Die Geächteten.

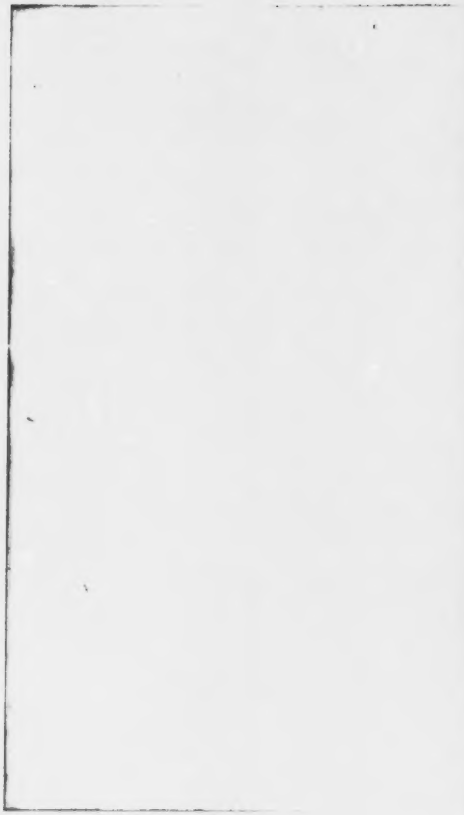

Die Geächteten.

Novelle

von

Willibald Alexis.

— — — — So difficult is it to find in history a character either wholly bad or perfectly good: though the prejudices of party make writers run easily into the extremes both of panegyric and of satire!

Hume, *Hist. of England.*

Berlin,
bei Duncker und Humblot.

1825.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Kapitel.

In dem kleinen Städtchen am linken Ufer der Elbe, wo Schill auf dem eigenmächtigen Zuge gegen die Franzöſiſche Herrſchaft, einige Zeit zur Diſciplinirung ſeines Corps geraſtet hatte, ſcholl an einem ſchönen Frühlingsmittage der Ruf: „Heraus! Brüder und Freunde!" durch die öden Gaſſen. Aus allen Häuſern ſtürzten Bürger und Soldaten, unkundig, ob es der Ankunft von Freunden, oder der Annäherung des Feindes gelte. Bald indeſſen verbreitete ſich das Gerücht, eine Preußiſche Heeresabtheilung ſtehe, bereit zum Ueberſetzen, und mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen, auf dem jenſeitigen Ufer des Stromes; und laut jubelnd: „Es lebe der König von Preußen!" drängte ſich die bunte Menſchenmaſſe ohne Ordnung

durch das Thor auf die Elbwiese. Viele, vom Rufe des vergötterten Volkshelden angelockte Krieger, welche schon im Gehelm den übereilten Schritt bereuten, fühlten sich von neuer Hoffnung belebt, und die Bürger, die bisher, wenn auch im Herzen der Sache zugethan, doch mißtrauisch vor dem geringen Häuflein Abenteurer ihre Keller und Kammern verschlossen hielten, ließen im Anflug der Begeisterung freiwillig allerhand Erfrischungen auf die Wiese bringen.

„Es lebe der König!" — „Die gute Sache!" — „Tod den Franzosen!" — „Nieder mit Jerome, kein Königreich Westphalen!" von diesem Rufe hallte es überall wieder, und manche bedeutungsvolle Pantomime begleitete die Töne. Schon war das Gerücht allgemein geworden, Preußen habe zum zweiten Male den Franzosen den Krieg erklärt, drei Heere wären ausmarschirt, ja es hieß sogar, der König von Preußen stehe selbst an der Spitze der Truppen, welche den Uebergang beabsichtigten, als sich hinter den Büschen des jenseitigen Ufers

die erſten Preußen zeigten. Ein wildes Halloh! ſcholl ihnen entgegen, und wurde von drüben, jedoch ſchwächer, beantwortet.

Alsbald ſammelten ſich an den verſchiedenen Punkten des jenſeitigen Ufers einzelne Truppen Preußiſcher Jäger, jenachdem die Kähne zu ihrer Ueberfahrt bereit lagen. Da die Stimmen nicht ausreichten, ſich, über den breiten Strom hinüber, den gegenſeitigen Jubel mitzutheilen, that man von hier und drüben Freudenſchüſſe, welche auch noch fortdauerten, als bereits ſämmtliche auf dem andern Ufer erſchienene Truppen ſich eingeſchifft hatten.

„Iſt das die ganze Armee?" fragte ein einäugiger Hauſirer, welcher ſeit einiger Zeit das Gewerbe eines Marketenders bei dem Corps trieb, einen neben ihm ſtehenden ältlichen Feldwebel, deſſen ſcharf markirtes Geſicht den Nationalfranzoſen nicht verkennen ließ. „In den Kähnen ſitzen kaum zweihundert Mann, ohne Pferde, ohne Bagage, ohne Kanonen, und drüben iſt es ratzenkahl, ſo weit mein Auge reicht."

Narr! sagte sein Begleiter: aber in jeder Patrontasche stecken sechzig Patronen mit Patriotismus, die Tornister sind mit Begeisterung vollgepackt, und die hier bei uns haben schon die Taschen voll Teufel und Engel, die nach Belieben springen. Es wird etwas geschrieen, Furore gemacht, und wenn man das in der Begeisterung näher betrachtet, sollte es mich verwundern, wenn nicht ein Heer von einigen hundert Tausenden so herauskäme.

Jetzt näherten sich die Kähne dem Ufer, die Schüsse hörten auf, man streckte sich die Arme bewillkommend entgegen; einige Reiter, ungeduldig, ihre Verbündete zu umarmen, spornten die Pferde in's Wasser, und es gränzte an ein Wunder, daß während des Freudetaumels der ohne alle Ordnung erfolgenden Landung kein größeres Unglück geschah, als daß die meisten Ankömmlinge bis über die Knie im Wasser waten mußten, ehe sie das feste Ufer erreichten.

Auch jetzt war an keine Ordnung zu denken, da Officiere und Soldaten, dem patriotischen Drange ihres Herzens folgend, in die

Arme der neuen Freunde ihrer Sache stürzten. Man zog sie im Triumphe auf die Wiese, Freunde lagen am Halse der Freunde, und die in der Heimath Feinde waren, feierten hier am Altar des Vaterlandes das Versöhnungsfest. Schill selbst drückte jedem der Ankömmlinge die Hand, und versicherte unter Thränen, dies sey der glücklichste Tag seines Lebens!

Während man in froher Gemeinschaft den König und die heilige Sache leben ließ, und der Freudenrausch nebst den herbeigeschafften Getränken das Vereinigungsfest zu einem bacchantischen Gelage umwandelte, wurde Theodor, ein junger mit den Jägern herübergekommener Mann, von einem Officier aus Schills Regimente nach den ersten heftigen Begrüßungen der innigsten Freundschaft bei Seite gezogen.

„Einen solchen Moment," sagte der Officier, „mögen sie mir einst von der Seligkeit abrechnen. Ich hätte es mit dem Schwerte gegen jedermann verfechten wollen, daß Du nicht ausbliebest, wo es gilt. Schills Zug aus Berlin war eine Rakete, die tausend und aber

tausend Feuer in der Nacht des Vaterlandes anzünden wird."

Theodor schwieg und blickte zu Boden, ohne daß der Redner es bemerkte. Er fuhr vielmehr fort.

„Sie werden aufwachen aus einem Todesschlafe. Was Deutsche Geister sind, wie Deutsche Herzen hassen, und Alt-Preußische Arme schlagen können, wird der Tyrann erfahren. Heil uns, die wir die Ersten in der Stunde des Erwachens sind, die wir den Schwächern Bahn brechen, uns zu folgen. Wärest Du nur einige Tage früher gekommen! Das Treffen bei Dodendorf stählte unsern Muth. Wie wir in die geschlossenen Quarrés der Hunde sprengten und unter unseren Säbeln nichts bestand! Es war ein Tag aus lauter Morgenröthe."

Und doch waren es Deutsche, Westphalen, vielleicht selbst Landsleute, deren Blut unter euren Säbeln floß! entgegnete Theodor.

„Ausgebrannt muß das faule Fleisch werden! Feuer und Tod über die Ausgearteten, die gegen Deutsche fechten können; über die

Feigen, die, wenn das Vaterland ruft, nicht folgen. Aber ich vergesse über die Lust des Augenblicks die tausend Fragen, die ich an Dich hätte. Sprich, wann folgen die Anderen nach?"

Welche Anderen? sagte Theodor.

„Welche Anderen? Seltsame Frage! Nun, wer gesunde Arme und Beine hat, das ganze Heer, alle Preußen."

Ich weiß nur, daß Schills Fußjäger, entschlossen dem Beispiele ihres alten Commandeurs und seinem Loose zu folgen, Berlin heimlich verlassen haben. Sie wurden indessen bei Zeiten eingeholt, die Mehrzahl genöthigt umzukehren, und an den Rest, der sich glücklich bis zur Elbe durchschlich, habe ich mich angeschlossen.

Der Officier stampfte auf den Boden: „Eingeholt — umgekehrt — genöthigt — Ihr Euch durchgeschlichen! — Himmel, und es brannten nicht alle Herzen, als sie von seinem Hochsinn hörten, es verschwanden nicht alle Rücksichten, es rissen nicht alle Bande? Es sind Memmen, Kindergeschlechter! Ich glaube, wenn die Trom-

pete des jüngsten Gerichts erschölle, sie würden sich nur umdrehen und fortfahren zu schlafen."

Eine Trompete rief hier die Freunde zur Versammlung zurück. Sie drängten sich in einen Kreis, wo Schill mit flammenden Blicken zu der Menge sprach:

„Meine Deutschen Brüder! Wenn es bei uns brennt, dann stürzt, wer die Flamme sieht, zum Löschen herbei, und wartet nicht bis die Polizei an die Ecken den Befehl anschlägt. Die ganze Stadt möchte bis dann in Asche liegen. Das Deutsche Vaterland brennt. Bis wann sollen wir warten? Die Franzosen sengen und brennen im Norden und Süden, sie verjagen unsere Fürsten, sie treiben unsere Kinder und Brüder zur Schlachtbank. Es ist Zeit, wenn es je Zeit werden soll, zum Retten zu blasen. Wem ein Deutsches Herz im Leibe schlägt, der kann nicht wählen. Aus allen Provinzen, wo der Despot unsere Brüder in Ketten geschmiedet hat, haben sie zu mir gesandt; alle wollen aufstehen, wenn wir kommen; ein Verräther, wer da zaudern wollte! Lieber ein Ende

mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Es lebe der König!"

Ein wilder Tumult folgte dieser Rede, welche nach des Anführers Verschwinden hier und dort von einzelnen Officieren und Freiwilligen in größeren oder kleineren Kreisen den Umstehenden wiederholt und verstärkt wurde. Auch Theodors Freund drang durch den dichten Kreis und sprang auf eine Tonne, wo er so anhub:

„Hat denn unsere Sprache Worte, hat denn die ganze Vorwelt Beispiele für solche Infamie, für solche Schande? Eine Pest raffte wol im Alter ganze Völker hin, aber uns war es vorbehalten, das ganze Deutsche Volk an der Pest der Feigheit krankend zu sehen. Ueber den Rhein, über die Weser, über diesen Strom, ja über die Oder bis zu den Sarmaten ist der Despot gedrungen, und seine Schwärme Heuschrecken haben die Deutschen Gauen bedeckt, und es ist kein Deutscher aufgestanden. Brüder! der große Moment ist gekommen. Schill ist der einzige, gebe Gott, daß es nicht der letzte Deutsche ist. Er hat es gewagt, wovor die

Großen und die Kleinen gezittert haben. Laßt sie zittern, wenn er den Arm erhebt, muß der Tyrann erbeben. Vorwärts Brüder! nach der Weser, nach dem Rheine! Die Hessen, Westphalen, an der Nordsee erwarten sie uns, der große Erzherzog Karl donnert an der Donau dem Frevler entgegen. Vorwärts! und ganz Deutschland steht auf. Vorwärts! und die hinter uns müssen sich erheben; wir zwingen sie, Männer zu seyn, und aus der Hand unseres tapfern Helden die entrissenen Kronen zu nehmen, die sie nicht wagten zu vertheidigen, nicht zu erwerben!"

Er zog den Säbel, und sprang, nachdem er ihn geschwungen, mit dem Ausrufe: „Vorwärts! Tod und Pest den Feigen!" von seinem Sitze herab. Sein gegebenes Losungswort wiederhallte auf tausend Zungen, und der wilde Aufruhr ließ erst nach, als die verschiedenen Truppenabtheilungen von ihren Befehlshabern zusammenberufen wurden.

Zweites Kapitel.

Theodor eilte, unter den Tapfern sich einschreiben zu lassen. In einer Weinstube der Stadt feierten dann die Freunde mit Vielen, die ihre Begeisterung theilten, den schönen Tag, welcher dem Deutschen Vaterlande seine Freiheit wiedergeben sollte. Die Trinksprüche wurden mit jedem Glase kühner und wilder. Deutsche Regentenhäuser und Deutsche Fürsten! wurde von Einigen ausgebracht, aber ein Anderer sprang auf den Tisch, und rief mit weinerhitzter Stimme: „Schill und nur Schill, dessen Name mehr gilt als Feldherren und Heeresschaaren, Schill und nur Schill, der allein Kopf und Muth behielt!" Die Menge stimmte dem Toast bei, und man rückte auf Cassel, verjagte den König, verbrannte seinen lüsternen Palast, die Weser und Donau röthete sich von Feindes Blute, Leichen der Fränkischen Würger dämmten den Vater Rhein, und lange Schmach ver-

geltend stürzte die kühne Schaar über Frankreichs Gefilde. Jetzt sah Theodor den Freund mit Hast eine Schärpe aus dem Busen ziehen und aufforingen, indem er sie um den Arm schlang: „Bei diesem Heiligthum — rief Julius — gelobe ich, nicht eher zum väterlichen Heerde heimzukehren, nicht eher die zu umarmen, die mir in der Scheidestunde dies Pfand der Treue gab, bis ich das neue Babel brennend zu meinen Füßen erblicke, bis die Gassen von Paris in Blute strömen, bis ich das Angstgeschrei der gewürgten Kinder, der überwältigten Jungfrauen höre. Das Kind im Mutterleibe darf nicht geschont werden; lachen will ich dabei, denn auch ihre Bürgerbanden lachten, während wir weinten und mit den Zähnen knirschten."

Die Gesellschaft bezeigte dem Redner ihren Beifall. Theodor schauderte unwillkührlich zusammen, und entfernte sich, nachdem er vergeblich den von blinder Wuth ergriffenen Freund zu besänftigen versucht hatte. Es war schon spät in der Nacht, aber die Traumbilder, die

ihn gestern am hellen Tage weit über die Wirklichkeit hinausgeführt hatten, durchglühten ihn auf seinem Lager in immer größeren und furchtbareren Gestalten so, daß er nicht länger zu schlafen vermochte, und schon früh hinauseilte, um in der Morgenluft Kühlung zu finden.

Alles schien noch in tiefer Ruhe den gestrigen Rausch zu verschlafen, und auf seinem Spaziergange durch die öden Straßen traf er nur auf Ein menschliches Wesen, den Franzosen, welcher als Feldwebel in dem Freicorps diente. Theodor schrak anfänglich vor dem fremden Gesichte zusammen, beruhigte sich jedoch sogleich wieder, als der Andere ihn zuvorkommend anredete:

„Ausgeschlafen, Herr Camerad, den Rausch, die schönen Wünsche und Sprüche und alle die glänzenden Hoffnungen von gestern Nacht?"

Theodor erinnerte sich, den Mann in einer entfernteren Gruppe der gestrigen Gesellschaft bemerkt zu haben, und fragte ihn, ob er noch länger ausgehalten habe?

„So lange es sich steigerte," war die Antwort: „die Katastrophe war aber bald ge-

nug eingetreten, und dann wurde es so schnell matt, als es langsam gestiegen war. Man hat bekanntlich das Gleichniß von den Trinkern. Zuerst Tauben, dann Löwen, endlich das unsaubere Thier, das auf der Erde wühlt."

Hier war doch von einem andern Rausche als dem gewöhnlichen von Wein und starken Getränken die Rede — entgegnete Theodor — dem Patriotismus!

„Gewiß" — war die Antwort — „nur daß Beide im Paroxismus übereinkommen."

Ihre Aussprache und Ihre Züge verrathen, daß Sie ein Ausländer, ein Franzose sind — in diesem Fall kann ich mir leicht erklären, daß Sie an unserm Enthusiasmus einen Anstoß nehmen.

„Der Himmel bewahre! Ich mache Passion vom Enthusiasmus. Der unserer Freunde blieb nur noch in den Kinderschuhen stecken, und ich fürchte, er wird nicht auswachsen, da er schon seinen Culminationspunkt erreicht hat. Wenn der Ingenieur eine Mine sprengen soll, zündet er weit von dem Pulverfasse die Pulverschlange

an, und ohne Geräusch, kaum bemerkbar, glimmt es auf, bis mit einem Schlage die Masse bricht und aufsteigt. So brach gestern nach ein Paar Gläsern versetzten Burgunders aller langerhaltene Groll und Ingrimm mit einem Male heraus. Wie ein gutes Brechmittel ließ der schlechte Wein auch keinen einzigen Gedanken in den Falten des Geistes zurück, und ein parteiloser Beobachter mußte bemerken, daß die Elemente dieser Begeisterung leichter Art waren. Es kamen zwar Worte heraus, die wegen ihrer Consonantenfülle so furchtbar tönen, daß Sie mir, als gebornem Franzosen, wohl vergeben, wenn ich sie nicht nachsprechen kann; allein auf die Materie gesehen, so reducirte sich der ganze Franzosenhaß und die grimmige Freiheitsliebe auf einige Prellereien der Einquartierung, Schüsseln mit Essen, die zum Fenster hinausgeflogen sind, zu hoch angesetzte Contributionsbeiträge und dergleichen Fatalitäten."

Wie Sie auch in unserer Sprache bewandert sind, kennen Sie doch unser Volk, unsern Enthusiasmus noch wenig.

„Ich zweifle nicht daran, und hoffe ihn kennen zu lernen. Aber Sie begreifen selbst, ein Paar vorgestoßene entsetzliche Worte, grimmige Mienen, und endlich ein übertäubendes Geschrei, können einem Kenner nicht genügen. Betrachten Sie selbst die Gesticulationen Ihrer Freunde, ob sich darin etwas von wahrem Feuer zeigte. Auch in Arm und Bein des wüthendsten Trinkers bemerkte ich kein fieberhaftes Zittern, Keinem ging die Stimme aus; es war — Sie vergeben — durch und durch ein Deutsches Phlegma."

Sie kritisiren den Enthusiasmus wie ein Produkt der Kunst. — Wenn, was dem Menschen das Heiligste ist, von frecher Willkühr höhnisch angegriffen, wenn sein Glaube schwankend gemacht wird; wenn ein Ausländer droht, ihm die alten Sitten zu rauben; wenn er die Sprache, welche seine Väter redeten, in Gefahr sieht, von einer verhaßten fremden verdrängt zu werden; wenn die alten Herrscherhäuser, an welchen der Deutsche mit heiliger Ehrfurcht hängt, wanken; wenn der Uebermuth sich unter

den fremden Gesetzen des Eroberers verbirgt; wenn unsere Kinder fortgeschleppt werden zur Schlachtbank für eine fremde Sache — dann bricht der langunterdrückte Unmuth mit einem Male, wie Sie sagen, heraus, und in der Entladung ist Sieg oder Untergang.

„Bravo! Ihre Begeisterung ist auf bessern Wegen; es sind gute Anfänge in Ihren Gründen, obgleich Sie den trefflichsten aller Gründe ausgelassen haben, — wenn der Fremde die Geldbeutel angreift. Werden Sie nicht unwillig — das Gold liegt nicht auf der Oberfläche der Erde, man muß tief graben, um bis zu diesem Grunde zu gelangen. Es giebt köstliche Worte von Freiheit! Religion! Gleichheit! Eigenthum! Handel! die bei allen Revolutionen florirt haben, und Perlen im Munde des Enthusiasmus sind, aber das gemünzte baare Geld, klimpernd in den Taschen Derer die steuern sollen, oder in den Chatoullen der Herren oben, welche mit dem Staatsruder steuern, klang doch überall deutlicher als jene Worte hervor."

Ich vergebe Ihnen diese Aeußerung —

sagte Theodor unwillig — indem sie zu erkennen giebt, daß wahre Begeisterung noch nie Ihre Brust entflammt hat."

Die Mundwinkel seines Begleiters verzogen sich hier zu einem bittern Gelächter. Nach einer Weile hub er ernster an: „Junger Mann, ich zähle doppelt Ihre Jahre, ich bin ein Franzose, ich war feurig wie Einer meiner Nation, ich war mit Geist und Arm bei Allem, was in meinem Vaterlande während zwanzig Jahren gährte und flammte; ich habe Lehrgeld für den Enthusiasmus gezahlt, und glaube daher mitsprechen zu können."

Nach einer Pause fuhr er fort: „Als das erste Geschrei von Freiheit und Gleichheit über Paris in alle Provinzen drang, schwang ich meine Mütze vor den Helden des Tages, und das Gesetz war der Götze, dem die heiligste Lebensflamme mußte geopfert werden. Bald fand sich's aber, daß das Gesetz eine zu phlegmatische Gottheit war, und wir animirten uns für die Menschenrechte in den verschlossenen Sitzungen der Jacobiner-Clubs. Es waren Explo-

ſionen anderer Art wie die geſtrigen in der Weinſtube, als der ganze alte Enthuſiasmus von Wilhelm Tells Kindern am zehnten Auguſt vor unſerm jüngern Enthuſiasmus über die Klinge ſpringen mußte, und als wir in den Septemberſcenen die wieder vom Himmel herabgeſtiegene Aſträa erblickten, welche die Gefälligkeit hatte, Jedem, der keine Hoſen trug, ihr Richterſchwert zu leihen. Es war ein heiliger Enthuſiasmus, welchen Keiner begreift, dem nicht unſere wahre Begeiſterung von damals die Bruſt entflammt hatte, als ich in's Theater, wo man die Narrheit hatte, den Spruch: das Geſetz und kein Blut! zu applaudiren, mit Stentorſtimme hinabrief: Blut und kein Geſetz! Die profanen Zuhörer ſtutzten, aber wo begreift je die Menge wahren Enthuſiasmus? Die Krone aller Begeiſterung trugen jedoch die Wohlfahrtsausſchüſſe, und als wir Robespierre's Willen mit dem Bajonet in der Hand im freien Nationalconvent durchſetzten, war unſer Enthuſiasmus ſo hoch geſpannt, daß es auch nach der Hinrichtung des Men-

ſchenfreundes noch in uns glühte. — Dann kam etwas Ruhe. Man vertauſchte die Namen, aus Gleichheit wurde Nationalruhm und aus Freiheit Ambition. Für den Helden und für den Kaiſer war ich Feuer und Flamme, aber er iſt ſchon allzulange Kaiſer, und der Paroxismus verlangt nach einer Steigerung."

Theodor ſah den Redner bedenklich an, und fragte: Was veranlaßte Sie, zu uns zu kommen?

„Die Langeweile. Auch die hochtrabendſten Worte der kaiſerlichen Bülletins — dieſes höchſtgerechten Napoleons! — vermochten nicht länger die Begeiſterung zu ſteigern. Ich hörte davon, in Deutſchland habe ſich ein Geiſt geregt, der, von Haß, Glaube, Liebe, Hoffnung, oder wie die Worte heißen, angeſpornt, Alles überbiete, was wir in Frankreich von dergleichen Erſcheinungen ſahen; und da mein Leben nun einmal dem Enthuſiasmus gewidmet iſt, kam ich her, um das neue Landwunder in Augenſchein zu nehmen."

Theodors Auge glühte. Unwillkührlich griff

er an das Seitengewehr, und rief aus: Sie werden Erſcheinungen ſehen, die gar nichts Theatraliſches haben, aber zeigen, daß auch der Deutſche, wenn er lange gereizt worden, endlich den Menſchen vergeſſen und —

„Gewiß" unterbrach ihn der Franzoſe. — Beide waren unvermerkt an das Haus gekommen, in deſſen Erdgeſchoß geſtern das Bacchanal gefeiert worden. Dupré ergriff Theodors Arm und führte ihn an das Fenſter. Noch brannten, obgleich der Tag ſchon vorgerückt war, die Lampen und ungeputzten Lichte, welche den nächtlichen Schwärmern geleuchtet hatten. Zerbrochene Gläſer und Flaſchen bedeckten den naſſen Fußboden. Tiſch und Bänke waren umgeworfen, und die Zecher lagen oder ſaßen, meiſt mit erloſchenen Pfeifen im Munde, auf den Bänken oder unter denſelben. Der wüſte Schlaf der Ermattung hatte faſt Alle übermannt; nur Wenige lallten noch in einem Winkel, ohne daß Einer auf den Andern zu achten ſchien.

Theodor ſchauderte unwillkührlich zuſammen und eilte weiter. Sein Begleiter folgte ihm,

und fuhr, als wäre nichts vorgefallen, im Gespräche fort.

„Es ist ganz natürlich, daß eine Nation, die bis zum äußersten gebracht worden, endlich alle Menschlichkeit bei Seite wirft. So sind Griechen und Juden tief gesunken, und die Leibeigenen in Polen wollen Naturforscher kaum als Menschen gelten lassen. Komme ich glücklich aus dieser Krisis heraus, denke ich ein Buch über die Behandlung der Enthusiasten zu schreiben."

Theodor fühlte, er müsse seine Gefährten vor dem Fremden rechtfertigen: Sie haben Schill, den Mann, der für Deutschland denkt und handelt, dessen Name ein Heer ist, noch nicht in seiner Glorie gesehen. Morgen erhebt er sein Banner, wir brechen nach der Weser auf, und wenn Sie den Vater seine Kinder, den Bräutigam die Braut, den einzigen Sohn die verwittwete Mutter verlassen sehen, um dem Rufe des Vaterlandes zu folgen; wenn unser Häuflein wie eine Lawine im Fortstürzen wächst, wenn Oesterreich den Feind zermalmt hat, Preu-

ßen, das ganze Preußen uns folgt, dann lernen Sie beſſer von unſerer Nation denken.

„Das Eintreten dieſes verſchiedenartigen Wenn thut auch noth, denn ſo lange ich hier verweile, ſah ich wohl viele vater-, mutter-, braut- und obdachloſe Leute zu den Fahnen laufen, von der Lawine bemerkte ich indeſſen nichts. — Sehen Sie, ein weißes Placat an der Mauer, vielleicht die offene Kriegserklärung Ihres Königs."

Theodor trat heran und las:

„Zufolge von mehreren Seiten einlaufenden Berichten hat der Königlich Preußiſche Major v. Schill Berlin am 28ſten April d. J. heimlich verlaſſen, und, nachdem er mit einem Trupp bewaffneter, mit ihm zugleich deſertirter Huſaren, über die Elbe gegangen, das Gebiet Sr. Majeſtät des Königs von Weſtphalen räuberiſcher Weiſe betreten, indem er mit bewaffneter Hand verſchiedene Kaſſen erbrochen, die Beamten Sr. Majeſtät gemißhandelt, auch ſich anderer Gewaltthätigkeiten hat zu Schulden kommen laſſen. Da nun beſagter v. Schill von

dem Könige von Preußen gänzlich desavouirt worden, ihm auch Steckbriefe nachgesandt worden, mithin selbiger, da er ohne alle Autorität den Frieden gebrochen, als Straßenräuber zu betrachten, und an der Habhaftwerdung dieses gefährlichen Menschen viel gelegen ist, so werden alle Beamte wie auch jedermann angewiesen, wo sie besagten von Schill habhaft werden können, denselben todt oder lebendig einzufangen, und gegen eine Belohnung von zehntausend Thalern an uns abzuliefern.

Von Sr. Majestät dem König von Westphalen verordnete ꝛc." —

Theodor hatte kaum das Blatt durchflogen, als er instinctartig das Placat abriß und das Papier zusammenballte. „Wer gab ihnen diese unerhörte Frechheit, zur Stunde, wo das Rachschwert über ihrem Haupte schwebt?"

Vielleicht ergiebt sich das — sagte Dupré — aus dem kleinern daneben angeschlagenen Blatte.

Theodor bemerkte es jetzt erst, und taumelte zurück, als er die Worte las:

„Gott

„Gott erhalte den Kaiſer, den König und ſein ganzes Haus! Eben bringt ein Courier aus dem Hauptquartier Sr. Majeſtät des Kaiſers der Franzoſen die erfreuliche Nachricht, daß die Oeſterreichiſche Armee bei Regensburg geſchlagen worden. Der Sieg war vollſtändig. Die Oeſterreicher ſind in voller Flucht nach Böhmen, die große Armee folgt ihnen auf dem Fuße, und wir hoffen, mit nächſtem von dem Einzuge des Kaiſers in Wien zu vernehmen." —

„Gerechter Gott, unſere Hoffnungen!" rief Theodor.

Es mag nur eine Lüge ſeyn, verehrter Camerad. — Zwei Enthuſiasmen, die ſich etwas balanciren wollen. Jedenfalls bleibt ja noch Ihr großer Schill, ein Mann, deſſen Name ein ganzes Heer iſt, Deutſchlands Stolz, der eine Lawine fortwälzt, die den Deſpoten und ſeine Heerſchaaren erdrücken kann!

„Wenigſtens darf niemand durch dieſe Schandſchrift entmuthigt werden," ſagte Theodor, und riß auch dieſes Placat ab.

O weh! mit dem Enthuſiasmus ſteht es

ſchwach, wenn ein kleines, bedrucktes Papier ihm ein Bein unterſchlagen kann."

Beide trennten ſich als es lauter auf den Straßen wurde.

Drittes Kapitel.

Wie ein Donnerſchlag bei heiterm Himmel den Wilden erſchreckt, entmuthigte dieſe Nachricht das Häuflein der kühnen Abenteurer. Nur auf das Vordringen der Oeſterreicher, und einen Zulauf der Mißvergnügten aus ganz Norddeutſchland war der glückliche Ausgang von Schills Unternehmung berechnet. Frühere Verſuche eines Aufſtandes zwiſchen der Weſer und Elbe waren mißlungen, und die ſtrenge Beſtrafung der Theilnehmer ſchreckte auch die erbitterſten Feinde der fremden Herrſchaft vor neuen Verſuchen, welche ſo wenig Sicherheit gewährten, zurück, daß der Zulauf äußerſt gering im Verhältniß zur Größe des Unternehmens blieb. Dazu war, außer der Beſtätigung der Nachricht von dem Unfall der Oeſterreicher, die von dem Anrücken eines großen Franzöſiſchen Corps aus dem Süden von Deutſchland

eingelaufen. Im Kriegsrathe herrſchten die aller verſchiedenſten Meinungen, und Schill ſelbſt, der von den kühnſten Hoffnungen Berauſchte, verlor, wenn auch nicht den Muth, doch den wagenden Geiſt; und man kann ſagen, die Unternehmung ſelbſt, welche nur auf kühnen Ueberfall berechnet war, wurde aufgegeben, als die Meinung der Cunctatoren durchging.

Theodor, der, früher ein Forſtmann, jetzt bei den Schützen einrangirt war, kam vom Exercieren, welches ihn den ganzen Morgen über in den benachbarten Feldern aufgehalten hatte, gerade in dem Augenblicke zurück, als ein dichtgedrängter Menſchenhaufe von der Gegend des Rathhauſes her auseinanderſtrömte. Alle Geſichter ſchienen verſtört. Theodor, geſtern überaus liebreich von dem Anführer, einem Freunde ſeiner Familie, aufgenommen, glaubte auch jetzt, wo gemeinſamer Eifer und gemeinſame Noth die Theilnehmer an dem kühnen Wageſtück ſo innig verband, berechtigt zu ſeyn, Schill ſelbſt, der ohne Gefolge in einer kleinen Gaſſe ihm entgegentrat, nach der Ur-

ſache des Zuſammenlaufs anzugeben. Schill blieb ſtehen, richtete ſein bleiches, jetzt mehr als finſteres Geſicht auf, und ſagte, ohne den Fragenden einer Antwort zu würdigen:

„Wie oft habe ich befohlen, daß der Hirſchfänger nicht umgeſchnallt, ſondern umgehängt werden ſoll! Wenn morgen nicht die Ordnung beobachtet iſt, werde ich, ohne Anſehn der Perſon, exemplariſch ſtrafen.“

Er ging wie er gekommen fort. Theodor blickte ihm erſtaunt nach, und eilte dann auf Julius zu, der in einiger Entfernung mit ſtürmiſchem Schritte durch eine Quergaſſe lief, um von dieſem Aufklärung zu erhalten. Er holte ihn indeſſen erſt ein, als der Freund bereits ihr Haus betreten hatte. Julius warf, als er in's Zimmer trat, ohne auf den mit ihm eintretenden Theodor zu achten, mit gleichem Ungeſtüm die Thüre zu, ſeinen Säbel auf den Boden, und ſich ſelbſt, wie völlig ermattet, auf das Bette.

„Um Gottes Willen, was giebt es?“ fragte Theodor, ohne lange Zeit eine Antwort

zu erhalten. — Endlich rief Julius, mit beiden Händen das Gesicht bedeckt haltend, barsch heraus: „Nichts!"

Theodor drang auf nähere Auskunft. Zuletzt sprang Julius in die Höhe und durchkreuzte einige Mal das Zimmer: „Es ist aus, es ist aus! das ist die ganze Neuigkeit, die Du früh genug erfahren wirst."

Von Oesterreichs Unglück habe ich erfahren, Oesterreich ist aber darum noch nicht vernichtet, und auch ohne Oesterreich —

„Könnten wir Männer seyn," fiel Julius ihm in's Wort, „aber wir sind es nicht. Himmel und Erde habe ich — haben wir Alle im Kriegsrath — aufgeboten; aber der Kopf, auf den wir Alle unsere Köpfe vertrauten, verlor den Kopf. Als ob die zehntausend Thaler, die Hieronymus Bonaparte dafür geboten, ihn um zehntausendmal schlechter gemacht hätten! Wir ziehen nicht das Rächerschwert, wir brechen nicht gegen den unvorbereiteten Feind nach der Weser auf, — wir retiriren — wir retiriren. — Ist es nicht zum Todtlachen, daß

wir unſern Eid gebrochen, Gut, Ehre, Blut auf das Spiel geſetzt, Alles verlaſſen haben, was uns theuer war, um jetzt unſer Leben möglichſt zu ſchonen, und als Deſerteurs, mit unſeren Namen am Schandpfahl, dem Vaterlande den Rücken zu kehren, und ein Gnadenbrot in der Fremde zu erbetteln?"

Ein Schuß in einiger Entfernung unterbrach die unheimliche Stille, welche auf Julius heftige Rede gefolgt war. Dieſer ſchnallte haſtig den Säbel um, ſetzte die Mütze zurecht, und antwortete auf Theodors Frage, wohin es gehe, daß der Verräther, welcher die feindliche Bekanntmachung anzuſchlagen gewagt, ſeinen Lohn empfangen ſolle. Theodor folgte dem Freunde, und bald erreichten ſie den Platz, wo der Unglückliche gebunden ſeine letzte Stunde erwartete. Es war ein einäugiger Marketender, dem man ſchon lange nicht getraut, gegen den man aber erſt in dieſem Augenblicke die Beweiſe einer Verbindung mit dem Feinde aufgefunden hatte. Er ſtand in ſich gekehrt, ohne Antwort zu geben, oder auf die Schmähungen der

Soldaten zu achten, da. Als er aber die Leiter zu dem in der Schnelligkeit errichteten Galgen besteigen sollte, überkamen ihn die Schrecken des Todes. Er drehte sich mehrere Male um, und bat endlich um die ihm leicht ertheilte Erlaubniß, sprechen zu dürfen. Mit wenigen Worten verrieth er, worüber er früher alle Auskunft verweigert hatte, daß der Westphälische Präfect des Ortes beide von Cassel aus durch ihn, den Hausirer, ihm überbrachten Placate habe anschlagen lassen. Laute Verwünschungen gegen den Präfecten, und die Aufforderung, ihn zu suchen, ertönten von allen Seiten.

Auch Theodor war entrüstet über diesen Verrath eines Deutschen und stimmte in das allgemeine Urtheil ein, daß er mindestens den Tod verdient habe. Bald wurde seine Aufmerksamkeit auf einen entfernten Punkt gezogen, wo die, den ganzen Tag über rege Menschenmasse lärmend zusammenströmte. Er drängte sich hindurch, und sah, wie die rohesten des zusammengeströmten Fußvolkes einen Greis daherschleppten. Seine Gesichtszüge und der Schnitt

der Kleider verriethen einen Mann von höherm Stande, die Kleider ſelbſt aber waren zerriſſen oder mit Schmuz bedeckt. Unbarmherzig hatten ihn drei bis vier Kerle am Kragen und Arm gefaßt, während Andere von hinten den Gefangenen ſtießen, ſo daß er häufig niederfiel.

„Haut ihn nieder, den Franzoſenhund!" — ſcholl es von allen Seiten, und tauſend Fäuſte erhoben ſich gegen den alten Mann, während Andere, vom Branntwein berauſcht, ihn beim Kragen ergriffen, auf den Boden warfen und durch eine ſchmuzige Pfütze ſchleiften. Die Menge lachte, und Dupré zeigte ſich unter den Reihen der Zuſchauer, mit ſeinem gewöhnlichen höhniſchen Geſichte. Theodor ſah ſich um, ob er nirgend einen Officier erblicke, als ein junges Mädchen, die ſeiner anſichtig wurde, auf ihn zu und ihm zu Füßen ſtürzte, mit dem Ausrufe: „Retten Sie ihn, retten Sie ihn, es wird Ihnen einſt vergolten werden." Der junge Mann ſah nicht auf die Schönheit der Bittſtellerin, noch fragte er, wer der zu Rettende ſey, ſondern ſtürzte unter die Menge, ſchleuderte

den Menſchen, welcher den unglücklichen Gefangenen eben in einen Rinnſtein hinabſtoßen wollte, mit ſolcher Gewalt zurück, daß der Betrunkene ſelbſt unſanft hineinfiel, und hob den vom Alter und den Mißhandlungen Entkräfteten in die Höhe. Die Menſchenmaſſe, eingeſchüchtert von dem dreiſten Benehmen, verſtummte einige Augenblicke, und Theodor konnte, während die Tochter den Vater unterſtützte, die Frage an die Maſſe richten: Weshalb ſie ſo barbariſch mit dem Greiſe verführen?

„Es iſt der Präfect, der Hund, der Verräther, der Spion, der Franzoſe!" ſteigerte ſich der Ausruf der brüllenden Menge, und Theodor fühlte, daß er nur einem dem Tode Geweihten das Leben gefriſtet habe. In eigener Beſtürzung that er eine Frage an den Haufen, deren Antwort er längſt wußte, und welche die Menge nur noch mehr erbittern mußte; er fragte was der Gefangene verbrochen habe?

„Er hat Deutſchland, er hat Schill verrathen, er hat den Tod tauſendfach verdient!" brüllte es abermals entgegen, und man rüſtete

ſich zu einem neuen Angriffe. Indeſſen hatte ſich der Greis aufgerichtet, und mit dem rechten Arm an einen Brunnen gelehnt, mit dem linken ſeine Tochter umfaſſend, bewegte er den Mund, als wolle er ſprechen. Es lag etwas ſo würdevolles und ſtrenges in ſeinem Geſichte, daß die Maſſe wirklich im Momente verſtummte und ihn zu Worte kommen ließ.

„Alſo den Tod habe ich verdient," hub er an, „und Ihr wollt ihn mir zuerkennen! Das eine ſo nichtig, als das andere frevelhaft. — Ein Deutſcher, wie Ihr, blutete mein Herz, als das Vaterland ſeine Unabhängigkeit verlor. Ich trage Narben aus den Kriegen gegen die Fremden. Aber die Vorſehung wollte es anders, und weil ich Unterthan eines ausländiſchen Fürſten wurde, weil ich ihm Treue ſchwören mußte, und weil ich die Treue nicht brach, darum habe ich den Tod verdient? Was verbrach ich denn? — Was mir befohlen wurde, hab' ich ausgerichtet. Wäre es unter dem Schutz Franzöſiſcher Bajonete geſchehen, ſo würdet Ihr mir auch nachher nichts vorgeworfen

haben, aber weil ich es wagte, meine Pflicht mit Gefahr meines Lebens zu thun, darum bin ich ein Verräther!"

Um Gottes Willen, Vater, rief die Tochter, sich an ihn schmiegend: Du reizest die Trunkenen immer mehr. — Der Vater hörte aber nicht darauf, sondern fuhr, wie noch mehr erbittert, in heftigerem Tone fort:

„Ich bin ein Westphälischer Unterthan, und wenn ich Euch ansehe, so bin ich stolz darauf, mich deß rühmen zu können. Ich sage Euch noch mehr, ich habe das Placat gegen ein Gesindel, das keinem König und keinen Gesetzen gehorcht, das ohne Befehl, ohne Ordnung, um nach seinen Lüsten zu stehlen und rauben, zusammengelaufen ist, das mein Gut geplündert, meine Bauern gemißhandelt, Weib und Kind verjagt hat — ich habe das Placat mit Herzenslust angeschlagen, und ich wünsche Euch und sage Euch voraus — daß die Strafe nachkommen wird. Den man die Geißel der Völker nennt, er wird nicht nöthig haben, sein Schwert zu ziehen, Ihr werdet wie Landplagen

und Räuber erſchlagen werden, ehe es zu einem Schlagen kommt."

„Hören Sie ihn nicht," unterbrach hier die Tochter den Vater, welcher ſeine letzten Kräfte zur Strafrede aufzubieten ſchien, und umſchlang Theodor: „hören Sie ihn nicht; der Verluſt ſeines Gutes, die Kränkung ſeiner Familie hat ihn außer ſich gebracht, er redet irre."

Der alte Mann aber ließ noch nicht ab, ſondern ſtieß die Worte hervor: „Ihr Landſtreicher wollt nun ein Gericht bilden und die Stimme Deutſchlands abgeben. Deutſchland, wenn es je erwacht, wird Euch niemals anerkennen, Eurer ſchämen muß es ſich."

Man kann ſich denken, daß dieſer unbeſonnene Ausbruch der Wuth die anweſende Menge, welche in der That nur aus dem ſchlechtern Theile des Corps beſtand, noch mehr entflammen mußte. Nur mit gezogenem Hirſchfänger konnte Theodor die erſten Andringenden zurückhalten, und er würde unfehlbar bei fortgeſetzter Vertheidigung ſelbſt unterlegen ſeyn, da man die Stimmen vernahm: „Wer iſt es

denn? — Kein Officier — Niemand kennt ihn — vielleicht selbst ein Spion — ein Franzose!" — wenn nicht zu rechter Zeit eine Patrouille Husaren unter Julius Anführung den Haufen zerstreut, und den Präfecten in ihre Mitte genommen hätte.

„Junger Mann!" sagte dieser beim Scheiden zu Theodor: „Ihr scheint unter den Schlechten ein Besserer zu seyn. Mir habt Ihr nichts genutzt, denn Sie werden mich zum Tode verurtheilen, und es wäre mir lieber gewesen von Straßenräubern im Gemetzel umzukommen, als wenn sie die Formeln des Gesetzes erlügen. Merkt Euch, wenn ich todt bin, daß alle, auch die schlechteste Ordnung mehr werth ist, als das wilde, dünkelhafte Toben, das man Begeisterung für die gute Sache nennt. Komm Agnes!"

Er wandte sich um, Agnes drückte aber noch einmal Theodors Hand, und rief ihm, mit einer Thräne in ihren großen Augen, zu: „Und ich bitte Sie, verzagen Sie nie; mir ist, als müsse es hier und überall noch einmal gut werden, als sähe ich Sie dereinst wieder, um

für die Rettung meines Vaters thätiger als mit Thränen zu danken."

Julius trieb, mit dem herben Ernſte eines Beamten vor dem Zuge zur Richtſtätte, zum Aufbruch an, und flüſterte nur mit einer metalloſen Stimme zum Präfecten herunter: „Sie ſind ein Deutſcher Edelmann und ein Franzöſiſcher Präfect? — Wenn Deutſchlands Erlöſungsſtunde ſchlägt, müßte man vor dem ganzen verſammelten Adel Ihr Wappen zerbrechen."

Der Gefangene würdigte ihn keines Blikkes und keiner Antwort.

„Sie haben einen Fauxpas gemacht," ſagte Dupré zu Theodor, als er langſam den Reitern folgte. „Die Volkswuth war ſo ſchön im Gange, da mußten Sie dazwiſchen treten, und den Beſchützer der Unterdrückten ſpielen!"

Ich that was jedem Manne, jedem Deutſchen obliegt, erwiederte Theodor.

„Oh weh, wenn Sie mit Ihrer Allemanderie kommen, bringen Sie mich immer zum Schweigen. Ich bitte Sie, das grimmige harte

Wort Deutsch, wo man erst Zunge, Lippe und Zähne anstehen muß, um den Zischlaut herauszubringen, taugt nie und nimmer zur Begeisterung, da seiner Comparation unübersteigbare Hindernisse im Wege stehen. Wenn ich vom Deutschthum höre, möchte ich mir immer die Ohren zuhalten."

Nun so hätte auch jeder redliche Ausländer wie ich gehandelt.

„Auf dem Theater. Ihr Kotzebue hat den Edelmuth aller Nationen auf die Bühne gebracht, wo auch die gutmüthigen, auflodernden Menschenfreunde mit ellenlangen Tugendfloskeln hingehören, aber im Leben stören sie nur das bunte rege Spiel."

Ich spielte nicht, mein Herr, den Menschenfreund, sondern handelte als Mensch unter wilden Bestien, fuhr Theodor auf.

„Wer das Rad, wenn es bergunter rollt, aufhalten will, wird umgeworfen, und die Menge lacht ihn aus; darum ist die Regel für den klugen Mann, dem Rollenden einen Stoß zu

verſetzen, daß es noch ſchneller ſtürzt, und die Zuſchauer Bravo rufen."

Was aber wird am Ende daraus?

Dupré ſchwieg einen Augenblick, endlich antwortete er: „Das Rad rollt, bis die Kraft ausgeht, und es umſinkt. — Es iſt aber ein ſchlechtes Gleichniß. Iſt die Erde nicht ſelbſt das Rad, das um ſich und um die Sonne ſchwirrt, der Mond läuft um die Erde, und das ganze Syſtem kreiſ't um eine andere Sonne. Niemand wird aus dem kurioſen Gewirre klug; aber es rennt immerfort, und das Ende iſt, daß es kein Ende hat."

Aber eine ewige Ordnung! entgegnete Theodor. Dupré ſtimmte ein Liedchen an, ohne das Geſpräch fortzuführen.

Sie waren an den Markt gekommen, wo ein ſchnell eingeſetztes Kriegsgericht den Präfecten zum Tode verurtheilt hatte. Nach dem Verlaufe von kaum einer halben Stunde wurde der Gefangene an den erhöhten Platz geführet, um erſchoſſen zu werden. Theodor ſah mit innerer Bewegung, wie der Greis ſich aus den

Umarmungen ſeiner Tochter riß, und trotzig an den Pfahl ſtellte. Agnes hob die Arme nach einem Retter gen Himmel, und Theodor glaubte, daß ihr Blick auf ihn fiel.

„Es iſt ungerecht, höchſt ungerecht!“ rief er, und wollte, ohne zu bedenken was er that, durch die Menge hindurchſtürzen, als Dupré ihn noch zu rechter Zeit umfaßte, und ihm mit wenigen eindringenden Worten bemerklich machte, daß er, ohne zu retten, nur in ſein eigenes Verderben renne. Die Musquetiere legten an, und man erwartete das Commando zum Feuern, als plötzlich ein Adjutant herangeſprengt kam, ein weißes Tuch hoch in die Luft ſchwenkte, und Gnade! Gnade! ausrief, ein Wort, das von tauſend Zungen wiederholt, und von einem Tuſch der in der Nähe poſtirten Trompeter begleitet wurde. Schill ſprang im nämlichen Augenblicke vom Pferde und trat zu dem Greiſe. Er hob die Hand in die Höhe und rief aus:

„Da ſey der Himmel für, daß ich unſer großes Werk durch das Verſprützen Deutſchen

Blutes beginne! — Sie sind frei, — Sie sind unschuldig. Als Westphälischer Unterthan erfüllten Sie Ihre Pflicht, jetzt sind Sie es nicht mehr, Sie sind fortan ein Preuße, und rufen mit mir aus vollem Herzen und voller Brust: Es lebe der König!"

Unendlicher Jubel tönte ringsum, als Schill vor Aller Augen den Greis in seine Arme schloß. Auch der Präfect, welchen der Tod nicht hatte erschrecken können, schien gerührt, er umarmte die Tochter, drückte den Umstehenden die Hand, und rief mehrere Male vernehmbar aus: „Es lebe der König!"

Wenn er unschuldig war — wie das auch mir scheint, murmelte Theodor vor sich hin, „bedurfte es ja nicht erst dieser harten Prüfungsstunde für den Greis.

„Wiederum zu vorschnell, mein Deutscher, edelsinniger Degen," raunte ihm Dupré zu: „das war die erste That, die ich von diesem Manne des Volkes, diesem Normalhelden, diesem Lawinenstoßer, dieser Glocke für Deutschland, gesehen habe. Es kann etwas aus ihm

werden. Ich hielt ihn bisher nur für einen vorgeschobenen Husaren; das Schauspiel aber, was er uns heut gegeben, zeigt von einem ordentlichen Studium des Enthusiasmus. Brachte er es doch so weit, daß jene eingefleischte Caricatur von eisernem Diensteifer sich übertölpeln ließ und in Thränen ausbrach! — Sehen Sie, solch ein Schauspiel von Edelmuth, der nicht theuer, und Begnadigung, die nothwendig ist, zeigt vom großen Manne. Hätte er den Präfecten erschießen lassen, was vielleicht seine Freunde nicht einmal zugegeben hätten, würde das die verzagteren Seelen von ihm zurückgeschreckt und seinen Namen in Unehre gebracht haben. So aber hat er einen alten, mürrischen Mann, der hier in der Gegend für einen Leithammel der Rechtlichkeit gilt, für sich gewonnen; man preis't ihn als einen milden Mann, glaubt, er besitze Mittel genug, um nicht nöthig zu haben, strenge zu seyn, und hat Summa Summarum einige Anker Rum gespart, indem der gelungene Coup seine Leute allein schon in's gehörige Feuer gesetzt hat."

Dupré ſagte dies mit weit mehr Ernſt als ſonſt, und auch Theodor glaubte, wiewol ihn die Auslegungsart des Franzoſen von einer ſo ſchönen That kränken mußte, nichts darauf erwiedern zu können, da mindeſtens ein Kern der Wahrheit aus Dupré's Anſicht hervorleuchtete.

Viertes Kapitel.

Als Theodor am späten Abend zu seinem Freunde trat, warf ihm Julius mit höhnischer Miene ein Billet auf den Tisch. „Wenn's beliebt! Es ist sehr eilig."

Von wem? Wer weiß, daß ich hier bin? — fragte Theodor, als er das zierlich gefaltete, mit einer feinen Aufschrift versehene Papier, untersuchte.

„Von wem anders, als von einer zarten Hand," entgegnete Julius, „ob ich gleich nicht begreife, wie man zu Liebesabenteuern in einem Momente, wie dieser, aufgelegt seyn kann."

Du irrst — oder ein Anderer irrt — denn bei Gott, ich hatte den Tag über an andere Dinge zu denken.

„Nein, nein, theurer Freund! — Die Iris klopfte so verschämt an unser Zimmer, und fragte so schüchtern nach Dir, daß ich hätte

glauben mögen, es ſey Deine Inamorata in eigener Perſon, wäre ſie nicht ſo grundhäßlich geweſen, und hätte ſie nicht nach dem edlen Menſchenfreunde gefragt, der heut Morgen den Vater ihrer Herrſchaft aus den Händen der Troßknechte rettete."

Ich hoffe — ſagte Theodor durch den leichten Ton des Freundes gereizt — Du haſt nichts Vernünftiges gegen meine Handlung von heut Mittag einzuwenden?

„Bewahre Gott! Sie war ſo vernünftig, klug, logiſch, ſittlich, ſo nach den Regeln der Ethik und Humanität, daß ich nicht begreifen konnte, wie ein Mann, der ſich zu uns geſellt hat, dem die Ehre des Vaterlandes mehr gilt als alle Rückſichten, der gleich uns, die Brücke hinter ſich abgebrochen hat, wie der zu einer ſo vernünftigen Handlung kam!"

Ich ſetze voraus erwiederte Theodor eilig: daß der geſtrige Wein- oder der heutige Freudenrauſch noch aus Dir redet.

„Und ich ſetze voraus, rief Julius vom Sopha aufſpringend: daß, wer das Vater-

land liebt, nichts weiter lieben, daß, wer für diese heiligste Sache das Schwert ergriffen, nur an das eine denken soll, was Noth thut, und daß, wer dies Ziel vor Augen habend, noch an Rücksichten denken kann, ein Halbmann ist, der aus unseren Reihen" —

Julius — unterbrach ihn der ruhigere Freund, und seine Augen strahlten ungewöhnlich.

„Ich sage ein Halbmann, fuhr Julius stärker betonend fort: „der nicht in unsere Reihen gehört. Eine Memme, dem nicht das heilige Rachefeuer in den Adern glüht."

Hier entfärbte sich Theodor. Er trat einige Schritte zurück, und hatte unwillkührlich den Schwertgriff gefaßt. Der Officier folgte, als er die Bewegung gewahr wurde, dem Beispiel, und beide Freunde standen mit gezogenen Klingen vor einander. Aber halb aufgehoben hielt jeder seine Waffe vor sich, und sah auf den Andern, wer den Anfang machen werde. Mehrere Secunden dauerte dieser Auftritt. Julius war der heftigere, aber nicht der Beleidigte; Theodor zwar beleidigt, aber der Besonnenere.

All-

Allmählig ſenkten ſich die Spitzen der Degen. Die Scene war halb tragiſch, halb komiſch, und Jeder glaubte um den Mund des Andern ein Lächeln ſchweben zu ſehen. Endlich ſtieß Julius ſeinen Säbel in die Scheide mit den Worten zurück:

„Sind wir Thoren, um leerer Worte willen die Freundſchaft in einem Moment zu brechen, wo Alles auf dem Spiele ſteht! Theodor, wenn ich Dich beleidigt habe, nehme ich das unbeſonnene Wort zurück. Ich predigte ja ſelbſt, daß ein Mann in dieſer Zeit keine andere Rückſicht als die eine haben ſolle. — Lies deinen Brief, genieße, was Dir der Augenblick bringt, und dann laß uns ſorgen.“

Es brauchte nur eines Händedrucks, die Freunde auszuſöhnen. Julius warf ſich auf das Ruhebett, und Theodor las die von einer weiblichen Hand geſchriebenen Worte:

„Schneller als ich hoffen konnte, iſt der „Moment gekommen, wo ich dem Lebensretter „meines Vaters den Dank durch die That er„weiſen kann. Geſchriebene Worte können Ver-

„räther werden, Freunden und Feinden iſt „gleich wenig zu trauen; darum eilen Sie, „heimlich vor ihren Gefährten (auch mein „Vater könnte aus misverſtandener Großmuth „Sie verderben) zu mir auf unſern Landſitz, „ehe Sie eine Nachricht zu ſpät erfahren, „welche Sie — auf ewig von — wenigſtens „Ihrer Ruhe trennt.

A. v. F."

Theodor hatte, um ſeinem Freunde den Verdacht zu benehmen, den Brief laut geleſen. Als er geendet, rief Julius lächelnd:

„Auf meine Verſchwiegenheit in Liebesabenteuern kannſt Du rechnen. Ich wünſche alles Glück, und wenn Du meine Begleitung zu der nächtlichen Promenade annehmen willſt, werde ich dein treuer Wächter vor des Liebchens Fenſter ſeyn, wie nur irgend der Freund in einer Spaniſchen Romanze."

Ich zweifle, ja ich bin ſogar beſtimmt überzeugt, daß Deine Auslegung unrichtig iſt. Hätteſt Du ihr in das klare, ſeelenvolle Auge

geſehen, würdeſt Du anders von dem hochherzigen Mädchen denken.

„Wo die Franzöſiſchen Officiere zur Einquartirung gelegen, habe ich ſo meine eigenen Gedanken; doch, Freund, ich will nicht wieder der Störenfried ſeyn, und frage nur, was Du zu thun gedenkſt?"

Die Gefahr beim Verzuge ſcheint nur mir zu drohen. Deshalb treibt es mich, hier, wo keine Leidenſchaft mitſpricht, auch nicht die Regeln der Schicklichkeit zu übertreten; ich will morgen, ſobald es Tag iſt, der Einladung folgen.

„So wünſche ich meinem kühlen Freunde eine ruhige Nacht," ſagte der Officier, und Beide legten ſich, erſchöpft von den Anſtrengungen des Tages, nieder.

Es mochte indeſſen kaum Mitternacht ſeyn, als lauter Trommelſchlag die Freunde weckte. Es war der Generalmarſch, und ein heller Flammenſchein erleuchtete durch die Scheiben das kleine Zimmer. Theodor war im Moment aus dem Bette, und rief zum aufgeriſſenen

Fenſter hinaus: Wo es brenne? ohne daß Einer für den Augenblick ihn einer Antwort von draußen würdigte. Das Feuer war auch verſchwunden, dafür raſſelten aber Kanonen und ſchwere Wagen über die Straße, und aus den benachbarten Häuſern hörte er die gewaffneten Soldaten die Treppen hinunterſtürzen, um ſich zum Verſammlungsorte zu begeben. Dabei herrſchte ſonſt eine peinliche Stille, welche das eben erwähnte Geräuſch nur noch furchtbarer machte.

„Es brennt nicht," ſagte Julius, der ſich eilig rüſtete: „es wird aber brennen, wenn mich nicht Alles trügt. Unſer kühner Führer will die Flamme unſeres geſtrigen Muthes nicht verrauchen laſſen; zehn gegen eins, er führt uns gegen den Feind."

„Aber es ſteht kein Feind in der Nähe," entgegnete Theodor, dem dieſer nächtliche Aufbruch überaus peinlich vorkam, ohne daß er ſich den Grund davon anzugeben wußte. Der Freund entgegnete:

„Du denkſt an dein verſcherztes Liebes-

abenteuer. — Aber muthig in die Kleider und in das Gürtelzeug. Kommen wir einſt mit dem Siegeslorbeer um die Stirn zurück, ſo iſt die rechte Zeit, Eroberungen zu machen. Nur unſere Narben, nur Franzoſenblut an den Händen braucht es zu zeigen, und — ſie fallen uns von ſelbſt in die Arme, vor Allen einem lockigen Apollo wie Du biſt."

Julius war gerüſtet, drückte dem Freunde die Hand, und, als er ſcheiden wollte, noch einmal mit Inbrunſt ihn an die Bruſt: „Bruderherz, wenn wir uns wiederſehen, wird es anders ſeyn als jetzt, — es hat ſich entſchieden mit uns, — mit Deutſchland."

Er ſtürzte fort, und auch Theodor ſtand bald darauf auf dem Verſammlungsplatz der Schützen, wo Julius Ahnung als Gerücht von Munde zu Munde lief, ohne daß ſelbſt die Officiere etwas Beſtimmteres von dem Angriff wußten. In aller Stille marſchirte das Corps durch die Gaſſen, wo manches mitleidige Geſicht hie und da aus den ſpärlich erleuchteten Fenſtern den Kriegern einen Scheideblick nach-

ſandte; und ſie waren ſchon bis zur Ermüdung auf offenem Felde fortgezogen, als der Tag zu grauen begann. In der ungewiſſen Beleuchtung der Dämmerung konnte Theodor nichts anders erkennen, als daß ſich ihr Weg durch unüberſehbare Haideſtriche fortzog. Kein Schuß zeigte die Nähe eines Feindes, kaum vernahm man den Hufſchlag der ſeitwärts zur Linken ziehenden Reiterei. Als endlich auf einige Augenblicke geraſtet wurde, erſtieg Theodor eine kleine Anhöhe, um ſich zu orientiren. Zur Rechten des Weges wurde es heller, er glaubte einen lichten Streifen zu erkennen, die Sonne ging auf, und er entdeckte die breite Strömung der Elbe.

„Himmel! Geht das dem Meere zu?" rief er aus, mehr von einer Ahnung ergriffen, als daß der geringe Zwiſchenraum eines Nachtmarſches ihn um ſo viel weiter den Strom hinunter gebracht hätte, um die Nähe der Mündung aus dem breiteren Bette zu erkennen.

„Es ſchmeckt danach" — antwortete Dupré, der eben den Hügel erſtiegen hatte. „Ach, ein köſtlicher Anblick, ſo ein Sonnenaufgang

an einem regnigten Tage, und wenn man noch nicht gefrühstückt hat."

So werden wir nicht gegen den Feind geführt? — unterbrach ihn hastig Theodor.

„Ganz das Gegentheil," erwiederte der Franzose: „eben ist es bekannt worden, daß wir stehenden Fußes und eiligen Schrittes die Elbe entlang nach dem Meere zu marschiren, um, ehe uns vom Süden die Franzosen, vom Westen die Holländer einholen, Englische Schiffe zu besteigen, und auf und davon zu segeln."

Theodor stampfte mit der Büchse auf den Boden, und blickte starr vor sich hin.

„Schill ist ein kluger Mann, vor dem ich immer mehr Hochachtung gewinne. Er hat das gestrige so schön angefachte Feuer dazu gebraucht, bei Nacht und Nebel auszurücken. — Er ist ökonomisch; da er voraussieht, daß der Enthusiasmus, wenn er ihn auch aus allen Feldstücken losfeuern läßt, doch nichts ausrichten wird, so packt er ihn bei Zeiten ein, um ihn für die Zukunft einmal als Ragout aufgewärmt zu serviren."

Aus Theodors Auge quoll eine Thräne hervor, und er rief, ohne des Spötters zu achten, aus: Unſere ſchönen Hoffnungen! Wie ging für ganz Deutſchland die Sonne der Hoffnung auf, als Schill an dem heitern Tage die Reſidenz verließ.

„Aber ſie verkroch ſich" — ſagte der Andere auf die Landſchaft zeigend — „ſo ſchnell wie jene Sonne unter der dichten, ſchwarzen Regenwolke. Es iſt wieder dunkel geworden, der Regen wird ſtärker, noch zeigt ſich kein menſchliches Weſen auf der weiten Ebene, und die Vögel verkriechen ſich wieder im Dickicht des Waldes. Wenn ich an Ahnungen glaubte, würde ich daraus Uebles prophezeihen, und auch mit dem geſunden Menſchenverſtande läßt ſich das Mißlingen des Unternehmens vorausſehen."

Theodor hüllte ſich in ſeinen Mantel, und legte ſich, ohne des Regens zu achten, auf die feuchte Erde, den Kopf auf dem Ellenbogen ſtützend. Mit dem Rückzuge gegen das Meer waren alle Entwürfe aufgegeben, und die ſchönſte Ausſicht war die eines glücklichen Entkommens.

Ein Grabesschauer durchrieselte ihn, und er glaubte das Bild seines Vaterlandes zu sehen, wenn sein Auge auf die dunkle Landschaft vor sich hinstarrte. Nirgends zeigte sich in der feuchten, kalten Dämmerung ein freundlich heller Fleck, und auch die Sonne, die kaum in krankhaftem Roth den Saum des Horizonts gefärbt hatte, war durchaus wieder in der dichten Regenwolke verschwunden. Nicht einmal auf dem Lagerplatz seiner Cameraden regte sich das wilde Soldatenleben, kein Lied erscholl; nur hier und dort hörte man Stahl und Feuerstein anschlagen, und eine mürrische Brust machte sich in einem Soldatenfluche Luft.

„Ihr werft Euch hin, Camerad" — sagte Dupré — „und verzehrt euren Gram in Euch. Der gute Freund bei den Husaren, Heißdrauf oder Heißdrunter, würde seinem Unmuth auf andere Art Luft machen. Er würde schreien, fluchen, Zeter und Mordio über das ganze entartete Menschengeschlecht ausrufen; und ich glaube am Ende, er thäte klüger, als wer dem Ingrim gewähren läßt. — Es ist aus — das

sehen wie Alle. Was ist zu thun? — Umkehren, wo es noch Zeit ist. — Unbemerkt von den Anderen, welche die Hiobspost schachmatt gemacht hat, können Sie sich in das nahe Eichengebüsch schleichen, und dort liegen bleiben, bis die große Armee vorübergezogen ist. Die Geduld wird Ihnen dabei nicht ausgehen. Dann findet sich leicht eine mitleidige Seele, die den verlornen Sohn über die Elbe hinübersetzt."

Theodor wandte sich um, und sah den Redner groß an.

„Lassen Sie mich" — fuhr dieser fort — „einen Sermon halten, wie mancher Ihrer enorm weisen Landsleute zu Ihnen reden würde, solche, die noch immer hoffen, daß des großen Riesen Weltgebäude durch eine Anstrengung der Pygmäenkämpfer einst zusammenfallen könne: „Was verschwenden Sie Ihre Kräfte bei einem Unternehmen, das den Keim des Todes in sich trägt? Auf kühne Trugschlüsse gebaut, ohne Berechnung angefangen, vorschnell ausgeführt, eilt es dem sichern Untergange entgegen, und

reißt Deutſchlands hoffnungsvolle Jugend mit ſich in den Strudel hinab. Eidbrüchige Soldaten, ungehorſame Beamte, Schwindler, haben etwas begonnen, das keinen andern Erfolg hat, als die Plünderung einiger Kaſſen, die Klage des Landmanns, die Einäſcherung friedlicher Dörfer und das Mißtrauen zwiſchen befreundeten Staaten. Jünglinge, ſpart eure Kräfte, ſpart euren Muth, bis der Moment gekommen iſt, wo das ganze Vaterland ſich erhebt, wo es ſeine Söhne rufen wird, wo Fürſt und Volk aufſtehen werden, wo es heißen wird: „„Zerbrecht die ſchmählichen Ketten der Knechtſchaft““ und ſo weiter.“

Theodor ſprang auf, faßte Dupré's Arm und fragte, ihn ſcharf anblickend: Wer ſind Sie?

„Ein Mann, der ſich zur See und zu Lande verſucht, der die Thorheiten aller Nationen kennen gelernt und gefunden hat, daß überall auf der Erde nur Menſchen wohnen, und alles Außerordentliche, im Grunde genommen, etwas ſehr gewöhnliches iſt. Im übrigen heiſſ' ich Dupré, und habe mich im Schillſchen Frei-

corps anwerben laſſen, weil ich gerade kein beſſeres Unterkommen fand, und die Wege zur Rückkehr nach Frankreich mir, wie es dem Heere kundig iſt, von Napoleon ſeit lange verſperrt ſind, der ſein Verdienſt vollkommen, meines aber nicht zu achten verſtand."

Und weshalb intereſſiren Sie ſich ſo für mich, daß wenn Ihr Vorſchlag wirklich zu meinem Vortheil abzielte, Sie ihn mir allein ertheilen?

„Ich" — antwortete Dupré ſo ruhig als vorher — „ich intereſſire mich für Niemand, und gebe mir noch viel weniger Mühe, irgend Jemanden aus meinem Erfahrungsſchatz einen Rath mitzutheilen, da jeder Menſch, weil er Menſch iſt, doch einmal ſeinen Kreislauf der Thorheit unabänderlich ablaufen muß. Ihnen ertheilte ich den Rath, weil mich Jemand darum gebeten, der vorgiebt, ſich für Sie zu intereſſiren, und dem ich einige Verbindlichkeiten ſchuldig bin."

Wer könnte das ſeyn?

„Ausplaudern iſt nicht meine Eigenſchaft.

Doch sind Verliebte die einzigen Wesen, welche mitunter aus dem egoistischen Kreislauf heraustreten; der Zustand dieser Verliebtheit ist indessen auch eine Art Seelenkrankheit."

Dem jungen Manne war der Gedanke, daß Dupré mit einem Wesen, wie Agnes, in Verbindung stehe, unerträglich, allein der grinsende Blick des Franzosen deutete mindestens auf die Mitwissenschaft eines Verhältnisses, dessen Bekanntmachung ihm selbst unangenehm seyn mußte. Aus allen Zweifeln riß ihn Dupré, als er fortfuhr:

„Junger Mann! mögen Sie mir nun sonst trauen oder nicht trauen; auch der dürftigste Verstand sieht wenigstens ein, daß hier weder Ehre noch Vortheil mehr zu gewinnen ist. Ich darf es Ihnen gestehen; ich rede jetzt im Auftrage eines für Sie besorgten zarten Wesens. Entreilen Sie, ehe noch mit der Gefahr die Schmach verbunden ist. Auf dem Landsitz des Präfecten wird man zu Ihrem Fortkommen das Nöthige bereiten, und nichts ist zur Ausführung nöthig, als Ihr Wille."

Forſchend blickte er in Theodors Geſicht, wo er, noch ehe dieſer mit Worten antwortete, den gefaßten Entſchluß las.

Ich will Ihnen glauben, ich ſehe die Gefahr, doch jetzt umkehren, wo die Sache, der ich mich weihete, zu wanken beginnt, wäre ehrlos. Iſt das Vaterland, Freiheit und Nationalruhm nicht mehr zu retten, ſo will ich mit ihnen untergehen. Ich bitte, berühren Sie nie mehr dieſen Punkt, denn mein Entſchluß iſt unerſchütterlich.

„Eine gut memorierte Floskel, aus dem Livius oder Cornelius Nepos?"

Es iſt ein heiliger, ernſter Entſchluß mit dem ich nie zu prunken dachte, ein Schwur, den ich mir in der Stille beim Scheiden ablegte, ein Vorſatz, den die Verzweiflung und die Vernunft zugleich jedem Deutſchen Manne eingeben.

„Dagegen läßt ſich nichts erinnern," ſagte Dupré lächelnd: „Wer früh Morgens, ehe die unbezahlten Gläubiger das Haus umlagern, aufbrechen muß, den zwingt freilich die Ver-

nunft zu einem ſolchen Schwure, und zu den Kreuzfahrern aller Zeiten liefen zumeiſt ſolche Ehrenmänner, die das ſehr vernünftige Gelübde abgelegt hatten, niemals nach Hauſe zurückzukehren, wo das dreibeinige Gerüſt und die Karre ihrer wartete. Sie ſehen, ich nehme Vernunft an, und dränge Niemanden meine Lehren auf. Aber die Trommel rührt ſich, und die Ritter der Zukunft ſtehen marſchfertig. Da wir zu ihnen gehören, rathe ich zur Eil, und rufe meinem Schickſalsgenoſſen ein freundliches Adieu zu!"

Fünftes Kapitel.

Obgleich noch hier und dort einige Verzweifelte, Wagehälse oder Enthusiasten dem Schillschen Corps zuströmten, so verlor es doch immer mehr an moralischer Kraft. Da die Eilfertigkeit des Rückzuges kaum verstattete, den Recruten einige Anweisung und Uebung im Exerciren zu geben, so wurde es noch viel schwieriger, die zusammengelaufene Masse von Gewaltthätigkeiten und Ausschweifungen zurückzuhalten. Je mehr die bittere Ueberzeugung eines unglücklichen Ausgangs die Gemüther überkam, um so eher glaubten auch die Edleren ihren Unmuth diejenigen entgelten lassen zu müssen, welche ihr Unternehmen nicht unterstützten. Was zusammengelaufenes Gesindel war, plünderte, der Kern des Corps, die Husaren, waren fortwährend auf Streifzügen beschäftigt, und von den Befehlshabern brandschatzten die rohern, und die

Gebildeteren fühlten bei der Aussicht auf ihre eigene verzweiflungsvolle Lage sich nicht gedrungen, die geplagten Einwohner, auf welche ihr Zug stieß, besonders zu schonen. Auf den unglücklichen Helden, die Seele des Unternehmens, drängte das Uebermaß gewichtiger Sorgen. Er fühlte wohl, daß das große Unternehmen schon verloren sey, er wollte, er durfte sich aber diese Ueberzeugung nicht klar machen, denn nirgends war ihm eine Aussicht geblieben. Das Bewußtseyn, der vergötterte Held seines Volkes zu seyn, gab ihm noch Kräfte, welche bei einer minder fieberhaften Aufregung gewichen wären. Um Erholung von den großen Sorgen zu finden, machte er sich kleinere, und suchte nur sein Daseyn als Held bis zu dem letzten Momente lebendig zu erhalten, dessen Eintreten er ahnen mußte. Unter denen, welche am grausamsten gegen die Landleute verfuhren, zeichnete sich Dupré aus. Es schien, als sehe er mit innerm Wohlgefallen den Erpressungen zu, und gehe darauf aus, den Fluch der Einwohner auf sich zu laden. Auch gegen die Ge-

fangenen grauſam, erhielt er bald den Ruf eines der wildeſten Abenteurer in dem Freicorps, ein Ruf, der, wenn er nicht bald Gelegenheit gefunden, auch ſeine Tapferkeit zu beweiſen, ſelbſt unter dieſen Verzweifelten ihm keine Freunde gemacht hätte.

Die kleine Elbfeſtung Dömitz war nur deshalb überrumpelt und in der Eil befeſtigt worden, um Schills Rückzug gegen die mit groſſer Schnelligkeit vordringenden Feinde zu decken. Die Vertheidigung eines ſchlecht verſchanzten Ortes mit wenig Mitteln und ohne die geringſte Ausſicht des Entſatzes war eine Aufgabe, die nur für Verzweifelte paßte. Dennoch fanden ſich Vertheidiger. Unter einem merkwürdigen Abenteurer ſtellten ſich die Ruchloſeſten und die Beſten, welche das Heer zählte, und unter ihnen leiſteten Dupré und Theodor die wichtigſten Dienſte. Dömitz wurde von dieſen gerade ſo lange gehalten, bis das Hauptcorps Gelegenheit gefunden hatte, zu entkommen; und es galt jetzt nur noch, als die Feinde zum Sturme über die Elbe ſetzten, und die gefangenen Fran-

zosen und Polen in der Citadelle losbrachen, die Besatzung retten. Auch dies gelang zum Theil. Theodor, dem als Anführer einer ihm zugetheilten Schaar die Nachhut anvertraut war, setzte gerade durch den äußern Graben, als die Feinde den letzten Wall erstiegen, und alle Verrammlungen durchbrochen hatten. Musketenkugeln pfiffen in Unzahl über seinem Haupte fort. Schon aber war der größte Theil seiner Leute auf dem jenseitigen Ufer und zerstreute sich in den Feldern und Büschen, als er einen seiner Untergebenen mitten im Graben zurückbleiben sah, der mit lauter Stimme ausrief: Er werde niemals fliehen, und allein die Ehre aller Preußen hier vertheidigen! Es war ein so betrunkener Mensch, daß ihn kein vernünftiges Zureden von dem aus den zerschlagenen Brantweinfässern hervorgegangenen Entschlusse abbringen konnte. Da es jedoch sonst ein tapferer Soldat war, eilte Theodor zurück, um ihn mit Gewalt fortzureißen. Während er aber dies noch fruchtlos versuchte, sprangen schon mehrere Französische Grenadiere in den Graben,

und er fand sich von allen Seiten umzingelt. Den Betrunkenen verließ nicht der Muth: „Hauptmann! frisch drauf, wir werden allein schon mit den Hunden fertig werden," rief er; feuerte los und hieb um sich. Auch Theodor vertheidigte sich so gut es ging, mehr um den Tod im Gefechte zu suchen, der ihn vor einem schmählichen Ende bewahren sollte, als in der Hoffnung sich durchzuschlagen. Aber auch diesen Wunsch würde er schwerlich erreicht haben, wenn nicht in dem Augenblicke, wo feindliche Bajonete ihn von allen Seiten umzingelten, Dupré an der Spitze weniger Leute, welche sich in der Festung beim Ausleeren verspätet hatten, ihm von hinten zu Hülfe gekommen wäre. Es erfolgte ein furchtbares Gemetzel; Dupré schoß einem Holländischen Husaren, welcher, gerade als Theodor das jenseitige Ufer erstieg, den Säbel über seinen Kopf schwang, so vor die Stirn, daß er vom Pferde herabfiel. Der größte Theil der Nachzügler entkam aus dem Graben, Theodor schwang sich auf das Pferd, und die Verfolgung ließ nach, als sie das

nächſte Gebüſch erreicht hatten, und hier Unterſtützung fanden. Auch der betrunkene Soldat war ohne bedeutende Verwundung entkommen, und rief Theodorn zu: „Sehen Sie, Herr Lieutenant, wenn man nur will, ſo geht's, und die erſte Regel iſt, nur nicht den Muth verloren. Nur nicht ängſtlich, wir leben ja noch, da wird es ja mit dem Vaterlande auch noch nicht aus ſeyn."

Der Rückzug durch die Mecklenburgiſchen Länder geſchah in zerſtreuten Haufen, um die verfolgende Feindesmaſſe über die wahre Richtung des Hauptcorps zu täuſchen. Allen Entbehrungen ausgeſetzt, durch Sandſteppen und Kiefernwälder einherziehend, verderblich den abgelegenen Dörfern und Gehöften, auf welche die einzelnen durch kein feſtes Band der Subordination gehaltenen Züge im Marſche ſtießen, glich der größere Theil der Freiwilligen, in ſo weit ſie mehr aus zuſammengelaufenem Geſindel als aus wirklich für die Sache Begeiſterten beſtanden, eher einer Räuberſchaar, als disciplinirten Soldaten. Wenige wußten, was

aus Schill geworden, und ob nicht neben, hinter oder vor ihnen ſchon feindliche Truppen ſtänden, und ſie beim nächſten Schritte dem ſichern Verderben entgegengingen. Beunruhigende Gerüchte, zuweilen von feindlichen Agenten ausgeſprengt, entmuthigten zwar nicht die Soldaten, beſtärkten ſie aber in der verzweiflungsvollen Frechheit aufgelöſ'ter Banden.

Theodor empfand es am ſchmerzlichſten, daß er von ſeinem Freunde keine Nachricht erhielt. Dem Gerüchte nach war dieſer ſeitwärts in das Hanſeatiſche detaſchirt worden; vielleicht rückte daher die Entſcheidungsſtunde heran, ehe er ihn zu ſehen bekam. In dieſen Gedanken vertieft, ritt er einſt ſeinem Haufen weit voran durch einen der traurigen Kiefernwälder dieſer Gegenden. Aus ſeinem düſtern Hinſtarren wurde er aber durch ein lautes Wimmern und Geſchrei erweckt. Ein junges Bauerweib von angenehmer Bildung ſtürzte mit unglaublicher Haſt athemlos vor ihm nieder, und wollte mit dem Rufe: „Hülfe, Rettung, Barmherzigkeit!" die Füße ſeines Pferdes umfaſſen, wenn er

nicht durch eine ſchnelle Wendung ſie daran verhindert und vor dem Ungeſtüm des Thieres geſchützt hätte.

„Rettung! Rettung! ſchrie das Weib — „ſie wollen mein Haus verbrennen — meinen Mann todtſchlagen, und mich —"

Sie brauchte nicht weiter ihre Gefahr zu ſchildern, denn in demſelben Augenblicke ſtürzten einige bewaffnete Verfolger aus dem Gebüſche, auf deren Geſichtern ihre Abſicht zu leſen war. Das Weib erhob flehend und kreiſchend die Hände, und Theodor ſprengte ohne weiteres Beſinnen den Männern mit der donnernden Frage entgegen: „Schurken! Wie durftet Ihr euren Zug verlaſſen, um hier zu marodiren?"

Einen Augenblick ſtutzten die Kerle, bald aber antwortete der Eine, es geſchehe auf Befehl ihres Officiers, und ſie hätten ausdrücklichen Befehl, das einfältige Weib zu ihm zurückzuführen. Theodor ſah, daß ſie eine trotzige Miene annahmen, und durfte aus der gegenwärtigen Beſchaffenheit des Heeres wol den

Schluß ziehen, daß ein Offizier dergleichen Befehle ertheilen könne. Nur durch gewaltthätige Autorität war hier zu helfen; er sprengte deshalb auf den Wortführer mit gezogenem Säbel los, schalt ihn einen Lügner, und versetzte ihm einige flache Streiche, worauf er und seine beiden Gefährten Reißaus nahmen. Das Weib erzählte ihm hierauf, wie sie, in einem abgelegenen Gehöfte wohnend, schon häufig von den Durchzüglern geplündert worden, daß sich aber heute die frechste Bande bei ihnen eingelegt, und Kisten und Kasten erbrochen habe. Der Anführer sey in seinem Verlangen noch weiter gegangen, ihr Mann habe sie geschützt, und werde nun gewiß, da sie entflohen, von den erbitterten Soldaten umgebracht werden. Theodor verwünschte es, seine Leute nicht bei sich zu haben, beschloß aber, da jeder Verzug nur Gefahr brachte, zu versuchen, was seine Autorität und Ueberredung allein vermöge.

Da das Gehöft über eine Viertel Stunde entfernt lag, und die erschöpfte Frau nicht mit dem Pferde gleichen Schritt halten konnte, verzögerte

zögerte ſich ihre Ankunft. Als ſie auf eine kleine Anhöhe gelangt waren, ſchrie Theodors Begleiterin plötzlich laut auf. Auf ſeine Frage hörte er, daß ſie mehrere Huſaren nach ihrem Hauſe zuſprengen ſehe, und nun Alles für verloren halte. Der Reiter ſchöpfte aus dieſem Umſtande eher einen Troſt, und fand, daß er ſich nicht getäuſcht hatte.

Alle Gräuel des Krieges, denen das flache Land ausgeſetzt iſt, ſchienen ſich in einem kleinen Gemählde vor Theodors Augen zu entfalten, als das Gehöft bei einer explötzlichen Wendung des Waldweges vor ihm lag. Zerſchlagene Fenſter, eingeriſſene Thüren und Zäune, umgehauene Fruchtbäume in dem zerſtampften Garten deuteten darauf, daß die unnütze Wuth verzweiflungsvoller Gewalthaber zum Theil ihr Werk ſchon vollbracht habe. Vor der Scheune lag das Korn in Haufen ausgeſtreut, und die Pferde zerſtampften mehr als ſie verzehren konnten; die Geräthſchaften des Hauſes auf einem freien Platz zuſammengeworfen, ſchienen auf die Theilung zu warten, während die Bauermägde wei-

nend mit aufgelöſ'tem Haar und zerriſſener Kleidung ſich verbargen, die Männer aber, dem Anſcheine nach heftig gemißhandelt, ohne ein Wort des Widerſpruchs zu wagen, zitternd umherſtanden. Die Plünderer waren aber ſämmtlich ſo trunken, daß ſie, einander hinderlich, ſich gegenſeitig überliefen, und kaum bemerkten, wie ihrem Unfug durch ein Commando Huſaren der kräftigſte Einhalt gethan wurde. Ein Kerl, der mit einem Feuerbrande das Strohdach beſtiegen hatte, war gerade von den Huſaren heruntergeriſſen, und eben ſo ſchnell ihm von dem commandirenden Officier das Todesurtheil geſprochen worden.

Theodor ſprengte in dem Augenblicke heran, als der Verbrecher, an einen Baum gebunden, das Todeswort aus dem Munde des Officiers erwartete. Es war Julius. Theodor riß ihm den aufgehobenen Arm zurück, und bat, dem Freunde ſich zu erkennen gebend, von dem raſchen Vorhaben für den Augenblick abzuſtehen, da, wenn er auch zur Vollſtreckung eines ſo herben Urtheils berechtigt ſey, die Politik

ihm doch Schonung in einem Zeitpunkt gebiete, wo die geringen Hülfsmittel des gewagten Unternehmens täglich schwächer würden. Julius wandte sich zum Sprecher um; wie aber starrte dieser zurück, als er des Freundes Gesicht in wenigen Wochen um Jahre gealtert erblickte. Bart und Haare waren wild hervorgewachsen; die Wangen zeigten so vertiefte Furchen, als wären es die Spuren Jahrelang wüthender Leidenschaften, und aus den feurigen Augen schien die Gluth in eine Starrsucht sich verwandelt zu haben, welche nur zuweilen furchtbare Blicke entsandte. Theodor fühlte nicht seinen Händedruck erwiedert, und nicht das geringste freudige Erstaunen zeigte sich in dem Benehmen des Freundes. Er erwiederte mit wilder Kälte:

„Und hätten uns die Hunde so eng wie den Dachs umschlossen, würde ich ihn auf drei Schritte mit Pistolen erschießen lassen. Die Politik aber geht einen Kämpfer für das Vaterland nichts an. Bindet den Kerl fester, und legt die Karabiner an."

Julius, bei unserer alten Freundschaft, an

der wir im ſchwärmeriſchen Taumel der noch halben Kindheit unter allen Schrecken der Elemente zu halten gelobten, erinnere Dich —

„Hölle und Himmel!“ — fuhr Julius auf — „und gäbe es noch mehr zu verſchwören, Erinnerung iſt ein Rückblick, und Rückblick iſt der Tod; nur eine Erinnerung weiſ't uns auf die Zukunft, das iſt die Rache, und mir iſt es gleich, was uns zu dem einen großen Ziele hinſpornt.“

In dem Augenblicke turkelte der Angebundene hin und her. Theodor machte Julius darauf aufmerkſam, und bemerkte, wie es ungerecht ſey, einen völlig Betrunkenen wie einen beſonnen Handelnden zu ſtrafen, und wie entſetzlich, einen Menſchen in dieſem Zuſtande nach dem Jenſeits zu ſenden. Er erhielt nur die Antwort:

„Gehen nicht Tauſende in eben dem Zuſtande in die Schlacht? Und dann haben ſehr weiſe Philoſophen bemerkt, daß alle wahre Begeiſterung nur ein Rauſch ſey. Ich denke auch, wenn es zum Ende geht, in einem ſolchen

Rauſch den Bajoneten entgegen zu ſprengen; was ſoll der Burſch vor mir voraus haben? Kurz, und wenn der Himmel einen Wolkenbruch ſchickte, daß kein Pulver zündete, ſo ließe ich ihn mit Kolben todtſchlagen."

Die Huſaren legten an, als plötzlich von der Seite ein gebieteriſches Halt! erſcholl, und Dupré aus einem Seitengebüſch langſam herbeikam. Obgleich Aller Blicke auf ihn gerichtet waren, näherte er ſich doch ſo gelaſſen, als wäre hier nichts Ungewöhnliches vorgefallen, und commandirte mit ruhigem Tone: „Gewehr an Fuß! Bindet ihn los!"

Julius in neuen Wutheifer verſetzt, ſprengte auf den Feldwebel los, und fuhr ihn in einem Tone an, welcher verrieth, wie den Redenden alle Beſonnenheit verlaſſen hatte: Kerl, was meinſt Du damit?

„Ich habe befohlen, daß die Huſaren jenen Soldaten von dem Baume losbinden."

Und ich habe befohlen — ſchnaubte Julius — daß ſie ihm eine Kugel durch den Kopf jagen.

„So kommt es darauf an," erwiederte Dupré sehr gelassen, „wer hier zu befehlen hat. Losgebunden!" herrschte er die Umstehenden an, ohne auf Julius zu achten.

Dieser faßte sich mit krampfhafter Anstrengung, zog den Zügel seines Pferdes gewaltsam an, und rief zum Franzosen hinunter: Ich habe befohlen, ihn zu erschießen, weil er gegen die Kriegsartikel gefrevelt und das Haus hier in Brand stecken wollen.

„Und das Alles habe ich ihm befohlen," sagte Dupré, ohne aus seiner Fassung zu kommen: „und deshalb befehle ich, ich dem hier Niemand gesetzlich zu gebieten hat, ihn auf der Stelle freizulassen."

Du, Du — hast es anbefohlen — schrie Julius, seiner nicht mehr mächtig, und versetzte mit dem Ende des Zügels, indem er sich über das Pferd hinüberbog, dem Widersprechenden einen heftigen Schlag in das Gesicht, wodurch sein Hut zu Boden fiel.

Einen Augenblick blieb Dupré regungslos stehen, auf seinem dunkeln Gesichte wechselten

alle Farben, ſeine Adlernaſe ſchien ſich zu erheben, und ſeine Augen ſprühten Feuer. Er ballte beide Hände, blickte ſtarr den Beleidiger an, und mit einem Fluche, der dumpf aus dem Innerſten der Bruſt hervorzudringen ſchien, ſtürzte er wie eine Hyäne auf ihren Raub.

„Sacré nom de — Bürſchchen, mir das!“ hörte man nur, und in demſelben Moment hatte er mit ſeinen nervigen Armen den Reiter umfaßt, und den, auf einen ſolchen Angriff ganz Unvorbereiteten vom Pferde herab und zu Boden geriſſen. Er würde ihn unfehlbar umgebracht haben, wären nicht die Huſaren ſogleich ihrem Anführer zu Hülfe geeilt und hätten ihn aus den Armen des Wüthenden befreit. Beide Gegner, obgleich jetzt getrennt, ſchienen nur einen Augenblick zu erwarten, um mit neuer Wuth auf einander loszuſtürzen. Julius glich einem Raſenden, er zitterte am ganzen Leibe, und der Schaum ſtand vor ſeinem Munde. Mehrmals griff er fehl, ehe er den Griff ſeines Säbels faßte, und wollte jetzt, alle Verhältniſſe vergeſſend, mörderiſch auf ſeinen Gegner los-

springen, als die Seinigen ihm in den Arm fielen, und ihn mit Gewalt zurückhielten. Dupré war einige Schritte zurückgewichen; und wenn auch seine Natur nicht die unbändigen Ausbrüche einer schrankenlosen Wuth wie bei seinem jüngern Gegner zuließ, wenn auch sein Mund nicht schäumte, so war doch der Blick seines Auges furchtbar, und noch entsetzlicher das teuflische Lächeln, welches seine Gesichtsmuskeln verzog. War jener einem Löwen, der auf seinen Gegner losstürzen will, ähnlich, so glich dieser dem gierigen Tieger, der im Begriff ist, auf seine gewisse Beute loszusetzen.

Meine Ehre! schrie Julius, indem er sich aus den Armen, die ihn umschlangen, losringen wollte. Das Wort aber zündete, wie der Funken das Pulver, bei Dupré.

„Meine Ehre!" kreischte er: „gut, daß Du mich daran erinnerst," entriß einem seiner Soldaten das Gewehr, legte an, und schoß auf Julius. Zum Glück hatte die Wuth ihn nicht zielen lassen, die Kugel pfiff durch die Fichtenäste, und jetzt stürzten alle Husaren auf den

Franzosen los. Er zog sich zwar zurück, rief die Seinen auf, betheuerte, daß ihm der Officier der Kavallerie nichts zu gebieten hätte, da er selbst unter der Infanterie, seit Dömitz, als Officier commandire; seine Leute waren aber zu berauscht, um auf seine Befehle ordentlich zu hören oder gehörigen Widerstand leisten zu können. Er wäre von den empörten Husaren auf der Stelle ermordet worden, hätte sich nicht Theodor mit seinem eben anlangenden Commando in's Mittel geworfen. Julius fühlte sich unfähig, zu befehlen und zu handeln. Dupré wurde gebunden, ohne deshalb den grimmigen Trotz gegen seinen Feind zu unterdrücken. Er lachte, als er bei ihm vorübergeführet wurde, dem Officier in's Gesicht, und versicherte, unter den entsetzlichsten Schmähungen, ihn dereinst noch zu treffen und die Schmach in seinem Blute auslöschen zu wollen.

Julius zu einer starrsuchtähnlichen Gelassenheit zurückgekehrt, sagte mit einiger Bitterkeit, als er sich wieder auf sein Pferd schwang, zu Theodor: „Warum hast Du meine Leute

nicht gewähren lassen? Es hätte zum eigenen Besten deines Schützlings gereicht, den die sichere Kugel nach gehaltenem Standrecht nicht verfehlen kann?"

Nachdem er Theodor von der Richtung des Hauptcorps Nachricht gegeben, und ihn angewiesen, den Sträfling auf geradem Wege dorthin zu transportiren, da er selbst noch seitwärts einen Streifzug machen müsse, trennte er sich so kühl vom Freunde als er unbewegt ihn empfangen hatte.

Sechstes Kapitel.

Die Hände auf den Rücken gebunden, marschirte Dupré in Theodors Zuge, der selbst etwas vorausritt, um nicht den traurigen Anblick eines Gefährten, dessen Schicksal der Zufall in seine Hand gegeben, beständig vor Augen zu haben. Als die Mittagshitze ihn indessen nöthigte, an einem freien Platze zu lagern, konnte er es nicht verhindern, daß der Gefangene sich nicht weit von ihm ab niederstreckte, indem die Unsicherheit vor feindlichen Ueberfällen dem Trupp gebot, sich nahe zusammen zu halten. Als einzelne Posten ausgestellt worden, und die anderen Soldaten in einen nahegelegenen Erlenbusch, um Wasser und Holz zu holen, sich zerstreut hatten, traf es sich, daß er allein mit Dupré und der Schildwacht, welche in einiger Entfernung vor den Gewehren stand,

zurückgeblieben war. Der Gefangene wandte sich, so gut es sein Zustand erlaubte, zu ihm um, und fing an zu lachen. Als Theodor darauf nicht achtete, begann er:

„Es war ein alberner Kinderstreich, der mich in diese Lage versetzt hat. Ich verdiente von einem Schulmeister die Züchtigung, weil ich in blinde Wuth gerieth."

Die Wuth, Dupré — sagte Theodor — möchte ich Ihnen vergeben, da Ihre Ehre angegriffen war, Ihr Frevel gegen die friedlichen Bauern war aber unverzeihlich.

„Aha, Sie wollen der Schulmeister seyn, und zwar der moralische; aber den lasse ich nicht passiren. Ich bin zu alt, um einen andern als mich selbst zu respectiren, und ich tadle mich nur wegen eines Vergehens, das mich wieder zum Schulknaben in der Weltkenntniß machte."

Theodor bat ihn, da ihr gegenseitiges Verhältniß die Fortsetzung eines zu keinem Resultate führenden Gespräches für Beide nur peinlich mache, zu schweigen. Dupré legte sich auch

einen Augenblick nieder, begann aber sehr bald wieder mit leiser Stimme:

„Wie, glauben Sie, daß Schill meine Uebereilung mich wird büßen lassen?"

Ich sollte meinen — erwiederte Theodor — daß man auf unsere Umstände und den von meinem Freunde Ihnen zugefügten Schimpf Rücksicht nehmen, und Sie gelinder bestrafen wird.

„So glauben Sie. — Ich glaube, daß er mich wird erschießen lassen. Ein Verzweifelter, der keinen Ausweg sieht, als sich in's Meer zu stürzen, zaudert nicht, wer ihm dahin im Wege steht, umzurennen. Die Wuth macht jene Buben blind gegen Gefahr und Gerechtigkeit."

Lästern Sie nicht gegen Ihre Richter, wenn denn doch die Stunde der fürchterlichen Entscheidung herannaht.

Dupré lachte noch einmal wild in sich auf: „Lästern! gegen wen? Gegen die thörigen eitelen Anführer einer Bande, die ein Beispiel gegeben, wie alle Ordnung aufhören kann, wenn Jeder nur einen vermeinten heiligen oder großen Zweck vor Augen hat! Glauben Sie, daß mich

die Namen täuschen? Kraft und Verstand schaffen freilich überall das Gesetz für den Pöbel, wer aber, von Geist und Besonnenheit gleich verlassen, auf die Faust vertrauend, in dummdreistem Dünkel es unternimmt, Reiche über den Haufen zu werfen, verdient die Peitsche, ehe man ihn niederschießt."

Theodor wollte aufspringen, um den Lästerer nicht weiter anzuhören. Dupré bat ihn aber so dringend zu bleiben, daß er noch verweilte.

„Junger Mann! Von solchen Menschen, die sich den Schein des Rechtes beilegen, wie ein Missethäter gerichtet zu werden, das könnte mich schmerzen. Ihre Sache ist eine Verlorene, aber Sie sind auch selbst verloren. Ich weiß es so gewiß, als ich Ihr Gefangener bin, daß ehe noch Englische Schiffe zu Ihrer Rettung herbeieilen, der Feind Sie umzingelt hat, und ein Gericht, das fürchterlicher als der Tod in der Schlacht ist, alle Ueberbliebenen erwartet."

Seinem Schicksal kann Niemand entgehen, äußerte Theodor.

„Aber dem offenen Verderben — um

nichts — in die Arme laufen, gebietet das auch Ihre patriotische Philosophie?"

Zweifelte ich auch an der Gerechtigkeit unserer Sache, vermöchte ich es auch über mich, die Unglücksgefährten zu verlassen, so mag ich doch mein Vaterland nicht länger in seiner Schmach erblicken, ich will untergehen in dem Strudel, aus dem keine Rettung möglich ist.

„Also der gerühmte Enthusiasmus läuft aus in einen feigen Selbstmord? — Sie verbergen es sich länger nicht, welcher schlechten Sache Sie dienten. Gesetzlose, geächtete Aventuriers, ehrgeizige Betrüger, erkauft durch Englisches Gold, spielten mit Ihnen. Wohlan, für sich mag Jeder sich selbst Rechenschaft ablegen; lassen Sie sich ferner betrügen, und täuschen sich mit der Vorstellung, es geschehe um Tugend und Vaterland; wollen Sie aber auch einen Dritten, der nicht mit Ihnen gespielt hat, dem goldnen Kalbe Ihrer Fieberphantasie opfern? Heiliger Verstand, wenn Sie thörig genug sind, in wahnsinniger Selbstaufopferung in die Wolfsgrube zu springen, können Sie es verantwor-

ten, wenn Sie mich, der keine ſolche Grillen hegt, mit hinabſtoßen?"

Theodor blickte nachdenkend vor ſich hin, Dupré fuhr fort:

„Mein Leben, wenn Sie mich ausliefern, iſt unbedenklich verloren. Sie tragen die Schuld. Ihren Freunden ſchaden Sie nichts durch meine Freilaſſung, denn in acht Tagen iſt das ganze Spiel ausgeſpielt. — Sie thun einen Akt der Gerechtigkeit, indem Sie den verzweifelten Thoren eine Blutſchuld erſparen, die ihr Gewicht nur erſchwert. — Schneiden Sie mit einem Meſſer verſtohlen den Strick auf meinem Rükken entzwei, und das Entkommen ſoll dann meine Sorge ſeyn."

Theodor dachte einige Augenblicke nach. Das lezte Argument ſchien ihm treffend. Was nuzte das eine Opfer der ſchon verlornen Sache? Es mußte bald gehandelt werden, und, von der Schildwacht unbemerkt, zerſchnitt er dem Gefangenen die Handfeſſel, ohne daß dieſer ſich deshalb in ſeiner Stellung rührte. Dann, als ſeine Leute Waſſer herbeigebracht, und er ge-

trunken, legte er ſich mit Denen, welchen kein Dienſt oblag, zu einer kurzen Ruhe nieder. Aus dem Schlummer erweckte ihn indeſſen bald ein lautes Geſchrei, verkündend, daß der Arreſtat entſprungen ſey. Als Theodor aufſtand, konnte er noch Dupré's Geſtalt in weiter Ferne erblicken. Auf ſeinem, Theodors, Beutepferde, galoppirte er über einen ſonnenhellen Fleck, ohne daß an ein Nachſetzen zu denken war, und die Soldaten verſicherten fluchend, daß einem Franzoſen nie zu trauen ſey.

Unruhe und wildes Toben waren im Hauptcorps. Ein Trupp Huſaren ſprengte den Nachzüglern entgegen, unter denen Schills Geſtalt deutlich hervortrat. Als er den Anführer anſichtig wurde, fuhr er ihm ſchon von weitem heftig mit der Frage entgegen: „Wo iſt der Gefangene?"

Theodor berichtete, wie er beim Rückzug durch den Wald Gelegenheit gefunden, ſeine Bande loszuſtreifen, und vermittelſt des einzigen beim Trupp befindlichen Pferdes entkommen ſey. Daß dieſe Botſchaft nicht günſtig werde

aufgenommen werden, hatte er vorausgesehen; ganz unerwartet kam ihm aber die Wuth, in welche Schill gerieth. Unter Ausstoßung schwerer Verwünschungen beschuldigte dieser ihn nicht einer strafbaren Nachlässigkeit, sondern des Verrathes, des Einverständnisses mit dem Feinde, und drohte, wenn er ihn nicht augenblicklich niederstieße, ihn dem strengsten Kriegsgerichte zu überliefern. Er mußte den Degen abliefern, und wurde, statt wie er gehofft, mit Ehren, gleich den übrigen Vertheidigern von Dömitz aufgenommen zu werden, als Gefangener durch die gaffenden Haufen der von ihm so lange getrennten Kriegscameraden geführt.

Auf der Wache erfuhr er erst von einem dort wegen Malversation verhafteten Officier den Grund der Wuth, welche sich ihres Anführers bemeistert hatte.

„Durch die Gefangennahme eines Spions geringerer Sorte, aber mit wichtigen Depeschen, ergab es sich, daß unser Heer nicht allein von Spionen wimmelt, und zu diesen die patriotischesten Burschen gehören, sondern daß ein

Hauptagent des Westphälischen Königs mit uns marschirte, mit uns focht, und so gut wie Schill Befehle unter den Soldaten, die seinigen unter der Spionengarde austheilte, correspondirte, ja sogar Einfluß auf unsere eigenen Bewegungen hatte. Tüchtige Peitschenhiebe erpreßten dem Schurken den Namen des feindlichen Directors in unserm Heere. Denken Sie, es war kein Anderer als Dupré, in dem wir einen Ausbund von Kenntniß und Haß gegen Napoleon zu besitzen hofften. Da Sie nun einen solchen Capitalmann veruntreut haben, wird Ihnen das mindestens eben so schwer zu stehen kommen, als das kleine Capital, welches in meiner Rechnung fehlte; eine Lumperei, auf die bei so großen Unternehmungen, wie unsere, zu sehen, eine wahre Schande ist!"

Theodor schwieg, entrüstet über diese Nachricht. Verrath, Auflösung aller Ordnung, und ein Mißtrauen, entsetzlicher als alle jene Uebel, erschienen ihm als die moralischen Krankheiten, welche dem kühn begonnenen Unternehmen die Auflösung drohten. Noch sann er bei sich nach,

ob es gut von ihm gewesen, den Elenden freizulassen, als ein neuer Gefangener tobend hereinstürzte. Er warf den Czackot heftig zu Boden, lachte laut auf, und setzte sich mit Ungestüm im Winkel auf einen Schemel nieder, den Kopf auf den Ellenbogen stützend. Bald erkannte Theodor seinen Freund, und der ältere Gefangene redete ihn an:

„Auch wegen einer Veruntreuung hier eincarcerirt, wertheſter Herr Bruder?"

Freilich, ich habe ein Menſchenleben veruntreut, war die Antwort: Auf dem Streifzug gegen Weſten rebellirt ein Kerl unter meinen Leuten, — Weſtermann war es — Ihr kennt ihn, den Unteroffizier?

„Es war ein tüchtiger Burſch," erwiederte der Andere: „Bei Colberg, weiß ich, rettete er einmal Schill ſelbſt aus der Gefangenſchaft."

Pah! fiel Julius ein, was machte das aus? — Er rebellirte jetzt, murrte über die weiten Märſche, und äußerte zu den Anderen, ſo daß ich es hörte, wenn uns ein Unglück träfe, ſey es gerechte Strafe für den Ungehorſam. —

Er wäre im Stande gewesen, bei dem Ansehn, das er genoß, ein Paar Rotten aufsässig zu machen, daß sie umgekehrt wären. Da machte ich kurzen Prozeß mit dem Aufwiegler, und ließ ihn am ersten Fichtenbaum aufknüpfen.

„Du?" schrie Theodor vom Sitz emporspringend aus.

Ich habe es gethan, wiederholte Julius: und freue mich, daß ich es that, und werde es wiederholen, und wenn nur noch Drei von uns übrig sind, so drehen zwei den Strick, während der Dritte gegen den Feind Front macht.

„Und der Unglückliche verbrach weiter nichts, als daß er seine Meinung äußerte?"

Die vaterlandsverrätherisch war, fiel Julius ein. — Schill meinte, als ich zurückkehrte, ich hätte unrecht gehandelt, unbesonnen, unpolitisch, oder, — der Himmel weiß — wie er es titulirte. Schill meinte. Beim Allmächtigen droben, ich meine, daß Schill wankt. — Sie murrten, als er mich arretiren ließ. — Er denkt darauf zu entschlüpfen, wenn er nicht auf Aergeres sinnt. — Brüder (er sprang hier

auf) wir sind verrathen, schändlich verrathen, Schill hat sich selbst verlassen — es ist der Gipfel aller Verrätherei. — Warum stürzten wir nicht Alle bei Dömitz auf die Feinde? — Es wird mir immer klarer. Wir sind unser Drei — Alle einig — wir müssen ihn verhaften — noch ehe die Sonne untergeht, und dann — umgekehrt — Sieg oder Tod — das Heer, unzufrieden mit ihm, jauchzt uns Beifall, wenn wir die Standarten umwenden.

„Ist es so weit gekommen, daß man der Seele des Unternehmens nicht mehr traut, daß Schill selbst verdächtig erscheint?" wollte Theodor sagen, als ihm der erstere Mitgefangene durch die Zeichensprache deutlich zu verstehen gab, daß der Wein in Julius die wahnsinnigen Anschuldigungen und Vorschläge vorgebracht habe, und wirklich deuteten seine Gebärden, die glühenden Wangen, die rollenden Augen und die fieberhafte Sprache auf einen solchen Zustand. Die Vermuthung bestärkte sich, als der Erhitzte sich bald darauf niederwarf und fest einschlief. Zur selben Zeit sah

er vor dem Wachtfenſter ein anderes Schauſpiel. Der Anführer ließ ſeine Fußjäger vor ſich exerciren; nicht die Recruten, ſondern eingeübte Soldaten; nicht in Uebungen, wie ſie zum unmittelbaren Gefecht nöthig ſind, ſondern in Parademärſchen und künſtlichen Stellungen. Während Adjutanten und Boten in der Nähe ängſtlich mit Schreiben ſeiner wartend ſtanden, ereiferte er ſich über eine nicht blank genug geputzte Patrontaſche, und gab erfahrenen Soldaten Anweiſung, ihr Riemzeug ſchwarz zu halten.

Viele umher ſchüttelten bedenklich den Kopf, Theodor aber verließ ſeufzend das Fenſter mit den Worten: „Es iſt aus!“ und legte ſich zu einem unruhigen Schlummer nieder.

Der nächſte Morgen, wo das Corps in Eile weiter aufbrach, befreite ſämmtliche Gefangene aus ihrer Haft, und die heranſtürmenden Ereigniſſe der folgenden Tage erlaubten es nicht weiter, über ihre Vergehen Gericht zu halten.

Siebentes Kapitel.

Die hohen Thürme des eben genommenen Stralsund ragten aus dem Pulverdampf in einiger Entfernung hervor, während Theodor die leichte bei einem Scharmützel gegen Mecklenburgische Truppen empfangene Wunde am Rande eines mit Weiden umwachsenen Fließes auswusch. Die Frucht des siegreichen Gefechtes für die Abenteurer war der erzwungene Uebergang über den Fluß, und noch lagen einige Todte unbeerdigt auf den Feldern und am Ufer umher. Plötzlich aber zog Theodor seine Hand aus dem Wasser und sprang schaudernd zurück, als ein Leichnam, vom Strom auf ihn zu getrieben, an den in's Wasser hineingebenden Wurzeln einer Weide haften blieb. Der Uniform nach gehörte der Körper einem Mecklenburgischen Officier an, und Gestalt und Gesicht verriethen das Jugendalter.

Theodor

Theodor konnte bei dieſem Anblick eine Thräne nicht zurückdrängen.

„Auch eine Frucht unſeres Sieges! — Jugend, Schönheit, vielleicht der letzte Sproß einer edlen Familie, ein Deutſcher, ſo ganz umſonſt geopfert! Es war die letzte Anſtrengung unſerer Kräfte, und ich wünſchte, mit dir guter Freund, nach einem ehrenvollen Tode, in den kühlen Wogen zu ruhen. Es war umſonſt, unſere Anſtrengung ſollte Hinderniſſe finden, daß ſie nicht einmal etwas Großes bereitet hat.“

Er war im ernſten Nachdenken begriffen, ob nicht der Zeitpunkt gekommen ſey, wo ein Selbſtmord, als Verkürzung des beſtimmt herannahenden Endes, weder als Feigheit noch als Verbrechen ausgelegt werden könne. Schon zupfte er an der Armbinde, obgleich die Verblutung aus ſeiner empfangenen Wunde nur langſam und mit großen Schmerzen würde erfolgt ſeyn, als Pferdegetrappel in der ganz einſam gewordenen Gegend ſeine Aufmerkſamkeit weckte. Vom jenſeitigen Ufer ſprengte ein Reiter auf den Fluß zu. Mit Verwunderung

entdeckte er in ihm einen Schillschen Husaren, welche doch sämmtlich, seiner Berechnung nach, schon in der Stadt seyn mußten. Da er mit entblößtem Haupte ritt, erkannte er sehr bald seinen Freund Julius, der, gleich wie von Feinden gejagt, ohne am Ufer nach einer günstigen Stelle sich umzusehen, gerade wo er im vollen Laufe an den Rand kam, seinen Hengst hineinsprengte, und mit Verachtung eigener Todesgefahr und der seines Pferdes, nach dem andern Ufer hindurchschwamm. Sein wildes Ansehn verrieth, daß er aus einem Gefecht komme, denn außer dem fehlenden Czakot war sein Collet zerhauen, Stirn, Wangen und Hände waren mit Blut beschmiert, und in der Rechten hielt er krampfhaft den gezogenen Säbel.

Als sein Thier glücklich, jedoch nach einiger Anstrengung, den nicht ganz flachen Uferrand erstiegen hatte, und der Reiter seines Freundes ansichtig wurde, stieg er ab, drückte ihm fieberhaft fest die Hand, und warf sich dann wie gänzlich erschöpft auf den Boden, das glühende Gesicht im feuchten Sande ver-

bergend, nieder. „Es iſt aus!“ ſchrie er nach einer Weile, ſich ungeſtüm aufraffend, und mit wahnſinnigen Blicken ſtarr umherſchauend; lachte dann wild, und warf ſich wieder auf den Boden zurück.

Daß es aus ſeyn wird, erwiederte Theodor ruhig: wer könnte daran zweifeln. Das Netz iſt enger und enger um den Löwen gezogen, und es kommt nur darauf an, ein ehrenvolles Ende zu ſuchen.

„Ehrenvoll, was kümmert mich die Ehre?“ — rief Julius einfallend: „Der Zunder, der kein Feuer faßt, die Flamme, die erliſcht, wenn ſie brennen ſoll, die Wetterfahne, die nach jedem Winde weht? — Es iſt aus, ganz aus. Es giebt kein Vaterland mehr, keinen Gott, keine Ahnen“ — hier ſprang er wüthend empor, und rannte einige Schritte umher. „Ich wünſchte, ich wäre ein Betteljunge, ohne Ahnen, ohne Namen geboren, barfuß — das Geſchlecht regiert die Welt — ich wollte ſtehlen, ſpeculiren, morden; denn alles was wir uns vorgeſchwatzt von Deutſchem Sinne, Deutſchem

Adel, den Thaten der Vorwelt, waren Träumereien, — es sollte Alles untergehen was heilig war, damit wir zu Verstand kämen, und uns, uns allein vertrauten, jeder sich selbst, in dem großen egoistischen Betrügerspiel, das sie Leben nennen, in dem großen Spiele, wo wir die allergrößten Betrüger waren, weil wir vermeinten, für etwas anderes, als für uns selbst zu handeln."

Freund, sagte Theodor besänftigend: wenn es auch wirklich so schlimm aussieht, ist es doch unsere Pflicht uns zu sammeln, um wie Männer, wie Deutsche zu fallen. Ich denke an den stolzesten und schönsten Spruch des ganzen Lucan: Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

„Cato war ein Narr. — Warum that er es? Aus Lebensüberdruß. Was hat er davon? Daß die Jungen in Secunda, wenn sie den Hexameter scandiren, seines Namens sich erinnern. Unsere Namen werden sie als die von Räubern, Aufwieglern und Marodeuren am Galgen lesen, und die vernünftigen Eltern wer-

den es den Kindern einbläuen: Seht, so geht es, wer der Obrigkeit ungehorsam ist, und das Gebot nicht achtet: Du sollst nicht tödten! — Auf die Nachwelt baue Niemand, wenn es mit seinem Vaterlande aus ist."

Du sprichst, als wäre schon in diesem Momente Alles aus. Noch steht Schill dort in der alten Stadt, die Wallenstein nicht bezwingen konnte. Es könnte noch einen großen, schönen Kampf geben.

„Für mich nicht mehr," sagte Julius: „ich habe meinen letzten Kampf gekämpft, und bin an Leib und Seele überwunden."

Warst Du nicht hier, als wir gegen die Mecklenburgischen Husaren den Uebergang erzwangen?

„Oben, den Fluß weiter hinauf, und sie haben meinen Säbel gefühlt, Theodor. Ich schonte Niemand, Niemand — und wäre es mein leiblicher Bruder gewesen, der vor mir gestanden, ich hätte ihn nicht geschont. Warum stand er drüben und nicht hier; ich letzte mich am Blut." —

Doch woher kommst Du erst jetzt, allein, blutend von jener entgegengesetzten Richtung?

„Willst Du es denn durchaus herauspressen? Meinethalben, vielleicht vergebe ich, wenn ich mir die Schmach noch einmal hererzähle. — Ich hörte, daß Westphälinger heranmarschierten, uns im Rücken anzugreifen. Langes Besinnen und Ordreeinholen hätte dem Anschlag den Tod gebracht. Es sind Deutsche, vielleicht alte Preußen, denke ich, rufe sechs Husaren, die mir zunächst stehen, zusammen, mache mit ihnen kehrt, und treffe bald auf das Bataillon, das im Schnellmarsche herbeizieht. In die Menge tauchte schnell, als er uns ansichtig wurde, ein gallonirter Franzose zurück, und vermuthlich auf seinen Wink werden die Hunderte gegen meine Sechs in Schlachtordnung aufgestellt. Ich habe ein scharfes Auge; ich erkenne Dupré's Nase; denke Dir meine Höllenlust, den Schuft lebendig zu fangen. Der hübsche Junge, mein Cornet, kaum sechzehn Jahr alt, reitet ihnen auf mein Geheiß, den Säbel in der Scheide, das weiße Tuch in der Hand hochschwingend, ent-

gegen, und der Junge redete zu ihnen wie ein Gott, daß es nur zwei Wege gäbe, den der Schufte und den der Ehrenmänner, daß sie übergehen sollten, ihren Anführer gefangen nehmen und was weiß ich weiter. Denke Dir, Alle blieben mäuschen still, und Dupré lacht und winkt einem Officier. Flaming dreht sich um, was ich befehlen werde. Da fallen drei Flintenschüsse, und der schönste Junge sinkt todt vom Pferde. Ich hielt mich nicht mehr, sprengte in die Hunde und sättigte die blinde Mordlust. Die braven Fünf verließen ihren Hauptmann nicht. Was neben mir geschah, weiß ich nicht. Ich stürzte auf den Höllenbuben. Er hielt Stand, aber — denke Dir — ich konnte ihn nicht überwältigen, denn unsere Brüder, Deutsche, Preußen, kommen ihm zu Hülfe. Ich schlug mich seitwärts durch, aber ihn habe ich nicht erschlagen. Von meinen Braven sah ich keinen wieder, und ich bin ohne Ehre, ohne Leute, ohne Rache, — besiegt entflohen."

Gewissermaßen thaten sie ihre Pflicht, bemerkte Theodor.

„Nein" — ſchrie Julius heftig auf, indem er die Hand auf des Freundes Schulter legte, und ihm ſo wild in's Geſicht ſah, als wolle er mit Gewalt aus deſſen Augen die Bekräftigung ſeiner Meinung herausleſen. „Nein! Es giebt nur eine einzige Pflicht für einen Deutſchen: die Franzoſen zu haſſen, und wer ihr nicht genügt, der iſt von ſelbſt vogelfrei, der Vater muß den Sohn nicht ſchonen, die Mutter dem Kinde das Herz ausreißen, die Gattin den Mann im Schlaf erwürgen."

Er packte Theodors Bruſt ſo feſt, und ſeine Augen rollten ſo wüthend, daß dieſer, einen weitern Anfall des Wahnſinns fürchtend, ſich unter irgend einem Vorwande loszumachen ſuchte. Er ſchützte vor, die Leiche aus dem Waſſer ziehen zu wollen. Julius ließ es geſchehen; als aber Theodor, wirklich damit beſchäftigt, den verbluteten Körper halb aufhob, ſo daß man das bleiche Geſicht des Todten ſehen konnte, kreiſchte Jener wild auf, ſprang herzu, und zog den Freund mit einem gebiete-

riſchen „Halt!“ zurück, ſo daß der Leichnam wieder in's Waſſer ſank.

„Halt!“ — wiederholte er mit fieberhafter Stimme: „an den haſt Du kein Recht. Es iſt mein Schwager; der Bruder meiner Ottilie, meiner, — als ſie noch mein war!“

Theodor erinnerte ſich, daß Julius Braut aus einem Mecklenburgiſchen Geſchlechte ſey, und ahnete den ſchrecklichen Zuſammenhang.

Traurig! — rief er aus: Es ſind die Folgen des Bürgerkrieges. Du darfſt der Hand nicht zürnen, die unſchuldig, unbewußt die ſchönen Bande vielleicht zerriſſen hat.

Aber Julius riß ſeine Hand los und rief: „Unſchuldig, unbewußt! Weißt Du, wer es gethan? — Ich — ich — ſchuldig, bewußt. Er ſtritt gegen ſein Vaterland — mitten im Fluß begegneten wir uns Beide — mit einem Hiebe habe ich ihn niedergehauen, daß er hinunter ſank; o es ging blutig zu!“

Theodor begriff jetzt Julius dunkle Reden, und die übernatürliche Wuth, welche ſich des Unglücklichen bemeiſtert hatte. Troſtgründe gab

es nicht; der Besinnungslose würde auch nicht auf sie geachtet haben. Schweigend wandte er sich ab, und wollte den Todten noch einmal in's Trockene ziehen, doch Julius drängte ihn abermals zurück, und stieß die Leiche mit seinem Fuße weiter in die Strömung, indem er sprach:

„Laß ihn, was soll er im Boden ruhen, wo sie auch mit den Todten Krieg führen? — Glückliche Reise in's Meer! Ich komme nach, trauter Schwager. Vom Schiffe herab, wenn ich die letzte Küste des Vaterlandes verschwinden sehe, könnte ich einen Arionssprung zu Dir thun."

Auch diese letzte Hoffnung, entgegnete Theodor: ist uns abgeschnitten. Wir haben keine Schiffe zu besteigen, denn der Englische Admiral ist aus diesen Gewässern verschwunden, und keiner von Schills Boten hat ihn erreicht."

Julius Auge strahlte bei den Worten von einem Feuer, das weit von jener wahnsinnigen Gluth entfernt war, welche zuvor seine Erscheinung mehr als unheimlich gemacht hatte. „Wirklich, wahrhaftig?" preßte er aus den Lippen heraus: „Wir fliehen nicht?"

Wir können nicht fliehen, fiel Theodor ein: Dort verſchanzt ſich Schill zum letzten, — fürchterlichen, — entſcheidenden Kampfe. Der Feind rückt von allen Seiten heran, und in wenigen Tagen muß das gräßliche Blutbad beginnen, wenn Deutſchlands letzte Schaar aus Männern beſteht.

Julius riß plötzlich den Säbel aus der Scheide, und hielt ihn empor, indem er ſtarr in die Wolken blickte. Seine Worte zeugten von einer Exaltation, die nur aus einem zerſtörten Gemüthe kommen konnte. — „Es wird noch hell, einmal noch hell am Himmel! Deutſchland ſoll noch nicht untergehen. — War es vielleicht, daß Du uns verſuchteſt, ſo war die Verſuchung hart. Aber ſoll ich glauben, daß kein Ungefähr den deſpotiſchen Scepter ſchwingt, ſoll ich glauben, daß eine Vergeltung über den Wolken thront, ſoll ich glauben, daß Deine Gerichte nicht ausbleiben, die Frevler zu vernichten, ſo höre jetzt mit der Verſuchung auf, denn, bei dieſem Schwerte, Deutſchlands letzte Männer ſtehen zum letzten Entſcheidungskampfe ge-

rüstet. Ich glaube, daß Deine Allmacht unser geringes Häuflein die blutgierigen Heerschaaren kann überwinden lassen; aber wenn auch diese fruchtlos hingeopfert werden, dann ist Deutschland todt, und in allen Gauen des Vaterlandes kann Dein Ruf keine Männer zur Rache erwecken. Kinder mögen dann glauben an die Vergeltung, an Tugend und Vaterland, ich glaube an den blinden Zufall."

Er steckte den Degen mit Gewalt in die Scheide, sah noch einmal dem fortschwimmenden Leichname nach, und schwang sich dann auf sein Pferd. Theodor, tief erschüttert von dem Schwure, der furchterlichsten Herausforderung, folgte dem unglücklichen Freunde nach der Stadt.

Achtes Kapitel.

Die alten Wälle Stralsunds waren in kurzer Zeit wieder aufgewachsen. Was seinem Gebote zugänglich, wurde von Schill zur Vertheidigung der Stadt gezwungen. Nur wenige Tage hätte es noch erfodert, um die alte Festung wieder so zu verschanzen, daß sie, bei muthiger Vertheidigung, nur einer langwierigen Belagerung erlegen wäre. Das Ende sollte aber schneller herbeikommen.

Der Donner der Kanonen von allen Wällen der Stadt verkündete am 31sten Mai den Sturm der Feinde. Das Klein-Gewehrfeuer tönte näher und näher, und die ganze Gewalt des feindlichen Heerhaufens schien sich auf die eine Seite werfen zu wollen, wo aber Schills Kerntruppen und die starken Schanzen die Hoffnung der Stürmenden vereitelten. Aber immer mehr und mehr Punkte wurden dem Angriff

ausgesetzt, und die Husaren, die größte Stärke des Corps, mußten unthätig auf dem Markte halten. Der unglückliche Mann, welcher das riesenhafte Unternehmen begonnen, ohne ihm gewachsen zu seyn, sprengte von einem Theile der Stadt nach dem andern, um überall persönlich zu helfen; er versäumte aber deßhalb, mit dem ruhigen Blick des Feldherrn alle Punkte zu übersehen. „Muth, Muth! Es sind nur Holländer draußen, und vor denen wird doch ein Preuße nicht zagen!“ rief er aus, als er bei der Hauptwache am Markte vorbeiritt; aber Theodor, der hier befehligte, las in dem blassen Gesichte des geliebten Anführers und in dem schwankenden Sitze des geübten Reiters auf seinem Pferde, daß ihm selbst, wenn auch nicht der Muth, doch die Hoffnung ausgehe.

Das Krachen des Geschützes und das Peletonfeuer wurde immer stärker, und wildes Kriegsgeschrei schien beides übertäuben zu wollen. Schon fielen einzelne Musketenkugeln über die Wälle auf das Steinpflaster des Marktes, und Theodor verwünschte seinen Posten,

der ihm verbot, in dieser Stunde der Entschei-
dung zu fechten. Auch die ihm gegenüber auf-
marschirten Husaren drückten ihre Ungeduld auf
mannichfaltige Weise aus. Plötzlich tönte das
wildeste Schlachtgeschrei von einer Seite her,
wo bis dahin Alles ruhig geblieben war. Das
nur zubald bestätigte Gerücht, daß die Holländer
bisher nur Scheinangriffe gemacht, jetzt aber
mit ihrer ganzen Kraft gegen das noch wenig
verschanzte Kniepertthor andrängten, lief umher,
und Schill kam wieder auf den Markt mit
Blitzesschnelle zurückgesprengt. Sein Czakot
hatte sich auf den Hinterkopf zurückgeschoben,
sein Gesicht glühte. Theodor schickte einen Jä-
ger an ihn mit der dringenden Anfrage, wohin
er sich mit der Wache wenden solle? Der Un-
glückliche aber hörte ihn nicht, und rannte fast
einen Flüchtling vor seinen Augen um. Das
Schlachtgeschrei der Holländer war näher und
näher gekommen, und hatte sich mit dem Todes-
geheul der Verwundeten vermischt. Die Glok-
ken läuteten, das Klein-Gewehrfeuer knallte,
nur noch zuweilen vom Kanonendonner unter-

brochen, die Kugeln pfiffen von mehreren Seiten, und das Kreischen der Weiber tönte aus den verschlossenen Kellern und oben von den Böden der alterthümlichen Häuser herab.

Schill hielt vor der Front seiner Husaren. Er gab Befehle, aber man verstand sie nicht. Er sprach von Schwefel und Pech, vom Rathhaus und Magistrat. Einige legten es aus, er wolle die Stadt anzünden, Andere, und wol richtiger, es gelte nur eine Brücke abzubrennen. Alles aber war zu spät. Die Verschanzungen am Knieperthor waren erstiegen, und die eindringenden Feinde fanden nur in den engen Gassen von den sich in die Häuser werfenden Soldaten Widerstand. Schill befahl noch immer nichts. Da stürzten mehrere Rotten der Husaren, und ihnen voran Julius, aus der Reihe, und sprengten ohne Befehl in die Straßen, woher das Gemetzel scholl. Auch Theodor glaubte jetzt handeln zu müssen, statt mit seinen unter dem Gewehr stehenden rüstigen zwölf Jägern ein müßiger Zuschauer zu bleiben. Er wollte durch andere Seitengassen sich nach jenem

Thore durchschlagen, um wo möglich die dort noch immer Widerstand leistenden Freiwilligen zu unterstützen. Schon im Begriff um die Ecke zu biegen, hörte er fremde Trompeten schmettern; er sah einzelne Husaren aus der Gasse des Gemetzels zurückfliehen, unter ihnen seinen Freund, zugleich aber hieß es, die Engländer seyen gelandet und marschirten auf dem Marktplatze auf. Wirklich sprengten einige roth montirte Reiter aus dem engen Gäschen hervor. Hoch schlug das Herz des jungen Mannes von freudiger Erwartung, aber schon der nächste Moment sollte die Hoffnung wieder tödten. Die rothen Reiter hieben einen verwundeten Preußen nieder, — es waren Dänen, welche im Verein mit den Holländern das Kniepperthor erstürmt hatten.

Mehr und mehr drängten sich hervor. Schon zeigten sich hohe feindliche Officiere am Ausgange des Gäßchens, und der Tag schien entschieden, als Schill allein seinem Pferde die Sporen gebend, auf das Gäßchen zusprengte. Achtlos auf die schon empfangene Schußwunde,

trieb er sein Roß mitten in den feindlichen Haufen hinein. Blind hieb er mit dem Säbel um sich, und die vordersten Reiter wichen betroffen vor dem Verzweifelnden, welcher den ehrenvollen Tod suchte. So kam er bis zu dem Orte, wo die Generalität stand, und stürzte sich auf einen vornehmen Officier. Vom Säbel in die Brust getroffen, sank der General Carteret todt vom Pferde, und Schill rief ihm zu: „Bestelle drüben für mich Quartier!"

Weiter konnte er in dem von Soldaten dicht angefüllten Gäßchen nicht vordringen, er wandte sich daher um und sprengte über den Markt, auf dem das Gemetzel überhand genommen hatte, in die andere Seitengasse, durch welche Theodor sich eben mit den Seinigen gegen eine Compagnie Holländischer Jäger durchgeschlagen hatte. Als dieser eben in eine andere Quergasse einbiegen wollte, sah er weit hinter sich seinen Feldherrn allein, verwundet und auf dem nicht mehr von ihm gelenkten Pferde hin und her taumelnd in die eben verlassene Seitengasse reiten. Kaum aber war er

wenige Schritte vorgedrungen, als der Schuß eines versteckten Jägers ihn traf. Er sank vom Pferde an einem Brunnen nieder, und von allen Seiten sprangen die versteckten Feinde herbei, ihn vollends zu tödten. Theodor, übermannt von Unwillen und Schmerz, daß der kühne Heldengeist, der es unternommen, eine Weltherrschaft allein zu stürzen, so von Allen verlassen fast meuchelmörderisch umkommen solle, wollte zurück, um, wenn er auch nicht vermöchte ihn zu retten, doch, seinen Leichnam vertheidigend, zu sterben. Seine eigenen Leute hinderten ihn aber an der Ausführung dieses Vorsatzes, der ihnen Allen, ohne weiter zu nützen, bei dem Herandringen der Feinde auf der andern Seite unmittelbaren Untergang gebracht hätte. Sie zogen ihn daher halb mit Gewalt auf verschiedenen Nebengassen fort, bis sie vermittelst eines Durchweges glücklich an das Knieperthor kamen, wo noch immer, trotz dem, daß die Feinde hier eingedrungen waren, das Gemetzel wüthete.

Ein hoher Thurm an der Seite des Thores

war von den alten Verschanzungen der Stadt übrig geblieben. Aus dem Pulverdampf, welcher Freunde und Feinde umhüllte, ragte das Monument der Vorzeit hervor. Theodor faßte einen Entschluß, und führte ihn im nämlichen Momente aus; er stürzte sich mit seinen Jägern durch die Fechtenden hindurch und besetzte den Thurm, in dessen unterm Raume nur einige sterbende Preußen lagen. Schnell wurde das kleine Thor mit Balken und Steinen verrammelt, er vertheilte seine Leute an den unteren Schießscharten, und sprach zu ihnen: „Kinder, an Rettung ist nicht zu denken, Pardon erhält Keiner, die Galeeren oder die Kugel vor den Kopf erwartet uns, wenn wir lebendig gefangen werden. Es gilt nur, wie wir unser Leben am theuersten verkaufen. Betet, wenn Ihr könnt, und dann ziele Jeder gut und schieße nicht eher, bis er einen Feind, der es werth ist, auf's Korn genommen hat. Sterben müssen wir Alle, aber je mehr Feinde des Vaterlandes wir mitnehmen, um so leichter wird der Abschied seyn."

Alle jauchzten ihm Beifall, gelobten ſich nicht zu ergeben, und bis auf den letzten Mann Franzoſenblut zu vergießen. Theodor kletterte, nachdem er die Schießſcharten, ſo weit die Treppe des Thurmes ging, beſetzt hatte, über die morſche und hie und da zerbrochene Leiter bis auf die Zinne des Thurmes. Von hier überſah er das Blutbad weithin. Von allen Seiten waren Holländer und Dänen eingedrungen, in allen Straßen tummelten ſich die rothen Huſaren, die Anhänger Schills verkauften aber theuer ihr Leben, indem ſie aus Fenſtern und von den Böden herabſchoſſen und warfen. Wenige ergaben ſich. Indeſſen zeigte ſich von der andern Seite noch ein unermeßliches Heer der Feinde, welche nach und nach durch das Thor in die Stadt einſtrömten. Schon war der Thurm von allen anderen Schillſchen Häuflein völlig abgeſchnitten, die Beſatzung aber wirkte mehr als nachtheilig auf die Stürmenden, da dieſe ſämmtlich in einem geringen Raume bei demſelben vorüber mußten. Jeder Schuß traf, und jeder Schießende zielte nur auf einen Officier. Mit

starrer Mordlust sah Theodor dem Schauspiele zu und theilte seine Befehle ruhig aus, ohne zu wissen, wohin dieses Morden führen solle.

Während er über die Mauerbrüstung gelehnt auf die dicht an einander gedrängten Federbüsche und Bajonetspitzen herabsah, bemerkte er eine plötzliche Stockung, und darauf eine rückgängige Bewegung. „Was soll dies bedeuten?" rief eine ihm wohlbekannte Stimme, und er sah mitten im Gedränge einen Reiter, dessen Gesicht nur das Dupré's seyn konnte. Eine ungeheure Wuth ergriff ihn. Seinen Leuten befehlen, daß sie auf ihn zielten, würde den günstigen Moment vielleicht haben verloren geben lassen. Er brach deshalb einen losen Stein von dem Thurme ab, und schleuderte ihn auf den Verhaßten. Nur das Pferd Dupré's bäumte sich getroffen zurück, und der Blick des wider Willen aufgerichteten Reiters traf den Werfenden, wie er noch in aufgerichteter Stellung an der Mauerbrüstung stand. Theodor glaubte ein höhnisches Lächeln in dem Gesichte des Bösewichts zu lesen, ein anderer

Vorfall zog jedoch seine Aufmerksamkeit von diesem Gegenstande ab.

Das Gemetzel erneute sich in der Stadt. Säbel klangen, und die Einziehenden wurden plötzlich zurückgedrängt. Eine nicht unbedeutende Abtheilung der Schillschen Husaren stürzte durch mehrere Gassen auf das Thor zu, und hieb nieder was ihr in den Weg kam. Es gelang ihnen, die Feindesmasse auf einen Augenblick zu werfen, und mit dem Muthe der Verzweiflung schlugen sich die Meisten mitten durch die Sieger in's Freie. Theodor erkannte unter ihnen seinen Freund, er sah noch, wie er auf Duprè im Vorbeireiten einen kräftigen Hieb führte, laut rief er zu ihm hinunter: „Victoria, jenseits das Wiedersehn!" sank aber dann selbst, von einer Flintenkugel im Arme getroffen, zurück.

Auf die Entscheidung des blutigen Tages hatte das glücklich beendete Zwischenspiel keinen Einfluß. Noch während des Kampfes in der Stadt wurde die Pforte des Thurmes, welcher so vielen Feinden verderblich gewesen, erbrochen.

Die Jäger vertheidigten ſich, obgleich alle Patronen verſchoſſen waren, noch mit den Büchſenkolben und Hirſchfängern Schritt für Schritt auf der ſteinernen Treppe, und Ströme Blutes floſſen in dem Gemetzel. Immer weiter hinaufgetrieben, wollten ſie auch die Leiter nach dem obern Thurme erſteigen, ſie brach aber unter ihnen ein, und alle zwölf kamen nach einer verzweiflungsvollen Gegenwehr um. Theodor hörte in halb bewußtloſem Zuſtande das Gemetzel unter ſich. Er konnte aber weder den Seinigen helfen noch ſich ſelbſt, und erwartete in phyſiſcher Apathie ſein endliches Schickſal. Die Würger verließen jedoch, in der Meinung, Alles was im Thurme geathmet, getödtet zu haben, gern eine mit Leichen angefüllte Behauſung, welche auch in anderm Zuſtande nichts Lockendes darbot.

Noch war dem Verwundeten ein Schauſpiel, für ihn ſchrecklicherer Art, als die eben erlebten, aufgeſpart. Ein Schwediſcher Officier, der ſich erſt vor kurzem dem Freicorps angeſchloſſen, und das Kniepertthor muthig vertheidigt hatte.

hatte, war beim Sturme, verlaſſen von der gezwungenen Rügenſchen Landwehr, lebend gefangen worden. Ein ſchnell feſtgeſetztes Kriegsgericht hatte ihn zum Tode verurtheilt, und er ſank, an derſelben Stelle, wo er tapfer geſtritten, von mehreren Muſketenkugeln durchbohrt, leblos zu Boden. Alles dies ſah der Verlaſſene von ſeiner Höhe herab, er hätte gewünſcht, an der Stelle des Braven geſtanden zu haben, er wollte hinunterrufen, daß man ihn herabholen und ihm ein gleiches Loos bereiten ſolle; die Kräfte zu einem ernſten Entſchluſſe fehlten ihm aber eben ſowol, als die, um rufend in dem Getöſe umher verſtanden zu werden.

Zu der Erſchöpfung geſellte ſich Durſt und Hunger, und, was die körperlichen Leiden hundertfältig überbot, die troſtloſe Ausſicht auf die Zukunft. Bald ward er darüber mit ſich einig, jeden Gedanken an Flucht aufzugeben, und mit ſeinem Vaterlande zu ſterben. Die Höhe des Thurmes war ſo bedeutend, daß ein Sprung über die Zinnen ihm den gewiſſen Tod bringen mußte. Er wollte nur einen Augenblick aus-

ruhen, um ſich zu einem Schritte zu ſammeln, der, wenn er ihm auch nur ein werthloſes Daſeyn raubte, ihn doch auf immer von der irdiſchen Hoffnung, vielleicht auch von der auf ein jenſeits trennte. Seine Feldflaſche bot ihm noch einige Tropfen, die er gierig ausſog, und ſich darauf, den verwundeten Arm mit dem Taſchentuche umwindend, zur Ruhe, ſo gut es auf der Platte des Thurmes anging, niederlegte.

Neuntes Kapitel.

Die Stadt war, als die Nacht einbrach, völlig beruhigt; von den Vertheidigern lagen die meiſten verſtümmelt in den Gaſſen oder Häuſern, wenige waren entkommen, wenige gefangen. Patrouillen ritten durch die öden Straßen, und die Reiter konnten ihre Pferde oft nur mit Anſtrengung über die Leichname, welche die engen Wege verſperrten, fortbringen. Von den ſcheuen Bürgern zeigte ſich Niemand außerhalb der Häuſer, und auch von den feindlichen Soldaten vermied es jeder, den nicht die Pflicht hinaustrieb, über die blutige Wahlſtatt zu gehen. Dennoch eilte ein einzelner Mann, etwas vor Mitternacht, im Mantel verhüllt, und den Hut tief in's Geſicht gedrückt, vom Commandanturgebäude aus in der Richtung nach dem Knieperthore. Er vermied die Plätze und breiteren Straßen, und ging eilenden

Schrittes an der Schattenseite der Häuser, ohne, wie selbst viele raubere Kriegsmänner, vor den Leichen auszubeugen. Sein Fuß war vielmehr so fest, daß er über die Todten hinwegtrat, als wäre es irgend eine gewöhnliche Erderhöhung, die den ebenen Pfad unterbräche. Als er jedoch nicht umhin konnte, über einen freiern vom Monde beschienenen Platz zu schreiten, um in eine enge Gasse zu gelangen, wurde eine reitende Patrouille seiner ansichtig. Sie riefen ihm zu, stehen zu bleiben, da er aber auf diesen Ruf nicht achtete, sondern mit unverkennbarer Eil in die Gasse einbog, sprengten die Reiter ihm nach, und ereilten ihn da, wo es für ihn nicht möglich war sich zu verbergen. Der Vorderste faßte ihn am Kragen, in der Meinung, einen der flüchtigen Abenteurer, welche dem Blutbade entronnen, zu fangen; allein der Eingeholte riß sich stolz aus den Händen der Reiter los, zeigte sein militairisches Kleid unter dem Mantel, eine Karte aus seiner Brieftasche, und sagte dem Unterofficier einige Worte in's Ohr, worauf dieser ihn augenblicklich freiließ.

und ihm die einem Officier zukommenden Ehrenbezeugungen erwies. Der Wanderer eilte hierauf in der vorigen Richtung weiter.

Theodors Schlummer konnte seinem Geiste keine Ruhe bringen. Das Gemetzel erneuerte sich immer und immer wieder vor seinen Augen. Er sah Schill von feigen Verräthern niedergehauen, er stand nur wenige Schritte von ihm, und wollte ihm zu Hülfe eilen, aber er war mit den Füßen angewachsen, und mußte das Entsetzlichste vor seinen Augen ruhig geschehen lassen. Mehrere Male war er im Begriff, vom Thurme hinunter zu springen, aber von unten grinsete ihm die Hölle entgegen, wie er sich diese nur in den krassesten Vorstellungen der Kinderjahre gedacht hatte. Aus den brennenden Höllenpfühlen kam ein entsetzliches Gesicht mit immer veränderter Gestalt unaufhörlich zum Vorschein. Bald war es Dupré, bald Julius. Beider Züge schienen in eins verschmolzen. Er hatte sich oft schon so weit über die Zinnen vorgebeugt, daß er glaubte fallen zu müssen, dann kralite er sich mit aller physischen Anstren-

gung wieder feſt, und erwachte dabei auf Momente, um zu ſehen, wie er mit beiden Händen die Steine, auf denen er lag, ſo feſt angefaßt hatte, als ſey er wirklich im Hinunterfallen begriffen geweſen. Bald ſchlummerte er jedoch, zurückgeſchreckt von dem mit zerriſſenen Wolken unfreundlich bedeckten Himmel über ihm, wieder feſt ein, um neue Geſtalten zu erblicken.

Es war eine entſetzliche Finſterniß über die ganze Erde ausgebreitet; Ungeheuer, wie ſie nur Dichterphantaſie im Chaos ſich mahlte, grinſeten überall; die Menſchen lagen wie vom Alp gedrückt danieder, Geiſt und Körper ſchien erſchlafft, als hätten ungeheure Blutigel, die ſich umherwälzten, jede Kraft ihnen ausgeſogen. Unter den in Todesſchlaf Verſunkenen erblickte er ſich ſelbſt. Auf einem gothiſchen Kirchhof lag er todtenbleich an einem offenen Grabe. Der Leichenſtein lag daneben. Es ſchien, als habe man bei der Menge der Geſtorbenen nur vergeſſen ihn in das Grab hineinzuſtoßen. Aber plötzlich wurde es im Hintergrunde heller und heller. Ein Licht von wunderbarer Klarheit

ging auf, und bald ſtand die hohe gothiſche Kirche mit den vielen kühnen Strebepfeilern und dem Kreuz auf der Spitze völlig verklärt von dem hinter ihr höher und höher aufſteigenden Glanze. Die matten Geſichter der Schlummernden belebten ſich, ſobald der Strahl auf ſie fiel. Die Todten regten ſich allmählig, ſie warfen die halbaufgerichteten Leichenſteine unwillig fort, und das Gewürm, das ſich dahinter bisher verborgen, floh lichtſcheu davon. Er ſah, wie ſich auch ſein Abbild regte, wie es, beſchienen vom wunderbaren Strahle, ſich danach aufzurichten verſuchte, aber eine ſchattige Geſtalt trat hinter ihn, und zog ihn mit Gewalt zurück, indem ſie, gleich einem böſen Dämon, ihre finſtere Hand auf ſeine Schulter legte. In dem Augenblick glaubte er es ſelbſt zu ſeyn, der auf dem Kirchhof ſchlummere, er fühlte den Druck auf ſeine Schulter, wollte ſich, ärgerlich darüber, losreißen, und erwachte.

Der Druck auf ſeine Schulter war nicht bloßer Traum. Neben ihm auf der Spitze des Thurmes ſtand ein großer Mann, und während

ein ſchwacher Mondenſtrahl auf ſein Geſicht fiel, erkannte er Duprè. Noch glaubte er zu träumen, ſeine Lage war zu wunderbar. „Fort, fort! hölliſcher Geiſt!“ war Alles, was er hervorzubringen vermochte. Nach einigen Momenten ruhiger Sammlung, und als ſein Auge auf die nur halbbeleuchteten Schreckensſcenen unter ihm umhergeblickt hatte, wurde er ſich zwar bewußt, zu leben und zu wachen, Duprè's Erſcheinung neben ihm glich aber noch immer allzuſehr einem Phantom, das auch einem Geſunden Schrecken einjagen kann. Endlich nahm er ſich zuſammen, und redete ihn an:

„Biſt Du das Ungeheuer leibhaftig, lebendig, das ich in Dir zu ſehen glaube, was zauderſt Du dann, was ſtarreſt Du mich mit Blikken an, fürchterlicher für mich, als die Mündung der Gewehre? — Ich bin es, ich leugne es nicht, ein glühender Freund der Freiheit, des Vaterlandes, des unglücklichen, ermordeten Helden. Laſſen Sie mich in Ketten werfen, zum Pfahle Ihrer Henker ſchleppen, oder ſtürzen Sie mich gleich von hier hinab.“

Sie ſcheinen im Wundfieber zu liegen. Aber ich bitte, findet die Vernunft irgend bei Ihnen Eingang, leiſer zu ſprechen, damit die Wachen unten es nicht hören.

„Menſch, ich fürchte nichts mehr. Sind Sie es, oder trügt das Auge, Sie — der als Dupré wie der böſe Feind an meiner Seite ſchlich, das Gift ſeiner Irrlehren mir einblieſs, der Mann ohne Religion, ohne Vaterland, ohne Glauben an Menſchlichkeit und Tugend."

Dupré iſt mein Name, erwiederte der Andere: und ich erinnere mich mit Vergnügen unſerer Cameradſchaft.

„Der kein Camerad war, die Schlange in unſerm Buſen, der Verräther an unſerer guten Sache, Sie, der als Spion des Feindes uns belauſchten, als ſein Agent uns irre führten, Sie, der gegen Bürger und Bauer frevelten, um unſern guten Namen zu ſchänden —"

Der nämliche, es war nur nicht viel zu belauſchen.

„Sie," fuhr Theodor heftiger fort: „der gottvergeſſen alle Geſetze der Menſchen und des

Himmels zugleich übertraten, durch Morden und Sengen ihren Begierden fröhnten, Gott, Vaterland, Recht, Tugend, ja mich selbst in derselben Stunde verriethen, wo ich Ehre und Leben auf das Spiel setzte, Sie zu retten." —

Ja, entgegnete Durvé lächelnd: ich nahm Ihren Beutelklepper mit, um schneller zu entkommen.

„Und Du wagst noch darauf zu trotzen, Ungeheuer?"

Ich komme, um einen Versuch zu Ihrer Rettung zu machen. Wohl bemerkte ich Sie beim stürmischen Einzuge hier auf dem Thurme, und wußte recht gut, daß ich Ihrer Güte den Kiesel verdankte, der mein Pferd geblendet hat. Zwar hörte ich nachher, die ganze Besatzung des Thurmes sey niedergehauen, hielt es indessen doch für Pflicht, nach meinem alten Cameraden noch einmal mich umzusehen, zumal da es möglich war, daß Sie auf der Platte des Thurmes unbemerkt wären liegen geblieben. Sie sehen, meine Vermuthung hat mich nicht getäuscht, und ich komme, Ihnen meine Hülfe anzubieten.

„Laſſen Sie mich ruhig ſterben.“

An der Fleiſchwunde am linken Arme?

„So ſchleifen Sie mich hinab zum Richtplatze, und wenn irgend ein Funken von Barmherzigkeit in Ihnen iſt, ſo beſchleunigen Sie das Blutgericht.“

Dupré ſetzte ſich neben den Liegenden in eine der obern Schießſcharten, und wollte Theodors Wunde unterſuchen. Dieſer riß ſich aber von ihm los und drehte ihm ſeinen Rücken zu. Dupré ließ ſich dadurch nicht ſtören.

Alſo mit dem Namen Ungeheuer habe ich die Ehre titulirt zu werden? Eine neue Benennung! — Er lächelte. — Doch, zum Ernſte zurückzukehren, wo denken Sie hinzuflüchten, wenn es gelingt, Sie aus der Stadt zu entführen, damit ich meine Maßregeln nehmen kann.

„Ich wiederhole es Ihnen ſehr ernſt,“ ſagte Theodor: „daß ich die Vorſchläge eines Frevlers wie Sie, nur für bittern Hohn oder für neue Fallſtricke halten kann.“

Das heißt, nach Ihrem Sprichwort, an mir iſt kein gutes Haar? — Seltſam, ſchon

weit über zwanzig hinaus, und dennoch iſt es, als hätte mein Freund erſt die Kinderſchuhe ausgezogen. Mahlen Sie mir einen Böſewicht mit ſo gräßlichen und grellen Farben, als Ihre romantiſchen Dichter ſie verſchwenden, ich wette meinen Kopf, an dem Popanz wenigſtens drei gute Eigenſchaften aufzufinden; aber an mir wäre es Sünde, auch nur eine einzige zu entdecken, weil ich den höchſt und allein heiligen Deutſchen Enthuſiasmus etwas perſifflirte, weil ich dem angenommenen Syſtem auf alle mögliche Weiſe diente, weil meine Moral nicht der jener unſterblichen Schaar ähnlich ſah, und ich meine Feinde aus vollem Herzen haßte, darum bin ich ein ſo grundſchwarzer Böſewicht, der, wenn er ſich zum Verdauungsſchlaf auf's Sopha niederſtreckt, und wenn er eine Stecknadel auflangt, nach einem böſen Plane handelt und etwas heimtückiſches erſinnt. Gott, welch ein mühſames Leben hätte ein ſolcher raffinirter Böſewicht zu führen, der in jede ſeiner Handlungen Abſicht bringen müßte. Sie glauben mir nicht, mein Freund, daß ich es gut mit

Ihnen meine, und Sie haben recht: wenn es gälte mich für Sie erſchießen zu laſſen, da würde die Freundſchaft aufhören. Jetzt gilt es nur, für einen geleiſteten Dienſt einen andern zu erweiſen. Sie retteten mich vor dem Strang, ich will das nämliche für die Kugel und Galeere thun.

„Die Dankbarkeit übt alſo doch ihre Macht auch auf Ungeheuer aus?"

Wäre mir auch ein anderer unglückſeliger Hafenfuß und entlaufener A B C Schüler in die Hände gerathen, ich wüßte nicht, weßhalb nicht eben ſo auch an ihm Gnade für Recht auszuüben? Ich durſte nicht nach Blut, habe keine höhere politiſche Rückſichten, und fände es am angemeſſenſten, alle die gefangenen Helden durchzupeitſchen und nach Hauſe zu ſenden. Es war ein alberner Kinderſtreich; der unvergleichliche Heros hat ſeine Züchtigung empfangen, und die Welt ſieht, wie alle Thorheit auslaufen muß.

Theodor knirſchte mit den Zähnen und richtete ſich auf. Dupré faßte ihn mit einer ſonſt

nicht gewöhnlichen Feierlichkeit am Arme und sagte:

„Glauben Sie noch, daß der große Mann, der größte, den die Welt gesehen, der mächtigste Fürst, der je herrschte, der Republiken zerbrochen und Königreiche niedergetreten, an dem alle Kraft sich versucht hat, um ihre Nichtigkeit darzuthun, glauben Sie noch, daß eine Verschwörung der kleinlichen Seelen, die ihn nicht begreifen können und wollen, gegen den Riesen etwas ausrichten kann? — Sie glauben ja an eine Vorsehung; wohlan, sind Sie denn blind, nicht zu sehen, wie selbst die todte Natur dem Mächtigen dient zu seinem großen Zwecke? Alles hat man gegen ihn aufgeboten, von den Vorurtheilen bis zur Vernunft, und, wie ein matter Pfeil vom Stahl, sind die stärksten Geschosse abgeprallt. Zählen Sie die Reiche, deren verwegenes Auflehnen nur ihnen selbst den Untergang brachte. Von den Säulen des Herkules bis zur Newa kann er offen gebieten, und sein Wille wirkt in den Divans. In wenigen Jahren ist das Inselvolk, das in thöri-

gem Widerſtand ſeine letzten Kräfte aufzehet, vernichtet. Den Millionen, denen er gebietet, kann keine menſchliche Kraft mehr widerſtehen, und es fragt ſich allein, wohin ſein Wille ihre dienenden Arme richtet zu dem ſichern Siege? Zweifeln Sie noch, nachdem Italien, die Schweiz, Holland, Spanien, das ganze Deutſchland gefeſſelt ihm dienen und das ferne Rußland vor ihm zittert, an der Weltmonarchie?"

Ich zweifle nicht, erwiederte Theodor: daß Deutſchland vernichtet iſt, daß die Vorſehung nach ihren unbegreiflichen Rathſchlüſſen das Ungeheuer wachſen ließ, das Alles was uns heilig und theuer war, zertritt, verſchlingt; ich zweifle nicht, ich weiß es, daß mein Vaterland ſich nie mehr aus den Trümmern ſeiner alten Herrlichkeit erheben wird, und alles übrige iſt mir gleichgültig.

„Bravo!" ſagte Duprè: „mehr wollte ich nicht. Kommt der trotzige Bube erſt zum Geſtändniß, daß Feuer brennt wenn er den Finger in's Licht geſteckt hat, ſo thut er es nicht wieder, und lernt am Ende auch den Nutzen

des Feuers kennen. Daß es der große Sieg des Geistes, der Triumph des Menschen über allen Aberglauben iſt, den wir in Napoleon feiern, das iſt hier nicht der Ort Ihnen auseinanderzuſetzen, und über lang oder kurz werden Sie Ihre Verblendung ſelbſt verwünſchen. Ich frage Sie jetzt — ob Sie meiner Leitung ſich überlaſſen wollen?"

Ich habe keinen Willen mehr, entgegnete Theodor.

„Vortrefflich! — Ich ſchaffe Sie aus der Stadt heraus. Mit einem falſchen Paſſe kehren Sie nach der Altmark zurück; dort — nun ſchlägt Ihr Herz etwas höher? — erwartet Sie der Präfect, ein vernünftiger Mann und die Tochter des Präfecten. Bei einigermaßen vernünftigen Grundſätzen, wenigſtens Aeußerungen von Ihrer Seite, kann es Ihnen nicht ſchwer fallen, in der Pflanzſchule des künftigen Weltreiches, bei der Weſtphäliſchen Regierung eine vortheilhafte Civil-Anſtellung zu erhalten. Wer dort nur einmal feſtſteht, ſteigt auch, wenn er nichts thut, mit dem Reiche, und Sie können

dabei Ihre barmherzigen Ansichten für das hochherzige Deutsche Volk ausüben."

Nie, nie! — führen Sie mich lieber zu Ihren Fleischerknechten.

„Also noch immer der noble Karl Moor? — So lassen Sie die glänzenden Aspecten fahren. Die schöne junge Dame, offenherzig gestanden, scheint mehr für den Helden zu fühlen, als der Held für die Schöne. Man kann Ihnen ein häusliches, gemächliches Glück bereiten."

Verflucht der Weichling, schrie Theodor auf: der, wenn die Ehre des Vaterlandes dahin ist, ein gemächliches Sclavenleben auf dem Boden seiner Väter führen mag, wo jeder Stein, der älter als er ist, ihn an seine Schande erinnert. Verflucht der Mann, der ein Deutsches Weib als Gattin umfängt, um dies Sclavengeschlecht fortzupflanzen. Fort will ich, und nie mehr den Fuß auf einen Boden setzen, der nicht mehr frei ist. Fort will ich, weit hinweg, so weit meine Füße mich tragen, um niemals Deutschland wiederzusehen.

„Dacapo! das geht, als wären Sie Ihr

heißer Freund. Wenn deſſen Paroxismus ſich in gleichem Maße geſteigert hat, ſo muß dem edlen Ritter die Sprache jetzt ausgegangen ſeyn. Aber, Freund, in die weite Welt hinaus habe ich Ihnen keine Päſſe zu geben. Gelänge es auch, Sie nach Rügen hinüber zu ſchiffen, wo noch Fetzen Ihres Corps herumlaufen, ſo dürfte unſer Rachefchwert Sie früher ereilen, als ein Engliſches Schiff herbeikäme, um die theuren Reſte der letzten Deutſchen aufzuladen."

Schaffen Sie mich, wenn es Ihr Ernſt iſt, nur aus der Stadt, und dann überlaſſ' ich mein werthloſes Leben dem Schickſal.

Dupré hatte indeſſen die leichte Fleiſchwunde des jungen Mannes verbunden, ihm eine Feldflaſche zur Erquickung gereicht, und Beide ſtiegen und kletterten nun behutſam die zerbrochene Thurmtreppe hinab. Der Mond ſchien nur ſchwach durch die Schießſcharten, um ſtellenweiſe den Wahlplatz des Gemetzels zu beleuchten. Bei jedem Schritte trat Theodor auf eine Leiche, ohne zu wiſſen, ob es Freund oder Feind war, und wenn er die zerhauenen Ge-

fichter, die dicht auf einander gedrängten Körper in jenem Scheine erblickte, konnte auch er, der vor wenigen Minuten noch gegen jeden Schreck ſich abgeſtorben glaubte, zuſammenſchaudern. Die Nacht hatte der Leichenplünderung Einhalt gethan, daher konnte Dupré noch der Leiche eines erſchoſſenen Franzöſiſchen Grenadiers den grauen Mantel ausziehen, um Theodor unkenntlich zu machen. Zu ſeiner gänzlichen Verkleidung fanden ſich bald die anderen Utenſilien zuſammen, und der Deutſche ging mit Franzöſiſchem Gewehr und Czakot hinter Dupré her, welcher jetzt die feindliche Officiersuniform nicht ſo ängſtlich als früher unter dem Mantel verbarg. Wie patrouillirend ſchritt der letztere auf den Wällen hin und her, befragte die Schildwachten, beſichtigte die Poſten, und Theodor mußte herzklopfend mitten unter ſeinen Feinden ihm folgen. Endlich trat er zu einer Nebenpforte aus dem Walle hinaus, und Theodor glaubte eine Laſt von ſeiner Bruſt gewälzt zu fühlen, als die Schildwacht die Pforte hinter ihm zuſchlug, obgleich er ſich den Grund

des behaglichen Gefühls noch nicht einzugeſtehen wagte.

Als Beide, im Schatten einiger Hecken, ſich von der Stadt entfernten, fragte er den Begleiter nach ſeines Freundes Schickſal. Der Ton der Antwort zeigte ihm indeſſen, hätten es auch nicht die Worte gethan, daß dieſe Erinnerung wenig dazu beitragen konnte, ihn in der Gunſt des Franzoſen zu befeſtigen. „Gehängt wird er, ſo wahr ich Dupré heiße, wenn ich ihn in meine Hände bekomme.“ Theodor glaubte durch die Nacht Dupré's Augen voll Ingrimm leuchten zu ſehen, und hielt es nicht für gerathen, das Geſpräch über dieſen Gegenſtand fortzuſetzen.

Ungefähr zehn Minuten von der Feſtung entfernt, hielt Theodors Führer an einem ſchattigen Orte an. „Weiter darf ich mich nicht entfernen, ohne Verdacht zu erregen. — Hier geht der Weg zum Meere, wo mancher Abenteurer die Ueberfahrt nach Rügen verſuchen mag. — Der Geiſt der Klugheit geleite Sie.“

Theodor konnte sich nicht enthalten, seine Hand zu drücken; ihm zu danken, mochte er sich nicht überwinden. Dupré aber redete ihn beim Scheidedruck mit feierlicher Stimme an. Sein kalter, schneidender Ton bekam Wärme, als er sprach: „Junger Mann, der Geist der Klugheit leite Sie! Wohin denken Sie zu fliehen, daß unsere goldenen Adler Sie nicht ereilten? Thöriger! und pilgerten Sie durch Rußlands Steppen bis zu beiden Indien, es braucht nicht vieler Jahre, daß unsere Legionen sie aus den Höhlen des Ganges verscheuchen. Die ganze Erde wird ihm unterthan, ihm, dessen Arm schon jetzt weiter reicht, als jemals der eines Sterblichen. Wir sehen uns wieder, im Osten oder im Westen, und so gewiß ich ein Mensch von Fleisch und Blut bin, sind dann einem Blinden die Augen aufgegangen."

Schnell kehrte er um, seine Gestalt verschwand im Dunkel der Nacht, Theodor aber starrte ihm nach, wie der Ossianische Held, wenn ein Geist vor ihm im Nebel verschwunden ist. Dann rief er gleichsam ihm nach:

„Er mag daher kommen wie die Landplage über alle Länder; ich huldige ihm nicht. Einen Schlupfwinkel wird doch die weite Erde bieten, wo ich meinem Grame leben kann, bis er mich aufgezehrt hat."

Zehntes Kapitel.

Beim nächtlichen Umherieren ſtieß Theodor auf mehr als einen Flüchtling, welche ihm Nachricht brachten von dem kühnen und mit ſo glücklichem Erfolge gekrönten Unternehmen des Reſtes der Schillſchen Huſaren. Nachdem ſie, kaum dreihundert an der Zahl, ſich aus der Stadt durchgehauen, ſtellte ſie ihr eben ſo beſonnener als kühner Anführer auf der Ebene wie zum Treffen auf, und erklärte, zum capituliren aufgefodert, ſich nur unter der Bedingung bereit, die Feindſeligkeiten einzuſtellen, wenn man ihm freien Abzug mit Waffen und Pferden zugeſtände. Als die übermächtigen Feinde natürlich zögerten dieſe Bedingung zu gewähren, gab er, wie ein Sieger, ihnen wenige Minuten Bedenkzeit, nach deren Ablauf er einzuhauen befehlen würde. Die Keckheit

hatte gesiegt, und der feindliche General den freien Abzug unter der Bedingung zugestanden, daß der Anführer den Trupp in das Preußische Gebiet zurückführe, welchen Vertrag man auch treu gehalten hatte.

Theodor freute sich, daß Julius geborgen war, wie schmerzlich auch das Gefühl ihn übermannte, nun allein geächtet umher zu irren. Bald erkannte er jedoch seine Täuschung. Als er am grauenden Morgen zu einer öden Stelle des Meeresufers gelangt war, sah er einen Mann einsam auf einen Stein gestützt am Boden liegen. Tonlos sang er die Strophen eines Liedes ab, das er selbst einst in den Stunden der Begeisterung und des Unmuthes gedichtet hatte. Der Sänger war kein Anderer als Julius; aber seine Stimme verrieth jetzt weder Begeisterung noch Unmuth, sondern es schien nur, als recapitulire er sich in der Form des Liedes, was er einst gefühlt und gedacht hatte. Nur bei den letzten, Theodor unbekannten Strophen, welche Julius vermuthlich zugesetzt hatte, wurde die Stimme bewegter, und

es

es ſprach ſich eine bittere Verzweiflung aus. Der Geſang lautete:

Was bebt das alte Deutſche Land?
Tobt ein Orkan vom Norden?
Brach ein Veſuv am Rheine aus?
Nein, es ſind Feindes Horden.

Die Fürſtenkronen fallen ab,
Das Reich verlor den Kaiſer;
Die Scepter ohne Mark und Macht,
Schwach wie Hollunderreiſer.

Die alten Häuſer ſtürzen ein,
Es ſtürzt der alte Glaube,
Und alles was uns heilig war,
Es wird dem Feind zum Raube.

Sie wühlen alte Gräber auf
Und plündern unſre Väter,
Die Männer, die noch Männer ſind,
Die ſchelten ſie Verräther.

Wo ſchliefen denn die Völker all?
Wo träumten denn die Fürſten?
Sah man die alten Krieger nicht
Nach Frankenblute dürſten?

Das Raubgeſindel ſprach zu uns:
Beugt Eure ſtolzen Nacken;
Sie aber waren klug und fein,
Und zeigten ihm die Hacken.

Und wurden nicht durch Hornesklang
Die Söhne all entboten?
Wohl tonte der Drommetenklang,
Doch weckt er nur die Todten.

Auf alten Leichensteinen ſah
Man Heldengeiſter ſitzen,
Die Söhne thaten fein daheim
Sich Federkiele ſchnitzen.

Die Pauke wirbelte durch's Land,
Es kam kein Menſch gelaufen:
Ein Bärenführer trommelte,
Da ſtrömten ſie in Haufen.

Die Geiſter ſchwangen unmuthsvoll
Sich auf Geſpenſtermähren,
Und ritten aus dem Vaterland,
Nie mehr zurückzukehren.

Es ſauſ'te wie Octoberwind,
Durch Heid' und Forſt von Binnen,
Da hörte man die Heldenſchaar
Ein Klagelied beginnen.

„Weh über unſer altes Land!
Fluch unſerm eignen Stamme.
Die Enkel erbten nicht den Muth,
Nur ihrer Väter Namen.

Nicht Söhne ihrer Väter ſind's,
Baſtarde ſind's von Aſen.

Sie ſchleudern, eh' man riecht den Feind,
Schon fern von ſich die Waffen."

Saht Ihr ſie durch die Lüfte fliehn?
Sie ſchwangen alte Fahnen.
Wo man nicht ihre Särge ſchützt,
Da weilen nicht die Ahnen.

Folgende Verſe ſchien die augenblickliche Begeiſterung der Verzweiflung Julius eingegeben zu haben:

Was lachſt du Sonne, Mond und Stern,
Die Welt iſt abgelaufen;
Wir wollen andre Namen uns
Und andre Ehre kaufen.

Die Sonne lacht uns oben aus,
Daß wir ſo thörig waren,
Und daß es giebt kein Strafgericht,
Erſt jetzt ſo ſpät erfahren.

Zuchelßa: Sonne, Mond und Stern,
Wir wollen klüger werden,
Und nun, da Scham und Schande wich,
Recht luſtig ſeyn auf Erden.

Als er fertig war, ſprang er auf, und Theodor gewahr werdend, rief er ihm zu: er käme zur rechten Zeit, das brillante Schauſpiel

mit anzusehen. Da er das Seitengewehr herauszog, glaubte dieser nicht anders, als daß es einen Selbstmord gelte. Er mochte und konnte in dem Augenblicke einen solchen Schritt nicht hemmen, dagegen wollte er dem Fremde ernste Vorstellungen machen, die entscheidende Wichtigkeit der That nicht zu vergessen. Kaum aber hatte er seine Vermuthung geäußert, als Julius laut auflachte und ihm in die Rede fiel:

„Selbstmord! — Wer denkt an Selbstmord, wenn nichts weiter verloren ist, als die Ehre? Ich will das lustige, schöne Leben nun ganz frei haben, und darum die lumpigen Anhängsel der Ehre umbringen. — Das ist mein Schwert — ich hatte geschworen, damit nur dem Vaterlande und der Ehre zu dienen, und nicht eher heimzukehren, als bis es siegend Feindesblut getrunken. Ein alberner Schwur; weil der an dem alten Eisen klebt, kann ich es zu nichts mehr brauchen, und deshalb Ade." — Er setzte die Spitze in die Höhlung eines Steines, bog es, stemmte den Fuß dagegen, und zerbrach die Klinge mit großer Anstrengung in

zwei Stücke. Dann fuhr er fort, und seine Stimme verrieth oft das Hervorbrechen der durch den kalten Hohn nur unterdrückten Wuth und Leidenschaft.

„Ich habe sechszehn Ahnen, und noch mehr — ich rief sie alle an, und mein reiner Adel sollte mich anfeuern im Gemetzel gegen die Hunde. Besiegt, beschimpft, flüchtig, so kann ich ihnen doch keine Ehre bringen? Wenn mein uralter Name am Galgen hängt, so müssen sie sich in den Särgen umkehren. Nein, das sollen sie nicht, ich streiche mich selbst aus ihrer langen, würdigen Reihe aus. Geschändet, geschändet ist die Vorwelt durch ihre Enkel — wir haben nichts mit ihr zu schaffen, wir sind Bastarde. Wir leben in das Leben hinein, und der Vortheil ist unser Gott. Die graubärtigen Männer von Rückwärts haben, wollen wir uns nicht auf sie stützen, auch nichts von uns zu fodern, deshalb, mein werther Freund, wollen wir das Band zerreißen, das uns an jene ehrenwerthen Herren knüpft. Der Adel, was ist mein Adel, was ist Dein Adel? Er hindert

uns am Bonetten Stehlen und Beutelſchneiden, das uns vielleicht das Kreuz der Ehrenlegion verſchaffte. Das iſt albern. Wollen wir in's Meer ſpringen, wie die beiden Fähndriche nach der Schlacht bei Jena? — Beſter Mathematiker, dein Schluß iſt logiſch falſch, denn wir haben keine Fahnen, wir ſind ſchon geächtetes Lumpengeſindel, und das Gerathenſte iſt, unſere verſchimmelnde Waare, ſo ſchnell es geht, loszuſchlagen."

Er riß hierauf den Ring vom Finger, auf welchem ſein Familienwappen kunſtvoll geſtochen war, legte ihn auf eine Steinplatte, und ergriff einen großen vom Meere abgerundeten Kies, den er einige Male mit ſolcher Gewalt auf die Steinplatte niederwarf, daß das Gold des Ringes breit gedrückt und der Carniol zerſplittert wurde. Die geſammelten Stücke des letztern ſchleuderte er in das Meer.

„Victoria, Herr Bruder! — Jetzt bin ich würdig des Lumpenpacks, ein Freiherr eigener Art. — Mach' es mir nach. — Es koſtet nur den Entſchluß. Die Welt liegt offen. Alle

Rückſichten ſind verbannt, und der Weg zum Glück hat keine Gränze."

Unſeliger, entgegnete ihm Theodor: ich hoffte, Du wäreſt mit den Glücklichen zurück in's Vaterland entkommen. Du brauchſt einer Pflege, eile ihnen nach.

„Ich habe mich von ihnen losgeriſſen, weil ſie Pardon genommen. Damals galt es noch, die Ehre vertheidigen. Jetzt habe ich keine Ehre und kein Vaterland mehr, und ich rufe mit Fähndrich Piſtol:

Es iſt die Welt denn meine Auſter,
Die mit dem Schwert ich öffnen will."

Er hat den Verſtand verloren! äußerte Theodor für ſich, aber Julius griff das Wort auf.

„Den Verſtand!" rief er heftig aus, und faßte den Freund an der Bruſt, daß ihm peinlich zu Muthe ward. „Wenn Du das Verſtand nennſt, den Glauben aus der Ammenſtube an den regelrechten, moraliſchen Gang der Welt, wo, wie mein Paſtor ſagte, auf jede gute und jede ſchlechte Handlung innerhalb vier und zwanzig Stunden bis höchſtens ſechs Wo-

chen die Strafe und Belohnung folgen muß, — ja den Verſtand hab' ich verloren. Bruderherz ſieh, ſieh — ich habe es ja mit meinen eigenen Augen geſehen wie ſie damals in unſer Schloß drangen. Die Tapeten riſſen ſie nieder und die Fenſter ſtießen ſie ein, — warum nicht? Das konnten ſie Jedem thun, Tapeten und Fenſter ſind Freigut. — Aber ſie hieben mit dem Säbel die alten Bilder meiner Ahnen in Stücke, das konnten ſie nicht Jedem thun, denn nicht Jeder hat Ahnen. Sie brachen die Familiengruft auf — heiliger Gott, ſie plünderten die Todten. Da hielt ich mich nicht mehr — ich war nach der Jenaer Schlacht zurückgekehrt — ich packte mit dem geſunden Arm die eine Beſtie, und ſtieß ihn auf das Pflaſter — jetzt, Bruderherz, darf ich's ſagen, denn ich habe keine Ehre mehr — ſie ſchlugen mich. Blut, Blut, ſchrie ich, dachte ich, träumte ich ſeitdem. Der Wein, den ich trank, war Blut, jedes Glas ein Gelübde der Rache. Sieh, Bruder, und die Rache blieb aus. Keine Blitze, kein Erdbeben! Männer ſtanden auf — ſie erlagen. Sieh nun

das große Chaos der Bestialität. Wer soll ferner glauben, wer Muth haben, wenn er sieht, wie nur Büberei zu Ehren kommt. Giebt es, sprich, kann es ein größeres Elend geben, kannst Du Dir eine Schmach denken, größer als unsere? — Nein, der Bettelstanz ist unser geschickter Lehrmeister, es waren alberne Träume. Nun steht nichts mehr in der unendlichen Nacht auf, Castraten sind die besten Männer, und den Andern verreden, vergeben, ihm ein Bein unterschlagen, sind die Heldenthaten der kommenden Geschlechter. Ich wollte, die Zeit käme bald, wo sie auch unsere Sprache verlernt haben."

Deine Braut, Julius?

„Braut, Himmel, Gott, Vaterland — Alles verscherzt. Zähl' mir die hübschen Mädchen in der Welt — je frecher das Leben wird, je schöner sie. In jedem Land vor uns ist jede unsere Braut, hinter uns keine."

In dem Augenblicke fiel in einiger Entfernung ein Schuß. Julius starrte auf. „Das Signal! Ich muß fort."

Wohin, ich bitte dich?

„In die weite Welt. Willſt Du mit?"

Willſt Du nach Rügen hinüber?

„Was nutzt uns die arme Inſel! Bruderherz, der tollkühne Francois hat zwei kleine Kauffarteifahrer aus Stralſund gekapert, verwegene Leute ſind drinnen; keiner ergiebt ſich, weder dem Franzoſen, noch dem Dänen und Preußen. Die freiſten Männer von der Welt. Vor der Hand kapern wir etwas in der Oſtſee. — Sie ſchießen ſchon zum zweiten Male. Willſt Du?"

Dieſen Widerſtand halte ich für thörig und widerrechtlich.

„So bleibe ſelbſt ein Thor — und wollteſt Du mir den Himmel aufſchließen, ich kann nicht länger warten."

Es ſchoß zum dritten Male, Julius preßte Theodor noch einmal heftig an's Herz, und ſtürzte fort mit den Worten: „Auf nimmer Wiederſehn."

Von einer kleinen Anhöhe ſah der Zurückbleibende den Freund, nachdem er athemlos das

Ufer erreicht hatte, ſich in's Waſſer ſtürzen, um der ſchon abſegelnden Schaluppe nachzueilen. Glücklich ereilte er ſie, und die Schaluppe mit ihm die beiden Schiffe, welche bei günſtigem Winde nordöſtlich davonſegelten.

„Lebe wohl!" rief er aus, als die Segel für ihn endlich verſchwanden. „Du ſtürmſt, um deinem Verderben zu begegnen; ich will es ruhig erwarten, weil ich weiß, daß keine Abwehr und keine Hülfe für unſer gemeinſames Leiden möglich iſt; das iſt der Unterſchied zwiſchen uns. — Aber ich habe einen Troſt mehr. An einem andern Orte werden wir uns wiederfinden, und dann wiſſen, weshalb wir hier ſo ungerecht leiden und in ſo troſtloſem Zweifel von der Welt ſcheiden mußten."

Eilftes Kapitel.

Rügen, das letzte Deutsche, von den Franzosen noch nicht besetzte Eiland, immer vor Augen habend, schlenderte Theodor, unschlüssig was er unternehmen solle, am Strande des Sundes entlang. Sehnsüchtig blickte er hinüber nach den westlich hervorragenden Bergen von Hiddensö, nach Mönchguts Hügelketten zur Rechten, und nach dem freundlichen Waldberge der kleinen Insel Wilm. Von einzelnen Höhen herab entdeckte er wol auch in weiter Ferne die vorspringenden Felsufer der verschiedenen Buchten der Halbinsel Jasmund, und glaubte weit in's Meer hinaus die nördlichste Spitze der Deutschen Insel, das heilige Arkona, wenn die Sonne auf das kreidegelbe Felsufer schien, zu erblicken. Aber die Flügel fehlten ihm. Oft dachte er daran, sich in's Meer zu werfen; seine Kräfte hätten ihn aber bei der empfangenen

Wunde kaum bis zur Hälfte der weiten Entfernung getragen. Während er aber nach Osten immer weiter unter den kleinen Dünen streifte, bemerkte er endlich ein Fischerboot. Geld und gute Worte schienen anfänglich verloren, den Fischer, welcher eben von einer Fahrt zurückgekehrt war, zur eiligen Ueberschiffung nach Rügen zu überreden. Er wandte ein, daß es ihm von den Franzosen übel gedacht werden möchte, daß er ganz allein den Segelkahn nicht regieren könne, ein Gehülfe aber unter einer Stunde nicht zu haben wäre, daß endlich der Wind zu stark gehe, und ein Sturm im Anzuge sey, der Beide verderben könne. Theodor aber war beredt, und als er eine gehörige Anzahl harter Thaler dem Schiffer in die Hand gedrückt hatte, entschloß dieser Tell sich endlich, dem See zu trotzen.

Kaum mochten Beide indessen fünf Minuten vom Lande abgestoßen seyn, als ein Piquet feindlicher Reiter sich dem Ufer näherte. Sobald sie des Kahns ansichtig wurden, spornten sie ihre Pferde an, und befahlen mit Flüchen

dem Fährmann umzukehren. Theodor las auf dem Gesichte des Mannes den innern Kampf, der, wenn er den Drohungen der Feinde nachgegeben, zu seinem unausbleiblichen Verderben ausgefallen wäre. Da er zugleich bemerkt hatte, daß Worte weniger über den Mann vermochten, als reellere Gründe, und die Gefahr den anfänglichen Versuch gelinderer Mittel unzulässig machte, griff er zum letzten. Er spannte den Hahn seines Französischen Gewehres, und legte auf die Brust des Schiffers an.

„Machst Du nur Miene umzukehren, so schieß ich Dich nieder."

Wer soll dann aber den Kahn regieren — sagte zitternd der Fischer: Sie sehn ja, der Wind wird stärker, und Sie sind verloren, da wir zwei Beide kaum zum Ziel gelangen.

„So überlaß ich mich dem Wind und Meere, wo ich wahrscheinlich umkomme. Hier erwartet mich der gewisse Tod."

Aus den peinlichen Zweifeln wurde der Fährmann sehr bald, ohne freien Entschluß, gerissen. Derselbe Wind, welcher die Kaperschiffe

ſo ſchnell aus Theodors Augen fortgetrieben, warf ſich mit einer Macht in das Segel des Bootes, daß der Fiſcher alle Anſtrengung nöthig hatte, den Kahn aufrecht zu erhalten, und auch ohne ſeines Gefährten Widerſtand an kein Umkehren denken konnte. Die Dragoner ſprengten am Ufer entlang, und feuerten ihre Piſtolen nach ihnen ab; der Kahn flog aber ſo ſchnell fort, daß keine Kugel ihn erreichte. Wie günſtig der Wind auch zu der Rettung des Flüchtlings aus Feindes Händen geweſen, ſo war er es doch nicht zu ſeinem Zwecke, das jenſeitige Ufer zu erreichen. Denn er wehte ſo ſtark ſüdweſtlich, daß die eigentliche Rügenſche Küſte pfeilſchnell zu ihrer Linken vorüberflog; die Inſel Wilm waren ſie ſchon vorüber, und der Fiſcher ſtrengte jetzt ſeine ganzen Kräfte an, eines der herausſpringenden Vorgebirge der Halbinſel Mönchgut zu gewinnen, um nicht vom Sturme in's offene Meer getrieben zu werden.

„Verdient habt Ihr's wol nicht, ſagte er, ſich auf das Steuerruder ſtützend, zu Theodor: daß ein rechtſchaffener Mann und ein Vater

vieler Kinder ſein Leben wagt, Euch der gerechten Strafe zu entziehen; und wer weiß, wenn ich glücklich zurückkomme, ob mich nicht die Kugel dafür erwartet."

Der Vorwurf traf den jungen Mann, doch ſuchte er ihn durch eine Frage zu entkräften: „Und würdet Ihr nichts aufopfern, wenn Euch das Vaterland gegen den gemeinſamen Feind riefe?"

Euch hat doch wol nicht das Vaterland gerufen, — entgegnete der Mann: Wir wiſſen von Niemand, der Euch gerufen hätte, denn an allen Ecken ſteht es angeſchlagen, Ihr wärt fortgelaufen. Den Steckbrief auf euren Anführer, den nun der liebe Herrgott geſtraft hat, hab' ich mit eignen Augen geleſen. Viel Jammer habt Ihr über's Land gebracht, aber das Bischen Armuth, das eure Leute uns genommen, davon behält keiner von Euch einen Schilling, denn auch das Letzte werden Euch die Franzoſen wieder abnehmen. Seht da, wie die zurückfliehen, ich wette aber darauf, ſie müſſen alles herausgeben, ſo oder ſo.

Theodor ſah zwei große, von Menſchen gedrängt volle Böte, in der Richtung nach Anklam und Wolgaſt mit dem widrigen Winde kämpfen. Die hohen Wellen ſchienen oft über ſie wegzuſchlagen, und der Sturm trieb ſie nach der Mönchgutiſchen Küſte zurück. Ein heftiges Geſchrei tönte durch Sturmgeheul und Wellengetöſe hindurch, und als er ſein Auge anſtrengte, glaubte er Soldaten und befreundete Waffen und Kleider zu erblicken.

„Wißt Ihr, wer die Unglücklichen ſind?“ fragte er den Fährmann haſtig. Die Antwort war:

Es werden von Denen ſeyn, die bisher auf Rügen gewirthſchaftet. Da ſie merken, daß ihr Regiment zu Ende iſt, wollen ſie mit vollen Händen in's Preußiſche fliehen. Aber das wird ihnen verſalzen. Es wird wol ſo leicht Keiner davon kommen.

Der Sturm hatte beide Böte immer näher herangetrieben, und Theodor ſah die Noth und augenſcheinliche Gefahr ſeiner Schickſalsgenoſſen. Die von Menſchen beſchwerten Kähne gingen

bis am äußerſten Bord im Waſſer, und die wenigen der Schifffahrt Kundigen ſchienen durch die Menge an der Lenkung und Regierung des Schiffes gehindert zu werden. Ein noch heftigerer Windſtoß trieb beide Barken jetzt ſo zuſammen, daß die eine umſchlug, und die Mannſchaft mit entſetzlichem Geſchrei in's Waſſer fiel. Die Meiſten indeſſen hielten ſich ſo weit über den Wellen, um, während ihr Kahn fortgetrieben wurde, den Bord des andern zu erreichen. Von allen Seiten klammerten ſie ſich feſt, und ſtrebten, trotz des Widerſtandes der ſchon darauf Befindlichen, ſich hinaufzuſchwingen. Einigen gelang es. Die Meiſten aber blieben auswärts, den Rand des Bootes feſt mit ihren Händen anklammernd, daran hängen. Die Noth und der Untergang Aller war augenſcheinlich, wenn die Schiffbrüchigen noch wenige Momente die Barke beſchwerten. Man ſah daher das ſchreckliche Schauſpiel, daß Freunde ihre Freunde im Todeskampfe um die Rettung hinunterſtießen, oder ihnen auf die Hände ſchlugen, damit ſie von der Barke loslaſſen ſollten. Theodor zau-

derte keinen Augenblick, dem Fischer zu befehlen, umzukehren, um den Unglücklichen beizuspringen. Aber es gehörten neue Drohungen, ihn zu bewegen, denn er schützte den Wind und die eigene Gefahr nicht mit Ungrund vor, wenn die Menge der Ertrinkenden sich in den kleinen Nachen würfe.

Seine Sorge blieb eitel. Als Beide mit großer Anstrengung sich der Barke näherten, sank sie, herabgezogen von der Wucht Aller, die sich daran festklammerten, in die Tiefe. Die Wogen schlugen heftiger, und als Beide an die Stelle gekommen zu seyn glaubten, bemerkten sie auch keinen Einzigen mehr, der lebend mit den Wellen kämpfte. Theodor verbarg auf einen Augenblick das Gesicht in seinen Mantel. Lange noch dröhnte ihm aus dem Sturme heraus das furchtbare Todesgekreisch der Untergehenden in die Ohren. Er schauderte, wenn er den Kampf der mit dem Tode ringenden Freunde vor Augen sah, und ihm schien es, als sähe er das Bild seiner Landsleute, die, dem feindlichen Verderben sich willig preis ge-

bend, nur unter einander kämpfen, wer aus dem allgemeinen Untergange am meisten für sich rette.

Der Sturm hatte während des vergeblichen Rettungsversuches den Kahn immer weiter nordöstlich geschleudert, daß Mönchguts Hügel schon weit hinter ihnen zu ihrer Linken geblieben waren. Es galt jetzt alle Anstrengung, um nicht in's offene Meer rettungslos verschlagen zu werden, und ihre Hoffnung beschränkte sich darauf, an einem Punkte der Prora oder der Jasmundschen Küste zu landen. So schiffen sie vorüber an den hügligen oder niederen Ufern bis an Jasmunds Halbinsel. Hier gingen, im pfeilschnellen Vorübertreiben, für Theodor all die Reize verloren, welche die beliebte Wasserfahrt von Saßenitz bis Stubbenkammer den Besuchern der Insel gewähret. Er sah wol die majestätische Wand der Kreidefelsen, dieses Bollwerk der schönen Insel gegen die Seestürme von Osten her, den Reiz der mannichfachen Gestaltung, und des allmähligen Emporsteigens der Felsen bis zur Stubbenkammer, sein Auge

aber war ängstlich und erwartungsvoll auf die weite Meeresfläche gerichtet, welcher sie zusteuerten.

„Dreht sich der Wind nicht mehr, daß wir in Arkona anlegen können, — und es sind noch vier Meilen über den Tromper Wyk," sagte der Fischer: „so hat uns der, Gott sey bei uns."

Theodor blickte besorgt um sich, als zu ihrer Linken die allmählig grün gewordene hohe Uferkette Jasmunds aufhörte, und das Land, eine tiefe Bucht bildend, weit zurückwich. Plötzlich aber jauchzte sein Schiffer, nachdem er einige Zeit aufmerksam den Kopf in die Luft gehalten, laut auf, und sagte: „der Wind kehrt sich, wir können zurückkehren und anlegen." Wie durch ein Wunder hatte sich das Wetter verändert. Der regnichte Südwest war allmählig zum Südwind geworden, und jetzt blies es kalt von Osten. In wenig Zeit landeten sie am äußersten Ende von Jasmund, und der Schiffer ließ kaum den Flüchtling aussteigen, als er auch schon, den Wind benutzend, in die See stach, um noch heute wenigstens Mönchgut zu erreichen.

Theodor ſtand verlaſſen an der Küſte eines fremden Eilandes. Er wußte nicht, wohin ſeine Schritte richten, ob nicht ſchon der nächſte ihn in die Gewalt des unerbittlichen Feindes zurückführte? Aber, gleich ihm verlaſſen, ſchien ihn das über der blauen weiten Bucht in's Meer hinauslaufende Arkona, fernhin zu locken. Auf dem äußerſten Ende des Landſtrichs erkannte er die erhöhten Wälle der alten Veſte, auf der die Wendiſchen Rügier ſo lange ihre Unabhängigkeit und ihren alten Glauben vertheidigt hatten, bis die hohen Wälle der vereinigten Macht der Dänen, Pommern und Sachſen erlegen waren. Langſam wanderte er am kreisförmig gebogenen Strande jenem Ziele zu, und erkannte erſt, als die Nacht ihn mitten auf der ſchmalen Erdzunge, welche Jasmunds Halbinſel mit der Wittowſchen verbindet, überraſchte, daß er, getäuſcht vom Augenſchein, es unternommen, die Entfernung eines vollen Tagesmarſches in wenigen Stunden zurückzulegen. Keine Hütte zeigte ſich weit und breit auf der langen Steppe weißen Sandes, die links von dem Binnen-

wasser, rechts von den grünen Wogen der Tromper Wyk bespült wurde. Der Ostwind wehte scharf vom Meere her, und Theodor würde sein Schicksal, schon in der Nacht zu erstarren, vorausgesehen haben, hätte er nicht auf der andern Seite des von einigem Weidengestrüpp zusammengehaltenen Sandwalles, der sich längs des Erdstrichs fortzieht, wenigstens Schutz vor dem Sturme gefunden. Erschöpft warf er sich auf den Flugsand, wo er von mehreren Seiten glaubte geschirmt zu seyn, und überließ sich seinem Schicksale. Die Müdigkeit siegte über Kälte und Entbehrung. Am frühen Morgen konnte er, wenn auch wenig gestärkt, doch aufstehen, um seinen Marsch fortzusetzen.

Zwölftes Kapitel.

Es war ein trüber Tag, und an einem ſolchen muß man über die ſchmale, einförmige Erdzunge hinauf nach der alten Stätte wandern, um Arkona in ſeinem eigenthümlichen Charakter zu erblicken. Die meiſten Wanderer verſäumen es, wenn ſie das wunderbare Feenreich, von den hohen, von einer Buchennacht umſchatteten Kreidepfeilern der Stubbenkammer herab, angeſtaunt haben, die düſteren und unbedeutenderen Höhen Arkona's zu beſuchen. Der lange Weg, wo dem Wanderer auf dem weißen Sande kein anderes lebendes Weſen als die trägen Schaaren der Seemöwen begegnen, wo er keinen Ton vernimmt, als das monotone Schlagen der grünen Wellen an den flachen Strand, ſchreckt Viele zurück. Wer aber mit der Erinnerung an die Vorzeit dort auf der Höhe ſteht, dem verſchwinden alle Reize des lieb-

lieblichen Rügens vor der großartigen Wehmuth, die hier das Gefühl ergreift.

Auf der äußersten Spitze einer nordöstlich auslaufenden Erdzunge der Halbinsel Wittow stand das alte Arkona, die Burg der Wendischen Rügier, den reichen Tempel ihres Gottes Swantewit umschließend. Drei Seiten der Veste wurden vom Meere und den steilen Uferwänden unüberwindlich gemacht, die vierte gegen das Land gekehrte von einem hohen Erdwalle geschirmt. Der Name Arkona war lange verloren gegangen; Gelehrte fanden erst nach der Beschreibung im Saxo Grammaticus die Stelle wieder auf, wo das Heidenthum den letzten verzweiflungsvollen Kampf mit der Vernichtung stritt. Noch steht zum Theil der hohe Wall, noch sieht man den Eingang in das Thor, das 1168 zuerst erstürmt worden. Im Innern glaubt man noch die Stelle zu finden, wo der Tempel gestanden; wenn man aber den schroffen Uferrand umherschreitend, den geringen Umfang des innern Burgraums betrachtet, und dann hinaussieht auf die vom Meere umspülten krei-

digen Ufer, auf die Steinmassen, welche durch Sturm und Wogen von oben herabgerissen sind, dann wird es klar, daß innerhalb sechshundert Jahren der größte Theil des Bodens der alten Veste von den Fluthen und Orcanen herabgespült und gerissen worden.

Erwartet kam Theodor hier an. Die Geschichte der Vorzeit des heiligen Ortes war ihm wohlbekannt. Die Erinnerung belebte wieder seine Kräfte. Arkona bildet die nördlichste Spitze des eigentlichen Deutschlands. Er stellte sich an den äußersten Rand, und ließ sein Auge über die graue Fläche zu allen Seiten hinausschweifen. Kein Segel zeigte sich auf dem Meere so weit sein Auge trug, kein Mensch auf den Wällen, kein weidendes Thier, selbst die Möwen, verirrten sich nicht in diese Region. Ja die Wälle und der innere Burgraum schienen noch so geheiligt von ihrer ehemaligen Bestimmung, daß außer dem kurzen Teppichgras nichts dort vegetirte, kein Baum, kein Strauch, und man selbst Distel und Nessel aufsuchen mußte.

Theodor legte sich lang auf den Boden nieder, und sah mit dem Kopfe über den scharf abgeschnittenen Rand hinunter in die Brandung, bis das ewig wiederkehrende Spiel der Wellen ihn ermüdete und schwindlig machte. Mechanisch streckte er die Hand in die Tiefe und fühlte umher an der Lehmwand, wo er bald ein Steinlager entdeckte, welches vermuthlich die Grundlage einer Mauer abgegeben hatte. Neugierig faßte er in eine Vertiefung, und glaubte vielleicht irgend eine alterthümliche Erinnerung zu erbeuten, als er auf einen verkohlten Balken stieß, und ein abgebrochenes Stückchen herauszog.

„Eine Kohle," sprach er lächelnd: „das ist der letzte Ueberbleibsel der alten Herrlichkeit, die raubgierige Völker und Fürsten Jahrhunderte lang gegen diese Meeresburg lockte. In Gluth und Asche mußte ihr letztes Gut aufgehen, ehe diese kernigen Stämme unseren Vorfahren sich unterwarfen; wir, die Enkel der Sieger, capituliren lieber, ehe der Feind anrückt, um keine Fensterscheibe durch einen Schreckschuß einzubüßen!"

Er schleuderte die Kohle fort: „In's Meer! Es brauset unten, die Welle blickt verlangend herauf, der nächste Herbststurm reißt wol schon die Erde fort, auf der ich mich hinstrecke, und ehe Jahrhunderte vergangen, liegen die Wälle Arkona's im Meeresgrunde, — vergessen, wie jetzt die Namen der Helden, die auf ihnen für Religion, Vaterland, Freiheit, eigene Sprache, — die letzten — stritten und sanken."

Er schloß die Augen; als er sie wieder aufschlug, glotzte ihn das bäurische Gesicht eines Hirten an, der seine Schafe in den Burgraum getrieben hatte. Furcht und Verwunderung über den bewaffneten Fremdling wurden durch dessen Fragen bald verscheucht, aber die Auskunft, welche Theodor von dem Burschen verlangte, fiel wenig tröstlich für ihn aus. Von Englischen Schiffen, die hier kreuzen sollten, wußte er nichts, versicherte auch, daß es von hier aus keine Gelegenheit gebe, nach Schweden zu entkommen, wogegen er aussagte, daß von Franzosen in der Nähe die Rede sey. Er theilte dem Flüchtling, gegen ein Stück Silbergeld,

seinen Käse und ein Stück Brot mit, woran dieser nach langer Entbehrung sich labte, um nach kurzer Rast die Wanderung fortzusetzen. Der Schäfer lagerte sich neben ihn, und schien sich, wie alle Hirten in verlassenen Gegenden, der Gesellschaft zu freuen, wenn er auch unfähig zur Unterhaltung war. Theodor suchte ihn auszuforschen, ob noch eine Sage aus der Heidenzeit, aus Rügens Heldenalter, zu ihm herüber erklungen sey, aber vergebens. Was er von der Geschichte der Burg wußte, war nur ein Nachklang der Erzählung unterrichteter Reisender. Unwillig wandte Theodor sich von ihm ab, und sagte für sich, wie ja der Unglückliche bei jeder Begebenheit die Beziehung auf sein eigenes Leiden hervorsucht: „Das ist das Loos der Helden, die hier den letzten Blutstropfen für ihr Volk vergossen, daß den Enkeln ihrer unterjochten Söhne selbst das schwache Gedächtniß an die Großthaten der Ahnen erloschen ist. — Werden auch unsere Enkel einst in der dumpfen Gleichgültigkeit leben, werden sie nichts, nichts von uns wissen, froh, wenn sie

ihr kümmerlich Brot im Schweiß des Angesichts erwerben?"

Aber, sagte der Bauer: da unten liegt eine Stadt, die vor uralten Zeiten einmal hier stand — die ältesten Leute wissen sich's nicht mehr zu erinnern — die ist versunken in's Meer mit Thürmen und Schlössern. Zur Herbstzeit, bei recht klarem Wetter, sieht man sie noch in der Frühe oder Abends bei Sonnenuntergange, sehr prächtig und schön. Es sind drei Leute im Dorfe, die sie mit eigenen Augen gesehen, und ein Studierter aus Bergen hat sie auch gesehen.

Die Worte wirkten wunderbar tröstend auf Theodor. „Wenn auch ihre Namen verschollen sind, ihr Gedächtniß untergegangen, so lebt doch die Spur ihres Daseyns noch im dunkeln Mährchen fort. Es waren keine Helden, die, wie Achill und Hector, aus ihrem Volke hervorstrahlten, darum hat kein Homer ihr schwaches irdisches Daseyn verherrlicht und verewigt; aber ihr Wesen ist zur Natur, mit der sie noch inniger verschwistert waren, zurückgekehrt, und

die Poesie, welche in der erscheinenden Natur lebt, feiert auch ihr Andenken."

Er machte sich auf den Weg. Puttgarten, das nächstgelegene Dorf, vermeidend, schlich er den gestrigen Weg entlang, um endlich nach Mönchgut zu gelangen, wo, des Burschen Aussage zufolge, beim regeren Betriebe der Schifffahrt auch am leichtesten Gelegenheit zum Entkommen war. Er eilte über die lange Nehrung, scheu sich verbergend, sobald er mehrere Menschen erblickte, und strengte dergestalt seine Kräfte an, daß er bei Anbruch der Nacht schon Jasmund erreichte, und im Mondenscheine über die Quoltitzer Höhen in ungefährer Richtung nach dem Jasmundischen Hochlande zuschritt. Viele Reize der Gegend von jenen Hügeln aus entgingen ihm, doch erleuchtete der Mond die weite See, und strahlte silbern auf das Bobyner Binnenwasser, daß er den hohen Thurm des Fleckens darin erblicken konnte. Aber von den Höhen, da wo der große Opferstein liegt, in das Bruchland hinabsteigend, fiel er häufig umherirrend in Torfgräben und versank in Moräste.

Allein immer diente ihm eines der Hünengräber auf den Strandhöhen als Comeas, und er gelangte glücklich, nicht ohne zuweilen die Angriffe der Hunde aus den einsamen Gehöften zu erdulden, bis über den hohen Grabeshügel beim Dorfe Nixmerow. Hier jedoch verließen ihn die Kräfte, und er sank, nachdem er kaum einen dicht bewachsenen Hohlweg erreicht, zu Boden. Der dichte Buchenwald schützte ihn vor den rauhesten Anfällen der Witterung, er schlief sehr fest, und doch erwachte er nur ermattet.

Der Hohlweg führte ihn gerade in ein kleines mitten im Walde gelegenes Dorf. Es war noch sehr früher Morgen; Hunger, Durst und Ermattung peinigten ihn furchtbar und siegten über die Besorgniß. Er legte Waffen und Soldatenmantel in einer Hecke nieder, und wagte sich so in ein Gehöft. Ein junger Schmidt, den er eben bei der Arbeit fand, empfing ihn anfangs mißtrauisch, nahm ihn aber bald freundlich auf, als er den Flüchtling in ihm entdeckte. Bis hieher war die Kriegesnoth noch nicht gedrungen, weder Schills Soldaten

noch Franzosen; selbst die Kunde über Beide war ungewiß. Theodor stärkte sich, so viel die Gelegenheit ihm bot, und ließ die ihm nur lästige Flinte dem Wirthe gegen einige Lebensmittel und eine gefüllte Flasche, mit denen er seinen Weg verfolgte, zurück.

Durch den schönen Buchenhain, welcher den Namen Stubbenitz noch aus der Wendischen Vorzeit trägt, führte ihn ein romantischer Pfad, mitten auf dem Rücken eines Bergzuges. Aus der anmuthig grünen Nacht des dichten Laubwaldes trat er nach einer halben Stunde in einen wunderbar heimlichen Ort. Zu seiner Rechten senkte sich ein stiller See aus den grünen Hügelufern in die Tiefe. Keine Welle bewegte ihn, kein Nachen war darauf zu sehen, kein Fisch spielte auf der vom Sonnenlicht erwärmten Oberfläche. Zur Linken umschloß zirkelförmig ein hoher Erdwall den See, und bildete einen weiten Saal, dessen Laubdach von vielen schlanken Buchenstämmen getragen wurde. Eignet sich ein Ort zur Verehrung der Naturkräfte, so ist es dieser, und der Flüchtling er-

kannte sogleich den See, welchen die Sage zu dem der Göttin Hertha macht. Mag es auch unerwiesen bleiben, ob dies der heilige Hain und der See ist, in dem die Germanen nach Tacitus ihre Göttin Erde verehrten, so drängt sich doch jedem Beobachter die Gewißheit auf, dies sey ein heiliger Ort gewesen, wo Völker der Vorzeit einen geheimnißvollen Gottesdienst gepflogen. Wer die hohen, schlanken Erdmauern, wer den Bau der Veste betrachtet, den lehrt der Augenschein, daß weder die Natur in ihren Revolutionen so spielend bauen könne, noch daß Kriegesvölker oder Räuber so ihre Burgen oder Schlupfwinkel anlegen. Noch zeigt man außer dem Thor für den Wagen die Stelle, wo die Göttin hinab in den See versenkt worden. Eine spätere Sage berichtet, nicht Sclaven, sondern die edelsten Jungfrauen des Landes seyen hier geopfert worden. Mögen diese Sagen auch dem Gelehrten mehr als zweifelhaft scheinen, Theodor glaubte daran, er fühlte sich wohl in diesen dunkelen Hallen, und konnte wieder einer freudigen Hoffnung Raum geben, wenn

ihn aus dem Frühlingsdache die Gipfel der Bäume, vergoldet von der Morgensonne, anwehten.

Aber ein neues, nie gesehenes Reich schloß seinem Auge sich auf, als er, höher und höher aus dem Walde steigend, endlich auf der hohen Felskuppe stand, zu deren Füßen unermeßlich weit das Meer sich ausbreitet. Wer an einem heitern Sommertage auf Stubbenkammer stand, und den weiten Spiegel der Ostsee staunend anblickte, dem dünken alle Schönheiten der Insel, gegen diesen majestätischen Anblick gehalten, nur unbedeutend; selbst bei weitem reichbegabtere Gegenden scheinen gegen diese große Aussicht gehalten, an Reiz zu verlieren. Wer aber alle Schönheiten, welche dieser Standpunkt gewährt, genießen will, muß Tagelang auf dem vortretenden Kreidefelsen ausdauern, um die mannichfache Färbung des Meeres zu bewundern, die feierliche Beleuchtung beim Aufgang der Sonne — sie taucht gerade vor dem Königsstuhl aus dem Meere, — bei ihrem Untergange westlich hinter Arkona, und wenn der Mond

einen ſilbernen Streifen über die Meeresfläche zieht und die weißen ſenkrechten Felſen beſcheint. Einmal geſehen, läßt es den Eindruck einer Feenlandſchaft zurück, und Theodor floh bald von dannen, da ihm der majeſtätiſche Anblick der Natur in ihrer Reinheit und Größe für den Zuſtand ſeiner Zerrüttung wie vernichtend dünkte. Damals entweihte den heiligen Platz noch keine Schenkwirthſchaft. Der Wanderer mußte ſich durch den dichten Buchenwald hinaufführen laſſen, um das Heiligthum zu entdecken. So fand auch Theodor hier keine Weiſung, ſondern irrte durch das Dickicht des Forſtes in ſüdlicher Richtung weiter fort.

Dreizehntes Kapitel.

Als er nach manchen Beſchwerden den Ausgang des Waldes erreicht hatte, ſah er auf der ebenen Gegend zwei Landleute eilig nach der Richtung, welche er ſelbſt erwählt hatte, zuſchreiten. Er holte ſie ein, und bat, ihm den Weg nach der Prora zu zeigen. Auf den Geſichtern Beider drückte ſich wenig guter Wille aus, indeſſen antworteten ſie: er könne mit ihnen gehen, wenn er dahin wolle. Nach einer Weile angeſtrengten Laufens, wobei der Flüchtling wol bemerkte, daß die Bauern ſich fragende Blicke zuwürfen, warf der ältere die Aeußerung vor ſich hin: „Auch wol ſo ein Aufreißer von den Schillſchen?" Theodor hielt es für das Beſte, in der Kürze ſeine Lage zu erzählen, bemerkte aber mit Schrecken, daß die Schilderung ſeiner Noth auf beide Gefährten,

die mit eigener Besorgniß zu kämpfen schienen, wenig Eindruck gemacht habe. Der ältere murmelte vor sich hin: „Vergangene Nacht bekamen die Letzten den Rest, die Dänen kaperten sie auf der See, und 's wäre gut gewesen, hätten alle so ihren Lohn bekommen." Aus den weiteren Gesprächen zwischen Vater und Sohn erfuhr er, daß viele seiner Kampfgenossen, während Schill mit den Seinen den letzten Verzweiflungskampf in Stralsund gestritten, das bequemere Handwerk des Marodirens getrieben, und auf der unbeschützten Insel, durch keine Autorität gehemmt, furchtbar gewüthet hatten. Indem er auf diese Buben schimpfte, und erzählte, wie er selbst nur dem Blutbade entronnen, die Insel vorgestern als Flüchtling betreten, gewann er in etwas mehr das Vertrauen der Landleute. Sie erzählten ihm, daß sie, von nothwendigen Geschäften auf Jasmund festgehalten, jetzt nach dem einsamen Haidekrug auf der Prora zurückkehrten, in der beständigen Besorgniß, daß marodirende Leute von Schills Streifcorps, welche rings umher die größten Gewalt-

thätigkeiten begangen, auch in ihr einsames Gehöft gedrungen seyn könnten.

Die Besorgniß des ältern Mannes schien mit jedem Schritte, den sie auf der schmalen, dicht mit blauem Haidekraut bewachsenen Erdzunge zurücklegten, zuzunehmen. Er murmelte Stoßseufzer vor sich hin, und stieß häufig die Worte aus: „Mein Haus, mein Weib, mein Kind, — meine ganze Hoffnung!" Theodor suchte ihn zu beruhigen, der Mann aber hörte nicht darauf, sondern rief mehr als einmal aus: „Wenn sie das gefunden haben, dann springe ich in's Meer, denn dann ist Alles aus, und ich mag nicht mehr arbeiten um nichts."

Das Haus steht noch, sagte der Sohn, welcher etwas vorausgelaufen war. — „Das Haus noch," antwortete der Vater: „aber Alles was drin ist?" Als sie sich dem kleinen Gehöfte näherten, glaubte Theodor mehrere bewaffnete Leute zu erblicken.

„Heiliger Gott," schrie der Vater: „da steht das Raubgesindel!"

Nicht doch, sagte der Sohn: es sind Bauern

mit Heugabeln und Senſen. Ich kann ſchon den Meier aus dem Vorwerk erkennen.

Es verhielt ſich wirklich ſo, dem Eigenthümer wurde aber deshalb nicht wohl. „So ſind ſie da geweſen," rief er mit zitternder Stimme, und verſtärkte ſeine Schritte. Ihm trat bald ein ältlicher Bauer ernſten Geſichts entgegen und drückte ihm die Hand: „Armer Mann, ich bedaure Euch, ſie ſind bei Euch geweſen."

Und ſie haben Alles — Alles — genommen? fragte der Vater.

„Eure Frau und Tochter ſind ihnen entkommen — ſie ſprangen zu uns, aber als wir uns aufmachten und herkamen, da war es ſchon geſchehen. Da ſtehn ſie."

Der Unglückliche war leichenblaß fortgeſtürzt, daß ihm ſeine Begleiter kaum nachfolgen konnten. Weib und Kind ſtanden händeringend und ſchluchzend vor der Thür. Er drückte ſie nur einmal haſtig an ſich, fragte die Frau, ob ſie Alles genommen hätten? und ſtürzte dann, kaum die bejahende Antwort abwartend,

in's Haus und in die große Wohnstube. Die Anderen folgten ihm, um hier das Bild der Zerstörung zu sehen. Die Freibeuter hatten so gewüthet, wie nur Raubgier, viehischer Uebermuth und zugleich Eile und Furcht vor der Verfolgung, den Marodeuren eines flüchtigen Heeres es eingeben. Es war mehr zerstört als erbeutet worden. Wände, Schränke, Fenster, Bilder waren zerhackt, das Hofvieh, das sie nicht mit sich schleppen können, hatten sie geschlachtet in der Stube umhergeworfen, und das ganze Gemach war angefüllt von den aus den zerschnittenen Betten herausgeschütteten Federn. Mitten in diesen Gräueln der Verwüstung saß ein uraltes Mütterchen, des Eigenthümers Großmutter, die einzige Zeugin der Gewaltthaten.

Der Vater schlug die Arme über dem Kopfe bei diesem Anblick zusammen, und preßte endlich noch einmal die Frage heraus: „Haben Sie denn Alles, Alles genommen?" Das Mütterchen nickte mit dem Kopfe. „Haben sie Alles aufgebrochen?" Als dieselbe Antwort er-

folgte, und der Augenschein sie bestätigte, warf er sich wie ohnmächtig in einen Schemel, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, und es währte geraume Zeit, ehe er wieder mit matter Stimme zu reden anfing:

„So ist's denn aus mit der Redlichkeit und mit dem Erwerb — nun mag ein Anderer arbeiten; — ein Narr, der sich anstrengt und spart, damit es die Feinde davontragen! — Ich habe gearbeitet, wie es vorgeschrieben ist, von Morgen bis Abend, habe Nächte gewacht, alles redlich, niemanden betrogen; des Sonntags ging ich in die Kirche und betete, ich war ein guter Vater und ein guter Mann — das ist alles umsonst gewesen."

Ein Greis sprach ihm freundlich zu: er habe noch Frau und Kind, sey ein rüstiger Mann, und der kleine Schaden, den er am Hausgeräth erlitten, sey in wenigen Jahren durch Fleiß wieder zu ersetzen.

„Kleiner Schaden!" — rief der Landmann aus, und lief ungestüm in der Stube umher. „Kleiner Schaden! Wenn Ihr es wüßtet. Tau-

send Thaler! Die hatte ich mir zurückgelegt, seit zehn Jahren daran gesammelt, ein schönes Gehöft wollte ich kaufen, daß ich in Jahren tausende verdienen konnte, und das ist alles durch eine That der Ungerechtigkeit vorüber. Ich bin ruinirt. Die Bettelbuben trugen es fort. — Ist das Gerechtigkeit? — Heißt das Vorsehung, wenn ich, der es mir an den Nägeln abgespart habe, um nichts und wieder nichts Alles verlieren, und die verlaufenen Taugenichtse ihre Taschen vollstopfen, um das saure Erworbene zu verprassen, ehe sie an den Galgen kommen."

Vermuthlich hat die Plünderer ihre Strafe schon ereilt, sagte Theodor: denn die ***schen Freiwilligen, wenn es diese gewesen —

„Ebendieselben," sagte einer der Anwesenden: „Sie haben sich in Mönchgut, wie wir erfahren, in zwei Kähne geworfen, um nach Anklam zu entwischen."

Unterweges aber sah ich sie, erwiederte Theodor: mitten auf dem Bodden in den überladenen Böten untergehen. Es ist kein Einziger gerettet.

„Das soll Dir aber nichts helfen," fuhr der aufgebrachte Wirth ihn an: „Er hat auch zu der Bande gehört; ob er hier gestohlen oder anderwärts, und geplündert und gebrannt, kommt auf eins heraus. Laßt ihn nicht los, bindet ihn, er hat es verdient. So wahr ich zwei gesunde Arme habe, will ich den Mordbrenner mit eignen Händen zu den Französischen Behörden bringen, daß sie ihn nach Verdienst abstrafen."

Die Landleute leisteten willig den Anweisungen ihres Nachbarn Folge. Trotz alles Sträubens und Bittens wurden Theodors Hände, nachdem man ihm seinen Hirschfänger abgenommen, gebunden, ohne daß deshalb der Wüthende wäre beruhigt worden. Selbst den Gefangenen jammerte die verzweiflungsvolle Lage des Hausvaters, welches schreckliche Loos ihm auch sein ungerechtes Verfahren bereitete. Unfähig, Weib und Kind zu trösten, oder die Trostgründe und freundlichen Zureden der Seinigen anzunehmen, stieß er, wer ihm in den Weg kam, fort, und lief so lange in dem Zim-

mer umher, bis er sich erschöpft niederwerfen mußte. Theodor gewann so viel Ruhe, ihm selbst Trostworte zuzurufen, daß er ungerecht mit der Vorsehung zürne, und nur vertrauen möge, daß Alles besser werde. Es war aber nur Oel in die Flamme gegossen. Drohend hob der Mann den Arm und sprach: „Willst Du mich noch verhöhnen? Jeder von Euch ist an meinem Unglück schuld, und wenn er schon vor Stralsund nach Hause gelaufen wäre. Wie meinen Todfeind könnte ich ihn kalten Blutes todtschlagen, wo ich ihn finde, und werde es, wenn ich ihn finde. Dein Vertrauen kann der Galgen oder die Kugel seyn."

Noch peinlicher wurde Theodors Lage, als er, nachdem die meisten Landleute fortgegangen waren, allein in der Gewalt des aufgebrachten Mannes blieb. Aus seinen Blicken sprach Mord, und obgleich dieser minder schmählich für ihn gewesen wäre, als der gewisse Tod in den Händen der Franzosen, fürchtete er sich doch vor den entsetzlichen Schritten, mit welchen Je-

ner, wie ſinnend auf einen ſchweren Entſchluß, das Zimmer maß.

Es iſt aus — aus — glaubte er ihn murmeln zu hören: ob ich noch Einen mitnehme, ehe ich aus dem geplagten Leben fortſpringe? — Die alte Großmutter, welche bisher ſtill dageſeſſen, erhob jetzt bei dem allgemeinen Schweigen den Kopf, und ſprach mit ſchwacher Stimme: „Chriſtoph, tauſend Thaler waren's? Das iſt viel Geld." — Freilich iſt's viel Geld, ſchnaubte er ſie an. „Haſt Du das auch ehrlich erworben?" — Ehrlich beim Handel mit Pferden und Ochſen. — „Aber es war nicht ehrlich, daß Du keiner Seele davon was geſagt haſt — nicht deinem Weib, nicht deiner Großmutter, und wir haben doch oft gedarbt." — Ich ſollte es wol jedem alten Weib in's Ohr ſchreien, um es bis Sagard und Bergen auszuplaudern. Dann hätte es mir ſchon vor Jahren ein bauſirender Dieb davongetragen. — „Beſſer wär's geweſen, als daß jetzt der arme Schelm darum das Leben verlieren ſoll."

Der Mann, noch mehr erzürnt über die

Reden der Alten, hob den Schemel, den er, um sich darauf zu setzen, in der Hand gehalten, auf, und schleuderte ihn gegen die Wand, daß er mit schrecklichem Getöse gegen die erbrochenen Schrankthüren fliegend, einige zerbrach, und zurückfallend den Werfenden beinahe verletzte. In dem Augenblicke stürzte sein Sohn herein und rief: „Vater! Vater, die Franzosen! Auf dem Fahrwege von Bergen her, seh' ich's von Bajoneten blitzen." — Der Vater aber stand stumm wie eine Bildsäule in der Mitte der Stube und starrte nach der Wand. Die Thüren der an der obern Mauer angebrachten Wandschränke hatten sämmtlich, wie erbrochen, offen gestanden, als er eingetreten war. Durch den Wurf des Schemels war die Thüre des einen in ihr Schloß zurückgefallen, und ein kleinerer Schrank, den sie bisher verborgen, dadurch sichtbar geworden. Dieser schien unverletzt, und auch den Plünderern, während sie im Ungestüm ihrer Raubsucht die größeren Schränke erbrochen hatten, verborgen geblieben zu seyn. „Ist es denn wirklich wahr?" schrie er auf,

ſetzte den Schemel an, und verſuchte mit zitternder Hand den Schlüſſel. Die Thür ging auf: „Gott ſey gelobt — es iſt da — alles — alles, — unverſehrt.“

„Chriſtoph!“ rief die Großmutter hinauf: „Er hatte ſie mit Blindheit geſchlagen, und Dich auch. Komm herunter, laß den Mammon, Du hätteſt bald eine große Sünde begangen. Noch iſt es Zeit, laß den armen Menſchen frei, ehe die Fremden kommen, um ihn zu erſchießen.“

Chriſtoph gehorchte. Er ſchlug den Schrank zu, und trennte mit einem Meſſer die Bande des Gefangenen. Dann trat er an's Fenſter, und ſprang eben ſo ſchnell mit dem Ausruf zurück: „Hilf, Himmel! Sie marſchiren gerade auf das Haus los. — Ihr müßt fliehen den Augenblick, ſonſt kommt doch noch euer Blut auf mich.“ Mit den Worten zog er ihn aus der Stube, hing dem Befreiten ſeinen Kober über die Schultern, und rannte mit ihm bis an die Nähe des Strandes: „Hier können ſie Euch wenigſtens nicht ſehen vor den Hügeln

mit

mit Haidekraut. Schleicht Euch nun am Meere immer lang und lang, bis Ihr nach Mönchgut kommt. Da ist es möglich, daß Ihr Kähne und Schiffe findet. Aber schnell von hier fort. Gott sey mit Euch, wie mit mir." Damit wandte der Mann sich um und kehrte in seine Hütte zurück.

So lange er das Jauchzen, Schreien und Singen der Feinde hören konnte, schlich Theodor auf dem feuchten Sande des Ufers fort, und verschmähte es nicht, wo der Strand so niedrig wurde, daß er ihn nicht verbarg, vorüber zu kriechen. Jemehr er sich aber von der Prora entfernte, und dem fruchtbareren Lande um den Schmachter See und am reizenden Granitzer Ort näherte, um so weniger hatte er diese Vorsicht nöthig, da hohe und steile Bergketten sich erhoben, und die Dünen vor denselben von nicht unbedeutenden zum Theil ganz überwachsenen Sandhügeln gebildet wurden, hinter denen es jedem Flüchtling leicht wird sich zu verbergen.

Der kühle Nachtwind trieb ihn jedoch bald

aus der Tiefe fort, und als er mit Mühe die dichtbewachsenen Uferberge erklommen hatte, nöthigte ihn die Dunkelheit hier unter dem Gesträuche wieder sein trauriges Nachtlager zu suchen. Kein froherer Tag weckte ihn. Kreuz und quer schlich er durch das Dickicht des Waldes, in den Furchen der Kornfelder oder durch haidige Sandsteppen. Ueberall sah er feindliche Bajonete, und jeden friedlichen Landmann glaubte er im Bunde mit dem Ausländer. So kam es, daß, während er nur nach dem Ungefähr von hohen Punkten aus seine Wanderung richtete, und Niemand zu fragen wagte, er mehrere Tage umherirrte.

Das ganze Rügen ist ein schöner Kirchhof der Vorzeit. Je später das Christenthum und Germanische Cultur hier eingeführt wurden, um so länger erhielt sich bei den Eingebornen die Scheu vor den Denkmälern ihrer Ahnen. Es ist der erste schöne Zug des erwachenden Bewußtseyns bei allen rohen Völkern, daß sie die Gräber ihrer Angehörigen wie ein heiliges unantastbares Besitzthum ehren. Die Könige

der Wälder, die stolzen Nordamerikaner, vergaben es den weißen Ansiedlern eher, wenn sie ihnen ihr ganzes Gebiet entrissen, als die Zerstörung ihrer alten Grabeshügel. Ein ähnlich kindlicher Sinn mag diese Denkmäler in Rügen erhalten haben. Es giebt fast keinen Punkt der schönen Insel, von wo man nicht mehrere Hünengräber, wie sie die spätere Sage taufte, erblicken könnte. Meist auf sanften Höhenzügen in der Nähe des Meeres erbaut, oft in großer Anzahl neben einander, zeugen sie von dem der Natur nicht erstorbenen Sinne des alten Volkes. Die Geister der Helden sollten noch im Grabe auf das Meer, den Schauplatz ihrer Thaten, blicken, und der Seefahrer die letzten Ruheplätze der Männer vom hohen Meere aus sehen können, welche einst gleich ihm die Wogen ihr Reich nannten.

Gern ruhte Theodor unter diesen Gräbern aus. Sein Geist zeigte ihm den sterbenden Krieger, an dessen Grabeshügel er sich lehnte, und Hectors Worte aus der Ilias kamen ihm in den Sinn:

Alsdann send' ich zurück zu den räumigen Schiffen den Leichnam,
Daß ihn mit Ehren bestatten Achaja's lockige Söhne,
Und an dem breiten Gestade des Meers ihm häufen ein Grabmal.
Dann spricht Einer wol einst der künftigen Menschengeschlechter,
Wenn er die dunkele Fluth durchschneidend am Ufer dahinfährt:
Seht den gerundeten Hügel, ein Grabmal ist's aus der Vorzeit,
Wo ein Mann einst sank von der Hand des gewaltigen Hector.

Die Sonne sank abermals unter hinter dem grösesten der Grabeshügel. Verklärt stand es da von den Strahlen der unsichtbaren Feuerkugel. Dahinten lag ruhig das blaue Meer, in dem sich der vom rosigen Abendgewölk umzogene Himmel spiegelte. Auf der weiten Fläche sah Theodor keinen Gegenstand, als die weißen Felsufer eines kleinen Eilandes. Seine Phantasie wurde von freundlichen Bildern angeregt.

„Wenn auch das Leben untergeht, die Poesie besteht, die Poesie, die in der Natur lebt, die kein Tyrann vernichtet. Wohl dem,

der aus dem ſchalen Alltagsleben, aus den Trümmern der zerbrechlichen Welt, deren todtes Beſtehen wir mit unſerm warmen Blute vertheidigen wollten, ſeinen Geiſt rettet. Sie war unſer nicht werth. — Dies Vaterland war eine ſchöne Idee, und die Wirklichkeit ein albernes Gemiſch von Thorheit, Eitelkeit, Eigennutz, nicht werth der Anſtrengungen eines Edlen. Könnte ich auf jenem kleinen Eiland leben, ganz zurückgezogen, nichts von dem Treiben wiſſend, nur der ſchönen Dichtung, wie ſelbſt lebend! Mit den Männern der großen Vorwelt, deren gemeine Seiten nicht bis zu uns gedrungen ſind, innig vertraut, ſähe ich dem Grabe — dem Jenſeits entgegen, wo die Zweifel gelöſ't werden, warum das Schickſal ſo ungerecht alle Hoffnungen der Gerechten vereitelte!" —

Nur wenige Momente gab er noch dem Spiele der Phantaſie Raum, und der Entſchluß war geboren. Mit dem feſten Vorſatz, ſich in einen Schlupfwinkel zurückzuziehen, wo er, fern von der Welt, weder Gutes noch

Böſes erfahrend, ruhig dem Grabe zulebte, legte er ſich noch einmal nieder, um am nächſten Morgen, allen Gefahren trotzend, an die Ausführung des Vorſatzes zu gehen.

Vierzehntes Kapitel.

Unter allen, Deutſche Lande bewohnenden Stämmen, hat keiner ſo die alten Sitten unverändert bis auf den heutigen Tag beibehalten, als die Einwohner der Halbinſel Mönchgut. Ihr buchtenreiches Land, durch eine ſchmale ſandige Landzunge von Rügen getrennt, ſcheint bis auf die drei Gebirge dem Meere kaum abgewonnen, ſo vielfältig von Gräben durchſchnitten und Teichen bewäſſert erſcheint es von den Höhen beim Peerd, den Gebirgsrücken des großen und kleinen Zicker, und vom äußerſten Tiſſower Vorgebirge aus überſehen. Schon die Bewohner des alten Reddevis, der urſprüngliche Name des Landes, galten für ein tapferes, in beſtändiger Feindſchaft mit den anderen Rügiern lebendes Volk. Die offene Feindſchaft milderte ſich im Verlauf der Jahrhunderte zu einer feindlichen Abſonderung. Weder durch

Heirathen noch andern geſelligen Verkehr, als dem nothdürftigen Handel, mit den Pommern und Rügiern verbunden, ſind die Mönchguter in der Sprache, Kleidung, Sitten, dem Bau ihrer Häuſer und der Beſtellung ihrer Felder um Jahrhunderte zurückgeblieben, und bilden bei allen rein ſittlichen ſie auszeichnenden Vorzügen ein wunderbares Völkchen gegen ihre Nachbarn. Nichts iſt ihnen mehr verhaßt, als das Leben der Städter und der Soldaten; als Fiſcher und Lootſen ſind ſie dagegen die echten einzigen Nachkommen der ſeeräuberiſchen Rügier, welche das alte Element ihrer Väter nicht ganz vernachläſſigt haben. Dieſelbe Abſonderung macht ſie für den Aberglauben jeder Art empfänglich, und die reicheren Beſitzer werden ein leichtes Spiel der Hauſirer und Gaukler, welche ſich die Vorſtellungsweiſe und Sprache der ſchlichten Dorfbewohner angeeignet haben. Allmählig verſchwindet, jemehr die Fremden, der Schönheit des Landes und der Eigenthümlichkeit ſeiner Bewohner wegen, eindringen, noch mehr aber, weil die jungen Männer als Sol-

daten die Welt kennen lernen müſſen, die eigene Sitte. Die wunderbare und unförmliche Tracht der Weiber iſt in der letzten Zeit ſchon merklich vereinfacht worden, und die Männer hören wol auf Erfahrungsſätze begüterter Nachbarn, noch aber hangen die Aelteren — und ihre einfache Lebensart läßt ſie ein hohes Alter erreichen — ſo feſt wie vor Jahrhunderten an ihrem Glauben und ihren Sitten.

Vor der Dorfſchenke eines der Mönchgutſchen Oerter ſaß eines Abends der Wirth in ſtattlicher ſchwarzer Sonntagstracht mit einem Paar gleich gekleideter Landleute und einigen Gäſten. Ihr Geſpräch betraf die trüben Zeiten, und die Mönchguter hörten mit Kopfſchütteln die übertriebenen Berichte eines fremden Hauſirers von dem Siege bei Stralſund, von der unüberwindlichen Macht des großen Kaiſers, und wie jedermann von achtzehn Jahren in der ganzen Welt Soldat werden ſolle. Beſonders das letzte wollte den Männern nicht in den Sinn; ſie verwünſchten die Stadtratzen — wie man auf der Halbinſel die Soldaten nennt —

und die Jüngeren meinten, sie wollten lieber ihre Kähne besteigen und auf und davonfahren.

„Als ob Euch das was helfen würde, Ihr einfältigen Jungen," sagte der Handelsmann: „Der große Kaiser, dem die ganze Welt gehört, läßt Euch nachsetzen und aufknüpfen wo es ihm gefällt."

Kann er das auch in Schweden? fragte ein Bursche.

„Freilich, da hat er einen eigenen König eingesetzt, weil ihm der alte nicht pariren wollte. Und wenn Ihr Euch auch wirklich dort in den Schluchten von dem Ratzennest, der Greifswaldischen Oie, verkröcht." —

Da ist noch kein Franzose hingekommen, sagte der Wirth.

„Thut nichts, Gevatter, weil er zu den drei Bauern nicht mag, wo eine Feldmaus verhungern muß. — Ich sage, wenn Ihr Euch auch dort verkröcht, wie die Seemöven, es hülfe Euch nichts, denn indessen decken die Commissarien die Häuser eurer Eltern ab, daß Hagel und Schnee in die Stube fließt, und

vorn an wird ein Schild gehängt, und darauf geschrieben: „Hier wohnt ein Verräther!" Das heißt so viel, als Einer hat ein Majestätsverbrechen begangen, was sehr viel ist, und jeder kann dem Menschen fortnehmen was er will, und ihn schlagen, alles so lange, bis der entlaufene Sohn wiederkommt und sich conscribiren läßt."

Aber die Englischmänner, sagte der Wirth: als die hier auf Rügen lagerten, und die ganze Admiralitätsflotte beim Peerd versammelt stand, die sagten immer — und es waren reiche Leute — ihnen könnte der große Kaiser Napoleon nichts anhaben, weil er keine Kriegsschiffe hätte, und keine Matrosen, und in England Geld vollauf wäre ihn zu bekriegen.

„Dumme Menschen," fiel der Hausirer ein: „Das gab ihnen die pure Furcht ein. Als ob solch ein Kaiser, wie der Napoleon, der sechs Regimenter Mamelucken hat — das sind schwarze Neger, alle zu Pferde, die Menschen fressen, und gegen Schuß und Hieb fest sind — als ob der eine Handvoll Wasserratzen zu

fürchten brauchte? Die Mamelucken lehren jetzt ihre Pferde, die alle aus dem volhynischen Arabien sind, schwimmen, und wenn der Kaiser pfeift — sie nehmen nämlich keine andere Befehle an, als aus des Kaisers eigenem Munde mit einer kleinen silbernen Pfeife — wenn er dreimal darauf pfeift, so setzen alle sechs Regimenter schwadronenweis in's Meer, schwimmen hinüber, und hauen in England ein, und ich möchte dann kein Engländer seyn, und wenn sie ihnen auch ihre beiden Regimenter, die dort aber Parlamenter heißen, entgegenstellen."

Als der Hausirer das Staunen der Landleute über seinen wunderbaren Bericht bemerkte, fuhr er nach einer kleinen Pause fort: „Aber erst will der Kaiser, der immer Ihro Kaiserliche Majestät titulirt wird, von den anderen Souverainen aber Sir, was so viel heißt, als: „„Aller Durchlauchtigster"" — erst will er den Weg der Güte versuchen, und deshalb die Engländer aushungern lassen, was man das Continentalsystem nennt."

Aber, wie kann er denn das machen, da

die Engliſchmänner ſo reich ſind, und uns ſelbſt ſo viel zuführen?

„Das verſteht Ihr nicht, weil Ihr nicht auf Schulen geweſen ſeyd. Erinnert Ihr Euch nicht, daß die Engliſchen Capitaine, als ſie hier vor Anker lagen, alle Böte an's Land ſchickten mit leeren Tonnen, um Trinkwaſſer zu holen? — Seht, das bedeutet, daß ſie in ganz England kein Trinkwaſſer haben, weil England bloß aus Steinkohlen beſteht. Daher bauen ſie auch dort kein Getreide, ſondern kaufen es in Portugal und Spanien. Beides nun, weil die Engländer es nicht im Lande haben, heißt Colonialwaare, und deshalb hat der große Kaiſer Napoleon Portugal und Spanien unterjocht, um ihnen das Getreide abzuſchneiden, die Küſten von Hamburg bis Memel aber läßt er beſetzen, damit ſie kein Trinkwaſſer holen, worin ihr größter Handel beſteht."

Während deſſen hinkte keuchend ein hochbejahrter Mann heran, deſſen ſeltſame Erſcheinung bei Allen, die ihn noch nicht geſehen, die höchſte Verwunderung erregte. Mehr als neunzig

Jahre ſchienen ſeinen Rücken gebeugt und in ſeine Hände die hohe unförmliche Krücke gegeben zu haben, auf die er ſich bei jedem Schritte ſtützte. Unregelmäßig ſproßte der weiße Bart auf ſeinem von grauen Runzeln zerſchnittenen Geſichte, aber aus den rothen, triefenden Augen ſtrahlte ein Feuer, das geſparte Jugendkraft und ein irres, wahnſinniges Streben verrieth. Sein Anzug, obgleich entſprungen aus dem gewöhnlichen der Mönchguter, verlieh der Erſcheinung den höchſten Anſtrich des Wunderbaren. Auf dem Kopfe trug er eine dunkle, melonenartig gefurchte Spitzmütze, und ſein kurzes braun und roth geſtreiftes Wamms ſchmiegte ſich knapp an den eingefallenen Körper. Darunter trug er die gewöhnlichen bis an's Knie reichenden grau leinwandenen Schifferhoſen, aber ſo weit, daß drei wohlbeleibte Männer ſich in jedem Schenkel einhüllen konnten. Die vom Knie an nackten Beine waren nur um die Füße bis zur Hälfte der Waden mit dunkelen Lappen unförmlich dick umwunden, und die ganze Ge-

ſtalt ſtarrte vom Schmutz des Alters und der Unreinlichkeit.

Hinter ihm ging ein zartes Mädchen, kaum ſiebzehn Jahr alt, von einer Schönheit und einem ſchlanken Wuchſe, der ſelbſt ihre unförmliche Tracht überwand. Unbefangen und ihrer Reize ſich nicht bewußt, ſchritt ſie mit einem ſilbern beſchlagenen großen Geſangbuche dem Alten nach, und blieb ſtehen, wo er ſtehen blieb, ohne vor den Blicken der Männer, die ſich an ihrer Geſtalt weideten, zu erſchrecken.

Der Greis hielt vor der Schenke ſtill, ſtreckte, ohne ein Wort des Grußes, ſeine hagre Rechte den Leuten auf der Bank entgegen und murmelte: „Ein alter Mann, eine kleine Gabe.“ Der Hauſirer ſagte: „Ei Vater, wer ſolche Begleiterin hat, der braucht nicht zu betteln, wenn er ſeinen Vortheil verſteht.“ Der Alte ließ ſich aber dadurch nicht abweiſen, ſondern ſtreckte die zitternde Hand dem Handelsmann ſo dicht entgegen, daß dieſem zu grauen anfing, und er ihm einen Schilling gab. Er beſah ihn ſich, ſteckte ihn in die Taſche, und hielt noch

einmal dem Manne die Hand entgegen: „Schenk mir einen Vierling, einen Vierling." *)

Verwundert über die Dreiſtigkeit des Bettlers fragte der Mann, wer er denn ſey, worauf der Wirth lächelnd erwiederte: „Kennt Ihr denn nicht den alten Triglaff. Es iſt der älteſte und reichſte Mann in Mönchgut, er hat aber nie genug. — Schämſt Du Dich denn nicht, alter Nimmerſatt, jeden Fremden anzubetteln? Wie viel Stieg haſt Du wieder voll gemacht?"

Der Greis ließ ſich aber dadurch nicht abſchrecken, er hielt murmelnd die zitternde Hand dem Hauſirer entgegen, und packte ihn endlich ſo feſt, daß dieſer, wie von einem eiſigen Druck durchſchüttert, zurückfuhr, und ſchon Willens war, ſo ungern es geſchah, ein neues Geldſtück hervorzulangen, als der Wirth ihm davon abrieth: „Gebt ihm doch keinen Pfennig mehr, er nimmt viele hundert Thaler des Jahres ein und giebt keinen Groſchen aus. Alles ſchöne blanke Geld vergräbt er, das cirkuliren könnte.

*) Ein Viergroſchenſtück

Sprich, Hans, wie viel tausend Thaler liegen unter der Erde."

Der böse Geist, murmelte der Alte: hat sie so tief gesenkt, — ich kann sie nicht finden.

„Hast Du denn noch keinen Zauberbanner gefunden, der sie Dir wieder hebt."

Sie liegen schon so tief — wir können nicht mehr herunter, — ich bin ein alter Mann.

„Aber die Leute sagen, es wohnte jetzt einer bei Dir, im Erkerstübchen, — der fremde Mann, seit ein Paar Tagen."

Sichtlich verkündete der Blick des Greises eine entsetzliche Angst bei diesen Worten. Er starrte den Wirth an, schüttelte den Kopf, und streckte von neuem die Hand verlangend aus. Die Dirne aber klopfte ihm von hinten auf die Schulter und mahnte zum Fortgehen: „Alter Vater, die Sonne geht unter, Du mußt noch lange gehen bis wir nach Hause kommen, und Du sagtest in der Kirche nach dem Abendmahl, wir müßten vor dem Abend da seyn." Dies befreite den Hausirer, der Alte besann sich, stützte sich auf das Mädchen, und wankte ohne

Abſchiedsgruß mit ihr von dannen. Wohlgefällig ſah ihr der Hauſirer nach, und rief aus: „Wenn der Alte noch geſcheut wäre, verließe er Euer Rattenneſt, und könnte ſein ehrliches erwerben mit dem ſchmucken, friſchen Mädel.“

Die iſt ſo ehrbar wie eine, entgegnete der Wirth.

„Laß nur die Franzoſen kommen, Gevatter. Gehört denn das Kind dem grauen Filz zu, oder hat er ſelbſt noch Luſt an ihr?“

Behüte, der alte Nimmerſatt hat nur Luſt am Gelde. Es iſt die einzige Verwandte, die er noch auf der Welt hat; ich glaube ſeines Bruders Enkelin, und dermaleinſt ſeine alleinige Erbin, wenn nicht der Alte auch die noch überlebt, oder ſie verhungern läßt, oder ſie dem böſen Feind übergiebt um ſeiner Schätze willen.

„Alſo er hat wirklich Schätze?“ — fiel der Handelsmann mit gierigen Blicken ein.

Mein Gott, kennt Ihr denn nicht den Alten, da Ihr doch viele Jahre hier wart? — Freilich, ich erinnere mich, das Jahr, wo Ihr Euren ganzen Kram hier abſetzet, lag er krank

danieder. Daß er nicht aufſtehen konnte, wie er ſonſt jede Nacht that, um nach ſeinen Schäzzen zu ſehen, machte ihn noch immer kränker. Ihr müßt nämlich wiſſen, daß er jedesmal, wenn er zwanzig Thaler, oder einen Stieg, geſammelt — denn weiter kann er nicht zählen — das Geld in einen Topf thut, und es vergräbt. Er hatte nun ſchon ſo viel Töpfe vergraben, daß er es ſelbſt nicht mehr wußte. Als er ſich aber erholte, und in der erſten Nacht nachgrub, waren alle Töpfe verſchwunden. Es mag wol einer ſeiner Verwandten ſich das Geld geholt haben; er aber glaubt ſteif und feſt, der Erdgeiſt hätte ſie verſenkt, und ſeitdem gräbt er und läßt graben von allen Geiſterbannern, die er auftreiben kann, meint aber, die Töpfe ſänken mit jedem Jahre tiefer hinab.

„Alſo dann hat er kein Geld mehr?" fragte der Hauſirer.

Doch — manches mag er wol behalten haben; auch hat er ſeitdem zuſammengebettelt und geſpart.

Der Handelsmann verfiel in Nachdenken,

als der Wirth ausrief: „Seht, da begegnet er einem Fremden am Kreuzweg. Es scheint ein armer Mensch zu seyn, er sieht so verwildert und blaß aus, der Filz spricht ihn aber doch an."

Die Armuth ist nicht groß, bemerkte nach einer Weile der Andere: denn der alte Mann sprach ihn nicht zum zweiten Male an, sondern ging zufrieden nach der ersten Gabe davon.

„Sieh auch mal!" sagte ein junger Bursch: „wie er stehen bleibt und der Dirne so lange nachsieht, jetzt kommt er erst hieher."

Der besprochene Wanderer trat langsam zu den Versammelten. In einem grauen mantelartigen Oberrocke, einer grünen Mütze, welcher die Borte abgetrennt war, zerrissenen Stiefeln, und dem mit einem Strick um den Rükken gehangenen Kober wäre er, zumal da auch sein Gesicht bei dem vorgeschossenen Barte wenig für ihn sprach, einem Hotelwirthe kein eben willkommener Gast gewesen. Freundlich wurde er jedoch von dem der gastlichen Schenke aufgenommen, als er sich für einen Boten aus-

gab, der, von Wyk auf Wittow nach Anklam bestimmt, hier in Mönchgut Gelegenheit zum Ueberschiffen suche. Daß er einen kostspieligern und ungewöhnlichen Weg eingeschlagen, fand leicht Entschuldigung, weil jeder Bürger in diesen unruhigen Zeiten gern die gewöhnlichen Ueberfahrten, wo die Soldaten ihr Wesen trieben, vermied. Der Wanderer mußte aber lange einer ordentlichen Kost entbehrt haben, denn er verschlang mit seltener Heißgier die auf sein Dringen eiligst zubereitete Suppe, und sprach mit gleichem Eifer den warmen Speisen und stärkenden Getränken zu. Doch mischte er sich zuweilen in das Gespräch der Anwesenden, und warf die Frage gelegentlich hin, ob fremde Schiffe in der Nähe vor Anker lägen? Als er erfuhr, daß es nur einige Dänische Kaper seyen, die eingefangene Flüchtlinge des Schillschen Corps zurückgebracht hätten, schwieg er davon, und erkundigte sich nur nach dem Preise für die Ueberfahrt nach Mönchgut. Auch hier wurde ihm wenig Tröstliches geboten, indem die Eingebornen meinten, beim Sturme, und

da die See unruhig gehe, würde ſich ſchwerlich ein Fiſcher zu der gefährlichen Fahrt entſchließen. Sobald er gegeſſen, verlangte er nach einem Bette, weil er ſehr müde ſey, und wurde ſogleich vom Wirthe in ein geräumiges Zimmer des Bodengeſchoſſes geführt.

Funfzehntes Kapitel.

Als er die Tritte des Wirthes auf der unterſten Stufe der Treppe und dann die äußere Flurthüre zuſchlagen hörte, warf ſich der Gaſt ungeſtüm auf einen Stuhl, und verbarg das Geſicht in beiden vorgeſtreckten Armen auf dem Tiſche. In Thränen gebadet erhob er es erſt nach einer langen Weile, faltete die Hände, und murmelte ein Selbſtgeſpräch vor ſich hin, das halb wie ein Gebet klang.

„Mit dieſem Mädchen — ſchloß er vernehmlicher — aus deren klarem großen Auge Natur und Unſchuld lachen, die nichts von den Leiden kennt, die unſere Bruſt zerreißen, die, gleich einem ſchuldloſen Engel, fremd auf der Welt iſt, unwiſſend wie ein Kind in der Wiege, mit dieſem Mädchen ein Eremitenleben führen auf einer einſamen Inſel, wo kein Schiff Nachricht brächte von dem Hinſterben des Vater-

landes, wo wir, völlig entfremdet dem Treiben dieſer Welt, den Kindern wieder ähnlich wür-den, das wäre ein Loos, welches Götter mir beneiden könnten."

Das herunterbrennende Licht und die Mat-tigkeit des Flüchtlings mahnten ihn zur lange nicht gewohnten Ruhe. Seit vielen Nächten warf er zum erſten Male die Kleider ab und verſank in dem hohen Bette. Wie müde er auch war, ließ ihn der Sturm draußen doch nicht ſo bald einſchlummern. Er hörte das Brauſen des Meeres von zweien Seiten her, und von manchen Windſtößen ſchien der Giebel des Hauſes wie der Gipfel einer Kiefer hin und hergeſchüttelt zu werden. Den kalten Zug-wind ſcheuend, verkroch er ſich immer tiefer unter dem ſchweren Federbett, und ſah, gedrückt von deſſen Laſt, im Traume alle die unange-nehmen oder ſchrecklichen Bilder, die ihm im Wachen vor die Augen traten, noch einmal ſo, daß er bald ſich nicht anzugeben wußte, was wacher Zuſtand, was Traum ſey? Aus dem Stralſunder Blutbade rüttelte ihn ein heftiger

Stoß

Stoß. Die Fenſterſcheiben klirrten, aber von unten ſchallten wilde Stimmen herauf und andere Gläſer klangen: „Noch ein Glas Lizueur — noch eines — eines!“ wurde häufig von einer ihm nicht unbekannten Stimme wiederholt. „Ihr trinkt zu viel,“ glaubte er den Wirth ſagen zu hören: „Ihr ſeyd ſchon erhitzt, und dann in die kalte ſtürmiſche Nacht hinaus!“ — „Eben deshalb noch Eines,“ erwiederte der Trinker, ſtampfte mit dem Fuße, und ſang ein Theodor wohlbekanntes Liedchen. Dann hörte er ihn das Glas heftig niederſetzen und die Thür aufreißen. „Gott befohlen!“ ſagte der Wirth. Lachend entgegnete der Andere: „Oder dem Teufel,“ und ſchlug die Thüre zu. Daß es Julius Stimme geweſen, dafür hätte der Schlummernde ſein Leben wetten mögen, er wußte aber nicht, ob er nicht geträumt habe, denn erſt ein neuer Orkan brachte ihn wieder zur völligen Beſinnung.

Während er darüber nachſann, verlangte die Natur ihr Recht. Er ſchlief wirklich ein, aber ſchwer und unruhig zugleich war ſein

Schlaf. Man hätte eine Flinte neben ſeinem Bette abſchießen können, ohne ihn zu erwecken, und doch erlebte er ſo viel, daß der Schlummer keine Ruhe genannt werden konnte. Ein ſchreckliches Bild trat nach dem andern an ſein Bett und rüttelte ihn. Er hatte geſtern, beim Eintreten in das Haus, in der Scheune die Hechſelmaſchine in Bewegung geſehen. Dieſe ſah er jetzt wieder, aber viel größer, die Scheune wurde zum Stralſunder Markte, und ſtatt des Strohes legte man alle ſeine Kriegsgefährten hinein und ſchnitt ihnen den Kopf ab. Alles ringsum war Blut. Er ſah ein liebes Haupt nach dem andern von der neuen Guillotine herabfallen, und berechnete den Moment, wo auch er von ſeinem Thurme herabgeholt werden würde. Jetzt legte man die Letzten auf das Brett. Ihn ergriff eine unausſprechliche Angſt. Er wollte auch jetzt vom Thurme hinunterſpringen, aber am äußerſten Rande gereute es ihn, er klammerte ſich wieder feſt und ſchrie aus Leibeskräften: „Herbei, zu Hülfe, ich ſinke — ſchafft mich hin zur Guillotine — ich haſſe den

Tyrannen — ich will dieſen Tod ſterben.“ Von der heftigen Anſtrengung erwachte er; er hatte ſich feſt an dem eichenen Bettgeſtell angefaßt, während der ganze Körper in Schweiß gebadet war.

„Holla, Teufel, was iſt das?“ ſchrie es in ſeiner Nähe, und der Träumer bemerkte zu ſeinem Schrecken, daß in allen Betten, welche er beim Beſteigen des ſeinigen kaum im Zimmer bemerkt, ſich andere Gäſte einquartirt hatten. Alles gerieth in Allarm, und er hielt es für das Gerathenſte, ſtill wieder unter ſein Bett zu kriechen und die Miene des Schlafenden anzunehmen. Er rief noch einmal mit ſchwächerer Stimme: „Ich danke Euch — danke, danke — ich bin wieder oben,“ und ahmte dann alle Zeichen des feſten Schlafes nach. Man glaubte ihm, und er hörte einen Scheerenſchleifer aus ſeinem Bette den Anderen zurufen: „Da ſieht man doch wie der Menſch im Schlafe nicht mehr Herr über ſich ſelbſt iſt. So wie mein Schleifrad, wenn es in ſeine Bewegung

kommt, ſich nicht mehr ſelbſt halten kann, und wir ſind doch vernünftige Menſchen."

Schläft er auch wirklich ganz feſt? fragte der Hauſirer. Der Schleifer trat an das Bett des ängſtlich Horchenden und verſicherte es. — Nun dann kann ich Euch wol ſagen, fuhr Jener fort, daß es hier wol ſo ſeine eigene Bewandniß haben mag.

„Wie ſo? Was? Woher? Wer iſt es?" ſcholl es von allen Seiten.

Wer es iſt, das werde ich Euch heute nicht auf die Naſe binden, morgen vielleicht zu ſeiner Zeit. Daß es vornehmer Leute Kind war, merkte ich ihm geſtern ſchon an, ſeine Manieren paßten gar nicht recht zum Rocke, aber jetzt an ſeiner Sprache — und im Schlafe kann ſich Niemand verſtellen — habe ich ihn wieder erkannt. Es hat ſeine guten Gründe, warum er ſo ſchlecht angezogen geht.

„Hat er Geld bei ſich?" fragte der Schleifer.

Hm, das bezweifle ich, — aber es ließe ſich wol aus ihm etwas machen; es kann ja ein

Sohn seyn, der den Eltern fortgelaufen ist, seine Beschreibung steht in den Zeitungen, und wer ihn wiederbringt, kriegt ein Douceur. — Ihr möchtet nun wol Alle gern wissen, wer die Eltern sind, aber, prost Mahlzeit, das ist mein Geheimniß.

Der Schleifer meinte, es wäre doch schlimm, daß kein Mensch so viel Gewalt über sich hätte, ein Geheimniß auch im Schlaf zu verschweigen. Der Hausirer erklärte jedoch das Unglück nicht für allzugroß, da es bei den Wenigsten verlohne, ob sie es verschwiegen oder ausplauderten was sie wüßten. Damit endete das Gespräch, und die Bettgenossen bekundeten alsbald durch Schnarchen, daß sie in der That wieder fest eingeschlafen waren.

So leise sich auch Alle bemüht hatten zu sprechen, war dem gespannt Horchenden doch kein Wort entgangen. Die Physiognomie des einäugigen Hausirers, auf welche gestern der Ermattete nicht geachtet, stand ihm jetzt lebendig vor Augen; er wußte, es war jener verdächtige Handelsmann im Schillschen Corps,

der, als feindlicher Unteragent entdeckt, damals kaum dem Tode entrann. Seine dunkelen Reden erschienen für ihn klar. Zauderte er bis zum Anbruch des Tages, war es gewiß, daß der verrätherische Schuft ihn dem Feinde verrathe. Sein Entschluß war deshalb sogleich gefaßt. Er stieg mit der äußersten Behutsamkeit aus dem Bette, warf sich in die Kleider, so gut die Dunkelheit erlaubte, erreichte und öffnete die Thür, ohne daß die festen Männer von dem Geräusch erweckt wären, und tappte glücklich die Treppe hinab bis auf den Hausflur. Aber die Thür war verschlossen, kein Schlüssel zu finden. Die Schenkstube stand offen, er öffnete ein Fenster. In dem Augenblick überkam ihn ein Gedanke der Ehrlichkeit. Es kam ihm unrecht vor, sich fortzuschleichen, ohne die Zeche einem so freundlichen Wirthe zu bezahlen. Schon wollte er etwas Silbergeld auf den Schrank legen, als es ihm einfiel, daß er dadurch nur mehr Verdacht auf sich lade. Einem armen Schlucker, der sich, um der Rechnung zu entgehen, in der Nacht auf und davon

mache, werde Niemand nachspüren; er sprang hinaus, und hinein in den nächtlichen Orkan.

Schon eine geraume Strecke war er vom Wirthshause fort über Gräben und Wiesen gesprungen, ohne zu wissen wohin? Auf einer Anhöhe blieb er jedoch stehen, der Sturm theilte die Wolken, daß der Mond durchscheinend auf Augenblicke die Gegend beleuchtete. Theodor sah die Höhen bei Peerd; im dortigen Fischerdorfe, dem abgelegensten des ganzen Ländchens, dachte er vielleicht Schutz, vielleicht Gelegenheit zum Entkommen zu finden. Allein kaum, daß er einige Schritte gegangen, verschwand der Mond. Er tappte durch Gräben und Hecken, fürchtete schon weit entfernt von seinem Ziele zu seyn, als er, über einen Zaun von weißem Seegras steigend, die Beete und Fruchtbäume eines Gärtchens zu fühlen glaubte. Er ging behutsam eine kleine Allee entlang, und stieß hier an die Wand eines hohen hölzernen Hauses. Ein Geräusch drinnen ließ ihn noch vorsichtiger jeden Laut vermeiden. Aus einer obern Oeffnung leuchtete es wie Fackel-

schein, und mehrere Stimmen flüsterten drinnen. Die Neugier verläßt uns oft auch in der peinlichsten Lage nicht, überdies konnte der Flüchtling ja hier Menschen finden, die seiner sich annähmen. Er suchte nach einer Spalte vergebens umher. Endlich fand er einen gekappten Fichtenstamm, vermuthlich als Pfoste vor der Hauswand eingerammt. Er schwang sich hinauf, und konnte nun durch die obere Luke den innern erleuchteten Raum überschauen.

Es war eine jener unförmlich großen Tennen, wie man sie noch häufig in den älteren Bauerhäusern auf Mönchgut findet, und wie sie auch in den alten Deutschen Gehöften zum Versammlungssaal der ganzen Hausgenossenschaft dienten, während die eigentlichen Wohnzimmer, vernachlässigt und klein, kaum mehr Raum als zur Aufstellung der Betten darboten. Eine Kienfackel, an eine der hohen das Dach stützenden Fichtensäulen befestigt, erleuchtete den großen Raum nur spärlich. Was aber darin vorging, sollte auch wol unter dem Schatten der Nacht verborgen bleiben. Zwei Gestalten,

deren Umrisse Theodor nur allmählig erkannte, waren schweigend beschäftigt mit Knochen und halben Schädeln einen großen Kreis zu legen. Dann grub der Jüngere kleine Löcher an verschiedenen Enden des Saales, worin er einige Kohlen und darauf Rauchwerk streute, welches bald einen erstickenden Dampf und unangenehm starken Geruch durch die ganze Tenne verbreitete. Während alles, was Aberglauben oder Betrug bei Beschwörungen ersonnen, bunt durcheinander getrieben wurde, konnte der eine Mann, hochbejahrt wie es schien, sich des Hustens nicht enthalten, worüber ihn der andere, welcher den thätigen Beschwörer spielte, mehrmals streng zurechtwies. „Gebt Ihr nachher auch nur einen Laut von Euch, oder regt Euch von dem Platze, so seyd Ihr ein Kind des Todes. Denn, daß es ein schrecklicher, verstockter Geist ist, der uns Angst und Schweiß machen wird, könnt Ihr voraussehen."

Auch vor Theodors Augen stieg ein Geist auf, kein Geist, wie er dem Greise erscheinen sollte, aber so finster, daß es ihn kalt überlief,

aus Sorge für einen Freund. Noch war es nur Ahnung, und doch hätte er vorbrechen mögen und den Zauberer beschwören, fortzueilen von da, wo schon ein böser Geist ihn gefangen hielt. Ein Scherz war es nicht, das sagte ihm Alles; aber er konnte sich in dem Manne und in dem Zwecke des Unternehmens täuschen, und innere Angst verschloß seinen Mund.

„Alter," murmelte der Beschwörer: „jetzt Arme und Brust entblößt, erst wird es Schweiß und dann Blut kosten." Sie warfen Rock und Weste ab, streiften die Hemden auf, und gruben in der Mitte des Kreises eine Weile. Nachdem die Erde ungefähr eine halbe Elle tief hier aufgelockert war, traten Beide hinaus, und der Beschwörer ging mit einer Ruthe, Formeln brummend, um den Knochenkreis mehrere Male herum. „Alter," sagte er mit gedämpfter Stimme: „ist das auch wirklich die Stelle, wo er versenkt liegt?" Der Mann zeigte auf die Mitte.

„Jetzt kann er nicht mehr da liegen," sagte Jener nach einigem Sinnen: „es ist nicht

möglich, denn eine Wünschelruthe wie diese, giebt es auf der Welt nicht, und sie zeigt nicht in die Mitte, sondern schwankt am Rande umher. — Alter, deine anderen Geldtöpfe, die rund um stehen, werden die Ruthe abziehen, weil ihr Metall, da sie noch nicht so tief gesunken sind, mehr Kraft übt, als der große Schatz unten. Wir müssen die ausgraben, sonst geht Mitternacht umsonst vorüber."

Der Alte schien ungern daran zu gehen. Endlich gab er doch drei Punkte an. Man grub und stellte herausgegrabene Töpfe in gleicher Entfernung um den Mittelpunkt des Kreises. Der Beschwörer wiederholte jetzt sein voriges Manoeuvre, streckte dann die Ruthe immer tiefer, indem er ihr mit dem Kopf folgte, und erhob beide endlich langsam und seufzend mit den Worten: „Sehr, sehr tief! Es wird schreckliche Kämpfe kosten, er wird sich sträuben und viel Blut verlangen. Alter, wirst Du es aushalten können? Wenn er so schrecklich wild heraufkommt?"

Ja, ja, zitterte der Alte: ich will was mein iſt.

„Aber wenn er dein eigenes Blut, das Blut einer reinen Jungfrau will.“

Wenn es ſeyn muß, ich will mein Eigen haben. Sie ſteht ja gebunden in der Kammer. — Ihr kleiner Finger — die Zehen, das wird doch genug ſeyn?

„Oder auch ihre Hand, wenn er Blut riecht, iſt er unerſättlich, wie Du nach Geld. — Jetzt ſtelle Dich, weit vom Kreiſe, an den Pfeiler, und klammere Dich feſt an, daß er nicht mit ſeinen langen feurigen Krallen Dich losreißt und mit ſich herunterzieht. Bete nicht, und denke auch an nichts Heiliges; das könnte Alles verderben.“

Der Greis that, wie ihm geboten wurde. Der Beſchwörer warf heimlich eine Kohle in die mittlere Grube, und begann außerhalb des Kreiſes mit ſchrecklichen Gebärden fürchterlich tönende Formeln zu ſprechen. Jetzt ſchlug es vom Kirchthurm zwölf; der Wind heulte durch den Giebel des Hauſes. Der erſte Theil der

Beſchwörung ſchien vorüber, und murmelnd: „Er will Blut,“ nahm er aus einem Bauer einen Vogel, ſchnitt ihm den Kopf in der dabei ſtehenden Hechſelmaſchine ab, und warf ihn vor den Augen des Greiſes in die Grube. Ein heller Blitz flammte heraus und erleuchtete den Flur. Offenbar hatte er mit dem Vogel zugleich Pulver in die Grube fallen laſſen, das ſich an der Kohle entzündet; der Greis aber ſank ſchreiend nieder.

„Habt Ihr den Geiſt nach Euch langen ſehen?“ fragte der Beſchwörer hinzutretend. — „Mit feurigen Augen,“ antwortete der Andere. — „Wäre ich nicht dazwiſchen getreten, hatte er Euch gefaßt. Ich muß Euch mit meinem Gürtel an den Pfeiler binden, ſonſt iſt es mit Euch aus, denn er will viel mehr Blut, und wird viel ſchrecklicher wiederkommen.“

Der zitternde Alte war zum Spielball des Gauklers geworden. Feſtgebunden an der Säule ſah er einen ſchwarzen Kater auf gleiche Weiſe ſchlachten und in die Grube werfen, worauf eine noch mächtigere Flamme bis in die Spitze

des Daches stieg. Wimmernd hielt sich der Alte an die Säule, sein Zähneklappern klang fürchterlich für den Zuschauer. Eben sann er, wie das frevelhafte Spiel zu stören, als der Beschwörer aus der Kammer ein halb entkleidetes Mädchen, dessen Hände auf den Rücken gebunden waren, hereintrug. Sie sträubte sich und schrie heftig, als sie das Feuer, Blut und den gebundenen Alten erblickte. Im Vorbeitragen hörte Theodor wie der Peiniger ihr zuflüsterte: „Kein Haar soll Dir gekrümmt werden, schreie nur etwas, wenn ich Dich an's Messer halte, kein Blut, nur zum Schein. Ich will Dich hinführen, wo es Dir besser gehen soll, als bei dem Geizhals." Das Mädchen aber mochte die Sprache nicht verstehen, oder ihr nicht trauen, — sie rang mit ihm, und schrie aus Leibeskräften als er ihre Hand auf die Maschine legte. Die Fackel knisterte jetzt hell auf, vermuthlich an dieser Stelle mit Pulver versetzt, und im Feuerregen erkannte Theodor das schöne Mädchen, das ihm am Abende begegnet war. Wuth übermannte ihn, und er

rief mit der ganzen Gewalt des Zornes: „Julius von *** was beginnst Du?"

Seine Stimme hatte eine fürchterlichere Wirkung, als er vorausſehen mochte. Ein allgemeiner Schrei betäubte ihn. Julius — denn daß dieſer der Geiſterbanner geweſen, darin war Theodor mit jedem Moment mehr beſtärkt worden — ſtand einen Augenblick leichenblaß ohne Regung da; dann, als er, ſtarrend in's Dunkle, Niemand erblickte, ſchrie er laut auf, bedeckte das Geſicht mit beiden Händen, und ſtürzte umgewandt zu einer von Theodor bisher nicht bemerkten Nebenpforte hinaus. Er hörte, wie der Verzweifelnde in unbedachter Haſt über die Hecken fortſprang, und ihn reute des Freundes. So ſchnell er jedoch hinunterſtieg, und um die Ecke des Hauſes dem Entfliehenden nacheilte, konnte er ihn doch nicht mehr erreichen. Querfeldein ſtürzte dieſer, wie von einem böſen Geiſt getrieben, und hörte nicht auf den Freund, der ſeinen Namen ihm ſo lange nachrief, bis die Geſtalt des Laufenden fern im Schatten verſchwand.

„So alſo ſollte ich ihn zum letzten Male ſehen!“ ſagte Theodor, und wandte ſich von der Verfolgung nach dem Hauſe, um drinnen Troſt und Hülfe zu bringen, vielleicht auch zu finden.

Sechszehntes Kapitel.

Als er in die große Halle zurücktrat, beleuchtete die erlöschende Fackel nur noch spärlich die gestörte Scene. Jammernd und betend lag das Mädchen am Boden und machte fruchtlose Anstrengungen, ihre Hände aus den Banden loszureißen. Noch heftiger fuhr sie zusammen, als Theodor eintrat, und es kostete ihm alle Mühe sie zu überreden, daß er kein Geist sey, vielmehr ihr Retter, welcher den Gaukler verscheucht habe. Sie schien nur einzelne Worte seines, ihr fremden, Hochdeutsch zu verstehen, und erst als er ihre Bande zerschnitten, und nun, die Fackel wieder anfachend, vor sie hintrat, las das Mädchen aus seinem freundlichen Auge Trost. Eine Weile sah sie ihn an, und stürzte dann im Uebermaß der Freude und des Dankgefühls ihm zu Füßen. Von ihren Worten verstand auch er nur wenige; diese wenigen

und ihre lebhaften Gebärden deuteten aber ihren Wunsch an, daß er mit ihr fliehen, und sie aus den Händen des alten Geizhalses erretten möge.

Mit der Fackel trat er jetzt zu diesem, um auch ihn aus seinen Banden zu erlösen. Der Greis war, übermannt von dem Schrecken bei der letzten Erscheinung, an dem Pfeiler niedergesunken. Theodor schnitt den Riemen entzwei, ohne ihn deshalb zu befreien. Die schwache, nur von der Geldgier noch angefachte Lebensflamme, war aus dem Körper entflohen, und das fleischlose Knochengerippe sank regungslos auf den Boden. Theodor fühlte in diesem Augenblicke mehr Entsetzen, als während der furchtbarsten Beschwörungs-Ceremonien. Der Greis, der, über den Rand des Grabes hinaus, von nichts Schönem und Edlem, was das Leben uns bietet, nur von einer freude- und genußlosen Sucht nach baldem Besitze daran festgehalten wurde, war im Tode ein fürchterlicher Anblick. Er konnte es nicht länger ertragen, die großen Augen offen zu sehen, die

glanzlos noch immer mit unſtäter Gier umherzuſuchen ſchienen, und wandte ſich um, nachdem er ſie ſchnell zugedrückt hatte.

Auch auf das Mädchen ſchien nur der Schreck, nicht die Betrübniß um den Tod eines Verwandten, Eindruck zu machen. Sie wußte kaum anzugeben, wie ſie mit ihm verwandt ſey, und erzählte, daß ihr Großvater ſie auf dem Sterbebette dem alten Triglaff, als ſeinem einzigen Verwandten, vermacht habe, daß ihr Großvater, obgleich über achtzig Jahr, ein viel jüngerer Mann als der eben Geſtorbene geweſen, und ſie dieſem als Magd dienen müſſen, wo es ihr ſehr übel gegangen. Doch habe er ihr zuweilen geſagt, daß ſie, da alle ſeine Blutsfreunde ausgeſtorben, dereinſt ſein Gut erben werde. Sie verſicherte mehrere Mal, keine Schweſtern, keine Brüder, Niemand zu haben, der ſie anginge, und ſchmiegte ſich dabei weinend an Theodors Bruſt, daß er die Sprache der Natur nicht verkennen konnte. Als er ſie küßte, was ſie ohne Sträuben zuließ, fragte ſie ihn treuherzig: ob er bei ihr bleiben

und das Gut bewirthschaften wolle? Er wußte nicht, daß eine Sitte auf Mönchgut den Erbinnen der meisten Höfe seit uralter Zeit vergönnt, sich selbst den Ehegefährten wählend, ihre Hand den jungen Burschen anzutragen. Er hielt es rein für den Ausdruck übermächtiger Gefühle, der ihm um so natürlicher und lieber vorkam, als er selbst allen Verhältnissen des Lebens den Krieg erklärt hatte.

„Wenn Du mein willst werden, armes Mädchen," sagte er sie an sein Herz schließend: „so mußt Du mit mir fliehen — weit in die weite Welt; ich bin ein Flüchtling, aus seinem Vaterland verstoßen. Die Feinde sind auf meiner Spur, und der schmähliche Tod ist, wenn sie mich finden, mein Loos."

Davon verstand sie zwar wenig oder nichts, als er ihr aber deutlich machte, daß die Franzosen ihn verfolgten, und es ihm an's Leben gehe, wenn sie ihn einholten, daß er noch heute aus der Insel fort müsse, sprach sich ihre Sorge für ihn so lebendig aus, wie es der Verlassene lange entbehrt hatte. Sie sprach, drückte ihm

die Hand, deutete auf's Meer, und gab ihm zu verſtehen, daß ſie ſelbſt ihn fortſchaffen wolle. Sie flog darauf mit unglaublicher Behendigkeit in die Kammer, kam in ihrem Sonntagsanzuge wieder, und brachte für Theodor, ihn vor der nächtlichen Kälte auf dem Meere zu ſchützen, mehrere Decken mit. Darauf holte ſie Lebensmittel, füllte Theodors Kober, und lud ſich ſelbſt einen ſchweren Korb voll. Entzückt ſah der Flüchtling ihrem emſigen Treiben zu, und als ſie wieder neben ihm ſtand, ſtumm mit den Blicken ihn fragend: was er befehle, ſchloß er ſie noch einmal mit unendlicher Inbrunſt in ſeine Arme.

„Du reines, herrliches Kind der Natur, jedem ihrer Winke folgend: Dich der Welt rauben, wäre ein Frevel. Aber ich muß es, der Himmel ſelbſt weiſ't Dich mir zur Gefährtin auf meiner Eremitenbahn. — Kind, willſt Du mit mir fliehen, willſt Du mich begleiten weit weg, und es für immer aufgeben dein Vaterland wiederzuſehen?"

Halb hatte ſie ihn begriffen; als er ihr

durch Zeichen den Sinn ſeiner Rede völlig klar machte, verſicherte ſie, wohin er wolle, ihm zu folgen. Schon waren Beide im Begriff aus der Hütte herauszutreten, als das Mädchen ſich umkehrte, und ihren Begleiter auf die ausgegrabenen Geldtöpfe aufmerkſam machte. „Willſt Du das nicht mitnehmen," ſagte ſie in ihrer Sprache: „es iſt ja alles mein." Theodor ſtand einen Augenblick an. Es kam ihm unredlich vor, von dieſem Gelde Gebrauch zu machen. Bald ſchwand indeſſen die Bedenklichkeit, da es ſeine heiligſte Pflicht war, für ein Mädchen zu ſorgen, das ſich ihm ſo willig überließ, ſeine eigene Baarſchaft aber kaum ihn in ferne Lande tragen konnte. Er band den nicht unbeträchtlichen Schatz zuſammen, aber der Todte ſtarrte ihn noch an, als er ſich der Schwelle näherte. Das Mädchen las aus ſeinen Augen, was ihn zaudern machte.

„Sie werden ihn ſchon begraben," ſagte ſie: „Das thun die Aelteſten im Dorfe. — Der Hahn hat ſchon gekräht, — wenn die Franzoſen kommen —!"

Verleihe Dir Gott denn Ruhe dort oben und vergebe deinem Mörder! — Damit trat er, am Arm des Mädchens, aus der unheimlichen Hütte. Gertrud, so war ihr Name, machte sich aber noch einmal von ihm los, und schloß die von ihm offen gelassene Thüre fest zu, sie begnügte sich nicht damit, sondern setzte noch mit großer Anstrengung einen Balken dagegen. Auf seine Frage weshalb? antwortete sie: „Damit er uns nicht nach kann; denn der alte Urgroßvater liegt gewiß nicht still, er konnt' es ja nie im Leben, und nun laufen wir ihm noch mit dem Gelde fort. Sieh Dich ja nicht um, denn hinter mir raschelt es im Laub." Theodor hätte über die Einfalt des Mädchens nicht lächeln können, und wäre er auch unter sorgenloseren Verhältnissen durch die öde Nacht gegangen. Es lag so viel Natur in ihrer Vorstellung. Haftete je eines Menschen Geist unnatürlich fest an der Erde, so war es der des Alten. Wie sollte dieser Geist nun, der schon längst über den Leib hinausgelebt hatte, plötzlich durch das zufällige Hinsterben der letzten

Körperkraft von dem Gegenstande weichen, in dem er fast seit einem Jahrhunderte nur gelebt hatte?

Er sah sich nicht um, und wenn das Strauchwerk, durch welches sie sich Weg gebahnt, hinter ihnen zusammenschlug, und der Wind in den noch wenig belaubten Eichenästen rauschte, konnte der muthige Mann sich eines Schauders nicht erwehren. Indessen erreichte er unter der geschickten Leitung seiner landeskundigen Führerin bald das Meeresgestade. Der Sturm hatte sich etwas gelegt. Noch unruhig zwar, war doch die weite blaue Meeresfläche ein herzstärkender Anblick für den durch so wunderbar peinliche Auftritte Geängstigten. Gertrud war mit unglaublicher Behendigkeit vor seinen Augen den steilen Uferrand hinabgestiegen; er vermochte nur mit Mühe, obgleich weniger belastet, ihr zu folgen. Lächelnd kehrte sie sogar einige Schritte wieder zurück, und half ihm hinunter.

Am Meeresrande stand ein kleiner Segelkahn; Ruder und was zum Fahren gehört, fand sich darin. Es wurde ihm nicht unwahrscheinlich,

daß

daß sein unseliger Freund, Per, nach des Mädchens Aussage, als die Dänischen Kaper zwei Schiffe mit Schills Anhängern genommen, zu dem Alten heimlich geflüchtet war, diesen Kahn zu seiner eigenen Flucht mit dem Gelde, vermuthlich auch mit der geraubten Dirne, vorbereitet habe. Erst als Beide den von dem steinigen Gestade losgerückten Kahn bestiegen hatten, fragte er die Begleiterin: „Gertrud, kannst Du auch den Kahn auf der bewegten See regieren?" — Ich müßte ja nicht in Mönchgut geboren und mit dem Großvater oft zur See gegangen seyn, antwortete sie mit Lächeln das Segel aufziehend: Aber wohin soll es denn gehen?

Daran hatte Theodor selbst noch nicht gedacht. Er sah hinaus auf das weite Meer, und sein Auge traf auf einen weißen Felsenwall, der, von dem eben freigewordenen Monde beschienen, majestätisch aus der dunkelblauen Fluth hervorragte. „Sind das Klippen?" fragte er! — Nein, es ist eine ganze Insel. — „Wie heißt sie? Wer wohnt da?" — Es wohnen

nur ein Paar Bauern darauf, es iſt die Greifswaldiſche Oie.

Theodor erinnerte ſich der Inſel, die er vor wenigen Tagen von den Hünengräbern aus geſehen. Er vermuthete ſie aber nicht ſo nahe liegend. „Steure dahin, liebes Mädchen, da wollen wir ruhen, und dann bedenken, wohin weiter.“

Sie lächelte ihn an: Du glaubſt wol es iſt ſo nahe? Wenn auch der Wind gut geht, kommen wir doch erſt nach Sonnenaufgang an. Aber vor den Franzoſen biſt Du da ſicher.

„Wie ſo, Mädchen?“ fragte er begierig.

Da traut ſich keiner hin. Die Engliſchmänner legen oft an; und mit dieſen nehmen es die Franzoſen nicht auf. Es kommt auch von uns ſelten einer auf die Oie.

„Dorthin, dorthin, liebes Mädchen!“ rief er froh aus, und Gertrud faßte das Steuer und zog die Segelſtange. Der Wind blies günſtig. Der Kahn durchſchnitt die noch hohen Wellen, und bald waren ſie auf offener See. Der Mond ſtrahlte immer heller, und ihnen das

Eiland entgegen. Theodor erhob sich von seinem Sitze, und an den Mast gelehnt, rief er aus:

„Willkommen, glänzendes Eiland! Von allen Banden der trüben, hoffnungslosen Wirklichkeit löset mich der Himmel, um mir Alles, was ich wünschte, im Reiche seliger Abgeschiedenheit zu schenken. Ein Mädchen, das, mich liebend, die Welt verläßt, ein stilles Fleckchen, wo ich mein Leben in der Vergessenheit alles dessen, was es einst aufregte, leidenschaftslos verbringe, und, — ein Grab dereinst dem friedlichen Wanderer; — ihr Thoren dahinten, beneidet mein Glück."

Da faßte ihn aber von hinten eine starke Hand an der Schulter und zog ihn nieder: „Herunter, und setz' Dich auf den Boden, denn Du thust ja doch nichts am Mast, und hinderst mich nur, daß ich nicht geradeaus sehen kann. Der Wind geht viel stärker und wir müssen Obacht haben."

Schon vor Sonnenaufgang hatte sich der Hausirer aus dem Bette und der noch dunkeln Stube fortgeschlichen, und auf den Weg nach

Putbus gemacht. Nachdem er kaum eine Stunde gegangen, fand er bereits den Zweck seiner Wanderung erfüllt. Ein Trupp Französischer Soldaten kam ihm entgegen, bestimmt zur Besetzung der Halbinsel Mönchgut, und unter ihrer Escorte ein höherer Beamter, welcher die natürlichen Häfen der Insel besichtigen und mit den Befehlshabern der Dänischen Schiffe wegen der gefangenen Ausreißer des Schillschen Corps Rücksprache nehmen sollte. Ehrerbietig zog der Hausirer die Mütze ab, und berichtete in aller Kürze, daß in der Dorfschenke ein Flüchtling übernachte, den er für einen dem Herrn Commissair sehr wohlbekannten Officier des ehemaligen Freicorps halte.

Ein wildes Feuer sprühte aus den Augen des Beamten. „Spitzberg," sagte er: „wenn Du Wahrheit berichtest und dieser Mensch gefangen wird, kannst Du auf meine Dankbarkeit rechnen. Es ist doch der Julius von ***?"

Die Namen beim Corps, Herr — Durré, habe ich nie behalten können; aber es war der junge Officier, auf den Sie immer Ihr beson-

deres Augenmerk hatten. Er sah Sie oft ziemlich scheel an, und wies Ihnen häufig den Rükken recht offenkundig.

„Er ist es, — er muste unter den Elenden seyn, welche die Dänen fingen, und doch wurde er nicht ausgeliefert. Es trifft zusammen. Schaff' ihn mir — den Todfeind, murmelte er leiser — und ich will kein Geld sparen."

Man besezte mit aller Eil und Vorsicht das Dorf und umzingelte die Schenke. Die Soldaten drangen mit dem Bajonet in die obere Schlafstube. Noch lagen der Schleifer und die anderen Gäste im festen Morgenschlafe, das Bette des Geächteten aber stand leer. Dupré überließ sich den Ausbrüchen einer Wuth, wie sie der Hausirer an dem Manne, der so ganz Herr seiner selbst war, nie bemerkt hatte. Man entdeckte das offene Fenster, seine Fußtapfen in den Beeten des Gartens, und dem erfindungsreichen Handelsmann gelang es bald seiner fernern Spur zu folgen.

Die Thür der Hütte des Greises wurde

erbrochen, und man fand deſſen Leichnam auf dem hier und dort aufgewühlten Boden. Die Knochen und anderen Präparate verriethen deutlich, was vorgegangen war, und die Nachbarn kreuzten ſich, als ſie die einzige Hausgenoſſin des Alten vermißten. „Er hat ſie dem Leibhaftigen geopfert," raunte man ſich in's Ohr. Oder, ſagte der Hauſirer: ſie iſt mit dem Gaukler davon gelaufen. — „Wohin?" rief Dupré aus, dem der Zuſammenhang im Augenblicke klar geworden. — Auf der Inſel wird er nicht geblieben ſeyn, meinte der ſpürende Agent: drum laßt uns nach den Kähnen ſehen.

Am Geſtade vermißte man das größte der Boote. „Wohin können ſie in der ſtürmiſchen Nacht entflohen ſeyn, auf einem offenen Boote?" fragte Dupré, unwillig die Meeresfläche muſternd. Der Wind ging Nordweſt, antwortete man: ſie können daher nur nach der Oie oder in's offene Verderben geſegelt ſeyn. Dupré ſtampfte auf den Boden, und befahl, die beiden übrigen Kähne in Stand zu ſetzen, um ſogleich ein Detaſchement überzufahren. Man

erwiederte ihm: die Oie bilde häufig einen Stapelplatz für Englische Fregatten, noch nie habe sich ein Franzose hinüber gewagt, das Meer sey gefährlich dazwischen. Er hörte kaum auf den Einwand, dessen Grund ihm der Augenschein lehrte: der Wind hatte sich so total gewendet, daß er fast im Südost von der Insel herwehte.

Als er, um sich zu überzeugen, auf das äußerste Vorgebirge trat, glaubte er etwas Schwarzes, von den Wellen getragen, zu erblicken, das der Wind gerade auf die Küste zutrieb. Es war ein umgeworfener Kahn. Die Bauern am untern Strande fingen ihn auf, und erklärten ihn für den aus ihrer Bucht gezogenen. Man äußerte die Vermuthung, daß der am Morgen mit erneuter Stärke ausgebrochene Sturm die Fliehenden in offener See ereilt und den Kahn umgeworfen habe. Sonst fand sich nichts, was diese Vermuthung hätte bestärken oder entkräften können. Dupré sah lange mit starrem Blick in die Wellen, und stieß dann für sich tonlos die Worte aus:

„In dem Elemente sollte er also sein Grab finden! Ich hoffte von ganzem Herzen, mit dem Thoren noch einmal, ehe wir Beide schieden, zusammenzutreffen. Ich hätte dann anders mit ihm gesprochen, diesem einen einzigen, den ich auf dieser erbärmlichen Erde meines ganzen Hasses werth hielt."

Siebzehntes Kapitel.

„O ihr Thoren, die Ihr in jenem Strudel, Leben genannt, unaufhörlich nach dem Glücke haſcht. Köder ſind es, an der Angelruthe des Ehrgeizes, der Habſucht, der Eitelkeit; unglücklich wer, ohne das Ziel zu erreichen, raſtlos umhertreibt, unglücklicher wer es zu fangen wähnt, und, aus dem Strudel gezogen, im Erwachen von der ſchrecklichen Selbſttäuſchung qualvoll dahin ſtirbt. Das Ziel des Lebens iſt, aus dem Leben hinaustreten, und in ſeliger Abgeſchiedenheit ſeine Thorheiten belächeln. Hier ſtehe ich, ein freier Mann, glücklich durch ein theures Weib; glücklich, weil ich aus dem Strudel eine Landſpitze gewonnen, wo kein Napoleon, keine Volkswuth, kein Nationalhaß mich beunruhigen können. Ich weiß nichts von dem, was auf der Welt vorgeht, ich werde nichts davon erfahren. Die ſchlechte Gegenwart aus

dem Buche meines Lebens auslöschend, wohnt mein Geist in der bessern Vorwelt. Alle Keime des Edeln und Schönen sammle ich und pflege ich im Geiste zur Saat für die bessere Zukunft."

So sprach Theodor, sein blühendes Weib umarmend, und trat aus der Hütte, welche er mit diesem seit einigen Wochen bewohnte. Er stieg die nächste Höhe langsam hinan, indem sein Blick noch oft zurückschweifte, um dem ihrigen zu begegnen. Zuletzt verschwand sie, und er stand auf der Anhöhe, die öde Gegend betrachtend. Die Hütte war von den einfachsten Materialien in einer kleinen Schlucht oder Spalte des felsigen Ufers erbaut, so daß man sie weder vom Lande noch von der See aus in der Ferne erblicken konnte. Es war jetzt sein Geschäft, Strauchwerk und wilde Birnbäume ringsum anzupflanzen, um der Gegend ein noch unwohnlicheres Ansehn zu geben, und den kleinen Garten, welchen er im Begriff war an den beiden Seiten der Schlucht anzulegen, vor den Augen der Fremden, die etwa der Zu-

fall in diese Gegend führte, zu bewahren. Nicht daß er hier ein wüstes nur von den Seevögeln bewohntes Eiland gefunden; es war vielmehr die bewohnte und bewirthschaftete Insel, genannt die Greifswaldische Oie. Er hatte sich aber auf der unfruchtbarsten Spitze derselben, welche zugleich am entferntesten von allen Gehöften lag, angesiedelt, um wenigstens vor den Fremden, die gelegentlich hier landen, verborgen und gesichert zu bleiben.

Im Schweiß seines Angesichts arbeitete er jetzt täglich, nachdem das innere Hauswesen besorgt war, an der Anlegung des kleinen Gartens. Das steinartige Erdreich von gehärtetem kreideartigen Ton widerstand zwar nicht seinem Grabscheid, kostete aber viel Mühe und Zeit. Es war jedoch damit noch nicht alles gethan, sondern er mußte die Erde aus einer entfernteren Gegend herbeischaffen, wobei er oft Tagelang arbeitete, ohne mehr als ein kleines Beet zu Stande zu bringen. Alle Arbeit versüßte ihm indessen sein Weib, wenn sie mitten in seiner Beschäftigung aus der Hütte zu ihm heraus-

trat, ihm Erfrischungen zu bringen oder ihn zu unterstützen.

Er hatte schon mehrere Stunden getragen, gegraben und gepflanzt, als einige Bauern herankamen, und in seine Hütte den Hausbedarf von Brot, Eiern, geräuchertem Fleisch und dergleichen brachten, was nach einem Vertrage mit ihnen in der Regel wöchentlich geschehen sollte. Sie grüßten ihn freundlich und ehrerbietig zugleich, verweilten aber, als sie ihre Bürde abgelegt hatten, länger als gewöhnlich in der Nähe, indem sie dem emsig Arbeitenden verwundert zusahen. Endlich trat ein durch sein Alter ehrwürdiger Bauer zu Theodor, und redete ihn an:

„Junger Herr! Wir sehen Euch da so anstrengend arbeiten, als wir es kaum unseren Ochsen, geschweige denn unsern Knechten zumuthen würden. Ihr seyd nicht dazu geboren und nicht dazu erzogen, und wie Ihr Euch auch Mühe gebt, so schafft Ihr doch darum kaum so viel als unser Einer. Ihr habt uns, als Ihr auf die Insel kamt, ob wir Euch wol

gern als Gast aufgenommen hätten, so viel an Geld und Geldeswerth gegeben, daß es mit dem Flecken unfruchtbaren Landes, dem Bischen Holz und Zuwachs, den wir Euch liefern, von unserer Seite nicht abgethan ist. Wir werden Euch noch viel schuldig bleiben, und überdies ist es uns werth, einen gelehrten Mann auf der Insel zu haben, und besonders einen, der wie Ihr die Baumzucht und das Forstwesen versteht. Thut uns darum den Gefallen, und nehmt auch unsere Dienste an. Es sind so viel junge Burschen und Knechte hier auf der Oie, daß tagtäglich recht gut Einer eure Arbeit verrichten kann, und wenn Ihr dann Lust habt mitzuarbeiten, so steht Euch das ja noch immer frei."

Theodor hörte mit Wohlgefallen dieses freundliche Erbieten. Auf sein Grabscheid gestützt, antwortete er Ihnen: „Ihr guten Leute, ich danke Euch von Herzen für euren guten Willen. Ist denn aber arbeiten keine Lust? Ich bin hiehergekommen, um zu arbeiten, denn der Mensch ist zum arbeiten bestimmt,

und wer nicht arbeitet, verfehlt seine Bestimmung.

„Ja, arbeiten," fiel der Insulance ein: „arbeiten soll wol Jeder, aber deshalb doch nicht Jeder den Pflug führen und den Spaten."

Eben der Landbau; den Boden, den er bewohnt, die Mutter Erde, die ihn geboren hat, soll der Mensch bearbeiten. Das ist die ursprüngliche Bestimmung des Einzelnen und der Völker. Hätten die Menschen daran festgehalten vom Uranfange an, so wären noch die Zeiten der Eintracht und der Glückseligkeit; es wäre kein Blut geflossen, kaum das der Thiere, denn der Mensch, der die höchste Stufe der natürlichen Ausbildung erreicht hat, der Indier, lebt ohne Fleisch, von Pflanzen und Gerüchen. Seine gütige Natur reicht ihm in Fülle Alles dar, weil er genügsam mit Wenigem zufrieden ist.

„Das verstehen wir nun nicht, aber bei uns auf der Oie wächst außer dem Getreide kaum die Kartoffel; da würde es schlimm seyn, wenn wir kein Fleisch hätten, und keine Getränke uns aus Pommern holen könnten."

Ihr habt ja Waſſer, das Getränk, was der Himmel ſelbſt dem Menſchen beſtimmte.

„Ja Waſſer wol, aber es hat doch immer einen ſalzigen Meergeſchmack, daß wir es kaum rein trinken können. Und wenn man die Woche über Waſſer getrunken, will man doch am Sonntag was anderes genießen, eben ſo, wie wenn man die Alltage gearbeitet, man an den Feiertagen ſich luſtig machen will. Und wie die Tage verſchieden ſind, ſo ſind es doch auch wol die Menſchen."

Theodor ſchüttelte den Kopf: „Sie ſind es *geworden*, aber ſie waren es nicht. Als Jeder in jener glücklichen Vorwelt noch allein ſein Feld beſtellte, war er auch zugleich ſein eigener Handwerker. So lebte er in Frieden für ſich, da ſeine Beſchäftigung ihm nicht erlaubte, ſich um die Anderen zu kümmern; und dahin müßte es zurückkommen, ſollte der Friede zur Erde wiederkehren, jedermann ein Bauer —

„Aber," unterbrach ihn der Redner: „wo bekämen wir denn Bier und Brantwein, unſere Uhren, die Gebetbücher und die Kalender her?"

Das verſtehe Ihr nicht, gute Freunde. Doch glaubt mir, daß ich es für das höchſte Glück meines Lebens achte, alle Bequemlichkeiten vergeſſend, hier als Bauer zu leben und zu ſterben. Ihr könnt mir nicht mehr gefällig ſeyn, als wenn Ihr das haltet, was Ihr mir bereits feierlich verſprochen, daß Ihr keinem Fremden meinen Aufenthalt verrathet, und keiner von Euch mir oder meiner Frau von dem, was außer dieſem Felſen vorgeht, Nachricht gebet, oder auch nur in unſerer Gegenwart davon ſprecht. Ich will, ſo lange ich lebe, nichts von dem erfahren, was ſich im Leben ereignet, um ruhig und ſorgenlos mein Haupt dereinſt auf's Kiſſen zu legen.

„Das haben wir Euch ja ſchon feſt und unverbrüchlich zugeſagt," erwiederten die Inſulaner: „und darauf werden wir halten, ſo lange bis unſere Inſel von den Wellen untergraben iſt."

Alle ſchüttelten ihm hierauf nach der Reihe die Hand und entfernten ſich. Er folgte ihnen nachdenkend eine Weile mit den Blicken. Die

letzte Anſpielung der Bauern war kein leeres Wort. Auch dies letzte Aſyl des Verbannten, gegenwärtig ſein Paradies, ſieht dem Untergange, und noch ehe der aller Dinge eintritt, entgegen. Ganz verlaſſen ſteht die kleine Inſel mitten in der Oſtſee, und die Meereswogen wühlen in jedem Herbſte gegen ihre Thonwände. Was dieſe von feſterem Geſtein enthalten, das liegt ſchon herausgeſpült weit umher am Strande. Das Erdreich verbindet ſich, aufgelöſ't, mit dem Elemente, und in Jahrhunderten möchte die Greifswaldiſche Oie verſchwunden ſeyn, und eine Sandbank den Ort, wo ſie geſtanden, bezeichnen.

„Alles, alles reift ſeiner Auflöſung entgegen, und was nehmen wir mit?" rief Theodor für ſich, und arbeitete wieder angeſtrengt, um die trüben Gedanken zu verſcheuchen. Als er erſchöpft nach einer Weile inne hielt, fühlte er einen ſanften Druck um den Hals. Gertrud ſtand neben ihm mit einem Korbe Eßwaaren. Er umſchlang ſie, und ſtand einige Minuten an ihrem Halſe ausruhend: „Das iſt Selig-

kett," sagte er: „die mir kein Napoleon gewährt, kein Enthusiasmus für Vaterland und Freiheit, Begriffe, die der Geist kaum faßt, während sie trunken die Zunge lallt. Gertrud, sprich, hier willst Du ewig mit mir bleiben."

Die junge Frau, der die Liebe sehr bald die Sprache des Geliebten hatte verstehen lehren, wenn ihr auch noch häufig der Sinn der Worte entging, antwortete ihm, daß sie ihm das ja schon längst versprochen hätte. Beide setzten sich auf einen bemoos'ten Stein und verzehrten ihr kleines Mahl, von dem Theodor versicherte, daß es ihm besser munde, als je eines. Gertrud freute sich wol, und sah ihn lächelnd an während er aß, aber sie schwieg meistens, und er mußte aus ihren Blicken die Antworten auf Fragen lesen, deren Bedeutung sie nicht verstand, und auf deren Aussprache auch in der That nicht viel ankam. Es fiel ihm auf, daß sie mit ihren Blicken ihn dann am aufmerksamsten verfolge, wenn er eine Schüssel eben leeren wollte. Sie riß sie ihm sobald er den letzten Bissen zum Munde ge-

führt, fort, und packte sie sorgfältig in den Korb. Zuerst wollte ihn dies verdrießen, weil er darin eine Nichtachtung auf seine Reden bemerkte, bald aber entschuldigte er dies Benehmen mit dem zarten weiblichen Ordnungssinn, der sich nirgends verläugnen könne. Als sie Alles eingepackt hatte, und sich wieder auf den Weg machen wollte, drückte er sie noch einmal an die Brust und fragte:

„War es nicht gut, daß wir den Kahn, der uns herüberttug, den Wellen wieder übergaben, so auf immer getrennt von dem Lande drüben; vielleicht von den Wenigen, die sich unser erinnerten, für todt gehalten, für verschlungen von den Wellen?" Gertrud bejahte die Frage mit stummem Kopfnicken wie sie gewohnt war. Ihr Gatte aber mußte seiner Seligkeit noch Luft machen: „Hätten wir jemals drüben Augenblicke wie diesen genossen? Wo stände drüben eine so bescheidene Hütte, der selbst umhegte Garten? Wie könnte uns drüben ein einfaches Mahl so munden, als hier nach vollbrachter Arbeit?"

O ja! erwiederte Gertrud: aber drüben hatten wir eine eingerichtete Wirthſchaft, Feld und Vieh, und wenn Dir nicht die Franzoſen aufgepaßt hätten, ſo wär's in Mönchgut Alles viel bequemer und ſchöner und größer.

„Aber, liebe Gertrud, der Geiſt des alten Triglaff mit ſeinen gierigen Augen, mit den zitternden Gliedern, hätte uns bei Tag und Nacht umſchwebt, mißgünſtig, daß wir ſeine Schätze verzehrten. Und in der Welt giebt es viele, viele Triglaffs, wenn ſie auch nicht ſo alt und häßlich ſind als der Geſtorbene. Wer weiß, ob nicht in uns ſelbſt der Geiſt des unglücklichen Alten gefahren wäre.“

Wo Du biſt, will ich auch ſeyn, ſagte die junge Frau, und ging in die Hütte zurück, nachdem ſie ihren Gatten herzlich geküßt hatte. Theodor ſah ihr einen Augenblick nach, dann aber vermochte er es nicht länger zu verweilen; er folgte ihr in die Hütte.

So vergingen Wochen, ohne daß Theodor aus dem kleinen Bezirk ſeiner Wohnung hinausgetreten wäre. Während er ſich aber täglich

vorpredigte, das höchste Glück des Lebens beruhe in der Selbstbeschränkung, stand er doch zuweilen Stundenlang am Meeresufer, und sah dem eintönigen Spiele der Wellen zu, die ihm wie Stimmen aus der Ferne über die weite See herüberklangen. Er hörte nur ihren letzten ersterbenden Laut, ohne den Sinn zu verstehen; um desto sehnsüchtiger klang ihm aber die geheime Stimme. Er stellte Gertrud vor, daß es gut für die Wirthschaft sey, wenn sie einen Kahn besäßen, um den kleinen Bedarf an Fischen für ihre Hütte selbst einzusammeln. Dazu durfte die Bewegung des Ruderns für seine Gesundheit zuträglich seyn, und bald lag ein Kahn in der nächsten Bucht, auf welchem das junge Ehepaar in den Abendstunden einsame Ausfahrten machte. Fische wurden nicht viele gefangen; allein an jedem Abende bat Theodor die schöne Steuerin, weiter als das vorige Mal in die See zu stechen, um mehr und mehr von den malerischen Küsten Rügens zu erblicken. Sie mußte ihm dann von allen Fischersagen berichten, welche sie in ihrer eigenen Kindheit

gehört hatte, und er lernte eine neue Wonne kennen, wenn er, im sanft geschaukelten Kahne ausgestreckt, mit den Augen auf die vom Abendroth gefärbte Meeresfläche hinsah, und mit dem Ohre auf die alten Sagen aus dem schönen Munde horchte. Meist überraschte sie die Nacht, ehe sie ihre Insel wieder erreichten.

Vor allem sah Theodor mit stiller Bewunderung in der Ferne die weißen Kreidepfeiler an Jasmunds Küste. Der Abend erlaubte ihm aber nie, auch nur so weit zu segeln, um den vollen Anblick der weißen Felswand, die er einst unter so ganz anderer Stimmung betrachtet, zu gewinnen. Die Sage von der schönen Büßerin, welche am Fuße der Stubbenkammer auf dem hohen vom Wasser umspülten Steine in der Frühe zuweilen von Fischern gesehen worden, zog ihn mächtig an, Gertrud bezeugte aber niemals Lust, ihn und sich auf dem kleinen Boote einer so gefährlich weiten Fahrt auszusetzen.

Eines Sonntags Morgens stahl er sich aber, fast schon vor Sonnenaufgang, von ihrem Lager fort, und vertraute sich dem Meere und

der erlernten Schiffskunde. Als er mit leisem Ruderschlage über die dämmernde Meeresfläche dahin fuhr, wurden alle poetische Bilder, welche je in phantasiereichen Stunden ihn umgaukelt hatten, rege. Es war ganz still auf der weiten See, und doch glaubte er Töne zu vernehmen, Glockentöne aus der Meerestiefe, die Stimmen einer untergegangenen Vorwelt. Die Sagen von dem versunkenen Vineta traten ihm lebendig hervor, und fast dünkte es ihm Unrecht, die heilige Morgenstille durch den Ruderschlag zu stören. So gelangte er, ohne sich von der Zeit Rechenschaft zu geben, bis in die offene See, und sah im Morgengrau die majestätische Felswand der Stubbenkammer vor sich liegen. Er legte das Ruder ein, und starrte, sein Fahrzeug dem ruhigen Meere überlassend, nach der Küste. Da rötheten sich die höchsten Gipfel der weißen Pfeiler; das frische Grün der Buchen, von dem ersten Morgenlüftchen durchhaucht, regte sich auf der Höhe, und Vögel erhoben sich in den Buchten und flatterten, kaum dem Auge bemerkbar, um die Felsen-

falten. Theodor wandte ſich um, und hinter ihm ſtieg am wolkenloſen Himmel die goldne Sonnenkugel, ſo groß wie er ſie nie geſehen, aus der Fluth. Es war ein Feenſchauſpiel, — wäre es auch nur um deswillen, weil ſelten ein zu Empfinden Fähiger es genießt, da kaum die Fiſcher der benachbarten Oerter ſchon in dieſer frühen Stunde die Höhe des Meeres erreichen. Indeſſen hatte der ſanfte Wellenſchlag den nicht regierten Kahn näher an das Ufer getragen, und Theodor konnte den Stein erblicken, auf welchem die Sage die verlorne Jungfrau weilen läßt. Es war nicht der ſchöne Sonntag Morgen, nicht die Jungfrau allein, welche er erblickte, die Glocken aus der Tiefe gaben ihm nicht Kunde allein von der verſunkenen Stadt; es war ihm, als tönte Alles wieder von der untergegangenen Herrlichkeit des Vaterlandes. Die Stimmen der Geiſter edlerer Geſchlechter riefen ihm, die Glocken tönten wie der Nachhall ehemaligen Ruhmes Deutſcher Städte, und das weite Meer erſchien ihm wie die Zeit, die alles Herrliche der Vorwelt in

ihren

ihren Fluthen begräbt, aus der nur Riffe wie die gerötheten Felsen herausblicken und undeutliche Stimmen hervorklingen. Die lang verstummte poetische Ader regte sich in ihm, und es war folgende Ballade, deren Bilder und Rhythmus sich schon im Kahne gestalteten, ob er gleich die Worte erst zu Hause bei gehöriger Muße ordnen konnte:

Wenn die Sonne rothet in früher Stunde,
Die weißen Felsen am Meer,
Schallen aus tiefem Meeresgrunde
Glockentone her.

Als ich lauschend dem Geisterklange
Ging am Felsen einst früh,
Saß eine Jungfrau am Steinabhange, —
Schöner sah ich sie nie.

Die Wellen spülten vorüber am Steine,
Als boten sie Morgengruß;
Ihre Glieder waren wie Schnee so reine,
Mit den Wellen spielte der Fuß.

Sie strählte ihr Haar nach vorn in Strähnen,
Es gülden im Morgenschein.
Nieder rollten ihre heißen Thränen
An den Locken wie Perlenreihn.

Sie wusch im weißen Meeresschaume
Am Steine ihr seiden Gewand,

Ich aber ſtand wie im tiefen Traume
Und rieb mein Auge ſo lang.

Schöne Jungfrau Du, guten Morgen,
Wie ſteht Du auf ſo früh?
So früh in Arbeit und Sorgen
Sah ich edle Jungfrauen nie.

Da ſchrak ſie zuſammen und weinte,
Und ſchlug die Arm' in die Höh':
„Schon wieder verloren!" ich meinte,
Sie ſtürzte ſich in die See.

„Schöne Jungfrau, um Gottes Willen,
Gott helf' in deiner Noth:
Soll ich beten für Dich im Stillen,
Oder kämpfen mit dem Tod?"

Auf ſchlug ſie ihre großen Augen
Und ſchrie: „Zu ſpät, zu ſpät!
Wie der Wind vor meinen Augen —
Jede Hoffnung ſchnell verweht."

„Edle Wäſcherin auf dem Steine,
So ſchön im Morgenroth,
Sprich, warum mußt' am Strande weinen
Wol in ſo tiefer Noth?"

„Mein Vater war ein großer König,
Meine Mutter war ſein Gemahl,
Stolze Fürſten und Herrn unterthanig,
Standen in ihrem Saal.

Mit meinem Bruder im Kampf ſich meſſen
Mochte kein Ritter gern,
Ich ſelbſt war eine hohe Prinzeſſin,
Bedient von Rittern und Herrn.

Strahlend mit Gold und Silberzinnen,
Stand unſer Königsſchloß;
Seine Thürme lagen mittinnen
Einer Stadt ſo reich und groß.

Mein Vater ſitzt nun tief im Meere
Und rauft den weißen Bart.
O: daß meiner armen Mutter wäre
Solch bitter Loos geſpart:

Mein lieber Bruder iſt jetzt ein Drache,
Und liegt auf rothem Gold,
Und ich, ich weine, weine und wache,
Ob nie das Glück wird hold.

Die Stadt liegt verſunken im Meeresgrunde
Wol ſchon an tauſend Jahr,
Keine Seele hat auf Erden Kunde,
Wie ſie groß und herrlich war."

„Schöne Jungfrau, Du haſt, wer dein Bruder,
Vater und Mutter, bekannt,
Aber außer Vater und Bruder
Nicht mir den Freier genannt."

Sie barg ihr Haupt in beiden Armen
Und ſchluchzte wieder laut:

„Wenn Gott ſich unſer wird erbarmen,
Werd' ich meines Retters Braut.

Oft ſah ich früh des Sonntags gehen
Am Strand manch Alltagskind.
Keiner hat mich weinend geſehen,
Sie gingen vorüber geſchwind.

Manch Sonntagskind ſah mich liegen und weinen,
Und ſtürzte ſprachlos fort,
Du haſt zu ſprechen gewagt alleine,
Und haſt verfehlt das Wort.

O hätteſt Du's gleich ausgeſprochen:
Gott helf in deiner Noth!
Dann wäre der Zauber auf immer gebrochen,
Ich Dein im Leben und Tod.

O Menſchenkind, zu ſpät verſtanden
Haſt Du den rechten Laut.
Schloß und Stadt ware auferſtanden,
Ich deine reiche Braut.

Nun werden die Glocken wieder klingen,
Tief unten aus dem See,
Und alle meine Jungfrau'n ſingen
Nach dem Retter aus dem Weh."

Da ſchlugen an in der Tiefe die Glocken,
Die Jungfrau ſprang vom Stein.
Die Welle ſchlug über ihre goldenen Locken,
Schäumend ſo weiß und rein.

Oft hört' ich Sonntags noch die Glocken
In früher Stunde am Meer
Klingen, den fernen Retter zu locken,
Nie sah ich die Jungfrau mehr.

Die Mittagszeit war längst vorüber, als er, nach langem müßigen Umherfahren wieder am Strande der Oie aussteigend, seinem ängstlich harrenden Weibe in die Arme sank. Nicht in ihren Worten, aber in dem Blicke, in der Innigkeit, mit der sie zitternd ihn umschlang, lag der Vorwurf für den Verspäteten. „Gertrud," rief Theodor aus: „ich habe sie gesehen." — Wen denn? fragte das erstaunte Weib. „Die Wasserjungfrau," entgegnete ihr Gatte, indem er die Haare der ihn Anstaunenden, auf beiden Seiten aus dem Gesichte strich. „O sie war schön, schön wie wenn der Phantasie ein begeisterter Blick auf jenes Frühlingsreich der goldenen Zeit vergönnt ist, jener Zeit, wo die Völker Kinder waren, unschuldig, rein, wo Eintracht herrschte und weder Erz noch Gold den Frieden störte." Er sagte noch Vieles, wovon sie nichts verstand, er aber setzte sich, nachdem er kaum

das für ihn bereit gehaltene Mahl hastig verzehrt, zum ersten Mal nach langer Zeit zum Schreiben nieder. Jene Ballade in ihrem rohesten Zustande war die Frucht seiner Arbeit, als er am Abende aufsprang, und, voll Dichterlust, zu seinem Weibe hinauseilte, sie ihr mitzutheilen. Sie saß auf einer Bank, mit häuslicher Arbeit beschäftigt. Er las voll innigen Gefühls, und sah sie nach jeder Strophe an. Sie sah ihn wol wieder an, in dem großen Auge und dem starren Blicke las er aber gar nichts. Auch als das Gedicht zu Ende war, wußte sie ihm nichts zu sagen, sondern blickte ihn fortwährend so groß an, daß er es nicht mehr aushielt und in die Hütte zurücksprang, um an den Stellen zu ändern und zu feilen, wo es ihm geschienen, daß Gertrud am theilnamslosesten geblieben. Am folgenden Morgen bat er die Frau, welche in kleinen Geschäften die Gehöfte besuchen wollte, die Bauern zu bitten, in dieser Woche die versprochenen Arbeiter zur Bebauung seines Gartens herüberzusenden, da er selbst behindert sey.

Achtzehntes Kapitel.

„Horch einmal wie sie draußen schießen. Die Welt muß noch recht böse seyn außer der Oie, daß die gottlosen Leute noch immer nicht mit dem Kriege aufhören, und wieder so gut werden, wie die Menschen sonst waren."

Mit diesen Worten weckte Theodors Gattin ihren Mann aus dem festen Morgenschlummer. Er streckte hastig den Kopf vor, und hörte auf die fernen Kanonenschüsse, indem er Gertruds Hand fest in der seinigen hielt. „Richtig, richtig," sagte er: „es kommt von der See her. Gertrud, sind auch die Kinder in Sicherheit?" — Sie schlafen noch in der Kammer. — „O, daß die arme Brut auch noch diese Töne hören muß. Bist Du schon lange aus dem Bette, Gertrud?" — Drei Stunden, wie immer, und seitdem schießt es in Zwischenräumen immer von Abend her. Bei Arkona mag es wol seyn.

Der Einsiedler sprang auf und halb angekleidet zur Hütte hinaus an das Meeresufer. Er konnte aber, so weit sein Auge reichte, nichts entdecken. Gertrud richtete viele Fragen an ihn, er beantwortete sie aber nicht, und schien ganz in Gedanken verloren. Als sie besorgt in ihn drang zu erklären, ob er vielleicht krank sey, oder fürchte, daß Feinde sie in ihrem Versteck aufsuchen könnten, antwortete er endlich: „Es ist nicht das Gertrud, aber aus dem Schießen ersehe ich, daß nach den vielen Jahren der Krieg noch immer fortdauert, daß es noch immer Völker geben muß, die sich dem Welteroberer widersetzen, und ich denke darüber nach, wer es seyn kann. Eine Seemacht muß es seyn — Dänen, Schweden, das ist unmöglich — entweder Engländer oder Russen."

Aber Theodor, sagte das liebende Weib: Du wolltest ja nichts wissen von dem, was außerwärts vorgeht, sonst hätten sie Dir ja im Orte herzlich gern Alles erzählt, was sie jeden Monat aus Mönchgut und Anklam hören. Ich muß mir immer, wenn ich drüben bin, die Oh-

ren zuhalten, denn sie thun jetzt den ganzen Tag über nichts, wenn auch ihrer nur Zwei und Drei zusammen sind, als schwatzen, und wie ich mir auch Mühe gegeben, so konnte ich doch nicht verhindern, daß ich viele Worte hörte. Russen und Preußen und Engländer, und Krieg und Kosacken, davon klang's mir in die Ohren.

„Liebes Weib, was ich Dir von meinem Vorsatze gesagt, bleibt fest und unverbrüchlich. Ich will nichts wissen, aber ich denke nur nach, was jenes Schießen bedeuten mag, und wie die Sachen drüben wol stehen können."

Wozu denn aber das Denken, wenn Du es nicht erfahren willst? Das macht Dich ja doch nur trübe, wie Du schon lange bist.

„Du hast Recht, Recht, Recht!" rief Theodor und ergriff eine Flinte. „Ich muß mir wieder Bewegung machen, um das schwarze Blut in Umlauf zu bringen. Sorge nicht, liebes Weib. Es wird uns Niemand hier stören; in einer Stunde bin ich wieder zurück, und werde dann an nichts als Dich und unsere Kleinen denken."

Er ging nun, in dem kleinen von ihm erwählten Diſtrict Jagd auf Vögel zu machen, von denen er, wenn das Glück ihm lachte, alle Monath zwei bis drei erlegte. Es war gerade Frühlingszeit, und die Lerchen ſtiegen wirbelnd in die Lüfte. Er ging, ſtand, lagerte ſich, nirgends aber zeigte er ſich als glücklicher Jäger. Das einzige Mal, daß er die Flinte abdrückte, dünkte es ihm, als habe er abſichtlich nebenbei gezielt, denn ſchon lange hatte es ihn gereut, die unſchuldigen Vögel, mehr des Spiels als des Nutzens wegen, zu tödten. Als er eine Zeitlang, an den Wall eines kleinen Grabens hingelehnt, in die blaue Luft hinaufgeſtarrt und dem jubelnden Trillern der hundert Lerchen über ihm ſehnſüchtig zugehört hatte, hielt er es nicht länger aus.

„Ihr ſeyd wahrhaft frei! — die einzigen freien, glücklichen Geſchöpfe. Die Lüfte ſind euer Reich, die Erde liegt unter Euch, und der Geſang iſt euer Leben. Nicht von Meeren, nicht von Bergen, nicht von Menſchen eingeengt, durchſtreift Ihr die ſchönen Zonen. Ihr

singt für Euch den Preis der Schöpfung, unbekümmert um das Urtheil der Menschen, und doch mit Entzücken von ihnen vernommen." Er sprang auf, mit dem festen Entschluß, nicht mehr auf diese glücklichen Geschöpfe Jagd zu machen, und stieg das Felsufer hinab, um zu versuchen, ob ihm das Glück vielleicht einen Seehund in Schußweite führte. Dicht am Strande schlich er sich, mit gespannter Flinte, auf dem beschwerlichen aus großen vom Meer rund gespülten Feld- und scharfen Feuersteinen natürlich gebildeten Wege fort, und war schon weit über die Gränze seiner gewöhnlichen Wanderungen gelangt, als er, um die Ecke gebeugt, einige unförmlich schwarze Massen auf dem Strande liegen sah. Es waren drei Seehunde, welche sich hier gemächlich sonnten. Behutsam mit angehaltenem Athem schlich er sich näher. Doch ein Stein, auf den er den rechten Fuß, um einen Standpunkt zum Schießen zu gewinnen, eben setzen wollte, rollte fort, der Jäger schlug nieder, die Flinte ging los, und die Seehunde stürzten sich geräuschvoll in's Wasser.

Hierdurch wurde Theodors Luſt indeſſen nur noch mehr angeregt, und er ſetzte den beſchwerlichen Weg in der Hoffnung fort, weiterhin noch andere im Sonnenſchein zu treffen. Allein er täuſchte ſich, und als er auf den Weg achtete, ſah er ſich in der Nähe der Gehöfte, bis wohin ihn ſein Fuß noch nie geführt hatte. Auf demſelben Pfade, welcher ihn hergeführt, auch wieder zurückzugehen, würde der Umweg eines Halbkreiſes geweſen ſeyn, abgeſehen von der äußerſten Beſchwerde des Gehens auf den glatten und ſpitzen Steinen. Er klomm deshalb in einer Spalte nicht ohne Gefahr hinauf, und befand ſich ſchon auf dem Rückwege, als er hinter ſich einen fremden Ton vernahm. Er konnte ſich nicht enthalten, umzublicken, und ſah in einiger Entfernung einen Militair in rothem Rocke, den Rücken ihm zukehrend, ſtehen. Es war ein Engliſcher Officier, Theodors Herz pochte vernehmbar. Eingewurzelt blieb er auf der Stelle. Seit Jahren hatte er außer den Bauern der Oie keinen Menſchen geſehen, — was für ihn noch peinlicher war, mit keinem

gebildeten Wesen Umgang gepflogen. Es trieb ihn, den Fremden anzureden, sein Gelübde hielt ihn zurück. Unfehlbar würde das Gespräch sogleich politische Gegenstände berührt haben. Aber er vermochte es nicht, das Auge von der interessanten Erscheinung zu wenden. Er suchte sich alles vorzureden, um zum Entschlusse zu kommen. Er sagte sich: „Es wird einer jener phlegmatischen Engländer seyn, die, auch wenn Du ihn anredest, wenig mehr als eine trockene Erwiederung des Grußes von dem ihrigen zum besten geben." Umsonst. Endlich erlös'te der Engländer ihn selbst aus seiner Qual. Nachdem er nur einmal sein weißes Taschentuch aus den Rockschößen hervorgeholt hatte, entfernte er sich, ohne sich zu dem Anstaunenden umgewandt oder ihn bemerkt zu haben. Theodor that das nämliche, und beflügelte seine Schritte, um nicht in Versuchung zu gerathen, dem Engländer doch noch einmal nachzulaufen.

Seit dieser Zeit aber war es um seine Ruhe geschehen. Der Engländer erschien ihm auf allen Stegen und Wegen, im Wachen und

im Traume. Seine Gänge richtete er inſtinctartig nach den Gehöften, und er blieb regelmäßig an dem Orte ſtehen, von wo er den Rothrock geſehen. Aber vergebens weilte er hier oft Viertelſtunden, der Engländer ließ ſich nicht ſehen, und einen Bauern mochte er nicht fragen, was aus dem Manne geworden ſey. Seine rege Phantaſie machte ſich nicht mehr wie ſonſt in Liedern Luft, ſondern bildete ſich fortwährend den Engländer. Tauſend Geſchichten erfand ſein reger Geiſt, weshalb der Britte auf der Oie und gerade jetzt gelandet ſey. Seine Perſönlichkeit verſchmolz ſich mit der aller anderen Individuen, die ihn je intereſſirt hatten. Er bildete ſich Romane; der Engländer war bald ſein unglücklicher Freund Julius, bald Dupré, und dann irgend ein Emiſſarius ſeiner Verwandten, der ihn aufſuchen ſollen. Dies waren indeſſen nur die vernünftigſten Träume; in phantaſiereicheren Stunden wurden Kaiſer und Könige in das Spiel gezogen. Er hatte ſich ſeit einiger Zeit auf das Zeichnen gelegt, aber das einzige was er jetzt auf das

Papier warf, und in den Sand, Stein und Baumrinden kritzelte, war ein Mann mit hohem Federbuſche, von hinten aufgefaßt, wo er ſich denn alle Mühe gab, die rothe Farbe der Rockſchöße recht natürlich wiederzugeben.

Da er ſeine unbeſchreibliche Qual, Sehnſucht und Neugier Niemand mittheilen konnte, und es keinen andern Gegenſtand gab, der ähnlichen Anſpruch auf ſeine Theilnahme zu machen vermochte, verfiel er beim Uebermaß krankhafter Spannung in ein Fieber, das ihn mehrere Wochen auf das Krankenlager warf. Seine vorige Heiterkeit war, als er genas, verſchwunden. Zwar lächelte er darüber, daß ihn der Anblick eines Rothrocks von Sinnen gebracht, allein es gab jetzt mehr Dinge, welche ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Mit Wehmuth betrachtete er oft ſeine Kleinen, und rief dann wie für ſich: „Die ſollen Bauern werden!“ allein Gertrud hörte die Worte und ging dann immer zur Thür hinaus. Einmal eilte ihr Theodor nach, und fand ſie in Thränen. Lange ſträubte ſie ſich, den Grund ihrer Be-

trübniß anzugeben, bis er aus ihren hervorgestoßenen Worten abnahm, der Vorwurf treffe sie selbst. „Wenn ich keine Bauerdirne wäre, dann wären deine Kinder auch keine Bauern.“ Es kostete ihm viele Mühe sie zu beruhigen, aber seit der Zeit glaubte sich Gertrud bei jeder Aeußerung des Mißvergnügens von Seiten Theodors getroffen, und es gab viele Stunden, ja Tage der Mißverständniß in ihrer sonst so friedlichen Gemeinschaft. Er suchte dann Ruhe, indem er in's Feld hinausstreifte, sie bei häuslichen Beschäftigungen. Gertrud schien, wenn sich Beide wieder trafen, zwar Alles vergessen zu haben, er aber kehrte oft nur noch mehr nachdenkend nach Hause zurück.

Doch entfuhr nie ein wirklicher Vorwurf gegen das Weib seinen Lippen. Auch wenn er, ganz in seinem Studium entzückt und nach Mittheilung verlangend, Gertrud, dem einzigen Wesen, das hören und sprechen konnte, vorlas, was er gefunden oder gedichtet, und sie, wie damals, ihn stumm anhörte, und darauf ihr Spinnrad weiter schnurren ließ, auch dann ent-

fuhr ihm kein Ausruf des Unmuths, er senkte nur den Blick auf das Buch und die Schrift, aber Gertrud glaubte einen Seufzer zu hören, und dieser Seufzer war genug, um sie unglücklich zu machen.

Wenn er nach absichtslosem Umherstreifen mit der Flinte heimkehrte, und von außen durch das Fenster ihre noch immer jugendliche Gestalt in voller Thätigkeit erblickte, wie sie mit anmuthiger Geschicklichkeit die schwierigsten Arbeiten vollbrachte, und dann liebkosend die Kinder pflegte, sprach er bei sich: „Welchen Frevel beging ich, dieses holde Geschöpf aus seinem Kreise herauszureißen? In ihrem Stande an einen jener tüchtigen Burschen aus Mönchgut verheirathet, welch ein tüchtiges Weib, welche Mutter wäre sie geworden. Sie liebt mich wol, aber ich bin ihr ein fremdes Wesen. Wie lange Jahre leben wir schon miteinander. Die Liebe hätte den Unterschied der Bildung ausgleichen können, sie hat ihn nur übersehen; Gertrud ist eine Bäuerin, gesund und frisch geblieben, ich bin ein Halbwesen geworden, das

in leeren Träumen webt, und kaum die Pflichten des engbeschriebenen Lebenskreises ausfüllt." Die Kleinen bemerkten den Vater, und stürzten ihm bewillkommend entgegen. Mehr der Pflege ihrer Mutter als dem Vater bis jetzt anvertraut, hatten sie auch mehr von der Sprache jener sich angeeignet. So lieblich nun auch Theodor diese naiven Töne im Munde der jugendlich reizenden Gertrud einst klangen, so tönten sie ihm ganz anders aus dem Munde der Kleinen entgegen. Von natürlicher Anmuth war hier nichts zu merken, und der Mönchgutische Dialect schien ihm hier um so mehr an die bäurische Abkunft zu erinnern, als die Mutter aus angeerbter Sorgfalt den Kindern die unförmlichen, wulstigen Mützen aufgebunden hatte, womit man die Kinder auf der Halbinsel noch aus der Wendischen Zeit her entstellt.

„Die arme Brut," sagte er, sich auf den Stein vor der Hütte setzend: „noch ahnet sie nicht, welch ein Unglück es ist, Nachkomme eines geächteten Vaters seyn. Gebe Euch der Himmel

einen bescheidenen Sinn, gebe, daß Ihr nie am Steuerruder, hinter dem Pfluge erfahret, daß eures Vaters Geburt Euch zu höheren Ansprüchen berechtigte. Jener weitere Wirkungskreis, die kühnste Hoffnung des edlern Jünglings, ist Euch für immer verschlossen. Ich darf nicht einmal euren Geist ausbilden, ohne Euch unglücklich zu machen."

Am Garten war längst nichts mehr zu arbeiten, das Umackern im Frühjahr besorgten jetzt regelmäßig die eingebornen Nachbarn. Beim Säen und Ernten war Gertrud am thätigsten, so daß für Theodor, welcher schon seit geraumer Zeit kein Vergnügen an diesen Beschäftigungen mehr gefunden, wenig darin zu thun blieb. Seine einzigen körperlichen Beschäftigungen waren die Jagd und der Fischfang. Beide arteten aber auch nur in ein Träumen aus. Er drückte nie die Flinte ab, und ließ die Angel aus seiner Hand gleiten, ohne zu sehen, wenn ein Fisch sich an dem Köder gefangen. Mehr und mehr beschäftigte er sich dagegen mit der Lectüre. Durch die Schif-

fer hatte er ſich unter Anwendung aller mög-lichen Vorſicht aus Stralſund Bücher, meiſt hiſtoriſchen Inhalts, zu verſchaffen gewußt, und lebte jetzt unter den Griechen und Römern, da dieſe ihm am geeignetſten für den vom Leben der Gegenwart völlig Getrennten ſchienen. Uebrigens litt weder durch ſein Träumen noch durch ſein Studiren die Wirthſchaft, denn Gertrud war eine ſo unermüdliche Arbeiterin, daß es ihr ein leichtes war, alle kleine Bedürfniſſe zu befriedigen, und die größeren lieferten die gutmüthigen Inſulaner in weit größerer Maſſe als bedungen, in die Hütte.

Aber je tiefer er in das Leben der Alten eindrang, um ſo mehr fühlte er ſich erſchüttert von ihrem großartigen Wirken. Es hatte ihm dunkel, als er an das Studium der Quellen ging, vorgeſchwebt, das ideale Gemählde eines freien, glückſeligen Zuſtandes des Menſchengeſchlechtes ſich daraus zu abſtrahiren. Als er aber die Männer und Völker näher kennen lernte, verſchwand dieſer Vorſatz bald. Er lernte, daß es nie ſo geweſen war, wie er es

sich in glücklichen Träumen vorgestellt hatte, und mit der Kenntniß kam die Ueberzeugung, daß es ein fruchtloses und thöriges Beginnen sey, einen Zustand auszumahlen, der nur in der Phantasie seinen Platz finden kann. Dagegen trat das Wirken der Einzelnen so lebendig vor seinen Geist, daß er um sich den Archipelagus, die Küste Kleinasiens und die Feste Griechenlands zu erblicken wähnte. Männer begegneten ihm statt der tönenden Namen, wie er sie aus hundert Vermittelungen in der Schulzeit gehört, und unter diesen Männern, die nicht ihre Handlungen nach ihren Reden, sondern die Worte nach ihren Thaten richteten, kam er sich so sehr klein vor, und Alles, was er für das Vaterland gethan, unbedeutend. Er fand Viele, die, sich höher achtend als das Vaterland, im Unmuth Verräther daran geworden, aber Niemand, der aus Verzweiflung dessen Sache aufgegeben hätte. Themistocles wurde sein Lieblingsheld. Bald warf er jedoch auch dieses Studium fort, und schrieb an einer Abhandlung. Er suchte aus der Geschichte zu

beweisen, daß es Momente gäbe, wo es dem Einzelnen erlaubt sey, sobald er sähe, daß die ihm heilige Sache, dem Untergange unaufhaltsam entgegen eile, sie verlassend sich allein zu retten. Cato's Selbstmord in's Christliche übersetzt, sey ein Zurückziehen aus den Welthändeln zu einem stillen, beschaulichen Leben. Mit großer Aengstlichkeit arbeitete er an diesem Aufsatze. Aber wenn er am Abende seinen aufgestellten Satz unumstößlich bewiesen zu haben glaubte, kamen am Morgen neue Zweifel. Cato's Beispiel dünkte ihm bald nicht mehr ganz richtig. Es schien ihm, als habe ein Mann von mehrerer Einsicht auch damals schon begreifen können, daß die Römische Republik nicht mehr zu halten war, und die neue Ordnung der Dinge einen Weltherrscher, einen Cäsar, verlange. Cato's Tod schien ihm dann zwar nicht minder edel; aus dem Heiligthum der sittlich nothwendigen Handlungen trat er aber bald heraus. Indessen fehlte es ihm bei vielem Grübeln nicht an Beweisen, mit denen er täglich seine Abhandlung vermehrte. Ehe

indeſſen einige Wochen vergingen, nahm er, bei einer Seefahrt, alles was er geſchrieben mit ſich, wickelte es feſt um einen Stein und warf es in's Meer.

Neunzehntes Kapitel.

Der Frühling blühte schöner als seit vielen Jahren, und Schwärme von Reisenden besuchten die Wallfahrtsplätze Rügens. In einer der minder zahlreichen als ausgezeichneten Gesellschaften wollte der Frohsinn nicht aufkommen, wie auch die lachenden Fluren, der Buchenhain der Stubbenitz und die reizende Aussicht von der Stubbenkammer herab dazu einladeten. Zwei Damen, beide über die erste Blüthe des Mädchenalters hinaus, aber trotz des Grams, der besonders gegen die Reize der einen gewüthet hatte, noch schön zu nennen, schienen den Mittelpunkt der Gesellschaft und zugleich den trüben Stoff derselben zu bilden. Die mehr oder weniger als nichts sagenden Schmeichelreden der sie umflatternden jungen Männer machten auf Beide eben so wenig Eindruck, als die Ermunterungen der älteren Mitglieder, sie

zur

zur Theilnahme an der Luſt zu bewegen vermochten. Beide betrieben es gewöhnlich, daß die Geſellſchaft ſich von den, mehr von Fremden heimgeſuchten Orten, zurückzog, und wollten von den ſtillen Plätzen, beſonders denen mit einer freiern Ausſicht auf das Meer, ſich ungern trennen.

„Wollt Ihr denn an der Natur kein Beiſpiel nehmen?" ſagte zu Beiden ein hochbejahrter Mann, auf deſſen Geſicht ſich die Ruhe des Geiſtes abſpiegelte: „Wo wir hinſehen, begegnet uns keine Spur der Stürme; in wenigen Jahren hat die ewig junge Kraft der Natur Alles was der Menſch oder höhere Schickungen verwüſteten, wieder ergänzt. Wenn auch die morſche vom Orkan umgeworfene Eiche nicht wieder aufſteht, ſo ſchießen junge Stämme in die Höhe; es wird nur beſſer, nie ſchlimmer. Die Länder, die wir durchreiſ't, wie viel ſie auch von dem gemeinſamen Feinde litten, denken kaum mehr der trüben Zeit; überall hat der Schmerz der erfriſchten Lebenskraft weichen müſſen, und Ihr nur hängt ihm gewaltſam nach,

und wollt nicht dem Leben den Zoll geben, den alle Wesen ihm schuldig sind."

Vater meiner Freundin, der einzigen, die mich versteht, die mit mir fühlen will, sagte Ottilie: stehen auch die wieder auf, rinnt auch in ihren Adern wieder frisches Blut, die da fielen, gefällt von den Beilen des Wücherichs? Was kümmert die Baumnixe, der die Natur eine Buche mit stolzer Krone zum Sitze anwies, daß an der Stelle der Niedergehauenen eine Baumschule gepflanzt wird? Die Nixe, deren Wesen an den einen Baum geknüpft war, vergeht mit ihm.

Die Gesellschaft war von Arkona und Stubbenkammer herab nach dem eigentlichen Rügen gekommen. Auf den Wunsch der beiden Damen, zu deren Zerstreuung die Lustpartie nach der Insel angeordnet schien, hatte man eine der Höhen an dem Jasmunder Binnenwasser erstiegen, wo lange Reihen Hünengräber, roth von dem üppigen Haidekraut, den Bergrücken krönen. Die reizende Aussicht auf das Meer entschädigte Alle für die Beschwerde des Stei-

gens, Ottilie aber warf ſich wie erſchöpft an dem einen Grabe nieder und ließ ihren Thränen freien Lauf. Ihre Freundin, deren Trauer mehr in beſtändigem Ernſt als in heftigen Ausbrüchen des Schmerzes ſich kund gab, war die einzige, welche Ottiliens klagende Worte vernahm.

„Wäre Julius gefallen, wie die Helden der Vorzeit, denen ihr Volk dieſe Denkmäler aufhäufte, könnte ich wenigſtens ſtolz ſeyn und die Erinnerung wäre ſüß. So mußte ich meinen Bruder und einen Geliebten verlieren, Beide ſanken ruhmlos im Bürgerkriege, vielleicht gegen einander im Kampf. Ich darf nicht einmal meinen Schmerz vor Allen ausſprechen, die auch Brüder und Geliebte im letzten Kriege verloren, man erinnert ſich kaum der Zeit, wo die Unglücklichen auch für ihr Land und Volk ſich dem reißenden Strome entgegenſtellten.“

Die Freundin ſuchte mit ſchwachen Troſtgründen Ottilien zu überreden, es ſey möglich, daß ihr Geliebter noch lebe. Ottilie aber wehrte mit Heftigkeit den Gedanken ab: „Nein, nein!

Du weißt nicht, wie ich mit dem Vater umhergereis't bin, ihn zu suchen, auch nur eine Spur seines Namens. Eine fürchterliche Ahnung zog mich nach Wesel, ich wollte ihn dort finden unter den elf Gemordeten. Der Vater verschaffte sich die Akten über die unglücklichen, wie Raubmörder Gerichteten. Zu deutlich waren die elf fremden Namen, ihre eigenen Unterschriften, ich hätte es ihm sonst zugetraut, er hätte um zu sterben, sich einen fremden Namen gegeben, doch sein eigener genügte ja. In Stralsund verschwindet die letzte Spur; laß mich das Glücklichste denken, — er ist gefallen mit seinem Heerführer, und ruht an der Seite des Helden."

Hier brach ihre Freundin in Thränen aus und bedeckte das Gesicht. „Was ist Dir Agnes?" sagte Ottilie: „Weckte ich die Wunde um den gefallenen Gatten? Er ruht ja bei Leipzig. Julius, in ungeweihter Erde, geächtet, vergessen von Allen, weil Niemand zugiebt, daß er für das Vaterland gestritten?"

Erst nach einer langen Pause konnte jene

antworten. Um ihn, Ottilie, fließt eine stille Thräne. Sein Loos war nicht zu beklagen. Der würdige, hochgeehrte Mann, dem ich auf den Wunsch des Vaters kurz vor des Krieges Ausbruch die Hand reichte, lebt durch seinen Tod in Aller Angedenken. Ich habe ihn beklagt, wie es der Wittwe ziemte; allein meine Liebe ruht, wie deine, in Stralsund. Ein junger, edler Mann, der wie dein Julius einen höhern Willen zu erkennen glaubte als Schill auszog, rettete meinem Vater das Leben vor den rohen Anhängern des Helden. Ich liebte ihn, indem ich ihn kennen lernte, das Schicksal riß ihn fort, meine Gedanken folgten ihm in die Ferne, mein Vater that alle Schritte ihn aus dem Strudel zu erretten. Es war vergeblich. Er war in Stralsund unter den Vertheidigern des letzten Thurmes, und alle Vertheidiger wurden niedergehauen. Weiter habe ich nichts von ihm erfahren. Darum laß unser Beider Liebe dort ruhen, so sind wir auch darin Schwestern."

Ottilie umarmte mit Heftigkeit ihre Freun-

din: „Wir wollen zusammen sterben, sterben und neben ihren Gräbern soll man uns in die kühle Erde zusammen betten. Mein Vater ist ja todt, meine Mutter, ich habe nichts mehr auf der Erde, und unter die fröhlichen Gesichter passen wir Beide nicht. Hier in Rügen wünschte ich zu sterben, unter allen den Gräbern aus der alten Zeit."

Agnes fürchtete, Ottiliens Heftigkeit möchte bei ihrer oft gezeigten Ueberspannung üble Folgen haben. Sie führte die Freundin auf den Höhenzug seitwärts, daß ihnen der erfrischende Hinausblick auf das Meer offen blieb. „Wir wollen Schwestern seyn, Ottilie, und wie Schwestern unser Leid uns klagen und unsere Hoffnungen mittheilen. Dem Tode gehen wir sanft entgegen, aber laß uns nicht zu ihm hinstürzen — es können uns noch manche frohe Botschaften begegnen, wenn auch so vereinzelt in dem großen Meer der Trübsal als jene kleine Insel allein in der weiten See. Meine Liebe war innig, aber nicht heftig, mein Schmerz nicht zerstörend, da mir oft in den Träumen die

Hoffnung erſchien, wenn ich auch nicht wußte, woher ſie kam, oder wohin ſie ging. Eine unſichtbare Hand trocknet meine Thränen, und eine unbekannte Stimme flüſtert mir zu: es könne noch Alles gut werden. Wie? Das weiß ich nicht, ich wage auch nicht daran zu glauben, aber der ſanfte Trosthauch läßt mich den Schmerz ertragen."

Die Geſellſchaft trennte ſich bald. Die Mehrzahl hatte an den bisher geſehenen Naturſcenen genug, und wollte in den Badevergnügungen von Putbus für die bisherige Entbehrung geſelliger Freuden ſich erholen. Ottilie zeigte einen lebhaften Abſcheu davor, und Agnes, auf deren Gute ſich die unglückliche Freundin ſeit Jahren aufhielt, griff willig den Vorſchlag ihres Vaters auf, noch die ſchöne Halbinſel Mönchgut zu beſuchen, um die Zeit bis zur beſtimmten Abreiſe aus Rügen mit Ottilien im reinen Genuß der Natur zu verbringen. Die weniger von Fremden beſuchten Hügelketten und in's Meer hinaustretenden Vorgebirge Mönchguts gewährten beiden Frauen Ausſichten,

welche ſie allen bisher geſehenen vorzogen. Auf der ſüdlichſten Höhe von Tiſſow, von wo man das Feſtland wie einen ſchmalen blauen Dämmerungsſtrich erblickt, nur bezeichnet mit den Spitzthürmen der Stadt Greifswalde und des alten Wolgaſt, äußerte Ottilie den Wunſch, wie hier das Land dämmernd über die Meeresfläche verſchwände, möchte auch aus ihren Blicken die Erde bald verſchwinden. Auf der Höhe von Peerd grünten eben die hochſtämmigen Eichen, deren Kronen, ein Zeichen den Schiffern, ewigen Vertheidigungskrieg mit den Winden führen. Das Meer lag ruhig; es war ein heiterer Tag, die Halbinſel zur Rechten, und vor ihnen erhoben ſich die weißen Mauern der Greifswaldiſchen Oie aus der blauen Fluth.

„Das iſt die Inſel," ſagte Agnes: „welche wir oben von Rügen aus erblickten. Wie ſie frei und glücklich im Meere ſchwimmt! Es ſcheint nicht weit: ob man nicht heut Abend eine Spazirfahrt hinüber unternimmt?"

Ihr Führer lächelte: Das iſt keine Spazirfahrt, ſondern eine Reiſe. Und wenn wir

uns gleich jetzt bei gutem Winde in's Boot setzten, fragte es sich, ob wir viel vor Mitternacht dort einträfen. Auch ist es gefährlich. Man ist hier zwischen den Inseln keinen Augenblick vor dem Sturme sicher, und dann heißt's bald Ade mit dem offenen Boote.

„Es zieht mich etwas nach dem Eilande, und doch weiß ich nicht anzugeben was?" sagte Agnes.

Die Bauern drüben, warf der Führer ein: sind auch gewaltig stolze Leute, es sind die einzigen, die niemals Einquartierung bekamen, da hat nie ein Franzose, so lange der Napoleon regierte, einen Fuß auf die Oie gesetzt.

„Die Gefahr sollte mich nicht abhalten," bemerkte Ottilie.

Aber der Vater wartet auf uns, er würde es auch nie zugeben, wenn Gefahr wäre — sagte Agnes, und sie traten den Rückweg in das Wirthshaus an.

Dort fanden sie jenen im Gespräch mit einigen Bauern und Gästen, von denen er Nachricht über Sitten und Gebräuche der Halb-

insel einzuziehen schien. Alle waren einstimmig im Haß gegen die Franzosen wegen der Conscription.

„Der Franzmann hat uns viel schlechtes Gesindel in's Land gebracht," sagte ein Greis: „Da kamen Flüchtlinge und die Flüchtlinge zogen den Feind nach sich, und seit sie erst das Land hier kannten, mit seinen Gelegenheiten zum Anlegen und Fortschiffen, blieben ihre Lungerer immer hier liegen und paßten jeder Seele auf, und Jeder war verdächtig, und mußte beweisen, daß er ehrlich sey, wie es doch sonst umgekehrt bei uns gehalten wurde."

Sie hatten es auch wol nöthig, scholl die hohle Stimme eines Stelzfußes von der Ofenbank. Denn, wenn es hier nicht Aufsicht gab, so ging es bunt zu. Ich war ein friedlicher Hausirer, und trug meine Waaren von Stralsund und Bergen und Greifswalde rund im Lande umher, und als ich einmal in der großen Allee nach Putbus meinen Karren schob, die Pfeife im Munde, da stürzte unversehens ein solcher Kerl von den Schillschen aus dem

Hinterhalt so auf mich los, daß ich sah, es gelte Umbringen. Ich setzte die Beine in Bewegung, und dachte nicht an mein Bischen Armuth, und noch weiß ich nicht, ob er mich einholte und mir eins versetzte, oder ob ich über einen gefällten Baum niederfiel, aber als ich wieder aufwachte, that es mir furchtbar weh, und ich hatte das rechte Bein zerbrochen, daß ich auf Zeitlebens ein unglücklicher Mann war, und seitdem einen Holzfuß trage. Meinen kleinen Kram fand ich umgestürzt, und was ich da verloren habe, mag ich gar nicht erzählen. Der infame Hund, der!

„Wenn Du fortliefst, Mathias, so liefst Du vor deinem bösen Gewissen," sagte der Wirth: „Denn Du warst auch ein sauberes Schelmstück zu deiner Zeit, als Du noch flinke Beine hattest und zwei Augen. Denn wie Du um das eine gekommen bist, hast Du uns nie erzählt. Du gabst den Spürhund ab für die Franzosen, und hiebst wen Du konntest dabei über's Ohr. Ich erinnere mich noch — wie viele Jahre mögen's doch her seyn? — als

Du auch noch da im Spiele warst, wo der Teufel den alten Triglaff holen mußte, und der Officier von den Schillschen Husaren mit dem Schatz und dem Mädel auf und davon ging. — Auf den hattest Du es auch abgesehen, und führtest die Französischen Commissarien überall herum. Du warst ein ausgemachter Galgenstrick, und die grauen Haare haben Dich nicht um ein Haar besser gemacht."

Der Hausirer, schon im Begriff aufzupakken, murrte dagegen, betheuerte seine Unschuld, sagte: an dem Officier sey auch kein gutes Haar gewesen, und machte sich fluchend auf und davon, als der aufmerksame Gast sich nach der erwähnten Geschichte erkundigte: Der Mensch hatte etwas Verdächtiges, und, irr' ich nicht, habe ich ihn schon gesehen, sagte er nach dessen Heraustreten.

„Es war" — erwiederte der Wirth — ein ausgemachter Spion für die Franzosen. Die Schillschen haben ihn mehr als einmal hängen wollen, Unkraut vergeht aber nicht."

Aber die Geschichte mit dem Officier,

wie verhält sich diese? fragte ungeduldig der Gast.

„O das war eine seltsame Begebenheit," sagte der Wirth: „Es giebt gewiß schlechte Menschen unter allerlei Volks. So kehrte auch einmal vor langen Jahren, als sie bei Stralsund das Schillsche Freicorps gesprengt hatten, ein ärmlicher Mensch bei mir ein, und das war, wie ich nachher erfuhr, einer von den wilden Officieren bei den Husaren gewesen. Bei mir verhielt er sich aber ganz ruhig, und zitterte fast, und freute sich über eine warme Suppe wie ein Kind. Mittlerweile am andern Morgen als die Französischen Commissaire und Soldaten, von dem Hausirer Matthias geführet, ankommen, ist er auf und davon. Der Schelm riecht bald einen Schelm heraus, und es fand sich dann, daß dieser selbige Officier auch ein Schatzgräber und Teufelsbanner gewesen war, und in der Nacht den Schatz, nach dem der alte Triglaff lange Jahre umsonst gegraben, mit Teufelskunst gehoben hatte. Den alten Triglaff fanden sie todt angebunden.

Sein einziges hübsches Mädel und den Schatz hatte der Officier aber mitgenommen, bis ihn denn auch der Teufel geholt hat."

Agnes Vater bat um nähere Erklärung, welche damit schloß, daß Beide, der Teufelsbanner und das Mädchen, mit dem Schatze auf offenem Meere vom Bösen geholt seyen, und der leere Kahn vom Sturme zurückgetrieben wäre. Jener, hiermit noch nicht zufrieden, forschte nach den genaueren Umständen. Der Wirth suchte die Persönlichkeit des Officiers, so gut es ging, zu beschreiben, rief aber endlich aus: „Wenn ich nicht irre, habe ich seinen Namen, wie ihn der Commissarius mir nannte, dazumal an die Schrankthüre aufnotirt. Er stieg auf den Schemel, öffnete einen Wandschrank, und rief, nachdem er den mit verblichener Kreide an der innern Seite stehenden Namen herausbuchstabirt hatte, herunter: „Julius von *** hieß er."

Ein lauter Schrei unterbrach die Ruhe im Zimmer. Die beiden Freundinnen hatten schon seit einiger Zeit unbemerkt am Eingange dem

Gespräche zugehört. Ottilie hielt krampfhaft Agnes Arm gefaßt und horchend mit gesteigerter Angst den Kopf vorgebeugt. Als der ausgesprochene Name ihr die schreckliche Gewißheit gab, verließen sie Kraft und Besinnung. Sie wäre auf den steinernen Flur niedergeschlagen, hätte nicht Agnes, schnell vorspringend, mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte die Ohnmächtige so lange festgehalten, bis die Männer herbeieilten, sie auf eine Bank zu legen. Alle augenblicklich angewandten Mittel, sie zur Besinnung zu bringen, blieben fruchtlos, und Agnes flüsterte dem Vater zu: „Ich fürchte, es ist die letzte Täuschung, welche die Dulderin traf."

Noch war jedoch das Leben nicht entflohen. Als man sie oben in's Zimmer gebracht, schlug sie nach einigen Stunden Ruhe die Augen auf, und sah verwundert umher: „Ich lebe noch, ja, Ihr seyd alle wohlwollende Freunde. Im Traume bin ich weit, weit vorausgeeilt, über lange Jahre und Zeiten, es war aber nicht auf der Erde. Julius kam mir nach, und wir wurden hart geprüft, er mußte viel leiden, bis

er rein wurde und wie uns in die Arme sanken. — Agnes, nicht wahr, er nannte die Insel drüben, wo der Kahn umgeschlagen wäre? Dorthin, liebe Agnes, begleite mich morgen. Vielleicht spülte die Welle seinen Leichnam an's Ufer, und die guten Leute haben ihn begraben. Ich muß hinüber, morgen mit dem ersten Sonnenstrahl. Schlagt mir das nicht ab. Ich sah ein grünes Grab mit vielen Blumen, und drüben, weiß ich, wird sich Alles entscheiden."

Zwanzigſtes Kapitel.

Man hatte der Unglücklichen den letzten Troſt nicht verweigern mögen. Ein günſtiger Wind blies als die drei Reiſenden in dem Boote eines geſchickten Mönchgutiſchen Lootſen nach der Oie hinüberſegelten. Noch war es Morgen, als ſie drüben landeten, und den nicht unbeſchwerlichen Weg nach dem Plateau der Inſel hinaufſtiegen. Ottiliens Blicke hatten ſchon lange am Ufer gehaftet. Jede Erhöhung ſollte ein Grab ſeyn. Auch jetzt vom Uferrande aus ſuchte ſie vergebens nach einer Stelle, wo der Schiffbrüchige hätte ruhen können. Dann wandte ſich die Geſellſchaft nach den Gehöften.

„Wie aber," flüſterte Agnes, Ottilien ſanft umſchlungen haltend, der Freundin zu: „wenn wir nähere Nachricht von dem Unglücklichen einziehen, und, ſtatt des einen, zwei Gräber finden? Sie erzählten drüben von einer

schönen, jungen Bäuerin. Wenn er Dich in seiner letzten Stunde vergessen?" —

„Werde ich ihn in meiner letzten nicht vergessen," fiel Ottilie heftig ein: „Möge er auch an ihrer Seite ruhen. Die Erde hat ja Raum, um alle Müden aufzunehmen, und ich fühle es Agnes, dieses Eiland werde ich nicht verlassen.

Die gastfreundlichen Insulaner nahmen die Fremden mit Herzlichkeit auf. Da selten ein Ausländer das Ufer der Oie betritt, kann noch die befremdende Erscheinung eintreten, daß sich die Hofbesitzer darum streiten, wessen Gast der Angekommene seyn solle? Besonders reizte die jungen Leute der Anblick der schönen vornehmen Frauen, und gleich Wundererscheinungen geleitete man sie in den größesten Hof, wo ihnen in der geräumigen Tenne alle mögliche Erfrischungen vorgesetzt wurden, während Jung und Alt des Eilandes durch Fenster und Thüren sich an ihrem Anblick weidete. Ottilie ließ indessen dem Präfecten, so nennen wir noch immer Agnes Vater, keine Ruhe, und er erkundigte sich bei den Aeltesten unter Anführung

aller in Erfahrung gebrachten Umstände, ob kein Flüchtling zur Zeit nach Schills Untergang an dieser Insel verunglückt sey? Statt, wie er erwartete, ihre Bibeldeckel oder die alten Schranktüren umzuschlagen, wo jene Leute die merkwürdigsten Ereigniſſe aufzunotiren pflegen, blickten sich die Alten verwundert an, und in ihren Blicken las er, daß eine Begebenheit, die sich vor so langen Jahren zugetragen, noch frisch in ihrem Gedächtniß leben müsse. Er drang weiter in sie, erhielt aber nur ausweichende Antworten. Endlich, als er mit allem Gewicht der Würde ihnen versicherte, daß er im Namen der Anverwandten des jungen Mannes über dessen Leben und Tod Nachricht einziehen solle, und nichts irgend Jemand Nachtheiliges daraus entstehen könne, blickten sich die Alten wieder fragend an, und zuletzt hub der Eine an:

„Wenn dem wirklich so ist, und es kann auch wol nicht anders seyn, denn die Franzosen, vor denen er flüchtete, sind ja längst aus dem Lande, so kann es ihm auch nicht schaden,

wenn wir von ihm reden, da ohnedies ja der vornehme Herr von ihm weiß. Ja seit den langen Jahren ist der liebe, junge, unglückliche Herr auf unserer Oie —"

Ist? Er ist ja todt, fiel der Präfect ein. Das Fahrzeug, das ihn herüber trug, schlug um, und er starb in den Wellen.

„Nein, den Kahn haben sie mit Willen, daß Keiner von ihnen wüßte, umgeworfen. Er lebt nun wohl bis zum heutigen Tage."

Wo? wo? fiel die fieberhaft glühende Ottilie ein.

„Drüben an der äußersten Spitze der Oie. Es ist ein herzensguter und lieber Mensch. In einer ganz kleinen Hütte lebt er, ob er es wol besser mag gewohnt seyn. Wir glauben aber kaum, daß er es noch lange aushält, denn er sieht kläglich aus —"

Ottilie hörte nichts mehr von den letzten Worten. Gluth und Frost überströmte sie abwechselnd, und man sah, wie ihr Geist mit dem Körper rang, bis sie über ihren Schwindel Herr wurde, und Agnes heftig umschlingend

ausrief: „Wir wollen hin — zu ihm — jetzt gleich. Wer weiß, ob ich es nachher noch vermag." Alle Vorstellungen des Präfecten und seiner Tochter blieben fruchtlos. Die Unglückliche drang darauf, den Geliebten sogleich wiederzusehen, und wenn es auch nur sein Gespenst wäre, das sie mit sich hinabrisse. Auf ihre dringende Bitte mußten alle Einwohner, die gern ihnen gefolgt wären, zurückbleiben, und sie machte sich allein an Agnes Arm auf den Weg. In einiger Entfernung folgte ihnen der Präfect mit dem Diener. „Wenn es nur nicht wieder eine Täuschung ist," sagte Agnes leise zum Vater: „und doch flüstert mir eine innere Stimme zu, unser Gang wird nicht ganz fruchtlos seyn."

Sie fanden leicht den vorgeschriebenen Weg zur Eremitenhütte. Ottiliens Herz pochte fühlbarer, und die ganze Gestalt zitterte zusammen bei jedem Schritte. Endlich hielt sie inne an einem einsamen Baum auf dem Felde. Sie stützte sich daran, ihr glühendes Gesicht verbergend, und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Agnes, siehst Du ihn? — Dort sitzt er auf dem Grabe — wie ich es im Traume gesehen. Er denkt nicht an mich, er denkt an die Geliebte, die drunten schlummert. — Wenn ich sterbe, begrabt mich neben ihr, daß er auch an mich zuweilen denken muß." Agnes sah neben dem eingehegten Garten einen grünen Rasenhügel mit Blumen umpflanzt. Eine männliche Gestalt, in Trauer versunken, saß darauf. Er kehrte ihnen den Rücken zu, und hörte auch nichts, bis beide Frauen dicht neben dem Grabe standen.

Ottilie breitete zitternd die Arme aus, und rief mit schwacher Stimme: „Julius!" Langsam richtete sich der Trauernde auf und strich die verwilderten Haare aus dem Gesichte. Die Sonne beleuchtete ihn, daß keine Täuschung länger möglich blieb. „Er ist es *nicht*!" schrie Ottilie auf, und sank zusammen. Agnes vermochte sie diesmal nicht zu halten. Der herbeieilende Vater und der Trauernde hoben die Unglückliche empor und legten sie auf das Grab. Die vielfachen Täuschungen hatten zu

stark auf den durch Leiden geschwächten Körper gewirkt, um, wo keine Hoffnung ihr entgegen lächelte, sich wieder zu erholen. Doch öffnete sie noch einmal halb die Augen, und drückte die Hand der Freundin: „Agnes! es war der letzte Schlag, der mich traf," stammelte sie, „hier sehe ich ihn nicht wieder, aber drüben — gewiß, gewiß. Ich liege auf dem Grabe einer geliebten Gattin — versprich mir, daß sie auch mein Grab daneben graben." Während Agnes und der Präfect zusicherend Ottiliens Hand drückten, erkaltete sie, und die Unglückliche schlug nicht mehr die Augen auf.

In stummer Trauer und thränenlos standen die Drei eine Zeitlang um das Grab und die Leiche. Man wollte sie in die nahgelegene Hütte schaffen. Agnes unterbrach zuerst das Schweigen, nachdem sie den Einsiedler eine Weile aufmerksam betrachtet hatte: „Kennen Sie die Unglückliche? Es war die Braut Ihres Freundes Julius." Er starrte auf, und Agnes an. Ihre Züge schienen ihm bekannt, doch wußte er nicht, wo sie hinbringen. „Sie

mögen mich vergessen haben, ich habe Sie nicht vergessen," sagte Agnes, die Thränen unterdrückend: „Sie sind Theodor von ***, und retteten meinem Vater das Leben. Ich hoffte damals, Sie dereinst wiederzusehen, und diese Hoffnung ging in Erfüllung."

Theodor blickte sie an, und warf sich dann am Fuß des Grabes mit allen Ausbrüchen der Verzweiflung nieder: Ich war jener Theodor, und jetzt bin ich nichts. Ich war ein Jüngling, ich bin ein Greis; gesund, jetzt krank; voll frischen Sinnes, jetzt welk, ohne Kraft zum Leben und Sterben. Die Träume des Glückes entwichen mit dem Leben, die Hoffnung ist hin, der Geist todt, nur die leere Schale wartet noch auf den Stein, der sie zerbricht.

Der Greis faßte theilnehmend Theodors Hand: „Als wir uns zuletzt sahen, trieb Sie ein übermüthig kühner Geist gegen den Strom. Wo ist dieses Feuer, dieses innere Bewußtseyn, das sich mächtiger dünkte als Gesetz und Ordnung? Ist alles verflogen?"

Vater, laß uns den Unglücklichen durch

keine

keine Rückerinnerung quälen. Das Grab sagt uns, daß er ein theures Wesen beweint.

„Es starb durch meine Schuld, und meine Kinder starben durch meine Schuld. Sprechen Sie mir tausendmal mein Schuldbekenntniß vor — täglich rufe ich es selbst mir in das Gedächtniß, damit es nie daraus erlösche, bis ich selbst, wie diese unglückliche Braut, den Weg finde zu dem einzigen Glücke. Ein Thor, glaubte ich mich so von der Welt zu scheiden, daß kein leiser Ton mich von drüben treffen könnte. Hier trotzte ich im selbstgeschaffenen Glücke, und ich sah nicht das Unglück voraus. Ein Fieber, das jenseits wüthen sollte, kam durch die Handelsleute auch auf diese Insel. Mein Sohn lief in die Gehöfte und brachte es mit. Er steckte die Schwester an, und die thätige Mutter war die einzige Pflegerin der Kinder. Wie sie auch Tag und Nacht an ihrem Krankenlager saß, die Kinder wurden schlimmer, weil sie aus falscher Zärtlichkeit jedes herbe Mittel, das meine geringe Kenntniß ihnen bereitete, schwächte, oder ganz

aussehte. Das Mädchen starb zuerst, der Knabe folgte. Hier unter diesen Blumen schlafen Beide, ohne zu wissen, was Leiden auf der Erde heißt. Die Mutter legte sich, als sie den Rasen auf dem kleinen Hügel geküßt, nieder, und jeder Trank, den ich ihr kochte, vergrößerte das Uebel. Keiner der guten Insulaner wußte bessere Mittel. Ich lief umher in den Gehöften, bat fußfällig die Schiffer, hinüberzusegeln nach Anklam, nach Stralsund, einen Arzt zu holen, vergeblich. Die See stürmte; im Angesicht der Insel drohte Jedem der Tod, es wäre auch kein Arzt herübergekommen. Da stand ich, da standen wir Alle, händeringend an ihrem Lager, und keiner konnte helfen. Ich war es, ich selbst, der das lieblichste Wesen, einen Engel, aus ihrer glücklichen Heimath herüber zu einem unglücklichen Leben gelockt, herüber auf dies unselige Eiland, wo sie von menschlicher Hülfe abgeschnitten, auf dem Krankenbette verschmachtete. — Ich habe sie nicht begraben."

Er verbarg sein Gesicht in beiden Händen. Der Präfect bot ihm mit herzlichen Worten

allen Beistand an, den der Fremde einem Trauernden leisten könne. Theodor wies ihn zurück: „Das Einzige, warum ich Sie bitte, ist, die trüben Aussichten bis zu meinem nahenden Ende nicht noch trüber zu machen. Seit 1809, wo unter Schill die letzten Deutschen dem Feinde widerstanden, weiß ich nichts von dem Continent; ich weiß nicht, wie das Elend in meinem Vaterlande mag gewüthet haben. Um die eine einzige Gunst flehe ich Sie an, verlassen Sie den Unglücklichen, ohne die Last, die er trägt, durch Aufzählung der neuen Unglücksfälle seines Vaterlandes zu erschweren. Ich will nichts, auch nichts, was den Anschein der Freude hat, wissen."

Aber Sie sollen es hören, junger Mann, hub der Greis heftig an, indem er Theodors Hand fast unwillig fahren ließ. Weil Sie noch jung sind, weil Sie noch nicht Ihre Kräfte begraben sollen, weil Niemanden der Schöpfer das Recht gab in süßer Wehmuth seinem krankhaften Schmerze nachzuhängen, als wäre er zu gut für die Welt: darum will ich Sie aufwecken

aus ihrem Schlafe. Wie die Posaune des jüngsten Gerichtes soll meine Kunde in Ihr Ohr schallen, bis Sie erschreckt auf Ihre Knie fallen, und den Aberwitz bereuen, der Sie Ihr Vaterland verlassen hieß, weil einige Tollköpfe es für verloren erklärt.

„Vater!" fiel Agnes bittend ein: „Wer deshalb Strafe verdient, hat sie überreichlich erduldet, wenn er, wie dein Lebensretter, lange Jahre hoffnungslos hier schmachtete."

Weil er mein Leben gerettet, will ich auch seines aus der Schwachheit und Starrsucht retten. Das Vaterland hat den Dünkel und Aberwitz der Wenigen vergessen, die sich unberufen zu seinen Paladinen aufwarfen. Das Vaterland ist nach langen Jahren der Schmach auferstanden. Es hat gesiegt, glorreich gesiegt. Die Schrecken langer Jahre sind verschwunden, die furchtbaren Namen sind verklungen, und von jener Zeit ist nicht mehr als die Erinnerung eines Traumes übrig geblieben. Mit wenigen kräftigen Worten erzählte der eifernde Greis die gewichtigen Begebenheiten fast zweier

Lustren, und schloß mit der Nachricht: „Der gefürchtete Held und Eroberer, das Schrecken der Völker, der Unüberwindliche liegt gefesselt auf einer Insel in fernen Welttheilen, und das alles haben Sie auf Ihrer Insel — verträumt."

Wie ein aus langer Dunkelheit plötzlich an's Tageslicht Geführter verblendet die Augen schließt, senkte Theodor den Kopf zu Boden. Fast schienen Geist und Leib zu schwach für Nachrichten, deren zehnter Theil einen Gesunden berauschen konnte. Er wiederholte sie für sich, ohne den Zusammenhang halten zu können, und brachte endlich sein Selbstgeständniß zögernd hervor: „Ja, ich habe geschlafen, fast zehn lange Jahre geschlafen — und wie kurz ist das Menschenleben? Lust und Schmerz sind so unbeständig wie wir, und weil uns die Kunst fehlt, ihren Wechsel wie die ewigen Bahnen der Gestirne voraus zu berechnen, verzweifeln wir!"

Der Präfect wollte mit einer heftigen Bemerkung das entschuldigende Raisonnement des Unglücklichen unterbrechen, als Agnes mit stummer Gebärdensprache dringend bat, ihn zu

schonen. Indessen waren, von des Präfecten Diener herbeigerufen, einige Bauern gekommen, um die Leiche fortzutragen. Theodor hatte noch immer in sich versunken dagestanden, bis man sie aufnahm. „Halt!" rief er plötzlich: „Wohin wollt Ihr sie bringen? — Sagte sie nicht, sie wolle hier bei meinem Weibe ruhen? Tragt sie nicht fort, es ist Raum genug für einen ganzen Kirchhof, und Unglückliche gehören zusammen. — Ich kenne sie jetzt recht wohl. — Es ist seine Braut. Damals sah sie schöner aus; aber sie ist glücklich, daß sie starb, ohne zu wissen, was besser verschwiegen bleibt."

Es wurde verabredet, die Leiche in die Hütte des Einsiedlers zu tragen, bis das Grab bereitet sey. Theodor mußte indessen Vater und Tochter in das nächste Gehöft begleiten. Ausbrüche des Schmerzes und der Freude wechselten. Wie Einer, der lange des Vergnügens einer geselligen Unterhaltung entbehren müssen, der Zunge freien Lauf läßt ohne Ordnung der besprochenen Gegenstände, klagte er sein Leid und erzählte untermischt die geringfügigsten

Umstände seiner Wirthschaft, bis die Neugier mächtiger werdend das alte Gelübde und den Faden seiner Erzählung ihn vergessen ließ und zu Fragen über Fragen trieb, ohne daß er auf deren Beantwortung Acht gegeben hätte. Es gab keinen Gegenstand der Geschichte, des öffentlichen Lebens und der Privatverhältnisse, wo er nicht einige Fragen aufgeworfen, und Agnes Vater benutzte die Antworten, um so viel er Rede stehen konnte, die Lebensgeister und den Muth des Unglücklichen anzufeuern.

Die Beschäftigungen und Aemter des Lebens wechseln nach einem alten Herkommen unter den Hofbesitzern der kleinen Insel. Das Amt des Predigers, vornämlich im Vorlesen von Abschnitten aus der Bibel und einzelnen Erbauungsschriften bestehend, war in dieser Woche an einem Greise, demselben, welcher Theodor einst so freundlich die Dienste der jungen Burschen angeboten. „Ich habe es dem jungen Herrn oft vorgestellt," sagte er zum Präfecten, als dieser alle Anordnungen wegen des Begräbnisses mit ihm getroffen: „daß für

ihn das stille Leben bei uns nicht paßte, aber was konnte ich ungelehrter Mann gegen seine Gründe einwenden? Und mit tiefem Schmerz mußten wir es ansehen, wie es Jahr für Jahr mit ihm abnahm und alle Kraft ausging. Zuletzt that er, was man ihm sagte, aber das that unser einem noch mehr wehe."

Am Abende desselben Tages fand das Begräbniß statt. Theodor hatte es angeordnet, daß der Leichnam mit der untergehenden Sonne zugleich in die Grube gesenkt wurde. Lange herrschte eine feierliche Stille, nicht einmal durch Thränen unterbrochen. Selbst die Natur schien den Augenblick mit zu heiligen. Es rauschte kein Lüftchen, das Meer, so weit man es von dem hohen Standpunkte übersehen konnte, lag fast wellenlos im Abendrothe da, und nur einzelne Lerchen kreis'ten in den fernsten Lüften. Der Prediger sprach ein kurzes Gebet, und dann schaufelten sie das Grab zu und belegten den Hügel mit dem herbeigebrachten Rasen.

Auf dem stillen Heimwege mußte Theodor Agnes berichten, was er von Julius Schick-

salen in Erfahrung gebracht. Er that es mit Schonung. An den Gehöften angelangt, wollte er von den Glücklichen, wie er sie nannte, Abschied nehmen, um in seine verlassene Hütte zurückzukehren, aber Agnes Vater ließ es nicht zu: „Sie dürfen nicht in das Haus des Todes zurück, Sie müssen uns, wir Ihnen Kraft geben, das Bittere, was uns Alle traf, zu ertragen. Es soll, es kann kein Mensch allein dastehen; wer hilft, dem wird geholfen, wer tröstet, empfindet Trost." Es war das erste Mal seit seiner Ankunft auf der Insel, daß Theodor in den Gehöften eine Nacht zubrachte.

Am frühen Morgen weckte ihn der Präfect und nahm ihn mit sich an das Meeresufer. Die Sonne stieg aus der Fluth empor. Feurig drückte er Theodors Hand, und foderte von ihm das Versprechen, dem Leben wieder anzugehören: „Ich selbst bin ein Greis, dem Grabe nahe, aber noch denke ich zu leben, viel zu sehen, Theil an Allem zu nehmen, und vielleicht noch zu wirken." Das frühere Gelübde verschwand in seiner Nichtigkeit, Theodor drückte

gelobend dem Greise die Hand, und der Greis versprach, als Vater ihm zur Seite zu stehen. Nur eine Woche noch auf der Insel zu bleiben, mußte er ihm nachlassen, und Theodor sah vom Ufersande den Kahn mit den würdigen Freunden nach dem Lande fahren. Er kehrte zu seinem Grabe, zu seinem Schmerze zurück, um beiden in der Einsamkeit für immer Lebewohl zu sagen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Als Theodor die Insel verließ, begleitet von den Segenswünschen aller Einwohner, vermied er es, Rügen und Mönchgut zu berühren. Er wollte den Schmerz nicht erneuen, und segelte über den Bodden sogleich nach dem festen Lande. Eilend durchflog er die Provinzen, und zögerte doch, als er der Heimath nahte. Er unterließ es, die Freunde aufzusuchen, welche in den Städten, durch die sein Weg ihn führte, wohnten. Alles kam ihm fremd und unbekannt vor, die Besitzer dünkten ihm an den meisten Orten gewechselt zu haben, und er machte die Bemerkung, daß es nur die Wirthshäuser waren, deren Eigenthümer, allen Zeiten sich fügend, dieselben geblieben schienen.

Er war elternlos aufgezogen, aber nahe Verwandte hatten Elternstelle an ihm vertreten. Er mochte nicht nach dem Oheim, nach der

Tante im Städtchen fragen, da ihn selbst die Leute im Gasthof nicht zu kennen schienen. Zu Fuße machte er sich daher nach dem nahen Gute auf. Als die hohen Pappelalleen des Gartens ihm entgegen winkten, stand er herzklopfend still. Dann schlich er sich durch wohlbekannte Nebenwege nach der Hinterpforte. Sie war abgebrochen, ein Graben und eine lebendige Hecke schützten hier den Garten. Er sprang und kletterte hinüber, und schlich sich die Allee nach dem Schlößchen entlang. Es war Alles verändert. Ein dicker Mann mit grüner Mütze, den die Arbeitsleute Herr Amtmann nannten, schmauchte hier seine Pfeife. Theodor näherte sich ihm und fragte schüchtern nach dem Herrn Major, dem ehemaligen Besitzer. Sein Aeußeres hatte jetzt wenig Empfehlendes, und die schüchterne Art seines Benehmens gab ihm kein besseres Ansehen. Der Amtmann fand sich daher auch nicht bewogen, den Gruß im geringsten zu erwiedern, und redete ihn, nachdem er ihn etwas fixirt, barsch an: „Woher des Weges, guter Freund? — Ihr seyd wol lange

nicht hier gewesen auf euren Wanderungen, oder habt Ihr so den Namen Major von einem guten Vordermann erfahren? Hier ist kein Major mehr, und es wird auch nichts mehr gereicht. Der Schenkwirth hat auch gemessenen Befehl, keinen ohne Paß zu beherbergen, widrigenfalls die Gensdarmerie — Verstanden?"

Um Gottes Willen der Major, was ist mit dem Major?

„Der Major ist schon vor'm letzten Feldzuge gestorben."

Und seine Frau, fragte Theodor erblassend.

„Bereits vor ihm, und damit Ihr nicht länger nöthig habt Euch mit Fragen die Zeit zu verderben, sage ich Euch, daß der Major das Gut seinem Schwager, dem Herrn von Winkelmann, hinterlassen. Der hat es dem Herrn von Redern verkauft, und der an den seligen Hauptmann von Bredow, aus dessen Liquidationsmasse hatte es sub hasta der Kammerrath von Winterfeld erstanden. Als der aber die Kaufgelder nicht belegen konnte, kam es zur Resubhastation, — versteht sich auf seine

Kosten — und da habe ich es erstanden, und auf Heller und Pfennig bezahlt. Ihr seht daher, daß ich mit der alten Sippschaft in keinem Fall etwas zu thun habe."

Theodor vermochte nicht zu sprechen. Wehmuth und Aerger bemächtigten sich seiner. Er setzte den Hut auf, und ohne ein Abschiedswort drehte er dem neuen Besitzer den Rücken. Allein der Amtmann hatte in Theodors Augen eine Thräne bemerkt, und als er ihn stolz sich fortwenden sah, leuchtete ihm sein Irrthum ein. Er eilte ihm nach, bat ihn um Vergebung für etwanige Beleidigung, da man sich jetzt vor allen Landläufern nicht genug hüten könne, und lud den Fremden ein, die Nacht bei ihm zu verweilen, indem er doch gewiß auf ein Unterkommen bei dem Major gerechnet habe. Als Theodor dankte, drang er heftiger, und bemerkte fragend: der Fremde kehre wol eben aus den Lazarethen zurück, nachdem er im großen Befreiungskriege mitgefochten? Dies war für Theodor ein Stich in's Herz. Als der Amtmann noch dazu wohlgefällig das eiserne Kreuz auf

der Brust einknöpfte, hielt er es nicht mehr aus, und entfloh mit der Entschuldigung, daß ein Freund in der Stadt ihn erwarte.

Hier erfuhr er bald, daß sein Oheim ihm ein kleines Legat für den Fall seiner Wiederkehr ausgesetzt hatte. Es war ihm leicht, dieses zu erheben. Dann aber eilte er aus der Umgegend fort, denn Alles kam ihm fremd, öde und leer vor. An den Wirthstafeln, am Billard, überall sah er Gesichter mit Schnurrbärten und militairischen Abzeichen, und alles Gespräch drehte sich um die erlittenen Strapatzen und erfochtenen Siege. Ihm war es lieb, wenn ihn seine Bekannten nicht wieder zu erkennen schienen, denn auch die, welche ehemals als die Feigsten und Schwächsten galten, schienen, ihren Reden nach, Helden gewesen zu seyn. Er konnte dem Allen nichts entgegen setzen. Zuweilen hörte er auch wol ein bemitleidendes oder gar kränkendes Wort über Schills Unternehmen, meist aber schien es ganz vergessen. In Familienkreise mochte er nicht treten. Seine liebsten Bekannten waren todt oder weit ver-

ſchlagen; die er niemals leiden konnte, waren am Leben. Man konnte ſich ſeiner nicht recht erinnern, oder Einer ſagte: „Ah ſo, Sie ſind der junge Theodor, der damals, — wann war es doch? — auch mit ausriß — mit Schill. Ja, ja, wer nicht hören will, muß fühlen. Sie ſind etwas ſpät wiedergekommen, aber immer beſſer als gar nicht.“ Hie und da fand er wol noch einen alten Gefäßten, der unter Schill gedient, es waren aber oft rohe, dem Trunk ergebene Leute, daß jeder Umgang unmöglich wurde.

Er reiſ'te eilig nach der Altmark. „Hier lebt das einzige Weſen auf der weiten Welt,“ dachte er bei ſich: „das innigen Antheil an mir nimmt.“ Einen andern Gedanken wagte er nicht bei ſich auszuſprechen. Er wußte, daß der Präfect, er wußte, daß Agnes auf dem Gute waren, dennoch zauderte er, zum Haupt-thor einzutreten und ſich melden zu laſſen. Er ſchlich in den Garten und wartete hier in einer Laube, ob das Glück ihn begünſtige oder der Muth ihm wachſe? Das erſtere geſchah, Agnes

kam allein den langen Gang herauf. Er konnte mit voller Muße ihre ſchlanke reizende Geſtalt, die ſchönen, Sanftmuth und Hoheit athmenden Züge, das ſeelenvolle Auge erblicken, und ſein Herz ſchlug vernehmlicher, je näher ſie ihm kam. Er geſtand ſich, daß ſie ihm theurer ſey, als er geglaubt, aber er trat nicht hervor, als ſie an der Laube vorüberging, und als ſie fern nach dem Schloſſe zu verſchwand, ſtützte er ſein Haupt auf den Arm und ſprach zu ſich: „Thor! Und dieſes edle, ſchöne Weib, glaubſt Du, liebe Dich, Dich, einen Auswurf, einen Verzweifelten, den alle Welt für einen aus Gottes Barmherzigkeit verſchonten Taugenichts hält? Sie, im Reize der Jugend, Schönheit, Bildung, Geſundheit, die Wittwe eines Generals, deſſen Namen man mit Ehrfurcht nennt, Dich, einen namenloſen —" Er mochte es nicht ausſprechen, und ſtürzte aus dem Garten heraus und fort aus dem Dorfe. „Was ſoll ich hier," rief er, als der Wagen fortrollte: „wenn nichts anderes dieſe edleren Weſen an mich feſſelt, als Dankbarkeit und Mitleid? — Nein, noch

fühle ich mich zu gut, um ein elendes Gnadenbrot zu genießen. Zum Wirken ist mir das Thor im Vaterlande verschlossen, da ich im Befreiungskriege nicht mitgefochten, — ich will zurück nach der Oie, und dort das verpfuschte Leben wenigstens consequent beschließen."

Aber schon in Stralsund änderte er seinen Entschluß. Als er der letzten Vertheidigung gedenkend, um die Wälle spazierte, musterte er auch nachdenkend den Thurm, den er einst so tapfer vertheidigt. Wie erstaunte er aber, als er an einem äußern Winkel einen Leichenstein an die Mauer befestigt fand, auf welchem die Worte standen: „Dem Andenken des unglücklichen Theodor von ***, gefallen in der tapfern Vertheidigung dieses Thurmes am 29sten Mai 1809, setzte diese Tafel Dankbarkeit und Liebe."

„So liebt sie mich doch?" sagte er nach wenigen Minuten des Nachdenkens, und sein aufgefundener Leichenstein versetzte ihn in eine Freude, die den Entschluß, nach der Insel überzufahren, augenblicklich vernichtete. Dennoch kehrte er nicht nach der Altmark zurück. Die

Aerzte riethen ihm, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit die Bäder im südlichen Frankreich zu gebrauchen. Er entschuldigte in einem Briefe an den Präfecten damit sein Nichterscheinen, und reis'te nach Nizza. Hier aber fanden die Aerzte seine Krankheit gefährlicher als er es dachte, und zwei Sommer vergingen in Benutzung der Meeresbäder. Die Hoffnung, kräftig und frisch vor Agnes binnen kurzem zu erscheinen, mußte er aufgeben, und sein einziger Trost blieb, nicht in Deutschland siech zu liegen. Als er, an einem schönen Abende von einer einsamen Seefahrt heimkehrend, landete, begrüßten ihn zwei Gestalten. Es waren Agnes und der Präfect. Die erstere erröthete bei dem für Theodor so freudigen Zusammentreffen, und wartete kaum die ersten Begrüßungsformeln ab, um ihn zu benachrichtigen, wie die Aerzte bei der zunehmenden Schwäche ihres Vaters ihm die milde Seeluft des südlichen Frankreichs angerathen hätten.

„Sie liebt mich," wiederholte er bei sich, nachdem er von ihnen geschieden, und ein glück-

liches Leben begann seit der Ankunft der Freunde für den Verlassenen. Täglich durchstreifte er mit Beiden die reizenden Umgegenden, oft, wenn den Vater Altersschwäche daran hinderte, mit Agnes allein. Er las mit ihr Dichterwerke, sie wurde seine Lehrerin in Allem, was im Gebiete des Schönen seit seiner freiwilligen Verbannung sich ausgebildet hatte. Es waren für ihn selige Stunden, er glaubte auch für sie; dennoch blieb das Bewußtseyn des eigenen Unwerths für ihn zu mächtig, um eine Erklärung zu wagen, die Beider Glück gefördert hätte.

Der rüstige Geist des Alten hielt es aber nicht lange in Nizza aus. Er wollte reisend seine Gesundheit stärken, und willig nahm Theodor die Einladung an, mit ihm nach Neapel zu gehen. In Genua bestiegen sie ein Neapolitanisches Schiff; die Fahrt ging jedoch bei geringem Winde langsam, obwol des schönen Wetters wegen nicht unangenehm. Am dritten Tage bemerkten die Reisenden eine Unruhe unter dem Schiffsvolke. Es zeigte sich eine Galeere der Barbaresken, mit deren einigen die Nea-

politanische Regierung nicht im besten Vernehmen stand. Der Wind war dem Raubschiff günstiger als den Reisenden, und bald war die feindliche Absicht der Barbaresken nicht mehr zu verkennen. Die Mannschaft auf dem Neapolitaner war nicht unbedeutend, und man beschloß, wenn die Piraten sich mit keiner geringen Abfindung begnügten, das Aeußerste zu wagen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, und der offene Kampf begann. Trotz des heftigen Kanonenfeuers der Christen gelang es ihnen nicht, die Ungläubigen von sich abzuhalten. Die Galeere enterte. Stärker bemannt als man vermuthete, hatte die kriegerische Besatzung des Raubschiffes bald festen Fuß auf dem Verdeck des Neapolitaners gefaßt, und es kam zu einem verzweiflungsvollen Gemetzel. Theodors kriegerischer Geist erwachte wieder, und wenn er auch keine Wunder der Tapferkeit verrichtete, so that er doch Alles, was Besonnenheit und Muth in solchen Augenblicken vermag. So lange der Kampf auf dem Verdeck geführt wurde, stritt er dort mit dem Feuergewehr, als er aber

die Feinde in die Kajüten hinunterdringen sah, eilte er von der andern Seite eben dorthin. Mit zwei Französischen Officieren außer Dienst, welche dem constitutionellen Neapel ihren Arm anbieten wollten, langte er eben in der Kajüte an, als Agnes mit dem Vater vor den von der andern Seite einbrechenden Barbaren die Flucht ergriffen. „Retten Sie uns!" hörte er aus ihrem Munde, und stürzte auf die Piraten los. Den ersten, der mit der Thüre zugleich einbrach, hieb er nieder, seine Begleiter fochten nicht minder tapfer, und auch der alte Präfect kehrte, als er Agnes außer Schußweite gebracht, bewaffnet zurück. Das Gemetzel hier im innern Raum mochte, bald hitziger, bald lässiger geführt, und begleitet von heftigem Geschützfeuer draußen, eine halbe Stunde gedauert haben, ohne daß einer der verzweifelt fechtenden Parteien Hülfe von oben gekommen wäre. Endlich stürzten Bewaffnete die Treppe zu den Räubern herab, doch nicht zu ihrer Hülfe. Eingeschlossen von beiden Seiten, wurden die Wenigen bald niedergehauen, und lauter Jubel

ſchallte durch das Schiff. Ein anderer Neapolitaner war zu Hülfe gekommen, die Barbaresken waren überwältigt und ihre Galeere genommen worden.

Als Theodor aus der Wuth des Kampfes zur Beſinnung gekommen, ſah er auf dem Boden der Kajüte Agnes ſitzend, neben ihr lag der Leichnam ihres Vaters, in einiger Entfernung hingeſtreckt der eines Franzoſen. Sonſt war Niemand im innern Raume. Blutend trat Theodor an ſie heran. Sie bemerkte ihn: „Die Wunde iſt leicht, doch Alter und Ermattung haben ihn ſinken laſſen, um nie mehr aufzuſtehen, und ich ſtehe nun allein auf der Welt.“ Nicht allein, rief Theodor: wenn Sie mir vergönnen, neben Ihnen zu ſtehen. Er hob ſie auf und drückte die Willige an ſeine Bruſt. Erſchrocken ſah er, wie ihre feinen weißen Kleider von ſeinem Blute ganz befleckt worden, und wollte ſie warnen. Sie erwiederte: „Soll dies Blut und dieſe Wunden mir nicht werth ſeyn, da ſie einem Verzagten den Mund öffneten?“ Als Beide die Leiche des Vaters

auf eine Hängematte gelegt hatten, und Theodors Wunden, die nur leichter Art sich zeigten, von Agnes sorgsam verbunden waren, eilte er hinaus, um von dem Schicksal des Tages nähere Kunde einzuziehen.

Man war beschäftigt, die Galeerensclaven auf der genommenen Barbaresk, so weit sie als gefangene Christen sich auswiesen, loszulassen. Theodor stieg hinab, und schauderte beim Anblick der entarteten Unglücklichen. Zwei oder drei waren an jedes Ruder gefesselt, meist bejahrte Männer mit wild verwachsenen Haaren und Bärten, die an Ruder und Kette ergraut schienen. Ihre Lust, als sie loskamen, äußerte sich meist viehisch. Sie sprangen und wälzten sich auf dem Boden, oder warfen die abgefeilten Ketten gegen ihre ehemaligen Tyrannen. Schon wollte Theodor, verstört von diesem Anblick, sich abwenden, als die Stimme eines Sclaven, an dessen Handschellen man eben feilte, ihn zurückrief:

„Was gebt Ihr Euch die unnöthige Mühe? Die Kugel beim Gefecht ging in die Schulter hin-

hinein. — Laßt mich in der Kette sterben. Ob eine eiserne Kette, oder eine andere, wie sie jeder in der Welt trägt, es ist im Grunde einerlei. Ich werde es nicht mehr lange machen."

Der Franzose, Theodors Kampfgenoß, trat plötzlich an den hingesunkenen Ruderknecht heran, und ihm in's Gesicht blickend, rief er aus: „Heiliger Gott, ist's möglich, Dupré, Ihr?" Auch Theodor glaubte den Mann zu erkennen, der sich jetzt, mit seiner Verwundung kämpfend, aufzurichten bemühte. Mit halberloschenem Blick starrte er Beide an, noch aber preßte er die wenige Lebenskraft zusammen, und redete in einem Tone, der Scherz bedeuten sollte:

„Capitain Dumatin, willkommen in meinem Hause! Ja, ich bin es, Dupré, cidevant Generalcommissair, jetzt aber Galeerensclave, und das ist nicht schlimmer, als wenn ich im heutigen Frankreich wäre, wo Napoleons Commissaire nicht viel mehr gelten sollen. — Denkt nicht so schlecht vom Zustande eines Galeeren-

ſclaven, — er iſt ein nützliches Mitglied in der Geſellſchaft. — Galeerenſclaven, das ſind die wahren Republicaner. Hier herrſcht Einheit, hier Gleichheit. Neben mir ſitzt Einer, der einſt mein Todfeind war, aus ſo altem Deutſchen Adel, daß er tauſend Jahre vor Karl dem Großen anfängt, und doch lernten wir auf gleiche Art das Ruder ſchlagen, um uns nicht einander zu ſchlagen, und ſind Herzensbrüder geworden. Nicht ſo Julius?" —

Der Sclave neben Dupré, welcher bisher mit geſenktem Kopfe dageſeſſen, richtete ſich auf. Er war fürchterlich verwildert, aber Julius Züge ſtarrten Theodor entgegen. „Julius! Du! wirklich?" Er ſtürzte auf den Unglücklichen, der, mit Dupré an ein Ruder geſchmiedet, zwiſchen dieſem und dem Schiffsrande ſaß. Er berührte ſeine Hand, ſeinen Kopf, es war Julius, der auch ihn wiedererkannte, ohne von der Wallung der Freude übermannt zu werden: „Zurück, ich kenne Dich, wir hier ſind Galeerenſclaven. Was Galeerenſclaven ſind, begreift man nicht auf den erſten Anblick., Wir ſind nicht

unglückliche, wir ſind Thiere. Wenn Du noch lebſt, und Dir das Leben werth iſt, beſudle Dich nicht mit ihnen."

Ich erkenne Dich jetzt auch, ſagte Dupré: Du biſt Theodor von ***, und wir machten einmal eine Rechnung mit einander ab. Das waren Alles Kindereien gegen unſer jetziges Leben, und Du haſt hoffentlich nun auch die thörichten Hörner abgelaufen. — Mein Bruder hat Recht, wenn er ſagte, wir ſind Thiere, aber Thiere ſind die glücklichſten Geſchöpfe, weil ſie um gar nichts ſich zu kümmern haben. Ein Glas Brantwein über das Maaß iſt unſer größtes Glück. Von Begeiſterung bekommt man erſt hier einen Begriff, wenn ſie uns Opium geben, um im Rauſche ſtärker zu rudern. Oft, wenn es dann auf ein Chriſtenſchiff losging, das uns befreien wollte, ſchlugen wir mit Ingrimm und Luſt in die Wellen hinein, daß ein Anderer hätte denken ſollen, es ginge um Leben und Liebe, und es ging doch um nichts. Das nenne ich mir rückſichts-

losen Enthusiasmus, wie man bei keinem Volk ihn findet.

Die Rede des Schwerverwundeten, so wie der Zustand der meisten Gefangenen bestätigte, was er angeführt, daß man den Sclaven Opium gegeben, um sie mit augenblicklich vermehrter Kraft rudern zu lassen. Die meisten entschliefen bald nach dem wildesten Ausbruch ihrer Lust. Dupré's Verwundung und Rausch führten seinen Tod herbei. Auf Julius hatte die plötzliche Befreiung dagegen eine andere Wirkung. Aus der Berauschung war er in den finstersten Trübsinn verfallen, und warf sich, kaum von der Kette befreit, zu Boden, ohne andere Antwort als durch tiefes Stöhnen von sich zu geben.

Wider Theodors Willen erfuhr Agnes von dem Zusammentreffen, und ihre Phantasie hatte ihr alle Bilder des Schreckens vorgemahlt als er zu ihr zurückkehrte. „Erbarme Dich seiner," rief sie ihm entgegen: „aber verlaß mich nicht, laß den Wilden nicht zwischen uns treten, unser junges Glück zu zerstören. Das Schiff, das uns

errettet, segelt weiter. Wir wollen ihn mit allem versehen, was er bedarf; der Galerensclave darf sich aber nicht mit Zufriedenen gesellen."

Der größte Theil der Befreiten bestand aus Leuten ohne Heimath und Besitz; sie mußten ein neues Leben beginnen. Hierzu bot sich sogleich Gelegenheit. Das herzugekommene Schiff trug Neapolitanische Militairs, welche nach dem schnell erfolgten Sturz der neuen Verfassung ihr Heil in Morea suchen wollten, wo allen Nachrichten zufolge ein Sturm im Losbrechen war. Der größere Theil der Christensclaven gesellte sich willig ihnen zu, um den lange unterdrückten Groll in furchtbarer Wiedervergeltung die Ungläubigen fühlen zu lassen. Der Französische Officier zeigte, von der Besichtigung der Sclaven zurückgekehrt, Theodor an, daß er dieselbe Partie ergriffen, und der Deutsche Officier, aus seinem Rausche erwacht, sich bereit erklärt habe, ihm zu folgen. Am Abende desselben Tages — beide Schiffe segelten mit ihrer Beute noch eine Zeitlang in gleicher Richtung — trat Julius, gereinigt

und in freiem Anzuge, in Theodors Kajüte. Leidenschaften und Alter hatten sein Gesicht in Runzeln gelegt, die Sonne hatte es kupferfarben gebräunt, und die Haare waren weiß geworden. Seine Augen schossen zwar noch wilde Blicke, aber er senkte sie zu Boden als er vor den Freund hintrat. Er blieb halb schüchtern, halb unbeholfen stehen, bis Theodor ihn in die Arme schloß und die Frage an ihn richtete: „Wie lange, Unglückseliger, littest Du in dem Zustande?"

Ich habe die Jahre nicht gezählt, erwiederte er: wie denn Alles, was menschlich ist, auf der Galeere dem Sclaven verschwindet. Ich wollte von Dir Abschied nehmen; denn morgen denke ich abwärts mit den Anderen nach Griechenland zu segeln, um die lange Schmach, das Elend und eine Verruchtheit ohne Gränzen, geht es noch, abzuwaschen und zu baden im Türkenblute.

Seinem Entschlusse wußte der Freund nichts entgegenzusetzen, er nöthigte aber den Unglücklichen, wenigstens die letzten Stunden in

Freundesgespräch zu verbringen. Bei einigen Erfrischungen, wie sie Julius seit lange nicht genossen, ließen sich Beide nieder, und als der ungewohnte Wein den Sclaven angefeuert hatte, berichtete er auf Theodors Fragen Bruchstücke aus seinem Lebenslauf, die zusammengesetzt ungefähr dahin lauteten:

„Wie ich lebte, seitdem wir schieden, halb Thier, halb Mensch, darüber laß mich schweigen. Gefangen von den Dänen, entkam ich auf Rügen, und trieb mich als Gaukler, Hausirer, auf der Insel umher, bis es mir gelang, auf's feste Land zurückzukehren. Ich schwelgte und darbte umher in den Städten, und lauerte endlich in Hamburg auf Gelegenheit in's Ausland, als Dupré mich trotz der Lumpen erkannte und aufgreifen ließ. Man hatte dazumal die wackern elf Burschen schon in Wesel erschießen lassen, und es lohnte ihnen nicht der Mühe um einen Einzigen den Prozeß wieder anzufangen. Deßhalb condemnirte man mich kurzweg zu den Galeeren. Wie der gemeinste Missethäter wurde ich durch Frankreich geschleppt.

Als ich in Marſeille durch den vollgedrängten Hafen mit meinen Brüdern, dem Auswurf der Menſchheit, einherſchritt, um auf der Galeere angeſchmiedet zu werden, und Dupré, der am Wege ſtand, mir höhniſch eine gute Reiſe wünſchte, wandelte mich zum letzten Male der Kitzel der Ehre an. Ich ſprang aus der Reihe, riß meinen Kettenbruder mit mir, und hätte ihn erdroſſelt, wäre er nicht pfeilſchnell in den Haufen entwichen. Man holte mich zurück, und peitſchte mich vor Aller Augen. Seitdem war die letzte Spur der Ehre verſchwunden. An die Arbeit gewöhnt ſich ein ſtarker Körper bald, und da es ein ſicheres Mittel iſt den Geiſt zu tödten, empfindet auch der Galeerenſclave, ſo lange er nichts weiter ſieht, als den barbariſchen Aufſeher und das rohe Schiffsvolk, wenig ſein Elend. Kaum war ich aber einige Zeit auf der Galeere, als ſie ein Tuneſer nahm. Dies verbeſſerte nichts in unſerer Lage, ja wir wurden von den gegen alle Chriſten erbitterten Barbaresken weit ſtrenger behandelt, doch aber freute es mich, keinem Franzoſen weiter zu

dienen. Das war das letzte reine Gefühl. Eine größere Rachelust wartete noch meiner. Wir enterten ein Schiff, das nach Sicilien bestimmt war. Der Kampf war lange zweifelhaft und mörderisch. Viele meiner Cameraden sanken von den Kugeln, die ihnen nicht galten. Endlich siegten wir, hatten aber solchen Verlust, daß man die wenigen nicht verwundeten Gefangenen sogleich an die Stelle der gefallenen Ruderer anketten mußte, um nur einer Fregatte, die sich in der Entfernung zeigte, zu entkommen. Auch mein Nebenmann war gefallen, und ich bekam einen andern. Es war Dupré, den die Vergeltung für das mir zugefügte Leid ereilt hatte, während er als Emissair seines Kaisers nach Sicilien ging. Wir erkannten uns sogleich; ich wies ihm die Zähne, und Wuth sprühte aus seinen Augen. Wir fügten uns in den ersten Tagen alles Leidwesen zu, was zwei an ein Ruder Gekettete vermögen. Die Peitsche des unbarmherzigen Aufsehers und die Noth zwangen uns aber bald

zur Einstellung der Feindseligkeiten. Da jeder sich nur selbst den Stößen des Mechanismus aussetzte, wenn er im Rudern nachließ, äußerten wir unsern Grimm umgekehrt durch übergroße Anstrengung, wodurch Jeder den Andern zwang, sich einer ähnlichen zu unterziehen. Bald ermüdete auch dies, und wir begnügten uns, stumm neben einander zu sitzen. In Jahresfrist hörte auch dieser thörige Trotz auf, und es kam dahin, daß wir über unsere grimmige Feindschaft lachen konnten. Wer es noch nicht ist, wird ein Teufel auf der Galeere. Selbst der Räuber erkennt Gesetze des freien Willens, hier herrscht gar kein Gesetz als die äußere Nothwendigkeit, und die Verworfenheit kann die letzte Maske abwerfen. Dupré's kühne Aussichten waren vernichtet, nachdem merkwürdiger Weise alle Gelegenheiten zur Auslösung sich zerschlagen hatten und seine Gönner gestorben waren. Er ras'te, und sein Wahnsinn nahm die Gestalt des Scherzes an. Alle Verhältnisse des Lebens, das Heiligste und Würdigste wurde in unsern Kreis herabgezogen und verhöhnt,

auf eine Art, wie ich sie nicht wiederholen mag. Zehn Jahre lebte ich so mit meinem Todfeinde an Einer Kette, was Wunder, wenn in dieser Gesellschaft aller Glaube an etwas Göttliches verschwand. Im wildesten Taumel des Uebermuthes, im gänzlichen Eingehen in diese Verworfenheit lag die einzige Lust. Wir arbeiteten uns daher immer tiefer in das ruchlose Leben hinein, um, was wir mehr als Alles fliehen mußten, die Rückerinnerung an einen andern Zustand zu verbannen. Es gelang mir, ich dachte, in Vergessenheit alles Vergangenen, selbst von Allen vergessen, auf der Ruderbank mein Leben zu enden, als vor einem Jahre der Zufall uns Nachricht brachte von den Veränderungen in Europa. Der große Tag des Gerichtes — ein Gedanke, dessen Thorheit ich verhöhnt hatte — war eingetreten. Ich knirschte wieder mit den Zähnen, und Dupré that das nämliche; jeder aus verschiedenen Gründen. Schon waren wir daran, unsere alte Feindschaft zu erneuern, als er lachend sagte: Thorheit, um des Kaisers Bart zu streiten Für

jene Fürsten und Könige mag solch ein belohnender und vergeltender Gerichtstag schlagen, um Bettler und Galeerensclaven kümmern sie sich nicht. Wir bleiben was wir waren, bis wir in das Nichts übergehen. — Aber seitdem schmeckte das Bittere durch, wenn ich in die rüde Lust einstimmte, und es war mir, als könne auch mir einst der Tag der Freiheit und der Rechenschaft schlagen. Er ist gekommen; Alles worauf ich einst stolz war, ist vernichtet, Schmach, unauslöschbar in meinen Augen, klebt an mir. In's Leben mag ich, darf ich nicht zurücktreten. Darum will ich versuchen, wo auch ein Volk aus langer Ruchlosigkeit sich zu erheben kämpft, den alten Fluch abzuschütteln, und dann versuchen, dem Himmel zu danken, daß er mir noch die Zeit dazu, und mich nicht als Galeerensclave sterben ließ."

Agnes flog weinend an Theodors Brust, als Julius ihm Lebewohl gesagt: „Viel hast Du leiden müssen, aber es war ein Scherz gegen den Fluch, der den Abtrünnigen traf. Ottilie, wie glücklich, daß Du ihn nicht mehr in dieser

Erniedrigung erblickteſt!" Am nächſten Morgen, als Theodor mit ſeiner Braut das Verdeck betrat, war das andere Schiff ſchon von ihnen getrennt. Er wehte mit dem Tuche dem Freunde eine glückliche Fahrt zu, und glaubte das Zeichen erwiedert zu ſehen. Noch am ſelben Tage landeten ſie in Neapel, und ließen es ihr erſtes Geſchäft ſeyn, die Leiche des Vaters in ſtiller Feier zu beſtatten. Agnes hatte ſich eines Morgens ganz früh hinausgeſchlichen und betete auf dem ſchönen Raſenhügel. Doch als ſie ſich aufrichtete, ſtand Theodor ſchon hinter ihr. Der ſtille Morgen, die weite Ausſicht, die feierliche Stelle übten einen magiſchen Reiz aus. „Agnes! Wir haben noch eine weite gefahrvolle Reiſe bis in unſere Heimath, und wer das Leben gleich uns kennen lernte, darf nicht zögern, wenn das Glück ihm nahe liegt. Unſere Maienzeit iſt verblüht. Wer ſieht voraus, ob nicht die Herbſtſtürme bald den Sommer kürzen. Ich fand geſtern Abend einen jungen Geiſtlichen aus unſerer Heimath hier; dort kommt er den Hügel herauf."

Laß ihn ſchnell uns auf ewig vereinigen, daß wir, verbunden, den Stürmen aller Jahreszeiten können entgegentreten, antwortete Agnes. Der Geiſtliche nahte ſich ihnen, und auf dem Grabe des Vaters ſprach er den Segen ſeiner Kirche über ihren Bund.

Schlußbemerkung des Verfassers.

Die abgelaufenen Jahre und die dazwischen liegenden großen Weltbegebenheiten vergönnten auch der poetischen Anschauung einen parteilos freien Ueberblick über die interessanten Begebenheiten einer Zeit, in welcher nur von gerechtem Haß und gerechter Begeisterung geleitete Stimmen vernommen wurden. Der Autor vorstehender Novelle glaubt, weder von Haß noch Vorliebe geleitet, nur den Anweisungen des poetischen Genius gefolgt zu seyn. Er war eben so fern davon, Jemand verkleinern zu wollen, als er darauf ausging, einen Panegyricus zu schreiben. Die historischen Thatsachen, so wie fast alle einzelne Begebenheiten in der Erzählung sind der Wirklichkeit entnommen, so weit die bekannten Quellen und die vom Autor in den betreffenden Gegenden gesammelten Nachrichten der Wahrheit getreu waren. Uebrigens bittet er

dringend, nicht beim Blättern aus hie und da vorkommenden Aeußerungen über seine Ansichten und Absichten im Einzelnen zu richten. Er steht für nichts aus dem Zusammenhang Herausgerissenes Rede und Antwort, und seine größte Bitte an den Leser ist, erst wenn er das Ganze gelesen, zu urtheilen.

Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.

Neue

Neue Bücher,

welche in demſelben Verlage erſchienen ſind.

W. v. Lüdemann's
Züge durch die Hochgebirge und Thäler
der Pyrenäen
im Jahre 1822.
8. mit 2 Charten. geh. 1⅔ Rthlr. Fein Papier 2 Rthlr.

G. Mollien's
Reiſe nach Columbia
in den Jahren 1822 und 1823.
Aus dem Franz. überſetzt von Fr. Schoell.
gr. 8. geh. 1 Rthlr. 20 Sgr.

K. A. Menzel's
Geſchichte unſerer Zeit
ſeit dem Tode Friedrichs II.
2 Bände (von 100 Bogen) 8. Preis 4 Rthlr. 20 Sgr.
fein Papier 5 Rthlr. 10 Sgr.

„Die Geſchichte ihrer Zeit zu ſchreiben kann nur Männern von großer Einſicht und feſtem Charakter gelingen. Denn ohne Einſicht in die mannichfaltigen Urſachen, welche Begebenheiten herbeiführen und ihren Charakter beſtimmen, ohne Kenntniß der Charaktere welche handelnd auftraten, und ohne klare und beſtimmte Weltanſicht kann das Ur-

theil über die dargestellten Begebenheiten eben so wenig als die Zusammenstellung derselben selbst bestimmt und einleuchtend seyn. Und hierin liegt zugleich die zweite Bedingung, daß der Geschichtschreiber Charakter besitzen müsse, eingeschlossen. Die Begebenheiten interessiren zwar durch sich selbst nach ihrer Wichtigkeit und ihrem Einflusse auf den Gang der Zeit. Allein je größer der Künstler ist, der sie zu einem Gemählde verwebt, je richtiger er Licht und Schatten in seiner Darstellung vertheilt, je kräftiger er seinen Stoff beherrscht, desto leichter muß er das Urtheil seiner Leser leiten, desto lebendiger sie interessiren, und desto sichrer sie belehren und bessern. So haben die Alten ihre Geschichten geschrieben; und wenn sie dadurch allen Jahrhunderten Lehrer der Weisheit und Tugend geworden sind, so müssen wir diesen Erfolg ihrer Bemühungen aus ihrem Charakter herleiten.

„Wenn dies, wie wir hoffen, zugegeben wird, so bestimmt sich daraus der Begriff der Unparteilichkeit, welche einem Geschichtschreiber seiner Zeit geziemt. Daß sie nicht völlige Urtheilslosigkeit oder wol gar Gleichgültigkeit gegen die erzählten Geschichten seyn könne, wird jeder zugeben, der trockne Analytik von geschichtlicher Kunst zu unterscheiden weiß. Der Geschichtschreiber soll keiner Partei angehören, als der der Wahrheit und des Rechtes. Die ewigen Ideen des Wahren und Guten müssen ihn begeistern, seine Weltansicht muß eine erhabene seyn. Alsdann darf er es kühn wagen, der heimlichen List wie der öffentlichen Gewalt das Urtheil zu sprechen, und Ehre und Schmach nach Verdienst auszutheilen."

Nachdem in der Recension des 1sten Bandes dieses Werks in der Hallischen Allgem. Lit. Zeit. (1824. Erg. Bl. No. 140.) diese Betrachtungen vorangeschickt worden, fährt der Recensent fort: „Wir würden uns diese Ansichten hier auszusprechen nicht erlaubt haben, wenn nicht das anzuzeigende Werk zu denjenigen gehörte, welche ohne Ansprüche auftretend, dennoch den Beifall der Meisten zu gewinnen geeignet sind. Der durch seine Geschichte der Deutschen hinreichend bekannte Verf. vereinigt Einsicht und Charakter, um die inhaltschwere Geschichte unserer Zeiten mit Glück zu erzählen. Und darum gewährt das Lesen seines Werkes hohen Genuß." — Dieses Urtheil faßt ungefähr dasjenige kurz zusammen, was auch andere critische Blätter bereits über dieses Werk ausgesprochen haben, und dient ihm folglich zur Bestätigung; und so ist der Beckerschen Weltgeschichte, deren 5te Ausgabe jetzt in einer durchaus verbesserten Gestalt erscheint *), ein Schluß

*) Die Geschichte unserer Zeit, von Menzel, bildet nämlich die Fortsetzung und den Schluß (oder den 11ten und 12ten Band) von Becker's Weltgeschichte. Von der erwähnten 5ten Ausgabe dieses Werks, ist die erste Lieferung (Bd. 1 — 3 Alte Geschichte) desgleichen die zweite Lieferung (Bd. 4. 5. Mittlere Geschichte) bereits erschienen. Es finden dafür noch folgende Pränumerationspreise Statt, nämlich:

Für alle 12 Bände, Ausgabe in Oktav auf gutem weißen Druckpapier . . 12½ Rthlr.

Ausgabe in groß Oktav auf feinem Median der Berliner Patent-Papierfabrik . 16⅔ Rthlr.

gegeben, wie er eines Werkes würdig ist, das seit einem viertel Jahrhundert so allgemeiner Gunst sich erfreut, und das jetzt bei der Wohlfeilheit der neuen Ausgabe, durch alle Theile von Deutschland eine immer größere Verbreitung gewinnt.

Schriften von Washington Irving,

in Deutscher Uebersetzung von S. H. Spiker.

Bracebridge-Hall, oder die Charaktere. 2 Bde. 12. geh. . . . . 3 Rthlr.

Erzählungen eines Reisenden. 2. Bde. 12. geh. . . . . 3 Rthlr.

Jonathan Oldstyle's Briefe. 8. . 15 Sgr.

Skizzenbuch von Gottfried Crayon. 2 Bde. 12. . . . . 3 Rthlr.

Ferner:

Felicitas. Von der Verfasserin der Erna. 8. geh. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Heer- und Querstraßen; oder Erzählungen, gesammelt auf einer Fußreise durch Frankreich, von einem fußreisenden Gentleman. A. d. Engl. übersetzt von Willibald Alexis. 2 Bände. 12. geh. . . . . 2 Rthlr. 15 Sgr.

Caribert, der Bärenjäger. Vom Verf. der „Heer- und Querstraßen." A. d. Engl. übersetzt von Willibald Alexis. 12. geh. 1 Rthlr. 10 Sgr.

Ourica (par Mad. la Duchesse de Duras.) in 12. br. . . . . 20 Sgr.

BIBLIOTHECA
BEGLA
MONACENSIS

Schloß Avalon.

Erster Band.

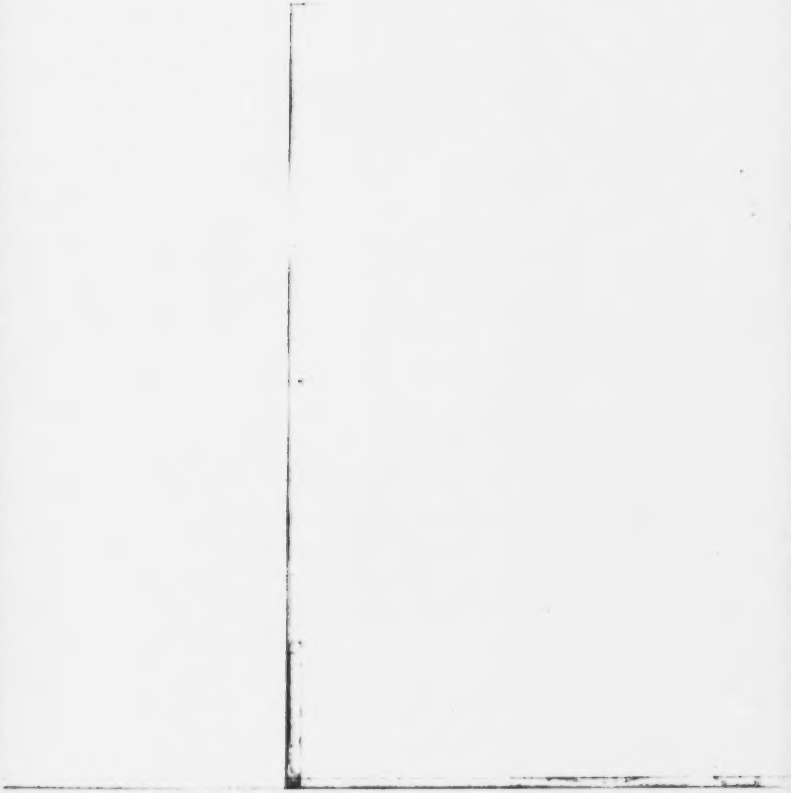

Schloß Avalon.

Frei nach dem Engliſchen

des

Walter Scott

vom

Ueberſetzer des Walladmor.

In drei Bänden.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1827.

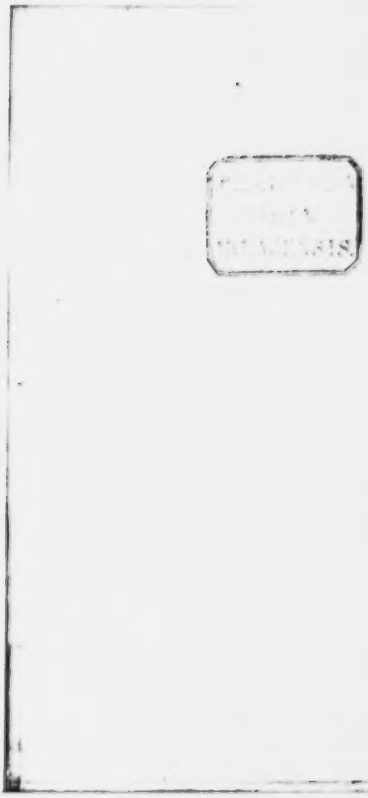

Ein Abenteuer.

Es war das erstemal, daß ich mit einer englischen Landkutsche fuhr, und — nicht mit dem Reisezweck hinter'm Berge zu halten — Lichtenberg in der Tasche, wollte ich Beobachtungen anstellen. Gar kein Feind unserer alten deutschen Postwagen, bin ich von jeher der Meinung gegen den göttinger Professor gewesen, daß ein Roman, der nun einmal auf dem Postwagen sich entwickeln muß, durch das Rütteln und Schütteln zu einem weit bessern Plan gedeihe, gerundet, verschlungen und abgeschliffen, als wenn der in Federn hängende Kasten sanft und eben über die gedielte Chaussee dahinrollt. In unsern Diligencen pflege ich zu schlafen. Wie z. B. hätte an Plan und künstlerischer Einheit

der Postfahrtroman eines Joseph Andrews, oder die ganze Lebenspostreise eines Roderik Random gewinnen mögen, hätten sich die Jünglinge auf einer deutschen ordinairen Post einschreiben lassen? Beide Romane sind nun kaum mehr als ein langer, langer Faden zwischen Ausfahrt und Einkehr, mit Notizen über die Ausspannungen unterwegs.

Nur etwas Schlimmes war dabei. Gedenkend unseres trefflichen Moritz, wie er von dem Wolkensitz oben in die Schoßkelle hinabrutschte, hatte ich mir bei Zeiten einen Platz drinnen belegt und wirklich den besten ohne Connexionen und Fürsprache eines Parlamentsgliedes erhalten, denn ich war der einzige Passagier. Konnte es aber etwas Uebleres für meinen Zweck geben? Denn um mich selbst in einer leeren englischen Postkutsche zu beobachten, hatte ich nicht den Platz im hamburger Dampfboot bezahlt, war nicht deshalb unterwegs seekrank geworden, und hatte nicht, als sich der Sturm bei Helgoland erhob, nach einer Schiffstonne gesucht, um, wenn das Dampfboot sprange,

darauf wie unſer Bertram die beliebige Retourfahrt nach Kurhaven anzutreten, oder die weitere Tour nach Harwich fortzuſetzen.

Oben war ganz ordinaires Volk. Ich ſteckte wol mitunter den Kopf hinaus, aber ein junger Handelsjude mit einem Jargon, halb Deutſch, halb engliſch, ärgerte mich, da ich ihn ja ebenſo gut in Deutſchland hätte hören können. Er ſtritt ſich mit einer Klempnerfrau über die Einführung der Jeſuiten in Frankreich, ob Canning Haiti hätte anerkennen ſollen, und ob die Banda-Oriental Denen von Buenos-Ayres, oder Don Pedro von Braſilien zukomme. Nur darin waren Beide einig, daß die Katholiken nicht emancipirt werden dürfen. Als ich aber gar erſt erfuhr, daß die Klempnerfrau, eine geborene Holländerin, jetzt nach dem Tode ihres Mannes in ihr Geburtsland zurückkehre, verging mir die Luſt an den engliſchen Beobachtungen, und ich lehnte mich, den engliſchen Chauſſéeſtaub verwünſchend, in den Winkel zurück, gemächlich die Beine über die ganze Kutſche ausſtreckend.

Als ich dieſe nicht ganz ſanft von fremder Hand erniedrigt fühlte, ward ich zwar bald inne, wie die Geſellſchaft ſich allerdings unterwegs vermehrt hatte; aber, abgeſehen daß kein einziges hübſches darunter war, welche langweilige holländiſche Geſichter! Der eine war auch in der That, wie mein Jude bei der nächſten Station mir ſagte, holländiſchen Schlages, kein unbekanntes, aber ein gar nicht anziehendes Geſicht, dürre Ellenbogen, ein grauer, abgetragener Rock, ein Paket in ein Kattuntuch gewickelt, blaue Strümpfe, Schnallenſchuhe und ein Paar rothſchielende Augen in dem matten Geſichte; der Mann war mir zuwider, wenn er ſich auch nicht hätte Doctor nennen laſſen, wozu er, ich wollte wetten, ebenſo wenig ein Recht beſaß als ich. Unſere Ellenbogen berührten ſich; meine Knie übten dagegen das Wagenrecht mit einem Manne, der mir immer unerklärlich geblieben iſt und den mein Jude durchaus zu einem Jeſuiten machte. Weshalb mir die Artigkeit, ihn zu portraitiren, verbietet, mag ſich der Leſer ſelbſt aus der Folge entneh-

men. Ein Elegant, deſſen Kinn in der Halsbinde ertrank, ſaß meinem Doctor gegenüber; dies war der einzige Menſch, der ſprach, aber leider, obgleich ſelbſt nett und rein, nur ungewaſchenes Zeug, wenn er nicht mit dem Juden eben Geſchäftsverkehr trieb, denn er war ein „Reiſender" und verſicherte viel auf ſeine Ehre.

Die Leute waren nicht Whigs, nicht Tories, nicht Reformers, ſie waren Kosmopoliten. Brauchte ich deshalb nach England zu kommen? Nicht einmal das Geſpräch über die letzten Wahlen brachte Meinungen und Eifer hervor. Man würdigte mit gleicher Mäßigung Hunt, Cobbet, Wellington, Canning und die ſchöne Miß Wilſon. Was konnte ich Beſſeres thun, ich ſchlief. Man rüttelte mich auf, ich glaubte, es wären Highwaymen, aber auch das nicht einmal; der Schirrmeiſter fragte mich ärgerlich, ob ich denn nicht frühſtücken wollte, der Wirth habe auf mich gerechnet. „Nein!" rief ich noch ärgerlicher, alle engliſche Schirrmeiſter, Reiſende und Wirthe bis zu dem „zum Hoſenbande"

hinauf verwünschend. Doch fesselten einige Goddams, jetzt in England so selten als die Highwaymen — ein Umstand, der es heutzutage einem deutschen Romanschriftsteller unendlich schwer macht, englische Sitten zu schildern — meine Aufmerksamkeit.

Ein junger Herr, dessen ganzes Wesen von den Sprungriemen an den oben weiten, unten engen Beinkleidern bis zu Manchetten und Toupée den reichen Gentleman, wo nicht gar den Nobleman anzeigte, knallte seine vier schneeweißen Doggen mit der Reitgerte zusammen. Er liebkoste die Fanny, ließ die Bessy springen und theilte zwei reichgekleideten Jokeis Befehle aus. Als er aber selbst in die Kutsche, mit sechs Füchsen und Vorreitern, springen wollte, hatte ich schon mit aller Wärme der Empfindung seine Hand ergriffen.

„Mein Gott, kennen Sie mich denn nicht?" rief ich deutsch. Er schüttelte den Kopf. „Ich bin ja gewissermaßen Ihr Vater." Der Nobleman sah mich wild an, klappte auf seinen Hut mit der Rechten und rief: „Goddam, Sir, I

don't unterstand your language!“ Er sprang in den Wagen, ich sah noch Ginievra's blasses Gesicht, ihre schönen Augen warfen mir einen theilnehmenden Blick zu, dann knallten die Jokeis, die Postillione bliesen, und der schönste Postzug war wie ein Traum an mir verschwunden.

Der Unerklärliche lächelte, als wir wieder im Wagen saßen. „Es ist kaum glaublich, wie schnell Sir Bertram Walladmor ein Engländer geworden.“

„Nur der verteufelte oder verdeutschte Name Bertram“, sagte der Reisende, „klingt hinter dem Sir wie eine Faust auf's Auge.“

„Er ahmt seinem Landsmann, dem Herzoge von Koburg, nach“, meinte der Unerklärliche, „der auch unsern Namen Cobourgh nicht annehmen wollte aus deutscher Caprice.“

„Und demungeachtet,‘ sagte der Doctor, „hat die englándische Sprache Vornamen, so fast als Eigennamen klingen, einen Sir Hudson Lowe, welches auf Deutsch einen Sohn bedeutet, der einen Hut trägt. So kommt auch

der Name Sir Raleigh in einer sehr estimablen Familie vor."

„Das sind Privilegien altadeliger Häuser", sagte der Reisende. Der Unerklärliche meinte, die Deutschen fingen an, stolz zu werden, eine der lächerlichsten Prätensionen, da doch nichts in ihnen originell sei. Ich wurde roth, der Doctor hustete und kam auf das erste Thema zurück.

„Wer möchte auch denken, daß der reiche Gentleman dieselbe Person sei mit dem armen Schlucker, der, mit kaum hundert Pfund Banknoten in der Tasche, auf der famösen Tonne in England anschwamm, oder vielmehr angeschwemmt kam?"

„Ueberhaupt", bemerkte der Unerklärliche, „beträgt sich der englische junge Walladmor weit anständiger als der deutsche."

Ich konnte mich nicht mehr halten. „Meine Herren, das hängt denn doch nur von den Begriffen vom Anstande ab. Es ist wahr, der englische Bertram stößt seinen Rival auf der Tonne mit dem Fuße von sich, der deutsche

nur mit der Faust; der englische fodert Port, der deutsche nur Porter; der deutsche war ein deutscher Romanschreiber, wogegen der englische ein Nichts ist (ein Bearbeiter des Romans für deutsche Bühnen hat ihn sogar zu einem Chirurgus gemacht); doch, wer gab dem englischen Biographen das Recht, die deutsche wahrhaftige Lebensgeschichte des jungen Mannes so zu, was wir verhunzen nennen, daß Bertram, Ginievra, Nichols sich selbst nicht wiedererkennen in den vornehmen Tressenkleidern und den Stelzenworten aus der französischen Tragödie?"

Der Unerklärliche pochte mit seinem Bambusstock heftig auf den Boden. „Die Achtung, junger Herr!" rief er, und seine Augen hafteten auf mir, „die Achtung vor der Familie Walladmor, welche der deutsche Biograph ganz aus den Augen gesetzt hatte."

„Darum mußte", rief ich, „der Schleichhändler Nichols ein Oberst in südamerikanischen Diensten werden, weil es sich für eine Miß Walladmor nicht geziemt hätte, einen so gemeinen Menschen zu lieben; darum läßt man

den wackern Nichols, der jetzt so treffliche Dienste unter Lord Cochrane in Griechenland leisten könnte, in einem der colombischen Gemetzel umkommen; darum — doch was alle Verstümmelungen anführen? Aber womit vertheidigen Sie es, daß Miß Ginievra, zu einem sanften Lamm geworden, endlich bei'm Sturm der Burg erschossen wird?"

„Weil es sich nicht schickt", unterbrach der Unerklärliche, „daß eine Dame in der Liebe changirt."

„Changirt nicht auch der junge Waverley von der Flora zur Rosa?"

„Aber eine Dame!" rief der Unerklärliche.

„Aber es ist Factum", erwiderte ich, „denn Bertram hat sie doch geheirathet und fuhr eben an ihrer Seite fort."

„Und zwar zum großen Pferderennen nach Worcester," fuhr der Unerklärliche parodirend fort, „denn kaum daß er sich etwas englisirt und das Deutsche verlernt, ist er ein Pferdefreund geworden und fehlt bei keinem Wettrennen mit zwölf Jokeis und ebenso viel Pferden."

„Und die zarte, romantisch gebildete Ginievra muß mit ihm durch die Ställe wandern?"

„Ist Accord. Eigentlich wollte er eine Schwimmanstalt anlegen, da er bekanntlich im Wasser, besonders auf Tonnen, und wenn es gewittert, eine eigne Virtuosität besitzt; das dünkte aber dem Vater nicht gentleman like genug. Gegen die Fuchsjagd eiferte Lady Ginievra; so hat man sich denn vereinigt, daß er ein Pferdeliebhaber geworden; der alte Morgan liest in den Zeitungen von seinen Siegen, und die Dame begleitet ihn auf die Roßmärkte und zu den Wettrennen."

„Heilige Vernunft!" rief ich; der Doctor räusperte sich:

„Dieses erklärt sich Alles aus dem Weltgeist."

„Was ist der Weltgeist?" fragte der Reisende. Der Doctor hustete noch mehr, ehe er mit gefalteten Händen, die Blicke zur Decke gerichtet, anhub:

„Der Weltgeist läßt sich nur aus dem Geiste erklären, der in der Welt sich entwickelt."

„Als Sie damals in den schottischen Berg-

werken laborirten, wertheſter Herr Douſterwivel", fiel der Unerklärliche ein, „gehörte der Weltgeiſt noch nicht zu Ihren nähern Bekannten."

Der Mann, nach deſſen Original ich ſo lange vergeblich in Deutſchland geſucht, daß ich, gleich allen meinen Landsleuten, ſchon an ſeiner deutſchen Abkunft zweifelte, hätte ich nicht einen Vetter von ihm unter dem Namen Schulz, als Schenkwirth auf Stubbenkammer in Rügen gefunden — neuerdings ſind mir noch mehre Vettern bekannt geworden — der berühmte Douſterwivel erröthete; er wiſchte den Schweiß von der Stirn, ehe er ſchmunzelnd fortfuhr:

„Der unbedeutende, beſcheidene Mann iſt zu größerer Ehre gekommen, als worauf er nach ſeinen Verdienſten Anſpruch hatte. Hat doch der ehrenwerthe Sir Walter Scott einen artigen Scherz mit mir getrieben, als er mich zu einem Schatzgräber machte. Ja wol grub ich nach Schätzen, aber nach Schätzen der Weisheit, die niemals reich machen, am wenigſten meine deutſchen Landsleute, welche es nun einmal nicht

verſtehen, die gewonnene Weisheit in Fabriken zu benutzen."

„Aber der Weltgeiſt?" ſagte der Unerklärliche.

„O der verſteht Alles zu benutzen. Sehen Sie, verehrteſte Herren, der würdige Baronet, oder, richtiger geſprochen, der große Unbekannte, ſtellt mich als einen Illuminaten dar, oder Roſenkreuzer, und doch ſoll ich zugleich in jenem Alterthümler ein Agent der franzöſiſchen Republik ſein. Damals alſo Illuminatismus von zwei ſehr verſchiedenen Seiten, die doch der Weltgeiſt in's Gleiche gebracht hat. Dann kam der kategoriſche Terrorismus, darauf der militairiſche Despotismus, oder die Continentalſperre. Hierauf entwickelten ſich, nachdem der Idealismus in die Brüche gerathen war, der Patriotismus, der Katholicismus, unter Vermittlung des Magnetismus und des Tugendbundes, und der Vandalismus. Als wir nun die Tugend mit der Victoria wieder im Lande hatten, kam der Demagogismus mit dem Pietismus; und der heftige Liberalismus, der ſich

vielfach turnirte mit dem Loyalismus, unterlag dem Legitimismus. Und während wir noch zweifelhaft waren, ob wir dem Zeitgeiſt annoch dienen ſollten, war der Weltgeiſt mit einemmale obenauf, dieſer Weltgeiſt, der es mir erklärlich macht, weshalb ich allen den genannten Ideen mit meinen ſchwachen Kräften gleichmäßig gedient und doch mich nicht verſündigt habe gegen den Weltgeiſt, der jetzt wieder in einem kritiſchen Disput mit der Ironie ſich befindet."

„Und alle dieſe Ideen haben Sie mitgemacht, Herr Douſterwivel, ohne von Indigeſtionen incommodirt zu werden?" ſagte der Unerklärliche.

„Der Herr gab mir die Kraft dazu, oder vielmehr", — ſetzte er hinzu, als beſänne er ſich, daß die Aeußerung nicht mehr an der Zeit ſei, — „ich habe mir aus der Anſchauung des Univerſi die Kraft dazu entwickelt."

„Und Sie verloren ſich niemals ſelbſt in den Durchgängen?"

„Niemals", und dies ſagte er mit einer

philosophischen Zufriedenheit, die so von der Defensive in die Offensive überging, daß ein allgemeines Murren entstand und der Reisende einige Goddams heraus donnerte. Ich rückte von meinem Landsmann, fürchtend, in seine Verschuldung und Strafe mitverwickelt zu werden; nur der Unerklärliche nahm seine Partie.

„Freund", sagte er, „und doch hat auch bei Ihnen die Ironie schon dem Weltgeist ein Bein untergestellt. Ist ja doch unser gemüthlicher Dousterwivel, wie wir neuerdings erfahren, der eigentliche Biograph des jungen Walladmer!"

Dousterwivel spitzte die Ohren und hob betheuernd die spitzen Finger seiner rechten Hand in die Höhe: „Ich ein Novellist! Ob dies nicht wieder eine schön ersonnene Ironie des witzigen Unbekannten ist? Habe die letzten Jahre meines Lebens lediglich mit der Philosophie mich beschäftigt und sollte ein so unphilosophisches Buch geschrieben haben, wo die Personen ganz und gar nicht in das Schema, wie man sie haben will und soll, hineinpassen! Hat man doch genug zu thun, die Menschen, die wir vorfinden,

in der historia mundi so zu pressen und zuzustutzen, daß sie für's Systema mundrecht werden, und sollten annoch zu unserer Qual neue anomala erfinden?"

Und indem der Schurke mit Worten und Gründen die Autorschaft ablehnte, sagte doch jeder Blick: Ich bin es und wünsche, daß man mich dafür hält. Eben wollte ich ihm scharf mit Fragen zu Leibe gehen, damit Jedermann erfahre, daß Dousterwivel betrügerisch die gutmüthige Leichtgläubigkeit des Waverley-Autors gemisbraucht, als der Unverschämte in seiner Frechheit fortfuhr:

„Es ist seltsam, wie die Sucht nach einem berühmten Namen auch aufrichtige Personen zur Unwahrheit verführt. Jener Prediger schrieb den gedruckten „Man of feeling" mit Correcturen und Rasuren ab, um als Autor zu gelten; und der würdige echte Autor Mackenzie lebt noch heutiges Tages in Edinburg. So giebt es in Berlin einen jungen Mann, dem man in Deutschland den Walladmor allgemein zuschreibt, und dieser Mann, mit Namen Wi-

libald Alexis, weiß so jesuitisch zu leugnen, daß er dadurch den Glauben, er sei der Verfasser, weit mehr verbreitet, als wenn er es eingeſtände, wo es ihm doch nicht Jedermann zutrauen würde. Wenn man es ihm auf den Kopf zusagt oder ihm schmeichelt, lächelt er, blickt zur Erde und erwidert: „Ich muß bestreiten, doch kann ich Niemand wehren, das zu glauben, was ihm beliebt.“ Nun bitte ich Sie sehr, verehrte Herren, gibt es eine boshaftere Art, einen ehrlichen Mann um sein literarisches Eigenthum zu bringen?“

Mit Willibald Alexis bin ich ebenso wenig als mit Douſterwivel zufrieden wegen des vornehmen Tones, mit dem er die zweite Auflage des „Walladmor“ bevorwortet, da ich ihm doch in der That nichts Anderes aufgetragen als die Correctur. Indeſſen nahm der Unerklärliche für mich das Wort:

„Master Douſterwivel, der Proceß muß sich bald entscheiden, denn, so viel man in England und auf dem Continent weiß, hat der Waverley-Autor seit Jahren dem Wallad-

mor-Ueberſetzer ein zweites Manuſkript überſandt, daß es in der That Wunder nimmt, wie ſeit 1823, wo der erſte Theil des Walladmor erſchien, drei Jahre verſtrichen ſind, ohne daß ein Wort von dem neuen Roman verlautet."

„Vielleicht vermuthet man", platzte ich heraus, „der neue Roman ſolle auf der bekannten Dampfmaſchine des Herrn Douſterwivel in's Leben treten. Mich, — ich verrieth mich wie Maſter Burchell, mich — ich wollte ſagen, den deutſchen Ueberſetzer, kann eine ſo kränkende Zumuthung des Waverley-Autors ebenſo wenig kränken, als ich glauben konnte, daß dieſen die Erſcheinung des Maſter Malburn beleidigen ſollte. Ich — ich wollte ſagen, der Autor des „Walladmor", erträgt es ebenſo gern, wenn man über ihn lacht, als er ſich ſelbſt gern Perſönlichkeiten hinmalt, über die man lachen möge. Allein eine ſolche Verſtümmelung, als der engliſche „Walladmor" erduldet, daß weder die ſatyriſche Tendenz gegen die Scottomanie, noch die Charakteriſtik wieder zu erkennen ſind, offenbar aus falſcher Schonung für den ſchottiſchen

Dichter — wenngleich von einer geschickten Feder —"

„Der Herr", unterbrach mich der Unerklärliche, „gibt uns eine affectvolle Erklärung, daß ein Schriftsteller nie in Affect gerathen solle. Doch, das Kunststück war so gut gerathen, Herr Dousterwivel", wandte er sich zu diesem, „weshalb inne gehalten? Eine Fabrik, die nur ein Exemplar hervorbringt, und wäre es ein Meisterstück, macht schlechte Geschäfte."

„Wie alle deutsche Fabriken, wollen sie concurriren mit englischen, und wären die Waaren 75½ Procent besser", schrie der jüdische Handelsmann zu uns in schiefer Richtung.

„Das kommt von einem Schwabenstreiche", antwortete Dousterwivel noch auf die vorige Frage.

Was ein Schwabenstreich sei, verlangte man zu wissen.

„Unter einem Schwabenstreich", sagte Dousterwivel, „verstand man ehedem eine jede Handlung, so in Schwaben vorging, welcher man

dann keine besondere Raison zutraute, sintemalen es sprichwörtlich hieß, denen Schwaben käme die Vernunft erst im vierzigsten Jahre. Selbiges hat sich nun zwar als verleumderisch erwiesen, indem eines Theils uns der Dichter Ludovicus Uhland gezeigt, was unter Schwabenstreichen zu verstehen, nämlich gewaltige Schwertstreiche eines alten schwäbischen Ritters; andrerseits mir aber verschiedene junge Männer bekannt sind, welche nicht allein Vernunft besitzen, sondern auch zierliche Poemata in gebundener Rede entwerfen, Beides vor dem vierzigsten Jahre, wie z. B. ein gewisser Karl Grüneisen, auch ein anderer witzbegabter Doctor, so bereits im zwanzigsten, außer etwelchen satyrischen Werken, einen ganz lesbaren Brief aus Paris über eine deutsche Sängerin geschrieben. Jetzund aber nennt man Schwabenstreiche in Deutschland die Sentenzen zweier Justizhöfe, welche den Verleger eines Schriftstellers verurtheilt haben, dieweil dieser einen fingirten Autornamen angenommen, den bereits ein anderer vor ihm für sich fingirte. Sie begreifen nun wol von

ſelbſt, meine Hochverehrten, wie die Continuation ſolcher Scherze aus Furcht vor Schwabenſtreichen nicht wohl thunlich war. Denn, geſetzt, ich ſchreibe unter dem Namen Douſterwivel, ſo kommt jener Douſterwivel aus dem „Alterthümler" und ſagt, er habe das ſpecielle Recht, Douſterwivel zu heißen und als Douſterwivel zu ſchreiben. Wir recurriren Beide in dem Proceß Douſterwivel contra Douſterwivel an den großen Unbekannten; da aber deſſen Name ſelbſt unbekannt iſt, wer entſcheidet vor unſern Gerichten, wer der wahre Douſterwivel iſt, und wer blos den Namen führt?"

„Es iſt ja nicht überall Schwaben", ſagte der Unerklärliche.

Ich mußte mich meiner ſchwäbiſchen Landsleute annehmen; ich rühmte ihre reiche Geſchichte, die auch zu den Nachkommen aus den Strömen, Bergen, Felſen und verfallenen Burgen, geſchwängert durch tauſend heilige Erinnerungen, lebendig ſpricht; ich lobte ihre Dichter, den freien und treuen Sinn des biedern Völkchens, ihr Remsthal, ihre grünen Berge, ihre klangvollen Lieder, ihren Wein, ja,

ich vertheidigte selbst ihre Justiz: „Ist nicht Uhland ein Advocat, und mögen nicht die beiden Gerichtshöfe, als sie den Buchhändler verurtheilten, weniger an den Fall gedacht haben als an seine andern Sünden? Ließ nicht derselbe Bibliopole die Memoiren der Henriette Wilson übersetzen? Ist er es nicht, der Ihren Walter Scott so tief erniedrigt, daß er das Bändchen für 2½ Silbergroschen verkauft? Schon wegen dieser Injurie gegen den großen Dichter und die Ehrbarkeit des deutschen Buchhandels verdient er die Strafe, und Ihre schwäbische Justiz volle Ehrenrettung."

„Wissen Sie so viel Lobens von Ihren Landsleuten zu machen", sagte der Unerklärliche, mich possirlich fixirend; „weshalb schreibt man nicht bei ihnen schwäbische statt schottischer Romane?" Man kann sich vorstellen, wie ich schon lange von unerklärlichen Zweifeln befangen war, erstens, wie der Mann wisse, daß der Waverley-Autor ein zweites Manuscript uns zugeschickt, und zweitens, daß ich ein Deutscher sei. Da nun in der letzten Erkennung für mich gar

nichts Schmeichelhaftes lag, indem die Engländer nach dem Portrait meines Nachbars Dousterwivel ſich das Bild der Deutſchen entwerfen, ſo erwiderte ich dem Unerklärlichen, ohne ihm und uns ſchmeicheln zu wollen:

„Man fährt in der Welt auf ordinairen Poſten, oder auf Diligencen, auf Chauſſeen, oder Sandwegen, aber der Erkenntniß kommt man überall näher. In Schwaben gibt es Berge wie in Schottland, auch werden dort wie hier die Mühlen vom Waſſer wie vom Winde — Letzteres ſeltener in den Bergen — getrieben. Schon im „Walladmor" ſprach Maſter Malburn von einer edinburger Dampfmaſchine, die Dampfmühlen ſind aber in Schwaben zur Zeit noch nicht gebräuchlich, und es ſteht dahin, ob ſie, wenigſtens die literariſchen, vermöge Lord Cochrane's griechiſcher Dampferpedition von dort mit den neugriechiſchen Moden bei uns Eingang finden werden; allein, um hiſtoriſche Romane zu ſchreiben, dazu gehört mehr als Maſchine und Dampf. Waſſer haben wir die Fülle, Wind nicht minder, ſie hätten es ſchon zur

Noth ohne Dunſt gethan; überdem lautet es in einem neuen ſatyriſchen Gedichte:

Köpfe junger Philoſophen
Geben den erwünſchten Dunſt.

Aber der Stoff! Hektor von Griechenland iſt uns mehr bekannt als jeder Kaiſer des römiſchen Reiches, und was über unſern Großvater hinausgeht, findet, als etabeitiſche Geſchichte vorgetragen, beſſern Glauben. Es gäbe zwar einen Ausweg. Einen Roman von Ludwig dem Baier, dem großen Kurfürſten von Brandenburg, Chriſtian von Braunſchweig als aus dem Engliſchen überſetzt, in die Welt zu ſchicken; allein, Würdigſter, bedenken Sie die Kritik! Nein, ich hege andere Hoffnungen; es muß erſt ein allgemeines Volksintereſſe erwachſen, und die Zeit iſt da."

„Sie meinen Napoleon, die Anſtrengungen des deutſchen Volkes in Ihren Freiheitsſiegen?"

„Nicht doch, das iſt längſt vergeſſen; aber Siege, neue Siege, die das Nationalgefühl beleben! Kennen Sie unſere Henriette?"

„Die ſchöne Sängerin", erwiederte der Mann

der unbegreiflicher Weise Alles wußte. Doch mir war das nicht genug.

„Schön, anmuthig, reizend — das ist nichts gesagt. Wie faßt man die verkörperte Einigung alles Liebreizes und aller weiblichen Vollendung in einem Worte zusammen? Unsere Henriette, sagen wir, und wissen, was wir meinen."

„Wir haben auch Henrietten", fiel der kalte Mann ein, „die wir die unsern nennen, als die Henriette Wentworth, Henriette Byron, der Henriette Wilson zu geschweigen."

Mein Jude rief herunter, so weit übergelehnt, um am Gespräche Theil zu nehmen, daß wir fürchteten, er stürze über: „Es ist nur die Einzige in der ganzen Christenheit!" Und ich, den die Vergleichungen des Unerklärlichen aus dem billigen Gleichmuth gebracht, rief hinauf: „Und England kaum werth, sie zu hören." Und doch fuhr ich fort, damit England wenigstens Etwas von ihr hören möchte: „Nur den Moment wünschte ich Ihnen herzuzaubern, als die Schüchterne, unbewußt, wie die ganze Stadt

sie anbete, demüthig in die Bureaus geht, selbst, wie sie nach frühern polizeilichen Anordnungen im Süden nicht anders glaubt als daß es sein müsse, ihren Reisepaß zu besorgen. Ein junger Mann, den lange die ehrfurchtsvollen Wünsche im verschwiegenen Busen verzehren, folgt ihr seufzend von fern; er sieht, wie Beamte, ergraut am Schreibtisch, bei'm Anblick der Fee aufstehen; Calculatoren halten in der halb zusammenaddirten Seite inne; Männer, die funfzig Jahre studirt haben, grob zu sein gegen Bittsteller und Untergebene, beugen den geraden Nacken, die Mundwinkel verziehen sich, sie flottern Floskeln hervor, einst in der Jugend gebraucht, als sie um die Gunst einer Holden oder eines gestrengen Präsidenten anhielten. Nur die Lippen braucht sie zu öffnen, und ihr ist gewährt. Sie verbeugt sich dankend und kehrt um; die Arbeitstische werden verlassen, mit den Federn in der Hand folgen ihr Subalterne, Directoren, Cassenboten. Da erblickt sie den Jüngling. Sie nickt ihm freundlich zu, und, erröthend über den Andrang der Neugierigen,

bittet sie ihn um seinen Arm. Der Glückliche führt die mit niedergeschlagenen Augen, verlegen durch die Straße der Gaffenden, Einherschreitende bis an die Kutsche; und, als die Kutsche fortrollt, ihm noch in's Ohr ihr freundliches: „Ich danke Ihnen recht sehr!“ dröhnt; als die Schirrmeister versichern, sie ist ein Engel und die Postillione ihr staunend nachblicken, da glaubt der junge Mann an die Existenz eines Himmels, den er lange bezweifelt.“

„Das war ein Bild“, sagte der Unerklärliche. „Vermuthlich eigne Erfahrung?“

Mein Jude oben seufzte herab; der Reisende horchte mit offenem Munde; Dousterwivel faltete die Hände. Ich verwünschte den prosaischen Unterbrecher.

„Ein zweites Bild. Sie tritt zum letztenmale vor ihrer Reise auf. Rauschender Beifall, so oft sie erscheint, der Schluß jeder Arie ein Freudenfest. Blumen, Kränze, Gedichte fallen aus den Logen ihr zu Füßen; ein Gefühl der Freude auf allen Gesichtern. Es ist eine Stimme, die Stimme des ganzen Publicums,

die sie hervorruft; sie dankt gerührt, selbst freudig, aber mit heiterer Ruhe; sie ist einer solchen Theilnahme in dem Hause, dessen Glanz nur ein flüchtiger Abendschimmer ist, gewohnt. Doch jetzt enteilt sie, sie will hinüber in ihre stille Wohnung; die ganze Stadt drängt sich auf dem weiten Platze, eines letzten Blickes der Scheidenden sich zu erfreuen. Schüchtern tritt sie zurück. Ehrwürdige Männer mit ergrauten Haaren, längst mit väterlicher Liebe ihr zugethan, überreden sie, dem Volke diese letzte Freude nicht zu rauben. Von ihnen geführt, schwankt sie hinüber. Tausend und aber tausend Hurraths steigen zu den Lüften; Fackelschein, geworfene Mützen, Blumen auf ihrem Wege. Die Menge ist noch nicht befriedigt. Sie soll am Fenster erscheinen. Helden und Hohe, selbst die schönsten Frauen stimmen in den allgemeinen Wunsch. Es ist kein Neid vorhanden. Die Ueberselige weint am Halse einer Freundin. „Gott, was die Leute von mir wollen! Man darf doch hier auch nichts für sich thun und denken.“ Vermittler, aus den Ersten der

Stadt, froh, unter die nähern Bekannten gezählt zu werden, sprechen umsonst von der Bescheidenheit und Schüchternheit der Gefeierten; das Volk besteht darauf, es will sie noch einmal sehen. Sie erscheint auf dem Balcon, Thränen im Auge; sprechen kann sie in diesem Augenblicke nicht, die das Meer aller Töne in ihrer Brust umschließt. Ein lauter Ausbruch des Entzückens, daß das Glockenspiel der nahen Parochie nicht gehört wird, dann eine Todtenstille der Rührung. Wildfremde drücken sich die Hände, man sinkt sich an die Brust; die Droschkenfuhrleute weinen. „Es gibt doch noch Enthusiasmus im deutschen Volke!" hört man einen Gelehrten rufen. Ein bejahrter Mann wischt die Thränen aus dem Auge und spricht zürnend: „Wenn solch ein Anblick unsere Jugend nicht entflammt, was soll aus ihnen werden, wenn sie Greise sind!" Ein feindlich Gesinnter geht langsam durch das murrende Volk. Man wetzt die Zähne, und in erhabener Stellung sieht man würdige Männer die schnell geballte Hand langsam entkrümmen:

„Es ist gut, daß er fort ist. Nur einen Augenblick länger hier, in unsern Jünglingen ein Tropfen echten Mannesbluts, und — Blut hätte fließen müssen."

„Ja," sagte Douserwivel, „es war ein kritischer Moment."

„Einige wollten," sagte ich, „sie geleiten, das wäre aber ein Attentat gegen das ganze Volk gewesen, dessen Segenswünsche ihr folgten. Nun hätten Sie die Bangigkeit auf allen Gesichtern lesen sollen, bis die ersten Nachrichten aus Paris einliefen. „Ob sie reussiren wird?" — „Hat sie gesiegt? In dieser Minute tritt sie in der Seinestadt zum erstenmale auf", so fragten sich die Blicke Bekannter und Unbekannter. Es kam die erste Post. Das Blatt entfiel dem Lesenden, die Augen gingen ihm über. „Wir haben gewonnen! Deutschland hat obgesiegt!" Der Rausch der Siegesfreude malte sich auf allen Gesichtern. Wiederum drückte man sich die Hände. Die Diplomaten in den Salons, die Bedienten unter der Treppe; es gab nur eine Unterhaltung — Sie. Ich sah den pro-

saischsten Marqueur auf den Umschlag der Journale Gedichte kritzeln. „Es ist man nur wegen der Ehre für's Vaterland!" Man wurde während der Zeit schlecht bedient. Wer wünschte sich nicht mit jenen jungen Deutschen nach Paris, die sich die Hand, das Auge voll Freudenthränen, im Parterre drücken und zujauchzen konnten: „Wir sind Deutsche!" — Zeitungen über Zeitungen; das Nationalgefühl noch einmal belebt; die Zeit wieder da, als die Buben mit den Extrablättern umherliefen, mit gellender Stimme kreischend: „Extrablatt von dem neuesten Siege der Preußen über die Franzosen!" Warum gab man auch nicht solche Blätter aus? Hatte doch eine Deutsche, ohne allen Beistand als ihren eignen Reiz, über Frankreich gesiegt; sie hatte ergrimmte Factionen, Liberale, Aristokraten und Ministerielle zur lauten Bewunderung vereinigt, noch mehr — sie hatte das Höchste erreicht, sie hatte Deutsche für Deutschland enthusiasmirt!"

Ich hatte während meines eignen Enthusiasmus gar nicht bemerkt, daß der meiner Reise-

gesellschaft auf einen andern Gegenstand gerichtet war. Man blickte zum Fenster hinaus auf einen entfernten Punkt. Vergessen habe ich freilich zu bemerken, daß wir, in westlicher Richtung uns fortbewegend, schon einmal in blauer Ferne die Berge von Wales vor uns erblickten. Auch jetzt zeigten sie sich wieder am klaren Horizonte, aber die Aufmerksamkeit schien mehr auf einen spitzen Thurm gerichtet, der zur Rechten auf einem Höhenzuge als gewaltiger Meilenzeiger für Grafschaften und Reiche in die Luft sich erhob. „Nicht wahr, die kahlen Höhen von Wales sehen anders aus als man sich gedacht?“ flüsterte der Unerklärliche, mir auf's Knie klopfend.

Kannte der Mann mein Verhältniß zum Walladmor? Sein sarkastisches Lächeln sprach dafür. Ich fragte ärgerlich: „Der Thurm dort ist?“

„Der Thurm von Avalon“, entgegnete der Andere.

„Avalon!“ rief ich im freudigen Erstaunen voll Stolz und doch nicht ohne Vorsicht, ob ich sie noch hätte, an meine Papiere in der

Tasche klopfend, „Avalon der Familie Loscelyne?"

„Richtig!"

„Avalon in der Nähe von ****?"

„Ist die nächste Station."

Als wir dort angelangt waren — der Wagen fuhr pfeilschnell, und eine dreistündige Rast, bis die nächste Landkutsche abging, erlaubte einem Reisenden, dem Notizen für sein Tagebuch wichtiger waren als ein Mittagbrot, alle Muße zur Befriedigung seiner Neugier — kaum angelangt also, als ich auch schon den nächsten von dem rothwangigen Wirthsmädchen mir lächelnd beschriebenen Fußweg nach den Ruinen einschlug. Ohne mich ein einzigesmal umzublicken, stand ich in Zeit einer halben Stunde am Fuß des Berges. Brauche ich Dir noch, geneigter Leser, zu schildern, wie ein verfallenes altes Schloß aussieht? So hyperromantisch gelegen als Walladmor ist Avalon nicht, auch ist weit Weniger erhalten, und die Rübenbeete ziehen sich den Berg hinauf bis in die verfallene Mauer hinein, ja der Hopfen rankt sich

an ihnen auf statt des Epheus. Aber die Nelkenbeete zwischen dem Schutt, ja, auf den Mauern selbst, gewähren einen reizenden Anblick; und wenn man auf die andere Seite des Schlosses tritt und über das ziemlich jähe Ufer in den Avon sieht und, dessen Lauf verfolgend, Stratford, Shakspeare's unsterblichen Geburtsort, und die majestätischen Thürme des Warwick-Castle zu erblicken glaubt, möchte man doch den Aufenthalt hier dem monotonen Novembersitz auf Walladmor vorziehen. Sieht man doch, daß selbst Bertram, der nach allem Romantischen jagte und, überdies im Besitz der interessanten Ginievra, sich dort langweilte und ein Fuchsjäger und Pferdefreund wurde.

Glaube nicht, daß ich wie toll und blind durch das alte Gemäuer rannte, unterirdische Gewölbe aufstöberte und, indem Molche und Nachteulen hinausflogen, in einer geheimen Truhe die pergamentene Urkunde meiner Geschichte fand. Ich trug bereits das Manuscript in der Tasche und alle Eingänge zu dergleichen Kellern, mit Bretern vernagelt oder in schmuzigen Winkeln,

reizten nicht die Luſt. Auf den Thurm wäre ich vermittelſt der Leiter darin zwar gern geſtiegen. Der Wirth aber, der den Schlüſſel verwahrte, war auf dem Felde. Für einen Schilling hätte ich einen Boten zu ihm, und für zwei Schillinge ſeine Einwilligung gehabt, jedoch koſtete der zweite Bote nach dem nächſten Edelhofe, wo der Beſitzer Sir Tobias H*** die Obereinwilligung ertheilen konnte, drei Schillinge, ein Douceur von fünf Schillingen an den Intendanten deſſelben hätte mir dieſe gewiß verſchafft; da aber außer den elf Schillingen, ungerechnet das Douceur des Aufſchließers und Führers, drei Stunden vergangen, und die Poſt wieder abgegangen wäre, mußte ich das wohlfeile Vergnügen der freien Ausſicht aufgeben. Was indeſſen noch ſonſt von dem Schloſſe zu ſagen iſt, wird der geneigte Leſer in der Geſchichte ſelbſt finden, da ich auch für Solche, die keine Einleitungen lieben, eine Beſchreibung des Schloſſes von Avalon aufſparen muß. Freute ich mich doch faſt mehr an dem Anblick des Wiederaufblühens als

dem der Zerstörung; und ringsumher wohlbestellte Saaten, Mühlen in voller Thätigkeit, getrieben von den rauschenden Wellen des Avon, umgrünte Meierhöfe, lachende Blumengärten, und die hübschen frischen Gesichter!

Bei'm Worte Gesichter: als ich mein Gesicht in eine Luke steckte, zu sehen, was dahinter wäre, nickte mir ein anderes entgegen, und zwar des Unerklärlichen. Ich mußte im Umsehen gar gewahr werden, daß auch Dousterwivel und der Reisende zwischen den Ruinen umherschritten und Gesichter zogen, indem sie die Gesimse in ihr Tagebuch eintrugen, ohne in Gefahr des Lord Elgin'schen Verrufs zu kommen, da es nur mit Bleistift geschah. Ich muß dabei selbst ein sehr ärgerliches Gesicht gemacht haben, denn der Unerklärliche lachte verstohlen, und nachher faßte er mich unter den Arm und führte mich bei Seite.

„Haben wir nicht diese Scene schon einmal im „Walladmor" gehabt?"

„Freilich", erwiderte ich ärgerlich, „es fehlt dort nicht an Ruinen, Burgen und Aufpassern."

„Nein, Verehrteſter, die ſpecielle Scene zwiſchen uns Beiden, als ich Sie in den Moräſten von Merioneth am Galgen belauſchte."

„Sir Thomas Malburne?

„Ein Name nur von Ihrer Erfindung, über die ich mich wenig zu bedanken habe."

„Sie", rief ich, und zog ihn in den Winkel, den wunderbaren Mann ganz zu faſſen. „Sie ſind der große Unbekannte?"

„Beſter Freund, hüten Sie ſich ja vor den Wiederholungen — ich könnte aus eigner Erfahrung ſprechen — daſſelbe Geſpräch, daſſelbe Erſtaunen kommt ja ſchon im „Walladmor" vor. Ich bin es; bin ich Ihnen darum mehr bekannt, als was Ihr Scharfſinn ſchon aus meinen Reden in der Landkutſche ſchließen konnte? Wir haben Geſchäfte und keine Zeit zu verlieren; um daher ſchnell zur Hauptſache zu kommen, ſummire ich die Introduction unſerer Unterhaltung dahin: „Sie kommen, nachdem Sie drei Jahre mein Manuſcript in Händen haben, nach England, um Localitäten und Perſonalitäten kennen zu lernen; Sie wollen auch mich

kennen lernen; Sie wollen fragen und befragt werden: wohlan denn, die Katechisation soll anheben."

„Erlauben Sie mir erst zwei Fragen: Woher erkannten Sie mich, da wir doch bisher unsere Correspondenz nur durch Buchhändler ohne Zusendung unserer wahren Namen und Portraits führten?"

„Bester junger Freund, wie erkannte Malburne den Bertram? Und ich hoffe, Sie trauen dem Unbekannten, den die Welt groß nennt, etwas mehr Verstand zu als Ihrem Malburne, an dem wir ein gerechtes Aergerniß genommen haben."

„Wie ich", fuhr ich dazwischen, „an der Rückübersetzung des „Walladmor", die, in Ihrem beliebten Gleichniß zu bleiben, wie die ausgequetschte Orange genau mit derselben Haut, Schale, Fasern, Kernen, aber ohne Saft aussieht. Weshalb thaten Sie mir dies an?"

Er lächelte: „Was geht mich die Rückübersetzung an, und, wenn sie mich etwas anginge, Verehrtester, so bleibt das mein Geheimniß.

Aber nun ad medias res und zum Ernſte. Steckten Sie in Griechenland oder in Afrikas Mitte dieſe drei Jahre? Bedenken Sie, wie viel dreibändige Romane man in drei Jahren liefern kann, mein Entwurf war ſo vollſtändig, die Hiſtorie ſo plan und klar und —"

„Und", fiel ich ihm in's Wort und zog mit ſtolzem Selbſtgefühl aus beiden Rock-, Bruſt- und Hoſentaſchen die Manuſcripte hervor; ich wollte auch die Weſte aufknöpfen, allein er ließ es nicht zu.

„Bemühen Sie ſich nicht, ich bezweifle nicht Ihren Fleiß."

„Denken Sie", hub ich an, „die mir geſtellte Aufgabe habe eine Bagatelle wie bei'm „Walladmor" betroffen? Kennen Sie deutſche Gründlichkeit, die ſich nicht mit Citaten und Anmerkungen begnügt, ſondern die Quellen in sucrum et sanguinem vertirt? Die Bibliotheken von Göttingen, von **, von *** wurden nicht umſonſt durchſtöbert. Keine der von ſchwerfälligem Witz dickleibigen Memoiren jener Zeit entging meiner Aufmerkſamkeit; ich kann ſagen —

indem ich die Papiere zusammenraffte — mit dem Studium der drei Jahre darf ich keck vor den strengsten Richter treten."

Der lächelnde Blick des Unbekannten verrieth mir, daß meine Zuversichtlichkeit bei ihm keine Zuversicht auf meine Arbeit hervorgebracht habe.

„Der strengste und einzige Richter ist das Publicum; Romane schreiben wir zu dessen Vergnügen und nicht um unsern Fleiß zu zeigen. Dem Publicum gefiel die flüchtige Bagatelle des Walladmor."

„Wollen Sie den Roman nicht anerkennen", rief ich empfindlich, „so wage ich, damit unter eignem Namen vorzutreten."

„Bewahre!" rief er. „Ich liebe nur nicht die Caprice junger Autoren, die ihr letztes Werk immer für das beste erklären. Das Stück Arbeit mag ganz gut zu seinem Zweck sein für einen deutschen Markt. Ueberdies würde es sich wenig schicken, wollte ein Fremder diesen Hauptpunkt unserer Geschichte behandeln, eine Periode, so wichtig für England

und durch England für die cultivirten Staaten, daß man von ihr sagen kann, wie es in Ihrem alten Gedichte, der „Klage", heißt:

Es ist dui größiste Geschicht
Dui zer Werlde je geschah."

Das erwärmte mich wieder: „Ich glaube, die Helden so aus der Geschichte in den Roman und aus Ihrem Englisch in unser Deutsch übersetzt zu haben, daß man sie in ihrer reichen Eigenthümlichkeit wieder erkennen soll. Mit einer Treue, die man eine deutsche nennen kann, folgte ich ihrem durch geschichtliche Thatsachen documentirten Charakter; es sind die Helden, wie sie in Ihren Annalen glänzen, die hier wieder auftreten; ich legte keine Schminke den Fehlern der Lieblinge auf, ich bemühte mich nicht, die bösen noch schlimmer zu machen, indem ich ihren bessern Handlungen schlechte Motive ersann; ich habe überhaupt nichts ersonnen. Den Männern der Zeit sind die Reden in den Mund gelegt, die uns die Memoiren aufbewahren, die Thatsachen sind getreu wie gegebene Juwelen in eine Krone gesetzt, und das

Interessanteste ist vielleicht immer das wirklich Geschehene. Heilig waren mir die geschichtlichen Ueberlieferungen, und mein ganzes Streben war: nicht die Zeit zu mir herzunöthigen, sondern mich selbst in jene gegebene Zeit zu versetzen."

Der Unbekannte hielt sich die Ohren zu:

„Halt inne, Freund,
Das ist zu viele Tugend auf einmal."

Es soll mich freuen, wenn Sie nicht das Retorsionsrecht ausgeübt haben gegen unsere liebe Miß Jane Porter, welche in ihrem „Christian von Braunschweig" etwas unverzeihlich mit der Historie und den Charakteren der Deutschen umgesprungen ist."

„Hätte ich verfahren wollen wie diese gute, nicht talentlose Dame, welche die fürstlichen Helden unserer Reformationskriege zu Banditenanführern macht, so wäre auch Ihr großer Oranien zu einem Gaudieb geworden, oder Ihr Jakob zu einem Abimelech und Herodes vor Bethlehem. Aber konnten Sie so etwas besorgen, großer Mann, weshalb überließen Sie

überhaupt einem Fremden die Ausarbeitung einer Geschichte, die, nach Ihrer eignen Aeußerung, an Bedeutung den historischen Inhalt aller Ihrer Novellen überwiegt?"

„Für Alles in der Welt sind Gründe und Ursachen." Noch muß ich anführen, daß der große Unbekannte hier sehr bedächtig eine Prise nahm. „Ich könnte Ihnen hunderterlei Gründe angeben, verehrtester Freund, und es wäre doch kein einziger wahrer darunter; ich könnte Ihnen sagen: Ihre Uebersetzung des „Walladmer" habe mir so gefallen, daß ich Sie für fähiger als mich selbst hielte; allein, Würdigster, was würde Ihre Wahrheitsliebe zu einer solchen Schmeichelei sagen? Ich könnte auch versichern, ich wäre Ihnen so gewogen, daß ich Ihnen lieber als mir den Ruhm und Vortheil gönnte; doch Sie würden über die grobe Lüge erröthen, da ich Ihnen für die kleine Unverschämtheit, mich als hinkenden Teufel neben dem Galgenreiter aufzuführen, eher eine artige Beschämung zudenken muß und zudenke. Daher, alle Lüge entfernend, als Ehrenmann zum Ehrenmann gesprochen: sind Sie

mit der Rolle der Katze zufrieden in der Fabel mit dem klügern Hausthier? Mein harmloser und unsatyrischer Freund, es ist die schwierigste Aufgabe für einen Novellisten, diese große Geschichte zu einem interessanten Roman umzuarbeiten, und doch mußte es geschehen, sollten meine historischen Romane nicht wie Speichen eines Rades ohne Achse umhergehen. Man liest, wie die Stuartsanhänger sich in meinen Romanen vergeblich bemühen, die alte königliche Familie wieder auf den Thron zu setzen, auch wie sie vor der Katastrophe tyrannisirt haben; doch von der Katastrophe selbst erfährt Niemand etwas, der nicht seinen Hume nachliest."

„Was bei den Romanenlesern nicht zu vermuthen ist", sagte ich.

„Soll ich nun, fuhr er fort, mein schönes Capital von Ruhm hintansetzen, indem ich dieser schwierigsten Arbeit meinen Namen voransetze, ohne ihm eine Hinterthür offen zu halten? Deshalb, carissime, sind Sie mein Uebersetzer. Sie sollen mein chiaro obscuro bleiben für alle

zweideutige Partien. Gelingt es, so trete ich Ihnen aus Erkenntlichkeit einen Theil des Ruhmes von meinem „Woodstock" ab; mislingt es — ja, lieber junger Mann, weshalb haben Sie Ihre Kräfte nicht geprüft, ehe Sie sich an eine Aufgabe wagten, die mir selbst zu schwer war? Nebenbei — das flüsterte er mir in's Ohr — werden Sie leicht einsehen, wie ich, vermöge meiner, wenn auch gemäßigten Tory-Grundsätze, nicht zu allen Partien den Namen leihen könnte, und endlich, was die Monmouth-Geschichte anbelangt, so erlaubten meine Verhältnisse zur Familie Buccleugh noch weniger eine partie honteuse mit liebenswürdigen Farben zu malen; doch, krönt der Erfolg das Werk, so sein Sie versichert, ich will kein hartherziger Vater sein, der sein Kind nicht anerkennt; es soll meinen Namen haben."

„Name" — fiel ich ein — „ja, das Buch muß einen haben, der Titel fehlt; wissen Sie einen?"

Er räusperte sich; wir waren indessen den Berg hinabgestiegen. „Vielleicht: „„Lehrreiche

Folgen der Unvorsichtigkeit?““ oder: „„Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.““

„Oder lieber gar“, rief ich: „„Wer's Glück hat, führt die Braut heim?““

„Nun, man könnte ihn auch nennen, wenn Sie mit so einfachen nicht zufrieden sind: „„Der mitternächtliche Dolch““, oder: „„Die rieselnde Blutspur unter den Trümmern des westlichen Thurmes““; man sieht ja wieder Romane mit solchen Titeln im leipziger Meßkatalog.“

„Doch nur aus Quedlinburg“, sagte ich.

„Wie wäre es“, rief er, „kommt nicht Master Dousterwivel im Buche vor? Der Name „Dousterwivel“ würde locken.“

„Vielleicht in einer neuen Incarnation“, sagte ich; „in der gegenwärtigen haben die Dousterwivel nur unter einander Reiz und Verständlichkeit und Anziehungskraft.“

„Wohlan“, rief er stehen bleibend, „nach diesem Schlosse Avalon soll er heißen.“

„Aber das Schloß kommt ja kaum ein paarmal darin vor?“

„Was thut das? Der Name macht das

Glück des Romans aus; je faßlicher, kürzer, klangvoller, um so beſſer. Was paßt der Name Kenilworth zum Romane? Und was machte das Glück des „Walladmor", als der klappende Name, gerundet wie kaum der Waverley, mit drei vollen Vocalen und zwei L!"

„Avalon oder Schloß Avalon", rief ich, „es ſei!" Wir ſchlugen ein. Auf dem Rückwege konnte ich meine Beſorgniß nicht verhehlen, daß Douſterwivel und der Reiſende in gleicher Abſicht mit mir die Burg beſucht hätten.

„Douſterwivel", ſagte der große Unbekannte, „iſt ein ingenieuſer Kopf, und ich weiß nicht, ob wir nicht ſelbſt ihm durch unſere Zumuthung der Walladmor-Autorſchaft die Idee an die Hand gaben. Aber ſind Sie ein Genie, kräftig und jung, und fürchten Maſter Douſterwivel als Mitarbeiter?"

„Aber auch der reiſende Commis copirte Wappen, Sinnſpruch und Thurm."

Er lachte laut auf. „Halten Sie auch den für einen Literatus, weil er in einer Poſtkutſche mit dreien Andern zuſammen ſitzt?"

„So gut aus meinem Nachbar", erwiderte ich, „der berüchtigte Douſterwivel, und aus meinem Gegenfüßler der berühmte Unbekannte geworden, kann ich erwarten, daß aus dieſem näſelnden Elegant der Held unſerer Geſchichte wird."

Am Poſthauſe angelangt, fanden wir den Commis im lebhaften Handel mit meinem Juden über eine Partie Havannahcigarren. Jupiter und Juno, Himmel und Erde wurden beſchworen, Dichterfloskeln und grammatikaliſche Schnitzer dienten hier, die Waare herauszuſtreichen, dort, Fehler ihr anzuſinnen. Malburne — in Ermangelung eines beſſern Namens — klopfte mir auf die Schulter: „Ihr Held!"

Zeit, das Poſtregiſter nach dem Namen des Heros zu befragen, war nicht mehr, da des Kutſchers Peitſche bereits zum zweitenmal knallte. Auf der kühlern Nachmittagsfahrt ordnete ich die Reiſefrüchte des heutigen Tages in Gedanken; ich notirte mir Fragen, dem großen Unbekannten bei'm Abendquartier vorzulegen. Mir durfte er nicht verſchweigen, wer er ſei; hatte

er mir doch, als ich vorhin leiſe auf die Hoffnung anſpielte, es von ihm zu erfahren, die Hand bejahend gedrückt. Man muß auf meiner Stirn die Freude geleſen haben, klüger als alle meine Landsleute und ganz England heimzukehren. Er und ich blieben ſtumm, auf Dousterwivel und den Commis zu lauſchen. Jener ſchlief, dieſer hatte eine ſo fatale kaufmänniſche Miene, daß ich mich vor mir ſelbſt ſchämte, nur in Gedanken ihn und den Helden meines Romans zuſammengeſtellt zu haben. Wie Leute ſeiner halben Bildung zu thun pflegen, wenn ihre beſcheidenern Geſellſchafter ſtumm bleiben: er ſuchte zu imponiren. Er ſprach von den Rittern von Avalon wie von Leuten, die mit ihm hinter einem Ladentiſch geſtanden; Rebellion, Reſtauration, Revolution, große Familien, es war, als habe er ein hiſtoriſches und heraldiſches Recht, darüber allein zu urtheilen. Lauter erhob er jetzt die Stimme:

„Dort hinter jener Hecke iſt der Platz, wo Fletcher von Salton die Piſtole dem Rundkopf auf die Stirn knallte. Der Schuß hielt

England um drei Jahre länger in der Sclaverei."

„Ist die Stelle so bekannt?" rief ich freudig überrascht, und steckte den Kopf zum Wagenfenster hinaus, um zu sehen, daß nichts zu sehen war. Wußte ich doch kaum in dem Augenblicke, ob das Factum, von dem der Mensch sprach, mein Eigenthum sei oder der Geschichte angehörte.

„Bekannt oder nicht bekannt", antwortete Jener, sich zurückwerfend; „da Fletcher von Salton mein Ahnherr war, ist es mir bekannt."

Ich rief erstaunt: „Fletcher von Salton aus der Familie —"

„Der Salton's von Tennison-Castle", entgegnete Jener.

„Ein Nachkomme des berühmten Salton, der auch mit dem Ritter von Avalon —"

„In Freundschaft lebte", fiel mir Jener in's Wort. „Ich weiß nicht, was Sie daran Sonderbares finden, da meine Familie und deren Geschichte in England zu wohl bekannt ist, obschon Hume in seine Geschichte nichts weiter

aufgenommen, als den einen Pistolenschuß, und noch dazu sehr oberflächlich."

„Warten Sie", rief ich, „die Ehre Ihrer Familie wird durch einen Roman, worin Ihr großer Ahnherr keine unbedeutende Rolle spielt —"

Ich hätte mehr verrathen, als ich vor meinem Buchhändler, mir selbst und dem Unbekannten verantworten können, hätte ich nicht einen Tritt auf meine Zehen gefühlt; ein sehr deutlicher Wink, zu schweigen. Der Commis lächelte sehr vornehm:

„Der Roman nimmt aber doch ein glückliches Ende, denn mein Ahnherr, der übrigens, was das Vermögen unserer Familie anbelangt, nicht besonders für seine außerordentlichen Dienste belohnt wurde, war ein äußerst fideler Mann, der so viele Kinder erzeugte, daß unsere Familie fast etwas zu groß geworden, und der nichts weniger leiden konnte als das Pinseln und Winseln, und am allerwenigsten zu einem solchen Romanenheld taugt wie die in den Walter Scott'schen, die nichts thun und sich Alles ge-

fallen lassen. Sie können sein Portrait in Tennison-Castle sehen, wo ich ihm als Kind einen großen Schnurbart angemalt habe, welches der Großvetter Squire dergestalt übelnahm, daß weder Vater noch ich seit meinem elften Jahre hineinkommen durften."

Ich mäßigte mich, weiter mit Fragen in ihn zu dringen; Dousterwivel hörte auf die Antworten mit gespannter Aufmerksamkeit; und sollte ich die Notizen für unsern Originalroman dem Emissair des wiener Nachdruckers preisgeben? Ich drückte dem jungen Fletcher die Hand und fragte ihn verstohlen, als Dousterwivel sich einen Augenblick fortgewandt: „Heute Abend erfahre ich doch mehr von Ihrem berühmten Ahnherrn?"

„Stehe zu Diensten", lautete es, und der Unbekannte lächelte mir freudig zu.

Welche Bilder stiegen in dem Ueberglücklichen auf! Der Wagen schaukelte und wiegte so anmuthig, während die Abendluft kühlend hindurchstrich. Das glückliche England, mit dem Wiederschein hundertundvierzigjährigen Friedens

auf den Gesichtern seiner frohen Bewohner, ging wie die Bilder einer Laterna magica an meinem linken Kutschenfenster vorüber. Alles im Rosenroth der Abendsonne. Selbst das Geschwätz des Kaufdieners harmonirte mit der Behaglichkeit, welche mich in den süßesten Schlummer wiegte. Noch lange, nachdem die Augen fest geschlossen waren und die Sinne in höhere Regionen überschweiften, hörte ich das Geplapper; es wurde aber zum Geräusch der Handmühle, ohne Sinn.

Dousterwivel lag neben mir wie ein Automat, dessen Uhrwerk abgelaufen ist. Das Gesicht fiel immer mehr ein, die Haut sank widrig zurück auf den künstlichen Knochenbau. Des Reisenden Kinn und Mund war in die Halsbinde versunken, der ganze Mensch, — seine Kleider — war zur Vogelscheuche geworden, in der nur die Handmühle unermüdlich klapperte. Nur der Unbegreifliche lebte, ja, das aus Beiden entwichene Leben schien das seine verstärkt zu haben. Die Augen leuchteten einen heiligern Ernst; die sarkastische Maske fiel mehr und

mehr ab; er richtete sich auf und sah mich lebhaft an.

„Nicht wahr", hub er an, „Sie meinten es nicht so schlimm mit mir, wie es Viele ausgelegt haben?"

Eifrig erwiderte ich: „Das können nur Solche behauptet haben, denen der Sinn für das Hohe und Würdige abgeht; oder jene Verständigen und Scharfblickenden, die es nicht begreifen können, daß der Dichter, wenn er mit der Welt spielt, sich nicht von der Welt ausschließt; Jene, denen es auf immer versagt ist, in dem bachantischen Freudentaumel mitzutanzen, wo die Menschen Federball spielen mit der Erde, ohne daß sie deshalb sich für erhabenere Wesen dünkten als alle vom Staube Geborene."

Er drückte mir die Hand und stand vor mir — an eine Kutsche war nicht mehr zu denken, wir befanden uns, glaube ich, auf einem hohen Felsen. „Sie haben so gut die Maske lächelnder Gleichmuth in jenem Buche bis zu Ende behalten; Sie haben über sich selbst zu

lächeln vermocht, was so Wenige vermögen, ja nicht einmal begreifen, wie es Jemand kann: warum können Sie, junger Mann, nicht auch im Leben jene Maske umbehalten, wenn der egoistische Hochmuth gegen Sie in's Feld treten wird?"

„Merken Sie mir", rief ich erschrocken aus, „Besorgniß oder Empfindlichkeit an?"

„Sie sind", antwortete er, „nach Ihren Blicken ganz der jugendliche Autor, der mit seligem Vertrauen auf den Werth des neuesten Werkes aus dem Schacht seiner Arbeitsstube hervortritt und nun die Blicke ängstlich nach der allgemeinen Anerkennung umherwirft. Wenn sie nun fehlt, Guter? Wenn man Ihrem gediegneren Studium nicht denselben Beifall zollt als Ihrer Laune? wenn man die Elemente dieser und jener Arbeit für eins hält und sagt: Einmal war der Scherz gut, pikant und überraschend; wiederholt, verliert er seine Würze. Ich weiß, was Sie darauf zu erwidern haben: Jenes sei ein flüchtiger Scherz gewesen, Dieses sei eine große ernste Arbeit, die Frucht einer

Lebensanschauung, der Sie nur aus Gründen wieder jenes Gewand des Scherzes geliehen. Aber, Bester, wer liest Erwiderungen und wer will Gründe, wenn er Nachmittags, ausgestreckt auf's Sopha, einen Roman verschlingt? So würden auch Befreundete sprechen; wenn nun aber auch die Feindlichen die Stimmen erheben, froh, den Gegner mit den eignen Waffen schlagen zu können; wenn endlich — schlimmer als Feindestadel — ein Freund gähnend das Buch bei Seite legt —

„Halten Sie inne", rief ich entsetzt, „dann war er schon vorher müde."

„Es sollte ihn aber wecken, wenn es jene Kraft der Laune, der lebendigen Darstellung besitzt."

„Wecken!" rief ich, „ja, es soll, wie mich die Geschichte weckte, auch die heiligen Erinnerungen an eine Zeit wecken, in der sich großartig alle die Verirrungen und Bestrebungen abspiegelten, die hundertfältig in neuerer Zeit wieder in's Leben traten, ohne so große Re-

präsentanten zu finden und ohne zu dem gedeihlichen Schluß zu kommen wie in jener glorwürdigen Periode der englischen Geschichte. Sollte man auch nicht mit mir denken und fühlen wollen — unsere Zeit ist ja mehr mit dem Sinn für anmuthige als große Erscheinungen begabt — sollte meine Arbeit verfehlt sein, so würde mich schon das Studium trösten, das mich mit jenen Heroen jener segenbringenden Epoche befreundete."

Indem ich noch ferner vom Wecken sprach, wurde ich selbst aufgeweckt. Der Conducteur leuchtete herein, ob es gefällig sei herauszusteigen. Ich war der Einzige im Wagen.

„Sind die drei Herren schon im Quartier?" fragte ich.

„Haben Sie das nicht einmal gemerkt", erwiderte der Schirrmeister erstaunt, „daß sie schon in der vorigen Station abgestiegen sind?"

„Und sie kommen nicht wieder?"

„Dann wären sie ja nicht abgestiegen."

„Schlafen — fest schlafen und träumen!"

rief ich verwünschend. „Daher kommt es!“ Nur ein vortreffliches Gericht Forellen, ein Plumpudding, ein wohlbereiteter Hase, und guter (echter?) Madeira vermochten, mich zu trösten über eine Schwachheit, der ich es allein zuzuschreiben habe, wenn ich noch heute nicht weiß, wer der große Unbekannte ist.

Erſtes Capitel.

Doch wie, o Heimath, denk ich deines Ruhms,
Entſchwunden während beide Karls regierten,
Als Raubſucht und Zerſtörung wild umſchweifend
Den Greis nicht ſchonten, nicht des Kindes Thränen.
In jenen Schreckenstagen klagte ſchutzlos
Umirrend ſeine Noth des Landes Pfleger
Und nicht mehr tönte an des Barrows Ufern
Des Sängers Lied von Fels zu Felſen hallend.
Langhorn. Genius and Valour.

Ein graues Gewölk hatte den Horizont umzogen, daß ein des Weges nicht Kundiger ihn leicht in der flachen Küſtengegend verlieren konnte, wo ſich hundert Fußpfade und Fahrgleiſe, mit Gras und Haidekraut überwachſen, kreuzten. Mehrmals ſtrich der Reiter, welcher einem dieſer Gleiſe folgte, die naß herabhängenden Vorderhaare aus der Stirn, um ſich im Bügel erhebend umzuſchauen. Nirgends mochte er indeſſen ein Gehöft oder eine breitere Straße entdecken, und wider Willen ſah er ſich immer wieder in der Nähe des Meeres, wie er auch landein-

wärts glaubte geritten zu seyn. Kalt und durchnäßt von dem unaufhörlich herabrieselnden Regen gab er endlich unmuthig seinem Pferde die Sporen, daß es ihn hinführe, wohin der Instinkt es leite.

Nachdem er so, ein Lied vor sich brummend, eine Weile geritten, sprengte ein anderer Reiter hinter ihm her, doch hörte er seine Stimme früher, als er ihn selbst aus dem Nebel deutlich unterscheiden konnte.

„Sir, beliebts Euch einen Reisegefährten mitzunehmen, so halter etwas inne."

Der erste Reiter folgte der Aufforderung, obschon es ihn zu reuen schien, als er den andern, einen finstern, ältlichen Mann, dessen Federhut, weiter Mantel und gute Bewaffnung für einen minder muthigen Wanderer in dieser einsamen Gegend keine willkommene Erscheinung gewesen wäre, herantraben sah. Jugendlicher Muth und ein Frohsinn, der selbst die ersten Folter-Grade der Drangsale ertragen durfte, sprach sich in dem Gesichte des vordern Reiters auf den ersten Blick aus. Dennoch suchte er mit der rechten Hand sich unter dem Mantel den Weg zum Schwertgriff unverschränkt zu erhalten, denn in den Zügen des Ankömmlings lag für ihn etwas so Unheimliches, daß er, auch

nachdem beide eine Strecke Weges geritten, und er aus den Reden des Kriegsmannes wenigstens ersehen, daß er keinen Buschklepper begleite, sich nicht ganz der Besorgniß eines Ueberfalls entschlagen konnte.

Beide hatten sich bald verständigt über ihre gegenseitige Absicht die nächste Herberge so schnell als möglich zu erreichen. Doch blieb der jüngere Mann, wie geneigt er auch sonst zum Sprechen war, dergestalt einsilbig, daß der Aeltere sein Mißtrauen bemerken mußte.

Lächelnd sagte er: „wir fürchten uns doch nicht vor Buschkleppern und reisigen Straßenrittern? Dergleichen Ungethüme sind ja, so Gott will, seit der glorwürdigen Restauration unseres erlauchten königlichen Hauses der Stuart, denen Gott ein ewiges Leben verleihe, aus unserer Insel verschwunden. Räuber und Republik sind ausgerottet, und wer wollte nicht mit uns rufen: Es lebe König Karl II!"

Es lag etwas in dem Tone des Reiters, das den jüngern Mann an der Aufrichtigkeit seiner Aeußerung zweifeln ließ. Doch rief er mit ihm das Lebehoch mit etwas gelüftetem Hute aus, ohne sich zu weiterer Vertraulichkeit hinreißen zu lassen.

Bald zeigte sich ein Gehöft und sein Begleiter versicherte ihn, in der Schenke Zum protestantischen England werde er alles erhalten, was nur ein protestantischer Reitersmann nach dem längsten Morgenritt über eine neblige Haide bei Regenwetter verlangen könne.

„Muß denn alles in England protestantisch oder katholisch sein?„ murmelte der jüngere Mann vor sich hin. „Ich glaubte das unselige papistische Complot sei endlich ausgestorben. Mir gällten die Ohren davon über den Kanal, bis ich so müde war, daß ich schon bei dem Namen einschlief.“

„Glück für Euch, Sir, daß Ihr erst jetzt zurückkehrt. Ein wenig früher, und eine solche Aeußerung hätte Euch leicht ein Halsband zugezogen, so fest, daß Ihr es selbst nicht wieder aufknüpfen könnet.“

„Ich weiß es,“ rief der andere ärgerlich aus. „Es war eine Albernheit, zu glauben daß die wenigen Katholiken alle Protestanten umbringen könnten. Eine Schande für England, daß diese blinde Volkswuth das Blut so vieler Unschuldigen kostete.“

„Doch nur von Papisten, und wäre es nicht geschehen, hätte es ebenso an die Kehlen guter Protestanten, eben derer gehn mögen, die dieses schöne

papistische Complott angeschürt haben und so lange zu unterhalten wußten."

„Man sollte das Gedächtniß dieser Schande ewig vergraben und darüber weinen, daß seit unserer glorwürdigen Elisabeth keine Partei sich glaubt halten zu können, als durch despotische Verfolgung der andern."

„Ihr seid doch kein Papist geworden auf Euren Reisen im Auslande?" fragte der Ältere.

„Wäret Ihr jünger, solltet Ihr mir auf diese Frage mit dem Degen antworten," entgegnete der Jüngere trotzig.

„Euer Blut, junger Herr, ist für unser heutiges England zu hitzig. Ist es aber nur die Kälte und Nässe, so geduldet Euch ein wenig bis zur Schenke; da ist alles protestantisch. Der Wirth ist ein frommer Mann, ein Schottländer, der seine Bibel Wort für Wort auswendig weiß, weshalb ihn die Dragoner von dort ausgetrieben."

Die Reiter waren jetzt in die äußere Umzäunung des Gehöftes gelangt, drinnen aber hörte man ihr Pochen nicht, oder mochte es nicht hören, indem ein dumpfes Geräusch heraustönte.

„Sie singen einen Psalm," sagte der ältere Reiter, „und verstehe ich recht, sind sie erst beim zwei-

ten Verse. Es steht also nun bei uns, ob wir den ganzen Psalm hier im Regen mitsingen wollen, oder über das Thor klettern, denn der alte Sandy hört nicht vor dem Amen auf."

„Es würde ein übler Platz sein, auf dem Pferde, bei Regen und Wind, den Gottesdienst verrichten."

„Vor dreißig Jahren dachte man in England anders, junger Herr, und in Schottland denken die frommen Leute, welche Gott mehr achten, als die Menschen, noch jetzt, daß es sich schickt zu Pferde oder zu Fuße, beim Regen oder beim Schneegestöber, bei Hunger und Durst, wenn es des Herren Sache gilt, frohen Muthes ein Hallelujah anzustimmen."

Trotz dieses Lobes der frommen alten Zeit war der Sprecher abgestiegen und hatte, auf einen Pfosten kletternd, glücklich einen Thorflügel eröffnet, daß beide Reiter ihre Pferde in den Hof führen, und unter einem Vordach vor dem Regen wenigstens von oben bewahren konnten. Jetzt kam auch das erwünschte Amen heran, und Sandy öffnete behutsam die Haus- und Stubenthüre, um sich zuvor von den Eigenschaften seiner Güste zu überzeugen, ehe er ihnen die seiner Wirthschaft vertraute. Der ältere Mann trat, ohne sich um diese fragen-

den Blicke zu bekümmern, festen Schrittes über die Schwelle und der jüngere Reiter folgte ihm. Sandy musterte sie von Kopf bis Fuß, und die herben Züge des alten Mannes erheiterten sich erst wieder, als der Aeltere ihm zunickte und in vertraulicherem Tone fragte: „Alter Sandy kennst Du mich nicht mehr?"

„Beim Himmel, Oberst Rumsey!" entgegnete dieser mit einem Anflug freudigen Erstaunens. „Der Herr behüte die für ihn das Schwert gezogen! Kannte ich Euch doch kaum wieder, seit ich Euch vor den langen Jahren bei Marston Moor gesehen, wie des Herren Cherubim vor den Pforten des Paradieses mit dem flammenden Schwerte. Ihr habt seitdem viel von Euch reden gemacht. Aber was soll der Cavalier an Eurer Seite? setzte er leiser mit mißbilligendem Tone hinzu.

„Hört einmal, Sir Robert, er nennt Euch einen Cavalier! Vor dem Cavalier brauchst Du Dich nicht zu scheuen, Sandy. Es ist der jüngste Sohn eines jüngeren Sohnes, da ist das Cavalierblut schon dünn wie der Beutel geworden. Auch ist er nicht Schauspieler, hat keine Pfründe und keinen Posten, die verlorene Erbschaft aufzufrischen; kurz wenn ich sage, es ist der Sohn des alten

Fletcher von Salton, der mit Algernon Sidney an der Spitze der eisernen Dragoner Cromwells die Cavaliere seinen schweren Arm fühlen ließ, so magst Du denken, daß Dein Schemmel nicht verunehrt wird."

„Ihr kennt mich? — Woher kennt Ihr mich?" fragte der jüngere Gast verwundert.

„Euch habe ich heute auf der Haide zum ersten Male gesehen; aber Euren Vater kannte ich besser, und als ich in des jungen Herrn Gesicht blickte, mochte ich nicht die Augen verkennen, die mir so oft entgegen strahlten, wenn es hieß: Für Christus und seine englische Republik! Ja, Sir Robert Fletcher, so war es damals. Jetzt dient England den Fürsten der Heiden und neigt seinen Kopf vor den Fremden."

Robert Fletcher wußte, worauf diese Anspielung ging. Er war durch Frankreich gereist und oft mußte das Blut des Engländers aufwallen, wenn er von Ludwig XIV. Allmacht vernahm, wenn er hörte, wie mit Ludwigs Geld Englands König bezahlt wurde, um sein freies Vaterland von Frankreich abhängig zu erhalten. Er senkte den Kopf, zog die Lippen ein und forderte in unwilligem Tone vom Wirthe was die Schenkwirthschaft einen vom

Regen Durchnäßten Erwärmendes darbot. Dann rückte er in einen Winkel zurück und überließ die Fortsetzung des Gespräches dem Obristen und Wirthe, welcher jenem, vermuthlich weil er kein Cavalier war, mit besonderem Eifer aufwartete.

„Ja, Oberst Rumsey, jene Zeiten sind vorübergegangen, und der Wind hat mit dem Staube den Samen des Unkrauts herüber geweht, daß die Distel jetzt wuchert, wo die Weizenfelder des Herrn blühten, und die Nessel ihr Haupt erhebt. Die Heiligen liegen nun und schlafen, und als Richard Cameron mir das Schwert umgürtete, ehe er bei Airmoß für Gottes Sache fiel, da glaubte ich nicht aus Schottland fliehen zu müssen, um in England, wo nie der wahre Christenbund sein Haupt erhoben, mein eigenes zu verbergen."

„Ist in Schottland gar nichts mehr zu machen, Sandy?"

„Nichts, nichts" — sagte Sandy kopfschüttelnd — „Die Nation hat den alten Covenant verlassen, der Adel wurde lau, die Prediger beugten sich vor den Gewaltigen, da kam die Prüfung über uns, und seit General Monk, sonst ein herrlicher Streiter für den Covenant und den Herrn, aus

Schottland mußte kommen, um Karl Stuart die Krone wiederzugeben, seitdem — "

„Ist er Herzog von Albemarle geworden," fiel Rumsey ein, „und hielt es bequemer als Herzog fluchen und trinken, als in den Conventikeln zu beten. Ja, wer Herzog werden könnte!"

„Der Heiden Vögte," fuhr Sandy fort, „kamen über Israel, und die Bleichen und Magern wurden roth und voll von dem Blute des Volkes. Der Tieger Middletown würgte im Saufe die Lämmlein, das Ungeheuer Lauderdale vertrieb ihn von der allgemeinen Schlachtbank, um in jedem Hause eine Folterbank für die Gläubigen zu errichten, und die Schlächter Turner, Claverhouse und Dalziel wurden losgelassen auf die Unbewaffneten, wenn sie des Herren unverdrehtes Wort wollten hören auf dem Felde."

„Ihr hättet Euch immer etwas bücken können vor den Gewaltigen. Etwas Klugheit und Nachgiebigkeit gegen das neue Bisthum und vielleicht wäre jetzt die Zeit, wo kein Meßgewand in Schottland zu sehen und England gesäubert wäre von der Englischen Kirche."

Der Wirth fuhr entsetzt zurück: „Hingestreckt sollten wir liegen vor dem goldenen Kalbe und dem

Baal unsere Kinder opfern, um Jehova zu dienen! — Hier, Oberst Rumsey," er riß aus einem Schranke eine verrostete Pistole, „hier ist das einzige Besitzthum, das ich aus dem Lande meiner Väter mit herübergebracht. Kostbarer ist das schlechte Eisen, als das Gold an den Kronen David's und Salomo's. Diese Pistole drückte Balfour von Kinloch, Burly, der gewaltige Streiter vor dem Herrn, in jener Nacht ab, wo sie den Apostaten überfielen und Sharp, den Bischof, erschlugen. Diese Pistole, Oberst Rumsey, hielt Burly in der Hand als er betete auf den Knieen, und Gott dankte, daß er ihm zugeführt habe den Sünder an dem Herrn und seinem Volke, so er verrathen um ein Bisthum."

„Und doch," sagte Rumsey, „war alles Euer Schottisches Morden und Rebelliren Thorheit. Es verstand ja keiner von Euch ein Commando; wie die wehrlosen Schafe wurdet Ihr zusammengehauen, aufgeknüpft, untergetaucht, und die Schlinge ward immer enger zugezogen."

„Aber wir hatten den wahren Glauben, Oberst Rumsey, der zwar in England wenig gilt, wo Leute, die vorgeben, Gottes Knechte zu seyn, und für die Freiheit zu streiten, trinken und fluchen, des Sonn-

tags singen, in die Theater gehn und in den bischöflichen Kirchen zuhören."

„Man zwang Euch auch dazu," sagte Rumsey, und Fletcher glaubte auf seinem Gesichte ein Lächeln zu erblicken. Der Wirth senkte den Blick und hub dann mit leiserer Stimme an:

„Wir sind alle sündige Menschen und der Herr hat mich gezüchtigt. Dreimal wohnte ich den Feldconventikeln bei, wo das Wort des Herrn aus Alexander Pedens Munde wie der Regen aus den Wolken auf uns niederträufte und wie Thau in der Wüste erquickte. Die Späher hatten mich gesehn und ich mußte ungeheure Summen von meiner Armuth zahlen. Da wurde das Fleisch schwach, ich blieb daheim und begleitete, auf den Knieen betend in meinem Kämmerlein die zwei tausend Prediger, die um ihren Glauben hinausgestoßen waren von den Dienern des Baal und herumirrten in der Wüste. Auch das wurde nicht geduldet. Zwölf Dragoner legte man in meine Hütte, weil ich nicht die Kirche besuchen mochte, die unsauber geworden von dem Prälatenthum. Sie soffen Tag und Nacht und des Sonntags. Meine Armuth wurde verzehrt, meine Frau fiel auf das Siechbett; da wurde ich noch schwächer, und ging

in die Kirche, um meine Kinder nicht zu Bettlern zu machen. Ich habe nie den Diaconus angesehn, nie ihm zugehört, ich sang Psalmen für mich, und wenn das nicht ging an dem unreinen Orte, so machte ich meine Rechnungen, und doch hat mich der Herr für die Sünde gestraft auch nur über die Schwelle getreten zu sein. Richard, mein Aeltester, mochte den Gräuel des schwachen Vaters nicht mit ansehn, er zog von dannen über meine Schwelle und sah des Vaters Haus nicht wieder. Bei Bothwell-Bridge kämpfte er mit den letzten heiligen Streitern die in Schottland aufstanden, er ward gefangen, er sollte rufen: „Es lebe König Karl!“ und dann war er frei, aber er sagte: „Ich kann nur beten für seine Reue,“ und endete wie ein Märtyrer. Beide Beine zwängte man meinem Richard in die eisernen Stiefeln; man trieb die glühenden Keile hinein und zerbrach ihm beide Beine, aber er pries Jehova und rief die Zeit aus, wo Schottland werde frei sein und der alte Covenant erneuet.“

„Und da seid Ihr geflohen?“

„Nein, Oberst Rumsey, ich hielt aus. Ich ließ mich von den Dragonern in die Kirche schleppen, und wenn die Orgel, diese Trompete des Antichristis, donnerte, so rief ich Jehova an, seine

Blitze herabzusenden und seine Donner zu schleudern auf das Haupt des gottvergessenen Karl Stuart, auf das Haupt der Schlangenbrut, auf das Haupt des Prälatenthums, das unsere heilige protestantische Kirche unterthan macht den Menschen."

Rumsey blickte sich wie besorgt umher und seine Blicke hafteten auf Robert, der aber so eifrig der Schüssel mit Rostbeef und dem Rumgebräu zusprach, als wolle er ein für ihn unangenehmes Gespräch im leiblichen Genuß überhören.

„Nein," schrie Sandy, „mögen Sie es auch hören; Petrus verläugnete den Herrn, daß er für ihn gesteinigt würde. Ich will ihn nicht noch einmal verläugnen, sprechen wollte ich hier in England, wie sie es nie gehört haben von ihren Bischöfen und Prälaten und Diaconen."

„Aber was brauchtet Ihr denn aus Schottland fortzugehn?" unterbrach ihn Rumsey. Sandy blickte vor sich nieder und sagte nach einer Pause:

„Das war nur von wegen des letzten Edictes, wo sie die Frauen auch zwangen in die Kirchen der Bischöfe zu gehen. Seht, Oberst, ein Mann bleibt ein Mann, auch unter den Priestern der Heiden, denn er braucht nicht zuzuhören auf ihr sündigs Predigen, aber mit einer Frau ist das anders,

eine Frau hört immer zu, und meine Frau, Ihr wißt, meine Frau —"

„Eure Frau hat Euch mit dem Pantoffel fortgetrieben, und ihr gehorchtet als christlicher Ehemann," sagte Rumsey, so weit auflachend, als die finstere Complexion seines Gesichtes dies erlaubte. Sandy schien mit der Wendung des Gespräches unzufrieden und hub, nachdem er dem Cavalier ein frisches Glas eingeschenkt und sich etwas entfernter von Rumsey niedergesetzt hatte, von neuem an:

„Wenn Euch die Streiter für den Herrn in Schottland lächerlich dünken, sollte es mich freuen, hättet Ihr Besseres in England aufzuweisen? Mit dem papistischen Complott ist es aus, Oberst, rein aus. Drei bis vier Jesuiten sind hingerichtet, das war die ganze Frucht, und die alte Schlange hebt wieder ihr Haupt empor."

Rumsey saß unbeweglich an den Stuhl gelehnt und spielte mit dem Griff seines langen Degens, doch schien ein Zug um die Lippen die Antwort auszusprechen, daß noch nicht alles aus sei. Nach einer Weile sagte er: „Mit dem papistischen Complot ist es aus, die Geschworenen glauben den Zeugen nicht mehr, aber das englische Volk glaubt noch immer daran." —

„Die Exclusionsbill ist nicht durchgegangen," fuhr Sandy fort, „ein heidnischer König sitzt auf dem Throne und der katholische Herzog von York lauert auf seinen Tod, um dem Antichrist das Königreich in die Hände zu spielen, was freilich auch nicht viel schlimmer wäre als der prälatische Baaldienst."

„York ist sogar zurückberufen," sagte Rumsey, „Karl verlangt nach dem Bruder, um ihm eine Portion des Volkshasses auf die Schultern zu laden. Er muß schon aus Schottland unterweges sein."

„Das bluttriefende papistische Ungeheuer!" rief der Wirth entsetzt aus. „In Schottland hat er an den Folterbänken der Heiligen gestanden und kalten Blutes ihre Qualen gesehen. London hat er Anno 66, dem Antichrist zu Gefallen, verbrannt, kommt er jetzt ganz England anzustecken?"

„Still guter Freund!" entgegnete der Oberst mit einem bedeutenden Winke. „Solche Reden stammen aus der Zeit des gesegneten papistischen Complottes. Dazumal regnete es Belohnungen, jetzt schleppen sie Dich vor Gericht als Lästerer gegen die Majestät."

Der Schotte betheuerte sein Recht mit einigen Sprüchen aus der Schrift und holte selbst eine

Bibel aus dem Schranke, um, wo ihm Gründe und Worte fehlten, eine belegende Stelle zu finden. Rumsey wehrte den Bibelfesten mit der Hand ab. „Nicht doch, Meister Sandy, die Zeit ist vorüber, wo diese Waffen galten. Man witzelt darüber in London.“

„Aber es giebt doch noch Männer in der großen Stadt, die da nicht sitzen im Rathe der Spötter, noch wandeln auf den Pfaden der Gottlosen. Wo sind die englischen Sprecher des Volks, wo ist Lord Ruffel, wo ist Algernoon Sidney, der Gottes Fahne trug im Heere des Parlaments, wo der Herzog von Monmouth? Er lehnte sich zwar auf gegen die Heiligen und schlug sie bei Bothwell-Bridge, aber der Geist hatte ihn seitdem erleuchtet: wo ist der Mann, der wie ein verirrtes Schaf heimkehrte zur Heerde, Graf Shaftsbury, der Redner in Israel, der, wie Jonas im Bauche des Leviathan, in den Lasterfälen des Hofes gesteckt, daß er jetzt dagegen reden kann, dem Volke eine Feuersäule aufzustecken, zur Warnung?

„Seit vier und zwanzig Stunden nicht mehr in England,“ sagte der Oberst. „Der Fuchs hat bei Zeiten gerochen, daß sie ihm den Bau umstellten. Sein Schiff segelt mit vollem Winde nach Hol-

land, und ich ritt nicht eher vom Strande, bis ich es über Kanonenschußweite erblickte.

Sandy faltete die Hände gen Himmel. „Entflohen! Wer soll dann England schützen und den protestantischen Glauben, wenn die Heiligen ermordet werden und die Gerechten entfliehen?"

Er schlug vor zu beten für die glückliche Flucht des Grafen, und einen Psalm zu singen vor Jehova. Robert Fletcher, den das Gespräch über die Maßen ermüdet zu haben schien, und der deshalb so oft zu Trinken und zu Essen verlangt, daß es augenscheinlich war, wie er nur den Discours unterbrechen wollen, hatte die letzte Zeit mit der niedlichen Wirthstochter gescherzt. Jetzt aber ging ihm die Geduld bei diesen religiösen Aussichten völlig aus, und mit allem Geräusche eines bewaffneten Reitermannes, das sehr wenig zur beabsichtigten Unterhaltung paßte, brach er auf, und schied mit den Worten:

„Sehr werthe Herren, an Eurem politischen Discours, benebst Rindfleisch und Rum habe ich mich schon dergestalt gesättigt, daß Ihr nicht verlangen könnt, ich solle auch noch Eure geistige Speise zu mir nehmen, zumal da mein Magen nicht zu den besten und Euer Beten nicht zu den verdau-

lichsten Gerichten gehört. Drum Gott befohlen und auf besseres Wiedersehen. Nur noch eins, Ihr sprecht von Algernon Sidney: Wo trifft man ihn?"

„In London" sagte Rumsey und Sandy strich seufzend das Geld ein, zu diesem dabei bemerkend, Cavalierblut könne nicht aus der Art schlagen, die Sünde sei ihm eingeboren und der wahre Glaube immer nur im Volke gewesen. Der Oberst äußerte gesenkten Blicks: Man sollte darum die Gewalt im Staate nur solchen Männern anvertrauen, die sich durch ihr Verdienst emporgeschwungen. „Amen!" sagte der Wirth „und durch die Gnade des Herrn ausgezeichnet sind im Volke. — Da geht nun solch ein junges Blut seinem Verderben entgegen. Nicht wahr, Oberst, der Cavalier reitet nach London, um in den Komödien- und Weinhäusern die letzte Schaam abzustreifen und das Gedächtniß der Väter zu vergessen, die einmal gewürdigt wurden zu streiten für des Herrn Sache!"

„Gewiß, Sandy, doch sieh, er küßt recht herzhaft Deine Marie, die ihm den Steigbügel hält."

„Es werden die Zeiten kommen, Oberst, wo die Heiligen werden zu Pferde sitzen, und die Cavaliere ihnen die Steigbügel halten."

„Was das Mädel sich ziert, Sandy; er ist doch ein schmucker junger Bursche und sie beugt sich und dreht sich so verschämt, als ginge es um Ehe und Seligkeit. Frisch zu, Sir Robert! Das Mädchen gäbe es Euch herzlich gern, wenn Niemand zusieht."

„Oberst Rumsey" sagte der Presbyterianer ernst. „Marie ist ein gottesfürchtiges Mädchen. Aber Euch spuken noch immer die wilden Grundsätze der Independenten vor."

„Redensarten, alter Sandy, ich bin ein solcher Feind des Papstthums, als ich ein Freund bin der Republik, und wenn die Tage kommen, wird man uns hoffentlich für Gottes Sache in einer Reihe erblicken!"

„Gottes Sache denn, für Gottes Sache ein Gebet!" rief der Wirth und schellte, um die Hausgenossen zusammen zu rufen. Aber wie stark er auch schellte, es kam weder Marie, noch ihr Bruder, noch die alte Base und auch nicht sein Knecht, alle sonst gewohnt beim leisesten Ton des wohlbekannten Rufes zum Gottesdienste langsamen ehrbaren Schrittes, die Psalter unter dem Arm, einzutreten. Draußen war etwas vorgegangen, was die Auf-

merkſamkeit der eifrigen Puritaner mehr angezogen hatte, als das ihnen auf dem fremden engliſchen Boden Heiligſte, der wahre, ächte Gottesdienſt. Was dies war, bleibt zu berichten dem folgenden Capitel vorbehalten.

Zweites Capitel.

Plötzlich zerriß ein schreckenvoller Schrei.
Der aus dem Meer aufstieg, der Lüfte Stille,
Und schwer aufseufzend aus der Erde Schooß
Antwortet eine fürchterliche Stimme
Dem grausenvollen Schrei. — Es trat uns Allen
Eiskalt bis an das Herz heran. Aufhorchten
Die Rosse und es sträubt sich ihre Mähne.
Indem erhebt sich auf der flachen Ebne
Mit großen Wellen hoch ein Wasserberg.
Die Woge naht sich, öffnet sich und speit
Vor unserm Auge in den flachen Schaums
Ein wüthend Unthier aus —

Racine. Phädra.

Wir haben erfahren, daß der junge Robert Fletcher der Wirthstochter einen herzhaften Kuß zum Abschiede geben wollen, daß der presbyterianische Sinn des Mädchens sich aber gegen diese Zumuthung sträubte. Wie Herbst und Frühling zu einander passen, waren die Zeiten der finstersten Sittenstrenge und der ausgelassensten Lüsternheit aufeinander gefolgt. Wer unter der vorigen Herrschaft der presbyterianischen Republikaner ein tugendhafter Mann gewesen, glaubte mit der restaurirten Mo-

narchie alles, was er an Vergnügungen in der langen Zeit entbehrte, jetzt nachholen zu müssen. Liederliches Leben galt für das Zeichen eines guten Royalisten und die Sittlichkeit, vormals eine versöhnende Begleiterin des Fanatismus, war jetzt als seine Mitschuldige geächtet.

Robert Fletcher war weder Puritaner gewesen, noch gehörte er jetzt zu ihren vom Glücke begünstigten Verfolgern. Aber auferzogen unter den strengen Lehren der harten Männer hatte der muthige Knabe eher Abneigung als Liebe für sie empfangen, und übte gern, sobald er zur Freiheit gelangt war, kecken Trotz gegen die trüben Regeln aus, welche den Frohsinn seiner Jugend so oft gestört hatten. Die Neigung lockte ihn selten, den ausgelaßnen Zechgelagen beizuwohnen, in denen man alles für sittlich hielt, was der Witz erfinden konnte, allein der Uebermuth trieb ihn häufig, vor den strengen Presbyterianern verwandte Grundsätze zur Schau zu tragen. Deshalb war sein Dringen um so ernstlicher als Mariens Widerstreben stärker wurde, und der puritanische Vater drinnen ihn ermüdet hatte.

„Allerliebstes Mädchen, Deine Lippen sind zu einladend; einen Bräutigam hast Du nicht, wie Du mir verrathen; daher bei meinem Cavalierwort,

ich besteige nicht eher mein Roß, bis ich einen Kuß erhalten."

„Wir sind Presbyterianer, Herr Ritter, und gehören nicht zu der sündigen neuen Zeit. Mein Vater, wenn er es sieht" —

„So heb' ich Dich, mein Kind aufs Roß, und wir reiten, gleich einem Liebespaar aus der alten Zeit über Moor und Berg."

Schon glaubte Robert, als das Mädchen den Kopf ihm zuwandte und aus den Augen ein schelmischer Blick auf ihn fiel, der puritanische Sinn sei dem ritterlichen Geiste gewichen, aber wenige Worte aus dem losen Munde brachten eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor:

„Nicht zu Miß Annen, Eurer Braut, Sir Robert?"

Robert ließ das Mädchen fahren. „Weiß denn hier jede Creatur wer ich bin?" sagte er in einem Tone, der Scherz bedeuten sollte, aus dem aber der Ernst herausklang. „Ich könnte Wunders denken, welch ein verwünschter Prinz in des armen William Fletcher von Salton armen Sohne verborgen steckt, daß ihn jedermann erkennt, wie lange er auch aus England fort war! — Gott zum Gruß denn, liebes Mädchen; und wenn Du

auch eine Zauberin bist, doppelt mit Deinen Augen und mit Deinem Wissen, will ich nicht Dein Angeber werden."

Er streichelte den Hals seines bei der Liebesscene ungeduldig gewordenen Rappen und schwang sich in den Sattel. Marie erinnerte ihn verstohlen an sein gegebenes Cavalierwort und ein unbefangener Beobachter hätte an ihrem Ton bemerkt, wie das Mädchen jetzt nicht so strenge gegen den Ritter würde gewesen sein. Sie stellte sich am aufgerissenen Thorflügel, wo Ritter und Rappe so dicht vorüber mußten, daß Fiercher nur den Kopf herunter zu beugen brauchte, um die Purpurlippen der Puritanerin zu berühren. Aber er ritt fest und gerade vorüber, zog ehrfurchtsvoll den Federhut ab, und war schon eine Weile fortgeritten, als ihn erst das Zuschlagen des Thores an das Mädchen erinnerte.

„Ich habe mein Cavalierwort gebrochen," rief er ihr lächelnd zurück. „Du trägst die Schuld, wenn das Meer ein Ungeheuer ausspeit, um den meineidigen Ritter zu strafen."

„Auf dem Wege, Herr Ritter," rief Marie ihm nach, „kehrt Ihr selbst zum Meere zu-

rück. Hinter dem Hügel und dem Nebel, liegt die offene See."

Robert hatte eine Strandhöhe erstiegen und sah wirklich das Meer zu seinen Füßen, wie es der vor dem mächtiger werdenden Winde zerfließende Nebel allmälig enthüllte.

„Gütiger Himmel!" rief er, „da ist ja schon das Ungeheuer, von dem ich eben fabelte. So nahe am Strande die ungeheure Masse — das kann kein Schiff sein; es ist Neptuns Ungeheuer, das auf Theseus Gebot aus dem Meere steigt, um den Sohn Hyppolit zu verschlingen, wie das in Monsieur Jean Racines Tragödie in Paris mit großer Seelenruhe declamirt wird, während der Vater sich das Haar ausreißt. — Bei Gott ein Dreimaster und ein verlorner."

Ohne länger an den Dreimaster oder Theramens Erzählung zu denken, setzte Robert die Sporen in seinen Rappen, daß der feuchte Ufersand baumhoch hinter ihm in die Luft flog. Der vom Winde gewehte Meeresschaum flog um den Reiter und sein Pferd, und die Welle spritzte an den Schenkeln des muthigen Thieres. Gern wäre er weiter gedrungen, um dem vor seinen Augen sinkenden Schiffe Rettung zu bringen, aber der Wille

fruchtete nichts gegen das mächtigere Element! Es war ein schönes großes Schiff, mit Englands königlicher Flagge, das kaum zwei Büchsenschüsse vom Ufer auf einen Riff getrieben mit den Wellen kämpfte. Der Wind trug das Angstgeschrei der Unglücklichen herüber. Fletcher sprengte verzweiflungsvoll am Strande entlang, aber es war eine öde Küste, mit wenigen Fischerhütten, und Sandy's Haus fast die nächste Wohnung. Er ließ sein weißes Tuch hoch in die Luft wehen, es konnte den Schiffbrüchigen wenigstens die Hoffnung verlängern, wenn er auch wußte, das es eine trügerische war.

Indessen hatte sein Hülfsruf oder eigene Wahrnehmung eine Anzahl Zuschauer herbeigezogen. Man arbeitete, zwei Fischerkähne flott zu machen, doch mit wenig Hoffnung, da die See hoch ging, auch das Schiff, bis sie es erreichte, mußte gesunken sein. Wer darauf achtete, konnte die Aeußerungen, wild durcheinander, vernehmen:

„Unbegreiflich, wie die Fregatte hierher gerathen!" — „Im Nebel ist sie durch die Sandbänke gefahren, wo noch kein Schiff entkommen." — „Sie kommt von Schottland!" — „Wie sollte sie der Wind bis in unsere Wasser getrieben ha-

ben?" — „Für den Kopf des Capitains gebe ich nicht einen Schilling. Er hat das Leben vor der Admiralität verwirkt." — „Vor der ist er sicher, es kommt keine Maus davon." — „Doch doch, sie haben die Schaluppe los gemacht. — „Seht welch ein Schauspiel!"

Noch trieb Nebel und Regengewölk vorüber, und die hohe See verbarg häufig den auf keinem hohen Standpunkte stehenden Zuschauern das gestrandete Schiff. Wenn man es aber sah, ließ sich der immer gefährlicher werdende Zustand desselben nicht verkennen. Ein Schauspiel furchtbarer Art bot sich Roberts Auge dar. Auf dem Verdeck des Schiffes drängte sich die Mannschaft mit allen Zeichen um Hülfe flehend, während die Strickleitern zur Schaluppe von der Menge Aller, welche in der Hast ihre Flucht suchten, beschwert wurden. Er sah durch das Fernrohr seines Nachbars und bemerkte, wie alles zurückgestoßen wurde, um einem Manne Platz zu machen, vor dem sich selbst das rohe Schiffsvolk in diesem Augenblicke der Gefahr ehrfurchtsvoll beugte. Der Mann, ein Stern glänzte auf dem Oberrocke, hatte jetzt die Schaluppe erreicht, aber sie war schon halb besetzt. Man winkte, schrie, fluchte, drohte von oben. Die Wellen gin-

gen höher und man glaubte die Schaluppe sei verschlungen; im nächsten Augenblicke kam sie wieder zum Vorschein. Der Mann mit dem Stern und mehrere Männer mit Federhüten befanden sich darin, während man andere ringsum mit den Wellen kämpfen sah. Die Ruderer arbeiteten, den Kahn vom sinkenden Schiffe abzustoßen, aber von dort aus erscholl ein fürchterliches Jammergeschrei, das der Wind bis ans Ufer trug. Man schien die Schaluppe noch festhalten zu wollen, während die Aufgenommenen ihre Blicke darauf richteten, schnell das Land zu erreichen. Ein noch lauterer Schrei drang durch die Luft, als man vom Bote aus, die Stricke kappte, und auf der nächsten Welle hoch emporgetragen die befreite Schaluppe dem Strande zu die Spitze kehrte.

Das Geschrei auf dem Schiffe schien einer doppelten Natur, Freude, vielmehr Rausch und Unwillen; man löste noch einige Kanonen, es war der letzte Hülferuf der Unglücklichen. Das Schiff sank immer tiefer und die Schaluppe flog leicht der Küste zu. Noch versuchten einzelne Schwimmer, am Bord sich anklammernd, aufgenommen zu werden. Man stieß sie fort. Gegen andere, welche hartnäckiger auf ihr Recht der Selbsterhaltung be-

standen, schwangen sich Säbel, und die Unglücklichen fielen in das Wasser zurück, um von der nächsten Welle verschlungen zu werden.

„Wer Angehörige darunter hätte!“ rief Robert aus.

Neben ihm stand der Oberst, der bisher kein Wort geäußert, dafür aber desto eifriger durch das Glas hinausgeschaut hatte: „Es möchte ganz England darauf einen Angehörigen haben, wenn mich mein Auge nicht trügt!“

„Der Himmel stehe uns bei!“ rief der Wirth, „wenn nicht die Schaluppe Dragoner aus Schottland trägt.“

„Es riecht papistisch, Sandy, vom Meere her.“

„Das wilde, rothe Gesicht, Oberst, ist Graf Middletown. Was bringen sie aus Schottland her?“

„Vermuthlich den Herzog von York, Jakob, den glorwürdigen Bruder Seiner Majestät König Karls — den Vertheidiger des Glaubens, nota bene des Katholischen — den Thronfolger Englands —“

„Den Mordbrenner von London, den Hen-

kersmann aus Schottland! den Würgengel der Heiligen," fiel der erhitzte Wirth ein.

„Vielleicht bläst er die Schaluppe um, ob ichs gleich nicht wünsche" sagte Rumsey leiseren Tons. Sandy fuhr ihn heftiger an:

„Und weshalb fürchtet Ihr Euch, Oberst Rumsey, einen christlichen Wunsch auszusprechen? Werdet Ihr lau? — Wollt Ihr Ischarioths Rolle spielen?"

„Aus keinem andern Grunde, als weil, wenn York umkommt, es mit der Freiheit aus ist. Sobald die Furcht vor dem papistischen Thronfolger verschwunden, läßt sich die Nation von Karl alles gefallen."

„Von einem heidnischen, atheistischen Könige?"

„Wenn es nur kein papistischer ist. Alles andere verträgt sich in England."

„Der Herr über Israel wird seine Wunder thun" sagte Sandy, die Hände über einander legend und auf das Meer mit einer Ruhe hinaus schauend, als gelte es der Entscheidung einer gleichgültigen Sache.

Alles Gespräch und alle Bemerkungen wurden durch den lauten Jubelruf von der dem Lande sich nähernden Schaluppe unterbrochen. Es lebe der

Herzog von York!" rief die Mannschaft und schwenkte die Hüte bis auf den einen, dem es galt. Dieser saß steif auf einer Bank, gestützt auf die Schulter seiner Begleiter und blickte starr auf die nahende Küste. „Es lebe der Herzog von York!" wiederholte die am Ufer versammelte Menge den Landenden entgegen, und die Fischer steuerten mit ihren Kähnen auf die Schaluppe, das Landen zu erleichtern. Aber in dem Augenblicke, wo der erlauchte Schiffbrüchige, bald von seinen Begleitern und einigen Fischern durch das flache Strandwasser getragen, mit den Sohlen den nassen Boden betrat, ward Aller Aufmerksamkeit von ihm ab auf das sinkende Schiff gezogen.

Schon drang das Wasser bis zu den Kanonenlöchern, die Mannschaft stand auf dem Verdeck, und was von Matrosen noch Kraft fühlte, war auf die schwankenden Maſtbäume geklettert. Sie sahen weit hinaus auf Land und Meer, und nirgends Rettung. Aber sie sahen den Herzog und seine Begleiter gelandet. Mit dem Fernrohr erblickte man, wie sie auf dem Verdeck die Hüte schwangen. Die Matrosen auf den Masten ließen die rothe Flagge wehen, schwenkten ihre Mützen in die Luft, um sie nie wieder zu fangen, und der Jubelruf:

„Es lebe der Herzog von York!“ tönte vom Wasser gedämpft herüber. Dann rüttelte ein Windstoß an dem geborstenen Schiffe, die Wellen schlugen über das Verdeck, die Masten schüttelten die daran hangenden Matrosen ab; wenig letztes Angstgestöhn drang bis ans Ufer und in einigen Minuten sah man nur noch Trümmer der königlichen Fregatte.

„Brave, loyale Burschе!“ sagte der Mann im Sterne, nachdem seine Augen eine Weile auf dem leeren Flecke gehaftet hatten, und wandte sich mit einem befehlenden Blicke nach der Hütte. Wieder auf die beiden gelehnt, welche schon im Kahne den Prinzen unterstützten, und von denen der Eine ein bejahrter Mann, der Andere noch den Jünglingsjahren näher war, schritt er langsam, und ohne sich um die ehrfurchtsvoll zurückweichende Menge zu kümmern, dem Gehöfte zu. Ein peinliches Schweigen herrschte ringsum. Robert, vom Pferde gestiegen, folgte, es am Zaume fassend, der Menge, welche sich hinter dem Prinzen, halb neugierig, halb theilnehmend, drängte. Seine Begleiter, meist stattliche Figuren, deren Anstand, trotz den Spuren des kaum erlittenen Unfalls, eine hohe Geburt bekundete, schienen mit dem Prinzen an gleicher Starrsucht zu leiden.

An der Thüre hielt der Herzog inne, und, wie zur Besinnung kommend, fragte er mit heiserer Stimme: „Ist der Capitain gerettet?"

„Capitain Ayres!" rief der ältere Begleiter, von stolzem Wesen, dessen Gesicht von den Heldenthaten im Flaschenkriege etwas ungemein Wildes erhalten hatte, und dessen ritterlicher Anstand an einer soldatesken Rohheit litt. „Capitain Ayres! Heran, wenn er nicht so klug gewesen zu ertrinken."

Die Stimme des Rufers war an sich eine rauhe, der Blick der Augen konnte nicht leicht ertragen werden; die Verstörtheit des ganzen Aufzuges, welche dem Grafen Middletown — diesen hatte Sandy in des Herzogs Begleiter erkannt — ein noch furchtbareres Ansehn gab, machte, daß Alles scheu vor ihm zurück wich. Nur Einer der Geretteten schlich langsam mit gesenktem Haupte heran, und stellte sich schweigend vor den Herzog.

„Ob wir ihn aufknüpfen lassen, Königliche Hoheit?" fragte Middletown, mit etwas gedämpfterer Stimme. „Er ist aus Yorkshire, wo die Whigs und Königsmörder zu Hause sind. Er mag die Fregatte mit Willen auf die Sandbänke geführt haben."

Der Herzog blieb, ohne eine Miene zu verzie-

hen, stehen, bis ein anderer Begleiter bemerkte: „Wären wir in Schottland, wo Eure Königliche Hoheit die Gesetze restaurirt haben, würde ich für die Procedur stimmen, doch hier in England ist der störrige Geist des Parlaments noch nicht so weit entwichen, um vor unangenehmen Nachsuchungen unbesorgt zu sein."

„Ihr habt recht, Mylord Perth," sagte der Herzog über die Schwelle tretend, „sorgt daß der Capitain gut bewacht in den nächsten Hafen geschickt wird, und vergeßt nicht den Bericht für die Admiralität."

Als der Gefangene abgeführt und die Geretteten in die Wirthsstube getreten waren, wurde Robert hinten am Aermel gezupft. Es war sein früherer Begleiter, wieder im Reisemantel, den Hut weit übers Gesicht gezogen. Einige Schritte bis um die Ecke des Zauns, wo Rumsey sein Pferd angebunden hatte, folgte ihm Robert und fragte ihn dann nach seiner Absicht.

„Wegreiten Herr Fletcher! — Wo die Großen in eine Hütte treten, ist es mir immer, als müßte das niedere Dach einbrechen und die erschlagen, welche nicht so groß sind. Wollt Ihr mit?"

„Ich hege keine solche Furcht."

„Wäret Ihr Eures Vaters ächter Sohn, so duldete es Euch nicht länger als mich in der Nähe eines Stuart."

„Die Republik ist aus, Oberst Rumsey."

„Der junge Cavalier will seinen Vater im Grabe beschimpfen. Und seid Ihr auch kein Republikaner, so seid Ihr doch ein Engländer, ein Protestant, ein freier Engländer; das sind drei Dinge, die spornen sollten."

„Eben darum will ich hier bleiben, und fürchtet nicht, mein ehrenwerther protestantischer Oberst," setzte Robert lächelnd hinzu, „daß mich die papistische Atmosphäre drinnen anstecken wird. Darin bin ich, wie mein Vater, ein Republikaner, ja sogar ein Independent, daß ich nach Niemandes Pfeife tanzen will, selbst nicht nach der des Oberst Rumsey."

Dieser hatte indessen sein Pferd bestiegen; von oben sagte er aber noch leise, jedoch mit eindringender Stimme: „Schlagt meine Rede nicht in den Wind, Herr Fletcher, und glaubt nicht alle Leute, die für Englands Freiheiten und Englands protestantische Religion fechten, seien wie jener puritanische Sauertopf. Die Schotten sind der Freiheit nicht werth, weil sie sie nicht zu genießen verstehen. Es giebt noch Männer in England, die

Blut und Leben um eine alte Sache wagen, und, seit sie einmal verloren ging, gelernt haben, wie man sich ihrer freuen kann, ohne dabei Psalmen zu singen. Saht Ihr wie York ans Land stieg, den herben Blick, das saure Gesicht? Seine Getreuen ließ er ersaufen und um ihn waren Hunde und papistische Kahlköpfe. Statt Gott für die Rettung zu danken, knirschte er mit den Zähnen, daß es nicht Schottland war, wo er den unschuldigen Capitain hätte an den nächsten Baum knüpfen lassen!" —

„Bemüht Euch nicht das auszumalen," sagte Robert, „ich habe Alles selbst mit angesehn."

„So wird Fletcher von Saltons Sohn gesehen haben, daß von solchem Regenten keine Hoffnung für England blüht. Mit Stolz sage ich es, ich bin ein alter Republikaner; werdet auch einer, Herr Robert, und Ihr mögt das neidische Glück, das Euch zum jüngsten Sohne machte, aussehnen. Auf Wiedersehen, Herr Fletcher; denn daß wir uns wiedersehen, und Ihr kein geduldiges Schaf in England bleibt, sagt mir Euer Gesicht."

Der Oberst trabte davon, Fletcher aber eilte, da die Wolken einen neuen Regenschauer herangetrieben hatten, in die Schenkstube zurück, wo Ma-

riens Vorsprache ihm einen Platz im Winkel verschaffte, in welchem die Hausgenossen alle Hände voll zu thun hatten mit den Vorbereitungen zur Bewirthung der hohen Gäste. Der Wein wurde in Kesseln zum Glühwein umgewandelt, und auch das Ale mußte, mit Rum vermischt, in irdenen Töpfen ans Feuer, um, wo der Wein nicht ausreichte, die erstarrten Glieder der Seeleute zu erwärmen. Gedankenlos, oder so voller Gedanken, daß die erschlafften Züge sie nicht mehr ausdrücken konnten, saß in der Mitte des Zimmers auf dem besten Stuhle der Herzog. Seine Augen starrten in die Kohlen, und warfen nur selten forschende Blicke auf die Umstehenden. Etwas Schläfriges charakterisirte sein nicht schönes Gesicht, doch schien die Eckigkeit der Züge eine herbe Strenge anzudeuten. Gestalt, Antlitz und das ganze Wesen Jacobs verriethen keinen Mann von ausgezeichnetem Geiste, es sprach sich aber eine Festigkeit darin aus, welche wohl fähig schien, für eine einmal gefaßte Idee alles daran zu setzen, ohne erst die Mittel mit dem Widerstand abzumessen.

Sein Schweigen zwang zum Schweigen, wie auch auf den Gesichtern der meisten Hofleute zu

lesen war, daß sie ihrem Unmuth in Witz und Sticheleien gern Luft gelassen hätten.

Namentlich machten sich zwei Gruppen um die beiden hochberühmten und gefürchteten Restauratoren und schottischen Regenten bemerkbar; denn Graf Middletown, der größte Säufer seiner Zeit und der Herzog von Lauderdale, Gestalt und Sitten nach ein Ungeheuer, intriguirten eben so feindlich gegen einander, als sie in Grausamkeiten gegen die schottischen Presbyterianer noch kaum gewetteifert hatten. Dennoch war beider Ansehn schon im Sinken; man sah, daß sie einer vergangenen Zeit angehörten, und der junge Lord Churchill mit dem Glanz aller Lebensfreuden auf der Stirn, aufwärts stieg in der Gunst bei der einen Sonne, um die sich alle diese Gestirne bewegten. Dennoch brach oft der alte Zwist, aufgeregt durch das gebrannte Wasser, das bei Middletown schon den völligen Sieg über das Seewasser davon getragen, aus, und nur Yorks mürrische Blicke konnten die Zänker beschwichtigen.

Eine peinliche Stille herrschte darauf, daß Robert einzelne Worte eines Gesprächs vernehmen konnte, welches nicht weit von ihm leise zwischen zwei Männern geführt wurde, deren Wesen von

dem der andern Krieger und Hofleute bedeutend abstach.

Der eine, ein Mann von vierzig Jahren, einfach in einen braunen Oberrock gekleidet, und mit einem schwarzen Käppchen auf dem Kopfe, hatte etwas mildes in seinen Zügen, ohne daß aus ihnen Herzlichkeit sprach. Er spielte den Beobachter, und seinen Blicken schien nichts zu entgehen, aber aus den forschenden Augen leuchtete nicht jener Scharfblick hervor, welcher den selbst schaffenden Geist verräth. Der andere, ein wohlgenährtes kleines Männchen, ähnlich einfach gekleidet, schien sich noch kaum von seinem Schrecken zu erholen. Er saß tiefseufzend auf einem Schemmel und streichelte, während er sprach, den Rücken eines schönen weißen Jagdhundes.

„Sind viele umgekommen, Vater Peter?" fragte er den andern.

Dieser richtete die Blicke gen oben und faltete die Hände vor sich: „Man glaubt bis hundert und funfzig, die alle das Leben für ihren Prinzen ließen."

„Hundert und funfzig, das ist sehr viel. Die arme Bessy ist noch ganz naß," seufzte der Wohlgenährte und klopfte das Wasser von dem Rücken des Thieres: „Hundert und funfzig ist viel."

„Alles aber nur Protestanten," flüsterte der

Milde mit aller Sanftmuth, deren seine Sprache fähig war. Der Kleine erschrack jedoch so darüber, daß er die trägen Blicke nach allen Seiten umherschweifen ließ, ob Niemand die Worte aufgefangen habe. Dann sagte er misbilligend und mit noch leiserer Stimme: „Aber, Vater Peter, denkt Ihr nicht an Colemans Schicksal?"

„Damit ist es vorbei," lächelte der Milde mit dem vorigen Gleichmuthe. „Seit der König das störrige Oxforder Parlament auseinander jagte, sind Zeugen und Kläger gegen uns verschwunden."

Hier unterbrach der vornehme Gast das von Niemanden, als Robert, und auch von diesem nur bruchstückweise behorchte Gespräch mit der Frage: „Ist die Bessy gerettet?"

„Ja Euer Hoheit!" entgegnete der Kleine und führte den Hund zum Herzog. „Sie hat sich recht gegrämt, als Euer Hoheit so starr vor sich hinblickten, und das arme Thier, — wollte sagen Euer Hoheit Favoriten — nicht erkennen mochten. Die Kleine schwamm süperbe, als der ungeschlachte Andrews selbst in den Kahn sprang und das Thier zappeln ließ. Wir zogen sie herein, das Thier wollte sich aber erst hier erholen. Ich fürchte, es wird von der Geschichte etwas abbekommen."

„Wo iſt Andrews?" fragte der Herzog.

„Der iſt dann erſoffen, Königliche Hoheit."

Der Herzog ſchwieg eine Weile, ins Feuer auf dieſelbe Weiſe ſtarrend, wie die ganze Zeit über, dann hörte man im vorigen Tone eine neue Frage: „Iſt die Käthe erſoffen, und der Leonard?"

„Nein, Euer Hoheit, ſie ſind alle herausgezogen. Die Käthe iſt nicht einmal naß geworden, ich trug ſie in meinen Armen die Leiter herunter. Doch hat ſich das arme Thier erſtaunlich erſchreckt. Ich habe ſie draußen in der Scheune untergebracht. Die Bauern müſſen ſie mit wollenen Decken reiben; ſonach wird es ſich ſchon geben. Nur die kleine Jelly hat daran glauben müſſen, dem kleinen Dachshund war das Waſſer zu ſalzig, ſie hatte ehemals zu viel Zuckerwaſſer bekommen."

Der Herzog wehrte den weitern Erguß des treuen Hundewärters mit einer Bewegung der Hand ab, nachdem ſchon Vater Peter ſich ihm beſorgt genähert hatte, ſeinen thörigen Reden Einhalt zu thun. Der Glühwein war zu rechter Zeit fertig geworden, und während die Hunde draußen erwärmt wurden, ſchritten ihre Gebieter drinnen zu demſelben Werke. Middletown ermahnte die Cavaliere ritterlich das Seewaſſer auszuſpülen, und die Höf-

linge thaten ihm Bescheid, als wären sie im Zelt unter den Bechern auferzogen. Toast's wurden ausgebracht in rascher Steigerung. „Der König!" — „Der Herzog von York!" — „Das Haus Stuart!" — „Eine glorwürdige Nachkommenschaft des Herzogs!" Allgemeines Leben begleitete diese Sprüche. Lauderdale erhob sich hierauf und sprach mit einer Verbeugung gegen den Herzog gewandt: „Ein unterwürfiges Parlament!" Auch hier verriethen nur Wenige durch leises Nachsprechen, daß ihnen der Wunsch zu gewagt scheine. Jetzt aber stand Middleton auf, und donnerte: „Gar kein Parlament!" Jacob, der bisher kaum auf die ausgebrachten Toasts gehört hatte, warf hier einen Blick in die Höhe nach dem Redner, senkte jedoch gleich wieder das Auge, als er bemerkte, in welchem Zustande sich Middletown befand und wie die Hälfte der Anwesenden schwieg. Der Lord ließ sich davon nicht abhalten noch loyalere Sprüche auszubringen, Jacob aber flüsterte zu dem neben ihm stehenden Vater Peter:

„Als hätte die Seeluft die Männer furchtsam gemacht. In Schottland würde das Parlament den Toast begleitet haben; hier verziehn meine ge-

treuesten Lords die Gesichter bei einem loyal gemeinten Wunsche."

Der Angeredete antwortete nur durch einen tiefen Seufzer und Achselzucken, es dem Herzog überlassend die Trostesworte daraus zu entziffern, welche er für gerathener hielt bei sich zu behalten.

Middletown wüthete indessen fort und fort, ohne daß man im allgemeinen Lärm und unter den wild von allen Seiten ausgebrachten Wünschen, besonders auf die seinigen geachtet hätte. Jacob zog Churchill heran und sagte ihm: „Mit allen Toasts sind sie so freigebig bis auf den einen, der ihnen gar nichts kostete."

Der Vater Peter, der das Gespräch mit angehört hatte, senkte den Blick, und murmelte, es sei zu früh. Auch Churchill sah man die Verlegenheit an, dann aber, wie sich plötzlich besinnend, ergriff er ein Glas, hob es hoch in die Höhe und rief: „Englands Bekehrung!"

Wäre der Wunsch auch lauter gesprochen worden, als es der Fall war, hätten doch nur Wenige bei dem allgemeinen Lärm das eigentliche Wort verstanden, denn Middletown hatte immerwährend neue Toasts auf der Zunge. Es war eine völlige Sprach-

verwirrung unter den Trinkern eingerissen, und der harmonische Einklang der Gläser verdeckte nur die völlige Verschiedenheit der Gesinnungen. Man sahe Jacobs Günstling einen Toast ausbringen, bei dem Jacob das immer ernste Gesicht zum Lächeln verzog und begleitete ihn um so eher, als Englands Name Einigen hell heraus klang. Wenige haben gesehen, daß Jacob bei dieser Gelegenheit Churchills Hand drückte, aber Niemand als Vater Peter hörte die ihm zugeflüsterten Worte: „Wenn England bekehrt ist, kann Lord Churchill für den heut verlorenen Hut auf einen Herzogshut rechnen."

Churchill verneigte sich tief und als sein Mund am Ohre des Prinzen streifte, flüsterte er hinein: „König Jacob der Bekehrer!"

Indem poukte Middletown auf den Tisch und brüllte einen allgemeinen Toast aus, allen Presbyterianern, Conventiklern, Pietisten und Republikanern. Die Worte gingen ihm aus. Der Herzog erhob sich schnell und nach der Thüre. Die Wagen waren noch nicht da; man bestieg einige Pferde, Middletown wurde von zwei andern hinausgeführt und versicherte, dies sei der schönste loyalste Tag seit der Restauration. Lord Churchill aber wurde von einem andern Lord angehalten mit der Frage:

„Mylord, was meint Ihr mit Englands Bekehrung?“

„Was ich damit meinte? — Ei, edelster Marquis, was sich jeder unter der Bekehrung denkt. Etwa den Untergang aller Cromwellianischen Reste, des Republikanismus, das Aufblühen des Handels, der Künste, Wissenschaften, kurz, was Euch gefällig ist, und vor Allem, wie sich von selbst versteht, den Untergang des falschen Glaubens.“

„Und was ist der falsche Glaube.“

„Mylord, alles zu Gunsten, aber danach fragt mich nicht. Was uns zu wissen noth ist, steht in den Gesetzen, das Übrige überlasse ich den Theologen.“

Drittes Capitel.

Aus dem Waſſer kam ein bleicher Mann
Und klomm die ſchwanke Leiter an,
Ich reichte ihm die Hand entgegen:
„Du Blaſſer, über Dich Gottes Segen.“
Schwer ſeufzte auf der blaſſe Mann,
Daß mir das Blut in den Adern gerann.
Und als er oben am Borde ſtand,
Hat er ſich noch einmal umgewandt,
Und als er es ſah grau, todt und leer
Da ſeufzt' er noch einmal und dann nie mehr.
Richardſons Grandiſon.

Die Schenkſtube war leer geworden. Noch hörte man den Hufſchlag der Reiter, und das Raſſeln der Wagen als die Hausgenoſſen ſcheu aus ihren Verſtecken hervorkamen um die Spuren des Unweſens wegzuräumen. Sandy trat zur Tochter, welche mit Sorgfalt den unſaubern Tiſch, an dem Middletown geſeſſen, ſcheuerte:

„Was ſtrengſt Du die Kräfte an, Marie, den Flecken zu ſäubern, der doch eitel Staub und Waſſer iſt, das vergeht und trocknet wenn der Wind kommt. Aber an dieſem Stuhl ſcheure und reibe

und Du wirst ihn nicht rein bekommen, da der Antichrist darauf gesessen."

Robert Fletcher konnte, trotz allem Ernst des Vorganges und im Eifer des Alten, seine scherzhafte Ansicht nicht unterdrücken: „An Eurer Stelle, Sandy, stellte ich den Stuhl von nun an auf einen Ehrenplatz im Winkel und auf dem Schilde draußen löschte ich das protestantische England aus und schriebe dafür Stuhl des Herzogs von York. Die Geschichte wird bekannt, und Ihr werdet dafür ein reicher Mann."

„Lieber wollte ich," rief der Wirth voll Zorn, „wie Hieb am Wege liegen und verschmachten, als die Frucht essen von der Saat der Ungerechtigkeit. Wenn mein eignes Kind sich hätte hingestreckt vor dem, der das goldne Kalb anbetet, mit meinen eignen Händen hätte ich es dem Herrn können opfern, und den Stuhl sollte ich bewahren und ausstellen zum Angedenken an Israels Schmach und den Sieg der Babylonier? Ich stand am Kamin und zitterte und sah das Beil im Winkel an, und das Haupt des Sissera. Wäre da der Geist in mir aufgegangen, ich hätte seine Trabanten, seine Jesuiten und seine Hunde, die alle genährt werden mit dem Blute aus des Herren Volke, nicht gescheut,

und wäre geworden was Jael ist in Israel, aber — die Cedern rauschten nicht über meinem Haupte."

Robert wollte Abschied nehmen, als die Thür sich öffnete und zwei Fischer einen Mann mit verstörtem Wesen, herabhängenden nassen Haaren und triefenden Kleidern hereinführten. Auf den ersten Anblick erkannte man einen Schiffbrüchigen, und während er unfähig zu sprechen, am Feuer auf eine Bank gesetzt wurde, unterrichteten seine Begleiter die Anwesenden, wie sie ihn unter den ans Ufer getriebenen Leichen halb lebend aufgefunden hätten. Trotz aller Entstellung und den über das Gesicht schlaff herabhängenden Haaren, erkannte man, daß der junge, schön gewachsene Mann einem höhern Stande angehöre. Robert war es unmöglich, jetzt die Schenke zu verlassen, um so mehr, als der Gerettete, nachdem ihm die Kleider ausgezogen waren, wieder zum Bewußtsein kam. Etwas Gebieterisches zeigte sich in seinen ersten Bewegungen und mit einer seltenen Kraft des Willens schien er die mangelnden Körperkräfte ersetzen zu wollen.

Er raffte sich auf, versicherte seinem Prinzen nacheilen zu müssen und machte einige Anstrengung im Zimmer auf und ab zu gehen. Die Kraft versagte ihm, doch wollte er nichts von Beistand

wissen und forderte nur einen Becher Wein, der jene ihm wiederbringen würde. An Jacobs Stuhl, der noch immer unberührt in der Mitte stand, sich lehnend, strich er das Haar zurück und trank. Aber die Schwäche überkam ihn, das Glas entfiel der Hand, und er sank, von Roberts Arm aufgefangen, in den Lehnstuhl.

„Da sieht man," murmelte Sandy, „das Blut der Sündigen und Versteckten läßt nicht von einander, denn schau Marie, wie Herr Fletcher ihn ans Herz drückt, als wären es Blutsverwandte."

„Es mögen Freunde sein," entgegnete leise Marie.

„Freunde des Hochmuths und der Sünde, Freunde in der Feindschaft gegen die Heiligen."

Der Schiffbrüchige schlug wieder die Augen auf, sein erster Blick fiel auf Roberts übergebeugten Kopf, und sein erstes Wort war: „Robert Fletcher!" Robert antwortete „Raleigh!" Beide betrachteten sich noch einen Augenblick schweigend; dann, als habe er durch den Anblick des Freundes neue Kraft gewonnen, sprang Raleigh auf, stand in wenigen Momenten frisch und kräftig da, als wäre gar nichts vorgefallen und schüttelte des Freundes Hand: „Willkommen Robert in England." „Will-

kommen Raleigh unter den Lebendigen! Aber iſt es Raleigh oder ſein Schatten, der blühende lockige Raleigh, nach dem die Schönen an's Fenſter traten, wenn er vorüber trabte? Der melancholiſche Zug, der dem Apollo einen eigenen Reiz gab, iſt fürchterlich über das ganze Geſicht gezogen. Menſch, hat das der eine Seeſturm gethan?"

Raleigh ſtarrte vor ſich hin: „Wir ſind beide um drei Jahr älter geworden, ſeit wir uns nicht ſahen. Drei Jahre wirken viel, zumal in einer Zeit wie dieſe, um alle die Jugendträume ſchwinden zu machen, und das ſetzt Falten, wenn nichts ſchlimmeres."

„Aber jetzt ſetze Dich ſelbſt" drang Robert in den Ermatteten und ſorgte für alles zu ſeiner Pflege dienliche. „Du darfſt nicht fort, ich betheure es Dir und ſollte ich die Kraft des Stärkeren brauchen, deren Daſein Du mir doch heute einräumſt, da ich nicht ins Waſſer gefallen."

Raleigh betheuerte fort zu müſſen, da ihn der Herzog erwarte. Dieſe Erinnerung goß aber nur Oel in Roberts flammenden Eifer.

„Jenem Herzoge nach, der meinen Raleigh ruhig ertrinken ließ, indeſſen er ſeine Prieſter und Hunde wärmte? — Heiliger Gott, wie war es

möglich, daß sie Dich zurück ließen? Wäre ich es gewesen, gut, es hätte dem Sohne des Republikaners gegolten, aber Dich, die Blume der loyalen Ritterschaft, einen Cavalier ohne Furcht und Tadel, aus einem Hause, das den Stuarts über das Meer in die Verbannung folgte, das einen Papisten auferzog, und die Puritaner immer haßte." —

„Doch, doch!" sagte der Gerettete.

„Immerhin, Raleigh! Aber erst drei Becher Glühwein, ein trockenes Hemde, trockene Stiefeln, dabei ein Pferd und das Herz dem Freunde ausgeschüttet. Alsdann magst Du dem Leichtfertigen selbst in Carriere nachreiten, wenn Dich durchaus danach gelüstet."

Robert zeigte, daß es ihm Ernst sei. Raleigh ließ sich in einem Zustande stummen Starrsinns, was jener verordnete, gefallen, ja lächelte sogar über Roberts muntere Aeußerungen. Als dieser ihn in den Bettverschlag geführt, wo der Schiffbrüchige einige Stunden nach seiner Anordnung ausruhen sollte, drückte er ihn mit Heftigkeit an die Brust, ein leidenschaftliches Benehmen, welches Robert an dem tieffühlenden aber in Glück und Leid gleich verschlossenen Freunde völlig fremd war.

„Bewahre Dir der Himmel Deinen Froh-

sinn!" sagte er, ein Wunsch, der für den Ritter ein überflüssiger zu sein schien, denn als er den Ermatteten eingeschlossen, wandte er sich mit aller Lust so laut es seine Absicht, ihm den Schlaf zu gönnen, erlaubte, zu den Hausgenossen zurück. Marie mußte aufs neue wärmende Getränke bereiten, Sandy ein Pferd auftreiben und er selbst theilte den Inhalt seines Mantelsacks an Kleidern und Wäsche, um mit der Hälfte dem Schiffbrüchigen auszuhelfen.

„Nicht mir verdrossen," rief er dem Wirthe zu, das Pferd für den besten Ritter in England gezäumt! Obgleich ein Royalist, Tory, Dragoner und sogar ein Hochkirchler, wie Einer, hat meinen Freund doch das bischen Salzwasser heute zu einem Kopfhänger gestempelt, als wäre er in Euren Moortheiden getauft worden. Aber glaube mir, Sandy, treibt dem Ritter weder der Wein das Salzwasser, noch der Ritt die Grillen aus, meine ich, Du hast ihn mit Psalmen oder mit dem Klepper bekehrt, und kehre zu Dir wieder, um Dich vor des Königs Gericht zu fordern."

„Ihr werdet zu mir wiederkehren," entgegnete Sandy mit dem prophetischen Tone, dessen sich seine Glaubensgenossen bei jeder Versicherung

so gern bedienten, um ihnen den Anschein höherer Eingebung zu leihen. — „Ihr werdet wieder zu mir kehren, wenn es der Herr gebeut, und ich lade Euch vor das Gericht des Königs der Könige, wenn Ihr gefallen seid auf dem Wege der Spötter und hülfles daliegt, von den Gottlosen verlassen."

Es war kaum eine Stunde vergangen, als der junge Mann, für den das ganze Haus, auf Roberts Drängen, thätig war, wieder heraustrat. Er beschleunigte den Abschied von der Schenke, worin ihm auch der letztere nicht im Wege stand, da Robert im Zwiegespräch auf der Heerstraße Eröffnungen vom Freunde erwartete, welche die Gegenwart der Zeugen im Wirthshause zurückhielt. Beide waren schon eine geraume Strecke in der Niederung fortgeritten, ohne daß Robert, so begierig er war, Nachrichten aus dem Vaterlande, das er so lange nicht gesehen, aus Freundes Munde einzuziehen, eine Frage gewagt hätte. Raleighs Ernst schien ihm so heiliger Art, die Stunde des Wiedersehens so bedeutend, daß alles was er hätte sagen können, ihm zu unbedeutend vorkam. Darum zögerte er, von Raleighs Seite die Anknüpfung des Gespräches erwartend. Als dieser aber fortwährend schwieg und die Brust ihn preßte, begann er mit einer Frage, die ihm so gleichgültig

klang, daß er erschrak, als er sie ausgesprochen hörte.

Warum sahst Du die kleine Presbyterianerin mit so feierlich theilnehmenden Blicken an, und drücktest ihr beim Abschied ein Goldstück in die Hand? Etwa eine Bekanntschaft aus alter Zeit?" Raleigh erwachte aus seinen Träumen, ohne daß des Freundes schelmisches Lächeln, in ihm ein ähnliches Gefühl erregt hätte.

„Eine Presbyterianerin? — aus Schottland?" rief er, und setzte, als der andere dies mit dem Bemerken bejaht hatte, daß der Vater, um den dortigen Verfolgungen zu entgehen, vor zwei Jahren nach England gekommen, hinzu: „dann täuschte mich die Aehnlichkeit nicht. Es war das Mädchen, was ich vor drei Jahren dort rettete."

„Du warst in Schottland?" — fragte Robert.

„Drei Jahre lang, unter den Dragonern des Herzogs. Dort wurde das weiche Herz hart, und ich verlernte das Weinen beim Anblick von Elend. Meine Leute hatten drei Frauen bei einem nächtlichen Conventikel ergriffen und schleppten die armen Wesen kalt und starr aus Ermattung vor des unbarmherzigen Major Winram Dragonergericht. „Wollt Ihr dem Covenant entsagen? War der Todt-

schlag des Erzbischofs von St. Andrews Mord?“ schnaubte er ihnen entgegen und die armen halb wahnsinnigen Wesen mochten vor Schrecken nicht antworten. Da ließ er, es war Ebbe, und wir standen in der Nähe des Firth von Forth, drei Pfähle in den nassen Sand rammen, an den äußersten die älteste binden, ein Weib von fünf und sechszig Jahren, an den mittlern ein Mädchen von achtzehn, vorn ein dreizehnjähriges Kind. Die Fluth woqte mit dem Abend heran und der Barbar trabte am Strande umher. „Noch ist es Zeit“ schrie er der Alten zu — „rufe: Gott erhalte den König!“ als die Wellen schon ihre Knie umspülten. Sie rief es nicht und sang Psalmen, bis sie erstickte von dem Wasser, das über ihren Scheitel zusammenrauschte.“

„Und Du, und Du?“ rief Robert.

„Ich war herangesprengt, hatte mit aller Kraft der Rede den völlig Trunkenen beschworen und nichts bewirkt als Spott und die Freilassung des Kindes, das ich in des Wirths Tochter wieder erkannte.“

„Was wurde aus dem Mädchen?“

„Sie sang mit der Alten. Als aber deren Psalm hinter ihr verstummte, überkam die Erbarmungswürdige Todesangst. Sie rief: Es lebe der König! und mit Lebensgefahr sprengten zwei Dra-

goner in die Fluth und banden sie los, als schon die steigende Fluth ihren Gürtel berührte, auf dem Lande kam sie aber die Reue an, und wie ich erfahren, hat man sie dann sogleich mit einem Stein ersäuft."

„Heiliger Gott!" rief Robert und barg die Entrüstung in einem gellenden Pfeifen. „Ich hätte den Hund niedergehauen."

„Du mußt wenig von uns in Schottland gehört haben," fuhr Raleigh mit der gelassenen Ruhe fort, welche nur den innewohnenden Schmerz übertäubte, „wenn Du den armen Major Winram der nichts that, als was ihm geboten worden, so verdammen willst. Hättest Du die Hunde gesehen, losgelassen auf die Unglücklichen, die trunkenen Richter und Henker in einer Person, gesehen, wie jeder Dragoner den Armseligen, der einen Flüchtigen bei sich aufnahm, niederschießen konnte, wie sie zu Dutzenden, die Whigs, gleich Laternen, an die Bäume hingen und dazu die Folterbänke, auf denen die Wahnsinnigen geröstet und zerquetscht wurden, ihren Glauben abzuschwören, da hörte man sie oft den Tod wünschen, und der kühle Tod in den Wellen wäre auch nicht der schlimmste, aus diesem Elend hinauszukommen."

„Sie wollten Dich auch erſäufen auf dem Glocester?“ fiel Robert haſtig ein, „etwa weil Du nicht rufen mochteſt: „Es lebe der König!“

Beide waren auf eine Strandhöhe gelangt, wo ſie vom Meere ſich trennten, Raleigh ſchwieg, aber ſeine zuſammengepreßten Augenbraunen, die Thräne, welche ſich, der Anſtrengung ſie zu unterdrücken ungeachtet, hervordrängte, der Blick auf das Meer und die Bewegung ſprachen ſtatt ſeiner:

„Dort birgt die Welle, wo ſie ſich ſchäumend an dem Riff bricht, einen Auftritt, fürchterlich und erhebend. Das Bild wird mit unverlöſchten Farben noch im blinden Alter vor mir ſtehn. Es war kein geringer Verluſt für England, auch mein Oheim, Robert, war auf dem Schiffe.“ —

„Sir Philipp Loscelyn?“ ſagte Robert. „Warfen ſie ihn aus der Schaluppe, und als er ſich ſchwimmend feſtklammern wollte, ſtießen ſie ihn da zurück und hieben ihn auf die Hände, um Hunde und Prieſter warm zu betten?“

Raleigh hatte, den Blick auf die bezeichnete Stelle im Meere unverwandt richtend, wenig von der heftigen Rede des Freundes vernommen. Er fuhr in ruhigem Tone fort:

„Als die erste Todtenblässe des Schreckens dem Verlangen nach Rettung gewichen war, als die Ordnung aufgehört hatte, und nur der Trieb zu leben, regierte, drängte sich der Greis auf das Verdeck. Halb krank, — die alten Wunden schmerzten ihn — rief er den Geist des alten Commandeurs noch einmal zurück. Gebieterisch hielt er die rohe Menge ab, sich in die übervolle Schaluppe zu stürzen und als die Kähne nun abstegelten, als die Gewißheit mit jedem Momente stieg, daß wir rettungslos verloren waren, als wir die Vielen, die vergebens den Booten zugeschwommen waren, mit den Wellen im Todeskampf erblickten.“—

„Ich hätte eine Büchse auf die Feigen abgedrückt die Euch im Stiche ließen,“ unterbrach ihn Robert.

„Du hättest ihn sehn sollen,“ sagte Raleigh und sein Auge funkelte, „wie er dastand, eine Ruine aus besserer Zeit, die kleine Gestalt, gebeugt vom Alter, die wenigen grauen Locken ein Spiel der Winde, aber in den Augen flammte noch einmal der alte Heldengeist auf. Starr verfolgte er mit den Blicken den Kahn des Herzogs, indessen das zu Thieren ringsum gewordene Volk die Fässer zerschlug, sich wälzte, murrte, jauchzte. Jetzt sah man

die Schaluppe am Strande, den Herzog auf festem Boden, und die dem Tode Geweihten fluchten und verwünschten den Tag. Aber Loscelyn erhob sich, und mit donnernder Stimme rief er Matrosen und Soldaten. „So dürfen wir nicht untergehen" sagte er zu mir, „im Augenblick, wo der Himmel einen Stuart gerettet hat." — Die Matrosen drängten heran, zuerst vom dumpfen Trieb der Neugier geleckt, Einen zu hören, der in solchem Augenblicke noch an anderes als sich denken konnte, dann gefesselt von der Macht der Rede. Wenige Worte, aber goldne, sprach der Greis von der Seligkeit der Treue, von der Seligkeit des Todes für seinen Fürsten. Er beschwor den Tag bei Worcester, wo er an der Spitze der Cavaliere sich in den gewissen Tod stürzte, er mahlte das Exil jenseits der Seen, Englands Glorie unter seinen alten Königen. Immer mehr verklärte sich das Gesicht, als er vom Stolz verkannter Treue, von der Belohnung sprach, seinem Fürsten zu dienen, auch wenn man voraus weiß, der Dienst werde nur bittere Früchte tragen. Die rohen Buben wurden fortgerissen, die Trunkenen noch einmal trunken von einem Gedanken. Da schwenkte der alte Cavalier seinen Hut und schleuderte ihn in die Höhe: „Es

lebe der König! Es lebe das Haus Stuart!" hundert Stimmen wiederholten den Ruf, die Mützen flogen in die Luft und als der Stoß kam, der dem Wrack den Reſt gab, war Klage und Tod ſchon überwunden."

„Und Dein Oheim Lescelyn? — der alte Ritter?" fragte Robert nach einer der ſtillen Erinnerung geweihten Pauſe.

„Als ich eben ein Bret erfaßt, ſah ich, wie ein Balken den grauen Scheitel zerſchmetterte."

„Friede mit ſeiner Seele! die Stuarts belohnen ja ihre Treuen nicht beſſer. — Und Du mein Raleigh? — Gütiger Himmel, Philipp Lescelynes letzter Enkel ſtarb in Paris. Wär' es möglich? Aus dem Ritter ſeines Schwertes, aus dem tugendreichen, aber güterarmen Raleigh wäre der Erbe des Lescelynes geworden. So biſt Du Herr von Avalen?"

„Ich glaube, nur Gewalt könnte mir das Erbrecht entreißen."

„Victoria denn!" jubelte Robert, ſeinen Rappen tummelnd. „Vergieb mir, wertheſter Freund, daß ich nicht ſo entſetzlich betrübt ſein kann über den Tod des alten Herrn, der doch einmal ſterben mußte, und lange hätte umher ſuchen können, ohne

einen so prächtig loyalen Tod, der Aufsehn in der Welt machen wird, zu finden. Meinen Raleigh reich und mächtig als Herrn von Avalon zu begrüßen, das ist der fröhlichste Eintritt in Alt-England."

„Auch ich" erwiederte Raleigh, „bin nicht undankbar gegen den Glücksfall, da die Erbschaft mir den Vorwand leiht, mich zurück zu ziehen."

„Vom Hof oder von der Armee?"

„Von beiden. Diese Politik, die eine heilige, gerechte Sache unterstützen soll, ekelt mich an, weil sie die Sache entehrt, und alle die großen Maasregeln für das Königthum, behangen mit diesen schlechten Gründen, mit dem Scheine der Heuchelei, mit dem Trotz der Willkür, wie die Künste eines Taschenspielers erscheinen läßt."

„Das klingt übel aus dem Munde eines Royalisten, eines Lovelayne von Avalon."

„Du warst im Ausland, Robert, und doch wird auch da hinüber die Klage erklungen sein, von den feilen Richterstühlen, von dem blinden Verfolgungsgeist, wie der königliche Aegyle, weil er mächtig, zum Tode, die Tochter, weil sie den Vater in ihren Kleidern durchhalf, zur Peitsche verurtheilt ward. Noch Freund, sind es Schrammen, die mehr

kitzeln als ſchmerzen, aber wenn dieſe Unterdrückungen dauern, wenn der Geiſt der Freiheit, dort in dumpfen Fanatismus, hier im Sectionsgeiſt ausathmet, und kein milder, verſöhnender Arzt tritt auf, dann werden es Wunden die Verblutung drohen."

Robert war abermals eine Weile ſchweigend an des Freundes Seite fortgeritten, nicht ohne lebhaften Antheil zu verrathen: „Ich habe von dem edlen Argyle gehört, Raleigh, aber es war mein Vorſatz, alle die böſen Gedanken mir aus dem Sinn zu ſchlagen, die das Herzblut eines Menſchen, der heißes hat, ins Sieden bringen. Man warf mir am Rheine vor, ich wäre ein Raufbold, der kein ſchlimmes Wort ungerochen hingehen läßt, doch ich that das Gelübde, als ich die weißen Küſten des Vaterlands erblickte, ſo vernünftig zu werden, daß ich mir die Ohren verſtopfte, und den Ingrimm herunterſchluckte. Allein, wenn Du meinſt, es ſei an der Zeit gegen den Despotismus das Schwert zu ziehn, ſo weißt Du, Fletcher von Saltons Sohn kann nichts dagegen haben."

Er klopfte an ſeinen Degengriff; Raleigh lächelte.

„Meinſt Du, wir Beide, die heut gleich ein Paar irrenden Rittern heimkehren, ſollten ſogleich

ein neues Abenteuer beginnen und Ritter der Freiheit werden, so vergötterte Männer des Volkes, denen sie die Pferde ausspannen, und um deren Namen sie die Mützen in die Wolken schleudern. — Bester Freund, die Zeiten sind sogar vorüber, wo die Republikaner für ihre Sache das Schwert zogen. Heut gilt es für die Freiheit Complotte aussinnen und falsche Zeugen dingen. Kannst Du intriguiren wie Shaftsbury, sonst bleibe daheim."

„Ich sagte es für den Fall, wenn es gilt," erwiederte Robert und wiederhole, daß ich ein friedfertiger Mann bleiben will, aber wenn es zum Aufstand bläst, den Degen Fletcher von Saltons führe."

„Ich," sagte der Freund, in den vorigen Ernst zurückfallend, „führe den der Loscelyne von Avalon, der nie anders als für Englands Könige gezückt ward, und es bleiben soll, so lange ein Loscelyne lebt, und es Könige in England giebt."

„Meinethalben!" rief Robert aus, als der erste Nachklang von Raleighs Rede verhallt war: „Quäker, Wiedertäufer, Puritaner und andere bibelfeste Leute sollen nicht das Regiment führen, und wenn es keinen vernünftigen Mittelschlag giebt,

mögen, des Herrn von Avalon und meines Freundes Raleigh halber, seine Stuarts regieren, von denen es heißt, sie wären im Unglück so vernünftig, als toll im Glück. Der Himmel sei gepriesen, mein Glück hängt nicht von ihnen ab."

„Wir waren Thoren," sagte der Erbe der Loscelynes, „die köstlichen Stunden des ersten Wiedersehens mit Klagen zu verschwenden. Dort trennt sich schon unser Weg und noch habe ich nichts von Roberts Aussichten erfahren."

Robert richtete sich im Steigbügel auf und warf einen so frohen Blick umher, als seien die Ländereien, die er überschaute sein neues Eigenthum. „Mein Glück, Freund Raleigh, blühet, wenn gleich von einer andern Seite, als Deines. Mein Vater hat mir zwar nichts hinterlassen, als seinen Ruhm und den bewußten Degen, von dem ich übrigens gar nicht mehr sprechen mag, um nicht als ruhmredig verschrieen zu werden. Aber ich dürfte mir nächstens beim Wappenstecher ein Petschaft bestellen, wo das Wappen der Fletcher um einige Felder erweitert wäre. Was meinst Du zu einer reichen Heirath?"

„Bist Du deshalb nach England verschrieben?"

„Es möchte etwas richtiges in dem Ausdruck

liegen," entgegnete Fletcher auflachend, wobei eine leichte Röthe seine Züge überflog, „gewiß ich bin verschrieben. Da das Herz mitzog, so wurde der Wechsel bestens acceptirt, und der schlechte Reiterwamms möchte sich nächstens in ein Brautkleid umwandeln. — Du siehst mich so merkwürdig an, meinst Du etwa, es sei zu früh, daß der wilde Kriegsmann sich in das Joch der Ehe spannt? — Was sagst Du aber, wenn es eine Liebe wäre, älter als unsere Freundschaft, ja als unsere Bekanntschaft. — Sahst Du nie des alten William Tennison schwarzäugige Tochter? — Sie wird mein —"

„Miß Anna Tennison?" — sagte Raleigh nachdenkend.

„Gerade dieselbige, Freund Raleigh, wie der Wälische Pfarrer Evan sagt, und Du siehst in mir den glückseligsten Mann, oder vielmehr Bräutigam." —

„Ist das so ganz gewiß — bist Du von den Tennisons ganz überzeugt?"

„Quäle Dich nicht mit Zweifeln," unterbrach ihn Robert, „ich trage es schriftlich in der Tasche."

„Ich will Dich nicht mit Zweifeln quälen.

Glück auf, wir sehn uns in London wieder, Glück auf Robert Fletcher! Wir bedürfen beide des Glückes."

Er drückte ihm die Hand, und hatte den Rücken gewandt, ehe Robert bemerkt, daß sie an einen Scheideweg gekommen. Verwundert blickte er dem eilig Fortsprengenden nach, der eine schmerzliche Rührung, wie es schien durch die letzten Worte angeregt, im plötzlichen Abschied verbergen wollte, auch Robert ritt davon, nicht ohne sich von Zeit zu Zeit nach dem Freunde umzublicken. Er sah wie Raleigh das nämliche that. Es schien, als drücke ihn etwas, das er dem Freunde noch mittheilen möchte, aber es war zu spät. Mit jedem Schritte trennte sie ein doppelt großer Raum und jeder ging für sich seinem Schicksal entgegen.

Viertes Capitel.

Ein Advocat und ein Alderman
Eine Staatskarosse und eine Perücke;
Braucht, wer Comödien schreiben kann,
Zum Lustspiel wohl noch andere Stücke?
Thomson.

Die Freunde hatten England in dem Augenblicke betreten, wo es der Hofpartei gelungen war, die letzten krampfhaften Anstrengungen ihrer Gegner für die alte Freiheit zu unterdrücken. Als die Volkspartei, in den Parlamentern und im Ministerium siegte, hatte sie sich nicht begnügt für die Erhaltung und festere Begründung der Freiheiten des Landes zu arbeiten; im Eifer des Factionenkampfes waren ihre Sprecher aus der Vertheidigung in den Angriff übergegangen; die Wuth des gegen den Katholicismus ergrimmten Volkes hatte, wie ein reißender Strom, alle Gränzen durchbrochen, und noch sahen die geblendeten Parteihäupter nicht das Ziel des nicht mehr zu bändigenden Tobens, als

ſchon das andere Extrem daſtand, geboren gleich der Minerva, damit, jenen unwandelbaren Beſchlüſſen zufolge, im Kampfe der Wuth mit der Wuth und des Wahns mit dem Wahne, die ewige Wahrheit ſiegend hervortrete. Das papiſtiſche Complott hatte Alle umſtrickt, von denen man fürchtete, daß ſie den Despotismus der Stuarts begünſtigten. Aber während man die Beſchuldigung gegen dieſe, als hätten ſie alle Proteſtanten ermorden und den Proteſtantismus in England ausrotten wollen, ins Unglaubliche ſteigerte, verloren die Ankläger ſelbſt den Glauben in der Nation. Die erwieſene Infamie der Zeugen effacte mehr und mehr die Augen, und indem die Hofpartei voll ſchlauer Argliſt der Verfolgungsſucht der biſchöflichen Kirche gegen die Nichtconformiſten gewähren ließ, bedurfte es nach der Trennung der Proteſtanten nur einiger energiſchen Schritte des Königs, um die Volkspartei ganz aus dem Felde zu ſchlagen.

Eben hatte Karl unerwartet das ſtürmiſche Oxforder Parlament aufgelöſt, ſein katholiſcher Bruder war gleich nach ſeiner Zurückberufung, trotz des Teſteides*) in Aemter und Würden wieder eingeſetzt,

*) Der Teſteid in England (während Karl II.

und noch hörte man an jedem Orte mit Entrüstung oder mit Jubel über diese Maasregel sprechen. Wie man sich bewaffnet zu jenem Parlamente gestellt hatte, so waren die Parteien auch wieder bewaffnet auseinander gegangen, und jede Taverne gewann ein kriegerisches Ansehen, wo ein Parlamentsglied, oder dessen Anhänger auf ihrem Heimwege verweilten.

Robert begegnete überall nur Parteien. Hier sprach sich Entrüstung und Wuth, dort die triumphirende Siegesfreude aus, jene Stimmungen jedoch mit Furcht vermischt, da die Helden des Volks aus dem früheren Misbrauch der eigenen Macht entnehmen mochten, daß die Sieger das volle Vergeltungsrecht ausüben würden. Die große Menge, ermüdet von den vorgehenden Factionsauftritten, und der damit verbundenen Unsicherheit, war über den Ausgang zufrieden, indem, wenn auch der Sieg der Volkspartei den Wünschen des Herzens angemesse-

---

Regierung eingeführt) verhindert das Eindringen der Römischkatholischen in Staatsämter, indem er die Abschwörung wesentlicher Glaubensartikel dieser Kirche enthält. Der Test eid in Schottland war ganz verschiedener Tendenz, und gegen die protestantischen von der hohen Kirche getrennten Secten gerichtet.

ner gewesen, dieser doch Unordnungen ohne Ende vorauszusehen ließ. Aber den Heimkehrenden führte der Zufall meist in jene Factionskreise, wo die Erbitterung herrschte, so daß ihm sein Entschluß, ein müßiger Zuhörer zu bleiben, alle Ueberwindung kostete. Gern entzog er sich dann dem Haufen und suchte an einsameren Orten Unterkommen. Auch jetzt war er aus einem Flecken voller Politik seitwärts abgeritten von der großen Straße, um auf einem Nebenwege vielleicht ein ruhiges Nachtquartier zu finden. Kaum aber war sein erschöpftes Pferd in den Stall gebracht, als ihm aus der Schenkstube die Frage entgegen tönte: „Und was hat das papistische Complott gestürzt, wer hat die Stuarts gehoben und das Papstthum wieder ins Land gebracht? Wer, als die Prälaten, wer als die bischöfliche Kirche!"

Robert starrte auf der Schwelle zurück, da ihm aber keine Wahl blieb, suchte er den entferntesten Winkel am Fenster, um von der politischen Controverse, die sich in eine religiöse aufzulösen drohte, entfernt zu bleiben.

Leute vom Gefolge eines heimkehrenden Parlamentsgliedes lagen mit den einheimischen Besuchern der Schenke, Pächtern und Krämern, im Streite. Die bewaffneten Diener des großen Herrn brachten

allen Ingrimm gegen die Maasregeln der Regierung mit, welche von den Pächtern und Krämern meist gebilligt wurden. Jene warfen Diesen Wankelmuth in ihren Gesinnungen vor, Diese Jenen Uebermuth und Lust zu Störung und Unfrieden. Jene schmähten auf die Diaconen, Doctoren, Pröbste, Bischöfe und Erzbischöfe, die sich wie die Wetterfahne umgedreht hätten, und ein kleiner Krämer, der sich auf die Seite der Bewaffneten schlug, nannte sie geradezu das Erzübel Englands. Ein Alderman aber sprach von der nothwendigen Ordnung und Ruhe und der Obrigkeit.

„Die Obrigkeit mußte zu Ansehn kommen, denn Obrigkeit ohne Ansehn ist ein Land ohne Einwohner. Darum war es gut daß die Herren Prälaten sich umgedreht haben vom Complott; und es also kam, wie es gekommen ist."

Der kleine Krämer biß sich in den Nagel und rief schmerzlich aus seinem Winkel: „Damit der Papismus ebene Wege findet in England, und sie uns die Religion nehmen! O du selige Zeit, als der Geist Gottes in die Zeugen fuhr und sie jeden Tag mehr wußten und mehr aussagten von den Gräueln in Israel, daß es ein Erstaunen war vor dem Herrn! — Da ließ ich mir die Prälaten

gefallen, aber jetzt, seit sie vom Jerobeam bestochen — "

„Was bestochen!" fuhr der Alderman auf, und „bestochen! bestochen!" wiederholte die andere Partei, woraus sich ein Tumult entspann, der zu ernsthaften Folgen hätte führen können, indem die Bürger, mehr aus Unwillen, die Dienerschaft hier das große Wort führen zu sehn, als aus Eifer für die Sache des Königs und der Ordnung, sich erhoben, wenn nicht die Aufmerksamkeit Aller auf einen neuen Gegenstand wäre gerichtet worden. Der kleine Krämer, welcher sich beim allgemeinen Aufstande wohlweislich hinter den Schenktisch zurückgezogen hatte, rief plötzlich aus:

„Da sitzen ja die Männer des Volks, da ist Sanson, da ist Macnamara!"

Zwei Männer mit nicht empfehlenden Gesichtern, die in Roberts Nähe von der übrigen Gesellschaft getrennt saßen, fuhren erschreckt wie Eulen vor Tageslicht zusammen. Ihre Mienen zeigten deutlich, wie ihnen an dieser Entdeckung wenig gelegen sei. Doch wurden sie mit stürmischer Freude von dem Krämer und den Leuten aus dem Gefolge bewillkommt. „Das sind die braven Männer," sagte jener, „die unverzagt gegen die Papisten ge-

ſprochen und die Jeſuiten angegeben haben.“ Robert erinnerte ſich, daß beide Männer unter den verrufenſten Zeugen genannt worden, und begriff es daher leicht, weshalb ſie kaum eingeſtehen wollten die Helden und Märtyrer zu ſein, zu welchen die erhitzte Menge ſie machen wollte. Während ſie ihnen die Hände drückten, ihre Thaten erhoben und nicht begreifen konnten, wie man Männer ihres Verdienſtes, Landſtreichern gleich, umherirren laſſe, brachten Beide mit ſichtlicher Verlegenheit viel Verworrenes von Verfolgungen, Unterdrückungen und dergleichen vor.

Sanſen hatte eben von der Verfolgung des Londoner Aldermans Pilkerton erzählt, der zu einem ungeheuern Strafgelde verurtheilt worden, weil er geäußert: Der Herzog von York käme zurück, um, wie er einſt die Stadt angezündet, jetzt allen Proteſtanten die Kehlen abzuſchneiden; als ſtaubbedeckt ein wandernder Handelsmann ſeinen armſeligen Bündel auf den Tiſch warf und die letzten Worte aufgriff.

„Was kümmert Euch der Londoner Alderman, da ganz London brennt.“

„Brennt, brennt!“ rief man von allen Seiten herzudrängend, während der Hauſirer ſich

mit einem Tuche den Schweiß von der Stirne wischte. „York, die Jesuiten, oder König Karl, wer hat es angesteckt?"

„Die werden Euch allesammt bald auf dem Pelz sitzen, wenn Ihr so frech und unrespectirlich redet."

Man drang um so heftiger in die Aufklärung, als der schelmische Krämer sie verzögerte. „Wenn ich sage, es brennt, so braucht Ihr das gerade nicht von puren Feuerflammen zu verstehen, denn es brennt mancherlei, was kein Licht ist und kein Feuer, wie z. B. Schläge."

„Die Du in reichem Maaße bekommen kannst."

„Und die man Euch in noch weit reicherem Maaße wiedergeben wird."

„Hier sind zwei Aldermänner unter uns," — sagte ein wohlgenährter Handwerker aus dem nächsten Städtchen.

„Die es zum längsten gewesen sind, wenn sie nicht tanzen wollen nach ganz anderer Leute Pfeifen. Ja, ja, meine Herren Aldermänner und wer mit einem Sheriff verwandt, mit den Rechten der freien Städte ist es aus. London hat am längsten gepfiffen, es ist doch aus, und ich möchte die Stadt

ſehen, deren Bürger ſo gute Lungen haben, wie die reichen dicken Herren aus der City."

Man beſtürmte den Hauſirer mit Fragen. Er ließ ſich nicht länger erſuchen und kramte die ganze Unglücksbotſchaft aus.

„Aller ihrer Rechte ſind ſie quitt, alle Wahlrechte Londons verloren, ihre Charten eingezogen, nicht das letzte Loch bleibt ihnen frei, und die ſo hochmüthig im Complott ſprachen, müſſen ſich jetzt ſchmiegen und biegen, wenn ſie nicht den Kopf unter die Schlinge ſtecken wollen."

Hundert Fragen drängten ſich, daß man kaum eine verſtand. Der Krämer mochte den Inhalt rathen: „Weshalb das geſchehen, das ſollte Ihr doch begreifen können. Weil Jedermann lieber Hund iſt als Haſe. Daß die Jury den Grafen Shaftesbury losgeſprochen, hat die Herren am Hofe vor allem verdroſſen, da wurde es der Stadt zugedacht und allmälig eingetränkt. Noch mancherlei Flauſen hat man jetzt die Stadt förmlich verklagt mit einer Bill quo warranto, oder wie ſie es nennen. Es iſt ihr bewieſen worden, ſie hätte ihr Recht verwirkt, haarklein, wie ſich das von ſelbſt verſteht, wenn den Richtern befohlen wird, ſo und ſo ſollt Ihr ſprechen. Da ſind alle ihre

Rechte eingezogen worden, und wären sie aus den Zeiten Colbrand des Riesen; die Krone wählt nun alle Mayors und Sheriffs nach Wohlgefallen und setzt die Jurys ein, und wehe dem, der vor eine solche Jury gestellt wird."

Beide Parteien schienen durch den allgemeinen Schreck über diese Nachricht versöhnt. Zwar sprach sich der Zweifel auf einigen Gesichtern aus, auf den meisten aber hatte sich die Furcht gelagert. Einige tobten und drohten, England werde das nicht dulden. Doch der Krämer setzte lächelnd hinzu: „man spreche von großen Städten, deren Aldermänner stolzer wie Spanische Dons waren, und die doch aus Schreck ihre Charten dem Könige zu Fuße legen wollten, um sie als Almosen wieder zu erhalten."

Roberts Aufmerksamkeit war bei jeder neuen Botschaft wider Willen mehr und mehr gefesselt worden. Er hatte sich aufgerichtet und auf beide geballte Hände gestützt, blickte den Krämer an, dessen intriguantes Gesicht den Handelsmann zu verrathen schien, der auch diese Art von Waare nur des Profites wegen loßschlüge.

„Kerl, Du lügst," donnerte er ihn an. „Keine Corporation kann nach Englands Gesetzen ihre alten Rechte verwirken, nur ihre Verwalter sind strafbar."

Der Krämer lachte schalkhaft, wie Einer der seiner Sache so gewiß ist, daß er es nicht der Mühe werth achtet, den Widerspruch zu beseitigen. Der Tumult wurde größer, aber draußen rollte eine mächtige Carosse jener Zeiten vorüber. Es bedurfte nur eines Blickes auf die Livrey der Vorreiter, des Kutschers und der sechs hinten aufstehenden Bedienten, und eines noch tiefern Blickes auf einen Lockenkopf im Wagen, um Robert den Lordmayor von London, den Umsturz von Londons Rechten, den Krämer und sich selbst vergessen zu lassen. Er wollte das Fenster aufreißen, vergebens. Er wollte zur Thür hinaus, hier hatten sich die Politiker in der Hitze des Streites so zusammengedrängt, daß es ihm erst nach Verlust mehrerer Minuten möglich ward, durchzubrechen, und über die Schwelle hinaus nach der Hausthüre zu stürzen. Trotz der Schwerfälligkeit des Wagens war dieser aber schon eine so geraume Strecke fortgefahren, daß man ihn kaum mit bloßem Auge in der ungeheuern Staubwolke entdecken mochte. Er rief nach dem Stallknecht, nach der Hausmagd, jedoch vergeblich, alles war drinnen Aug und Ohr. So mußte er selbst den Weg zum Stall suchen und seinen ermüdeten Klepper aus der bisherigen Beschäftigung des Heufressens losreißen. Erst als

er mit dem haſtigen Zäumen des Thieres beinahe fertig war, kam der Wirth, dem der Verluſt von Londons Freiheiten nicht ſo ans Herz ging um darüber auch den Verluſt ſeiner Zeche zu verſchertzen.

„Saht Ihr nicht den Wagen vorbeifahren mit den ſechs Füchſen? Es war doch Sir William Tennisons Staatscarosſe?“ beſtürmte Robert den Wirth.

„Freilich war ſie es. Sie hat nichts verloren ſeit der Zeit. Das Silber von den Beſchlägen iſt ſeit der Reſtauration neu aufgelegt worden.“

„Und drinnen ſaß Miß Anna Tennison?“

„Freilich, es iſt ja die Nichte Seiner Ehrwürden. Sie wird wohl mit ihm nach London fahren, an den Hof, auf die Bälle, in die Comédienhäuſer, oder wo es ſonſt den Herrn Prälaten gefällt, ihre Nichten und Töchter hinzuführen.“

„Aber ihr Vater, Sir William Tennison, iſt nicht mit.“

„Nein, das war ein Mann, der dem Herrn diente, der würde nicht mit nach dem Hofe und nach den Comédien fahren.“

„Menſch, es war ein Mann? Was willſt Du damit ſagen? Er iſt doch nicht“ —

„Todt, todt, Sir! Sein Leichenzug, — er starb in London, und mochte nicht da beerdigt liegen — hielt auf dem Wege nach seiner Schloßgruft bei mir an. Sr. Ehrwürden, der Dechant sprach ihm die Leichenrede, die aber wenig nach sonst schmeckte, wo er Gott zu den Zeiten der reinen Andacht verehrte."

Robert strich mit dem Arm über das Gesicht, als wolle er einen Schwindel oder die Aufwallung eines unangenehmen Gefühls verbergen und überwinden. Mit der Hand winkte er einen Abschiedgruß dem Wirthe und gab seinem Pferde die Sporen. In einer Wolke Staubes, taub und blind, bis sein Thier erschöpft innen hielt. Erst jetzt kam er zum Bewußtsein, aber nur zur Hälfte. Auf einem Seitenwege eilten zwei Fußgänger heran. Als sie über die Hecke des Weges sprangen, glaubte er in ihnen die beiden verdächtigen Gesellen zu erkennen, welche als die Zeugen Sanson und Macnamara von den Politikern der Schenke waren erkannt worden. Sie mußten mit übermenschlichen Kräften gelaufen sein, wenn sie ihn eingeholt hatten. Wahrscheinlicher wurde es, daß sie die Schenkstube vor ihm, während des Tumultes heimlich verlassen hatten, worauf auch ihr Schreck zu deuten

schien, als sie den Reiter dicht neben sich erblickten. Von Roberts Geistesabwesenheit zeugte, daß er ihnen mit der Frage entgegenkam, ob die Carosse mit Sechsen noch weit vor ihm sei? Der Eine lachte:

„Was auf Eurem Wege vor Euch, Herr Ritter, passirt, können wir eben nicht angeben, da wir keine Propheten sind, aber alles was hinter uns liegt, darüber kann mein Freund und ich Euch zeugen, wie Ihr es verlangt."

Der Andere warf einen mißbilligenden Blick dem Sprecher zu: „Die Carosse, Sir, die Ihr sucht, habt Ihr bereits hinter Euch zurückgelassen. Wir sahens von der Wiese aus, wie Ihr blind daran vorüberjagtet. Kaum zwei hundert Schritt, und sie holt Euch ein."

Robert erröthete und warf den Leuten ein Silberstück zu. Der es empfing, sah den andern zweifelhaft an, beide darauf den Geber. „Steck es ein," sagte endlich der andere, ohne daß Einer sich um den Dank bekümmerte. Indessen kam wirklich die große Staubwolke näher, aus der die Vorreiter, die sechs Füchse und endlich der Wagen hervorblickten. Robert jagte herzklopfend zurück und ihnen entgegen. Die Vorreiter hielten an, die Die-

ner sahen sich nach ihrem Waffen um, da das plötzliche Heransprengen eines bewaffneten Reiters auf offener Straße in jenen Zeiten als kein günstiges Zeichen galt. Aus der Kutsche blickte ein rundes Gesicht unter einer langen Perücke heraus, dessen behagliche Züge sich merklich verfinsterten, als der junge Reiter geradesweges auf den Kutschenschlag zueilte. Zwei weibliche Stimmen kreischten laut auf, vermuthlich als sie die vom Schreck bestimmte Rückwärtsbewegung ihres männlichen Begleiters gewahrten, und die Diener hinten fragten vergebuzt, ob sie ihre Pistolen losfeuern sollten, als Robert im nächsten Augenblicke, eine Quaste des Kutschenschlages festhaltend, dem Kutscher ein kriegerisches Halt zurief. Roberts ganze Erscheinung, sein in die Stirn gedrückter Federhut, das kriegerische Aeußere zu einer Zeit, wo alles, was in Londons Nähe lebte und nicht zu den Puritanern gehörte, einer geschmacklosen Mode sich befliß; ein Zittern in seiner Bewegung, vielleicht auch der Umstand, daß in der Ueberraschung ihm die Worte fehlten, alles dies konnte nur den Verdacht bestärken. Die Kutsche hielt, ein Kammermädchen schrie laut auf: „Barmherzigkeit und Gnade!“ während ihre Gebieterin in peinlicher Ungewißheit bereit schien, sich selbst vor

den ältern Mann mit der Perücke zu stürzen, für den Fall, daß dessen Leben bedroht wäre.

„Es ist nur Einer Herr Dechant.“ flüsterte ein Mann in der Kutsche, der als Kammerdiener gelten konnte, dem Geistlichen zu. Aber diesem schien der Muth gänzlich entsunken. Der Reiter hielt keine Pistole vor und zog kein Schwert, dennoch sprach der Dechant mit schwacher Stimme:

„Gilt es unserm Gelde, oder meinem Leben?“

„Sir Alexander Tennisen,“ sagte Robert, durch die Verlegenheit des Andern ermuthigt, „Alexander Tennisen, habt Ihr Eure alten Freunde ganz vergessen?“

„Barmherzigkeit!“ rief der Geistliche und wäre auf die Knie gesunken, hätte der beengte Raum diese Bewegung zu vollenden gestattet. „Seid Ihr ein Presbyterianer, so bedenkt, ich habe niemals blutig Eure Gläubigen verfolgt, wie der Bischof von Andrews, den Ihr mit Recht erschlugt; ich habe ein Auge zugedrückt, wenn Eure Prediger durch meine Diöcese schlichen; ich bin auch kein Bischof und habe nur nachgeben müssen, als sie mich nöthigten; bedenkt auch wie Dr. Sharps Mörder bestraft wurden, und ein ganzes Land darunter litt.“

Miß Anna hatte bisher schweigend, aber mit

sprechender Bewegung, den ganzen Vorgang bewacht. Den zarten, in einem mit Pelz verbrämten Reisemantel umschlossenen Leib über den Oheim gebeugt, umfaßte sie ihn mit der Rechten, während ihr linker Arm halb bittend, halb wie zum Schutz gegen den Fremden erhoben war. Jeder Zug in dem feinen Gesichte sprach Leben und den höchsten Grad theilnehmender Besorgniß aus. Der halb geöffnete Mund, der durchdringende Blick der dunkelschwarzen Augen, das fein gerundete Kinn, die Fülle der Locken, welche sich in schöner Unordnung um das Köpfchen verdrängten, vereinigten sich zu einem Reize, dem auch ein wirklicher Räuber kaum widerstanden hätte. Als Robert im Begriff war zu antworten, zuckte es wie ein Blitz über das Gesicht der Bittenden. Der Blick ängstlicher Besorgniß verwandelte sich in den der Freude, und sie rief:

„Ja, er ist es, Robert Fletcher!"

Bei den Worten erhob auch der Dechant zum ersten Male die bisher niedergeschlagenen Augen, ohne deshalb durch den Ton seiner Stimme zu verrathen, daß die Besorgniß gänzlich entwichen wäre.

„Robert Fletcher! — der Sohn des Republikaners." —

„Ja ich bin es, Robert Fletcher, Saltons Sohn. — Haben drei Jahre im Auslande mich so verändert, daß Ew. Ehrwürden, mich nicht wieder kannten?“

Die von Ueberraschung zitternde Stimme des jungen Mannes brachte den auf das Aergste gefaßten Dechanten wieder in etwas zur Besinnung. Mit fragenden Blicken betrachtete er den Reiter, während er seine Worte dehnte:

„Und Robert Fletcher — auf offener Landstraße — Fürwahr ich erinnere mich — doch bitte ich um Erklärung — womit ich dienen kann?“

„Um Gottes Willen, man hält mich doch nicht für einen Wegelagerer, einen Straßenräuber? — Im nächsten Gehöft erfuhr ich, daß mir das Glück lächele, und ich hier den würdigen Bruder meines väterlichen Freundes, Miß Annen, leider nicht mehr den trefflichen Sir William antreffen würde, — und ich eilte“ —

„Ei, ei!“ — hub der Dechant an — „dies lautet freilich anders. Wir in England konnten nach dem wilden Geist der Jugend und dem Fanatismus der Sekten leicht zu andern Vorstellungen verführt werden. — Aber, es freut mich, Sir

Robert, recht ſehr Sie Robert, daß Ihr von dem Schwindel nicht mit ergriffen ſeid."

„Und weiter nichts?" wollte Robert im Unmuth ausrufen; aber er unterdrückte die Aufwallung und blieb ſtumm. Der Dechant fuhr in ruhigerm Tone fort:

„Es freut mich Euch wiedergeſehn zu haben, wie und wo dies auch geſchehen, wenn es auch jetzt bei uns in England nicht Sitte iſt, auf der Landſtraße Beſuche anzunehmen. Doch, doch, lieber Robert — Euer Vater iſt ja wohl todt, der alte Talton — wurde er nicht in Genf von zwei Irländern ermordet?"

„Wie ich glaube, daß es der Welt bekannt iſt," ſagte Robert, „fiel er vor ſechs Monaten, am Rheine gegen die Franzoſen."

„Recht, recht, ich verwechſle ihn mit dem Königsmörder Lesly. — Ihr mögt Euch auch recht brav gehalten haben, aber die Kleidung ſieht noch immer etwas puritaniſch aus. Nun Sir Robert, es hat uns beide gefreut, Euch wohl geſehn zu haben; wir fahren nach London, auf Wiederſehn!"

Der Kutſcher knallte mit der Peitſche, Robert mochte noch nicht weichen: „Auch mein Weg geht nach London. Wäre mein Pferd nicht zu müde,

würde ich mir die Ehre geben, den Wagen zu begleiten, da ich mehrere dringende Angelegenheiten Euer Ehrwürden mitzutheilen habe."

„Würde uns sehr erfreuen," sagte der Dechant sich verneigend, „aber strengt Euer Pferd ja nicht an. Sie sind bedeutend im Preise gestiegen seit dem letzten Wettrennen und Eure Casse — Ihr nehmt mir den väterlichen Rath wohl nicht übel, Herr Fletcher. — Dann schafft Euch auch in London einen andern Hut an, wie sie die jungen Cavaliere tragen, und wir wollen uns dort recht aussprechen, Herr Fletcher. Ich rechne auf Euren Besuch."

Während der Dechant auf diese Art dem jungen Reiter seine väterliche Theilnahme bewies, gab er dem Kutscher Anweisung, die Pferde anzutreiben, da die Gegend unsicher und bei dem erhabenen Aufhalt kaum zu hoffen sei, daß sie vor Mitternacht den nächsten Flecken erreichen würden. Robert sah stumm und starr der fortfliegenden Caresse nach. Nicht einmal den Hut hatte er die Besinnung gehabt abzuziehn. Aber als der Wagen hinter einem Gehölz verschwand, wischte er eine Thräne ab, die sich mit Gewalt aus seinem Auge drängte.

„Das hatte ich nicht erwartet!" sagte er nach einer Weile. „Nimmermehr! Guter Vater, als Du aus

dem gebrochenen Auge mich freudig anschautest, froh, wie Du sagtest, weil Deinem Sohne eine freudige Rückkehr in das geliebte England bereit sei, — hättest Du damals gedacht, wie alle die Rosengewölke in einem Augenblicke verwehen und ein Sturm heranziehen könnte! Und Sie! — Er hätte in dem Momente viel darum gegeben, wenn Jemand während des ganzen Vorfalls neben ihm gestanden und Miß Annen beobachtet hätte. Ihn selbst hatte die Unruhe, das peinliche Gespräch mit dem Oheim, die gewisse Erwartung, daß er ihn zu sich in den Wagen einladen würde, daran gehindert. Er war berechtigt dies und mehr zu erwarten. Doch einen Blick hatte er wahrgenommen, gesehen, gehört, in sich aufgenommen, die Seeligkeit, welche aus Annens Auge leuchtete, aus ihrem Munde sprach, sich in ihrer ganzen Bewegung regte, als sie im Moment des Wiedererkennens ausrief: „Robert Fletcher!"

„So ist nicht Alles verloren!" sprach er sich zu, Staub und Schweiß von der Stirn wischend, und ritt, so viel sein ermüdetes Thier vermochte, des Weges fort. Die Kräfte seines Rappens reichten aber nicht weit. Schon dunkelte es und die Gegend wurde eher wilder, als daß sie die Spur einer

nahen Ansiedelung verrieth. Zu des Reisenden eben nicht großer Freude hatte er indessen die beiden Wanderer eingeholt, ehe es so finster geworden, um sie nicht zu unterscheiden. Ihnen ausweichen war bei der Enge des Weges unzulässig, schnell bei ihnen vorüberzureiten, verbot die Ermüdung des Pferdes, mit dessen Trabe beide leicht geschenkelte Männer leicht Schritt hielten, wo sie nicht gar zum Spott und zur Schande des Reiters den Renner einholen konnten. Mit der Finsterniß schien der Muth beider Männer zu wachsen; denn wie scheu sie am Tage mit den Worten zurück gehalten, um so dreister führten sie jetzt das von Robert nur einsilbig unterstützte Gespräch. Es ist hier nöthig, die Gestalt beider zu beschreiben, daß man urtheilen könne, in wiefern dem Reisenden ihre Gesellschaft für den weiteren Nachtritt keine erwünschte Zugabe erscheinen mochte.

Macnamara war eine unförmlich große Gestalt. Durchaus mager, mit einer ganz kahlen Platte, einem langen Gesichte, wo jede Muskelbewegung sichtbar wurde, röthlichem Backenbarte, und einer krampfhaften, unaufhörlichen Beweglichkeit der Hüften, glich er in der That einem Individuum, das wenigstens einmal am Galgen gehangen und

nur dem Zufall seine Rettung verdankte. Sein Halstuch war nur lose umgewunden, und der Kopf schien in fortwährender Bewegung, als fürchte er die Zeit, wo ihm dies erlaubt sei, verstreichen zu lassen. Alle Glieder schienen über ihr natürliches Maas hinausgedehnt und gereckt und die Gelenke wie von der Folter schlaff. Doch war seine Gesichtsfarbe gesund und mehrere lange weiße Zähne traten, Hauern gleich, besonders beim Sprechen aus dem großen Munde. Auch seine Kleidung, zerrissene dunkle Beinkleider und eine rothe unförmliche Weste, weit länger, als die längste Mode seit Menschengedenken, stimmten zu jener Vermuthung. Einen Rock mochte er von jener hohen Station gerettet haben, den er aber aus Schonung, oder der Hitze des Tages wegen, unter dem Arme trug. Dieser Galgenphysiognomie ungeachtet, in der man die Bereitwilligkeit und Fähigkeit zu jeder schlechten That lesen konnte, lag darin doch eine spitzbübische Offenheit, ja eine gewisse Freundlichkeit, welche ihm unbedingt den Vorzug würde verschafft haben, so oft es eine Wahl zwischen ihm und seinem Begleiter gegolten hätte.

Sanson schien seinem Gesichte nach nicht so oft vom Galgen heruntergefallen zu sein, als ihn

verdient zu haben. Kleiner, zusammengedrängter von Gestalt, verrieth sein schattirtes Gesicht mit den tief liegenden Augen, heraustretenden Backenknochen und der rothen Nase mancherlei Studien. Er trug eine rostige Brille, einen schäbigen, dunkeln Rock und einen Knotenstab. Seine Sprache verrieth einen Mann, der einmal durch die Vorsäle der Gelehrsamkeit gegangen war, und der Stolz, der sich in seinen Redefloskeln und in seinem Gange kund that, ließen auf einen ehemaligen Dorfschulmeister oder Unterbeamten schließen, der seine ganze Autorität im Umgange mit dem niedrigsten Pöbel erlernt hatte.

Diese Männer gingen unserm Reiter zu beiden Seiten. Er versah sich in jedem Augenblicke eines Angriffs, wo er dann allein auf seine Kraft und Stoßwaffen rechnen konnte, indem beide Burschen, geübt in ihrem Handwerk, ihn schwerlich zum Losschießen der Pistolen würden kommen lassen. Mit aller Vorsicht hielt er deshalb seinen Dolch sorgfältig versteckt unter dem Mantel, während seine Augen die unwillkommnen Begleiter rechts und links beherrschten, und bereitete sich, bei jeder verdächtigen Bewegung, die als Signal hätte gelten können, die Sporen in die Seiten des Pferdes zu setzen, um

wenigstens einen Vorsprung zur Vertheidigung zu gewinnen. Doch blieb seine Sorge lange Zeit eitel. Die Wanderer unterhielten sich auf vertrauliche Weise über allerlei Angelegenheiten, und wenn der Eine dem Andern, was wohl häufig zu geschehen pflegte, einen Wink gab, so galt dies augenscheinlich nur, ihn an irgend ein von beiden bestandenes Abenteuer zu erinnern. Erst als sie um eine Ecke bogen und eine kühle Abendluft ihnen entgegenstrich, glaubte Robert, die Schurken wollten ans Werk gehen, denn Macnamara blieb zurück, augenscheinlich um ihn von hinten anzugreifen. Der Ritter riß sein Pferd schnell herum und donnerte heraus:

„Dem ersten, der es wage, mir zu nahe zu treten, fliegt die Kugel durch den Kopf, und mit dem zweiten will ich es aufnehmen."

„Sehr wohl, Herr Ritter," sagte der Irländer mit lächelnder Stimme. „Aber den Rock darf ich doch anziehn, da mich der Zugwind incommodirt und es kalt wird."

Robert überlief es heiß, daß er Furcht vor den Schurken gezeigt. Ja sie schienen sogar ihn zum Besten zu haben, indem bald einer bald der andere verdächtige Bewegungen machte, pfiff, lief, zurück-

blieb, bis Robert aus ihrem Gespräche sich völlig überzeugte, daß er vor ihnen sicher seines Weges ziehen könne. Er sah daraus, es waren, wenn auch nicht uneigennützige, doch wüthende Freunde der Freiheit, welche sich der einen Partei, die jetzt im Unterliegen war, völlig hingegeben hatten. Flüche gegen den Herzog von York, gegen den Papismus, ja gegen König Karl selbst drückten die Herzensmeinung beider vermuthlich verfolgten Ehrenmänner aus.

Robert zog mancherlei Nachrichten über Englands gegenwärtigen Zustand ein; und was ihn mit diesen verdächtigen Freunden des gemeinen Wohls am meisten versöhnte, war, daß ihre Lippen nicht wie bei den Puritanern überströmten von Bibelsprüchen und frommen Exclamationen, sondern kernige Flüche ihre frommen Wünsche begleiteten. Auch gaben sie sich Mühe, ihren dritten Gefährten zu ähnlich offener Mittheilung zu verleiten, und Sanson warf mehrere Male die Versicherung hin, er müsse den Ritter, auf dessen Stirn die Vaterlandsliebe deutlich geschrieben stehe, schon irgendwo gesehen haben, wo es gegolten; er wäre vermuthlich aus der Fremde, oder Verbannung heimgekehrt, um zu sehen was sich thun ließe, und dergleichen. Ro-

bert hielt es indessen nicht für geeignet, diese Freunde des Landes zu seinen Vertrauten zu erwählen.

Als die Nacht immer mehr hereinbrach, äußerte sich bei ihnen die Besorgniß, von der großen Straße abgekommen zu sein, und der Ritter, seit drei Jahren in England fremd, mußte sich ganz ihrer Leitung überlassen. Nach einem halben Nachtmarsche stießen sie endlich auf eine unwirthliche Herberge, wo sein ermattetes Pferd, das er die letzte Zeit schon am Zaume führen müssen, ihn durchaus einzukehren nöthigte. Was ihm indessen unangenehmer als die schlechte Beschaffenheit des Nachtquartiers erschien, war, daß seine Begleiter es mit ihm theilen wollten.

Ungewohnt des Zuspruchs Vorüberreisender bot den erschöpften Wanderern die Herberge kaum das, was zur nothdürftigen Stillung des Hungers und Durstes hinreichte und für die Nachtruhe mußte sich Robert eine gemeinsame Streu mit den beiden papistischen Zeugen gefallen lassen. Nachdem er sein Pferd gehörig versorgt und die Thüre des Stalles, so gut es ging, verrammelt hatte, indem er sich von beiden Bettgenossen der nächtlichen That des Odysseus um so eher versehen zu können glaubte, als ihnen das Beutepferd den Weg zur Flucht bahnte,

legte er sich, so weit es die Streu erlaubte, von ihnen entfernt nieder. Als er den Mantel übergedeckt, zog er wieder den Dolch aus der Scheide und umklammerte ihn so fest, daß er hoffen konnte, selbst der Schlaf werde ihm denselben nicht entreißen. Sein Kopf ruhte auf dem Sattel, unter diesem das Paar geladene Pistolen, und indem sein Schwert neben ihm lag, glaubte er als Rittersmann, auch in der Gesellschaft von Leuten, die eben nicht besser erschienen als Wegelagerer, ruhig schlafen zu können.

Doch wachte er nach kurzer Zeit, vom Traume erweckt, oder einem unbedeutenden Geräusche gestört, wieder auf. Es war dunkel, nur vom Kamine leuchtete der letzte matte Wiederschein der aufglimmenden Kohlen. Neben ihm rasselte es im Streh. Er hielt den Dolch auf. Doch mochte es nur Macnamara gewesen sein, der seine liegende Stellung veränderte. Auch Sanson schien davon aufgeschreckt.

„Was träumst Du?“ rief er den Gefährten an.

„Was ich träume? von einem großen Beutel mit Geld. Ich griff durch eine Spalte, aber als ich die volle Hand herauszog, wurde die Ritze so klein, daß ich stecken blieb, davon erwachte ich.“

„Schurkischer Sohn des grünen Erin. Das

kommt vom gottlosen Träumen. In der Nacht ist nicht zu spaßen, in der Nacht muß man ehrlich sein, das heißt, wenn man schläft, sonst haben sie Gewalt über uns."

„Sanson, was meinst Du zu dem Braten neben uns?"

„Still, daß er nicht aufwacht! Er ist zu mager: wir müssen ihn mästen, daß er fetter für uns wird. Ich lege mich aufs andre Ohr, bis Morgen kommen vielleicht gute Träume."

Beide schliefen ein, und auch Roberts Augen schlossen sich wieder so fest, als hätten seine Ohren nichts von der dunkeln Drohung vernommen.

Fünftes Capitel.

Was rühmt Ihr mir Artkur und Lanzelet vom See,
Für Damen focht wohl noch Manchermann eh;
Waren Scipio und Hannibal, Tristram nicht Helden?
Was ist vom Orlando Furioso nicht zu melden?
Romulus von Rom thät den Remus erwürgen,
Aber der Drache erlag in Person Sanct Georgen.
Sanct Gürge für England, St. Dennis pour la France,
Singt Homi soit qui mal y pense.
Sanct Gürge für England.

Zwar schien bereits der Tag in die Hütte im Augenblick wo Robert erweckt wurde, dies geschah aber so unsanft, als wäre es von seinen beiden Gefährten auf die gewohnte mitternächtliche Weise erfolgt. Doch fand er, nachdem die Schlaftrunkenheit aus seinen Augen entwichen, den Irländer und seinen Gefährten in einer Lage, welche keinen Zweifel darüber ließ, daß beide in dem folgenden Auftritte keine active Rollen spielen sollten. Es schienen Diener der Gerechtigkeit, welche sich beider verdächtigen Personen bemächtigt hatten, und eben daran waren sich der Waffen des Schlafenden zu

versichern. Nachdem dies geschehen, ermunterten sie ihn selbst zum raschen Entschluß des Aufstehens. Robert begriff sehr bald, daß jeder Widerstand hier fruchtlos sein, und den gegen ihn etwa vorhandenen Verdacht nur bestärken würde. Sobald er sich daher überzeugt, daß die Angreifer gesetzlich Bevollmächtigte waren, und ihn auf geradem Wege zum nächsten Friedensrichter führen würden, ergab er sich willig, ohne auf seine Unschuld zu pochen, oder darauf zu dringen, daß ihm die gegen ihn erhobene Anschuldigung mitgetheilt werde. Er wußte zu wohl, wie in seiner Zeit gegen Niemand eine Anschuldigung fehle; da Jedermann während der langen Jahre des bürgerlichen Zwiespalts und der regierenden Factionen, irgend etwas gedacht und gethan hatte, was ihm in den Augen einer der Parteien als Schuld könnte angerechnet werden. Trotz seiner jugendlichen Offenheit wußte er auch, daß ein offenes Bekenntniß der Unschuld von Rechtsverdrehern manchem Unschuldigen als Zeugniß der Schuld ausgelegt worden, und den Hals gekostet hatte. Er schwieg deshalb bis zur gelegenen Zeit, wie es den Sinn des Ritters auch kränkte, von den Handlangern des Gesetzes oder der Politik mit den beiden Schurken zusammen begriffen zu werden.

Dagegen ließ sich sein ritterlicher Sinn nicht unterdrücken, als man ihn mit Sanson und Macnamara zusammen gehen lassen, und ein Häscher sein Pferd besteigen wollte. Er pochte so heftig auf das Recht seines Standes und Eigenthums, daß man es endlich für gerathener hielt, ihn wohlbeobachtet als ritterlichen Gefangenen in die Mitte der Gerichtsdiener aufzunehmen. Sanson näherte sich mehrere Male dem Reiter, wie gestern zu Mittheilungen aufgelegt, welche der letztere heut indessen eben so wenig zu begünstigen geneigt schien.

„So geht es, wer die Freiheit vertheidigt, Herr Fletcher! Wären wir drei zu Hause geblieben und hätten es ruhig mit angesehn wie sie den Nachbaren das Fell über die Ohren ziehen, möchten wir Ruhe gehabt haben, bis die Reihe an uns gekommen wäre."

Sie waren, als Sanson diese ausholenden Worte gesprochen, an einen Kreuzweg gekommen. Robert wollte eben, über die Dreistigkeit des Burschen erzürnt, vorwärts reiten, um durch schnelles Forteilen sein Nichtachten auf Sansons Rede zu erkennen zu geben, als zwei Häscher ihn sehr unsanft anfaßten, und auf den Seitenweg, welcher zu ihrem Ziele führte, zurückrissen. „Verdammte

Gewalt!" konnte Robert sich nicht enthalten auszurufen, und Sanson nickte ihm freundlich mit dem Kopfe zu, dies war aber das einzige Wort, welches dem jungen Ritter auf dem ganzen Wege entfloh.

Das in chinesischem Geschmack verschönerte Haus des Friedensrichters war nach Verlauf einiger Stunden erreicht, und nachdem die Gefangenen eine halbe Stunde im Vorsaal wohlbewacht gestanden, wurden sie vorgelassen. Sir Thomas Powle, ein kleiner, runder Mann, mit schüchternem, umherschweifendem Blicke und einer heisern Stimme, hatte alle Verkehrungen getroffen, welche für einen Beamten des Staats in unruhigen Zeiten, namentlich aber für einen Friedensrichter, der gleich ihm, den Frieden mit den jedesmaligen Machthabern für das höchste Ziel erachtete, sich eigneten. Jeder Opponent gegen den Gewalthaber war für ihn ein Feind, vor dessen Nachstellungen ein so wichtiger Mann, wie Sir Thomas Powle, sich nicht genug sicher stellen konnte. Als er die Gefangenen gemustert und mit einer doppelten Anzahl von Blicken die Zahl ihrer Wächter und der um ihn stehenden Personen überschaut hatte, kreischte er jene an:

„So ſehen wir uns wieder einmal, drei lebenswerthe Ritter auf den Pfaden der Ungerechtigkeit? — Wie die Frechheit den Buben aus den Augen leuchtet!“ ſagte er halb zum Schreiber neben ſich, halb zu den Vorgeführten. „Die fluchwürdigen Reſte des papiſtiſchen Complottes! — Sprecht einmal, Ihr Männer vom elaſtiſchen Gedächtniß, gegen welchen loyalen Mann wollt Ihr heut zeugen?“

„Gegen Sir Thomas Powle,“ erwiederte Macnamara, einige Schritte vortretend, daß der Friedensrichter erſchrocken die Blicke umherfliegen ließ.

„Gegen mich, teufelfeſter Irländer! was wagſt Du gegen mich auszuſagen? — Deine eingelernten Künſte helfen Dir nichts, Dein Wort gilt keinen falſchen Pence mehr. Die Sachen in der Stadt haben ſich umgedreht, die Loyalen haben geſiegt, jetzt geht es den proteſtantiſchen Zeugen an den Hals, weshalb ich Dich als friſchen Braten nach London ſenden will. Dort hilft kein Graf Shaftsbury mehr, denn Alles, Gott ſegne die Loyalität —“

„Ebendarum,“ unterbrach ihn Macnamara, „will ich Zeugniß gegen Euch ablegen in London. Sir Thomas Powle, Friedensrichter hieſiger Grafſchaft hat, als das papiſtiſche Complott noch blühte, in Graf Shaftsburys Auftrag drei ehrenwerthe

Zeugen dafür gedungen, und wohl instruirt nach London geschickt. Wenn ich und Freund Sanson das beschwören, so sind wir die loyalsten Zeugen von der Welt, und obenein wahrheitsliebende Menschen, worauf es übrigens natürlich nicht ankommt."

Sir Thomas Powle wurde bleich und roth. Sanson zupfte den Gefährten an dem Aermel ihm zuflüsternd, den Scherz mit dem Friedensrichter nicht zu weit zu treiben. Dieser aber erhob sich aus dem Armsessel und donnerte, so viel seine Stimme erlaubte, die Arme auf den Tisch gestützt, den Sprecher an:

„Bist Du nicht jener armselige Macnamara, ist Dein Begleiter nicht Sanson, beide erkäufliche Schurken, wie es zur Evidenz erwiesen? Mit Eurem Zeugnißablegen ist es aus. Ist Eure Sache nicht aus dem Felde geschlagen? Seid Ihr nicht auf der Flucht? Hat nicht jedes loyale Herz die Verpflichtung Euch aufzugreifen, wo es Euch findet, wie ich gethan habe? Nach London, und für die Jury ist gesorgt, die Euch befördert."

„Alles ganz richtig, gestrenger Herr Friedensrichter," hub der Irländer mit schlauer Gelassenheit wieder an. „Schurken hat man uns beide oft genannt, aber viele Schurken gelten dafür auch für

ehrliche Leute. Mit unſerm Zeugniß war es rein aus, aber, wie Haar und Nägel, kann ja auch des Menſchen Glaubwürdigkeit wieder wachſen, zumal wenn er loyal wird. Die Sache, der wir dazumal dienten, iſt aus dem Felde geſchlagen, wir aber nicht mit, denn wir haben ſie verlaſſen. Auf der Flucht waren wir, aber wir kehrten wieder um, und was die loyalen Herzen und den Galgen anbelangt, ſo —"

„Wird dies Papier" — fiel Sanſon ein — „bezeugen, daß kein Friedensrichter das Recht hat uns anzuhalten, ſintemal wir auf Befehl des Geheimeraths zurückkehren."

Sir Thomas griff nach einem in Patentform zuſammengelegten, mit einem Siegel verſehenen Schreiben. Er las, ſtutzte, fixirte beide Männer, legte das Papier darauf langſam zuſammen und gab es Sanſon mit den Worten zurück: „Vom Staatsſecretair Jenkins unterzeichnet! Es hat ſeine Richtigkeit. — Ich wünſche Ihnen glückliche Reiſe meine Herren! wir wollen alles vergeſſen, was zwiſchen uns vorgefallen, als treue loyale Unterthanen unſeres vielgeliebten Königs."

Beide Männer wollten ſich auf Sanſons Antrieb entfernen, Macnamara rief jedoch nach einer

ungeſchickten Verbeugung dem Friedensrichter noch die Worte zu: „Alles wollen wir vergeſſen, Sir, weil wir jetzt Eil haben; da wir aber in der That nicht wiſſen, was wir von allem, ſo zwiſchen uns ſonſt paſſirt, und wir von dem geſtrengen Herrn Friedensrichter ſonſt wiſſen, vergeſſen und was wir behalten ſollen, ſo werden wir ſchon noch einmal hier einkehren müſſen, und bitten dann unſer Gedächtniß zu ſchärfen, oder, wo es bitterſcharf iſt, was drauf zu legen, daß es ſtumpf wird. Gott befohlen bis dann, Sir Thomas Powle!“

Bei Robert vorbeigehend flüſterte er ihm ins Ohr: „Ausgehalten, Herr Ritter, für die weitre Freiheit!“ Sir Thomas der dieſe Bewegung bemerkte, warf ihm noch die Frage nach: „Gehört dieſer Mann auch zu Euch, meine Herren?“

„Nein Sir!“ erwiederte Macnamara, komiſch den Ritter fixirend. „Er drängte ſich nur an uns auf dem Wege. Wohl gaben wir ihm Winke, daß wir nichts mit ihm zu thun hätten und loyale Herzen wären, treu unſeres Königs Sache; aber er mochte nicht darauf achten. Indeß, bei meiner Ehre, Sir Thomas Powle,“ — hierbei legte er die Hand auf die Bruſt — „es iſt ihm nicht ge-

lungen uns zu verführen, und ich rufe nach wie vor: „Alle loyalen Herzen!“

Sanſon zog ihn halb mit Gewalt hinaus. Sir Thomas lüftete die Perücke und wiſchte ſich den Schweiß mit einem buntſeidenen Tuche von der Stirn, als wolle er Kraft zu Roberts Verhör ſammeln. Dieſer kam ihm indeß zuvor, indem er mit zitternden Schritten auf den Richter zutrat. Der lang verhaltene Groll, durch alles, was er bisher geſehen, nur genährt, brach endlich in dem Feuerkopfe aus. Seine Augen funkelten, die rechte Hand in die Bruſt geworfen, die linke im Degengürtel rief er mit einer Stimme, deren ſcharfe Accente die gewaltſam auferlegte Mäßigung verriethen:

„Sir! ich wollte fragen, ob man vor dem Friedensgerichte noch mehr Schurken abzufertigen hat, ehe ein wohllöbliches Gericht Zeit gewinnt, die Unſchuld eines wider Fug und Recht eingezogenen Cavaliers zu unterſuchen?“

„Ein Cavalier!“ ſagte Sir Thomas, nachdem er ſich zuſammen- und den Ritter genauer in Augenſchein genommen. „Die Cavalierſchaft riecht ſehr presbyterianiſch. Mitgefangen mitgehangen! wer des Nachts auf einem Lager angetroffen wird mit

verdächtigem Gesindel, — womit ich indessen durchaus nichts gegen die Glaubwürdigkeit der sehr ehrbaren Herren Macnamara und Sanson will gesagt haben — verfällt in den Verdacht der Theilnahme, wie wen man in Conventikeln betrifft. Doch hat der Cavalier etwa auch ein Attest des Geheimderathes, daß man seiner Aussage zum Schutz der Krone bedarf?"

„Sir! ständen wir an anderm Orte, forderte ich auf andere Art Genugthuung für den beleidigenden Gedanken. Ich heiße Robert Fletcher, bin der Sohn des Obersten Fletcher von Salton, zu wohl bekannt in diesem Königreiche, als daß man den Sohn in Verdacht haben könnte, er wolle falsch Zeugniß für die Krone ablegen. Uebrigens wird meines Vaters Freund, Sir Algernon Sidney, Zeugniß für mich ablegen, oder für die Beleidigung Genugthuung fordern."

„Fletcher von Salton — Algernon Sidney! Eine herrliche republikanische Sippschaft! rief der kleine Friedensrichter zu seinem Nebenmann: Niedergeschrieben! Er hat aus freien Stücken bekannt, der rebellische Sohn des rebellischen Republikaners Fletcher von Salton zu sein. Er hat gelästert gegen die Krone, und wären seine Verbrechen —"

„Sir!“ unterbrach ihn Robert. „Was sind meine Verbrechen? Als freier Mann kann ich fordern, daß mir die Anklagepunkte des nichtigen Verhaftsbefehls vorgelegt werden.“

Sir Thomas Zornesflammen waren durch Roberts Unterbrechung nur noch stärker angefacht worden. „Eure Verbrechen sind der Hochverrath gegen den König.“

„Beweise!“ fuhr Robert ihm entgegen.

„Ohne Grund und Ursach kehrt der Sohn eines Rebellen nach England zurück, wird verkappt in Diebesherbergen gefunden, stark bewaffnet, es verlautet vom straßenräuberischen Anfall gegen einen würdigen Prälaten, er ergiebt sich ruhig — Ist das nicht genug Beweis, frage ich? Volenti non fit injuria; daraus zieht Hobbes weit andere Folgen. Und dann habt Ihr von des Königs Regierung geäußert, es sei eine verdammte Gewalt. Darum stehe Ihr vor dem Gerichte — darum — “

Robert lachte, oder zwang sich zum Lachen. Die erhitzte kleine Obrigkeit kreischte:

„Ja Gewalt haben wollen sie Alle, aber wenn es Gewalt fühlen gilt, heißt es eine verdammte Gewalt.“ Er zog aus einem Haufen Scripturen

eine Flugschrift in groß Folio: „Hier steht es geschrieben und gedruckt was die hochgelahrten Herren der Universität Oxford über Gewalt und passiven Gehorsam denken. Eine so weise Erklärung, von den Pflichten des Unterthanen, daß alle Zweifel gelöst sind, woran die Rebellen bisher nagten."

Robert griff nach einem Pamphlet, was zu jener Zeit in England großes Aufsehn machte und den ganzen Haß und Verfolgungsgeist der hohen Kirche gegen die unterdrückten Nichtconformisten unter dem Deckmantel einer absoluten Unterwerfung unter den königlichen Willen athmete. Nach einigen Blicken, die der Friedensrichter, vielleicht zur eigenen Sammlung, eifrig verfolgte, warf Robert die Schrift wieder auf den Tisch:

„Mag die Universität Oxford dereinst vor England diese Schmähschrift verantworten."

„Niedergeschrieben," dictirte Sir Thomas voll freudiger Besorgniß es möchte dem Schreiber eines der köstlichen Worte entgehen.

„Wenn der Schreiber nicht nachkommen kann," will ich langsamer reden, Sir Thomas," sagte Robert und nahm die Miene eines Dictirenden an. „Blind sind die Professoren von Oxford, Lehren zu heiligen, welche zu ihrem eigenen Verderben aus-

schlagen, sobald das Blatt der Willkür sich wendet, und die hohe Kirche nicht mehr die Goldpuppe ist, welche der Hof streichelt, wenn die Zeit kommt, wo er ihr die Goldflittern abreißt, und sie wie ein nutzloses Spielwerk unter die Füße tritt."

„Genug!" rief Powle im Uebermaaß einer Entrüstung aus, welche die darunter verborgene Freude kaum am Hervorbrechen hinderte. „Goldpuppe — Flitterwerk — Koth getreten! — Genug, mein Herr Presbyterianer!"

Robert Fletcher wurde jedoch bald inne, daß ein Auftritt, welcher einem Possenspiel entnommen schien, für ihn den ernsthaften Ausgang nehmen könne, daß man ihn als Gefangenen in Verhaft behielte. Ein Ausgang, der für seine Aussichten und Hoffnungen der peinlichste war. Auch er änderte deshalb den leichten Ton des Scherzes und unterstützte seine dringenden Vorstellungen mit Gründen, denen ein minder dienstfertiger Friedensrichter vielleicht gewichen wäre, die aber Sir Thomas nur noch mehr in einer Strenge bestärkten, von der, nach seinem Erachten, das Wohl des Staates abhing.

Robert, empört durch diese Halsstarrigkeit, gerieth von neuem in Feuer. Je heftiger der Rich-

ter auf sein Amt pochte, um so heftiger wurde er in der Vertheidigung seiner Rechte.

Der laut geführte Streit hatte indessen Zuhörer herbeigezogen, auf deren Anwesenheit weder die richtende noch die gerichtete Partei rechnete. Im Hofe des Schlosses war ein Trupp Reiter angelangt, welche das Gefolge eines vornehmen Mannes auszumachen schienen. Da das Verhörzimmer auf ebenem Boden lag, hatten Einige der Angekommenen durch die bis zum Fußboden reichenden Fenster, dem letzten Auftritte als Augen- und Ohrenzeugen beigewohnt. Ein ältlicher Mann, in dessen Gesichtszügen Niemand, der ihn einmal gesehn, den Oberst Rumfer verkannt hätte, war auf den zugeeilt, dessen Befehlen die Andern zu gehorchen schienen, und hatte ihm einige Worte zugeflüstert, worauf beide sogleich sich in das Gerichtszimmer begaben.

Schon das Geräusch auf dem Hofe hatte Sir Thomas in seinem richterlichen Eifer unangenehm unterbrochen. Der nicht geräuschlose Eintritt des Fremden, dem ein Theil der Seinigen nachfolgte, setzte ihn aber in ein Erstaunen, das weit über den Aerger ging, welchen Widerspenstigkeit und Nichtachtung seiner richterlichen Würde von Seiten

eines Angeschuldigten in ihm erregen konnte. Der Fremde lüftete nur ein wenig den Reisemantel und zog den hohen Federhut nicht von der Stirn. Dennoch hätte sein Aeußeres schon den Tribut einer Achtung erfordert, welche man unwillkürlich Männern zollt, deren Adel aus ihren Blicken hervorleuchtet.

Es war ein junger Mann, von einigen dreißig Jahren und schön gewachsen. Sein Anstand wäre majestätisch zu nennen gewesen, hätte nicht das elegante Ebenmaß in seinen Gliedern, die überaus große Leichtigkeit in den Bewegungen und ein Muskelspiel, welches von der Veränderlichkeit seiner Aufmerksamkeit zeugte, ein gewisses leichtfertiges Wesen ausgesprochen, das bei Jedermann, nur nicht da, wo man auf Majestät Anspruch macht, als liebenswürdig dürfte gegolten haben. Seine Miene war ungemein freundlich. Er gewann da auf den ersten Blick die Herzen, wo die Zeichen seiner Würde vielleicht abgeschreckt hätten. Seine Züge waren nicht schön zu nennen. Die hervortretenden Knochen thaten selbst der Harmonie, welche über sein ganzes Wesen ausgebreitet schien, Abbruch; aber der milde Strahl seiner Augen, die lächelnde Anmuth auf Kinn und Wangen, die freundliche Be-

wegung des Kopfes ließen alle diese Mängel einer regelmäßigen Schönheit vergessen. Die Agraffe am Federhute, die reichen Ketten mit Ordenszeichen, die unter der Halskrause auf den kostbaren militärischen Oberrock herabhingen, deuteten auf eine Würde, welche zu den ersten des Königreichs gehörte. Mit einer leichten Bewegung der Hand grüßte er den Friedensrichter und warf seine Blicke im Zimmer umher bis sie auf Robert hafteten.

„Wie komme ich zu der Ehre Ew. Gnaden?" stammelte der Friedensrichter mit einer Verbeugung, ungeschickt, weil er nicht zu wissen schien, ob er sich bis zur Erde neigen, oder gerade aufrecht stehn solle. „Lange habe ich der hohen Lust entbehren müssen, den Sohn meines königlichen Herrn bei mir zu bewirthen. — Ist es vielleicht des Pferdewechsels wegen?"

Der Sohn des königlichen Herrn lächelte: „Man will behaupten: Eure warme Lust an dem Besuch meiner Freunde habe sich abgekühlt. Ich denke nicht minder Euer Freund zu bleiben, Sir Thomas, auch wenn mich das Glück einmal, sei es — zum Friedensrichter oder zum König machte. In der That, ich komme Eure Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen, meine Pferde sind ermüdet —"

„Dem Sohne meines königlichen Herrn steht mein Pferdestall jeder Zeit offen und wenn Ew. herzoglichen Gnaden sonst auf meine loyalen Dienste zu vertrauen geruhten, wird auch Thomas Powle jeder Zeit der alte sein."

Ein Ritter, der dem Herzoge zu nächst stand, von feinem Hofanstande und mit einem Gesichte, dessen durchdringender Blick und scharfe Züge Geist, Weltklugheit und ein über die Gränzen des Anstandes hinausgeführtes wüstes Leben ausdrückten, bemerkte lächelnd zum Friedensrichter:

„Seine königliche Hoheit kennten sonst nicht allein auf den offenen Pferdestall, sondern auch auf das offene Herz des Sir-Thomas vertrauen."

Der Friedensrichter stammelte einige Worte von Treue, Ergebenheit, ja sogar von Legitimität, ein Wort, welches dem Herzoge von Monmouth, König Karls natürlichem Sohn, wenig schmeicheln konnte, wie man auch damals daran arbeitete, seine legitime Geburt zum Gegenstand der Volksmeinung zu machen. Der Herzog ohne darauf zu achten, fragte im leichten Tone auf Robert blickend: „Was habt ihr mit jenem Cavaliere zu thun?"

Ein Schwall von Worten ohne Zusammenhang sollte den Herzog von den Anschuldigungen

unterrichten, welche den jungen Ritter trafen. Da aber Sir Thomas trotz seiner Verwirrung inne ward, daß der Herzog aus seiner verwirrten Sprache nicht klug werden konnte, ging er in eben dieser Verwirrung so weit, auf die Protocolle zu weisen, welche von der letztern das anschaulichste Bild lieferten. Der Herzog beugte sich über den Tisch sie leicht durchfliegend, Oberst Rumsey aber benutzte den Augenblick Robert zuzuflüstern:

„Aufgemerkt Herr Fletcher und die Geistesgegenwart nicht verloren. Ich legte ein Wort beim Herzog für Euch ein und er wird Euch, wenn Ihr nicht unklug seid, aus diesen Schlingen retten."

Monmouth hatte die Papiere durchblättert. Mit einem sarcastischen Lächeln blickte er den Friedensrichter an und bemerkte flüchtig; „Ich bewundere Euren Scharfsinn, Sir Thomas. Wenn Ihr hieraus dem jungen Manne ein Verbrechen erweiset, so zweifle ich nicht, Ihr könnt uns die Pläne aller Mondfestungen haarklein zu Papier bringen, ein Dienst um Englands Wohl, der Euch der Bürgerkrone werth machte." Dann sich zu Robert wendend, sagte der Herzog im aufmunternden Tone:

„Ihr waret etwas unvorsichtig lieber Fletcher,

ein Fehler, der dem Sohne von Eurem Vater anhaftet, und der Euch vor jedem Friedensrichter, wäre es nicht vor meinem guten Freunde Sir Thomas geschehen, wohl einen Verweis zugezogen hätte. Ach! dabei fällt mir ein, Sir Thomas (er wandte sich zu ihm um), ich brauche noch ein Pferd für diesen jungen Cavalier, er hat sich zu meinem Dragonerregiment gemeldet, das Hauptmanns Patent ist bereits ausgefertigt und ich darf dem jungen Officier doch keinen schlechten Begriff von des Königs Reiterei durch ein abgerittenes Pferd geben. Nicht wahr, Sir Thomas, des Königs Dienst muß in Ehren bleiben? Doch bitte ich um schnelle Besorgung, da ich keine Zeit zu verlieren habe."

Hierauf wandte er sich so schnell zu dem Ritter aus seinem Gefolge um, daß Sir Thomas, hätte er auch eine Antwort bereit gehabt, doch keine Zeit würde gefunden haben, sie anzubringen. In sichtlicher Verlegenheit ließ der Friedensrichter seine Blicke fragend umherschweifen. Robert glaubte zu bemerken, daß die Höflinge kaum ein gewisses Lächeln unterdrückten: die Untergebnen des Richters senkten ihre Blicke auf den Boden. Dieser selbst blätterte in Actenfaßen, knisste in alten Folianten einzelne Seiten, ohne eine Sylbe vom Inhalte ange-

sehen zu haben, und flüsterte dann zum Schreiber unter sich:

„Ob Seine Herzogliche Gnaden wieder in Gunst bei Hofe stehen."

„Irre ich nicht," erwiederte der Schreiber in demselben Tone, „so hat Seine Durchlaucht nach den letzten Nachrichten eine gnädige Audienz beim Könige gehabt."

Sir Thomas rieb sich die Stirn: „Wer nur darüber Gewißheit hätte, welcher Worte sich Seine Majestät bei dieser Audienz gegen den Herzog bedient, um zu wissen, in wie weit ein Diener des Staates sich dem Herzog gefällig erweisen darf."

„Man meint," fuhr der Schreiber fort, „der König zeige sich dem Herzog geneigter gerade seit sein Bruder zurückgekehret ist, um dem Herzog von York die Balance zu halten."

„So dürfen wir auch wohl," lispelte der Friedensrichter, „aus diesem Staatsgrunde ein Auge zudrücken."

„Zudem ist er noch Generalissimus der Truppen," fügte der Schreiber bekräftigend hinzu.

„Ob wir ihn königliche Hoheit tituliren?" lispelte jener zum letzten Male zu seinem Geheimen Rathe hinunter. Der Schreiber schüttelte bedeu-

tungsvoll den Kopf, und hauchte mit zusammengezogenen Augenbraunen die Worte hinaus:

„Würde bei Seiner Durchlaucht von York als Attentat des Hochverraths gelten."

Sir Thomas gebot dem Schreiber mit der Hand Schweigen, und richtete sich mit aller Würde eines Mannes in die Höhe, welcher zu einem freien Entschluß gediehen ist. Er räusperte sich, und wollte dem Sohne seines königlichen Herren verkünden, wie er, Sir Thomas Powle, wohlbestallter Friedensrichter des Königs, den Ritter Robert Fletcher aus der Haft ent- und dem Generalissimus der Truppen seiner brittischen Majestät überlasse. Allein es war zu spät. Oberst Rumsey hatte bereits auf des Herzogs Wink den Gefangenen herausgeführt. Monmouth winkte leicht einen gnädigen Abschied dem Getäuschten, während Sir Thomas Armstrong mit einer tiefen Verbeugung und einem Lächeln um den Mund vom Friedensrichter sich beurlaubend seinem Herrn folgte. Sir Thomas hatte das freie Schauspiel durch die Fensterscheiben, wie der Sohn seines königlichen Herrn, dessen Gefolge und darunter der letzte Gefangene dieses Tages auf seinem eignen Hofe seine eignen Pferde bestiegen, und ihn allein im Gerichtszimmer zurückließen.

Robert Fletcher war eine Weile im Gefolge des Herzogs geritten, ohne andere als unbekannte Gesichter neben sich zu erblicken. In geraumer Entfernung vom Schlosse hielt Monmouth inne und nickte dem jungen Manne, als dieser vorüber reiten wollte, einen freundlichen Gruß:

„Wie gefällt Euch die Freiheit, Sir Robert Flincher?"

Robert verneigte sich ehrerbietig, drückte seinen innigen Dank in wenigen Worten aus, konnte aber nicht unterlassen, sein Erstaunen über die Verwechselung seines Namens auszudrücken, da der Herzog vorher der Bekanntschaft mit seinem berühmten Vater erwähnt habe.

Monmouth lächelte: „Also Fletcher heißt Ihr. — Ja ich erinnere mich des Namens; Ihr mögt Eurem Freunde Rumsey danken, daß er mich bei Zeiten aufmerksam machte, denn Eure Sachen auf dem Papiere standen schlimm. Was mich betrifft, so leiste ich mir selbst nur einen Dienst, wenn ich einen Freund des Vaterlandes aus den Händen der parteiischen Gerichtspflege losmache."

Der Ritter, dessen wir oben erwähnten und der zu des Herzogs nähern Vertrauten zu gehören schien, unterbrach jetzt das Gespräch mit der Bemer-

kung, es sei nicht gerathen, in so starker Anzahl länger beisammen zu bleiben.

Der Herzog erwiederte mit dem ihm eignen leichtfertigen Ausdruck, der, ob er gleich nicht ohne Spott war, doch nie beleidigte:

„Beim Himmel, Thomas, ob Du mich gleich königliche Hoheit nennst, scheint es doch, Du hältst den Sohn des Königs für einen Abenteurer, der sich auf der Straße seine Anhänger aufgreift. Oder meinst Du, weil Ferguson bei uns ist, wir wollten einen Feldconventikel abhalten? Freund Ferguson — hier rief er einen andern aus seinem Gefolge, dessen Gesichtsspiel einen fanatischen Sectirer eben so gut als einen spekulirenden Jesuiten gezirt hätte — Ihr wollt uns doch nicht predigen und Psalme singen lassen; denn abgesehen, daß es dann um unsern Kopf ginge, ist der meinige jetzt so voll unheiliger Gegenstände daß mich jeder gute Presbyterianer in den Bann thäte, selbst wenn ich König wäre."

Der Geistliche neigte sich mit schlauer Miene: „Ich wünschte lieber Ew. Hoheit zu Gefallen in diesem Augenblick ein Römisch Katholischer zu sein, Ihnen im Voraus Sündenabsolution zu ertheilen."

Der Herzog nickte wohlgefällig und fuhr zu

seinem Vertrauten gewendet fort: „Thomas Armstrong, laß Deinen Namen walten, und sei stark nicht mit dem Arm allein, sondern auch mit dem Kopf. Wir wollen ihn alle noch kühn erheben, den Kreaturen meines Oheims York zum Trotz."

„Hoheit dafür stimm auch ich," entgegnete der Vertraute. „Da es aber weit schwerer hält, meinen Kopf, der ich keines Königs Sohn bin, länger aufrecht zu erhalten, ohne daß er in eine Schlinge geräth, rathe ich zu einer Vorsicht, deren freilich, der Himmel wolle es, der Herzog von Monmouth lange noch nicht bedarf."

„Toms," sprach der Herzog, „man sagt am Hofe Du wärst mein Verführer."

„Dieß Mal soll man sich wenigstens dort getäuscht haben," sagte Armstrong, „und wir wünschen, daß es noch oft zu Euer Hoheit und des Landes Gedeihen so geschehe."

Monmouth blickte umher: „Ich sehe Ihr seid alle derselben Meinung. Wenn mich denn jeder verlassen will, so giebt auch allen der Herzog von Monmouth hiermit den Abschied, und sich selbst zugleich mit. Ein jeder nach der Verabredung zu unsern Freunden, und Ferguson mag für uns beten, daß uns der Wind günstig ist."

Nach einem ehrfurchtsvollen doch kurzem Abschiede zerstreuten sich die Reiter auf verschiednen Wegen; auch Robert wollte den seinigen verfolgen, als er gewahrte, daß dieser mit dem vom Herzog erwählten zusammentraf.

„Freund Fletcher," redete Monmouth ihn an, „eigentlich sollte ich Euch den Eid der Treue und Verschwiegenheit abfordern; doch traue ich jedem Engländer mit so offnem Gesichte ein Herz fürs Vaterland zu, das nicht erst durch Schwüre braucht gebunden zu werden. Ihr seid der Sohn eines Ehrenmannes, und werdet mich doch hoffentlich nicht aus Rache verrathen, weil ich Euren Namen verwechselte?"

Robert wußte nicht, was er erwiedern sollte. Der Herzog fuhr daher nach einigen prüfenden Blikken fort:

„Ich war offen gegen Euch, und hoffe das Gleiche von Sir Robert fordern zu können. Wohlan, berichtet dem Sohne Eures Königs, was ein englisches Herz von dem Euren wissen darf."

Der Herzog hatte mit dieser Aufforderung wohl wenig an die Angelegenheiten des Herzens gedacht, welche Robert beschäftigten. Robert aber ganz von

ihnen eingenommen, glaubte nur von ihnen reden zu dürfen, und es traf sich, daß, was er berichtete, des Herzogs volle Theilnahme gewann. Nachdem er mit kurzen Worten das Schicksal seines Vaters, so weit es mit dem seinigen zusammenhing, erzählt, fuhr er fort:

„Mein Vater hatte einen Freund, wie es deren wenige in den Zeiten unserer bürgerlichen Unruhen mag gegeben haben an Sir William Tennisen. Das Glück diesem günstiger, ließ ihn in England verharren, während Fletcher von Salton seine ruhmvollen Tage in trauriger Verbannung schließen mußte. Da das Erbgut meines Vaters nur in seinem Schwerte und dem Muthe der Saltons bestand, wäre sein trostloser Aufenthalt in der Fremde noch durch den Mangel gedrückt worden, hätte nicht Sir William mit ächter Großmuth bis auf bessere Zeiten sein Gut, ich möchte sagen, mit ihm getheilt. Ich selbst hatte in Tennisons Schlosse meine Kinderjahre verlebt. Miß Anna, seine einzige Tochter, war die Gespielin meiner Jugend. Als wir nach der Restauration fliehen mußten, waren die Gefühle kindlicher Freundschaft schon zu einer Neigung gesteigert, welche einen Schmerz bei der Trennung erzeugten, dessen Grund wir uns damals nicht anzugeben

wußten. Mein Vater ließ im fremden Dienste das Schwert nicht rosten, das er für England so lange geführt und ich erlernte unter ihm das rohe Handwerk des Krieges. Miß Annens Bild verschmolz in mir mit dem der fernen Heimath; diese glücklichen Träume sollten zur Wirklichkeit werden, als ein Brief des alternden Sir William für meinen Vater ankam. Ehe der Tod ihn überkäme, wünschte er die Verbindung der Tennisons und Saltons inniger zu knüpfen. Er bot dem Sohne seines Freundes die Hand seiner Erbin. Ich sollte Ruhm und Reichthum der Tennisons erben und durch die Hand der Gespielin meiner Jugend für das Leben beglückt werden. Mein Vater drückte mich entzückt ans Herz, versichernd dieses sei der erste Hoffnungsstrahl, der ihm aus England komme, er steckte den Brief in die Brusttasche und ging in die Schlacht. Eine Kugel durchbohrte seine Brust, sie hat auch den Brief durchlöchert. Nachdem ich meine Pflicht als Sohn und Soldat erfüllt, kehre ich nach England zurück und hier —

„Findet Ihr den alten Tennisen tod, unterbrach ihn der Herzog, ich will aber nicht wünschen, daß es auch Eure Hoffnungen sind."

„Wohl scheint diesen Hoffnungen der Tod

zu droben" sagte Robert den Vorfall auf der Landstraße erzählend.

„Und Eure andern Hoffnungen?" fragte der Herzog.

„Ich hoffe durch des Ritter Sidneys Einfluß eine Stelle bei der Armee zu erhalten. Sonst habe ich im Vaterlande nichts zu suchen."

„Ja, man muß sich ganz, vielleicht blindlings, seinen Freunden anschließen, hub der Herzog nach einigem Schweigen an, denn wo die Sectenswuth das Vaterland zerreißt, ist sie es auch allein, welche ein Vaterland wieder schafft. Algernon Sidneys kurzer Einfluß am Hofe ist eben so schnell verschwunden, als der des edlen Essex, und doch blickt das Vaterland auf Beide als seine Retter. Halten alle Freunde Englands zusammen, so hoffe ich, soll noch Alles sich zum Bessern wenden, auch mit Sir Alexander Tennison und seiner hübschen Nichte," setzte er lächelnd hinzu. Dann fuhr er nach einer Pause fort:

„Sir Robert, ich reite jetzt einen Gang, der weniger mit dem Vaterlande zusammenhängt; da Ihr mir aber Eure Herzensangelegenheiten so offen vertraut, hoffe ich, Ihr werdet auch mein Vertrauen

ehren, wenn ich Euch zum Begleiter bei einem Ritt erwähle, wo die erste Bedingung die Verschwiegenheit bleibt."

Roberts Herz war gewonnen, er gelobte was der Herzog verlangte und wäre in diesem Augenblicke für ihn in den Tod gegangen.

Sechstes Capitel.

Die Primel wächst wohl in dem Schnee
Das Heideröslein auf der Höh,
Die Butterblum im tiefen Klee,
Wo wachsen denn die Rosen?

Im Garten wächst ein Rosenstrauch,
Und Rosen an dem Strauch,
Und bei den Rosen Dornen auch
Und auch ein flinkes Mädchen.

Im Garten hinterm Rosenstrauch
Da steht das grüne Gartenbeet;
Und hinterm grünen Gartenbeet
Da lauscht ein flinker Bursche.

O weiße Primel, rothe Ros'!
O Gartenbeet, o grünes Moos!
Nun brechen wir vom Zaune los
Um Euch die Rosen und Myrthen.

Altes Lied.

Je näher Raleigh dem Punkte kam, wohin ihn sein Herz zog, um so mehr verzögerte er die Reise. Er sah von einer Höhe die Thürme des Schlosses, sein Herz pochte, es drängte ihn hinzueilen zu ihr, deren Bild dem Ritter über Meer und Land gefolgt war, ob er sich gleich gestehen mußte, daß es

eben nur das Bild war, welches er bisher als sein unantastbares heiliges Eigenthum betrachten durfte. Ueber Thäler und Bäche flog der Geist dahin nach den von der Sonne erleuchteten Zinnen, er gab seinem Pferde die Sporen den Gedanken nachzueilen, und hielt doch nach wenigen Minuten inne, um noch eine Nacht, noch einen Tag zu zögern.

Jetzt lag an diesem mit Hoffnung, Furcht und Zweifel durchkämpften Tage das hohe Schloß vom Mondenstrahl beleuchtet vor dem Reisenden, nur eine grüne Ebene trennte ihn noch von der Geliebten. Während er darüber hinsprengte, überschlich ihn der Wunsch, das Schloß leer zu finden. Sie mochte verreist sein, noch konnten Tage, Wochen vergehn, ehe die Entscheidung seines Schicksals kam!

Aber es war Licht in dem hohen Gebäude, in dem Flügel, den sie bewohnte, es glänzte aus ihrem Zimmer. Noch fand er instinctartig durch Gräben und Hecken den Weg zur Hinterpforte. Sie stand offen, wie vor dreien Jahren als Harriet ihn zur bittern Abschiedsstunde erwartete. Er band sein Pferd an einen Baum und schlich durch die Taxushecken des Gartens im Dunkel fort, bis er unter ihrem Fenster stand. Er horchte; kein Laut

tönte von oben herunter. Nur die Nachtigallen schlugen und die Fontaine plätscherte im Mondenschein. Sehen mußte er sie, lauschen, und wären dadurch die Gesetze der Ritterehre verletzt.

Nur ein niedriges Gesimms brauchte der Erwartungsvolle mit einiger Vorsicht zu ersteigen, um in das Fenster zu blicken; er schwang sich hinauf und sah doch nicht hinein, denn er mochte noch nicht die Augen aufschlagen, wie er sich angab, weil die Silberlampe darinnen ihn blendete. Aber die Furcht wich dem Verlangen; die von der Decke herabhangende Ampel blendete nicht länger, sie strahlte im großen Zimmer, um Raleighs Augen, indem sie das Ziel seiner Wünsche beleuchtete, fest zu bannen.

Es war ein im Geschmack jener Zeit prachtvoll eingerichtetes Gemach. Die hohen Wände mit schwerem Damast roth tapezirt, waren mit spanischem, reich vergoldetem Täfelwerk ausgelegt, und ausgesuchte Schildereien hingen in ernster Würde umher. Selbst die Krystallbecken der reichen Silberlampe konnten nicht überall das Dunkel verscheuchen, welches die erleuchteten Gegenstände nur noch großartiger hervorblicken ließ. Alles athmete einen verwandten Sinn der Bewohnerin, welche auf einem indischen Lager von grüner Seide leicht da-

hingestreckt ruhte. Die hohe Gestalt, im vollen Silberstrahl der Lampe, alle Anmuth des Gliederbaues entfaltend, bildete einen feenartigen Anblick im Gegensatz zu dem schweigenden Düster, das im Gemache nur hie und da Erscheinungen ahnen ließ, die einer solchen Gebieterin würdig waren. Sie las, aber der Gegenstand im Buche konnte sie nicht allein fesseln. Der Busen wogte, die Arme, entblößt von jeder neidischen Hülle, zitterten, und das große Auge der Ruhenden suchte nach dem Gegenstande, der ihre Sinne fesseln konnte, umher, ohne ihn in der Schrift zu finden. Wenn eine Fliege am Gebälk aufschwirrte, wenn ein Nachtvogel gegen die hellen Scheiben flog, schreckte sie, richtete den zarten Leib mit Blitzesschnelle auf und das Auge schweifte umher, bis das Gefühl der Täuschung die Röthe der Erwartung von Stirn und Wangen schwinden ließ. Mehr als einmal traf ihr Blick den Lauscher, ohne ihn zu bemerken. Ihm entging keine Regung; er hätte das kalte Steinbild sein mögen, das wenige Schritte entfernt, vom Monde beschienen immerwährend zu ihr hineinblickte.

Gern wäre Raleigh die ganze Nacht in der Stellung geblieben; aber wie hätte er die kalte Ruhe

der Bildsäule erheucheln können! In ihm wogte es, und er eilte nach der Fontaine, am Geplätscher des Wassers jene Ruhe zu finden, deren er bedurfte um vor ihr zu erscheinen. Das Geräusch war dem Ohre der Erwartungsvollen nicht entgangen. Der hohe Fensterflügel ward aufgerissen. Mit ausgebreiteten Armen, mit wallendem Busen, die weichen, lockigen Haare in schöner Unordnung, lehnte sie sich hinüber, und in ihren Augen hätte man die alte Kraft lesen mögen, welche der Glaube des Nordens begabten Frauen verlieh, Gestalten der unsichtbaren Natur zu schauen.

„Bist Du es?" sprach ihr Mund oder auch nur ihr Blick. — Raleigh verstand den Sinn, ohne auf die Laute zu achten; er bejahte die Frage, mit Worten oder nicht — das wußte er nachher selbst nicht anzugeben — aber er stürzte die verborgene Wendeltreppe in die Höhe. Er brauchte nicht alle Stufen bis zu ihr hinaufzueilen. Harriet flog ihm entgegen, lag sprachlos einen Moment in seinen Armen, und Raleighs Rausch der Lust war zu mächtig, einen Gedanken zu fassen, während er die an seiner Brust ruhende Geliebte die letzten Stufen hinauf geleitete. Im Zimmer machte sich Harriet sanft von ihm los und flüsterte mit ihrer Sil-

berstimme: „Warum bliebst Du so lange?“ Raleigh wußte noch nicht wie ihm geschehen; er zog seinen Hut, der Strahl der Lampe traf sein Gesicht und Harriet schauderte zurück mit dem Ausruf, der alles Entsetzen zu umfassen schien: „Jesus, er ist es nicht!“

Eine Pause banger Erwartung verstrich. Raleigh trat zurück, der Urtheilsspruch war gefällt. Es dünkte ihm der Moment zu sein, worin über sein ganzes Leben entschieden war; und doch wollte er sich ermannen und die Ruhe erheucheln, die für immer entflohen schien. Aber er wankte, die Körperkraft, durch lange Anstrengung erschöpft, versagte ihm den Dienst, er lehnte sich an einen Pfeiler und kühlte die Stirn an dem kalten Ebenholz. Lady Harriet gewann vor ihm die völlige Besinnung wieder: ein Strahl der Ahnung war dem Schrecken gefolgt.

„Unglücklicher, wer bist Du,“ rief sie und zog den Stummen hervor? Sie blickte in sein von Schmerz entstelltes Gesicht, sie erkannte die Züge wieder und mit zitternder Stimme preßte sie den Namen vor: „Raleigh Losceline?“

„Ja, Raleigh Losceline steht vor Euch, Mylady,“ sagte er langsam; „es könnte ihm ein Trost

sein, daß Lady Harriet die Züge des Glücklichen, des von der Hoffnung Berauschten noch in dem tief Gebeugten wiedererkennt, wäre es nicht ein trostloser Trost, da ihm die Hoffnung fehlt."

Die Lady verhüllte ihr Gesicht und lehnte ihr Haupt auf das Kissen des Ruhebetts. Wenige Minuten der Ruhe schienen ihrer Seele neue Kraft zu geben. Sie stand auf, näherte sich dem Ritter und ergriff seine Hand:

„Raleigh," sagte sie mit einem Tone, den ein ruhiger Schmerz verklärte, „ich bin Dir untreu geworden. Ich könnte hundert Gründe anführen warum? Ich könnte sagen: nie habe ich gelebt das Herz das Dir nicht gehörte Dir zu bewahren. Ich könnte sagen: wer kann unter den Männern an Karls Hofe Treue erwarten, wenn der Liebende drei Jahre schweigt? Sagen könnte ich: ich glaubte Dich verschollen in fernen Welttheilen — aber es wäre Lüge. — Raleigh, uns ziemt es offen zu sprechen. Ich gab Dir keine Hoffnung, wenig Hoffnung mit Worten, als Du schiedest, und doch hätte Dir mein Blick mehr vertrauen können. Ich nannte Dir Probejahre, oder welcher grillenhafte Einfall mich zu thörichten Worten trieb, und doch, hättest Du da in meinem

Herzen geleſen, es lautete drinnen: ich liebe Dich. — Damals, Raleigh, o ich liebe Dich noch, wie man ein hohes edles Weſen liebt, wenn unſer Herz einem andern gehört. Raleigh, ja ich liebe unausſprechlich, ich bin beglückt, bin ſelig, und doch dünkt ſie mich kein Vergehen gegen Dich, weil ſie über die Liebe hinausgeht, die nur an ſich ſelbſt denkt. „Nun," fuhr ſie nach einer Weile fort, „ſtehe ich vor Dir, nachdem ich mein ganzes Bekenntniß abgelegt, wie es von keinem Verbrecher gefordert wird, und erwarte Dein Urtheil."

Raleigh ſtand wie ein Vernichteter, er fühlte den warmen Druck der Hand, der ihm doch nicht galt, er ſah die Geliebte vor ſich ſo innig, wie er einſt ſein Alles darum gegeben, ſie zu ſehen, und doch hätte er jetzt ſein Leben geopfert, ſie wäre wieder jene kalte, ſtolze Lady Harriet geworden, die ihn Jahre lang in banger Erwartung ſchweben ließ. Er verneigte ſich, er drückte die Hand an ſeine kalten Lippen, und ſtammelte, er müſſe ſie verlaſſen, der Platz gebühre nicht mehr ihm; wolle die Lady ihn eines Wortes würdigen, werde er morgen um Zulaß bitten. Harriet ließ ſich nicht zurückſchrecken. Sie drückte des Ritters Hand an das Herz. Sie überwand ihren Stolz und ſprach:

„Nicht diesen zürnenden die Bruſt durchſchneidenden Ton. Laß uns ſo nicht ſcheiden. In Deinen Zügen las ich, Du biſt derſelbe edle Raleigh geblieben, der ſein eigen Glück gering achtete, wenn es galt das Glück der Geliebten, der Sache, welcher Du Treue geſchworen. Raleigh! ſei mein Bruder! Sei ganz mein Vertrauter, Ich ſchwöre Dir zu: ohne Jenen hätteſt Du das heiligſte Recht auf mein Herz."

Raleigh blieb. Er drückte Harriets Hand noch einmal an den Mund und eine Thräne ſeit langer Zeit die erſte, rollte darauf.

„Du biſt müde, erſchöpft. Laß mich Dich als Schweſter pflegen, Du darfſt nicht ſo wieder fort, ich muß Balſam auf die Wunden träufeln, wenn ich es vermag. Bleibe hier, beim Schwure der Ritterſchaft, ich vertraue mich Dir wie keinem Weſen auf der ganzen Welt."

Sie leitete ihn zum Ruhebette und beide ſetzten ſich, es verging eine neue Pauſe. Beide hatten ſich ſo viel zu ſagen und keiner mochte beginnen.

„Wer iſt der Glückliche?" ſtammelte endlich der Ritter, und ſein Blick ſchweifte dabei zum Fenſter hinaus. Sie griff ihn auf. Mit Blitzesſchnelle erzeugte der Gedanke den Gedanken, ſie

stürzte ihm zu Füßen, umfaßte seine Knie und preßte die Worte in krampfhafter Angst heraus:

„Du darfst ihm nicht begegnen, Du darfst ihn nicht tödten, nicht eher weiche ich von hier bis Du mir das gelobt."

Der Ritter versuchte mit sanfter Gewalt sie aufzuheben: „Wenn Harriet Wentworth nöthig findet mir ein solches Gelübde aufzuerlegen, bin ich des Vertrauens nicht werth, das sie mir schenken will. Lady, ich bitte mich zu entlassen!"

Sie ließ von ihm los und sprach, die Stirn mit der Hand bedeckend: „Vergieb, wenn ich irre geredet; noch nie überströmten mich so viele bange Ahnungen, so viele Besorgnisse. Ich bin überglücklich, aber die Unglücklichen verlieren leicht die Besinnung. Bleib, lieber Raleigh, ganz und gar vertraue ich auf Dich. Damit alle Zweifel schwinden, alle Hoffnungen, wenn Du sie noch genährt, wisse: er ist mein Gatte. — Ein Geheimniß ist heraus, fuhr sie nach einer Weile fort, dessen Zeuge außer Dir nur der Himmel ist."

„So schnell!" sagte der Ritter vor sich hin, nach einer langen Pause des Nachdenkens. „Du erwartest den Beglückten, die Pforte war offen, er mag in dieser Stunde kommen." Dann, als wäre alle

Leidenschaftlichkeit in wenigen Augenblicken entwichen, fragte er mit weit ruhigerm Tone: „Darf ich ihn erwarten? Ich gelobe Dir, Harriets Gatte ist mir heilig.“ Sie senkte den Blick; „Zum ersten Male,“ hub sie darauf an, „muß ich erröthen, weil ich nicht so ganz offen sein darf als ich es gelobte. Beim Himmel ich möchte ihn Dir zeigen, ich möchte ihn der ganzen Welt zeigen, aber ich darf nicht. Glaube mir Raleigh, nicht Furcht daß Ihr Euch feindlich begegnet, nicht Scheu daß meine Wahl mir Unehre bringt, läßt mich Dich bitten ihm auszuweichen, er hat Gründe weshalb ihn niemand sehen darf.“

„Aber wer ist der Beglückte, soll auch sein Name mir verschwiegen bleiben?“

„Deine Brauen werden noch mehr von Argwohn runzeln,“ entgegnete sie, „wenn ich Dir sage, auch mir muß er den Namen, den er vor der Welt führt, verschweigen. Ich nenne einen, aber ich weiß daß es ein falscher ist; ich mußte die theuerste Erinnerung an einen Namen knüpfen. Was kümmert mich, welche Titel und Namen sie ihm draußen beilegen, wenn ich weiß, wer für mich Lorenzo ist.“

„Beim Himmel, Harriet,“ unterbrach sie Los-

celyne hastig, „wen liebst Du, wer wurde Dein Gatte, ist denn der Mensch so reich, daß er des Standes, Namens, der Geburt entbehren darf und doch mit dem Rest unseres dürftigen Erbtheils das Köstlichste erwerben kann?"

Das entflohene Roth, nicht das Erröthen der Scham, kehrte auf Harriets Wangen zurück. Höher richtete sie sich auf und Stolz leuchtete wieder in den großen blauen Augen: „Auch bei Raleigh Loscelyne bedarf es des Namens um zu gelten? selbst sein hoher, kühner Geist verlangt jene Schranken in denen sich die Mittelmäßigkeit bewegt? Wie ich Dich kenne Raleigh, so kenne ich ihn; kein Blättchen seiner stolzen Seele blieb mir verschlossen, ganz gab er sich mir hin, er theilte sein Alles mit mir, sein reichstes Besitzthum war sein stolzes Herz. Welch ein Bettel ist der Name dagegen, und wäre es der eines Königs?"

In den Furchen seiner Stirn, in seinem gesenkten Blick las sie keine Zustimmung zu ihren kühnen Folgerungen. „Du lobtest sonst," fuhr sie fort, „meinen scharfen Blick, mißtrau' ihm auch jetzt nicht, ich habe geprüft und strenger geprüft als je —"

„Und schwände auch," unterbrach er sie, das

ganze Meer von Zweifeln: — wie Lady Harriet einen Namenlosen kennen gelernt, wie ein Namenloser im Stande gewesen alles in ihr zu verdrängen, was ihr sonst theuer war, wie ein Namenloser, ganz ihrer würdig, ihre Hand erringen können; warum dieses geheimnißvolle Dunkel? Um Dich zu besitzen, welcher Würdige überwände nicht alle Rücksichten, wenn ein Weib so viel wagte! Harriet, in Deiner schönen Einsamkeit, in der Schönheit des Alterthums, in den Geschichten unserer Vorzeit, worin Du schwärmst, lerntest Du nicht kennen die berühmten Abenteurer, die Wüstlinge unseres Hofes? — "

„Nein!" unterbrach ihn Harriet, in ihrem Auge den Stolz des Sieges, „die lernte ich nicht kennen, aber die Männer, welche Englands Stolz sind und den Helden des Alterthums gleichen. Bei meinem Oheim Lovelace sah ich Algernon Sidney den englischen Brutus, den würdigen Russel, den edlen Grafen Esser. Ich sah die Männer, welche den Baum unserer Freiheit, den köstlichsten Stamm dieses Eilands, dessen Zweige die Stuarts behauen, dessen Wurzeln die fremde Politik untergräbt, festhalten. Du warst fern Raleigh in den Zeiten ihres Triumphes — jetzt hat man sie wieder er-

niedriget, damit ihre Namen einst heller leuchten unter Englands Heroen — aber wärst Du zu den Zeiten ihres Triumphs bei uns gewesen! Wenn ihre Namen von den Lippen des Volks zum Himmel getragen wurden. Raleigh! das waren Momente, wo die Erde zum Himmel wurde."

„Traurige zehn Jahr," murmelte der Ritter für sich, „sahen wir diesen Himmel in Englands Republik. — Harriet, Du weißt," fuhr er zu ihr fort, „ich darf die Ansichten dieser Männer nicht theilen. Doch hinweg über unsern alten Zwist in dieser heiligen Stunde."

„Nein, nicht hinweg über das Heiligste," fuhr Harriet auf mit flammenden Blicken, und riß ihn vor ein Gemälde. Sie nahm einen Armleuchter und hielt ihn an Van Dyks Meisterbild: die Kinder Karls des ersten. Dann auf ein daneben hangendes Portrait dieses Monarchen. „Sieh in die herben Züge dieses Königs. Sieh, wie sie forterbten in den jugendlichen Mienen dieses Karl, dieses Jacob, dieser Marie. Sieh, wie sie sich die Hand bieten in dem unseligen Trotze zu verharren, ein herrliches großes Volk untergehn zu lassen in den Launen ihrer Herrschsucht!" —

Raleigh konnte sich eines Lächelns nicht erweh-

ren: „Ich sehe nur schuldlose Kinder, Harriet, ohne Absicht und Gedanken als an ihre Kinderspiele.“

Die Lady griff den Ausdruck auf: „Wohl ist das ganze Leben dieses Königs ein Spiel, ein Spiel in dem er die Ehre Englands so verpfändet, wie König Richard, sein Ahn, das ganze England als Pfand versetzte. Und in ganz England giebt es keinen alten Gaunt, der mit Donnerworten seine Sünden ihm ins Ohr raunte und in die Dromete stieße, daß er aus dem ewigen Lasterschlafe erwachte. Spielende Züge sind es, aber dahinter birgt sich die Blutgier, und die Freundlichkeit gleicht der des Tigers wenn er ein Lamm belauert.“

„Sind es diese Schmähworte, durch welche er das Herz der Schwärmerin gewann?“

„Der Weg zu meinem Herzen,“ hub Harriet an, „ist die Freiheit des Vaterlandes. Diese Meinungstrennung, Raleigh, ist die einzige zwischen unseren Seelen, und doch bildet sie eine unübersteigbare Kluft. Dieß Herz ist dem Wohl des Vaterlandes gewidmet, und wie die Frauen aus der Römerzeit Portien sein durften, wäre es ihnen jetzt nur vergönnt auf dem Wege einer Montespan, Maintenon und Portsmouth ihr Vaterland zu verderben?“

Der Ritter schwieg, und sein Blick schweifte hinaus über den Garten auf die monderleuchtete Wiese. Zwei Reiter bewegten sich heran; auch Harriet hatte sie in demselben Augenblick entdeckt. Sie warf ihm einen Blick zu, den er verstehen mußte.

„Lebe wohl," sagte er, indem er sie noch einmal ans Herz drückte mit einer Inbrunst welche über die Leidenschaft hinaus war. „Würdig wärest Du die Gattin eines großen Königs zu sein; und Gott gebe, daß es ein würdiger Mann." — Er drückte ihr hastig den Scheidekuß auf die Stirn, und eilte hinaus, daß sie nicht mehr die mächtig in ihm aufsteigenden Zweifel gewahre. Noch ein Lebewohl hauchte sie ihm nach, als er die letzten Stufen der Treppe erreicht hatte, und der Unglückliche, den sie um alle Wünsche betrogen, vereinigte jetzt alle Wünsche zu dem einen, daß sie nicht das Opfer eines Betrügers geworden.

Aber die frommen Wünsche vermochten nicht einen Argwohn zu übertäuben, zu dessen Bestärkung nach seiner Meinung alle Anzeigen sich vereinigten. Er kämpfte einen seltsamen Kampf zwischen dem geleisteten Versprechen und der Verpflichtung für Harriets Wohl selbst ein ihr unvorsichtig

gegebenes Wort nicht zu achten. In ihm sprach es laut, er müsse den Mann kennen lernen, der Harriets Herz und Hand gewonnen, um von ihrem Glück sich zu versichern. Eine andere Stimme aber sagte: „Weshalb ihn kennen lernen, da es zu spät ist die Betrogene vor dem Gatten zu warnen? Ist es nicht vielleicht Rachsucht, und Neid, die mich treiben den Räuber meines Glückes kennen zu lernen?"

Mit diesen Gedanken war er bis an die Gartenpforte gekommen. Langsam band er sein Pferd los, als er bemerkte, daß es zu spät sei, unge-sehen von den beiden Reitern hinauszukommen. So war er gezwungen, in das Dunkel der Gartenmauer zurücktretend, ein Zeuge vom Eintritt des Glücklichen zu werden. Die Reiter, des Terrains kundiger als er, trabten an ihm vorüber in den Garten hinein. Der eine mußte an einer Stelle vorbei, wo der durch eine Oeffnung der Taxusmauer vorbrechende Mond auf seinen Oberleib fiel. Raleighs Blicke, wie durch einen Magnet angezogen, verfolgten jede Bewegung der beiden Männer. Sein Leben hätte er in dem Augenblicke geopfert, wäre es nicht Robert Fletchers Gesicht gewesen, das mit der Zuversicht der Freude vor sich hinblickte.

Die lächelnde Bewegung um den Mund, das ruhige Spiel des Auges, die nachläſſige Art, wie er auf dem Sattel ſaß und den Zaum regierte, alles verkündete den Mann, der ſeines Glückes gewiß iſt, und über die noch in Zweifeln befangene Welt lächeln kann. Verſteinert blieb er ſtehen, bis er beide vom Pferde ſteigen hörte. Dann vernahm er noch das Klirren der Sporen auf den ſteinernen Stufen der Wendeltreppe. Länger aber hätte ihn kein Reiz und kein Gebot zurückgehalten. Er ſchwang ſich aufs Pferd und ſprengte hinaus mit den Worten:

„Sie ward nicht betrogen, aber ich ward es zwiefach. In derſelben Stunde verlor ich die einzige Geliebte und den einzigen Freund.“

Siebentes Capitel.

Percy.
Mich dünkt, mein Antheil, nördlich hier von Barton
Ist Euren beiden nicht an Größe gleich.
Seht wie mir da der Fluß herein sich schlängelt,
Und schneidet mir von meinem besten Lande
Ein Stück aus, einen großen halben Mond.
Ich will sein Bett an diesem Platz verdämmen,
Und hier soll dann der silberklare Trent
Im neuen Bette schön und ruhig fließen.
Er soll sich da so scharfeckicht nicht winden,
Und eines reichen Landbriefs mich berauben.

Glendower.
Nicht winden? Doch er soll; ihr seht, er thut's.
Shakspeares Heinrich IV.

Wer ihn im Mondenschein dahintraben gesehn, nicht sein Pferd regierend, sondern den Launen desselben folgend, hätte glauben können, der Geist eines Abgeschiednen mache einen nächtlichen Ritt längs den bleichen Weiden der Heerstraße, und nicht der reiche Erbe der Loscelyne ziehe heim auf die Stammgüter seiner Väter.

„Giebt es vielleicht, wie die Natur Geschöpfe werden ließ, die nur bestimmt scheinen mit ihrem

Leben der grausamen Gier anderer zu fröhnen, auch Menschen, sagte Raleigh bei sich, die geboren werden zum Leiden? — Die Alten kannten ganze Geschlechter, auf denen der Fluch der Götter lastete, und es giebt Philosophen, welche eine Unvollkommenheit der Natur, ein thörichtes Spiel bei unserer Schöpfung aus dem Unglück beweisen wollen, welches das Leben von Männern verfolgte, die ein besseres Loos verdienten. Dann gehöre ich zu denen, welchen das Schicksal in ihr Schuldbuch von diesseits nichts auf die gute Seite schrieb. Von dem Jenseits berichten uns die Theologen; haarklein wissen sie dort Strafe und Belohnung, aber von der Ausgleichung im Diesseits, im Leben das wir kennen, das wir chemisch in seine Elemente zerlegen, zucken sie die Achsel. Wer nicht zu den Heroen gehört, die es sich zur Lust rechnen, mit dem Schicksal Lanzen zu brechen, wie heißt dessen Aufgabe im Leben?" —

Seine Gedanken schweiften noch einmal musternd über das ganze vergangene Leben. Dann sprach er rasch zu sich: „Mein Ziel steht mir vor Augen. Das Glück der Liebe, das Glück der Freundschaft hat mich verlassen. Was bleibt dann dem Verwaisten, als die Sache für die meine Väter

bluteten! Dem königlichen England widme ich mein Leben. Täuscht mich nicht der Blick, so müssen Ungewitter heran ziehen, ähnlich denen, welche das Königthum untergruben. Die Treue sei mein Panier!“

Von dem Gedanken erwärmt gab er, ohne es zu wollen, dem Rosse die Sporen, aber einer fieberhaften Wärme folgte bald ein fieberhafter Frost. So viele Körperanstrengungen, so viele Seelenkämpfe wirkten nachtheilig auf den Leib zurück. Bald überfiel ihn ein solches Fieberschütteln, daß er nicht länger auf dem Pferde auszuharren vermochte. Nur mit Mühe gelangte er bis zu einem einsamen Pachthofe, unfern den Vorstädten Londons. Kaum daß man ihm vom Sattel hinuntergeholfen, verlor er die Besinnung, und das heftigste Fieber übte die Herrschaft über Körper und Geist aus.

So oft Raleigh erwachte, befand er sich in einer unansehnlichen Kammer. Mit Freundlichkeit von einer der Frauen im Hause gepflegt, schien man es nicht für nöthig erachtet zu haben, ärztliche Hülfe bei ihm anzuwenden. Man hielt ihn, wie er aus einzelnen Reden schloß, anfänglich für nicht viel besser, als einen Freibeuter auf offener Straße. Dann nach dem Gutachten der milder Urtheilenden für ei-

nen reisenden Handlungsdiener. Von seinem Stande konnte niemand etwas ahnen, da, was daran erinnert hätte, beim Schiffbruch verloren gegangen war, er es aber bis jetzt beim Andrang ernsterer Sorgen nicht für nöthig geachtet hatte, den Mangel zu ersetzen. Alles jenes bemerkte er jedoch nur in wenigen lichten Zwischenräumen, denn Frost und Hitze des Fiebers tödteten das Bewußtsein, und auch selbst, wenn sie ihn verlassen, lag er in einer Starrsucht, die ihm kaum zur Hälfte erlaubte, auf das, was um ihn her vorging, zu achten. Durch die Sprache sich mitzutheilen, verbot ihm durchaus sein Zustand. Oft traten Männer mit ernsten Blicken in die Kammer, und ihre mit seiner Pflegerin gewechselten Worte deuteten darauf, daß ihnen seine Anwesenheit nicht erwünscht sei. Die Reden der Alten, wobei sie gemeiniglich auf den hülfs- und besinnungslosen Zustand des Kranken deutete, beschwichtigten sie indessen. Man sprach davon ihn fortzuschaffen. Sie aber wehrte dies ab mit der Bemerkung, daß der Transport den Tod des Kranken unmittelbar herbeiführen würde, und man beruhigte sich endlich mit der Versicherung, daß er die Krankheit doch nicht überleben werde.

Eines Tages erwachte er durch ein Geräusch

in seiner Nähe. Man schloß die Thüre seiner Kammer, welche nach einem größern Zimmer führte, zu, eine Vorsicht, die ihm ganz neu war. Da ihn die Wärterin verlassen, so erregte dieser Umstand Besorgnisse im Kranken, welche durch das Gespräch neben ihm nicht vermindert wurden.

„Seid ihr aber auch gewiß Rumbold, daß es keine Verstellung ist? die Sache gränzt an Tollkühnheit, in dem Hause, wo wir zusammentreffen einen Kranken aufzunehmen — und dicht am Zimmer, wo er uns belauschen kann."

„Seid versichert Keilling," entgegnete der Angeredete, „daß der Kranke unfehlbar ist. Ehe er zum Ausbruch kommt, liegt er unter der Erde und bis dahin starr wie eine Leiche auf ihrem Paradebett. Ich hätte ihn gewiß nicht aufgenommen, wäre ich zu Hause gewesen, aber meine alte Schwiegermutter, die eine Quäkerin ist, würde den Himmel in Aufruhr bringen, wenn ich ihn fortstieße."

Der andere schien sich zu beruhigen und murmelte nur etwas vom: auf der Hut sein, um ihn augenblicklich niederzustoßen, wenn er erwache.

Raleigh's Unruhe wuchs und mit ihr spannte sich wieder die Kraft seiner Sinne, daß er der auf-

merksame Zeuge eines Auftritts wurde, der, hätte die Natur sich so beeilen können, allein fähig gewesen wäre, ihm wieder zum vollen Gebrauche seiner Sinne zu verhelfen.

Das Zimmer füllte sich mehr und mehr, alles Männer, deren Zungen verriethen, daß es keine Neulinge in der Welt waren. Man sprach mit gepreßter Stimme, oft aber verrieth ein voller rauher Ton die in den Busen kochende Luft. Einige gaben sich als Krieger zu erkennen, andere schienen Männer des Gesetzes, die Mehrzahl dem Handelsstande oder der Klasse freier Landbesitzer anzugehören. Die Unterhandlungen hatten einen lebhaften Fortgang der gewunnenen Sprache ohngeachtet. Doch zuckte es mit unter wie ein Blitz, wenn einer der Anwesenden unzufrieden mit der zuvor ausgesprochenen Meinung die seinige kund that; dies waren die Momente, welche Raleigh über den Zweck der Zusammenkunft das meiste Licht gaben.

„Shaftsburry's eilige Flucht hat alles verdorben, was wohl und weise angeordnet war," sagte eine Stimme, welche die Rumbolds zu seyn schien, „alle unmittelbare Verbindung zwischen uns und den Lords hat dadurch aufgehört. Wenn ich mich

melden lasse, weiset mich der Thürwärter schnöde ab; wie wollt ihr das vertheidigen, Master Ferguson? — Es ist nichts mit den Aristokraten."

„Eine höchst nöthige Vorrichtung," entgegnete der Angeredete. „Um jeden Verdacht zu entfernen, darf niemand aus den Citz, der bei Hofe im üblen Geruch steht, zu den Lords, jeder Volksfreund unter ihnen ist mit sieben Spionen umgeben, und jeder Tritt wird dem Könige berichtet; dafür stehe ich für den Herzog von Monmouth."

Es entspann sich ein Streit über des Grafen Shaftsbury Flucht, hier schalt man ihn einen Verräther an der guten Sache, dort pries man seine Vorsicht. Ein Kriegsmann lachte so verächtlich in das Gezänk, daß man gezwungen wurde, ihn nach seiner Meinung zu fragen.

„So wahr ich Rumsey heiße," hub er an, „der Graf hat recht daran gethan, denn, wo kein Verlaß auf Soldaten und Officiere ist, ist der beste Feldherr verrathen. Was zauderten sie wo es galt. Der vielgeliebte Tugendheld mochte kein Blut, der Ritter Sidney keine Ritter niederhauen, und ich weiß nicht, was die andern für Gründe zum Aufschub angaben, aus dem Westen oder Osten herbei-

geholt, wo der Aufſtand noch nicht fertig wäre. Shaftsbury mochte proteſtiren, er wollte zehn tauſend wackere Burſche in London allein ſtellen, aber ſie nannten ihn einen Hitzkopf. Hol der Henker die Ariſtokraten! Es iſt kein Verlaß auf Edelleute, wo es das Wohl des Volks und der Freiheiten des Landes gilt. Der König muß ihnen bei einem Hofball den Rücken zukehren, das bringt ſie eher in Harniſch als wenn er allen Städten ihre Charten und England ſeine große nimmt."

„Aber der Herzog!" entgegnete jemand.

„Es iſt noch der beſte von ihnen, obſchon der Verachtete, weil kein ächt ariſtokratiſches Blut in ihm fließt. Die Mutter war unſers Gleichen; darum bleibt er ein halber Mann für uns und iſt ein ganzer, ſo lange ſeine Hoffnungen von uns abhängen."

„Stimmt er denn für's Raſiren der Garden?" fragte eine andere Stimme. „Neulich muſterte er ſie."

„Er hätte nichts dagegen, Oberſt Walcot," entgegnete Ferguſon; „ihn dauern nur die hübſchen ſtämmigen Burſche, die er einſt ſelbſt einexercirte, und zu dem die vielen Chriſtenſeelen. Auch fürchtet

er, es könne seinem Vater dabei etwas Uebles geschehen."

Man schwieg und murmelte. Ein anderer bemerkte: wenn einmal geschossen würde, und York hätte sich dem Teufel verschrieben, so möchten leicht die Kugeln, die ihm gelten, den König treffen. Einige schlugen vor mit Silber die Büchsen zu laden, weil der Satan nur gegen Blei Versicherung gebe. Die Officiere lachten und baten den, der es in Vorschlag brachte, seine Schottischen Grillen fahren zu lassen, wenn es Englands Wohl gelte, und Rumbold wurde angegangen, für den tüchtigsten Heuwagen zu sorgen, der den ganzen Weg versperrte, wenn er umfiele.

Ein anderer drang, vor allem die Pferde in Bereitschaft zu halten, daß man gleich nach dem Losfeuern die Flucht ergreifen könne.

„Auch vielleicht, ehe man getroffen hat?" fragte spöttisch Rumsey's Stimme. „Ich stehe, bis ich aus diesem Fenster Yorks Blut die Straße herab rinnen sehe. Mein Arm ist fest, und meine Büchse trägt gut; aber bei Gott, wenn Carl Stuart zwischen mir und dem Papisten hintritt, so warte ich nicht, sondern drücke los. Wer aber zittert, wenn es die Freiheit des Volks gilt, und mit den Augen

blinzelt beim Pulverdampf, dem rathe ich lieber vor der Expedition ſich auf und davon zu machen."

Alles dies hörte Raleigh nur Bruchſtückweiſe, indem der Lärm drinnen, ſo wie das leiſe Geſpräch der Meiſten, es auch einem mit der vollen Kraft ſeiner Sinne Begabten würde unmöglich gemacht haben, der ganzen Verhandlung zu folgen. Seine Augen hafteten feſt auf der Thür, aber das Blut circulirte heftiger und heftiger, je wilder die Vorſchläge von drinnen tönten. Die Starrſucht verließ ihn allmälig, geſprengt vom Entſetzen und dem Willen alle ſeine Kräfte aufzubieten zur Hintertreibung eines ſo mörderiſchen Complottes. Aber mit der Rückkehr der Körperkräfte verließ ihn die Beſinnung. Das Fieber kehrte ſo heftig wieder, daß, wie er nachher erfuhr, er mehrere Tage im Raſen gelegen. Auch hier waren lichte Augenblicke, ehe er ſich aber alles vernommenen erinnern konnte, und mit dem ſehr erklärbaren Zweifel fertig wurde, ob es nicht ein Traum geweſen, begann das Fieber von neuem.

Er erwachte noch einmal, vermuthlich lange Zeit nachher. Der Lärm aus der Nebenſtube ſchien nur die Fortſetzung der vorigen Verſammlung anzudeuten. Es waren dieſelben Stimmen, nur daß

man die Meinung von Wenigen bei dem allgemeinen Getöse unterscheiden konnte.

„Dort kommt Apsoff hastig gelaufen," sagte jemand, die Thür ging auf und schlug zu. Fragen bestürmten ihn, aber dem Erschöpften schien der Athem zur Antwort zu fehlen.

„Alles verloren," platzte er zuletzt heraus „durch Eure Unachtsamkeit. Es brennt im Schloß zu Newmarket. Aber der König und der Papist sind fort."

„Fort!" tönte es aus aller Munde.

„Fort hier am Rathause vorbei, und der König allein im Wagen mit York — kaum zehn Menschen darum. Es wäre ein Kinderspiel gewesen ihn lebendig zu fangen. Wir haben verspielt!"

„Tod und Hölle!" riefen einige. „Warum hast Du uns das gethan?" ein andrer.

„Das kommt, weil wir auf die Lords achteten."

„Wir eilen ihnen nach!" riefen andre.

„Etwa um mit unsern dreißig Gäulen," sagte Rumseys Stimme spottend, „den König in Whitehall zu belagern?"

Aber viele schrieen: „Ihm nach! Ihm nach!" und Raleigh glaubte an die Ausführung dieser Dro-

hang. Er strengte die letzten Kräfte an. Sie waren in der Ruhe des Bettes ihm wieder gewachsen, oder er glaubte es doch. Frei stand er außerhalb des Bettes, warf die Kleider um, und untersuchte das Fenster. Es ging auf und die Höhe war nicht bedeutend. An einem Fruchtspalier gelang es ihm, sich hinunter zu lassen, und glücklicherweise ohne bemerkt zu werden, da der Streit der aufgebrachten Verschwörer das unbedeutende Geräusch seiner Flucht übertoste. Doch sah er sich vom Hause ausgeschlossen, da die Thür wohl verwahrt werden. Zu seinem oder einem andern Pferde im Stalle zu dringen, war unmöglich, und er hielt es um so gerathner sich davon zu machen, als er jemand am Fenster glaubte bemerkt zu haben. Dunkelheit konnte ihn nicht verbergen, da es der frühe Morgen eines unfreundlichen Sommertages war. Er schritt daher, so viel seine Kräfte vermochten, nach den nächsten Gehöften, und forderte hier einen Wagen. Da man jedoch auf dem Felde beschäftigt war, konnte seinem Wunsche nicht sogleich gewillfahrt werden, und er beruhigte sich, als er mehrere Trupps Constabler und Soldaten von der Stadt her nach Newmarket vorbeieilen sah, um beim Brande Hülfe zu bringen. So war der König gesichert,

und eine Anzeige kam noch zur rechten Zeit, die nicht mehr dringende Gefahr abzuwenden. Auch sah er bei gespannter Aufmerksamkeit nichts von dem gefürchteten Trupp und schloß daraus mit Recht, sie hätten ihr thörichtes Vorhaben aufgegeben.

Achtes Capitel.

Erst sag mir Eines, Fürst, und sag es mir
Auf dein Gewissen! Hast du wirklich je
Mich für verrückt gehalten?
Tassos Befreiung.

Londons Straßen wimmelten zur Mittagszeit von den tausend Geschäftigen und Müßigen, die hier ohne Mangerdnung ihrem Gehen, der Eil zu huldigen schienen. Wagen rollten an Wagen und der am meisten der Eil bedurft hätte, Raleigh mußte in dem seinigen einer langen Reihe folgen, die ihm, der Langsamkeit wegen, ein Leichenzug dünkte. Gern wäre er hinausgesprungen und zu Fuße weiter geeilt, was ihm aber die Mattigkeit verbot. Seine Augen hatten freien Spielraum und er konnte den Gedanken Raum geben, so sehr er auch wünschte, nach dem Orte seiner Bestimmung zu gelangen.

„Dasselbe rastlose Treiben," sprach er bei sich, „ohne Ende und Anfang! So sah es in London aus,

als die Gemüther sich aufregten zum unseligen Kampfe zwischen König und Parlament, so als der Bürgerkrieg wüthete, als Cromwells dürres Zepter blutig waltete, so beim Jubel der Restauration und jetzt so, und immerdar so! Der Gewinn ist der Gott und der König, vor dem sich der Republikaner und der Royalist, der Bürger aus Englands hoher Kirche mit dem Juden, Quäker und starren Puritaner niederwirft. Welche Verschwörungen zeugte diese Stadt unter derselben gleichgültigen Miene wie heut! Eines Königs Haupt fällt und das Haupt eines ihrer Volksfreunde, man starrt, gafft, lärmt, und die Krämer schreien in ihren Laden morgen wie heut, und die Todesreden geben nur einen neuen Artikel für neue Kaufleute. Der große Brand ließ dies Babel nur herrlicher erstehen, täglich wächst die Steinmasse und das Blut unsers Adels versteinert auch vor dem goldnen Götzen. Soll denn ganz England, seine stolze Ritterschaft sich einst in die Krämergilde einschreiben lassen, um mit dem neuen England zu leben?"

Er erlaubte sich nicht zu Bekannten oder in sein ererbtes Hôtel zu fahren und Kleider und Wagen zu wechseln, sondern eilte, sobald er die geräumigen Straßen Westminsters erreicht, ohne auf den

dürftigen Anzug und die Landkutsche zu achten, dem Hôtel des Ministers zu, dem er seine Anzeige mittheilen wollte. Die reich gallonirten Diener gruppirten sich erstaunt vor dem Portale als die seltsame Caresse anhielt und ein Mann in so traurigem Aufzuge mit stolzer Sicherheit herausſprang und ihn eilends dem Grafen Sunderland anzumelden befahl.

Ein wohlbeleibter Kammerdiener mit einem schlauen Vollmondsgesicht fixirte ihn, beide Hände in die Seitentasche gesteckt, eine Weile, und sah sich dann lächelnd nach seinen Dienstgenossen um, deren Ehrerbietungen ihres Dienstgebers verstärkte wiederholen zu müssen glaubte.

„Ich will zum Grafen, ich muß zum Grafen," fuhr Raleigh mit einer Stimme heraus, welche den Mann verrieth, der wohl befugt und gewohnt war, so zu befehlen. Aber die Dienerschaft war nicht minder gewohnt, auch Männern, die in Carossen mit vier Pferden hielten, den Weg zu ihrem Gebieter zu versperren, wenn sie nicht andere Mittel und Wege ausfindig zu machen wußten, als daß sie jetzt vor dem trotzigen Jünglinge gewichen wären. Der dicke Leibdiener hielt es nicht einmal der Mühe werth, eine verneinende Antwort zu geben und als

Raleigh fortfuhr: „Es ist keine Zeit zu verlieren, da ich Dinge von der allergrößten Wichtigkeit dem Grafen zu vertrauen habe," entgegnete er ernst:

„Mein Gott! das bezweifle ich gar nicht, aber was braucht man mir das in die Ohren zu schreien, daß ich davon ein Sausen bekomme um drei Tage kein Wort zu verstehen, wenn die Supplikanten um Zulaß bei dem Grafen bitten."

Raleigh ging die Geduld aus, er trat einige Schritte näher, zog eine Guinee aus der Tasche und warf sie ihm zu Füßen, indem er dabei seine eindringlichen Worte durch eine Geste verstärkte, welche, nur in gehöriger Steigerung, auf eben die Art dem Leibdiener seine Ansicht von dem Werthe desselben, zu erkennen gab, als dieser zuvor die seinige durch das Spiel der Taschen und Hände kund gethan hatte. Er faßte nämlich mit der Linken den reich gestickten Kragen und rief ihm, während er ihn schüttelte, ins Ohr:

„War dies Deine Meinung, Schurke, so nimm es auf, was ich für Dich hingeworfen, aber rühre es nicht an, wenn Dir Dein Leben werth ist, ehe Du mich zum Grafen geführt, denn des Königs Leben steht auf dem Spiele!"

Erstaunt wichen die Zuschauer zurück. Das

Attentat gegen die gewichtige Person des Leibdieners würde die augenblickliche Hülfsleistung aller Anwesenden zuwege gebracht haben, hätte man nicht eine wahnsinnige Wuth beim Angreifer gefürchtet. Das Goldstück hatte auf dem Straßenpflaster einen Klang gegeben und Jedermann wußte was es galt. Der Diener hätte daher, auch wenn es sein Wille gewesen, ohne seiner Würde zu vergeben, den Wünschen des Ritters nicht nachkommen können; doch antwortete er, von dem ersten Sturme erschreckt, mit mehrerer Mäßigung.

„Der König wird leben auch ohne daß Ihr ihm das Leben rettet und Seine Gnaden sind ausgefahren."

„Wann kommt er wieder?" drang Raleigh heftiger in ihn.

„Früh genug für Alle, die es gut mit ihm meinen und denen er hold ist, aber viel zu spät als daß Ihr darauf warten könnt!

In dem Augenblicke rollte die offene Staats-Karosse des Grafen mit Vorreitern, Kutschern und Livree-Bedienten nach dem neusten Geschmack ausgestattet aus den innern Höfen des Hotels hervor und der Ruf erscholl: „Der Graf kommt!" Raleigh sprang auf die Seite um der Gefahr von den Vor-

reitern übergeritten zu werden, auszuweichen. Graf Sunderland, ein Mann in den besten Jahren, mit einem Gesichte von Höflichkeit geglättet, Augen die Leben strahlten und Lippen, welche die leichte Art das Leben aufzufassen und darüber wegzugehen bekundeten, saß mit übereinandergelegten Beinen in eleganter Kleidung allein im Wagen. Raleigh nahm den Moment wahr, wo die Häupter und Rücken der Dienerschaft von beiden Seiten zur Erde geneigt waren und Sunderland ihm freundlich zunickte:

„Sir," rief er aus, „um Alt-Englands Willen befehlt Eurem Kutscher zu halten. Dinge habe ich zu eröffnen, die, eine halbe Stunde später, vielleicht den Werth verlieren, den wir jetzt mit unser beider Vermögen nicht aufwiegen."

Sunderland warf einen verwunderten Blick auf den Mann, der trotz seines trübseligen Aufzuges sein Vermögen mit dem des Ministers zusammenzustellen beliebte; zugleich aber winkte er dem Kutscher inne zu halten.

„Sir," hub Raleigh an, und hielt es für gut als er den musternden Blick des Grafen bemerkte, seine wichtige Eröffnung der Nennung seines Namens nachzusetzen. „Sir, mein Name ist Raleigh

Loscelyne aus Warwickshire, ich habe Dinge der äußersten Wichtigkeit dem Staatsminister zu eröffnen. Dinge, die keine Minute Verzug leiden."

Auf der Stirn des Ministers glättete sich die Falte des Unmuthes, welche die Dreistigkeit des Unbekannten erzeugt hatte. Er fuhr, wie zur Schärfung des Gedächtnisses, mit der Hand über die Augenbrauen und beugte sich dann mit aller Holdseligkeit zum Ritter herab als wolle er ihn einladen neben ihm Platz zu nehmen.

„Ah! Sir Raleigh, ich bin entzückt Sie wieder auf festem Boden zu sehen. Der alte Sir Philipp Loscelyne ist todt, ich weiß es, Gott habe ihn selig. Sie kommen um die Belehnung der Güter von Avalon nachzusuchen. Beim Himmel, ich will mich dafür verwenden und gälte es auch meine Hofgunst; das Heroldsamt kann nichts gegen Ihre Ansprüche einwenden."

„Verzeihung Mylord, meine Ansprüche können warten, die Zeit hat keine Macht über sie; aber die königliche Sache ist in Gefahr. Ich komme eine Verschwörung zu entdecken." —

„Um Himmels Willen Alles nur keine Verschwörung! Ein so witziger Kopf wie mein Freund Raleigh giebt sich nicht damit ab, Verschwörungen

aufzufinden." So entgegnete der Minister mit einer komischen Pantomime. „Es ist die schlechteste Speculation für Westminster, da der Markt mit dieser Waare überfüllt ist. Alles, bester Raleigh, sogar Bitten um Beförderung und Belohnung für geleistete Dienste, nur keine neue Verschwörung, denn das papistische Complot steckt am Hofe noch allen im Halse."

„Sir," entgegnete Raleigh betroffen, „es ist eine offene Verschwörung gegen die Krone, eine Rotte Böswichter bedroht das Leben des Königs."

„Bester Raleigh, das sind Fieberträume! des Königs Leben ist täglich in Gefahr, wer wollte das bezweifeln? Ein Dachziegel kann ihm auf den Kopf fallen, die Themse London überschwemmen daß wir alle ertrinken; auch sind die Herzen veränderlich und die Gesinnungen, aber eine Verschwörung ist ganz aus der Mode und als Freund kann ich Sie versichern, es läßt sich damit nichts mehr in London machen."

Schon während dieser Worte hatte der Minister sich zu einem andern Supplicanten gewendet, dessen Anrede er mit gleicher Freundlichkeit, jedoch mit größerer Hastigkeit aufnahm: „Es soll darüber verfügt werden und nach Ihren Wünschen und ich

hoffe, Sir Raleigh, Sie gönnen keinem andern als mir das Vergnügen Sie bei Hofe einzuführen, aber gegen alle Verschwörungen müssen Sie dabei verschworen sein."

Ehe Raleigh die Worte sammelte, welche scharf und schneidend in das zum Pariren gewandte Herz des Hofmanns Eingang fänden, rasselte der Wagen fort. Die reich bebänderten Nachreiter sprengten an ihm vorüber, die zur Erde Gebeugten erhoben die Rücken und der gallonirte Leibdiener schritt mit einem bedeutenden Blicke an Raleigh vorbei ins Haus.

Im Galakleide stand nach Verlauf einer Stunde der Erbe der Lostelyne vor dem Zimmer eines andern Ministers. Man hatte ihm ohne Schwierigkeit die Thüren geöffnet, und während er auf das Erscheinen des Marquis von Halifax wartete, konnte sich der vielfach Getäuschte kaum einer bittern Bemerkung erwehren, wenn er auf den schweren mit Goldstickerei und reichen Spitzen beladenen Darmast seines Aermels niederblickte, dem er den schnell erlangten Zutritt allein zuschrieb. Doch ließ der Marquis, der noch eine Nachtfeier auszuschlafen hatte, die reich Geschmückten, wie die im schlichten Puritanerkleide im Vorzimmer auf ihn

Harrenden, ohne einen Unterschied zu machen, warten. Nach einer halben Stunde öffneten sich die Flügelthüren und der diensthuende Kammerdiener winkte nach der Reihe den Harrenden. Er musterte ihre Gesichtszüge. Die Erwartung, ja leidenschaftliche Spannung, wenn sie schüchtern bis zum Zittern hineintraten, die in Freude, selten in Unmuth aufgelösten Züge, wenn sie mit Sturmesschritt wieder herausflogen, den Minister im Innern verwünschend, oder zum Himmel erhebend, alles verkündete ihm nur den selbstsüchtigen Zweck ihres Daseins. Nur die Freude eines jungen Mannes trug einen etwas verschiedenen Character. Fast trunken stürzte er heraus, umarmte den Kammerdiener, drückte ihm die Hand und die Miene des Letztern verrieth daß es kein leerer Druck gewesen. Er schien den meisten Anwesenden bekannt zu sein, und, seines kümmerlich herausgeputzten Anzuges ungeachtet, herrschte eine gewisse Vertraulichkeit zwischen ihm und allen, mit Ausnahme der puritanisch Gekleideten, welche mit wenig verhehlter Nichtachtung ihm den Rücken kehrten. Während die Abgefertigten, wie glücklichere Wesen, durch die Schaar der noch Erwartungsvollen fortrauschten, verweilte er unter ihnen um sein Glück, zu groß es für sich

zu behalten, mitzutheilen. Man schien mit seinen Wünschen bekannt zu sein, denn viele Stimmen vereinten sich zur Frage: „Bist Du endlich durchgedrungen, Thomas?“

„Endlich, endlich, Freunde! Es gelingt. Genie und loyaler Sinn haben den Sieg davon getragen. — Alle Schranken fallen, so die dämonischen Kräfte zwischen mir und dem Könige aufrichteten. Victoria ist mein Losungswort. Ich stürme; wer mir nach will, fasse sich an meinem Rockzipfel.“

„Auf wann ist die Audienz festgesetzt?“ fragte man.

„Auf morgen, sowahr ich ein Poet bin und Thomas Otway heiße.“

„Und wer hat Dir endlich verschafft, wonach Du seit fünf Jahren Dich vergeblich quältest? Deine vornehmen Bekanntschaften?“

„Zur Hecate mit ihnen. Sie waren es, die mich verriethen. Indeß ich diesem Rochester, Dorset, Sedley mein loyales Herz beim Weine aufschloß, wie ein Dichter zu Dichtern, plünderten sie meine Gedanken und was sie nicht brauchen konnten, brachten die Satirici in Pamphlets und

lasen es dem Könige vor als Albernheiten von mir. Verflucht wer sich auf solche Gönner verläßt!"

„Sie verließen Dich auch häufig bei Shephard Morgens unter den Bänken."

„Nachdem sie für ein Paar armselige Flaschen Kanarienfect gleich Vampyren meinen Witz ausgesaugt hatten, da mußte ich wohl todt liegen bleiben. Nein, edle Männer, jetzt miethe ich eine Wohnung, Sommers ziehe ich auf ein Landgut, und dann will ich den Wein bezahlen, und Ihr sollt mit dem Witze herhalten. Meine Loyalität hat alles dies ins Werk gesetzt. Es lebe der König und die königliche Sache in alle Ewigkeit!"

„Dryden meinte neulich," sagte ein Anderer, „Deine letzten Prologe seien so durch und durch loyal, daß die Poesie keinen Platz mehr darin gefunden hätte."

„Zur Hölle mit Dryden! Der König ist allemal der beste Dichter und der beste Kritiker. Dem Könige gefallen meine Sachen; gefallen sie John Dryden nicht, so ist er dem Könige ungefällig. Wer dem Könige ungefällig ist, ist ein Rebell. Der König kann ihn vom Dichterthrone stoßen, und mich darauf setzen."

„Nur nicht Deines Don Carlos*) wegen, in dem er neulich einschlief."

„So wird ihn mein Errettetes Venedig wieder erweckt haben. Shakspeare war ein loyaler Mann; mit meinem Venedig bin ich wieder in die Fußtapfen des Riesen getreten."

„Aber zum — wer verschaffte Dir die Audienz? Doch nicht der Marquis, der den Shakspeare ein Ungeheuer nennt, und nur französische Tragödien sieht."

„Geht mir mit Marquis und Grafen! Ich stand lange genug in den Vorzimmern der Geheimen Räthe um den Duft der Braten zu riechen, ohne mit zu kosten. Jetzt fand ich den rechten Weg. Ich warf mich der kleinen La Guin zu Füßen, und sie ließ mich nicht liegen. Ich las ihr mein Venedig vor, ehe es gegeben wurde, und sie gab mir einen Kuß für die Rolle der Belvidera, in der sie nachher brillirte. Sie meinte England und sein König dürfe nicht die patriotischen Genies verhungern lassen. Ihr wißt, der König kann,

*) Otways Don Carlos trägt in der äußern Fabel eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Schillerschen; so ist auch die Eboli der Hebel der Intrigue.
A. d. U.

trotz der Herzogin von Cleveland und Portsmouth seiner kleinen Nelly nichts abschlagen, ob er sie schon nicht einmal zur Gräfin macht, und morgen werde ich ihm vorgestellt. Vom Marquis habe ich eben die Bestätigung erhalten."

„Bei wem?" fragte man. „In Whitehall?"

„Es geschieht nur bei Chiffinch, aber eben damit der König sich ganz ohne Gene auslassen kann. Die Nelly wird dabei sein und der Marquis auch, um die Winke des Königs zu meiner Anstellung sogleich in Kanzleiform zu bringen."

Raleigh konnte sich eines Seufzers des Unwillens nicht erwehren. Ein begabter Dichter, ein Mann, auf dessen Antlitz er, nach seinen Werken, den Ernst des Trübsinns vermuthet, erschien hier unter Leuten, die seiner spotteten, in einer Maske, ähnlich der eines Possenreißers. Der Gnade einer Maitresse des dritten Ranges sollte ein Genius die dürftige Anerkennung verdanken, welche ein unparteiisches Vaterland seinen Werken in weit höherem Grade schuldig war. Leiden, Kummer, auch Ausschweifungen hatten an den Zügen des jungen M[illegible]nes genagt, an dem nur noch der Strahl des [illegible]ges den inne wohnenden Geist bekundete. Raleigh

drückte ihm im Vorbeigehn die Hand mit den Worten der Besorgniß:

„Wird auch König Karl, der unsere vaterländischen Tragödien nicht liebt, Thomas Otways Verdienste ganz zu würdigen verstehn?"

„Der König versteht Alles!" entgegnete trotzig der Dichter, den besorgten Trost des Ritters von sich weisend. „Wer ein loyales Herz besitzt, vertraut auf den königlichen Sinn, wie die königliche Sache überall siegen muß, trotz Puritanern und Zweiflern."

An der weiteren Unterhaltung mit dem erhitzten Manne wurde Raleigh durch den Wink des Kammerdieners gehindert. Der Marquis empfing ihn mit aller Zuvorkommenheit, welche man von dem berühmten Hofmanne erwarten konnte; und doch war auf seinem von Weltklugheit und Geschmeidigkeit geglätteten Gesichte ein Schatten gelagert, der eine neuerdings gewonnene ernste Ueberzeugung zu bekunden schien. Halifax hatte im Parlamente am heftigsten die Bill, welche dem Herzoge von York die Thronfolge entzog, bekämpft; aber wie der Minister auch dadurch in der Gunst des Hofes gestiegen, entging doch dem Freunde seines Vaterlandes nicht, welche Folgen der Sieg einer

von blindem Wahn beherrschten Partei über die exaltirten Vertheidiger der Volksrechte haben könne. Er suchte deshalb, aber zu spät und mit zu schwachen Kräften, die Partei der Mäßigung und Unparteilichkeit zu ergreifen, eine Maßregel, die ihm bei dem erhitzten Zustande der Gemüther das Vertrauen aller derer entzog, welche in solchen Zeiten mit ihren Declamationen nichts heftiger, als die sogenannten halben Maßregeln verfolgen.

Raleigh trug in aller Kürze dem Minister vor, was er Sunderland bereits ohne Erfolg mitgetheilt hatte. Kaum aber vernahm Halifax das Wort Verschwörung, als seine Gesichtszüge sich verfinsterten. Nachdem der Berichterstatter geendet, stand er auf, maß das Zimmer mit einigen Schritten und redete den Ritter in einem Tone an, dessen dieser sich von dem aufmerksam zuhörenden Staatsmanne nicht gewärtig war.

„Junger Mann! haben Sie ernstlich überlegt, welche Folgen Ihr leichtsinnig hingeworfenes Wort für ein blühendes Reich haben kann? Wollen Sie auf Ihre Schultern den Fluch der Tausende laden, welche eine neu entdeckte sogenannte Verschwörung in den Abgrund mit sich reißt? — Sie sind ein Tory, aus einer Familie, deren erstes Gesetz es ist,

die wenn auch ehrwürdigen, doch schwärmerischen Grundsätze einer chevalereskeu Treue gegen alles was Königlich heißt, durchzuführen, auch wenn ganz England dabei zu Grunde ginge. Haben Sie mit Ihrem Gewissen, mit Ihrer Ehre abgeschlossen, Hirngespinnste einer Parteiansicht als Hochverrath gegen König und Vaterland vorzutragen?"

„Sir!" entgegnete Raleigh mit dem Tone der gekränkten Unschuld, „ich habe Thatsachen berichtet."

„Jede Handlung, jede Aeußerung gestaltet sich da zu einer That, wo man Verbrechen erblicken will," — entgegnete der Minister. „England ist in zwei Factionen getheilt, von denen jede gerade das will, was die andere als Todsünde verabscheut. Seine edelsten Häupter stehen auf beiden Seiten, und wäre die eine so mächtig, daß sie nichts bei der Aufrechthaltung ihrer Grundsätze zu scheuen brauchte, müßte das andere halbe England sein Haupt auf den Block legen und England würde verbluten. Englands Wohl ist, daß seine uralte Verfassung keinem Wahne zu herrschen erlaubt und seine Gesetze an den Buchstaben bindet. Sind diese Stäbe zerbrochen, und wüthet jener Gießbach des Wahnes, dann reißt er die Bollwerke um, die unser glückliches Eiland gegen das tobende Meer schützen.

Die Elemente zu jenen Verschwörungen sind in dem entgegengesetzten Willen der unterdrückten Partei immer vorhanden; aber wehe wer eine solche Verschwörung aufdecken will um Wuth und Wahn zu wecken. Der Friede, die Ruhe, die wir mit Mühe festhalten, entweicht, und aus dem Factionenkampf ersteht der eherne Riese des Despotismus, sei es unter der Maske der Loyalität oder des fanatischen Republicanismus."

„Sir, das sind Grundsätze, deren Werth ich als Unterthan des Königs nicht beurtheilen kann."

„So jung, so edle Züge, und schon so verstockt im Parteigeist!" rief der Marquis aus. „Treten Sie auf als Denunciant, ich zweifle nicht, es wird Ihren Freunden gelingen eine Verschwörung zu beweisen, deren Zweige sich gerade so weit erstrecken, als die Kräfte der siegenden Faction reichen, ihre Feinde zu vernichten. Ihre Partei hat gesiegt, ihre blutdürstigen Häupter verlangen nach Opfern. Wollen Sie, Sir Raleigh, der Mann sein, der die Lunte auf die lang gelegte Mine wirft, wohlan so starren Sie nicht vor dem Erfolge. Die edelsten Männer Englands mögen fallen, denn sie hegen vielleicht dieselben Gedanken wie Ihre Verschwörer und es gäbe keine Juristen, keine Zeugen

in England, würde ihnen nicht die Absicht und eine Handlung erwiesen, die vor den vom Hofe bestellten Jurys als Hochverrath gelten. Wenn das Blut von Englands Blüthe über Ihr Haupt kommt, wenn der ehrliche Bürger, wenn die Buben auf den Gassen auf Sie mit den Fingern weisen und sich zurufen: Der gab die Freunde des Volks an, auf dem klebt dieses Edlen Blut, auf ihm das Unglück jener Familie! werden Sie dann sich noch stolz in die Brust werfen, mit dem Bewußtsein das Vaterland errettet zu haben?"

„Sir, Sie reden von der Blüthe Englands, von seinem Stolz, von seinem Adel, ich von einer niedrigen Rotte Verschwörer. Deren Blut, wenn es dem Gesetze verfällt, will ich als Engländer, als Unterthan auf mich nehmen. Ich beharre in meiner Aussage, da es des Königs Leben gilt und den Umsturz unserer Verfassung."

Der Minister veränderte den warmen Ton in ein ironisches Lächeln, der Mensch, der in jener väterlichen Ermahnung hervorgeblickt hatte, verwandelte sich wieder in den abgeschliffenen Höfling: „Hätte Sir Raleigh England zur Zeit des papistischen Complotts mit seiner Anwesenheit beehrt, würde er wissen, daß es auch damals des Königs

Leben und den Umsturz des protestantischen Englands galt, beides Absichten, von denen man jetzt unter allen wahrhaft loyal Gesinnten der Meinung ist, daß sie nur in dem Gehirn der Delatoren entsprungen sind. Uebrigens habe ich als Präsident des Conseils nichts mit den Angebern zu thun, und muß Sie, Sir Raleigh, wie leid es mir auch thut Ihnen nicht persönlich gefällig zu sein, an den Staatssecretair Jenkins verweisen. Er wird Ihre Angabe zu Protocoll nehmen lassen."

Der Minister neigte sich mit gnädiger Herablassung und Raleigh durfte nicht länger zögern. Er stürzte durch die Schaar der Harrenden hindurch und wessen eigene Gedanken ihm Zeit ließen auf den Fremden zu achten, mußte die Bemerkung machen, daß auf dem Gesichte von keinem der Entlassenen so die Täuschung sich ausgesprochen habe.

„Angeber! Ein Angeber!" rief Raleigh, als er die Treppe hinunter in seinen Wagen eilte. „Meine ritterlichen Ahnen würden vor dem Namen geschaudert haben. Ich darf den Vorwurf nicht ganz ablehnen, aber ich handle recht, ich gehöre nicht zu jenen Verworfenen aus der römischen Kaiserzeit, welche die Tugend um des Gewinns willen ver-

riethen. Ich entdeckte für den König eine schwarze That und keine Pflicht band mich an die niedrigen Verräther. Es ist schwer, im Bürgerkriege immer die menschlichen Tugenden zu üben und gerecht zu scheinen, aber im Recht kann der Edle bleiben, wenn er dem einen Panier mit unverwandten Blicken folgt." —

Als er die Treppen in Jenkins Hause hinaufstieg, kam ihm Jemand entgegen, den er schon mußte gesehen haben, ohne sich zu erinnern, wo dies gewesen. Der Heruntersteigende senkte die Blicke, indem er an Raleigh streifte, wandte den Kopf aber noch einmal nach ihm um, als er einige Stufen unterhalb war. Da Raleigh dieselbe Bewegung machte, trafen sich ihre Blicke, und jeder konnte eine Röthe auf dem Gesichte des andern bemerken. Beide eilten in verkehrter Richtung auseinander und der Ritter wußte, es sei das Gesicht jenes Verschwörers gewesen, der ihn beim Entkommen aus dem verdächtigen Hause vom Fenster aus durfte bemerkt haben.

Beim Staatssecretair herrschte eine große Unruhe. Raleigh wurde zwar sogleich nach Nennung seines Namens vorgelassen, der Minister war aber so mit Gedanken und Aufträgen beschäftigt, daß er

ihm nur flüchtig das Ohr lieh. Während der Ritter unter Voraussendung des Umstandes, daß ihn der Marquis von Halifax hierher gewiesen, seine Wissenschaft berichtete, schwebte ein Lächeln auf Jenkins Wangen, welches dem des Zweifels zu gleichen schien. Er nickte wohlgefällig mit dem Kopfe und konnte kaum die Endschaft des kurzen Berichtes abwarten, als er mit einer höflichen Verneigung den Ritter fragte:

„Und das ist Ihre ganze Wissenschaft, Sir Raleigh? — Dann muß ich bedauern." —

„Beim Himmel, eine Wissenschaft, die eines Königs Leben wiegt und den Frieden einer Nation, sollte wichtig genug sein."

„Ganz gewiß," sagte Jenkins, indem er ein Protocoll von dem grünen Tische aufnahm, „das besitzen wir indessen alles schon zu Papier, und weit genauer, indem Sie, Sir Raleigh nur einen einzelnen Aktus behorcht haben, und nicht einmal die betreffenden Personen recognosciren können. Hier haben wir eine Aussage, die über das ganze Complott, sein Entstehen und Fortschreiten mit den Namen sämmtlicher Verschwornen Licht giebt. Herr Keiling, der ihnen eben begegnet sein muß, hat so vollständig denuncirt, daß es mir in der That wehe

thut, die Belohnung für einen so wichtigen dem Staate geleisteten Dienst, einem so loyalen Hause wie das Ihre nicht zuwenden zu können."

Raleigh blickte entrüstet vor sich hin über die Deutung welche der Minister seinem Benehmen gegeben. Dieser verstand seinen Blick wiederum falsch. Er zog ihn bei Seite und flüsterte ihm zu:

„Als Freund Ihres Hauses könnte ich Sie auf ein anderes Verfahren hinweisen. Der Schurke der zum Verräther an seiner Sache geworden, hat, wie Sie hier lesen können, nur Mittel angegeben, gegen die Schufte seines Gleichen zu verfahren. Daran ist natürlich der Krone wenig gelegen, wenn sie nicht die Häupter der Faction mit in die Schlinge ziehen kann. Je vornehmere Zeugen, um so besser. Können Sie neue Beweismittel gegen die Bedeutenden auftreiben und Umstände angeben, von denen Keiling kein Wort gesagt hat, so läßt sich die Sache noch immer zu Ihren Gunsten bei Hofe vortragen; um so mehr als man Belohnungen lieber Cavalieren von erkannter Treue als Galgenvögeln zuwendet, die sich auf der letzten Staffel besinnen und umdrehen."

„Sie irren sich in mir," sagte Raleigh mit stolzem Blick, verneigte sich und eilte davon, ohne

es werth zu halten, gegen die Vermuthungen des Ministers seine Tugend zu vertheidigen. Jenkins begleitete ihn bis zur Thüre und entließ den Denuncianten mit dem lächelnd freundlichen Blick, mit welchem er seinem Berichte zugehört hatte.

Neuntes Capitel.

Es floß viel Blut von beider Heere.
Ehn' daß der Sieg entschieden wäre.
Jungfrau vom See.

Auch Robert Fletcher war in London angekommen. Wiewohl sein stattlicheres Aeußere, die noch immer vollen Wangen, der klare Blick der dunkeln Augen, auf mehreres Glück schließen ließen, als es dem Freunde bei der Heimkehr ins Vaterland begegnet war, so sagte doch ein Etwas in seinen Zügen, daß er unzufrieden war, und daß die Erwartung noch den größten Theil jenes Glückes umschließe. An einem trüben Novembertage pochte er an den Messingklinker eines stattlichen Hauses. Man öffnete, und es gelang ihm bald, den Zutritt zu dem Bewohner zu erlangen. Er hatte sich Salton genannt, ein Name, auf den der Besitzer, ein freundlicher Mann, sofort dem meldenden Diener den Wink gab, den Fremden einzulassen.

In seinem mehr gemächlich als prachtvoll ausgeschmückten Wohnzimmer saß der Dechant Tennison, vertieft in einen Folianten, während neben ihm Miß Annen eine weibliche Arbeit beschäftigte. Er blätterte im Buche ohne zu lesen und nahm die Brille ab:

„Salton! ein Name, der nichts sagt, da es so viel Saltons giebt, als Menschen. Wir haben ja wohl drei Pachter dieses Namens."

„Ich glaube, lieber Oheim," entgegnete Miß Anna. „Aber die Saltons im Norden würden, meine ich, mit dieser Verwandtschaft wenig zufrieden sein."

Indem trat Robert Fletcher, nachdem er den, seinen Kriegsrock verhüllenden, Mantel im Vorgemach abgeworfen, über die Schwelle. Der Dechant hatte von Jugend auf den Kriegsrock wenig geliebt. Mit vielen Sorgen und nicht immer auf den geraden Wegen eines unerschrockenen Geistlichen, hatte er sich während der Bürgerkriege von der Gemeinschaft mit den Söhnen des Mars frei zu halten gewußt. Er liebte den Despotismus nicht von der Wiege an; ja hatte sogar in der Jugend Reden für die Freiheit geschrieben, die er jetzt auf Gefahr seiner Seeligkeit würde verleugnet haben. Aber seit

der Zeit der gewaffneten Parlamenter, seit er Cromwells Dragoner gesehen und selbst nur durch den Einfluß seines Bruders vor den Verfolgungen sicher geblieben war, hatte der Dechant mit der tödtlichen Furcht einen tödtlichen Haß gegen Alles eingesogen, was nach der Herrschaft der Waffen in England schmeckte, oder auch nur drohte, irgend dahin zu führen. Jede freie Rede im Parlamente schreckte ihn aus seiner Ruhe auf, und wenn er einen alten Major aus des Protektors Heere mit finsterm Gesichte und langem Schwerte uber die Straße schreiten sah, schien ihm die Wolke aufzuziehn, welche das nahende Gewitter des Bürgerkriegs bedeute.

Er fürchtete die Soldaten; Robert Fletchers Anblick als Soldat war ihm aber noch unangenehmer, als der auch des furchtbarsten Kriegers aus der verhaßten republikanischen Zeit. Einen Augenblick überkam ihn die frühere Besorgniß, der Besuch könne doch noch einen Angriff gegen den Prälaten bedeuten, obgleich er sich schon im nächsten des Gedankens schämte. Dann aber drängten sich alle die für ihn wirklich peinlichen Gedanken, welche ein Zusammentreffen mit dem Ritter überall und zu jeder Zeit begleiten mußten, als daß er zu der gewünschten Ruhe hätte zurückkehren können. Um

indessen wenigstens die vorige Bequemlichkeit wieder zu gewinnen, nöthigte er den Gast, ehe er ein Wort über die Lippen gebracht, mit der Hand zum Sitzen und sank selbst in den Armsessel, aus dem ihn die Erscheinung des Kriegers aufgeschreckt hatte, eher zurück, als Robert den Sinn der einladenden Bewegung wahrgenommen.

Robert stand, und ihm gegenüber stand Miß Anna. Die Handarbeit war ihr entfallen und ihr Bologneser klaffte den Ritter an, aus dessen starr auf seine Herrin gerichteten Blicken er einen Angriff auf dieselbe vermuthete. Robert hatte sich tausendmal gelobt, die Jugendgespielin, an die ihn so heilige Rechte banden, ohne Zaudern in die Arme zu schließen, um durch Kühnheit alle die Zweifel und Bedenken zu überwinden, welche gegen ihre Verbindung aufzusteigen drohten. Aber jetzt, im Augenblicke, wo es galt, stand er so kalt und festgebannt da, wie sich der Ritter es nie vergeben, wäre es vor einer Französischen Redoute, wenn zum Sturm geblasen ward, geschehen. Die Röthe, die Annen überzogen, ihre gesenkten Blicke hatte er nicht bemerkt. Sie hatte sich gesammelt, während er noch den Kampf mit dem klaffenden Schooßhunde bestehen mußte. Lächelnd folgte sie dem Beispiele ihres

Oheims und warf ihm, indem sie die Stickerei wieder aufnahm, einen Blick zu, den er wohl bemerkte, ohne im Momente fähig zu sein, den Sinn zu rathen. Sie winkte ihrem Schooßhunde und der Dechant hatte sich indessen erholt. Seine hervorgestoßene Frage: „Man meldete mir einen gewissen Salton, und ich sehe Herrn Robert Fletcher vor mir?" riß auch den Ritter aus der Verlegenheit.

„Ja, Sir, ein Name auf den ich Anspruch habe. Seit mein Vater gestorben, glaube ich mich Robert Fletcher von Salton nennen zu dürfen."

„Aber gehört es auch zu den gottseligen Regeln der puritanischen Jugend sich unter fremden Namen — ich sage nicht fremden Namen, lieber Sir Robert, aber es war doch ein jesuitischer Kunstgriff — in friedliche Häuser zu schleichen?" —

„Ich wußte nicht, daß ich es nöthig hätte, mich in Sir Alexander Tennison's Haus zu schleichen," erwiederte Robert, ohne eine flüchtige Röthe der Beschämung unterdrücken zu können, da er allerdings fühlte, er war, wenn auch nicht eingeschlichen, doch vermittelst einer Ueberraschung eingedrungen. „Zudem — fuhr er mit mehr Entschlossenheit fort — trifft mich die puritanische Benennung

nicht, da ich mich keinesweges zu dieser Secte rechne."

Das wol'n wir gleich probiren, sagte der Dechant und ein Strahl der Freude verbreitete sich über sein Gesicht. „Wenn ein verlornes Schaf zur Heerde heimkehrt, — womit ich übrigens kein Gleichniß zum Nachtheil meines ehrenwerthen Gastes aufstellen will, — ist, wie Sir Robert weiß, im Himmel viel Freude. Es kann mir ja keine größere Lust werden, als wenn der Sohn eines so eingefleischten Sectirers in sich geht und in den Schooß der Mutterkirche zurückkehrt. Darum, lieber Sir Robert, heraus mit der Sprache: was brachte Euch zur Erkenntniß der Wahrheit? Wenn vielleicht meine kleine Abhandlung über die Ordination der Bischöfe dahin wirkte, so kann ich wohl sagen, daß ich seit jener Zeit Stoff sammelte, mit welchem und unter Gottes Hülfe die neue Auflage ein anderes Werk werden soll. Wo Ihr noch zweifelt, helfe ich gern nach."

„Ich muß bekennen, daß ich deshalb nicht hieher kam," entgegnete der bedrohte Jüngling. Der Prälat ließ sich aber dadurch nicht irre machen.

„Aber die Vorsehung führte Euch in meine Hände, und jetzt lasse ich Euch nicht hinaus, bis

alle Irrlehren zuvor zur Thüre hinausgegangen sind."

„Sollte dies aber die gelegene Zeit sein? — Die Anglikanische Kirche hat gesiegt, auf allen Heerstraßen trifft man irrende Prediger der Nichtconformisten, und von den Kanzeln, wo sie vertrieben, schallen Loblieder darüber zum Himmel, als hätte England seine Nationalfeinde besiegt. Was nützt es da, ob ein Einzelner sie für die einzig wahre Kirche hält!"

„Was dies nutzt," rief der Dechant eifrig aus. „Was nützt es, wenn der Gärtner das Unkraut aus einem schönen Garten ausjätet? Dem Stechapfel hat er das Haupt gebrochen, den Schierling und die Nessel weggeschafft, was soll die Dorne dann unter den Blumen stehn bleiben? Einem Beet hoher Lilien gleicht die bischöfliche Kirche, so alle in gleicher Schönheit und Weiße ihre Kelche gen Himmel erheben. Da dürfen die Tulpen nicht dazwischen funkeln, und die Mohnblumen nicht die weißen Strahlen beflecken. Jetzo ist der Zeitpunkt gekommen, wo die Gärtner bald ihr Werk vollendet haben; immer höher und höher hebt sich die Kirche, vom Himmel und vom Throne kommt das Gedeihen und die Zeit ist nicht fern, wo der Garten

so rein ist, daß sich die Gärtner niederlegen können und ausruhn von den vielen Arbeiten im Weinberge des Herrn."

Der Dechant hielt inne; die Durchführung des poetischen Gleichnisses hatte ihn in Feuer gebracht, er fühlte, daß die Wirkung bei seinem Zöglinge nicht von gleicher Größe gewesen und änderte den Ton zu der seiner Leibesbeschaffenheit weit zuträglichern Ruhe.

„Ich rede nicht davon, daß wir uns schlafen legen wollen, aber die Zeit der Anstrengungen muß denn doch einmal vorübergehen, da Niemand bei menschlichen Kräften es aushält immer zu arbeiten. Es mag jetzt grausam erscheinen, die Vertreibung und auch wohl Verfolgung der vielen Prediger, ich fühle gewiß ein christliches Mitleiden, wenn ich daran denke, wie sie bei Nacht und Nebel wandern müssen und der andern Bequemlichkeiten entbehren, aber sie haben es ja selbst verdient, wenn sie des Nachts predigten und noch dazu auf den dunstigen Moorwiesen in Schottland, auf denen, wie mir Doktor Burnet neulich sagte, ein kerngesunder Mensch contract werden kann, wenn er nur eine halbe Stunde drauf steht, geschweige denn drauf liegt und sechsstundenlange Predigten halten oder anhören muß.

Und dann die schlechte Kost, Haferbrot und den schottischen Whisky, daß man nicht begreift, wie sich der schottische Presbyterianismus erhalten kann. Der Mensch soll zwar nicht der Belohnung wegen Gutes thun, aber wenn gar kein Unterschied ist, alles magere Pfründen und man niemals Aussicht hat Bischof zu werden, so muß man doch gestehen, daß dies keine Aufmunterung giebt. Und wenn ein Prediger nicht mehr ist als der andere, so begreift man nicht wie Leute von Familie ihre Kinder in diese sogenannte Geistlichkeit können eintreten lassen."

Robert nickte mit dem Kopf, weil er sich ganz und gar nicht aufgelegt fühlte, die Ansicht des Prälaten zu bestreiten. Dieser sah darin aber nur eine Aufmunterung in seiner Bekehrung fortzufahren:

„Was haltet ihr nun von der Ordination der Geistlichen, Sir Robert? Wird uns in ununterbrochner Reihe von den ersten römischen Bischöfen die erforderliche Weihe und Kraft mitgetheilt, oder wer hat die Macht zu ordiniren?"

Robert in der Meinung, der Dechant wolle ihn prüfen, ob ihm etwa papistische Grundsätze anklebten, denn als solche waren ihm, so viel er sich

erinnerte, in der Jugend jene Lehren bezeichnet worden, erwiederte hastig:

„Gewiß haben unsere Geistlichen nichts mit Rom zu thun, und ich meine, wer dazu Beruf hat und ein Examen macht, kann sich ordiniren lassen, oder was dazu gehört, wo es ihm einfällt, ohne an die Reihe der römischen Bischöfe zu denken."

„Verdammter Sectengeist!" rief der Dechant aus, voll Aerger seine Dose mehrmals öffnend und zuschlagend, „das ist ärger als puritanisch; Ihr seid ein Quäker, — ein Quäker, Sir Robert, am Ende selbst ein Prediger, so ein Prediger von denen jeder, wenn es ihm beliebt, auf eine Tonne steigt und predigt. Aber seid überzeugt, wenn auch jetzt der Herr William Penn es dahin gebracht hat, daß man diese groben, unhöflichen Gesellen mit ihren runden Hüten, die vor niemand den Hut abziehn, für den Augenblick in London duldet, so wird unsere Kirche es schon dahin bringen, daß sie den Hut abziehn müssen und nicht jedermann mit Du anreden."

„Da sei der Himmel vor, daß ich ein Quäker bin, rief der Jüngling, indem er an sein Schwert schlug, oder gar ihnen eine Predigt vorquäken soll, und um Euch zu beruhigen, so habe ich selbst ein-

mal im Weinrausch einem solchen Quäkerischen Krämer den Hut vom Kopfe gestoßen, als er meinte es sei wider des Herrn Gebot ein langes Schwert zu führen."

Der Dechant lächelte: „Schon gut, lieber Sir Robert, das wäre übrigens nicht das Schlimmste an den Leuten, daß sie keine Soldaten werden wollen, die sich manchmal ganz ungeberdig gegen stille Geistliche aufführen. Nun, was die Ordination betrifft, so gebe ich Euch dies Büchelchen zum Studiren, und wir wollen uns darüber beim nächsten Besuche unterhalten; aber was an den Leuten auszusetzen ist, das sind ihre grauen Röcke und die Betstuben, die nicht viel besser sind, als unsre Schafställe. Und kein einziger mag singen! keine Responsorien! a propos was haltet Ihr für die wesentlichsten Grundstücke unserer kirchlichen Formen?"

Miß Anna hatte schon lange die Nadel still gehalten und, zuerst mit schalkhaftem Blicke, dann nicht ohne mitleidige Besorgniß den so unfreiwillig zum Examen gezogenen Examinanden betrachtet. Sie sah auf Roberts Stirn Angst und Unwillen streiten, sie merkte, daß die nächste Antwort des ungefügigen Schülers ihren, von eitlem Wahn befangenen Oheim nur zu unangenehm und schnell ent-

täuschen möge, und es galt ihr jenen Wahn, wenn er auch nicht unmittelbar zur Erreichung ihrer Wünsche führte, doch zu erhalten.

„Bester Oheim, fiel sie daher dem Dechanten schnell ins Wort, Sir Robert scheint auf einem Geschäftsgange begriffen, wie ich an seiner Ungeduld bemerke. Oder vielleicht ist er zu einem rendez-vous bestellt, da seine Halskrause von den feinsten Genter Spitzen, und die Schärpe in einen Liebesknoten verschlungen ist. Da wäre es unbillig ihn noch länger aufhalten wollen, und auch Euch, lieber Oheim, greift, wie Ihr wißt, das viele Reden an. Ihr würdet daher ein gutes Werk thun, wenn Ihr dem Ritter erlaubtet, zu einer andern Stunde wiederzukommen, um in den Artikeln, wo er noch nicht fest ist, Eurer Belehrung sich zu erfreuen."

Robert murmelte einige Worte von Dank für ein solches Anerbieten und auch der Dechant fühlte sich geschmeichelt, der Lehrer eines so verstockten Sectirers zu werden. Man erhob sich, Sir Alexander hielt es doch noch für nöthig, den Zögling mit einer Rede zu entlassen, welche den heut vom Ansehn der hohen Kirche empfangenen Eindruck noch einmal auffrischen sollte.

„Gewiß, mein lieber Sir Robert, die Anglika-

nische Kirche wird sich heben und bestehen, wenn wir festhalten an den Wohlthaten der Restauration. Alle die Jugendträume von eignem Willen und Freiheit führen doch nur zu Streitigkeiten, und am Ende zur offenen Rebellion, weshalb es besser ist bei dem, was wir einmal geschrieben vorfinden, festzuhalten, wo dann alle die unnützen Sorgen und Zweifel, die in unserer Ruhe uns stören, wegfallen. Ob König Karl ein Katholik ist, wissen wir ja nicht, aber wir wissen, daß er gelobt hat die hohe Kirche zu schützen, er hat sie geschützt und die gefährlichen Secten vernichtet. Unser Glaube blüht, wir haben alle Kanzeln in London und im Lande inne, die Religion ist gar nicht in Gefahr; so können wir mit Ruhe die Gaben des Herrn genießen und dem Könige unbedingten Gehorsam geloben, weil er uns die Sorge abnimmt uns gegen die Neuerungen zu vertheidigen."

Robert, der um nichts weniger gekommen, als über seine dogmatischen Ansichten examinirt zu werden, blieb kein Ausweg als den Hut zu ergreifen um sich zu beurlauben. Er strich die Federn auf demselben zurecht, und nachdem der Dechant die Einladung zu einem zweiten Colloquium ausgesprochen, murmelte er etwas vor sich hin, daß er

in andern Absichten und mit kühnen Hoffnungen ins Haus getreten sei. Wider Erwarten faßte der Prälat die Worte entgegenkommend auf und mit einem bedeutungsvollen Drucke der Hand sagte er:

„Ich errathe, weshalb? Unsere verschiedenen Ansichten sollen kein Hinderniß sein, uns wie Vater und Sohn zu besprechen, doch dürfen wir wohl dabei keinen Zeugen haben."

Wie pochte Roberts Herz als er mit einem gewissen Lächeln freundlich der Nichte winkte das Zimmer zu verlassen. Miß Anna schwebte hinaus, und jetzt ergriff der Geistliche mit einem so väterlichen Drucke des jungen Mannes Hand, indem er ihn zu einem Schranke führte, daß die Wärme der Hoffnung seine Adern durchzückte.

„Wir sind jetzt allein Sir Robert. — Ich beobachtete Euch, seit wir uns zuerst sahen, wegen des Gegenstandes; aber es freut mich recht sehr, daß Ihr es waret, der davon anfing. Ja, ja, mein Bruder und Euer Vater hatten manchen Verkehr mit einander; jetzt mögen sie drüben abgeschlossen haben. Mein Bruder ließ mich auf dem Todesbette als Vormund seiner Tochter zurück. Als solcher habe ich viele Pflichten, die mich aber nicht

hindern sollen, die väterlichen Gesinnungen meines Bruders gegen Robert Fletcher zu theilen."

„Edler, würdiger Mann!" rief dieser mit Wärme aus. „Doppelt willkommen erscheint mir im Augenblicke dies Geschenk — denn als solches muß ich es ansehn, was Ihr dem vaterlosen, dem halb Geächteten darbietet. Auch mich verlangt nach der Ruhe in der Heimath. Mit dem Besitz eines theuren Wesens finde ich im häuslichen Glück den festen Anhalt, der uns das Etwas zeigt, wofür wir unser Blut opfern sollen. Verrätherische Anschläge umgaukelten mich; ich wies sie zurück, ohne Kraft zu besitzen ihnen für immer zu widerstehn. Weiset mir einen Heerd an, und aus dem irren Krieger wird ein Ehrenmann."

„Wie ich dazu kann behülflich sein" — sagte der Dechant, indem er aus mehreren Fächern Papiere hervorsuchte. „Sehn Sie, lieber Fletcher, alles dies sind Schuldscheine, unverkennbar von der Hand Ihres Vaters ge- und unterschrieben. Hier 500 Pfund, — hier 1000 Pf., — wieder 800 Pf. Die kleineren habe ich unter diesem Bande. Auch anderwärts finden sich Schuldnotizen zerstreut und nirgends eine Quittung. Es würde schwer werden, aus den 5 bis 6000 Pf. die Wiederbe-

zahlung auch nur von 100 Pf. vor Gericht zu belegen, aber, lieber Sir Robert, da sein Sie außer Sorgen. Alle diese Papiere will ich sorgsam verwahren; dann werde ich mir noch einen Generalschuldschein von Ihrer Hand ausbitten, wovon Niemand etwas wissen soll, und nun mag die Schuld liegen bleiben, bis Robert Fletcher von Salten in Ost- oder in Westindien, oder, wenn es sein muß, in des Königs Heere so viel erworben hat, daß er mit vollem Beutel an die Thüre des Dechanten, oder vielleicht dann auch nicht mehr des Dechanten, Alexander Tennison pocht, und mit anderer Miene Einlaß begehrt, als dies heute geschehen."

Noch auf dem Flure dröhnte es Robert in den Ohren, wie der Dechant, nachdem er die Papiere sauber zusammengerollt, mit holdlächelnder Miene die Schrankthüre zuschloß. Kaum sich besinnend, wie er die Treppe hinuntergekommen, warf er den Federhut mit Ungestüm zu Boden und hätte im Aerger darauf treten mögen:

„So verspottet zu werden! die Spielpuppe des feisten Prälaten! mich zu katechisiren wie einen Schulknaben! wo ich als Brautwerber komme, auf heilige Versprechen gestützt, mir die Schuldscheine

meines Vaters zur Unterschrift vorlegen! Ich möchte das Haus mitsamt der Ordination der Geistlichen in die Luft sprengen, weil ich zu alle dem wie ein Lämmchen still gesessen."

Er riß die Hausthür auf, schleuderte, ehe er sie wieder zuschlug, das ihm mitgegebene Tractätchen auf den Flur zurück, und stürmte in die Straße. Ein Bettler sprach ihn um eine Gabe bei Gottes und eines Christen Barmherzigkeit an.

„Dort oben bettle, — rief er ihm zu, auf Jennisens Wohnung deutend — wenn Dir an Gottes Segen und dem seiner Kirche etwas liegt. Meinem Allmosen klebt der puritanische Fluch an."

„Ich will es drauf wagen, Sir!" entgegnete der dreiste Bettler, indem er mit einem schlauen Blicke aus den unnatürlich dicken Augenbrauen hervorschielte. Noch hatte Robert ihm den Rücken gewandt, als ein Schwall biblischer Sprüche und frommer Aufforderungen zur Mildthätigkeit aus dem Munde des Bettlers strömten. Mehr verwundert über das Gedächtniß des Mannes, als von seiner Noth gerührt, warf ihm Robert ein Silberstück hin, ohne sich um den Dank bekümmern zu wollen. Der Beschenkte beugte sich bis zur Erde, und

dennoch lag in seiner demüthigen Bewegung etwas Persiflirendes.

„Einen Schilling!“ — rief er sich aus seiner gekrümmten Stellung aufrichtend. — „Als ob der Puritaner errathen hätte, wie viel ich bedurfte, um mein Tages-Pensum vollzubekommen. Ich will Eurer heut Abend gedenken, und zu Gott in meinem Kämmerlein bitten, daß er Euch Euren Unglauben und Eure Sünde verzeihe.“

Eine stattliche Kutsche mit reichgestickten Livreebedienten fuhr die Straße herauf, der Bettler pfiff und die Diener sprangen herab den Wagenschlag öffnend. Zu Roberts größtem Erstaunen stieg Jener gemächlich hinein, indessen die Diener mit gebeugten Rücken daneben standen. Um das Possenspiel vollständig zu machen, winkte er noch einer herausgeputzten Dame der Straße zu, die Einsamkeit des Wagens mit ihm zu theilen, und die Willfährige stieg laut kichernd zu dem Bettler. Als die Karosse vor dem Ritter vorüberrollte beugte sich jener etwas, jetzt nur noch auf einer Seite von seinen Augenbrauen geziert, zum obern Fenster hinaus, und winkte ihm einen freundlichen Gruß zu, welchen der gereizte Ritter gern auf andere Art würde erwidert haben, hätten ihm die flüchtigen Rosse Zeit

dazu gelassen. Damit sein Aerger zur vollen Reife komme, erhob sich ein lautes Gelächter vieler Stimmen, das nur ihm gelten konnte. Er bemerkte mehrere Köpfe am Fenster einer Weinstube zusammengedrängt, und war bei einer mehr als gereizten Stimmung eben im Begriff den am ganzen Tage eingesammelten Unmuth gegen diese sichtbaren Spötter, wie es das Schicksal fügen würde, zu entladen, als Jemand dazwischen trat, der, wenn er auch nicht geeignet war seinen Unmuth zu beschwichtigen, ihm doch eine andere Richtung gab.

Oberst Rumsey hatte den jungen Ritter plötzlich unter dem Arme gefaßt und zog ihn von dem Fenster, von wo das Gelächter scholl, hinweg. Seine Bewegungen verriethen Hast, und in seinem sonst eisenfesten Gesichte sprach sich eine Unruhe aus, die er vergebens zu unterdrücken suchte.

„Laßt mich, Oberst Rumsey," sagte Robert, „ich muß hier fragen, ob das Beleidigungen waren? Man lachte drinnen."

„Laßt sie lachen, Sir Robert! Es ist das Geschäft der Narren."

„Es könnte an meine Ehre gehen."

„Für Eure Ehre will ich Euch mehr Beschäftigung geben. Wer gegen jeden Londoner Spaßvo-

gel zum Ritter werden wollte, möchte nur sogleich des La Manchaners Barbierbecken aufstülpen. Es sind alles Lüstlinge vom Hofe, unbärtige Knaben vom höchsten Adel und der höchsten Verderbniß. Mir überlaßt es Euch zu zeigen, wie ein Engländer sich an der ganzen Brut rächen muß."

„Sahst Du jenen christlichen Bettler mit der Bublerin?"

„Von fern; es wird der tolle Graf Rochester gewesen sein, den Ihr, ein Cavalier, ja wohl als Spott- und Liebesdichter kennen müßt. Irre ich nicht, hat er ein Gelübde gethan, ein Jahr als Bettler in London zu leben. — Ihr seht mich verwundert an, Sir Robert. O, ich kann ärgere Dinge melden, und alles ist nur der schwache Abglanz dieser Stuarts, die England in seinem Adel entnerven, seine Männer lächerlich machen, um — doch wozu Euch das Blut erhitzen, wenn Ihr Euch hinstrecken wollt, um zu schlafen. Habt Ihr Euch besonnen, seit wir uns etwas unwillig trennten?"

Robert senkte den Blick und griff an sein Schwert.

„Nun," hub Rumsey mit wildem Ausdruck an, „besonnen oder nicht besonnen, ich bin zu stolz Eure Verschwiegenheit zur Bedingung meines Ver-

trauens zu machen. Wollt Ihr mich verrathen, in Gottes Namen! Es sind so viel Verräther im Lande, daß England sich um einen mehr nicht zu schämen braucht, auch wenn es ein Salton wäre. Robert Fletcher! jetzt oder nie, noch diese Nacht, oder auf immer verloren. Sie haben Wind bekommen, — Gott verdamme den Verräther! — und die Sache dauert keine vier und zwanzig Stunden mehr."

„Ihr sprecht zu mir, als wäre ich in Eure Plane völlig eingeweiht, und wißt doch, daß ich mich zurückzog, weil ich ungern ein Geheimniß theile. Was ich von Monmouth hörte, ließ mich nur auf eine Factionsverbindung schließen, die ihre Plane in einer Parlamentssitzung, nicht aber in einer einzigen Nacht durchführt."

„Die Hohen wissen gerade so viel, als sie zu wissen brauchen, und reden auf keinen Fall eine Sylbe mehr" entgegnete der Oberst. „Ihr sollt mehr erfahren, sobald Ihr Euch bereitwillig erklärt; doch davon hängt Alles ab."

„Ich weiß nicht, wovon die Rede ist."

„Himmel und Hölle, wenn Fletcher von Saltons Sohn wie ein Zungendrescher Caution ver-

langt, und die Worte abwägt. Bei Soldatenehre, ſage ich Euch, es hängt von Euch ab, ob ich heut Nacht für Englands Freiheit Alles aufs Spiel ſetze, oder —"

„Von mir?" fiel ihm Robert ins Wort. „Das erklärt mir zuerſt. Bin ich über dies Wunder hinweggeſtiegen, verlange ich keine andere Aufklärung, als die es Euch beliebt mir zu geben."

„Wohlan, die Wahrheit, klar und rein, wenn ſie auch bitter klingt. Ihr ſeid ein junger Menſch, tapfer zwar, aber Tapferkeit macht heut zu Tage verdammt wenig aus. Ihr ſeid ein Brauſekopf, dem ich nicht gern mein Pferd, vielweniger meine Plane für ein Königreich anvertraue, ein Mann, der durch ſeinen Eifer, wenn er ſich für etwas ereifert, die ganze Sache verderben kann. Habt Ihr genug an dem Wahrheitsſpiegel und glaubt, daß ich nicht ſchmeichle und lüge?"

„Vollkommen! Was gefällt Euch aber ſonſt an meiner tollen Perſon?"

„Euer Name, der der Name Eures Vaters iſt, und hinterdrein auch eben jene gerühmte tolldreiſte Tapferkeit. Glaubt mir, mit jenem habe ich ſchon Wucher getrieben. Es giebt keinen Ort

in der Stadt, wo ſich die Leute von der alten Armee, Presbyterianer, Independenten, oder weß gottſeligen Glaubens ſie ſind, die Köpfe zuſammen ſtecken, daß ihnen nicht ſchon ins Ohr geraunt wäre, Fletcher von Saltons Sohn iſt angekommen! Der Name klingt wie ein Trompetenſtoß; das Herz geht ihnen über, wenn ſie an die Pſalmen denken, die ſie mit Eurem Vater geſungen. Daß Ihr Pſalmen ſingen ſollt, will ich Euch nicht zumuthen, aber die Klinge verſteht Ihr zu führen, Ihr verſteht zu commandiren, Ihr verſteht einzuhauen, und Ihr laßt es Euch gefallen, daß Euer Name wie der des Brutus, von der Nachwelt genannt wird. Dieſe Nacht kann für England werden, daß der Tag, wo die ſpaniſche Armada ſank, eine Stunde der Dämmerung ſcheint."

„Und was ſoll ich thun?"

„Herz, Dein Vater fragte nicht was er thun ſollte, wenn es was zu thun gab. Zu den Lords, unſern Paradepferden, den großen Namen und Nullen, die man dem Pöbel verſchieben muß, weil ſie ihm ſo koſtbar klingen, daß er darohne ſtutzt, wie die Juden wenn ſie die Feuerſäule nicht erblickten! Heut aber gelten ſie mir nichts, wenn Ihr nicht wagt. — Schaut Euch noch jenen

Rothrock von der Garde an. Er iſt ein Menſch wie andere; ein Hieb über die Schläfe ſpaltet ihn."

Sie waren durch menſchenleere Gaſſen im Zickzack bis in ein kleines Sackgäßchen gekommen, wo hinaus nur wenige Hinterthüren führten. Eine derſelben öffnete ſich auf Rumſeys Druck, und beide traten hinein.

Zehntes Capitel.

Ebenfalls behauptete ich, daß der natürliche Poet, wenn er von der Kunst unterstützt wird, bei weitem jenen Poeten übertreffen wird, der sich durch die bloße Kunst bestrebt einer zu sein. Der Grund ist der, daß die Kunst nicht höher steht als die Natur, sondern diese nur vollendet, so daß, wenn Natur mit Kunst, und Kunst mit Natur in eins verbunden sind, der vollkommene Poet entsteht.

Don Quixote.

Juden und Mäkler hatten bereits Erkundigungen über den Zustand der Erbgüter der Loscelyne eingezogen, und standen vor dem Hotel der Familie, des jungen Herrn gewärtig, ihm unter den glänzendsten Bedingungen die bereitesten Mittel anzubieten, sein Erbgut zu verschleudern. Die alte Dienerschaft hatte ihre reichsten Galakleider, halb während der mürrischen Regierung des Erblassers von den Motten verzehrt, ausgepackt, froh den Tag erwartend, wo das lang Aufgesparte wieder den Kreislauf durch die Stadt antreten werde. Auch eine Schaar Neugieriger ließ sich von den Interessirten nicht zurückweisen; alle wollten die staunenden

Blicke der Freude ſehen, die der junge Beſitzer dem unerwarteten Beſitze zuwerfen müßte, aber alle hatten ſich getäuſcht.

Mit trübem Blick war er in das feſtlich geſchmückte Haus getreten. Nicht die langen Reihen der gebeugten Diener, nicht die koſtbaren Teppiche und Blumen auf der Treppe und an den Mauern hatten dem Erben ein Lächeln, kaum einen aufmerkſamen Blick entlockt. Sein erſter Befehl entfernte die Muſikchöre und von allen Koſtbarkeiten, kunſtvoll zu ſeinem Empfange aufgebaut, reizte ihn nichts als der veraltete Brief eines Mannes, deſſen verwandtes Gemüth und mit dem ſeinen ähnliches Glück, ſchon den Jüngling an das Schickſal eines Edlen geknüpft hatte, den er ein väterliches Vorbild, der ihn Freund nannte. Eine tiefe Wehmuth und der Wunſch Raleigh bei ſich zu ſehen ſprach ſich in Graf Eſſex Briefe aus, und zum Erſtaunen der Dienerſchaft befahl er Pferde in Bereitſchaft zu halten um noch vor Einbruch der Nacht alle Herrlichkeiten zu verlaſſen.

Er bedurfte noch der Ruhe. Aber ſelbſt in dem Schlummer ſuchte ſie ihn nicht heim. Harriets und Eſſex Bilder ſchwebten ihm abwechſelnd vor, beide riefen um Hülfe und im Prüfen, weſſen

Gefahr die dringendſte ſei, eilte er zu keinem. Er befand ſich jetzt in Copenhagen, wohin er den Lord auf ſeiner Geſandtſchaftsreiſe begleitet hatte. Die ſeltſame Revolution von 1660, deren lebhafter Zeuge er als Knabe geweſen, wiederholte ſich von neuem, er ſah Blut fließen, wo kein Blut gefloſſen war, man ſchleppte auch Eſſex heran, Harriet warf ſich ihm zu Füßen um ſein Leben flehend. Da ſprang er auf, die finſtern Träume durch ſchnellen Aufbruch abzuſchütteln, als der Kammerdiener ihm ein verſiegeltes Mandat des Geheimenrathes überbrachte. Es enthielt für die Perſon des Sir Raleigh Lescelyne das Verbot die Stadt binnen Wochenfriſt zu verlaſſen, da er als Zeuge im Prozeß gegen die Hochverräther auftreten ſolle.

Doppelt bitter war für den Ritter dieſer Befehl. Wer ſich mit ſeinen Grundſätzen dazu verſteht ein Angeber zu werden, darf gemeindin keinen Gewiſſenszweifel hegen auch als Zeuge aufzutreten, da ſeine Anzeige vor den Gerichten nur inſoweit von Gewicht iſt, als er ihr die Kraft des beſchworenen Zeugniſſes geben mag. Raleigh, und welcher rechtliche Engländer nicht mit ihm, empfand den äußerſten Abſcheu gegen eine Menſchenklaſſe, die in ſeiner Zeit mit allem Heiligſten ſpielend, die

Verruchtheit zu ihrem Handwerk gemacht hatte. Von allen Parteien in ihrer Macht waren die Zeugen gebraucht um die Häupter der Gegner zu stürzen. Schon war das Vorurtheil soweit gewichen, daß man die vielen Opfer des papistischen Complotts zum Theil für schuldlos hingerichtet, wenigstens schuldlos an dem Verbrechen, dessen sie bezüchtigt waren, glaubte, und die Zeugen, deren Aussagen sie ins Verderben gestürzt, für bezahlte Verläumder hielt. Schon galt das Wort Zeuge und falscher Zeuge für gleichbedeutend, und Raleigh, der mit einer ganzen Welt gern in die Schranken getreten wäre, die Sache des Königs zu verfechten, sollte, nachdem man den wichtigern Dienst der Entdeckung eines gefährlichen Frevels schnöde zurückgewiesen, mit jenen Verworfenen zusammentreten, damit die Strafe die Häupter einiger Elenden nicht verfehle.

Der Erbe verbannte jede Aeußerung des Unwillens, nur einen tiefen Seufzer mochte er nicht unterdrücken, als er das Schreiben wieder zusammengefaltet in die Brieftasche legte. Er bestellte die Reise ab und eilte aus dem Hause noch einmal frische Luft zu schöpfen, deren er zu bedürfen glaubte, um den Kränkungen des Tages eine eiserne

Stirn zu bieten. Daß er ohne Gefolge in einen ſchlichten Mantel gehüllt ſich entfernte, fiel ſeinen Dienern weniger auf, indem die Liebesabenteuer in jener Zeit ſo mannigfach waren, daß, wenn es auch nicht zum allgemeinen Ton gehörte, den Mantel der Scham darüber zu werfen, ſich doch Umſtände und Charaktere annehmen ließen, wo der Schleier der Nacht und die holde Einſamkeit reizender dünkten.

Die Straße, der er folgte, führte ihn zu einem Schauſpielhauſe. Er trat hinein und barg ſich in einer Ecke vor dem bunten Gewühle der Gaffenden. Seine Gedanken waren beim Hamlet, deſſen Seelenzuſtand der Unentſchloſſenheit ihm mit dem ſeinigen ſo nahe verwandt ſchien. Mit dieſen Gedanken und in der ungewiſſen Erwartung etwas dem ähnliches zu finden, war er in das Comödienhaus getreten, ohne vorher den Anſchlagzettel betrachtet zu haben. Aus ſeinen Träumen weckte ihn aber nur zu bald das gellende Gelächter, ja wilde Gekreiſch der Zuhörer. Es war eine jener Vorſtellungen, welche von den feilen Dichtern des Zeitalters für den verdorbenen Gaumen der Menge zubereitet wurden, und die zu Karls Zeit faſt allein die Bühne beherrſchten. Ein Sujet, ohne ein wahres, der

menschlichen Natur entnommenes Interesse, eine Handlung, die weder motivirt noch entwickelt, nur in Effecten auf die roheren Sinne bestand. Von aller Anmuth entblößt, war es nur der Reiz der Neuheit, der hier fesseln konnte, und der Witz war auf die unwürdigsten Gegenstände verschwendet. Ein freches Hinwegsetzen über alle Verhältnisse, welche bis dahin als heilig erachtet wurden, gab der Farce die eigentliche Würze, und es schien, als sei die Erfindung des Dichters, daß er die Frauen in Männer- und die Männer in Frauenkleidung auftreten ließ, eine unerschöpfliche Fundgrube, da das ganze Publikum bei jeder Erscheinung dieser Art in tollen Jubel gerieth. Die Schauspieler, entfernt von jeder Regel des Schicklichen oder dem Streben nach einer wahren und anmuthigen Darstellung, beeiferten sich nur, die anstößigen Späße durch ähnliche Pantomimen hervorzuheben, und in einer derben Natürlichkeit die Wirklichkeit zu überbieten, wobei sie jedesmal des allgemeinen Händeklatschens sicher waren.

Raleigh war nach den ersten zehn Minuten so empört, daß er seinen Unwillen gegen einen Nachbar entlud:

„Ist es möglich, daß das englische Theater

in wenigen Jahren so tief gesunken ist! Wer, wenn die Dichter die Frechheit haben dergleichen zu dichten, bringt diese Stücke auf die Bühne?"

„Die Directoren," entgegnete der Nachbar.

„Und wer zwingt sie dazu, da Männer an ihrer Spitze stehen, welche Geist und Witz haben?"

„Das Publikum," war die Antwort.

„Wenn auch der rohe Sinn des Pöbels an dergleichen Vergnügen findet, sollte man ihm nicht schmeicheln, sondern langsam und mit Besonnenheit entgegen arbeiten."

„Warum? Das Theater ist ja des Vergnügens wegen da; auch unterhalten diese Possen die Cavaliere und den Hof weit besser als die langweiligen Stücke aus der Zeit der Königin Elisabeth. Zudem, wer einmal eine puritanische Predigt mit den moralischen Abgeschmacktheiten hören müssen, der braucht zur Verdauung etwas derb Lustiges." So sagte der Nebenmann, und winkte Raleigh stille zu sein, da eine neue Verwandlung erfolge. Sieben junge Frauen als Männer verkleidet, setzten sich auf ihre sieben als Pferde cestumirte Männer und ritten unter unaussprechlichem Jubel durch den Saal. Raleigh schien der einzige Gefühllose und

war der einzige, der mitten in diesem seeligen Auftritt das Theater zum Erstaunen der Thürwärter verließ. Das Geschrei um Wiederholung der beliebten Scene und der verstärkte Jubel des Volkes dröhnten ihm noch lange in den Ohren, als er bereits durch die menschenleeren Gassen dahin streifte.

Eine neue geräuschvolle Scene sollte indessen sogleich wieder seine Aufmerksamkeit erregen. Mitten auf einer nicht geräumigen Straße wurde ein seltsames Banquet gehalten. Durch die hellerleuchteten und mit Epheu und Weinlaub festlich geschmückten Fenster einer Weinstube wurde grade so viel Licht herausgeworfen, um das burlesq Phantastische desselben zu erkennen. Eine Gesellschaft lahmer Männer und Frauen, wie es ihm nachher schien, ihres Alters, ihrer Häßlichkeit und anderer entstellender Gebrechen halber besonders auserlesen, mußten nach der Musik tanzen, welche ein auf den Gesimsen der benachbarten Häuser postirter Chor blinder und tauber Musikanten und Musikantinnen zum Entsetzen der Nachbarschaft und Aller, welche gesunde Ohren hatten, aufführte. Wie in der Harmonie der Virtuosen herrschte auch unter den Tanzenden die bunteste Unordnung. Die walzenden Paare mit ihren herumflatternden Lumpen von den grellsten Farben,

hatten die Auswahl nach der ſchnellen oder langſamen Muſik zu tanzen. Da nun ſelbſt unter den Partnern hierin Uneinigkeit herrſchte, war es nicht zu verwundern, wenn kein Paar mit dem andern Takt hielt. Bei der Unbehülflichkeit der zum Theil ſchon vom Wein erhitzten Krüppel blieb es eben nicht beim bloßen Drängen und Stoßen, ſondern häufig ſtürzten die ſich treffenden Paare zu Boden und die ihnen zunächſt auf der unausweichbaren Bahn folgenden wurden zu gleichem Verderben hingeriſſen. Es traf ſich auch wohl, daß alle Tänzer auf einem Haufen lagen, wobei der Jubel der gaffenden Volksmenge, welcher eigentlich niemals ſchwieg, zur tobenden Luſt ausbrach. Aus den Fenſtern erſcholl dann aber die Ermahnung an die Tänzer, nicht den Muth zu verlieren, und da man ihnen Wein in Uebermaaß herausreichte, fuhren auch die meiſten in dem ſeltſamen Frohndienſte fort, bis der ungewohnte Beſuch des Bachus ſie in einen Zuſtand der Seeligkeit verſetzte, der ihnen durchaus nicht mehr verſtattete, der Terpſychore die Hand zu bieten.

Als ſelbſt ſchon der lahme Tanz lahmte, nur noch von einigen Taumelnden unterhalten, war man drinnen noch nicht befriedigt; eine Stimme verlangte, die wackern Sänger ſollten die Tänzer ab-

lösen, worauf mehrere heisere Stimmen sich erhoben einen Gassenhauer abzusingen, der mit Stellen aus pathetischen Gedichten untermischt von neuem die eigenthümliche Lust des bizarren Auftrittes anfrischte. Raleigh der die Unmöglichkeit einsah, sich durch den Auflauf hindurchzudrängen, war schon beim Beginnen dieses Gesanges, nicht ohne Mühe, in die Weinstube gedrungen, welche er aus frühern Zeiten als einen beliebten Zusammenkunftsort der Genies und Schwelger, selbst aus den höchsten Ständen kannte. Er fand auch in der That Männer versammelt, welche Anspruch hatten in Whitehall den Rücken zu beugen, und mit stolzen Mienen in Westminster zu sitzen, obgleich sie hier außer der glänzenden Kleidung jedes Zeichen der Würde verleugnet hatten. Der Weinrausch sprach sich mehr oder minder in den begeisterten Augen oder den genialen Stellungen aus; vor allem jedoch glänzte Einer in grauer Bettlertracht aber mit einer Krone auf dem Kopfe.

„Beugt Euch vor dem Könige der Bettler!" rief man Raleigh entgegen, der mit bedecktem Haupte eingetreten war. Er erkannte in dem Bettler den witzigen Grafen Rochester und neigte sich ohne Zaudern mit leichtem Anstand und den Worten: „Gern beuge ich mich vor jedem Könige, vor dem Könige

meiner Ahnen, wie vor dem Könige des Witzes: Auch wenn der Witz ein Bettler wird, bleibt er ein König!"

Wohlgefällig wurde die Anspielung des Eingetretenen von dem Kreise aufgenommen und der Toast: „der Witz ein König!" ausgebracht und mit vollen Gläsern begleitet. Rochester glühte am meisten, ohne jedoch einen Anstand, den man hätte königlich nennen mögen, zu verleugnen. Seinem leichten Wesen gab der Wein eine seltsame Gravität, die er darohne schwerlich über einen flüchtigen Augenblick behauptet hätte. Mit einem bis an den Rand gefüllten Becher wankte er an das offene Fenster und rief hinab:

„Aufgespielt! Der Witz ein König! Den König könnt Ihr vom Throne stoßen, der Witz läßt sich nicht stoßen, weil er stößt. Versucht es, meine leerbeutligen Republikaner, ob meine Krone auf Euren leeren Köpfen paßt! Wäret Ihr Puritaner, Pietisten, Quäker oder andere gottseelige Schelme mit sauren Gesichtern, der Witz bleibt doch Hühnerauge, Alp, hohe Kirche, Aristokrat, König, welcher Puritaner, Quäker, Pietisten und Wiedertäufer auf gleiche Art drückt und wiedertauft. — Mein würdiger Dorset hier zu meiner Linken, so melancho-

lisch sanft blickend, als trübte er kein Wasser, — nicht, der Witz ist mächtiger als wir selbst? Wie könntet Ihr sonst so barbarische Satiren schreiben, daß die Leute sich in die Themse stürzen während Ihr doch weint, wenn Euer Wagenrad einer Katze über den Schwanz gelaufen ist. — O Menschlichkeit, weint, liebe Freunde, weint über der armen Katze Schwanz, und über Mylord Dorset, und über die Thränen, die er vergießen wird über den Schwanz der Katze und über das allgemeine Elend! Weint über die Menschen ohne Witz, Menschheit ist Elend, über dies Elend ohne Witz! Leben zu müssen als Bettler von den Brosamen der witzigen Köpfe, als da sind die Dichter und Narren von Profession, und selbst nicht witzig sein! Witz ist das Salz der Erde, Witz ist ein Eroberer, denn er achtet kein Erbrecht, Witz ist ein Liberaler, denn ihm steht Alles offen, und er giebt alles aus, Witz ist ein Republikaner, denn vor ihm ist Alles gleich; Witz ist ein Aristokrat, denn er ist angeboren; Witz ist ein König, das brauch ich Euch nicht zu beweisen; Witz ist loyal, denn er gilt auf der ganzen Erde. Fallt nieder und betet den Witz an und werdet Bettler wie diese, denn aller Euer Witz ist nur Bettelwerk!"

„Ich begreife nicht," Rochester, sagte Einer der

Anwesenden, „wie Du das exemplarische Lumpengesindel draußen hast zusammen bringen können. Ich sah nie solchen Gestank und roch nie solche Scheuslichkeit zusammen."

„Das kommt, Mylord Gray, weil ich als ein gerechter König regiert habe. Eine Wette! es giebt in London keinen Bettler, mit dem ich nicht ein Glas Ale leerte. Da konnte ich mir meine Würdenträger bequem nach ihrem Verdienste aussuchen. Alles was wir heut vertrinken ist aus den Domainen meines Witzes, durch keine Steuer erpreßt, es ist der reine Ertrag meines Bettellebens. Mancher Puritaner, mancher Quäker hat zu unserm Gelage beisteuern müssen, und ich dächte, wir beteten, daß Gott ihm die unbewußte Sünde vergiebt!"

Man lachte aus vollem Halse; ein anderer, den wir Lord Howard in voraus nennen wollen, ohne abzuwarten, bis er im Taumel des Trinkgelages angeredet wird, fragte in bequemer Stellung über einen Stuhl gelehnt:

„Ich aber, Rochester, begreife nicht, wie Du das Leben ein Jahrlang hast aushalten können. Damals, wie Du als Musquetier Nachts vor den Thüren der Hofdamen standest, um ihre ameutreusen Besuche zu Deinem großen Scandalgedichte auszu-

spioniren, hatte es einen Zweck, aber ein Jahrlang Bettler sein, um am Ende des Jahrs von dem Erbettelten ein Fest zu geben, bei Jupiters Nachtmütze, ich verstehe es nicht."

„Weil Loyalität und Witz bei Dir noch keine Wurzel schlugen," hub Rochester an, indem er mit einem neugefüllten Glase auf ihn zuschritt. „Weil Du ein Misvergnügter bist, wie dein Freund Ich begreife nicht Gray, ein Whig, ein Rebell; weil Ihr dürre, hagere Leute seid, die den Wein nicht länger im Leibe behalten, als ihr schwächlicher Magen es zuläßt, weil ich der große Rochester bin, der was er will, kann. Doch genug vom weil und nun etwas darum. Eben darum, wie ich dieses große Glas loyalen Weines, d. h. Weines der Witz bringt, herunterstürze, und wohl fühle, daß keine magre Nüchternheit durch leere Gedärme schleicht, darum schwöre ich, wie ich ein Jahrlang Bettler war, von heute an ein Jahr lang trunken zu Bette zu gehn, zu welches frommen Wunsches Besiegelung ich ausrufe: Es lebe König Karl und sein lustiges Königreich und der Witz, vor dem sich auch der König beugt."

Ein allgemeiner Jubel folgte auf jeden Ausruf des Bettlerkönigs, diesmal wurde sein Toast

aber nicht von allen Anwesenden unterstützt. Namentlich blieben Gray und Howard ruhig sitzen, ja in ihren Mienen sprach sich eine Misbilligung aus. Gray brachte mit halb lauter Stimme zu Howard gewandt den Wunsch aus:" Der König und sein Hof eben so trunken als Rochester!"

„Mit dem Witz ist es bald aus" hub darauf Howard an, den Blick zum Grafen Rochester, der eben sein Glas bis auf den letzten Tropfen geleert hatte, aufgerichtet. „Du stehst allein da, so lange Du noch stehen kannst. Shaftsburry ist drüben in Holland gestorben. Er war die Seele des Witzes, Buckingham welkt, es welkt alles. Der Witz müßte denn aus Schottland kommen, wenn er in England ausgegeben ist."

Alles lachte, Rochester erwiederte: „Wäre Englands Witz in demselben Zustande als Mylord Howards Beutel, sagte ich Amen, aber, Dorset, allen Verläumdern zum Trotz, laß uns die goldne Zeit vertheidigen. Aus Schottland kommen Puritaner und Heringe, nichts weiter." —

„Colonisten nach den Carolinen" — rief die Stimme eines Schlaftrunkenen, der nur die letzten Worte aufgefaßt hatte. „Es sind alles Cameronianer, man kann ihnen nicht viel trauen, wenn es

auf Weintrinken ankommt, aber Gott ver — bei ihren Psalmen schlagen sie eine gute Klinge."

Lord Gray stieß den Mann, der dies Wort gesprochen, wie unzufrieden an und flüsterte ihm etwas ins Ohr, worauf dieser erschreckt zusammen fuhr. Lord Howard faßte das allgemeine Gespräch wieder auf.

„Laßt mir die Puritaner und die Schotten in Frieden, denn sie beten für uns! König Karl läßt sie beten, für uns beten, für uns in die Kirche gehn, für uns gottselig sein; heißt das nicht väterlich für England gesorgt, von dem väterlichen, gottseeligen Könige!"

Beifall tönte dem Redner. „Unser religiöser König!" brachte ein Witzbold als Toast aus, und unter unmäßigem Gelächter wurde der Spruch von der ganzen Versammlung wiederholt, während die Unordnung immer größere Fortschritte machte. Raleigh bemerkte, daß der Wirth, ein angesehener Kaufmann der City mit Unruhe dem Treiben zusah, zuweilen Worte mit Howard und Gray flüsterte, sich auch häufig entfernte, und wie es schien mit Botschaften an Beide zurückkehrte. Lord Gray ging ihm mitunter nach, während Lord Howard mit aufmerksamer Theilnahme dem Treiben in der geräu-

migen Weinſtube folgte. Doch ſchien, trotz des Preisliedes auf den Witz, der Witz bereits erſchöpft und eine geiſtige Mattigkeit einzutreten, welche ſich freilich noch unter dem Lärmen der Bankettirenden, zumeiſt derer von draußen, verſteckte, als die allgemeine Theilnahme durch den Eintritt eines neuen Beſuches, aber wie es ſchien, alten Gaſtes, wieder belebt wurde.

Elftes Capitel.

Die Zusammenkünfte sollten in verschiedenen Häusern statt finden, besonders aber bei Shephard, einem angesehenen Weinhändler in der City. — — — Shephard sagte aus, sein Haus sei vor allem von Ferguson in Vorschlag gebracht worden zur heimlichen Zusammenkunft der Verschwörer, so wie, daß er, um alle seine Leute entfernt zu halten, ihnen selbst aufgewartet habe.

Hume's Geschichte von England.

Es war der junge Mann, welchen Raleigh heute Morgen in der Antichambre des Ministers als den geachteten Dichter Thomas Otway kennen gelernt. Aber sein ganzes Wesen war verändert, und dem Rausch der Freude schien der der Verzweiflung gefolgt zu sein; auch deutete der unordentliche Anzug und das wilde Feuer in Augen und Wangen darauf, daß er dem Rebensaft, schon ehe er in diese Weinstube getreten, zugesprochen habe. Er hatte noch die letzten Nachklänge des auf den König scherzweise ausgebrachten Toastes vernommen, und stürzte sich in einen Armsessel mit einem Aus-

rufe, der faſt wie eine, jenen Glückwunſch parodirende Verwünſchung klang. Bald wurde er der Mittelpunkt des Kreiſes, aus dem jeder Einzelne mit ihm bekannt ſchien. Scherzhafte Spöttereien und freundliche Aufmunterungen verhallten aber auf gleiche Weiſe an ſeinem Unmuth, bis er nach dem Genuß einiger Gläſer Wein das Sprachvermögen wiedergewann, welches ſich indeſſen mehr in einem Monologe Luft machte, als in Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen.

„Das haben wir von unſerer Demuth, von unſerer Treue, das heißt der Lohn für Loyalität! — Reicht mir ein Glas Wein — es giebt keinen engliſchen Wein, keine engliſche Treue, kein engliſches Talent, keinen engliſchen König! Alles Ausländerei! Geld, Künſtler, Maitreſſen, Könige, alles bekommen wir über das Meer her. Wer mag für England arbeiten? — Ich will ein Türke werden. Der Großherr und der Paſcha wirft doch dem Poeten einen Gnadenpfennig hin oder er läßt ihn hängen aber er lacht ihn nicht aus."

„Armer Tom!" ſagten mehrere Stimmen. „So iſt es aus mit der Gnade, mit der lang genährten Hoffnung!"

„Herr Shephard!" rief Rocheſter zum Wirthe.

Eine Flasche Madera meinem neuen Unterthane. Sein König hat ihm heut das Bettelbiplom geschenkt, und ich will es Toms vergeben, daß er mehr Zutrauen zu Karl Stuart als zu mir gezeigt hat."

Der gekränkte Dichter hörte noch immer wenig auf die Rede der Zechenden. Wie erschöpft im Armsessel ausgestreckt, stieß er Verwünschungen und Klagen bunt durch einander gemischt aus, die den Zuhörer zugleich zum Lächeln und zur Theilnahme zwangen.

„Alle meine Hoffnungen hingeschmettert — alle Entwürfe meiner kühnen Jugend. Jahrelang baute ich daran."

„Was Deine Jugend betrifft," sagte Rochester, „so drückt sie Dich nicht zum Umfallen, da Du ein Knabe bist, an dem schon manches graue Haar durch das braune vordlinkt, während das Fett ungebührlich an Bauch und Kinn herauswächst."

„Ihr seid Lords" fuhr Ottwey fort, „und braucht den Finger nur aus der Wiege auszustrecken, um an den Thron zu reichen. Eine Schande daß Ihr nicht weiter seid, wenn Ihr vorgebt Witz zu haben. Ich arbeitete zwanzig Jahr mich zu heben, um gesehn zu werden, Tag und Nacht war das mein

Gedanke. Ich habe alles dafür geopfert, mein irrdisch Gut, die Ehre, die Unschuld, den Frieden meiner Seele —"

Ein lautes Gelächter beantwortete hier die Seufzer des Dichters. Lord Howard rief: „Warum haſt Du alle Deine Hoffnungen auf einen Sonnenblick vom Thron gebaut?" Von allen Seiten aber drang man in ihn, was ihm in der Audienz begegnet wäre zu erzählen. Es koſtete Mühe, ehe ſich der Dichter ſo weit ſammelte, um folgenden abgebrochenen Bericht zu erſtatten.

„Ihr mögt denken, wie mein Herz ſchlug, als es hieß, die Stunde iſt da, wo Du Deinem Glück entgegen gehſt. Unruhig wanderte ich unter den Alleen umher, die an Chiffinch-Hauſe ſtehen, jeden Pulsſchlag zählend, um nicht zu früh oder zu ſpät einzutreffen. Ich dachte mir alle mögliche Anreden des Königs, um eine Antwort ſogleich bereit zu haben, und beſcheiden zu erſcheinen, indem ich das Compliment ablehnte. Endlich winkt mir ein Kammerdiener von Chiffinch. Ich folge ihm die Hintertreppen hinauf. Jede Stufe iſt glühendes Eiſen, meine Füße und Hände ſind aber kalt wie der Tod. Durch eine Tapetenthür trete ich ins Zimmer, das von Wohlgerüchen duftet, aber der

König, den ich mir vorstellte, wie er mir entgegentreten und die Hand zum Kusse reichen würde, fehlt. Einige Herren, Halifax war darunter, saßen im Winkel und unterhielten sich, andere standen. Endlich sah ich am Clavier die La Gurn; sie spielte und sang, was ich in meiner Angst ganz überhört hatte. Neben ihr stand, mit dem Rücken mir zugekehrt, ein Mann so schlecht angezogen, wie es sich fast nicht für den Ort schickte, der klopfte ihr mehremals auf den Nacken, wenn sie gut gesungen hatte. Als endlich eine Arie zu Ende war, gähnte er und sie drehte den Kopf um. Sie erblickt mich, winkt mir näher zu kommen. Sir, das ist der Thomas Orway, sagte sie zu ihm, und der Mann — war der König. Er blieb am Clavier gelehnt stehen, und sah mich nicht unfreundlich an. Ich machte meine Verbeugung und er sagte: Wie hieß doch Ihr letztes Stück? — Sir! das gerettete Venedig! erwiederte ich. Es wäre das höchste Glück meines Lebens wenn es meinem Souverain nicht ganz misfallen hätte. — Er lächelte, und nun hört was er sagte: Es war mir zu wild und bunt. Ihre früheren Stücke Alcibiades und Don Carlos waren weit ordentlicher nach den Regeln. Reisen Sie nach Paris, dort können Sie lernen

Ihre wilde engliſche Phantaſie zügeln. — Ich ſtand wie eine Bildſäule da, man hätte mir keine Sylbe mit der Folter ausgepreßt. Wie ich nun hoffe, der König wird noch etwas ſagen, faßt ihn die Nelly am Arm und zieht ihn an's Clavier und ſagt, ſie wollte ihm drei Tage kein freundliches Geſicht machen, wenn er noch einmal ſo unaufmerkſam wäre. Ehe ich es mich verſehe, ſpielt ſie und ſingt und der König ſchlägt dazu den Takt auf ihrem Nacken. Da giebt mir Chiffinch einen Wink, es wäre Zeit mich zu entfernen und mir war als bekäme ich im heißen Fieber ein kaltes Sturzbad."

Faſt ſchien es, als hege Raleigh allein für den Dichter mitleidige Theilnahme. Die Aeußerungen der Uebrigen deuteten nur den Spaß an, welchen der unerwartete Ausgang und die Täuſchung ſeiner kühnen Erwartungen verurſachte. Otway dagegen hatte ſeinen Unmuth während der Erzählung durch Glas auf Glas aufgefriſcht.

„Du machſt kein Glück mehr durch Weiber und bei Weibern," ſagte Rocheſter. „Laß ſie in Ruhe und lege Dich allein auf den Witz, er iſt ein feſteres Fundament für den Mann."

„Und dieſe Creatur," fuhr Otway durch eine erwachende Erinnerung noch mehr erbittert auf —

„drehte ihr Köpfchen als ich an der Thür war, lachte mich aus und ſchlug mir ein Schnippchen hinter des Königs Rücken. — Es iſt kein Verlaß auf Weiber. Mein ganzes Unglück kommt von ihnen. Jedermann offen im Glück, und flugs den Rücken gewandt, wenn es ihn verläßt."

„Ei, man dreht ſie wieder um, und wartet nicht auf ihren Willen" warf Howard vor ſich hin.

„Sie ſtanden ſchon lange auf dem Sprunge Dich zu verlaſſen, Thomas" ſagte Rocheſter. Die Gräfin Eveline, und das war doch Deine vornehmſte Liebe, denn Du trugſt ſie immer im Munde, meinte neulich, Du würdeſt ſo welk wie der Herzog von Buckingham."

„Die blonde Operntänzerin mag ihn auch nicht mehr," fiel Howard ein, „und wenn Malvina und Doris ihm nicht mehr frei Quartier geben, kann er nur die Nächte auf der Straße zubringen."

„Doris iſt nach Paris gegangen," bemerkte Lord Gray.

„Mehr Wein!" rief Otway. „Denkt Ihr, daß alle meine Ausſicht auf Maitreſſen gebaut iſt? — Ich war auch tugendhaft in meiner Jugend — meine Eltern waren brave loyale Leute — bis ich nach London kam und das Luftſchloß meiner Hoff-

nungen auf den Brettern errichtete. — Da lernte ich Euch kennen. Ihr wart es, die mich immer tiefer in den Schlamm stürztet."

„Moralische Abhandlungen! Thomas will ein Moralist werden!" schall es von mehreren Seiten.

„Und forderte ich Alles wieder, was Ihr von mir vergeudet, rief Otway aus, was bliebe an Euch? — Meine besten Einfälle wurden mir bei Euch gestohlen, meine Unschuld, meine Jugend, die kühnen Entwürfe fürs Leben schlug ich zu Seifenblasen zu Eurer Spielerei; und was gabt Ihr mir dafür? — Eure Maitressen, deren Ihr übersatt wart, Euren Wein, Euren Spott. Glaubt aber nicht, daß nun alles vorbei ist. — Herr Shephard, eine Flasche Champagner, die Lebensgeister wieder zu wecken!" —

„Schreibe französische Tragödien, Tom!" sagte Rochester.

„Wein her, Herr Shephard!" schrie Otway. „Nein, denkt nicht daß ich knieen werde. Noch ist der Dichtergeist frei. — Wein her, Herr Shephard! — Ich will Euch Trotz bieten, ich stehe auf der Bühne, die englische Nation kennt meinen Namen. — Ich will die Bühne aus dem Schlamm herausziehn. — "

„Werde ein Prediger bei den Quäkern Tems,“ rief ihm Howard zu.

„Der Herzog von York,“ fuhr Otway immer heftiger fort, „hat noch ein englisches Herz. Miß Sedley ist mir gewogen; sie vermag jetzt Alles über den Herzog, dann lach' ich Euch aus, wenn die neue Sonne aufgeht. — Aber zum Teufel, Shephard, Champagner! Champagner! Hund, wo ist Dein Herr?“ fuhr er einen Kellner an, der ihn mit ungewissen Blicken maß, ob er seinen Befehlen nachkommen solle?

„Der Herr ist oben,“ erwiederte der Diener, und allerdings lag in seinen Blicken etwas, das auch bei einem minder Erhitzten Mistrauen hätte erregen können. Der Dichter gerieth in die äußerste Wuth:

„Oben ist Dein Herr! — Was macht Dein Herr oben? — Denkt er, weil mich der König und die Nelly betrog, daß er auch das Recht hat, mich zu betrügen? — Der elende Krämer will sich zurückziehn vor mir, der ich sein Haus in Ruf brachte. — Der elende Krämer soll herunter kommen — er soll Abbitte leisten. Er soll Englands Dichtern Satisfaction geben.“

Der Diener wollte sich, wohl an ähnliche Sce-

nen gewöhnt, zurückziehn, Otway aber, der jede seiner Bewegungen mit dem Argwohn eines Trunkenen verfolgte, stürzte auf ihn los, faßte ihn am Hals und drückte ihn an einen Pfeiler: „Schurke bekenne, was macht Dein Herr oben? Will er mich verläugnen?“ Ein wilder Lärm herrschte im Zimmer. Raleigh stürzte dem Dichter nach, um den Kellner aus seinen Klauen zu befreien. Dies gelang ihm zwar, jedoch wurde Otway dadurch nur mehr gereizt.

„Ich muß den Schurken aufsuchen, der mein ganzes Vermögen hat, diesen jämmerlichen Kleinkrämer, diesen Factionisten, Himmel und Hölle! der mir eine Flasche Champagner verweigert. Und sollte die City noch einmal brennen!“

Er machte sich Platz zur Thüre, riß die Kellner, die sich ihm in den Weg stellten, nieder, und erst am Fuß der Treppe gelang es Raleigh ihn zu ereilen. Indem dieser mit ihm rang bemerkte er zuerst, wie sich allmälig das früher überfüllte Weinhaus geleert hatte. Ein Geist der Unruhe sprach sich auf allen Gesichtern aus. Ein Kellner zog Lord Gray bei Seite und Raleigh hörte, wie er ihm die Worte zuflüsterte:

„Um Gottes Willen haltet den Trunkenen zu-

rück. Der Herr wartet den Lords oben auf, und sie munkeln draußen von der Wache. Das Lumpenvolk hat sich zerstreut."

Gray drückte den Hut über das Gesicht und verschwand im nämlichen Augenblicke. Alles was noch im Hause war, schien theils mit dem Tumult draußen, theils mit der Sorge beschäftigt, den Grafen Rochester in seinen Wagen zu helfen, welcher, jetzt auch im Zustande geistiger Auflösung, unaufhörlich befahl ihn zur Marquise *** zu bringen, da er sein Ehrenwort gegeben, heut die Stelle des Marquis zu vertreten. So blieb Raleigh allein die Sorge für den trunkenen Dichter überlassen, welchem die Wuth der Verzweiflung und des Trunkes neue Kräfte geliehen hatte. Er stürmte die schmale Wendeltreppe hinauf unter furchtbaren Drohungen gegen den schäbigen Bürger, den Weinverfälscher, den Rebellen. Raleigh hielt ihn von hinten umfaßt, wie wir auf dem Theater den treuen Horatio sehen den Prinzen Hamlet umschlingen, damit er nicht im Ungestüm des nervösen Reizes dem Geiste in die Arme falle, und wurde so von dem Dichter mit in die Höhe gezogen. Sie mochten auf diese Art kaum die Hälfte der nur sparsam von dem auch in der untern Weinstube allmälig

erlöschenden Kerzen erleuchteten Treppe zurückgelegt haben, als oben eine Thüre aufging und mehrere hohe in Mäntel verhüllte Gestalten in rascher Folge ihnen entgegen die Stufen herabstiegen, daß bei der engen Beschaffenheit des Durchgangs die Hinaufsteigenden und Herunterkommenden sich fast berührten.

Otway, über alle Rücksichten hinaus, und von einer Wuth ergriffen auch die entferntesten Gedanken auszusprechen, jubilirte: „Vornehme Herren steigen herunter und wir steigen hinauf. — Ein gutes Omen Sir! — Was suchen die Lords im Hause des Weinschenkers? — Ich kenne sie. — Das war Algernon Sidney, ich kenne ihn am gebarnischten Tritt — Himmel und Gnade, das riecht nach unehelichen Söhnen und nach einem Herzog von Monmouth! — Herunter, herunter Ihr Herren, das ist Mylord Russel. — Ihro Herrlichkeiten mögen bei Hofe bestellen, wenn dahin Ihr Weg geht, ich sei Thomas Otway, der Poet, und hier gäbs eine entdeckte Verschwörung und ich könnte eben so gut Ein errettetes England schreiben, als ein Errettetes Venedig."

Die verhüllten Gestalten rauschten schnell an ihnen vorüber, und doch glaubte Raleigh zu bemer-

ken, wie einige bei den hervorgelallten Worten des Trunkenen zusammenfuhren. Eine entsetzliche Ahnung bemeisterte sich seiner, zu der alle Umstände, deren er sich erinnerte, nur zu wohl paßten. Waren es wirklich die Männer, welche die Weingeisterung dem Dichter in den Verhüllten erblicken ließ, so deutete die Vereinigung aller Umstände auf eine traurige, folgenreiche Begebenheit. Die dunklen Worte der Verschwörer traten ihm vor Augen, sie schienen ihm klarer zu werden, dazu kamen Halifax Worte, alles was er über den gährenden Zustand der Gemüther und der Häupter der Volkspartei vernommen, und der Wunsch durchzuckte ihn, er hätte damals nichts belauscht, oder was er vernommen, als die Eingebungen des Fieberwahnes in seiner Brust verwahrt.

Alles dies waren jedoch nur zückende Gedanken, der Drang des Augenblicks erlaubte ihm nichts weniger, als weiter darüber nachzusinnen, denn schon standen sie oben auf dem Flur, und Raleigh mußte alle Kraft aufbieten den Dichter zurückzuhalten eine Thür zu sprengen, „um in das Nest der gotteslästerlichen Verschwörer einzudringen und dem schurkischen Wirth seinen Verrath vorzuwerfen."

In dem Zimmer, das die Männer verlassen,

wurde sehr laut gesprochen, es schien aber nicht die Raleigh wohlbekannte feine Stimme Shephards darunter zu sein. Dagegen erkannte er nur zu gut die rauhe, welche in dem Meierhofe unter den Verschwörern das Vorwort geführt hatte, und deren Eigenthümer Oberst Rumsey dort genannt wurde. Mit der äußersten Heftigkeit drang dieser hier in einen andern, der, wie es schien, nur von dem Sprecher noch zurückgehalten wurde:

„Redet mir nicht von den bedächtigen Memmen! Sie haben mich nicht getäuscht — ich wußte voraus, daß es so kommen würde. Seit Jahren zauderten sie und es gab immer einen Grund zum Aufschub — jetzt ist der Nord, jetzt der West nicht bereit, jetzt Argyle nicht fertig, jetzt Russel nicht aufgelegt. — Höll und Teufel wir sind verrathen — Ich bin fertig, bereit, aufgelegt, noch wimmelt es in der City von den Buben, die Shaftesbury zusammenbrachte, ich bin aufs äußerste gebracht, und wage das äußerste. In Deinem Willen Robert, liegt mein Schicksal, die Entscheidung ruht auf einer Messerspitze, auf der einen Seite ist roth, auf der andern schwarz, es kommt im Grunde auf eins heraus."

„Russels Worte," sagte der andere, und Ra-

leigh konnte Robert Fletchers Stimme nicht verkennen, „waren so eindringend und männlich schön, daß alles wilde Feuer erloschen ist. Die Garde müßte niedergehauen werden, und der Himmel bewahre daß so viel unschuldiges Blut über mich komme."

„So fahre der Geist Deines Vaters in Dich, Robert Fletcher von Salton. Bist Du ein Quäker? — Das theure, hochadlige Blut! sprechen können sie, um das Volk zu gewinnen, aber wenn es Gut und Blut gilt fürs Vaterland. — Robert, ich will es allein unternehmen, aber bis Mitternacht oder nie, denn es wäre ein Wunder, wenn sie uns hier nicht aufsuchten. Entscheide Dich, sonst bei Gott —"

So weit, und auch dies nur abgebrochen, hatte Raleigh vernommen, als ein anderes Getöse von der entgegengesetzten Seite erschallte. Feste dumpfe Tritte und der Klang von Waffen wurde vernehmbar. Aengstlich gespannt horchte er darauf, der Treppe zugewandt, während Otway tobte und auf den aus einer Seitenthür schüchtern hervortretenden Kaufmann Shephard losfahren wollte. Als er ihn mit Mühe wieder umfaßt hatte, stürzte Rumsey aus dem Zimmer heraus, bei Raleigh vorbei und die Treppe

hinunter. Die Soldaten waren ſchon eingetreten. Wenige Minuten darauf ſtiegen ſie die Treppe hinauf und Ramſey an der Seite des Officiers machte den Wegweiſer.

„In jenem Zimmer, Mylord, berieth ſie ſich. Bis vor wenigen Minuten hielt man mich feſt, wo ich mich mit Gewalt losmachte. Die Mehrzahl wird ſich zerſtreut haben.“

Man riß die Thüre auf, und der Officier rief hinein: „Widerſtand iſt fruchtlos, meine Herren. In des Königs Namen verhafte ich Sie um Hochverrath.“

Es war im Zimmer ganz dunkel, keine Antwort erſcholl, auch verkündete nicht das geringſte Geräuſch, daß Leute darin ſeien.

„Fackeln, Lichter herauf!“ befahl der Officier, und ſeinen Befehlen wurde augenblicklich Folge geleiſtet, um einen der verwirrteſten Auftritte zu beleuchten.

„Corporal! mit zwei Mann voran für den Fall, daß ſie thörigen Widerſtand leiſten!“ kommandirte der Officier, aber es zeigte ſich bald, daß Niemand darin war. Ein Fenſter war geöffnet, es gewann allen Anſchein, daß der letzte, der zurück geblieben, ſich in das kleine Sackgäßchen hinabgelaſſen hatte.

Raleigh athmete freier über diese Entdeckung. Der Officier überflog ein mit Namen beschriebenes Papier und warf die Aeußerung vor sich hin:

„Es wird Graf Esser sein."

„Um Vergebung Mylord!" entgegnete Rumsey, „Graf Esser war nicht bei der Versammlung."

Eine Todesblässe überzog Raleighs Gesicht bei dieser Nachricht. In demselben Momente fiel auf ihn der Blick des Officiers, dessen Verdacht noch durch die wunderbare Stellung, in die er durch das Ringen mit dem Dichter gerathen war, vermehrt wurde.

„Hier ist noch ein Verschwörer, der uns entwischen möchte. Ihren Namen und Ihren Degen, Sir."

Raleigh reichte ihm den Befehl des Geheimen Rathes, nach dessen flüchtiger Durchlesung und einer kurzen Musterung des Ritters der Befehlshaber sich höflich mit den Worten zu ihm neigte: „Sie verzeihen, Sir, meinen Irrthum. Vermuthlich leitete Sie die löbliche Absicht hierher, noch mehr zu Gunsten der Krone über dieses verdammungswürdige Complott in Erfahrung zu bringen. Sie haben, wie sich versteht, völlige Freiheit zu gehen und zu bleiben."

Man blickte den Ritter von allen Seiten an, und er glaubte flüstern zu hören: „Es ist der Angeber!“ Otway kam jetzt an die Reihe geprüft zu werden; schon sein Aeußeres verrieth indessen, daß er nicht zu den gefährlichen Feinden der Krone gehörte.

„Ich bin ein Dichter!“ rief er, „ein loyaler Dichter, Thomas Otway, habe jetzt erst die Verschwörung entdeckt — hätte ich sie früher entdeckt, würde ich sie früher niedergedonnert haben.“

Der Officier warf einen fragenden Blick auf Rumsey, der mit gesenktem Blicke trotzig mitten in der Gruppe stand. Es bedurfte nur eines Kopfschüttelns um den Dichter frei zu lassen. Zitternd aber stand ein kleiner Mann mit einem Schlüsselbunde in der Hand und suchte sich an das Geländer zu lehnen.

„Das ist?“ fragte der Officier.

„Der Kaufmann Shephard!“ fiel Rumsey schnell ein. „Wenn Euer Gnaden mir vergönnen ein Wort mit ihm zu wechseln, zweifle ich nicht, er wird sich bereit finden, der Krone mit seiner ausgebreiteten Kenntniß in dieser Sache wichtige Dienste zu leisten.“

„Man lasse sie zusammen!“ verordnete dieser,

und nachdem ein Trupp unter dem Corporal zur Durchsuchung der obern Zimmer zurückgelassen war, begab man sich die Treppe hinunter in die große Weinstube zurück. Hier blickte der Officier an einen Tisch sich niederlassend die Liste noch einmal durch und fuhr plötzlich mit der Frage auf: „Man habe doch Niemand seit der Besetzung des Hauses hinausgelassen?"

„Niemand, bis auf den Ritter," erwiederte ein Unterofficier, „bis auf den Ritter, dem Eure Herrlichkeit die Freiheit gelassen zu bleiben und zu gehn. Er drängte sich mit ungemeiner Hast hindurch zur Thür hinaus und um die Ecke, daß wir fast angestanden sind ihn nochmals festzuhalten."

Die Stirne des Officiers verfinsterte sich: „Rumsen, wenn der Entwichene ein fremdes Papier vorgeschützt, wenn ich hintergangen worden und es Lord Howard gewesen, der aller Anzeige nach im Hause war."

„Mylord," entgegnete der Oberst, „der Ritter war mir ganz fremd, während Lord Howards Physiognomie in allen Weinhäusern zu bekannt ist, als daß Eure Herrlichkeit sie nicht auch im Finstern wiederkennen sollten."

Die Wache brachte die Nachricht, daß in den

obern Zimmern nichts zu finden sei, in dem Augenblicke aber stieß Otway, der mit dem Lichte an den Kamin getreten war, einen lauten Schrei aus:

„Hierher, Ihr loyalen Diener des Königs! Mich soll heut Niemand mehr betrügen — ich ward genug betrogen. Hervor mein Herr mit den Sammtschuhen — es lebe König Karl!"

Man drängte mit Lichtern heran, und der im Kamin, in der unbequemsten Stellung schwebende, hielt es für gerathen, freiwillig sich herunter zu lassen. Es war Lord Howard, auf dessen von Ausschweifungen entstelltem Gesichte, Unwille, Beschämung, Wuth und Furcht den unangenehmsten Ausdruck hervorbrachten. Er gab seinen Degen mit einigen Verwünschungen ab.

„Ew. Herrlichkeit sprachen von meinem heutigen Nachtquartier," sagte Otway, „aber beim Himmel gegen den Tower ist eine sternenhelle Nacht im Freien ein indisches Lager, abgesehen davon, daß mir es immer frei steht, in den Schornstein zu kriechen. Schade, daß Graf Rochester nicht mehr bei Sinnen ist, sein Bettelkönigreich wäre um Bettler vermehrt, die mit Königreichen spielten, und jetzt froh wären mit Schornsteinbuden zu tauschen."

Zwölftes Capitel.

Des Lebens Bühnlein ist ein kleiner Hügel,
Nur zollhoch überm Grab, der Menschen Heimath,
Wo schon die Menge weilt; wir schaun umher;
Der Gräber Inschrift lesen wir und seufzen,
Und seufzend sinken wir, und sind, was wir beweinten.
Beklagen, selbst beklagt, ist Menschenloos.
Young's Nachtgedanken.

Die Schauer einer dunkeln Novembernacht waren über die Gegend ausgegossen, als Raleigh, noch halb krank, auf dem schnellsten Pferde, welches der ererbte Marstall darbot, über die verlassenen Landstraßen dahin trabte, seinen Diener oft weite Strekken hinter sich lassend. Als der Morgen graute und weder Roß noch Reiter der Erschöpfung länger zu trotzen vermochten, genoß er in einem entfernten Wirthshause einiger Stunden Ruhe, um sogleich wieder den jetzt beschwerlicher werdenden Weg auf mindert besuchten Nebenstraßen fortzusetzen. Der Reitknecht mußte gegen Mittag zurückbleiben, nicht ohne seinen Herrn vorher zu ermahnen, ein so fort-

gesetzter Ritt könne ihm ans Leben gehn; worauf jener mit schmerzlichem Lächeln erwiederte: „Aber wenn ich ihn nicht fortsetze, steht das Leben eines Freundes auf dem Spiele.“ Sein Pferd war schon am frühen Nachmittage untauglich und er durfte es als Glück preisen, einen schlechten doch festen Klepper in dem Flecken, wo er es zurücklassen mußte, kaufen zu können, mit dem er gegen Abend sich dem Ziele seiner Reise näherte.

Graf Esser Schloß lag, als er aus dem Waldrande trat, vor ihm in der Dunkelheit des ausgebreiteten Thales. Nur die hohen Eckthürme ragten noch mit scharfen Linien in die Abendluft hinaus; die Flügel und andern Massen des Hauptgebäudes waren schon eins mit dem sie umgebenden Dunkel geworden, hätte nicht hie und da ein Licht aus den unregelmäßigen Fenstern geleuchtet. Als der Reiter etwas langsamer den Hohlweg hinabgestiegen war, trat er bald in den von hohen Kastanien beschatteten Weg, welcher zum Hauptportale in vielen Windungen führte. Der Wind rauschte in den halb entblätterten Kronen der alten Bäume und die Nachtvögel flatterten aufgeschreckt um des Reiters Haupt. Ihm war es unheimlich in dem tiefen Wege, der sich endlos hinzuziehen schien, ob-

gleich bei jeder Krümmung die Lichter vorflimmerten. Alles Spornens ungeachtet mochte aber das ermattete Thier in dem aufgewühlten Sandboden nicht aus dem Schritte kommen.

So langte er nach einem Ritte, wo ihm die Minuten Stunden dünkten, vor dem Schloſſe an. Das Portal war offen, die Pförtner waren eingeſchlafen, alles athmete den Zuſtand einer ſorgloſen Sicherheit. Er war ſchon in den Vorhof geſprengt, ehe ihn einige Diener bemerkten, denen er vom Pferde abſpringend die Sorge deſſelben mit der Frage vertraute: „Der Lord iſt doch zu Hauſe?“

„Freilich — er wird ja nicht ausgeritten ſein,“ war die Antwort der aus dem Schlaf Aufſtarrenden.

Raleigh ſtürzte dem Diener, der ihn hätte melden ſollen, voraus in den Saal, in welchem er den Freund ſonſt im Kreiſe ſeiner Familie zu erblicken gewohnt war. Auch jetzt fand er den Grafen darin, aber allein an einem mit allerhand Inſtrumenten bedeckten Tiſche ſitzend. Dürftig ſchien das Licht zweier Wachskerzen in der weiten Halle. Auch das Feuer des Kamines war im Erlöſchen. Durch den haſtigen Eintritt des Ritters aus ſeinem Nachdenken erweckt, richtete Eſſex den Kopf in die Höhe und warf fragende Blicke aus den ſchönen dunkeln

Augen, ohne daß die Ruhe aus dem von feierlichem Trübsinn umzogenen Gesicht entwich. Der Ernst darauf, weit über die Jahre des schönen Mannesalters hinaus, schien die Frucht trüber Erfahrungen und eines gereiften Denkens. Dennoch hatte der Trübsinn wenig von jener Bitterkeit zurückgelassen, die häufig die edlen Züge von Männern entstellt, deren Lebenslauf nur eine Fortsetzung herber Erfahrungen war; im Gegentheil drückte sich eine freundliche Milde auf der freien Stirn mit dem gescheitelten Haare aus, welche von einer Fassung Kunde ablegte, die ihre Herrschaft auch über den Schmerz behaupten konnte, wenn er am heftigsten über die edlen Züge hinzuckt.

Esser blickte eine Weile den sprachlos sich ihm Nähernden an, bis sein festes Auge aus dem Halbdunkel des Zimmers die entschwundenen Züge des Freundes herausgelesen hatte:

„Eine schöne Täuschung, willkommen Raleigh Lotcelyne."

Nach einem innigen Händedruck, dem einzigen Ausdruck der Theilnahme, dessen Raleigh für den Augenblick mächtig war, fuhr Esser, zur selben Ruhe, aus der ihn der Eintritt des Freundes aufgescheucht hatte, zurückkehrend, fort:

„Raleigh, Eure Hand iſt fieberhaft warm, der Puls ſchlägt heftig, und, täuſcht mich das ſchwache Licht der Kerzen nicht, ſo ſprechen die eingefallenen Wangen, die eingeſunkenen Augen, eine Krankheit aus. Setzt Euch nieder, genießt der Ruhe, mein Freund iſt in Gefahr.“

„Mein Freund iſt in Gefahr,“ wiederholte Raleigh. „Eſſex iſt in Gefahr, in dringender Gefahr. Ich ritt aus London als Unglücksbote und hoffte den nicht mehr zu finden, an den meine warnende Botſchaft gerichtet iſt.“

„Ich bin unterrichtet“ erwiederte Eſſex, „von Raleigh Loscelynes Ankunft in London und feſt erwartete ich vom Freundeseifer den Dienſt.“

„Mylord, ſo wißt Ihr Alles? — Der Eilbote, der meine Ankunft meldete, muß auch von der entſetzlichen Entdeckung Euch Kunde gebracht haben, und Ihr flieht nicht — ſo iſt es falſch, — Ihr könnt gegen die verläumderiſchen Anklagen das Schild Eurer Unſchuld erheben und ſiegreich gegen Neider und Verfolger auftreten.“

„Wer kann dies im heutigen England?“ — fragte Eſſex mit einem bittern Lächeln auf den Lippen, — „und wenn Chriſtus ſelbſt noch einmal die Erde heimſuchte, und auf den Bergen predigte,

würden die Zeugen gegen ihn aufstehn, und die Geschwornen ihn schuldig finden."

„Mylord Esser," sagte Raleigh, „seid Ihr so rein, wie ich es von meinem großen ritterlichen Lehrer erwarte, so sollen alle Ränke umsonst gegen Euren erlauchten Namen arbeiten. Meine Familie blutete für die königliche Sache. Wollen auch Karls Minister nicht hören, der König selbst darf, er kann seine Getreuen nicht ganz vergessen. Ich eile zu ihm und Esser muß triumphiren."

„Das kam aus dem Herzen," sagte Esser mit einem sanften Händedruck, indem er eine Weile schweigend auf Raleighs Gesicht blickte. „Mein Raleigh wußte nicht, wem es galt, als er voll Eifer den Undankbaren zu dienen, die Vertheidiger seines Vaterlandes verrieth und die alten Wunden aufriß. — Still Freund, ich weiß, Ihr handeltet, wie Eurer Väter Sohn, und nun steht Ihr schaudernd, entsetzt vor dem Abgrunde, wohin der blinde Traumglaube Euch führte. Ich habe Euch nie Verräther gescholten, wie die Andern, ich wußte, Ihr mußtet grade so handeln, und grade so mußte es kommen."

„Verräther!" rief Raleigh, und sprang auf, das Gesicht mit beiden Händen verbergend. „Nein,

Esser darf mich nicht Verräther nennen. Rückgängig will ich Alles machen; zu Halifax, Sunderland; sie wollten nichts von der Verschwörung wissen. Ich widerrufe den Fieberwahn. Sie helfen."

„Die Ohnmächtigen! Sie haben genug zu thun den Rasenden zu halten, der in seiner Blindheit ins Verderben rennt!"

„Ist dort keine Aussicht, dann Mylord keinen Augenblick verloren! Hinweg, ehe der Verhaftsbefehl an Eurem Schlosse pocht."

Graf Esser erhob sich von seinem Sitze: „Weshalb fliehen? Wohin fliehen? Wir fliehen, wenn wir uns einer Schuld bewußt sind; ich weiß von keiner Schuld. Meine Gedanken kann ich vor dem Ewigen droben, meine Handlungen vor den unparteiischen Richtern Englands vertheidigen. Ist aber die Zeit gekommen, wo man Gedanken vor die Richterstühle dieses Landes zieht, wo die Geschwornen sprechen nach dem Winke des Despotismus, wer stellt mir dann den Bürgen, wenn ich heute siege, daß es der Laune einfällt, morgen meine Gedanken schuldiger zu finden? Nur eine ewige Verbannung, und Esser mag nicht außer dem Vaterlande sterben, dem er sein Dasein widmete."

Eſſex maß das Zimmer, die Bewegung verbergend, Raleigh ſchwieg eine Weile; bis die vorgeſtoßenen Worte: „Mylord Ruſſel und Algernon Sidney wurden entwichene Nacht gefangen,“ den Grafen mehr als alle Ueberredung des Freundes zu ergreifen ſchienen.

„So weit ſchon!“ rief er tonlos aus. „Meine Freunde meinen, ich ſähe die Welt an mit einer ſchwarzen Brille, und mein Argwohn ſchweife über die Gränzen hinaus, welche die Schwachheit auch dem böſen Willen ſteckte; und doch — das vermuthete ich noch nicht. Sind ihre Netze ſo weit ausgeſtellt, um Männer dieſes ſtrahlenden Verdienſtes zu fangen, ohne zu fürchten, daß jedes engliſche Herz ſich empört, dann iſt es nahe dem Ende, das wir fürchteten, und nicht die Kraft hatten abzuwehren.“

„Es mag nur ein Schreckſchuß ſein,“ ſagte Raleigh, doch Eſſex fuhr fort:

„Es waren die Häupter des Volkes, die einzigen, welche noch nicht vor einem zornigen Blick zuſammenſchreckten, ſie müſſen fallen, ſoll der Despotismus auf Englands Thron furchtlos ſitzen. Es galt einen Vernichtungskampf. Ich höre das Beil klingen, ich ſehe ihre blutigen Häupter

fallen. Raleigh, täusche Dich nicht, sie sind schon todt. Der Stolz Englands, die Blüthe seines Adels, die wenigen Lichtpunkte, die in diesem Zeitalter der Verderbniß aus dem Schlamm feiler Bestechlichkeit aus dem Halbdunkel des Lasters, der Feigheit und Schlafsucht hervorragten! Wenn ihr Blut auf Londons Straßenpflaster längst verspritzt ist, dann werden sie's erkennen, daß England mit ihnen unterging."

Esser warf sich in einen Lehnstuhl und verbarg das Gesicht, Raleigh aber stieg das Blut in die Wangen. „Mylord, es waren Eure Freunde, auch edle, vielleicht sogar große Männer, wie aber soll das königliche England, Jahrhunderte lang der Stolz Europas wegen seiner Krieger, Staatsmänner, Gelehrten, seiner Werke und Erfindungen, die Königin der Meere, die einst einer Welt siegreich getrotzt, hochgerühmt wegen des freien königlichen Sinnes seiner Kinder, wie soll dies England so schwach stehen, daß der Tod zweier Edlen seine ganze Macht, Ruhm, Ehre, Glanz in einem Augenblicke auslöschte?"

„Das war ein stolzes Bild der Vorzeit; jetzt Raleigh, muß ein Blinder vor dem grauen Gemälde zusammenschaudern, das dieser zweite Karl

hingeworfen hat. Es heißt das sterbende England. Seht, wie er ans Land sprang, der Jubel von Dovers Felsen die Brandung übertönend, hallte bis Calais hinüber, und kaum ein Jahr und alle diese Freude des Volks war vom Lüstling vergessen. Die grauköpfigen Krieger, Narben und Mangel für ihre Treue ihr einziger Besitz, traten die Füße wund vor seiner nur dem frechen Witz zugänglichen Schwelle. Seht das Spiel der Cabalen, das englische Volk ein bunter Fangeball der Einflußreichen, die Kriege mit Holland, damit Protestanten untereinander sich aufreiben und der blutgeschwellene Papismus einschleiche in das gereinigte Königthum!

„Dem Wahne kann man überall Gespenster zeigen," fiel Raleigh ein.

„War die Wuth der Königin Maria, — waren die Gräuel der Bartholomäusnacht ein Wahn?" rief Esser, zum ersten Male heftiger werdend, aus. „Nein Raleigh, der freie Engländer hat nichts mehr zu fürchten als den Papismus. Schon ward die Testakte ein Pergament, das die Hand der Willkür zerreißen kann. Schon hat der katholische Thronfolger einen Riß hineingethan, die Jesuiten kriechen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, man rüstet in Rom, man frohlockt in Paris, und keine Elisabeth

sendet einen Drake der siegesstolzen Armada entgegen. England, das stolze England, wo der freie Geist waltete, von dem Kampfe mit der Hydne ermattet, beraubt seines besten Herzblutes, versinkt in Schlaffheit und wird was Spanien jetzt ist, das Jammerbild, das Italien uns zeigt."

„Wover der Himmel es bewahre," rief Raleigh aus, „wenn seine alte Verfassung es nicht vermag."

„Was war fester gegründet als Londons Freiheiten? Aber es stürzt, was Recht heißt danieder. Raleigh weißt Du, wir waren Zeugen, wie an einem Tage das Gebäude von Dänemarks Freiheit hinsank, wie bestochene Volksvertreter die Jahrhunderte alten Rechte der Dänen demüthig der Krone überreichten *) Du fuhrst voll Unmuth auf und meintest, das Volk verdiene die Schmach, weil es ruhig der Schande zusehe" —

„Ich war ein Kind, unterbrach ihn Raleigh, mich kränkte das Gefühl der Entwürdigung, ohne daß ich die Sache verstand."

„Und wo ist größere Entwürdigung," fiel Esser ein, „wo ein kräftiger König, den seines Volkes Wohl

*) Die dänische Revolution von 1666.

gewidmeten Willen durchzusetzen arbeitet, oder wo ein König sein Volk einem fremden Monarchen verkauft? Verkauft sind wir, Raleigh, an die Politik Frankreichs. Der übermüthige Ludwig, begierig Europas Fürsten knieend zu seinen Füßen zu erblicken, zahlt Englands Könige eine Pension und Karl Stuart, der, an der Spitze seiner Engländer, eins mit ihnen in Glauben und Vortheil durch Europa eine Gebieterstimme erheben könnte, Karl Stuart freut sich, Frankreichs Launen gehorchend, mit dem Wohl seines Volkes, wie ein schlechter Verwalter mit anvertrautem Gut, zu spielen. — Schweigt Ihr? — Wo der Schmachruf der Nation vergebens empor ruft zu dem edlen Leicester, da tönen doch die Trompeten von Crecy und Agincourt dem Engländer ins Ohr."

„Das göttliche Recht der Könige," sagte Raleigh nach einer Pause, „bedarf keiner Vertheidigung, auch wenn die Schwäche des Vertreters es entwürdigt. Wer es aber nicht erkennt, wer glaubt, es gäbe ein Recht: Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, den mahnt die heilige Pflicht der Selbsterhaltung, sich nicht freiwillig zu opfern. Mylord rettet Euch Eurer Sache, und spart England ein entsetzliches Schauspiel."

Esser, zur vorigen Ruhe zurückkehrend, schüttelte langsam den Kopf: „Wozu Widerstand und Flucht, wenn die Lebenskräfte versiegten? Jenes graue Bild ist so endlos wie das Elend, mit dem der Sterbliche in der Spanne Zeit, die Leben heißt, zu kämpfen hat. Was soll man ringen mit einem Uebel, wenn nur ein anderes aus dem Blute erwächst, was ringen, wenn Undank und Verkennung unser Lohn sind? Ist es nun nicht eine Thorheit vor dem Weisen, so lange sich abzuquälen, dieses Elend zu verlängern? Wozu daher fliehen, wenn der Tod an die Thür pocht?"

„Mylord Esser?" fuhr Raleigh auf.

„Der Name Esser," entgegnete der Graf schnell, doch ruhig einfallend, „gehört in Englands Geschichte nicht zu den Glücklichen. Auch ich werde bluten. Hinsinken werden wir, gleich welken Häuptern in dem allgemeinen Herbste, auf den der Winter folgt, und ist es ein Glück, so will ich es preisen, daß ohne die Nacht zu erblicken, wir beim letzten Strahle der frostigen Sonne die Augen schließen."

„Mylord, ein Christ glaubt an eine milde Vorsehung und England nennt Euch einen Christen."

Esser ergriff rasch und mit Nachdruck Raleighs Hand: „Sie walten über uns, aber willst Du er-

messen, woher der Donner kommt, wohin er verschwindet, und wann er wiederkommt? Für die Bahnen und Verhältnisse jener Vorsehung ist unser Auge zu schwach. Von Ahnungsschauer ergriffen, können wir uns in den Staub werfen, und mögen hoffen, aber der Sterbliche soll nicht ihre ewigen Verhältnisse auf sein klägliches Daseyn berechnen. Wie der Wurm in unserm Auge, so sind wir, so lange der Staub an uns klebt in den Augen der Mächtigern. Nur wenige wandeln im Sonnenschein. Ist doch das Leben nur ein fortgesetztes Sterben. Glücklich schon, wer, hinaus über den geistödtenden Kampf der ungeheuern Mehrzahl mit dem Mangel, Leiden anderer Art die Würmer seines Lebens nennen mag. Der sterbende Krieger auf dem Schlachtfelde, von Durst, Hitze geplagt, der Kranke, dem alles Ekel erregt, dessen ungeheurer Schmerz keine Linderung kennt, der verlassene Liebende, der Vater, dessen Kinder vor ihm hinsterben, der gestürzte Minister, der entthronte König, der Patriot an der Galeere, das sind die Aristokraten unter den Leidenden. Der Tod wartet nicht wie bei den Poeten bis das Glück noch einmal kommt mit Rosenfingern den Dulder zu streicheln. Der Sclave giebt unter Peitschenschlägen den Geist auf, der Verwundete verdurstet,

der ungeheure Schmerz sprengt die Brust des Siechen. Schau auf die verzerrten Gesichter der Leichen und frage sie nach Versöhnung und Trost."

„Wie wäre das Leben so trostlos," sagte Raleigh, „daß wir im Zustand des Wachseins kein Gesetz, keine Regel wüßten, um den Geist im Unglücke aufrecht zu erhalten? Der von Wahn Bethörte und der Leichtsinnige wären dann die einzigen Glücklichen und es wäre die Aufgabe des Lebens, jenen Rausch so lange zu erhalten, bis die kalte Hand des Todes uns weckt."

„Glaubt Raleigh," fiel Essex ein, „wir könnten ihn nach Wohlgefallen fortschicken und beibehalten? Dieser Wahn ist unser unzertrennlicher Schatten, und verwebt sich mit allem was uns heilig scheint. Das ist die milde Gabe, die uns der Schöpfer mitgab, die Schmerzen des Lebens zu stillen; diesen Himmelsbalsam dürfen wir nicht verwerfen. Auch Du ringst umsonst nach Freiheit davon. Mögest Du erst spät oder nie erwachen um zu sehen, wie auch der Glaube Deiner Väter an die göttliche Sache des Königthums einem Wahne glich. Ich bin erwacht aus dem meinen. Die goldnen Träume an Englands Volksfreiheit, von der ewigen Republik Albions sind entwichen" —

„Entwichen," — fiel Raleigh heftig ein, „entwichen ist die Chimäre? O dann gebt Raum der Wahrheit. Werdet eine Säule des Königlichen Englands, ein Ritter für die Sache, die ihren heiligen Ursprung nie verläugnet, auch wenn es den Anschein gewinnt, als seien die Nachfolger der Patriarchen zu Despoten ausgeartet."

Esser lächelte sanft: „Mit jenem Wahne hing mein Leben zusammen; der schöne Wahn ist hin, die Flamme des Lebens ist erloschen! — Und wenn, der uns geschaffen hat, ruft, sollen wir ihm folgen," setzte er bedeutungsvoll hinzu. „Des Tagelöhners Leben ist aus, wenn seine Arme nicht mehr Kraft haben das Holz zu spalten, das Leben des Gelehrten, wenn die Denkkraft aufhört, des Staatsmannes, wenn seine Plane zersplittern, sein Vaterland stirbt, das Treiben der ganzen zurückgelegten Bahn, die seine besten Kräfte kostete, ihm anfängt als Thorheit zu erscheinen."

„Dann?" — unterbrach ihn Raleigh hastig mit einer halben Frage.

„Dann mag er dem Rufe folgen, und die letzte Willenskraft zu einer That sammeln, wodurch er zum ersten und letzten Male das Recht ausspricht, das ihm die Natur über sich selbst ertheilte."

Ihr Gespräch wurde hier unterbrochen durch den Eintritt der Lady Esser. Eine würdevolle Gestalt, den hohen Wuchs von einem schwarzen, faltenreichen Kleide umflossen, mit einem Antlitz, auf dem der Schmerz mit dem Adel der Seele stritt, nahte sich mit feierlichen Schritten. Der erste Blick, den Raleigh, nach der stillen Begrüßungsformel, auf ihre Züge warf, überzeugte ihn, auch sie sei eingeweiht in die Todesgedanken des Gatten. Auch Esser war in jene Farbe gekleidet, und wenn Raleigh die beiden ernsten Gestalten betrachtete, dünkten sie ihm Wesen, die schon einer andern Welt angehörten. Sie reichte Esser schweigend einen eröffneten Brief, er las ihn langsam, indessen sie mit Adlerblicken seine Züge beobachtete. Alles Heroische in ihrer Fassung verschwand indessen, als Esser den Brief, sei es aus Schwäche, Erschütterung oder Zufall, nachdem er ihn beendet, fallen ließ. Sie stürzte ihm um den Hals, und alle erkünstelte Festigkeit war verschwunden. Raleigh konnte sich nicht enthalten, indem er den Brief aufhob, einen Blick hinein zu werfen. Ein Freund unterrichtete die Lady durch einen Eilboten, daß der Verhaftsbefehl, mit einem Trupp Soldaten, ihn

ins Werk zu setzen, mit dem Ueberbringer der Botschaft zugleich London verlassen hatte.

Noch einmal versuchte die Lady ihre Fassung, die stolze Haltung wieder zu gewinnen, indem sie auf den fremden Zeugen blickte. Es war vergebens. Ihre Blicke, Thränen und Bewegungen sprachen deutlicher als ihr Mund.

„Es gilt einen Entschluß, Esser, wie wir uns trennen, ob für das Leben, oder in der Hoffnung uns wiederzusehen! — Die Nacht begünstigt die Flucht. — Sollten die Beamten schon heute kommen, werde ich sie aufzuhalten, zu täuschen wissen. Entscheide — "

„Jetzt erst entscheiden! — War mein Entschluß nicht die reife Frucht einer ernsten langen Ueberlegung, und Du theiltest jeden Gedanken, als treue, christliche Gattin und jeder Beschluß, den ich faßte, war auch der Deinige."

„Esser, versuche nicht den Himmel; er zeigt uns die Wege zur Rettung. Ein leichter Wagen, die schnellsten Pferde stehn bereit — Esser, man wünschte es, daß Du fliehst, man will Dich schonen, man will nicht Deinen Tod; weshalb sonst zögerten sie bis jetzt?"

Eſſex führte die Gattin an den Tiſch, und deutete ſchweigend auf verſchiedene aſtronomiſche Geräthſchaften. Mit leiſerer Stimme ſetzte er dann hinzu, ohne daß Raleigh die Worte entgangen wären: „Wenn wir ſterben müſſen, iſt es nicht beſſer ehrenvoll ſterben, als ereilt auf der Flucht? Ich möchte niemals enden wie Cicero."

„Müſſen? Müſſen, Eſſex?" ſagte heftig die Lady. „Können dieſe Präparate nicht lügen? Die Verzweiflung gränzt an den Witz. Der Witz macht dieſe Berechnungen lächerlich, vermag es nicht auch die Verzweiflung? Sie lügen; Du haſt Dich verrechnet."

Eſſex erwiederte nichts, aber Raleigh ſah, daß der Moment über die Berechnungen geſiegt hatte. Die Lady umſchlingend, trat er ans Fenſter und blickte hinaus auf den geſtirnten Himmel.

„Wenn droben die glänzenden Körper gar keinen Antheil nähmen an unſerm Schickſal, wenn die Harmonie zerſtört wäre zwiſchen dem Ganzen und den Theilen, und wir doch frei handeln dürften, — dann könnte man Hoffnung ſchöpfen. — Halt, hörteſt Du nichts in der Ferne? — Schon wieder."

Aufmerkſam geſpannt horchte die Lady zum ge-

öffnetern Fenſter hinaus. Raleigh trat an das daran ſtoßende. Der dumpfe Tritt von vielen Pferden im Sande war dem erfahrenen Officier leicht vernehmbar. Auch gab es Metallklänge, und ſein geübtes Auge glaubte zwiſchen den Stämmen der Kaſtanienallee das Schimmern von Küraſſen in weiter Reihe zu entdecken. Seinem Zweifel folgte die Ueberzeugung. Eine Trompete ſchmetterte und das Wirbeln vieler Trommeln antwortete durch die ſtille Nacht. Das Schloß war umzingelt. Als er zurückſah, fand er Eſſex und ſeine Gattin feſt umſchlungen.

Man hörte Soldatentritte auf der ſteinernen Hauptstreppe, die Flügelthüren öffneten ſich, ein Officier trat ein und forderte den Grafen im Namen des Königs auf ſich zu ergeben und dem Commando ſogleich nach London zu folgen. Lady Eſſex hatte in wenigen Momenten jene heroiſche Faſſung wieder gewonnen, die jeden Lügen geſtraft, der geſagt hätte, ſie habe geweint. Mit aller Würde dem Officier ſich nähernd, fragte ſie:

„Wir ſind darauf vorbereitet, Sir. Ich hoffe Ihr Verhaftsbefehl wird Ihnen nicht verbieten, auch mich als Gefangene nach London zu geleiten,

da ich Gedanken und Rathschläge meines Gemahls theile."

Der Officier verneigte sich die Bitte gewährend.

Schweigen herrschte in dem weiten Schlosse. Die Diener mit Thränen in den Augen sagten scheu in ehrfurchtsvoller Entfernung ihren Gebietern ein stummes Lebewohl, die Soldaten betrugen sich mit Achtung und Raleigh vermochte kein Wort hervorzubringen indem er die Hand des Lords als er in den Wagen stieg, drückte und eine heiße Thräne darauf rollte. Er fühlte den Druck erwiedert, die Lady flüsterte ihm ein Wort des Dankes zu und der Wagen rasselte davon, begleitet von dem Dragonertrupp. Raleigh bestieg eine Miethkutsche und folgte ihm langsam auf dem Wege nach der Stadt.

Dreizehntes Capitel.

Siegfried, der Herre, saß mit süßen Minneherren
Bei seinem schönen Weibe, so froh von allem Herzen.
Sie drückte seine Hände mit ihrer weißen Hand
bis er vor ihren Augen, sie wußte nicht wie, verschwand.
Und da sie mit ihm fehlte und nun ihn nicht mehr sah,
Sprach so zu ihren Leuten die schöne Königin da:
„O Wunder, sagt, der König, wo ist er hingekommen,
Hat wer hat seine Hände aus meinen mit genommen?“

Verhaftungen waren auf Verhaftungen gefolgt und schon hatte die blutige und eilfertige Gerechtigkeitspflege jener Tage verschiedene der Theilnahme an der Verschwörung im Rye-House, — so hieß der Meierhof, in welchem sich die Verschwörer versammelten, — überwiesene Verbrecher dem Strange geopfert, um Bahn zu brechen für die größeren Opfer, nach welchen die erbitterten Sieger verlangten. Ein allgemeiner Schrecken hatte sich über das Land verbreitet und selbst das trotzige London zitterte als es die Paladine seiner Freiheit, deren Namen wie Trompetenstöße den Kriegern des alten Parlaments-

heeres tönten, im Tower ihr Gericht und Urtheil erwarten sah. Wer Rechte besaß, welche an Freiheit erinnerten, legte sie freiwillig zu den Füßen des Throns nieder, und die Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit war so groß, daß die Auswanderungen von neuem begannen und die Nichtconformisten nur noch Amerika als das Land betrachteten, um ihrem Gott frei zu dienen. So konnte man es wagen, London selbst zum Zeugen der Gewaltschritte zu machen, welche unter den Mantel der Gerechtigkeit die letzten starren Häupter beugen sollten, die dem despotischen Willen der Stuarte entgegenarbeiteten; ja man freute sich des Schauspiels und hoffte die für gewiß erwarteten Hinrichtungen als Symbole des letzten Triumphs der königlichen Sache so öffentlich als möglich vor den Augen von Londons Bürgern zu feiern.

Raleigh Lescelyne hatte diese Schreckenszeit nicht unthätig verlebt. So oft auch der kaum unterdrückte Krankheitsstoff wieder ausbrechen wollte, ward er von des Ritters rastlosen Anstrengung und Sorge für in die Verschwörung verwickelte Freunde gewaltsam zurückgehalten, ohne daß die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, als wohlthätiger Balsam für die Wunde des Herzens ihn heimgesucht hätte.

Nach langen fruchtlosen Bemühungen war es ihm durch Halifax Fürsprache gelungen Zutritt beim Könige zu erlangen; Karl hatte aber gegen ihn wie gegen alle, die ihn mit Gnadengesuchen in dieser Sache angingen, jene herbe Strenge gezeigt, welche nach dem Urtheil seiner nähern Umgebungen den Grundzug in des Königs Charakter ausmachte, der nur durch den Leichtsinn und die Vergnügungssucht im Leben gemildert erschien. Selbst dem Witz war er diesmal unzugänglich geblieben, und die Bitten der Portsmouth hatten ebensowenig als die neckenden Schmeicheleien der La Gurn vermocht, so daß Halifax im Anfall des Unmuths sich nicht enthalten konnte, die Achseln zuckend zu rufen:

„Ew. Majestät wollen durch das viele Blut den starren Grund der Stadt erweichen, ohne zu bedenken, daß auch das Schloß von Whitehall auf Londons Boden steht." Der König erwiederte:

„Das ist Jacobs Sorge, denn so lange ich in Whitehall wohne, halten noch die Mauern. Mein Bruder York verdient die kleine Entschädigung für alle Angst, die ihm die Exclusionsbill verursachte; will er sie genießen, muß er auch für die Folgen stehn."

Man schrieb auch allgemein die harten Maasregeln

dem Eifer des katholischen Herzogs zu, und der berühmte Dichter Waller äußerte: „Das Parlament wollte, daß York nach Karls Tode nicht herrschen solle; zum Trotz läßt ihn der König schon während seiner Lebzeiten regieren.“

Raleighs Eifer unterließ keinen Versuch. Er wußte, nur von der Seite des Herzogs war der König diesmal zugänglich. York hatte ihn einst ausgezeichnet, und obgleich in Jacobs Seele keine wahre Zuneigung Wurzel fassen konnte, baute er doch auf den königlichen Sinn des Thronfolgers und auf das Herz für Englands Wohl und Ruhm, das Jacob durchaus nicht abzusprechen war. In seinem militairischen Kleide als Hauptmann der Königlichen Dragoner erschien er im Audienzsaale und trug seine Bitte für Esser dem Prinzen vor. Mit starren Blicken und regungslos hörte ihn York an. Erst als er schon eine Weile ausgeredet hatte, entgegnete der Prinz mit demselben Tone und derselben Haltung:

„Hauptmann Loscelyne! Man hatte Euch den Kabinetsbefehl zugestellt, London nicht zu verlassen bis Ihr Zeugniß gegen die Verräther ablegtet, und Ihr seid zum Grafen Esser geritten ihn zur Flucht aufzumuntern. Die Loscelyne von Avalon wür-

den hingeritten ſein ihn lebendig oder todt zu fangen. Ein Soldat verläßt nicht ſeinen Poſten, ein ächter Royaliſt zeigt nicht die Rebellen an, um ſie nachher zu verbergen, ein Königlicher Ritter läßt nicht den Lindwurm entlaufen wenn er mit der Ferſe ſein Haupt zertreten will, und ein Stuart hält bei der Sache aus, der er ſein Leben widmete, auch wenn ihm ſelbſt der Untergang dabei drohte."

Die ſtrengen Blicke des Fortgehenden ſagten, daß mit den Raleigh zu Gebote ſtehenden Mitteln den eiſernen Entſchluß beugen zu wollen, an Thorheit gränze. Aber die Hoffnung verließ ihn nicht, da die mittelbare Einwirkung noch offen blieb. In der Niſche eines der Vorgemächer ſtand ein ſchlicht gekleideter Mann, deſſen Blicke beſtändig den Boden ſuchten, obgleich Wangen und Stirn und auch die Augen, wenn ſie wagten frei umher zu ſchweifen, eher die ungemeſſene Freude des Triumphes ausdrückten, als die demüthige Erwartung, deren äußere Anzeichen er gern ſchien bewahren zu wollen. Ein Staatsmann vom höchſten Range verſchmähte es nicht dem Vater Peter die Aufwartung zu machen, und Sunderland ſchien ebenſo erfreut über das Reſultat der mit dem Baldwater gepflogenen Unterhaltung als dieſer über die Artigkeit des Gra-

sen, welcher ihm, mit der verbindlichsten Verbeugung Abschied nehmend, die Hand drückte.

Raleigh nahm ohne Umstände den Platz des Ministers ein, und zwang sich zu einer Freundlichkeit, deren er den eitlen Priester nicht würdig achtete. Dem Vater schien der Anblick des gerüsteten Kriegers nicht so erwünscht, als ihm der des geschmeidigen Hofmanns gewesen. Dennoch faßte er, sobald er ihn erkannt, dessen eine zwischen seine beiden Hände und freute sich, nach einem innigen Drucke, des Glückes, den Mann vor sich zu sehen, welcher mit ihm an demselben Tage ein Zeuge der rettenden Vorsicht geworden. Er forderte ihn auf den Himmel zu preisen, der zu jener Stunde, wie in so vielen andern dieser rebellischen Zeiten, seine wunderbare Einwirkung gezeigt habe.

„Ehrwürdiger Vater," entgegnete der Ritter, „so wenig als jemand auf Erden weiß ich, ob ich dem Himmel für meine Rettung danken soll. Wäre ich auf dem Wrack geblieben, wäre ich untergegangen mit den schönsten Gefühlen für die Königliche Sache, ohne das Blut zu sehen, das für diese reine Sache versprützt werden soll."

Der Vater senkte die Blicke auf seine gefalteten Hände. „Wie viel Blut ist in diesem Eng-

land für eine heiligere Sache geflossen, wie viele Gebeine heiliger Märtyrer deckt diese Erde, wie klebt es noch an den Steinen dieser übermüthigen Hauptstadt! — Können wir da wohl klagen, wo es dem Herrn erst jüngst gefallen, so schuldlose Männer einer Volkswuth zu opfern, wenn das Schwert der Gerechtigkeit auf die gottlosen Anstifter des Mordes fällt. Wir sollten im Gegentheil jubiliren und die Irrbahnen erkennen, auf die wir in unserer Blindheit geriethen, deren Endziel kein anderes war, als Bürgerkrieg, Königsmord und Atheismus."

„Ehrwürdiger Vater, ich zähle mich zur hohen Kirche," unterbrach ihn Raleigh.

„Gewiß ist die Kirche, zu der wir uns alle bekennen sollten, die hohe Kirche, da sie die höchste ist. Allein auch diese hohe Kirche, die der stolze Engländer so benennt, um, wie ihn das Meer allein vom Continente scheidet, auch im Glauben stolz für sich allein zu stehen, ist ja nur eine unartige Schwester der Römischen. Auch sie schreibt ja den Ursprung ihrer Bischöfe vom heiligen Petrus her, und es möchte die Zeit nicht fern sein, wo wir die jüngere wieder zu ihrer älteren Schwester heranziehn, und ihr willig den

kleinen Troß vergeben, damit sie nur nicht umkomme im Gedränge der Sektirer. Zeigte nicht der Himmel eben ein Wunder als das Feuer in New-Market ausbrach, das des Königs erlauchtes Haupt und das des unerschrockenen Bekenners vor den Nachstellungen der Ruchlosen bewahrte!"

„Diese Milde des Himmels sollte auch die Sieger Milde lehren," entgegnete Raleigh.

„Sollen jene Verführer," sagte Peter nicht ohne Heftigkeit, „nicht dafür bluten, daß sie den rohen Pöbel auf die wenigen Bekenner losheßten?"

„Thun Sie so offen, ehrwürdiger Vater, reden Sie von der Bekehrung Englands!" sagte Raleigh, nicht ohne Absicht mit erhobener Stimme, und warf sich in eine militairische Haltung zurück, die ihm sonst fremd war. Der Vater Peter schrak zusammen, und blickte besorgt im Zimmer umher, ob Niemand ihr Gespräch belauscht haben könne; dann fixirte er Raleighs Gesicht, und murmelte einige Worte heraus, die halb wie Entschuldigungen, halb wie Protestationen klangen. Der Ritter sah gewonnenes Spiel, indem über den furchtsamen Sinn des Beichtvaters das Schrecken des papistischen Complottes noch volle Gewalt ausübte.

Jetzt kam die Reihe des Handdrückens und

Protegirens an ihn. Vater Peter, obgleich ein Jesuit, besaß doch weder die gemeinhin seinem Orden zugeschriebene Schlauheit zur Verbreitung seines Glaubens, noch den Scharfsinn eine wirkliche Bekehrung von der Achtung, welche die geschmeidigen Hofleute seinen Lehren schenkten, zu unterscheiden. Seine Eitelkeit ließ ihn im Gegentheil auch da wirklich Bekehrte erblicken, wo man bei gewissenhafterem Sinne Erklärungen vermeidend ihm nur eine negative Aufmerksamkeit schenkte. Das Bild des bekehrten Englands schwebte ihm seit dem Sturz der Volkspartei vor Augen. Aber je chimärischer die Hoffnungen eines furchtsamen Sinnes hinausschweifen, um so leichter sind diese Luftschlösser zusammenzustürzen. Selbst Raleighs Versicherung, verschwiegen zu sein, mehrte nur die Angst des Beichtvaters und der Ritter konnte mit seiner Bitte einer Verwendung für Esser um so leichter vorrücken, als die schmeichelhafte Darstellung des Bittstellers, daß des Grafen Leben ganz in des Beichtigers Hand liege, wie ein angenehmer Balsam auf die von der Furcht gerissenen Wunden wirkte. Obgleich Peter nur mit Seufzern antwortete, fuhr Raleigh doch fort, wie Esser, gewiß minder schuldig als die strafbaren Verräther, schon jetzt

von Mißmuth und Reue heimgesucht werde, wie die puritanischen Grundsätze, deren man ihn beschuldigte, in dieser Stunde der Noth nicht mehr Stand hielten, wie eine religiöse Eroberung einem talentvollen Manne nicht schwer fallen könne.

Der Vater verneigte sich mit Wohlgefallen, ohne dem Ritter Muth zu machen: „Und würde dieser Mann wirklich in Hoffnung der Bekehrung verschont, welche lasterhaften Reden er auch im Parlamente gegen die Bekenner führte, seine Begnadigung würde da ein Stein des Anstoßes sein, wo jener Lord Russel, den sie als ein Muster der Tugend anpreisen, wiewohl er das Haupt der gottlosen Faction ist, den Weg zum Schaffot antreten muß."

„Er ist ja noch nicht verurtheilt," konnte sich Raleigh nicht enthalten einzuwerfen, obgleich ihn das Wort im nächsten Augenblicke wieder gereute.

„Desto schlimmer, wenn er nicht verurtheilt würde, wie wir doch zum ewigen Heil dieses Reiches hoffen dürfen. Dann schiene ihre Ruchlosigkeit von so trefflichen Freunden des Vaterlandes, wie Sir Raleigh, nur entdeckt, damit die Faction allen Gesetzen Hohn spräche; wie uns denn noch immer ein großer Kampf bevorsteht, da Monmouth

entschlüpft, und wenn er auch wieder eingefangen würde, doch zu fürchten ist, daß die große Milde seines erlauchten Vaters ihn der hundertfach verwirkten Strafe entzieht."

„Ehrwürdiger Vater, wenn Sie jene Milde ohnedies besorgen, wen ehrt sie mehr, als die Diener des göttlichen Wortes. Wenn eine Macht, welcher England bisher nur die harte Stirn des Trotzes entgegensetzte, ihren ersten Einfluß damit begönne als Stifterin des Friedens aufzutreten, wenn sie ihre Hoheit zuerst im Strahle der Versöhnung zeigte! Die Sonne nöthigte dem Manne in der Fabel den starren Mantel ab, in welchen ihn der Sturm immer fester wickelte. Esser ist ein Mann von Einfluß; für seine Befreiung würden tausend Dankopfer auf die Altäre gelegt werden, sein Beispiel würde Nachfolger haben, deren Werth mit ihrer Anzahl um den Vorrang kämpfte.

Der Vater machte eine Bewegung, welche zeigte, daß er über den Vorschlag nachdenke und Raleigh fuhr ermuthigt, doch mit leiserer Stimme und den Beichtvater tiefer in die Nische drängend, zurück.

„Schon länger hatte ich eine Angelegenheit mit dem würdigen Vater Peter zu besprechen, den ich

doch als das Haupt der katholischen Kirche in England betrachten kann. Bei der wilden Verfolgung gegen Ihre unschuldigen Glaubensgenossen während der letzten Complottgeschichte, gelobte ich, sobald mir die Mittel würden, eine bedeutende Summe zur Unterstützung der Leidenden. Jetzt als Erbe meines Oheims erlaube ich mir vorläufig in Vater Peters Hände diese kleine Gabe zu legen, mit der Bitte sie ganz nach Willkür zum Besten Ihrer Kirche und deren Diener zu verwenden. Sobald meine Einkünfte geordnet sind und der Himmel meine Wünsche durch die Fürbitten eines so frommen Mannes erhört hat, lautet mein Gelübde auf ein doppelt schweres Opfer."

Der mit Dublonen fest gestopfte Beutel zog die breite Hand des Beichtvaters nieder. Nicht ungefällig hob er den Blick und sagte, nachdem er das leere Zimmer noch einmal gemustert hatte:

„Segen und Glaube kommt oft von daher, von wo wir mit unsern schwachen Sinnen eher den Unglauben und den Fluch vermuthet hatten. Deshalb ist die Gabe nicht minder zu preisen, die uns die Mannigfaltigkeit seiner Wege verkündet. Von einer gewissenhaften Anwendung dieses Opfers" —

„Bin ich überzeugt," fiel ihm Raleigh zuvor-

kommend ins Wort, „ſo wie, daß, wie ich hier den Quell des Glaubens, ich auch den der Hoffnung für mich möge gefunden haben.“

Mit einem nochmaligen Händedruck wollte er ſich entfernen, als der Vater ihm ins Ohr flüſterte:

„Für des Grafen Eſſex Leben, kann Sir Raleigh unbeſorgt ſein.“

Froher als ihn Jahre geſehen, und froher als er ſelbſt in der letzten Zeit ſich vorgeſtellt, es je werden zu können, verließ der Ritter den Palaſt des Herzogs, als ihn die Geſtalten zweier Conſtabler an den traurigſten Dienſt erinnerten, den er dem Vaterlande leiſten ſollte. Er wurde gemahnt vor den Geſchwornen zu erſcheinen, um Zeugniß abzulegen, wider einen Mann, den ihm der Ruf als einen der edelſten Englands nannte, deſſen Tugend ſo hell leuchtete, daß ſelbſt der Parteihaß ihm keinen Fehler als den Parteihaß vorhalten konnte. Die Zeit, welche er der ernſtern Sorge für Eſſex Leben abgeſpart, hatte er, wiewohl vergeblich, verwandt, ſich von dieſem läſtigen, und, wie er meinte, zweckloſen Dienſte loszumachen, da er Lord Ruſſel kaum von Angeſicht kannte und nicht das Geringſte über ſein Verhältniß zu den Verſchwörern auszuſagen wußte. Aber man bedurfte unter der Zahl der

Elenden, deren Zeugniß zur feilen Marktwaare geworden, Männer von Ansehn und anerkannter Rechtlichkeit, und Raleigh hatte deshalb schon mehreremal zwischen Sanson, Macnamara und Leuten dieses Gelichters, was er einst im Fieber gehört, wiederholen und beschwören müssen.

Die halbe Stadt war in Westminster zusammengedrängt, und kaum gelang es den Constablern, den Zeugen bis in die Gerichtsschranken zu bringen. Diesmal hatte sich indessen der Schauplatz verändert. Sanson und Macnamara waren bereits abgetreten, und trotz der Parteilichkeit, welche in der Halle verherrschte, standen sie gleich Gebannten, deren Nähe verpestet, unter der Menge, daß selbst Macnamaras freche Heiterkeit verstummte und Sanson den finstern Blick nicht von der Erde zu erheben wagte. Männer mehrerer Bedeutung saßen auf einer Bank und er sah den Kaufmann Shephard und Lord Howard bereit, um die Frucht des geretteten Lebens, den Mann durch ihre Aussagen aufs Blutgerüst zu bringen, der sie einst mit dem Freundesnamen beehrte. Der Oberrichter, ein strenger Royalist, obgleich er dem neben ihm stehenden Jefferies, der ihm bald in seinem Amte folgen sollte, noch nicht strenge genug zu verfahren schien, rief

jetzt den neu eingetretenen Zeugen auf. Raleighs Aussage ging ein Resumé des Richters vorher, welches für die Glaubwürdigkeit der eben vernommenen Zeugen nicht ungünstiger ausfallen konnte, denn er versicherte die Versammlung, der ehrenwerthe Ritter werde die Wahrheit alles von den Beiden Vorgebrachten aus freien Stücken bekunden.

„Da sei der Himmel für, rief Raleigh empört aus, daß ich zum Bürgen für die Verläumdungen dieser Gesellen werde; wie ich auch hier, was ich in Walcots und Hones Proceß aussagte, wiederholen muß, daß meine ganze Wissenschaft einem Fiebertraume gleicht, im Fieber geschöpft ist und mit Fieberbildern geschwängert."

„Auf Eure Aussage, Sir Raleigh, mußten Walcot und Hone den Galgen besteigen," sagte der Oberrichter. „Befiehlt Euch vielleicht Euer Gewissen nur gegen Plebejerblut gewissenhaft zu sein und treten andere Rücksichten ein, wenn es an das Leben von Männern aus hohem Adel geht? Bedenkt, daß hier wie dort des Königs Sache gefördert wird, daß Ihr vor dem hohen Gerichte in Westminster steht und der Gott der königlichen Sache Eure Worte hört."

Jefferies warf ihm einige boshafte Blicke zu und bemerkte lächelnd zum Oberrichter, der junge Mann scheine Lord Russels Blicke nicht ertragen zu können. Es möchte Zauberei im Spiele sein, da die unschuldigen Seelen die Augen des Parlamentsführers so wenig als die Vögel die der Klapperschlange auszuhalten verständen. Trotz des Hohnes dieser Bemerkung fand Raleigh etwas Wahres darin, denn während er mit schwacher Stimme, abgebrochen und unwillig, was er auf dem Krankenbette mit angehört, wiederholte, waren Russels Blicke unverwandt auf ihn gerichtet. Ohne Unwillen, selbst ohne Strenge, schaute ihn der Lord an. Die Blicke lasteten aber auf ihm wie Blei, sie drückten die Worte nieder, die er aussprechen wollte, und es war ihm, wie wenn er einer entsetzlichen Last sich entledigt habe, ohne deshalb freier zu werden, als er nach abgelegtem Zeugniß sich auf die Zeugenbank niederließ.

Noch deutlicher wurde ihm diese zauberhafte Kraft des Angeschuldigten, als der Mann, welcher bis dahin mit verschränkten Armen und gesenktem Haupte in einer Ecke gestanden, hervorgerufen wurde. Rumsey richtete den Kopf auf, aber sobald sein Auge das des Lords traf, fuhr er, wie vom An-

blick eines Medusenhauptes getroffen, zurück. Fast dieselbe Wirkung blieb, so oft er versuchte, ihm ins Gesicht zu sehen, oder auf seine Fragen zu antworten. Der Mann, welcher sonst der Rede gleich mächtig vor Hohen und Niedern war, konnte jetzt nur unzusammenhängende Sätze hervorbringen und die Verwirrung ging so weit, daß seine Antworten häufig nicht auf die Fragen paßten, ja es den Anschein gewann, als stehe er nicht als Zeuge, sondern als Angeklagter vor den Schranken und das Verbrechen, das er zu vertheidigen habe, sei der Treubruch. Raleighs Aussage und die aller vor ihm Vernommenen sollte zum Beweise der Existenz einer Verschwörung dienen, Rumsen und die mit gleicher Schüchternheit sprechenden Shephard und Lord Howard bekundeten Lord Russels Theilnahme an derselben.

Mit einer Ruhe, welche die Unsicherheit der Zeugen beschämte, hörte Russel ihre Aussagen an, daß Raleigh vor Bewunderung hingerissen, mehr als einmal ausrufen mochte: „Er ist unschuldig!" Aber der Lord selbst, als er zum Worte kam, sprach minder günstig für sich, als der Feind seiner Sache es für ihn würde unternommen haben.

„Es scheint eine fruchtlose Mühe, sagte er, „alle

diese Männer und ehrenwerthe Herren über Dinge zu vernehmen, die ich selbst vor dem geheimen Rathe schon zusammenhängender einräumte. Es sei fern von mir, eines jener Geständnisse zurückzunehmen und zu leugnen; aber Ihnen, meine Herrn, kommt es zu, über die Beweggründe nach Ihrem Gewissen zu entscheiden. Man hat Sie aus den erbittertsten Gegnern der Sache, welcher ich diente, auserwählt, aber gern unterwerfe ich mich Ihrem Spruche, da Sie Engländer sind, welche Ehre und Gerechtigkeit Ihres Vaterlandes keiner Parteiansicht opfern können. Mein Eifer für unsere heilige Verfassung liegt vor den Augen der Welt, aber eben so feierlich betheure ich, daß er nie so weit mit der Ehrfurcht und Treue für den König in Streit gerieth, um zu den Vorsätzen zu schreiten, deren man mich beschuldigt. Nie habe ich meine Einwilligung zu dem schändlichen Plane gegeben, den König zu ermorden, nie war es meine Absicht zur Erhaltung unserer Rechte einen Aufstand zu begünstigen, dessen Anfang es sein mußte, die Garden niederzumetzeln."

Ein Zeuge, zu Gunsten des Angeklagten erhob sich hier. Robert Fletcher sprach für den Lord, indem er dessen Worte gegen den von Rumsey und

Armstrong gethanen Vorschlag, die Garden anzugreifen, mit einem feurigen Redefluß wiederholte, welcher vermuthen ließ, daß seine eigene Begeisterung für den Angeklagten diesem Worte lieh, welche er nie gesprochen. Der königliche Anwald machte darauf aufmerksam, daß Robert Fletcher, der selbst kaum der Anklage entgangen, weil man das Blut der noch minder Verhärteten sparen wolle, auch geringe Glaubwürdigkeit beiwohne, wenn er, zumal in dem Zustande der Erhitzung, für einen Freund spreche. Robert gerieth aber durch diese Bemerkung in ein Feuer der Entrüstung; er warf in immer gesteigerten Ausdrücken Richtern und Zeugen den niedrigsten Verrath vor und ging so weit, zu behaupten, daß, wenn von einer sträflichen Verschwörung die Rede sei, ein Lord Howard, ein Rumsey vor den Schranken stehen und Lord Russel gegen sie Zeugniß ablegen müsse.

Rumsey warf ihm einen vernichtenden Blick zu, und Jefferies verzog seine widrigen Gesichtszüge zu jenem Lächeln, welches späterhin das Todeslächeln genannt werden konnte, da es der sichere Vorbote war, daß der grausame Richter ein Opfer erkoren hatte, das weder Unschuld noch Wunder retten sollten. In dem Augenblicke, wo Roberts

Freunde für ihn besorgt werden konnten, ging ein Flüstern durch die Halle, welches die Aufmerksamkeit Aller, zu denen es gelangte, mehr in Anspruch nahm als der Zeuge, welchem Russel selbst nur mit Besorgniß zuhörte. Der königliche Anwald ergriff das Wort mit einer Gebärde, welche den Dank gegen den Himmel ausdrücken sollte.

„So hat der allmächtige Gott des königlichen Englands aufs neue verkündet, wie er über den König wacht und seine loyalen Unterthanen! Die gräuliche Verschwörung an der noch eben ein Zeuge zu zweifeln wagte, hat sich selbst entdeckt, der von Gift aufgeschwollene Molch ist an dem eigenen Gifte erstickt. Meine Herrn! alle Vertheidigung Mylord Russels ist fruchtlos, da die Verschwörung sich selbst vernichtet hat. Im Tower schwimmt Graf Esser in seinem Blute. Nachdem es mit allem Verrathe gegen andere aus war, hat er sich selbst verrathen und mit selbstmörderischer Hand die Kehle durchschnitten."

Einen Augenblick herrschte dumpfe Stille durch die menschenreiche Halle, dann wechselte der Schrei des Entsetzens mit dem dumpfen Gemurmel der Verzweiflung, des Unglaubens und der Gleichgül-

tigkeit; Thränen brachen erst später hervor, am lautesten die erlogenen, lächeln sah man aber Niemand bis auf Jefferies, welcher mit musternden Blicken den Eindruck beobachtete, den diese Nachricht auf die Geschwornen hervorgebracht. Einige Stimmen murmelten etwas von „Mord" und Lord Howard, der eben aufgerufen war, erklärte weinend, „der Schmerz über den Tod des besten Freundes lasse ihn nicht zu Worten kommen."

Raleigh aber war aufgesprungen und hatte durch das Gedränge hindurch sich Bahn gebrochen, bis er in einen neuen Strom gerieth, der ihn nach dem Tower führte. Nur seinem kriegerischen Kleide und einem Bekannten, welcher dort die Wache befehligte verdankte er den Zutritt. Durch die erschreckenen bleichen Gestalten, durch die Wachposten, deren Zweck aufgehört hatte, drang er vor, von leiser Hoffnung, daß das Gerücht nur halb wahr sei, hindurch in das Gemach, und noch lag Esser im Blute schwimmend auf dem Fußboden, fast regungslos neben ihm die Gräfin. Sie reichte, als sie Raleigh ansichtig ward, diesem stumm und kalt die Hand, und auf seine Anrede, in deren Ton sich der Argwohn aussprach: „Wagte Jemand die mörderische Hand an den Edlen zu legen, so soll

keine Gnade ſeine Greuelthat ſtraflos machen,“ antwortete ſie tonlos:

„Der Thäter ſteht ſchon droben vor dem Throne und erwartet den Richtſpruch der ewigen Gnade.“

Vierzehntes Capitel.

Und darauf hat er dem Lord Mayor
Gesendet einen Brief,
Worin er, was er selbst beging,
Und Saras That beschrieb.

Ergriffen ward sie augenblicks,
Und muß nach Ludlow hin,
Wo man sie richtet und sie henkt
Die schnöde Mörderin.

So starb die edle Königin
Und war nicht mehr zu retten,
Und seines Mords in Polen halb
Hängt Barnwell man in Ketten.

So endet mancher junge Mann,
Der nach den Herrn jagt,
Und um 'ne volle Börse wohl
Sein Leben nächtlich wagt.

George Barnwell.

Wer je bei reger Phantasie ein wohlgetroffnes Portrait Algernon Sidneys gesehen, dem tritt das Bild aus dem Rahmen hervor, der Mund öffnet sich, die geraden edlen Züge des ehernen Gesichtes gewinnen Leben, und der Geist des Mannes, der wieder in die längst ihm entrissene Hülle zu treten

scheint, kann uns die Scheu einflößen, welche dem willensstarken Manne im Leben unbekannt blieb. In seinem Wesen sprach sich der kühne Stolz und die hohe Sitte eines Cavaliers, des Sohnes des Grafen Lester, vereint mit dem freien Sinn und ungebeugtem Starrsinn des Republikaners aus. Man hatte ihn niemals bittend gesehen, wogegen wer sich mit ihm unterhielt, den Anschein eines Bittenden gewann, während Sidneys kühnes Auge den Inhalt der Bitte, schon ehe sie ausgesprochen war, zu durchdringen, und seine Zunge bereit schien, den Beschluß darauf auszusprechen. Viele die ihm keine ähnliche Kühnheit entgegen zu setzen hatten, vermieden ihn deshalb, und man sagt, der König selbst habe zu ihrer Zahl gehört, woher sich der besondere Haß, den er gegen den Ritter an den Tag legte, hergeschrieben.

Auch Robert Fletcher theilte diese Befangenheit als er im Begriffe stand das hohe Gemach zu verlassen, welches Sidneys Gefängniß im Tower bildete. Wäre es nicht Fletchers Degen und Hut gewesen, man hätte eher ihn für den angeschuldigten Verbrecher gehalten, als den von der langen Haft ungebeugten Ritter, wenn dieser mit großen Schritten das Zimmer maß. Das Gespräch schien

ihn aufgeregt zu haben, dennoch blieb eine großartige Ruhe in seinem Tone und er munterte Robert auf, seinen Geist über die Trauer der Zeit zu erheben.

„Ich danke Euch, Robert Fletcher, daß Ihr so viel daran gesetzt, mich in meiner Haft aufzusuchen, aber noch lieber ist es mir, daß Ihr Euch nicht tiefer in unsere Angelegenheiten einließet, denn es müssen Männer übrig bleiben, und ich vertraue, meines Freundes Fletcher von Salten Sohn soll ein Mann werden."

„Wie soll," rief Robert aus, „Englands Jugend einst zum Manne reifen, wenn die einzigen, welche ihr Stolz, ihre Lehrer sind, mit einem Schlage hinsinken!"

„Um des Himmels und Eures Vaters Willen, Robert, werdet kein Thränodist. Wenn Ihr Quäker werden wollt, und über die gottlosen Zeiten klagen, dann wächst freilich der Baum der Freiheit nicht wieder. Es ist gut, wenn unser Angedenken hoch bei Euch steht, aber lernt uns übertreffen. Jede Zeit bringt ihre großen Männer hervor, und die blutigen Beile der Tyrannen lichten nur den Wald, damit andere Stämme noch kräftiger in die Höhe schießen. Es ist Albernheit, um den Tod

eines ausgezeichneten Mannes weinen, denn wo der Sinn kräftig ist, muß innerhalb keiner hundert Jahre ein ähnlicher, wo nicht ein größerer aufstehn; und nur, wo das ganze Volk sich aufs Weinen, Beten und Händeringen legt, verkommt der Geist in dem allgemeinen Jammer. — Das war der Rost — fuhr er nach einer Weile fort — der an dem Eisen der Republik nagte. Heldengeister, wie die Eures Vaters, statt sich zu stärken an den großen Bildern der Vorzeit, trugen ihre Postillen und Gebetbücher im Pistolenhalfter. Ohne mit heiserer Stimme einen Psalm abzukrächzen, wagte man keinen Reiterangriff, und der Infanterie mußte man erst von David und Simson vorpredigen, ehe sie auf das schlichte englische Commando horchten. Darum waren die Römer und Griechen so frei und groß, weil keine Priester die Herrschaft sich anmaßend, die Vernunft bei ihnen am Gängelbande gefangen hielten. Von den Priestern kommt alles Elend über die Welt und wird nicht eher aufhören bis der Verstand sich durcharbeitet durch den Sektenstreit der Freiheit, zu der er geboren ward. Nur noch wenige Jahre der echten Republik und der Pflug wäre, trotz den fanatischen Conventiklern und Episcopalen, über die Kirchen gegangen, aber es

war noch nicht die Zeit gekommen. Das bleibt Euch vorbehalten, Robert, und stärket Euch dazu durch die Beispiele der Alten. Aristides und Brutus waren meine Vorbilder."

„Wir brauchen nicht so weit ins Alterthum zurückzugehn," sagte Robert mit Beziehung.

„Doch Robert! Wir sind besser als der Pöbel, aber nicht gut genug, als daß unsere Nachfolger genug thäten, wenn sie nicht besser würden. Euer erstes Gesetz sei, ergreift keine Maasregel halb. Ich hatte nicht die Kraft ein ganzer Brutus zu sein, ich wollte Engländer daneben, vielleicht auch Cavalier, bleiben, deshalb sitzen noch Könige auf Englands Thron und zwar Stuarts."

Ein Lächeln des Hohns flog bei den letzten Worten über Sidners stolze Lippen. Robert wollte sprechen, aber alles, was er vorbringen konnte, kam ihm gegen die Größe des Mannes so nichtig vor, daß er stumm blieb, indeß Sidney, die Hand auf seine Schulter legend, ihn anredete.

„Noch Eines. Dein Wille ist gut, Dein Muth zu leben und die Einsicht, was zu thun ist, wird kommen. Der Name, den Du trägst, kann viel bewirken. Was Du unternehmen sollst, darüber will und kann ich nichts vorschreiben, denn durch

ſich ſelbſt ſoll der Mann zum Manne werden. Aber ich warne Dich, hänge Dich nicht blindlings an Monmouth und ſeinen Anhang. Ich lenkte ihn und in meinen Händen war der Herzog eine gute Waffe für die Freiheit; aber er muß immer gelenkt werden, und wir wiſſen nicht wem er in die Hände fällt. Halifax ſoll an ihn geſchrieben haben, einen Fußfall zu thun, um Karl Stuarts Gunſt wieder zu gewinnen. Obgleich er ein zu gutes Herz beſitzt, ſeine Freunde zu verrathen, will ich nicht dafür ſtehen, daß er das Almoſen der Gnade annimmt. Darum ſtehe für Dich und traue auf Dich allein."

Robert drückte ſtumm die Hand des Helden, aber noch einmal bot er in dringenden Worten was in ſeiner Macht ſtände, an, die Rettung zu verſuchen. Der Ritter wies ihn lächelnd zurück.

„So gewiß der Aldebaran das Auge des Stieres iſt, ſtirbt Algernon Sidney durch das Schwert des Nachrichters. Wenn Ruſſel, der nie einem Stuart das Haar krümmte, von redlichen Geſchwornen ſchuldig erfunden ward, wie ſoll eine Rotte meineidiger, beſitzloſer Schurken, die unter den wüthenden Jefferies über mich urtheilen werden, den alten Republikaner, den Todfeind des Hauſes

Stuart freisprechen? Der Gedanke, daß Karl Stuart mich begnadigen sollte, gränzt an Wahnsinn, ja ich könnte erdrosseln wer für mich bitten wollte. Da nun Flucht aus dem Tower unmöglich, auch mein Leib zu stark ist, einem Krankheitsfall zu erliegen, Sidney übrigens nicht wie Esser enden mag, so kannst Du mich schon wie einen betrachten, dessen blutigen Kopf der Henker dem Volke zeigt mit dem Rufe: „Dies ist der Kopf eines Verräthers!" — Dabei ist nichts schreckliches. Ein Tod für die gute alte Sache, schmerzlos, schnell, vor Aller Augen und im Angesicht des Himmels, welcher Mann wollte den nicht dem markerschütternden Hinwelken vorziehn! Viele meiner Ahnen starben so, Könige, Englands erste Helden und edle Frauen. Mein Tod wird mehr für die Freiheit wirken, als es mein Arm vermochte. Für die kurze Todeszuckung werde ich in Englands Nachwelt leben, mein Name wird gefeiert werden unter denen des Harmodius und Aristogiton und deshalb sage mir wie ein Mann dem Manne, ohne Thräne, ohne Wehmuth Lebewohl."

Sidney drückte Fletchers Hand und entließ ihn mit einem so klaren Blicke, als habe nie der Schmerz über sein Gesicht gezuckt und nie der Zwei-

sel seine starke Seele entmuthigt. Doch rief er ihm noch nach:

„Das Getümmel draußen bedeutet, daß Lord Russel zum Tode geführt wird. Versäumt nicht das herzstärkende Schauspiel; sein Tod ist zu beweinen, den so viel schöne Bande ans Leben knüpfen; er wird wie ein Held sterben und wie ein Christ, ich möchte Euch nicht den doppelten Anblick gewähren. Wenn sein Blut sprützt denkt an England!"

Die Vorbereitungen zu Russels Hinrichtung waren fertig und im Vorsaal harrten die Angehörigen des Lords auf seine Abschiedsworte. Die Zahl seiner Freunde und Getreuen war so groß, daß sie nur einzeln zu ihm hineingelassen werden konnten, ja daß die Mehrzahl alle Hoffnung die Hand des Geweihten zu drücken und die letzten Worte mit ihm zu wechseln, aufgebend, sich freute durch die geöffneten Flügelthüren wenigstens seine letzten Momente zu belauschen. Der Lord und seine Gattin waren so festlich, wie zur feierlichsten Handlung ihres Lebens geschmückt. Die Lady war vom letzten Versuche für des Gatten Leben heimgekehrt, der König hatte sie auf den Knieen liegen lassen, jetzt lag sie in Russels Armen, um im letzten Erguß

des Schmerzes die Ruhe und Sammlung zu gewinnen, welche ihr Gatte nie verleugnet hatte.

„Wenn die ungeheure Summe von hundert funfzig tausend Pfund, sagte Doctor Burnet, welche Euer erlauchter Vater, der Herzog von Bedford, dem Könige durch die Portsmouth anbieten ließ, nichts vermochte, so darf Mylady nicht erstaunen, daß die Bitten der tugendhaften Tochter Southamptons fruchtlos an des Königs Ohr verhallten, da keine Stimme unlieber dort vernommen wird, als die der Wohlthäter."

„Wir wollen uns nicht die letzte Stunde verbittern, lieber Freund, sagte Russel, die Bitterkeit des Todes ist jetzt überwunden, wir haben uns das Wort gegeben, keine Thräne nach dieser Umarmung zu vergießen."

Die Lady richtete sich hier auf und beide standen, Hand in Hand, so heiter da, als sei es ein schöner und heiliger Augenblick, aus dem viele Früchte für das Leben entspringen würden. Jetzt aber trat Jemand, in einem großen Oberrock eingeknöpft, durch die Menge in Russels Gemach. Auf seinen Wink wurden die Flügelthüren geschlossen, und als dies geschehen, trat er mit einer Heftigkeit, aus welcher der tiefste Schmerz sprach

auf Russel zu und drückte ihm die Hand. Es schien, als fehle ihm der Athem um zu sprechen, der Lord aber rief erstaunt aus:

„Sehe ich recht, es kann nicht sein. Was will Ew. Durchlaucht hier bei dem zum Tode Verurtheilten?"

„Es war mir nicht möglich," sagte Monmouth, „früher zu kommen. Ich wollte unterhandeln aus der Ferne, aber die Henker eilten."

„Wärt Ihr in der Ferne geblieben! Unbesonnener, wie Viele im Vorzimmer kennen Euch. Was stört Ihr uns, was wollt Ihr?"

„Euch retten."

„Es ist zu spät," sagte Russel, „in jeder Hinsicht zu spät, denn ich bin schon todt, da ich den herben Schmerz der Trennung überstanden habe und doch Manns genug bin, den kurzen Druck des Stahls nicht zu fürchten."

„Ich will mich angeben," sagte Monmouth, „Eure Erhaltung zur Bedingung machen, wenn ich mich überliefere."

„Es hilft mir nichts," entgegnete Russel, „daß meine Freunde mit mir sterben. Heut in der Dämmerung bot Mylord Cavendish," auf den er hierbei zeigte, „mir an, die Kleider mit ihm zu tau-

schen, ich lehnte das gefährliche Spiel ab. Darum nehmt meinen herzlichen Dank, Sir, aber dringt nicht weiter in einen todten Mann. Erhaltet Euch dem Vaterlande, versöhnt Euch mit Eurem Vater, und wirkt, was wir in unserer Blindheit nicht vermochten, zur Versöhnung hin."

Es lag in Russels Worten eine Festigkeit, welche verkündigte, daß alles weitere Dringen fruchtlos sei. Auch unterstützte Niemand seiner nahen Freunde, die Bitte des Herzogs. Er trat zurück. Aber Russel näherte sich ihm freundlich, und flüsterte ihm mit einem leisen Händedruck zu:

„Man spricht von Unterhandlungen, wo Halifax den Vermittler spielt. Geht sie ein, Herzog, werft Euch dem Könige zu Füßen, denn ein Sohn soll nie, auch für die heiligste Sache des Vaterlandes, gegen den Vater im Harnisch stehen. Versprecht es mir, dann brauche ich nicht mit der Sorge zu scheiden, daß der Rettungsversuch Euch ins Unglück stürzte."

Monmouth flüsterte ihm zu: „Ich habe an meinen Vater geschrieben, die Stunde ist schon bestimmt. Erlaubt mir dann den letzten Augenblicken des tugendhaftesten Mannes beizuwohnen."

Es folgte eine feierliche Pause. Russel zog

seine Uhr heraus. Man meldete die Sheriffs, welche ihn zum Schaffot führen sollten. Er zog, während sie eintraten, gelassen die Uhr auf, und sagte dann: „Jetzt ist meine letzte Rechnung mit der Zeit abgeschlossen, und ich habe nur an die Ewigkeit zu denken.“

Auf Burnets Wink knieten Alle nieder, und Burnet sprach das Gebet, das Russel nachsprach. Als die Bitte für das Wohl des Vaterlandes kam, erhob er seine Stimme, und die alte Begeisterung des Parlamentführers schien zu erwachen in der heiligen Handlung, indem er flehte, daß der Himmel die Gräuel des Papismus von diesem Eilande in alle Ewigkeit fern halte. Nachdem Alle aufgestanden, küßte er noch einmal mit feierlicher Ruhe die Lady, drückte den Umstehenden die Hand und folgte den Sheriffs, in der angeordneten Reihe.

Im Vorzimmer hielt ihn noch manches wohlbekannte Gesicht, bleich oder in Thränen schwimmend, auf; er tröstete und ermahnte, seine Worte fing man auf, wie Tropfen Weihwassers, aus der Hand des Bischofs auf die versammelten Gläubigen gesprengt. Am Ende des Saales trat er auf Jemand zu, der in dem Mantel eingehüllt, ein unbeobachteter Beobachter bleiben zu wollen schien:

„Sir Raleigh Loscelyne!“ redete er ihn an, indem er dem Ritter die Hand drückte: „Wäre es auch Euer Zeugniß, was mir den Tod gebracht, ich schiede ohne Groll. In so bewegter Zeit, muß es uns mehr freuen unter den Gegnern tugendhafte Männer zu finden, als wären wir die wir scheiden, allein die Besonnenen, und zurück blieben die Ruchlosen.“

Nachdem die Menge schon die Treppe hinuntergewogte, trat auch Monmouth, wieder fest in seinen Rock eingeknöpft, an Raleigh heran. Er prüfte den Ritter mit einem seltsamen Blicke, aus Theilnahme, Scheu und Unwille gemischt. „Bei Gott, Sir, ich hätte es Euch nicht verargt, wenn Ihr in gerechtem Unwillen den Stand Eurer Hoffnungen verläumdet, verschwärzt, ihn hinterrücks umgebracht hättet, aber nur der Himmel kann es verzeihen, wenn Eure Rachsucht England seine besten Männer kostet. Ladet nicht die Schuld auf mich, aber ich that Euch wehe und mag Euch deshalb nicht zürnen.“

„Täuschen meine Augen nicht, sagte Raleigh, stehe ich vor Seiner Durchlaucht von Monmouth; aber ich verstehe den Sinn der Rede nicht.“

„Redet mit Eurem Gewissen; ist es wahr, was

man von Eurer Tugend ſpricht, ſo wird es ein ſtärkerer Ankläger gegen Euch werden als Monmouth, der mit dem eigenen nicht in Frieden lebt."

Er eilte mit einem Blicke hinweg, der Raleigh in den größten Zweifeln würde zurückgelaſſen haben, hätte ſein gegenwärtiger Seelenzuſtand dergleichen erlaubt. Er folgte dem Zuge, welcher vom Tower durch die volkreichſten Gaſſen nach den Lincoln's Inn-Feldern ſich ſchlängelte, und auf denen hie und da ſchmerzlicher Jammer mit den Verwünſchungen gegen den Rebellen wechſelte, jenachdem die Factionen ihre Anhänger ausgeſtellt hatten. Nicht ohne Abſicht war der Richtplatz ſo weit vom Gefängniß verlegt. „Man wollte der widerſpenſtigen Stadt ihren geliebten Anführer, einſt den Gegenſtand aller ihrer Hoffnungen zeigen, wie er nun der äußerſten Strenge der Geſetze unterlag."

Als Ruſſel die Stufen zum Schaffot hinaufſtieg, überwältigte aber der Jammer jedes andere Gefühl, das Schluchzen wurde allgemein, die härteſten Männer, auch die ihm feindlich geſinnten, wiſchten ſich die Augen. Der Verurtheilte übereichte den Sheriffs ſeine Todesrede, und legte dann mit derſelben Ruhe, welche ihn während des ganzen Prozeſſes nicht verlaſſen, ſein Haupt auf den Block.

Der Scharfrichter war bewegt, der erſte Schlag war unſicher, erſt beim zweiten rollte der Kopf eines der edelſten Männer, welche England je groß werden ließ, auf das Schaffot, der Rumpf ſank herunter.

Eine lange feierliche Pauſe folgte. Nachdem die furchtbaren Ceremonien, welche das Geſetz beim Hochverrath verordnet, beendet waren, ſtürzte das nach Reliquien begierige Volk hinzu. Aber mit mehr Ungeſtüm als Alle drängte ſich ein Jüngling hindurch und tauchte ſein weißes Tuch in den Blutſtrom; hoch erhob er es dann gen Himmel und rief ohne ſich um die Menge zu kümmern, aus:

„Bei dem reinen Blute dieſes reinen Märtyrers, gelobe ich, nicht zu ruhen bis ich England einen Dienſt geleiſtet, der dieſe Schmach erlöſcht. Der Arm ſoll nicht raſten, der Geiſt nicht ruhen, bis Willkür und Despotismus gebändigt ſind und das freie England mit Abſcheu hinblickt auf die Thaten aus den Zeiten der Schmach!"

Beim allgemeinen Tumulte konnte man darauf rechnen, daß Robert Fletchers unvorſichtiger Ausruf überhört wurde, und doch faßte ihn ein ſtarker Arm von hinten und zog ihn ins Gedränge zurück. Da Robert an dem Druck zu fühlen glaubte, daß es der eines Befreundeten ſei, gab er nach, ob

ihn ſchon der Andrang von Hüten, Köpfen, Tüchern den Mann nicht ſogleich erkennen ließ. Als ſie glücklich um die Ecke in eine kleine Quergaſſe, wo ſich das Gedränge verlor, gebogen waren, ließ dieſer ihn los und wollte ſich mit den nicht freundlich vorgeſtoßenen Worten: „Unbeſonnener! die Spione der Regierung lauſchen in jedem Auflauf, und notirten ſie Eure Worte, ſeid Ihr verloren.“ ſchnell entfernen. Aber Robert hielt ihn feſt:

„Raleigh! Um Gottes Willen! Kranker, bleicher Freund, was willſt Du ſo unfreundlich enteilen.“

„Es wäre beſſer,“ ſagte Raleigh, „wir begegneten uns nie wieder im Leben.“

„Beim — weil mich die blutigen Schandthaten empört haben, oder welches Misverſtändniß waltet ſonſt zwiſchen uns?“

„Raleigh ſah ihm ſcharf ins Geſicht, als er aber den unerſchrockenen Blicken ſeines ehemaligen Freundes begegnete, ſagte er: „Es iſt kein Mißverſtändniß. — Meine Augen ſahen Robert Fletcher in jener mondhellen Nacht wie einen Dieb, — wie einen beutefrohen Räuber in mein heiligſtes Beſitzthum eindringen. — Mein Erbe hätte ich darum gegeben, wäre es Täuſchung geweſen.“

Robert ſah ihn groß an, ohne wie es ſchien ihn zu verſtehen.

„Vielleicht verſchwieg man es Dir, Unſeliger, Lady Harriet Wentworth war meine Braut.“

„Harriet Wentworth! fuhr Robert auf — Unglücklicher Freund, wenn Dein Glück am Blicke des einen Weibes klebt. Sie iſt für Dich verloren.“

„Du biſt ihr Gatte,“ ſprach Raleigh ſchnell heraus. In Deinen Blicken las ich Dein Glück, als Du in den Garten ſprengteſt.“

„Ich wünſchte, Dir könnte mit der Täuſchung gedient ſein. — Ich war nur der Begleiter eines Größeren.“

„Wer war es?“ fuhr ihn Raleigh an.

„Der Herzog von Monmouth,“ ſagte Robert mit geſenktem Haupte.

Raleigh verhüllte ſein Geſicht mit einem Ausruf des Schmerzes. Robert fühlte ganz die Tiefe der geſchlagenen Wunde. Er umfaßte den Freund, bis dieſer ſich ermannend mit klangloſer Stimme ausrief:

„So täuſchte meine Ahnung mich nicht; die Unſelige ward betrogen; das herrlichſte Weib auf dieſer Inſel, werth eine Königin zu ſein.“ —

Er ſprach das kränkende Wort nicht aus; Robert aber ſagte, indem er den Freund langſam fortführte, wie tröſtend: „Doch iſt ſie Kön'gin in Monmouths Herzen, und befreite ihn der Tod von der Gattin, die ihm Convenienz und der Königliche Wille des Vaters einſt zuführte, ich zweifle nicht, er würde ſie zur Herzogin vor den Augen der Welt erheben."

Literarische Anzeige.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen um die beigesetzten Preise zu beziehen:

Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. Erster bis vierzehnter Band. 12. 8 Thlr. 3 gr.

I — IV. Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha, von Don Miguel de Cervantes Saavedra. Neu übersetzt durch Dietrich Wilhelm Soltau. Mit einer Lebensbeschreibung des Cervantes. 2 Thlr. 12 gr.

V. Der Landprediger von Wakefield, eine Erzählung von Oliver Goldsmith. Neu übersetzt durch Karl Eduard von der Oelsnitz. Mit einer Einleitung. 15 gr.

VI — IX. Gil Blas von Santillana, von Alain René le Sage. Aus dem Französischen. Mit einer Einleitung. 2 Thlr.

X. Geschichte und Leben des Erzschelms, genannt Don Paul, von Don Francisco de Quevedo Villegas. Aus dem Spanischen übersetzt durch Johann Georg Keil. Mit einer Einleitung. 12 gr.

XI — XIV. Geschichte Tom Jones, eines Findlings, von Henry Fielding. Neu übersetzt durch Wilhelm von Lüdemann. 2 Thlr. 12 gr.

(Jeder Roman ist unter besonderm Titel auch einzeln zu erhalten.)

Bibliothek neuer englischer Romane. 6 Bände. 8. 8 Thlr. 8 gr.

I. Denkwürdigkeiten des Grafen von Glenthorn, von Miß Edgeworth. Uebersetzt von Karoline von Woltmann. 1 Thlr. 8 gr.

II. Schleichkünste, von derselben Verfasserin und Uebersetzerin. 1 Thlr. 8 gr.

III und IV. Darstellungen aus dem wirklichen Leben, von Mrs. Opie. Bearbeitet von Henriette Schubart. 2 Theile. 2 Thlr. 16 gr.

V und VI. Der Guerillaanführer, von Mrs. Emma Parker. Bearbeitet von Henriette Schubart. 2 Theile. 3 Thlr.
(Jeder Roman ist unter besonderm Titel auch einzeln zu erhalten.)

Bouilly (Jean Nicolas), Erzählungen für Mütter, nach Beispielen aus der wirklichen Welt. Nach dem Französischen übersetzt von Friedrich Gleich. 2 Theile. 8. 2 Thlr. 8 gr.

Bronikowski (Alexander), Er und Sie. Ein Märchen neuerer Zeit. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Frohberg (Regina), Das Opfer. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Hoffmann (Ernst Theodor Amadeus), Phantasiestücke in Callot's Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten. Mit einer Vorrede von Jean Paul. Dritte Auflage. 2 Theile. Mit Hoffmann's Bildniß. 8. 3 Thlr. 8 gr.

Huber (Therese), Hannah, der Herrnhuterin Deborah Findling. 8. 2 Thlr.

— — Jugendmuth. Eine Erzählung. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 12 gr.

— — Ellen Percy, oder Erziehung durch Schicksale. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 12 gr.

Karamsin (Nikolaus), Aglaja. Sammlung von romantischen und historischen Erzählungen. Aus dem Russischen übersetzt von Ferdinand von Wiedenfeld. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Löben (Otto Heinrich, Graf von), Rosengarten. Dichtungen. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 8 gr.

Pol (Konrad), Adolf Born, ein historischer Roman. Erster Theil. 8. 1 Thlr.

Schopenhauer (Johanna), Gabriele. Ein Roman. Zweite, verbesserte Auflage. 3 Theile. 8. 5 Thlr.

Thümmel (Moritz August von), Der heilige Kilian und das Liebespaar. Herausgegeben von Friedrich Ferdinand Hempel. Mit 4 Kupfern. Gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Schloß Avalon.

Zweiter Band.

Schloß Avalon.

Frei nach dem Engliſchen

des

Walter Scott

vom

Ueberſetzer des Walladmor.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1827.

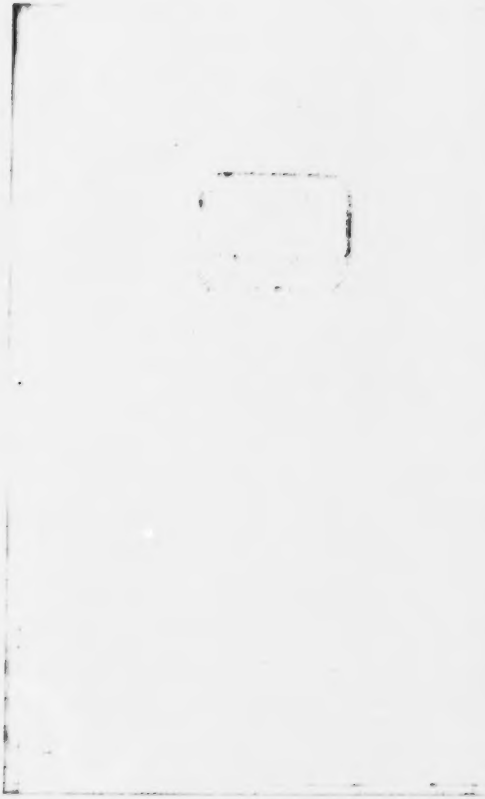

Erſtes Capitel.

Wenn an dem Bett des Siechen eine Freundin
Die Pulſe zählt, horcht auf des Athems Züge,
Der Wimpern leiſem Zucken ängſtlich folgt
Und aus der blaſſen Wangen Furchen lieſt
Wie vieler Sommer friſches Grün das Auge
Des theuren Kranken noch erfreuen mag — —
Draytons Every man.

Ehe der liebliche Avon ſich in die Severn ergießt, erhebt ſich das ſüdliche Ufer zu einigen ſteilen Höhen, die, einſt mit den Burgen normänniſcher Markgrafen geſchmückt, ſtolz in das Walliſer Land hineinblickten. Da wo das Kalkſpathufer, abgeſpült von einem in den Avon fallenden Giesbach, ſich faſt jählings über den Fluß erhebt, ſteht die Burg Avalon, von ihren Beſitzern mit kleinlicher Sorgfalt Jahrhunderte hindurch in dem alten Zuſtande erhalten, bis ein großer Theil während der parlamentariſchen Kriege in Schutt verfiel. Doch hatte der letzte Beſitzer es ſich angelegen ſein laſſen

die erhaltenen Theile in bewohnbaren Zustand zu setzen, während die niedergerissenen Mauern, üppig übergrünt vom Unkraut, von aussen auch jenen Theilen den Charakter der Zerstörung mittheilten.

Aber der hohe runde Thurm, der dem Pulver widerstanden hatte, schaute noch jetzt so kühn wie ehemals über das flache Land hinaus, und das Wappen der Loscelyne glänzte wieder, neu eingehauen, über seinem Thore. Dieser Thurm gab die Richtung an, welcher eine Gesellschaft Reisender zu Pferde folgte. Scharf schnitten die Linien des rothen Gemäuers gegen den reinen Abendhimmel ab, und auch die Spitzbogen der Schießbuden mit ihren Ecktürmchen traten vermöge ihrer hohen Lage schon hervor, als noch Meilen die Reisenden von der Burg trennten.

„Weht nicht eine Fahne auf dem Thurme?" sagte die Dame, welche dem Zuge voranritt.

„Es wird das Banner der Loscelyne sein," bemerkte Jemand aus dem Gefolge, ohne daß es sich entschied, indem die Reiter, einen buschigen Hohlweg betretend, für geraume Zeit die Burg aus dem Auge verloren. Mit der wieder gewonnenen Höhe trat auch der Thurm mit seiner Fahne deutlich vor die Augen und die Sonne glänzte so hell darauf,

daß man die Farbe erkennen mochte. Die Dame fragte erſchrocken zurück, ob ihr Auge ſie täuſche, man antwortete ihr aber einſtimmig, es ſei eine ſchwarze Fahne. Die Dame trieb nun ihr Pferd an, bis in weiter Entfernung auf der hellen feſtgefrornen Straße ein Reiter ihnen entgegen kam.

„Ob es Trelawny iſt?“ ſagte ſie, erſchöpft inne haltend, und jetzt erſt bemerkte die Dienerin, welche zu ihr heranſprengte, die Thräne in dem feſt auf den Thurm gerichteten Auge ihrer Gebieterin.

„Er wird es ſein — er iſt es,“ antwortete man, und die Erwartungsvolle ſchien aus den Bewegungen des Reiters den Aufſchluß leſen zu wollen, nach dem ſie verlangte. Er ritt ihr zu langſam, und noch einmal das Gefolge hinter ſich laſſend, eilte ſie ihm entgegen, der nun auch ſeinen Fuchs aus dem Schritte brachte, als er die wallenden Federn des Hutes, den von der raſchen Bewegung gewehten Pelzmantel der Reiterin erblickte.

„Kam ich zu ſpät?“ rief ſie ihm zu. „Fruchtete alle Sorgfalt nichts, und der Dulder hat ausgelitten?“

„Er ſchläft, Mylady, ſchon ſeit zwölf Stun-

den, eine Ruhe, die alle Aerzte als Wohlthat ihm wünschten."

„Grausamer, was heißt das? Deine Ruhe kann zu Tode martern. Wohl mag dem Getäuschten der ewige Schlaf eine Wohlthat sein; aber wissen will ich mit dürren, dürren Worten, ob er befreit wurde?"

„Sir Raleigh Lostcarne lebte noch vor einer Stunde, als ich ihn verließ," sagte der in einen einfachen grauen Rock gekleidete Reiter, mit gezogenem Hute und ernsten Mienen die Befehle der Lady erwartend. „Auch lebt er noch in dieser Stunde, wenn anders die Anzeichen eines gesunden Schlafes, des ruhiger gehenden Pulses, des regelmäßigen Athmens nicht täuschten, oder eine höhere Macht anders beschlossen hat."

„Was bedeutet dann die Trauerfahne auf dem Thurme?" rief die Lady, ihre Bewegung verbergend, indem sie die Augen auf die Burg heftete.

„Daß König Karl II von England," sagte Trelawny feierlich, vor den Thron des ewigen Richters gefordert ist."

Das herangekommene Gefolge der Lady hatte die letzten Worte vernommen. Ehrfurchtsvoll ent-

bleßten die Männer das Haupt und eine Pauſe folgte, bis die Dame ausrief:

„So plötzlich! noch in voller Kraft um das Gute zu fördern, und mit dem Böſen zu kämpfen, ohne beides zu wollen.“

„Mitten im Willen,“ fuhr Trelawny fort, „mitten unter guten Vorſätzen überkam ihn das Bluten und ein Schlagfluß raffte den König dahin.“

„Grauſamer Tod, warum ſo ſchnell?“ ſagte die Lady.

„Um zu zeigen, daß der Wille des Menſchen nichts iſt, wenn er gegen einen höheren ſtreitet,“ ſprach Trelawny mit erhobener Stimme; ein Blick der Lady ließ ihn jedoch ſogleich wieder in das vorige ehrerbietige Schweigen zurück verſinken.

„Mich dünkt,“ bemerkte ſie, „man ſandte Euch zu mir, mit Eurer ärztlichen Kenntniß mich zu unterſtützen; in keiner Art aber mir Eure Gedanken über Willenskraft und Nichtkraft aufzudringen.“

Der Arzt wandte ſich in unterwürfiger Stellung zu den Reitern um, und miſchte ſich unter ſie, der Dame folgend, bis dieſe ihn wieder zu ſich heranwinkte. Er berichtete was man von dem ſchleunigen Tode des Königs wußte, auch daß er als Katholik geſtorben ſei, und ohne Anordnungen für das

Wohl seiner Völker. Dann mußte er nähere Auskunft über den Zustand des Kranken, dessen Aeußerungen im Zustande des Wahnsinns, Hoffnung und Schmerz betreffend, geben, und das Gespräch verrieth, wie er genau mit den Verhältnissen und Gedanken der Lady vertraut war.

Nur als der Trupp in dem Wirthshause unterhalb der Burg abgestiegen war, entspann sich ein Wortwechsel zwischen Beiden, aus dem hervorging, daß der Leibarzt nicht die Meinung seiner Gebieterin theilte.

„Laßt Euch, Mylady, mit der bisher angewandten Sorgfalt und Vorsicht genügen. Eure Boten bringen Euch Nachricht von jedem Athemzuge des Ritters; es wird Euch gemeldet, wenn er Euren Namen ausspricht, die Arzneien gehen fast durch Eure Hand. Wozu die übertriebene Angst, ihn selbst sehen zu wollen? Eine Mutter könnte für ihr Kind nicht besser sorgen —"

„Als die bezahlten Diener?" entgegnete die Lady spöttisch fragend. „Schon oft sagte ich Euch, Trelawny, daß mein Wille und meine Pflichten außer dem Bereich Eurer Pflege und Kenntniß liegen, und mir sagt meine Pflicht, daß ich den

Unglücklichen ſelbſt pflegen ſollte, der aller Freuden des Lebens durch mich beraubt wurde."

Trelawny ſenkte den Blick ohne zu verſtummen: „Wenn indeſſen mein Gebieter —" warf er zaudernd ein.

„Kleinliche Seele, denkſt Du, mein Lorenzo ſei eiferſüchtig auf den armen Betrogenen —"

„Und dann des Ritters eigener Zuſtand," fuhr der Arzt fort, „möchte eine Aufregung, die ſelbſt Mylady erſchüttern dürfte, nicht wünſchenswerth machen."

„Er ſchläft ja wie Du ſagſt, ich will ihn im Schlafe ſehen, ich will und mein Wille iſt, wie ich glaube, hier für mich das einzige Geſetz."

Der Untergebene mußte verſtummen; auch in das Zimmer des Kranken, deſſen gothiſche Fenſter ſorgfältig mit grünen Decken verhangen waren, jeden blendenden Lichtſtrahl zu verbannen, durfte er ihr nicht folgen. Der Schlummernde athmete unruhig. Das abgehärmte Geſicht mit den geſchloſſenen Augen im grünen Lichtſchein zeigte das Ebenbild des Todes. Die Lady ſetzte ſich neben ſein Bett, und berührte ſanft mit der weichen Hand ſeine glühende Stirn. Da es ihm wohlzuthun ſchien, fuhr ſie mit der Bewegung fort, bis er,

ruhiger athmend, von der Fieberhitze verlassen wurde. Er schlug die Augen auf, um sie sogleich wieder zu schließen. Auch die hervorgemurmelten Worte zeugten, daß der irrende Geist sich beruhigte. Jetzt rief er ihren eigenen Namen, so dringend, so sehnsüchtig, daß sie nicht mehr vermochte eine ruhige Zuschauerin des Elends zu bleiben. Kniend warf sie sich vor einem Sessel nieder, das Gesicht zu einem stillen Gebet verbergend.

„Klage mich nicht an, unglückseliger Freund, wenn Du drüben angelangt bist," flüsterte sie, über sein Bette gebeugt, ihm zu, und hauchte einen Scheidekuß auf die trockenen Lippen. „Der Engel wird milder richten, als die Hartherzigen hier, die in den Formen erstarren."

Sie eilte, schnell umgewandt, der Thüre zu, aber der Kuß hatte den Schlummernden geweckt:

„Harriet! Harriet!" rief er mit schwacher Stimme, die Arme emporstreckend, „fliehe nicht von mir — wie viel Jahrhunderte, ehe sie Dich wieder zu mir lassen!"

Harriet kehrte um und legte die abgestorbene Hand des Kranken an ihren Busen, unfähig jetzt einen Laut zu äußern. Er phantasirte weiter.

„Sie haben mir tausend Proben aufgelegt. —

Durch den eiskalten Strom ſchwamm ich Dir nach, aber Du warſt es nicht ſelbſt, die mir drüben winkte, es war eine Elfe, die mich auslachte. — Auch in die brennende Stadt habe ich mich geſtürzt, und klomm Dir nach, da brach der glimmende Balken und wir ſtürzten beide hinunter, Du lachteſt laut auf. — Immer riß Dich der Böſewicht fort, wenn ich ſchon den Saum Deines Kleides faßte — und nun ſollte ich meinen Gott und meinen König abſchwören, — aber, verzieh, Heißgeliebte, das konnte ich nicht über's Herz bringen: nein und wahrhaftig nicht, Harriet!“ —

Heiße Thränen ſtrömten aus den ſchönen Augen auf den Arm des Fieberkranken, der ſich mit aller Anſtrengung aufzurichten ſtrebte.

„Harriet, bei den ewigen Sternen, verlange das nicht von mir. Reiß mir das Herz aus, und braue einen Liebestrank, wenn er Dich verlaſſen will; rufe mich an Dir beizuſtehen, ihn feſtzuhalten, und ſchlummerte mein Leib unter dem Eis am Nordpol, mein Geiſt ſoll Dir erſcheinen. — Sie nennen Dich eine Königin, aber traue nicht, es iſt eine Krone von falſchem Golde. Bei Himmel und Erde, ich habe alle Tage gebetet, — und davon bin ich auch ſo matt und krank — ſtark

solltest Du werden, wenn wir Alle und Du und ich Alles werden klar sehen, wie es aussieht, wenn der Trug ans Tageslicht kommt, und die Arglist nackend vor der Unschuld steht."

Er hatte dies mit erhobener Stimme gesprochen, daß man es draußen hören mußte. Trelawny öffnete die Thür und näherte sich mit Medicamenten dem Bette. Es war als erwecke sein besorgtes Antlitz den Kranken aus seiner Vision. Erschöpft ließ er den Kopf auf das Kissen zurück sinken, und starrte den Eintretenden an:

„Ich kenne Dich — ich weiß Alles, Alles — ist unbesorgt. Man hat mir ein Geheimniß vertraut, und die Medicin, die mir der Doctor eingegeben, heißt: es verschweigen. — Ich will ja schweigen, aber wenn das Weltgericht angeht, und die Posaunen tönen, und man mich vor des Ewigen Schranken fordert, Zeugniß abzulegen, dann muß ich sprechen, wie ich vor des Königs Gericht sprechen mußte. „Wie heißt der Mann, ruft der Richter, der dies bleiche Wesen, die Zierde meiner Schöpfung, die Königin der Frauen vernichtete?" Soll ich antworten, Herr, das weiß ich nicht? Soll ich wie Kain lügen: Herr ich kenne den Mörder nicht?"

Trelawny warf einen dringenden Blick auf die Lady: „Euer Anblick, Mylady, facht die Flammen des Wahnsinns nur noch stärker an, statt Troſt und Linderung in die verbrannten Adern zu hauchen.“

„Ihr habt Recht,“ flüſterte ſie und faßte ſeinen Arm das Zimmer zu verlaſſen. Aufs neue erhob aber der Kranke ſeine bittende Stimme und zwar in ſo gebrochenen, die Seele durchſchneidenden Lauten, daß ſie zaudernd ſtehen blieb:

„Bei des Himmels Barmherzigkeit, fliehe nicht, nur jetzt fliehe nicht. — So kläglich ich ausſehe, ich bin Walter Lescelune, ein Lescelune kann jedes Ungemach überwinden, und jetzt ſammle ich Kraft und Willen, den Fieberwahn fortzuſchütteln. Harriet, Heißgeliebte, nur wenige Minuten Ruhe und ich will ſo geduldig mit Dir ſprechen, wie ein Sterbender. Es iſt ja vielleicht auch die Todesſtunde, verlaſſe mich nicht.“

Als er ſich vergewiſſert zu haben ſchien, daß die Lady bleiben würde, legte er ſich abermals zurück. Harriet mußte ihm ihre Hand reichen, welche er, wie das Unterpfand ihres Verſprechens, in ſeinen beiden feſthielt. Dann ſchloß er mit freundlichem Blick die Augen, und ein Wink der Lady

entfernte zum zweiten Male den besorgten Zeugen dieses seltsamen Auftritts.

Nach einer Viertelstunde ungetrübter Ruhe erwachte Raleigh; das Fieber war vor dem stärkern Willen gewichen und die dunkeln Augen glänzten so heiter, als nur die Folgen einer langen Krankheit zuließen.

„Es ist doch wirklich — alles Wahrheit?“ — hub er langsam an. — „Immer fürchtete ich, es sei wieder ein neckender Traum, der Dich so oft mir so nahe brachte, daß ich nur die Arme auszustrecken brauchte, Dich zu besitzen — und dann war Alles verschwunden. — Aber was weinst Du? — Doch nicht um mich? — Ich bin nicht mehr krank; nur etwas unmännliche Schwäche, die mich noch an das Bette fesselt. Die Winterluft in dem alten Schlosse ist so rein und gut, daß ich noch heut gesund sein muß, Dir die Gegenden zu zeigen. Es ist sehr gütig, daß Du mich besuchst — sehr gütig —“

Harriet sammelte ihre Kräfte und drang in ihn die seinigen zu schonen. Sie habe auf ihrer Reise unmöglich vor dem Thurme von Avalon vorüberziehen können, ohne den Genesenden zu sehen, und im Laufe des Gesprächs suchte sie durch hin-

geworfene Aeußerungen ihm die Meinung beizubringen, daß er, der ihrigen zufolge sich wirklich in jenem Zustande befinde. So gleitete die Unterhaltung, meist von ihrer Seite, um den Kranken zu schonen geführt, über gleichgültige Gegenstände hin, welches in Raleigh, je klarer sein Bewußtsein dabei wurde, eine mit dem Fieber nicht verwandte Unruhe zu erzeugen schien. Endlich fuhr er, mitten aus dem ersterbenden Gespräch mit der Frage hinaus:

„Und wohin, Lady Harriet, das Reisekleid deutet auf eine weite Reise?"

„Nach London."

„Nach London!" wiederholte der Kranke, mit dem Blicke in ein Hinstarren versinkend. „Nach London ein so junges, schönes Frauenzimmer. London ist sehr gefährlich für die Unerfahrenen — "

„Lieber Raleigh, Ihr schwärmt noch im Fieberwahn, ich bin es ja die nach London geht; Ihr saht mich schon oft in London."

„Ganz gewiß," entgegnete Raleigh. „Doch, was treibt Dich jetzt in das wirre Gewühl, wo die Räder rasseln, die Kaufleute und Marktkrämer schreien, unaufhörlich, daß der Kopf wund wird von dem bunten Treiben?"

Die Lady hätte gern geschwiegen, da sie die Nachwirkung des Fiebers in dieser Vorstellung bemerkte, aber der fragende Blick Raleighs haftete so fest auf ihren Lippen, daß sie, im Augenblick unfähig zu einer Lüge, nicht umhin konnte, mit der Wahrheit herauszurücken. Sie sagte mit leiser Stimme:

„Mein Gatte hat mich nach London beschieden."

Aber es schien als riefen die Worte alle entwichene Fieberglut zurück, indem Raleigh heftig auffuhr: „Dein Gatte in London? — Was will Dein Gatte in London? — Er ist fern, fern über dem Meer — London ist gefährlich, dort fließt das Blut in Strömen, und Verrath, Arglist, Tücke lauern hinter jedem Steine."

„Wohl ist Lorenzo," fiel Harriet ein, „über dem Meere, er war in Holland. Geächtet, oder freiwillig verbannt suchte er dort Zuflucht. Aber seine neueste Botschaft ruft mich nach London, und bald, Raleigh, — rief sie, ohne den Triumph der Freude bergen zu können, — wird die Zeit kommen, wo Harriet Wentworth nicht mehr in ihrer Einsamkeit sich schüchtern verbirgt, erröthend vor dem Anblick der Matrone, vor dem unbefangenen Auge der Jungfrau, vor dem forschenden

Blick des Mannes, wo sie stolz auftreten wird an der Hand des schönsten Mannes, des stolzesten Engländers, des kühnsten Patrioten. — Ja, auch Du mußt Dich freuen, stolzer, großmüthiger Raleigh, denn das Glück ist so groß, daß ich es allein nicht fassen kann. Mit jedem Engländer möchte ich es theilen, denn es wird eine Zeit kommen für jeden Engländer, wo die Brust nicht Laute findet, den Jubel des Stolzes zu sprechen und zu singen."

Raleigh schwieg, den Blick zu Boden gesenkt. Endlich fragte er mit klangloser Stimme:

„Was ist das für eine Zeit, wo jeder Engländer sich freuen wird?"

„Dir darf ich ja nichts vertrauen," sagte Harriet lächelnd, „denn wir sind Feinde, aber gewiß, Lorenzo kehrt nicht allein, er kehrt nicht zurück, um zu knieen unter dem Despotismus. Ich sehe die stolzen Banner der Freiheit wehen, und nur so viel heut: Er ist bei dem Herzog von Monmouth."

Auch dies regte den Hinstarrenden wenig auf: „Monmouth!" murmelte er vor sich hin. „Monmouth will dem großen England den Frieden bringen, den er in der eigenen Brust nicht kennt! — Die Versöhnung mit dem königlichen Vater mißlang, — das weiß ich noch von damals, als ich

gesund war — er hielt fest an dem Andenken der hingerichteten Freunde, und mußte fliehen, aller Würden beraubt. Gebe Gott, die Treue für die Unglücklichen wäre nicht sein größtes Vergehen. Ist er mit dem Vater versöhnt? Man wollte mir gar nichts sagen, als ich krank war."

„Karl Stuart wird jetzt keinen Groll gegen seinen Sohn hegen," sagte die Lady ausweichend, und erhob sich um dem Kranken die nach der aufregenden Unterhaltung nöthig gewordene Ruhe nicht länger zu entziehen. Sie schätzte indessen, um den Bitten Raleighs auszuweichen, die Eile vor, welche sie nach der Hauptstadt treibe. Die schmerzvolle Theilnahme für den Zustand des Leidenden, mochte nicht den Strahl der Freude unterdrücken, der gegen ihre Absicht die edlen Züge belebte. Eine große Aussicht, der Triumph der Hoffnung, sprach sich in den funkelnden Augen aus, und beim letzten Scheidedruck überströmte sie das Gefühl in den Kranken zu dringen: „Er müsse gesund werden, um ganz die Freude theilen zu können, die ihrer warte."

Dann stürzte sie hinaus; Raleigh rief ihr nach: „Unglückselige! Umstrickt Dich denn immer fester und fester die Täuschung, damit wenn der Schleier

gewaltsam fortgerissen wird, das gräßliche Licht der Wahrheit Dich zu Boden schmettert! — Nein, ich mag es nicht auf mich nehmen, dies herrliche Wesen zu vernichten. Auch dies trügerische Dasein ist schön, diese Schwärmerei liebenswürdig; dieser kühne Stolz ein Kind des Himmels. Möge der Wahn bis an Dein Ende dauern, denn ich weiß nicht wie Du ihn überleben willst."

Trelawny trat nach einer Weile ins Zimmer, und fand den Ritter blaß und matt hingesunken, er bedurfte der Erholung, aber die Fiebergluth schien entwichen. Er verschwieg diese Bemerkung dem Kranken nicht:

„Und doch wünschte ich," rief dieser, „sie käme wieder, das ganze Leben würde ein hitziges Fieber, wo doch Hoffnung und Genuß mit der Qual wechseln, als dieser ewige Frost der hoffnungslosen Aussicht, das ausgetobte Meer mit den Schiffstrümmern, fruchtlosen Anstrengungen, traurigen Entdeckungen — "

„Giebt es neues Unglück?" fragte er nach einer Pause. Stürmt das Meer wieder auf, noch nicht satt von den tausend zerschellten Fregatten stolzer Entwürfe, bedeckt mit den kopflosen Leichen? Sprich, will das unschuldige Opferlamm noch einmal in

ihrer Barke trotzend die wilde See befahren? Sprich, Giftmischer, wem liefert Ihr sie in den Rachen?"

Trelawny blickte, ohne Zeichen des Unwillens ernst vor sich hin. Sie gebt, so freiwillig, als je Eitelkeit einen vom Fleisch Gebornen glauben ließ, er handle nach eignem Willen."

„Es giebt einen neuen Aufruhr?" fuhr Raleigh wild heraus.

„Wo ist je die gebrechliche Menschennatur ohne Aufruhr?" antwortete Trelawny.

„Deine Blicke sagen mehr, als Deine Zunge verrathen will. Heile mich Arzt bis dahin, oder bei Gott ich bestelge mit den kaum Wanken, ein fleischloses Gerippe, den blassen Tod des Wahnsinns in den hohlen Augen, mein Pferd, und reite, ein Gespenst, unter die Wahnsinnigen. — Jetzt sich empören wollen, wo England, ein blutig gesporntes Roß, nach Ruhe seufzt, jetzt will Rebellion das matte Pferd besteigen! Arzt gieb Deine Tränke der Rebellion ein, denn sie ist wahnsinnig."

„Was Euch nicht länger verschwiegen werden darf," sagte der Arzt, „vernehmt es mit Ruhe: König Karl ist nicht mehr unter den Lebenden."

„So gieb mir doppelte Tränke ein," fuhr der Kranke auf, „denn die Zeit ist golden. Vernunft

und Männer sind noth in England und die Besonnenheit darf nicht krank liegen, wo Alles geschäftig ist, Haß dort und hier der Rausch, das Ehrwürdige zu stürzen."

Trelawny bat hierauf um seine Entlassung, indem seine Pflicht ihm befehle, morgen der Lady nach London zu folgen. Er schiede um so leichter, als der nur der Ruhe bedürfende Zustand des Genesenden seine Gegenwart entbehrlich mache.

„Ziehe ihr nach," rief Raleigh, „braue am Complott, aber vergiß nicht, daß Du einst wirst Rechenschaft geben müssen, für die Seele eines Engels, ehe ihr Verführer sie umstrickte. Hattest Du daran Theil, nur den kleinsten Theil, so rechne, kein Fegefeuer kann Deine Seele weiß brennen, die Hölle ist nicht heiß, keine Qual auserlesen genug Dich zu strafen."

Trelawny verbeugte sich ruhig. Die Lady war durch die leeren Gemächer geschritten; nur der Saal, in dem die lebensgroßen Bilder der Lodelone hingen, fesselte sie. Musternd schritt sie an den geharnischten Kriegern in Lebensgröße vorüber, und die starren Blicke aus den alten ernsten Gesichtern, schienen mit schmerzlichem Wohlgefallen auf der hohen, schönen Gestalt zu verweilen, als trauerten

ſie, daß dieſe niemals in ihre Reihen treten könne. Neben jedem Ritter ſtand ſeine Gattin, in der ernſten Frauentracht der alten Zeiten. Den greiſen Krieger, den die See verſchlungen, hatte die kindliche Pflicht des Neffen malen laſſen, wie er, an den Maſt ſich lehnend, die hochherzigen Scheideworte den ſinkenden Schiffsleuten zuruft. Zwei Silberlocken flatterten auf dem kahlen Scheitel, die Worte ſchienen auf den halb geöffneten Lippen im Erſterben. Neben ihm hatte die ſeltſame Sorgfalt des Hausverwalters ein Bild Raleighs, in ſeiner Jugend gemalt, hingehängt. Froher Muth ſprach aus den kecken Zügen, aus dem ſeelenvollen Auge. Faſt war es jener Raleigh, wie er zuerſt vor Harriet erſchienen, um ihre Gunſt werbend. Alle Ritter-Bilder blickten nach der Seite, wo die Gattin neben ihnen ſtand, auch Raleighs Stellung hatte der Maler ſo aufgefaßt, aber ſeine Blicke fielen auf eine leere Niſche, es war die letzte im Saal.

„Ich war es werth, in dieſe ehrwürdigen Rahmen einzutreten," rief Harriet, mit erhobener Bruſt noch einmal die ganze Verſammlung muſternd, und dann die Augen auf die leere Niſche geheftet. „Hier an ſeiner Seite, und er wäre noch der lebensfrohe, der jugendliche Gott. Flucht mir nicht,

Ihr Geiſter einer andern Welt, wenn Euer Enkel als Geſpenſt Euren Reihen ſich anſchließt. Nicht ich trage die Schuld, auch ich unterlag dem Walten eines mächtigeren Schickſals, das mich noch heben mag, um auch ihn zu heben."

Es war aber nur eine erkünſtelte Faſſung. Sie vermochte nicht mehr den Blick der Bilder zu ertragen, ſie ſelbſt ſchien ſich aus der Niſche mit verzerrten Zügen entgegen zu treten, der Mund ſich ſtrafend zu öffnen, es ſchien als wolle ihr das Spiegelbild die Ausſicht auf eine ferne Zukunft öffnen. Da barg ſie das Geſicht in beiden Händen und flüchtete vor der mächtiger werdenden Phantaſie hinaus ins Freie.

Aus der Zerſtörung athmete der Geiſt der Hoheit; die kühnen Pfeiler, Bogen, die Mauern, dicht am Abgrund aufgeführt, der in die Bläue hinaufſchießende Thurm, die reine Winterluft ſtärkten wieder den Sinn der Lady. Sie las den Wahlſpruch der Familie über dem Portal:

Libre y leal!

und ihn ſich wiederholend verließ ſie die Burg Avalon.

Zweites Capitel.

Beflort den Himmel, weiche Tag der Nacht!
Kometen, Zeit und Staatenwechsel kündend,
Schwinget die kryſtallnen Zörſt am Firmament,
Und geißelt die empörten, böſen Sterne,
Die eingeſtimmt zu dieſes Königs Tod
— — — — — zu groß lang zu leben
England verlor ſo würdigen König nie.
Shakſpeares Heinrich VI.

Immer dichtere Maſſen drängten ſich die Treppen des königlichen Schloſſes hinauf, Einlaß zu erhalten zu den Trauerſälen, welche beim Andrang der Neugierigen und Leidtragenden nur den Erwählten geöffnet waren. Doch gelang es auch minder Berechtigten die Wachen zu umgehen, und die ſchwarzen Säle mit den dicht behangenen Fenſtern, der, trotz alles Goldes, düſtern Stickerei, den feierlichen Kerzen und den dumpfen Geſichtern zu betreten. Inmitten lag auf dem Paradebette die todte Majeſtät, Krone und Scepter zum Haupt, deſſen blaſſes finſtres Antlitz mit den geſchloſſenen Augen den Kerzen Hohn ſprach,

die es noch beleuchten wollten. Dumpf kreiſte um den Sarg die ſtumme Menge, ein Bild der entſetzlichen Gleichgültigkeit; ſtarre Blicke auf allen Geſichtern, Theilnahme faſt nur, inſofern ſie mit der Furcht verſchwiſtert war. Die Hellebardiere vergonnten Niemand herauszutreten und der Strom durfte nicht anhalten, um nicht, in Stocken gerathend, die Ordnung zu ſtören. Dennoch fanden Einzelne in den Nebenhallen Gelegenheit, ihren Meinungen Luft zu machen, während die Wache den Blick wohl zuweilen abwandte, wenn ein Vornehmerer näher an den Sarg tretend, den Zügen des Todten ein Lebewohl zurief.

„Es war ein guter Mann," ſagte ein beleibter Bürger, der mit ſeinem Nachbar dem Gedränge ſeitwärts auswich.

„Er hatte wieder ein luſtiges Leben eingeführt in England, und ließ es nicht ausgehn, ſo lange er lebte," ſetzte der Nachbar hinzu.

„Aber manches Andern Leben ließ er ausgehen, das gut war, wie eines in England," äußerte der Dritte hinzutretend.

„Auf ſeinem Todbette ſoll's ihn gereut haben," meinte der Erſte.

„Davon will nichts verlauten," ſprach der

Dritte. „Er hat nicht an die Nation, nicht an London und nicht an die proteſtantiſche Kirche gedacht. Als der Tod ihn überkam, waren ſeine letzten Worte: Sie möchten der armen Nelly was geben, daß ſie nicht verhungere.“

„Ei was,“ ſagte der Erſte, „er lebte und ließ leben.“

„Den Katholicismus!“ fuhr der Dritte heraus. „Unſere Geiſtlichen wies er fort, und ließ einen Benedictiner kommen, den Pater Huddleſton, und ſo iſt er aus der Welt gegangen, wie ein klarer Papiſt, daß ſeine Seele ewig verloren bleibt.“

Der Erſte riß die Augen groß auf und öffnete den Mund halb ſeinen Zweifel auszuſprechen, der Zweite aber kam ihm zuvor, die Ausſage des Dritten beſtätigend. „Ja Gevatter, das iſt nun wohl gewiß. Ihr ſeid zwar heut erſt aus Cheſter zurückgekehrt, mich wundert aber, daß ſie es Euch nicht geſagt haben, denn jedes Kind weiß darum und der neue König hat gleich die beiden Schriften drucken laſſen, worin der alte Karl die Religion abgeſchworen.“

Der Erſte ſchlug, nachdem er vergeblich nach Worten geſucht, den ganzen Unwillen mit einem Male auszudrücken, mit der Fauſt gegen einen

Pfeiler: „So soll London noch mal brennen, und sie wollen uns durchaus die Religion nehmen!“

„Eben,“ fiel der Dritte ein, „hat York, den sie jetzt König Jacob den Zweiten nennen, hier eine Stunde am Sarge gekniet, und ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wie er die Hand auf den Leichnam legte, und einen fürchterlichen Schwur that, uns papistisch zu machen, und England in die Hände des Antichrists zu spielen.“

„Schrecklich!“ rief der Erste, jener aber fuhr fort:

„Und jetzt ist er in die Messe gegangen, denkt Euch, ganz öffentlich in die Messe, und die Thüren der Kapelle wurden weit aufgerissen, daß alle Welt sehen soll, wie sie die babylonische Hure ohne Schaam und Schande anbeten. Da hat er das Abendmahl darauf genommen — “

„Messe gelesen, in London Messe gelesen!“ rief der Erstere, die Augen verdrehend.

Ein Hellebardierer, von ihren lauten Exclamationen herbeigezogen, wies sie zur Ruhe und zum Saale hinaus. Der Dritte zeigte zwar auf mehrere Personen, welche ganz aus der Reihe getreten wären und dicht am Sarge ständen und sprächen, der Wachthabende wollte aber auf diese

Einwendungen ſo wenig achten, daß er geradezu verſicherte, was Gentlemens und Ladys thäten ſei nicht jedem Schneider aus der City vergönnt. So ſchieden die drei und mit ihnen mehrere Bürger, welche ſtumme Theilnehmer des Geſpräches geweſen, mit lauten Verwünſchungen und gegenſeitigen Betheuerungen, daß es mit dem Proteſtantismus und Englands Freiheiten vorbei wäre.

Aus dem langen Zuge trat eine Dame heraus und beugte ſich über das Geſicht des Todten. Die Hellebardiere wagten nicht ſie zurückzuziehen, da der hohe Anſtand der edlen Geſtalt auf eine hohe Geburt deutete. Man las eine ſo ernſte Theilnahme auf ihrem Geſichte, als ſie lange auf die ſtarren Züge blickte, daß Viele auf die Vermuthung geriethen, ſie gehöre zur Zahl der Frauen, welche in dem Todten die Trennung eines innigeren Verhältniſſes als das zwiſchen Fürſten und Unterthanen beweinten. Harriet hatte den König während ſeines Lebens nie, oder nur in ſolchen flüchtigen Momenten geſehn, wo die Züge des Menſchen vor dem Staat des Monarchen verſchwinden. Jetzt zog ſie ein Etwas hin, das ſie ſich zu erklären nicht vermochte. Alle Gedanken an die Eitelkeit irdiſcher Größe, an den Untergang der Majeſtät, die ſie

zurückſchaudern gemacht beim erſten Anblick der ausgeputzten Leiche, einſt des Bildes der Macht, jetzt der Schwäche, waren gewichen. Die Züge des Todten in ihrer ſtarren Kälte kamen ihr wie befreundet vor, und ſie weinte ſo lange davor, daß ſie der Gegenſtand der Aufmerkſamkeit Aller geworden wäre, hätte nicht der Arm eines Mannes die regungslos vor ſich Hinſtarrende zurückgezogen. Gezwungen wandte ſie ſich um, aber ein neuer Anblick machte ſie ſtutzen, noch ehe ſie gewahr worden, wer ihr hülfeleiſtend den Arm geboten, und ſie durch ſanften Zwang nöthigte, dem Zuge zu folgen.

Jemand, in einem hohen ſpaniſchen Kragen, hatte ſich zu Füßen der Leiche niedergeworfen und ſchien mit gefalteten Händen zu beten. Alles drückte in ihm eine heftige Bewegung aus. Was ihn umgab, der mit Menſchen, mit den Augen von Neugierigen angefüllte Saal, das Ceremoniell, alles ſchien über die Gefühle, welche ſich des Trauernden beim Anblick der Leiche bemeiſterten, vergeſſen. Gleich als wäre er berechtigt wie der erſte Leidtragende, kniete er, die Leiche mit der Stirne berührend. Die ſchwarze Perücke ſollte ſein jugendliches Geſicht verſtellen, aber Harriet blickte hin-

durch. Ein Angstschrei entflog ihr. „Er ist es!“ wollte sie ausrufen, aber die Worte blieben auf der Lippe, als ihr Begleiter sie schon mit Gewalt mitten in das Gedränge hineingerissen hatte. Sie wollte widerstreben, zu ihm zurück, aber der Begleiter ließ sie nicht los; auch wäre es vergeblich gewesen gegen den Strom sich hindurch zu arbeiten.

„Um Gottes Willen! Ihr verderbt ihn, Euch, uns Alle,“ flüsterte ihr der Ritter zu, in welchem sie, bei der Kerze eines Seitenpfeilers, Sir Robert Fletcher erkannte.

In eine dunklere Fensternische mit dem Ritter gelangt, stammelte sie in ihn: „Er war es gewiß! — Ist er jetzt sicher! — Des Königs Tod hebt die Verfolgung auf? — O peinigt mich nicht mit Schweigen!“

„Mylady, zu leugnen, daß er es ist, hieße die Liebe blind schelten. Aber der angebundene Vogel, auf den der Schütze zielt, ist sicherer als Euer — Gatte in England. Bei allem was Euch heilig ist, schweigt, kennt ihn nicht — der Wahnsinn führte ihn hierher, jetzt gerade hierher. — Er muß zurück und gleich — ehe er Euch gesehn, denn York giebt das halbe Königreich für seinen Kopf.“

„Aber ich kam nach London ihn zu sehen.“

entgegnete Harriet heftig, „ich muß zu ihm. Sehe ich aus wie eine Verrätherin oder eine Wahnsinnige, die im Unmaaß der Liebe den Geliebten in's Verderben reißen kann?"

Alle Widerreden Fetchers hätten in diesem Augenblicke nichts über die Lady vermocht, wären nicht die Umstände selbst dem für die Folgen des Zusammentreffens beider Geliebten besorgten Ritter zu statten gekommen. Es erhob sich ein solches Gedränge, daß Harriet, sobald sie die sichere Bucht verlassen, hineingerissen und wider ihren Willen nach dem Ausgang des Saales gezogen wurde. Robert konnte es als Glück rechnen, daß es ihm nach vielen beherzten Stößen gelungen war, sie auf der Treppe wieder einzuholen. Hier war noch viel weniger an ein Innehalten zu denken, und als beide auf offener Straße angelangt, wurde der Strom, in dem sie willenlos fortgetrieben, durch den Zuwachs einer großen, einem neuen Schauspiele in der Nähe zueilenden Menge verstärkt. Harriet sah sich nach ihrem Wagen um, weder dieser noch ihre Leute waren indessen zu erblicken, und der Ritter konnte sie nicht verlassen, nach ihnen zu suchen, ohne sie der Gefahr preis zu geben, allein in der rohen Volksmenge zu bleiben. So ließen sich beide

noch eine kurze Strecke auf der offnen Straße fortdrängen um Zeugen zu werden, wie König Jacob II in feierlichem Aufzuge die Messe verließ.

Aller Prunk, den der vorige König, weil er ihm unbequem dünkte, und die Augen des vielleicht noch der republikanischen Zeiten gedenkenden Volkes zu aufregenden Vergleichungen reizen mochte, gern vermieden hatte, war von Jacob hervorgesucht, um seinem ersten Auftreten, als Bekenner des Glaubens, welchen die Gesetze des Königreichs geächtet hatten, vollen Glanz zu leihen. König Karl war nach einer langen Lüge, so lang als sein Leben, erst am Grabesrande mit dem Bekenntniß der Wahrheit hervorgetreten. Jacob hatte, als die Gesetze schwer darauf lasteten, als Verfolgungen und Verlust der Thronfolge ihn bedrohten, als Bruder und Freunde ihn wenigstens zum Schein der Nachgiebigkeit beschworen, frei seinen Glauben bekannt, und fest dabei ausgeharret. Er glaubte jetzt sich und der heiligen Sache, als deren Märtyrer seine Beichtväter ihn erhoben, den Triumph schuldig zu sein, ohne zu bedenken, daß dieser Triumph als Todesstoß für alles das galt, was dem Engländer heilig war. Auf dem herben, strengen Gesichte glänzte eine Freude, die nur wenige mit ihm theilen konn-

ten, da ſie nicht das Zeichen väterlicher Geſinnung für die Tauſende war, deren Wohl in ſeine Hand gegeben, ſondern die Luſt des Triumphators beim Anblick der Ueberwundenen ausdrückte. Neben ihm die Königin, eine noch jugendliche, zarte Geſtalt. Sie hatte viele Gefahren mit ihm als treue Gattin erduldet; und die dunkeln Augen der Italiänerin funkelten von derſelben erſten Luſt, welche die des Königs belebten. Einige Geiſtliche, unter ihnen der Vater Peter, die nie bisher gewagt in ihrer Ordenstracht in Londons Straßen zu erſcheinen, ſchritten hinter dem Königlichen Paare in allem Staate, welchen ihre Kirche an Feſttagen verordnet. Die unſichere Freude drückte ſich in ihren umherirrenden Blicken, in ihren wankenden Tritten aus. Aber mit geſenkten Häuptern folgten mehrere katholiſche Lords, als fühlten ſie, daß der übereilte Triumphzug des Bekenners ihrer Kirche und ihrem Glauben nur bittere Früchte bringen müſſe.

König Jacob war in Englands Seekriegen als Held aufgetreten; man gab ihm willig den Namen des Engländers, weil er die Ehre des Vaterlandes, ſo lange gekränkt durch den franzöſiſchen Einfluß unter dem zweiten Karl, wieder aufzurichten ver-

ſprach; noch tönten die Worte, die er im Staatsrath geſprochen: Englands Geſetze und Englands Kirche aufrecht zu erhalten, beruhigend in aller Ohren; er war ein König, in den jungen Tagen ſeiner Macht, wo auch der Argwöhniſche hofft, weil der Glaube Alle belebt, daß die Morgenſonne heller leuchte, als die untergegangene, — und doch erhob ſich keine Stimme zu ſeinem Preiſe. Stumm zog das Volk die ſchmutzigen Mützen; in verlegenem Trotz blickten die nächſtſtehenden auf den bunten Zug, und ein dumpfes Gemurmel lief durch die dichten Maſſen. Nur die Trompeter hinter dem Gefolge erlogen den Jubel. Das Gerücht von einem Gelübde des Königs, England binnen Jahresfriſt katholiſch zu machen, gewann von Munde zu Munde fliegend, bei dieſem Anblick einen Glauben, den alle Vernunftgründe dagegen ihm ſpäterhin nicht zu nehmen vermochten.

Das Volk hatte eine Gaſſe gebildet für den langſam einherſchreitenden Zug. Die Lady, vom Ritter auf einen Schwellenſtein geführt, konnte hier mit mehrerer Sicherheit das Schauſpiel überſehen. Auf der andern Seite der Gaſſe, noch entfernt vom Zuge, tauchte jetzt ein Kopf hervor, deſſen Anblick Harriets ganze Aufmerkſamkeit feſſelte.

Es war ihr Gatte. Unbeweglich ſtand er und betrachtete den ſeinem Standpunkt ſich nähernden Feierzug. Schmerz, Unwille, wilde Entſchlüſſe ſchienen auf der ernſten Stirn gelagert, und der Gedanke an Sicherheit verbannt. Sie zog, ohne ein Wort zu ſprechen ihren Begleiter mit ſich fort, dem Zuge voreilend. Jetzt betrachtete ſie den ſorgloſ Daſtehenden, jetzt die Blicke des Königs, die er forſchend über die Menge hinſchweifen ließ: ob er Freunde, ob Feinde finde? Der Zug war dicht an dem Unbeſonnenen. Er verbarg ſich nicht unter der Menge. Wie eine Bildſäule ſtand er in nachläſſiger Stellung und die Lippen warfen ſich auf. Harriet hätte durch die Gaſſe brechen, zu ihm ſtürzen mögen, ihn fortzureißen aus den Blicken des Monarchen, die dem Geliebten Tod bringen konnten. Der gefürchtete Augenblick kam. Der König warf ſeinen Kopf umher und ſeine Augen trafen den aufrecht ſtehenden Spanier. Er fuhr zurück, er ſah wieder hin, und die aufgeworfenen Lippen des Zuſchauers verzogen ſich zu einem trotzigen Lächeln. Harriets Buſen pochte, als wolle er die Hülle zerſprengen. Ein tiefer Seufzer, dann ſtieß ſie einen Schrei des Entſetzens aus, ſo laut, daß der König, der kaum drei Schritte von ihr

entfernt ſtand, ihn vernahm. Dies lenkte ſeine Aufmerkſamkeit für den Augenblick von dem ſtolzen Geſichte ab.

„Was giebt es?“ rief er in das Volksgewühl blickend.

„Eine Lady iſt in Ohnmacht gefallen,“ war die Antwort.

Harriet lehnte ſich, von einer Matrone unterſtützt, um die ihr in der That ſchwindende Kraft des Bewußtſeyns wieder zu ſammeln. Des Königs Auge, durchaus nicht unempfänglich für Frauenreize, verweilte mit Wohlgefallen auf ihrer Geſtalt.

„Eine Lady ſo allein! — Wer iſt die Lady?“

„Der Ritter, welcher ſie hergeführt, hat ſie, unbegreiflicher Weiſe, plötzlich verlaſſen,“ antwortete man. „Sie drängte mit großem Ungeſtüm, Euer Majeſtät nicht aus dem Auge zu verlieren, immer mit dem Zuge fort.“

„So groß iſt die Liebe und die Hoffnung bei Ew. Majeſtät Unterthanen,“ ſagte Vater Peter hervortretend.

„Zumal der Unterthaninnen,“ flüſterte Sunderland mit verbindlicher Verbeugung dem Könige zu. „Dem ritterlichen Jacob widerſteht kein Frauenherz.“

„Die Lady erholt sich bereits," sagte die Königin in italienischer Sprache. „Auch würde es eine üble Vorbedeutung sein," bemerkte sie zum Beichtvater des Königs, „wenn unser erster Aufzug zur Feier der wahren Kirche durch den Anblick einer ohnmächtigen Dame unterbrochen würde."

Der Beichtvater theilte den Kern der nützlichen Bemerkung dem Könige mit, dessen Auge sich wieder nach dem Punkte gerichtet hatte, von wo ein Blick seinem Blicke begegnet war, der allein fähig gewesen wäre, die ganze Lust des Auftritts ihm zu verbittern.

„Don Renquille," wandte er sich zum spanischen Gesandten, „habt Ihr Jemand aus Eurem Gefolge dort bemerkt?"

„Wer zur Gesandtschaft gehört, war mit in der Messe. Auch sah ich keinen der in London anwesenden Unterthanen Seiner katholischen Majestät heut als Zuschauer."

„Wollte es mich doch fast bedünken," sagte der König zu Sunderland gewendet, „als hätten mich von dort die weibischen Züge unsers sogenannten Neffen Monmouth angeblickt! — Aus jenem Haufen ragte das Gesicht in einem spanischen Mantel halb verhüllt hervor."

„Euer Majestät höchstseliger Bruder," flüsterte Sunderland, „hatte so viel Glück beim ganzen Geschlecht der Miß Lucie Waller, daß wohl mancher Bruder des Herzogs von Monmouth Londons Pflaster tritt, ohne auf seine mit den Königlichen Stuarts verwandte Züge, die thörigen Prätensionen der Legitimität zu gründen."

„Doch war es ganz sein Auge, seine Nase, das verwöhnte Lächeln des Glückskindes schwebte um die Lippen. Man muß Nachsuchungen halten —"

„Die ihn gewiß bei einem holländischen Käse, oder einer hübschen Flamänderin in Antwerpen finden werden," entgegnete Sunderland, einige Befehle an den Officier der Leibwache austheilend.

„Mir kommt es wahrscheinlicher vor," sagte Churchill, „wenn Ew. Majestät eine solche Person mit Mammuths- oder Monmouths-Zügen entdeckt haben, daß diese nicht von der väterlichen Majestät, sondern von der gemeinschaftlichen Mutter herrühren, da die süße Miß Lucie ein offenes Herz für die Menschheit, nämlich die männliche, besaß."

Der König griff diese bittere Anspielung auf den zweifelhaften Ursprung des Herzogs mit Wohlgefallen auf. „Es gab Leute," sagte er, „die da meinten, Monmouth gliche weit weniger meinem

ſeligen Bruder, als dem Rebellen Algernon Sidney, den jene Waller auch einſt beglückt hatte. Er leitete den erwachſenen Knaben wenigſtens wie ein Kind am Gängelbande."

„Nur kommt die Unterſuchung über die Vaterſchaft leider zu ſpät; der Ritter müßte denn als Geiſt von drüben her citirt werden," warf Churchill lachend ein.

Indeſſen hatte ſich der Zug weiter bewegt, und während man Anſtalten traf nach dem Spanier zu ſuchen, war die Lady vergeſſen worden. Sie hatte ſich von der Matrone unterſtützt in einen Thorweg geflüchtet, ohne von dem Geſpräche der Königlichen Begleiter ein Wort zu vernehmen. Die mitleidigen Bürgersleute beſprengten und rieben die Ermattete mit Waſſer und Weineſſig, ſo daß ſie ſich allmählig wieder erholte. Einige Worte des Geſpräches welches ſie bruchſtückweiſe mit anhörte, wirkten nicht minder dazu, die volle Kraft des Geiſtes zurückzurufen.

„Das arme Geſchöpf," ſagte die Mutter, „ſie hat vermuthlich einem der Herrn vom Hofe angehört, der ſie nun hat ſitzen laſſen."

„Aber, Mutter," ſagte eine der Töchter, „die

seinen Kleider; ich wette die sind aus Paris. Sie sieht auch gar nicht danach aus."

„Es wurden wohl honetterer Eltern Kinder in die Netze gelockt. Lieber Gott, sie machen ja auch nichts Arges daraus bei Hofe," rief die Mutter.

„Man konnte es bis zur Herzogin bringen!" meinte die andere Tochter.

„Wie es sich traf. Aber manche, die es schon bis sechs Pferde und Vorreiter gebracht hatte, wurde auch mir nichts dir nichts wieder abgeladen, und starb auf dem Miste, — Die hier wirds auch nicht bis zur Herzogin bringen."

„Sie sieht so edel und schön und stolz aus, Mutter, daß man meinen könnte, sie wäre schon Herzogin."

„Die vom Hofe werden sie genau genug kennen, sonst wären sie nicht so ruhig vorübergegangen, oder es wäre schon wieder ein Herrchen hier mit bunten Hacken, oder sein Lackei, und erkundigte sich nach dem Wissen."

„Die schöne Miß Sedley hat auch nicht ausgehalten," sagte eine Nachbarin, „seit York König geworden; die Königin hat sich hinter den Beichtvater gesteckt, und da hat sie Knall und Fall übers

Meer gemußt, wie sehr es Jacob auch ans Herz ging."

„Das sind die Früchte vom Papismus!" rief die Mutter händeringend.

„O es wird weiter kommen," sagte die Nachbarin. „Wenn sie uns die Religion und den reinen Glauben genommen haben, so kommen ihre Priester und meinen, Alle, die von Evangelischen getraut sind, wären keine Eheleute, unsere Kinder Bastarde, und wir müßten uns noch mal trauen lassen."

„Daß Gott erbarm!" schrie die Mutter. „Am Ende könnten wir noch ehelos aus der Welt gehn, wenns unsern Männern einfiele, sich nicht wieder trauen zu lassen."

„Und die Mädchen stecken sie in die Klöster!"

Beide Töchter schrieen laut auf.

„Da ist gar keine Rettung vor," sagte die Nachbarin, „wenn nicht die protestantische Thronfolge bei Zeiten dran kommt. Warum hat nun nicht der alte König Karl den guten Herzog von Monmouth, der doch sein leiblicher Sohn war, nicht im Lande behalten und zum König gemacht? Es hätte ihm nichts gekostet, als daß er erklärt hätte, wie er mit der Mutter Ringe gewechselt. Er hätte

ein Paar Seelen retten und das ganze Reich glücklich machen können."

„Dafür erklärt er lieber," fiel die Mutter ein, „daß er katholisch war, was ihn doch drüben, wie so ein kluger Mann es einsehen mußte, in Ewigkeit verdammt."

„Und der gute, protestantische Herzog von Monmouth," sagte die Nachbarin, „sitzt nun drüben in den Stuben voll Tabacksdampf bei den Holländern."

„Der würde," rief die Mutter aus, „und wenn seine Gemahlin, die Herzogin, es ihm tausendmal durch die Beichtväter steckte, seine Geliebte nicht fortschicken. Da hätten die Beichtväter nichts zu sagen."

„Hat er denn eine Geliebte?" fragten die Töchter.

„Die Leute sagen's und er soll auch so mit ihr getraut sein."

„Dann hat er ja zwei Frauen!" schreckten die Mädchen auf, die Nachbarin nahm aber zu ihrer Beruhigung eine erklärende Miene an.

„Sehr, das verhält sich hier anders. Der gute Herzog war in seiner Kindheit im papistischen Irrglauben auferzogen. Damals mußte er die reiche Erbin von Bucoleugh heirathen. Nun aber, als ihm das Licht aufgegangen, und er protestantisch geworden, kommt ihm natürlich alles das, was er

dazumal hatte thun müssen, in seiner Gottlosigkeit vor, und er glaubte, er müßte sich noch einmal christlich und protestantisch verheirathen."

Mutter und Töchter schienen nicht ganz in das Argument der Nachbarin einzugehen, als der Vater, ein stämmiger Bürger, hereintrat, und, mit Unwillen auf die im Hause aufgenommene Fremde blickend, zu schelten begann. Er schien, was die Mutter als Vermuthung ausgesprochen, für Gewißheit anzunehmen, daß die Verlassene zum Gefolge des Hofes gehöre.

„Sollen wir unser Haus zur Herberge machen, für Alles was der Hof abwirft? — Wenn Hoffart und Sünde doch einmal hier Quartier aufschlagen wollen, können wir es ja besser haben, wenn wir unsre eignen Töchter am Hofe in die Lehre geben. Sie werden schon früh genug doppelt reif werden durch die Sünde und den Papismus, und dann logiren wir noch einen Beichtvater ins Haus, um die Bekehrung voll zu machen. — Aber — noch will ich den Hausherrn spielen, bis die Verkehrung eintritt, und bis dahin alles hinauswerfen, was am Papismus gerochen hat."

Er näherte sich mit sehr entschiedenen Schritten der Lady, daß Mutter und Töchter, die Ver-

letzung des Rechtes der Gastfreundschaft besorgend, auf ihn zusprangen, um ihn zurückzuhalten. Aergerlich suchte er sich aber von ihnen loszumachen.

„Zurück! — Wollt Ihr die Dirne ins Haus aufnehmen, damit wir einen papistischen Spion drin aufziehen? — Eben spüren sie nach dem frommen protestantischen Herzog."

„Wie? Monmouth?" riefen die drei Frauen mit einer Stimme aus. „Ist er zurückgekommen?"

„Man hat ihn in einer Gasse gesehen mit noch einem andern Ritter, in einem spanischen Kragen. — Auf die wird jetzt Jagd gemacht, wenn man sich nicht geirrt hat, denn Andere meinen, der Ritter sei gar nicht der Herzog gewesen."

Harriet war aufgesprungen und sog die Worte aus dem Munde des Bürgers mit funkelnden Augen: — „Wohin sind sie? — Wo sah man sie?"

Kaum daß sie die Worte ausgesprochen, bereute sie schon ihre Unvorsichtigkeit. Sie verschluckte die folgende Frage, ordnete hastig Haar und Kleider und trennte sich dann mit Danksagungen für die genossene Pflege und der Versicherung, sie werde zu Hause erwartet. Erstaunt blickten ihr die Anwesenden nach und der Hauswirth sagte:

„Entweder ist sie nicht bei Sinnen, oder sie

will den Herzog auftreiben um ihn anzugeben, oder aber sie ist selbst in ihn vernarrt gewesen."

Kaum hatte Harriet die Schwelle des Hauses verlassen, als sie auch diesen übereilten Schritt bereute. Der leitende Gedanke war gewesen, dem Ritter nachzueilen. Schon in der Thür war ihr die Thorheit eines Entschlusses, der auf jede Art nur zum Verrathe führen konnte, klar geworden. Sie hätte bleiben und einen Wagen sich bestellen sollen. So war sie jetzt aufs neue auf offner Straße beleidigenden Vermuthungen ausgesetzt, und, bei ihrer Unkenntniß der Wege genöthigt bei Vorübergehenden Erkundigungen einzuziehen. Glücklicher Weise traf sie, um die nächste Ecke biegend, einen ihrer Diener, welcher sie zu dem in der Nähe harrenden Wagen geleitete. Man hatte nichts von Verhaftungen gehört, und auch beim Nachhausefahren schweiften ihre Blicke vergebens zu beiden Seiten des Kutschenschlages hinaus. Der Spanier und der Ritter begegneten ihr nirgends.

Der Tag verging für die Lady in peinlicher Spannung. Ahnungen durchzuckten die Erwartungsvolle, denen sie doch keinen Raum geben wollte. Das Rollen jedes Wagens, jeder klirrende Schritt eines im Mantel Verhüllten rief sie an's Fenster.

Das Schreien der Gassenbuben galt für den Tumult bei seiner Gefangennahme, und wenn eine Glocke im fernsten Stadtviertel anschlug, war es das Sturmgeläut beim Anfang einer Rebellion. Lorenzo hatte diesen Tag bestimmt mit ihr zusammenzutreffen, aber der Tag war längst verstrichen, zwei Kerzen leuchteten schon lange auf dem runden Teppichtisch, als sie langsame Tritte von der Treppe heraufdröhnen hörte. Diesmal galt ihr der Besuch, die Thüre öffnete sich, aber als der Mann behutsam den Mantel aufschlug, war es nicht Lorenzo.

„Tretawny!“ rief sie mit unsicherer Stimme, aus den ernsten Blicken des Mannes Antwort auf die Fragen suchend, welche sie auszusprechen keine Worte fand. „Kommt er? — Steht er unten?“

„Er steht nicht unten, Mylady.“

„Aber Du kommst von ihm, Du sollst mir sagen, wann er kommen wird.“

„Er wird nicht kommen.“

„Eiskalter Bote trüber Nachrichten,“ rief sie nach einer Pause — „wardst Du von meinen Feinden gedungen, oder treibt Dich Deine abscheuliche Lust, so tropfenweise mir das Gift einzugeben? Ist Lorenzo meiner überdrüssig? Sprich. Er brauchte es Dir nur aufzutragen, Du verständest

die Botschaft wie ein Chemist zu zersetzen und wie Eispillen so zur rechten Zeit einzugeben wenn die Hoffnung glüht, daß Du sagen könntest, ich hätte mich selbst getödtet."

„Tödtet diese Hoffnungen, Mylady, wenn Ihr fühlt, daß sie Eures Lebens Gift werden."

Harriet warf sich in das Ruhebett zurück, und sprach, mehr für sich als zum Boten: „Ich sollte ihn sehn, wie den Geliebten, dessen Bild die Hexe am Allerheiligenabend im Spiegel hinzaubert; oder wenn die Liebende sehnend die Hände nach ihm ausstreckt, ist er zurück über die fernen Meere verschwunden. — Wohlan, ich habe die Hoffnung verbannt, er sei für mich auf ewig verloren; doch nun heraus mit Deiner Unglücksbotschaft. Ich gewann Muth; freue Dich nicht, Trelawny, mich noch einmal mit Deinem kalten Hohn im Fieberpallast meiner Phantasieen zu überraschen. Durch meine Kälte will ich selbst Deine überbieten."

Die Lady erhob sich und ging mit stolzen Schritten das Zimmer auf und ab, ohne während des Folgenden den Boten auch nur eines Blickes zu würdigen.

„Mylady, Euer Gatte hat, um plötzlichen Nachstellungen zu entgehen, London schnell verlassen

müssen. Euch nicht mehr zu sehn, war für ihn der größte Schmerz bei dieser plötzlichen Flucht."

Trelawny schwieg, in Erwartung, die Lady werde etwas darauf erwiedern; als sie aber schweigend auf und abzugehn fortfuhr, setzte erhinzu:

„Es war nicht der Entschluß der Klugheit, der den Unbesonnenen diesmal — und so früh nach London führte. Er setzte Alles auf das Spiel, und doch ehrt der Beweggrund das Herz des Mannes."

„Wollt Ihr moralische Betrachtungen anstellen, Master Trelawny, so wählt in meiner Gegenwart einen andern Gegenstand als den Gatten, den ich verehre," sagte die Lady.

Der Arzt schlug die Arme über einander und ließ seine Blicke lange auf Harriet ruhen. Eine ungewohnte Wärme schien über die Züge zu fliegen, welche seit Jahrzehnten ihre starren Formen nicht verlassen haben mochten. Man hätte glauben mögen, eine Thräne stehle sich aus den grauen Augenwimpern, als er mit einer Bewegung, welche ihn der Lady näher brachte, austief:

„Unglückselige Frau! — Solche gränzenlose Ergebung, eine Liebe, die, im Nachschein der bessern alten Zeiten, in unseren wie ein Keim im Winter

erscheint, ein Vertrauen, so arglos, daß es die Arglist betrügen könnte, wodurch hat alles dies solch ein Schicksal verdient! — Ja, Mylady, bereitet Euch auf Prüfungen. Ich ertrage es nicht mehr langsam Euch hinzumartern mit Hoffnungen und Todesnachrichten. Edelste Frau, unter allen, die ich kannte, werdet Ihr die festeste sein, wenn das eine Wort alle stolze Schlösser Eurer Hoffnungen niederreißt?" —

Harriet hielt inne, mit ihrem Blick den Redner durchbohrend: „Lorenzo untreu! — Er liebt mich nicht mehr, er sucht sich loszureißen — er gab Dir Gift, das Gift der Rede mich zu tödten — rede — "

„Trelawny schwieg gesenkten Blickes. Die Lady fuhr fort:

„Elender! Du wagst es nicht die niedre Verläumdung über die Lippen zu bringen. So fängt sich die Arglist selbst. Schweig, ich vergebe Dir, denn Lorenzo steht zu hoch, als daß Trelawnys Schmähung ihn beleidigen könnte."

„Mylady!" sagte der Arzt mit herausbrechender Bewegung. „Mögt Ihr so fest stehn am Tage des Gerichts wie an dem heutigen."

„Hat mein Gatte Euch gewürdigt, mir Befehle durch Euch zu senden?“ fragte Harriet rasch.

„Er heißt Euch London wieder verlassen und auf dem Lande harren bis die Glocken schlagen werden, des Herzogs von Monmouth Rückkehr nach England verkündend. Sollte indessen die Luft Euch länger in der Stadt fesseln, bittet er Euren Umgang nach meinem Rathe zu wählen, da das Gold seinen Feinden jedes Geheimniß entdeckt, was ihm theuer war.“

„Ich gehe auf meine Güter,“ sagte die Lady, und winkte ihm sich zu entfernen.

Drittes Capitel.

Ach, gnädger Herr, gefahrvoll ist die Zeit!
Die Tugend wird erstickt vom schnöden Ehrgeiz,
Und Rachsucht liebe fortgejagt vom Groll;
Gehässge Anstiftungen walten vor
Und Billigkeit ist aus dem Reich verbannt.
Ich weiß, ihr Anschlag zielet auf mein Leben:
Und wenn mein Tod dies Eiland glücklich machen,
Und ihre Tyrannei beenden könnte,
Ich gäb es dran mit aller Willigkeit.
Doch meines ist nur ihres Stücks Preisg.
Mit Tausenden, die noch Gefahr nicht träumen,
Ist ihr entworfnes Trauerspiel nicht aus.

Heinrich VI.

In einer Barke, wo ein einziger alter Lootse zugleich den Steuermann machte und das Segel regierte, fuhren zwei Kriegsmänner die Themse hinab. Der eine sas tief im Mantel eingeschlagen an der Spitze des Kahnes, während der andere, sich an den Mast lehnend, die Gegend umher musterte. Wolken des Unmuths waren auf beider Stirn gelagert. Jetzt gleitete der Kahn an der majestätischen Wasserseite des Towers vorüber. Seine Zinnen wären von der untergehenden Sonne

geröthet, während die winklige Schattenseite desto dunkler zurücktrat.

Der Mann vorn im Kahn starrte lange auf die mannigfaltigen Bauten, bis er mit einem tiefen Seufzer wieder sein Gesicht in beiden Händen barg. Der Stehende machte die Bemerkung:

„Wie viele unserer Vorfahren, welche die Geschichte Englands Stolz nennt, saßen in den alten Thürmen, blueten auch darin, um Meinungen, so verschieden als die babylonische Sprachverwirrung in ihrer Bauart. Stolze Feudalherrn, kühne Plebejer, Könige, zarte Ladys und verruchte Bösewichter! Die Verbrechen wechselten, wie die allein selig machenden Religionen und Secten in unserm gesegneten Königreiche. Ja ich glaube, wenn die Religionsmeinungen und Parteien, deren wegen gläubige Leute einst in den Tower gesperrt wurden, insgesammt durch ein Parlamentsstatut verdammt würden, so müßte alle Religion in England aufhören."

„Wie ein Dieb aus London fliehen zu müssen!" murmelte der Andere vor sich hin.

„Mylord konnten nichts anderes erwarten," entgegnete der Stehende, „da Sie wie ein Dieb gekommen waren."

„Sir Robert, mir iſt nicht ſcherzhaft zu Muthe.“

„Dann muß es allerdings ſchlimm ſein, wenn Ew. Hoheit dieſen Muth verloren haben,“ ſagte Robert Fletcher.

Beſorgt blickte der andere, des Ritters Gönner und Niemand anders als Jacob, Herzog von Monmouth, auf den laut Sprechenden, ihn durch Winke auf die Anweſenheit des Schiffers aufmerkſam zu machen. Robert aber ſagte:

„Der Mann iſt ſtocktaub für Hoheit und Niedrigkeit und verräth es Eurem Oheim York ſelbſt dann nicht, wenn ich vor die Hoheit etwas Königliches ſetze.“

„Robert, Du hätteſt mich ſollen ruhig ſterben laſſen; ich hätte den ärgerlichen, finſtern Mann, der mir des Vaters Liebe am Sterbebette ſtahl, durch meine Blicke vernichtet. Er zitterte, er wandte ſich ab — “

„Um Befehl zu geben ſeinen Neffen zu greifen,“ fiel Robert ein.

„Das Volk murrte ringsum,“ ſagte Monmouth, „die Meßgewänder, die Kruzifixe waren Dolchſpitzen in ihren Augen. Ich glaube, nur mich zu nennen hätte es gebraucht, und ſie hätten mir

ein Lebehoch vor Yorks Ohren und Augen gebracht."

„Und dabei," sagte Robert, „hätte es sein Bewenden gehabt. York hätte Befehl gegeben Ew. Hoheit in den Tower zu führen, und keine Seele wäre dagegen aufgestanden. Ein Reiterregiment, Hoheit, mit guten Kürassen, breiten, langen Degen und exacter Disciplin ist besser als Londons ganze Populace."

„Dir jauchzte noch nie die Menge zu, Robert. Es ist ein seliges Gefühl, wenn das bunte Meer der Mützen und Kappen unter uns wogt, unser Name in den Lüften schwebt, wenn jede gute Seele glaubt, Felsen auf unser Glück bauen zu können, daß wir selbst am Ende glauben auf Felsen zu stehen."

„Unter dem Volke glaube ich immer zu viel puritanische Stimmen zu vernehmen," warf Robert lächelnd ein, „was mir dann alle Lust benimmt, sobald ich denke, die Stimmen haben auch Psalmen gesungen."

„Ritter Ihr solltet Euch bekehren," rief der Herzog ernsteren Tones. „Ich liebe es nicht, daß Ihr Eure Laune gegen jene frommen Leute, die ich besonders achte, auslaßt. Macht Euch vertraut

mit ihren Grundsätzen, die doch wohl gut sein müssen, da sie ihnen eine solche Liebe für Gesetz und Vaterland einflößen."

„Wenn Ew. Hoheit mein Lehrer sein wollen, will ich probiren, ob ich mich zwingen kann. Doch müssen Ew. Hoheit die Grundsätze geändert haben, denn so erinnere ich mich einer Unterredung zwischen Hochdenselben und dem seligen Thomas Armstrong über diesen Artikel — "

Monmouth konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, obgleich es mit einem Seufzer verbunden war. „Laß die Todten ruhen, Robert! Er bereute seinen schlimmen Wandel, seine Spöttereien, und schwor den Freigeist völlig ab, ehe der Arme meinetwillen den letzten Gang antrat."

„Bis dahin, Königliche Hoheit, mag auch uns noch die Erleuchtung kommen," erwiederte Fletcher.

„Im Ernst, Sir Robert," sagte der Herzog, „nehmt wenigstens einen religiösen Schein, und gewöhnt Euch einige von den Worten an, welche bei den Presbyterianern beliebt sind. So etwas kann ja nicht schwer fallen, und ist durchaus nothig, da alle unsere Hoffnungen auf den unterdrückten Nonconformisten beruhen."

„Drei Regimenter Dragoner!" rief Robert,

komisch aufseufzend, „und ich wollte allen Puritanern die Friedseligkeit der quäkenden Rundhüte gönnen und doch Euer Hoheit auf den Thron von England setzen."

„Das spricht der junge Bursche," sagte Monmouth, „als wäre er der Königsmacher Warwick. Rebellion ist ein Wort geworden, so leicht auf den Lippen der Menschen, als auf des Säuglings das stammelnde Verlangen nach der Mutter Brust. Ich bin des vielen Blutes überdrüssig, das für den Namen Freiheit und Religion seit drei Königen vergossen ist." —

„Nun nur noch einmal, Hoheit, und dann Friede."

Monmouth versank wieder in sein voriges Brüten; es war aber kein ruhiger Zustand des Sinnens, denn häufig fuhr er in die Höhe, wie krampfhaft durchzückt, und ließ die Blicke umherschweifen, eines der Lichter verfolgend, welche bei der zunehmenden Dunkelheit zu beiden Seiten oder auf dem Strome sichtbar wurden. Ungehindert waren sie aus der Stadt gekommen, und jetzt stand der Herzog auf, die im Dunkel immer mehr verschmelzenden Massen der Hauptstadt nicht aus dem Auge zu verlieren. Die Giebel, Zinnen und Thurm-

spitzen waren noch deutlich gegen den gelben Wiederschein der untergegangenen Sonne zu unterscheiden, das Tagesgeräusch erstarb allmälig.

„Gute Nacht London!“ rief er, „soll ich Dir ein ewiges Lebewohl sagen, wie jüngst mein Vater? — Es ist eine schöne Stadt, Robert, und ich möchte nirgend anders leben. Am Haag schläft man ein, in Paris regiert Ludwigs Laune, daß keine Plaisanterie und kein Witz in den Salons aufkommt, der sich nicht vor dem pedantischen Dictator des guten Geschmackes bückt. Welche Freiheit und Munterkeit dagegen in Whitehall! Mein Vater war der liebenswürdigste Wirth und Alles, was Witz hieß, hatte dort freien Zutritt, selbst wenn er gegen ihn gerichtet war. Er war so nachsichtig, und hätte nicht York, wie sein böser Dämon um ihn geschwebt, auch die letzte Katastrophe wäre ohne Blut abgelaufen.“

„Er war so nachsichtig,“ sagte Robert, „daß er das ganze England übersah, wenn es sein Vergnügen galt. Bei Gott, ich sollte denken, wenn es drüben ein Fortleben giebt, die Geldsäcke aus Frankreich für die er Englands Interesse unserm Erbfeind verrieth, müßten centnerschwer am Tage der Auferstehung auf Karls Brust lasten.“

Monmouth schwieg, und wiederholte dann mehreremale: „Es soll anders werden!“

„Alles?“ fuhr Robert heraus: „Ob sich Alles wieder gut machen läßt?“

Die Frage schien den Herzog tiefer zu verwunden, als es der Ritter mochte gemeint haben. „Die Todten sind selig,“ sprach er vor sich hin. „Sie zürnen uns am wenigsten, dort, wo es keine nächtlichen Fluchten mehr giebt, wo die Ehre nicht mehr gekränkt wird, wo keine Kronen in den Wolken schweben, nach denen wir greifen. Die sind zu bedauern, denen wir den Dolch ins Herz stießen, und die doch leben mit dem unheilbaren Schmerze. Solche liebestechen Gemüther, die der ganzen Natur ihr Leid klagen, die ganze Natur zum Zeugen der Treulosigkeit anrufen, und doch von Gram verzehrt, schweigen. — Robert, wie stehst Du mit der Tochter des alten Sir William Tennison?“ fragte er nach einer Pause.

„Ich stehe so,“ entgegnete dieser, „daß wenn ich vor ihr den Hut abziehe, sie mir einen tiefen Knix macht, und wenn ich reden will von unserer alten Freundschaft, sie sich erinnert, wie ich vom Schulmeister Schläge bekommen; und wenn ich sie an unsere Väter erinnere, und was beide wünsch-

ten, dann verweist sie mich mit unendlicher Holdseligkeit zum Oheim, der mir die Glaubensartikel abfragt."

Monmouth lachte: „Ich möchte Dich einmal so stehen sehn, guter Robert, wenn Du die Augen senkst und den Hut zwischen den Fingern drehst bis die Tressen schwarz werden."

„Der — hole den Affendienst!" rief Robert und stampfte mit dem Fuß so gegen die Seite des Kahns, daß dieser in's Schwanken gerieth. „Das Blut läuft einem Soldaten heiß über die Backen, wenn er sich so bücken und gerade stehn muß."

„Dir fehlt nur die gute Schule," sagte Monmouth. „Unter den Presbyterianern lernt man eben so wenig als im Lager mit Damen umgehn. Ihnen gerad ins Gesicht gesehn, gesprochen, daß sie roth werden müssen, und dann etwas Keckheit. Aber mein Ritter, wenn Du durch Schmachten Deine Dulcinea erobern willst, so präparire Dich auf eine recht teuflische Langeweile."

„Wahrhaftig!" rief Robert mit Heftigkeit aus. „Fletcher von Saltons Sohn hat zu dem Hofedienst keine Lust. Ich gehe nicht mehr hin, um von der Tochter geneckt, vom Vormund gehöhnt zu werden."

„Recht so!“ fiel Monmouth billigend ein. „Die Dame soll auch den Ritter nicht vergessen.“

„Ich will sie erwerben,“ fuhr Robert fort, „und dies mein Schwert soll dann mein Fürsprecher sein.“

„Du hast es ja wohl geerbt von Deinem Vater?“ sagte der Herzog mit unterdrücktem Lächeln. „Wenn ich mich recht entsinne, erzähltest Du mir schon einmal von dem Degen Fletcher von Saltons.“

Die Anspielung schien diesmal den jungen Krieger mehr in Harnisch zu bringen, als es die leicht hingeworfene Spötterei in der Absicht des Herzogs sollte.

„Es soll lange genug den Namen des alten Fletcher von Salton geführt haben,“ rief er heftig und so aus, daß Monmouth merken konnte, der fortgesetzte Scherz könne zu üblen Folgen führen. „Ich habe einen hohen Eid geschworen, daß es bald den des jungen Fletcher führen soll. Dauert es mir hier im Lande zu lang und sind die Leute unwürdig, zu feig, etwas zu thun was Englands Namen wieder in die Sterne versetzt, gehe ich auswärts. Aber beim Himmel, heim will ich einmal kommen, mit diesem schlechten Schwerte an der Seite und dann an Miß Annens Thüre klopfen und ein einfaches Ja oder Nein fordern.“

„Bravo, das ist wie ein Mann gesprochen," sagte Monmouth, „und die Gelegenheit wird sich finden."

Die Nacht war eingebrochen, die Kälte wurde empfindlich auf dem offenen Fahrzeuge, und beiden so wenig auf die schnelle Flucht vorbereiteten Rittern war es sehr angenehm, als die erleuchteten Fenster und Schiffslaternen in der Gegend von Gravesand ihnen entgegen schienen. Sie legten an, Robert suchte den Weg nach einer bestimmten Schenke, wo er zu seiner Freude alsbald den Holländer auffand, dessen Schiff zur Aufnahme des Herzogs bereit stand. Monmouth mochte nicht in die Herberge eintreten und schritt, die Kälte zu vertreiben, im Schatten der Nacht auf und ab. Es hatte sich jemand zu ihm gesellt, während Robert ein Geschäft mit den Schiffern abzumachen ging, und wenn er beide Gestalten über die von den hellen Fenstern erleuchteten Flecken vorüberschreiten sah, glaubte er das demüthig, schlaue Gesicht schon zu kennen, auf dessen Mittheilungen der Herzog mit besonderer Achtsamkeit zu hören schien.

Als er nach einer Weile dem Herzoge zu melden kam, daß Alles zur Abreise bereit sei, fand er den Fremden nicht mehr, dagegen die Stirn des

Flüchtlings, auf der die Fröhlichkeit nicht leicht entwich, mit dichten Runzeln umwölkt. Monmouth zog ihn in's Dunkel tiefer hinein und hub, nachdem er einige Schritte mit ihm gegangen, an:

„Es soll Alles anders kommen, als ich dachte. Wir finden im Haag nicht mehr die Aufnahme, die wir erwarteten. Der treffliche, besonnene, protestantische Oranien — hat sich auch besonnen. Er läßt seinem Schwiegervater Jacob zum Thronantritt gratuliren, vermuthlich sehr richtig bedenkend, daß die Krone Englands ihm anheim fällt, wenn Jacob ohne Söhne stirbt! — Eine kühle, kühne Berechnung, die mir einen recht kühlen Empfang sichert. — Verdammte kühle Februar-Politik!"

„Der Fürst von Oranien konnte doch unmöglich mit Eurem Oheim aus dem Grunde brechen, weil dieser das Glück hatte der nächste Thronerbe zu sein. Unternehmungen wie die, auf welche Ew. Hoheit und ich ausgehen, verlangen Männer gleich uns, die nichts zu verlieren, und Alles zu gewinnen haben. Nur solche Würfe, wo man das Letzte einsetzt, Freiheit, Blut, begünstigt Fortuna, und schlägt denen ein Bein, welche sich die Hinterpforte offen lassen. Er wird Euch liebevoll aufnehmen."

„Bis mein Oheim ihm befiehlt mich auszuliefern.“

Er ging wieder heftig einigemal auf und ab, bis er sich abermals zu Robert wandte:

„Und dennoch muß ich hinüber. Mir bleibt nichts übrig als die Gelegenheit dort abzuwarten. — Wenn er mich auslieferte! — Entsetzlich. — Es gilt allen Argwohn vermeiden, darum darfst Du nicht mit. — Dein Name gilt schon für eine ganze Rebellion. — Bleibe hier, verbirg Dich, thue was Dir gut dünkt, verläugne mich, wenn sie Dich fragen, schmähe auf mich und — “

„Und das Uebrige,“ fiel Robert ein, „überlaßt Ihr mir zu denken und zu thun, damit ich nicht als Zeuge gegen Euch auftreten kann.“

Monmouth war in solcher Bewegung, daß er Roberts Vorwurf nicht hörte, oder verstand. Er drückte ihm die Hand, und zog ihn mit sich nach dem Schiffe. Robert folgte ihm bis auf das Verdeck, um die Befehle zu vernehmen, welche dem Scheidenden vielleicht noch in den Sinn kämen. Aber Monmouth blieb einsilbig von der Aussicht auf die Zukunft mehr erschüttert, als Robert sich erinnerte ihn von den traurigsten Begebenheiten, die ihm unmittelbar begegnet waren, niedergedrückt

gesehn zu haben. Er setzte sich, und starrte auf die Dunkelheit rings umher, aus der nur hier und dort einzelne Lichter hervortauchten. Als er wieder anhub, hatte seine Stimme den klaren Ausdruck des Schmerzes errungen. Die angeborene Munterkeit war entwichen, aber auch jene Bitterkeit und leidenschaftliche Angst, die kaum noch darin vorgewaltet hatte, schien der ruhigern Betrachtung gewichen.

„So verlassen war ich noch nie! — Mein Vater todt, hingerichtet die Freunde, in deren Mitte ich aufwuchs mit den Träumen der Macht, Größe und Freiheit! Im Vaterlande ohne Anhalt und in der Fremde ohne Zuflucht, gleiche ich dem Piraten, der auf dem schaukelnden Bret im Ocean die letzte Heimath findet. Nicht hochgeboren und nicht niedrig, nicht makellos und doch auch nicht ganz verworfen, schwanke ich umher bis mich der Strudel fassen wird. — Ja, es ist Nacht ringsum, Robert, und mich dünkt, auf meiner glänzenden Bahn dunkelt es auch. — Bald mag es so weit kommen, daß ich das letzte Bret ergreifen muß und nun — in die finstre Nacht hinein."

Er stand auf, und stützte sich auf den Kriegsmann. Dieser fühlte eine Thräne aus den Augen

des Herzogs sinnen, als er mit weicherer Stimme sagte: „Es ist thörig, in das Verderben rennen wollen, wo uns das Leben lacht: Es gälte nur die Eitelkeit überwinden, die den Namen führt Ehre, Standhaftigkeit. — Wenn ich suchte mich mit ihm zu versöhnen! — Ich schriebe ihm aus Holland — auch er müßte eine gewisse Unterwerfung dem ungewissen Erfolge vorziehen. — Wir sind nahe verwandt, und er kann ja nicht so ganz ohne menschliches Gefühl sein, da er mein Oheim ist."

Robert ließ unwillkürlich los: „Und England!" rief er. „Soll das Vaterland, Alles, was wir träumten, redeten, die Geister, die wir beschweren aus Alterthum und Vorzeit, wie eine schlechte Pertinenz in den Kauf gegeben werden, für den Preis eines bequemen Lebens, eines süßen Schlafes, eines Todes in feuchten Betten und verpesteter Krankenluft! — Bei Gott, Hoheit, — oder nicht mehr Hoheit, denn Ihr wollt sie fahren lassen, — warum bliebt Ihr nicht in London, wo Ihr das alles bequemer hattet, mit Titeln, Genuß und Reichthum. — Ich habe noch nicht die hundert tausend Klagen vergessen, die wir hörten, die Bedrückungen, die Kränkung so alter Rechte als das Menschengeschlecht selbst, ich habe geschworen, bei heiligem

Blute, und hätte ich auch nicht geschworen, ich hielte doch das Wort, das ich mir selbst gegeben. Möge diese Hand verdorren wenn sie nichts that zur Rettung des Vaterlandes, was die Nachwelt preisen kann."

Monmouth antwortete nicht. Als aber der Schiffer in flämischer Sprache das Zeichen zur Abfahrt gab, und Robert sich trennen wollte, drückte er ihm die Hand.

„Robert, wärst Du so oft wie ich, von dem Wellenspiel des Schicksals hinauf und herunter getragen worden, Dir käme auch der Zweifel, ob die launenhafte Gunst nun nicht zu Ende, ob die Klippe nicht fern sei, an der Du zerschmettern sollst. — Noch einmal, wohlan!"

Robert schüttelte die Hand des Herzogs mit mehr Kraft, als die Regel der Ceremonie erlauben mochte. „Möge es dahin kommen, daß Jacob mit seinen Pfaffen so vermummt wie wir, so in nächtlicher Weile einst entflieht, ich will ihm die Flucht nicht erschweren, denn dann ist der glücklichste Moment erschienen, und ich sehe Englands Krone auf dem würdigsten Haupte."

Der Herzog zückte wie vor einem Gesichte auf, aber er blieb stumm, und stieg in den innern

Raum hinab, während Robert die Strickleiter hinabkletterte und mit dem Kahn des Uferwirthes, der noch Lebensmittel in das Schiff gebracht hatte, ans Land zurückfuhr. Die Nacht war mit diesen Zubereitungen fast verstrichen, und als der Morgen anbrach, setzte sich Robert in Bereitschaft zu den Reisen, welche er durch die westlichen Provinzen unternehmen wollte.

Das gemiethete Pferd wurde von den Stallknechten des Wirthshauses eben vor der Hausthür gestriegelt und gesattelt, und Robert pfiff sich ein Morgenliedchen, die Ungeduld zu vertreiben, als der alte Loetse von gestern Abend an ihn herantrat. Sein schlaues Gesicht schien zu verstehen zu geben, daß er vielleicht noch etwas über die Belohnung erwarte. Doch täuschte sich der Ritter, indem der alte Schiffer ihn bei Seite ziehend flüsterte:

„Nicht wahr, Sir, mein Kahn fuhr gestern etwas Königliches? Meine alten Augen müßten mich sehr täuschen, oder es war der Herzog von Monmouth. — Solch ein Gesicht braucht man nur einmal zu sehen, um es immer wieder zu kennen."

Der Alte mochte in Roberts Blicken eine be-

jahende Antwort lesen, aber auch zugleich das Mißtrauen. Er drückte ihm deshalb die Hand und die Thränen standen ihm in den erblindenden Augen.

„Leib und Seele! ich möchte ein junger Herr sein, wie Ihr, um einem solchen Prinzen dienen zu können. Solch ein Stolz, solche Liebe, solche protestantischen Züge, die könnten das alte Blut wieder jung machen. — Seid unbesorgt, Sir, ich verrathe den nicht, auf den wir Alle hoffen, und sollten sie auch die spanische Inquisition einführen, und meine alten Glieder auf die Folter spannen! — Seht, wenn der König wird, und die papistischen Gräuel aus dem Lande geschafft werden, ich klettere selbst noch auf den Mast, und stecke die Fahne der Freude auf!"

„Woher glaubt Ihr meinen Gefährten zu kennen?" sagte der Ritter, ohne die Vermuthung des Alten zu bestärken oder zu bestreiten.

„Wie sollte ich ihn denn nicht kennen!" antwortete dieser, wie beleidigt. „Es ist ja der königlichste Prinz so lange England steht. Seht, Sir, im zweiten holländischen Kriege, damals, als uns die ostindische Flotte im Nebel entging, damals kam die Fregatte, auf der ich diente, nicht

ins Gefecht, aber späterhin, als wir darauf des Ruyters Admiralsflotte angriffen, und die Kugeln pfiffen, wie das seit dem Untergang der spanischen Armada nicht auf dem Meere gehört worden, dazumal erhielt ich die Blessur, die mich lange niederwarf, und den rechten Arm lähmte. Als ich wieder aufstand war ich ein Invalide, und wie sie einen Mann in London achten, der seinen rechten Arm nicht hat, das brauche ich Euch nicht zu sagen. Seht, Sir, bei dem großen Aufzuge des hochseligen Königs, kam ich in's Gedränge, die Burschen aus der Stadt stießen mich, ich that, was ich konnte mit meinem linken gesunden Arme, und sagte ihnen auch etwas auf meine Art. Da aber ging es an ein Raufen und Stoßen und gerade in dem Augenblick war es, wo Seine Hoheit, in der schönen Gardeuniform vorüberritt, daß Alles glänzte und rauschte von Gold und man den rothen Rock mit einem Fernrohr suchen konnte. Seht, der König und der ganze Hof hatten mich nicht gesehen, aber der Herzog von Monmouth der sah mich gleich. Da wandte er sein Pferd zu den Kerlen um und sagte: Laßt doch, Leute, den alten Seemann in Ruhe; er hat ja nur einen Arm! — Seht, Sir, das hat er gesagt. Das ist ein Prinz,

das ist ein königlicher Herr, so leutselig, und gar nichts Papistisches in ihm; er kennt seine Leute und Tag und Nacht denkt er ans Vaterland, und ich bin nur ein schlichter Mann und verstehe gar nichts von der Gelehrsamkeit — das aber laßt Euch sagen, wenn ihn nicht die Papisten vergiften, so wird der König von England."

Robert lächelte und drückte dem Alten ein Geldstück in die Hand. Er dankte mit einem treuherzigen Druck:

„Gott vergelt' es Euch! — Ich bin zwar taub, aber ich habe wohl aufgepaßt, wie Ihr mit dem Herzog im Kahn geredet habt. — Ich konnte es wohl an den Mienen absehn, wie Ihr Euch beriethet um den protestantischen Glauben, und ein Blinder mochte es an seiner Stirne lesen, was er für Plane hatte. Nun Gott befohlen Sir, wir sehn uns zu 'ner bessern Zeit wieder, wo Gott mehr Ehre geschieht im Lande als in diesen schlimmen Zeiten."

Er ging, und Robert, der ihm mit nachdenklichem Lächeln nachgeblickt hatte, schwang sich auf den Gaul, den er mit Hülfe der peitschenden Stallknechte nicht ohne Mühe in gelinden Trab brachte.

Viertes Capitel.

Aelian versichert uns in seinem Bericht über den Zoilus, jenen angeblichen Kritiker, der gegen Homer und Plato schrieb, und sich weiser als alle vor ihm dünkte, daß dieser einen langen Bart getragen, welcher ihm bis über die Brust gehangen, aber gar kein Haar auf dem Kopfe, den er vielmehr ganz kahl geschoren, damit ihm hier nicht die Nahrung für den Bart entzogen würde.

Spectator.

Die ersten Handlungen König Jacobs waren wenig geeignet die Abneigung zu bekämpfen, welche man gegen den katholischen Herzog von York genährt hatte. Trotz seiner im Staatsrath ausgesprochenen Versicherung, die Gesetze und die Religion des Landes zu schützen, verriethen seine Beschlüsse, daß es ihm mehr darum zu thun war, die Festigkeit seines Characters als eine Achtung vor den bestehenden Einrichtungen zu bekunden, welche ihm hierin Widerstand leisten mußten. So ließ er Einnahmen, vom Parlamente nur für die Lebensdauer des vorigen Königs zugebilligt, ohne sich

um einen Rechtsgrund zu bemühen, fortdauern und zeigte in jeder Handlung, welche kühne Vorstellungen er von der Macht eines Königs genährt hatte. Was aber mehr als alle willkürlichen Maasregeln den Sinn der Menge empörte, war, daß Jacob einen Gesandten nach Rom schickte um wegen der Bekehrung Englands mit dem Papste zu unterhandeln. Dieser letzte Zweck war zwar nicht deutlich ausgesprochen, da aber die Gesetze jeden Verkehr der Art zwischen England und dem Oberhaupte der katholischen Christenheit als Verrath gegen die Kirche brandmarken, mußte das unbesonnene Unternehmen des königlichen Eiferers für eine Verletzung der festesten Grundlagen der englischen Verfassung gelten.

„Wenn er dergleichen im ersten Jahre seines Regiments thut, was geschieht dann im zehnten?" flüsterte man sich zu, und doch erhob sich selten eine laute Stimme, weil theils die Gerüste, mit so vieler Edlen Blut getränkt, noch in frischem Andenken lebten, theils aber eine große Partei, die schon durch jene Katastrophe an Einfluß gewonnen, unter der Regierung eines Königs, der die Sektirer Schottlands mit unerbittlicher Grausamkeit einst verfolgte, auf unumschränkte Macht hoffte.

Im Stillen wurde viel gemurrt, aber die Geistlichkeit der hohen Kirche predigte für den König, und ließ alle Nichtconformisten schonungslos ihren Einfluß fühlen. Daher fand Robert Fletcher auf seinen Streifzügen durch die westlichen Landschaften die Gemüther in der Gährung, welche nur eines leisen Anstoßes bedarf, in Flammen überzugehn. Wenn er nach der Anweisung seines fürstlichen Freundes sich überwand, Frömmigkeit im Munde zu führen, hörte er vernehmbar die Stoßseufzer der Pachter und Bürger nach dem trefflichen protestantischen Fürsten über dem Meere, und er lächelte nicht ungefällig wenn von den Lippen der strengsten Puritaner das Lob des ehrenfesten Fletcher von Salten und daß sein Sohn in England sei, ertönte. Er konnte in jedem Maierhofe auf die gastfreiste Bewirthung rechnen, wenn er von den Zufällen bei der Krönung erzählte, daß der Ehrenhimmel eingestürzt und die Krone dem Könige über die Stirn ins Gesicht gerutscht sei. Mann und Frau sahen sich bedenklich an und die Großmutter citirte aus ihrem Winkel heraus einen Bibelspruch, wonach dies unfehlbar Entthronung bedeute.

Die Vernünftigern waren auf das eben berufene Parlament gespannt, die presbyterianisch Ge-

sinnten und Whigs erwarteten jedoch wenig, indem die Mehrzahl der Mitglieder aus den bekanntesten Eiferern für die Gewalt der hohen Kirche und die Vorrechte des Königs erwählt worden.

„Indessen werden sie doch ihren protestantischen Glauben dem Könige nicht verkaufen, wenn es eifrige Männer der Kirche sind!" sagte ein Gast in der wohlbekannten Schenke zum protestantischen England, in welche Robert sein neuester Verkehr mit den kleinen Landbesitzern dieser Gegenden zuweilen führte, obgleich er seinen Namen und seine frühere Bekanntschaft durch Bart und Kleidung gern zu verbergen suchte.

Sandy fuhr bei jener Aeußerung zornig auf: „Eifrige Männer der Kirche! Worin besteht denn der Eifer als im Zehntennehmen, im Posaunenblasen und Orgeln, im Kutschiren mit Vorreitern und Livreen? Wo findet da in ihren kurzen, abgelesenen Predigten die durstige Seele einen Trunk, wo der Geist Labung, der nach Himmelsnahrung verlangt? Die Hunde werden besser gelabt mit den Brosamen ihrer bischöflichen Tafeln, als die ganze Gemeinde von dem Tische des Herrn, der ihnen anvertraut ist. Jetzt bücken sie sich und beugen sich und lauern auf die Worte des Gewaltigen,

ſtatt, wie es den Prieſtern Jehovas ziemt, ihnen feſt ins Angeſicht zu ſchauen. Sie ſtreicheln den Baal, um gegen die Kinder Israels ausſchlagen zu können, und wer verfolgt uns ärger, der blutgierige Papiſt, der unſere Leiber folterte, oder ſie, die ſich Chriſten rühmen und im Unglück auf ihre Brüder geiſſeln? Seht, meine Maria hatte ich, weil es hier nur Männer in meinem verwaiſten Hauſe giebt, hingeliehen in den Dienſt der Tochter des alten Tenniſon, aber als der würdige Gottesmann geſtorben, und der Prälat ihr Vormund wurde, da nahm ich ſie weg damit kein Gift in das reine Gefäß träufele."

„Sie haben aber doch keinen Geſandten nach Rom geſchickt, und um einen Legaten gebeten," ſagte ein anderer.

„Wo ſteht aber geſchrieben, daß ſie es nicht thun werden? — Wer einen Finger ihm reicht, der kann, wenn er danach greift, die Hand nicht mehr zurückziehn. — Werden ſie denn nicht ſchon lau? — Sind ſie nicht lüſtern nach fetten Stellen? — Wer giebt den Dienern des Leibes die Kraft unſerer Heiligen, wenn er mit der Folter droht? Die Fliegen fallen matt hin, wenn der kalte Herbſt da iſt. Sie, die ſo trotzig gegen uns ſind, und

sich blähen in weltlichem Uebermuthe, werden die Segel streichen, wenn der Wind aus Süden kommt. Und sitzt nun der Legat in England und der König runzelt neben ihm die Stirne, da, — mein graues Haar zum Pfande! — es schleicht Einer nach dem andern um den Meßtisch und sie fallen ab von ihrem Gotte, um des Zeitlichen willen."

„Ei was!" sagte der Vorige. „Es wird Zeit haben, ehe aus Rom ein Legat kommt."

„Aber der Abgesandte aus England ist hin!" rief Sandy mit erhobener Stimme. „Und das haben die geduldet, die sich eine Säule der Kirche nennen, aus eitler Furcht geduldet! Seht, der Antichrist in Babylon, jeder ihrer Kardinäle würde sich eher mit Füßen treten lassen, als dulden daß man eine Botschaft schickte zu den muselmännischen Ungläubigen, und unsere Bischöfe stehen vor des Königs Thüre, indessen er die Messe hört, und küssen ihm den Rock und bücken sich vor seinem Beichtvater, und wünschen dem Jesuiten gute Ueberfahrt nach London. Aber des Herrn Zorn wird über sie fahren, und vor dem sie kriechen, der wird ihnen eine Geisel werden."

Alle Anwesende äußerten ihre Meinung über diese bedenkliche Gesandtschaft, und Robert, um die

seine befragt, sprach die unter dem unterrichtetern Theil der Nation angenommene aus, wie Papst Innozenz XI als zu vernünftiger Staatsmann bekannt sei, um selbst der thörigen Hoffnung Raum zu geben, das erzprotestantische England, von nichts als dem Wunsche eines Königs unterstützt, in den Schooß der römischen Kirche zurückzuführen. Hier aber lautete eine solche Aeußerung wie Ketzerei.

„Der Papst vernünftig!" klang es von allen Seiten und alle Blicke kehrten sich nach dem Redner. Die ihm zunächst saßen rückten scheu mit ihren Schemmeln ab, und murrend ging der Ausruf: „Der Papst vernünftig!" noch einmal durch das Zimmer bis er unhörbar verhallte.

„Das muß weit gekommen sein in Alt-England," sagte der erste Gast, „daß so etwas, in englischer Sprache, ohne Schamröthe und in Devonshire ausgesprochen werden kann."

Man flüsterte sich allerlei Vermuthungen zu, und der Sohn des Wirthes fragte, mit einer kecken Miene am Tische des Gastes vorübergehend, woher der Gast des Landes sei? Robert, den die Sprache des religiösen Parteigeistes jedesmal in die Stimmung des Muthwillens versetzte und dem die Un-

wissenheit der Männer dieser Gegend mit den Vorfällen in London bekannt war, antwortete:

„Ei Freund, kennt Ihr mich nicht? Mich wunderte, daß Ihr so offen spracht, da Ihr doch wissen müßt, daß ich der Stallmeister des päpstlichen Legaten, Kardinal Bembo, bin."

Da der in einen Pelz verhüllte Ritter sehr ernst blieb, gewannen die Versicherungen so vollen Glauben, daß kaum die folgende Rede des Stallmeisters ihn wieder bei den meisten schwächte.

„Ihr wißt, daß der Herzog von Monmouth wegen seiner großen Religiosität, die ihn in Gefahr brachte Pietist zu werden, von seinem höchstseligen Vater außer Landes geschickt wurde, um sich am Haag zu zerstreuen. Bei dem großen Einfluß, den Ludwig XIV bekanntlich zu Gunsten des lutherischen Glaubens dazumal über den Prinzen von Oranien ausübte, durfte er aber nicht länger dort verweilen, zumal als ihm ein Brief seines erlauchten Oheims, König Jacobs, auftrug nach Rom zu reisen, um dort wegen der Bekehrung von England zu unterhandeln. Unglücklicherweise war aber der Papst, als er im Vatican abstieg, auf inständige Vorstellungen Kaiser Leopolds, der dazu von den Türken und rebellischen Ungarn gedrängt wurde,

gerade in dem Augenblicke protestantisch geworden. Die Kardinäle waren in großer Verlegenheit und der Herzog von Monmouth nicht minder, indem er nicht wußte mit wem er unterhandeln sollte. Da zogen die Kardinäle ihn und sich aus beiden und machten Monmouth zum Papst, den Papst aber zum Herzog von Monmouth. So ist jetzt aller Welt geholfen, denn der neue Herzog von Monmouth ist mit König Jacob noch von der Zeit her, wo er Papst war, gut Freund, der neue Papst aber ist, weil er sonst Herzog von Monmouth war, König Jacobs natürlicher Neffe. Von diesem neuen Papste und alten Monmouth bin ich nun ausgesandt, um England zu bekehren, und es ist seine Absicht daß die Whigs katholisch, die Torys aber calvinistisch werden sollen. Ihr seht meine Freunde, daß dies keine spaßhafte Sache ist, weshalb ich Euch inständigst ersuche künftig mit mehr Ernst die Religionsangelegenheiten zu betreiben, da der Papst sein großes Misfallen über die Munterkeit ausgedrückt hat, mit welcher Ihr Eure Betstunden abhaltet, und durchaus ein Edict gegen alles Orgeln, Tanzen, Walzen und Predigen erlassen will."

Damit entfernte sich Robert eilig aus der Schenkstube, und ein Hagel von Verwünschungen

tönte ihm durch die zugeworfene Thüre nach, aber zugleich stürzte das niedliche Wirthsmädchen aus einem Winkel herbei. Sie habe ihm etwas Dringendes zu sagen, flüsterte sie ihm verstohlen zu, und Robert der wohl bemerkt hatte, wie er bei der kleinen Presbyterianerin nicht in Ungunst stehe, wollte eben wieder den Fuß aus dem Steigbügel setzen, als der ergrimmte Vater aus der Thüre stürzte und ungestüm die Tochter zurück riß:

„Fort von dem amalekitischen Samariter. Willst Du Dich, willst Du Deinen Vater denen verrathen, die bei ihren Rohrteichen sangen und spielten, als Debobras Ruf vom Libanon rauschte? Hebe Dich weg, Verführer, und reite auf dem Wege der Spötter, bis Du kommst in das Land des Gerichtes, und dahin führt Dein Weg, wo alle Deine Mummerei Dir nichts hilft, denn ich weiß Du bist der ausgeartete Sohn des großen Streiters für den Herrn. Dein Vater hat sich im Sarge umgekehrt und mit den Nägeln reißt er die Augen sich aus, aber seine Fürbitte ist umsonst, denn es steht geschrieben, Du sollst gedemüthigt werden vor den Heiden und Christen, darum peitsche Dein Roß, Simon Ischariot, der Herr Jehova ereilt Dich."

Dem Vater waren mehrere Gäſte gefolgt, welche ſeiner Drohung ſchienen durch die That Gewicht geben zu wollen, und da beſonders der kecke Sohn mit einem gewaltigen Knüttel ſich ihm näherte, ſo hielt Robert es für das gerathenſte, ſtatt eines fruchtloſen Kampfes mit Leuten, die ihm für Thoren galten, ſeinen erſten Vorſatz auszuführen. Er grüßte mit verbindlicher Höflichkeit die ſtarren Männer und ſprengte davon, lange von den finſtern Blicken der Presbyterianer verfolgt, die mit Ingrimm die Achſeln zuckten, als der freche Gottesleugner der hübſchen Wirthstochter noch aus der Ferne Kußhände zuwarf.

Bald fand er ſich wieder in Londons geräuſchvollen Straßen. Robert ſtand auf keiner Liſte von Proſcribirten, und dennoch war Fletcher von Salton ein ſo anrüchiger Name, daß die Behutſamkeit ſeine Führerin an einem Orte bleiben mußte, wo überall ein Sanſon und Macnamara ihm an den Ellenbogen ſtieß, wo die tief liegenden Augen eines Oberſten Rumſey durch jede Hülle hindurchblicken konnten. Aller Behutſamkeit ungeachtet, konnte er ſich doch nicht enthalten, ſich in die Gallerie des Unterhauſes zu drängen, als die Gemeinen voll geſpannter Erwartung auf eine Antwort des Königs

schweigend beisammen saßen. Es war nicht mehr jene kühne Versammlung der ersten Männer des Volkes, ausgezeichnet durch Adel der Geburt und Gesinnung, durch Feuereifer für die Freiheit und Ungestüm eines alle Schranken durchbrechenden Parteigeistes. Es waren friedliebende Geister, die nur die Erhaltung der königlichen Macht und der kirchlichen Formen wünschten. Alles hatten sie als loyale Unterthanen zugebilligt und nur für die Aufrechthaltung ihres Glaubens gestritten. Eine dringende in den loyalsten Ausdrücken abgefaßte Bitte war an den König ergangen, die gesetzwidrige Dispensation vom Testeide bei der häufigen Anstellung katholischer Beamten zu unterlassen, und die Antwort Jacobs wurde jetzt ins Haus gebracht. In heftigen Worten schlug er das Gesuch ab, und der Geist des Entsetzens lagerte auf allen Gesichtern. Die Zuschauer blickten umher, wer zuerst aufstehen werde und ein Wort reden, das an die alten Zeiten des Parlaments erinnerte? Endlich erhob sich das Mitglied der Grafschaft Derby, Coke, ein schlichter, als treu der königlichen Sache bekannter Mann. „Ich hoffe wir sind insgesammt englische Männer," sagte er, „und werden uns nicht durch ein Paar rauhe Worte erschrecken lassen." Eine

Todtenstille folgte. Aber so war der alte Geist einer Versammlung, die einst in übermüthigem Trotz die heiligsten Königsrechte mit Füßen trat, gewichen, daß sie ihre eigenen nicht achtend den Redner für die kühnen Worte in den Tower schickte.

Unmuthig verließ Robert das Haus, um den Platz aufzusuchen, wo er Agenten seiner Freunde von drüben zu finden hoffte. Seit lange waren Nachrichten von Monmouth ausgeblieben, welcher, dem Vernehmen nach, aus Antwerpen nach Brüssel zu den Spaniern fliehen müssen. Auch murmelte man von einer Expedition des unglücklichen Argyle im Norden, die nur in Verbindung mit einem gleichartigen Unternehmen des Herzogs gedacht werden konnte. Aber seine Aufmerksamkeit wurde unterweges von einem, Augen und Ohren beleidigenden, Schauspiele gefesselt. Auf dem Wege von Tyburn nach Newgate wälzte sich ihm eine ungeheure Menschenmasse entgegen, und als er auf einem Straßenpfeiler einen sichern Standpunkt gewonnen, sah er wie ein Mann über die mittlern Jahre hinaus, von widrigem Gesichte und mit halb abgestreiften, aus den Resten eines geistlichen Ornates bestehenden Kleidern unbarmherzig von zwei Bütteln gepeitscht herankam. Es war der berühmte

D. Oates, der, an der Spitze der protestantischen Zeugen einst im papistischen Complotte geglänzt hatte. Des Meineids unter der neuen Regierung überführt, war ihm vom Parteihaß eine Strafe zudictirt, welche jedes Maas der Gesetze überschritt. Auf Zeitlebens zum Gefängniß und ungeheuren Geldsummen verdammt, sollte er in jedem Jahre dreimal an den Pranger gestellt und von Newgate nach Tyburn gepeitscht werden. Diese Züchtigung wurde aber mit solcher Grausamkeit in jedem Termine wiederholt, daß die offenkundige Absicht des Hofes, den Verbrecher zu tödten, nur dazu beitrug, die Gemüther zu empören. Der Bösewicht galt für einen Märtyrer des protestantischen Glaubens, jeder Schlag des Büttels für einen Streich gegen die Religion. Während Oates mit der Standhaftigkeit eines frechen Sinnes die Martern ertrug und die Hände zum Himmel ausstreckte, seine Unschuld, seine Leiden für die Religion betheuernd, schluchzten die Frauen im Gedränge und die Mütter riefen zu ihren Kindern: „So wird es Euch auch gehn, so wird es uns allen ergehn um des Glaubens willen."

Laute Aeußerungen der Entrüstung tönten, ohne die Lauscher zu beachten, welche in den Haufen

überall ihr offenes Ohr hatten, und Robert griff im Augenblick, wo ein heftiger Schlag des einen Büttels den Doctor, von Blut überströmt, zu Boden warf, unwillkürlich an sein Schwert, als ihm jemand auf die Schulter klopfte.

Ein Quacksalber im ganzen Ornat seiner Facultät an einer Seitenbude stehend zog ihn heran, in gebrochenem Englisch und Deutsch fragend, ob er nichts von seinen Medicamenten brauche? Als Robert dies verneinte, kreischte der Doctor, er wisse Tincturen die ihm ganz gewiß dienlich wären.

„Hier Aquavit gegen Anfälle von Podagra — hier gegen katholische Kopfschmerzen — hier Tropfen, die aufmerksam machen!“ Immer leiser murmelnd flüsterte er dem Ritter jetzt ins Ohr: „Monmouthstropfen! Salben aus Holland, neu herübergekommen. Wollt Ihr mehr davon so erwartet Euch die Lady — “

Mehr vernahm er nicht, denn der Stoß einer neu heranfluthenden Menschenmenge riß ihn plötzlich von dem Tisch des Quacksalbers fort mitten ins Gedränge hinein, während der Arzt laut über den Verlust kostbarer Medicinflaschen, die dabei vom Tische herunter gestoßen wurden, jammerte. An Umkehren war nicht zu denken. In der Stimme aber glaubte er den Mann zu erkennen, welcher

Monmouth in jener Nacht die Nachrichten aus Holland gebracht, und das Gesicht unter der ungeheuren Perücke erinnerte ihn an das jenes Hausierers, der einst bei seiner Heimkehr nach England die Hiobsposten aus London einer Schenke zum Besten gegeben hatte.

Er glaubte unter der Menschenmasse den Namen Monmouth nennen zu hören, und die Vereinigung aller Umstände sagte ihm, der Herzog sei wieder verkleidet in London und erwarte ihn bei Lady Harriet Wentworth. Kaum hatte er sich in eine freiere Querstraße hindurchgedrängt, als ihm ein Mann in Domestikenkleidung zuflüsterte, man erwarte ihn, und ein anderer ihn am Arme mit sich fortriß. In dem Thorwege eines finstern Hauses erklärten sie ihm fast zugleich mit der That, er müsse sich die Augen verbinden lassen, und als er, darüber unwillig, sich losmachen wollte, beschwichtigte ihn die Versicherung des Einen, er hätte noch nie einen Ritter zu einer schönen Dame geführt, der sich ein solches Experiment nicht willig gefallen lassen. Ihm schwebten die Vorstellungen: Lady Harriet und Monmouth vor, und bei diesen Gedanken, oder vielmehr ohne viel zu denken, ließ er es sich gefallen, daß man ihm eine grüne Kappe,

wie zum Schutz für alternde Augen, tief über die Stirne ins Geſicht zog, ihm dann einen Mantel mit weiten Aermeln überwarf und auf den Kopf eine mit Pelz verbrämte Mütze ſtülpte. Beide Diener faßten ihn darauf wie einen Altersſchwachen unter den Arm und leiteten ihn in eine Kutſche, die, ſobald der Kutſchenſchlag eingeklinkt war, ſchnell davon raſſelte.

Nach ſeinen gezählten Pulsſchlägen war er ſchon über eine halbe Stunde gefahren und noch erfolgte keine Veränderung in ſeiner Lage. Verſichtig hob er die rechte Hand, etwas um ſich her zu fühlen; eine ſtarke männliche verſetzte ihm aber ſogleich einen Druck, der, nach der Gebärdenſprache unter gebildeten Nationen nichts anderes bedeutete, als er möge von dieſem Vorhaben ferner abſtehen. Auch ſtießen, als der Wagen über einen Eckſtein prallend in eine ſchwankende Bewegung gerieth, ſeine Knie gegen andere Knie, ſo daß jeder Zweifel ob er allein in der Kutſche ſitze, verſchwand, obwol die tiefſte Stille fortdauerte.

Nach einer Weile wurde angehalten, das heftige Geräuſch von Trommeln hinderte ihn aber ſelbſt am Horchen, dem einzigen Mittel, um wahrzunehmen, was während der Viertelſtunde des

Stillstehens um ihn vorgehn mochte. Doch waren die Kniee vor ihm, als er mit den seinigen eine recognoscirende Bewegung machte, verschwunden, dagegen dünkte es ihm, wie Seide bei ihm vorüber zu rauschen. Als er sich räusperte, wurde ihm ein mehrstimmiges Pst! zugerufen. Gleich darauf flog der Kutschenschlag zu und der Wagen auf und dawen. Die Bewegung schien ihm doppelt schnell zu gehn, plötzlich aber hörte das Straßenpflaster auf und während die Räder über Sand rollten, fand er die völlige Ruhe und Besinnung wieder über seine Lage nachzudenken.

Die Vorstellung, daß er zur Lady Harriet Wentworth und dem Herzog von Monmouth gebracht werde, war allmälig verschwunden, dagegen wollte sich durchaus keine andere, die sich irgend mit der Vernunft oder Wahrscheinlichkeit reimen ließe, einfinden. Je länger das Fahren dauerte, um so mehr stiegen Zweifel auf. Er war zum Entschluß gediehen, den gordischen Knoten der Ungewißheit auf Alexanders Art zu lösen, und hob deshalb den rechten Arm, die grünseidene Nebelkappe von den Augen abzustreifen, als pfeilschnell eine weiche kleine Hand seine männliche rauhe faßte und zurückriß. Obgleich kräftig, war der Druck

doch nicht so stark um den Arm des Kriegers zu fesseln, er war dagegen so angenehm, daß Robert sich gern die Gefangenschaft gefallen ließ. Als er aber seinen linken Arm aufhob, um die Beschaffenheit der Fesseln zu untersuchen, welche in die Rechte seines rechten eingriffen, fühlte er auch diesen nicht mehr frei. Dem Eigenthümer ganz unbemerkbar hatte man ihn mit einem Wagenriemen festgeschnallt und während er seiner Entrüstung in einem Soldatenausruf Luft machte, konnte er deutlich ein Kichern, trotz aller Anstrengung es zu unterdrücken, vernehmen.

Er glaubte, jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, das Schweigen zu brechen; da, wo man lachen konnte, die Gefahr nicht dringend sein müsse, und machte seiner Neugier in hundert Fragen Luft, die indessen sämmtlich unbeantwortet blieben. Er hatte sich aber einmal vorgenommen nicht an Langeweile in der geselligen Einsamkeit umzukommen und versuchte auf alle erdenkliche Weise sich und die unbekannten Gesellschafter aufzumuntern. Er sang Lieder, von patriotischem bis zu sehr verfänglichem Inhalt herab, jedoch weder die ernsten noch die lustigen wollten zündend anschlagen. Da alle Theilnahme ausblieb, wurde endlich der Entschluß

in ihm reif, ganz zu thun, als wäre er allein im Wagen. Er fluchte wie ein Soldat, hielt Selbstgespräche, gähnte, reckte sich aus, und wollte eben in der Wagenecke den Kopf zum Schlafen anlegen, als er an seinen Lippen eine Berührung fühlte. Es war zwar nicht, wie er zuerst geglaubt, ein anderes Lippenpaar, sondern nur ein Becher voll Wein. Sobald er diesen jedoch hinuntergeschlürft hatte und die weiche Hand die ihn ihm darreichte, fühlte, drückte er wenigstens auf diese einen Kuß und warf sich darauf in die Ecke zurück, wo er bald, vom Schlaf umfangen, das Abenteuer vergaß.

Als er erwachte, war man bemüht ihm aus dem Wagen zu helfen, der, wie er sich beim Hinuntersteigen überzeugte, jetzt ganz leer war. Ungleiches Licht glänzte ihm durch seine Kappe entgegen, aber eine Stimme verwies den Trägern, die Fackeln nicht so nahe zu halten, um den Augen des ehrenwerthen Herrn nicht wehe zu thun. Ob es der Wein oder der Schlaf im Wagen gewesen, der junge Ritter trat so verstört und schlaftrunken an den Armen der beiden Diener in einen Flur und die Steintreppen hinauf, daß er rings um sich das Bedauern der Dienerschaft um den würdigen alten Herrn vernahm. In einem kleinen Saale ange-

langt ließen ihn beide Diener los, und der Eine befreite ihn von der Kappe, während der andere fragte, ob er Licht bringen dürfe? Robert jagte ihm, da die Frage wie Spott in seinen Ohren klang, eine derbe Verwünschung nach, der Bleibende legte jedoch den Ausruf wie einen Schmerzens-Seufzer aus:

„Verlangen Ehrwürden vielleicht noch ein Tuch vor den Augen wenn das Licht incommodiren sollte? Andrews wird Dero Gnaden einen grünen Lichtschirm bringen. — Belieben Ehrwürden sich hier im Armstuhl niederzulassen."

Robert hörte einen tiefen Seufzer mit einem Ausruf des Mitleids und als Andrews mit Licht und Lichtschirm eintrat, sah er eine wunderliche weibliche Gestalt nicht fern von ihm stehen und vielfältig knixend, halb französisch halb englisch, ihr Bedauern über den Zustand Seiner Ehrwürden äußernd. Was der phantastisch geschmacklose Putz, mit hohem Pariser Toupee und vielfach gekräuseltem Reifrock, bei der hagern alten Dame einen noch phantastischern Anstrich gab, war der bejahrte Mops, den sie unter dem Arme trug, mit dem Fächer den knurrenden besänftigend. Zierlich schritt sie zu Seiner Ehrwürden heran und wollte seine

Hand zum Kuß ergreifen. Robert aber schleuderte, von dem entsetzlichen Gedanken ergriffen, es möchte die Hand der alten Dame sein, die er im Wagen an die Lippen gedrückt, die ihrige fort:

„Der Himmel bewahre, ehrenwerthe Dame; es ist nichts Ehrwürdiges an mir, da ich nicht mehr und nicht minder, als ein Streiter und Reiter bin."

Die Dame war indessen, wie sich in der Folge ergab, halb taub und verstand das Englische kaum zur Hälfte, so daß man eine wunderbare Eingebung annehmen konnte, wenn sie auch nur zum Viertel den Sinn aus den Reden des Ritters begriff, welcher von der französischen Sprache nur wenige Fleskeln erlernt hatte. Es war daher gar kein Wunder, als sie in ihren Complimenten fortfahrend, versicherte, Seine Ehrwürden sei immer ein Streiter für die Kirche gewesen, und, wenn auch erblindet im Dienst für das wahre Evangelium, doch noch ein Licht für den Protestantismus, obgleich Robert den Zusammenhang eben so wenig als den des ganzen Abenteuers begriff. Mademoiselle Maturin blieb, trotz der wenigen ihr gebliebenen Zähne, unerschöpflich. Der Ritter erfuhr, oder hätte doch, wenn er darauf Achtung gegeben,

erfahren können, wie Mademoiselle Maturin, um den immer dringender werdenden Verfolgungen ihrer Religion zu entgehen, aus Frankreich geflohen, wie sie in England, dem ächten Vaterlande des calvinistischen Glaubens, schon lange eine Zuflucht gefunden, wie viel Thränen sie beim Andenken an das schöne Paris, und die dortige Galanterie vergossen habe, und wie viel Thränen sie beim Vortrag der trefflichen englischen Canzelredner noch immer vergieße, wie ihrem Mops die englische Luft nicht bekommen wolle, wie aber die Controverßschriften der anglicanischen Geistlichen sie mehr erbauten, als die der Schweizer Reformatoren. Ein einziger Blick in den Spiegel gab dem Ritter mit einem Male eine deutlichere Erklärung als die ganze Unterhaltung der Französin. Man hatte ihn nicht allein in das Kleid eines anglicanischen Geistlichen gesteckt, sondern ihm auch während des Schlafs im Wagen Schnurr- und Kinnbart abgeschnitten. Es war nicht mehr sein Gesicht, ein blaches altes starrte ihm aus dem Glase entgegen und er kam aus einem Zustande der Bezauberung erst wieder zu sich, als seine Fingerspitzen, mit denen er auf dem ihm unbekannten Gesichte umhergefahren war, schwarz und weiß gefärbt zurückkehrten.

Es war Absicht bei diesem Zauberspiele, vielleicht eine ihm günstige. Lärm machen und die Verkappung abwerfen, konnte in diesem Augenblicke schaden, wenigstens brachte es keinen Nutzen. Der wohlthätige Anblick der dampfenden Schüsseln, für den kranken Prälaten aufgetragen, versöhnte ihn für den Augenblick mit seiner Rolle. Sein Zustand entschuldigte es, daß er sich inmitten der Komplimente und Knixe seiner französischen Gesellschafterin niedersetzte, wenn gleich der ungemeine Appetit, mit dem er den Speisen und Flaschen zusprach, sich weniger damit vertrug. Der Last, die Unterhaltung zu führen, war er überhoben, indem Demoiselle Maturin die Rede nicht ausgehen ließ und jedes verstandene und nicht verstandene Wort, das aus Roberts Munde hervorging, ja selbst dessen Verwünschungen über ihre Geschwätzigkeit, jedesmal durch eine Floskel mit einem Compliment für ihn zu verbinden wußte.

Der unangenehmen Gesellschaft überhob ihn erst der Diener, der mit dem Lichte bereit stand, ihn in sein Schlafgemach zu führen, und Robert war so unhöflich, ihm nach einer trockenen Verbeugung zu folgen, in wie feinen Redensarten Demoiselle Maturin auch ihr Verlangen ausdrückte,

eine kleine Abendbenediction aus dem Munde Seiner Ehrwürden zu vernehmen.

„Schurken," sagte Robert, als er unter Beihülfe des einen der neuen Kammerdiener seine Kleider ablegte, um ins Bett zu steigen, „heut bin ich zu müde um über das Abenteuer nachzudenken. Finde ich aber morgen Schurkerei im Spiele, so mache ich mich an dem bezahlt, dessen Kopf mir zunächst kommt."

„Wie Euer Hochwürden befehlen," sagten die Diener mit ernsten Gesichtern, und traten hinaus.

Als am andern Morgen Robert, von der Sonne geweckt, in die Kleider fahren wollte, vermißte er alle Stücke, welche an den Ritter erinnerten, auch das Schwert fehlte, nur der ehrwürdige geistliche Anzug lag vollständig neben dem Bette. Mit Verwünschungen und doch lächelnd fuhr er hinein und untersuchte nun den Ort, wo er sich befand. Es war ein kleines Zimmer in einem alten Gebäude, dessen einziges vergittertes Fenster nur zur Hälfte die Aussicht in's Freie, und zwar auf eine zum Park umgewandelte Anhöhe zuließ, während thurmartige Eckbauten von beiden Seiten den Winkel einschlossen, in welchen das Fenster hinausging. Die Sonne beschien Mauern und Berg, und dem

Ritter dünkte es, er müsse diese Gegenstände schon einmal gesehen haben, obwohl er nicht wußte, wo sie hindringen. Die einzige Thüre seines Kabinettes führte auf einen geräumigen aber ganz finstern Corridor, dessen festverschlossene Thüren ihn nur zu bald überzeugten daß er ein Gefangener sei. Schon bereitete er sich den ersten eintretenden Diener mit einem kriegsmännischen Griff in den Nacken zu bewillkommnen, um ihm ein Geständniß und die Mittel zu erpressen, seine Freiheit wieder zu erlangen. Er hatte aber seinen Aerger umsonst, denn, so hoch die Sonne auch schon über dem Berge stehn mochte, es erschien kein Diener, was ihn dann erinnerte sein Frühstück zu suchen, da nach der gestrigen Behandlung es nicht den Anschein trug, als wolle man den Gefangenen verhungern lassen. In der That fand er einen wohlbereiteten kalten Morgenimbiß, und hatte nach der Stillung des Hungers nur mit der Langenweile zu kämpfen. Zwar fielen ihm mehrere Bücher in die Augen und augenscheinlich in Bezug auf ihn waren in jedem die Blätter eingeschlagen, welche über die Geduld handelten. Allein es waren insgesammt geistliche Erbauungsbücher und grundgelehrte Controverspredigten. Wenn er einen

Stoß dickleibiger Streitschriften — und es waren Folianten darunter — für die hohe gegen die katholische Kirche beseitigt hatte, begannen die noch heftigern Discurse der Bischöflichen gegen die Nonconformisten, und in Zeit einer halben Stunde war alle Unterhaltung, die er sich davon versprach, genossen und der unmuthige Ritter stürmte in seinem Zimmer umher, um noch vier volle Stunden zu warten, ehe sich die Thüre öffnete und eine Glocke erscholl die keine andere als die zum Mittagstisch seyn konnte.

Robert befand sich plötzlich in dem Zimmer von gestern, wo Demoiselle Maturin, Demoiselle Maturins Mops, Andrews, Johny, der zweite Diener, und eine wohlbesetzte Mittagstafel für ihn und Demoiselle Maturin warteten. Er beschloß die den Dienern zugedachte Foltereperation bis nach beendigter Mahlzeit zu verschieben und als er nach einigen Stunden die Freuden des Mahles, reichlich durch die erbaulichen Reden der alten Französin gewürzt, genossen, fand er sich eben so wenig zu den Thätlichkeiten aufgelegt, als vor dem Essen. Ueberdies bedachte er daß Andrews sowohl als Johny äußerst robuste Burschen waren, die Beide zu überwältigen außer seiner Macht stand, weshalb er dies

Experiment bis zu dem Augenblick aufzuschieben beschloß, wo er des Einen allein habhaft werden könnte. Andrews und Johny mochten aber dasselbe gedacht haben und von den Beiden erschien deshalb keiner allein. So sah sich der Ritter genöthigt beim zweiten Zubettegehn einige ernste Drohworte an beide zu richten. Sie sollten bekennen, wer ihn hier gefangen halte, wer ihm das Recht dazu gebe, in welcher Absicht, auf wie lange? Er drohte mit schweren Anklagen, mit dem Zorn mächtiger Freunde, erhielt aber nie eine andere Antwort als die ehrerbietige Versicherung, daß Alles zu Seiner Hochwürden Befehl stehe und der Wunsch Seiner Hochwürden auf das pünktlichste befolgt werden solle. Aus der Französin war noch weniger eine Erklärung herauszubringen. Denn ihre bunte Unterhaltung bestand nur aus einer lebendigen Controverspredigt, dem Ritter noch widriger als alle gedruckten, und aus Seufzern und Elegieen über den feinen Ton der französischen Cavaliere und Geistlichen, wovon selbst alte und schwächliche keine Ausnahme machten. Aller Höflichkeit unerachtet fehlte es dabei nicht an strafenden Seitenblicken auf Robert, welche dieser indessen mit ritterlicher Gelassenheit anhörte.

So waren einige Tage für den Gefangenen verstrichen, zwischen Schlafen, Essen, Trinken, Nachsinnen und gefaßten und verworfenen Beschlüssen getheilt. Endlich war der Entschluß reif, alles Nachsinnen, als fruchtlos, zu verbannen, und mit Gewalt oder List zu versuchen, ob er sich befreien könne. Die Viertelstunden, welche Robert bei Tische allein mit der alten Französin verleben mußte, indeß die Diener auswärts beschäftigt waren, dünkten ihn die peinlichsten, jetzt gründete er darauf seine Hoffnung. Er wollte in einem solchen Zwischenraume die Alte, deren kreischende Stimme ihn verrathen mochte, knebeln, dann pfeilschnell zur offenen Thür die Treppe hinunterstürzen, wo er doch einen Ausgang zu finden glaubte. Käme ihm ein mit Geschirr beladener Diener auf den Stufen entgegen, wollte er ihn umwerfen, ein Umstand und Unfall, der seiner Flucht vielleicht noch förderlich werden konnte.

Mit den besten Vorsätzen und Geräthschaften zum Knebeln versehen, betrat er das Eßzimmer. Er betrachtete heut mit grimmiger Lust das ungeheure Toupee und allen fratzenhaften Schmuck der alten Närrin, als suche er darin die Berechtigung so unritterlich eine Dame zu behandeln. Indessen

verstrich fast die ganze Mahlzeit ehe der erwünschte Moment erschien, wo beide Diener auf längere Zeit abwesend waren, und er benutzte die Zeit, die Gelegenheit abzusehn, wie am schnellsten und besten das Werk auszuführen sei. Nie war ihm Demoiselle Maturins Unterhaltung so unausstehlich gewesen, und doch gab er sich in der Spannung einer unruhigen Erwartung gerade heut zum ersten Mal Mühe, sie zu erwiedern, obwohl das Lächeln der Dame ihn hätte überzeugen sollen, daß er viele Fehlgriffe im Sprechen und Verstehen sich zu schulden kommen ließ. Jetzt hörte er Andrews und Johny, schwer mit Tellern und Schüsseln beladen, die Treppen langsam hinuntersteigen. Er griff nach der Serviette und einem Strick in der Tasche. Aber plötzlich redete Mademoiselle Maturin in klarem Englisch ihn an:

„Wonach suchen Sie, Sir Robert?"

Erschrecken ließ er den Strick fahren, und sah erröthend der Französin ins Gesicht. Hier blickten ihm ein Paar schwarze Augen schelmisch entgegen, wie sie das runzlige Antlitz einer sechzigjährigen Französin niemals zieren mochten.

„Nein, das kann nicht Demoiselle Maturin

sein," rief er aus, in das seine von der ungeheuren Frisur erdrückte Gesicht starrend.

„Nein, geehrter Sir Robert, eben so wenig als Sir Robert Fletcher, mir gegenüber, der gelehrte ehrwürdige Mann ist, in dessen Talar er sich eingemummt hat."

„Miß Anna Tennison!" rief Robert nach einer Weile stummen Hinstarrens zu seiner Tischgenossin.

„Richtig gerathen! aber fürwahr etwas spät. Bester Sir Robert, das ersuche ich Euch als alte Freundin, verschweigt bei allem was Ihr liebt, — was mir indessen unbekannt ist — diese fatale Geschichte. Man würde Euch auslachen, wenn sie erführen, Ihr wäret in einem Wagen mit mir dreißig Meilen gefahren, und hättet an einem Tische mit mir allein gesessen, ohne mich zu kennen, und ohne ein vernünftiges oder recht unvernünftiges Wort zu einer hübschen jungen Dame zu sprechen. Die Leute in London machen auf alles Spottgedichte und es würde mich als Eure Jugendfreundin doch recht kränken, käme so eine Ballade heraus: „Von dem ehrenwerthen Ritter Robertus, wie er als Prälat bei einer schönen Dame gesessen," und noch dazu ein solcher Ritter, der ein altes Schwert von seinem Vater geerbt hat, mit

dem der alte Herr ein Dragonerregiment commandirte. Nicht wahr Ihr habt doch den Degen von Herrn Fletcher von Salton geerbt?"

„So war es Miß Anna, mit der ich im Wagen fuhr?" sagte Robert, indem er die fortschwärmenden Sinne zusammenrief, und sich bemühte die Miene des galanten Ritters, wie sie das Zeitalter forderte, anzunehmen.

„Miß Anna Tennison," erwiederte das muntere Mädchen, „Tochter des Sir William Tennison und Nichte Seiner Ehrwürden, des Sir Alexander Tennison. Aber vortrefflicher Sir Robert, Sohn des tapfern Republicaner-Obersten, Fletcher von Salton, Eure ritterlichen Manieren passen sehr schlecht zu dem ehrwürdigen Kleide, das Ihr angelegt habt. Ich hoffe, das ist nicht anders geschehen, als weil Ihr auf dem Wege der Erkenntniß seid, und meines Oheims treffliches Büchelchen auswendig gelernt habt."

„Und Miß Anna war es," rief Robert im Erwachen aus einem Staunen nach dem andern, „die täglich als Mademoiselle Maturin mit mir zu Tische saß?"

Anna schlug die Hände mit der Gebärde komischen Aergers zusammen: „Behüte der Himmel,

Ritter Robert Fletcher, zum Paris seid Ihr durchaus verdorben. Erröthet, erröthet! Die zahnlose, sechzigjährige, runzel- und weisheitsvolle Demoiselle Maturin für die neunzehnjährige Anna Tennisen zu halten. Ritter, Ihr nahmt Euch als Prälat ganz leidlich aus, aber jetzt begeht Ihr einen Fehlschuß nach dem andern. Werdet noch geistlich, lieber Robert."

„Und die holde Anna Tennisen war es, die mich aus London entführte, die mich hier gefangen hält," sagte er schon mit mehr Wärme.

„Wenn Sir Robert Fletcher nichts dagegen einzuwenden haben, so habe ich mir die Freiheit genommen, ihn gefangen zu nehmen."

„Was könnte ein Ritter gegen das Glück einwenden, Gefangener einer solchen Dame zu sein," erwiederte Robert ihre Hand zum Kuß ergreifend. Sie aber zog sie zurück:

„Alles, nur keine Galanterie, Sir Robert; sie kleidet Euer Ehrwürden nun einmal durchaus nicht."

„Doch welchem glücklichen Zufall verdanke ich diese ganz besondere Aufmerksamkeit der schönen Anna, da es nicht des Aufgreifens, Vermummens, Knebelns, einer nächtlichen Fahrt, und endlich eines Gefängnisses bedurfte, um mich auf ewig zu ihrem

Gefangenen zu machen? Nur ein Blick, nur ein Wort war nöthig —"

„Lügner!" herrschte ihn das Mädchen an. „Seid Ihr nicht verkleidet durch ganz England gezogen um mir zu entweichen! Weshalb es mir beliebte Euch gefangen zu sehen? Ritter, Ihr wollt Gründe für die Laune eines freien Mädchens! Gut denn; ich wollte Euch behülflich sein, Euren eingefleischten presbyterianischen Sectengeist auszutreiben, und habe Euch mit solchen Büchern eingesperrt, daß, wenn Ihr sie jetzt, wie ich nicht zweifle, auswendig gelernt habt, damit auf einmal das Herz meines Oheims erobern könnt, — woran Euch doch Alles gelegen ist."

„Der Grund genügt mir nicht," sagte Robert.

„Nicht? — Wohlan, genügt Euch der unserer Könige: car tel est mon plaisir? Ihr seid zwar ein misvergnügter, puritanischer Rebell, aber ich habe es über mich genommen Euch zu einem gehorsamen, loyalen Unterthan zu bilden; und um Euch den Gehorsam zu erleichtern, will ich fürs erste selbst die Rolle König Jacobs übernehmen, da ich die weibliche Eitelkeit hege, daß Ihr lieber meinen Befehlen gehorcht, als denen des grämlichen alten Stuart."

„Und wie lautet der erste Befehl der Königin meines Herzens?“ sagte Robert sich vor der aufgestandenen Anna mit feierlicher Pantomime auf ein Knie niederlassend.

„Ich nehme Eure Huldigung an, Sir Robert. Aber das Herz spielt hier keine Rolle. Mein erster Befehl heißt: Euch in alle meine Launen zu fügen.“

„Und die erste Laune der Königin Anna lautet?“

„Daß Ihr mein Gefangener auf Euer Ritterwort so lange und unter solchen Umständen bleiben wollt, als es mir gefällig ist.“

„Auf Lebenszeit,“ sagte Robert sich erhebend, „nur diesmal nicht, theure Anna, wo ein früher gegebenes Wort mich fesselt.“

„Rebell, verstumme!“ sagte die Königin. Robert aber verstummte nicht.

„Ich stamme aus einer Rebellenfamilie, theure Anna. Und wenn auch Herrscherinnen, gleich Dir, geeignet wären, uns loyalen Sinn durch eine milde Regierung einzuflößen, ist doch das Blut beim Sohne meines Vaters noch so wild, daß es nicht unbedingt gehorchen will. Mein Vater glaubte nur halb, meine Mutter gar nicht an Elfen; ich selbst bin daher so ungläubig, daß ich eine Erklärung für jedes Wunder begehre, und erst wenn

mit die genügt, weshalb ich aus London in diesen Zauberpalast verhext worden, bin ich ein so gehorsamer Unterthan, der nach gar nichts als den Wünschen seiner Gebieterin fragt."

Die falsche Demoiselle Maturin ging in komischem Pathos einige Mal im Zimmer auf und ab. Dann mit einem Fächer sich anwehend sprach sie mit königlicher Herablassung: „Euer Wunsch sei gewährt, Sir. Erfahrt denn, blinder aufsässiger Rebell, die Gründe unserer Weisheit."

Sie entfaltete ein Exemplar der Londoner Zeitung und las ohne den Namen zu nennen, daraus ein so getreues Signalement seiner selbst, daß Robert plötzlich hinein rief: „Genug, genug, das bin ich. Und was will man mit mir?"

„Euch gefangen nehmen, Euch den Proceß machen, als Verräther," sagte die Dame, „und da Eure Freunde dies früher erfuhren als Ihr, hielt man es für gut Euch auf diese Weise den Augen Eurer Feinde zu entziehen. Eure sträflichen Absichten waren die Eisen, die Euch nächtlich auf unser Schloß verirten."

„Die Liebe war es," rief Robert überwältigt, und preßte Annens Hand an seine Lippen. Sie aber zog mit komischem Eifer die Hand wieder zurück.

„Liebe? — Seid nicht thöriz, lieber Robert, was habt Ihr mit der Liebe zu thun, ein Cavalier, der den Degen seines Vaters geerbt hat, und jezt in einem Prälatenkleide steckt."

„Spotte jezt nicht Anna. Solche That, eine That, wo Du die eigne Sicherheit nicht bedacht, den Groll und die Furcht des Oheims überwunden hast, mich zu retten, verräth was über alle Erklärungen hinausgeht."

„Daß ich doch nicht wüßte, lieber Robert. Ich dachte, als ich von der Verfolgung hörte, an jenen Tag, wo der kleine Robert, um mir den rothbäckigen Apfel zu holen, über den Zaun in des Pachters Garten stig, und von dem rohen Burschen herumtergeschüttelt, an den Ohren gezaust und zu meinem Vater gezerrt wurde. Damals weinte ich bitterlich, und that ein Gelübde, dem kleinen Robert einst die Schmerzen zu vergelten. Das ist die ganze Liebe."

Robert, erwärmt von den Begebenheiten und auch etwas vom Weine, sprach unzusammenhängende Worte von „Liebe — unaussprechlicher Liebe von der Kinderzeit her — Schüchternheit," und wollte noch einmal Miß Annens Hand erfassen, die aber statt dessen mit ihren beiden Händen die

seinige zurückhielt, ihm besorgt an die Stirn fühlte und dann, wie mit dem Tone der Herzlichkeit und des Ernstes zu ihm sprach:

„Bester Sir Robert, was nehmt Ihr Euch so unnöthige Mühe mich und Euch zu täuschen? — Ich weiß ja recht gut, daß Ihr eine gute Absicht mit mir habt, Ihr wollt eine reiche Heirath schließen, das ist gar nicht zu tadeln, und Ihr haltet meine Hand für keine unehne Partie, wofür ich Euch dankbar verbunden sein muß, aber was die Liebe betrifft, lieber Robert, quält Euch nicht ab, verliebt zu scheinen."

„Welche verdammte Hexe, rief Robert, hinterbrachte Euch jede thörige Aeußerung."

„Meine Feen, wenn Ihr mich als Feenkönigin wollt gelten lassen."

„Unsere Väter wünschten" — sagte Robert, wurde aber sogleich von Miß Annen unterbrochen.

„Wir sollten Mann und Frau werden. Das weiß ich Wort für Wort, lieber Robert, und achte unserer Väter Andenken. Wie hängt aber diese Sache mit der Liebe zusammen? Seht, wenn mein Oheim es für mich zuträglich hält, und ich selbst glaube, daß sich keine vortheilhaftere Partie für mich findet, so habe ich gar nichts dagegen.

Indessen, sollte Euch etwas an der besprochenen Verbindung gelegen sein, lieber Sir Robert, so rathe ich Euch, benuzt die Zeit Eures Gefängnisses, studirt in meines Oheims Schriften und bewerbt Euch dadurch um seine Gunst. Ihr habt dazu vollkommen Zeit, denn Euer Gefängniß möchte nach den lezten Artikeln dieser Zeitung noch lange Zeit dauern können."

Robert wurde erst jezt wieder an die Ursach seines Hierseins erinnert. Er ergriff, wohl mit um seine Verlegenheit zu verbergen, die Zeitungen, und las eine Proclamation des Königs an alle loyale Engländer, getreu zu bleiben, auch in der Zeit der Versuchung, er las daß Jacob von Monmouth, bei Lime in Dorsetshire mit wenigen Kriegern gelandet, den lezten verzweiflungsvollen Streich wage das Königreich in Aufruhr zu bringen. Ein Preis von fünftausend Pfund, auf seinen Kopf gesezt, deutete indessen darauf, daß er schon gefährlicher geworden sei, als die Proclamation zugab. Es folgten Nachrichten von Verhaftungen und Aufforderungen verdächtige Personen einzuziehen, unter denen auch er sich befand.

„Ich muß fort, Miß Anna," rief er die Zeitung wegwerfend, „jeder Augenblick Verzug ist

Hochverrath an Englands guter Sache. Anna, nimm den Dank eines Ritters, der nicht sprechen kann, wie Du es verdienst, den Dank des treuesten Jugendfreundes, wenn Du ihm verbietest mehr zu scheinen, doch jetzt laß den liebenswürdigsten Scherz, einen Scherz aufhören, der mich glücklicher macht, als der Ernst der ganzen Welt, ich muß zu Monmouth, meine Ehre ist verpfändet."

„Nicht aus dieses Schlosses Mauern," sagte Miß Anna mit dem kleinen Fuß in komischem Trotz auftretend. „Selbst wenn Ihr mich, Eure Gebieterin, binden wolltet, ständen draußen meine Vasallen, den gemüthskranken Prälaten, der sich für den Ritter Robert Fletcher hält, festzuhalten."

„Mädchen, theure Anna, Du treibst den Scherz, die liebenswürdige Sorgfalt zu weit. Ich muß — "

„Warum müßt Ihr, Sir? — Rede und Antwort Eurer Gebieterin!"

„Monmouth ist verloren, wenn ihm kein Mann zur Seite steht. Eine schöne belebte Bildsäule, ein kühner Heros, vor dem die Masse zu Boden sinken und ihn anbeten kann, der aber eines Geistes neben sich bedarf, der ihn lenkt. Seit Sidney fiel, vertrete ich dies Amt, Arm und Sinn des Prinzen

zu lenken. England iſt verloren, jahrelange Anſtrengungen ſind dahin, wenn Monmouth fällt."

„Stolzer Robert Fletcher!" ſagte Anna Tennison, ihn groß anblickend. „Geiſt eines großen Unternehmens, Seele eines Königlichen Prinzen! Aber mein Stolz iſt nicht geringer, denn es freut mich Monmouths Seele gefangen zu halten. — Der Grund genügt nicht Robert; denn Monmouths ehrgeiziges Unternehmen mag fallen, ich will ihn bedauern, aber nicht das Leben des Jugendfreundes in das gewagte Spiel ſetzen."

„Amm!" ſagte Robert, „ſchätze mich nicht gleich den entarteten Weichlingen Eures Hofes. Englands Heldenjugend, deren Name einſt jenſeits der Meere den fremden Müttern Schrecken einjagte, iſt nicht ganz erſtorben. Ein kräftiger Arm, ein großer Name, ein feſter Wille vermag viel; bei St. Georg! ich traue mir etwas zu. Vor meines Vaters Namen erbleichte einſt Jacob Stuart, der Name ſeines Sohnes mag ihn vom papiſtiſchen Throne ſtoßen und wenn das neue England aufjauchzt, wenn das Geſchlecht, an dem die Auszehrung nagte, mit gelbem Antlitz in die Schiffe ſteigt, unſerer freien Inſel den Rücken kehrend, wenn Stadt und Land die Sieger auf den Armen trägt,

wenn ich dann im ſtählernen Kleide der Ehre vor Tenniſon-Caſtle reite, an's Thor poche, und Anna Tenniſon erſcheint —"

„Und Ihr dann, großmüthig" — unterbrach ihn das Mädchen — „Euch neigt, und mir großmüthig verſprecht, obgleich ich nur die unberühmte Anna Tenniſon bin, mich großmüthig zu Eurer Ehegattin zu erheben, o über den großmüthigen Ritter Robert! — Nein Ritter! Erlaubt mir einmal allein für Euch zu ſorgen; es iſt auch eine Ritterthat, denn außerdem, daß ich einen harten Kampf mit dem hartnäckigen Oheim zu beſtehn hatte, droht uns die peinliche Anklage, wenn es herauskommt, daß wir einen Hochverräther beherbergen. Darum laßt Euch die Luſt vergehn bei dem großen Kriege in Dorſetſhire Lorbeeren zu erringen und diesmal der Retter von England zu werden. Seht Robert, ich habe eine Ahnung, es wird ſchlimm gehn, und, ob nun ſchon von Liebe zwiſchen uns keine Rede iſt, thäte es mir wahrhaftig leid, wenn ein alter Spielkamerad ſo traurig endete, und noch dazu einer, der mir eine ſo anſtändige Partie zugedacht hatte."

Robert ließ ſich nicht zurückweiſen, er preßte Annens Hand an die Lippen und wollte kühner

werden als Johny und Andrews eintraten. Das Mädchen riß ihre Hand zurück und Demoiselle Maturin war an die Stelle der lieblichen Anna getreten.

„Ums Himmels willen, ehrwürdiger Herr, der Wein hat Euch erhitzt. Bei Eurem Zustande, und besonders der Augen wegen, sollten Ew. Ehrwürden sich moderiren und vor allem Echaufement hüten. — Mit dem devotesten Dank für die heutige Conversation beurlaube ich mich, um mir die goldenen Sentenzen in mein Tagebuch einzutragen."

Beim feierlich tiefen Knix von ihrer und der steifen Verbeugung von seiner Seite begegneten sich ihre Lippen. Sie flüsterte ihm zu: „Bedenkt daß bei jedem Versuche zu fliehn, mein und meines Oheims Leben auf dem Spiele stehn." Er lispelte in schmerzlichem Verlangen, den Namen „Anna!" aber Anna war verschwunden.

Aus allen Romanen, die er gelesen, vom Amadis von Gallien bis zu denen der Fräulein Scudery hinab, erinnerte sich Robert keiner mit der seinigen ähnlichen Lage eines Verliebten. Die Dame, die das Ziel seiner Wünsche war, hatte durch einen mit der äußersten Gefahr verbundenen Schritt eine Zuneigung zu ihm verrathen, wie er

sie in seinen kühnsten Wünschen sich nicht träumen geburft. Sie, die Geliebte, hielt ihn gefangen, und dennoch trieb ihn eine ungewisse Pflicht, für die er sich kein Gesetz anzugeben wußte, hinweg. Er kämpfte die Nacht hindurch, endlich hatte jene Pflicht gesiegt, nicht ohne Unterstützung der Liebe. Der Gedanke, als Annens Gefangener, in weichlicher Ruhe ihre Gunst sich erwerben, die Vorstellung in einem Kleide, das ihm zuwider war, vor dem munteren Mädchen wie zum Spott erschienen zu sein, trieb die Röthe der Schaam in des Ritters Gesicht. Die Aussicht ihre Gunst mit Schwert und Roß zu erobern spornte ihn zur Flucht. Nachdem er erfahren, welches Schlosses Mauern ihn umgaben, traten auch die Erinnerungen der Kinderzeit vor, und er erinnerte sich des Thurmwinkels, auf welchen sein Fenster hinausging. Nur die jenseits auf der Höhe gekappten Bäume hatten ihn früher getäuscht. Er erinnerte sich häufig beim Versteckspiel in diesen Winkel getreten, ja am Gesimms bis an das Fenster geklettert zu sein, und als der früheste Morgen graute, hatte er die Gitterstangen ausgehoben und war vermittelst seines zerschnittenen Bettuches die Mauer hinuntergeklettert.

Fünftes Capitel.

Den folgenden Tag begab ſich der Marquis mit allen den Seinigen auf ein Schiff nach Martinique, und nach ungefähr neunzehn oder zwanzig Jahren eines glücklichen Fleiſſes im Handel, nebſt einigen unverhofften Erbſchaften von weitläuftigen Verwandten ... kam er zurück, ſeinen Adel zu reclamiren und zu unterſtützen.

Yoriks empfindſame Reiſen.

In der Burg Avalon hatte der Wille über die zaudernde Natur den Sieg davon getragen. Der geneſene Raleigh verließ die Thore des Schloſſes ſeiner Ahnen, um den tapfern Arm ſeinem Könige wieder anzubieten. Bei der erſten Nachricht von Monmouths Landung galt es ihm nur auf den Schauplatz zu eilen, wo der verlornen Geliebten ſo viele Gefahren drohten, und ſein Freund Robert, allem Vermuthen nach, eine thätige ihm verderbliche Rolle ſpielen würde. Als indeſſen die Nachrichten von dem Zulauf, den der Herzog gewonnen, durch das Gerücht weit übertrieben wurden, und

die Proclamationen eine wirkliche Gefahr für König Jacob ahnen ließen, eilte er wieder in die Reihen der Krieger zu treten, um mit Blut und Leben der Sache zu dienen, welcher der Erbe der Lascelyne sein Dasein gewidmet hatte.

Die Stille einer peinlichen Erwartung, die er auf dem ganzen Wege bemerkte, fiel ihm noch mehr in London auf. Es gab hier eine Zeit, wo die Gemüther so gespannt auf dies rasche Unternehmen waren, welches in seiner Entwickelung auf ganz Europa von Einfluß sein konnte, daß selbst in dem ewig regen Geschäftsverkehr eine sichtbare Stockung eingetreten schien. Die große Mehrzahl der Einwohner war dem Unternehmen günstig, ohne es durch Wort oder That begünstigen zu wollen. Alle bisherigen Kämpfe gegen den Despotismus der Stuarts waren unter der Form des Gesetzes gestritten worden, dies war der erste offenbare Friedensbruch, den nur der Erfolg heiligen konnte, und im Kampfe der Rebellion mit dem Gesetze schien die Macht auf Seite des letztern zu stehn. So viele Verfolgungen um freie Aeußerungen hatten selbst Londons trotzigen Bürgern die Vorsicht, als eine vortheilhafte Waare empfohlen, und überall sah man auf den Straßen die Leute stumm neben

einander gehen, während die neugierigen Blicke, die fragenden Augen eine Theilnahme verriethen, welche vor keinen Richter als strafbar gezogen werden konnte.

Das Gefühl einer traurigen Einsamkeit bemächtigte sich des Ritters in der einst von, ihm so verhaßten, Gewühl erfüllten Stadt. Sein Geschäft verzögerte sich. Die Cirkel des Hofes ekelten ihn an, und Freunde fand er nicht. Raleigh schweifte deshalb Stunden lang ohne Absicht auf den Straßen umher. Er sah die Placate an den Ecken, er sah wie die Augen der Vorübergehenden darauf hafteten, wie unwillkürlicher Schauder die Lesenden faßte, wie dann die Blicke scheu umher schweiften, zu sehen, ob kein Verräther in der Nähe sie belauscht habe, und es wurde ihm klar, daß es schon eine verlorene Sache sei, ob er gleich sich darüber nicht freuen mochte. Die weite Stadt erschien ihm wie ein Kirchhof; unwillkürlich richteten sich immer seine Schritte nach den Plätzen, wo vor kurzem noch so viel edles Blut geflossen war, und in jeder Straße traten ihm entgegen die bleichen Gestalten eines Esser, Russel, Algernon Sidney, eines Thomas Armstreng, der sein wüstes Leben durch einen christlichen Tod gebüßt hatte, und

der vielen andern, die jenen im Leben und Tode nachgefolgt waren.

„Und dies Blut lockt Blut! Wie lange Reihen trauriger Schlachtopfer sehe ich noch im Nebel der Straßen daherziehn, ihr Haupt zu beugen! So soll Englands freier Geist in Meuterei ausarten, verbluten, und die Ausgezeichneten, die berufen waren durch stolzen Sinn dem Uebermuth eine unübersteigliche Mauer entgegen zu setzen, gaben das lockende Beispiel. Diese Blindheit, die bewußtlos ohne zu prüfen die Menge den leuchtenden Wenigen folgen heißt, welche zürnende Gottheit gab sie unserm Volke als fluchbringendes Geschenk!“

Er stand an der Straßenecke gelehnt, einen der Plätze mit den Blicken überfliegend, wo kaum vor Jahresfrist Schaffote errichtet waren, als ihn ein Bettler ansprach. Er gehörte nicht zu den gewöhnlichen, welche mit hergebrachten Floskeln von ihren Marktplätzen herab jeden Vorübergehenden bestürmen. Es hätte noch ein Mann in seinen bessern Jahren sein können, wenn nicht das Elend ihn älter erscheinen lassen. Schon lange hatte er von weitem den Ritter betrachtet, war unschlüssig auf und ab gegangen und dann plötzlich auf ihn losgefahren, daß ein minder beherzter oder minder

gegen äußere Gefahren gleichgültiger Mann einen räuberischen Angriff, zumal in der Dämmerungsstunde, hätte besorgen mögen. Scheu senkte der Bettler den Kopf und murmelte wenige Worte von Hunger und besserem Leben sonst. Sein zitternder Körper, die Verlegenheit und die Reste einer anständigern Kleidung sprachen mehr für ihn, und Raleigh reichte, von so vielen trüben Erinnerungen mitleidig gestimmt, ihm ein Goldstück. Eine Röthe überzog des Bettlers Gesicht. Er stammelte einige Worte des Dankes und verschwand so schnell, daß der Geber auf die Vermuthung gerieth, er beabsichtige wiederzukommen.

Dies war jedoch nicht der Fall, und Raleigh kam das Gedächtniß jenes ausgezeichneten Wüstlings in den Sinn, der im irren Verlangen nach dem Reiz des Neuen und Seltsamen es nicht verschmäht hatte, lange Zeit als Bettler London zu durchziehen. Auch er war gestorben, auf dem Todtenbette die Verkehrtheiten seiner Jugend bereuend. Raleighs Schritte hatten ihn, ohne daß er es wollte, vor jene Weinstube geführt, wo Rochesters Witz einst regierte. Trotz der schmerzlichen Rückerinnerungen konnte er sich nicht enthalten hineinzutreten; er wollte sehen, ob auch hier Alles ein

so ganz anderes Aussehn gewonnen, wie in der Stadt. Der Aufenthalt weniger Augenblicke konnte ihn davon überzeugen. Zwar war es noch eine Weinstube, in der die Ausgelassenheit herrschte; die früheren edleren Begleiter derselben, Witz und Laune, waren aber entwichen. Trotz des vielen Trinkens herrschte eine dumpfe Stille, nicht durch Blitze des Witzes, durch widrige Ausbrüche trunkener Lust nur zuweilen unterbrochen. Der Wirth schlich, wenn er sich sehen ließ, gesenkten Hauptes umher, ihn beugte der Gedanke, Verräther, Zeuge und so der Grund des Todes von Männern geworden zu sein, welche man anfing als Märtyrer der englischen Freiheit zu preisen. Lord Howard, ein Mann, der nachdem er alles verschwendet, durch den Verrath seiner Freunde nichts als die Verachtung hinzugewonnen hatte, suchte in den dunkiern Winkeln sein von Allen gemiedenes Dasein zu verbergen oder vermittelst des Glases sich selbst zu vergessen. Verabscheut von denen, deren Sache er verlassen, und von der herrschenden Partei übersehen, verzehrte er den Groll in sich, und spielte den Unzufriedenen mit der ganzen Welt, wenn ein Fremder sich ihm zufällig näherte. Noch ein Mitverschworner aus der Zeit des letzten Complottes

fand ſich zuweilen bei Shephard ein; doch verrieth eine Art Aufmerkſamkeit, welche man ihm bezeugte, daß Oberſt Rumſey noch nicht ſo in Nichtigkeit als jene Beiden verſunken war. Er ſprach weniger als ſonſt, der Kragen ſeines Mantels, der in die Stirn gedrückte Hut verbarg das Geſicht des Kriegsmannes, aber die Blicke aus den dunkeln Augen ſchienen dafür auch deſto tiefer in die beobachteten Gegenſtände einzudringen. Man bewies ihm alle äußere Zeichen der Ehrfurcht, aber Niemand rückte den Stuhl an ſeinen Tiſch und das vertrauliche Geſpräch verſtummte in ſeiner Nähe.

Auch Raleigh fand ſich wenig geſtimmt mit Männern ein Geſpräch anzuknüpfen, welche ſelbſt zur Zeit ihrer unbefleckten Ehre wenig Anziehendes für ihn hatten. Man fragte ihn nach ſeiner Krankheit, Lord Howard rief ihm zu, er gleiche einem Schatten ſeiner ſelbſt, und als er dieſe Bemerkung mit der allgemeinen, wie ihm Alles hier gleich dem Schatten von ehemals vorkomme, beantwortete, wurde er ein Thränodiſt genannt.

„Die Schuld liegt an uns ganz allein," rief Howard, „wenn wir die Zeiten anklagen. Ich weiß nicht, warum das Leben jetzt ſchlimmer ſein ſoll, als ehemals? — Ich bin noch, der ich vor-

dem war, der Wein ist es auch, und die Narrheit auch. Was ändert sich sonst als die Lust der Narren?"

Alles schwieg, Howard war aber daran gewöhnt.

„Der Narr ist der größte, welcher weise, der Gottlose am gottlosesten, welcher fromm werden will! Rochester bildete sich ein ein König und Gott unter den Bettlern zu sein, und durch sein Ende hat er sich als ein kläglicher Bettler vor Gott bewiesen. Habt Ihr etwa, Sir Raleigh, seinen seeligen letzten Sermon mit dem vortrefflichen Doctor Burnet studirt? Seht, wollte ein Geistlicher wie dieser Burnet meinem Gedächtniß ein solches Armesünderhabit überziehn, ich kehrte als Gespenst zurück, ihn als Injuriant zu belangen, und sollte ich auch deshalb, falls ich zufällig in den Himmel käme, einen Wechsel auf die Hölle ausstellen müssen."

„Lord Howards Wechsel werden weder im Himmel noch in der Hölle acceptirt," bemerkte Jemand.

„Auch ich halte wenig von solchen Bekenntnissen auf dem Todtenbette," sagte Raleigh, „wo das ganze Leben dem Bekenntnisse widerspricht. Was wägt dieser letzte Fieberanfall, frostig oder hitzig, in der Waage des ewigen Richters aus, wenn Ge-

danken und Handlungen ſeit der Geburt die Schaalen belaſten? Wie kein Eid, den die Furcht erpreßt, gelten kann, wie ſoll dieſe Reue ohne heilige Erkenntniß, ohne belebende Wiedergeburt, die Schuld vertilgen? Wer die Kraft hatte, ein Sünder ſein Leben hindurch zu ſein, ſollte nicht beim Scheiden noch die Schuld der Heuchelei auf ſich laden."

„Bravo!" ſchallte es von mehreren Seiten. Neben ihm flüſterte aber Jemand: „Wenn das auf den ſeligen König Karl gehn ſoll, ſo hütet Euch vor dem Manne grad gegenüber. Es iſt Oberſt Rumſey."

Raleighs und Rumſeys Blicke begegneten ſich.

„Sir Raleigh Lofcelyne hat Recht," ſagte der Oberſt. „Dieſe unzeitige Buße entehrt den Mann, wie den Soldaten, der ſich etwa vor der Schlacht als Quäker bekennen wollte. Wer ſeine Sätze das Leben durchſicht, dem bleiben ſie auch im Tode eine feſte Brücke hinüber in das graue Land, aus dem Niemand uns verrathen hat, welcher Codex dort gilt."

Der Ritter bezeugte keine Luſt mit dem Oberſten weiter zu verkehren. Rumſey ſtand indeſſen auf, und indem er langſam das Zimmer durchſchritt,

blieb er, wie zufällig, an dem Tische des Ritters stehen.

„Ihr sucht wieder Anstellung, Sir?" warf er fragend hin.

„Wenn Ihr davon gehört habt, brauche ich es Euch nicht erst zu verrathen," erwiederte Raleigh kurz, ohne seine Geringachtung völlig verbergen zu können. Rumsey ließ sich nichts desto weniger neben dem Ritter auf einen Sessel nieder.

„Euer Freund Sir Robert Fletcher war auch in London." Seine Blicke suchten trotz der nachlässig hingeworfenen Worte den Eindruck welchen sie auf des Ritters Gesicht machten. Als er aber hier das nicht las, was ihm genügte, fuhr er fort: „Er ist seit Monmouths Invasion verschwunden, und jeder getreue Unterthan aufgefordert sein Versteck anzugeben."

Da Raleigh nichts weiter als ein trockenes „So" antwortete und die Handschuh zum Aufbruch ergriff, schien er ein anderes Gespräch anknüpfen zu wollen.

„Ihr habt Recht, Sir, es ist Alles hier nur ein Schatten von sonst. Wir hatten uns viel vom neuen Könige versprochen, er ähnelt dem alten, und wenn er auch keine Pension vom Sultan Lud-

wig in Paris beziehe, macht ihn doch sein Interesse zum fügsamen Statthalter des allerchristlichsten Machthabers. Selbst die Rebellion ist zahm geworden. Glaubte man nicht, ganz London würde aufstehn, wenn der geliebte Held des Volkes mit gezogenem Schwert an die Küste sprünge, und es regt sich keine Hand. Wir entarten von allen Seiten, und wer ein englisch Herz hat, mag betteln gehn, wie jener Ehrenmann, dem Ihr vorhin ein Allmosen zuwarft."

„Kanntet Ihr ihn?" fragte Raleigh.

„Ei der Mann war sonst in diesen vier Wänden wohl bekannt, obgleich ihm die Kellner jetzt die Thür weisen. Er war ein Poet, der viel für die königliche Sache gedichtet, und jetzt wohl verhungern mag, Gottfried oder Thomas Otway heißt er. Er hat vielerlei für die Comödianten geschrieben."

„Thomas Otway ein Bettler!" rief Raleigh in schwerzlichem Erstaunen und ein auf Rumseys Wink herantretender Kellner bestätigte des Obersten Angabe, daß der bekannte Comödiendichter von seinen vornehmen Freunden verlassen, oder durch den Tod von Ihnen getrennt, schon seit mehreren Monaten im Bettlerhabit auf den Straßen gesehen werde. Er habe bereits mehreremal in Newgate

gesessen, seine Gläubiger hätten ihn aber wieder frei gelassen, da die Unmöglichkeit sie je zu befriedigen zu Tage liege. Er werde jetzt immer, sobald er sich auf der Schwelle betreten lasse, fortgejagt, indessen müsse seine Noth sehr groß sein, da er, demungeachtet, sich zuweilen hereinschleiche, und zufrieden fortgehe, wenn man ihm nur ein Stück Brot reiche.

Raleigh hatte den Hut tief in die Augen gedrückt, und war aufgestanden, nachdem er den Kellner um die Wohnung des Unglücklichen befragt. Die Kellner besprachen sich unter einander, und endlich meinte der neu angetretene Unteraufwärter, er erinnere sich, daß sein Vetter, der Wirth zum goldenen Zepter zu ihm erwähnt, wie er einem Bettelpoeten eine Kammer eingeräumt habe. Rumsey erbot sich augenblicklich den Ritter nach diesem in einer finstern Quergasse gelegenen Wirthshause zu führen, und da Raleigh keinen Grund fand auszuweichen, gingen beide schweigend durch die dunkeln Straßen neben einander, bis Rumsey wieder begann:

„Es geht das Gerücht, Sir, einer von Robert Fletchers Freunden habe ihn der Gefahr entzogen und verberge ihn in seinem Schlosse. Das Ge-

rücht wird um ſo wahrſcheinlicher, als nach genauen Nachrichten Fletcher ſich nicht unter den zu Monmouth geſtoßenen Rebellen befindet. Wer aber des jungen Mannes unbeſonnenen Eifer kennt, kann nicht zweifeln, daß er augenblicklich für Monmouth das Schwert ziehen werde; da es bekannt iſt, daß Monmouth vornämlich auf ihn bei ſeiner Landung rechnete, da es endlich erwieſen iſt, daß er mit hochverrätheriſchen Abſichten durch die weſtlichen Grafſchaften gereiſt iſt, und auf ſeinen Namen Anwerbungen gemacht hat."

„Wäre dem ſo, würde es mich freuen," ſagte Raleigh.

„Das Gerücht nennt auch den Freund," fuhr Rumſey fort, „dem man allein den ſonderbaren Freundesdienſt zutrauen könnte, und zwar Sir Raleigh Lescelyne."

„Das Gerücht lügt," erwiederte dieſer.

„Es mag lügen, doch ſtimmen alle Vermuthungen damit; und wenn Sir Raleigh Schwierigkeiten in London findet, ſo mag er ſie dieſem Gerüchte zuſchreiben.

„Seid Ihr ein Agent des Kriegsamts?" fragte Raleigh kurz.

„Das nicht; und doch würde es der Weg ſein,

endlich den Lohn seiner Loyalität zu gewinnen und den Glanz des Hauses von Avalon zu erneuen, wollte Sir Raleigh auch dieser Verbindung mit einem Verräther entsagen, und einen Rebellen ausliefern, der sehr viel Redens von sich macht, ohne daß er eigentlich der Mühe werth ist, welche so bewährte Männer seinetwegen sich geben. Sir Raleigh, Ihr habt jenes Complott angegeben. Man weiß, Ihr murrt, weil Ihr keinen Lohn davon trugt, und man traut Euch deshalb nicht. Einen kühnen Entschluß gefaßt! Gebt mir, wenn Ihr selbst nicht mögt, Mittel den Fletcher von Salton zu fassen, und auf mein Soldatenwort, ich theile mit Euch die Belohnung. — Wollt Ihr, halbpart?"

Raleigh blieb stehen. Er faßte den Degengriff, und die Worte entstürzten dem Munde: „Elender Bube, ich bin ein Lovelyne von Avalon."

Doch im selben Momente stieß er die halbgezogene Klinge in die Scheide zurück, während der Strahl seiner zornigen Augen selbst durch das Dunkel der Nacht Rumsey traf. Er wartete auf dessen Antwort, auf Alles gefaßt, sie blieb aber aus. Oberst Rumsey war ein tapferer Krieger; vom größten Feldherrn seiner Zeit, dem Feldmarschall Schomberg, mit diesem Zeugniß nach London em-

pfohlen, hatte er auch hier bei jeder Gelegenheit sich als einen kühnen Mann gezeigt, und dennoch hatte das Schuldbewußtsein, der Gedanke an die verrätherische Feigheit so an seinem Muthe gezehrt, daß er nicht die Kraft fand dem Blicke des Entrüsteten zu begegnen, daß der Arm, der nie gezittert hatte, nicht an das Schwert greifen, daß er vernichtet nur lautlose Worte murmeln konnte, so lange der Ritter es für nöthig hielt, zur Aufrechthaltung der Ehre in seiner Nähe zu verharren. Als Raleigh, ohne Begrüßung ihm den Rücken gewandt und langsam in das Dunkel zuschritt, kehrte erst das entflohene Leben zurück. Als er zum letzten Male den Federbusch beim Laternenschein blinken sah, griff er an den Degen, knirschte mit den Zähnen und kehrte in das Weinhaus zurück.

Vier Treppen hatte der Aufwärter zum goldenen Zepter verdrossen den Ritter hinaufgeleuchtet, als er vor der fünften, welche sich wenig von einer Leiter unterschied, stehen blieb und auf eine oben befindliche Thür mit den grinsenden Worten: „Dort wohnt Herr Thomas!“ hinwies. Raleigh hörte noch den hinunterspringenden Burschen sich spöttisch zu seinen Kameraden über den vornehmen Herrn auslassen, welcher den Bettelpoeten aufsuche.

„Wie wenige," dachte er, „sind von dem allgemeinen Loose, dem verkannt werden, ausgenommen! Ist dieser gepriesene Dichter so tief gesunken, daß die Kellner einer Winkelschenke mit ihm Spott treiben, was konnte es mein Blut erhitzen, daß ein berüchtigter Verräther mich für nicht besser hält als sich selbst? Wir selbst sind es doch am Ende allein, die hier über uns Rechenschaft geben können. Die Sucht jener Heroen nach der zweifelhaften Ehre, Lieblinge des Volks zu werden, war es ja doch, welche sie fallen ließ. Ueberall giebt der Schein sein Zeugniß ab, daß, wer ein Mann in den Augen der Menge bleiben will, sein Leben lang vollauf damit zu thun hätte, den Schein zu retten. Und wahrlich es giebt höhere Aufgaben." —

Er drückte die Thüre, an welcher das Schloß fehlte, als ihm auf sein Klopfen keine vernehmbare Antwort gegeben wurde, mit leichter Mühe ein. Der erste Anblick beim Schein der erlöschenden Lampe zeigte, daß ein solcher Aufenthalt des Jammers und des Todes keiner Schlösser bedürfe. Die Kammer, durch deren zerlöcherte Wände die Luft freien Durchzug fand, war von allem Hausrath entblößt, nur auf einem morschen Tische stand die Lampe und einiges Schreibgeräth. Auf dem Stroh-

lager an der einen Seite, ſelbſt als ſolches dürftig und kaum mit einem ſchmutzigen Laken bedeckt, ſaß der Bewohner dieſer Zelle des Elends. Raleigh ergriff die Lampe und beleuchtete ihn. Aber auch dieſe Bewegung ſchien ihn nicht mehr aus der ſtarren Gleichgültigkeit aufzuſtören. Er ſaß halb aufgerichtet und ſtützte den Kopf vermittelſt der Ellenbogen. Sein überbleiches zerſtörtes Geſicht verrieth, daß er eben convulſiviſche Krämpfe gehabt, welche ſeine letzten Kräfte mochten verzehrt haben. Ohne den Beſuchenden anzuſehn ſprach er nach einer Weile: „Ich mache keine Gedichte mehr," und ſank dann wieder hinten über.

Raleigh eilte hinunter und ſtürmte den Wirth aus der Zechſtube mit der Nachricht heraus: daß ſich ein Sterbender in ſeinem Hauſe befinde. Da er Geld gab, fand er keine Schwierigkeit, daß nach einem Arzt geſchickt wurde. Raleigh beruhigte ſich indeſſen nicht dabei, ſondern drang in den Wirth ein Geſtändniß zu geben, wie Otway in dieſen Zuſtand der Vernichtung könne gerathen ſein, indem er ihn noch vor einigen Stunden völlig geſund auf der Straße verlaſſen.

„Ganz richtig Euer Gnaden," ſagte der runde Wirth, ohne ſich aus ſeiner Behaglichkeit bringen

zu laſſen. „Vor ein Paar Stunden ſprang der Schelm wie ein northumberländiſcher Windhund ins Haus, zeigte mir eine Guinee, die ihm Einer geſchenkt, oder er mag ſie auch Jemanden auf andere Art abgebettelt haben — und forderte Wein, Liqueur und Gott weiß was. Dann ſchleppte er, als ich ihm das Geld umgeſetzt hatte, einen halben Bäckerladen herbei. Da er nun lange mag gehungert, ſo zweifle ich nicht, er wird den Vorrath auch auf einmal verſchlungen haben, und wenn er das gethan hat, ſo erklärt ſich das Fieber von ſelbſt. Uebrigens laſſe ich die Schuld mir nicht ganz aufs Gewiſſen laden, denn eine halbe Guinee habe ich für Auslagen zurückbehalten."

Der Wirth warſchelte lächelnd zu den ihn rufenden Zechkumpanen und Raleigh ſtieg, begleitet vom Kellner, der einige Stärkungen und Erfriſchungen trug, zu dem kranken Dichter hinauf. Otway trank ein Glas Waſſer und ſagte dann:

„Lieber Herr, ich kann keine Gedichte mehr anfertigen. — Ihr ſeht es ja ſelbſt — zu Carmen für Hochzeiten und Geburtstage bin ich zu traurig und wenn ich ein Gedicht auf ein Leichenbegängniß ſchreiben ſoll, wäre ich mir ſelbſt der Nächſte."

„Mußte ein ſo kühner Geiſt dazu ſeine Feder

hergeben, beſtimmt Werke ans Licht zu fördern, welche auf die Nachwelt dauern ſollen!" rief der Ritter.

„Grade dieſe wurden am beſten bezahlt," entgegnete mit gebrochener Stimme der Kranke. „Und ich hätte mein ganzes Leben nichts anderes ſchreiben ſollen. Dünkel, Ehrſucht, alle die Teufel, die uns locken und verfolgen, wären dann ausgeblieben. Keine Seele wüßte von Thomas Otway als meine Kunden, und ich lebte zufrieden."

„Otways Name wird fortleben," entgegnete Raleigh, „wie ihn ſchon jetzt alle Freunde engliſcher Dichtkunſt hochachten."

„Und den Dichter verhungern laſſen" — fiel Otway bitter ein. „Sie lachten mit mir und tranken mit mir, ſo lange ich lachen konnte und witzig ſein. — Sie zogen mich wie ein Schaugericht an ihre Tafeln, ihren Gäſten den Menſchen zu zeigen der berühmte Verſe mache und mit Rocheſter und Buckingham ihr Herkommen verachte. Aber als man ſich ſatt geſehen und ſatt gelacht an meinem Witz, war man nicht zu Hauſe, wenn ich kam, und die Thürſteher grinſten mir nach, wenn ich abzog. — O jene Brauer und Schneider, für deren Hauptaktionen ich Verſe zuſammenſtoppelte, ſind

königlicher gesinnt, als alle Pairs des königlichen Englands. Daß ich noch heut lebe, das ist ihr Werk; sie sandten mir doch zuweilen ein Brot oder ein Glas Wein."

Raleigh bot ihm Erfrischungen an, und wünschte, er möge, wonach er Verlangen trage, aussprechen.

„Wenn der kalte Todesschweiß auf der Stirne perlt," entgegnete Otway, „hört das Verlangen auf. — Für mich kommt Alles zu spät. — O Ritter, Ritter, das ist das herrliche England, das loyale England, das sind Könige, das sind Fürsten, die so unsere Dienste lohnen! — Ich trat ihre Schwellen ab und lief die Füße wund nach einem gnädigen Lächeln, nach dem Blick eines Prinzen, dem Antlitz einer Prinzessin, ich versetzte sie in meinen Gedichten auf den Olymp und ward in den Koth gezeret."

Raleigh, der in Erwartung des Arztes auf einer Art Bank dem Kranken gegenüber sich niedergesetzt hatte, erinnerte ihn an ihr früheres Zusammentreffen, was der Dichter vergessen hatte. Als er aber erwähnte, wie Otway damals seine Hoffnung auf den Thronfolger, den jetzigen König, gebaut habe, rief jener mehr angeregt aus:

„Das war der letzte Stoß, der Thomas Otways

Barke auf dem Meere des Lebens traf. Ja ſehr, Ritter, als die La Gunn mich verließ, ſetzte ich Alles daran, die Miß Sedley zu gewinnen, und ſie hatte gewiß ein altengliſches Herz und hätte mich nicht verſchmachten laſſen. Als ſie Gräfin von Dorſet wurde, glaubte ich, das Glück lache mir noch einmal; aber da konnte ſie ihren Witz nicht zügeln, verſpottete die Jeſuiten und kaum iſt Jacob auf dem Throne warm geworden, muß ſie fort. Es iſt kein Verlaß auf Weiber und auf Könige."

Raleigh mochte im Angeſicht des Sterbenden der bittern Bemerkung nicht widerſprechen; er fragte aber, ob Otway keine Verſuche gemacht habe, ſich dem neuen Monarchen zu nähern. Der Dichter ging nicht beſtimmt auf die Frage ein. Verwünſchungen mit Ausrufungen, welche an Rene erinnerten, wechſelten, indem er ſich auf ſeinem Lager umherwälzte.

„Dichter! Wer von unſern Großen kümmert ſich denn um die Dichter im Vaterlande? Wenn die Caſtraten in den Paläſten golden ſtolzieren, wenn die Schatzkammern ſich öffnen für drei Töne einer fremden Sängerin, für den aufgehobenen Schenkel einer italieniſchen Tänzerin, mögen die

Dichter verhungern zu den Füßen der Throne, die sie durch ihre Gesänge unsterblich machten. Wenn die Krämer reich werden von ihrem Nachlaß, wenn man Späne von den Tischen schnitzt, auf die ihre bittern Armuthsthränen flossen, dann läßt wohl ein großer Fürst ihnen ein steinern Grabmal setzen, von dessen Ertrage die darunter modernden einst hätten Nahrung haben, Weiber nehmen, Kinder zeugen können."

„Guter Otway," sagte Raleigh, „das ist nun einmal das Loos der Dichtkunst auf Erden, daß ihre Priester nachstehn müssen allen andern Künstlern, deren Schöpfungen mehr den Genuß des Moments bereiten. Weshalb aber murren, da es allgemeines Loos ist? — Das Reich der Dichter bleibt die Nachwelt. Wenn der Bildhauer, der Maler nur auf die ungewisse, verkümmerte Dauer weniger Jahrhunderte schafft, leben des Dichters Schöpfungen unverändert immer frisch selbst über die Sprache, in der sie geschrieben, hinaus. Die Bauten der Vorzeit, bestimmt zum Dienst der Gottheit, verwittern, während die Gesänge zu ihrem Preise heut so kräftig schallen, wie vor zweitausend Jahren. Selbst die begleitende Schwester der Dichtkunst, die Musik, scheint abhängiger von der Zeit und Ent-

wickelung, und gleich wie nichts was die Kunst einst pfuschte, älter ist, als Homers unerreichte Lieder, so wird auch die Poesie in Ewigkeit dauern. Ihr verkümmertes Loos auf Erden soll die Dichter vielleicht mahnen, um jener Unsterblichkeit theilhaftig zu werden, nicht an der Zeit haftend, aus reinen Stoffen immer Frisches für die Ewigkeit zu bauen."

Statt daß Otway, wie Raleigh gehofft, beruhigter worden wäre, hörte ihn der Ritter, das Gesicht ins Stroh verbergend schluchzen.

„Soll das Trost, oder Hohn sein? — Ich habe nichts Frisches, nichts Reines geschaffen. Die Kraft, die mir Natur gab, habe ich vergeudet. — Jede meiner Arbeiten wird mich vor dem ewigen Richter, wenn es einen giebt, verklagen, auf die tausend Bruchstücke deutend, die alle gute Steine waren zu einem hohen Palast und nun zu Hütten und Kloaken verbaut sind. — Ja, ich war einmal ein besserer Mensch, ich fühlte Kraft in mir zum Höchsten. Als ich London zum ersten Mal sah, die Weltstadt, wie breitete ich die Arme verlangend aus, welche Sehnsucht, welche Fülle von Lust, Vorsätzen, Hoffnungen! Ich lagerte mich hin auf den grünen Hügel und schwelgte an der Brust

meiner Muse. Und das ging alles hin, in Taumel, Rausch, Lust! Die Theater, die uns überschütten mit dem heißen Guß triumphirender Lust, mit dem Eisbad der Verzweiflung! Die tausend Stricke und Netze, die sie um uns schlingen, daß wir nie zur Besinnung kommen. — Seht, so wurde Thomas Otway ein Nichts, ein Spott der Kinder, und so wird alles, was er in der Zeit schuf mit seinem welken Leibe modern."

„Nicht Alles," entgegnete der Ritter mit Wärme. „Die starren, wilden Gestalten Deines Erretteten Venedigs haben ein Leben, das über unser Aller Leben hinausdauern wird. Und es wird nichts vom Geist geschaffen, das nicht irgend wie, anregend, weckend fortlebt, wenn auch Gestalt und Name untergingen."

„Wen tröstet das?" sagte Otway mit schwächerer Stimme. Dann sank er wieder zurück. Raleigh, bewegt, beugte sich über ihn und ergriff seine Hand. Die Kälte eines Sterbenden durchzuckte ihn, dem Kranken fehlte die Kraft sie zu drücken, doch versagte ihm noch nicht die Sprache.

„Soll der muthige Otway so enden!" entfuhr es dem Ritter. Der Dichter hatte die Worte noch gehört.

„Ein solches Leben verdiente ein solches Ende — wer so schwelgte, so überreich sich dünkte, muß so kläglich umkommen. — Und doch thut es wohl, noch von einer theilnehmenden Hand gedrückt werden."

„Unglücklicher, hast Du keine Verwandte, keine liebende Seele, der Du Aufträge hinterlassen möchtest. — Ich will ein treuer Bote sein — "

„Alles — alles vergessen, oder sie vergaßen mich — meine Eltern ruhen auf dem Kirchhof — die Liebe ging dem Genuß nach und floh nach dem Genuß — Freunde im Trinken — "

„So will ich für Dein Andenken sorgen."

Raleigh fühlte einen schwachen Druck der gefaßten Hand: „Meine Muse war die einzige Freundin," sprach Otway mit sterbender Stimme, die verlöschenden Augen auf den Tisch richtend, dann schloß er sie, und schlief. Der Arzt trat ein, und verharrte an dem Strohlager, während Raleigh ein auf dem Tische liegendes Manuscript durchflog. „An meine Muse" war es überschrieben. Voller Andeutungen auf den zerrissenen Seelenzustand des Dichters, voller Rückblicke auf die bessere Vergangenheit, sprach es doch keine Hoffnung aus, sich aus dem Schlamm zu erheben. Nach einer Weile

benachrichtigte ihn der Arzt, daß der Kranke ausgelitten, man drückte dem Verlassenen die Augen zu und Raleigh ordnete mit dem Wirth und Arzt alles zu einer stillen Bestattung an. Mit dem Gedichte, das er späterhin herausgegeben, verließ er langsam das Haus. In seinem Hotel erfuhr er indessen, daß es ihm nicht vergönnt sei, dem unglücklichen Dichter die letzte Ehre selbst zu erweisen. Er fand einen Befehl sich schleunigst zu seinem Regiment zu begeben, das auf Eilmärschen nach dem Westen aufgebrochen war. Die verspätete Einhändigung des Befehls war theils dem Umstande, daß er den ganzen Tag in der Stadt umhergeschweift, theils der allgemeinen Verwirrung zuzuschreiben. Denn Monmouth hatte, wie er erst hier erfuhr, so reißende Fortschritte gemacht, daß man sich genöthigt gesehen, die Infanterieregimenter auf Wagen ihm entgegen zu schicken.

Sechstes Capitel.

Der Kaiser Nepos wurde vom Senat, von den Italienern und den Provincialen in Gallien anerkannt. Seine sittlichen Tugenden und seine militairischen Talente wurden hochgepriesen, und Alle, welche irgend einen Privatvortheil von seiner Regierung erwarteten, kündigten in prophetischen Gesängen die Wiederherstellung des öffentlichen Glückes an.

Gibbon.

Auf einem der Hügel, welche an der rechten Seite des Flusses in Tauntons Nähe einen freien Blick über die fruchtbaren Ebenen von Sommersetshire gewährten, hielt ein Reiter, um das Sattelzeug in Ordnung zu bringen. Obwohl gerade auf dieser Stelle einsam, war doch die Gegend ringsum belebt. Zahllose Schaaren Fußgänger und Hunderte von Reitern drängten auf allen Straßen der Stadt Taunton oder einer Art Lagerplatz vor derselben zu, und die bunten Huthänder der Bewaffneten und Unbewaffneten, der Standarten, welche von jenem Lagerplatz, die Fahnen, welche von Tauntons Thürmen herabwehten, verkündeten

ein Freudenfest, an welchem die ganze Gegend Theil nahm. Die Namen Monmouth, England, Protestantismus, erfüllten die Luft, und drangen selbst zu der Höhe des Reiters hinauf. Er stützte sich mit dem Ellenbogen auf den Sattel seines müden Pferdes und blickte dem bunten Treiben unter ihm mit anscheinend gleichgültiger Miene zu. Nur als er einen Reiter in weitem Priestergewande auf sich zu galloppiren sah, richtete er verwundert den Kopf in die Höhe, denn so weit sein Auge reichte, hatte er nur Puritaner erblickt, oder Bauern und Leute niederen Standes, welche gerade die Kleidung trugen, die ihnen der Zufall in die Hand spielte. Reiter in den hageren ledernen Kleidern, wie sie seit Cromwells Tode selten zum Vorschein kamen und einzelne presbyterianische Geistliche, ein noch seltnerer Anblick in den letzten Jahren, waren hie und da zwischen den in einfachem Schwarz und Grau gekleideten Bürgern und den bunteren Jacken der Bauerburschen hervorgetreten; auch ließ sich wohl mitunter ein Land-Squire, stattlicher geschmückt und an der Spitze eines kleinen Gefolges, erblicken, aber in der weiten Menge zeigte sich nichts, was an Diener der englischen Kirche erinnerte. Und

doch sprengte jener Prälat unverkennbar in kriegerischem Eifer dem Lagerplatze der Empörer zu.

Er mußte bei dem abgestiegenen Reiter vorüber, und hielt hier ebenfalls sein Pferd an, weil es einen nicht ganz sanften Abhang hinunter ging, vielleicht auch um sich an dem, auf diesem Standpuncte ihm zuerst sich eröffnenden Anblick der hinströmenden Menge zu weiden. Denn er brach, der Gegenwart des Andern ungeachtet, in ein lautes Jubelgeschrei aus, und winkte mit einem Tuche hinunter, ohne daß er glauben konnte, es werde jemand aus der Entfernung darauf achten.

„Ei Herr Prälat," sagte der früher Angekommene, „so unverhohlen erklärt sich ein Diener der hohen Kirche, welche doch eine Stütze des Königthums genannt wird, für die Rebellion?"

„Ich denke, Ihr werdet mir so etwas nicht zum Vorwurf machen, da wir Beide hoffentlich auf ein und demselben Wege sind. Oder spielt Ihr hier den Spion?"

„Mit nichten Sir," entgegnete der Erstere. „Ich habe meine eigenen Betrachtungen."

„Und die sind?" fragte der Reiter im Prälatenkleide.

„Wie sie summen voll Lust gleich den Fliegen

im Sonnenschein, ohne den Nachtfrost zu bedenken, der ihrer harrt, um alle zu erstarren, ehe wenige Stunden entwichen sind."

So entgegnete der Andere, den ernsten Blick wieder auf die Ebene hinaussendend. Aber der Reiter wandte sich schnell zu ihm, und rief, ihm ins Gesicht blickend, aus:

„Wahrhaftig, das kann nur Master Trelawny sein, und ist es auch so gewiß, als ich kein Priester bin. Immer ernst, immer ein Verkündiger des Todes und des Strafgerichts, und, trotz aller warnenden Worte dagegen, ein so auserlesenes Werkzeug der Rebellion, ein so rühriger Unterhändler, ein so treu ergebener Diener von Monmouth — "

„Meint Ihr, Sir Robert Fletcher?" sagte Trelawny, der den verkappten Ritter ebenfalls näher in Augenschein genommen hatte. „Wer ein recht treuer Freund des Herzogs wäre, hätte vielleicht alle Gewalt angewendet, ihn von dem Unternehmen abzuhalten."

„Thor!" entgegnete Robert. „Habt Ihr nicht die Sturmglocke in allen Dörfern gehört, nicht gehört, wenn Ihr es nicht selbst mit ansaht, wie er mit hundert Mann Englands Küste betretend, in

vier Tagen vier Tausend Burſche um ſich erblickte, alle bereit für ihn zu ſterben? Seid Ihr blind oder wollt Ihr nicht ſehen, wie unbärtige Kinder und Greiſe die Miſtgabeln ergreifen, dem Retter des Vaterlandes zu dienen? Oder welcher Scrupel hemmt Euer eiskaltes Blut?"

„Jacob von Monmouth," entgegnete Trelawny, „hat allen Anſpruch, den er auf meine Dienſte beſeſſen, ſchon längſt der Lady abgetreten. Ihm wäre ich zu nichts verpflichtet, und doch diene ich noch ſeinen Launen, indem ich das Wort für ihn bei ſeiner Geliebten führe."

„Wo iſt Lady Harriet?" fragte Robert.

„Das herrlichſte Weib," ſagte Trelawny nach einer Weile, „eilt ihrem Verderben entgegen. Vielleicht iſt es in dieſem Augenblicke ſchon geſchehen."

„Ließ Monmouth ſie zu ſich entbieten?" fragte Robert.

„Nein! Er wagte es nicht. Doch ſie jubelte wie ein Kind am Weihnachtsfeſte, als die Nachricht mit Blitzesſchnelle durch die Grafſchaften drang. „Er iſt beim Herzog, und länger ſoll keine Erdenmacht mich von ihm trennen!" rief ſie, und mir blieb keine Macht die Bethörte zurückzuhalten. — Hier eilte ſie mir voraus, der leichten Gazelle gleich,

die dem Tieger in den Rachen läuft. Ich mag nicht Zeuge des Momentes sein."

„Und deshalb verweiltet Ihr an dieser Stelle?"

„Mein Sattelgurt war gesprungen. Nur noch acht Tage Verzug, und Alles hätte sich anders auflösen mögen."

„Wolltet Ihr die Herzogin von Monmouth indessen vergiften?" fragte Robert spottend.

„In acht Tagen liegt Monmouth todt auf dem Schlachtfelde oder beherrscht England. Jenes mochte die Heldin ertragen und ein König weiß Auswege. Harriet kennt keine Furcht; sie möchte es ohne Thränen sehn, wie er vor ihren Augen ermordet wird, die große Seele könnte seiner entsagen, wenn es Englands Wohl gilt, aber sehn, wie sie von ihm getäuscht ward, der Augenblick vernichtet das Weib."

Hastig fuhr Robert von einem Gedanken erschreckt auf: „Sie und ihn mit? So dürfen sie sich nicht sehn. Nicht heute sehn. Hinweg, ihr nach! Hindern wir das Zusammentreffen!"

„Glaubt Ihr, Andalusiens eifersüchtiges Blut rinne durch ihre Adern, sie werde, eine Furie, vor ihm hinstürzen, mit Thränen und Vorwürfen den Falschen zu Boden schmettern?" sagte Trelawny. „Fürchtet

nichts! Sie ist Englands Tochter, und nur sie wird vernichtet, während der Wankelmüthige in ihren Träumen derselbe Heros bleibt, den der Wahnsinn ihr vormalte."

„Und dennoch ist es unsere Pflicht, einem Auftritt vorzubeugen, der das Herz des Unternehmens vergiften könnte," sagte Robert, und auch Trelawny hatte wieder sein Pferd bestiegen. Während Beide den Abhang hinunter ritten, erzählte der Ritter dem Arzte den Grund seiner wunderbaren Verkleidung mit kurzen Worten und so weit der Freudentaumel, der sich seiner bemächtigt hatte, dies erlaubte. Die Glocken in Taunton läuteten jetzt, und von allen Seiten drängte man herzu, bei dem Einzuge des Herzogs nicht zu spät zu kommen. Indessen erregte, einer ganz anders gefesselten Aufmerksamkeit ungeachtet, der so wenig zu seinem stürmischen Benehmen sich schickende Aufzug des Ritters die spöttische und sogar unwillige Neugier vieler Pilger. „Was will der Priester unter uns?" tönte es von allen Seiten, und viele ernste Gesichter alter Parlaments-Soldaten verzogen sich noch feindseliger mit den Worten: „Was sucht der Baalsdiener unter den Kindern Israels?" Als das Geschrei ärger und von denen am lautesten geführt wurde, welche, am wei-

testen entfernt, auch am wenigsten von der Ursache unterrichtet waren, konnte Robert, auf den das Läuten der Glocken, das Jubelgeschrei der tausend Hoffnungsvollen eine berauschende Wirkung geübt hatte, sich nicht länger zurückhalten.

„Meine freien Landsleute," rief er, „ich bin kein Priester, kein Baalsdiener, kein Knecht der Krone, ich bin ein Krieger wie Ihr, mein Wahlspruch heißt Monmouth und England! Monmouth und England rufe ich und mein Name ist Fletcher von Salton!"

Man hatte sich um den Redner gruppirt, und der Name Fletcher von Salton tönte wie ein Siegesgeschrei von tausend Zungen. Während man „Herunter mit dem Chorrock!" schrie, verstanden die wenigsten was sein jetziger Besitzer über den Grund der Maskerade sprach. Aber einzelne Worte von Einsperrung, Vorenthaltung des Degens gingen wie ein Lauffeuer umher, und während Jeder das seinige hinzudachte oder mit Worten hinzusetzte, wußten die Entfernteren, welche kein Wort von der Rede vernommen, alsbald, daß der ehrenwerthe Ritter von der Krone in einen Kerker geworfen, seinen reinen Glauben habe abschwören und ein Baalsdiener oder gar Katholik werden sollen, und

die Näheren zweifelten, als die Kunde wieder zu ihnen zurück erscholl, nicht im mindesten daran. Verwünschungen und Geschrei des Entsetzens wechselten mit dem Jubelgeschrei seines Namens. Man verlangte laut, er solle den Chorrock dem Volke opfern, und während er noch einwendete, daß er keinen anderen darunter trage, zupfte man schon von mehreren Seiten an dem verhaßten Symbol des geistigen Despotismus, daß der Ritter es für gerathen hielt, freiwillig ein Opfer zu bringen, das ihm, wenn er es verweigerte, abgedrungen werden möchte. Kaum hatte er den weiten Rock abgeworfen, als man von hundert Seiten darnach griff und zerrte, und in wenigen Minuten hatte die heilige Wuth der presbyterianischen Menge des ehrwürdigen Sir Alexander Tennisons Amtskleid in tausend und aber tausend Stücke zerrissen.

Dagegen erschien Robert, obgleich für den Augenblick nur in Hemdsärmeln, in der Glorie eines Märtyrers für den Glauben, und nicht minder umlagert als der heilige Bernhard, nachdem er seinen Mantel zu Kreuzen für die Pilger nach Jerusalem verschnitten hatte. Besonders drängten sich die Reiter, von denen viele seinen Vater gekannt oder unter ihm gedient hatten, an ihn heran.

Man hing ihm ein altes Parlamentsschwert mit breitem Riemen um, das einst Henderson sollte geweiht haben, man gab ihm einen Helm und laut forderte die Menge ihn auf ihr Oberst zu werden, damit das alte Regiment Fletchers von Salton wieder auflebe. So angefeuert hielt auch Roberts Enthusiasmus mit dem der Menge Schritt. Er zog ein weißes Taschentuch mit großen Blutflecken getränkt, heraus, befestigte es an eine Lanze und schwenkte, im Steigbügel erhoben, diese Standarte, daß man es weit umher sehen konnte:

„Freunde meines Vaters, Freunde der Freiheit, Freunde Englands!" rief er mit einer Stimme, die ein Schlachtgetümmel durchdrungen hätte. „Das sei fortan unsere Fahne. Englands bestes Blut röthet dies Panier, röther als das St. Georgenkreuz auf den königlichen Segeln, röther als der Purpur des Königs, roth wie die Morgenröthe englischer Freiheit, denn es ist Russels Blut!"

„Russels Blut!" wiederholte tausendstimmig die Menge, Schwüre, Gelübde, Jauchzen erfüllte die Luft. „Monmouth wartet unser," rief der Ritter, schwenkte das Banner, und gab dem Pferde die Sporen. Die Reiter zogen ihre langen Degen und folgten in gedrängten Rotten ihrem neuen Anführer,

der sie abwärts von der Stadt nach dem Punkte hinführte, wo des Herzogs langer Zug Halt machte, um besser geordnet seinen Einzug in die von Jubel erfüllte Stadt zu halten.

Die Freude glühte auf der Stirn des Herzogs, der in ritterlicher Schönheit den Huldigungen von allen Seiten nur ein halbes Ohr lieh, während das unaufhörliche Glockengeläute von den Thürmen der Stadt und nahen Dörfer, die Triumphmusik der auf erhöhten Orten aufgestellten Musikchöre, das Geschrei der Kinder ihn in verzückte Träume einwiegte. Im Kreise seines reichgeschmückten Gefolges empfing er die Schlüssel der Stadt aus den Händen von Rathsmännern, welche den Befreier Englands zum Eintritt in die protestantische, ihrer Rechte beraubte Stadt einluden, und dann mit schlauem Blick die Hoffnung ausdrückten: Monmouth werde sich nicht weigern, sich und Taunton zur ewigen Ehre, Alt-England und dem wahren Glauben zum Heil, innerhalb Tauntons Mauern seinem Gott wohlgefälligen Unternehmen die Krone aufzusetzen.

Der Herzog reichte verbindlich die Schlüssel mit der Versicherung zurück, sie könnten von keinen besseren Händen bewahrt werden. Er sei nur ins

Land gekommen, die Beschwerden abzustellen, die Papisten aus der Nähe seines Oheims zu entfernen, den Gesetzen und dem Parlamente die alten Rechte wieder zu verschaffen, und dann, wenn es ihm gelungen seine rechtmäßige Geburt zu beweisen, wolle er wieder, arm wie er gekommen, nur reicher durch die Liebe der Engländer, abziehen, wenn es der Himmel nicht anders beschlossen habe.

„Der Himmel hat es anders beschlossen," rief Fergusen, der ihm zur Linken ritt, „er hat es anders beschlossen zum Heile Englands und des protestantischen Glaubens! der Königliche Jacob von Monmouth darf nicht zurückkehren."

„Wer ein Engländer ist, läßt nicht von ihm," rief Lord Gray, und zugleich öffnete sich der Kreis, um dem heransprengenden Reiterzuge Platz zu machen. „Der Himmel hat es anders beschlossen," tönte es ringsum, und Robert Fletcher sprengte auf den Herzog zu, das seltsame Fähnlein senkend und rufend: „Willkommen mein Königlicher Herr auf Deinem englandischen Grund und Boden!"

Der Herzog schlang den Arm um den Ritter; das Uebermaas der Freude ließ ihn sogar die Lächerlichkeit in dem Aufzuge des Ankömmlings vergessen. Zu Erklärungen war keine Zeit.

„Der Anblick so vieler Freunde erhebt den Geist," sprach er Thränen im Blick, aber Robert erwiederte:

„Das ist die kleinste Zahl. Ganz England steht für Monmouth auf, und wen der Tyrann nicht in Kerker und Ketten wirft, hebt seinen englischen Arm für den englischen Monmouth!"

Dies wurde tausendstimmig bejaht, während der Zug, in welchem die Ordnung nicht mehr zu erhalten war, unter dem Schmettern der Trompeten, dem buntgeschmückten Thore, auf dessen Zinnen und Mauern Kopf an Kopf sich drängte, zuströmte. Wo jener Zug sich hinbewegte, wurde die Luft nicht leer von wirbelnden Hüten und Mützen, und die Kehlen strengten sich zu einem Geschrei an, das, die Musik selbst übertönend, keinen Laut verstehen ließ.

Doch erwartete den Befreier erst innerhalb des Thores die Hauptfeierlichkeit. Zwanzig weiß gekleidete Mädchen, Töchter angesehener Bürger und Landedelleute, bewillkommten ihn mit Blumen und Kränzen, ohne die, welche aus allen Fenstern, sogar von den Dächern, auf ihn und seine Begleiter herabfielen. Nirgends mochte aber die Theilnahme größer sein, obgleich sie minder laut sich äußerte,

als an den Fenstern eines kleinen Hauses, dessen alte Bauart es zwischen zwei thurmartigen Vorbauten versteckt hielt.

Hier stand Lady Harriet, den steinernen Mittelpfeiler des gothisch gespitzten Fensters umklammernd, und ließ keine Bewegung draußen aus dem Auge. Welche Heldenseele auch aus dem Auge leuchtete, wie auch die edle Gestalt, der feste Schritt, einen muthigen Geist verkündete, doch wechselte Purpurröthe mit Todtenblässe auf den Wangen, doch zitterten die Arme als die Massen sich durchs Thor wälzten, und als jetzt der Ruf erschallte: „Der Herzog!“ schien sie an dem Pfeiler sich festklammern zu müssen, um der Versuchung zu widerstehen, die sie reizen könnte, sich hinunter zu stürzen. Eine Dame von hohem Alter befand sich in demselben Zimmer. Gram und Jahre mochten, wie die ehrwürdigen Züge verriethen, jedes lebhafte Gefühl in der Matrone ertödtet haben, und doch drängte sich eine Thräne der Theilnahme langsam durch die grauen Augenwimpern, wenn ihr Blick auf Harriets jugendlicher Gestalt ruhte. Mehrmals breitete sie die Arme nach ihr aus, als wünsche sie die Erwartungsvolle zurückzuziehen vom Zustande einer Spannung, dem einer Folter nicht un-

ähnlich. Aber jedesmal ließ sie seufzend die Arme wieder sinken, indem sie wohl aus eigener Jugend sich erinnerte, daß die Erwartung, wenn auch die Qualen der Folter, doch zugleich die höchste Wollust umschließe.

„Theure Mistris," sagte Harriet, „der uns den Rücken zukehrt ist der Herzog?"

„Meine Augen, Mylady, sind blind für die Entfernung; doch wenn er die Bibel empfängt, welche die Stadt ihm darreichen wollte, so kann es kein anderer sein."

Monmouth, von einem reichen Mantel umwallt und einem breitkrämpigen mit dem schönsten Reiherbusch geschmückten Hute bedeckt, empfing mit huldreicher Artigkeit von einem blühenden Mädchen ein prachtvolles Exemplar der Bibel. Die Rede, welche die erröthende Schöne dabei hersagen sollte, bestehend aus einer Umschreibung der heftigen Proclamation, welche der Herzog im Sinne der presbyterianischen Fanatiker vor kurzem erlassen hatte, und die sich wenig für den reizenden Mund eines achtzehnjährigen Mädchens schickte, ging bei der Schüchternheit der Rednerin verloren. Sie hatte kaum einige Worte herausgebracht, daß der Herzog ein Vertheidiger der reinen protestantischen Kirche

sein und den Papismus ausrotten solle, als Monmouth ihr die Bibel aus der Hand nahm und sie lächelnd Ferguson übergab. „Wir werden gewiß dafür sorgen," erklärte er mit einer verbindlichen Handbewegung, welche für die Rednerin den Abschiedsgruß bedeutete, — „und Ferguson soll uns die Stellen aufschlagen, welche als Fingerzeige für uns geschrieben sind."

„Mylady!" sagte die Matrone, zu Harriet heran-tretend. „Ihr seid im Fieber. — Ihr werdet krank allein von dem Anblick. Legt Euch nur einen Augenblick auf dies Ruhebett."

„Sehr!" sagte Harriet mit einer Stimme, die den Ton der Gleichgültigkeit nachahmte. „Jetzt reichen sie ihm die Fahnen. Ein muthiges Schwesternpaar entfaltet sie weit in der Luft, Monmouths Wappen und eine Krone darüber gestickt. — Ich muß doch die Fahnen sehen."

„O Mylady," entgegnete dringend die Dame, „dahin sehn Eure Augen nicht. Ihr blickt nach einem werthen Gegenstande aus, und könnt ihn nicht finden."

Harriet wandte sich um, und stürzte der Matrone an die Brust. Ihr Busen pochte so heftig, daß die ängstlich Besorgte nach Hülfe rufen mögen,

hätte Harriet sie nicht dringend zu schweigen gebeten. Mit der ruhigen Sprache der Herzlichkeit flüsterte sie der Lady zu.

„Auch ich kannte die Liebe, so sehr die grauen Runzeln meines gelben, welken Angesichts dem zu widersprechen scheinen; ich kann daher die Blicke der Liebe von denen neugieriger Freundschaft unterscheiden. Ihr sucht einen Geliebten, theure Lady. Saht Ihr ihn?"

„Ich sah ihn noch nicht," sagte Harriet mit gezwungener Fassung sich wieder erhebend, „aber ich fürchte ihn zu sehn, eine entsetzliche Ahnung — und doch muß ich ihn sehen."

Sie eilte ans Fenster, warf nur einen Blick hinaus, aber einen Blick, der die Seeligkeit des Lebens vernichten konnte. Monmouth schwenkte die Fahne, wie es schien mit einem Gelübde. Den Hut hatte er abgeworfen und das schöne Gesicht, glühend von der Begeisterung der Freude, schaute frei umher auf den Jubel des Volkes. „Er selbst!" schrie Harriet und stürzte hinweg, der mütterlich ihrer harrenden Matrone noch einmal in den Arm.

„Du kannst Dich täuschen meine Tochter," sagte die würdige Dame. „Kenne ich zwar schon Dein Leiden nicht, doch mag die Hoffnung nicht fern sein."

„Niemals — niemals Hoffnung! — Alles — Alles hin. — Hinab, hinab! bodenlos hinab die Hoffnung wie sie hoch gestiegen war. — Täuschung, kein Leben, kein Trost, keine Hoffnung.“ —

Die Matrone hatte sie auf das Ruhebett geleitet und sich neben ihr hingesetzt, als sie mit schmerzlich ernstem Tone sprach:

„Wie hätte er so grausam sein können, seine schönste Schöpfung ins Leben zu rufen, wenn er dem Menschen nicht den Trost überall mitgeben könnten. Der Grund Eurer Schmerzen, Mylady, ist mir unbekannt, aber auch ich lernte was Elend heißt. Mein Gatte war der Oberst Lesly, unsere Ehe war der Sieg glühender Liebe über die Verhältnisse, und doch trennte Haß und Liebe unsern Herzensbund. Ich hatte gelernt den König wie den Gesalbten des Herrn verehren, indeß mein Gatte ihn als Despoten haßte. Ich mußte für das Heil des Königs und seines Hauses beten, indessen Lesly unter den Republikanern focht. Ich schenkte ihm in schmerzenvoller Geburtsstunde einen Sohn, indessen er das Todesurtheil über seinen König sprach. Ich war die Gattin eines Königsmörders, trostlos in seinem Glücke, elend in seinem Unglück. Er barg seine fluchbedeckte Stirne

in Lausanne, und als ich sein trauriges Leben aufzuheitern kam, fanden uns drei inländische Bösewichter und durchbohrten ihn, in Hoffnung des Blutlohnes, vor meinen Augen. Die Mörder leben, und ich harre seitdem auf meinen Erlöser, aber der Tod zögert noch immer die zu holen, die mit dem Leben ihre Rechnung abgeschlossen hat."

Harriet antwortete nicht, aber eine Fluth von Thränen machte der beklemmten Brust Luft. „Den ich so liebte, dem ich Alles opferte, so treulos, so verrätherisch! So verkennen, so vernichten; ein Herz zum Spiel der Lust erwählen, was für ihn sich hätte zerreißen lassen! Solcher Liebe ist alles möglich, sie kann den Todhaß versöhnen, Berge versetzen, Thäler ebnen, sie kann den Tod ins Leben wandeln, und solche Liebe wurde so gewürdigt! Würdige Frau stoßt mich von Euch — weit hinweg — ich bringe Eurem ehrlichen Namen Schande, und das Alles erfuhr ich heut — heut erst. Wo ist da Trost!"

„Wo Ihr ihn vielleicht am wenigsten sucht," erwiederte die Wittwe. „Ihr freutet Euch über den Aufstand und die Errettung Englands, oder wie sie es diesmal nennen mögen; ich wurde alt und grau unter den Wunden, die der Bürgerkrieg mei-

nem Vaterlande schlug, daß ich, unter welchem Namen er auch wiederkehrt, nur zittern kann. Sie jubeln rings umher und von allen Seiten läuft man dem jungen Monmouth zu, aber mich trieb das Herz den einzigen Schmerzenssohn in die Reihen seines Königs zu senden, wo er nun bald vielleicht fechten muß mit den nächsten Blutsfreunden. Sehr, der Jubel und die Vorausſicht zerreißt das Herz der alten Frau, und doch bin ich nicht ohne Hoffnung, denn ich weiß, daß mein beſter Troſt nahe iſt, die Erlöſung von allem Erdenübel."

Harriet hatte in der Heftigkeit ihres Schmerzes nur bruchſtückweiſe die Rede der Matrone mit angehört. Sie ſtand auf: „Troſt, Troſt, ich will, auch ich werde ihn finden — wahrhaftig — ich war voreilig, würdige Frau — gewiß es iſt nicht ſo ſchlimm als Ihr dachtet, auch vielleicht als ich ſagte. — Was that er denn anders, als was jeder Mann dieſer Zeit ſich erlaubt, und alle minder berechtigt als er! — Ich nannte doch keinen Namen? — Er iſt kein Verräther, gewiß nicht" —

Ihr fieberartiges Selbſtgeſpräch wurde hier durch das lauter werdende Getümmel draußen unterbrochen. Als Monmouth die Fahne geſchwenkt hatte, und die Krone über ſeinem Wappen ſich entfaltete,

durchdrang ein lautes Freudengeschrei die Luft. „Ein Omen des Himmels!“ rief man und der alte Ruf: „Der Himmel hat es beschlossen!“ erneute sich, während das entfernter stehende Volk den Ruf der vordern nachmurmelte: „Die Krone schwebt über seinem Haupte!“ Ferguson, hielt die Bibel aufgeschlagen empor, mit lauter Stimme verkündend:

„Es ist des Himmels Wille, hier steht es geschrieben: Am Morgen um diese Zeit will ich einen Mann zu Dir senden aus dem Lande Benjamin, den sollt Du zum Könige salben über mein Volk Israel, daß er mein Volk erlöse von der Hand der Götzendiener. Denn ich habe mein Volk angesehen, und sein Geschrei ist vor mich kommen.“

Monmouth blickte zu Ferguson um, und fragte: „Was willst Du Samuel Ferguson?“

Ferguson aber las weiter: „Da nun Samuel den Saul ansahe, antwortete ihm der Herr: Siehe, das ist der Mann, da ich dir von gesagt habe, daß er über mein Volk herrsche.“

Ein Moment der Stille herrschte bis Ferguson, die Arme emporstreckend, ausrief: „Wer wollte zweifeln, an dem Wink des Himmels, wer wollte lästern gegen Jehovas Wort!“

Während Monmouth den Blick zur Erde senkte, nahm der Geistliche einen vollen Kranz aus der Hand einer Jungfrau und drückte ihn auf das Haupt des Herzogs mit den Worten: „Der Gott Jehova erwählte ihn zum König des protestantischen Englands, der Gott Israels schütze den protestantischen Jacob von England.“

„Monmouth, König von England!“ wiederholte die vom Jubel berauschte Menge. Die Mützen, die Tücher flogen noch einmal, kein Auge blieb trocken. Monmouth selbst weinte Thränen der Rührung. Nur die Ritter und Officiere aus seiner nächsten Umgebung blieben zurück, und sahen sich mit zweifelhaften Blicken an. Umsonst winkte Ferguson ihnen zornig, umsonst ritt er an Lord Gray und flüsterte ihm zu: „Beginnt!“ aber Lord Gray zuckte die Achseln und blickte fragend auf die Andern. Da drängte sich Robert Fletcher ungestüm hindurch bis vor den Herzog, sprang vom Pferde, beugte vor ihm das Knie und ließ sein blutiges Banner in der Luft flattern:

„Jacob von York,“ rief er mit lauter Stimme, „hat die Grundgesetze des Reichs gebrochen, darum hat Jacob von York die Krone verwirkt. Jacob von Monmouth, der nächste Erbe, Jacob von

Monmouth, dem protestantischen Gotte Englands vertrauend, ist mit hundert Mann zum „Schutz der Gesetze" gegen einen König mit vierzig Tausenden „zum Schutz der Ungerechtigkeit" nach England gekommen, und die Heerführer der vierzig Tausende sind vor den Hundert geflohen; daran erkenne ich die Hand des Himmels, welche Englands Krone in die Hand des protestantischen Thronfolgers gelegt hat, darum huldige ich vor dem Angesicht des Himmels und des protestantischen Englands meinem Könige Jacob von Monmouth!"

Roberts Stimme drang weit durch die Kriegsschaaren, Ritter, Edelleute und Officiere drängten herzu, und stürzten auf die Knie, ja auf dem ganzen Marktplatz kniete das Volk nieder, so weit es der Raum zuließ. Dieses Schauspiel erblickte Harriet; sie hörte den aus weiter Ferne wiederhallenden Ruf: „Heil dem Könige Jacob von Monmouth!" und die gesunkenen Geister hoben sich wieder in ihr. Der Busen schlug stärker, aber es waren nicht mehr die Wallungen des Schmerzes, die Brust war freier geworden und die Seele Harriets leuchtete wieder aus den klaren Augen.

Draußen war eine feierliche Stille eingetreten. Frauen und Mädchen bewegten nicht die Tücher

vom Geſicht, und ſelbſt alte presbyterianiſche Krieger wiſchten die grauen Augenwimpern mit den rauhen Händen. Auch Monmouth kämpfte lange mit der ihn überwältigenden Rührung bis er Worte fand.

„Meine treuen engliſchen Freunde,“ ſagte er mit einer Stimme, die ſelbſt aus dem Herzen kam, „ſo wahr ich Eure Sprache rede, ſo wahr mich ein engliſcher Vater zeugte, eine engliſche Mutter gebar, ſo wahr ich Euren Glauben theile, ich will ein Engländer ſein, und als Engländer Euch regieren. Englands Ehre und Englands Glück ſeinen, wenn der Himmel mir Sieg gewährt, mein einziges Ziel ſein, und mein ſchönſter Ruhm, wenn Ihr mich den Vater meines Volkes nennt.“

Er ſprang vom Pferde, und reichte die Hand ſeinen Getreuen, den Bürgern umher; in der allgemeinen Rührung vermochte man nicht mehr der Freude in Worten Luft zu machen. Harriet ſtürzte auf die Knie und faltete die Hände zu einem ſtummen Gebete.

„Er iſt mein König, er iſt Englands König!“ rief ſie dann raſch aufſpringend, und fiel der Matrone um den Hals. „Was iſt Entſagung der egoiſtiſchen Lebensfreude gegen einen ſolchen Mo-

ment? Theure Mistris, vergeßt Alles, was ich ſprach, es war die Rede des Wahnſinns. Der Troſt iſt gefunden.“

Der Zug wogte langſam in die Hauptkirche, welche die Menge der Theilnehmenden nicht zu faſſen vermochte, als mehrere Geiſtliche dort den Herzog als Gottgeſandten empfingen. Noch an demſelben Tage folgte die feierliche Proclamation, in welcher Monmouth den Königstitel annahm. Die Stunden bis zum Abende verfloſſen in Unruhe. Die Krieger, deren Menge die Häuſer der kleinen Stadt nicht zu faſſen vermochten, lagerten auf den Straßen, aber bei der freigebigen Bewirthung von Seiten der Bürger gewann es eher den Anſchein eines öffentlichen Feſttages als den, einer von feindlichen Kriegern beſetzten Stadt. Mit dem Abend begannen die Feuerwerke, Freuden- und Signalfeuer brannten auf den Bergen ringsum, und die vor wenig Wochen noch geächtet im Auslande umherirrenden Anhänger der Freiheit glänzten jetzt als vergötterte Helden auf dem Balle, welchen Tauntons Bürger dem neuen Könige mit dem Aufwand aller Kräfte gaben.

Trelawny war es erſt ſpät gelungen, durch das Gedränge in die Stadt zu kommen, und erſt am

Abend fand er die Lady in ihrer Verborgenheit auf. Ihn begleitete Robert Fletcher. Blaß und doch schöner, als Beide sie je gesehn, fanden sie die Lady auf dem Ruhebett sitzend. Sie hieß die Eintretenden sanft willkommen. Dem gewandten Trelawny versagte die Sprache und er senkte gern den Blick als Harriet ihn der Anrede überhob.

„Der bittere Kelch ist geleert; es war eine Arznei Trelawny, so bitter als selbst Du sie nicht zu brauen vermocht, und es blieb doch kein Tropfen übrig, den Du mir nachschenken könntest. — — Entschuldige Dich nicht; Deinen Antheil an der Schuld verzeihe ich Dir, denn auch der Wahn, von Monmouth geliebt zu werden, war ein Glück!"

„Bei allem, was heilig ist," fuhr Robert Fletcher dazwischen, „er liebt Euch noch, er wird Euch als König lieben, Ihr seid die Königin seines Herzens, und die Krone theilte er mit Harriet Wentworth, könnte er den ältern Bund mit der Erbin von Buccleugh zerreißen."

„Mylady," sagte jetzt Trelawny, noch immer gesenkten Blickes. „Es war ein kirchliches Band, das Euch an ihn fesselte, in Monmouths Sinn das einzig ächte, da er, kaum willensmächtig, jener

Erbin die Hand reichen mußte, und es ließe ſich zur Beruhigung Eures Gewiſſens beweiſen —"

„Was beweiſen!" herrſchte die Lady ihn an, ſich ſtolz erhebend. „Mich kümmern dieſe Formen nicht, nach denen meine kleinmüthigen Freunde ängſtlich für mich ſuchen mögen. Er liebte mich, das genügt mir. Die Luſt des Vaterlandes, ſein ächter König, der große Mann, deß Bruſt überreich an Adel, Kühnheit, Liebe iſt, ſo reich, daß ein Weib, ſollte es ſeine ganze Liebe faſſen, wahnſinnig würde, der Mann hat mir einen Theil ſeiner Liebe geſchenkt, das iſt für mich genug, und Euch und der Welt erlaube ich von mir zu denken, wie alle die Geſetze gebieten, denen Euer Geiſt Gehorſam ſchwor."

„Noch weiß Monmouth nichts von Eurem Hierſein," ſagte Robert. „Darf ich Euren Namen ihm nennen, die Freude des heutigen Tages durch neue Freude zum Nichts zu machen?"

„So wahr Euch Monmouth, England, Eure Geliebte werth ſind, er darf es nicht erfahren, — ich ſehe ihn nicht wieder." Sie hielt plötzlich inne, als habe ſie zu viel verrathen, dann fuhr ſie fort: „Den Befreier ſeines Vaterlandes darf keine Rückſicht auf der Bahn der Glorie hemmen. Er ſoll

nicht wissen, daß ich hier bin, daß ich hier war, nennt auch niemals meinen Namen. Aber, Ritter, Euch gebe ich den theuersten Auftrag meines Lebens: Ihr, der Ihr heut zuerst gewagt, den heißen Wunsch Englands auszusprechen, seid auch fortan sein Hort und Schutz in der Schlacht. Von Robert Fletcher, von Saltons Sohn fordere ich Monmouths Leben."

Sie reichte ihm die Hand zum Kuß und befahl Trelawny alles zum Aufbruch bereit zu halten, da sie noch diese Nacht Taunton verlassen wolle.

Siebentes Capitel.

Zur Sanftmuth war allein sein Herz geschaffen.
Byron Corsar.

Monmouths Heer wuchs mit jedem Tage, ja der Zulauf des niederen Volkes war so groß, daß er Tausende aus Mangel an Waffen wieder zurückschicken mußte. Rasch drang er, überall als Sieger mit Festen und Lustbarkeiten empfangen, und als König ausgerufen, bis Bridgewater, Wells und Frome vor, und Feversham, wenig der Miliz der Grafschaften vertrauend, wich auf allen Punkten vor den Insurgenten. Aber wie auch die Feuertöpfe des Heeres drängten, er solle die günstigen Augenblicke nicht verstreichen lassen, und, vertrauend dem protestantischen Feuereifer seiner Leute, einen Hauptangriff wagen, so siegten doch die Rücksichten des Feldherrn über den Drang des Ehrgeizes. Monmouth hatte als Generalissimus des Königreiches, er hatte als glücklicher Feldherr in Schott-

land das Uebergewicht eines disciplinirten Heeres über zusammengelaufene Haufen zu sehr schätzen gelernt, um Alles in dem Augenblicke aufs Spiel zu setzen, wo noch so wenige bedeutende Männer sich für ihn erklärt hatten.

Die Veteranen der Republik, die finstern Schaaren der presbyterianischen Eiferer, aus denen die Mehrzahl seines Heeres bestand, murrten, daß die heilige Sache Israels durch weltliche Feste aufgehalten werde, daß der Gottgesandte sich nicht entblöde in jeder Stadt zu tanzen, und die feurigen Republikaner lagen ihn fortwährend an, durch eine entscheidende That sein Recht zu bewähren. Monmouth gab ausweichende Erklärungen, er versammelte selten seine Officiere zum gemeinsamen Rathe, dagegen wohnte er den Exercierübungen bei, hörte, die Bibel in der Hand, in den abgeschlossenen Zusammenkünften der presbyterianischen Parteien den Predigern derselben aufmerksam zu, und tanzte bis in die späte Nacht auf den Stadtbällen. Wer ihn genauer beobachtete, mochte darin die Absicht lesen, beunruhigende Gedanken zu verscheuchen, die Menge sah darin das feste Vertrauen auf den Sieg.

Als Robert von einem Streifzuge nach der Walliser Grenze eines Tages heimkehrte, fand er

das Heer im Rückzuge begriffen. Unmuthig gab er dem Rappen die Sporen, um, seiner Schaar voraustrabend, den Herzog einzuholen. Er fand ihn, wie er auf einem Hügel Kriegsrath hielt, von den ausgezeichnetern Anhängern und solchen Männern, welche besonders das Vertrauen ihrer Partei besaßen, umgeben. Churchill und Feversham waren an der Spitze von dreitausend wohlgeübter Truppen im Anmarsch und es galt die Entscheidung, ob man vor ihnen stehen, oder in die Gebirge von Kornwallis sich zurückziehn solle? Monmouth stand, beide Hände auf den mit der Spitze in den Boden gesteckten Degen gestützt, und hörte die Meinungen an. Lord Gray hatte eben mit der Beredsamkeit der Furcht alle Gründe für das Weichen auseinandergesetzt, welche indessen sämmtlich darauf hinausliefen, daß noch kein Großer des Reichs sich dem neuen Könige angeschlossen, sowie, daß, ob dies schon sehr versteckt gesagt wurde, wenn die Schlacht unglücklich ausfiele, an keine Begnadigung zu denken, die Flucht in der ebenen Gegend aber gefährlicher als in den Bergen sei.

Ein grauer Presbyterianer, den Robert noch nicht im Heere gesehen, der alte Sandy, hatte, da

er vor kurzem eine bedeutende Schaar Nachbarn und Glaubensgenossen Monmouth zugeführt, einen Platz im Rathe erhalten. Ingrimmig hatte er, den Kopf bedeckt, dem Redner zugehört, und bohrte jetzt die Hellebarde in die Erde, indem er die Rechte gen Himmel ausstreckte:

„Wende von mir die Schmach, die ich scheue, denn Deine Rechte sind lieblich! Herr, laß mir Deine Gnade wiederfahren, Deine Hülfe nach Deinem Wort, daß ich antworten möge meinem Lästerer. Hat der Herr darum Wunder gethan und seinen Gesandten ausgeschickt über die Meere, hat er darum in vier Tagen ein Heer wachsen lassen, hat er Dich darum gekennt, Jacob von Monmouth, daß Du Dich verkriechen sollst in Höhlen und Schluchten? Mit des Esels Kinnbacken schlug Simson die Philister zu tausenden und David tödtete den Goliath mit der Schleuder, und bei uns soll Zittern und Zähneklappen sein, weil dreitausend Baalsdiener anrücken gegen das Volk Israel? Ich sage Dir, Jacob von Monmouth, wenn Du hören willst auf die Worte der Hoffärtigen und nicht auf die Worte des Herrn, so wird der Glanz Deiner Krone von der Dauer

des Irrlichts sein, das den Wanderer in den Sumpf lockt."

Misbilligend sahen die Meisten den Redner an, und Gray nahm wieder das Wort: „Die Bauern aus dem Westen fürchten sich vor der Rache, deren ihre paar Hufen Acker ausgesetzt sind, wenn wir uns in die Gebirge ziehn; als ob das Wohl von Englands Königreich darauf begründet wäre, daß man zwölf Bauern keine Rüben stiehlt."

Der aufgebrachte Wirth rief dagegen: „Ich rede von Deinen Zeugnissen vor Königen und schäme mich nicht, und habe Lust an Deinen Geboten auch wenn mich die Mächtigen darum verschlingen wollten. Es ging allemal übel, wenn sich die Reichen und Großen wollten eindrängen und das Wort führen, wo es des Herren Sache galt. Feigheit und Mammon sind Deine Götzen, Lord Gray, darum weiche von der Schaar der Gerechten. Willst Du aber siegen, Monmouth, so mußt Du ganz vertrauen auf die Schaar derer, die nur Gott vertraun. Heut stehe ich und meine Kinder und Brüder neben Dir, aber damals bei der Bothwell-Brücke standen wir Dir gegenüber, erinnere Dich des Tages und gedenke, daß die Zeit gekommen, wo Du die Schmach tilgen magst."

Monmouth blickte unschlüssig umher und redete von Stimmen sammeln, als Robert Fletcher mit gewohntem Ungestüm in den Kreis trat.

„Stimmen sammeln!“ rief er. „Stimmen sammeln wozu? Ob wir erklären wollen feige Memmen zu sein, eben so thörig als feig, etwas unternommen zu haben, wozu wir nicht die Kraft besaßen, jammervolle Buben, die vorm Anblick eines rothen Rockes laufen, oder ob wir uns unserer Haut wehren sollen, wo nur die Wahl frei steht in der Schlacht zu siegen oder uns vom Büttel auf die Schlachtbank schleifen zu lassen? Jacob von Monmouth, Sieger bei Bothwellbrück, Jacob Stuart, König Jacob! und Du sinnest auch nur einen Augenblick was zu thun? Sechstausend Engländer stehn bereit auf Deinen Wink, ganz England hofft auf Dich, ganz England ist verloren, wenn diesmal nichts geschieht, die Jesuiten kriechen umher, die Spione lauern, die Büttel wetzen die Schwerter und drehen die Stricke, die Parlamente werden mit Füßen getreten, und Du zauderst und zagst eine Secunde, weil dreitausend Mann drüben commandirt sind auf uns zu schießen, wenn wir sie angreifen! Jetzt oder nie; mit Füßen den Drachen getreten, ehe er schwillt und Kräfte bekommt

vom Blute, jetzt oder nie für Englands Freiheit, jetzt oder nie für Deine ächte Geburt gestritten, wenn Du ein ächter Stuart bist."

Die Mehrzahl gab ihren Beifall zu erkennen, Lord Gray wich in den Hintergrund, eine Fanfare verkündete Monmouths Entschluß, dem protestantischen Könige wurde ein Lebehoch gebracht, und der Herzog begab sich mit Gefolge und Hauptleuten in das am Fuß des Hügels befindliche Schloß, wo der Friedensrichter Sir Thomas Powle, blasser und verlegener als je bei einer Gelegenheit, den Sohn seines königlichen Herrn bewillkommte. Auf Monmouths Stirne lagerte eine Wolke, welche selbst der Eifer und die Anhänglichkeit seiner Getreuen nicht zu verscheuchen vermocht hatte. Doch erheiterte den leicht Bewegten der possirliche Anblick des beängstigten Friedensrichters.

„Durchlauchtigster Herr," stotterte Sir Thomas aus der gebeugten Stellung hervor, „ich bin ein schlichter Landedelmann — wenig bekannt mit dem was im Königreiche vorgeht und mit der Ehre, die allen Prinzen des Königlichen Hauses gebührt. — Weiß ich doch selbst nicht recht, wer König im Lande ist — ich habe durchaus ein loyales Blut — und wo ich einen König weiß — habe ich alle

Ehrfurcht — wie vor jeder Obrigkeit — nur in diesen schwierigen Zeiten, wo, was legitim ist, für einen Landbeamten so schwer zu unterscheiden fällt — werde ich aber zu jeder Zeit, was mir befohlen ist ohne Anfrage — und es steht in dieser Rücksicht vor dem siegreichen königlichen Herrscher von Albion zu jeder Zeit — "

„Euer Pferdestall offen," unterbrach ihn Monmouth, der mit einer kleinen Schadenfreude bis jetzt den würdigen Beamten seine verwirrte Rede hatte ausspinnen lassen. „Gewiß, theurer Sir, ich kenne Eure Anhänglichkeit an meine Person. Erinnert Ihr Euch noch Sir Robert Fletcher," sprach er zu diesem umgewandt, „wie uns der würdige Sir Thomas mit einander bekannt zu machen die Güte hatte. Damals und jetzt! — Es hat sich vieles verändert. Der gute Thomas Armstrong büßte seine Anhänglichkeit mit dem Leben."

„Durchlauchtigster," sagte der gepeinigte Friedensrichter, „ich habe keinen Antheil" — und wollte hinzusetzen „an seinem Tode," aber Monmouth ergänzte die Rede anders.

„An seiner Anhänglichkeit für mich. Nein, Sir Thomas, deshalb werdet Ihr nie an den Galgen kommen."

Jemand aus dem Gefolge flüſterte dem Herzog zu, doch ſo, daß es der zitternde Powle verſtehen konnte, der Friedensrichter gelte für einen der eifrigſten Torys in der Gegend, er habe die Proclamationen gegen Monmouth verbreitet, ſtehe noch in geheimem Verkehr mit den Feinden, und ſolle, nach Ausſage der Landleute, ſogar jetzt Spione und Agenten bei ſich beherbergen.

„Hört Sir Thomas," ſagte Monmouth, „wie man Euch verläumdet. Der Mann, der es ſagt, gilt für einen der nie etwas Unwahres berichtet, und wie ſchlimm ſtünde es um meinen Freund, wüßte ich nicht, daß Ihr mich ſo innig liebt, wie ich mich nur ſelbſt lieben kann."

Der Friedensrichter ſtotterte unarticulirte Töne, indeſſen ward nicht ohne Geräuſch und Widerſtreben von ſeiner Seite ein Mann herbeigeſchleppt, auf den alle Anzeichen eines Spions trafen, und in dem die meiſten ſogleich den Oberſten Rumſey erkannten. Er war in Powles Schlafcabinet gefunden worden, ſeine Briefſchaften zeugten gegen ihn und den Friedensrichter, und der ſtarre Blick aus dem verwilderten Geſichte des Oberſten, verrieth, daß er ſelbſt auf keine Gnade hoffe. Von allen Seiten verlangte man den Tod des Böſe-

wichts, deſſen Verrath das Blut der heiligen Märtyrer gekoſtet habe. Monmouth ſchauderte zuſammen, als er ihn erblickte und wandte ſich ab.

„Fletcher, was meint Ihr?" fragte er dieſen.

„Ob ich ihn ſchon möchte hängen ſehn? Darf ich doch nicht Richter ſein, da er mir einſt hier durch ſeine Fürſprache beim Herzog von Monmouth die Freiheit verſchaffte."

„So ſei um dieſen Dienſt ihm vergeben," ſagte Monmouth ohne ſich umzublicken. „Er verſchaffte mir Eure Dienſte und Eure Freundſchaft, darum laßt ihn frei, aber nie ſoll er mir wieder vor Augen treten." Er winkte mit der Hand, als ſcheue er ſich noch einmal den Mann anzuſehen und Rumſey wurde abgeführt und entlaſſen nicht ohne große Mißbilligung der Mehrzahl, welche darüber zu ſprechen hatte.

Ein fröhliches Nachtgelag zeigte Monmouth als den liebenswürdigen Mann, der ſelbſt in der Nähe der Gefahr ſeinen angebornen Character nicht verleugnen konnte. Robert mochte weder eſſen noch ſchlafen; Wein und Unruhe trieben ihn aus dem Schlafgemach in den Park, wo er zu ſeiner Verwunderung auch den Herzog antraf, der ſinnend auf einer vom Monde erleuchteten Anhöhe auf und

abging. Er bemerkte den Ritter, legte seine Hand auf dessen Schulter und beide standen schweigend mehrere Minuten, bis Monmouth anhub:

„Robert, ob es zu verantworten ist, für ein ungewisses Recht, vielleicht nur für den Schatten davon, so Vieler Blut aufs Spiel zu setzen! — Könnte es ohne Blut entschieden werden, ja dann! — Aber daß Alle, die Gedanken haben und keine, auf mich, wie den Vertreter ihres Gewissens bauen, daß ich sie alle, alle vertreten soll vor dem Richter und doch nicht weiß, ob es Ehrgeiz war, oder Liebe zum Vaterlande die mehr trieb."

„Dergleichen vernünftige Betrachtungen," entgegnete Robert, „würden sehr ernstlich und schön klingen, wenn Ew. Hoheit sie vor der Invasion angestellt hätten, jetzt vor der Schlacht möchten sie Manchem ganz unwürdig des berühmten ritterlichen Monmouth dünken."

„Mephistophilus!" sagte Monmouth. „Hatte ich Zeit zum Denken, als ich verfolgt, vertrieben, die letzte Zuflucht in der Barke fand, die mich nach England trug?"

„Liefert Euch und die gefundene Majestät an York aus, er schlägt Euch den Kopf ab und

der Zweifel iſt gehoben, ob Monmouth für ſeines Volkes Wohl den letzten Kampf wagen ſoll."

„Dir, Robert," ſagte Monmouth, „iſt es doch, bei Lichte betrachtet, nur darum zu thun, einmal an der Spitze einer Küraſſierſchwadron einzuhauen; Du willſt als Cavalier und Sieger durch Londons Straßen trottiren, um Herz und Hand Deiner ſchönen Erbin ohne Dir etwas zu vergeben mit Bequemlichkeit abzulangen. Oder verlangt Dich ſo erſtaunlich nach dem Pſalmengeſange, und daß die Londoner Butterhändler ihren Lordmayor frei ausſchreien können?"

„Die Menge wird mitgezogen," entgegnete Robert, „aber wer die träge Maſſe einmal in Bewegung gebracht und ſie dann nicht benutzt, verdient nicht, daß ein Mann für ihn etwas thut."

„Spotte nur zu. Ich wünſchte, ich wandelte jetzt im Park einer reizenden Villa Südfrankreichs, angehaucht von der milden Luft jenes Clima's, von den Düften der Sträucher und Blumen an Harriets Hand, und der ärgerliche Bürgerzwiſt wäre weit aus unſerm Geſichtskreiſe im nordiſchen Nebel verſchwunden."

„Und Ihr glaubt, Hoheit, die hochherzige Frau, die in Euch ihr Vaterland, Freiheit, Gott, alles

was heilig iſt, verehrt, würde mit Euch unter den Orangenblüthen ſchwelgen, indeſſen Ihr alles vergeßt, was Euch zum Mann erhoben hat und Ehre giebt. Sie verachtete Euch.

Monmouth ſchwieg einige Minuten. „Ich wünſchte ſie wäre hier, und doch fürchte ich den Moment des Wiederſehens.“

„Seid König,“ rief Robert Fletcher, „und die Begeiſterte dankt dem Könige, dem Befreier Englands für daſſelbe Unrecht, wegen deſſen ſie dem Verzweifelnden fluchen würde.“

Monmouth drückte raſch und heftig die Hand des Freundes und eilte in das Schloß zurück. Robert, zu aufgeregt, wandelte noch geraume Zeit durch die wunderlich friſirten Taxushecken des Gartens, bis ihn ein Geräuſch in ſeiner Nähe aufſchreckte. Ein Menſch, ſchwer mit Gepäck beladen, war, da er, um Robert in dem großen Wege zu vermeiden, über umzäunte Beete ſpringen wollte, hingefallen, der Ritter, welcher Verrath vermuthete, war auf ihn zugeſprungen, ehe er noch aufſtehen konnte, und erblickte zu ſeiner Verwunderung den Leibdiener des Lord Gray, in deſſen Geſicht ſich Schrecken malte. Auf die Frage, was er beabſichtige, antwortete er erſt nachdem Robert heftige Drohungen hinzuge-

fügt, er solle das Gepäck seinem Herrn nachtragen. Robert, um keine Zeit durch Fragen zu verlieren, ließ sich von ihm, indem er ihn fest am Kragen hielt, nach dem bestellten Orte hinführen. Ehe er aber noch den Platz, wo zwei Pferde am Gartenzaun angebunden, wieherten, erreichte, tönte ihm ein heftiger Wortwechsel entgegen, der ihn, insoweit Verrath im Spiele war, dahin beruhigte, daß er bereits entdeckt sei.

Lord Gray im Handgemenge mit einigen Männern aus Monmouths Heere, suchte mit leiser Stimme diese zu beruhigen. Allein der alte Sandy rief: „Das hilft dem Verräther nichts, er muß zum Herzog zurück," und als Robert hinzutrat, erfuhr er, daß Gray, geständig die Flucht zu ergreifen, von ihnen ertappt worden.

„Sir Robert," sagte dieser, „ein Ritter und Edelmann darf keinen andern in den Händen der Bauern sehn. Befreit mich, ich beschwöre Euch."

„Ein Ritter, Lord Gray," fuhr ihn Robert an, „der sein Heil in der Flucht sucht."

„Ich hatte Gründe dazu. Die Buben haben mir ein Geständniß abgepreßt, ich bitte Euch um Alles in der Welt macht mich nur jetzt frei."

„Bindet ihn, wenn die Memme nicht mit will,"

befahl Robert, „und führt ihn vor den König, der noch wach ist."

„Sir!" knirschte der Lord. „Ihr seid mein Untergebener, ich commandire die Cavallerie, zu der auch Eure hundert Mann, die Ihr Regiment nennt, gehören."

„Wir würden auch ohne Befehl eines Cavaliers wissen, was wir zu thun haben mit den Abtrünnigen," sagte Sandy, und befestigte in Beistand des Sohnes und eines kecken jungen Burschen, den er Schwiegersohn nannte, die Hände des Lords auf dessen Rücken.

„Sir Robert, seht Ihr nicht wie die Bauern Euch und mich höhnen?" rief der sich sträubende Lord.

„Tod und Hölle!" schnaubte der Ritter. „Mich und Euch in eine Classe zu stellen. Ich verachte Euch eben so sehr, als mir diese heuchlerischen Sectirer zuwider sind, und finde daß Eure Feigheit bei ihrer Narrheit in der besten Gesellschaft ist."

„Nicht ungerächt sollt Ihr das gesagt haben," murmelte drohend der Gefangene, während Robert lachte. Das Schloß wurde allarmirt, und Monmouth von dem Vorfall unterrichtet. Als Robert

auf Einsetzung eines Kriegsgerichts drang, erklärte der Herzog die Untersuchung allein übernehmen zu wollen, und verschloß sich mit Lord Gray in seinem Zimmer.

Die presbyterianische Schaar, für deren Anführer der alte Sandy galt, stimmte darauf unfern dem Schloßflügel, wo Roberts Zimmer lag, einen Lobgesang an, der ihm erst am Morgen wenige Augenblicke Schlaf vergönnte, denn schon früh trieb das Signal zur allgemeinen Musterung hinaus. Er hatte schon sonst manchen Aerger beim Exerciren der Reiter gehabt, welche, zu den strengeren Sectirern gehörend, es als halbe Sünde betrachteten den Befehlen eines weltlichen Mannes zu gehorchen. Verdrießlich über die Vorgänge der Nacht, glaubte er bei Einigen Trotz und Widersetzlichkeit zu finden, weshalb er eine Strafrede hielt, die er später sehr geneigt war, nur dem Aerger über den versäumten Schlaf zuzuschreiben. Jetzt aber rief ihn eine Ordonanz zur Berathung der Anführer. Er sprang von seinem Rappen und eilte nach dem Hügel, wo jene bereits um Monmouth versammelt standen.

„Wie erstaunte er indessen, als sein erster Blick auf Lord Gray fiel, umgethan mit Monmouths

Feldzeichen und allen Insignien als Oberanführer der Reiterei. Noch größer wurde die Verwunderung als Monmouth ihm mit der Nachricht entgegentrat, wie auf erhaltene Kunde, daß der Feind bei Sedgemoor unvortheilhaft gelagert stände, beschlossen sey, die ganze Cavallerie solle unter Gray zum Recognosciren ausrücken. Er möge sich bereit halten den Befehlen des Lord zu folgen.

Robert blickte zuerst den Herzog, dann vernichtend den Lord an.

Monmouth bemerkte es, und sagte lächelnd: „Laßt Euch den kleinen Vorfall von gestern nicht irre machen. Es ist alles ausgeglichen."

„Was ausgeglichen, die Feigheit, die Schande, der Verrath des Buben, der Euch verlassen wollte in der Stunde der Gefahr!" sagte Robert zum Herzog der ihn bei Seite gezogen.

„Er hat es eingestanden, und um Verzeihung gebeten. Wir sind alle Menschen, und die Schwäche überschleicht uns oft, wenn wir uns am stärksten dünken."

„Verziehen," sagte Robert, „gut, denn die Memme ist nicht werth ausgepeitscht zu werden. Aber seid Ihr wahnsinnig ihm das Commando zu lassen?"

„Er ist ein alter Freund," beschwichtigte ihn der Herzog, „auch wäre seine Bestrafung thörig, da von seinem Beitritt die Geneigtheit einer großen Partei abhängt."

„Himmel und Hölle!" brauste der Ritter, „und ich soll die Befehle der Memme annehmen? Nimmermehr, und stülptet Ihr ihm den Herzoghut und die neue Krone auf seinen leeren Kopf, Fletcher von Salton gehorcht ihm nicht."

„Werther Sir Robert Fletcher," sagte der Herzog mit lächelndem Blicke, „trügt Ihr das bewußte Schwert des alten Fletcher von Salton, so müßte freilich Lord Gray dem Repräsentanten des renomirten Republicanerobersten nachstehn, da aber, wie Ihr wohl wißt, die zarte Miß Anna Euch diesen Degen aufbewahrt, so werdet Ihr diesmal schon nachgiebig sein."

Der Herzog drehte sich um, man redete Fletcher zu, in so dringendem Momente sich der Bestimmung zu fügen, und, den Grimm verbeißend, steckte er heftig seinen Degen mit den Worten ein: „Ich will." In dem Augenblicke wurde die Nachricht gebracht, es zeige sich ein feindliches Piquet, und Robert war froh, daß Grays erster Befehl

an ihn dahin ging, mit seinen Reitern dasselbe schnell anzugreifen, und wenn es möglich einzufangen.

Die Trompeter bliesen schon zum Aufsitzen, als er zum Plaz kam, wo seine Reiter standen. Alles stieg in Hast auf die Pferde. Er suchte nach seinem Rappen und warf sich auf einen fremden, was er jedoch erst gewahr wurde, als er bereits zum Commandiren vor die Fronte sprengte. Der Eigenthümer dieses Rappen, ein stämmiger Pachter, welchen Sandy seinen Schwiegersohn nannte, und der sich von je als das Haupt der Unzufriedenen unter Roberts Schaar gezeigt hatte, stürzte aber auf ihn los, und faßte sein Pferd am Zügel.

„Es ist mein Pferd, mein eigenes Pferd," schrie er. „Da läuft das Cavalierpferd, warum giebt der Cavalier nicht besser Achtung."

„Schurke laß los!" rief der ergrimmte Hauptmann, „jetzt ist keine Zeit zum Tauschen."

„Auch keine Zeit zum Pferderauben," entgegnete der trozige Freisaß. „Auf meinem guten Pferde soll kein Cavalier sitzen."

„Das für Dich!" schrie Robert, indem er ihm

mit dem Degenknopf vor den Kopf stieß. „Losgelassen.

„Abgestiegen!“ schrie der andere und griff, den Zügel loslassend, nach der Brust des Ritters, um ihn herunter zu reißen. Er riß ihm jedoch nur die Schärpe ab. Robert, so frei geworden, schäumend und unfähig ein Wort zu sprechen, griff nach den Pistolen. Eine herauszieh'n, spannen und losdrücken war das Werk eines Momentes. Durch den Kopf geschossen fiel der trotzige Yeoman todt zu Boden.

Ein Augenblick des Schweigens folgte. Dann ging ein dumpfes Gemurmel durch die Reiterschaar. „Ein ungeheurer Frevel!“ rief man. „Er hat einen Heiligen umgebracht!“ Robert wollte commandiren zum Aufbruch, aber er mußte bemerken, daß jeder Versuch fruchtlos ausfallen würde. Die Reiter zogen ihre langen Schwerter, aber nicht, ihm Folge zu leisten, sondern im Rachegefühl für ihren getödteten Kampfgenossen. Da wandte der Ritter das Pferd, Monmouth Rechenschaft abzulegen.

Schon auf halbem Wege kam ihm dieser mit seiner Suite entgegen. Die That war so öffentlich geschehen, von allen Seiten erhob sich die Anklage gegen den Ritter, der alte Sandy trat wie ein ergrimmter

Volkstribun mit eisernem Willen vor Monmouth, indem jedes seiner Worte ein hundertfältiges Echo fand, daß der Herzog genöthigt war, sogleich über ihn Gericht halten zu lassen. Es schloß sich ein Kreis der Angesehensten, unter denen diesmal aber die strengsten Presbyterianer die Oberhand hatten, und Robert Fletcher lenkte sein Pferd auf dem Felde umher in einsamem Trotz, er, der gefeierte Ritter, jetzt von allen gemieden.

Lebhaft wurde gestritten, die feindlich gesinnten Presbyterianer fanden eine Stütze an Lord Gray, welcher beredt darzustellen wußte, wie das ganze Unternehmen auf der Schärfe einer Messerschneide stehe, wenn ein Hitzkopf wie Robert Fletcher länger im Heere bleibe, und selbst die günstiger Gesinnten mußten einräumen, daß, wenn dieser Todtschlag ungeahndet bleibe, kein Verlaß mehr auf den tapfersten Theil der Truppen sei. Der Kreis öffnete sich, und Robert Fletcher ritt langsam heran, sein Urtheil zu empfangen. Es ward ihm aus dem Munde eines Squires, der erst vor kurzem eingetreten und vermuthlich dazu erwählt war, weil er mit beiden Parteien in keiner nähern Verbindung stand. Robert Fletcher, lautete es, habe den Tod wegen unbesonnenen Todtschlags an einem Unschul-

digen, der nur auf sein Recht bestanden, verdient, in Erwägung seiner anderweitigen vielen Verdienste, solle ihm aber das Leben geschenkt und er nur mit der Verbannung aus dem Heere und Königreiche bestraft werden.

Robert erwiederte nichts als ein frostig herausgestoßenes „So?" Fragend blickte er auf Monmouth, der Herzog schlug die Augen nieder. Allein der vorangehende Blick hätte einem minder Erhitzten die innige Theilnahme für den Verurtheilten verrathen müssen. Robert indessen wandte, ohne Laut, ohne Zeichen des Abschiedsgrußes, das Pferd um, gab ihm die Sporen und sprengte durch die zerstreuten Trupps ins Weite.

Lange blickte ihm Monmouth nach, indem sich eine Thräne durch die Augenwimpern drängte. „Mit diesem Manne ging mir ein Heer verloren," waren seine Worte. „Und wieder ein Freund," setzte er leiser hinzu, „vielleicht der letzte Freund."

Ohne sich nur einmal umzublicken sprengte Robert davon und spornte in blinder Wuth das Pferd über Stein und Stock, Gräben, Wege und Kornfelder, bis es sich selbst eine beliebige Richtung nahm. Bunt kreisten die Vorstellungen in seinem Kopfe. Er sah Monmouths letzten verlan-

genden Blick, er glaubte ihn rufen zu hören: „Wir werden uns nicht wiederſehn," dann dünkte es ihm als riefen befreundete Stimmen deutlich hinter ihm ſeinen Namen, aber er wandte ſich nicht um, ſondern ſpornte, wie gejagt von einem fürchterlichen Spuk, ſo lange ſein Roß, bis es keuchend unter ihm zu Boden ſank.

Achtes Capitel.

Dieu de batailles! Woher kām' ihr Feuer?
Ist nicht ihr Klima neblicht, rauh und dumpf,
Worauf die Sonne bleich sticht, wie zum Hohn,
Mit finstern Blicken ihre Früchte tödtend?
Kann ihre Gerstenbrüh, gesottnes Wasser,
Ein Trank für überrittne Mähren nur,
Ihr kaltes Blut zu tapfrer Hitze kochen?
Und unser reges Blut, vom Wein begeistert,
Scheint frostig?

Shakspeares Heinrich V.

Als der Ritter von Avalon, so schnell der Zustand seiner Gesundheit und der damalige der Wege von London nach den westlichen Grafschaften erlaubte, den königlichen Truppen zueilte, begegnete er der heimkehrenden Harriet. Stumm reichte sie ihm aus dem Wagen die Hand, die er mit Inbrunst an die Lippen drückte. Das bleiche Gesicht, die bittenden Blicke sprachen deutlicher als es Worte vermochten. Doch sagten sie beim Scheiden: „Ich bete, daß Ihr Euch nicht begegnet. Sollte Deine Sache siegen, sollte er in Deine Hand fallen, so denke, daß er Harriets Gatte war."

Sie ließ den Schleier fallen und der Wagen rollte fort. „So ist das Bitterste überstanden," sprach der Ritter und verfolgte seinen Weg nach Feversham's Hauptquartier. Auf seine Erkundigungen erhielt er nicht jedesmal die bestimmtesten Nachrichten, und schon hörte er das Kanonieren, welches eine bedeutende Action anzudeuten schien, als er, noch ungewiß über Feversham's Stellung, auf Nebenwegen dem Orte, wo die Schüsse ertönten, zuritt. Ein Reiter in vollem Carriere kreuzte ihm hier den Weg. Es war Robert Fletcher. Er rief seinen Namen, er eilte ihm nach, vergebens. Ungewiß über die Bedeutung des sonderbaren Auftritts, schloß er wenigstens so viel daraus mit Recht, daß er seiner verlassenen Spur folgen müsse, um die streitenden Parteien zu finden.

Bald schwieg das Kanonenfeuer, wogegen das Kleingewehrfeuer desto heftiger wurde. Trompeten und Trommeln, Pferdegetrampel, das Klirren der Harnische und Säbel, der wilde Schlachtruf wüthender Angreifer, das Jammergeschrei der Verwundeten tönte bereits, jetzt zum wilden Getöse vereint, jetzt einzeln zu ihm herüber. Schon mehr als zwei Stunden mußte das Treffen gedauert haben, als der Ritter von einem Sandhügel herab

das Schlachtfeld erblickte. Die heiße Julisonne beleuchtete die Mordscene, Staub und Dampf, aus dem nur hie und da ein Helm, ein Küraß oder eine Standarte hervorblickte: alles verkündete, daß keiner von beiden Theilen in dem verzweiflungsvollen Kampfe an weichen denke. Daneben beleuchtete dieselbe Sonne den Kirchthurm und die neuen rothen Dächer des friedlichen Fleckens von Sedgemoor.

Einen Augenblick verweilte der Ritter hier, selbst, und die Pferde Athem schöpfen zu lassen. Er strengte sein Auge an, sein Dragonerregiment herauszufinden, und als er die rothen Röcke erblickte, gab er von neuem dem Pferde die Sporen. Bald begegneten ihm Verwundete, von Cameraden aus dem Treffen getragen; andere lagen dahingestreckt um zum letzten Male den warmen Strahl der Sonne einzuathmen. Ein solcher Sterbender rief den Ritter beim Namen; es war ein Officier, an dessen Seite er manchen Kampf in Schottland bestanden, und er konnte sich nicht enthalten, dem sterbenden Major Winram die Hand zu drücken:

„Etwas spät, Loscelyne," sagte dieser, sich aufrichtend, „doch früh genug um das Blei in den Hals zu bekommen. — Sie meinten schon, Ihr

wäret auch ein Secktirer und Rebell geworden. — Gott verdamm's, Hauptmann — eine schottische Hexe prophezeihte mir einmal, ich würde durch die Kugel eines schottischen Presbyterianers fallen. — Da ich nun aus Schottland war, lachte ich drüber, und heut muß unter den Bauern aus Westen ein schurkischer Rundkopf, den ich in Schottland vergessen an den Baum zu knüpfen, die Büchse auf mich anlegen, und durch die Brust gings. — Gott verdamm's, es wäre doch besser, wäre man gegen die Franzosen gefallen, als in solchem Bürgerkriege, wo nichts als Bauern gegenüber stehn."

„Wie stehts mit Monmouth?" fragte Raleigh scheidend.

„Ficht wie ein Löwe um Krone und Leben."

„Dann Gott befohlen, Major Winram auf Wiedersehn drüben."

In Schweiß gebadet erreichte er die Höhe, auf der die Generalität sich befand. Er meldete sich. Feversham zeigte ihm eine gerunzelte Stirn und wies ihn schweigend an Churchill.

„Ich wußte," sagte dieser, „daß die Lorcelyne niemals Verräther sind, und Ihr kommt gerade noch zur rechten Zeit, zu sehen wie unser alter Generalissimus ein blutiges Manoeuvre über uns abhält."

„Käme das Wort aus eines andern, als Mylord Churchills Munde," entgegnete Raleigh, „und zu anderer Zeit, triebe das Wort Verrath allein einen Loscelyne Genugthuung zu fordern. Wenn ich zu spät kam rechtfertigen mich meine Papiere."

„Ihr werdet gerade zu recht kommen," entgegnete lachend der Lord, „zur letzten Attaque."

„Unmöglich," sagte Feversham zu Churchill. „So lange Monmouth die Cavalerie commandirt bringen wir sie nicht zum Weichen. Wir opfern die besten Leute ohne Erfolg."

„Mylord," entgegnete Churchill mit einem bes[illegible]ften Zuge um den Mund, „vermöge Eures Oheims Türenne seid Ihr freilich ein geborner Feldherr, wogegen mein Feldherrnstab nur in der Zukunft liegt; irre ich indessen nicht, gab Euch Seine Majestät den Auftrag den Herzog von Monmouth zu schlagen, und nicht ihn als König nach London zu führen. So wenigstens würde meines Erachtens der große Türenne, dem Ihr den Stab verdankt, die Befehle Seiner Majestät auslegen."

Während des Wortwechsels beider Anführer fand Raleigh Gelegenheit sich vom Stande der Dinge durch den Augenschein und eingezogne Nachrichten zu unterrichten. Monmouths Fußvolk hatte

einen wüthenden Angriff auf die links stehenden und von einem tiefen Graben gedeckten Grenadiere des Königs gemacht. Trotz eines zweistündigen Gefechtes stritt noch immer die Infanterie von beiden Seiten um den Besitz dieses Grabens, drinnen und von beiden Ufern wurde mit Erbitterung in Linien und in einzelnen Trupps gefeuert, während auf dem rechten Flügel die königlichen Dragoner nur geringe Vortheile über die zusammengeraffte Reiterei der Aufrührer erfochten hatten; denn hier hielt Monmouths persönliche Gegenwart, dessen Muth und Kriegserfahrung sich gleich groß bewährte, die sinkende Sache.

„Die presbyterianischen Schurken links," rief Oberst Oglethorpe, „stehn wie exercirte französische Grenadiere, es scheint als habe Monmouth jedem sechzig Patronen Phlegma aus dem Lande der Minheers mitgebracht."

„Commandirte nur Monmouth selbst die Bauern," bemerkte Lord Oxford, der die Dragoner befehligte, „so wollten wir mit den Reitern schon fertig werden, da der König von drüben die große Klugheit gehabt hat, unsern Lord Gray dahin zu stellen."

„Seinen besten Reiter und Streiter," sagte

Churchill, „den Robert Fletcher, soll er fortgejagt haben.“

„Weshalb?“ fragte man. „Er hatte doch ein Renommee unter den Rundköpfen.“

„Auf dem letzten Ball in Bridgewater,“ war Feverham hin, „soll er zu schlecht getanzt haben.“

Man lachte. Alle aber wurden aufmerksam, als das Schießen auf der Seite der Infanterie nachließ. Die Dampfwolken verschwanden links, und man konnte bemerken, wie die Aufrührer dort ihre Büchsen umkehrten, und zu Schwertern und Piken greifend mit erneuter Wuth gegen die Grenadiere vordrangen.

„Sie haben sich verschossen!“ tönte es jubelnd, eine Vermuthung, welche durch herbeisprengende Adjutanten zur Gewißheit wurde. Man sah Bestürzung unter den feindlichen Reitern. Monmouth an der Spitze einiger Funfzig sprengte nach seinem rechten Flügel, dort zu retten, was noch zu retten war. Die Grenadiere des Königs wurden noch einmal in den Graben zurückgetrieben und während drinnen das Gemetzel sich erneute, hieb der Herzog mit seinen Getreuen selbst in das geschlossene hintere Treffen der königlichen Infanterie ein.

Jetzt aber tönten die Trompeten zum Angriff für alle Dragoner der Garde. Neu von Lord Oxford und Lord Churchill gesammelt, trabte die stählerne Masse die Anhöhe hinab, auf die von ihrem Herzog und Hort verlassene Reiterei der Rebellen zu. Die vorhin so Beherzten drängten sich schüchtern in einen Keil zusammen, welches die freie Bewegung und den Erfolg der Kraftanstrengung der Eingeklemmten hinderte. Lord Gray, der Anführer, war selbst eingeschlossen, und, statt Befehle zu ertheilen, dachte er nur daran, hinauszukommen.

Unter dem Schmettern aller Trompeten hieben die Dragoner ein, fanden jedoch unter den vordersten Reitern, einzelnen Kernsoldaten aus Cromwells Heere, einen heftigern Widerstand als das schüchterne Benehmen der ganzen Masse erwarten ließ. Indessen hatte Lord Gray verschiedene Commandoworte, welche an Rückzug und Flucht erinnerten, mit so gellender Stimme ausgestoßen, daß sie durch alles Kampfgetöse zu den nächst und hintenstehenden durchdrangen. Man wandte, vielleicht in der Voraussetzung, daß die Dragoner durch die vorderen Reihen einen Weg zu ihnen gefunden hätten, die Pferde um, Lord Gray voran, und die nicht mehr durch einen Rückhalt geschützten oder zum Wider-

stand gezwungenen Reiter vorn wichen oder stieben auseinander.

Raleigh, obgleich er noch nicht die Drageneruniform anlegen können, war doch in den Reihen seines alten Regiments mit vorgedrungen, und stürzte sich mit der ererbten, oft erprobten Tapferkeit in das dichteste Gedränge. Jedoch war der Widerstand der Reiterei, wenn auch heftig, doch nur von kurzer Dauer. Durch ein geschicktes Manoeuvre Churchills wurde die ganze Masse der stiebenden und der noch Widerstand leistenden Reiterei der Rebellen, auf das eigene Fußvolk geworfen. Monmouth kämpfte mit dem Muth der Verzweiflung zum Theil hinter den feindlichen Truppen. Es war kein Mann da, welcher Reiter und Fußvolk, die in wilder Unordnung sich selbst mehr schadeten als halfen, Befehle gegeben hätte, geschweige denn einer, dessen Befehle durchgedrungen wären. Raleigh hatte eine von Monmouths Fahnen erbeutet, als die Flucht allgemein wurde, und die Signale zum Verfolgen gegeben wurden.

Die kaum aus dem Gedächtniß verschwundenen Bürgerkriege hatten Proben von Grausamkeit geliefert, wie sie nur selten in den Kriegen unter verschiedenen Nationen vorkommen. Im Kampf der

Factionen war der Geist dieser Grausamkeit nicht entwichen. Hinrichtungen, Meutereien, Glaubenshaß hatten ihn eher genährt, daß er auf Gelegenheit wartete, sich zu entladen. In diesem einen Treffen von Sedgemoor und seinen Folgen floß mehr englisches Blut als unter der ganzen langen Regierung des vorigen Königs. Sobald die Trompeter das sonst für die Menschheit erfreuliche Zeichen, da es den Ausgang eines Kampfes bedeutet, ertönen ließen, begann eine Jagd, so verderblich als nur die in den Cheviotbergen in den grauen Tagen des Alterthums. Es begann ein Gemetzel, das erst zu enden schien, als kein Feind mehr zu sehen war. Alle Ordnung war gewichen. Die Dragoner gedachten der Tage der Verfolgung in Schottland, wo sie gleich blutigen Spürhunden über das flache Land ausgeschickt wurden, jeder mit der Machtvollkommenheit die aufgefangenen Conventikler ohne Prozeß, und wie es ihnen gefiel, umzubringen. In ihrem blutigen Handwerk zerstreuten sie sich so weit, daß es den Anschein bekam, als sei das siegende mit dem besiegten Heere zugleich auseinandergesprengt.

Auch Raleigh befand sich unter den Verfolgern. Ihm kam es erwünscht, sich von dem Orte zu

entfernen, wo er dem noch fechtenden Monmouth hätte begegnen mögen. Die Trompeter, als wären sie inspirirt von unerschöpflichem Haß gegen die flüchtigen Rebellen, verlängerten so das Signal zum Verfolgen, daß man hätte glauben können, die Verfolger hätten die Verfolgten hinter sich zurück gelassen. Raleigh bedauerte es daß seine Kleidung ihm nur den Rang eines Freiwilligen unter den Dragonern anwies. So lange einzelne Trupps Widerstand leisteten, war er zwar der erste, welcher hinein, und sie auseinandersprengte; als den Verfolgern aber nur noch einzelne Unglückliche, verwundet, erschöpft, um Pardon bittend, begegneten, hätte er gern sein Ansehn als Officier geltend gemacht, sie zu retten. Jetzt vermochte er nur selten einen der ergrimmten und von doppelter Hitze durchglühten Verfolger zum Mitleid zu überreden. Wußte er doch selbst nicht, ob die Verschonten gefangen einem besseren Loose entgegen gingen. Obgleich er keine andern Feinde vor sich oder neben sich mehr erblickte, als die wenigen, welche verblutend oder erschöpft auf Feld und Weg verschmachteten oder mit klaffenden Wunden todt dalagen, sprengte er doch unermüdlich, nur von wenigen Reitern begleitet, querfeldein; denn hinter ihm, in

weiter Ferne tönte noch immer der aufmunternde Nachruf der Trompete. Endlich versagten dem Pferde die Kräfte. Unfern einer Quelle, welche aus dem breiten grünen Rein zwischen zweien Weizenfeldern, unter dem Schutz wilder Rosensträucher, hervorsprudelte, sah er den letzten Feind, einen grimmig blickenden Cromwellianer, mit gespaltenem Schädel, und doch die Faust noch fest um den Griff des breiten Schwertes, liegen. Vermuthlich war er im Verlangen einen letzten Trunk zu schöpfen niedergesunken und an der früher empfangenen Wunde verblutet, und auch Raleigh gesellte sich in gleichem Verlangen zu dem Todten.

Der Anblick auch der blutigsten Schlacht erhebt das Gefühl, da jeder Zuschauer mehr oder minder ein Antheilnehmender ist; der Anblick einer Wahlstatt, wenn die noch blutenden Leichen von Freundeshand gesucht werden, ist ein zerreißender. Hier benimmt der Schmerz, der Gedanke an den Tod, die Vergleichung des Sonst und Jetzt auch den freudigsten Sinn. Aber wenn die Leichen fortgeräumt sind, wenn die heiße Sonne auf die zerstampften Kornfelder blickt, wo hie und da eine Aehre, der allgemeinen Verwüstung entgangen, ihr zerknicktes Haupt in die Höhe streckt, wo das Blut

an dem glatten Boden trocknet, wenn der Geruch aus den leicht aufgeworfenen Gräbern uns entgegen dampft, und die Lumpen umher von der Vernichtung sprechen, dann bemeistert sich unser das dumpfe Gefühl, das in der Auflösung kein Ziel, in der Zerstörung keine Nothwendigkeit, überall nur das Grauen der Vernichtung, nirgends Frieden athmet. So gingen wir über die Felder von Waterloo, als die Leichen unter der dünnen Erdschicht zu modern begannen, und das Blut auf dem festgetretenen Boden trocknete. Die halbreifen Aehren waren von den Hufen der Pferde gedroschen; hier ragte noch ein Busch krauser Halme aus dem allgemeinen Untergange empor, als frage er die heiße Junisonne, ob das Gedeihen heiße! Man zeigte uns eine verdorrte Hand als Beglaubigung einer wunderbaren Begebenheit. So schnell war die Wirklichkeit in das Mährchen übergegangen. Aber der Huf des Pferdes, aus der Grube vorblickend, der Dunst des in der Sonne gährenden Blutes, die Weiden am zertretenen Abhange, niedergerissen, als würden sie noch von den Armen krampfhaft daran Hangender festgehalten, sprachen deutlicher von dem, was geschehen, als die zer-

lumpten Gestalten, Bilder des Elends, die sich an unsere Fußtritte hingen.

Raleigh stieg vom Pferde. Als er die heiße Stirn, an der Quelle liegend, trocknete, sah er sich in der weiten Ebene umher den einzig Lebenden. Die Reiter bei ihm verschwanden in blauer Ferne. Die Mittagssonne brannte herab, wo kein Baum in der ganzen Umgegend Kühlung wehte. Der todte Cromwellianer neben ihm grinste wie Banquo's Geist mit dem gespaltenen Schädel. Raleigh gedachte des Glaubens, daß die Elfen, wie um Mitternacht, auch in der heißen Mittagsstunde ihre Macht über den Geist des Menschen üben, er erinnerte sich, wie Quellen und Hagedornsträuche, unbebaute Raine und Gräben zwischen Kornfeldern ihr Lieblingsaufenthalt sind, und wenn er seine glühende Schläfe anfühlte, den schnellen Pulsschlag zählte und den blutigen Gedanken folgte, glaubte er sein Hirn von solchen dämonischen Gewalten umfangen.

Kein Luftzug rieselte über die halb zerstampften Weizenfelder, die Aehren beugten sich schwer zu Boden. „Ein einziger Stoß von diesem Degen, der Hieb welcher meines stummen Nachbars Schädel theilte, auf den Einen, und das Elend wäre

nicht geschehen! die Schnitter, statt den Trommeln der Rebellion zu folgen und am Wege niedergemäht zu liegen, mähten selber die jetzt mit ihrem Blutde sprützten Aehren. Wär' er mir doch begegnet, der Kronen- und Herzenräuber, der das Heiligthum eines Volkes, das Heil des edelsten Wesens dem Muthwillen der Laune opferte, wär' er mir doch in den Weg getreten, träte er mir noch in den Weg!"

Unter diesen Gedanken hatte Raleigh sein Schwert in die Erde gestoßen, um es vom Blut zu reinigen. Als er es heftig herausziehend den Blick aufrichtete, rauschte es in dem Kornfelde vor ihm, die Aehren theilten sich, und Monmouth trat hervor. Raleigh starrte ihn an. D[redacted] die Augen und fragte sich, ob es der Trug der erhitzten Einbildung, ob es der Feind sei, den die bösen Geister, gehorsam seinem Rufe, herbeigeführt hätten. Das Schwert zitterte in seiner Hand.

Monmouth hatte vergebens durch Löwenmuth die verlorne Schlacht wieder herzustellen versucht. Endlich ergriff auch er die Flucht, fast hinter den Feinden, welche die Seinigen vor sich hertrieben. Mit funfzig Reitern gelang es ihm sich durchzuschlagen, aber, wohin sie auch kamen, waren Dör-

fer und Meierhöfe schon besetzt, und Karabinerschüsse begrüßten den Fliehenden, vor kurzem mit dem Geläut der Glocken empfangenen König. Von allen Seiten beobachtet, angegriffen, lag jetzt mehr Gefahr als Schutz in der starken Begleitung. Er trennte sich auf offenem Felde von den treuen Männern, mit dem Händedruck des Dankes, er wünschte, aber er konnte nicht hoffen, daß jedem die Rettung gelinge. Nur Lord Gray, der sich zu ihnen gefunden, begleitete den unglücklichen Prinzen, Beide sprengten, ohne zu wissen wohin, bald in dieser, bald in jener Richtung; ihr einziges Ziel war die Dunkelheit der noch weit entfernten Nacht. Endlich stürzte Grays Pferd. Monmouth stieg, um sich nicht zu trennen, auch von seinem Ermatteten ab, und beide schlichen durch die Kornfelder.

Monmouth erblickte zuerst den Ritter, und sein eigenes erobertes Banner neben ihm an den Strauch gelehnt. „Schrick nicht," rief er zu Gray zurück, „er ist von den Unsern, ich sehe die Fahne von Taunton."

Er eilte auf Raleigh zu, dessen ihm entgegen gehobenes Schwert den Flüchtling von seinem verderblichen Irrthum nur zu bald unterrichtete. Zurückspringend blickte sich der Herzog nach seinem

Begleiter um, Gray hatte aber schneller als sein Herr in Raleigh den Feind erkannt, und war in den Kornfeldern verschwunden. So blieb Monmouth auf die Hülfe seines Arms beschränkt, er zog den Degen, aber er fühlte im nämlichen Augenblicke, daß er zu ermattet sei, den Widerstand zu leisten, welcher sein Leben retten könne. Die Waffe sinken lassend rief er zu seinem Gegner:

„Ihr werdet einen leichten Sieg haben, Ritter, und einen der Euch doch einen Namen macht, denn Ihr tödtet Euer Vaterland."

Raleigh sah den Mann vor sich, den er vor Allen hassen mußte, die blutigen Gebilde lebten in ihm. „Rache!" flüsterten die Halme, Strauch und Quell. Aber der Anblick des Verhaßten konnte ihm nur Mitleid einflößen. Blaß, mit Blut bespritzt, zerrissenen Kleidern, verworrenem Haar, ganz hülflos, stand der Mann vor ihm, der noch vor wenigen Stunden sich König von England träumte. Der liebenswürdigste Ritter des ganzen Reiches, der angebetete Götze bei allen Hoffesten, der Liebling der Frauen, von dem man sagte, keine Schöne vermöge seinen Bitten zu widerstehen, dieser Monmouth, mit Blut, Staub, Koth beschmutzt, würde jetzt wie ein Gespenst in den Ballsaal tre-

tend die Fröhlichkeit verscheucht haben. Nur der Stern auf der Bruſt erinnerte an ſeine Geburt und Größe.

Monmouth konnte ein Held ſein, aber er war nicht zum Helden geboren und erzogen. Wo ein ritterlicher Tod ihm drohte, mochte er ſich begeiſtern, ihm kühn entgegen zu treten, aber ihm fehlte die Kraft ruhig dem Drohenden ins Auge zu blicken. Erzogen in den ſanftern Vergnügungen und der Ueppigkeit des Hofes ging ihm die Kraft der Ausdauer gegen die Geſchoſſe des Misgeſchicks ab. Unterthan den Eingebungen des Moments zeigte er heut einen heroiſchen Trotz, um morgen zerknirſcht und erſchüttert ſich ſelbſt zu verrathen. Ihm entging es nicht, daß in dem Ritter, den er nicht erkannte, das Mitleid ſich regte. Wie die Zauberkraft des Ehrgeizes im Augenblick den edlen Macbeth zum Königsmörder reifen läßt, überkam im Augenblick den königlichen Herzog kleinmüthige Todesfurcht. Er ſtürzte auf Raleigh zu, drückte ſeine Hand und wäre niedergefallen, hätte der Ritter es länger vermocht unerbittlich zu bleiben:

„Um der Barmherzigkeit des engliſchen Blutes willen, rettet den Sohn Eures Königs. Wer Ihr

auch seid, denkt was in Eurer Hand ruht. Oben im Himmel blickt König Karl, mein Vater, herab und wird es Euch lohnen, auch wird mein Oheim Jacob nicht immer regieren, er selbst vielleicht verflucht nach Jahren den Moment, wo sein Neffe ihm zum Gericht überliefert ward."

„Euer Hoheit bedenken nicht," sagte Raleigh mit ernstem Ton, „daß ich meinem Könige Treue schwor."

„Treue seinem Blut. Willst Du, daß es sich selbst verzehrt? Hat mich mein Oheim, muß er mich tödten; er muß, er wünscht es nicht. Mensch! der Fluch der Nachwelt ruht auf denen, welche die flüchtigen Prinzen Englands verriethen. Ich bin nicht der erste Fürst dieses Landes, der so bittet. Gedenke meines Vaters Karl, wie ihn die englische Eiche schützte, auch Karl der Erste irrte umher, der Löwe Richard schlich als Pilger ins Reich seiner Ahnen, Margarethe von Anjou fand Barmherzigkeit und loralen Sinn bei einem Raubmörder, und der große Alfred bettelte als Harfner umher, bis er den Thron wieder erwarb. Alle, die ihnen wohlthaten, nennt dankbar die Geschichte, aber die Namen der Verräther — "

„Ich bin aus keinem Verrätherſtamm," fiel ihm Raleigh ins Wort.

„Doch werden ſie Dich ſo nennen. Und wer mich jetzt haßt, weint blutige Thränen, wenn ſie mich zum Hochgericht ſchleifen. Denke nach, Unſeliger! Trat ich Dir bei einem Hoffeſt auf den Fuß, grüßte ich Dich nicht, als Du mich grüßteſt; irgend etwas ſucht und findet die Menge, Deine That dem Eigennutz zuzuſchreiben. Gebrandmarkt bleibt Dein Ruf; und umhinge der König Deinen Leib mit dem eigenen Purpur, ſie ſpüren einen Makel aus. — Du ſinnſt, heiliger Gott, es iſt keine Zeit zum Nachſinnen. Jetzt oder nie. — Sie ſind mir auf den Ferſen."

„Ich mag kein Verräther heißen," rief Raleigh nicht ohne Heftigkeit aus, nachdem er eine Weile in die blaue Luft geblickt, „rettet Euch Herzog. Wenn auch nicht vor dem Könige, ich will es vor mir und einer Heiligen rechtfertigen. Fort, und ſpart dem Lande Euer Blut."

Monmouth war niedergeſunken, und ſtillte ſeinen Durſt an der Quelle. Jetzt ſprang er auf und drückte Raleighs Hand. Müde, vielleicht von dem plötzlichen Trunk in eine Art Rauſch verſetzt, ſank er aber ſogleich wieder zurück. Er be-

sprengte das Gesicht und besah sich im Spiegel des Wassers.

„Das ist nicht der alte Monmouth, aber noch haftet er in diesen bestemten Lumpen. Ritter, Ihr betet eine Heilige an; also seid Ihr ein Katholik, thut mir um diese Heilige, um Eure Seligkeit noch die Liebe an, tauscht mit mir die Kleider: um Gottes Barmherzigkeit willen Euren Rock, denn die Nacht, der beste Mantel für Geächtete, ist noch so weit weit."

„Beim Namen dieser Heiligen darf ich nichts verweigern," entgegnete Raleigh und gab dem Ritter seinen Oberrock.

„Verkauft den Stern," rief der Unglückliche mit Bitterkeit aus, indem er sich umkleidete, „hier, er ist Euer, oder wollt Ihr recht wie ein Wucherer handeln, so bewahrt dies zerrissene Kleid eines Prinzen und Königs, bis sein Andenken im Preise steigt. — Es werden Zeiten kommen, wo sie Euch für einen Fetzen Summen bieten, denn gleich der Göttin auf der Kugel ist die Gunst der Menge; was ich heut verabscheue, liebe ich übers Jahr, und zürne denen, die mir sagen, ich hätte es einst gehaßt."

„Braucht Euer Hoheit Geld zur Flucht," rief

der Ritter plötzlich, wie beleidigt von der Vorstellung, als könne er sich durch den Flüchtigen bereichern wollen, „so ist in diesem Beutel bis nach Holland genügendes Reisegeld.“

Monmouth lehnte das Anerbieten ab. „Bötest Du mir ein Stück Brot zu dem königlichen Trank dieser Quelle, es wäre mehr werth als Gold.“ Er warf sich noch einmal nieder, sog gierig die aus dem Wasserbecken niederrieselnde Fluth ein, sprang dann auf und eilte fort, nachdem er dem Ritter die Hand gedrückt. Doch wandte er sich nach wenigen Schritten um:

„Wie heißt Ihr, edler Mann; Euren Namen will ich in das Elend mit hinüber nehmen?“

Der Ritter stand einen Augenblick mit verschränkten Armen still. Die Brust schlug heftig, er vermochte nicht dem Drange zu widerstehn. „Mein Name ist Raleigh Loscelyne von Avalon,“ rief er dem Flüchtigen zu, winkte ihm mit der Hand zu fliehen, und wandte sich, als wolle er den Dank und alle Erörterungen abwehren, schnell um. Monmouth schauderte, trotz der Schwüle der Luft, zusammen, und gehorchte der Weisung.

Erst als er aus dem Gesichtskreis sich verloren,

athmete der Ritter freier auf. „Die bösen Geister sind überwunden, rief er froh aus, und legte sich wieder an der Quelle hin. Aber die Geister waren nicht ganz verscheucht. Sie erschienen wieder in mannigfaltigen Gestalten. So verfolgte er des Flüchtigen Tritte, sah ihn ergriffen — todt — Harriet frei. Da ermannte er sich, kühlte die Stirn in der Quellfluth und sprang auf.

Ein Trupp Reiter hatte ihn zu gleicher Zeit erblickt. „Ein flüchtiger Rebell!" rief man, und Monmouths Standarte sammt dem besiegten Reck am Rosenstrauch, ein Allen aus der Schlacht wohlbekannter Anblick, bestärkte den Verdacht, als man den Ritter umzingelt hatte. Doch Raleigh rief mit der Fahne auf den Hengst sich schwingend: „Ich bin ein Loscelyne von Avalon und die Fahne ist meine Beute im Gefecht."

Der Anführer der Dragoner, Lord Orford, musterte bedenklich den Ritter. „Ein Loscelyne," sagte er, „aber es ist Verrath im Spiele!"

„Verrath!" rief Raleigh hochroth aus, aber er mußte verstummen vor Orfords durchdringendem Blick. Dieser ritt an ihn heran und sagte mit warnender Stimme leise:

„Jenes Kleid trug der Herzog, ich vermiſſe dagegen Sir Raleighs Rock, den ich beim Treffen im dichteſten Gedränge der Feinde leuchten ſah. Vertrauen Sie mir, wo ſich Monmouth verſteckt, will ich eine Handlung des Erbarmens verſchweigen, die in Verbindung mit andern Verdachtsgründen einen edlen Mann verderben kann.“

„Mylord,“ ſagte Raleigh, „ich bin der Stammhalter eines edlen Hauſes, und ſetzten Sie, als General, Verdacht in meine Treue, bitte ich um ſtrenges Gericht. Hier iſt mein Degen, er ward nur für die Ehre gezogen.“

„Wohlan,“ rief Orford, „Sergeant, nehmt dieſen Ritter in Verhaft und geleitet ihn in unſer Quartier, indeſſen wir auch ohne ſeine Beihülfe das köſtliche Wild aus ſeinem Lager aufſtöbern wollen.“

Raleigh überreichte Fahne und Degen und folgte dem Sergeanten als Ehrengefangener. Seine Blicke trafen hinten im Zuge den Oberſten Rumſey, der ſich mit zwei Geſellen, welche eher Straßenräubern als königlichen Soldaten ähnlich ſahen, eifrig beſprach. Er winkte vertraulich dem Gefangenen, und ſchlug doch die Augen nieder, als der ernſte Strahl aus denen des Ritters ihn traf.

Ein Anblick von mehr erſchreckender Art begegnete ihm einige Zeit darauf. Oberſt Kirk kam mit ſeinen blutigen Dragonern und dem noch blutigern Oberrichter Jefferies ihm entgegen, um bald ein Mordgericht in den weſtlichen Grafſchaften zu halten, gegen welches die Verfolgungen der ſchottiſchen Fanatiker unbedeutend erſchienen.

Neuntes Capitel.

Was? Kann Sir Karl Grandison das nicht thun, was in der Macht eines Mannes steht? Sie haben mich mit dem Titel einer Schwester beehrt, Sir. Bei der Zärtlichkeit dieser Verwandtschaft erlauben Sie mir, zu sagen, daß ich die Wirkungen des Muthwillens des Generals fürchte. Hiernächst fühle ich für Sie, was für Schmerzen es Ihrem menschlichen Herzen machen muß, noch einmal bei den Leiden der unnachahmlichen Clementine gegenwärtig zu sein.

Richardson. Sir Karl Grandison.

Bald glaubte der königliche Flüchtling die Gegend verlassen zu haben, welche zum Schauplatz für die Schlacht und die Verfolgung gedient hatte. Es begegneten ihm nicht mehr die Körper seiner Getreuen, die Felder waren nicht mehr von den Hufen der Dragoner zerstampft, aber selten zeigte sich ein lebendes Wesen, denn die Furcht hatte die Landbewohner weit entfernt, und wo er auf einen einsamen Meierhof stieß, war er verlassen und festverschlossene Thüren und Fensterladen blickten ihn ungastlich an. Er hätte es auch nicht gewagt,

des Hungers und Durstes ungeachtet, so lange es helle war, jemand anzusprechen oder in ein Haus zu treten. Zuweilen schreckte ihn auch noch der Hufschlag vom Nachsetzen heimkehrender Dragoner. Dann warf er sich in die Kornfelder und sah wie die Reiter ihre Gefangenen an Stricke gebunden unbarmherzig neben sich her schleppten. Auf den Gesichtern der Reiter und denen der Armen war das Schicksal der Letztern deutlich geschrieben; es erwachte wohl in ihm die Regung aus seinem Versteck hervorzutreten und sich selbst anzugeben als den Urheber ihres Leidens, ihre Freiheit erbittend, aber ihm fehlte die Kraft, und er beruhigte sich mit der Vorstellung, daß sein Verderben schwerlich das ihrige abwenden möchte.

Endlich ward es dunkel. Die Lichter eines Dorfes strahlten einladend dem Flüchtling entgegen. Er schlich sich durch die Hecken und im Schatten der Häuser durch die große Straße. Sehnsüchtig blickte er durch manches erleuchtete Fenster in die friedliche Wohnung; er hätte in dem Augenblicke alle Ansprüche auf Englands Krone, auf Volksgunst, hingegeben für das Recht dort einheimisch zu sein; aber er wagte nirgend anzuklopfen. Wenn Landleute vorüberkamen, drückte er sich an die

Mauern um ſelbſt durch ihr Geſpräch neue Qualen zu dulden, denn es betraf nur ihn; man ließ ihn ſchon gefangen ſein, oder es war doch alle Ausſicht aus der Inſel zu entkommen für ihn verloren. Andere, die aus den benachbarten Städten heimkehrten, berichteten, wie Kirks Dragoner bereits gewüthet, und ihr Commandeur die Gefangenen ohne Gericht an den Thoren habe henken laſſen.

Am Ausgang des Dorfes verrieth das hellere Licht und der mehrere Lärm die Schenke, in welcher die Dorfpolitiker über die Ereigniſſe des Tages urtheilten. Evans, Saltens, Monmouths Namen gingen über die Lippen der Pächter wie die von Roggen und Heu. Die Einzelthaten erſchienen hier ins Ungeheure überſetzt und der Zufall wurde zur wohl motivirten Wirkung. So hatte Fletcher mit Abſicht ſeinen Beleidiger gereizt, erſchoſſen, um Gelegenheit zu finden zum Feinde überzugehen; Monmouth ſelbſt war längſt gefangen und nach London gebracht, ja vielleicht gar nicht einmal bei der Schlacht geweſen, und die Nachſuchung war blos ein politiſches Spiegelgefecht um den Weſten durch die Dragoner in Schrecken zu ſetzen. Jeder Dummkopf hatte ein unwiderlegbares Urtheil über

Monmouths Plane, über seinen Charakter zur Hand. Diese Urtheile waren so albern, sich selbst widersprechend, und dabei so spitzfindig gegen die Wahrheit des Augenscheins herausgefunden, daß der Herzog hätte lächeln mögen.

„Diese dummdreisten Burschen," dachte er an den Fensterpfeiler gelehnt, „spielen mit unserm Ruf und unsern Namen, wie mit Ballkugeln, indessen wir in unsern stolzen Träumen glaubten, ihnen wie Heroen zu erscheinen! Verlohnte es sich nun wohl Großes zu unternehmen, damit unser Edelstes so wiedergekäut auf Kind und Kindes Kind vererbt wird!"

Mehr als das Gespräch zog ihn der Anblick der dampfenden Schüsseln an. Die Brotrinde, welche ein wohlgemästeter Pachter seiner Dogge hinwarf, hätte er mit Guineen bezahlt, aber zwei im Winkel sitzende Dragoner verwehrten ihm den Eintritt. Jetzt schlich ein Bauer neben ihm vorüber, er schien aus der Hinterthür des Hauses zu kommen. Als der Schein des Lichtes auf ihn fiel, erkannte er Grays Gesicht. Mit großen Schritten eilte dieser aus dem Dorfe zu entkommen und wollte auf der Feldstraße draußen eben um die Hecke einbiegen, als ihn Monmouth von hinten

faßte. Der verkleidete Lord ſank zuſammen und faſt auf den Boden, hätte ihn Monmouth nicht wieder losgelaſſen.

„Um St. Georgens Barmherzigkeit, was wollt Ihr mir anthun; ich bin ein Invalid aus Britgewater und habe mir das Stückchen Brot zum Nachtmarſch erbettelt.“

„Ihr ſeid Lord Gray,“ flüſterte ihm der Herzog zu.

„Bei den Schätzen von Alt-England,“ rief der ſich krümmende Lord, „ich weiß, Ihr ſeid Macnamara, verrathet mich nicht. Ich kann Euch belohnen.“

„Nicht Macnamara, nur der Herzog von Monmouth,“ erwiederte dieſer im vorigen Tone, „will Euch auch nicht verrathen, Gray, ſondern nur um die Hälfte Eures Brotes bitten.“

„Wie, Monmouth, Ihr? — Ich glaubte, der Irländer wäre mir ſchon auf den Ferſen. — Um Gottes Willen, flieht, flieht, wir müſſen uns trennen, ſonſt ſind wir beide verloren. — Der ſchurkiſche Irländer ſah mich, als mich der Hunger in die Küche trieb.“ —

„War das nicht Einer der vortrefflichen proteſtantiſchen Zeugen?“ fragte Monmouth.

„Freilich, ich habe ihn damals so oft instruirt, daß sein Habichtsauge mich im Dunkeln wiedererkennt. — Lebt wohl Monmouth, ich kann nichts mehr für Euch thun."

„Auch nicht mir die kleine Hälfte Eurer Brotkürste geben?" fragte Monmouth, mit derselben herablassenden und freundlichen Stimme, die ihm so oft in seinem Glücke die Herzen gewann. Hätte man eine Laterne an Grays Gesicht gehalten, man würde ihn erröthen gesehn haben. Er theilte eilig das kleine Stückchen Brot, reichte die größere Hälfte dem Herzog und verschwand hinter den Hecken.

Die Nacht war so dunkel, daß sich der Herzog genöthigt sah mit dem gezogenen Degen an der Stelle eines Stockes den Boden zu untersuchen. Doch war diese Finsterniß vielleicht seine alleinige Rettung, denn er mochte kaum einige Hundert Schritte vom Dorfe entfernt sein, als es dort laut wurde, Fackeln leuchteten und einzelne Pistolenschüsse fielen hier und dort, wie Signale der Suchenden, welche sich nicht zu weit von einander entfernen wollten. Gleich dem gejagten Thiere eilte Monmouth in der Dunkelheit über Felder und Wiesen hinweg, bis er ein hügliches Terrain gewann, das ihm eher einen Schlupfwinkel für den Fall

verſprach, daß die nächtlichen Verfolger ihn hier ereilten. Aber ſie ſchienen ſeine Spur verloren zu haben, oder der Grays gefolgt zu ſein. Das Fackellicht war verſchwunden und die Nacht in weiter Ferne todtenſtill.

Wird die Anſtrengung einer drohenden Gefahr zu entgehen allzugroß, ſo überwindet der Stumpfſinn häufig die Furcht. Monmouth mochte nicht weiter fliehen, in dem Augenblicke entſchloſſen den Tod, oder was Schlimmeres ihm beſtimmt ſei, zu erwarten. Er ſetzte ſich auf die kalte Erde nieder, den Rücken an eine einſame Birke, den Kopf auf beide Arme ſtützend. Doch wehrte die kühle Nachtluft, vielleicht auch die zu große Aufregung den Schlaf ab. Er ſah den Mond bald aufgehn und verfolgte ihn, wie er langſam am Himmel emporſtieg. Als er genug leuchtete, die Gegenſtände umher zu erkennen, fand er, daß kein Platz weniger geeignet ſei, ihn ſeinen Verfolgern zu verbergen. Er ſaß auf der einen Seite eines wenig über die Fläche ringsum erhöhten Erdſtrichs, der, vermuthlich ſeines unfruchtbaren Bodens wegen, nicht beackert, nur hie und da eine Birke und Sträuche großen Farrenkrautes trug. Sollte er im Stande ſein weiter zu fliehen, mußte er einige Stunden

Schlaf genießen. Im Suchen nach einer verborgenen Lagerstätte fand er einen Graben, welcher die Gränze zwischen den beackerten Feldern und dem Hügel bildete. Er eilte hinab, da er aber, ohne zu untersuchen hineinsprang, fand er zu spät, daß schon Jemand vor ihm denselben Ort zu seiner Lagerstätte erwählt hatte.

Wild fuhr der Schlafende auf und blickte, die Haare aus den Augen streichend, um sich: „Gefangen nehmen," rief er, „noch habe ich mein Schwert. Heran, wenn Ihr wagt."

„Auch ein Mann," entgegnete Monmouth, „der empfindet, welch ein Gut das Leben ist. Freund, ich wollte weder Euer Leben noch Eure Freiheit; nur ein Plätzchen für die kalte Nacht bei Euch im Graben."

Beide standen sich einander gegenüber. Der Mond beleuchtete ihre entstellten Gesichtszüge und die Flüchtlinge erkannten sich. „Monmouth!" — „Robert Fletcher!" tönte es aus Beider Munde zu gleicher Zeit. Ein schmerzlicher Händedruck folgte. Der jüngere Ritter, gestärkt durch den Schlaf, hatte sich zuerst wieder gesammelt. Er las mit Entsetzen in des Herzogs Erscheinung das Schicksal des Tages. Monmouth hatte sich wieder hin-

geſetzt und das Haupt ſinken laſſen, als ſchärfe der Anblick des Freundes die ſtumpf gewordene Erinnerung.

„Iſt Alles dahin?“ fragte Robert.

„Alles, alles,“ entgegnete der Herzog, und eine Pauſe folgte.

„Wenn Alles dahin iſt, Königthum, Richteramt, das ſchöne Heer,“ begann darauf Robert vor dem Herzoge ſtehend, „darf der Geächtete doch wieder vor Monmouth hintreten; er iſt nicht mehr verbannt.“

„Wo warſt Du Robert, wie kommſt Du hierher?“

„O ich bin ſo lange, ſo unermüdet geritten,“ entgegnete Robert nicht ohne Bitterkeit, „daß, hätte mein Thier nur etwas mehr Kraft gehabt, und England wäre nicht umgürtet vom Meere, ich wohl um die Erde geſprengt wäre, denn ich fand nirgends Verſuchung anzuhalten. Ich weiß auch nicht, wohin ich geritten bin, es konnte mir ja gleichgültig ſein, denn Freunden hatte ich nirgends zu begegnen. Ich hörte die Kanonen und Flinten und es kam mir nur alles zu kalt und träge vor für eine Action, wie ich ſie wünſchte; da iſt denn endlich das Pferd, das ſonſt doch ein ſtattlicher Kar-

rengaul, wie nur einer aus Kent, war, hingesunken, und ich fand es nicht der Mühe werth, mich weiter als das Thier nach einem Bette für die Nacht umzusehen. Es liegt sich ganz gut in der Grube für einen Geächteten, und wenn Euer Gnaden mir auch diesen Posten noch nehmen wollen, will ich vor dem Morgenroth auf und davon gehen."

„Robert!" sagte strafend der Herzog. „Das kleine Unrecht, das ich Dir angethan, ist hart gebüßt."

„Ihr habt mir Unrecht gethan," fuhr Robert freudig auf, „Unrecht! mein Herzog räumt es ein! Dann vergebt jedes bittre Wort. Nur das aus Eurem eigenen Munde, und ich scheide in Frieden."

„Freilich that ich Dir Unrecht, guter Robert. Wo Kriegszucht ein Heer erhalten soll, durftest Du die Beleidigung des Reiters nicht ungerächt hingehn lassen. Ich war zu schwach, zu besorgt vor dem Unwillen der Menge; ich wich den Rücksichten der Politik, was nie ein König sollte, wo es gilt ein Recht zu schützen."

„Mein König! mein großer König!" rief Robert übermannt aus, und stürzte sich vor Monmouth nieder, dessen Knie umschlingend.

„Mit dem Könige iſt es vorbei, guter Robert, ganz vorbei. Es iſt kaum der Schatten des alten Herzogs von Monmouth übrig geblieben, und wahrhaftig das iſt wenig nach ſolchen Hoffnungen, nach ſolchen Schritten! Hänge Dich nicht an mich, Robert, fliehe was Du kannſt, denn meine Nähe zieht, wie der Magnet die Verfolger an."

Robert blieb in der vorigen Stellung. Die Nachricht hatte ihn mehr als das eigene Unglück erſchüttert. Monmouth erzählte ihm in der Kürze den Hergang der Sache.

„Hätte ich wenigſtens mitfechten können, es wäre doch ein Troſt; aber nun ſo ruhmlos umher zu irren, mit einem Namen, der geächtet, einem Muth, der noch nicht gebeugt iſt, ohne Hülfe, ohne Ausſicht in dem todten England."

„Es iſt ſehr kalt," ſagte Monmouth ſich in den Rock einhüllend. „Haſt Du keinen Trunk bei Dir, nichts zu eſſen? es ſind an vier und zwanzig Stunden, daß ich nichts genoſſen."

„Nichts, Hoheit, gar nichts. Ich hatte an meinem Aerger zu würgen und fand immer neue Koſt."

„Robert Du ſpotteſt, was iſt denn noch von Hoheit an mir?"

„Könnte ich für Euch stehlen, rauben, morden! — Ich will mich in die nächsten Gehöfte schleichen.“

Bleibe hier Robert, wage nichts. Es sind schon zu viele durch mich unglücklich geworden, ich mag die Blutschuld nicht vergrößern.“

„Legt Euch nieder, ich suche auf den Feldern umher.“ Ehe Monmouth die Lippen zum Widerspruch öffnen konnte, war der Ritter fortgeeilt und der erschöpfte Flüchtling wurde als Zugabe seiner Schmerzen noch eine Stunde lang von der Angst gefoltert, daß der Getreue den Rückweg verloren haben konnte. Er mochte kein Zeichen geben, sich den Spürhunden nicht zu verrathen. So verlebte er zwischen Schlaf und Wachen, Träumen, welche die Schreckbilder des Tages ihm noch schrecklicher vormalten und dem grauen naßkalten Bilde der Wirklichkeit ringsum, eine peinvolle Stunde. Der Werth eines Freundes und der Theilnahme war ihm nie klarer geworden; der Gedanke, daß Robert in die Hände der Dragoner konne gefallen sein, quälte ihn mehr als die Vorstellung, daß er selbst überfallen würde. Er dachte daran aufzustehn und selbst nach ihm zu suchen, aber die Kräfte versagten.

Endlich näherte sich ein schwarzer Punkt auf

der grauen Oede, es war ein Mensch, er kam auf ihn zu, es war Robert. Meilenweit war er umhergeirrt und brachte doch nichts als einige Rüben zurück. Für den Verschmachteten dünkten sie ein Mahl, wie er es nie an seiner herzoglichen Tafel genossen. Aber mahnend stand Robert neben ihm:

„Wir dürfen nicht länger zaudern," sagte er, „zwar merkte ich nichts von Verfolgern in der Nähe, aber es ist eine so flache Gegend ringsum, daß bei Tageslicht an ein unbemerktes Entkommen nicht zu denken ist. Zudem lichtete der Himmel sich schon im Osten."

„Fliehe Du, treuer Paladin," sagte der Herzog, „ich kann nicht mehr; ich versuchte meine Kräfte, aber die kalt gewordenen Gelenke versagen den Dienst."

„Ihr müßt fliehn," rief Robert heftig, „Ihr seid verloren."

Monmouth schüttelte den Kopf: „Ich überlasse mich der Vorsehung, was sie mit mir beschließt."

„Die Sprache der trägen Lässigkeit," sagte Robert. „Habt Ihr denn noch so viel Vertrauen in diese christliche Vorsehung, die Esser, Russel, Sidney auf dem Gerüste, wie gemeine Verbrecher, enden, die Euch niederwarf und den blutgierigen

Wahnsinn triumphiren ließ? Laßt ihr Christenthum den armseligen Quäkern und Puritanern, die ihre Seligkeit in Worten und Sprüchen finden; ich vertraue allein auf Willen und Kraft. Die Heiden zeugten so viel Helden als wir Betbrüder und Betschwestern, und Rom war groß bis das Christenthum es klein machte."

„Ich bleibe hier," sagte Monmouth, ohne sich auf Widerlegung der bittern Polemik des Freundes einzulassen. „Fliehe Du Robert. Suche einen Hafen zu gewinnen, ehe Dein Name und Conterfei an jedem Prangere angeschlagen steht."

Unruhig schritt Robert auf und ab. Der Tag graute. „Ich will gehn," sagte er endlich, „aber nicht um das Königreich zu verlassen ohne Euch. Verbergt Euch hier, und ist Eure Vorsehung mir günstig, finde ich Mittel um wiederkehrend Euch und mich zu retten."

Monmouth reichte dem Getreuen einen Beutel mit Geld und beschwor ihn auf seine Sicherheit bedacht zu sein. Er legte sich darauf in den Graben und Robert bedeckte ihn mit welken Dornsträuchern und ausgerissenen Stauden Farrenkrauts, daß der Graben versteckt blieb.

„Farrenkraut soll unsichtbar machen," flüsterte

Monmouth lächelnd dem Geschäftigen zu. „Du machst den Volksglauben wahr.“

„Daß er wahr bleibe!“ rief Robert scheidend dem Herzoge zu, und entfernte sich schnell, nachdem er zuvor den Stand der Birken, um den Platz wieder zu erkennen, genau betrachtet hatte. Monmouth verfiel sogleich in den tiefen Schlaf, dessen seine erschöpfte Natur bedurfte.

In dem Dorfe, an dessen Hecken Monmouth und Gray sich trennten, war indessen bald darauf ein Trupp Dragoner angelangt, an dessen Spitze Lord Lumley stand. Schon wollte er seine Leute von dem vergeblichen Verfolgen in das zum Nachtquartier bestimmte Städtchen zurückführen, als Oberst Rumsey ihn beschwor erst den Bericht seiner Agenten zu hören, welche diese Gegend auf sein Geheiß durchstreift hätten. Wenige Secunden darauf stand auch schon Macnamara vor dem Befehlshaber und berichtete wie er Lord Gray deutlich in der Küche der Schenke als Bettler verkleidet erblickt und es nur unterlassen habe mit Hülfe der Dragoner den Lord sogleich zu ergreifen, da sich am Fenster draußen ein anderes Gesicht gezeigt hätte, welches einer noch weit wichtigern Person angehören konnen.

„Der Irländer iſt feig wie Lord Gray!“ rief Rumſey unmuthig zum Befehlshaber.

„Aber vielleicht klüger und aufrichtiger,“ ſagte Macnamara den Hut ſchwenkend. „Denn als ich, wie die Katze nach der Maus hinter ihm herfuhr, ſah ich ihn um die Dorfhecke mit noch einem Manne biegen.“

„Ihnen nach!“ commandirte Lord Lumley, „Fackeln gebracht, und ihre Spuren im Sande verfolgt.“

Mit Klubrufen und Fackeln ſtatt der Schwerter in den Händen ſprengten die Reiter aus dem Dorfe; der Irländer mit der Schnelligkeit eines Rehes und den Augen eines Luchſes ihnen voraus. Er folgte den Fußtritten längs der Hecke und als ſie dort ſich verloren weiter über das Feld. Er fühlte häufig, wo er den Augen nicht traute, mit den Händen, daß es zuweilen den Anſchein gewann, als kröche er auf allen Vieren und käme doch ſchneller fort, als die Reiter.

„Führt uns der Bube auch nicht auf falſche Wege, daß wir die richtige Spur verlieren?“ warf Lord Lumley mistrauiſch zu Rumſey hin.

„Euer Herrlichkeit,“ entgegnete dieſer, „es ſtehen

fünf tausend Pfund auf Monmouths Kopf; da irrt ein Irländer wenigstens nicht mit Absicht."

Macnamara machte Rumsens Prophezeihung nicht zu Schanden. Er führte gerade auf den Ort los, wo Gray nach einem angestrengten Laufe sich hingeworfen hatte. Gray sah den sich nähernden Fackelschein schon von fern, er hörte den Hufschlag der Pferde; er hätte noch, begünstigt von der Dunkelheit, aufspringen und gleich dem gejagten Hirsche einen neuen Zufluchtsort aufsuchen mögen, aber er zog es vor, wie der Hase, glatt in eine Furche hingestreckt der Hoffnung zu vertrauen, daß die Jagd bei ihm, ohne ihn zu bemerken, vorüber jagen dürfte. Allein je näher die Verfolger kamen, um so fürchterlicher wuchs die Angst. Aus Furcht vor dem Moment, wo man ihn erblicken möchte, schrie er, als Macnamara noch zehn Schritt von ihm entfernt suchte, laut auf, und der Irländer hatte ihn am Kragen gefaßt, ehe er seine Thorheit bereuen konnte.

„Hätten Euer Herrlichkeit sich mir nur früher anvertraut," sagte Macnamara, „würde ich wahrhaftig für ein besseres Nachtlager gesorgt haben. Es ist eine Sünde und eine Schande, daß ein Pair von England so schlecht gebettet liegen mußte."

„Macnamara!“ flüsterte Gray ihm dringend zu. „Beim heiligen Patricius, ich zahle Dir tausend Pfund, — die Hälfte sogleich, wenn Du mir zur Freiheit verhilfst. Ich will Dein Gewissen beschwichtigen, wie Keiner.“

„I das hätte keine Noth, Euer Gnaden,“ sagte der Irländer. „Tausend Pfund, dafür hätte ja der heilige Patricius und alle heilige Irländer ein Auge zugedrückt, zumal da Ihr nur Lord Gray seid und nicht der Herzog von Monmouth. Aber welcher Teufel hieß Euch so schreien, daß die Dragoner es hörten, und ein Mensch nun beim besten Willen nicht ehrlich sein kann.“

„Werther Macnamara, thue als hättest Du geschrieen.“

„Bester Lord, von Herzen gern, aber für meinen Kopf zahlt keine Seele einen rothen Pfennig.“

Alles weitere Unterhandeln war unnöthig, da die Dragoner mit den Fackeln den Platz umzingelt hatten.

„Mylord Gray!“ sagte Lord Lumley heransprengend „Es thut mir weh, Euer Herrlichkeit in diesem Zustande zu erblicken. Doch da man weiß, daß der Herzog mit Euch geflohen ist, so erschweret Eure Gefangenschaft nicht durch län-

geres Läugnen. Umhergesprengt!" sprach er zu den Reitern, „Monmouth muß in der Nähe verborgen sein."

Gray nahm die Worte des Commandeurs zu Herzen und berichtete, wie sich der Herzog bereits am Dorfe von ihm getrennt und eine andere Richtung eingeschlagen habe. Macnamara schien die gute Laune zu verlieren. Unter freigebiger Ertheilung des Namen Dummkopf zu sich selbst, schlug er sich an den seinigen und war schon wieder auf dem Rückwege nach dem bezeichneten Platze der Trennung, als Lord Lumley noch, minder von Grays verrätherischer Offenherzigkeit überzeugt, an dem alten Platze umhersuchen ließ.

Die aufgehende Sonne beleuchtete die erneute Verfolgungsscene. Lord Orford und Oberst Kirk waren, auf die erhaltene Nachricht mit Schützen und andern Dragonern hinzugekommen, um die Jagd von neuem zu beginnen. Die Umgegend von Ringwood war meilenweit umstellt; so eng, daß kein schnelles Wild entkommen wäre, und doch brannte schon die Vormittagssonne und alles Suchen schien fruchtlos. Gray wußte nicht genau den Ort anzugeben, wo der Herzog sich von ihm getrennt hatte, und Macnamara wurde durch die auf

den grünen Krautfeldern sich verlaufenden Spuren irre. Kicks Vorschlag, zwei schottische Bluthunde aus dem benachbarten Edelhofe loszulassen, verwarf Lord Churchill mit Unwillen, indem er bemerkte, um hier Bluthunde zu haben, brauche man nicht erst nach Schottischen zu suchen.

Der Irländer bemerkte, als er schon ermüdet von der vergeblichen Anstrengung, die Hände auf dem Rücken, umherschlenderte seinen Freund Sanson still für sich einer Richtung folgen. Verstohlen folgte er ihm und klopfte mit schallendem Gelächter dem Brillenträger auf die Schulter.

„Gefunden, Magister die fünftausend Pfund? — Siehst Du nicht, daß Du einem Pferdehuf nachläufst — es ist der leibhaftige Satan, der meinen gelehrten Collegen am Narrenseil führt, da er doch wissen muß, daß der Herzog schon fünf Meilen von hier sein Pferd zum Teufel gejagt hat, der es dann unserm Vetter Stallknecht geschenkt hat."

„O Scharfsinn des grünen Erin!" sagte Sanson, ohne sich stören zu lassen. „Ein Irländer glaubt nur an die Sonne, wenn er sie mit Augen blank sieht."

„Wessen Huf ist denn das?" fragte Macnamara aufmerksamer.

„Mindestens," entgegnete Sanson, „von einem rebellischen Bauernpferde, also die Spur eines Flüchtlings. Zweitens bin ich diesem Hufe an die zehn Meilen gefolgt, und habe gerade so viel Nachricht eingezogen, um zu wissen, daß unser alter Bekannter, Robert Fletcher, in der Tour wie toll und blind umhergesprengt ist. Führte mich daher die Spur zu diesem, so wär das wenigstens eben so viel als zu Deinem Lord Cray, wenn es nicht gar zu dem königlichen Hirsch leitet."

Macnamara schnalzte mit den Fingern; in stummer Erwartung folgten Beide den deutlichen Spuren, bis Sanson ein vernehmbares „O weh!" ausrief, als er den gesattelten Gaul eines Yeoman auf dem Boden hingestreckt erblickte. Der Irländer schritt darauf los, und hatte im Zeitraum zweier Secunden alles befühlt, besehn und berochen, was ihm zur weitern Erkundigung nöthig dünkte.

„Nimm Dich aber in Acht!" sagte Sanson zu ihm, als er mit seinen Kreuzschritten an dem mit ziemlich hohem Farrenkraut bewachsenen Felde entlang hüpfte, „die Pistolen fehlen in den Half-

tern; Du könntest ein Denkmal von ihm in die Waden bekommen."

Der Irländer sprang, wie von einem plötzlichen Anblick erschreckt, zurück. Samson stand ihm zur Seite. „Ein verdeckter Graben!" — „Es schnarcht etwas." Beide blickten umher und als sie einige von ihren Bewegungen angelockte Reiter auf sich zukommen sahen, rissen sie beherzt Farrenkraut und Dornen hinweg. Aber alle Vorsorge war unnöthig. In festem Schlaf versunken lag ein Flüchtling am Boden, das Getümmel hatte ihn nicht einmal geweckt.

„Monmouth selbst!" rief Macnamara, „Schurke, warum mußtest Du mir folgen! der treue Freund."

„Fünftausend Pfund!" rechnete der Irländer, „Monmouth zahlte wohl das Doppelte, wenn wir ihn laufen ließen."

„Verdammter Hund! wenn Du nicht geschrieen hättest; es ließ sich noch so manches bei dem Handel verdienen, das geht nun alles quitt."

„Monmouth gefangen!" tönte es von einem Posten zum andern, und ehe noch der Unglückliche, was ihm bevorstand, ahnete, sprengten schon die Anführer der verschiedenen Truppen heran. Er

schlief noch; wie den Löwen scheute man sich ihn zu wecken. Endlich sprangen einige Schützen in den Graben hinab, und rüttelten ihn, seinen Namen rufend. Er hörte nicht. „Laß mich, guter Robert, noch ein wenig schlafen, dann wollen wir fliehen.“

Churchill, der die Worte gehört, wandte sich um, und wischte die Thränen aus dem Auge, das nur lachen zu können schien. Die Unbarmherzigen wollten aber ihrer Beute gewiß sein, und Monmouth mußte wachen. Der lange Schlaf auf dem kalten Boden hatte die Gelenke steif gemacht, die ungewohnte Anstrengung einen Fieberfrost erzeugt. Er sank um, als er sich aufrichtete, und wollte die Augen nicht aufschlagen. Alte Krieger, die einst unter ihm gedient, in ihm den Stolz des englischen Heeres verehrt hatten, mochten den Anblick nicht ertragen. Man hob ihn auf, man warf ihm einen Mantel auf sein Bitten um, ob die Mittagssonne gleich hoch am Himmel stand, und als er sich nun umschaute und die ganze schreckliche Wirklichkeit an die Stelle des Traumes trat, siegte die Schwäche so über den Helden, der kaum noch durch seinen Muth ein Königreich erschüttert hatte, daß er weinte.

Die Absicht der gemeinen Krieger, die ihn umgaben, errathend, riß er sein Kleid auf und rief ihnen zu: „Nehmt mir Alles, ich bin Euer Gefangener; wollte der Himmel ich wäre ein Kriegsgefangener; und möcht' es der Czar von Moskau sein, es wäre besser in seine Hände gefallen, als in meines Oheims."

Man fand zwei hundert Guineen bei ihm. Er reichte die goldene Uhr hin. Auch den Orden des Hosenbandes zog er aus der Busentasche und als sein Auge zufällig Rumley traf, reichte er ihm das Band hin: „Nehmt Oberst: der König mein Oheim belohnt Euch wohl für den großen Dienst mit dieser Ehre. Nehmt; Ihr bedürft der Ketten und Orden, um Eure Schande zu bedecken."

Ein Officier reichte den Orden an Lord Lumley; der klägliche Anblick des Verzweifelnden erweichte die rauhsten Herzen. Die Wachen traten zurück und wandten dem Gefangenen den Rücken, die Edlen, einst die Genossen seines Glücks, verschwanden. Wer, in dessen Brust eine Regung des Mitgefühls lebte, mochte den so vom Glück Niedergeworfenen ansehn? Zugleich aber waltete die Furcht ob, durch gezeigtes Beileid des Königs

Zorn auf sich zu laden. So verbrachte der Unglückliche noch eine Stunde in der fürchterlichsten, trostlosen Einsamkeit bis der Wagen erschien, der ihn in die Hauptstadt bringen sollte, in welche er gehofft als Triumphator und König eines ihn vergötternden Volkes unter dem Geläute der Glocken einzuziehen.

Zehntes Capitel.

Die alten Zeiten — Sitten flohn,
Ein Fremder auf der Stuart Thron;
Als Sünde schilt in trüber Brunst
Der Frömmler seine heitre Kunst.
Jetzt Bänkelsänger treibt ihn Noth
Zu betteln Thür für Thür um Brod.
Er spielt, einst berühmte Königs Ohr,
Sein Lied dem Kreis der Bauern vor.
Lied des letzten Minstrel.

Es zeigte sich bald, daß der Liebling des englischen Volkes gegründetere Ansprüche auf das Mitleiden desselben, als auf seine Bewunderung habe. Man schonte ihn nicht auf dem Wege nach London. Indem man ihn wie im Triumphzuge der gaffenden Menge wies, mußte Monmouth erkennen, daß der Sieger ihn mehr als einen Verbrecher, denn als Sohn und Neffen eines Königs betrachte. Die Nachrichten aller im Westen von Kirk und Jefferies begangenen Grausamkeiten konnten den Kranken so beugen, daß der Anblick des Towers, der Klang des hinter ihm niederrasselnden Fallgit-

tert, die Erinnerung an die ermordetrn Freunde, deren Geister aus jedem Gitterfenster zu ihm sprachen, den letzten Funken des Stolzes erlöschten, und er die unterwürfigen Bitt-Briefe an den König schrieb, welche Jacob, um auch das ehrenvolle Andenken des Unglücklichen zu vernichten, sich beeilte durch die öffentlichen Blätter der Nation bekannt zu machen.

Robert Fletcher war es erst an einem entfernten Orte gelungen, Kleider aufzutreiben, um Monmouth aus dieser Gegend unerkannt fortzubringen. Ein Heuwagen sollte, in der Nähe wartend ihn vorläufig verbergen; aber als er die wohlbekannte Stelle nach der Mittagsstunde erreichte, als er schon von weitem den Graben aufgedeckt, die von Pferden aufgewühlte Erde und in weiter Ferne die abziehenden Reiterschaaren sah, war er selbst nicht fern von dem Entschlusse den letztern nachzurennen, und sich als Anhänger eines Unternehmens auszuliefern, das mit seinem Haupte gefallen war.

Der arme Bauer, der einzige der es, um des Namens Fletcher von Salton willen, gewagt, trotz aller Grausamkeiten, von denen die Gegend ringsum erschüttert ward, Wagen und Kleider zu besorgen, rettete ihn. Vom Anblick eines Trupps Dragoner

geschreckt kam er zu Robert gelaufen und bat ihn auf seine Rettung bedacht zu sein, und selbst die dem Herzog bestimmten Kleider anzulegen. Robert lag auf dem Boden und sein oft wiederholtes: „Jetzt ist England ohne Hoffnung verloren!" preßte die Hände des Landmanns zum Gebet zusammen, das er wie getröstet mit den Worten schloß: „Der Gott, der seine reinen Verehrer bis dahin geschützt, wird sie ja noch ferner in England bewahren, und nicht an das Haupt des Einen das Wohl und Weh der Millionen geknüpft haben."

Die Reiter verfolgten eine andere Richtung ohne auf den Heuwagen zu stoßen, den Robert als Fuhrknecht leakte. Aber nicht einmal die Nacht über war es ihm vergönnt der Ruhe zu pflegen, welche der wackere Landmann ihm, die eigene Gefahr nicht beachtend, in seiner ärmlichen Hütte bereitete. Dragoner holten ihn um Mitternacht heraus und sein Wirth verdankte es nur der den Verfolgern einleuchtenden Armuth, daß man nicht auch ihn fortschleppte. „Des Lumpengesindels für den Galgen haben wir genug," sagte der Wachtmeister, „und da doch nicht alle hängen können, muß man darauf sehen, nur solche übers Maas zu fangen, die sich loskaufen mögen."

Mit andern Unglücklichen, deren Zahl sich unterweges vermehrte, wurde Robert dem Orte zu geschleppt, wo das Schicksal ihm den Tod bestimmt hatte, denn ein geringeres Urtheil konnte er nicht erwarten. In Bridgewater, wo Oberst Kirk ohne weiteres Verfahren einige zwanzig Gefangene aufknüpfen lassen, grüßten ihn diese Schlachtopfer so an den Thoren hängend, daß Niemand, ohne ihre Leichen zu berühren, ein und aus konnte. Jefferies Name klang noch fürchterlicher als der des Obersten. Sein Kriminalverfahren beförderte ganze Schaaren mit einem Male zum Tode, obgleich sein beißender Hohn den Verdammten fürchterlicher klang als das Todesurtheil selbst. Für Robert wäre es möglich gewesen sich durch Nennung seines Namens aus der traurigen Gesellschaft zu befreien, um anderwärts mit mehr Ehren und Beobachtung der gesetzlichen Formen den Tod erwarten zu dürfen, doch verschmähte er diesen Ausweg. Er empfand eine Wollust des Schmerzes bei der Vorstellung unter der Menge erdrückt zu werden, wo das Blut so vieler gerühmten Paladine der englischen Freiheit umsonst auf den hohen Schaffotten versprützt worden. Dann kam wohl der Gedanke hinzu: „Einst werden sie fragen, wo blieb Fletcher von Salton?

Und die Geſchichte wird trauern, daß ſolcher Wille und ſolche Kraft ein ſolches Ende fand," — allein er erröthete wieder, daß die Eitelkeit ſelbſt unter Umſtänden, die ihre Nichtigkeit mehr als je aufdeckten, ſich hervorthun könne.

Zum dritten Male führte der Zufall den Ritter nach dem Landſitze des Friedensrichters Sir Thomas Powle. Die Gerichtshalle, in deren dunkelſtem Winkel die zwanzig Gefangenen zuſammengepreßt ſtanden, hatte indeſſen jetzt ein anderes Anſehn gewonnen. Sir Thomas Powles unglückliche Zweifel und Ungewißheit, mit welcher Partei er es nicht zu verderben habe, waren ſeit dem Treffen bei Sedgemoor völlig gewichen. Er war jetzt durchaus loyal, und feierte eben Oberrichter Jefferies und des Oberſten Kirk Gegenwart durch ein ſchwelgeriſches Gaſtmal. Die hungrigen und müden Gefangenen hatten durch die weit geöffneten Thürflügel freies Zuſehn, wie ihre Henker im Uebermaas der Speiſen und des Weines ſich zur Gerichtsſitzung vorbereiteten. Nach mehrſtündigem Harren, das für die Gefangenen durch die zu ihnen hinunterſchallenden Toaſts noch qualvoller wurde, bewegten ſich die Hauptperſonen von Weine glühend in den Saal herunter. Mit den Kerzen wurden jedoch

noch feinere Weine herzugebracht, mit denen der Mund sich füllte, der eben ein Todesurtheil ausgesprochen hatte.

„Meine hochverehrten Gäste müssen verzeihen," quickte der Friedensrichter, „daß ich keine honorablere Gesellschaft zur Abendunterhaltung herbeischaffen konnte; indeß giebt es manchen Burschen darunter, der für seinen König am Baume so gut figuriren wird, als man ihn in London auftreiben kann."

Sir Thomas lachte. „Ein Schelm giebt's besser als er es hat," sagte Kirk, und Jefferies betrachtete durch das volle Claretglas die Gefangenen.

„Wie die Burschen frisch aussehn, werther Sir Thomas. Man sprach von dem Elend der bleichwangigen Gesellen, aber ich bemerke weder Elend noch bleiche Wangen, im Gegentheil nichts als rothe Backen voller Verlangen nach der Luftparade fürs Vaterland."

Der Friedensrichter belachte Jefferies Witz wie vorher den eigenen, und fuhr nur zu bedauern fort, daß nichts ausgezeichneteres aufzutreiben gewesen.

„Guter Sir Thomas, die Londoner müssen auch etwas haben als Stärkbrühe für ihre Loyalität. Es ist viel zu lange her, daß nichts Ordent-

liches dort gehangen hat, daß man ihnen wohl den Herzog und was ihm anhängt, gönnen mag."

„Ich hätte es sehn mögen," sagte Sir Thomas, „wie er vor dem Könige auf die Knie gefallen ist, sein peccavi herzustammeln, und ihn der König liegen ließ, ohne den Oheim zu Hülfe zu rufen. Oeffentlich hätte das aber geschehen sollen, um den rebellischen Geist zu demüthigen."

„Es hätte gar nicht geschehen sollen; der König durfte ihn nicht vor sein Angesicht lassen, wenn er ihn nicht begnadigen wollte," sagte Kirk.

Jeffreys lachte: „Begnadigen, Oberst? Mich wundert wie ein Mann, wie Ihr, der selbst nichts von Gnade weiß, solch ein Wort im Munde führen kann. — Jacob den Tölpelkönig begnadigen! warum nicht selbst in die Schlinge kriechen. — Bekennen sollte er, wer seine Freunde sind, wer ihn ins Land gerufen, wer ihm Geld gegeben, damit man wüßte, an wen man sich halten könne. Das war die ganz politische Absicht, und da Monmouth den närrischen Ehrlichen gespielt, so kann es keine Menschenseele verwundern, wenn er sofort wieder in den Tower gesperrt worden, aus dem ihn Niemand als Jac Ketch, so lange Loyalität in England wohnt, herausholen wird."

„Was Loyalität betrifft," sprach Sir Thomas sich an die Brust klopfend, „so stehn englische Herzen genug um den Tower, die jeden Versuch zu seiner Befreiung hintertreiben werden, wenn nur keine Begnadigung — das, Mylord, könnte einen Mann kränken, dessen Herz sein Leben lang für die königliche Sache geschlagen hat."

„Wie, Sir Thomas!" sagte Jefferies sich erhebend indem er den Rücken dem Gefangenen zugekehrt an die Schranken lehnte. Sein Auge schoß einen der vernichtenden Blitze auf den kleinen Friedensrichter, welche häufig die unglücklichen Gefangenen zum Geständniß brachten, oft auch, gleich dem Blick der Klapperschlange, Unschuldige zu solcher Angst trieben, daß sie nie Geschehenes bekannten. „Wie, stand nicht Euer Marstall jeder Zeit dem Herzoge von Monmouth offen, wenn er in rebellischer Absicht den Westen durchreiste? — Wir wissen Alles, was sich in diesen Grafschaften zugetragen hat, und auf Euern Namen, Sir Thomas, ist eine ganze Seite in diesem Buche vollgeschrieben."

Sir Thomas Powle hatte sich an eine Stuhllehne gestützt. Die natürliche Richtung seiner Augen traf den Boden. Zuweilen wagte er sie wohl

aufzuschlagen und den grimmig Lächelnden anzublicken, fuhr aber jedesmal wieder erschreckt zurück, während Jefferies an seiner Verlegenheit sich weidete. Sir Thomas stammelte viel was zur Entschuldigung dienen sollte, ihn aber, wenn Jefferies es der Mühe werth geachtet, auf die Worte zu merken, aufs neue ins Verderben hätte stürzen mögen. Indessen schloß er die verworrene Rede mit einem Zusatz, dessen vernehmbarer Sinn dahin lautete: wie es seine größte Lust sein würde, wenn der Oberrichter es nicht verschmähte, ebenfalls seinen Stall als den eigenen zu betrachten, um die Feinde des Vaterlandes zu verfolgen. Jefferies ließ ihn noch eine Weile in banger Erwartung schweben, bis er zu Kirk sprach:

„Was meint Ihr, Oberst, wenn ich die beiden Falben vor meinen Wagen spanne und den Hengst Achill zum Reitpferd wähle? Die beiden Rappen möchten sich für Euch vor der Fronte am besten schicken, wenn anders Eure Leute sich im Westen nicht anders remontiren."

Kirk gab seine Beistimmung, verlangte aber, Sir Thomas müsse neue Geschirre anfertigen lassen. Nachdem der Gepeinigte versichert, daß ihm keine Aufgabe für das Vaterland mehr Vergnügen mache,

zog Jefferies eine Bleifeder heraus und flüſterte dem Friedensrichter zu:

„So wollen wir, was zwiſchen Euch und den proteſtantiſchen Zeugen, auch nachher mit Monmouth paſſirt, vor der Hand beſeitigen, und erſt wenn Alles im Weſten gereinigt iſt, den Vorfall wieder hier beſprechen.“

Der arme Friedensrichter ſah mit Schmerzen, daß ſelbſt das Opfer ſeiner ſchönſten Pferde ihn eben ſo wenig als die andern Beweiſe ſeiner Loyalität ganz geſichert habe, er machte eine ungeſchickte Verbeugung um die andere, und ſeine Furcht wurde nicht wenig vermehrt, als er die beiden ehrenwerthen Herren Sanſon und Macnamara unter der Menge der Zuſchauer gewahrte. Jefferies aber hatte jetzt die letzte Flaſche Claret geleert und dachte daß es nun Zeit ſei auch die Gefangenen abzufertigen.

„Nun, Ihr Burſche,“ ſchnaubte er ſie mit einigen hineingeſchoſſenen Blicken an, „Ihr ſeht, daß es uns an Zeit mangelt, und werdet mir daher den Gefallen thun, uns nicht durch unnöthiges Läugnen aufzuhalten. Hängen müßt Ihr insgeſammt, ſo wahr ich Jefferies heiße und England ein Königreich iſt, darum erſpart mir die Mühe

der unnöthigen Faxen und erklärt Euch für schuldig. — Also schuldig? — Nicht? — Sie haben sich für schuldig erklärt, niedergeschrieben!" *)

„Ohne Untersuchung?" rief eine Stimme aus dem Haufen.

„Wer ist das naseweise Gesicht?" schrie der Oberrichter aufstehend, und leuchtete mit seinen Augen unter die Gefangenen, daß es überflüssig schien, als Diener Fackeln herbeibrachten. „Ist es nicht schon übergroße Sorgfalt Euch bei Namen aufschreiben zu müssen, Lumpen, die keine Namen führen?"

Eingeschüchtert von dem Machtgebot, mehr noch von der furchterregenden Gestalt des Unmenschen, bekannten sich von der ganzen Anzahl Zusammengetriebener Alle bis auf zwei als schuldig. Von diesen wies sich der Eine als einen Mann aus, der allerdings einen Namen hatte, Robert erinnerte sich ihn unter den angesehenen Landbesitzern in Monmouths Heere gesehn zu haben. So thätigen Antheil er auch damals an dem Aufstande genommen, fand er doch in Jefferies einen milden Richter, und was merkwürdiger schien durch San-

*) Durchaus Thatsache.

sons Fürbitten. Er ward gegen Bürgschaft entlassen, hatte aber freilich, wie man nachher erfuhr, sein ganzes Vermögen dem Oberrichter hingeopfert.

„Was hat der andere Bursche für Gründe anzuführen?" schnaubte Jefferies den Zweiten an, und Robert Fletcher trat mit ruhigem Trotz hervor, erklärend: Er verlange wie ein Engländer angeklagt und gerichtet zu werden, und werde nachher kein unnöthiges Wort verlieren.

Man hatte Beispiele, daß unmenschliche Richter, wie General Dalziel Gefangenen, welche kühne Antworten gegeben, mit dem Degenknopf ins Gesicht geschlagen, ein Verfahren, das sich aus dem trunkenen Zustande, in dem jene militairischen Gerichte über die Geächteten abgehalten wurden, erklären läßt. Oberst Kirk galt für einen Gemüthsverwandten des berüchtigten Generals; indem wie jener durch den Dienst in Moskau, dieser durch seinen Verkehr mit den Mauresken, als er Gouverneur von Tanger war, die barbarischen Grundsätze eines militairischen Despotismus eingesogen hatte, welche seinen Namen mit den schrecklichen Erinnerungen auf die Nachwelt gebracht haben. Kirk erhob sich und die Faust gegen Robert, der jedoch schwerlich einen solchen Schimpf ungeahndet

hätte hingehn lassen, wenn nicht Macnamara plötzlich dazwischen gesprungen wäre.

„Halten Euer Gestrengen; der Mann ist bedeutender als er scheint, ob ich schon seines Gesichts mich nicht sogleich erinnern kann."

Wie Robert trotzig dastand, mit unterschlagenen Armen, die Augen kühn auf die des Obersten gerichtet, erkannte dieser die Wahrheit von Macnamaras Bemerkung. Jefferies lächelte; als aber Robert einen durchdringenden Blick auf den Irländer warf, sprang dieser wie freudig überrascht von der Entdeckung eines Freundes auf den Ritter zu.

„Tausendmal Vergebung, Sir, daß ich vergessen konnte, wie ich schon so oft die Ehre hatte Euer Gnaden zu begegnen. Es geschah wahrhaftig nicht aus Geringschätzung, die alten Augen werden nur schwach in diesen Zeiten — "

„Wer ist es?" fuhr ihn Kirk an.

„Wer anders Sir, als der große Ritter Fletcher von Salton."

Jefferies fuhr mit dem Lichte dem Gefangenen an's Gesicht. „Wahrhaftig, ich habe mich lange gefreut diesen trefflichen Abdruck des ehrenfesten Sidney wieder zu sehn, und freue mich doppelt, ihm denselben Dienst erweisen zu können."

„Wenigstens," sagte Robert, „sollt ihr mich eben so wenig vor dem Tode zittern sehn, als meinen großen Lehrer Algernon; und ich wünsche durch meinen Tod die Schande auszulöschen, die Monmouths Kniefall vor dem Tyrannen unserer guten Sache angethan."

Jefferies nickte wohlgefällig mit dem Kopfe.

„Genügt das Geständniß, Bluthund, mich auf das Schaffot zu bringen?" fuhr Robert fort.

„Vollkommen, lieber Sir Robert."

„Aber," bemerkte der Friedensrichter bescheiden, „man weiß, daß dieser Ritter an der eigentlichen Rebellion in so fern weniger Theil genommen, als er vor der Schlacht von Monmouth selbst verbannt worden. Ich, als loyaler Unterthan, sollte nun glauben, daß man auch hier unterscheiden muß um dem Könige solche Gemüther zu retten, welche nicht ganz abgefallen sind — "

„Macht gar nichts aus," fiel der ruhige Oberrichter mit seinen glänzenden Augen den Gefangenen liebäugelnd ein.

„Ob er aber nicht zu den Gefangenen gehört, die wir nach London senden müssen?" bemerkte Kirk.

„Warum sollen wir uns das Vergnügen neh-

men laſſen, oder vielmehr der guten Stadt Taunton," entſchied Jefferies. „Wo er dem Tänzerkönige huldigte, als aufmunterndes Beiſpiel für die guten Bürger, muß er jetzt auch als abſchreckendes hängen; aber wenn es Euch tröſten kann, Sir Robert, ſo nehmt das Verſprechen eines Oberrichters mit unumſchränkter Vollmacht, daß Ihr nicht allein hängen ſollt."

Obgleich die Hauptfeierlichkeit bis Taunton verſpart wurde, ließ doch Jefferies von den Verurtheilten, welche ſeinem Richterzuge wie dem eines römiſchen Triumphators folgten, an jedem Orte Einige henken, wo er glaubte, daß ein ſolches Beiſpiel der Königlichen Sache oder ihm könne von Nutzen ſein. Da jedermann für ſchuldig galt, in deſſen Hauſe oder auf deſſen Grund und Boden ein Geächteter betroffen ward, Denunciationen gegen Begüterte aber am liebſten gehört wurden, ſo verfehlten die Executionen vor den Thoren der Reichen ſelten ihren Endzweck und Jefferies galt für den Herrn nicht allein über das Leben ſondern auch das Vermögen der Einwohner in den weſtlichen Grafſchaften. Robert erfreute ſich des traurigen Vorzugs des Ulyß in der Cyclopenhöhle, er ward bis zuletzt aufgeſpart.

Das vor wenigen Tagen in Segen und Freude blühende Land schien ausgestorben, und es war Robert angenehm, daß sie Taunton, an das so viele schmerzliche Erinnerungen sich knüpften, bei Abend betraten. Der Taumel des Sieges und der Sicherheit, gesteigert durch den Trunk, ließ die Gefangenwärter nicht strenge in ihrer Pflicht sein. Wo man überall Menschen aufgreifen konnte, und die zitternden oder parteiischen Geschwornen mit dem Spruche „Schuldig" den Richtern entzogen traten, kam es wenig darauf an, wer gehenkt wurde, wenn nur die bestimmte Zahl vorhanden war. Jefferies und Kirk saßen bei einem feierlichen Gelage, dessen gräßliche Trinksprüche vom offenen Balkone herab unter dem Schmettern der Pauken und Trompeten in die erschütterte Stadt schallten. Mehrere Galgen von Fackeln erleuchtet waren vor dem Gelagshause aufgerichtet und eben als Robert den Markt betrat, ließ Jefferies das entsetzliche Experiment anstellen, welches allein sein Andenken mit ewiger Schmach bedecken würde. Einen halsstarrigen Gefangenen ließ er unter Aufsicht eines Arztes zu dreien verschiedenen Malen aufknüpfen und zu rechter Zeit wieder abschneiden, damit er durch die dreifach empfundenen Qualen des Todes zum Ge-

ſtändniß der Reue gebracht würde. Als der Unglückliche dreimal verſicherte, er würde wieder für Monmouth ins Feld ziehen, ließ er ihn in Ketten aufhängen. Während jedem Tuſch und dem Toaſt, welcher der Geſundheit des Königs gebracht wurde, mußte eine beſtimmte Anzahl aufgeknüpft ſein. Trotz des Lärmens aber ſchrie ein Gefangener ſo heftig, daß Kirk, oben davon geſtört, an den Balken trat, und ſich fluchend nach der Urſach des Widerſpruchs erkundigte.

„Ich bin der Major Holmes," ſchrie der Unglückliche, den ſchon zwei Henker gefaßt hielten, „ich verlor einen Arm in der Schlacht und trage des Königs Pardon in der Taſche, unterſucht die Sache — "

„Verdammter Rebell!" donnerte der vom Wein glühende Oberſt hinunter, „dazu iſt jetzt nicht Zeit. Erſt abgefertigt dann wollen wir die Taſchen durchſuchen."

„Der König hat mir ſein Wort gegeben Niemanden zu pardoniren," erklärte Jefferies zu Kirks Beruhigung, und Holmes wurde zur Leiter geſchleppt. Aber der ſtarke Mann brüllte in entſetzlicher Todesangſt; trotz des einen Armes riß er ſich los, ſtürzte unter die Menge und vertheidigte ſich

wie ein homerischer Held gegen die Ueberzahl bis er erlag. Man meinte er sei, nachdem er in diesem Vertheidigungskampf das Leben ehrenvoll beendet, als Leiche auf das Gerüst gebracht worden. In seiner Tasche fand man später die ausgefertigte Begnadigung *).

In einer Art Starrsucht hatte Robert dem fürchterlichen Schauspiele zugesehen. Mit einem Male sah er sich bei dem Auflaufe, den Holmes Widerstand verursacht, von seinen Wächtern verlassen. Die Menge drängte heran; er befand sich in ihrer Mitte, die Lust zum Leben erwachte. Er schlich mit zitternden Knieen, — dem Tode hoffte er fast entgegen getreten zu sein — dann rannte er Straße auf Straße ab, und fand doch erst am Ende der verschlossenen Stadt ein offenes Haus. Hineintreten und die Thür hinter sich zuschlagen war das Werk des Augenblicks.

Er tappte eine dunkle Treppe hinauf; erst als er oben in ein mäßig erleuchtetes Zimmer trat, glaubte er die Wohnung wieder zu erkennen, in

*) Ein Factum, welches von König Jacob II selbst, in seinen 1815 endlich durch den Druck bekannt gemachten Memoiren, erzählt wird.

welcher er vor wenig Wochen Harriet angetroffen. Eine hochbejahrte Matrone erhob sich, aufgestört, doch nicht erschreckt durch den ungestüm Eindringenden, von ihrem Andachtsbuch. Während sie ihm das Licht entgegen hielt, sank er auf einen Stuhl nieder und preßte die Worte aus:

„Ich bin ein Verurtheilter — wollt Ihr mich retten so entschließt Euch bald, wollt Ihr mich verrathen, so eilt ehe ein Anderer zuvorkommt."

Die Matrone blickte ihn lange staunend an. Robert legte es falsch aus:

„Ihr wartet, ob ich bitten werde, niederfallen und Euch die Knie umklammern. Nein, alte Frau, so werth ist mir nicht mehr dies schlechte hoffnungslose Leben, daß ich vor Jemand mich darum erniedrigen sollte."

Die Alte faltete die Hände: „Ihr seid ein Fletcher — nicht, ein Fletcher von Salton?"

„Ihr wißt wer ich bin, gut, lauft hin, gebt meinen Namen an; es ist der letzte Werth, den Fletcher von Saltons Sohn auf Erden besitzt."

„Also sein Sohn," sagte die Matrone, „wohl glaube ich Euch schon in den kurzen Tagen Eures Glückes einmal gesehen zu haben, aber das sind auch die edlen Züge des alten Salton, die ich nie

vergessen werde. Ich habe Euren Vater, Sir, oft in diesen Mauern als Gast und Freund meines Gatten bewillkommt, und ob ich schon über den Bund ihrer edlen Herzen zur Rebellion bittere Thränen vergoß, ob ich gleich den Geist verfluchen muß, der auch den Sohn des alten Salton zur selben Empörung hinriß, wird doch nie Oberst Leslys Wittwe einen Hülflosen angeben und niemals den Sohn eines Mannes verrathen, der so in der Furcht des Herrn wandelte, als Euer Vater."

Robert wußte von der Freundschaft seines Vaters mit dem ermordeten Leslie, er wußte auch, wie dessen tugendhafte Gattin, obgleich immer eifrige Royalistin, häufig seine Wohlthäterin gewesen, und er schämte sich des rauhen Wesens, mit dem er einer Frau begegnet war, welche in Ausübung der Menschlichkeit zugleich gegen ihre Grundsätze stritt und ihr Leben in Gefahr setzte. Er drückte ihre Hand an seine Lippen und wollte, jetzt auf den Knieen, mit Betheuerungen seines Dankes beginnen, als sie ihn kräftig aufhob.

„Lieber junger Ritter. Ihr hattet Recht nicht knieen zu wollen vor einem Menschen um Euer Leben. Verspart das Niederfallen bis Euch der Geist treibt vor dem niederzusinken, vor dem wir

alle Staub ſind. Mögt Ihr ihm dann brünſtig für das Leben danken, für das neu erweckte Leben, um das Ihr mit Recht keinen Menſchen anflehen mochtet. Aber jetzt iſt es nicht Zeit zum Danken oder Betheuern, ſondern die Zeit zu benutzen, die er Euch zur Rettung geſchenkt hat."

Mit einer Umſicht welche den klaren Geiſt der würdigen Frau bekundete, ordnete ſie in der ſchnellſten Zeit was Ihr zur Sicherung des Flüchtlings nöthig ſchien, an. Das Haus wurde verſchloſſen, die Fenſterverhänge wurden heruntergelaſſen, und in wenigen Minuten befand Robert ſich in einer kleinen Dachſtube nach dem Garten hinaus, die Matrone ſelbſt hatte Erfriſchungen herbeigebracht, die er lange entbehren müſſen, und ein Bette ſtand für den Müden bereit. Es lebte noch eine alte Köchin im Hauſe, welche in allem mit ihrer Herrin vertraut ſchien, Miſtris Leßly war aber nicht dahin zu vermögen, einer Dienerin die Geſchäfte bei dem Gaſte aufzutragen, den ihr, wie ſie ſich ausdrückte, Gott ſelbſt zugeſandt habe.

„Würdige Frau," ſagte Robert, als ſie mit einer ſegnenden Bewegung ihm die Wohlthat einer ruhigen Nacht wünſchte, „kennt Ihr auch die Laſt, die Ihr Euch aufgeladen, wißt Ihr, daß Ihr gegen

des Königs Geſetz handelt, daß Euer eigenes Leben in Gefahr iſt, wenn ein Bube Euch angiebt?"

Die Matrone antwortete den Blick aufwärts richtend, und der Flüchtling glaubte in der Würde ihrer Stellung in der Feſtigkeit und Herzlichkeit des Ausdrucks die Rede einer Heiligen zu vernehmen: „Und wenn, was ich Euch gethan, gegen die Geſetze aller Könige der Welt verſtieße, ſo iſt mir doch das Geſetz des Königs im Himmel heiliger. Es ſagt die Lehre ſeines Sohnes, daß ich ſo handeln ſollte, auch wenn das ſchwache Herz mich nicht ſchon dazu antriebe. Mein Leben aber iſt ſtündlich in Gefahr, und guter Sir" — hier überwannte ſie die Rührung und die Augen feuchteten ſich, indem ſie es ausſprach — „ſeit mein einziges Kind bei Sedgemoor für ſeinen König gefallen iſt, wüßte ich nicht, für welches Geſchenk des Himmels ich inbrünſtiger danken ſollte, als wenn er mich ſchnell zu meinen Lieben nach oben abriefe."

Sie eilte davon; Robert aber konnte, obgleich entkleidet und nach ſo langer Entbehrung zum erſtenmal eines Bettes ſich erfreuend, nicht ſchlafen. Die eigene Unſicherheit, Monmouths Loos, das Unglück des Vaterlandes ging ihm weniger in den wachen Träumen durch den Sinn, als das Etwas, das

ihn zu einer Theilnahme für die alte Frau aufforderte, die er sich in diesem Grade nicht erklären mochte. Er gestand sich, daß sie glücklich wäre wenn sie stürbe, und doch vermochte er sich das Warum nicht anzugeben, denn hier paßte keiner von den Gründen, unter denen er sich den Tod als wünschenswerth dachte. Eine gewonnene Schlacht, wo der stolze Sieger auf der erhöhten Bahre liegend die Fahnen des Feindes vor sich niedergestreckt erblickt; oder ein hohes Schaffot, beleuchtet von den Strahlen der aufgehenden Sonne, ein Held der Freiheit beugt den stolzen Nacken dem Beile des Tyrannen, nachdem er in einer begeisterten Rede zum Volke seinen unauslöschlichen Haß gegen den Despoten ausgehaucht hat, die Saat auf den Gesichtern der Menge erblickend; das waren die Bilder, die ihn bezauberten und unter denen er endlich zu einer kurzen Ruhe einschlief.

Ein starkes Pochen an der Hausthür weckte ihn. Die Traumbilder verwebten sich mit der Wirklichkeit. Er stand schon in den Kleidern als er die alte Hausmagd mit dem Schlüsselbunde hinuntersteigen hörte. Ihre Gebieterin gab ihr aus dem Schlafzimmer Anweisung, wenn es Einquartierung wäre, sie in das untere Zimmer zu gelei-

ten, aber Robert hielt es für Pflicht gegen sich und seine Wirthin, diese Entscheidung nicht abzuwarten. Er stieg aus dem Fenster auf das Dach, ein niedriges Nachbardach verschaffte dem Geübten die Mittel so tief hinab zu klimmen, bis er durch einen gewagten Sprung sich in den Garten rettete. Er kannte von sonst her die Lage der Gärten an der alten Stadtmauer, und eilte gerade auf diese zu, als er sich von einem Manne aus einem erleuchteten Fenster beobachtet glaubte. Dies spornte ihn zu größerer Eile und ohne, wie es seine erste Absicht gewesen, am Ausgange abzuwarten was sich im Hause zutrage, stieg er auf die Mauer und vermittelst eines Birnbaumes in den Stadtgraben. Von dort streifte er, die Straßen vermeidend, über die Felder, so lange, bis der Tag ihn nöthigte einen Schlupfwinkel, der ihn verberge, zu suchen.

Im Jahr 1685 gab es noch mehr Wälder und haidige Moorgründe in den westlichen Grafschaften als dies hundert und vierzig Jahre später der Fall ist. Ein solcher Wald, der sogar noch auf den Namen Dickicht Anspruch machen konnte, gewährte ihm trefflichen Schutz und ließ ihn, während die Morgensonne ein so frohes Feld beschaute, als wüßte es nichts von allen Gräueln und Ver-

folgungen die darauf vorgingen, den stärkenden Nachtschlummer aus dem Hause der Matrone fortsetzen. Seine Absicht war, sich nordwärts noch Warwikshire durchzuschleichen, um hier vielleicht auf den Besitzungen seines Freundes Raleigh Schutz oder in einem der nördlichen Häfen Mittel zu finden aus dem Königreiche zu entkommen. Weiter indessen, als er glaubte, erstreckten sich die Verfolgungen. Mehrere Tage und Nächte irrte er in der Kreuz und Quere, fast nur von Wurzeln und Kornähren sich kümmerlich nährend, umher, und auch die Lagerstätten in den Kornfeldern und Haidebüschen wurden bei eingetretener nasser Witterung immer beschwerlicher.

Er wußte sich selbst nicht mehr anzugeben, wo er sei, als er am Abende eines naßkalten Tages in eine öde Thalgegend hinaustrat und von einer weiblichen Stimme angezogen den Windungen eines Baches folgte. Die Weise des gesungenen Liedes deutete auf einen verstörten Sinn, die Worte als er sie nachher vernahm bestätigten dies. Einem weiblichen Geschöpfe und einer Unglücklichen hoffte er sich ohne Gefahr anvertrauen zu können. Als er jetzt um ein schroffes Erdufer bog, sah er die Sängerin, ein jugendliches Wesen, an dem Rande

des Baches ſitzen. Ihr langes Haar hing ungekämmt herab zu beiden Seiten der blaſſen Stirn und um den entblößten Nacken. Die Arme ruhten unthätig im Schooße, während ſie, den Oberleib vorgebeugt, den ſchnell vorüberrinnenden Bach mit dem ſtarren Blick ihrer trockenen, glanzloſen Augen zu feſſeln ſuchte. Der eine Fuß hing im Waſſer, daß die Wellen mit ihm ſpielten, und es ſchien, als warte ſie den Moment ab, wo der Geiſt des Waſſers ſie umfangen und als Braut zu ſich hinab reißen werde. Ihr Lied aber, das ſie in verſchiedenen Unterbrechungen ſang, lautete folgendermaßen:

Was rauſcht die graue Weide?
Was flüſtert im Strauch?
Was ſagen ſich Beide
Beim Windeshauch?
Mit Wollenſchatten
Flieht eilend der Bach
Zwiſchen gelben Matten,
Jeder Halm ruft „ach!“

Im Strauche da flüſtert
In der Weide rauſcht
Mit allem verſchwiſtert
Was im Finſtern lauſcht,

Alles zerbricht er
Der kalte Wind,
Und immer ſpricht er:
„Verlornes Kind!“

Die graue Weide ſagt mir:
„Dein Vater ward nicht alt!“ —
Der dürre Strauch klagt mir:
„Deine Mutter iſt kalt.“ —
„Dein Bube iſt fort“ plagt mich
Immer rufend der Wind,
Und die Wolke immer fragt mich:
„Wo iſt Dein Kind?“

O hätteſt du Wind nicht
Meinen Buben verſcheucht,
Dann läge mein Kind nicht
In den Wellen feucht,
Grau trübe wie die Weide
Mein Vater ſein Haar,
Meine Mutter in Freude
Lebte manches Jahr.

Dann wäre mein Sinn nicht
Wie das Irrlicht im Sumpf,
Mein Augenglanz hin nicht,
Mein Ohr wär nicht ſtumpf;
Grün wäre die Weide
Und Alles wär Luſt,
Unter blumigem Kleide
Schlüge Herz und Bruſt.

ein Verbrechen zu verbergen, waren nicht ungewöhnlich, und auch unser Pitaval hat Belege dazu gegeben.

Die Richter hielten sie für überwiesen und sprachen am 6. Februar 1625 das Urtheil, daß Helene Gillet wegen verheimlichter Schwangerschaft und Kindesmordes mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei.

Wir brachten so viele Fälle und bringen davon noch mehre, wo die Gerichte im alten Frankreich durch dringende Indicien sich täuschen ließen und ein ungerechtes Bluturtheil sprachen, daß es uns zur Genugthuung gereicht, auch einen Fall zu berichten, wo sie auf minder starke Anzeichen ein gerechtes Urtheil fällten. Sie verurtheilten wenigstens kein unschuldiges Mädchen. Nach dem Urtheilsspruch bekannte Helene, sie sei allerdings in Folge der Gewaltthat des jungen Mannes schwanger geworden; aber Furcht vor ihren Aeltern und eine unüberwindliche Scham hätte ihr den Mund verschlossen, irgend Jemand ihr Unglück zu offenbaren. Sie habe sich ihrer Mutter entdecken wollen, aber das furchtbare Bekenntniß von einem Tage zum andern verschoben. So seien ihr die Tage unter unaussprechlicher Angst verstrichen, bis sie, ihr selbst unerwartet und vor der berechneten Zeit, in einer Nacht von den Geburtswehen überrascht worden. Sie hatte nicht Kräfte genug, um aufzustehen und Jemand um Hülfe zu rufen. Auch war ihre Schlafkammer zu weit abgelegen, als daß die übrige Familie ihr Aechzen und Winseln hören können. Sie brachte daher allein, ohne allen Beistand und in der entsetzlichsten Todesangst ein Kind zur Welt.

Als sie aus ihrer Besinnungslosigkeit wieder zu sich kam, sah sie wol ihr Kind, aber sie bemerkte kein Leben an demselben. Es war ganz todt. Und dies bewog sie, um ihre Ehre zu retten, auch jetzt noch, wie es ihr

möglich würde, Alles zu verbergen. Sie umwickelte den Leichnam mit einem ihrer Hemden und verscharrte ihn an der angegebenen Stelle im Garten. Sie betheuerte bei Allem, was ihr heilig, daß sie ihr Kind nicht umgebracht, und wollte auf dies Bekenntniß leben und sterben.

Das Parlament zu Dijon bestätigte das vom Criminalgericht zu Bourg gefällte Urtheil am 12. Mai 1625; denn, auch wenn das Parlament die Richtigkeit des nachträglichen Bekenntnisses in allen seinen Theilen annahm, so bestimmte ein Edict aus den Zeiten Heinrichs II., daß jedes Mädchen schon um verheimlichter Schwangerschaft und Niederkunft als Kindesmörderin bestraft werden solle, auch wenn sie behaupte, das Kind todt zur Welt gebracht zu haben. Helene konnte sich aber um so weniger mit der Unkenntniß dieses Gesetzes entschuldigen, da dieses Edict auf königlichen Befehl vier Mal des Jahres von allen Kanzeln verlesen wurde.

Die Stadt Bourg und die ganze Umgegend war vom innigsten Mitleiden für die Unglückliche erfüllt. Das Publicum glaubte ihrer Aussage. Es sah in dem anmuthigen, 21jährigen Mädchen, dessen Ruf bis da völlig unbescholten war, nur das Opfer eines frechen Wüstlings und begriff nicht, oder wollte nicht begreifen, daß ein Widerstand ohne Sieg und ein Schweigen, um den Ruf vor den Menschen sich zu bewahren, zum Verbrechen vor ihnen werden könne, das nur durch Blut zu sühnen sei.

Der Tag der Hinrichtung war schon bestimmt. Helene betrat das Schaffot, blaß, zitternd und von der ganzen furchtbaren Bedeutung des Auftritts durchschauert, aber doch gefaßt und vorbereitet auf den Tod. Nicht so der Scharfrichter. Die allgemeine Meinung im Publicum hatte auch auf ihn eingewirkt. Sein Amt schien

ihm heut eine Mordthat zu fodern. Er hatte am Tage vorher gebeichtet und das Abendmahl genommen. Jetzt beim Anblick des lieblichen, in ihr Schicksal ergebenen Opfers, vielleicht auch beim Anblick der unwilligen Menge, welche das Schaffot umgab, ergriff ihn eine entsetzliche Unruhe; er zitterte, rang und wand die Hände, erhob die Arme gen Himmel, fiel auf seine Knie, sprang in die Höhe und fiel wieder auf die Erde. Er flehte Helenen an, sie möge ihm vergeben, was er ihr anzuthun gezwungen werde, und wie halb gestört bat er wieder die Geistlichen, sie möchten ihm ihren, des unschuldigen Opfers, Segen verschaffen.

Diesem erschütternden Auftritte sollte ein noch furchtbarerer folgen. Helene betete zum letzten Male und kniete auf dem Sandhaufen nieder. Der Scharfrichter rief laut, er wünsche an ihrer Stelle zu sein. Rasch indeß ergriff er das Schwert, hieb, fehlte und statt den Hals zu treffen, verwundete er sie nur in der linken Schulter. Das getroffene, blutende Mädchen fiel auf die rechte Seite. Nun warf der unglückliche, entsetzte Mann das Richtschwert von sich und bat die Umstehenden flehentlich, sie möchten ihn tödten. Das Volk gerieth wirklich in Aufruhr; man brüllte, schimpfte ihn und ein Steinregen flog gegen seinen Kopf.

Des Scharfrichters Frau stand auch auf dem Schaffot Sie hatte einen bösen Ausgang vermuthet, weil sie das innere Widerstreben kannte, mit welchem er gerade an diese Execution ging. Sie sah, daß es sich hier vielleicht um sein Leben, gewiß um den Ruf seiner Tüchtigkeit, um sein Amt handle. Während sie ihm mit kurzen, eindringlichen Worten Muth zusprach, stürzte sie auf Helenen zu, hob sie auf, überredete sie, dem Unwiderruflichen sich in Ruhe zu fügen und brachte sie

wieder dahin, daß das unglückselige Geschöpf sich abermals freiwillig nach dem Sandhaufen schleppte, niederkniete und ihren Hals dem Schwerte darbot.

Auch dieser Auftritt sollte durch die folgenden noch überboten werden. Das entsetzliche Weib reichte ihrem Manne das Schwert wieder hin: „Nun thu deine Schuldigkeit!“ Er nahm es, holte aus und führte den Streich entweder mit geschlossenen Augen oder blind vor Schreck. Er fehlte zum zweiten Male. Von neuem Grauen und gerechter Furcht ergriffen, schleuderte er das Schwert von sich und stürzte vor dem Gebrüll des zähneknirschenden Volkes vom Schaffot herunter und in eine Kapelle, welche dicht daneben war. Vielleicht hätte sie ihm als Asyl gedient, wenn nicht das Volk durch die Handlungsweise seiner Frau auf das Aeußerste empört worden wäre.

Das weibliche Ungeheuer fühlte sich berufen, das Werk, das ihrem Manne mislungen war, auszuführen. Zwar hatte sie nicht die Kraft, das Richtschwert zu schwingen; aber zum Tode bringen wollte sie wenigstens das Opfer. Sie ergriff die Leine, mit der Helene festgebunden war, und schlang sie ihr um den Hals. Jetzt wehrte sich das arme Mädchen; sie war ja nicht zum Strange verurtheilt; das Weib schlug sie mit den Fäusten auf Nacken und Brust, um sie zu betäuben. Fünf bis sechs Mal versuchte sie die Schlinge zuzuziehen, um Helenen zu erwürgen. Aber das Volk schleuderte einen Regen von Steinen nach ihr. Getroffen, selbst schon blutend, betäubt, wollte sie doch ihr Opfer nicht lassen. Sie schleppte das halbtodte Mädchen bei ihren langen Haaren von der Stelle fort an den andern Rand des Schaffottes. Hier zog sie eine lange Scheere aus der Tasche. Da sie den Hals nicht abschneiden konnte, stach

sie ihr damit in die Kehle, in den Hals, ins Gesicht und versetzte ihr neun bis zehn Wunden.

Die Wuth des Volkes war nicht mehr zu bändigen. Wir finden in dem Frankreich unter Ludwig XIII. das Beispiel eines Lynchgerichtes. Sie kletterten von allen Seiten auf das Gerüst und erstürmten das Schaffot. Das gemarterte arme Wesen ward den Händen seiner Peinigerin entrissen. Diese, von Faust- und Knüttelschlägen getroffen, sank zu Boden. Man stampfte sie mit Füßen, man warf sich auf sie, und in wenig Augenblicken war sie erschlagen. Dasselbe Schicksal traf ihren Mann, den man aus der Kapelle hervorriß. Auf der Stelle tödtlich getroffen, stürzte er in seinem Blute an den Stufen des Schaffottes nieder.

Auch Helene Gillet ward vom Schaffot heruntergetragen — es war Niemand in der Stadt, der sie hinrichten konnte — und in den Laden eines Wundarztes gebracht. Er fand viele, aber keine tödtlichen Wunden. Als sie wieder zum Bewußtsein gekommen, waren ihre ersten Worte: „Ich wußte wohl, daß mir Gott beistehen würde."

Pitaval's Nachfolger, der Parlamentsadvocat Richer, versichert, daß er alle diese Nachrichten buchstäblich aus den Parlamentsacten von Dijon entnommen. Von da kommt indeß keine Nachricht, was die außerordentliche Angst des Scharfrichters und was die rasende Wuth seines Weibes verursacht habe. Ein Scharfrichter jener Zeit, wo die Criminalgesetze mit Blut geschrieben waren, war gewiß oft in die peinliche Lage versetzt, Unschuldige hinzurichten oder Solche, für die, wenn er ein Herz hatte, dasselbe mitleidsvoll schlug. War die Theilnahme für das arme Opfer vielleicht schon von der

Ahnung begleitet, daß er in ihr den Liebling, die Puppe des Volkes tödtend, der Rache desſelben verfallen ſollte? Was aber machte das Weib zur Furie und Kanibalin? Angſt, daß der Mann um ſeinen Ruf und ſein Amt komme? Menſchenhaß oder die Erinnerung an ähnliche Verbrechen, als Helenen's, welche ſie ſelbſt vielleicht in ihrer Jugend begangen, und gebüßt, und es hätte ſie in der Seele verdroſſen, wenn das Mädchen der Strafe entgangen wäre? Wir finden nur eine Vermuthung ausgeſprochen: daß ſie, aus einem Henkergeſchlechte ſtammend, jene kanibaliſche Wuth als Familienerbtheil mit auf die Welt gebracht, und dieſe Vermuthung ſcheint uns die wahrſcheinlichſte; nur daß dies Henkergeſchlecht ein weiter verbreitetes in jenem Lande iſt, wenn wir die Furienfamilien von der Bartholomäusnacht bis zu den Tagen des Terrorismus ins Auge faſſen.

Das Volk hatte Helenen freigemacht. Mit tauſend Stimmen rief es: ſie iſt unſchuldig. Die tauſend Stimmen ſtießen aber nicht das einmal gefällte, rechtskräftige Urtheil um. Es ſtand feſt auf dem Papiere; das Parlament wäre nach der Strenge der Geſetze verpflichtet geweſen, einen andern Scharfrichter herbeizuholen und aufs Neue die Todesſtrafe an ihr vollziehen zu laſſen, denn es ſtand geſchrieben: ſie ſolle mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden. Wohl herrſchte im Mittelalter der Glaube, daß, wenn der Scharfrichter zwei oder drei Mal Fehlſchläge thue und der Verbrecher noch lebe, das Gottesurtheil über das Menſchenurtheil gehe und dem Sünder ſein Leben geſchenkt ſei; aber kein Geſetzbuch hat dieſen Glauben aufgenommen.

Noch weniger hatte das Parlament ein Recht, Helenen zu begnadigen; aber auch nicht einmal eine Auf-

foderung oder einen Beruf, bei den merkwürdigen und erschütternden Umständen um Begnadigung einzukommen. Der Antrag auf Gnade war, wo er damals erfolgte, ein rein zufälliger. Die Selbstständigkeit der alten, aus dem Volke hervorgegangenen Urtheilssprüche wurde auch in den nicht mehr volksthümlichen gelehrten Gerichten und Parlamenten dergestalt anerkannt, daß es selbst bei Bluturtheilen keiner höhern Bestätigung bedurfte.

Auch Helene Gillet hätte bluten müssen ohne das Zusammentreten zufälliger Umstände. Das Parlament hätte ein neues Schaffot bauen, einen neuen Scharfrichter verschreiben und das Mädchen, nachdem sie von ihren Wunden geheilt, oder vielleicht auch nicht geheilt gewesen, hinauf müssen führen lassen, um sie doppelt oder dreifach hinzurichten. Aber gerade am Tage nach jenen Mordscenen traten die gewöhnlichen Parlamentsferien ein. Alle Sitzungen und Geschäfte blieben ausgesetzt, nachdem noch am Abende vorher Helene, bis auf weitere Verordnung, der Bewachung durch einen Gerichtsdiener übergeben worden.

Diese Zwischenzeit benutzten ihre Freunde, um ihre Begnadigung bei Hofe zu erwirken. Es war eine sehr günstige Zeit dazu, denn durch ganz Frankreich wurde das Beilager der Prinzessin Henriette, der Schwester des Königs Ludwig XIII., mit König Karl I. von England festlich begangen. Die Bittsteller fanden beim Könige Gehör. Das pikante Schicksal der armen Büßerin interessirte am Hofe, und es erfolgte im Mai 1625 nicht allein eine Begnadigung, sondern eine vollständige Abolition des Gerichtsverfahrens. Es hieß darin: in Betrachtung der Schwäche und Unerfahrenheit ihres Geschlechts und Alters; in Erwägung, daß die Todesangst, welche sie erlitten und die ihr zugefügten körperlichen Leiden, die

zuerkannte Todesstrafe beinahe überwogen; auch daß ihre alten Aeltern, die als Leute von Ehre und guter Familie bekannt seien, wohl verdienten, mit weiterer Schande und Schmach verschont zu werden; desgleichen in Erwartung, sie werde ihr künftiges Leben mit Dank gegen Gott, Fürbitte für das königliche Wohlsein und in Ausübung guter Werke verbringen; aus diesen Gründen und weil die Vermählung der innigstgeliebten königlichen Schwester, jetzige Königin von England, uns jetzt besonders hoch erfreut hat, wollen wir aus königlicher Macht und Gewalt u. s. w. besagter Helene Gillet vollkommene Begnadigung angedeihen lassen, auch die wider sie geschehene Untersuchung und das gesprochene Todesurtheil für nicht geschehen und gesprochen erklären und ihre bürgerliche Ehre vollkommen wiederherstellen.

Jean Calas.

1761.

In einer Sammlung der berühmtesten Criminalfälle darf auch der von Jean Calas nicht fehlen, obwol er mehr in die Geschichte der menschlichen Irrthümer, als der menschlichen Rechtspflege gehört. Er ist nur ein schwarzes Blatt in dem großen Buche von den Verbrechen des Wahns, auch da nicht gräßlicher als tausend ähnliche Verbrechen, nicht himmelschreiender wegen des begangenen Unrechts; aber weil ein berühmter Schriftsteller, unter dessen Augen er sich ereignete, für den Leidenden Partei nahm, und sein Genie und seinen ganzen Einfluß daran setzte, das hier begangene Unrecht durch die Welt leuchten zu lassen, leuchtete es denn auch von Languedoc bis an die sibirischen Steppen; Jean Calas' Name ward jenseit des atlantischen Oceans das Symbol, das Warnungszeichen vor der Intoleranz und der Grausamkeit religiöser Verfolgung. Die Künste, die Dichtkunst, schwelgten lange Zeit, die Erinnerungen an den Märtyrer zur Erbauung der Gemüther auszubreiten, und so gewaltig war die Macht der öffentlichen Meinung, die Voltaire in Bewegung setzte, daß die Blitze

davon selbst in die Feuerstätten des bigottesten Ultramontanismus dringen, und in Spanien, Rom und den Niederlanden das Erblassen des in seinen Höhlen aufgeschreckten, getroffenen Fanatismus verriethen. Hätte Voltaire sich nicht für die Familie Calas interessirt, wäre er nicht der gefeierte Modeschriftsteller gewesen, oder die französische Sprache und Literatur hätte nicht die ganze Welt siegreich durchzogen, so wäre der Justizmord, an Jean Calas verübt, nur ein Fall unter vielen geblieben. Das Unrecht wäre, dieses Vertrauens sind wir, auch ohne ihn zu Tage gekommen; aber es ruhte, historisch reponirt, unter der fortlaufenden Geschichte der menschlichen Ungerechtigkeiten. Auch die reichen Spenden aus ganz Europa, Balsamtropfen auf die Wunden der Familie Calas, wären wahrscheinlich unterblieben. Fern sei es, Voltaire's Verdienste in diesem Falle herabsetzen zu wollen; er war das Symbol und ein mächtiges Organ der Krisis, welche der Humanitätsgeschichte bevorstand, und seine Appellation an die öffentliche Meinung, an den Urtheilsspruch der Vernunft eine segensreiche. Der Wahn in jener damals schon abgetragenen crassen Hülle wurde besiegt, aber er ist nicht todt, er ist so unsterblich als das Menschengeschlecht, und in immer neuen feineren Verkörperungen erhebt er sein Haupt. Darum ist es gut, auch die Fälle aus der Vergangenheit, zur Warnung für die Gegenwart, zu gelegener Zeit ans Licht zu ziehen.

Aber als Criminalfall steht die Geschichte Jean Calas' an Interesse hinter der Mehrzahl derer, die wir unsern Lesern mittheilten, zurück. Die französischen Parlamente haben viele ungeschickte, schändliche und grausame Verurtheilungen ausgesprochen und vollzogen; aber verglichen nur mit den beiden Fällen des Herrn von Anglade

Nun wehe du Sturm nur
Durch Weide und Strauch;
Erſtarre den Wurm nur
Am Halm jeder Hauch.
Ich gehe hinunter
Zu meinem Kind,
Dann wehe nur munter
Ueber die Wellen, o Wind.

Als ſie den vortretenden Robert erblickte, ſprang ſie wie das aufgeſcheuchte Reh in die Höhe, und der Strahl des Auges, der auf ihn ſchoß, erweckte eine Erinnerung, ohne daß er ſich jetzt beſinnen konnte, wo er die Unglückliche einſt geſehen. Er bat ſie zu bleiben, eine Bitte, die aber gerade das Gegentheil bewirkte. Von einer hohen Uferſpitze, kaum konnte er begreifen, wie ſie dorthin gelangt, rief ſie zu dem ihr Folgenden hinab:

„Fliehe, fliehe, ich kenne Euch gut, aber Ihr könnt nie mein Bräutigam werden, mein Bräutigam liegt im Waſſer unten, und alles hat ſich geändert ſeitdem der Mond blutig aufgegangen, drei blutige Mannsköpfe, denkt Euch, haben am Himmel geſtanden!“

Als Robert ihr zu folgen verſuchte, verdoppelte ſie ihr Geſchrei: „Zurück mein Bräutigam, zurück, zurück! — Drei Leichen müſſen ſie haben und es

und des Jaques Lebrun im vorigen Bande, hat die Calas' allein den Vorzug der plumpen Unbegreiflichkeit. Diese liegt so zu Tage, daß es, nach unserm heutigen Dafürhalten, nicht der scharfen Feder eines Voltaire bedurfte, um sie für jeden Unbefangenen anschaulich zu machen. Die Richter in Toulouse waren nicht unbefangen; sie wurden vom blinden Wahn des erhitzten Pöbels geleitet. Vielleicht hätte auch eine Jury, aus Bürgern von Toulouse zusammengesetzt, in diesem Fall ein ähnliches Urtheil gesprochen. Somit scheidet es eigentlich aus dem Kreise unserer Aufgabe, und wir können einen Proceß, der nur ein Act der Verblendung, in richterliche Formen gebracht, ist, kürzer abmachen, unserer Pflicht, die berühmtesten Criminalfälle zu sammeln, dadurch genügend, um den Raum für die Entwickelung verwickelterer und zweifelhafterer Fälle zu sparen.

Jean Calas, zu Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts in Languedoc geboren, hatte sich in Toulouse als Kaufmann nach seiner Verheirathung niedergelassen. Sein Geschäft war klein, nährte ihn aber anständig. Er stand in dem Rufe eines rechtlichen, wohlwollenden, ordentlichen Mannes. Seine Frau hatte ihm fünf Kinder geboren, von denen einige nicht gerade mißrathen waren, aber dem alten Mann doch einigen Kummer machten.

Jean Calas, wie seine Frau, waren Protestanten, eine mißliche Stellung für sie in dem damaligen Frankreich, besonders in den bigotten südlichen Provinzen, wo die Erinnerungen an die Dragonaden Ludwigs XIV. noch lebten, und die Wenigen, welche den Muth hatten, sich wieder zum Calvinismus zu bekennen, nur auf Duldung Anspruch machen durften. Wir sahen, wie nach Napoleon's Sturz die religiöse Verfolgungssucht dort unter

der Restauration wieder ihr Haupt erhob, welche neue Greuel die Missionspredigten verursachten; wir sehen, daß noch heute dort ein Feuer unter der Asche glimmt, welches nur unter der politischen Färbung sich zu verbergen sucht.

Jean Calas erzog seine Kinder in der calvinistischen Lehre. Aber sein zweiter Sohn, **Louis**, hatte eine andere Geistesrichtung. Im Jahre 1761, wenige Monate vor der Katastrophe, hatte er den protestantischen Glauben aufgegeben und war zur katholischen Kirche übergetreten, zum großen Schmerz seiner Aeltern. Man war der Meinung, daß eine alte Magd, eine strenge Katholikin, welche durch viele Jahre treu der Familie gedient und einst Louis' Amme gewesen, durch ihre Ueberredungen sehr viel zu diesem Schritte des jungen Mannes beigetragen habe. Die Aeltern waren tiefbetrübt über diesen Abfall ihres Sohnes, aber sie verstießen ihn nicht, sie ließen es ihm nicht entgelten, sobald sie von der Aufrichtigkeit seiner Sinnesänderung überzeugt waren. Auch die alte Magd blieb nach wie vor in ihren Diensten. Louis erhielt noch ein Jahrgeld von seinem alten Vater.

Mehr Kummer verursachte ihnen der Gemüthszustand ihres ältesten Sohnes **Antoine**. Er hatte die Rechte studirt, sah aber mit Schmerzen, daß seine Religion ein unübersteigliches Hinderniß für ihn wurde, um irgend eine Anstellung oder Beschäftigung zu erhalten. Er wurde verdrießlich, tiefsinnig und zog sich immer mehr in die Einsamkeit zurück. Er las gefährliche Bücher irreligiösen Inhalts und citirte öfter Andern Stellen daraus, welche den Selbstmord vertheidigten. Auch seine Gesundheit hatte schon gelitten.

Am 31. October 1761 kam ein ehemaliger Schul-

freund Antoine's, der junge Lavaiſſe, nach Toulouſe. Er war einige Zeit in Bordeaux geweſen und wollte ſeine Familie beſuchen. Aber ſein Vater, der Advocat, war gerade auf einer kleinen Villa, einige Meilen von der Stadt, wo er des Sommers oft Tage lang verweilte. Er wollte noch heute hinaus und ſuchte deshalb bei mehren Pferdeverleihern umher, um ein Reitpferd zu miethen; doch überall fand er ſie ſchon ausgeliehen.

Als er aus dem Stallhofe eines der Verleiher heraustrat, begegneten ihm Jean Calas und ſein Sohn Antoine. Beide freuten ſich herzlich, ihn zu ſehen, und luden ihn ein, da er doch keinen ſeiner Familie im Orte treffe, den Abend mit ihnen zuzubringen. Er nahm die Einladung dankbar an, und ging mit ihnen in die Calas'ſche Wohnung. Madame Calas empfing den Freund ihres Sohnes mit herzlicher Zuvorkommenheit. Nachdem ſie eine halbe Stunde zuſammengeſeſſen und geplaudert, wurde Antoine ausgeſchickt, um zum Abendbrot Käſe zu kaufen.

Auch Lavaiſſe ging bald nach ihm fort, in Ungeduld nach einem Reitpferde. Er wollte bei dem einen Verleiher wieder nachſehen, ob nicht eins ſeiner Pferde inzwiſchen zurückgekehrt wäre und ſchlimmſten Falles ſich eines für den nächſten Morgen verſichern.

Beide Freunde kehrten nach kurzer Zeit zugleich zurück. Um ſieben Uhr ſetzten ſich Alle zum Familienmahl in dem obern Zimmer nieder. Die Geſellſchaft beſtand aus Herrn und Madame Calas, ihren Söhnen Antoine und Pierre und dem Gaſte Lavaiſſe.

Während des Eſſens ſtand Antoine plötzlich auf, ohne allen Grund und ging hinaus, aber, wie Alle nachher verſicherten, offenbar in einem Zuſtande von Geiſtesab-

weſenheit oder Aufregung. Sie waren ſo etwas an ihm gewohnt, und beachteten es nicht weiter.

Er ging durch die Küche, welche auf demſelben Flur lag. Die Magd fragte ihn: ob er ſich erkältet hätte? Er antwortete: „Gerade das Gegentheil, ich koche vor Hitze.“ Dann ging er die Treppe hinunter.

Das ganze Erdgeſchoß des Hauſes beſtand nur aus zwei Räumen, vorn der Laden, hinten das Waarenlager. Eine Flügelthüre führte aus dem einen in den andern.

Die Geſellſchaft oben unterhielt ſich noch ganz munter bis gegen halb zehn Uhr. Dann nahm Lavaiſſe ſeinen Abſchied. Pierre, der eine Sohn, welcher den ganzen Tag über im Laden geſtanden, war vor Müdigkeit eingeſchlafen. Man weckte ihn, damit er mit der Laterne den Gaſt nach ſeiner Wohnung leuchte.

Lavaiſſe und Pierre gingen die Treppe hinunter. Auf der letzten Stufe ſahen ſie etwas, was ihr Blut erſtarren machte. Zwiſchen den beiden halb geöffneten Flügelthüren hing, ausgekleidet bis aufs Hemde, an einer über beide Thürflügel gelegten Stange, der unglückliche Antoine.

Beide ſchrien aus Leibeskräften. Der alte Calas ſtürzte ſogleich die Treppe hinab. Als auch er das ſchreckliche Schauſpiel ſah, ſchrie er nicht, ſondern ſtürzte auf den Körper, umfaßte ihn mit beiden Armen und rüttelte, bis die Stange herabfiel.

Die beiden jungen Leute halfen ihm nicht. Sie waren vom Schreck des Anblicks ſo ergriffen, daß ſie alle Geiſteskräfte verloren hatten, und wie Bildſäulen daſtanden.

Der unglückliche Vater, vor Schmerz außer ſich, behielt doch die Gegenwart des Geiſtes. Er legte den

Körper des Sohnes auf die Diele und befahl Pierre, daß er augenblicklich fortstürze, um den Wundarzt Lenoire, der in der Nähe wohnte, zu holen. Er rief ihm noch nach: „Aber, wenn es möglich ist, laß uns Alles anwenden, daß wir die unselige That geheim halten. Du brauchst ihm nicht zu sagen, wie dein Bruder starb.“

Zu gleicher Zeit lief Lavaisse wieder die Treppe hinauf, um wo möglich Madame Calas das schreckliche Ereigniß zu verbergen. Sie hatte aber schon das Geschrei, die Stimme ihres Gatten, das Jammergestöhne der alten Magd gehört. Sie ließ sich nicht zurückhalten, sie mußte hinunter, und der Jammer der unglücklichen Mutter vervollständigte die herzzerreißende Scene.

Der Wundarzt war nicht zu Hause. Statt seiner kam sein Famulus, ein Herr Grasse. Bei der Untersuchung fand er, daß Antoine schon todt war. Als er Kragen und Halstuch losmachte und die dunkeln Strangulationsnarben des Strickes sah, rief er aus: „Der ist erdrosselt worden.“

Eine Menge Volks, von dem Geschrei der Familie und eigener Neugier angelockt, hatte sich vor der Thüre versammelt. Als sie des Arztes Worte hörten, bildete sich bei ihnen sofort eine Meinung. Der Ermordete hatte wollen Katholik werden, wie sein Bruder Louis, und um das zu verhindern, hatte die protestantische Familie den Antoine erdrosselt.

Es war der Pöbel von Toulouse, nicht dem Toulouse, unter dessen Mauern Simon von Montfort gefallen war, Blut, Feuer, Aechtung hatten die alte Bevölkerung und ihre Nachkommenschaft, ja selbst die Erinnerung daran vertilgt; es war die Nachkommenschaft Simon von Montfort's, ein fanatisirter Pöbel. Man hatte hier Jahre lang die Erinnerung an die Bartholomäus-

nacht durch Processionen gefeiert! Die Wuth blitzte in ihren glühenden Augen. Dumpfes Gemurmel ging durch die Massen, die sich immer mehr erhitzten und anwuchsen. Die Vermuthung wurde zur Ueberzeugung: „die Calas, die Ketzer, haben ihren Sohn ermordet!“ Wildes Geschrei, drohende Stimmen, erhobene Arme. Um Calas und seine Familie von dem Schicksal zu erretten, daß er von dem Pöbel gesteinigt und zerrissen werde, schickten seine Freunde nach dem Policeilieutenant. Dieser erschien. Statt aber die Menge zu beruhigen und die vorliegenden Thatsachen genau zu prüfen, ging er von derselben Meinung aus und ließ die ganze Familie mit Lavaisse verhaften. Die unwürdige Art, wie es geschah, konnte nur den allgemeinen Glauben nähren und bestärken.

Zwei geistliche Brüderschaften, die in Toulouse viel Ansehen hatten, thaten das Ihre, die Wuth der Menge noch in hellere Flammen zu setzen. Die Franziskaner und die weißen Büßer liefen durch die Straßen und erzählten und predigten von den Kanzeln, daß Antoine im Begriff gestanden, am folgenden Tage in ihren Orden zu treten. Um dem zuvorzukommen, hätten ihn die unmenschlichen Aeltern erdrosselt. Lavaisse aber wäre diesmal, wie auch in andern Fällen schon geschehen sei, der allgemeine Executor der Calvinisten.

Auf diese vagen, durch nichts erwiesenen Reden, — auch nicht eine Spur ließ sich davon auffinden, daß der melancholische Antoine die Absicht gehabt, seine Religion zu ändern und Mönch zu werden — ordnete man ein feierliches Begräbniß des Leichnams an. In langer, festlicher Procession ward er nach St. Etiephe getragen, hier die Messe gelesen und ein Todtenamt abgehalten. In einem Theile der Kirche, der von allen Seiten ge-

sehen werden konnte, ward ein Katafalk errichtet, und darauf ein wirkliches menschliches Todtengerippe gestellt. In der einen Hand hielt es ein Papier, worauf die Worte standen: „Ich schwöre der Ketzerei ab," in der andern einen Palmenzweig, das Zeichen des Märtyrthums.

Mehr bedurfte es nicht, die Volksmasse gegen die Calas zu fanatisiren. Durch einen öffentlichen Act in der heiligen Kirche selbst war Das, was bis da Gerücht war, als Thatsache anerkannt. Wer wagte noch zu zweifeln? Wer hielt es nicht vielmehr für Pflicht, selbst seine Vermuthungen, seine Wahrnehmungen hinzuzutragen, um das schimpflichste aller Verbrechen zu bestätigen? Der hatte den Todten traurig gesehen, Der bittere Reden von seiner Seite gegen die Aeltern, Der drohende Worte der Aeltern gegen den Sohn gehört. Jeder kleine, unschuldige Umstand, der in der Haushaltung vorgefallen, diente als Beweis der innern Zerwürfniß in der Familie. Einige hatten sogar das Opfer schreien gehört — an Geschrei hatte es freilich im Hause nicht gefehlt — und was Jeder gesehen, gehört oder vermuthet, ward bald darauf Gemeingut in der Stadt. Die Thatsache war ja wahr, des Märtyrers Leichnam hatte in der Kirche sichtlich vor Aller Augen ausgestanden.

Die obrigkeitlichen Personen erhoben sich nicht an Urtheilskraft oder Unbefangenheit über den Pöbel. Der Capitoul, oder Gerichtsschöpe, von Toulouse, David, ein wilder, bigotter Mensch, erklärte gegen Jeden, es sei ganz unmöglich, daß sich Jemand über den zwei offenen Flügeln einer Thür, die bei jeder starken Bewegung auf- und zugehen müßten, aufhängen könne, ohne daß durch den Act selbst die Thüren sich bewegten und er herunterfiele, ehe er seinen Zweck erreicht hätte.

Desgleichen sei es eine ausgemachte Sache, daß die protestantischen Aeltern diejenigen ihrer Kinder aufzuhängen pflegten, die ihre Religion ändern wollten.

Eben so voreingenommen waren die inquirirenden Richter. Der Vorsitzende, Laborde, wollte durchaus von den Zeugen eine bejahende Antwort auf die Frage haben: ob sie Antoine Calas nicht auf den Knieen vor seinem Vater liegen gesehen, ehe er ihn erdrosselt? Als er keine genügende Antwort darauf erhielt, bemerkte er: daß man ja das Geschrei des ermordeten Märtyrers in verschiedenen Theilen der Stadt gehört hätte. Mehr als einmal wiederholte er bei seinem Resumé, daß es durchaus nothwendig sei, an Jean Calas ein Exempel zu statuiren, zur Erbauung der wahren Gläubigen und zur Verbreitung des richtigen Glaubens, indem die Ketzer in letzter Zeit in unerlaubter Weise sich verwegen und unverbesserlich gezeigt hätten.

So dachte der Pöbel, so die große von den Mönchen bearbeitete Menge, so die Obrigkeiten, so die Richter in Toulouse. Ein glühendes, südfranzösisches Blut rinnt durch ihre Adern. Brauchen wir an Das zu erinnern, was später in Rhodez und Alby beim Proceß Fualdes geschah? Alle waren von der Strömung ergriffen; es war gefährlich, nicht zu glauben, es war gefährlich, seine entgegengesetzte Meinung auszusprechen, und die Entlastungszeugen wurden zurückgescheucht oder bedroht mit der Untersuchung wegen Meineid. Und dieser Fall ereignete sich sechzig Jahre früher!

Calas entgegen stand der allgemeine Glaube, daß er seinen Sohn ermordet. Dieser Glaube, abgesehen vom Fanatismus, wurde allerdings durch die seltsamen Umstände von Antoine's Tode unterstützt. War es wahrscheinlich, daß Jemand, der nicht durchaus wahnsinnig

war, wenn er den Entschluß gefaßt, sich ums Leben zu bringen, ihn in dieser Art ausführen würde? Statt sich in den Wald, auf den Boden des Hauses, in sein einsames Zimmer zu schleichen, statt die Nacht oder eine Zeit zu wählen, wo die Aufmerksamkeit der andern Bewohner sonst beschäftigt ist, ersieht er sich den ungewöhnlichsten Ort und die ungeeignetste Stunde. Abgesehen davon, daß der Hängeapparat über den zwei Flügeln einer Thür allerdings ein mislicher war und die Ausführung leicht verunglücken konnte, wenn der eine Flügel sich bewegte, oder er im Todeskrampf mit dem Beine ihn an sich zog, so war die Stelle selbst, der allgemeine Durchgang Aller, die ins obere Geschoß oder von dort hinauswollten, recht geeignet, eine Entdeckung und Störung herbeizuführen. Und weshalb gerade den Abend, wo ein Gast der Familie, ein Freund, oben sitzt, wo so leicht Jemand vom Tisch aufstehen und ihm nachgehen kann, wo die Magd in der Küche beschäftigt ist, wo das leiseste Geräusch ihre Aufmerksamkeit erregen kann? War es ihm Ernst mit der That, so hätte er nach allen vernünftigen Gründen eine andere Gelegenheit sich suchen müssen. Besondere Motive, warum er gerade diese gewählt, konnten die Angeklagten nicht nachweisen. Mochten sie es vielleicht auch nicht? War vielleicht ein Wortwechsel vorgefallen, der Antoine plötzlich verstimmt hatte, eine empfindliche Kränkung, welche sie, der Reputation der Familie wegen, nicht vor Gericht wiederholen wollten? Nach unsern Vorstellungen ist das allerdings seltsam, daß der Sohn der Familie, ein Jurist, ein angehender Advocat, ausgeschickt wird, um Käse zum Abendbrot einzukaufen. Indessen heißt es, daß Antoine diese Einkaufsgeschäfte immer für das Hauswesen besorgte.

Wenn Antoine's Geiſt völlig geſtört war, wenn er an Anfällen von Wahnſinn litt, ſo war Alles dadurch erklärt, nur ein Verrückter würde ſich auch bis aufs Hemde unter dieſen Umſtänden ausgezogen und ſo zur That vorbereitet haben. Aber dieſen Nachweis konnten die Angeklagten nicht führen. Er war nur verdrießlich, tiefſinnig. Von einem Tiefſinnigen kann man glauben, daß er ſich in raſchem Entſchluß das Leben nehmen wird, aber ſchwerlich auf dieſe ſeltſame, barocke Weiſe, von der er ſich ſagen mußte, daß ſie auf eine oder die andere Weiſe ſeiner Familie, außer dem Schmerz, zu mannichfachem Verdruß gereichen würde. Und er murrte nur mit ſeinem Schickſal, nicht mit ſeiner Familie.

Dieſe Unwahrſcheinlichkeit, daß auf die Art ein Selbſtmord verübt worden, hätte freilich vor keinem andern Richter als Beweis eines Mordes, und eines Mordes von Seiten einer rechtlichen Familie an ihrem geliebten Sohn verübt, gegolten. Aber Volk und Richter glaubten und zahlloſe Zeugen bekräftigten die Vermuthung. Es waren Zeugen über Thatſachen, die wir oben in den Gerüchten erwähnten. Die Zeugen glaubten und verſicherten im beſten Glauben, auch was ſie nicht geſehen und gehört hatten, wie im Proceß Fualdes.

Calas und ſeine Familie war auf die unglückliche Poſition gedrängt, den Beweis ſeiner Unſchuld führen zu müſſen. Hatte er Das beweiſen können, was wir in der Geſchichtserzählung voranſchickten, ſo wäre damit ſeine Unſchuld auch vor dieſen Richtern dargethan geweſen; denn wenn er den ganzen Abend mit den Seinen und dem Gaſte bei Tiſche geſeſſen, ſo konnte er nicht unten im Flur ſeinen Sohn erdroſſeln. Daß er die That aber durch Andere während deſſen vollführen laſſen, dafür fehlte jede Anzeige und Anſchuldigung.

liegen erſt zwei auf der Bahre, und Ihr habt einen ſo ſchönen Leib, ſeid auch kein Bauer, ein feiner Edelmann, flieht, flieht!"

Als Robert die Höhe erſtiegen, war die Wahnſinnige verſchwunden, auch zeigte ſich keine Seele in der Nähe. Die Sonne war längſt untergegangen und ein kalter Regen rieſelte herab. Er freute ſich daher, als er nach einer halbſtündigen Wanderung auf einem einſamen Steppelfelde einen Pferch erblickte, in deſſen Roll-Karren er Schutz vor dem Ungeſtüm der Witterung fand. Der Schlaf übte bald ſein oft gekürztes Recht über ihn aus, der Regen rieſelte ohne ihn zu wecken über das Bretterdach ſeines unbequemen Lagers, aber ein Geräuſch, zwiſchen Brummen und Geſang in der Mitte, weckte ihn tief in der Nacht. Er kroch aus ſeiner Hütte heraus und ſah ein ſeltſames Schauſpiel. Der Himmel war zum Theil klar geworden und es brannten einige Feuer in der Nähe um welche mehrere in Mäntel gehüllte Geſtalten hingekauert ſaßen. Im hellſten Flammenſcheine aber ſtanden drei ſchwarze Bahren, auf deren zweien Leichen in weißen Sterbehemden lagen. Darum knieten wieder Einige mit emporgeſtreckten Armen, als erflehten ſie etwas vom Himmel. In dieſem Augen-

Aber Alle, die es bezeugen konnten, waren seine Familie, seine Hausgenossen, sein Gast, Alle mitverwickelt in die Sache, Alle mitverhaftet, also unglaubwürdig im Sinne des Gesetzes.

Er sollte eine Negative beweisen! Und auch diesen schwierigen Beweis hätte er vor andern Richtern zur Genüge geführt. Er berief sich auf seine anerkannte Rechtlichkeit, sein tadelloses Leben, seine und seiner Gattin innige Liebe und Zärtlichkeit für ihre Kinder. Wenn er diesen Sohn umbringen wollen um deshalb, weil er zur katholischen Kirche übertreten wollen, weshalb hatte er nicht schon den andern, Louis, umgebracht, der wirklich katholisch geworden? Wie konnte er ihm eine anständige Ausstattung zu einem besondern Geschäft schenken und ihn überdies noch durch ein Jahrgehalt unterstützen? Er hätte, wenn er so fanatisch gesinnt war, die Hand mit Abscheu von ihm abziehen müssen. Konnte er so unnatürlichen Groll gegen die Katholiken hegen und eine eifrig katholische Magd im Hause dulden? Konnte diese endlich eine solche Mordthat, und um dieses Grundes willen ungeben? Und endlich, wie sollte er, ein fast siebenzigjähriger, altersschwacher Greis, eine solche Gewaltthat an einem kraftvollen Jünglinge verüben?

Umsonst! — Das Endurtheil des Parlaments von Toulouse, mit acht Stimmen gegen fünf, sprach die Todesstrafe durch das Rad nach vorangegangener Folter gegen den unglücklichen Greis aus. Mit einer merkwürdigen Inconsequenz, da nach der Anklage Alle gleich betheiligt schienen, wurden die übrigen Angeschuldigten freigesprochen, mit Ausnahme seines Sohnes Pierre, der auf Lebenszeit außer Landes verwiesen ward.

Der Abschied des Jean Calas von seiner Familie ist

durch die ganze Welt durch ein Bild bekannt, das früher in keinem Hause fehlen durfte. Zwei rechtliche Dominicaner, Bourges und Caldagues, begleiteten ihn auf seinem letzten Gange. Sie erklärten, daß sie ihn nicht allein für unschuldig an dem Verbrechen hielten, sondern auch für ein seltenes Beispiel von christlicher Geduld, Güte, Sanftmuth und Geistesstärke. In seinen letzten Gebeten flehte er den Allmächtigen an, seinen Feinden ihre Irrthümer zu vergeben. Die beiden Mönche wünschten sich, daß auch ihre letzten Stunden ähnlich werden möchten der seinen.

Unter den Qualen der Folter benahm er sich mit einer seltenen Festigkeit und betheuerte seine und der Seinigen Unschuld. Die Hinrichtung erfolgte am 9. März 1762. Auch hier noch mußte der unglückliche Märtyrer vom Fanatismus seiner Feinde leiden. Noch auf dem Schaffot, in den letzten Todeszuckungen, rief ihm der grausame Capitoul David zu: „Elender, bekenne dein Verbrechen! Sieh die Flammenbrände, die deinen Körper zu Asche verbrennen werden.“

Die Familie des Ermordeten wanderte aus Frankreich aus und nach Genf. Ihr Schicksal nahm die Theilnahme aller Edlen und Freigesinnten in Anspruch. Voltaire, der sich zu Ferney aufhielt, lernte sie kennen und unternahm es, der Vertheidiger der Ehre des unschuldig Hingerichteten und der überlebenden Glieder der Familie zu werden. Was seine Feder vermocht, ist weltkundig. Gegen den Fanatismus kämpfend, machte er Calas' Sache zur Sache aller Nationen. Von allen Seiten ward er unterstützt, belobt, aufgemuntert; die

einflußreichsten Männer und Frauen wurden durch den siegenden Strom seiner Beredtsamkeit gewonnen. Er ebnete Calas' Witwe und ihren Kindern den Weg zum Throne. Sie warfen sich dem Monarchen zu Füßen und die Revision des Processes ward angeordnet. Funfzig Richter prüften die Verhandlungen, das Urtheil des Parlaments von Toulouse ward umgestoßen, und Calas und seine ganze Familie für unschuldig erklärt. Der Generalprocurator von Languedoc ward angewiesen, den Capitoul David gerichtlich zu belangen.

Von Seiten des Königs, des Hofes und des Publicums geschah was möglich war, um die Lage der unglücklichen Familie zu erleichtern. Gaben strömten von allen Seiten zu, die auch dem damals unschuldig mit angeklagten Lavaisse für seine ausgestandene Angst und Unbill zu Gute kamen. Calas' Ehre ging strahlend aus seinem Grabe hervor, und der kleine bescheidene Krämer von Toulouse erkaufte mit seinem schmerzenvollen Tode einen Namen in der Weltgeschichte.

Durch Voltaire's Vermittelung! Auch dieser erntete reichen Lohn durch die Theilnahme und Bewunderung, die ihm dafür aus allen Theilen Europas wurde. Kaiserin Katharina von Rußland schrieb ihm folgenden Brief:

„Mein Herr! Der Glanz des Sterns im Norden ist nur eine Aurora borealis; aber der Privatmann, der zum Advocaten wird für die Rechte der Natur und zum Vertheidiger der unterdrückten Unschuld, macht seinen Namen unsterblich. Sie haben die großen Feinde der wahren Religion und Wissenschaft — den Fanatismus, die Dummheit und die Chicane angegriffen; möge Ihr Sieg ein vollkommener werden! Sie wünschen eine kleine Beisteuer für die Familie. Es würde mir lieber

sein, wenn die kleine Papiernote, die ich beilege, ohne Namen bei Ihnen einliefe; wenn Sie aber der Meinung sind, daß mein Name, so unharmonisch er klingt, für die Sache selbst von Nutzen sei, so überlasse ich Ihnen denselben ganz zu Ihrem Gebrauch.

Katharina."

Wenn von religiösen Verfolgungen und Justizmorden in Frankreich die Rede ist, so wird gewöhnlich der Name Sirven mit dem Namen Jean Calas in einem Athem genannt. Die Schicksale der Familie Sirven sind freilich kaum minder traurig als die der Calas, und stehen, der Zeit, dem Orte und dem endlichen Ausgang nach, in naher Verwandtschaft zu jenem Criminalproceß, ohne daß hier eigentlich ein solcher selbst vorliegt.

Auf einem kleinen Gütchen bei Castres in Südfrankreich lebte die Familie Sirven. Sie bestand aus dem Familienvater Sirven selbst, seiner Frau und drei Töchtern, von denen die eine verheirathet und schwanger war. Ihr Mann war durch seine Geschäfte in einer entfernten Provinz gefesselt. Die Familie bewirthschaftete und bebaute selbst ihr Gut.

Die Familie war protestantischer Religion. Aber man hatte dennoch die jüngste von den Töchtern aus dem väterlichen Hause gelockt und sie mit Gewalt in ein Kloster gesperrt, wo man ihr sagte, sie müsse sich durchaus zum katholischen Glauben bekennen, was die einzige wahre Religion sei.

Aber das arme Kind hing mit mehr Treue, als sie erwartet hatten, an dem Glauben, in welchem sie auferzogen war. Ihre Lehrer sagten ihr umsonst, daß es

der gerade Weg in die Hölle ſei. Um nun die unſterbliche Seele zu retten, hielten ſie es fürs beſte, ihren Leib zu kaſteien. Sie ward heftig gepeitſcht und gegeißelt und in eine einſame Zelle geſperrt.

Bei dieſer, wie ſie es nannten, heilſamen Disciplin verharrten ſie einige Wochen, bis das arme Geſchöpf ihre Sinne verlor und ſich eines Tages kopfüber in einen Brunnen ſtürzte.

Von Seiten der Geiſtlichen ward das Gerücht allgemein verbreitet und von den bigotten Katholiken der Umgegend geglaubt, die eigene Familie hätte das arme Mädchen umgebracht, da es ja eine bekannte Praxis der Proteſtanten ſei, diejenigen ihrer Mitglieder umzubringen, die man einer Hinneigung zum katholiſchen Glauben für verdächtig halte.

Das Volk war im Zuſtande der Aufregung. Sirven wagte ſich nirgend zu zeigen. Von den Vorfällen in Toulouſe war auch nach Caſtres Nachricht gedrungen. Schon zwei Mal hatte der Pöbel Miene gemacht, ſein Haus zu ſtürmen und drohte wiederzukommen.

Sirven fühlte keine Luſt zum Märtyrthum. Er fürchtete von dem raſenden Pöbel in Stücke geriſſen zu werden, oder daß man ihn, wie Jean Calas, vor nicht weiſere Gerichte ſchleppe. Er nahm einen günſtigen Augenblick wahr, wo das Volk, ermüdet von einem erfolgloſen Anlauf, ſich zur Ruhe begeben und zerſtreut hatte, aber — um wiederzukommen. Bei einbrechender Nacht, im ſtrengen Winter, zu Fuß, während der tiefe Schnee auf der Erde lag, entfloh die ganze Familie aus ihrem Beſitzthum und richtete ihre Schritte nach der Schweiz, ob ſie gleich kaum wußte, wohin ſie ſich wenden könne.

Während dieſer furchtbaren Wanderung ward Sirven's ſchwangere Tochter von einem todten Kinde en-

bunden. Sichtlich war das arme Geschöpf von den Ueberanstrengungen und der Furcht, die den Leib der Mutter durchschütterte, umgebracht. Noch mehr des Grausenhaften. Das arme junge Weib ward von den gesteigerten Schrecken wirren Sinnes. Sie ließ sich nicht überreden, daß ihr Kind gestorben sei. Sie trug das kleine kalte todte Geschöpf in ihren Armen weiter.

Der Pöbel und die Mönche in Castres geriethen in eine rasende Wuth, als sie am nächsten Morgen die Entdeckung machten, daß ihr Opfer ihnen entschlüpft war. Einer machte dem Andern Vorwürfe, daß er in der Nacht nicht sorgsamer Wache gehalten. Ihre Wuth aber foderte ein Opfer. Man stopfte Bilder aus von der ganzen Sirven'schen Familie, errichtete einen Scheiterhaufen und verbrannte sie. Ein ähnliches Loos hätte wahrscheinlich die Unglücklichen erwartet, wenn sie nicht die Flucht ergriffen.

Die Gerichte waren auch hier nicht minder bereitwillige Diener des Pöbelwahnes als in Toulouse. Ein Proceß ward gegen die Familie Sirven eröffnet. Man bemächtigte sich ihrer Habseligkeiten, confiscirte ihr Gut, und das Gedächtniß der harmlosen, fleißigen, schwer gekränkten Familie ward noch mit Schmach und den abscheulichsten Vorwürfen belastet.

Die Flüchtlinge hatten noch mancherlei Qualen auszustehen. Sie reisten nur bei Nacht und verbargen sich bei Tage; überall, wähnten sie, müsse die bigotte Wuth im Hintergrunde lauern und auf sie losbrechen. Doch entkamen sie glücklich ihren Tigern, athmeten aber zuerst frei auf, als sie die Grenzen der Schweiz erreicht hatten.

Voltaire war noch im Vertheidigungseifer für die bedrängte Unschuld gegen die fanatische Verfolgungssucht

begriffen, als die Sirvens nach der Schweiz kamen. Auch dieſer Familie nahm er ſich mit aller Kraft an. Man erwiderte auf ſeine Vorſtellungen: die Sache ſolle noch ein Mal vorgenommen, und wo möglich ſollten ſie begnadigt werden. Voltaire erglühte vor Unwillen. Eine beſcheidene, ehrbare, harmloſe Familie, um eines Verbrechens angeklagt, das nur der hirnloſe Pöbelwahn ausſinnen konnte, darum flüchtig, des Ihrigen beraubt, Bettler, und zwei ihrer Mitglieder in Folge der Härte des Schickſals ermordet und — man verſprach ihnen Begnadigung!

Voltaire ruhte nicht eher, als bis dieſe Antwort zurückgenommen wurde und der Familie Sirven daſſelbe Recht, wie der, freilich noch unglücklichern, Familie Calas widerfuhr.

Jonathan Bradford.

1736.

Auf der Straße von London nach Orford lag ein Wirthshaus, welches bei den Reisenden und in der Gegend im besten Rufe stand. Auch der Wirth, Jonathan Bradford, stand in gutem Ansehen.

Im Jahre 1736 unternahm ein Master Hayes, ein sehr wohlhabender Mann, eine Reise, um Verwandte zu besuchen. Entweder konnte auf dem Wege von London nach Orford im Jahre 1736 einen Reisenden noch die Nacht überraschen, oder ihn lockte John Bradford's guter Abendtisch und die Unterhaltung an demselben. Genug er ließ sich von der Nacht überraschen und kehrte bei Jonathan Bradford ein, um am nächsten Morgen weiter zu fahren.

Der Abendtisch war wohlbesetzt. Zwei andere Gentlemen, die ebenfalls hier eingekehrt waren, führten eine lebhafte Unterhaltung mit Master Hayes. War es der Reiz dieses Gespräches, oder der Wein oder Punsch, der Reisende war so unvorsichtig, zu erwähnen, daß er eine große Summe Geldes bei sich habe.

Bei guter Zeit noch trennte sich die Gesellschaft, und Jeder ging auf sein Zimmer. Die beiden Gentle-

men hatten ein Zimmer mit zwei Betten genommen. Als ſie ſich niederlegten, ſtellten ſie ihr Licht, wie es in engliſchen Wirthshäuſern Reiſende zu thun pflegen, in den Kamin.

Sie mochten ein paar Stunden geſchlafen haben, als einer der beiden Reiſenden erwachte. Ihm ſchien es, als höre er ein leiſes Stöhnen in der anſtoßenden Kammer. Es ſchwieg, er glaubte ſich zu täuſchen. Aber es kam deutlich wieder. Nun erweckte er leiſe den Andern. Beide lauſchten aufmerkſam. Das Stöhnen nahm zu, wie das eines Sterbenden. Beide ſprangen im ſelben Augenblick aus dem Bette, aber ohne ein Geräuſch zu machen und ſchlichen ſofort nach der Thür, welche vom Flur aus in die Nachbarkammer führte.

Die Thür ſtand nur angelehnt. Ein Lichtſchein drang aus dem Zimmer. Sie drückten die Thür weiter auf, und der Anblick, der hier ihr Auge traf, machte einen haarſträubenden Eindruck auf ſie. Im Bette wälzte ſich Jemand in ſeinem Blute und vor ihm ſtand, oder bückte ſich neben ihm ein anderer Mann, eine Diebeslaterne in der einen und ein Meſſer in der andern Hand.

Der Mann ſchien ebenſo entſetzt, als die Beiden, welche ihn überraſchten; aber ſein Entſetzen trug zugleich den Ausdruck der Schuld. Seine Knie ſchlotterten, ſeine Arme zitterten, Todtenbläſſe lagerte ſich auf dem ganzen Geſichte, aus welchem die Augen mit geiſterhaften Blicken bald den Sterbenden, bald die beiden Fremden anſtarrten. Uebrigens, wie vom Schrecken an den Boden gewurzelt, machte er auch nicht einmal einen Verſuch zu entfliehen.

Die beiden Herren erkannten in dem blutbedeckten Sterbenden auf den erſten Blick ihren Geſellſchafter von der geſtrigen Abendtafel, in dem andern Manne aber

mit der Laterne und dem Messer noch leichter ihren Wirth. Augenblicklich sprangen sie auf Bradford los, hatten ihn ergriffen, ehe er sich vertheidigen konnte, und rissen ihm das Messer aus der Hand. Es war mit Blut bedeckt. Sie schalten ihn einen Mörder. Er hatte zuerst Unverständliches gestammelt. Nachdem er sich etwas gesammelt, nahm er die Miene eines Unschuldigen an und betheuerte gegen die Herren, er sei nicht der Mörder seines unglücklichen Gastes.

Seine Erzählung stimmte fast ganz mit der der beiden Herren. Auch er hatte in der Nacht ein Geräusch gehört, war davon erwacht; nun kam ein Stöhnen, wie das eines Sterbenden, welches mit jedem Augenblicke stärker ward, darauf war er aus dem Bett gesprungen, hatte ein Licht angezündet und ein Messer ergriffen, um sich, wenn es Noth thate, zu vertheidigen oder anzugreifen, und war hinaufgesprungen. Heilig und theuer beschwor er, daß er erst in der Minute vor ihnen eingetreten und, als sie kamen, noch im ersten Schrecken über Das gewesen sei, was er gesehen.

Das Messer war blutig und seine Hände waren blutig; wie sollte er Glauben finden! Die beiden Herren machten Lärm im Hause und hielten Bradford bis am Morgen, wo zum nächsten Friedensrichter geschickt wurde, so in Verhaft, daß sie ihn nicht aus den Augen ließen. Sein Benehmen konnte nicht dazu dienen, sie in ihrer Ueberzeugung wankend zu machen. Wir dürfen voraussetzen, daß der Eifer beider rechtliebenden Gentlemen sich auch auf den Röchelnden im Bette erstreckt haben wird, und sie mit derselben Hast wie zum Richter auch nach Hülfe geschickt haben werden. Indessen kam nur der Richter, die Hülfe war zu spät, Master Hayes war wirklich ermordet.

blicke ſah man den Flüchtling. Drei Männer, als Wächter ausgeſtellt, hatten den Schlaftrunkenen gefaßt und als man ihm einen Kienbrand ins Geſicht gehalten, rief es aus allen Mündern: „Ein Wunder! ein Wunder! — Der Himmel hat das Gebet erhört!“ — „Er hat,“ rief eine rauhe Stimme, „den Verderber ſelbſt geſandt die Dreizahl der Leichen vollzumachen.“

Aus den Bewegungen der Männer konnte Robert nicht anders ſchließen als daß er beſtimmt ſei als Todter den ledigen Platz auf der dritten Bahre einzunehmen.

Auch vor dem Friedensrichter leugnete Bradford ſeine Mordthat; es geſchah aber unter ſolchen unzweifelhaften Anzeichen eines böſen Gewiſſens, daß der Beamte wie der pariſer Policeilieutenant im Anglade'ſchen Falle *), und gewiß mit mehrem Rechte, dem Wirth auf den Kopf zuſagte: „Maſter Bradford, entweder Sie oder ich ſind der Mörder.“

Der außerordentliche Fall erregte ein ebenſo außerordentliches Aufſehen. Es gab in London, in Oxford, in der ganzen Umgegend nur ein Geſpräch von dem ſeltenen Criminalfall, wo der Mörder, das blutige Meſſer in der Hand, über dem noch warmen und röchelnden Körper des von ihm Ermordeten betroffen, doch zu leugnen ſich erdreiſte. Man beſprach in allen Geſellſchaften alle Möglichkeiten eines andern Zuſammenhangs; aber das Reſultat war jedesmal: Bradford hat ihn ermordet.

Die Aſſiſen wurden in Oxford eröffnet. Bradford ward vor dieſelben geſtellt. Die Zeugen gegen ihn waren die beiden Gentlemen; Beide Ehrenmänner, gegen deren Wahrhaftigkeit auch nicht der geringſte Zweifel erhoben werden konnte; Beide einig in ihrer Ausſage, und dieſe Ausſage durch das Eingeſtändniß des Angeſchuldigten noch bekräftigt. Konnte es einen ſtärkern Beweis geben? — Sie hören in der Nacht ein Todesſtöhnen in der Nebenkammer; ſie ſpringen faſt im ſelben Augenblick hinzu; ſie finden den Ermordeten in ſeinem Blute ſich im Bette wälzen, und über ihn gebeugt einen Mann, ein Meſſer und eine Laterne in der Hand. Das Meſſer und die Hand ſind beide blutbefleckt. Der Mann iſt der Wirth des Hauſes, der wie ſie am Abende

*) S. Bd. III. S. 178.

vorher mit angehört hat, wie der Ermordete unvorsichtig von seinem vielen Gelde gesprochen, welches er auf der Reise mit sich führe. Dieses Geld ist verschwunden. Ueberdem bezeugen Beide einstimmig, daß Bradford bei ihrem Eintreten unverkennbare Zeichen des Schuldbewußtseins verrathen habe.

Bradford vertheidigte sich vor Gericht, wie er sich vor dem Friedensrichter und den beiden Gentlemen, nachdem er zur Besinnung gekommen war, vertheidigt hatte. Auch er hatte in der Nacht ein Geräusch gehört. Er glaubte, daß ein Einbruch geschehe. Er zündete schnell ein Licht an, griff nach dem Messer, der einzigen Waffe, die ihm zu Händen war. So sprang er nach dem Ort, von woher das Geräusch kam, und gewahrte das Entsetzliche, einen in seinem Blute sich walzenden, ermordeten Mann, seinen Gast. War das Entsetzen, das ihn ergriff, nicht natürlich? War es denkbar, daß er nicht gezittert, nicht die Knie ihm geschlottert, nicht sein Blick starr und unsicher sein sollte, als die beiden Gäste ihn in dieser Lage betrafen?

Es war eine schwache Vertheidigung. Die Umstände sprachen zu mächtig gegen ihn. Hayes war ermordet, ganz unzweifelhaft. Er wälzte sich noch in seinem Blute, er röchelte noch, als Bradford neben dem Bette stand, als die Fremden hinzukamen. Woher sollte ein anderer Mörder gekommen, wohin durch ein Wunder verschwunden sein? Und woher das Blut an Bradford's Messer, an seiner Hand? Die Ausrede, daß er vor Schreck das Messer beim Anblick der Fremden auf diesen fallen lassen, daß er es wieder aufgelangt und dabei auch die Hand blutig gefärbt habe, erschien doch zu albern.

Nie war ein Indicienbeweis stärker; der Richter brauchte kaum alle Umstände den Geschworenen zu resu-

miren, ſie fügten ſich von ſelbſt in eine zuſammenhängende Kette. Gegenbeweiſe waren nicht aufzuſtellen, ein Alibi unmöglich. Die Jury, ein unerhörter Fall, zog ſich nicht einmal in ihr Berathungszimmer zurück. Sie ſprach einſtimmig, ſchon auf ihren Bänken, das Schuldig aus.

Bradford ward bald darauf hingerichtet. Die Art, wie er ſeinen letzten Gang antrat, zeigte keinen Mann, der im Bewußtſein ſeiner Schuldloſigkeit mit freudiger Klarheit der Seele dem Tode entgegengeht, noch auch einen Trotzigen, der über das ihm widerfahrene Unrecht grollt. Er ging gedrückt, aber noch unter dem Galgen erklärte er, er habe den Hayes nicht ermordet, und wiſſe auch nichts von dem Morde. Es glaubte ihm Niemand.

Achtzehn Monate nach Bradford's Hinrichtung ſtarb auf dem Krankenbette ein Mann, der früher in Dienſten des ermordeten Hayes geſtanden. Er wälzte ſich in furchtbarer Unruhe auf ſeinem Bette und konnte nicht ſterben, weil eine Sündenlaſt ihn drücke. Endlich bekannte er: er ſei es, der den ſeligen Maſter Hayes damals im Wirthshauſe ermordet, um ihn zu berauben.

Das Nähere über die That konnte er in ſeinem Zuſtande nicht mehr bekennen. Nur ſo viel erfuhr man, er hatte ihn im Schlaf erſtochen, dann ſchnell aus den Hoſentaſchen das Geld, die goldene Uhr und Doſe geraubt und ſich darauf in ſeine eigene Kammer geſchlichen. Nach allen Berechnungen konnte die That und ſeine Flucht kaum um wenige Secunden ins Werk geſetzt ſein, ehe der unglückliche Bradford in das Zimmer des Ermordeten trat. Bei der Gewißheit, den wahren Mör-

der in Händen zu haben, hatte man keine Spuren verfolgt, welche wahrscheinlich in die Kammer des Domestiken geleitet hätten. Zu einer Untersuchung kam es nicht, da der Tod den ungetreuen Knecht der weltlichen Strafe entrückte.

Die einfache und doch so merkwürdige Criminalgeschichte ist hiermit noch nicht zu Ende. Es ist kein Grund, an der Wahrhaftigkeit der Todesaussage des reuigen Bedienten zu zweifeln, und dennoch ist Jonathan Bradford nicht unschuldig gestorben. Auch er hatte gegen seinen Beichtvater, nachdem er zum Tode verurtheilt war, ein Bekenntniß abgelegt.

Jonathan Bradford war kein reiner Mann. Er war ein intendirter Mörder. Auch er hatte mit Lüsternheit Hayes am Abend zugehört, als er von seinen Schätzen sprach. Der Teufel hatte sich seiner Sinne bemächtigt. Mit der Absicht, den reichen Gast zu ermorden und zu berauben, war er in der Nacht, Messer und Laterne in der Hand, in sein Zimmer geschlichen. Aber der Mörder fand, daß ihm schon ein Anderer in seinem Mordwerk zuvorgekommen war. Ein sehr natürliches Entsetzen hatte ihn ergriffen. Er glaubte an ein Blendwerk der Hölle, an eine Täuschung seiner Sinne. Er wollte sich überzeugen, er streifte die Bettdecke ab; dabei entfiel ihm das Messer. Rasch griff er es auf, als er Geräusch hörte, und so stand er mit blutigem Messer und blutbefleckten Händen im Augenblick als ihn die Zeugen betrafen, und konnte seine Angst, getroffen von den Schlägen seines Gewissens und der furchtbaren Ueberraschung, nicht verbergen.

Der Ziegelbrenner als Mörder.

1724—1730.

Die Ziegelhütte des Joſeph Vallet war in der Landſchaft Breſſe weit umher berühmt. Niemand brannte ſo harte, feſte, wohlgeformte Ziegel, die das volle Maß hielten, als Joſeph Vallet. Wer baute, kaufte und beſtellte nur bei ihm; er wartete lieber mit dem Bau, bis wieder in Vallet's Ziegelei Vorrath war, als daß er zu andern Brennern ging.

Joſeph Vallet befand ſich bei dieſem wohlverdienten Rufe ſehr wohl. Aus dem Geſchrei der andern Ziegelbrenner in der Nachbarſchaft machte er ſich nichts. Sie konnten ſeine Ziegel nicht verreden. Sie hetzten ihm die Grundbeſitzer, die Edelleute auf den Hals. Joſeph war aber nicht der Mann, der ſich von Cabalen und Proceſſen niederdrücken ließ. Gegen die außergerichtlichen Ränke wußte er ſich außergerichtlich ſelbſt Recht zu ſchaffen. Er nahm es mit ſeinem Manne auf, und die Bildung eines Ziegelbrenners pflegt nicht verweichlicht zu ſein. Vor Gericht aber wußte er ebenfalls zu beſtehen, da ſeine Sachen gerecht waren, und es ihm nicht an Gelde fehlte, ſeinen Advocaten zu bezahlen.

Aber er hatte in dem königlichen Fiscal Frillet einen böſen Feind, der ſelbſt alle Künſte vor Gericht verſtand, daher ſchwer in Proceſſen zu beſiegen war. Ueberdies, und das ſoll der Grund ſeiner Feindſchaft geweſen ſein, beſaß er auch eine Ziegelhütte, wo nicht ſo gute Ziegel, als in der Vallet'ſchen gebrannt wurden, und welche daher oft zum Feiern genöthigt war. Frillet war ein gefährlicher Feind; er wußte ſeine ſelbſtiſchen Abſichten unter dem Schein des thätigen Eifers für das allgemeine Wohl zu verbergen.

Vallet hatte im Jahre 1705 ſchwer empfinden müſſen, ein wie hartnäckiger und ſchleichender Gegner dieſer rechtsgelehrte Rival in der Ziegelbrennerei war. Er war drauf und dran geweſen, in einen ſehr ärgerlichen Criminalproceß verwickelt zu werden, den Frillet anſchürte, und war nur durch die zu deutlich ihm zu Gunſten redenden Umſtände davon gekommen.

Eines Nachmittages war er mit zwei andern Landleuten aus der Beſper von Priay gekommen. Ihnen begegnete Antoine Duyler, der ſo betrunken war, daß er nicht mehr ſtehen konnte. Er antwortete kaum auf das ihm gebotene: Guten Abend! und ſeine Naſe blutete ſtark. Vallet wollte mit ſeinen beiden Gefährten den Trunkenen, der vermuthlich gefallen war, nach Hauſe begleiten, als noch zwei andere Männer dazukamen, welche eben deſſelben Weges gingen, als der Betrunkene, und ſich ſeiner annahmen. Sie brachten ihn, nachdem ſie ihm das Blut abgetrocknet, in ſeine Wohnung.

Duyler hatte ſeinen Rauſch in einer Nacht ausgeſchlafen und ging am folgenden Tage an ſeine gewöhnliche Arbeit. Drei Tage war er beim Pfarrer von Priay in deſſen Weinberge beſchäftigt und ging am Abend des dritten mit Vallet, welcher auch dort in Arbeit

gewesen, nach seiner Wohnung zurück. In der Finsterniß fiel er in eine mit Schlamm und Wasser angefüllte Grube.

Da er vom Gehen erhitzt gewesen, befiel ihn, obwol er sich gleich wieder herausgearbeitet hatte, ein starker Frost. Er klagte schon unterwegs darüber zu Vallet. Zu Hause ward er noch kränker, mußte sich ins Bett legen und fühlte sich am Morgen so gelähmt, daß er nicht wieder aufstehen konnte. Ein Nachfieber stellte sich ein, und Antoine Dupler starb nach einigen Tagen.

Das Gerücht verbreitete sich, Joseph Vallet sei an seinem Tode Schuld. Der Fiscal Frillet hinterbrachte dem Criminalrichter Ravet die Nachricht: Antoine Dupler sei vor einigen Tagen auf dem Heimwege mit Joseph Vallet und Pierre Blondel in Streit gerathen. Beide hätten ihn hart geschlagen, daß er geblutet. Vermuthlich habe das mehr zu seinem Tode beigetragen, als die Erkältung. Er trug darauf an, eine Untersuchung darüber anzustellen.

Zunächst wurde die Witwe Antoine Dupler' vernommen. Sie wußte weder etwas von Händeln, welche ihr verstorbener Mann mit den Beiden gehabt, noch von Schlägen, die er von ihnen erhalten hätte. Er habe sich auch nicht mit einem Worte beklagt, daß er von Blondel oder Vallet übel behandelt worden. Was sie von seiner Krankheit wisse, sei, daß er sich auf dem Rückweg von Priay erkältet. Er war in eine nasse Grube gefallen, darüber klagte er; nachher kam Fieber und Seitenstechen hinzu und daran starb er.

Wer sollte bessere Auskunft über die Krankheit und die Todesursach des Verstorbenen geben, als die Witwe, und wer hatte mehr Grund, wenn ein Verdacht des Mordes vorlag, ihn auszusprechen als sie? Dennoch

wurden mehre Zeugen vernommen; Alle aber bestätigten die Aussage der Witwe. Claude Maurice, ein Landmann, welcher an jenem Abende mit Joseph Vallet und Pierre Blondel dem Betrunkenen begegnet war, erzählte die Geschichte grade so, wie wir sie wissen. Auch hatte er am nächstfolgenden Tage den Duyler gefragt: Ob ihn denn Jemand geschlagen habe, wovon die Nase blutig geworden? Duyler hatte es verneint. Auch wußte der Zeuge bestimmt, daß derselbe schon am folgenden Tage im Weinberge von Prian, und zwar drei Tage hintereinander, unverdrossen gearbeitet habe.

Beide Angeklagte wurden, wie sich das von selbst versteht, darauf freigesprochen; aber, was wir nicht begreifen, dessen ungeachtet in die Gerichtskosten verurtheilt.

Frillet war mit diesem Urtheil keineswegs zufrieden, vielmehr tadelte er den Richter öffentlich, beschuldigte ihn, er sei von Vallet bestochen worden und machte Ravet so vielen Verdruß, daß derselbe sich endlich bewogen fühlte, sein Amt niederzulegen.

Man ersieht daraus, daß Frillet ein gefährlicher und zugleich ein einflußreicher Mann war. Wenn er es durchaus auf Vallet's Verderben abgesehen, so darf man sich nur darüber wundern, daß er den Vorsatz so lange bei sich behalten und so viele Jahre darüber hingehen ließ, ehe er die Gelegenheit dazu fand.

Es war im Jahre 1724 am 19. Februar, als zwei Männer aus der Gegend den Vorsatz gefaßt, sich recht gütlich zu thun. Joseph Sevos und Antoine Pin waren Leute, die sich lieber herumtrieben, als arbeiteten. Heute hatten sie den ganzen Tag ausdrücklich dazu be-

ſtimmt, zu trinken, und zogen deshalb aus einem Weinhauſe in das andere. Am nächſtfolgenden Tage waren Beide verſchwunden.

Von Antoine Pin erfuhr man nachher, daß er nach Dombes gegangen, dort ſich anwerben laſſen und beim Regiment von Sarre Dienſte genommen habe.

Von Joſeph Sevos aber hatte man gar keine Spur. Er hatte ſein nothdürftiges Auskommen, beſaß ſogar ein kleines Eigenthum, und bis auf den mäßigen Hang zum Nichtsthun wußte man ihm nichts Nachtheiliges nachzuſagen. Man fand alſo keine Urſach, weshalb er plötzlich hätte entweichen ſollen. Die Vermuthung war, daß ihm irgend ein Unglück zugeſtoßen ſei, und ſeine Nachbarn hielten dafür, daß er ermordet worden, obgleich Niemand angeben konnte, weshalb.

Die Vermuthung gewann eine beſtimmte Farbe, wenn man alle Umſtände zuſammenhielt. Sevos war den ganzen 19. Februar über mit Pin zuſammengeſehen worden. Pin's Entfernung nach Dombes ſah einer Flucht ähnlich. Er ſtand im Rufe, nicht allein ein Taugenichts zu ſein, ſondern auch in dem eines ausgemachten Schurken, von dem man ſich der ſchlimmſten Dinge gewärtigen könne. Zudem hatte man von Drohungen gehört, welche er früher gegen Sevos ausgeſtoßen. Alſo verbreitete ſich in der ganzen Gegend das Gerücht: Antoine Pin hat den Joſeph Sevos umgebracht.

So urtheilte das Volk. Aber die Verſtändigern hatten manche begründete Zweifel dagegen. Aus Pin's Flucht folgerte noch nicht, daß er den Sevos ermordet. Wenn er ein Mörder war, ſo würde er, wenigſtens mit ſeinem Namen ganz verſchwunden ſein, und jedenfalls ſich einen ſichereren Zufluchtsort gewählt haben, als einen, von dem er durch richterliche Requiſition nicht

unschwer abgelangt werden konnte. Dombes gehörte zwar damals noch nicht zu Frankreich, aber es war kein Zweifel, daß die dortigen Behörden in einer Criminaluntersuchung auf einfache richterliche Anschreiben einen des Mordes beschuldigten, gemeinen Verbrecher sofort ausgeliefert hätten. Weil Pin in schlimmem Rufe stand, konnte man ihn deßhalb aller in der Gegend vorgefallenen Verbrechen beschuldigen? Der Umstand, daß er den ganzen Tag mit Sevos in Weinhäusern gelegen, erschien als kein Indicium, daß er mit der Absicht umgegangen, ihm das Leben zu nehmen. Ferner wo war das corpus delicti? Mußte Sevos ermordet sein? Konnte er nicht auch Gründe gehabt haben, zu verschwinden, so gut wie Pin, die man nicht wußte?

So urtheilten Verständigere im Gegensatz zu dem Gerücht, das unter dem Volke umlief. So richtig die letztern Fragen sind, welche die Verständigern aufwarfen, möchten unsere Gerichte ihnen doch in den vorangehenden Schlußfolgerungen nicht beistimmen. Nach dem thatsächlich Feststehenden hatte, wenigstens was Sevos' unmotivirtes Verschwinden anlangt, ein solcher Verdacht auf Pin, daß man, hinzunehmend, daß Pin ein Mann war, zu dem man sich einer schlimmen That versehen konnte, eine Vernehmung desselben als erste Pflicht für die Gerichte erschien, der sie aber nicht nachkamen.

Inzwischen nämlich war ein neues Gerücht entstanden. Leute behaupteten, man habe an dem Tage, wo Sevos verschwunden war, in den Gesichtern der Familie Vallet eine Unruhe und Bestürzung bemerkt, welche einen ganz besondern Anlaß müßten gehabt haben. Andere sagten, sie hätten gehört: die Vallet's wären die eigentlichen Mörder, noch Andere sprachen davon, als wären sie Augenzeugen einer gräßlichen That gewesen.

Elftes Capitel.

Die Herzogin sieht, wie er naht
So müde, schüchtern, und nicht hat.
Und schnell entschleicht auf ihr Gebeis
Der Page den Dienern an den Greis.
Denn sie auch kannte Misgeschick —
Obgleich geboren hoch im Glück.
Schön, mächtig, — ist ihr Aug noch roth,
Denn — — starb den Heldentod!

Lied des letzten Minstrel.

Der Untergang bedeutender Männer, welche in ihrem kräftigen Streben Haß und Bewunderung aufregten, wird selten die allgemeine Theilnahme finden, welche dem tragischen Ausgange solcher Charactere niemals fehlt, die man als Hingeopferte bezeichnet; obgleich dieses schuldlose Leiden häufig seinen Grund mehr in der Schwäche hat, als in der Reinheit der Gesinnung. So hat der Sturz von gewaltigen Männern, wie Friedrich Barbarossa und Kaiser Friedrich der zweite, voll hoher Bedeutung für die Entwickelung der Weltgeschichte, und an sich voll tragischem Interesse, nie die allgemeine

Das Gerücht ging wie Lauffeuer durch die ganze Gegend. Der Fiscal Frillet ſetzte ſich in Bewegung, um unterſuchen zu laſſen, ob Sevos wirklich ermordet ſei, und von wem? Am 19. Auguſt 1724 reichte er bei den Gerichten eine Anzeige ein des Inhalts: „Daß Joſeph Sevos, der noch Sonnabend am 19. Februar bei Joſeph Vallet gegeſſen und getrunken habe, von der Zeit an plötzlich verſchwunden ſei. Dem Gerücht zufolge ſei er in Vallet's Ziegelhütte ermordet, und beim Ofenloche verſcharrt, nachher aber wieder ausgegraben und im Ziegelofen verbrannt worden."

Die Unterſuchung, auf welche der Fiscal antrug, wurde ſofort von dem Richter zu Pont d'Ains, Herrn Ravier, eingeleitet und mit Vernehmung der Zeugen vorgeſchritten.

Der Zeuge Baudan ſagte aus: „In der Nacht des neunzehnten Februars ſei er nach Maſſalien gegangen, und ungefähr drei oder vier Stunden vor Tage bei Vallet's Hauſe vorbeigekommen. Da habe er in dieſem Hauſe ein ſtarkes Getöſe gehört und deutlich vernommen, daß Jemand geſchrieen: Helft, helft, ich will Alles bekennen, erbarmet Euch meiner, nur diesmal Vergebung! Dieſe Worte hätte der Bittende zwei oder dreimal wiederholt. Joſeph Vallet, den er ganz genau an der Stimme erkannt, habe darauf verſetzt: „Da iſt nichts mehr zu bekennen, du mußt fort." Hierüber ſei er, Zeuge, ſehr erſchrocken, und habe ſich hinter einen Buſch verkrochen, wo er ganz deutlich gehört habe, daß auf den Schreienden ſtark zugeſchlagen werde. Kurz darauf ſei es ſtille im Hauſe geworden, und da habe er geſehen, daß Joſeph Vallet nebſt ſeiner Frau und Kindern einen todten Körper aus dem Hauſe getragen, ihn in der Ziegelhütte beim Ofenloch eingegraben, und

das Loch mit Holze ganz überdeckt hätten. Drei oder vier Tage nachher habe er sich unter einem Vorwande zu Vallet in die Ziegelhütte begeben, um zu sehen, ob er die Spur von dem Loche bemerken könne, er habe aber wahrgenommen, daß der Leichnam von da weggebracht sein müsse, und in der Folge habe er gehört, der Erschlagene sei Joseph Sevos gewesen, und die Vallets hätten den Körper am Charfreitage in ihrem Ziegelofen verbrannt."

Es fanden sich auch wirklich mehre Zeugen, welche versicherten, sie hätten am verwichenen Charfreitage — einige, als sie nahe an Vallet's Ziegelhütte vorbeigegangen wären, andere, während sie nahe dabei auf ihren Feldern gearbeitet — bemerkt, daß aus Vallet's Ziegelofen ein Gestank gekommen wäre, als ob frisches Fleisch oder ein Körper verbrannt würde. Man hätte diesen Gestank über eine Viertelmeile weit gerochen, und er sei so unerträglich gewesen, daß man es dabei nicht habe aushalten können, und daß Mehre, die nahe dabei im Felde gewesen wären, sich genöthigt gefunden hätten, ihre Ochsen auszuspannen und heimzukehren, um diesem häßlichen Gestanke zu entgehen.

Noch mehre andere Zeugen wurden abgehört, die aber alle nur von Vaudan selbst ihre Kunde hatten. Der Richter verfügte hierauf die Verhaftnahme der ganzen Vallet'schen Familie. Sie wurde mit äußerster Härte, wie es bei einem so abscheulichen Verbrechen sich wol rechtfertigen läßt, vollzogen. Eine Brigade der Marechaussée begab sich mit einer Anzahl Büttel und müßigen Volkes nach der Ziegelhütte und die ganze Familie ward mit vielem Geräusch aufgehoben und nach dem Schlosse zu Pont d'Ains abgeführt.

Der alte Vallet war krank. Ein heftiges Fieber

schüttelte seine Glieder. Dennoch ließ ihm Frillet Fesseln an die Füße und Handschellen anlegen, durch welche eine eiserne Stange ging, die 35 Pfund wog. Der Fiscal lachte, als das Gewicht der Kette den schwachen Mann zu Boden warf. Damit nicht zufrieden, ließ er ihn sogar in ein unterirdisches Loch werfen, gegen die ausdrückliche Bestimmung der Gesetze, welche für kranke Gefangene ein leidliches Gefängniß verordnen. (Daß diese Verordnung in Frankreich nicht immer beobachtet wurde, sehen wir aus dem Fall des Herrn von Anglade; freilich vierzig Jahre früher!) Auch Vallet's Frau, Anna Privour, ward mit Handschellen belegt, obwol es damals ungewöhnlich war, Frauen mit Fesseln zu beschweren.

Von den Grausamkeiten, gegen die Familie verübt, theilt uns Pitaval noch Vieles mit, was wir in Kürze hier nur andeuten. Auch die beiden Söhne, Philipp und Pierre, wurden mit für ihr Alter zu schweren Fesseln belegt. Jener lag in einem feuchten Loch, wo ihm Hände und Füße gelähmt wurden. Diesem, einem vierzehnjährigen Knaben, wurden die Hände so zusammengeschraubt, daß er ineinemfort vor Schmerzen schrie, bis man endlich nach vierzehn Tagen sich in die Nothwendigkeit gesetzt sah, ihm die Handeisen abzunehmen. Der alte Vallet schrie nach Wasser, weil der Fieberdurst ihn furchtbar quälte. Statt ihm einen Trunk zu reichen, verstopfte man das einzige Luftloch in seinem Gefängniß, damit die Vorübergehenden das Geschrei nicht hören sollten. Die Verwandten und Freunde, die den Gefangenen Erquickungen bringen wollten, wurden nicht hereingelassen, und selbst der Geistliche, der ihm mit dem Trost der Religion beistehen wollte, wurde abgewiesen.

Damit war das Maß der Leiden des alten Mannes in seinem vorläufigen Gefängniß noch nicht erfüllt. Ein Haufen Ameisen fand sich in seinem Loche ein. Sie krochen im Schlaf und Wachen auf seinen Leib, und lösten sich truppweise ab, um ihn zu ~~fressen~~ und sein Blut auszusaugen. Seine zusammengeschlossenen Hände hinderten ihn, sich dieser unermüdlichen Feinde zu erwehren. Sein Körper ward daher nach und nach eine Wunde. Als er später in das Parlamentsgefängniß zu Dijon gebracht wurde, konnte man ihn kaum heilen.

Trotz der bestimmten, furchtbaren Aussage des Zeugen Baudan wollte aber doch die Untersuchung nicht recht vorwärts, denn so viel andere Zeugen der Fiscal auch noch aufstellte, ergab sich bei näherm Befragen doch immer, daß sie nur nach Hörensagen berichteten, und das allgemeine Gerücht war die alleinige Quelle ihres Wissens. Frillet brachte nun, zur Vervollständigung des Processes, die alte Geschichte von Antoine Dupler von 1705 wieder mit hinein.

Derselbe Zeuge Claude Maurice, welcher damals für Vallet ein so vortheilhaftes Zeugniß ausgestellt hatte, sprach jetzt unerwartet ganz anders: „Als er vor achtzehn Jahren einst in einer Schenke gesessen und getrunken habe, wäre auf einmal, einige Schritte von dem Hause, ein Geschrei entstanden, und man hätte einen Menschen um Hülfe rufen hören. Er und mehre Anwesende wären hinausgelaufen, und da er zuerst auf dem Platze angekommen sei, habe er gesehen, daß Joseph Vallet den Antoine Dupler unter sich gehabt und ihn heftig geschlagen habe. Die beiden Brüder Blondel hätten auch dabei gestanden, und dem Vallet zugerufen: er solle ihn nun gehen lassen, er hätte ihm genug gegeben; allein Vallet habe das Zuschlagen immer

fortgesetzt, und dabei gesagt: nein, ich muß ihm den Rest geben. Einige Tage nach diesen empfangenen Schlägen sei Dupler gestorben."

Beim zweiten Verhör fügte er noch hinzu: „Joseph Vallet und die Gebrüder Blondel hätten nach des Dupler Tode der Witwe Geld gegeben, daß sie nicht wider sie klagen solle, auch hätten sie den damaligen Richter Ravet bestochen, daß er die ganze Sache unterdrücken solle, und daher sei es gekommen, daß die Zeugen jener Zeit nicht gehörig vernommen wären."

Als die Vallet'sche Familie in Verhaft genommen wurde, hatte man weder eine Inventur Dessen, was sich im Hause fand, aufgenommen, noch eine sichere Person als Administrator zurückgelassen, ja nicht einmal das Haus verschlossen. Es blieb elf Tage über leer und offen stehen. Das Gesindel aus der Nachbarschaft wußte die Nachlässigkeit des Richters wohl zu benutzen, und trug fort, was ihm gefiel. Erst nach diesen elf Tagen fiel es dem Fiscal ein, diese Nachlässigkeit wieder gut zu machen, und er foderte die Gerichte auf, eine gerichtliche Inventur aufzunehmen und dabei nachzusuchen, ob man nicht von den Kleidungsstücken des Ermordeten etwas auffinden könne, was zur vollständigen Ueberführung der halsstarrig leugnenden Böswichter anleiten würde.

Erst am 16. September ward das verlassene Haus durchsucht, und man fand zwar keine Kleider des ermordeten Sevos, aber Alles, was von Werth war, geplündert. Aus einem großen, hölzernen Kasten war der Boden ausgeschlagen, und die darin befindlich gewesenen Kleider, Wäsche und das Silberzeug gestohlen worden. Wahrscheinlich hatten in demselben Kasten auch die Kleider des verbrannten Sevos gelegen, und man vernahm

deshalb Joseph Vallet's Schwester, Francisca. Diese gestand auch, sie habe zwei Päckchen von Kleidern und Wäsche, die ihrem Bruder und seiner Familie gehört, in der Scheune unterm Stroh verborgen, um das wenigstens vor den Dieben zu retten, welche Alles, was im Hause war, fast offen fortgetragen hätten. Fremde Kleidungsstücke seien jedoch nicht im Kasten gewesen. Francisca Vallet mußte die geretteten Päckchen herbeischaffen, aus denen sich aber nichts erweisen ließ, und wurde außerdem in die Unkosten des Verfahrens und in zwölf Livres Strafe verurtheilt!

Indessen gab es viele Leute, welche mit der ganzen Art des Verfahrens unzufrieden waren. Sie meinten, die Vallets könnten doch unschuldig, oder minder schuldig sein, als man sie mache. Der eigentliche Hauptthäter sei aber aller Wahrscheinlichkeit nach der gottlose Antoine Pin, und es sei schändlich und unverzeihlich, daß man diesen in Ruhe lasse. Der Fall hatte schon großes Aufsehen erregt; man sprach davon in Paris, er war bis an den Hof gekommen. Man wollte die Wahrheit wissen und verordnete eine strenge Untersuchung. Es ward nach Dombes geschrieben und Antoine Pin ward verhaftet und nach Pont d'Ains ins Gefängniß gebracht.

Hier legte der Vagabund gleich beim ersten Verhör ein ganz freimüthiges Geständniß ab, wie man es nur erwarten können: Er sagte, er wisse so vollkommen wie nur Einer um den Mord des armen Sevos, und es solle ihn nichts hindern, die ganze, unverfälschte Wahrheit auszusagen: „In der Nacht des neunzehnten Februars 1724, hätten er, Sevos und Joseph Vallet, mit einander in des Letztern Hause getrunken. Sie hätten ungefähr zwei Stunden nach Mitternacht noch beisam-

men gesessen, als Sevos, dem der Wein in den Kopf gestiegen, dem Vallet den Vorwurf gemacht, daß er den Antoine Duyler ums Leben gebracht habe. Vallet sei darüber in den heftigsten Zorn gerathen, habe eine auf dem Tische stehende große zinnerne Kanne ergriffen und damit dem Sevos einen Schlag an den Kopf gegeben, daß er sogleich rückwärts niedergestürzt sei und geschrieen habe: „„Ach Barmherzigkeit, Barmherzigkeit! nehmt alle mein Geld und schenkt mir nur das Leben.““ Aber Vallet habe versetzt: „„Was Barmherzigkeit!““ und nun sei das Schlagen erst recht losgegangen. Vallet's Frau habe eine große Feuerschaufel ergriffen, und mit dieser dem liegenden und schon verwundeten Sevos heftige Schläge versetzt. Auch Philipp Vallet habe mit zugeschlagen, bis Sevos endlich unter ihren Händen verschieden sei. Pierre Vallet habe vor der Hausthür Schildwache gestanden, um zu sehen, ob nicht etwa Jemand vorbeiginge. Als Vallet gemerkt, daß Sevos todt sei, habe er ihn, Pin, nöthigen wollen, auch mit zuzuschlagen, vermuthlich in der Absicht, daß er nicht wider ihn zeugen solle, allein er habe es schlechterdings nicht gethan. Hierauf hätte Vallet mit den Seinigen den todten Körper angefaßt und in die Ziegelhütte getragen, wo sie ihn unfern des Ofenlochs niedergelegt und mit Holz ganz bedeckt hätten. Hier wäre der Leichnam bis zur heiligen Woche liegen geblieben; dann aber hätten sie ihn wieder hervorgezogen und im Ziegelofen verbrannt. Daß dies geschehen sei, wisse er daher, weil er am Charfreitage sich in Vallet's Ziegelhütte befunden, einen aus dem Ofen kommenden unausstehlichen Geruch bemerkt und verbrannte Knochen im Ofen gesehen habe. Uebrigens wäre er oft von Joseph Vallet bedroht worden, daß, wenn er nur ein Wort von Sevos' Ermor-

dung über seine Zunge bringen würde, es ihm eben so geben solle. Zu andern Zeiten hätte Vallet sehr schön mit ihm gethan, ihm Wein im Ueberfluß und Geld dazu gegeben, damit er schweigen solle."

Diese Aussage stimmte in merkwürdiger Weise mit der des Zeugen Baudan überein, und wenn gleich das corpus delicti fehlte, so war doch dessen Nichtdasein in der Geschichte des Verbrechens selbst bedingt, indem der Leichnam ja in dem Feuer der Ziegelhütte verbrannt worden, und die Angabe ward durch den notorischen Umstand verstärkt, daß Sevos seit jener Nacht spurlos und ohne alle Ursach verschwunden war und blieb.

Die Vallet's leugneten aber nach wie vor und beriefen sich dabei auf zwei Umstände, welche den Verdacht auf einen Andern werfen und die Unmöglichkeit darthun sollten, daß Sevos auf die angegebene Art umgebracht sei.

Nach ihrer Angabe habe man, am Morgen, nachdem Sevos verschwunden, in seinem Bette, am Kopfkissen, am Betttuch, und auch am Boden der Kammer Spuren von Blut bemerkt. Er sei daher in seinem Bett, also in seinem Hause, ermordet worden. Dies könne dort Niemand anders, als Antoine Pin gethan haben.

Zweitens aber sei ihr Sohn, Pierre Vallet, der nach Pin's Erzählung so hülfreich beim Morde war, in der Nacht vom 19. Februar gar nicht in der Hütte gewesen. Er habe vielmehr diese Nacht bei einem Schulmeister in Poncin, wo er in Pension war, zugebracht, und dort in einem Bette zwischen zweien seiner Mitschüler geschlafen.

Pitaval sagt uns, daß die Gerichte auf diese Erinnerung gar nicht eingingen! Sie erklärten, daß Vallet der mehr als dringende Verdacht der Ermor-

dung treffe, indem er durch die directe Aussage zweier Zeugen überführt sei. Es genüge daher nicht, daß er andere Verdachtgründe aufstelle, vielmehr sei es an ihm, daß er, um sich zu reinigen, den vollständigen Beweis führe, daß Antoine Pin allein den Mord vollbracht habe. Das vermochte Joseph Vallet nicht, und der Fiscal Frillet trug darauf an, ihn nach den vorhandenen Beweisen der That für überwiesen zu erklären und ihn, den Vater, mit dem Strange zu bestrafen, die Frau und die Söhne aber, um ihr Geständniß zu erpressen, auf die Folter zu bringen.

Das Gericht von Pint d'Ains erkannte aber am 9. Mai 1725 dahin: „Daß, weil Joseph Vallet, seine Frau und Söhne Das, was sie hätten erweisen sollen, nicht erwiesen, sie insgesammt mit der ordentlichen und außerordentlichen Folter zu belegen wären, um dadurch zum Geständniß des Mordes gebracht zu werden."

Mit dieser Sentenz war Frillet nicht zufrieden, weil sie einstweilen dem Ziegelbrenner noch das Leben schenkte. Er, seinerseits, appellirte daher gegen dieselbe an das Parlament zu Dijon. Die Acten wurden dahingeschickt, und die Familie Vallet in das Parlamentsgefängniß abgeführt. Das Volk aus der Gegend begleitete sie mit Schimpfreden und allem erdenklichen Hohn.

Das Parlament von Dijon nahm sich der Sache ernsthafter und mit weniger Voreingenommenheit an. Daß Joseph Vallet und seine Familie bei dem Morde betheiligt seien, war ihm nach den Aussagen der Zeugen und aus mehren andern Indicien außer Zweifel; aber der Verdacht der Hauptthäterschaft ruhte, nach Ansicht des Parlamentes, auf Antoine Pin, welcher von dem vorigen Richter nur als Zeuge vernommen war. Wider ihn sprach sein notorisch übler Ruf, seine verdächtige

Flucht, verschiedene auf seine Sicherheit abzielende Bedingungen, welche er sich beim Eintritt in das Regiment stipuliren lassen, mancherlei Widersprüche in seiner Aussage und diese Aussage selbst, welche ihn wenigstens als einen Mitwisser bei der Mordthat und einen Zuschauer derselben darstellte, der sie nicht verhindert, sondern auch nachher geschwiegen, und dann ohne erheblichen Grund sich auf und davon gemacht hatte.

Es ward eine Confrontation zwischen ihm und Joseph Vallet verordnet. Zwar ergab sich aus derselben nichts Erhebliches, doch traten die gegen Antoine Pin sprechenden Verdachtsgründe in noch mehr Stücken heraus, dergestalt, daß die Untersuchung auch gegen ihn eröffnet und auf die vorläufige Folter erkannt wurde, um aus seinem Munde ein richtiges Bekenntniß über den Mord des Joseph Sevos und eine genaue Anzeige seiner Mitschuldigen zu erhalten.

Antoine Pin saß in einem Kerker mit einem andern Gefangenen, welcher bereits die Folter ausgestanden hatte, ohne zu gestehen. Dieser schilderte ihm die Qualen als nicht so groß, daß man sie nicht mit Anstrengung und Muth überstehen sollte, wo es die Rettung des Lebens gelte. Sein Muth machte ihm Muth. Antoine Pin war gesund und von starkem Körperbau. Er legte sich getrost auf das Qualenbett und blieb unter den Schrauben und den Hämmern bei seiner ersten Aussage. Ja er entsann sich unter den Martern noch eines neuen Umstandes: daß Joseph Vallet ihn mit einem Louisdor bestochen habe, an jenem Tage den Joseph Sevos in sein Haus zu locken.

Vallet und seine Familie schienen nun verloren. Das Zeugniß, welches Antoine Pin unter den Qualen der Folter abgelegt, war um so bedeutsamer, als er sich

Theilnahme erregt, welche der traurige Ausgang des letzten Heldenjünglings aus dem Hohenſtaufenſchen Hauſe gefunden. Während die Namen der beiden großen Friedriche nur in der Geſchichte fortleben, erregt des in der Blüthe hingerichteten Konradins Gedächtniß noch jetzt die Theilnahme der Menge. So fielen Ruſſel, Eſſex, Sidney, bedeutend in ihrem Wirken und hoch von der Nachwelt als Märtyrer der engliſchen Freiheit gefeiert; auch bedauerten die Übrigen den Fall ſo tugendhafter Männer, als aber Monmouths Todesurtheil bekannt wurde, Monmouths, der überwiegen daſtand des Hochverraths, Urheber eines blutigen Bürgerkrieges, da feuchteten ſich Aller Augen, und wer nicht den frühen Ausgang des liebenswürdigſten Engländers, des geliebten Sohnes eines Königs bedauern mochte, galt ſelbſt bei deſſen Feinden für hartherzig. Seine Erſcheinung war immer harmlos geweſen, nie hatte er durch ſtarren Willen den Parteihaß gereizt, und wo ein Haß gegen ihn loderte, verſöhnte ihn der Gedanke an ſeine Jugend, Schönheit und das gegen ihn gezückte Beil. Aber wenn Alle erweicht wurden, blieb Einer unerbittlich, der König, die Fürbitten verſtummten, denn er hatte ja ſelbſt dem knieenden Monmouth nicht gewährt, nicht dem

durch die letzte Angabe ſelbſt einer ſtrafbaren Theilnahme an dem Verbrechen bezüchtigte.

Aber es trat einer jener Fälle ein, die bei gemeinen Verbrechern zwar ſelten, dennoch vorkommen und unſern Glauben an die unmittelbare Einwirkung einer höhern Macht auf das Gemüth des Menſchen, auch des verhärtetſten, wo er ſchwach wird, wieder erheben. Antoine Pin hatte mit frecher Verſtocktheit die Qualen der Folter ausgehalten. Kaum aber war er in ſein Gefängniß zurückgebracht, als andere, innere Folterqualen ſich ſeiner bemächtigten. Er ſah vor ſich das Schickſal der Familie Vallet, ein Schauder und eine niegekannte Rührung ergriff ihn, und nachdem ihn die Nachſchmerzen der Folter und die Stimme des Gewiſſens die ganze Nacht durch nicht ſchlafen gelaſſen, bat er am Morgen flehentlich, daß eine Gerichtsperſon zu ihm ins Gefängniß abgeordnet werde, der er ein freies, vollſtändiges Bekenntniß ablegen wolle.

Der Referent des Proceſſes, Herr de Vormes ſelbſt, begab ſich zu ihm, und Antoine Pin widerrief vor ihm Alles, was er auf der Marterbank ausgeſagt, wogegen er Folgendes bekannte.

Sein Leben war eine Reihe wüſter verbrecheriſcher Thaten. Im Mai des Jahres 1722 hatte er ein Mal auf der Straße den jungen Philipp Vallet (vermuthlich von ihm unerkannt) angefallen und ihn ſeines Geldes und ſeiner Kleider beraubt. Sevos hatte damals hinter einem Buſche dieſen Straßenraub mit angeſehen; ob aus Zufall oder als ſtillſchweigender Begünſtiger, wird nicht geſagt. Später aber hatte Sevos ſich mehrmals gegen Pin verlauten laſſen, er könne ihn, wenn er wolle, aufs Rad bringen.

Sevos unterließ zwar die Anzeige; Antoine Pin war

aber in beständiger Furcht vor diesem Mitwisser, und der Gedanke arbeitete unaufhörlich in ihm, einen für ihn so gefährlichen Menschen bei erster Gelegenheit aus der Welt zu schaffen.

Am 19. Februar 1721 traf er mit ihm in Joseph Vallet's Hause zusammen. Sie tranken und schwatzten miteinander. Auch Sevos liebte das Umhertreiben, das Plaudern in Schenken und den Wein. Nach vier Stunden wechselten sie ihren Aufenthalt. Sevos ging zur Frau Fleury und Pin folgte ihm dahin. Hier tranken sie wieder bis Abends um sieben Uhr. Alsdann gingen sie in die Dumoulin'sche Schenke, wo sie bis nach Mitternacht tranken.

Hier zeigte Sevos in der Trunkenheit prahlerisch einen Beutel mit Silbergeld vor. Er mochte ungefähr vierzig Thaler enthalten. In Antoine Pin stieg nun der Gedanke auf, ihn noch in dieser Nacht umzubringen, um sich des Mitwissers zu entledigen und zugleich einen so hübschen Gewinn zu machen.

In der Absicht begleitete er Sevos, der schon schwach auf den Füßen sein mochte, nach seinem Hause zurück. Hier kam ihnen in den Sinn, daß sie zwar viel getrunken, aber noch nichts gegessen hätten. Sevos war auch sehr bereit, etwas zu essen, hatte aber auch kein Stück Brot zu Hause. Pin ging deshalb fort, traf einen unsern Wohnenden, Michel Morel noch wachend, und brachte Brot mit. Zugleich aber hatte er sich in das Haus seines Vaters geschlichen und dort ein kleines Beil geholt. Er hielt es unter seinem Rocke versteckt, als er zu Sevos zurückkehrte.

Diesen fand er indessen mehr zum Schlafen als zum Essen aufgelegt. Sevos bat ihn, er möchte die Nacht bei ihm zubringen. Als derselbe nun im Begriff

ſtand, ins Bett zu ſteigen, gab ihm Antoine Pin mit dem Beile von hinten einen Schlag auf den Kopf. „Ach, mein Gott, ich ſterbe!“ rief der Getroffene und ſtürzte nieder ohne noch einen Laut auszuſtoßen, oder ſich weiter zu regen.

Antoine Pin nahm ihm nun ſein Geld ab; den noch warmen Körper lud er auf die Schultern und trug ihn in den Stall, wo er ihn mit Miſt zudeckte. Da er einſah, daß es für ihn nicht gerathen ſei, hier zu bleiben, indem die Entdeckung des Mordes unmittelbar erfolgen dürfte, ſo entfloh er nach Dombes und ließ ſich dort als Soldat anwerben. Indeſſen that er zuvor, was er in dem Augenblick konnte, um die ſichtlichſten Spuren des Mordes zu verwiſchen. Er rieb und wuſch das Blut vom Bette und vom Fußboden fort und ſtreute Kleie darauf.

Seinen eignen Querſack, der auch mit Blut beſudelt war, vergaß er aber beim Weggehen. Er bemerkte dies um deshalb, weil er gehört, daß einige Tage ſpäter der Caſtellan von Varembon ins Haus gekommen ſei, die Spuren des Blutes geſehen und auch erklärt habe, der Querſack gehöre dem Antoine Pin.

Uebrigens betheuerte er, bei der Ermordung des Sevos ganz allein geweſen zu ſein und weder einen Mitheliſer noch Mitwiſſer zu haben. Die Familie Vallet ſei unſchuldig wie ein Kind an der Mordthat. Das könne er ſo gewiß ſagen, als er hoffe von Gott Vergebung für ſeine Sünden zu erlangen.

Auf die Frage: wie er denn dazu gekommen, die Vallets als Mörder anzugeben, antwortete er: er ſei wol ſchon, als man ihn nach Pont d'Ains transportirte, entſchloſſen geweſen, die Wahrheit zu bekennen. Dort habe ihm aber der Stockmeiſter immer vorgeſagt, die

Vallets hätten ja in allen Verhören den Verdacht des Mordes auf ihn zu bringen gesucht; nun solle er es ihnen vergelten, und sie als Mörder des Sevos angeben, was sie doch wären, wie alle Welt wisse. Da wäre er dann andern Sinnes geworden.

Zugleich sagte er, der erste Zeuge, Vaudan, der durch seine Aussage die Vallets ins Unglück gestürzt, sei ein durchaus schlechter Kerl. Der sei zu Allem fähig, und sein ganzes Zeugniß wäre falsch. Geheimnißvoll warf er dann hin: Vaudan sei durch eine hübsche Summe Geldes dazu erkauft worden, und wenn man ihn nur erst bei den Ohren erfasse, werde man dem ganzen Complott auf die Sprünge kommen.

Bei dieser Aussage blieb Antoine Pin in allen Verhören.

Nach unsern Rechtsbegriffen wäre es nun die erste Aufgabe der Gerichte gewesen, der Wahrheit dieser Aussage weiter nachzuforschen und die Untersuchung mit neuen Kräften aufzunehmen. Das Princip des vorläufigen Aufräumens hat aber von je an im französischen Criminalproceß vorgewaltet. Man wollte mit einzelnen Verbrechern fertig werden, um Raum und Zeit für andere zu gewinnen. Hier hatte man einen vollkommen geständigen Verbrecher, und es war kein vernünftiger Grund vorhanden, an der Wahrheit einer Aussage zu zweifeln, welche ihn selbst auf das Rad brachte. Das Parlament beeilte sich daher, Antoine Pin am 3. Juli zu verurtheilen: daß er an Beinen, Schenkeln und Armen gerädert und alsdann noch lebend, das Gesicht gegen den Himmel gekehrt, auf das Rad geflochten werden solle.

Antoine Pin bewies sich aufrichtig und standhaft in seiner Buße. Er hatte nur noch eine Bitte, daß man

die Vallets zu ihm bringen möge, sein Gewissen dränge ihn, denselben Abbitte zu thun. Es ward ihm gewährt. Die ganze unglückliche Familie erschien in seinem Gefängniß. In tiefster Zerknirschung warf er sich ihnen zu Füßen, umfaßte ihre Kniee, benetzte sie mit seinen Thränen und bat sie tausendmal um Vergebung. Es geschah mit den Zeichen der schmerzhaftesten Reue, so daß man von seiner Aufrichtigkeit sich vollkommen überzeugt hielt, und der ruchlose Bösewicht noch einen gewissen Antheil von Mitleid auf seinem letzten Wege mitnahm.

Er blieb auf diesem Wege standhaft. Auch auf dem Schaffot wiederholte er noch einmal sein Bekenntniß vor dem Parlaments-Actuar, und erlitt mit einer musterhaften Geduld seine entsetzliche Strafe. Noch auf dem Rade rief er: „Herr vergieb mir mein falsches Zeugniß. Die Vallets sind unschuldig! Ich bitte flehentlich, daß Antoine Vaudan in Verhaft genommen wird. Er ist ein falscher Zeuge. Da wird man's herausbringen, wer ihm Geld gegeben hat, damit er falsch Zeugniß abstatten sollte."

So starb Antoine Pin.

Der ältere französische Criminalproceß hat, wie wir in vielen Beispielen darthaten, für unsere Rechtsbegriffe so viel Unbegreifliches, daß wir uns auch über diese rasche Abschlachtung eines geständigen Verbrechers nicht verwundern können, ohne daß vorher eine Untersuchung über den Thatbestand des Verbrechens, welches sich nunmehr ganz geändert, stattgefunden hatte. Der Parlamentscommissair Flutelet ward erst am Tage nach der

Hinrichtung fortgeschickt, um den Körper des Ermordeten Sevos aufzusuchen!

Aber auch jetzt erst erhielt derselbe Commissair den Auftrag, den verdächtigen Zeugen Antoine Vaudan zu verhaften, die Untersuchung gegen ihn zu eröffnen, und sämmtliche seit der ersten Untersuchung geschriebene Acten, besonders aber das über die erste Nachsuchung in Sevos' Hause geführte Protokoll zu genauster Prüfung sich vorlegen zu lassen. Wenn Antoine Vaudan ein falscher Zeuge war, so hatte man sich durch Antoine Pin's eilige Hinrichtung des einzigen Zeugen beraubt und zugleich des Anklägers. Wie moralisch gewichtig seine Aussage unter den Martern des Todes war, so dunkel und unbestimmt war sie, und man hatte sich selbst des Mittels begeben, durch eine Confrontation ein näheres Licht hineinzubringen.

Das ungerechte, vereingenommene Verfahren des ersten Richters ist zwar außer Zweifel gesetzt durch Antoine Pin's Geständniß; dennoch begreift man kaum, wie ein Richter in irgend einem civilisirten Lande die Spuren so ganz außer Acht lassen konnte, welche schon damals auf das Haus des Sevos selbst, als die eigentliche Stätte der Mordthat leiteten, zumal da eine Art Voruntersuchung deshalb durch den Castellan von Barembon schon geführt worden zu sein scheint. Jetzt kam die Untersuchung viel zu spät. Das Bette war fort, die Blutspuren verwischt, und wie man auch unter dem Mist im Stalle und in der Erde wühlte und grub, so fand man doch keinen ermordeten Körper und auch nicht die Spuren von verwitterten Gebeinen.

Vaudan aber wurde verhaftet. Er erschien nicht wie ein Mann, der mit gutem Gewissen die schweren Anklagen auf sich nehmen kann. Man beachtete mehre

verdächtige Zuflüſterungen. Claude Maurice, welcher über Dupler' Tod ein ſo verdächtiges Zeugniß abgegeben, drängte ſich an ihn und ziſchelte ihm ins Ohr: er möge ſich ja nicht widerſprechen, ſondern muthig bei ſeiner vorigen Ausſage bleiben. Wenn er ſich nicht einſchüchtern laſſe, ſolle es ihm nicht an Gelde fehlen.

Ein gewiſſer Torillon, Baudan's Oheim, ſuchte ihm ebenfalls Muth einzuſprechen und gab ihm zu verſtehen, wenn er ſtandhaft verharre, werde ihm das nicht unbelohnt bleiben.

Noch am ſelben Tage verhört, blieb Baudan ſtandhaft bei ſeiner erſten Ausſage: die Ballet's ſeien die Mörder des Sevos geweſen. Was er gehört, habe er gehört und es ſei wahr. Nebenbei geſtand er aber ganz freiwillig, gleichſam, um durch dieſe Nachgiebigkeit ſich beim Richter Glauben zu verſchaffen, daß er einem Antoine Valencel, bei dem er als Knecht in Dienſten geſtanden, drei Ochſen und ein Füllen geſtohlen habe. Seine Glaubwürdigkeit konnte danach nicht wachſen.

Der Commiſſarius ging mit einer löblichen Aufmerkſamkeit zu Werke und richtete ſeine Blicke nach allen Seiten, auch dahin, wo keiner der Betheiligten ſie gelenkt hatte. Er fand in den ihm ausgelieferten Unterſuchungsacten der Gerichte von Pont d'Ains Vieles ausradirt, mehre Abänderungen und Zuſätze, die offenbar nicht von der Hand des Actuars gemacht waren, auch verſchiedene wichtige Regiſtraturen, wo eine Unterſchrift fehlte. Dies führte ihn auf einen Verdacht, welchen bisher noch Niemand auszuſprechen gewagt und der dem Proceß eine ganz neue Wendung gab, nämlich daß der Fiscal Frillet auf eine ganz andere Art in die Sache verwickelt ſei, als ſein Amt ihm gebot.

Er richtete darauf die Unterſuchung mit aller Strenge

und das Resultat war: Alle wider die Familie Vallet aufgetretenen Zeugen waren entweder Betrüger und vorsätzlich falsche Zeugen oder Betrogene, die man durch List zum Zeugniß gebracht hatte. Es wurde ihm zur Ueberzeugung, daß Frillet nicht allein absichtlich aus den unreinsten Motiven gegen die Vallet's die Untersuchung eingeleitet, sondern auch alle andere Anzeigen, die zu ihren Gunsten hätten sprechen können, hinterlistig unterdrückt habe. So ergab sich jetzt, daß nicht nur mehre Personen nach Sevos Verschwinden in dessen Hause gewesen und die Spuren von Blut am Bette und auf dem Fußboden gesehen hatten, sondern der Pfarrer und der Castellan von Varembon hatten auch dem Fiscal Frillet davon gerichtliche Anzeige gemacht. Noch mehr des kaum Glaublichen: noch jetzt fand sich das Mordinstrument, mit welchem Antoine Pin wahrscheinlich den Sevos erschlagen, sein kleines Beil, in dem Sevos'schen Hause, und noch jetzt bemerkte man deutliche Blutspuren daran!

Auch die alten Untersuchungsacten wegen eines angeblichen an Antoine Duyler verübten Todtschlages wurden wieder aufgenommen, aus denen sich unbezweifelt ergab, daß derselbe eines natürlichen Todes gestorben und Claude Maurice erstes Zeugniß das richtige sei. Maurice wurde auch in Verhaft genommen, und mit Baudan confrontirt, jedoch ohne ein Ergebniß. Beide wurden in das Parlamentsgefängniß von Dijon gebracht.

Hier wehte eine andere Luft. Dieselben Schauer, welche Antoine Pin vorhin in den Mauern des Parlamentsgefängnisses ergriffen, bemächtigten sich auch des Zeugen Baudan. Freiwillig bekannte er, daß er gegen die Familie Vallet ein falsches Zeugniß abgelegt, und daß er sich dazu mit Claude Maurice verabredet. Der

Gerichtsdiener, welcher ihn damals zum Zeugenverhör abgeholt, habe ihm zugleich befohlen, nachher zum Fiscal Frillet zu gehen, um diesem von Allem, was er ausgesagt, Nachricht zu bringen. Er zeigte die innigste Reue über sein Verbrechen und seine Bosheit, und wie Antoine Pin erbat er es sich als Gnade, die unschuldige Familie, die er ins Verderben gestürzt, fußfällig um Verzeihung bitten zu dürfen.

Wieder hatte das Parlament von Dijon einen geständigen Verbrecher, wieder beeilte es sich, ihm den Proceß zu machen und ihn aus dem großen Proceß und aus der Welt zugleich fortschaffen zu lassen, um Platz für Andere zu gewinnen.

Am 5. October 1725 erging das Urtheil wider ihn: daß er, mit der Aufschrift auf der Brust: falscher Zeuge und Hausdieb, auf den Richtplatz geführt und durch den Strang hingerichtet werden sollte. Zuvor aber solle er auf die Folter gebracht werden, um seine Mitschuldigen zu bekennen.

Baudan überstand die Folterqualen ohne mehr zu bekennen. Aber noch unterm Galgen bekräftigte er sein Geständniß in der Hauptsache und betete für die Familie Vallet. Er starb wie das Urtheil es ausgesprochen.

Am 12. October verordnete das Parlament hierauf, daß Claude Maurice auf die Folter gebracht werde, um ein Geständniß seiner Missethaten zu erhalten. Die Schmerzen des Marterbettes wirkten auf ihn, wie man nur wünschen konnte. Er bekannte, was man bis da nur geahnet und kaum Einer sich selbst deutlich auszusprechen gewagt hatte: Frillet, der königliche Fiscal, sei der Urheber der ganzen, wider die Familie Vallet angesponnenen Cabale. Frillet habe ihm gesagt, man müsse jetzt die Geschichte des Duvier wieder in Bewegung

setzen und dreist behaupten, Joseph Vallet habe ihn ermordet. Der damalige Criminalrichter Ravet aber sei bestochen worden, um die Untersuchung zu unterdrücken. Um deswillen habe ihn Frillet aufgefodert, jetzt das grade Gegentheil von Dem zu behaupten, was er im Jahre 1705 ausgesagt. Anfänglich habe er sich gegen diese Zumuthung gesträubt; aber Frillet habe ihn gar zu listig überredet und gar nicht in Ruhe gelassen. Einmal habe er ihm gedroht und dann ihm große Belohnungen versprochen. Endlich habe er sich verführen lassen, wol zumeist aus Furcht vor dem Herrn Fiscal, der ein so gewaltiger Herr sei. Zu Helfershelfern habe Herr Frillet noch zwei Andere gehabt, den Antoine Torillon, Vaudan's Oheim, und den Förster Joseph Mallet, die sich außerordentliche Mühe gegeben, Zeugen, wie ihr Herr sie gebraucht, aufzutreiben und abzurichten.

Man hatte kaum dieses Bekenntniß, das die Folterqualen ihm erpreßt, als man auch schon am folgenden Tage (13. October) sich beeilte, das Urtheil gegen ihn zu fällen, welches auf den Strang lautete und sofort vollstreckt wurde. Auch Maurice blieb noch unter dem Galgen bei seiner Angabe. Er klagte nur über Frillet, als den einzigen Urheber seines Unglücks, und bat die Vallet's auch dort um ihre Verzeihung und Fürbitte.

Drei Personen waren nun hingerichtet, einer wegen einer geständigen Mordthat, und zwei wegen geständigen falschen Zeugnisses und Meineids. Und doch waren diese drei Personen, wenn ihre Aussagen in der Wahrheit begründet waren, nur die minder schuldigen, wenigstens nicht die Urheber des zum Grunde liegenden abscheulichen Verbrechens. Der Fiscal Frillet ging noch immer frei umher, er war nicht einmal in Anklagestand ver-

Neffen gewährt, den des Königs gnadebringende Nähe Hoffnung nähren lassen.

Der Todestag des Herzogs, der achtzehnte Juli, rückte heran. Trotz der starrenden Piken und Büchsen, trotz des Pferdehufs der Reiter füllten sich schon am grauenden Tage die Höfe des Towers. Die weiten Hallen vor seinem Gefängniß waren so von Männern und Frauen besetzt, daß kaum einige kleine Gemächer für diejenigen frei blieben, welche näherer Antheil an sein Schicksal fesselte, denn erst heut wurde es ihnen vergönnt von ihm Abschied zu nehmen.

Hier drängte sich ein Prälat an der Hand einer verschleierten Dame durch das Gedränge. Es war Sir Alexander Tennison, dem das traurige Amt zugetheilt worden, den Herzog auf das Schaffot zu begleiten. In dem kleinen gewölbten Kabinet vor dem Gefängniß blieb die Dame stehen, und flüsterte ihm zu:

„Vergeßt nicht, ehrwürdiger Herr, daß ich Eure Nichte bleiben will. Monmouth darf es nicht erfahren, daß ich hier bin, er darf mich nicht sehen.“ „Weshalb aber Mylady,“ sagte der Geistliche, sich allen den Gefahren des Drängens und

ſetzt. Faſt könnte es den Anſchein gewinnen, als hätte man nicht Hand an ihn legen wollen, und deshalb die Ankläger und Zeugen wider ihn ſo haſtig aus der Welt geſchafft, wenn nicht der Erfolg die Vermuthung widerlegte und wir aus andern franzöſiſchen Proceſſen bereits wüßten, wie es bei verwickelten Unterſuchungen herkömmlich iſt, mit den vorläufigen Hinrichtungen zu verfahren, um die Gefängniſſe aufzuräumen.

Frillet ging noch am 13. October frei umher, und noch am 13. October ſaß die Familie Vallet in der Parlamentshaft!! So lange hatte dieſe unglückliche Familie, durch die ſchwärzeſte Cabale an den Rand des Verderbens geführt, und in ihren Glücksumſtänden ruinirt, in den Gefängniſſen zugebracht, ohne die entfernteſte Schuld an einem Verbrechen zu haben, welches allein der Neid habſüchtiger Nachbarn ausgeſonnen hatte. Noch im Gefängniß, nachdem drei Blutzeugen in allen Qualen, auch der letzten, für ihre Unſchuld gezeugt hatten, und nachdem die Gerichte den letzten derſelben, außer der Todesſtrafe, zu einer Buße von 500 Livres zum Beſten der verleumdeten Familie, verurtheilt hatten! Das war Alles, was bis da zu ihren Gunſten geſchehen. Erſt jetzt wurden ſie von der wider ſie erhobenen Anklage völlig losgeſprochen und auf freien Fuß geſtellt.

Erſt am Tage nach der Hinrichtung ward nun auch der Verhaftsbefehl gegen den bisherigen königlichen Fiscal Frillet erlaſſen. Zugleich ſollten auch der Förſter Joſeph Mallet, in Dienſten des Herrn von Barembon, und Antoine Torillon, Bediente bei demſelben, arretirt und in das Parlamentsgefängniß von Dijon abgeliefert werden. Aber Frillet hatte Wind von der Sache erhalten und ſich hinüber in das Savoyen'ſche geflüchtet. Auch Torillon und Mallet, gelang es ihm, über die

Grenze zu schaffen. Er fand in einem Kloster ein Asyl, wohin die Hand der Gerechtigkeit nicht reichte.

Die Sache, für die schon drei Opfer gefallen, schien damit zu ruhen. Die Vallets waren wieder, nach so viel traurig Erlebtem, im Besitz ihrer Ziegelhütte und gingen ihrem Geschäfte nach. In der Grafschaft athmete man freier auf, seit der sehr gefürchtete Fiscal Frillet fort war, und die Sache mochte in Vergessenheit gerathen.

Da kam einst, nach mehren Jahren, Joseph Vallet's Sohn, der junge Pierre Vallet, in die Stadt Bourg. Hier begegnete er auf dem Markte einem Manne, vor dessen Anblick er zurückfuhr wie vor der Erscheinung eines Gespenstes. Er nahm sich zusammen und sah ihn fester an; aber je fester er sah, um so unsicherer wurde er. Wie eingewurzelt in den Boden, mit aufgerissenen Augen und den Mund halb geöffnet, stand Pierre, und verrieth in Mienen und Geberden Staunen und Entsetzen.

Der Mann, dessen Anblick ihm diese Schrecken einjagte, verschwand aber nicht wie ein Luftgebilde, noch entfloh er vor dem jungen Menschen, in dessen Blicken nichts sonderlich Freundliches sich abspiegelte; vielmehr ging er lächelnd nach einer Weile auf ihn los und reichte ihm die Hand. Eine wohlbekannte Stimme sprach: „Erschrick nur nicht. Ich bin der leibhafte Joseph Sevos; aber ich bitte Dich, mach mir keinen Verdruß."

Es kostete einige Zeit bis der junge Pierre Vallet sich sammeln und zur Besinnung kommen konnte. Und

mit der Beſinnung erwachten immer wieder neue Zweifel, ob es denn möglich, daß ein Menſch noch leben könne, der von Antoine Pin ermordet worden, deſſen Ermordung dieſer Pin ſelbſt eingeſtanden und für die er, bußfertig, auf dem Rade gebüßt hatte. Der Mann mit den unverkennbaren Zügen des todten Joſeph Sevos blieb aber eine Wirklichkeit und ſeine Reden ließen keine Täuſchung mehr zu. Noch mehre Leute aus Pierre Vallet's Geburtsort, welche zufällig zugegen waren, ja darunter Verwandte von ihm, erkannten ihn mit dem höchſten Erſtaunen wieder.

Sobald Pierre Vallet ſich davon überzeugt hatte, daß er es mit keinem Geiſte eines Abgeſchiedenen, ſondern mit einem wahrhaftigen Menſchen zu thun habe, faßte er ihn kräftig beim Arme und nöthigte ihn, alles Widerſtrebens ungeachtet, mit ihm vor den Richter des Orts zu treten, bei dem er darauf beſtand, daß er den Sevos und zur Sicherheit ihn ſelbſt auch gefangen ſetze, bis ein Befehl des Parlaments eingegangen ſei.

Auf Antrag Joſeph Vallet, des Vaters, erging nun, am 4. Januar 1730, ein Parlamentsbefehl an den Criminallieutenant zu Bourg, den Joſeph Sevos über ſeine Identität und die Gründe zu vernehmen, weshalb er ſo lange vom Hauſe fortgeblieben ſei und ſich ſo lange verſteckt gehalten habe? Sevos antwortete ausweichend und zurückhaltend, auch verwickelte er ſich in Widerſprüche. Das Parlament vermuthete, daß auch hier eine geheime Bosheit, oder gar ein Verbrechen verborgen ſei, und ließ, um ſelbſt mit ihm das Verhör vorzunehmen, den Gefangenen nach Dijon in ſein Gefängniß bringen.

Auch hier blieb Sevos zurückhaltend. Erſt als man ihm drohte, mit ſtrengeren Mitteln ſeine Zunge zu löſen,

kam er mit der Sprache heraus. Seine Erzählung stimmte bis auf einen gewissen Zeitpunkt fast wörtlich mit der des hingerichteten Antoine Pin und bekräftigte also die Wahrhaftigkeit des bußfertig gestorbenen Sünders.

Er, Sevos, hatte mit Antoine Pin den ganzen 19. Februar 1721 mit liederlichem Trinken in den Schenken verbracht. Pin war endlich, spät in der Nacht, mit ihm in sein Haus gekommen, um dort zu schlafen. In dem Augenblick aber, wo er, Sevos, ins Bett steigen wollen, hatte er einen Schlag auf den Kopf von hinten erhalten. „Mein Gott, ich sterbe!" waren seine letzten Worte gewesen, als er betäubt niedersank. Als er sich nicht regte, mußte der Mörder ihn für tot halten. Pin beraubte ihn nun der vierzig Thaler, die er bei sich trug und schleppte ihn in den Stall. Sevos kam bald wieder zum Bewußtsein. Als er merkte, daß Pin das Haus verlassen hatte, verschloß er eiligst die Thüre, aus Furcht, noch einmal ermordet zu werden. Die Wunde am Kopfe blutete stark, schien aber nicht gefährlich. Er hielt sie während der noch übrigen Nacht mit altem Zeuche und seinen beiden Händen zu, um das Blut zu stillen, und verband sie, so gut er konnte, als der Tag graute.

Antoine Pin hatte physisch den Sevos todtschlagen wollen, aber es nicht ausgeführt; dagegen hatte er ihn moralisch vollkommen umgebracht. Seiner hatte sich vor dem furchtbaren Menschen ein solcher Schrecken bemächtigt, daß er sich den ganzen folgenden Tag über nicht getraute aus dem Hause zu gehen. Der Erschlagene fürchtete sich noch immer vor dem Mörder. Ja er blieb zwei ganze Tage in seinem Hause eingeschlossen und gab kein Lebenszeichen von sich.

Erst am dritten Tage schlich er sich in der Morgen-

dämmerung zum königlichen Fiscal Frillet nach Varembon und zeigte ihm den Vorfall mit allen seinen Umständen an. Frillet hörte ihm aufmerksam zu, sann darauf einige Augenblicke nach und sagte ihm: „Was kannst Du dem Pin anhaben? Er ist ein Bösewicht, der nichts zu verlieren hat und daher Alles wagen kann. Wenn er erfährt, daß Du noch lebst und ihn gerichtlich verfolgen willst, so stellt er Dir heimlich nach und bringt Dich um, wo ihm gerade der Ort gelegen scheint. Wenn ich Dir rathen sollte als Freund, so mache keinen Lärm von der Sache. Laß Dich vielmehr vor keinem Menschen sehen; sondern stiehl Dich fort von hier, so weit Dich Deine Füße tragen."

Sevos hatte vollkommen genug an dem ein Mal ermordet sein, und eine unheimliche Scheu vor dem Gedanken, daß es wiederholt werden könne. Alles, was der kluge, beredte und mächtige Herr Frillet ihm sagte, hatte Hand und Fuß. Antoine Pin war ein so verwogener Bösewicht, daß sich Niemand denselben gern zum Feinde machte und selbst die Justiz sich ungern mit ihm befaßte. Ein Messer konnte ihm beim nächsten einsamen Nachhausewege entgegenblitzen, und die Gerechtigkeit, die kaum zu Hause war, wenn man sie in ihrer Wohnung aufsuchte, streckte dem Angegriffenen, wie er sah, nicht von selbst den Arm entgegen. Kurz Sevos entschloß sich, den Mord zu vollenden, den Pin angefangen hatte, und sich bürgerlich todt zu machen, indem er schnell und heimlich in die Fremde entwich und sich dort umhertrieb, bis der Zufall ihn endlich wieder nach dem Städtchen Bourg führte, wo Pierre Vallet ihn faßte.

Bei dieser Aussage blieb er in allen Verhören stehen. Dennoch schien es, als laste noch mehr auf seiner Brust, was indeß der Richter aus ihm herauszubringen

nicht vermochte. Die Vermuthung war nämlich sehr stark dafür, daß Frillet einen Mann, der sich so schwach gezeigt, daß er aus Einschüchterung seine Existenz aufgab, auch noch weiter zu seinem Werkzeuge gebraucht habe, und daß Sevos wahrscheinlich für eine ihm ausgesetzte Belohnung die Rolle des Todten gespielt hatte. Daß er Letzteres nicht eingestehen wollte, hatte seinen natürlichen Grund in der Furcht, als Theilnehmer an einem Complott bestraft zu werden; mehr vielleicht noch in der Angst vor dem einflußreichen Fiscal, eine Angst, welche, wie die Folge zeigte, nicht so ganz ohne Berechnung war.

Inzwischen war die Nachricht kaum verbreitet, daß Joseph Sevos noch lebe und in Verhaft nach Dijon gebracht worden, als Frillet aus seinem Versteck in Savoyen zurückkehrte, sich öffentlich zeigte, über himmelschreiendes Unrecht und schändliche Cabale klagte, und beim königlichen Conseil eine umständliche Klagschrift wider das Parlament von Dijon einreichte, worin er dasselbe eines unüberlegten, ungerechten Verfahrens beschuldigte, da es einen Mann als Mörder habe rädern lassen, obgleich der Ermordete noch lebe. Zugleich gründete er auf dies unverzeihliche Benehmen die Rechtfertigung für sein eigenes Verfahren und erschöpfte sich in listigen Wendungen, um seine Unschuld, gegenüber der augenfälligen Schuld des Parlaments, ins Licht zu stellen.

Auch in Paris war Frillet nicht ohne Einfluß. Das Conseil ließ dem Parlamente die Acten abfodern. Aber die Beweise von Frillet's schandvollem und verbrecherischen Benehmen waren allzu überzeugend. Durch ein Schreiben vom 30. Mai 1730 ward dem Parlamente von Dijon abermals die strenge Untersuchung gegen den Fiscal übertragen.

Er wurde, während er schon auf die nachgesuchte Abolition mit Sicherheit hoffte, verhaftet, aufs schärfste verhört und mit den noch lebenden Zeugen confrontirt. Noch mehre Gehülfen seiner Cabalen wurden bei diesem Verfahren entdeckt, als Cothien, Castellan zu Varembon, der Richter Flechon und Bardot Bardolet, ein Bediente des Herrn von Varembon. Die beiden Ersteren flüchteten sich, der Letztere wurde arretirt. Auch ein Gerichtsdiener Seyzeriat, der die falschen Zeugen abgerichtet hatte, wurde in Verhaft und zur Untersuchung gezogen. Von dieser letzteren theilt uns indeß Pitaval nicht mehr mit, als das Urtheil. Frillet's Straffälligkeit leuchtet übrigens aus den angeführten Thatsachen, wenn wir diese als erwiesen hinnehmen, deutlich genug hervor. Während der Untersuchung starb Joseph Sevos im Gefängniß; dem allgemeinen Dafürhalten nach sehr zum Vortheil Frillet's, da er möglicher Weise noch mehr zu seinen Ungunsten hätte bekennen dürfen.

Dem ungeachtet fällte das Parlament am 7. August 1730 dahin ein Urtheil: daß Frillet, als vollkommen überwiesen, nur aus Haß die Anklage gegen Joseph Vallet und dessen Familie, wegen eines angeblich an Dupier und Sevos verübten Mordes veranlaßt und wider besseres Wissen weitergeführt zu haben, mit dem Strange hinzurichten und sein Vermögen einzuziehen sei, nach Abzug von 8000 Livres, die als Entschädigung und Schmerzensgeld der Familie Vallet zugesprochen wurden.

Neun Stunden, von sieben Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags, hatte das Parlament versammelt gesessen, bis dieses Urtheil zu Stande kam. Ganz Dijon war an dem Tage in Bewegung. Jedermann erwartete mit Spannung den Ausgang, Jeder hoffte, daß das Urtheil die Gegend von einem verkappten Ungeheuer be-

freien und es ein warnendes Beispiel sein werde, um viele andere kleine Tyrannen, die ihre Amtsmacht zur Unterdrückung ihrer Untergebenen misbrauchten, abzuschrecken. Als der Spruch bekannt wurde, der auf den Tod lautete, schien Jedermann freier Athem zu schöpfen. Der Weg vom Gefängnisse bis zum Gerichtsplatz war mit Menschen bedeckt, alle Fenster waren besetzt. Alles schien mit Sehnsucht die Todesstrafe eines solchen schwarzen Verbrechers zu erwarten.

Ihre Erwartung wurde getäuscht. Frillet's Einfluß erstreckte sich nicht allein auf die Mächtigen in seiner Provinz, er mußte auch Fäden und Canäle gefunden haben, die bis an den Thron reichten. Wider Aller Erwarten erschien plötzlich der Generalprocurator im Parlamente und überreichte dem ersten Präsidenten de la Marre einen Brief vom königlichen Kanzler des Inhalts: Seine Majestät hätten sich Frillet's Sache speciell vortragen lassen, und darauf befohlen, daß, wenn das Urtheil ihm eine Lebensstrafe zuerkenne, mit der Vollziehung, bis auf weiteren Befehl, Anstand genommen werden solle.

Gegen die Form dieses Befehls war Mancherlei einzuwenden. Er war weder direct an das Parlament gerichtet, noch von einem Staatssecretair contrasignirt; er hatte also formell nicht die Gültigkeit eines unmittelbaren königlichen Befehls. Das Parlament war zweifelhaft, ob es demselben zu gehorchen habe; doch entschied sich die Mehrzahl der Stimmen dahin, daß man, aus Ehrfurcht gegen die Willensmeinung des Königs, über die Form wegsehen dürfe.

Frillet ward nicht hingerichtet. Das Publicum war sehr unzufrieden. Es wagte aber kaum, diese Unzufriedenheit zu äußern; denn wenn ein solcher Justizmörder

durch Gunst den Händen der strafenden Gerechtigkeit entzogen wurde, wer sollte sich dann noch sicher fühlen?

Der Verbrecher erhielt in demselben Augenblick die Nachricht von seiner Verurtheilung und vom Aufschub seiner Strafe. Er faltete die Hände und antwortete, wie er gewohnt war, mit einem frommen Spruche: „Darüber freue ich mich, was Ihr mir meldet; ich werde eingehen in das Haus des Herrn!"

Das umgeänderte, nunmehr königliche Urtheil hieß ihn nicht in das Haus des Herrn, sondern in die Verbannung gehen. Er ward, statt zum Tode, zu einer zehnjährigen Landesverweisung verurtheilt; doch sollte er die der Familie Vallet zuerkannte Strafe zahlen. Ein anderer Richter stieß auch das königliche Urtheil um. Im Augenblicke, wo er aus dem Gefängnisse entlassen werden sollte, um über die Grenze gewiesen zu werden, starb er eines plötzlichen Todes.

Von seinen untergeordneten Helfershelfern wurden Einige zum Strange, Andere zur Galeere verurtheilt. Ihre Verbindungen reichten nicht bis zum Throne; sie mußten ihre volle Strafe abbüßen.

So endete ein Criminalfall, der an wunderbaren Verwickelungen keinem der bisher erzählten nachsteht, auch von dem nächstfolgenden des Herrn de la Pivardiere kaum erreicht wird, und in seinen überraschenden Wendungen eher einem Märchen als einer wahrhaften Geschichte gleicht.

Der Herr von Pivardiere.

1697—1701.

Louis de la Pivardiere, mit dem Beinamen du Bouchet, ſtammte aus einem der älteſten Häuſer der Touraine, aber ſeine Vermögensumſtände waren nicht von der Art, um den Glanz ſeiner Geburt geltend zu machen. Er war überdem der jüngſte von drei Brüdern. Gern hätte er ſeine Glücksumſtände durch eine reiche Heirath verbeſſert, aber auch ſeine äußern Vorzüge waren nicht ſo beſchaffen, um große Eroberungen zu machen. Er war unterſetzter Statur und, zwar nicht abſchreckend, aber auch nicht einnehmend. Doch hatte er manche geſellſchaftliche Talente, und ſein Adel und ſein Name, Dinge, welche dazumal ſehr viel in Frankreich galten, ließen ihn, nach manchem Umherſuchen, eine für ſeine Umſtände noch ganz annehmliche Partie finden.

Er heirathete eine Tochter des Chevalier de Chauvelin, die von einem Herrn von Menou Witwe war, und außer dem alten Namen dieſes ihres erſten Gatten, noch fünf Kinder von ihm hatte. Indeſſen ſtarben die vier Söhne bald, die einzige Tochter verheirathete ſich

Stoßens aussetzen, wenn Ihr nicht von ihm Abschied nehmen wolle'?"

„Sehen will ich ihn, einmal den letzten Blick des letzten Engländers einathmen; doch will ich nicht die letzten Stunden dem Helden durch eine Erinnerung trüben, die seine große Seele von dem Gedanken an den Heldentod abzieht."

Sir Alexander schüttelte den Kopf. Seit Lady Harriet Wentworths heimliche Vermählung mit Monmouth ruchbar geworden, war es sein Lieblings-Plan, durch eine fürchterliche Ausmahlung dieser gesetzwidrigen Verbindung seinen Mahnungs- und Bußworten an den Herzog größern Eindruck zu geben. Da aber die Lady, — welche er in der Hoffnung gern mitgenommen, sie, gleich dem Feuerwerk hinter der Kanzel, durch welches jene französischen Missionäre ihren Zuhörern die Schrecken des Fegefeuers vergegenwärtigten, als letzten Schreckschuß dem Verstockten entgegenzustellen, — selbst schon auf dem Herwege so wenig Lust bezeugt hatte, die letzten Gedanken des Herzogs durch eine Thränenfluth zu verbittern, mußte er den schönen Plan auf- und sich, auf die Kraft der eigenen Worte verlassend, in Monmouths ihm jetzt geöffnetes Zimmer begeben.

später. Marguerite Chauvelin war weder durch ihre Tugend, noch durch ihre Schönheit ausgezeichnet, aber von ungemeiner Anmuth, von Liebreiz und Ungezwungenheit im Umgange. Auch sie liebte gesellschaftliche Vergnügungen und war die angenehmste Wirthin. Die Talente und die alten Namen fanden sich zusammen. Außerdem hatte Marguerite von ihrem Vater das Rittergut Nerbonne geerbt. Dies war aber auch ihr einziges Besitzthum.

Herr von Pivardiere wurde durch die Heirath Lehn- und Gerichtsherr dieses Rittergutes, und hätte mit seiner Gattin vielleicht nothdürftig standesmäßig auf demselben leben können, wenn ihn die damals noch nicht abgelöste Vasallenpflicht nicht beim Aufgebot der Lehensträger ins Feld gerufen hätte, eine Verpflichtung, die nicht allein die Person des Vasallen, sondern auch dessen Kasse sehr in Anspruch nahm, da er sich selbst während des Feldzugs erhalten mußte.

Durch mehre Jahre mußte Herr von Pivardiere in den Kriegen Ludwig XIV. im Felde zubringen und konnte nur abwechselnd seine Heimat und Gattin besuchen. Die Last der Equipirungskosten und der Reisen gingen über seine Mittel, er suchte sie daher los zu werden, indem er sich um eine Anstellung bei der Linie bewarb. Er ging deshalb im Jahre 1671 nach Paris, und es gelang ihm nicht allein eine Offizierstelle als Fähndrich im Dragonerregiment des Grafen Sainte-Hermim, sondern auch einen königlichen Schutzbrief, die lettres d'état, zu erlangen, ein unter dem großen Insiegel ausgefertigtes Moratorium, welches solchen Personen ertheilt ward, welche als Gesandte außer Landes oder im Felde sich befanden, um sich gegen ihre andrin-

genden Gläubiger zu schützen. Herr von Pivardiere bezurfte dieses Schutzes dringend.

Der neue Offizier verfügte sich zu seinem Regimente, besuchte aber von der Garnison aus abwechselnd seine Gattin und sein Gut Nerbonne. Das gesellige Leben hier scheint so angenehm gewesen zu sein, als Edelleute auf dem Lande und mit beschränkten Mitteln es nur herstellen können. Eine Viertelmeile vom Schlosse lag die Abtei von Miseray, auf der sich gewöhnlich zwei oder drei Chorherren von der Regel des heiligen Augustin aufhielten, die auch ein angenehmes, ungezwungenes Leben daselbst führten. Sie liebten die Geselligkeit, wie nur Weltleute, und besuchten und bewirteten wieder die benachbarten Edelleute.

Seit dem Jahre 1685 war ein gewisser Silvan François Charost, ein Geistlicher aus einer sehr angesehenen Familie, Prior in dieser Abtei. Er war ein besonders liebenswürdiger und amusanter Gesellschafter, und Herr und Frau von Pivardiere gingen mit ihm auf dem freundschaftlichsten Fuße um. Bei der Nähe des Schlosses und der Abtei hörten beide Eheleute weit öfter die Messe in der letztern, als in der Pfarrkirche ihres Ortes, welche entlegener war.

Auch das Schloß von Nerbonne hatte eine Kapelle, mit der Eigenschaft einer Priorei, und die Unterthanen mußten dem Prior als Kaplan einen Gehalt an Geld und Getreide geben. Als der bisherige Kaplan abgegangen war, verliehen die Pivardieres ihrem lieben François Charost diese Pfründe, was ihn in noch nähere Verbindung mit ihnen brachte, denn nun mußte er jeden Sonnabend im Jahre in der Kapelle eine Messe lesen. Jedermann hatte den Gutsherrn und den neuen Kaplan nie anders als im besten Einverständniß gesehen, so oft

der Erstere in Nerbonne anwesend war. Eben solche Innigkeit und Einigkeit schien zwischen den beiden Ehegatten zu herrschen.

Dies änderte sich. Als Herr von Pivardiere im Felde war, und hörte, daß der Prior seine Besuche nach wie vor im Schlosse fortsetze, warf er unwillige Aeußerungen darüber hin. Auch zeigte er sich bei seinen kurzen, gelegentlichen Besuchen in Nerbonne von einer andern Seite, als man ihn bisher gekannt. Er runzelte dann und wann die Stirn und warf spitze Reden hin über die Freundlichkeit des Priors, seine Gattin, auch während seiner Abwesenheit, durch seine trostreichen Besuche zu erfreuen. Damals achtete man weniger darauf.

Aber auch Frau von Pivardiere begann ihrerseits Verdacht zu schöpfen hinsichts des Betragens ihres Gatten. Er kam immer seltener, blieb immer kürzere Zeit, und es schien, als komme er nur, um die eingegangenen Pachtgelder zu erheben. Ihr Verdacht hinsichts einer Untreue ihres Gatten bekam eine bestimmte Richtung, als ihr im Juli 1697 ein Geschäftsfreund aus Paris meldete: ein Capuciner aus Auxerre habe sich bei ihm schriftlich und dringend nach dem Aufenthalte des Herrn von Pivardiere erkundigt, weil eine Frau aus Auxerre nicht wisse, wohin sie ihm seine Kleider und Wäsche schicken solle.

Die Gattin gerieth in eine unangenehme Unruhe. Nach den Briefen ihres Mannes war derselbe, ganz in Sorgen für seinen Dienst, nie von der Armee fortgekommen. Er hatte sich immer als der zärtlichste Gatte und Vater in diesen Briefen geäußert. Daß er in Auxerre gewesen, hatte er nie erwähnt. Und doch, wie konnte die Frau in Auxerre ihm Wäsche und Klei-

der nachſchicken wollen, was ihrer, der Sorge der Gattin, allein oblag? Sie ſann nach, ſie combinirte andere Umſtände und Aeußerungen, welche, ihr früher gleichgültig, jetzt ein ganz anderes Anſehen gewannen, und der Verdacht ging zur Ueberzeugung in der Dame über, daß ihr Gatte in Aurerre eine Liebſchaft habe, die ihn ernſtlicher feſſele, als eine flüchtige Neigung, zu der die Ehefrau eines Militairs, und eine franzöſiſche Gattin, wol das Auge zudrückt. Dieſe Liebſchaft koſtete das viele Geld, welches ihr Gatte verzehrte, und er beſuchte ſeine Ehefrau nur in der Abſicht, um als Executor es ſich abzuholen. Dies waren die Gedanken, welche Frau von Pivardiere ängſtigten.

Herr von Pivardiere war im Auguſt 1697 auf der Reiſe nach ſeinem Gute begriffen. Am Mittage des 15. ſah ihn der Maurer Marſau in dem Flecken Bourdieur, etwa ſieben Lieues von Nerbonne, und äußerte gegen den Edelmann ſeine Verwunderung, warum er hier ſo lange verweile und ſich nicht gleich auf den Weg mache, da ſein Schloß ſo nahe ſei. Herr von Pivardiere antwortete, wie der Zeuge ſpäter bekundete: „er wolle hier warten bis es ſpäter werde, und nicht vor Abend in Nerbonne ankommen; denn ſeine Abſicht ſei, den Prior von Miſeray dort anzutreffen, und einer von ihnen Beiden müſſe heut noch ſein Leben laſſen.“ — Frau von Pivardiere und der Prior erfuhren, wie aus andern Zeugenausſagen erhellte, dieſe Rede des Gutsherrn noch am ſelben Tage, gegen fünf Uhr Abends.

Dieſer 15. Auguſt war das Feſt von Mariä Himmelfahrt, an demſelben Tage war auch die Kirchweihe der Schloßcapelle zu Nerbonne. Der Prior von Miſeray hatte deshalb Vormittags ein feierliches Amt gehalten, und die Frau vom Schloſſe hatte ihn und alle

adelige Nachbarn, welche der Messe beigewohnt, zu Gaste geladen. Um deshalb fand Herr von Pivardiere, als er nach Sonnenuntergang im Schlosse anlangte, eine ziemlich glänzende Gesellschaft bei der Abendmahlzeit versammelt: einen Herrn und Frau von Preville, den Herrn und Frau von Lanze, eine Frau von Dumer und ihren Sohn und einem Herrn Duzin.

Alle erhoben sich bei seinem Eintritt, um ihn herzlich zu bewillkommnen; auch der Prior, welcher seine herzlichste Freude ausdrückte, den theuern Freund so unerwartet zu sehen. Nur Frau von Pivardiere blieb ruhig auf ihrem Stuhle sitzen und gab sich kaum die Mühe, einen Blick auf den Eintretenden zu werfen. Man bemerkte es. Eine Dame äußerte mit großer Freimüthigkeit: „es sei nicht artig, wenn eine Frau ihren Gatten nach so langer Abwesenheit so kaltsinnig empfange.“ Herr de la Pivardiere antwortete spöttisch: „Ich bin ihr Mann, das ist wahr, aber ich bin nicht ihr Liebhaber.“ Er setzte sich darauf hin, ohne mehr ein Wort zu sprechen. Eine allgemeine Verstimmung trat an der bis da so frohen Abendtafel ein, und man eilte zum Aufstande, um dem nun peinlichen Beisammensein ein Ende zu machen. Herr von Preville lud den zurückgekehrten Hausherrn auf übermorgen bei sich zu Tische, eine Einladung, die angenommen wurde. Schon um ½ 11 brachen alle anwesenden Gäste auf.

Von dem Auftritt, welcher hierauf zwischen den beiden Eheleuten stattgefunden, erfuhr man Folgendes. Sie blieb mürrisch und verdrießlich und sah ihn kaum an. Er fragte sie, was denn die Ursache ihres Kaltsinns und Unwillens sei? Sie antwortete mit endlich herausbrechendem Zorne: „Geh und frag dein Weibs-

bild. Die, von der Du zu mir kamst, wird es Dir am besten sagen."

Herr de la Pivardiere blieb nicht kaltsinnig. Er bemühte sich vielmehr, mit aller Wärme sie zu überreden, daß er gegen sie ein treuer Ehemann und ihr Verdacht ungegründet sei. Es blieb vergebene Mühe, seine Entschuldigung und seine Rechtfertigungsgründe steigerten vielmehr ihren Zorn; und endlich rief sie: „Du sollst bald erfahren, ob Du eine Frau, wie ich bin, auf diese Art beschimpfen darfst."

Dies waren ihre letzten Worte. Sie riß sich von ihm los, wie er sie auch zu halten suchte, ging in das Schlafzimmer ihrer Kinder und schloß sich daselbst ein. Da Herr von Pivardiere sah, daß seine Bemühungen umsonst blieben, und sie auf seine schmeichlerischen Reden keine Antwort gab, verfügte auch er sich in das Zimmer, wo er sonst mit seiner Gattin gewöhnlich schlief.

Von diesem Augenblicke an blieb er im Schlosse von Nerbonne verschwunden. Niemand sah ihn am nächsten Morgen. Man begriff nicht, weshalb er sich so plötzlich wieder fortgemacht haben sollte. Die allgemeine Verwunderung ging in ein seltsames Nachdenken über, als man sich zuflüsterte, daß sein Pferd, seine Pistolen, seine Stiefeln und sein Mantel noch immer im Schlosse wären.

Während vierzehn Tagen wuchs dieses Nachdenken durch verschiedene Umstände und Zuflüsterungen zu einem furchtbaren Verdacht an. Es erweckte die Aufmerksamkeit, daß man am Morgen nach dem Verschwinden des Gutsherrn das Schloßthor aufgebrochen gefunden. Vier Personen versicherten, sie hätten in der Nacht vom 15. auf den 16. August einen Schuß gehört. Eine Frau Hybert flüsterte mehren Personen ins Ohr: sie wisse es von

ihrem Manne, Herr de la Pivardiere ſei todt. Endlich ſprach man deutlicher aus: er ſei von ſeiner Gattin ermordet worden. Da auch zwei ſehr junge Mägde im Schloß ähnliche verdächtige Reden fallen ließen und bedenkliche Winke gaben, ſo begriff man nicht, weshalb ſich die Obrigkeit des Orts bei einem ſo wichtigen Vorfall nicht rege.

Der Gerichtsſtand über Nerbonne war nicht ganz klar; wenigſtens, wie wir aus der Folge ſehen, behaupteten zwei Gerichte ihr Recht darauf. Nerbonne lag im Kirchſpiel von Jeu in Berry und im Sprengel von Bourges. Das Kirchſpiel von Jeu gehörte unter die Landgerichte von Chatillon am Indre. Allein das Rittergut Nerbonne ſcheint ſeinen Gerichtsſtand in Luce, einer Baronie in Maine, gehabt zu haben, und Luce gehörte zum Herzogthum von Saint-Aignan in Berry und dieſes ſtand unter den Obergerichten von Blois.

Das Gerücht von der Ermordung des Herrn von Pivardiere war bis zu den Landgerichten von Chatillon gedrungen. Der königliche Procurator Morin reichte als Fiscal am 5. September 1697 eine Schrift ein: daß Herr de la Pivardiere ermordet ſei, daß die Gerichte deshalb die nöthige Unterſuchung verfügen, Monitorien von den Kanzeln erlaſſen und die ſchon bezeichneten Zeugen abhören laſſen möchten. Auch da noch fand die Sache Bedenken. Der Generallieutenant des Gerichts wollte ſich mit der kitzlichen Sache nicht befaſſen, allein der Particulierlieutenant übernahm die Unterſuchung.

Schon am folgenden Tage traf die Unterſuchungscommiſſion im Pfarrdorfe Jeu ein und vernahm in aller Eil funfzehn Zeugen. Die meiſten ſagten aus, daß ſie ihre Wiſſenſchaft aus Reden der beiden Dienſtmädchen der Frau von Pivardiere geſchöpft hätten, der

fünfzehnjährigen Katharina Lemoine und der siebzehnjährigen Marguerite Mercier. Die Aussagen waren so bedenklich, daß das Gericht sofort die Verhaftung der Madame de la Pivardiere, ihrer Kinder und der beiden Dienstmädchen verfügte.

Aber nur die fünfzehnjährige Katharine Lemoine wurde wirklich ergriffen und in das Gefängniß von Chatillon abgeliefert. Die Mercier war entflohen. Auch Frau von Pivardiere hatte zeitig genug Wind bekommen, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, und auch zu entfliehen. Sie brachte ihre kostbarsten Sachen bei einer Nachbarin und verschiedenen Landleuten in Verwahrung, und verbarg sich selbst bei einer Frau von Aunevil, ihrer Freundin, um dort den Verlauf der Dinge abzuwarten.

Eine furchtbare Anzeige des vollbrachten Mordes kam bald darauf zur Kenntniß des Gerichtes. Die neunjährige Tochter der Pivardiere'schen Eheleute war bei der schon erwähnten Frau von Preville untergebracht worden. Hier hatte sie in Gegenwart verschiedener Personen Folgendes erzählt: „In der schrecklichen Nacht hätte sie oben in einem Zimmer des Schlosses schlafen müssen, während sie sonst immer unten schlief. In der Nacht wäre es sehr laut geworden, davon sei sie aufgewacht. Da hätte sie Jemand mit kläglicher Stimme schreien gehört: „Ach mein Gott, habt doch Erbarmen mit mir!" Nun wäre sie aufgesprungen, und hätte hinunter gewollt, aber die Thüre wäre fest verschlossen gewesen. Am Tage darauf hätte sie auf dem Fußboden in ihres Vaters Schlafzimmer Blutspuren gesehen. Einige Tage darauf aber ihre Mutter, wie sie selbst am Bache blutiges Leinenzeug auswusch." Der Eindruck dieser Nachricht, die man aber nur aus dem Munde

der als Zeugen vernommenen Personen, welche sie vom Kinde gehört haben wollten, zusammenstellte, war außerordentlich. Welche Motive konnten ein unschuldiges Kind zu einer unwahren Aussage bewegen? Welches Gewicht erhielt sie, wenn man sie mit dem Umstande zusammenhielt, daß die Mutter mit derjenigen Magd entflohen war, welche immer ihre Vertraute und bei der sie Pathe gewesen war! Auch gegen den Prior von Miseray stieg der schon erwachte Verdacht, als man erfuhr, daß er mit seinen zwei Bedienten am 15. August in Nerbonne gewesen war; daß diese, bei dem kleinen Feste mitthätig, beim Abendessen mit aufgewartet hatten.

Alle diese Verdachtsgründe wuchsen zur moralischen Ueberzeugung, als die andere Magd Marguerite Mercier, zu Ramontin in ihrem Versteck aufgespürt und in Verhaft gebracht wurde. Sie legte alsbald ein offenherziges Bekenntniß folgenden Inhalts ab: Als ihre Frau gesehen, daß ihr Ehegatte fest eingeschlafen sei, habe sie alle Personen im Hause, denen sie nicht vollkommen getraut, entfernt. Der älteste Sohn aus der ersten Ehe ward aus dem Hause geschickt, um bei Herrn von Preville zu schlafen. Eine Viehmagd ward in eine abgelegene Kammer im entfernten Hause verwiesen. Nur das neunjährige Töchterchen blieb. Aber auch dieses ward in eines der oberen Zimmer untergebracht, wo es nie vorher geschlafen hatte. Oben wartete die Mutter an der Thür, bis das Kind eingeschlafen war; alsdann hätte sie die Thür abgeschlossen und wäre mit ihr, der Zeugin, und der andern jüngern Magd hinunter gegangen. Als es elf Uhr geschlagen, habe die gnädige Frau bemerkt, der Prior von Miseray stände unten im Hofe mit seinen zwei Bedienten. Der eine, der Koch,

hätte ein Schießgewehr, der andere einen Säbel gehabt. Indeß müßte doch die gnädige Frau der andern Magd, der jungen Katharina, nicht so recht getraut haben, denn sie hätte jetzt das Mädchen in das nahgelegene Vorwerk geschickt, um ein Paar frische Eier zu suchen. Da erst, nachdem Katharina fort war, habe sie ihr, der Zeugin, befohlen, den Prior und dessen Bediente vom Hofe heraufzuholen. Zuvor mußte sie aber ein Licht in der Küche anzünden, um vorzuleuchten.

Alsdann wären sie, die genannten Personen, fuhr das Mädchen fort, nach dem Schlafzimmer des gnädigen Herrn gegangen, hätten die Thüre behutsam geöffnet, und der Koch habe die Vorhänge am Bette aufgezogen. Da aber Herr von Pivardiere sich in einer Lage befunden, wo ihm nicht leicht beizukommen gewesen, hätte sich der Koch auf einen Stuhl gestellt und ihm von oben herunter in den Kopf geschossen. Der Unglückliche ward durch den Schuß nur verwundet; er sprang aus dem Bette, stürzte mitten ins Zimmer, fiel dort, sein Gesicht ganz mit Blut bedeckt, auf den Boden, wand sich und winselte, und flehte bald die Mörder, bald seine anwesende Gattin um Mitleid an. Aber vergebens. Der andere Bediente versetzte ihm mit dem Säbel mehre Hiebe über den Kopf. Da sie ihn so jämmerlich winseln gehört, seinen in Blut schwimmenden Körper, seine Todesangst gesehen und sein Todesröcheln gehört, hätte sie, die Magd, es nicht mehr ausgehalten. Sie hätte geächzt und geschrieen. Allein man drohte ihr, wenn sie nicht das Maul hielte, würde es ihr eben so gehen.

Vor unsern Gerichten würde die Aussage des siebzehnjährigen Mädchens, abgesehen von den Umständen, welche sie unterstützten, einige Bedenken erregt haben.

Er fand den Herzog ſchon in dem grauen Sterbekleide, und neben ihm einen Mann, deſſen ſchreckenerweckende Nähe ſonſt wenig für die Prachtzimmer der Großen geeignet, zu jener Zeit dort nicht ungewöhnlich war. Monmouth hatte ihm einige Goldſtücke gezahlt mit einer Ermahnung, die den ſtarken rauhen Mann ſo bewegt hatte, daß er nicht fähig war zu ſprechen. Als Monmouth den Geiſtlichen erblickte, trat er ihm ernſt entgegen, und wer beide Männer in dieſem Augenblicke mit unbefangenem Auge betrachtete, hätte irre werden können, wer hier der Tröſteringer, und wer der ermahnenden Worte bedürftig ſei.

„Ehrwürdiger Herr!“ ſagte er ihm die Hand reichend, „der Biſchof von Ely hat mich in den letzten Tagen mit ſeinem geiſtigen Zuſpruch beehrt und iſt geſtern von mir geſchieden, mit der Verſicherung, daß ich ein guter Proteſtant und auch dem Glauben der hohen engliſchen Kirche zugethan ſei. Nach einer wochenlangen Unterhaltung über göttliche Dinge, nachdem ich ihm meine Zweifel und meine Reue bekannt, hoffe ich geſtern mit meinem Gott abgeſchloſſen zu haben, um heute als chriſtlicher Engländer, und will es Gott als Mann in den Tod zu gehen. Wollt Ihr mich,

Wenn ein genügendes Motiv zum Morde da war, ſo hätte die Ausführung nicht ungeſchickter unternommen werden können. War es nöthig, daß Frau von Pivardiere ſich dazu mit dem Prior verband, ſo war es gefährlich, daß dieſer noch ſeine zwei Bedienten dazu engagirte, wo eine aus dem Dunkel abgefeuerte Piſtolenkugel genügt hätte. Aber außer den beiden Bedienten ward auch noch, anſcheinend ohne Noth, ein junges, unerfahrenes Dienſtmädchen dazugezogen, ehe man ſich durch Schwüre und Drohungen der Treue derſelben verſichert hatte. Die künſtlichen Vorbereitungen mußten Verdacht erregen, wie das unwahrſcheinliche Wegſchicken des jüngern Mädchens mitten in der Nacht, um in einem entfernten Vorwerk Eier zu ſuchen. Endlich hatte der ganze Zug der ſeltſam componirten Mördergeſellſchaft, drei Männer und zwei Frauen, mit einem Lichte voran, wohl etwas Schauerliches, aber auch etwas Romanhaftes; und der Umſtand, daß der Koch, um den ruhig ſchlafenden Edelmann zu erſchießen, ſich erſt dazu ein Geſtell machte und von dem unſichern Standpunkte eines Stuhles herab ſein Gewehr auf den Daliegenden abfeuerte, war zum wenigſten in ähnlichen Criminalfällen noch nicht vorgekommen.

Wenn ſolche Bedenken bei dem Unterſuchungsrichter obwalteten, wovon uns aber nichts geſagt wird, ſo wurden ſie durch die folgenden Verhöre der Zeugin beſeitigt. Nicht allein, daß dieſelbe bei ihren früheren Ausſagen verblieb, ſondern ſie erinnerte ſich immer neuer Umſtände, wodurch ihre erſte Erzählung an Wahrſcheinlichkeit gewann.

So entſann ſie ſich, daß beim Eindringen ins Schlafzimmer der Koch, nachdem er ans Bett geſchlichen und

gefunden, daß der Herr fest schliefe, die Gardine nach der Seite des Kamins zurückgeschlagen habe. Sobald Herr von Pivardiere den Schuß vom Schemel herab gefühlt und davon erweckt worden, sei er aus dem Bett gesprungen und habe geschrieen: „Ach bestes Weibchen, schenke mir mein Leben, nimm all mein Gold und Silbergeld!" Sie aber hätte erwidert: „Nein, nein, Dir ist das Leben nichts mehr nütze." Nun wären alle drei Männer über ihn hergefallen; sie hätten ihm aber nicht, wie sie vorhin gesagt, das Garaus auf der Diele, mitten im Zimmer, gemacht, sondern sie wären über ihn hergefallen und hätten ihn wieder auf das Bett gezerrt, nachdem sie vorher Kissen, Decke, Matratze und Laken herausgeworfen. Hier wurden ihm drei oder vier Stiche mit dem Säbel in die linke Seite gegeben. Ja die Furie von Weib, als sie sah, daß er noch zuckte, nahm selbst den Säbel in die Hand und stieß ihm denselben in den Leib. Da erst verröchelte der Unglückliche. Die Zeugin wollte, entsetzt von dem Anblick, Mord und Todtschlag gerufen haben. Da hätte die gnädige Frau den zwei Kerlen befohlen, ihr ein Tuch ins Maul zu stopfen; aber die Mörder hätten gemeint, daran stürbe das schwache Ding.

Auch sagte später diese Marguerite Mercier aus: Die Bedienten des Priors hätten den Körper des Ermordeten fortgetragen, sie wisse jedoch nicht wohin, noch was sie damit vorgenommen. Während die Bedienten fort waren, hätte die gnädige Frau selbst Asche geholt, und sie, die Magd, habe damit das Blut vom Fußboden fortscheuern müssen. Dann hätte Jene das blutige Stroh aus dem Bettsack fortnehmen und mit dem blutigen Leinenzeug in den Keller bringen, dafür aber frisches, halb ausgedroschenes Stroh in die Strohsäcke stecken

laſſen. Nach zwei Stunden wären die Bedienten des Priors zurückgekehrt, worauf Frau von Pivardiere ihnen Geld gegeben und mit ihnen gegeſſen und getrunken hätte.

Die Ausſage der Mercier wurde noch durch zwei andere Zeugen beſtätigt. Die funfzehnjährige Katharina Lemoine, die anfänglich geleugnet hatte, erzählte darauf in verſchiedenen Verhören ungefähr Folgendes: Sie ſei am Abende der böſen Nacht mit ihrer gnädigen Frau in den Hof gegangen. Dort hätte ſie den Koch und den andern Bedienten des Priors von Miſeray angetroffen. Frau von Pivardiere ſagte den beiden Leuten, ſie möchten nur durch den Graben ins Schloß gehen. Ihr aber, der Lemoine, befahl ſie, aus der Meierei einige Eier zu holen, damit die beiden Kerle etwas zu eſſen bekämen. (Die bei der Abendtafel aufgewartet hatten, von der gewöhnlich doch übrig bleibt, um den Hunger der Diener ſo weit zu ſtillen, daß man nicht in ein entferntes Vorwerk in der Nacht nach ein Paar Eier zu ſchicken braucht!) In der Meierei traf die Lemoine den Wirthſchafter François Hybert, welcher ihr auch die Eier gab. Auf dem Rückwege hörte ſie plötzlich einen Schuß im Schloſſe. Sie ging dem Geräuſche nach und ſah im Schlafzimmer den Herrn von Pivardiere von vielen Stichen ermordet. Die gnädige Frau habe darauf den beiden Bedienten befohlen, den Körper mit den Kleidern und Allem zu nehmen und ihn einzuſcharren, ohne anzugeben, wohin? Die Kerle wären auch mit dem Leichnam fortgegangen. Darauf hätte man ſie, die Lemoine, auch wieder fortgeſchickt, um Brot bei einem gewiſſen Pineau zu holen (alſo auch an Brot fehlte es in der Bluтnacht nach einem Mittag- und Abendeſſen im Schloſſe!), und als ſie zurückgekehrt,

hatte sie die zwei Bedienten wieder angetroffen. Sie aßen und gingen dann aus dem Hause.

Der erwähnte François Hybert sagte aus: er habe in der Nacht einen Schuß im Schlosse und den Herrn von Pivardiere schreien gehört. (Von dem Vorwerk aus?) Im Glauben, sein Herr werde von Räubern überfallen, hätte er ihm zu Hülfe kommen wollen. Dem Geschrei nachgehend, sei er bis an das Schlafzimmer des gnädigen Herrn gekommen. Dieses aber war verschlossen. Er sprengte die Thür. Als er hineintrat, sei Frau von Pivardiere ihm entgegengesprungen, hätte ihn am Hals gepackt, und er hätte das Aeußerste zu erwarten gehabt (wie stark Frau von Pivardiere, und wie stark der Zeuge war, wird nicht berichtet), wenn er sich nicht dazu verstanden, einen Schwur abzuleaen, Alles was er gesehen, unverbrüchlich zu verschweigen.

Noch 30 andere Zeugen, alle Nachbarn und gute Freunde der Edeldame, berichteten diese Geschichte, beinahe mit den nämlichen Umständen, alle im guten Glauben, aber natürlich vom Hörensagen.

Merkwürdigerweise begab sich der Richter, der freilich mit Aufnahme so vieler Zeugenaussagen alle Hände voll zu thun hatte, nicht selbst auf das Schloß, das überdies von allen seinen Bewohnern verlassen war, sondern schickte nur acht Gerichtsbediente dahin. Der Bericht dieser Letztern enthielt keine näheren Anzeigen; aber acht Tage nach ihrer Untersuchung, und 40 Tage nach der Mordthat, sagten mehre Zeugen aus, daß sie mehre Blutflecken im Schlosse gesehen. Es heißt, die Richter begaben sich nun selbst dahin und fertigten über Das, was sie sahen und fanden, Registraturen. Ob auch sie wirklich Blut zu entdecken glaubten, wird uns nicht berichtet.

Der schwerste Verdacht fiel also, zunächst der mitbetheiligten Ehegattin, auf den Prior von Miseray. Jene war entflohen, dieser lebte ruhig in seiner Abtei. Es ist hier zu bemerken, daß der Verdacht gegen ihn persönlich nur auf der Aussage der Mercier beruhte, und daß auch diese in ihrem Angeben, was den geweihten Mann betraf, nur zaudernd zu Werke gegangen war. Das war in der Ordnung. Konnte man aber noch daran zweifeln, als das arme Mädchen in eine heftige Krankheit verfiel, und dem Tode nahe, vor dem Stellvertreter des Erzbischofs von Bourges bekannte: der Prior von Miseray sei der wahre Mörder des Herrn von Pivardiere? Sie hat um das Abendmahl, aber ehe sie es empfing, ließ sie die Gerichte zu sich bitten und erklärte in diesem heiligen Momente: sie hätte, was den Prior betreffe, mit der Wahrheit noch immer zurückgehalten; aber er wäre wirklich bei der Mordthat gewesen und habe selbst dem Herrn von Pivardiere den letzten Streich versetzt (den nach einer ihrer früheren Aussagen die Ehefrau geführt hatte) und daran sei er gestorben.

Jetzt schritten, auf Requisition, die geistlichen Gerichte ein, und der Vicar von Bourges verfügte am 20. November die Verhaftung des Priors, um in Verein mit den weltlichen Gerichten die Untersuchung zu betreiben.

So standen die Sachen: die gewichtigsten Zeugenaussagen constatirten eine entsetzliche Mordthat, deren Motive und die Thäterschaft mehrer Personen; von diesen Personen war die eine flüchtig, die andere, aber erst spät, in Verhaft gebracht, — als jene, die Frau von Pivardiere, inzwischen plötzlich in Paris aufgetaucht war, und beim Parlament eine Bittschrift eingab, des Inhalts: Es hätten einige Personen fälschlich ausgesprengt,

sie hätte ihren Ehegatten ermordet. Dies sei eine schändliche Verleumdung, denn ihr Ehemann, der Herr de la Pivardiere, sei noch am Leben und frisch und gesund. Ihr Antrag ging nun dahin, daß dem Generallieutenant zu Romorentin der Auftrag ertheilt werde, über den Umstand: ob ihr Ehemann noch lebe, eine gerichtliche Untersuchung anzustellen.

Die Communicationen der überdies unter sich eifersüchtigen Gerichte fanden nicht mit der Schnelligkeit von heute statt. Es konnte von einem Gerichte schon etwas ermittelt und entschieden sein, wo ein anderes sich nachher befugt hielt, erst die Untersuchung einzuleiten. Das Parlament wußte am 18. September noch nichts von den durch die Gerichte zu Chatillon erlassenen Verhaftsbefehlen gegen die Frau von Pivardiere und willfahrte deshalb dem Gesuche derselben.

Nun trat das sonderbarste Verhältniß ein, was in heutigen Verhältnissen, wo die Zeitungen die Vermittler der Gedanken und Nachrichten sind, undenkbar wäre und sich nur durch die Verhältnisse eines großen Landes wie Frankreich erklären läßt, wo es noch viele Berechtigte gibt, aber die Idee der Staatseinheit noch nicht vollständig ins Leben gedrungen ist. Es wurden zur selben Zeit zwei Processe über denselben Gegenstand, völlig unabhängig von einander, nur mit den entgegengesetztesten Richtungen und Tendenzen geführt. Während die Landgerichte zu Chatillon mit dem größten Eifer die an dem Herrn de la Pivardiere verübte Mordthat untersuchten, wie wir oben berichtet, stellten die Gerichte zu Romorentin mit demselben Eifer eine Untersuchung darüber an, ob besagter Herr de la Pivardiere noch wirklich lebe?

Wir wissen die der Anklage zum Grunde gelegte

Geſchichtserzählung von der Blutnacht im Schloſſe Nerbonne, welche dort geglaubt wurde. Zu Romorentin erzählte man folgende Geſchichte, welche dem Beweiſe, daß Herr von Pivardiere noch lebe, als Fundament dienen ſollte. Sie klingt nicht minder romanhaft als jene.

Herr von Pivardiere habe ſchon 1695 die Kriegsdienſte wieder verlaſſen; man wußte nicht warum? Er hielt dieſen Umſtand gegen ſeine Gattin aus mehren Gründen geheim. Der Kriegsdienſt war ihm ein guter Vorwand, ſich vom Hauſe entfernt zu halten. Dafür aber hatte er mehre Gründe. Einmal die Eiferſucht; er konnte die Beſuche des Priors nicht gleichgültig mit anſehen. Aber er ſchämte ſich dieſer Eiferſucht als galanter Franzoſe, und fürchtete die Ausbrüche einer Wuth, die ihn vielleicht lächerlich gemacht hätte. Er fürchtete aber auch ſeine Gläubiger; ſeine lettres d'etat hatten mit dem Augenblicke, wo er ſeine Dienſte niederlegte, ihre Kraft verloren. Daher zog er ein herumſchweifendes Leben vor, welches auch ſonſt ſeinen Neigungen entſprechen mochte.

In Aurerre traf er an einem Sommerabende beim Spaziergang auf dem Walle ein ſehr ſchönes Mädchen, in welches er ſich ſterblich verliebte. Er quartirte ſich bei ihrer Mutter, Madame Pillad, welche ein kleines Gaſthaus hielt, ein, doch vorſichtigerweiſe nicht unter dem Namen de la Pivardiere, ſondern unter ſeinem Zunamen Du Bouchet. Aber obgleich auch das Mädchen eine zärtliche Neigung für ihn fühlte, widerſtand doch ihre „ſeltene Tugend", wie Pitaval ſagt, ſeinen ſtürmiſchen Anträgen. Ihn dagegen überwältigten dergeſtalt ihre Reize, ihre Lebhaftigkeit, ihr Verſtand und ihre Herzensgüte, daß er eine Bigamie für keine zu ſchwere Sünde achtete, in ihren Beſitz zu gelangen. Er heira-

theete sie, und — Herr de la Pivardiere, der Lehens- und Gerichtsherr von Nerbonne, ward, um doch ein Geschäft zu treiben, was ihn und seine Frau nähren könnte, Gerichtsbedienter, huissier, in Aurerre! Der vor kurzem verstorbene Ehegatte seiner neuen Schwiegermutter hatte diese Stelle bekleidet, und die Witwe verschaffte sie ihrem Schwiegersohne. Herr de la Pivardiere verwaltete mit Geschicklichkeit und Treue das Huissieramt.

Er war sehr glücklich, aber nicht ruhig. Nach neun Monaten ward er von seiner schönen jungen Frau Vater; er vergötterte sie noch wie vorher. Die gelegentlichen Reisen zu seiner ersten Frau benutzte er nur, um Gelder zu erheben, welche zum Besten und zur Annehmlichkeit seiner geliebten zweiten Gattin verwandt wurden. Vier Jahre dauerte diese Glückseligkeit und vier Kinder waren bereits aus dieser Verbindung entsprossen, als Frau de la Pivardiere auf die oben angegebene Art Winke von den Geheimnissen ihres Gatten erhielt. Hierauf erfolgte der Besuch des letztern am 15. August 1697 in Nerbonne, sein kühler Empfang, die Zwistigkeit nach dem Abendessen, ganz wie es erzählt worden.

Herr de la Pivardiere ging nach diesem lebhaften Wortwechsel, wie dort angegeben, in sein Schlafzimmer. Aber bald nachher öffnete sich die Thür und die kleine Katharina Lemoine trat schüchtern zu ihm ein und vertraute ihm, daß, wenn er sich noch länger im Schlosse aufhalte, er Gefahr liefe, arretirt zu werden. Herr von Pivardiere war durch sein böses Gewissen gedrückt. Aus der Erbitterung und Aufregung, in welcher er seine rechtmäßige Gattin gesehen, konnte er abnehmen, daß sie im Stande sei, das Aeußerste gegen ihn vorzunehmen. Er hielt es also für das Gerathenste, der freundlichen Warnung zu trauen und, so schnell es ging, sich

davon zu machen. Um vier Uhr Morgens brach er auf. Sein Pferd war lahm, er hatte es auch am vorigen Tage müssen führen lassen. Also ließ er es ohne Bedenken zurück, und machte sich zu Fuß auf den Weg. Als Fußreisender mußte er sich so leicht machen, als es irgend ging. Daher ließ er auch seinen Mantel, die schweren Reiterstiefeln und die Pistolen liegen, und nahm nur seine Flinte über der Schulter mit. Es war daher ganz natürlich, daß man jene Sachen, die ihm allerdings zugehörten, vorfand.

Frau von Pivardiere ließ dem flüchtigen Ehegatten, dessen Entweichung sie bis da wenig kümmerte, erst nachspüren, als in ihrer Gegend das Gerücht von seiner Ermordung sich verbreitet hatte. Natürlich machte sie aus Familienrücksichten davon kein Aufhebens, aber ihre Kundschafter folgten ihm von Nachtquartier zu Nachtquartier bis nach Auxerre, wo sie von seiner Verheirathung unter dem Namen Du Boucher und von seiner Anstellung als Huissier erfuhren.

Herr von Pivardiere aber, kaum daß er bemerkt, daß man ihm nachsetze, flüchtete sich weiter. Die Emissaire seiner Gattin aber holten ihn ein und fanden Gelegenheit, ihn persönlich zu sprechen. Sie erzählten ihm, daß er in Narbonne für todt gehalten werde und seine Gattin als seine Mörderin verdächtig sei. Dies bewog ihn denn doch in Flavigny, wo jene ihn eingeholt, vor zwei Notaren eine Erklärung darüber abzugeben, daß er, Louis de la Pivardiere, noch lebe und frisch und gesund sei. Er unterzeichnete das Instrument und ließ es durch die Ortsobrigkeit beglaubigen. Auch schrieb er einen eigenhändigen Brief an seine Gattin und an seinen Bruder.

Ja es geschah noch mehr. Kaum daß seine zweite

Gattin in Auxerre von der Noth der Frau von Pivardiere gehört, als dieses edelgesinnte Weib alle Rücksichten und Kränkungen vergaß — ob ihr Gatte sie früher in sein volles Vertrauen gezogen, wird nicht gesagt — und ihren heißgeliebten Mann, den Huissier Du Bouchet, überredete, selbst sich auf den Rückweg nach Nerbonne zu machen, um die Unschuld einer Nebenbuhlerin zu retten, von der sie nun wissen mußte, daß sie ältere und gerechtere Ansprüche geltend machen konnte. Louis de la Pivardiere gehorchte entweder den Eingebungen seiner edlern Natur oder den Bitten seiner edlen Frau; er reiste nach Nerbonne.

Hier fand er die vollkommene Verwüstung. Nichts von Allem, was das Schloß einst geschmückt und wohnlich gemacht, war mehr vorhanden. Die Wuth des Pöbels oder die Habgier der Gerichtsdiener und Vagabunden hatten in dem leeren Herrenhause kaum die Nägel an den Wänden gelassen. Die Schlösser der Thüren waren abgerissen, Thüren und Fensterläden ausgehoben, selbst das Blei vom Dache war abgebrochen und gestohlen. Er wußte nicht, über und gegen wen er klagen sollte, da er nicht einmal gewiß war, ob er nicht selbst als ein Angeklagter dastand. Sobald er indessen erfuhr, daß die Gerichte zu Romorentin die seltsame Commission erhalten, eine Untersuchung über die Existenz seines Lebens anzustellen, stellte er sich freiwillig vor dem Criminallieutenant und bat, die Einwohner von Nerbonne und der umliegenden Ortschaften über seine Identität vernehmen zu lassen.

So gestaltete sich die Sache nach den vor den Gerichten zu Romorentin aufgenommenen Verhandlungen. Es wurde nunmehr Seitens des dortigen Criminallieutenants zur Herstellung des Beweises über die Identität

ehrwürdiger Herr, dahin begleiten, so nehmt meinen herzlichen Dank für diese Liebespflicht, kommt Ihr aber noch einmal meine Sünden zu recapituliren und den Glauben mir abzufragen, so bedenkt, daß meine Minuten gezählt sind, und hört auf die Bitte eines Mannes, dem sonst nicht leicht ein Engländer eine Bitte versagte, wenn er Euch ersucht, nicht seine letzten Stunden zu verbittern, da es sein letzter Wunsch ist als Held zu sterben."

Der Prälat zählte die Quadersteine des Fußbodens und drehte das Gebetbuch und das kleine Büchelchen „Ueber die Ordination der Geistlichen" minutenlang in der Hand umher, ehe er einen der Punkte aus dem schön stilisirten Sermon aufgefunden, dessen Concept schon am Morgen unwiederbringlich von den Flammen seines Kamins verzehrt worden. Allein es wollte sich keine neue Rede daraus hervorspinnen. Das Extemporiren gehörte nicht zu Sir Alexanders stärksten Eigenschaften. Er stotterte Verschiedenes und reichte in der Verwirrung das besagte Büchelchen dem Herzoge hin, obgleich es doch in seinem Plane lag erst ganz zuletzt damit hervorzurücken. Monmouth warf lächelnd einen Blick auf den Titel und schien einen neuen

des Mannes geschritten, welcher sich für den ermordet geglaubten Louis de la Pivardiere ausgab.

In dem Kirchspiel von Jeu wurde das Fest des heiligen Antonius feierlich begangen. Hier glaubte Jedermann an die Ermordung des armen Herrn von Pivardiere. Es erregte daher einen ungewöhnlichen Aufstand, als der Criminallieutenant und sein Gefolge in die Kirche mit einem Manne traten, in dem jeder der Anwesenden den todten Lehensherrn von Nerbonne zu erkennen glaubte. Mit Entsetzen rückten die Andächtigen zusammen, sie meinten, ein Gespenst, den Geist eines Todten vor sich zu sehen. Aber das Gespenst grüßte sie und sprach zu ihnen mit einer Allen wohlbekannten Stimme. Man fragte ihn, zuerst von fern, über diese und jene Dinge aus, dann kam man ihm näher und betastete ihn, und endlich bekräftigten mehr als 200 Menschen eidlich und durch ihre Unterschrift zu Protokoll: sie hielten den ihnen vorgestellten Mann für den leibhaftigen Herrn Louis de la Pivardiere. Auch der Pfarrer des Orts mußte, gedrungen von der Wahrheit, diesem Zeugniß beitreten, obgleich es ihm persönlich sehr angenehm gewesen wäre, wenn der Edelmann ermordet worden und den Prior von Miseray eine Mitschuld betroffen hätte; denn ihm war die Aussicht auf die Kaplanschaft in Nerbonne für den Fall eröffnet worden, daß der Prior wegen jenes Verbrechens seiner Pfründen beraubt würde.

Auch der Pfarrer, mehre Gerichtsbeamte und Einwohner in Lure erkannten den Mann, den ihnen der Criminallieutenant vorstellte, für den Herrn von Pivardiere. Desgleichen dessen Tochter, das neunjährige Mädchen, welches die Blutspuren auf den Dielen, und seine Mutter blutiges Leinenzeug am Bache auswaschen gesehen haben wollte. Auch in Miseray die dort wohnen-

den Edelleute, die Pfarrer, die Mönche. Confrontirt mit den Personen, welche am 15. August auf dem Schlosse Nerbonne zur Abendmahlzeit gewesen, zweifelte Keiner, daß er der wahre Herr de la Pivardiere sei. In Valence, wohin man ihn führte, erkannten ihn beim ersten Eintritt seine beiden Schwestern, welche dort Nonnen waren, kurz seine ganze Familie wurde von seinem Leben so gewiß überzeugt, als sie es jetzt von der Unwahrheit der vorhin geglaubten Geschichte seiner Ermordung war.

Während dessen hatte der Commissar der Gerichte von Chatillon, der Particulierlieutenant Bonnet, mit unermüdlichem Eifer die Untersuchung fortgesetzt, und es scheint, als ob er in diesem Eifer von den anderweitigen Verhandlungen und Ermittelungen gar keine Notiz genommen habe. Er war, etwas spät, damit beschäftigt, den eigentlichen Thatbestand des Verbrechens, das corpus delicti, aufzufinden, und ließ grade in allen Teichen des Gutes Nerbonne nach dem Leichnam des Herrn de la Pivardiere fischen, als plötzlich der Mann vor ihn trat, der vorhin den Kirchengängern von Jeu als Gespenst erschienen war, und zu ihm sprach: „Sie können sich die Mühe ersparen, Das auf dem Grunde des Teiches zu suchen, was Sie hier auf dem Ufer besser finden. Ich bin Louis de la Pivardiere.“ — Auch Bonnet entsetzte sich; er glaubte einen Geist zu sehen, und obgleich er eine ihm wohlbekannte Stimme hörte, schob er Alles auf Rechnung einer diabolischen Täuschung. Ohne ein Wort zu antworten, warf er sich auf sein Pferd und sprengte in gestrecktem Galopp, von entsetzlicher Angst getrieben, davon. Es spricht, wenn nicht für die Geschicklichkeit des Beamten, doch für den guten Glauben, in welchem derselbe bis dahin gehandelt hatte.

Seltsam! auch durch diese Zeugnisse war die Sache nicht entschieden. Es ergaben sich Umstände, durch welche die Erscheinung des Herrn de la Pivardiere wieder sehr zweifelhaft gemacht wurde. Man bemerkte vor den Gerichten zu Romorentin: daß die Person, welche sich als der Herr von Pivardiere präsentirte, zwar wirklich dieselben Kleider anhätte, welche man an dem unzweifelhaften Herrn de la Pivardiere vor seiner Reise nach Nerbonne gesehen; aber diese Kleider waren dem Manne, welcher sie jetzt trug, viel zu weit. Er hatte daher drei Röcke über einander gezogen, um den Anschein zu geben, als passe der Oberrock zu seiner Statur.

Diese neuen Zweifel wurden durch einen Zwischenvorfall noch um ein Bedeutendes verstärkt, ein Fall, welcher die anscheinend aufgeklärte Sache aufs Neue in die tiefste Finsterniß hüllte.

Es kam dem Criminallieutenant von Romorentin darauf an, seinen Mann, den er für den Herrn de la Pivardiere hielt, mit den beiden Dienstmädchen, der Lemoine und Mercier, zu confrontiren, welche im Gefängniß zu Chatillon saßen. Wenn diese ihn für den wahrhaften Pivardiere erkannten, so mußte doch aller Zweifel verschwinden; denn vornehmlich auf ihrem Zeugnisse beruhte die ganze Anklage. Als Commissarius des Parlaments hatte er das Recht, sich an jeden Ort zu begeben, wo er hoffen durfte, Aufschlüsse zu gewinnen, auch wenn er daselbst, wie in Chatillon, keine Autorität besaß. Es war aber damals etwas sehr Mißliches, einem Gericht ins Gehege zu kommen. Die Gerichte von Romorentin, die an den lebendigen Herrn von Pivardiere glaubten, hätten jeden Eindringlichen übel abgeführt, der bei ihnen nach dem todten gesucht hätte. Die Gerichte von Chatillon aber schworen auf den gemor-

deten Herrn von Pivardiere; es war ihnen Ehrensache geworden, denselben bis aufs äußerste zu vertheidigen, und der Criminallieutenant von Romorentin, der dies wußte, that ganz Recht, daß er nicht als einzelner Richter, sondern mit einer Art militairischer Escorte dahin zog. Ihn allein hätte man nicht hineingelassen, oder wieder zur Thür hinausgewiesen. Obgleich er nun mit einem Offizier der Gendarmen, einem Verwandten des Priors von Miseray, und einer ganzen Suite von Gendarmen, sowie mit *seinem* Herrn von Pivardiere vor den Gefängnissen von Chatillon erschien, wollten ihn doch die Beamten kaum einlassen, und es geschah erst, nachdem sie einen feierlichen Protest aufgesetzt hatten.

Endlich drang der Richter von Romorentin in das Innere des Gefängnisses. Er stellte seinen Herrn von Pivardiere den beiden Mägden vor, sagte ihnen, dies sei ihr Herr, und ermahnte sie, in Gegenwart der Obrigkeit die Wahrheit zu bekennen. Die Mägde schwiegen. Der Herr de la Pivardiere nahm einen gebieterischen Ton gegen sie an, er drohte, schalt, bat sie, der Wahrheit die Ehre zu geben. Aber Katharine Lemoine und Marguerite Mercier schüttelten den Kopf und erklärten darauf einstimmig dem gegenwärtigen Manne ins Gesicht: er sei ein Betrüger und sein ganzes Leben hindurch kein Herr de la Pivardiere gewesen. Ja sie bemerkten noch mehre Kennzeichen, welche ihr Herr von Pivardiere gehabt, und welche dieser Herr von Pivardiere nicht habe.

Dies war für den Richter von Romorentin ein Donnerschlag. Der Procurator von Chatillon trug nun darauf an, daß man den zweideutigen Mann augenblicklich, als des Betrugs dringend verdächtig, in Verhaft nehme, um gegen ihn eine neue Untersuchung zu beginnen. Aber

der Richter von Romorentin pochte auf die 200 und mehr Zeugen, welche seinen Mann zu Luce, Jeu und Nerbonne für den wahren erkannt hatten, und machte sich mit demselben und unter der Escorte seiner Gendarmen eiligst auf und davon aus Chatillon.

Die Gerichte von Chatillon betrachteten die That als ein Attentat derer von Romorentin gegen ihre Gerichtsbarkeit. Sie appellirten an das Parlament zu Paris, und dasselbe erließ unterm 19. Januar 1698 ein Arret, in welchem das Verfahren des Criminallieutenants von Romorentin für einen Act der Gewaltthätigkeit erklärt und demselben das weitere Verfahren in dieser Sache untersagt wurde. Die Parteien wurden angewiesen, die Untersuchung: ob Herr de la Pivardiere noch lebe? vor dem Parlamente selbst zu führen. Dagegen ward, nach unsern Begriffen noch unerklärlicher, die Fortführung der Untersuchung: ob Herr von Pivardiere ermordet sei? den Gerichten zu Chatillon belassen! Der Criminallieutenant von Romorentin dagegen ward nach Paris citirt, um vor dem Parlamente sich wegen seines gewaltthätigen Benehmens zu verantworten.

Soweit schien die Ermordungsfrage über die Lebensfrage gesiegt zu haben, zumal da auch gegen den Prior von Miseray, welcher inzwischen die Flucht ergriffen hatte, um so schlimmen Verfolgungen zu entgehen, das Vicariatsgericht von Bourges im Februar dahin entschieden, daß derselbe für überwiesen und überführt zu erklären, seit Jahren mit der Gattin des Herrn de la Pivardiere einen ärgerlichen und unerlaubten Umgang unterhalten zu haben und ihn in alle deshalb nach dem canonischen Rechte verhängte Strafen verurtheilte. Der Prior ward in Paris entdeckt. Seine Gönner und Beschützer halfen ihm nichts,

er ward verhaftet, nach Chatillon gebracht und an eine schwere eiserne Kette gelegt.

Nach dem französischen Gerichtswesen war übrigens das unserm Sinne widerstrebende Verfahren des Parlaments gerechtfertigt. Die Untersuchung wegen des Mordes war bei den ordentlichen Gerichten ordnungsmäßig eingeleitet, und ebenso ordnungsmäßig war die Arretirung der sehr verdächtigten Ehefrau des Ermordeten verfügt worden. Sie aber hatte vom Parlament, dem dies Verhältniß unbekannt geblieben, den Befehl zu einer neuen Untersuchung erschlichen, wozu sie nach den Gesetzen erst berechtigt gewesen wäre, wenn sie sich zur Verhaftung gestellt hätte. Somit war das Parlament befugt, nach eingezogener Information seine frühere Verfügung zurückzunehmen, und dem ersten Richter, der dadurch in seinem formellen Rechte gekränkt worden, die weitere und alleinige Führung der Sache zu überlassen.

Aber auch andere Umstände sprachen gegen die Partei, welche das Leben des Herrn von Pivardiere behauptete, die auf betrügerisches Complottiren deuteten.

Marguerite Mercier, die ältere Dienstmagd in Nerbonne, hatte am Rande des Grabes, vor dem Genusse des Abendmahls ihre frühere, vollständige Aussage wiederholt. Später schwankte sie, wie ihre Mitangeberin, die jüngere Katharine Lemoine, ja Beide nahmen zum Theil die Aussage wieder zurück. Man hatte gegründeten Verdacht, daß dies in Folge von Drohungen und Versprechungen geschehen sei. Der Generallieutenant von Chatillon war der Bruder des Priors von Miseray; er hatte sich deshalb geweigert, an dem Processe Theil zu nehmen, aber auf krummem Wege mochte er doch seine Hand dabei im Spiele haben. Unter ihm standen die Gefängnisse von Chatillon. Sie hatten nur zwei Ge-

mächer. In dem einen befand sich jetzt der in Ketten geschlossene Prior, in dem andern der Stockmeister (!), die zwei Mägde und der Vater der Marguerite Mercier, der ebenfalls in diese Angelegenheit verwickelt erscheint. So befanden sich beide Hauptzeuginnen von Leuten umzingelt, welche ein Interesse haben konnten, den Prior und seine Mitschuldigen zu retten.

Die Mercier hatte nun angefangen, nicht die Mordthat in Abrede zu stellen — vielmehr blieb sie standhaft dabei — aber, was sie auf dem Todtenbette in den feierlichsten Ausdrücken behauptet hatte, daß der Prior dabei zugegen und mit thätig gewesen sei. Sie erklärte: Nein, er war nicht dabei, aber mein Herr, der Herr von Pivardiere, ist doch ermordet. Die Lemoine dagegen widerrief ihre Aussage, der zufolge der Prior ihrem Herrn den letzten Todesstreich versetzt habe, denn sie könne das gar nicht gesehen haben, da, als sie hinzukam, der Herr schon todt gelegen habe. Man glaubte deutlich hieraus zu ersehen, daß das ursprüngliche Factum bestehen blieb, und daß beide Mägde, durch äußere Einflüsse bewogen, sich nur Mühe gäben, die Mitthäterschaft des geistlichen Herrn wegzuleugnen. Sechs Monate waren beide Mädchen bei ihrer ersten vollständigen Aussage verblieben; kaum aber waren sie davon abgewichen, als sie deutliche Zeichen ihrer Gewissensangst blicken ließen. Auf ihr inständiges Bitten erschien der Vicar von Bourges im Gefängniß. Sie warfen sich ihm zu Füßen und betheuerten: sie wären nur durch Drohungen und listige Ueberredung veranlaßt worden, ihre erste Aussage abzuändern. Sie sei aber wahr und sie wollten sie dem Prior ins Gesicht sagen. Eine neue Confrontation zwischen beiden Dienstmägden und dem Prior ward vor den Gerichten veranstaltet, und die Mercier und Le-

meine sagten Beide dem Prior ins Gesicht: daß er beim Morde zugegen gewesen und dabei mit geholfen habe.

Für den angeblichen Herrn de la Pivardiere stellten sich auf der andern Seite die Sachen immer schlimmer. Die Protokolle und Registraturen, durch welche seine Identität mit dem angeblich ermordeten Herrn de la Pivardiere erwiesen werden sollte, enthielten viel Gezwungenes und sonderbare Widersprüche, und auf die Aussage der 200 und mehr Zeugen schienen die Gerichte nicht viel zu geben.

Nach unsern Begriffen hätte es genügt, daß bei einem so bekannten Mann seine nächsten Bekannten und Freunde ihn für den wahren Pivardiere recognoscirt hätten, um die ganze Sache zu Ende zu bringen. Aber die ihn dafür erkannten, mochten mit in das Complott verwickelt sein; zudem hatte er nach den eigenen Angaben der Partei eine Doppelrolle im Leben gespielt, ein ganz eigener Verdacht war daher auf seine Persönlichkeit gefallen, die er selbst in ganzer Vollständigkeit nicht eroniren mochte. Auch lagen der damaligen Zeit die Fälle näher, welche, für uns so unbegreiflich oft, im Mittelalter vorkamen, die der falschen Waldemar, Demetrius, Sebastian, Fälle, welche aller Kritik ihrer Zeit zum Trotz mit so außerordentlichem Geschick durchgespielt, auch in vielen großen Privatfamilien vorgekommen waren, und an die auch die französische Gerichtspraxis durch den erst vor hundert und einigen Jahren vorgekommenen Proceß über den falschen Martin Guerre erinnert werden mochte.

So kam es denn, daß der angebliche Herr de la Pivardiere, statt auf dem uns natürlich scheinenden Wege, sich durch mehre Documente zu legitimiren suchte, wie durch Zeugnisse von Gastwirthen, bei denen er nach dem

15. August 1697 übernachtet hatte, Notariatsinstrumente, und endlich die Registraturen der Gerichte zu Romorentin über die Zeugenaussagen der 200 und mehr Personen, welche ihn in Luce, Jeu und Nerbonne wiedererkannt haben wollten. Alle diese Documente, die Pitaval weitläufig durchgeht, können wir, als für unsern Zweck unerheblich, übergehen, und haben für denselben genug gethan, wenn wir bemerken, daß gegen alle sich mehr oder minder erhebliche Ausstellungen machen ließen; besonders auch aus dem Grunde, weil sie die betreffende Person bald als einen Dragoneroffizier, bald als einen Gerichtshuissier darstellten, zwei Qualitäten, welche sich nach den damaligen Standesbegriffen kaum vereinigen ließen. Außerdem ließ sich nachweisen, daß einige seiner eigenen Briefe, auf die er sich berief, unmöglich aus dem Orte und zu der Zeit geschrieben sein konnten, wie das Datum angab, sondern daß eine absichtliche Täuschung zum Grunde lag, nur daß die Täuschung einen andern Zweck hatte, der, in den eigenthümlichen Lebensverhältnissen Pivardiere's begründet, nicht die jetzt streitige Frage, sondern seine Stellung zu der von ihm betrogenen ersten Gattin betraf. Endlich wurden auch die Protokolle des Criminallieutenants von Romorentin, in welchen die Aussagen der 200 Zeugen aufgenommen waren, verdächtigt, da der Parlamentsbeschluß die von Jenem bis da geführte Untersuchung so gut wie annullirte und nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er jenen Beamten als für parteiisch und gewaltsam in dieser Sache zu Werke gegangen betrachtete.

Es ward ferner behauptet, man habe einen Menschen gewählt, welcher dem todten Herrn de la Pivardiere von äußerer Bildung sehr gleichgekommen. Vermittelst der Kleidung des ersten, aber todten Pivardiere,

die man ihm angezogen, sei es nun nicht schwer gewesen, auf die Menge zu wirken, noch dazu, wo ein so vornehmer Beamter, wie der Criminallieutenant von Romorentin, die Täuschung begünstigte. Wo erst, wie damals in der Kirche, zwei oder drei Zeugen, die von der Familie gewonnen sein mochten, ausgesagt: „Ja das ist der Herr von Pivardiere", sei es ein Leichtes gewesen, den großen Haufen, der nicht selbst urtheilt, sondern wie die Heerde einem Leithammel nachgeht, zu ähnlichen Aussagen zu bestimmen. Die Zahl der Zeugen, welche ihn recognoscirt, habe also gar keine Bedeutung. Der Mehrzahl war es sehr gleichgültig, ob der ihnen vorgestellte Mann der Herr von Pivardiere war, oder nicht, aber die Macht des Wunderbaren übt auf die Menge ihren verführerischen Reiz. Außerdem galt es, durch dies Zeugniß einen bis da geachteten Geistlichen und eine angesehene Dame von einem schimpflichen Verbrechen und einer schmählichen Todesstrafe loszumachen. Ueberdies bekundeten die meisten Zeugen, als sie nachmals darüber vernommen wurden, der ihnen damals Vorgestellte sei weder ganz so dick noch so lang gewesen als der Herr von Pivardiere, welchen sie sonst gesehen, und habe den Kopf immer niedergeschlagen getragen.

Endlich ward behauptet, daß es eben so wenig auf die Zeugnisse der vornehmen Personen ankomme, als des Pfarrers und der Edelleute von Luce, Jeu u. s. w., welche ihn recognoscirt hatten, denn alle wären zum Theil mit der Familie Charost (des Priors von Miseray) nahe befreundet und verschwägert, und es wäre ihr Interesse das dieser angesehenen und in der Gegend reich begüterten Familie zu schonen und, was an ihnen, zu erhalten. Auch die Nonnen und die Aebtissin zu Ba-

Sieg über den Beichtiger gewonnen zu haben, als er ſagte:

„Ich kenne das Buch, ehrwürdiger Herr; gewiß ein vortreffliches Buch zu ſeinem Zwecke. Hätte ich je an der canoniſchen Ordination Ihrer Biſchöfe und Prälaten gezweifelt, würde ich hierdurch allein zum Glauben gezwungen werden, wie ich auch nicht zweifle, daß dieſer Glaube Euch ſo hoch in der Gunſt meines königlichen Oheims ſtellen wird, daß die reiche Rectorſtelle am Orforder Magdalenäum dem gelehrten Sir Alexander nicht entgehen kann."

Eine Röthe flog über Sir Alexanders Geſicht, doch ermannte er ſich wieder, als der Herzog, um die Verlegenheit des würdigen Mannes zu beſchwichtigen, gutmüthig in dem Büchelchen blätterte.

„Gnädigſter Herr, der Tod kommt wie ein unerwarteter Gaſt in das Haus des Armen —"

„Ganz gut," unterbrach ihn der Herzog die Uhr herausziehend, „das Gleichniß paßt aber hier nicht, da ich ſtündlich in Erwartung ſtehe und mit dem Glockenſchlag zehn beſtimmt von der Welt ſcheide." —

„Und ſo froh und munter, gnädigſter Herr," ſagte der Prälat mit mehr Wärme, „da Ihr doch eines großen Verbrechens geſtändig ſeid? Feſſelt es

lance, Pivardiere's Schwestern, die den Mann für ihren Bruder erkannten, könnten als weichherzige Frauen überredet sein, ein Zeugniß wider die Wahrheit abzulegen, um das Leben verschiedener Personen zu retten und eine vornehme Familie der Schande und dem Untergange zu entreißen. Bei frommen Klosterschwestern konnte auch die Rücksicht von Bedeutung sein, daß sie durch ihre Aussage einen geistlichen berühmten Orden in Ehren erhielten. Wenn aber auch das neunjährige Kind, Pivardiere's Tochter, den fremden Mann für seinen Vater wieder erkannte, so war dies eine eingelernte Rolle, zu der das Motiv sehr nahe lag. Man hatte dem Kinde gesagt: wenn Du nicht so aussagst, muß deine Mutter sterben!

Warum hatte der Criminallieutenant von Romorentin, der von der des Mordes beschuldigten Ehefrau selbst erwählte Richter, dessen ganzes Verfahren verdächtigt wurde, die Anerkennungszeugnisse nur an solchen Orten vorgenommen, welche dem Prior von Miseray unterworfen waren, wo also dessen Einfluß vorwaltete? Weshalb hatte er zu Hauptzeugen nicht solche Personen erwählt, die bei der Sache das höchste Interesse haben mußten, und deren Pflicht es war, die Mörder, als Rächer der gekränkten Familie, zu verfolgen? Weshalb befragte er die Schwestern des Ermordeten, die schwachen, gutmüthigen Nonnen, weshalb nicht dessen Brüder und nächste männliche Verwandte? Alle diese ließen bei der ganzen Geschichte kein Wort von sich hören. Wenn sie glaubten, daß ihr Bruder noch lebe, was konnte sie zum Stillschweigen bewegen?

Diese Auffassung der Sache, die wir nur in den kürzesten Zügen aus den weitläufigen Acten mitgetheilt haben, umfaßte ein neues Verbrechen, welches zu einer

neuen Untersuchung führen mußte. Es war die Anklage eines Complotts gegen den Criminallieutenant von Romorentin, gegen die Frau von Pivardiere, gegen deren Familie und die ersten Edelleute und Pfarrer der Gegend, welche einen fremden Menschen fälschlich als den Herrn de la Pivardiere aufgestellt hätten. Es konnte eine endlose Untersuchung wegen falschen Zeugnisses gegen mehre hundert Personen sich daran knüpfen, und in der That brachte man den Fall vom falschen Martin Guerre*) zur Sprache, der während einer Zeit von drei Jahren durch eine auffallende Aehnlichkeit eine ganze Stadt, eine ganze Familie und selbst die Ehefrau Desjenigen, für den er sich ausgab, böslich betrogen hatte, und die Frechheit so weit trieb, sich auch vor dem Parlament von Toulouse mit einer erstaunenswürdigen Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Dieser neue Martin Guerre aber erschien nicht so kühn, als der alte. Er zeigte sich nicht so öffentlich, er trat nur durch Advocatenschriften, durch eingesandte Documente auf und wo er persönlich erschien, geschah es unter Umständen, welche die Menge frappiren mußten. Das erste Mal im Gefolge der Gerichte von Romorentin in der Kirche, dann wie eine Theatererscheinung am See, endlich in den Gefängnissen von Chatillon, mit der Miene eines Feudalseigneurs und umgeben von stablklirrenden Policeisoldaten, deren Befehlshaber ein naher Verwandter des angeklagten Priors war, und der nur angewiesen schien, ihm einen sichern Rückzug zu decken.

Dennoch verzagten die beiden des Mordes angeklagten Hauptpersonen nicht. Vielmehr stellte sich Frau von Pivardiere im Juni 1698 selbst im Parlamentsgefäng-

*) Siehe der neue Pitaval. I Theil.

niſſe; der Prior von Miseray aber veranlaßte ſeinen Bedienten Regnault, daß auch dieſer ſich einſtweilen ſtellte. Von nun an aber nahm der ganze Proceß eine Wendung, die, in den Formalitäten des damaligen Rechtsverfahrens ſich drehend, ihm eher das Anſehen eines Civilproceſſes vieler über ihre Rechte ſtreitenden Perſonen gab, als einer Criminalunterſuchung. Die Frage: iſt ein Mord vorgefallen, und Herr von Pivardiere ermordet, und ſeine Frau die Mörderin? trat gegen andere Fragen über die rechtliche Befugniß der unterſuchenden Gerichte in den Hintergrund, und der höchſte Ernſt der Sache ward in unſern Augen zu einem Geſpött.

Frau von Pivardiere verklagte die Gerichte zu Chatillon wegen ungebührlichen Verfahrens gegen ſie, wobei ſie ſich auch darauf berief, daß das Rittergut Nerbonne nicht unter jener, ſondern unter der Gerichtsbarkeit von Luce liege; die Gerichtsbeiſitzer von Chatillon wären aber perſönliche Feinde der mächtigen Familie Charoſt, aus welcher der mitverklagte Prior war. Das Parlament nahm die Klage an und verfügte, daß nun die Gerichte mit dem weitern Verfahren, da ſie ja unterliegen konnten, Anſtand nehmen ſollten. Aber die Gerichte konnten doch auch gewinnen, d. h. das Urtheil des Parlaments konnte erklaren, daß ſie rechtmäßig gegen Frau von Pivardiere bis da verfahren waren. Um nun durch den Zeitaufſchub nichts zu verlieren und Beweiſe verſchwinden zu machen, ſetzten, ſie die Unterſuchung unter der Hand fort, um für den glücklichen Fall, daß ſie gewönnen und wieder in ihre Amtsbefugniſſe eingeſetzt waren, davon Gebrauch zu machen. Zugleich trat der Mann, welcher von den Gerichten von Romorentin als Herr von Pivardiere erkannt war, als Intervenient auf, und ſeiner angeblichen Frau an die Seite. Desgleichen au-

seinem Versteck heraus der Prior von Miseray. Dieser verklagte nicht allein die Gerichte von Chatillon, sondern appellirte auch für seine Person wider das Verfahren und Urtheil des Officials zu Bourges. Nun mußte sich der Erzbischof seines Officials annehmen und trat als Intervenient für seinen Official auf den Kampfplatz.

Statt der einfachen Untersuchung, ob der Mann, den die Gerichte zu Romorentin für den Herrn von Pivardiere erkannt, wirklich derselbe sei, oder ein Betrüger, woraus sich das Andere dann von selbst ergeben hätte, wälzte sich folgender Knäuel von Processen nebeneinander her, wahrscheinlich zur Freude der Advocaten: Untersuchung gegen Marguerite de la Pivardiere und den Prior von Miseray wegen Ermordung des Herrn von Pivardiere (die beiden Bedienten des Priors schien man einstweilen aus dem Spiele zu lassen). Die Frau von Pivardiere und der Prior als Appellanten wider Alles, was zu Chatillon vorgenommen war. Zugleich ihrerseits eine Civilklage gegen die Besitzer des Gerichts auf Schadloshaltung wegen ihrer verletzten Ehre und ihres Vermögens. Die zwei Mägde, die Mercier und die Lemoine, angeklagt wegen Mitschuld an der Mordthat zu Nerbonne; aber zugleich wegen falschen Zeugnisses und Meineides belangt, weil sie ihr Zeugniß mehrmals geändert hatten. Wider den sogenannten de la Pivardiere war noch keine Untersuchung eingeleitet wegen absichtlicher Täuschung; wol aber trat er auf als Mitkläger und Intervenient in der Appellation gegen die Gerichte zu Chatillon. Indeß drohte ihm, wenn seine eigene Angabe als richtig befunden wurde, eine schwere Untersuchung wegen des Verbrechens der Bigamie. Um deswillen suchte er einen Schutzbrief des Parlaments auf vier Monate zu erlangen, was auch

ein Unterſuchungsverfahren veranlaßte. Den Gerichtsbeamten zu Chatillon aber drohte eine Unterſuchung wegen übertretener Amtspflicht, wenn die Pivardiere und der Prior in ihrem Appellationsverfahren den Sieg davon trugen, und endlich lagen ſich der Fiscal von Bourges, der Erzbiſchof und der Prior wegen falſcher Juſtiz in den Haaren.

Pitaval ſchwelgt, als pariſer Parlamentsadvocat, in Darlegung der gewandten Fechterſtreiche, mit denen die Parteien ſich begegneten. Für unſern Leſer wird es, meinen wir, von mehr Intereſſe ſein, ſtatt ihnen dieſes Bild der Unvollkommenheiten des damaligen Proceßverfahrens zu detailliren, wenn wir ſie ſchneller zur Entwickelung dieſes allerdings ſonderbarſten aller verwickelten Criminalproceſſe führen.

Die Gerichte von Chatillon mußten ſich nicht genügend vertheidigt haben. Durch ein Arrêt des Parlaments vom Juli 1698 wurde ſowol das Verfahren des Vicars von Bourges als das jener Gerichte — angeblich wegen begangener Formfehler — annullirt. Auf Koſten des Particulierlieutenants von Chatillon (derſelbe, der vor der Erſcheinung des Herrn de la Pivardiere am Teiche entfloben war) ſollte eine neue Vernehmung und Confrontation der Zeugen erfolgen, und die ganze neue Unterſuchung vom Criminallieutenant zu Chartres geführt werden. Aber auch das Verfahren des Criminallieutenants von Romorentin ward vernichtet und die Verhaftung des vorgeblichen Herrn de la Pivardiere verfügt; dem Prior von Miſeray aber wurden die Ketten abgenommen. Zugleich erfolgte für den neuen Richter eine ſehr weiſe Inſtruction, wie er ordnungsmäßig die Zeugen einzeln und mit gehörigen Fragen dergeſtalt zu vernehmen habe, daß ihre Antworten aus dem vollen Bewußtſein kämen, und nicht aus Dem, was der Richter ihnen eingebe und zu hören wünſche.

Dieſes erſte weiſe Urtheil in dem verwickelten Proceſſe wäre in einem Punkte beinahe im voraus vereitelt worden, da der angebliche Herr de la Pivardiere ſich einen königlichen Schutz- und Geleitsbrief zu verſchaffen gewußt, dem zufolge ihn während drei Monaten keine Behörde, aus was Urſachen es ſei, in Haft bringen dürfe. Indeſſen geſtellte er ſich freiwillig am 1. September 1698 im Fort l'Eveque zu Paris als Arreſtant, um von nun an mit allen Kräften die Sache ſeiner unſchuldig angeklagten Ehefrau zu vertheidigen. Die Sicherheit, mit der er vor dem Throne und vor den Gerichten auftrat, konnte Viele, die bis da an ſeine Falſchheit geglaubt, irre machen.

Vor Allem konnte man ſich wundern, wie ein Monarch, wie Ludwig XIV., zur Ausſtellung eines Geleitsbriefes für einen ſo verdächtigen Menſchen ſich entſchließen können. Es war indeß nicht der angebliche Pivardiere ſelbſt, der ihn ſich verſchafft, ſondern ſeine tugendhafte zweite Frau in Auxerre. Sie, die in ihn gedrungen war, ſich perſönlich dem Gerichte zu ſtellen, um die fälſchlich Angeklagte, die früher berechtigte Nebenbuhlerin zu retten, vollendete ihre Großmuth, indem ſie ſelbſt nach Paris eilte, ſich dem Könige zu Füßen warf und ihn zum Vertrauten des ganzen ſeltſamen Verhältniſſes machte. Ludwig ward von den Reizen und der ſanften Anmuth der Knieenden ſo überwältigt, daß er ſeine religiöſen Scrupel gegen den Bigamiſten für den Augenblick vergaß, ſie ſelbſt aufhob und ihr gewährte. „Ein ſo vollkommenes Weib verdient wirklich ein beſſeres Schickſal!“ ſoll er ausgerufen haben.

Jenes Arrêt des Parlaments vom Juli 1698, der erſte vernünftige Beſchluß in dem langen Proceſſe, der eine ordnungsmäßige Unterſuchung der Sache im Gan-

zen anbefahl, konnte aber noch nicht zur Ausführung kommen; denn gerade Die, zu deren Gunsten es erfolgt war, die Frau von Pivardiere, ihr angeblicher Mann, und der Prior von Miseray, welche durch daſſelbe ſchon ein bedeutendes Uebergewicht über die Gerichte von Chatillon gewonnen hatten, ergriffen dagegen das Rechtsmittel der requête civile, einer Appellation an denſelben höchſten Richter, welcher das erſte Urtheil geſprochen hat. Durch ein neues Arrêt wurde nun die Unterſuchung auch dem Criminallieutenant von Chartres genommen und dem pariſer Parlamente ſelbſt übertragen.

Nach vielfachen Formalitäten — der Particulierlieutenant von Chatillon war inzwiſchen, vielleicht aus Aerger, geſtorben — ward, abermals erſt durch ein Arrêt vom Februar 1699, entſchieden, daß vor Allem der Punkt zu unterſuchen ſei: ob Louis de la Pivardiere wirklich noch lebe, oder der Mann, der ſich jetzt ſo nenne, untergeſchoben ſei?

Dieſe Unterſuchung wurde auf dreifache Weiſe geführt: durch Antworten und Erzählungen der fraglichen Perſon, durch Zeugen und durch Vergleichung der Handſchrift derſelben mit Briefen und Documenten, welche authentiſch von dem wahren Louis de la Pivardiere herrührten. Es wird uns geſagt: daß die Richter bei dieſen Unterſuchungen alle mögliche Feinheit angewendet haben und daß ſie es an überraſchenden Fragen über die geheimſten Thatſachen nicht haben ermangeln laſſen. Man fand ſich vollkommen befriedigt. Desgleichen durch die Ausſage der vierundzwanzig Zeugen, welche man, damit dieſer Proceß ja nichts an gelehrten Formalitäten entbehre, in drei Claſſen, je nach ihrem Werthe, theilte, nämlich in — unnütze, verwerfliche und gültige! Zu den unnützen wurden die gerechnet, welche nur vom Hören-

ſagen berichteten; womit aber glücklicherweiſe ein großer Theil der Belaſtungszeugen gegen die beiden angeblichen Verbrecher fortfiel. Zu den verwerflichen diejenigen, welche in zu naher Verbindung mit einer der ſtreitenden Parteien ſtanden; denn bei dieſem letzten Proceßgange ſtellte ſich allerdings heraus, daß die Gerichte zu Chatillon ſich als eine Partei, gegenüber der einflußreichen Familie Charoſt, betrachtet und auch leider ſo gehandelt hatten. Die gültigen Zeugen, 18 an Zahl, bekundeten ſammt und ſonders die Echtheit des ihnen vorgeſtellten Herrn de la Pivardiere. Eben desgleichen fanden die Sachverſtändigen dieſes Reſultat bei Vergleichung der Handſchriften heraus. Endlich fand der damalige Generalprocurator, der nachmalige berühmte Kanzler d'Aguesſeau noch einen moraliſchen Grund für die Identität heraus. Denn welche Lockungen bot die Stellung eines Herrn Louis de la Pivardiere, um einen Betrüger, wenn gleich für Bezahlung, anzureizen? Sein Hausweſen war zerſtört, ſein Vermögen verſchuldet, ſeine Frau der Untreue dringendſt verdächtig und ihm ſelbſt ſtand eine Unterſuchung und Leib- und Lebensſtrafe wegen des Verbrechens der Bigamie bevor!

Es war der echte, leibhaftige Louis de la Pivardiere, genannt Du Bouchet. Dafür erkannten ihn die Gerichte durch ein Arrêt vom 22. Juli 1699. „Und dennoch", ſagte der berühmte d'Aguesſeau, „ſind wir vielleicht doch betrogen. Allein geſetzt, wir ſind es, ſo geſchieht es regelmäßig. Dann ſtürzt uns die Stärke der Beweiſe in Irrthum, und die Vorſchriften der Geſetze ſelbſt täuſchen uns; wir aber haben das Unſere gethan." Ein merkwürdiges Eingeſtändniß aus dem Munde eines der berühmteſten Rechtsgelehrten über die Glückſeligkeit, welche der vollendete Rechtsformalis-

mus gewährt. Welche Fundgrube von Anklagen gegen das ältere Criminalrechtsverfahren bietet dieser eine Proceß, daß es zu verwundern ist, daß man den Proceß Pivardiere nicht schon längst zu diesem Zwecke ausgebeutet hat!

Louis de la Pivardiere lebte nunmehr gesetzlich. Also konnte er doch nicht ermordet sein; also fiel auch die Anklage wegen des Mordes gegen seine Ehefrau und den Prior von Miseray fort? So schnell bewegte sich nicht die Gerichtsmaschine. Nur der Erstere wurde sogleich auf freien Fuß gesetzt, die Andern blieben in Haft, weil — eine neue Spitzfindigkeit des Formalismus — ein Arrêt, wodurch eine requête civile vorgenommen wird, in der Hauptsache nichts entscheiden kann, und keine andere Wirkung hat, als daß die ganze Sache wieder in die nämliche Lage kommt, in der sie sich vor dem Arrêt befand, wider welches man sich jenes Rechtsmittels bediente. Also, obwol Louis de la Pivardiere gesetzlich lebte, konnte er doch ermordet sein, denn die Anklage wegen des Mordes schwebte noch über seinen angeblichen Mördern, und diese behielten nur ihr Recht, ihre Klage wider die Gerichte von Chatillon fortzusetzen. Natürlich geschah Alles nur der Form wegen, und die Frau von Pivardiere, der Prior von Miseray und seine Bedienten mußten von der Anklage, den Herrn von Pivardiere ermordet zu haben, freigesprochen werden; aber es kostete Zeit und Geld.

Dennoch war auch damit der Proceß noch nicht zu Ende. Gegen die beiden Dienstmädchen, auf deren Zeugniß die ganze Untersuchung beruhte, mußte in natürlicher Folge eine neue wegen falschen Zeugnisses eröffnet werden. Katharine Lemoine starb, der Angst und den Kerkerqualen erliegend, während derselben; Mar-

querite Mercier, das vorhin 17-, jetzt 19jährige Mädchen, blieb alſo die alleinige Inculpatin, auf welche ſich die ganze Laſt der gekränkten Geſetze ſenkte.

Doch nein. Leider mußten noch Andere auf der Bank der Angeſchuldigten ſitzen — die Gerichte von Chatillon ſelbſt. Es ward erwieſen, daß zwiſchen den Familien des (jetzt verſtorbenen) Particulierlieutenant Bonnet und des königlichen Procurator Morin einerſeits und der Familie Charoſt andererſeits ein langjähriger, tödtlicher Haß obwaltete, daß jene Gerichtsperſonen nichts als Rache wider die Charoſt ſchnaubten und nur Mittel und Gelegenheit ſuchten, ſie abzukühlen. Dieſe Gelegenheit bot ſich, als das Gerücht vom Morde entſtand, und man ergriff ſie eben ſo begierig, als man bemüht war, ſie feſtzuhalten. Trotz des Widerſpruches Seitens des Prior gegen Richter, welche ſeine Privatfeinde waren, trotz dem, daß ſich ermittelte, daß eigentlich nicht die Gerichte von Chatillon, ſondern die von Luce hier die Berechtigten waren, wurde eine Unterſuchung wegen eines Mordfalls mit unglaublicher Haſtigkeit fortgeführt, welcher das erſte Fundament einer Criminalunterſuchung, das corpus delicti, der Beweis eines wirklich begangenen Mordes, fehlte. Und ſie ward noch fortgeſetzt, als den unterſuchenden Richtern die moraliſche Ueberzeugung von dem Leben des angeblich Ermordeten ſchon geworden ſein mußte; ſie waren alſo in mala fide.

Wie aber kamen die beiden Dienſtmägde zu der falſchen Ausſage? Als Katharine Lemoine im Sommer 1700 vom Parlament verhört wurde, verſicherte ſie heilig, ſie habe vom 15. Auguſt 1697 ab bis zu dem Augenblick, wo ſie nach Chatillon in Arreſt gebracht wurde,

denn Eure Schritte nicht am Boden, klebt es denn nicht den Geist fest an diese Erde, daß Ihr die göttliche Fessel, die Euch an die Füße Eures Gottes und Königs kettete, die Unterthanenpflicht, zerrissen habt? Was wäre denn die Welt ohne Gehorsam, was wäre sie denn ohne die königlichen Richter, die Gott als seine Stellvertreter gesetzt hat? Schwindelt Ihr denn nicht vor dem Gedanken an den Thron des Ewigen, da Eure Hand noch vom Blute klebt, womit Ihr den Thron seines Statthalters stürzen wolltet."

Monmouth schwieg einige Augenblicke, dann sagte er ernst, und nicht ohne Beimischung von Bitterkeit: „Ehrwürdiger Herr, ich habe das Blut bereut, das meinetwillen vergossen ist, das geheiligte Recht der Könige habe ich anerkannt, und ich bekenne, daß ich auf Erden mit Recht die Strafe leide. Aber der ewige König sieht mit andern Augen als die auf Erden seine Gesetze auslegen. Er sah kühne Männer uralte Throne stürzen und ließ es zu, daß Jahrtausende lang der Name Brutus als ein Ehrenname die heiligsten Erinnerungen weckte, Alexander, Cäsar wurden groß durch Gewalt und die heiligsten Königsgeschlechter kamen durch Mord und Hinterlist auf den geraubten

zu Jedermann gesagt, Herr de la Pivardiere sei nicht todt, sondern habe sich in der Nacht von Nerbonne heimlich fortbegeben. Nachher hätte sie freilich anders gesagt, allein diese Aussage sei ihr von dem Stockmeister, dessen Ehweib und zweien Gerichtsknechten und noch einem andern Weibe durch Drohungen und Versprechungen abgezwungen worden. Vor Gericht aber hätte sie immer gesagt: Herr von Pivardiere sei nicht todt, aber das hätte man nur ein Mal niedergeschrieben und ihr nachher die Registratur niemals wieder vorgelesen, also möchte das Protokoll darüber wohl abhanden gekommen oder verbrannt sein. Wenn sie dagegen ausgesagt, wie man gewollt, daß er todt sei, so hätte man das immer niedergeschrieben und ihr wieder vorgelesen. Alles Uebrige, was sie noch über den Mord ausgesagt, sei ihr auch eingegeben worden. Wenn sie den Herrn de la Pivardiere nicht wieder erkennen wollen, als ihr derselbe im Gefängniß vorgestellt wurde, so wäre das aus Furcht geschehen vor den vielen Aufpassern, die sie unaufhörlich umzingelt hätten. Auch sei der Particulierlieutenant Bonnet Morgens vorher zu ihr gekommen und habe ihr gedroht, sie aufhängen zu lassen, wenn sie den Mann, den man ihr vorstellen würde, als Herrn von Pivardiere anerkennen würde. Und nachher habe man ihr gedroht, und zwar Bonnet und der Vicar des Bischofs, sie in ein finsteres Loch werfen zu lassen, wenn sie nicht bei der Aussage bleibe, und der Stockmeister und sein Weib hätten gar zu schrecklich dabei ausgesehen. Auch habe man ihr Leckerbissen gebracht und gesagt, sie solle ja nichts davon wieder sagen; sie hätte sie aber nicht gegessen, aus Furcht, daß sie vergiftet sein könnten. Endlich hätte sie den Herrn

von Pivardiere gar nicht so genau gekannt, da sie ihn während ihrer Dienstzeit in Narbonne nur ein einziges Mal gesehen habe.

Ganz ähnliche Aussagen machte Marguerite Mercier, nur noch mehr motivirt. Bonnet und Morin waren in ihr Gefängniß gekommen und hatten gedroht, wenn sie den Menschen als Herrn von Pivardiere anerkennte, so würden sie sie aufhängen lassen. Dazu hatte der Actuar Berton, ein gleichfalls sehr verdächtigter Beamte, ein Messer gezogen und ihnen gedroht, alle Finger wegzuschneiden, wenn sie anstünden, den Fremden, den sie sehen würden, für einen Betrüger zu erklären. Achtzehn unverdächtige Zeugen unterstützten diese Aussagen: Die Mädchen hatten bis zu ihrer Verhaftung mehr als ein Mal gesagt, der Herr von Pivardiere lebe noch und habe sich nur heimlich vom Schlosse fortgemacht. Sechszehn andere Zeugen hatten mittelbare und unmittelbare Kunde von dem unverzeihlichen Verfahren des Stockmeisters und seiner Frau in Chatillon, durch welche den zitternden, geplagten und ganz in ihre Launen gegebenen Mädchen eine Wissenschaft eingepfropft wurde, welcher ihr Verstand und ihr Muth nicht zu widerstehen wußte; aber auch von den unverzeihlichen Einschüchterungen und Versprechungen der Gerichtspersonen selbst, die sich mehr als ein Mal geweigert, ihre entgegengesetzten Aussagen zu registriren.

Vier Jahre hatte dieser Proceß gedauert, als er endlich am 14. Juni 1701 durch einen Parlamentsspruch entschieden und beendigt wurde. Marguerite Mercier ward verurtheilt, mit bloßen Füßen, einen Strick um den Hals, öffentlich wegen falschen Zeugnisses Kirchenbuße zu thun, demnächst auf öffentlichem Markte entkleidet zu werden, und auf allen Kreuzwegen und Plätzen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 04022/038

von Chatillon den Staupenſchlag zu erhalten. Dann ſollte ihr mit glühendem Eiſen auf die rechte Schulter eine Lilie eingebrannt und ſie auf ewig aus der Gerichtsbarkeit des Parlaments verwieſen werden.

Im Uebrigen ward das Verfahren des Vicars von Bourges und der Gerichte von Chatillon für null und nichtig erklärt, der Herr de la Pivardiere, ſeine Gattin, der Prior von Miſeray und ſeine beiden Diener völlig freigeſprochen und verordnet, daß ihre Namen aus den Regiſtern der Gefängniſſe ausgeſtrichen würden.

Was aber wurde mit den Gerichten von Chatillon? Wer erſetzte den unſchuldig Angeklagten ihre Koſten, wer reſtituirte ihr zerrüttetes Vermögen? Wahrſcheinlich wurden ſie auf eine Privatklage gegen die Urheber ihres Unglücks verwieſen.

Wie ſtand es um die Unterſuchung wegen der Bigamie des Herrn de la Pivardiere? Die königliche Gnade wird ſich, wie vorhin durch den Schutzbrief, auch hier an ihm thätig bewieſen haben.

Welche von beiden Frauen blieb ihm? Die erſte rechtmäßige. Aber ſie gewann ſein Zutrauen nicht wieder. So unverzeihlich er ſich auch gegen ſie betragen, ſpukte doch der Geiſt der Eiferſucht zu mächtig in ihm. Er lebte von ihr getrennt.

Wahrſcheinlich aber auch von ſeiner zweiten Frau; denn nachdem dieſe alle mit ihm erzeugten Kinder verloren, verheirathete ſie ſich noch zwei Mal.

Der Prior von Miſeray brach nach dem Ausgang des Proceſſes allen Umgang mit der Frau von Pivardiere ab, lebte ruhig auf ſeiner Abtei und ſtarb in einem hohen Alter.

Louis de la Pivardiere hatte viele hohe Gönner. Durch ſeinen mütterlichen Verwandten, den Duc de

Feuillade, ward er wieder in königlichen Dienſten angeſtellt, aber nicht als Huiſſier, ſondern als Offizier. Er fiel, nicht auf dem Felde der Ehre, ſondern im Kampfe mit Schleichhändlern.

Marguerite de Chauvelin, ſeine Gemahlin, überlebte ihn nur kurze Zeit. Sie hatte ſich am Abend friſch und geſund zur Ruhe gelegt; am Morgen fand man ſie todt im Bette, aber keinen Grund zu einem neuen Criminalproceſſe.

Klara Wendel, oder der Schultheiss Kellersche Mord in Luzern.

1816—1826.

Am 12. September 1816 ging der Schultheiß des Kantons Luzern, Keller, nachdem er den Abend im städtischen Cassino zugebracht hatte, in Begleitung seiner beiden Töchter, welche in der Stadt Besuche gemacht und gegen 8½ Uhr ihren Vater aus dem Cassino abgeholt hatten, nach seinem unfern gelegenen Landgute, Geißmatt, welches er im Sommer mit seiner Familie bewohnte.

Am nächstfolgenden Morgen erfuhr man in der Stadt, daß Keller nicht in sein Landhaus gekommen, sondern spurlos verschwunden sei. Es ward dies noch am selben Tage in der Sitzung des täglichen Rathes demselben durch den Statthalter Dulliker angezeigt.

Der Weg war nicht weit, und da sie ihn so oft zurückgelegt, gewiß der Familie Keller wohl bekannt. Aber unter Umständen war er nicht ungefährlich. Der schmale Fußpfad führte, bald nachdem man aus dem Thore kam, an den Ufern der Reuß fort, die links von den Fußgängern blieb. Zuweilen entfernte er sich von

demſelben, an andern Stellen berührte er dicht das ſchroffe, jähe Felsufer, unter welchem der wilde Strom tobte. Eine dieſer gefährlichſten Stellen wurde gemeiniglich „der böſe Weg" genannt. Dazu war es eine ſtürmiſche, ſtockfinſtere, regnichte Nacht, und gerade als die Familie unterweges war, ſtrömten die ſtärkſten Regengüſſe herunter. Der Schultheiß hatte keinen Bedienten bei ſich, auch keine Laterne, aber er ſowol, wie jede ſeiner Töchter, trugen einen Regenſchirm.

Nach der erſt weit ſpäter zu Protokoll genommenen Ausſage der beiden Damen gingen ſie zuſammen bis zu einer „Trülle", einem Kreuz, das ſich auf einem Pfahle dreht, um den Fußweg für Pferde zu ſchließen, unfern dem Nöllithor. Hier bot ihnen der Vater den Arm. Sie ſchlugen ihn aber aus wegen der Regenſchirme, und weil ſie doch auf dem engen Fußpfade nicht nebeneinander gehen konnten. Sie gingen nun hintereinander. Als der Vater fragte: ob ſie auch Alle beiſammen wären, antwortete die ältere Tochter: „Papa, mein Schirm ſtößt an deinen." Bald darauf merkte die Tochter, daß ſie vom Wege abgekommen war, und mußte ſich wieder links richten, um hineinzukommen. Hierdurch und durch das Aufſchlagen ihrer Kleider, war ſie etwas zurückgeblieben, und vermißte ihren Vater nicht, bis ſie nach Hauſe kam.

Die jüngere Tochter ging vor ihrem Vater her und dicht bei demſelben. Da, wo der böſe Weg anfängt, rief der Vater ihr zu, ſie ſolle ſich rechts halten, da man auf der linken Seite leicht ausgleiten könne. Weiter hörte ſie nichts mehr von ihm, vermißte ihn jedoch nicht eher, als bis ſie nach Hauſe kam und auf ihn wartete. Aber nur die ältere Schweſter kam, der Vater blieb aus. An einer Miſtpfütze etwa 200 Schritt von jener

gefährlichen Stelle, hatte sie noch ihren Vater gewarnt, nicht hier zu fallen, hatte aber keine Antwort erhalten. War der Schultheiß hier nicht mehr am Leben, oder verhinderte der Sturm und das Brausen der Reuß, daß er die Stimme der Tochter, oder sie seine Antwort hörte?

Die ältere Tochter, welche sich verspätet hatte, hörte eben so wenig etwas Anderes, als Sturm, Regen und das Toben des Bergstroms. Nur glaubte sie, als sie an den bösen Weg kam, den weißen Rock ihrer vorausgehenden Schwester zu sehen, als ob diese auf sie warte. Beim zweiten Geländer glaubte sie Dasselbe, erreichte aber doch, wie sie auch eilte, Niemanden. Als sie an die Anhöhe kam, auf welcher, mehre hundert Schritte vom Flußbette rechts ab, die Keller'sche Wohnung lag, verlor sie im schlüpfrigen Boden einen Schuh. Sie suchte ihn vergebens, beschloß aber dort zu warten, bis sie Vater und Schwester oben ins Haus gehen sehe. Dann, dachte sie, würde man ihr von oben Licht schicken. Sie sah auch die Schwester wirklich in die Hausthür treten, und nach einigen Minuten kam die Magd mit der Laterne herunter, um ihr zu leuchten. Den Vater fand sie nicht. Er war in der Mitte zwischen seinen beiden Töchtern verschwunden. Nach der Oertlichkeit zu schließen, so waren auf dem ganzen Wege beide Damen höchstens 300 Schritt von einander entfernt. Nimmt man an, daß der Schultheiß grade in der Mitte von ihnen ging, so war er von jeder seiner Töchter etwa 150 Schritte ab, als er ihnen spurlos entschwand.

Fräulein Saleſie, so hieß die ältere Tochter, kehrte sogleich um. Auch die jüngere Tochter und die Mägde stürzten ihr nach, um zu suchen. Eine dieser Mägde, Marie Stirnemann, ging, um ihr auszelöschtes Licht

wieder anzuzünden, in das Haus eines Nachbars (wir nennen seinen Namen noch nicht, aus Gründen, welche später sich ergeben werden), der mit seiner Familie ruhig beim Abendessen saß. Bald kam auch die jüngere Tochter dahin, weinend und jammernd. Sie ward von dem Nachbar und seiner Frau in ihre Wohnung zurückgeführt.

Dieser Nachbar ging darauf, nachdem er sich eine Weile im Keller'schen Hause aufgehalten, mit der Magd Stirnemann, welche eine Leuchte ihm vortrug, in die Stadt zurück, um den Schultheiß, der doch möglicherweise zurückgekehrt sein konnte, dort aufzusuchen. Er fand ihn aber weder in seinem Stadthause, noch bei seinem Schwager. Mit diesem Letztern kehrte der Nachbar darauf, ohne Trost zu bringen, in das Keller'sche Landhaus zurück. Als er ihn auch hier nicht fand, ging der Unermüdete noch ein Mal in die Stadt und meldete dem damaligen Staatsrath, der darauf selbst Schultheiß ward, Herrn Am Rhin, den Vorfall.

Die erste und nächste Vermuthung war, daß Keller in der stürmischen und finstern Regennacht auf einem der jähen Abhänge ausgeglitten, und ohne Rettung, unbemerkt in den unten fließenden, reißenden und hochangeschwollenen Reußstrom gestürzt sei. Sofort wurde vom Staatsrath der Republik wegen Aufsuchung des Vermißten längs der Reuß und wegen seiner möglichen Wiederbelebung das Nöthige angeordnet. Zugleich ward schleunigst allen Oberamtmännern des Cantons von dem Vorfall Kunde gegeben, und ihnen besonders Aufmerksamkeit auf Alles anempfohlen, „was darüber Falsches verbreitet werden möchte". Denn Keller, obgleich der erste Würdenträger einer Republik, gehörte doch einer politischen Partei an, der eine andere Partei gegenüber stand. Jeder Vorfall, der an die Oeffentlichkeit tritt,

nimmt unter solchen Verhältnissen leicht eine politische Färbung an. Später ward den Oberamtmännern noch anbefohlen, darauf Acht zu haben, in welcher Art sich die Nachricht in ihrem Oberamte ausbreite, mit welchen Bemerkungen sie im Publicum herumgetragen würde, und welchen Eindruck sie hervorbringe. Der Umstand, daß von keinem der Oberamtleute der gefoderte Bericht deshalb einging, gewann in dem spätern Processe einige Bedeutung.

Erst am dritten Tage nach Keller's Verschwinden, am 15. September 1816, ward gegen Mittag der Leichnam des Schultheiß entdeckt. Etwa 200 Schritt von der Stelle, wo man vermuthete, daß er in die Reuß gestürzt sein könne, fand man ihn auf einer Sandbank im Flusse. Alsbald eilten, hiervon benachrichtigt, der Oberamtmann von Luzern, Joseph Pfyffer von Heidegg und der Amtsstatthalter Glogner herbei, sie nahmen ein Protokoll über den Leichenfund auf und ließen den todten Körper unter Assistenz des Amtsphysicus und Amtschirurgus, gegen zwei Uhr in ein nahegelegenes Landhaus bringen.

Nachdem alle auf der Stelle angewandten Wiederbelebungsversuche, wie sich erwarten ließ, gescheitert waren, schritt man ordnungsmäßig zur Obduction des Leichnams. Er ward dann in einen Sarg gelegt, auf das Rathhaus gebracht und der tägliche Rath ordnete die Feierlichkeiten an, mit welchen der um das Vaterland hochverdiente Verstorbene beerdigt werden solle. Hinsichts einer Untersuchung wegen der Todesursachen ward nichts verordnet, da die bisherigen Ermittelungen zur Genüge ergeben zu haben schienen, daß der Verstorbene an einer gefährlichen Stelle des Fußsteiges durch einen Fehltritt in die Reuß gefallen sei. Diese Ver-

Theon. Wir nennen es Erfolg, was entscheidet, dort oben mag es ein Gesetz sein, was aber kein Prälat der hohen Kirche entziffert. Der arme Monmouth nimmt den Namen eines Rebellen ins Grab, aber es kann, es wird ein anderer gegen dieselbe Willkür als Kämpfer ihm folgen, und wenn er glücklich ist, preist ihn die Nachwelt als den Gerechten."

Der Prälat sprach noch etwas von dem passiven Gehorsam, der unbedingten Unterwerfung und der Orforder Declaration, worauf ihm Monmouth ins Wort fiel:

„Ich achte die Universität, und wünsche, daß Sie einen Alexander Tennisen bald unter der Zahl ihrer ersten Rectoren zählte, weil sie alsdann hoffentlich eine vernünftigere Erklärung wird ergehen lassen. Aber nun, werther Sir, sprecht nicht mehr vom passiven Gehorsam und klagt nicht mehr über Nichtachtung der hohen Kirche; sonst glaube ich Euer Fluch und Groll rührt von dem einen armen Chorrock her, den meine erbitterten puritanischen Reiter zerrissen."

Hier endete, nicht eben zu des Geistlichen Verdruß, die letzte Unterredung desselben mit Monmouth, denn die Herzogin wurde mit ihren Kin-

muthung sprach der Oberamtmann Pfyffer am Beerdigungstage amtlich aus, und sie ward ohne Widerspruch zu Protokoll genommen.

Das visum repertum der Gerichtsärzte, welches der Medicinaldirector jedoch erst später einreichte, ergab nichts, was dieser Vermuthung widersprochen hätte. Der Körper des Verunglückten war auf dem Vorderleib und Gesicht liegend, steif und erstarrt, auch schon etwas in Fäulniß übergegangen, gefunden worden. Beide Arme waren auswärts gebogen, die Hände jedoch an den Schenkeln sich anlehnend, die Knie etwas gebogen, die Finger mäßig in die hohle Hand gebogen, die Daumen ausgestreckt, Mund und Augen geschlossen. „In den Gesichtszügen lag der tiefe Ausdruck innerer Ruhe, der Mund war eher lächelnd." Die anständige Kleidung, welche der Verstorbene getragen, war, bis auf den Hut vollständig. In den Taschen fand man Alles, was Keller gewöhnlich bei sich trug, auch seinen Geldbeutel und seine Uhr. Sie stand auf neun Uhr 26 Minuten. Hier hatte das eingedrungene Wasser sie in ihrem Lauf gehemmt. Keller war alſo zwischen dieſer Zeit und 8½, wo er das Caſſino verließ, umgekommen. Zugleich fand man zwei Notizbüchlein, welche das Protokoll als „merkwürdig" bezeichnet. Nur die Beinkleider waren an den Knieen ganz abgestoßen und an der rechten Hosentasche zum Theil zerrissen. Auf dem Rücken der Nase war eine leichte Quetschung und die Oberhaut von der Stirn losgetrennt. Die leichten Verletzungen des Körpers waren nur gerissene Wunden oder Quetschungen, wie sie bei einem Fall vorkommen mögen; sonst bemerkte man keine Spur von einer verübten Gewaltthätigkeit.

Zugleich führten die Obducenten an, was nach unsern Grundsätzen hier über ihre Aufgabe ging, daß nach

glaubwürdigen Zeugnissen, der Schultheiß Keller schon lange mit Schwindelanfällen behaftet gewesen sei. Schon vor acht Jahren sei er ein Mal in einem Schwindelanfall zu Boden gefallen und habe dabei auf längere Zeit sein Bewußtsein verloren. Auch habe er seit einiger Zeit an Gesichtsschwäche gelitten und die Erscheinung eines anfangenden schwarzen Staars sei mit Betrübniß bei ihm bemerkt worden.

Als Schlußfolge sprach der Obductionsbericht folgende Sätze aus:

1) An dem Leichnam ist keine Spur von Gewaltthätigkeit bemerkt worden, welcher sein Tod zugeschrieben werden könnte.

2) Der Tod ist theils durch Erstickung im Wasser, theils durch einen Schlagfluß, welcher wahrscheinlich die Erstickungsscene früher beendete, erfolgt.

3) Der Fall des Verstorbenen ins Wasser ist vermuthlich durch einen Schwindelanfall verursacht worden, weil er einmal zu dieser Krankheit Neigung gehabt, und bei solchen Personen, nach der Erfahrung, nicht nur der Blick in fließendes Wasser, sondern auch das starke Rauschen desselben Schwindelanfälle hervorrufen könne; zweitens die Quetschwunden an der Stirn, ohne Zeichen eines Widerstrebens an den Händen, auf ein passives Hinfallen deute, und er drittens während und nach dem Fallen keinen Laut von sich gegeben habe. (Weiß man das, wo der Herbststurm tobte, der Regen prasselte und die schäumende Reuß rauschte? Und konnten es gerade die Aerzte wissen? Auch dies ward an der Instruction des Processes gerügt; es wäre aber zu wünschen gewesen, wenn diese Rüge gegen die Aerzte, welche außer der Sphäre ihres Amtes, aus Angaben und Aussagen dritter Personen Schlußfolgen zogen, die einzige geblieben wäre!)

Bei den Anstalten, die Leiche aufzufinden, hatte sich der Oberamtmann Joseph Pfyffer von Heidegg, welcher in der Nähe des Schultheißen auf dem Lande wohnte, sehr thätig bewiesen; bei der Obduction des Leichnams war er jedoch nicht bis zu Ende geblieben.

So viel und mehr nicht wußte man von dem Todesfall im Herbste des Jahres 1816. Es war nichts versäumt worden, um sich über die Sache Aufklärung zu verschaffen. Alle Maßregeln gingen von dem Staatsrath der Republik aus und wurden pünktlich ausgeführt. Der tägliche Rath erklärte sich damit einverstanden und dankte dem Rath dafür. Keine dieser beiden höchsten Staatsbehörden hatte einen Grund zum Verdacht wegen eines dabei stattgefundenen Verbrechens, und der ordnungsmäßig abgestattete Obductionsbericht gab eben so wenig zu einer Untersuchung oder Vernehmung Anlaß.

Der bei weitem größere, gebildete Theil der Einwohner des Cantons Luzern glaubte an einen Tod, der nur durch einen Unglücksfall herbeigeführt worden. Unter den niedern Ständen flüsterte man sich Gerüchte von einem Selbstmorde zu. Aber es gab auch Andere, höher Stehende, welche einer dunkeln Ahnung und dem Argwohn von einer dabei vorgefallenen Mordthat Gehör liehen. Parteigeist und Mißtrauen schweigen selten in einer Republik, sie gehören vielleicht als Agentien dazu, um die Lebensmaschine in Bewegung zu erhalten.

Der Schultheiß Keller, der erste Würdenträger der kleinen Republik, mit dem Prädicat Excellenz, war ein durchaus rechtlicher Mann, ein guter Ehemann und vortrefflicher Vater; selbst seine politischen Gegner räumen von ihm ein, daß er ein großer Staatsmann gewesen, dem nicht allein sein Canton, sondern die ganze Schweiz viel verdanke, ein gerechter Richter, ein Unterstützer der

Armen, ein Beförderer alles Guten, und wegen seines edlen, menschenfreundlichen Biedersinnes in der Eidgenossenschaft überall geschätzt. Aber er war der Mann, vielleicht das Haupt einer Partei, die der Freisinnigen, welche damals in Luzern die Oberhand hatte. Ihre Gegner, die Ultramontanen, welche mit der päpstlichen Nuntiatur in engem Verhältniß lebten, und ihre Hoffnung nicht aufgaben, dereinst wieder ans Ruder zu kommen, warfen ihm, freilich persönlich nichts, aber viel als Staatsmann vor. Unter Anderm, daß Keller einst ein Verzeichniß der Fehler der Geistlichkeit, von Jahrhunderten her, ablesen lassen. Die Furcht vor den Jesuiten war lebendig, man fürchtete ihre Intriguen, und wie die Gegenwart zeigt, nicht mit Unrecht, man traute ihnen zu, daß sie alle Mittel in Bewegung setzen könnten, um ihre Zwecke zu erreichen, und in diesem speciellen Falle fragte man sich, was denn das für Notizbücher gewesen sein könnten, die in dem über die Auffindung des Leichnams aufgenommenen Protokolle als „merkwürdig" bezeichnet wurden? Indeß blieben dies lange Jahre hindurch vague Vermuthungen, mehr flüchtige Träume als ausgesprochene Gedanken, und es mußten noch nach acht Jahren ganz besondere Umstände eintreten, um sie wieder zu beleben.

Es gibt in der freien Schweiz, wie bekannt, eine Classe Menschen, welche der Freiheit in so vollem Maße genießen, daß sie ihnen zum Fluch wird. Die Heimatlosen sind die Parias und Zigeuner der helvetischen Cantone. Sie sind Schweizer und gehören doch keinem Cantone an; keiner übt auf sie ein Recht, als

daß er sie von seinen Landjägern fortjagen läßt, oder wenn sie ein Verbrechen begehen, bestraft. Diese Unglückseligen sind durch den Verruf, in dem sie stehen, zum Verbrechen angewiesen. Wo sie erscheinen, betrachtet man sie als eine Plage und denkt nur daran, wie man sie am schnellsten wieder loswerden kann. In einigen Cantonen ließ man von diesen Unglücklichen, wo sie anderwärts nur Zuchthausstrafe erlitten hätten, hinrichten, weil es an Strafanstalten fehlte! Wo sie sich auf Märkten und in Dörfern zeigen, erscheinen sie als „Zwirnmacher, Zundelkrämer, Keßler, Kachelgeschirrkrämer, Vogelträger, Weihwasserwedelverkäufer". Aber es ist nur der Anschein des Gewerbes, welches dasjenige, das sie eigentlich ernährt, nothdürftig verbirgt, das Diebeshandwerk und die Bettelei.

Schon die Kinder dieser Heimatlosen werden, theils durch Schläge, theils durch das Beispiel ihrer Aeltern und größern Geschwister zum Lügen abgerichtet, oft ehe sie reden gelernt. Kaum daß sie gehen können, werden sie von den Aeltern, die sich im Walde verbergen, an die Straße geschickt, um zu betteln. Sie müssen die kleinen Hände ausstrecken und rufen: sie hätten nicht Vater, nicht Mutter. Wenn sie etwas größer sind, lehrt man sie umständlichere Lügen und falsche Angaben über die Herkunft und den schrecklichen Tod ihrer Aeltern, und wie sie hülflos in die Fremde gerathen sind, sowol um die Vorüberziehenden und Reisenden zu rühren, als um die Policeidiener und Behörden zu täuschen. Zurückgekehrt in den Wald, in die Grube oder das Steingeklüft, wo die Ibrigen lagern und auf die Beute der Kleinen harren, hören sie von den Erwachsenen nichts als Erzählungen von gelungenen Betrügereien, Täuschungen der Obrigkeit und kühnen Diebstählen. Die Kühn-

sten und Glücklichsten prahlen mit ihren Thaten, die Andern sehen sie mit Bewunderung an und vernehmen die goldenen Regeln, welche die Erprüften ihnen mittheilen, wie man die Obrigkeit hintergehen müsse. Wenn eine Schar dieser Heimatlosen ergriffen wird, so kennt vor dem Gericht natürlich Keiner den Andern; sie Alle sind dann erst heut zufällig zusammengetroffen. Ist der Vater nicht mit verhaftet, so ist er immer längst gestorben; man nennt auch wol einen falschen Namen. Keiner aber von ihnen, vor Gericht gestellt, weiß etwas Anderes, außer wessen er überführt wird.

Man glaubt, und namentlich durch diesen Proceß, welcher viel dazu beigetragen hat, nähere Kenntniß über das Wesen der Heimatlosen in der Schweiz zu erlangen, jetzt zu wissen, daß die Mehrzahl derselben, deren Abkunft dunkel ist und die selbst der Beweise, ja der Nachrichten entbehren, wo sie herstammen, unter einander verwandt und verschwägert sind. Aber ihre Ehen sind wilde Ehen, auf Zeit abgeschlossen und beständigem Wandel unterworfen. In der Schweiz ist der officielle Ausdruck dafür: Beihälter und Beihälterinnen. Einem Dichter könnte es beikommen, das Leben dieser Heimatlosen als heiter und lustig zu schildern, weil es der Freiheit des sogenannten Naturzustandes sich nähert, weil Alle eine große Familie bilden, die der gleiche Druck verbindet, und Jeder den Andern kennt. Aber die es nach der Wahrheit geschildert, sprechen von einem herzzerreißenden Jammer, und betrachten das Dasein der Heimatlosen als eine Plage für sie und das Land und als einen Fluch und eine Schande für das Schweizervolk, das noch kein Mittel aufgefunden hat, sich der Herumstreicher zu entledigen und ihnen feste Wohnsitze anzuweisen. Noch schiebt ein Canton sie dem andern zu,

und mit ihren Kindern und ihren Alten, ihrem Elend, ihren Krankheiten und ihren Verbrechen, werden sie, von Landjägern umzingelt über die Grenze transportirt. Oft aber empfangen die Jäger an der andern Grenze sie gleich beim Eintritt, um sie zurückzuschieben und dann beginnt der unnatürlichste Kampf, oder sie nehmen sie nur auf, um die Unglücklichen, ohne Rast und Ruhe, mit ihren Kolben bis an die nächste Grenze zu stoßen.

Ihre Züge erstrecken sich westlich bis in den Hauenstein und in den Canton Solothurn, östlich und südlich bis in die Cantone Appenzell, Graubündten, Tessin, ins Liechtensteinsche und ins Piemontesische. Selten daß sie auf den Straßen, gewöhnlich am Saum der Wälder, öfters daß sie auf den Gebirgsrücken entlang wandern. Bisweilen wagen sie sich auf die besuchteren Jahrmärkte, suchen die Cantone Luzern, Zug, St. Gallen, Glarus heim und gefährden die Grenzen von Bern, Zürich, Aargau. Sie stehlen sich Nachts in abgelegene Scheunen, oder lagern im Freien um Feuerplätze. Oft ist im Winter selbst das Schneefeld ihr Nachtlager! Mehren von ihnen wäre die Möglichkeit geboten, wenigstens in ihrer Jünglingskraft ein ehrliches Auskommen zu finden, wenn sie in Dienste träten. Aber das findet selten statt. Die Macht der Gewohnheit ist schon früh zu mächtig in ihnen, der Hang zum Herumschwärmen, Müßiggang, Trunksucht, sinnlichen Ausschweifungen, hier so leicht befriedigt. Sie mußten lügen und stehlen, auch wo sie die Noth nicht drückte, und unwiderstehlich zog es sie zurück zu ihren alten Genossen. Der reuige Sohn ward immer wieder gern von den Seinen aufgenommen.

Der Stolz dieser Freien im Felde war um die Zeit unseres Processes ein junger Bursche, der Krüsihans

genannt. Ein Dieb sonder Gleichen. Innerhalb zehn Jahren hatte er so viel Diebstähle und Einbrüche vollbracht, daß er sie selbst nicht genau zählen konnte, und — nie war er darum arretirt worden! Muthig, keck, aber auch voll Ausdauer und Schlauheit bediente er sich falscher Legitimationsatteste, um sich einzuschleichen und durchzukommen. Niemand war so auf seiner Hut als der Krüsihans. Er schlief in der Regel nicht an den Feuerplätzen, wo die Seinigen lagerten, sondern entfernt von ihnen im Dickicht, in Höhlen, Getreidefeldern, oft auf eigens ausgesuchten trockenen Stellen mitten im Sumpfe. Wenn er schlief, mußten gewöhnlich Mehre Wache halten. Wo er sich in eine Scheune wagte, mußten ihn die Andern ganz mit Heu bedecken. Zu Sommerszeiten liebte er es, der Sicherheit wegen, auf Bäumen zu schlafen, und band sich auf den Aesten fest. Sein Name war weit und breit gefürchtet, die Gerichte aber hatten ihn noch nicht zu Gesicht bekommen.

Im Mai des Jahres 1824 wurde zu Näfels im Canton Glarus bei einem Krämer ein nächtlicher Einbruch verübt, und aus seinem Laden wurden sehr viel Waaren entwendet. Einige Wochen darauf ergriff man ein Mädchen im Canton Schwyz, welches von den gestohlenen Waaren feilbot. Sie nannte sich Klara Wendel und behauptete, die Waaren gekauft zu haben. Am folgenden Tage widerrief sie diese Aussage, mit der Bemerkung: „es sei Arrestantengebrauch, am ersten Tage nicht Alles auszusagen.“ Man sah also, daß man es mit einer in gefährlichen Dingen gewitzigten, aber auch mit einer, in gewisser Beziehung, offenherzigen Person zu thun habe. Sie wollte die Waaren von ihren Verwandten und andern Herumstreichern zum Feilbieten erhalten haben, wußte aber nichts von deren Ursprung.

Doch bezeichnete sie ein Haus, wo man noch mehr davon finden werde. Man fand, was man suchte.

Klara Wendel ward nach Glarus abgeführt. Das zwanzigjährige Mädchen zeigte sich hier in den Verhören keineswegs blöde oder zurückhaltend. Wenn man sie mit Geschick ausfragte, so gab sie über Alles Auskunft, was man zu wissen wünschte; zuerst mit Unwahrheit vermischt, aber die Wahrheit kam doch zuletzt an den Tag. Das geschwätzige Mädchen ließ sogar die Lust durchblicken, noch weit mehr auszusagen, als sie die Wirkungen bemerkte, welche ihre bisherigen Aussagen hervorgebracht hatten. Schon wußte man zum größeren Theil ihre Familiengeschichte, daß sie viel Böses in ihrem jungen Leben gesehen habe, und daß ihre Familie zu einer der ärgsten Gaunerclassen unter den Heimatlosen gehöre. Ja der berühmte Krüsihans war ihr Bruder und hieß Johann Wendel! Sie gab mehre Spießgesellen dieses Bruders, ihre Beihälterinnen und ihre Thaten an, auch die Häuser, wo sie Zuflucht und Herberge fänden. Unter ihrer Familie waren auch viele Hingerichtete!

Schon im dritten Verhör gestand sie, daß jener Diebstahl in Näfels von ihrem Bruder, dem Krüsihans, und Anderen begangen worden. Sie selbst sei dabei gewesen, und habe die Waaren, welche die Diebe unter einem Baum niedergelegt, fortgetragen. Aber 28 Verhöre waren nöthig, Verhöre, in welchen sie mit großer Redseligkeit über die Verbrechen, von Anderen verübt, die genaueste Auskunft gab, bis sie sich selbst als Verbrecherin angab. Sie selbst war in Näfels in den Laden des Krämers geschlüpft, nachdem ihr Bruder die Eisenstäbe des Gitters weiter gemacht hatte, und sie hatte von innen die Waaren herausgereicht.

Entweder hatte sie sich selbst durch die reiche Angabe

anderer Diebereien verwickelt und glaubte nicht anders loskommen zu können, oder ſie fürchtete die Angaben jetzt weniger, da ſie ſich ſo großes Verdienſt durch ihre außerordentlichen Denunciationen erworben hatte.

Die Policei fand in der That in ihr ein Werkzeug, wie ſie es nur wünſchen konnte. Sie wußte von allen ſeit langen Jahren in der Schweiz verübten Diebſtählen, ſie war mit allen Gliedern der Heimatloſen entweder verwandt, oder doch bekannt. Ihre natürliche Redſeligkeit wurde durch die weibliche Eitelkeit und Gefallſucht genährt, als es ihr nicht entging, daß Gerichte und Policei ſie als eine außerordentliche, ihnen noch nicht vorgekommene Erſcheinung betrachteten. Durch ihre Anlagen zeichnete ſie ſich allerdings vor vielen Geſchöpfen ihrer Claſſe aus. Sie beſaß ein glückliches Gedächtniß, viel Beobachtungsgeiſt und die Fähigkeit, ſich ſehr beſtimmt und deutlich auszudrücken. Ihre im Sinn der Heimatloſen ausgezeichneten Familienverbindungen verſchafften ihr aber Kenntniſſe, welche wenigen Andern beiwohnen mochten. Neben ihrem Bruder, dem großen Krüſihans, war auch ihr Schwager, Joſeph Twerenbold, ein Mann von Verdienſt. Früher in den Niederlanden bei einem Schweizerregiment, hatte er ſich bei ſeiner Rückkehr ganz auf das Diebeshandwerk geworfen und ſich dem Krüſihans zugeſellt. Um den Bund noch enger zu ſchließen, hatte er ſich Klara's und des Krüſihans' Schweſter, die Barbara Wendel, als Beihälterin genommen. Beide große Diebe arbeiteten theils in Verbindung, theils getrennt. Klara Wendel war bald mit dieſem, bald mit jenem gezogen. In der Regel bediente man ſich der Weiber nur zum Auskundſchaften und zum Verkaufen der geſtohlenen Sachen; ſie aber hatte ſich

dern angemeldet. Sichtlich verfärbte ſich der Gefangene und ſchien eine Faſſung zu ſammeln, welche er für den letzten Schritt in dieſem Leben ſchon gewonnen hatte. Er drückte die Hand des Prälaten mit den Worten:

„Hier kommt eine Mahnerin, deren Anblick allein mich eines Vergehens bitterer anklagt, als alle Artikel Eures Glaubens.“

Eine hohe, majeſtätiſche Geſtalt, noch jugendlich, mit ſchönen aber ernſten Zügen, trat ein. In ihrem Blicke erkannte man die Herrſcherin. Sie hätte einem griechiſchen Bildhauer zum Modell einer Göttin dienen können, aber ihr Anblick entflammte nicht, obgleich der gebietende Strahl des Auges durch den Spiegel einer ruhigen Seele gemildert ſchien. Die Herzogin führte zu beiden Seiten ihre Kinder, zarte Töchter, und das Bild der Mutter ließ den Gedanken an die zürnende Gattin und Fürſtin nicht aufkommen.

Die Geſchichtſchreiber ſind über die letzte Zuſammenkunft der Herzogin von Buccleugh mit ihrem Gatten uneinig. Nach Einigen war ſie herzlich, nach andern fand ſie gar nicht ſtatt, indem Monmouth ſich geweigert die gekränkte Gemahlin wiederzuſehen. Die letztere Meinung iſt unbegründet

immer als eine thätige und beherzte Gehülfin bei den Einbrüchen gezeigt.

Die Verhörscommission zu Glarus handelte sehr verdienstlich, daß sie ihre Untersuchung nicht allein auf die in ihrem Canton verübten Diebstähle beschränkte, sondern sie auch auf alle zur Sprache kommenden in andern Cantonen begangenen erstreckte. Da ihr die Mittel und die Macht dazu abging, foderte sie den Canton Luzern zur Theilnahme auf, in dessen Gebiet ein großer Theil der schon ans Licht gekommenen Verbrechen begangen war. Aber auch dieser Beitritt genügte nicht, und nun vereinigten sich mehre Mitstände zu dem Beschlusse, die durch die Angaben der Klara Wendel veranlaßte Procedur gemeinsam zu verfolgen, die schon Verhafteten und noch zu Verhaftenden künftig in die Gefängnisse nach Luzern zu schaffen und die ganze Untersuchung einem verdienten Manne aus Glarus, dem Dr. Heer, zu übertragen, weil dieser dort mit der ersten Voruntersuchung beschäftigt gewesen und sich viele Kenntnisse von dem Wesen und den Personen der Herumstreicher erworben hatte. Aber Heer war wohl Doctor, doch nicht juris, sondern medicinae. Seine Rechtskenntnisse reichten zu einer so großen verwickelten Untersuchung nicht aus, und seine Bescheidenheit vermochte ihn, Andere vorzuziehen, und namentlich dem Herrn Am Rhyn, Sohn, in Luzern, einem Juristen, einen bedeutenden Einfluß auf die Untersuchung einzuräumen.

Ein anderer Uebelstand bei dem Processe war der Zustand der Gefängnisse in Glarus. Sie konnten die Menge Verhafteter kaum fassen. Fast sämmtliche berühmte und unberühmte Verwandte und Bekannte Klara Wendel's saßen dort bereits, und außerdem ein guter Theil der andern Heimatlosen. Communicationen und

Beſprechungen der Verbrecher unter ſich und mit Andern außerhalb des Gefängniſſes waren daher nicht zu vermeiden, zumal da Gauner ſo außerordentlich geſchickt in der Zeichenſprache ſind.

Klara Wendel hatte in ihrer ſechsmonatlichen Haft ſo viel erzählt, daß die Richter müde geworden, zu ſchreiben. Nun aber ſchien auch ihr der Stoff zu mangeln, und die Protokollführer hatten ſich erholt und wollten ſchreiben. Bei jedem neuen Verhör ward ſie befragt: „was ſie ſich ſeit ihrem letzten Verhör weiter beſonnen habe?“ Sie brachte nun in mehren Terminen leere Faſeleien zum Vorſchein und unterhielt die Richter mit Hühner-, Bienen- und Katzendiebſtählen. Nach ſo gewichtigen Depoſitionen wollte man mehr. Aber auch die Erfindungsgabe des geſchwätzigen Mädchens ſchien erſchöpft. Die Commiſſion war jedoch der Meinung, daß ſie noch mehr wiſſen müſſe, und man wandte deshalb, nach dem zweifelhaften Ausdrucke des Protokolls: „zweckgemäße Vorſtellungen“ an. Dieſe wirkten vortrefflich. Klara Wendel fing an, vielfache Brandſtiftungen und Ermordungen anzugeben, bei welchen ſie ſelbſt eine Rolle geſpielt haben wollte. Bei ihren früheren Angaben hatte man immer, wenn nicht die volle Wahrheit, doch einen Kern davon aufgefunden. Jetzt war es anders. Zwar hatten die Feuersbrünſte, die ſie angab, wirklich ſtattgefunden, es waren notoriſche Sachen; aber es ließ ſich nichts von einer Brandſtiftung ermitteln. Bei den angegebenen Mordthaten ließ ſich aus ihren dunkeln Angaben ſelten entnehmen, wer eigentlich der Ermordete, und wo und wann der Mord vorgefallen war.

Plötzlich verbreitete ſich zum allgemeinen Schrecken die Nachricht, Klara Wendel habe bekannt, daß ſie mit

mehren ihrer Verwandten vor vielen Jahren den Schultheiß Keller bei Luzern ermordet. Es war kein leeres Gerücht. Aber es bleibt merkwürdig, daß man mit der schärfern Untersuchung dieses wichtigen Bekenntnisses so lange anstand. Schon in den Verhören vom 10. December 1824 bis zum 10. Februar 1825 hatte sie die That unter mannichfachen Abwechselungen und unter Angaben ihrer Helfershelfer, die größtentheils gefangen saßen, erzählt; sie war Anfangs Juni nach Luzern abgeführt worden, aber erst am 25. September wurde in einem gerichtlichen Verhör eine Aussage darüber zu Protokoll genommen. Man nimmt an, daß sich diese auffällige Verzögerung nur dadurch erkläre, daß man von den Theilnehmern erst Eingeständnisse über andere Verbrechen erwartete, um das Geständniß der Keller'schen Mordthat dann um so leichter zu erlangen, und daß man durch außergerichtliche Ueberredungen mit Klara und Barbara Wendel, durch Sammlungen von Notizen und heimliche Vorkehrungen die Procedur vorbereiten und einleiten wollen.

Vom 23. September bis zum 3. November 1825 ward nun die strenge gerichtliche Untersuchung fortgesetzt, und sie führte zu folgendem Ergebniß, welches das Fundament eines neuen Criminalprocesses ward.

Der Krüsihans (Johann Wendel) hatte mit dem Alt-Bäckeler (Joseph Kappeler, Vater) und anderen, theils unmittelbaren, theils mittelbaren Theilnehmern und Mitwissern, darunter Klara Wendel selbst, den Schultheiß Keller in die Reuß gestürzt und auf diese Weise ermordet. Die Mehrzahl der Theilnehmer waren der That geständig und behaupteten, den Mord auf Anstiften zweier angesehener Männer vollbracht zu haben, des Oberamtmanns Joseph Pfyffer von Heidegg

und des Arztes Dr. Leodegar Corraggioni d'Orelli, Beide in Luzern, Beide Mitglieder des täglichen Rathes.

Die Verhörcommission machte dem täglichen Rathe der Republik von diesem außerordentlichen Ergebnisse Anzeige, legte die Schlußverhöre der Inquisition bei und trug darauf an, die beiden bezeichneten Anstifter, Pfyffer und Carraggioni, in Verhaft zu bringen. Der tägliche Rath ließ beide Herren, die so schwerer Anklage erlagen, verhaften und der Untersuchungscommission übergeben.

Inzwischen waren sämmtliche, bei dem Gaunerprocesse betheiligte Cantone durch Abgeordnete von neuem zu einer Conferenz in Luzern zusammengekommen. Diese Conferenz ließ alle Acten durch eine Commission untersuchen, wobei viele Bedenklichkeiten über die Zuverlässigkeit laut wurden. Die Versammlung erklärte darauf, daß die Keller'sche Angelegenheit wegen ihrer Wichtigkeit eine von dem übrigen Gaunerprocesse abgesonderte Procedur erfodere, und daß die Ehre des Cantons, seiner Regierung, ja die der ganzen Eidgenossenschaft eine gründliche und unparteiische Untersuchung erfodere. Diese könne aus mehren Gründen, unter andern auch wegen Ueberfüllung der Gefängnisse, in Luzern nicht stattfinden, und weil nach den Acten schon Mittheilungen zwischen den Gefangenen und andern Personen statt gefunden haben sollten. So mußte die Versammlung auch rügen, daß noch nicht einmal die beiden Töchter des Verstorbenen gerichtlich vernommen waren; und dies geschah erst jetzt auf ihr Verfügen neun Jahre nach dem Vorfall, wobei sich Das ergab, was wir in der Vorerzählung erwähnt haben.

Der Keller'sche Proceß ward hierauf, unter Beistim-

mung von Luzern, in Zürich durch eine gemeinschaftliche Untersuchungscommission vorgenommen, deren Präsident der Landamman Sidler von Zug, deren Verhörrichter H. Escher von Zürich, und deren Beisitzer der Geheimerath von Steiger von Bern und der Regierungsrath von Mohr, von Luzern, waren.

Der erste Actus, welcher nicht eigentlich von der neuen Commission, aber in ihrer Gegenwart vorgenommen wurde, war merkwürdig. Die Gefangenen, welche von der bisherigen Commission der neuen Commission übergeben werden sollten, wurden nämlich noch einmal, in Gegenwart der Mitglieder der letztern, von der ersteren summarisch verhört, wobei die neuen Commissarien nur als Zeugen auftraten. Bei diesem summarischen Verhör nun widerriefen sogleich die Meisten alle ihre bisherigen Eingeständnisse. Sie wollten den Schultheiß Keller nicht ermordet haben, und nur die beiden Schwestern Klara und Barbara Wendel blieben bei ihrer ersten Aussage.

So in Widersprüche verwickelt erhielten die neuen Richter einen der schwierigsten, weitläufigsten Processe, auf den die Augen der ganzen Schweiz gerichtet waren, in zwiefacher Beziehung. Es handelte sich um einen der wesentlichsten Uebelstände, an welchem die Eidgenossenschaft leidet, um ihre rechtlosen, flüchtigen, verfolgten Mitbrüder, die Heimatlosen, die eben dieser, ihr rechtloser, Zustand Verbrecher zu werden zwingt; und hierin wurde durch die nun erfolgende gründliche Untersuchung viel Licht verbreitet, aber über Verhältnisse, über die Manche gern einen Schleier hätten ruhen

gelassen, weil die Entdeckung keine Heilung des Uebels herbeiführte. Gestraft wurden Viele, gebessert wurden weder die Nichtgestraften noch der allgemeine Zustand.

Es handelte sich aber auch um eine specielle Frage, die von genereller Bedeutung war. Wenn die beiden angeschuldigten Männer aus Luzern wirklich die Mörder ihres Schultheißen waren, so war dies kein einzelner Mord, keine leidenschaftliche That aus Jähzorn, Rache oder Habsucht begangen. Es konnte, so urtheilte die öffentliche Meinung, nur ein politischer Mord sein, die wilde, finstere That einer Partei. Also war der Zustand dieser Partei so erbittert, daß sie schon Meuchelmörder dung, um sich ihrer politischen Gegner zu entledigen; so waren die reinsten, edelsten Charaktere nicht mehr gesichert vor Dolch und Gift, wenn sie hohe Aemter bekleideten, nach denen die andere Partei aspirirte. Wenn die Jesuiten so einflußreich waren, daß sie die Sinne zweier bis da geachteter, begüterter, in Würden und Ansehen stehender Männer so verwirren konnten, welche Macht mußten sie auf die rohe, fanatische Menge auszuüben im Stande sein!

Es war nicht mehr die einfache Frage: ist Keller ermordet worden, und sind die Herren Pfyffer und Carraggioni die Anstifter des Mordes? sondern die Frage lautete: Hat die ultramontane Partei in Luzern, die in nächster, nach Einigen hochverrätherischer Verbindung mit der päpstlichen Nunciatur stand, Mörder gedungen, um das Haupt der freisinnigen Partei in Luzern über die Seite zu schaffen? So sah das Publicum sie an; es war eine Frage, geeignet die Parteiwuth auf das verderblichste anzufachen, und wären Parteimänner die Richter geworden, so konnte man das Aergste gewärtigen. Zum Glück gerieth sie in die Hände allgemein ge-

achteter und rechtlicher Männer, welche sich ihr mit ungetrübtem Eifer unterzogen und die Untersuchung in dieser Weise zu Ende führten.

Der Verhörrichter Hr. Escher, bei der zu Zürich versammelten Central-Verhörcommission, dessen: „Geschichtliche Darstellung und Prüfung der über die denuncirte Ermordung Herrn Schultheiß Keller sel. von Luzern verführten Criminalprocedur. Aarau 1826" wir unserer Erzählung zu Grunde gelegt, sagt in der Einleitung zu seiner Relation: „Mögen uns bei der Prüfung dieser Angelegenheit die Gesinnungen leiten, von denen der Verewigte, wenn er selbst bei wichtigen Straffällen dem Gerichtshofe vorstand und seine Amtsgenossen durch seine weisen Einsichten erleuchtete, beseelt war. Sowie das Andenken seiner unvergeßlichen Verdienste und der wichtige Verlust, der durch seinen Tod für die gesammte Eidgenossenschaft entstand, die möglichste Nachforschung und strengste Strafe fodert, wenn er durch ein Verbrechen der Finsterniß uns geraubt wurde, so würden wir seinen Schatten beleidigen, wenn durch übereiltes Verfahren oder Urtheil sein Name und sein Andenken die Veranlassung eines Justizmordes werden sollten."

Mit diesen Gesinnungen ging die Commission bei der schwierigen Untersuchung zu Werke.

Sie fand so den Zustand des Processes:

Klara Wendel war die Erste gewesen, welche in einem Verhör zu Glarus des an dem Schultheißen verübten Mordes Erwähnung gethan. Es schien ein ganz freiwilliges Geständniß. Später gestand ihr Bruder, der Krüsihans, nach der allgemeinen Ermahnung zur Wahr-

heit, und sonst ungefragt: er habe an einem großen Herrn von Luzern in Gesellschaft mit Andern einen Mord begangen. Nachher nannte er den Schultheiß Keller.

Allmälig waren fünf Herumstreicher als Mitthäter bezüchtigt und der That geständig: der Krüsibans, der Jung-Bäckeler (der junge Kappeler), der Twerenbold, und Klara und Barbara Wendel. Aus ihren Geständnissen stellte man Folgendes zusammen: Sie fanden sich am Tage der That auf einem Feuerplatze, unweit dem Rothen (einem Bade, eine halbe Stunde von Luzern) zusammen. Von da begaben sie sich in das Lädeli, ein in der Nähe des baseler Thores stehendes Schenkhaus und tranken mit einander. Da beschied sie der Schlifertoni (Anton Hauser, sein wahrer Name) in die Stadt. Sie kehrten in dem verrufenen Schenkhause „zur Taube" ein. Dort trafen sie den Doctor Carraggioni. Einige wollten auch noch zwei andere Herren gesehen haben. Gegen Abend verließen sie, in zwei Parteien getrennt, die Stadt und trafen auf dem Gute des Verwalter Lutiger wieder zusammen. Von da begaben sie sich in ein Wäldchen, in der Nähe des Keller'schen und des Pfyffer'schen Landhauses. Ein Knecht des Oberamtmann Pfyffer rief sie später in das Haus. Hier ward ihnen zu trinken gegeben. Herr Pfyffer trank mit ihnen und blieb, so lange sie da waren, bei ihnen. Alsdann schwärzten sich Einige von ihnen die Gesichter mittelst einer Farbe, welche sie aus der Stadt mitgebracht. Beim Weggehen sagte Herr Pfyffer zu ihnen: sie sollten sich gut halten, wie sie es versprochen hätten.

Nun ward dem Schultheiß Keller aufgelauert. An dem Wege, der vom Möllithor herführte, hielten Twe-

renbold und Jung-Bäckeler Wache. In einiger Entfernung hielten sich die Weiber. Außer den beiden Wendel's hatte sich nämlich noch eine dritte, Maria Ulrich, zum Bunde eingefunden. Zu ihnen gesellte sich noch ein damals angestellter Landjäger Kratz. Von einem der am Wege stehenden Männer ward das verabredete Zeichen gegeben, daß der Schultheiß komme. Als der Herr sich einem bestimmten Orte näherte, stürzten der Krüsihans, Alt-Bäckeler (der alte Kappeler) und Fridolin Zimmermann auf ihn los, griffen ihn bei der Brust und am Gurt, rissen ihn „durch die Matte," und „pufften ihn hinunter," und warfen ihn in die Reuß.

Nachdem der Herr im Wasser verschwunden war, kehrten die Thäter ins Haus des Pfyffer zurück. Hier ward ihnen wieder zu trinken gegeben. Einige aber liefen die Reuß hinunter, um zu sehen, daß der Leichnam nicht etwa ans Ufer geschwemmt werde. Dann traten sie den Rückweg nach der Stadt an. — Barbara Wendel will noch im Pfyffer'schen Hause gewesen sein, als die Keller'schen Töchter jammernd und weinend über den vermißten Vater dorthin kamen.

In der Stadt kehrte das Gesindel diesmal im Hause des Doctor Carraggioni selbst ein, der sie in seine Apotheke führte und ihnen hier ein Getränk von rother Farbe vorsetzte, auch, gleich dem Oberamtmann Pfyffer, selbst mit ihnen trank. Dann gab der Doctor ihnen baar Geld; nach Aussage der Barbara Wendel dem Krüsihans vier Kronenthaler. Doch schwankten die Aussagen hierüber unter den Betheiligten. Klara Wendel sprach von fünf Louisdor. Der Twerenbold und Jung-Bäckeler wollten nur drei Zehnbatzenstücke empfangen haben.

Aus Carraggioni's Hause kehrte die Bande auf den früher verlassenen Feuerplatz beim Rothen zurück. Hier

erst ließ der Krüsihans sein geschwärztes Gesicht sich vollends rein waschen.

Dies war der Hauptinhalt der gravirenden Aussagen, so viel man derselben aus den schwankenden, oft sich widersprechenden Aussagen der Thäter zusammenstellen konnte. Es waren acht Jahre seit der That verstrichen; auch gebildetere Personen möchten Vieles von den Einzelheiten vergessen, vermischt haben; um wie viel mehr Leute von der Bildung dieser Herumstreicher, welche in der Unmasse von Verbrechen, welche sie in der Zeit begangen, — ja ihr ganzes Leben seitdem war eine Reihe von Verbrechen gewesen — sich selbst über die einzelnen nicht klare Rechenschaft zu geben wußten. Daß zum Beispiel der Twerenbold sich der That wohl erinnerte, aber der Namen der beiden Anstifter nicht entsann, deren Wohnungen er genau angab, wollte nichts bedeuten. Ebenso wenig, daß der Alt-Bäckeler, der nach allen Angaben als der Hauptthäter erschien, hartnäckig alle Theilnahme und Mitwissenschaft an dem Verbrechen in Abrede stellte. Die andern fünf, der Krüsihans, Jung-Bäckeler, der Twerenbold und Klara und Barbara Wendel waren der That in ihren Hauptmomenten geständig. Von den andern Dreien, welche auch der Mitthäterschaft bezüchtigt waren, als die Maria Ulrich, der Fridolin Zimmermann und der ehemalige Landjäger Kratz, waren die ersteren Beiden noch nicht vernommen worden, als die Untersuchung abgegeben wurde, der Kratz war aber inzwischen verstorben.

Fünf Personen bezüchtigten übereinstimmend zwei angesehene Männer der Anstiftung eines Meuchelmordes. Freilich, wenn man das moralische Gewicht der Ankläger und der Angeklagten in eine Wagschale that, so wurden die Ankläger zu leicht befunden. Aber sie klag-

und mehr von den Feinden des Herzogs, namentlich durch die Stuartspapiere ausgesprengt. Wir selbst fanden im Schlosse Newark in dem Archive der edlen Familie Buccleugh, als uns in unserer Jugend ein liberaler Zutritt vergönnt war, eine eigenhändige Schrift von Monmouths Gattin, nach welcher diese Zusammenkunft wirklich statt gefunden hat. Welches aber die nähern Umstände derselben gewesen, scheint der Nachwelt ein Geheimniß bleiben zu sollen, denn auch der Geistliche wurde entfernt und hörte nur noch, wie die Herzogin nach einer feierlichen aber stummen Begrüßung von beiden Seiten den schweigenden Gatten anredete: „Monmouth, wir sahen uns lange nicht." Monmouth erröthete und faßte ihre Hand, wie beschämt von nicht erwarteter Milde, und doch schien aus seinen Augen ein Etwas zu sprechen, das nicht auf unbedingte Unterwerfung deutete.

Nach einer Stunde führte man die Kinder hinaus in das Vorgemach. Nur Harriet stand hier allein in der Fensternische. Sie konnte dem Drange nicht widerstehen, Monmouths Kinder an ihr pochendes Herz zu drücken. Den Schleier zurückwerfend stürzte sie auf das jüngste zu, es knieend in ihre Arme zu schließen. In dem Augenblicke

ten nicht allein die beiden Luzerner, sondern zugleich sich selbst eines todeswürdigen Verbrechens an. Sie räumten ein, daß sie selbst die That, welche Jene nur angegeben, ausgeführt hatten. Wenn man weiß, wie schwer gemeine Leute vor Gericht dazu zu bewegen sind, auch wenn sie schon der Theilnahme an einem Morde überführt und geständig sind, einzuräumen, daß sie selbst den letzten Schlag gegeben, daß ihre Hand an der Gurgel des Erwürgten war, wie sie gar zu gern, aus abergläubischer Unkenntniß der Gesetze, Andere vorschieben und sich nur eine mittelbare Theilnahme vindiciren, etwa daß sie dem zu Erdrosselnden nur die Füße gehalten, oder die Arme, daß er sich nicht wehren konnte, und sie vermeinen, dadurch etwas von der Schärfe des Gesetzes von sich abzuwenden — der Criminalist, sage ich, der von diesem psychologischen Erfahrungssatz ausgeht, muß ein bedeutendes Gewicht für die Wahrheit der Aussage jener Gauner in dem Umstande finden, daß die Aussage zugleich ein Bekenntniß des allerschwersten Todesverbrechens war, eines, welches in den Augen dieser Leute schwerer war, als die Anstiftung selbst. Und fünf Personen stimmten in dieser Aussage, in diesem Bekenntniß überein! Was konnte sie bestimmt haben, sie, die freilich Verbrechen begangen hatten, aber leichterer Art, sich freiwillig eines Mordes zu zeihen, der unfehlbar eine schmachvolle Todesstrafe in seinem Gefolge hatte?

Auf diesen Geständnissen beruht der ganze Beweis des Thatbestandes, der Thäterschaft. Für das Motiv sorgte die allgemeine Meinung. Sie ist ausgedrückt in einer Stelle, welche wir in der Escher'schen Darstellung finden: „Nicht als Opfer roher Brutalität, ja nicht einmal blos durch den Streich abfälliger Feinde; nein als das Opfer höherer politischer Zwecke, als Opfer

weitere Untersuchung, die ihn graviren durfte, ablenken wollen! Diese Meinung theilten aber damals alle Gebildete in Luzern. Bei der äußersten Schwäche dieser Anzeigen blieb also der ganze Beweis auf den Aussagen der fünf Verbrecher ruhen. Aus ihnen mußten sowol der Thatbestand des Verbrechens, als die Thäterschaft hergestellt werden.

Ein corpus delicti war nicht da, und konnte nach den Verhältnissen nicht da sein. Auch wenn die That sich grade so verhielt, wie die fünf Verbrecher sie angaben, so konnten sich keine näheren Spuren finden, ja nur denken lassen, als man wirklich gefunden hatte. Wenn sie den Unglücklichen „hinuntergepufft" hatten, so wird er ziemlich ebenso in den Strom gefallen sein, als wenn er, von einem Schwindel befallen, ausgeglitten und hinabgestürzt wäre. Möglich freilich wäre, daß er sich vertheidigt, seine Angreifer in die Haare gefaßt und einen Büschel in der Hand behalten hätte. Aber davon haben die Verbrecher nichts angegeben. Sie faßten ihn am Gurt und an der Brust und stießen ihn hinab. Ein Mehr konnte hier nach Lage der Dinge zum Beweise des Thatbestandes nicht gefodert werden, als die Zeugenaussagen, in Verbindung mit der Auffindung der Leiche im Strom bekunden, insofern diesen selbst volle Beweiskraft beigemessen würde. Auf die Prüfung, ob sie Beweiskraft an und für sich hatten, kam es also zuerst und vor Allem an, und demnächst, ob sie, nach dem geschehenen Widerruf, denselben noch behielten.

Abgesehen von dem ganz besondern, gravirenden Umstande, daß die Zeugen durch ihr Zeugniß sich selbst anschuldigten, springt für jeden Unbefangenen die große Unwahrscheinlichkeit ihrer Angaben in die Augen. Es wiederholt sich hier eine Angaben- und eine Complott-

geschichte, wie wir sie in den Fällen der Ermordung des Fualdes und des Pater Thomas in Damascus (den Fall von Fonk können wir aus den dort angegebenen Gründen nicht hierher zählen) aufgeführt und beleuchtet haben. Die juridische Wahrheit wird durch den Mund zweier Zeugen festgestellt; aber auch der Mund von fünf Zeugen kann für die moralische Ueberzeugung etwas nicht feststellen, was dem gesunden Sinn als eine relative Unmöglichkeit erscheint.

Zwei angesehene, begüterte Bürger eines Freistaates, Beide Mitglieder der ersten Staatsbehörden, Glieder achtbarer Geschlechter, Väter geehrter Familien, sollen sich aus politischem Haß (denn eine Privatfeindschaft fand notorisch nicht statt) entschlossen haben, das Haupt der Republik, einen allgemein verehrten, auch von ihnen seiner Verdienste wegen anerkannten Mann, meuchelmörderisch umbringen zu lassen! Sie waren Beide nicht mehr in dem Alter — Pfyffer war an 70 Jahr — wo man ein sicheres Glück wilden Leidenschaften opfert. Wenn die That mislang, entdeckt wurde, so war ihr und der Ihrigen Glück und Ruhe vernichtet. Und was, wenn sie gelang? Eine große politische Spannung fand im Cantone statt. Erst vor zwei Jahren hatte er eine neue Verfassung erhalten, welche die widerstreitenden Ansichten und Interessen ausgleichen sollte; aber die gemäßigt liberale Partei, welche am Ruder war, hatte mit den Extremen von beiden Seiten zu kämpfen. Wurde durch den Meuchelmord ihres Oberhauptes die Partei vernichtet? Wie die Sachen standen, mußten die Reactionaire erwarten, daß, sobald nur der Verdacht eines solchen ruchlosen Verbrechens entstand, die entgegengesetzte Partei Oberwasser erhielt; wie es denn auch in der That eintraf, daß nach Keller's Tode das Haupt

der Liberalen, Am Rhin, zum Schultheiß erwählt wurde. Wäre also auch ein Motiv, so wäre doch kein vernünftiger Zweck bei dem Morde gewesen. Und von einer blind leidenschaftlichen Erbitterung, die aus wilder fanatischer Rachsucht die eigenen Interessen vergißt, lag nichts zu Tage.

Aber gesetzt, der politische Fanatismus habe sie über alle Rücksichten sich hinwegsetzen lassen, ist es denkbar, daß sie mit solcher Unbesonnenheit, solchem grenzenlosen, unbegreiflichen Leichtsinn zu Werke gehn konnten? Männer, welche das wagen wollten, hätten anders verfahren. Wäre kein einzelner Banditenarm in dem nahen Italien zu erkaufen gewesen, in den italienischen Cantonen, wo das Blut heißer rinnt und Thaten dieser Art häufiger vorfallen? Ein irgend verständiger Mann — und Beiden als Mitglieder einer Regierung mußte man doch so viel Verstand zutrauen — wäre hinüber gereist, hätte hier den sichern Mann sich ausgesucht, dessen er bedurfte, und wahrscheinlich hätte er sich ihm im Dunkel der Nacht, unter einer Maske gezeigt, er hätte jedenfalls Alles gethan, um ihm nicht Blicke in seine Heimlichkeiten, in seine häuslichen Verhältnisse zu gewähren. Er hätte nicht mit einer ganzen Bande, sondern mit ihrem Haupte und ganz in der Stille verhandelt. Statt dessen verhandelt der Oberamtmann Pfyffer mit einer ganzen Bande hergelaufenen Gesindels, die er nicht kennt, nicht einmal genau ihre Anzahl weiß; er läßt sie in seine Wohnung kommen, er trinkt, schwelgt mit ihnen, und das nicht genug, er läßt sie auch durch seinen Knecht rufen, statt sich, in den Mantel gehüllt, zu ihnen in den Wald zu begeben und sie verstohlen durch die Hinterthür in sein Haus zu führen! Auch genügt es nicht, daß er sich ihnen zeigt, nein, auch sein Mitver-

schworener, der Doctor Carraggioni, geht zu ihnen und führt sie in sein Haus und tractirt sie, wo Alles das besser und gefahrloser mit etwas mehr Geld abgethan gewesen wäre. Ja, wo es sich um das Regiment in einer Republik, um den Mord eines Cäsar im Kleinen handelt, werden fünf bis neun Banditen mit vier Kronenthalern oder höchstens mit vier Louisdor bezahlt, und murren nicht darüber, und zufrieden mit dem Lumpengelde, wo sie im Besitz so schwer wichtiger Zeugnisse gegen reiche, vornehme Staatsmänner sind, machen sie während acht Jahren nicht die geringsten Anstrengungen ihre Kenntnisse zu versilbern! Das wäre in der Gaunergeschichte unerhört.

Wir sagten, Pfyffer und Carraggioni verhandelten mit Gesindel, das sie nicht kannten. Aber sie kannten es so vollkommen, wie nur schweizer Obrigkeiten ihre Heimatlosen, als die unzuverlässigsten Taugenichtse von der Welt. Jeder von ihnen konnte sie jeden Tag, mit oder ohne Absicht, aus Bosheit oder aus Schwatzhaftigkeit, in der Trunkenheit oder in der Tortur des Kerkers, vielleicht um Gnade zu erhalten für andere Vergehen, angeben und ins Verderben stürzen. Abgesehen von der großen Anzahl der Gauner — ziemlich dieselbe wie im Fualdesschen Processe — so muß sich das Erstaunen darüber noch vermehren, daß außer einem alten, versoffenen Kerl, dem Alt-Bäckeler (welcher aber hartnäckig die Thäterschaft leugnete), zwei halb erwachsene Bursche von 15 und 16 Jahren (Twerenbold und Jung-Bäckeler), Krüsihans, ein entlaufener Bauernknecht von damals 21, Fridolin Zimmermann, ein Kesselflicker von noch nicht 22 Jahren, und außerdem drei blutjunge Mädchen von 18 — 13 und 12 Jahren sich darunter befanden. Diesem Complot vertrauten zwei erprüfte Magistratspersonen ihr Geheimniß

an! Wie war es denkbar, daß sie, solche schlechte Wahl als möglich gedacht, auch zu dem beabsichtigten Morde noch drei wehrlose, furchtsame Mädchen, von denen zwei noch wirkliche Kinder waren, hinzuzogen, oder nur zuließen? Schon Krüsihans und Alt-Bäckeler, zwei so gewitzigte Verbrecher und Taugenichtse, würden diese Weibspersonen, die nur schreien, stören, die Flucht erschweren, plaudern und nicht helfen konnten, bei einem so ernsthaften Unternehmen fortgewiesen haben. Die Männer, und gar schon ein Theil derselben waren genug um die That zu vollbringen.

Nach einer solchen That, deren Bedeutung auch dem stumpfsinnigsten Buben klar sein mußte, würden diese Freien doch geeilt haben, sich auf nächtlichen Wegen über die Cantonsgrenzen zu entfernen. Aber statt dessen kehrten sie in die Stadt zurück, in Gesellschaft, und in die Wohnung des Herrn Carraggioni und ließen sich dort mit Getränken bewirthen. Die Schenke „zur Taube" war verrufen wie nur eine in der Schweiz, sie ward auch von Obrigkeits wegen geschlossen, und dieses Haus gerade, das kein anständiger Mann ohne böse Nachrede betreten durfte, sollten Männer wie die genannten, erwählt haben, um sich daselbst mit den Mördern — und das noch bei hellem Tage — zu treffen und zu verabreden?

Ferner, wenn es eine Mordthat war, so war es eine vorausbedachte, und man hatte Erkundigungen eingezogen. Diese aber mußten dahin lauten, daß der Schultheiß nicht allein aus der Stadt gehen würde, sondern in Begleitung seiner beiden Töchter. Diese, deren weiße Kleider in der Nacht leuchteten, mußten auch von den Posten der Mörder am Thore bemerkt sein. Was war die Ansicht oder Absicht der Mörder hinsichts ihrer;

denn daß Keller zufällig allein und in der Mitte zwischen Beiden zu gehen kam, konnten sie nicht vorauswissen? Wollten sie den Vater zwischen den Töchtern ergreifen und in die Reuß stürzen, die Töchter aber verschonen, um sogleich ein Hülfegeschrei, Aufstand zu erregen und gefährliche Zeugen wider sich zu haben? Oder sollten auch die Töchter als Opfer fallen, eine doppelte Mordthat, durch welche es dann vollends unmöglich geworden wäre, der Sache den Anstrich eines zufälligen Verunglückens beizulegen? Wir geben zu, daß dieser Einwand gegen die Wahrscheinlichkeit kein schlagender ist, denn wo die That einmal mit so unbesonnener Leidenschaftlichkeit unternommen war, ließe es sich denken, daß man in derselben blinden Wuth auf die Gegenwart der Töchter gar keine Rücksicht genommen hätte. Es wäre die Losung gewesen: Drauf los! und: Fort mit aller Rücksicht! Welchen Seelenzustand, welche furchtbare Zerrüttung der socialen Zustände, welchen grimmigen Parteikrieg, der bis zur Krisis gekommen, setzte aber dies voraus; und davon ist keine Spur. Und sei die Nacht noch so stürmisch gewesen, wo neun Menschen einen Angriff auf einen Mann machen, der in der Mitte zwischen zwei andern Personen, wenn auch in gewisser Entfernung, von ihnen geht, und diese Personen, Damen, von Natur ängstlich, werden durch die Schrecken des Weges gewiß noch ängstlicher gewesen sein und ihr Ohr wach gehalten haben, und man sollte denken, daß die vorangehende oder nachkommende, doch etwas Ungewöhnliches sollte wahrgenommen haben, einen Schrei, einen Kampf, einen Sturz, Fußtritte, das Rauschen der Büsche. Es ist möglich, daß die Mörder wie lauernde Tiger auf ihr Opfer gestürzt sind, und im Nu den

Mord vollbracht haben und sogleich entflohen sind; aber es ist nicht wahrscheinlich.

Die Verbrecher wurden allerdings, jedoch erst später, über diesen Mord befragt, aber ihre Auskunft darüber war dunkel, alle widersprachen sich. — Der Krüsihans will die „Weibervölker" hinter Herrn Keller gesehen haben. Aber vermuthlich wären sie in die Stadt zurückgekehrt; denn bei ihm waren sie nicht mehr, als es losging. — Barbara Wendel meint, die Töchter wären vorangegangen. Wenn er in ihrer Mitte gekommen wäre, dann hätte die That nicht verübt werden können. Klara Wendel gab ausweichende, unbestimmte Antworten: sie wäre nicht weit von ihm, aber während der That nicht an seiner Seite gewesen. Als man sie fragte: warum des Schultheißen Töchter keinen Lärm machten, antwortete sie: „Sie werden es, denk' ich, nicht gesehen haben." Man stellte ihr vor, daß der Schultheiß in ihrer Mitte gekommen wäre. Ganz ausweichend erwiederte sie hierauf: „In diesem Falle würde es vermuthlich auf eine andere Mode gegangen sein." Jung-Bäckeler und Twerenbold erinnerten sich des Umstandes nicht bestimmt.

Die Unwahrscheinlichkeit der Aussagen sollte auch vom formellen Standpunkt aus durch das Nichtdasein des corpus delicti hervorgehoben werden. So streng unsere Proceßgesetze den Beweis desselben fodern, wo es nicht da ist — durch zwei unverwerfliche übereinstimmende Zeugen und das Zeugniß des Schuldigen selbst — so kann Schreiber dieses in diesem Falle doch kein so besonderes Gewicht darauf legen, um aus dem Umstande des Nichtvorhandenseins des Thatbestandes und der mangelhaften Führung des Beweises für seine Existenz, die Unwahrscheinlichkeit der Denunciation noch verstärkt zu

ſehen. Er kann ſich hier nur auf den Standpunkt einer Jury ſtellen, und dieſe würde, wenn die Ausſagen und Zeugniſſe ſonſt das Gepräge der Wahrſcheinlichkeit an ſich trügen und mit andern Anzeigen übereinſtimmten, ihren Spruch des Schuldig nicht um deshalb zurückhalten, weil die obducirenden Aerzte keine Merkmale einer Gewaltthätigkeit entdeckt hatten, noch entdeckt haben konnten, da Keller nicht erdroſſelt, oder unter den Fauſtſchlägen ſeiner Mörder, ſondern in beiden möglichen Fällen durch den Sturz ins Waſſer umgekommen war. Sämmtliche Verletzungen, die man an ihm gefunden, wahrſcheinlich in Folge des Sturzes vom felſigen Ufer, waren nicht tödtlich. Aber auch die Verletzungen, welche die Verbrecher durch ihre rohen Fäuſte ihm beigebracht haben könnten, konnten nicht tödtlich geweſen ſein. Es kommt in ihren Ausſagen nichts vor, daß ſie blanke Waffen, Stöcke oder Steine geführt hätten. Sie ergriffen ihn nur an Gurt und Bruſt und ſtießen („puffteu") ihn hinunter. Die Unwahrſcheinlichkeit ihrer Ausſage iſt hierdurch, durch den Mangel des corpus delicti, nach unſerm beſten Einſehen, nicht erhöht; wol aber durch die an Wahrſcheinlichkeit grenzende Möglichkeit, daß der dem Schwindel unterworfene, an den Augen leidende Mann, auf dem abſchüſſigen, ſchlüpfrigen Wege ausgeglitten ſein kann, ſowie durch die im Obductionsbericht angenommene Wahrnehmung, daß in ſeinen Zügen der Ausdruck des tiefſten Friedens gelegen.

Weit wichtiger ſind die Widerſprüche, in welche die Zeugen untereinander und in ihren verſchiedenen Angaben mit ſich ſelbſt geriethen, um die Unwahrſcheinlichkeit ihrer Ausſagen ins Licht zu ſtellen. Die Geſchwiſter Wendel wollten nach dem Morde wieder in Herrn Pfeffer's Haus gegangen ſein, wo ſie getrunken; die

rauſchte die Mutter herein. Die Thränen vermochten nicht den klaren Blick der Herzogin zu trüben.

„Wer iſt die Lady?“ fragte ſie eine Kammerfrau, welche die von Harriets heftiger Bewegung erſchreckten Kinder an ſich zog, ohne Auskunft geben zu können.

Harriet erkannte die Herzogin. Schmerz und Stolz kämpften mit tauſend Gefühlen ohne Namen in ihrer Bruſt. Sie fühlte ſich herabgezogen zu den Füßen der Beleidigten, ohne das ſtolze Bewußtſein in ſich zu verläugnen:

„Verlangt nicht meinen Namen, gnädige Frau, ich bin eine Räuberin, die in Eure Rechte trat, die Euch das köſtlichſte Gut entzog, und jetzt doch keinen Vorzug behalten hat, die mit Euch, Ihr mögt ſie verachten und zurückſtoßen, den ungeheuren Schmerz theilt.“

Eine unwillkürliche Regung des Stolzes ließ die Herzogin ſich aufrichten und eine Bewegung machen, als wolle ſie die Knieende verlaſſen. Aber ein Blick auf Harriets Schönheit, auf Schmerz und Stolz im großen Auge, auf die bittende Stellung zwang ſie wieder zu verweilen.

„Lady Harriet Wentworth!“ ſagte ſie zögernd.

„O Ihr ſeid reich, und ich bin ſehr arm,“

Klara meint, sie seien bis 11 Uhr da geblieben, die Barbara aber, es sei nicht lange gewesen, sondern nur bis Herrn Keller's Tochter dahin kam. Der Jung-Bäckeler und Twerenbold dagegen behaupteten, sie seien gar nicht mehr zu Herrn Pfyffer zurückgekehrt, sondern hätten ihm durch ein Husten die Keller'sche Ankunft verabredetermaßen zu wissen gethan, und dann wären Alle nach dem Morde zum Doctor Carraggioni gegangen, wo sie wieder den Herrn Pfyffer angetroffen hätten. Es würde überflüssig sein, alle diese Widersprüche auszuführen. Dagegen heben wir einige Momente hervor, durch welche die Unwahrscheinlichkeit der Unmöglichkeit nahe gerückt wird.

Die betheiligten Gauner gaben, einer wie der andere, an, daß sie in der Schenke zur „Taube" sich versammelt und dort den Dr. Carraggioni angetroffen hätten, sowie daß dieses Wirthshaus damals von zahlreichen Gästen besucht worden. Nun ist aber durch Vernehmung des ehemaligen Wirthes und durch Zeugnisse der Policei erwiesen worden, daß diese Schenke im Jahre 1816 bereits von Obrigkeitswegen, der lüderlichen und verrufenen Wirthschaft wegen, geschlossen war und so beaufsichtigt wurde, daß auch ein geheimer Verkehr daselbst nicht stattfand.

Der Krüsthans und Jung-Bäckeler hatten mehre bestimmte Diebstähle an gewissen Orten verübt, von denen Klara Wendel und auch Jung-Bäckeler selbst aussagten, sie seien in dem nämlichen Herbste vorgefallen, wo Herr Keller starb. Diese Diebstähle sind actenmäßig ermittelt, aber erst im Jahre 1817 verübt, also ein Jahr später, als der Keller'sche Todesfall. Irrthümer in der Zeitangabe sind erklärlich, wo so viele Jahre wie hier dazwischen lagen; dennoch erinnert sich gerade der

gemeine Mann solcher bestimmten und für ihn wichtigen Vorfälle sehr genau, nicht nach den Jahreszahlen, sondern nach dem Zusammentreffen mit andern Ereignissen, die seinen Kalender bilden. Ebenso behauptet Krüsihans, daß seine Beisälterin Verona Wagner, die übrigens bei der That unbetheiligt ist, ihn an dem Mordabend mit Seife von der Schwärze, mit der er das Gesicht bestrichen, gereinigt habe. Aber Beide haben ihre Verbindung erst im Jahre 1817 angeknüpft, und sind früher nie zusammen gewesen.

Wir gaben das Resumé der Mordgeschichte, wie es sich nach vielfachen Verhören, Privatunterredungen der Untersuchungsrichter mit den Verhafteten und nach mehren Confrontationen der letztern unter sich herausgestellt hatte; die abweichenden Aussagen hatten sich ausgeglichen durch gegenseitige Nachgiebigkeit. Aber wenn man die Geschichte des Werdens dieser Hauptgeschichte verfolgt, so verschwindet, wie von ihrer innern, so von ihrer äußern Wahrscheinlichkeit sehr viel.

Die Erste, welche des Keller'schen Mordes erwähnt hatte, war, wie angegeben, Klara Wendel. Sie hatte gelegentlich bei einer andern Erzählung davon gesprochen. Bei dem eigens deshalb angesetzten Verhör erzählte sie eine Geschichte, welche mit der, wie sie in letzter Auflage erscheint, sehr wenig gemein hat. Danach hatten zwei Leute, Namens Meyer und Leder, als Herr Keller aus der Stadt kam, sich gestellt, als ob sie in der Reuß fischten, und da er ihnen nahe kam, stießen sie ihn, gleichsam als geschähe es von ungefähr, in die Reuß. Dann fischten sie noch zum Schein weiter, in der Hoffnung, er werde unten am Walde hangen bleiben, wo sie ihn dann berauben wollten. Sie wollte die Geschichte entweder von Leder selbst, oder von Fridolin

Zimmermann gehört haben, der den Meyer genau kenne. — Demnach wäre der Mord am Tage vorgefallen, da man wenigstens nicht in einer stürmischen, finstern Regennacht fischt; es war also eine offenbare Lüge. Schon am folgenden Tage erklärte sie aber Klara Wendel selbst ganz naiv dafür. In acht aufeinanderfolgenden Verhören trug sie den Fall nun mit solchen Variationen vor, daß sie jeden Tag etwas Anderes vorbrachte. Zunächst hatte statt des Leder der Fridolin Zimmermann die That verübt. Dann nannte sie den Alt- und Jung-Bäckeler als Thäter; später ihren Bruder, den Krüsihans und den Twerenbold. Anfangs wollte sie die Geschichte nur vom Jung-Bäckeler bei einer zärtlichen Unterredung gehört haben. Dann war sie Augenzeugin der Verabredung gewesen. Endlich aber wollte sie selbst mit der Maria Ulrich der Ermordung von dem Ufer drüben zugesehen haben. Einmal sollte Herr Keller haben spazieren gehen wollen; dann habe er ins Wasser hinabgeschaut, und da hätte man ihm den Stoß gegeben. Ueber die Zeit und was für Wetter gewesen, brachte sie die verschiedenartigsten Angaben zum Vorschein. Einmal sagte sie: „Wenn nicht schön Wetter gewesen, so wäre er wol nicht spazieren gegangen." Daß ein 20jähriges Mädchen sich in den Angaben über eine That, welche sie in ihrem 12. Jahre erlebt, vielfach irrt, ist nichts Unnatürliches; solche Widersprüche erschüttern aber das ganze Fundament ihrer Aussage.

Nicht sicherer erschien der weit ältere Krüsihans in seinen ersten Angaben. Da heißt es: „Wir warfen den Herrn Nachmittags in die Reuß. Der Herr las. Als wir bei einander vorbeikamen, grüßte er uns, und Bäckeler gab ihm einen Stoß. Als wir das gethan, erschraken wir doch und kamen auseinander. Ich ging

durch das Wäggisthor in „die Stadt". Nachdem er mit Barbara und Klara Wendel mehrmals confrontirt worden, änderte und besserte er seine Aussagen, bis sie so ziemlich mit denen der beiden Schwestern übereinstimmten.

So in sich selbst zerfallen waren die Aussagen der Zeugen, und im Widerspruch mit den wirklich ermittelten Thatsachen. Jede hatte andere Wahrnehmungen, andere Erinnerungen, die nur nothdürftig, durch Verhöre, Ermahnungen, Einschüchterungen, zuletzt in Einklang gebracht wurden. Sie Alle waren in einer großen, furchtbaren Lügenschule erzogen; ihr weites Gewissen erlaubte ihnen, Alles auszusagen, wovon sie sich einen augenblicklichen Vortheil versprachen, und schon morgen waren sie geneigt, die heutige Aussage zurückzunehmen, wenn ihnen dadurch ein anderer Vortheil erwuchs; vielleicht wenn der Untersuchungsrichter es wünschte. Die geschwätzige Klara Wendel sagte ja Alles aus, was man von ihr verlangte, wenn ihre Eitelkeit, bei ihren Richtern in Ansehen zu steigen, von ihnen belobt und bewundert zu werden, dadurch befriedigt wurde. Ihre Schwester Barbara hatte den eigenen Bruder, den Krüsihans, den Landjägern verrathen, und er ward zum ersten Male gefangen, nicht weil er in seiner Vorsicht nachgelassen, sondern weil ihr ein Liebesverhältniß mit den Landjägern in dem Augenblicke angenehmer war und alle anderen Erinnerungen und Rücksichten in den Hintergrund drängte. Ueberdies hatte einer der bezüchtigten Hauptthäter, der Alt-Bäckeler, von Anfang an alle Theilnahme und Mitwissenschaft beharrlich geleugnet; drei der Theilnehmer hatten ihre Geständnisse widerrufen, als sie sahen, daß die Untersuchung an eine andere Behörde überging. Auch Barbara

Wendel widerrief. Endlich auch Klara Wendel; anfangs die ganze Geschichte; nachher äußerte sie sich schwankend. Was die Anstiftung durch Herrn Pfyffer beträfe, so sei die erlogen, aber die Mordthat sei doch begangen, durch den Alt-Bäckeler, den Krüsihans und den Anderen.

Was blieb nun noch übrig von der ganzen Geschichte? Immer das merkwürdige, ungewöhnliche Factum, daß fünf Personen, in der Hauptsache wenigstens übereinstimmend, sich zu einem todeswürdigen Verbrechen bekannt hatten. Die Eine (Klara Wendel) ohne alle äußere Veranlassung, die Andere (Krüsihans) zwar später, aber auch unaufgefodert. Die neue Untersuchungscommission hatte zu prüfen, ob dem Widerrufe oder den früheren Geständnissen vorzugsweise Glauben beizumessen sei? Sie hatte eine ungeheuere Arbeit, denn die frühere Untersuchung, zum Theil in den kleinern Cantonen, von nicht ordnungsmäßig besetzten Gerichten willkürlich geführt — die Acten bestanden oft nur aus Papierzetteln, auf die man gelegentlich Notizen aufgenommen, und erst nachher hatte man sie zusammengeheftet und mit Bleistift paginirt — bot der Mängel, der Unregelmäßigkeiten so viele, daß die ganze Untersuchung eigentlich von Neuem wieder angefangen werden mußte. Das Resultat, die moralische Ueberzeugung stellte sich dabei zwar schlagend heraus, eine, die wir kaum auszusprechen brauchen, dennoch aber scheinen die politischen Rücksichten, welche dabei obwalteten, ein anderes Resultat verhindert zu haben, nämlich das, das vorige Untersuchungsverfahren einer neuen Untersuchung zu unterwerfen.

Es ist erwiesen, daß in den engen Gefängnissen von Glarus und Luzern vielfache Communicationen zwischen den Verbrechern unter sich und Unterstechereien mit Per-

ſonen außerhalb ſtattgefunden, daß Einſchüchterungen, Drohungen auf die Gefangenen eingewirkt, daß ſie ihre Ausſagen erweitert, verändert haben, daß ihre Glaubwürdigkeit demnach ganz und gar, abgeſehen vom Widerruf, erſchüttert wird. Aber es iſt nicht dargethan, woher Klara Wendel's erſtes Geſtändniß entſprungen iſt? Dieſe erſte Quelle bleibt in einem geheimnißvollen Dunkel verhüllt, wie denn dieſe ganze Perſon, trotz ihrer naiven Plauderhaftigkeit, noch immer als eine räthſelhafte Erſcheinung beſteht.

Wie die andern Gauner auf ihre Angaben geleitet wurden, darüber gibt uns die Eſcher'ſche Darſtellung wenigſtens bedeutſame Winke.

Krüſibans ſagte: er ſei einſt von dem früheren Verhörrichter, Herrn Am Rhin, im Gefängniſſe befragt worden: ob er nichts vom Alt-Bäckeler wiſſe? und dann: ob er nicht wiſſe, wie der Schultheiß Keller in die Reuß gefallen ſei? Dann habe ihn der Actuar Rikenbach einſt gefragt: ob er über keine That Auskunft geben könne, die Alt-Bäckeler einſt in der Gegend von Luzern verübt? Er antwortete: „Ja, Alt-Bäckeler hat einſt einen Mann über die Brücke in den Krimbach geſtürzt.“ Rikenbach wollte davon nichts hören, „ſondern von einem Höheren ſei die Rede.“

Krüſibans beklagte ſich ferner, er ſei im Gefängniß zu Luzern ganz unmenſchlich behandelt worden. Einſt trat Herr Am Rhin mit dem Thurmwart und zwei Landjägern zu ihm ein, und fragte ihn: ob er nichts wiſſe? Als er erklärte, daß er nichts wiſſe, ließ ihn Herr Am Rhin abwechſelnd durch den Thurmwart und den einen Landjäger — während der andere Wache ſtehen mußte — zwei Stunden lang ſchlagen. Nach 150 Streichen mußte ihn der Thurmwart halb todt auf-

beben. Nach einiger Zeit kam Herr Am Rhin wieder und fragte ihn, ob er gesund sei? Als er „Nein" antwortete, sagte der Richter, er werde mit dem Doctor Elmiger wiederkommen und ihn curiren. Der Krüsibans glaubte, der Herr meine unter dem Doctor Elmiger den Landjägercorporal, und der Thurmwart winkte ihm höhnisch zu: ja, ja der Doctor Elmiger werde ihn curiren, wie er, der Thurmwart, schon gethan. Darauf fragte ihn der Herr Am Rhin nochmals: was geschehen sei, als er mit Alt-Bäckeler in die Stadt gegangen? Als er von dem Sturz in den Krimbach reden wollte, sagte Am Rhin: davon wolle er jetzt nichts wissen, sondern wie er mit Alt-Bäckeler in Luzern gewesen, sich angeschwärzt und die Verona Wagener ihn dann abgewaschen habe. Dann ermahnte ihn auch der Rickenbach, er solle die Wahrheit freiwillig bekennen und sich erinnern daß er mit Alt-Bäckeler in Luzern ein Verbrechen begangen, das größer sei, als alle diejenigen, welche er in Glarus verübt. Da, erklärte Krüsibans, habe er erst gemerkt, was man denn von ihm wollte, und um nur nicht ferner so schlecht behandelt zu werden, habe er beschlossen, das Verbrechen über sich zu nehmen, da er ja ohnedies schwere Verbrechen genug begangen hätte.

Leider bestätigten die Acten die grausame Behandlung des Verbrechers in Luzern, eine Behandlung, welche nicht immer als Strafe für freches Leugnen, sondern in unsern Augen als eine Tortur gelten muß *).

*) Man erinnere sich der jüngsten in Zug vorgefallenen Torturgeschichte gegen einen dort angesessenen, wohlhabenden Goldschmied, der auf den Verdacht eine Caricatur gegen die Jesuiten verfertigt oder verbreitet zu haben, im Winter ohne Rock

So ward ihm am 16. April 1825 zuerkannt, „bis er sich der Wahrheit nähere", ihn auf Brot und Wasser zu setzen. Als er am 2. Mai wieder leugnete, wurde er krumm geschlossen, und mit Brot und Wasser fortgefahren. Aber er leugnete auch noch am 6. Mai, worauf ihm „wegen dieser unbegränzten Unverschämtheit" sechs Stockstreiche aufgemessen und verordnet wurde, ihm beide Hände zusammen und diese so zu den Füßen hinunter zu schließen, auch die Diät von Wasser und Brot fortzusetzen. Endlich machte er am 6. Juni einige Geständnisse und versprach noch mehre. Sogleich verbesserte sich seine Lage und er erhielt die frühere Thurmkost. So war ihm der Unterschied der Folgen auf Leugnen oder Gestehen deutlich genug gemacht. Dennoch antwortete er, beim achtzehnten Verhör, am 30. Juni, auf die Frage: „Worauf hast du dich seit heute Morgen besonnen?" — „Ich habe mich besonnen, aber nichts erinnert." Er erhielt abermals sechs Stockstreiche und ward wieder auf Wasser und Brot gesetzt. Hinsichts der nicht registrirten 150 Stockstreiche mußte Herr Am Rhin selbst einräumen, daß er den Krüsihans ein Mal im Gefängniß züchtigen lassen wegen eines Disciplinarfehlers, und weil er ihn verhöhnt hatte, doch habe die Züchtigung keine zwei Stunden gedauert. Der darüber vernommene Thurmwart bestätigte die Züchtigung und sagte aus, der Krüsihans habe sich darum zu Tode hungern wollen.

Erweislich ist diese Behandlung dem Verhafteten nicht grade in Bezug auf den Keller'schen Mord wider-

---

und Schuhe in einen kalten Kerker und darauf in eine überheizte heiße Stube geworfen wurde, um — zum Bekenntniß gebracht zu werden!

fahren; aber welche Glaubwürdigkeit bleibt der Aussage eines Verbrechers, der durch solche Qualen zum Geständniß gebracht wurde? Wo er schon so grausam wegen geringerer Vergehen gemartert worden, welche Aussicht stand ihm bevor, wenn man mit Ernst sein Bekenntniß über die Mordthat verlangte? Er hatte schon 237 Diebstähle und Einbrüche, mehre mittelst Einsteigen mit gewaffneter Hand, eingestanden, er wußte, daß sie ihm das Leben kosten mußten, er hatte schon andere, todeswürdige Verbrechen, aus Furcht vor der Marter bekannt; was kam es ihm also eigentlich darauf an, ob er noch einen Mord bekannte, den die Herren wünschten? Auf der einen Seite war sein Leben schon verwirkt, auf der andern konnte er sich einige Erleichterung seines Zustandes dadurch verschaffen.

Danach lauteten denn auch seine ersten Geständnisse: „Es sind mir zwei Mordthaten eingefallen, eine, die ich eingestehen mußte, die andere an einem großen Herrn zu Luzern, den ich mit dem Bäckeler in die Reuß geworfen." Auf die Frage: wie es mit dem großen Herrn zuging, antwortete er: „Probmäßig kann ich anfangs nur sagen, daß ich und Bäckeler es gethan; vielleicht half noch Jemand, worüber mir die Mutter helfen muß." — Er verlangte Nachhülfe von außen, um seine Angaben „probmäßig" zu machen. Darauf wußte er sich aber durchaus nicht des Namens des großen Herrn zu entsinnen. Erst auf die mindestens unvorsichtige Frage eines Beisitzers: ob er nicht etwa Schultheiß Keller geheißen, antwortete er: „ja ich glaube es", und von da ab wußte er, wen er ermordet hatte.

Wie es mit dieser Hülfe aussah, auf die Krüsihans wartete, ergibt sich zur Genüge aus dem Protokoll über

eine Confrontirung zwiſchen Barbara Wendel und ihm, die uns darin als Dialog mitgetheilt wird.

„Hans, wer war dabei, als Schultheiß Keller in die Reuß geworfen wurde?

Alt-Bäckeler und ich; weiß nicht beſtimmt, ob auch Jung-Bäckeler.

Barbara, ſag ihm, wer dabei geweſen.

Auch Jung-Bäckeler war dabei.

Hans, was ſagſt Du dazu?

Ja, ich glaube beſtimmt, Jung-Bäckeler ſei dabei geweſen, und dabei geweſen iſt er beſtimmt. Ich berief mich daher auf die Mutter.

Hans, warum berieſſt du dich auf die Mutter?

Weil ſie es auf alle Fälle ſo gut weiß, als ich, wo wir gelegen.

Hans, ſag' noch einmal, ob es Tag oder Nacht war, als ihr den Schultheiß in die Reuß warft?

Es war ſpäter, als ich geſagt, jedoch war es noch bei Tag.

Babi, was ſagſt du dazu?

Beſinne dich Hans, es war bei Nacht, und es war ſchlecht Wetter.

Hans, was ſagſt Du dazu?

Ja, es war ſpätlicht und gegen Nacht; aber, daß es ſchlecht Wetter war, erinnere ich mich nicht.

Hans, wo war Babi (Barbara), während der Schultheiß Keller in die Reuß geworfen wurde?

Es wird bei Mutter und Hanſeli geweſen ſein; Vreni (Verona) war, glaub' ich, noch nicht bei mir.

Babi, ſag' ihm, wo du warſt.

Ich ſtand neben Klara, Mei (Maria) Ulrich und Landjäger Alons Kreß in der Nähe in einer Matten oben.

rief Harriet, „Ihr ſeid Mutter, vierfach verjüngt lebt Monmouths Andenken mit Euch fort. Ihr dürft Monmouths Namen führen. Wenn Ihr alt werdet zeigen die Engländer auf Euch und flüſtern: „Das war die Gattin des Mannes, der für uns blutete,“ indeß ſie auf mich mit den Fingern weiſen und ſagen: „Das war die, welche ſeine Liebe der edlen Herzogin entwandte!“ Vom ganzen Monmouth nehme ich nichts als den Schmerz hinüber in die lange Wüſte des Lebens ohne ihn.“

„Steht auf, Lady Harriet, hier iſt nicht Euer Platz. Monmouths Vermächtniß vor mir, ſeiner Erbin, erhob Euch höher. Vor mir erklärte er Harriet Wentworth für ſeine Gattin im Angeſicht des Himmels!“

„Hat er das, und mir genügte doch ſeine Liebe? — Der Grauſame gegen Euch! O entgeltet mir das nicht.“

„Nein Lady, er war beredt, und ſchlug den Herzogstitel und die Mutter ſo hoch an wie Ihr gegen die Liebe. Doch auf, Lady!“ — ſie trat wirklich an Harriet heran und ſuchte ſie aufzuziehen — „die köſtlichen Minuten ſchwinden, eilt zu ihm hinein, er verlangt nach Eurem Scheidekuß.“

„Niemals; allen Rechten entſagte ich auf ihn.

Hans, was sagst du hierauf?

Es kann sein, aber ich wußte bis dahin nichts davon.

Hans, darfst du dem Jung-Bäckeler ins Gesicht sagen, daß er dabei gewesen, als Schultheiß Keller ins Wasser geworfen wurde?

Ja, wann es ist."

Auf gleiche Weise fand die Confrontation mit seiner Schwester Klara statt. Diese ward aufgefodert, die Umstände anzugeben, wie sie stattgefunden, und auf des Richters Frage: Hans, was sagst du dazu? wiederholte er, was Klara gesagt. Bei diesem Hineinfragen ist allerdings zu verwundern, daß die Zeugen noch in einzelnen Umständen von einander abweichen, wenn man darin nicht eine List gewahren will, welche indessen fast über die Begriffssphäre dieser geschwätzigen und stumpfsinnigen Verbrecher hinausgeht.

Die Geständnisse von Jung-Bäckeler und Twerenbold wurden ziemlich auf die nämliche Weise erlangt. Jung-Bäckeler hatte zu einem Zeugen gesagt: wenn man ihm Schläge gäbe, so wolle er glauben und aussagen, daß er den Teufel mit seinen Hörnern gemacht, wenn es schon nicht wahr sei.

Man hat viel auf die erwiesenen heimlichen Communicationen der Verhafteten unter sich gegeben; aber nach den Mittheilungen über die Art der Confrontationen bedurfte es deren kaum, denn Jeder erfuhr dort Alles, was er aussagen sollte, aus dem Munde der Barbara oder der Klara und eignete es sich nach mehren oder mindern Schlägen zu. Jung-Bäckeler und Twerenbold, welche anfangs geleugnet, bekannten später Beide in einer wunderbaren Uebereinstimmung; sehr erklärlich, da sich ergab, daß Beide in einem Gefängnisse gesessen hatten.

Auch ſagte Klara Wendel ſelbſt ſpäter in ihrer Art über die Verhöre aus: „Es iſt jetzt nur Eines ſchlimm, nämlich daß ſie (die frühern Inquirenten) Alles aufſchrieben, was ich ſagte, aber nicht was ſie ſagten.“ Und über die Confrontationen: „Ich will keine Confrontation; ich habe an der zu Luzern genug. Bei der in Luzern ſprach ich nicht vier Worte. Der Richter fragte mich immer nur: Klara iſt es ſo und ſo? und dann ſagte ich ja!“

Die erſte Ausſage der erſten Zeugin und der eigentlichen Hauptperſon in dieſem Denuciationsproceſſe bleibt, wie ſchon angegeben, in einem räthſelhaften Dunkel verhüllt. Nichts berechtigt zur Vermuthung, daß hier ſchon Einflüſſe von außen, politiſche Rückſichten obgewaltet haben, denn ſie hatte den Mord nur als die Freveltat zweier betrunkenen Menſchen bezeichnet. Aber deutlicher werden die Spuren darüber, wie die Geſchichte ſich bei ihr ausbildete und vielleicht ausgebildet wurde. Als die erſte Nachricht davon dem luzerner Schultheißen Am Rhin mitgetheilt wurde, dachte er an geheime Umtriebe, und muthmaßte auf Anſtifter und Anrather. Sein Sohn, Herr Am Rhin der Jüngere, bedingte ſich, als die Sache nach Luzern kam, ausdrücklich die Inquiſition über dieſe Keller'ſche Ermordungsſache aus. Ja, als er eidgenoſſiſcher Staatsſchreiber wurde, und alſo aus aller amtlichen Stellung zur Verhörcommiſſion geſetzt, nahm er doch noch außeramtlich den lebhafteſten Antheil daran. Er trat fortwährend als Verhörrichter auf, während der eigentliche Inquirent, der Dr. Heer, nur noch als Beiſitzer erſchien. Am Rhin, Sohn, beſuchte die Verhafteten in ihren Gefängniſſen und benutzte dieſe Beſuche, um Angaben zu erhalten oder — zu erpreſſen.

Als er auf das Unſchickliche dieſes Benehmens aufmerkſam gemacht wurde, ließ er dieſe Thurmverhöre durch den ihm ergebenen, ſehr jungen Actuar Rikenbach fortſetzen. Dieſer veranlaßte die Klara und Barbara Wendel, durch Suggeſtivfragen gegen die Herren Pfyffer und Corraggioni Anzeigen zu machen. Ja Klara brachte damals die Namen noch mehrer angeſehener Perſonen und Familien von Luzern, welche zur ultramontanen Partei gehörten, vor, und ſelbſt die päpſtliche Nunciatur ward mit als Anſtifterin des Mordes genannt! Man ließ aber die Vielen fallen und begnügte ſich mit zwei Opfern.

Als auch Klara Wendel endlich, die Letzte von Allen, ihre Ausſagen zurücknahm, erklärte ſie: „Rikenbach und Am Rhin fragten mich oft Sachen, von denen ich nichts wußte, und ließen mir keine Ruhe, bis ich was angab.“ Eigen iſt die Art, wie Barbara Wendel dazu verleitet wurde, grade den Doctor Corraggioni als Mitanſtifter der That anzugeben. In jenen Schweizercantonen hat Jedermann irgend einen Namen, den ihm das Volk gegeben und unter dem er im gemeinen Leben bekannt iſt. Gewöhnlich rührt er von ganz zufälligen Umſtänden her. So hieß Corraggioni bei den Leuten der Heubirlidoctor, der Heubirnendoctor. „Rikenbach war ein Mal bei mir im Zimmer,“ ſagte Barbara aus, „als ich ſchon bekannt hatte, daß Alt-Bäckeler und Krüſihans den Schultheiß ins Waſſer geworfen, und fragte mich, wer ſie bezahlt habe? Ich antwortete, ich wiſſe Niemand; ſie hätten ihm Uhr und Geld nehmen wollen. Er drang aber in mich, ich ſollte ihm ſagen, wer bezahlt habe? Nachher kam er wieder zu mir, als Rodel (der Thurmwart) mir grade große Birnen, Fäßlibirnen,

hereingegeben hatte. Er fragte mich wieder: wer bezahlt habe? Es sei doch ein großer Herr gewesen und eine ganze Familie? Nun sagte ich viele Namen von Luzernern, wie sie mir so einfielen. Da nahm er eine Birne und hielt sie mir vor, und fragte: Ist das keine Heubirne? Ich sagte: Nein, es sind Fäßli- oder Wegernser Birnen. Er lachte aber und sagte: das sind ja Heubirnen. Ich lachte auch, denn nun merkte ich's; aber ich sagte nichts, wußte aber, daß es einen Heubirler gebe, weil ich viel um die Stadt herum war, und dachte: der wird angegeben sein, als ob er bezahlt habe.

Auch Klara Wendel will auf ähnliche Art zur Angabe des Herrn Pfyffer veranlaßt sein. Der Actuar Rikenbach saß einst in ihrem Gefängniß am Fenster, während sie neben ihm stand. Sie sprachen von den Herren, die angestiftet, und „es mangelte Einer zum Anstiften". „Ja, sagte Rikenbach zu mir, einer pfeift und einer reitet; weißt du, was ich meine?" Klara antwortete: Nein! „Einen Pfeifer!" lächelte Rikenbach."

Durch ein ähnlich grobes Witzspiel wurde die Hauptangeberin noch zur Nennung anderer bekannter Namen, wie des Rathsherrn Fleckenstein durch Vorhalten eines Steines mit einem Dintenfleck, der päpstlichen Nunciatur durch Vorzeigen einer Zeichnung der Hausfronte, verführt, und was das Schlimmste ist, ihre Aussagen über diese Art, sie zu induciren, fanden, wie Escher berichtet, in den Erklärungen Am Rhin's und Rikenbach's ihre Bestätigung. Noch auffälliger war, daß, obwol Klara Wendel, außer den Herren Pfyffer und Corraggioni, auch die Rathsherren Segesser, Fleckenstein, Postmeister Bell, Advocat Baumann, Leuenwirth Weber

und die Nunciatur angegeben, wie sich bei der Untersuchung in Zürich ermittelte, Am Rhin dennoch von diesen Namen keinen einzigen in den Acten aufnehmen ließ, der Commission nichts davon anzeigte, ja der Klara Wendel ausdrücklich untersagte, diese Personen in den Verhören zu erwähnen. Als Grund dieser Zurückhaltung gibt uns Escher an, daß Am Rhin bei seinen Verwandtschaftsverhältnissen mit einigen der angezeigten Personen von der Untersuchung ganz hätte zurücktreten müssen. Auch hätte der gute Ruf, in welchem die meisten von diesen Neubeschuldigten standen, im Gegensatz mit der Unglaubwürdigkeit der Angeberin, eine stärkere Präsumtion erzeugen müssen, daß ihre Angaben erdichtet seien. Gilt dieses Argument, so gäbe es einen moralischen Rückschlag auf die Herren Pfyffer und Corraggioni, als wenn man gerade von diesen aus ihrer Partei Herausgerissenen sich vorzugsweise oder allein einer solchen That habe versehen können!

Doch über die Persönlichkeiten, der Kläger wie der Angeklagten, verbreitet sich der zürcher Berichterstatter aus weiser Schonung nicht weiter als es nöthig ist. Ihm gebot seine Stellung, sich damit genügen zu lassen, die höchste an Unmöglichkeit grenzende Unwahrscheinlichkeit der Denunciationsgeschichte herauszuheben, damit den Widerruf als vollkommen begründet zu erklären und endlich noch die einzelnen Anzeigen, welche gegen beide Angeklagte vorgebracht waren, in ihrer Nichtigkeit darzustellen. Wie schwach diese Anzeigen gegen Joseph Pfyffer von Heidegg waren, haben wir oben gezeigt; sie zerfallen in sich selbst. Gegen den Doctor Corraggioni ward angeführt, daß er den Gefangenen im Kerker oft Geld und Lebensmittel zufließen lassen, aber es geschah

offen, mit dem beſtimmt erklärten Willen, daß die Zuwendungen unter alle Gefangene, beſonders die Weiber und Kinder, vertheilt würden. Auch andere Einwohner von Luzern wetteiferten in dieſem Act chriſtlicher Mildthätigkeit. Ihm ward ferner die Art, wie er ſich vertheidigte und die gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen gegen die Ankläger zu ſchleudern ſuchte, zum Vorwurf gemacht. Aber Corraggioni war ein Parteimann, wie ſeine Gegner, und, wie es ſcheint, einer der Heftigſten der ultrakatholiſchen Partei. Er denuncirte ſeine Richter als von perſönlichem Haß und Rachſucht gegen ihn erfüllt und geleitet, und konnte die Thatſachen, auf welche er ſich berief, nicht beweiſen. Er betrachtete ſeine Richter als Feinde, die zu jedem falſchen Verdachte geneigt wären, und denen er deshalb auch das Unſchuldige verleugnen zu müſſen glaubte. Dies war eine falſche Art der Vertheidigung; aber er gebrauchte gegen ſeine Feinde die Waffen, deren dieſe, ſeiner Anſicht nach, ſich gegen ihn bedienten. Auch ſuchte er durch ſeine Hausgenoſſen eine Art Alibi in der angeblichen Mordnacht darzuthun. Wie wenig, unſerer Anſicht nach, ſolche Zeugniſſe zu bedeuten haben, wo die Zeugen über alltägliche Lebensbegegniſſe bekunden ſollen, welche an einem beſtimmten Tage vor langen Jahren — hier vor neun Jahren! — vorfielen, haben wir im Fonk'ſchen und Fualdes'ſchen Proceſſe ausgeſprochen. Doch nahmen die Richter in Zürich an, daß durch die Ausſagen jener Hausgenoſſen es noch wahrſcheinlicher geworden, daß der Doctor Corraggioni in jener Nacht an keinem Verbrechen könne Theil genommen haben.

Der genannte Fridolin Zimmermann und die Maria Ulrich wurden erſt ſpäter eingefangen. Ohne Mühe

wurden sie zum Geständniß ihrer wirklichen Verbrechen gebracht; dagegen leugneten sie beharrlich, irgend etwas von einer Mordgeschichte in Luzern zu wissen.

Endlich spricht ein schlagender Umstand für Joseph Pfyffer's Unschuld, wenn noch Zweifel darüber vorhanden sein könnten. Jener Nachbar Keller's, zu welchem die armen Töchter in der schrecklichen Nacht sogleich nach dem Verschwinden ihres Vaters in Thränen stürzten und den sie im Schlafrock ruhig im Kreise der Seinen bei der Abendmahlzeit fanden, derselbe, welcher sich sogleich auf den Weg machte, den Verschwundenen zu suchen, der zwei Mal in die Stadt lief, dort Anzeige machte und erst gegen Morgen in sein Landhaus zurückkehrte, wie Joseph Pfyffer von Heidegg. Die Thatsache spricht in Verbindung zur Geschichtserzählung der Gauner so deutlich, daß jedes Wort darüber überflüssig wäre.

Die Freisprechung der Angeschuldigten ergab sich von selbst. Der Riesen-Proceß gegen die Gauner — die species facti füllte allein 312 Folioseiten, die Beilagen 13 Bände — und seine Entscheidungen gehören nicht hierher; er gehört aber nicht allein in die schweizerische Criminalistik, sondern auch in die Geschichte der Eidgenossenschaft.

Der Proceß gegen die Pfyffer und Corraggioni erscheint als ein criminalistisches Monstrum, einer, in welchem das Wort „Inquisitionsproceß" in seiner nächsten Grundbedeutung, nämlich der des Hineinforschens auftritt. Die ganze Ermordungsgeschichte des Schultheiß Keller ward durch die Inquisition nicht ermittelt, sondern erst erzeugt. Der Krüsihans rief ein Mal höhnisch aus: „Schade für die Tinte, die in der Sache verschrie-

ben worden iſt!“ Doch werfe man uns weder vor, noch lobe man uns, daß wir aus dieſem einen Falle ein Verdammungsurtheil gegen den Inquiſitionsproceß herleiten. Die Geſchichte der Criminalproceſſe in den kleinen Cantonen der Schweiz, wo das Volk richtete und die Gerichte öffentlich waren, liefern noch entſetzlichere Beiſpiele einer verfehlten Juſtiz. Auch dieſer Fall iſt nur ein neuer Beleg, daß, wo Parteileidenſchaft zu Gericht ſitzt, die Gerechtigkeit durch keine Formen geſichert iſt.

Der päpſtliche Hof führte Beſchwerde bei der Eidgenoſſenſchaft über die Art, mit welcher Beſchuldigungen gegen die Nunciatur in dieſe Händel gemiſcht worden. Die Rathsherren Pfyffer und Corraggioni erlangten nur mit Mühe die Bewilligung zur perſönlichen Einſicht der Keller'ſchen Proceßacten und foderten darauf eine neue Unterſuchung gegen die Urheber des gegen ſie geführten Criminalproceſſes. In wie weit ihnen gewährt iſt und welche Genugthuung ihnen für den ihnen angethanen Schimpf geworden, darüber fehlt uns authentiſche Auskunft. Der Verhörrichter, Hr. Eſcher in Zürich, erntete für ſeinen trefflichen, der Oeffentlichkeit übergebenen Bericht zwar Lob und Anerkennung aller vorurtheilsfreien Freunde des Rechts und der Wahrheit; aber in einem Lande, wo die Parteien geſetzlich ſind und um das Regiment kämpfen, auch die Misbilligung und Gegnerſchaft Vieler, welche in andern politiſchen Ueberzeugungen auf ſeiner Seite ſtanden.

Ob und welche Nemeſis perſönlich Diejenigen ereilte, welche in dieſer ungerechten Verfolgung die Hauptthätigen waren, darüber fehlen uns, wie geſagt, die Nachrichten. Aber wenn ſie es im Sinn und Intereſſe ihrer Partei thaten, um das Regiment der Freiſinnigen in

Luzern gegen die Machinationen der Ultramontanen aufrecht zu erhalten, so ist die Strafe dafür, daß man gegen die Jesuitenpartei in blinder Rücksichtslosigkeit jesuitischer Mittel sich bediente, nicht ausgeblieben, und der völlige Sturz der Liberalen in Luzern und die zeitweilige Herrschaft der Ultramontanen daselbst darf in die Reihe der warnenden Beispiele aus der Geschichte eintreten, daß die beste Sache durch Lüge und Excesse sich untergräbt und für den Feind selbst in die eignen Mauern Bresche legt.

Nachschrift.

Das Schicksal des Wirthschaftschreibers Tarnow in Ostpreußen interessirte mehre unsrer Leser, die es uns zum Vorwurf machten, ihnen nicht nähere Nachricht darüber mitgetheilt zu haben, ob das Todesurtheil, welches in letzter Instanz gegen einen Mörder ausgesprochen worden, für den so viel mildernde Umstände das Wort führten, wirklich zur Ausführung gekommen sei? — Wir sind jetzt in Stand gesetzt, ihre Wißbegier zu befriedigen. Das Todesurtheil ward im Wege der Gnade in lebenswierige Festungsarbeit verwandelt. Tarnow betrug sich aber auf der Festung Friedrichsburg so schlecht, und gab fortwährend Beweise seiner großen Verdorbenheit, daß man ihn 1802 mit unter die gefährlichen 58 Subjecte wählte, mit denen man die preußischen Festungen und Arbeitshäuser räumen wollte. In Gesellschaft der berühmten Männer Exner und Aschenbrenner, trat er die Deportationsreise dahin an. — Die tragische Geschichte des Schwarzmüllers, wo Feuerbach es für angemessen fand, die Namen der Personen und Orte zu vertauschen, ereignete sich nicht, wie vermuthungsweise angedeutet ist, im baierschen Oberlande, sondern, wie uns von Unterrichteten mitgetheilt wird, in den ehemals fränkischen Gebirgsprovinzen, welche jetzt zu Baiern gehören, und in einer von Protestanten bewohnten Gegend.

Er ſoll mich nicht wiederſehn, Englands edelſter Mann ſoll nicht erinnert werden in des Lebens heiligſter Stunde an ſeine Schmäche. Der Lebende gehört Euch, aber am Todten gönnt mir den Theil, der ganz England zukommt, ſein Gedächtniß."

Die Herzogin war gerührt: „Mylady," ſagte ſie, „der Herzog wird hier durchkommen. Steht auf!"

„Erlaubt mir nur einmal ſeine Kinder, Eure Kinder, ans Herz zu drücken. Die Unſchuldigen wiſſen ja noch nicht, daß ich eine Verbrecherin bin gegen ihre Mutter; ich will ihnen kein Gift, keinen Zauber einhauchen, keinen Haß, nur die Verehrung, wie ſie für ihren Vater jedem Engländer die Bruſt entflammt und glaubt mir, edle Herzogin, in keines Buſen lodert ſie höher als in meinem."

Die Herzogin führte die beiden Töchter, die ſich verwundert und ſcheu über den ſeltſamen Anblick an ſie feſtklammerten, zu der ſchönen fremden Frau. Sie beugte ſich, küßte Harriets Stirn, und war verſchwunden als dieſe aufblickte. Aber die Kinder waren geblieben, indem auf der Herzogin Befehl zwei Kammerfrauen warteten, bis Harriet ſie von ſich ließe. Es ſchien als ſpreche die knieende Lady einen Segen über die vier ſchuldloſen Häupter, als ein Geräuſch aus den anſtoßenden Gemächern die

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Fünfter Theil.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der
neue Pitaval.

Eine Sammlung
der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben
vom
Criminaldirector Dr. J. E. Hitzig
und
Dr. W. Häring (W. Alexis).

Fünfter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS

Inhalt des fünften Theiles.

Seite

Warren Haſtings (1786—1788—1795—1813) . 1

Der Sohn der Gräfin von St. Geran (1641 — 1651 — 1666) 135

Ludwig Chriſtian von Olnhauſen (1800) 200

Mary Hendron und Margaret Pendergras (1727) . 227

Zur Geſchichte der engliſchen Highwaymen.

1. Spiggot und Phillips (1720) 240

2. Gentlemen-Highwaymen. Hawkins und Simpſon (1721 — 1722) 256

3. Ein Highwayman als Memoirenſchreiber und ein Highwayman aus Liebe. Ralph Wilſon und William Barkwith (1721 — 1722) 277

Erner (1802 — 1805) 305

Der Doctor Caſtaing (1822 — 1823) 331

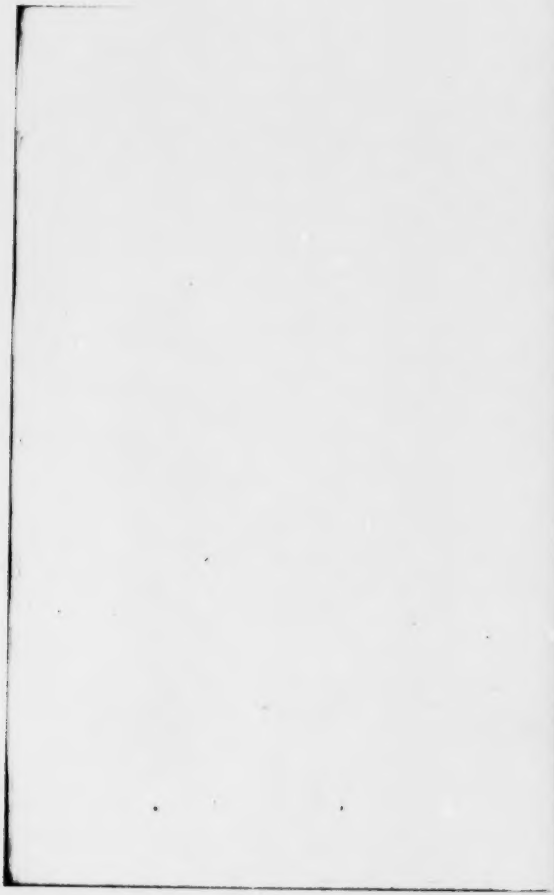

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Warren Hastings.

1786 — 1788 — 1795 — 1813.

Unter allen Criminalproceſſen, die in das Gebiet der Politik überſpielen, hat keiner ein ſo welthiſtoriſches Aufſehen erregt, als der, welcher vor dem engliſchen Parlamente gegen Warren Haſtings, den geweſenen Generalgouverneur von Indien, geführt wurde. Die lange Dauer, die Wichtigkeit des Gegenſtandes, die Schwere der Anſchuldigungen, das hohe Tribunal, die großen weltberühmten Namen ſeiner Ankläger, das Mitleid und die Bewunderung auf der einen, der Haß und der Abſcheu auf der andern Seite gaben ihm dieſe hiſtoriſche Bedeutung; aber ſie iſt um ſo merkwürdiger, weil dieſer Proceß nicht die Lücken einer matten, intereſſeloſen Zeit ausfüllte, wo der Sinn des Menſchen nach aufregender Nahrung ſucht, und wenn es an großen Thaten fehlt, mit großen Verbrechen zufrieden iſt. Nein, er ſpielte zu einer Zeit, wo ohnehin alle Gemüths- und Geiſteskräfte angeſpannt wurden von Erſcheinungen und Fragen, welche die alten Staaten und Königreiche in ihrem Innerſten erſchütterten und der Welt eine neue Geſtalt gaben. Der Proceß, in ſeinem erſten Beginn, das iſt in der üblen That

selbst, hub an, als noch die europäische Politik in tiefem Gedankenfrieden schlummerte. Aber erst als Amerika aufgestanden war und die Ketten abschüttelte, die es an England banden, erhob sich die Anklage gegen den Mann, dessen Thaten oder Verbrechen so groß erschienen, daß, es ist nicht zu viel gesagt, das verlorene Amerika in England über Warren Hastings' Proceß vergessen wurde. Mit ungemeiner Bitterkeit ward er Jahre hindurch geführt, lange der einzige, wenigstens erste Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, bis ein neues, gewaltigeres Weltdrama, die französische Revolution, sie nicht gerade von ihm ablenkte, aber durch ihre Erschütterungen doch verursachte, daß man den minder wichtigen Hader um Vergangenes wegen der ungeheuern Fragen der Gegenwart und Zukunft schneller austrug, als es sonst der Fall gewesen wäre. Aber auch da, als man, bald nach der Schreckensherrschaft in Frankreich, um mit der Sache nur fertig zu werden, Warren Hastings freisprach, war der moralische Proceß nicht eigentlich zu Ende. Noch einmal, 1813, trat der Greis ins öffentliche Leben, und hier erst, als er zufällig im Parlament erschien, erfolgte durch eine allgemeine Acclamation die Ehrenerklärung der Nation als letzter Act der Untersuchung.

Und nicht England allein nahm diesen lebendigen Antheil. Der Proceß ward ein Gemeingut der gebildeten Welt; selbst damals, als der Sinn für öffentliches Leben tief begraben in den vergessenen Erinnerungen einer andern Vorzeit ruhte, waren Warren Hastings und seine Verfolger der Gegenstand der Neugier und Unterhaltung unter unsern Vätern. Man haßte ihn auch in Deutschland den furchtbaren Tyrannen, und man bewunderte auch unter uns den großen Staatsmann und seufzte um seine Freisprechung.

Ein Proceß, welcher ſolche Wirkungen hervorbrachte, mußte einen Stoff haben, der das allgemein menſchliche Intereſſe in höherm Grade als eine Criminalgeſchichte in Anſpruch nimmt, die nur das Gefühl und den Verſtand anregt, aber wenn der Schauer vorüber und die ernſteren Fragen gelöſt ſind, ihre Anziehungskraft verliert. Proceſſe dieſer Art kannte eigentlich nur die alte Welt, und auch hier nur das alte welterobernde Rom, das ſeine Proconſuln in die unterworfenen Länder ausſandte; und wenn ſie zu arg wirthſchafteten, wenn die Klagen der Unterdrückten zu laut ſchrieen, alsdann traten Ankläger wider ſie auf, und das römiſche Volk entſchied, nicht darüber, ob ſie eigennützig und gewaltthätig gewirthſchaftet, denn das ließ ſich vom Begriff eines Proconſuls nicht trennen, wol aber darüber, ob ihr Regiment von ſolchem böſen Scheine geweſen, daß das römiſche Volk, ſeiner eigenen Majeſtät willen, dazu das Auge nicht zudrücken dürfe. Zeugen wurden dann vernommen, Reden und Gegenreden ertönten auf dem Forum, und das Volk entſchied, je wie der Angeklagte unter den herrſchenden Parteien mehr Freunde oder mehr Feinde hatte, gegen oder für ihn.

Haſtings' Proceß war nicht der erſte der Art in England; kurz vor ihm war ein ähnlicher gegen einen andern Gouverneur in Oſtindien, gegen den Lord Clive, geführt worden. Aber ungleich wichtiger war dieſer zweite, weil es ſich um die Frage handelte: ob große Verdienſte in der Politik einen Anſpruch geben, daß die ſtrafende Gerechtigkeit über große Verſündigungen hinweggehen dürfe?

Warren Haſtings war der eigentliche Schöpfer der heutigen Macht der Briten in Oſtindien; er hatte ſie mehr als einmal vor vernichtenden Angriffen gerettet, er

Wärterinnen zwang die Kinder zu sich zu rufen. „Ihr Vater darf sie nicht noch einmal sehen," flüsterte man, und Harriet war allein. Die Kinder, froh wieder zur Mutter zu kommen, hüpften lustig in ihren weißen Festkleidern die Treppen hinunter, um den Schmerz der Menge zu vergrößern: „Sie freuen sich, und ihr Vater wird hingerichtet," raunte man sich zu.

„Nicht noch einmal sehen!" diese Worte der Kammerfrau dröhnten noch Harriet ins Ohr, als es zu spät war den Entschluß auszuführen und der frühere Vorsatz schon vereitelt war. Monmouth trat am Arm des Geistlichen durch das Kabinet. Er blieb stehen und Harriet hörte im einen Augenblicke die Worte, die er zum Prälaten sprach: „Das ist nicht Eure Nichte!" im nächsten lagen beide sich fest in den Armen. Doch nur auf wenige Momente regierte die Macht der Leidenschaft über den Sieg, dessen die Lady sich rühmen zu können hoffte. Sie riß sich los und trat, die hohe Gestalt voll ehrfürchtiger Scheu, zurück.

„Meine Harriet," flüsterte Monmouth, die Hand bittend ihr entgegen reichend, „warum erst jetzt — erst hier?" Die Worte verstummten, aber sein Blick sprach von Vergebung. Da sprang

hatte ihrer Herrschaft so viel Länder und Fürsten unterworfen, daß es ein Reich wurde, größer als das der vereinigten Inselreiche, größer als das Mutterland selbst, dies war seine That; sein Verbrechen waren die Mittel und Wege, die er dazu angewandt. Das Reich aufzugeben, das er für sie erworben, fiel keinem Engländer ein, aber die Art zu misbilligen, wie es erworben war, schien Vielen eine Pflicht der Pietät, vielleicht aus einer Art abergläubischer Eingebung, um den Fluch abzuwenden, der auf solcher Erwerbung lastet.

Der Proceß gegen Hastings war, gleich jenem auf dem römischen Forum, ein rein politischer Proceß. Weder die Satzungen, noch die Formen des bürgerlichen Rechts haben hier Gültigkeit. In diesen Regionen existirt weder ein Gesetzbuch, noch eine Proceßordnung; wer die Macht hat, entscheidet nach seinem Willen und Gewissen, unbeschränkt von den mehr oder mindern Rücksichten, die jede irdische Macht zu beobachten hat. Die allegirten Gesetze, die gewählten Formeln sind ein Spiel, womit die höchsten Richter das Publicum unterhalten, oder ihr eigen Gewissen beschwichtigen. Es ist, wie in der Politik und Geschichte selbst, wo auch kein Codex des Völker- oder Naturrechts ausreicht, um festzusetzen, was dafür gelten soll; der Erfolg allein dictirt das Recht, die Machthaber wählen unter allen Formen und Satzungen; die ihnen beliebigste ist die gültigste. Nicht im Buchstaben des Gesetzes ruht daher für den Unschuldigen in diesen politischen Processen eine Bürgschaft, sie ist allein für ihn da, wo das Verfahren öffentlich ist, wo Richter und Machthaber unter der Controle der moralischen Macht stehen, welche den Spruch in letzter Instanz fällt. Wo die eine Rücksicht ihnen vor Augen steht, ihr Verdict darf nicht gegen das allgemeine Gefühl, gegen Sitte und

Vernunft verſtoßen. Darum ging Struenſee unter, auch angeklagt um Verbrechen, für die es keine Geſetze gab, weil er im Verborgenen gerichtet wurde, und ſeine Feinde die Saat des Haſſes ungeſtört unter dem Volke ausſtreuen konnten. Glücklicher Warren Haſtings, deſſen Proceß vor den Augen des ganzen engliſchen Volkes, ja der ganzen Welt geführt wurde; und das Volk, das das Schlimmſte von ihm erfuhr, daß er menſchlich ſchwer gefehlt, erfuhr zugleich durch die Procedur, wo auch ſeine Verfolger menſchlich fehlten in ihrem zu weit getriebenen, rückſichtsloſen Grimm. Es compenſirte endlich, als es durch die lange Dauer des Proceſſes den Angeklagten für genug geſtraft hielt, ſeine Fehler mit ſeinen Tugenden und ſeine Uebertretungen mit den Uebertretungen ſeiner Gegner. Erſt als das ganze Publicum nach einer zehnjährigen Unterſuchung ihn — ich ſage nicht für unſchuldig, aber — für ſtraflos erklärte, ſprach auch das Parlament das Urtheil aus, welches in ſeinem Weſen mehr einer Begnadigung, als einer Freiſprechung gleichkam. Es war der Gerechtigkeit genügt, und die ſegensreichen Folgen hat die Nachwelt geerntet.

Ueber zehn Jahre im Weſentlichen und über ſieben Jahre in der formalen Behandlung währte Haſtings' Proceß. Unſere Aufgabe, den Fall in unſere causes celèbres einzureihen, würde weit die ihr geſtellten Grenzen überſchreiten, wollte ſie, wie in andern Criminalfällen, den Hergang der Gerichtsverhandlungen, alle Acte, den Fortſchritt der Ermittelungen und der Defenſionalpunkte berichten. Dazu gehörten Bände, nicht ein Aufſatz. Auch den Richtern wuchs die Aufgabe ſo über den Kopf, daß ſie zuletzt ein ſinnreiches Verfahren einſchlugen, um nur mit der Sache fertig zu werden. Sie iſt fertig in der Geſchichte, und über die Haupttbatſachen dürften

wenig Zweifel mehr obwalten. Auch wir halten uns daher für berechtigt, hier sogleich mit dem historischen Zusammenhang anzufangen, wie er nach den glaubwürdigsten Zeugen feststeht, — er enthält die Haupt-Thatsachen der Anschuldigung und der Vertheidigung — und die formalen Proceßacte an ihrer Stelle nachzuschicken. Die Literatur über den Proceß Hastings' ist sehr reich; es bedarf aber kaum der vergessenen Werke, da ihr Inhalt bereits in der englischen Geschichte selbst lebt. Als unvergeßliche Zeugnisse werden die weltberühmten Reden der Ankläger für alle Zeiten Bedeutung haben. Sheridan's funkelnde Beredtsamkeit hat sich nie zu gleich kühnem Schwunge erhoben; aber Edmund Burke's Reden als Hastings' Ankläger sind die anerkanntesten Muster und Meisterwerke parlamentarischer und gerichtlicher Beredtsamkeit, Zeugnisse, wie auch Haß und Entrüstung begeistern können und Werke hervorbringen, welche an Vollkommenheit mit den Vorbildern der Classiker den Vergleich nicht zu scheuen haben. Auch Deutsche traten als Zeugen über den Proceß auf, und Georg Forster ist kein unbedeutender, was die letzten Acte desselben betrifft. Von einem Geistlichen, Gleig, sind vor Kurzem Memoiren über Hastings' Leben, aus Originalpapieren gesammelt, erschienen. Aus der Masse mehr oder minder wichtiger Documente geht indeß nicht mehr zur Aufklärung über Hastings' Thaten und Charakter hervor, als wir schon wissen, nur daß der Sammler sich gedrungen fühlt, in einen unmäßigen Lobeshymnus über den Verkannten auszubrechen. Ungleich wichtiger ist eine Abhandlung über Hastings' in einem neueren Hefte des Edinburgh review, von der Feder eines ausgezeichneten Schriftstellers, in dem man einen der ersten Gelehrten und Parlamentsredner Englands, der selbst einige Zeit als Generalgouverneur in

Indien gelebt, zu erkennen glaubt. Unter der Form einer Kritik jenes Werkes gibt er die zusammenhängendste Geſchichte Haſtings' und ſeines Proceſſes, aus Archiven, Druckſchriften und eigener Anſchauung des Schauplatzes ſeiner Thaten, und mit einer Deutlichkeit und Kritik, daß dem Leſer kaum etwas zu wünſchen übrig bleibt. Es iſt dieſer Aufſatz, dem wir im Ganzen bei unſerer Darſtellung folgen werden.

In der Dorfſchule zu Daylesford in Worceſterſhire ſaß, etwa um die Zeit, als Friedrich der Große den Thron ſeiner Väter beſtieg, ein Knabe auf der Bank, wo die andern Bauerſöhne ſaßen, in derſelben groben Jacke, oft wol auch barfuß, wie ſie. Er aß mit ihnen daſſelbe Brot, lernte dieſelbe Wiſſenſchaft und ſpielte dieſelben Spiele. Nur fleißiger war er als die Meiſten, und mancher Bauer ſchüttelte den Kopf über den kleinen Warren, was der zuſammenleſe! Aber daß dem armen Kinde, welches das Gnadenbrot ſeiner Verwandten zehrte, große Dinge bevorſtänden, konnte Niemand in den Sinn kommen.

Daß er von beſſerer Abkunft war, wußte man wol, aber ſie war längſt verdunkelt durch Armuth und Unglück. Das alte graue Herrenhaus von Daylesford hatte ſeinen Vorfahren gehört. Die Erinnerung mochte aber eher zum Spott Anlaß geben, denn es war nicht die geringſte Ausſicht für die Familie, ihr ehemaliges Beſitzthum wieder zu gewinnen, vielmehr ging ſie ſchon ſeit Jahrhunderten und mit immer raſchern Schritten der Zeit entgegen, wo ſie ſich, wie ſo viele jüngere Zweige alter Häuſer, im Volke verlieren mußte.

Der junge Warren war der Sohn eines Taugenichts, Pynaston Hastings, der sich schon in seinem sechzehnten Jahre verheirathet hatte. Vater und Mutter waren, vermuthlich zu ihrem Glücke, schon gestorben, als ihr Kind noch in der Wiege lag, und dieses war seinem armen alten Großvater zur Erziehung anheimgefallen. Dieser Großvater hatte die Pfarrei in Daylesford; eine letzte Verleihung, welche der letzte Hastings, der das wüste Herrenhaus von Daylesford besaß, zu Gunsten seines Sohnes gemacht, ehe er, von Schulden gedrängt, das Haus und was noch daran hing, einem Kaufmann aus London verkaufen mußte. Der reiche neue Eigenthümer plagte den armen Pfarrer, dessen Stelle an und für sich schlecht war, dem er aber auch noch aus Uebermuth die Zehenten vorenthielt. Warren's Großvater starb später als völlig ruinirter Mann durch die Processe mit seinem Gutsherrn.

Vielleicht auch an gebrochenem Herzen, wenn er der ehemaligen Größe seines Hauses gedachte; denn die Erinnerung und der Stammbaum waren nicht mit dem Reichthume verwischt. Die Hastings rühmten sich uralter Abkunft, sogar von einem dänischen Seekönige wollten sie abstammen, der durch lange Jahre das Schrecken der englischen Küsten gewesen war. Doch auch in der beglaubigten Geschichte Englands werden verschiedene ihrer Mitglieder mit Ruhm genannt und trugen hohe Ehren und Würden. Die Tudor's, deren treue Anhänger sie gewesen, verliehen ihnen die Grafschaft Huntingdon. Die Hastings von Daylesford galten als das Haupt dieser in viele Zweige zersplitterten Familie. Sie waren bis zu den Bürgerkriegen sehr reich und in hohem Ansehen, obgleich, wie das häufig bei den großen Familien der Gentry zutrifft, ihnen keine aristokratischen Titel und Ko-

nen zugefallen waren. Möglich auch, daß ſie dieſe neuern Ehren aus altem Adelsſtolze verſchmäht hatten. Aber im Bürgerkriege hatte ſich der damalige Beſitzer von Daylesford als ein zu eifriger Cavalier gezeigt; er hatte ſein Silbergeſchirr zu Geld für die königliche Armee münzen laſſen, und nachdem er ſein halbes Vermögen für die Sache der Stuart's geopfert, war er froh, mit der andern Hälfte durch Beſtechung ſein Leben zu erkaufen, als das Parlament geſiegt hatte.

Von da ab datirte der Verfall der Haſtings von Daylesford; aber der Knabe Warren dachte in ſeinen Holzſchuhen und bei ſeinem Trockenbrot, wenn er an den Mauern des Herrenhauſes vorüberging, nur an die Zeiten, als in den Hallen unter Herrlichkeit und Feudalglanz ſeine Väter auf ihrem Rechte ſaßen. Träumeriſch ging er auf den Feldern umher und maß die Grenzen mit ſeinen Schritten, auf denen ſie einſt geherrſcht, und nichts hörte er lieber, als die Erzählungen a'ter Leute von der vergangenen Zeit. An einem ſchönen Sommerabend 1740, er war etwa ſieben Jahre alt (Warren Haſtings wurde am 6. December 1732 geboren), lag er am Ufer des Baches, welcher durch die Beſitzungen ſeiner Väter ſich windet. Da ſtieg in ſeinen Phantaſien ein Traumbild auf, ein rieſenhafter Gedanke des armen Knaben: ſein Leben ſolle beſtimmt ſein, dieſe Beſitzungen wieder zu ſammeln; er wolle als Haſtings von Daylesford ſterben. Siebenzig Jahre ſpäter erzählte Warren Haſtings mit Wohlgefallen Allen, die es hören wollten, ſeinen damaligen Vorſatz, und das Merkwürdige iſt nicht ſowol, daß er durch Noth und Kümmerniß daran feſthielt, ſondern daß er dieſem Traume noch lebte, als Glück und Verdienſt ihn ſchon weit über dieſe beſcheidenen Wünſche hinausgetragen hatten. Als Herr von Indien, als ein

anderer Alexander, als ein König oder Sultan über 50 Millionen Menschen, die sich vor ihm in den Staub warfen, blieb es noch immer sein schönstes Lebensziel, Herr und Gebieter der Herrschaft von Daylesford zu werden. In diesem kleinen Vorfall spiegelt sich doch schon ein Zug seines Charakters, der ihn sein Leben hindurch begleitet: seine ruhige und durch Nichts zu überwindende Willenskraft.

Sein Oheim, Howard Hastings, der eine Anstellung in London hatte, nahm Warren in dessen achtem Jahre dahin, um ihm auf seine Kosten eine gelehrtere Erziehung zu geben. In der Schule von Newington lernte er ziemlich, aber bekam — sie war zugleich Pensionat — zu wenig zu essen. Hastings schrieb seine magere Statur auf Rechnung dieser magern Beköstigung. Mit dem zehnten Jahre in die Westminsterschule gebracht, schloß er mit dem nachmals berühmten Dichter Cowper die innigste Freundschaft, die weder die Zeit, noch ihre verschiedenen Ansichten trennen konnte. Cowper schwor so zuversichtlich auf seinen Freund, daß, als später das allgemeine Geschrei gegen den blutdürstigen, habsüchtigen Tyrannen sich erhob, der scheue und verschlossene Poet zu Jedem sagte, das sei ganz unmöglich, denn seinen Warren Hastings kenne er von außen und innen, und er sei der gutmüthigste Bursch, der keinem Wurm ein Leids anthun könne! So hatte Cowper unter Beten, Singen und Dichten in seiner kindlichen Zurückgezogenheit die Unschuld seiner Kinderjahre sich erhalten, daß er, dem das Gespenst der Erbsünde beständig als ein Schreckbild vor Augen schwebte, es doch nicht faßte, daß der Drang der Umstände einen edlen Geist vom Pfade des Rechten forttreiben könne.

Die nachmals in der Literatur berühmt gewordenen Churchill, Colman, Lloyd und Cumberland waren eben-

falls seine Schulcameraden; auch ein gewisser Elijah Impey, bestimmt, später eine bedeutende, aber verderbliche, Rolle in seinem Leben zu spielen.

Warren war ein vortrefflicher Schwimmer, Schiffer und Schüler. Bei allen Prüfungen war er der Erste und der Liebling des ausgezeichneten Rectors der Schule, Dr. Nichols. Sein Name glänzte schon mit goldenen Buchstaben, als Prämie seiner Verdienste, an der Mauer des Schlafzimmers, und eben wollte er, was wir nennen, zur Universität abgehen, als sein Oheim Howard starb, und mit diesem alle seine Aussichten auf eine gelehrte Laufbahn. Zwar hatte der Oheim die Sorge für den Neffen einem Mstr. Chiswick zur Pflicht gemacht, der sich auch derselben in soweit unterzog, daß er ihm eine Anstellung als Schreiber bei der ostindischen Compagnie verschaffte, aber durch Nichts zu bewegen war, ihn länger bei seinen Studien zu lassen. Umsonst bot sich Dr. Nichols an, er wolle auf seine eigenen Kosten Warren in Oxford studiren lassen; Mstr. Chiswick war froh, durch einen Dienst, der ihm nichts als ein Wort gekostet, seiner Last überhoben zu werden, und schickte im Januar 1750 sein kaum 17jähriges Mündel nach Kalkutta, gleichviel, ob aus ihm etwas dort werde, oder das Fieber ihn fortraffe. Er war ihn losgeworden.

Im October des nämlichen Jahres kam der Jüngling in dem heißen Lande an, ohne an seiner Gesundheit zu leiden. Man stellte ihn an ein Pult, und er mußte zwei Jahre hindurch im Dienste der Compagnie Posten ein- und umschreiben und Frachtbriefe ausfertigen. Dies die Schulstudien, durch welche die Compagnie ihre Staatsmänner bildet; denn Fort William bei Kalkutta war dazumal eine bloße Kaufmannsniederlassung und die Beamten lebten im tiefen Frieden, während auf der westlichen

Halbinsel, im Süden Indiens, die englischen Factoreien in Reibungen und im Kampfe mit den Franzosen waren, ein Umstand, der die jungen Kaufmannsdiener in Diplomaten und Offiziere, ja in Generale verwandelte.

Nachdem er zwei Jahre in Kalkutta Rechnungen geschrieben, mußte er den Huglystrom hinauf in eine andere Factorei der Engländer, Kossimbazar, am Ganges, wo viel Betriebsfleiß der Eingeborenen und Handel mit den Briten war. Der Ort hatte in jener Zeit einige Bedeutung, indem er eine Art Vorstadt der größern Fürstenstadt Murschedabad bildete, wo der Nabob von Bengalen, dem Namen nach vom Großmogul abhängig, in Wirklichkeit aber souverain, seine Residenz hatte und über die drei großen Provinzen, Bengalen, Orissa und Bahar, herrschte. Warren Hastings mußte hier die Seideneinkäufe für die Compagnie besorgen und Contracte mit den Producenten schließen, ein Geschäft, welches ihm, da er mehre Jahre darauf zubrachte, die Gelegenheit verschaffte, Charakter, Sitten und Verhältnisse der Eingeborenen näher zu studiren.

Hier sollte sich für ihn auch die erste Gelegenheit zeigen, seine diplomatischen Talente zu entwickeln. Der neue Fürst von Murschedabad, Suradscha Daula, erklärte den Engländern den Krieg. Die kleine, vertheidigungslose Factorei von Kossimbazar ward im ersten Augenblicke genommen und Hastings gefangen nach Murschedabad geschleppt. Der Nabob marschirte gerade auf Kalkutta los, wo der Gouverneur und der Commandant entflohen. Stadt und Citadelle wurden genommen und die Mehrzahl der englischen Gefangenen verschmachteten in der bekannten schwarzen Höhle.

Der Gouverneur und sein flüchtiger Anhang hatten sich auf die Insel Fulda in der Mündung des Hugly

zurückgezogen. Von hier war einstweilen durch offene Gewalt Nichts, aber viel durch geheime Unterhandlungen zu bewirken. Hastings hatte in Murschedabad, durch Verwendung der Beamten der holländischen Compagnie, ein sehr erträgliches Gefängniß; er konnte nicht allein frei umhergehen, sondern Ohr und Auge wurden ihm nicht verstopft und verbunden, um nicht die innern Verhältnisse des Nabobstaates zu belauschen. Die Herrschaft des mächtigen Tyrannen stand auf so hohlem Grunde, wie die meisten Herrschaften asiatischer Despoten. Während derselbe einen siegreichen Feldzug gegen die äußern Feinde geführt, wurde an seinem eigenen Hofe eine Mine gegraben, um ihn in die Luft zu sprengen. Hastings hatte Zutritt zu den Versammlungen der Verschwörer; er berichtete darüber dem Gouverneur auf der Insel, er empfing dessen geheime Botschaften und agirte als der geschickteste Diplomat. Indessen kam das Complott zu früh an den Tag und Hastings mußte eiligst entfliehen.

Das Häuflein Engländer auf der Insel Fulda erhielt jedoch jetzt Hülfe von außen durch den jungen Robert Clive, welcher mit Schiffen und Mannschaft von Madras ankam. Hastings ergriff, gleich den andern jungen Männern im Dienste der Compagnie, die Muskete. Clive, der, jetzt ein tüchtiger und glücklicher Feldherr, auch als ostindischer Kaufmannsdiener seine Laufbahn begonnen hatte, erkannte in Hastings bald einen Mann, der mit seinem Kopfe der Compagnie bessere Dienste leisten würde, als mit seinem Arme. Nach der Schlacht von Plassey erfolgte der schon längst vorbereitete Sturz des Suradscha Daula, und als Mir Jaffier zum Nabob von Bengalen erhoben war, wurde Hastings als diplomatischer Agent an dem Hofe desselben bestellt.

Bis 1761 blieb er auf diesem Posten, worauf er ein

Harriet hinzu, ihr Auge ſtrahlte das alte Feuer, und faßte ſeine Hand:

„Nichts von Vergebung, Monmouth, nichts von Beſchämung. Die Rechnung zwiſchen uns iſt ausgeglichen, und noch iſt der Ueberſchuß von Deiner Liebe ſo groß, daß er mich ins weite Leben begleiten wird. Ich wollte Dich nicht wiederſehn, ſeit ich wußte, daß Du mir nicht mehr gehörſt, aber der Himmel wollte es anders. So ſei es denn, Dich zu verſichern, wie Dein Andenken heilig, rein, groß in mir fortleben wird —"

„Harriet!" ſagte Monmouth. „Alles vergeben?"

„Ich kenne keine Schuld des königlichen Herzogs von Monmouth."

Jetzt begann von den Thürmen des Towers die Trauermuſik zu ſpielen, die Blicke der Umſtehenden mahnten den Herzog an den Aufbruch.

„Muthig!" ſagte Harriet. „Muthig, echter Sohn der Könige Englands, zeige Monmouth, daß Du die Despoten im Tode wie im Leben verachteſt. Keine Thränen, keine Rührung, keinen Abſchied unter den Zuckungen des Schmerzes, denn Du ſtirbſt nicht; wie Deine Seele droben, ſo lebt Dein Name hier ewig! Lebe wohl Monmouth."

Ein Händedruck der Heldin und ſie ſchieden.

Mitglied des Rathes von Indien ward. Ueber seine Wirksamkeit hier ist wenig bekannt; desto mehr leider über die traurigen allgemeinen Verhältnisse des Landes unter dem Vansittart'schen Gouvernement, welches dem Robert Clive's folgte. Der wohl von Indiens Verhältnissen unterrichtete Brite entwirft uns darüber in kurzen schlagenden Zügen folgendes Schreckensbild:

„Vansittart, an der Spitze eines neuen Reiches, für das noch keine Ordnung, keine Satzungen bestanden, hatte die besten Absichten; aber für die Aufgabe war er zu schwach. Auf der einen Seite fand er eine Bande englischer Beamten, kühn, frech, kenntnißreich und alle begierig, reich zu werden; auf der andern eine ungeheure einheimische Bevölkerung, scheu, furchtsam, hülflos und gewohnt, unter jeden Druck sich zu schmiegen. Die stärkere fremde Partei davon abzuhalten, daß sie sich nicht über die schwächere warf, um sie auszusaugen, bedurfte es der ganzen Energie eines Clive. Vansittart war dazu nicht der Mann. Die Kaste der Herrscher war von allem Zwange befreit und eines der entsetzlichsten Schauspiele zeigte sich, die physische und geistige Macht der Civilisation, losgelassen auf ein unterdrücktes Volk, ohne ihre Milde. Gegen jeden andern Despotismus gibt es einen Widerstand, der seine volle Kraft hemmt; ein unvollkommener allerdings, einer so ungestümer Art, daß er oft das Uebel schlimmer macht, aber dennoch schützt er die menschliche Gesellschaft vor dem letzten Elend. Es kommt eine Zeit, wo Jeder einsieht, daß die Uebel des Druckes größer sind, als die, welche der Widerstand mit sich bringt, wo die Furcht selbst muthig wird; wenn der convulsivische Ausbruch der Wuth und Verzweiflung die Tyrannen warnt, nicht allzusehr auf die Geduld eines Volkes zu bauen. Aber gegen die Leiden von oben

welche Bengalen damals drückten, war es unmöglich, zu kämpfen. Ihre überragende Intelligenz und ihre größere Kraft machte die herrschende Classe unwiderstehlich. Ein Krieg der Bengalesen gegen die Engländer wäre ein Krieg von Schafen gegen Wölfe, von Menschen gegen Dämonen gewesen. Der einzige Schutz der Armen war in dem Maße zu suchen, welches ihre Herren sich selbst setzten, in einer christlichen Milde, einer erleuchteten Politik. Dieser Schutz ward ihnen erst in der Folge. Wie sie die englische Macht kennen lernten, war es eine nackte, rohe, furchtbare Macht, ohne die englische Sittlichkeit. Erst spät kamen wir zu der Besinnung, daß wir gegen diese Völker nicht allein Rechte, sondern auch Pflichten hatten, die Pflichten, von denen keine Regierung sich lossagen darf. Bis wir zu dieser Ueberzeugung gelangt, war es die Aufgabe jedes Dieners der ostindischen Compagnie, so rasch als möglich durch Erpressungen gegen die Eingeborenen sich ein Vermögen von hundert oder einigen hunderttausend Pfund Sterling zu erwerben, um nach England zurückzukehren, ehe das gefährliche Klima die Gesundheit angegriffen hatte, alsdann eine Pairstochter zu heirathen, einen verrotteten Wahlflecken in Cornwallis zu kaufen und Bälle in St. James Square zu geben."

Daß man von Hastings' Aufführung als Rath unter Vansittart's Gouvernement nichts weiß, spricht nur für ihn; denn die Anklage, welche nachmals Alles aufgriff, was nur einen Schatten von Vorwurf auf ihn werfen konnte, schweigt über diese Zeit. Mit moralischer Sicherheit darf man daher annehmen, daß Hastings in dieser Zeit Nichts gethan, was seinen Ruf beflecken konnte.

Der Grund seiner Integrität wird in seinem Charakter gesucht. Er war nicht gleichgültig gegen das Geld

aber er betrachtete es aus höherm Gesichtspunkte als ein Geizhals oder Räuber. Er handelte immer als Staatsmann und wußte die Vortheile des Geldes wohl zu schätzen, aber es war nirgend sein letzter Zweck. Wenn er es auch zu seinen Zwecken zu erwerben und Großes damit zu bewirken wußte, so verstand er doch nicht, als Oekonom es im Kleinen zu nutzen. Seine Leidenschaften und sein Ehrgeiz waren anderer Art.

Im Jahre 1764 kehrte Hastings das erste Mal nach England zurück. Sein erspartes Vermögen war für einen ostindischen Nabob sehr gering. Den Theil, welchen er mitbrachte, verschwendete er bald, zum Theil in lobenswerther Freigebigkeit gegen seine Verwandten; der andere Theil, welchen er auf hohe Zinsen in Indien zurückgelassen, ging verloren, weil auch dort der Satz gilt, daß hohe Zinsen keine große Sicherheit verrathen.

Hastings brachte ein Jahr in England zu; auch von diesem Zeitraume in seinem Leben weiß man wenig; doch ist es wahrscheinlich, daß er seine Muße fast ganz allein mit literarischen Studien verbrachte, namentlich denen der orientalischen Sprachen. Die Beamten der Compagnie pflegten nur so viel von denselben zu erlernen, als nothwendig ist, sich mit den eingeborenen Webern und Geldwechslern zu unterhalten. Er trieb die Sache mit wissenschaftlicher Vorliebe. Besonders war sein Sinn auf die persische Literatur und Sprache gerichtet, welche letztere noch jetzt im indischen Orient als die feinere Geschäfts- und die Sprache der gebildeten Welt gilt. Sein Bemühen ging sogar dahin, einen neuen und besondern Lehrstuhl für dieselbe auf der Universität Oxford zu errichten. Er conferirte deshalb mit dem berühmten Johnson, welcher aus den mit ihm gepflogenen Verhandlungen eine große Achtung für Hastings mitbrachte, wie aus

Briefen hervorgeht, die er an den spätern Generalgouverneur nach Kalkutta richtete.

Hastings fand in England Nichts, was ihn anzog. Er war noch in voller Jugendkraft und verlangte nach einer angemessenen Thätigkeit. Ueberdem waren seine Mittel völlig erschöpft, geschweige denn, daß er damit eine Rolle hätte spielen können, welche seinem Ehrgeiz entsprach. Er kam deshalb bei den Secretairen der Compagnie um eine neue Anstellung ein, und diese, denen Nichts willkommener sein konnte, als einen so fähigen Mann wieder zu gewinnen, beeilten sich, ihm eine Anstellung als Mitglied des Rathes von Madras zu ertheilen.

Er schiffte sich im Frühjahre 1769 dahin ein, und zwar dermaßen vom Gelde entblößt, daß er zur nöthigsten Equipirung eine Schuld aufnehmen mußte. Die Ueberfahrt war von Wichtigkeit für sein ganzes Leben. Es befand sich auf dem Schiffe ein deutscher Maler, ein Baron Imhoff, den die englischen Berichterstatter als einen armen Schlucker, trotz seiner Familienansprüche, darstellen. Er wollte nach Indien, um durch Ankauf von Götzenbildern und Skizzirung indischer Seltenheiten ein Geschäft in Europa zu machen. Er war verheirathet und führte seine Gattin mit sich, die, wie es hieß, in Archangel geboren, ein Kind der arktischen Zone, sich schwerlich in ihrer Wiege vorsingen lassen, daß sie dereinst als mächtige Königin im indischen Orient in abgöttischer Verehrung Millionen von Asiaten zu ihren Füßen sehen sollte. Sie hatte einen gebildeten Geist und ihre Gestalt und ihr Wesen waren gleich einnehmend. Sie verachtete ihren Mann, und Hastings' Aufmerksamkeit für sie, sowie seine lebhafte, geistvolle und würdige Unterhaltung verfehlte nicht bald einen tiefen Eindruck auf ihr weibliches Herz zu machen. Der Aufenthalt auf einem In-

dienfahrer ſoll die beſte Gelegenheit ſein, um ſich haſſen oder lieben zu lernen. Die Langeweile wird unerträglich; bei der Hitze, dem Mangel an Raum und Bewegung weiß der Geiſtreichſte ſich nicht ſelbſt zu beſchäftigen. Jeder Fiſch, jeder Vogel, jedes Segel, jede Wolke am Horizont iſt ein Schauſpiel, eine willkommene Abwechſelung. Einige tödten die Zeit mit doppelten Mahlzeiten; wer nach geiſtigerer Nahrung ſucht, zankt ſich oder macht den Damen den Hof. Viele ernſthafte Feindſchaften und viele ernſthafte Liebesverhältniſſe ſollen an Bord der Oſtindienfahrer entſprungen ſein. Gemeinſchaftliche Noth und Gefahr rufen oft ſchlummernde Tugenden und Laſter in ihrer urſprünglichen Geſtalt, in ihrer vollen Schönheit und in ihrer vollen Häßlichkeit hervor, und beim Mangel der Ceremonien lernt der Menſch den Menſchen hier in Wochen genauer kennen, als es beim ruhigen Laufe des geſellſchaftlichen Lebens oft in Jahren geſchieht.

Warren Haſtings und die Baronin Imhoff wurden durch geiſtige Bande bald aufs Innigſte zu einander gezogen; er der vollkommenſte Gentleman, ſie eine Dame, die durch Anmuth und Geiſt an jedem Hofe geglänzt haben würde. Er war durch keine andern Bande gefeſſelt, ſie nur durch die an einen Mann, den ſie verachtete, und der ſelbſt es mit den Ehrengeſetzen (wie der Engländer ſagt) leicht nahm. Um das Verhältniß der Liebenden noch feſter zu ſchlingen, wurde Haſtings auf dem Schiffe krank. Die Baronin pflegte ihn mit unermüdlicher Sorgfalt und wachte in ſeiner Cajüte, wenn er ſchlief.

Haſtings liebte die Baronin mit aller Gluth, deren er fähig war. Auch in dieſem Verhältniſſe ſpricht ſich ſein Charakter aus. Wie ſein Haß, ſein Ehrgeiz und ſeine übrigen Leidenſchaften, war auch ſeine Liebe ſtark, aber nicht heftig. Sie war ruhig, ernſt, geduldig, aber

feſt gegen alle Stürme und feſt gegen die Einflüſſe der Zeit. Beide Liebende und der Ehemann der Geliebten verſtanden ſich bald zu einem friedlichen Uebereinkommen. Mariane von Imhoff ſollte auf Scheidung gegen ihren Gatten vor dem Gerichtshofe des fränkiſchen Kreiſes klagen, Haſtings ſollte die Koſten dazu vorſchießen. Bis dahin, es konnten Jahre darüber vergehen, ſollten die Imhoff's mit ihm leben. Wenn die Scheidung ausgeſprochen wäre, würde Haſtings Marianen heirathen, ihre Kinder von Imhoff adoptiren und — den Ehegatten mit reichlichen Geſchenken für ſeinen Verluſt abfinden. Als Verbrechen ward ihm dieſer Pact nicht angerechnet, aber er gab Haſtings' Feinden nachmals unerſchöpflichen Stoff, ſeine Moralität anzugreifen.

In Madras fand Haſtings die Handelsangelegenheiten im ſchlimmſten Zuſtande, wie ſich das erwarten ließ, wo die Kaufmannsdiener Soldaten und Politiker geworden. Seine eigene Neigung zog ihn ebenfalls mehr zu großartigen politiſchen, als zu kaufmänniſchen Unternehmungen; wenn er indeſſen den Beifall ſeiner Machtgeber, der oſtindiſchen Directoren, ſich erhalten wollte, mußte er Hand anlegen, die Handelsgeſchäfte zu verbeſſern, denn der Werth eines Beamten ſtieg und fiel in ihrer Anſicht nach den Zuſendungen aus Indien an Geld und Waaren, und demnächſt nach den Dividenden, welche ſie den Actionairen auszahlen konnten. Auch auf dieſem Felde verfuhr er mit Energie und Geſchick. Er ward aus London höchlich belobt und zur Belohnung ſchon nach zwei Jahren (1772) an die Spitze des Gouvernements von Bengalen berufen. Die Imhoff's, noch immer nicht geſchieden, begleiteten ihn nach Kalkutta.

Die Verfaſſung Indiens, wenn dieſer Name auf die dortigen verworrenen Verhältniſſe überhaupt paßt, war

damals eine völlig anomale, welche für die Dauer nicht bestehen konnte. Es gab eine doppelte Macht, eine wirkliche und eine, welche den Schein hatte. Die wirkliche war in den Händen der Compagnie, eine der allerdespotischsten, die nur gedacht werden mag. Gar kein Hemmniß war da für die englischen Gebieter, wenn nicht ihr eigenes Rechtsgefühl und ihre eigene Humanität. Von verfassungsmäßigen Rechten war keine Rede; ein gesetzlicher Widerstand gegen ihre Willkür war unmöglich.

Aber trotz dieser unumschränkten Macht, hatte die Compagnie es doch noch nicht gewagt, den Titel der Souverainetät anzunehmen. Das Gefühl der Orientalen mußte geschont werden. Noch saß der Mogul auf seinem Throne zu Delhi, dem Namen nach der Herrscher über die vielen Reiche, deren keines ihm mehr gehorchte. Die Compagnie besaß ihre Länder als Vasallin von ihm, ihrem Lehnsherrn; die Steuern trieb sie ein als seine Commissarin, und die Münzen, welche sie prägte, trugen seinen Stempel.

Außerdem residirte in Murschedabad noch immer ein Nabob von Bengalen, zu dem die Compagnie sich in ein Verhältniß gesetzt hatte, wie die Hausmeier der Franken zu den letzten merowingischen Königen. Fürstlicher Glanz umgab ihn, sein Name prangte in allen Verordnungen; in Wirklichkeit aber hatte er weniger Einfluß, als der letzte Schreiber der Compagnie. Diese, als eine moralische Person im juristischen Sinne, war des Nabobs Major-Domus; in allen auswärtigen Angelegenheiten, in den Verhandlungen mit Fürsten und Völkern handelte sie selbst unmittelbar von Kalkutta aus, ohne der Sache einen andern Mantel umzugeben, als den Namen des Schattenfürsten. Dahingegen mochte sie zu jener Zeit sich mit der innern Verwaltung noch nicht abgeben.

Dieſe überließ man dem Nabob, das heißt jetzt auch nur noch dem Namen nach; denn man beſtellte dem Fürſten einen Premierminiſter aus der Zahl der Eingeborenen, der zu Murſchedabad ſeinen Sitz und, außer der Adminiſtration, alle ceremonielle Angelegenheiten und das Hausminiſterium unter ſich hatte.

Dieſer Unter-Major-Domus war indeſſen eine wichtige Perſon, und das Amt wurde von den Eingeborenen, ſo Hindu als Muſelmännern, mit Eifer geſucht, denn ſein eigener Gehalt erreichte beinahe die Summe von 100,000 Pf. Sterling; außerdem aber ging die ganze Civilliſte des Nabob, die von der Compagnie auf 300,000 Pf. Sterling feſtgeſetzt war, durch ſeine Hände. Und für die Verwendung dieſer großen Summen, für die Eintreibung der Steuern, für die Adminiſtration der Juſtiz und Policei war er keinem Andern verantwortlich, als den Engländern!

Haſtings' Vorgänger im Generalgouvernement von Kalkutta, Clive, hatte vor ſieben Jahren zwiſchen zwei Rivalen zu dieſem Amte zu entſcheiden gehabt, und die Auswahl war ihm nicht leicht geworden. Die beiden Bewerber waren zugleich die Vertreter der zwei Religionen und Stämme, welche vor der Zeit der Engländer um die Herrſchaft in Indien ſtritten, ein Mohammedaner und ein Hindu, Beide von hohem Anſehen unter den Ihrigen.

Der Mohammedaner war Mohammed Reza Khan, von perſiſcher Abkunft, ein ſehr geſchickter, thätiger Mann, vollkommen für den Poſten geeignet. Als ſehr fromm im Sinne ſeiner Landsleute, erfreute er ſich der größten Achtung unter denſelben. „In England würde er vielleicht für einen verderbten, habſüchtigen, politiſchen Charakter gegolten haben; nach dem Maßſtabe der indiſchen

Moralität mußte man ihn für einen Mann von Unbescholtenheit und Ehrgefühl anerkennen."

Der Hinduerwerber war ein Brahmine, der Maharadscha Nuncomar; ein Mann, bei allen Revolutionen betheiligt, welche seit des Nabob Suradscha Daula Zeiten in Bengalen stattgefunden. Auch er stand in hohem Ansehen bei den Seinen, weil seine Kaste eine der ersten und reinsten war, und er mit dieser hohen Geburt Reichthum, Talente und eine große Erfahrung verband. Ueber seinen moralischen Charakter gibt uns unser Gewährsmann eine eigene Schilderung, aber er bewerwertet sie, daß man an keinen Orientalen den Maßstab europäischer Tugenden legen darf. Unter allen Hindu ist der Bengalese der weichlichste, schwächlichste, verachtetste, zu dem man am wenigsten Vertrauen hat. Schon seine physische Constitution ist mehr als weichlich, weibisch. Er lebt eigentlich in einem beständigen Dampfbade. Von den zartesten Gliedmaßen, ist sein ganzes Wesen der Ruhe hingegeben, jede Bewegung ist ihm eine Anstrengung. So lange Jahre hindurch ist er von Stämmen kräftigerer Natur mit Füßen getreten worden. Daher sind Muth, Unabhängigkeitssinn, Wahrheitsgefühl ihm fremde Eigenschaften geworden. Sein Geist ist seinem Körper ganz analog geworden. Er ist bis zur Hülflosigkeit schwach bei allen Dingen, die einige Anstrengung erfodern; aber er ist dabei so feinfühlend und von so richtigem Tact, daß der Europäer ihn oft bewundern muß, während er ihn verachtet. Alle die kleinen Künste, welche die Waffen der Schwachen und Getretenen gegen die Starken sind, kennt er aus dem Grunde. Was die Hörner dem Büffel, was die Klaue dem Tiger, was der Stachel der Biene, was die Schönheit, nach der griechischen Mythe, dem Weibe ist, das ist dem Bengalesen der Betrug.

Ungemessene Versprechungen, süße Ausreden, die ausgearbeitetsten Gewebe von Lügen und Intriguen, Chicanen jeder Art, falsche Eide, falsche Zeugen, falsche Documente, das sind die Waffen, deren sich das Volk am untern Ganges zum Angriff und zur Vertheidigung bedient. Alle diese Millionen liefern der Armee der Compagnie nicht einen Sipoy. Aber als Geldwechsler, Wucherer und raffinirte Ausleger des Gesetzes vor den Gerichten suchen sie ihres Gleichen.

Bei aller seiner Sanftmuth ist der Hindu doch nichts weniger als zur Versöhnlichkeit gestimmt, noch zum Mitleid geneigt. Er ist ausdauernd in allen seinen Vorsätzen; er weicht nur der Furcht, und auch da nur der unmittelbaren Drohung. Bei alle Dem hat er eine gewisse Art von Muth, worin er sogar seine Meister und Herren hinter sich zurückläßt. Bei einem unvermeidlichen Uebel unterwirft er sich mit einem stoischen Gleichmuthe Dem, was nicht zu vermeiden ist. Ein europäischer Krieger stürmt mit lautem Hurrah auf die Batterie, welche ihm den sichern Tod droht, aber er mag unter dem Messer des Wundarztes aufschreien und vielleicht in Agonie verfallen, wenn ihm der Tod angekündigt wird. Der Bengalese wird gelassen zusehen, daß sein Vaterland erobert, sein Haus in Asche gelegt wird, daß man seine Kinder ermordet und entehrt, ohne in den meisten Fällen den Muth zu haben, nur seinen Arm aufzuheben. Aber viele Beispiele beweisen, daß er die Torturen wie ein Mucius Scävola erträgt, und diese Geschichte selbst bekundet, wie er mit festen Schritten und dem ruhigsten Pulse auf das Schaffot zu steigen und dem Tode mit der Ruhe, würdig eines Helden des Alterthums und eines Christen, ins Auge sehen kann.

Wie der Bengalese sich zu den übrigen Hindu ver-

Es läuteten die Glocken, und der Trauerzug verließ den Tower. Man hatte nur neugeworbene Soldaten zum Dienste bestellt, aus Furcht vor den alten Grenadieren, welche einst unter dem Mann gefochten, der jetzt zum Tode geleitet wurde, und doch herrschte die Rührung auch hier vor. Das Schluchzen verbreitete sich bis zum Tower-Hill, nur ein Auge blieb trocken, Monmouths. Er trug durch den Tod einen Sieg davon, den er im Leben häufig verscherzt hatte.

Aber noch auf dem Schaffotte quälten ihn die Formen der Gesetze. Der Geistliche mußte von ihm eine öffentliche Erklärung seiner Reue und Buße fordern. Die Schrift welche er den Sheriffs übergab, genügte nicht. Die Kirche verlange, sagte der Prälat, er solle seinen Abscheu vor dem Aufruhr und der Empörung offen dem Volke bekennen, er solle den König um Verzeihung bitten, er solle Gattin und Kinder der königlichen Gnade empfehlen. Monmouth hatte sich den meisten Forderungen unterworfen, er hatte seine Reue erklärt, aber finster auf die Forderung: eine Rede an das Volk zu halten, geantwortet: er sei nicht um zu reden, sondern um zu sterben gekommen; er hatte, als der Prälat den hergebeteten Psalmen mit den

hält, so verhielt sich Nuncomar zu seinen Landsleuten. Der Nationalcharakter hatte sich in ihm bis zur Uebertreibung ausgeprägt. Von den Beamten der Compagnie war er mehre Mal auf den allerabscheulichsten Intriguen und Betrügereien ertappt worden. Einst hatte er eine falsche Anklage gegen einen andern Hindu vor Gericht gebracht und suchte sie durch verfälschte Documente zu beweisen. Ein andermal konnte man ihm nachweisen, daß, während er die innigste Treue und Hingebung gegen das englische Interesse heuchelte, er sich in die verschiedensten Verschwörungen gegen die Compagnie eingelassen und sie befördert hatte. Er war der ermittelte Unterhändler zwischen dem Hofe von Delhi und den französischen Behörden in Pondichery gewesen, welche die Bekriegung und Vertreibung der Engländer zum Zwecke hatte. Dafür und um anderer Vergehungen willen hatte er lange im Gefängniß gesessen; aber bei seinen vielfachen Verbindungen war es ihm gelungen, wieder loszukommen, und er hatte nicht allein seine Freiheit, sondern auch eine Art Ansehen bei den englischen Behörden wieder gewonnen, als ein Mann von außerordentlichen Talenten und einem Einfluß und Kenntnissen, die man bei andern Gelegenheiten wieder brauchen könnte.

Demnach sollte man meinen, daß dem Gouverneur Clive die Wahl zwischen ihm und Reza Khan nicht hätte schwer fallen sollen. Wie konnte er einem notorischen Verräther und Verbrecher und einem Charakter von solcher Unzuverlässigkeit ein so wichtiges Amt anvertrauen! Aber auf der andern Seite war und ist es noch heut die Politik der Engländer in Indien — man denke an Lord Ellenborough's Proclamation über die Thore von Somnauth — die Hindu vor den Mohammedanern zu begünstigen. Die Briten wollen als Rächer alter Unbill, als

Wiederherſteller früherer Zuſtände, ihrem eignen Intereſſe ein moraliſches Siegel aufdrücken. Aber einen Mann von ſo notoriſcher Schlechtigkeit zum Premierminiſter einzuſetzen, konnte Clive nicht über ſich gewinnen. Nach langem Widerſtreben hatte er daher, rechtlich und klug handelnd, Mohammed Reza Khan die wichtige Stellung übertragen.

Der Mohammedaner alſo war Miniſter und bereits ſieben Jahr im Amte, als Haſtings Gouverneur wurde. Zugleich war er Vormund des unmündigen Kindes, welches damals, ein Sohn Mir Jaffiers, die Nabobwürde geerbt hatte. Aber in dieſen ſieben Jahren hatte Nuncomar nicht nachgelaſſen ſeinen Gegner zu unterminiren; ſeinen Künſten war es endlich gelungen. Clive's Adminiſtration kam ihm zu Hülfe. Der Gouverneur konnte nicht ſo viel Rimeſſen nach London ſchicken, als die Directoren der Compagnie erwartet, die Dividenden fielen ſchmaler aus, die Actionaire machten böſe Geſichter. Noch galt in London der myſtiſche Glaube an den unerſchöpflichen Reichthum Indiens, wo die Häuſer lauter Porphyrpaläſte waren, mit Perlen und Edelgeſteinen von oben bis unten geſchmückt und Schatzgewölben, in denen die Goldmünzen in Scheffeln aufgehäuft ſtänden und mit der Kelle geſchöpft würden. Die Kenntniß, daß Indien verhältnißmäßig ein ärmeres Land ſei, als Irland und Schweden, findet ſelbſt jetzt noch wenig Glauben unter dem Volke, während zu Haſtings' Zeit ſelbſt das Parlament und die Miniſter jenem anhingen. Nuncomar hatte überall Verbindungen, auch in London, auch in den Bureaus der Compagnie. Er ließ Winke fallen, mit ſcheinbaren Beweiſen unterſtützt, wie nur Reza Khans Verwaltung daran Schuld ſei, daß Clive nicht mehr einſtende. Die Winke wurden willig aufgenommen, die

Directoren glaubten und beſchloſſen, und an Haſtings erging ein Befehl des Inhalts: Reza Khan augenblicklich zu verhaften und zwar mit ſeiner ganzen Familie und allen ſeinen Anhängern; demnächſt aber eine ſtrenge Unterſuchung der Verwaltung des Landes zu veranlaſſen. Dabei ward ihm geſagt: er würde gut thun, wenn er bei dieſer Operation ſich der Dienſte Nuncomar's bediene. Zwar ſei ſeine Schlechtigkeit bekannt, aber auch aus ſeinen Untugenden könne man Vortheil ziehen, wenn man mit Vorſicht dabei zu Werke gehe, und dürfe man ihm auch kein vollkommenes Vertrauen ſchenken, ſo ſei es doch rathſam, ihn durch die Ausſicht auf Belohnung aufzumuntern.

Wenn Jemand Nuncomar genau kannte, ſo war es Haſtings. Er war bei ſeinem frühern Aufenthalt in Murſchedabad nicht allein mit ihm in Verkehr geweſen, ſondern auch in bitterem Hader, der kaum durch die Obern friedlich ausgeglichen worden. In einem Punkte waren Haſtings und Nuncomar Geiſtesverwandte, ſie trugen Beide Kränkungen lange nach. Gegen Reza Khan hegte Haſtings keine feindlichen Geſinnungen. Und dennoch empfing er mit Freuden den Befehl und führte ihn mit einer Raſchheit und, man kann ſagen, mit einer Luſt aus, welche er ſonſt nur bei Unternehmungen bewies, die in ſeinem, nicht in Anderer Kopfe entſprungen waren.

Der Grund lag nahe. Es galt ihm, mit dieſem einen Streiche die Scheinherrſchaft des Nabob vernichten und die nicht mehr zu duldende Doppelherrſchaft zu Grabe zu tragen. Wie ſie überhaupt, wenn Ordnung im Regiment hergeſtellt werden ſollte, aufhören mußte, ſo war dieſer Zwieſpalt zwiſchen Schein und Weſen für einen thätigen und ehrgeizigen Charakter wie Haſtings auch

perſönlich unerträglich. Sein Ehrgeiz erhielt aber dabei noch eine andere Nahrung. Der Befehl der Directoren war an ihn allein ergangen, während er, nach der bisherigen Ordnung an den Rath von Kalkutta hätte gerichtet werden müſſen.

Nach der Verfaſſung, wie ſie jetzt für Indien gilt, iſt der Gouverneur von Kalkutta in allen executiven Maßregeln abſolut. Er kann Krieg erklären, Frieden ſchließen, Beamte anſtellen und entlaſſen, auch gegen den einſtimmigen Widerſpruch aller Beiſitzer des Raths. Sie ſind berechtigt, über Alles, was er gethan, Erklärung zu fodern, darüber zu discutiren, ihm Rathſchläge zu ertheilen, zu remonſtriren und nach Hauſe Proteſte zu ſenden; aber in der Perſon des Gouverneurs ruht die höchſte Gewalt und die alleinige Verantwortlichkeit. Dieſes quasi monarchiſche Syſtem ward unter Pitt's Miniſterium, von dem Colonialminiſter Dundas unterſtützt, eingeführt, nicht ohne heftige Oppoſition, beſonders von Seiten Burke's, und hat ſich bei Indiens entfernter und eigenthümlicher Lage, als das angemeſſenſte bewährt. Zu Haſtings' Zeiten aber war es anders. Damals hatte der Gouverneur nur eine Stimme im Rathe, und nur bei gleicher Theilung war ſie die entſcheidende. Es traf daher nicht ſelten zu, daß der Gouverneur bei den wichtigſten Fragen überſtimmt wurde, und es mochte kommen, daß er, obgleich Gouverneur, ganze Jahre hindurch auf dieſe Weiſe von der Leitung der Angelegenheiten ganz ausgeſchloſſen wurde, oder nur ein Inſtrument blieb, um den Willen Derer, die ſeines Gleichen waren, auszuführen.

Haſtings konnte diesmal alſo ganz allein handeln, und er that es mit der ihm eigenen Kraft und Geſchicklichkeit. Um Mitternacht wurde Reza Khan's Palaſt zu Murſchadabad von einem Bataillon Sipoys umringt,

der Minister aus seinem Schlafe aufgestört und ihm erklärt, daß er ein Gefangener sei. Mit der Gravität eines Muselmanns beugte er sein Haupt und fügte sich in Allah's Willen. Mit ihm zugleich wurde ein Häuptling, Schitab Roy, dem man das Gouvernement von Bahar anvertraut hatte, abgesetzt und gefangen genommen; ein Krieger, welcher im Dienste der Compagnie sich so ausgezeichnet hatte, daß ihm einst ein englischer Heerführer das Zeugniß vor allen Würdenträgern gegeben: er habe nie einen tapferern Asiaten gesehen! — Der Rath zu Kalkutta erfuhr von der ganzen Expedition erst, als die Gefangenen dahin transportirt wurden.

Aber nachdem der Schlag geschehen, ließ Hastings Das ruhen, um was er eigentlich verordnet war, die Untersuchung gegen Reza Khan, der nur einige Monate in anständiger Haft verblieb, bis das dem Gouverneur Wichtigere ins Werk gesetzt war. Der ganze Premierministerposten des Nabob von Bengalen ward aufgehoben. Die Compagnie selbst übernahm die innere Verwaltung des Landes, das Kind, der Nabob, erhielt keinen Antheil mehr daran. Er ward abgefunden mit einer Pension und mit dem äußern fürstlichen Staat, den man ihm ließ, und zu seiner Vormünderin bestellte man eine der Frauen aus seines Vaters Harem, die Munny Begum. Als Schatzmeister des fürstlichen Hauses wurde Nuncomar's Sohn, Gurdas, eingesetzt. Hastings glaubte hier sehr klug zu handeln, indem er die etwaigen Verdienste des Vaters bei der Sache, durch eine Gunstbezeigung für seinen unschuldigen Sohn belohnte, und der kitzlichen Aufgabe sich überhoben wähnte, einen Schurken selbst in ein wichtiges Amt zu bringen.

Erst nachdem diese Veränderung in Ordnung war, schritt Hastings zur Untersuchung. Er hatte jetzt keinen

Beweggrund, gegen die Diener des Nabob mit Härte zu verfahren. Schitab Roy ward zuerst vernommen und nach wenigen Verhören völlig freigesprochen; ja um einen so ausgezeichneten Diener der Compagnie für die erlittene Unbill zu entschädigen, wurden ihm bei dieser feierlichen Freisprechung alle die Auszeichnungen erwiesen, auf welche die Orientalen so vielen Werth legen. Ihm ward ein Ehrenkleid umgethan, kostbare Edelsteine wurden ihm in der Audienz geschenkt, und auf einem mit Purpur behangenen Elephanten ward er in seine Statthalterschaft zurückgesandt. Aber sein stolzes Herz war durch die Kränkung in der Gefangenschaft gebrochen und er starb bald nachher. — Gegen Reza Khan war die Sache nicht ganz so klar, aber Hastings hatte keine Lust, gegen ihn streng zu sein. Nachdem Nuncomar als Ankläger alle seine Künste gegen den ehemaligen Minister vorgebracht, erklärte der Gouverneur, als Präsident des Untersuchungscomités, daß die Belastungspunkte nicht erwiesen wären, und ließ ihn frei.

Nuncomar sah sich getäuscht, er war eine Puppe, ein Werkzeug in Hastings' Händen gewesen. Nichts von Dem, was er beabsichtigt, war in Erfüllung gegangen. Als eifriger Hindu wollte er das Regiment der Mohammedaner gestürzt; es war gestürzt, aber nicht, um in die Hände seiner Glaubensgenossen überzugehen. Er wollte Minister werden, darum seine langjährigen Intriguen; statt dessen bemächtigten sich die Fremden der Verwaltung und verlegten deren Sitz von Munschedabad nach Kalkutta. Ueberall durch einen schlimmen Gegner aus dem Sattel gehoben, ging sein ganzer Ingrimm auf diesen neuen Feind über. Ihm widmete er die volle Thätigkeit seines Hasses und lauerte von nun ab mit

der Geduld und Verstellungskunst eines Hindu auf den günstigen Augenblick.

Hastings mußte seine Sorge auf einen andern Gegenstand richten, auf Geld! — Jener Ueberfall und die Gefangennehmung Reza Khan's ist ihm nicht zum Verbrechen gemacht, noch konnte sie es werden, da er nur auf Befehl seiner Obern gehandelt hatte. Aber die Art, wie er das Geld schaffte, gab viele, eigentlich die Hauptpunkte in seiner Anklage ab. Er brauchte Geld und viel Geld zum Dienste seiner Verwaltung, und mehr noch für die Directoren in London. Geld mußte geschafft werden, über das Wie machte er sich keine Sorgen. „Ehe ich darbe, sollst du darben" war der Wahlspruch einer der großen Räuberfamilien an der Grenze zwischen Schottland und England. Hastings scheint ihn auch zum seinen gemacht zu haben. Bedurfte er so und so viel Lak Rupien, so schaute er sich um, von wem er sie zu nehmen habe.

Etwas kann zu seiner Entschuldigung angeführt werden. Durch seine Stellung zu den Directoren war er zu diesem System gezwungen. Von London her wurde er so arg und wiederholentlich gedrängt, Geld zu schaffen, daß eine heroische Kraft dazu gehört hätte, den Anfoderungen zu widerstehen. Er mußte erpressen — denn auf andere Weise ließen sich die gefoderten Summen nicht mehr schaffen — oder sein Amt niederlegen, und damit alle seine kühnen, ehrgeizigen Hoffnungen aufgeben. Die Mahnbriefe der Directoren liefern dafür den Beweis.

Freilich empfahlen oder billigten sie niemals eine Gewaltthat, eine offenbare Erpressung. Im Gegentheil sprachen sie in ihren Schreiben die vortrefflichsten, humansten Grundsätze aus; wahrhafte Musterstücke einer edlen

und gerechten Regierungskunſt ſind in dieſen Directorialſchreiben enthalten. Aber jedes ſchloß mit einer andern drängenden Auffoderung. „Regiere mit Gelindigkeit, aber ſende mehr Geld.“ — „Strenge Gerechtigkeit gegen Alle und beſonders Mäßigung gegen die benachbarten Mächte, aber ſende mehr Geld.“ — „Sei der Vater des armen Volkes, aber ſchaffe mehr Geld.“ — Das iſt der wahre, eigentliche Inhalt faſt aller Briefe. Es iſt ſehr möglich, daß die Directoren ſelbſt, ſo viele tauſend Meilen entfernt von dem Orte, wo ihre Befehle ausgeführt werden ſollten, den offenbaren Widerſpruch in denſelben nicht fühlten. Aber der Widerſpruch lag in der Sache ſelbſt und Haſtings erkannte ihn vollkommen. Bei einem leeren Schatze, einer unbeſoldeten Armee, wo er oft kaum ſeinen eigenen Gehalt erheben konnte, wo die Pächter der Gouvernementsländereien aus Armuth auf und davon liefen, wie ſollte er da auf gerechte und milde Weiſe die Millionen beſchaffen, welche von ihm gefodert wurden? Haſtings ſah mit klarem Blicke, daß von den beiden Vorſchriften der Directoren: Sei gelind und gerecht und ſchaffe Geld, nur die eine in Ausführung gebracht werden könne, und er war bei der Wahl in keinem Zweifel. Wenn er nicht gelind und gerecht war, ſchrieen nur die armen Indier, und ihr Geſchrei verhallte beim Wege übers Meer. Wenn er nicht Geld ſchaffte, ſchrieen dagegen die Directoren und er ſetzte ſeine Stellung aufs Spiel. Mit vollkommener Klugheit zog er den Schluß, daß es für ihn am ſicherſten und für die Directoren am beſten wäre, wenn er die Predigten ad acta legte, und die Rupien eintrieb.

Haſtings' Geiſt war ſo reich an Erfindungskraft als ſein Gewiſſen wenig ſcrupulös, wo es einen beſtimmten Zweck erreichen galt. Die Penſion des Nabob-Kindes von

Bengalen wurde durch einen Federzug von 320,000 Pf. St. auf die Hälfte herabgesetzt. Der Groß-Mogul zu Delhi erhält als ihr sogenannter Lehnsherr von der Compagnie jährlich 300,000 Pf. St.; auch hatte sie ihm die Provinzen Cora und Allahabad, weil diese ihm zu entfernt lagen, abgetreten. Hastings strich ohne weiteres die ganzen 300,000 Pf. St., weil er die Fortdauer des Scheins von Abhängigkeit vom Mogul für überflüssig und hinderlich hielt, und zugleich erklärte er, die abgetretenen Provinzen wieder zurücknehmen zu wollen. Da ihm indeß am Besitz derselben wenig gelegen war, auch diese Provinzen wenig eingebracht, ihre Verwaltung und die Besetzung mit Truppen der Compagnie aber zu viel gekostet hätte, so verkaufte er sie wieder. Im Fürsten von Aude, Sudscha Daula, fand sich auch sogleich ein annehmlicher Käufer. Das Reich von Aude war eines der vielen, in welche sich bei der Zersplitterung der Macht des Mogulreiches, dieses aufgelöst hatte. Es besteht noch heute; aber erst nach Anfang dieses Jahrhunderts haben die Prinzen von Aude den ihnen von den Engländern angebotenen Königstitel angenommen. In jenen Tagen verbot es ihnen die orientalische Etikette, die noch mächtige Ehrfurcht vor dem Mogulthrone. Auch die Fürsten von Aude, obgleich vollkommen unabhängig, nannten sich nur Nabob-Veziere des Reichs von Delhi. Dies hinderte aber den Nabob Sudscha Daula nicht im geringsten, die ihm angebotenen fetten Erbstücke der Mogulmonarchie mit beiden Händen zu ergreifen. Sein Schatz war gefüllt, und er zahlte Hastings für beide Provinzen, die zum Arrondiren seines eigenen Reiches ihm sehr gelegen waren, die Summe von einer halben Million Pfund Sterling.

Auch dieser Act ward zu keinem Verbrechen. Die

Politik, welche England anerkannt hatte, gebot ihm so zu handeln. Seine nächste darauf folgende Handlung nahm diesen Charakter an, eine Handlung der äußersten gefühllosen Barbarei, welche einen unauslöschbaren Fleck auf seinem Ruf und dem seines Landes zurückließ.

Der Zug der Eroberer Indiens kam immer von Nordwesten, von den Höhen Mittelasiens herab, durch die furchtbaren Pässe, welche in der neuesten Geschichte wieder zu einer weltberühmten Bedeutung gelangt sind. Die kräftigern, muskulösern Racen der Hochebenen und Gebirge unterwarfen sich die weichlichen Stämme zwischen den Mündungen der Flüsse. Ob in grauer Vorzeit, von daher auch, wenigstens von jenseits des Hyphasis und Hydaspes, die Stämme herabkamen, welche das Sanskrit sprachen, ist nur ein Gegenstand der Vermuthung, aber seit zehn Jahrhunderten folgten sich Eroberer- auf Eroberzüge, die von den nordwestlichen Bergen in die Ebenen der Flüsse herabstiegen und die Völker, welche sie vorfanden, unterjochten. Mit Stolz rühmt sich der Brite, daß erst vor wenigen Jahren der Strom der Eroberung sich vom Ost nach Westen umwandte, als die britischen Fahnen auf den Mauern von Ghizni und Kabul wehten.

Unter den hindostanischen Kaisern, selbst überbergischen Ursprungs, hatten sich Abenteurer aus der Nachbarschaft von Kabul und Kandahar eingefunden, die unter dem Namen der Rohilla als eine kühne Kriegsschar von ritterlichen Eigenschaften weit und breit berühmt waren. Die Mogul wiesen ihnen als eine Art Kriegslehne, weite fruchtbare Striche in den Ebenen an, welche der Ramgunga, ehe er in den Ganges fließt, bewässert. Hier waren sie in der allgemeinen Verwirrung, welche Aurengzeb's Tode folgte, vollkommen unabhängig gewor-

Worten endete: „Herr beschirme den König!“ sein „Amen!“ gesprochen, bei der letzten Aufforderung riß aber der Faden seiner Geduld. Rasch und mit Bitterkeit fuhr er auf:

„Was haben denn diese verschuldet? Doch muß es sein — bittet für sie in meinem Namen; sie werden gewiß Gnade finden, denn ich kränkte sie, und wer mein Feind heißt, ist dem Könige willkommen.“

Er zog darauf den Prälaten heran und sagte leise: „Gott möge es Eurer hohen Kirche vergeben, wie sie die unglücklichen Sectirer verfolgt, wie sie mich in den letzten Stunden durch Dogmen gequält hat; aber wenn die Waage umschlägt, ehrwürdiger Herr, wenn dieselbe königliche Willkür, deren göttlichen Ursprung Ihr jetzt, weil sie Euch streichelt, gegen Eure Feinde anpreiset, sich gegen Euch wendet, wenn Ihr Euch in den Staub getreten krümmt, dann murrt nicht, dann denkt an Monmouths Todesstunde!“

Der Herzog kniete nieder, und die ganze Versammlung verrichtete mit ihm das stille Sterbegebet, dann entkleidete er sich und drückte dem Scharfrichter die Hand. „Mache es besser mit mir als mit Lord Russel.“ Hier verließen viele den Platz,

den und hatten eine Art Republik gestiftet. Geschützt durch den Ruf ihrer großen Tapferkeit, geehrt durch adelige Sitten, eine vorzügliche Körperschönheit, selbst durch einigen Sinn für Poesie und Redekunst, blühte ihr Reich inmitten der allgemeinen Zerwürfniß und Unordnung der übrigen Staaten zu Macht und Reichthum auf. Es war eine goldene Zeit in Rohilcund, und Ackerbau und Handel blühten mitten im Kriege umher, wie im tiefen Frieden.

Der Nabob von Aude, der schon erwähnte Sudscha Daula, hatte sein Auge auf dieses schöne, reiche Land geworfen. Recht darauf hatte er durchaus keines, nicht einmal einen scheinbaren Anspruch. Er besaß sein eigen Reich aus keinem bessern Titel als die Rohilla das ihre. Beim großen Schiffbruch des Mongolenreiches hatte Jeder das für sich gerettet, was er fassen und halten konnte. Auf Rechtstitel kommt es indessen im Orient nicht an. Aber ein anderes Hinderniß stand ihm bei seinem Eroberungsplan im Wege. Es war keine leichte Sache, die Rohilla angreifen. Ihr Land war eben und offen, aber ihre Tapferkeit eine unüberwindliche Festung für einen orientalischen Despoten, der nur Sklaven gegen die freien Männer zu führen hatte. Ihr stolzes afghanistanisches Blut sträubte sich gegen jede Unterwerfung, und ihre Häuptlinge konnten in Zeiten der allgemeinen Gefahr gegen 80,000 Krieger stellen.

Sudscha Daula kannte die Verhältnisse sehr wohl und wußte, daß in ganz Indien nur eine Armee war, welche diesen stolzen kaukasischen Stämmen die Spitze bieten konnte, die Armee der Briten. Er hatte ihnen eine Gefälligkeit erwiesen und ein Land ihnen für schweres Geld abgekauft; er hoffte dafür von ihnen eine andere Gefälligkeit, daß auch ihre thätige Hülfe sich

erkaufen lassen würde, und — täuschte sich nicht. Der Nabob klopfte scheu an, und Hastings rief ein deutliches: Herein! Ein Handel wurde abgeschlossen. Jeder von beiden Kaufleuten hatte, was dem andern fehlte. Hastings brauchte Geld, um Bengalen zu regieren und Remessen nach London zu schicken, und Sudscha Daula hatte ein reiches Einkommen. Sudscha Daula wollte die Rohilla unterjochen, und Hastings hatte die einzige Macht zu freier Verfügung, durch welche die Rohilla überwunden werden konnten. Der Miethscontract wurde schnell abgeschlossen; der Gouverneur von Bengalen vermiethete die englische Armee an den Nabob von Aude für 400,000 Pf. St. während des Feldzugs. Außerdem übernahm der Miether für diese Zeit die Besoldung und Verpflegung der Truppen.

Eine infame Handlung nennt man in England diese That Hastings'. Der Zweck des Krieges war, ein glückliches, freies Volk seines Wohlstandes, seiner Unabhängigkeit und Freiheit zu berauben. Sudscha Daula war in seinem Rechte, im Rechte eines orientalischen Despoten. Der Stärkere beraubt und knechtet den Schwächern. Das ist die Sitte des Orients. Allah's Wille geschieht, der Tyrann und Eroberer ist nur der Executor dieses Willens. Wenn der Gouverneur von Bengalen die Rohilla mit Krieg überzogen, besiegt und der Compagnie unterworfen hätte, so würde man den Krieg einen ungerechten genannt haben, denn die Rohilla hatten den Briten nicht den geringsten Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben. Aber der Erfolg hätte auf die That ein beschonigendes Licht geworfen; man hätte von einer Nothwendigkeit gesprochen und nur die Politik des Gouverneurs getadelt; nicht weil er ungerecht, sondern weil er so unbesonnen und ungeschickt verfahren, für seine unge-

rechte Sache keinen scheinbar gerechten Grund hinzustellen. Es wäre vielleicht um seinen Ruf als Politiker, nicht aber um seinen Charakter geschehen gewesen. Aber Hastings hatte weder einen Grund, noch den Schein eines Grundes, weder einen Haß, noch eine Abneigung gegen die Rohilla; sie waren der englischen Compagnie in keiner Art gefährlich; er überließ die Truppen der Compagnie, bestimmt, die Besitzungen derselben zu schützen und wo es sich thun ließ, durch Eroberungen zu erweitern, für baares Geld einem fremden, barbarischen Fürsten, um mit ihren Waffen, ihrem Blut und ihrer Ehre ein freies, harmloses Volk, eins, dessen Vorzüge selbst die Achtung der verderbten Orientalen sich erzwang, zu bekriegen, eine gute Regierung, unter der sie zufrieden waren, ihnen zu rauben und sie einer verderbten, abscheulichen, despotischen zu unterwerfen. Diese Handlung bezeichnete man in England als infam, und auch heute ist das Urtheil kein anderes. In diesem Lande, wo die Stimmen der ersten größten Redner und Staatsmänner in edler Entrüstung nicht Schmähworte genug gegen die deutschen Fürsten des vorigen Jahrhunderts, gegen die Schlächter und Fleischhändler von Hessen und Ansbach, wie Burke sie nannte, aushauchen konnten, ist man dahin gekommen, Hastings' Handel für einen noch abscheulichern zu erklären. Die deutschen Fürsten, welche ihre Unterthanen als Waare betrachteten, hatten wenigstens die Zusicherung, daß ihre Soldaten nur in einem nach dem Völker- und Kriegsrechte menschlich geführten Kriege dienen sollten. Hastings dagegen wußte, wie ein asiatischer Despot Kriege führt. Er kannte des Nabobs blutgierigen, grausamen Charakter, und doch überließ er ihm seine Engländer ohne Stipulation, ohne nur ein Versprechen zu menschlicher Kriegsführung zu fodern; er vermiethete sie als Henkersknechte

einem Tyrannen. Selbst Hastings' Vertheidiger haben keinen andern Entschuldigungsgrund, als den albernen: daß die Rohilla kein indischer Stamm, sondern fremde Eindringlinge gewesen. Was waren die Engländer Anderes?

Eine Brigade der britischen Armee ward zur Disposition des Nabobs gestellt. Die Rohilla wußten, welchen Feind sie vor sich hatten; sie baten um Frieden und boten ein großes Lösegeld. Es ward nicht angenommen. In einer blutigen Schlacht floh der Nabob Sudscha mit seinen Indiern; er ließ seine Bundesgenossen allein auf dem Schlachtfelde. Ihrer Disciplin, ihrem unerschütterlichen Muthe und ihrer Artillerie gelang es, den wüthenden Angriff der Feinde zurückzuschlagen. Aber erst, nachdem die Mehrzahl ihrer Häuptlinge in den Vorderreihen gefallen waren, wichen die Rohilla. Sobald der Nabob und seine Truppen diesen glücklichen Ausgang sahen, machten sie Kehrt und fielen mit Ungestüm auf das verlassene Lager von Feinden, denen sie ins Auge zu blicken nicht gewagt. Die englischen Truppen, durch ihre strenge Disciplin gefesselt, mußten der Plünderung ruhig zusehen. „Wir haben fechten müssen, riefen die Soldaten, und die Schufte da nehmen den Lohn dafür!"

Alle Schrecken eines indischen Krieges brachen über das unglückliche Rohilcund los. Die schönen Thäler, die reichen Städte waren ein Feuerbrand, eine Dampfwolke. Was fliehen konnte, floh vor der unmenschlichen Wuth solcher Krieger. Hunderttausende zogen es vor, in der pestilenzialischen Luft der Dschungls umher dem Hunger, dem Fieber und den Klauen der Tiger als Opfer zu fallen, als in die Hände von Sudscha's Kriegern. Im übrigen Lande wurde gesengt, gebrannt, fortgeschleppt, gemordet, geschändet, und die englischen Soldaten und ihre Offiziere mußten Zuschauer abgeben. Umsonst pro-

testirte der Befehlshaber, Obrist Champion, umsonst schrieb er dringende Briefe nach Kalkutta, daß man den Greueln Einhalt thun möge. Hastings konnte Nichts thun, höchstens einen freundlichen Rath ertheilen; denn bei der Stipulation hatte er für Nichts gesorgt, als für seine 400,000 Pf. Sterling.

Der grausame Krieg war beendet und eins der edelsten Völker unter Indiens Himmel einem grausamen Tyrannen unterworfen, unter dessen Regierung Ackerbau, Handel und die Künste des Friedens schnell aufhörten. Das Land ward eine halbe Wüste, seine Bewohner die unglücklichsten unter den unglücklichen Unterthanen von Aude, was viel sagen will. Von den kühnen, stolzen Rohilla, den einzigen Gentlemen Indiens, wie die Engländer sagen, sind zwar noch Reste geblieben; aber in ihnen erbt unauslöschlicher Haß gegen England, dem sie ihr Unglück, ihre Sklaverei, ihre Vernichtung allein zuschreiben; doch dienen mehre von ihnen unter den Sipoy's und sie werden als die besten orientalischen Soldaten von den Offizieren der Compagnie geschätzt.

Wie man auch über seinen moralischen Charakter dachte, so mußte man doch Hastings' besondere administrative Talente anerkennen. Binnen zwei Jahren hatte er die Revenuen der Compagnie um 150,000 Pf. Sterling vermehrt; außer der Summe von beinahe einer Million, die er baar durch politische Handelsgeschäfte ihr zugewandt; und — den eigentlichen Unterthanen der Briten war keine mehre Schatzung darum auferlegt worden! Ueberdem waren 250,000 Pf. Sterling für Unterhalt der

Truppen erspart, den er dem Nabob von Aude in jenem Vertrage aufgebürdet hatte.

Inzwischen war in England, unter dem Ministerium des Lord North, im Jahre 1773 eine Parlamentsacte durchgegangen, welche die ganze bisherige indische Verwaltung umwarf. In dieser Regulating act wurde festgesetzt: daß die Präsidentschaft von Bengalen den Vorrang über die andern Präsidentschaften erhalten und zugleich eine Controle über dieselben führen solle. Der dortige Gouverneur sollte von nun an **Generalgouverneur** heißen. Ihm zur Seite sollte ein Rath von vier Mitgliedern stehen. Nebenbei und ganz unabhängig vom Gouverneur und dem Rathe ward aber ein oberster Gerichtshof ernannt, aus einem Oberrichter und drei Beisitzern bestehend, welcher zu Kalkutta residiren und die volle, unumschränkte, leider aber auch vom Gesetz unbegrenzte Criminal- und Civiljurisdiction haben sollte.

Der Generalgouverneur und sein Rath wurden auf fünf Jahre und als erster Generalgouverneur Indiens Warren Hastings ernannt. Die vier ihm beigegebenen Räthe waren ein Mstr. Barwell, ein Beamter der Compagnie, welcher sich schon durch langjährige Dienste in Indien bewährt hatte. Neu hinzugesandt aber wurden aus England ein Mstr. Monson, der General Clavering und ein in der neuern englischen Parlamentsgeschichte viel genannter öffentlicher Charakter, der nachmalige Sir Philipp Francis, der erst vor wenigen Jahren als hoher Achtziger in England gestorben ist.

Der Letztere war unbedenklich der bedeutendste Kopf im Rath. Ein Mann von Kenntnissen, ziemlicher Beredtsamkeit, Uebung in administrativer Thätigkeit, einer gewandten und scharfen Feder und einem furchtlosen und männlichen Geiste; aber er selbst kannte und schätzte viel-

leicht dieſe Eigenſchaften zu hoch. Dabei war er reizbar, oft rauh, anmaßend und ſein Haß war bitter und dauerte lange. Die neueſte Kritik gibt dieſem Manne noch mehr Bedeutung, indem ſie mit ſcharfen, äußern und innern Gründen beweiſt, daß Philipp Francis der Verfaſſer der berühmten Juniusbriefe geweſen, einer Reihe Schriften, voll der bitterſten Satire und des bitterſten Haſſes gegen verſchiedene Staatsmänner und öffentliche Charaktere, welche, die Parteien aneinanderhetzend und Gift und Galle ausſprühend, bis zum 19. Januar 1773 in den londoner Zeitungen erſchienen und über ein halbes Jahrhundert der Neugier und den angeſtrengteſten Nachforſchungen ein Räthſel blieben. Der pſeudonyme Junius (der übrigens ſein Geheimniß ins Grab mit hinübergenommen) haderte mit allen Parteien im Staate, keine machte es ihm Recht; er legte ſeine Feder mit jenem letzten Schreiben in bitterm Aerger nieder und — ein Jahr darauf ſegelte Philipp Francis nach Oſtindien, dort, wie wir bald ſehen werden, in derſelben bittern Oppoſition gegen die regierende Macht, als Junius es gegen das Miniſterium in England geweſen war.

Zugleich mit den drei neuen Mitgliedern des Rathes war auch der neue Oberrichter, Sir Elijah Impey, mit ſeinen Beiſitzern herübergekommen. Impey war Haſtings' alter Schulcamerad. Der Generalgouverneur konnte unter allen Juriſten Englands ſich keinen willfährigern Oberrichter wünſchen. Ganz anders ſtellte ſich aber ſein Verhältniß zum Verwaltungsrathe. Die ganze Form gefiel Haſtings nicht, noch konnte ſie ihm gefallen; von ſeinen Collegen hatte er keine beſonders hohe Meinung und ſie wußten es. Statt mit 21 Kanonenſchüſſen von den Batterien des Fort William begrüßt zu werden, gönnte Haſtings den Ankommenden nur eine Salve von 16 Schüſſen.

Verdrießlich landeten die Räthe; der erste Empfang war kühl, und schon am nächstfolgenden Morgen entspann sich der Streit, welcher durch lange Jahre die Regierung in Indien hemmte und später in England zur Lawine wurde, die alle Notabilitäten des Staates mit sich fortriß und zwang, Partei zu ergreifen, für oder gegen Hastings.

Auf Hastings' Seite stand nur Barwell, früher nicht sein Freund, aber die Ankunft der neuen Räthe vereinigte unwillkürlich alle älteren Diener der Compagnie; doch im Rathe blieben sie der schwächere, der unterliegende Theil, da die drei Räthe aus England, für einen Mann stehend, die Majorität für sich hatten.

Das ärgerlichste Schauspiel, und unter andern Umständen ein für England sehr gefährliches, trat ein. Der Rath unterwarf Hastings' bisheriges Verfahren einer strengen Controle und misbilligte fast alle seine Handlungen. Entschieden verdammt, und gewiß nicht mit Unrecht, wurden seine Verträge mit dem Nabob von Aude. Sie riefen Hastings' Agenten vom dortigen Hofe zurück und sandten dafür einen ihrem Interesse ganz ergebenen dahin. Desgleichen ward die englische Brigade zurückberufen und eine strenge Untersuchung über die Führung des Krieges angeordnet. Man prüfte, tadelte, schalt, was er in den jetzt Kalkutta unterworfenen Präsidentschaften gethan, und warf so ziemlich Alles um, was er in der äußern Politik und mehr noch, was er in der innern Verwaltung und Rechtspflege gethan. Vieles davon war gewiß falsch, aber drei Räthe, welche kaum noch frisch und unerfahren nach Indien gekommen, waren am wenigsten geeignet, durch einige Federzüge das Unrecht zu Recht und das Schlechte zum Guten zu machen. Manche unvollkommene Einrichtungen, z. B. einige Localgerichte, die schlecht die Justiz und Policei geübt, wurden ohne Wei-

teres aufgehoben, dafür aber streiften bald Räuberbanden durchs Land, und Leben und Eigenthum wurden unsicher. Dazu erfolgten diese Umänderungen in so rascher, das Ansehen des Gouverneurs schonungslos antastender Weise, daß es um seine Autorität wäre geschehen gewesen, wenn er nicht Mittel fand, Dem zu begegnen. Er präsidirte zwar noch dem Rath; aber in jeder wichtigen Angelegenheit überstimmt, war er bald eine gesetzliche Null; und nur die minder wichtigen Verwaltungsangelegenheiten überließ man ihm, weil er eine nicht wegzustreitende Geschicklichkeit und Kenntniß darin erlangt hatte.

Wer im Orient gefallen ist, hat keine Freunde mehr. Ueber den kranken Geier fallen die Krähen her. Man schilt Den für thöricht, sinnenberaubt, wer sich einem Minister nach seinem Sturze noch nähert, wenn man ihn gleich ebenfalls am Tage vorher für thöricht erachtet hätte, wo er sich nicht vor ihm in den Staub warf und seine Sohlen küßte. Die Indier haben darin ein eigenes Witterungsvermögen, ähnlich dem Talleyrand's, wo eine Größe fallen wird; aber daß sie trotz Dem eine Größe bleiben mag, die sich wieder aufrichten kann, liegt außer ihrem moralischen Horizont. Im Augenblicke, wo ein Machthaber gestürzt ist, stehen alle seine Schmeichler und Schmarotzer, die bereit waren, für ihn zu lügen, zu betrügen, falsche Eide zu leisten, falsche Documente zu schmieden, zu kuppeln, ermorden, vergiften, vor der Thüre seines siegreichen Rivalen und bieten sich an, wenn man es verlange, gegen ihn zu zeugen. Ein Machthaber in Indien braucht nur anzudeuten, daß ihm Jemand im Wege ist, und in 24 Stunden wird er die schwersten Anklagen gegen denselben in Händen haben, und mehr als Das, die vollständigsten Beweise dafür werden ihm geschafft. Man bringt ihm eigenhändige Unterschriften des

zum Untergange bestimmten Opfers unter irgend einer verrätherischen Schrift, und in seinem eigenen Hause wird man Documente versteckt finden, die ihn verderben müssen. Für einen europäischen Richter ist es daher Pflicht, mit der äußersten Sorgsamkeit, oder vielmehr mit völligem Mistrauen, in jedem, besonders aber in politischen Processen, die Zeugnisse und Documente der Eingeborenen zu prüfen.

Hastings galt für eine gefallene Größe. Er stand, für das Augenmaß der Eingeborenen, als hülflos, verloren da, und augenblicklich reichte man Anklagen der schwersten Art gegen ihn beim Rathe ein. Sie wurden willig aufgenommen und die Willigkeit, mit der man sie aufnahm, vermehrte die Lust, immer mehr einzureichen. Zur Entschuldigung von Francis, Clavering und Manson kann nur angeführt werden, daß sie den indischen Charakter noch nicht kannten. Ihnen aufzubürden, daß sie wissentlich falsche Anschuldigungen begünstigt, wäre ungerecht.

Für Nuncomar war die Zeit gekommen, sich zu rächen. Noch mehr der glänzenden Aussichten; er hoffte durch Hastings' Sturz der erste, angesehenste, mächtigste und reichste Mann in Bengalen zu werden. Vom Tage ihrer Ankunft an hatte er den drei Räthen den Hof gemacht, da sein schlauer Blick den Gang der nächsten Entwickelung voraussah. Verächtlich hatte Hastings ihm darauf die Thür des Gouvernementspalastes verschließen lassen. Nuncomar bedurfte nicht mehr. Eine vollständige Anklageacte war fertig, welche er in aller Form dem Rath überreichte. Die Anklagepunkte waren: daß Hastings die öffentlichen Aemter verkaufe und die Verbrecher gegen Summen, die in seine Privatcasse gingen, frei von Strafe lasse. So habe er den schwer verdächtigen Reza Khan

unvermögend dem letzten Augenblicke des geliebten Mannes zuzusehn. Sie sahen nicht mehr die Qual, welche die tiefe Rührung, die sich selbst des Nachrichters bemächtigt hatte, dem Opfer bereitete. Unter ihnen befand sich ein Mann, dessen Leben, ob er schon weit entfernt, anscheinend theilnahmlos dem traurigen Schauspiele zugesehen, doch am nächsten unter allen mit Monmouths Schicksal verknüpft war.

Sir Raleigh Loscelyne hatte zwar in London auf Verwenden angesehener Freunde seines Hauses gegen Stellung einer bedeutenden Bürgschaft, die Freiheit für den Augenblick wieder erlangt, allein der Prozeß war ihm noch nicht gemacht, und Alles schien sich zu seinem Untergange verschworen zu haben. Der König mochte seine Verwendung für Esser noch nicht vergessen, der Versuch Monmouth zu retten, würde als Theilnahme am Hochverrath gegolten haben, wäre nicht der loyale Character seiner Familie zu bekannt gewesen. Rumsey hatte den Angeber gespielt und Neider, welchen die reichen Güter von Avalon entgegenlachten, verfehlten nicht den Verdacht gegen ihn zu verstärken. Was ihn aber in Jacobs Augen am schuldigsten hinstellte, war jene unbeugsame Starrheit, mit der er der pro-

gegen eine große Abfindungssumme seiner wohlverdienten Strafe enthoben.

Philipp Francis las diese Anklageacte im versammelten Rath ab. Es entspann sich ein heftiger Streit, in dem Hastings dem Collegium das Recht abstritt, über seinen Präsidenten zu richten; aber daß es auf Angeben eines Menschen, wie Nuncomar, geschehe, für eine baare Infamie erklärte. In der nächsten Rathssitzung ward eine zweite Eingabe Nuncomar's verlesen. Er bat, daß man ihn vor die Schranken des Collegiums lade, um seine Anklage durch mündlichen Vortrag zu unterstützen. Die Debatte wurde stürmisch. Hastings erklärte, der Saal des Collegiums sei nicht der Ort, um darüber eine Untersuchung anzustellen. Von Personen, welche, voreingenommen, täglich mit ihm in Streit und Hader lägen, könne er keine Gerechtigkeit erwarten. Auch könne er, ohne seiner Würde zu vergeben, es nicht zulassen, daß man ihn mit einer Creatur, wie Nuncomar, confrontire. Die Majorität überstimmte ihn natürlich; man beschloß, die Untersuchung einzuleiten. Empört sprang Hastings auf, erklärte die Sitzung für geschlossen und verließ mit Barwell den Saal.

Aber die andern Drei blieben sitzen, erklärten sich als Rath constituirt, wählten den General Clavering zu ihrem Präsidenten und verordneten, daß Nuncomar als Ankläger vorgeführt werde. Nuncomar blieb nicht allein bei seinen Anklagepunkten, sondern vermehrte sie in echt orientalischer Art, als er sah, daß er so geneigtes Gehör fand, auf der Stelle noch um ein Beträchtliches. Sein eigener Sohn, Gurdas, war, wie wir wissen, von Hastings zum Schatzmeister des Nabob von Bengalen bestellt worden und die Prinzessin Munny Begum zur Vormünderin des kleinen Nabob. Er behauptete jetzt, beide

Ernennungen wären nur dadurch bei Hastings durchgesetzt worden, daß man ihn durch eine große Summe Geldes bestochen habe. Zum Beweise dafür brachte er einen Brief, mit dem Siegel der Munny Begum darunter, vor. Einige behaupteten später, das Siegel sei ein falsches; es ist aber ebenso wahrscheinlich, daß es ein echtes gewesen; denn man brauchte nur der indischen Dame die Versicherung zu geben, daß sie durch ihre Siegel dem hohen Rath eine Gefälligkeit erweise, so konnte man gewiß sein, daß sie es unter jede Anklage mit Vergnügen drücken würde. Der Rath der Drei entschied, die Anklage sei erwiesen, Hastings sei schuldig, 30—40,000 Pf. Sterling im Wege der Bestechung erhalten zu haben, und verurtheilte ihn zu deren Wiedererstattung.

Unter den englischen Dienern der Compagnie herrschte, wie sich denken läßt, die größte Aufregung. Dies war ein Attentat, wenngleich ein legales, gegen die Autorität der englischen Herrschaft in Indien. Der Rath verurtheilte seinen eigenen Präsidenten, den Generalgouverneur, wegen Bestechung! Mit welchen Augen mußten die Eingeborenen dies ansehen: welche Folgen konnte es haben! Für die Briten war keine Wahl: auf der einen Seite ein Gouverneur, welcher, thätig, kräftig, entschlossen, das Land und seine Bewohner kannte, ihre Sprache redete, durch seine Persönlichkeit gewann und in Augenblicken der Gefahr der Mann war, das Rechte zu treffen. Auf der andern Seite ein Mann, der nicht die Sprache, die Sitten, das Land kannte, das er regieren sollte; der, mit unserer Sprache zu reden, als ein Theoretiker ins Land geschneit kam und Alles besser wissen wollte, Alles anderte, umwarf und Nichts besser machte. Die Beamten der Compagnie, sage ich, waren, alle für einen Mann, für Warren Hastings aufgestanden gegen den unpopulai-

ren, unpraktischen, verdrießlichen Philipp Francis, der bis da nur eine Schreiberstelle im Kriegsministerium bekleidet hatte.

Aber Hastings sah die Sache in einem andern Lichte an. Francis und seine Partei konnte nicht so entschieden auftreten, wenn sie nicht in London, im Ostindienhause, auf starke Unterstützung rechnen durften. In Indien mußte er Alles zu reguliren, sein Einfluß auf die europäischen Lenker schien ihm bedenklicher. Eine Klage dort gegen ihn, eine unglückliche Abstimmung der Actionaire konnte ihn stürzen und seinen Ruf untergraben. Um im schlimmsten Falle sich einen ehrenvollen Rückzug zu sichern, sandte er deshalb seinem londoner Agenten, Obrist Macleane, seine Resignation ein; jedoch mit der Erklärung: daß er sie nur für den Fall einreiche, wenn er im Ostindienhause eine gegen ihn entschieden ungünstige Stimmung wahrnehme. In Indien selbst operirte er anders und mit der Sicherheit und Entschlossenheit, die er in allen Fällen bekundete, und welche die Mittel nicht scheuten, wo es ein Ziel galt, das er bestimmt erreichen mußte.

Nuncomar war jetzt ein für ihn höchst gefährlicher Mann geworden; der Einzige, den er zu fürchten hatte, der durch einen Intriquenkampf nicht mehr zu überwältigen war. Er mußte ihn mit starker Faust angreifen und vernichten, oder selbst als Opfer fallen. Der Brahmine hielt sich seines Sieges bereits für gewiß; er ging wie ein Triumphator umher. Jeden Morgen hielt er in seinem Palast ein glänzendes Lever, zu dem seine angesehenen Landsleute sich drängten. Selbst die drei Räthe vergaßen so weit ihre Stellung, daß sie, wenigstens an einem Morgen, ihm ihre Aufwartung machten. Sein Haus war zum Bureau geworden, wo Jedermann seine Anklagen gegen den Generalgouverneur anbrachte. Auch soll er

mehre der reichsten und angesehensten Einwohner durch Drohungen und Intriguen bewogen haben, ihm Klagepunkte einzusenden. Aber er spielte ein gewagtes Spiel, einen Mann von Hastings' Ausdauer und Entschlossenheit anzugreifen. Bei aller seiner erworbenen Kenntniß europäischer Verhältnisse, wußte er nicht, daß in einem geordneten Staate die Justiz eine von der Regierung völlig getrennte, selbständige Macht ist. Was konnte ihm fehlen, da die Macht auf seiner Seite stand, die über das Geschick von Millionen Eingeborenen zu entscheiden hatte, die alle Stellen nach Willkür vergab, Beamte entsetzte, Steuern auflegte und als politische Regierung auch über das Leben der Millionen gebot? Er wußte nicht, daß der Gerichtshof, der mit den drei Räthen über das Meer geschwommen war, aber seine Wirksamkeit bis dahin vermuthlich noch nicht öffentlich gezeigt hatte, auch eine Macht war, in deren Hand Leben und Tod lag, und es gab in Indien keine andere Macht, welche sie ihr entwinden konnte.

Auf diese Macht, auf den obersten Gerichtshof, hatte Hastings seine Blicke gerichtet, und der Oberrichter Impey war sein Freund, wenigstens ein willfähriges Werkzeug, dessen sich der Generalgouverneur bedienen mochte. Er war außerdem, gleichwie seine Gerichtsbeisitzer, der Majorität im Rathe feindlich gesinnt. Hastings foderte keine Ungerechtigkeit von ihm, er brachte keine falsche Anklage vor, stellte keine bestochenen Zeugen auf, brachte keine selbstgeschmiedeten Documente vor; er foderte nur, daß er dem Rechte seinen Lauf lasse, ein gerechtes Urtheil spräche, gerecht nach dem Gesetze, gerecht nach europäischen Begriffen, und daß Impey Das sei, worauf er einen heiligen Eid geleistet, als er sein Amt antrat, un-

erschütterlich, ein eisernes Werkzeug der strafenden Gerechtigkeit.

Der Maharadscha Nuncomar war in unserm Sinne ein ausgemachter Schuft und Schurke, und hätte nach den Gesetzen aller europäischen Länder für Das, was er schon verbrochen und dessen er überführt war, Gefängniß, Ketten oder den Galgen zehnmal verdient. Aber er war ein Brahmine aus der reinsten, edelsten Kaste; mit heiliger Scheu und Bewunderung schaute der Hindu auf ihn. Jetzt war er der mächtigste Mann seines Volkes, die Sonne des Glückes beschien seinen Scheitel, der hohe Rath von Indien hatte ihm aufgewartet; er war im Begriff, den gefürchteten Gouverneur zu stürzen und sein Ansehen zu vernichten. Welcher Eingeborene hätte da gewagt, gegen den Maharadscha Nuncomar klagend aufzutreten?

Aber der Eingeborene fand sich. Sein Name ist gleichgültig. Er trat vor das hohe Gericht, klagte gegen den Gefeierten, und ganz Kalkutta vernahm mit Erstaunen und Entsetzen eines Tages die Kunde, daß der hohe Gerichtshof Nuncomar arretiren und in das Gefängniß der gemeinen Verbrecher habe werfen lassen. Er war angeschuldigt, vor sechs Jahren einen falschen Schuldschein ausgestellt zu haben. Niemand hat gezweifelt und Niemand zweifelt heut, daß Hastings Der war, der den Maharadscha verklagen ließ, wenn auch sein Name in dem Processe kaum genannt wurde.

Die Majorität des Rathes spie Feuer und Flamme gegen das Vermessen des Gerichtshofes. Sendungen über Sendungen an das Obergericht, mit dem Verfahren innezuhalten und Nuncomar gegen Bürgschaft zu entlassen. Das Gericht antwortete hochmüthig und entschlossen: es wisse, was es zu thun habe, und der hohe Rath

sei nicht sein Vorgesetzter. Die Wuth des letztern blieb ohnmächtig. Um sich zu rächen, oder um vor den Eingeborenen und dem Angeklagten darzuthun, daß er, der Rath, an dem Verfahren unschuldig sei, häufte er Ehren und Auszeichnungen höchst unpassender Weise in dem Augenblicke auf Nuncomar's Familie, wo deren Oberhaupt eines gemeinen Criminalverbrechens bezüchtigt war.

Der Rechtsgang ging regelmäßig fort; nur über das gewöhnliche Maß verzögert durch eine Unzahl von Gegenzeugen und dadurch, daß alle Aussagen und Documente durch Dolmetscher vor den aus Engländern bestehenden Geschworenen übersetzt werden mußten. Endlich sprach die Jury das Schuldig! aus, und der Oberrichter verurtheilte Nuncomar zum Tode.

Wahrscheinlich ein gerechtes Urtheil; nur daß, wenn jeder Hindu um dieses Nuncomar überwiesenen Verbrechens willen hätte hängen müssen, es an Bäumen in Bengalen gefehlt hätte. Der Rath von Kalkutta hatte nach der letzten Parlamentsacte ebenso wenig ein Begnadigungsrecht, als der Generalgouverneur; wol aber stand dem Oberrichter das Recht zu, die Execution zu verschieben, bis er darüber an die Krone berichtet und deren Willen in Erfahrung gebracht. Dies hätte Imwey unter den obwaltenden Verhältnissen thun müssen. Wie gerecht auch der Spruch nach englischem Recht und Sitten gewesen, so war es doch ungerecht, eines Falsums wegen einen Hindu an den Galgen zu schicken. Das Gesetz, welches die Fälschung in England zu einem Capitalverbrechen machte, war ohne alle Berücksichtigung der socialen Verhältnisse in Indien gegeben worden. Es war niemals dort in Ausübung gebracht worden, obwol es an Delinquenten niemals gefehlt hatte; es war, aller Wahrscheinlichkeit nach, den Hindu nicht einmal bekannt,

und es verstieß aufs Aeußerste gegen ihre Sitten und Gefühle. Die Nachbildung von Siegeln galt bei ihnen von Alters her als eine gewöhnliche Art von Schwindelei, und daß es so bestraft werden solle, wie Straßenraub und Meuchelmord, schien ihnen eine furchtbare Barbarei. Um deshalb würde jeder andere Richter mit der Hinrichtung Anstand genommen und die letzte Entscheidung dem Ermessen des Königs überlassen haben. Impey kannte Nichts von Gnade und Verzug.

Philipp Francis und seine Partei schrien auf; sie nannten den Gouverneur und den Oberrichter abscheuliche Mörder. General Clavering schwor, Nuncomar noch unter dem Galgen zu befreien. Auf der andern Seite erschrak aber auch die große Zahl geborener Engländer, welche sich zum Gouverneur hielt. Die Execution eines so bedeutenden Mannes, um einen nach den Landesbegriffen so geringen Fehltritt, schien ihnen nicht allein grausam, sondern auch gefährlich. So lange hatte dieser Mann die ersten Ehrenstellen unter den Eingeborenen eingenommen; ja man erinnerte sich der Zeit, als die englische Niederlassung nur eine Factorei war, und ihre Vorsteher demüthig sich um Nuncomar's Gunst beworben hatten! Ungleich größer war das Entsetzen bei den Hindu. Selbst nach ihrer Moral galt Nuncomar für einen schlechten Mann; aber er war das Haupt ihrer ersten Kaste, der Protobrahmin; das allerreinste Blut floß in seinen Adern. Alle Waschungen, Reinigungen, Opfer, Gebete hatte er, sein langes Leben hindurch, pünktlicher als sonst Jemand verrichtet; und das war mehr werth, als wenn er nicht gestohlen und betrogen hätte. Der eifrigste Katholik im Mittelalter hätte kaum ein gleiches Entsetzen gefühlt, wenn ein weltliches Gericht sich unterfangen, einen Prälaten zum Strange zu verurtheilen. Und der

erſte Brahmine, wo nach ihren Satzungen kein Brahmine überhaupt zum Tode verurtheilt werden konnte, er gerade ſollte um ein Verbrechen am Galgen hängen, welches in den Augen der Hindu nicht ärger war, als etwa in unſern Augen das des Roßtäuſchers, der ein krankes Pferd als geſund verkauft.

Nur die Mohammedaner jauchzten auf. Der mächtigſte ihrer götzendieneriſchen Feinde, die ſie mehr verachten, als ſie die Chriſten haſſen, war von ſeiner ihnen gefährlichen Höhe geſtürzt, derſelbe, welcher ihren Reza Khan geſtürzt hatte. Ein mohammedaniſcher Hiſtoriker, der über jene Zeiten geſchrieben, findet noch ein Vergnügen darin, Nuncomar's Verbrechen zu vergrößern. Er erzählt, in dem Hauſe des Maharadſcha ſei eine ganze Kiſte gefunden worden voll nachgemachter Siegel der reichſten Leute in der Provinz. Die Thatſache wäre, nach andern Beiſpielen, nicht unmöglich; doch findet ſie ſich nirgend ſonſt wo verzeichnet.

Wo Alle in Aufregung waren, war nur Einer ganz ruhig — Nuncomar ſelbſt. Mit der Ergebung eines Hindu in das Unvermeidliche, bereitete er ſich zum Tode vor. Der Sherif, der ihn am Abende vor der Hinrichtung im Kerker beſuchte, verſicherte ihm, daß ihm alle mit den Geſetzen verträgliche Nachſicht geſchenkt werden ſolle. Nuncomar dankte mit Höflichkeit, doch ohne eine Miene zu verziehen. Kein Seufzer machte ſich Luft. Er legte den Finger an die Stirn und ſagte: dem Schickſal ſei nicht zu widerſtreben und gegen den Willen Gottes kein Widerſtand. Er bat den Sherif, ſeine beſten Empfehlungen an Philipp Francis, Clavering und Monſon auszurichten und ſie zu bitten, ſeinen Sohn, den Radſcha Gurdas, zu beſchützen, der nun das Haupt der Brahminen in Bengalen werde. Nur der Sherif war

beim Fortgehen erschüttert; Nuncomar setzte sich ruhig nieder, schrieb Briefe und Notizen auf und prüfte Rechnungen!

Eine ungeheure Menschenmasse versammelte sich am nächsten Morgen um den Hinrichtungsplatz. Schmerz und Entsetzen auf allen Gesichtern, und doch noch Etwas von Hoffnung; denn man konnte es sich nicht möglich denken, daß die Engländer wirklich wagen würden, dem großen Brahminen ans Leben zu gehen. Endlich kam der Trauerzug an, Nuncomar auf seinem Palanquin, mit der größten Heiterkeit im Gesichte. Eben hatte er von seinen nächsten Verwandten und Freunden Abschied genommen. Ihr Heulen und Schreien und ihre convulsivischen Krümmungen hatten die europäischen Beamten erblassen gemacht, der Verurtheilte selbst aber zeigte einen eisernen Stoicismus. Nur um Etwas schien er zu sorgen, daß Priester aus seiner eigenen Kaste zugegen wären, um für seinen Körper Sorge zu tragen. Noch einmal grüßte er seine Freunde im Rathe, stieg mit sichern Tritten auf das Schaffot und gab dem Henker das Zeichen. Im Augenblicke, wo der Körper herabsank, erfüllte ein entsetzliches Geschrei die Lüfte. Hunderte machten augenblicklich Kehrt und stürzten fort nach dem Hugly, in den sie hineinsprangen, um sich die Sünde abzuwaschen, einem solchen Schauspiele zugesehen zu haben. Diese allgemeine Trauer und Zerknirschung beschränkte sich nicht allein auf Kalkutta, sondern dröhnte auch durch die Nachbarprovinzen wieder.

Daß Impey, um Hastings zu gefallen, mit dieser unverzeihlichen Raschheit handelte, ist keinem Zweifel unterworfen; es wird aber noch durch ein später bekannt gewordenes Schreiben Hastings' dargethan, in welchem es heißt: zu einer Zeit sei er ihm schwer verpflichtet wor-

den, indem derselbe ihm sein Glück, seine Ehre und seine Ruhe gerettet habe.

Wer möchte Impey, einen Richter, entschuldigen! Aber Hastings war Partei. Von einer Partei fodert man nicht die unbeugsame Gerechtigkeit und Billigkeit, wie von einem Richter. Er war, der hart Angegriffene, im Act der Selbstvertheidigung. Seine Autorität, seine ganzen Aussichten, aber mehr noch als seine eigene Zukunft, auch die der britischen Obergewalt in Indien, waren durch den Sieg des hinterlistigen Brahminen so gefährdet, daß er sich und sie nur retten zu können glaubte, wenn er den Gegner verderbe. Er brauchte gesetzliche Mittel; an ihm war es nicht, oder er vielmehr, der so heftig und fälschlich Beschuldigte, ist nicht so streng darum zu tadeln, daß er die Buchstabenmacht der Gesetze bis zum äußersten Grade des Erlaubten trieb. Die moralische Schuld fällt allein auf Den zurück, der so sein heiliges Richteramt misbrauchte.

Nuncomar's Tod zählt daher nicht unter Hastings' eigentliche Verbrechen. Es ist augenscheinlich, daß ernste und große politische Rücksichten ebenso die Motive seiner Handlungsweise waren, als persönliche Gefühle. Er war im Rath in der Minorität; es hatte den Anschein, er werde es noch lange bleiben. Wem die höchste Macht übel will, gegen den strömen von allen Seiten Klagen ein; so ist der Charakter des Volkes dort. Vom Höchsten bis zum Geringsten würde Jeder gedacht haben, er könne seinen Zustand nur verbessern, wenn auch er den Gouverneur anschuldige. Unter diesen Umständen, wenn er nicht Alles aufgeben wollte, war es für ihn nothwendig, der ganzen elenden Masse von Angebern und Zeugen davon einen Beweis zu geben, daß er der Mann sei, den

teſtantiſchen Partei anhing, eine Starrheit, in welcher der loyalſte Unterthan einem Könige gegenübertrat, der, ſtarr in ähnlichen Anſichten, nichts mehr ſchätzte als loyale Unterthanen, aber keinen höhern Wunſch hegte, als England zu bekehren. So erlag Raleigh einer ſchweren Anklage des Hochverraths, über deren Ausgang ſeine Anwalde den Kopf ſchüttelten, während das Volk, wenn er durch die Straßen wandelte, auf ihn mit den Fingern wies als jenen, der die proteſtantiſchen Lords verrathen.

Langſam entfernte er ſich, als ſolle ihn der Gedanke, daß Monmouths Schickſal ſich noch ändern könne. Aber als nach der fürchterlichen Stille weniger Minuten mehrere Schläge, ein Schreien und dann das dumpfe Murmeln hinter ihm verkündete, daß der nicht mehr ſei, der als ſein bitterſter Feind im Leben gehandelt hatte, beflügelte er die Schritte, den kalten Schauer, der ihn überlief, nicht Herr über ſich werden zu laſſen. Durch die grauen verlaſſenen Höfe des Towers flog er die öden Treppen hinauf, die zu ſuchen, welche mit dem einen Gute, das ſie hingeopfert, alles verloren hatte.

Er fand ſie noch, als wäre in den letzten ſech-

man fürchten müsse. Die Lehre war furchtbar, aber sie wirkte.

Von dem Augenblick an hielt sich jeder Eingeborene für überzeugt, daß es rathsamer wäre, sich an Hastings anzuschließen, obgleich er in der Minorität war, als an eine Majorität, welche nicht einmal im Stande gewesen, ihren Freund, einen so mächtigen Mann, vor dem Tode am Galgen zu schützen. Wer das Reh im Busch jagt, dem springt der Tiger entgegen, heißt es in einem orientalischen Gedichte; so konnte Hastings den Delatoren begegnen, und die Begegnung war fürchterlich. Um deshalb verstummten mit einem Male alle Stimmen der Ankläger, und nie wieder, auch in spätern Krisen, wagten Angeber wider Hastings aufzutreten.

Einen merkwürdigen Umstand haben uns Hastings Biographen aufbewahrt. An seinen gelehrten Freund, den Dr. Johnson, existirt ein Brief des Generalgouverneurs von Indien, in welchem er ihm seine Ansicht über dessen bekanntes Werk: die Tour durch die Hebriden, mittheilt, und sich gelehrt und weitläufig über Jenes persische Grammatik und die Geschichte, Traditionen und Künste Indiens ausläßt. Der Brief ist, nach dem Datum, wenige Stunden nach Nuncomar's Tode geschrieben. War dies ein Zeichen seiner Kraft und Selbstüberwindung? Ganz Indien in Aufruhr und allein Hastings in Ruhe und gelehrten Gedanken!

Inzwischen war die Nachricht vom Rohillakriege nach London gedrungen, und zugleich von dem Zwiespalt zwischen der Majorität und Minorität des Rathes. Jener ward von den freien Briten allgemein gemisbilligt, und auch die Directoren der Compagnie geriethen in einen tugendhaften Eifer. Sie nahmen die Geldremessen, die Hastings als Frucht des Krieges einsandte, ohne ein

Wort zu sagen, und ohne daran zu denken, sie unwillig wieder zurückzusenden. Aber in ihren öffentlichen Reden und in ihren Schreiben tadelten sie laut und entschieden den Generalgouverneur, und konnten nicht Ausdrücke stark genug finden, um ihren Abscheu über einen Angriffskrieg auszudrücken, der nur um Geldvortheile unternommen war.

Nach der letzten Parlamentsacte, welche die indischen Verhältnisse regulirte, konnte der Generalgouverneur, obgleich auf fünf Jahre ernannt, von der Krone abberufen werden, wenn die Compagnie deshalb eine Adresse erließ. Lord North, welcher damals noch an der Spitze der Verwaltung stand, drang in die Compagnie, eine solche Adresse zu erlassen; die drei Mitglieder des Rathes in Kalkutta waren Männer seiner Wahl. Das Ministerium wollte Hastings absetzen und statt seiner Clavering ernennen, einen Mann von bedeutendem Anhang im Parlament. Im Rathe der Directoren waren die Stimmen fast gleich getheilt; 11 gegen 10 für Hastings. Also ward die Generalversammlung der Actionaire berufen. Selten sah man eine so glänzende, vollzählige Versammlung in der großen Halle des Ostindiahauses. Auch war das selten vorgekommen, daß Seitens des Ministeriums an alle Anhänger desselben, welche Stockinhaber waren, Aufforderungen ergingen, ja bei dieser entscheidenden Versammlung nicht zu fehlen. Man zählte auf den Bänken 50 Pairs und Geheimräthe, und die lebhaft geführte Debatte dauerte bis Mitternacht. Bei der ersten Probe durch Aufstehen und Sitzenbleiben schienen Hastings' Gegner eine kleine Majorität zu haben; als aber das Ballottement gefodert wurde, siegten seine Freunde, die gegen die Adresse waren, durch über hundert Stimmen mehr, als das mit den Directoren vereinigte Ministerium auf-

bringen konnte. Das Ministerium war über diesen Ausfall sehr erbittert, und Lord North drohte noch vor Weihnachten eine Bill einzubringen, daß der Compagnie alle ihre politischen Rechte genommen werden sollten, und sie sich mit ihrem alten Geschäfte begnügen solle, Thee und Seide zu kaufen.

Hastings' schon vorhin erwähntem Agenten schien nach diesem Ausgange der Debatte die Angelegenheit seines Machtgebers dennoch mislich zu stehen. Das Ministerium hatte schon die Kronjuristen über ihre Meinung befragt. Er fürchtete, daß sein Freund abgesetzt werden, daß das Parlament einen Act votiren und er vielleicht könne zur Untersuchung gezogen werden. Es schien ihm die höchste Zeit, auf einen ehrenvollen Rücktritt bedacht zu sein, und Macleane hielt sich unter diesen Umständen für berechtigt, Hastings' Resignationsgesuch einzureichen. Obgleich mangelhaft in der Form, wurde es von den Directoren mit beiden Händen ergriffen, und augenblicklich erwählten sie eines ihrer eigenen Mitglieder, Wheeler, zu seinem Nachfolger, und sandten eine Botschaft nach Kalkutta voraus, daß bis zu dessen Ankunft der General Clavering dem Rath als Gouverneur präsidiren solle.

Während in Europa das Glück auf diese Weise zu Hastings' Ungunsten umschlug, war in Asien gerade das Widerspiel erfolgt. Warren Hastings hatte nicht allein Nuncomar besiegt, sondern stand wieder als unumschränkter Herrscher an der Spitze der innern und äußern Verwaltung. Die Majorität gegen ihn war keine Majorität mehr. Der Rath Monson war gestorben. Die Parteien standen sich 2 gegen 2 gegenüber, und die Stimme des Generalgouverneurs gab den Ausschlag. Mit seiner gewohnten Schnelligkeit und Geschicklichkeit benutzte Hastings

die Gunſt des Augenblicks. Der Rath, d. h. Barwell und er, decretirte, daß der Generalgouverneur wieder alle executive Macht in Händen haben ſolle, und umgeworfen wurde auf der Stelle Alles, was die Majorität bis da angeordnet: die Ländereien in Bengalen ſollten neu abgeſchätzt werden, um die Steuern danach zu reguliren, und der Gouverneur dieſes Geſchäft allein ausführen, auch alle Verordnungen deshalb in ſeinem Namen allein erlaſſen werden.

Sein elaſtiſcher Geiſt ſchnellte, kaum daß er ſeinen Gegner überwunden, zu den kühnſten Unternehmungen auf. Er entwarf weit ausſehende Pläne zu Eroberungen und einem großen Reiche der Briten in Indien; Pläne, welche noch zu ſeinen Lebzeiten in Erfüllung gingen, aber nicht durch ihn. Er wollte mit den eingeborenen Fürſten Bündniſſe ſchließen, in der Art, wie Napoleon mit den Mitgliedern des Rheinbundes, und England ſollte eine Art oberlehnsherrlicher Macht über ganz Indien ausüben.

In dieſen großen Gedanken ſchwelgend, ward er durch ein Schiff aus Europa überraſcht, welches ihm die Nachricht brachte, daß er abdicirt habe, daß ſeine Abdankung angenommen worden, daß Wheeler ſein Nachfolger ſei und inzwiſchen Clavering ſeine Stelle einnehmen ſolle!

Es war ein unerwarteter Donnerſchlag; aber Haſtings war nicht der Mann, der ſich davon ſo leicht treffen ließ. Wäre Monſon noch am Leben geweſen, würde er wahrſcheinlich ohne Weiteres vor der Uebermacht gewichen ſein. Aber jetzt war er durch die That Herr von Indien, und hatte nicht die geringſte Luſt, ſeinen hohen Poſten aufzugeben. Er erklärte, daß er ſeinem Agenten keine Anweiſungen gegeben, welche deſſen Schritte rechtfertigten. Genau könne er ſich nicht aller Aufträge beſinnen, die er ihm geſchickt, da er die Copie verloren; ſicher und gewiß

aber sei er, daß er wiederholentlich den Directoren erklärt, er wolle nicht resigniren. Uebrigens sei die Resignation auf einen so wichtigen und verantwortlichen Posten ein so wichtiger Actus selbst, daß sie in bestimmter, formeller Weise erfolgen müsse, und die Erklärung eines Agenten ohne vollgültige Vollmacht gar Nichts bewirke. Da nun der Act selbst null sei, wären auch alle Folgerungen null, er also nach wie vor Generalgouverneur von Indien.

Seltsame Demonstrationen erfolgten darauf. General Clavering foderte von Hastings, kraft des Directorialbeschlusses, die Schlüssel zum Fort William und zum Schatz. Hastings verweigerte sie ihm kraft Dessen, daß der Beschluß des Directoriums auf einem falschen Fundamente beruhe, also nichtig sei. Clavering und Philipp Francis setzten sich in einem Zimmer nieder und hielten einen Rath ab, und in einem andern Zimmer setzte sich Hastings mit Barwell und hielt auch Rath. Jeder von beiden Theilen behauptete, sein Rathscollegium sei das echte. Wer sollte darüber entscheiden, welches das rechte und echte war, mitten in einem barbarischen Lande, funfzehnhundert Meilen von der Heimath?

Fast schien es, als könne da nur die Gewalt der Waffen entscheiden, und Hastings schien gar nicht abgeneigt, an diese zu appelliren; er wußte, daß er vor diesem Forum nicht verlieren könne. Er instruirte die Offiziere im Fort William, sowie die in den benachbarten Stationen, daß sie keinen andern Befehlen, als seinen eigenen, zu gehorchen hätten.

Aber sein Sieg sollte noch weit entschiedener werden. Plötzlich begab er sich der Gewalt, welche er de facto besaß, und erklärte, er wolle sein Recht der richterlichen Entscheidung allein überlassen. Der höchste Gerichtshof,

den die Directoren, unabhängig vom Rath und Gouverneur, eingesetzt, möge entscheiden, auf welcher Seite das Recht sei; willig werde er sich dem Ausspruch unterwerfen. Wie begreiflich, wagte Hastings dabei Nichts, wo an der Spitze dieser Behörden ein Sir Elijah Impey stand. Dennoch konnten auch seine Gegner diesen Ausweg nicht zurückweisen. Was dies unabhängige Gericht für Recht erklärte, mußte doch Recht sein, da es nach der Verfassung keine höhere Behörde gab; wem es zu gehorchen befahl, dem konnte Jeder ohne Gefahr gehorchen. Wenn es den Gehorsam verweigern hieß, welcher Verwegene hätte fürder das Schwert zu ziehen gewagt! Wie ungern es auch ihrerseits geschah, Clavering und Francis mußten sich doch am Ende dem Ausspruche des Gerichtshofes unterwerfen. Dieser entschied: Hastings' Amtsniederlegung sei ungültig, und Hastings sei demnach, dem Sinne der Parlamentsacte nach, nach wie vor Generalgouverneur. Die Gegenpartei des Rathes sah sich geschlagen; sie hielt es aber für das Klügste, sich jetzt ohne Widerspruch der Entscheidung zu fügen.

Lange Jahre waren vergangen, seit die Baronin Imhoff vor den Gerichten des fränkischen Kreises gegen ihren Gatten auf Ehescheidung geklagt hatte. Der Proceß ging den langsamen Gang deutscher Reichsjustiz. Es war um diese Zeit, als endlich das Trennungsurtheil, wahrscheinlich mit geschmolzenem Siegel, nach Kalkutta kam. Der Baron Imhoff verließ Indien, ausgestattet mit allen Mitteln, um sich in seinem Vaterlande anzukaufen. Die Baronin Imhoff aber wurde nunmehr gesetzlich Mistreß Hastings. Hastings' Neigung oder Leidenschaft war durch den Verlauf so vieler Jahre nicht geschwächt; er betrachtete den Tag als einen äußerst glücklichen in seinem Leben, und feierte ihn durch allen Luxus und alle Pracht,

welche einem Generalgouverneur Indiens zu Gebote steht. Ohne Unterschied der Parteien, der Abstammung und des Glaubens waren alle Notabilitäten Kalkutta's zur Vermählungsfeier geladen. Auch Hastings' entschiedene Gegner. Der mohammedanische Geschichtschreiber jener Tage, der oben schon erwähnt wurde, berührt hier eine Geschichte, welche, in die Kleinkrämereien des europäischen Gesellschaftslebens gehörig, seltsam in den Notizen eines Asiaten sich ausnimmt. Clavering hatte die Einladung ausgeschlagen. Er war krank, an Leib und Seele; aber Hastings setzte etwas darein, daß sein Hauptgegner durch seine Gegenwart seinen Ehrentag mitfeiere. Er war in der besten, übermüthigsten Laune aus Liebe und Stolz, und wollte Clavering's Entschuldigung, daß er bei seiner Stimmung in eine so glänzende und heitere Gesellschaft nicht passe, nicht gelten lassen. Er machte sich selbst auf den Weg nach des Generals Hause, und brachte endlich, als Executor in eigener Angelegenheit, seinen überwundenen Gegner im Triumph in die frohen Kreise, welche seine Braut umgaben. Für Clavering's stolzen Geist war diese Demüthigung zu viel. Er wurde krank und starb bald darauf am gebrochenen Herzen. Es war der Schmach für ihn zu viel.

Wheeler kam nun auch an. Statt aber Generalgouverneur zu werden, mußte er sich damit begnügen, einen Platz an der Rathstafel einzunehmen. Hastings war, nach wie vor, mit Barwell's Beihülfe, Herr, unumschränkter Herr und Gebieter. Die Gesinnungen änderten sich allmälig; man ließ die starre Opposition gegen Hastings fallen, und wählte ihn, als die ursprünglichen fünf Jahre verstrichen, ruhig und stillschweigend wieder. Der Grund aber ist freilich anderswo zu suchen, in den Gefahren, welche jetzt von außen her drohten, und Lord

North und das oſtindiſche Directorium gleich abgeneigt machten, einen Gouverneur zu entlaſſen, deſſen Fähigkeit, Entſchloſſenheit und Erfahrung der Neid ſelbſt anerkennen mußte.

Das Mutterland ſelbſt war, wenn nicht an dem Rande des Abgrundes, doch in eine der bedenklichſten Kriſen gerathen, welche Großbritannien jemals betroffen haben. Der amerikaniſche Freiheitskrieg war ausgebrochen, und während der Staat alle ſeine Kräfte gegen die Millionen aufgeſtandener Brüder verwenden mußte, gährte es in dem gedrückten Irland; Frankreich regte ſich, Spanien, Holland. Selbſt die baltiſchen Seemächte machten feindliche Miene gegen den mächtigen Inſelſtaat. Unter ſolchen Umſtänden war ein Mann von Energie, wenn auch mit vielen Fehlern, an der Spitze von Oſtindien von großer Wichtigkeit.

Man fürchtete nicht gerade, daß eine der feindlichen Seemächte eine Diverſion nach Indien machen werde; aber Geld, Waffen, Unterhändler konnten die indiſchen Nachbarſtaaten zur Schilderhebung gegen die Engländer aufwiegeln. Und die Furcht war nicht unbegründet; denn Haſtings erfuhr, daß ein franzöſiſcher Abenteurer, der freilich für einen bedeutendern Mann ſich ausgab, als er war, in einem der Mahrattenſtaaten mit Briefen von Ludwig XVI. angelangt ſei, und daß ein, England feindlicher, Vertrag zwiſchen dem Peſchwa in Punah und den Franzoſen abgeſchloſſen worden.

Mit den muthigen und weit im Weſten der Halbinſel ausgedehnten Mahrattenſtaaten war die Compagnie bis da wenig in Berührung gekommen. Auch dieſe Staaten hatten ſich erſt nach dem Verfall des Mogulreiches gebildet. Auch hier war der Schein der Oberherrſchaft von der wirklichen Macht, wie bei den mohammedaniſchen Na-

bebrechen, getrennt. Die Mahratten waren unter ihrem großen Fürsten Sewadschi von ihren Bergen einst herabgestiegen und hatten durch Wildheit, Kraft und Schlauheit die andern kriegerischen Bewohner des Ostens unterworfen; ein Stamm, ursprünglich von Räubern und aus sehr niedrigen Kasten, hatten sie große und mächtige Reiche in Berar, Guzerat, Malwa und Tandschore gebildet. Aber die Nachkommen des großen Sewadschi waren auch schon zu Scheinkönigen herabgesunken, wie die Merovinger, die Mogul in Delhi, die Nabobs von Bengalen. Ihr Palast in Sattara war ein großes Staatsgefängniß, wo die in Dumpfheit und Dummheit erzogenen legitimen Fürsten mit Tand und Tänzerinnen sich die Zeit vertrieben, während in Punah ihr Major-Domus, der Peschwa, residirte und regierte, selbst schon ein erblicher Fürst, zu dem die Radscha's der andern Mahrattenstaaten in sehr zweifelhafter Abhängigkeit standen.

Rasch griff auch hier Hastings zu und wartete nicht den drohenden Angriff ab. Dem gegenwärtigen Peschwa wurde sein Titel von einem Nebenbuhler bestritten. Viele Mahrattenstamme neigten sich diesem zu; unter ihnen das mächtige Radschahaus, das in Berar regierte. Mit diesem schloß Hastings ein Bündniß, zu Gunsten des Prätendenten, und schickte eine Armee quer über die Halbinsel zu seinem Beistande.

Während dessen erfuhr er durch den englischen Consul in Kairo, daß der Krieg zwischen Frankreich und England erklärt worden. Er säumte keinen Augenblick, ihn in Ostindien zu beginnen. Alle Factoreien der Franzosen in Bengalen wurden genommen. Er schickte Ordres nach Madras, Pondichery zu besetzen, und verschanzte die Ufer um Kalkutta gegen jeden möglichen Angriff einer französischen Flotte. Er bot neun neue Bataillone Si-

pons aus und bildete aus den kraftvollen Lascars der Bai von Bengalen ein Corps Artillerie. So gerüstet erklärte er die Präsidentschaft für gesichert gegen jeden Feind; es wäre denn, daß die Mahratten mit den Franzosen ihn angriffen.

Dies geschah zwar nicht, doch aber gewann dieser Krieg der Engländer gegen die Ersteren nicht den Fortgang, den Hastings' andere Unternehmungen hatten. Nicht durch seine Schuld. Einige Schlappen wurden durch glänzende Siege wieder gut gemacht, und die englischen Fahnen wehten in Gegenden, wo europäische Soldaten niemals hingedrungen waren. Ja möglicherweise hätte Hastings seine Plane gegen das Mahrattenreich damals ausgeführt, wenn er nicht durch andere Gefahren im Innern und Aeußern zu sehr wäre beschäftigt worden.

Aus England war ein alter Held, Sir Eyre Coote, als Befehlshaber der Truppen nach Indien gesandt worden, der vor 20 Jahren den englischen Waffen entscheidende Siege dort erfochten, und dessen Name, damals groß, noch jetzt bei den einheimischen Truppen nicht erloschen ist. Er war um 20 Jahre älter geworden, verdrossen, eigensinnig und — geldgierig. Hastings hatte alle Mühe, ihn bei guter Laune zu erhalten, und mußte nicht allein alle Formen der Höflichkeit aufbieten, sondern auch zu seinen ungeheuern Foderungen nur zu oft ein Auge zudrücken, damit der alte Krieger nicht zu seinen entschiedenen Feinden überging. Bei allen seinen Fehlern war er übrigens doch der tüchtigste General, den die englische Armee in jener Zeit haben konnte.

Der Friede im Innern, d. h. im Rathe, wurde durch die Noth im Aeußern geboten. Francis allein stand noch als entschiedener Opponent gegen Hastings; aber sein Haß verleitete ihn doch nicht zu unpatriotischer Widersetz-

zig fürchterlichen Minuten nichts vorgegangen, in dem einſamen Vorgemache. Halb ſaß ſie, halb kniete ſie auf dem ſteinernen Boden, das Geſicht in den kreuzweis gefalteten Händen verbergend. So hatte man ſie niederſinken geſehn, als des Herzogs letzte Tritte auf den Stufen verklungen waren. Es ſchien als habe ein geiſtiger Schlaf ſich ihrer bemächtigt. Sanft nannte der Ritter ihren Namen, dann ſtärker, bis ſie erwachend aufſprang.

„Was bringt Ihr Gutes, Raleigh?“ ſagte ſie, ihm die Hand reichend, aber ihr Ton hatte nichts Klagendes, und ihr Auge ſchaute klar. Raleighs geſenkter Blick antwortete, daß er nichts Gutes wiſſe.

„Ich leſe auf Deinem Geſichte,“ ſprach ſie mit der vorigen Ruhe, ja mit Heiterkeit, „daß Du nichts Gutes zu melden haſt. Er iſt todt — weiter nichts? — Sein Tod, das iſt ein altes Mährchen. Haſt Du keine ſchlimmern Botſchaften, ſo kann ich Dir beſſere aus der Zukunft melden.“

„Theure Lady,“ ſagte der Ritter, „kann Euch das tröſten, ſo wißt, nie wurden ſo viel Thränen um ein gekröntes Haupt, um einen Märtyrer in England vergoſſen, das ganze Volk ſchluchzt.“

lichkeit gegen die nothwendigen Maßregeln dem Feinde gegenüber. Wheeler war des alten Haders müde und überdrüssig, Coote war kein Politiker und nicht Hastings' Feind, und Barwell, reich zur eigenen Genüge geworden, und mit dem Verlangen, nach England zurückzukehren, that sein Möglichstes, um die Parteien zu versöhnen. Es gelang ihm. Francis versprach, von seiner Opposition abzulassen, und Hastings dagegen, daß er Francis Freunden Ehren und Anstellungen zuwenden wolle. Einige Monate dauerte dieser Friede im Rathe, es war aber nur ein Waffenstillstand.

Dieser Waffenstillstand war niemals nöthiger als jetzt, denn es brach ein neuer Krieg im Innern aus, der von schlimmern Folgen für die englische Herrschaft zu werden drohte, als der Krieg mit den Mahratten und den Franzosen.

Die regulirende Parlamentsacte von 1773 hatte für Indien zwei von einander völlig unabhängige Gewalten creirt, eine politisch-administrative, den Rath, und eine richterliche, das Obergericht, ohne die Grenzen beider zu bestimmen. Wie dieses Gericht seine Macht zu behaupten gewußt, erfuhren wir aus dem Falle mit Nuncomar. Impey und sein Beisitzer hatten aber Lust, ihre Autorität so weit auszudehnen, als es nur immer ging. Die englische Justiz ist gerecht, aber, wie die Engländer selbst eingestehen, weder wohlfeil, noch schnell. An ihre Mängel hat sich der Brite gewöhnt, weil er ihre Vorzüge kennt. Das altgewordene Kind seiner freien Institutionen ist ihm lieb geworden. Das englische Gesetz und Gerichtsverfahren plötzlich auf Hindu und Muselmänner angewandt, hatte dort die Wirkung, wie auf unsere deutschen Vorfahren die Gerichte der Römer und die ihnen verhaßten Advocaten. Es erzeugte Entrüstung und Ab-

ſcheu, und der Indier, an den Druck aller Art unter ſeinen bisherigen Ueberwindern aus den verſchiedenſten Stämmen gewöhnt, hielt dieſen Druck der Gerechtigkeit für den allerhärteſten und empörendſten. Es waren nicht die Mängel allein, welche auch der Engländer fühlt, und die ihn doppelt treffen: — die Verzögerung; hier um ſo größer, da jede Rede, jedes Inſtrument den der Landesſprache unkundigen Richtern überſetzt werden mußte, — die theuren Sporteln; in Indien doppelt theuer, da der Engländer ſein mildes Klima mit dem kupferbrennenden Firmament Indiens nur für ungeheure Bezahlung vertauſcht. Alles iſt in Kalkutta theurer, als in London; und der engliſche Juriſt will nicht, 1500 Meilen von ſeinen Freunden entfernt, und bei einem Thermometer von 96° im Schatten, für dieſelben Gebühren arbeiten, als am kühlen Geſtade der Themſe. Dieſe gerade ſind daher in Bengalen drei Mal ſo theuer, als in England, und das Volk in Bengalen iſt unverhältnißmäßig ärmer, als das engliſche.

Und doch waren dieſe beiden Misverhältniſſe nur die geringern, verglichen mit der moraliſchen Beleidigung, die das Gefühl, ſelbſt eines Hindu, bis zur Empörung reizte. Die Sequeſtrationen und Perſonalarreſte widerſtritten ihrer Sitte; namentlich erſchien ihnen der letztere als die tiefſte Kränkung ihrer perſönlichen Ehre. Die bei jeder Gelegenheit geforderten Eidesableiſtungen waren ihnen nach ihrer Religion noch anſtößiger, als den Quäkern. Daß fremde Männer, Gerichtsbeamte in die Zimmer der Frauen eindringen, daß ſie es wagen dürften, ihnen ins Geſicht zu blicken, iſt im ganzen Orient eine Beleidigung, ärger als der Todſchlag, und läßt ſich nur durch Blut ſühnen. Solchen Beleidigungen wurden die angeſehenſten Familien ausgeſetzt. Kurz, die heiligſten Gefühle unſerer

Natur, das persönliche Ehrgefühl, die weibliche Schamhaftigkeit, die Religion, wurden durch die Neuerung aufs Allertiefste verletzt.

Den Hindu dünkte die unerhörte Anmaßung der englischen Gerichte eine wahre Schreckenregierung. Die Wohlthat der Oeffentlichkeit erschien ihnen im Zauberlichte einer Beschwörung. Und was mochte noch im Hintergrunde lauern? Ueber das schwarze Wasser, wie das Volk in Indien mit geheimem Schauer den Ocean nennt, waren diese fremden Richter herübergeschwommen. Keiner von ihnen sprach die Sprache des Landes; Keiner kannte die Sitten und Gebräuche der Millionen, die ihrer schrankenlosen Autorität preisgegeben schienen. In fremden, unbekannten Charakteren wurden die Verhandlungen niedergeschrieben, in Tönen die Urtelssprüche ausgerufen, die Keiner verstand. Dazu lockten diese Gerichtshöfe bald einen ganzen Schwarm des nichtsnutzigsten Gesindels von Angebern und falschen Zeugen um sich; eine Menschenclasse, welche in Indien, wie wir bereits wissen, mehr als in irgend einem andern Lande gedeiht. Die Gefängnisse füllten sich von schuldig und unschuldig Angeklagten; ja man schleppte angesehene Personen aus den Provinzen dahin, um sich ihrer für den Fall zu versichern, daß eine nur angemeldete Anklage zur wirklichen Untersuchung würde. Den Leidenschaften rachgieriger und habsüchtiger Personen wurde dadurch Thor und Thür geöffnet. Man denancirte, um zu erpressen. Männer vom höchsten Ansehen, auf diese Weise in den gemeinen Kerker der Verbrecher geworfen, starben dort vor Wuth und Scham, bevor noch ihre Sache zur Untersuchung kam. Die Gerichtsbeamten drangen in die Harems der Mohammedaner; eine Gewaltthat, welche selbst die ärgsten Despoten des Orients, die sich jeden Frevel erlaubt, nicht gewagt. Die

Mohammedaner, entschlossener und kräftiger als die Hindu, setzten sich oft gegen diesen unerhörten Frevel zur Wehr, und in mehren Fällen wurde Blut vergossen auf der Schwelle selbst des Heiligthums, ohne doch dasselbe zu schützen.

Ja, es schien, als ob sogar die weichlichen, muthlosen Hindu zur Verzweiflung erwachten. So etwas war nicht geschehen, selbst während der maßlosen Erpressungen unter Vansittart's Gouvernement; die blutigsten Despoten, die grausamsten und wollüstigsten Tyrannen erschienen den tief Gekränkten dagegen als sanfte, humane Regenten. Hindu und Mohammedaner, geschworene, unversöhnliche Feinde, waren in diesem Punkte einig. Beide waren aufs Aeußerste gebracht, und die furchtbaren Mahratten dünkten dem friedlichen Volke von Bengalen minder schrecklich, als die englischen Juristen.

Der Schrei des Entsetzens hallte überall wider. Auch die ältern Beamten der Compagnie, ja alle Engländer als Masse erschraken, protestirten und widersetzten sich. Umsonst: Impey und sein Gericht setzte einen Stolz darein, sich furchtbar zu machen. Wo ein Brite die Eingeborenen vor der willkürlichen Gewalt schützen wollte, ward auch gegen ihn ein Verhaftsbefehl erlassen und er der Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit angeklagt. Vieles ist seitdem in Indien besser geworden, das Regiment ist verhältnißmäßig sanft, die Justiz gut und den Sitten der Orientalen entsprechend verwaltet; auch vergißt der Morgenländer leicht; aber die Erinnerung des Schreckenregiments unter Impey und seinen Richtern durchrieselt noch heut wie eine furchtbare Gespenstererscheinung so Hindu als Mohammedaner.

Dies durfte nicht ferner geduldet werden. Alles stand auf dem Spiel: Ansehen und Autorität der Regierung,

das Wohl des Volkes, in der Folge vielleicht die Herrschaft der Briten in Indien. Hastings war in diesem Punkte ganz einig mit dem Rathe. Er hatte das Obergericht zu seinen Zwecken gebraucht und es als ein willfähriges Werkzeug erfunden; er war aber nicht der Mann, der dulden konnte, daß das Werkzeug sich zu seinem Herrscher machte. Mit voller Kenntniß Indiens und der Sitten des Volkes, wußte er, was man ihnen bieten durfte, zu einem bestimmten Zwecke; aber ohne Zweck aus Muthwillen sollte man das Volk nicht reizen, das Freundschaftsband mit Impey war zerrissen. Der Rath overirte offen gegen die Anmaßungen des Gerichts. Er setzte mehre von demselben Gefangene in Freiheit; aber Impey ließ sich dadurch nicht abschrecken. Auch er hatte Lust, einen Hastings zu spielen. In seinem Uebermuthe lud er den Generalgouverneur und den Rath vor seine Schranken, sich zu vertheidigen wegen der eigenmächtigen Freilassung der Verhafteten und anderer Widersetzlichkeiten halber.

Das war zu viel, und es war nahe daran, daß die Gewalt der Waffen zwischen der Regierung und der Justiz aufgerufen wäre. In solchen Krisen aber war Hastings der Mann, der immer mit schneller Entschlossenheit ein Auskunftsmittel an der Hand hatte, welches aus der Verlegenheit half, ohne gerade mit der Moral zu harmoniren. Er kannte seinen Freund, Sir Elijah Impey, und brauchte statt des Schwerts sanftere Mittel — er bestach ihn.

Durch die Parlamentsacte war der Oberrichter von Bengalen unabhängig von dem Gouvernement, und bezog einen Gehalt von 8000 Pf. Sterling. Hastings machte Impey den Vorschlag, er wolle ihn auch zugleich zum Oberrichter in Diensten der Compagnie ernennen,

gleichfalls mit 8000 Pf. Gehalt. Die stillschweigende Bedingung dabei war, daß ihn die Compagnie wieder absetzen könne, wenn er nicht zu ihrer Zufriedenheit verfuhr. Impey griff rasch zu; der Handel war fertig: „Bengalen war gerettet, die Appellation an die Gewalt unnöthig und Sir Elijah Impey reich, zufriedengestellt, willfährig und infam."

Ueber die Moralität in Impey's Verfahren ist nie ein Zweifel gewesen; seit Jefferies, dem Blutrichter Jacob II., sagen die Engländer, gab es keinen zweiten Oberrichter des vereinigten Königreiches, welcher so schmählich die Würde seines hohen Amtes verrathen hat. Hinsichts Hastings' Verfahren sind die Stimmen getheilt. Er handelte als ein kluger, entschlossener Mann, sagen seine Vertheidiger, der eine große Summe einem Unwürdigen hinwarf, um Millionen Menschen vor Unterdrückung und das Land vor einem Bürgerkriege zu bewahren. Der Capitain einer Fregatte, bestimmt zur Verfolgung von Seeräubern, soll sie freilich bekriegen, nicht mit ihnen handeln. Wenn er aber einen Unglücklichen an den Mastbaum gebunden sieht und der wilde Pirat droht ihn zu schlachten, wenn nicht augenblicklich das Lösegeld bezahlt wird, so begeht er um deshalb noch kein Verbrechen, wenn er, um ein Menschenleben zu retten, das Geld zahlt, wo ein offener Angriff von zweifelhaftem Erfolge, das Leben des Gefangenen aber in jedem Falle verloren gewesen wäre.

Anders dachte Philipp Francis. Seinem verbitterten Gemüthe schien es ehrenhafter, ein ganzes Land der Gewalt seiner Unterdrücker zu überlassen, als sich mit ihnen zu verständigen und sie noch für ihre Schlechtigkeit zu bereichern. Er mochte auch nicht mit Unrecht denken, daß es in Hastings' Privatinteresse gelegen, einen Mann, wie

Impey, dem er so vielen Dank schuldig war, durch Bestechung zum Schweigen zu bringen.

Aber von dem Augenblick an brach der Hader zwischen Francis und Hastings aufs Neue aus und heftiger als zuvor. In jeder Rathssitzung geriethen sie in Wortwechsel, ohne daß sich immer bestimmen ließe, auf wessen Seite das Recht gewesen. Sie zankten über mündliche Verabredungen, die Jeder von ihnen anders auslegte. In steigender Erbitterung warfen sie sich gegenseitig Schurkerei und Niederträchtigkeit vor. „Ich traue nicht Master Francis' Versicherungen, die voll wohlmeinender Gesinnung (candour) duften, rief Hastings einst im Rathe aus — denn er ist wohlmeinender Gesinnung unfähig. Seine Aufführung als Staatsmann beurtheile ich nach seiner Aufführung als Privatmann, und die habe ich ohne Treu und Ehre gefunden."

Nach Aufbruch der Sitzung erhielt Hastings eine Herausforderung. Der Rath und der Generalgouverneur schossen sich und eine Kugel ging durch Francis' Leib. Er ward besinnungslos in ein nächstes Haus getragen; doch war die Wunde nur schwer, nicht tödtlich. Hastings beobachtete alle Formen der Ehre und des Anstandes. Er ließ sich mehre Male nach dem Befinden des Gegners erkundigen und wollte ihn besuchen. Francis lehnte es ab. Er erkenne die Höflichkeit seines Gegners, aber fortan könnten sie nur in der Rathssitzung sich noch persönlich begegnen.

Zwei furchtbare Jahre brachen für die Engländer in Ostindien mit 1781 an. Ohne einen Mann wie Hastings hätte es mit ihrer Herrschaft schlimm ausgesehen. Er

hatte durch das Duell sein Vaterland in Gefahr gebracht, Dasselbe in Ostindien zu verlieren, was England in Amerika einbüßte; denn nur sein heller Kopf, seine Thätigkeit konnten es retten.

Und doch kam die Gefahr nicht von daher, wo er sie erwartet, wo er den schlummernden Löwen geweckt hatte, ohne ihn zu überwinden. Die Mahratten waren nicht überwunden, als ein neuer unerwarteter Feind aufstand.

Etwa 30 Jahre vor dieser Zeit hatte ein mohammedanischer Krieger in den Kriegen im Süden von Indien sich einen Namen zu machen angefangen. Er war von niederer Herkunft und seine Erziehung war sehr vernachlässigt. Der Sohn eines Offiziers, der Enkel eines wandernden Derwisch, war er nicht sobald an die Spitze eines Truppencorps gekommen, als er sich als einen Mann erwies, der zum Befehlen und Erobern wie geboren war. Unter allen Häuptlingen Indiens, die dort um Macht und Besitz stritten, war keiner, weder als Feldherr, noch als Staatsmann, ihm zu vergleichen. Er wurde General und Fürst, wie das in den ewigen Revolutionen des Orients so leicht möglich ist, ohne daß es einer gesellschaftlichen Revolution bedarf, die, wie die französische und ihre Folgen, die Grundfesten der Staatenverbände erschüttert. In dem allgemeinen Schiffbruche, der dem Falle des Mogulreiches folgte, hatte er sich aus den Theilen aller möglichen Fürstenthümer und Staaten im Süden Indiens ein Reich erobert und gebildet, das stark und fest war. Er regierte es mit der Strenge, Geschicklichkeit und Wachsamkeit eines Ludwig XI. Unversöhnlich und wollüstig wie ein Despot, hatte er doch mehr Erkenntniß, als der weit unterrichtetere Ali Pascha von Aegypten: er wußte, daß das Glück der Unterthanen die Macht der Fürsten vermehrt. Seine Herrschaft war Wil-

für uns Druck; aber er hatte doch das Verdienst, sein Volk gegen jede andere Unterdrückung, als seine eigene, zu schützen. Er war jetzt sehr alt, aber sein Verstand war noch so klar und sein Geist so kühn, als wäre er noch in der Blüte seiner männlichen Jahre. Dies war der große Hyder Ali, der Gründer des mohammedanischen Königreichs von Mysore. Er war der furchtbarste Feind, den die Engländer jemals in Indien zu bekämpfen hatten.

Die Befehlshaber in der englischen Präsidentschaft Madras waren weder von Hastings' Einsicht, noch Entschlossenheit. Er hätte die Bedeutung eines solchen Mannes erkannt und entweder seine Freundschaft zu gewinnen, oder ihn zu vernichten gesucht. Sie reizten ihn, ohne auf ernsten Angriff vorbereitet zu sein. Plötzlich stürzte der alte Löwe von der Hochebene von Mysore mit einer Armee von 90,000 Mann durch die Schluchten, von wilden Bergströmen gerissen und mit Dschungl überwuchert, in das Seeland herab. Eine Armee, wie kein indischer Fürst eine ähnliche besaß, wohldisciplinirt, mit allem Nöthigen versehen, begleitet von einem Park von hundert Kanonen und von französischen, gut unterrichteten Offizieren geleitet.

Wo Hyder Ali erschien, war er Sieger. Die Sipoys streckten in den britischen Garnisonen vor dem Unwiderstehlichen die Waffen. Einige Forts wurden durch Verrath übergeben, andere öffneten die Thore aus Furcht und Verzweiflung. Schon sahen die Bewohner von Madras am nächtlichen Himmel einen Feuerschein fern im Halbkreis um ihre Stadt. Die schön leuchtenden Villen, in anmuthigen Hainen versteckt, wohin die reichen Bewohner sich nach der Tagesarbeit zurückziehen, wenn der erfrischende Abendwind von der Bai weht, waren von

ihren Bewohnern verlassen, denn man hatte schon die schnellen Reiter von Mysore bis an diese Lusthäuser sprengen gesehen. Selbst die Stadt schien Vielen nicht ganz sicher mehr, und die reichen Kaufleute und Beamten zogen sich hinter die Kanonen des Forts St. George zurück.

Ein Schnellsegler brachte diese böse Botschaft in wenigen Tagen nach Kalkutta. In solchen Krisen entwickelte sich Hastings' ganzes Genie. Alle geringen Sorgen mußten zurückstehen, alle kleinen Streitigkeiten wurden vergessen, selbst der Mahrattenkrieg war, so gut es ging, ausgeglichen; denn mit Hyder Ali galt es einen Kampf auf Leben und Tod. Truppen und Munition wurden eiligst nach Madras geschickt. Doch das genügte nicht, so lange ein der Sache nicht gewachsener Offizier dort commandirte. Hastings schritt dictatorisch ein; er setzte den Gouverneur des Forts St. George, der den Krieg so schlecht geführt, ab und sandte den tüchtigen Sir Eyre Coote dahin, indem er ihm die ganze Führung des Krieges übertrug.

Nur Francis, jetzt von seinen Wunden genesen, widersetzte sich im Rathe; die Uebrigen stimmten dem Gouverneur bei, und die Hülfstruppen kamen noch zu rechter Zeit an, ehe die französische Flotte in den indischen Gewässern sich zeigte. Coote war alt und krank, aber noch immer ein geschickter und entschlossener Feldherr. Er hemmte Hyder Ali's Fortschritte, und nach wenigen Monaten sicherte der glänzende Sieg bei Porto Novo auf dieser Küste die britische Herrschaft.

Hastings' Macht und Ansehen stand nun auf dem Gipfelpunkte. Francis war nach Europa zurückgekehrt. Wheeler, schon längst der Opposition müde, stimmte jetzt herzlich gern mit dem gewaltigen Staatsmann. Dieser herrschte unumschränkt im Rathe, von keinen innern Fein-

Harriet erhob ſich mit einer drohenden Bewegung: „Das elende, feige, ſchlechte Volk! Was gab ihnen das Recht um ihn zu weinen, den ſie verlaſſen haben? Heute begreife ich es, Raleigh, warum Ihr das Recht eines Despoten höher achtet, als das Recht der Freiheit; die elenden Sclavenſeelen, die ihn ſinken ließen, verdienen nicht frei zu ſein.“

Unter Raleighs Schutz verließ ſie den Tower. Der Ritter erinnerte ſich nie die Lady ſo ruhig und gefaßt geſehn zu haben. Die unbedeutendſten Gegenſtände ſchienen, wenn auch nicht ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln, doch zu erregen. Sie war es heut, die ihn aufheiterte, ihn über ſeine Plane, ſeinen Prozeß befragte, und ſeinen Rath über die eigenen Angelegenheiten erbat. So wagte er es, beim Scheiden am Abende mit einem Antrage hervorzutreten, den er ſonſt noch mondenlang in der Bruſt verſchloſſen hätte.

„Mylady!“ hub er an. „Als Monmouth auf ſeinem letzten Wege an mir vorübergieng, warf er mir einen Blick zu, deſſen Bedeutung ich zu verſtehen glaubte. Am bitterſten mochte ihn die Erinnerung quälen, die ohne Schutz zurückzulaſſen, die er grauſam — hingeopfert hatte.

den mehr belästigt, aber doch nicht ohne Sorgen. Er mußte einen kostspieligen Krieg im Karnatik gegen die Franzosen und gegen Hyder Ali unterhalten; er mußte Bengalen, das erschöpfte, regieren und doch große Dividenden nach London senden. Woher das außerordentliche Geld nehmen? Den Mogul hatte er geplündert, Glück, Freiheit und Habe der Rohilla verkauft. Woher wieder neues Geld?

Hastings war in diesen Fragen nie in Verlegenheit. Sein Augenmerk war auf das reiche Benares, die heilige Stadt der Hindu, gerichtet. Noch jetzt ist es reich, heilig und sehr bevölkert. Unser englischer Gewährsmann gibt uns aus jenen Zeiten folgende lebhafte Schilderung:

„Man glaubte, daß eine halbe Million menschlicher Geschöpfe in diesem Labyrinth hoher und enger Straßenalleen sich kreuze und winde, die so überreich sind an Heiligenschreinen, Balconen, Minareten und kunstvoll ausgeschnitzten Pfeilern, an denen die heiligen Affen bei Hunderten hingen. Der Fußgänger konnte sich kaum hindurchwinden durch diese verschlungenen Massen heiliger Bettler und nicht minder heiliger Stiere. Auf den breiten und stattlichen Treppenfluchten, die am Ganges zu den heiligen Badeplätzen führten, knieten, rutschten und gingen täglich unzählige Andächtige. Fromme Hindu pilgerten in großen Scharen aus allen Provinzen, wo der Glaube der Brahminen gilt, in die Tempel und Schulen von Benares. Auch kamen Hunderte von Andächtigen in jedem Monat dahin, um zu sterben — denn man glaubte, das Jenseits müsse von besonderer Seligkeit voll sein für Den, der aus der heiligen Stadt in den heiligen Strom sich stürze. Aber nicht Glaube oder Aberglaube allein trieben so Viele in die ungeheure Stadt. Hier blühte ebenso wie die Religion der Handel. Reich

beladene Schiffe, ganze Flotten mit Kaufmannsgütern lagen hier vor Anker. Von den Webereien von Benares kam die kostbarste Seide, welche auf den Bällen von St.-James und Petit Trianon glänzte. In den Bazars lagen aufgehäuft die Mousseline von Bengalen, die Stahlwaffen von Aude, die Juwelen von Golconda und die Shawls von Kaschemir."

Ein Hinduprinz war längere Zeit der Besitzer dieser reichen Stadt und deren Umgegend, unter der Botmäßigkeit des zum Schattenkaiser herabgesunkenen Großmoguls. Nach mancherlei Wechsel hatte er sich freiwillig dem Schutze der Engländer unterworfen und zahlte dafür einen bestimmten jährlichen Tribut. Der gegenwärtige Fürst, Scheyte Sing, hatte diesen Tribut immer regelmäßig abgeführt und die Regierung hatte gegen ihn in keiner Art zu klagen.

Aber er war reich und hatte eine sehr reiche Stadt im Besitze, die für ihren Besitzer zur unerschöpflichen Quelle werden konnte; und dies wußte Hastings. In England ist zu jener Zeit mit großer Spitzfindigkeit darüber gestritten worden: in wieweit die Compagnie ein Recht gehabt, den Radscha von Benares noch über seinen contractmäßigen Tribut zu besteuern? Einige betrachteten ihn als einen unabhängigen Fürsten, der sich nur in ein freiwilliges Schutzverhältniß zur Compagnie gesetzt, und von dem man nie mehr hätte fodern können, als wozu er sich im Vertrage verpflichtet. Andere wollten den Vertrag als Unterwerfung betrachten, und die Radscha von Benares wären zur Compagnie in dasselbe Rechtsverhältniß getreten gewesen, als früher zur Dynastie des Tamerlan. Der Großmogul aber konnte von seinen Unterthanen fodern, nicht was Recht war, sondern als orientalischer Despot, was er Lust hatte. Der Streit über den

Rechtstitel der Compagnie ist ein sehr müßiger in Anbetracht der damaligen indischen Zustände. Es gab in ganz Indien seit dem Falle des Mogulreiches keine politischen Rechtszustände, keine auf Rechtstitel begründete Verfassung. Die alte Ordnung der Dinge war aufgelöst, eine andere noch nicht gebildet. Es war eine dunkle, verwirrte Uebergangsperiode, wo von Eigenthum nicht die Rede sein konnte, nur vom Besitze. Legitim war Nichts, jede Macht war nur eine ältere oder jüngere, eine schwächere oder festere Usurpation. Jeder hielt sich fest, so gut er konnte, und fühlte er sich stark, riß er noch mehr an sich. Auch war kaum eine Provinz in dem ungeheuern Lande, wie schon erwähnt, wo die wirkliche Herrschaft mit der nominellen vereinigt war. Nur die leeren Rechtsformeln der alten Zustände des Mongolenreiches waren beibehalten worden, wonach die wahrhaft unabhängigen Nabobs sich Statthalter des Moguls nannten; in andern Provinzen waren auch diese Statthalter schon wieder Schattenherrscher geworden, und hier regierte in Wirklichkeit die Compagnie, dort ein erblicher Premierminister, der auch schon wieder zu einer Schattenpuissance zu werden anfing. Ja, vom Himalaya bis nach Mysore hinab war keine einzige Regierung, die es de facto und de jure zugleich gewesen wäre, keine, welche zugleich die physische Macht besessen hätte, sich von ihren Nachbarn geachtet und gefürchtet zu machen, und eine Autorität, die auf Gesetz oder nur einer langen Verjährung beruhte.

Ein solcher Zustand der Dinge war wie eigens geschaffen für einen thätigen Geist, der bei vielem Talente wenig Gewissensskrupel hatte. Bei jedem Zwiste zwischen den ewig in Streit begriffenen Nachbarstaaten hatte Hastings die Wahl, ob er für die de facto- oder de jure-Regierung Partei nehmen wollte, und konnte auf dem

Grunde des einen oder andern Rechtes Ansprüche machen und zurückweisen. Welches Princip ihm am meisten Vortheile versprach, welches ihm am bequemsten zu seinem Zwecke war, das ergriff er, ohne sich Sorgen wegen des Vorwurfs der Inconsequenz zu machen. Bald ist in seinen Verhandlungen der Nabob von Bengalen ein bloßer Schatten, bald ein Monarch, dessen geheiligte Rechte er vertreten muß. Wenn die Compagnie eines legalen Titels bedarf, um Einnahmen in Bengalen zu fodern, so wird die Urkunde des Großmoguls mit seinem Siegel darunter zur unverbrüchlichen Autorität; wenn aber der Mogul seine ihm vertragsmäßig reservirte Rente fodert, so sagt man ihm, daß er nur eine Pagode sei, daß die englische Macht auf einem weit andern Grunde beruhe, als auf einer Verleihung von ihm; daß er, so lange es ihm beliebe, seine königliche Rolle fortspielen dürfe, daß er aber keinen Tribut von Denen fodern dürfe, welche die wahren Herren Indiens wären. Wo politische Fragen zweifelhaft sind, entscheidet allein die Gewalt. Alles war zweifelhaft in Indien und nur Das gewiß, daß die Engländer die Gewalt in Händen hatten, ihre Auslegung zur gültigen zu machen.

Scheute Sing war reich, man vermuthete einen großen Reichthum bei ihm; er sollte zahlen. Man hatte ihn bis da als souverainen Fürsten behandelt; zu diesem Zwecke war es angemessen, ihn jetzt als Vasallen zu behandeln. Ueberdem hatte er während der innern Rechtsstreitigkeiten in Kalkutta dem General Clavering und Francis den Hof gemacht. Hastings ließ keine Beleidigung ungestraft; wenn auch nicht aus angeborener Rachsucht, doch aus Politik. Auch hier konnte den einheimischen Fürsten eine Fortsetzung der Lehre gegeben werden,

die schon durch Nuncomar's Beispiel so wohlthätig gewirkt hatte.

Schon 1778 hatte Scheyte Sing beim Ausbruche des Krieges mit Frankreich eine außerordentliche Contribution von 50,000 Pf. Sterling zahlen müssen. Im Jahre 1779 desgleichen. Im folgenden Jahre 1780 wurde die Foderung zum dritten Male gestellt. Er remonstrirte öffentlich, heimlich aber bot er Hastings 20,000 Pf. Sterling für seine Person, damit er von der Foderung ablasse. Hastings nahm sie wirklich und verbarg diese Unterhandlung vor dem Rathe und vor den Directoren; auch hat er niemals einen genügenden Grund für diese Verheimlichung anzugeben gewußt. Nichtsdestoweniger hat er die 20,000 Pf. Sterling, wie erwiesen, in den Schatz der Compagnie gethan und darauf die alte Foderung von 50,000 Pf. Sterling erneuert. Scheyte Sing legte sich nun aufs Bitten und schützte seine Armuth vor. Für den Aufschub dictirte ihm Hastings eine Strafe von noch 10,000 Pf. Sterling und schickte Executionstruppen, das Geld einzuziehen.

Der bedrängte Fürst hatte damals gezahlt; aber jetzt bedurfte es mehr Geldes. Hastings suchte einen Gegenstand zum Streit. Er legte ihm auf, ein Corps Cavaliere zum Dienste der Compagnie zu stellen. Der Fürst weigerte sich: das wünschte gerade der Generalgouverneur. Er konnte ihn nun als einen auffässigen Vasallen behandeln. Hastings selbst gesteht: „Ich entschloß mich, aus seiner Schuld die Mittel zu schöpfen, um den Verlegenheiten der Compagnie abzuhelfen. Er sollte für seine Person bezahlen und noch schwerer für seine früheren Versündigungen.“ Der Plan war einfach der: ihm immer größere Contributionen abzufodern, bis ihm die Geduld ausginge; alsdann dies zu einem Verbrechen zu

machen und ihn endlich durch die Confiscation aller seiner Besitzungen zu strafen.

Scheyte Sing fühlte sehr wohl seine üble Lage. Er bot freiwillig 200,000 Pf. Sterling, um Hastings zu versöhnen. Dieser aber foderte 500,000 Pf. Sterling; ja, er dachte daran, auch Benares an Aude zu verkaufen, wie er früher mit Allahabad und Rohilcund gethan. Dies auszuführen, mußte er indeß in der Nähe sein, und begab sich daher selbst nach der heiligen Stadt.

Sechzig englische Meilen kam ihm Scheyte Sing, an der Spitze aller seiner Ehrengarden, entgegen, und verfehlte keine der orientalischen Unterwürfigkeitsbezeigungen, um seine ungeheure Freude an den Tag zu legen, daß er seinen gnädigen Lehnsherrn als Gast empfangen solle. Er nahm sogar seinen Turban ab und legte ihn in Hastings' Schoß, das höchste Zeichen einer exaltirten Servilität. Hastings empfing kühl und verdrossen alle diese Ehrenbezeigungen. Als sie nach Benares gekommen waren, ließ er dem Fürsten eine Schrift mit den Beschwerden und Foderungen der Compagnie zustellen. Scheyte Sing eilte, sich mit allen Ausflüchten eines Orientalen zu rechtfertigen; aber Hastings wollte keine Ausflüchte, sondern Geld. Er ließ den Fürsten in seiner eigenen heiligen Stadt, mitten in seiner bigotten Bevölkerung, einsperren.

Dieses eine Mal scheint es, als habe der kühne Staatsmann nicht mit seiner gewohnten Umsicht gehandelt. Er schätzte entweder die Autorität seines Namens zu hoch, oder das Gefühl der Hindu zu gering. Er hatte die kräftigen Stämme, welche den obern Ganges bewohnen, für dieselben schwächlichen und entnervten Geschöpfe gehalten, wie er sie am Delta des Ganges kennen gelernt. Aus diesen Stämmen aber wurden später

die Bataillone der besten Sipoys rekrutirt, und das Volk von Benares liebte seinen Fürsten. Seine Regierung war eine milde gewesen; sein Land blühte und stach vortheilhaft ab gegen das benachbarte Berar unter englischer Herrschaft, noch mehr gegen das Gebiet von Aude unter seinem grausamen Herrscher. Der religiöse Widerwille, mit dem der Engländer durch ganz Indien betrachtet wird, mußte in der Hauptstadt des Brahminenreiches noch um ein Bedeutendes gesteigert sein. Es war daher die erste Regel der Klugheit, daß Hastings, wenn er den geliebten Fürsten eines glücklichen Volkes mitten unter demselben gefangen nehmen wollte, sich mit einer gehörigen Militairmacht versah. Aber die Hand voll Sipoys, die er bei sich hatte, konnten es unmöglich mit der ganzen ergrimmten Bevölkerung von Benares aufnehmen.

Eine unzählige Menschenmenge, die Mehrzahl, wie es dort Sitte ist, bewaffnet, drängte sich um den Palast. Geschrei, Verwünschungen; aus dem Auflaufe ward ein Aufstand, aus dem Aufstand eine blutige Revolution. Ein Gefecht entspann sich und aus dem Gefechte ward eine Metzelei. Die englischen Offiziere fielen, den Degen in der Hand, in der Vertheidigung ihres Gouverneurs; die Sipoys, treu ihrer Pflicht, wurden sämmtlich niedergehauen. Während die Thore von den Tumultuanten gesprengt wurden, gelang es dem Fürsten, seinen Wächtern zu entkommen bis an den hohen Rand des Ganges. Hier knüpften ihm seine Getreuen aus ihren Turbanen eine Strickleiter und er ließ sich zum Fluß hinab, wo ein Boot seiner wartete und ihn an das jenseitige Ufer des Ganges brachte.

Hastings machte den Fehler, welchen er begangen, als er ohne gehörige Macht ein so gewagtes Unternehmen begann, durch die Entschlossenheit und das Geschick wieder

gut, mit welchen er ſich in ſeiner verzweifelten Lage benahm. Mit nur etwa 50 Mann vertheidigte er ſich in dem ſteinernen Gebäude, wo ihn die Tumultuanten eingeſchloſſen hatten, gegen alle Angriffe, ohne nur einen Augenblick den Muth zu verlieren. Der Radſcha von Benares, weit entfernt, auf das augenblickliche Gelingen des Volksaufſtandes zu trotzen, an dem er ſo unſchuldig war, beeilte ſich ſogar, bei dem Generalgouverneur deshalb um Entſchuldigung zu bitten, und verſprach alles Mögliche, er, der Sieger, dem Gefangenen. Aber Haſtings gab nicht einmal darauf eine Antwort. Einige kühne und in dergleichen Dingen gewandte Eingeborene, vermuthlich mitgebrachte Bengaleſen, unternahmen es, ſich durch die Belagerer zu ſchleichen und Botſchaften von ihm an die Seinigen zu bringen. Der Hindu trägt in der Regel große, goldene Ohrringe; aber auf Reiſen nimmt man ſie, aus Beſorgniß vor Räubern, aus und ſteckt dafür, damit die Ohrlöcher nicht zuſammenſchließen, Papierrollen hinein. Haſtings ließ die Boten ſeine Briefe auf dieſe Weiſe transportiren. Dreierlei Botſchaften und Schreiben ſandte er fort; die einen an die Befehlshaber der Truppen, mit der Anweiſung, wie ſie operiren ſollten; die andern an ſeine Gattin, mit der Verſicherung, daß er wohl und guten Muthes ſei, ſie ſich deshalb nicht um ihn ängſtigen ſolle; die dritten an ſeine Geſchäftsträger und Unterhändler bei den Mahratten, mit den allergenaueſten Inſtructionen, ſo beſtimmt, fein und diplomatiſch abgefaßt, als ſei dieſer Krieg ſeine einzige und Hauptfrage geweſen und er in vollkommener Freiheit und Muße, um über die wichtige Frage nachzudenken.

Dennoch wollten ſeine Angelegenheiten noch keine glückliche Wendung nehmen. Ein mehr beherzter als erfahrener engliſcher Offizier drang unbeſonnen auf dem

jenseitigen Ufer des Ganges in die Stadt ein, und fiel mit einem großen Theile seiner Leute im Gemetzel in den engen Straßen. Die übrigen Truppen mußten die Flucht ergreifen.

Das unbedeutende Scharmützel wirkte elektrisch auf die Bevölkerung im weitesten Umkreise. Die Macht des Gerüchtes, überall groß, ist furchtbar in Indien. Das alte Gleichniß hinkt, um seine Schnelligkeit dort zu beschreiben. Nicht allein Benares, auch die Nachbarländer standen auf; in Bahar erhob sich das Volk in Masse; das von Aude rüstete sich, die Fesseln seines tyrannischen Nabob abzuschütteln. Die Bauern verließen den Pflug und ein großes Kriegsheer sammelte sich um Scheyte Sing, den so viel Glück, so viel Jubelruf aus seiner verzagten Sanftmuth aufrüttelten. Statt noch als ein demüthiger Vasall um Gnade zu bitten, redete er jetzt die Sprache eines Siegers und drohte, wie man behauptet vor seinen Getreuen, die weißen Eroberer ganz aus dem Lande zu treiben. Es war ein kurzer Siegesrausch. Die Engländer waren bald gesammelt; auch in ihnen glühte die Begeisterung, ihren hochgeehrten Befehlshaber — Hastings war bei den Offizieren, wie bei den Gemeinen beliebt, ein seltener Fall für einen Civilbeamten und Staatsmann — zu befreien und die Schmach zu rächen. Ein wackerer Offizier, der Major Popham, der sich schon im Mahrattenkriege ausgezeichnet, befehligte die Armee. Es bedurfte nur einer Schlacht, wo europäische Taktik das orientalische Feuer der zahlreichen Feinde überwältigte, um das ganze Heer auseinander zu sprengen und damit der Revolte ein Ende zu machen. Die Soldaten des Radscha waren verschwunden und ackerten wieder auf den Feldern. Der unglückliche Fürst floh aus dem Lande, um nie wieder zurückzukehren, und Benares ward eng-

liſche Provinz; nur daß man einen Seitenverwandten Scheyte Sing's dem Namen nach als Radſcha einſetzte. Er ward ein Penſionair der Compagnie, wie der Nabob von Bengalen.

Der britiſche Staat in Oſtindien gewann dadurch eine Jahresrevenue von 200,000 Pf. Sterling; aber die Beute war nicht ſo groß, als man gehofft. Der Schatz des Nabob betrug, ſtatt einer Million, nur 250,000 Pf. Sterling, die noch dazu als Beutegelder unter die Armee vertheilt werden mußten.

Aber Haſtings brauchte mehr Geld. Er wußte, wo es zu finden war. In Aude war dem Nabob Sudſcha Daula ſein Sohn, Aſaph-ul-Daula, gefolgt, einer der ſchwächſten und laſterhafteſten Regenten, ſelbſt unter orientaliſchen Fürſten. Sein Hof war ein großer Sündenpfuhl, ſein Reich eine Aneinanderhäufung von Elend und Unordnung. Unter den geſchickten Manoeuvres der engliſchen Gewalthaber war er aus einem freien Fürſten allmälig ein abhängiger Vaſall geworden. Er ſelbſt hatte die Engländer um eine Brigade bitten müſſen, um ſich vor ſeinen Nachbarn und ſeinen eigenen, getretenen und ausgeſogenen, Unterthanen zu ſchützen. Jetzt waren ihm die fremden Soldaten zur Laſt; er mußte ſie beköſtigen und bezahlen; auch fühlte ſelbſt er, daß es mit ſeiner Unabhängigkeit aus war. Er klagte über die Laſt; er könne ſeine eigenen Diener nicht mehr bezahlen, ſo viel zehrten die fremden Söldlinge. Haſtings erwiderte, er ſelbſt habe ja die Truppen gefodert, er habe ſich alſo auch nicht über ihre Anweſenheit zu beklagen; er ſelbſt habe ſie zu bezahlen ſich erboten; was er denn wolle? Wie lange die Truppen im Lande bleiben ſollten, ſei freilich nicht ausgemacht; das müſſe nun zwiſchen beiden Theilen entſchieden werden; aber die beiden Theile waren

Sein Blick hat, bei mir bedurfte es nicht der Bitte, wo das eigene Glück mit ihrer Gewährung eins geworden iſt."

Er ergriff feierlich Harriets Hand. Sie blickte ihn ruhig eine Weile an, ohne die Hand zurückzuziehen: „Wie, Raleigh, Ihr ſeid ein Edelmann aus normänniſchem Blute, ein Loscelyne von Avalon, und wißt, wie mich die Welt nennen wird."

„Die Loscelynes kümmerten ſich nie um die Menge. Gott, König und ihr eigenes Urtheil galten ihnen allein. Und bei Gott, wären die Mütter in unſerm Geſchlecht wie Du geweſen, es ſtünde höher. Und hätte Monmouth Dich auch nicht als Gattin erklärt, Du ſtündeſt ſo heilig, rein vor mir, daß ich den Fehdehandſchuh der ganzen ſchlechten Welt unſerer Ritterſchaft hinwerfen wollte für Deine Ehre. Bei Gott, noch iſt es Raleighs höchſtes Gut, was er damals den höchſten Wunſch nannte und hier erwartet er Deine Entſcheidung."

Harriets Auge flammte Feuer, ſie drückte feſt die Hand des Ritters, und riß ſie dann hinweg. „Raleigh, iſt es noch Dein thöriger Wunſch, ſo liegt die Erfüllung weit, und außer meinen Kräften. Dies Herz gehört mir nicht mehr, es gehört

verschiedener Meinung, und in diesem Conflict hatte — der Stärkere zu entscheiden. Hastings' Grund für Belassung der Truppen war, daß Aude, wenn er sie zurückziehe, eine Beute der Mahratten werden müsse.

Er beschloß, selbst einen Besuch in Luknow, der Hauptstadt von Aude, zu machen. Die Besuche des Generalgouverneurs waren gefährlich. Eiligst kam ihm der Nabob, an der Grenze seines Reiches schon, mit allen Ehren entgegen. Sie trafen auf einer der hohen Felsburgen des Ganges zusammen.

Hier ward unterhandelt. Wer konnte absehen, daß sie zu einer Einigung kommen würden? Hastings kam, um noch mehr Geld zu fodern, Asaph-ul-Daula, um Erlaß von den schon schweren Geldleistungen sich zu erbitten. Und dennoch einigten sie sich. Ein erfinderischer Genius, man weiß nicht wessen, fand ein Auskunftsmittel, was beide Theile zufriedenstellte. Beide nämlich kamen überein, Dritte zu berauben.

Diese Dritte waren zwei hülflose Weiber, die nächsten Verwandten des einen der beiden Theile. Sudscha Daula, der Vater des jetzigen Regenten, hatte eine Witwe und eine Mutter hinterlassen, die Begum's oder Prinzessinnen von Aude, welche bei seinen Lebzeiten großen Einfluß auf ihn geübt. Der Nabob hatte ihnen große Besitzungen, um fürstlich zu leben, hinterlassen. Auch war der ganze Schatz, den er bei Lebzeiten gehäuft, in ihren Händen — nach der Sage betrug er gegen drei Millionen Pfund Sterling, und sie waren in dem anmuthigen Fyzabad, seiner ältern Residenz, wohnen geblieben.

Asaph-ul-Daula war der Sohn und Enkel beider Frauen. Schon hatte er seiner Mutter beträchtliche Summen abgepreßt; ja sie hatte sich, um Schutz vor ihrem Sohn zu erlangen, an die Engländer wenden müssen.

und durch deren Vermittelung war damals festgesetzt, daß sie ihm jährlich eine Pension zahlen solle, er dagegen verspreche, nie mehr seine Mutter mit ähnlichen Erpressungen zu behelligen. Dieser seltsame Vertrag war feierlich durch das Gouvernement von Bengalen garantirt worden; aber das Gouvernement brauchte jetzt selbst Geld, und die Prinzessinnen hatten Geld — viel Geld.

Der Beschluß war kurz gefaßt: Mutter und Großmutter sollten das Geld hergeben, welches Hastings vom Sohne foderte, und der Sohn war damit völlig einverstanden. Nur bedurfte es eines scheinbaren Vorwandes, um confisciren zu können; denn daß der Sohn eine Mutter und Großmutter verräth und plündert, gilt selbst unter den Despoten des Orients für eine ruchlose Handlung. An einem Vorwande fehlte es Hastings niemals. Der Aufstand in Benares hatte auch in Aude Unruhen hervorgerufen. Man schrieb die Veranlassung und Begünstigung den beiden Prinzessinnen zu. Beweise gab es nicht dafür, nur vage Gerüchte, die man aber in Indien auch machen kann. Die beiden hohen Damen wurden weder förmlich angeklagt, noch erlaubte man ihnen, sich zu vertheidigen; denn Hastings schloß sehr weise, wenn er eine ordentliche Untersuchung über sie verhänge, würde er keinen Grund finden, sie zu plündern. Man war vielmehr zu einem summarischen Verfahren übereingekommen: Hastings confiscirte die Ländereien und den Schatz der Prinzessinnen, und zur Vergeltung für diese Gefälligkeit Seitens des Fürsten, Sohnes und Enkels, entließ ihn der Gouverneur aller Verbindlichkeit gegen die Compagnie.

Oben auf der Felsenburg war Asaph-ul-Daula mit diesem Arrangement ganz zufrieden. Hastings' klarer Geist, sein durchdringendes Auge hielt ihn beherrscht.

Nach Luknow unter die Seinen zurückgekehrt, ſchlug ſelbſt dieſem verwüſteten Despoten das Gewiſſen. Er wagte Gegenvorſtellungen zu machen. Als Executor gegen die eigene Mutter und Großmutter aufzutreten, war doch zu viel gefodert: auch mochte er ſich beſinnen, daß, was er den beiden Prinzeſſinnen abpreſſe, ihm ſelbſt verloren gehe. Der engliſche Reſident am Hofe von Luknow, Haſtings' treuer Diener, fühlte ſich gedrungen, ebenfalls ſeine Bedenken zu äußern. Der Gouverneur verwies ihn kurz und kalt auf ſeine Pflicht. Er drohte, wenn ihm der Auftrag mißfiele, werde er ſelbſt nach Luknow kommen und ihm zeigen, wie man Befehle auszuführen habe, vor denen nur ein weibiſches Gemüth ſich entſetze. Der Reſident mußte nun vor dem ſchwankenden Fürſten eine Sprache führen, gegen die ſein Herz ſich ſträubte. Aſſaph mußte nachgeben; aber er legte zugleich einen feierlichen Proteſt ein gegen die Handlungsweiſe; nur gezwungen willige er ein.

Die Güter der Prinzeſſinnen wurden augenblicklich beſetzt; aber ihren Schatz konnte man nicht auf ſo leichte Weiſe erhalten. Man ſchritt zur Gewalt. Truppen der Compagnie marſchirten nach Fyzabad, belagerten den Palaſt, brachen die Thore ein und nahmen die edlen Damen gefangen. Sie wußten Nichts von einem Schatze; ſie wollten ſchon Alles hergegeben haben.

Haſtings mußte Geld haben. Er ſcheute das Aergſte nicht. Das Aergſte war der Nachruf der That, welche noch heute den britiſchen Namen in Indien verunglimpft.

Die Prinzeſſinnen waren Frauen; gegen ihre Perſon konnte man, auch mit Haſtings' Grundſätzen, nicht wie die Eroberer Perus und Chiles gegen die Könige und deren Miniſter verfahren. Aber ſie hatten Vertraute, getreue Rathgeber, die wahrſcheinlich mehr wußten, als ihre

Herrinnen. Es waren zwei Verschnittene, alte treue Diener des Hauses, eingeweiht in alle Geheimnisse der Politik, des Harems, des Schatzes. Diese beiden Männer wurden, auf Befehl des Gouverneurs, ergriffen, ins Gefängniß geworfen, in Ketten gelegt und — starben in ihren Kerkermauern beinahe des Hungertodes, um keiner andern Anschuldigung willen, als weil sie nicht angeben wollten, wo der Schatz lag. Zwei Monate schmachteten sie schon; ihre Gesundheit schwand dahin. Sie baten, daß man sie nur im Garten des Gefängnisses etwas frische Luft schöpfen lasse. Der englische Offizier, welchem ihre Bewachung anvertraut war, verbürgte sich dafür, daß sie nicht entfliehen könnten; er stellte auch vor, daß die Eisen an den wunden Armen und Füßen der Unglücklichen ganz unnütz wären. Er hatte schlecht den Willen seiner Obern verstanden. Es kam nicht darauf an, die Gefangenen zu sichern, sondern sie durch lange Qualen zum Geständniß zu bringen. Alle Vorschläge, ihre Lage zu mildern, wurden kurz abgeschlagen.

Und doch war dies noch nicht das Aergste. Der englische Gouverneur übernahm die Rolle der spanischen Eroberer in Amerika. Beschlossen ward vom englischen Gouvernement, beide schwache, alte Männer sollten der Tortur überliefert werden. Sie wurden deshalb nach Luknow gebracht. Was ihnen dort widerfuhr, ist, bei der Art, wie der spätere Criminalproceß gegen Hastings geführt und entschieden worden, nicht mit Gewißheit ermittelt. Aber ein schriftliches Document existirt in den Parlamentsacten, das Schreiben eines britischen Residenten an einen britischen Offizier. Sein Inhalt spricht für sich selbst:

„Mein Herr! da der Nabob entschlossen ist, eine körperliche Züchtigung gegen die in Ihrer Obhut befindlichen Gefangenen zu verhängen, ist es wünschenswerth, daß

man seinen Offizieren, wenn sie sich melden, freien Zutritt zu den Gefangenen gestatte und sie Das thun lasse, was ihnen angemessen scheint."

Hier fällt der Vorhang; aber nicht allein in Luknow, auch in Fyzabad wurde gefoltert; nur in feinerer Weise. Die eingesperrten Prinzessinnen und ihr Haushalt erhielten die nothdürftigsten Lebensmittel in so geringer Quantität, daß die Hofdamen, selbst bei der bekannten orientalischen Mäßigkeit im Essen, beinahe verhungerten, um nur ihre Fürstinnen satt zu machen! Diese Hungercur in Fyzabad scheint mehr angeschlagen zu haben, als die schärfere Tortur in den Folterkammern zu Luknow. Die unglücklichen Prinzessinnen ließen sich ein Lack Rupien nach dem andern erpressen. Als sie endlich 1,200,000 Pf. Sterling von sich gegeben, schien Hastings der Meinung, er sei bis auf den Grund ihres Schatzes gedrungen. Ihr Gefängniß wurde geöffnet, und auch die noch unglücklichen Geschöpfe in Luknow erhielten ihre Freiheit wieder. „Als die Eisen ihnen abgenommen wurden und sie, hager, blaß, mit zitternden Gliedern, Thränen im Auge, niederstürzten, dem Gott der Moslem und der Christen zu danken, konnten sich die rauhesten englischen Soldaten selbst der Thränen nicht erwehren."

Der oben erwähnte Biograph des Menschen und Staatsmannes Hastings, ein anglikanischer Geistlicher, Mr. Gleig, nennt „die Sentimentalität überaus lächerlich und elend, welche die Erhaltung des britischen Indiens mit diesem bischen körperlicher Leiden in Vergleich bringen kann; Schmerzen, die doch nur so lange dauerten, als die Dulder sich eigensinnig weigerten, die Schätze herauszugeben, welche ihre Fürstinnen verwirkt hatten"! Also auch die Folter findet noch im heutigen England Vertheidiger, und unter den Geistlichen der vollkommensten Form

der proteſtantiſchen Kirche, die uns zum Muſter dienen ſoll, der anglikaniſchen! — Andere Engländer nennen dieſe That Warren Haſtings' einfach ein Verbrechen gegen das Völkerrecht, die Politik, die Humanität, eine infame That des großen Staatsmannes. Doch verbrachte er ſie nicht ganz allein.

Sir Eliſah Impey war, wie angelockt vom Geruch der Foltern und Erpreſſungen, nach Luknow geeilt und hatte unterweges alle möglichen Denunciationen der Eingeborenen gegen die Begum's mit beiden Händen in Empfang genommen, ohne ſie zu leſen; er verſtand weder Perſiſch, noch Hindoſtaniſch. Er nahm nun in Haſt den Denuncianten den Eid ab, und nachdem dies Geſchäft vollbracht war, kehrte er eiligſt nach Kalkutta zurück. Weder hatte der Oberrichter von Bengalen ein Recht, über angebliche Criminalfälle in Aude zu ſprechen, noch waren dieſe Zeugniſſe gültig, noch maßgebend, da man weiß, was Zeugniſſe der Eingeborenen bedeuten, die von den Mächtigen gewünſcht werden, noch benutzte ſie Haſtings beim Gericht, da gar kein Gericht gehalten wurde; es war nur eine Demonſtration, welche der böſen That einigermaßen einen Schein vor dem großen Haufen geben ſollte, wenn es hieße: der Oberrichter ſelbſt iſt hingereiſt und hat die Zeugen verhört und vereidet; wer darf noch zweifeln, daß es in der Sache mit Rechten zugegangen? Haſtings ſelbſt hütete ſich aber, die Sache mit dem Recht, auch nur den leeren Formen deſſelben, in Berührung zu bringen.

Es war Impey's letzter Act. Er wurde von der Compagnie zurückgerufen. Er ſollte auf einen Antrag der Gemeinen Rechenſchaft über ſeine Vergehen ablegen. Ob und welche Strafe über ihn verhängt worden, iſt uns unbekannt. Dem letzten Gerichte auf dieſer Welt iſt er

indeß verfallen und verurtheilt, ohne ſich vertheidigen zu können. Nie, ſagt der Engländer, iſt ſeit der glorwürdigen Revolution der Richtertalar ſo entwürdigt worden, als durch ihn.

Auch Haſtings' thatenreiche Laufbahn in Oſtindien nahte ſich ihrem Ende. Im Parlamente war ſeine willkürliche, tyranniſche Handlungsweiſe mehrfach zur Sprache gekommen und hatte zu lebhaften Debatten Anlaß gegeben. Seit der Beendigung des amerikaniſchen Krieges fand man im Unterhauſe mehr Muße, die indiſchen Angelegenheiten wieder in Erwägung zu ziehen, und zwei Committee's, an deren Spitze Edmund Burke und Henry Dundas, damals Lordadvocat von Schottland, ſtanden, unterſuchten mit unparteiiſcher Strenge.

Das Miniſterium ſtand in dieſer Sache ganz parteilos da. Die Miniſter hatten keine Urſache, die Misbräuche in Oſtindien, die nicht von ihnen ausgingen, noch von ihnen unterſtützt waren, zu vertheidigen. Im Gegentheile lag es eher in ihrem Intereſſe, wenn die ſchlechte Verwaltung durch die Beamten der Compagnie in grelles Licht geſtellt werde, um die Möglichkeit vorzubahnen, das ungeheure orientaliſche Reich unter ihre eigene Controle zu bringen. Auf Antrag beider Committee's waren daher Vota im Hauſe durchgegangen, welche die ganze ernſte Entrüſtung einer geſitteten Nation über ſchreiende Unbill athmeten. Namentlich wurde der Rohillakrieg aufs Bitterſte getadelt. Auf Dundas' ſpeciellen Antrag wurde die Compagnie aufgefodert: einen Generalgouverneur zurückzuberufen, welcher ſolches Elend über Indien gebracht und dem britiſchen Namen im Orient ſolche Unehre. Zu-

gleich ging ein Gesetz durch, welches die Gerichtsbarkeit des obersten Gerichtshofes beschränkte, und bei den Verhandlungen erfolgten die bittersten Ausfälle gegen den zwischen Imvey und Hastings getroffenen Pact.

Aber die Stockinhaber der ostindischen Compagnie wollten ihren Hastings nicht zurückrufen. Sie beriefen sich auf ihr allerdings unbestreitbares Recht, daß nur sie berechtigt wären, ihren Gouverneur ein- und abzusetzen, und kein anderer Zweig der gesetzgebenden Gewalt.

So blieb denn Hastings noch bis zum Frühjahre 1785 an der Spitze der Geschäfte. Seine Verwaltung, welche so stürmisch angefangen, ging vollkommen ruhig aus. Die Opposition im Rathe war längst verstummt. In Indien war Friede. Der Mahrattenkrieg hatte aufgehört, ohne eigentlich beendet zu sein. Hyder Ali war todt; mit seinem Sohne Tippu Saib hatte die Compagnie einen Vertrag geschlossen. Aus dem Karnatik waren die Truppen des Herrschers von Mysore vertrieben, und England hatte seit dem Schluß des amerikanischen Krieges keinen europäischen Feind und Nebenbuhler mehr im Orient.

Nach einer dreizehnjährigen Regierung, von einer Wirksamkeit, umgeben von einem Glanze, wie kein englischer König sich einer ähnlichen rühmen können, kehrte der Regent des Orients nach England zurück, wohin er die geliebte und von ihm hochverehrte Gattin, deren Gesundheit sich nicht mehr mit dem Klima vertragen wollte, einige Monate vorausgesandt hatte. Als seine Abreise ruchbar wurde, beeilte sich Alles in Bengalen, ihm Zeichen seiner Hochachtung zu geben. Der Palast wurde mit Adressen überhäuft, von Europäern und Asiaten, von Civilbeamten, Militairs und Kaufleuten. Am Tage seiner Abreise bildeten seine Verehrer zwei lange Gassen, vom

Palast bis zum Quai, viele Barken folgten dem Schiffe im Hugly, und einige Freunde wollten ihn erst mit dem Lootsen verlassen, der nach der Küste zurückfuhr.

Hastings ahnete nicht, nach diesem glänzenden Abschiede, was seiner in England warte. Wohl wußte er von den Anträgen im Parlamente, von Feinden: daß aber ein Proceß erfolgen werde, bestimmt, seinen Namen noch berühmter zu machen, als seine Thaten, der das gerade Widerspiel werden sollte seiner glänzenden Regierung, das konnte er nicht ahnen, noch ahnete es irgend Jemand; auch seine Ankläger selbst nicht. Ein Reich hatte er den Briten erobert, gefestigt, größer als ihres, Talente des Regiments entwickelt, die seine Feinde selbst in Erstaunen setzten, seine mächtigen, beredtsamen, eigensinnigen Feinde niedergeschlagen und Schätze nach Europa gesandt, so viele, als selbst die Habgier der Compagnie nicht zu fodern gewagt. Er war ein Mann im Anfange der Funfziger, in seiner vollen physischen und moralischen Kraft, sein Name glänzend, seine Abkunft edel, sein Beitritt mußte jeder Partei in einem constitutionellen Staate willkommen sein. Was durfte er Anderes erwarten, als einen Baronentitel, Aufnahme in die Pairie, Eintritt ins Ministerium, selbst vielleicht berufen zu werden, eins zu bilden? In voller Seelenruhe machte er die besonders kurze Ueberfahrtsreise von Kalkutta nach Plymouth, mit Uebersetzung Horazischer Oden sich beschäftigend.

Auch schien sein erster Empfang seine Erwartungen zu rechtfertigen. Bei Hofe, von den Directoren der Compagnie ward er mit Auszeichnung aufgenommen. Der König war besonders gnädig, noch gnädiger die Königin, welche, sonst von großer, fast prüder Sittenstrenge gegen Damen, denen der Ruf irgend etwas nachsagte, Hastings' Gattin mit zuvorkommender Gnade aufgenommen hatte

und bei ſich ſah. Die Directoren empfingen ihn in einer feierlichen Sitzung; der Präſident las ihm eine Dankvote, die einſtimmig angenommen war, und noch ein Vierteljahr nach ſeiner Ankunft konnte Haſtings an ſeine Freunde ſchreiben: alle Anzeichen ſagen mir, daß ich die Stimme des ganzen Publicums für mich habe. Und doch hatte Burke ſchon acht Tage nach ſeiner Landung im Unterhauſe angekündigt, daß er eine Motion beabſichtige, welche ſehr ernſthaft einen kürzlich aus Indien zurückgekehrten Gentleman betreffe.

Haſtings war, wie geſagt, noch in voller männlicher Kraft, im Beſitz ſeiner ganzen geiſtigen Thätigkeit, ſeiner Klarheit, Schlauheit und Energie; aber Jemand ſagte von ihm, eine Eiche dürfe nicht mehr im funfzigſten Jahre verpflanzt werden. England war ihm fremd geworden. Das repräſentative Syſtem, der Kampf der Parteien, die Macht der Preſſe waren ihm, der an eine despotiſche Macht gewohnt war, wieder neue Dinge geworden. Er konnte ſich nicht hineinfinden. Wohl wußte er, daß er hier nicht zuſchlagen und hineingreifen dürfe, wie in Indien, wo der Erfolg jede gewaltſame Maßregel rechtfertigte; aber auch ſeine Schlauheit betrog ihn. Mit guten Karten ſpielte er ein ſchlechtes Spiel, und ſeinen eigenen Irrthümern konnte er es zum guten Theil mit beimeſſen, daß er an den Rand des Verderbens gerieth. Sein erſter und größter Fehler war die Wahl ſeines Advocaten. Statt unter den juriſtiſchen Notabilitäten des Parlaments zu wählen, hatte er einen Major Scott, der in der bengaliſchen Armee gedient, ſchon früher zu ſeinem Agenten ernannt. Dieſer leitete auch ſpäterhin ſeine Angelegenheiten und ſeine Vertheidigung. Das Publicum glaubte zu wiſſen, daß Scott außerordentlich gut dafür bezahlt werde, mit größern Summen, als Haſtings füglich zurücklegen konnte,

dem Vaterlande. In jener feierlichen Stunde, die ſein Blut fließen ſah, fielen die Schuppen von den Augen, ich ſah einen Befreier des unterdrückten Englands ſeine Küſten betreten, Monmouths verklärter Geiſt trug die ſiegreichen Fahnen, Blumen entſproſſen dem Boden, den ſein Blut gedüngt, der Himmel war klar und ein Hallelujah tönte aus allen Stimmen über das Eiland. Da gelobte ich bei Monmouths ſeeligem Geiſte, nicht der Freude, nicht dem Glücke, nicht der Liebe zu leben bis das große Werk vollbracht, bis Monmouths Geiſt wiedergeboren iſt in dem glücklichen, in dem freien England. Wann die Zeit kommt, wo der Despot fallen wird, ich weiß es nicht, aber kommen wird ſie und dann erſt iſt Harriet glücklich und frei, dann erſt darf ſie ihr Glück mit dem treuſten Freunde theilen."

Sie drückte einen Kuß auf Raleighs Stirn und eilte hinweg. Der Ritter ſchlang ſich in den Mantel: „Zum zweiten Male von ihr getrennt! Damals durch einen Mann aus irdiſchem Stoffe, dem Gift und Eiſen ſchaden konnte, diesmal durch einen Wahn, den kein Stahl verwundet, den kein Pfeil trifft, kaum der des Todes. Arm iſt die Vernunft und der Wahn iſt reich. Wer ſollte

was seinen Credit schwächte; dann aber sprach dieser Vertheidiger stets mit vollen Backen, in den Zeitungen, den ins Publicum geschleuderten Brochuren und vor dem Parlament. Er vertheidigte Alles, lobte Alles, wollte gar Nichts zugeben, um mehr Glauben für Das zu finden, was er bestritt, und — war mit seiner Aufdringlichkeit, mit der Art, wie er jedes Gespräch auf Hastings zu wenden wußte, bald lästig, ja lächerlich geworden.

Und doch hatte Hastings die günstigsten Aussichten für sich. Der König, der Hof, die Directoren und Beamten der Compagnie waren für ihn; im Publicum viele der ausgezeichnetsten und angesehensten Männer und zum großen Theil auch das Ministerium, an dessen Spitze der junge William Pitt stand. Diese Gunst war gerade keine persönliche; sie hatte vielmehr in der Sachlage ihren Grund und eigene Bewandtniß. Das Ministerium, unter dem Namen der Coalition, dessen Seele Charles Fox, Pitt's großer Gegner, gewesen, hatte bekanntlich eine Ostindienbill eingebracht, welche eine ganz eigene ministerielle Zwischenmacht zwischen Volk und König gegründet hätte, indem sie den Ministern allein die Gewalt über die indischen Angelegenheiten zuwenden wollte. Publicum, Compagnie und König waren auf gleiche Weise dagegen aufgestanden, und obgleich sie schon im Unterhause durchgegangen war, fiel sie im Oberhause, vermöge der directen Intervention Georg's III. In Folge Dessen mußte das Ministerium abdanken und das gegenwärtige war zur Macht gelangt. Fox und die Seinen hatten als Hauptgrund für die Ostindienbill die Greuel in Indien unter Hastings hervorgehoben. Die Bekämpfer der Bill hatten das natürliche Interesse, diese Greuel geringer darzustellen. So durfte Pitt, welcher damals gesagt, es sieht nicht so arg dort aus, daß die Ostindienbill nöthig

wäre, nicht jetzt ſagen, es ſieht ſo arg aus, alſo iſt eine Unterſuchung nöthig. Andere Mitglieder des Miniſteriums waren noch entſchiedener gegen eine Anklage. Durch einen ſonderbaren Zufall befand ſich aber in demſelben jetzt einer Derjenigen, welche am heftigſten die Reſolutionen gegen Haſtings durchgeſetzt hatten, Henry Dundas; aber unter neuen Alliirten hatte er neue Anſichten gewonnen, oder bequemte ſich zu ihnen. Auch er war Haſtings nicht mehr entgegen.

Nur die Beſchlüſſe des Unterhauſes, welche ſein Verfahren einem Tadel unterwarfen, beſtanden noch in Gültigkeit, und dieſe waren es allein, wie Pitt gegen den Major Scott verſicherte, welche die Regierung hinderten, dem großen indiſchen Staatsmann einen Platz unter der Pairie des Landes einzuräumen.

Vom Miniſterium alſo hatte Haſtings im Ganzen ſich nur Gutes zu verſehen, und das Miniſterium war ſehr mächtig. Nur die Oppoſition war gegen ihn: ſie hatte die erſten Talente, die reichſten, ausgezeichnetſten Männer in ihren Reihen — eine Oppoſition, wie ſie England nicht wieder geſehen — aber ſie war immer in der Minorität und im Lande nicht beliebt. Auch war ſie nicht ſo ganz beſonders zu einer Klage gegen den Generalgouverneur von Indien aufgelegt, weil der Proceß Jahre währen durfte und auf die Schultern ihrer Führer eine ungeheure Laſt bürdete, ein Sieg darin aber noch kein politiſcher Sieg war. Die Oppoſition hatte wol Luſt, den tyranniſchen Mann mit Schmach und Tadel zu überhäufen, aber nicht gerade ihn gerichtlich zu verfolgen. Der Witz ergoß ſich in reicher Fülle gegen ihn, unter Anderm auch über die reichen Geſchenke, welche er dem König und der Königin überreicht. Ein muthwilliger Dichter ſchlug vor, die unſterblichen Thaten des gegen-

wärtigen Gemahls der schönen Mariane sollten durch den Pinsel des früheren Besitzers derselben verewigt werden. Baron Imhoff möge den Auftrag erhalten, das Haus der Gemeinen mit Wandgemälden zu zieren, darstellend die Metzelei unter den Rohilla, Nuncomar am Galgen hängend, und wie Schenté Sing sich in den Ganges herabläßt. Ein Anderer schilderte die furchtbare Diamanten- und Juwelenpracht, in welcher Mistreß Hastings bei Hofe erschienen, Geschmeide, was sämmtlich den Prinzessinnen von Aude vom Nacken, Arm und Füßen gerissen worden. Solcherlei satirische Angriffe hätten der Mehrzahl in der Opposition genügt; vielleicht daß sie noch eine erneute Vote des Tadels gegen den ehemaligen Gouverneur erfodert haben würden, um die Sache abzuthun. Aber zwei Männer waren damit nicht zu befriedigen, Philipp Francis und Edmund Burke. Sie Beide waren die Seele der durch ihre Heftigkeit und Hartnäckigkeit beispiellosen Verfolgung.

Man hat oft nach den Motiven gefragt; Francis' Charakter antwortet für sich selbst. Er war vor Kurzem erst ins Parlament getreten; er hatte bereits durch seinen Fleiß und sein Talent Beachtung erweckt, obwol er kein Redner war, dem die Worte flossen und der mit sich hinriß; aber bei Gelegenheiten sprach er mit Würde und Kraft. Er war ein häklicher, verbitterter Charakter und hielt seinen Haß gegen das Schlechte für Tugend; ihn dünkte es Pflicht, den Ingrimm gegen Den, welchen er hassen zu müssen glaubte, statt zu unterdrücken, noch zu pflegen, und, um seiner verbitterten Stimmung noch mehr Nahrung zu geben, war er von Pitt verächtlich im Parlamente behandelt worden.

Anders war es mit Burke. Auch bei ihm hat man sich Mühe gegeben, für den Feuereifer, mit dem er

Haſtings verfolgte, nach beſondern, perſönlichen Motiven zu ſuchen. Er habe früher einen Privatſtreit mit ihm gehabt; die Sache iſt völlig widerlegt. Er habe aus Parteienwuth gehandelt, weil For' Coalitionsminiſterium durch die Anſtrengungen der Compagnie geſtürzt worden. Er habe es aus Eitelkeit gethan, um, ein anderer Cicero, durch neue Verriniſche Reden die Welt in Erſtaunen zu ſetzen. Dieſe Gründe ſinken in ihr Nichts zuſammen, wenn man Burke's Charakter und Leben verfolgt. Das Parteiintereſſe wich zurück, wenn ein großer Gedanke, die Ueberzeugung für Recht und Tugend in ihm aufloderte. So trennte er ſich von den Freuden ſeines ganzen Lebens, als er die Ueberzeugung gewann, daß die franzöſiſche Revolution ein Werk des Satans ſei. Die Alltagsmenſchen jener Zeit, die einen ſolchen Umſchwung nicht begreifen konnten, erklärten ihn für von der Krone beſtochen. Wo waren die Schätze der Erde, um einen Burke zu beſtechen? Es gab nur eine Potenz, die dieſen großen, tugendhaften Mann beſtach, — ſeine Phantaſie. Schlug ſie zur Flamme in ihm auf, ſo verzehrte ſie in dem großen Dichterredner — denn das war er mehr als ein großer Staatsmann — die andern Kräfte, die in geringerm Maße da waren, die Umſicht, Ueberlegung, die klare Erwägung der Verhältniſſe. Seine Seele wurde ein Feuerſtrom, der Alles mit ſich fortriß, auch ihn ſelbſt. Er war zum Ankläger geboren, nicht zum Angeber; aber zum Ankläger aller Schlechtigkeiten, die Staat und Nationen in ſeinem Sinne an den Rand des Abgrundes führten. In allen dieſen Anklagen ging er zu weit; aber er konnte nicht anders. Sein ganzes politiſches Leben iſt eigentlich ein fortgeſetzter Anklageproceß, nur mit drei großen, verſchiedenen Momenten. Er verklagte vor der Nation und der Welt das britiſche Mini-

sterium, welches durch falsche, engherzige Maßregeln den Abfall Amerikas bewirkt, und sein Feuereifer erhob sein Rednertalent zu einer im Parlamente nicht gesehenen Höhe. Er galt für den wahren, begeisterten Vorkämpfer der Freiheit. Und doch verirrte er sich in diesem Eifer weit hinaus über den Begriff der Freiheit, welcher in ihm selbst, wenn er bei ruhigem Zustande sich befragt hätte, zum Bewußtsein geworden; und ebenso hat schon die nächste Zeit anerkannt, daß er in diesem Eifer gegen das damalige Ministerium weit über das Maß zu rechtfertigender Anschuldigungen hinausging. — So riß ihn seine Phantasie hin, entzündet von den pariser Blutbildern, welche seine tugendhafte Seele erschütterten, zu einer Anklage gegen die französische Revolution, die auch alles Maß eines Politikers und besonnenen Mannes überschritt, ihn feindlich von Allen trennte, die ihm die Liebsten und Theuersten gewesen, ihn trennte von seiner schönen Jugenderinnerung, von seinem früheren Leben, ihn wie im Fieberwahn fortriß zu Behauptungen, zur Aufstellung von Principien, die seinen früheren geradezu widersprachen und den menschenfreundlichsten, edelsten Mann zu einem inhumanen Verfolger Leidender machte. So, in gespensterhafter Entrüstung und Angst vor dem Untergange der alten Weltordnung, warf er, blind vor Zorn, Alles über einen Haufen, in eine Verdammung zusammen, was dem neuen Lichte entgegenstrebte, und lobte in eben solcher Verblendung Alles, was der alten Ordnung anklebte. So ward er der Ritter für Maria Antoinette's unbefleckte Tugend, für die 39 Artikel der anglikanischen Kirche, für die Perücken und den Staub der englischen Constitution; so der Vertheidiger der grausamen Gefangenschaft Lafayette's, so der Gegner von Allem und Jedem, was aus der Revolution Heilsames für die Mensch-

heit hervorging. Nur, um ein Beispiel der Verblendung Burke's anzuführen, und wie der hoch- und durchgebildete Mann in seinem Eifer selbst gegen die historischen Studien verbrach, erklärte er, um gegen die Einführung der Geschworenengerichte irgendwo anderwärts zu fechten, daß die Jury in England nur eine Imitation des Parlaments sei, daß also, wo kein englisches Parlament sei, auch keine Jury zu existiren das Recht habe. Um Dem oder Jenem die Institution nicht zu gönnen, weil sie dort neu war, übersah er, daß es eine uralte Institution aller germanischen Völker war, längst zu Recht beständig, ehe noch an ein Parlament zu politischen Debatten, oder an ein Oberhaus, als höchstes Gericht, gedacht wurde.

Aus derselben edlen Quelle ging seine Verfolgung gegen Hastings hervor. Die Gewaltthaten hatten sein Rechtsgefühl beleidigt; der Gedanke an die Grausamkeiten machte sein Blut in den Adern kochen; sein Herz schlug für die unglücklichen Opfer. Seine Phantasie malte beide mit brennenden Farben aus, bis sein Gemüth ein Feuerstrom des Unwillens wurde. Mochte auch er Hastings' Talent, Größe und Verdienste um das Vaterland erkennen; sein Vaterland schien ihm groß genug, um nicht nöthig zu haben, durch Verbrechen noch größer zu werden. Das Fiat justitia ~~et~~ pereat mundus begeisterte ihn zu einer Ausdauer im Haß, welcher allerdings beispiellos ist; ein Haß, der ihn über alle Klüfte forttrug, welche das moralische Erdleben gerissen, der ihn endlich in die wunderbare Lage versetzte, allein stehen zu müssen in der Reihe Derer, die jetzt seine bittern Feinde geworden, und gegenüber Denen, welche jetzt, in einem ungleich wichtigern Kampfe, seine Freunde waren; ein Haß, der ihn bis an sein Lebensende erfüllte, der nicht

ſchwächer wurde, als Alle von ihm abfielen, Alle ihn tadelten, verſpotteten. Vielleicht konnte er nicht mehr anders; der nunmehr verbitterte, alte Mann, angefeindet von allen Seiten, unpopulair beim Volke, vom Hofe nur kalt unterſtützt, weil Burke nie zum Höfling herabſinken konnte, von jungen Laffen im Parlament, er, deſſen größter Genius, einſt ſein bewunderter Lenker, verhöhnt, oft unterbrochen, er ſah keinen Rückweg, oder er wollte ihn nicht ergreifen. Auch war es ihm unmöglich, zu einer ruhigen Würdigung der Dinge ſich noch zu bequemen. Sein immer reizbarer Geiſt war durch die bitteren Erfahrungen, die ewigen Kränkungen in eine ſolche Aufregung verſetzt, daß er, dem jungen Geſchlecht gegenüber, zu keiner Discuſſion, zu keiner Belehrung ſich herabließ. Der alte Löwe brüllte in ſeinem Zorn; er that es für ſich, nicht für die Andern. Um den Ruhm eines Cicero brauchte er nicht den neuen Verres anzufechten. Burke war längſt größer als Cicero.

Es kam noch ein Motiv hinzu, weshalb er jahrelange Arbeit dem Dienſt eines Volks widmete, an das ihn weder Blutsbande, noch Religion, noch Sprache knüpften und von dem er keinen Dank zu erwarten hatte. Er kannte Indien beſſer, als viele Engländer, welche lange Zeit dort gelebt haben. Er hatte die Geſchichte, Geſetze und Gebräuche des Orients mit einer Gründlichkeit ſtudirt, die man bei einem ſo feurigen Genius nicht vorausſetzt. Sein philoſophiſcher und zugleich poetiſcher Geiſt hatte in den Maſſen von Wuſt und todter Gelehrſamkeit den lebendigen Faden herausgefunden. Aus der Dunkelheit und Unordnung hatte er geiſtvolle Theorien und lebendige Bilder gezogen. So waren Indien und ſeine Bewohner für ihn nicht, wie für die meiſten Engländer, nur Namen und Begriffe, es war ihm vielmehr ein wirkliches

Volk und ein wirkliches Land. Er ſah die brennende Sonne, die tropiſche Vegetation vor ſeinen Augen, die Palme und den Cocos; er ſah die großen Bäume, älter als das Mogulreich, unter deren Schatten eine ganze Dorfſchaft ſich verſammelte; die Moſcheen und Götzentempel, die Mädchen, die, den Krug auf dem Kopfe, zum heiligen Ganges niederſtiegen, die heiligen Märtyrer, die anmuthigen Tänzerinnen, die ſchwarzen, braunen, olivenfarbenen Menſchen, die Staatselephanten, die Palankine der Fürſten; alles Das ſtand ſo klar vor ſeinen Augen, als geſchehe es in der Mitte von London. Er war in Benares zu Hauſe, wie in der City, und Nuncomar's Hinrichtung ſchwebte ihm ſo deutlich vor, wie die des letzten Verbrechers, der er beigewohnt. So war ihm denn auch die Unterdrückung in Bengalen ſo gegenwärtig und furchtbar, als wenn ein Torymiſterium ſie in ſeinem England verſucht hätte.

Trotz Philipp Francis' und Edmund Burke's Feuereifer, bleibt es mehr als zweifelhaft, ob die Oppoſition zu ernſtem Einſchreiten ſich bewogen gefühlt hätte, wenn nicht Haſtings und die Seinen die Sache ſelbſt aufgeregt hätten. Der Tadel des Parlaments haftete auf Haſtings: dieſer Tadel war es, welcher die Miniſter angeblich hinderte, ihm die Pairie zu ertheilen. Haſtings wollte ihn gelöſcht haben, und ſein allezeit eifriger Champion, Major Scott, ſtellte im Unterhauſe am erſten Tage der Sitzung von 1786 die unkluge Anfrage an Burke: ob es ſein ernſtlicher Wille ſei, eine Anklage gegen den vorigen Generalgouverneur von Indien einzubringen? Dies hieß die Gegner zwingen, entweder zu bekennen, daß ſie Verleumder geweſen, oder mit der Anklage vorzutreten. Sie wählten das Letztere; ſie konnten nicht anders wählen. Haſtings hätte, bei einiger Ueberlegung, zufrieden ſein müſſen, daß man ihn in Ruhe ließ, und nicht begierig

sein nach Triumphen, wo er, bei allem Selbstgefühl, sich bekennen mußte, wenigstens nicht fehlerfrei dazustehen. Eine Partei, an deren Spitze Fox, Burke, Sheridan standen, und die über die Kräfte so vieler reicher und einflußreicher Familien gebot, zu reizen, war eine That, welche nicht an seine in Indien bewiesene Klugheit erinnert.

Burke trug auf Vorlegung der nöthigen Papiere an. Das Ministerium verweigerte mehre derselben. Man schloß daraus, daß es schon im Stillen die Partei des Angeschuldigten ergriffen habe. Inzwischen legte Burke schon im Anfang April die Anklagepunkte auf den Tisch, welche, mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit entworfen, doch für ein Actenstück zu pamphletartig gehalten schienen.

Hastings ward eine Abschrift zugefertigt und ihm eröffnet, daß man ihn vor der Schranke des Hauses darüber vernehmen wolle, wenn er es angemessen fände, persönlich zu erscheinen. Er benutzte diese Gunst, unglücklicherweise aber in einer Art, die ihm statt Vortheil Nachtheil brachte, wie denn fast jeder seiner Schritte, seit er den englischen Boden betreten, ein Fehltritt war. Eine kräftige, feurige, freie Rede des Gouverneurs von Indien an die Gesetzgeber Englands hätte sie vielleicht für ihn günstig gestimmt. War er dieser Gabe sich nicht bewußt, so mußte er mit einer kurzen, bündigen, vielleicht vornehmen schriftlichen Erklärung auftreten und das Uebrige seinen Sachwaltern überlassen. Statt dessen zog er eine lange Defension aus der Tasche, die auf alle einzelnen Punkte einging und bis auf Nebensachen sich verlor. Statt zu imponiren, langweilte er eine Versammlung, welche gewohnt war, täglich die Meister der Redekunst, einen Pitt und Fox, im lebhaften, geistvollen Wechselgespräch anzuhören. Sie gähnten und gingen, nachdem sie ihre erste Neugier, den vielbesprochenen

Mann des Orients zu ſehen, befriedigt, zum Mittageſſen, und gegen Mitternacht noch las Haſtings vor leeren Wänden und den Beamten des Hauſes, die ihr Dienſt bis zum Schluß dort feſſelte.

Im Juni darauf brachte Burke den erſten Anklagepunkt vor: den Rohillakrieg. Die Sache ſprach für ſich ſelbſt. Auch war dieſer Punkt mit Klugheit in den Vordergrund geſchoben, weil das Haus bereits ein Mal und zwar in den allerſtärkſten Ausdrücken, ſeine Verdammung über Haſting's ſchändliche Politik ausgeſprochen hatte. Noch mehr, der jetzige Miniſter Dundas hatte damals ſelbſt den Antrag gemacht, und er war durchgedrungen. Von ſeiner Seite durfte man daher doch keinen Widerſpruch erwarten. Aber Dundas fürchtete nicht den Vorwurf der Inconſequenz. Er ſprach jetzt gegen die Anklage: wiewol er den Rohillakrieg noch immer für unrechtmäßig halte, ſeien die Dienſte, welche Haſtings ſpäter dem Staate geleiſtet, doch groß genug, um jene Verſchuldung aufzuwiegen. Pitt ſprach gar nicht. Bei der Abſtimmung fiel der Klageantrag mit 67 Stimmen gegen 119 durch.

Haſtings triumphirte. Er hielt ſeine Sache für vollſtändig gewonnen, und nicht ohne Grund. Denn, wenn dieſe ſeine abſcheulichſte That kaltherziger Berechnung, eine Politik, welche um elender Bezahlung willen, die Freiheit, Selbſtändigkeit, das Glück, die Ehre und das Leben eines anſehnlichen, edlen Volkes einem blutdürſtigen, verrätheriſchen Barbaren verkaufte, ſtraflos ausging und durch das Votum für gerechtfertigt erklärt war, um wie leichter war alsdann die Freiſprechung für die andern Vergehen, welche, im Vergleich zu dieſem Völkermord, nur als Erpreſſungen gegen Einzelne erſchienen.

nun nicht den Wahn verdeiwünſchen, um ſtumpf gegen alle die ſchmerzenden Pfeile zu bleiben!"

Als er heim ging, begegnete ihm an den Pforten des Towers die Bahre mit der Leiche des Herzogs. Beim Schein der Fackeln nahm man ſie aus dem Scharlachtuche und legte ſie in den zinnernen Sarg. Wenige folgten ihr bis in die Gruft, es tönte kein Glockenſchlag von den Thürmen und keine Salve verkündete, daß die ſterblichen Reſte von Englands Generaliſſimus beigeſetzt wurden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schon lief durch alle Clubs das Gerücht, die Opposition werde noch etwa zwei Punkte vorbringen. Wenn auch diese, wie zu erwarten, durchgefallen wären, wollte sie die ganze Sache fallen lassen; dann werde Hastings zum Pair erhoben, mit den Bathorden bekleidet und in den Geheimrath berufen werden. Der Lordkanzler Thurlow war ganz entschieden dafür und hielt Pitt's Bedenken für unbegründet. Ja Hastings neuer Titel als Lord Daylesford, das Stammschloß seiner Väter, lag schon in Bereitschaft. Aber es kam anders.

Am 13. Juni brachte Charles Fox in einer seiner glücklichsten Reden die Anklage wegen des Radscha von Benares, Scheyte Sing, vor. Francis unterstützte ihn. Aller Augen waren auf Pitt gerichtet, der sich erhob. Dieser mächtige Lenker des Parlamentes mußte den Ausschlag geben. Er sprach ausführlich und schön. Seiner Meinung nach hatte der Generalgouverneur ein Recht, dem Radscha von Benares eine außerordentliche Steuer aufzulegen, auch ihn mit einer Geldsumme zu strafen, wenn er der Aufforderung nachzukommen zauderte. Auch lobte er den Generalgouverneur wegen seines geschickten und entschlossenen Benehmens während des Aufstandes, und bezeichnete dagegen Philipp Francis' Benehmen, sowol in Indien als hier, mit großer Bitterkeit als unehrenwerth und boshaft. Nach diesem Eingange erwartete Niemand etwas Anderes, als daß der Minister für Hastings' ehrenvolle Freisprechung stimmen werde. Aber er schloß anders: zwar habe Hastings vollkommen Recht gehabt, den Radscha mit einer Geldsumme zu strafen; die ihm auferlegte sei indessen zu hoch gewesen für die Umstände. Darin, und darin allein, habe der Generalgouverneur gefehlt, und deshalb stimme er für den Klageantrag!

Das ganze Haus ſtarrte auf die Lippen, welche dieſes Votum ausſprachen; das ganze Haus war wie vom Donner gerührt. Das hatte nicht Freund, nicht Feind, das hatte Niemand erwartet. Um den Rohillakrieg ſprach er ihn frei, um die grauſame, verrätheriſche Art, wie er den gutmüthigen und getreuen Radſcha behandelt, ſprach er ihn frei; er erkannte das Recht an, ihn zu beſchatzen, ihn zu ſtrafen, aber — er hatte ihn zu ſtark beſchatzt! Wenn jenes Recht zugegeben war, Strafen aufzuerlegen, und zugleich zugegeben werden mußte, daß keine Taxe dafür exiſtirte, wie konnte das ein Verbrechen ſein, daß er ihm mehr zu zahlen auferlegt, als William Pitt für das rechte Maß hielt? Und dennoch dafür — dafür allein hielt er ihn ſo ſtrafwidrig, daß eine ſchwere Criminalunterſuchung gegen ihn verſucht werden ſollte!

Das Erſtaunen im Hauſe war um ſo größer, als die Mitglieder, auf deren Stimmung das Miniſterium rechnen konnte, erſt 24 Stunden vorher die herkömmlichen ſchriftlichen Zuſendungen erhalten hatten, mit der Bitte, ja an ihrem Platze zu ſein und gegen For Antrag zu ſtimmen. Man erzählte ſich nachher, am frühen Morgen dieſes Tages wäre Dundas zu Pitt gekommen, hätte ihn geweckt, ſich mit ihm mehre Stunden eingeſchloſſen, und das Reſultat ihrer Unterredung wäre der Entſchluß geweſen, Haſtings der Rache der Oppoſition preiszugeben. Bei der Abſtimmung votirten mehre der angeſehenſten Anhänger des Miniſteriums nicht mit Pitt; die Zahl ſeiner unbedingten Anhänger war indeß groß genug, den Ausſchlag zu geben. Für For Motion waren diesmal 119 Stimmen; dagegen 79. Dundas votirte, ohne ein Wort zu ſprechen, auf Pitt's Seite.

Die plötzliche Sinnesänderung des Miniſters iſt

bis heute ein Räthsel geblieben, obwol eine für Pitt nicht sehr ehrenvolle Auslegung dafür versucht worden ist. Hastings' Freunde behaupteten, es sei Eifersucht von Seiten Pitt's und Dundas gewesen. Hastings war bei Hofe beliebt, ja fast ein Liebling des Königs zu nennen. Er war der Abgott der Ostindia Compagnie und der gebieterische Lordkanzler Thurlow, ihm gewogen, hatte selbst, hinter Pitt's Rücken, ihm die Versicherung gegeben, er wolle ihn, trotz Pitt's Einreden, zum Pair machen. Wäre er nun freigesprochen worden, hätte er unter den Lords gesessen, er, der angesehene, herrschsüchtige Mann, im Geheimrath des Königs, konnte er nicht für Pitt ein furchtbarer Rival werden? Pitt duldete keine Eingriffe in seine Macht, und wenn der junge Minister eine Leidenschaft hatte, so war es die nach Macht. Er wollte Hastings nicht verderben, aber wenn die Klage ihren Weg ging, so konnte der Proceß mehre Jahre dauern, der König durfte ihm schicklicher Weise keine Ehren erzeigen, ja eigentlich ihn auch nicht einmal bei Hofe empfangen.

Die Geschichte hat keine Beweise für diese schwere Anklage eines großen Staatsmannes. Einen Gegenbeweis wollen Vertraute des edlen Menschenfreundes Wilberforce aus einer mündlichen Mittheilung desselben schöpfen. Wilberforce sprach gern von dem außerordentlichen Eindruck, welchen Pitt's Erklärung an jenem Abende hervorgebracht. Unter den Anhängern des Premierministers habe man sich bittere Vermuthungen zugeflüstert. Da verließ Pitt, wie im Gefühl, daß seine Handlung einer Aufklärung bedürfe, die Ministerbank, und setzte sich eine Zeit lang neben Wilberforce und erklärte ihm sehr ernsthaft: sein Gewissen habe ihm länger nicht erlaubt, bei Hastings zu stehen. „Seine Hand-

lungsweise war zu schlecht." Wilberforce glaubte vollen Ernstes, daß sein großer Freund aus reinem Herzen gesprochen.

Bald nach dieser merkwürdigen Sitzung wurde das Parlament prorogirt. Erst im folgenden Jahre 1787 trat Sheridan, der dritte Ankläger, mit der Anklage wegen der Beraubungen der Prinzessinnen von Aude hervor. Der Eindruck dieser Rede war ohne Gleichen. Sheridan setzte sich nieder unter lautem Jubelruf, ein Händeklatschen schallte durch den Saal, die Zuhörer oben, die Lords an den Schranken stimmten hingerissen damit ein. Die Aufregung war so groß, daß kein anderer Redner nach ihm gehört wurde und die Sitzung vertagt werden mußte. Windham erklärte sie, noch zwanzig Jahre später, für die bedeutendste Rede, welche seit Menschengedenken im Parlamente gehalten worden, und auch Fox, von seinem Neffen, Lord Holland befragt, sagte, so lange er sich zu erinnern wisse, habe kein Redner im Hause der Gemeinen Sheridan übertroffen, als er die Klage wegen Aude vorgebracht. Gerade diese merkwürdige Gerichtsrede ist von den Reportern nur unvollkommen aufnotirt und so der Nachwelt verloren gegangen. Ihre Wirkung war ein großer Abfall der Hastings'schen Freunde; Pitt erklärte sich für Sheridan's Antrag, und derselbe wurde schon mit 175 Stimmen gegen 68 angenommen.

Von nun an hatte die Opposition gewonnen Spiel, gleich dem Strome, der einen Gebirgspaß überwältigt hat, gleich einem Heere nach gewonnener Schlacht. Die öffentliche Meinung war für sie; Hastings' Freunde, das Unvermeidliche vor Augen sehend, wurden schwächer in ihren Anstrengungen. Von einem Anklagepunkte ging man zum andern über, und endlich, nachdem 22 Klage-

punkte angenommen waren, die einzelne minder bedeutende Geldverhandlungen und Erpressungen betrafen, trug das Haus seinem Mitgliede Edmund Burke auf, gegen den grausamen Generalgouverneur von Indien Warren Hastings vor dem Hause der Lords eine Klage wegen **High crimes** und **Misdemeanour** (schwere Verbrechen und Vergehungen) anzubringen. Zugleich wurde Hastings von dem Sergeant-at-Armes verhaftet und vor die Schranken der Pairs geführt. Eine weitere Verhandlung war indessen während dieser Session nicht mehr zulässig, da sie in 10 Tagen geschlossen werden sollte, und Hastings ward gegen Bürgschaft freigelassen.

In der nächsten Wintersitzung des Unterhauses wurde das Committee zur Leitung und Führung der Anklage erwählt. Die ersten Sterne der Opposition, und darunter mehre talentvolle junge Männer, wurden ohne Bedenken erwählt. Dagegen erhob sich eine lebhafte Opposition gegen die Wahl Philipp Francis'. Die Einen sagten, es sei die äußerste Unschicklichkeit, zum öffentlichen Verfolger Jemand zu ernennen, der des Angeklagten entschiedenster Gegner sei und ihm sogar in einem Duelle nach dem Leben getrachtet habe. Von der andern Seite wurde entgegnet: Dies wären unbedingt vollgültige Gründe, um ihn nicht zum Richter und Geschworenen, aber nicht, um ihn nicht zum Ankläger zu wählen. Vielmehr fodere man von einem Solchen keine andere Eigenschaft mehr, als die des größten Eifers für die Sache, die er vertreten solle. Diese Ansicht blieb aber in der Minorität, mit der Dundas stimmte. Mit der Majorität stimmte Pitt, und Francis kam demnach nicht in das Anklagecommittee.

Am 13. Februar 1788 begannen die Sitzungen des hohen Gerichtshofes. Nie möchte es ein großartigeres Schauspiel einer Gerichtssitzung in einem freien Lande gegeben haben, als diese Eröffnung des Gerichtes über Hastings; wenn man die großen Bluttribunale über Karl I. und Ludwig XVI. abrechnet, die doch aber als reinpolitische Acte einer siegreichen Partei, auf freie, unparteiische Beurtheilung keinen Anspruch machten, und auch im Aeußern ernst und düster, des glänzenden Scheins von Freiheit entbehrten, welcher diesem Proceß vor dem englischen Oberhause einen ganz eigenthümlichen Anstrich lieh. Niemand wußte hier zu dieser Zeit, wie der Proceß enden werde, und das freie England umringte in gespannter Neugier die Vertreter des Gesetzes, selbst vertreten durch alle Notabilitäten der Geburt, Macht, Intelligenz, Wissenschaft, Kunst und Schönheit.

Nicht Hastings' Schuld oder Unschuld allein sollte hier entschieden werden, es galt ernste Principfragen, für die ferne Zukunft entscheidend. Englands Geschichte trat vor diese Gerichtsschranken, der Stolz des Briten erhob sich, wenn er die Möglichkeit dieses orientalischen Processes mit den demüthigen Anfängen der britischen Factoreien in Indien verglich. Der Gerichtshof des Parlamentes sollte nach Formen, die von den Plantagenets herab geerbt waren, ein gerechtes Urtheil finden über die Tyrannei, welche ein Engländer angeschuldigt war gegen den Herrn der heiligen Stadt Benares und die Prinzessinnen aus dem fürstlichen Hause von Aude verübt zu haben. Das Gefühl der römischen Weltherrschaft war vielleicht nicht berauschender als das, welches hier des britischen Zuhörers sich bemächtigte.

In der altberühmten Halle des William Rufus

wurde die Sitzung abgehalten. An ihren Wänden war die halbe englische Geschichte zu lesen. Hier wurden dreißig Könige ausgerufen und kaum weniger Staatsverbrechen abgeurtheilt. Hier empfing Baco sein Verdammungsurtheil und Karl I. stand vor seinen Richtern. Alle althergebrachten Feierlichkeiten und Pracht hatte man angewandt. In den Vorhallen standen lange Reihen von Grenadieren in Parade, in den Straßen nach dem Parlamente die Cavalerie der Hauptstadt. Etwa hundert und siebenzig Lords traten in feierlichen Reihen, alle in ihren Hermelinmänteln mit Gold verbrämt, in den Saal, voran der jüngste Baron, Lord Heathfield, zum Pair erhoben wegen seiner tapfern Vertheidigung Gibraltars, und den Zug schlossen die Brüder und Söhne des Königs, zu allerletzt der Prinz von Wales, damals ein schöner Jüngling, das Vorbild aller Gentlemen, nachmals — König Georg IV.! Die Richter sämmtlich in ihren feierlichen Roben, die altersgrauen Mauern des Saales mit Scharlach verhangen. Nie saß auf den Galerien der Zuhörer eine so illustre Versammlung; die Königin mit allen ihren Prinzessinnen, alle Schönheiten der Aristokratie, voran Georgina, Herzogin von Devonshire, welche die berühmte Westminsterwahl zu Gunsten ihres Freundes Fox gegen alle Anstrengungen des Hofes durchgesetzt hatte, bis zu den Schönheiten und Notabilitäten des Theaters, als dessen Repräsentantin die majestätische Siddons, die mit innerer Bewegung Auftritten zusah, gegen welche die theatralische Kunst lahmte. Englands erste Geister sah man hier, seine Gelehrten, Künstler, einen Gibbon, Hogarth, Reynalds, und aus der Fremde die Gesandten von Königen und Republiken, die — sagt der Engländer mit Stolz —

mit Staunen ein solches Schauspiel erblickten, das ihnen wie ein halbes Wunder vorkam.

Die Sergeants des Hauses riefen die Eröffnung der Sitzung aus und den Angeschuldigten vor. Hastings trat vor die Schranken und beugte sein Knie. Er war ein Mann nicht unwürdig einer solchen Versammlung. Selbst seine heftigsten Gegner konnten ihm den Anspruch auf Ruhm und Größe nicht absprechen, wenn schon den auf Tugend. Sein Aeußeres war das eines ausgezeichneten Mannes. Seine Gestalt freilich war klein und abgemagert, aber Würde strahlte von seiner Stirn, aus seiner ganzen Haltung. Seine Augenbrauen waren ernst, nachdenklich zusammengezogen, aber nicht finster, sein Mund fest, aber nicht herbe; auf seinem blassen, von Arbeit und der tropischen Sonne tief gefurchten Antlitz schienen die Worte geschrieben, welche unter seinem Bilde in dem Rathssaal von Kalkutta stehen: Mens aequa in arduis. Ehrfurchtsvoll gegen den Hof geneigt, sprach sich doch in seinem ganzen Wesen das Selbstgefühl eines Mannes aus, der einst ein Königreich unumschränkt beherrschte und vor der Gefahr, die jetzt ihm drohte, nicht erbebte.

Hastings ward von den Räthen seiner Vertheidigung begleitet, talentvollen Juristen, welche sämmtlich später zu hohen gerichtlichen Würden gelangten. Aber Aller Augen waren auf den Rath der Ankläger gerichtet, die auf grünen Bänken in einer abgeschlagenen Schranke saßen, und in deren Mitte die ersten Geister, Redner und Staatsmänner der Nation, von europäischem Rufe sich befanden. Dort saß Burke in vollem Costüm; auch Fox, der immer sehr nachlässig gekleidet erschien, trug, eine Nachricht von Wichtigkeit für das ganze Königreich, diesmal Haarbeutel und Degen. Pitt hatte

die persönliche Theilnahme an der Anklage abgelehnt. Aber, obgleich er und Lord North (wegen Alters und Blindheit) fehlten, umfaßte die Lage der Ankläger doch eine Zahl Redner, welche es mit der blühendsten Periode der athenienſiſchen Beredtſamkeit aufnehmen konnte: Burke, Fox, Sheridan, der geiſtreiche, chevalereske, hochherzige Windham und unter den jüngſten ein 23jähriger Mann, der, Alle überlebend, berufen war in unſerer Zeit einer der erſten Staatsmänner und Redner Englands zu werden, Lord Grey, der Vater der Reform.

Zwei volle Tage verſtrichen allein mit Vorleſung der Anklage und der ſchriftlichen Beantwortung. Das Ermüdende des Zuhörens dieſer Actenſtücke ward durch die wohltönende Stimme des Clerks des Hofes, eines Maſter Cowper, eines Verwandten des Dichters, gemindert. Am dritten Tage erhob ſich Burke; aber ſeine Einleitungsrede dauerte vier Tage, ohne den Zuhörer zu ermüden, oder die hochgeſpannten Erwartungen zu mindern, welche man bei ſeinem Rufe machte. In einer glänzenden Diction und mit einer Ueberfülle von Gedanken gab er den Zuhörern ein vollſtändiges Bild vom Charakter und den Inſtitutionen der Eingeborenen Indiens; er erzählte ihnen, wie das britiſche Reich dort entſtanden, die Verfaſſungen und Berechtigungen der einzelnen Präſidentſchaften. Nachdem er der Verſammlung das Bild ſo lebendig vorgeführt als es vor ſeinem eignen Geiſte lebte, entwickelte er die Geſchichte von Haſtings' Verwaltung, die von Anbeginn an aller ſittlichen Würde und des Rechtsgefühls entbehrt habe. Die Energie und der Pathos des Redners entlockten ſelbſt dem ihm feindlich geſinnten Lordkanzler Zeichen der Bewunderung. Auf Augenblicke ſchien ſogar der Angeklagte ſelbſt erſchüttert. Die Rührung auf den Sitzen der Damen, die

ein ſolches Trauerſpiel nicht erwartet hatten, machte ſich aber unverkennbar, ſogar ſtörend Luft. Die Taſchentücher wurden in Bewegung geſetzt, die Riechflaſchen gingen umher, Seufzer, lautes Aufſchreien der Angſt und des Mitleids, und Sheridan's Gattin mußte ſelbſt ohnmächtig hinausgetragen werden. Mit einer nie vernommenen Kraft der Stimme ſchloß der Redner ſo: „Um deswillen iſt es mit gutem Vorbedacht verordnet, abſeiten der Gemeinen von Großbritannien, daß ich anklage Warren Haſtings wegen ſchwerer Verbrechen und arger Vergehungen. Ich klage ihn an im Namen des Hauſes der Gemeinen dieſes Parlaments, deſſen Vertrauen er betrogen hat. Ich klage ihn an im Namen der engliſchen Nation, deren alte Ehre er befleckt hat. Ich klage ihn an im Namen des Volkes von Indien, deſſen Rechte er mit Füßen getreten und deſſen Land er in eine Wüſte umgewandelt. Letztlich im Namen der menſchlichen Natur ſelbſt, im Namen beider Geſchlechter, im Namen jedes Alters, im Namen jedes Standes; ich klage ihn an als den allgemeinen Feind und Unterdrücker Aller."

For trug nunmehr darauf an, daß jeder Punkt für ſich unterſucht und abgeurtheilt, und erſt, wenn der eine abgethan, mit dem andern angefangen werde. Haſtings und ſeine Freunde dagegen verlangten, daß die Ankläger ſogleich mit allen ihren Anklagepunkten nach einander vortreten und die Beweiſe angeben ſollten, worauf dann erſt die Vertheidigung Stück für Stück folgen könne. Die Lords zogen ſich zur Berathung zurück und entſchieden mit einer Majorität von beinahe $^2/_3$ Stimmen, daß die Unterſuchung nach Antrag des Angeſchuldigten erfolgen ſolle. Man nahm dieſes als einen Wink an, wohin die Meinung des Gerichtshofes ſich neige.

For mußte alſo den zweiten Klagepunkt, betreffend die

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen um die beigeſetzten Preiſe zu beziehen:

Alfieri (Vittorio), Denkwürdigkeiten ſeines Lebens. Von ihm ſelbſt geſchrieben. Nach dem italieniſchen Originale deutſch herausgegeben von Ludwig Hain. 2 Theile 8. 3 Thlr.

Arnoldi (Johann von), Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Caſanova de Seingalt, oder ſein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederſchrieb. Nach dem Originalmanuſcript bearbeitet. Erſter bis zehnter Band. 8. 25 Thlr. 20 Gr.

Aus dem Leben Joſeph Fouché's, Herzogs von Otrante. Nach authentiſchen Quellen und mit wichtigen Aktenſtücken für die neueſte Zeitgeſchichte. Anhang: Schreiben Fouché's an Wellington. 8. 18 Gr.

Auswahl aus Klopſtock's nachgelaſſenem Briefwechſel und übrigen Papieren. (Herausgegeben von Dr. A. H. Clodius.) 2 Theile. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Baggeſen (Jens), Heidblumen. Mit Baggeſen's Bildniß, 8. 2 Thlr.

— — Parthenais, oder die Alpenreiſe. Ein idylliſches Epos in zwölf Geſängen. Neue Auflage. 2 Theile. Mit 6 Kupfern. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Beer (Michael), Die Bräute von Aragonien. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 8. 20 Gr.

— — Klytemneſtra. Trauerſpiel in vier Abtheilungen. 8. 16 Gr.

Beraubung des Radscha von Benares, vorbringen, wobei der junge Grey ihn unterstützte. Darauf wurden durch mehre Tage verschiedene Papiere verlesen und Zeugen abgehört. Sheridan übernahm dann auch im Oberhause den Vortrag in Betreff der Prinzessinnen von Aude. Der Ruf seiner Rede im Unterhause über diesen Punkt hatte einen noch nicht dagewesenen Andrang von Solchen, die ihn hören und sehen wollten, veranlaßt. Es wird erzählt, daß für einen einzelnen Platz 50 Guineen bezahlt wurden, und die Halle war zum Ersticken voll. Sein glänzender Vortrag dauerte zwei Tage. Am Schlusse desselben sank er, wie völlig erschöpft, in Burke's Arme, der ihn mit Bewunderung ans Herz drückte.

Schon war es tief im Juni, Hastings hatte bereits ein Jahr lang Bürgschaft gestellt, und erst zwei Anklagepunkte waren vorgebracht; noch 20 blieben zu erledigen, und schon fing die Aufmerksamkeit an zu erlahmen. An und für sich war es schwer, bei den interessantesten Gegenständen, dieselbe auf deren fieberhaftem Höhenpunkte zu erhalten; wie aber war dies möglich, nachdem die interessantesten und wichtigsten Punkte von den größten Rednern ihrer Zeit vorweg genommen waren und nur trockene Rechnungspunkte mit einem Wust fremder Details und unverständlicher Worte den minder großen Rednern zu erörtern blieben? Der Gipfelpunkt des Processes war Sheridan's Rede über die Begum's gewesen. Die Gelehrten, Künstler, Staatsmänner hatten jetzt wichtigere Dinge zu thun, und die vornehmen Damen, welche bis Morgens um 2 Uhr getanzt, fanden es unbequem, vor 8 Uhr aufzustehen, um indische Rechnungen und Wechsel sich vorlesen zu hören. Außerdem ward die Sitzung ungebührlich oft und störend unterbrochen durch die Lords selbst, welche, so oft eine Gesetzfrage zu berathen war,

aufſtanden und ſich in ihr Berathungszimmer begaben. Ein witziger Lord ſagte: Die Richter marſchiren, aber der Proceß bleibt ſtehen.

Dazu kam, daß im Jahre 1789 die Aufmerkſamkeit des Publicums ſchon auf ganz andere, wichtige Fragen gelenkt war, als im vorhergehenden, wo Haſtings' Proceß der alleinige Gegenſtand geweſen. Die Krankheit des Königs, die Debatten über die Regentſchaft, die Frage wegen einer Veränderung des Miniſteriums und der Zuſammentritt der Generalſtaaten von Frankreich beſchäftigte die Gemüther mehr, als die oſtindiſche Angelegenheit.

So ging denn auch im Oberhauſe der Proceß nur langſam vorwärts. Während die Lords 1788, wo nichts anderes Wichtiges zu thun war, in der ganzen Seſſion doch nur 36 Tage demſelben gewidmet hatten, konnten ſie 1789, wo die wichtige Regentſchaftsfrage ſie beſchäftigte, nur 17 Tage dafür erübrigen. Auf dieſe Weiſe war eine endloſe Länge des Proceſſes vorauszuſehen.

Haſtings' Proceß hat eine Frage angeregt, welche ſeitdem mehrfach zur Sprache gekommen iſt: ob denn das Oberhaus ein zweckmäßiges Inſtitut als oberſter Gerichtshof ſei? In früheren Jahrhunderten, wo Englands freie Inſtitutionen noch nicht ſo gefeſtigt ſtanden, wie jetzt, mochte ein ſolches höchſtes Gericht, aus unabhängigen fürſtlichen Vaſallen beſtehend, als Bollwerk gelten gegen Tyrannei und Willkür. Vor dieſen Gefahren iſt man jetzt — nämlich in England — ſicher. Die Lords ſämmtlich ſind Politiker; in politiſchen Fällen wird ein Jeder nach ſeiner politiſchen Meinung urtheilen. Man kann die Abſtimmung eines Jeden ziemlich im Voraus wiſſen, ehe noch die Zeugen vernommen, die Verhandlungen geſchloſſen ſind. In gewöhnlichen Jurisdictionsfällen aber iſt die Zeit ihrer Sitzungen zu kurz, ſie ſind zu beſchäftigt mit

legislatorischen Arbeiten, die Rechtsgelehrten unter ihnen sind anderweitig in Anspruch genommen, um die ungelehrte Menge auf die Rechtspunkte aufmerksam zu machen, und es stehen nicht allein Verzögerungen, sondern zuweilen auch Urtheile zu fürchten, welche von zufälligen Einflüssen dictirt sind. Das Urtheil in Hastings' Falle, kein ungerechtes, aus dem Standpunkte der Politik betrachtet, hat doch zur Genüge bewiesen, daß hier nur politische Ueberzeugungen mitsprachen; denn außerdem wäre der siebenjährige Proceß von jedem andern wohlbesetzten Gerichte in weniger als drei Monaten gründlicher geführt und beendet worden.

Es war ein politischer Proceß; andere großartigere Rücksichten mußten bei der letzten Beurtheilung zur Sprache kommen, als die des Privatrechts. Aber die Lords, in der überwiegenden Mehrzahl schon für den Angeklagten gestimmt, nahmen ihre Zuflucht zu einem kleinlichen Mittel. Aus ihren höchsten legislatorischen Regionen stiegen sie plötzlich ins Privatrecht hinab. Sie erklärten, bei der Beweisaufnahme wollten sie sich lediglich von den Regeln leiten lassen, welche bei den unteren Gerichtshöfen galten. Diese Regeln schützen Hunderte von Angeklagten, welche der Richter, die Jury und das Publicum bestimmt für schuldig halten. Wo aber die Verbrechen vor Jahren und Tausende von Meilen entfernt begangen worden, ließ sich in den meisten Fällen ein juridischer Beweis gar nicht führen. Aber wo die Richter schon bestimmt waren, nach dem ungeschriebenen Codex der Politik Recht zu sprechen, als historische Richter über Thatsachen, die aus dem gewöhnlichen Kreise menschlicher Handlungen hinausgehend, nur dem Gerichte der Geschichte verfallen, foderten sie juridisch formelle Beweise für Dinge, die schon als historische Wahrheiten im allge-

meinen Bewußtsein lebten. Dieser auffällige Widerspruch verrieth zu deutlich dem Publicum, wie die endliche Entscheidung ausfallen müsse.

Dennoch versuchten Hastings' Freunde, statt dem Proceß seinen Lauf zu lassen und in einer völligen Freisprechung einen wahren Sieg zu feiern, den Fortgang zu hindern und zu unterbrechen. So trugen sie 1789 im Unterhause auf ein Votum des Tadels gegen Burke an, weil er, in Bezug auf Nuncomar's Tod und Hastings' und Impey's Verbindung, eine zu heftige Sprache geführt hatte. Burke war damals höchst inpopulair, im Parlamente selbst, wie bei der Nation. Rauhe und unschickliche Aeußerungen, welche ihm bei der Regentschaftsbill entfahren waren, haben selbst seine wärmsten Freunde verletzt. Die Tadelsvote ging durch. Die Hastings'sche Partei jubelte auf; sie hoffte, dies werde die Ankläger bewegen, von ihrem Antrage abzustehen. Burke selbst war tief verletzt; aber er unterdrückte den persönlichen Schmerz um der Sache willen, die ihm als Sache der Gerechtigkeit und Menschlichkeit galt. Würdig und sanft nahm er den Tadel hin, und erklärte, keine persönliche Kränkung oder Demüthigung solle ihn von der heiligen Pflicht, die er einmal übernommen, zurückschrecken.

Das Parlament wurde im folgenden Jahre (1790) aufgelöst. Dies gab Hastings' Partei neuen Muth. In der Hoffnung, daß das neue Parlament keine Lust haben werde, den langwierigen Proceß fortzuführen, behauptete sie, daß das ganze Verfahren durch die erfolgte Auflösung geschlossen sei. Ueberstimmt darin, brachte sie eine neue bestimmte Motion ein: daß die Klage aufgegeben werden solle. Auch hierin wurden sie geschlagen, indem das Ministerium mit der Opposition stimmte. Doch kam man dahin überein, daß, um der Sache doch endlich ein Ende

zu machen, einige Klagepunkte zurückgezogen werden sollten. Ohne diese Maßregel hätte der Proceß bis tief in dieses Jahrhundert hinein fortdauern können.

Aber noch vergingen vier Jahre! Und welche Jahre voll politischer Processe, Tragödien, wogegen Hastings' Hochmuth, Fall und Untergang zur trockenen Staatsaction herabsank. Die Aristokratie, die Kirche, das Königthum in Frankreich waren gestürzt, Ludwig XVI. blutiges Haupt war von der Guillotine gefallen, und die entsetzliche Dröhnung vibrirte durch die Welt, nirgend erschütternder, nirgend mehr gefühlt, als in England, das die Grundmauern seiner eigenen alten-Institutionen wanken fühlte. Ein moralischer Umschwung war erfolgt, die Visionen vom Untergange alles Ehrwürdigen und Erhabenen erschreckten die Freigesinntesten unter der Aristokratie und den Besitzenden; jene Caricatur, wo der Scharfrichter, als allein übriggeblieben von allen Lebendigen, sich zuletzt selbst köpft, war nur der bildliche Ausdruck eines Gefühls, welches noch beredter von den Tribunen widerhallte; es war ein allgemeines Gefühl des Entsetzens. Da hörten die alten Parteien auf; in der neuen Mischung wurden die liebsten Freunde die bittersten Feinde; was bis da groß und wichtig erschienen, Streitpunkte, die das Blut erhitzt, traten als gleichgültig, unerheblich am Rande des allgemeinen Unterganges in den Hintergrund.

Wer konnte noch mit der alten Lebhaftigkeit an Hastings' Proceß Theil nehmen? Was bedeutete Nuncomar's Galgen gegen die Schafote, auf denen Könige, Prinzen, Prälaten, Generale, der Adel Frankreichs, auf denen Royalisten und Girondisten geblutet? Was die Erpressungen, was die Verjagung des Radscha von Benares, wo Fürstenhäuser, deren Recht von Jahrhunderten besiegelt schien, von ihren Thronen und Ländern durch

einen Federzug, durch einen Handſtreich vertrieben wurden? Was die Leiden der Prinzeſſinnen von Aude und ihrer Getreuen gegen die Niedermetzelung der Prinzeſſin von Lamballe, den Kerker und das Schafot Marie Antoinette's? — Und wer mochte noch auf die Unterſuchung der kleinen Anſchuldigungspunkte hören, wo es ſich nur um Rupien und Pfunde Sterling handelte? Aus Oſtindien wurden Zeugen gerufen, aber wenn ſie nach Jahren ankamen, hatten die richtenden Lords ſelbſt beinahe die Thatſache vergeſſen, um die es ſich handelte. Tod und Erbſchaft hatten die Beiſitzer des Gerichts verändert; noch mehr die veränderten Anſichten, das Alter. Zwiſchen Klägern und Vertheidigern waren eben ſolche Wechſel eingetreten; nur daß die Zahl der Erſtern immer mehr abnahm, die der Letztern aber in jedem Jahre durch die Zahl Derjenigen anwuchs, denen die Sache gleichgültig war, die dieſen ſchleppenden Proceß über verjährte Dinge abgemacht wünſchten.

Im großen Publicum war gegen den Ausgang des Proceſſes eine völlig veränderte Stimmung eingetreten. Sie war Haſtings durchaus günſtig. Die politiſche Anſicht entſchied: Was auch Haſtings im Einzelnen verbrochen, er hat durch ſeine Entſchloſſenheit und Energie Oſtindien für England erhalten, und zu einer Zeit, als der Abfall Amerikas den Colonien ein ſo verlockendes, gefährliches Beiſpiel gab. Haſtings allein verdankt England den Beſitz der indiſchen Reiche. Durch dieſes große Verdienſt hat er ſeine kleineren Verbrechen gut gemacht. Es kamen hinzu Adreſſen über Adreſſen, welche aus Oſtindien zu ſeinen Gunſten einliefen, von Hindu und Mohammedanern. Welche Bedeutung ſolche Adreſſen haben, iſt oben angedeutet; aber ſie wirkten doch auf das Publicum. Man erzählte, daß die Hindu in dem Bena-

res, wo Haſtings' Arm ſo furchtbar gewüthet, ihm einen Tempel errichtet und ihn anbeteten. Burke erwiderte darauf mit bitterm Witz: Das wolle er gern glauben; denn die Hindu errichteten nicht allein aus Liebe den guten, ſondern aus Furcht auch den böſen Mächten Pagoden; und wie ſie den ſchwarzen Pocken, der Peſt und dem Raubmord Tempel erbaut aus abergläubiſcher Furcht, warum nicht auch Haſtings, der für ſie weit furchtbarer geweſen als Pocken, Peſt und Raubmord. Aber jedes Schiff aus Madras und Kalkutta brachte ganze Scharen Bewunderer für ihn aus Indien. Wer dort geweſen und Reichthümer mitgebracht hatte, rühmte den letzten Gouverneur, und erzählte, er habe ein beſſeres Schickſal verdient. Die ehemaligen Diener der Compagnie, die ſich zurückgezogen aufs Land, galten in ihren Kreiſen als Orakel hinſichts der orientaliſchen Angelegenheiten, und ſie Alle waren die eifrigſten Advocaten für Haſtings. Den Ausſchlag auf die öffentliche Meinung ſcheint indeß Lord Cornwall gegeben zu haben, der, aus Indien zurückkehrend, verſicherte, daß er, nach ſeinen eifrigſten Nachforſchungen im Lande, nur günſtig über Haſtings' Verwaltung urtheilen könnte; denn er allein ſei es, dem England verdanke, daß es dort noch regiere.

Endlich ward man der Sache ſo überdrüſſig, daß Alle einig waren, ſie ſolle und müſſe, wie es auch ſei, zu Ende gebracht werden, und ein Verfahren ward eingeſchlagen, welches in unſerer populair-juriſtiſchen Sprache heißt: die Sache übers Knie brechen. Noch weit über hundert Sitzungen, und nachdem faſt acht Jahre nur ſeit dem Augenblick vergangen waren, wo Haſtings zur Bürgſchaftsſtellung zugelaſſen wurde, ward, im Frühjahre 1795, auf des Lordkanzlers Thurlow Antrag beſchloſſen, daß jedes Mitglied des Oberhauſes auf Pflicht und Ge-

wiſſen ſein Schuldig oder Unſchuldig über die einzelnen Anklagepunkte ſprechen ſolle.

Dieſer Tag des Gerichts war der 13. April 1795. Noch ein Mal erweckte der lange Proceß die ganze Aufmerkſamkeit des Publicums. Es war nicht Neugier, nicht geſpannte Erwartung auf den Spruch; wie dieſer ausfallen werde, war Allen bekannt. Aber man wollte, ſchon ein neues Geſchlecht von Zuſchauern, den Mann ſehen, der ſo lange Zeit der Götze der Bewunderung und des Abſcheus geweſen, und der Andrang zum Oberhauſe war faſt ſo groß, als bei der Eröffnung des Proceſſes.

Welche Veränderungen waren auch auf den Bänken der Richter und der Ankläger vorgegangen! Haſtings ſelbſt ſagte: eine Generation hat mich angeklagt und eine andere richtet mich! Da war reicher Stoff, über die Unbeſtändigkeit der menſchlichen Dinge nachzudenken. Glieder der heftigſten Oppoſition damals ſaßen jetzt im Miniſterium, und der zu ſeiner Zeit wenn nicht die Seele, doch das ſtolze Haupt des Pitt'ſchen Miniſteriums geweſen, der alte Lordkanzler Thurlow, ſaß, befeindet mit allen ſeinen ältern Freunden, jetzt grollend und allein unter den jüngern Lords. Von den 160 Lords im Hermelinmantel, welche damals feierlich in den Richtsſaal zogen, lagen jetzt 60 in ihren Familiengrüften.

Ergreifender noch war der Hinblick auf den umſchrankten Raum der Ankläger. Die großen Häupter der Oppoſition, welche dort traulich beiſammen ſaßen, durch die innigſten Bande der Freundſchaft an einander geknüpft, lebten zwar alle noch und in der vollen Kraft ihres Geiſtes; aber ihre Freundſchaft war zu Ende. Unter Thränen und heftigen Vorwürfen, im Angeſicht von England und der Welt, hatten ſie die langjährigen

Bande zerriſſen. Wenn ſie ſich hier noch begegneten, geſchah es wie Fremde, welche ein öffentliches Geſchäft zuſammenführt, mit kalter, fremder Höflichkeit. Auf Fox' Seite ſtand damals noch Sheridan und Grey; auf Burke's Seite Windham. Aber Burke, von der Oppoſition ein Abtrünniger geſcholten, war in dieſer Sache von einer unerſchütterlichen Feſtigkeit: Noch in der letzten Rede, welche er vor den Lords hielt, beugte er ſeine Knie und beſchwor die hohen Richter um ein gerechtes Urtheil für ſo ungeheure Verbrechen, die durch keine Rückſichten ausgeglichen worden. Er beſchwor ſie bei der Liebe und Anhänglichkeit für ihre Conſtitution, er beſchwor ſie, gerade jetzt ſtreng und gerecht zu ſprechen, um zu beweiſen, daß, wo alle Grundveſten der alten Welt wankten, die Gerechtigkeit wenigſtens in England unerſchüttert ſei, damit, wenn das alte England und ſeine Verfaſſung zertrümmere, noch unter den Ruinen ſie das ſtolze Bewußtſein tröſte, ihre letzte Pflicht als Richter gegen die Frechheit und den Hochmuth geübt zu haben.

So ungefähr ſprach Burke, ſelbſt tief erſchüttert über die Lüge, die er ſprach, denn er, wie Jedermann, wußte, welches Urtheil der Pairshof fällen werde.

Nur 29 Pairs waren zugegen und ſtimmten! Von dieſen fanden nur 6 Warren Haſtings ſchuldig in Betreff der zwei Hauptanklagepunkte: die Beraubung Schente Sing's und der Begums von Aude; die andern ſprachen ihn frei. In den übrigen untergeordneten Fragen ward er mit einer noch überwiegendern Mehrheit, in einigen einſtimmig, von der Anklage losgeſprochen. Vor die Schranken gefodert, ward ihm ſein Urtheil vom Wollſack herab eröffnet. Er verbeugte ſich ehrfurchtsvoll und entfernte ſich.

Die allgemeine Stimme billigte dieſes Urtheil, gleich wie ſie die Verfolgung gebilligt hatte. Haſtings war vorhin der Gegenſtand des Abſcheus geweſen, jetzt war er der Gegenſtand der allgemeinen Theilnahme und des Mitleids. Das liegt in der menſchlichen Natur; einer unnatürlichen Aufregung folgt Erſchlaffung oder geradezu eine Reaction. Was wir über die Maßen erhoben haben, ſind wir ſpäter, vielleicht aus Schamgefühl, geneigt, ſogar unter Verdienſt zu verkleinern, und die wir verfolgt haben über Gebühr, deren nehmen wir uns wol ſpäter aus Reue auch über ihr Verdienſt an. Man bedachte, daß, wenn Haſtings ſchuldig war, er durch den langen Proceß ſchon hinlänglich dafür geſtraft ſei. Denn außerdem, daß er um ſeine Hoffnungen betrogen worden, zur Pairie erhoben, im Staatsdienſt ſeines Vaterlandes ſeine glänzende Laufbahn in England fortzuſetzen, hatte der Proceß ihn ruinirt. Dies war Factum; obgleich er ihn gewonnen, hatte der Proceß alle ſeine aus Indien mitgebrachten Reichthümer, ſein ganzes Vermögen verzehrt.

Noch eine furchtbare Macht hatte das Publicum günſtig für Haſtings geſtimmt — die Preſſe. Seine Ankläger, auf ihre gute Sache, ihren Ruhm und ihr Rednertalent vertrauend, hatten es, wie dies auch wol anderswo vorkommt, verſäumt oder verſchmäht, ſie zu benutzen. Haſtings und die Seinen waren dagegen mehr als thätig geweſen, ſie zu ihren Gunſten in Bewegung zu ſetzen. Viele Zeitungen waren beſtochen, oder wie man das nennen will; die ernſteſten Gelehrten und die leichtſinnigſten und leichtfertigſten Publiciſten ſchrieben und ließen drucken für Haſtings. Witzige Poeten mußten die Reden der Ankläger verſificiren, etwa wie Blumauer die Aeneide; und Haſtings ließ ſich ſo tief herab, daß er die verächtlichſten Pamphletiſten und Redactoren

Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Wilhelm Müller. Erstes bis neuntes Bändchen. 8. 12 Thlr. 8 Gr.

Blätter, Sibyllinische, des Magus in Norden (Johann Georg Hamanns's). Nebst mehren Beilagen herausgegeben von Friedrich Cramer. Mit Hamann's Bildniß. 8. 2 Thlr.

Blumenlese aus dem Stammbuche der deutschen mimischen Künstlerin, Frauen Henriette Hendel-Schuz, geb. Schüler. Mit 1 Kupfer. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Briefe, Charaktere und Gedanken des Prinzen Karl von Ligne; in französischer Sprache herausgegeben von der Frau Baronin von Staël-Holstein, und deutsch von Johanne Karoline Wilhelmine Spazier. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Calderon de la Barca (Don Pedro), Schauspiele. Uebersetzt von Ernst Friedrich Georg Otto v. d. Malsburg. 6 Bände. 12. 12 Thlr.

Carnot (*Lazare Nicolas Marguerite*), Don Quichotte. Poeme héroi-comique en six chants. 12. (Originalausgabe.) 1 Thlr.

Curths (Karl), Die Bartholomäusnacht. Ein Fragment aus der Geschichte der Vorzeit Frankreichs. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Dante Alighieri, Lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

— — Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Zweite, sehr veränderte Auflage. 3 Theile. Mit 1 Titelkupfer und geometrischen Plänen der Hölle und des Paradieses. Gr. 8. 6 Thlr.

Delavigne (Casimir), Der Paria. Trauerspiel in fünf Aufzügen mit Chören. Aus dem Franzö-

von Schandblättern in seinen Sold nahm. Es wird nicht behauptet, daß diese, noch daß die Presse allein ihn gerettet habe, aber mitbeigetragen hat sie, das öffentliche Urtheil über einen Mann, dessen Handlungen ziemlich klar zur Beurtheilung eines Jeden vorliegen, umzustimmen.

Hastings' Verdienste und das Urtheil über seine Persönlichkeit wird sich so feststellen lassen. Zu einer Zeit, wo England, von innern und äußern Feinden angegriffen, in allen Welttheilen, auf allen Meeren Verluste erlitt und das Verlorene in dem darauf folgenden Frieden schwinden lassen mußte, wo es an Spanien, Minorca und Florida, an Frankreich Besitzungen in Afrika und Inseln in den westindischen Meeren verlor, wo es genöthigt ward, die Unabhängigkeit von 13 Colonien, bevölkert von seinen eigenen Kindern, anzuerkennen, war das Hastings' Regierung übergebene Land das einzige, wo es nicht allein nichts verlor, sondern ein ungeheures Reich dazu gewann. Seine innere Verwaltung war, trotz allen ruchbar gewordenen Gewaltthaten, eine, die seinen gewaltigen Administrationsgeist verräth. Er zerstörte das Scheinregiment in Indien und brachte die Leitung aller Angelegenheiten in die Hände der Engländer. Statt einer schrecklichen Anarchie führte er eine Ordnung ein, wenn gleich nach heutigen Begriffen eine sehr unvollkommene, doch immer eine Ordnung. Die ganze Organisation der Justiz, Policei und des Steuerwesens war sein Werk, und er konnte sich rühmen, daß jedes öffentliche Amt in Bengalen von ihm erst geschaffen war. Freilich ist dies System noch jetzt fehlerhaft und war es damals noch weit mehr, aber es aus Nichts zu schaffen, oder schlimmer als aus Nichts, aus einem Chaos widerstrebender Stoffe und Rechte, ist, was Be-

wunderung verdient. Dazu kommt, daß er nicht zum Staatsmann geboren und erzogen war. Aus der Schule genommen, ward er in ein Bureau geſchickt, und von dort in eine fremde Welt, wo ihm alle Mittel zur Erziehung fehlten, als die er aus ſich ſelbſt ſchöpfte. Ein neuer Miniſter in Europa findet einen geregelten Geſchäftsgang vor, officielle Traditionen, Collegen und längſt geübte Subalternen, bei denen er ſich Raths erholen kann. Haſtings hatte von alle Dem nichts; er mußte erſt ſelbſt lernen, um Andere zu unterrichten, er mußte ſich Inſtrumente ſchaffen, nicht in einem, ſondern in allen Zweigen der Verwaltung, und um die Inſtrumente zu ſchaffen, mußte er ſich oft zuvor, wie Robinſon Kruſoe, erſt die Handwerkszeuge dazu machen.

Und hätte er noch frei geſtanden! Aber von der einen Seite ward er durch die Anweiſungen ſeiner Obern, die, faſt ein Jahr alt, zu ihm gelangten, auf der andern durch die Majorität des Rathes gehemmt, geſtört, controlirt. Jenen mußte er immer Geld ſchaffen, dieſen immer Rechenſchaft geben, Männern, die weit weniger, wo nicht gar nicht vom Zuſtande der indiſchen Angelegenheiten unterrichtet waren. Und unter dieſen ununterbrochenen Zurechtweiſungen und Rügen, die jedes Schiff ihm brachte, unter den täglichen Häkeleien mit ſeinen Collegen, deren er ſogar, mit der Waffe in der Hand, ſich erwehren mußte, rettete er das große Reich gegen die Angriffe der Franzoſen und einen Hyder Ali, und ſchuf jene innere Verwaltung. „Nie vielleicht war ein Staatsmann oder Feldherr — ſagt ein Engländer — der ſo gegängelt, deſſen Temperament ſo ſchwer auf die Probe geſtellt wurde, nicht Marlborough, nicht Wellington, dem auf der einen Seite die portugieſiſche Regentſchaft, auf der andern die ſpaniſchen Juntas und von

Hause das Ministerium Percival vorschrieben, was er thun sollte und doch nicht thun durfte." — Nur Hastings' immer ruhiges Temperament konnte dies ertragen und doch die geistige Energie und Elasticität sich erhalten. Er trug Kränkungen lange nach, aber selten oder nie verleiteten sie ihn zu einem übereilten Streich, so daß man zweifeln darf, ob seine Rache nicht auch Politik war.

Sein Geist war einer der fruchtbarsten, den ein Staatsmann bewährt hat. Kein noch so verworrener Knäuel von Gefahren und Verwickelungen konnte ihn außer Fassung bringen. Bei jeder Schwierigkeit hatte er sogleich ein Mittel zur Hand, und, was man auch über ihre Moralität urtheilen möge, sie bewährten sich immer so, daß sie ihn zu dem vorgesetzten Ziele führten. Zugleich besaß er die Gabe, welche einem ostindischen Staatsmann nicht fehlen darf, mit der Feder seine Ansichten geschickt und fließend auseinander zu setzen, und durch Advocatengründe die Widersacher zu betäuben. Selbst Francis mußte verdrießlich zugeben, gegen Hastings' Feder sei nicht auszukommen.

Als Regent Indiens munterte er wissenschaftliche Studien und Untersuchungen auf. Er leitete und unterstützte Reisen, Experimente und die Publication orientalischer Werke. Zwar that er Nichts, was die Aufgabe späterer Generalgouverneure wurde, die Wissenschaften Europas nach Indien überzubürgern, aber er förderte zuerst das Studium des Sanskrit unter den Europäern, und, mitten in seinen drängenden Regierungsgeschäften, machte er selbst die ernstesten Forschungen im Arabischen und Persischen. Unter ihm wurde in Kalkutta die Asiatische Gesellschaft gestiftet, deren Präsidentschaft er indeß weise ablehnte, indem er die Mitglieder auf Sir William

Jones hinwies, den großen Kenner orientaliſcher Sprachen und Weisheit. Sein größtes Verdienſt in dieſer Beziehung bleibt indeſſen, daß er den europäiſchen Gelehrten zu den bis da verſchloſſenen und ſorgſam gehüteten Schätzen der Brahminen-Weisheit den Zugang eröffnete, indem er durch Klugheit und Milde die Furcht der Brahminen zu verſcheuchen wußte, eine Furcht, welche nur zu begründet war, wenn ſie an die Verfolgungen der Mohammedaner dachten, und die chriſtliche Toleranz nach dem Maßſtabe maßen, welchen die Portugieſen ſie kennen gelehrt.

Sein größtes Geſchick bewies er aber darin, daß er ſo verſchiedenen Völkern Vertrauen und Zuneigung gegen ſeine Perſon einzuflößen gewußt. Ein Anderer würde ſich populair gemacht haben, entweder bei ſeinen Engländern, indem er ſie ihrer Raubluſt an den Eingeborenen fröhnen ließ, oder bei den Eingeborenen, indem er ſie gegen die Bedrückungen ſchützte. Haſtings, an der Spitze einer kleinen Schar von Fremden, die ſchrankenloſe Gewalt bis da gegen die widerſtandloſen Eingeborenen geübt, verſtand die beſondere Kunſt, die große Maſſe der Unterdrückten zufrieden zu ſtellen und die geringe Zahl der Herren und Meiſter ſich geneigt zu machen. In der feſteſten Treue ſtanden ihm die oſtindiſchen Engländer in allen Kriſen, bei allen Gefahren zur Seite, ſelbſt die Militairbefehlshaber fügten ſich willig ſeinem Geiſte. Popularität bei den Eingeborenen mögen andere Gouverneure, um ihrer Verdienſte willen vielleicht mehr als er verdient haben; aber keiner beſaß ſie in ähnlichem Grade als er. Er ſprach geläufig ihre Sprache, er kannte genau ihre Sitten und Gefühle. Selbſt wo er gerade gegen ihre Anſichten zu großen Zwecken handelte, erwarb er ſich ihre Achtung. Seine Verwaltung galt

den Bengalesen für musterhaft. Sie konnten ruhig ihre Reisernten vollenden, während sie, unter den Nabobs, den plündernden Einfällen der wie ein Sturm über das Land kommenden Mahratten ausgesetzt waren. Auch waren der Druck und die Abgaben unter Hastings lange nicht so arg, als es die Erpressungen der ersten Engländer gewesen; der älteste Mann in Bengalen konnte sich eigentlich keiner glücklichern Zeit erinnern. Außerdem hatte der beständige Erfolg aller seiner Unternehmungen und die Art, wie er sich aus jeder Schwierigkeit zog, für die Orientalen etwas Wunderbares, und sein mehr als königlicher Glanz, den er dann und wann zeigte, verblendete diese Kindesmenschen. Noch jetzt halten ihn die Hindu für den größten aller Engländer und die Ammen singen den Kindern vor von den fliegenden Rossen und den goldgezäumten Elephanten des „Sahib Warren Hostein".

Hastings war kein Räuber und Gelderpresser aus Geiz und Eigennutz. Zwar nicht gleichgültig gegen Geld und Gewinn, mag er in manchen Handlungen nicht nach den strengen Regeln verfahren sein, welche gegenwärtig die englischen Regierungsbeamten in Ostindien leiten, ja welche den Einzelnen die Annahme des geringsten Geschenkes für sich verbieten; aber es ist ausgerechnet, daß er, ohne Jemand zu drücken, von den Geschenken allein, welche ihm geboten wurden, und die er allenfalls nach damaligen Begriffen hätte annehmen können, innerhalb der 13 Jahre seines Regiments drei Millionen Pfund Sterling hätte zurücklegen, daß er also als einer der reichsten Männer Englands mit seinem Glanze den des königlichen Hofes ausstechen können. Aber er brachte nicht mehr zurück, als jeder Gouverneur, der, wie er, nicht ökonomisch im eignen Haushalte verfuhr, billigerweise

von seinem ersparten Gehalte erübrigen mußte. Seine Gattin soll nicht so scrupulös gewesen sein, vielmehr recht gern Geschenke angenommen und sich davon ein ansehnliches Privatvermögen gesammelt haben.

So erscheint Hastings' Persönlichkeit vor dem Tribunale der richtenden Nachwelt; es ist anzunehmen, daß auch seine Zeitgenossen ihn so beurtheilt haben, und daß dieses moralische Urtheil auf das officielle von Einfluß gewesen. Ein Mann von Grundsätzen und einer Handlungsweise, welche im Privatleben Niemand vertheidigen wird; aber wo er sündigte, trat er aus dem Privatleben heraus und nahm auf sich den Fluch der That, während deren Vortheile dem Staate zu Gute kamen. Nur der Staat hätte ein Recht gehabt, ihn zu verdammen, welcher die moralische Kraft besaß, auch die Vortheile wieder herauszugeben, welche diese Handlungsweise ihm verschafft hatte. Das wollte kein Engländer; England hatte daher nicht das Recht, ihn zu strafen.

Dennoch, wer möchte seine Grundsätze billigen, auch auf dem Gebiete der Staatskunst! Die der Gerechtigkeit, die Gefühle der Humanität, Treue und Glaube in Verträgen, galten ihm Nichts, wenn die unmittelbaren Interessen des Staates stürmisch anpochten. Nicht allein eine Versündigung gegen die Moral in ihren weiteren Grenzen, sondern es war auch eine gegen die Politik, welche weiter blickt als auf die nächste Zukunft. Aber gerade in dieser Beziehung ist der Proceß von segensreichen Folgen gewesen. War der Spruch nun gerecht oder ungerecht nach dem Codex, der nicht geschrieben ist, der große Proceß selbst ist segensreich für alle Zeiten geworden. Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, vor den Augen der Welt war ein großes Gericht, in welchem, wenn gleich die Person frei davon ging, ihre Handlun-

gen für alle Ewigkeit mit dem Fluche der Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit gebrandmarkt wurden. Burke erlag als Ankläger des einen Mannes; als Ankläger seines tyrannischen Verfahrens hat er gesiegt. Seine im Brande heiliger Entrüstung gestählten Worte stehen für alle Zeiten in den Tafeln der Geschichte, im Codex der Humanität. In der Verwaltung Indiens geschahen und geschehen noch Misgriffe und Ungerechtigkeiten, bedingt von der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen, mehr noch von der besondern Lage des weit vom Mutterland entfernten Staates, wo eine willkürliche Herrschaft nothwendig ist; aber Hastings' Verfahren ist heut unmöglich. Was damals nur gegen die Sitte verstieß, würde heut zum Verbrechen gegen positive Gesetze.

Und doch beschleicht uns ein geheimes Grauen, ein Zweifel an den Grundvesten menschlicher Gerechtigkeit, nicht wenn wir das Urtheil, sondern wenn wir den Gang des Processes näher betrachten. An welchem dünnen Haare, auf welcher äußersten Spitze einer Messerschneide schwebte, nicht die Entscheidung, sondern die Vorfrage! Der heilige Zorn, der in ganz England gegen den Tyrannen später aufbrauste, wäre kein Strom geworden, er wäre ein Seufzer des Unwillens geblieben, ein Zähneknirschen ohnmächtiger Wuth, wenn ein einziger Mann nicht, vom Impuls des Augenblicks fortgerissen, sein entscheidendes Wort in die Wagschale geworfen hätte. Ob aus Gewissensskrupeln, oder aus politischem Egoismus, so viel ist gewiß, William Pitt's Votum im Unterhause allein hat den Ausschlag gegeben und den siebenjährigen Proceß zur Wirklichkeit gerufen. Ohne ihn wäre er unterblieben, und Hastings' Name zählte unter den gewöhnlichen gewaltthätigen Gouverneurs einer Co-

lonie, gegen und für deren Verwaltung Vieles spricht, die aber keinen Anspruch auf weltgeschichtliche Berühmtheit haben.

Hastings hatte den Proceß gewonnen, sagten seine Freunde. Aber die Folgen des gewonnenen Processes waren schlimmer, als wenn er ihn verloren. Hätte er zu Anfang sich für schuldig erklärt, so wäre er mit einer Geldstrafe von 50,000 Pf. St. davongekommen. Jetzt war er durch die Kosten des Processes und die ungeheuren Summen Geldes, welche er unter der Hand ausgegeben, besonders an und durch den Major Scott, ein ruinirter Mann. Burke berechnete schon 1790, daß Hastings mehr als 20,000 Pf. darauf verwandt, die Presse zu bestechen. Die Träume seiner Knabenjahre hatte er verwirklicht und das Stammgut seiner Väter endlich nach vieler Mühe in demselben Jahre, wo sein Proceß begann, wieder gekauft; er war jetzt der Lord von Daylesford, nachdem das Gut durch 70 Jahre in fremden Händen gewesen. Aber es war verwüstet und verwildert; er baute, pflanzte, höhlte Grotten aus und schuf Wasserfälle, und als der Proceß zu Ende ging, hatte er auch dafür bereits 40,000 Pf. St. aufgewandt. Ein ausgezeichneter Verwalter des Staatsgutes, war er immer ein sehr schlechter Oekonom seines eigenen Vermögens. Auch seine Gattin hatte das ihrige verloren. Der Herr von Indien war so weit heruntergekommen, daß er nicht einmal seine Wochenrechnungen bezahlen konnte. Die Compagnie, welche niemals seine Dienste vergessen hat, wollte ihm zu Hülfe kommen, und setzte ihm endlich, trotz der Widersprüche des Ministers Dundas,

eine Pension von 4000 Pf. St. jährlich aus. Aber, um ihm zu helfen, schoß sie ihm die Pension auf 10 Jahre vor. Da auch dies seinen Bedürfnissen nicht entsprach, lieh sie ihm 50,000 Pf. St. ohne Zinsen. Hastings hätte nun ohne Sorgen, und sogar im Luxus leben können, aber er war während seines Lebens noch oft genöthigt, bittweise seine ehemaligen gütigen Herren anzugehen.

Hastings hatte gesiegt. Er war wieder in Sicherheit und gewissermaßen in Ueberfluß; aber zehn Jahre seines Lebens, die Kraft seines Mannesalters waren verstrichen in einem bösen Proceß und dessen Vorbereitungen. Alle seine Hoffnungen, die er aus Indien herübergebracht, waren gescheitert; statt als Mann von Einfluß das Loos Anderer zu bestimmen, hatte er mit äußerster Anstrengung einen traurigen Vertheidigungskrieg führen müssen, um sich selbst vor einem schlimmen Loose zu bewahren. Auch jetzt war er nur losgesprochen von der Anklage. Er besaß weder Macht noch Würde. Sollte er noch ein Mal, als angehender Sechziger, zu neuen Studien sich wenden, um Aemter und Ehren werben, er, der erwartet, daß man sie ihm auf beiden Armen entgegen tragen werde! So lange Pitt lebte, fehlte ihm jede Aussicht, und als Pitt starb, war Hastings ein Siebziger.

Er verlebte die folgenden 22 Jahre seines Lebens meist in ländlicher Ruhe auf Daylesford, wenig oder gar nicht in die Politik sich mischend; wo es geschah, nicht mit besonderm Glück. Die Ausschmückung seines Gutes und Parks, so wie mannichfache, doch meist verunglückte Versuche, indische Pflanzen, Fruchtbäume und Thierarten in England heimisch zu machen, nahm einen großen Theil seiner Zeit hinweg. Einen andern widmete er literarischen Beschäftigungen; Bücher waren ihm unter allen Verhältnissen nothwendige Begleiter ge-

weſen; aber jetzt, obgleich kein Poet, auch in dem beſcheidenern Sinne des Engländers, fühlte er ſich gedrängt, täglich Gedichte zu verfertigen. Sie waren von der ſanft elegiſchen Art, welche man gerade von dem Beſieger Hyder Ali's, dem Zerſtörer der Rohilla und dem Erecutor des Maharadſcha Nuncomar nicht erwarten ſollte, und floſſen ihm in zierlichen Verſen aus der Feder. An jedem Morgen brachte er eins dieſer Gedichte zum Frühſtück mit und würzte daſſelbe ſeiner Familie und ſeinen Gäſten durch die Recitirung.

Haſtings hatte ſchon die gewöhnliche Dauer des menſchlichen Lebens weit überſchritten, als er noch ein Mal aus ſeiner Vergeſſenheit hervorgerufen wurde. Im Jahre 1813 wurde im Parlament über die Erneuerung des Privilegiums der Oſtindiſchen Compagnie debattirt, und man beſchloß, Zeugen vor den Schranken zu vernehmen. Unter ihnen ward auch Haſtings citirt. Als der ein und achtzigjährige Greis vor denſelben Schranken erſchien, vor denen er einſt auf Burke's Anklage ſeine Antwort verleſen, hatte die Nation längſt alle ſeine Fehler vergeſſen und dachte nur an ſeine Verdienſte. Die Erſcheinung eines Mannes, der bereits der Geſchichte angehörte und jetzt wie aus dem Grabe auferſtanden ſchien, machte einen wunderbar feierlichen Eindruck. Die Parlamentsglieder empfingen ihn mit lautem Zuruf, befahlen, ihm einen Seſſel hinzuſtellen und erhoben ſich alle, den Kopf entblößend, als er ging. Das war eigentlich das Ende des Proceſſes. Im Jahre 1795 war er nur von der Strafe losgeſprochen, dies 1813 war das Fahnenſchwenken; das Parlament ſtrich ſeinen Namen aus den Regiſtern der Angeſchuldigten.

Nur einige wenige Mitglieder erhoben ſich damals nicht, noch lüfteten ſie den Hut. Es waren die, welche

ſiſchen überſetzt von Johann Friedrich von Meſel. 8. 18 Gr.

Denkwürdigkeiten, Hiſtoriſche, und Aktenſtücke aus dem Leben und über den Prozeß der Königin Karoline von England. 3 Hefte. Mit 1 Bildniß und 1 Facſimile. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Denkwürdigkeiten aus dem öffentlichen Leben des Exkaiſers von Mexiko, Auguſtin de Iturbide, von ihm ſelbſt geſchrieben. Nach der engliſchen Ausgabe überſetzt. Gr. 8. 16 Gr.

Depping (*Georg Bernhard*), Sammlung der beſten alten ſpaniſchen hiſtoriſchen Ritter- und mauriſchen Romanzen. Mit einer Einleitung und mit Anmerkungen. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Dichterproben, Brittiſche, Mit gegenübergedrucktem Originaltext. (Ueberſetzt von Breuer.) 2 Theile. 8. 3 Thlr.

Dutens (Louis), Memoiren eines Reiſenden, der ausruht. Herausgegeben von Johann Friedrich von Meyer. 2 Bände 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Falk (Johannes), Auserleſene Werke. (Alt und Neu.) 3 Theile. 8. 5 Thlr. 16 Gr.

Florian (Jean Pierre Claris de), Geſchichte der Mauren in Spanien. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen verſehen. 8. 20 Gr.

Friedländer (Hermann), Anſichten von Italien, während einer Reiſe in den Jahren von 1815 und 1816. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Furchau (Friedrich), Hans Sachs. 2 Abtheilungen. Erſte Abtheilung: Die Wanderſchaft. Zweite Abtheilung: Der Eheſtand. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Gellert (Chriſtian Fürchtegott), Briefwechſel mit Demoiſelle Lucius. Nebſt einem Anhange. Sämmtlich aus den bisher meiſt noch ungedruckten

noch bei der Anklage mit beschäftigt gewesen; sie wollten nicht einräumen, daß sie einige Jahre ihrer besten Lebenszeit damit vergeudet, einen Unschuldigen zu verfolgen. Auch die Lords empfingen den Greis mit ähnlichen Zeichen von Achtung und die Universität Oxford creirte ihn zum Doctor der Rechte.

Jetzt erinnerte sich auch die Krone seiner Verdienste, und man ernannte ihn zum Mitgliede des Geheimen Rathes. Der Prinz-Regent gewährte ihm eine lange und sehr gnädige Audienz, und als Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm III. nach London kamen, stellte er selbst Hastings beiden Monarchen mit der Aeußerung vor, daß diesem ausgezeichneten Manne höhere Ehren gebührten, als ein Sitz im Geheimenrath, und bald ihm werden sollten; denn er habe die britischen Besitzungen in Indien gerettet.

Der Zweiundachtziger erwartete nun doch bestimmt die Aufnahme in die Pairie. Auch diese Hoffnung schlug ihm fehl; man weiß nicht den Grund.

Warren Hastings überlebte noch vier Jahre diese letzte Täuschung in vollkommener Gesundheit und beim vollen Gebrauch seiner Sinne und Geisteskräfte. Endlich als am 22. August 1818, im 86sten Jahre seines Alters, der Tod ihm nahte, sah er ihm mit derselben Ruhe und Festigkeit entgegen, die er in allen Versuchungen seines vielgeprüften, reichen Lebens bewährt hatte. — Er ruht nicht in der Westminsterabtei, sondern in der Erbgruft seines Hauses in Daylesford, wo die Gebeine manches Häuptlings des berühmten Geschlechtes Hastings modern.

Der Sohn der Gräfin von St. Geran.

1641 — 1651 — 1666.

Die Familie von Guiche war eine der angesehensten und reich begütertsten in Frankreich. Der Erstgeborene derselben führte den Titel eines Grafen von St. Geran.

Claudius von Guiche, Graf von St. Geran, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts lebte, war der einzige Sohn des Marschalls von Frankreich, Grafen von St. Geran, aus dessen erster Ehe. Der Marschall hatte sich darauf mit der verwitweten Gräfin Longaunay zum zweiten Male vermählt, die eine Tochter aus erster Ehe hatte, Susanne von Longaunay. Beide Aeltern, obgleich sie noch eine Tochter mit einander erzeugten, wünschten doch ihre eheliche Verbindung und ihre gegenseitigen Glücksgüter noch mehr zu befestigen, indem sie eine Verheirathung ihrer Kinder aus erster Ehe beschlossen und ins Werk setzten.

Claudius von Guiche wurde mit Susanne von Longaunay verheirathet. Er war erst 18, sie noch nicht 14 Jahre alt.

Obgleich man, wegen ihrer großen Jugend, die neu Vermählten noch von einander trennte und den jungen

Grafen auf zwei Jahre nach Italien schickte, so erfüllte die Ehe doch nicht die Hoffnungen, welche beide Aeltern bei ihrem Abschluß gehegt. Der Marschall starb grade mit dem Jahresschluß 1632, ohne daß er einen Enkel und künftigen Stammhalter seines Hauses gesehen.

Claudius erbte Titel, Aemter, Ehren, Güter seines Vaters; auch scheint er in einer glücklichen Ehe gelebt zu haben. Aber zum vollständigen Glücke fehlten ihm Kinder, ein Sohn, der seinen alten Stamm fortsetzte.

Zwanzig Jahre war die Ehe unfruchtbar geblieben, als die Gräfin von St. Geran, im Monat November 1640, nach Paris reiste. Sie war damals ungefähr 35 Jahre alt. Zu Paris angelangt, wurde sie von Uebelkeiten und Zahnschmerzen heimgesucht und empfand alle die Beschwerden, welche als Anzeichen einer Schwangerschaft gelten.

Das Gerücht: die Gräfin ist endlich in gesegneten Umständen, verbreitete sich schnell unter allen ihren Bekannten; es drang bis in die Provinz Bourbonnois, wo der Graf, gleich seinem verstorbenen Vater, Gouverneur war, und erregte in allen Kreisen der Bewohner die lebhafteste Freude. Ein so altes Geschlecht, dessen Seigneure bei ihren Unterthanen beliebt waren, sollte nicht aussterben.

Susanna eilte, als in ihr der Glaube an ein Glück wuchs, auf das sie schon Verzicht geleistet, um wieder nach ihrem Schlosse von St. Geran zurückzukommen. Noch sprach man indeß nicht öffentlich davon; der Graf wollte erst völlige Gewißheit haben. Im siebenten Monat ihrer vermeintlichen Schwangerschaft hatte die Gräfin das Unglück, einen Fall zu thun. Der Schreck war groß und Aerzte und Wundärzte wurden herbeigeholt, um durch alle möglichen Mittel den üblen Folgen des-

ſelben zu begegnen. Auch blieb es wirklich bei einer vorübergehenden Unpäßlichkeit. Die Kranke empfing bei dieſer Gelegenheit von gegen zwanzig vornehmen Damen Beileidsbeſuche, bei denen ihr manches Zweideutige und viel Angenehmes zugeflüſtert wurde. Sie ſprachen von dem Storche, den ſie über den hohen Schornſteinen des Schloſſes fliegen geſehen und von einem Knäblein mit einer Grafenkrone auf dem Haupte.

Suſanne wurde wieder friſch, wohl und ſtark. Ihr Buſen ſchwoll und ihr Leib hob ſich. Der Graf hielt ſchon durch zwei Monate einen Arzt und eine Hebamme im Schloß, und ſeine Gattin mußte die ſtrengen Regeln der Diät und die ganze Lebensordnung beobachten, welche man Schwangern vorſchreibt. Aber jetzt erſt meldete er die frohe Botſchaft ſeiner Stiefmutter und der Mutter ſeiner geliebten Gattin, der verwitweten Marſchallin von St. Geran. Er bat ſie, eiligſt zu kommen, um bei dem gehofften Kinde Pathenſtelle zu vertreten und dem künftigen Erben des Hauſes einen Namen zu geben.

Die Freude der alten Dame war ſehr groß. Sie ließ ſich nur ſo viel Zeit, um das nöthige Kinderzeug anfertigen zu laſſen, womit ſie den künftigen Enkel beſchenken wollte, und reiſte dann, ſo ſchnell es ging, nach dem Schloſſe zu ihrer Tochter. Auch ihre Schwägerin, die Schweſter des verſtorbenen Marſchalls, eine Frau von Saligni, brachte ſie mit ſich, die dann über ein Jahr lang im Schloſſe von St. Geran blieb. Durch ihre Fürſorge wurde zur Zeit eine tüchtige Amme beſorgt, auch verſchiedene Wärterinnen wurden angenommen.

In dem weitläufigen Feudalſchloſſe des Grafen lebten, wie es die Gaſtlichkeit der Zeit und die Würde eines Gouverneurs der Provinz mit ſich brachte, noch mehre Perſonen, von denen einige in der Proceßgeſchichte

ſpäter bedeutend werden, die alſo ſchon hier zu erwähnen zur Pflicht wird.

Ein Marquis von Saint Mairant hielt ſich in St. Geran als Flüchtling auf. Ein Mann von angenehmem Weſen, von lebhaften Gaben des Geiſtes, ein Weltmann im damaligen franzöſiſchen Sinne, der, um den Genuß und die Güter des Lebens, ſich, wie man behauptete, mit ſeinem Gewiſſen abgefunden hatte, und in ſeiner Handlungsweiſe von Scrupeln wenig aufgehalten wurde. Um eines verdrießlichen Handels willen ward er von den Gerichten verfolgt; aber ein ſo gewichtiger Mann, wie der Gouverneur von Bourbonnois, konnte ſich erlauben, ſeinem Verwandten, was der Marquis war, eine Zuflucht zu eröffnen, wo die Gerichte nicht anzuklopfen wagten.

Auch die Schweſter des Grafen lebte hier, nicht gerade als Flüchtige, aber ihrem Gatten war ſie gewiſſermaßen entfloben. Sie behauptete, gegen ihren Mann, den Marquis von Bouillé, gewichtige Klagen zu haben, welche ſie beſtimmten, ſich von ihm zu trennen. Nach den Gründen zu dieſen Klagen brauchte man ſich nicht weit umzuſehen. Die Marquiſe von Bouillé war jung, ſehr hübſch, feurig, lebhaft und der Marquis, ihr Mann, war ein Greis von ſiebzig Jahren.

Man ſah den Marquis von Mairant und die Marquiſe von Bouillé oft in den einſamen Gängen des Schloßgartens, und daß Einer an dem Andern Wohlgefallen fand, blieb Niemandem im Schloſſe ein Geheimniß. Es war auch Niemand, der ſie hinderte, ſtörte oder es ihnen verargte. Aber man wollte behaupten, daß Beide mit ernſthafteren Plänen als einem flüchtigen Liebesverhältniß umgingen. Die Marquiſe rechnete darauf, daß ein Mann von 70 Jahren, wie ihr Gatte,

nicht allzulange ihr Lebensglück werde stören können. Vom Marquis von Saint Mairant wollte man behaupten, daß er auch auf andere Mittel gerechnet habe, sein und seiner Freundin Glück schneller zu befördern. Er sollte das Geheimniß besessen haben, welches wir aus dem Processe der Brinvilliers kennen, das Leben lästiger Personen nach Belieben zu verkürzen.

Die Marquise von Bouillé war nicht allein eine reizende junge Frau, sondern, wenn der Graf von St. Geran kinderlos starb, auch die einzige Erbin seines großen Vermögens.

Die Marquise war mit zwei Kammerjungfern nach St. Geran gekommen, zwei Schwestern, Namens Quinet, von denen man behauptete, daß sie beide die vollkommensten Eigenschaften der Kammerjungfern in den Romanen hätten. Geschmeidig, wenn Gold sie lockte, unverschämt, wenn ihre Herrschaft ihnen Geheimnisse anvertraute, und lästig genug, das Vertrauen so zu benutzen, um einen Vortheil nach dem andern daraus zu ziehen.

Ein Haushofmeister des Grafen, Namens Beaulieu, galt für einen der treuesten Diener desselben. Einst bei einer großen Gefahr hatte er sich so herzhaft benommen, daß der Graf ihm hoch verpflichtet war. Sein und seiner zahlreichen Familie Glück war daher mit dem Schicksal desselben aufs Innigste verknüpft.

Die Hebamme Louise Gaillard galt dagegen für ein durchaus feiles Geschöpf. Für Bezahlung sei sie zu jeder Schandthat fähig und könne ohne Gewissensbisse Verbrechen mit kaltem Blute begehen.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß diese Qualitäten der genannten Personen erst später zur Sprache kamen oder ermittelt wurden. Der Graf, die Gräfin

und deren nächste Angehörige, konnten wenigstens in der Hebamme, die aus Vichy war, natürlich nur eine zuverläſſige Perſon vermuthen.

Als Suſanne am 16. Auguſt 1641 in der Schloßcapelle eben die Meſſe hörte, wurde ſie von heftigen Wehen überfallen. Augenblicklich führte man ſie in ihr Zimmer. Hier war die Marſchallin, ihre Mutter, ganz Liebe und Sorge. Sie brachte ihr eigenhändig die Haare ſo in Ordnung, wie man es bei Frauen zu thun pflegt, die ihre Niederkunft erwarten und dann durch mehre Wochen ſich nicht friſiren laſſen können. Selbſt ſetzte ſie ihr die Nachthaube auf, und brachte mit den Wärterinnen die Gräfin, welche heftige Schmerzen litt, ins Bett. Alsdann wurden die Windeln und alles nöthige Geräth zurecht gelegt, und die Amme und die Wärterinnen angewieſen, ſich bereit zu halten.

Die Wehen dauerten lange und wurden immer heftiger. Schon fürchtete man, die Gräfin werde es nicht aushalten können. In allen Kirchen zu Moulins wurde das Sacrament für die baldige, glückliche Entbindung der edlen Frau ausgeſtellt, und in einem regierenden Hauſe konnte die Erwartung der Geburt eines Kronprinzen nicht mehr Spannung erregen, als im Schloſſe von St. Geran die nach der Erſcheinung eines Erben, von deſſen Leben das Fortbeſtehen oder Erlöſchen des Hauſes abhing.

Daher hörten in dieſem Falle bald alle die Rückſichten auf, welche man im gewöhnlichen Leben bei Wöchnerinnen ſo ſtrenge beobachtet. Die Perſonen, welche einen nahen Antheil an der Sache hatten, ließen ſich aus dem Schlafzimmer nicht zurückweiſen. Die Halbſchweſter beider Ehegatten, ein junges 16jähriges Mädchen, welche ſpäter den Herzog von Ventadour heira-

thete, kam auch herein. Die naiven Sitten der franzöſiſchen Familien jener Zeit ließen zu, daß das junge Mädchen ſelbſt mehre Mal auf den Leib ihrer älteren Schweſter tupfte, und ſie ſoll jedes Mal Bewegungen des Kindes gefühlt haben! Außer der alten Marſchallin war ferner zugegen die oben genannte Frau von Saligni, die Marquiſe von Bouillé, die beiden Kammermädchen Quinet, der Graf St. Geran, ja ſogar auch der Marquis St. Mairant.

Es war ein ſchwüler Sommertag; ſo viele Perſonen in einem verſchloſſenen Zimmer verurſachten eine unerträgliche Hitze. Außerdem hinderten ſie die Thätigkeit und Hülfsleiſtung der Wärterinnen. Die Marquiſe von Bouillé ſprach ſich daher, als berechtigte Schweſter des Hausherrn, offen und entſchieden gegen dieſes ungehörige Verfahren aus, und ſie foderte, halb freundſchaftlich, halb gebieteriſch, daß ſich Alle entfernen ſollten, die hier nichts zu thun hätten. Als man dennoch zögerte, indem Jeder vermeinte, ſein Antheil ſei ſo nahe, daß Andere eher als er ſelbſt den Anfang machen könnten, wandte ſie ſich an die Marſchallin und bat dieſelbe, den jüngeren Leuten mit ihrem Beiſpiel voran zu gehen. Die alte Dame hatte gewiß das erſte Recht dazubleiben; aber da ſie die gute Abſicht der Marquiſe erkannte und auch der Meinung ſein mochte, daß es ſich auf andere Art nicht machen werde, ging ſie darauf ein und entfernte ſich. Jetzt mußten natürlich die Uebrigen folgen und es blieben bei der Kranken nur die Marquiſe von Bouillé, die beiden Quinets und die Hebamme.

Weshalb gerade die beiden Quinets, die Kammerjungfern der Marquiſe, blieben, während der Gräfin Suſanna eigene Kammerjungfern nicht zugegen waren, hätte auffällig erſcheinen können; aber die beiden letzte-

ren waren noch sehr jung, die älteste erst 15 Jahre alt, und man mochte weder ihrer Jugend so ernsthafte Dinge anvertrauen, noch ihrer Schamhaftigkeit den Beistand bei denselben zumuthen.

Der Graf und seine Mutter, die Marschallin, blieben von diesem Augenblick an von Allem ausgeschlossen, was in dem Zimmer vorging. Wie groß auch ihre Unruhe war, sie ließen sich damit genügen, ihre Bedienten dann und wann hinunter zu schicken und sich an der Thür erkundigen zu lassen, wie es gehe. Auf diese Weise und aus den Mittheilungen der Gegenwärtigen erfuhr man später Folgendes.

Die Wehen der Gräfin hatten ohne Aufhören zwei Stunden fortgedauert. Gegen 7 Uhr Abends, als eben die eine Quinet die Dulderin im Arme hielt, versicherte die Hebamme, die Gräfin werde es nicht überstehen, wenn man ihr nicht einige Ruhe verschaffte. Sie gab ihr etwas zu trinken. Von diesem Trank verfiel die Dame sogleich in einen so festen Schlaf, der, einem Todesschlaf ähnlich, bis an den andern Tag dauerte. Den ausgeschickten Boten der Mutter und des Gatten wurde jedesmal geantwortet: Alles ginge gut und ihre Wünsche würden bald erfüllt werden.

Man hatte bemerkt, daß der Marquis von St. Mairant, welcher doch den allerentferntesten Antheil bei der Sache hatte, die ganze Nacht unaufhörlich im Schlosse umherlief. Immer und immer wieder kam er an die Thür des Zimmers und flüsterte, bald mit der Marquise Bouillé, bald mit der Hebamme. Er selbst war nicht mehr, soviel man wußte, in das Zimmer gedrungen, wol aber der Hausbofmeister Beaulieu, der mehrmals aus- und einging.

Der Morgen des 17. August kam, aber kein Erbe

des Grafen von St. Geran. Die Gräfin erwachte aus ihrem ſchweren Schlafe. Ihr erſtes Wort war: Wo iſt mein Kind? — Sie glaubte um ſich her die deutlichſten Spuren einer Entbindung zu ſehen. Aber mit wehmüthigem Lächeln antwortete man ihr: ſie ſei noch nicht entbunden, ſie möge ſich getröſten. Mit der größten Lebhaftigkeit behauptete ſie das Gegentheil; ſie ſtritt mit der Hebamme; ſie wiſſe, ſie habe ein Kind, ſie müſſe ein Kind haben. Die Hebamme hatte alle Mühe, es ihr auszureden. Sie ſprach von Träumen einer aufgeregten Phantaſie, und beſchwor ſie, bei ihrem Zuſtande ſich zu beſchwichtigen. Sie werde gewiß im Laufe des Tages entbunden werden und wenn nicht alle Anzeichen täuſchten, welche die kluge Frau während der Nacht beobachtet, ſo dürfe ſie die Geburt eines lebenden, kräftigen Sohnes hoffen.

Auch der Graf und die Marſchallin ſchüttelten wehmüthig lächelnd den Kopf über die glücklichen Phantaſien ihrer Tochter und Gattin; aber dieſe ſelbſt blieb ſtandhaft dabei, ſie ſei ſchon entbunden und habe ein Kind. Was konnte man anders, als ihre ſüße Täuſchung herzlich bedauern?

Auch dieſer Tag verſtrich und es kam kein Kind. Wenn ſie kaum einige Augenblicke geruht hatte, fing die Gräfin von Neuem an zu ſeufzen und zu ſchluchzen. Man ſolle ihr doch nur ſagen, wo ihr Kind ſei; ſie betrüge ſich ganz gewiß nicht, ſie ſei wahrhaftig entbunden. Die Hebamme vertröſtete ſie auf den abnehmenden Mond. Der Neumond hindere die Entbindung. Sie werde dann um ſo leichter geſchehen, weil alle Wege ſo gut vorbereitet wären.

Alles Das half nichts. Die Gräfin blieb bei ihrer Behauptung; ein unendlicher Jammer für alle Anweſen-

Originalen herausgegeben von Friedrich Adolf Ebert. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. (Von Karl Wilhelm Ferdinand von Funk.) 4 Theile. Gr. 8. 9 Thlr. 12 Gr.

Geſchichte, Merkwürdige, der Befreiung der Miſtreß Spencer Smith aus franzöſiſcher Gefangenſchaft zu Venedig im Jahre 1806, durch den Marquis de Salvo, einem jungen Sicilianer; desgleichen ihrer Flucht durch Tirol, Steiermark, Böhmen, Polen und Liefland nach England. Aus dem Engliſchen von Henriette Schubart. 8. 20 Gr.

Glatz (Jakob), Die Familie von Kartsberg, oder die Tugendlehre; anſchaulich dargeſtellt in einer Familiengeſchichte. Ein Buch für den Geiſt und das Herz der Jugend beiderlei Geſchlechts. 2 Bände. Neue Auflage. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Grotſch (Johann Georg), Der Zug der Normannen nach Jeruſalem. Ein romantiſches Heldengedicht in zwölf Geſängen. 8. 2 Thlr.

Gruber (Johann Gottfried), Chriſtoph Martin Wieland. 2 Bände. Mit geſt. Titelblättern, 2 Kupfern und 1 Facſimile. 8. 4 Thlr.

Haken (Johann Chriſtian Ludwig), Ferdinand von Schill. Eine Lebensbeſchreibung nach Originalpapieren. 2 Theile. Mit Schill's Bildniß und einem Plane der Gegend um Kolberg. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Haſſe (Friedrich Chriſtian Auguſt), Das Leben Gerhards von Kügelgen. Nebſt einigen Nachrichten aus dem Leben des k. ruſſ. Cabinetsmalers Karl von Kügelgen. Mit dem Bildniſſe des Künſtlers und 8 Umriſſen von ſeinen Gemälden. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

den. Da erwähnte ihre Mutter, die Marſchallin, gelegentlich, daß auch ſie ſich entſinne, wie bei einer ihrer eigenen Schwangerſchaften, gegen Ende des neunten Monats, alle Vorboten der Entbindung dageweſen wären, doch ohne den geringſten Erfolg. Erſt ſechs Wochen nachher ſei ſie wirklich niedergekommen. Die Marquiſe von Bouillé hörte aufmerkſam zu. Sie ſchien ganz davon überzeugt, daß hier der nämliche Fall eingetreten ſei. Der Marquis St. Mairant freute ſich dieſer Erklärung, welche der armen Leidenden ſo viel Beruhigung gewähren müſſe. Die zufällige Erwähnung nahm die Geſtalt einer glücklichen unumſtößlichen Erklärung an, welche im ganzen Schloſſe gefliſſentlich umhergetragen wurde, als Aufſchluß des ſeltſamen Vorfalls.

Niemand zweifelte mehr daran, daß es ſich ſo verhielte. Nur die Gräfin Suſanne blieb unerſchüttert bei ihrer Meinung. Da erklärte ihr die Hebamme, um ſie von ihrer fixen Idee abzubringen: ſie habe ſich nicht ganz getäuſcht und ihr Glaube beruhe auf einer wirklichen Wahrnehmung, nur daß ſie in ihrem betäubten Zuſtande und in ihrer aufgeregten Phantaſie etwas wirklich Dageweſenes weiter ausgebildet habe. Nämlich das Kind in ihrem Leibe habe allerdings ſchon die erſten Bewegungen gemacht, um durchzubrechen. Soweit habe ſie ganz richtig gefühlt. Allein es müſſe ſich verwickelt haben und zu nahe an der Mutter liegen. Um dieſe Verwickelung zu löſen, ſei es nothwendig, daß ſie ſich eine ſtarke Leibesbewegung mache.

Die Gräfin wollte davon nichts wiſſen. Während ſie ſich für eine Kindbetterin hielt, kam ihr eine ſolche Probe entſetzlich vor. Aber der eigene Gatte, die eigene Mutter, die vom Gegentheil überzeugt waren, ſetzten ihr ſo dringend zu, daß die arme Frau endlich an ſich ſelbſt

irre wurde und nachgab. Als trauriges Opfer der Gefälligkeit ſtieg ſie endlich in eine Kutſche und ließ ſich von wilden Pferden über geackertes Feld, über Stock und Block und die ſchlechteſten Hohlwege fortrollen. Die Erſchütterung war furchtbar, aber keine der erwarteten Folgen trat ein. Weder meldete ſich das Kind, noch erlag die Dulderin ſelbſt der barbariſchen Behandlung. Ihre außerordentlich geſunde und kräftige Conſtitution widerſtand einer Behandlung, der ſchwächere Frauen erlegen wären und bei der man ſpäter ſich des Verdachts nicht erwehren konnte, daß ſie in einer mörderiſchen Abſicht vorgenommen worden.

Erſchöpft brachte man ſie in ihr Bett zurück. Sie ward ſtill, redete nicht mehr von ihrer Entbindung, ſondern ſagte nur: ſie werfe ſich in die Arme der göttlichen Vorſehung und wolle ihren Troſt allein in der Religion ſuchen.

Man wartete die ſechs Wochen ab, von denen die Marſchallin geſprochen. Aber ſtatt daß die Anzeichen der Schwangerſchaft ſich vermehrten, nahmen ſie immer mehr ab. Man ſprach nun ſchon ganz laut davon, die Gräfin ſei eigentlich nie ſchwanger geweſen, Alles ſei ein Spiel ihrer lebhaften Einbildungskraft, genährt durch ihre ſo natürlichen Wünſche. Man citirte Beiſpiele über Beiſpiele, wo dieſe und jene Frau ſich Monate lang für ſchwanger gehalten, und doch habe ſich ſpäter herausgeſtellt, daß ſie es nie geweſen. Kurz, Jedermann war überzeugt, daß alle die ſeltſamen Anzeichen nur als ein Spiel der Natur anzuſehen ſeien, welche ſich dann und wann von ihrem gewöhnlichen Wege entferne und trügeriſche Hoffnungen erwecke.

Gräfin Suſanne blieb ruhig. Sie äußerte gegen Niemanden ihren Schmerz. Nur dann und wann in

der Einſamkeit brach er heftig heraus. Dann entfuhren ihr Aeußerungen, aus denen man ſchließen konnte, daß ſie noch immer ihrer fixen Idee lebe, daß ſie ſich eine Mutter wähne, die ihr Kind verloren.

Indeſſen milderte die Zeit ihren tiefen Schmerz. Es vergingen Jahre darüber, und, unter den Troſtgründen der Religion, würde ſie vielleicht den ganzen Vorfall ſich aus dem Sinne geſchlagen haben, wenn nicht der Zufall ein Kind ihr ins Haus gebracht hätte, deſſen Anblick ſie immer wieder aufs Neue an ihren vermeintlichen Verluſt erinnerte.

Der Hausbofmeiſter des Grafen, Beaulieu, hatte eine ſtarke Familie, fünf eigene Kinder, welche in dem Schloſſe mit ihm lebten. Es kam dem Grafen und der Gräfin, welche an den häuslichen Umſtänden ihres getreuen Beamten den lebhafteſten Antheil nahmen, daher ſehr unerwartet, als Beaulieu ſie um die Erlaubniß bat, einen Neffen, den Sohn ſeines in Paris umgekommenen Bruders, zu ſich zu nehmen. Sie ſtellten es ihm als eine Thorheit vor, ſich noch mit einem ſechſten Kinde zu beladen, wo er ſchon ſo ſchwer für ſeine fünf eigenen zu ſorgen habe. Aber Beaulieu bat ſo dringend, daß ſie ihm endlich ſeine Bitte gewähren mußten.

Beaulieu's Bruder war Fechtmeiſter in Paris geweſen. Seine Frau, Marie Pigoreau, war die Tochter eines Schauſpielers daſelbſt. Ihr Mann, im Jahre 1639 erſtochen, hinterließ der Witwe einen Knaben, Namens Anton, und die Ausſicht, nach ſeinem unglücklichen Tode noch ein Mal Mutter zu werden. Sie war auch, am 9. Auguſt 1639, abermals mit einem Knaben niedergekommen, der den Namen Heinrich in der Taufe erhielt.

Mit dieſem Sohne Heinrich war ſie, zwei Jahre ſpäter, im Schloſſe von St. Geran erſchienen, und hatte ihrem Schwager erklärt, ſie ſei nicht mehr im Stande, den Knaben zu ernähren, er, als Oheim und Pathe, müſſe ſich nun ſeiner annehmen. Daher Baulieu's dringende Bitte bei ſeiner Herrſchaft.

Die Gräfin Suſanne war grade im Begriff, nach Moulins zu reiſen, als um Aufnahme des Knaben Heinrich gebeten wurde. Sie befahl daher, das Kind in die Kutſche ihrer Kammerfrauen zu nehmen. Aber als man es brachte, gefiel es ihr ſo, daß ſie es in ihrer eigenen Kutſche behielt. Es war ein blonder, liebenswürdiger Knabe, mit großen, blauen Augen und feinen regelmäßigen Zügen.

Das Kind wurde bald der Liebling des Grafen und der Gräfin. Sie trug es auf ihrem Schooße und es hing an ihrem Halſe. Wenn ſie es mit Küſſen bedeckte, dachte ſie ſeufzend an ihre eigene, getäuſchte Hoffnung und oft bemerkte ſie gegen ihren Gatten, wenn ſie damals ein Kind zur Welt gebracht, ſo müſſe es grade eben ſo alt ſein und möchte auch vielleicht eben ſo hübſch ſein, wie dieſes.

Jahre ſtrichen darüber hin. Beaulieu kränkelte und ſtarb im Jahre 1648. Später vermuthete man, daß er vergiftet worden.

In der Lage des Kleinen hatte der Tod ſeines Oheims keine Aenderungen hervorgebracht. Er war und blieb der Liebling des gräflichen Ehepaares. Sie ließen ihm eine Erziehung geben, als wenn er ihr eigenes Kind wäre. Kaum daß er ſieben Jahre alt war, ward er in ein Pagenkleid geworfen und lebte und diente als ſolcher mehre Jahre im Schloſſe unter den nicht verborgenen Zeichen inniger Zuneigung von Seiten beider Ehegatten.

Da verbreitete ſich, um das Jahr 1651, durch die ganze Grafſchaft das Gerücht: die Gräfin von St. Geran ſei vor zehn Jahren wirklich ſchwanger geweſen, ſie habe auch wirklich ein lebendiges Kind zur Welt gebracht; aber durch ein ſchändliches Complot ſei die Sache vertuſcht und das Kind bei Seite geſchafft worden.

Das Gerücht kam auch zu Ohren des Grafen und der Gräfin und fand hier ſogleich eine willige Aufnahme. Alle Zweifel, alle ſüße Gedanken der Vergangenheit ſtiegen in der unglücklichen Frau mächtig auf; aber, durch die ſchmerzliche Erfahrung belehrt — wir wiſſen nicht, ob ſchon jetzt von einem beſtimmten Argwohn geleitet — verſchloß ſie ihre Empfindungen und verband ſich mit ihrem Gemahl dahin, daß ſie nichts thun und äußern wollten, was, daß ſie auf das Gerücht achteten, verrathen und die Spuren entfernen könne, denen ſie im Stillen eifrig nachgehen wollten.

Der Graf brauchte die Bäder in Vichy, ſeine Gemahlin hatte ihn dahin begleitet, auch die Marquiſe von Bouillé fand ſich dort ein. Die ſchon vielfach erwähnte Hebamme Louiſe Gaillard hatte in Vichy ihren Wohnort. Eines Tages überraſchte die Gräfin Suſanne ihre Schwägerin in einem lebhaften Geſpräch mit dieſer Hebamme. Auf ihre Frage: was ſie denn ſo eifrig zu verhandeln hätten, ergriff die Marquiſe raſch das Wort: „Mutter Louiſe ſagte mir eben, ſie wäre mit meinem Bruder ſehr zufrieden, weil er ihr kein böſes Geſicht gemacht habe.“ — Die Gräfin fragte aufmerkſam die Hebamme, wie ſie dazu komme? Ihr Gemahl habe doch keinen Grund, unfreundlich gegen ſie zu ſein. Ach gnädigſte Frau, entgegnete die Hebamme, ich fürchtete mich gar zu ſehr, der gnädige Herr möchte mir noch immer ſchlechten

Dank wiſſen wegen deſſen, was damals vorging, als wir Alle glaubten, Sie würden niederkommen.

Wie kam die Hebamme, wie ihre Schwägerin grade jetzt, nach Verlauf einer ſo langen Zeit, auf dieſe Gedanken? Die Gräfin bemerkte an beiden Frauen eine ſichtbare Unruhe; aber ſchnell ſich faſſend, leitete ſie das Geſpräch auf andere Gegenſtände und zeigte die unbefangenſte Miene. Die Marquiſe benutzte den erſten günſtigen Augenblick, ſich zu entfernen, reiſte dann auf ihre Güter und hat von da ab ihren Bruder und ihre Schwägerin nicht mehr geſehen.

Der Graf, die Gräfin und ihre Mutter, die Marſchallin, hielten darauf, in tiefſter Stille, Berathſchlagungen, deren Reſultat für ſie ſelbſt die nämliche Ueberzeugung war, welche Gräfin Suſanne ſo lange feſtgehalten hatte. Man lockte die Hebamme unter irgend einem Vorwande aufs Schloß von St. Geran. Auch jetzt wagte der Graf noch nicht, ſich als Seigneur und Gouverneur ihr trotzig und drohend gegenüber zu ſtellen; man fragte ſie nur gelegentlich und freundlich aus, ohne die wahren Beweggründe oder irgend einen Verdacht gegen ihre Perſon merken zu laſſen. Dennoch kam aus ihren ſchwankenden, ſich widerſprechenden Antworten ſo viel heraus, daß man mehr als die moraliſche Ueberzeugung von einer ſchweren Schuld gewann, die auf ihr laſten mußte.

Der Graf ließ ſie nicht gefangen nehmen, vielmehr frei fortziehen, um ſowol allen Verdacht eines eigenmächtigen Verfahrens von ſich abzuwenden, als auch bei der Hebamme jeden aufſteigenden Argwohn zu erſticken. Dagegen war ſie kaum nach Hauſe gekehrt, als der Graf eine Klage beim Landgericht von Moulins wider

ſie einreichte, in Folge welcher die Frau verhaftet und vernommen wurde.

Louiſe Gaillard, von ihrem Gewiſſen, oder den gegen ſie vorliegenden Indicien eingeſchüchtert, bekannte ſchon im erſten Verhör: ja, die Gräfin ſei wirklich ſchwanger geweſen, wirklich entbunden worden und habe eine Tochter, jedoch eine todte, zur Welt gebracht. Sie, die Hebamme, habe dieſes todte Kind ſofort im Hühnerhof unter der Treppe bei der Scheune unter einem Stein begraben.

Gerichte, Aerzte, Wundärzte begaben ſich nach dem bezeichneten Orte; man grub nach und fand keine Spur von den kleinen Gebeinen. Ja die Erde war von einer Beſchaffenheit, welche anzudeuten ſchien, daß ſie hier nie von einer Schaufel berührt worden.

Die Unterſuchung gegen die Hebamme wurde ſcharf fortgeſetzt, beſonders zeigte ſich die alte Marſchallin ſehr eifrig dabei. Ob man zu einer Schärfe der Fragen geſchritten ſei, welche mit der ſcharfen Frage im ſpeciellen Sinne verwandt iſt, wird uns nicht geſagt. Aus den immer wechſelnden Ausſagen der Angeſchuldigten zu ſchließen, möchte man vermuthen, daß Mittel angewandt wurden, welche auch damals nur nach Urtel und Recht zugebilligt, aber auf Umwegen auch ohne dieſes zur Anwendung kamen.

Im zweiten Verhör hatte die Hebamme die Niederkunft wieder ganz geleugnet. Im dritten gab ſie vor, die Gräfin habe nur eine unreife Frucht zur Welt gebracht. Im vierten: die Gräfin ſei wirklich niedergekommen, mit einem lebenden Sohn, und Beaulieu habe denſelben in einem Korbe fortgetragen. Dieſes Bekenntniß bekräftigte ſie, anſcheinend freiwillig, durch einen Brief, den ſie durch eine un-

verehelichte Duverdier an die Gräfin ſchreiben ließ und mit einem Kreuz unterzeichnete. Sie erkannte den Brief ſpäter vor Gericht als den ihrigen an. Aber in einem fünften Verhör leugnete ſie Alles und widerrief.

Nach ſo vielen ſchwankenden, ſich widerſprechenden Ausſagen erſchien ſie vor ihren Richtern, wie vor dem an der Sache theilnehmenden Publicum als ſchuldig und ihre Verurtheilung war vorauszuſehen. Worauf es den Klägern indeſſen ankam, daß man durch ſie ihre Mitſchuldigen erfahre und ein Mehres von dem Schickſal des geraubten Kindes, darüber ließ ſich nichts herausbringen.

Nur die Umſtände ließen vermuthen, wer hier im Spiel ſei. Das Folgende blieben Gerüchte, welche nur bei dem ſpätern Proceſſe zur Sprache kamen. So hieß es, die Hebamme habe bald nach ihrer Verhaftung ihren Sohn Wilhelm zur Marquiſe von Bouillé geſchickt, um ihr von dem Vorfalle Nachricht zu geben. Die Marquiſe ſei darüber aufs Heftigſte erſchrocken geweſen. Ferner hieß es, der Generallieutenant von Moulins habe ſich um deshalb, aus gutem Vorbedacht, in die Unterſuchung nicht gemiſcht, weil er, als ein Privatfeind des Grafen St. Geran, es vorgezogen, der Marquiſe von Bouillé mit Rath an die Hand zu gehen. Auf dieſen Rath ſei es geſchehen, daß die Marquiſe durch ihren Sachwalter in Paris beim Parlament, und zwar im Namen des Sohnes der Hebamme, antragen laſſen, daß das Parlament das Gericht in Moulins anweiſe, alles weitere Verfahren gegen ſeine Mutter, die Hebamme, einzuſtellen. Dies war aber, Seitens der Marquiſe, mit der größten Vorſicht geſchehen, als habe ſie nur aus Mitleid und Gefälligkeit den betrübten Sohn ihrem Sachwalter empfohlen; obwol es auch verlautete, daß ſie

denſelben, zur eifrigen Betreibung der Sache, mit vielem Gelde verſehen hätte.

Das pariſer Parlament hatte wirklich den Inhibitionsbefehl erlaſſen; ſeine Wirkung dauerte jedoch nur kurze Zeit, denn ſobald über die wahre Beſchaffenheit der Sache berichtet worden, hob es ſein Verbot wieder auf.

Das Gericht von Moulins fuhr raſch mit dem Proceſſe gegen die Hebamme fort, ohne auf mehr als Spuren gegen andere Perſonen zu ſtoßen, welche ſich nicht verfolgen ließen. Das Urtheil wurde gefällt und Louiſe Gaillard: als ſchuldig und überwieſen, ein von der Gräfin Suſanne von St. Geran zur Welt gebrachtes Kind unterdrückt zu haben, zum Tode durch den Strang verdammt, vorher aber zur Tortur, um ihre Mitſchuldigen anzugeben.

Sie appellirte. Während des Appellationsverfahrens vor dem Parlamente zu Paris, in deſſen Gefängniſſe die Hebamme abgeführt worden, fanden aber der Graf und die Gräfin andere Spuren, welche für ſie ſelbſt eine ſehr freudige Entdeckung herbeiführten.

Beide Aeltern des verſchwundenen Kindes kamen zu der vollen, moraliſchen Ueberzeugung, daß dies Kind, ein Knabe, noch lebe und Niemand anders ſei, als der kleine Heinrich, ihr Page und angenommener Sohn. Zwar fehlten noch immer die gerichtlichen Beweiſe; was aber bedeuteten ſie für Aeltern, die ihren ſehnlichſten Wunſch durch dieſe Annahme erfüllt ſahen? Sie behandelten ihn von jetzt an ganz als ihr Kind und ließen ihn von ihren Dienern den Grafen von Paliſſe nennen.

Inzwiſchen brachte man der Gräfin die Nachricht,

im Jahre 1642 ſei zu Paris ein Kind auf ſehr geheimnißvolle Art getauft worden. In der Kirche St. Jean am Quai war dieſe Taufe vorgegangen und im Taufregiſter derſelben ſtand Folgendes: „Den 7. März 1642 iſt getauft worden, Bernhard, Sohn von ..... und von ..... Die Pathen ſind geweſen: Maur Marmion, Taglöhner und Aufwärter bei dieſer Kirche, und Jeanne Chevalier, Pierre Thibau's nachgelaſſene Witwe.“ Letztere notoriſch ein Bettelweib.

Dieſes Atteſt paßte zwar auf jedes Kind und überdem war die wahrſcheinliche Niederkunft der Gräfin ein Jahr früher erfolgt; verſchiedene in Paris und Toren vernommene Zeugen, in welchem letztern Orte das Kind geſäugt worden, leiteten indeſſen auf den dringenden Verdacht, daß die Witwe des Fechtmeiſters Beaulieu, die Marie Pigoreau, von welcher der Knabe Heinrich in das Schloß von St. Geran gebracht worden, an dieſem Vorfall vielen Antheil habe. Das Parlament beſchloß deshalb, obwol die Pigoreau in der Anklage nicht mit einbegriffen war, doch von Amts wegen gegen dieſelbe einzuſchreiten.

So ſtanden die Sachen und Graf und Gräfin hofften die vorgewieſenen Spuren mit mehr Glück zu verfolgen, um die gerichtlichen Beweiſe für Das herbeizuſchaffen, was vor ihnen ſelbſt längſt erwieſen war, als im gewöhnlichen Naturlaufe Ereigniſſe eintraten, welche ihnen mit einem Male alle Hoffnung abzuſchneiden ſchienen.

Die Marquiſe von Bouillé ſtarb. Bald nach ihr ſtarb auch der Marquis von St. Mairant. Das Liebesverhältniß Beider war nicht von langer Dauer geweſen. Obgleich der alte Ehemann der Marquiſe ſchon früher dieſe Welt verlaſſen, hatte die Witwe doch keine Luſt mehr verſpürt, ihrem Liebhaber ihre Hand zu reichen.

Hellvig (Amalie von), Die Schweſtern von Corcyra. Dramatiſche Idylle in zwei Abtheilungen. Mit 2 Kupfern und Muſik. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Holberg (Ludwig von), Luſtſpiele. Ueberſetzt von Adam Oehlenſchläger. 4 Theile. 8. 9 Thlr. 8 Gr.

Horn (Franz), Erläuterungen über Shakſpeare's Schauſpiele. In 4 Bänden. Erſter bis vierter Band. Gr. 8. 6 Thlr. 12 Gr.

Kalckreuth (Friedrich, Graf von), Dramatiſche Dichtungen. 2 Bände. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Kanne (Friedrich Auguſt), Vier Nächte, oder romantiſche Gemälde der Phantaſie. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Klingemann (Auguſt), Fauſt. Ein Trauerſpiel in fünf Akten 8. 18 Gr.

— — Hamlet. Ein Trauerſpiel in ſechs Aufzügen von William Shakſpeare. Nach Görbe's Andeutungen in Wilhelm Meiſter und Auguſt Wilhelm Schlegel's Ueberſetzung für die Bühne bearbeitet. 8. 18 Gr.

— — Don Quixote und Sancho Panſa, oder die Hochzeit des Camacho. Dramatiſches Spiel mit Geſang in fünf Aufzügen 8. 18 Gr.

Landelyn (Capitain), Denkwürdigkeiten. Die Geſchichte ſeiner Reiſen während ſechsunddreißig Jahren enthaltend. Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von Thereſe Huber. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Leben und Abenteuer des ſchleſiſchen Ritters Hans von Schweinichen. Von ihm ſelbſt aufgeſetzt, und herausgegeben von Johann Guſtav Gottlieb Büſching. 3 Bände. 8. 3 Thlr.

Leidenſchaften, Die, Eine Reihe dramatiſcher Gemälde nach dem Engliſchen der Johanna Baillie, von Karl Friedrich Cramer. 3 Bände. 8. 5 Thlr.

Dieser, verfolgt und im Gefängniß, lebte gespannt mit ihr, und bei dieser feindlichen Stimmung hatte sich dem Grafen die Aussicht eröffnet, in St. Mairant einen Zeugen gegen seine Schwester zu gewinnen. Diese Quelle war nun gänzlich abgegraben.

Zu noch größerem Leidwesen für ihn starb auch die Hebamme im Gefängniß, ohne auf dem Todbette etwas mehr ausgesagt zu haben. Außer den Schwestern Quinet lebte also jetzt keine Person mehr, welche von Dem, was während des Todesschlafes der Gräfin am 17. August vorgefallen war, von Augenschein Zeugniß geben konnte. Der ganze Anklageproceß hätte nach dem formellen Gerichtsverfahren nunmehr erlöschen müssen, da die Angeklagte nicht mehr lebte, und es wäre zweifelhaft geblieben, in welcher andern Art es dem Grafen möglich geworden wäre, die Legitimation des Knaben zu führen, wenn nicht die Pigoreau durch das Verfahren des Parlamentes mit in die Anklage hinein wäre gezogen worden. Dieser zufällig acditirten Person wegen ging also der Proceß seinen Gang fort.

Aber er gewann eine wesentlich andere Gestalt. Geld gehörte in jener Zeit auch im Criminalproceſſe dazu, um als Angeschuldigter sich gegen seine Ankläger zu vertheidigen. Wir lesen es nicht ohne innern Schauder, wenn Pitaval kaltblütig sagt: „Da dieses Weib weder Vermögen noch Credit besaß, so würde sie Mühe genug gehabt haben, die Kosten des Processes auszuhalten und dem Grafen und der Gräfin, so wie sie die Sache betrieben, Widerstand zu leisten, zumal da der Stand und das Ansehen des Grafen sowol, als die Umstände der Sache selbst, ihm das vollkommenste Uebergewicht gaben."

Weil die Pigoreau kein Geld und keinen Credit hatte, war es möglich, daß sie der Theilnahme an der Unterschlagung eines vornehmen Kindes für schuldig wäre erklärt worden und aus demselben Grunde würde der starke Kläger gegen die schwache Angeklagte nicht allein deren Verurtheilung, sondern auch ein Urtheil erstritten haben, welches den angenommenen Knaben für ein legitimes Kind erklärte!

Es kam nicht so; denn die Pigoreau stand nicht allein und was ihr an Geld und Credit fehlte, ersetzten ihr andere, neue Verbündete, in deren Interesse es lag, daß der Graf und die Gräfin unterlagen.

Die dringende Vermuthung sprach dafür, daß es die Marquise von Bouillé gewesen, welche, unter Beistand des Marquis von St. Mairant, das Kind hatte stehlen lassen. Die Motive zur That lagen zu Tage. Sie wollte sich die Erbschaft ihres kinderlosen Bruders sichern. Sie war zwar gestorben, aber das Motiv, die Frucht der bösen That nicht fallen zu lassen, ging auf ihre Erbin über, ihre Tochter Eleonore, die jetzt an den Grafen von Lude verheirathet war. Diese erhielt noch eine Bundesgenossin in dem jungen Mädchen von 16 Jahren, welches in der verhängnißvollen Nacht des 17. August am Bette der Wöchnerin stand und ihr auf den Leib fühlte. Mademoiselle Marie de Guiche, die Tochter der alten Marschallin und des Marschalls von St. Geran und die leibliche Schwester von Mutterseite beider klagenden Ehegatten, war jetzt an den Herzog von Ventadour verheirathet und sie war sowol Erbin des Grafen als der Gräfin, wenn die Ehe kinderlos blieb.

Es waren also jetzt die Gräfin von Lude und die Herzogin von Ventadour, welche, als zwei neue Streiter, auf dem Kampfplatze erschienen. Für sich selbst hat

ten sie kein Recht aufzutreten, so lange der Graf von St. Geran lebte; denn nach den Gesetzen, die in Frankreich gelten, hatten allein Vater und Mutter ein Recht, den Stand eines Kindes, das sie nicht für das ihrige erkannten, gerichtlich anzufechten. Erst mit dem Augenblicke, wo eine Erbschaft wirklich eröffnet war, erwuchs ihnen das Recht, das Kind, welches ihnen die Erbschaft entzog, als ein unrechtmäßiges zu erklären und ihm seinen Stand zu bestreiten. Indessen hinderte nichts die beiden Damen, mit allen ihren Mitteln die Sache der Pigoreau zu verstärken und sie zu einer furchtbaren Gegnerin, ihren Verwandten gegenüber, zu erheben.

Aber auch auf der andern Seite ging bald eine Veränderung hinsichts der Personen vor. Der Graf von St. Geran starb schon während des Beginnes des Processes gegen die Pigoreau, und die Gräfin, seine Witwe, führte ihn allein, zu Gunsten ihres angeblichen Sohnes, fort.

Die arme Fechtmeisterswitwe, welche ihr Kind nach dem Tode des Mannes nicht mehr ernähren konnen und es ihrem Schwager fast mit Gewalt aufdrang, fühlte jetzt plötzlich eine so mächtige Mutterliebe in sich erwacht, daß sie den Gedanken nicht ertragen konnte, daß eine andere Mutter dieselben Gefühle für den Knaben hege. Sie, dem Bettelstande nahe, wollte es nicht dulden, daß er als Graf von Paliſſe in Glück und Freuden erzogen werde, daß er die Aussicht habe, als Sohn des mächtigen Grafen von St. Geran, denselben zu beerben. Sie foderte für sich, für den Bettelstand, ihr Kind zurück. Wahre Mutterliebe würde in ähnlichen Fällen anders handeln, ohne daß es eines Salomonischen Urtheils bedurfte.

Die Pigoreau protestirte nunmehr nicht allein gegen

die Fortsetzung des peinlichen Verfahrens, sondern sie trat auch als Civilklägerin gegen den Grafen von St. Geran auf, um ihre Mutterrechte auf das ihr vorenthaltene Kind darzuthun. Die Sache gewann dadurch für die bisherigen Kläger eine mißliche Wendung. Die Pigoreau konnte, im Auge der Gesetze, ebensogut heilige Mutterrechte in Anspruch nehmen, als die Gräfin von St. Geran und für die Erstere sprachen dringendere Vermuthungen. Sie war notorisch nicht unfruchtbar wie die Gräfin und ihre Entbindungen waren nie von solchen Umständen begleitet gewesen, welche zu einem Processe Anlaß gegeben hätten. Der Gräfin stand dagegen eine Vermuthung entgegen, welche sich aus den Umständen nur zu sehr rechtfertigen ließ, daß sie eine Niederkunft fingirt und einen Betrug gespielt habe, um ihres Gatten heiße Wünsche nach einem Erben seines Namens zu erfüllen.

Dieser Proceß dauerte 16 Jahre und gilt in Frankreich für einen der merkwürdigsten, welche je vor den Tribunalen dort geführt worden. Die Provinz, der Adel, der Hof, ja ein großer Theil des Landes nahmen den lebhaftesten Antheil; denn es handelte sich um die für jene Zeiten hochwichtige Frage: ob ein junger Edelmann, der in den ersten Cirkeln erschien, von einem edlen Namen geschützt und mit allem Glanz des Reichthums umgeben, der Stammhalter eines der ersten Geschlechter des Reiches, oder, von Geburt, der Sohn eines Fechtmeisters und einer Komödiantentochter sei? War Letzteres ausgesprochen, so schützten ihn alle Talente und Tugenden, alle Liebenswürdigkeit und Tapferkeit, ja die Zuneigung von Vater und Mutter, auch selbst ihre reichen Vermächtnisse nicht davor, daß alle Thüren sich vor ihm schlossen, die sich jubelnd geöffnet, um ihn zu empfangen,

und daß nicht dieselben, welche ihm die Hand gedrückt, den Druck jetzt für eine Besleckung erachteten.

Die Pigoreau und ihre Helfershelfer unternahmen den Beweis von zwei Umständen: 1) daß die Gräfin von St. Geran niemals in Wochen gekommen und 2) daß die Pigoreau selbst das Kind, welches die Gräfin für das ihrige erklärte, zur Welt gebracht habe. Wäre es die Pigoreau allein und es ihr wirklich darum zu thun gewesen, ihr Kind sich zu vindiciren, so hätte der Letztern positiver Beweis zu ihrem Zwecke vollkommen ausgereicht. Was bedurfte es für sie, die schwierige Negative des ersten Satzes darzuthun? Aber grade dieser Punkt wurde mit aller Anstrengung von Scharfsinn darzuthun versucht.

Die Gräfin, hieß es, soll im Schlaf entbunden sein, ohne daß sie es bestimmt wußte, ohne daß ihr Schlaf unterbrochen wurde! Das hieße also eine Geburt ohne Geburtsschmerzen, während die ersten Aerzte behaupten, daß Schmerzen wesentlich zur Geburt einer Frau gehörten und der gelehrte Duret gradezu sage: daß eine schmerzenlose Niederkunft unter die Wunderwerke zu rechnen sei. Aber nicht allein die Natur, auch die heilige Schrift bekunde den Ausspruch des Schöpfers zum Weibe: „Du sollst mit Schmerzen Kinder gebähren!“ Die Gräfin habe auch selbst das Ungenügende einer solchen Erklärung gefühlt und um deswillen die Geschichte vom Schlaftrunk erfunden, welche indessen einem ihrer Advocaten noch nicht stark genug erschienen sei, weshalb er den Schlaftrunk zu einem Zaubertrank gemacht und die Vermuthung geäußert habe, die Hebamme möge eine Zauberin gewesen sein. Aber weder der Schlaf, noch der Schlaftrunk, noch die Hexerei sei erwiesen, vielmehr beruhe Alles auf der alleinigen Behauptung der Gräfin.

Auch hinsichts der Zeitberechnung sei der Roman übel erdacht. Ehe eine Frau niederkomme, müßte sie schwanger sein; von der Schwangerschaft der Gräfin hatte nun aber Niemand etwas gesehen oder gemerkt, und auch hier sei ihre eigene Angabe ihr alleiniger Beweis. Darin habe sie sich aber so verrechnet, daß sie erst zehn Monat nach ihrer Angabe niedergekommen wäre. Ueberdies habe sie während dieser angeblichen Schwangerschaft Alles gethan, was andere Frauen in solcher Lage unterlassen, und Alles unterlassen, was andere Frauen thun würden. Sie sei von Paris abgereist, wo Frauen von Stande, der geschickten Aerzte und der besten Hülfsmittel wegen, gern ihre Niederkunft abhielten, um auf ihrem Schlosse nach Bequemlichkeit eine Niederkunft zu fingiren, und in dem Augenblicke, wo auch eine schwangere Bäuerin die ihrige erwartete, wahrscheinlich in der Absicht, das neugeborene Bauernkind in das gräfliche Bett zu bringen; ein intendirter Betrug, welcher indessen durch die scharfe Wachsamkeit der Marschallin Mutter verunglückt sei.

Von den Aerzten habe zwar ihr, der Gräfin, Leibarzt die Gefälligkeit gehabt, die Schwangerschaft zu versichern, andere geschickte Aerzte der Provinz hätten aber eine solche nicht auffinden können. Ja sie habe einem derselben, auf den sie besonders gerechnet und der ihr nicht zu Willen sprechen wollen, sogar mit Stockschlägen gedroht.

Wie sei es denkbar, daß der Graf, die vorsorgliche Marschallin, es gestattet haben würden, daß man alle weiblichen Bedienten seiner Frau entfernte zu einer Zeit und bei einer Gelegenheit, wo man nicht Aufwartung genug haben könne? Wie, daß unter allen Damen die Marquise von Beuillé allein, und vor der eignen Mutter der Kranken, das Vorrecht ausgeübt haben sollte, im

Zimmer zu bleiben? Wie, daß alle dieſe näherſtehenden Perſonen ſich begnügt haben ſollten, durch ihre Bedienten an der Thüre Erkundigungen einzuziehen, ſtatt ſelbſt ein oder das andere Mal Eintritt zu fordern, der ihnen nicht verweigert werden durfte? Denn die überheiße Stube mußte ſich am Abende und nachdem die vielen Perſonen hinausgegangen, doch wieder abgekühlt haben und wenigſtens für die Mutter und den Gatten Platz werden. Hätte es aber nicht vor Allem im Intereſſe der alten Marſchallin gelegen, ſich ſelbſt vom Stande der Dinge zu überzeugen, ſie, die von Anbeginn die größten Zweifel über die Schwangerſchaft ihrer Tochter gehegt und ſpäterhin beim Proceß ſo übereifrig ſich gezeigt hatte?

Sei es endlich vorgekommen und ſei es möglich, eine Frau, die eine Schwangerſchaft und Niederkunft überſtanden, ob nun im wachenden oder Traumzuſtande, zu überreden, daß ſie nicht niedergekommen ſei, ſondern noch ſechs Wochen warten müſſe? Wenn ſie wirklich entbunden worden, ſo hätte eine übernatürliche Verblendung dazu gehört, ſie zu überreden, daß ſie es nicht ſei. Die Natur ſei in dieſem Falle mit äußeren, unzweideutigen Zeichen ſo freigebig, daß man es gradezu unter die Unmöglichkeiten rechnen müſſe, dieſen Glauben der gelitten habenden Frau beizubringen.

Und geſetzt, man hätte ſie ſelbſt ſo verblendet, wie aber ſei es möglich geweſen, auch die Andern, beſonders die in dieſen Gegenſtänden ſo gewitzigte und erfahrene Mutter, die Marſchallin, zu täuſchen? Wenn es mit der Spazierfahrt in einer Kutſche mit Sechſen über umgeackerte Felder ſeine Richtigkeit gehabt, ſo müſſe ſie ſelbſt freilich geglaubt haben, daß ſie noch nicht niedergekommen ſei, da eine ſolche Pferdebehandlung ihren Tod

zur Folge gehabt haben müſſe; da aber weder dieſer, noch eine bedeutende Krankheit eingetreten, dürfe man auch mit Sicherheit ſchließen, daß ihr Glaube ein ſehr richtiger geweſen ſei.

Nach der Gräfin eigenem Vorgeben, ſoll ſich die Milch bei ihr erſt im Monat November gezeigt haben, während ſie Mitte Auguſt niedergekommen ſein will. Nach dem Laufe der Natur zeige ſich aber dieſes, dem Kinde beſtimmte, Nahrungsmittel gleich mit oder nach der Entbindung.

Wenn jeder dieſer Umſtände, einzeln für ſich genommen, unwahrſcheinlich ſei, ſo ſtreife er, durch die Continuität der unwahrſcheinlichen Ereigniſſe, an das Unmögliche. Eine vornehme Dame, die da glaubt entbunden zu ſein, für die eine Schwangerſchaft, ein Kind, das höchſte Ziel ihrer Wünſche war, eine Frau ihres Standes, ihres Einfluſſes, die Herrin und Gebieterin im Schloß, läßt ſich beſchwatzen, daß das nicht wahr ſei, was ſie als Wahrheit gefühlt, und ſtrengt keine der Mittel an, die ihr in reichem Maße zu Gebote ſtehen, um einen räuberiſchen Betrug, den ſie doch vermuthen mußte, auf der Stelle zu entdecken. Und eben wie ſie ſind ihr Gatte, ihre erfahrene Mutter mit Blindheit und Stumpfſinn geſchlagen, ſie ſehen nicht, ſie ſuchen nicht, ſie forſchen nicht; ſie laſſen das Unſinnigſte und Gefährlichſte, die Spazierfahrt, zu und warten in ſtumpfer Albernheit auf ein Wunder, wo ein raſches Handeln, ein ſcharfes Ausfragen, die geringſte Unterſuchung ſie auf das Rechte geführt hatte. Alles das iſt im eignen Schloſſe geſchehen, wo der Graf und die Gräfin wie Souveraine walteten, in der Provinz, wo er die höchſte Gewalt hatte, wo kein Umſtand, wenn er ihn wiſſen wollte, ſeiner Unterſuchung entgehen konnte. Aber er unterſucht nicht,

weil er an die Sache nicht glaubt; er glaubt nicht, weil er der Ueberzeugung iſt, daß ſeine Gattin ſelbſt ebenſo wenig im Ernſt daran glaubt.

Eine Intrigue war im Werke geweſen; ſo viel iſt klar. Aber ſie iſt an irgend etwas, vielleicht an der Aufmerkſamkeit der nächſten Verwandten, geſcheitert. Darum ließ man die Sache fallen, darum vermied man, davon zu ſprechen, bis ſie aus Aller Gedächtniß verſchwunden wäre, um in ſpäter Zeit erſt mit der Fabel herauszurücken, wo die Zeugen geſtorben, die Erinnerung verwiſcht war.

Es erſcheint aus den gegneriſchen Deductionen (was Pitaval als Berichterſtatter in der Geſchichtserzählung verſchweigt, ein Fehler, den er ſich leider nur zu oft zu Schulden kommen läßt), daß die Gräfin ſich ſpäter in Paris von Hebammen und Aerzten unterſuchen laſſen und daß dieſe ein Gutachten dahin abgeſtattet haben, daß ſie wirklich ſchwanger geweſen und niedergekommen ſei. Auch dieſe Handlungsweiſe warf man ihr vor. Denn, wenn ſie wirklich daran geglaubt, wäre es das Natürlichſte geweſen, daß ſie ſich, gleich nach dem Ereigniß, in der Provinz ſelbſt von den dort angeſtellten und beglaubigten Hebammen und Aerzten unterſuchen laſſen, ſtatt nach der Hauptſtadt zu gehen, wo man unter den vielen Kunſtverſtändigen leicht Einen oder den Andern herauswählen kann, welcher für Geld und gute Worte ein Gutachten über Alles abſtattet, was man verlangt.

Der Roman habe auch beſtimmte Thäter genannt, denen er die ſchreckliche That, die nie geſchehen ſei, aufgebürdet. Sie ſind die Marquiſe von Bouillé und der Marquis St. Mairant. Welche Motive könnten dieſe beiden Perſonen gehabt haben? Ihr Liebesverhältniß,

welches man zur Belebung und Conſolidirung des Romanes, wenn nicht ganz erfunden, doch ausgeſchmückt und beſtimmter gezeichnet habe, ſei durch den Erfolg nicht erwieſen. Der Marquis war ein notoriſch ſchlechter Charakter, in einer peinlichen Unterſuchung verwickelt, flüchtig, ohne Vermögen, von Schulden gedrückt, eine Perſon von einem Rufe, daß jede edle Frau ſich vor ihm entſetzte. Gegen den Charakter und die Moralität der Marquiſe von Bouillé ſei nichts auszuſetzen geweſen. Geſetzt aber auch, daß eine flüchtige, oder die Verirrung einer furchtbaren Leidenſchaft ſie zu dieſem gefährlichen Menſchen damals gezogen; wie ſei es von einer vernünftigen, hochangeſehenen, reichen Dame ihres Namens nur denkbar, daß ſie ſofort bei erſter Bekanntſchaft mit einem unzuverläſſigen Menſchen ein ſo gefährliches Bündniß geſchloſſen habe, erſtens zu einem Capitalverbrechen, zweitens während ihr Gatte noch lebte und drittens um die Früchte deſſelben an der Hand eines Marquis von St. Mairant zu ernten!

Auch dieſe Möglichkeit zugegeben, zugegeben, daß Beide, in ſträflicher Leidenſchaft und mit Bewußtſein, den Bund zu dem ſchwarzen Verbrechen geſchloſſen, welche faſt unüberwindbare Schwierigkeiten hätten ſich ihnen zur Ausführung in den Weg geſtellt? Der Marquis, ein Flüchtling, im Schloſſe aus Gnaden aufgenommen und die Marquiſe, auch als halbe Flüchtige vor ihrem Manne, der ſeine Hand von ihr abzog. Sie allein in dem Stammſchloſſe des mächtigen Grafen! Welche Mittel hatten ſie? Allein konnten ſie den Betrug, den Raub inmitten der zahlreichen Gäſte und Dienerſchaft nicht vollbringen. Zum wenigſten mußten ſie zwei Bundesgenoſſen haben, die Hebamme und den Haushofmeiſter Beaulieu. Eine Frau, die eine große Kundſchaft,

Lembert (Johann Wilhelm), Dramatiſche Spiele. 12. 20 Gr.

Lobgeſang, Der, auf den heiligen Anno, in der altdeutſchen Grundſprache des eilften Jahrhunderts und mit einer Einleitung, Ueberſetzung und Anmerkungen herausgegeben von Georg Auguſt Friedrich Goldmann. 8. 20 Gr.

Löhr (Johann Andreas Chriſtian), Des Dr. Martinus Katz- und Wachtelbüchlein, mit mancherlei anmuthigen, ergötzlichen Begebenheiten, Hiſtorien und lehrreichen ſowol als gut gemeinten Betrachtungen zur Lehre, Warnung und Ermahnung für das junge Volk in Deutſchland, d. i. für unſere hochgelahrte, gebildete Jugend. Ein ſchlecht gering Büchlein, das Niemand wird leſen wollen. Mit 14 ausgemalten Kupfern. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Malsburg (Ernſt Friedrich Georg Otto von der), Gedichte. Neue Ausgabe. Gr. 8. 2 Thlr.

Minnehöfe, Die, des Mittelalters und ihre Entſcheidungen oder Ausſprüche. Ein Beitrag zur Geſchichte des Ritterweſens und der romantiſchen Rechtswiſſenſchaft. (Von Ernſt Peter Johann Spangenberg.) 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Morgan (Lady), Reiſen. I. Frankreich. Zweite Auflage. 2 Bände. 8. 3 Thlr. 12 Gr.
— — — II. Italien. 4 Bände 8. 8 Thlr. 16 Gr.

Moſch (Carl Friedrich), Die Bäder und Heilbrunnen Deutſchlands und der Schweiz. Ein Taſchenbuch für Brunnen- und Badereiſende. 2 Theile. Mit 50 landſchaftlichen Anſichten und 1 Karte. 8. 5 Thlr. 8 Gr.
— — — Daſſelbe ohne Kupfer, aber mit der Karte. 3 Thlr.

einen guten Ruf und Erwerb; ein Mann, der sich des vollen Vertrauens seiner Herrschaft erfreute und ein gesichertes, gutes Auskommen hatte. Mit welchen moralischen Kräften ließen diese beiden Personen sich überreden? Nur Geld, nur Bestechung konnte da wirken. Mit einem Trinkgelde, mit einzelnen Goldstücken hätten Beide ihre Ehrlichkeit und ihre Aussichten sich nicht abkaufen lassen. Sie zu solcher Unthat, die ihr Glück und Leben aufs Spiel setzte, zu bewegen, dazu gehörte eine ungeheure Bestechung. Konnte die der verschuldete Marquis, die von ihrem reichen Ehemanne getrennte Marquise aufwenden?

Und wenn die Letztere Mittel fand, waren sie doch nicht vielleicht umsonst aufgewandt? Denn, wenn die Gräfin ein Mal niederkam, war der Zauber ihrer Unfruchtbarkeit gelöst; es konnte ein zweiter, ein dritter Sohn geboren werden, und das Verbrechen, wenn nicht immer aufs Neue wiederholt, war umsonst begangen.

Und war die Marquise fähig, sich zu solcher Unthat mit einem Manne wie St. Mairant zu verbinden, fanden Beide Mittel und Verbündete, das Verbrechen ins Werk zu setzen, weshalb es denn nur halb ausgeführt? Wenn ihr Gewissen vor einem Morde zurückschreckte, weshalb wählten sie statt des sichern und gefahrlosen Mittels, das Kind in ein Findelhaus auszusetzen, das weit gefährlichere, es in eine Familie zu bringen, wo sie jeden Augenblick, durch Schwatzhaftigkeit, durch Zufall, Drohungen und größere Bestechungen, der Entdeckung ausgesetzt waren?

Nach der aus Vermuthungen zusammengesetzten Fabel der Gräfin (diesen Theil derselben erfahren wir aber erst hier aus den gegnerischen Schriften!) hätte die Hebamme dem Kinde allerdings gleich nach der Geburt die

Hirnſchale eindrücken wollen; aber die Marquiſe von Bouillé habe es verhindert. Beaulieu habe ſich darauf auf ein Pferd geſetzt und den neugebornen Knaben in ein Dorf, im Gebirge der Auvergne, getragen, wo die Marquiſe ein Schloß hatte. Was ſollte die Hebamme zu ſolcher Mordgier bewogen haben, wenn die Anſtifterin der That es ſelbſt nicht wollte? Wie hätte der Haushofmeiſter, in dem mit Gäſten überfüllten Schloſſe, in einer ſo kritiſchen Zeit ohne Aufſehen fortgekonnt? Aus der Auvergne ſei das Kind nach Paris zur Fechtmeiſtersfrau gebracht worden! Wie aber hätte die Marquiſe das zugeben können, es ſo aus dem Kreiſe ihrer Beobachtung zu entfernen und es noch dazu der Pigoreau überlaſſen, die in beſtändigem Verkehr und Briefwechſel mit den Leuten im Schloſſe ſtand? Die Verſchwiegenheit einer ſolchen Perſon ſollte mit 2000 Livres erkauft ſein, ein Gebot, welches ſo leicht von Jedem überboten werden konnte.

Das Summum der Ungereimtheit aber ſei, daß die Pigoreau daſſelbe Kind, aus der angegebenen Veranlaſſung, in das Schloß von St. Geran wieder zurückgebracht, daß Beaulieu ſelbſt es den Aeltern vorgeſtellt habe. Sei es menſchenmöglich, daß die Marquiſe, daß St. Mairant dies würden zugegeben haben? Wenn die Angabe der Gräfin wahr ſei, daß Beaulieu häufig in verſteckten Reden auf die wahre Abkunft des Knaben angeſpielt habe, hätten da nicht Gräfin und Graf mit beiden Händen zugreifen und ein Mehres von ihm erpreſſen müſſen? Auf dem Todtenbette ſoll ihm ein Bekenntniß auf den Lippen geſchwebt haben, wie jetzt die Gräfin und der Graf vorgeben; aber auch da noch wären keine Anſtalten gemacht worden, dem Geheimniß nachzuſpüren.

Nach Angabe der Gräfin habe sie die Thatsache, welche sie jetzt behauptet, längst geahnet und geglaubt; wie sei es da möglich, daß die jetzt so überaus eifrige Mutter so lange Zeit unthätig und gleichgültig geblieben und so viele Personen ruhig hinsterben lassen, aus deren Munde allein ne Gewißheit, freiwillig oder durch Zwang, erlangen können? So lange die Marquise von Bouillé lebte, habe man sich nicht getraut, den geringsten Verdacht gegen dieselbe auszusprechen; erst als sie die Augen geschlossen, sei man mit dem Roman hervorgetreten, weil sie, als ein zu furchtbarer Zeuge, durch ein einziges Wort den ganzen phantastischen Grund zerstören können, auf den man die Fortdäuer des Geschlechts von St. Geran bauen wollte.

Auf die Kerkerausſagen der todten Hebamme könne gar nichts ankommen. Seine Gewalt, als Gouverneur der Provinz, misbrauchend, vielleicht aus Nachgiebigkeit gegen seine listige Gattin, habe der Graf das arme Weib in das Gefängniß setzen lassen. Zu welchen Aussagen brächten nicht die Kerkerqualen! Was bedeuteten aber vor einem scharfblickenden Richter diese Geständnisse, welche sich in fortwährenden Widersprüchen umdrehten? Louise Gaillard war 83 Jahre alt, als sie im Parlamentsgefängniß gefährlich erkrankte. Als das Urtheil des Parlaments gesprochen werden sollte, suchten die Herzogin von Ventadour und die Gräfin von Lude darum an, daß sie noch ein Mal, durch zwei Räthe, vernommen würde. Dies ward ihnen abgeschlagen. Aber auf ihrem Sterbebette „gab sie in Gegenwart verschiedener Personen, mit aller Freimüthigkeit die Erklärung von sich, daß die Gräfin nicht entbunden worden sei und daß alle ihre ehemaligen, das Gegentheil enthaltenden Aussagen nur Folgen der Drohungen und Martern wä-

ren." Ebenfalls sei die Bitte beider genannten Damen, daß die Geistlichen, welche ihr das Sacrament ertheilt, darüber gerichtlich vernommen würden, ihnen abgeschlagen worden. — Auch diesen Umstand erfahren wir erst jetzt aus den Schriften der gegnerischen Advocaten; auf die Ermittelung des Thatbestandes läßt sich Pitaval nicht ein.

Allen Muthmaßungen nach habe sich die Gräfin lange Zeit vergeblich nach einem Kinde umgesehen, wahrscheinlich durch ihre aufmerksame Mutter, die Marschallin, in ihren Machinationen gestört, bis sie endlich der Pigoreau das ihre nicht abgekauft, sondern abgelockt habe und es der betrübten Mutter durch das erfundene Märchen entziehen wollen.

Der geheimnißvolle Taufschein, welchen die Gräfin producirt, habe allerdings seine Richtigkeit; auch daß die Pigoreau dabei interessire, aber in einer ganz andern Art, als die Gegner muthmaßen.

Marie Pigoreau hatte drei Kinder: einen Sohn Anton, der bei ihres Mannes Tode schon lebte; einen zweiten, mit dem sie damals schwanger war, der zwei Monate nach des Vaters Ableben, am 9. August 1639, geboren, auf den Namen Heinrich getauft und später in das St. Geran'sche Schloß gebracht wurde, wo ihm die Laune des Zufalls und des gräflichen Ehepaares den Namen eines Grafen von Palisse beilegte; endlich später, am 7. März 1642, noch einen dritten, die Frucht eines außerehelichen Umgangs mit dem Tanzmeister Bernhard von Montes. Dieser ward in der Kirche St. Jean am Quai getauft, aus sehr handgreiflichen Gründen unter so geheimnißvollen Umständen, da weder Vater noch Mutter sich gern nennen wollten; dieser ward zu Torcy gesäugt, welches beides Jeanne Ehevа-

lier beſorgte, deren Geſchäft war, Kindsbetterinnen zu pflegen und Kinder ſolchen Herkommens unterzubringen. Eine Badenhalterin, Madeleine Tripier, im Winkel bei St. Paul, habe das Kind frei und öffentlich bis 1618 erzogen. Als der Knabe herangewachſen, habe man ihn unter die Soldaten geſteckt, wo er noch jetzt diene.

Nach der Gräfin Vorgeben ſolle der zweite, nach des Vaters Tode, geborne Knabe, Heinrich, geſtorben und, ſtatt ſeiner, ihr ſpätgebornes Wunderkind von der Pigoreau angenommen ſein. Für jenes fehlen die Beweiſe, für dieſes die Motive. Die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde, wenn auch einer armen Frau ihres Standes und ihrer Lebensart, brauche nicht erwieſen zu werden, im Gegentheil müſſe die Vermuthung, bis zum geführten Gegenbeweiſe, dafür ſtreiten, daß ſie ihr Kind lieber für ſich habe, als im Beſitz einer andern Mutter, wenn dieſe auch Reichthümer und Ehren auf daſſelbe häufe. Das unnatürliche Motiv, daß ſie für Bezahlung einſtweilen ihr Mutterrecht aufgegeben habe, ſei aber durch nichts erwieſen.

Für die von der Pigoreau prätendirte Eigenſchaft des Kindes ſpreche der Beſitzſtand. Der Knabe hieß Heinrich Beaulieu und war der Sohn des Fechtmeiſters Beaulieu, unter dieſem Namen ſäugte ihn die Pigoreau und war ſeine obrigkeitlich beſtellte Vormünderin, bis er auf das Schloß von St. Geran kam. Unter dieſem Namen hat er noch in ſpätern Jahren Briefe an ſeine Mutter, Marie Pigoreau, und ſeinen Bruder, Anton Beaulieu, geſchrieben und der Almoſenier des Grafen berichtete über ihn, unter dieſem Namen, an deſſen wahrhafte Mutter, als er derſelben von der großen Gunſt ſchrieb, welche ihr Sohn im gräflichen Hauſe genieße.

An dieſem Status des Kindes könne das Teſtament

des Grafen nichts ändern, welches den Knaben förmlich als seinen Sohn erkennt. Denn der Graf, ein guter Mann, habe sich stets, aus zu weit getriebener Gefälligkeit, in die Wünsche seiner Gemahlin gefügt und ihren Phantasien gelebt, sodaß auch der Proceß in seinem Namen angefangen worden. Er müsse daher mit seiner Gemahlin als ein und dieselbe Person betrachtet werden und sein hinterlassenes Zeugniß habe um deswillen auf die vorliegende Frage gar keine Gültigkeit. Ueberdem hätten mehre vornehme, namhaft gemachte Personen aus der Familie jenes Bekenntniß des Grafen in seinem Testamente durch die That angefochten, indem sie es abgelehnt, die Gräfin zur Vormünderin des vorgeblichen Sohnes vorzuschlagen; und zwar aus dem Grunde, weil sie nicht die Hand dazu bieten wollen, den Sohn eines Fechtmeisters auf den Stamm des Hauses von Guiche zu pfropfen.

Ebenso wenig habe an dem Status des sogenannten Grafen von Palisse der Umstand etwas geändert, daß die Gerichte zu Moulins die Gräfin zur Vormünderin desselben ernannt hätten; denn diese Gerichte hätten es aus Rücksicht für den vornehmen Stand und die Einflüsse gethan, welche die Gräfin auf sie ausübe. Dann aber hätten die Herzogin von Ventadour und die Gräfin Lude bereits dagegen Protest eingelegt und die Vormundschaft durch den von ihnen angeregten Proceß inhibirt.

Bis hier waren die beiden Damen nur als Vertheidigerinnen der peinlich angeklagten Marie Pigoreau aufgetreten. Für sich selbst traten sie aber als Klägerinnen wider die Gräfin von St. Geran mit dem Antrage auf, ihnen den Nachlaß des kinderlos verstorbenen Grafen

von St. Geran auszuantworten, und stellten deshalb zwei Sätze auf:

Erstens: Wie auch der gegen die Hebamme Gaillard geführte und gegen die Pigoreau angefangene peinliche Proceß ausfalle, so werde doch dadurch gegen sie selbst nicht erwiesen, daß dasjenige Kind, welches die Gräfin Bernhard von Guiche und Grafen von Palisse nenne, der von ihr mit dem Grafen St. Geran erzeugte Sohn sei. Wenn gegen sie diese Fiction zu Recht bestehen solle, müsse sie im Civilprocesse gegen sie ausgemacht werden.

Zweitens: Habe die Gräfin zur Begründung ihrer vorgegebenen Mutterschaft nicht einen einzigen Beweis, der zu Recht beständig wäre, vorgebracht, das Kind müsse also für untergeschoben erklärt werden.

In der Ausführung dieser Sätze und der daraus gefolgerten Schlüsse gerathen wir in ein Gebiet juridischer Controverse, welches, zwar an sich von großer Bedeutung und wissenschaftlichem Interesse, uns, wenn wir die Schriften der Parteien auch nur in gedrängter Kürze wiedergeben wollten, doch zu weit von unserm Zwecke und den Interessen unserer Leser abführte. Daß Jemand das Kind eines Andern sei, war der Satz der Gegner, lasse sich weder mit mathematischer, noch mit juridischer Gewißheit beweisen; man habe nur moralische Beweise, oft nur Vermuthungen, welche, um aus beständiger Unsicherheit herauszukommen, dem Richter genügen müßten. Taufregister und Kirchenbücher gälten für Beweise; aber, im Grunde genommen, welche schwache Beweise, wo der Priester nur Das aufschreibt, was ihm Die erzählen, welche das Kind zur Taufe bringen, und er keine Verpflichtung und kein Interesse hat, der Wahrheit nachzuspüren! Nach rechtlichem Herkommen werde aber, wenn dies

Taufzeugniß fehle, Das an Beweisesſtatt angenommen: wenn ein Kind von ſeinem Vater, ſeiner Mutter und allen Verwandten als ein rechtmäßiges, eheliches Kind erzogen und behandelt worden. Von dieſen Beweiſen ſei aber im vorliegenden Falle nichts, weder Taufregiſter, noch notoriſche Auferziehung im älterlichen Hauſe, ſondern das Gegentheil vorhanden. Das bloße Anerkenntniß von Vater und Mutter ſei aber an und für ſich kein Beweis, da Vater und Mutter einverſtanden ſein könnten, aus beſtimmten Urſachen ein fremdes Kind für das ihrige auszugeben; vielmehr müſſe in dieſem Falle ein geſetzmäßiger Beweis ihrer rechtmäßigen Geburt damit verbunden ſein.

Von allen durch das Geſetz zugelaſſenen Beweiſen ſei demnach im vorliegenden Falle auch kein einziger geführt und das einzige poſitive Zeugniß, das der Hebamme, verliere durch die Umſtände, unter denen es abgelegt, ſeine Beweiskraft. Somit träte der vorige Beſitzſtand, verſtärkt durch ſo viele dringende Vermuthungen, in ſeine alte Kraft. Der vorgebliche Bernhard von Guiche, genannt Graf von Paliſſe, war der nachgeborene Sohn des Fechtmeiſters Beaulieu und iſt es geblieben; denn die Gräfin Suſanne hat weder erwieſen, daß er ihr Sohn ſei, noch daß ſie jemals wirklich ſchwanger geweſen und mit einem Kinde niedergekommen iſt.

So die Ausführung der gegneriſchen Partei, die, wenn alle darin aufgeführten Thatſachen erwieſen, oder vielmehr, wenn die Behauptungen der Klägerin auf ſo ſchwachen Beweiſen, oder gar nur auf den Vermuthungen beruhten, wie ſie darin dargeſtellt worden, den Aus-

schlag der Sache zu Gunsten der Gegner ziemlich gewiß erscheinen ließen.

Aber der Beweis, den die Gräfin führte, beruhte auf zum Theil andern Thatsachen und Zeugnissen, zum Theil gewannen sie in der gegliederten Schlußfolge ihrer Deductionen ein völlig verändertes Ansehen, sodaß das, was nach jener Ausführung allerdings als ein aus der Luft gegriffener Roman erschien, an Wahrscheinlichkeit bedeutend zunahm.

Die Gräfin suchte vier Punkte darzuthun: 1) daß sie wirklich schwanger gewesen; 2) daß sie wirklich von einem lebendigen Kinde entbunden worden; 3) daß man ihr dieses Kind entführt habe; 4) daß das Kind, welches sie von der Pigoreau zurückfodere, das nämliche sei, welches sie zur Welt gebracht.

Der erste Punkt: die wirkliche Existenz einer Schwangerschaft, war zu jener Zeit die Sache der Notorietät in der Provinz. Es war ein so außerordentliches Ereigniß, daß die Gräfin von St. Geran, die Frau des Gouverneurs der Provinz, ihrem Gatten nach zwanzigjähriger Ehe einen Erben zu verschaffen versprach, daß alle Augen auf dies Wunder gerichtet waren, alle Welt davon sprach, sich davon überzeugen wollte. Eine Täuschung war da nicht möglich. Der Zweifel war durch die Umstände von selbst angeregt; hätte er irgendwo Grund und Boden gefunden, um Wurzel zu schießen, wäre er alsbald zu einem starken Baum aufgewachsen. Aber Niemand zweifelte, denn der erste Blick sagte zu Jedem von der augenfälligen Veränderung, welche in der Gräfin vorgegangen war. Die ersten und vornehmsten Damen, welche der Gattin ihres Gouverneurs die Aufwartung gemacht, hatten die Stärke ihres Busens, den ungewöhnlich starken Leib nicht allein gesehen, son-

dern auch befühlt. Die Gräfin von Saligni, ihre Tante, erklärte sich darüber gegen mehre Damen ohne alle Zweideutigkeit. Auch die alte Marschallin, gegen deren Glaubwürdigkeit Niemand etwas eingewendet, hatte, in Anerkennung der sichtlichen Schwangerschaft und der herannahenden Niederkunft, alle Einrichtungen getroffen, welche nöthig sind. Endlich bekundeten Aerzte und Wundärzte, welche, als die Gräfin den unglücklichen Fall gethan, herzugerufen waren, einstimmig, daß sie damals in schwangerm Zustande sich befunden.

Der zweite Punkt: Sie ist schwanger gewesen. Welchen Ausgang hat dann die Schwangerschaft genommen? Die nächste natürlichste Präsumtion ist: es wird darauf eine Niederkunft erfolgt sein. Der Hauptgrund der Gegner gegen eine solche ist, daß die Gräfin keine Schmerzen empfunden und Niemand ohne Schmerzen niederkommen könne. Aber sie hat durch 9 Stunden die allerheftigsten Schmerzen empfunden und solche Schmerzen, daß ihr grade deshalb der Schlaftrunk gereicht werden mußte; ein so starker, daß sie auch der letzte Durchbruch, der immer der schmerzhafteste ist, nicht habe ermuntern können. Denkbar sei es, daß sie alle diese Schmerzen wirklich empfunden habe, ohne in ihrer Erstarrung zu wissen, was deren Wirkung gewesen. Möglich, daß auch die letzten überaus heftigen Wehen während ihres noch wachen Zustandes die Geburt nachmals während ihres Schlafes erleichtert hätten.

Das Taschenspielerkunststück ward an keiner Frau versucht, welche schon oft in Wochen gelegen; bei der gänzlichen Unerfahrenheit der Gräfin lasse sich aber leicht erklären, daß sie nichts gemerkt und später, trotz ihrer lebhaften Empfindungen, sich doch vom Gegentheil überreden lassen. Noch hatte die Arglose nicht den entfern-

Schloß Avalon.

Dritter Band.

testen Grund, ein so schwarzes Complot zu argwöhnen. Sie war ja im Kreise der Ihrigen.

Auch sei es möglich, daß die ungeheuren Schmerzen noch vor dem Schlaftrunk ihr die Besinnung geraubt, daß sie da, in einer natürlichen Bewußtlosigkeit niedergekommen, das Kind während dessen heimlich bei Seite gebracht worden, und sie darauf aus einer Ohnmacht in den anscheinend unnatürlich festen Schlaf verfallen wäre.

Uebrigens sei es nicht ohne Beispiel, daß Frauen ohne Schmerzen gebähren. Von der Mutter des Cicero sei dies bekannt und die abyssinischen Weiber pflegten ohne alle schmerzhafte Empfindung zu gebähren (?). Wenn sie merkten, daß das Kind komme, ließen sie sich nur auf die Knie nieder und gebahren in dieser Stellung ohne alle Wehen!

Die Gräfin Susanne hat wirklich geboren. Dafür streitet erstens, wie angeführt, die Vermuthung, zweitens sind alle Anzeichen der hohen Schwangerschaft, welche vorhin bemerkt worden, plötzlich und zur berechneten Zeit wieder verschwunden.

Auch fehlt es nicht an Zeugen, die mehr oder minder entfernte Indicien bekunden. Einige haben nachher die Hebamme gesehen, wie sie Tücher auswusch, auf denen alle bei einer Entbindung gewöhnlichen Merkmale zu bemerken waren.

Ein Mädchen, welches im Schlosse diente, war am Morgen nach der Nacht der Hebamme begegnet, wie sie nach dem Schloßgraben ging, ein Pack Wäsche im Arm, augenscheinlich um dieselbe dort auszuwaschen. Sie fragte sie, was sie da trüge? Die Hebamme aber suchte sich mit der kurzen Antwort, es sei nichts, von ihr loszumachen. Das Mädchen ließ sich aber so nicht abweisen, sondern griff selbst zu. Sie fand, daß das Pack aus

ganz blutigen Tüchern bestand. Auf ihre Frage: ob denn die gnädige Frau niedergekommen, antwortete die Hebamme mit einer gewissen Heftigkeit: „Nein, sie ist nicht entbunden.“ Die Zeugin ließ sich aber damit nicht beschwichtigen. Keck erwiderte sie: „Was, die gnädige Frau sollte noch nicht entbunden sein und doch hat die Frau Marquise von Bouillé gesagt, es wäre schon geschehen, und die ist dabei gewesen.“ Die Hebamme, sichtlich bestürzt, sagte darauf: „Nun, wenn die Frau Marquise Das gesagt hat, so hat sie eine lange Zunge.“

Einige Zeugen hatten in der Nacht gesehen, wie Beaulieu aus dem Zimmer der Gräfin gegangen war und in einem Korbe ein Kind getragen hatte. Diese Zeugenaussagen stimmten ganz mit dem Bekenntniß, welches die Hebamme in ihrem fünften Verhöre abgelegt hatte.

Der eigene Sohn der Hebamme, Wilhelm Gaillard, bekannte, nach dem Tode seiner Mutter, frei und öffentlich, wie seine Mutter ihm oftmals versichert habe: die Gräfin sei wirklich mit einem Sohne niedergekommen; Beaulieu habe ihn bei Seite geschafft, nachmals aber wieder ins Schloß zurückgebracht, wo er als Page diene. Auch hätten die Herzogin von Ventadour und die Gräfin von Lude seine Mutter mit Geld unterstützt, um ihre Verschwiegenheit zu erkaufen.

Auch anderen Zeugen hatte die Hebamme und Beaulieu die Geschichte in derselben Art erzählt. Uebrigens verrathe das ganze Benehmen der Hebamme nach jener Nacht, sowie später im Gefängnisse, daß sie ihrer Schuld und der That, wie sie angegeben ist, bewußt gewesen. Statt die Schwangerschaft abzuleugnen, vertröstete sie die Gräfin und ihre Angehörigen, daß die Niederkunft noch stattfinden, daß das Kind im Mutterleibe eine fal-

sche Lage erhalten, daß der Mond oder eine Durchschüttelung die Geburt erleichtern werde. Wozu hatte sie dieses Hinziehen nöthig, weshalb dies Alles, wenn sie selbst überzeugt gewesen, daß keine Schwangerschaft vorangegangen und keine Geburt folgen werde? Hätte es nur gegolten, die Andern damals von der völligen Unstatthaftigkeit einer Phantasie zu überzeugen, wie leicht wäre das einer Hebamme, verständigen Frauen gegenüber, geworden. Sie brauchte sie ja nur mit eigenen Augen sehen zu lassen.

Das neugeborene Kind ist *entführt* worden. Von wem? Aus welchen Motiven? — Von der Marquise von Bouillé, in Verbindung mit ihrem Liebhaber, dem Marquis von St. Mairant. Die Motive sind von selbst gegeben und vielfach in dem Obigen ausgesprochen. Zu ihrer Unterstützung kommt es vor Allem darauf an, den Charakter beider Personen zu ermitteln.

Der Marquis war wegen Falschmünzerei, Zauberei und Blutschande angeklagt; er war verdächtigt, seine Gattin erwürgt zu haben, um eine andere Frau zu heirathen, und dieser, die auch noch verheirathet war, sei er mit Rathschlägen an die Hand gegangen, wie sie ihren Mann bei Seite schaffen könne. Die Gerichte der Auvergne verfolgten ihn, sein Vetter, der Graf St. Geran, schützte ihn als Gouverneur der Provinz. Von einem solchen Manne konnte man sich jeder bösen That, jedes schlechten Rathes versehen.

Wie aber konnte eine bis da unbefleckte Dame sich einem solchen verbrecherischen Menschen hingeben, wie auf seine Rathschläge hören? Er war schön, von einnehmendem Wesen, und besaß, bei großem Verstande, die Kunst zu überreden und zu verführen in hohem Grade. Die Siege solcher gefährlichen Menschen, selbst

wenn sie den Stempel des Verbrechens auf der Stirn tragen, selbst wenn ihre Hände von Blute rauchen, sind nicht selten über das schwache Frauenherz. Die Geschichte weiß davon große Beispiele, vor Bothwell und nach Bothwell. Ein Verfolgter ist immer interessant; seine Klagen, seine Bekenntnisse, niedergelegt vor einer zarten Frau, die er zu seiner Richterin wählt, sind verführerisch. Sie hofft, die Berufene zu sein, die ihn zum Edlen erheben werde; sie hofft, die eine wahre Liebe zu sein, die er nicht täuschen will. Genug, die junge Marquise liebte ihn. Seine zerrütteten Vermögensumstände waren kein Hinderniß für ihre Leidenschaft, und wie diese zu bessern wären, da zeigte sich das Auskunftsmittel von selbst.

Die Marquise hatte sich durch 20 Jahre als die einzige Erbin ihres kinderlosen Bruders betrachtet. Ihre Ansprüche erschienen ihr durch diese lange Zeit fast verjährt; sie betrachtete sich in vollem Rechte, und daß ihre Schwägerin jetzt noch schwanger sein und ein Kind in die Welt setzen wollte, schien ihr eigentlich unerlaubt, als eine Störung, eine Beraubung ihrer von aller Welt im voraus anerkannten Rechte. Wenn das Kind heimlich fortgeschafft würde, geschähe kein Uebel; nur der alte Rechtszustand träte wieder ein. Das Kind selbst empfinde nichts von dem Verluste, wenn man es ehrlichen und armen Aeltern unterschöbe, es gut erzöge und später ihm ein mäßiges Glück bereitete. Unwissend, welche Ansprüche ihm die Geburt verliehen, würde es mit seinem Loose vielleicht sehr zufrieden sein.

Durch St. Mairant's verführerische Beredtsamkeit, die von solchen Fundamenten aus arbeitete, ließ sich die Marquise allmälig in das Complot ein. In ihrer Leidenschaft war sie bald seine Gefangene und er hütete

sich, sie frei zu lassen. So sah sie nicht ein, daß ihre Intrigue, auch wenn sie gelang, möglicherweise ganz umsonst konnte gesponnen sein, wenn die Gräfin zum zweiten oder dritten Male niederkam. Auch konnte sie sterben und der Graf eine zweite Gemahlin heimführen. Das aber waren zu weitaussehende Betrachtungen für ihre leidenschaftliche Aufregung.

Beide Verbündete fanden in der Hebamme eine ihrer würdige Helfershelferin. Man wußte folgenden Ruhm ihr nachzusagen. Der Marquis von St. Mairant hatte einst einen Liebeshandel mit einer Demoiselle Jacqueline de la Gardie. Die junge Dame erklärte auf seine stürmischen Angriffe sehr naiv, sie würde sich ihm nicht mehr widersetzen, wenn sie nicht eine so große Furcht vor den Schmerzen der Niederkunft hätte. Der Marquis versicherte ihr darauf, wenn ihre Vertraulichkeit solche Folgen haben sollte, kenne er eine treffliche Hebamme, die Louise Gaillard, welche die Kunst verstehe, bei der Entbindung den Weibern die Schmerzen zu benehmen, und sich darin schon oft versucht habe. Die Demoiselle de la Garde hat diesen Umstand selbst als Zeugin in dem Proceß bekundet.

Man meint, die Bestechung eines so treuen Hausdieners, wie des Haushofmeisters Beaulieu, müsse den Verbundenen sehr schwer geworden sein. Möglich; aber er war ein kriechender Diener und kriechende Seelen sind leicht zu verführen. Wenn er nicht durch baares Geld, so ward er durch ungeheure Versprechungen bestochen; aber er handelte nicht leichtsinnig, indem er sie annahm, denn er hatte die Bürgschaft dafür in Händen, seine Kenntniß vom Complot und das Kind selbst.* Mit denselben Mitteln und auf dieselbe sichere Bürgschaft vertrauend, ließen sich wahrscheinlich auch die Hebamme

und die Geſchwiſter Quinet beſtechen; auch noch andere Verbündete, von denen ſpäter die Rede ſein wird. Je mehr ihrer waren, um deſto ſicherer waren ſie, den eigentlichen Urhebern des Complottes gegenüber, und von Seiten dieſer bedurfte es daher keines Geldaufwandes, welcher ihre damals beſchränkten Mittel überſtiegen hätte.

Für die Thatſache, daß das Kind wirklich entführt worden, ſprechen aber folgende Zeugniſſe unverdächtiger Perſonen.

Die oben erwähnte Jacqueline de la Gardie bekundete, der Marquis von St. Mairant habe ihr einſt erzählt: durch ein ſinnreiches Kunſtſtück, welches er ins Werk geſetzt, ſei der Sohn eines Gouverneurs einer Provinz, ja der Enkel eines Marſchalls von Frankreich, entführt worden. Als ſie ein anderes Mal mit ihm über die Marquiſe von Bouillé geſprochen, habe er geäußert: wenn die Marquiſe noch reich würde, ſo wäre ſie ihm dafür Dank ſchuldig. Noch ſpäter befanden ſich Beide auf einem Landgute in einer ſehr ſchönen Gegend, welches dem Marquis gehörte. Voll Entzücken rief die Geliebte: „Ah quel beau lieu!“ worauf St. Mairant erwidert: „J'ai encore un autre beau lieu, qui m'a rendu les moyens, de faire une fortune de 500,000 écus!

Jadelon, Sieur von Barbe Sange, fuhr einſt auf der Poſt, die von Paris nach der Auvergne führt, mit dem Marquis von St. Mairant. Unterweges vertraute ihm der Letztere geradezu, daß die Gräfin von St. Geran wirklich entbunden worden, und er, der Marquis, das Kind in ſeiner Gewalt habe.

Noch beſtimmter lautete das Zeugniß eines jungen Edelmannes, Prudent Berger, der früher als Page in Dienſten des Marquis geſtanden und bei ihm viel

gegolten hatte. Als St. Mairant später, seiner schweren Verbrechen wegen, im Gefängnisse des pariser Parlaments gesessen, erzählte er seinem Vertrauten die ganze Geschichte von der Entführung des Kindes mit allen den Einzelnheiten, die wir bereits kennen. Berger gab ihm seine Verwunderung darüber zu erkennen, daß er, den schon so verdrießliche Händel drückten, sich nicht von der Sache loszumachen suche. Der Marquis hatte darauf geantwortet, daß er schon ein Mal den Entschluß gefaßt gehabt, das Kind seinem Vater zurückzugeben, zumal da auch ein Kapuziner, dem er gebeichtet, ihm diese Buße bereits auferlegt habe. Später ein Mal, als St. Mairant, durch Nachsicht des Stockmeisters, gelegentliche Spaziergänge außerhalb des Gefängnisses gemacht, hatte der Marquis ihn, den Zeugen, auf ein Kind von ungefähr sieben Jahren, das blond und schön gewesen, aufmerksam gemacht und ihm gesagt, er solle es wohl in Augen behalten, wenn er ihn etwa später ein Mal zu dem Knaben schicken sollte. Noch später gestand er ihm, eben dieser Knabe sei das Kind des Grafen St. Geran gewesen. Der Zeuge erkannte vor Gericht bei der Confrontation den Grafen von Palisse für dasselbe Kind an.

Auf seinem Sterbebette, als der Geistliche ihn mit den Sacramenten versah, erklärte der Marquis mit vieler Unruhe: er habe dem Grafen und der Gräfin von St. Geran noch ein Geheimniß zu entdecken; aber der Todeskrampf überkam ihn zu plötzlich und er starb, ohne das Wort auszusprechen. Auch dies ward durch verschiedene Zeugen bekundet.

Kann, nach so bestimmten Zeugenaussagen, noch die Thatsache der Entführung und daß der Marquis von St. Mairant der Hauptthäter war, bezweifelt werden? Daß die Marquise von Bouillé dabei seine Verbündete

geweſen, wäre allerdings noch zu beweiſen. Aber ſchon aus dem bisher Ermittelten ſprechen dafür die dringendſten Vermuthungen: ihre plötzliche Abreiſe von Vichy, nachdem die Gräfin ihre Unterredung mit der Hebamme belauſcht hatte; ihr Eifer, womit ſie ſich dieſer Frau im Proceſſe annahm; das Geld, welches ſie anwandte, den Lauf deſſelben zu hemmen.

Ein beſtimmteres Zeugniß legte der eigene Stallmeiſter der Marquiſe, der Herr von Foreſtière, aber erſt nach ihrem Tode, ab.

Die beiden Kammermädchen der Frau von Bouillé, die Schweſtern Quinet, waren, in äußerſtem Verdruß über die Marquiſe, aus deren Dienſten gegangen. Die älteſte war ſogar ſo weit gegangen, daß ſie ihr die geballte Fauſt unter die Naſe hielt und, wie in raſendem Zorn, ihr erklärte: es gereue ſie Alles, woran ſie Theil genommen und ſie wolle das ganze Geheimniß verrathen, und wenn ſie auch dafür gehangen würde. Foreſtière war auf Befehl ſeiner Herrin zu den Schweſtern nach Riez geritten, um ihnen Geld zu bringen; auch machte er ihnen das Anerbieten, wieder zur Marquiſe zurückzukehren, wo ſie es ſo gut wie irgend möglich haben ſollten.

Die Schweſtern zeigten ſich auch nicht abgeneigt. Sie erklärten dem Stallmeiſter, der Guardian der Kapuziner habe ihnen ihr Geheimniß durch das Verſprechen einer großen Belohnung von Seiten der Gräfin von St. Geran abloken wollen, ſie wären aber ihrer früheren Herrin zu viele Verbindlichkeiten ſchuldig. Um ſich dankbar zu zeigen, hatten ſie dem Herrn von Foreſtière einen Aufſatz von 25 Artikeln übergeben, welche ihnen der Guardian auf ihren Wunſch und um ſich die Sache reiflicher zu überlegen, vorgelegt hatte. Dieſen möchte der Stallmeiſter der Marquiſe überreichen, damit ſie

in Stand geſetzt werde, ihnen Anleitung zu geben, wie ſie auf die Fragen antworten ſollten.

Foreſtière ſelbſt verließ einige Zeit darauf die Dienſte der Marquiſe. Beim Abſchiede warnte ſie ihn, ja nichts von Dem auszuplaudern, was er von den Quinets erfahren. Ihr Haushofmeiſter Lisle wiſſe mit Dolchen umzugehen, und ſie ſtände ihm für eine Belohnung von hundert Stichen für ſeine Schwatzhaftigkeit.

Ob die Quinets ſelbſt vernommen worden, erhellt aus Pitaval's Mittheilungen nicht, obgleich dies Verfahren, wenn ſie nicht etwa ſpäter verſchwunden waren, ſo nahe lag. Wir erfahren nur aus den klägeriſchen Deductionen: daß Beide wirklich wieder in die Dienſte der Marquiſe traten. Sie verheirathete die älteſte Schweſter, mit 12,000 Livres Mitgabe, an ihren Haushofmeiſter Lisle; die jüngſte mußte bei ihr bleiben. Trotz dieſer Gunſtbezeigungen konnten ſie indeß ihrer geſchwätzigen Natur nicht Meiſter werden. Zum Marquis von Canillac äußerte die älteſte eines Tages, als grade ein Monitorium wegen dieſer Sache von den Kanzeln verleſen wurde: „Der Herr Graf von St. Geran ſucht Etwas ſehr weit, was er doch ganz nahe bei ſich hätte.“

Dieſe Umſtände waren ſchon in dem erſten Proceſſe gegen die Hebamme zur Sprache gekommen, und es war drauf und dran, daß die Gerichte wider die Marquiſe von Bouillé eingeſchritten wären, wenn nicht der Graf von St. Geran ſelbſt, der damals noch lebte, es mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln hintertrieben hätte, um die Ehre ſeiner leiblichen Schweſter zu ſchonen.

Eben ſo deutliche Zeugniſſe wie gegen die Marquiſe ſprachen für die Mitſchuld des Haushofmeiſters Beaulieu.

Aus den Ausſagen der Mademoiſelle de la Gardie wiſſen wir St. Mairant's verfängliche Aeußerung über

den beau lieu, der ihm ein Vermögen von 500,000 Thaler zuzuwenden versprochen. Deutlicher spricht für seine Schuld sein eigenes Benehmen seit der verhängnißvollen Nacht.

Sichtlich wurde der sonst heitere, lebenslustige Mann seitdem von einer innern Unruhe umhergetrieben, welche ihn nie verließ. Er ließ Reden fallen, aus denen man schließen konnte, daß ihm ein Geheimniß auf dem Herzen lag, welches er gern entdeckt hätte. Oftmals, wenn er sah, wie der Graf und die Gräfin den Knaben Heinrich mit Liebkosungen überhäuften, gab er zu verstehen, sie hätten mehr Ursache, den Knaben zu lieben, als sie selbst glaubten. Zu anderer Zeit ließ er fallen, er habe das Leben und die Ehre der Marquise von Bouillé in Händen; sie müsse zittern, wenn sie ihn sähe. Zu einem Steuerbeamten in Moulins, der einst äußerte, er könne sich glücklich schätzen, daß sein Neffe von dem gräflichen Ehepaare so außerordentlich geliebt werde, sagte er: „Sie können ihn wol lieben, denn er geht sie nahe genug an."

Einem Mönche legte er die Gewissensfrage vor: ob Jemand, der Antheil an der Entführung eines Kindes genommen, sein Gewissen schon hinlänglich befreit hätte, wenn er das Kind wieder in die Hände der Aeltern zurückgeliefert, jedoch ohne ihnen zu sagen, daß es ihr Kind sei?

Beaulieu entfuhren diese Aeußerungen wahrscheinlich in der Ueberzeugung, daß sie von keinen Folgen sein würden; die Zeit habe bereits eine dichte Hülle über sein Verbrechen gebreitet. Die Hauptpersonen beim Complot mochten anders denken; ihnen schienen diese Aeußerungen sehr gefährlich und — sagen die Ankläger, füh-

ren aber keine Beweiſe dafür an — ſie entledigten ſich des Schwähers durch ihm beigebrachtes Gift.

Mit dem Tode ringend verlangte Beaulieu ſehnlichſt, ſeine Herrſchaft zu ſprechen. Er habe ſie um eines großen Schadens willen, den er ihnen zugefügt, um Verzeihung zu bitten. Der Graf und die Gräfin dachten an irgend eine Veruntreuung, die er ſich zu Schulden kommen laſſen und wollten ihn ſchonen. Sie verlangten deshalb keine Erklärung und zögerten, an ſein Sterbebett zu kommen. So ließen ſie ihn ſterben, ohne ihn geſehen zu haben! Erſt ſpäter fanden ſie Gründe genug, dieſe, freilich unbegreifliche, Nachläſſigkeit zu bereuen.

Die Deduction der Kläger kam auf den vierten wichtigen Punkt, daß der von der Gräfin auferzogene Knabe, Heinrich oder Bernhard, genannt Graf von Paliſſe, mit dem Kinde identiſch ſei, welches in der Nacht zum 17. Auguſt von der Gräfin geboren und von den Verbündeten entführt worden. Sie lieferten darüber folgende Geſchichtserzählung, beſtätigt durch die Ausſagen ſolcher Zeugen, welche ſich das Kind, ſo zu ſagen, von Hand in Hand zugelangt hatten.

Als das Kind zur Welt gekommen war, bemühte ſich die Hebamme, es beim Leben zu erhalten. Sie löſte und unterband ihm die Nabelſchnur. Aber einen Augenblick darauf beſann ſie ſich eines Andern; ſie wollte das unſchuldige Weſen umbringen und fing ſchon an, ihm den Hirnſchädel einzudrücken, ſodaß es kaum ihren Klauen entriſſen werden konnte. Weshalb dieſe Wuth ſie überkam, ob auf Wink St. Mairant's, oder der Marquiſe, oder weil ſie dachte, ſchnell ihn abgethan, ſo iſt alle Gefahr und Noth vorüber, wird uns nicht geſagt, wol aber, daß der Knabe zeitlebens Zeichen des mörderiſchen Angriffs dieſes Weibes an ſeinem Leibe behalten habe.

Wenn dieser Angriff aber wahr ist, so läßt sich aus allgemein psychologischen Gründen sehr wohl erklären, wie gerade die Hauptanstifterin des Verbrechens, die Marquise von Bouillé, sich demselben widersetzt habe. Sie war ein Weib, noch kein durchaus verderbtes Weib, sie war die Tante des Knaben; sie wollte ihn verschwinden machen, lechzte aber nicht nach seinem Blute. In einer edlen, doch sehr natürlichen, Regung entriß sie ihn den Händen der Mörderin. Vielleicht that es auch Beaulieu, möglicher Weise auch St. Mairant selbst. Die Männer wußten, was ein Mord für Folgen haben könne; der Letztere dachte auch vielleicht, daß er in dem lebendig erhaltenen Kinde ein Unterpfand behalte, welches ihm die Marquise in seine Hand liefere.

Man legte das Kind eingewickelt in einen Korb. Beaulieu trug es, unter seinem Mantel, aus dem Zimmer bis an die Pforte am Schloßgraben, ging über die Brücke in den Park, welcher zwölf Ausgänge hatte, zu welchen allen Beaulieu die Schlüssel besaß. Hier, nachdem er hinaus war, setzte er sich auf ein bereit stehendes Pferd und ritt nach einem eine Stunde entfernten Dorfe, wo die Frau eines gewissen Claude Gautier dem Kinde die erste Milch gab. Dann ritt er weiter, durch den Fluß Allier nach Port de la Chaise, stieg hier bei einem gewissen Bouchand ab, ließ das Kind durch die Wirthin vom Hause säugen und verfolgte dann seinen Weg nach der Auvergne.

Der Tag war sehr heiß, die Luft drückend, das Pferd wurde matt und das Kind unruhig. Als ein Fuhrmann vorüberkam, Paul Poition, der eben nach Riom fahren wollte, ward Beaulieu bald mit ihm Handels eins, setzte sich mit dem Kinde in den Wagen und band das Pferd hinten an. Im Gespräch mit dem Fuhrmanne erzählte

er ihm, er würde nicht ſo viel Sorge für das Kind tragen, wenn es nicht aus einem der vornehmſten Häuſer im Bourbonnais ſtamme. Gegen Mittag kamen ſie abermals nach einem namhaft gemachten Dorfe, wo die Wirthin, bei der ſie einkehrten, dem Kinde wieder die Bruſt gab. Da ſie es noch ganz blutig fand, wärmte ſie Waſſer und wuſch es am ganzen Leibe. Beaulieu fuhr mit Poition noch bis Riom. Dort trennte er ſich von ihm, indem er ihm eine falſche Anweiſung gab, wo er anzutreffen wäre. Er ſelbſt ſetzte ſeine Reiſe auf einer genau beſchriebenen Tour bis in das Gebirgsdorf Descoutour, in der Auvergne fort. Hier, wo die Marquiſe von Bouillé ein Schloß beſaß, in welchem ſie ſich dann und wann aufhielt, übergab er das Kind an eine Frau, Namens Gabriele Moiniot, die es ſäugen ſollte, und zahlte ihr einen Monat Lohn im voraus.

Die Frau aber wurde ängſtlich, weil man ihr den Namen der Aeltern des Kindes nicht ſagen wollte, auch nicht, wohin ſie von dem Säugling Nachricht geben könne. Sie behielt es daher nur 8 Tage bei ſich. Das Geheimnißvolle der Sache machte in der ganzen Gegend Aufſehen; es wollte ſich Niemand mehr zur Amme hergeben. Um deshalb brachte man das Kind aus dem Dorfe fort. Bis hier gründen ſich die Berichte auf die unverdächtigen Zeugniſſe des Fuhrmannes, der Frauen, welche das Kind ſäugten, und anderer Leute, welche es unterwegs ſahen.

Von da ab weiß man aber nicht mehr von ihm, als daß Leute es abgeholt, mit ihm auf der Landſtraße von Burgund fortgingen und ihren Weg quer durch einen großen Wald nahmen, wo man ihre Spur verlor. Erſt in Paris findet ſich der Faden der Geſchichte wieder deutlicher vor. Der Knabe ward der Marie Pigoreau über-

geben, die den Säugling ſehr gern aufnahm, weil man ihr zu ſeiner Erziehung 2000 Livres beim Krämer Ragunet daſelbſt anwies.

Das Kind war noch ungetauft und blieb es bis zum ſiebenten Monat nach ſeiner Geburt. Aber die Pigoreau fand Mittel, daſſelbe ohne Nennung eines Namens in der Kirche St. Jean am Quai taufen zu laſſen, worüber der myſteriöſe Taufſchein, der zu den Acten gekommen, ausgeſtellt wurde.

Erwieſen durch Zeugen iſt, daß die Pigoreau ſelbſt, in Perſon, bei der Taufe zugegen war; ſie ſaß während der Handlung im Beichtſtuhl und gab dem Pathen für ſeine Mühe ſechs Sous. Die Mutter eines Täuflings pflegt nicht bei der Taufe zu ſein. Nach dem Datum des Scheines war ſie damals ſchon allzulange Witwe, um noch jetzt mit einem Kinde ihres verſtorbenen Mannes niedergekommen zu ſein. Der Behauptung der Gegner, daß der getaufte Knabe ein uneheliches Kind derſelben geweſen, wird ſeltſamerweiſe nur mit der Präſumtion, die für die Ehrbarkeit der Pigoreau ſpreche, begegnet. Man wandte wahrſcheinlich um deswillen nicht viel Mühe auf dieſen Punkt, weil die gegneriſche Behauptung einer ſoliden Begründung entbehrte.

Der Krämer Ragunet bekundete, ihm ſei aufgetragen worden, der Pigoreau 2000 Livres auszuzahlen, mit dem Verſprechen, ihr künftig noch mehr zu geben, wenn ſie das Kind erzöge. Wäre es ihr eignes Kind geweſen, wie kam man dazu, ihr eine ſo bedeutende Summe auszuſetzen? Sie war immer in dürftigen Umſtänden; auf ein Mal, ohne daß man einen Grund der Veränderung wahrgenommen, befand ſie ſich in einer Art Wohlſtand. Ragunet hatte ihr aber ſpäter nichts mehr auszahlen ſollen, weil — das Kind nicht mehr bei ihr war.

Die Pigoreau versah, seit dem Tauftage, das Kind mit seiner Wäsche, die weit über ihren Stand war. Sie brachte es nach Torcy. Zu ihrer Gevatterin, der Frau Paillard, welcher sie es zum Säugen übergab, sagte sie: das Kind gehöre sehr vornehmen Aeltern, und ihr eigen Leben wäre ihr nicht so lieb, als die Erhaltung des Kleinen.

Die Paillard ward krank und die Pigoreau mußte das Kind wieder von ihr abholen. Bei der Gelegenheit äußerte sie: es sei Schade, daß sie das Kind nicht weiter säugen könne. Das würde ihr so viel eingetragen haben, daß sie zeitlebens nichts weiter gebraucht hätte.

Eine Witwe Seguin in Torcy erhielt nun von ihr das Kind zum Säugen. Auch dieser vertraute sie in ihrer Schwatzhaftigkeit das Geheimniß an: daß das Kind von vornehmer Geburt sei. Sein Vater, ein großer Herr, würde gewiß ihr Glück machen, wenn sie es wohl in Obacht nähme.

Als der Knabe 18 Monat alt war, wurde er entwöhnt und die Pigoreau nahm ihn zu sich. Jetzt hieß er Heinrich und galt für ihren verstorbenen Sohn Heinrich. Da aber ihre Nachbarn und Bekannten von dem Tode desselben unterrichtet waren, miethete sie sich in einem entfernten Viertel der Stadt ein, wo sie Niemand kannte.

Die Marquise mochte des Zahlens der bedeutenden Summen überdrüssig werden, da sich noch gar kein Endpunkt zeigte, wo sie die Früchte ihres Betruges ernten konnte. Die Pigoreau suchte sich deshalb des Kindes wieder zu entledigen und brachte es zu ihrem Schwager Beaulieu, der, gern oder ungern, sich des Knaben annehmen mußte, und der weitere Hergang ist uns bekannt.

Alle diese Umstände, in Verbindung gebracht mit den

oben erwähnten Aeußerungen Beaulieu's, der Quinet's u. A., begründen schon an und für sich eine starke Vermuthung, daß dieses Kind identisch ist mit dem im Dorfe der Auvergne untergebrachten, also auch mit dem, welches die Gräfin Susanne geboren und das ihr in jener Nacht gestohlen wurde. Dazu kommen aber noch folgende durch vollgültige Zeugenaussagen bekundete Umstände.

Mehre hatten die Pigoreau zu verschiedenen Malen ausrufen hören: sie dürfe blos für ihren ältesten Sohn sorgen, der Kleine habe sein Glück schon gemacht. Als sie ein ander Mal von dem Entschlusse sprach, ihren Heinrich fortzugeben, stellte man ihr vor, sie solle doch lieber den Aeltesten fortbringen und den Kleinen behalten, worauf sie antwortete: es könne nicht anders sein, das hänge nicht von ihr ab.

Der Pathe des Kindes, Maur Marmion, der Krämer Ragunet und die Magd der Pigoreau hatten mehrmals gehört, wie sie sagte: der Graf von St. Geran sei schuldig, das Kind zu sich zu nehmen. Zu Andern hatte sie geäußert: der Knabe sei aus einem viel zu guten Hause, als um Pagenlivrei zu tragen.

Die Pigoreau selbst gab durch ihr Benehmen während des Processes der Vermuthung die größte Stärke. Ihr war durch ein Arrêt des Parlaments, unter Verwarnung, daß sie sonst der wider sie angebrachten Beschuldigungen für überwiesen erachtet werden solle, verboten, sich aus Paris zu entfernen. Ja, sie selbst (freilich auf Eingebung der Herzogin von Ventadour und der Gräfin von Lude) hatte darauf angetragen, sie mit gewissen Zeugen zu confrontiren, und man erwartete von ihrer Kunst, Winkelzüge zu machen, und von ihrer Zungengabe, daß sie die Zeugen außer Fassung bringen würde. Als aber der Befehl an sie ergangen war, sich behufs

dieſer Confrontation auf drei Tage ins Parlamentsgefängniß zu ſtellen, mußte ſie der Muth verlaſſen haben. Sie war plötzlich aus Paris geflüchtet und iſt nicht wieder zum Vorſchein gekommen.

Es iſt ferner erwieſen, daß St. Mairant geäußert, er habe den Sohn eines vornehmen Mannes in ſeiner Gewalt, daß dieſer Knabe der Sohn des Grafen St. Geran ſei. Zur Pigoreau hatte er ſich mehrmals in Begleitung eines Pagen begeben und dieſem anempfohlen, den Kleinen wohl ins Auge zu faſſen, um ihn wieder zu erkennen; und dieſer Kleine iſt Derſelbe mit dem Knaben, welcher im Schloſſe von St. Geran aufgenommen worden.

Der Identität des Knaben, den die Pigoreau ſäugen laſſen, mit dem geraubten Kinde der Gräfin Suſanne ſtände alſo nur der nicht ganz gehobene Einwand entgegen, daß der Sohn der Pigoreau, Heinrich, nicht erweislich geſtorben ſei, daß demnach die Vermuthung für ſie ſtreiten könne, es ſei nicht das geraubte Grafenkind, ſondern der Fechtmeiſtersſohn Heinrich. Einen Todtenſchein konnte die klagende Partei nicht aufbringen; aber auch hier wußten zwei Zeugen von außergerichtlichen Zugeſtändniſſen der Pigoreau, daß ihr eigner Sohn Heinrich wirklich geſtorben ſei. Außerdem hatte der oben genannte Jadelon, Herr von Barbe Sange, noch aus dem eigenen Munde der Pigoreau gehört, das Kind, welches ſie aufs Schloß gebracht, wäre nicht ihr Sohn, ſondern des Grafen, und ſeiner Zeit wolle ſie das ſchon beweiſen.

Die Gräfin von Montalivan hatte von der Mutter der Pigoreau die ganze Geſchichte von der Entführung des Kindes bis zum Augenblick, wo es wieder in das Schloß gebracht wurde, erzählen gehört. In allen kleinen Umſtänden ſtimmte dieſe Erzählung mit den bisheri-

gen Aussagen. Endlich konnte das Kind schon um deswillen nicht der Posthumus des Fechtmeisters Beaulieu sein, weil der Knabe Heinrich, wie zu den Acten ermittelt worden, braun gewesen mit kleinen Augen, der Graf von Palisse aber blond war und große blaue Augen hatte.

Desgleichen konnte es nicht der Bastard des Tanzmeisters Bernhard von Mantes sein, weil dieser schwarzes Haar und eine ganz schwarzbraune Gesichtsfarbe hatte. Ob dieser Bastard des Tanzmeisters aber die Pigoreau zur Mutter habe, war nicht erwiesen, vielmehr stritt die Vermuthung dafür, daß die Fechtmeisterswitwe sich fälschlich und zur Verunglimpfung ihrer eigenen Ehre, für die außereheliche Mutter des Bastards ausgegeben. Dagegen stellte sich heraus, daß der Bastard anderswo gesäugt und entwöhnt, auch bei seinem natürlichen Vater erzogen worden.

Schließlich hatte, als eine Commission des Parlaments sich zur Untersuchung der Sache nach Torcy mit dem kleinen blonden Grafen von Palisse begeben, sowol die Amme, als eine große Zahl dort wohnhafter Personen ihn für den Säugling erkannt, welchen die Pigoreau dahin gebracht, und in dessen Namen sie Allen, welche sich um ihn verdient machen würden, so vielerlei versprochen hatte. Sie Alle erkannten ihn an seiner weißen Haut, an der Farbe seiner Augen und Haare und — an dem Eindruck, welchen die Finger der mörderischen Hebamme auf seinem Kopfe zurückgelassen hatten!,

---

Wir konnten bei einem Processe, der vor zweihundert Jahren geführt wurde, und dessen Actenstücke, wie sie uns vorliegen, auch schon ein hundert und funfzig-

jähriges Alter in Anspruch nehmen, nur dem Gewährsmanne, der sie uns aufbehielt, folgen, mußten deshalb die historische Reihefolge des wirklich Ermittelten verlassen und, uns dem Gange, den er erwählt, anschließend, zuerst die Zweifelsgründe, dann die Entscheidungsgründe, beide nach Darstellung der Parteien, geben. Daß für unsere Anschauungsweise eines Criminalprocesses in dieser Art viel Ungenügendes, unsern Rechtsgefühlen Widerstrebendes liegt, brauche ich nicht anzuführen. Indessen hätte der Versuch, eine wirklich geschichtliche Darstellung der Thatsachen unsererseits, ohne Beihülfe wirklicher Actenstücke, auf andere Abwege geführt. Zudem dürfen wir annehmen, daß Pitaval, nachdem er die rationes dubitandi der Gegner vorausgeschickt, in der umständlichern, mit allen Beweismitteln ausgestatteten Ausführung der Gräfin St. Geran zugleich, wie ein gerichtlicher Referent, die Entscheidungsgründe, welche die Richter in letzter Instanz bestimmten, im Auge gehabt habe.

Diese letzteren mußten überwiegend erscheinen. Es war überzeugend nachgewiesen: daß die Gräfin wirklich schwanger gewesen; daß sie entbunden worden; daß der Marquis von St. Maixant und die Marquise von Bouillé das Kind fortgeschafft hatten; daß die Hebamme, als dämonisches Werkzeug dieses Verbrechens, das Kind dem Haushofmeister Beaulieu übergeben; daß dieser es noch in derselben Nacht fortgetragen hatte; daß er es, auf einer bestimmt nachzuweisenden Reiseroute, bis in ein Dorf der Auvergne gebracht, wo die Marquise von Bouillé angesessen war; daß von dort ein Knabe nach Paris in die Hände der Schwägerin Beaulieu's, der Pigoreau, gebracht wurde, für ~~das~~ von den nämlichen Personen, welche das Kind der Gräfin St. Geran entwandt, sehr viele und geheimnißvolle Sorge getragen wurde; daß die-

ſes Kind, nach ſo vielen complicirten Beweismitteln, für identiſch mit jenem angenommen werden muß, und daß dieſes Kind endlich, auf die angegebene Art, wieder in die Hände ſeiner Aeltern zurückgeliefert worden.

Die Lage der Parteien hatte ſich nach dieſen Ermittelungen umgewandelt. Die Beweiſe waren auf Seiten der Gräfin, die Herzogin von Ventadour und die Gräfin von Lude konnten ihre Anſprüche nur noch auf Vermuthungen begründen, und es kam darauf an, ob ſie von der Stärke waren, um die Kraft jener Beweiſe zu ſchwächen.

Es iſt ausgemacht, daß die Beweisführung, daß Jemand das Kind ſeiner Aeltern ſei, ſich nur auf Vermuthungen gründet. Wenn die Kindſchaft beſtritten wird, kann dies nur durch Vermuthungen geſchehen; die Vertheidigung kann ebenfalls nur Vermuthungen zum Fundament haben. Nach den franzöſiſchen Rechtsgelehrten, deren Autorität damals anerkannt war, dienten außer ſchriftlichen Documenten und dem Zeugniſſe der Aeltern, drei Stücke zum Beweiſe: die Erziehung, Zeugenausſagen und die Notorietät. Zugleich beſtimmten dieſe Rechtsgelehrten vier Umſtände, durch welche der Richter zur Gewißheit gelangen könne: 1) wenn das Kind von Vater und Mutter anerkannt worden, 2) wenn keine Urſache und kein vernünftiger Vorwand einer Einſchiebung angeführt werden können, 3) wenn Vater und Mutter den unbefleckten Ruf der Rechtlichkeit hätten und 4) wenn die Mutter wirklich ſchwanger geweſen.

Als Anzeichen für ein untergeſchobenes Kind werden dagegen angeführt: 1) wenn die angebliche Mutter ſchon ziemlich alt geweſen; 2) wenn ſie Reden ausgeſtoßen, aus denen man ein Verbrechen der Art wol muthmaßen könne; 3) wenn die angebliche Entbindung ohne Bei-

Schloß Avalon.

Frei nach dem Engliſchen

des

Walter Scott

vom

Ueberſetzer des Walladmor.

In drei Bänden.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1827

ſtand einer Hebamme erfolgte, und 4) wenn ſie die Schwangerſchaft ihren Verwandten verheimlicht und ſich dazu an einen abgeſonderten, für ihr Vorhaben bequemen Ort begeben hat.

Der Grundſatz, daß eines Vaters oder einer Mutter Zeugniß über den Status ihrer Kinder keinen Glauben verdiene, darf nicht allgemein genommen werden. Er hat ſeine volle Gültigkeit zu Gunſten des Kindes, wenn Vater oder Mutter daſſelbe verleugnen wollen; im umgekehrten Falle aber muß, wenn es von den angeführten Umſtänden unterſtützt wird, das Zeugniß von Vater und Mutter hinwiederum Gültigkeit haben, oder alle moraliſche Ordnung und Sitte ſind umgeſtürzt.

Der Graf von St. Geran war ein rechtlicher und edler Mann. Seine ganze Handlungsweiſe in dieſem Proceſſe, die Schonung, mit welcher er gegen ſeine verbrecheriſche Schweſter verfuhr, geben davon Zeugniß. Ihm war es darum zu thun, ſein uraltes, edles Geſchlecht fortzuſetzen. Iſt es bei ſolchen Geſinnungen denkbar (argumentirt ſein Anwalt, vielleicht auch ſeine Richter), daß er ſich mit einer ſo niederträchtigen That befleckt „und die Frucht der Unzucht eines Elenden aus dem niedrigſten Pöbel zu ſich genommen haben würde, um den Baſtard als Sprößling und Stammhalter unter die Reihe hochberühmter Ahnen des Hauſes Guiche zu pflanzen?“ — Andere Motive waren ihm fern. Ihn trieb kein unauslöſchlicher Haß gegen ſeine Schweſter und Nichte. Ja, wenn ſolche gemeine Triebfedern ihn bewegt hätten, würde er auch im Tode, im Moment des Sterbens ihnen gefröhnt haben? Sein Teſtament iſt das deutlichſte Zeugniß ſeines aufrichtigen Glaubens an die Echtheit ſeines Sohnes. Er erklärte ihn für ſein Kind und ſetzte ihn zu ſeinem Erben ein.

Es iſt an und für ſich eine falſche Vermuthung, daß ein fremdes Kind eine ſolche blinde Zärtlichkeit einflößen ſolle, daß man es, auf die Gefahr hin, eines ſtrafbaren Betruges überwieſen zu werden, für ſein eignes ausgebe. Die Gegner haben aber keinen einzigen Umſtand anführen können, aus dem ſich vermuthen ließe, daß Graf und Gräfin eines ſolchen Verbrechens fähig geweſen wären. Weder Feindſchaft, noch Erwartung von Vortheilen konnten ihn bewegen, ſeinen unbefleckten Ruf, die Ehre ſeines Hauſes durch eine Niederträchtigkeit aufs Spiel zu ſetzen. Was aber hätte die Gräfin bewegen ſollen, eine Dame, die in allen Vorzügen, welche Geburt, Stand und Reichthum gewähren, erzogen, allen Vergnügungen und der Heiterkeit des Lebens ſich überlaſſen können, ſich auf die leichtſinnigſte Art viele Jahre hindurch allen Unruhen, Beängſtigungen und qualvollen Sorgen und Arbeiten hinzugeben, die ſolch ein Proceß nothwendig nach ſich ziehen mußte? Mit dem Zweck, einen Baſtard aus dem Pöbel in ihre Familie zu bringen, und mit der Gefahr, entlarvt, beſtraft zu werden und auf dieſe ſelbe Familie, welche ſie um Alles erhalten wiſſen wollte, einen unauslöſchlichen Schandfleck zu bringen!

Die Herzogin von Ventadour und die Gräfin Lude hatten zuletzt noch den Einwand gemacht, daß, was etwa im Criminalproceſſe gegen die Hebamme und die Pigoreau hinſichts des Kindes ausgemacht werde, gegen ſie, inſofern es die Beurtheilung des Status des Kindes betreffe, keine Gültigkeit habe. Das peinliche Verfahren müſſe hier ſtreng von der Civilſache getrennt werden. Wenn daher auch im Criminalproceſſe entſchieden werde, daß die Hebamme ein Kind des Grafen von St. Geran geraubt und daß die Pigoreau daſſelbe verheimlicht und auferzogen habe, ſo ſtehe gegen ſie damit nicht

feſt, daß ein ſolches Kind wirklich geboren und der Graf von Paliſſe dieſes Kind ſei; vielmehr müſſe ihnen nach wie vor freiſtehen, deſſen Eigenſchaft als Sohn und Erbe des Hauſes St. Geran zu bekämpfen.

Die Gerichte gingen auf dieſen Einwand nicht ein, da es ein unverletzlicher Grundſatz ſei, daß ein und dieſelbe Frage über den Status eines Menſchen nicht mehr als ein einziges Mal entſchieden werden könne. Das einmal erfolgte Urtheil müſſe auf immer und in Bezug auf alle Perſonen für Recht gelten. Denn wenn ein Familienglied gegen einen angeblichen Impoſtor aufgetreten und zurückgewieſen worden, ſo könne es nicht einem zweiten und dritten und endlich Jedem, der noch zweifle, geſtattet ſein, immer aufs Neue ſeine Echtheit anzufechten; dieſe ſei vielmehr durch das eine rechtskräftige Urtheil gegen Alle und gegen Jeden auf immer feſtgeſtellt.

Der Proceß hatte länger als 16 Jahre gedauert; vom Parlament waren mehr als 15 Arrêts erlaſſen worden. Endlich am 5. Juni 1666 wurde das Endurtheil geſprochen.

Es lautete dahin: daß Bernard von Guiche für einen rechtmäßigen, ehelichen Sohn des Claudius von Guiche und der Suſanne von Longaunay erklärt und deshalb in den Beſitz des Namens und des Wappens des Hauſes Guiche ſowol, als alles nachgelaſſenen Vermögens ſeines Vaters geſetzt und darin geſchützt, hierbei aber Marien von Guiche, Herzogin von Ventadour, und Eleonoren von Bouillé, Gräfin von Lude, unterſagt wurde, ihn auf irgend eine Art in dieſem Beſitze zu ſtören.

Beide Damen wurden in die ſämmtlichen Proceßkoſten verurtheilt. Marie Pigoreau, verwitwete Beaulieu, wurde in contumaciam des angeſchuldigten Ver-

brechens für überführt erklärt, und, falls man ihrer habhaft werden könnte, sollte sie an einen auf dem Grèveplatze zu Paris aufzurichtenden Galgen gehängt und erwürgt, wenn aber nicht, die Strafe an ihrem Bilnis vollzogen werden.

So endete dieser berühmte Criminalproceß, in dem wir, wenn er nicht durch Actenstücke vielfach beglaubigt wäre, einen der vollständig ausgesonnensten Legitimitätsromane zu erblicken versucht wären. Die Zeit für solche Romane ist vorüber, weil die Wirklichkeit eine andere ward. Aber was damals noch in der großen Geschichte möglich war — in demselben Jahrhundert traten drei bis vier falsche Demetrius auf, und zur selben Zeit, wo die Geschichte spielte, wie viele falsche Sebastian! — was sollte es nicht auch in der Geschichte der großen Feudalfamilien sich ereignen? Ein halbes Jahrhundert früher war ja sogar in einer niedrigen Bürgerfamilie ein falscher Martin Guerre aufgetreten, und ein halbes Jahrhundert später noch trat ein Herr de la Pivardiere in demselben Lande auf, den man lange Zeit hindurch für einen falschen zu halten geneigt war*). Möglich war ein solcher Betrug, auch lagen seine Motive nicht so entfernt, als es in der Ausführung dargestellt ist. Ja diese Motive haben und können in allen Familien so dämonisch wirken, daß wir nicht in der Dichtung nöthig haben uns umzuschauen, um ähnliche, wo nicht noch

*) S. den Fall: Der falsche Martin Guerre, Theil I. und: Der Herr de la Pivardiere, Th. III. des neuen Plutarch.

größere Verbrechen begangen zu sehen, allein in der Absicht, ein altes Geschlecht vor dem Aussterben zu bewahren. Und in der That streift die Erzählung so nahe an einen Roman, der Antrieb für einen adelsstolzen Mann und seine gleichgesinnte Gattin, die Beide selbst von ihren Aeltern, nur um den Glanz ihres Geschlechtes zu erhöhen, noch als halbe Kinder vermählt worden, war so mächtig, und so fabelhaft ist die aufgestellte Geschichte von einer geheimen Niederkunft inmitten einer großen, auf das Ereigniß vorbereiteten, seiner harrenden Familie, unter einer wachsamen Umgebung, und ausgeführt von Solchen, die als Gäste und halb Fremde durch die Oertlichkeit und die Umstände nichts weniger als begünstigt wurden, daß es der ganzen Kraft der Zeugenaussagen und der ermittelten Umstände bedarf, an die wir, weil das Gericht sie für wahr annahm, zu glauben verpflichtet sind, um uns von der Richtigkeit des gefällten Urtheils zu überzeugen. Freilich kein vernünftiger, aber ein Beweggrund war in den Verhältnissen da, um den man einen solchen Betrug argwöhnen konnte, und alle die oben angeführten moralischen Motive, welche den edlen Grafen und die zartfühlende Gräfin abhalten sollen von einer „Niederträchtigkeit", wären nicht stark genug, wenn in ihnen jene krankhafte Lust wirklich erwacht gewesen, ihr Geschlecht, der Natur zum Trotze, fortleben zu lassen.

Das Gericht hat entschieden; anders entschied die Natur. Der sechszehnjährige Proceß ist von dem Grafen und der Gräfin von Guiche umsonst geführt worden, wenn Das ihr Ziel war, ihrem Geschlechte eine lange Zukunft zu verschaffen. Zwar ward Bernard von Guiche vom Gesetz, vom Hofe und seiner Familie anerkannt, zwar stieg er in militairischen Ehren und ward mit den

königlichen Orden geſchmückt, aber ſeine Familie ſetzte er nicht fort. Zwar ein Jahr nach Beendigung des Proceſſes mit der Tochter aus einem edlen Hauſe vermählt, mußte er doch ſo lange warten, wie ſein Vater, bis ſeine Gattin ſchwanger wurde. Sie kam mit einer Tochter nieder, die ins Kloſter ging. Bernard von Guiche, Graf von St. Geran, Generallieutenant der Armee, ſtarb plötzlich am 18. März 1669 im 55. Jahre ſeines Alters, der Letzte dieſes Stammes von Guiche und der Grafen von St. Geran.

Ludwig Christian von Olnhausen.

1800.

In dem Wirthshause des ansbachischen Dorfes Gnzberg stiegen am 8. Juni 1800, um 2 Uhr Nachmittags, zwei wohlgekleidete junge Männer ab. Sie waren in einer Postchaise aus Nürnberg gekommen und schickten den Postillon sogleich wieder dahin zurück.

Sie setzten sich in der gemeinschaftlichen Wirthsstube bei einem Kruge Bier nieder und waren bald in einem eifrigen Gespräch begriffen. Augenscheinlich waren es Kaufleute, denn sie rechneten mit einander ab, und die Anwesenden hörten von sehr ansehnlichen Summen. Das Gespräch war eifrig, aber friedlich; sie nannten sich gegenseitig Du und ihr ganzes übriges Betragen verrieth eine brüderliche Vertraulichkeit. Somit erregten sie weder Verdacht, noch eine besondere Aufmerksamkeit.

Nach zwei Stunden, etwa gegen 4 Uhr, standen sie auf, um einen Spaziergang zu machen. Man sah sie auf der Landstraße, die nach Ansbach führt, ruhig neben einander gehen; bald indeß verloren sie sich seitwärts in einen Wald.

Etwas nach 5 Uhr hörte ein Bauer, der auf seinem

Felde in der Nähe des Waldes beſchäftigt war, einen Schuß und ſah auch Pulverdampf im Walde aufſteigen. Es dauerte nicht lange, ſo kam Jemand aus dem Walde mit wankenden Schritten heraus, der ein Schnupftuch um den Kopf gewunden hatte. Er blutete ſtark, ging auf den Bauer zu und fragte ihn ängſtlich, ob er Niemand geſehen?

Auf die Frage, was ihm begegnet, antwortete er: „Ich habe einen Schuß bekommen, bin darauf hingeſtürzt und weiß nun nicht, wo mein Bruder iſt. — Ich möchte doch nur wiſſen, wo mein Bruder iſt.“

Vermuthlich mit Unterſtützung des Bauern ſchleppte ſich der ſichtlich ſchwer Verwundete nach dem Dorfwirthshauſe, wo ſeine einzige Sorge der ihm entriſſene Bruder war. Seine eigenen Wunden ſchienen ihn nicht zu kümmern, denn er bat flehentlich die Anweſenden, mit ihm in den Wald zurückzugehen, um ſeinen Bruder zu ſuchen. Wahrſcheinlich habe der auch einen Schuß bekommen.

Den Leuten im Orte ſchien die Sache gleich anfangs verdächtig. Der Verwundete war der eine der beiden vorhin eingekehrten Fremden, er war in dieſem Zuſtande allein zurückgekommen und der andere war verſchwunden. Man fragte ihn daher geradezu, ob nicht der Bruder ſelbſt auf ihn geſchoſſen habe? Er erwiderte: „Ach nein, wie könnte es mein Bruder ſein! Er hatte ja keine Waffen bei ſich. Wir waren uns immer gut und hatten keinen Wortwechſel mit einander.“

Dieſe Antwort ſchien dennoch nicht geeignet, den aufgeſtiegenen Verdacht zu entfernen. Wohl aber mußten die Zeichen ſeiner Bruderliebe, die mächtiger war als aller Schmerz, die Anweſenden rühren. Gegen vier Mal raffte er ſich auf, wankte zur Thür hinaus auf die Tenne

und rief in dringender Bitte zu den dort stehenden Weibern: „Liebe Frauen, geht doch mit mir in den Wald! Helft mir doch meinen Bruder aufsuchen; der ist wahrscheinlich auch verwundet.“

Man hatte alle Mühe, den augenscheinlich seinem Tode entgegen Blutenden nur zur Ruhe zu bringen. Die ärztliche Hülfe erwies sich umsonst. Bis auf die letzten Augenblicke, wo es ihm zu sprechen möglich war, wiederholte der Verwundete mit liebender Sorgfalt die Bitte, man möge doch nach seinem Bruder suchen. Er starb nach 9 Uhr Abends.

Der Vorfall war sogleich dem Justizamte zu Cadolzburg gemeldet worden. Noch in derselben Nacht trafen die Gerichte in dem genannten Wirthshause ein. Gegen 1 Uhr rollte noch ein Wagen vor, aus dem ein junger, dem Anscheine nach sehr bestürzter Mann sprang, der sich für den Kaufmann Ludwig Christian von Olnhausen zu erkennen gab. Er habe in Nürnberg von der tödtlichen Verwundung eines Menschen hier gehört, der nach der Beschreibung sein Bruder sein könne; in der Angst habe er sich in einen Wagen geworfen, um sich nähere Auskunft zu verschaffen. Man führte ihn nach der Bank, auf welcher die Leiche lag, und er erkannte sogleich seinen Bruder, unter allen den Anzeichen von Schmerz und tiefer Erschütterung, welche man unter diesen Umständen erwarten durfte.

Sobald er etwas zu sich gekommen, gab er den Umstehenden folgende kurze Erklärung: Dieser sein Bruder habe mit ihm die Förster- und Reuter'sche Handlung in Nürnberg übernehmen wollen. Zu diesem Zwecke hätte er von Augsburg nach Nürnberg kommen sollen. Am verwichenen Mittwoch habe er ihn erwartet und sei ihm deshalb von Nürnberg bis nach Stein entgegengegangen,

ohne ihn zu treffen, was ihn bei deſſen feſter Zuſage ſehr verwundert. Nun ſehe er freilich die entſetzliche Urſache ein. Wahrſcheinlich habe ein tückiſcher Freund ſich an ſeinen Bruder gemacht und ihn unterwegs ermordet und beraubt. Doch könne er keinem ſeiner Brüder eine ſolche That zutrauen.

Es war Nacht und die Leute im Wirthshauſe hatten den einen verſchwundenen von den beiden jungen Männern vorhin nicht ſo feſt ins Auge gefaßt, um ihn ſogleich wieder zu erkennen; doch kam es ihnen vor, als ſei der angekommene Herr von Olnhauſen derſelbe mit dem fortgegangenen Bruder des Todten. Das Gericht beſchloß deshalb ſeine vorläufige Verhaftnahme, indem auch der Leichnam nach Cadolzburg gebracht wurde.

Dort traf am nächſten Morgen derſelbe Poſtillon zufällig ein, welcher die beiden Fremden am vorigen Nachmittage von Nürnberg nach Gutzberg gefahren. Er erkannte den ihm vorgeſtellten Herrn von Olnhauſen als einen der beiden Herren, die geſtern in der Poſtchaiſe geſeſſen und in Gutzberg abgeſtiegen waren.

Olnhauſen blieb aber ſtandhaft dabei, es müſſe hier ein Irrthum obwalten; er ſei geſtern während des ganzen Tages mit ſeinem Bruder nicht zuſammengekommen. Ja er ging noch weiter, er beſtritt jetzt, was er vorhin zugegeben. In der Leiche, die er in der Nacht, als er von Angſt und Phantaſie aufgeregt war, für die ſeines Bruders erkannt, könne er dieſen nicht mehr beſtimmt wiedererkennen. Ja er blieb noch dabei, daß es ein fremder Leichnam ſein könne, während ſie obducirt wurde, was in ſeiner Gegenwart geſchah.

Gefängnißwärter haben zu allen Zeiten und überall, ob das Gerichtsverfahren nun öffentlich oder geheim war, wie die Erfahrung lehrt, einen Einfluß auf ihre Gefan-

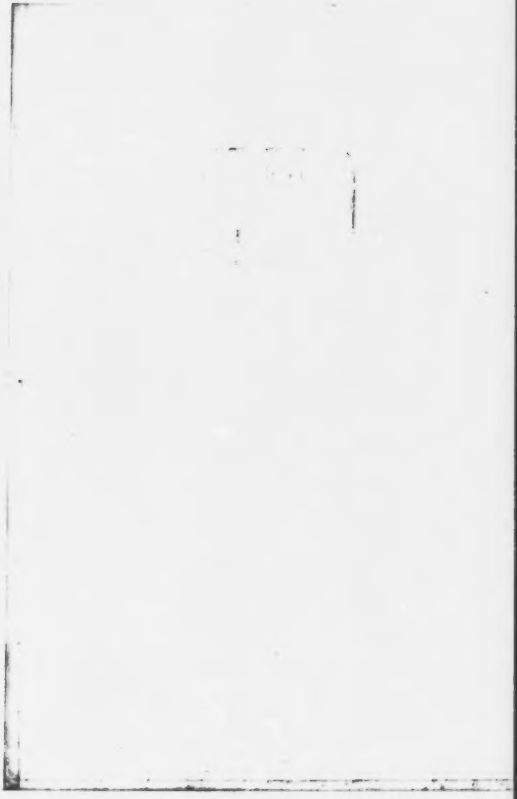

genen ausgeübt, der meist außer der Controle der Richter, der Gesetze und der Obrigkeit liegt; einen Einfluß der Heimlichkeit, der bestehen wird, auch wenn das Princip der Oeffentlichkeit in aller Welt gesiegt haben wird. Leider, daß es oft ein sehr gefährlicher Einfluß war, wie uns die Beispiele in den Processen Fualdes', Fonk's, Pivardiere's u. A. zeigten, und daß dieser Einfluß immer in sofern ein mislicher sein wird, als es zwar an Bewerbern zum Gefangenwärterdienst nirgends fehlt, aber von den Candidaten, welche sich dazu drängen, nicht der Grad von Bildung und moralischer Würde gefodert werden kann, welchen der Staat bei andern Beamten beansprucht. Der Gefangenwärter in Cadolzburg gehörte nicht in jene Classe; er mußte seinen Gefangenen von der Seite des Gemüths zu fassen gewußt haben, denn schon am folgenden Abend bekannte er ihm, daß der Todte allerdings sein Bruder und er der Mörder desselben sei.

Inständigst bat er sofort um ein Verhör, daß er seine Seele durch ein offenes Bekenntniß entlaste. Als man ihn im Zustande solcher Reue sah, war die Frage natürlich, wie er jetzt erst, und nach so kurzer Zeit, dazu käme, da er vor 24 Stunden noch frech Alles bestritten und sogar den Leichnam seines Bruders verleugnet hätte? Er erklärte, es sei geschehen, weil der Justizamtmann bei seiner provisorischen Verhaftung schonend zu ihm gesagt: „Sie sehen mir zu rechtschaffen aus, als daß Sie einer solchen That fähig sein können." Das Gefühl der Scham hatte ihn zum Lügner gemacht, zum thörichten Lügner sogar, indem er den Leichnam des Bruders verleugnete, den er eben noch anerkannt. Aber er hatte es nicht vermocht, nun vor so vielen Anwesenden, denen der Gerichtsbeamte seine bessere Meinung von ihm mitgetheilt, sich schlechter darzustellen. Die Scham hatte ihn verstei-

nert, wie er selbst sagte, und es gehörten erst die Schauer der Einsamkeit und das warme, zutrauliche Wort eines wackern Mannes dazu, daß sein Gewissen über seinen Stolz den Sieg davon trug.

Dennoch verließ ihn dieser auch beim Bekennen keineswegs. Schnell hatte er sich in die Rolle des Heroismus hineinstudirt. Statt ruhig oder wenigstens gerührt zu erscheinen, trat er dreist vor den Richter hin, und in einer angenommenen Seelengröße, als handele es sich um eine That, deren er sich nicht zu schämen habe, sagte er: „Ich bin nicht gewohnt, etwas zu leugnen. Es ist die Wahrheit, ich habe es gethan. Keine andere Ursache, als daß er sich nicht in meinen Entschluß gefügt. Er wollte nicht in das Geschäft nach Nürnberg. Er kam in den Gasthof zum Mondschein nach Gastenhof (einer nürnberger Vorstadt). Er hat ungefähr noch hundert Gulden Geld bei sich gehabt. Schon das hat mich creppirt. Ich sagte, entweder der Eine oder der Andere muß sterben. Wir kamen in den Wald, und da ist es geschehen. Ich will nun auch sterben, denn das Leben hat keinen Reiz für mich. Weiter will ich nichts sagen, sondern nur verlangen, daß mir gestattet werde, letztwillige Disposition zu machen und dann zu sterben."

So lautete sein erstes Bekenntniß in dem nächtlichen Verhör, um das er so dringend gebeten. Zu einem Mehr war er nicht zu bewegen und wies alle Vorstellungen des Richters schnöde und stolz von sich. Wenn man sich nach dem Vorangehenden eine interessante Vorstellung von dem Brudermörder gemacht, so wird sie nicht allein durch diese barsche Art des Bekenntnisses, durch die abgerissene und schneidende, der beste Ausdruck scheint uns renommistische, Sprache getrübt, sondern es tritt auch eine Rohheit und Gemeinheit heraus, die den Verbrecher uns

auf einer weit niedrigern Stufe der Bildung und des Standes zeigt, als sein Name glauben machte.

Er war in seinem Rechte, ein Recht, was er sich selbst machte, und je mehr er innerlich daran zweifelte, um so lauter pochte und trotzte er äußerlich, um die innere Stimme zu übertäuben. So geschah es auch noch in dem zweiten Verhör. Auch als er hier wenigstens einige Auskunft mehr über die That gegeben, schloß er so: „Ich habe sonst weiter nichts anzugeben, es mag mir gehen, wie es will. Ich habe doch einen nagenden Wurm, wenn es auch gut geht. Um mich ist es mir nicht; aber das ärgert mich, daß Herr Förster nun nicht nach Augsburg gehen kann. Und der Schandfleck!"

Zu Olnhausen's, als eines Adeligen, Untersuchungsgericht ward eine besondere Regierungscommission bestellt, und er machte vor derselben allmälig ein vollständiges Bekenntniß, welches mit allen Umständen, die zu ermitteln waren, übereinstimmte und an dessen Wahrhaftigkeit kein Grund zum Zweifeln war.

Ludwig Christian von Olnhausen war gerade 29 Jahr alt, denn er war im October 1772 in Schwaben geboren, und zwar an der Jart, auf Götz von Berlichingen's Stammgut Jarthausen. Sein Vater war dort lutherischer Prediger gewesen und hatte bei seinem Tode 1780 eine Familie von einer Tochter und vier Söhnen hinterlassen. Der Ermordete war der Aeltestgeborene, der Brudermörder folgte auf ihn. Jener hatte, wie dieser, die Kaufmannschaft erlernt, und nachdem er bei zwei verschiedenen Principalen, in Speier und Oehringen, gedient, trat er 1799 als Buchhalter in die Förster- und Reuter'sche Buchhandlung in Nürnberg. Seine Besoldung betrug 200 Gulden.

Ludwig Christian von Olnhausen war mit Leib und

Seele Kaufmann, d. h. er übertrug allen persönlichen Eifer auf seinen Beruf. Seine Principale müssen dies und seine Rechtlichkeit anerkannt haben, indem sie ihm einen Vorschlag machten, der nur aus einem vollen Vertrauen hervorgehen konnte. Sie waren Beide gesonnen, ihr Geschäft in Nürnberg aufzugeben, der eine, Reuter, um sich ganz zur Ruhe zu setzen, der andere, Förster, um eine Fabrik in Augsburg zu übernehmen. Sie trugen ihrem Commis Olnhausen die käufliche Uebernahme ihrer Handlung an, wobei, dem Anscheine nach, auf kein großes Angeld gerechnet werden konnte, sondern mehr auf Olnhausen's Rechtlichkeit und Credit gesehen wurde.

Olnhausen hielt diesen Kauf für außerordentlich vortheilhaft, da die Handlung von ansehnlichem Werthe in seinen Augen war. Er wollte aber, entweder weil ihm allein die Mittel fehlten, oder um die Arbeit und den Gewinn mit seiner Familie zu theilen, daß auch sein älterer Bruder daran Theil nehme.

Gerade diesen hinzuzuziehen hatte er noch einen moralischen Grund. Der Bruder hatte tüchtig gelernt und verstand die Handlung, aber er war von zu weicher Gemüthsart. Ludwig Christian, der jüngere, scheint nach des Vaters Tode, als von mehr energischem Charakter, eine Art Principalität über die Familie ausgeübt zu haben. Ihm lag die Versorgung der einzelnen Mitglieder ob; auch hatte er den ältern Bruder ziemlich vortheilhaft in einer augsburger Handlung untergebracht. Aber er war nicht mit ihm zufrieden. Er war ihm zu gutmüthig und, wenn nicht leichtsinnig, doch zu freigebig, sodaß er nichts zurücklegte, um Mittel zu erhalten, dereinst zu einer Selbständigkeit zu gelangen. Ihm diese zu verschaffen und zugleich auf ihn zu wirken, daß er unter

seinen Augen seine Fehler ablege, hatte er ihn zum Compagnon gewählt.

Reuter und Förster hatten Olnhausen gegen Ende 1799 den Vorschlag gemacht. Nachdem er, nach reiflicher Ueberlegung, darauf im Allgemeinen eingegangen war, machte er im Januar 1800 dem Bruder den Vorschlag der Compagnonschaft, indem er ihm vorstellte, daß sein und seiner Familie Glück dadurch begründet würde. Der nachgiebige Bruder willigte ein. Bald darauf besann er sich aber eines Andern und schrieb ihm wieder ab. Christian Ludwig erwiderte ihm, es sei nun zu spät, das Geschäft lasse sich nicht mehr rückgängig machen und ohne seinen Beitritt nicht ausführen. Er müsse sich daher entschließen. Der leicht Bestimmbare erwiderte darauf, er sei mit ihm einverstanden.

Die Sache erfoderte indeß ernsthafte Vorbereitungen. Auch seine Verwandten, auch seine Mutter mußten dafür gestimmt werden, vermuthlich, weil sie von ihrem Wenigen zur Kaufsumme zuschießen sollten. Ludwig Christian stieß indeß hier ebenfalls auf einigen Widerstand, den zu bewältigen ihm jedoch gelang.

Bei seiner Rückkehr wurde der Kaufcontract zwischen ihm und seinen Principalen förmlich abgeschlossen und der 1. Juli als Tag der Uebergabe der Handlung angesetzt. Der ältere Bruder sollte aber schon am 1. Juni eintreffen, um bei der Aufnahme des Inventars zu helfen und während dieser Arbeit sich vom Stande der Handlung näher zu unterrichten.

Er war schon am 6. Mai von Augsburg abgereist, aber noch am 6. Juni erwartete ihn Ludwig Christian vergeblich. Seine Sachen waren angekommen, er kam nicht. Der Ungeduldige schickte eine Staffette an seinen jüngern Bruder, daß er den ältern treibe. Er ging ihm

an zwei Tagen vergebens entgegen. Endlich brachte ihm am 8. Vormittags der Hausknecht aus dem Gasthause zum Mondschein in der Vorstadt ein Billet, in welchem der Saumselige seine Ankunft meldete.

Ludwig Christian eilte sogleich hinaus. Er hatte den Bruder seit drei Jahren nicht mit Augen gesehen. Nach der ersten Bewillkommnung sah er, wie es mit dem Willen des Andern stand. Er war ein gepreßter Freiwilliger, andere Einflüsse waren thätig gewesen. Er hatte allen Muth zur Uebernahme des Geschäfts verloren. Die Achseln zuckend, sprach er von der bedenklichen Lage des damals noch reichsfreien Nürnberg. Sein Gemeinwesen sei verschuldet, der Bankerot stehe vor den Thoren. Welche Aussichten sollten sich da unter diesen Umständen für den Handelsstand eröffnen?

Man darf sich Ludwig Christian's Stimmung dabei denken, dem nicht allein ein lange gehegter Plan zu Schanden ging, an dem er mit ganzer Seele hing, sondern der auch, seinen Principalen gegenüber, nun in Gefahr gerieth, als ein Wortbrüchiger zu erscheinen. Indeß scheint er damals sich noch zusammengenommen zu haben. Er wollte noch operiren, er hoffte das schwankende Rohr wieder umzubiegen. Als der Bruder erklärte, er wolle in seinem Gasthofe zu Mittag speisen und Nachmittags zu ihm in die Stadt kommen, antwortete er ihm kurz, wenn er keine Lust habe, sich in das Geschäft einzulassen, brauche er gar nicht in die Stadt zu kommen.

Durch diese Spannung und Zurückweisung hoffte er auf das weiche Gemüth des Bruders neue Gewalt auszuüben. Doch schlug er ihm dann freundlich vor, Nachmittags mit ihm einen Spaziergang zu machen. Er hoffte, unterwegs seine Grillen zu verscheuchen und ihn dabei

durch lockende Vorstellungen und Auseinandersetzungen für seinen Plan zu gewinnen. Der Bruder willigte ein.

Wie es bei gewissen Charakteren zu geschehen pflegt, stieg der Zorn erst nachher in Ludwig Christian auf. Er malte sich auf dem Rückwege die erbärmliche Unentschlossenheit des Bruders lebhaft aus, sein grundloses Zweifeln; ihn verdroß sein unaufhörliches Kritisiren aller der Punkte, über die er, Ludwig, längst im Klaren war und in denen der schwächlichere Bruder vertrauungsvoll seiner Ueberzeugung hätte folgen sollen. Als er zu Hause war, loderte der Zorn in hellen Flammen auf und plötzlich stand der Gedanke vor ihm, er wußte nicht wie er kam: „Entweder mußt Du, Bruder, zu Grunde gehen, oder ich, oder wir Beide.“.

Zu Hause angekommen, verschwieg er seinen Principalen die Ankunft des erwarteten Bruders. Er sagte ihnen nur, heute hoffe er bestimmt, daß er komme, und wolle ihm deshalb Nachmittags entgegengehen. Nach Tische wollte er sich eine reine Halsbinde aus der Schublade nehmen, als ihm dabei eine Pistole zu Gesicht kam, welche er vor einiger Zeit ohne weitere Absicht in Fürth gekauft. Da stieg der fürchterliche Gedanke von vorhin, beim Nachhausegehen, in ihm wieder auf. Der Gedanke ward schon zur halben That, ohne daß ein anderes Anreizungsmittel hinzugekommen wäre, und er lud die Pistole mit einer Kugel, wie er wörtlich sagte: „in dem Gedanken, diese ihm oder mir in den Kopf zu jagen, wenn er sich nicht mit voller Ueberzeugung in meinen Plan ergebe.“

Die geladene Pistole in der Tasche, ging er in die Vorstadt hinaus, holte den Bruder ab und setzte sich mit ihm in eine Postkutsche. Die Brüder sprachen indessen,

während sie im Wagen saßen, nur wenig mit einander von der wichtigen Sache, weil der Postillon Alles hätte hören können.

Am Schenktisch zu Guxberg fing Ludwig Christian wieder mit seinen eindringlichen Vorstellungen an. Er rechnete dem Andern vor, was sie bei eifrigem Betriebe, bei genauer Sparsamkeit gewinnen könnten. Schon in ihrem vierzigsten Jahre könnten sie eine ganz schuldenfreie Handlung haben. Ihm behagte dies nicht, ihm schien jenes bedenklich. So schien ihm die Commandite mislich, welche die Handlung in Frankfurt a. M. unterhielt. „Nun, wenn Frankfurt zu Grunde geht, so setzen wir sie nach Mainz," sagte Ludwig. Allein nichts überzeugte, nichts überredete ihn; er hatte gegen Alles Bedenklichkeiten und zuckte die Achseln, wenn Ludwig Christian in allem Feuer seiner eigenen Ueberzeugung sprach.

„Diese Zweideutigkeit," sagte Ludwig, „diese verdächtige Unentschlossenheit, diese beleidigende Kälte gegen meinen so wohldurchdachten Plan kränkte, ärgerte, erbitterte mich aufs Aeußerste." Er führt zwei Entschuldigungsgründe an, wenn dies Entschuldigungsgründe sind. Ihm sei vorgekommen, als rühre das ganze Zaudern und der entschiedene Widerwille des Bruders gegen die Geschäftsübernahme von seiner Faulheit her. Er sei vor der Arbeit, die sich vor ihm aufthürmte, erschreckt gewesen. Ein zweiter: Da sei ihm in den Sinn gekommen, daß er vor einigen Wochen aus Augsburg einen Brief unter seiner Adresse erhalten, welcher ihn (den Bruder) verdächtig machte, seinem Principal zu Augsburg Waaren entwendet zu haben. Seltsam, wenn dieser Einwand ihm jetzt erst, in diesem Augenblicke gekommen wäre, da er, wenn er an diese Unredlichkeit glaubte, doch früher ernsthaft daran hätte denken müssen, als er die

Compagnonschaft mit diesem Bruder für so wichtig, ja nothwendig erachtete!

Einen dritten — keinen Entschuldigungs- — aber einen Grund, daß sein Zorn so mächtig auflodern konnte, führt er nicht an, obwol er nahe genug liegt: seine beleidigte Eitelkeit, seinen gekränkten Stolz. Der Bruder, der wie ein schwankendes Rohr, wie eine weiche Masse allen Eindrücken von außen nachgab, der sich von ihm zwei-, dreimal umstimmen lassen, der inzwischen von Andern bearbeitet worden war, zeigte sich plötzlich gegen ihn, wenn nicht entschlossen, doch unempfänglich. Andere hatten mit zweifelhaften Reden, ohne Sachkenntniß, einen Sieg über ihn gewonnen und er, mit aller seiner brüderlichen Autorität, seiner Ueberredungskraft, seinen einleuchtenden Gründen, konnte jetzt über den Schwächling nicht siegen.

Sie brauchten frische Luft, und Ludwig Christian schlug dem Bruder einen Spaziergang vor. Dieser wußte, wie der Mörder selbst angibt, daß er eine geladene Pistole in der Tasche trug; er wußte, daß ihm der Bruder, entweder leise in der Chaise oder im Wirthshause, gedroht, er wolle ihn niederschießen, wenn er nicht einwillige, aber er ging vertrauensvoll mit ihm.

Der Verbrecher gestand mit klaren Worten, er ging an der Seite des Bruders mit dem Gedanken aus dem Dorfe: entweder vereinigt er sich mit dir auf dem Spaziergange, und dann gehen wir noch am Abend nach Nürnberg, oder er entschließt sich nicht mit voller Ueberzeugung, und dann schieße ich ihm eine Kugel vor den Kopf.

Sie gingen auf der Landstraße, die nach Ansbach führt, zwischen dem Walde fort spazieren. Nachdem sie ungefähr eine halbe Viertelstunde vom Dorfe waren, bub

Ludwig Christian wieder an: „Jetzt entschließe Dich! denn ich gehe heute noch nach Hause. Entweder sage mit ganzer Seele ja oder nein, oder ich, oder Du, oder wir Beide gehen zu Grunde."

„Thue, was Du willst," entgegnete der Bruder.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen, wie der Mörder sagt, kamen sie gemach wieder ins Dorf zurück. Hier schlug der Andere sich Feuer und zündete seine Pfeife an. Dann machten sie kehrt und gingen abermals auf dem Wege nach Ansbach zurück. Aber Ludwig Christian wandte nach mehren Schritten links ab in den Wald hinein, theils des Staubes wegen, theils „in der Absicht, um sich selbst oder seinen Bruder zu ermorden, wenn dieser in seinen zweideutigen Erklärungen beharrte.

Aufs Neue wurde im Walde das alte Thema vorgenommen. Der Erfolg blieb derselbe. Ludwig Christian ward hitziger und sprach: „Uebernimmst Du nicht freiwillig die Handlung mit mir und mit ganzer Seele, so wie ich selbst, so hänge ich mich entweder auf oder ich — schieße Dich todt."

„Thue, was Du willst," antwortete kaltblütig der Bruder, wie zuvor.

Es waren die letzten Worte, welche beide Brüder mit einander sprachen. Sie befanden sich gerade auf einer Anhöhe zwischen Wald und Feld, als — doch hier die Worte des Verbrechers selbst: „Er war mir zur rechten Seite um zwei bis drei Schritt voraus, und da zog ich bei jenen Worten die Pistole hervor und schoß sie, von hinten zielend, auf ihn ab."

Es war also kein neuer Moment der Aufregung eingetreten. Der alte Zorn, nur so lange vom Aeußersten zurückgehalten, brach durch. Er vollführte, was längst in seinem zerstörten Innern prämeditirt war. Die Gleich-

Erstes Capitel.

Sterbend seufzete Don Sancho,
Als der edle Graf von Cabra
Diese Worte zu ihm sprach:
„Ach der Kön'ge hartes Schicksal,
Daß, wenn man sie nicht mehr fürchtet,
Dann nur ihnen Wahrheit spricht."

„Auch zu andern, andern Zeiten
Sagt man ihnen wohl die Wahrheit;
Aber sie, sie hören nicht."
Sprach der Cidz er sprach es leise,
Daß er seines Königs Seele
Scheidend nicht beleidigte.

El poëma del Cid.

Eine dumpfe Stille herrschte über England gegen Ausgang des vorletzten Jahrzehends eines tiefbewegten Jahrhunderts. Wer die Grafschaften, wer die Hauptstadt mit flüchtigem Blicke durchreiste, glaubte, es sei die Frucht des Friedens nach so vielen Anstrengungen der Parteien, nach dem Vergießen des edelsten Blutes. Aufmerksameren Forschern glich diese Ruhe der peinlichen Schwüle in der Natur, welche dem Ausbruch eines Gewitters vorangeht.

müthigkeit, die Kälte des Bruders, der eine Pfeife sich anzünden und gemächlich rauchen konnte, während es in ihm glühte, war nur der letzte Anstoß.

Der Getroffene stürzte zu Boden; das Blut floß ihm aus der linken Seite des Kopfes heraus. Er gab keinen Laut von sich. Ludwig Christian hielt ihn für tödtlich verwundet, doch bemerkte er keine Verletzung des Gehirns. In der Furcht, daß er noch eine Weile leiden würde, beschloß er, seine Marter zu endigen. Er nahm deshalb die Pistole beim Lauf und schlug ihn dreimal mit dem Schlosse, das erste Mal neben den rechten Schlaf, das zweite Mal auf den Kopf. Dies gab sichtliche Wunden. Fünf bis acht Minuten blieb der Mörder, erst starr den Sterbenden betrachtend, neben ihm stehen; dann weinte er, wie er sagte, aus Mitleid über ihn und sich. Ein Zucken fuhr über seinen ganzen Leib und er schleuderte die Pistole fünf bis sechs Schritte in den Wald hinein.

Nach einigen Momenten dumpfen Hinstarrens und einer völligen Willenlosigkeit ging er einige Schritte weg. Da erschienen ihm vier bis fünf Raben, die ihn laut schreiend umflatterten und ihn anzupacken drohten; wahrscheinlich eine Vision seines geängstigten Gewissens. Ein innerer Schauer faßte ihn und er eilte jetzt, was er konnte, am Dorfe vorbei und durch die Waldspitze nach Nürnberg zu. Wie er angibt, weinte er auf dem ganzen Wege bis zur Vorstadt und kam dort etwas vor 7 Uhr an.

Was er bei sich damals beschlossen, gibt er nicht an. Wahrscheinlich damals noch nichts. Er aß zu Nacht mit seinen Principalen und ging, als wäre nichts vorgefallen, um 10 Uhr zu Bett. Doch konnte er nicht schlafen. Noch vor Mitternacht ward er von einem Bekannten geweckt. Dieser brachte ihm die Nachricht, sein Bruder sei geschossen und liege im Wirthshause zu Guzberg.

Er behauptet, es habe ihn jetzt die Liebe zu seinem Bruder hinausgetrieben. Er habe gedacht, du gehst hinaus, siehst, was er macht, und übergibst dich Dem, der dich haben will.

Er suchte darzuthun, daß es nie seine Absicht gewesen, seine That zu verbergen. Mit ungewaschenen Händen habe er sich am Abend zu Tische gesetzt, so sei er auch in der Nacht nach Gutzberg gefahren. Er habe nicht einmal untersucht, ob Blutflecken an seinen Kleidern oder an seiner Wäsche sich befanden, und hätte der Justizamtmann, den er dort im Wirthshause antraf, nicht die Worte an ihn gerichtet: „Sie sehen mir zu rechtschaffen aus, als daß Sie einer solchen That fähig sein könnten," so würde er nie ans Leugnen gedacht haben. Wenn er die Absicht gehabt, sich der Strafe zu entziehen, würde er doch gleich mit der Post aus Nürnberg fortgefahren sein, in Schwabach, wo er Bekannte hatte, Geld aufgenommen haben und durch die Flucht aus Deutschland sich zu retten versucht haben.

Aufs Eifrigste protestirte er dagegen, daß er seinen Bruder aus Eigennutz, Neid oder Feindschaft getödtet haben könnte. Nein, es sei nur und allein aus Enthusiasmus für das ganze Geschäft geschehen.

Man hat keinen Grund gehabt, an der Wahrhaftigkeit dieser Versicherung zu zweifeln, und eben so wenig an der Glaubwürdigkeit hinsichtlich der Thatsachen und des ganzen Hergangs, wie der Verbrecher ihn schildert. Das Thatsächliche steht klar da, die Motive der That sind gegeben, und Olnhausen wiederholte sie in seiner Vertheidigung, die er zu Protokoll gab, mit folgenden Worten, welche den psychologischen Zusammenhang deutlich genug darstellen und klare Blicke in die Seele des Unglücklichen thun lassen:

„Ich hatte den Plan zu meinem und meiner ganzen Familie Glück so gut und so ſicher entworfen; gleichwol tadelt ihn mein Bruder und zuckt beſtändig die Achſel. Dies ärgerte mich ſchrecklich. Seine wunderlichen Einwendungen über die politiſche Lage von Nürnberg und Frankfurt griffen mich auf der empfindlichſten Seite an. Mein Aerger wurde durch den fatalen Brief, der rückſichtlich ſeiner von Augsburg eingelaufen war, und durch ſeine phlegmatiſchen Antworten: „Thue, was Du willſt!“ auf das Aeußerſte gebracht. Ich verlor die Beſinnungskraft und drückte die Piſtole, weil ich ſie eben bei mir trug und wahrſcheinlich mein Leben lieber hatte als das ſeine, unglücklicherweiſe auf ihn los. Stelle man ſich nur vor, wenn man es ſo weit gebracht hat als ich; wenn man eine beträchtliche Handlung überkommt, durch die man ſein und ſeiner Familie Glück gründen kann; daß unſere Firma auf unſeren Handlungsplätzen zu Frankfurt, Bamberg und Würzburg ſchon angekündigt war; daß wir mit jeder Stunde das Waarenlager wirklich übernehmen ſollten; daß Herr Förſter äußerſt hierauf drang, weil er ſchon einen Theil ſeiner Sachen nach Augsburg abgeſchickt hatte: — und nun kommt ein Bruder, der gegen alles Erwarten nichts als Bedenklichkeiten hat, nichts als elende Einwendungen vorbringt, ob man da nicht toll werden und in Verzweiflung kommen muß! Vernunft und Religion ſagen mir, daß ich ſtrafbar gehandelt, — die Geſetze des Staates, daß ich das Leben verwirkt habe. Ich hätte beſſer gethan, wenn ich meinen Bruder ganz hätte gehen laſſen; allein in der Hitze überlegt man ſo etwas nicht gleich. Da ich ſchon in meinem Plane die Handlung geordnet und dabei Jedem meiner Familie ſeinen Platz angewieſen hatte, ſo fiel mir nicht gleich ein, was in dem Falle zu thun ſei, wenn

mein Bruder nicht mit mir in das Geschäft eingehen sollte."

Bei der richterlichen Beurtheilung kamen nur die Fragen über die Zurechnungsfähigkeit und das eventuelle Strafmaß zur Sprache. Ueber die erstere Frage waren die Gerichte verschiedener Ansicht.

In erster Instanz sprach die damalige preußische Regierung zu Ansbach ihr Urtheil nach geführter Untersuchung dahin aus: daß der Brudermörder seines Adels verlustig erklärt, ohne Begleitung eines Geistlichen in seiner Kerkerkleidung zum Richtplatz geschleift, daselbst mit dem Rade von oben herab gerichtet, sein Leichnam auf das Rad geflochten und die Pistole, womit der Mord verübt worden, an den Pfahl befestigt werden solle.

Dieses Urtheil wurde der Criminaldeputation des Kammergerichts zu Berlin zur Begutachtung vorgelegt und auf ein, wie Feuerbach versichert, trefflich ausgeführtes Gutachten des genannten Gerichts bestätigte das Justizministerium am 19. December 1801 das erste Erkenntniß.

Der Verurtheilte appellirte und die Regierung zu Baireuth bestätigte, als zweite Instanz, am 19. Juni 1802 das ausgesprochene Todesurtheil. In ihre Entscheidungsgründe flocht sie aber die Bemerkung ein: „daß, wiewol alle Rechtsgründe wider den Verbrecher entschieden, gleichwol bei dem Vorfalle manche psychologische Unerklärlichkeit obwalte und man sich nicht enthalten könne, auf verborgene Schwermuth, als Ursache der That, zu schließen; der dortige Gerichtsgebrauch habe schwermüthige Personen stets mit der Lebensstrafe verschont, daher allenfalls die verdiente Strafe des Todes, wenigstens aus königlicher Gnade, in lebenslänglichen Festungsarrest verwandelt werden dürfte."

Ludwig Christian von Olnhausen war bis zum Augen-

blick der That das Muster eines gesitteten, rechtschaffenen Mannes. Kein Flecken haftete an seinem Namen. Er war arbeitsam bis zum Uebermaß, lebte zurückgezogen, war freundlich gegen Jeden, aber mit Wenigen befreundet; desto liberaler und sorgsamer war er gegen seine Familie. Wenn er karg war gegen sich, so war er desto freigebiger gegen die Verwandten, und indem er an seinem Glücke arbeitete, trennte er es nicht von dem der Seinen. Man fragte sich also: Wie konnte ein so tugendhafter Mann plötzlich ein so ruchloser Verbrecher werden? Wo sind die Uebergänge vom Guten zum Bösen? Mußte da nicht ein dämonischer Einfluß ihn überkommen sein, eine verborgene Schwermuth, wie der zweite Richter sich ausdrückt, der seine Zurechnungsfähigkeit vor dem Gesetze in Zweifel stellt? Der dämonische Einfluß war allerdings da, er ist aufs Klarste in der Geschichtserzählung dargethan; es ist aber ein solcher, der in der Mehrzahl der menschlichen Verbrechen vorkommt und, nähme die strafende Gerechtigkeit darauf Rücksicht, den Verbrechen Thor und Thür öffnete und die Sicherheit der menschlichen Gesellschaft untergrübe.

Olnhausen war bis da ein tugendhafter Mensch, aber die Versuchung war noch nicht an ihn herangetreten. Auch bei Solchen, die, unschuldig, freundlichen Gemüthes, den geraden Weg in Rechtlichkeit fortwandeln, kann irgend eine hervorstechende Neigung in der Stille wuchern, die, wenn ihr unerwartet von außen Widerstand geboten wird, aufwallt, das innere Gleichgewicht zerrüttet und, wo das sittliche Bewußtsein oder die religiöse Ueberzeugung fehlen, zum Verbrechen wird. „So tritt oft unerwartet selbst der Bessere in die Reihe der Verbrecher; so ist oft eines Menschen That abscheulicher als er selbst; so können sich oft die sträflichsten Handlungen sogar aus trefflichen Nei-

gungen entwickeln." — „So wahr es iſt, was Jener ſagte: Jeder habe ſeinen Preis, um den er verkäuflich ſei, ſo wahr iſt es, daß faſt Jeder ſeine ſchwache Seite hat, welche ihm den Fall bereiten kann, ſobald ihn dabei die Gelegenheit mit hinreichender Stärke faßt."

Die vortretende Neigung, die in Olnhauſen wucherte, war der Ehrgeiz, ein ſehr ſpecieller; denn er wollte ein ſelbſtändiger, angeſehener, geachteter Kaufmann werden, in den Stand geſetzt, durch ſein Geſchäft das Glück ſeiner Familie zu machen. Dieſer Gedanke, von außen unangefochten, war in ihm zur fixen Idee geworden, um ſo feſter, als er durch moraliſche Impulſe genährt wurde, nicht minder durch ſeinen Stolz, und jetzt war er beſiegelt durch ein Verſprechen gegen Andere. Sein einſeitiger, von allgemeiner Bildung entfernter Geiſt fand keine Aushülfe. Auf dem ſchmalen, engen Geleiſe geradeaus trat ihm der feige, unmännliche Trotz des Bruders in den Weg. Dem negativ tugendhaften Manne aber fehlte, wie eine umfaſſende Bildung, auch ein tieferes, ſittliches Element, ein religiöſer Glaube, der ſtärker geweſen wäre als die Verſuchung. So erlag er dieſer, die dämoniſch freilich in ihrer Erſcheinung iſt, aber auf ganz naturgemäßem Wege hervorgebracht.

Das Misverhältniß des Beweggrundes zur That, welches von den Vertheidigern und den Richtern zweiter Inſtanz hervorgehoben wird, kann eben ſo wenig als Beweis einer geiſtigen Verirrung gelten. Ihm, dem beſchränkten Geiſte des Mannes, der nur Kaufmann war, war, was er wollte, ſein Alles. Es war das Höchſte, was er wollen konnte, alſo auch des Aeußerſten, was ein Menſch einſetzen darf oder nicht darf, werth. Allerdings iſt die Gedankenverbindung: weil mein Bruder nicht mit vollem Herzen zu meiner Unternehmung ja ſagt,

so muß ich ihn tödten, eine verrückte Logik; aber noch nicht die Logik eines Verrückten, sondern nur die eines von der äußersten Leidenschaft erregten Menschen. Sollte eine solche Leidenschaft, welche den Menschen unvernünftig im Denken und Handeln macht und ihn Dinge begehen läßt, welche, geradezu seinem erstrebten Zwecke entgegen, denselben sogar vernichten, für wahnsinnig erklärt werden, so hörte die Strafjustiz auf; denn sie hat es in der Mehrzahl von Fällen mit Solchen zu thun, welche von einem Affecte zur bösen That getrieben werden. Nur die Minderzahl wird aus kalter Ueberlegung oder aus Vernunft Verbrechen begehen.

Feuerbach widmet der Widerlegung der Ansicht, daß Olnhausen in einem Zustande der Unzurechnungsfähigkeit gehandelt habe, eine jener meisterhaften Abhandlungen, welche diesen großen Criminalisten als noch größern Psychologen zeigen und die an Umfang der ganzen Relation nahe kommt. Indessen ist Vieles von Dem, was der ausgezeichnete Jurist seiner Zeit zur Belehrung jüngerer niederschrieb, seitdem in das allgemeine Bewußtsein übergegangen, ohne daß man immer an die Quelle zurückdenkt, aus der es kam. Auch in dem vorliegenden Falle wird, nach der genauen Erörterung der Motive, heute wol Niemand mehr einen Wahnsinn annehmen, welcher die Strafe ausschlösse, und wir begnügen uns, mit voller Beistimmung die Schlußworte des Meisters herzusetzen, indem er sagt: „So zeigt denn Alles den geraden Weg einer Leidenschaft, welche in dieser Seele Das werden mußte, was sie geworden ist, und unter den gegebenen Umständen zu keinem andern Ausweg führen konnte, als zu welchem sie wirklich geführt hat. Nirgend findet sich irgend ein Zeichen der Verstandesverwirrung. Von Anfang bis Ende zeigt sich vielmehr Ueberlegung, Beson-

nenheit als Begleiterin des Entschlusses zur That. — — Seine That floß nicht aus einem verwirrten, seiner selbst ohnmächtigen Verstande, sie war nur die Folge von der Schwäche seines Willens, welcher sich an die Uebermacht der Begierde ergab."

Zum Ueberfluß ist auch im Gutachten des Arztes, welcher Olnhausen dreimal im Gefängnisse besucht und genau beobachtet hat, bezeugt, daß an demselben keine Spur weder von Melancholie, noch von körperlicher Anlage zur Schwermuth zu entdecken gewesen, daß sich derselbe vielmehr höchst verständig und dabei in lebhafter Munterkeit mit ihm unterhalten habe.

Das Urtheil zweiter Instanz ward nach Berlin zur Bestätigung eingesandt, und am 30. Juli 1802 erließ König Friedrich Wilhelm III. folgendes merkwürdige Cabinets-Rescript an die Regierung zu Baireuth:

„Die Regierung zu Baireuth hat zwar auf geführte weitere Vertheidigung des Handlungs-Commis Ludwig Christian von Olnhausen in dem anliegenden Urtheile das von Euch abgefaßte Erkenntniß erster Instanz lediglich bestätigt; jedoch zugleich auf dessen Begnadigung und auf Verwandlung der Todesstrafe in lebenswierigen Festungsarrest angetragen, weil sie es nach den ausgemittelten Umständen für wahrscheinlich hält, daß Inquisit sich bei Verübung der That in einem Zustande der Geistesabwesenheit befunden habe. — So wenig nun auch diese Vermuthung durch das Benehmen des Inquisiten vor und nach der That gerechtfertigt wird, weshalb der Antrag der Regierung zu Baireuth wol nur als eine Wirkung der vielfältigen für diesen Mörder eingekommenen Interceſſionen, welche in dem Mitleiden mit seiner und des Erschlagenen Familie ihren Grund haben mögen, an-

zusehen ist, und so wenig sich der Richter durch dergleichen Nebenbetrachtungen in der Anwendung der Strafe irre machen lassen soll: so tragen Wir doch Bedenken, einen von ihm motivirten Begnadigungsantrag zurückzuweisen und ein Todesurtheil zu vollziehen, in Rücksicht dessen die Richter selbst ungewiß sind, ob die That dem Verbrecher in vollem Maße zugerechnet werden könne. Wir wollen daher die in Antrag gebrachte Verwandlung der erkannten Todesstrafe in lebenswierigen Festungsarrest hiermit genehmigen."

Daß Friedrich Wilhelm III. in seiner bekannten Scheu vor der Unterzeichnung von Todesurtheilen, besonders in den ersten Jahren seiner Regierung, diese Bestätigung erließ, darf nicht Wunder nehmen; dagegen rechnet Feuerbach den von der baireuther Regierung angeführten Zweifelsgrund „unter die merkwürdigsten Thatsachen in der Geschichte deutscher Urtelssprüche".

Olnhausen hatte das Urtel erster Instanz mit Gelassenheit vernommen. Er für seinen Theil war bereit, sich demselben zu unterwerfen; nur um von seiner Familie die Schmach einer öffentlichen Hinrichtung abzuwenden, hatte er appellirt. Ihm mußte der schrecklichste Tod erträglicher erscheinen, als lebenslang in Gesellschaft der verworfensten Menschen gefangen zu sitzen. Er klagte daher die ihm gewordene Gnade einer unbarmherzigen Strenge an und versuchte auch später Mittel verschiedener Art, aus diesem drückenden Dasein sich zu befreien, einmal sogar durch eine betrügerischer Weise verfertigte königlich preußische Cabinetsordre. Ob das seine Haft auf dem Zuchthause zu Lichtenau verschärfte, wird uns nicht berichtet.

Inzwischen war nach Verlauf weniger Jahre Ansbach unter baierische Souverainetät gekommen. Aufs Neue

machte nun die Olnhausische Familie und ihre Freunde Anstrengungen, ihren Verwandten zu erretten.

Daß er ein Verbrecher war, der mehr Mitleid als Abscheu verdiente, lag außer Frage. Er war kein Böse-wicht, er war besser als seine That; er stand, moralisch beurtheilt, höher als vielleicht Mancher, der sich damit brüstete, daß er so tief noch nicht gefallen sei. Eine Schrift, die er in seinem Gefängniß aufsetzte, auch wichtig zur Beurtheilung über seine Zurechnungsfähigkeit (zu welchem Zwecke sie Feuerbach in seiner Abhandlung aufführt), spricht von seiner Reue, wenngleich sie auch von dem ihm innewohnenden Stolz nicht minder Zeugniß ablegt. Es heißt darin:

„So lange ich richtig denken konnte, habe ich für das Glück und die Ehre meiner lieben Familie gelebt. Es war mir außer Gott nichts heiliger als meine beste Mutter, meine einzige Schwester und meine vier Brüder. Mein einziges Bestreben war, meiner Mutter und meiner Schwester durch Mitwirkung meiner Brüder ein heiteres Leben und ein ruhiges Alter zu bereiten. Außer diesem Plane und meinen Berufsgeschäften fand ich an nichts sonderliche Freude, jedes andere Vergnügen war mir gleichgültig, ja lästig. Um meiner lieben Schwester von Zeit zu Zeit Geschenke zu machen, habe ich mir oft Ausgaben erlaubt. Sonst aber war ich äußerst sparsam, doch nie geizig; denn diesen Unterschied weiß ich sehr wohl. Ich habe mich nie mit Handlungs-Commis und andern dergleichen Personen abgegeben; ich suchte den Umgang solcher Männer, von denen etwas zu hören und zu lernen war, und nur in ihrem Umgange war mir wohl. Ich war von jeher nicht hochmüthig, aber stolz auf meine innere Kraft, auf mein männliches Bewußtsein. Ich kramte damit nicht aus, bei keiner

Wo sonst fanatische Geistliche Aufruhr gepredigt, Heroen des Volks den Adel der Geburt, das Uebergewicht des Talentes geltend gemacht um das Gefühl der Freiheit wach zu erhalten, erhob sich jetzt keine Stimme, wenn Rechte offen gekränkt wurden, die leise angetastet ehemals die Volkswuth zum tobenden Sturme angeregt hatten. Gesenkten Hauptes ging man den alltäglichen Geschäften nach, und wagte nicht den Blick aufzurichten, aus Furcht dem bleichenden Kopfe eines Hochverräthers auf dem Pfahle oder dem Auge eines Angebers zu begegnen. Es war viel Blut nach Monmouths unglücklichem Aufstande geflossen, und mehr Blut als zur Aufrechthaltung des Thrones nöthig war. Grausamkeiten unerhörter Art hatten die sanftesten Gemüther gegen den Misbrauch der Gewalt empört, aber keine Stimme wurde laut.

König Jacob sah triumphirend auf diese Stille, er sah wie stolze Nacken, die vor seinem Vater und Bruder steif geblieben, sich vor seiner königlichen Kraft beugten, er trotzte auf das seit Monmouths Einfall zu einer, für England unerhörten, Größe angewachsene Heer; und weil der Handel blühte und die Wimpel reichbeladener Schiffe auf der Themse den wachsenden Wohlstand bezeugten, glaubte

Gelegenheit. Es war mir Ekel, wenn irgend Jemand in meiner Gegenwart mit seinen Vorzügen prahlte. Jetzt, da ich im Unglück bin, muß ich es leider selbst wider meine Neigung thun. — O Gott, wie unglücklich hast du mich werden lassen! Warum hast du zugeben können, daß ich mich selbst durch meine eigene Hand so schrecklich vernichtet, daß ich mit mir so viele Menschen auf immer in das Verderben gerissen habe! Zu meinem Unglück gesellt sich noch der Jammer, daß ein Theil, und zwar der größte Theil, des Publicums falsch von mir urtheilt. Für Diejenigen, die meine traurige Geschichte genau kennen, will ich hier den Plan umständlich entwickeln, den ich ein halbes Jahr lang gehegt habe und der so eisern fest in meinem Gehirn gereift ist, daß mein guter Bruder Ludwig Ernst, welcher die erste Person in diesem Plane war, sein Leben darüber verlieren mußte. Weil er sich nicht mit ganzer Seele nach meinem Willen darein ergab, — darin und in dem Wisch von Augsburg liegt mein Verbrechen und das Unglück meiner Familie und das meine. Mein Plan war dieser:" (Jetzt entwickelt er in mehren Punkten das Detail seines Handlungs-Projects, wobei er jeder Person seiner Familie einen Platz zugedacht hatte, und fährt dann fort:) „Worauf ich mich noch außerordentlich freute, war meiner Schwester Tochter, welche ich zu mir nehmen und unter meiner Aufsicht erziehen wollte. Sie heißt Louise, sie ist ein hübsches, gutes Kind von sechs Jahren. Sie war die Puppe, an der ich mich bei müßigen Stunden ergötzen wollte. O, wie unbeschreiblich schrecklich ist es, daß ich die Laufbahn, die ich als Wohlthäter begann, nun als Uebelthäter endigen muß! Wenn ich in meinem Gehirn nicht so gut gesattelt wäre, so wäre ich in den ersten Tagen meiner Gefangenschaft ein Narr geworden. Ich mußte mir Mühe

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 04023/039

geben, mich selbst wieder zu erkennen; ich zweifelte, ob ich denn wirklich noch der Ludwig von Olnhausen sei? Ich war trunken von Jammer, ich meinte zu ersticken; die Wände meines Kerkers schienen sich auf mich zu wälzen; wo ich hinsah, da sah ich Flammen. Man sollte nicht glauben, daß ein Bruder den andern ermorden könnte. Und doch hat dies einer dem andern gethan, ohne daß jener roh oder bösartig, ohne daß einer dem andern Feind gewesen wäre. Ach! nur ein einziger Zwist brachte diese That hervor, das schlimmste unter allen Uebeln, das schrecklichste unter allen Verbrechen."

Auf der andern Seite sprach für ihn der Umstand, daß die Familie des Ermordeten ja auch seine eigene war und diese selbst für ihn aufs Inständigste bat. Hatte doch, so hat es den Anschein, auch der ermordete Bruder die letzten qualvollen Augenblicke seines Lebens nur damit verbracht, daß er den Bruder vor dem Verdachte schützen wollte, ihn ermordet zu haben. So endete der weichlich und schwächlich von ihm gescholtene Ernst Ludwig mit einer schönen Lüge, aber mit einem wahrhaften Heroismus.

Der Gerechtigkeit schien genügt, es war Niemand, der an der festgesetzten Strafe ein Interesse hatte, das allgemeine Mitleid war erwacht für den Unglücklichen, er wurde, in Freiheit gesetzt, Keinem gefährlich; endlich gehörte das Land einem andern Herrn, der die Strafgerichte des vorigen, wenn auch gerechte, unbeschadet der eigenen Autorität, aus Gnade mildern konnte. Zum Ueberfluß bot die Familie gewisse Geldvortheile, wenn man ihren Angehörigen begnadigen wolle.

Umsonst. Auf ein vom jüngern Bruder des Ermordeten wiederholtes Begnadigungsgesuch wurden die Acten zur „allerhöchsten Stelle" eingesandt. Aber die Frage: ob er der königlichen Gnade empfohlen werden könne?

ward entschieden verneint. Einen Brudermörder, Brudermörder mit Absicht, mit vorbedachter Absicht, den drei Justiz-Collegien zum Tode durch das Rad verurtheilt, der die Milderung seiner Strafe nur der „durch ehrwürdige Bedenklichkeit eines zarten Gewissens gleichsam widerwillig abgedrungenen Begnadigung" verdanke, der bürgerlichen Gesellschaft wiedergeben, hieße die öffentliche Meinung zum zweiten Male beleidigen.

Ludwig Christian von Olnhausen starb nach wenigen Jahren im Zuchthause zu Lichtenau.

schichte zusammensetzen können, während der Franzose schon in alter Zeit wie seine Berichterstatter für die heutigen Zeitungen zu Werke ging. Bei der Ausarbeitung zu bestimmten Zwecken ließ er die Phantasie ergänzen, verschönern und auch verändern. Die Wahrhaftigkeit der englischen Berichte ist gewiß von Werth, nur wissen wir ihn in den seltensten Fällen zu schätzen, weil wir das Maß nicht mehr besitzen. Welchen Criminalfall mit psychologischer Ausbeute hätte ein Franzose aus der Geschichte Eugen Aram's geliefert; die uns von den ältern Reporters überlieferte Runenschrift des interessanten Falles gab nur einem Dichter Anlaß, vermittelst seiner Phantasie die erstorbene Erinnerung in eine neue Thatsache zu übersetzen. Nur selten sind den Reports Auszüge aus populairen Schriften der Zeit angehängt, welche eine Totalanschauung der Verhältnisse und Personen gewähren. Auch darin verfuhr der Engländer in seiner praktischen Weise; der Sammler nahm nur noch die Aussage eines Zeugen mehr auf, des Schriftstellers; er selbst enthält sich des eigenen Urtheils, selbst des Resumés der That.

Zwei Verbrechen, welche wir jetzt mehr aus Romanen kennen, als daß sie in der Wirklichkeit noch oft vorkämen, begegnen uns häufig in diesen ältern trials — die Entführung und der Raub reicher Erbinnen und die Wegelagerung der Highwaymen. Was in Altengland zu den alltäglichen Vor- und Unfällen gehörte, trägt freilich nicht immer das Gepräge einer cause célebre, aber als eine Species älterer Sittenzustände, die dem Criminalgebiet verfallen, haben auch diese Processe ein Anrecht, in unserer Sammlung der denkwürdigsten Criminalfälle aller Völker durch Repräsentanten vorgeführt zu werden. Indem wir daher den nachfolgenden Proceß aus den Select trials at the Session House in the Old-Bailey

(aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) aufnehmen, geschieht es weniger um der speciellen Bedeutung des Falles selbst, als um seiner generellen willen, obschon die Einzelheiten charakteristisch genug für den damaligen Sittenzustand sind und auf die rohen Züge des ältern englischen Romans, die uns so oft willkürlich erscheinen, ein helles Licht werfen.

So wichtig, ja allein von Werth, erscheint den Engländern die lebendige Anschauung der That vor ihrem Volksgericht, daß die uns überlieferten Documente ihrer ältern Processe selten auch nur die Anklageacte enthalten. Die Anklage galt ihnen als Machwerk des argumentirenden Verstandes, der Parteiansicht; in sie konnten sich absichtliche oder zufällige Irrthümer eingeschlichen haben; die Zeugenaussagen allein waren die Wahrheit, aus denen die gegenwärtigen Richter und Geschworenen ihre Anschauung und ihr Urtheil schöpften. Diese allein schien ihnen also auch nur von Bedeutung, um sie den Nachlebenden zu erhalten. Nur die Vertheidigungsrede des Angeschuldigten, das Verdict, der Bericht des Geistlichen über seine letzten Unterredungen mit dem Verurtheilten und der über die Execution werden noch als Zeugnisse und Documente über Thatsachen der Aufbewahrung für werth erachtet. Da die Einlassung des Angeklagten im englischen Criminalprocesse nur für den Ausnahmsfall, wo er sogleich als schuldig plaidirt (ein Fall, von dem ihm selbst vom Richter abgerathen wird), von Wichtigkeit ist, und wir ihn während des Processes nur durch die Zeugenaussagen kennen lernen, muß uns seine Vertheidigung und der Bericht des Geistlichen das ersetzen, was wir im Inquisitionsverfahren über die Motive der That und den psychischen Zusammenhang zwischen seinem innern Leben und dem Thatbestande aus den Acten selbst lesen.

Zu unserm Zwecke, das allgemein Menschliche auch im Verbrecher und im Verbrechen zu studiren, ist da freilich die Ausbeute in der Regel nur eine dürftige.

Ein Kaufmann in London, Richard Russel, hatte am 5. März 1727 ein junges, kaum siebzehnjähriges Mädchen, Sibylle Morris, gegen ihren Willen und den ihrer Eltern, mit Hülfe anderer Personen, mitten in der Stadt London entführt, sie gezwungen, sich mit ihm trauen zu lassen, und in brutaler Weise die Ehe mit ihr vollzogen. Es war offenbar nicht aus leidenschaftlicher Zuneigung, sondern in gewinnsüchtiger Absicht geschehen. Sibylle war die Erbin eines ansehnlichen Besitzthums. Russel scheint selbst nicht die beabsichtigten Früchte seines Frevelstücks davongetragen zu haben. Er verschwand und nur seine Helfershelfer, eine Mary Hendron, Margaret Pendergras und John Wheeler, wurden des Verbrechens angeklagt: eine Erbin gestohlen zu haben, eingezogen und vor Gericht gestellt.

Die Hauptzeugin, Anna Holliway, eine Dienerin und, wie es den Anschein hat, eine Vertraute im Morris'schen Hause, bekundete Folgendes, welches für die Leser die fehlende Anklageacte ersetzen wird:

Anna Holliway hatte eine Bekannte, die Mistreß Hendron, von der wir nichts erfahren, als daß sie einen eigenen Haushalt hatte, und, wenn nicht sonst schon, doch in diesem Falle als Gelegenheitsmacherin auftritt. Anna machte dort im Februar 1727 mit der jungen Sibylle einen Besuch, und die gefällige Frau lud sie ein, mit ihrem Schützling das Haus einer andern Dame, der Mistreß Pendergras, zu besuchen, von der das

Nämliche gilt, was wir von Jener erwähnt. Hier fand sich Richard Russel ein, der sich sehr artig benahm, ohne daß etwas Besonderes vorfiel. Nur bemühte sich Mistreß Hendron, der Dienerin und der jungen Miß eine vortheilhafte Meinung über den jungen Mann beizubringen. Er sei ein sehr reicher Kaufmann aus der City und handele mit Seide, Oel und anderen werthvollen Gegenständen. Als Anna Holliway später mit der jungen Sibylle einen zweiten Besuch bei der Hendron, abermals auf deren dringende Einladung, machen wollte, begegnete ihnen auf dem Wege dahin ein gewisser Peggy Johnson und Kitty Pendergras, die Tochter der Dame Pendergras, die ihnen sagten, Mistreß Hendron sei nicht zu Hause, wünsche sie aber doch zu sehen. Sie möchten doch die Güte haben, in ein näher bezeichnetes Haus am Strande zu gehen. Aber während sie auf dem Wege dahin waren, wurden die Frauen von ihren Begleitern unvermerkt in eine andere Richtung geführt. Vor dem Hause eines gewissen Murphey in Round Court standen Mistreß Hendron und Mistreß Pendergras und nöthigten sie, einzutreten. Kaum aber, daß sie über die Schwelle waren, riß man die junge Miß durch einen dunkeln und langen Flur in ein Zimmer, wo die Fenster dicht mit Laden verschlossen waren. Ob die Zeugin sich dagegen sträubt und geschrieen, führt sie nicht an; aber es ist gewiß, daß sie ihrer Miß folgte. In dem Zimmer aber brannten mehre Lichter und eine ansehnliche Gesellschaft war versammelt.

Das arme junge Mädchen war erschreckt; es stieß einen Schrei aus und wollte zur Thür zurück, aber Mistreß Hendron kam ihm zuvor und verschloß die Thür. Beide Gefangenen erklärten nun, wenn man sie nicht gehen lasse, so würden sie laut aufschreien. Man bedeutete

ihnen aber, das würde ihnen nichts helfen, denn es seien alle Veranstaltungen getroffen, daß Niemand sie hören könne.

Jetzt trat Richard Russel vor und fragte Miß Morris nach ihrem Taufnamen. Sie weigerte sich, ihn zu nennen, war aber so von Schrecken ergriffen, daß ihr überhaupt die Sprache versagte.

In der Gesellschaft befand sich Jemand, der, seiner Tracht nach, ein Geistlicher war. Er trat mit derselben Frage an das junge Mädchen, kehrte sich aber nicht im geringsten an ihr Schweigen und ihre sichtliche Verwirrung, die sie eigentlich zu jeder Willenserklärung unfähig machte, und hub ohne Weiteres die Ceremonien der Trauung an. Die Unglückliche wurde ohnmächtig, aber auch dies hinderte nicht. Die Hendron und der Clerk des Geistlichen hielten sie mit Gewalt aufrecht, als sie umsinken wollte.

Auf alle Fragen, wie sie nach dem Ritual an sie gethan wurden, gab Miß Morris keine Antworten. Die Angst preßte ihr nur einmal einen Laut hervor. Die Dienerin hörte hieraus, sie wolle nicht heirathen; aber die Hendron und Pendergras riefen, sie hätte ja gesagt, sie wolle heirathen und wäre nur vor Schreck, Ueberraschung und Freude ein bischen ohnmächtig.

Trotz der augenscheinlichen Verwirrung und Bewußtlosigkeit des armen Mädchens fuhr der Geistliche mit den Ceremonien in der üblichen Art fort, und sobald die Ringe gewechselt und der Segen gesprochen waren, rissen die Hendron und die Andern die noch immer Sprach- und Bewußtlose aus dem Zimmer, die Treppe hinauf und oben in ein Schlafzimmer, dessen Fensterladen ebenfalls dicht verschlossen waren.

Hier rissen Kitty Pendergras und Peggy Johnson der

er sein Scepter sei bestimmt, die goldene Zeit des Reiches zurückzuführen. Dazu gehörte aber, daß die Lieblingsidee seines Lebens wirklich werde, und er eilte mit Riesenschritten über alle Hindernisse dem einen Ziel entgegen, der Bekehrung Englands. Das unterwürfigste Parlament, das je innerhalb der Brittischen Inseln gesessen, da seine Mitglieder vom Könige nach Aufhebung der Wahl-Rechte fast allein ernannt worden, hatte in stummer Verehrung auf die Wünsche des Monarchen gelauscht; nur den Testeid, das Bollwerk der protestantischen Religion, wollten sie nicht fallen lassen, und Jacob beschloß ohne Parlament zu regieren. Aber je willfähriger der Engländer die alten Rechte schwinden ließ, um so ängstlicher umfaßte er den mit Blut erkauften und bewahrten Glauben, und während der König Schritt für Schritt näher trat um das Grundgebäude der Englischen Kirche durch Dispensationen zu untergraben, richtete sich die ganze Hoffnung auf den protestantischen Thronfolger, da Jacob, schon im reifen Mannesalter, noch ohne Sohn war.

Wir begegnen auf der Straße nach London einem großen Reise- und Staatswagen, der uns schon von früher bekannt ist, obgleich er in Verlauf vierter Jahre etwas aus der Mode gekommen, und

willenlosen Braut die Kleider mit Gewalt von Leibe, während die Hendron ihr die Hände hielt. Dann warfen sie sie ins Bett, und als sie mit einer letzten Anstrengung und in der Ahnung dessen, was ihr bevorstand, wieder herausspringen wollte, war es wieder die Hendron, welche sie fest in die Kissen drückte.

Jetzt erst empfahl man der Zeugin und Dienerin, daß es an der Zeit und schicklich sei, sich davon zu machen. Sie schrie und klagte, es sei eine Sünde und Schande, so ihre junge Herrin zu behandeln, und wollte nicht fort. Doch ging sie. Beim Hinuntergehen begegnete sie dem neuen Ehemanne, der, entkleidet, die Treppe hinaufstieg. Sie sah ihn noch in die Kammer gehen, in welcher ihre Miß im Bette lag, und bald darauf traten die Hendron und die Andern heraus und schlossen die Thür hinter sich ab.

Im Zimmer unten war die versammelte Gesellschaft sehr lustig. — Ihre Mitglieder werden nicht genannt, vermuthlich, um nicht zu viel Personen gerichtlich zu verfolgen. Ungefähr nach einer halben Stunde kamen Russel und Miß Morris wieder die Treppe herunter. Ueber das Wie? schweigt die Zeugin. Ein Souper war aufgetragen und man lud Sibyllen ein, sich mit niederzusetzen; aber sie lehnte es ab. Man zwang sie nicht. Sie erklärte, nach Hause zu wollen, und ward entlassen. Russel begleitete sie und die Dienerin einen Theil des Weges.

Nach unserm Gerichtsverfahren, ob vor geschworenen oder gelehrten Richtern, würde man die Zeugin hinsichtlich dieses Ausganges der Geschichte weiter befragt und sich schwerlich mit der kurzen Notiz über das Nachhausegehen begnügt haben. Wenn, wie es der Fall war, die Angeklagten den Seiten Russel's angethanen Zwang bestritten und behaupteten, daß Sibylle Morris freiwillig

in die That gewilligt, so kam viel darauf an, zu wissen, wie die junge Dame nach der That gegen den Räuber ihrer Hand und ihrer Ehre sich benommen. Doch die Anklage war nicht gegen den verschwundenen Russel, sondern nur gegen dessen Gehülfinnen gerichtet. Was dahin zielte und deren Schuld feststellte, genügte, beim praktischen Sinne der Engländer, dem Gericht; das Andere war überflüssig und darum vom Uebel.

Sibyllen's Vater, Master Morris, wußte nur wenig von dem Vorfalle, oder fand es in seinem Interesse, nur wenig davon auszusagen. Er bestätigte, daß seine Tochter von Seiten eines verstorbenen Oheims die Erbin eines unabhängigen Besitzthumes sei. Die falsche Heirath hatte, ihm ganz unbewußt, an einem Dienstage stattgefunden; erst am nächstfolgenden Donnerstage kam ein Herr zu ihm, angeblich ein Freund Russel's, und benachrichtigte ihn, daß seine Tochter verheirathet sei. Erstaunt über die Neuigkeit, stürzte er zu seiner Tochter und fragte sie darüber aus. Sibylle erzählte ihm darauf unter Thränen, wie sie schändlich betrogen und barbarisch von dem Manne und den Frauen behandelt worden sei. Furcht und Scham hätten sie bis da abgehalten, sich ihm zu entdecken. Russel selbst war am folgenden Sonnabend zu ihm gekommen; der erzürnte Vater hatte ihn aber nicht angenommen und kein Wort mit ihm gewechselt. Russel hatte es darauf für gerathen gehalten, sich aus dem Staube zu machen.

Das Opfer der Freveltat, Sibylle Morris, stimmte im ersten Theile ihrer Aussage ganz mit der der Anna Holliway überein. Sie beschuldigte die Hendron als die Hauptschuldige bei der Sache. Diese habe sie während der Ceremonie festgehalten. Sie selbst habe auf alle Fragen des Geistlichen nichts geantwortet. Man habe

sie darauf, gegen ihren Willen, die Treppe hinauf geschleppt, entkleidet und ins Bett gelegt und dort habe Richard Russel, ihre Schwäche und ihren Schreck, der sie ganz benommen gehabt, benutzt. Sie widerstand, nach ihrer eidlichen Versicherung, auch noch im Bette, bis alle Kräfte sie verließen. Sie schrie auf, aber er verstopfte ihr den Mund, drückte sie ins Bett nieder und ward endlich völlig ihrer Herr. Zum Uebermaß seiner niederträchtigen That hinterließ er ihr eine schlechte Krankheit.

Durch diese Aussagen war die Schuldbarkeit der Hendron festgestellt; es kam zunächst auf den Antheil an, welchen die zweite Angeklagte, die Pendergras, daran gehabt. Die Hauptzeugin Anna Holliway bekundete: die Pendergras habe mit an der Thür gestanden, als Sibylle durch den dunkeln Flur gerissen ward, desgleichen mit im Zimmer während der Vermählungsceremonie, und zu Allem zugestimmt und Alles gebilligt, was geschah. Auch habe sie dem jungen Mädchen gesagt, sie müsse nun schon an Russel verheirathet werden, und es wäre sehr zu ihrem Vortheil. Sie kam die Treppe mit hinauf und sah zu, wie ihre Tochter Kitty gewaltsam die Miß entkleidete. Dann ging sie mit den Andern in das untere Zimmer, wo das Abendessen aufgetragen war. Der Clerk des Geistlichen, auch als Zeuge vernommen, behauptete noch besonders, daß es gerade Margaret Pendergras gewesen, welche bei der Trauungsceremonie für die Braut das Wort geführt und dem Geistlichen die Versicherung gegeben, sie habe ja gesagt, man habe es nur nicht hören können, und sie wolle gar zu gern heirathen, nur sei das arme Ding etwas ohnmächtig. Auch der Wirth eines Wirthshauses, in welchem die Gesellschaft sich vorher ein Rendezvous gegeben, gab noch eine Notiz, welche es unzweifelhaft machte, daß die Pendergras mit nicht min-

der m Eifer, ja einer wildern Leidenschaftlichkeit die Sache betrieben habe als die Hendron.

Gegen den mitangeklagten John Wheeler ward nicht mehr vermittelt, als daß er, auf Bestellung der Pendergras, behülflich gewesen war, einen Pfarrer zur Trauung zu verschaffen. Er hatte sich keine Gewaltthätigkeiten erlaubt, war nicht mit oben im Schlafzimmer gewesen und nur die Anna Holliway will ihn mit im Zimmer beim Abendessen gesehen haben. Seine Freisprechung war deshalb wohl motivirt.

Die erwähnte Aussage des Clerk, Namens Allen, ist nicht unwichtig, um über das ganze Sachverhältniß Licht zu erhalten. Allen verschaffte den Geistlichen, weil ihn Wheeler dazu überredet und gar zu sehr in ihn gedrungen war. Da er vier- bis fünfmal deshalb bei ihm gewesen, mußte er endlich einwilligen. Wheeler hatte ihm gesagt, es handele sich um die Heirath eines Gentleman mit einem Dienstmädchen, in das er sich sterblich verliebt habe. Der Geistliche, den Allen auftrieb, hieß Evans; „er war einer von Euern Gefängnißpredigern". Sie gingen aus dem bezeichneten Wirthshause in das bestimmte Privathaus, wo sie den Bräutigam und die andere Gesellschaft vorfanden. Allen sah bei der Trauung Miß Morris zittern und konnte nicht bemerken, daß sie ein Zeichen der Einwilligung gab. Im Gegentheil hörte er, daß sie sich sträubte, und sagte darauf zum Prediger, er solle sein Buch zuschlagen, denn hier sehe es gar nicht nach einer Hochzeit aus. Als aber Einige aus der Gesellschaft versichert, daß die Braut Ja geantwortet, ging der Prediger, ohne sich weiter darum zu kümmern, mit der Trauung drauf los. „Der hätte auch nicht mögen einen rothen Heller verlieren."

Daß unseren Rechtsbegriffen das ganze Verfahren

fremd ist, bedarf keiner Erwähnung. Der eigentliche Verbrecher war fort; statt seiner wurden aus der großen Zahl von Theilnehmern nur zwei gefällige Helfershelferinnen vor Gericht gestellt und die Person, welche, unserer Ansicht nach, als die straffälligere erscheint, der Geistliche, ganz aus dem Spiel gelassen. Nach dem Zeugniß der Anna Holliway erscheint sein Verfahren ruchlos und selbst nach dem seines eigenen Clerk unverzeihlich. Was den gefälligen Frauen noch als ein ergötzlicher, wenn auch gefahrlicher Spaß gelten konnte, der, wenn die Personen anders gestimmt waren, ein erfreuliches Ende nehmen durfte, mußte dem Geistlichen in ganz anderm Lichte erscheinen, und es ist außer Zweifel, daß die englischen Gesetze für sein Verfahren Strafen haben, wenn man ihm zu Leibe gewollt hätte. Aber wie die Anklage im englischen Accusationsproceß sich auf positiv bestimmte Thatsachen beschränkt und eine Wortauslassung, eine falsche Nebenbezeichnung den ganzen Proceß ungültig machen kann, so greift die Anklage auch nur bestimmte Personen heraus, und nicht immer die schuldigsten, sondern die, gegen welche der Ankläger seines Erfolges am sichersten ist. Dies geschieht in dem politischen wie im gewöhnlichen Criminalproceß, und der strafwürdigste Verbrecher entgeht, als Königs- oder Kronzeuge, nicht selten jeder Strafe, ausgenommen der, welche die allgemeine Verachtung ihm aufbürdet.

Daß im vorliegenden Entführungsfalle auch noch Anderes, was man nicht ans Licht bringen wollte, mit einem Schleier bedeckt blieb und daß auch unter den Zeugen noch mehr oder minder Mitbetheiligte sich befanden, geht aus den Kreuzvernehmungen mit Anna Holliway hervor. Die Hendron warf ihr vor, sie habe ihr ja das Maß von Miß Morris' Finger gebracht, um danach

einen Ring fertigen zu lassen. Zuerst leugnete es die Holliway, bald aber gestand sie es ein. Sie habe es jedoch ohne Miß Morris' Vorwissen gethan. Einst habe sie allerdings so etwas davon gegen ihre junge Herrschaft erwähnt, die hätte aber nichts davon wissen wollen. Uebrigens sei sie durch die Hendron verführt worden, die ihr vorgestellt habe, welch ein großes Glück ihrer Miß durch die Heirath blühe.

Mary Hendron und Margaret Pendergras waren verheirathete Frauen in mittlerm Alter und Familienmütter. Beide räumten ein, daß sie zur Verheirathung des Herrn Russel mit der Miß Morris hülfreiche Hand geleistet, vertheidigten sich aber damit, daß sie nicht geglaubt, eben etwas sehr Strafbares zu thun. Einmal scheine ihnen, zu einer heimlichen Ehe behülflich zu sein, nicht so Schlimmes, dann aber sei die junge Frau nicht zur Ehe gezwungen worden; ja, sie wäre eigentlich noch begieriger darauf gewesen, zu heirathen, als sie Beide und als Herr Russel selbst. Sie wären ehrliche und fleißige Weiber, die sich redlich ernährt und nicht gemeint hätten, eine so harte Verfolgung der Gesetze wegen ihrer Gefälligkeit erdulden zu müssen. Wenn das ein strafbares Vergehen wäre, so wäre es ihr erstes und einziges.

Die Jury sprach John Wheeler frei, beide Frauen erklärte sie für schuldig und ihr Todesurtheil ward ausgesprochen.

Unsere Gesetze kennen nicht das besondere englische Verbrechen, eine Erbin zu entführen und zur Heirath zu zwingen. Daß aber die vorliegende Handlung, ein junges Mädchen gegen ihrer Eltern und ihren eigenen Willen zu rauben, ein freches Spiel mit der Ehe zu treiben und in dieser brutalen Art sie zu bewältigen, ihre volle und verdiente Strafe, insofern der Thatbestand klar vorliegt, auch bei uns gefunden hätte, ist außer Zweifel.

Nach Lage der Sache, wie der englische Reporter sie mittheilt, bleibt der Zweifel an eine gewisse Connivenz Seitens des jungen Mädchens indeß nicht ganz ausgeschlossen. Anna Holliway's Zeugniß erscheint aber deshalb nicht ganz unverdächtig, weil sie einräumen mußte, zu Anfang die Sache begünstigt zu haben; ja ihr Betragen während der Ceremonie bestärkt den Verdacht noch mehr. Wenn sie die pflichtgetreue Magd war, welche schreien und Alles aufbieten mußte, die Handlung zu hintertreiben, erscheint sie dadurch, daß sie nichts that, als ohnmächtig einreden und bedauern, ja ihre Herrin im entscheidenden Augenblicke, ohne durch äußere Gewalt gezwungen zu sein, verließ, auch da noch als die stumme Begünstigerin der That, und als habe man die gerechtere Anklage gegen sie nur fallen lassen, um sie als Zeugin gegen die unter allen Complicen allein ausgewählten zwei Frauen zu gebrauchen. In unserm Sinne erscheint das Zeugniß des mitwirkenden Clerk allein als unverdächtig, aber doch nicht stark genug, um das Urtheil zu rechtfertigen, bevor man die andern bei der Trauung Gegenwärtigen, besonders aber den Pfarrer Evans, wenn nicht als Angeschuldigten, doch als Zeugen vernommen hätte.

Die Hendron und Pendergras klagten bitter über die Strenge der Gesetze, die sie nicht so erwartet hätten; aber als gute Katholiken empfingen sie den Trost der Religion, bekannten ihre Sünden, vergaben allen Denen, die ihnen Uebeles gethan, und erklärten ihre Hoffnung, durch die Verdienste Jesu gerettet zu werden. Die Pendergras war auch auf dem Richtplatze noch voller Ergebung, nur die Hendron beklagte sich, das hätte sie doch von der Miß Morris nicht erwartet.

Beide wurden zu Tyburn am 20. Mai 1728 gehenkt.

Zur

Geschichte der englischen Highwaymen.

1.

Spiggot und Phillips.

1720.

Dem in unserm ersten Theile aufgenommenen Falle des Capitain James Hind konnte man den Vorwurf machen, daß er, selbst bei allem Interesse der Geschichte, doch in der Eigenschaft als Criminalproceß kein Interesse habe, nämlich, weil nicht der eigentliche Proceß, sondern nur die Resultate uns überliefert sind. Wir haben uns seitdem in den Sammlungen berühmter englischer Criminalfälle nach gegen Highwaymen geführten Processen vielfach umgesehen und auch deren in Menge gefunden, aus denen das processualische Verfahren zur Genüge hervorgeht, die aber wieder in ihrem thatsächlichen und historischen Bestande so einfach, ja dürftig sind, daß sie um deswillen im gewöhnlichen Sinne nicht zu den causes celèbres zu rechnen wären. Auch wird wahrscheinlich

bei allen diesen Beraubungen auf offener Straße durch berittene Räuber das Thatsächliche sehr einfach und der interessantere Zusammenhang nur in den Zunftverbindungen dieser flüchtigen Ritter und in der Persönlichkeit und den Schicksalen der Beraubten zu suchen sein. Indessen waren die jetzt verschwundenen Highwaymen, als ganze Erscheinung genommen, gewiß eine cause célèbre: sie gehörten zum englischen Volksleben, sie machen einen nothwendigen Bestandtheil der ältern Novellistik aus, ihre Abenteuer geben den Stoff zu vielen Bänkelsängerliedern, und der Volkswitz weiß noch hundert Züge, komische, tragische und galante, von ihnen, dergestalt, daß sie auch wol ein Recht haben, als eine kranke, aber doch bedeutsame Abspiegelung des im englischen Volke Lebendigen in unserm Pitaval aufzutreten, und zwar so, wie sie vor Gericht erschienen sind. Was wir beim vorigen Fall über den Mangel an Fleisch und Blut in den älteren englischen Reports über berühmte Criminalfälle sagten, findet auch auf die von uns hier ausgewählten Processe gegen Highwaymen Anwendung. Doch werden viele Züge daraus den Lesern, auch den juridischen, unbekannt sein und andere dazu beitragen, dem größern Publicum, welches sich, aus den Romanen her, für die Erscheinung der Highwaymen interessirt, eine neue Anschauung derselben und des sittlichen Zustandes der Zeit, wo sie in Blüte waren, zu gewähren.

John Turner, vermuthlich Eigenthümer oder Conducteur einer Landkutsche, denn er wird der Wendover Courier genannt, fuhr mit seinem, wahrscheinlich leeren Wagen am 1. November aus London. In der Nähe von

Tyburn — selbst dieser verhängnißvolle Ort und Name schreckte nicht ab — ward er von fünf Männern in Masken angefallen.

Vier von ihnen waren zu Pferde, der fünfte zu Fuß. Sie mochten wissen, was in dem Wagen war. Ein Master Neal Sheldon, welcher desselben Weges mußte, hatte sein Felleisen zu schwer für das Pferd seines Dieners gefunden und es John Turner zum Mitnehmen in seinem Wagen übergeben. Die Räuber fielen daher nicht über den Kutscher, sondern über das Felleisen im Wagen her und schleppten es mit sich. John Turner hatte den Muth, ihnen nachzuspringen. Sie schlugen ihn nieder und kehrten darauf wieder zum Wagen zurück, den sie durchsuchten, ohne noch etwas daraus zu nehmen. Doch schwang sich der eine, welcher zu Fuß war, auf eins von Turner's Pferden und die fünf Räuber sprengten von dannen.

In dem Felleisen hatten sich eine goldene Uhr, zwölf Hemden von holländischer Leinwand, eine ganze Partie anderer seiner Wäsche, ein Hut, eine Perrücke und zwölf Guineen befunden. Dem Fuhrmann John Turner selbst waren fünf Guineen von den Räubern abgenommen worden.

Am 12. November desselben Jahres ritt John Watkins mit einem Zuge Packpferde nach Monmouth. Schon in der Nähe von Brentford bemerkte er einen Reiter in einiger Entfernung, der ihm verdächtig vorkam und Schritt für Schritt folgte. Als Watkins die Hounslow-Haide erreicht, welche nicht mehr so einsam ist als zu jener Zeit, sprengten mehre Reiter auf ihn zu, darunter William Spiggot und Thomas Phillips, die er aus früheren Zeiten kannte, und demnach keinen Grund zur Freude hatte, mit ihnen auf der Landstraße zusammenzutreffen.

selbst das neue prälatische Silber, das einst jenem protestantischen Schenkwirthe so anstößig gewesen, erblindet und roth geworden ist. Der würdige Prälat darin saß wieder an der Seite seiner Nichte, und Sorgen, wiewohl verschiedener Art, waren auf dem behaglichen Angesicht des erstern und dem heiterern der jungen Dame gelagert. Eine andere Begleiterin, die wir damals bei dem Dechanten Tennison gesehen, war auch mit den steigenden Jahren seine unzertrennliche Gesellschafterin geblieben, die Dame Furcht. Je ruhiger die Straße war, um so mehr erschreckte ihn jedes Geräusch, und die verdoppelte Anzahl bewaffneter Diener deutete darauf, daß ihm entweder sein Leben theurer oder die Gefahr größer geworden. Dem Historiker fällt es schwer zu entscheiden, welcher Beweggrund vorherrschte, da beide Fälle vorhanden waren. Worauf Sir Alexander lange Jahre mit frommer Sehnsucht geblickt, das Ziel seiner Wünsche näherte sich. Die Präsidentschaft des Magdalenen-Collegiums zu Oxford, die reichste Pfründe vielleicht in ganz Europa, war endlich vacant geworden, und wenn der Dechant, mit der Stimmenmehrheit der wählenden Collegen in der Tasche, während die geneigten Versicherungen der Minister ihm noch süß im Ohre klangen,

Spiggot's Bekanntschaft hatte er im Gefängniß von Monmouth gemacht. Gerade dieser hielt ihm die gespannte Pistole auf die Brust, damit er stille stehe, und nahm ihm darauf, was er von Werth an sich trug: seine silberne Uhr und etwa 5 Pfund Sterling. Auch drohte er ihm, alle seine Pferde vor seinen Augen niederzuschießen, wenn er ihm nicht das anzeige, auf welches das Geld geladen sei. Phillips hatte inzwischen seinen Stallknecht angefallen und sich an das eine Packpferd gemacht, mit dem er auf und davon ritt, während sein Camerad den Knecht bewachte.

Ob die Räuber von selbst fortritten, weil nichts mehr für sie Werthvolles zu finden war, oder aus Furcht, überrascht zu werden, ist nicht erwähnt. John Watkins behauptete, einen sehr großen Verlust an seinem Gelde, seiner Uhr, seinen Gütern und seinem Packpferde erlitten zu haben. Er gab denselben auf 200 Pfund an und erklärte sich für einen ruinirten Mann.

John Watkins machte bei der Policei Anzeige. Da er zwei der berittenen Räuber erkannt, so kam es zunächst darauf an, den Spuren derselben zu folgen. Die Policeibeamten John Morrit und Bryan unterzogen sich dem Geschäft mit großem Eifer. Spiggot hatte eine Wohnung in London. Als man sie durchsuchte, fand man unter andern verdächtigen und bei andern Anfällen gestohlenen Gegenständen auch die Perrücke des Master Sheldon, welche in dem von ihm auf den Courierwagen gegebenen Felleisen befindlich gewesen. Also war Spiggot auch dringend verdächtigt, unter den maskirten Reitern gewesen zu sein, welche John Turner bei Tyburn angefallen und beraubt hatten.

Spiggot selbst war ausgeflogen. Morrit kannte schon so ziemlich sowol ihn als seine Spießgesellen, auch wo

sie Pferde zu miethen pflegten. Er beauftragte den Roßverleiher, wenn Spiggot sich wieder sehen ließe, ihn festzuhalten, oder wenigstens ihn so lange hinzuhalten, bis er ihm, dem Beamten, Nachricht zukommen lassen. Inzwischen hatte er hier oder auch anderwärts erfahren, daß ein gleichfalls berüchtigter Mann, William Heater, der sich zuweilen für Spiggot's Bedienten ausgab, gewöhnlich die Pferde für ihn und seine Gesellen besorge und nachher wieder zurückliefere.

Es galt also, zuvörderst auf diesen William Heater Jagd zu machen, wozu Morrit, außer dem Policeimann Bryan, auch den Constabler Hill und noch andere Personen annahm. Sie schnüffelten ihm nach (we dogg'd, der vielfach wiederholte technische Ausdruck der Zeugen) von Finsbury nach Long-Acre, wo er mit zwei Pferden ankam. Dort nahm er noch ein drittes mit und begab sich damit nach Westminster, wo er im Broadway im Wirthshause des Master Rowlet einkehrte und die Pferde in den Stall brachte.

Morrit, Bryan, Hill und die Andern faßten in einem Hause, dem Wirthshause gegenüber, Posto, um von hier aus die Ankunft und die Bewegungen der Räuber abzuwarten. Indessen überzeugten sie sich bald, daß der Wirth Rowlet drüben nicht in der Diebesgemeinschaft, sondern ein ehrlicher Mann sei. Sie vertrauten ihm ihren Zweck und er lud sie ein, zu ihm ins Haus zu kommen, wo sie in der Schenkstube besser Wacht halten könnten. Wenn es zum Drauflosgehen käme, wolle er ihnen redlich beistehen. Nach einer kurzen Berathung gingen sie in den Vorschlag ein und wachten die ganze Nacht durch.

Morgens um 8 Uhr kam Joseph Lindsey, ein Mann, von dem man wußte, daß er mit Spiggot und Phillips die Reitpartien auf den Straßen mitmachte.

Einige der Policeileute wollten ihn sogleich festnehmen; die übrigen waren indeß der Meinung, dies könne sie am Einfangen der Andern hindern. So beschloß man zu warten, bis alle Drei zusammen wären.

Um 10 Uhr kamen Spiggot und Phillips und gingen sogleich darauf mit Lindsey in den Stall. Die Policeimannschaft mit dem Wirthe folgte ihnen.

Als die Räuber sich verrathen und eingeschlossen sahen, erfolgte ein verzweiflungsvoller Kampf. Der Wirth Rowlet, wie beleidigt über die Frechheit, daß die Highwaymen gerade sein Wirthshaus zu ihrer Herberge gemacht, packte voll Ingrimm Spiggot an. Er rang mit ihm, nach seiner eigenen Angabe, fast eine halbe Stunde. Da gelang es Spiggot, seine Pistole zu ziehen; er schoß den Wirth durch die linke Schulter und warf ihn nieder. Phillips drückte seine Pistole gegen den Policeimann Bryan los. Zum Glück versagte sie. Aber der Räuber warf sich auf ihn und schlug ihn nieder. Als Bryan wieder in die Höhe kam, sah er, wie der Wirth mit Spiggot auf dem Boden des Stalles rang und, blutend, nahe daran war, zu unterliegen. Spiggot's Degen war zur Hälfte aus der Scheide. Da griff Bryan, der sich frei gemacht, danach, zog ihn ganz heraus und wollte nach dem Räuber stoßen. Unglücklicherweise fehlte er aber in dem Gedränge und stieß einer andern Person in den Schenkel. Spiggot soll noch eine zweite Pistole abgeschossen, Phillips auch ein Musqueton losgedrückt haben, aber auch hier blitzte nur das Pulver von der Pfanne ab. Das Musqueton fand man mit drei Kugeln geladen. Der Wirth war endlich durch Hülfe Anderer losgekommen, Spiggot aber vertheidigte sich bis zuletzt wie ein Rasender und schwur, er wolle ihrer Tausend umbringen, ehe er sich ergebe. Endlich unterlagen die Räuber der Ueber-

macht und der blutige Kampf in dem engen Raume des Stalles hatte ein Ende.

Vielleicht auch durch Verrath; denn Joseph Lindsey ließ sich zuerst fangen und trat später als Königszeuge gegen seine Genossen auf.

Zugleich mit diesen beiden Anfällen wurde Spiggot noch eines dritten Raubanfalles auf offener Straße, den er in Gemeinschaft mit dem erwähnten Joseph Lindsey und einem William Burroughs verübt, angeklagt. Die ganze Schilderung, welche der Beraubte, Charles Sybbold, von den Manipulationen entwirft, ist für die Art des Verfahrens der Highwaymen charakteristisch.

Um Bartholomäus, am 25. August, ritt Master Sybbold mit seinem Bedienten auf der Straße nach Finchley-Common, er auf einem weißen, der Diener auf einem grauen Pferde. Drei Reiter sprengten in den Weg und hielten sie an. Der eine hielt den Diener zurück, die beiden andern nahmen den Herrn in ihre Mitte, zielten mit ihren Pistolen auf ihn und nöthigten ihn, abzusteigen. Lindsey nahm dem Pferde des Reisenden den Zügel ab. Die beiden Andern beraubten ihn in aller Schnelligkeit und zugleich, indem der Eine vom Kopfe anfing, ihn zu betasten und nach werthvollen Gegenständen zu suchen, der Andere von seinen Hüften abwärts. Sie waren zu gleicher Zeit mit ihrer Untersuchung fertig und ihre Beute waren 15 Guineen, etwas Silber und einige Schriften.

Sybbold erkannte Lindsey, der im günstigsten Lichte vor ihm stand, deutlich und erinnerte sich auch des Bestimmtesten seiner Stimme. Der eine Andere, wahrscheinlich Burroughs, trug eine lange Perrücke, deren beide

Enden er in seinem Munde hielt. Der Dritte, wahrscheinlich Spiggot, hatte seinen Oberrock bis über das Kinn zugeknöpft.

Vor Gericht gestellt, wollten William Spiggot und Thomas Phillips sich auf die Anklage, trotz der überwiesenen Vorgänge im Stalle des Wirthshauses, nicht einlassen, weil — der Gerichtshof, nach altem Herkommen, ihnen vorerst die Pferde, das Geschirr, Geld und andere Dinge, welche ihnen bei ihrer Gefangennahme abgenommen worden, zurückgeben müsse.

Das Gericht erklärte, ihre Foderung könne ihnen nicht bewilligt werden, denn nach der Parlamentsacte König Wilhelm's und der Königin Maria, aus dem vierten und fünften Jahre ihrer Regierung erlassen, um zur Fangung der Highwaymen aufzumuntern, sei verordnet: daß männiglich, wer da fassen, greifen, verfolgen und kriegen sollte, gedachte Straßenräuber, als Belohnung dafür überkommen solle zu seinem Lohne in den rechten Besitz und Genuß ihrer Pferde, Geräthschaften, Waffen, wie auch ihres Geldes, das bei ihnen gefunden worden; desgleichen auch derselbigen Gegenstände, welche irgendwo ihnen zu dem Behufe geliehen; unbeschadet jedoch des Rechts eines jeden Andern, dem zuvor diese Gegenstände schlechter oder räuberischer Weise wären abgenommen worden.

Die ältere Praxis der Highwaymen, die wir auch im vorigen Falle noch wiederfinden, bestand also darin, ihre Pferde zu miethen, in der Regel von stillen Complicen, welche sie im schlimmsten Falle vindicirten.

Die Vorlesung jener Acte, welche durch den Gerichtsclerk erfolgte, war umsonst. Die Gefangenen beharrten darauf, sich nicht einlassen zu wollen. Nachdem alle Vermahnungen nichts fruchteten, las man ihnen das Gesetz vor, welches die Behandlung solcher Gefangenen verord-

nete, welche stumm blieben oder durchaus die Einlassung auf die Klage verweigerten; voraussichtlich nur dann, wenn dringende Indicien oder Beweise, wie in diesem Falle, zu Tage lagen. Das Gesetz lautete:

„Daß der Gefangene zurückgeführt werde in das Gefängniß, von wo er kam, und dann gebracht in einen schlechten Raum, wo kein Licht eindringt, und dort gelegt werde auf den nackten Fußboden, sonder Unterlage, Streue oder Decke über ihn, und ohne irgend ein Kleidungsstück, außer etwas, um seine Schamtheile zu verhüllen. Hier solle er liegen auf seinem Rücken, den Kopf bedeckt, aber die Füße bloß. Einer seiner Arme soll dann gezogen werden mit einem Stricke nach der einen Seite des Gemaches und der andere Arm nach der andern Seite. Und seine Beine sollen gleicherweise gezogen werden. Dann soll auf seinen Leib gelegt werden so viel Eisen oder Stein, als er tragen kann, oder noch mehr. Und am ersten Tage soll er drei Stückchen Gerstenbrot erhalten, aber nichts zu trinken; und am zweiten Tage soll ihm erlaubt sein, so viel zu trinken, als er kann, zu dreien Malen, von dem Wasser, das zunächst der Gefängnißthür ist, nur nicht fließendes Wasser; aber er soll an dem Tage kein Brot haben. Und das soll seine Kost sein, bis er stirbt. Und Der, gegen welchen solcher Spruch ergangen, dessen Hab und Gut ist verfallen dem König."

Als auch diese Vorlesung ohne Wirkung blieb, befahl man dem Executor, „wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist", den Gefangenen die Daumen zusammenzubinden und die Stricke so fest zu ziehen, als ihm möglich wäre.

Das geſchah augenblicklich; aber weder der Schmerz, noch alle Ermahnungen des Gerichtshofes brachten ſie dazu, ſich einzulaſſen.

Jetzt ward das Urtheil gegen ſie ausgeſprochen: ſie ſollten zu Tode gepreßt werden.

In Folge dieſes Spruches wurden beide Verbrecher nach Newgate zurückgebracht. Man führte ſie in das Preßzimmer. Thomas Phillips wurde bei dem Anblick unwohl. Er bat, man möge ihn vor die Schranken zurückführen, er wolle ſich einlaſſen.

Spiggot blieb ſtandhaft. Er ließ ſich entkleiden, hinlegen, feſtſchnüren und das Gewicht auflegen. Ehe er ſich niederlegte, trat der Geiſtliche von Newgate noch einmal zu ihm und wandte ſeine ganze Ueberredungskunſt an, ihn davon abzuhalten, daß er auf dieſe Weiſe einen ſo furchtbaren Tod ſich ſelbſt bereite. Dadurch beraube er ſich ja ſelbſt der Zeit, welche das Geſetz ihm zugeſtehe, um zu bereuen. Er antwortete: „Kommen Sie her, um für meine Seele zu ſorgen, ſo nehmen Sie meinen Dank dafür. Kommen Sie aber meines Körpers wegen, ſo muß ich Sie bitten, mich zu entſchuldigen; denn ich kann auch kein Wort weiter anhören.“

Als der Caplan zum zweiten Male in das niedrige Gewölbe zu ihm hinabſtieg, fand er ihn auf der nackten Erde ausgeſpannt und 350 Pfund auf ſeine Bruſt drükkend. Er kniete neben ihn hin und betete. Mehrmals fragte er ihn, weshalb er auch ſeine Seele durch ſolche hartnäckige Art des Selbſtmordes auf das Spiel ſetzen wolle? Spiggot antwortete nur: „Beten Sie, beten Sie für mich!“

Zuweilen lag er ſtill, faſt ohne Athem, wie in Bewußtloſigkeit, dann aber athmete er wieder kurz und raſch

auf. Zuweilen klagte er bitterlich, daß sie ihm eine so grausame Last gerade aufs Gesicht gelegt hätten, und doch war es nur mit einem dünnen Tuche bedeckt. Ja man legte es, auf seine Beschwerde, nachher leicht und hohl über seine Stirn, und doch klagte er aufs Neue, es erdrücke ihn. Vermuthlich eine Sinnestäuschung; die pressende Wucht auf Brust und Leib verursachte einen Blutandrang nach dem Kopfe, den er für einen äußern Druck hielt.

Eine halbe Stunde ungefähr blieb er trotzig und stumm. Als man aber noch 50 Pfund hinzufügte, so daß jetzt gegen 400 Pfund ihn zusammenpreßten, stöhnte er auf und bat, man möge die Last fortnehmen, er wolle vor Gericht antworten.

Nachdem die Gewichte fortgenommen und die Stricke durchgeschnitten waren, hoben ihn zwei Männer auf. Aber man mußte ihm etwas Branntwein in den Mund flößen, um ihn nur wieder so weit zu sich selbst zu bringen, daß er aufs Neue vor den Gerichtshof geschafft werden konnte.

Der Proceß war kurz. Drei Anklagen lagen vor, von denen der Erweis jeder einzelnen das Verdict und die Strafe, welche jede andere ausschließt, voraussehen ließ. Man scheint daher vor der Jury nur die erste Anklage, welche dahin lautete: „daß William Spiggot und Thomas Phillips den John Watkins auf der Landstraße angefallen, ihn in Furcht gesetzt (ein Ausdruck, welcher bei allen Anklagen gegen Highwaymen wiederholt wird) und ihm eine silberne Uhr und verschiedene andere Gegenstände im Werthe von 200 Pf. St. und 5 Pf. St. in baarem Gelde geraubt," mit Ernst behandelt zu haben.

Der Beraubte, John Watkins, hatte die Räuber

erkannt, die Policeibeamten und der Wirth Rowlet hatten sie im gefährlichsten Widerstande ergriffen und ihr Theilnehmer, Joseph Lindsey, der zum Königszeugen gemacht worden, bekannte die That, wie angegeben, als von ihm, von Spiggot, Phillips und noch zwei Andern, gegen welche die Anklage nicht lautete, vollbracht. Spiggot und Phillips hatten nichts Wesentliches zu ihrer Vertheidigung anzuführen. Die Jury sprach über Beide das Schuldig und das Gericht verurtheilte sie wegen beider Anklagen (John Watkins' und John Turner's Beraubung) zum Tode.

Auch gegen Heater war die Klage mit gerichtet. Aus den Aussagen der Zeugen ging indessen nur hervor, daß er dann und wann als Spiggot's Diener aufgetreten, Pferde besorgt und wiedergebracht und Sachen in seinem Hause, die er von ihm erhalten, verkauft habe. Spiggot und Phillips erklärten Beide, daß Heater ganz unschuldig an den Verbrechen gewesen und nur als ihr Commissionair bei der Anschaffung von Pferden gehandelt habe. In Ermangelung genügender Beweise ward er freigesprochen.

Während man den zweiten Klagepunkt wegen John Turner's Beraubung bei Tyburn vor der Jury fast ganz auf die Seite geschoben zu haben scheint, wurde dagegen der dritte, die Beraubung Charles Sybbold's bei Finchley-Common, vermuthlich, weil hier zu den zwei schon Verurtheilten noch ein dritter neu Angeklagter, William Burroughs, hinzukam, wieder mit Ernst vorgenommen.

Der Beraubte erkannte unter den Räubern nur Joseph Lindsey mit Bestimmtheit. Die andern Beiden seien schlanke Männer gewesen, doch wolle er nicht darauf schwören, daß es dieselben wären, welche ihm vorgestellt wurden. Spiggot und Phillips leugneten, obgleich schon

zum Tode verurtheilt, daß sie das Geringste von der Sache wüßten. Aber Joseph Lindsey trat auch hier als Königszeuge auf und erklärte, daß er mit Spiggot und William Burroughs den Raubanfall in der Art, wie ihn Charles Sybbold erzählt, ausgeführt habe. Nur Das hatte er erst durch die Aussage des Beraubten erfahren, daß demselben 15 Guineen genommen worden, indem Spiggot nur 6 Stück gefunden haben wollte und demnächst zur Theilung gebracht hatte.

Für Burroughs' Mittheilnahme sprach außer Lindsey's Zeugniß noch ein anderer Umstand. Lindsey's Frau kam, am Tage nach dem Raubanfall auf Sybbold, erschreckt zu Burroughs' Bruder gelaufen und erzählte ihm, daß Jener am frühen Morgen mit ihrem Manne von der Landstraße in einem furchtbaren Zustande heimgekehrt sei. Er rede irr und geberde sich wie ein Rasender. Der Bruder fand dies bestätigt; er mußte William Burroughs in das Haus seiner Mutter nehmen und bewachen lassen. Später war er nach Bedlam abgeliefert worden.

Die Jury sprach das Schuldig, das Gericht das Todesurtheil über Spiggot und über William Burroughs aus. Beides ohne Wirkung; Jener war schon zum Tode verurtheilt, Dieser wurde für wahnsinnig erklärt.

Thomas Phillips war etwa 33 Jahre alt. Nie zur Schule angehalten, war er früh zur See gegangen und hatte in den berühmten Gefechten der englischen Marine im Mittelländischen Meere unter dem älteren Byng gedient. Er war einer der verwegensten Highwaymen seiner Zeit und setzte etwas darein, seine kühnen Streiche und Ruchlosigkeiten zu erzählen. Einst, in der Nacht gegen 10 Uhr, wollte er mit Spiggot einen Zug von mehren Wagen angehalten und geplündert haben. Sie

der Hauptstadt zueilte, so erklärt sich, daß die Sorge für sein Leben jetzt eine ganz andre war als da es nur den Dechanten Tennison galt.

Aber auch die äußere Gefahr mochte größer sein; denn es verlautete von Straßenräubern, welche in berittenen Haufen selbst die befahrensten Wege zur Hauptstadt unsicher machten; wenigstens lagen Truppenabtheilungen aus diesem Grunde in den Provinzen zerstreut und begegneten den Reisenden auf den Straßen, ein sonst in England zur Friedenszeit ungewöhnlicher Anblick. Ganz wie zu den Zeiten des seligen Königs fuhr daher Sir Alexanders Gesicht zum Kutschenschlage heraus, sobald er unerwartet Hufschläge zu hören glaubte, und jeder ihnen begegnende Reisende mußte, wenn er sich als ehrlich ausgewiesen, genauen Bericht abstatten, was dem Dechanten auf dem Wege vor ihm begegnen könnte. Es fehlte nicht, daß Spaßvögel, denen die Gemüthsstimmung des frommen Hirten nicht entging, aus der Maus einen Elephanten machten; ernstlicher schien aber die Aussage eines Handwerksburschen, der von einem Trupp Reiter sprach, welche mitten in dem Kiefergebüsch, das der Wagen passiren mußte, anhielten. Sie wären wohl bewaffnet, hätten etwas fremdartiges in den

hätten dabei gegen hundert Paſſagiere herausgeriſſen, gebunden und ſie der Reihe nach auf der Landſtraße hingelegt.

Mit gleicher Ruchloſigkeit benahm er ſich während ſeiner Gefangenſchaft und bis zu ſeiner Hinrichtung. Der Geiſtliche hatte nicht die geringſte Einwirkung auf ihn. Während die andern Gefangenen beteten und chriſtliche Lieder ſangen, ſang er ſchmuzige Balladen. Ja, er war ſo herausfodernd in ſeiner Ruchloſigkeit, daß er es nicht dulden wollte, daß die Andern ſich mit Vorbereitungen zum Tode beſchäftigten. Er lachte ſie aus, tobte, raſſelte mit den Ketten, ſchlug um ſich, brach in die gräßlichſten Flüche aus und trieb einen ſo abſcheulichen und ſchmuzigen Hohn mit einigen der Schwächern unter ihnen, daß ſie endlich Alle bei ihren Aufſehern mit der Bitte einkamen, Phillips von ihnen zu entfernen. Auch dies bändigte ſeine freche Tobſucht nicht. Noch unter dem Galgen erklärte er: er fürchte den Tod ganz und gar nicht, denn er ſei ganz verſichert, daß er in den Himmel komme!

William Spiggot war etwa 29 Jahre alt, gleichfalls von geringem Herkommen und ſollte als Lehrling bei einem Tiſchler ſich in ſeiner Jugend gut aufgeführt haben. Wie er zum Räuber wurde, iſt uns nicht aufbewahrt. Er hatte ſich früh verheirathet und bei ſeinem Tode lebten drei Kinder von ihm, von denen die älteſte Tochter ſchon acht Jahre alt war. Wie er die Qualen der Preſſe bis auf einen beſtimmten Moment überſtand, iſt ſchon oben erwähnt, auch daß er doch einigermaßen hier auf die Zuſprüche des Geiſtlichen hörte. Er war aber von da ab äußerſt ſchwach und blieb zwei Tage lang ſprachlos. Er verlangte nach dem Abendmahl und glaubte die Execution nicht erleben zu können. Doch gewann er ſeine

Kräfte nothdürftig wieder und war von nun ab ganz Hingebung gegen die Ermahnungen des Seelsorgers.

Befragt, weshalb er bei dieser guten Gesinnung doch so lange und zu seinem eigenen Schaden verstockt geblieben und die Qualen der Presse ertragen habe, gab er zwei Gründe an. Einmal, damit man seinen Kindern nicht den Vorwurf machen könne, ihr Vater sei am Galgen gestorben. Dann aber, damit Joseph Lindsey nicht den Triumph habe, sagen zu können, er sei es gewesen, der ihn nach Tyburn geschickt. Gegen Lindsey war er aufs Heftigste erbittert; „denn," sagte er, „ich wurde einst verwundet und war in Lebensgefahr um ihn. Ich hatte Alles daran gesetzt, ihn zu retten, als er nahe daran war, gefangen zu werden, und nun tritt er freiwillig gegen mich als Zeuge auf!"

Zuweilen drückte er den Wunsch aus, daß er doch unter der Presse gestorben wäre; denn er wäre da in eine Art Schlummer verfallen und hätte dann kaum ein Gefühl von der Pein und dem Drucke gehabt. In andern Augenblicken war er aber wieder froh, daß es nicht so gekommen; denn er wäre alsdann als ein hartnäckiger Sünder gestorben, ohne Buße und Reue. Nie erinnerte er sich, in seinem Leben eine Thräne vergossen zu haben, bis auf den Augenblick, als er nach der Verurtheilung von seinem kleinen Sohne Abschied nahm. Auch im Zustande seiner Reue konnte er nicht weinen, meinte aber doch, diese sei so aufrichtig, als die Anderer, welche in Thränen zerflössen.

Alle seine Räubereien und Thaten auf der Landstraße aufzuzählen, hielt er für ganz überflüssig, wenn er sich auch aller wirklich entsinnen sollte. Es möchten so gegen hundert gewesen sein. Sein Hauptschauplatz war die Hounslow-Heath. Doch war er durch das ganze Königs-

reich gestreift und nannte noch Mehre (wie die schon erwähnten Tysen und Coltis), welche zu ihrer Bande (to their gang) gehört, aber noch nicht ergriffen wären. Ueber das Wesen und den Zusammenhang dieser Banden, was uns von Wichtigkeit wäre, ließ er sich nicht aus, oder man hielt es nicht für werth, Das niederzuschreiben, was Allen damals bekannt war.

Spiggot und Phillips wurden am 8. Februar 1721 zu Tyburn gehenkt.

Joseph Lindsey, der Königszeuge, kam mit dem Leben davon, ward aber später nach Amerika transportirt. Gern hätten wir über sein Leben mehr erfahren, denn dieser Highwayman war seines Standes ein Geistlicher und hatte in Cambridge studirt.

Zur

Geschichte der englischen Highwaymen.

2.

Gentlemen-Highwaymen.

Hawkins und Simpson.

1721 — 1722.

Die ersten Zeiten der Regierung des Hauses Hannover scheinen die goldenen Zeiten für den cultivirtern Straßenraub durch berittene Freibeuter gewesen zu sein. Die Policei der Regierung hatte ihr Auge auf andere Dinge, und oft mögen die gewitzigtern Räuber vor sich oder Andern ihr Geschäft in ein politisches Gewand zu kleiden versucht haben. Aus früherer Zeit sahen wir eben ein solches Beispiel im Capitain James Hind. Auch in der Zeit, von der wir reden, gaben sich die Gentlemen unter den Highwaymen gern für heimliche Anhänger der Stuarts aus, und waren es insofern auch de facto, als sie in directer Opposition mit der Regierung standen. Beispiele, daß auch Männer aus gebildetem Stande, Söhne ange-

sehener Familien, Offiziere, ja Geistliche, wie wir sahen, sich unter die Reihen dieser flüchtigen Wegelagerer mischten, oder gelegentliche Streifzüge machten, kommen nicht selten vor. „Die londoner Spielhäuser," sagte ein Räuber in seinem Bekenntnisse, „das sind die wahren Nester und Schulen unserer Highwaymen." Meist war es Noth, der wilde Ausbruch der Verzweiflung, zuweilen eine Phantasie; man sah es für ein gewagtes Spiel an. Die einsamen Landstraßen, die Haiden, Nebel und Nacht, Masken vor dem Gesicht, schnelle Pferde und die über das ganze Land zerstreueten Diebesherbergen ließen das Spiel nicht für allzu gefährlich erscheinen. Der Gentleman, der in Dürftigkeit gerathen war, hatte nichts zu thun, als zu sehen, wie er sich ein Pferd und Pistolen verschaffe. Ein trüber Tag, eine entfernte Gegend und eine Kutsche ohne Bedeckung, mehr gehörte nicht zur Ausführung. Die Schlinge stand freilich darauf; es gab aber viele Mittel, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, im schlimmsten Falle das, an seinen Cameraden zum Verräther zu werden und als Königszeuge gegen sie aufzutreten.

Der leichte Gewinn lockte ebenso wie der Ruhm, den kühne und glückliche Highwaymen sich erwarben. Sie waren, wie es sich bei ihrem Gewerbe von selbst versteht, nie geizig mit dem Erworbenen, sondern Verschwender. Die Meisten, dem Spiele ergeben, vergeudeten darin ihre Beute so schnell, als sie gewonnen war. In ihren Gelagen, beim Trunk rühmten sie sich ihrer Thaten. Unter den zweideutigen Gesellschaftern, vor denen das geschah, waren sie gewiß, daß Niemand als ihr Angeber auftreten werde, es sei denn selbst um Gewinnstes willen. Eher wirkte die Erzählung verführerisch. Für die That hatte die Gaunersprache schmeichlerische Ausdrücke: „Wir

geben einen Gang machen." Von Jemand, der auf einen Raub ausging, hieß es: „Er hat sich aufgemacht (he has turned out)."

Geschlossene, durch Eidschwur verbundene Banden scheinen nicht existirt zu haben; noch weniger eine Art monarchische Verfassung. Aber die verdächtigen Gesellen kannten sich und gesellten sich zu einander; mehre genossen eines weitverbreiteten Ruhmes, und man hielt sich auf Zeit zusammen oder verband sich zu einzelnen Abenteuern. An Spürhunden fehlte es nicht. Es waren die jungen Anfänger, welche ihren Lohn vorher oder nachher erhielten, und die Schenkwirthe, welche durch Diebeshehlerei und Beherbergung der Räuber wahrscheinlich immer den Hauptvortheil davon trugen. Es kommt vor, daß Highwaymen Postillone und Postkutschen anfielen, nicht sowol um sie zu berauben, als um aus ihren Briefschaften Nachrichten zu schöpfen, wann und wo ein Reisender mit guter Baarschaft des Weges ziehen würde. Andererseits brauchte man, bei der notorischen Unsicherheit der Straßen, seltsame Mittel, sich zu helfen. Man bewaffnete sich nicht, nahm aber möglichst wenig Geld mit. Ein Beraubter erzählt, daß er die paar Schillinge und Pence, die er mitgenommen, in Papier gewickelt und mit einem Knoten in die seidene Börse geschlungen habe, damit die Räuber es für Geld hielten und ihn dann höflicher behandelten. Die gewöhnliche Art des Angriffs ersieht man aus den vorigen Fällen. Auf die vorgehaltenen Pistolen mußte der Reiter vom Pferde steigen. Einer nahm dem Pferde Zaum und Gebiß ab und ließ es frei laufen, damit der Beraubte am Nachsetzen verhindert werde. Am Wege gefundenes Pferdegeschirr und ein frei umherlaufendes Pferd waren die sichersten Anzeichen, daß ein Straßenraub in der Nähe begangen

war. Die Andern theilten sich in die Arbeit des Durchsuchens und Beraubens, um schneller damit fertig zu werden. Man nahm aber in der Regel nur werthvolle, leicht einzulösende Gegenstände. Seiner Kleider beraubt und ausgezogen wurde der Reisende nur in Ausnahmsfällen; Kleider können zu Verräthern werden, und für einen Gentleman-Highwaymen schickte es sich nicht, wie der gemeine Fußräuber zu plündern. In der Nacht wurde gewöhnlich die Diebeslaterne gebraucht; man hütete sich, das eigene Gesicht dabei dem Beraubten zu zeigen, wenn man nicht etwa Masken auf hatte. Oft flogen die Reiter heran, ihre Schnupftücher im Munde und die Perrücke immer tief ins Gesicht gezogen. Ein Eid, die Räuber nicht zu verrathen, ward nicht gefodert; doch brauchte man furchtbare Drohungen. Die Highwaymen hüteten sich, Blut zu vergießen; sie wollten nur durch den Schreck wirken. Obgleich die Wirkung vor dem Gesetze dieselbe war, war es doch oft der Stolz des verhärtetsten Bösewichts, daß er nie einen Mord begangen habe. Doch soll ein Highwayman einer Frau die Zunge ausgeschnitten und über die Hecke geworfen haben, als sie im Wagen so unvorsichtig war, zu äußern, sie habe ihn erkannt. Wenn die Reisenden aus der Kutsche herausfeuerten, ward wol auf sie geschossen. — John Hawkins, einer der berühmtesten Highwaymen jener Zeit, von einer Art chevalereskem Sinnes und Benehmens, dessen Spießgesellen auch fast immer Gentlemen waren, griff einst einen Reisewagen an, in welchem ein General und sein Diener saßen, und als diese in der erwähnten Art sich vertheidigten, feuerte er mit der Pistole hinein, in der Absicht, den Herrn zu treffen, erschoß aber den Bedienten. Diese That gereute ihn sein ganzes Leben hindurch. So oft er mit Geistlichen zusammenkam, stellte er ihnen

die Frage, ob Der ein Mörder genannt werden könne, der in der Absicht, seinen Gegner niederzustrecken, einen Dritten, den er nicht im Sinne gehabt, tödte, und war sehr unzufrieden, wenn die Geistlichen versicherten, Der sei doch ein Mörder. Hawkins behauptete, zum Morde gehöre eine bestimmte Absicht und ein bestimmtes Object, die hier nicht zusammentrafen. Abfindungen zwischen Räubern und Beraubten kommen vor. Wenn der Reisende Pretiosen von besonderm Werth hatte, versprach man ihm, gegen eine Einlösungssumme dieselben zurückzuerstatten.

Die Highwaymen waren das Product oder der böse Ausfluß der damaligen socialen Zustände; zerrütteter politischer Verhältnisse nach der Vertreibung der Stuarts, welche ihre Hoffnungen noch nicht aufgegeben hatten; einer kühnen Abenteuerlust, welche in den glücklichen Unternehmungen englischer Piraten in den öffentlichen oder Privatseekriegen neue Nahrung fand; einsamer Landstraßen, verdächtiger Herbergen, deren Wirthe noch den Fluch der römischen caupones trugen, und einer Policei, deren Uebergriffe in das Privatrecht und die individuelle Freiheit argwöhnisch von dem freien Engländer beobachtet wurden. Das kleine Uebel, daß Einzelne beraubt wurden, ertrug man lieber, als daß man zu dem größern Uebel einer allgemeinen Beaufsichtigung, welche zur allgemeinen Unterdrückung führen konnte, dem Staate gern Mittel in die Hand gegeben hätte.

Dennoch wurde das Uebel lebhaft empfunden. Die Strenge der Gesetze bei der Bestrafung schaffte keine Abhülfe. Ein Highwayman sagte vor seiner Hinrichtung: „Wenn ich nach mir auf Andere schließen soll, so glaube ich, daß die Hinrichtung der Uebelthäter auf ihre alten Cameraden keine Wirkung hat. Auch schreckt sie Andere

nicht zurück, die noch nichts begangen haben. Ich selbst war oft am Galgen, wenn Einer gehängt wurde, aber ich weiß nicht, daß ich mich jemals dabei sehr unbehaglich gefunden hätte, oder daß mir eine besondere Furcht vor dem Tode aufgestiegen wäre."

Man erließ jene Edicte zur Begünstigung Derer, welche bei Einfangung von Highwaymen sich thätig bewiesen, und zugleich zur Abschreckung Derer, welche ihnen durch Leihen von Pferden und Waffen behülflich waren. Aber es scheint nicht, als ob diese Acte von besonderer Wirkung gewesen seien; denn man findet fortwährend, daß die Highwaymen sich fremde Pferde, wahrscheinlich für schwere Bezahlung, zu verschaffen wußten, die sie dann auch redlich ablieferten.

Die Obrigkeit bediente sich daher eines andern Mittels, eines traurigen Mittels, was aber in vielen Criminalprocessen in England noch heute angewandt wird, der Bestechung eines der Complicen durch dessen Begnadigung, damit er gegen die andern als vollgültiger Zeuge auftrete. Unser Pitaval hat über dieses Verfahren der Königszeugen schon bei Anlaß der Processe „Barthelemi Roberts und seine Flibustier" und „Eugen Aram"*) gesprochen. Was gegen die Immoralität eines solchen Mittels zu sagen ist, ist so klar, daß es nicht ausgesprochen werden darf; aber es ist in vielen Fällen für die englische Justiz das einzige Mittel, Verbrecher zu überführen, von deren Schuld man überzeugt ist, gegen die aber formelle Beweise fehlen, und die in den starren Formen der englischen Gesetzgebungen überall Winkel finden, sich zu verstecken, Pfeiler, an die sie sich halten können.

*) Siehe Theil IV

Die demoralisirende Wirkung erstreckte sich zunächst auf die Verbrecherkreise selbst. Das Vertrauen unter ihnen hörte auf; denn wer war seines besten Freundes sicher, desselben, mit dem er hundert Raubthaten begangen, dem er das Leben oder der auch vielleicht ihm das Leben gerettet hatte, daß er nicht im Augenblicke der Todesangst, beim Schwimmen auf dem letzten Brete, um sich zu retten, nach dem Naturgesetz den Freund hinunterstieß?

Ein Mann war in einem Anfalle von mehren Raubgesellen erschlagen worden. Jonathan Wild, selbst ein Diebeshehler und Diebeskuppler, damals in Verbindung mit der Policei, ein berühmter Charakter seiner Zeit, dem wir vielleicht später einen eignen Artikel widmen, Wild munterte einen Dieb, dem er wohlwollte und der dabei gewesen, James Reading, auf, daß er Isaak Draw und James Shaw als Hauptthäter des Raubes und Mordes angebe, um vielleicht, als Lohn dafür, zum Königszeugen angenommen zu werden. Leider war schon ein anderer Spitzbube, Burridge, eben so klug, aber schneller gewesen und hatte James Reading wegen eines andern Raubes angegeben, wofür er als Zeuge gegen Reading zugelassen war. Jonathan nahm hierauf den obengenannten Draw und John Dykes, die beim Morde thätig gewesen, gefangen. Jeder von diesen bot sich an, gegen den Andern zu zeugen. Dem Draw gelang es, zugelassen zu werden, und Dykes ward auf sein Zeugniß verurtheilt. Als Shaw gefangen war, bot er sich sogleich an, gegen Draw zu zeugen; aber Draw war wieder geschickter, kam ihm zuvor und klagte Shaw an. „Denn," sagte er, „da gibt's keinen andern Ausweg; wenn er nicht hängt, so muß ich hängen." Als der Constabler Shaw fragte, ob er sich denn nicht retten

Mienen und zögen Erkundigungen von den Vorübergehenden ein, wobei der Eine, welcher ein Anführer scheine, seltsam das Gesicht zu verziehen pflege. Der Bursche erhielt für die umständliche Erzählung der unangenehmen Nachricht eine Belohnung, genug um aufgemuntert zu werden dem nächsten Reisenden mit verdoppelten Farben die Gefahr auszumalen. Der Dechant fuhr mit dem seidenen Tuche mehrmals über das Gesicht und blickte fragend auf seine Nichte und auf den Kammerdiener gegenüber. Jene war zu tief in Gedanken verloren, um die stumme Frage zu verstehen; während aber der Diener sich bedachte, welche Meinung dem Prälaten die angenehmste wäre, fuhr der Schelm draußen, von dem Silberblick der beiden Schillinge angefeuert, in seiner Beschreibung fort:

„Sehn Euer Gnaden, da unten den Schädel? — Er ist heruntergefallen vom Baum; oben an der Stange ist noch ein Theil vom Gerippe angenagelt. Und im Gebüsche drin, wo der Wind weniger pfeift, sitzen sie noch dicker an den Bäumen, daß man die pure Menschengestalt erkennen mag. Da reiten sie heran und betrachten das nackte Gebein, und zeigen es einander und zischeln dann. Ich war froh als ich unbemerkt vorüber war; aber

gekonnt, indem er sich zum Zeugen anbot? antwortete er: „Der lange Isaak hat ja schon gegen mich geschworen, und er muß mich wol hängen, weil ich ihn sonst gehängt hätte.“

Die alte ritterliche Lust, allein auf einen Gang auszuziehen, war seltener geworden. Gewöhnlich fanden sich zwei altbewährte Highwaymen zusammen, oder die Erprüften nahmen Neulinge an, welche sich die Sporen verdienen sollten. Immer also war ein Zeuge da für den schlimmen Fall. Die Erfahrung scheint aber gelehrt zu haben, daß die Gefahr für den alten Highwayman, von dem Neuling verrathen zu werden, geringer war, als die für den Novizen von Seiten des Experten. Jener war durch die eine That auf immer an seinen Lehrer gefesselt; er konnte ihn zwingen, auf der Laufbahn des Verbrechens fortzugehen, unter der Drohung, ihn anzugeben, als Zeuge wider ihn aufzutreten; und wenn er das nicht selbst mochte, so übernahm es einer seiner Spießgesellen. So gingen Viele in ihr Verderben, denen ihr Gewissen später lebhaft schlug. Wir finden unter den Highwaymen viel junge Seeleute, die, rastlosen Sinnes, auch auf dem Lande etwas wagen wollten. Nach der That befällt sie die Reue, sie verbannen sich selbst außer Landes, kehren nach langen Jahren zurück, um ein neues Leben, einen ehrlichen Erwerb anzufangen. Sie verheirathen sich, werden zärtliche Ehemänner, gute Väter; sie verbergen sich auch vielleicht unter einem fremden Namen, aber das Auge ihrer ältern Spießgesellen sieht scharf. Man droht ihnen mit der Angabe, denn das alte Indictment gegen sie schwebt noch, und sie müssen sich entschließen, auf neue „Gänge“ mit ihnen auszugehen. Ergriffen, werden sie von ihren Verführern und Peinigern verlassen und diese treten als Königszeugen wider

sie auf. Rührende Züge von inniger Gatten- und Kindesliebe entfalten sich neben denen einer entmenschten Ruchlosigkeit. Der Räuber duldet unter den Qualen der Presse, um nicht den Fluch des Galgens auf seine Kinder als Hinterlassenschaft zu bringen. Ein anderer läßt sich unter einem falschen Namen für ein Verbrechen, welches er nicht beging, schuldig sprechen und hinrichten, damit Weib und Kind nichts von seinen wahren Verbrechen erfahren sollen. Stoff die Fülle zum crass Romanhaften, dessen sich die ältere englische Novellistik denn auch bemächtigt hat. Der Mann, der als Familienvater in Sitte und Ehren lebt, nur dann und wann geheimnißvoll abwesend; zerstreut, finster, schweigsam, wenn er wiederkehrt, und der die Zwischenzeit zu einem nächtlichen Gange benutzt hat, den seine rohen Spießgesellen alsdann aufsuchen, ängstigen und bedrohen, der in ewigem Zittern und von der Reue unterwühlt lebt, ist daher kein Phantasiebild der Dichter, sondern in seinen Grundzügen aus den Criminalacten von Newgate und Old-Bailey geschöpft *).

*) Bei den bußfertigen Sündern scheint meist, wenigstens nach den Berichten der Seelsorger, die Gnade in den letzten Augenblicken zum stärksten Durchbruch gekommen zu sein. Von einigen hat man Verse aufbewahrt, welche sie vor ihrem Tode gedichtet, die freilich in der poetischen Würdigung etwas verschieden von denen Eugen Aram's sind. Hier zur Charakteristik derselben ein versificirtes Gebet, welches ein vielfach genannter Highwayman, William Burridge, vor seinem Tode aufsetzte:

O himmlischer Vater, lieber Gott!
Blick' auf mich gnädig nur,
Der vor dir liegt in Sünd' und Noth,
Elend'ste Creatur!

Die demoraliſirende Wirkung erſtreckte ſich aber noch weiter. Durch dies Verfahren, unter den Schuldigen einen herauszugreifen, der für ſeine Losgebung zum Ankläger und Verderber der andern wurde, entſpann ſich ein Spionirſyſtem und eine Speculation, welche möglicherweiſe zu einer moraliſch noch größern Niederträchtigkeit führte, als das Verbrechen ſelbſt es war. Die ſchlimmſten unter den Raubgeſellen ſtanden im Dienſte oder doch in nächſter Verbindung mit der Policei. Sie waren von allen ausgeführten und auszuführenden Raubanfällen unterrichtet; die Gefängniſſe waren damals, wie ſie es jetzt ſind — und nicht in England allein — die geheimen

---

Gieß aus in die betrübte Bruſt
Von deinem Gnadenöl,
Damit von ſchnöder Sündenluſt
Frei werde meine Seel'.

Ach! dieſe Seele, tief gedrückt
Von Jammer, Noth und Pein,
Demuthig auf die Bitte ſchickt,
Du mög'ſt barmherzig ſein!

Ich unterließ, was Gott gefällt,
Und that, was mir gefiel;
So irrt', im Dienſte dieſer Welt,
Ich lange ab vom Ziel.

Nun ſeufze ich und ſchluchze ſehr
Und klage Tag und Nacht,
Daß ich mein Leben ſo verquer
Und ſchändlich zugebracht.

Laß aufersteh'n die ſünd'ge Seel',
Nicht mit dem Leibe todt!
Ich ſing' dein Lob mit voller Kehl'
Bis an das Morgenrot.

Bureaus, wo man Alles erfuhr, was man erfahren wollte, wenn man den rechten Schlüssel hatte. Ein gewitzigter Policeibeamter mußte unter den gewitzigsten Spitzbuben seine Vertrauten haben. Diese aber handelten in doppelter Gestalt. Sie sahen sich das Unternehmen an, ob es einträglich war, und machten es dann als Diebe mit; schlug es fehl, so machten sie die Angeber, hatten nur im Dienste der öffentlichen Sicherheit gehandelt und traten, wenn es sein mußte, als Königszeugen auf.

Daß sich auf diesem Wege eine der gefährlichsten und ruchlosesten Verbrecherclassen entwickeln mußte, ist leicht begreiflich. Auch Frankreich hat noch jetzt seine Vidocqs, in Italien wurden die ärgsten Banditen zu päpstlichen Gensdarmen und Carabiniers; in England scheint aber von diesen Bösewichtern zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein förmlicher Handel mit Verbrechen getrieben worden zu sein. Wenn ein Mann von Ansehen angefallen, ein bedeutender Straßenraub begangen worden, so wußte die Policei in den meisten Fällen, an wen sie sich zu halten hatte. Der Vermittler wußte um die That und hatte immer Schuldbewußte zur Hand, die vor jeder Anklage zittern mußten; denn sie waren berüchtigt und hatten wirklich begangene, noch unbestrafte Verbrechen hinter sich, wenn auch nicht gerade das in Frage stehende. Das war der Moment für jene Schurken, ihre Wichtigkeit zu zeigen und Vortheil zu ziehen. Sie warfen Namen hin und ließen sich von den Genannten schwer bezahlen, um die Namen wieder fallen zu lassen. Und die Gerichtsacten, die uns aufbewahrt sind, lassen es außer Zweifel, daß durch diese Machinationen Personen verurtheilt wurden und um ihr Leben kamen, welche an dem fraglichen Verbrechen gewiß keinen Antheil hatten.

Und dennoch sprach die Jury kein ungerechtes Urtheil, denn ihrem Spruche verfielen nur Solche, die, schon sonst als Knechte der Sünde bekannt, ein anderes Schuldbewußtsein in ihrer Brust trugen. Daß die Commissionaire der Police indessen nur Solche auswählten, auf die sie einen Groll trugen, oder die ihnen selbst gefährlich werden konnten, und daß dieses Schicksal oft die minder verhärteten Bösewichter traf, scheint ebenso gewiß. Ainsworth hat in seinen von Kerkerluft, Cloakenschmutz und Folterqualen dunstenden criminalistischen Romanen mehre Gestalten aus dieser Zeit zu seinen Helden erwählt und sein Jonathan Wild u. a. sind leider keine Erfindungen einer ausgebrannten Phantasie. Aus der Wirklichkeit schöpfen wir aber den Trost, daß auch diese Verbrecher ihrer Bestrafung nicht entgingen. Ihrer Natur konnten sie, so wenig als der purificirte Vidocq, nicht widerstreben. Sie verfielen immer wieder, bei jeder günstigen Gelegenheit, in die alte verbrecherische Thätigkeit und endeten am Galgen.

Die Criminalberichte von 1720 bis 1723 bilden ein schaudervolles Continuum von immer wiederkehrenden Verbrechen und Personen, wonach der Zustand der englischen Straßen um diese Zeit in der Wirklichkeit ärger war, als ihn die Dichtung nur erfinden konnte. Nur fehlt diesen Thaten und diesen Individuen der rothe Faden, welcher die Wirklichkeit zu einer höhern Wahrheit erhübe. Wir theilen indeß in dem Nachfolgenden die Processe einiger Highwaymen aus den höhern Ständen mit, welche zu dieser Zeit das meiste Aufsehen und die meiste Theilnahme erregten, und lassen ihnen zur Vervollständigung die Selbstbekenntnisse eines ihrer Complicen folgen.

Die Reitpost von London nach Briſtol wurde Montag den 16. April in der frühen Morgenſtunde angefallen. Der junge Poſtillon hatte ſchon früher zwei verdächtige Reiter hinter ſich geſehen und war deshalb froh, als ein anderer junger Menſch, den er kannte, auch des Weges geritten kam und ſich ihm anſchloß. Um ſich Muth zu machen, ſtieß er luſtig ins Horn. Dies hinderte indeſſen nicht, daß er beim Dorfe Colnebrook von zwei Reitern, welche ihre Perrücken und Hüte tief im Geſicht trugen und ihre Schnupftücher im Munde, überfallen und ſammt ſeinem Gefährten abwärts hinter die Hecken geführt wurde. Ein dritter Highwayman, gleichfalls zu Pferde, blieb als Wächter in der Entfernung. Der Poſtillon und der andere junge Menſch mußten abſteigen und Jener wurde von den Räubern ſcharf inquirirt, ob er nicht der Poſtillon ſei, welcher vor kurzem als Zeuge gegen einen berüchtigten Highwayman, der eine andere Poſt beraubt, aufgetreten und dadurch deſſen Verurtheilung und Tod bewirkt habe. Er konnte es mit gutem Gewiſſen leugnen. Dennoch band man ihn und ſeinen Gefährten, mit den Händen auf dem Rücken, an einen Baum im Graben und unterſuchte Beider Taſchen. Die Räuber fanden nur ein paar Schillinge, welche ſie verächtlich zurückließen. Dagegen ritten ſie mit den Pferden und dem darauf befindlichen Gelde und Briefſelleiſen fort.

Dem Poſtillon und dem Andern gelang es nach einiger Mühe, ſich zwar vom Baume loszumachen, nicht aber Einen vom Andern, und ſie mußten ſich ſo, den Rücken einander zugekehrt, bis zum nächſten Dorfe ſchleppen, wo ſie Lärm machten. Später fand man hinter den Hecken mehre der Briefe, das Felleiſen, die loſen Pferde und kam auch, nach der Beſchreibung, welche die Beraubten mehr von dem Ausſehen der Pferde der Räu-

ber als von diesen selbst entworfen, den Thätern auf die Spur.

Ralph Wilson, ein junger Mann von feinem Aeußern, wurde ergriffen und, um sein Leben zu retten, erbot er sich zum Königszeugen und machte die vollständigste Anzeige über das begangene Verbrechen, wie auch über die Mittel, seine andern Raubgehülfen zu ergreifen. Es waren dies John Hawkins und George Simpson, schon verdächtig wegen ihres Lebenswandels, besonders der Erstere. Aber als ein Gentleman von vornehmem Wesen hatte er sich bisher allen Verfolgungen zu entziehen gewußt.

Nach Ralph's Aussage hatte er mit den beiden genannten Herren schon seit längerer Zeit darüber berathschlagt, ob man nicht einmal eine Post anfallen solle; nur war man unschlüssig gewesen, welche Post die meiste Aussicht auf einen reellen Vortheil verspreche, bis man sich für die Bristol Mail entschied. Die drei Reiter waren die Nacht durch auf der Landstraße hin und her getrabt, hatten vor den Wirthshäusern auf den Pferden ihr Abendbrot und andere Erquickungen eingenommen und zugleich Erkundigungen eingezogen. Alsdann war der Raubanfall in der erzählten Weise vor sich gegangen, bei welchem indessen Hawkins, weil er, als sehr corpulent und groß, am meisten der Gefahr, erkannt zu werden, ausgesetzt war, zurückblieb und den Wächterposten übernahm. Darauf waren die drei Highwaymen, nachdem sie auf abgelegenen Wegen im unsichern Lichte der Morgendämmerung eine vorläufige Untersuchung der Effecten angestellt und die werthlosen Packete und Briefe ins Felleisen gestopft und über die Hecken geworfen, die anscheinend werthvollen aber in zwei andere Felleisen, die sie mitnahmen, verschlossen, auf Umwegen nach der Stadt

zurückgeritten. In einem Wirthshause der Vorstadt erquickten sie sich durch einen Glühwein, ließen hier ihre Pferde zurück und fuhren mit einer Landkutsche nach einem andern entfernten Wirthshause der Stadt, wo sie sich ein besonderes Zimmer, Schreibzeug und Licht geben ließen. Hier wurden die Briefschaften und Packete näher untersucht, etwa 100 Pf. St. Banknoten herausgenommen und Alles, was sonst verrathen konnte, beim Licht im Kamin verbrannt.

Ralph Wilson, nachdem er einige Tage darauf gefangen war, gab den Ort, wo man Hawkins und Simpston finden könne, richtig an. Abends zwischen 8 und 9 begaben sich die Constabler in das Haus der Hebamme Bowen. Ein Mädchen fragte ängstlich, was sie wollten? — „Keine Angst!" rief man ihr zu. „Zünde ein Licht an! Wir kommen nur, nach gestohlenen Sachen zu suchen." Aber oben hörten die Spießgesellen das Gespräch und riefen die Treppe hinunter: „Auch keine Angst! Wir sind die Männer, die Ihr sucht. Nur zu! Aber der Erste, der rauf kommt, ist ein todter Mann." — Die Constabler riefen: „Schießt nur! Wir werden's Euch wiedergeben." Es kam nicht zum Gefecht. William Hawkins, John Hawkins' Bruder, spielte den Vermittler. Er überredete die Beiden, sich zu ergeben, da jeder Widerstand umsonst wäre, und war der Erste, der herunterkam und sich ergab. Als sie erfuhren, daß sie auf Wilson's Angabe gefangen wurden, rief John Hawkins: „Steht's so, ja dann sind wir todte Leute. Aber besser, sein Leben lassen, als es auf so niederträchtige und infame Weise retten wollen, wie der Schurke Wilson!"

John Hawkins und George Simpson standen vor den Geschworenen. Die Beweise gegen sie waren Wilson's vollständige Denunciation, die Angabe des Postillons

und seines Gefährten, welche, ganz mit der Wilson's übereinstimmend, zwar die Personen beider Highwaymen nicht bestimmt recognosciren konnten, doch aber in vielen Nebenumständen, als der Farbe und Gestalt der Pferde, mit den andern Indicien stimmten; die Aussagen der Wirthe und deren Stallknechte auf dem Wege, wo die Räuber Nachts eingekehrt waren und Erkundigungen eingezogen hatten, und endlich die Zeugnisse der Constabler über die Umstände bei der Gefangennahme.

John Hawkins suchte ein Alibi nachzuweisen; es gelang ihm aber nicht. Mit mehr Grund sprach er gegen Wilson's Glaubwürdigkeit, der notorisch in dem schlechtesten Rufe stehe, selbst zugebe, den Raubanfall begangen zu haben und außerdem wegen mehrer Raubanfälle angeklagt sei. Auch die Politik wurde hervorgerufen. Wilson habe im öffentlichen Bierhause einen Geistlichen der hohen Kirche eine Satansbrut genannt, auf die Gesundheit des Teufels und den Untergang König Georg's getrunken und König Jakob III. (dem Prätendenten) alles Heil gewünscht, ja erklärt, wenn es ins Feld ginge, wolle er mit ihm losschlagen gegen König Georg. Man erklärte, es sei ganz unglaublich, daß Jemand solche gefährliche Ausdrücke sich öffentlich erlauben sollte. Der Oberrichter, Lord Montague, aber erwiderte: „Daß Wilson ein schlechter Charakter ist, ist außer Zweifel, und sein eigenes Zeugniß bekundet es. Dennoch ist er ein legaler Zeuge. Die Weisheit der Gesetzgebung fand es nöthig, auch die Zeugnisse von Mitschuldigen zuzulassen, ohne die es in vielen Fällen unmöglich wäre, namentlich bei Raubanfällen, die Schuldigen zu entdecken und zu überführen. Uebrigens seid Ihr nicht auf sein Zeugniß allein, sondern in Uebereinstimmung desselben mit viel-

fachen Anzeigen und Aussagen bisher glaubwürdiger Männer angeklagt."

Hawkins berief sich auf den Stand, den er in der Gesellschaft einnehme, und auf seinen guten Ruf und brachte in dieser Beziehung allerdings mehre zu seinen Gunsten sprechende Zeugnisse vor. Seine Erscheinung war die eines Gentleman; er trug sich in der feinsten, elegantesten Kleidung, ebenso Simpson. Die Wirthe, bei denen er eingekehrt, bekundeten, daß er immer seine Rechnungen bezahlt habe. Von achtbaren, wenngleich nicht bemittelten Eltern, hatte er früher bei einzelnen Großen in Diensten gestanden, aber sein kühn strebender Geist dort keine Befriedigung gefunden. Er flog von einem Projecte zum andern und wollte auf schnelle Weise reich und angesehen werden. Er hatte sich auf den Handel geworfen und mit Wein und Branntwein in Holland, Flandern und Frankreich Geschäfte gemacht. Den Transport hatte sein Bruder William, damals Schiffscapitain, auf seinem Schiffe besorgt. Gewöhnlich hatte er, was auch zu Gunsten seiner Moralität angeführt wurde, die Steuern bezahlt. Aber der Erwerb ging ihm zu langsam. Er war ein Stock-Jobber geworden und hatte viel in Südsee- und Colonialpapieren gehandelt. Doch auch diese „bubbles" hatten ihn nicht reich gemacht; es standen indeß keine Zeugen wider ihn auf, welche in diesen Schwindeleien ihm Verbrechen nachwiesen.

Sein Aeußeres war das eines vollkräftigen Lebemannes, was er auch war. Er war kaum 30 Jahre alt. Er liebte schwelgerische Mahlzeiten, gute Weine, war ein Mann des Wortes und der That, ein Gesellschafter, dessen Mund von interessanten Erzählungen überfloß, leidenschaftlich dem Spiele ergeben und immer in

sie mochten mich wohl nicht bemerken wollen, weil mein kleiner Ranzen ihnen nicht werth dünkte mir auf den Kopf zu schlagen."

Der Dechant wurde blaß: „Ob es nicht besser wäre, George, den Seitenweg einzuschlagen und in **** zu übernachten?"

„Da hängt es erst gar von vertrockneten Gliedern voll; denn hier, Euer Gnaden, haben die Bauern sie schon meist des Nachts abgeholt und auf dem Gottesacker verscharrt."

Ein Blick aus der Kutsche hatte den Kammerdiener überzeugt, daß an dem Berichte des Burschen zwar ein Grund sei, daß der Dechant aber zwei verschiedene Dinge in der Furcht zusammenwerfe. Sie befanden sich in jener verhängnißvollen Gegend, wo Kirks und Jefferies barbarischer Eifer gegen die unglücklichen Bewohner des Westens einst wüthete. An den Landstraßen sah man zu jener Zeit hunderte von Aufgeknüpften, deren keiner sich der letzten Wohlthat, einer gesetzlichen Verurtheilung erfreuen können. Theils Barbarei, theils Furcht vor den Launen des Despotismus hatte hie und da Jahre lang die Reste jener entsetzlichen Schlächterei dauern lassen, und ein hohläugiger Schädel grinste in der That hier aus dem trockenen Sande

den erſten Spielhäuſern anzutreffen. Sein Benehmen vor Gericht war würdig und anſtändig.

Waren das die Anzeichen eines gemeinen Straßenräubers? Und doch waren Richter und Geſchworene davon überzeugt, und dieſe ſprachen das Schuldig, jene das Todesurtheil aus. Desgleichen über George Simpſon, der, von guter Abkunft, einiger gelehrten Bildung, zärtlicher Gatte und Familienvater, ſich ebenfalls als Gentleman betrug, nur in ſtillerer Weiſe als Hawkins.

Als die Jury das Verdict hereingebracht, richtete ſich Hawkins mit mehr als Würde, mit einer Art Hochmuth auf und ſprach: „Ich bin ganz unſchuldig an dieſen Raubanfällen. Dennoch tadle ich meine Landsleute nicht wegen ihres Ausſpruches. Ihre Abſichten waren ehrenwerth, aber ſie wurden durch einen parteiiſchen Richter misleitet. Man iſt ſchlecht mit mir verfahren. Meinem Freunde hat man auf den Mund geſchlagen und kaum gelitten, daß er ſich nur verantworte. Ich bin auf den Tod gefaßt und möchte nicht mit dem Schurken tauſchen, der ſein eignes Leben gerettet hat, um mir meines fortzuſchwören; denn beſſer den Tod als ein ſo infames Leben. Mein Blut liegt auf ſeinem Kopfe und noch auf einigen Anderen — ich hoffe nicht, daß Ihro Herrlichkeit darunter mitbegriffen ſind."

Nach ſeiner Verurtheilung ward indeſſen Hawkins ein ganz anderer Mann. Er war mit vollem Grunde ſchuldig geſprochen, nur daß dieſer eine Fall der geringſte Theil ſeiner Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit war. Er bekannte gegen Geiſtliche und Andere, ſo viel er ſich von ſeinen Thaten erinnerte, hielt es aber eben ſo wenig wie Simpſon der Mühe werth, die kurze Zeit mit Erzählung derſelben zu verſchwenden. Er behauptete, eigentlich auf den Tod ſo vorbereitet geweſen zu ſein,

daß er anfangs gar nicht die Schuld ableugnen wollen; dies sei nur auf Rath einiger Rechtsfreunde geschehen, welche ihm vorgestellt, daß es unrecht wäre, so sein Leben fortwerfen zu wollen, wo er doch noch so viel Aussicht habe, durch eine geschickte Vertheidigung, vielleicht einen begangenen Formfehler oder andere Zufälligkeiten, welche sich so oft bei Processen ereigneten, diesmal noch davonzukommen. Er würde doch wie ein wahrer Schuljunge handeln, wenn er sich so das Leben aus der Hand schlüpfen ließe, wo es ihm bei geschicktem Benehmen eben so nahe liege als der Tod. Dies habe seinen Gedanken plötzlich wieder eine ganz andere Richtung gegeben.

Noch gefaßter zeigte sich George Simpson. Auch er erklärte das Urtheil für vollkommen gerecht und bereitete sich, mit religiösem Zuspruch, auf den Tod. Einige seltsame Anträge wurden während der kurzen Zeit bis zu ihrer Hinrichtung den Verurtheilten gemacht. So bat sie die Witwe eines gehängten Highwayman, da es ihnen doch auf ein Verbrechen mehr oder weniger nicht ankomme, öffentlich zu erklären, daß sie es gewesen, welche einen bestimmten Raubanfall begangen, und daß ihr deshalb hingerichteter Mann nicht dabei betheiligt gewesen. Hawkins entgegnete, daß er gern dazu bereit sei, der Frau den Gefallen zu erweisen, die öffentliche Erklärung könnte aber für andere Personen von Nachtheil sein. Andere ähnliche Anträge wies er entschieden ab.

Auf die Vorstellung einer angesehenen Person, daß er gegen Wilson keinen Groll mehr hegen dürfe, da er freilich sein Ankläger, aber auch sein aufrichtiger Freund gewesen, und es nicht aus Bosheit, sondern nur, um sich selbst zu retten, gethan habe, erwiderte Hawkins: das Leben sei wol süß, besonders während man lebe,

und doch wolle er lieber tausend Mal sterben, als mit dem Bewußtsein leben, einen Freund um das seine betrogen zu haben. Dennoch entschloß er sich, ihm so aus vollem Herzen zu verzeihen, wie er wünsche, daß der Schöpfer ihm vergebe.

Ein letzter Wunsch wurde Hawkins und seinem Gefährten versagt. Als Gentlemen wollten sie in einer Kutsche zum Galgen fahren. Sie mußten in dem gemeinen Verbrecherkarren fahren.

John Hawkins redete die Zuschauer an und bat sie, als Christen mit ihm um Vergebung für seine Sünden zu bitten. Er versicherte, er habe allen seinen Feinden vergeben, und wünschte, daß sein kläglicher Tod für Andere ein warnendes Beispiel werde. Aber so kräftig er zu reden anfing, um so schwächer wurde der Ausgang. Den starken Mann überfiel eine Schwäche und Verwirrung, daß die Henkersknechte ihn unterbrechen mußten. Auch sein Tod war unglücklich; er quälte sich noch eine Weile am Stricke, während Simpson ruhiger und schneller sein Leben verlor.

Noch an demselben Tage wurden ihre Leichen von Tyburn nach Hounslow-Heath, dem Hauptschauplatz ihrer Thaten, gebracht und dort in Ketten an einen eigens zu diesem Zwecke errichteten Galgen aufgehängt.

Beide Gentlemen-Highwaymen hatten während ihres kurzen Lebenslaufes und dem noch kürzern ihrer Thaten ein ungemeines Aufsehen erregt. Ganz London war damals im Schrecken durch die unerhört kühnen und rasch auf einander folgenden Raubanfälle, welche auch vornehme Personen, und sogar inmitten der volkreichen Stadt, betrafen. Unter dem gemeinern Gesindel gewährten den

Erschreckten die oben erwähnten Policeispione und Diebescommissaire, an ihrer Spitze der berüchtigte Jonathan Wild, einigen Trost, indem alle Augenblicke ein Highwayman aufgegriffen, vor Gericht gestellt und gehängt wurde. Auch bekamen die reichen Leute für große Opfergaben an Jonathan bisweilen die ihnen werthvollsten Pretiosen zurück. Aber diese höhere Classe halb ritterlicher Highwaymen scheint außer der Controle jener Diebeskenner gestanden und eine exclusive Gesellschaft unter sich gebildet zu haben. Wenigstens äußerten Einige unter ihnen wie verächtlich, daß sie mit Jonathan Wild und seinen Leuten nichts gemein gehabt.

Je größer der Schrecken vor ihnen gewesen, um so größer war die Neugierde nach ihrer Hinrichtung, von ihnen mehr und Näheres in Erfahrung zu bringen. Fast zu gleicher Zeit erschienen daher nicht weniger als vier Lebensbeschreibungen von Simpson, Hawkins und Ralph Wilson. Am interessantesten ist die, welche den Letztern, den begnadigten Highwayman Wilson, selbst zum Verfasser hat. Sein vielgelesenes Pamphlet führte den Titel: „Ein Bericht über die von John Hawkins, George Simpson und ihren Gefährten begangenen Raubthaten, geschrieben von Ralph Wilson", und wir halten es der besondern Mittheilung für unsere Leser wol werth, weil es uns unter allen bekannt gewordenen Highwaymen-Bekenntnissen die deutlichsten Blicke in die Werkstatt ihres Treibens und nicht minder psychologische Blicke in die innere Wüstheit ihres Lebens und auf die Fäden thun läßt, welche das lockere Verbrecherband zusammenhielten. Nicht Alles daraus braucht aufgenommen zu werden; aber in einzelnen Details ist es so interessant, daß wir den reuigen Verbrecher selbst sprechen zu lassen keinen Anstand nehmen.

Zur

Geſchichte der engliſchen Highwaymen.

3.

Ein Highwayman als Memoirenſchreiber und ein Highwayman aus Liebe.

Ralph Wilson und William Barkwith.

1721 — 1722.

Ralph Wilſon war der Sohn nicht unbemittelter Eltern in Yorkſhire, welche dem fähigen Knaben einen guten Schulunterricht geben ließen und ihn darauf zu ſeiner juriſtiſchen Carrière nach London ſchickten. In Lincoln's-Inn wurde er zu einem der ausgezeichnetſten Juriſten als Clerk gegeben, lernte aber nicht viel, da, wie er ſagte, das Geſchäft ſeines Herrn ſehr groß, ſein Fleiß aber ſehr klein war. Sie trennten ſich bald wieder.

Ein Bekannter führte ihn in eins der Spielhäuſer von Weſtminſter. Er ſah nur aus Neugierde zu, um bald, wie ſo viele andere junge Leute — Wilſon war damals kaum 20 Jahre alt — von den diaboliſchen Lockungen auf

immer verstrickt zu werden. Er macht in seinen Bekenntnissen (der damals 22jährige Jüngling) eine für jene Zeiten, und vielleicht auch noch für die unsere, treffend scharfe Bemerkung: „Mich wundert es, warum die Obrigkeit diese Orte nicht unterdrückt. Aber freilich stehen sie unter dem Schutz sehr mächtiger Bundesgenossen! Unter diesen besteht eine jährliche Alliance, die etwa um Weihnachten aufhört, wo diese mächtigen Herren in moralischem Eifer sich gewaltig aufthun und einige christliche Compagnien wohlschnüffelnder Constabler zusammenwerben. Der Krieg ist beschlossen und mit aller Energie soll er geführt werden. Die erste Attaque erfolgt dann geräuschvoll auf irgend ein Winkelspielhaus, wo 3 Pence der Einsatz sind, und sie arretiren zehn oder ein Dutzend arme Schlucker. Der Lärm erweckt die Gouverneure der größern Spielhäuser. Rasch senden sie ihre Agenten mit großen Geschenken aus an diese furchtbaren Feinde des Lasters. Der Sturm verzieht sich und die Alliance ist auf ein Jahr erneuert."

In diesen Spielhäusern traf Wilson einen jovialen, liebenswürdigen Mann, dessen offenes, männliches Wesen ihn ganz einnahm, ohne daß er Näheres über seine Beschäftigung wußte. John Hawkins war der Mann dazu, sich selbst geltend zu machen und Neulingen in der Welt den hohen Glauben von sich einzuimpfen, welchen er selbst von sich hatte. Sie trennten sich selten.

Inzwischen rief Wilson's Mutter ihn wieder nach Hause, wo er ein Jahr lang blieb. Die Muße hier langweilte ihn. Die Mutter, froh, daß ihr Sohn sich nach Beschäftigung sehne, schickte ihn abermals, mit 100 Pf. St. in der Tasche, nach London und zu einem andern Rechtsgelehrten. Aber die hundert Pfund wanderten sogleich wieder auf den Spieltisch, die Arbeitslust

verſchwand und Wilſon ward aufs Neue ein Herumtreiber.

Er erneuerte die Bekanntſchaft mit Hawkins, ohne zur Zeit noch zu wiſſen, was ſein Geſchäft war. Aber er hatte eine Ahnung davon, da Hawkins glänzend lebte, ohne Güter zu beſitzen und ohne reiche Verwandte zu haben und im Spiel große Summen verlor. Als die Ahnung in ihm zur Ueberzeugung wurde, zog er ſich von ihm zurück, denn noch entſetzte er ſich beim Gedanken an ein Verbrecherleben.

Aber Hawkins war in letzter Zeit in einigen Unternehmungen unglücklich geweſen. Ein Genoſſe hatte ihn verrathen, eine Anklage ſchwebte gegen ihn und er mußte ſich außerhalb London verſtecken, wo Wilſon ihn abermals in einem der Häuſer antraf, wo man von den Früchten des Verbrechens lebt, die Verbrecher alſo nicht angibt. Sie wurden wieder befreundet wie nur je und Hawkins ſo von Wilſon's Redlichkeit überzeugt, daß die Junge überfloß und er ihn zum Vertrauten ſeines ganzen, bereits ſehr thatenreichen Lebens machte. Hawkins hatte ſchon, obgleich ſelbſt erſt in der Mitte der Zwanzig, ganze Geſchlechter von Highwaymen überlebt, die am Galgen geendet, ohne daß dies ſeinen Lebensmuth erſchüttert oder ihn von neuen, großen Plänen abgebracht hätte. Was Hawkins am Wege verdiente, trug er ſogleich an die Spielbank, um das mit Gefahr ſeines Lebens Erworbene ſchlauern Räubern preiszugeben, welche nichts wagten und doch immer gewannen. Er war ein großmüthiger Camerad. Als einer der thätigſten Männer aus ſeiner Genoſſenſchaft, der irländiſche Capitain Leonard, in der Preſton-Rebellion begriffen, als Anhänger der Stuarts gefangen war, wollte er ihn mit Gefahr ſeines Lebens retten, ward aber bei dem Verſuche ſelbſt gefangen

und entkam nur mit genauer Noth der Gefahr, für ein politisches Verbrechen bestraft zu werden, welches sehr fern von ihm lag.

Hawkins' Erzählungsweise war so bezaubernd, daß in Wilson der Abscheu vor dem Verbrecherleben verschwand, ohne daß er doch deshalb sich versucht fühlte, auch so zu leben; noch führte ihn Hawkins direct in Versuchung. Seine Geschäfte hatten sich wieder sehr gut gemacht, aber Wilson war in der äußersten Noth. Als er schon Wochen lang hungerte, hatte ihm ein freundlicher Landsmann 10 Pfund unerwartet vorgeschossen. Kaum gesättigt, trug er sie an den Spieltisch und verlor Alles. In voller Verzweiflung, der Raserei nahe, stürzte er fort, er fühlte es, die schwache Beute für jeden Verführer. Bei Hawkins fand er dessen treuen Spießgesellen Wright. Sie tranken tüchtig zusammen; er auf einen leeren Magen.

Hawkins sprach von einem nächsten Abenteuer, wo ihnen ein dritter Mann noth thue. Er fragte Wilson, ob er sich wol getraue, eine Pistole in die Hand zu nehmen? Wilson erwiderte: „Warum nicht, so gut als jeder Andere; denn der Mangel hat mich zu Allem bereit gemacht." Hawkins, immer froh, wenn er neue Genossen anwerben konnte, versprach sehr freundlich, ihm zur nächsten Nacht ein Pferd zu verschaffen.

Als Wilson am nächsten Morgen aus seinem Rausch erwachte, erinnerte er sich mit Schrecken seines gegebenen Versprechens und hätte sich gern eingeredet, daß das Ganze ein wüster Traum gewesen. Bei Hawkins aber hieß es, ein Mann, ein Wort. Abends saßen sie wieder mit Hawkins beim Trunk zusammen. Um halb zehn Uhr klopfte der freigebige Wirth ihnen auf die Schulter und sagte, Alles sei fertig. „Ich war erhitzt wie gestern und es fiel mir da nicht ein, Einwendungen zu machen. Schlag

10 Uhr ſaßen wir zu Roß, trabten friſch zu und erwarteten Sir David Dalrymple bei den Waſſermühlen von Winſtanley. Ich ſollte die Kutſche anhalten; ſie wollten ſehen, ob ich zum Geſchäfte tauge. Leider führte ich meinen Auftrag ſo geſchickt aus, daß ſich Hawkins von nun an gar nicht mehr von mir trennen wollte."

Die Beute war nur 3 Pf. St., eine Tabacksdoſe und ein Taſchenbuch. Der Beraubte bot für letzteres an Jonathan Wild 60 Pf. St., wenn er es ihm wiederſchaffe; aber die ritterlichen Diebe waren ſo artig, es ihm gratis unter Couvert ins Haus zu ſchicken.

„Es iſt unmöglich," ſagt Wilſon, „die Angſt zu beſchreiben, unter der ich am nächſten Morgen erwachte, als ich nun darüber nachdachte, daß ich mich in Handlungen eingelaſſen hatte, welche, wie mir ſchon damals klar war und wie ich jetzt aus Erfahrung weiß, nichts Anderes als Armuth und Schande zur Folge haben. Kein Leben iſt ſo traurig und dunkel als das eines Räubers. Fremd iſt ihm der Seelenfriede; er kennt keinen ruhigen Schlummer. Er hat ſich zum Sklaven eines jeden Schurken gemacht, der ſeine Umſtände kennt. Zur Hölle wird es für Den, welcher jemals nur eine Strecke auf einem andern, edlern Wege zurückgelegt hat. Ich war nun auf dem furchtbaren Wege und wußte nicht, wie umkehren. Hawkins, der bis da ganz Liebe und Güte gegen mich geweſen, war nun mein Tyrann. Er ließ mich's fühlen, daß ich nun eben ſo viel Anwartſchaft als er ſelbſt darauf habe, gehangen zu werden, und ſprach geradezu ſeine Zufriedenheit aus, daß er mich nun am Griff habe. Ich will nicht glauben, daß dies Tücke und Bosheit war; ſein Wohlbehagen entſprang nur daraus, daß er Einen mehr in ſeiner Geſellſchaft hatte, von dem er bei Gelegenheit Gebrauch machen konnte. Es iſt nicht,

um mich zu rechtfertigen, daß ich so spreche. In Wahrheit, ich führte von nun an ein Hundeleben, trotz aller glücklichen Unternehmungen, und was das Verdrießlichste war, ich mußte immer bei guter Laune zu sein scheinen und Alles leicht hinnehmen, aus Furcht, daß ein Streit uns in Ungelegenheiten bringen könnte."

Das Glück der neuverbundenen Gesellschaft war außerordentlich. Selten verging eine Woche, in welcher nicht zwei bis drei erfolgreiche Anfälle ausgeführt wurden, und doch brauchten sie nicht über fünf englische Meilen außerhalb der Stadt zu reiten. Wenn der Fang gelungen war, kehrten sie sogleich zurück und griffen noch in demselben Athem Kutschen in den Straßen an. Es wurde damals, im Sommer 1720, so viel und so offen in London geraubt, daß die Einwohner glaubten, es sei ein Highwayman-Fieber über die Leute gekommen. „In einer einzigen Nacht, im August, beraubten wir eine Kutsche in Chancery-Lane, eine zweite in Lincoln's-Inn-Fields und stießen noch, als wir nach Hause reiten wollten, auf die Kutsche des Lords Westmoreland, hinter der noch dazu drei Bediente zu Fuß als Bedeckung gingen. Die Beraubung Seiner Herrlichkeit wurde uns allerdings etwas schwer, denn die Scharwächter stürzten auf uns los; da wir indessen eine Pistole über ihre Köpfe losfeuerten, zogen sie sich schnell zurück und wir entschlüpften noch glücklich."

„Diese ununterbrochen glücklichen Unternehmungen versetzten mich allmälig in eine recht hübsche Lage, wäre nur nicht der Spielteufel in mir so vorherrschend gewesen! Was ich an Effecten erwarb, meinen ganzen Beuteantheil überließ ich auf der Stelle an Hawkins und Wright, um nur Geld dafür zu bekommen, und das Geld ward verspielt."

die Vorüberfahrenden an. Anna schauderte als sie hinausblickte zusammen, und der Oheim würde um so mehr darauf bestanden haben in der gefährlichen Tour inne zu halten, hätte ihm nicht der Kammerdiener das Verständniß eröffnet. Er fügte hinzu, wie bei der beabsichtigten Veränderung im Reiseplane London schwerlich zum Geburtsfest des Königs zu erreichen sei, und da die junge Miß mit ihren Blicken ihn unterstützte, wagte er dreister die Furcht des Prälaten zu bekämpfen.

„Ew. Hochwürden erinnern sich noch, wie wir schon zu Lebzeiten des höchstseligen Königs einmal wegen eines straßenräuberischen Anfalls in gerechten Sorgen standen, wie sich aber die Besorgniß glücklich auflöste, da es nur der junge Fletcher von Salten war, als er damals nach England zurückkehrte."

Der Name wirkte auf beide Zuhörer, der Dechant gab Befehl weiter zu fahren, anscheinend um eine unangenehme Rückerinnerung zu übertäuben, und Anna ließ ihre Augen auf der todten Gegend draußen umherschweifen. Andere Reisende bestätigten was der Handwerksbursche ausgesagt. Wenn sie auch weniger die schreckliche Erscheinung der Reiter ausmalten, verweilten sie doch mit nach-

Hawkins und Wright mochten diesmal solider zu Werke gegangen sein. Sie hatten wirklich Erkleckliches gesammelt und befrachteten für den Erlös, oder vielleicht auch mit einem Theil der Effecten selbst, ein Schiff, um damit nach Holland überzusegeln. Alles war bereit und in Hawkins' Händen, bis auf eine versetzte Uhr, welche Wright auszulösen ging. Man wartete lange auf ihn an dem Versammlungsplatze am Tower-Hill, bis Hawkins ungeduldig einen Kundschafter ausschickte, der mit der Trauerpost zurückkam, Wright sei von Jonathan Wild eingezogen. Einer seiner Freunde hatte ihn verrathen.

Die größte Angst bemächtigte sich der Verbündeten, daß Wright nun auch dieselbe Rolle gegen sie spielen werde; er konnte dadurch sein Leben retten. Aber er sagte zu John Hawkins' Frau, die ihn ängstlich im Gefängniß aufsuchte: sie könne ruhig sein, er werde Niemand wehe thun, am wenigsten aber ihrem Manne, schon der Kinder wegen. „James Wright," sagt Wilson an anderer Stelle, „war der Sohn redlicher Eltern, ein Mensch von dem besten Temperament und einer Treue gegen seine Cameraden, wie ich sie noch bei keinem Highwayman wiederfand."

Weshalb die Andern bei dieser Angst nicht das bereit liegende Schiff bestiegen und die versetzte Uhr und den verlorenen Wright im Stiche ließen, ist nicht ersichtlich. Hawkins und Wilson gingen statt nach Holland nach Oxford und hielten sich dort einen Monat in der Stille auf. Doch selbst nicht so ganz still; Hawkins entstellte in seinem Uebermuthe einige Gemälde in der Gallerie über der Bodleyanischen Bibliothek. Die Universität, darüber aufgebracht, bot 100 Pf. St. Belohnung für Entdeckung des Thäters, und ein armer Schneider, der sich durch seine heftigen whigistischen Grundsätze und Reden

ausgezeichnet, gerieth deßhalb in Verdacht, saß im Gefängniß und war nahe daran, ausgepeitscht zu werden, ohne daß Hawkins sich großmüthig regte, um sich als Frevler anzugeben.

In London waren indessen einige Veränderungen vorgegangen. Wright saß noch im Kerker, indem er für die nächsten Assisen aufgespart wurde, John Hawkins' Bruder, William, war losgesprochen und nur ein anderer Highwayman, der bei den letzten Abenteuern der Verbündeten betheiligt gewesen, Pocock, war gehängt worden. John Hawkins trieb es, seinen Bruder William zu sprechen; aber es war nicht Geld genug da, daß er auch Wilson hätte mitnehmen können. Jedoch versprach er ihm, Geld nachzuschicken, um sich bei seiner Wirthin zu lösen und nachzukommen. Er schickte aber nur den vierten Theil und Wilson mußte sich zu Fuß auf den Weg machen. In London angekommen, hörte er, daß beide Brüder sich nach Holland eingeschifft und des armen Wright ganze Habe mitgenommen hatten, während dieser selbst im Kerker fast verschmachtete.

Im Herbste des Jahres wurde Ralph Wilson 21 Jahre alt, also majorenn, und bekam die freie Disposition über eine väterliche Erbschaft, welche ihn wohl in den Stand gesetzt hätte, unabhängig zu leben. Aber er verkaufte sie schnell für die geringe Summe von 350 Pf. St., um das baare Geld vortheilhafter am Spieltische anzulegen. In wenigen Wochen war Alles verloren, bis auf die Pfunde, welche er den im October aus Holland zurückgekehrten Gebrüdern Hawkins gelieben, um sich eigene Pferde zu kaufen. Aber auch dies Geld war verloren, weil sie es ihm niemals zurückbezahlten.

Sie fingen ihr altes Geschäft mit erneutem Eifer an. Leider aber war John's Bruder, William, ein Stein des

Anstoßes, ein unwillkommener Bundesgenosse, den sie doch aber nicht los werden konnten. „Diesen feigen Bramarbas," schreibt Wilson in Aerger, „mußten wir oft in den besten Unternehmungen zurücklassen. Ehe es losging, wenn wir unter uns waren, konnte er schwadroniren wie Keiner. Ich habe noch Niemand gesehen, der so übermüthig um sich fuckte und voraus war mit seinen Worten; aber auf der Straße selbst hinkte er nach. Das geschah nicht etwa aus Grundsätzen oder aus Gewissen, sondern nur aus heilloser Angst. Deshalb mußten wir ihn oft zurücklassen, bis er endlich sich zu bessern versprach und wieder die Erlaubniß erhielt, mit Theil zu nehmen."

Zuweilen wurde im Geschäft nach wohlüberlegtem Plane gehandelt, zuweilen folgte man der augenblicklichen Eingebung. Nach einer lustigen Nacht gab man sich das Wort, die erste Kutsche anzugreifen, welche ihnen auf der Landstraße begegnen würde. Nach hundert Schritten schon rollte ihnen eine entgegen. Zwei Herren saßen darin. Man ließ sie vorüber, verhüllte sich mit Mantel und Tüchern, machte kehrt und holte sie ein. Auf das erste Wort hielt der Kutscher an, die Gardinen rauschten nieder und John war auf der einen, Ralph auf der andern Seite. Aber in demselben Augenblick ward auch aus beiden Kutschenfenstern gefeuert. Hawkins' Schulter erhielt drei Schrotkörner, der Schuß auf Wilson ging vorbei. „Sicherlich waren es brave Männer und doch meine ich, daß ihr zu schnelles Abfeuern ein Zeichen von Furcht war. Hätten sie abgewartet, bis wir näher kamen, so hätten sie uns mit ihrem Schrothagel zerschmettert." Die Genossen waren der Meinung, es sei nun das Beste, Reißaus zu nehmen, um einen Mord von beiden Seiten zu vermeiden.

Nach diesem mißglückten Unternehmen folgte ein abscheuliches Wetter. Als es besser wurde, waren die Köpfe der Pferde so geschwollen, daß die Gentlemen sie nicht aus dem Stalle bringen konnten. John und Ralph entschlossen sich, ihr Glück zu Fuß zu versuchen, ein schwerer Entschluß für einen Highwayman, der die tiefste moralische Verachtung gegen den gemeinen Fußräuber empfindet. Auch schlug ihr erstes Unternehmen fehl; der Kutscher des reichen Brauers trieb seine Pferde rasch fort. Wilson schoß zwar nach und traf auch das eine Thier; als er aber die zweite Pistole nach dem andern abdrückte, schoß er sich selbst durch die Hand. Er war genöthigt, zu fliehen, was ihm in dieser Lage sehr schwer wurde, da er über eine ziemlich hohe Mauer klettern mußte.

Seine Verwundung gab Ralph Wilson hinlängliche Muße, über seine beklagenswerthe Lage nachzudenken. „Was war ich einst und was bin ich jetzt! Ich war überzeugt, daß die Vergeltung mich einst ergreifen werde, und solch ein Leben kann nur mit dem schmachvollen Ende zu Tyburn enden. Dies bestimmte mich denn zu dem Entschluß, die Stadt zu verlassen und — meine **Thorheiten** (follies!). Ich borgte etwas Geld, zog mein Pferd aus dem Stalle und ritt am 1. Februar 1721 nach Yorkshire.

„Gott, wie glücklich und zufrieden war ich, daß ich es ausgeführt! Wie ernsthaft bereute ich da mein Lasterleben! Fest und aufrichtig beschloß ich, nie wieder zurückzufallen, wie auch mein Loos sei. So wahrhaft vorbereitet auf ein ehrbares Leben, kam ich in der Heimat an und wurde herzlich aufgenommen. Ich hielt Wort. Mit Ernst nahm ich mich des Geschäftes meiner Mutter an, welches ziemlich bedeutend war, und blieb beharrlich dabei. Ich spürte keinen Verdruß über das Alltagsleben;

im Gegentheil, das Arbeiten war mir eine Luſt. Da werde ich eines Tages, im Auguſt, durch den Kellner eines Wirthshauſes in daſſelbe beſchieden, weil mich ein Fremder dringend zu ſprechen wünſche. Zu meinem unausſprechlichen Erſtaunen finde ich meinen alten Freund John Hawkins und ſeinen neuen Genoſſen George Simpſon!"

Auf einem einſamen Spaziergange entdeckte Hawkins dem Freunde, daß es mit ihm ſchlecht ausſehe. Er und Simpſon hätten zuſammen nur 40 Schilling in Baarſchaft. Wilſon fragte ihn, weshalb er denn eine ſo lange Reiſe unternommen, und nach einem Orte, wo ſie keine Hülfe finden dürften? Hawkins' Augen rollten vor Zorn und er fuhr auf: „Biſt Du auch wie die andern Menſchen und biſt Du nicht ſo ſchuldig wie irgend wer ſonſt?"

Wilſon wäre feſt in ſeinem guten Vorſatz geblieben, aber eine Nachricht machte ihn erbleichen. John vertraute ihm, daß ſein eigener Bruder William in London den Angeber gemacht und ihn, Wilſon, ſo wie alle übrigen Gefährten, bei der Policei denuncirt habe. In wenigen Tagen werde er abgeholt werden, wenn er ſich nicht ſchleunigſt auf- und davon mache. Ihn zu warnen, habe er die weite Reiſe gemacht.

Wilſon war wie vom Donner gerührt. Von William Hawkins' Charakter konnte er das Bubenſtück erwarten, und was anders konnte den männlichen, ehrlichen John zu der Reiſe bewogen haben? Unter dieſen Umſtänden war nur in London ſelbſt für ihn Rettung zu ſuchen. Wilſon mußte Simpſon für 20 Pf. St. Güter abkaufen, welche er unterwegs erbeutet hatte, damit er aufs Neue der Hölle verfalle. Hawkins lieh er die gleiche Summe. Sie Alle kauften friſche Pferde und machten ſich auf den Weg.

In London erfuhr Wilson, daß John ihn getäuscht hatte. Sein Bruder William hatte ihn nicht angeklagt, noch saß er gefangen. „Daraus mag man ersehen, welchen Ingrimm solche Leute gegen die ihrer Gefährten haben, welche sich von ihren Schändlichkeiten losmachen wollen und gern ein ehrliches Leben führen möchten."

Aber man soll den Teufel nicht an die Wand malen. William Hawkins war noch nicht zum Verräther geworden; doch er wurde es. Um eines Raubanfalles auf Sir Edward Lawrence willen ward er eingezogen und denuncirte nun gegen alle und jeden seiner Bekannten. Der wackere Wright, der, von jener Anklage losgesprochen, freigelassen ein ehrliches Leben angefangen hatte, ward auf William's Anzeige um einen vor zwei Jahren begangenen Straßenraub eingezogen, verurtheilt und starb am Galgen am 22. December 1722. Wilson wußte sich zu verstecken. „Wäre ich aber ergriffen worden, so hätte ich mit dem armen Wright an demselben Tage am Strick gehangen, und das war mein Geburtstag! Das war der Lohn für Wright's Großmuth. Er rettete Hawkins, um selbst gehängt zu werden."

Eine andere „ehrliche" Seele, deren Schicksal Wilson tief bedauert, Buttler For, war um zwei Raubanfälle, die er wirklich begangen, freigesprochen worden „und genoß des vortrefflichsten Rufes". William Hawkins zeugte aber wider ihn wegen einer Beraubung des Obristen Hamilton, welche allein von John Hawkins und Simpson begangen worden, worauf Wilson schwört, und der unglückliche For wurde gehängt.

Der Gerechtigkeit war nun eine Weile genug gethan; ein paar minder Schuldige waren aufgeknüpft und die Kühnsten und Verwegensten konnten Athem schöpfen und auf neue Thaten sinnen. John Hawkins und Ralph

Wilson waren wieder unzertrennlich und machten die besten Geschäfte. Sie quartierten sich beim Gastgeber Carter am London-Wall ein, der für sie der aufmerksamste, freundlichste Wirth von der Welt war. Er kannte alle ihre Verhältnisse und fand dabei seine gute Rechnung. Kein Raub, an dem er nicht den besten Antheil durch seine Wochenrechnung gewann. Er hatte einen Stall voll schneller Pferde, zu jeder Stunde konnten sich daher die Herren beritten machen und, so oft sie wollten, ihre Rosse tauschen.

Es klingt fabelhaft, was Wilson in seiner Treuherzigkeit berichtet: „An einem Morgen beraubten wir die worcester, die glouceſter, die cirenceſter, die briſtoler und die Oxford-Landkutſchen; am folgenden Morgen die chicheſter und die Ipswich-Kutſche; am nächſten die von Portsmouth. Bei der Landkutſche von Bury ſprachen wir faſt täglich an. Im Ganzen, glaube ich, daß wir ſie zehn Mal in Contribution geſetzt; und doch ritten wir darum nie weiter aus der Stadt, als bis Stones-End. — Unſere abendlichen Unternehmungen waren gewöhnlich zwiſchen Richmond, Hackney, Hampſtead, Bow und London. Immer war es mit Erfolg, und es iſt ganz unmöglich, daß Einer von uns ſich aller Vorfälle erinnern ſollte. Wahrſcheinlich hätten wir auch noch lange auf dieſem Wege fortgefahren, wenn unſer Augenmerk nicht auf die Reitpoſten gefallen wäre."

Um dieſe Zeit that ſich beſonders George Simpſon hervor, ein treuer Anhänger John Hawkins'. Wilſon gibt ihm folgendes Zeugniß: „Ohne Erziehung und ohne beſondere Anlagen, war er freilich nicht fähig, Pläne zu entwerfen; aber wenn ihm eine Aufgabe anvertraut war, war Keiner eifriger, raſcher und muthiger in der Ausführung, denn er war feſt und keck zugleich und immer

treu und bescheiden." So hatte er auch früher einigen vornehmen Edelleuten gedient und den Dienst nur aufgegeben, weil diese Lebensstellung ihm nicht mehr zusagte. Er zog es vor, unter Hawkins' Leitung ein „Einsammler an den Landstraßen" zu werden.

Wilson stellt mitunter praktische Betrachtungen an über das Benehmen der Beraubten, wie der Räuber, aus denen vorleuchtet, mit welchem wissenschaftlichen Ernste er die Sache ansah. Ein Gentleman feuerte aus der portsmouther Landkutsche auf die Highwaymen, ehe sie noch den Kutscher angeredet hatten. Dies mochte einigen seiner Cameraden als ein unloyales Benehmen erschienen sein; Wilson aber vertheidigt ihn. „Ich kann ihn darum nicht tadeln, denn indem wir an der Kutsche vorübergeritten waren und gleich darauf Kehrt machten, hatten wir deutlich genug verrathen, daß wir einen Angriff auf dieselbe beabsichtigten."

Er hatte noch die Genugthuung, denselben reichen Brauer Green und seine Frau in ihrer Kutsche zu brandschatzen, auf die ein früherer Anfall, als er mit seinem Freunde zu Fuß war, so unglücklich ablief. Er hatte ihm damals nachgerufen, sie würden sich wol noch einmal unter günstigern Umständen treffen. Er hatte sein Wort gelöst.

Die Geschäfte gingen bis in das folgende Jahr glücklich fort und es hatte den Anschein, als werde es noch lange der Fall sein. Aber die Lust nach Veränderungen, nach kühnern Unternehmungen regte sich in Hawkins. Er nahm den alten Plan wieder auf, statt der Landkutschen, deren durch so vieles Unglück gewitzigte Passagiere wahrscheinlich nur sehr wenig Geld bei sich führten, einmal die königliche Mail-Post, die oft bedeutende Geldremessen brachte, anzugreifen. Ihr Wirth, Carter, ward

in die Berathung gezogen. Er ſchlug die Poſt, welche nach Harwich geht, vor: aber obgleich ſie oft große Summen mit ſich führte, war doch ihr Abgang nicht ganz ſicher, und man wurde nicht einig. Die briſtoler Poſt ſchien gelegener; man einigte ſich und bereitete ſich vor.

Die Sache hatte aber auch ihr Bedenken. Schon einige Anfälle auf die Poſt hatten die Behörden ſehr wachſam gemacht, namentlich die Ober-Poſtverwaltung. Man konnte erwarten, daß, wie in ſolchen Fällen üblich, des Königs Pardon für jeden auch Mitbetheiligten bekannt gemacht werden würde, nebſt einer Belohnung von 200 Pf. St., wer die Poſträuber angebe. Wilſon ſtellte dies ſeinen Genoſſen vor. Ihre Sache, ihr Glück und ihre Erhaltung ſei bedingt von der innigſten Einigkeit unter ihnen. Die Anklage, welche jetzt auf ihnen Allen haſte, verhindere jeden Einzelnen, zum Angeber zu werden. Jenes Proclama könne und werde aber die Vereinigung brechen. Der Rath wurde verworfen.

In welcher Art der Angriff auf die Poſt erfolgte, iſt aus dem Obigen bekannt. Es war übrigens der zweite Angriff. Wilſon trat acht Tage ſpäter, am Nachmittage, in Carter's Wirthshaus, wo ſie bis da in größter Sicherheit, unbeläſtigt von Jonathan Wild's Spionen, verkehrt hatten. Er ſah drei Männer, deren Blicke ihm nicht gefielen, und machte ſchnell Kehrt. Durch verſchiedene Nebenwege glaubte er unentdeckt nach Moorgate's Kaffeehaus zu kommen, wo nur anſtändige, nüchterne Geſellſchaft ſich verſammelte. Ein Highwayman konnte alſo dort, ohne Argwohn zu erregen, verweilen. Auch war er ſelten dort geweſen und immer in anderer Kleidung; denn die Praxis eines durchgebildeten Highwayman war, die Kleider, ſo oft es anging, zu wechſeln. Ein Quäker erzählte ihm, welches große Aufſehen in der Stadt die

Beraubung der briſtoler Poſt errege; mehre Spürhunde der Policei ſuchten ſogar in der Nachbarſchaft umher. Wilſon lief das Blut kalt durch die Adern; er bezahlte und ſtreifte weiter. Sein Weg führte ihn nach Bedlam. Der Anblick der Wahnſinnigen erſchütterte ihn; ihm kam es vor, als durchzucke auch ihn ſchon ein Fieber ihres Wehs. Er fühlte bei jedem Schritte das Pflaſter von London unter ſich wanken.

„Ein Gentleman, welcher mehr mein Freund war, als der Freund der Andern," äußert ſich Wilſon etwas dunkel, „und die Vermuthung hatte, daß wir es wären, welche die Poſt angegriffen, rieth mir zuerſt in andeutenden Winken, ſchnell außer Landes zu gehen; dann ſagte er mir offen, ich möge geradezu auf das Poſtamt gehen und mich angeben. Wenn ich es nicht thue, werde es Simpſon thun; denn Simpſon habe ſeltſame Fragen deshalb an ihn gerichtet: Ob Jemand, der ſchon unter Anklage ſchwebe, noch gegen einen Andern als Zeuge auftreten könne? Ob eine Perſon, welche ſich freiwillig angebe, feſtgehalten werde? Ob die ausgebotenen 200 Pf. St. für Den wären, welcher die Thäter angebe, oder für Den, welcher ſie verhafte? Anfänglich wollte ich ſogleich dem erſten Rathe meines Freundes folgen und nach einem Hafen auf der Stelle abreiſen. Aber er widerrieth es mir, und ſo machte ich mich unſchlüſſig auf den Weg nach Moorgate's Kaffeehaus. Unterwegs begegneten mir wieder die drei verdächtigen Geſichter und folgten mir, als ich ihnen vorüber war. Ich trat durch Nebengaſſen von hinten ins Kaffeehaus, um, wenn ſie mir folgten, zum vordern Ausgang fortzugehen. Aber gerade dort ſtanden ſie und ergriffen mich; ich vermuthe, auf einen Wink unſeres Wirthes Carter. Sie brachten mich geradeswegs nach dem Poſtamte und dort examinirte

drücklichen Blicken bei der Bemerkung über ihr seltsames Wesen. Schon erhob sich der Prälat aus seinem Sitze und gab Befehl umzukehren, als der Reisende im Abschiednehmen ausrief: „Da sind sie!“ In der That konnte man die Köpfe einiger Reiter über dem niedrigen Gebüsche bemerken, der Kammerdiener aber stellte vor, daß ehe die schwerfällige Kutsche umgedreht werde, die leicht Berittenen, wenn sie wirklich feindselige Absichten hegten, sie ohne Mühe einholen könnten, daß überdies ein solches Verfahren den Wegelagerern den Muth stärken und sie zum Anfall aufmuntern möchte. Sir Alexander war willenlos geworden, der Kammerdiener befahl der Dienerschaft, ihre Feuergewehre — man reiste dazumal selbst mit Karabinern bewaffnet — bereit zu halten, und die Kutsche glitt durch den tiefen Sand in das Wäldchen.

Oheim und Nichte blickten sich mit einer aus der innern Unruhe hervorgehenden Frage an. Ohne daß ein Wort über die Lippen kam, verstanden Beide den Grund ihrer Besorgnisse, und Anna ergriff jetzt die Hand des Dechanten:

„Oheim, wir haben schon so oft unsere kleinen Kriege durch Verträge geendet. Wir ahnen jetzt Beide, was uns begegnen möchte, wollen wir nicht

mich der Generalpoſtmeiſter aus allen Kräften, ohne doch etwas herauszubringen. Vier oder fünf Mal nahm er mich vergeblich vor. Endlich kam eine Botſchaft von William Hawkins, der im Gatehouſe gefangen war, ſie möchten ſich keine weitere Mühe geben, er habe mich ſchon angegeben und werde mich überführen. Zuerſt hielt ich es für eine Liſt, mich zum Verrath zu bringen; aber alle Poſtofficianten drangen ſo ſehr und ſo freundlich in mich, als wäre ihnen viel an meiner Erhaltung gelegen, und einer zeigte mir heimlich einen Brief von Simpſon's Hand, worin dieſer ſich erbot, gegen eigene Sicherheit und die Belohnung die Räuber der Poſt anzugeben."

Da endlich entſchloß ſich Ralph Wilſon, ſelbſt als Angeber aufzutreten, um ſein Leben zu retten. Wir haben dieſe ſeine letzten Argumente umſtändlicher aufgeführt, wenngleich nur in gedrängtem Auszuge, nicht als weſentlich für den Criminalfall, ſondern als charakteriſtiſch für den damaligen Zuſtand der öffentlichen Meinung. Ralph Wilſon war begnadigt, vielleicht, wie es ſcheint, ſeiner Jugend, ſeiner perſönlichen Eigenſchaften wegen ein Gegenſtand der Theilnahme und des Mitleids; aber auch ein Gegenſtand der Verachtung und des Abſcheues als — Verräther an ſeinen Freunden. Auch unter Verbrechern verlangte der freie Brite eine gewiſſe Moralität, eine gewiſſe Treue. Das Geſchäft des Angebens, die Treuloſigkeit gegen Verbündete war überall mit dem Stempel der Verachtung gebrandmarkt. Wir ſahen, daß geachtete Männer ſich bei dem Verbrecher in Ketten, dem verurtheilten Hawkins, noch auf der Staffel vor dem Galgen bemühten, daß er Wilſon vergebe. Wilſon, wenn er in irgend einem Kreiſe der bürgerlichen Geſellſchaft fortleben wollte, war gezwungen, ſich vor dem Gericht des Publicums zu vertheidigen, ſeine That zu entſchuldigen, und

er that es durch diese von ihm geschriebene und publicirte Schrift. Mit welchem Erfolge vor seinen Zeitgenossen, wissen wir nicht; doch wahrscheinlich mit einem bessern, als der Verräther Deutz sich durch eine ähnliche Schrift für seinen Verrath an der Herzogin von Berry zu vertheidigen unternahm.

Er sagt zum Schlusse seines Argumentes: „Nachdem ich jenen Brief Simpson's gelesen, glaube ich schwerlich, daß irgend Jemand anders in meiner Lage gehandelt hätte. Man spricht im Publicum von gebrochenen Eiden; ich kann beschwören, daß solche zwischen uns nie existirten. Und wären sie geschworen worden, so frage ich, wo es das Wohl des Vaterlandes gilt (?), ob es da schlimmer ist, sie zu brechen, als sie zu halten?"

Ralph vertheidigt sich in der Schrift noch gegen verschiedene nachtheilige Gerüchte, welche von den Zeitungen und Pamphletschreibern gegen ihn ins Publicum gebracht worden. Er habe, trotz seiner großen Verbrechen, nie einen Menschen umgebracht; nie einem Weibe die Zunge ausgeschnitten; nie Menschenblut vergossen; die Gentlemen, welche er unter Händen gehabt, nicht grausam, wie vorgegeben wird, sondern stets mit aller möglichen Höflichkeit behandelt, wie mehre derselben, die ihn in seinem Gefängnisse besucht, ihm aus freien Stücken mit aller Dankbarkeit bezeugt; er habe nie als Hochverräther die Stuarts leben lassen und seinen König zum Teufel gewünscht; nie den von ihm beraubten Damen, wie es allgemein hieße, Gewalt angethan, denn wie sei dazu bei den raschen Morgen- und Abenderpeditionen, wo man kaum Zeit gehabt, die Taschen zu durchsuchen, Zeit geworden, und noch dazu in der Nähe des volkreichen Londons, wo jede Minute genutzt werden müßte, um nicht

überraſcht zu werden, wie denn das Factum ſelbſt bei der Art des Highwaymanlebens kaum ausführbar ſei.

Auch Wilſon erhielt im Gefängniß mancherlei ſeltſame Anträge und Beſuche. Als Denunciant berüchtigt, wollte man ihn zum Denunciren auch gegen andere Perſonen gebrauchen. Jemand, der gern einen eingezogenen verdächtigen Menſchen zum Highwayman geſtempelt hätte, um die ausgeſetzte Belohnung zu erhalten, ſchlug ihm vor, gegen einen Mann, den er nicht kannte, zu zeugen und die Hälfte des Lohnes dafür zu nehmen. Wilſon ſtand auf und half dem Manne — er ſelbſt erzählt es — etwas ſchneller die Treppe hinunter, als er vielleicht die Abſicht hatte, zu gehen.

„Weshalb ich meine Geſchichte niederſchrieb?“ ſchließt er. „Ich wünſche, daß ſie Andern als Warnung diene, und dann iſt ihr Zweck erfüllt. — Man ſchilt mich einen Atheiſten, einen Blasphemiſten, einen irreligiöſen Menſchen. Die erſtern beiden Beſchuldigungen ſind Lügen. Was die dritte anlangt, ſo kann freilich ein Mann, der einen ſolchen Lebenslauf voller Schlechtigkeit geführt hat, ohne arge Verſündigung nicht behaupten, daß er religiös ſei. Um religiös zu werden, muß er einen neuen Lebenslauf anfangen, welches ich, mit Gottes Beiſtand, von jetzt an zu thun entſchloſſen bin.“

Ob Ralph Wilſon ſein Verſprechen erfüllt, darüber bleiben uns die Reports des Session House der Old Bailey den Nachweis ſchuldig. Er war zur Zeit des Proceſſes ein Jüngling von 22 Jahren.

Ralph Wilſon's Biographie hatte zu ihrer Zeit großes Aufſehen erregt; aber ſchon acht Jahre nachher ſtoßen

wir in den Regiſtern wieder auf ein ähnliches Beiſpiel jugendlicher Verirrung, einen Jüngling von demſelben Alter, von guter und noch beſſerer Herkunft als er, denſelben Studien gewidmet, talentvoll, vielverſprechend, den auch Ausſchweifungen, wenngleich edlerer Natur, zu demſelben Verbrechen verleiteten. Scheint es doch faſt eine Dröhnung geweſen zu ſein, die in der Zeit lag, und die gerade kräftigere Charaktere zum Verbrechen fortriß.

Am 13. November 1730, Nachmittags zwiſchen 3 und 4 Uhr, wurde auf der vielberüchtigten Hounslow-Haide der Wagen des Eſquire Goldsborough Griffin von einem einzelnen Reiter angehalten. Mit vorgehaltener Piſtole foderte er, daß das Glasfenſter niedergelaſſen werde, wo nicht, ſo werde er durchſchießen. Er foderte alles Geld des darin Sitzenden. Dieſer erklärte, er habe nur Silber, und der Räuber, mit 12 Schillingen zufrieden, machte ſich, ohne alle Gewaltthätigkeiten, wieder auf den Weg. Unglücklicherweiſe für ihn kam wenige Minuten nachher ein Gentleman des Weges geritten und jagte, nachdem er von dem Vorfalle gehört, dem Highwayman nach. Während er in einem bekannten Hauſe um Beiſtand anſprach und der Diener eines Lords mit einem Karabiner ihm auch folgte, verlor er den Highwayman aus dem Geſicht. Indeſſen hatte dieſer in einem Parke ſich verirrt und war von ſeinen Verfolgern nur noch durch eine Hecke getrennt. Man hielt die Feuergewehre auf ihn angelegt und foderte ihn auf, ſich zu ergeben. Aber er gab ſeinem Pferde die Sporen und kam, durch eine äußerſte Anſtrengung, ihnen außer Geſicht. Hätte ihm der Wind nicht den Hut vom Kopfe geblaſen und das Aufnehmen ihm Zeit gekoſtet, ſo würden ſie ihn ſchwerlich erreicht haben. Aber als er ſie wieder hinter ſich ſah, ſprang er raſch vom Pferde, über eine

Hecke und lief in die Felder. Ermüdet von Anſtrengung und Verwirrung, warf er ſeinen ſchweren Mantel ab. Dies machte die Arbeiter auf dem Felde auf ihn aufmerkſam. Sie thaten ſich zuſammen und verfolgten ihn. Als er dies ſah, blieb er an einer Hecke ſtehen, riß eine Piſtole aus der Taſche und drückte ſie auf ſeine Stirn ab. Sie verſagte. Er griff nach einer zweiten, aber auch dieſe ging nicht los. Jetzt war er umringt und an kein Entweichen mehr zu denken. In völliger Aufregung geſtand er laut ein, ja er habe heute Nachmittag auf der Hounslow-Haide einen Gentleman angefallen, er habe 12 Schilling ihm abgenommen und Jemand auf einem grauen Pferde verfolge ihn; aber es ſei ſeine erſte Raubthat, und Gott wiſſe, daß ihn nur die äußerſte Noth dazu verführt. Er beſchwor händeringend, auf ſeinen Knieen, die Leute, ſie möchten ihn freilaſſen; er gelobe bei Allem, was ihm heilig, nie wieder dies Verbrechen zu begehen.

Seine Bitten waren fruchtlos; er ward vor den Friedensrichter gebracht und von dort aus in das Gefängniß von Newgate. Nicht gering war das Erſtaunen, als man in ihm einen jungen, wohlbekannten Advocaten der Hauptſtadt, William Barkwith, erkannte, der erſt vor Kurzem eine eigene Praxis angefangen und des beſten Lobes ſeines frühern Meiſters, bei dem er als Clerk gearbeitet, ſich erfreute.

Seine Verurtheilung ſchien zweifelhaft; weder der Beraubte, noch ſein Kutſcher hatten den Räuber genau erkannt. Sie hatten nur dem nachreitenden Gentleman einen Reiter in der Ferne gezeigt und ihm geſagt, das iſt er! Der Reiter, der ihn nun verfolgte, hatte ihn einige Mal aus dem Geſicht verloren; er ſo wenig als die Beraubten konnten daher die Identität des in den

Hecken von den Landleuten ergriffenen Mannes mit dem Kutschenräuber beschwören. Auf der andern Seite traten viele Zeugen für ihn auf, alle vom unzweifelhaftesten Rufe, welche seinem Charakter, seinen Fähigkeiten, seinem Fleiße und auch seinen Sitten das allerbeste Zeugniß ablegten.

William Barkwith, jetzt 22 Jahre alt, war der Sohn angesehener Aeltern in Cambridgeshire, welche ihm die beste Erziehung gegeben und sein Gemüth mit allen Grundsätzen der Religion und Tugend erfüllt hatten. Schon im 14. Jahre hatte er die classischen Studien vollendet, namentlich im Griechischen eine besondere Kenntniß erworben und sprach die meisten modernen Sprachen. In allen Zweigen der schönen Literatur war sein Genius wohlbewandert; seine geistreiche Unterhaltung, seine schönen Aufsätze in Prosa und in Versen gaben davon hinlänglich Zeugniß.

Er besuchte in diesem Jahre London und fiel allgemein durch diese seine seltene Bildung auf. Freunde und Verwandte drangen darauf, daß er dort bleibe, damit sein Genius hier Mittel fände, sich zu entwickeln. Er wurde Clerk in Lincoln's-Inn bei einem namhaften Juristen, Master Levis, wo er sich mit außerordentlichem Fleiß, Geschick und Anstand aufführte. Sein Principal konnte ihm bald die selbständige Führung der wichtigsten Geschäfte anvertrauen. Auch große Geldsummen übergab er ihm, und Barkwith bewährte sich stets nicht allein als der allergetreueste, sondern auch als ein sehr geschickter Verwalter. Später trennte er sich von ihm und führte Geschäfte auf eigene Hand; da er noch nicht dazu autorisirt war, geschah es unter Levis' Namen, welcher, indem er dies zuließ, noch immer und einen neuen Beweis von dem Vertrauen ablegte, welches er in den jungen Mann setzte.

Alle Collegen aus Lincoln's-Inn, die Geschäfts- und Blutsfreunde Lewis' stimmten in diesem Zeugniß überein; ja dieser selbst, der damals 150 Meilen von London entfernt war, ließ durch seinen Bruder dem Gerichte seine Zufriedenheit mit dem jungen Manne betheuern. Er führte noch speciell an, daß Barkwith, wenn eigennützige, ja räuberische Gedanken in ihm aufgestiegen wären, diese nicht bequemer und besser als in seinen Diensten hätte befriedigen können, da Hunderte von Pfunden ihm täglich zu Gebote gestanden hätten. Nie aber habe er eine Veruntreuung bemerkt und würde noch jetzt ihm in dieser Beziehung das vollste Vertrauen schenken.

Barkwith führte, als ein geschickter Jurist, seine Vertheidigung. Ausgeritten sei er an jenem Tage, aber in Geschäftsangelegenheiten, zu einem Clienten in Denham. Als er auf der Rückkehr über die Hounslow-Haide geritten, wäre ihm ein einzelner Reiter, der ihm sehr verdächtig geschienen, in gestrecktem Galopp nachgeritten; kein Wunder also, wenn er, bei der bekannten Unsicherheit der Gegend, auch seinem Pferde die Sporen gegeben. Noch mehr wäre er in seinem Argwohn bestärkt worden, als zwei Reiter ihm nachsetzten und dort an der Parkhecke ihre Feuergewehre auf ihn angelegt hätten, mit der Drohung, ihn zu erschießen. Als sie ihm aber auf den Hacken gewesen, habe er es für das Gerathenste gehalten, sein Pferd zu verlassen, über die Hecken zu springen und vor den vermeintlichen Highwaymen das Weite zu suchen. Weder der Gentleman im Wagen, noch sein Kutscher, noch der Gentleman, der ihm nachgeritten, können behaupten, daß er der Mann gewesen, welcher den Wagen angriff. Auf die Aussagen der Leute im Felde über sein angebliches Benehmen dort in seinen Aeußerungen könne aber nichts ankommen, da diese Leute offenbar zu ihrem

eigenen Vortheil sprächen, um den für die Ergreifung eines Highwayman ausgesetzten Lohn einzuziehen. —

William Barkwith selbst konnte nicht an seine Verurtheilung glauben. Dennoch erfolgte das Schuldig der Geschworenen; aber mit dem mildernden Zusatz: „Empfohlen Seiner Majestät Gnade."

Es war kein ungerechtes Urtheil. Alle Zeugnisse seiner Collegen und Vorgesetzten zu seinen Gunsten waren richtig; er war der ausgezeichnete, begabte Jünger des Rechtes, der fleißige, treue Beamte seines Principals, welcher ihn auch noch im Gefängniß unterstützte, und doch — ein Straßenräuber.

William Barkwith hatte die ernsthafteste Neigung für eine junge Dame gefaßt, welche in seiner Nachbarschaft wohnte. Sie war von guter Abkunft, aber ohne Vermögen und den gesellschaftlichen Vergnügungen sehr ergeben. Sie wies den liebenswürdigen Freier nicht entschieden von sich, wenigstens lockte sie ihn durch die Art, wie es geschah, nur noch mehr an. Daß sie nur aus Eitelkeit und Leichtsinn ein Spiel mit ihm getrieben, ist nicht anzunehmen; aber sie benutzte die Hingebung eines so vollkommen in Verehrung für sie aufgehenden Liebhabers zu ihren Vortheilen und nahm oder foderte mehr Aufmerksamkeit und mehr Geschenke, als er bei seinen Dienstverhältnissen und seinem Einkommen geben konnte. Theater, Gesellschaften, Bälle hatten seine Kasse bereits erschöpft; er mußte noch Schulden machen, um die Wünsche der Geliebten zu befriedigen. Er war nur glücklich, wenn er in ihrer Nähe war oder sie von fern sehen konnte. Dies störte sein bisheriges Einverständniß mit seinem Principal, da der fleißigste und eifrigste Clerk jetzt bei den Acten nur an die Geliebte dachte. Levis sah sich daher genöthigt, als das Uebel auf eine Höhe getrieben

war, wo kein Mittel mehr anſchlug, ihn zu entlaſſen. Doch geſchah dies auf die ſchonendſte Weiſe. Barkwith prakticirte für ſich allein, jedoch auf Levis' Namen. Er würde ohne Zweifel ſein Glück gemacht haben, wenn nicht die Leidenſchaft für die Geliebte mit jedem Tage gewachſen wäre. Sie mochte in ſeiner ſcheinbaren Selbſtändigkeit eine Aufforderung entdecken zu neuen Foderungen an ſeine Kaſſe, und während er für ihre kleinen Bedürfniſſe mit verſchwenderiſcher Großmuth ſorgen ſollte, wußte er Das für ſich ſelbſt nicht zu erſchwingen, was ſein Auftreten in der Geſellſchaft koſtete. Sein Stolz verbot ihm, dies zu geſtehen, ſeine Eitelkeit, aus den glänzenden Kreiſen, in denen er ſich bewegte, zurückzutreten. Er ging Freunde an, die er früher unterſtützt hatte. Sie zuckten die Achſeln. Ein ungeſtümer Gläubiger ließ ihn um eine kleine Schuld von 10 Pf. St. arretiren. Er wußte ihn zu befriedigen; aber nun ſtürmten ſeine andern Gläubiger auf ihn ein. Sein Geiſt verlor alle Ruhe, er konnte nicht mehr arbeiten. Selbſt bereit, zu darben, konnte er es nicht übers Herz bringen, der Geliebten etwas abzuſchlagen. Er ſtürzte ſich in rauſchende Vergnügungen, in alle Sinnenluſt, welcher ſich die Jugend ergibt, um die innere Zerrüttung zu übertäuben, bis er in der letzten Verzweiflung ſich aufs Pferd warf und die Piſtolen einſteckte.

Mit dem erſten Ausfluge auf dem verbotenen Wege, mit der Beute von 12 Schillingen hatte er ſein Leben verwirkt.

Es exiſtirt ein Brief Williams' an ſeine Geliebte vom 20. November 1730, ehe er vor Gericht ſtand. Er drückt noch die Hoffnung aus, daß die Jury ihn nicht verurtheilen könne, da der Beweis fehle. Aber er kann Der, „an deren Treue zu zweifeln er wol einigen Grund habe,

die aber dennoch, auch wenn sie ihn ganz verwerfen und verachten sollte, den ersten Platz in seinen Gedanken ausfüllen und immerdar die Gebieterin seiner Gefühle bleiben wird," nichts verschweigen. Sie könne sich nicht die düstere Lage seiner Seele malen, denn es sei über alle Macht der Sprache, die entsetzliche Angst, die seinen Geist niederdrücke, und den unerträglichen Schmerz seines Herzens in Worten auszudrücken. Was er für sich fühle, sei nichts, auch das Urtheil, die Verdammung der Welt nicht, auch der Tod mit allen seinen Schrecken nicht; aber sie nicht mehr zu sehen, sei ein unerträglicher Gedanke, und zu denken, welchen Schmerz er ihr bereite, das zerreiße ihn mit tausend Folterqualen. Der Brief schließt mit der dringenden Bitte „des unwürdigsten Dieners an das süßeste, heißgeliebteste Geschöpf", wenn das herbste Loos ihn treffen sollte, dann noch einmal ihn zu besuchen, um sie in seine Arme schließen zu können zu dem langen Lebewohl, ehe er in die Ewigkeit stürze.

Die Gnade des Königs blieb aus; gewiß nicht aus Mangel an moralischen Motiven, sondern aus höheren politischen Rücksichten. Der bürgerlichen Krankheit, die so zerstörend um sich griff und das Gemeinwesen erschütterte, durfte nicht länger nachgesehen werden, am wenigsten, wo sich die Krankheit in seinen edlern Gliedern zeigte.

Am 18. December 1730 richtete William Barkwith aus seiner Zelle in Newgate einen Brief „an alle junge Leute, besonders die der Stadt London", worin er ihnen sein Beispiel warnend vorhielt und sie beschwor, ihren Leidenschaften nicht Zaum und Zügel schießen zu lassen. Zumal war er an die jungen Juriſten in den Inns (den alten Gebäuden, in welchen die angehenden Juriſten ihre Wohnung haben) gerichtet, deren Thorheiten und Ausschweifungen weltbekannt waren, und ermahnte sie, seine

schnell einig werden, was dann zu thun ist? Sollte der Mann unter den Wegelagerern sein, dessen Name noch auf den zerrissenen Placaten steht, was wollen Sie beginnen?"

„Ich — in der That," stammelte der Prälat, „Du scheinst zu vermuthen, zu wissen, daß dieser Rebell, dieser verführte junge Mann — mir auflauert. — Ich habe ihm nichts gethan — ich stehe in keiner Verbindung mit ihm, ich, ich kann ihm gar nichts anthun."

„Davon dürfte auch hier nicht die Rede sein," entgegnete die Nichte. „Gesetzt aber, er wäre es, der unsern Wagen anhielte, ich getraue mir, lieber Oheim, so viel Macht über ihn zu, daß er uns ungefährdet weiter läßt. Doch müßten Sie ihm freilich Verschwiegenheit und Vergessenheit zusichern, da ein Wort allein sein Leben gefährden kann."

„Du bedenkst nicht, in welcher Stellung ich mich befinde; ein solcher Vertrag mit dem verschollenen Rebellen könnte meinem Einfluß am Hofe einen tödtlichen Schlag versetzen."

„Jedoch wenn der Rebell Gewalt brauchte, so hülfe in diesem Kieferwalde der ganze Hof nicht vor dem nähern Schlage," sagte Anna und blickte dabei so eifrig hinaus, daß der Dechant ihren Arm

Brüder, Tugend, Ehrbarkeit und guten Ruf beſtändig vor Augen zu haben.

Auf ſeinem Schreibepulte fand man folgenden Monolog, der ſpäter in den Reports veröffentlicht wurde:

Sie naht, die Stunde! Warum ſchauderſt Du,
O Seele, ſonſt gewiegt in heitre Ruh'?
Was zittert durch die Adern fieberhaft?
Dem Gram zu trotzen, hat das Herz nicht Kraft!
Was biſt Du, Leben? Beſſer als 'ne Kette
Von Qual, Angſt, Pein, ein langes Folterbette!
Ein Silberblick auf ewigen Verdruß,
Ein Traum voll Graun und drauf ein flücht'ger Kuß!
Es iſt nur grade eine Spanne lang,
Uns dünkt's ein ew'ger Labyrinthengang.
Wer wollte ſchleichen durch den Wuſt von Streit,
Wenn Tod das Thor nur iſt zur Ewigkeit?
Ein ſchneller Uebergang aus dieſer Wüſte
Zu des gelobten Landes goldner Küſte?
Wo unauslöſchbar glüht das heil'ge Licht,
Der Roſenhain, wo keine Dorne ſticht.
Wohlauf denn, Seele, ſei voll Freudigkeit,
Nicht zag' und zittre vor vergangnem Leid!
Wir zahlen, was wir ſchulden, der Natur
Und bitter wird der Tod dem Feigen nur.
Urew'ger Gott, hilf mir in meinen Nöthen,
Mach' frei den Geiſt und hilf die Furcht mich tödten!
Licht mir, wie Deinen heil'gen Glaubensſtreitern,
Und Gnade, von der Sünde mich zu läutern!
Dann nimm mich auf an Deiner Liebe Bruſt
Und führe mich zu ew'ger Lebensluſt!

Noch eine ſchwere Stunde nahte dem Verurtheilten vor der ſchwerſten. Die Geliebte hatte ſeine Bitte erhört. Donnerſtag den 20. December, Abends zwiſchen 6 und 7 Uhr, beſuchte ihn die junge Dame im Gefängniß, zum letzten Lebewohl. Beide brachen in Thränen

aus, als ſie ſich erblickten. Selbſt die Augen der roheſten Zuſchauer wurden feucht, als ſie ſich endlich aus der letzten Umarmung losriſſen.

William Barkwith wurde Freitag den 21. December 1730 zu Tyburn gehängt.

Erner.

1802 — 1805.

Durch Schlesien und die benachbarten Länder war der Räuber Erner zu Anfang dieses Jahrhunderts weit bekannt und gefürchtet. Seines Handwerks ein Wollspinner und aus Sulzbach in der Oberpfalz gebürtig, war er schon in seiner frühesten Jugend ein berüchtigter Dieb. Wegen mehrer beträchtlichen und gewaltsamen Diebstähle, die er in Schlesien noch als halber Knabe verübte, ward er öfters eingefangen, zur Untersuchung gezogen und bestraft. Aus dem Zuchthause zu Jauer entsprang er, gesellte sich zu mehren Diebesgenossen, die ihn zu ihrem Anführer erwählten, und beging als ihr Hauptmann noch 18 gewaltsame Diebstähle und Einbrüche. Zwar ward er oft ergriffen; er entfloh aber eben so oft mit der größten Verwegenheit, ehe die langwierigen Untersuchungsprocesse bis zum Erkenntniß gediehen waren. Zuletzt auf den Festungen von Glatz und Silberberg, der durch ihre Lage festesten in Schlesien, eingesperrt, machte er auch da noch Versuche, zu entspringen. Er entledigte sich der schwersten Fesseln, brannte große Oeffnungen zum Durchbrechen durch Dielen und ließ sich einmal 40 Fuß hoch

an einem von Bettüberzügen zusammengeknüpften Seile herab.

Im Jahre 1802, etwa 35 Jahre alt, war er schon zu lebenslänglicher Strafarbeit verurtheilt. Er mußte angeschmiedet werden, angeblich, weil sonst sein Entweichen nicht zu verhindern sei. Aber auch da, an der tief in die Mauer verankerten Kette, schien er seinen Wächtern nicht sicher genug.

Es herrschte damals ein allgemeiner Schrecken in den preußischen Staaten vor der großen Menge von Räubereien, Brandstiftungen und Diebstählen, welche in den letzten zehn Jahren vorgefallen waren. Es sollte und mußte geholfen werden, das heißt, man wollte nicht sittlich oder religiös bessern und die Verbrecherschulen beaufsichtigen, sondern nur der Angst Derer zu Hülfe kommen, welche in jeder Nacht einen Einbruch fürchteten. Es heißt in einer halb officiellen Schrift, welche damals publicirt wurde: das Bedürfniß sei dringend geworden, „die Quelle dieses sich immer mehr verbreitenden Uebels zu entdecken, um solche durch die nachdrücklichsten Maßregeln zu verstopfen". Man fand bei dieser Entdeckungsreise die Quellen da, wo man sie noch heute finden will, in der Unzweckmäßigkeit der Strafarten, die so wenig als die Strafanstalten auf die Besserung der Verbrecher hinarbeiteten, vielmehr dazu dienten, die verdorbenen Menschen noch verdorbener zu machen; zumal aber in der Milde der preußischen Criminalstrafen im Verhältniß zu den Nachbarländern; denn eine Menge der im Auslande verfolgten Verbrecher werde nach den preußischen Staaten gelockt, weil man da so leicht wegkomme. Diese Concurrenz von Freiwilligen, die doch alle, wo man sie auftrieb, in Haft gebracht werden mußten, habe die Festungen und Zuchthäuser mit einer

so großen Menge der gefährlichsten Bösewichter überfüllt, daß die Mittel fehlten, dem Entweichen derselben vorzubeugen, und wirklich eine große Anzahl der zur Strafarbeit auf Lebenszeit Eingesperrten sich in Freiheit und durch neue Gewaltthätigkeiten das Land in Schrecken gesetzt habe.

Die Verschärfung der Strafen, die Besserung der Zuchthäuser, welche man anordnete, war, wie die Schrift versichert, nicht zureichend, das Publicum vor der gefährlichsten Classe dieser Bösewichter sicher zu stellen, „welche jede Maßregel zur Beschränkung ihrer verdorbenen Neigung durch die verwegensten Unternehmungen vereiteln und unter den härtesten Strafen, die sie für ihre Vergehungen erdulden, nur darauf sinnen, Andere zu ähnlichen Lastern zu verführen, und selbst wieder von Neuem anzufangen".

Um diesen äußerst gefährlichen Menschen nun die Möglichkeit ganz zu benehmen, von Neuem zur Zerstörung der öffentlichen Sicherheit wirken zu können, wurde das Mittel versucht, welches neuerdings wieder im Preußischen vielfach in Anregung gebracht worden ist: die Deportation in einen fernen Welttheil, wo die Verbrecher unter den härtesten Strafarbeiten nie im Stande wären, sich die Freiheit wieder zu verschaffen; eine Maßregel, von der man hoffte, daß sie auch dazu helfen werde, die auswärtigen Verbrecher von den preußischen Staaten abzuhalten, welche bisher daselbst das gelobte Land milder Strafen aufsuchten.

Seine wenigen sogenannten Colonien, welche Preußen zu der Zeit besessen hatte, als man es für einen guten Staat für unerläßlich und für Sache des Anstandes hielt, auswärtige Niederlassungen zu haben, waren längst aufgegeben. Man wandte sich deshalb an den russischen Hof

nach Petersburg, welcher sich bald damit einverstanden erklärte, einer Anzahl preußischer Böſewichter Stellen und Beſchäftigung an den ſibiriſchen Bergwerken zu überlaſſen. Die von Nertſchinsk, im äußerſten nordöſtlichen Aſien, wurden dazu beſtimmt, und in ſämmtlichen preußiſchen Feſtungen und Zuchthäuſern ward nun eine Nachſuchung nach den gefährlichſten Verbrechern angeſtellt, die ihr Vaterland auf ewig verlaſſen ſollten.

Bei der Auswahl wurden die Berichte der Local-Policeibehörden zum Grunde gelegt, welche den Staatsbehörden anzeigen mußten, die Rückkehr welcher Verbrecher nach ihrem frühern Aufenthaltsorte am meiſten gefürchtet werde. Nach den letzten Berichten der Landes-Juſtizcollegia, die einen vollſtändigen Lebenslauf der Verbrecher nebſt Unterſuchungen über den körperlichen und moraliſchen Zuſtand derſelben einreichen mußten, heißt es, „daß Seine Königliche Majeſtät allerhöchſtſelbſt Diejenigen beſtimmte", welche deportirt werden ſollten.

Wir zweifeln nicht, daß dieſe Auswahl auf die gewiſſenhafteſte Prüfung erfolgt iſt. Die gedachte Schrift, welche das Publicum davon in Kenntniß ſetzte, ließ es ſich aber zugleich angelegen ſein, daſſelbe darüber zu beruhigen, daß aus Sibirien keine Rückkehr der Verbrecher auch nur denkbar ſei. Nertſchinsk, wird den preußiſchen Leſern erklärt, an den Grenzen der chineſiſchen Tartarei, ſei gegen tauſend deutſche Meilen von den preußiſchen Staaten entfernt. Nur wenigen Reiſenden ſei es gelungen, bis in dieſe entfernten Gegenden zu dringen, da Wüſten, Seen und Gebirge die Reiſe dahin unendlich ſchwierig machten. Die civiliſirte Welt wiſſe wenig von den Schickſalen der Elenden, die dahin zu ewiger, ſchrecklicher Arbeit verdammt worden. Uebrigens ſei Nertſchinsk nächſt Kamtſchatka der härteſte Verbannungsort im ruſ-

sischen Reiche. An ein Entlaufen von hier sei nicht zu denken. Wer nordwärts entfliehe, werde von den streifenden Tatarenhorden unter russischer Oberhoheit aufgegriffen und zurückgeliefert, wenn nicht Wölfe oder Eisbären einen kürzern Proceß mit ihm vornähmen. Wer aber nach Süden zu den Chinesen entlaufe, werde auch von diesen zurückgebracht; ja diese foderten noch von den russischen Behörden, daß sie die Flüchtlinge besonders hart strafen, weil sie als Verbrecher ihr heiliges Gebiet durch Betretung entehrt hätten. Sollte endlich ein Einzelner den Chinesen, Tataren, Wölfen oder Eisbären bei seinem Ausbruch entkommen und zu Anfang von den mitleidigen russischen Bauern aufgenommen sein, so wäre er doch bald auf dem weitern Wege, aus Unkunde der Sprache und des Weges, umgekommen, und es sei kein Beispiel vorhanden, daß ein Verbrecher aus Sibirien den Rückweg in die Heimat gefunden habe.

Eine Kette von 58 Verbrechern wurde aus den verschiedenen Straforten nach Pillau in Ostpreußen transportirt, dort unter starker Bewachung auf einem dazu besonders eingerichteten Schiffe eingeschifft und kam am 18. Juni 1802 zu Narva an, wo sie vom dortigen russischen Commandanten zur weitern Beförderung nach Sibirien übernommen wurde. Die gedachte Schrift wurde in dem Augenblicke publicirt, als jene Nachricht aus Narva nach Berlin gekommen war, und sie gab dem Publicum die Versicherung, daß die von ihm so gefürchteten Verbrecher, da Nertschinsk von Narva 7123/4 Werst entfernt und die tägliche Marschroute der Sträflinge auf 25 Werst bestimmt sei, zum wenigsten 285 Tage, bei ununterbrochenen Tagesmärschen, gebrauchen und wahrscheinlich erst im April des nächsten Jahres (1803) an ihrem Bestimmungsorte angelangt sein würden.

Nun könnten die preußischen Unterthanen doch sicher und ruhig sein!

Unter jenen 58 Verbrechern, von denen eine kurze Schilderung in der Schrift gegeben wird, befanden sich viele, deren Name ihrer Zeit durch Deutschland bekannt war. Von uns bekannten finden wir an der langen Kette nur den Wirthschaftsschreiber Tarnow, dessen Proceß wir in einem frühern Bande*) lieferten — in dieser Gesellschaft hatten wir ihn nicht erwartet; — den berühmten und berüchtigten Fälscher und Betrüger Wilhelm Aschenbrenner, früher Lehrer, Professor und Schriftsteller, und vornan an der Kette den Wollspinner Erner.

Die Provinzen, in denen Erner sein Wesen getrieben, athmeten auf, wie von einem Alp befreit. Er, für den keine Mauer zu stark, kein Eisen zu fest war, war nicht allein aus ihrem Gesichtskreise entfernt, sondern auch in solche halb mythische Regionen entrückt, aus denen kaum die Sage nach Europa drang. So war denn die Furcht beseitigt, aber, wie dies oft zu geschehen pflegt, es blieb eine gewisse Achtung vor der Größe zurück, welche diese Furcht einzuflößen gewußt. Noch zeigt man in Glatz mit Scheu und Staunen die Mauer über der senkrechten Felsenwand, an der Erner, nachdem er aus seinem Kerker gebrochen, sich mittelst eines Besens, auf dem er ritt, indem er ihn mit Riesenkraft an die senkrechte Fläche drückte, herabließ. Zuvor hatte er ein kaum minder schwieriges Werk in der Durchbrechung der mehre Ellen starken Festungsmauer vollbracht. Mit keinem andern Werkzeuge als einem Nagel und Geduld hatte er Stein um Stein

*) Neuer Pitaval. Theil II. Der Wirthschaftsschreiber Tarnow.

abgelöst und wieder eingesetzt! Den Staub, damit ihn dieser im Gefängniß nicht verrathe, hatte er durch eine Federrose hinausgeblasen. Was ihm bei dieser langen Arbeit, zu der nur ein Gefangener auf Lebensdauer Ausdauer hat, am beschwerlichsten fiel, war, wie er später aussagte, daß er jeden Tag so oft aufhören und wieder anfangen mußte; denn da er alle drei Stunden visitirt wurde, mußte er in der Zwischenzeit die Steine herausnehmen und wieder einsetzen, so daß ihm zur eigentlichen Fortsetzung seiner Arbeit oft nur eine halbe Stunde Zeit blieb. Er kam glücklich auf seinem Besen herunter; nur beim letzten Absatz brach er ein Bein. Noch in diesem Zustande kletterte er über Felsen, durch Sümpfe und Gräben, bis er aufgesucht und zurückgebracht ward. Hier noch soll er den Muth gehabt haben, dem Commandanten, der ihm mit Schlägen drohte, zu antworten: „Die erlaubt Ihnen nicht das Gesetz."

Aus seiner Kühnheit und Beharrlichkeit folgerte man auf eine gewisse Einheit und Festigkeit seines Charakters und glaubte ihm die Bewunderung, die dem großartigen Räuber so wenig in Deutschland als anderwärts entgeht, zollen zu müssen. Es erschienen daher ihrer Zeit mehre Lebensbeschreibungen Erner's, die, auf die große Menge berechnet, ihren Zweck nicht verfehlt haben mögen, Staunen, Schrecken und eine gewisse Bewunderung über seine körperliche Stärke und mechanische Geschicklichkeit zu erregen, aber nichts von jenen Zügen enthalten, die großartig genannt werden können. Romanhaft klingt es allerdings, wenn man hört, daß der entsprungene, verfolgte Räuber in einer Dorfschenke mit seinen Gesellen einen Ball veranstaltete, zu dem die Burschen und Mädchen, ja sogar ein Kammermädchen der Gutsherrschaft zuliefen, von dem Kitzel des Wunderbaren und Abenteuerlichen

angeleckt; denn die Kunde ging dunkel herum: es iſt der Erner und ſeine Geſellen, die den Ball geben. Aber der Gutsherr und Landrath kam auch hinzu und ſtörte die Luſtbarkeit, indem er das Impromptu des Räuberhauptmanns, der mit einem „Ei guten Abend, Herr Landrath!“ an ihm vorüber zur Thür hinaus wollte, durch einen derben Backenſchlag erwiderte. Solche Züge können einem gemeinen Verbrecher allerdings unter dem niedern Volke eine Art Luſtre geben.

Nach dem Urtheile eines ſcharfblickenden Juriſten, auf den wir ſpäter zurückkommen werden und der die Acten über Erner ſtudirt hat, finden ſich in der Geſchichte ſeiner Verbrechen allerdings viele Beweiſe von außerordentlicher Kraft, Verſchlagenheit und Ausdauer, von Gewandtheit, Liſt, Unerſchrockenheit, Trotz und Verwegenheit; aber es ſind weder Spuren von einem wirklich durchdringenden Verſtande, von ausgezeichneten Fähigkeiten und glücklichen Anlagen, als von einer geiſtigen Erhebung über das gewöhnliche Seelenniveau gemeiner Verbrecher zu entdecken. Unfähig einer Idee, ja vielleicht auch nur großmüthiger Regungen, welche wir von einem deutſchen Räuber fodern, erſcheint er als ein gemeiner Böſewicht, der nur, um von der Beute zu leben, raubt und ſtiehlt. Bei völliger Unbildung, gröbſter Rohheit und gänzlicher Unempfänglichkeit für irgend einen andern als den gemeinſten Genuß erhebt ihn keines ſeiner zahlloſen Verbrechen über die Grenze des Einbruchs und des gewaltſamen Diebſtahls.

Da ſomit Erner's Perſönlichkeit weder etwas darbietet, was pſychologiſch von Intereſſe wäre, und, wie unſer Gewährsmann verſichert, auch zu einer poetiſchen Darſtellung nicht den geringſten Stoff bietet, noch ſein Criminalproceß beſonders merkwürdige Wendungen und

ergreifend an den Pulsschlägen der Hand den Grad der Gefahr abnehmen zu wollen schien.

„Er müßte doch bedenken," sagte der Kammerdiener, „welche Wohlthaten er in Euer Hochwürden Hause genossen, und wie wir ihm selbst ein neues Amtskleid angelegt haben, ihn vor den Verfolgungen zu sichern, daß es eine doppelte Sünde wäre, gegen Eure Hochwürden feindlich zu verfahren."

Der Dechant machte mit Arm und Lippen eine hastige Bewegung, welche andeutete, daß ihn diese Erinnerung mehr peinige als selbst die gefährliche Erwartung. Der Aufenthalt eines Rebellen, eines Geächteten in seinem Hause, gehörte zu den Punkten des verflossenen Lebens, die er gern mit Geld und Gut darin ausgelöscht hätte. Konnte doch in der That ein solches Vergehn den Uebertreter der Kriegsverordnungen zum Schaffotte führen; einem Manne, wie Sir Alexander, der für sein kommendes Leben von den Lüften der Hofgunst getragen zu werden hoffte, mußte aber der Gedanke allein alle Freude verbittern. Daß der Kriegsmann ihn schon mit Undank gelohnt habe, entfuhr zwar auch in den Worten: „Er hat ja den Chorrock zerrissen," seinen Lippen, die ernstere Sorge ließ jedoch den

Verwickelungen enthält, so kann es unsere Absicht nicht sein, die Leser des neuen Pitaval mit einer Geschichte zu unterhalten, welche in hundert andern Räuberprocessen wiederkehrt. Erner gelangte nicht durch seine Thaten, sondern durch sein Ende zur Ehre eines dauernden Platzes in der Criminalistik. Sein Ende aber war nicht, wie man erwartet, in den sibirischen Bleigruben; er verkam nicht in den Steppen der Tataren, noch fiel er den Bären in die Klauen oder den Chinesen in ihre Schlingen, sondern er erscheint eben so unerwartet als wunderbar da, wo man am allersichersten vor ihm zu sein glaubte, und sein Tod gab zu einer der wichtigsten, immer wiederkehrenden Fragen der Criminalistik, welche das bürgerliche Leben am nächsten berührt, Anlaß.

Die Mühle von Harpersdorf im Glogauischen liegt einsam auf dem Felde, drei Viertelstunden vom Dorfe. Selbst das nächste, auch ganz verlassen gelegene Büdnerhaus ist noch um hundert Schritte davon entfernt. Der Zustand der Gegend im Jahre 1805 war, was die öffentliche Sicherheit betrifft, nicht zufrieden stellend. Ungeachtet der Transportation so vieler gefährlicher Verbrecher, die vor drei Jahren in Ketten nach Sibirien abgeführt worden, wurde gestohlen, geraubt und eingebrochen, besonders auf dem Lande. Man schrieb diese neue Unsicherheit auf Rechnung der unruhigen Zeiten und der großen Kriegsheere, welche sich aus Westen und Osten nach Deutschland zusammenzogen.

Auch die Müller auf der harpersdorfer Mühle theilten diese Besorgniß und waren nicht ohne Vorsicht. Sie hatten in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli die drei

zum Vermahlen bestimmten Säcke nicht auf einmal, sondern nur nach und nach eingeschüttet, um durch das Klappern der Mühle desto öfter geweckt zu werden.

Als der Mühlgehülfe Renner, der bei dem Müller Meschter in Diensten stand, in der Nacht eben wieder Korn aufschütten wollte, bemerkte er hinter dem Fenster, wo der Kasten stand, aus welchem das Korn geholt wurde, einige Bewegungen und, wie er sich ausdrückte: einen Popel; in der schlesischen Volkssprache eine unheimliche, zerlumpte, halb gespensterhafte Gestalt. Er selbst erklärte es aber so: er habe diese Gestalt anfänglich für seinen Schatten gehalten. Bald aber bewegten sich Menschenhände und Arme durch das Fenster herein. Er erkannte, es war ein Dieb, der einbrechen wollte.

Aber im innern Mühlenraum befand sich außer dem Renner auch Karl Buse, der Schwiegersohn des Meschter. Renner weckte ihn und machte ihn darauf aufmerksam. Buse sah scharf zu und sah ebenfalls deutlich die Hände und Arme. Er eilte auf der Stelle nach der Stube des Müllers, weckte auch diesen und sagte ihm, was es gebe. Als Buse in die Mühle wieder hinaufstieg, sah er statt der Hände und Arme deutlich einen ganzen Mann, der sich in seiner Beschäftigung durch alle die Bewegungen in der Mühle, welche ihm nicht entgehen konnten, keineswegs stören lassen, sondern das kleine Fenster schon fast ganz herausgebrochen hatte.

Buse stürzte nochmals hinunter und rief den Schwiegervater an, daß er schnell zur Hülfe käme. Meschter war dann auch aus dem Bett gesprungen, ergriff den Hirschfänger, welcher immer neben seinem Bette stand, und ging mit seinem Schwiegersohne in die Mühle hinauf.

Alle diese Vorbereitungen waren nicht in der Stille, sondern ganz laut, ja sogar unter Geschrei vor sich ge-

gangen; dies hatte die unbekannte Gestalt nicht im geringsten von dem Werke abgehalten. Vielmehr hatte der Einbrechende jetzt, als der Müller ankam, das Fenster völlig herausgebrochen, und die Drei in der Mühle sahen, daß sie es nicht mit einem Diebe zu thun hatten; hinter ihm bemerkten sie die Köpfe von noch etwa vier bis fünf Leuten. Während er mit dem Vorderkörper durch das Fenster klettern wollte, will der Renner und Meschter ein Terzerol in seiner Hand gesehen haben.

Meschter schrie ihn an: „Racker, was willst Du hier?" Er ging auf das Fenster los, ohne zugleich auf den Eindringenden selbst losgehen zu können; denn gerade vor dem Fenster stand der zwei Ellen breite Mehlkasten, welcher die unmittelbare Annäherung verhinderte.

Der Dieb sah drei Männer vor sich in der Mühle, zum Theil bewaffnet, aber auch dies bewog ihn so wenig als der Lärm, umzukehren. Vielmehr packte er den Müller, als dieser auf der linken Seite des Kastens an ihn herankam, mit aller Gewalt beim Arme. Der Griff war so stark, daß Meschter sich nicht losmachen konnte. Die Spuren des Anpackens waren an seinem Arme noch einige Tage nachher sichtbar. Er mußte daher befürchten, entweder den Dieb selbst in die Mühle hineinzuziehen, oder von ihm herausgezogen zu werden.

So seltsam es klingt, daß ein durchs Fenster einbrechender Dieb den Eigenthümer des Hauses durchs Fenster hinausziehen soll, fürchteten Meschter's Leute doch gerade dies, ein Beweis von der offenbaren Kraft des Einbrechenden. Karl Buse hielt deshalb seinen Schwiegervater fest, indem der große Mehlkasten eine andere Hülfe nicht gestattete. Meschter selbst aber stieß mit seinem Hirschfänger in dieser äußersten Krisis auf den Unbekannten los, ohne bestimmt zu sehen, wohin. Auch da noch ließ

der Dieb seinen Arm nicht sogleich los. Es kostete dem Müller noch Anstrengung seiner ganzen Kraft, um sich loszumachen, und erst als er sich frei gemacht, rutschte oder schob sich der Dieb rückwärts zum Fenster hinaus.

Die Drei in der Mühle sahen zum Fenster hinaus und gewahrten in der Dunkelheit, daß Mehre über einem auf der Erde liegenden Menschen beschäftigt waren. Sie wagten nicht hinauszugehen und hielten sich eine Weile still. Als es auch draußen still blieb, meinten sie, die Räuber hätten sich fortgeschlichen, und traten behutsam aus der Thür des Gebäudes. Hier aber sahen sie deutlich, daß fünf Personen noch immer mit einem auf der Erde Liegenden beschäftigt waren. Plötzlich sprang aus dem Dunkel noch ein Sechster vor und, den Säbel in der Faust, auf sie los. Eiligst flüchteten sie in die Mühle zurück und schlossen die Thür.

Die Müllersleute waren in ihrer eigenen Mühle belagert, gewiß von einer sehr gefährlichen Bande, die selbst die Verwundung oder Tödtung ihres Anführers und ein vollständig abgeschlagener erster Angriff nicht zum Weichen brachte. Die unheimliche Stille der Feinde im Dunkeln machte ihre Lage noch peinlicher. Was beabsichtigten die Räuber noch, die doch wußten, daß drei rüstige Männer wach und auf ihren Angriff vorbereitet waren? In das entfernte Dorf konnten die Müller kein Nothzeichen geben. Ihre Hoffnung auf Beistand war nur auf das einsame Häuslergebäude gerichtet, welches hundert Schritt von der Mühle abwärts lag und von einem einzigen, verabschiedeten Soldaten, Namens Grüttner, bewohnt wurde.

Renner sprang jetzt auf den Boden der Mühle und rief aus Leibeskräften in der Richtung nach dem Hause: „Feuer! Es sind Diebe da!“ — Grüttner wurde aufgeschreckt. Ein beherzter Mann, sprang er, im bloßen Hemde,

nur mit einem Prügel bewaffnet, auf die Mühle zu. Als er in den Müllergarten kam, sah er beim Abtritt, unter der Traufe, fünf Menschen, wie sie die Müllersleute gesehen, mit einem andern, der auf der Erde lag, beschäftigt. Er, auf freiem Felde allein, wollte es unternehmen, was die Drei in der Mühle nicht gewagt, den Feind angreifen und verscheuchen.

An ein Gebüsch sich lehnend, hielt er seinen Prügel wie ein gefälltes Schießgewehr vor sich und brüllte: wenn sie nicht augenblicklich die Flucht ergriffen, ließe er Feuer geben. Zugleich that der alte Soldat, als habe er noch Mehre im Gefolge, und rief hinter sich: sie möchten nur herankommen und die Kerle gut aufs Korn nehmen; mit dem Paar würden sie schon fertig werden.

Die Drohung wirkte; doch nur zum Theil. Die Räuber sprangen zurück, doch nur um die Mühle herum, und man darf sich wundern, wenn behauptet wird, daß dieser Auftritt etwa 6 Minuten gedauert habe. Entweder glaubten sie an das Anrücken Mehrer, wo sie die Flucht ergreifen mußten, oder sie erkannten die Kriegslist, in welchem Falle es so verzweifelt hartnäckigen Gesellen ein Leichtes geworden wäre, über den Einen herzufallen. Indessen benutzten die Belagerten den glücklichen Moment, wo die Belagerer um die Mühle sprangen, und ließen das Hülfscorps, welches nicht stark genug war, um die Belagerung aufzuheben, schnell durch die Thür in die Mühle, um die Besatzung zu verstärken.

Als die Räuber sich wieder gesammelt, postirten sie sich der Thür gegenüber, und statt zu weichen, tobten und drohten sie, Alle drinnen todt zu machen. Die Gegenwart des Soldaten gab den Belagerten indessen Muth. Nothdürftig bewaffnet, machten sie mit lautem Geschrei einen Ausfall, und die Räuber, welche dies nicht

erwartet, zogen sich ins dunkle Feld zurück. Die Müllersleute konnten nicht daran denken, sie zu verfolgen; aber sie benutzten den günstigen Moment und Renner sprang ins Dorf, um Hülfe zu holen.

Bis diese kam, verging eine geraume Zeit, während welcher die Belagerten zwar keine verdächtigen Bewegungen der Feinde bemerkten, doch aber sich nicht getrauten, die Mühle zu verlassen. Erst als gegen Morgen die bewaffneten Bauern mit den Gerichten ankamen, besichtigte man den Wahlplatz.

Der Leichnam eines kräftigen Mannes ward auf der Seite der Mühle, unter der Traufe liegend, gefunden; gerade an der Stelle, wo Grüttner die Räuber mit dem Verwundeten oder schon Getödteten beschäftigt gefunden. Der Stich mit dem Hirschfänger, welcher ihm den Tod gegeben, war in das linke Auge, durch dessen Breite, bis auf die Häute des Gehirns gedrungen. Die 2 Zoll 2 Linien tiefe Wunde wurde später von den Obducenten für absolut tödtlich erklärt. Unter dem Fenster, welches der Räuber ausgebrochen, lag ein Terzerol und ein Meißel. Auch war an dem Körper ein Wehrgehenk mit einer leeren Scheide.

Die Person des Getödteten war den Bauern und Gerichtspersonen ganz unbekannt. Bei Untersuchung seiner Kleider ergab sich, daß kein ehrlicher Mann besser als der unbekannte Räuber durch Pässe und Atteste legitimirt sein konnte. Er führte einen österreichischen Gesandtschaftspaß aus Petersburg d. d. 13. Mai 1804, in welchem er Johann Friedrich Ferdinand genannt wurde, und als gebürtig aus Bielitz im österreichischen Oberschlesien. Ein anderes Attest war in russischer Sprache und ein drittes in französischer ausgestellt, von einer Comtesse de Rochechouan, d. d. Kaminiecz, 5. October 1804, nach welchem

er vier Monate bei derselben gedient und sich stets en parfait homète homme aufgeführt hatte. Auf Grund des Passes war er, wie die Atteste der Ortsbehörden bekundeten, durch russische, österreichische und preußische Provinzen gereist. Desgleichen fand sich eine Kundschaft des Tuchmachermittels zu Greiffenberg, d. d. 11. Mai 1805, in welcher er unter dem obigen Namen genannt wurde.

Andere Geräthschaften, welche man in seinen Taschen fand, sprachen indeß gegen diese glaubwürdigen Polizeiatteste und charakterisirten nur zu deutlich den wahren Beruf des Todten, als: eine Spille, die zu einem Dietrich umgeformt war, drei Krähenaugen, einige Faden Schwefel und drei Wachslichter. Schwarze Pulverflecken an seiner rechten Hand machten es wahrscheinlich, daß er das Terzerol eben erst geladen gehabt, und Eindrücke über den Handgelenken ließen auf vieles Fesseltragen schließen.

Als der Kreisphysikus Raschke zur Obduction ankam, verschwand jeder Zweifel. Derselbe erkannte auf den ersten Blick, daß der Todte der berüchtigte Räuber Erner sei, der vor drei Jahren nach Sibirien geschickt worden. Er hatte ihn früher im Gefängniß behandelt; er nannte mehre Merkmale, die an dem Körper sich vorfinden würden. Alle diese Zeichen fanden sich. Nun rief man, den Acten zufolge, Erner's ehemalige Concubine herbei; nach den Gerüchten hätte seine eigene Mutter ihn recognoseiren müssen. Sie erkannte ihn an den eingebogenen Beinen, einer Narbe am rechten Backen, vom Hufschlag eines Pferdes, einem Leistenbruch auf der rechten Seite und einem Fell auf dem Sterne des linken Auges, welches er in den Blattern bekommen.

Es war kein Zweifel mehr, daß der Todte der berüchtigte Erner gewesen. Man erfuhr jetzt, daß das

Gerücht von seiner Flucht aus Sibirien schon seit länger in Umlauf sei; bei näherer Nachforschung fand man aber keinen andern Grund, als die wiederholten, gefährlichen, tollkühnen Einbrüche und Diebstähle, welche die Gegend in Unruhe versetzt hatten. Das Erstaunen war groß, zumal das des Müllers Meschter, welcher nicht geahnet, als er mit dem Hirschfänger auf einen frech Einbrechenden zustieß, daß er den gefürchtetsten und berühmtesten Räuber Schlesiens, den er in den Bleigruben Sibiriens wähnte, tödte.

Wie war Erner zurückgekommen? Von woher? Die letzte amtliche Notiz über ihn war das Uebergabeprotocoll von Narva. War es ihm geglückt, was damals für unmöglich galt, seitdem aber durch das Beispiel so vieler Franzosen und Deutschen, die als Kriegsgefangene dorthin geführt worden, als schwierig, doch ausführbar sich gezeigt hat, aus Sibirien zu entrinnen und den Rückweg nach Schlesien zu finden? Oder war er auf dem Wege entsprungen, hatte er vielleicht den russischen Befehlshaber, der nur seine Köpfezahl liefern mußte, bewogen, ihn mit einem andern Verbrecher auszutauschen? Seiner Schlauheit war ein Manoeuvre, das nicht unerhört ist, zuzutrauen. Ueber alle diese Fragen hat man, so viel bekannt worden, keine bestimmte Auskunft erhalten; nur seine Päße verrathen, daß er über Petersburg und Polen unter fremdem Namen den Rückweg fand. Der Justiz — nachdem unglücklicherweise in den ersten Augenblicken versäumt worden, den Complicen des Räubers nachzusetzen, durch welche man wenigstens einiges Licht erhalten hatte — lag es nicht ob, den letzten Lebenslauf eines todten Verbrechers noch nachträglich zu verfolgen, und zu diplomatischen Recherchen, im Interesse der Wißbegier, war die Zeit, mit wichtigern politischen Fragen beschäftigt,

nicht angethan. Nur das Resultat stand fest, daß auch die Verbannung nach Sibirien kein untrügliches Mittel für Preußen war, seine Verbrecher los zu werden.

Erner's Tod machte ungemeines Aufsehen. Abgesehen von dem criminalistischen Nachstück und dem romanhaften Zusammentreffen, daß ein Stich, ungefähr und bald in die Nacht hinaus geführt, ohne bestimmtes Ziel, als den, der ihn führte, selbst vor einer nächst drohenden Gefahr zu erretten, Das bewirkte, was Gesetze, Verordnungen und Transportationen nach dem äußersten Asien zu bewirken nicht im Stande gewesen waren, entstand die Frage über die Berechtigung des Müllers und die Rechtmäßigkeit der That; nicht im Publicum, aber unter den preußischen Juristen. Jenes folgte dem natürlichen Gefühl und begriff nicht, daß der Müller ein Verbrechen sollte begangen haben, indem er, in Vertheidigung seines Lebens und seiner Habe, einen frechen Dieb niederstach. So allgemein war diese Ueberzeugung, so dankbar fühlte man sich gegen den Müller gestimmt, der, indem er sich selbst rettete, das ganze Land von einem gefährlichen Verbrecher befreit hatte, daß sogar der Landrath des Kreises bei der glogauischen Kammer darauf antrug, dem Meschter eine Belohnung zu geben, ein Antrag, der nach den Gesetzen abgewiesen werden mußte.

Anders betrachteten die Juristen die Sache. Das preußische Landrecht enthält so unbestimmte und beschränkende Ausdrücke über das Recht der Nothwehr; in dem best administrirten Staate war man zur Ansicht erzogen, daß der Bürger in Wahrung seiner Rechte nichts selbst thun darf, sondern Alles vertrauensvoll seiner Obrigkeit überlassen soll; das Bewußtsein der Staats-Controle über jede Handlung und Aeußerung, welche aus dem Kreise der Gedanken und dem innersten Heiligthum des

Familienlebens ins öffentliche Dasein überspielte, war so in Blut und Sinn des preußischen Staatsbürgers übergegangen, daß die Juristen, und nicht diese allein, dem Zweifel Raum geben konnten, ob nicht Meschter etwas ausgeführt, wozu er kein Recht hatte. Eine Untersuchung war, wie sich das von selbst verstand, eingeleitet, und während das große, nicht juristische Publicum den Grund nicht begriff, äußerten sich unter dem juristischen Ansichten ganz entgegengesetzter Art. Ein Justizcommissarius in Löwenberg veröffentlichte sogar einen Aufsatz, in welchem er das Publicum unterrichtete, daß es zweifelhaft bleibe, ob die Handlung des Meschter als eine rechtmäßige Nothwehr betrachtet werden könnte, so sehr man dies auch wünschen und so dringend man auch die künftigen Richter bitten müßte, ihm die Befreiung der Provinz von einem verwogenen, gefährlichen und allgemein gefürchteten Diebe als Milderungsgrund seiner Strafe anzurechnen.

Das Erkenntniß des glogauer Criminalsenates rechtfertigte diese Furcht nicht; aber die Stimme der Juristen drang dieses Mal ins Volk und weckte eine Furcht und Scheu vor dem Gesetze, welche in den Bestimmungen desselben nicht lag. Daß Meschter nicht bestraft, ja daß er ausdrücklich freigesprochen wurde, konnte diese unbegründete Scheu nicht verscheuchen; denn weit verbreitet war das Gerücht noch in spätern Jahren: der Müller, welcher nichts gethan, als einen Dieb todtgestochen, der ihn todtstechen wollen, sei dafür, und zwar von Rechtswegen, zu zwei Jahr Zuchthaus verurtheilt und nur im Wege der königlichen Begnadigung freigesprochen worden! Daß ein solches Gerücht unter dem Volke entstehen und Wurzel fassen konnte, war nur die Nemesis, welche jeder Justiz anhaftet, die, und wenn sie die beste ist, sich vom

Unmuth über diese vermeinte Kränkung wenig aufkommen.

Wenn der Prälat wirklich Besinnung genug behielt, an den Pulsschlägen seiner lieblichen Nichte das Steigen der Gefahr abzumessen, so war seine Furcht wohl begründet. Wie im heftigsten Fieber stiegen die Pulsschläge; sie war ganz Aug' und Ohr, ohne doch auf irgend eine Frage des Oheims zu hören. Zwei Vorreiter sprengten zurück: „Dort stehn sie, am Waldhau zur Linken," tönte es in des Dechanten Ohr. Aber der Dechant, wie ein Mann, der sich auf das Aeußerste gefaßt macht, lehnte sich in den geräumigen Kutschenwinkel zurück, es ganz dem Schicksal überlassend, was es mit ihm beginnen werde. Ob man aus seinen Mienen entnehmen können, daß er Gelübde gethan, darüber fehlen der Geschichte die Quellen, da Miß Anna, wie schon bemerkt, Gesicht und Gehör von allem was im Wagen vorging, auf das was ihnen draußen begegnen könnte, abgewandt hatte, und auch George seinen Blicken eine gleiche Richtung gab, indem er vor sich murmelte: „Scheint es doch wahrhaftig, als ob sie uns auspaßten."

„Keine Vertheidigung Kinder!" waren die letzten Worte Sir Alexander Tennisons, die aber dem

Volke isolirt und, demselben keine Einblicke in ihren Mechanismus gewährend, ihm nur durch ihre Urtelssprüche imponiren soll. Auch die venetianische Justiz war, wie neuere Untersuchung dargethan, nicht so schwarz und blutig, nicht so von Gerechtigkeit, Vernunft und Billigkeit verlassen, als sie im Volksglauben um deswillen erschien — und der Glaube ging in die Geschichte über — weil sie im Finstern richtete.

Der Criminalsenat zu Glogau erkannte als Thatbestand: daß der Müller einen Menschen, der des Nachts, mittelst gewaltsamen Einbruchs, bewaffnet in seine Behausung eindringen wollen, durch Drohungen abzuwehren versucht; als er aber sich nicht nur nicht abweisen lassen, sondern ihn selbst gewaltsam am Arme ergriffen, auch dabei mit einem Terzerol versehen gewesen, durch einen Stich mit seinem Hirschfänger, den er zu seiner Vertheidigung gewöhnlich in der Mühle bei sich gehabt, getödtet habe.

Demnach stehe ein Todtschlag fest. Der Thäter aber provocire auf den Nothstand, in dem er sich befunden, und daß seine That als eine rechte Nothwehr angesehen werden müsse. Die Bestimmungen des preußischen Landrechts über diese lauteten:

> daß Jedem die Befugniß zustehe, die ihm oder den Seinigen drohende Gefahr einer unrechtmäßigen, durch eigenmächtige Gewalt zugefügten Beschädigung, wenn obrigkeitliche Hülfe zur Abwendung der Gewalt nicht zu erlangen sei, oder durch diese die Sache nicht wieder in den vorigen Stand gesetzt werden könne, alsdann selbst, durch der Sache angemessene Hülfsmittel, abzuwenden.

Dem Ermessen des Richters werden dabei folgende nähere Bestimmungen gegeben: daß das zur Abwendung

des Schadens angewandte Mittel mit dem Schaden selbst in Verhältniß stehe; daß die Nothwehr nicht weiter gehe als die Nothdurft zur Abwendung des Uebels; daß endlich lebensgefährliche Beschädigungen nur dann erlaubt seien, wenn die Person des Angegriffenen nicht anders geschützt werden, der Angegriffene sich auch ohne Gefahr dem Angriffe nicht entziehen kann.

Das Gericht erkannte, daß alle diese gesetzlichen Requisiten in dem Falle des Müllers Meschter sich beisammenfänden: eine sehr unrechtmäßige und eigenmächtige Gewalt des Einbrechenden; die Drohungen dreier Männer konnten ihn nicht zurückschrecken; er war in Begleitung Mehrer, zum Theil bewaffnet; die Mühle lag entfernt vom Dorfe; weder von daher, noch weniger war obrigkeitliche Hülfe zu erlangen; mit tödtlichen Waffen versehen, hatte der Räuber schon einen persönlichen Angriff auf den Müller gewagt; für diesen war eine doppelte Gefahr, entweder den Räuber hineinzuziehen, wo ihm dann seine Spießgesellen gefolgt wären, oder sich von ihm herausziehen zu lassen, wo die Räuber ihm auf der Stelle das Garaus gemacht hätten; die Gefahr war drohend, die Wiederherstellung des Gefährdeten konnte durch die Obrigkeit nicht erfolgen, es ging an Leib und Leben; es sei somit unbedingt der Fall einer gesetzlichen und gerechten Nothwehr eingetreten.

Es frage sich daher nur, ob nicht die gesetzlichen Grenzlinien überschritten worden? Gegen einen mit tödtlichen Waffen ihn Angreifenden blieb nichts übrig, als sich auch mit Waffen versehen. Er ging nicht mit der Absicht, ihn zu tödten, auf ihn los, sondern redete ihn anfänglich nur an: was er wolle? Erst als dieser nicht wich und im Gegentheil ihn gefährlich, die tödtliche Waffe in der Hand, angriff, bediente er sich auf die natürlichste

Weiſe der ſeinigen. Das Mittel ſtand alſo mit dem Schaden in Verhältniß; es war Leben gegen Leben in Gefahr, und der Schade, welcher bevorſtand, konnte nur durch Anwendung eines gleichen Schadens abgewendet werden. Indem der Müller aber mit einmaligem Zuſtechen ſich begnügte, ſelbſt als der Andere ihn darauf noch feſthielt, trieb er die Nothwehr nicht weiter, als die Nothdurft foderte.

Zwar ſcheint die „lebensgefährliche Beſchädigung" gegen den Angreifenden dann nicht geſtattet, wenn der Angegriffene ſich ohne Gefahr dem Angriffe hätte entziehen können; aber der Richter erkannte, daß in dieſem Falle an Flucht gar nicht zu denken war. Auch könne dieſe mit Preisgebung des Eigenthums nicht gefodert werden, um dadurch jeder Verantwortlichkeit wegen Tödtung eines Räubers zu entgehen. Demnach erkannte das Gericht, daß der Müller Meſchter wegen der im Wege der Nothwehr geſchehenen „Ertödtung" des ꝛc. Erner von aller Schuld und Strafe und von Bezahlung der aufgelaufenen Koſten gänzlich freizuſprechen ſei.

Dem natürlichen Menſchen muß dieſe ganze Deduction, wodurch Jemand freigeſprochen wird von Schuld und Strafe, weil er nichts gethan hat, als was jeder andere, einigermaßen beherzte Mann in gleichem Falle gethan hätte, ſeltſam vorkommen. Und nicht dieſem allein; auch in den meiſten civiliſirten Staaten, wo der Rechtsbegriff im Volke lebendig iſt, würde man mit Verwunderung die gelehrte Erörterung leſen, wodurch etwas bewieſen werden ſoll, was ſich von ſelbſt verſteht. Ein auf Tod und Leben Angegriffener darf ſich auf Tod und Leben wehren. Selbſt von einem mit Recht ſo Angegriffenen erwartete man in den Zeiten vor der Cultur, daß er ſich mit Leibeskräften vertheidigen würde: der Paſcha, der

nicht immer die seidene Schnur küßte, der Ritter in seiner Burg, der londoner Bürger zum Theil noch heute in seinem Hause. Es war kein ihnen zugestandenes Recht; doch Jeder erwartete es und Niemand strafte sie darum. Aber wer auf eigene Gefahr in mein Haus mit Waffen in der Hand, und gar in der Nacht, einbricht, den habe ich, nach den Rechtsbegriffen aller Zeiten und Völker, das Recht, wieder mit Waffen daraus zu vertreiben, und wenn er dabei Schaden nimmt an Leib und Leben, ist es seine Schuld. Es zeugt von einer schlimmen Verrückung der Verhältnisse, wo dieses Naturrecht in die sorgfältig engsten Grenzen eingeschlossen wird, aus Besorgniß, daß es übertreten werden könne; es zeugt von einer solchen Entfernung von den natürlichen Zuständen, von einem auf die Spitze getriebenen Controlewesen und einer Bevormundung der menschlichen und bürgerlichen Thatkraft, die den letzten Schatten der individuellen Freiheit im Staate vernichtet hat. An Gründen fehlt es den Vertheidigern freilich nicht; es sind aber dieselben Gründe, welche eine jede Freiheit beschränken, ja unmöglich machen, weil ihr möglicher Misbrauch schädlich werden könnte.

Auch schon in dem Preußen von 1805 regte sich denn doch bei dieser Gelegenheit die allgemeine Stimme. Es war, als ob gerade dieser Fall das lange schlummernde Bewußtsein eines entrissenen Rechts erweckt habe. Man wollte es nicht glauben, daß der Müller bestraft werden könne; man glaubte, es sei eine Spitzfindigkeit der Juristen, welche aus dem Rechte etwas herausdrehen wollten, was nicht darin stände, und wenn es stände, so sei es kein rechtes Recht. So allgemein und laut wurde diese Stimme, daß selbst die Richter in ihrem Erkenntniß „der für den Inculpaten im Publico entstandenen

günstigen Stimmung" Erwähnung zu thun sich gedrungen sahen, ein bis dahin in der preußischen Justiz wahrscheinlich unerhörter Fall, eine Justiz, welche, stolz auf ihre isolirte, eiserne Basis, nicht glaubte mit dem Publicum zu thun zu haben, am wenigsten aber die Verpflichtung, von seiner Ansicht influencirt zu werden. Daher wurde denn gleich die Erwähnung hinzugefügt, daß diese günstige Stimmung im Publicum, welche eine Strafmilderung fodere, auf das Urtheil ohne allen Einfluß geblieben sei.

Diese Stimmen blieben nicht allein auf die mündliche Rede beschränkt. Ein Schriftsteller von Geist und ein Advocat, dessen scharfe Feder in mehren Angelegenheiten sich geltend gemacht, der Dr. Grattenauer in Breslau, schrieb damals ein Buch, unter dem Titel: „Erner's Tod," über die Nothwehr, welches das Thema gründlich behandelte und außerdem dazu beigetragen hat, dem Falle eine ausgebreitetere Bekanntschaft zu geben. Die Schrift hat noch jetzt ihren Werth in Bezug auf die Materie. Außerdem aber tritt Grattenauer schon im Jahre 1806 als Gegner des Inquisitionsverfahrens und als Vertheidiger der Geschworenengerichte auf, und zwar mit einem Eifer, einem Feuer und einer entschiedenen Ueberzeugung ihrer Vorzüge, welche jener Zeit uns ganz unerwartet erscheint.

Er zeigt, wie es auf den gesunden Menschenverstand nothwendig einen übeln Eindruck machen müsse, daß von Criminalstrafe eines Mannes auch nur die Rede war, dem sich jeder Einwohner der Provinz dankbar verpflichtet fühlte. In dem Falle sei weder ein Todtschlag, noch eine zur weitern Criminaluntersuchung und Cognition der Richter qualificirte Handlung vorhanden, eine Strafbarkeit des Meschter aber, man möchte den Vorfall aus einem Gesichtspunkte betrachten, aus welchem man

wollte, lasse sich gar nicht denken. Einige Juristen hätten damals die Meinung geäußert, als müsse die Criminaljustiz gegen die öffentliche Meinung in Schutz genommen und von Rechtswegen nur um so strenger verfahren werden, je mehr Gründe der Vernunft und Billigkeit das Gegentheil fodern und je lauter die Stimmen im Publicum sich dagegen erheben möchten. Aber nicht blos die Sittlichkeit, auch die Rechtlichkeit menschlicher Handlungen kündige sich durch ein unzweideutiges Gefühl an, das sich auf die ursprünglichen Anlagen unserer Natur gründe, dessen Takt das Gewissen, dessen einzige Regel die innere Ueberzeugung und dessen Organisation so fest und unerschütterlich dauerhaft sei, daß sie von der Macht der Gewohnheit selbst im geübtesten Verbrecher nicht ganz zerstört werden könne. Die gemeine Stimme entscheide zwar nichts, die allgemeine aber in höchster Instanz, woraus folge, daß es für die Rechtmäßigkeit einer Rechtsentscheidung keinen höhern Maßstab gebe, als die subjective Ueberzeugung des Richters; er dürfe sein juridisches Urtheil, ohne es von der allgemeinen Stimme als ungerecht verworfen zu sehen, verlautbaren, und es also nicht blos als legal, sondern auch als gerecht der Publicität übergeben.

Es wird für unsere Leser nicht ohne Interesse sein, die Ansicht dieses preußischen Juristen von vor vierzig Jahren über den inquisitorischen Proceß und das Geschworenengericht mit seinen eigenen Worten zu hören, Worte und Ansichten, die aber wahrscheinlich im Getöse der Waffen und den bald folgenden Kriegsdrangsalen völlig verhallten, und darauf traten andere Reformen ein, durchdringendere, aber nothwendigere.

„Ein unglücklicheres und gehässigeres Verhältniß, als dasjenige ist, in welches der auf inquisitorische Proceß-

acten im Geheim erkennende Richter zur Publicität in dieſer Beziehung geſtellt wird, läßt ſich kaum denken. Es iſt nicht etwa der Streit des Poſitiven mit dem Natürlichen, des Geſetzes mit der Vernunft, des Willkürlichen mit dem Nothwendigen, der ihn in dieſe gefährliche Lage ſetzt; — die Unmöglichkeit iſt's, ſein Urtheil auf eigene Anſchauung und innere Ueberzeugung gründen, ſein Erkenntniß über Schuld und Unſchuld nach gemeinem Begriff abzufaſſen und für ſeine ſeparatiſtiſche Rechtsmeinung das Anerkenntniß der allgemeinen Stimme jemals mit Sicherheit erwarten zu können. Jener Widerſpruch geht ihn nichts an; er entſpringt aus der Natur aller menſchlichen Verhältniſſe; er hat ihn nicht zu verantworten und die vollkommenſte Cultur und Verfaſſung kann ihn nicht aufheben. Daß er ſich aber — was Niemand ſoll und darf — zum Werkzeuge brauchen läßt, die allgemeine Stimme für Recht und Unrecht zu beherrſchen, und zu verdammen, wo jene freiſpricht, und freizuſprechen, wo jene verdammt — das fällt ihm ſchwer und mit Recht zur Laſt. Was nicht öffentlich verhandelt und entſchieden wird, hat im höchſten Sinn auch keinen öffentlichen Glauben, und wenn vollends das Reſultat einer ſolchen Verhandlung der öffentlichen Meinung widerſpricht, ſo läßt ſich ein allgemeines Anerkenntniß ſeiner Wahrheit weder denken, noch fodern. Hierin liegt der Grund, daß die Maſſe der Staatsbürger kein anderes Criminalurtel mit lebhafter und freiwilliger Ueberzeugung anerkennt, als das einer Jury, ein ſolches Anerkenntniß aber überall unmöglich iſt, wo kein Geſchworenengericht nach öffentlicher Anklage und Vertheidigung ſein Schuldig oder Unſchuldig öffentlich und ſo ausſpricht, wie es die menſchliche Ueberzeugung in ihrer natürlichen Lauterkeit und Reinheit fodert.

„Welches Geschworenengericht in der Welt hätte einen Augenblick unschlüssig sein können, den Mann freizusprechen, der den furchtbarsten Räuber in der Provinz getödtet hat? — Wie läßt sich wol eine Jury denken, die den Tod eines verworfenen Böswichts, der zurückgekehrt aus dem entlegensten Schreckensorte seiner Verbannung, um Leben und Güter der Bürger unablässig in Gefahr zu setzen, nicht als ein höchst erfreuliches, dankenswerthes Ereigniß betrachten sollte? Man darf's nur aussprechen, und Niemand kann's leugnen, denn wo die innere Ueberzeugung (conviction morale) nur gefühlt wird, da triumphirt sie. Wo man sie aber durch irgend ein künstliches Surrogat (conviction artificielle, legale) zu unterdrükken und zu ersetzen sucht, da wird das Kriterium der Wahrheit im Menschen verleugnet; und wie das verletzte Gewissen sich zu beruhigen im Stillen vergeblich bemüht ist, so erhebt sich auch die Stimme der öffentlichen Meinung laut und kräftig wider jeden Angriff auf die letzte Schutzwehr gegen Willkür und Unrecht. Daß dennoch die deutschen Criminalrichter so wenig Achtung vor der allgemeinen Stimme an den Tag legen, beweist mehr noch die Barbarei der ihnen unterworfenen Bürger als ihre eigene Unbildung, indem es zugleich die Trümmer jenes in seine eigene Nichtigkeit versunkenen vormundschaftlichen Regierungssystems bezeichnet, welche erst weggeräumt werden müssen, bevor der Grund zum Gebäude einer wahrhaft vernünftigen Criminalverfassung gelegt werden kann."

So schrieb ein preußischer Unterthan schon im Jahre 1806!

Der Doctor Castaing.

1822 — 1823.

Am 29. Mai 1823 waren zwei junge Männer von gebildetem Stande in St. Cloud mit der Landkutsche angekommen und hatten daselbst im Wirthshause zur tête noire ein Zimmer gemiethet. Am folgenden Tage, Freitag den 30. Mai, hatte der eine derselben, welcher etwas jünger als der andere war, sich nach dem Genuß von Glühwein plötzlich übel gefühlt. Am nächsten Morgen, am Sonnabend, wurde der Kranke, nachdem er eine Tasse Milch zu sich genommen, noch schlechter; er verfiel noch an demselben Tage in Bewußtlosigkeit, und zwar nachdem er einige Minuten zuvor einige Löffel voll von einem beruhigenden Tranke, den ihm der Arzt verschrieben und welcher in der nächsten Apotheke bereitet worden, eingenommen hatte. Von diesem Augenblicke an ohne Besinnung, starb er am Sonntage, am 1. Juni, Nachmittags um 1 Uhr.

Der junge Mann hieß August Ballet, war, wie man erfuhr, Advocat in Paris, 25 Jahre alt und der Sohn eines verstorbenen Notars, als dessen einziger Erbe in sehr vermögenden Umständen. Der andere junge Mann,

welcher sich mit großem Eifer seines kranken Freundes angenommen, war ein junger Arzt aus Paris, Namens Edmund Emanuel Castaing, im Alter von 27 Jahren.

August Ballet war, anscheinend auf einer Vergnügungspartie, die er von Paris aus unternommen, wohl und gesund in St. Cloud angekommen. Seine Krankheit war so plötzlich ausgebrochen, hatte einen so ungewöhnlich raschen Gang genommen und war von einem so schreckenvollen Ausgang, daß sehr bald ernste Bedenken bei den Wirthsleuten in der tête noire, bei dem Arzte aus St. Cloud, welcher ihn behandelt, und bei der Ortsobrigkeit, welcher davon Anzeige gemacht worden, entstanden. Der überlebende junge Mann, Castaing, sollte ihm den Glühwein gemischt, die kalte Milch und das kühlende Getränk eingegeben haben. Man befragte sich über den Zusammenhang, über die Verhältnisse beider Fremden, und ein schrecklicher Verdacht wurde gegen den Ueberlebenden rege.

Noch wagte man ihn nicht auszusprechen, als ein Umstand ruchbar wurde, welcher ihm neues Gewicht gab. Man erfuhr, daß der Gestorbene sehr reich sei und ein Testament gemacht habe, welches den Ueberlebenden, den jungen Dr. Castaing, zum Universalerben einsetze.

Schon vor dieser Entdeckung waren die Aerzte der Meinung gewesen, daß die Gerichte von dem Vorfall Kenntniß nehmen müßten, da, nach ihrer Erklärung, der Tod „außergewöhnlich und gegen den natürlichen Gang der Dinge" erfolgt zu sein scheine. Jetzt schien diese Pflicht der Gerichte, einzuschreiten, dringender. Verwandte des Gestorbenen kamen aus Paris nach St. Cloud und widersprachen dem nicht. Castaing's Benehmen selbst aber war auch nachher von der Art, daß der Verdacht gegen ihn sich immer mehr steigerte. Er ward anfangs

Prälaten im Munde erstarben, als er kaum zehn Schritt von sich die Gefürchteten erblickte. Ganz zum Anfall fertig, waren sie rottenweise auf der Seite des Weges postirt und betrachteten den nahenden Zug. Es waren zehn bis zwölf, in denen man die Anführer von den Untergebenen wohl unterscheiden mochte, alle aber wohl bewaffnet und dicht bestäubt. Das Gefühl der Ueberlegenheit trieb die Wegelagerer zu einer seltenen Dreistigkeit. Sie blieben ruhig stehen bis die Karosse an dem, welcher augenscheinlich der Anführer war, vorüberfuhr. Miß Anna bemerkte in ihm einen Mann von mittlern Jahren, durch dessen phlegmatische Gesichtszüge man Schlauheit und eine durch Erfahrung gewonnene Sicherheit herauslesen mochte. War es ein Straßenräuber so gehörte er nicht zu den gewöhnlichen, und glaubte diesmal seiner Sache so gewiß zu sein, daß er die Hand nicht einmal an den Degengriff legte. Er lüftete ein wenig den mit einer schlechten Feder gezierten Hut, warf aber dabei Blicke durch den Kutschenschlag, immer eines vorsichtigen Räubers würdig, der vor der That erwägt, ob der Lohn mit dem Wagestück gleichkomme? Der Wagen rollte vorüber, die beiden Nachreiter waren schon außer der Linie und noch kein Angriff.

unter policeiliche Aufsicht, später gefangen gesetzt und eine Criminaluntersuchung gegen ihn eingeleitet; denn so häuften sich die Indicien gegen den jungen Mann, daß er nicht des einen, sondern dreier schweren Verbrechen dringend verdächtig erschien, und der königliche Gerichtshof in Paris, nach einer sorgfältigern Voruntersuchung, durch einen Beschluß vom 26. August 1823 ihn vor die Assisen stellte.

Die drei Verbrechen, deren er angeschuldigt ward, waren erstens: in den ersten Tagen des Monats October 1822 dem jüngern Bruder des August Ballet, dem Daniel Hippolyt Ballet, durch Substanzen, welche den Tod verursachen können, das Leben verkürzt zu haben;

zweitens: zur selben Zeit, in Gemeinschaft mit dem jetzt verblichenen Claude Louis August Ballet, eine letztwillige Verfügung des Hippolyt Ballet absichtlich vernichtet zu haben;

drittens: in den letzten Tagen des Monats Mai und am 1. Juni 1823 durch gleiche Substanzen den Tod des Claude Louis August Ballet herbeigeführt zu haben.

Die Anklageacte war von einer Länge, daß vier Stunden vergingen, um sie nur vor den Assisen abzulesen, und der öffentliche Ankläger, dem die Kraft ausging, sich von einem andern mußte ablösen lassen. Sie ist, wie man auch über die Schuldbarkeit des Angeschuldigten urtheilen möge, eine, verglichen mit den Anklageacten in andern berühmt gewordenen französischen Criminalprocessen, vorzugsweise gründliche Arbeit. Diese Gründlichkeit wurde aber von den Verhältnissen selbst geboten; denn beim Mangel an allen directen Beweisen gehörte, um das Verbrechen selbst, oder mehr noch die Thäterschaft zu constatiren, die genaueste Combination

der Indicien dazu, und mehre derselben, anscheinend unbedeutende, mußten von weit her herbeigeholt und Verbindungsglieder aufgenommen werden, die, an und für sich gleichgültiger Natur, den Proceß gar nicht berührten. Sie ist das wichtigste Actenstück in demselben, das Ergebniß der Nachforschungen der Ankläger; und wie sie die Ansicht des Publicums über den verwickelten Fall repräsentirte, wird sie zum größern Theile auch in die Ueberzeugung der Geschworenen übergegangen sein, denn ein Mehr ist im Wesentlichen nicht ermittelt worden. Es ist daher von Wichtigkeit, sie in ihrem wesentlichen Gange auch unsern Lesern wiederzugeben, indem sie die Geschichtserzählung so weit enthält, als in diesem nur auf Vermuthungen gegründeten Processe von einer solchen überhaupt die Rede sein kann.

Castaing stammte aus einer achtbaren, jedoch nicht bemittelten Familie. Nachdem er eine der Lage seiner Eltern angemessene Erziehung genossen, wählte er die Medicin zu seinem Lebensberuf. Die Kosten, welche diese Laufbahn in Frankreich erfodert, sind, wie überall, groß und der Ertrag ist anfänglich sehr unbedeutend. Castaing mußte von der kleinen Pension leben, welche ihm sein Vater, ein angesehener Beamter, der aber eine lange Zeit hindurch mit seinem Gehalte allein eine Familie von sechs Personen zu erhalten hatte, gewähren konnte. Der junge Mediciner befand sich also, an und für sich schon, in einer sehr beschränkten Lage. Sie mußte für ihn noch drückender werden, da er Leidenschaften hatte; er war von hitzigem Temperamente, gebieterisch im Umgange und voller Ehrbegierde. Eine Rolle in der Welt zu spielen, war die Aufgabe seines Lebens.

Sein Vater war mit dem Betragen des Sohnes sehr unzufrieden; vorgefundene Briefe desselben bezeugen dies. In einem derselben macht er ihm wegen der freien Lebensweise, der er sich hingegeben, lebhafte Vorwürfe: durch den bittern Schmerz werde er das Leben der Eltern verkürzen.

Mit der Mutter scheint er in besserm Vernehmen gestanden zu haben. Sie mochte in zärtlicher Mutterart Manches vermitteln, „vertuschen". Dennoch klagte auch diese gegen ihn über seine Lebensweise. In einem Briefe (der aber aus früheren Jahren herrührte) spricht sie von „abscheulichen Handlungen" und wiederholt diesen Ausdruck in demselben Schreiben mehrmals. Worin diese Abscheulichkeiten bestanden, weiß man nicht, da Gesetz und Sitte verboten, die Mutter darüber zu vernehmen; man darf indeß vermuthen, daß sie nur auf eine ungesetzliche Verbindung des Sohnes Bezug haben, von welcher sogleich die Rede sein wird.

Sein Eifer, bald sich hervorzuthun und eine unabhängige, bedeutende Stellung zu gewinnen, spornte ihn zunächst zu eisernem Fleiße an. Er wollte Physiologie, Anatomie, Botanik und die Chemie gründlich studiren. Unter seinen Papieren fand man ganze Hefte voller Auszüge, Collectaneen und Bemerkungen. Dies, Zeugniß von der Ausdauer ablegend, mit welcher er Nachforschungen in den verschiedenen Zweigen seiner Wissenschaft ablegte, erscheint dem öffentlichen Ankläger als etwas ganz Besonderes, weshalb er der Meinung ist, Castaing hätte, wenn er eine gute Richtung erhalten, ein ausgezeichneter Mann werden müssen. In Frankreich ist ein Fleiß dieser Art, der auf deutschen Universitäten sich bei Jedem, dem es um seine Wissenschaft Ernst ist, von selbst versteht, allerdings nicht gewöhnlich. So konnte er dem Ankläger

auch als ein entferntes Indicium gelten, daß Castaing zu allem Außerordentlichen fähig war.

Der junge Mediciner beschäftigte sich besonders mit der Bereitung der Gifte. Er studirte ihre verschiedenen Gattungen, ihre Wirkungen, die verrätherischen Spuren, welche sie im Körper zurücklassen; ferner die Gifte, welche zwar mit gleicher Heftigkeit wirken, aber keine Spuren hinterlassen, die dem Auge des Anatomikers erkennbar sind. So gelangte er zu der schrecklichen Wissenschaft: welcher Gifte Wirkungen mit den Symptomen anderer Krankheiten identisch sind, und welche auch keine andern Spuren im Körper zurücklassen, als jene Krankheiten.

Dieses sein Studium erhellt aus mehren schriftlichen Aufsätzen, welche man unter seinen Papieren fand. Ihrem Stoffe nach theilte Castaing die Gifte in mineralische, animalische und vegetabilische; ihrer Wirkung nach in zwei Classen. Die erste umfaßt solche Gifte, welche die Gefäße zerstören, mit welchen sie unmittelbar in Verbindung gesetzt werden. Dahin gehören alle mineralischen Gifte. Die zweite begreift diejenigen, welche auf dieses oder jenes Organ entfernt wirken und keine Spur einer Zerstörung blicken lassen. Dahin gehören fast alle vegetabilischen Gifte.

Hiernach konnte man Castaing allerdings die Wissenschaft nicht streitig machen, daß er die Gifte kannte, welche keine Spur einer geschehenen Vergiftung zurücklassen.

Man hat keinen Grund, anzunehmen, daß er diese Studien anfangs in anderer Absicht, als einer wissenschaftlichen, betrieb. Er beschäftigte sich damit gleich andern berühmten Gelehrten (wie Boerhaave, Lavoisier u. A.) und erst später, als eine Gelegenheit sich bot, seine Erfahrungen in Anwendung zu bringen, unterlag er der

Versuchung, oder, wie der Ankläger sagt: „das Verbrechen kam ihm entgegen und fand ihn mit den Mordinstrumenten ausgerüstet.“

Castaing, von seinen Leidenschaften verführt, hatte eine für seine Verhältnisse und seine Aussichten gleich ungünstige Verbindung mit einer jungen Witwe geschlossen. Mit ihr, die schon Mutter von drei Kindern war, welche sie nicht ernähren konnte, erzeugte er außer der Ehe noch zwei Kinder, von denen jedoch das eine gestorben war. Die Erhaltung der Geliebten, ihrer Kinder aus der Ehe, sowie seiner eigenen, erfoderten Ausgaben, welche mit dem Geringen nicht bestritten werden konnten, was sein Vater ihm gewährte. Er gab Unterricht, aber für mäßiges Honorar; seine kleine Praxis brachte ihm fast nichts ein und überdies behandelte er mehre seiner ersten Patienten umsonst.

Es war nicht allein sinnliche Neigung, welche ihn in dem unglücklichen Verhältnisse festhielt; er liebte seine Concubine mit heißer, inniger Zuneigung und ebenso die Kinder. Mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit beschäftigte er sich mit dem Gedanken, wie er zu den Mitteln gelange, um ihre Subsistenz zu sichern. In den Briefen heißt es: „Wie gern möchte ich Dir ein Leben bereiten, wie es Deiner Seele würdig ist.“ — „Ich bedarf so dringend, daß das Glück mich begünstige.“ — „Behalte recht eigen, was ich Dir sage...; dadurch feuerst Du mich zu meinen Arbeiten an und zur Herbeischaffung der Mittel, welche dereinst unsere und der geliebten kleinen Wesen Subsistenz sichern.“

Diese Aengste und Sorgen spiegeln sich fast in der ganzen Reihe von Briefen ab, welche zwischen Castaing und der Geliebten gewechselt wurden. In dem einen heißt es noch:

„Verliere nicht den Muth, meine C—; ich werde thun, was von mir abhängt, um uns eine Existenz zu bereiten, welche das Loos unserer geliebten Kinder sichert; aber ich beschwöre Dich, überlaß Dich keinen Gedanken, die Dir so vielen Schaden thun."

Ferner, als sie sich beklagt, daß sie ihn so selten sehe, schreibt er:

„Wie sollte ich es anders machen? Wenn ich mich meinen Beschäftigungen widmen und gleichzeitig um Dich sein könnte, würde ich mich glücklich fühlen. Wenn ich arbeite, so geschieht dies in der Hoffnung, drei Wesen, an welche ich ganz gekettet bin, aus ihrer drückenden Lage zu reißen. Wenn ich nur auf ein gegenwärtiges Glück bedacht wäre, so würde ich um Dich bleiben; aber es kommt eine Zeit der Noth, und wie dann eine Hülfsquelle für alle Vier suchen? Was soll dann aus uns werden?"

Die Briefe enthalten ein Factum, sagt die Anklage, welches uns belehrt, weshalb Castaing die Verbrechen begangen. Noth und Elend, welche Zukunft, wo sind meine Hülfsquellen? Was wird aus ihr und ihren Kindern werden? Diese Vorstellungen peinigten ihn unaufhörlich. Im Jahre 1821 unternahm er eine Reise, wie es scheint, um von Verwandten eine Unterstützung zu erlangen. Er schreibt bei dieser Gelegenheit:

„Weib und Kinder in einem Augenblick zu verlassen, wo Sorgen jeglicher Art über meine C— hereinstürzen werden. Ich selbst bin wenig glücklich und nicht im Stande, Denjenigen, welche ich mehr als mein Leben liebe, nützlich zu sein; ich bin gezwungen, unter diesen Umständen eine Reise zu unternehmen, beinahe fest überzeugt, daß ich meinen Zweck nicht erreichen werde."

Castaing kam so mittellos, als er ausging, von der

Reise zurück. Ihn drängte zu der alten eine neue Sorge. Im Jahre 1818 hatte er, um einem Freunde zu helfen, einen Wechsel von 600 Francs indossirt. Der Wechsel war schon im Jahre 1820 fällig gewesen, aber weder der Freund, noch Castaing waren im Stande, zu zahlen. Der Gläubiger gab von Zeit zu Zeit Aufschub, endlich drängte er mit Ungestüm. Castaing war in doppelter Verlegenheit. Er mußte sich persönlich vor den Verfolgungen des Gläubigers verbergen; dann aber weigerte sich die Facultät, welche Kenntniß von dieser Schuld erhalten, ihm den Doctorhut zu ertheilen, bevor er mit dieser Sache nicht im Klaren wäre. Die Mutter war diesmal seine Vertraute. Beide suchten auf allen Seiten nach einer Rettungsquelle. Sie schrieben sogar an einen Präfecten, der großen Einfluß auf den Vater des ersten Schuldners hatte, um diesen zu bewegen, für seinen Sohn Zahlung zu leisten. Castaing sagt in diesem Briefe:

„Man verfolgt mich ohne Unterlaß; ich bin nicht im Stande, zu zahlen, und kann meine Prüfung nicht machen..... Die Facultät will mich nicht zulassen. — In solcher niederschlagenden Lage befinde ich mich. So steht es mit meiner Lage für die Zukunft. Meine Mutter verbindet sich mit mir, Sie zu ersuchen, die traurige Lage, in welche ich gestürzt bin, in gütige Berathung zu ziehen. — Befreien Sie mich von dem Kummer, der auf mir lastet; ich bin gezwungen, mich den Verfolgungen zu entziehen."

Die Mutter schrieb ihrerseits:

„Ich hätte gewünscht, daß das Schicksal meinen Gatten und mich in einen solchen Stand gesetzt hätte, daß ich nichts vom Vater zu erbitten hätte; aber ich habe vier Kinder. Meines Mannes Einkünfte haben sich nicht vermehrt. Mein Sohn hat Ihnen noch nicht lebendig genug

seine Lage geschildert, welche ich mit einem um so mehr bekümmerten Herzen theile, u. s. w."

Die Verwendung des Präfecten bei dem Vater half nichts. Zwar ward Castaing von Seiten des Gläubigers abermals eine Frist gewährt, ab[illegible]m desto stürmischer trat Letzterer im Jahre 1822 von neuem auf. Wieder wandte man sich Seitens der Familie an den Präfecten, daß er den Vater des eigentlichen Schuldners zur Zahlung bewege; aber dessen Verwendung blieb auch diesmal fruchtlos, wie er in einem Briefe vom 26. Juni 1822 Castaing anzeigte.

Hier endet diese Geschichte, aus der nur so viel für den vorliegenden Fall von Wichtigkeit ist, daß Castaing durch vier Jahre hindurch nicht im Stande war, weder aus eigenen Mitteln, noch mit denen seiner Familie eine kleine Schuld von 600 Francs (etwa 180 Thaler) zu zahlen; daß diese Schuld ihn in die äußerste Verlegenheit setzte; daß er, in Gemeinschaft mit seiner Mutter, an alle Thüren klopfte und selbst fremde, angesehene Personen anging, ihm zu helfen, und erklärte, daß auch seine Zukunft von der Zahlung abhinge.

Und derselbe Castaing, der noch am 26. Juni 1822 nicht 600 Francs aufbringen kann, befindet sich vier Monat später, im October desselben Jahres, im Besitze von 30,000 Francs, die er seiner Mutter lieh; außerdem hat er 4000 Francs seiner Concubine gegeben und 70,000 Francs, theils unter erdichtetem Namen, theils an den Ueberbringer zahlbar, in öffentliche und Privatfonds eingelegt. Er hat inzwischen keine Erbschaft gemacht, weder in der Lotterie, noch im Spiele gewonnen, sich auf keine Speculation eingelassen, und noch weniger hat ihm seine kurze Praxis so viel eingetragen. Aber er besitzt außer allem Zweifel 100,000 Francs oder noch mehr. Wie ist

er zu dem Gelde, zu dem unerwarteten Glückswechsel gekommen?

Eine lange Schlußfolge von Vermuthungen führt auf eine bestimmte Quelle, wo die Vermuthungen durch andere Zeugnisse der Gewißheit nahe gebracht werden.

In Paris lebte die Familie Ballet, deren Oberhaupt ein sehr reicher Notar war. Sie bestand aus dem Vater, der Mutter, einem Oheim, einer Tochter aus erster Ehe, welche an den Kaufmann Martignon verheirathet war, und zwei Söhnen aus zweiter Ehe, August und Hippolyt, beide Advocaten.

Mit dem Letztern stand Castaing seit längerer Zeit in den innigsten Freundschaftsverhältnissen. Auch im Hause der Eltern war er, als Freund der Söhne, herzlich aufgenommen. Aber in merkwürdig kurzer Zeit hatte der Tod in dieser Familie aufgeräumt. Binnen fünf Monaten waren Vater, Mutter und Oheim gestorben und beide Söhne die Universalerben des großen Vermögens, indem ihrer Halbschwester, der Madame Martignon, nur ein kleinerer Theil desselben zugefallen war.

Castaing's freundschaftlicher Umgang mit den Söhnen wurde durch den Tod nicht unterbrochen; eher daß er noch zunahm. Besonders nahe stand er zuerst dem jüngern der Brüder, dem Hippolyt Ballet. Dieser, offenbar von einer Lungenschwindsucht bedroht, bedurfte bei seinen bedenklichen Zuständen eines Arztes, der zugleich sein Freund war. Zwar hatte er sich ältern, erfahrenern Aerzten anvertraut; der beständige Umgang eines jungen Freundes, der, selbst Mediciner, auf seine Diät achten und die Vorschriften der ältern Aerzte in

Anwendung bringen konnte, war aber für ihn von Werth und Castaing übte einen unverkennbar großen Einfluß auf ihn aus.

Zwischen den beiden Brüdern war inzwischen das freundschaftlich brüderliche Verhältniß sehr erkaltet. August soll, bei Lebzeiten der Eltern, von der Mutter vorgezogen worden sein; dies könnte den ersten Grund zu einem Misverständniß gelegt haben. Ihre beiderseitige Lebensweise nährte aber, wie sich leicht begreifen läßt, die Entfremdung. Hippolyt war, wie es sein Krankheitszustand schon bedingte, von gesetzter Natur und führte eine geregelte Lebensweise. August führte ein ausschweifendes Leben, spielte den großen Herrn, hielt sich Wagen, Pferde, Mohren und Maitressen, mit denen er oft wechselte.

Gewiß ist, daß Hippolyt sein Misfallen über die Aufführung seines Bruders nicht verbarg. Einigen Freunden hatte er vertraut, daß er ein Testament machen wolle, andern, daß er schon eins gemacht, und in diesem habe er „den legitimen Rechten seines Bruders August Eintrag gethan".

Ein Herr Lebret, der lange Zeit erster Schreiber des alten Notar Ballet gewesen und das volle Vertrauen beider Söhne besaß, auch bei allen Familienverhandlungen zu Rathe gezogen wurde, hatte den Hippolyt acht oder zehn Tage vor seinem Tode sagen hören: sein Bruder August verschwende sein Vermögen, er wolle darum ein Testament machen und ihm Einiges hinterlassen, aber ihm die Befugniß nehmen, frei darüber zu disponiren.

Einem Herrn Raiffon hatte Hippolyt ungefähr Dasselbe gesagt.

Zu einem Herrn Bidoult aber hatte er geäußert, er habe sein Testament gemacht und seiner Schwester

„Sie ziscbeln mit einander," sagte der Kammerdiener, welcher vom Rücksitz aus am längsten ihren Trupp erblicken konnte. Aber der Wagen fuhr weiter und weiter. Die hellen Schweißtropfen standen auf der Stirn des Dechanten; noch wagte er sie nicht zu trocknen, noch horchte er mit angehaltenem Athem nach hinten. Jeden Augenblick mochte ein Hagel Pistolenkugeln gegen das Rückleder der Kutsche prasseln.

„Es waren keine englischen Gesichter," sagte Anna, als Hufschlag von hinterwärts tönte.

Die Reiter hatten sich auf den Weg gemacht, und trabten, den Wagen einholend, hinter ihnen drein. Auch das Gesicht des Kammerdieners, dessen Mienen bisher noch Zweifel ausgesprochen, umwölkte sich. Eine Staubwolke ward über den Wagen gewälzt, und zur Rechten und zur Linken sprengten die Reiter vorüber. Noch deutlicher wurde diesmal ihre Absicht, sich genauer über die darin sitzenden Personen zu unterrichten, denn von beiden Seiten blickten Köpfe hinein, und doch sprengten sie so weit voraus, daß man den ganzen Trupp vom Wagen aus überschauen und zählen konnte.

Als hätten sie es aber darauf angelegt den ehrwürdigen Geistlichen, ehe sie ihn plünderten, durch

Martignon sein ganzes Vermögen vermacht, seinem Bruder aber eine Leibrente von 1000 Francs ausgesetzt.

Darüber, daß ein solches Testament existirt habe, kann um so weniger Zweifel sein, als Castaing selbst zu mehren Personen geäußert, Hippolyt habe ein solches gemacht und seinen Bruder enterbt. Diese Aeußerung des Castaing haben der oben genannte Lebret und die Demoiselles Doffion und Percillie gehört.

Auch August Ballet selbst hatte mehren Personen eingestanden, daß er dies Testament gesehen und nach dem Tode seines Bruders in Händen gehabt. Gehört haben dies von ihm die schon genannte Percillie, der Herr Raisson und ein Herr Prignon.

Ebenso gewiß ist, daß dieses Testament nach Hippolyt's Tode verschwunden und nie mehr zum Vorschein gekommen ist.

Hippolyt war ein Candidat des Todes und es war vorauszusehen, daß er an den natürlichen Progressionen der Lungenschwindsucht sterben werde. Dennoch vereinen sich viele Umstände, welche zur Annahme berechtigen, daß er nicht an dieser Krankheit gestorben sei.

Hippolyt hätte, nach dem gewöhnlichen Gange dieser Krankheit, noch mehre Monate leben können; aber am 1. October 1822 überfiel ihn ein ungewöhnlich heftiger Anfall, welcher ihn in Zeit von vier Tagen hinraffte. Castaing war während dieser letztern Zeit immer um ihn, er bezeigte ihm die doppelte Aufmerksamkeit als Freund und Arzt. Obgleich die berühmtesten Aerzte jener Zeit, als L'Herminier, Laennec, Segalas u. A., Ballet besuchten, so war doch Castaing jetzt sein eigentlicher Arzt. Castaing blieb im Augenblicke des Sterbens, am 5. October, allein im Zimmer, während die Köchin vor Schreck und Entsetzen in den Speisesaal geflüchtet, der andere

Diener aber, auf Castaing's Geheiß, zu August Ballet und Madame Martignon, um ihnen Nachricht zu bringen, geeilt war. Was Castaing in diesem Augenblicke, wo er allein war, trieb, hat Niemand sehen können.

Castaing hatte, wie die Dienstboten und zum Theil auch Madame Martignon versichern, die Blutsfreunde, und namentlich die Letztere, verhindert, daß sie den Kranken in seinen letzten Augenblicken sähen. Madame Martignon wollte ihn flehentlich ersucht, ja fußfällig gebeten haben, ihr nur zu erlauben, daß sie zu ihrem Bruder eintrete. Immer aber hatte er vorgeschützt, es werde den Kranken nur erschrecken und seinen Zustand verschlimmern.

Bei der Leichenbeschau, welche auf Anlaß der Geschwister vorgenommen wurde, fand sich eine Magerkeit, die das charakteristische Merkmal der Schwindsucht ist, aber eine Magerkeit, welche, nach den Worten des Obductionsprotocolls, noch nicht so weit vorgeschritten war, daß man daraus schließen können, der Kranke sei an Erschöpfung gestorben. Die Aerzte erklärten, daß der Tod durch eine Congestion im Gehirn herbeigeführt sei, welche oft durch einen Brustanfall bei Lungenschwindsüchtigen entsteht.

Die öffentliche Anklage befand sich bei dieser ersten Anschuldigung in einiger Verlegenheit, wie sie die eigene und vielleicht die allgemeine Vermuthung durch die sehr entfernten Indicien unterstütze, und es ist dies der Punkt, wo die geschickt angespannte Kettengliederung schwächer wird. Als Hippolyt starb, argwöhnte Niemand eine Vergiftung, auch noch nicht, als sein Testament fehlte. Erst beim plötzlichen Todesfalle seines Bruders entstand mit einem Male, aber in voller Stärke, der Verdacht, und zwar mit rückwirkender Kraft. Jetzt wurde die Todesart des Hippolyt mit der des August verglichen und man

fand eine auffallende Uebereinstimmung. Beide waren in ungewöhnlich kurzer Zeit, nach gleich heftigen Krankheitsanfällen gestorben. Castaing war bei beider Brüder Tode zugegen; er allein, indem durch Zufall oder geflissentlich die näheren Blutsfreunde vom Sterbebette abgehalten waren. Castaing hatte bei der Leiche des Einen wie des Andern einen gleichen tiefen, erschütternden Schmerz und zugleich eine bewunderungswürdige Fassung gezeigt. Bei der Leichenbeschau Beider fand sich eine Aehnlichkeit in den Symptomen; die Symptome beim Leichnam des später verstorbenen August Ballet können aber, nach dem Gutachten der Sachverständigen, eben so gut durch gewisse natürliche Krankheiten als auch durch gewisse Gifte verursacht sein.

Wenn dies bei August Ballet zutrifft, warum nicht auch bei Hippolyt Ballet?

Castaing hatte sich gerade in und vor der Zeit von Hippolyt's Tode mit Giftstudien beschäftigt. Den Apotheker Chevalier, welcher die Kraft der rückwirkenden Gifte untersuchte, hatte er auf offener Straße über die Wirkung befragt, welche die vegetabilischen Gifte auf Hunde hervorbrächten. Chevalier entsann sich indeß nur unsicher der Zeit, wann Castaing diese Frage an ihn (auf dem Platze St. Germain l'Auxerrois) gerichtet. Nach seiner ungefähren Berechnung dürfte das Gespräch erst im November oder December 1822 geführt sein, also nach Hippolyt's Tode. Möglicherweise doch aber auch schon im October, und zwar vor dem Tode, sagt die Anklage (!).

Aber gewiß ist, daß ein anderer Apotheker, Caylus, im Jahre 1822 zehn Gran essigsaures Morphium an Castaing verkauft und dieser am 18. September desselben Jahres noch andere zehn Gran dieses Giftes von

ihm erhalten hatte. Caylus' Bücher bekundeten dieses Factum.

Es ist also eine nicht abzuleugnende Sache, daß Castaing 17 Tage vor Hippolyt's Tode zehn Gran essigsaures Morpheum kaufte; daß Hippolyt 12 Tage nach diesem Ankauf von einer heftigen Krankheit ergriffen wurde, welche man für einen Brustanfall hielt. Castaing verschloß sich darauf mit dem Kranken, ließ während der vier Tage weder Bruder noch Schwester zu dem Sterbenden und war allein bei seinem Tode. Die bei der Leichenbeschau aufgefundenen Merkmale aber können ebensowol von der Wirkung eines vegetabilischen Giftes als von der einer Lungenschwindsucht herrühren.

Wenn Castaing seinen Freund vergiftet hat, welche Motive können ihn dazu bewogen haben?

Castaing wußte um das Testament, welches Hippolyt im Vorgefühl seines langsam ankommenden Todes gemacht, in welchem er seinen Bruder August so gut wie enterbt und seine Halbschwester zur Universalerbin eingesetzt hatte. August war durch Castaing von diesem Testamente unterrichtet. Ihm lag Alles an dessen Vernichtung und er ließ sich dazu überreden, Castaing zu beauftragen, dieses Testament irgendwie bei Seite zu schaffen. Castaing seinerseits hat dies Testament allerdings im Interesse des August vernichtet, aber auf eine so schlaue, betrügerische Weise, daß er dafür 100,000 Francs für sich gewonnen hat, während er dem August vorspiegelte, er habe diese Summe einem Dritten, der sich zu dieser betrügerischen That hergab, dafür ausgezahlt.

Für diese Vermuthung spricht Folgendes:

Die Demoiſelle Percillie, eine junge Schauſpielerin, mit welcher Auguſt Ballet damals in den vertrauteſten Verhältniſſen lebte, bekundete, daß am Tage, ehe Hippolyt von dem heftigen Krankheitsanfall heimgeſucht worden, Caſtaing mit Auguſt ſich über das Teſtament ſeines Bruders unterhalten habe. Er ſagte ihm, ein Duplicat deſſelben liege bei dem ſchon erwähnten treuen Lebret. Von dem Schreiber eines Notars habe er erfahren, daß Martignon (der Schwager beider Brüder) dem Lebret 80,000 Francs geboten habe, wenn er den Hippolyt beerben werde, d. h. wenn das Teſtament in Gültigkeit bliebe. Auguſt fragte (nach der Ausſage der Percillie) augenblicklich, was zu thun ſei, um Martignon's Vorhaben zu hintertreiben? Caſtaing erwiderte, er werde ſchon die dazu nöthigen Schritte bei Lebret thun.

Hinſichts des Datums dieſes Geſprächs hatte ſich die Percillie einige Mal widerſprochen. Es iſt aber darauf kein ſo großes Gewicht zu legen, am wenigſten eines, welches die Glaubwürdigkeit ihrer Ausſage verdächtigte, da die lebhafte junge Schauſpielerin für ſie intereſſantere Gegenſtände hatte, als auf Tag und Stunde eines Geſprächs über Geſchäfte ſo genau Acht zu geben. Ihre Ausſage wird übrigens noch durch die Zeugniſſe anderer Perſonen unterſtützt. Caſtaing hatte auch zu Mehren ſich dahin geäußert, daß Martignon dem Lebret 80,000 Francs verſprochen, wenn er dem Hippolyt durch ein ſorgfältig bewahrtes Teſtament ſuccedire. Vier unverwerfliche Zeugen hatten dies gehört.

Kurze Zeit vor dem Bruſtanfalle hatte Caſtaing zu Auguſt geſagt: ſeinen, Caſtaing's, Bemühungen ſei es gelungen, die abgünſtige Geſinnung Hippolyt's gegen den Bruder in der Art umzuſtimmen, daß er das eine Duplicat des Teſtamentes, welches er in Händen hatte,

unterdrückt habe. Nun sei aber noch das andere Duplicat in Lebret's Händen. Diese Aussagen Castaing's haben die Percillie und mehre andere Personen gehört.

Diese ganze Geschichte von den Lebret versprochenen 80,000 Francs für Conservirung des Testamentes hat sich aber als eine vollständige Unwahrheit herausgestellt. Weder Martignon, noch seine Frau haben jemals dem Lebret eine Geldsumme versprochen, wenn er das Testament zu ihren Gunsten conservire; denn es ist ermittelt, daß Lebret niemals das Duplicat dieses Testamentes in Händen gehabt. Es war also lediglich eine Vorspiegelung von Seiten Castaing's, durch welche er von dem leichtgläubigen August Ballet einen Vortheil für sich erzielen wollte. Das Testament, welches nach Hippolyt's Tode noch existirte, ob nun in Urschrift oder Abschrift, war in keines Andern Händen, als Castaing's selbst, welcher es dem hinterbliebenen Bruder, unter dem vorgeschützten Namen eines Dritten, verkaufte und dafür, wie sich aus der Folge ergeben wird, 100,000 Francs löste.

Hippolyt's Erbschaft betrug im Ganzen 10 bis 12,000 Francs Rente. Zu 5 Procent gerechnet, also ungefähr 200,000 bis 250,000 Francs Capital. Bei der Intestatsuccession hätte Madame Martignon als Stiefschwester ein Viertel, August als rechter Bruder drei Viertel erhalten. Es wäre schon von Seiten der Martignons ein sehr hohes Gebot gewesen, wenn sie 80,000 Francs einem Depositar geboten, um ein Testament sicher zu erhalten, welches ihnen die Aussicht auf nicht volle 200,000 Francs eröffnete; denn einen Theil hätten sie doch wenigstens in Renten, auch nach dem Testamente, dem August abgeben müssen. Aber August erbte nur, wenn das Testament vernichtet wurde, drei Viertel der ganzen Summe, also 150,000 bis etwa 180,000 Francs. Dafür

nun 100,000 Francs geben zu sollen und noch dazu ein schweres Verbrechen auf sich zu laden, war eine ungeheure Foderung.

Castaing konnte voraussehen, daß auch der leichtsinnige, leichtgläubige und ihm so fügsame August Ballet Anstand nehmen werde, eine solche Summe ohne Weiteres zu bewilligen. Um deswillen erfand er die Fabel, daß Martignon dem Lebret 80,000 Francs für die Erhaltung des Testaments versprochen. Um Lebret zu erkaufen, mußte ihm unbedingt mehr geboten werden, um so nothwendiger, da er jene 80,000 für seine Pflichterfüllung erhielt, den Ueberschuß aber, der ihm geboten wurde, für ein Criminalverbrechen!

August ging auf den Handel endlich ein, ein Handel, der, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, nur wenige Tage vor Hippolyt's Tode, oder am Todestage selbst, abgeschlossen worden.

Diese letztern Thatsachen, welche wir in Kürze mitgetheilt haben, dienen der öffentlichen Anklage an dieser Stelle nur dazu, um dem Verdacht, daß Castaing den Hippolyt vergiftet, ein größeres Gewicht zu geben. Auf die Geschichte der Testamentsunterschlagung kommt sie im Folgenden zurück. Hier bemerkt die Anklage nur, daß Castaing diesen ganzen Handel zu einer Zeit betrieb, wo noch Keiner ahnen konnte, daß die Sache Eile erfodere. Seinem Krankheitszustande nach konnte Hippolyt noch mehre Monate leben. Nur Derjenige mußte auf die Beschleunigung des Handels dringen, der in die Zukunft hinausblickte und wußte, wann die Katastrophe vor sich gehen werde, welche diese Schritte nothwendig machte. Schon vor dem ersten heftigen Brustanfall hatte Castaing die Fabel von den versprochenen 80,000 Francs in Cours gesetzt; sie war erfunden, um den Handel zu forciren.

Es läßt sich daher daraus folgern, daß er mehr wußte als die Andern; daß in seiner Hand Hippolyt's naher, gewisser Tod lag, und — gerade um jene Zeit beschäftigte er sich mit den Versuchen in vegetabilischen Giften und hatte einen großen Vorrath davon in seiner Wohnung!

Nun folgen die nähern Anzeigen über den betrügerischen Act, durch welchen Castaing von August Ballet die 100,000 Francs erpreßte. Sie sind zwar auch nur ein Continuum von Vermuthungen, die indeß durch stärkere Beweise, als die hinsichts der Vergiftung, in vielen Gliederungen der langen Kette von Schlüssen gekräftigt werden.

Castaing hatte mit Geschick auf August's Leichtgläubigkeit operirt. Er hatte einen großen Eifer für August's Interesse erkünstelt. Vertraut hatte er ihm, daß Hippolyt ein Testament zu Gunsten seiner Halbschwester gemacht; aber er habe keine Mühe gespart, dem Kranken mehr Wohlwollen gegen seinen Bruder einzuflößen. Dies sei ihm geglückt, Hippolyt habe das ungerechte Testament unterdrückt. Nun aber äußerte er große Besorgnisse über das Dasein eines Duplicats, welches alle seine Mühe umsonst machen würde. Er stellte die Vermuthung auf, daß Lebret der Depositar sei, und die Geschichte mit den 80,000 Francs kam zum Vorschein.

So weit standen die Sachen, als Hippolyt starb. Eiligst ließ Castaing August rufen. Während die Leiche noch warm war, stellt er ihm die bedenkliche Erbschaftslage vor. Zwar sei das Duplicat des Testaments, welches in Hippolyt's Händen gewesen, durch seine Bemühung unterdrückt, aber das andere Duplicat, wie er jetzt

gewiß wisse, sei bei Lebret asservirt und er gebe sich alle Mühe, es für eine Summe von 100,000 Francs aus dessen Händen zu spielen. Doch sei kein Augenblick zu verlieren; denn der Todesfall setze den Lebret in Verlegenheit, das Testament sofort gerichtlich eröffnen zu lassen.

Den Inhalt dieses Gespräches im Todtenhause hat August Ballet gegen Mehre verrathen. Auch Castaing selbst ließ verschiedene, unbesonnene Aeußerungen deshalb fallen.

August entschloß sich. Er hatte bei einem Wechselagenten ansehnliche Capitalien stehen. Ein näherer Bekannter August's, Prignon mit Namen, stand mit dem Agenten in näherer Verbindung. An diesen Prignon schrieb August aus dem Sterbehause am 5. October 1822, am Sterbetage seines Bruders, in großer Eile folgenden Brief:

„Ich zeige Ihnen mit großer Betrübniß an, daß ich soeben meinen Bruder verloren habe.... Auch schreibe ich Ihnen, daß ich heute noch dringend 100,000 Francs gebrauche, wenn es möglich ist. Ich brauche sie höchst dringend. Zerreißen Sie meinen Brief und antworten Sie mir sogleich. Herr Sandrie wird die Gefälligkeit haben, meiner Bitte beizutreten. Ich befinde mich in dem Hause meines unglücklichen Bruders, von wo aus ich Ihnen schreibe."

Woher diese Hast eines wohlhabenden Mannes, am Sterbebette seines Bruders, von dem er gleichfalls ein großes Vermögen erbte, um sofortige Uebermachung von 100,000 Francs zu dringen? Wozu das Geheimniß und „zerreißen Sie meinen Brief!"? Wozu diese Dringlichkeit: „Ich brauche sie durchaus heute noch; ich brauche sie höchst dringend"? Woher diese schroffen, Anstand und Gefühl verletzenden Uebergänge: „Ich habe meinen

Bruder verloren, ich brauche Geld"? Doch nicht zu den Begräbnißkosten? Dringend springt der Verdacht hervor, auch wenn er nicht durch Castaing's und August's anderweitige Aeußerungen unterstützt würde, daß es hier etwas gab, was mit Hippolyt's Tode in Verbindung stand, mit August's Interesse hinsichts der Erbfolge, mit dem Vorhaben, Jemand zu bestechen.

Der schon starke Beweis, der aus diesem Briefe für die aufgestellten Vermuthungen hervorgeht, wird nun noch durch die Aussagen mehrer Zeugen verstärkt. Die Percillie bekundet, daß August sowol am Sterbetage als noch mehrmals nachher zu ihr gesagt: Castaing habe mit ihm gesprochen, dem Lebret die 100,000 Francs zu geben, um damit die Unterschlagung zu erkaufen. Später sagte er ausdrücklich zur Percillie: die Sache mit Lebret sei abgemacht und das Duplicat ihm ausgehändigt worden; er habe solches zerrissen und nur das Siegel behalten. Dieses Siegel zeigte er der Percillie vor. Bei einer solchen thatsächlichen Erinnerung kann der Verdacht nicht aufkommen, daß die Zeugin sich etwa in ihrer Erinnerung geirrt habe.

Zu Prignon hatte sich August in seinem Unmuth geäußert: die 100,000 Francs, die er ihm verschafft, seien zum Fenster hinausgeworfen, nur, um seinen Bruder zu beerben.

Zum Studenten Briant, den er später in seinem Testamente bedachte, hatte August geradezu gesagt: er sei genöthigt gewesen, die 100,000 Francs herzugeben, um das Testament zu vernichten, und er habe sie durch Castaing auszahlen lassen.

Der Zeuge Raiffon bekundete, daß August auch zu ihm von der Unterschlagung des Testaments gesprochen; Castaing habe sie ins Werk gesetzt. Er selbst, August,

Schreck zu martern, begannen ſie langſamer zu reiten als der Wald zu Ende ging, gleich wie bereit ihn hier zum zweiten Male zu erwarten. Aber der Kammerdiener hatte die ſeinem Herrn abgehende Beſonnenheit wieder gewonnen. Er ſchloß aus dem Benehmen der Reiter, daß ihnen der Muth abgehe, oder ſie doch in ihrem Vorſatz ſchwankend ſeien, deshalb befahl er den Vorreitern und Dienern auf ihrer Hut zu ſein, dem Kutſcher aber, ſobald der Wagen ſich den verdächtigen Männern nähere, aus Leibes Kräften die Pferde anzupeitſchen. Der Boden wurde feſter. Sir Alexander ſah, wie der Anführer dieſer Helden der Straße ſein Pferd rechts umwandte und wie die Blicke ſeiner Schaar nur auf ſeinen Wink wartend ſich nach ihm richtend, als der Kutſcher den Pferden die Wucht ſeines Armes fühlen ließ. Zwei Vorreiter hielten ſich an dem Wagenſchlage, und die Karoſſe rollte vorüber. Der Wald lichtete ſich und der gerettete Dechant ſah ſich auf freiem Felde, er ſah rechts und links einen Kirchthurm ihn anblicken, ſah Feldarbeiter in erreichbarer Ferne, und die Wegelagerer waren weit zurückgeblieben, ohne einmal ihre Piſtolen nach den Flüchtigen abgefeuert zu haben.

Miß Anna war während der letzten Auftritte

habe sich aber damit entschuldigt, daß er ja nur das natürliche Erbrecht und die legitimen Ansprüche beider Miterben habe restituiren wollen.

Wie schon erwähnt, entschlüpften auch Castaing selbst ähnliche Geständnisse. In Gegenwart der Percillie machte er August Vorwürfe, daß er sie in sein Vertrauen gezogen, was die Percillie bekundet.

Hierdurch ist freilich erst erwiesen, daß der todte August Ballet einen Betrug verübt und das Testament seines verstorbenen Bruders unterschlagen hat. Gegen Castaing entspränge nur der Vorwurf, daß er ihm bei diesem Betruge mit Rath und That behülflich gewesen. Aber sein Verbrechen ist größer und selbständiger Art. Lebret hat nie das Duplicat des fraglichen Testamentes in Händen gehabt, er hat es also auch nicht für 100,000 Francs verkaufen können. Er ist, wie sich dargethan, auf die unschuldigste Weise und lediglich durch Castaing's schlaue Verredung in den schändlichen Verdacht gekommen. Dieser allein hat, wie er früher die Fabel von den gefoderten 80,000 Francs ersonnen, nachher eine betrügerische Komödie gespielt und die 100,000 Francs für sich genommen und dafür das Testamentsduplicat, welches er in Verwahrung gehabt, dem August Ballet ausgeliefert.

Diese Vermuthung wird durch verschiedene Umstände zur Wahrheit erhoben. Bevor diese durchgegangen werden, entspringt aber die Frage: Weshalb brauchte oder misbrauchte Castaing den Namen eines Dritten, des unschuldigen, redlichen Lebret? — Castaing's Pläne gingen weiter, als sich um 100,000 Francs durch den Verkauf eines Testaments zu bereichern. Er hatte bis dahin die Rolle eines tugendhaften, uneigennützigen Freundes zwischen beiden Brüdern mit Glück gespielt. Wenn er zu

August sagte: Ich habe das Testament in Händen, ich will es Dir verkaufen, so stand er als Verbrecher dem Verbrecher gegenüber und es war um alle Achtung und um alle Vortheile geschehen, welche für ihn vielleicht aus einer fernern freundschaftlichen Verbindung entspringen konnten. Gelang die Komödie mit dem vorgeschobenen Lebret, so gewann er nicht allein augenblicklich die baar gezahlten 100,000 Francs, sondern er hatte noch die Ansprüche auf Dankbarkeit Seitens August Ballet's, indem er für ihn, ohne eigenen Vortheil, in einer gefährlichen Angelegenheit intervenirt und ihm die volle Erbschaft verschafft hatte.

Lebret war von Castaing vorgeschoben, weil er das Vertrauen der ganzen Ballet'schen Familie besaß und schon frühere Erötheilungen angelegt hatte; es war also nicht unwahrscheinlich, daß gerade bei ihm das Testament niedergelegt worden. Castaing begab sich schon am Sterbetage zu ihm, um, wie er zu August sagte, mit ihm wegen der Auslieferung zu unterhandeln. In der That war er auch bei Lebret gewesen, hatte diesem aber weiter nichts gesagt, als daß er Hippolyt bei dessen Lebzeiten vermocht, das dem Bruder ungünstige Testament zu zerreißen. Zu August Ballet zurückkehrend, brachte er aber diesem die Nachricht, daß der Kauf glücklich abgeschlossen worden, daß Lebret aber noch eine Bedingung mache, nämlich: ihn nie in Gegenwart des August Ballet einem Erröthen auszusetzen, indem nie über den Vollzug des Uebereinkommens ein Wort gewechselt werde und Alles ein Geheimniß der verschiedenen Interessenten bleibe. Diese Bedingung war für Castaing's Sicherheit nothwendig. Ueberdies durfte er hoffen, daß August, um seiner eigenen Sicherheit willen, das Gespräch darüber vermeiden werde, und sollte er einst unvorsichtigerweise

vor Lebret von den 100,000 Francs zu sprechen anfangen und dieser beharrlich leugnen, so konnte Letzteres als nothwendige Folge der letzten Bedingung des Vertrages erscheinen.

Der stipulirte Kaufvertrag war am 5. October in Richtigkeit gebracht, aber zur Ausführung konnte er noch nicht kommen, weil das Geld fehlte. Jener Prignon, an den der Brief deshalb ergangen war, hatte von dem Wechselagenten Sandrie die 100,000 Francs nicht sogleich erhalten können. Erst am 8. October erhielt Prignon eine Zahlungsordre an die Bank, auf seinen Namen ausgestellt. Auch jetzt erfoderte die Sache noch Umstände. August mußte mit Prignon nach der Bank fahren, um diesen das Geld heben zu lassen, und alsdann mit Castaing nach Lebret's Wohnung, um durch Jenen das Geld an den Letztern zahlen zu lassen. Beide Operationen mußten aber so getrennt bleiben, daß Prignon nichts von dem Zahlen an Lebret erfuhr und Lebret nicht mit August unmittelbar zu thun hatte, sondern nur mit Castaing.

Noch an selbem 8. October setzten sich also die Drei, Prignon, Castaing und August, in den Wagen des Letztern, welchen der Neger Johann begleitete oder kutschirte. Sie fuhren zuerst nach der Bank. Dort stiegen August und Prignon aus und holten das Geld, während Castaing im Wagen blieb. Als Beide zurückkamen, stieg August wieder in den Wagen, ein Paquet Scheine in der Hand haltend, welche er Castaing zeigte, sie in ein Papier rollte und zu ihm sagte: „Da sind die 100,000 Francs.“ Prignon hatte nun nichts weiter zu thun; er entfernte sich, ohne wieder in den Wagen einzusteigen.

Der Wagen rollte weiter und hielt vor Lebret's Thür. Hier blieb August sitzen und Castaing ging hinauf, um angeblich mit den Bankscheinen von Lebret das Testaments-

duplicat einzulösen. Der Neger Johann erscheint hier als Hauptzeuge. Seine Aussage, ungefähr erst nach Jahresfrist gerichtlich abgegeben, schwankte in einigen Punkten, indem er ein Mal als den Tag der Fahrt den Begräbnißtag selbst angab, während es der darauf folgende Tag war; dann aussagte, beide Herren im Wagen seien zusammen hinaufgestiegen, sich später zwar bestimmt erinnerte, daß nur einer hinaufgegangen, der andere sitzen geblieben, aber äußerte, sein Herr sei hinaufgegangen und Castaing sitzen geblieben. Indessen sind diese Widersprüche leicht erklärlich bei einem Neger, der sich einzelner Umstände, die ihn nicht interessirten, nach so langer Zeit nicht mehr so genau entsann, um nicht Verwechselungen zu begehen. Wenn Einer sitzen blieb und Einer hinaufging, wobei er zuletzt beharrte, so konnte nur August sitzen geblieben und Castaing hinaufgegangen sein.

Andere Zeugenaussagen bekräftigen die Thatsache. Zur Perciüe hatte Castaing später, als er über August's Mistrauen sprach, geäußert: „Glauben Sie wol, daß er, obwol ich mir alle Mühe für ihn in Hinsicht des Testaments gegeben hatte, Anstand nahm, mir die 100,000 Francs, welche Lebret erhalten hatte, anzuvertrauen?"

August's Freund, der Student Briant, hatte von demselben einige Tage nach Hippolyt's Tode die Aeußerung gehört: daß er zur Zahlung einer Summe von 100,000 Francs genöthigt gewesen wäre, um das Testament seines Bruders zu unterdrücken, und er habe diese Summe durch Castaing auszahlen lassen.

Gerichtlich vernommen, leugnete Castaing anfangs auch das Factum, daß er mit August nach der Bank gefahren sei. Zwei Tage darauf räumte er ein, ja er sei mit August und Prignon dahin gefahren, wisse aber nichts von den 100,000 Francs. Auch mit Prignon con-

frontirt, bestritt er, etwas davon zu wissen, daß August beim Einsteigen in den Wagen zu ihm gesagt: „Hier sind die 100,000 Francs". Befragt, weshalb er denn zu August gegangen und mit ihm und Prignon ausgefahren sei, erfand er eine Geschichte: es sei um einen Gärtner zu sprechen gewesen, welcher auf Hippolyt's Grab ein Blumenbeet anlegen sollen; August aber habe keine Zeit gehabt, sich darum zu kümmern.

Als ermittelt nimmt die Anklage hiernach an, daß Castaing auf dem Wege von der Bank nach dem Lebret'schen Hause sich die 100,000 Francs in Scheinen überliefern ließ; daß August anfangs ein Mistrauen hegte, sonst würde er Castaing nicht bis vor das Haus begleitet und unten gewartet haben, als dürfe er weder den Castaing, noch sein Geld aus den Augen verlieren; ferner: daß Castaing allein mit dem Gelde in das Lebret'sche Haus gegangen; daß er nach einer Weile allein herausgekommen, mit der Erklärung, daß er es dem Lebret ausgezahlt, und endlich, daß August von ihm das Testament empfangen, es in seiner Gegenwart zerrissen und das Siegel aufbewahrt habe.

Was aber machte Castaing in Lebret's Hause, da Letzterer von seinem Besuche an dem Tage nichts weiß? Keiner der aus Lebret's Hause vernommenen Zeugen bekundet darüber etwas. Wahrscheinlich nichts, als die Zeit vertreiben, bis er mit Anstand sich zu August hinunterbegeben konnte. Er lauerte auf der Treppe, er klingelte leise und war vielleicht froh, wenn ihm nicht aufgemacht würde. Hätte er aber auch Lebret angetroffen und mit ihm gesprochen, so fehlte es doch nicht an Stoff zum Gespräch, ohne daß Dasjenige berührt werden mußte, was er vermeiden wollte.

Das Testament brachte er allerdings aus dem Hause,

er hatte es aber eben so gewiß vorher in das Haus getragen, nämlich in seiner Tasche, aus der er es hervorzog, um es August beim Wiedereinsteigen in den Wagen zu überliefern. Uebrigens würde seine Strafbarkeit, bezüglich hierauf, eben so groß vor dem Gesetz gewesen sein, wenn er das Testament wirklich von Lebret für das Geld erhalten hätte; nur würde in diesem Falle ein Verbrecher mehr, Lebret, in dem Verbrecherbunde auftreten.

Wie Castaing in den Besitz des Testamentes gekommen, kann nur aus dem Reiche der Vermuthungen beantwortet werden. Er hatte Hippolyt's volles Vertrauen; der Todte kann es ihm übergeben haben. Es kann ein Duplicat gewesen sein und Castaing kann den Hippolyt bewogen haben, sein Testament, was er noch in Händen hatte, zu vernichten, vielleicht mit dem Vorgeben, daß er, Castaing, seinerseits ebenfalls das Duplicat vernichte. Hier kann eine andere Komödie der oben gespielten vorangegangen sein; er kann ein anderes Papier verbrannt und das wahre Duplicat an sich behalten haben, um Herr über die Erbschaft zu bleiben. Die Ausführung dieses Betruges war für ihn bei dem Vertrauen, welches Hippolyt ihm schenkte, ungemein leicht. Uebrigens ist die Ermittelung des Wie? für den Proceß unerheblich, da feststeht, daß er in den Besitz des Documentes gelangt war.

Den sprechendsten Beweis für die Richtigkeit der aus dringenden Vermuthungen und andern Zeugnissen zusammengestellten Geschichtserzählung liefert die Existenz des Geldes, das Dasein der 100,000 Francs in Castaing's Besitz.

Lebret hat sie nicht empfangen. Mit Standhaftigkeit und Kraft hat er die Verleumdung bestritten; sein bisheriger moralischer Charakter spricht für ihn. Ueberdies

ist ihm nichts bewiesen und es hat sich ergeben, daß sein kleines Vermögen sich seit der Zeit nicht vergrößert hatte. Er scheidet also ganz aus.

Castaing dagegen, welcher wenige Monate vorher in der drückenden Lage war, daß er nicht einmal 600 Francs aufbringen konnte, erscheint gleich nach dem 8. October, dem Tage, wo das Testament verkauft worden, als reicher Mann, der nicht recht weiß, was er mit seinem Gelde anfangen soll. Am 11. October schon hat er erweislich seiner Mutter 30,000 Francs gegeben, am 14. October seiner Geliebten 4000 Francs, und bald darauf 66,000 Francs, oder, wie später ermittelt wurde, 70,000 Francs, in öffentlichen Fonds untergebracht.

Dieses plötzlich bei ihm auftauchende Vermögen beträgt, nach der ersten Angabe, gerade 100,000 Francs. Wie sich aus den Angaben seines Wechselagenten ermittelte, sogar noch 4000 Francs darüber.

Sein Benehmen dabei ist äußerst verdächtig. Er will nicht wissen lassen, daß er so viel Geld besitzt; er beauftragt den Wechselagenten, daß die Renten nicht auf seinen Namen geschrieben werden; er fodert nicht einmal von ihm einen Gegenschein; die 30,000 Francs leiht er seiner Mutter auf 15 Jahre ohne Zinsen, die 4000 seiner Geliebten auch ohne Zinsen. Alle Papiere darüber, Wechsel, Renten, sogar ihren eigenen Schuldschein, gab er dieser Letztern zur Verwahrung. Er mußte sehr reich sein oder in der Gewissensangst eines Verschwenders oder Räubers handeln, um plötzlich so leichtsinnig mit seinen Einnahmen zu schleudern.

Der Wechsel, den seine Geliebte ihm über die 4000 Francs ausstellte, erscheint, wenn man flüchtig liest, als vom 14. Juli datirt. Wenn man ihn aber genauer betrachtet, hatte sie hinter der Zahl 14 das Wort October

zu schreiben angefangen. Schon standen die drei ersten Buchstaben, als sie plötzlich, auf Castaing's Instigation, über die Buchstaben „Oct" ein „Ju" zog. Die schlecht bedeckten ursprünglichen Buchstaben lassen sich aber noch herauslesen. Diese Antedatirung geschah ihrerseits gewiß ganz unschuldig; Castaing aber kam es darauf an, daß man glauben sollen, er sei schon in jener Zeit im Besitz von 4000 Francs gewesen, welche er so freigebig verschenken können; aber noch am 26. Juni war er außer Stande gewesen, 600 Francs aufzubringen!

Noch verdächtiger machten ihn seine verschiedenen Erklärungen, wie er zu dem Gelde gekommen.

Anfänglich bestritt er, Vermögen zu besitzen; er leugnete, irgend etwas von den Gebrüdern Ballet erhalten zu haben. Als man sein Vermögen entdeckte, konnte er keinen rechtlichen Grund angeben, wodurch er es erworben. Zu einigen Zeugen sagte er, es wäre ihm aus der Erbschaft eines Oheims zugefallen. Er hatte keine Erbschaft gemacht. Zu zwei Frauen, Madame und Demoiselle Durand, deren Zeugniß um so unverwerflicher ist, als sie, unentgeltlich von ihm behandelt, ihm günstig gestimmt waren, hatte er im December 1822 gesagt: er besitze 100,000 Francs, von denen er 30,000 seinen Eltern geliehen; er sei so glücklich gewesen, zwei in Feindschaft gerathene Brüder zu versöhnen und der überlebende habe ihm, weil er seinen Einfluß auf den verstorbenen Bruder nicht zu seinem Nachtheil angewendet, dafür 100,000 Francs Belohnung gegeben.

Im Gefängnisse zu Versailles gab er späterhin gegen einen Mitgefangenen, Goupil, eine andere Erklärung: er habe die 100,000 Francs von seinem Oheim gezahlt erhalten und erzählte ihm alle Umstände, wie er sie untergebracht, bis auf die kleinsten Details.

Bei der gerichtlichen Vernehmung leugnete er zuerst standhaft, weder von Hippolyt noch von Auguſt zu irgend einer Zeit Geld erhalten zu haben. Er beſitze gar nichts, als die Penſion von ſeinen Eltern. Als aber der Inſtructionsrichter ihn mit feierlicher Stimme darauf aufmerkſam machte, wie er durch dies Leugnen ſich ſelbſt Schaden thue, ward er ergriffen und bekannte, daß er von Auguſt 100,000 Francs erhalten. Dies verhalte ſich aber ſo. Hippolyt habe ein Teſtament zu Ungunſten ſeines Bruders gemacht gehabt. Seiner, Caſtaing's, Vermittelung ſei es gelungen, ihn zur Unterdrückung deſſelben zu bewegen. Aber er habe ſich dadurch ſelbſt Schaden gethan; denn in dem Teſtamente ſei ihm, Caſtaing, ein Legat von 4500 Francs lebenslänglicher Rente ausgeſetzt geweſen. Auguſt nun habe, nach Hippolyt's Tode, aus Dankbarkeit für dieſe uneigennützige Aufopferung und zur Schadloshaltung für die verlorene Rente, ihm ein Capital von 90,000 Francs geſchenkt, und außerdem 10,000 Francs für ſeine Mühwaltung bei der Verſöhnung der Brüder.

Das wäre eine Großmuth geweſen, welche man einem pariſer Advocaten, auch bei Auguſt's leichtſinnigem Charakter, nicht ſo leicht zutrauen kann. Aber, wenn dieſe 100,000 Francs ein freiwilliges Geſchenk waren, weshalb denn dieſer drängende, ängſtliche Brief aus dem Sterbehauſe an Prignon, ſie ihm auf der Stelle zu beſchaffen; weshalb das geheimnißvolle: zerreißen Sie den Brief, wenn Sie ihn geleſen?

Darauf erwiderte Caſtaing, die von Prignon gefoderten 100,000 Francs ſeien nicht dieſelben geweſen, welche er von Auguſt erhalten. Jene müſſe er wol zu einem andern Gebrauche gefodert haben; vielleicht aber in Bezug auf das Teſtament, von dem er aber keine Kennt-

niß habe. Seine 100,000 Francs seien ein freies Geschenk gewesen.

Aber für eine Dreiviertel-Erbschaft von höchstens 9000 Francs Rente, also höchstens 200,000 Francs Capital, sollte August zuerst 100,000 Francs nothgedrungenerweise, um das Testament zu vernichten, und dann noch freiwillig 100,000 Francs als Geschenk hergegeben haben! Man vermißte in seinem Vermögen nur die einen 100,000 Francs.

August hat nachgehends noch oft und zu Mehren, wie schon angeführt, von dem ihm höchst verdrießlichen Opfer der 100,000 Francs gesprochen, nie aber von einem freiwilligen Geschenk an Castaing, was zu verbergen, da es aus einer edlen Gesinnung entsprungen, er doch weit weniger Grund hatte, als die schlechte Handlung, Jemanden zu bestechen, um ein Testament zu vernichten.

Im Gegentheil ist erwiesen, daß August nach seines Bruders Tode nichts weniger als freundliche Gesinnungen gegen Castaing verrieth. Er drückte sein Mistrauen gegen ihn und offenbare Geringschätzung aus. Wie sollte er, wenngleich selbst ein Verbrecher, Jemanden achten, der ihm zum Verbrechen wenigstens die Hand geboten und seinen Rath geliehen hatte? Er glaubte wahrscheinlich nicht gerade, daß Castaing die ganzen 100,000 Francs für sich eingesteckt, aber daß er manche unerlaubte Vortheile gezogen habe.

So bekundet der Zeuge Raisson: Bald nach Hippolyt's Tode äußerte sich August gegen ihn dahin, daß er in Castaing kein Vertrauen setze. Er habe für 8000 Francs spanische Renten gekauft. Da Castaing sonst keine Hülfsquellen habe, fürchte er, daß er das Geld aus — Hippolyt's Schrank genommen. — Ein Beweis mehr dafür, daß August ihm nicht die 100,000 Francs kann gegeben haben.

eine gleichgültigere Zuschauerin geworden. Sie hatte den nicht unter den Räubern erblickt, dessen Anblick ihr unter diesen Umständen der furchtbarste gewesen wäre, die andere Gefahr dünkte ihr unbedeutend. Aber der unglückliche Dechant war auf dieser Reise einmal zu allerhand Kränkungen ausersehen. Denn das nächste Wirthshaus, in welchem die einbrechende Nacht und die Ermüdung der Pferde ihn einzukehren zwang, gehörte dem herben Manne, der an dem prälatischen Silber seiner Kutsche schon oft sein Aergerniß genommen, und, wie Miß Anna meinte, es den Rossen entgelten ließ, daß sie einem Dechanten angehörten, wenn er ihnen grimmigen Blicks den Tränkeimer versetzte.

Durch das gedrängt volle Zimmer ging es zu der kleinen einem Hühnerstieg ähnlichen Treppe, die nach der einzigen, zur abgesonderten Benutzung für Fremde höheren Standes eingerichteten Erkerstube führte. Der Dechant, der es niemals geliebt, unter den Bürgern und Pächtern, die hier als Gäste sich zu versammeln pflegten, zu verweilen, blieb doch diesmal horchend an der Treppe stehn, als ein Hausirer, dessen Gesicht uns schon bekannt ist, verschiedene Königliche Placate auskramte und den Neugierigen vorlas und erklärte. Es war jener

Hiernach wäre dargethan (im Sinne der öffentlichen Anklage): daß Castaing in betrügerischer Absicht den hinsiechenden Hippolyt umgarnt; daß er heimlich Zwistigkeiten zwischen den Brüdern ausgestreut, während er öffentlich sich den Anschein gegeben, als suche er sie zu versöhnen; daß er den Hippolyt bewogen, sein zu Gunsten seiner Schwester gemachtes Testament zu vernichten, um seinem Bruder die Intestaterbfolge wieder zukommen zu lassen; daß er, Castaing, aber ein Duplicat dieses Testamentes doloserweise an sich behalten, um damit einen für sich vortheilhaften Handel zu treiben; daß er, um diesen schnell und sicher ins Werk zu setzen, Hippolyt's Tod durch Gift beschleunigt habe; daß er am Todestage, 5. October, selbst den Bruder und Intestaterben August durch den Schreck vor einem noch existirenden Testamentsduplicat dahin gebracht, 100,000 Francs einer dritten fingirten Person gegen Cessen Auslieferung zu versprechen; endlich, daß er am 8. October auf einer Fahrt von der Bank nach Lebret's Hause von August diese Summe in Bankscheinen erhalten und demselben dafür, unter Lebret's vorgeschütztem Namen, das Testamentsduplicat ausgeliefert habe.

Noch aber blieben zwei Fragen unerledigt: Wie brachte er den Hippolyt dahin, das Testament zu vernichten? und weshalb mußte er ihn vergiften, da Hippolyt ja ohnedies in einigen Monaten hätte sterben müssen?

Die erste Frage hat Castaing selbst durch unbesonnene Aeußerungen beantwortet, welche ihm vor verschiedenen Personen entschlüpft sind. Er sprach zu ihnen, bald nach Hippolyt's Tode, von einer Schwester, die zwei Brüder habe, von denen der eine krank und sein Freund sei. Der kranke Bruder habe den andern, weil er ein Verschwender sei, enterben wollen, und auch deshalb ein Testament

gemacht zu Gunsten der Schwester. Indessen sei es ihm gelungen, den Kranken wieder zu andern (dem Bruder günstigern) Gesinnungen zu bringen, indem er ihn gegen die Schwester dadurch aufgebracht, daß er sie beschuldigt, sie denke nur an seinen Tod und Nachlaß. Sie habe den gesunden Bruder verleumdet, um den kranken zu einem Testamente zu vermögen, wodurch er jenen enterbe. Zu diesem Zwecke habe sie dem Notar 20,000 Francs und dessen Schreiber 3000 Francs versprochen, wenn das Testament zu ihrem Vortheile gemacht werde. Da der kranke Bruder anfänglich nicht an die niedere Gesinnung der Schwester glauben wollen, habe er, Castaing, ihn einst zu sich eingeladen und in einen Alcoven versteckt. Um dieselbe Zeit sei bestelltermaßen der Schreiber des Notars zu ihm gekommen, und habe, ohne die Gegenwart des Testators zu ahnen, in seiner Unterhaltung mit Castaing alles Das versichert, was dieser dem Kranken schon früher hinterbrachte. In seinem Grimme habe der Kranke nachher das Testament zerrissen.

Ein seltsames Mittel, auf dessen Erweis für die speciell vorliegenden Fragen wenig ankommt; da, wenn erwiesen ist, daß Castaing die Unterdrückung des Testaments in betrügerischer Absicht bewirkt hat, die Mittel, deren er sich bedient, in den Hintergrund treten. Aber wichtig, wenn erwiesen, als ein Beleg für den intriganten Charakter der Hauptperson.

Weshalb aber konnte er nicht Hippolyt's natürlichen Tod abwarten? — Weil seine Speculation dadurch in Gefahr gerieth, zu scheitern. Die Anklage stellt hier alle möglichen Hypothesen auf, wie das Verhältniß zwischen Beiden in Bezug auf das Original oder Duplicat des Testaments gewesen sein könne, und berechnet, daß unter allen diesen Fällen Hippolyt's schleuniger Tod zu einer

Zeit, wo er alle Vorbereitungen getroffen, alleiniger Herr des Teſtaments zu werden, für ihn vom höchſten Intereſſe ſein mußte. Wir glauben über dieſes weitausgeſponnene Gewebe von Möglichkeiten hinweggehen zu können. Wenn darauf mit der Beweis gebaut werden ſoll, wie allerdings die Anklage beabſichtigt, daß Caſtaing den Hippolyt vergiftet habe, ſo iſt dies ein ſehr ſchwankendes Fundament, welches durch gar keine poſitiven Thatſachen und Zeugniſſe, wie bei den andern Vermuthungen der Fall iſt, getragen wird. Wenn aber das Factum der Vergiftung, als anderweitig erwieſen, angenommen wird, und ebenſo, daß Caſtaing ſich betrügeriſcherweiſe in den Beſitz des Teſtaments geſetzt hatte, ſo kommt auf jene Möglichkeiten, wie er dazu gekommen und welche Riſicos er lief, wenn er Hippolyt keine Zeit ließ, ſich wieder anders zu beſinnen, oder auf Zurückgabe des Duplicats zu dringen, weniger an. Bei dem Ausfalle des Geſchworenenverdicts in Bezug auf das erſte Verbrechen, dem das juridiſche und nichtjuridiſche Publicum in Deutſchland wahrſcheinlich beiſtimmt, und bei der wachſenden Wichtigkeit, den der Proceß in den beiden folgenden Verbrechen, der Teſtamentsunterſchlagung, die ſchon berichtet, und der Vergiftung Auguſt Ballet's, auf die wir nun kommen, gewinnt, dürfen uns überhaupt die verſchlungenen Zweiggewebe der Anklage hinſichts des erſten, welches auf lauter Vermuthungen baſirt, nicht ſo wichtig erſcheinen, um unſere Aufmerkſamkeit für die folgenden zu abſorbiren.

Abermals eröffnet ſich ein weites Feld der Vermuthungen, wie das Verhältniß zwiſchen Auguſt und Caſtaing ſich nach Hippolyt's Tode und dem Teſtamentskauf

gestaltete. Die Freundschaftsbande mußten im Innern gelockert, oder besser ganz aufgelöst sein; August mußte einen Freund, der sich zu solchen verbrecherischen Handlungen hingegeben, verachten; aber er mußte ihn auch fürchten, da ein Wort von ihm ihn selbst um Achtung, Ruf und Glück in dieser Welt bringen konnte. Im Aeußern daher mußte das Band fortbestehen, er mußte den verachteten Freund in seinem Hause nach wie vor sehen, ihn vor der Welt anständig behandeln, gewärtig, was er als Lohn für seine Hülfe fodern werde, vielleicht auch gewärtig, in ihm einen Meister und Gebieter für seine übrige Lebenszeit zu erhalten.

Drohte, zwickte und zwackte aber Castaing im Geheim den Freund, unter der Vorspiegelung, daß er für den Verbrecherdienst keinen Lohn erhalten? Erschreckte er ihn durch die Möglichkeit einer Anzeige an die Justiz? — Man weiß nichts davon. Auch keine entfernten Anzeigen sprechen dafür. Wahrscheinlicher ist, daß er den Großmüthigen spielte, allen Foderungen für die Gegenwart entsagte, aber die Bedingung stellte, daß August seiner für die Zukunft gedenke.

August hat ihn in seinem Testamente zu seinem Universalerben eingesetzt. Während der kurzen Lebensfrist, welche August noch zugemessen war, vom 5. October 1822 bis 1. Juni 1823 weiß man von keinem großen Dienst, den Castaing August erwiesen, welcher eine solche Großmuth rechtfertigte. Nur davon hat man Anzeigen, daß er ihm mistraute, daß er Unterschlagungen befürchtete, welche Castaing verübt, während Hippolyt auf dem Sterbebette lag und der treulose Freund Herr in seinem Hause war. Bei solchem Verdachte setzt man den Verdächtigen nicht zum Erben ein.

Ein leichtsinniger, verschwenderischer junger Mann, der

in allen Genüssen des Lebens taumelt, pflegt nicht an das Testamentmachen zu denken, um so weniger, wenn er keine Familie hat, die er bedenken will. Ein solcher denkt überhaupt nicht gern an den Tod. Was denn brachte ihn zu dem Acte? Doch nur die Ueberredungskunst des speculirenden Freundes. Vielleicht that er es, um ihn los zu werden, wenn er es nicht durch Drohungen gezwungen that. Vielleicht mit dem stillen Gedanken, daß man ein Testament, wenn man den Sinn ändert, wieder zurücknehmen kann.

Alles dies sind, wie gesagt, nur Vermuthungen, die aber nach der Sachlage ziemlich nahe liegen. Ermittelt ist nur Folgendes:

August Ballet hat ein Testament gemacht, in welchem er Castaing zum Universalerben einsetzt. Es lautet folgendermaßen:

„Obgleich ich mich vollkommen wohl befinde, so kann ich doch einen oder den andern Augenblick sterben, sei es an einer Krankheit oder durch einen unvorhergesehenen Zufall. Deshalb habe ich meinen letzten Willen niedergeschrieben, als wenn ein jeder Tag der letzte meines Lebens wäre.

„Ich setze Herrn Samuel Edmund Castaing, Doctor der Medicin, zu meinem Universalerben ein; ich vermache ihm mein ganzes Hab und Gut, Mobilien und Immobilien, welche ich zur Zeit meines Todes besitze, mit der Einschränkung, daß er gebe:

1) an den Studiosus juris Adolf Briant die Summe von 4000 Francs ein für alle Mal, meine Tuchnadel, meine Taschenuhr und meine Bijouterien;

2) an Gustav Lauchère die Summe von 1000 Francs ein für alle Mal, ferner meinen Grauschimmel und mein Cabriolet mit den Geschirren;

3) an Johann, meinem schwarzen Bedienten, wenn er sich noch in meinen Diensten befindet, die Summe von 200 Francs lebenslängliche Renten;

4) an Frau Büret, meine Haushälterin, gleichfalls 200 Francs lebenslängliche Renten.

„Wenn Einer von ihnen vor mir sterben sollte, so soll das Legat zum Vortheile der übrigen Legatare in gleiche Theile vertheilt werden. Die vorstehende Disposition habe ich mit reiflicher Ueberlegung getroffen, um den Herren Castaing, Briant und Lauchère zu beweisen, daß ich nie aufgehört habe, die zärtlichsten Gesinnungen für sie zu hegen, und meinen Dienern für ihre treu geleisteten Dienste ein Anerkenntniß zu geben, und um hierdurch Herrn und Madame Martignon, meinem Schwager und meiner Schwester, alle Rechte zu nehmen, welche sie an die gesetzliche Erbfolge machen könnten, indem ich in meinem Herzen und in meinem Gewissen überzeugt bin, daß ich durch vorstehende Disposition einem Jeden gegeben habe, was ihm zukommt. Gegeben zu Paris, den 1. December 1822. August Ballet."

Dieses Testament ist vom 1. December 1822 datirt; es sprechen aber dringende Vermuthungen dafür, daß das frühere Datum untergeschoben, und dasselbe erst weit später, nämlich kurz vor August's Tode, niedergeschrieben sei, wovon später.

Der Ausfall am Schlusse des Testaments gegen seine Schwester Martignon gibt der Vermuthung Raum, daß Castaing auch hier im Spiele gewesen. Wie den Hypolyt, hatte er auch den August gegen seine nächste Blutsverwandte eingenommen. Von den zärtlichen Gefühlen des Testators gegen Castaing, die das Testament ausdrückt, findet sich in der Wirklichkeit nicht allein nichts,

sondern mehre überlebende Zeugen sprechen von der Kälte, welche zwischen Beiden obgewaltet.

Der Mohr Johann hatte bemerkt, daß sein Herr und Castaing sich in den letzten Monaten nur selten sahen. Castaing giebt dies selbst zu. Johann weiß davon, daß sie sich überworfen hatten, weshalb ist ihm unbekannt.

Prignon bezeugt, daß August etwa 14 Tage vor seinem Tode sich darüber beklagt, daß er Castaing immer sehen müsse. Sein Umgang misfalle ihm. Mehr wollte oder wagte er nicht zu sagen. Aber er drang in Prignon, ihm eine Wohnung zu suchen, da er sich von Castaing entfernen wolle.

Castaing betrachtete August Ballet wie seine ihm verschriebene Beute. Bemerkte er diese Anzeichen der Kälte, des Mistrauens und des Widerwillens, so mußte er eilen, sich in den Besitz seines Eigenthums zu setzen. Ein Impuls, ein Schriftzug konnte ihn um Alles bringen. Es kann noch ein anderer Umstand hinzugetreten sein, welcher ihn zur Eile antrieb. Alles, was Ballet besaß, gehörte ihm schon in Gedanken. Aber welche Sicherheit gewährt ein leichtsinniger Verschwender als Verwalter eines Gutes?

August hatte ein Capital von 100,000 Francs erheben, zu welchem Behuf ist nicht genau bekannt. Aber er war leichtsinnig, verschwenderisch, er liebte die Frauen, er war in der Trennung mit seiner Maitresse Percillie, und im Begriff, eine neue, vielleicht sehr kostspielige Verbindung einzugehen. Er hatte das Geld wenige Tage vor der Reise nach St. Cloud seinem Freunde Raisson gezeigt; auch Castaing wußte darum, er wußte sogar, in welchem Schranke die Summe eingeschlossen war.

Ein geheimer Aufseher schien in der That über dem Thun und Treiben des leichtsinnigen August zu wachen.

So erhielt er einſt, nach einem luxuriöſen Diner, welches er gegeben, einen anonymen Brief, in welchem der Schreiber ſich über ſeinen ärgerlichen Hausſtand und ſeine lüderliche Wirthſchaft aufhielt. Der Sohn eines kleinen Notars müſſe nicht den Seigneur von eidevant ſpielen wollen. Damals wußte Niemand, von wem der Brief herrühren könne, da Niemand ein Intereſſe daran hatte, ob und wie Auguſt ſein Vermögen verringere. Seit man erfuhr, daß der Todte einen Erben gehabt, glaubte man dieſen in dem Anonymus zu entdecken.

Hierauf beſchränkt ſich Alles, was man von dem Verkehr Auguſt's und Caſtaing's bis zum Ende des Mai 1823 weiß. Da erſcheinen Beide zu einer Landpartie vereinigt. Wie ſie zu Stande kam, von wem der Vorſchlag ausging, zu welchem Zweck und weshalb Beide ſie allein unternahmen, darüber iſt nichts ermittelt.

Am 29. Mai 1823 zwiſchen 6 und 7 Uhr Morgens fuhren ſie gemeinſchaftlich mit der kleinen Poſt nach St. Germain en Laye, kehrten von dort zurück und begaben ſich gegen 7 Uhr Abends wieder weg, ohne den Ort anzugeben, wohin ſie fuhren. Auguſt ſagte nur, daß ſie einen oder zwei Tage wegbleiben würden. Sie begaben ſich auf der Landkutſche nach St. Cloud, und zwar ohne alle Begleitung. Dieſer Umſtand hatte etwas Seltſames. Auguſt hielt drei Pferde, hatte mehre Wagen und verſchiedene Bedienten, alle ließ er in Paris zurück, und keiner wußte, wohin die beiden Herren ihren Weg genommen hatten.

Zwei Tage darauf, d. h. am 31. Mai, brachte man es in Erfahrung. An dieſem Tage und zwar Nachmittags, lief ein an Auguſt's Bedienten gerichteter Brief folgenden Inhalts ein:

„Herr Ballet befindet ſich zu St. Cloud unwohl; Jo-

dann soll sich sogleich mit dem Grauschimmel und dem Cabriolet bei ihm einfinden; er und die Mutter Büret (die Haushälterin des Auaust) sollen zu Niemandem hiervon sprechen. Denen, welche nach ihm fragen, soll man sagen, er sei über Land, und zwar auf ausdrücklichen Befehl des Herrn Ballet."

Die Adresse des Herrn Ballet ist: „Gasthof zur Tête noire zu St. Cloud."

Johann machte sich sogleich mit dem Cabriolet auf den Weg, kam in St. Cloud an und traf seinen Herrn im Bette, welcher über heftige Kolik, Durchfall und Erbrechen klagte. Es entsteht jetzt die Frage, was sich auf dieser unglücklichen Reise zugetragen hat. Castaing und August waren am Donnerstag, den 29. Mai, Abends gegen 9 Uhr im Gasthofe zum Schwarzen Kopf in St. Cloud angekommen. Man gab den Reisenden ein Zimmer mit zwei Betten, welches sie gemeinschaftlich einnahmen; Castaing zahlte 5 Francs Aufgeld. Am andern Tage, Freitag den 30. Mai, gingen beide Freunde den ganzen Tag spazieren, mit Ausnahme der Mittagszeit. Zu dieser Zeit kehrten sie nach dem Gasthofe zurück, nahmen daselbst ihr Mittagsmahl ein und gingen sodann wieder aus. Am Abend um 9 Uhr waren sie schon zurück. Castaing forderte hierauf eine halbe Flasche Glühwein, und verbot Zucker hineinzuthun, weil sie diesen bei sich hatten. Der Wein wurde zwischen 8 und 9 Uhr hinaufgebracht, die Reisenden thaten von ihrem Zucker und ihren Citronen, welches Beides Castaing gekauft hatte, hinein. Der Wein war auf diese Weise zubereitet, als Castaing, ohne von Jemandem abgerufen zu sein, das Zimmer verließ und sich auf einige Augenblicke an das Bett eines jungen Bedienten im Hause, welcher krank war, begab, dessen Puls befühlte, und sodann, ohne etwas zu verschreiben, zu Au-

guſt zurückkehrte. Auguſt hatte den Wein ſehr ſchlecht gefunden, er hatte den, welcher ihm eingegoſſen war, nicht ausgetrunken. Caſtaing ſelbſt hat zu Jemandem erzählt, daß er nur einen Löffel voll davon genoſſen habe, zu einem Andern dagegen äußerte er, daß er zwei bis drei Gläſer davon getrunken habe. Als die Magd des Hauſes dazu kam, ſagte ihr Auguſt: Ich habe zu viel Citronen in den Wein gethan, er iſt ſo bitter, daß ich ihn nicht genießen kann. Die Magd koſtete ihn, fand ſeine Bemerkung gegründet und entfernte ſich. Hierauf gingen beide Freunde ſchlafen. Dieſe Nacht hatte nur Caſtaing zum Zeugen, und Das, was er hierüber ſagt, kann man nur mit einer ſorgfältigen Behutſamkeit als wahr annehmen. Gleichwol hat er Folgendes zugeſtehen müſſen.

Auguſt war die ganze Nacht hindurch unruhig; er ſchlief nicht; verſchiedene Male klagte er dem Caſtaing, daß er nicht auf einer Stelle liegen könne. Er wurde mit der Kolik befallen; am Morgen erklärte er, er könne die Stiefeln nicht anziehen. Caſtaing ging aus, um, wie er ſagte, im Walde ſpazieren zu gehen; es war noch nicht 4 Uhr Morgens, und es ſcheint dies mehr wegen ſeines bewegten Gemüths geſchehen zu ſein, als daß dies in ſeinem verkehrten Geſchmacke lag. Die Hausthür war noch verſchloſſen, die Leute im Hauſe ſchliefen noch; Caſtaing weckte ſie auf und ließ ſich durch einen von ihnen die Thür öffnen.

Dies die Vorfälle des erſten und zweiten Tages der Landpartie (Donnerstag den 29. und Freitag den 30. Mai) nach den Worten der öffentlichen Anklage. Sie ſtellt darüber folgende Reihenfolge von Vermuthungen auf.

Der Wein war beſtimmt, um eine ſchädliche Subſtanz, welche aus Paris mitgebracht worden, hineinzuthun.

ſelbe Handelsmann, der einſt, als der junge Fletcher hier auf dem Wege nach London eingekehrt war, die Schreckensbotſchaft von dem Eingriff in die Rechte der Corporationen auskramte, und dadurch den Eifer der ganzen proteſtantiſchen Verſammlung entflammte. Heut war ſeine Botſchaft anderer Art. Es war die ſchottiſche Indulgenz, nach welcher König Jacob, den beſtehenden Geſetzen entgegen, im nördlichen Königreiche alle Verordnungen gegen die Presbyterianer aufhob und ihnen erlaubte ihre Kirchen zu beſuchen, ihren Predigern die Kanzeln zu beſteigen und die bürgerlichen Aemter einzunehmen, von welchen ihre Glaubensgenoſſen durch die ſtrengſten Edicte ausgeſchloſſen waren.

„Iſt das nicht eine große Gnade!“ ſagte der Hauſirer ſeine Blicke rund umher richtend. „Und das hat der König alles ohne das Parlament gethan, und iſt noch dazu ein katholiſcher König. Was wird er nun erſt hier thun in England, wo er ganz ohne Parlament regieren will.“

Auf den Geſichtern der Anweſenden war kein Beifall zu leſen. Zeit und bittere Erfahrung hatten auch die unbändigſten Geiſter unter den alten Männern des Volkes gelehrt Freude und Ingrimm zu verbergen. Sie fragten nur, ob da kein Nach-

Daher das ungewöhnliche Verfahren, anderweitig als im Wirthshause Zucker zu kaufen, und denselben, mit etwas Anderem vermischt, in den Wein zu werfen. Castaing ging nach der Mischung sogleich hinaus, um sich etwa der Ueberbleibsel der gefährlichen Substanzen zu entledigen. Als Vorwand brauchte er den Besuch eines Kranken im Hause, dessen Arzt er nicht war, der ihn nicht rufen lassen. Gift, namentlich vegetabilisches, hat einen bittern Geschmack. Wahrscheinlich hatte man die Citronen gekauft, die man sonst in Glühwein nicht zu thun pflegt, um durch deren angenehmen Geschmack den widerlichen des Giftes zu verdrängen. Die Bitterkeit, die man trotz dieses Gegenmittels im Weine fand, spricht nur zu deutlich für das Dasein einer fremdartigen, schädlichen Substanz. — Castaing ging nach der schlaflos und unter heftigen Schmerzen Seitens seines Freundes verbrachten Nacht zur ungewöhnlich frühen Stunde, schon um 4 Uhr, aus, statt den kranken Freund zu pflegen, statt noch einen andern Arzt zu suchen, um — im Walde spazieren zu gehen!

Die Vermuthung, welche hieraus gegen ihn entspringt, wird durch die spätern Entwickelungen zur furchtbaren Anklage.

Gegen 8 Uhr Morgens kam Castaing von seinem langen Spaziergange zurück. Er foderte für seinen Freund Milch. Er selbst behauptet, warme Milch gefodert zu haben; die Zeugen behaupten, er habe kalte gefodert. August trank die Milch; bald darauf stellten sich heftige Erbrechungen ein. Die Kolik nahm furchtbar zu.

Das Ausgebrochene wurde sogleich fortgeschafft. Darauf entfernte sich Castaing zum zweiten Male. Der Kranke verschlechterte sich fortwährend. Die Wirthin und ihre

Mägde leisteten während seiner Abwesenheit dem Kranken einigen Beistand.

Als Castaing zurückkam, fand er August in einem sehr aufgeregten Zustande. Er verlangte noch einen Arzt. Castaing wollte einen aus Paris kommen lassen, August wollte einen aus dem Orte haben. Der Doctor Pigache aus St. Cloud ward gerufen; er konnte jedoch erst um 11 Uhr Vormittags (31. Mai, Sonnabend) kommen. Die Heftigkeit des Uebels hatte in diesem Augenblicke etwas nachgelassen. Pigache fragte nach den Ausleerungen, welche man fortgegossen hatte. Er befragte Castaing nach seiner Meinung über die Krankheit. Dieser erklärte, er halte sie für eine Cholera. Pigache verordnete Erweichungsmittel und entfernte sich.

Am Nachmittage wurde August's Zustand immer schlimmer. Um 3 Uhr wurde Pigache aufs Neue gerufen. Castaing war zum dritten Mal ausgegangen. Er kam zurück.

Der Arzt beklagte sich, daß seine Vorschriften nicht befolgt waren. Man versprach ihm mehr Pünktlichkeit, worauf sich der Arzt entfernte. Herr Pigache kam zum dritten Male gegen 5 Uhr und aus freien Stücken wieder. Er verordnete für diesmal einen beruhigenden Trank. Der Kranke hatte mittlerweile den Wunsch geäußert, nach Paris geschafft zu werden; der Arzt widersetzte sich diesem und versprach am Abend zum vierten Male wiederzukommen, indessen äußerte Castaing, daß dieses nicht nöthig sei. Castaing hatte übrigens, sei es in Folge eines von August ausgesprochenen Wunsches oder aus eignem Antriebe, an dessen Dienerschaft den früher erwähnten Brief geschrieben, welcher zur Folge hatte, daß der Neger Johann erschien. Die Sorgfalt dieses treuen Dieners blieb gleichwol ohne Nutzen; die Symptome traten

deutlicher hervor, der Athem des Kranken war beengt, er konnte den Speichel nicht mehr hinunterschlucken. Unterdessen brachte ihm Castaing einen Löffel voll von dem Tranke bei, die Wirkung war eben so rasch als unglücklich, fünf Minuten darauf hatte er eine Art von Nervenanfall, und von diesem Augenblick an keine Besinnung mehr. Castaing ließ ihn bis halb 12 Uhr Nachts in diesem Zustande, alsdann erst wurde Herr Pigache von der Lage der Sache durch einen Hausbedienten, zu welchem Castaing gesagt hatte, daß August die Nacht nicht überleben werde, benachrichtigt, und kam noch ein Mal. Herr Pigache fand den Kranken auf dem Rücken liegend, der Hals war stark aufgedunsen, der Kopf entblößt, der Kranke konnte kaum athmen. Er hatte das Vermögen zu hören, wie auch alles Gefühl verloren, der Puls war klein, seine Haut war brennend heiß, die Glieder stark zusammengezogen und von Convulsionen ergriffen, der Mund geschlossen, der Leib angespannt, der ganze Körper mit einem kalten Schweiß und blauen Flecken bedeckt. Der Arzt schlug ihm die Ader und setzte ihm Blutegel; dies schien von guter Wirkung, welche den Arzt in Erstaunen setzte. Er sagte dem Castaing, daß er seinen Freund beinahe aufgeben müsse, daß aber ein zweiter Aderlaß einen guten Erfolg haben könnte. Castaing machte Einwendungen und äußerte, wenn der Aderlaß keine gute Wirkung zeigte, er leicht Vorwürfe erhalten könnte. Hierauf verlangte Herr Pigache, es war gerade 1 Uhr Morgens, einen Arzt aus Paris; Castaing bemerkte aber, daß es noch zu früh sei, und so wartete man noch. Pigache schrieb zwei Briefe an zwei Aerzte in Paris, und Johann reiste um 3 Uhr Morgens mit den Briefen ab, um einen oder den andern Arzt mitzubringen. Herr Pigache entfernte sich wieder, Castaing begleitete ihn. Herr Pigache

rieth, den Geistlichen von St. Cloud kommen zu lassen, um dem August das Nachtmahl zu reichen. Diesem stimmte Castaing bei, ging selbst zum Geistlichen, und dieser eilte mit dem Küster herbei. Er fand August bewußtlos, der Kranke konnte weder hören noch sprechen. Der Geistliche fragte Castaing, an welcher Krankheit der Unglückliche litte, worauf ihm Jener erwiderte, er habe eine Gehirnentzündung. August erhielt die letzte Oelung; während der ganzen Ceremonie blieb Castaing auf den Knien liegen. Seine Frömmigkeit fiel dem Küster auf, welcher im Weggehen zu dem Geistlichen sagte: „Das ist ein recht frommer junger Mann." Als der Geistliche sich entfernt hatte, ging Castaing aufs Neue aus, und blieb ein oder zwei Stunden weg.

Daß Castaing während dieser zweitägigen Krankheit sehr unruhig und aufgeregt war, ward bemerkt, konnte aber eigentlich Niemandem als verdächtig auffallen, wenn nicht andere Umstände hinzugetreten wären. Er konnte in Sorgen sein, daß ein Freund, mit dem er allein auf dem Lande war, fern von seinen Angehörigen, ihm gleichsam unter den Händen sterben sollte. Wie paßte aber dazu sein fünfmaliges Fortgehen; und es war kein plötzliches Hinausstürzen, um frische Luft zu schöpfen, sondern er war verschwunden, während der Kranke sich wälzte, und blieb jedesmal mehre oder doch eine ganze Stunde fort.

Nach seinem ersten Ausgange ließ er August kalte Milch trinken, und kaum hat dieser sie getrunken, so geht das Erbrechen vor sich.

Später reichte er August den Löffel mit dem beruhigenden Tranke, welchen der Arzt verschrieben, und gerade darauf begann der Todeskrampf.

Dem Arzt antwortete Castaing auf dessen Frage, er

halte die Krankheit für eine Cholera, dem Geistlichen, für eine Gehirnentzündung.

Warum wollte Castaing nach einem Arzt aus Paris schicken, während der Kranke einen aus dem Orte verlangte, in einem Zustande, wo der nächste allerdings der beste war? Und als später der Ortsarzt noch Zuziehung eines pariser Arztes verlangte, warum wandte Castaing da ein, ein pariser Arzt werde doch nicht kommen, es sei zu spät?

Warum schaffte Castaing so eilig die Ausleerungen fort, er, ein Arzt, welcher wissen mußte, wie wichtig sie zur Beurtheilung einer zweifelhaften und bedenklichen Krankheit sind? Er hat keinen Grund dafür, als daß der Kranke den Geruch nicht habe ertragen können. Als ob er sie nicht an einem entfernten Ort hätte aufbewahren können!

Wie konnte der Arzt Castaing sich vom Arzte Pigache den Vorwurf machen lassen, daß die Vorschriften des Letztern nicht befolgt wären? Während Pigache erklärt, ein nochmaliger Aderlaß könne den Kranken retten, wie kann er den zugerufenen Arzt davon zurückhalten, indem er ihm Furcht vor Verantwortlichkeit einflößt?

Wozu endlich in dem Briefe, wodurch Castaing der Dienerschaft des Kranken etwas von seinem Zustande meldet, die geheimnißvolle Form, der Befehl, die Sache gegen Andere zu verschweigen? War die Krankheit so bedenklich, daß er die Meldung für nöthig hielt, weshalb nur die Dienerschaft, nicht auch August's nächste Angehörige davon unterrichten?

Die Krankheitsgeschichte des dritten Tages, Sonntag 1. Juni, ist nur kurz. Nachdem der Neger mit den Briefen an die beiden pariser Aerzte abgereist war, blieb August der Sorgfalt der Dienerschaft im Gasthofe überlas-

sen, da Castaing diese Zeit wählte, zwei Stunden lang spazieren zu gehen. Gegen 4 Uhr kehrte er zurück; kurze Zeit darauf erschien der Doctor Pelletan, Sohn. Herr Pigache wurde davon benachrichtigt und eilte herbei. Sie waren Beide darüber einig, daß keine Rettung für den Kranken sei. Man versuchte noch einige Mittel, welche ohne Wirkung blieben. Endlich starb August zwischen 12 und 1 Uhr Mittags unter den Thränen und dem Wehklagen Castaing's, welcher von Schmerz durchdrungen zu sein schien.

Aller Gegenwärtigen, der Aerzte wie des nun auch durch einen Brief Castaing's herbeigerufenen Herrn Martignon, bemächtigte sich ein unheimliches Gefühl, und ein entsetzlicher Verdacht stieg in ihnen auf, der sie antrieb, die Sache zur gerichtlichen Anzeige zu bringen. Castaing's eignes Benehmen war nicht geeignet, ihn zu schwächen oder von ihm abzuwenden. Er ging wieder aus, um Luft zu schöpfen, und blieb diesmal lange fort, seine Freiheit — zum letzten Male zu genießen.

Dieses freie Luft Schöpfen blieb damals noch den Betheiligten ein Geheimniß. Es ist weit später erst ermittelt worden, was dahinter steckte; hier aber der Ort, schon im voraus das Resultat dieser Entwickelungen niederzulegen.

Als Castaing um 4 Uhr Morgens, am Sonnabend, nachdem sein Freund eine schlaflose und qualvolle Nacht verbracht, sich das Haus öffnen ließ, angeblich um spazieren zu gehen, ging er nicht in das boulogner Holzchen, sondern nahm einen Wagen und fuhr in aller Eile nach Paris. Hier kaufte er bei zwei Apothekern Gift, ein vegetabilisches Gift, essigsaures Morpheum; dasselbe Gift, welches er etwa 14 Tage vor Hivolnt's Tode in einer großen Quantität sich verschafft,

dessen Wirkungen er kannte, und kehrte damit eben so eilig nach St. Cloud zurück.

Dies ist keine Muthmaßung. Die Wahrheit des Factums ist vollständig durch Castaing's späteres eignes Eingeständniß erwiesen.

Auch die Art und Weise, wie er sich das Gift in den Apotheken zu verschaffen suchte, ist charakteristisch und schärft den Verdacht gegen ihn um ein nicht Geringes. Bei dem einen Apotheker, Robin, gab er sich gegen dessen Lehrling für einen Commissionair aus und überreichte ihm ein mit Bleistift geschriebenes, „Castaing, Doctor der Medicin", unterschriebenes Recept, auf Grund dessen er 12 Gran Emeticum foderte. Dem Lehrlinge schien das sehr viel und er stand an. Der vorgebliche Commissionair aber antwortete: nach der Methode des Doctor Castaing solle es mit vielem Wasser versetzt werden. Dieser vornehme Ausdruck verblendete ihn, und er gab die 12 Gran.

Mit den 12 Gran Emeticum nicht zufrieden, eilte Castaing zu einem andern Apotheker, Chevalier, von dem schon die Rede gewesen, und kaufte hier eine halbe Drachme essigsaures Morpheum. Beide Giftportionen in der Tasche, kehrte er eiligst in einem Wagen nach St. Cloud zurück, und seine erste Handlung war, dem Kranken Milch einzugeben, worauf das Erbrechen folgte.

Der Giftankauf am frühen Morgen und in zwei Apotheken wird noch verdächtiger, wenn man erfährt, daß Castaing in seiner eignen Wohnung Vorräthe mineralischen und vegetabilischen Giftes hatte. Weshalb mußte er sie in zwei Apotheken unter verdächtigenden Umständen kaufen, wenn er sie nur aus seiner Wohnung zu holen brauchte? — Er wollte nicht in seinem Hause gesehen werden; er wünschte überhaupt nicht, daß Jemand von seiner Anwesenheit in Paris zu einer so ungewöhnlichen

Stunde und in einem noch auffälligern Geschäfte Nachricht habe.

Die Glieder aller dieser verdächtigen Handlungen schließen sich von selbst zur wohlgefügten Kette zusammen; wir enthalten uns daher, das Resumé aufzunehmen, welches die Anklage an dieser Stelle gibt, und gehen zur Erklärung über, durch welche Castaing sein seltsames Benehmen zu rechtfertigen suchte.

Nach der Angabe des Angeschuldigten war August, noch ehe er von Paris abreiste, von einer Gehirnkrankheit befallen. In St. Cloud empfand er sogleich eine Kolik. Bei dem Spaziergang äußerte sie sich sehr stark. Um deswillen sollte im Wirthshause der Glühwein bestellt werden. Citronen und Zucker wurden aber unterwegs dazu von ihnen gekauft, weil sie den Zucker auf diese Weise wohlfeiler erhielten, als auf der Wirthsrechnung (!). In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend schlief August höchst unruhig; besonders quälten ihn die Hunde und Katzen, die im Hofe furchtbaren Lärm machten. Er bat deshalb Castaing flehentlich, ihm Ruhe für die folgende Nacht zu verschaffen.

Und deshalb eilte Castaing, der kein anderes Mittel wußte, bei grauendem Tage, indem er die Hausleute weckte, um sich das Thor aufschließen zu lassen, nach Paris, und kaufte Gift, um die Hunde und Katzen im Wirthshause zum Schwarzen Kopfe zu vergiften!

Nachdem er das Gift gekauft — Emeticum und Morphium; daß er essigsaures Morphium gekauft, wollte er fortwährend bestreiten — bemühte er sich, es auf der Rückfahrt zu vermischen.

Da August's Zustand nach dem Genusse der Milch schlimmer wurde, ergriff ihn ein Entsetzen, und er warf

das Packet mit den Giften in den Abtritt. Man hat diesen aufs genaueste durchsucht; aber weder ein Packet noch eine Flasche mit Gift darin gefunden.

Die Vertheidigung über diesen Punkt streifte so augenscheinlich an das Abgeschmackte, daß später bei den Assisen die Stimmung des Publicums den Anklägern selbst in die Hände arbeitete. Es bedarf daher nur kurzer Andeutungen, um ihre Unhaltbarkeit darzuthun.

Niemand im Hause hat von einem besondern Hunde- und Katzenlärm in der Nacht gehört. Die unruhigen Thiere zum Schweigen zu bringen, gibt es andere Mittel als sie zu vergiften. Wenn kein anderes geholfen, wäre das sicherste gewesen, in ein anderes Wirthshaus zu ziehen. Wie wollte man es vor dem Wirthe rechtfertigen, wenn man seine Thiere durch Gift zum Schweigen brachte? Sollten sie aber durchaus vergiftet werden, so konnte der Doctor Castaing in der nähern Apotheke von St. Cloud und Boulogne das nöthige und erprobte Rattengift bequemer und leichter sich verschaffen. Weshalb mußte er über Nacht hastig deshalb nach Paris, weshalb in zwei Apotheken erstehen, was er in einer leicht haben konnte, und weshalb unter falschem Namen als Käufer auftreten, und weshalb ein vegetabilisches Gift, statt von wohlgeprüften mineralischen Giften kaufen?

Besonders verwirrend gegen ihn sind aber noch die Bemühungen, welche er sich gab, den Ankauf des essigsauren Morphiums in jener Nacht ins Dunkel zu stellen. Seinen Mitgefangenen Goupil in Versailles ersuchte er, an seine Mutter zu schreiben, daß sie zu Chevalier und dem andern Apotheker gehe, und sie veranlasse, nicht anzuzeigen; daß er essigsaures Morphium bei ihnen gekauft. In Paris, im Gefängnisse de la Force, quälte er seine Mitgefangenen, zu gleichem Zweck an die Apo-

theker zu schreiben. Alle diese Bemühungen waren fehlgeschlagen; da erhielt Chevalier ein anonymes Schreiben, in welchem er ersucht wurde, nicht die Wahrheit zu sagen.

Das Interesse, welches Castaing am plötzlichen Tode August Baller's hatte, steigerte den Verdacht; mehr aber noch die Art, wie er für dieses Interesse sorgte.

Er hatte einen Verwandten und Freund, Malassis, einen jungen Mann von 26 Jahren, welcher als Schreiber bei einem Notar sich ziemliche Rechtskenntnisse erworben, aber, leichtsinniger Natur, wie es den Anschein hat, ganz zur Disposition seines intriguanten Freundes sich gestellt hatte. Er gerieth sogar in Verdacht, sein Complice gewesen zu sein; ein wenn gleich spätes Eingeständniß, als er sah, wie schlimm es um Castaing stand, rettete ihn jedoch von der Anklage, indem der Richter ihn für mehr unbesonnen als schuldig gelten ließ. Wenn seine Aussage, wo sie zu Gunsten Castaing's lautet, streng geprüft werden muß, so kann man sie dagegen unbedingt hinnehmen, wo er gegen ihn aussagt, und als ermittelt steht Folgendes fest:

Um Mitte Mai 1823 stellte Castaing an Malassis die allgemeine Frage: ob ein Testament, welches Jemand vor seiner Krankheit zu Gunsten eines Arztes gemacht habe, gültig sei? Malassis bejahte dies.

Im Laufe dieses Monats mußte Malassis Castaing das Formular eines eigenhändigen Testaments geben. Er versichert zwar, Castaing habe ihm damals gesagt, das Testament sei schon gemacht; wahrscheinlich klingt dies aber nicht. Weshalb sollte Castaing ein Formular nach abgemachter Sache gefodert haben? Beide Facta deuten

satz stehe, und diese Frage drückte schon den Zweifel an der günstigen Gesinnung des Königs aus.

„Freilich steht noch dahinter was," sagte der Krämer, „das geht Euch aber nichts an. Es heißt: Ferner suspendiren, hemmen und entkräftigen wir, nach Bestimmung unseres Geheimerathes, vermöge unserer souveränen Autorität, Königlichen Prärogative und absoluten Macht alle Gesetze und Parlamentsakten gegen unsere römisch-katholischen Unterthanen, genannt Papisten, machen sie fähig zu allen Diensten und entkräftigen alle dagegen geleisteten Eide."

Die ruhige Gleichgültigkeit, mit welcher der Hausirer dies vorlas, machte eine größere Wirkung, als wenn ein Volksredner dieses Document einer offenen Verletzung der alten Rechte mit begeisterten Exclamationen vorgetragen hätte. Manche Faust ballte sich, man biß die Lippen zusammen, und eine Verwünschung entflieg hie und da der gepreßten Brust.

„Seid nicht unklug Leute," sagte der Hausirer, indem er das Papier ruhig zusammenlegte, „das trifft nicht Eure Haut. Das ist ja das große Indulgenzgesetz, wonach Ihr unter dem vorigen Könige umsonst Eure Kehlen wund geschrieen. Nun wird

vielmehr darauf hin, daß jenes Testament des August Ballet, datirt vom 1. December vorigen Jahres, im Mai des folgenden noch nicht gemacht war, und daß Castaing August Ballet, man weiß nicht wodurch, bewogen habe, dasselbe zu antedatiren!

Zwischen dem 20. und 23. Mai sprach Castaing deutlicher mit Malassis über ein Testament, welches zu seinem Gunsten gemacht sei. Ohne den Namen des Testators (wie Malassis vorgibt) zu nennen, sagte er, daß derselbe sein, des Castaing's, Freund sei und eine Schwester habe, mit der er zerfallen sei; er wolle nicht, daß sein Vermögen auf diese übergehe, und deshalb habe er ein Testament zu Castaing's Gunsten gemacht, welches ihm 10 bis 12,000 Francs Rente einbringen werde. — Castaing fragte bei dieser Gelegenheit, ob Malassis Depositarius dieses Testamentes werden wolle? Malassis versprach es. — Castaing fügte beiläufig hinzu: sein Freund sei von einer schweren Krankheit befallen und werfe Blut aus. — August Ballet hat aber nie Blut ausgeworfen, er war nie, am wenigsten im Mai 1823, von einer schweren Krankheit befallen. Alle seine Umgebungen versichern dies, und er spricht es selbst in der merkwürdigen Eingangsfloskel seines Testamentes aus: „Obwol ich mich in dem Zustande einer vollkommenen Gesundheit befinde."

Endlich am 29. Mai, an dem Tage, wo Castaing mit August die verhängnißvolle Reise nach St. Cloud antritt, nach der Rückkunft von St. Germain en Lane wird ein Packet auf Malassis Bureau niedergelegt, welches August Ballet's Testament enthält. So war Malassis ursprüngliche Aussage, der mit der Wahrheit hinterm Berge hielt, um Castaing nicht zu compromittiren. Castaing selbst war indeß offenherziger. Er bekannte, daß er selbst zur angegebenen Zeit das Packet mit dem Te-

ſtament in Malaſſis' Wohnung abgegeben, und zwar habe er ſich in Auguſt Ballet's Begleitung dahin begeben; ein Umſtand, der, unwahrſcheinlich, nur von ſeiner eignen Ausſage getragen wird. Da ſie aber Malaſſis nicht angetroffen, habe er das Packet auf deſſen Pult gelegt, mit einem Begleitſchreiben des Inhalts: „Hier iſt Ballet's Teſtament; ich erſuche Sie, es aufzubewahren. Sie können es leſen, wenn Sie wollen." Der Brief wurde von Malaſſis zerriſſen.

Malaſſis' erſte Ausſage, daß Caſtaing nichts von dem Teſtamente gewußt (wie er ſelbſt Auguſt Ballet nicht gekannt haben will, wobei er verblieb), verwickelt ihn nicht allein in die Schuld, ſondern verdächtigt auch Caſtaing. Um nicht dem Verdachte, daß er aus Intereſſe den Auguſt vergiftet, Nahrung zu geben, mußte er alle Wiſſenſchaft von einem Teſtamente zu ſeinem Gunſten von ſich abzuwenden ſuchen.

Ein ſchrecklicherer Verdacht ſteigt aber groß und faſt unwiderlegbar aus der ganzen Handlungsweiſe, bei der Abfaſſung vielleicht, gewiß aber bei der Deponirung des Teſtamentes auf. Gerade am 29. Mai, im letzten Augenblicke vor der Reiſe, von der Auguſt nicht wiederkehren ſollte, deponirt er das Teſtament, als wiſſe er voraus, wann Auguſt ſterben werde, und habe den letzten Augenblick abgewartet, ehe es zu ſpät würde.

Jener Malaſſis ward zuerſt bei einer Thatſache erwähnt, die vom Ankläger ebenfalls in die Reihe der Verdächtigungsgründe gegen Caſtaing aufgenommen iſt. Als Auguſt ſchon in der Agonie lag, hatte er ſich zweier Schlüſſel des Kranken bemächtigt, die zu zwei Schranken in Auguſt's Wohnung gehörten, in welchen, wie erwieſen iſt, gegen 70,000 Francs in Bankbillets lagen. Er gab dieſe Schlüſſel an den Neger Johann, mit dem

Auftrage, ſie dem Malaſſis zu überbringen; Auguſt habe ihm dies, als er noch bei Beſinnung war, aufgetragen. Johann fürchtete durch den Auftrag, wie er ſagte, ſich zu compromittiren, und gab die Schlüſſel an Caſtaing zurück, da es für dieſen ſchon zu ſpät war, daraus Vortheil zu ziehen. Seine Abſicht bei dieſem Umſtande (den er nicht in Abrede ſtellen konnte, aber fortwährend dabei blieb, daß er nur den wörtlichen Auftrag des Kranken erfüllt habe) war deutlich genug: ſich, als Erben, das vorräthige baare Vermögen zu ſichern; denn er mochte aus der Erinnerung an Hippolyt's Tod wiſſen, daß es von gewiſſenloſen Verwaltern leicht verſchleppt werden kann. Aber zugleich verrieth er dadurch, wie ſicher er bei ſich ſelbſt des Erfolgs war, der allein dieſe Maßregel vor der Klugheit rechtfertigen konnte. Wie hätte er vor dem wieder zum Leben erwachenden Freunde beſtehen können, wenn er die Schlüſſel zu ſeinem baaren vielen Gelde einem, Auguſt notoriſch ganz fremdem Menſchen, wie Malaſſis, überſandt hätte?

Inzwiſchen nährte auch ſein ferneres Betragen den Verdacht. Martignon, der Schwager, den er nothgedrungenermaßen hatte rufen laſſen, Lebret und Georgeret, Freunde der Familie, waren am Sonntag, den 1. Juni, nach St. Cloud herausgekommen. Alle fragten ihn: Ob ein Teſtament vorhanden ſei? Allen antwortete er: er wiſſe es nicht; dem Georgeret ſogar: er glaube es ſchwerlich; denn Auguſt ſei ein verſchloſſener Menſch geweſen, welcher ganz eigne Grundſätze gehabt habe. Als der Tod des Freundes indeſſen ein Aufſehen erregt hatte, das er nicht berechnet, als die allgemeine Stimme ſich dahin ausſprach, daß er nicht auf natürliche Weiſe erfolgt ſei, und er ſich nicht verbergen konnte, daß man ihn mit argwöhniſchen Augen anſah, gerieth auch er in eine ſehr

begreifliche Unruhe. Er fürchtete, daß Malassis einseitig handeln und das Testament gerichtlich deponiren, daß er Aussagen thun könne, die ihn gravirten. In dieser Angst schrieb er an ihn einen Brief, welcher seine Unruhe deutlich ausdrückt. Er lautet:

„Mein werther Freund! Ballet ist so eben gestorben; aber thun Sie vor morgen, Montag, noch nichts. Ich werde Sie sehen, und Ihnen sagen, ob man handeln muß oder nicht. Ich vermuthe, daß sein Schwager, Herr Martignon, ein blatternarbiges Gesicht, zu Ihnen kommen werde. Ich habe ihm gesagt, ich wüßte nicht, ob Ballet Dispositionen getroffen, daß er mich aber vor seinem Tode beauftragt habe, Ihnen zwei Schlüssel zu geben, welche ich Ihnen morgen, Montag, selbst bringen werde. Ich habe ihm nicht gesagt, daß wir Vettern sind, daß ich Sie aber ein oder zwei Mal bei Ballet, mit dem Sie befreundet gewesen, gesehen habe. Also sagen Sie nichts, bevor ich Sie nicht gesehen habe, besonders aber sagen Sie nicht, daß wir verwandt sind."

Die Anklage hebt, außer dem Geheimnißvollen, den gleichgültigen Ton hervor, der in dem Briefe herrscht und freilich gegen den frommen, tiefen Schmerz, den Castaing bis da zur Schau trug, sehr absticht. Es war allerdings jetzt keine Zeit mehr, durch Thränen und erheuchelte Frömmigkeit zu gewinnen. Das allergewöhnlichste Ereigniß des Alltagslebens konnte nicht gleichgültiger einem Freunde gemeldet werden, und der schnelle Uebergang zu den geheimnißvollen Geschäftssachen verräth zur Genüge, daß in seiner Seele nur ein Gedanke lebte, die Sorge um seine Sicherheit, um sein Interesse. Er instruirt den Vetter, wie er die Wahrheit verbergen und lügen soll. Wenn keine Schuld bei August's Tode sein Gewissen drückt, wozu dann diese Vorsichtsmaßregeln?

Das Testament blieb doch gültig nach den französischen Gesetzen.

Am Sonntag Abend war, wie oben erwähnt, Castaing vom Schmerz niedergebeugt, einige Stunden im Gehölz von Boulogne spazieren gegangen, um frische Luft zu schöpfen. Auch diesmal hatte es mit dem frische Luft Schöpfen seine eigne Bewandniß. Er hatte schnell einen Wagen genommen, war nach Paris gefahren, und hatte den obigen Brief, den er Niemand anzuvertrauen wagte, selbst bei Malassis, während dessen Abwesenheit vom Hause, abgegeben. So geeilt hatte er bei der Expedition, daß in der That im Sterbehause Niemand anders glaubte, als daß er spazieren gegangen.

Am Montag, den 2. Juni, war Castaing bereits verhaftet. Als Martignon jetzt die zwei Schlüssel fodern ließ, antwortete er: wenn man damit nach dem Testamente suchen wolle, sei dies unnütz; dasselbe befinde sich in Malassis' Verwahrung. So war dies Geheimniß heraus. Man ging Malassis an, der zwar das Testament herausgab, aber vor Gericht in ungeschickten Lügen, wie schon angegeben, sich erging, um seinen Vetter möglichst zu schonen, bis er endlich, als er sah, welcher Verdacht auf Castaing ruhte, mit der Wahrheit, wie wir auch bereits wissen, herausrücken mußte.

In St. Cloud schritt man zur Obduction der Leiche. Das Gutachten der Aerzte ging dahin, daß der Kranke zuerst von einer heftigen Entzündung des Magens angegriffen worden; hierauf habe sich ein heftiger Reiz auf das Gehirn geäußert, von gleicher Natur mit einer Entzündung des Zellengewebes; einer Entzündung, welche oft der des Magens folge, und durch den Einfluß der Sonne und durch Gift leicht hervorgebracht werde.

Da die obducirenden Aerzte nur die Symptome an-

gaben, ohne sich auf deren Ursache einzulassen, wurden von Gerichtswegen sieben bis acht der bewährtesten Aerzte von Paris, als Chaussier, l'Herminier, Laennec, Vauquelin, Segalas, Magendie, Barrel und Orfila zur möglichst genauen Prüfung des Obductionsberichts aufgefodert, um ihr Gutachten über die Frage abzugeben:

Ob alle oder einige, bei der Obduction des August Ballet an dessen Körper bemerkten Erscheinungen, welche mit Wahrscheinlichkeit auf eine Congestion des Gehirns schließen lassen, auch durch den Genuß irgend einer tödtlichen Substanz, namentlich des Emeticums, des essigsauren Morphiums und Strychnin (Alkaloide aus Krähenaugen) hervorgebracht sein können?

Alle zehn Aerzte gaben einstimmig folgende Antwort:

„Die Congestion des Gehirns und die andern an dem Körper des August Ballet beobachteten Erscheinungen, welche in dem Obductionsbericht erwähnt sind, findet man sehr häufig bei den Leichen solcher Personen, welche an gewissen Krankheiten verstorben sind. Dieselben Zerstörungen können aber verschiedene Gifte hervorbringen, unter welche wir Emeticum, essigsaures Morphium und Strychnin bringen müssen."

Das Resultat für den Proceß ist also: daß der Genuß des Emeticum und des essigsauren Morphiums dieselben Wirkungen hervorbringt, welche man an August Ballet's Körper wahrgenommen hat. Demnächst mußte sein Körper, wenn er durch Emeticum und essigsaures Morphium vergiftet worden, in dem Zustande sein, in welchem man ihn gefunden hat.

Auch sein Benehmen während der Obduction zeigt in Castaing nichts weniger als einen schuldlosen Menschen. Er verrieth eine große Ungeduld, das Resultat derselben

zu erfahren. Die ihn bewachenden Gendarmen ſuchte er durch Freundlichkeit und Einladungen zum Eſſen und Trinken zu gewinnen, um durch ſie Auskunft darüber zu erhalten; er bat und drang, ihm den Doctor Pelletan zu ſchicken, welcher bei der Obduction war. Als dieſer endlich kam, fragte er ihn: ob ſich bei der Eröffnung der Leiche etwas gefunden, was ihn beunruhigen könne? Als Georgeret und Raiſſon ihn beſuchten, kam er von ſelbſt auf die Wegſchaffung der Ausleerungen, und ſagte, Auguſt habe ſie verlangt, er für ſeinen Theil habe es nicht gewollt, da man doch nicht wiſſen könne, was geſchehen würde. Auguſt ſei an der Cholera oder am hitzigen Nervenfieber geſtorben. Späterhin auf ſeinem Transporte nach Paris fing er an, den Wahnſinnigen zu ſpielen, ſo geſchickt, daß die Aerzte ſelbſt an ihm irre wurden. Er wies alle Speiſen von ſich und trank ſeinen Urin, bis er der Sache überdrüſſig wurde. Von ſeiner Unruhe in den verſchiedenen Gefängniſſen und ſeinen Verſuchen, ſeine Mitgefangenen zu mittel- oder unmittelbarer Intervention bei den Apothekern zu gewinnen, iſt ſchon berichtet; denn er fürchtete vor Allem die Entdeckung, daß er in Paris Gift gekauft. Einmal äußerte er zu ſeinem Mitgefangenen Goupil, er wiſſe ein wenig ſchmerzhaftes Mittel, ſich den Tod zu geben, für den Fall, daß die Obduction für ihn nachtheilige Reſultate liefere.

In ſeinen Ausſagen vor Gericht kamen vielfache Widerſprüche vor, und tauſend kleine Züge, die zu ſeinem Nachtheil ausgelegt werden konnten, beſtritt er, obgleich ſie von den unverdächtigſten Zeugen bekundet wurden. Daß er alle Hauptanklagepunkte in Abrede ſtellte, verſteht ſich von ſelbſt, wenn er auch dadurch mit ſeinen eignen Eingeſtändniſſen in grellen Widerſpruch gerieth

und bald darauf die Thatsache einräumen mußte. So also erschien er auch durch die unsichere, lügenvolle Art, wie er bei der Instruction sich vertheidigte, nur um so mehr verdächtigt.

Dies der wesentlichste Inhalt der öffentlichen Anklage, welche zugleich die vollständigste Geschichtserzählung in sich begreift, auf die wir bei der folgenden Assisenverhandlung, zur möglichen Vermeidung von Wiederholungen, zurückgehen können. Sie ist vom 1. September 1823 datirt und vom Generalprocurator Bellart unterzeichnet. Die Assisen begannen am 10. November und schlossen am 17. November desselben Jahres.

Die Assisenverhandlungen in diesem berühmten Processe gewähren nicht das dramatische Interesse, welches den renommirten Criminalfällen der Franzosen in der Regel eine so pikante Würze gibt, daß sie europäisches Gemeingut wurden. Es fehlt an Katastrophen, an neuen Enthüllungen, Ueberraschungen, an entdeckten Intriguen während des Processes und an solchen Partien, welche das Gefühl der Zuhörer in beständiger Spannung erhielten. Die äußern Hebel, mit denen die strafende Gerechtigkeit den Schlangengang des Verbrechers allmälig ans Tageslicht hob, traten zurück gegen die innere Kraft der logischen Schlüsse, vermöge deren die Anklage zu ihrem Resultate kam. Diese gilt es vorzugsweise zu prüfen, die einzelnen Glieder der langen Kette zu schütteln, ob sie fest seien, und die Wucht der Gegenbeweise aushalten. Dem Verstande lag die Hauptarbeit fast allein ob, die Empfindung hatte wenig oder nichts damit zu thun, und die erschütternden Effecte fehlten sowol von Seiten der Anklage als der Vertheidigung.

Dagegen mußten von weither Thatsachen, oft die allergleichgültigsten, geringfügigsten herbeigezogen werden, um schwächere Glieder in der Hypothesenkette zu unterstützen, und die Vernehmung der Zeugen darüber mußte die Aufmerksamkeit oft zersplittern. So vorzugsweise gründlich dieser Proceß geführt wurde, leiden mithin die Assisenverhandlungen nicht allein an unendlichen Wiederholungen und einer nicht zu vermeidenden Langweiligkeit, sondern das Resultat ist, daß sie keine andern schlagenden Resultate hervorbrachten, als die in der Anklageacte aufgestellten Vermuthungen hie und da zu schärfen, in andern Theilen sie zu schwächen.

Somit ruht, wie schon vorhin angedeutet, die ganze Wucht und Bedeutung dieses Processes auf der Anklage selbst. Aus Dem, was vor den Assisen zur Sprache kam, ließe sich keine Geschichtserzählung des Falles bilden. Die Verhandlungen vor denselben sind nur das Accompagnement der Anklageacte, die wir nur deshalb in möglichster Vollständigkeit wiedergeben; und für uns und das Publicum, welches ein eigenes Urtheil sich bilden will, käme es nur auf die Beurtheilung der zwei Fragen an:

Verhalten sich die in der Anklage aufgeführten Thatsachen so, wie sie dort angegeben sind, oder werden sie durch den aufgenommenen Beweis erschüttert? und

Wenn sie richtig sind, muß man alsdann auch der logischen Schlußfolge des öffentlichen Anklägers beitreten?

Die Zeugen wurden in den Assisen bunt durcheinander vernommen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, unsere Leser historisch mit den Verhandlungen jeder einzelnen Assise zu ermüden, vielmehr glauben wir denselben zu genügen, wenn wir die Resultate derselben zusammenfassen, und hierbei die drei Anklagepunkte, so weit sich dies thun läßt, von einander trennen. Auch hierin

wird uns eine große Arbeit und den Lesern die Verdrießlichkeit erspart, unendliche Wiederholungen zu lesen, wenn wir im Thatsächlichen die Anklageacte zum Grunde legen, und in der Regel nur die Punkte hervorheben, wo sie durch die Zeugenaussagen oder andere Präsumtionen, welche zu Gunsten der Vertheidigung ausgesprochen wurden, an Kraft verlieren sollte.

Daß das pariser Publicum an diesem Processe den regsten Antheil nahm und der Andrang ungeheuer war, bedarf kaum erwähnt zu werden. Neunzig Zeugen saßen auf der Bank der Zeugen von Anbeginn des Processes an. Die berühmtesten Juristen waren darin betheiligt, Berryer Sohn und Rouffel als Castaing's Vertheidiger, Persil und Coche nahmen das Civilinteresse (der Schwester der Ballets, Madame Martignon) wahr und der Präsident der Assisen war Herr Hardouin.

Castaing selbst, der natürlich bei seinem Eintreten in Mitte der Gendarmen alle Blicke auf sich zog, erschien von mittler Statur und sorgfältig gekleidet. Sein Wesen war still und einnehmend; der Ankläger schilderte es später als gerade in der Art, wie man ihn im Schmerz verzehrt, und doch voll christlicher Fassung an den Leichenbetten beider Brüder gesehen habe, oder wie die leidende Tugend selbst.

Hat Castaing den Hippolyt Ballet vergiftet?

Diese eine Frage schließt drei Fragen in sich: 1) Ist er wirklich an ihm beigebrachten Gift verstorben? 2) Hat Hippolyt ihm dieses Gift beigebracht? 3) Welche Beweggründe konnten ihn dazu bewogen haben?

es uns geschenkt wie ein Almosen, ohne daß wir darum bitten in den Mund geworfen, und das Volk sperrt das Maul auf, und weiß nicht was es dazu sagen soll."

„Also so offenkundig steht das dort gedruckt?" sagte Jemand, „und in Schottland wollen sie den Papst auf den Thron setzen, den Wunden aller Märtyrer zum Trotz? Und darum kriegen die Nonconformisten Glaubensfreiheit, damit die Babylonier frei umherstolziren können?"

„Wollt Ihr Narren bleiben," rief der Hausirer, „aus dem Brunnen nicht zu trinken, wenn Ihr verdurstet, weil Euer Erbfeind auch daraus schöpft. Gott erhalte König Jacob, denn es ist ein vortrefflicher König, und nicht allein ein vortrefflicher König, sondern auch ein sehr schlauer König, und auch ein sehr vernünftiger König. Wie kurz hat er die protestantischen Secten gehalten, wie hat er sie gestriegelt, wie hat er den Männern der hohen Kirche freie Jagd auf sie gelassen, daß sie sich verkriechen mußten an der Welt Ende, wo die Sonne untergeht, und nun, wo sie froh wären ihr Leben zu behalten, kriegen sie obendrein Glaubensfreiheit." —

„Und das um nichts anders," sagte ein alter Mann, „als damit er seine Jesuiten aus ihren

Da die öffentliche Anklage mit der letztern Frage in so fern beginnt, als sie Castaing's Lebensgeschichte und seine gedrückten Verhältnisse vorausschickt, halten wir es für angemessen, auch hier diese Frage zuerst zu berühren. Castaing war in drückenden Vermögensverhältnissen, von seinem Vater erhielt er kaum so viel, um selbst anständig leben zu können, und er hatte außerdem, daß er Leidenschaften befriedigen und seinem Ehrgeiz fröhnen wollte, noch eine Geliebte, die ihm eine Familie zugebracht, deren Ernährung ihn in immer größere Noth, in ärgere Sorgen stürzte. So die Anklage.

Während der Verhandlungen wurde diesen Angaben kaum widersprochen, wenigstens sind keine Beweise dagegen zum Vorschein gekommen. Erst nach dem Schluß derselben trat Castaing's Vertheidiger, Roussel, mit der Erklärung hervor: daß die Familien- und Vermögensverhältnisse Castaing's ganz andere seien, als angegeben: vermuthlich weil Richter und Ankläger selbst keine genaue Kenntniß davon gehabt. Die Lage der Familie Castaing sei nicht ärmlich, sie nähere sich eher der Wohlhabenheit, und verschiedene ihrer Mitglieder hätten sich in der Justiz und in der Arzneikunde Ruhm und Vermögen erworben. Castaing's Vater, seit 18 Jahren General-Inspector der Gewässer und Wälder, beziehe einen Gehalt von 12,000 Francs, außerdem würfe ihm sein Grundbesitz jährliche Revenüen von 8000 Francs ab. Von seinen vier Kindern beziehe einer seit 15 Jahren als Regierungsinspector ein Einkommen von 5000 Francs und habe außerdem eine reiche Erbin geheirathet; ein anderer Sohn sei Capitain im Geniecorps. Armuth und Noth könnten also nicht die Motive gewesen sein, welche den Sohn zu einem Verbrechen der Art verleitet hätten.

Daß dieser Einwand erst beim Schluß der Verhand-

lungen und durch den Defensor zum Vorschein kam, scheint anzudeuten, daß der Angeklagte selbst darauf kein Gewicht legte. Es ist auch keine Beweisaufnahme darüber veranlaßt worden. Angenommen aber, die Data von dem relativen Reichthum des Vaters wären richtig, so schließen sie um deswillen nicht den wirklichen Nothstand des angeschuldigten Sohnes aus. Dieser ist durch die Briefe erwiesen. Sein Vater war mit ihm unzufrieden, er wollte ihm nichts geben, um seine Schulden zu befriedigen; Castaing selbst ist nie während der ganzen Verhandlungen dazu zu bewegen gewesen, anzugeben, wie viel er von seinem Vater jährlich erhalten, es war also vermuthlich eine so geringe Summe, daß er von derselben seine spätern großen Ausgaben und Schenkungen nicht bestreiten können; seine Mutter fand sich zu Schritten bewogen, zu Bittbriefen, ihrem Sohne zu Gunsten, zu denen eine angesehene Dame sich nur in der äußersten Noth entschließen wird. Castaing's Geliebte will der Defensor ebenfalls aus der Lage verzweifelnder Armuth reißen, indem er in geheimnißvoller Weise sagt: der bedauernswürdige Gegenstand seiner Leidenschaft gehöre zu den höhern Classen und genieße vom Staat ein Einkommen von 5000 Francs. Aber diese Einnahme schützte sie doch nicht vor der Noth, die sie ihrem Geliebten mittheilte, wie die Briefe aufs klarste ausweisen.

Sechshundert Francs, die er durch mehre Jahre, bis zum Ende Juni 1822, nicht erschwingen konnte, brachten Castaing an den Rand der Verzweiflung. Dies Factum steht unwiderlegt fest; denn sein Einwand: daß er die 600 Francs gleichsam aus Caprice nicht zahlen wollen, er habe die Sache aufs Aeußerste getrieben, in der Hoffnung, sich von einer Schuld loszumachen, die er nicht contrahirt habe; wenn er den Willen gehabt, hätte er

auch zahlen können, — wird durch seine eigenen und der Mutter Briefe widerlegt. Er war in Noth, und somit ist ein Motiv da, welches ihn zur verbrecherischen That bewegen konnte.

Eine andere Frage knüpft sich hieran: War Castaing ein Mann, zu dem man sich der That versehen konnte? Der Vertheidiger verwandelt nämlich die Geschichte mit den 600 Francs in einen Defensionspunkt. Wenn er in Noth darum war, so war er es nur eines Freundes willen, für den er sich in seiner Gutmüthigkeit verbürgt hatte. Auch scheint er sich uneigennützig als junger Arzt benommen zu haben, indem er seine meisten Patienten unentgeltlich behandelte, ja seine Patienten auffoderte, ihm noch andere Leidende zuzuweisen, die er gern, der Wissenschaft willen, umsonst behandeln wolle. Dies werden mehre junge Aerzte thun, und die leichtsinnige Verbürgung, ohne die Mittel zu haben, seinen Verbindlichkeiten nachzukommen, schließt nicht die Möglichkeit aus, ein Verbrechen zu begehen, um seinem Nothstande sich zu entziehen. Mehr ist von seinem frühern Leben nicht zur Sprache gekommen, als daß sein Vater die Hand von ihm abzog und die Mutter ihm im Briefe abscheuliche Handlungen vorwarf; zur weitern Beurtheilung seiner Moralität müssen die Thatsachen im Processe selbst den Stoff liefern.

War für ihn ein Beweggrund da, Hippolyt zu vergiften (angenommen, daß er sein Testament verkaufen wollen), und war er der Mann, fähig einer solchen That, was denn beweist, daß er ihn vergiftet hat?

Hippolyt starb unerwartet schnell bei einer Krankheit, welche, wäre sie ihren natürlichen Weg gegangen, noch mehre Monate hätte währen können. Die Krankheit ließ Symptome zurück, welche auch bei Vergiftungen

durch vegetabilische Gifte eintreten. Castaing beschäftigte sich gerade damals mit dem Studium der vegetabilischen Gifte, und hatte davon in seiner Wohnung einen ansehnlichen Vorrath. Endlich war Castaing während der letzten Tage Hippolyt's fast allein um ihn, und — sagt die Anklage — er hielt, obgleich er wußte, daß sein Freund sterben werde, dessen Schwester und Angehörige, die ein so nahes Interesse hatten, bei dem leidenden Bruder zu sein, durch nichtige Vorwände von ihm entfernt.

Castaing gibt in Bezug auf Letzteres an, daß Hippolyt seine Schwester nicht sehen wollen. Die Magd Victoire bestätigt dies, indem sie es aus dem Munde des Todten selbst gehört, der ihr gesagt, Niemanden, auch seine Schwester nicht, vorzulassen, weil das Sprechen seiner Brust nachtheilig sei. Castaing selbst wußte keinen Grund dafür. Allein dessenungeachtet ließ er die Schwester rufen, als es zum Schlimmen ging. Aber er rieth ihr ab oder, wie es heißt, widersetzte sich, daß sie zu ihrem Bruder hineinginge, weil dies den Kranken aufregen würde. Sie wollte ein seltsames Mittel anwenden, die Haube der Dienstmagd Victoire aufsetzen, und so sich hereinschleichen. Castaing wandte aber dagegen ein, ihr Bruder werde sie erkennen, da sie weit größer als Victoire sei. Statt aber dictatorische Macht auszuüben, um sie am Hineingehen zu verhindern, habe er sie vielmehr mit sammt der Dienstmagd Victoire in der Wohnung allein zurückgelassen, während er ausgegangen sei, um einen Krankenbesuch zu machen. Madame Martignon mußte dies vor den Assisen einräumen, sie habe aber, als Castaing fortging, mit Rücksicht auf seine Warnung nicht zu ihrem Bruder hineinzugehen gewagt.

Ein Mehres ist über diese eigenmächtige Gewalt, welche Castaing über den Sterbenden ausgeübt haben

sollte, nicht ermittelt. Dagegen sprechen beide Martignon'sche Eheleute, welche bei ihrem Interesse zur Sache eben nicht als vollgültige Zeugen gelten konnten, noch bei den Assisen davon, daß Hippolyt am 3. October, nachdem Castaing ihm Tages zuvor Blutegel gesetzt, sich heftig übergeben habe. Von da ab habe man eine fliegende Röthe auf seinem Gesichte bemerkt. Die Magd Victoire bezeugte dies Erbrechen, es kam aber, nach ihrer Meinung, aus einem verdorbenen Magen.

Bei der wichtigsten Frage: ob Hippolyt wirklich an ihm beigebrachten Gift verstorben? geben die Mehrzahl der Aerzte vor den Assisen kein anderes Urtheil ab, als es summarisch in der Anklageacte erscheint.

L'Herminier, welcher den Kranken behandelt, fielen die Symptome, die er in letzter Zeit bemerkte, nicht auf, da Hippolyt einem gewissen Tode entgegenging; dennoch hatte er nicht geglaubt, daß der Tod so rasch erfolgen würde. Sein Gutachten war: der Tod kann durch einen Brustanfall im Laufe der Schwindsucht verursacht sein, ein Zufall, der häufig bei dieser Krankheit vorkomme; doch können auch die in der Obductionsverhandlung aufgeführten Umstände durch vegetabilisches Gift verursacht sein.

Segalas, der Hippolyt ebenfalls behandelt, erklärte: Es ist evident, daß er in Folge eines Brustanfalls gestorben ist; die Ursache dieses Brustanfalls zu bestimmen, erlaube ich mir nicht. Unmöglich aber, erklärte er auf des Präsidenten Frage, erscheine es ihm doch nicht, daß diese Symptome durch den Genuß von Gift verursacht sein könnten.

Der Arzt Laennec fand, nach den aufgenommenen Verhandlungen über die Obduction, darin die augenscheinlichen Spuren eines Schlagflusses, welcher bei der

Schwindsucht wol eintreten konnte. Doch könnten dies auch Zeichen einer Vergiftung sein, denn alle Gifte, von welcher Gattung sie auch wären, verursachten eine Congestion des Blutes, welche den Tod herbeiführte.

Dem Doctor Petit, welcher den Krankheitsgang beobachtet, schien der Tod gegen den natürlichen Verlauf der Lungenschwindsucht gekommen zu sein; doch traten wol zuweilen Zufälle ein, welche den Tod beschleunigen. Nach den Obductionsverhandlungen bemerkte er Anfälle, welche aus dem natürlichen Gange einer bloßen Brustkrankheit nicht hervorgehen können, und hielt es für möglich, daß sie durch Gift hervorgebracht worden.

Ein Mehr ist über diesen Punkt nicht ermittelt worden. Er lag zu einer weitern Untersuchung zu entfernt. Daß schon gleich nach Hippolyt's Tode der Verdacht einer Vergiftung obgeschwebt, wird nirgend angedeutet.

Die zweite Hauptfrage ist: hat Castaing Hippolyt's Testament, in Lebret's vorgeschütztem Namen dem August Ballet für die 100,000 Francs verkauft?

Castaing mußte einräumen, daß er um einen Testamentsentwurf gewußt, nach welchem Hippolyt seinen Bruder nur schlecht bedacht, dagegen seine Schwester zur Universalerbin eingesetzt habe. Von einem wirklichen Testamente wollte er aber eben so wenig wissen, als von den darauffolgenden Verhandlungen zwischen ihm und August. Er leugnete, August von 80,000 Francs etwas gesagt zu haben, welche dem Lebret für Herausgabe des Duplicates geboten worden, und eben so unbekannt waren ihm die Schritte, welche August oder er gethan, um das Testa-

ment für 100,000 Francs von Lebret zu erhalten. Es kam daher in diesem Punkte vorzugsweise auf die Kraft der oben angegebenen Zeugenaussagen, den Brief August Ballet's an Prignon und den Umstand an, daß Castaing im Besitz der 100,000 Francs bald nach Hippolyt's Beerdigungstage sich befand.

Hippolyt hatte ein wirkliches Testament gemacht, keinen bloßen Entwurf, welches zum Vortheil der Madame Martignon war. Alle in der Anklage genannte Zeugen haben dies aus August's und Castaing's eigenem Munde mit den bestimmtesten Worten gehört. Außerdem weiß es Hippolyt's Magd Victoire; Hippolyt hatte es ihr am Tage vor seinem Tode gesagt.

Er hatte dieses Testament auch zerrissen an demselben Tage. Victoire bekundet auch diesen Umstand. Sie hatte später von August, weil sie angeblich in dem Testament mit 2000 Francs bedacht gewesen, die Summe von 1000 Francs als Abfindung erhalten. Dem Castaing, sagte Victoire, habe Hippolyt seine Taschenuhr und seinen Diamantring vermacht. Der Doctor habe Beides aber nicht genommen, sondern erst später von den Erben ausgehändigt erhalten.

Castaing hat das Duplicat dieses Testamentes an den verstorbenen August Ballet verkauft. Ueber das Wie liefert die Anklage eine künstlich zusammengestellte, aber wohlmotivirte Geschichtserzählung, die freilich nur auf Vermuthungen begründet ist, aber Vermuthungen, die von selbst aus den Thatsachen entspringen und durch die Aussagen der verschiedensten Zeugen bekräftigt werden. Es würde eine unnütze Weitläufigkeit sein, aus den vor den Assisen abgelegten Zeugnissen die ganze Erzählung noch einmal niederzuschreiben. Wir verweisen unsere Leser deshalb auf die betreffenden Seiten in der Anklage

und auf die in derselben bereits in ihrer Wesenheit aufgeführten Zeugenaussagen. Nur wo sie abweichen im Mehr oder Weniger, werden wir sie hier aufführen.

Die Hauptzeugin ist hier die Schauspielerin Percillie, die intime Vertraute des verstorbenen August, die um alle seine Angelegenheiten wußte. Castaing führt gegen ihre Glaubwürdigkeit an, daß sie ihm nicht gewogen gewesen, außer Anderm, weil er aus Freundschaft zu August einst den kitzlichen Auftrag übernommen, das zwischen ihr und August obwaltende Verhältniß zu kündigen. Er hat diesen Umstand nicht beweisen können. Aus den Verhandlungen geht allerdings hervor, daß die Percillie schlimm auf Castaing gestimmt war, und sogar leise Ahnungen Hinsichts seines üblen Willens schon früher gehegt. So will sie einst, als August sich die Hand verletzt und Castaing ihm einen Umschlag verschrieb, ihren Freund gewarnt haben, daß er das Mittel nicht gebrauchen solle, denn Castaing werde die Veranlassung zu seinem Tode werden. August's Magd will dies selbst von ihrem Herrn gehört haben. Indeß läßt sich schwer annehmen, daß die Seele einer gefälligen pariser Schauspielerin mit solchem Haß gegen einen jungen Mann, der ihr nichts Aergeres gethan, solle erfüllt gewesen oder geblieben sein, um durch eine falsche Aussage ihn dem Richtbeil zu überliefern.

Die Percillie bekundete Alles, wie es in der Anklage steht, was Castaing und was August zu ihr über die 80,000 Francs und die 100,000 Francs geäußert. Als man sie fragte, welchen Eindruck die Nachricht von August's Tode auf sie gemacht, antwortete sie: „Sie erschreckte mich; doch wunderte ich mich nicht darüber, als ich erfuhr, daß Castaing um ihn sei.“ Zu August hatte sie früher gesagt, als sie von der Unterdrückung des Testamentes

sprachen, zu welcher Castaing ihm gerathen: „Das ist ein abscheulicher Rath. Wissen Sie, daß dieser Sie auf die Galeeren bringen kann. — Ein solcher Rath kann nur von einem Menschen kommen, der —." Sie wollte das Uebrige nicht aussprechen. Uebrigens wisse sie, daß Castaing immer bemüht gewesen, August von ihr zu entfernen, weil er von dieser ihrer Ansicht erfahren. Seit dieser schlechten Testamentsgeschichte könne sie allerdings nicht leugnen, ein Vorurtheil gegen Castaing gefaßt zu haben.

Prignon's Aussage über die Auszahlung der 100,000 Francs aus der Bank, und daß August die Rolle dem Castaing mit den Worten gezeigt: „Hier sind die 100,000 Francs", so wie über August's spätere Klage zu ihm, daß er die 100,000 Francs, um der Erbschaft willen, sogut wie zum Fenster hinausgeworfen, stimmt genau mit der Anklageacte. Auch hatte August später einmal zu ihm gesagt, als eine Landpartie projectirt wurde: er wünsche, daß Prignon mitginge; er wäre nicht gern allein um Castaing. Nur aus Rücksichten zu seinem Bruder sei er genöthigt, ihn zu sehen.

Der Neger Johann blieb auch in den Assisen bei der Aussage, daß, als sie auf der Fahrt von der Bank vor Lebret's Hause hielten, Castaing nicht ausgestiegen sei, wol aber sein Herr, und ungefähr eine Viertel- oder halbe Stunde im Hause geblieben sei; eine Aussage, die allerdings zu der Geschichte nicht stimmt. Uebrigens sagte Johann: daß sein Herr in der letzten Zeit ungemein finster und zurückhaltend gewesen sei.

Lebret bekundete, was wir bereits wissen. Er hatte in seinem Hause genaue Erkundigungen eingezogen, ob Castaing am 8. October vielleicht doch dort gewesen; aber weder der Portier noch sonst Jemand hatte ihn gesehen.

Man glaubte zu ermitteln, daß er gerade eine Stunde nach dem Frühstück sich werde eingefunden haben, eine Zeit, wo Lebret in der Regel ausging.

Raiffon, Auguſt Ballet's Freund, erzählte gleichfalls alle Umſtände, welche auf die Unterdrückung des Teſtaments Bezug haben, die ihm von ſeinen Freunden anvertraut waren. Sie ſtimmten mit der Anklage und den Ausſagen der Percillie vollkommen überein. Auguſt hatte ihm ſogar das Siegel des vernichteten Teſtaments übergeben. Ganz ebenſo ſagte der Studioſus Briant aus, Auguſt's ſehr vertrauter Genoſſe.

Der Brief, den Auguſt aus dem Leichenhauſe an Prignon um die 100,000 Francs geſchrieben, ein unbezweifeltes Document, ſpricht eine ſo beredte Sprache, wie nur irgend eine Zunge in dieſer Angelegenheit.

Aber noch ſprechender iſt der Umſtand, daß Caſtaing bald nach dem 8. October in Beſitz einer Summe von 100,000 Francs und noch darüber war, ein Beſitz, den er früher leugnete, für den er aber nachher keine Quelle nachweiſen konnte. Auguſt hatte ihm nichts geſchenkt, er miſtraute ihm vielmehr, wie die mehren Zeugen mit Beſtimmtheit ausſagen. Er muthmaßte freilich auch nicht, daß Caſtaing die 100,000 Francs für ſich genommen; aber ausgegeben hatte er ſie, ſein Vermögen war gerade um dieſe 100,000 Francs geringer, aber auch nur um dieſe 100,000 Francs. Dieſe 100,000 Francs waren verſchwunden, Lebret hatte ſie nicht; aber Caſtaing beſaß ſchon am 11. October eine gleich große Summe und in der Art, wie er den Beſitz zu verbergen ſuchte, indem er ſie theils haſtig, ohne gehörige Vorſicht auslieh, theils Papier und Renten kaufte, ohne daß ſie auf ſeinen Namen eingetragen werden ſollten, verrieth er zu deutlich, daß er fürchtete, vor den Leuten als Beſitzer dieſes großen

Schlupfwinkeln hervorziehn kann. Wie schon sein Beichtvater, daß Gott erbarm, der Vater Peter in den Geheimerath gekommen ist."

„Still, still!" ermahnte der Hausirer. „Der Vater Peter ist ein frommer Mann und ein sehr mächtiger Mann, und es war ihm nie darum zu thun Puritaner und Antibaptisten und Quäker zu schinden, er bat immer nur für Papisten beim Könige. Ich würde nie gegen ihn sprechen, und nie gegen die frommen Jesuiten, die sich jetzt Kapellchen bauen, kleine, kleine Kapellchen in dem großen London, so bescheiden, und sind doch so mächtige Männer! Bedenkt doch, es kostete ja dem Könige gar nichts, wenn er sagte: Ihr sollt in die Paulskirche ziehn, und wer weiß es kommt auch dazu." —

Da der schlaue Mann hier mit einem bedenklichen Gesichte inne hielt, mußte die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer nur noch mehr gereizt werden. Man drängte sich um ihn, in der Erwartung, er werde unerhörte Dinge berichten, Lower aber fragte nach seiner Zeche als wolle er die Schenke verlassen. „Was wißt Ihr?" „Was wird es denn geben?" — „Was kommt denn?" rief man durcheinander. Er schnallte sein Ränzel langsamer zusammen.

Vermögens zu erscheinen. Die Gründe, welche er für diese Heimlichkeit angibt, sind eben so wenig Stich haltend, als er im geringsten darzuthun oder auch nur wahrscheinlich zu machen gewußt hat, daß August diese große Summe ihm freiwillig geschenkt habe.

Noch während der Assisen tauchte der Verdacht eines neuen Verbrechens auf, welches mit diesem zweiten Hauptpunkte in nächster Beziehung stand — eines Diebstahls an der Hinterlassenschaft Hippolyt Ballet's.

Der Kaufmann Martignon, der Schwager beider Brüder, hatte deponirt, daß man nach Hippolyt's Tode bei Durchsuchung des Schrankes wenig Geld gefunden. Man habe sich darüber verwundert, da Hippolyt noch wenige Tage vor seinem Tode gesagt, daß er so viel Geld bei sich habe, um die Rechnung eines Tapezierers im Betrage von 6000 Francs zu bezahlen. Das Zeugniß des Tapezierers bestätigte diesen Umstand.

Der oft genannte Lebret bekundete in Bezug hierauf, er sei bei Eröffnung des Schrankes zugegen gewesen. Es hätten sich aber nur 700 Francs gefunden, obwol man gewußt, daß Hippolyt eine Summe von 10,000 Francs erhoben, um eine Schuld zu bezahlen; Hippolyt sei aber nie verschwenderisch gewesen; im Gegentheil habe er sehr eingeschränkt gelebt; er, der Zeuge, habe keinen bessern Menschen gekannt. Auch habe man sich verwundert, keine Bücher bei ihm zu finden, da er doch dergleichen besitzen mußte; denn eine Buchhändlerrechnung von 150 Francs sei erst nach seinem Tode präsentirt worden. Castaing hatte damals, als man Anstand nahm, sie zu bezahlen, die Summe vorgeschossen. In einem Briefe an Martignon, in welchem er um die Rückzahlung bat, kam folgende merkwürdige Stelle vor: „Wenn ich ein Interesse

beabsichtigt hätte, so hätte ich Vieles thun können, woran ein rechtlicher Mann nur mit Unwillen denken kann."

„Sie waren doch in Bezug auf August nicht so gewissenhaft" bemerkte der Präsident bei dieser Gelegenheit zum Angeschuldigten.

Der Zeuge Raisson erinnerte sich eines Gesprächs, welches er bald nach Hippolyt's Tode im Garten vom Luxembourg mit August gepflogen. August sprach sehr unverholen seine Verwunderung darüber aus, daß Castaing spanische Bons gekauft habe, da er doch kein Vermögen besitze. Er äußerte dabei geradezu den Verdacht, daß Castaing das Geld aus Hippolyt's Secretair entwendet habe, da man nichts gefunden, und es doch eigentlich finden müssen.

Noch ein Umstand, welcher auch erst während der Assisen zur Sprache kam, verstärkte diesen Verdacht. Im Anfang hatte man Castaing's unbegreiflichen Vermögensstand auf gerade die 100,000 Francs geschätzt, um welche August betrogen worden; nämlich 30,000 Francs seiner Mutter, 4000 Francs seiner Geliebten gegeben und 66,000 Francs in fremden Papieren oder Renten niedergelegt. Aber der Wechselagent versichert, daß er nicht nur für 66,000 Francs Papiere für ihn gekauft, sondern gerade für die volle Summe von 70,000 Francs, was auch Castaing selbst eingestand. Die 30,000 der Mutter gegeben, und die 70,000 Francs in Papieren füllten also allein schon die fehlenden oder fraglichen 100,000, die Castaing als Remuneration für seine Großmuth von August erhalten haben wollte. Es fragte sich nun: woher die andern 4000 Francs, die er der Geliebten gegeben?

Aus meinen Ersparnissen, sagte Castaing, ohne sie näher angeben zu können. Wie es aber mit diesen Ersparnissen aussah, ist hinlänglich aus dem Vorangeben-

ten bekannt. So erwuchs der Verdacht, daß er gerade dieſe Summe aus Hippolyt's Schranke nach, oder kurz vor deſſen Tode ſich diebiſcher Weiſe angeeignet. Bei der überwiegenden Gewalt der andern Anſchuldigungen, ſcheint man dieſe, welche ein neues Verbrechen umfaßte, fallen gelaſſen zu haben. Wenigſtens formirte der Ankläger deshalb keinen neuen Antrag.

Auguſt Ballet's plötzlicher Tod in St. Cloud iſt der dritte Anklagepunkt.

Die Geſchichte der Reiſe nach St. Germain und darauf nach St Cloud, die am 29. Mai erfolgte, gibt Caſtaing ungefähr eben ſo an, wie ſie in der Anklage erzählt iſt. Von einer vorangehenden Erkältung zwiſchen beiden Freunden wollte er nichts wiſſen; nur daß ſie ſich in der letztern Zeit, weil Verwandte nach Paris gekommen, weniger geſehen hätten. Von Auguſt's Vorhaben, ſein Teſtament zu machen, hatte er gewußt, er hätte ihm darüber ſeine Verwunderung ausgedrückt, da er ja vollkommen geſund war; Auguſt aber habe erwidert: da er Vater, Mutter und Bruder ſo plötzlich habe ſterben geſehen, habe ihn der Gedanke ergriffen, daß er auch von einer heftigen Krankheit afficirt ſei. Auguſt habe ſeine Vermuthung ausgeſprochen, daß es dieſelbe ſein möge, an der ſeine Mutter gelitten, und ſich deshalb über ſeinen Hals beklagt. Bei einem ſtarken Schnupfen habe Auguſt übrigens, wie er ihm geſagt, Blut ausgeworfen. Auch habe er ſich vor der Reiſe nach St. Cloud über Schwere des Kopfes beklagt.

Eine Angabe über Auguſt's Geſundheitszuſtand in

dieſer Art machte Caſtaing bei den Aſſiſen zum erſten Mal. Im Laufe der Inſtruction hatte er nichts vom Blutauswerfen geſagt. Die Erklärung war jetzt ſo künſtlich eingerichtet, daß Diejenigen und er ſelbſt gerechtfertigt ſchienen, welche von Auguſt's vollkommener Geſundheit geſprochen, und ſie doch zugleich in der gefährlichen Dispoſition eine Hinterthür ließ, welche, genährt durch eigene Einbildung, einem plötzlichen Tode das Wunderbare nahm. Ueber Auguſt's Geſundheit berichten übrigens andere Zeugen, daß er blühend und wohl geweſen, bis er nach St. Cloud abreiſte. So ſagt Lebret: daß er ihn einige Tage vorher vollkommen wohl geſehen; nur über Halsſchmerzen habe er geklagt. Er, Lebret, ſei darauf mit ihm zum Arzt Dubois gegangen, der aber erklärt hätte, das habe nichts zu bedeuten. Auguſt's Wirthſchafterin, Duret, verſichert, er habe vortrefflich bei der Abreiſe ausgeſehen, und Caſtaing ſelbſt habe da zu ihm geſagt: „Du ſiehſt ja wie ein Prinz aus.“ Auguſt's Kutſcher verſicherte, er habe ihm ſehr geſund geſchienen, und ſei ſingend aus dem Stall gegangen.

Ein Zeuge, der ſeiner Verwandtſchaftsverhältniſſe wegen eher zur klagenden Partei gehörte, brachte jedoch, wiewol erſt vor den Aſſiſen, einen Umſtand vor, welcher in Bezug auf Auguſt's Geſundheitszuſtand einige Zweifel erregen konnte. Martignon's Sohn, Theodoſius, war, wie ſich nachher ermittelte, am 27. Mai 1823 mit Auguſt Ballet in der Porte St. Martin bei einer Vorſtellung Mazurier's geweſen. Sie ſprachen über Teſtamente. Auguſt, der traurig ſchien und das Geſpräch darüber angefangen, ſagte zu ſeinem jungen Verwandten: „Wenn ich mein Teſtament mache, werde ich Ihnen etwas hinterlaſſen, und wenn Sie das Ihrige ändern ſollten, ſchreiben Sie einige Zeilen für mich hinein.“ Beide lach-

ten, Auguſt aber beklagte ſich über Halsſchmerzen, er fürchte, wie ſeine Mutter, an der Bräune zu ſterben. Der Zeuge glaubte von ihm gehört zu haben, daß er einige Mal Blut ausgeworfen, und glaubte es ſelbſt ein Mal geſehen zu haben.

Wenn dies einerſeits ein gültiges Zeugniß dafür wäre, daß Auguſt wirklich an einer gefährlichen Krankheitsdispoſition gelitten, ſo ſpricht es anderſeits dafür, daß Auguſt ſein Teſtament noch nicht gemacht hatte, es erſt machen wollte (vielleicht zwei Tage ſpäter) und der 1. December 1822 unter ſeinem Teſtament antedatirt geweſen.

Ueber die Beſprechung mit Malaſſis, wegen eines zu machenden Teſtamentes und über die Depoſition des Auguſt Ballet'ſchen Teſtamentes bei jenem am 29. Mai räumte, wenngleich in unbeſtimmten Ausdrücken, Caſtaing Das ein, was die Anklage beſagt.

Als Zweck der Reiſe gibt er an, daß Auguſt eine Sommerwohnung miethen wollen. Nach der Ausſage der Wirthſchafterin Duret, hatte ihr Herr, Auguſt Ballet, zu ihr geſagt, Caſtaing habe ihm den Vorſchlag gemacht, über Land zu gehen. Er habe ihr übrigens geſagt, daß er am Freitag oder Sonnabend wiederkommen wolle; ſo ſagte auch der Kutſcher aus. Die Wohnung, welche Auguſt in St. Germain beſehen, ſtand ihm nicht an. Darauf wären ſie über Paris nach St. Cloud gegangen; jedoch erſt Abends um 8 Uhr. Weshalb ſie die Landkutſche genommen, da Auguſt eigene Wagen und Pferde hatte, auch weshalb er keinen von ſeinen Dienern mitgenommen? wußte Caſtaing nicht anders zu beantworten, als damit, daß Auguſt es ſo gewollt. Der Kutſcher des Letztern bekundet indeß, daß eines von den drei Pferden eine Wunde gehabt, und daß ſein Herr gefürchtet, es werde zu ſehr angeſtrengt werden.

Auch die Geſchichte der zwei Schreckenstage in St. Cloud ſtimmt in den allgemeinen Zügen mit der in der Anklage enthaltenen, nur daß Caſtaing theils der einzelnen Data ſich nicht ſo beſtimmt entſann, zweifelhaft bei andern antwortete, und begreiflicherweiſe ſo viel als möglich Wendungen ſuchte, um ſich unſchuldig darzuſtellen. So ſollte Auguſt den Zucker, er wollte die Citronen gekauft haben; als Grund führte er zuerſt an, daß Auguſt gemeint, man werde den Glühwein nicht, wie er es liebe, im Gaſthofe bereiten; ſpäter, es ſei geſchehen, weil Auguſt (ein Verſchwender!) gefürchtet, man werde hier den Glühwein zu ſtark ankreiden! Auguſt ſelbſt habe Citronen und Zucker in den Glühwein gethan, und zwar während er zu dem kranken Bedienten hinaufgegangen ſei. Zu dem ſei er aber hinaufgegangen, weil die Wirthin, Madame Cornaille, ihn darum erſucht; jedoch nur der Wiſſenſchaft willen, da er gehört, daß der Kranke ſchon einen Arzt habe. Nachher habe er ſelbſt von dem Glühwein getrunken, und zwar eine Taſſe voll (es hat den Anſchein, daß der Glühwein in einer Theekanne gebracht worden). Auf Auguſt's Frage, wie er ihn finde, habe er geantwortet: „Gut"; Auguſt aber habe ihn „für zu herbe, oder zu ſauer" erklärt.

In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend hatte, wie wir wiſſen, von allen in St. Cloud Lebenden nur Caſtaing von den Hunden und Katzen gehört, die ſeinen Freund nicht ſchlafen gelaſſen. Obgleich Auguſt am frühen Morgen klagte und im Bett bleiben mußte, weil die Füße ihm geſchwollen wären und er die Stiefeln nicht anziehen könne, brach er doch ſchon um 4 Uhr auf, um — Gift aus Paris zu holen, mit welchem er die läſtigen Thiere tödten und — phyſiologiſche Verſuche mit ihnen im Gaſthaus von St. Cloud (wo er nichts von Inſtru-

menten und Apparaten hatte), anſtellen wollte! Dieſe letztere, ſeltſame Erklärung gab er erſt vor den Aſſiſen ab. Zum Eingeſtändniß, daß er nicht im boulogner Hölzchen ſpaziert ſei, wie er früher hartnäckig behauptet, ſondern nach Paris gefahren und dort Gift gekauft, war er, wie geſagt iſt, gebracht worden, nachdem er ſich deshalb gegen den Mitgefangenen Goupil verrathen hatte! Er erklärte, nur wegen des Verdachtes, der ſich gegen ihn erheben könne, habe er die Fahrt nach Paris verſchwiegen. Aus dem nahen Boulogne habe er das Gift nicht geholt, weil er nicht gewußt, daß dort eine Apotheke ſei. Zur Entſchuldigung, weshalb er die Ausſage erſt jetzt mache, führte er etwas noch Merkwürdigeres an: Ballet, der kranke Auguſt, habe verlangt, mit ihm an den Cadavern der vergifteten Thiere zu experimentiren, und da das ſeinem Herzen keine Ehre gemacht, habe er es bis da verſchwiegen!

Bei zwei verſchiedenen Apothekern, erklärte Caſtaing, ſei er nur um deshalb geweſen, weil er ſich zuerſt nur Morphium (bei Chevalier) geben laſſen; auf dem Rückwege erſt ſei ihm eingefallen, auch Emeticum zu kaufen, worauf er bei Robin eingetreten wäre. Ihm ward nachgewieſen, daß er früher die umgekehrte Ordnung angegeben. Ebenſowenig wußte er eine genügende Erklärung dafür, weshalb er nicht in ſeiner Eigenſchaft als Arzt das Gift gefodert, ſondern ſich für einen Commiſſionair ausgegeben? Von dem eſſigſauren Morphium, was er in ſeiner Wohnung vorräthig gehabt, hätte er um deswillen nicht geholt, weil gerade ſein Bruder dort zum Beſuch geweſen und dies ein ſehr langes Verweilen veranlaßt haben würde.

Fortwährend behauptete er, nach ſeiner Rückkehr nach St. Cloud warme Milch gefodert zu haben; ein Be-

dienter habe sie eingegossen und er selbst davon getrunken. August habe darauf nach dem Genuß sich verschiedene Mal übergeben, und dabei Galle und etwas Schwarzes ausgeworfen. Die Ausleerungen wegzugießen, habe er nicht befohlen, sondern nur sie zu entfernen.

Nachher sei er selbst hinausgegangen, um nach einem Arzt zu fragen, und habe bei dieser Gelegenheit die Substanzen (das Morphium in einer Flasche; wozu er die Hälfte des Emeticums geschüttet haben will) in den Abtritt geworfen, weil er überlegt, „wie sonderbar die Umstände zusammenträfen". Bei der gründlichsten Nachsuchung hat man diese Flasche indeß nicht gefunden. Auf die Frage, wie er zu solchen bösen Ahnungen gekommen, da damals noch Niemand an eine Vergiftung denken können, erwiderte er: „Der beste Kopf bedenkt im Andrange so trauriger Umstände nicht Alles."

Der Arzt Pigache hatte bei seinem ersten Besuche Limonade und Bähungen des Leibes verschrieben; Castaing hatte sie nicht angewandt, weil August angeblich nur Zuckerwasser trinken wollen. Pigache wollte später mit einem zweiten Aderlaß fortschreiten. Castaing behauptete aber, der Arzt selbst habe gesagt, er befürchte, daß der Kranke dabei seinen Geist aufgeben könne; worauf er nur erwidert: die Sache sei delicat, und er wage nicht, ihm einen Rath zu ertheilen. Er mußte einräumen, später zu ihm gesagt zu haben: es werde sich kein Arzt aus Paris nach St. Cloud bemühen, besonders für eine ganz unbekannte Person. Einst darüber von den Richtern zur Rede gestellt, warum er in dringender Gefahr sich nicht selbst nach Paris begeben, da es ihm leichter geworden wäre, einen berühmten Arzt zur Reise nach St. Cloud zu bewegen, entschuldigte er sich damit, daß er den Kranken nicht verlassen wollen. Man erwiderte

ihm, daß er mit seinem Fortgehen sonst nicht so gewissenhaft gewesen. Er wußte darauf nichts Anderes zu erwidern, als daß er die Ueberzeugung gehabt, es werde kein Arzt mit ihm gehen.

Castaing wollte anfänglich die Krankheit August's allerdings für eine Art Cholera angesehen haben; später glaubte er, daß das Gehirn afficirt sei. Möglich sei, daß die ziemlich ernsthafte Unannehmlichkeit, die er mit Demoiselle Percillie gehabt, und die Nothwendigkeit einer Trennung von ihr einen entschiedenen Einfluß auf seine Krankheit geübt habe.

In den übrigen Umständen weicht Castaing's Aussage vor den Assisen nur unerheblich und mit den oben bemerkten Variationen von dem Bericht der Anklage ab. Neu ergab sich aus seiner Aussage, daß er mit dem Gift schon auf dem Rückwege eine Mischung vorgenommen hatte. Befragt, weshalb er damit nicht bis zur Ankunft in den Gasthof gewartet, lautete seine Antwort, er sei zu begierig gewesen, die Wirkung zu sehen, welche die Mischung beider Substanzen hervorbringen würde.

Auch die vielen über die Vorfälle in St. Cloud vernommenen Zeugen brachten nichts an den Tag, was noch mehr Licht auf die Schattenseite werfen konnte, insofern es dessen überhaupt nach dem Ermittelten und schon Eingeräumten bedurft hätte. Man ging bis auf die kleinsten Details zurück und bis auf solche Zeiterinnerungen über Stunde und Minute dieser und jener gleichgültigen Handlung, wo das Gedächtniß unmöglich noch treu sein kann. Aber wäre es auch treu gewesen, so konnte kaum mehr ermittelt werden, als schon in der Verbindung aller Indicien vorlag, insofern nicht Jemand den Angeschuldigten im Augenblick selbst belauschte, wo

er das Giftpulver ins Glas schüttete; ein Fall, der vielleicht noch bei keiner Criminalgeschichte sich ereignete.

Die sehr vollständige und zusammenhängende Deposition des Arztes Pigache ist insofern noch beachtenswerth, als derselbe bei seinen ersteren Besuchen am Sonnabend (31. Mai) wenig Gefährliches in August's Zustand entdeckt haben will. Er gab ihm nur Beruhigungsmittel und widersetzte sich allein um deswillen seinem Verlangen, nach Paris zurückgeschafft zu werden, weil er sehr stark ausdünste. Auch Castaing hatte ihm erklärt, daß er keine Gefahr in dem Zustande sehe. Beiläufig bemerkte übrigens Pigache, daß er von Anfang an geschlossen, daß Castaing's medicinische Kenntniß nicht weit her wäre, weil er zuerst die Krankheit für einen Choleraanfall gehalten. Als er Abends um 11 Uhr wiedergerufen wurde, mit dem Bemerken, daß man glaube, der Kranke werde die Nacht nicht überleben, und er ihn in einem völlig veränderten furchtbaren Zustande fand, erklärte Castaing, derselbe sei sogleich nach dem von Pigache ihm verordneten Tranke eingetreten. Der Trank konnte die Wirkung nicht verursacht haben, wie die Zersetzung des Restes schon herausstellte. Jetzt drang Pigache darauf, Aerzte aus Paris zu berufen; Castaing aber erwiderte, das Schreiben sei unnütz, denn kein Arzt werde auf sein Schreiben allein kommen. Er ließ August darauf zur Ader, was dem Kranken anscheinend Erleichterung verschaffte; aber auf Castaing's Anlaß unterblieb der zweite Aderlaß. Pigache schrieb darauf selbst an die pariser Aerzte Pelletan und Cloquet, von denen der Erstere am nächsten Morgen gegen 7 Uhr ankam, und machte demnächst dem Maire von St. Cloud von dem Vorfalle Anzeige, weil ihm die Krankheit keine gewöhnliche schien, eine Anzeige daher nöthig wurde und — Castaing ihm gesagt, daß er An-

„Was es geben wird, du lieber Gott ich weiß es nicht, mir vertrauen's die Geheimen Räthe nicht, ich bin nicht katholisch. Aber Kinder, das sage ich Euch, wenn die Nichtconformisten jetzt politisch wären, so kriegten sie Oberwasser.“ — Leiser flüsterte er, einige der Gäste näher an sich heranziehend: „Die Herren von der hohen Kirche sind lange genug mit dem Strome geschwommen, sie haben ihren Lohn weg, und daß der König ihrer überdrüßig ist, ist klar wie das Sonnenlicht. Sie mochten wohl lespeitschen auf Euch, aber nun da es gilt sich selbst bücken und beugen, stehn sie stramm da, daß es ein wahres Aergerniß ist für solchen frommen König. Wer mag auch gern seine fetten Pfründen verlieren, daß sie ein Bettelmönch aus Italien auffschnappt! Greift Ihr zu Leute und Ihr kriegt Eure grausamen Feinde herunter, wie schon jetzt die Quäker am Hofe lieb Kind sind.“

Der alte Mann schüttelte den Kopf: „Das sind des Satans Werke, daß er Uneinigkeit aussät. Haltet zusammen, wer protestantisch ist, so kann der Erbfeind aus Rom niemals einbrechen.“

Es schienen nicht alle einer Meinung zu sein. Die erlittenen Bedrückungen hatten unter den meisten Presbyterianern einen Eindruck hinterlassen,

guſt's Universalerbe ſei. Wann? vermißt man in Pigache's Ausſage.

Für Caſtaing ſcheint zum Theil in Pigache's Ausſage der Umſtand zu ſprechen, daß auch der St. Clouder Arzt bis zum Abend des Sonnabend die Krankheit für nicht gefährlich hielt, ſich deshalb auch nicht wunderte, daß Caſtaing, als Arzt, am Morgen die Ausleerungen ohne Unterſuchung fortgießen ließ.

Caſtaing hatte ſich das Recept des Trankes, welchen Pigache verordnet, aus der Apotheke zurückholen laſſen und es in ſeiner Brieftaſche verwahrt, was gegen das gewöhnliche Verfahren iſt. Caſtaing erklärte, es ſei geſchehen, um zu wiſſen, wie der Trank eingegeben werde. Der Richter ſtellte aber die Vermuthung auf, es ſei geſchehen, um ſpäter, wenn Verdacht gegen ihn entſtände, ſich damit zu rechtfertigen, daß er den Kranken nicht behandelt habe. Caſtaing erwiderte, daß es für den bekannten Umſtand dieſes ſchriftlichen Beweiſes nicht bedurft hätte.

Nach jenem Tranke erfolgten die erſten lebensgefährlichen Krankheitsanfälle. Recept und die Reſte des Trankes haben aber ergeben, daß es ein ganz unſchuldiges Medicament war; ja der Apotheker, der ihn bereitet, geſtand ſogar ein, den einen Gran eſſigſauren Morphiums, welchen Pigache verordnet, nicht beigemiſcht zu haben, weil der Stoff zufällig in der Apotheke fehlte. Nun aber erwuchs der Verdacht, ob nicht Caſtaing zweierlei Tränke in der Apotheke machen laſſen, den ſchädlichen gebraucht und ſpäterhin bei Seite practicirt, den echten und unſchädlichen aber zurückgelaſſen habe? zumal da der Apotheker von zwei Recepten des Dr. Pigache ſpricht, von denen dieſer aber nichts weiß. Indeſſen iſt dieſer

Verdacht, für den weiter keine Beweismittel vorliegen, unerörtert geblieben.

Mit ermüdender Weitläufigkeit hat man unterſucht, wer den Glühwein gefodert, wer die Milch eingegoſſen, wie viel Caſtaing von jenem, wie viel er von dieſer mit getrunken, ob der Kranke geſagt, der Wein ſchmecke *ſauer* oder *bitter*, ob er ſich in einem Waſchbecken oder Nachtgeſchirr erbrochen, ob der Tiſch zu weit vom Bett geſtanden, daß Auguſt die Milch nicht ſelbſt abreichen können, oder umgekehrt; Umſtände, die trotz der vielen darüber vernommenen Perſonen aus dem Wirthshauſe, nicht zur Evidenz zu ermitteln waren, auf die bei der Lage der Dinge aber auch ſchwerlich viel ankömmt. Nur über den bedingungsweiſe erheblichen Umſtand, daß nicht allein Caſtaing, ſondern auch eine dritte Perſon, mit von dem Glühwein getrunken, erſcheint das Zeugniß der Magd *Maria Hebert* aus dem Wirthshauſe nicht unwichtig. Sie war es, die Caſtaing zu dem kranken Bedienten hinauf geladen und geführt hatte. Nachdem Caſtaing wieder hinuntergegangen war, ſagt ſie wörtlich: „Kurze Zeit darauf ging ich gleichfalls hinunter und trat in das Zimmer, wo beide Herren waren. Herr Ballet ſagte zu mir, ſein Wein ſei ſauer, ich erwiderte darauf, es thue mir leid. „Koſten Sie zum Spaß davon," entgegnete er, und gab mir ein wenig zu trinken. Ich koſtete ihn und habe ihn in der That ſauer gefunden. Herr Caſtaing ſagte: „Oh, ich werde ihn ſchon trinken." „Wahrhaftig, ich glaube es wohl, erwiderte der Andere, Du trinkſt Alles." Herr Caſtaing warf noch ein Stück Zucker hinein, und trank in der That den Wein. — Der Präſident. Worin befand ſich der Wein, den Ihr gekoſtet habt? A. In Herrn Ballet's Glaſe."

Die Magd iſt davon nicht krank geworden. Ob und

welche Taschenspielerkünste dabei obgewaltet, ist nicht ermittelt.

Aufs bestimmteste ist dagegen die Giftankaufgeschichte am frühen Morgen des Sonnabend dargethan durch die Aussagen der Apotheker und ihrer Lehrlinge, und dieser für den Beweis höchst wichtige Punkt, im Wesentlichen in den Zeugenaussagen, wie in den Eingeständnissen übereinstimmend, darf als vollständig ermittelt angesehen werden. Einige Widersprüche Castaing's über Nebendinge, als die Zeit, und in welcher Ordnung er die zwei Apotheken besucht, an sich unerheblich, kommen dabei nur insofern in Betracht, als sie sein ängstliches Bestreben, etwas wenigstens von der ihm furchtbaren Wahrheit zu verdrehen, bekunden. Psychologisch merkwürdig erscheint uns dabei nur ein Umstand, den Robin's Lehrling Audebert bekundet: Für die 12 Gran Emeticum foderte er 12 Sous. Castaing meinte, das scheine ihm zu theuer, er studire selbst Medicin, und bot nur 6 Sous. Der Apotheker nahm die 6 Sous und war zufrieden! Ein Giftmischer, der Jemand vergiften will, um ein Vermögen von 300,000 Francs zu erben, dürfte nicht, beim Ankauf von Gift zu dem Behuf, um 6 Sous dingen. Aber der Franzose dingt immer, und möglich ist, daß er gedungen, um gerade den verdächtigen Schein von sich abzuwenden.

Auch ist durch sein Eingeständniß erwiesen, daß Castaing das Recept zum Gift erst auf dem Wege nach Paris, oder dort selbst, und mit Bleistift, geschrieben hat. Warum nicht schon im Wirthshause zu St. Cloud, wenn es eine unschuldige Sache galt, wenigstens eine, die er vor seinem kranken Freunde nicht zu verbergen hatte. Warum hat er solche Eil, die beiden Substanzen schon auf dem Rückwege zu mischen, wo es unbequem

war, wo er so leicht etwas verschütten konnte! Das ließ sich weit besser bei der Rückkunft im Zimmer bewerkstelligen. Er stieg aus dem gemietheten Cabriolet schon vor St. Cloud aus, wahrscheinlich, um nicht im Wirthshaus als mit einem pariser Wagen ankommend, gesehen zu werden, und verrichtete hierauf auf offener Straße die Mischung!

Desgleichen geben die Zeugenaussagen auch darüber ein genügendes Licht, daß Castaing später mehre Versuche gemacht, gerade dieses Factum, als das für ihn gefährlichste, in Verborgenheit zu lassen und zu begraben; es wäre indeß überflüssig, alle Zeugenaussagen hierüber aufzuführen. Der Angeschuldigte hat nicht allein den Giftankauf bekannt, sondern auch sein Bewußtsein ausgesprochen, daß ihn dieser Umstand graviren müsse, und daß er nur deshalb eine natürliche Scheu und Besorgniß vor der Bekanntwerdung desselben von Anfang an hegte. Ist dies principaliter zugegeben, so sind die Anstrengungen, die Thatsache zu verheimlichen, in der Natur der Sache, und ließen sich sogar für den Fall, daß er unschuldig sei, rechtfertigen. Einen bösen Schein von sich abwenden wollen, ist an und für sich noch kein Verbrechen.

Noch ist des Arztes Pelletan Aussage von einigen erheblichen Momenten. Er war am Morgen angekommen, und nach einigen vergeblichen Versuchen war August in seiner Gegenwart gestorben. Pelletan hielt mit Pigache und Castaing besondere Conferenzen, und sagt nun wörtlich: „Ich wußte, daß Castaing bei der Erbfolge Ballet's interessirte; ich hatte gesehen, wie niedergeschlagen er war, wie er heiße Thränen vergoß, als er mir erzählte, wie er zur Beerbung des August Ballet gekommen sei. Ich rief damals aus: Sie sind in einer

schrecklichen Lage; Sie kommen mit Ihrem Freunde in St. Cloud an, um einige Tage hier zuzubringen, Sie sind Arzt, sein Erbe und er stirbt; die Symptome der Krankheit haben etwas Außerordentliches, alles Dieses ist für Sie entsetzlich." Castaing erwiderte: „Es ist wahr, ich habe nicht hieran gedacht; Sie glauben also, daß man mich in Verdacht nehmen könnte?" Hierauf setzte ich ihm auseinander, daß man die Vorsicht gebrauchen müsse, sich von der Ursache des Todes Gewißheit zu verschaffen. Ich sagte ihm, Pigache und ich würden anzeigen, daß die Oeffnung des Leichnams geschehen müsse. Castaing rief: „Ach, damit erzeigen Sie mir einen großen Dienst; Sie werden wie ein Vater an mir handeln, wenn Sie die Oeffnung veranlassen."

Hinsichts der Obduction bemerkt noch Pelletan, daß ihm die dabei wahrgenommenen Symptome nicht gerade den Verdacht einer Vergiftung erregt hätten, sondern vielmehr Das, was man ihm erzählt hatte.

Endlich ist durch die Zeugnisse der Gendarmen und anderer Personen ermittelt, daß Castaing die größte Unruhe und Besorgniß bald nach seiner Verhaftung verrathen hat, und es ihm besonders darum zu thun war, zu erfahren, was das Resultat der Obduction gewesen? Den Arzt Pelletan fragte er namentlich: ob er etwas gefunden, was ihn verantwortlich machen könne? worauf dieser ihn beruhigte: er habe nichts gefunden, was ihn graviren könne.

Die wichtige Frage: Ist August Ballet an ihm beigebrachtem Gifte verstorben? wurde durch das Gutachten der Aerzte kaum zu einer größern Bestimmtheit ge-

bracht, als es mit der schwierigern Frage, ob auch Hippolyt daran gestorben? der Fall war. Einiger Zwist der Aerzte belebte die Verhandlungen darüber, der indessen nur als ein schwaches Vorspiel der Kämpfe erscheint, welche im Proceß Lafarge erhoben und bis heute noch nicht zur Erledigung gekommen sind *).

L'Herminier glaubte, daß die Ursachen des Todes ebenso gut in einer Krankheit, als im Genuß eines Giftes gesucht werden könnten; denn die Vergiftung sei nichts Anderes, als eine Krankheit, welche sich nur schneller, und mit unmittelbaren Wirkungen entwickelt, als eine andere natürliche Krankheit. Die im Magen entdeckte Entzündung könne gleichfalls die Folge einer fauligen Gährung sein, welche bei der Jahreszeit, wo die Obduction vorgenommen worden, schneller vorschreitet. Die im Magen gefundenen rothen Flecke wären vielleicht auch eine Folge der Congestion des Gehirns. Die Ausdehnung der Hirnhaut könne überdies die Folge einer Krankheit sein, welche sonst unter dem Namen des bösartigen Fiebers bekannt ist. — Uebrigens sei damit, daß die Analyse nicht die Gegenwart einer giftigen Substanz constatire, doch nicht erwiesen, daß solche nicht vorhanden gewesen sei.

Laennec erklärte dagegen, wenn er Zeuge der letzten Augenblicke des Todten gewesen, so würde er eine Vergiftung geargwohnt und die Oeffnung des Leichnams

*) Man lese darüber die gehaltvolle, für Richter und Aerzte gleich wichtige Schrift nach: „Die Memoiren der Lafarge". Für Richter und Aerzte. Ein Beitrag zur Gesetzesrevision. Von A. v. Oppen. Königl. Preuß. Geh. Ob. Revisions-Rath (vorm. Landgerichtspräsident zu Köln). Berlin. Buchhandl. d. Berl. Lesecabinets. 1842.

ihn darin bestärkt haben. Auch entkräfte die Obductionsverhandlung diese seine Ansicht nicht im geringsten.

Beiläufig erklärte dieser Zeuge und Sachverständige, daß, als der Angeklagte bei ihm Klinik gehört, derselbe Gelegenheit gehabt, seine, des Professors, Operationen zu sehen, welche die Anwendung des essigsauren Morphiums zum Gegenstand hatten. Uebrigens sei Castaing in seinen Studien sehr unglücklich gewesen. Nur in der ersten Prüfung hätte er das Zeugniß der Mittelmäßigkeit erhalten, in allen folgenden habe er sehr schlecht bestanden. Nach seinem Probecursus in den Hospitälern habe man ihm dort erklärt, daß Castaing nichts nützen könne, da er nicht unterrichtet genug sei. Dies geschah noch im Jahre 1822, wobei der Generaladvocat bemerkte, daß man auch in allen seinen Briefen grobe orthographische Fehler bemerke.

Besonders umständlich ließ sich aus und wurde befragt der berühmte Orfila. Er gab aber mehr eine Abhandlung über die Gifte im Allgemeinen, als daß er sich mit entschiedener Bestimmtheit über den vorliegenden Fall aussprach. Auch er war Castaing's Lehrer gewesen.

Die in der Verhandlung aufgeführten Erscheinungen könnten sich, seiner Ansicht nach, wenn nicht im Ganzen, doch in ihren einzelnen Theilen auf eine Krankheit beziehen, welche man das bösartige Wechselfieber nennt. Bei gewissen Fiebern dieser Gattung habe man sogar Symptome bemerkt, welche einer Wuth nahe kommen, deren Gift man in die Classe der gewöhnlichen Gifte stelle. Solche Symptome oder Gifte habe man bei wasserscheuen Personen bemerkt, d. h. solchen, denen die Wasserscheu durch kein Thier beigebracht worden. Sie wären lediglich die Wirkungen des bösartigen Fiebers gewesen. Aus den Beobachtungen, wie sie in den Ver-

handlungen vorgetragen wären, könne er mithin nicht folgern, daß eine Vergiftung stattgefunden habe. Ebenso schwer sei aber auch die Entscheidung darüber, daß keine Vergiftung stattgefunden habe.

Auf die Frage: Ob vegetabilische Gifte keine Spuren zurückließen, entgegnete Orfila: Man irre, wenn man dies als Grundsatz aufstelle. Wenn das Gift auch in den Organen, welche solches aufgenommen, d. h. in den Verdauungswegen, keine solche zurücklasse, so hinterlasse es doch in andern Theilen Spuren. Blausäure hinterlasse z. B. nichts im Magen; seine Gegenwart spreche sich aber bei den Lungen und im Gehirn aus. Das Verbrechen könne also nicht so leicht, wie wol Einige glaubten, dem Auge entgehen; denn Wirkungen, wie sie in den Obductionsverhandlungen bemerkt worden, könnten allerdings durch essigsaures Morphium, aber auch durch jedes andere Gift herbeigeführt, sie könnten aber ebenso gut das Resultat einer natürlichen Krankheit sein. Wenn man ihm die Ejectionen des Magens und die Flüssigkeit, welche im Magen vorgefunden worden, vorgezeigt hätte, würde er dem Gerichte bestimmtere Beweise haben liefern können, ob Spuren von essigsaurem Morphium dagewesen. Denn durch eine sorgfältige Analyse würde er leicht einen halben Gran essigsaures Morphium in einer Pinte Flüssigkeit entdecken. Vor zwei bis drei Jahren sei man freilich allgemein im Irrthum gewesen, daß gewisse vegetabilische Gifte keine solche Spuren zurückließen, die von den Symptomen anderer Krankheiten zu unterscheiden wären, selbst die gerichtliche Arzneikunde hätte diesen Grundsatz angenommen; bei den jetzigen Fortschritten der Chemie sei es aber beinahe so leicht, die Spuren vegetabilischer Gifte als die der mineralischen zu entdecken.

Der berühmte Chemiker Vauquelin ſprach ſich beinahe ebenſo aus. Der Apotheker Frémery hatte in Auguſt's Magen und den Subſtanzen darin kein Gift gefunden. Der Arzt Balzik aus Sèvres, welcher der Obduction beigewohnt, erklärte, er habe nichts bemerkt, was die Vermuthung beſtärkte, daß die betreffenden Zufälle durch vegetabiliſches Gift verurſacht ſeien, könne aber nicht beſtreiten, daß ein vegetabiliſches Gift gleiche Wirkungen hervorbringe.

Der Arzt Pelletan, deſſen Ausſage über ſeine perſönliche Betheiligung und Anſichten bei und nach der Obduction wir ſchon kennen, äußerte ſich noch auf ſpecielles Befragen: daß jene Symptome ſich auch bei natürlichen Krankheiten einſtellen könnten, aber ſchon der Umſtand, daß ſie ſelten vorkommen, hätte ſeine Aufmerkſamkeit rege gemacht. Die im Magen bemerkte Entzündung könne allerdings von Gift herrühren, aber ſie ſei ſo unbedeutend geweſen, daß man ſie gewöhnlich auch bei ſolchen Individuen antreffe, welche an einer gewöhnlichen Krankheit geſtorben wären. Angenommen, daß Auguſt eſſigſaures Morphium gegeben worden, ſo könne man ſehr leicht noch nach 24 Stunden Spuren davon bemerken. — Beſonders auffällig, erklärte er in einer andern Sitzung, ſei ihm die aufgedunſene Schleimhaut des Magens geweſen, als wenn man durch einen Blaſebalg Luft hineingebracht hätte. Wiewol er es noch nie geſehen, ſo hätten ſeine Collegen ihn doch verſichert, daß ihnen dieſe Erſcheinung ſchon oft aufgeſtoßen ſei.

Alle dieſe Erklärungen verſchafften den Richtern die Gewißheit nicht, nach der ſie verlangten. Man wollte den Beweis nun auf andere Weiſe führen. Der Arzt Laennec ward noch einmal vorgefodert und ihm folgende Frage geſtellt:

Ein Mann von 25 Jahren, welcher in der Regel vollkommen gesund war, trank eines Abends Glühwein, in welchen man Citrone und so viel essigsaures Morphium gethan hatte, als nöthig ist, den Tod oder eine bedeutende Unordnung in der animalischen Verrichtung hervorzubringen. Am andern Tage, gegen 9 Uhr Vormittags, trinkt er Milch, in welche man gleichfalls essigsaures Morphium gemischt hatte. Gegen 10 Uhr Abends gibt man ihm einen Trank ein, in welchen wiederum essigsaures Morphium gethan war. Der Gerichtshof wünscht die wahrscheinlichen Folgen von dem Genuß dieser verschiedenen Substanzen zu erfahren.

Laennec erklärte, daß das essigsaure Morphium eine neuerdings erst erfundene Substanz sei, deren Wirkungen man erst an Thieren versucht, woraus sich aber nicht auf dieselben, oder ähnliche, bei Menschen schließen lasse. Uebrigens müsse er glauben, daß die Folgen einer Mischung, wie die angegebenen, fürchterlich sein, und unausbleiblich und zuerst ein starkes Erbrechen hervorbringen müßten. Jedoch würden sie immer verschieden sein, je nach Alter und Constitution. Auch hingen sie oft von Zufälligkeiten ab. Ein Gran Emeticum, welches im Körper zurückbliebe, könne wirken, wohingegen Jemand 10 Gran desselben ohne Gefahr verschlucken könne, wenn gleich nach dem Eingeben schnelles Erbrechen folge. Auf diese Weise könne durch Erbrechungen auch der Tod verzögert werden.

Der hochbejahrte Professor Chaussier, der als Sachverständiger zur Prüfung der Obductionsberichte und der verschiedenen entdeckten Substanzen hinzugezogen war, erklärte, daß man im Magen des Todten nur einen geringen Reiz gefunden, aber keine Spur eines mineralischen oder vegetabilischen Giftes. Selbst

welcher sie geneigter machte den Einflüsterungen der Rache gegen die Gehör zu geben, welche die Dienste freiwilliger Büttel vertraten, als mit freierem Geiste den Quell zu suchen, aus dem alle diese Unterdrückungen hervorgingen. So meinte der Wirth und blickte dabei nach dem Dechanten um, der schon auf der obersten Treppenstufe stand, es könne nichts schaden, wenn die Uebermüthigen den Schmachtriem der Demuth kennen lernten, die sie ihren Gegnern so oft gepredigt hätten.

„Sie werden ihn kennen lernen," rief Lower schlauen Blickes, „eben ist allen Geistlichen der Befehl zugefertigt, die Indulgenz von den Kanzeln abzulesen; sie sträuben sich; aber, wer nicht gehorcht, wird abgesetzt, wie die zweitausend presbyterianischen Prediger, die im Mondschein ihr Brod betteln mußten. Der Doctor Sharp in London hat dagegen gesprochen von der Kanzel herab; da ist dem Bischof befohlen worden, ihn zu strafen, weil der ihn aber losgesprochen hat, ist gar der Londoner Bischof selbst dispensirt worden. Und das geht weiter."

Weiter aber mochte oder konnte der Dechant das Gespräch nicht mit anhören. Schon war ihm vieles von den Irrungen zwischen dem Könige und

wenn man eine bedeutende Entzündung wahrgenommen hätte, könne man hierin kein Zeichen einer Vergiftung suchen, wie er aus einigen Beispielen nachwies, wo von Gift keine Rede gewesen wäre. Er halte es auch nicht für möglich, daß der Zustand des Magens, wie er bei der Leichenöffnung befunden worden, durch ein vegetabilisches Gift veranlaßt sei; denn die Wirkung des Giftes müsse sich über die ganze Oberfläche des Magens verbreiten. Allerdings könne die Wirkung gewisser vegetabilischer Gifte in den Umlauf des Blutes übergehen, wie ein jedes Gift dahin führen kann, aber dies erfodere Zeit und ziemlich lange Zeit. Zugeben mußte aber auch Chaussier, daß, wenn das Gift ausgeworfen sei, keine Spur davon zurückbleibe. Befragt, ob das Gift, im Fall Erbrechungen stattgefunden hätten, dennoch den Tod veranlassen könne, entgegnete er: das Gift könne zum größten Theil mit den Ejectionen verbunden sein, davon sei aber dasjenige, was im Magen zurückbleibe, mit einer schleimigen Substanz umgeben, welche seine Wirkung hindere. Der Zustand des Gehirns, wie er ihn beim Todten gefunden, stehe in keiner Verbindung mit denjenigen Zufällen, welche das Gift hervorbringe, sie schienen ihm vielmehr dieselben zu sein, welche den Blutandrang nach dem Kopfe verursachen. August Ballet's Pupille sei zusammengezogen gefunden worden, aber bei den an narkotischen Giften Verstorbenen müsse sie ungemein erweitert sein. Das essigsaure Morphium müsse aber gerade diese Wirkung hervorbringen, weil es narkotischer Natur sei.

Der alte Chaussier trat, wie es scheint, mit großer Heftigkeit als Defensionszeuge auf, und schloß mehrmals seine Aussage mit einem cæterum censeo, nämlich dem: primum corpus delicti constare debet. Er mußte

vom Präsidenten ebenso oft auf seine Stellung zurückgewiesen werden, die ihm nicht gestatte, Schlüsse zu ziehen, welche über seine Fachwissenschaft hinausgingen.

Magendie bekundete, im Gegensatz zu Chaussier, daß die Absorbirung des Giftes im Kreislauf des Blutes binnen 12 Stunden erfolgen könne. Doch verneinte er die Frage eines Geschworenen: Ob ein narkotisches Gift, wenn es bereits zu wirken angefangen, mehre Stunden hindurch zu arbeiten aufhören und dann doch noch den Tod herbeiführen könne? Worauf der Generaladvocat bemerkte, daß, wenn auch wirklich Erbrechungen stattgefunden hätten, hinterher aber andere Dosen Gift eingegeben wären, man unmöglich bestimmen könne, welchen Gang die Krankheit nehmen müsse.

Wie wir bereits angedeutet, entbehrt dieser berühmte Proceß des theatralischen Interesses, wie der der Lafarge, La Roncieres, der Mörder des Fualdes u. A. Nur die in Krepp und schwarze Schleier verhüllte Trauergestalt der Halbschwester beider vergifteten Brüder wurde vorgeführt, um auf Publicum und Geschworene einen erschütternden Eindruck zu machen. Unter allen Zeugen war nur eine, welche durch Anmuth und Toilettenkünste dem langweiligen Trauerspiele vielleicht einen Reiz gab, die Schauspielerin Percillie; aber auch dieser scheint von gewöhnlicherer Art gewesen zu sein, als den eine Manson, Morel und Lafarge den Neugierigen gewährte. Keine vornehmen Personen saßen auf den Bänken der Ankläger und des Verklagten, und Castaing erscheint sonach als wie verlassen und aufgegeben von seiner eignen Familie.

Dennoch war das Drama belebt, und die Advocaten der obrigkeitlichen Gewalt, der Civilpartei und die des Angeschuldigten, fochten mit Wärme und Eifer in diesem — wichtigen Processe. Denn wichtig ist er, einer der wichtigsten in der Geschichte der französischen Criminalistik, nicht wegen der Complicirtheit des Verbrechens, sondern weil es sich um eine Verurtheilung allein auf nähere oder entferntere Verdachtsgründe begründet und ohne Das handelte, was man bis da das corpus delicti genannt hatte. Der Proceß spielt zugleich, große, neue Fragen anregend, in das Gebiet der ärztlichen Arzneikunde über, wo er seiner Zeit auch viele Federn in Bewegung gesetzt hat.

Vertheidiger und Ankläger gingen noch einmal, in Wechselreden, die ganze Geschichtserzählung, kürzer, länger, je wie sie zu ihrem Zwecke paßte, durch; jene malten mit düstern Bildern das Entsetzliche der dreifachen Missethat und foderten die Geschworenen auf, wenn ihre Ueberzeugung damit einstimme, die Welt von einem Missethäter zu befreien, der in der Geschichte seines Gleichen suche. Diese malten das fürchterliche Schicksal eines Unglücklichen und seiner Familie, den Verdachtsgründe erdrückten, die doch nicht zur Reife von Beweisen wurden, und riefen das Gewissen der Geschworenen auf, sich vor dem noch entsetzlicheren Looſe zu bewahren, einen Unschuldigen nur auf Vermuthungen zu verdammen.

Unsere Leser werden uns der Aufgabe überheben, die Reden der Befragten und Ankläger, wenn auch nur in gedrängtem Auszuge, wiederzugeben, wo wir schon so lange bei den Ermittelungen und Beweisen des Thatsächlichen verweilen mußten. Und dennoch ist die Sache von solcher Wichtigkeit und so verwickelt, daß eine kurze

Ueberſicht der Frage von dem beiderſeitigen Standpunkte auch für unſere Aufgabe nothwendig ſcheint.

Die Vertheidigung hat leichte Waffen an der Hand, wo es ſich vor einem Gerichte um formelle Beweiſe handelt, wenigſtens in den zwei Anklagen wegen Vergiftung.

Weder Hippolyt noch Auguſt ſind an Gift geſtorben. In ihren Körpern ward keines gefunden. Die erſten Aerzte von Frankreich bekunden: daß ſich die Symptome einer andern Krankheit vorfanden, in Folge deren der Tod dürfe erfolgt ſein. Daß auch vegetabiliſches Gift ähnliche Spuren zurücklaſſe, iſt eine Sache für ſich. Der Beweis iſt nicht allein nicht geführt, daß die Brüder an Gift geſtorben ſind, ſondern das Gutachten der namhafteſten unter dieſen Aerzten geht dahin, daß man auch dieſes Giftes Spuren, wäre es angewandt worden, hätte finden müſſen. Man hat es nicht gefunden. Es fehlt alſo der Thatbeſtand des Verbrechens. Wo keine Vergiftung, iſt auch Keiner, der vergiftet hat.

Zum Ueberfluß iſt der Sterbegrund in einer Krankheitsdispoſition der ganzen Familie Ballet gegeben. Vater, Mutter, Oheim ſtarben unerwartet ſchnell und in kurzer Zeit. Eine Lungen- und Halskrankheit erbte in der Familie fort, bei Hippolyt ſichtlich; die Aerzte ſelbſt ſahen ſeinen gewiſſen Tod voraus. Nur um einige Monate kam er früher als ſie gerechnet. Auch Auguſt, trotz ſeiner Vollblütigkeit und anſcheinend geſundem Anſehen, warf oder glaubte Blut auszuwerfen, wie nicht der Angeſchuldigte allein, ſondern auch ganz unverdächtige Zeugen bekunden. Was noch bedenklicher als die Krank-

heitsdisposition selbst war, er glaubte an diese, er fühlte sie, er sah sich an der Bräune sterben, die seine Mutter hingerafft hatte. Eine solche lebhafte Einbildung, bei einem ausschweifenden Leben, bei Gewissensbissen vielleicht wegen eines Vergehens, kann schneller auf den Gesundheitszustand einwirken, als es sonst auf dem gewöhnlichen Wege der Natur zu geschehen pflegt.

Das Gerücht sagte: Castaing hat den August vergiftet. Die Umstände schienen dafür zu sprechen. Das Gerücht wuchs. Wenn er den August vergiftet hat, so hat er den Hippolyt auch vergiftet; denn er starb an derselben Krankheit. Je fürchterlicher ein Verdacht ist, je abscheulicher das Verbrechen, um so leichter ist der moralische Sinn des Menschen gestimmt, an die Strafbarkeit des einmal Bezüchtigten zu glauben. Das Entsetzen über die That selbst verstärkt den schwankenden Beweis; der Abscheu wird noch stärker, weil es ein Arzt ist, der seine Patienten, seine Freunde soll vergiftet haben.

Der Verdacht haftete. Nun arbeitete Alles daran, ihn noch mehr zu befestigen. Außerordentliche Anstrengungen, aus allen Winkeln Alles herbeizuschaffen, aus der Vergessenheit aufzuschaufeln, was die Person des Verdächtigen zu einem Menschen stempeln kann, der einer solchen That fähig ist.

Weil er 600 Francs nicht zahlen können, weil er in einem Concubinat lebt, weil einige Lehrer gesagt, daß er nicht viel gelernt, weil sein Vater sich angeblich von ihm zurückgezogen, weil seine Mutter von abscheulichen Handlungen in einem Briefe vor langer Zeit gesprochen, darum ist er fähig zwei Freunde zu vergiften!

Mit den 600 Francs aber hatte er für einen Freund gebürgt, aus reiner Gutherzigkeit; das Verhältniß zu

seiner Geliebten verräth nur seine treue, uneigennützige Liebe, eine edle Seeleneinigung, die väterliche Sorge für seine Kinder. Er behandelt arme Kranke umsonst, er erwirbt sich durch Unterrichtgeben seinen Unterhalt, er studirt eifrig, Tag und Nacht, um dereinst in den Stand gesetzt zu sein, für die Familie zu sorgen. Er ist in keiner wirklichen Noth, denn seine Familie ist begütert, von der mehr zu nehmen nur sein Stolz vielleicht ihn hindert.

Aber unter den Vorurtheilen, unter denen die Untersuchung angefangen, wird sie fortgesetzt. Er ist ein schlechter Mensch, sagt die allgemeine Stimme, und die Justiz glaubt es; in diesem Sinne wenigstens leitet sie die Untersuchung und verlangt Gegenbeweise, wo es ihre Pflicht gewesen wäre, zuerst wirkliche Beweise für seine Schlechtigkeit zu fodern.

Die ganze Untersuchung ist müßig, nämlich die nach dem Verbrechen, so lange es zweifelhaft ist, ob das Verbrechen selbst begangen ist. Dies ist aber nicht allein zweifelhaft, sondern durch die wissenschaftlichen Gutachten eher das Gegentheil erwiesen. Dennoch untersucht man fort, weil, wenn man den Thäter gefunden, man vielleicht auch noch die That findet.

Die Vertheidigung aber ist in die übelste Lage gerückt, wie die Sachen hier stehen. Die Anklage muß Alles beweisen. Aber sie beweist mit Hypothesen, nimmt demnächst das Factum als existirend an und verlangt von der Vertheidigung die Führung des Gegenbeweises.

Castaing soll den Hippolyt vergiftet haben, weil — die Lungenschwindsucht ähnliche Symptome zurückläßt, als die Vergiftung mit vegetabilischen Giften; weil Castaing sich damals mit dem Studium der vegetabilischen Gifte beschäftigte; weil, als er den kranken, von seiner Familie verlassenen Freund pflegte, er 4 Tage allein um

ihn war; weil er der Schweſter des Kranken ſagte, ſie ſolle nicht zu ihrem Bruder hineingehen, den ihr plötzliches Erſcheinen aufregen könne; weil er endlich ihn ſchnell todt wünſchte, damit er nicht das Duplicat eines Teſtamentes von ihm zurückfodere, mit dem er ein gutes Handelsgeſchäft zu machen hoffte!

Das die Gründe, die Beweiſe dafür, daß Caſtaing den Hippolyt vergiftet hat!

Caſtaing ſoll auch den Auguſt vergiftet haben. Motiv? Weil Auguſt ein Teſtament gemacht und Caſtaing zum Univerſalerben eingeſetzt hat. Er wollte früher zum Genuß kommen.

Weshalb hat Auguſt den Caſtaing zum Erben eingeſetzt? Weil Caſtaing ihm zur Vernichtung des brüderlichen Teſtamentes verholfen. Um dieſe That, aus der er freilich Vortheil gezogen, verachtete er ihn herzlich, ſcheute und mied ihn, aber — er ſetzte ihn doch zum Univerſalerben ein! Nicht mit kurzen Worten, aus denen der bittere Verdruß vorblickt, ſondern „um ihm zu beweiſen, daß er nie aufgehört habe, die zärtlichſten Geſinnungen für ihn zu hegen.“

Wie faßt man den Gedanken, daß Jemand einen Dieb, einen Betrüger zum Univerſalerben einſetze? Vernichtet nicht das Teſtament und dieſe ſeine Ausdrücke allein ſchon alles Das, was von Zeugen über eine Miſtimmung Auguſt's gegen Caſtaing ausgeſagt und geſchwatzt worden, und damit — auch den Grund?

Das Teſtament ſoll antedatirt ſein. Aus welchen Gründen? Weil Auguſt in einer ſpätern Zeit einmal im Theater zu einem jungen Menſchen geſagt haben ſoll: er wolle ein Teſtament machen. Um deswillen ſoll ein Teſtament mit früherem Datum falſch ſein! Welche Macht und welche Rückſicht könnten Auguſt bewogen ha-

ben, seinem eigenhändigen Testamente ein falsches Datum unterzusetzen? Dem Datum eines eigenhändigen Testamentes muß man Glauben beimessen, bis das Gegentheil evident erwiesen ist. Dies ließe sich nur darthun, wenn der Beweis geführt würde, daß August eine Gliederpuppe war, die Castaing nach Belieben umherführte. Es ist aber durch die eigenen, von der Anklage vorgerufenen Zeugen das Gegentheil erwiesen.

Die Reise nach St. Cloud wird von der Anklage betrachtet etwa wie die eines Policeibeamten, der seinen Observaten zu gewissen Zwecken mit sich führt. Alles that Castaing, er nahm den Platz in der Landkutsche, er miethete, er verfügte und August war ein willenloses Wesen. So die Anklage; aber ihre Sache wäre es gewesen, die Beweise dafür zu führen, nicht die der Vertheidiger, das Gegentheil darzuthun, was von selbst präsumirt werden muß. August war, wie Alle bekunden, ein eigener, vielleicht eigensinniger, verschlossener Charakter. Er war zudem ein reicher Mann und Castaing, ohne Mittel, vielleicht ein intriguanter, aber ein obligater Freund. In solchen Verhältnissen pflegt der reiche Freund zu commandiren. So wenigstens ist der Welt Lauf.

Nichts ist in der Reise verdächtig, wenigstens in sofern der Verdacht Castaing treffen soll; aber es ist etwas Geheimnißvolles dabei. August mochte einen Zweck haben, den er verbarg. Möglich, daß er mit seinem Heirathsproject zusammenhing, — es wird in den Verhandlungen angedeutet, daß er eine Partie mit einer Dame zu schließen beabsichtigte, welche 500,000 Francs im Vermögen besaß — daß es eine ernsthaftere Trennung von der ihm lästig gewordenen Percillie galt. So leicht konnte er sich von einer langjährigen Mitwisserin von so Vielem, was ihn betraf, nicht trennen.

Angenommen, Castaing wollte August vergiften. Konnte er dies ungeschickter beginnen, als indem er mit ihm nach St. Cloud reiste und ihn dort sterben ließ, wo Niemand als er allein um ihn war, der Verdacht, wenn überhaupt einer entstand, also nothwendigerweise auf ihn allein zurückfallen mußte? Gerade diese Trennung, Absonderung war für ein solches Unternehmen gefährlich, was in dem geräuschvollen Paris sich viel eher ausführen und wo der Verdacht sich leichter ablenken ließ. Gab es da kein Gift, vielleicht ein langsam wirkendes, welches er ihm bei einem Frühstück beibrachte? Das Opfer konnte nachher noch viele andere Frühstücke und Mittagsessen einnehmen in Gesellschaft Anderer, die den Verdacht, wäre einer entstanden, mit dem Thäter getheilt, oder denselben von ihm abgewandt hätten!

Die heimliche Rückkehr Castaing's nach Paris klingt verdächtig, noch verdächtiger sein Ankauf von Giften, und lächerlich und abgeschmackt war vor den Assisen der dafür angegebene Grund gefunden worden. Im Leben begegnet sich oft das Absurdeste und Barockste mit dem Ernstesten und Erhabensten. Ist es eine Unmöglichkeit, daß die Katzen und Hunde im Hause einen Lärm gemacht, den festere Schläfer als der Kranke nicht gehört, der seinen aufgeregten Nerven aber so empfindlich war, daß er, vielleicht halb in Fieberphantasien, in den Freund drang, ihm um Alles in der Welt die Thiere fortzuschaffen? Ist es so unerhört, daß ein junger Mann, ein angehender Arzt, den auch Phantasien aufregen, der schon längst und unschuldiger Weise mit dem Studium der Gifte und ihrer Wirkungen sich beschäftigte, plötzlich auf den Gedanken kam: Du willst an den lästigen Thieren Versuche mit deinem Gift machen, und so zwei Flie-

gen mit einer Klappe schlagen, dem Freunde einen Gefallen erweisen, und deine Kenntniß dabei erweitern?

Verdächtig ist sein heimliches Benehmen, aber er wußte, daß man auch als Arzt nicht mit Gift spielen darf. Eine Vorsicht überkam ihn schon auf dem Hinwege; er ward noch besorgter in Paris selbst und auf dem Rückwege.

Wenn Jemand, wie Castaing, mit dem Vorsatze schon längst umgegangen, einen Freund zu vergiften, so wird er auch alle Mittel dazu, alle Wege zu seiner Ehrenrettung im voraus wohl erwogen, jedenfalls aber wird er die nöthige Partie Gift dazu besorgt haben. Er mußte aus seinen Studien wissen, wie viel dazu gehörte, um einen einzigen, ganz in seine Gewalt gegebenen Menschen zu vergiften, und bei einer solchen Ruchlosigkeit und Prämeditation ließe sich eine solche Stümperei kaum denken, daß er nicht wenigstens etwas mehr für den Nothfall mitgenommen haben sollte. Aber nein, er hat sich verrechnet; es reicht nicht aus, und eiligst und schleunigst bricht er auf, um frisches Gift aus Paris zu holen.

Auch daß er es nicht aus seiner Wohnung, wo es in Fülle war, sondern aus den Apotheken geholt, dient ihm zum Verderben. Doch nur dann, wenn er in den Apotheken seinen Namen verschwiegen hätte? Aber in der einen verbarg er sich persönlich nicht, in der andern gab er seinen Namen her. Um wie gefährlicher, wenn er denn doch in mordsüchtiger Absicht ausging, und an die mögliche Entdeckung dachte, dieser Ankauf, kaum mit halber Maske vorm Gesicht, als wenn er aus seiner Wohnung Vorrath geholt hätte, wo nur ein Bruder, oder solche nächste Blutsfreunde darum gewußt hätten, die in einer Criminalsache zu keinem Zeugnisse gegen ihn gezwungen werden konnten.

den Häuptern der Anglicaniſchen Kirche, die einſt zu ſeinen Gunſten ihren ganzen Einfluß verwendet, zu Ohren gekommen; der friedliche Mann wollte indeſſen nicht daran glauben, oder die Hoffnung, die ihm entgegen ſtrahlte, machte ihn taub gegen die Einflüſterungen von Gefahr für ſeine Kirche. Wenig Erbauliches bot ihm deshalb eine Flugſchrift über das Thema des Tages, welche er im Zimmer vorfand. Sie betraf den Rechtshandel des Sir Edward Hales, Jacobs Liebling, eines eifrigen Convertirten, welcher von ſeinem Kutſcher denuncirt worden, der Teſtakte entgegen, in ſeinem Amte als Katholik geblieben zu ſein. Der ganze Handel, deſſenwillen Englands Rechtsgelehrte Folianten ſchrieben, war eine Komödie; man hatte die proteſtantiſch geſinnten Richter entfernt und der von dem Verklagten ſelbſt angeſtellte Kläger war nach heftigen Verhandlungen abgewieſen worden. Dieſer an ſich unbedeutende Prozeß ſollte nur aller Welt die Macht des Königs zeigen, von dem Teſteide zu dispenſiren. So günſtig auch der Fall vor Gericht für die Krone ausgefallen war, ſetzte er doch das ganze Land in Erſtaunen und Schrecken; man ſah das Bollwerk der Kirche untergraben, indem, wo der König einmal ungeſtraft dispenſirte, er dies ſo

Und um eine ſolche Erbſchaft wohlfeiler zu gewinnen, handelt er mit dem Apothekerlehrling um 6 Sous und zieht ſie ihm wirklich ab!

Aber geſetzt er hatte Gift, mitgenommenes und gekauftes, und drei Subſtanzen wurden vergiftet: der Wein, die Milch und der Trank. — Von dem Weine trank Caſtaing und die Magd Hebert mit. Möglich, daß Caſtaing vor oder nachher ein Gegengift genommen, er trank alſo ohne Schaden; aber die Magd, die aus Auguſt's eigenem Glaſe trank, hat auch keine Spur von Uebelkeit geſpürt, geſchweige denn, daß ſie erkrankt oder geſtorben wäre.

In der Milch ſoll Auguſt vorzugsweiſe vergiftet ſein. Aber eſſigſaures Morphium oder Emeticum, in Milch aufgelöſt, auch ſelbſt in der kleinſten Quantität, geben derſelben nach dem Gutachten der Aerzte (und Berrver hatte ſelbſt einen Verſuch gemacht) einen ſo bittern Geſchmack, daß man es nicht aushalten kann. Wenn Auguſt ſchon im Glühwein, trotz des Zuckers und der Citrone, den bittern oder ſauern Beigeſchmack merkte, um wie mehr würde dies bei der Milch der Fall geweſen ſein, und er trank ſie aus ohne die geringſte Aeußerung deshalb.

Endlich war der Trank vergiftet, der aus der Apotheke kam. Aber er wurde von Caſtaing in Gegenwart des Negers eingeſchenkt, der allen ſeinen Bewegungen folgte. Der Reſt des Tranks iſt bei der chemiſchen Unterſuchung für ganz unſchädlich erfunden. Nun erfindet die Anklage ein Duplicat dieſes Trankes, eine Möglichkeit aus der blauen Luft geſchöpft, da gar keine Beweiſe dafür vorliegen.

Aber ſeine Verwirrung nachher, ſeine Angſt, ſeine ängſtlichen Erkundigungen nach dem Ausfall der Ob-

duction, sein Ableugnen so vieler Thatsachen, die er nachmals einräumen muß! Wen ein solcher Verdacht, wen ein solches Stimmenmeer von Anschuldigungen, von finstern Blicken trifft, wer sich selbst eingestehen muß, daß das Zusammentreffen so vieler unglückseliger Umstände ihn verdächtigt, kann der nicht außer Fassung gerathen? Ja, in dieser Lage würde ein Jeder verwirrt sein, den nicht eine große Seele, ein völlig schuldloses Bewußtsein über die Geschicke dieses Lebens erhebt. Ein Solcher war Castaing nicht, es ist nie behauptet worden, daß er mehr war als ein gewöhnlicher Mensch, mit mittelmäßigen Fähigkeiten, vielleicht so mittelmäßig, daß er auch zu einer so raffinirten Schändlichkeit nicht fähig war.

Dies wären die Grundzüge einer Vertheidigung, welche sich aus den Acten selbst ergibt. Sie ist nicht gerade so geführt worden, weder von Roussel noch von Berryer; doch berührten ihre umfangreichen, aber nicht von der Wärme der Ueberzeugung durchhauchten Reden die meisten der hier aufgeführten Punkte. Berryer sprach allerdings mit seinem bekannten Feuer (er war damals um 20 Jahre jünger als heut), aber es riß nicht hin. Wir glauben die Kälte einer andern Ueberzeugung durchschimmern zu sehen. Er schlug sich auf die Brust, er schilderte den Geschworenen den Jammer der Familie Castaing, die sich aus Scham und Schmerz nicht auf den Bänken gezeigt, die Thränen des unglücklichen Vaters, der ihn beschworen, ein Letztes aufzuwenden, um seinen Sohn und die Ehre der Familie zu retten, dessen beredter Schmerz ihn endlich selbst von der Güte der Sache überzeugt; aber nur der Schluß seiner Rede ist mehr als

Declamation, er ſpricht ein gewichtiges Wort, das zum ernſteſten Nachdenken auffodert:

„Ein Gedanke ſtößt mir noch auf: Es könnte aber ein großes Verbrechen ungeſtraft bleiben. Doch, meine Herren, gibt es nicht noch ein anderes Gericht außer dem weltlichen? Ich glaube nicht, daß man ihn verurtheilen kann, und da ich mich nach Obigem in dieſem Augenblick berufen fühle, Theil an Ihren Berathungen zu nehmen, werde ich Ihnen Das, was ein König von Frankreich, welcher ebenſo weiſe als verſtändig und aufgeklärt war, zu der Obrigkeit in ſeinem Reiche ſagte, in Erinnerung bringen:

„„Die Menſchen müſſen wiſſen, daß, wenn Gott ihnen nicht die vollſtändige Ueberzeugung eines Verbrechens gibt, dies ein Zeichen iſt, daß ſie darüber nicht richten ſollen, daß Er die Entſcheidung darüber ſeinem höchſten Richterſtuhle vorbehält.““

Berryer wurde nach dieſer Rede krank.

Noch in derſelben Sitzung, wo er geſprochen, und nachdem der Präſident Hardouin ein klares und vollſtändiges Reſumé der Verhandlungen gegeben, traten die Geſchworenen um 9 Uhr Abends am 17. November in ihr Berathungszimmer, und kehrten, nach zweiſtündiger Beſprechung, um 11 Uhr zurück.

Ihr Vorſteher ſprach mit gerührter Stimme das Verdict aus. Auf die erſte Frage in Betreff der Vergiftung des Hippolyt lautete es: „Nein, der Angeklagte iſt nicht ſchuldig.“

Auf die zweite wegen Unterſchleif des Teſtaments: „Ja, der Angeklagte iſt ſchuldig.“

Auf die dritte, Auguſt Ballet's Vergiftung betreffend: „Ja, der Angeklagte iſt ſchuldig.“ Mit einer Stimmenmehrheit von 7 gegen 5.

Gerichte, welche die formelle Beweisführung fodern, und deren Spruch auch vom Buchſtaben des Geſetzes bedingt iſt, würden anders erkannt haben.

Ob beſſer oder gerechter? Die Frage berührt ein Thema, deſſen Erörterung nicht hierher gehört. Wer das Maß der irdiſchen Gerechtigkeit nach dem von Berner angeführten, wohl zu beherzigenden Ausſpruch beſchränken will, der mag allerdings einen Ausſpruch bedauern, der nur auf Vermuthungen gebaut iſt, aber Vermuthungen ſo dringender Art, ein ſolches Continuum von Verdachtsgründen, daß eine Ueberzeugung daraus entſpringt, welche den Werth eines vollſtändigen Beweiſes aufwiegt. Wer aber der Gerechtigkeit dieſer Welt das Recht zugeſteht und von ihr als Pflicht fodert, daß ſie das Verbrechen ſtrafe, von deſſen Wahrheit ſie die feſte moraliſche Ueberzeugung nach einer ernſten Prüfung gewonnen hat, der wird den Spruch der Geſchworenen nicht tadeln können.

Zur Zeit, als in Deutſchland die Manie vorherrſchte, alle Urtelsſprüche der Geſchworenen, beſonders der franzöſiſchen, einem tentamen rigorosum zu unterwerfen, zu beſtimmten politiſchen Zwecken, hat man ſich auch Mühe gegeben, dieſen Fall als eine Abſcheulichkeit und Barbarei, als einen neuen Juſtizmord darzuſtellen. Man hat eine ſchlechte Wahl getroffen. Wo ſich nur beweiſen ließ, daß deutſche, gelehrte Richter, weil das corpus delicti mangelte, in dem einen Punkte vielleicht auf vorläufige Freiſprechung, im andern auf eine außerordentliche Strafe erkannt hatten, was wäre damit gewonnen, als was wir längſt wiſſen, daß das Rechtsgefühl ſich in verſchiedenen Ländern verſchieden äußert, daß die einen ſtrengere Bedingungen fodern als die andern, um das äußerſte Urtheil über einen Schuldigen zu fällen? Ca-

staing's Unschuld würde schwerlich irgend ein Gericht durch völlige Freisprechung erklärt haben.

Die Vertheidigung berührt das zweite angeschuldigte Verbrechen, die Testamentsunterschlagung, fast nur beiläufig. Einerseits trat dieser Anklagepunkt, der als ein correctionelles Vergehen keine Todesstrafe nach sich zog, gegen die beiden Capitalverbrechen so in den Hintergrund, daß die Defensoren ihre ganze Kraft für diese beiden letzteren aufwandten; andererseits war dieser Punkt am schwersten anzugreifen, da so bestimmte, kaum widerlegbare Zeugnisse dafür sprachen. Wenn auch die Percillie, wegen ihrer Abneigung gegen Castaing, keinen unbedingten Glauben verdiente, so werden ihre Aussagen doch durch die der vielen andern Zeugen bekräftigt. August's eigner Brief aus dem Sterbehause mit der dringenden Foderung um schleunige Beschaffung der 100,000 Francs, und der vollständig geführte Nachweis, daß Castaing diese Summe wenige Tage nach Hippolyt's Tode besessen, ohne daß er seinerseits einen genügenden Titel zu deren Erwerbung nachweisen konnte, würden den Beweis seines Betruges vor jedem Civilgericht vollenden.

Somit erscheint er als ein Mann, zu dem man sich schlimmer Dinge versehen kann, als ein Betrüger, der zu seinem Vortheil die feinsten Fäden der Intrigue anspinnt, der die Mitglieder einer wohlhabenden Familie gegen einander aufhetzt und versöhnt, je nachdem er davon Gewinn hofft. Auch August Ballet's Charakter ist im Grabe schwer verdächtigt. Auch er erscheint als ein Betrüger, der, vielleicht vom Bewußtsein seiner Schuld niedergedrückt und der letzten moralischen Kraft beraubt, zuweilen bereute und seine That durch sophistische Gründe vor sich selbst zu rechtfertigen suchte. Er verachtete, vielleicht haßte er den Mitwisser und Complicen seines Ver-

brechens, aber er war moralisch erschlafft. Aus freiem Willen wird, kann er den Complicen seines Frevels nicht zum Universalerben eingesetzt haben. Er that es, überredet, nach Drohungen, sehr möglicherweise auch in betrügerischer Absicht, um ihn zu beschwichtigen, und mit dem Vorsatz, nächstens durch ein zweites Testament das erste zu vernichten. Aber den er betrügen wollte, war klüger und rascher im Handeln.

Ein Moment im Proceß ist nur gelegentlich, andeutungsweise berührt. August wollte nicht allein, sondern er hatte sich schon von der Percillie getrennt. Auch dazu, dies Verhältniß zu brechen, scheint er nicht allein die moralische Kraft gehabt zu haben. Nicht um einer neuen Liebschaft willen geschah es, sondern weil er eine reiche Heirath projectirte. Er bedurfte des stets willigen Castaing, um sich von der Percillie loszumachen. Trat Castaing damals vielleicht mit der Bedingung vor: Du mußt mich dafür in deinem Testamente zu deinem Erben ernennen? Was ist's weiter, nur für den möglichen Fall, daß du früher stürbest, nur um deiner — abgünstigen Halbschwester nicht deinen Reichthum zuzuwenden. Wenn du andern Sinnes wirst, heirathest, Kinder bekommst, kannst du ja in jedem Augenblick das Testament ändern, und aus mir, als Universalerben, einen Legaten, wie du willst, machen.

Das sind nur entfernte Vermuthungen; aber näher liegt die andere: Castaing wollte heirathen; die nothwendige Folge war, daß er sein Testament umstoßen mußte. Und damit war für Castaing das Motiv gegeben — wenn es überhaupt noch eins bedurfte — dem zuvorzukommen.

Wie beging er das Verbrechen? — Unter so groben, ihn verdächtigenden Umständen, daß sie eben in ihrer Grobheit auf der andern Seite zum Defensionalpunkte

werden. Er lockte ihn an einen Ort, wo ein plötzlicher Tod den ersten Verdacht auf ihn lenken mußte. Er hatte sich nicht mit der gehörigen Portion Gift versehen, daß er nach Paris zurückkehren, neues kaufen und die Dosis noch in zwei verschiedenen Getränken ihm mischen mußte, bis er seinen Zweck erreichte! Das scheint kaum glaublich; aber auch um deßhalb unmöglich?

Das Factum des Giftankaufs unter den verdächtigsten Umständen ist da, noch gravirender für ihn, weil er Alles gethan, es abzuleugnen, zu verwischen. Der Gegenbeweis, daß er es zu unschuldigen Zwecken gekauft, ist von ihm nicht geführt; die Präsumtion spricht aus allen verwickelten Thatsachen gegen ihn. Endlich ist das Gift verschwunden, und an dem Orte, wo er es hingeworfen haben will, ist es nicht gefunden worden.

Aber jener Umstand, daß er doch zu grob verfahren, würde nur dann für ihn sprechen, wenn man von ihm voraussetzen müßte, daß er in allen seinen Handlungen mit einer ganz besondern Klugheit verfahren wäre. Dies ist nicht der Fall. Der Ankläger sagt: er scheint rascher und geschickter im Begehen eines Verbrechens, als darin, sich aus den Schlingen, in die es ihn stürzte, herauszuziehen. Das Urtheil seiner Lehrer über ihn, daß er kein besonders befähigter Kopf gewesen, geht aus der Art seiner Vertheidigung hervor. Er schwankte von Anfang bis Ende. Ein kluger Kopf würde Das freiwillig eingeraumt haben, von dem er voraussah, daß es ohnedies an den Tag käme, um sich einige Glaubwürdigkeit für Das zu verschaffen, was er bestritt. Er aber leugnete Alles, was ihn graviren konnte, bis er, überführt, nicht mehr aus und ein wußte. Seine Entschuldigungsgründe dafür sind schwächlich. Das geheimnißvolle Benehmen, das er annahm, vermochte er nicht einmal zu einem gewissen Scheine

von Wahrheit zu erheben. Er verwickelte sich in Widersprüche, und wollte sich der einfachsten Dinge nicht entsinnen. Wenn ihm sonnenklar bewiesen wurde, daß er ihrer sich entsinnen müsse, antwortete er in Hypothesen, es ist möglich, es kann sein. Freilich gebrauchte er nur die Waffen, die man gegen ihn brauchte, es war aber in Dingen, von denen der gewöhnlichste Mensch, der mittelmäßigste Kopf eine bestimmte Erinnerung bewahrt.

Kein Zug von edler Größe, von Wahrhaftigkeit leuchtet aus seiner Vertheidigung vor. Seine Erschütterung, seine Angst, seine Benommenheit, seine Verwirrung in den ersten Augenblicken ließe sich durch das Entsetzen erklären. Auch ein ganz unschuldiger Mensch, wenn plötzlich ein solcher Verdacht, so ausgesprochen, so allgemein geglaubt, ihn trifft, könnte seine Besinnung verlieren und Allen umher für schuldig gelten. Aber diese Verwirrung und Befangenheit würde in den Gefängnißräumen der Ruhe weichen, und namentlich, wenn er, wie Castaing, sein Schicksal vor Augen sähe, würde das Bewußtsein der Unschuld endlich über alle diese Dämonen siegen, und er würde, wenn nicht, wie Bastide und Jaussion, zu keckem Trotz und bitterer Ironie, zu männlicher Festigkeit und Ergebung sich erheben. Aber dieses System des Ableugnens, des Zweifelns, das ihn immer mehr verdächtigte, schlängelt sich durch alle Verhöre vor den Assisen und seiner Vertheidigung hindurch.

Castaing war kein ausgezeichnetes Talent und kein begabter Kopf. Auch er mochte in den Mitteln fehlen und, in eigner Verwirrung bei Ausübung der Greelthat, seinem Verderben sich selbst überliefern. Aber ist der geübteste, schlaueste Verbrecher immer Herr über sich selbst? Verwirrt nicht oft, wie die Geschichte lehrt, der Herr der Herren die verwegensten, ruchlosesten und abgefeimtesten

Verbrecher, daß ſie einen ſchlauen, mit aller menſchlichen Vorſicht vorbereiteten Plan durch eine grobe Dummheit ſelbſt zu ſchanden machen, und das gewöhnlich im Augenblicke der Ausführung? Das iſt die Hülfe von Oben, die Macht des Impulſes, durch welche es den Regierenden möglich wird, zu regieren, wodurch aber eben ſo oft den Regierenden die Hülfe kommt gegen einen Druck, den ſie nicht aushielten. Es iſt das geiſtige Fluidum, welches die Geſchichte lebendig erhält, und verhütet, daß ſie nur ein großes Rechenexempel wird.

Aber der Beweis ſteht doch nicht feſt, daß Auguſt an Gift geſtorben iſt. Die Mehrzahl der Sachverſtändigen iſt nur darin einig, daß die Symptome eben ſo gut auf einen Tod deuten, veranlaßt durch vegetabiliſche Gifte, als auf einen in Folge der Lungenſchwindſucht erfolgten. Die Anklage wendet den Satz um: Wäre Auguſt Ballet an Gift, namlich an vegetabiliſchem, geſtorben, ſo würden die Symptome ſich geeigt haben, welche bei der Leichenöffnung gefunden wurden.

Wo iſt das **corpus delicti**?

Hier mögen die Worte des Generaladvocaten v. Broin in ſeiner Rede nach dem Schluſſe der Aſſiſen als Antwort dienen, mit denen wir uns, unter Abrechnung des declamatoriſchen Theils, nur einverſtanden erklaren können.

„Was verſteht man unter corpus delicti? Wir, meine Herren, werden dies nicht definiren. Wir werden die Worte der höchſten richterlichen Autorität, die d'Aqueſſeau's, entlehnen, welcher es auf eine ſo angemeſſene und richtige Weiſe definirt. Was iſt das corpus delicti? fragt d'Aqueſſeau: Es iſt nichts Anderes als das Delictum ſelbſt. Was die Beweiſe des Delicts betrifft, ſo wechſeln dieſe nach der Natur der Dinge ab; bald ſind ſie generell, bald ſpeciell, bald materiell, bald acceſſoriſch,

bald direct, bald indirect; mit einem Worte, ſie bilden das Ganze, welches einen rechtlichen Mann zur Ueberzeugung führt. — Wenn ein Act von einem öffentlichen Beamten nach allen geſetzlichen Formen mit richtigen Unterſchriften vollzogen und geſetzlich beſtätigt iſt, dieſer ſich aber auf eine falſche Erklärung gründet, wie läßt ſich in dieſem Falle das corpus delicti conſtatiren? Der Beweis liegt nicht im Acte ſelbſt; die falſche Erklärung kann nicht anders als durch Zeugen erwieſen werden; die Zeugen allein können beweiſen, daß die Erklärung entweder betrügeriſcherweiſe niedergeſchrieben und verleſen worden ſei; in dieſem Falle können die Beweiſe nicht materiell ſein, ſie liegen außerhalb des Actes. Nehmen wir an, daß Jemand vergiftet worden, der ſchon vor langer Zeit beerdigt iſt. Es iſt Gift bei dem Bette des Unglücklichen gefunden; dies und die Entdeckung einer Menge von Nebenumſtänden beweiſt, daß eine Vergiftung ſtattgefunden habe. Man gräbt den Leichnam wieder aus, findet aber nur verweſte Reſte; es iſt unmöglich, Spuren von Gift zu erkennen. Man ſage uns jetzt, ob die Vergiftung durch die Verweſung des Schlachtopfers verjährt iſt. Iſt es nicht einleuchtend, daß man in dieſem Falle die Beweiſe des Verbrechens außerhalb des Leichnams ſuchen muß, daß wir, wie einer der Aerzte, den Sie gehört haben, ſehr richtig bemerkt, den Beweis in den acceſſoriſchen Umſtänden ſuchen müſſen?

Ein anderer Fall iſt dieſer: Eine Vergiftung hat ſtattgefunden; die Perſon, welche vergiftet iſt, bemerkt ſolches noch zur rechten Zeit, ſie hat noch Kraft genug, um ihrem Arzte ſagen zu können, ſie glaube vergiftet zu ſein. Man reicht ihr ein heilſames Mittel, der Giftmiſcher entfernte auf eine ſorgfältige Weiſe den vergifteten Trank. Würde man, weil es unmöglich iſt, hier eine Leichenbeſchau an-

oft wiederholen konnte bis das Grundgesetz umgestoßen war. Der unterwürfigen Stimmung unerachtet flogen Pamphlets über Pamphlets ins Land und häufig strebten die früher für den passiven Gehorsam mit Leidenschaft gefochten hatten, jetzt als Märtyrer für die leidende anglikanische Kirche aufzutreten.

Sir Alexander warf unwillig die Schrift hinweg und durchmaß das kleine Zimmer mit schnellen Schritten. Er hörte darüber nicht, daß im Hofe und dem großen Flurzimmer das Geräusch durch die Ankunft vieler Gäste sich vermehrte. Er war zu dem Entschluß gediehen, von dem ärgerlichen Zwiste keine Notiz zu nehmen, und dem Könige seine unbedingte Ergebenheit zu versichern, da er in der That nie von Herzen zu den verfolgungssüchtigen Mitgliedern seiner Kirche gehört hatte, überdies die Fortdauer des geliebten Friedens nur dann zu erwarten stand, wenn der Strom der königlichen Autorität ohne an eine Opposition zu stoßen, ruhig fortfließen konnte. Anna betrachtete mit Erstaunen die ungewohnte Heftigkeit, welche sich in den Gesten ihres Oheims aussprach, als sich plötzlich die Thür öffnete und der Wirth, wie es

zuſtellen, behaupten können, daß kein corpus delicti vorhanden ſei, weil kein Leichnam gegen den Giftmiſcher zeuge? Würde man ihn für ſtraflos halten, weil es ihm nicht gelungen, das Verbrechen vollſtändig auszuführen? Wenn man ſich zu einem ſolchen Grundſatze bekennt, ſo würde man von der einen Seite der öffentlichen Ordnung Hohn ſprechen, und von der andern auf alle Vernunft verzichten.

Wir behaupten alſo, daß es Fälle gibt, in welchen durch den Drang der Umſtände die acceſſoriſchen Beweiſe die einzig möglichen des Verbrechens ſind, und daß das corpus delicti nichts deſtoweniger in dieſen Fällen vorhanden iſt. So lehren alle Criminaliſten, ſo lehrt d'Agueſſeau, ſo lehrt der Generaladvocat Seguier: das corpus delicti iſt das Delict ſelbſt, und was die Beweiſe betrifft, ſo können dieſe bis ins Unendliche variiren. Wenn wir das peinliche Geſetzbuch aufſchlagen, werden wir hundert verſchiedene Verbrechen finden, für welche nach dem Drange der Umſtände keine andern Beweiſe vorhanden ſein können, als dieſe, z. B. bei Beſtechungen öffentlicher Beamten, Angriffen auf die Keuſchheit und tauſend anderen.

Iſt es nicht gewiß, daß die vegetabiliſchen Gifte die unſelige und eigenthümliche Eigenſchaft haben, keine ſpeciellen Spuren, welche ſie auf eine directe Weiſe verrathen, zurückzulaſſen, die mit den Symptomen übereinkommen, welche ſich im Gefolge anderer Krankheiten äußern?

Wenn man darüber rechtet, daß man bei Vergiftungen durch vegetabiliſches Gift den ſogenannten materiellen Beweis erhalten muß, d. h. die Anweſenheit des Giftes im Leichname, dann muß man dem peinlichen Geſetzbuche einen Artikel folgenden Inhalts hinzufügen:

„„Da die vegetabiliſchen Gifte keine Spuren hinterlaſſen, ſo kann man ungeſtraft vergiften.““

O, über euch Unklugen! Kauft kein Arsenik, mineralische Gifte hinterlassen Spuren, man wird euch bestrafen; kauft vegetabilische Gifte, vergiftet euren Vater, eure Mutter, vergiftet eure Familie, Ihr werdet ohne Besorgnisse ihre Hinterlassenschaft zusammenraffen, man wird euch sagen, das corpus delicti fehlt, weil es nicht da sein kann."

Nachdem der Gerichtshof sich 20 Minuten zurückgezogen, trat er der Stimmenmehrheit der Jury bei.

Als Castaing vorgeführt wurde, war seine Haltung sicher, er hielt den Kopf in die Höhe. Eine starke Röthe färbte sein Gesicht. Er hörte, ohne eine Bewegung zu machen, das ihm vorgelesene Urtheil an. Auf des Präsidenten Frage, ob er etwas zu erinnern habe, entgegnete er mit fester Stimme:

„Nichts, Herr Präsident! Ich werde zu sterben wissen, obgleich meine Lage sehr traurig ist, obgleich verhängnißvolle Umstände mich ins Grab ziehen." — Mit gen Himmel gerichteten Augen fuhr er fort: „Man beschuldigt mich, meine beiden Freunde ermordet zu haben. Ich bin unschuldig! — Ja, ich bin unschuldig! — Aber es gibt eine Vorsehung! — Es ist etwas Göttliches in mir, und dieses wird euch wiederfinden, o meine Freunde, August, Hippolyt Ballet! — Nichts Irdisches fesselt mich jetzt. — Meine Hoffnung habe ich jetzt auf die Gottheit gesetzt. — Ja, meine Freunde, ich werde euch wiedersehen. Ich betrachte den Augenblick, wo dies geschieht, als mein Glück — mit Freuden werde ich das Schaffot besteigen — die Erinnerung an euch wird mir Muth geben." Hier ward Castaing's Stimme schwächer und begann zu stocken. —

„Es gibt Dinge, die man fühlt und nicht beschreiben kann. — Jetzt befehlt meinen Tod.“

Ob diese Worte den Zuhörern eine andere Ueberzeugung beibrachten, wird uns nicht gesagt. Auf den Referenten haben sie diesen Eindruck nicht gemacht. Bastide, Jaussion und Colard sprachen anders zwei Schritte vor dem Tode.

Während der Gerichtshof sich zurückzog, blieb Castaing im Audienzsaale zurück und lehnte sich über die Bank der Angeklagten, wo Roussel, sein Vertheidiger, sich der Thränen nicht erwehren konnte. Er sagte zu ihm mit ziemlich lauter Stimme:

„Nun, Herr Roussel, ein wenig Festigkeit der Seele. Sehen Sie mich an, ich weine nicht. Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie sich bei meiner Vertheidigung gegeben haben. Sie haben mich für unschuldig gehalten, und hatten Recht. Ich bin es in der That. Umarmen Sie in meinem Namen meinen Vater, meine Mutter, meine Tochter — Sie versprechen es mir.“

Darauf redete er die jungen Advocaten an, welche auf der Bank neben ihm saßen:

„Advocaten! Sie sind meine Zeitgenossen. Sie sind mit mir in einem Alter, Sie sind jung wie ich. Sie folgten alle mit Aufmerksamkeit den Debatten meines Processes. Ich lade Sie Alle zu meiner Hinrichtung ein! — Kommen Sie, sehen Sie mein Blut fließen.“

Auch dieser Heroismus trägt die Färbung des Erzwungenen. Wenn die Sache verloren ist, wenigstens noch den Schein zu retten, gehört allerdings eine nicht gewöhnliche Anstrengung, zu der aber, wie viele Beispiele uns lehren, vor Allen Franzosen fähig sind.

Um Mitternacht erst kehrte der Gerichtshof in den Audienzsaal zurück und verlas das Erkenntniß, das Castaing

zum Tode verurtheilte. Was die Civilsache anlangt, welche wir in unserer Relation nur beiläufig erwähnen konnten so ward Castaing zum Ersatze des verursachten Nachtheils in die Summe von 100,000 Francs verurtheilt. Die gleicher Zeit anhängig gemachte Frage: ob das Testament des August Ballet richtig sei? ward an das betreffende Civilgericht verwiesen.

Castaing's Cassationsgesuch ward verworfen. Noch im Augenblicke der Hinrichtung behauptete er seine Unschuld.

Ein deutscher Landsmann, einer unserer berühmtesten Chemiker, in Paris damals anwesend, sah ihn hinrichten. Er versichert, nie einen liebenswürdigern jungen Mann als den Doctor Castaing gesehen zu haben. An seiner Schuld zweifelte in ganz Paris Niemand, wie auch noch heute Niemandem seine Ehrenrettung in den Sinn gekommen ist.

Das Wirthshaus zur tête noire in St. Cloud ist durch ihn zu Ruf gekommen. Noch zeigt man das Zimmer, wo August Ballet vergiftet wurde.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der neue Pitaval.

Sechster Theil.

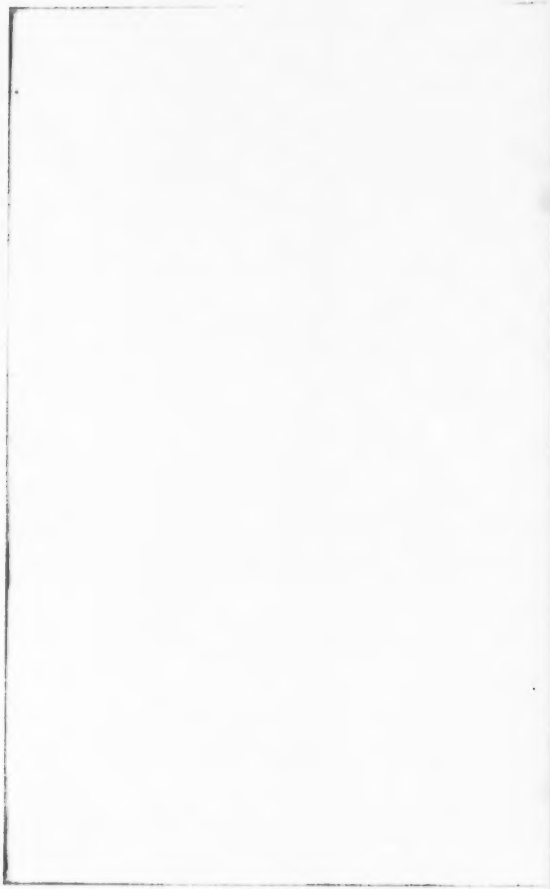

Zu S. 290

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung
der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben
von
Criminaldirector Dr. J. E. Hitzig
und
Dr. W. Häring (W. Alexis).

Sechster Theil.

Mit einer lithographirten Tafel.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

schien, eine ganze Schaar reisiger Gäste hinter sich, hereinblickte, dann aber wieder umwandte.

„Belieben Gnaden hier einzutreten. Zwar nur ein kleines Zimmer, aber das beste in meinem schlechten Hause, das durch jeden Ehrenmann, der beim reinen protestantischen Glauben bleibt, geehrt wird.“ Dann zum Dechanten gewendet, äußerte er in weit leichterem Tone als gewöhnlich. „Euer Ehrwürden kann ich heute das Zimmer nicht überlassen, sintemalen ich es Seiner Gnaden zugesagt habe. Bitte daher zu uns herunter zu kommen.“

„Wie! früher schon Andern zugesagt,“ fuhr der Dechant den dreisten Schenkwirth an, „und doch kein Wort davon fallen lassen als ich eintrat?“

„Nicht früher Ehrwürden, denn Seine Gnaden sind so eben erst mit ihrer Suite ins Haus geritten.“

Sir Alexander liebte nicht in Zorn zu gerathen; war aber diese Abneigung einmal überwunden und Leib und Seele aus dem behaglichen Organismus in die unregelmäßigere Bewegung des Affectes versetzt, rächte sich die Natur für die lange Entbehrung. Ein solcher Moment war jetzt eingetreten. Der Aerger über die lang währende Angst vor dem Anfall im Walde, die peinlichen dabei aufsteigenden Rückerinnerungen, die Zweifel hinsichts der Zu-

Vorwort

zum fünften und sechsten Theile.

Die steigende Theilnahme im Publicum für unsern neuen Pitaval, die sich auch durch Zuschriften, Anfragen, Erklärungen und Einsendungen an die Herausgeber, selbst aus den entferntesten deutschen Provinzen sehr erfreulich uns zu erkennen gibt, kann den Eifer derselben nur ermuthigen, in dem angefangenen Werke fortzufahren. So viele Schachte wir schon angegraben, ist doch der Reichthum des noch nicht zu Tage Geförderten in diesen dunkeln Schreckensregionen immer noch sehr groß, und nur die Auswahl, um das juristische, historische und psychologische Interesse zugleich zu befriedigen, erzeugt Schwierigkeiten, die sich nicht immer beseitigen lassen. Wir glauben indeß im Interesse der Mehrzahl unserer

Leser zu handeln, wenn wir die beiden letztern jenem ersten nicht unterordnen, und zur Vervollständigung unserer Sammlung nach wie vor auch solche Fälle aufnehmen, welche dem strengen Criminalisten um deswillen nicht dahin zu gehören scheinen, weil da keine wissenschaftlichen Zweifel sind, noch spannende Katastrophen, welche man bei der Criminalgeschichte im engern Sinne gern voraussetzt. Das allgemeinmenschliche Interesse muß in einer Sammlung wie die unsere indeß eben so sein Recht behalten wie das historisch nationale. Das zu ergründende Geheimniß darf dort in der ungewöhnlichen Entwickelung der Geisteskräfte eines Verbrechers gesucht werden, und andererseits haben gewisse specielle Gattungen von Verbrechen in einer Nation, wie z. B. bei den Engländern die der Highwaymen und der Burkiten, einen Anspruch auf Darstellung, auch wenn die einzelnen Fälle der tragischen und novellistischen Spannung entbehren, und ihre Beurtheilung vor dem Richter darum keiner Frage unterliegt. Wir sind Historiker, dieser Gesichtspunkt muß, wie wir bereits aussprachen, der vorwaltende bleiben. Es ist unsere Aufgabe, in unserer Sammlung ein möglichst vollständiges und geläutertes Material aller merkwürdigen und charakteristischen Verbrechen, welche Criminalprocesse hervorriefen, auch wenn der Proceß nicht die Hauptsache blieb, zu liefern, ein Material, das für die Dauer, so hoffen wir, künftigen Criminalisten, Psychologen und Geschichtschreibern von

Werth sei, und ihnen die Mühe, auf die Quellen zurückzugehen erspart. Verbrechen, welche als Symbole verirrter Zeitrichtungen gelten können, sind uns daher, auch wenn die Processe an und für sich weniger Auffälliges bieten, von demselben Werthe zu unserm Zwecke, als verwickelte Criminalfälle, welche die Verirrungen eines Individuums mit allen Spannungen des Zweifels abspiegeln. Enthielten wir uns auch bisher, unsere Leser mit Räuber- und Diebesgeschichten, wie andern haarsträubenden Greueln zu unterhalten, welche die Würze gewöhnlicher Criminalgeschichten sind, so können wir, von diesem Standpunkte aus, doch nicht ganz davon abgehen, und wie wir in einem der vorigen Theile in der Geschichte von Nickel List und seinen Gesellen ein Bild der deutschen Räuber- und Gaunerverbindungen nach dem dreißigjährigen Kriege entworfen, werden wir in den folgenden auch diesen und jenen berühmten Räuber und Dieb vorzuführen uns nicht entbrechen können, insofern er als ein vorragender Repräsentant einer gewissen Zeit und Oertlichkeit erscheint.

Dankbar erkennen wir an, wenn man uns auf interessante Fälle aufmerksam macht, welche unter der Fülle des Stoffes uns entgehen könnten, und noch dankbarer, wenn man uns auf die minder zugänglichen Materialien dabei hinweist. Wenn wir nicht auf alle uns zugehende Anfragen speciell antworten, so bitten wir unser Schweigen nicht der Nichtbeachtung, sondern einer Ueberbeschäf-

tigung beizumeſſen, die Jedem erklärlich iſt, welcher ſich in dem weiten Felde umgeſehen hat, welches wir, neben andern Berufsarbeiten, durchackern müſſen. Auf verſchiedene Anfragen, ob uns Beiträge willkommen wären, bemerken wir, was auch für künftige gilt, daß wir darauf nicht eher antworten können, als bis wir den Beitrag, den man uns zudenkt, ſelbſt eingeſehen haben. Fälle, die für einen Ort und eine Provinz causes célèbres ſind, ſind es darum noch nicht für das größere Publicum. Demnächſt können wir das uns Zugeſandte in der Regel nur als Material betrachten, welches der Bearbeitung der Redaction unterliegt, indem wir keine journaliſtiſche Sammlung der Arbeiten und Anſichten verſchiedener Verfaſſer beabſichtigten, ſondern die Auffaſſung und Durcharbeitung der verſchiedenſten Stoffe aus einem Geſichtspunkt und mit der Rückſicht eben auf das Publicum, welches wir im Auge haben.

Haſtings Proceß, welcher den 5ten und der Tod des Herzogs von Bourbon, welcher den 6ten Theil beginnt, ſpielen in das politiſche Gebiet über, welches wir, nach reiflicher Ueberlegung, aus unſeren Criminalfällen nicht ausſchließen dürfen. Jener, ein Proceß, der wichtige Fragen für das Gemeinwohl entſchied, ward, England und Europa zu ſeiner Zeit bewegend, von Bedeutung für alle Folgezeit, und auch neuerdings werden wir, bei Gele-

genheit der Rückberufung des Lord Ellenborough wieder daran erinnert. Er repräsentirt zugleich die Heroenzeit und höchste Blüte des englischen Parlaments. Die letzte Darstellung eines Meisters (Mac Aulay) im **Edinburgh Review**, welcher selbst vor einigen Jahren, wie Hastings, aber als ein friedlicher und redlicher Gouverneur in Indien regierte, und der wir im Ganzen gefolgt sind, hat ihn, dem Streit der Parteien entrückt, in das hellste Licht gesetzt; er gehört der Weltgeschichte an. Desto dunkler ist der Tod des letzten Condé geblieben. Von großem Interesse als Criminalproceß für die Juristen, scheint er, als historisches Factum, nur ein neues Licht auf die kleinlichen politischen Intriguen zu werfen, von denen wir in dem Fall: „die vergifteten Mohrrüben" in einem früheren Theile ein sprechendes Beispiel gaben, sprechend freilich nur für die, welche Augen und Ohren für den Geist der Geschichte haben; für die Unverbesserlichen, welche durch kleine Künste ihn fesseln zu können meinen, sind alle Beispiele und Warnungsgerichte umsonst.

Der merkwürdige Fall des Sohnes der Gräfin von St.-Geran repräsentirt ein Verbrechen, welches, aus den Institutionen der Feudalzeit entspringend, damals häufig, heut nur noch in England vorkommt, wo die Primogenitur sich, der Zeit zum Trotz, in alter Kraft erhalten hat. Unsere Bedenken, die, wir bekennen es, nur aus modernen Anschauungen entsprungen sind, haben wir in der Erzählung angedeutet. Die Gerichte und

die öffentliche Meinung haben, ihrer Zeit, anders entschieden. Pitaval hat die Proceßacten in einer Vollständigkeit aufbewahrt, von der abzugehen, wir uns kein Recht zusprachen. Deutsche Aerzte haben übrigens die Möglichkeit des anscheinend schwer Glaublichen vertheidigt.

Der berüchtigte Räuber Erner erhielt in unserm Pitaval nur wegen der wichtigen juristischen Controverse über die Grenzen der Nothwehr, welche sein Tod hervorrief, einen Platz. Seine Lebensgeschichte und die seiner Verbrechen gehören der criminalistischen Lecture an, welche außerhalb unserer Grenzen liegt. — Die englischen Criminalfälle von den Hendron und Pendergras, wiewol pikant in den Details, foderten gleichfalls nur Aufnahme als Repräsentanten einer ganzen Gattung von Verbrechen, welche in England einst berühmt waren, und zu Sittenschilderungen Anlaß gaben, die uns jetzt in den ältern Romanen der Briten oft fremd dünken.

Die Highwaymen sind aus dem Leben verschwunden, Beiträge zur Geschichte ihrer einstigen Existenz aus wahren Quellen zu liefern, schien uns der Aufgabe unsers Werkes entsprechend. Da kein einzelner Fall uns aufstieß, der ihr Sein und Wesen ganz charakterisirte, sahen wir uns genöthigt, die endlosen Reports über sie von mehren Jahrzehnden durchzuarbeiten, um die charakteristischen Fälle auszulesen und zu

verbinden. Eine nicht geringe Arbeit. Ihnen reiht sich an die Geschichte des berühmten Diebesfängers Jonathan Wild, der ein eigenes Verbrechen wissenschaftlich und praktisch erst schuf, das nur in Londons Freiheit und unter seiner alten Policei Lebensluft fand. Wild wurde in seinen Bezügen zur englischen Policei, Justiz, ja selbst zur Gesetzgebung ein Mann von historischer Wichtigkeit.

Das grauenvolle Verbrechen der Burkiten ist ebenfalls nur eine Ausgeburt speciell englischer Verhältnisse. Wir bekennen, hier nur aus getrübten Quellen geschöpft zu haben. Man scheute sich wol, ein mehres Licht über das Entsetzliche zu verbreiten. Wenn unserer Darstellung hier die Klarheit abgeht, welche wir in unsern Berichten zu erstreben bemüht sind, so wolle man es diesem Umstande, vielleicht auch dem eigenen Grauen, das unwillkürlich unsere Feder lähmte, beimessen.

Die Fälle Castaing und La Ronciere gehören der neuern französischen Criminalistik an, Celebritäten in diesem Felde, wo reiche Quellen zu Gebote standen, die aber bis auf den Grund erschöpft, doch noch des Dunkeln Vieles zurücklassen. Die psychologischen Zweifel, welche der letztere Proceß aufregt, gehören zu dem Interessantesten, was im ganzen Gebiet der criminalistischen Literatur uns begegnet.

Der Mord des Bischofs von Hatten erscheint als Thatsache wie ein gewöhnlicher Raubmord; der Charakter,

die Ausführung und die angeblichen Motive des Mörders Kühnapfel geben ihm aber eine höhere psychologische Bedeutung. — Der Brudermord des Herrn von Olnhausen, eines der seltsamsten Verbrechen in den Motiven, und eine Seelenverirrung, die man bei deutschem Blute kaum für möglich hält, verdanken wir Feuerbach's Mittheilungen.

Der religiöse Fanatismus lieferte in allen Zeitaltern außerordentliche Verbrechen und Verbrecher. Wären sie immer auf das Gebiet der bürgerlichen Criminalistik beschränkt geblieben! Dem entsetzlichsten Zauber-Processe aus der Zeit des intelligenten Frankreichs, dem Urban Grandier's, dessen vollständige Actenstücke uns Pitaval erhalten hat *), reihten wir den minder bekannten Proceß eines Schwärmers und Betrügers aus der Zeit Friedrich's des Großen, des neuen Messias

*) Der Verfasser des Romans Urban Grandier, oder die Besessenen von Loudun, hält sich vor den Lesern des Pitaval zu der Versicherung verpflichtet, daß die Darstellung des Processes nicht aus der Dichtung geschöpft und letztere nur die actenmäßigen Thatsachen mit jener gemein hat. Er hatte bereits als Referent seine Arbeit vollendet, als er, als Dichter, fühlte, daß zwischen den starren Zügen dieser gräßlichen Geschichte noch andere psychologische Verbindungsglieder liegen müßten, geistige Pulse, welche die Acten nicht aufbewahrt haben. So construirte sich ihm die Geschichte aufs Neue von Grund aus, und Das, was er Roman genannt, erwuchs zu der Gestalt, in welcher es dem Publicum vorliegt.

Rosenfeld an, dessen Geschichte Bieſter der Nachwelt aufbewahrt hat, zum warnenden Beiſpiele, wie Fanatismus und Schwärmerei, und in ihrer aberwitzigſten Geſtalt, ſich gerade in der Periode der nüchternſten Aufklärung geltend machen können, ja wie ein Pol vielleicht den andern anzieht. Nur als Anhang dazu zwei merkwürdige Verirrungsgeſchichten des Wahnes, welche zwar zu Verbrechen, aber nicht zu Criminalproceſſen wurden. Aus einer in Deutſchland wol nicht bekannt gewordenen, in Venedig erſchienenen Schrift eines Arztes, der dieſen gekreuzigten Chriſtus behandelte, hat die Verlagshandlung die Abbildung des Selbſtmärtyrers Matthéo's von Caſale entnommen und dieſem Bande beigefügt. Auch in Italien hielt man damals, um Glauben für das Unerhörte zu finden, für nöthig, es durch ein Bild der vollendeten Operation den Sinnen zur Anſchauung zu bringen.

Die authentiſchen Quellen zum letzten Fall in dieſem ſechſten Bande, Katharina Wächtler, verdanken wir der Güte eines hohen Senates der freien Stadt Hamburg, welcher auf unſer Anſuchen die im vorigen Jahrhundert vor demſelben geführten Acten, ſo weit ſie beim großen Brande gerettet wurden, mit edler Bereitwilligkeit uns zukommen ließ, wofür wir Demſelben unſern Dank hier wiederholen, und nur wünſchen, daß auch andere Behörden uns mit ähnlicher Liberalität in unſerm Werke künftig unterſtützen möchten. Der Crimi-

nalfall selbſt gehörte zu den berühmteſten Proceduren ihrer Zeit in Deutſchland, einer der letzten, wo vor einem deutſchen Gerichte, aller Widerſprüche der jüngern Generation ungeachtet, auf die Tortur erkannt wurde und dieſelbe zur Anwendung kam.

Berlin, im Juli 1844.

W. H.

kunft, das Pamphlet, aller dieser Zunder fing durch die Unverschämtheit des Wirthes Feuer. In einer für Anglicaner und Presbyterianer gleich verständlichen Sprache ergoß er seinen Unwillen, als jetzt der neue Gast vom Schein des Kerzenlichtes im Arme des Wirthes beleuchtet, hereintrat. Das Anathema verstummte im Munde des Dechanten, er fuhr einige Schritte zurück. Es war der Räuberanführer aus dem Walde, und hinter ihm blickten dieselben verdächtigen Gesichter, welche zwischen den Kieferstämmen gelächelt hatten, in's Zimmer.

„Unverschämter!" fuhr er indessen schon nach dem ersten Moment der Ueberraschung den Wirth an, denn noch war die Entrüstung so groß, daß die Furcht verstummen mußte, „und *wen* unterfangt Ihr Euch in dies Zimmer zu führen?"

„Seine Excellenz, Herrn Dykvelt, Gesandten der hochmögenden Generalstaaten," sagte der Wirth, „dem doch Euer Ehrwürden ohne Bedenken Platz machen werden."

„Dieser Anführer von Wegelagerern der holländische Gesandte?" schrie Sir Alexander.

„Der um unserer Religion willen herkommt," sagte jener nicht ohne Stolz auf den Gast sich in die Brust werfend.

Inhalt des ſechsten Theiles.

	Seite
Der Tod des Prinzen von Condé 1830	1
Rudolph Kühnapfel 1841	67
Jonathan Wild 1725	114
Urban Grandier 1634 — 1637	157
Roſenfeld. Der neue Meſſias in Berlin. 1762 — 1782	232
Die beiden Chriſtusfamilien zu Jöllenbeck. (Als Anhang zum Vorigen.) 1768 — 1780	273
Matheo von Caſale. (Als Anhang zu den Vorigen.) 1805	283
Burke und die Burkiten. 1828 — 1831	296
La Roncière und Marie Morell. 1835	335
Maria Katharina Wächtler, geborene Wunſch. 1788	448

Der Tod des Prinzen von Condé.

1830.

Die Julirevolution war vorüber; Karl X. und seine Familie waren aus Frankreich fortgegangen und die neue Dynastie von den Franzosen anerkannt. Von den andern Bourbonen war nur der alte Herzog L. H. J. de Bourbon, der letzte Condé, Vater des zu Vincennes erschossenen Herzogs von Enghien, zurückgeblieben.

Der altersschwache, hinfällige Greis, kein bigotter und politischer Charakter, ein Wohlthäter der Armen und ein Mann von freundlicher feiner Sitte, der den Volkshaß gegen die Bourbonen in Frankreich nicht auf sich gezogen hatte, aber, vermöge Geburt und Erziehung, zu dem alten Regime hinneigend, hielt auf seinem Schlosse Saint-Leu-Taverny in Enghien seinen abgesonderten Hofstaat, meist aus Hofleuten und Dienern bestehend, welche seinen Jahren nahe standen.

Nur eine jüngere Dame befand sich an diesem Hofe und spielte an demselben eine bedeutende Rolle. Sophie Dawes' Abkunft ist zweifelhaft; es war darüber Streit, ob sie von Geburt Französin oder Engländerin sei. Nach den neueren Ermittelungen ist das Letztere wahrscheinlicher. Sie soll die Tochter sehr geringer Aeltern, Fischersleute

auf einer der England angehörigen Inseln an der französischen Küste, gewesen sein. Die blühende, lebhafte junge Dame lebte seit der Restauration am Hofe des Herzogs, wo ein französischer Offizier, der Baron von Feuchères, sie kennen lernte und, da sie ihm glauben machte, sie sei eine natürliche Tochter des alten Bourbon, heirathete. Der Herzog hatte ihr eine reiche Mitgift gegeben, die aber den Baron Feuchères nicht bestimmen konnte, als er das wahre Verhältniß entdeckte, länger der Gatte der Maitresse seines Wohlthäters zu bleiben.

Der Obrist trennte sich von seiner Frau und zog es vor, in ehrenwerther Armuth, ohne Einfluß und Aussichten, zu leben. Die Baronin Feuchères behielt seinen Namen, um den es ihr vor Allem zu thun gewesen, und blieb am Condé'schen Hofe. Sie pflegte und — beherrschte, so hieß es allgemein, den alten Fürsten.

Der Herzog von Bourbon war sehr reich und ohne Kinder und directe Nachkommen. Man wußte oder ahnete den Inhalt seines Testamentes. Ein jüngerer Sohn Louis Philipp's von Orleans, der Herzog von Aumale, sollte sein Universalerbe, unter der Bedingung, unter Adoption des Namens Condé, dieses Geschlecht fortzusetzen, die Baronin Feuchères eine bedeutende Legatarin werden.

Er war nicht ausgewandert, obgleich er sehr nahe mit Karl X. befreundet war. Er stand auch im freundschaftlichsten Verhältnisse mit der Orleans'schen Familie. Dennoch war er tief erschüttert über die unerwarteten Ereignisse, und alle die Schreckbilder der ersten Revolution waren, bei einigen Demonstrationen, ängstigend vor dem alten Manne aufgetreten. Namentlich hatten ihn die Caricaturen auf Karl X. als Jäger, die man ihm aus Paris geschickt, in Schreck gesetzt, denn auch er war, wo seines Alters und seiner Hinfälligkeit, leidenschaftlich der

Jagd ergeben. Es wird behauptet, daß er daran gedacht, auch ſein Vaterland zu verlaſſen und ſchon Vorbereitungen deshalb gemacht habe. Uebermannt von der Allgewalt des Ereigniſſes, deſſen Motive und Nothwendigkeit er nicht faßte, unklar vor ſich blickend, ohne einen feſten Rückhalt, einen treuen, klaren Rathgeber, ließ er ſich, aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch und nur von Eindrücken des Augenblicks beſtimmen, ohne einen beſtimmten Vorſatz gefaßt zu haben.

Aengſtlich war er; wer verargte es dem ſo hart Geprüften? Der Volkswuth gegen den Namen Bourbon nicht ein lockendes Schild entgegen zu halten, nannte er ſich in letzter Zeit in ſeinen Unterſchriften: Prinz von Condé; ein Name, deſſen Erinnerungen das Volksgefühl minder aufreizten.

Noch kein Monat war ſeit der Julirevolution vergangen, als der Prinz von Condé nichts mehr von ihren Folgen zu fürchten hatte.

Am 26. Auguſt 1830 gegen Mitternacht hatte der dienſtthuende Kammerdiener Lecomte und der erſte Leibchirurg Bonnie den Herzog in ſeinem Schlafzimmer verlaſſen. Alle Thüren, die dahin führten, waren verſchloſſen. Während der Nacht hatten die Leibjäger und Gendarmen im Park und um die Baulichkeiten von St.-Leu ihre gewöhnlichen Runden gemacht, ohne daß ihnen etwas aufgeſtoßen wäre, oder daß ſie ein beſonderes Geräuſch gehört hätten. Niemand hatte verſucht, ins Schloß einzudringen, Niemand konnte eindringen.

Im Entreſol, unter den Zimmern des Prinzen, ſchlie-

ſen die Frauen Lachaſſine und Dupré. Auch ſie hatten während der ganzen Nacht keinen Lärm gehört.

Der Kammerdiener Lecomte kam am 27. Auguſt Morgens 8 Uhr, um, wie ſein Herr befohlen, ihn zu wecken. Er öffnete die erſte Thüre, welche auf den großen Corridor führt, mit ſeinem Schlüſſel. Aber die Thür nach dem Schlafzimmer des Prinzen war noch verſchloſſen. Auch zu dieſer führte der dienſtthuende Kammerdiener jedes Mal einen Schlüſſel. Die Thür war zwei Mal verſchloſſen, wie er ſie geſtern Abend verlaſſen; aber ſie war auch noch verriegelt. Der Prinz that dies in jeder Nacht. In der Regel aber hatte er des Morgens, wenn er den Kammerdiener erwartete, den Riegel ſchon zurückgezogen. Schlief er noch, ſo klopfte der Diener, und der Prinz ſtand auf, um zu öffnen, legte ſich dann aber wieder ins Bette.

Lecomte klopfte nun mehre Male, aber der Prinz regte ſich nicht, noch antwortete er. Der Kammerdiener ging darauf in ſeine Schlafſtube zurück und wartete etwa 20 Minuten. Da kam der Leibchirurg Bonnie zu ihm, damit er ihn zu ſeinem Morgenbeſuche beim Prinzen führe, wie das auch an der Tagesordnung war.

Lecomte ging zum zweiten Male hin. Die Thür war noch immer verriegelt. Er klopfte ſehr ſtark, aber wieder vergebens. Er eilte zu Bonnie, den er in ſeiner Stube gelaſſen, zurück, und nun gingen Beide hin. Sie pochten aus Leibeskräften, aber drinnen blieb es tief ſtill.

Ihre Angſt wuchs mit jedem Augenblicke. Sie liefen nun Beide nach den Zimmern des Grafen de la Villegontier, des erſten Kammerherrn des Prinzen. Da dieſer aber in einem Geſchäfte abweſend war, ſtiegen ſie hinunter in das Zimmer der Baronin Feuchères, welche ſie

noch im Bette fanden. Sie theilten ihr ihre Befürchtungen mit. Augenblicklich sprang die Dame auf und halb angekleidet stürzte sie nach der geheimen Treppe, welche aus ihren Zimmern nach den Zimmern des Prinzen führt. In den Aussagen über diesen Umstand walteten später einige Zweifel ob Die Gegner der Feuchères behaupteten, sie habe sich widersprochen und zuerst angegeben, daß sie die große Haupttreppe, später, daß sie die kleine Nebentreppe hinaufgestürzt sei. Die Wahrheit ließ sich nicht mehr ermitteln, da die Feuchères selbst nicht mehr jeden Umstandes aus dem Zustande jener ersten Aufregung sich entsann. Lecomte öffnete ihr die Thür (vermuthlich oben) und sie klopfte mit Heftigkeit an die Thür des Schlafzimmers. Laut rief sie: „Monseigneur! Monseigneur! öffnen Sie! Ich bin es, Monseigneur!“ — Keine Antwort.

Jetzt verbreitete sich Lärm und Schreck durch das ganze Schloß. Alles läuft zusammen: die Kammerdiener Leclerc, Manoury, die Herren Méri Lafontaine, der Abbé Briant. Frau von Feuchères gibt die Anordnungen, man solle die Thüre erbrechen. Sie stürzen die Treppe (die Vordertreppe) hinauf, Dubois mit Eisenstangen. Manoury hämmert und stößt mit Leibeskräften gegen die untere Füllung der Thüre bis sie einbricht.

Durch das Loch kriechen zuerst Manoury und der Arzt Bonnie, dieser voran. Ihnen folgt Lecomte.

Sie stürzen zuerst auf das Bette zu. Der Prinz lag nicht darin.

Es war etwa um ½ auf 9 und am Ende August; aber das Zimmer war fast ganz dunkel, denn die Laden der Fenster nach Norden und Osten waren fest verschlossen. Aber ein Wachslicht, welches jeden Abend in den vordern Kamin gesetzt wurde, warf, obgleich auf dem

Punkte zu erlöschen, ein Dämmerlicht auf die Gegenstände.

Bei diesem Scheine erblickten Manoury und Bonnie den Prinzen, aufrecht stehend am Fenster auf der mitternächtlichen Seite, die rechte Backe gegen den Fensterladen gelehnt, unbeweglich und in der Stellung eines Horchenden.

Bonnie stürzt sogleich auf den Prinzen zu, stößt einen Stuhl, der neben ihm steht, fort, ergreift ihn mit den Armen, um ihn ins Bett zurück zu tragen. Aber der Körper, das Gesicht sind eiskalt.

Er reißt augenblicklich den Laden an dem Fenster, was nach Morgen stößt, auf, und beim Tagesschein sieht er den Herzog an einem Schnupftuch am Riegel des Fensterladens aufgehängt. Der Kopf ruht auf der Brust; das Gesicht ist bleich und entfärbt, die Arme hängen straff gegen den Leib zu herab, die Knie sind halb gebogen, die Fußspitzen berühren den Boden.

Bonnie berührte nur den Körper, ohne ihn zu verrücken. Der Prinz war todt, jede Hülfe fruchtlos. Bonnie wollte auf der Stelle das Tuch losschneiden, an welchem der Prinz hing. Aber Manoury schrie: „Was wollen Sie thun? Man würde uns Alle eines Verbrechens anschuldigen, und wir sind Alle unschuldig.“

Jetzt erst schob Manoury den Riegel der Thür zurück und ließ Die von draußen ein. Die Diener, die höheren Hausbeamten, drängten sich herein, das traurige Schauspiel mit ihren eigenen Augen zu sehen. Nur Frau von Feuchères ließ man nicht hinzu. Man führte sie, um ihr den entsetzlichen Anblick zu ersparen, in ein Nebenzimmer.

Wenige Augenblicke darauf aber schon ließ der Graf de la Villegontier Alle hinausgehen und die Thüren schließen bis zur Ankunft der Obrigkeiten.

Um 10¼ kam der Maire von Saint-Leu, Tailleur, in Begleitung ſeines Adjuncten Leduc, eines Mitglieds des Municipalrathes, Saint-Hilaire, und des Chirurgus Letelletier, und nahmen, nach den Erklärungen Lecomte's, Manoury's, Leclerc's und des Arztes Bonnie einen procès verbal auf über alle den Todesfall betreffenden Umſtände, und die Lage der Oertlichkeit, des Leichnams und die Umſtände, welche der Augenſchein ergab.

Das Schlafzimmer des Prinzen lag im linken Flügel des Schloſſes, mit der Ausſicht durch zwei Fenſter auf den Park, des einen nach Mitternacht, des andern nach Morgen. Verſtehen wir die im procès verbal ſowol als in dem ſpätern Berichte des Architekten Griſart ohne die nöthigen Zeichnungen und Modelle nicht ganz deutliche Beſchreibung richtig, ſo führten aus der Schlafſtube drei Thüren auf den großen Corridor, welcher das ganze Schloß durchläuft; wahrſcheinlich aber gehörten zwei dieſer Thüren zu dem anſtoßenden Ankleidecabinet und Saale, welche beide in Verbindung mit dem Schlafzimmer als ein Ganzes, l'appartement du duc, bezeichnet werden; ja es wird noch wahrſcheinlicher, daß alle dieſe drei Thüren nicht unmittelbar aus dem Schlafzimmer und nicht unmittelbar nach dem Corridor führten, wie aus dem procès verbal der Gerichte von Pontoiſe, an ſeiner Stelle, hervorgehen wird; hier folgen wir indeſſen vorerſt den Beſchreibungen in den früheren Protokollen. Außer dieſen drei Thüren wären noch zwei andere Thüren im oder am Schlafzimmer geweſen, von denen die eine in die ganze Reihe von Zimmern des Prinzen, die zweite aber zu der kleinen Treppe nach unten führte. Dieſe Widerſprüche ſind aber in ſofern ohne Bedeutung für die Folge, als ſo viel gewiß iſt, daß alle dieſe Thüren verſchloſſen und verriegelt noch von den

Gerichtspersonen gefunden wurden, und daß, nach dem Zeugniß der von ihnen vernommenen Kammerdiener und des Arztes, auch diese bei ihrem Eindringen diese Thüren in demselben Zustande fanden, dergestalt, daß man durch dieselben nicht in das Schlafzimmer des Prinzen während der Nacht eindringen können. Die einzige Thür, durch welche man zu ihm konnte, war die Mittelthür, welche mittelbar auf den großen Corridor führte, dieselbe, zu welcher der dienstthuende Kammerdiener den Schlüssel hatte, und dieselbe, welche er von innen verriegelt fand und welche dann eingebrochen wurde.

Der Architekt Grisart, welchem bei dem folgenden Processe der Auftrag wurde, die Oertlichkeiten aufzunehmen, fand die Lage so verwickelt, daß er seine Beschreibung durch die beigefügten Risse nicht klar genug für die Instructionsrichter zu machen sich getraute, und deshalb durch einen zugezogenen Tischler ein Modell von diesem Seitenflügel des Schlosses, oder vielmehr nur von den Appartements des Prinzen und dem, was darunter lag, anfertigen ließ. Zu dieser Aufnahme bedurfte er allein 26 Termine. Es wird demnach uns unmöglich, das Detail dieser Localitäten vermittelst Worte zur klarsten Anschauung zu bringen; indessen werden die als gewiß in der Untersuchung herausgestellten Resultate und Grundzüge genügen, damit der Leser sich selbst ein Bild der Localität und ihrer Communicationen entwerfe.

Unterhalb der Appartements des Prinzen war ein Entresol angebracht, ungefähr in denselben Abtheilungen wie jene; und dieser Entresol war von der Höhe der Parterreetage abgenommen. In diesem Entresol, in einer Stube dicht unter der Schlafstube des Prinzen, im Eck des Flügels, wohnte der Kammerdiener der Baronin Feuchères, Dupré. Nur ein dünner Bretterverschlag

Dykvelt zog jetzt den Hut vom Kopfe und verneigte ſich tiefer vor dem Dechanten, als es ſein Stand oder die Sitte des Hofmanns, als der er ſich ſpäter kund gab, erforderte.

„Verhüte der Himmel," ſagte er, „daß ich irgend Jemand, am allerwenigſten einen Vertheidiger der anglicaniſchen Kirche wie Sir Alexander Tenniſon um ſein Nachtquartier beraube. Ich danke vielmehr der Vorſehung, die mich ihn hier antreffen läßt, nachdem ein neidiſches Fatum wollte, daß ſein Wagen ſchneller fuhr als unſre Pferde ritten."

Der Grund der Beſorgniß war für den Geiſtlichen verſchwunden, den Platz der Furcht nahm aber jetzt das Gefühl der Scham ein, welche, ſtatt Verſöhnung zu predigen, den Zorn nur noch mehr entflammte. Während er ihn indeſſen nur gegen den Wirth ausließ, fuhr der gelaſſene Holländer fort.

„Da ich im Namen meines Herrn, des Erbſtatthalters, dieſes gläubige Inſelreich betrete, feierlich gegen alle Bedrückungen des engliſchen Clerus zu proteſtiren, wird es mir doch nicht ſelbſt einfallen einen würdigen Geiſtlichen, der ein Licht iſt unter der anglicaniſchen Kirche, zu bedrücken."

Späterhin verſicherte Sir Alexander, während

trennte dieſes Entreſolzimmer von der kleinen Treppe, welche nach dem prinzlichen Schlafzimmer hinauf führte. Dicht an jenem Entreſolzimmer befand ſich ein anderes, welches den Ofen und den Keſſel enthielt zu dem Badezimmer, welches darunter im Parterre angebracht war. Daneben noch ein drittes Entreſolzimmer, wo die Frau Lachaſſine wohnte.

Alle drei Entreſolzimmer haben mit einander Verbindung, und aus beiden Wohn- und Schlafzimmern des Dupré und der Lachaſſine kann man, indem man durch das Ofenzimmer geht, nach der verborgenen Treppe gelangen. Dieſe verborgene Treppe, welche aus dem Entreſol ins Schlafzimmer des Prinzen hinaufführt, hat aber auch eine Fortſetzung, welche nach der Parterreetage hinunterführt, in welcher die Baronin Feuchères und der Baron Flaſſans und ſeine Gattin wohnten.

Das Entreſol erſtreckt ſich aber auch noch nach der andern, der Hofſeite, hin. Jenſeits des langen Corridors in der erſten Etage, gerade gegenüber den Appartements des Prinzen, waren die Zimmer für den dienſtthuenden Kammerdiener und daran ſtoßend die des Generals Lambot. Unterhalb dieſer Zimmer befanden ſich nun im Entreſol, nach dem Hofe hinaus, die Stuben des Abbé Briant, des Almoſeniers der Baronin Feuchères, und einer Kammerjungfer der Baronin Flaſſans. Von dieſen letzteren Zimmern des Entreſol kann man nach der geheimen Treppe nur durch das Zimmer der Lachaſſine und durch das Ofenzimmer gelangen, wenn man nicht die große Schloßtreppe hinabſteigen will und, vom Parterre aus, zwiſchen den Wohnungen der Feuchères und Flaſſans den untern Eingang zu derſelben aufſuchen.

Die Zimmer im Parterre waren ſo getheilt, daß die Feuchères die nach dem Park, alſo unterhalb der prinz-

lichen, Baron Flassans und seine Gattin die nach dem Hofe, also unter den Zimmern des diensthuenden Kammerdieners und des Generals Lambot bewohnten.

Dieser umständliche Bericht über die Oertlichkeit konnte natürlicherweise noch nicht im proces verbal aufgenommen werden. Dagegen erfolgte die genaueste Aufnahme über den Befund des Leichnams.

Der Körper des Prinzen hing an dem Griffe der Riegelstange (espagnolette), welche den Fensterladen verschloß; der Griff war 6½ Fuß vom Fußboden entfernt. Aufgeknüpft war der Körper vermittelst zweier weißleinener Tücher. Das eine war um seinen Hals geschlungen und vorn zugeknüpft, der Knoten ein wenig auf die rechte Seite verschoben. Durch dieses Tuch war das andere geschlungen und hing, gleichfalls zugeknüpft, an dem Riegelgriffe. Der Kopf, vorn überhängend, hatte eine Wendung nach links genommen und berührte mit der Backe den Fensterladen. Die Zunge hing aus dem Munde, das Gesicht war farblos; aus Mund und Nase kam einige Feuchtigkeit. Die Arme hingen straff, nach vorn zu, herab; beide Hände waren geschlossen. Die Fußspitzen berührten den Fußboden, die Hacken schwebten in der Luft, der rechte 1½, der linke 3 Zoll hoch; die Kniee waren eingebogen.

Die Kleidung bestand in Schlafhosen von weißer Leinwand, unter den Knieen zugebunden. Oben am Leibe war nur ein Knopf losgeknöpft. Das Hemde war am Halse mittelst eines Knopfes, an den Handgelenken aber mit Doppelknöpfen von Gold, worin Haare waren, zugeknöpft. Auf dem bloßen Leibe trug er eine Flanelljacke, die von oben bis unten zugeknöpft war, auf dem Kopfe aber ein rothgelbes seidenes Foulardtuch, welches auf der Stirn mittelst eines Knotens und zweier Schleifen zu-

gebunden war. Am Finger der linken Hand ſteckte ein einfacher goldener Ring. Seine Haare waren auf dem Genick mit einem ſchwarzen Bande zuſammengebunden. An den Füßen fand man Blutunterlaufungen (ecchymoses), von einer ältern Krankheit her."

Das Bette war offen und in vollſtändiger Ordnung. Alles hatte den Anſchein, als ob er ſich zum Schlafen wirklich niedergelegt hatte. Die Bandage, welche er bei Tage immer trug, und nur bei Nachtzeit ablegte, fand ſich im Bette. Sein weißes Schnupftuch fand ſich unter dem Kopfkiſſen und ſeine grünmaroquinen Pantoffeln am Fuße des Bettes.

Dieſen ſo redigirten procès verbal, aus dem wir nur Das fortließen, was in der obigen Erzählung ſchon angegeben iſt, unterzeichneten, nach deutlicher Vorleſung, alle Gegenwärtigen, und unter dieſen auch der Arzt Bonnie.

Die beiden Aerzte Bonnie und Letelletier, welcher Letztere in Saint-Leu praktizirte, nahmen noch ein beſonderes Protokoll auf, nachdem ſie den Körper genau unterſucht hatten, und mit Bezugnahme auf die Anführungen im gerichtlichen procès verbal erklärten ſie darin: der Tod ſei beſtimmt durch die Strangulation hervorgebracht. Nach der Lage des Körpers und den Gegenſtänden umher ſei es höchſt wahrſcheinlich, daß der Prinz, nachdem er ſich niedergelegt, bald darauf aufgeſtanden, auf den Stuhl, den er ans Fenſter geſtellt, geſtiegen ſei und ſich die feſt zuſammengeknüpften Schnupftücher umgebunden, und dann den Stuhl fortgeſtoßen habe. Dann habe die Wucht des Körpers nach und nach die Knoten der Tücher verzogen, und dieſe hätten ſich ſo gedehnt, daß die Füße endlich den Fußboden erreichten. Wahrſcheinlich würden auch noch die Hacken den Boden erreicht haben, wenn nicht die Erſtarrung der Glieder

früher eingetreten wäre. Nach der Kälte und dem Grade der Erstarrung der Glieder zu schließen, müsse der Körper, als sie ihn 10¼ Uhr untersuchten, bereits 8 Stunden gehangen haben.

Der Maire Tailleur und der Municipalbeamte Saint-Hilaire, welcher das Protokoll geführt zu haben scheint, erklärten später, daß sie alles Das, was sie über Lage und Beschaffenheit des Leichnams darin aufgenommen, nach den Angaben der beiden Aerzte niedergeschrieben hätten, die Ausdrücke im procès verbal seien also eigentlich deren Eigenthum und man habe bei der Vorlesung beiden Doctoren ausdrücklich bemerkt, daß sie genau auf die Worte Acht haben möchten; er, Saint-Hilaire, habe eigentlich selbst nichts dazu gethan, als daß er den Abstand der Hacken des hängenden Leichnams vom Boden ausgemessen habe.

Der Arzt Bonnie kam dadurch später in Verlegenheit, als er behauptete, er habe keinen Stuhl neben dem Leichnam stehen gefunden, noch ihn fortgeschoben. Als man ihm seinen procès verbal vorhielt, erwiederte er, das von ihm und Letelletier aufgenommene Protokoll sei von dem Letzteren allein redigirt worden und er habe es nur unterzeichnet, Letelletier aber behauptete, er habe nur auf das Dictat seines Collegen geschrieben, der in dem Augenblicke zu angegriffen von der fürchterlichen Scene war.

Der Körper des unglücklichen Prinzen blieb am Fenster bis Ein Uhr Mittags hängen, wo endlich der Friedensrichter von Enghien erschien, ihn abzunehmen und aufs Bette zu legen befahl. Auch der Friedensrichter nahm einen neuen procès verbal auf, welcher in allem Wesentlichen mit dem des Maire übereinstimmt.

Um 11½ Uhr desselben Morgens wußte man schon im

Palais Royal die furchtbare Neuigkeit. Der König schickte auf der Stelle seinen Aide de Camp, Herrn von Rumigny, den Baron Pasquier, den Großreferendar, Marquis von Sémonville, und andere Beamten, darunter auch den General Lambot, nach Saint-Leu, wo sie um 3 Uhr Nachmittags zur selben Zeit ankamen, als auch schon der Instructionsrichter und der königliche Procurator von Pontoise erschienen.

Diese Letzteren, begleitet von zwei Aerzten, nahmen einen vierten procès verbal auf, in welchem sie die drei früheren des Maire, der beiden Aerzte und des Friedensrichters von Enghien, nachdem dieselben den darin benannten Personen vorgelesen waren, verificirten, und darauf ihre eigenen Wahrnehmungen niederlegten. Die Besichtigung seitens der beiden mitgebrachten Aerzte sollte nur eine vorläufige sein, da die beiden Großwürdenträger aus Paris, Pasquier und Sémonville, die erwartete Ankunft zweier berühmten Aerzte aus Paris, des Dr. Marc und Marjolin, ankündigten. Die hinzugefügten eigenen Wahrnehmungen beschränkten sich zumeist auf den vorgefundenen Zustand der erbrochenen Thüre, die in ihrer Höhe, Breite, Holzdicke auf das allergenaueste beschrieben wird. Beachtenswerth wäre allein der Umstand, daß der kupferne Riegel durch die Heftigkeit und die Stöße beim Erbrechen der Thüre sich nach innen gekrümmt hatte.

Aber der Richter von Pontoise gibt uns in seinem procès verbal noch eine Beschreibung des Zimmers und seiner Zugänge, welche uns aufs Neue beweist, wie misslich die Schilderung verwickelter Oertlichkeiten ohne beiliegenden Riß und Modell ist; denn die Anschauung, welche wir hier gewinnen, weicht bedeutend von der ab, welche wir aus den früheren Beschreibungen entnahmen. Aber diese, obgleich nicht die ganze Oertlichkeit umfassend,

ist weit anschaulicher; vermuthlich weil dem Richter von Pontoise hier die Gegenstände selbst fremd waren, er sich also gedrungen fühlte, auch Das auszusprechen, was den mit der Oertlichkeit näher Vertrauten so bekannt schien, daß es ihnen nicht nöthig vorkam, es zu erwähnen.

Nach dieser Beschreibung ist das Schlafzimmer des Prinzen ein längliches Viereck. Wenn man eintrat (durch die erbrochene Thür) stand das Bette an der linken Wand. Ihm gegenüber an der Wand nach Morgen das Fenster, dessen Laden Manoury zuerst eröffnete. Nach Mitternacht, geradüber von der Eingangsthüre also, war das verhängnißvolle Fenster, aber mehr nach der rechten Seite, dem Winkel nahe, und zwar so, daß es nicht sehr entfernt war von dem Fenster an der Morgenseite. Rechts vom Eintritt (wahrscheinlich im Winkel) und fast dem Fenster nach Norden gegenüber, war der Kamin.

Diese Schilderung gibt uns ein vollständiges Bild, wenn man nur etwas die Phantasie zu Hülfe nimmt, von einem unregelmäßigen Eckzimmer eines alterthümlichen Schlosses. Wo aber bleiben die vielen Thüren? Wo hätten sie Platz, da auf zwei Seiten Fenster, auf der dritten (doch wahrscheinlich zugelosen) das Bett steht, und an der vierten (gegen Mittag) außer der Eingangsthür noch der Kamin angebracht ist? Das Protokoll kommt uns zu Hülfe, indem es wörtlich sagt: „Das Zimmer konnte keinen andern Aus- und Eintritt haben, als die beiden Fenster und die schon beschriebene Thür. Auch auf dem Corridor haben wir uns überzeugt, daß kein directer Eingang von demselben in das Schlafzimmer führte."

Somit sind die drei Thüren, welche aus dem Appartement des Prinzen auf den großen Corridor führen, Thüren, welche aus dem Verschlage davor, oder aus dem

Saale und dem Ankleidecabinet dahin gingen. Desgleichen gingen aus diesem Verschlage, oder dieser Passage, die beiden Thüren nach der Seite von Zimmern und — nach der geheimen Treppe. Dies wäre in Ordnung und das Factum, auf das es allein ankommt, somit constatirt, daß, wenn der Prinz ermordet worden, der Mörder nur durch diese eine einzige Thür, welche von innen am Morgen verriegelt gefunden wurde, gekommen sein könne. Aber gleich hinter jener Versicherung steht in demselben Protokolle Folgendes: „In einem Winkel des Zimmers stand, zwischen den beiden Thüren, eine einläufige Flinte mit einem Steinschloß, die noch nicht gebraucht schien." Woher kommen nun diese beiden Thüren? Ist es ein Schreibfehler oder ist ein anderes Zimmer damit gemeint? Letzteres ist nach dem Zusammenhange kaum denkbar.

Die Formalitäten von Seiten der Behörden wurden in diesem außerordentlichen Falle auch mit einer außerordentlichen Genauigkeit beobachtet. Die Herren von Rumigny, Pasquier, Sémonville verfolgten jeden Schatten einer Spur, um sich zu überzeugen, daß gegen den Prinzen keine äußere Gewalt gebraucht worden. Sie ließen sogar den Körper des Unglücklichen wieder an die Stelle zurückbringen, „wo er im Augenblicke des Hängens gewesen sein mußte". Mit andern Worten: sie ließen den Leichnam also wieder mit den Schnupftüchern an der Riegelstange aufhängen! Auch mußte Bonnie den Stuhl wieder an die Stelle hinsetzen, wo er ihn gefunden haben wollte, was er auch, nach Pasquier's späterem Zeugnisse, that. Danach stand dieser Stuhl etwas in schiefer Richtung gegen die Beine des Leichnams gerichtet.

Jetzt mußten auch die Aerzte aus Ponteise einen vorläufigen Befundbericht über den Körper abgeben und

darüber einen procès verbal aufsetzen, der, mit dem vorigen übereinstimmend, kein anderes Resultat hatte, als daß, allem Vermuthen nach, der Prinz in Folge der Strangulation erstickt sei, daß es aber nöthig sei, den Körper zu öffnen, um über seine Todesursache Gewißheit zu erhalten.

Um 9 Uhr Abends kamen endlich die Aerzte Dr. Marc, Leibarzt Louis Philipp's und Mitglied der Akademie (ein geborener Deutscher), Dr. Marjolin, Professor an der Facultät zu Paris, und Dr. Pasquier, Chirurg des Herzogs von Orleans, und wurden zur Besichtigung des Leichnams aufgefodert. Früh am andern Morgen (28. August) aber kam noch eine neue juristische Autorität, der Generalprocurator Bernard mit seinem Gehülfen Legorrec, abgesandt von dem damaligen Großsiegelbewahrer Dupont de l'Eure, um alle Nachforschungen zu dirigiren. Es fehlte also an obrigkeitlichen Autoritäten und Sachverständigen nicht, von denen Jeder die Sache von einer neuen Seite anzugreifen Lust hatte, um auf neue Entdeckungen zu kommen, oder für sich wenigstens den Ruhm zu vindiciren, daß er in einem vergessenen Winkel noch einen Gegenstand beobachtet, der, den Augen der Andern entgangen, noch nicht zur Sprache gekommen war. Der Generalprocurator Bernard richtete seine Untersuchungen auf die Fußgänge um das Schloß, wo nirgend Fußtritte oder Mauerverletzungen unterhalb dem Fenster des Schlafzimmers bemerkt wurden, wie es denn auch kaum begreiflich gewesen wäre, wie ein Mörder von außen durch die mit Jalousien, schließenden Flügeln und fest eingeriegelten Läden, also durch eine dreifache Schutzwehr bewahrten Fenster, einbrechen sollen, ohne großes Geräusch und ohne die sichtbarsten Spuren zu hinterlassen.

Das Gutachten der pariser Aerzte nach der genauesten

Beſichtigung des Körpers von außen war in allen weſentlichen Punkten nur eine Wiederholung der früheren Gutachten. Zwar fand man am Leibe und andern Gliedern große ſehr lebhaft gerothete Flecke, ſie wurden aber als Folgen der Stagnation des Blutes erkannt. Auch am rechten Unterarm fand ſich eine leichte Blutunterlaufung. Desgleichen war die Haut an der äußern Seite des rechten obern Beines leicht geſchunden; dieſe Reibung war friſch und etwas mit Blut gefärbt. Eben dergleichen Stellen fanden ſich zwei am linken Beine. Alle Symptome zuſammengefaßt und in Verbindung mit den Beobachtungen der Gerichtsperſonen über die äußern Verhältniſſe, ließen indeß in den Aerzten keine Gedanken darüber aufkommen, ob etwa der Tod durch fremde Hand erfolgt ſein könne. Auf der ganzen Oberfläche des Körpers zeige ſich auch keine Spur von einer angewandten Gewalt oder einem verſuchten Widerſtande. Was aber die Blutflecken und Schindungen am Arm und an den Beinen betreffe, ſo ſeien ſie der Meinung, daß dieſe geringfügigen Verletzungen nichts als die Wirkung von Reibungen ſeien, welche die Beine gegen den ſcharfen Rand des am Fenſter ſtehenden Stuhles und der Arm gegen die Kanten der Fenſterladen bei den letzten Zuckungen des noch lebendigen Körpers hervorgebracht haben.

Auf Verlangen des Generalprocurators Bernard wurde darauf von denſelben Aerzten auch zur Oeffnung des Leichnams geſchritten. Auch bei dieſer ergab ſich nichts, was den bisherigen Muthmaßungen widerſtritten hätte. „Evident ergibt ſich," ſchließen die Obducenten ihren Bericht, „daß der Tod die Folge der Strangulation war, daß dieſe Strangulation durch keine fremde Hand bewirkt worden; daß der Tod bewirkt worden durch die Anhäufung und den Stillſtand des ſchwarzen Blutes in

den Gefäßen des Gehirns und noch mehr in denen der Lunge."

Zunächst ging nun die vorläufige Untersuchung auf den geistigen Zustand des Prinzen in den letzten Tagen, und die Aussagen seiner höhern Beamten und der Mehrzahl seiner Diener gewährten dem Procurator die Ueberzeugung, daß derselbe sich einem Trübsinn hingegeben, welcher gewöhnlich dem Selbstmorde vorangeht. Die Aussagen der darüber vernommenen Zeugen, als der Baronin Feuchères, des Generals Lambot, des Oberstallmeisters, Baron Flassans, können wir hier übergehen, da die wesentlichsten Punkte derselben bei der späteren Gerichtsverhandlung zur Sprache kommen.

Einen augenscheinlichen Beweis dieser trüben Stimmung des Herzogs lieferten zerrissene Papierstücke, welche man am 28. August in dem Kamine vorfand. Seit den Julitagen schrieb der Prinz sehr häufig im Geheimen und verbrannte dann die meisten dieser Papiere. Der Frotteur Dubois fand sehr oft des Morgens beim Reinigen des Zimmers Asche, verbrannte Papierschnitzel und Wachsflecke auf der Vorschwelle des Kamins, woraus er schloß, daß der Herzog diese Papiere beim Wachslichte verbrannt hatte. Vor den Julitagen war dies nicht geschehen. In den letzten fünf Tagen hatte im Kamin kein Feuer gebrannt. An dem gedachten Tage aber fand man auf der Asche mehre zerrissene Papierschnitzel, die wahrscheinlich bestimmt waren, verbrannt zu werden, ohne daß es dazu gekommen war. Bei flüchtiger Betrachtung fand man darin die Worte: **Roi — Vincennes, infortuné fils —** von der Hand des Prinzen. Herr von Rumigny, der Graf von Villegontier und der königliche Cabinetssecretair Guillaume gaben sich alle Mühe, sie zusammenzusetzen, um einen Sinn herauszufinden. Es ward ihnen aber zu

dieser Rede des Abgesandten ein Lächeln um dessen Mundwinkel bemerkt zu haben, das sich nicht mit der Aufrichtigkeit seiner Rede gepaart hätte. Damit wenigstens entschuldigte der Prälat bei sich sein Benehmen, ob er schon gegen Andere äußerte, er möchte sich bei dem ungewissen Kerzenlichte getäuscht haben. Gewiß ist, daß er das Reisebarett aufsetzte, sich aufrichtete, in die Brust warf und dem holländischen Minister entgegnete:

„Es wäre besser für dies Königreich, es gäbe keine Generalstaaten, keinen Erbstatthalter und keinen Ambassadeur, wenn die Gesandten herüberkommen gegen unsern geistlichen Frieden zu protestiren, sich zu mischen in Dinge, die sie nichts angehn, und wie Räuber auf den Straßen zu lagern."

Er rief nun mit lauter Stimme zu seinen Leuten hinunter die Pferde anzuspannen. Der Holländer verstummte noch nicht.

„Euer Hochwürden werfen mir Dinge vor, an denen ich ganz unschuldig bin. Im Namen des Prinzen von Oranien, des protestantischen Thronfolgers" —

„Der einzigen Hoffnung dieses Reiches!" fiel der Wirth ein.

„Komme ich," fuhr Dykvelt fort, „gegen die

ſchwer und ſie ließen von dem langweiligen Geſchäfte ab. Aber der Generalprocurator Bernard blieb emſig dabei und fand unter den nicht angebrannten Schnitzeln (nur eins ſoll eine Spur von Feuer getragen haben) und indem Jedermann ihm half, beſonders der Baron Flaſſans, Graf Belſunce und Herr von Rumigny, die Stückchen zuſammenzufügen, endlich zwei Schriften, des Inhalts:

Saint-Leu appartient au roi
Philippe
ne pillés, ni ne brûles
le château ni le village
ne faites de mal à personne
ni à mes amis, ni à mes
gens. On vous a égarés
sur mon compte, je n'ai
rerir on aient
coeur la peuple
et l'espoir du
Bonheur de ma patrie.

Die Lücken dieſer dunkeln Schrift werden durch das folgende Blatt, wahrſcheinlich eine veränderte Redaction, ergänzt:

— Saint-Leu et ses depend
appartiennent à votre roi
Philippe: ne pillés ni ne brûlés
le . . . . . le village
ne . . . . . mal à personne
ni . . . . . es amis, ni à mes . . . gens
on vous a égarés sur mon compte
je n'ai qu'à mourir en souhaitant

bonheur et prospérité au peuple
français et à ma patrie

Adieu pour toujours

L. H. J. de Bourbon,
Prince de Condé.

P. S. Je demande à être enterré à Vincennes, près de mon infortuné fils.

Alle von dem Hofe des Verstorbenen erkannten in diesen Schriften die Handschrift des verstorbenen Prinzen. Der Cabinetssecretair des Königs, Guillaume, bekundete später, daß die Tinte nach seinem besten Wissen damals so frisch gewesen, daß er etwa auf ein viertägiges Alter der Schriften geschlossen habe.

Mehr wurde nicht ermittelt.

Nachdem der Generalprocurator seinerseits über den ganzen Hergang an den Großsiegelbewahrer berichtet, wurden sämmtliche Acten an das Tribunal erster Instanz in Ponteise abgeliefert, welches, auf Antrag des dortigen königlichen Procurators vom 2. Sept. 1830, und nachdem es auch seinen Instructionsrichter, Soret de Bois Brunet, in das Schloß St.-Leu gesandt und dort noch ein Mal die strengsten Nachforschungen anstellen lassen, am 7. Sept. eine Ordonnanz des Inhalts erließ:

daß, angesehen, daß aus den Aufnahmen in evidenter Weise sich ergebe, wie der Tod des Prinzen von Condé ein freiwilliger gewesen und das Resultat eines Selbstmordes, demnächst die öffentliche Verfolgung keine neuen Anzeigen noch einen Schuldigen zu verfolgen habe und daß Alles gethan, was geschehen konnen, kein Grund sei, eine Untersuchung zu eröffnen.

Das Teſtament des Prinzen wurde eröffnet und tauſchte viele Erwartungen. Der Herzog von Aumale, der Sohn Louis Philipp's, war, wie man es wußte, zum Haupterben, unter den Formen der Adoption, ernannt; er ſollte den Namen und das Haus Condé fortſetzen. Ein Legat von beinahe 10 Millionen Francs war der Baronin Feuchères ausgeſetzt; aber alle übrigen Vermächtniſſe waren in Vergleich dagegen unbedeutend, und man warf der Feuchères von Seiten der prinzlichen Hofbeamten vor, daß ſie es geweſen, welche den alten Herzog abgehalten, ſeine Getreuen beſſer zu bedenken. Der Unwille gegen ſie war allgemein. Man wollte ſich an den König Louis Philipp wenden, daß er zu Gunſten der alten treuen Diener beſſer verfüge, man foderte die Feuchères ſelbſt auf, daß ſie ſich bei demſelben dafür verwende, aber der Graf Belſunce erklärte: er wolle lieber allem Elend ausgeſetzt ſein, als den Bemühungen der Frau von Feuchères etwas verdanken müſſen.

Im October trat der Prinz Louis de Rohan, einer der übergangenen natürlichen Erben des letzten Condé, öffentlich hervor. In Schriften wurde der Selbſtmord des Herzogs bezweifelt, und der Kläger ſuchte das Teſtament als ein erſchlichenes anzugreifen und auszuführen, daß der Prinz von Condé ermordet ſei.

Der Proceß ſpielte in das Gebiet der Politik über. Es war der erſte Reactionsverſuch der Legitimiſten, oder vielmehr ein erſtes ihrer kleinlichen Manoeuvres, die bis auf den heutigen Tag ſich wiederholen, ihrem Haß gegen Louis Philipp durch moraliſche Verdächtigungen zu fröhnen. Ihre erſten Wortführer reihten ſich an den klagenden Prinzen von Rohan. Indem ſie das Teſtament als erſchlichen darſtellten, ward der Vorwurf des Erſchleichens auf den Vater des Prinzen geſchleudert, welcher die

Hauptvortheile des Testamentes bezog. Indem sie den Tod des Herzogs als einen Mord darstellten, konnte auf mittelbarem Wege auch ein Verdacht der Begünstigung des Verbrechens auf den neuen Thron zurückfallen, dessen Mitglied durch den Mord früher in den Besitz der Erbschaft kam. Wenn die Feuchères aber als Mörderin in der öffentlichen Meinung erschien, so erschien auch Louis Philipp im Lichte der Complicenschaft, wenn nicht des Mordes selbst — was man freilich nicht auszusprechen wagte — doch, daß er der Verwendung, der Freundschaft und Begünstigung des blutbefleckten Weibes die Erbeseinsetzung seines Sohnes verdanke. Denn die Feuchères, als vom überwiegendsten Einfluß auf den Herzog, hatte dessen Testament allein dictirt, und dieser Schatten eines Verdachtes, eines frühern freundlichen Verkehrs mit der Freundin des reichen Erblassers, scheint allerdings auf dem Vater des Herzogs von Aumale haften geblieben zu sein. Sie war so mächtig, einflußreich, daß sie nicht allein Testamente machen und Erben einsetzen, sondern auch Testamente umstoßen und eingesetzte Erben wieder streichen konnte. Die Klugheit gebot also, daß man wenigstens die Bereitwilligkeit einer so gefährlichen Frau nicht von sich abweise; und hier trat ein Fall ein, wo schon durch die Negation der Verdacht einer Complicenschaft erwachsen konnte.

Unter der Dienerschaft des Herzogs hatte sich der Verdacht schon früh verlautbart. Sei es aus Unzufriedenheit bei Eröffnung des Testamentes, oder weil sich ihnen wirklich eine andere Ueberzeugung aufdrängte als die, welche aus den gerichtlichen Verhandlungen hervor-

ging. Nach Angabe der Feuchères hat eine Aeußerung des geweſenen Almoſeniers, Abbé Pellier, bei der Leichenpredigt nicht wenig dazu beigetragen, dieſen Verdacht zu wecken. Einem Selbſtmörder verſagt die katholiſche Kirche ihren Beiſtand bei der Beerdigung. Auch fehlten viele der Geiſtlichen, welche ihr beiwohnen müſſen, bei der Grablegung zu Chantilly. Der Almoſenier aber half ſich aus der Verlegenheit, in welche ihn ſeine Doppelſtellung als Prieſter und als Hofmann verſetzte, indem er in einer rührenden und ergreifenden Rede in der Kapelle die dunkeln Worte mit Emphaſe ausrief: „Der Prinz iſt unſchuldig an ſeinem Tode vor Gott!“

Die Zuhörer ſchauderten, und von nun an machte ſich der Argwohn Luft; oft auf ſehr ungeeignete Weiſe. Ein Diener des Prinzen, der in der Türkei und Aegypten gereiſt war, erklärte, er habe dort wenigſtens hundert Gehängte geſehen, aber dieſe hätten alle ganz anders ausgeſehen, als ſein Prinz. Ihr Geſicht wäre ſchwarz geweſen, da das Blut zum Kopfe ſteigt, ihre Augen hätten offen geſtanden und die Zunge weit aus dem Halſe herausgehangen, indem ſie dieſelbe mit den Zähnen gebiſſen hätten, während das Geſicht des erhängten Prinzen ganz blaß geweſen wäre und er die Zunge nur ein Bischen aus dem Munde vorgeſtreckt gehabt habe.

Zu der Partei der Argwöhnenden geſellte ſich alsbald der Oberchirurg des Prinzen, der viel erwähnte Bonnie, welcher, ungeachtet ſeiner Mitunterſchrift der gerichtlichen Protokolle, jetzt behauptete, daß er ſich nicht entſinne, einen Stuhl vor dem ſchwebenden Leichnam ſtehen geſehen, noch ihn fortgerückt zu haben, um zu demſelben zu gelangen, und, zur Beſtärkung jener Vermuthung des Dieners, hinzufügte: „daß die Zunge nicht über den Lippenrand vorgeragt habe, daß der Mund nur wenig ge-

öffnet und die Augen geschlossen gewesen seien. Wenn der Prinz in lebendem Zustande sich aufgehängt hätte, oder von Andern wäre aufgehängt worden, so hätte die Zunge weit aus dem Munde hängen müssen, dieser hätte weit aufstehen, die Augen hätten weit aufgesperrt, aus ihren Höhlen vorgelogen, die Zunge hätte schwarz und feucht, das Gesicht von Blut stark unterlaufen sein müssen. Da gerade das Gegentheil sich fand, spreche die Vermuthung dafür, daß er vorher erwürgt und erst als Leiche aufgeknüpft worden."

Der Generalinspector der prinzlichen Forsten, Méry Lafontaine, machte zwei Mal die Probe, sich selbst an den zusammengeknoteten Schnupftüchern ganz in der Art, wie der Verstorbene, am Fenster aufzuhängen, und da er den Kopf bequem durch den Ring des Halstuches stecken und, wiewol kleiner als der Todte, bequem in dieser Stellung die Erde berühren konnte ohne das allergeringste Misbehagen, so schloß er mit fester Ueberzeugung für sich selbst, daß der Prinz auf diese Weise nicht freiwillig seinem Leben ein Ende gemacht haben könne.

Der Haupteinwand, daß die Thür zum Schlafzimmer von innen verriegelt gefunden worden, ward durch Experimente beseitigt, die verschiedene Personen an verschiedenen Thüren anstellten. Vermittelst eines Bandes oder eines Bindfadens, welche sie vorher durch das Schlüsselloch gezogen, konnte nämlich der Draußenstehende den Riegel unter dem Schlosse zuziehen, und dies Experiment ging sogar, wenn der Riegel überhaupt leicht schloß, ohne alle Schwierigkeit von statten. Leicht konnte man, wenn es geschehen, den Bindfaden an dem einen Ende herausziehen, so daß keine Spur der Operation zurückblieb. An der Thüre zum Schlafzimmer konnte man die Probe indeß nicht machen, da Schloß und Riegel durch

den gewaltſamen Aufbruch der Thüre gänzlich verbogen waren.

Jetzt verbreitete ſich der Glaube an einen Mord. Die Phantaſie verarbeitete ihn, man ſammelte die geringfügigſten Erinnerungen, welche damit ſtimmen konnten. Es wurde ſogar ſchon gefährlich, nicht daran zu glauben. Die moraliſchen Motive kamen hinzu. Der Satz wurde aufgeſtellt: es ſei unmöglich, daß ein Condé ſich ſelbſt ums Leben bringen könne! — Der Almoſenier der Feuchères hatte einmal geäußert: „Der Prinz hat ſich in einem Anfall von Delirium aufgehängt!“ Dies genügte, ihn ſelbſt der Theilnahme am Verbrechen zu verdächtigen.

Im Schloſſe St.-Leu glaubte man Alles. Damit auch das Publicum dieſen Glauben theile, erſchien eine Brochure: **L'appel à l'opinion publique.** Sie war im Intereſſe der Partei des Prinzen von Rohan abgefaßt, und erinnerte an mehre der Fälle, die unſer Pitaval bereits aufnahm, wie die Caſtaing'ſche Vergiftung der Brüder Ballet, vor Allem aber an Pichegru's Erdroſſelung im Gefängniß, welchen der Moniteur, deſſen ungeachtet, am nächſten Morgen ſich ſelbſt aufhängen ließ.

In der Schrift war angedeutet: ein Project des Prinzen, zu entfliehen, um nur von der Feuchères los zu kommen, deren Tyrannei ihm unerträglich geworden; das Manoeuvre, wie er im Bette erſtickt worden; ſeine Papiere ſeien von den Mördern verbrannt worden; ein Riemen mit einer Schlinge (um den Riegel zuzuziehen) ſei auf der verborgenen Treppe gefunden worden (ein Gerücht, was ſich als grundlos bei der Unterſuchung erwies); die eine Schrift ſei ein Placat geweſen, beſtimmt, angeſchlagen zu werden nach ſeiner Flucht. Endlich enthielt ſie auch, in Form eines Traumes, noch deutliche

wollen, sei es höchst unwahrscheinlich, daß er gerade das Mittel anwenden sollen, durch welches er umgekommen.

2) Daß es für den Prinzen unmöglich gewesen, auf den Stuhl zu steigen und die Knoten zu knüpfen.

3) Ob die Schriften, deren Fragmente im Kamin gefunden worden, von der Hand des Prinzen seien, darüber dürften noch Zweifel herrschen; wenn aber, so könnten die Motive ganz andere seiyn, als die man ihm unterlege.

4) Das Bett, der Stuhl, auf welchem der Prinz sich auszukleiden pflegte und die Pantoffeln seien in einem ganz ungewöhnlichen Zustande am Morgen vorgefunden worden.

5) Eine Untersuchung der Möglichkeit, Jemanden unter den obschwebenden Verhältnissen zu tödten, ohne daß der Leichnam andere Spuren von Gewalt an sich trüge, als die, welche man am Körper des Prinzen wahrgenommen.

6) Daß es möglich und leicht sei, den innern Riegel des Schlosses von außen mittelst eines Bandes oder Fadens zuzuziehen.

7) Die Motive und das Interesse, welches einzelne Personen seiner Umgebung an seinem Tode haben könnten.

Die Untersuchung über diese neu aufgestellten Punkte wurde mit Eifer, nachdem mehre Zeugen schon vor den Gerichten von Pontoise vernommen worden, in Paris fortgeführt und durch die Ordonnanz vom 21. Juni 1831 geschlossen. Dieselbe gibt das vollständige Resumé über alle aufgestellten Punkte in der obigen Ordnung.

1. Der Prinz von Condé fürchtete den Tod. Darin stimmen alle vernommenen Zeugen überein. Er fürchtete ihn, obgleich er in Augenblicken der Gefahr großen Muth bewiesen und im Schmerz stets eine merkwürdige Ausdauer gezeigt hatte.

Auch hatte er bei mehren Gelegenheiten sich dahin geäußert: daß er den Selbstmord für einen Act der Feigheit halte.

Sämmtliche Zeugenaussagen darüber zu wiederholen, wäre zu unserm Zwecke überflüssig. Wir heben nur einige heraus. Zum Baron von Saint-Jacques hatte er geradezu geäußert: „Der Gedanke an den Tod verursacht mir eine Angst, die ich gar nicht aussprechen kann."

Zum Arzt Bonnie hatte er gesagt: „Unser Leben gehört uns nicht, wir können es nicht ohne Befehl Dessen verlassen, welcher es uns geschenkt hat."

Seine sämmtlichen Kammerdiener bezeugen, daß er immer ein Entsetzen vor dem Selbstmorde verrathen, und ihn für eine erbärmliche Feigheit ansah.

Als der Exminister Polignac nach der Julirevolution gefangen genommen wurde, hatte der Zahnarzt des Prinzen, Hostein, in Gegenwart des Fürsten geäußert: an Polignac's Stelle hätte er, Hostein, sich lieber eine Kugel durch den Kopf gejagt, als sich arretiren lassen. Der Prinz von Condé tadelte ihn darüber und schloß mit den Worten: „Bedenken Sie, Monsieur Hostein, daß ein Mann von Ehre sich niemals den Tod gibt. Nur ein Feiger könnte das thun." Derselbe Hostein erklärte: „Der Prinz war der erste Chevalier seiner Zeit. Grundsätze sträubten sich gegen den Gedanken Selbstmordes, und sicherlich hat der letzte der Cond einer solchen Todesart niemals opfern können."

Suspension der Testakte zu protestiren; ich komme allen würdigen Geistlichen Ihrer Kirche zu versichern, wie er nie in die Kränkungen willigen kann, welche seines Schwiegervaters unüberlegter Eifer ihnen bereitet." —

„Wollen Euer Ehrwürden noch in der Nacht fort?" fragte der Wirth dazwischen, als er den Dechanten, unachtsam auf die Rede des Gesandten, bereit sah das Zimmer zu verlassen.

„Es verträgt sich für keinen Diener der hohen Kirche, sein Unterkommen unter dem Dache zu suchen, wo Emissäre der Arminianer und Prädestinatisten gefeiert werden."

Alle Vorstellungen des Fremden vermochten nichts über den Aufgebrachten. Mit der Nichte am Arme eilte er die Treppe hinab, und schien kaum wieder zur Ruhe zu kommen, als er befahl, das Kutschenfenster niederzulassen, um die Kühlung der Nachtluft einzuathmen.

Gegen dieſe Zeugniſſe ſind keine Gegenbeweiſe geführt worden, im Gegentheil darf man dieſe Geſinnung und die Aeußerungen derſelben als conſtatirte Thatſache annehmen. Aber der Prinz hat zu anderer Zeit auch ganz entgegengeſetzte Anſichten geäußert, aus denen hervorgeht, daß ihm das Leben eine Laſt war und daß er den Tod wünſchte.

Die Juliereigniſſe hatten ihn moraliſch und phyſiſch tief erſchüttert. Er war ſeitdem traurig und nachdenkend. Der Greis konnte ſich in die neuen Ideen nicht finden, er ſah mit der Revolution alle die Schrecken und Blutſcenen und Verfolgungen hereinbrechen, deren Zeuge er in ſeinen jüngern Jahren bei der erſten Revolution geweſen. Vom freundlichſten Gemüth, von aufrichtiger Liebe für Karl X. erfüllt, litt er für dieſen mit; die letzten Schmähungen, welche derſelbe erduldet, fühlte er tief, ohne an ſich zu denken; und wenn er an ſich dachte, ſo ſah er Daſſelbe auch ihm bevorſtehend. In den erſten Tagen der Julirevolution wußte freilich Niemand, zu welcher Wendung die Dinge gedeihen würden. Als die Ruhe wieder eingetreten war, verſuchten ſeine verſtändigern Umgebungen auch ſeine Furcht zu beſchwichtigen, Louis Philipp und ſeine Familie thaten alles Mögliche, den Greis zu tröſten. Die neue Königin beſuchte ihn ſelbſt in St.-Leu und ſuchte ihn aufzurichten und mit den neuen Verhältniſſen zu verſöhnen. Aber ihre Bemühungen wurden durch die exaltirten Legitimiſten in ſeiner Umgebung paralyſirt. Wir leſen es nicht ſowol in den Gerichtsverhandlungen als in den beſonders herausgegebenen Schriften, wie man den unglücklichen Greis in ſeinen eigenen Zimmern ängſtete. Die älteren Hofleute, welche die erſte Revolution überſtanden hatten, meinten zwar, es ſei nun genug geopfert für die Idee des alten Königthums, man müſſe ſich in

die Dinge schicken und zufrieden sein, daß die Gegenwart vernünftigere Aussichten gewähre, als die Vergangenheit; der Prinz könne seine übrigen Tage in Ruhe verleben inmitten der Bürger und Landleute seiner Ortschaften, von denen er als ein guter Vater geliebt werde. Aber die jungern Hofleute arbeiteten dagegen. Sie machten es dem Greise zur Ehrenpflicht, noch ein Mal, wenn nicht die Waffen zu ergreifen, wovon damals nicht die Rede war, aber zum zweiten Male auszuwandern. Ein Condé dürfe die Lilien nicht verlassen, ein Condé dürfe mit der Revolution nicht paktiren. Es kam zu heftigen, erschütternden, den Greis tief kränkenden Scenen; denn was darf sich nicht ein Legitimist zu Ehren des Begriffes erlauben, den er vertheidigt! Wenn von der einen Seite vorgestellt wurde, daß Louis Philipp dem Prinzen die Versicherung gegeben, er habe nichts zu fürchten, und den Rath, er möge ruhig bleiben, wo er sei, so rief der Graf von Belsunce höhnisch dagegen: ob der Prinz von Condé bei der ersten Revolution, wenn er als Mann handeln wollen, sich zuerst den Rath des Herzogs von Orleans erbeten habe! Der arme 75jährige Fürst wollte gern bleiben, er hatte eine große Furcht vor einem zweiten, trostlosen Exile; aber seine Hofleute hatten schon Pferde bestellt, um nächtlich mit ihm zu entfliehen. Belsunce hatte die Einwohner des prinzlichen Ortes Chantilly verhindert, auf das Schloß die dreifarbige Fahne zu pflanzen und gedroht, sie sollten nur über seinen Leichnam den Weg zur Dachfirste finden. Aber der Prinz sah mit Angst die zu seinem Schutz detachirten Gendarmen noch immer mit der weißen Kokarde umhergehen. Er fürchtete, daß sie ergriffen, gemishandelt und zerrissen werden könnten. Wenn seine Leute nach Paris reisten, mußten sie dreifarbige Kokarden anstecken und endlich entschloß er sich.

nicht allein selbst die entsetzlichen Farben zu tragen, er hieß auch seine Leute in seiner Gegenwart sie anlegen, und theilte und tauschte Bänder. Er liebte nicht das Lesen; jetzt aber durchflog er jeden Morgen alle pariser Zeitungen mit innerer Angst, er horchte auf alle Gerüchte und ließ durch Couriere aus der Hauptstadt sich fast stündlich Meldungen von den Vorgängen machen. Da man ihm vorstellte, daß Karl X. durch seine feudalistische Jagdliebhaberei sich besonders die Ungunst des Volkes zugezogen, stand er in der letzten Zeit von diesem, seinem Hauptvergnügen, ab. Das Wild in seinem Park hatte viele Verwüstungen auf den benachbarten Aeckern angerichtet; auf Anfrage seines Generalintendanten, der jährlich bedeutende Entschädigungsgelder deshalb zu zahlen hatte, fügte er sich bereitwillig darein, die Zahl des gehegten Wildes zu beschränken, einen Theil der Jagdhunde und des Jagdgefolges abzuschaffen. Er war zu Allem bereit, was man ihm anrieth, um die gefürchtete Wuth des Volkes abzuwenden. Aber des Rathes war zu viel, zu widersprechender; man spielte mit dem willenlosen, guten alten Mann, wie der Wind mit dem Rohre.

Als die schlagendsten Zeugnisse für den Grad seiner melancholischen Stimmung werden durch das Gericht folgende herausgehoben.

„So war es mir noch aufgespart," äußerte er fast gegen Jedermann, „eine zweite Revolution zu sehen! Ich habe um einige Tage zu lange gelebt." — „Er war seit den Julitagen fast ganz erschlafft, willenlos und trüb vor sich hinstarrend." — „Immer im Nachdenken vor sich die Augen irren lassend, las er die Journale mit einer ungemeinen Aengstlichkeit, Jedermann mußte das bemerken." — „Seit den Julitagen sprach er weit mehr, als sonst seine Gewohnheit war, mit seiner Umgebung, und

immer war der Refrain: „„Und was wird nun noch kommen!““ — „Zwei Revolutionen wären doch zu viel, und er möchte lieber todt sein.“

Der Prinz hatte aus Rambouillet Briefe gelesen, welche an die Marquise von Chabannes gerichtet waren; er schien davon aufs tiefste ergriffen und äußerte nur: „Man muß davon nicht sprechen. Es hat mich furchtbar geschmerzt.“ — „Ich erkannte ihn kaum wieder,“ sagte die Marquise, „so traurig und benommen erschien er mir.“

Mehr als zehn Mal hatte er zu seinem Oberkammerherrn, dem Grafen de la Villegontier, gesagt: „Lieber todt sein!“ „Und dieser Gedanke führte ihn jedes Mal bis zum Jahre 1804 zurück, wo der Herzog von Enghien erschossen war!“

Karl's X. Unglück war es vor Allem, was ihn so tief ergriffen und einen Ueberdruß am Leben hervorgerufen hatte, darin stimmen alle Personen aus seiner Umgebung.

Der Tag vor seinem Tode war sein Namenstag. Als er die Gratulationen seiner Hausbeamten, der Obrigkeiten und Einwohner von Saint-Leu empfing, rief er aus: „Ach, welch ein Namenstag! Guter Gott, was ist das für ein Fest!“

Als ihn der Abbé Pelier, sein Almosenier, fragte, ob er am nächsten Sonntage sich nach Chantilly begeben werde, antwortete er: „Ach! was das betrifft, darüber kann ich Ihnen nichts sagen. Ich habe andere Dinge im Kopfe!“

Der Abbé Debard, Curé von Saint-Leu, machte am 24. August bei dem Prinzen seine Aufwartung. Der Prinz begleitete ihn beim Fortgehen und ergriff dann seine beiden Hände mit einem ganz besondern Ausdruck.

„Da dachte ich," sagt der Zeuge, „daß der Prinz mir nur sein Lebewohl vor seiner Abreise nach Chantilly sagen wollte; aber später betrachtete ich diese feierlich zärtliche Art der Entlassung als ein letztes Lebewohl, welches er mir sagen wollen." Danach konnte er bei Empfang der Todesnachricht nicht anders als glauben, daß er selbst Hand an sich gelegt habe.

Am Tage vor seinem Tode empfing der Prinz den Grafen von Cossé-Brissac, der ihm eben die Nachricht von den in Paris herausgekommenen Caricaturen auf Karl X., als Jäger, überbrachte. Sie wirkte auf ihn wie schon erwähnt, niederschlagend. Am selben Tage war auch der General Lambot von Paris zurückgekehrt und wollte ihm, als er sich beurlaubte, einige Papiere zurücklassen, damit er sie morgen unterzeichne. Aber der Prinz erwiderte, er wolle sie auf der Stelle unterzeichnen, was auch geschah.

Am Abende spielte er, wie gewöhnlich, seine Partie Whist. Als er um 11½ Uhr in sein Schlafzimmer ging, machte er im Vorzimmer beim Vorübergehen seinen Leuten ein Zeichen mit dem Kopfe, was er sonst nicht that. Am andern Morgen sprachen die Leute darüber als über einen ungewöhnlichen Vorfall.

Der Kammerdiener Lecomte und der Arzt Bonnie begleiteten ihn bis ins Schlafzimmer. Bonnie glaubte, daß der Prinz, der mit ihm kein Wort sprach, noch immer das Tischgespräch und die Caricaturen im Kopf gehabt habe. Sonst gab er seine Befehle für den folgenden Tag, heute vergaß er es, und Lecomte mußte noch ein Mal zurückkehren, um ihn danach zu fragen. Auch da bekam er kaum ein Wort aus ihm heraus.

Wenn er in dieser Gemüthsverstörung sich auch wirklich zum Selbstmorde entschlossen, so kam es doch Vielen

als aufs höchste unwahrscheinlich vor, daß er, ein Condé, sich gerade zum Strange werde entschlossen haben. In dieser Beziehung aber ist eine Aussage seines Jagdinspectors und Postmeisters zu Chantilly nicht unerheblich.

Dieser, Chalot mit Namen, hatte einen Schwager durch Selbstmord verloren. Er hatte sich am Fensterhaken aufgehängt. Der Prinz fragte Chalot, wie er gerade zu dieser Todesart gekommen sein möchte und richtete deshalb an ihn viele Fragen. „Er wollte sogar," sagt der Zeuge, „daß ich ihm vormachen sollte, wie mein Schwager sich aufgeknüpft hätte. Ich erwiderte ihm, daß er sich dazu eines Tisches und eines Stuhles bedient, und als er fest hing, habe er beide mit dem Fuße fortgestoßen. Damals meinte ich, es sei eben sowol Neugier als Theilnahme für meine Familie, welche den Fürsten zu so genauer Nachfrage nach dem Schicksale meines unglücklichen Schwagers veranlaßt. Er fügte noch hinzu, es sei zu verwundern, daß mein Schwager zu solchem verzweiflungsvollen Schritte sich hinreißen lassen, da er doch erst 35 Jahre alt gewesen, Vermögen und eine königliche Anstellung gehabt. Als ich aber alle Umstände vom Tode des Prinzen erfuhr, sagte ich zu einem meiner Freunde, der gerade bei mir war, und ohne irgend dabei an etwas Schlimmes zu denken: „„Es ist doch seltsam: Vor 6 Monaten fragte mich der Prinz nach allen Umständen über den Tod meines Schwagers, und nun hat er sich in eben der Art umbringen müssen!""

---

2. Der Prinz war hinfällig und schwach, er konnte nichts ohne fremde Hülfe thun; wie ist es

denkbar, daß er alle Vorbereitungen zum Morde allein gemacht und, wie er erfolgt iſt, ins Werk geſetzt haben ſoll!

Der Prinz ſtieg niemals, ſagen die Ankläger, auf einen Stuhl, und ſeit er ſeinen Schenkel gebrochen, ward es ihm ſogar ſchwer, die Stufen der Treppe heraufzuſteigen. Dies iſt eine nie beſtrittene Thatſache, aber die Aerzte, welche den Körper beſichtigt und ſecirt, haben keine Schwierigkeit dafür entdeckt, daß der Prinz nicht auch auf einen Stuhl hätte ſteigen dürfen, da er auch zu Pferde ſtieg. Dieſer Einwand ſcheint damit beſeitigt.

Sein eigener Chirurg Bonnie hat nicht allein die Vorſtellung von der Möglichkeit gehabt, daß der Prinz auf einen Stuhl ſteigen können, ſondern er iſt es auch geweſen, der zuerſt den Gedanken angab, daß er ſich wol des Stuhls bedient haben möchte, um ſich an dem Griff der Riegelſtange feſtzuknüpfen. Er hatte den Stuhl verrückt, um ſich dem Körper zu nähern und ſpäter ihn wieder in die vorige Stellung gebracht, und die pariſer Aerzte, die ihn ſo fanden, haben die Wahrſcheinlichkeit ausgeſprochen, daß er ſich dieſes Mittels werde bedient haben. Daß Bonnie ſpäter den Umſtand mit dem Stuhle verleugnet, iſt hierauf ohne Einfluß und auch an und für ſich ohne Bedeutung, da er den Widerruf ſeiner gerichtlich abgegebenen Erklärung durch nichts motiviren können.

Aber der Prinz war unfähig, die Knoten in den Schnupftüchern ſelbſt zu ſchlingen, denn er war durch einen Säbelhieb ſo in der rechten Hand verwundet worden, daß er ſich ihrer nur ungeſchickt bedienen konnte. Auch hatte ein Knochenbruch die Wirkung hervorgebracht, daß er die Arme nur mit Schwierigkeit aufheben und die Hände in dieſer Stellung bewegen konnte.

Dieser Einwand fällt indeß ebenso hinweg, da es desgleichen feststeht, daß der Prinz sehr oft auf die Jagd ging, zuweilen sein Gewehr selbst lud, und mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit zielte und schoß, selbst über den Kopf weg.

Dieser Punkt wurde übrigens mit der größten Sorgfalt behandelt. Nach dem Gutachten des Doctor Pasquier war der Unglückliche, als er auf dem Stuhle stand, mit dem Halse in gleicher Höhe mit dem Griff der Riegelstange, und um die Knoten zu machen, hatte er nicht nöthig, die Hände höher als bis an sein Kinn zu bringen. Alle Aerzte erklärten, daß der Knochenbruch die freie Bewegung der Arme nicht gehindert habe. Auch steht es fest, daß der Prinz sich jeden Abend das Foulardtuch selbst um den Kopf wand und zuband. Auch knüpfte er sich jeden Morgen das Cravattentuch, nachdem die Kammerdiener es ihm zwei Mal um den Hals geschlungen, selbst vorn zu. Er wußte nicht den Weberknoten (noeud de tisserand) zu machen, sagt ein Zeuge, oder that es wenigstens sehr ungeschickt, aber die Schleife an seinem Halstuche machte er in der Regel selbst.

Der Diener Romanzo hatte beide Schnupftücher, an welchen der Prinz gehangen, losgeknüpft. Das um den Hals war zwei Mal umgeschlungen (wie der Prinz seine Cravatte umzuschlingen pflegte) und vorn mit einer Schleife (wie die Cravatte); das, was an der Riegelstange hing, war mit einem simpeln Knoten (noeud droit), der schwer aufzumachen war.

Der Maire von Saint-Leu hatte die Knoten der Schnupftücher gepräft und gefunden, und die übrigen Anwesenden darauf aufmerksam gemacht, daß es sogenannte noeuds de poupée wären — die Erklärung dafür folgt sogleich in der Deposition selbst — Knoten, die sich leicht

lang ziehen, wenn etwas Schweres daran hängt. „Das erklärte mir, warum die Füße des Leichnams die Erde berührten, was gar nicht möglich gewesen wäre, wenn die Knoten eussent été à la mode des charretiers.“

Diese Aussage konnte nur den ersten Bericht des Chirurg Bonnie und des Doctor Letelletier bestärken, daß die Wucht des Körpers allmälig die Schleifen und Knoten erweitert hätte.

---

3. Ueber die aufgefundenen zerrissenen Schriften, anfänglich von Jedermann als von des Prinzen Hand erklärt, entstanden später Zweifel. Der Chirurg Bonnie sagte zum Instructionsrichter: „Ich glaube in diesen Schriften die Handschrift des Prinzen nicht mit Sicherheit wiederzuerkennen.“ Manoury, der Kammerdiener, aber sagte: „Wenn ich auf Seele und Gewissen sprechen soll, so scheinen mir die Fragmente nicht von seiner Hand zu sein. Doch habe ich nicht genug Kenntniß, um mich darüber auszusprechen.“

Andere, mit der Handschrift des Prinzen vertrautere Personen und befähigt, darüber zu urtheilen, erklärten aber aufs bestimmteste, sie rührten vom Prinzen her. So erklärte sie der Graf de la Villegontier für die Handschrift seines Herrn. Sein Generalintendant, der Herr von Surval, war vollkommen davon überzeugt; auch sei die Schrift so frei und fließend, daß er die Feder in voller Muße und Freiheit, ohne Einflüsterungen und Zwang dabei geführt haben müsse. Die hinzugezogenen Sachverständigen endlich bestätigten die Identität auf das bestimmteste.

Auch aus dem Umstande, daß der Prinz sich früher nur Herzog von Bourbon und nicht Prinz von Condé unterzeichnet habe, wollte man auf die Unechtheit schließen; aber wie schon angegeben, hatte er gerade in den letzten Tagen, auf Rath seiner Freunde, damit der Name Bourbon ihm nicht verderblich werde, sich Prinz von Condé unterschrieben, wie auch Louis Philipp seit seiner Thronbesteigung an ihn adressirt hatte.

Die erste Deutung dieser Briefe ergab sich aus den Ausdrücken: je n'ai qu'à mourir . . . Adieu pour toujours und dem Postscriptum: Je demande à être enterré à Vincennes, près de mon infortuné fils von selbst. Es war die deutlich verkündete Absicht, sich selbst ums Leben zu bringen.

Aber eine andere Meinung tauchte bald nachher auf, welche besonders von Denen verfochten ward, die an die Ermordung glaubten. Der Prinz habe, sagten sie, erschreckt von den Volksaufständen und in der Besorgniß, daß man Saint-Leu nicht respectiren werde, nur ein Placat entwerfen wollen, welches an die Thore des Schlosses angeschlagen werden sollen. Deshalb der merkwürdige Anfang: Saint-Leu appartient à votre roi Philippe. Was hätte das zu bedeuten gehabt, wenn der Prinz die Absicht gehabt, sich ums Leben zu bringen?

So äußerte sich der Abbé Pelier, Manoury, der Kammerdiener Dupin und der Generalaufseher der Forsten, Méry-Lafontaine: die Schrift habe nur eine Sauvegarde fürs Schloß sein, sie hätte nur das Eigenthum schützen sollen. Wahrscheinlich rührte sie von der Zeit bald nach dem 7. August her, und wäre bestimmt gewesen, das Schloß unter den Schutz des neuen Königs zu stellen.

Diese Ansicht ward endlich noch durch das Zeugniß

Zweites Capitel.

Ein Purpurmantel hat seinen Werth,
Auch die Bisamkatze wird hochgeehrt,
Ueber den Stuhl wirft er den Mantel auer,
Nun sitzt auf Purpur der Ambassadeur.

O arme, arme Bisamkatz,
Wann wird dir je ein solcher Platz!
Streif ab Dein Fell, hast doch keinen Lohn,
Du machst nie Glück in der Legation.

Das bekannte Spottgedicht auf den Westphälischen Frieden (gedr. 1682.

Der neue Gast war leutselig gegen den Wirth, gegen die Wirthin, selbst gegen Kinder und Gesinde, daß man mit Freuden ihn bediente und in Gespräche sich einließ, die er so angenehm zu führen wußte, daß jeder seine Herzensmeinung, und beträfe sie Kaiser und König, frei heraussagen durfte. Der Niederländer bedauerte einen so würdigen Gast verdrängt zu haben, und als die Wirthin mit schlauem Blicke meinte: es gäbe wohl Gäste, die man lieber aufnähme, und ihr Ehegatte: die Prälaten könnten jetzt büßen, was sie früher in der allgemeinen Jagd gegen Andersdenkende versündigt

des Zahnarztes Hoſtein beſtärkt. Als derſelbe, etwa am 10. oder 11. Auguſt, dem Prinzen geſagt, nun könne er ganz ruhig ſein, denn Alles ſcheine zur Ruhe zurückgekehrt und von Plünderung ſei nichts mehr zu beſorgen, antwortete der Herzog: Die Plünderung des Schloſſes Saint-Cloud habe ihn ſehr in Schreck geſetzt gehabt. Er hätte immer gefürchtet, daß die in Paris zuſammengedrängten Räuber ſich über die Banlieue ausbreiten würden und die Schlöſſer und Privatbeſitzungen angreifen und ausplündern. Bei den Worten habe er ein zuſammengefaltetes Papier vom Tiſche genommen und, damit handthirend, geſagt: „Glauben Sie wohl, daß ich auch eine Proclamation entworfen habe, die ich anſchlagen laſſen wollte, und in der ich erkläre, daß ich all mein Habe und Gut dem König Philipp übergeben habe und ihnen anempfehle, ja keinem meiner Diener etwas zu Leide zu thun. Gedrückt von Alter und Schwäche, habe ich nur noch zu ſterben."

Wenn auch mit dieſem Zeugniß die aufgeſtellte Vermuthung des Hauptzweckes jener Papiere wegfällt, ſo blickt doch verrätheriſch genug die trübe Stimmung des Prinzen, welcher ſchon mit einem Fuße ſich über dem Grabe wähnt, hervor.

---

4. Aus einigen Unregelmäßigkeiten in der Lage des Bettes, des Auskleideſtuhles und der Pantoffeln, wollten die Ankläger den Schluß begründen, daß in der verhängnißvollen Nacht im Zimmer Mehres ſich anders ereignet habe, als man angenommen.

Des Prinzen Bett ſtand in einer Art Alkovenniſche. Er verlangte immer, daß man das Bett bis dicht an die

Hintermauer des Alkovens schiebe. Die Frau und der Frotteur, welchen dieses Geschäft oblag, versicherten auch, daß sie am 26. August das Bett so tief wie immer gerückt hätten, doch mit einiger Vorsicht, damit das Holz nicht an die Mauer streife.

Mehre neu vernommene Zeugen wollten aber am Morgen des 27. Augusts bemerkt haben, daß das Bett etwa um 1 Fuß von der Hinterwand des Alkovens abgestanden habe.

Gewöhnlich setzte man einen Stuhl vor den Kamin. Der Prinz saß darauf, während man ihn entkleidete. Davor wurden die grünen Maroquinpantoffeln gestellt, deren sich der Prinz jedoch selten bediente. Morgens am 27. August stand aber der Stuhl nicht vor dem Kamin und die Pantoffeln standen dicht vor dem Bette.

Der Kammerdiener Lecomte behauptete, Stuhl und Pantoffeln am Abende des 26. Augusts, wie gewöhnlich, vor den Kamin gestellt zu haben, der Kammerdiener Manoury aber, daß er am Morgen des 27., angegebenermaßen, die Pantoffeln vor dem Bette stehen gefunden. Und das sei das erste Mal, daß er sie dort gesehen! Auch der Stuhl am Kamin, sagte Manoury, gehöre zur langjährigen Tagesordnung. Wenn der dienstthuende Kammerdiener sich Nachts, nachdem er die Aufträge des Herrn vernommen, entfernt, habe der Prinz immer den Stuhl ein wenig umgedreht. Zuweilen sei er beim nach dem Bette gehen auch nicht einmal daran gestoßen, und so habe man regelmäßig am Morgen den Stuhl am Kamin stehend gefunden. Nur nicht am 27. August.

Diese Beobachtungen sind durch nichts entkräftet worden, und geben allerdings zu mancherlei Zweifeln Raum.

5. Man hatte den Körper des Prinzen in der oben oft erzählten Stellung gefunden. Man hatte außer den Strangulationsmarken am Halse, der Blutunterlaufung am Arme und der abgeſchundenen Haut an den Beinen nichts Verdächtiges aufgefunden. Nachtkleidung und Haare waren in der beſten Ordnung. Nichts alſo deutete auf einen Kampf, auf gebrauchte Gewalt.

Bis zum vierten Tage nach dem Tode hatte man daher im Schloſſe, und voran der Oberkammerherr, der Graf de la Villegontier, an nichts Anderes, als an einen Selbſtmord geglaubt. Bonnie ſtellte zuerſt eine von Gründen motivirte andere Anſicht auf.

Nachdem man den Leichnam auf das Bett gelegt, habe er, Bonnie, zuerſt die geſchundenen Stellen an den Beinen bemerkt. Sie hätten nur, *während der Prinz noch am Leben war*, durch irgend einen Druck oder Preſſung hervorgebracht werden können, wie die mit friſchem Roth unterlaufene Haut verrathen. Wären ſie erſt durch den Transport oder bei Gelegenheit dieſes Hinüberſchaffens des Körpers vom Fenſter in das Bett entſtanden, ſo würde in einem Zuſtande, wo der Blutumlauf längſt aufgehört, die Rizung nicht roth, und gewiß nicht friſchroth geweſen ſein, ſondern gelb und grauweiß; auch würde die Blutunterlaufung unter den geſchundenen Stellen nicht die Tiefe von 5 oder 6 Linien erreicht haben.

Auch war es Bonnie, welcher bald darauf die Behauptung aufſtellte, daß der Prinz, in Folge ſeines Knochenbruches, ſich unmöglich des Armes in gehobener Stellung bedienen können.

Befragt, warum er dieſe Vermuthungen nicht früher angegeben, ja, wie er in dem von ihm ſelbſt aufgenommenen procès verbal eine gerade entgegengeſetzte aus

sprechen können, antwortete er: er sei an dem verhängnißvollen Morgen allzu aufgeregt und erschüttert gewesen, auch sei, wie schon vorläufig erwähnt ist, jener procès verbal nicht von ihm, sondern von Letelletier redigirt worden, und er habe ihn nur mit unterzeichnet.

Nach Bonnie's späterer Angabe hatte der Prinz seit zwei Monaten kein Uebel an den Beinen.

Seine Vermuthung rundete sich immer mehr zu einer bestimmten Annahme. Er hatte eine Röthe am Genick bemerkt — deren er aber im procès verbal nicht Erwähnung gethan — diese könne nur einer Gewalt zugeschrieben werden, welche von hinten nach vorn angestrengt worden. Eine ähnliche hätte muthmaßlich von vorn nach hinten stattgefunden. So deute auch der Zustand der Lungen, die ganz mit Blut angefüllt gewesen, und die eine Färbung wie die Substanz der Milz gehabt, in seinen Augen auf eine Erstickung. Nähme man diese an, so erkläre sich Alles: die geschundenen Stellen an den Beinen, die man zusammengedrückt habe, damit sie keine Bewegung machten, die Contusion am Vorderarme und die Röthe im Genick.

Bonnie glaubte auch nicht, daß das Schnupftuch um den Hals die Strangulation bewirken können, weil es nur die Gelenke des untern Kinnbackens berührt und nur den Kehlkopf zusammengedrückt habe.

Seine nachträglichen Wahrnehmungen gingen immer weiter.

Am 31. April 1831 erklärte er dem Instructionsrichter, daß er Eindrücke und Blutunterlaufungen auch um die Knöchel der Füße des Prinzen bemerkt habe. Zugleich betheuerte er, auf Seele und Gewissen: der Prinz habe sich nicht selbst aufknüpfen können, und auch nicht auf einen Stuhl steigen.

Dieſer Eifer des Arztes Bonnie, nachmals ſeine eigene, frühere Ausſage zu Schanden zu machen, mag aus einer aufrichtig ehrenwerthen oder leidenſchaftlichen Ueberzeugung hervorgegangen ſein; vor dem Geſetz und dem Richter konnte ſeinen ſpätern Anführungen, die durch keine Beweiſe unterſtützt waren, kein großes Gewicht beigelegt werden. Mochte er auch vom Eindruck der ſchrecklichen Scene ergriffen und, wie er ſagt, ſeiner ſelbſt kaum mächtig geweſen ſein, ſo war er doch ein wiſſenſchaftlich gebildeter und urtheilsfähiger Mann. Er wußte, was die gerichtliche Aufnahme eines Protokolls bedeutet, daſſelbe war ihm, wie allen Anweſenden, deutlich langſam vorgeleſen worden, er hatte es unterzeichnet, als wäre es von ihm ſelbſt redigirt worden, und er war zur Unterſuchung vom Friedensrichter beauftragt und, nach dem Herkommen, zuvor beeidigt worden, „ſeinen Bericht nach Pflicht und Gewiſſen abzuſtatten“; alles Auffoderungen, welche ihn zur genaueſten, ſorgfältigſten Beobachtung von Anfang an veranlaſſen mußten. Wenn er ſpäterhin von dem allgemeinen Argwohn mit fortgeriſſen wurde und ſeine Phantaſie ihm Erinnerungen zurückließ, die in der Wirklichkeit ihren Grund gehabt haben mögen, ſo mußten ſie doch, von nichts unterſtützt und im Widerſpruch gegen ſeine gerichtlichen Ausſagen, an Kraft verlieren. Jener Betheuerung auf Seele und Gewiſſen vom 31. April 1831, „daß der Prinz ſich nicht ſelbſt habe aufknüpfen können und nicht ſelbſt auf einen Stuhl ſteigen“, ſtand ſeine eidlich bekräftigte, im Protokoll aufgenommene Ausſage (vom 27. Auguſt 1830) entgegen, worin es heißt: „Seine königliche Hoheit ſtieg auf einen Stuhl, knüpfte ſich die Schnupftücher dicht um den Hals, ſtieß dann den Stuhl fort . . .“ Und dies konnte Bonnie glauben, als die Erinnerungen an die körperliche Schwäche und Unbe-

holfenheit des Prinzen noch in der allerfrischesten Erinnerung ihm sein mußten, während seine entgegengesetzte Ansicht das Product seiner spätern Reflexion blieb.

Sein ärztliches Gutachten wird durch das der andern Aerzte, worunter Männer vom ersten Rufe, widerlegt. Die Doctoren Letelletier von Saint-Leu, Deslions und Godard von Pontoise, Marc, Marjolin und Pasquier von Paris, haben einstimmig erklärt: daß sie am Körper des Prinzen keine Spuren von Gewaltthätigkeiten wahrgenommen hätten, welche auf eine Gewalt deuteten, die gegen ihn, während er noch lebte, ausgeübt wäre. Sie haben alle Symptome eines Todes durch Strangulation erkannt und alle Anzeichen waren dafür, daß diese Strangulation nicht durch fremde Hand vollbracht worden.

Vor solchem Gutachten mußten in den Augen des Richters auch die Zeugnisse der Laien verschwinden, welche aus eigener Wahrnehmung bekundeten: daß die Leichen der Gehenkten im Orient ein von der des Prinzen sehr verschiedenes Aussehen hätten. Nach den uns zu Gesicht gekommenen Actenstücken scheint es auch nicht, als ob man für nöthig befunden, noch ein wissenschaftliches Gutachten darüber einzuziehen, ob die durch Strangulation Getödteten immer im Gesicht schwarz und mit Blut unterlaufen und immer die Zunge weit aus dem Munde vorgestreckt haben müßten, oder ob sie auch blaß aussehen und die Zunge nur etwas vorgestreckt haben könnten. Es genügte der Ausspruch der vernommenen Aerzte: daß sie alle Symptome eines durch Strangulation erfolgten Todes bemerkt hätten.

Ein deutscher Arzt, welchem wir diese Frage vorlegten, gibt uns folgende Erklärung, welche die hier obwaltenden Zweifel erledigen dürfte: Die Beobachtung an den türkischen und ägyptischen Leichen am Strange sei an sich

ganz richtig. In der Regel werde ein am Galgen Aufgehängter ein von Blut unterlaufenes blauſchwarzes Geſicht haben. Die Strangulation könne aber ſchon conſumirt werden, wenn ſich Jemand nur in einer Schlinge aufhänge, die hinten nicht zugezogen werde. Hier erfolge nur ein Zuſchnüren der Luftröhre durch den Druck von vorn, ohne daß die Blutadern comprimirt würden. In einem ſolchen Falle trete alſo auch nicht der Blutandrang ein, welcher die dunkle Färbung des Geſichts veranlaſſe. Da das Schnupftuch durch die Wucht des Körpers ſich langgezogen, dürfte alſo auch hier nur die Strangulation durch das Hängen in einer Schlinge eingetreten ſein, wonach es erklärlich wird, wenn das Geſicht des unglücklichen Prinzen weiß geblieben iſt.

Auch die unverdächtigen Zeugen unter den Nichtärzten ſtimmen mit den übrigen Doctoren überein.

Der Baron Prejean ſagte: daß er wol Unterlaufungen auf den Armen und an den Vorderbeinen bemerkt, aber um die Knöchel der Füße habe er durchaus nicht dergleichen geſehen. Ebenſo wenig weiß der Kammerdiener Leclerc etwas davon.

Der Kammerdiener Lecomte bekundete, daß, während der Körper noch hing, man weder eine Contuſion noch etwas Geſchundenes an den Beinen wahrgenommen.

Noch beſtimmter erklärt der Adjunct des Maires von Saint-Leu, Leduc: er ſei deſſen ganz gewiß, daß, während der Körper noch am Fenſter hing, an den Beinen keine Verwundungen ſichtbar waren. Er war es, welcher, als man den Körper aufs Bett gelegt, die Beine darauf zurecht legte. Da „blieb ihm die äußere Haut wie eine Spinnewebe in den Händen ſitzen."

Der General Rumigny aber bekundet: „Als wir in das Schlafzimmer des Prinzen kamen, Baron Pasquier,

der Marquis von Sémonville, die Herren Aerzte und ich, gaben wir uns allen möglichen Proben und Untersuchungen hin, um uns zu versichern, daß keine äußere Gewalt auf den Herzog von Bourbon angewandt worden, ja wir ließen deshalb den Körper noch ein Mal am Fenster aufhängen. Aber ich muß bekennen, daß uns auch nicht die geringste Spur aufstieß, welche auf einen Verdacht geleitet hätte, und ich meinerseits nahm die feste moralische Ueberzeugung mit fort, daß sein Tod ein freiwilliger gewesen."

Der Leichnam trug keine Spuren von Gewalt an sich; aber auch das Bette nicht. Das Arret des königlichen Gerichtshofes übergeht diesen letztern Umstand, der in den Schriften der beiderseitigen Parteien hervorgehoben wird. Der Richter hatte nur die Gründe zu prüfen und eventuell zurückzuweisen, welche die Civilpartei aufstellte, um die frühere Ordonnanz anzufechten und eine neue Untersuchung zu rechtfertigen; und die Partei Rohan hatte keinen Grund, es hervorzuheben, daß das Bette nur die leichten Eindrücke verrieth, welche ein Mann verursacht, der sich nur eben niedergelegt hatte, um gleich darauf zu einer schweren That aufzustehen. Aber die Vertheidiger der indirect Angeklagten stützten sich auf dieses erwiesene Factum. Wäre der Prinz in seinem Bette erwürgt worden, und in der Art, wie man es andeutete, daß die nächtlichen Mörder ihm die Füße und Arme gehalten, daß Einer vom Nacken, der Andere vom Halse vorn her ihn gepreßt hätten, in welchem Zustande müßte alsdann das Bett gefunden worden sein! Auch gilt es als ausgemacht, daß der Strangulirte und Erwürgte aus Nase, Mund und den Geschlechtstheilen Flüssigkeiten von sich gibt. Flecken dieser Art entdeckte man keine auf dem Laken. — Freilich konnte erwidert werden, daß Mörder,

welche mit ſolchem Vorbedacht zu Werke gingen und mit ſolchem Geſchick nachher gehandelt haben, auch dafür werden Sorge getragen haben, das Bett wieder in Ordnung zu bringen und, wenn es Noth that, daſſelbe mit neuem Leinenzeug zu überziehen.

Hier aber kommt noch ein Einwand Seitens der Denuncianten, von dem das Urtheil auch ſchweigt, vielleicht weil er ihm zu geringfügig dünkte, der aber in den Schriften der Partei ſpäter ſehr hervorgehoben wird: Allerdings habe das Bett, ſagen ſie, keine Spuren einer Erwürgungsſcene geliefert, es ſei ganz glatt geweſen; aber nur allzu glatt, um nicht zum Verräther zu werden gegen den Willen Derer, welche es in dieſe Ordnung gebracht. Zwar habe man in der Mitte, nach der Länge zu, den natürlichen Eindruck eines ſchlafenden Körpers gefunden, aber an der Seite nach außen keinen Quereindruck. Wenn nun der Prinz zuerſt im Bette gelegen habe, dann aber aufgeſtanden ſei, um ſich zu hängen, ſo könne er nicht durch einen elaſtiſchen Sprung ſich hinausgeſchnellt haben, um den Fußboden zu erreichen, ohne die Seite des Bettes zu berühren. Vielmehr liege es in der Natur der Sache und einem ſo gebrechlichen Körper, wie der ſeine, daß er langſam die Beine hinausgeſtreckt und erſt auf der Bettkante werde geſeſſen, alſo Eindrücke gemacht haben, ehe er frei aufgeſtanden. Durch die Glätte des Bettes ſei alſo von Seiten der Denunciaten mehr erwieſen, als ihnen zuträglich wäre!

---

6. Eines der Hauptmomente der Civilpartei für die Möglichkeit und für die Wahrſcheinlichkeit, daß der Prinz durch fremde Hände könne und werde umgebracht ſein,

war der Beweis, daß der Riegel der einzigen zum Schlafzimmer führenden Thüre von außen mittelst eines Bindfadens könne zugezogen werden, und daß man in den nächstfolgenden Tagen auf der geheimen Treppe eine Schlinge, welche, aller Wahrscheinlichkeit nach, zu diesem Zwecke gedient, aufgefunden habe.

Jene Möglichkeit ist allerdings durch viele Versuche an andern Thüren des Schlosses erwiesen. Auch deutsche Criminalisten haben sich damit beschäftigt und es ist ihnen gelungen, eine verschlossene Thür von außen, mittelst einer vorher durch das Schlüsselloch gezogenen und am Riegelgriff befestigten Schnur, zuzuriegeln. Daß der Versuch gerade an der betreffenden Thür nicht gemacht werden konnte, ist von minderer Bedeutung, weil er bei mehreren dieser ganz ähnlichen, Thüren gelang.

Bei der Möglichkeit der Thatsache bleibt aber der Beweis stehen. Dafür, daß die Thür auf diese Weise wirklich zugeriegelt worden, sind nicht einmal Anzeigen. Es war nur ein Gerücht, daß der Graf von Joinville eine Schlinge, die dazu könnte gedient haben, auf der Treppe gefunden hätte. Er selbst bestritt es auf das entschiedenste.

Dagegen wurde später, von der klägerischen Seite, in Zweifel gezogen, ob die Thür zum Schlafzimmer am Abende vor der That wirklich verriegelt gewesen, da der Kammerdiener Lecomte in seinen verschiedenen Aussagen geschwankt und einmal angegeben hatte: daß der Prinz den Riegel nicht immer vorm Zubettegehen von innen zugeschoben habe. — Wenn ein Mord wirklich vorliegt, so kommt auf diesen Umstand wohl nicht allzu viel an. Thüren, die sich von außen zuriegeln lassen, dürften sich durch denselben Mechanismus auch von außen öffnen lassen. Und bedurfte es des gewaltsamen Oeffnens,

hätten, seufzte er tief, und wußte mit einfacher Beredsamkeit zu schildern, wie der Prinz von Oranien bei den Leiden der frommen Männer geweint habe. Gleich Glaubensbrüdern, gleich Kindern, deren Obhut ihm einst anheimfallen müßte, habe er die Flüchtigen in Holland aufgenommen. Als die Wirthin und selbst einige der herzugetretenen Männer in Thränen zerflossen, tröstete er sie, und versicherte sie, alle gute Engländer würden reiche Belohnung für die erlittene Drangsal finden, wenn der Himmel einst den großen Oranien auf den Thron berufe.

„Ja der Himmel selbst," rief der alte Mann; „denn dreimal als sie einen Sohn erwarteten, nahm er seinen Seegen von der Stunde der Geburt, und als die Jesuiten ein Kind unterschieben wollten, ließ er sie selber ihr Höllenwerk verrathen. Darum bleibt einig, Ihr Protestanten, und laßt Euch durch keinerlei Blendwerk locken."

Amen! Amen! sagte Dykvelt und stand auf, um sein Abendgebet nach vollendeter Tafel zu sprechen, und die Anwesenden falteten mit ihm die Hände. Er ließ sich dann hinunterführen, sprach freundlich mit diesem und jenen der Zechgäste und besah die Wirthschaftsgebäude, wobei er die eng-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 04024/040

wenn die Feuchères in der Nacht an die Thür klopfte und den Prinzen um Einlaß bat?

Wenn ein Mord begangen war, mußten Mörder da sein. Mörder, oder Anstifter desselben, konnten nur Die sein, welche ein nächstes Interesse am Tode des Prinzen hatten. Ein solches nächstes Interesse hatte die Baronin Feuchères in sofern, als der Prinz ihr in seinem Testamente ein außerordentlich großes Legat ausgesetzt, und sie vielleicht fürchten durfte, daß der schwache alte Mann, der, ohne eigenen Willen, von seinen Umgebungen ganz gelenkt wurde, möglicherweise von Andern sich überreden ließ, sein Testament zu ändern.

Möglicherweise konnte auch die Familie des kleinen Herzogs von Aumale, der zum Universalerben des Prinzen schon vor der Julirevolution eingesetzt war, ein Interesse daran haben, daß der Prinz schneller starb, da der Tod ihn am Auswandern aus Frankreich hinderte. In der Fremde, fremden Einflüssen anheimgegeben, hätte er Andere zu Erben des Namens Condé einsetzen können. — Dieser Verdacht, als gefährlich, und noch weniger zu motiviren als der andere, blieb in den Gerichtsverhandlungen weg. Die Partei der Kläger bediente sich seiner nur, um im Geheimen damit zu operiren und, zu politischen Zwecken, in die öffentliche Meinung Gift zu streuen.

Wenn die Feuchères die Anstifterin des Mordes war, so mußte sie Gehülfen, dienstbare Subjecte, haben, welche gegen großen Lohn für sie das Banditenhandwerk geübt hatten.

Die Rohans haben direct gegen Niemand die Anklage erhoben. Dazu fehlten die Beweise. Sie konnten nur insinuirend zu Werke gehen, was wol die erneute Aufnahme der Untersuchung, aber noch keine Criminalanklage gegen die bezeichneten Personen, selbst nicht gegen die Feuchères, rechtfertigte. Diese Personen konnten daher weder verhaftet werden, noch als Angeschuldigte, sondern lediglich einstweilen als Zeugen vernommen werden.

Gegen die Feuchères stand nichts fest, als daß sie um das Testament gewußt und demnächst ein Interesse hatte, daß der Testator, ehe er es ändern konnte, starb.

Es ist ausgemacht, daß sie durch lange Zeit einen großen Einfluß auf den Geist des altersschwachen Prinzen übte, daß sie in seinem Hause fast unumschränkt regierte, daß sie ihn mit Personen umgab, welche ihr gefällig waren, und ihr viel zu verdanken hatten. Aber eben wie sie sich dadurch zweifelhafte Freunde schuf, erzeugte sie sich auch dadurch unzweifelhafte Feinde. Sie war gefürchtet und gehaßt von dem übrigen Hofpersonale, und es ist wol anzunehmen, daß es an großen wie an kleinen Höfen geht, daß jeder ihrer Schritte von ihren Gegnern beobachtet und beargwöhnt wurde.

Sie war unumschränkte Herrin über den Geist des Prinzen, aber nur wenn sie um ihn war. Andere konnten auch, wenn sie ihn bearbeiteten, Einfluß auf ihn gewinnen. Wir sehen dies bei den innern Kämpfen des unglücklichen Prinzen nach der Julirevolution, ob er bleiben, ob er fliehen solle? Die Feuchères, möglicherweise im Interesse der Familie Orleans, suchte ihn, in Verbindung mit den Vernünftigern an seinem Hofe, zum Bleiben in Frankreich zu vermögen; die eraltirten Legitimisten gingen ihn fast mit Drohungen an, daß er auswandern müsse.

Daß der alte Mann bisweilen ſchmerzlich die Obergewalt empfunden, welche die Feuchères über ihn ausübte, geht aus Vielem hervor. Ob er aber die Kraft und den ernſten Willen gehabt, ſich von ihr loszumachen, muß bezweifelt werden. Daß er einſt den Vorſatz gefaßt, weniger aus politiſchen Gründen, als um von ihr loszukommen, fortzureiſen, iſt angedeutet, aber nicht erwieſen. Im Gegentheil ſehen wir ſie bis zum letzten Augenblicke mit allem ihren Einfluß in der Nähe des Prinzen.

Sie hatte es dahin gebracht, daß die Zimmer im Entreſol, unter des Prinzen Schlafzimmer, wo man Alles leicht hören kann, was oben vorgeht, von ihren eigenen Leuten eingenommen wurden. Der Kammerdiener des Prinzen, der früher dort geſchlafen, war in eine entfernte Kammer, jenſeits des großen Corridors, gebracht worden. Aber das war ſchon vor vier Jahren geſchehen!

Man führte dieſe Umſtände als Indicien dafür an, daß ſie ſich die Mittel erleichtert habe, den Prinzen entweder ſelbſt, oder durch fremde Hände, umzubringen; Indicien, die nicht wegzuleugnen ſind, die aber auch nur dafür ſprechen mögen, daß ſie nichts verſäumt, eine unbeſchränkte Herrſchaft und Aufſicht über den Prinzen zu führen.

Noch ward ſeiner Zeit in Schriften und Zeitungen erwähnt, die Feuchères ſei, auf die Nachricht von dem Nichtöffnen und der Stille in dem verſchloſſenen Zimmer, welche ihr der darüber entſetzte Kammerdiener gebracht, erſt nachdem ſie ſich in vollſtändigen Putz geworfen, und, nicht auf der kleinen Hintertreppe, die zunächſt war, ſondern im Umwege, auf der Haupttreppe hinauf geeilt. Aus der obigen Erzählung weiß man, daß hinſichts des letztern Umſtandes nichts mit Beſtimmtheit ermittelt iſt. Alles war in Verwirrung, Aufregung; die Feuchères

wenn sie die Mörderin war, gewiß nicht minder. Auch Lady Macbeth muß bei der Todesbotschaft zusammenschauern, und mehr als wenn sie unschuldig war; ihre Schrecken kommen aus einer tiefern Quelle. Es ist ihr zu glauben, wenn die Feuchères versichert, sie entsänne sich nicht, welchen Weg sie in der ersten Bestürzung eingeschlagen habe. Wenn dann der Umstand wahr wäre, daß sie auf die ängstliche Meldung sorgfältig sich angezogen habe, wenn es auch erwiesen wäre, was die Schriften der Kläger hervorheben, daß sie nachher ein ungebührendes Betragen gezeigt, daß sie unehrerbietig von dem alten Manne gesprochen, der doch einmal sterben müssen, so ist nicht abzusehen, wie dies gerade ein dringendes Anzeichen für ihr Schuldbewußtsein abgeben sollen. Das alle verdächtigen Umstände erwähnende Arrêt thut dieses Umstandes gar keine Erwähnung. Von einer Feuchères, wenn sie den Mord beging, darf man annehmen, daß sie eine zu vollkommene Schauspielerin war, um sich selbst durch Reden oder Bewegungen, vor- oder nachher, so zu verrathen!

Die Personen, gegen welche der Verdacht durch die Klage angeregt wurde, waren zunächst der Kammerdiener Lecomte. Er hatte am 27. August den Dienst beim Prinzen; er hatte die Thür verschlossen, nachdem er den Prinzen Abends zuletzt gesehen; er fand sie am Morgen verriegelt; er wollte auch die Thür nach der geheimen Treepe verriegelt haben, und Lecomte, früher Coiffeur der Baronin von Feuchères, war durch sie in die Dienste des Prinzen gebracht worden. Endlich hatte man ihn, bald nach des Herzogs Tode, sagen gehört: er habe eine Last auf dem Herzen! Diese Last erklärte sich aber sehr leicht: Er hatte früher in Paris ein eigenes Etablissement als Coiffeur, was ihn ernährte. Als er in

die herzoglichen Dienste trat, von der Feuchères dazu überredet, hatte er es verkauft und sich dabei gegen den Käufer verpflichtet, selbst nie mehr in Paris dies Gewerbe zu betreiben. Aber das Testament des Prinzen vermachte ihm, wie der Mehrzahl der Diener, nichts als — ein einjähriges Gehalt. Lecomte sah sich also dem Elend ausgesetzt und hatte eine wirkliche Last auf dem Herzen. Uebrigens erscheint er nicht als besonders der Feuchères zugethan und die Kläger selbst nahmen ihre Insinuation gegen ihn späterhin zur Hälfte zurück, indem sie sich von seiner Rechtlichkeit überzeugt erklärten.

Dupré und seine Frau, in Diensten der Feuchères, wohnten in dem bemeldeten Entresol. Der neunjährige Sohn dieser Dupré'schen Eheleute sollte zu andern Kindern gesagt haben: Vater und Mutter hätten viel Geld. Das Kind leugnete, das gesagt zu haben. Der Beweis, daß es diese Worte ausgestoßen, ist ebens wenig geführt, als der, daß die Duprés sich nach dem Morde wirklich in einer wohlhabenden Lage befunden hätten. Was als das Verdächtigste gegen sie hervorgehoben wurde, war, daß sie gar nichts vom Lärm in der Nacht gehört haben sollten. Wenn der Prinz von Meuchelmördern erwürgt worden, wäre dies allerdings ein merkwürdiger Umstand. Auch darf Das nicht unerwähnt bleiben, was gleichwol der Richter nicht hervorhebt, daß die Feuchères die Duprés ihres Dienstes entließ, als sie aber keinen andern Dienst finden konnten, sie wieder bei sich aufnahm. Kein durch nähere Indicien begründeter Verdacht ruht auf diesen Leuten; aber die nächste Möglichkeit, daß, wenn der Prinz ermordet worden, sie dabei betheiligt gewesen.

Gegen den Almosenier der Feuchères, den Abbé Briant, war auch ein Verdacht erhoben. Er konnte nur auf das abhängige Verhältniß desselben zu der mäch-

tigen Dame und auf einige leichtfertige Reden begründet werden. Alle weiteren Indicien fehlten, und Briant soll ein schwächlicher alter Mann von 60 Jahren gewesen sein.

Auch in höheren Kreisen wurde ein Verbündeter der Feuchères aufgesucht. Der General, Baron Lambot, Aide de Camp des Prinzen, dem derselbe bis zuletzt Zeichen seiner Anhänglichkeit und Zuneigung gegeben, ward von fern her der Mitwissenschaft wenigstens verdächtigt. Er sollte am 27. August bei Louis Philipp im Palais Royal gewesen sein, und dort, als man vom Tode des Prinzen sprach, geäußert haben: „Ich bin sehr glücklich, daß ich in Paris war, man hätte sonst gesagt, ich hätte ihn aufgehängt." Lambot leugnete, diese Worte gebraucht zu haben; sie sind nicht erwiesen. Ebenso verlautete, er sei heimlich in der verhängnißvollen Nacht von Paris nach Saint-Leu zurückgekehrt und nach Mitternacht in sein Zimmer geschlichen. Durch das vollgültige Zeugniß des Grafen Cossé-Brissac steht fest, daß er mit diesem nach Paris gefahren war und dort in der Nacht geschlafen hatte.

Auf andere Personen konnte auch nicht ein entfernter Verdacht gelenkt werden. Was den gegen die Genannten noch schwächte, war, daß einige derselben in entschiedener Feindseligkeit gegen die Feuchères auftraten. Um ein solches finsteres Werk, und im Schlosse eines Prinzen, wo so zahlreiche Neider und Gegner ihre Schritte bewachten, auszuführen, und so auszuführen, daß alle Spuren verschwanden, mußte sie viele und wohlunterrichtete und gefährlich verwegene Helfershelfer gehabt haben. Eine solche That, von Vielen begangen, läßt irgend etwas zurück, einen Gestank, einen disharmonischen Ton, der zur Entdeckung führt. Auf der Stirn von Diesem und Jenem zeigt sich, früher oder später, das Kainszeichen.

Aber die ganze Leidenschaftlichkeit, der Haß und das Interesse der Verfolger wußten dieses Zeichen keinem einzigen Individuum im Schlosse aufzudrücken. Nicht einmal eine verkappte, dunkele Gestalt hatte man nächtlich durch die Gänge schleichen sehen. Wo so vieler Scharfsinn aufgewandt wurde, ein Verbrechen zur Existenz zu bringen, ist dies merkwürdig. Die Gehülfen müssen ungeheuer belohnt werden und doch wachsen ihre Anfoderungen und ihr Trotz, und dunkle Drohungen führen, wenn nicht zur Entdeckung, doch zu Argwohn, zumal in einem Falle, auf den die ganze Welt und alle Organe der Oeffentlichkeit, in Frankreich und England, Acht hatten. Die Stimmung in beiden Ländern war entschieden gegen die Feuchères, und jene Organe haben späterhin nicht einmal glaubwürdige Lügen an den Tag gefördert. Nichts, als jene in ihrer eigenen Schwäche zusammensinkenden Indicien gegen die genannten Personen.

Durch das Arrêt des königlichen Gerichtshofes im Palais de Justice zu Paris, gehalten unter dem Vorsitze des ersten Präsidenten, Baron Seguier, am 21. Juni 1831, wurde auf Grund der im Vorangehenden erläuterten Umstände, ausgesprochen:

> Daß, angesehen, wie nicht erwiesen worden, daß der Tod Sr. königlichen Hoheit, des Herzogs von Bourbon, Prinzen von Condé, die Folge eines Verbrechens sei, auch kein Anlaß vorhanden, den Criminalproceß zu eröffnen.

Gegen diesen Spruch legten die Rohans das Cassationsgesuch ein. Dasselbe wurde aber vom Cassationshofe am 22. Juli 1832 verworfen, weil nur die Civilpartei,

nicht aber auch der Fiscus dasselbe eingelegt: „angesehen, daß die Anstellung der Civilklage, die auf ein Verbrechen sich gründet, wesentlich der Ausübung der öffentlichen Anklage untergeordnet ist; daß demnach die Civilpartei ihre Klage vor den Criminalgerichten nicht weiter verfolgen kann, wenn das öffentliche Ministerium davon absteht."

Schwerlich würde irgend ein anderes Gericht anders entschieden haben. Weder ist der Thatbestand des Verbrechens erwiesen, noch ist eine Thäterschaft wahrscheinlich gemacht. Nur die Motive zur That erscheinen dargethan und erhalten Verstärkung durch einige verdächtige Umstände.

Aber der Spruch des Gerichtes, wie auch in sich begründet, könnte doch in Widerspruch stehen mit dem moralischen Urtheil, welches wir selbst fällen, welches das Publicum jener Zeit gefällt hat. Auf dieses letztere kann es kaum ankommen. Es befand sich damals in einer leidenschaftlichen Aufgeregtheit, noch schwer athmend unter den Bedungen eines Kraters, der schon einen Thron verschlungen hatte, und der noch andere Throne und Länder zu bedrohen schien. Es war Alles Partei.

Die Unmöglichkeit des verübten Verbrechens selbst ist durch die sorgfältige Untersuchung nicht dargethan. Es ist möglich, daß der Prinz von Condé durch Mörderhände überfallen, im Bette erwürgt und dann erst ans Fenster gehängt worden; denn die Thür konnte von außen verriegelt sein, die Mörder konnten durch die geheime Treppe eingedrungen, sie konnten in aller Stille den im Bette Liegenden überfallen, erdrosselt und darauf

das Bette wieder in Ordnung gebracht haben. Der Umstand, daß man es am Morgen um einen Fuß von der Wand abgerückt fand, daß kein Quereindruck von der Seite, wo der Prinz aufstehn mußte, gefunden, wenigstens wahrgenommen wurde, daß die Pantoffeln, die sonst regelmäßig am Stuhle, unfern dem Kamin, standen und die der Prinz selten brauchte, am Morgen vor dem Bette standen, wo die Kammerdiener sich nie erinnern, sie gesehen zu haben, ist nicht aufgeklärt. Auch würde ein deutsches Gericht wahrscheinlich noch ein Gutachten der obersten Medicinalbehörde darüber erfodert haben, ob die Symptome der Strangulation, welche nach der Meinung des einen Wundarztes und einiger Laien fehlten, wirklich bei allen durch Strangulation erfolgten Todesfällen vorkommen müssen, oder ob die wahrgenommenen Symptome, welche den pariser Aerzten genügten, ausreichen, um einen Tod, als durch Strangulation erfolgt, anzunehmen?

Die Möglichkeit also ist noch offen gelassen, aber die Wahrscheinlichkeit fern gerückt. Motive waren für die Baronin Feuchères in ihrer besondern Lage allerdings vollkommen da, die Früchte ihres intriquenvollen Lebens konnten ihr plötzlich, in einer schwachen Stunde, entrissen werden, wenn der Prinz wirklich sich überreden ließ, zu fliehen, wenn er in andere Hände gerieth, die denselben drohenden, gebietenden, einschüchternden Einfluß auf ihn übten, wie sie bis da. Aber es ist nicht erwiesen, daß diese Gefahr für sie vor der Thür stand, um zu diesem äußersten, gefährlichen Wagestück zu schreiten. Es ist auch nicht erwiesen, daß sie eine Person war, zu welcher man sich geradezu einer solchen That versehen konnte. Allerdings ist ihr Charakter nicht rein, er ist vielmehr mit vielen Makeln behaftet. Die Chronique Scandaleuse der letztvergangenen Zeit wurde ausgefältet und ausgebeutet;

lischen Einrichtungen lobte, ja äußerte, wie er dies und das auf seinen Gütern in Holland nachahmen wolle. Worüber man sich indessen am meisten wunderte, war, daß der reiche Holländer den lumpigen Hausirer zu sich ließ, der ihm doch nichts verhandeln konnte als Krämerwaaren, die kaum für den reichen Pachter von Werth schienen. Indessen hatte er, als Lower mit abgezogener Mütze und weit aufgerissenen Augen ihn von fern erwartungsvoll betrachtet, den Wirth gefragt, ob der Mann etwas begehre, und gutmüthig die Bitte zugestanden, die der Hausirer mit eignem Munde kaum dem hohen Gesandten vorzutragen wagte.

Während der Krämer seinen Tabuletkasten demüthig dem Fremden in das Erkerstübchen nachtrug, meinte die Wirthin zu ihren Gästen: „Ob es nicht eigentlich unrecht ist, den Spitzbuben zu dem gottesfürchtigen Herrn raufzulassen? wer ein Gemüth hat wie der, wird von dem Taugenichts im Umdrehn betrogen, ein Kerl, der doch im Grunde ein Jesuit ist, der riecht und wittert und die schlechteste Waare am theuersten loszuschlagen weiß."

Ihr Ehemann beruhigte sie mit der Versicherung, daß der Holländer ein steinreicher Mann wie alle seines Landes wäre, der, auf doppelte Kreide

wie sie den unglücklichen alten Mann tyrannisirt, mit dem kleinen Fuße aufgestampft, ihr: „Ich will," mit gebieterischem Tone gesprochen, ja wie sie sogar sich thätlich gegen ihn vergessen und vergriffen habe. Wie der gutmüthige Prinz, im Erkenntniß seiner Schwäche, und um das Uebel nicht ärger zu machen, bemüht gewesen, solche Scenen und ihre Wirkungen vor seinem Hofstaat zu verbergen. Wie er im Stillen darüber geseufzt, und immer, auch in der letzten Zeit, seiner alten Heiterkeit vor Andern Luft gemacht; nur nicht, wenn die Feuchères und der General Lambot sich näherten; wie er dann plötzlich in Ernst verfallen sei. Wie er zu seinem Zahnarzt Hostein, der ihn aufgemuntert, sich frei zu machen, geäußert: das ließe sich wol thun, wenn man noch jung sei, aber in seinem Alter und seinen Verhältnissen gehe das nicht mehr, er sei wie die Fliege im Netz der Spinne, alle Anstrengungen, sich loszureißen, verstrickten ihn nur noch mehr und fester. Wie das böse Weib allmälig alle alten getreuen Diener vom Prinzen entfernt und ihn mit ihren Creaturen und Verwandten in niedern und höhern Kreisen umzingelt habe. Aber in dem vortretenden Zuge ihrer Herrschbegier, und gerade in den empörendsten Details, die man anführt, liegt an und für sich noch kein Wink, daß sie auch zu so finstern, verbrecherischen Thaten geneigt sein müssen. Es wäre eine psychologische Frage, ob diese Neigung nicht vielmehr den verbrecherischen Kitzel ausgeschlossen hätte, da ihre Herrschaft mit dem Tode des Prinzen aufgehört hätte; aber die Acten lassen uns darüber im Stich, ob sie mehr herrschsüchtig oder mehr eigennützig war.

Unwahrscheinlich wird das Verbrechen und mehr noch ihre Thäterschaft durch die Schwierigkeit, die That ohne gefährliche Verbündete in der Stille auszuführen. Durch

die Abweſenheit von Solchen, die man zur Ausführung der That für befähigt und kräftig halten könnte. Gegen die genannten Perſonen fehlen die verdächtigenden Indicien. Wenn ſie vollbracht worden, wo kamen die Mörder her? Wohin ſind ſie verſchwunden? Vierzehn Jahre ſind ſeitdem verſtrichen, und noch hat ſelbſt das immer zu plaudern bereite Gerücht keine Andeutungen geliefert.

Aber es iſt doch unwahrſcheinlich, daß der 75jährige Fürſt, der ſo viel erduldet, der ſo muthig in allen Gefahren und Leiden ſich gezeigt, ein noch immer rüſtiger Jäger, in einer Kriſis, deren Gefahr für ihn vorüber war, die ſelbſtmörderiſche Hand an ſich gelegt haben ſoll! Unwahrſcheinlich, daß er, ein königlicher Prinz von Frankreich, gerade die infamirende Todesſtrafe der Briten erwählt haben ſollte! — Freilich klingt es unwahrſcheinlich, wenn auch nicht um deshalb, weil er der Letzte eines Heldengeſchlechts war. Aus den Tulifanten können Tulifäntchen werden, wie aus den ſpaniſchen Granden Das, was ſie heute ſind. Der Prinz von Condé war einſt ein Held und ein Chevalier des alten Frankreichs, aber jetzt war er ein gebrechlicher altersſchwacher Mann, die Puppe ſeiner Umgebung. Er lebte nur in den Erinnerungen der alten Zeit, wie alle älteren Bourbonen. Daß etwas Neues, Haltbares, Geſundes kommen könne, war ihm fremd. Dieſe alte Zeit, wo allein das Heil zu ſuchen wäre, war mit der Julirevolution, trotz aller Kleiſter, Heftpflaſter, Nägel, Bohrer, Leiſten, Riegel, zuſammengebrochen. Er ſtand haltungslos da, er ſah um ſich her nur ein Chaos von Blut, Verwirrung und Zerſtörung, ſelbſt im Bewußtſein ſeiner Kraftloſigkeit, es zu ändern. Nun wurde er gezerrt, hin und her. Dieſe ſagten, er müſſe auswandern, Jene, er müſſe bleiben. Er hatte keine Luſt auszuwandern, aber ſie ſagten ihm, ſeine Ehre

sei verloren; sie zeigten ihm die blutigen Mörderhände, die schon die Dolche zückten. Sie erfüllten sein Gemüth mit Schrecken von Dem und Jenem, den das Volk zerrissen. In diesem Zwiespalt, in dieser Angst beschlich den ehemaligen Helden das Menschliche. Er hatte die neue Ordnung anerkannt, er hatte sich vor dem neuen Könige gebeugt. Das war ihm von den Fanatikern als Verbrechen, als ehrlose Schwäche ausgelegt, eine Schwäche, die ihm doch vielleicht nichts einbringe als Hohn und Mord. Sah er vielleicht im Geiste das Schreckbild der an der Laterne schwebenden Gestalten, als er selbst die Tücher ergriff, um sich am Fenster aufzuknüpfen? Psychologisch ist da nichts Unerhörtes, daß ein von Angst Gehetzter freiwillig sich in den Abgrund stürzt, in den er gestürzt zu werden fürchtet.

Aber woher doch das Gerücht, der Argwohn, die Verfolgung? Woher der allgemein verbreitete Glaube: der letzte Condé ist ermordet worden! Wußte das Publicum mehr, als vor Gericht zur Sprache kam? Schwerlich. Was aufzutreiben war, wurde von der Partei der Rohans zu Indicien zugestutzt und verarbeitet. Es war der Hang im menschlichen Gemüthe, welcher unter zwei Erklärungsarten lieber zu der wunderbaren als zu der natürlichen greift. Das mysteriös grauenhaft Verbrecherische stimmte zumal zu der Zeit der Aufregung nach einer kaum überstandenen Revolution.

Dunkel war das Factum; unbegreiflich, wenn man den gewöhnlichen Maßstab menschlicher Bewegungsgründe anlegte, und im Hintergrunde erschien ein ränkevolles, herrschsüchtiges, gehaßtes Weib, welches ihre Herrschaft so unverschämt benutzt und so viel durch den Tod gewann. Wie leicht war die Brücke gebaut von der Muthmaßung zum Verdacht und zur positiven Anschuldigung! Und

welche Nahrung empfing sie durch Eröffnung des Testamentes! Der gute, milde, alte Fürst, der nach der Julirevolution seinen großen, unnützen Hofstaat nur um deshalb nicht abschaffen wollte, weil dann so viele treue Diener außer Brot kämen, er mußte doch jeden derselben reichlich bedacht haben. Mit goldenen Buchstaben erwartete ein Jeder, daß sein Name werde geschrieben sein. Alle fanden sich getäuscht. Die Vermächtnisse waren sehr gering; die Mehrzahl der alten Diener erhielt nur die Sage eines Jahres, mehre derselben fanden sich in Dürftigkeit und Elend versetzt. Die Feuchères hatte dieses Testament gemacht; was Wunder, daß gegen sie der Haß aufs äußerste entbrannte!

Aber die Seele der Anschuldigung waren nicht die Hausleute des verstorbenen Fürsten, vielleicht auch nicht die Prinzen von Rohan, es war der unauslöschliche und unverbesserliche Geist der altfranzösischen Legitimisten, die in ohnmächtiger Wuth, weil sie nicht in das Rad des Geschicks eingreifen konnten, wenigstens den Kitzel ihrer Rachlust befriedigen und das Gift auf den neuen Thron spritzen wollten. Ihre Machinationen bleiben immer dieselben, nur unter anderer Form. Was seiner Zeit die Erfindung der vergifteten Mohrrüben *), was die Angriffe des Vicomte Walsh in der Mode, was die aufgefundenen Briefe Louis Philipp's, was die Haarbeutelparade in Belgrave-Square waren und sind, geckenhafte Demonstrationen der ohnmächtigen Wuth eines unverbesserlichen Geschlechts, das, abgelöst vom Leben, sich, trotz aller chamäleontischen Verwandlungen, selbst bis zu Demokraten und Republikanern, in Gegenwart und Zukunft nicht zurechtfinden kann, und selbst von der Vergangenheit nicht

*) Siehe den Fall: Neuer Vitaval Theil II.

seine Größe, sondern nur seine Fetzen und Flittern liebt, aus diesem Geiste ging der Proceß hervor, welcher den Rohans freilich ein reales Erbe verschaffen, mehr aber dem Hause Orleans einen Verdruß bereiten sollte. Letzteres ist ihnen denn gelungen.

Die Kläger haben noch ein moralisches Moment aufgeführt, welches den in dieser Art verübten Selbstmord aufs höchste unwahrscheinlich mache: die bekannte Herzensgüte des Prinzen. Wenn er den Entschluß gefaßt, sich umzubringen, so müsse er vorher an die Lage seiner Getreuen, die er zurückließ, gedacht haben. Nicht allein, daß er sie durch Codicille besser versorgt haben, sondern er würde auch an die nächsten Folgen seines Todes und daran gedacht haben, daß er die Unglücklichen ja dem Verdachte aussetze, bei seinem Tode betheiligt zu sein. — Wenn sich darthun ließe, daß der Prinz diese Gedanken vor seinem Tode gehabt, so räumen wir ein, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach ein sichtliches Zeichen, eine Schrift zurückgelassen hätte, durch welche ihre Unschuld dargethan würde. Aber, welcher Selbstmörder denkt an diese möglichen Consequenzen? Gebrütet an solchen Ideen mag der Prinz seit länger haben, aber die Ausführung war aller Wahrscheinlichkeit nach der plötzliche Ausbruch einer düstern Melancholie. Alle irdischen Gedanken waren ihm fern, es drängte ihn, das peinigende Dasein zu enden, rasch; mögen wir, so gern geneigt, bei Verbrechern gegen Andere eine wahnsinnige Verirrung anzunehmen, nicht auch dies Verbrechen gegen sich selbst unter die Rubrik eines Deliriums aufnehmen! Und wenn ein lichter Augenblick aufzückte, verbot ihm da nicht die Scheu vor sich selbst die Feder zu ergreifen, um durch Schriftzüge den Ueberlebenden den Beweis seiner verbrecherischen Schwäche zu hinterlassen? Welche Anstrengungen haben andere

Selbstmörder gemacht, ihre That der Verzweiflung zu verbergen!

Wir sind in unserer Darstellung im Allgemeinen den Gründen gefolgt, welche der letzte Richter, der königliche Gerichtshof in Paris, zu Begründung seines Spruches aufstellte; wir haben aus den klägerischen Schriften andere Daten hinzugefügt, welche nach Ansicht der Kläger dem Sachverhältniß einen andern Anschein gaben, und haben uns erlaubt, unsere eigene Ansicht daran zu knüpfen. In einer so dunkel gebliebenen Sache erfodert aber die Unparteilichkeit, daß wir auch die Gegenpartei reden lassen, die, besonders durch den legitimistischen Advocaten Hennequin, mit großer Beredtsamkeit und vielem Geschick vertreten wurde. Hier zum Schluß das Gutachten zweier von Seiten der Kläger vernommenen Personen, welche die Gesammtgründe der Anklage zusammenfassen:

„Ich muß meine Ansicht dahin abgeben," sagt Duvin, „daß folgende zusammentreffende Umstände, die ich erst seit dem Tode des Prinzen erfahren, ohne persönlich Zeuge dabei gewesen zu sein, als: der Courier, am Abend vorher an Herrn von Choulot gesandt, damit er morgen um 8 Uhr zum Prinzen komme; der Knoten, den der Prinz an diesem Abend als Erinnerungszeichen in sein Schnupftuch machte; daß der Prinz in sein Taschenbuch den Verlust im Spiel an diesem Abend aufnotirte, was er gewöhnlich that; endlich seine Geistesgegenwart; daß alle diese Umstände zusammengenommen, sage ich, mich glauben machen, daß der Prinz auf einen andern Tag rechnete. Der Prinz, ohne den Tod zu fürchten, war doch für allen Schmerz empfänglich. Wenn er sich nur die Haut ritzte, gerieth er außer sich, und ich begreife nicht, wie er sich je zu einem solchen Acte der Verzweiflung sollte haben hinreißen lassen, der so ganz seinen

Principien widerstritt. Dies zugegeben, so begreife ich noch weniger, wie er gerade eine so schmachvolle Todesart wählen sollen, er, der so den Gebrauch der Waffen kannte und eine Flinte in seinem Zimmer hatte. Ueberdies war der Prinz zu gut, zu zartfühlend, um irgend einen Verdacht auf seiner Umgebung zurückzulassen, und ich zweifle nicht, daß, wenn er einen ähnlichen Entschluß gefaßt hätte, er ihn auf die positivste Weise würde zu erkennen gegeben haben. So sehr fürchtete er sich, irgend Jemand eine Kränkung zuzufügen. Wenn er auf die Jagd ging, war es immer Manoury oder sein Büchsenspanner, der seine Flinte lud, und wenn er zurückkehrte, war es seine erste Sorge, daß die Flinte abgeschossen wurde, oder Alle davon in Kenntniß zu setzen, daß sie noch geladen sei.

„Man sagt, daß die beiden Schriften seine Absicht, sich selbst umzubringen, ausdrückten; da sie aber zerrissen waren, hätte man eher daraus schließen können, daß er die Absicht aufgegeben hatte. Am wahrscheinlichsten ist auch die Ansicht, die aller seiner Leute sich so bald bemächtigte, daß sie nur als Sauvegarde für sein Schloß dienen sollen."

Der Vicomte de Mazin, welcher erst nach des Prinzen Tode nach Saint-Leu zurückgekehrt war und darauf, auf eigene Hand, sich vom Stande der Dinge unterrichtet hatte, sagte: „Die Höhe des Riegelgriffs war 6½ Fuß vom Fußboden; der Zustand des Schnupftuches, welches um den Hals geschlungen war und hinten von dem an dem Riegelgriff gefaßt wurde; der Knoten hinter dem Kopfe; daß man die ganze Faust hinter dem Kopfe zwischen Hals und Schnupftuch stecken konnte; die eigenthümliche Art des Knotens selbst (de tisserand); meine Ueberzeugung, daß der Prinz einen solchen Knoten nicht

machen können; die Unmöglichkeit, daß der Prinz seine linke Hand über seinen Kopf bringen konnte, da ihm das Brustbein gebrochen war; die Lage des Bettes, welches ungefähr einen Fuß oder 18 Zoll von der Alkovenmauer abgerückt war (und der Prinz hielt sehr darauf, daß es immer dicht an der Mauer stand); die Art, wie das Bette gemacht und die Decke zurückgeschlagen war, welche ganz von der gewöhnlichen Art des Prinzen abwich; die Art des Eindrucks des Körpers darauf, dermaßen, daß man nicht begriff, wie er herausgekommen sein sollte; die Pantoffeln am Fuße des Bettes, während er sie regelmäßig an dem Stuhle am Kamin stehen ließ, wo er sich entkleidete; Pantoffeln, die er nie brauchte, da er immer barfuß über die Decke nach seinem Bette ging; der Knoten in seinem Schnupftuche, das man im Bette fand, als Erinnerungszeichen für morgen; die geringe Helle im Zimmer (?), indem das Wachslicht im Vorderkamin hinter dem stählernen Gitter stand; die Anordnungen, welche der Prinz für den nächsten Morgen gegeben, namentlich an Herrn von Choulot, sich um 8 Uhr einzufinden; daß er erst am nächsten Morgen die Summe bezahlen wollte, welche er am Abend im Spiele verloren; die Zunge, die kaum aus dem Munde hervorragte; die farblose Gesichtshaut, alles Dies scheint mir die Vorstellung zu entfernen, daß der Tod durch eine Apoplexie, in Folge einer Strangulation, hervorgebracht worden. — — Ich glaube nicht, daß die Begebenheiten der Julitage den Prinzen zum Selbstmorde veranlaßt haben. — — Der Prinz war nicht glücklich in seinem Innern. — Er hatte, soweit ich davon gehört, die Absicht, sich zu entfernen; aber er hat nie die Absicht blicken lassen, sich selbst umzubringen. — — Ich halte mich verpflichtet, auch noch hinzuzufügen, wie ich gehört, daß der Prinz in seinen letzten Lebenstagen,

wenn er von seinen Hausbedienten umgeben war, viel freier, heiterer und mittheilender schien, als wenn Frau von Feuchères und der General Lambot zugegen waren. Aus allen diesen Thatsachen und moralischen Erwägungen ziehe ich den Schluß, daß er moralisch sich nicht zum Selbstmorde entschließen, und physisch, daß er ihn nicht, am wenigsten auf diese Weise, ausführen können."

Wie man heut in dem beruhigten Frankreich über den Fall denkt, ist uns unbekannt. Dazumal wandte sich das Publicum, und gewiß mit Recht, mit Abscheu von der Frau ab, welche, wenn sie auch unschuldig an dem Morde war, doch, was die Moralität einem Verbrechen gleichachtete, sich 10 Millionen Francs aus dem Vermögen des Prinzen vermacht hatte, während so viele nähere Angehörige leer ausgingen oder nur dürftig bedacht waren.

Ihre Hände waren nicht rein. Sie ging mit ihren Schätzen nach England, wo ihr jüngst erfolgter Tod und der Erbschaftsproceß die fast vergessene Sache wieder in die Erinnerung brachte.

Den Zeitungen zufolge verschmähte ihr noch lebender Gatte, der General Baron Feuchères, die befudelte Erbschaft anzunehmen und überwies den ihm zufallenden Antheil an milde Stiftungen.

Rudolf Kühnapfel.

1841.

Zwischen der Nogat und dem Pregel, zwischen den einst reichen, gewerb- und handeltreibenden Städten Elbing und Königsberg, die schon früh mit der gesammten germanischen Bevölkerung der Ostseeküsten die Reformation angenommen, hat sich das Bisthum Ermeland, am Frischen Haff, als eine katholische Enclave erhalten. Obwol die große Straße aus dem östlichen Deutschland nach der ostpreußischen Hauptstadt und Rußland hindurchführt, blieb doch hier viel Eigenthümliches, Gesondertes in Sitte und Glauben zurück, was sich in auffälliger Art dem Reisenden kundgibt. Links von der Weichsel, wo ihre Mündungen Pomerellen umspülen, hat sich das Slawenthum in seiner gedrücktesten, finstersten Gestalt bis auf den heutigen Tag erhalten. Der düsterste Aberglaube fördert noch Verbrechen und nährt Gebräuche, die wir von den Sitzen der norddeutschen Cultur in weite Ferne gerückt wähnen. Hexenprocesse kommen noch oft, und in greulicherer Gestalt vor, als derjenige, welchen der zweite Theil unseres Pitaval mittheilte*). Nicht Alles, was

*) Siehe die Mörderinnen einer Hexe

gefaßt den Kanal passirt hätte, weshalb es nicht gerathen sei, dem Krämer ins Handwerk zu greifen. Dieser stellte indessen oben im Zimmer seinen Tabulettkasten auf einen Nebentisch, während Dykvelt sich in einen Stuhl warf und unzählige Briefschaften vor sich ausbreitete.

„Ist die Thüre zu?" fragte jetzt der Holländer mit gedämpfter Stimme. Der Krämer bejahte es, nachdem er vorsichtig noch einmal das Schlüsselloch geprüft, unter der Versicherung, zwei Jäger des Fremden hätten die Treppe besetzt.

„So berichte!" fuhr der Gesandte in demselben Tone fort.

Der Hausirer ließ seine Lade uneröffnet stehen, kratzte sich in dem Kopfe und zuckte die Achseln, alles weit entfernt von der Achtung, welche er in der Schenkstube gegen den Gesandten gezeigt hatte.

„Nicht aufgefunden?" sagte dieser. „Auch keine Spur von ihm? das wäre seltsam."

„Spuren wohl, Euer Gnaden, die aber in Sand und Wasser untergehn. Bei dem Treffen von Sedgemoor war er bekanntlich nicht; der König Monmouth hatte ihn am Morgen fortgejagt, weil er einem Presbyterianer, die er nie leiden gemocht, vor die Stirn geschossen. Dann haben sie

dort im Dunkeln geschieht, gelangt zur Kenntniß der Obrigkeit, und das einst reiche, freie Danzig, dessen Denkmäler eine hohe Blüte der Kunst, die hier gepflegt worden, noch heute dem staunenden Auge bekunden, scheint keinen Einfluß auf die Cultur der slawischen Umgegend zur Zeit seiner Macht und seines Reichthums ausgeübt zu haben. Die Augen seiner Handelsherren waren über das Meer gerichtet; und während es auf der Weichsel den Ueberfluß Polens in seinen Speichern aufnahm, um die Producte zur Marktwaare zu machen, hatte es genug zu thun mit der Aufgabe aller der andern germanischen Städte an den Mündungen der slawischen Flüsse ins Baltische Meer, dem eindringenden Slawismus zu widerstehen und deutsche Sitte und Freiheit zu bewahren. Im Kampfe, dem Geiste gegen die Materie sein Recht zu erhalten, gewann es die Muße nicht, ihn auch unter seinen Nachbarn zu fördern. Es blieb nach links zu eine mächtige germanische Colonie unter Slawen.

Anders entwickelten sich die Verhältnisse am rechten Ufer der Weichselmündungen. Hier war an den Küsten der See das slawische Element, wenn es je dahin vorgedrungen, verdrängt; das Deutsche hatte über das vorgefundene Altpreußische im langen Vernichtungsproceß obgesiegt und es niedergetreten, oder ausgetilgt. Aber die geistigen Fäden vom katholischen Polen herüber blieben noch wirksam auf die Bewohner, auch nach der Trennung der Landeshoheit, und die Erinnerungen aus der katholischen Zeit und seine Namen: Bischofsburg, Bischofsstein, Heilsberg, Heiligenbeil mit seiner berühmten Heiligenlinde, sieben nicht allein da im Ermelande. Das Ländchen war und ist eine streng katholische Oase mitten im protestantischen Preußen. Der Charakter der Bevölkerung ist dem Beobachter unverkennbar. Wir besitzen

darüber mehre Schilderungen in unserer Literatur in novellistischen Schriften von Fr. von Heyden und J. A. Hoffmann (in seinem Teufelsclixiren). Auch hier fanden bis spät in die neuere Zeit Hexenprocesse statt, wenngleich unter den Formen der Sitte und des Rechts.

Frauenburg, am Frischen Haff, ist gegenwärtig der Sitz des Bischofs. Keine Stadt, der das grau ehrwürdige Gepräge des Mittelalters aufgedrückt ist, weder in ihren bürgerlichen, noch in ihren öffentlichen Gebäuden; aber mit ihren Fachwerkhäusern, die Stile grellroth angestrichen, am See gelegen, wo ein Hafen für die Fischer ist, und mit freundlichen Umgebungen, besonders nach der danziger Niederung zu, macht sie keinen unangenehmen, aber einen eigenthümlichen Eindruck. Die überdachten Holzcrucifixe am Wege und auf den Straßen und die Marienbilder an den Ecken und Häusern sind es nicht allein, welche an den katholischen Charakter mahnen. Die Luft, die Stille in den Straßen, bei nicht unbedeutendem Gewerbfleiß und bürgerlicher Thätigkeit, die Mienen und Bewegungen ihrer Bewohner scheinen dem Reisenden von rechts und links sogleich die kirchliche Confession zu verrathen. Auch die Tracht der Frauen spricht wenigstens von einer alten Sitte, die sich durch Jahrhunderte erhalten hat: feuerrothe Friesröcke, über denen ein anderfarbiges Mieder fest die Brust umschließt, und blaue Zwickelstrümpfe unter den Schnallenschuhen. Kein anderer Gruß ertönt auf den Gassen als das: Gelobt sei Jesus Christ! kein ander Brot erscheint auf dem Tische, als das schon vom Bäcker bekreuzt ist. Auch rühmt man, daß von der Zeit der alten Mönche her, welche für die Ehre ihrer Küche nicht geringere Sorgfalt als für die ihrer Kirche aufwandten, sich manche Traditionen an den bürgerlichen Kochherden erhalten haben, z. B. in der Bereitung der

Seefische, die in ganz Preußen nirgend so wohlschmeckend zugerichtet werden, als in Frauenburg. Die Zahl der Protestanten ist gering, und selten dürfte auch nur ein reformirter Dienstbote in den katholischen Familien zugelassen sein.

Die Curie des Bischofs und der Domherren, nebst den alten Klostergebäuden, liegt auf einem nicht unansehnlichen Berge, welcher durch die Stadt vom Hafen geschieden wird. Ein sich schlängelnder Weg führt von unten auf die Höhe, welche eine schöne Aussicht über die See gewährt. Man kann an hellen Tagen die sogenannten Danziger Dünen oder die Frische Nehrung, den schmalen, langen Landstrich, welcher das Haff von der Ostsee trennt, übersehen; an sehr klaren soll das Auge selbst Danzig erkennen. In den Zeiten der deutschen Ritter war Frauenburg ein bedeutenderer Ort. Der Bischofssitz, gewöhnlich der Klosterhof genannt, spricht indeß, weder in Pracht- noch Festungsbauten, von der ehemaligen Herrlichkeit. Die Curie ist ein einstöckiges Gebäude, in grauem Stein aufgeführt, die Umschließungsmauer ist nicht über 5 Fuß hoch. In der Erinnerung aus einer spätern Zeit lebt hier Kopernikus nicht als Astronom, sondern als ein geschickter Mechaniker, welcher vermittelst eines Wasserthurms den Mönchen frisches Quellwasser auf die Höhe zuführte. Die Wasserkunst ist verfallen, der Thurm steht als Ruine.

Auf dieser, von der Stadt abgelegenen Höhe hat der Bischof von Ermeland seine Residenz, welche auch in ihrer innern Einrichtung nicht an die schwelgerische Pracht der stolzen Prälatenhöfe des Mittelalters erinnert. Die patriarchalische Ruhe und Einsamkeit der Curie entsprach dem einfachen, friedlichen Charakter des Bischofs, Dr. Stanislaus von Hatten. Der 77jährige Greis

hatte den Ruf eines milden, freundlichen Mannes auch als Priester in den katholischen Wirren, welche der kölner Frage gefolgt waren, behauptet. Ohne seinen Verhältnissen zur römischen Curie zu schaden, hatte er mit der preußischen Regierung den Frieden bewahrt, und in seiner Diöcese durch würdige, den versöhnlichen Geist des Christenthums athmende Hirtenbriefe die confessionelle Aufregung beschwichtigt, welche im benachbarten Posen vorherrschte.

Den Eraltirtesten unter den ultramontanischen Eiferern erschien sein Auftreten deshalb sogar zu milde.

Des Bischofs ganzer Hausstand bestand nur aus 4 Dienern, 2 Mägden und 2 Bedienten und einer Wirthschafterin, Rosalie Pfeifer, welche, kaum 6 Jahre jünger als der Greis, die Leitung aller häuslichen Angelegenheiten besorgte. Die Ordnung in dem Hause scheint sehr genau bestimmt gewesen zu sein. Die Wirthschafterin wohnte im Erdgeschoß, der Bischof hatte sein Wohn- und Schlafzimmer eine Treppe hoch. Die Mägde hatten die Anweisung, nicht dahinauf zu kommen. Die Besorgung dieser Zimmer lag allein den männlichen Dienstboten ob.

Der Bischof sah auch auf den pünktlichen Besuch des öffentlichen Gottesdienstes. So hatte er am 3. Januar 1841 seine vier Dienstboten hinunter in die Pfarrkirche der Stadt geschickt, um der feierlichen Andacht beizuwohnen, mit welcher der in den katholischen Kirchen zu Anfang des Jahres gewöhnlich stattfindende vierzigstündige Gottesdienst schließt. Er selbst war in der Curie ganz allein mit der 71jährigen Wirthschafterin zurückgeblieben.

Es war um 6 Uhr Abends, als die Dienstboten den Berg hinunter gingen. Ein milder Winterabend, der Boden mit Schnee belegt, die Wolken, vom Winde be-

wegt, zogen am Himmel hin und her, den Mond verhüllend und wieder frei machend.

Der Bischof, allein oben in seinem Schlafzimmer, scheint den stillen Abend, bei dem aus der erleuchteten Stadt heraufstönenden Glockengeläute, zu einer häuslichen Andacht benutzt zu haben.

Nach 7 Uhr, als der Gottesdienst zu Ende war, kehrten zuerst die beiden Dienstmägde zurück. Der Weg auf den Berg hinauf war einsam und ruhig wie gewöhnlich. Aber die Hausthür zur Curie war unverschlossen, was ihnen auffiel, da der Bischof, wie sie sich deutlich erinnerten, vor ihrem Weggehen die Wirthschafterin ausdrücklich angewiesen hatte, sie zu verschließen. Sie suchten die Pfeifer in ihrem Zimmer zu ebener Erde; aber sie war nicht da. Es war tief still im ganzen Hause.

In das obere Stockwerk wagten sie sich jedoch, nach der strengen Hausordnung, nicht, sondern harrten der Rückkunft der beiden männlichen Bedienten. Darüber verging etwa eine halbe Stunde, wahrscheinlich in peinlicher Erwartung von Seiten der Mägde verbracht.

Joseph Dargel, der eine Bediente, schritt sogleich die Treppe hinauf und in das Wohnzimmer des Bischofs. Dort, ziemlich in der Mitte, fand er auf dem Fußboden seinen Herrn, mit dem Gesicht zur Erde gekehrt, ohne Lebenszeichen in seinem Blute liegend. In einiger Entfernung davon saß auf einem Stuhle am Ofen die Wirthschafterin Rosalie Pfeifer. Auch sie blutete stark und war völlig bewußtlos.

Dargel machte Lärm und rief die übrigen Dienstboten. Der Domarzt, Dr. Tschirski, kam sogleich herbei, auch mehre Domherren und der Justitiarius des Domgerichts.

Die ärztliche Hülfe war zu spät, wenigstens für den

Bischof; der Körper war noch warm, aber sein Hirnschädel war gespalten.

Die Pfeifer lebte noch, aber man entdeckte sogleich viele Wunden an ihrem Kopfe. Sie war besinnungslos und völlig unvermögend, verständliche Antworten zu geben.

Auf einen Raubmord deuteten beim ersten Anblick zwei Commoden, von denen die eine im Wohnzimmer, die andere in dem daranstoßenden Schlafzimmer offen standen. Sie waren nach Angabe der Dienstleute sonst immer verschlossen.

Es geschah Alles, um ungesäumt den Thatbestand zu ermitteln. Der Kreisjustizrath und Stadtgerichtsdirector aus Braunsberg traf bereits gegen 1 Uhr Nachts ein und übernahm die vom Justitiar des Domcapitels begonnene Untersuchung, deren Fortsetzung ihm auch späterhin vom Oberlandesgerichte zu Königsberg übertragen wurde.

Die Section des Körpers, die am 7. Januar erfolgte, ergab, daß dem Bischof fünf, fast sämmtlich klaffende Wunden, während er noch lebte, mittelst eines schneidenden Instrumentes mit voller Kraft zugefügt worden, von denen die drei am Hirnschädel diesen tief durchdrangen. Vier von diesen wurden in dem Befunde „für unbedingt und unter allen Umständen in dem Alter des Verwundeten für sich allein den Tod zur Folge haben müssend" erachtet, sowie, daß sie die unzweifelhafte Ursache des Todes gewesen. Bei der übrigen Leichenschau ergab sich, daß der Bischof, bei der völlig gesunden Beschaffenheit aller Eingeweide, wahrscheinlich noch auf eine recht lange Lebensdauer rechnen können. Auf eine genauere Mittheilung des Befundberichts kommt in diesem Falle und am wenigsten zu unserm Zwecke es nicht an.

Aller ärztlichen Anstrengu...n ungeachtet mußte man auch bald die Hoffnung aufgeben, das Leben der Wirthschafterin zu erhalten. Sie erwachte nicht einmal zum gehörigen Bewußtsein, und aus ihren unarticulirten Worten, im Wundfieber ausgestoßen, konnte man wenig oder gar keine Auskunft über den Verbrecher gewinnen. Rosalie Pfeiffer starb am 8. Januar. Die Aerzte erklärten bei der Obduction, daß von den vielen Wunden, wie die des Bischofs mit einem scharfen, schneidenden Instrumente, und zwar am Scheitel, Kopf und rechten Arm zugefügt, zwei absolut letal gewesen und den Tod zur Folge gehabt hätten.

Aber ehe die Wirthschafterin gestorben, ehe der Bischof secirt war, ja noch ehe der Kreisjustizrath aus Braunsberg eingetroffen, war durch ganz Frauenburg, sobald nur die Schreckensnachricht sich in der Stadt verbreitet, der Glaube allgemein: das hat der Rudolf Kühnapfel gethan.

Rudolf war der Sohn eines Schneidermeisters im Orte, seine beiden Aeltern lebten noch daselbst und trieben ihr Handwerk in Ehren. Auch er war Schneider und arbeitete bald bei seinen Aeltern, bald bei andern Meistern. Aber er war ein unzufriedener, wilder, finsterer Mensch, dem man viel zutraute, ohne gerade sehr viel Böses von ihm zu wissen; denn die Vergehen, wegen deren er gestraft worden, verriethen zwar einen halsstarrigen, entschlossenen Charakter, der aus dem gewöhnlichen Geleise abgeht und zu Gewagtem sich hinneigt, aber Indicien, daß er zum Raubmörder werden können, waren nicht da. Er war nicht lüderlich, kein Säufer, kein Dieb, auch

eigentlich kein Herumtreiber. Er arbeitete auch und verdiente sein Brot, nur mit verbissenem Groll, daß er arbeiten und sein Brot mit der Nadel verdienen mußte. Er hielt sich zu Besserem für berufen.

Irgend einen andern Raubmord, der an einem Kaufmann, Gutsbesitzer begangen worden, würde man ihm nicht beigemessen haben. Aber den Bischof konnte nur er ermordet haben; denn er haßte die katholischen Geistlichen, er nannte sie Faullenzer, Tagediebe, ihren Reichthum, ihren Besitz unrechtmäßig erworbenes Gut. Von dieser frechen ketzerischen Gesinnung hatte er gegen Niemand ein Hehl gemacht. Ja er hatte früher Droh- und Brandbriefe an den Bischof geschrieben. Also in dem ganzen frommen, streng katholischen Frauenburg war oder galt er für den einzigen radicalen Opponenten und für einen so verwegenen Menschen, daß man gegen ihn der That sich versehen können.

Aber die Umstände schienen wenig für den allgemeinen Verdacht zu sprechen. Der Mord konnte nur in den Abendstunden zwischen 6 und 7 Uhr begangen sein, und schon vor 7 Uhr saß Rudolf Kühnapfel, wie er gewohnt war, in der Schenke eines Gastwirths im Städtchen, trank ein Glas Bier und spielte deutsch Solo. Seine Mitspieler und alle übrigen Anwesenden, später darüber vernommen, erklärten, daß sie nicht im Geringsten etwas Auffallendes an ihm bemerkt.

Um 8 Uhr war die Nachricht ins Wirthshaus gekommen, daß der Bischof ermordet worden. Die Aufregung und Bestürzung war sehr groß. Auch Kühnapfel schien, wie die Andern, betroffen. Die Wirthstochter will gehört haben, daß er dabei äußerte: Ja, mir zittern auch die Beine.

Mehre von den Gästen gingen fort, die Solospieler

aber blieben, und unter ihnen Rudolf. Das Spiel ward indessen oft, wie sich denken läßt, unterbrochen durch Bemerkungen, Erinnerungen und Gespräche der Anwesenden, und Kühnapfel erzählte selbst die Geschichte einer Mordthat, von der er früher gelesen und die vermuthlich mit der gegenwärtigen einige Aehnlichkeit haben sollte. Erst um 11 Uhr ging er nach Haus.

Indessen war die Stimme so allgemein, in der Curie wie in der Stadt, die ihn verdächtigte, daß man ihn noch vor Mitternacht aus seiner Wohnung abholen und aufs Rathhaus bringen ließ. Seine Antworten waren ruhig und gemessen, er ließ keine Art von Verwirrung oder Bestürzung blicken, und da man auch, bei der genauesten Besichtigung, keine Blutflecken an seiner Kleidung wahrnahm, mußte man ihn, in Ermangelung aller und jeder bestimmten Verdachtsgründe, wieder entlassen.

Die Nachricht von dem entsetzlichen Ereigniß war bald weit umher im Lande verbreitet, und bei der politisch-religiösen Aufregung der Zeit fehlte es nicht an Vermuthungen, daß der Mordthat auch ein solches Motiv zum Grunde liege. Zwei polnische Edelleute sollten an dem Tage durch Frauenburg oder in der Nähe gereist sein und verdächtige Aeußerungen ausgestoßen haben. Der Bischof von Ermeland hatte in dem großen Drama eine andere, der Regierung freundlichere Rolle gespielt, als der Erzbischof Dunin. Diesen erhob die Stimmung im Großherzogthum zu einem Märtyrer. Möglich war es, daß die Hände von Fanatikern in dem unschuldigen Blute des Greises die vermeintliche Unbill des Märtyrers abwaschen wollen. Meinungen der Art drangen auch nach

Berlin, obwol sie schwerlich hier Glauben fanden. Indessen war die That an und für sich so bedeutend, so unheilvoll in die religiösen Streitigkeiten hineinspielend, daß der Regierung sehr viel daran gelegen sein mußte, den wahren Zusammenhang und den Thäter zu ermitteln. Um deswillen wurde der berühmte Polizeimann, dem schon so viele Entdeckungen gelungen waren, der damalige Polizeirath Duncker, eilends zu weitern Ermittelungen nach Frauenburg geschickt.

Aber noch ehe die erste Nachricht Berlin erreicht hatte, war aufs Neue der Verdacht gegen Rudolf Kühnapfel geleitet worden. Bei genauer Besichtigung des bischöflichen Wohnzimmers fand man am Morgen des folgenden Tages (4. Januar) auf dem Fußboden eine von grober Leinwand gefertigte Gesichtslarve, mit einem angenähten, gleich einem Barte herabhängenden Stücke braunen Futterkattuns. Stoff und Arbeit schien eine Schneiderwerkstatt zu verrathen. Man hielt noch am selben Vormittage Haussuchung im Kühnapfel'schen Hause und fand dort — ganz ähnlichen Kattun und — ein Beil, welches zwar frisch abgewaschen war, aber doch noch Blutspuren an sich trug.

Rudolf Kühnapfel, seine Aeltern und seine 18jährige Schwester wurden darauf verhaftet.

Man untersuchte das Haus in allen Winkeln; erst aber am 6. Januar machte man eine wichtige Entdeckung. In Rudolf's Schlafkammer, aus einer versteckten Oeffnung der äußern Fachwerkswand zog man eine goldene Uhr. In einem Loche der Mauer, die mit Holz verschlagen war, was zu der nach dem Dachboden führenden Treppe gehörte, fand man eine goldene Dose, eine Rolle von 55 Thalerstücken, eine grünseidene Börse mit 6 Gold- und 3 russischen Silbermünzen und einigem preußischen

ihn gefangen und bis nach Taunton geſchleppt, wo er aber von der Staffel wieder entkommen iſt. Da hat ihn noch Oberſt Rumſey geſehn und gegen eine alte Frau deshalb gezeugt; der hat aber jetzt das Unglück im Tower zu ſitzen weil er ſich zu viel aufs Handwerk gelegt und mehr bezeugt hat als er je im Leben wußte. Von ihm war daher nichts zu erlangen."

„Und weiter hätteſt du nichts in Erfahrung gebracht, Menſch, der Du blindlings alle Schleichwege der Inſel kennſt, und durch die Hinterthür in jedes Haus findeſt? Du wußteſt jeden Treßbuben, der Monmouth gerufen und der Ritter ſollte Dir entgangen ſein. Iſt er todt im Treffen geblieben?"

„Geblieben iſt er nicht" ſagte Lower, „denn man ſah ihn bei einem der Haufen Sectirer, die im Mondlicht wandern, in den Heiden im Weſten ſchlafen, und jetzt als ſchnellfüßige Nachtreiter weit umherſtreifen ſollen."

„Und der ſchottiſche Feuerkopf," ſagte Dykvelt, „hätte jahrelang ſich ſo verborgen gehalten, daß ihn weder die zwei tauſend Pfund auf ſeinem Kopfe noch der ſtürmiſche Geiſt verrathen! Leitete Dich

Silbergelde. Die Uhr, die Geldbörse und die Dose wurden als das Eigenthum des ermordeten Bischofs erkannt.

Rudolf Kühnapfel leugnete hartnäckig; die Aeltern, die Schwester wollten von nichts wissen. Man führte ihn vor die beiden Leichen, auch da blieb er unerschütterlich. Am 9. Januar wurde er zuerst gerichtlich vernommen; aber umsonst versuchte der Inquirent alle Ueberredungskraft, auf Indicien deutend, welche einem Beweise so nahe waren. Einmal schien es, als ob die Vorstellungen einen heftigen Eindruck auf ihn machten, sichtlich kämpfte er mit sich, ward aber wieder ruhig, und endete mit der Erklärung, daß er von nichts wisse.

Abends am 9. Januar war Duncker in Frauenburg eingetroffen. Er begab sich am nächsten Morgen in das Gefängniß und ließ sich 6 Stunden mit dem Inquisiten einsperren. Der eigenthümlichen moralischen Ueberredungskraft dieses Beamten, welcher die kleinen Künste verschmäht, wodurch wol andere Polizeimänner und Criminalisten hartnäckige Verbrecher überraschen, gelang es endlich, wie er sich in seinem besonders abgestatteten Bericht ausdrückt, „sein Felsenherz siegreich zu bekämpfen".

Rudolf legte vor dem Polizeirathe ein vollständiges, umständliches Bekenntniß ab. Er hatte den Bischof ermordet, er allein; Vater, Mutter und Schwester waren unschuldig und wußten nichts um das Verbrechen, worauf denn ihre Entlassung auch sofort erfolgte. Dies nur polizeilich abgelegte Bekenntniß wurde von ihm noch am selben Tage vor dem ordnungsmäßig besetzten Gerichte wiederholt. Er wiederholte es noch mehre Mal freiwillig, ohne, nach Art gemeiner Verbrecher, später etwas zurückzunehmen oder zu widerrufen. Er war ein Charakter, der diese kleinen Künste verschmähte. Doch be-

merken wir beiläufig, daß die Ueberredungskunst, welche Duncker bei den Verbrechern anwendet, in der Regel von so moralischer Nachwirkung ist, daß sie selten oder nie vor dem Richter Das ableugnen, was sie ihm eingestanden haben.

Rudolf Kühnapfel war 1814 in Frauenburg geboren, also 27 Jahre alt, als er den Mord beging. Katholischer Confession, wie seine Aeltern, besuchte er bis zum 12. Jahre die katholische Pfarrschule und ward im Lesen, Schreiben, Rechnen und Geographie unterrichtet. Nachdem er im 13. Jahre confirmirt worden, lernte er bei seinem Vater das Schneiderhandwerk. Nur mit Widerwillen, wie er sagt, und man, nach dem Folgenden, ihm glauben darf. Der Vater, gegen dessen Wandel sonst aus den Acten nichts Schlimmes hervorgeht, war sehr streng gegen ihn, Rudolf sagt, hart und ungerecht. Der Sohn lernte ihn schon früh hassen.

Im Jahre 1830 hielt er es nicht mehr aus. Um der weichlichen, sitzenden Lebensweise, die seinem Körper und Geist gleich wenig entsprach, zu entgehen, ließ er sich von seinem Vater bei einem Schmiedemeister in Braunsberg in die Lehre geben, ging aber schon nach wenig Tagen fort, angeblich, weil sein Meister zu wenig Beschäftigung für ihn hatte. Bei einem zweiten Schmied blieb er auch nur 7 Wochen, weil ihm die Kost zu schlecht war und er sich mit dem zweiten Lehrburschen nicht vertragen konnte.

Er versuchte es nun bei einem Müller. Drei Wochen hielt er es bei demselben in Heiligenbeil aus, aber nicht länger. Ein Schlag, den ihm dieser gegeben, weil er etwas nicht richtig ausgeführt, erzürnte ihn so mit dem Müller und dem neuen Gewerke, daß er jenen auf der Stelle verließ und — wieder die Nadel bei seinem Vater ergriff.

Obgleich der Vater ihn 1831 zum Gesellen erklärte, befriedigte dies seinen Ehrgeiz doch nicht, noch versöhnte es ihn mit seinem Handwerk. Die Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn fingen von neuem an. Der strenge Mann wollte ihn häufig schlagen, der Sohn aber widersetzte sich und wehrte mit Erfolg die Züchtigung ab. In Folge dieser immer wiederholten häuslichen Kämpfe entwickelte sich in Rudolf eine Reizbarkeit, die auf seinen sonst gesunden Körper zurückwirkte. Es heißt, daß im Jahre 1832 sich bei ihm ein mit Symptomen einer Geistesverwirrung und Tobsucht verbundener, krankhafter Zustand zeigte. Der Arzt behandelte ihn als eine Gehirnentzündung. Rudolf wurde wegen dieser Tobsucht Wochen lang festgehalten. Ja man gebrauchte sogar eine Zwangsjacke. — Welche Aufforderung für seinen Defensor, seine That, 10 Jahre später, für einen neuen Ausbruch dieser Tobsucht zu erklären. Aber Rudolf schnitt ihm diesen Defensionalgrund von vornherein ab, indem er in seinen Verhören mit Stolz behauptete, daß er damals wie jetzt bei vollem Bewußtsein gewesen sei.

Er ward wieder ruhiger, schneiderte wieder und trat 1833, zum Militair ausgehoben, seinen dreijährigen Dienst an. Während dieser Zeit gab er zu keiner Klage Anlaß! Später trat er seine Wanderschaft an und kam über Berlin bis Halle. Erst im März 1836 kehrte er nach Frauenburg zurück und wohnte zwar bei seinen Aeltern, doch aber scheint eine Emancipation von denselben eingetreten zu sein; denn er arbeitete nur zum Theil bei ihnen, mehrentheils aber bei andern Meistern, wie dies auch in den letzten Tagen vor seiner Verhaftung der Fall war.

Rudolf Kühnapfel war kein gewöhnlicher Mensch und kein gemeiner Verbrecher, den nur Noth und Eigennutz

auf der Verbrecherbahn fortriſſen. Seine Laufbahn iſt vielmehr eine ganz eigenthümliche, und nur ein ſo ſelbſtändiger Charakter, wie er, konnte, ſo raſch und ſo mit Bewußtſein handelnd, zu der letzten, äußerſten That fortgeriſſen werden. Dieſe Charaktereigenthümlichkeit hat ſich aufs deutlichſte in ſeinen ſpätern Bekenntniſſen ausgeſprochen, und mehr um deswillen, als um des thatſächlichen Intereſſes willen, nahmen wir dieſen Fall in unſerm Pitaval auf. Aber es iſt zu bedauern, daß uns die veröffentlichten und wahrſcheinlich auch die geſchriebenen Actenſtücke nicht mehr von ſeiner Jugendgeſchichte mittheilen. Zur criminaliſtiſchen Beurtheilung des Falles iſt freilich genug geſchehen, nicht aber zur pſychologiſchen. Ein ſolcher Kernmenſch in ſeiner Entſchloſſenheit zum Böſen, weil er ſich dazu, nach ſeinen Vorſtellungen von Naturrecht, für berechtigt hielt, konnte nicht ganz von ſelbſt das werden. Er war kein Verführter, aber Beiſpiele oder Lectüre mußten ihn gebildet haben, oder wäre ſeine Anſicht von den Verhältniſſen nur aus Trotz und Oppoſition gegen den Bigottismus ſeiner Landsleute hervorgegangen? Ohne hinzutretende Potenzen iſt das kaum anzunehmen. Aber von dieſer ſeiner innern Entwickelungsgeſchichte, in der Reibung mit der Außenwelt, wiſſen wir nichts; nicht ob das Soldatenleben, oder die Wanderſchaft, oder wo die Schenke und der Spieltiſch ſeine hohe Schule wurden, nur Das glauben wir annehmen zu dürfen, daß der Schneidertiſch ſeines Vaters und die Zwiſtigkeiten dort zwiſchen Vater und Sohn es nicht allein waren, welche den denkenden Mörder Rudolf Kühnapfel zeitigten.

Was von ſeinen früheren verbrecheriſchen Handlungen bekannt geworden, beſchränkt ſich auf Folgendes. Bereits im April 1835 warf er, wie er erſt bei dieſer Unterſuchung

eingeſtanden, ein Schreiben vor die Pfarrkirche zu Frauenburg, worin er mit Brandſtiftung drohte, wenn nicht der ſogenannte Capitelsgarten einem benannten Mühlenbeſitzer abgetreten werde. Ob er es aus Freundſchaft für den Müller, aus Haß gegen die Geiſtlichkeit that, ob er auch für ſich gewinnſüchtige Abſichten dabei hatte, wird nicht geſagt. Aber 1836 und Anfangs 1837 wurden neue Droh- und Brandbriefe in Frauenburg aufgefangen. In einem wurden von einem damaligen Domherrn 87 Thlr., in einem zweiten 137 Thlr., von einem Rathmann wieder 87 Thlr. gefodert. Die Drohung lautete: „Wenn dieſe Zahlung nicht geſchieht, laſſe ich das Rothe hauſen, und koſte es gleich mein Leben auf dem Rabenſteine.“ Die Handſchrift hatte Aehnlichkeit mit der Rudolf Kühnapfel's. Er leugnete, ward aber zur Unterſuchung gezogen.

Während dieſer Unterſuchung erſchienen wieder neue, ganz ähnliche Drohbriefe. Einer derſelben war an den Magiſtrat gerichtet; er enthielt aber auch grobe Schmähungen gegen die Domherren und foderte: allgemeine Vertheilung ihres Landbeſitzes unter die Bürger. Geſchähe das nicht, ſo, fügte er die Drohung hinzu: „will ich das ganze Pfaffengut zerſtören; ich ſterbe dann gewiß einen ſchwereren Tod als Simſon.“ In zwei andern Briefen wurden von einigen Einwohnern 52 Thlr., von den Domherren aber, vielleicht als Abfindungsſumme ſtatt der Ländertheilung, 700 Stück Friedrichsd'or verlangt.

Rudolf leugnete auch hier die Thäterſchaft beharrlich. Dennoch wurde er durch das Erkenntniß erſter Inſtanz außerordentlich zu ſechsmonatlicher Feſtungsſtrafe verurtheilt. In der Appellationsinſtanz ſprach ihn indeſſen das Tribunal zu Königsberg 1838 von der erhobenen Anſchuldigung vorläufig frei.

Aber er ward von jetzt an genauer beobachtet, als ein Mann, zu dem man sich böser Dinge versehen könnte; denn in diesem Lichte erschienen seine Ansichten vor dem Publicum in Frauenburg. Der neue Gracchus scheint dort mit seinen Agralgesetzen keinen Anklang gefunden zu haben. Er blieb allein stehen, verdächtigt, mistrauisch beobachtet, und dies konnte ihn nicht versöhnen mit den bürgerlichen Verhältnissen.

Er merkte es, daß man ihm nachschlich, wenn er am späten Abend auf der Straße sich zeigte. Er war nicht der Mann, der eine solche Behandlung ruhig duldete. Ein Mal gerieth er mit dem Stadtkämmerer, ein anderes Mal mit einem Bezirksvorsteher und der ihn begleitenden Wachtmannschaft in Händel. Er ward arretirt und in zwei Untersuchungen verwickelt. Von der Anschuldigung wörtlicher und thätlicher Beleidigung des Stadtkämmerers ward er, in Ermangelung der Beweise, vorläufig freigesprochen. Wegen wörtlicher Beleidigung der andern genannten Beamten büßte er aber mit einer ordentlichen Strafe von drei Wochen Gefängniß.

Die Strafe und die Schmach drückten ihn nicht nieder. Er fühlte ein Recht in sich, über dessen Titel der Schneidersohn in Frauenburg freilich nicht im Klaren war. Ebenso wenig war er darüber im Klaren, was er wollte. Von der Gemeinde ward er nicht unterstützt in seinen dunkeln Bestrebungen, daß es besser werde, als es war, daß der todte Besitz in die Hände der gewerbtreibenden, thätigen Bürger übergehen müsse. Aber etwas mußte und sollte besser werden, so dann wenigstens sein eigener Zustand.

Noch schauderte er vielleicht vor dem Verbrechen zurück, er wollte auf gesetzlichem Wege zu Etwas kommen. Zu Speculationen scheint sein Geist keine besondere Rich-

tung gehabt zu haben; er liebte kurze, kräftige Anstrengungen. Der neue König hatte Güte und Gerechtigkeit allen Ständen versprochen. Er, für seinen Theil, wandte sich an Friedrich Wilhelm IV., als derselbe 1840 durch Frauenburg reiste, mit einem Bittschreiben, worin er, es heißt „in sehr unziemlichen Ausdrücken," seine Ansichten über die katholische Geistlichkeit seiner Vaterstadt entwickelte und sogar seine Drohbriefe gegen dieselben einräumte; doch bekannte er, daß es „ein elendes Mittel" und daß er beim Schreiben der Briefe nur auf Geld für sich bedacht gewesen wäre.

Der König theilte nicht die agrarischen Grundsätze Rudolf's. Er ward durch einen allerhöchsten Bescheid vom 6. September an die Behörden verwiesen. Rudolf ließ sich dadurch nicht abschrecken. Am 10. September kam er aufs Neue mit einem Immediatgesuch beim Könige um eine Unterstützung von 100 Thalern ein. Es wäre sehr interessant, die Gründe zu kennen, womit er diese Bitte unterstützte; wir erfahren nur, daß er in der Supplik der höchsten Person vertraute, „ich stehe zwar nicht in ganz dürftigen, aber doch in gehaltenen Umständen." Der Magistrat von Frauenburg, an welchen das Gesuch remittirt wurde, eröffnete ihm, daß bei seiner Erwerbsfähigkeit kein Grund vorhanden sei, ihm eine Unterstützung zu bewilligen.

Nun hatte er doch alle erlaubten Wege eingeschlagen, damit es besser werde, aber vergebens. Seine Mitbürger und sein König hatten seinen Drang, seinen Willen und seine Wünsche nicht anerkannt; also mußte er sich selbst helfen. Er sagt darüber in einem Protokoll:

„Als ich diesen Bescheid erhielt, dachte ich darüber nach, wie ich am besten meine Erwerbsfähigkeit bethätigen könne. Da kam mir der Gedanke ein, mir vom Bischofe

einerkleckliche Summe zu holen und zwar, da ich wußte, daß er in Güte mir nichts geben würde, ihn durch drohende Gewalt dazu zu nöthigen. Es fiel mir gar nicht ein, daß es etwas Unrechtes sei, da er so viele Tausende besitzt, und zwar auch mit Unrecht."

Befragt, warum er das für nichts Unrechtes halte, antwortete er: „Alle Priester besitzen ihre Reichthümer mit Unrecht; darum hielt ich mich auch für ganz berechtigt, dem Bischofe von seinen so viel zu nehmen, als ich selbst bedurfte."

Ob er auch über seine Ansicht, warum die Priester ihre Reichthümer mit Unrecht besäßen? befragt worden, und welche Auskunft er gegeben, ist uns nicht mitgetheilt. Dagegen behauptete er, er habe nicht allein gegen die katholische Geistlichkeit im Allgemeinen, sondern auch gegen den Bischof von Hatten speciell und auch gegen seine Wirthschafterin, die Pfeiffer, einen großen Haß gehegt. Weshalb? wird ebenso wenig angegeben. Doch wird die Vermuthung aufgestellt, daß er diesen Haß besonders in den Vorgrund gestellt habe, um der damit verbundenen räuberischen Absicht einen bessern Mantel überzuhängen. In einem andern, frühern, Protokoll sagte er:

„Schon vor etwa zwei Monaten entstand in mir der Gedanke, zu dem alten Bischofe einmal hinzugehen und ihn zu berauben. Doch hatte ich damals noch nicht gleich an einen Mord gedacht. Mit jenem Gedanken trug ich mich fortwährend, bis etwa drei Wochen vor Weihnachten, wo auch der Gedanke in mir entstand, wenn es nöthig sein sollte, bei dem Raube den mir etwa im Wege stehenden Menschen zu tödten."

Auch diese Aeußerungen werden nicht gerade die eigensten Worte und Ausdrücke Rudolf's gewesen sein, sondern sind durch die Vermittelung des Inquirenten in dessen

Schriftsprache übersetzt. Ebenso verhält es sich mit dem eigentlichen ausführlichen Bekenntniß über die That selbst, welches er beim Verhöre am 16. Januar abgab. Die Erzählung ist indessen so wichtig, und es blitzt so viel, nicht allein von der eigenen Denkungsweise, sondern auch von der Sprache des Verbrechers daraus hervor, daß wir nichts Besseres thun können, als den wörtlichen Inhalt des Protokolls hier mittheilen.

„Ein Paar Wochen vor der That dachte ich näher der Sache nach, und entschloß mich, wenn ich bei der That ertappt würde, Alles niederzumachen, was sich mir widersetzen sollte. Noch war ich zweifelhaft, ob ich die That ausführen solle oder nicht, da erhob ich meine Seele zu Gott und bat ihn, mir ein Zeichen zu geben, ob ich es thun solle oder nicht, sowie ich es in der Bibel gelesen hatte, daß so Mancher den lieben Gott gebeten hat, ihm ein solches Zeichen zu geben. Als ein billigendes Zeichen wollte ich es annehmen, wenn ich im Kartenspiel gewönne, als ein misbilligendes, wenn ich verlöre. Ich spielte am ersten, zweiten und dritten Weihnachtsfeiertage und verlor an jedem Tage etwas. Da dachte ich, das Spiel selbst ist ein Teufelsspiel, und darin kann Gott mir kein Zeichen geben. Auch am Neujahrstage spielte ich Karten und verlor abermals. Ich nahm mir nun vor, Sonntag während der letzten Andachtstunden in die Kirche zu gehen und dort das Zeichen Gottes zu erwarten. Ich ging daher den 3. Januar um 4 Uhr in die Pfarrkirche und dachte: wenn ich die Kirche wieder verlasse und mir außer der Kirche zuerst ein Mann begegne, so sei dies ein Zeichen Gottes, daß ich die That ausführen, wenn mir aber ein Frauenzimmer begegne, daß ich die That unterlassen solle. Um 5 Uhr verließ ich die Kirche, und der Erste, der mir auf der Straße begegnete, war eine Manns-

person. Ich glaubte nun wirklich, dieses sei ein Zeichen Gottes und mein Entschluß stand nun fest.

„Schon Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr hatte ich mir zu Hause eine Larve von Leinwand mit einem Barte von Kattun gemacht, um solche vor das Gesicht zu nehmen und unerkannt zu bleiben. Nachdem ich die Larve gefertigt, hatte ich solche in meine Hosentasche gesteckt. Aus der Kirche ging ich zu meinem Meister W. und bat die Ehefrau desselben um 15 Sgr. auf mein Wochenlohn. Ich konnte nicht wissen, ob mir mein Vorhaben auch gelingen würde und auf diesen Fall wollte ich mich mit Gelde versehen, um an diesem Abend Solo zu spielen. Etwa um halb 6 Uhr ging ich nach Hause. Ich ging unruhig und abermals unentschlossen, ob ich die That ausführen solle oder nicht, in der Stube auf und ab. Es wurde zur letzten Andachtsstunde geklingelt und die Leute gingen zur Kirche. Ich trat ans Fenster und dachte nochmals: wenn zuerst eine Mannsperson vorbeigehen würde, dann wolle ich die That ausführen, käme aber zuerst ein Frauenzimmer, dann wolle ich sie unterlassen. Es kam eine Mannsperson, dann kamen zwei und hinter diesen noch eine Mannsperson. Nun war ich entschlossen; doch einige Augenblicke nachher stiegen mir wieder Zweifel auf, und ich beschloß endlich, indem ich nach dem Monde sah, wenn bis ein Viertel auf 7 Uhr der Mond mindestens drei Mal durch Wolken verdunkelt würde, die That auszuführen, gegentheils sie zu unterlassen. Ich beobachtete den Mond, es zogen Wolken über denselben, er wurde vier Mal verdunkelt, und noch hatte es nicht ein Viertel auf 7 Uhr geschlagen. Die Glocke schlug ein Viertel, und ich ging."

Dieses merkwürdige Gottesgericht rief er nur im letzten Augenblicke an. Bei den Vorbereitungen zur That hatte

Deine erfindſame Naſe in keine der Geſellſchaften, welche von ihm Nachricht haben können?"

„Am ſicherſten hielt ich, er müſſe in Warwikſhire bei ſeinem Jugendfreunde, einem Lovelyne von Avalon, verſteckt liegen, der hat aber ſelbſt Quartier im Tower bekommen, und rings um will keine Seele von ihm wiſſen."

„Im Tower dieſer Lovelyne!" murmelte Dykvelt vor ſich hin. „Einer von denen, die nur Lebensluft haben, wenn der Athem ihres Königs ſie anhaucht."

Der Hauſirer führte die Selbſtbetrachtung des Gefandten fort: „Doch weil er Monmouth bei Sedgemoor ſeinen Rock geliehen, weil er zu ſpät zur Schlacht gekommen, weil ſein fettes Erbe vielen in die Naſe lacht, und weil er ſich vor niemand tiefer bückt als er gerade für nöthig erachtet, und weil er ſonſt eine ſchwermüthige Seele iſt, hat man ihm den Proceß gemacht, und er ſitzt in London und kann wie die katholiſchen Lords zur Zeit des papiſtiſchen Complotts die Spinnenweben an den Eiſengitter zählen bis er grau wird."

„Ich weiß es" ſagte Dykvelt, „es war auch nicht zu erwarten, daß der loyale Ritter von dem Republicaner Kenntniß haben ſollte."

er nichts von Zweifeln und innern Schauern bemerkt. Schon 14 Tage vorher hatte er sich nach einem Beile umgesehen, das er als Waffe mitnehmen wollte. Er wollte es schon früh bei Seite schaffen, damit, wenn es erst bei der That fehlte, kein Verdacht gegen ihn entspringen möchte. Aber es war verlegt. Er nahm diesen Umstand nicht als Warnung Gottes, von seinem Vorhaben abzulassen.

Am Neujahrstage vielmehr hatte er sich schon einen armdicken Stiel eines Holzschlägers verschafft. Am einen Ende kerbte er ihn rund ein und knüpfte darum einen Riemen so fest, mit auslaufender Schlinge, daß er diese um die Hand schlingen konnte; damit wollte er zum Bischof. Kaum war dies Mordwerkzeug fertig, so entdeckte er indessen wieder das Beil. Er band nun den Riemen vom Knittel los und spitzte ersteren am einen Ende so zu, daß er denselben durch das Loch am Stiel des Beiles ziehen könne. Zugleich steckte er am 3. Januar eine Tuchecke in die Tasche, um den Bischof und seine Haushälterin, wenn es Noth thäte, damit zusammen zu binden.

Erst um 6¼ Uhr verließ er die Wohnstube der Aeltern, holte aus dem Versteck das Beil hervor, zog den Riemen durch und verbarg es unter seinem Oberrocke. Er ging nun in einen Branntweinladen, trank aber, um sich zur That zu stärken, nur für 6 Pfennige Schnaps, und schlich dann auf Umwegen aus der Stadt auf den Domberg.

Auch auf diesem Wege handelte er mit dem vollen Vorbedachte eines umsichtigen, entschlossenen Mannes. Er untersuchte, ob die seitwärts gelegene Eingangspforte zum Domplatz noch offen sei. Wenn die That geschehen, wollte er das gestohlene Gut in einem der Gärten am Domberge verstecken. Dabei hätte er über die Zäune steigen müssen, und jetzt wollte er sich nur überzeugen,

ob er beim Uebersteigen auch nicht überrascht werden möchte. Die Pforte war verschlossen. Auch kam ein Mann mit einem Hühnerhunde den Domberg herauf; zugleich hörte er die Schellen eines Schlittens, der über den Berg fuhr. Schnell wandte er sich um, und that, als wenn er den Berg hinuntergehe. Als es wieder still wurde und er Niemand, so weit sein Auge reichte, wahrnahm, stieg er wieder hinauf und ging durch die offene Hofpforte auf den Hof der bischöflichen Curie. Wir lassen ihn jetzt wieder mit seinen eigenen Worten erzählen:

„Vor der Pforte setzte ich mir die Larve auf, machte das Beil los, nahm es in die Hand und schlang den Riemen um die Hand. Ich ging nun nach der Hausthür. Die Thür war verschlossen und ich schlug mit der Hand zwei bis drei Male stark auf den Drücker. In dem Augenblicke hörte ich ein Geklingel und ich glaubte, es klingle im Hause. Ich trat rasch vor die Thür und überzeugte mich, daß ein Schlitten vorbeifuhr, auf dem Kinder sich befinden mußten, denn ich hörte ein Kinderjauchzen. Als der Schlitten vorbei war, klopfte ich nochmals auf den Drücker der Thür, und als noch immer Niemand kam, ging ich wieder bis an die Ecke des Hauses, um zu sehen, ob nicht etwa durch die Vorderhausthür ein vielleicht noch zurückgebliebener Bedienter käme und mich überfalle. Ich nahm freilich an, daß der Bischof immer in der letzten Stunde der 40stündigen Andacht seine sämmtlichen Dienstboten in die Kirche schicke, und die Voraussetzung machte mich so dreist. Als ich nun an der Ecke des Hauses stand und mich überzeugte, daß auch von der Vorderseite Alles still war, kam mir auf einmal der Gedanke ein, mich rasch davon zu machen und den ganzen Plan aufzugeben. Dieser Gedanke haftete jedoch nur einen Augenblick bei mir, und ich kam auf meinen

frühern Entschluß wieder zurück. Ich klopfte ziemlich stark und heftig an das Fenster der Gesindestube und nun hörte ich schlarrende Tritte. Die Hausthür wurde von innen geöffnet und ich trat rasch hinein. Es war dunkel, und ich konnte die Person, welche vor mir stand, nicht deutlich erkennen, doch konnte ich annehmen, daß es keine andere sei, als die alte Haushälterin. Ich fragte sie, ob die Excellenz zu Hause sei? und sie antwortete: ja! Ich sagte nun zu ihr: „Das Geld her, oder es ist Ihr Tod!" Sie erwiderte darauf: „Ja, erst Geld haben!" Ich sagte nun: „Von Haben ist hier nicht die Rede, nur nicht lange gefackelt (gezögert)!" Sie erwiderte darauf: „Das Geld ist alles oben." Mit diesen Worten zog sie sich zurück in die Gesindestube. Ich aber folgte ihr rasch nach und ergriff sie mit der linken Hand an der Schulter, mit den Worten: „Fackele Sie nicht lange, sondern schaffe Sie Geld!" Sie erklärte nochmals, daß das Geld alles oben sei, worauf ich ihr sagte: „Nun, dann komme Sie herauf.""

„Sie ging ohne Weiteres nach der Treppe und diese hinauf. Schon unten ließ ich ihre Schulter los und faßte sie hinten am Rocke, indem ich ihr nachging. Oben im Hauptgeschoß angekommen, gingen wir durch das Vorzimmer in das Wohnzimmer, und von da bis in die Thür, welche zum Schlafzimmer führt. In dem Schlafzimmer sah ich den Bischof an dem Tische sitzen, er las bei einer Lampe in einem Buche. Die Rosalie Pfeiffer sagte: „Excellenz, hier ist Jemand, der Geld verlangt." Ich schob nun die Pfeiffer von der Thür bis zum Tische, folgte ihr und sagte zum Bischof: „Ja, ja, so ists wirklich, ich verlange Geld." Als ich dieses gesagt hatte, zog sich die Pfeiffer, indem ich sie losließ, rasch durch die Thür in das Wohnzimmer zurück und eilte nach der

Thür, die das Wohn- mit dem Vorderzimmer verbindet. Ich verfolgte sie, stieß sie mit der linken Hand von der Thür zurück, und versetzte ihr mit dem Beile einen scharfen Hieb auf den Kopf. Sie fiel sogleich zu Boden, und ich hielt sie zwar nicht für todt, jedoch für betäubt und unschädlich. Ich hatte auch gerade nicht die Absicht, sie zu tödten, und deshalb hieb ich auch nicht von oben gerade herunter, sondern von der Seite.

„Ich ging nun wieder rasch in das Schlafzimmer des Bischofs. So eben stand er von seinem Stuhle auf. Er sagte zu mir, als ich ihn an dem Kragen seines Schlafpelzes faßte, mit zitternder Stimme: „Mensch, was bewegt Euch zu einer solchen That? Von wo sind Sie?" Ich sagte darauf: „Das geht Sie nichts an; ich verlange nur Geld." Darauf trat er an seinen Secretair, nahm aus einer Schublade etwas Geld und gab mir solches. Es schienen mir zwei Thalerstücke und ein Guldenstück zu sein. Ich steckte das erhaltene Geld in die Brusttasche meines Rockes und sagte zu ihm: „Das ist noch nichts;" er erwiderte darauf: „Ich werde Ihnen mehr geben," und gab mir darauf Geld in Papier gewickelt. Auch dieses steckte ich in dieselbe Tasche und sagte: „Auch Goldgeld müssen Sie mir geben." Der Bischof nahm hierauf einen grünseidenen Beutel, reichte mir solchen und sagte: „Da ist auch etwas Gold darin." Auch diesen Beutel steckte ich in dieselbe Tasche und sagte: „Auch die silberne Dose und die Uhr will ich haben." Der Bischof nahm nun eine goldene Dose und eine goldene Uhr aus dem Secretair und reichte mir Beides mit den Worten: „Hier ist eine goldene Dose und eine goldene Uhr." Auch diese Gegenstände steckte ich in dieselbe Tasche und sagte: „Ich muß noch mehr Geld haben." Hierauf sagte der

Bischof: „Eine Rolle mit 50 Thalern kann ich Ihnen noch geben;“ ging an eine Commode, zog eine Schublade auf, und gab mir eine Rolle mit Thalerstücken. Ich steckte diese Rolle in meine hintere Rocktasche und sagte: „Nun seien Sie so gut und leuchten Sie mir herunter.“ Der Bischof nahm einen Wachsstock.

„Während der Bischof den Wachsstock anzündete, sah ich durch die Thür, daß die Pfeiffer, welche ich niedergeschlagen hatte, jetzt wieder mitten im Wohnzimmer aufrecht stand. Ich ging in das Wohnzimmer und hörte, daß sie etwas sprach, ich glaube die Worte: „Excellenz, kommen Sie doch!“ Die Larve hatte sich so verschoben, daß sie mich am Sehen hinderte. Ich faßte daher mit der rechten Hand, in der ich das Beil hielt, an meine Mütze, hob diese ein wenig auf, riß mir mit der linken Hand die Larve ab und warf solche zu Boden.

„Ich trat nun rasch auf die Pfeiffer zu und versetzte ihr zwei Hiebe mit dem scharfen Beile auf den Kopf. Sie stürzte davon nieder. Ich ließ sie liegen und ging wieder in das Schlafzimmer, woselbst ich den Bischof mit dem Anzünden des Wachsstockes beschäftigt fand. Ich sagte zu ihm: „Geben Sie her, ich werde anstecken;“ doch in diesem Augenblicke brannte der Wachsstock schon und der Bischof sagte zu mir: „Was haben Sie doch in jener Stube wieder gethan? Thun Sie doch meiner Rosalie nichts mehr!“ worauf ich erwiderte: „Nein, nein.“ Während wir nach der Thür gingen, faßte der Bischof mich beim Unterarm und sagte, fortfahrend in seiner frühern Bitte: „Sie hat mir 41 Jahre treu gedient.“ Darauf erwiderte ich: „Das bleibt sich gleich, das geht mich nichts an.“ Während dieses Gespräches waren wir Beide in das Wohnzimmer getreten, und ich hörte nun die Pfeiffer

noch schnarchen. Ich trat an sie heran und versetzte ihr, sowie sie dalag, noch zwei oder drei Hiebe mit dem Beile auf den Kopf.

„Als ich der Pfeiffer die letzten Hiebe gegeben hatte sagte der Bischof: „Sie haben ja doch nicht Wort gehalten, Sie haben mir doch versprochen, ihr nichts zu thun;“ und während dieser Worte fiel ihm der Wachsstock aus der Hand, wahrscheinlich vor Schreck. In diesem Augenblicke fiel es mir auf, daß der Bischof mich früher drei Mal gefragt hatte: „aber sagen Sie mir doch, von wo sind Sie?“ ein Mal sogleich im Anfange, dann wieder, als ich noch mehr Geld verlangte, und endlich, als er mir die Rolle mit 50 Thalern gegeben hatte. Ich glaubte jetzt, daß er mich erkannt haben möge. Als der Wachsstock zu Boden fiel und auslöschte, bückte sich der Bischof, um den Wachsstock aufzuheben, und gleichzeitig bückte auch ich mich nach dem Wachsstocke. Der Bischof richtete sich wieder auf, auch ich stand wieder aufrecht, sah mich nach der Lampe in dem Schlafzimmer um, und dachte daran, den Wachsstock wieder anzuzünden. Doch in diesem Augenblicke überfiel mich eine Wuth, und ich hieb mit meinem Beile einen scharfen Hieb von der Seite in den Hinterkopf des Bischofs, welcher Hieb wohl getroffen haben mußte, denn es krachte so, als wenn man einen alten Topf zerschlägt. Der Bischof stürzte mit dem Ausrufe: „o Gott!“ vornüber zu Boden, mit dem Gesicht gegen die Erde. Ich versetzte ihm noch einen Hieb in den Kopf und dieser traf auch seinen Schlafpelz.“

So waren die letzten Augenblicke Stanislaus' von Hatten, des 76jährigen Bischofs von Ermeland. Wir haben keinen andern Zeugen darüber als seinen Mörder. An der Wahrhaftigkeit und Genauigkeit seiner Aussage ist nicht zu zweifeln; sie trägt in sich selbst den Stempel

der Echtheit. Nur in einzelnen Punkten änderte oder vervollständigte er sie in einem freiwilligen Geständnisse, welches er, nach der Verurtheilung, zur Beruhigung seines Gewissens abzulegen sich gedrungen fühlte und das wir später mittheilen werden. Es betraf nur die Motive seiner That und seinen eigenen Seelenzustand bei derselben.

Rudolf führte noch einen dritten Hieb auf den Liegenden, auch räumte er nachmals ein, daß wol sämmtliche fünf am Kopfe vorgefundenen Hiebwunden von ihm herrührten, obwol er sich der letzten Umstände nicht recht entsinnen wollte. Nach der That ging er aus dem Hause auf den Hof, wusch sein blutiges Beil in dem Schnee, steckte es unter den Rock und eilte dann auf einem andern Wege nach der Stadt zurück. Den Riemen warf er unterwegs über einen Gartenzaun.

Im älterlichen Hause angelangt, stellte er das Beil an den Ort, wo er es gefunden, verbarg die Uhr im Stalle und packte die übrigen Sachen in ein Tuch, das er in die Mauerritze klemmte. Niemand bemerkte etwas davon. Mutter und Schwester waren ausgegangen, der Vater lag auf seinem Bette.

Nun ging er in die Schenkstube, wo wir ihn schon früher sahen. Wenn er wirklich dort schon vor 7 Uhr angelangt ist, so muß man die Schnelligkeit und Fertigkeit bewundern, mit welcher er Verkleidung, Mord, Raub, Reinigung und das Verstecken der Sachen ins Werk gesetzt, da er erst nach 6½ Uhr das älterliche Haus verlassen haben will!

Daß er in der Schenke, als die Mordnachricht ankam, geäußert haben soll: „ja, mir zittern auch die Beine," bestritt er. „Auch ich erschrak," sagte er, „doch eben nicht sehr; denn es fiel mir nicht ein, daß man mich für den Mörder halten würde."

Ob bei der That kein Blut auf ihn gespritzt war, oder ob er seine Kleider so geschickt gereinigt hatte, daß man bei seiner ersten Verhaftung auf dem Rathhause keine Spuren davon entdeckte, erhellt nicht. Entlassen und in seine Wohnung zurückgekehrt, schlief er jedoch erst gegen 2 Uhr ein. Er sagt: „Reue über meine That beunruhigte mich nicht, sondern nur die Furcht vor der Entdeckung.“ Am andern Morgen ging er, als wäre nichts vorgefallen, zu seinem Meister auf die Arbeit und wurde erst bei seiner Rückkehr, um 10 Uhr Morgens, gefangen genommen.

Bei seinem Bekenntniß blieb er während der ganzen Untersuchung. Fortwährend behauptete er, daß er die That niemals bereut habe und auch jetzt nicht bereue, und suchte, wie es heißt, „dieselbe sogar mit Sophismen zu rechtfertigen“.

Für den erkennenden Richter blieben wenig Zweifelsfragen. Zwar war nur ein directer Zeuge da, sein eigenes Geständniß, aber es war entschieden und bestimmt abgegeben; es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß er es aus voller Ueberzeugung abgelegt, und es stimmte aufs genaueste mit allen sonst ermittelten Umständen — sogar der Riemen, den er über den Gartenzaun geworfen, fand sich daselbst vor — so daß der Thatbestand mit der Thäterschaft vollständig ermittelt war. Desto schwieriger war die Aufgabe für Kühnapfel's Defensor, welcher, seiner traurigen Pflicht zu genügen, den Raub nur als einen Diebstahl darzustellen versuchte, indem der Thäter vom Bischofe das Geld, ohne Anwendung von Drohungen, erhalten, und den Mord als einen bloßen Todtschlag, in-

dem er den Bischof, ohne Ueberlegung, nur in einem Zustande von Wuth getödtet habe. Auch daß er, von einem strengen Vater seinen Seelenkräften unangemessen behandelt, von früh auf von einem fanatischen Haß gegen die katholischen Geistlichen entbrannt, einem Prädestinationsglauben hingegeben, früher an einer erwiesenen Tobsucht leidend, nicht mit völliger Freiheit und Ueberlegung gehandelt habe, wornach er den Inquisiten nur wegen Todtschlags außerordentlich zu lebenswieriger Freiheitsstrafe zu verurtheilen antrug.

Unsere Leser werden von uns nicht die Entwickelung der Gründe fodern, weshalb der erkennende Richter in Rudolf's That einen wirklichen Raubmord fand und danach erkannte; wichtiger aber ist die Ausführung des ersten Erkenntnisses hinsichts der angeblich beschränkten Willensfreiheit. Wiewol auch in dieser Beziehung kein Laie dem Zweifel Raum geben wird, daß, wenn je ein Mörder, dieser vollkommen zurechnungsfähig war, und daß seine frühere Tobsucht so wenig als sein eingewurzelter Haß gegen die katholische Geistlichkeit, auch selbst wenn sie bis zur fixen Idee geworden wäre, seine Willensthätigkeit so beschränkte, daß er nicht mit der vollen Strafe belegt werden sollen, so ist uns die Ausführung des Richters über diesen Punkt doch um deshalb von Interesse, weil verschiedene Züge aus Rudolf's Jugendleben darin angeführt werden, welche uns, wenn auch nur dürftige, Einblicke in seinen Entwickelungsproceß gewähren.

Wir wissen aus den mitgetheilten Untersuchungsacten, daß sein eigener Vater ihm das schlechteste Zeugniß gab: er habe einen bösartigen Charakter von früh an gezeigt, nie etwas von Liebe und Ehrfurcht gegen seine Aeltern gewußt, und ihn, den Vater, selbst mehrmals geschlagen.

Der Vater warf ihm vor, daß er immer gern gespielt, gern getrunken und daher auch nie etwas erspart habe. Beachtenswerth ist es, daß die andern beiden Schneidermeister in Frauenburg, bei denen er gearbeitet, ein weit besseres Urtheil über ihn fällen als der eigene Vater. Sie nennen ihn einen „fleißigen, stillen und ruhigen Arbeiter." — „Er wäre immer folgsam und gut gewesen, wenn er artig und freundlich behandelt worden; gewöhnlich trübsinnig und schweigsam, habe er aber nicht mehr gesprochen, als nothwendig." Ebenso wenig bezeugen Andere seine Trunksucht. Der eine Schneidermeister hielt auch einen Branntweinschank und übertrug Kühnapfel zuweilen die Aufsicht, aber er nahm nie wahr, daß er die Gelegenheit benutzte, sich zu berauschen, was er sehr leicht gekonnt. Ebenso bekundete ein anderer Gastwirth, daß Rudolf bei ihm nie viel draufgehen lassen, nur Bier getrunken und im deutsch Solospiel zu so geringem Einsatz gespielt habe, daß er nie mehr als 5, höchstens 10 Silbergroschen verlieren können. Nach seiner eigenen Aeußerung war das Kartenspiel die einzige Leidenschaft, der er sich hingab.

Es scheint in dem unglücklichen Verhältnisse zwischen Vater und Sohn der erste Keim der Verderbniß des Letztern zu ruhen. Ein Sohn, dessen eigene Gaben und selbstkräftige Willensrichtung der Vater nicht verstand; ein Vater, der ihn zu einem Lebensberufe zwang, welcher seiner Natur und seinen Anlagen ganz entgegen war. Gegen den Vater war er in beständiger Entrüstung und Widerstand; gegen Fremde, die ihn zu nehmen wußten, wie er war, freundlich und nachgiebig. Ob vielleicht die Aeltern streng bigott waren und auch darin den freidenkenden Sohn zur Opposition aufregten, wird uns

„Ich wüßte wohl Jemand," ſagte Lower mit verſtohlenem Blicke, „der von dem Ritter wiſſen müßte. Dazu iſt uns aber die Gelegenheit entgangen und mir fehlt die Kunſt den galanten Herrn zu ſpielen, um von Damen dergleichen heraus zu bringen." Als er ſah, daß Dykvelt mit geſpannter Aufmerkſamkeit wartete, fuhr er fort. „Miß Anna Tenniſon, die hier mit ihrem Oheim war, hat eine ſolche Neigung von Jugend auf zu dem Ritter, daß ſie ihn zur Monmouth-Zeit aus London entführen und einſperren ließ, als einen Prälaten gekleidet, damit er nicht bei den Rebellen zu Schaden komme."

„Und jetzt," ſagte Dykvelt, „kann nicht daſſelbe Spiel wiederholt ſein?"

„Jahrelang, gnädiger Herr, läßt ſich kein ſolcher Brauſekopf weder in Weiber- noch Chorrock ſtecken. Iſt er doch damals ſelbſt an einem zerſchnittenen Laken hinuntergeklettert; freilich um ſo lange bei der Armee zu bleiben, bis die Schlacht vorging. Ich begreife auch nicht, was ſo viel von dem einen Menſchen abhängt, der nur von Fleiſch und Bein war und ſo unbeſonnen wie Einer, und dem es doch keine Partei recht machte."

„Deſſen Name aber," fiel Dykvelt ein, indem

nicht gesagt. Es ist möglich, aber — der fanatische Schwärmer gegen den Katholicismus, wie er auf den ersten Blick erscheint, war er nicht. Das Erkenntniß führt dies zur Genüge aus. Hier einige Auszüge desselben!

Rudolf Kühnapfel erinnert sich schon aus der Zeit vor seinem siebenten Lebensjahre, daß, als sein Vater ihn einst zwang, sich noch länger im Lesen zu üben, er zwar die Lippen rührte, aber nicht wirklich las, sondern auf seinen Vater schimpfte. Nicht dieser kindische Vorfall an sich, sondern, daß Inquisit jetzt noch denselben im Gedächtniß hat, beweist die schon damalige Stärke seines Grolles. Im 14. Jahre wurde er von seinem Vater einst stark gezüchtigt, und der Vater drohte ihm: er werde des Nachts ihn nochmals züchtigen kommen. Der 14jährige Knabe nahm hierauf, als er sich zu Bette legte, dasselbe Beil, mit welchem er jetzt den Mord vollführt, mit sich und legte es unter sein Bett; — wie er selbst sagt, mit dem festen Vorsatze, seinen Vater, wenn dieser ihn züchtigen käme, mit dem Beile vor den Kopf zu schlagen. Er fügt zwar hinzu: ob er gerade den Plan gehabt, seinen Vater zu tödten, könne er nicht sagen: er habe gehofft, daß sein kräftiger Widerstand seinen Vater veranlassen würde, von weitern Mishandlungen abzustehen. Jedenfalls erkennt man aber auch schon hieraus, wie das Gemüth des Knaben damals bereits verwildert, dem bösesten Vorsatze Raum gab. Allein nicht blos gegen seinen Vater richteten sich seine bösartigen Gedanken. Als seine Mitschüler sich beriethen, ihrem Lehrer einen Possen zu spielen, schlug er vor, die Trompete, welche der Lehrer gewöhnlich bei dem Gottesdienste in der Kirche blies, am Mundstücke mit Gift zu bestreichen. Man beschloß, Fliegenschwamm zu wählen; und wenngleich der Plan

nie zur Ausführung kam, zeigte sich doch auch in diesem Vorschlage seine raffinirte Bosheit.

Gegen das Handwerk des Schneiders hatte er früh einen Widerwillen. Den speciellen Grund gibt er nicht an. Die wiederholten Versuche, ihn einem andern Handwerke zu widmen, schlugen indessen fehl; jedesmal ging er sehr schnell, und weil ihm das Verhältniß — wie es scheint, aus eigener Schuld — missfiel, aus der Lehre. Seine Ungenügsamkeit und seine Unzufriedenheit mit seiner äußern Lage gab sich schon damals zu erkennen. Zwischen Vater und Sohn kam es hierauf zu immer heftigeren Auftritten. Der Sohn war nicht nur unwillig, weil er bei dem Schneiderhandwerk verbleiben mußte, sondern auch darüber aufgebracht, daß sein Vater ihm keinen Wochenlohn und nach seiner Meinung nicht genug Geld zur Verwendung für sein Vergnügen gab. Vergnügungs- und Geldsucht traten damals zuerst stärker hervor.

Seine Leidenschaftlichkeit erreichte mittlerweile einen außerordentlich hohen Grad. Des Nachts konnte er wegen seiner Aufregung nicht schlafen. Er lief Stunden lang mitten in der Nacht in der Stadt und in der Umgegend umher. Am Tage war er ermattet und zur Arbeit unbrauchbar. Man hielt ihn für krank. Als man ihm aber die Ader schlagen wollte, drohte er mit gewaltsamer Widersetzlichkeit, konnte nur durch die Uebermacht überwältigt werden und biß selbst den Wundarzt in die Hand. Man mußte ihn wie einen Tobsüchtigen behandeln, dennoch versichert er jetzt, daß er seine völlige Besinnung und Ueberlegung besessen habe, und man kann ihm dies — wenn er auch vielleicht körperlich krankhaft afficirt wo wohl glauben, da er so genau die kleinsten Details rend seines damaligen Zustandes anzugeben gewußt

Hiernach war auch jene anscheinende Tobsucht, die durch Anwendung der Zwangsjacke gehemmt werden mußte, vornehmlich nur der stärkste Ausbruch einer ungezähmten Leidenschaftlichkeit, deren Besiegung jedoch keineswegs außer den Grenzen seiner Macht lag. Er selbst sagt: „Ich mußte wol in meinem Toben nachlassen, denn ich überzeugte mich, daß dieses das einzige Mittel sei, mich zu befreien."

Noch charakteristischer ist es, wie nach seiner Entlassung aus der ärztlichen Behandlung seine wieder hervortretende Wuth und Leidenschaftlichkeit gebändigt wurden. Seine Aeltern riefen bei einem Ausbruche der letztern einen benachbarten Brauer zu Hülfe. Dieser, ein starker Mann, hieb ihn mit einem Säbel über den Arm, überwältigte ihn und nahm ihn mit sich in seine Wirthschaft. Er trug ihm Arbeiten auf, und, wie Inquisit wörtlich sagt: „Da ich sah, daß er ein starker Mann sei, befolgte ich seine Anweisungen."

Wo er sich also überzeugte, daß seine Wuth ihn nicht zum Ziele führe, verstand er ganz wohl, sich zu mäßigen und zu unterwerfen. Er erkannte die erzwingende Macht der äußern Umstände sehr gut an, und es ist hieraus auch leicht erklärlich, warum er unter der strengen Disciplin des Militairs zu keinem Vorwurfe Ursache gab.

Zu der Wildheit seines Charakters kam aber bald auch ein immer zunehmender Haß gegen die katholische Geistlichkeit an seinem Geburtsorte, obwol keiner derselben im mindesten ihm zu nahe getreten war. Durch persönliche Kränkung war daher dieser Haß nicht hervorgerufen. Ebenso wenig kann man annehmen, daß demselben eine Abneigung gegen den katholischen Glauben zum Grunde gelegen habe, obwol Inquisit auf solche Weise seinen Haß jetzt gern erklären möchte: er gibt an: schon als Knabe

habe er bisweilen sprechen gehört, daß die evangelischen Christen nicht so abergläubisch und aufrichtiger wären, als die katholischen, und deshalb schon in seinen Knabenjahren die Idee gefaßt, dereinst zur evangelischen Confession überzutreten. Später habe er auch Manches gelesen, welches bei ihm noch mehr einen Widerwillen gegen den Katholicismus und gegen die katholischen Priester erzeugt. Insbesondere habe er die Domherren in Frauenburg kennen gelernt, und gesehen und gehört, daß sie bei ihrem Reichthum unbarmherzig gegen die Armuth seien.

Im artikulirten Verhöre entgegnete er auf die Frage: was er mit dem geraubten Gelde anzufangen gedacht: „Ich hatte die Absicht, mich recht bald von Frauenburg zu entfernen, und wenn ich recht viel Geld finden würde, in die weite Welt zu gehen; wenn es aber wenig sein würde, nach Berlin zu gehen und Lotterie zu spielen, um einen ansehnlichen Gewinn zu machen. Mit diesem Gewinne wollte ich dann nach Frauenburg zurückkehren, und wenn ich recht viel gewönne, die Hälfte dieses Gewinnes zum Bau einer evangelischen Kirche hergeben und selbst zur evangelischen Kirche übertreten."

Ob er hiermit Andere zu täuschen sich bemüht, mag dahingestellt bleiben. Ist dies nicht der Fall, so suchte er mindestens sich selbst zu betrügen.

In seinen umständlichen Auslassungen hat er nicht im Entferntesten auch nur irgend eine Glaubenslehre der katholischen Confession als eine solche bezeichnet, die seiner Ueberzeugung widerspräche. Seine Unzufriedenheit bezog sich, näher betrachtet, offenbar gar nicht auf die Dogmen der katholischen Kirche; sie war, wie man auf das deutlichste erkennt, lediglich gegen den Wohlstand der katholischen Geistlichen in Frauenburg gerichtet. Eigennutz und Habsucht, gepaart mit neidischer Misgunst, daß ihm nicht

ein gleicher Wohlstand beschieden sei, lagen zweifellos zum Grunde.

Kühnapfel's antikatholischer Ingrimm war mit Gelde zu beschwichtigen. Das mochte er fühlen, und um sich den Anstrich des Heroismus zu geben, flocht er in seine frühern Foderungen und seine spätern Auslassungen Floskeln ein, die eben an Thorheit grenzen. Ernst befragt, weshalb er denn persönlichen Haß gegen den Bischof gehegt, wußte er nichts Anderes zu antworten, als: der Bischof habe einst gegen seine Schwester geäußert, daß ihre Aeltern in den erstern Jahren ihrer Ehe sehr unzufrieden miteinander gelebt; derselbe sei ferner geizig gewesen, habe seine Dienerschaft schlecht behandelt und wissentlich zugelassen, daß die Wirthschafterin Pfeiffer die Diener gleichfalls schlecht gehalten; im Herbste vorigen Jahres habe endlich der Bischof seine Schwester beauftragt, ihn (den Inquisiten) zu befragen, was er in seiner Supplik an Se. Majestät den König geschrieben; und auf ihre spätere Erwiderung, ihr Bruder wolle es nicht sagen, geäußert: „Dann weiß er es wol selbst nicht, dann ist er doch ein Schafskopf."

Von einem sonst so verständigen und umsichtigen Menschen sind solche Ausflüchte allerdings merkwürdig. Gegen die arme Rosalie Pfeiffer wußte er auch nichts einzuwenden, als daß auch sie geizig gewesen sei und „oftmals schlechte Milch für gute verkauft habe."

Ein Bild seines Charakters wird sich, trotz der vielen Lücken, jedem Leser danach von selbst zusammenstellen. Jene letztern Aeußerungen waren vom Schamgefühl dictirt. Er schämte sich seines Verbrechens vor sich und vor seinem Richter, und haschte nun nach Gründen umher, um das Gemeine, Schändliche, das er vermöge seines klaren Verstandes fühlte, zu beschönigen. In diesem Bestreben

hatte er gelebt, in diesem Bestreben starb er. Er fühlte vielleicht den Drang in sich zum Heroismus. Da er ihn nicht im Leben zu üben Kraft, Ausdauer und Gelegenheit fand, wollte er wenigstens die Rolle desselben vor dem Tode sich anlügen.

Ob ursprünglich bös oder gut — eine Frage, die nicht zu beantworten ist, war er doch unstreitig von großen Anlagen und einer entschiedenen Charakterfestigkeit, welche, bei einer bessern Erziehung und unter günstigern Umständen, vielleicht einen großen Mann aus ihm gemacht hätte. In kleine, drückende Verhältnisse geworfen, artete der kühnere Flug seines Geistes in Wildheit, Trotz und Unmuth aus, und endete mit dem Verbrechen. Der erkennende Richter will einen entschiedenen Egoismus in ihm bemerken. Ob dies von Anbeginn der Fall war, dürfte in Frage zu stellen sein. Die Habsucht äußert sich anders; und das Kartenspiel, geständlich seine einzige Leidenschaft, verräth an und für sich noch keinen habsüchtigen Charakter, sondern nur ein unruhiges Streben, nicht auf langsamem Wege, sondern durch kühne Würfe sein Glück zu machen. Der geringe Einsatz bei seinen Spielen widerspricht schon der Annahme, daß er im Spiele dieses Glück suchte. Er setzte auf andere, gefährlichere Karten, aber nicht um etwas zu haben, zu besitzen, sondern um eine Rolle in der Welt zu spielen. Eine welche, das wußte er freilich selbst nicht. Seine Bildung, seine erworbenen Kenntnisse genügten für seinen Stand, darüber hinaus aber sah es chaotisch für ihn aus. Er wußte, er fühlte, daß der Mensch zu mehr da sei; wäre er in die Hände von Ideenspeculanten gefallen, so hätten vielleicht größere Revolutionen in ihm stattgefunden. Aber in dem beschränkten Kreise, der ihn umgab, mußte er erst nach einer Idee, mit seinem dunkeln, unbefriedigten Verlangen

ſuchen, an die er ſich anklammere, um ſich ſelbſt zu heben. In Ermangelung anderer Größen, die er beneiden, mit denen er ringen konnte, ſah er nur die eine Macht der reichen, angeſehenen und, nach ſeiner Meinung, unthätigen katholiſchen Domherren in ſeiner Nähe. Was nun hier das vorherrſchende Gefühl war, der Neid oder das Gefühl des Haſſes, muß billig dahingeſtellt bleiben, da beide auf ein Ziel zuſammen hinausführten. Mit allen ſeinen Fähigkeiten war er ohne Führer geblieben, die ſie zum Rechten geleitet hätten, und in ſeinem verſchloſſenen, menſchenfeindlichen Weſen hatten die ungezügelten Dämonen ihren ſtillen, unangefochtenen Sieg davon getragen. Während er aber ſchon reif war zum Entſetzlichſten, konnte er, in ſeiner Sphäre, mit Franz Moor ſich rühmen, daß er keine kleinen, gemeinen Verbrechen begangen. Er war kein Säufer, er hatte ſich keinen Ausſchweifungen ergeben, er war kein Dieb, kein Zänker mit Jedermann, er hatte keine Schulden, ja er konnte ein fleißiger, ſtiller Arbeiter ſein; denn ſein Sinn ſtand nach Höherem; er begnügte ſich nicht mit Dem, was dem gemeinen Menſchen Zerſtreuung und Luſt gewährt.

Er hatte ſein Glück, d. h. aus ſeiner gedrückten Lage herauszukommen, ertrotzen wollen. Er konnte ſich das Zeugniß geben, daß er alle Mittel angewandt, ja für ſeinen niedern Standpunkt ganz außerordentliche, er war zwei Mal ſeinen König unmittelbar angegangen, ſich ſeiner anzunehmen, und aus ihm etwas zu machen. Da auch dies fehlgeſchlagen war, rief er: flectere si nequeo superos, Acheronta movebo. Mit abergläubiſchen Vorſtellungen hatte Rudolf Kühnapfel gewiß nicht viel zu thun. Mit dem trotzigſten Bewußtſein war er zum Entſchluß gekommen und feſt darin; aber er wollte doch, er hatte Luſt, ſeinen Vorſatz ſich von einem höheren Willen

bestätigen zu lassen. Er stellte also an den Himmel Fragen, die er zu seinen Gunsten entscheiden sollte. Wären Weiber aus der Kirche gekommen und nicht Männer, wären die Wolken nicht drei Mal am Monde vorübergezogen, so würde er an den Himmel andere Fragen gestellt haben, bis er ja gesagt hätte. Daß nicht auch ein geheimes Grauen sich der Frage beigemischt, daß er vor dem Entsetzlichsten nicht auch geschaudert und gezaudert, daß er also eine letzte moralische Scheu zu überwinden, und eine moralische Stärkung darin gesucht habe, soll damit nicht gesagt sein, obgleich er es sich selbst nicht gestand.

Nun war die That vollbracht. Ungeschehen machen ließ sich nichts. Sie war entdeckt. Vor den Gerichten und den Menschen und vor einem großen Menschenkenner, dem Polizeirath Duncker, stand er als ein gemeiner Raubmörder da. Sein Stolz erwachte, und angereizt fühlte er sich durch Alles, was auch in ihm von Besserem lebte, sich auszuschmücken mit allen Fetzen des Heroismus, um zu zeigen, daß er mehr sei, als man von ihm denke. Dazu gehörte von nun an die Aufrichtigkeit, mit der er bekannte, die wiederholte Versicherung, daß er keine Reue empfinde und der ausgeputzte Schmuck von den an Gott gethanen Fragen, damit er im Stolze sagen könne, er habe vor sich selbst nur Gottes Gebot ausgerichtet. So konnte er noch im artikulirten Verhöre sagen:

„Vor der That glaubte ich nur ein Recht zu haben, dem Bischofe etwas Geld abzunehmen, und nach der That glaubte ich nicht zu weit gegangen zu sein. Vor der Welt habe ich allerdings gegen das fünfte göttliche Gebot gesündigt; ob aber auch vor Gott, das steht dahin. — Es wäre nichtswürdige Heuchelei, wenn ich äußern sollte, daß ich Reue über meine That gefühlt; ich fühle nur

Reue darüber, daß ich mich in solches Elend gebracht habe."

In dieser Rolle verblieb er während der ganzen Untersuchung, und es sind uns die charakteristischesten Züge davon aufbewahrt worden. Am Beerdigungstage des Bischofs sagte er:

„Jetzt trinken sie auf dem Dome tüchtig Wein und an mich denkt Niemand, obgleich ich es ihnen doch verschafft habe."

Als ihm die goldene Dose des erschlagenen Bischofs zur Anerkennung vorgezeigt wurde, besah er sie, öffnete sie, und nahm, wie er noch Taback darin fand, während der Beantwortung einer Frage, behaglich eine Prise.

An dem Actuarius, der ihm das Beil vorlegte, mochte er einige Aengstlichkeit bemerkt haben; bei seiner Abführung zum Gefängnisse äußerte er darüber: „Ich hätte mir doch sollen den Spaß machen, dem Actuarius das Beil aus der Hand zu reißen und ihn dadurch noch mehr zu ängstigen."

Der Criminalsenat des königsberger Oberlandesgerichts verurtheilte ihn durch das Erkenntniß vom 15. Februar 1841 wegen zweifachen Raubmordes zum Rade von unten herauf. Als ihm dasselbe am 10. März publicirt wurde, hörte er es mit den Gründen ruhig und gefaßt an, und erklärte, als man ihn bedeutete, daß ihm dagegen das Rechtsmittel der weitern Vertheidigung zustehe, mit fester Stimme:

„Nein, ich will von diesem Rechtsmittel keinen Gebrauch machen, sondern bin zufrieden mit diesem Erkennt-

niſſe. Ich hoffe auch in der zweiten Inſtanz keine gelindere Todesſtrafe. Es iſt mir übrigens auch gleichgültig, welche Todesſtrafe ich erleide, denn ich fürchte den Tod nicht und wünſche denſelben recht bald zu erleiden. Nach den Grundſätzen der Religion iſt der Tod Verſetzung in einen beſſern Zuſtand, und nach dieſen Grundſätzen iſt daher der Tod nicht Strafe, ſondern Belohnung, oder — jener Grundſatz der Religion iſt falſch. Auf die Todesart ſelbſt kann es nicht ankommen, denn ſchon ein heftiger Zahnſchmerz iſt empfindlicher als der Todesſtreich."

Statt ſeiner appellirte, wie es nach der juriſtiſchen Criminalordnung zuläſſig iſt, ſein Defenſor. Kühnapfel ließ es ſich gefallen, erklärte aber, er könne ihm keine weitern Momente an die Hand geben. Der Defenſor mußte ſich daher auf ſeine in der erſten Inſtanz angegebenen Gründe beſchränken. Das Tribunal des Königreichs Preußen erkannte indeß unterm 7. April 1841 dahin, daß das Erkenntniß erſter Inſtanz lediglich zu beſtätigen.

Rudolf Kühnapfel war ſich ſelbſt und ſeinem Charakter getreu geblieben. Während ſeines ganzen Proceſſes, ſowie ſeiner ganzen Gefangenſchaft, hatte man keine Art von Unruhe, keine Ausbrüche der Verzweiflung an ihm bemerkt; er hatte keine Reue an den Tag gelegt und keine Verſuche zum Entfliehen gemacht. Von dem Augenblicke an, wo er Duncker ſein erſtes Bekenntniß abgelegt, war die neue Rolle angenommen: gefaßt auf den Tod zu ſein, als auf etwas Unvermeidliches, das in der Geſtalt des Schaffottes und der Hinrichtung noch immer erträglicher ſei, als wie es ſo oft den Sterbenden auf dem Krankenbette beſchleiche. Nichts von Reue, von religiöſen Empfindungen; nur gegen den Mann, welcher ihm das Geſtändniß abgerungen, zeigte er eine Ehrerbietung oder

er einige Notizen in ſein Tagebuch ſchrieb, „unter den Leuten des Weſtens ſo viel gilt als der ihrer drei Märtyrer, der ſein Tuch in Ruſſels Blut getaucht, und geſchworen hat, nicht eher zu ruhen bis ſeine Ermordung gerächt, der überdies ein tapferer und entſchloſſener Officier und jederzeit zu brauchen iſt, wo es gilt.“

Dykvelt erkundigte ſich nach der Reiſetour des Prälaten, und als er erfuhr, daß er nach London gehe, ordnete er die eigene Abreiſe für den kommenden Morgen mit Tagesgrauen an, nachdem er mit dem Hauſirer noch eine lange Unterredung gepflogen und bis ſpät in die Nacht Briefe geſchrieben hatte.

Nur zu bald hatte indeſſen die kühle Nachtluft auf den Dechanten ihre Folgen geäußert. Als er zuerſt bei einer Wendung des Wagens das wohl erleuchtete Wirthshaus hinter ſich erblickte, um es ſogleich wieder verſchwinden zu ſehn, preßte ſich ein Seufzer aus ſeiner Bruſt. Die Rauchwolken ſtiegen in den klaren nächtlichen Himmel, und er glaubte ſogar einen anmuthigen Duft aus der Küche herüberdringen zu fühlen. Der Kammerdiener legte ihm den Pelzmantel um, wenn dieſer ihn aber wohl vor der Kälte der Nacht bewahrte,

Anhänglichkeit, welche etwas, wie man will, Dämonisches oder Religiöses, verrieth. Starke Charaktere werden von der Kraft Anderer zur Bewunderung hingerissen, und daß ein ruchloser Verbrecher, der gegen Niemand Anhänglichkeit und Liebe an den Tag legte, von der moralischen Kraft und dem Geschick seines Inquirenten, desselben Mannes, der nur dem Geschäft lebt, ihm seine Geheimnisse zu entlocken, um ihn zu verderben, so hingerissen oder verzaubert wird, daß er sogar ihm Liebe zeigt, kommt, so wunderbar es scheint, nicht selten vor. Dem Polizeirath Duncker ist dies oft widerfahren, sein besonderes Glück, verborgene Verbrecherwerkstätten zu entdecken, beruht mit auf der Anhänglichkeit, welche Verbrecher, die er der Justiz und Strafe überliefert, ihm bewahren. Diese Anhänglichkeit hat sich oft in überraschender Weise gezeigt, nie aber bewußter und rührender, als bei diesem verstockten Mörder, der, trotzig gegen Jeden, und, eng in seinen Ketten geschlossen, als er an Duncker vorübergeführt wurde, diesem unter einer Verbeugung, so tief es seine Eisen erlaubten, einen letzten, fast zärtlichen Abschiedsgruß zuwinkte.

Nur ein Mal erwachte noch in dem Verbrecher eine Gewissensregung, die von keinen persönlichen Motiven ausging. Er fühlte sich gedrungen, noch etwas vor der Gerechtigkeit zu bekennen; vielleicht um seiner heroischen Rolle, die ganze Wahrheit auszusagen, getreu zu bleiben. Gerade an dem Tage, wo in Königsberg das zweite Erkenntniß gefällt wurde, ließ er dem Inquirenten in Braunsberg, wo er gefangen saß, anzeigen, daß er ihn zu sprechen wünsche. Als derselbe sich zu ihm ins Gefängniß begab, legte er wörtlich folgendes Geständniß ab:

„Ich habe in meinen frühern Verhören stets behaup-

tet, daß ich nicht die Absicht gehabt, den Bischof von Hatten und dessen Haushälterin, Rosalie Pfeiffer, zu ermorden. Ich muß jedoch bekennen, daß ich nur, um mein Verbrechen zu beschönigen, die Absicht des Mordes früher bestritten habe, und daß ich wirklich die Absicht hatte, beide Personen zu ermorden. Die Haupttriebfeder meines Verbrechens war allerdings die Absicht, den Bischof zu berauben. Diese meine Absicht hätte ich freilich ausführen können, ohne den Bischof und seine Haushälterin zu erschlagen; denn Beide waren alte und schwache Personen, die ich leicht hätte überwältigen und mir unschädlich machen können, ohne sie zu tödten. Doch der Haß gegen diese beiden Personen war so tief eingewurzelt in mir, daß ich sie Beide bei dieser Gelegenheit von der Welt schaffen wollte. Die Veranlassungen zu diesem Hasse habe ich schon bei meinen früheren Verhören angegeben und könnte noch viele Dinge erzählen, die mich gegen den Bischof und seine Haushälterin erbitterten, doch sind dieses lauter kleinliche Gegenstände, die nur auf mich einen so üblen Eindruck machten, einem jeden Andern aber ganz unbedeutend erscheinen müssen.

„Schon lange trug ich mich mit dem Gedanken herum, den Bischof zu berauben und zu ermorden. Am Neujahrstage hörte ich erzählen, daß der Bischof 8000 Thaler durch die Post erhalten habe, und nun wurde der Beschluß, den Bischof zu berauben und zu ermorden, in mir fest, und ich führte ihn drei Tage darauf aus. Die näheren Umstände der That habe ich in meinen früheren Verhören im Ganzen ganz der Wahrheit gemäß vorgetragen und nur Folgendes daran zu ändern. Ich riß mir die Larve schon damals vom Gesicht und warf sie von mir, als ich der Rosalie Pfeiffer den ersten Hieb mit

dem Beile versetzte, und trat nun ohne Larve an den Bischof und verlangte Geld von ihm. Ich glaube wohl, daß der Bischof mich erkannt hat, doch ließ er sich dieses nicht merken, und es schien, als wenn er mich wirklich nicht erkannte, weil er mich einigemal fragte: „Von wo sind Sie?" Die Larve nahm ich nur deshalb vor das Gesicht, damit mich der Bischof nicht gleich auf den ersten Blick erkennen sollte; denn ich fürchtete, daß er, mich erkennend, gleich aufschreien und dadurch vielleicht Menschen zuziehen konnte. Nachdem ich mich aber überzeugt hatte, daß er mit der Haushälterin allein im Hause war, und da ich die Absicht hatte, Beide zu erschlagen, so kam es mir nicht mehr darauf an, unerkannt zu bleiben. Ich hatte die Absicht, mir vom Bischof heunterleuchten zu lassen, weil ich den Weg im Finstern nicht gut zu finden glaubte, und deshalb foderte ich ihn auf, mir mit dem Wachsstocke hinunter zu leuchten. Meine Absicht war, ihn unten ganz unerwartet zu erschlagen; da aber durch das Herunterfallen des Wachsstocks ein mir sehr unangenehmer Aufenthalt entstand, so versetzte ich ihm schon oben den Todesstreich.

„Unmittelbar nach der That fühlte ich weder Reue noch Angst, sondern eine wahre Freudigkeit, und es war mir so zu Muthe, als wenn ich 50 Franzosen erschlagen hätte. Jetzt aber, nachdem ich zu ernstem Nachdenken gekommen bin, sehe ich ein, welch ein großes Verbrechen ich begangen habe, und fühle aufrichtige Reue. Ich hatte mir früher vorgenommen, erst auf dem Schafot, im letzten Augenblicke meines Lebens, die Absicht des Mordes einzugestehen. Seit mehren Tagen und Nächten aber beunruhigt mich das Bewußtsein, noch etwas verschwiegen zu haben, aufs Höchste, und diese Unruhe veranlaßte mich

geſtern ſchon, dem katholiſchen Geiſtlichen, welcher mich ſeit einiger Zeit beſucht, Beneficiaten Breyer, das heutige Geſtändniß unter dem Siegel der Verſchwiegenheit abzulegen. Dieſes hat mich zwar einigermaßen, aber doch noch immer nicht ganz beruhigt, und ich faßte daher in der letzten ſchlafloſen Nacht den Vorſatz, auch meinen Richtern dieſes Bekenntniß abzulegen. Ich weiß ſehr wohl, daß durch dieſes Bekenntniß meine Strafbarkeit erhöht wird, doch einestheils hat ſchon der Richter erſter Inſtanz meine That als einen Mord beurtheilt und danach meine Strafe abgemeſſen, und anderntheils bin ich auch nicht beſtrebt, ein gelinderes Urtheil mir zu erwirken; denn ich ſehe ein, ich habe den Tod verdient, und auf die Art der Todesſtrafe kommt es mir nicht an. Ich fühle meine Beruhigung darin, Alles, auch meine geheimſten Gedanken, der Wahrheit gemäß entdeckt zu haben, und hoffe um ſo mehr auf Gottes Gnade, wenn ich nichts verheimliche."

So pſychologiſch merkwürdig dieſes Bekenntniß iſt, ſeine gerühmte Freudigkeit nach der That und ſeine endlich erwachte Reue, die doch noch immer den Charakter des Stolzes athmet, konnte es doch auf das Urtheil von keinem weitern Einfluß ſein.

Mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit wurde dieſer Criminalproceß, im Vergleich zu andern in deutſchen Ländern, wo das Inquiſitionsverfahren und der Inſtanzengang gilt, beendet. In ſechs Monaten war die polizeiliche Voruntersuchung und die Criminaluntersuchung geführt, waren zwei Strafurtheile gefällt und die königliche Beſtätigung eingegangen. Das Aufſehen, welches der Mord durch die ganze Welt erregt, und ſein, wiewol ganz zufälliges Ueberſpielen in die große politiſch-kirchliche Frage der Zeit

hatte diese außerordentliche Beeilung, die aber der Gründlichkeit keinen Eintrag that, veranlaßt.

Am 7. Juli 1841 ward Rudolf Kühnapfel in Frauenburg, wohin er zurückgeschafft worden, hingerichtet. Sein Benehmen in den letzten Stunden entsprach seiner bisherigen Aufführung. Er zeigte sich weder wild noch muthlos. Völlig ergeben in die Nothwendigkeit, fügte er sich in alle Anordnungen, und ward seinen Henkern noch eher behülflich. Nach herkömmlicher Verfügung ward er auf dem Rade, vor der Vollstreckung der im Urtheil ausgesprochenen Strafe, erdrosselt.

Eine zahllose Menschenmenge war um die Richtstätte und auf den umherliegenden Höhen versammelt. Die Schläge des Rades, welche seinen entseelten Körper zermalmten, dröhnten weit umher in der stillen Luft, einen furchtbaren Eindruck auf die Zuschauer hinterlassend. Sie dröhnten bis über die Sudeten und Karpaten, bis Ungarn, wo kräftige Stimmen gegen die Barbarei unserer mittelalterlichen Criminaljustiz sich erhoben.

Seltsame, rasche Wandelung der Culturzustände! Das Andenken der blutigen Agnes von Ungarn, welche die vermeintlichen Mörder oder Helfershelfer des Mordes ihres Vaters Albrecht auf dem Rade, mit gebrochenen Gliedern, drei Tage lang sterben ließ, es lebt, schaudererweckend nach fünfhundert Jahren, noch in unserer Geschichte. Und aus diesem, aus einem Lande, wo noch vor Jahrzehenden wilde Raubmörder lebendig gespießt wurden, und die allgemeine Stimmung hielt diese Schreckbilder für nothwendig, um die noch größern Schrecken cannibalischer Horden durch das Entsetzen zu bannen; aus diesem Lande wird im fünften Jahrzehend

dieſes Jahrhunderts die Juſtiz eines Landes der Barbarei bezüchtigt, in welches zu Anfang deſſelben die Verbrecher aus den Nachbarſtaaten flohen, weil die Criminalgeſetze daſelbſt ſo milde wären! *)

*) Siehe den Fall: Exner im V. Theile des Neuen Pitaval.

Jonathan Wild.

1725.

Wir kennen aus den drei Highwaymanproceſſen des vorigen Theiles bereits Jonathan Wild, das Schrecken und den Troſt der Diebe und der Beſtohlenen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Englands Hauptſtadt. Auch die criminaliſtiſche Romantik hat ſich bereits ſeiner bemächtigt und Ainsworth ihn zum Helden und Böſewicht ſeines vielbeſprochenen Romans „Jac Shephard" erwählt. Ein Held der Straße, der Gefängniſſe und der Kloaken des londoner Lebens, war er doch ſchon ſeiner Zeit in die Literatur eingeführt, ja ſogar ſelbſt als Schriftſteller aufgetreten, um die öffentliche Meinung über ſich zu berichtigen und Andere anzuklagen. Nach ſeinem Tode aber erſchienen noch mehr Schriften über ihn, ſo daß über ſeine Exiſtenz und ſeine Thaten keine Dunkelheit und keine andern Zweifel als die obwalten, ob ſich nicht Fabeln und Märchen in die Geſchichte dieſes außerordentlichen Gauners eingeſchlichen haben. Dies war allerdings ſchon bei ſeinen Lebzeiten der Fall, und dieſer Ueberall- und Nirgends der londoner Gaſſe beſchäftigte daher die Berichterſtatter über ſeinen Proceß dermaßen, daß ſie hier ausnahmsweiſe mit beſonderer Weitläufigkeit ſein Leben

und ſeine Thaten niederſchrieben und ſich Mühe gaben, das Wahre von Dem zu trennen, was der Volksglaube daran geknüpft hatte.

Für Jonathan Wild's Verbrechen hat unſere Sprache keinen Namen, unſere Criminaliſtik keine Kategorie, und in der Wirklichkeit iſt glücklicherweiſe in Deutſchland kaum Verwandtes zur Erſcheinung gekommen. Er war kein Räuber und Dieb, auch eigentlich kein Diebeshehler; er war der Vorſteher eines großen Diebescommiſſionsgeſchäftes, wo ein Jeder, für Geld und Procente, Das finden konnte, was ihm fehlte, der Beſtohlene ſein ihm entwandtes Gut, der Dieb einen Abnehmer für die geſtohlenen Sachen, und, wenn es ihm an Beſchäftigung fehlte, — Anweiſung, wo etwas für ihn zu verdienen ſein möchte.

Kein öffentlicher Charakter in London war ſeiner Zeit ſo allgemein bekannt, als Jonathan Wild. Hoch und Niedrig, wer durch Einbruch, Raub oder Diebſtahl Sachen von Werth verloren hatte, wandte ſich an Jonathan Wild, der ihn freundlich anhörte, ausfragte und, gegen gewiſſe Abgaben, Rath und, in den meiſten Fällen, die geſtohlenen Sachen zurückſchaffte. Daß er kein Hexenmeiſter ſei, wußte man auch in einer Zeit, wo man noch an Hexen glaubte. Daß er mit Dieben allen Gezüchtes Umgang hatte, war Niemand verborgen, und er ſelbſt leugnete es nicht. Theils war dies aber von den Geſetzen nicht unterſagt, theils ſtellte er ſich gegen dieſelben ſo, daß man ihm nichts anhaben konnte, indem er nur zu den Partieen ſeines Geſchäftes Zeugen zuzog, aus denen ihm nichts Nachtheiliges erwachſen konnte, das Andere aber in der Verborgenheit abthat, oder nur in Gegenwart ſolcher Perſonen, von denen er nichts zu beſorgen hatte, oder deren Zeugniß von keiner Gültigkeit war.

Er that aber noch mehr vor den Augen der Juſtiz

und der Polizei, was ihm den Schein der Gerechtigkeit geben sollte. Er verhalf nicht allein den Beraubten zu dem Ihren, sondern der Gerechtigkeit selbst auch zu einigen Opfern, indem er Diebe entdeckte, Räuber ergriff, Mörder aufspürte, sie der Polizei überlieferte, Zeugen aufstellte, und eine große Anzahl wirklicher und gefährlicher Verbrecher auf diese Weise an den Galgen förderte.

So half er Herzögen und Lords, Witwen und Waisen, zuweilen sogar mit dem Anschein großer Uneigennützigkeit, zu ihrem Eigenthume. So säuberte er die Straßen von schlechtem Gesindel, füllte die Kerker, Gerichtshöfe und befreite die bürgerliche Gesellschaft von manchem verwegenen Bösewicht, der auf der letzten Staffel, zähneknirschend, ihn verfluchte. Dies hinderte jedoch nicht, daß Jedermann wußte und die Ueberzeugung hatte, daß Jonathan Wild selbst der ärgste Schurke, Betrüger, Dieb und Räuber, wenn auch nicht dem Buchstaben der Gesetze nach, sei.

Man wußte, daß er seit langen Jahren in der innigsten Verbindung mit einer großen Anzahl Highwaymen, Taschendieben und Dieben anderer Art, besonders Ladendieben und Solchen stand, welche von dem Einbrechen in Häuser Geschäft machen. Daß er eine Art Zunft unter ihnen gebildet habe, deren Haupt und Protector er war, und daß er, trotz seiner vorgeblichen Dienste im Anzeigen und Verfolgen von Verbrechern, doch immer nur Solche der Polizei und dem Galgen überliefere, welche ihre Beute für sich versteckten, oder ihm keinen Antheil davon auslieferten. Daß er die Stadt und Umgegend in bestimmte Districte eingetheilt habe, und seine Diebesgenossen darauf mit bestimmten Grenzen und Anweisungen vertheilt, und daß sie regelmäßig von ihren Räubereien ihm Rechenschaft und Antheil abgeben mußten. Daß er

sogar eine besondere Bande habe, um in den Kirchen während des Gottesdienstes zu stehlen; andere Streifpartien und bewegliche Colonnen aber, um bei Hofe an Geburtstagen und Bällen, bei großen Aufzügen, beim Zudrang zu den Parlamentssitzungen und bei den Jahrmärkten ihre Geschicklichkeit zu versuchen. Daß die mehrsten der bei ihm angestellten Leute überwiesene Verbrecher seien, welche, zur Transportation verurtheilt, vor der abgelaufenen Zeit zurückgekehrt wären, und daß er sie um deshalb gerade zu seinen Agenten erwählt habe, weil sie nicht als gesetzliche Zeugen gegen ihn auftreten könnten; auch weil er mit ihnen nach Willkür verfahren könne, das heißt, ihnen von den gestohlenen Gütern abnehmen, was ihm gefiele und sie, wenn es ihm gut dünke, an den Galgen schicken. Daß er diese Subjecte von Zeit zu Zeit kleide — freilich nicht in Livrey — und besolde, wenn sich gerade keine Gelegenheit finde, sie zu beschäftigen, und in seinem Hause wohnen lasse, um sie zu verbergen und zur Hand zu haben.

Man wußte, daß er auch mit Verbrechern feinerer Art in Verbindung stand, besonders mit Falschmünzern. Daß er unter seiner Pflege und Oberaufsicht verschiedene Waarenhäuser hatte, in denen die gestohlenen Sachen aufgespeichert wurden; auch daß er Schiffe besaß, um die Juwelen, Uhren und andere Gegenstände von Werth nach Holland überzuschiffen, wo er einen alten Dieb, der zum Geschäft nicht mehr tauglich war, als Factor angestellt hatte. Daß er verschiedene Künstler besoldete, um Aenderungen an den gestohlenen Effecten zu machen, namentlich an den Uhren, Petschaften, Tabaksdosen, Ringen, damit ihre Eigenthümer sie nicht wiedererkennen sollten. Daß er gerade mit diesen so veränderten Pretiosen Geschenke an

so schützte er ihn doch nicht vor der Finsterniß, und ein Wald lag wieder vor den Reisenden. Anna erlaubte sich einige launige Bemerkungen über ihre Flucht, wie sie es nannte, aus der Herberge, und meinte der holländische Gesandte müsse von ihnen glauben, ihr guter Oheim sei ihr Entführer, da er so eifersüchtig seine Nichte dem Anblick eines Edelmanns entziehe, der es doch offenbar darauf abgesehn, ihr ins Gesicht zu blicken. Die scherzhafte Bemerkung wurde aber ernst aufgenommen, denn Sir Alexander berechnete die möglichen Folgen wenn Oranien zur Thronfolge gelangen sollte und sein Kopf schwindelte dergestalt, daß nur die Vorstellung, wie eine erworbene Pfründe nicht wieder entrissen werden könne, ihn tröstete.

Die Natur hatte ihr Recht verlangt, auch wo Sorgen und Zweifel der verschiedensten Art es ihr zu entziehen strebten. Der Prälat schlief und konnte sich kaum zurecht finden, als George die Kutschenthür öffnete und ihn einlud auszusteigen, um in dem Gehöfte, dem ersten, das sie nach der ganzen nächtlichen Fahrt erreicht hatten, der nöthigen Ruhe zu pflegen. Mit unangenehmer Frische wehte die Morgenluft den Verschlafenen an, und der kalte Dämmerschein, der die Gegenstände mit Arsenik-

vornehme Personen machte, von denen er Nachsicht hoffte und erkaufen wollte.

Man wußte, daß dieser bereitwillige Freund aller Beraubten Banknoten und Geld nur dann zurückerstattete, wenn die Bestohlenen ihm die genaueste Specification desselben lieferten oder so außerordentlich große Procente versprachen, daß der Werth des Zurückempfangenen kaum die Anstrengung lohnte. Daß er oft Menschenblut verkaufte, indem er falsche Zeugen aufstellte, um Thatsachen gegen Personen zu beschwören, an denen sie keine Schuld hatten; häufig nur, um zu verhindern, daß sie nicht gegen ihn selbst als Zeugen auftraten, oft auch, um die großen Belohnungen einzuziehen, welche die Regierung auf ihre Ergreifung ausgesetzt hatte. Daß er, um diese schlauen Praktiken durchzuführen, um sich bei der unwissenden Menge in Credit zu setzen, sich eines kurzen silbernen Stabes bediente, als Symbol einer ihm von der Regierung verliehenen Autorität, welchen er aus dem Rocke drohend vorzog, wenn man etwa Miene machte, sich seinen Erpressungen zu widersetzen.

Alles dies wußte man, das Publicum so gut wie die Obrigkeit, und doch konnte Jonathan Wild, in einem civilisirten Staate, unter strengen Gesetzen, die an Barbarei grenzten, sein Geschäft durch 15 Jahre, und fast öffentlich, treiben. Es trat kein Ankläger gegen ihn auf. Einerseits war es die Furcht, andererseits die Rücksicht, welche ihn schützte. Er, der Alles wußte, überall seine Hand im Spiele hatte, wer wußte, wie weit und wie hoch hinauf seine Verbindungen gingen? Er, der so viele Unschuldige (wenigstens an den Verbrechen, wegen deren sie angeklagt waren) an den Galgen geliefert hatte, wer gab dem Ankläger Bürgschaft, daß er aus seinem Zeugen-

magazin nicht auch gegen ihn Zeugen vorbringe, welche die Anklage entkräfteten und gegen den Ankläger selbst zurückschleuderten? Es war sein großtes Geschick, daß er den Schein vor dem Volke annahm, als handle er unter Autorität der Obrigkeit; daher seine Offenheit, mit der er Jedem entgegenkam, seine lovale Sprache. Er erschien vor den Polizeibehörden, vor den Gerichten, er redete wie vom Herzen weg, und wo ein Verbrechen viel Gerede machte, wo den Behörden, vornehmen Personen an der Entdeckung eines Frevels viel gelegen war, strengte er alle seine Kräfte an und wagte das Aeußerste, um die Thäter zu fangen. Sollte da das Volk nicht an ein geheimes Einverständniß, an ein dem einflußreichen Manne übertragenes Commissorium glauben? Und daß ein solches nicht existirt habe, ist auch durch die zur Publicität gekommenen Verhandlungen nicht erwiesen. Möglicher- oder wahrscheinlicherweise bestand es nur in einer stillschweigenden Concession. Er war für die öffentliche Sicherheitspflege ein Mann von Wichtigkeit geworden, da er alle Verbrecherfährten kannte, ein Mann, der allein in vielen Fällen im Stande war, bei großen, öffentliches Aergerniß gebenden Thaten die Schuldigen aufzufinden. So mag man, um sich der Mittel nicht zu berauben, große Uebel zu entdecken, zu dem anscheinend kleineren ein Auge zugedrückt haben, bis es selbst zum größeren wurde. Nur unter dieser Voraussetzung läßt es sich begreifen, daß er 12 bis 15 Jahre fast ungestört sein schändliches Gewerbe treiben konnte.

Aber das kleine Uebel war in seinen Folgen so demoralisirend, daß es zum großen wurde, welches nicht mehr zu dulden war. Jonathan war noch nicht alt, aber in Folge seiner ausschweifenden Lebensart hatte er seine elastische Kraft verloren. Vieles war ihm in letzter Zeit

misglückt, er griff zu rasch, auf sein altes Glück vertrauend, zu, und es schlug fehl. Kränklich, von der Gicht gelähmt, von tausend Augen bewacht, von dem Hasse Derer verfolgt, die bis da vor ihm im Staube gelegen, ging er seinem Ende entgegen, ohne sich dessen bewußt zu sein, ohne auf einen Rückzug sich vorbereitet zu haben. Drohende Anzeigen von dem Wandel seines Glückssternes waren schon da, aber noch wähnte er, ihn, der so Viele verdorben, könne man nicht wieder verderben, wenn er mit der ganzen Wucht seiner Thaten für das allgemeine Wohl auftrete.

Mitte Februar 1725 ward eine furchtbare Anklage gegen ihn erhoben, welche alle seine Verbrechen, die wir oben in Kürze aufgezählt, in 11 Artikeln zusammenfaßte. Er ward in seinem eigenen Hause, welches er in der Nähe des Gerichtshofes von Old Bailey besaß, verhaftet.

Der Proceß hätte sehr weitläufig werden können. Es war schwer vorauszubestimmen, ob, ja es war zu vermuthen, daß ihm nicht alle diese Punkte bewiesen werden konnten, und bei der pünktlichen Strenge der formalen Justiz war es möglich, daß er freigesprochen, oder nur solcher Thaten überführt wurde, welche eine geringere Strafe nach sich ziehen, als er im Gefängniß von Newgate ein neues Verbrechen beging, auf welches die Gesetze die Todesstrafe setzten. So geringfügig dasselbe im Verhältniß zu seinen Thaten war, griff man es doch willig auf, und machte ihm nur deswegen den Proceß, der doch zu demselben Ziele führte, als wenn man ihn aller seiner größern Verbrechen angeklagt und überführt hätte, was unter diesen Umständen der englischen Justiz eine unnütze Zeitverschwendung dünkte.

Die neue Anklage gegen ihn war eine zweifache,

erſtens: daß er im Laden der Katharina Stetham am 22. Jan. 1725 50 Ellen Spitzen zum Werth von 40 Pfd. Sterling geſtohlen habe, und zweitens: daß er für dieſe 50 Ellen Spitzen, „heimlich entwandt im Laden der Katharina Stetham von den Geſchworenen unbekannten Perſonen," ſpäter, am 10. März, von beſagter Katharina Stetham 10 Guineen betrügeriſcher Weiſe empfangen habe, unter dem Vorgeben, ihr dafür zu den beſagten Spitzen zu verhelfen, und daß er weder damals, noch ſeither die Diebe, welche die Spitzen geſtohlen, entdeckt, ergriffen oder ergreifen, noch verfolgen laſſen.

Zwei ſeiner alten Spießgeſellen und Untergebenen traten als Kronzeugen wider ihn auf, und er mußte mit Recht des ſchlimmſten Ausgangs gewärtig ſein. Jonathan brauchte daher außerordentliche Mittel, um die Geſchworenen für ſich einzunehmen. Er hatte eine Vertheidigungsſchrift für ſich drucken laſſen, welche in nichts Anderem beſtand, als in einer langen Liſte aller der Highwaymen, Räuber, Diebe und zu früh von der Transportation zurückgekehrten Perſonen, welche er, Jonathan Wild, der Gerechtigkeit überliefert und deren die größere Zahl bereits mit dem Leben gebüßt habe. Der Highwaymen zählte er allein 35 auf, der Hauseinbrecher 22, der von der Transportation Zurückgekehrten 10. Eine große Menge Anderer habe er nicht einmal aufgeführt, weil ihm die Namen der von ihnen Beraubten aus dem Gedächtniß gekommen ſeien. Die Schrift ſchloß kurz mit den Worten:

„In Betreff der oben genannten Verbrecher haben Einige der bis jetzt den Händen der Gerechtigkeit entſchlüpften Verbrecher den Verſuch gemacht, das Leben zu rauben dem beſagten

Jonathan Wild."

Diese Druckschrift ließ der Angeschuldigte am Morgen vor der Sitzung unter den Geschworenen und Zuschauern vertheilen.

Der Kronadvocat protestirte, sobald Jonathan vor die Schranken gebracht war, gegen dieses Verfahren, das ohne Beispiel sei und kein Gerichtshof dulden dürfe. Offenbar sei die Absicht, den Credit der Königszeugen zu schwächen und die Geschworenen voreinzunehmen. Indessen hoffe er, da die Letztern alle Männer von Unbescholtenheit wären, daß dieser ungesetzliche Schritt nicht allein von keinem Einfluß sein, sondern sie umgekehrt noch mehr vom Schuldbewußtsein des Angeklagten überzeugen werde. Natürlich sei es, daß ein Mann, der eine ganze Diebeszunft gestiftet und sein schändliches Gewerbe so lange betrieben, die Kenntniß und die Macht sich müsse erworben haben, die Diebe zu entdecken. Aber es sei genügender Grund, zu vermuthen, daß er mehr Verbrecher abgehalten, sich zu bessern und mehr von der schlimmsten Sorte versteckt, als der Justiz zur Bestrafung angezeigt habe. Ja, wenn man die von ihm eingereichte Liste genau durchgehen wolle, würde sich finden, daß er die meisten seiner Opfer nur aus Privatinteresse, aus altem Groll oder in Folge eines neuerlichen Streites, keineswegs aber aus Achtung vor der Gerechtigkeit und zum allgemeinen Besten denuncirt habe.

Das Zeugniß des Kronzeugen Henry Kelly (ein schon gestrafter Dieb) lautete folgendermaßen:

Freitag am 22. Januar ging ich in Master Wild's Haus, um eine Dame, die dort wohnte, zu besuchen. Wir tranken eine Flasche Gin zusammen. Da kam auch Peg (Margarethe) Murphey und brachte ein Paar brocatne Schuhe, um sie der Madame Wild zu verehren. Mittlerweile war auch Jonathan Wild selbst dazugekom-

men, und wir waren recht luſtig und tranken noch drei Fläſchen miteinander. Als wir nun fortgehen wollten, die Peg und ich, fragte uns Jonathan, welchen Weg wir nähmen? Wir ſagten es ihm. „Nun gut," ſagte er, „dann will ich Euch was ſagen: da iſt ein altes blindes Menſch, die hält einen Laden, etwa 20 Schritte von Holbournbridge, und verkauft feine flanderiſche Spitzen. Und ihre Tochter iſt ſo blind wie ſie. Wenn Ihr Euch nun die Mühe nehmen wollt, bei ihr einzutreten, da könntet Ihr mit einer Schachtel Spitzen ſprechen*). Ich will mit Euch gehen und Euch die Thür zeigen." Wir willigten ein und gingen mit ihm, bis wir an der Thür waren, wo er ſagte: das iſt die rechte. „Und nun," ſagte er, „geht nur dreiſt 'rein und ich will hier warten und Euch ſchon fortſchaffen, wenn irgend was Störendes eintreten ſollte." Die Peg und ich wir gingen nun dreiſt in den Laden und ließen uns ein Stück Spitzen nach dem andern zeigen, aber keins wollte uns gefallen; denn das war unſere Aufgabe, wir mußten erſtaunlich wähleriſch und ſchwierig ſein. Das Stück war uns zu breit und das zu ſchmal und das nicht fein genug. Endlich kletterte das alte Weib die Treppe hinauf, um von oben noch andere Stücke herunter zu holen, und da griff ich ſchnell eine Zinnſchachtel mit Spitzen und reichte ſie der Peg, die ſie unter ihren Rock ſteckte. Nun kam das alte Weib mit einer neuen Büchſe herunter und zeigte uns alle ihre Herrlichkeiten; aber nun war uns Alles zu theuer, denn was wir wollten, hatten wir ſchon um den Preis, der uns recht war, und da nahmen wir

*) to speak with something, mit etwas ſprechen, heißt, es ſtehlen.

unſern Hut und fanden draußen den Jonathan und ſagten ihm, wir hätten mit einer Spitzenſchachtel geſprochen. Stracks ging es nun in ſein Haus zurück, wo die Büchſe aufgethan ward, und da fanden wir 11 Stücken Spitzen. Er fragte uns, ob wir auf der Stelle baar Geld haben oder warten wollten, bis eine öffentliche Anzeige käme. Du lieber Himmel, mit unſern Actien ſtands dazumal gerade verflucht ſchlecht, da griffen wir zum Baaren und er gab uns drei Guineen und etwas Silber. „Ich kann Euch nicht mehr geben," ſagte er, „denn das alte Menſch hat ein hartes Gebiß, und ich kriege nicht mehr als 10 Guineen aus ihr 'raus."

Margarethe Murphey — von der uns beiläufig die troſtreiche Verſicherung gegeben wird, daß ſie drei Jahre ſpäter auch gehängt wurde, weil ſie mit einer ſilbernen Theekanne geſprochen hatte — ſagte ungefähr Daſſelbe aus. Ebendesgleichen bekundete die Anklägerin, Katharina Stetham, die Thatſache, wie beide Diebe davon Kunde gegeben. Daß ein Mann und ein Weib an dem Nachmittage in ihren Laden getreten wären, um Spitzen zu kaufen, daß nichts von Dem, was ſie gezeigt, ihnen genügt hätte, daß ſie darauf, ihre ebenfalls kurzſichtige Tochter im Laden zurücklaſſend, die Treppe hinauf geſtiegen wäre und eine andere Schachtel herunter gebracht hätte. Der Preis von 6 Schilling für die Elle wäre ihnen zu theuer geweſen, die Käufer hätten nur 4 geben wollen. Da ſie nun nicht handelseinig geworden, wären Jene fortgegangen. Erſt fünf Stunden ſpäter vermißte ſie eine ganze Schachtel, die ſie auf 50 Pfund Sterling ſchätzte.

Hier erhob ſich der Vertheidiger des Angeklagten und behauptete, nach dieſen Ermittelungen finde die Klage angebrachter Maßen gegen ſeinen Clienten nicht ſtatt,

denn sie besagen, daß Er und zwar in dem Laden gestohlen habe. Nun ergebe sich aber, nach diesen Aussagen, daß weder er selbst noch auch in dem Laden gestohlen, vielmehr, daß er nur bei dem Diebstahl, vorher durch seinen Rath und nachher durch seine Empfangnahme der Sachen thätig gewesen. Dies bedinge nur eine thätige Beihülfe, nicht aber das Verbrechen selbst, worauf die Klage allein gerichtet worden. Sie passe deshalb nicht auf ihn, und seine Freisprechung müsse, den Gesetzen gemäß, erfolgen.

Der Gerichtshof erklärte indessen den Geschworenen, daß bei Räubereien und Einbrüchen eine thätige Hülfe vor der That für ebenso strafbar als die That selbst gelte. Wer bei einem Diebstahl zugegen sei, oder in einer Entfernung Wache stehe, sei ebenso schuldig, als Derjenige, welcher in das Haus eindringt oder die Sachen entwendet. Doch, da noch kein ähnlicher Fall der Art vorgekommen wäre, so könnte allerdings, Hinsichts dieses ersten Punktes, Zweifel obwalten, und deshalb möchte man geneigter sein die mildere Seite der Frage aufzufassen!!

Man ging zum zweiten Klagepunkte über, daß er Geld unter dem Vorwande genommen, das gestohlene Gut wieder zu schaffen, und daß er die Diebe dessenungeachtet doch nicht verfolgt habe. Dies war an und für sich kein Verbrechen. Erst durch eine Parlamentsacte im vierten Jahre der Regierung König Georg's I. war bestimmt: — „Angesehen, daß da verschiedene Personen sind, die heimliche Verbindungen haben mit Diebesgesindel, und die es zu ihrem Geschäft machen, den Bestohlenen zu ihrem Gute zu verhelfen und auf diese Weise Geld von ihnen gewinnen, welches nachher zwischen ihnen und den Dieben getheilt wird, wodurch sie solche Uebelthäter

nur noch mehr ermuthigen; sei es hierdurch festgestellt, daß, wo irgend Jemand Geld oder Belohnung nimmt, unmittelbar oder mittelbar, unter Vorwand oder Anrechnung, daß er Einem oder Mehren helfen wolle zu ihrem gestohlenen Gut oder Habseligkeiten, dieser Jemand, so vorbesagtermaßen Geld oder Belohnung genommen, selbst schuldig sein soll der Räuberei — außer es wäre denn, daß dieser Jemand ergriffe oder ergreifen ließe den Dieb, der die Sache stahl, oder Zeugniß wider ihn ausbrächte — und zwar derselbigen Art, als wie der Diebstahl oder die Räuberei begangen worden, dergestalt, daß er angesehen werde als Derjenige, der selbst das Gut oder die Habseligkeiten entwandt und unter denselben Umständen, als da sie gestohlen wurden."

Dieses Gesetz, welches erst in Folge derjenigen Gaunerei, welche Jonathan mit so vielem Glücke betrieben, im Parlamente durchgegangen war, sollte ihn verderben.

Katharina Stetham, die Ladenhälterin, sagte als Anklägerin Folgendes aus:

Sobald sie am Nachmittage die Schachtel mit Spitzen vermißte, ging sie in Jonathan Wild's Haus und zeigte es dort, obgleich Jonathan nicht zu Hause war, an. Schon geübt in diesen Dingen, bestimmte sie eine Belohnung von 15 Pfund Sterling für das Wiederbringen der Spitzen, und daß deshalb weiter keine Nachfrage sein solle. Als ihr keine Meldung kam, ging sie später noch ein Mal hin und traf Jonathan jetzt selbst. Er verlangte eine Beschreibung der Personen, auf welche sie Verdacht hätte. Nachdem sie ausgesagt, was sie wußte, versprach er allen möglichen Fleiß und bat sie, in zwei bis drei Tagen wieder anzusprechen. Auch als das geschah, wollte er noch nichts Bestimmtes wissen, warf aber hin, daß er wol auf einen gewissen Kelly Verdacht habe. Am selben

Tage, wo Jonathan gefangen wurde, sprach sie zum letzten Male in seinem Hause an, und erklärte ihm jetzt: sie habe zwar nur 15 Guineen geboten, aber es solle ihr gar nicht darauf ankommen, 20 oder 25 zu geben, wenn sie nur ihre Spitzen wiedererhielte.

„Gute Frau!" fiel ihr Jonathan ins Wort, „warum so hastig? Vielleicht kann ich Euch noch für weniger helfen; und wenn ich kann, so will ich es. Jetzt sind die Leute, welche Eure Spitzen haben, aus der Stadt, aber ich will ihnen schon ein Donnerwetter nachschicken, und dann sollt Ihr es um so wohlfeiler haben." Am 10. März endlich schickte er zu ihr aus Newgate und bat sie, zu ihm mit 10 Guineen ins Gefängniß zu kommen. Sie that es und er foderte sie auf, irgend einen Commissionair mit dem Schreiben, das er übergab, und 10 Guineen an den Adressaten zu schicken. Man rief den Ersten Besten herein, der auch wirklich nach einer Weile eine Schachtel, zwar nicht die ihre, aber doch mit ihren Spitzen, brachte, wovon nur 1 Stück fehlte. Erfreut rief sie: „Nun, Master Wild, was bin ich Ihnen für Ihre Bestellung schuldig?" — „Nicht einen Heller," erwiderte er. „Nicht einen rothen Heller, Madame. Ich treibe diese Dinge nicht um irdischer Vortheile willen, sondern nur zum Besten der armen Leute, die in Unglück gerathen sind. Seid auch nicht um des einen verlorenen Stücks willen in Sorge, denn auch das hoffe ich über kurz oder lang noch aufzutreiben. Ja, es ist möglich, daß ich Euch nicht allein noch zu den 10 Guineen, sondern auch zu dem Diebe verhelfe. Möge es Euch immer wohl ergehen. Da Ihr eine Wittwe und gute Christin seid, verlange ich auch von Euch nichts, als daß Ihr für mich betet; dafür will ich Euch herzlich dankbar sein. Ich habe zu viel Feinde, und Gott weiß, was noch die Folge dieser meiner Gefangenschaft sein wird."

grau glaſirte, konnte keine beſſre Stimmung hervorrufen. Man öffnete nach einigem Pochen die Flurthür und der Meier ließ ſich willig finden die verſpäteten Wanderer aufzunehmen. In Verwunderung ſetzte es aber dieſe, daß man in dem großen Wohnzimmer gewiſſermaßen auf den Beſuch von Gäſten vorbereitet ſchien, denn das Feuer im Kamin war ſo wohl erhalten, daß es erſt in den letzten Augenblicken mochte ausgeglimmt ſein. Um daſſelbe ſtanden mehrere Stühle; auf dem einen hatte der Meier geſeſſen, auf dem andern nickte vorn über ſeine bejahrte Ehefrau, die aber aufſprang als Sir Alexander und Miß Anna eintraten, und wie der Dechant vorhin, jetzt bemüht war, die letzten Streifpartien des Schlafes zu verſcheuchen. Nicht gleiche Wirkung hatte der Eintritt der Gäſte auf einen dritten Anweſenden und Schläfer, einen Mann, der im Mantel eingehüllt, die Arme vor ſich verſchlungen, den Kopf auf die Bruſt geneigt, dicht am Feuer ſaß. Den Scheitel bedeckte ein großer unaufgekrämpter Hut. Als die Hauswirthin zum klaren Bewußtſein gediehen war, warf ſie ihrem Manne fragende Blicke zu, indem ſie dabei auf den Schläfer deutete. Der Wirth antwortete ihr kopfſchüttelnd und ſagte

Die Thatsache war zum Ueberfluß erwiesen. Jonathan Wild's Advocat versuchte aber aus dem Buchstaben der Gesetze eine seltsame Vertheidigung, wie sie eben nur vor englischen Gerichten vorkommen dürfte. Die Murphey habe geschworen, daß Wild selbst der Räuberei schuldig sei, indem er mit Denen, welche die Güter stahlen, im Einverständniß gehandelt. Somit habe die erwähnte Acte, auf Grund deren er hinsichts dieses zweiten Punktes angeklagt sei, auf ihn keine Anwendung, indem sie ausdrücklich nur gegen solche Personen gehe, welche nicht selbst Diebe wären, sondern nur in entfernterer Verbindung mit ihnen ständen. Da sein Client, nach dem Obigen, nun selbst Dieb sei, wäre die Acte hier falsch angewandt und die Klage ungültig. Das Gericht war anderer Ansicht, daß nämlich auch Diebe unter den Personen mitbegriffen sein könnten, welche heimliche Verbindungen mit Diebesgesindel hätten, daß der ganze Wortlaut und Zusammenhang des Gesetzes auf Wild und den vorliegenden Fall passe, und daß es endlich eine merkwürdige Art, sich zu vertheidigen, sei, indem Jemand sage: Ich bin mehr schuldig, als wofür Ihr mich ansehn wollt, und deshalb bin ich weniger straffällig!

Die Jury sprach ihn Hinsichts des ersten Klagepunktes frei; Hinsichts des zweiten fand sie ihn für schuldig. Er ward zum Tode verurtheilt.

Aber auch ohne Acten und gerichtliche Untersuchung über seine anderweitigen Thaten, kam sein ganzes verbrecherisches Leben bald zur allgemeinen Kenntniß, indem Brochuren darüber publicirt wurden, welche alles Fabelhafte, was nur im Munde des Volkes umging, aufnahmen,

während andere Schriften beflissen waren, das Zugedichtete vom rechten Stamme abzuschneiden. Zu Dem, was wir eine actenmäßige Wahrheit nennen, kam man freilich auf diesem Wege nicht, denn kaum hätte Jonathan Wild's Gedächtniß selbst ausgereicht, sich aller seiner Streiche und Verfolgungen zu entsinnen. Zu unserm Zwecke ist jedoch überflüssiges Material vorhanden, aus dem der Mann und sein Gewerbe, wie es war, deutlich genug in die Augen springt, und wir werden uns, um unsere Leser nicht durch Wiederholungen zu ermüden, nur auf die Hervorhebung einzelner seiner Unternehmungen und Praktiken beschränken müssen, welche den Charakter der Zeit und der gerichtlichen Zustände am deutlichsten wiederspiegeln.

Jonathan Wild war von rechtlichen Aeltern — sein Vater war Zimmermann in Staffordshire — etwa um 1682 geboren. Er hatte auf der Schule einige Fortschritte gemacht, besonders in der Arithmetik; gefiel sich aber nicht in der Lehre beim Schnallenmacher, zu dem ihn sein Vater gebracht, und ebenso wenig bei seinem Weibe, mit dem man ihn früh verheirathet hatte. Er verließ Birmingham, wo er sich niedergelassen, seine Frau und einen Knaben auf ihrem Arme, um sein Glück in London zu suchen, befand sich aber schon nach wenigen Monaten im Schuldgefängniß, wo er vier Jahre verblieb und die hohe Schule zu seinem nachmaligen Leben durchmachte.

Er lernte hier eine Straßendirne kennen, Mery Milliner, die alle Künste und Wege kannte, welche verbrecherische Schlauheit in einer so großen Stadt wie London einschlägt, und nachdem sie sich, bald nach ihrer Freilassung, ohne Beihülfe eines Pfarrers verheirathet, trieben sie ein recht einträgliches Geschäft, welches auch wol

anderswo als in London vorkommt. Die junge Frau ließ sich mit einem jungen Verehrer von dem eifersüchtigen Ehemanne überraschen, der Zorn und Wuth schnaubte, zum Degen griff und mit der Polizei drohte, sich aber endlich doch mit mehr oder minderer Baarzahlung beschwichtigen und abfinden ließ.

Einige reiche junge Edelleute, welche auf diese Weise in ihre Netze gingen und sich schwer loskaufen mußten, setzten sie bald in Stand, sich ein kleines Haus zu kaufen. Jonathan war durch die früheren Verbindungen seiner gewitzigten jungen Frau bald mit allen Prigs — was wir nur umschreibungsweise mit Galgenstricken übersetzen wollen — von einigem Rufe in der Stadt bekannt geworden. Mit angeborener Schlauheit hatte er sich zum Vertrauten aller ihrer Geheimnisse gemacht; er kannte ihre Schlupfwinkel, ihre besondern Talente und Neigungen und in welcher Art sie ihre Beute veräußerten. Kurz, er wußte so viel von ihnen, daß er ihr Leben in seiner Hand hatte und aus einem Vertrauten ihr Dirigent, ja ihr Tyrann wurde.

Früher konnte ein Dieb, wenn er eine Beute gemacht, sie leicht wieder in andere Hände bringen; er verlor nur etwas vom wirklichen Werthe. Das Gesetz hatte damals noch keine Strafe für die Käufer gestohlener Sachen. Aber nachdem eine Parlamentsacte durchgegangen war, welche die That der Hehler und Käufer gestohlenen Gutes, in sofern sie wußten, daß die Sachen gestohlen seien, als Diebstahl und Raub stempelte, erlitt der Verkehr einen bedeutenden Stillstand. Die wenigen Trödler, welche das Geschäft noch fortzusetzen wagten, liefen große Gefahr und ließen sich dafür ungeheuer bezahlen, dermaßen, daß den armen Dieben für sich selbst fast nichts blieb, und das ganze Diebesgeschäft seinem Ruin nahe war.

Da bildete Jonathan Wild's erfinderischer Geist einen großartigen Plan aus, welcher dem Geschäfte einen neuen Aufschwung gab. Er berief die vornehmsten Prigs zu sich und hielt an sie folgenden Vortrag:

„Ihr wißt, meine wackern Freunde, daß, wie der Handel jetzt geht, Ihr die erbärmlichsten Aussichten habt. Denn wenn Ihr ein Ding gemacht habt und Ihr bringt es zu unsern Trödlern und Pfandleihern, so lassen Euch diese gewissenlosen Schacherer mit Fremdem höchstens ein Viertel von Dem kosten, was die Sache werth ist. Bietet Ihr's aber einem Fremden an, so ist zehn gegen eins zu wetten, er spricht mit Euch, woher Ihr es habt. Wo kann bei solchem traurigen Zustande ein Mensch von seinem Verdienste leben? Denn, wenn er nicht verhungern will, so läuft er Gefahr, geschnürt zu werden und, meine Freunde, das ist eine verdammt häßliche Sache. — Folgt Ihr aber meiner Anweisung, so will ich Euch ein Mittel zeigen. — Wenn Ihr auf einen Gang auswart und mit Erfolg mit einem Dinge gesprochen habt, laßt mich dann Alles, was darum hängt, wissen. Ich will mich dann anheischig machen, dem Schelm, der die Sachen früher hatte, sie zurückzuzahlen, und für Euch dafür mehr Lösung erheben, als Ihr von dem schuftigen Trödlergesindel je erwarten könnt. Seid nur auf Eurer Hut und Ihr sollt dann Alle klipp und klar sein."

Das englische Rothwälsch, von welchem diese Rede strotzt, hielten wir nicht der Mühe werth, in unsere Diebessprache zu übersetzen.

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung und der Plan wurde sogleich ins Leben gesetzt. Sobald ein Diebstahl, Einbruch, ein Straßenraub von den vereinigten Dieben begangen worden, wurde Jonathan davon in Kenntniß gesetzt. Ihm mußte gemeldet werden: 1) was

gestohlen worden, 2) wann, 3) wie, 4) wem. Die Effecten wurden dann an einem passenden Orte niedergelegt, niemals aber in seinem eigenen Hause; denn beim Beginn seines Geschäftes verfuhr er äußerst vorsichtig, erst später, als es so ungemein glücklichen Fortgang hatte, wurde er dreister.

Wenn Alles so vorbereitet und in Ordnung war, ging Jonathan, oder auch seine Merry Milliner, zu den Beraubten und sprach zu ihnen etwa in folgender Art: „Zufällig hörte ich neulich, daß Sie bestohlen worden. Ein Freund von mir, ein rechtlicher Trödler, hat jetzt einige Effecten, weil sie ihm verdächtig scheinen, angehalten. Mir schien es meine Pflicht, Sie davon in Kenntniß zu setzen, obgleich ich nicht weiß, ob die Ihrigen wirklich darunter sind. Sollte dies der Fall sein, was ich von Herzen wünsche, so werde ich meine ganze Mühwaltung darauf verwenden, sie Ihnen wieder zu verschaffen, vorausgesetzt, daß Sie Niemanden deshalb in Ungelegenheit bringen und dem ehrlichen Manne etwas für seine Bemühung zuwenden wollen."

Welcher Bestohlene ist nicht froh, wenn er seine Sachen nur wiedererhält, und sehr zufrieden, wenn er selbst keine Ungelegenheiten davon hat. Jonathan machte daher bald ungeheure Geschäfte. Zeigte sich der Bestohlene indessen mistrauisch und richtete an ihn zu viel Fragen, so setzte er sich aufs hohe Pferd und antwortete ihm: „Mein Herr, ich kam nur her, um Ihnen nützlich zu sein. Denken Sie etwa anders von mir, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie sich in einem Irrthume befinden. Ich sagte Ihnen nur, daß eine verdächtige Person einige Effecten zum Versatz angeboten und der Pfandleiher die Rechtlichkeit gehabt hat, sie anzuhalten. Deshalb, mein Herr, wenn Sie mich nach Dieben fragen, so habe ich Ihnen nichts

mehr zu sagen, als daß ich Ihnen Rechenschaft über mich selbst zu geben habe. Mein Name ist Wild, mein Haus ist da und dort, wo Sie mich an jedem Tage in der Woche finden mögen, und ich bin Ihr ergebenster Diener." Diese Sprache verfehlte selten ihre Wirkung. Man verhandelte mit ihm wie er wollte, und in diesen Fällen pflegte er seine Foderungen bedeutend höher zu schrauben.

Da Jonathan seine Procente vom Trödler erhielt, so nahm er anfänglich von den Bestohlenen selbst gar keine Bezahlung und erwarb sich dadurch beim Publicum einen ziemlichen Ruf. Mit seinem steigenden Ruhm und Glück änderte er indessen seine Maßregeln. Er meldete sich jetzt nicht mehr bei den Bestohlenen, sondern ließ diese sich bei ihm melden. In seinem Bureau empfing er sie mit vornehmer Miene und officiösem Wesen. Man gab ihnen zu verstehen, daß sie gleich bei ihrem Eintritt einen Kronenthaler niederlegen müßten. Dann fragte er sie nach ihren Namen, wo sie lebten, wann und wie sie beraubt wären, wen sie wol in Verdacht hätten, über die Beschaffenheit der gestohlenen Sachen und wie viel sie wol für deren Wiederbeschaffung zahlen wollten? Ihre Antworten wurden genau in ein Buch eingetragen und er entließ sie mit der Versicherung, daß er alle mögliche Nachforschungen anstellen werde, und wenn sie sich nach einigen Tagen wieder zu ihm bemühen wollten, hoffe er ihnen schon Auskunft geben zu können.

Bei ihrem nächsten Besuche lautete gewöhnlich die Antwort: „Allerdings habe ich etwas von Ihren Effecten in Erfahrung gebracht, aber die Person, die ich nach Erkundigungen ausschickte, berichtet mir, daß die Schufte behaupten, sie könnten die Sachen für mehr Geld versetzen, als Sie bieten. Wenn Sie daher auf ihre Wiedererlan-

gung hoffen, müßte ich Ihnen rathen, beſſere Bedingungen zu ſtellen. Indeſſen, wenn ich die Kerle nur einmal zu Geſicht bekäme, ſo könnten Sie verſichert ſein, daß ich ſie zur Vernunft brächte."

Indeſſen nahm er nicht immer das mehr gebotene Geld an. Es war nur ein neues Manoeuvre, ſich vor den Leuten wichtig zu machen und ihnen zu zeigen, wie er keine Mühe ſcheue und dabei ganz uneigennützig verfahre.

Seine ſtrengen inquiſitoriſchen Verhöre der Beſtohlenen hatten immer einen Zweck. Entweder wußte er bereits Alles; dann galt es, die Befragten zu täuſchen und ihnen einen hohen Begriff von ſeinem Eifer für die Sache beizubringen. Wußte er aber noch nichts, oder war doch noch nicht im Klaren über den ganzen Verlauf, ſo erwarb er ſich ſelbſt dadurch Kenntniſſe, welche er ſpäter gegen ſeine Diebe gebrauchen konnte. Sie durften ihm dann nichts verbergen. Thaten ſie es doch, oder wollten ſeine Bedingungen nicht annehmen, ſo geſchah es auf ihre Gefahr.

Durch ſein Inſtitut erhielten mit einem Male Dinge einen Werth, an die früher Niemand gedacht hatte, daß es ſich lohne, ſie zu ſtehlen. Taſchenbücher, Ladenbücher, Rechnungen und andere Scripturen, welche bis da bei jedem Einbruch unberührt liegen geblieben waren, wurden jetzt fortgenommen; denn da ſie für den Eigenthümer von Werth waren, wußte man, daß er für ihre Wiederſchaffung etwas Erkleckliches geben werde. So legte man ſich jetzt auch darauf, andere an ſich werthloſe Kleinigkeiten, an die ſich eine ſpecielle Vorliebe, eine Erinnerung knüpfte, zu entwenden, weil ihre Eigenthümer mehr dafür bezahlten als ſie werth waren.

Jonathan wurde jetzt ein Gentleman. Er trug einen

Degen an der Seite. Doch soll der erste Gebrauch desselben nicht den Gentleman verrathen haben, indem er seiner sogenannten Frau im Zorn damit ein Ohr abhieb. Dies veranlaßte eine Trennung; doch erwies er sich großmüthig gegen die Geschiedene. Mery Milliner war es ja gewesen, die ihn in die große Gesellschaft seiner jetzigen Freunde eingeführt; er setzte ihr eine Pension aus, welche sie ihr Leben hindurch erhielt.

Ehe Jonathan indessen ein Gentleman wurde, hatte er sich durch einige Zeit mit einem nicht minder berüchtigten Manne seines Gelichters associirt, oder vielmehr, er war als dessen Gehülfe aufgetreten, als er nur erst eine kleine und der City-Marschal Charles Hitchen bereits eine große Größe war. Das Geschäft des Stadtmarschalls war, lüderliches Gesindel festzunehmen und Diebe zu ergreifen. Jonathan hatte es, zur Begründung seines eigenen Rufes, vortheilhaft gefunden, sich auch auf dies Metier zu werfen, welches ihm, außer dem Rufe eines rechtlichen Mannes, obrigkeitliche Belohnungen und mehr noch eine genauere Kenntniß des Diebesgelichters und großen Respect bei demselben verschaffen konnte. Aber er hatte sich schon 1715 von dem Marschall getrennt, ein anderes Haus bei Old-Bailey bezogen und betrieb nun auch dieses Geschäft auf eigene Rechnung.

Der Stadtmarschall war wüthend darüber und drohte, er wolle Jonathan's ganze Schurkereien aufdecken. Ja, er wolle ihn der Welt so zeigen, daß er sich schämen solle, wieder sein Gesicht sehen zu lassen. Mehre Jahre dauerte ihre gegenseitige Feindschaft fort, und sie bekämpften sich Beide, merkwürdigerweise, durch — Flugschriften, in welchen Jeder die Kniffe und Schlechtigkeiten des Andern aufdeckte, wahrscheinlich zur großen Belustigung des Publicums, aber, wie es scheint, ohne daß die Obrigkeit

damals weder gegen den Einen, noch gegen den Andern einschritt. Diese Flugschriften sind uns erhalten, ohne daß wir unsere Leser mit weitläufigen Auszügen daraus behelligen wollen, obwol sie als Curiositäten Anspruch auf Aufmerksamkeit machen. Die Schrift des Stadtmarschalls ist wichtig, weil sie ein ziemlich vollständiges Wörterbuch der damaligen Diebessprache enthält, im Uebrigen aber plump und ungeschickt abgefaßt ist. So schildert er seinen Gegner: „Seht diesen König unter den Dieben, diesen Generallügenmeister von England, diesen Generalcapitain der Armee aller Plünderer, diesen außerordentlichen Ambassadeur des Königs von Dunst und Wind, seht, wie er seine Residenz aufgeschlagen hat im Palast der Königin der Hölle, wo er fortwährend Audienz ertheilt, um gestohlenes Gut zu empfangen, um es zurückzuzahlen, nämlich wenn man Sr. Excellenz genug bietet. — — Sicherlich solch ein Ungeheuer von Unbilligkeit ist in der ganzen bewohnten Welt nicht wieder zu finden, als allein in diesem Königreiche und in dieser unglückseligen Stadt der Verderbniß! — O London! London! ehedem so berühmt wegen deiner guten Ordnung, woher denn bist du itzo eine Höhle und ein Schlupfwinkel geworden für alle Diebe, Räuber und den Abschaum aller Schurken!“ Jonathan's Schrift verräth dagegen den feineren und in seinem Fache gebildeteren Schelm, der seiner schlechten Sache hier und da einen erträglichen Schein zu geben und wenigstens die Lacher auf seine Seite zu ziehen weiß.

Ein Mal ruft der Stadtmarschall aus: „Die Steine in den Straßen müßten aufschreien über solche fluchwürdige Praktiken, wie sie in dieser Stadt und den benachbarten Orten begangen werden von Dieben, Räubern und vor Allem von — Diebesfängern (thieftakers).

Ein Diebesfänger, der Justiz überliefert, ist von mehr Vortheil für die Stadt als hundert ergriffene Diebe!" So kannte der Mann den Werth seiner eigenen Profession. Er erzählt uns, wie einst in der Stadt ein abscheulicher Raub an einer Dame, die in ihrer Kutsche nach Hause fuhr, von drei der gefährlichsten Räuber begangen worden, und wie Jonathan Wild, als die Gerechtigkeit ihnen auf den Fersen war, schnell sein ganzes Gelichter zusammenberufen, um ihnen die äußerste Gefahr vorzustellen, wenn diese drei tüchtigen Mannen ergriffen und gerichtet würden. Wie er deshalb einen der Drei bestimmt, sich als Königszeugen zu melden, welcher nun eine ganze Sippe unbedeutendere Diebe, als bei dem Verbrechen betheiligt, angeben müssen, unter Herbeischaffung mehrer gestohlener Sachen und anderer Beweise, und wie darauf, zum Spott für die Gerechtigkeit, ein Paar arme Schelme verurtheilt und hingerichtet worden, während die eigentlichen Verbrecher frei davongekommen wären!

Weshalb ergreift er die armen Dirnen auf den Straßen, ruft er an einer andern Stelle aus, weshalb dringt er in die schlechten Häuser und faßt und schleppt wen er irgend da trifft in die Gefängnisse? Die Antwort ist: damit die halb Schuldigen in der großen Lasterschule der Kerker vollkommen verdorben und, wieder entlassen, von den rechtlichen Leuten ausgestoßen, gezwungen sind, zu ihm ihre Zuflucht zu nehmen und den großen Troß seiner dienstbaren Geister zu vermehren. Um sich vor dem Galgen zu schützen, müssen sie sich ganz ihm zu eigen ergeben und sind auf Lebenszeit verloren.

Sehr richtig bemerkt Jonathan Wild in seiner Antwortschrift: Wenn zwei von einer Profession in Hader lebten, so liefere das dem Publicum mancherlei seltsame Aufschlüsse über das Geschäft selbst, ob dieses nun Die-

zum Prälaten, indem er deſſen Hand ergriff und ſchüttelte:

„Du mußt wiſſen, geliebter Bruder, der Bruder dort am Winkel iſt von einem langen Marſche ſehr ermüdet, und wir laſſen ihn darum noch ſchlafen, bis daß ihn ſelbſt verlangt den Wanderſtab wieder zu ergreifen. Setze Du Dich aber dort auf den Platz meiner Sarah und deine Tochter hier neben ihm, und genießet was uns der Herr hier beſcheret hat, ſo lange es Frieden im Lande iſt, und ſeine Gebote gelten."

Erſt jetzt bemerkte der Dechant an dem runden breiten Hute, den der Wirth auf dem Kopfe behalten, daß er in das Haus einer Quäkerfamilie getreten war. Ein Quäker gehörte ebenſowenig als der ſtarre Sectirer unter den Presbyterianern zu den Freunden des Dechanten. Er konnte es ihnen nicht vergeben, daß ſie den ungeſchickten Hut nicht einmal vor einem Geiſtlichen abzogen, und ſelbſt einen Biſchof mit Du anredeten. Indeſſen beruhigte er ſein Gewiſſen damit, daß es friedliche, und beim neuen Könige wohl angeſehene Leute wären, um der Einladung zu folgen und ſich an einem Abendeſſen und Frühſtück zu erquicken, welches freilich von ſeiner prälatiſchen Tafel ſehr abſtach, ja

besfänger, Advocaten oder Geistliche wären; und demnächst entwirft er ein solches Bild von der Thätigkeit seines Rivalen, daß man vom moralischen und auch juristischen Standpunkte nicht anstehen kann, seinen Ankläger für ebenso schlimm, nur gröber in seinem Verfahren, zu erklären. Zur Kenntnißnahme von dem damaligen Polizeiwesen in London wären auch daraus Mittheilungen von Interesse. Auch der Stadtmarschall war im Erpressungssystem geübt und scheint es besonders darauf angelegt zu haben, unbescholtene Personen zu ergreifen, wie Damen, Geistliche, die sich auf der Straße zufällig verirrt, um von ihnen Lösegelder zu erzwingen, wo der öffentliche Scandal für ihren Stand und Charakter schon gefährlich werden konnte. Auch der Marschall scheint, nur in gemüthlicherer Weise, in großer Vertraulichkeit mit dem Gesindel, das er zu verfolgen bestimmt war, gestanden zu haben; so läßt ihn Jonathan ein Paar öffentliche Dirnen, welche eine gestohlene Uhr herauszugeben verweigern, anreden: „Ihr seid die undankbarsten Dinger von der Welt, mir das selbst zu verweigern, da ich Euch doch, wenn ich nur was wußte von einem Herrn und wo er was Werthvolles hatte, nie daraus ein Geheimniß machte, ja Euch die Person so genau beschrieb, daß Ihr gar nicht fehlgreifen konntet. Und solche Lumperei mir verweigern! da mag der Teufel mit Euch handeln.“ Es kommen in dieser Schilderung eines nichtsnutzigen Beamten auch manche joviale Züge vor, welche uns die Ueberzeugung gewahren, daß die englischen Dichter, von Shakspeare bis zu den Romanschreibern des vorigen Jahrhunderts, ihre ergötzlichen, trunkenen, habsüchtigen und groben Constablers und Polizeibeamte aus der Wirklichkeit mehr als aus ihrer Phantasie entnahmen. Jonathan malt uns den Stadtmarschall als einen Riesenkörper, dem nichts gefehlt

als der Huffuß, um den Beelzebub zu repräsentiren. Er ward noch vor dem Ausgange seines gelehrigen Schülers, der ihn weit übertroffen, seines Amtes entsetzt, und wegen fleischlicher Vergehungen, die in England streng bestraft werden, gerichtet.

Jonathan Wild hatte nicht blos das Costüm eines Gentleman angenommen, er betrug sich auch als solcher. Seine Lords, wie er sie nannte, gehorchten ihm pünktlich, indem sie ihn in alle Heimlichkeiten ihrer Räubereien einweihten und ihm ihre Beute zu seiner Verfügung überließen. Er dagegen versicherte, daß sie sich ganz auf seinen Schutz verlassen könnten, und wirklich besaß er so viel Ehrgefühl, daß er, was in seinen Kräften war, that, um, was er ihnen versprochen, zu halten. Dieses strenge Festhalten an seinem Worte befestigte dermaßen seinen Credit, daß, wenn er zu Einem von ihnen sandte, mit dem Versprechen eines sichern Geleites, dieser auf der Stelle vor ihm erschien, obgleich er wohl wußte, daß es in Jonathan's Macht stand, ihn zu hängen. Wenn sie kamen und mit seinen Vorschlägen einig wurden, schieden sie als gute Freunde; wenn sie aber halsstarrig sich zeigten, sagte er ihnen: „Ich habe Euch mein Wort gegeben, daß Ihr sicher kommen und gehen solltet, und so geht denn auch — aber seht Euch wohl vor, denn wenn Ihr mich wieder seht, so seht Ihr einen Feind."

Sie konnten ihm auch mit gutem Grunde vertrauen, denn durch seine vielfachen Verbindungen hatte er sich die Macht verschafft, sie an den Galgen zu bringen oder entschlüpfen zu lassen, wann es ihm gefiel. Folgten sie seinem Rathe, so waren sie sicher, er ließ sie in Ruhe; wurden sie von Andern verfolgt, so konnten sie darauf bauen, daß er sie bald in Sicherheit brachte. Wenn es zum schlimmsten mit seinen Lieblingen stand, wußte er es

laut schrie und um Hülfe rief, feuerte einer der Räuber eine Pistole auf sie ab und sie sank in ihrem Blute nieder und starb. Der Mord, welcher zur Entdeckung führen mußte, hatte wol nicht in der Absicht der Räuber gelegen, sondern war nur die unvorbedachte, rasche That des Einen unter ihnen, weshalb sie auch selbst in der nächsten Diebesschenke eine Untersuchung anstellten, wer es gethan, was sich leicht ermitteln ließ, indem Jeder seine Pistole vorzeigen mußte. Indessen durfte ein solcher Frevel nicht geduldet werden, und die ganze Polizei war auf den Beinen, Niemand aber thätiger als Jonathan Wild. Nach der flüchtigsten Beschreibung, welche ihm der überlebende Sohn von den Männern im Dunkeln liefern konnte, hatte er die ganze Sippschaft erkannt und, mit Schlauheit und Kühnheit sie verfolgend, lieferte er alsbald vier davon in die Hände der Gerechtigkeit. Der Eine wurde Königszeuge, die drei Andern wurden gehängt.

Nur der fünfte, Timotheus Dun, hielt sich versteckt, und schien allen Eifer, welchen Jonathan an den Tag legte, zu verspotten. Aber für Letztern war es eine Ehrensache geworden, er hatte sich selbst das Wort gegeben, auch diesen fünften Mörder zu fassen. Er wußte, daß ein Mensch seines Gelichters nicht allzu lange in seinem Versteck ausdauern könne, er mußte aufs Neue seinem Geschäfte nachgehen oder verhungern. Jonathan ging sogar eine Wette von 10 Guineen mit seinen Spießgesellen ein, daß er Dun noch vor den nächsten Assisen haben müsse.

Dun ward auch in der That seines Verstecks bald überdrüssig. Er schickte seine Frau aus, um sich unter der Hand in Jonathan's Hause zu erkundigen, wie die Dinge ständen, und auf den Busch zu klopfen, ob eine Uebereinkunft mit dem erzürnten Regulator, wie er

genannt wurde, möglich sei. Ihre Nachrichten müssen nicht tröstlich gewesen sein. Aber als sie am Abend fortging, sandte ihr Wild seinen Getreuen, Abraham, nach, um ihrer Fährte zu folgen (to dog her home!). Die gewitzigte Frau des Diebes merkte es. Sie ging ins Wasser (she took water), d. h. sie schiffte sich über die Themse. Der Spürhund folgte ihr in einem andern Boote. Sie hatte einen guten Geruch und schlug eine entgegengesetzte Richtung ein; aber er blieb immer hinter ihr, bis sie zum zweiten Male über die Themse setzte, und er wieder in einem andern Boote sie verfolgte. Endlich in der Dunkelheit glaubte sie ihn verloren zu haben, da er sich in gehöriger Entfernung hielt. Dennoch ließ sein scharfes Auge sie nicht außer Acht und sah, wo sie in ein Haus in Southwark ging. Um sicher zu sein, machte er an der Hausthür ein Zeichen mit Kalk.

Am frühen Morgen des nächsten Tages führte Abraham seinen Herrn dahin mit noch zwei Begleitern, unter diesen ein Advocat, Riddlesden, einer der verwegensten Abenteurer, der häufig in Jonathan's Listen vorkommt, und dessen unternehmendes und verbrecherisches Leben, an Wandel des Schicksals reich, allein Stoff zu einem Romane lieferte. Zur Charakteristik der gesellschaftlichen Zustände jener Zeit ein Beitrag: auch ein Rechtsgelehrter, ein Mann, der bei den Frauen besonders Glück machte und dem sie mit aufopfernder Treue anhingen, selbst bis ins Gefängniß und in die Transportation, unter Jonathan Wild's Gefolge! Der Reporter sagt sehr naiv bei Erwähnung dieses Falles: „Ob Riddlesden schon gehängt worden, haben wir zur Zeit noch nicht in Erfahrung gebracht."

Dun's Haus ward von den Vieren umstellt. Als er die Verfolger auf der Treppe hörte, stieg er aus seinem

Hinterfenſter auf ein niedriges Dach, deſſen unteres Ende nur etwa acht Fuß von der Erde ab war. Abraham ſtand aber ſchon im Hinterhofe Wacht und feuerte ſeine Piſtole auf ihn. An der Schulter verwundet, ſtürzte Dun in den Hof hinab. Obgleich er nicht mehr entfliehen konnte, brannte ihm Riddlesden noch ſeine Piſtole, mit kleinem Schrot geladen, ins Geſicht. Er ward gefangen, den Gerichten überliefert und gehängt. Jonathan gewann ſeine 10 Guineen, die ordnungsmäßig bei Eingang der Wette deponirt waren, eine große Belohnung, welche die Obrigkeit ausgeſetzt hatte, und noch größeren Ruhm.

Doch war dies nicht ſeine einzige That dieſer Art. Er verfolgte mit eigener Lebensgefahr noch mehre der ſchlimmſten Räuber, und hätte dem Gemeinwohl wirklich von Nutzen werden können, wenn er dieſe Verfolgungen nicht lediglich als Deckmantel für ſeine eigenen Geſchäfte betrieben hätte. Jeden unabhängigen Räuber konnte er aber in keinem andern Lichte betrachten, als dem eines Rebellen gegen ſeine Autorität. Ein Arnold Powel hatte ſich durch glückliche Hauseinbrüche einen bedeutenden Namen in London gemacht. Mehrmals ließ er ihn warnen, ihn auffodern, ſich ihm zu unterwerfen. Powel vertraute ſeinem Glücke und ſpottete ſeiner, was Wild Anlaß gab, mit Aufwand aller ſeiner Kräfte, ihm auf die Sprünge zu kommen, bis er ſeine Verhaftung bewirkte und die nöthigen Zeugen wider ihn auftrieb. Jetzt erſt ging Powel in ſich, bereute und warb um Jonathan's Gunſt. Dieſer bewilligte ſie ihm großmüthig unter den Bedingungen, welche er ſelbſt dem kecken Räuber früher vorgeſchrieben. Er rettete ihn für diesmal vom Galgen, indem er am Gerichtstage die Zeugen zu entfernen wußte.

Umſonſt hatte Jonathan, um den Schein zu retten,

als thue er Alles für das gemeine Beste, dann und wann sich dazu verstanden, einige seiner eigenen Leute an den Galgen zu liefern; es reichte nicht aus, um seine eigenen Praktiken zu verbergen. Sein Handel mit gestohlenen Gütern war zu weltbekannt geworden, um länger geduldet zu werden. Deshalb ging im Jahre 1718 (viertes Regierungsjahr Georg I.) die schon oben erwähnte Parlamentacte durch, durch welche es Jedermann zum Verbrechen angerechnet ward, Belohnungen von Bestohlenen anzunehmen, unter dem Vorwande, ihnen zum Ihrigen wieder zu verhelfen, es sei denn, daß sie wirklich die wahren Diebe verfolgten.

Diese Parlamentsacte war gegen Jonathan Wild und sein Treiben eigens gerichtet; ein Malefikant also war Jonathan, der sich der Ehre rühmen konnte, auf die Gesetzgebung seines Landes von gutem Einfluß gewesen zu sein. Man meinte auch allgemein, daß diese Verordnung sein Geschäft ruiniren müsse. Sie that ihm indeß nur auf kurze Zeit Abbruch; er änderte Einiges im Verfahren, ward vorsichtiger und das Geschäft blühte wieder auf.

Jetzt mußten die Bestohlenen zwei oder drei Mal zu ihm kommen und er hatte stets die Antwort: aller seiner Bemühungen ungeachtet, habe er noch nichts ermitteln können. Endlich hatte er denn die Spur gefunden und wußte den Besitzer. Nun hieß es: wenn Ihr da und dorthin so und so viel Geld schickt, wird man dem Ueberbringer die Effecten ausliefern. Gewöhnlich wurde der Commissionair mit dem Gelde an eine Straßenecke in einem entfernten Stadttheile beschieden, wo ihm ein unbekannter Mann entgegenkam und das Geschäft Zug um Zug abgemacht ward.

Zuweilen übergab ein Unbekannter dem Bestohlenen,

wenn er auf der Straße ging, ein Packet, worin die Güter waren, und ſteckte ihm zugleich eine Note zu über einen Betrag von ſo und ſo viel, die er da und dorthin zu zahlen habe.

In andern Fällen wollte er von der Sache zuerſt nichts wiſſen, ſchützte die Gefahr vor, die er laufe, und veranlaßte die Beſtohlenen, daß ſie den erſten Schritt thun mußten und durch öffentliche Anzeige ſo und ſo viel Belohnung Demjenigen ausſetzten, welcher die Sachen an Jonathan Wild bringen würde. Er ward dadurch bevollmächtigt, ſie ohne weitere Nachforſchung in Empfang zu nehmen.

In den beiden erſteren Fällen ſah er weder den Dieb, noch bekam er die geſtohlenen Sachen in die Hand, oder empfing das Geld; im dritten Falle that er auch nichts, als daß er als Freund die Hand dazu reichte, bei einem Vorſchlage mitzuwirken, welcher von einem Dritten allein auszugehen ſchien. Er hatte die Hand nicht im Spiele, er that nur, was jeder andere unbeſcholtene Mann gleichfalls gethan haben würde.

Hatten die Beſtohlenen nun ihre Sachen wieder erhalten und fragten, was ſie ihm für ſeine Mühe ſchuldig wären, ſo antwortete er mit der gleichgültigſten Miene von der Welt, ſie möchten ganz nach ihrem eigenen Gutdünken handeln, er für ſich verlange gar nichts. Er ſei froh, daß es in ſeiner Macht geſtanden, ihnen einen Dienſt zu leiſten. Was er gethan, habe er aus Grundſatz gethan, ohne Ausſicht auf Vortheil. Wenn man ihm aber durchaus ein Geſchenk machen wolle, ſo ſtände das freilich bei Jedem, er betrachte es aber als einen reinen Act ihrer Freigebigkeit, und würde es auch ſeinerſeits nicht als Belohnung, ſondern nur als eine Gunſtbezeigung annehmen.

Auf dieſe Weiſe vergrößerte ſich noch ſein Geſchäft, und da ſeine Kunden von allen Theilen der Stadt ihm zuliefen, errichtete er zu ihrer und ſeiner Erleichterung eine Commandite jenſeits der Themſe, wo er ſeinen Getreuen, Abraham, als Bureauchef einſetzte.

Aber die große Anſtrengung hatte ſeine Kräfte angegriffen. Er mußte, um ſeine Geſundheit zu erholen, ſich auf einige Zeit aufs Land zurückziehen, und nahm deshalb Abraham wieder in ſein Hauptgeſchäft, wo derſelbe mit außerordentlicher Treue, Fleiß und auch, eines ſolchen Herrn würdigem, Geſchick ſich aufführte. Abraham war für Wild ein Schatz. Doch hatte er noch einen zweiten, ſehr tüchtigen Gehülfen, Quilt Arnold.

Die Landluft hatte ihm wohlgethan; er kehrte neu geſtärkt nach der Stadt zurück, und ſeine Geſchäfte nahmen einen neuen Aufſchwung. Unter den hundert Hiſtörchen, welche erzählt werden von ſeinem Scharfblicke und dem Geſchick, die verwickeltſten Sachen ſchnell zu durchſchauen, erlauben wir uns nur eine von heiterer Art zu erzählen.

Ein Seidenhändler aus Lombardſtreet ſandte ſeinen Hausknecht mit einer Kiſte reicher Stoffe zum Werth von mehr als 200 Pfund Sterling aus. Drei Diebe folgten ihm und hatten große Luſt, mit der Kiſte ein Geſpräch anzufangen. „Heda, Hausknecht," rief ihn der Eine an, „willſt Du einen Sixpence verdienen?" — Warum nicht, war die Antwort. — „So laufe für uns ſchnell einmal dort nach der Schenke am Ende der Straße zurück und laß Dir vom Kellner den Roquelaur geben, den dieſer Herr da vergaß. Als Zeichen und Unterpfand nimm meine Uhr mit. Aber ſchnell; ſetz Deine Kiſte derweil hier nieder. Ich will drauf Acht haben. Aber ſchnell, ſchnell, ſonſt hilft es uns nichts."

Die Herren waren anſtändig gekleidet, die Uhr hielt er in der Hand; was ſollte er Anſtand nehmen? Er ſetzte die Kiſte nieder und lief was er laufen konnte. Aber in der Schenke wußte Niemand von einem Roquelaur, der zurückgeblieben. „Schon gut, Ihr traut mir nicht," ſagte der Hausknecht. „Aber ich habe von dem Herrn ein gutes Pfand — da iſt ſeine goldene Uhr." — Gold? — Es war nur lackirtes Zinn. Der betroffene Hausknecht ſtürzte zurück, wo er die Herren gelaſſen, aber da war weder ein Herr, noch eine Kiſte zu finden. Der unglückliche Diener ging mit ſich zu Rathe, was zu thun ſei. Was ſollte er ſeinem Herrn ſagen? Ihm geſtehen, daß er ein ſolcher Dummkopf geweſen, der ſich ſo grob übertölpeln laſſen? Er war ein verlorener Mann und ſann auf eine Lüge. Er kam zu einem Entſchluſſe. Die Straße war voll Koth. Er warf ſich auf die Erde und wälzte ſich im Schmuz. So kam er heulend nach Hauſe und erzählte, er ſei von zwei Kerlen überfallen worden, die ihn auf den Kopf geſchlagen, ihn niedergeworfen hätten und mit der Kiſte auf und davon gerannt wären.

Die Sache klang ſo wahrſcheinlich, daß der Seidenhändler keinen Augenblick daran zweifelte und ſich augenblicklich an Jonathan Wild wandte. Wild hörte ihn ruhig an: „Mir ſcheint es, Ihr Hausknecht iſt ein Lügenmaul. Erlauben Sie, daß ich ihn holen laſſe, und ich hoffe, Sie davon zu überzeugen." Der Hausknecht kam und ward von Abraham in ein Zimmer gebracht, das nur durch eine dünne Wand von dem getrennt war, in welchem ſein Herr mit Jonathan war. Abraham examinirte ihn. Der Hausknecht machte eine ausführliche Erzählung von den drei furchtbaren Kerlen, die ihn angefallen, geſchlagen und dann fortgelaufen wären. Abraham zuckte die Achſeln

ihm ſogar noch einen Seufzer nach der Küche des groben Wirthes entlockte. Gekochte Eier, Schinken, und Rauchfleiſch, auf ſauber gedecktem Tiſche ſervirt, ſollte durch Magenwaſſer und ein Korbflüſchchen Spanier aus dem Wagen verdaulich gemacht werden, während die Dienerſchaft draußen die Pferde beſorgte.

„Willſt Du noch heute nach London?“ fragte der Meier, eine Frage, die der Kammerdiener ſtatt ſeines Herren zu beantworten für ſchicklich hielt, da er auf deſſen Geſicht las, wie der Dechant ſie eben nicht leichter als das ſchwarze Roggenbrot hinunterwürge.

„Seine Hochwürden der Herr Dechant wünſchen allerdings noch heute dahin zu kommen, um am Abend Seiner Majeſtät aufwarten zu können.“

„Unſer Freund Jacob iſt ein guter Mann, er iſt aber mit Dir und Deiner Kirche jetzt wenig zufrieden, und hadert viel mit Deinen Biſchöfen und Prälaten in London, die hochmüthig ſind, und es nicht vertragen mit den Leuten die Gott anders ehren, in Frieden zu leben.“

„Und er lebt wohl mit Euch in Freundſchaft, um die groben Rundhüte in die anglicaniſchen Kir-

und meinte, das wäre ſchlimm, denn wenn es ein offenbarer Raub wäre, würden ſie nicht wiederkommen, wo es ſich ums Leben handle. „Aber die Wahrheit werden wir ſchon herausfinden. Gaben ſie Euch denn die Uhr als Ihr ſchon lagt, oder als Ihr noch auf den Beinen ſtandet?“ — Die Uhr? fragte der erſchreckte Diener. — „Nun, das Pfand, um den Roquelaur zu holen.“ — Der Teufel, woher wißt Ihr auch das? rief der Mann aus und bekannte ſeine Dummheit. In ähnlicher Weiſe brachte Wild die Thäter, von denen er ſchon Kunde hatte, zum Bekenntniß, indem er einen Streit zwiſchen Mann und Frau veranlaßte, wenigſtens belauſchte. Der Seidenhändler erhielt ſeine Waaren zurück, Wild ſeinen Lohn und Gnade für die Diebe.

An zwei ſo treuen Dienern, wie Abraham und Quilt Arnold, hatte indeſſen Jonathan nicht genug, und manche Andere, auf die er feſt gerechnet, verließen ihn. Wenn dies geſchah, konnte es ihn in die äußerſte Wuth verſetzen, und er ſtrengte Alles an, ihrer wieder habhaft zu werden und ſie zu verderben. Es galt nicht ſeinen Vortheil, es galt ſeine Autorität, ſeinen Credit vor dem Publicum. In ſeinem Buche ſtand eine goldene Uhr und eine Schachtel mit Spitzen verzeichnet, welche nur Jack Butler geſtohlen haben konnte, und Jack meldete ſich nicht. Es verging ein, zwei, es vergingen drei Monate und er kam nicht zur Abrechnung. Jonathan ſchwor, er wolle ihn für ſeine Undankbarkeit züchtigen, und widmete der Nachſuchung nach dem Treuloſen alle Kräfte. Da indeß Jack ſich vom Geſchäfte ganz zurückgezogen hatte, ſo war dies keine kleine Aufgabe. Endlich fand er die Spelunke auf, in welcher ſich Jack verbarg. Mit einem Verhaftsbefehle in der Taſche und mehre Begleiter zur Hand, drang er früh Morgens in ſein Haus und ſtieg, die geſpannte

Piſtole vor ſich, die Treppe hinauf. Es geſchah nicht ſo leiſe, daß Butler nicht ſeinen alten Meiſter hörte. Er ſprang aus dem Bette, warf ſich in die nöthigſten Kleidungsſtücke und entkam glücklich aus dem Fenſter in den Hof. Von hier kletterte er über die Mauer auf die Straße. Der Laden eines Färbers ſtand offen. Er lief hindurch in das dahintergelegene Waſchhaus, wo Frauen beim Waſchen beſchäftigt waren. Er werde verfolgt, rief er ihnen zu, er ſei ein Unglücklicher, und bat ſie um des Himmels willen ihn zu verſtecken. Die guten Frauen wurden von Mitleid bewegt und wieſen ihn in den Kohlenverſchlag. Inzwiſchen hatte Jonathan die Thür zu Jack's Stube erbrochen und fand das Neſt leer, ohne eine Spur zu entdecken, wohin er ſich gewandt. Doch ſtürzte er die Treppe wieder hinunter und ſah ſich auf der Straße um. Sein Inſtinct ſagte ihm, daß er in einem Hauſe in der Nähe ſich müſſe verborgen haben. Des Färbers Laden war offen. Er traf den Eigenthümer und erklärte ihm, er könne nicht anders glauben, als daß der Schuft hier hinein geſprungen ſei; denn noch ſei keine andere Haus- oder Ladenthüre in der ganzen Straße geöffnet. Der Färber verſicherte, das ſei unmöglich, denn er habe ſich höchſtens auf eine Minute aus dem Laden entfernt. Jonathan verſicherte ihn, das ſei gerade Zeit genug für den Mann, den er ſuche, um ſich einzuſchleichen.

Der Färber erlaubte ihm nachzuſuchen, und die erſten Fragen wurden an die Weiber im Waſchhauſe geſtellt. Sie leugneten zuerſt, bis er ſie für ihre Ausſage verantwortlich machte, da der Entſprungene ein gefährlicher Dieb ſei. Die erſchrockenen Mädchen wieſen ihn nun nach dem Kohlenverſchlag. Jonathan ging mit einem Licht hinein, konnte aber nichts entdecken. Er ſtieg in den

Keller hinunter und durchstöberte jeden Winkel; aber auch dort war es todtenstill. So ward die Küche, der Laden Boden, das ganze Haus, wo nur Raum für einen menschlichen Körper war, durchsucht, aber alle Arbeit war vergeblich. Jonathan rief aus: er sei nie in seinem Leben so getäuscht worden. Jetzt erklärte er seine Meinung, der Mensch müsse wieder aus dem Hause fort sein. Der Färber dagegen bewies ihm, daß, wenn er vorhin ins Haus gekommen, es eine Sache der baaren Unmöglichkeit wäre, daß er wieder fort sei. Es führe kein anderer Weg aus dem Hause als durch den Laden, und er müsse sich unsichtbar gemacht haben, wenn er auch durchgeschlüpft wäre. Es war diesmal ein unbefangener Dritter, der Färber, welcher dem geübten Diebesfänger den verlorenen Muth wiedergab und ihm anrieth, noch einmal im Keller nachzusuchen. Alle stiegen hinab und der Färber löste das Räthsel, indem er ein großes Faß umdrehte, unter welchem Jack Butler seine klägliche Erscheinung machte. Jonathan schäumte vor Wuth, und drohte diesem Schuft aller Schufte, daß es ihm eine Herzenslust werden solle, wenn er ihn am Stricke zappeln sehe. Jack Butler schwieg still und ergab sich in das Unvermeidliche. Aber er war nicht minder klug als Jonathan und — kannte seinen Meister. Unterwegs nach dem Gefängniß flüsterte er ihm süße Worte zu, nicht Bitten und Schmeicheleien, die waren nicht angebracht, aber er deutete ihm an, daß er ihm noch mancherlei zeigen könne, was ihm lieber wäre als ein gefangener Dieb. Jonathan verstand die Sprache vollkommen und führte den Mann zuvörderst in dessen Wohnung zurück, wo er hinter dem Bette so Vieles und Interessantes fand, was ihn zum vollen Mitleid gegen den armen Jack Butler stimmte. Zwar mußte er ihn, da der Scandal zu öffentlich erfolgt war, ins Gefängniß

abliefern, aber durch seine geschickte Behandlung der Zeugen brachte er es dahin, daß Jack nicht am Galgen zappelte, sondern nur eine Reise nach Amerika antrat.

Jonathan war auch ein eben so thätiger Freund, als er ein furchtbarer Feind sein konnte. Sein erfinderischer Geist hatte noch ein anderes großartiges Geschäft kurze Zeit mit Glück betrieben. Er führte nämlich, wie der große Highwayman Watkins, einen bedeutenden Handel nach Holland und Flandern, wohin er die gestohlenen Uhren, Ringe, Schnupftabacksdosen, das Silbergeschirr, und zuweilen, heißt es, auch die Banknoten, welche auf der Landstraße von Highwaymen besprochen waren, überführte. Für diesen Handel hatte er eine eigene Schaluppe gekauft, zu deren Capitain er einen berühmten Abenteurer seiner Zeit, Roger Johnson, eingesetzt, einen Mann, welcher zu Lande wie zu Wasser gleich kühn und unternehmend gegen fremdes Eigenthum war. Sein Haupthandelshafen war Ostende, von wo er die Effecten nach Brügge, Gent, Brüssel vertrieb und dafür holländische Leinewand und Spitzen zurückbrachte. Die Waare ward in der Regel des Nachts eingebracht und Johnson bemühte selten die Zollbeamten mit der Visitation. Aber nachdem dieser Handel zwei Jahre vortrefflich gegangen war, verlor Johnson durch ein Misgeschick zwei Ballen Leinwand und fand es angemessen, den Verlust auf das Conto eines andern seiner Befrachter einzutragen. Dieser ward so wüthend darüber, daß er Johnson's Zolldefraudationen auf der Stelle angab, worauf das Schiff confiscirt und Johnson in eine Strafe von 700 Pfund Sterling genommen wurde. Zwar machte dies dem Handel, aber nicht der Freundschaft zwischen Jonathan und Johnson ein Ende. Der Letztere kam oft in Verlegenheiten durch Streitigkeiten mit Freunden und Spießgesellen, die

ihn dann beraubten und gefangen setzten. Er brauchte es nur Jonathan Wild zu melden, so wußte dieser Auskunftsmittel. Entweder schickte er Raufbolde hin, die neuen Zank anbinden mußten, während dessen der Gefangene entschlüpfen konnte, oder er, der sich so gut mit der Policei stand und alle Heimlichkeiten der betreffenden Personen kannte, brachte schnell einen Verhaftsbefehl gegen Johnson's Feind aus, ein Manoeuvre, wodurch dieser wieder Luft erhielt!

Nichts desto weniger war Jonathan's Muth in letzter Zeit gesunken. Gerade in Folge einer dieser Streitigkeiten, wo er für Johnson intervenirt, hatte dessen dadurch beleidigter Gegner auch legale Mittel gefunden, ihn zu verfolgen. Er mußte sich drei Wochen verstecken; als er unvorsichtig zu früh aus seinem Versteck trat, wurde er arretirt, kam zwar wieder los, aber das Glück wollte ihm nicht mehr wohl. Von der Gicht geplagt, gelähmt, verzagte er an seinem eigenen Glück, als Manches ihm mißglückt war. So kam es denn, daß er, der seine Gauner, sich zu dem plumpen Auftrag verstand, welchen er einem kaum aus Irland herübergekommenen Diebe ertheilte, und ihn, den noch nicht geprüften, dadurch zum Herrn über sein Schicksal machte.

Jonathan Wild benahm sich in seinem Gefängniß nicht mit der Charaktergröße, welche man vielleicht nach seiner so schlau ausgeführten Rolle erwarten sollen. Er war körperlich und geistig zerschlagen. Aber während ihn das Gefühl seiner Sündenthaten niederdrücken sollen, erlog er sich einen Trotz auf seine Verdienste, die er dem Gemeinwesen geleistet. Sein Geschäft sei ja nur gewesen, antwortete er auf die Ermahnungen des Geistlichen, verlorne

Güter wieder zu erſtatten. Indem er ſo vielen Herzögen, Grafen und Lords das Ihre wieder verſchafft, meine er ein beſſeres Loos verdient zu haben. Er, der die größten und gefährlichſten Räuber, die England je beläſtigt, gefangen habe und dafür zum Lohn nur Schmarren und Wunden am Kopf, an den Beinen, am ganzen Leibe trage, er ſchien faſt immer in der größten inneren Verwirrung und meinte, das komme eben von dieſen Wunden her, die er fürs Vaterland empfangen. Zwei Brüche in ſeinen Schädel hätten ſein Gehirn verwirrt, obwol ſie mit Silberplatten bedeckt waren.

Der Geiſtliche klagte, daß Jonathan nie während ſeiner Gefangenſchaft mit den übrigen Verurtheilten in die Kapelle gekommen. Doch geſchah es nicht aus Frechheit und Trotz. Er ſagte, er ſei lahm und könne ſich kaum auf ſeinen Beinen aufrecht erhalten, geſchweige denn ſo weit gehen. Ein andermal entſchuldigte er ſich damit: er hätte ſo viel Feinde unter den übrigen Gefangenen, daß ſie nicht allein durch ihr Geflüſter und mit dem Fingerweiſen ſeine Andacht ſtören, ſondern vielleicht auch einen Aufſtand veranlaſſen würden. Er wiſſe aber, daß zu Gott beten ohne Aufmerkſamkeit ſchlimmer ſei, als gar nicht beten. Inſtändigſt erſuchte er daher, da es ihm unmöglich ſei, in der großen Verſammlung in der Kapelle ſeine Andacht zu verrichten, ihn nicht dahin zu bringen. Man wandte auch keine Gewalt an.

Uebrigens hielt er die andern Miſſethäter in Ordnung und in einem gewiſſen Anſtand und verhielt ſich während der allgemeinen Gebete ſehr ruhig. Auch verlangte er das Abendmahl am Tage vor ſeiner Hinrichtung und ließ ſich darauf in theologiſche Geſpräche über einige ſpitzfindige Fragen ein. So wünſchte er zu erfahren, wie es mit der Seele ſtände im erſten Augenblicke, wo ſie vom

Körper getrennt worden? wo denn eigentlich die andere Welt liege? u. s. w. Man erwiderte ihm, daß dies Dinge von minderer Wichtigkeit für ihn wären, und daß es für ihn besser sei, mit aller Aufrichtigkeit seine Sünden zu bereuen und die ewige Gerechtigkeit und unendliche Gnade des Allmächtigen, die durch des Heilandes Verdienst auch ihm zu Theil werden könne, ernstlich in den Sinn zu fassen. Alsdann schien er auch aufmerksam auf die Gebete zu hören.

Am Abende vor seiner Hinrichtung fragte er: wie es denn komme, daß die edlen Griechen und berühmten Römer, die sich selbst getödtet, mit solchem Ruhm in der Geschichte genannt würden, wenn der Selbstmord ein Verbrechen sei? Man gab ihm zu bedenken, daß auch die Weisesten unter den Alten den Selbstmord als eine That der Feigheit gebrandmarkt hätten, weil der Selbstmörder nicht Kraft genug entwickele, um die Schickungen zu ertragen, welche die Vorsehung ihm auferlege. Das Christenthum spreche sich aber noch entschiedener dagegen aus.

Jonathan erklärte darauf, der Selbstmord sei gottlos; es war aber nur Verstellung. Er hatte sich eine Portion Laudanum zu verschaffen gewußt und verschluckte sie Morgens gegen 2 Uhr. Aber weil er zu viel genommen und vorher gefastet, tödtete es ihn nicht. Er ward so schläfrig, daß er die Augen nicht aufbehalten konnte, sein Kopf sank ihm beim Gebet auf die Brust. Zwei seiner Mitgefangenen versuchten ihn aufzurichten. Sie faßten ihn unter die Arme und versuchten mit ihm zu gehen. Dies erweckte ihn wieder etwas. Er wurde plötzlich sehr blaß, schwitzte heftig und sank besinnungslos nieder. Jetzt aber half sich die Natur durch ein heftiges Erbrechen und er ward gerettet, um — am Galgen zu sterben.

Aber noch immer verschlafen, und starr und dumm

vor ſich hinblickend, ward er in den Karren gehoben, der ihn nach Tyburn führte. Der Pöbel in England iſt in der Regel mitleidig, wenn Verdammte zu ihrem letzten Leiden hinausgefahren werden; nur in Ausnahmsfällen, wie wir bei einem andern Falle in dieſem Lande ſehen werden, jubelt er vor Grimm auf. So war es auch bei Jonathan Wild's Hinrichtung. Das Volk knirſchte mit den Zähnen und fluchte ihm. Steine und Koth flogen gegen ihn, als er auf dem Karren ſaß und noch da, als er ſchon in den letzten Zuckungen am Galgen ſchwebte. Er hatte ſich am Ziel ſeiner Reiſe ziemlich von den Wirkungen des Laudanums erholt; aber als die Andern, welche mit ihm hingerichtet wurden, bereit waren, und der Henker ihn nun auch ermahnte, aufzuſteigen, ſchien es, als ob Schlaf- oder Starrſucht, oder eine gänzliche Apathie ihn aufs Neue feſſele. Er blieb ſitzen, regungslos. Jetzt aber tobte der Pöbel und drohte, den Henker ſelbſt auf den Kopf zu ſchlagen, wenn er noch länger Mitleid habe. Nun mußte er, um ſich nicht ſelbſt einer wirklichen Gefahr auszuſetzen, den Traumer aufrütteln.

Montag am 24. Mai 1725 endete Jonathan Wild zu Tyburn am Galgen.

Er hat keine andern Schriften oder Selbſtbekenntniſſe hinterlaſſen, als die von ihm geführten Liſten über Diebe und geſtohlenes Gut. Eine Complaint of Jonathan Wild, die gedruckt erſchien, rührt natürlich nicht von ihm her, iſt aber wie die berüchtigten „letzten Todesreden" der Verbrecher, welche oft noch vor ihrer Hinrichtung ausgeſchrieen und verkauft werden, im Sinne abgefaßt, welchen der Todte in ſeinen letzten Reden zur Schau trug. Sie iſt in einigen ſkurrilen Verſen merkwürdig genug:

Undankbarkeit iſt Euer Erbtheil, Britten,
Blind ſeht Ihr nicht, was ich für Euch gelitten.

Der Euch wohlthat, für den nur Spott und Hohn?
Euch galt mein Dienst und das ist Euer Lohn?
Der Kerker hier für Arbeit jahrelang,
Und nun zuletzt nach Tyburn noch der Gang!

— — — — — —

Wie wird das Volk, das ich hinabgesandt,
Auffauchzen an der Unterwelten Strand!
Wie werden sie mich anstarrn, lachend, schreiend:
Sieh' endlich kommt er auch der alte Freund!

Doch nur getrost, es kommt die Zeit heran,
Wo Uhren man verliert in Drury-Lane.
Wo schöne Tabacksdosen gehn abhänden,
Und Ringe, Taschentücher allerenden,
Wo Phyllis auf dem Maskenball verliert,
Was eben erst ihr Schatz ihr offerirt. —
Denn, Ihr, gedankenlose Ungeheuer,
Die Ihr jetzt jauchzt, als wärt Ihr sichrer, freier,
Die Reue kommt zu spät — Ihr ruft wohl dann:
Ach hätten wir noch unsern Jonathan!

Jonathan Wild's Leiche ward im Pankratiuskirchhof beerdigt. Aber nach zwei Nächten ward sie wahrscheinlich von den Wundärzten gestohlen; wenigstens sah man um Mitternacht eine Tragbahre und sechs Menschen in der Nähe stehen, und fand am Morgen darauf an der Stelle einen leeren Sarg.

Jonathan hatte außer seiner ersten angetrauten Frau, noch 5 andere Frauen; auch wartete er mit der neuen Ehe nicht immer bis die letzte Frau todt war. Von jener hatte er einen Sohn, der bei des Vaters Tode 19 Jahre alt war. Es war ein Knabe von so ungestümem Temperament, daß man es für nöthig hielt, ihn während der Hinrichtung seines Vaters einzusperren, aus Furcht, er möchte unter dem Pöbel einen Aufstand anfangen.

Urban Grandier.

1634—1637.

Zu den Zeiten Richelieu's lebte in der Stadt Loudun ein Geiſtlicher von eben ſo ausgezeichneten Eigenſchaften, als er, zu ſeinem Unglück, ſich derſelben bewußt war. Urban Grandier, aus Niedermaine gebürtig, war ein Zögling der Jeſuiten in Bordeaux geweſen. Seine Lehrer hatten ihrem wohlgerathenen Schüler, zur Ehre des Ordens und ihm ſelbſt zum Lohne, die einträgliche Pfarrei zu St. Peter in jener Stadt und noch außerdem eine Pfründe an der dortigen Collegiatkirche zum heiligen Kreuz verſchafft. Dieſe Bevorzugung eines Fremden in einer Stadt, wo er gar keine Verwandtſchaften hatte, ſeine Talente, ſein Stolz und ſein Lebenswandel erweckten den Neid gegen ihn. Er ſelbſt, im Vollgefühl ſeiner Kraft und ſeines Anſehens, nährte ihn durch die Verachtung, mit welcher er auf ſeine Neider herabſah. Aus dem Neide wurde Todfeindſchaft, die ſich in unvermeidlichen Verfolgungen ausſprach, welche endlich gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts einen Proceß hervorriefen, der an Gehäßigkeit, Aberwitz und Grauſamkeit an die Zeiten des finſterſten Fanatismus erinnert, um ſo furchtbarer und ruchloſer aber erſcheint, als er in einem Zeitalter ſpielt, wo die Franzoſen bereits auf

chen zu ſetzen und ſie hinter ſich in der Prozeſſion zu ſehen," ſagte der aufgebrachte Dechant.

„Da würden wir nicht mitziehn, lieber Bruder, und auch dort nicht predigen, aber Jacob iſt unſer Freund, ſeit wir ihm Glück gewünſcht zu ſeiner Thronbeſteigung. Wir ſagten zu ihm: Du biſt, wie es heißt, der engliſchen Kirche nicht zugethan, das ſind wir auch nicht; darum hoffen wir, Du werdeſt uns die Freiheit geben, die Du Dir ſelbſt nimmſt. Und unſer Freund Jacob iſt uns ſeitdem immer hold geweſen, weil wir Jedermann glauben laſſen, was ihm beliebt, wenn er wandelt auf den Wegen des Herrn."

„Amen!" rief der Schläfer, zu dem die letzten Worte, halb im Traume mochten gedrungen ſein. Er ſtand auf, ohne die Vermehrung der Geſellſchaft im erſten Augenblicke zu bemerken. „Ob es ſchon Tag iſt?" ſagte er, die Augen reibend, als ihn die Wirthin bei Seite zog. Die lang ſchleppende Quäkertracht verbarg ebenſo die Geſtalt, als der Hut den Kopf, doch ſah man aus ſeinen Schritten, daß es noch ein junger Mann war. Die Wirthin war gewiß bemüht ihn im Winkel den Augen der Geſellſchaft zu entziehen, oder doch zu überreden keinen Theil an ihren Geſprächen zu neh-

den Ruhm der unterrichtetsten, feinsten und aufgeklärtesten Nation Anspruch machten. Entsetzlich durch die Facta an und für sich, aber noch empörender, als man annehmen darf, daß die große Mehrzahl der Ankläger, Verfolger und Richter wissentlich ein grobes Gaukelspiel trieben und ebenso von der Lüge und Thorheit ihrer eigenen Anklage als von der Unschuld ihres Opfers überzeugt sein mußten. Ein furchtbares Exempel, zu welchen Excessen, auch unter dem Mantel der Gerechtigkeit, der Parteihaß führen kann, wenn er sich des religiösen Wahnes bemeistert.

Urban Grandier war ein schöner großer Mann, von edler, würdevoller Haltung, von lebhaften, durchdringenden Augen. Er trug und kleidete sich ausgesucht, ohne etwas Gezwungenes merken zu lassen. Im Umgange war er unterhaltend und gern zu Mittheilungen geneigt. Er ließ den feinen Denker und gelehrten Mann durchblicken. Sein Ruf als Kanzelredner war groß; die Leichenrede, die er beim Tode eines geachteten Schriftstellers jener Tage gehalten, ist im Druck aufbewahrt und rechtfertigt den Ruhm, welchen seine Zeitgenossen ihm zollten.

Die Bettelmönche hatten bis da in Loudun und der umliegenden Gegend für die besten Prediger gegolten, ihr Ruhm war einträglich für ihre Kasse gewesen. Urban entriß ihnen jenen und diese Vortheile zugleich. Er bemühte sich, ihnen auch die Seelsorge zu entreißen, predigte wider diese Brüderschaften und ermahnte die Leute, sich in allen Herzensbedrängnissen lieber an ihre Pfarrer zu wenden, welche es aufrichtiger mit ihnen meinten. Auch die Waffen des Witzes brauchte er gegen die Mönche mit doppeltem Erfolg. Die Karmeliter wurden lächerlich und seine erbitterten Feinde.

Urban hatte Schwächen, die seinen Feinden die Waf-

fen in die Hand gaben. Mit einem Stolz, der an Uebermuth grenzte, betrug er ſich gegen ſie; zum Verzeihen fühlte er ſich nicht geneigt, und wenn er einen Rechtsſieg erſtritten, verfolgte er ihn mit unerbitterlicher Härte. Auf dieſe Weiſe hatte er ſich zwei Todfeinde erworben: den Prieſter Mounier und den Canonicus Mignon. In einem Wortwechſel behandelte er eines Tages den Präſidenten des Steueramtes in Loudun, Barot, mit ſo viel Stolz und Verachtung, daß auch die Gelaſſenheit ſelbſt nicht unempfindlich hätte bleiben können. Barot war ſehr reich, er war Mignon's Oheim, und hatte Vettern und Baſen in großer Anzahl in der Stadt, die alle vor dem gnädigen Oheim und ſeiner reichen Erbſchaft auf den Knieen lagen. Durch dieſe Sippſchaft war die halbe Stadt im Bunde gegen Urban; er ſtand faſt allein, und bewarb ſich in ſeinem Stolze um keine Verbündeten.

Urban verband mit dieſem unbeugſamen und ſtolzen Charakter einen entſchiedenen Geſchmack zu Liebeshändeln. Ein Mann von ſeiner Geſtalt, ſeinen Gaben, und dazu die prieſterliche Würde, war er den Frauen gefährlich. Er galt für unwiderſtehlich. Die Eiferſucht minder glücklicher Nebenbuhler, der Haß von Ehemännern und Vätern gegen ihn, der, kraft ſeines Amtes, in den Häuſern Zutritt hatte, die Weiber bezauberte, und die er bezauberte, ins Gerede brachte, vermehrte die Zahl ſeiner Feinde. Es hieß, daß auch die ſchöne Tochter des königlichen Procurator Trinquant ſich ihm ergeben und ein Kind von ihm gehabt. Der Vater, von Zorn verblendet, ſtellte deshalb einen Proceß an, der ihm zu nichts half und weder Urban's noch ſeiner Tochter Schuld herausſtellte, aber auf ihn ſelbſt das ganze Gewicht des Lächerlichen warf. Den Fehltritt der Tochter hätte Trinquant vielleicht, dieſe Folge konnte er Urban nicht vergeben.

Der stolze Priester bewahrte aber, neben diesen Versündigungen gegen seinen Stand, eine Tugend, die in dem galanten Frankreich sehr hoch angeschlagen wurde. Er rühmte sich nicht seiner Eroberungen, er sprach nie von ihnen, und hielt das unverbrüchlichste Stillschweigen, selbst unter den Qualen der Tortur, über die Damen, mit denen man ihn des unerlaubten Umganges bezüchtigte. Man vermuthete, daß er, unbeschadet seiner vielfachen Liebschaften, eine Geliebte hatte, die sein ganzes Herz besaß, mit der er sogar, zu ihrer Beruhigung, eine Gewissensehe geschlossen haben sollte. Nie aber ist der Name dieser Dame bekannt geworden. Er sündigte übrigens in diesem Punkte weniger aus Leichtsinn, als aus Grundsatz, indem man unter seinen Papieren eine geistvoll geschriebene Abhandlung „gegen das ehelose Leben der Priester" fand.

Das Complott seiner Feinde versammelte sich bei Barot. Verstärkt durch den königlichen Advocaten Menuau, der gleichfalls Urban im Verdachte des Umganges mit seiner Gattin hatte, beschlossen sie, Alles anzuwenden, den gemeinschaftlichen Feind zu verderben, oder ihn wenigstens aus Loudun ganz fortzutreiben.

Zwei schlechte Kerle mußten eine Klage gegen den sittenlosen Priester bei den Gerichten erheben, mit der Beschuldigung: daß er mit Weibern und Mädchen Unzucht getrieben, keine Religion besitze, niemals sein Brevier bete und sogar in seiner eigenen Pfarrkirche eine Frau gemisbraucht habe. Während dieser Proceß gegen Urban vor dem Civillieutenant Chauvet verhandelt wurde, erlaubte sich einer der Verschworenen, ein reicher Edelmann, Duthibaut, den Priester, als er, mit dem Chorhemde bekleidet, in seine Kirche ging, um das Hochamt zu halten, auf offener Straße zu insultiren. Urban hatte ihm, ge-

wiß sehr unpassend für den Moment, mit seiner gewöhnlichen hohen Art die Verunglimpfungen vorgeworfen, die Duthibaut gegen ihn ausgestoßen habe. Dieser, statt einer Antwort, schlug ihm mit dem Rohre mehrmals über den Kopf.

Urban eilte nach Paris, warf sich dem Könige zu Füßen und flehte für diese einem Priester zugefügte Beleidigung um Genugthuung, die ihm auch der entrüstete Monarch versprach. Die doppelte Anklage und der doppelte Proceß kreuzten sich; wir können aber in Kürze darüber weggehen, da beide Untersuchungen nur Vorgänge der schreckenvollen Verfolgung sind, welcher Urban später erlag. Seine Feinde waren stärker als der gute Wille des Königs, dem beleidigten Priester Recht zu verschaffen. Der Bischof von Poitiers, Urban's nächster geistlicher Oberer und von seinen Feinden durch falsche Mittheilungen gegen ihn gewonnen, gesellte sich den letztern zu und es fehlte schon bei dieser Untersuchung nicht an den empörenden Willkürlichkeiten der späteren. Urban mußte zwei Monate in einem traurigen, feuchten Gefängnisse, in das ihn der Bischof werfen lassen, schmachten, während die Zeugen vor dem geistlichen Gerichte furchtbare Dinge gegen ihn aussagten, und so sicher waren die Verbündeten ihres Erfolges, daß sie schon einen der Barot'schen Vettern, unter Begünstigung des Bischofs, in den Besitz seiner Pfründe setzten.

Inzwischen kam, auf Anrufung des Verklagten an das pariser Parlament, die Untersuchung an die weltlichen Richter. Als der Civillieutenant von Loudun in commissarischem Auftrag die Untersuchung führte, gaben die Zeugen ganz andere Antworten, als die geistlichen Richter zu Protokoll genommen hatten, einige widerriefen gerade zu und legten das freiwillige Bekenntniß ab, sie wären

verführt und bestochen worden, besonders vom Procurator Trinquant. Ja, es fanden sich unleugbare Beweise, daß man bei dem geistlichen Gerichte Umstände zu Protokoll gebracht, die den Zeugen nicht in den Sinn gekommen waren. Zwei Priester protestirten deutlich und feierlich, daß man ihre Aussagen durch und durch verfälscht hätte.

Den Anklägern hatte der Proceß viel Geld gekostet und versprach, wie die Sachen standen, wenig Erfolg. Keiner der vielen Ehemänner und Liebhaber der des Umgangs bezüchtigten Frauen, war zu einer Aussage gegen Urban Grandier zu bewegen. Obgleich der Bischof, von der Kanzel herab, die um seine Frevel Wissenden ermahnte, sich vor Gericht zu stellen, erschien Niemand. Das Gericht zu Poitiers mußte am 25. Mai 1631 Urban Grandier von der gegen ihn erhobenen Anklage vorläufig freisprechen.

Der Muth seiner Feinde war gebrochen, gleich wie ihr Geld ausgegangen war. Sie sollten noch mehr beschämt werden. Der Erzbischof von Bordeaux, dem der Bischof von Poitiers untergeben war, kam in die Nähe von Loudun. Er untersuchte, auf die an ihn gerichtete Appellation, den Proceß selbst, und sprach (am 22. November 1631) Urban Grandier von allen ihm zur Last gelegten Verbrechen völlig frei, setzte ihn wieder in sein Amt ein und überließ es ihm, auf Schadenersatz zu klagen.

Der Erzbischof war ein umsichtiger Mann. Er erkannte die Gefahr, welche dem vereinzelten Priester mitten in einer Stadt unter so erbitterten Feinden drohte. Er gab ihm den freundlichen Rath, seine Pfründe zu vertauschen und versprach ihm, in Anerkennung seiner ausgezeichneten Gaben, ihm anderswo eine angemessene Stellung zu verschaffen. Urban Grandier lehnte das Aner-

bieten aus Stolz ab. Er wollte seinen unwürdigen Feinden trotzen. Möglich auch, daß eine zärtliche Verbindung es ihm schwer oder unmöglich machte, von Loudun fort zu gehen.

Urban Grandier aber that noch mehr. Recht um seine Gegner zu reizen, hielt er bei seiner Rückkehr nach Loudun einen förmlichen Triumphzug, und trug dabei einen Palmenzweig in der Hand. Seine Freunde bedauerten diese Ueberhebung, seine Feinde freueten sich und sannen auf neue Mittel, ihre Rache zu kühlen. Das Parlament hatte den Proceß Urban's gegen Duthibaut ausgesetzt, bis nach Entscheidung der Untersuchung gegen den Ersteren. Jetzt setzte er diesen Proceß mit allem Eifer fort und gewann ein günstiges Urtheil, das er in aller Strenge ausführen ließ. Duthibaut mußte einen öffentlichen schimpflichen Verweis mit entblößtem Kopfe anhören, und ward in verschiedene Geldbußen und die Erstattung aller Kosten verurtheilt. Auch damit nicht zufrieden, schickte der vielfach gereizte Mann sich an, seine geheimen Angeber und Widersacher beim Parlament zu verfolgen und stellte dazu Entschädigungsklagen gegen Alle an. Vergebens warnten ihn seine Freunde, vergebens malten sie ihm seine wahre Lage aus, daß er in einem Lager lauernder, aufs äußerste erbitterter Feinde sich schutzlos befinde; er solle sie nicht noch mehr reizen. Er wollte sich rächen und zeigen, daß er auf sein Recht und seine Unschuld baue, und selbst schleuderte er die Fackel in den Scheiterhaufen, der ihn verzehren sollte.

Von einer Seite her, wo er und Niemand es erwarten durfte, sollte der neue Angriff gegen ihn ausgehen; eine kunstvoll und doch albern angelegte Mine. Mehrmals trat er sie unerschrocken aus; die Vernunft, der französische Witz waren auf seiner Seite. Aber die

Mönche, seine Feinde, zündeten sie immer wieder von neuem an und fachten das Feuer heller und heller an; sie bearbeiteten die Gemüther des Volks, bis die Atmosphäre selbst von dem Feuerstoff geschwängert war, und der allgemeine Wahn auch die Vernünftigen und Beherzten so erschreckte, daß sie verschüchtert schwiegen. Die Erscheinung der Besessenen von Loudun steht nicht vereinzelt da, weder in der Geschichte jener Tage, noch in andern, ja selbst in unsern Zeiten. Sie wäre ein Beitrag zur Geschichte des geistigen Contagiums, welches unserer Philosophie so viel zu schaffen machte, wenn nicht in diesem Falle der offenbare Betrug zur Evidenz erwiesen wäre. Aber sie ist ein Beleg für die alte politische Wahrheit: daß ein Betrug, der durch den Wahn des Pöbels getragen werden soll, nicht fein, sondern so grob als möglich angelegt werden muß.

Einige Jahre vor dieser Geschichte hatte sich ein Ursulinerinnenconvent in der alten Stadt Loudun gebildet. Das Kloster war noch arm, obwohl Fräuleins aus den ersten französischen Familien sich als Nonnen darin aufnehmen lassen. Die Priorin, ein schönes junges Mädchen, war die Tochter eines Marquis von Cose und nahe verwandt mit dem Staatsrath von Loubardemont. Es befanden sich darunter Basen des allmächtigen Richelieu, des Erzbischofs von Bordeaux und anderer vornehmer Staatsmänner. Dennoch waren die Mittel der neuen Conventualen so beschränkt, daß sie in einem Privathause zur Miethe wohnten und ihren eigentlichen Lebensunterhalt durch Unterricht und Aufnehmen von Pensionairinnen sich gewinnen mußten.

Ihr erſter Beichtvater, Mouſſaut, ein kluger, aufgeklärter Geiſtlicher, war etwa um die Zeit unſerer Geſchichte geſtorben. Bald darauf hieß es, in dem Hauſe, wo ſie wohnten, ginge es um, es ſei der abgeſchiedene Geiſt des Beichtvaters; vielleicht, weil er im Leben zu aufgeklärt geweſen. Einige der jüngern Nonnen und Koſtgängerinnen beluſtigte das Gerücht und ſie beſchloſſen, es zu ihrem Spaß zu benutzen. Sie ſtanden heimlich des Nachts auf und ließen Thüren und Fenſterladen klappen, Stühle rutſchen und Fäſſer rollen. Die Wirkung auf die Furchtſamkeit ihrer Mitſchweſtern war ſo aufmunternd für ſie, daß ſie in dem Spiele nur noch dreiſter fortfuhren. Sie ſtiegen bis aufs Dach, vom Dach in die Oberböden, gingen von da in die Schlafkammern der Koſtgängerinnen und zogen ihnen die Unterröcke von den Betten weg, und trieben allerhand tollen Spuck, daß der Glaube unter den geängſteten Nonnen feſte Wurzel faßte, der Geiſt dringe durch feſtverſchloſſene Thüren. Der Geiſt aber hatte einen Bundesgenoſſen in der 15jährigen Penſionairin Maria Aubin, welche Nachts, wenn die Andern ſchnarchten, heimlich den Riegel zurückzog, um den Geſpenſterbeſuch einzulaſſen. Nachher vermehrte ſie das Schrecken ihrer Mitſchweſtern, indem ſie unter entſetzlichen Gebärdungen und Angſtgewimmer ſich unter ihre Betten begrub, wenn der Geiſt eingetreten war.

Dieſen unſchuldigen Anfang hatte die hiſtoriſch gewordene Erſcheinung der Beſeſſenen von Loudun. Zur Zeit ihrer Blüte daran zu erinnern, oder gar zu behaupten, daß dies die erſte Urſach geweſen, wäre zur Läſterung, wo nicht zum Verbrechen geworden, das zum Scheiterhaufen führen konnte. Marie Aubin betheuerte aber noch im Alter von 65 Jahren, daß die Geſchichte ſich ſo, und nicht anders verhalten.

Der Canonicus Mignon, den wir schon als Urban Grandier's erbittertsten Feind kennen, ward nach Moussaut's Tode zum Gewissensrath der jungen Ursulinerinnen erwählt. Ein Mann von heftigen Leidenschaften, hochmüthig, rachsüchtig, von nicht unbedeutenden Gaben, die er aber nur zu seinem Hange für die Intrigue verwandte und dabei Alles aufbot, einen Heiligenschein der Frömmigkeit um seinen Scheitel zu breiten. Er wußte das Herz der alten, wie der jungen Nonnen zu gewinnen, und das der letzteren in einem Grade, daß während jene ihm die Schreckenskunde von dem Poltergeiste vertrauten, diese ihn schon zum Vertrauten ihres Muthwillens machten. Mignon verbot ihnen weder dieses Spiel, noch verrieth er es den armen Erschreckten. Als ein kluger Mann ließ er einer Sache ihren Lauf, die ihn vorläufig nicht berührte, die ihm aber nützlich werden konnte. Der Augenblick schien jetzt da, wo der lange gehegte Racheplan gegen Urban Grandier ins Werk gesetzt werden könnte.

Der Schreck hatte wirklich auf die Nerven einiger unter den ältern Nonnen eingewirkt. Diese mochten Visionen haben; andere waren physisch krank, d. h. sie litten unter den beängstigenden Symptomen, denen unverheirathete und in strenger Keuschheit lebende Frauen oft unterworfen sind. Ihr Gewissensrath erklärte ihnen, das seien untrügliche Merkmale des Teufels, der in ihnen seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe. Er nahm Beschwörungen mit ihnen vor, und da ihnen bekannt war, welche Schmerzen der böse Geist bei Anrufung des Namens Gottes oder bei Annäherung heiliger und geweihter Dinge empfinde, und es natürlich war, daß, was ihn verletze, er dem Körper, in dem er wohnte, mittheile, so fühlten sie bei den Beschwörungen ein Drücken, Stoßen und Reißen, was nothwendigerweise Verzuckungen zur Folge haben mußte.

Dieſes Beſeſſenſein ward anſteckend. Die Priorin war für den Ruf ihres Kloſters beſorgt; denn Mignon machte ihr begreiflich, daß die Heiligen demſelben kein beſſeres Geſchenk hätten ſenden können; fromme und mitleidige Herzen würden, gerührt durch das Unglück der armen Mädchen, ſie mit milden Gaben überſchütten und das ganze Kloſter dadurch in Ruf kommen. Seine Weiſſagung ging buchſtäblich ſpäter in Erfüllung, nachdem die Priorin auch ihrerſeits Alles gethan, dem Segen des Himmels den Weg zu bahnen.

Der Beichtvater ſtellte ihr das vortheilhafte Werk nebenbei noch als ein gutes vor, um das ein kleiner Betrug ſich nicht allein verwinden laſſe, ſondern im Grunde genommen auch gottgefällig ſei. In Loudun lebten damals viele Proteſtanten. Wenn der Teufel nun mehre Nonnen beſäße und katholiſche Prieſter, kraft des Geheimniſſes, an welches die Calviniſten nicht glaubten, die unſaubern Geiſter austrieben, ſo könne das nur zum Ruhm der heiligen Kirche ausſchlagen und möglicher Weiſe auch einige verirrte Seelen in den Schoß derſelben zurückführen. Außer der Priorin wurden auf dieſe Weiſe noch zwei oder drei Nonnen für das Gott wohlgefällige Werk des Beſeſſenſeins gewonnen.

Mignon ertheilte ihnen nun Unterricht in der Wiſſenſchaft des Beſeſſenſeins, und machte ſie auf alle Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten aufmerkſam. Ausgemacht ſei es, daß der Teufel niemals in den Leib eines Menſchen fahre, wenn er nicht ausdrücklich durch einen Zauberer hineingeſchickt worden. Dies geſchähe kraft eines Bundes (Pact), den der gottloſe Menſch zuvor mit dem Teufel geſchloſſen. Man müſſe alſo zunächſt Denjenigen ermitteln, von dem es wahrſcheinlich ſei, daß er dieſe teufliſchen Neigungen hege, dermaßen, daß man auch mit

men, der junge Mann gehorchte aber nicht und fixirte, nachdem er ſich einmal umgedreht, die drei Gäſte mit einer Lebhaftigkeit, wie ſie unter den Quäkern wenig zu Hauſe iſt. Die Wirthin aber hielt ihn am Arm und flüſterte ihm mit ängſtlichem Geſichte ſo laut zu, daß auch der Dechant und der Kammerdiener aufmerkſam wurden. Miß Anna hatte ſchon länger ihre Blicke auf ihn gerichtet, denn der Ton der Stimme war ihr bekannt vorgekommen. Ihre Augen begegneten ſich, und ſchon ſprang Anna mit einem Schrei auf, als der Schein der Flamme in das Geſicht des Mannes leuchtete und ihr ein bleiches, faſt gelbes Antlitz, mit ſchlicht bis auf die Augenbraunen herabgekämmten Haaren entgegen ſtarrte, und die Hoffnung löſchte, welche kaum zur hellen Flamme aufgelodert war.

„Was iſt Dir Anna?“ fragte der Dechant, beſorgt nach der Gruppe im Winkel blickend, wo er aber nichts verdächtiges wahrnehmen konnte.

Noch immer mit ſtarrem Blicke dorthin gerichtet antwortete Anna. „Nichts; ich hatte mich getäuſcht.“ Aber in demſelben Augenblicke wurde die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft durch ein Geräuſch draußen gefeſſelt. Was früher dem Dechanten wie ferner Donner geklungen, wurde zum heftigen Trom-

einiger Sicherheit auf ihn los inquiriren könne. — Wie in Nachdenken versunken, fuhr der Canonicus im Gespräch mit der Priorin plötzlich auf, und hatte den Menschen gefunden. — Urban Grandier, der ruchloseste Bösewicht, der verabscheuungswürdigste Priester, der durch seine Ausschweifungen die vornehmsten Familien der Stadt entehre, die Stadt in Uneinigkeit und Unruhe bringe und dem ganzen Lande das größte Aergerniß sei! Offenbar durch Zauberkünste habe er jetzt eben erst die Augen der Oberrichter verblendet, daß sie ihn, trotz der klaren Beweise seiner Schuld, freigesprochen. Wer also könne die Nonnen behext haben, als dieser wollüstige Priester? Doppelt Preis dem Herrn, wenn die Beherung und deren Austreibung die Wirkung habe, daß dieser Schändlichste aller Schändlichen entlarvt, das Land von ihm befreit und er vielleicht selbst zur Buße und zur Rückkehr zu Gott vermocht werde. Mignon stellte diese letztere Ansicht absichtlich der frommen Priorin, um ihren Glaubenseifer noch mehr zum Betruge anzufeuern. Daß Urban's Ueberführung oder Geständniß zum Scheiterhaufen führe, verschwieg er weislich dem schwachen Weibe.

Die Priorin und die vertrauten Nonnen gingen auf Alles im besten Glauben und in der besten Absicht ein. Sie leisteten dem Beichtvater einen Eid der Verschwiegenheit; aber er bediente sich, als das Werk des Betruges im Gange war, noch ganz anderer Mittel, die armen Geschöpfe zu fortwährender Thätigkeit zu zwingen. Er stellte ihnen vor, daß, wenn sie widerriefen, sie sich selbst als falsche Anklägerinnen denuncirten, und jetzt wies er ihnen mit den lebendigsten Farben den Scheiterhaufen, der ihrer als Strafe harre; er wies auf Urban's unversöhnliche Gemüthsart, der Himmel und Hölle in Bewegung setzen werde, sich an ihnen zu rächen.

Während das Gerücht von den beſeſſenen Mädchen ſich durch die Stadt verbreitete, wurden im Innern des Kloſters die nöthigen Vorbereitungen gemacht, um mit der Erſcheinung vor die Augen der Welt zu treten. Diejenigen, welche ſich wirklich für beſeſſen hielten, überließ man ganz den Wirkungen ihrer erhitzten Einbildungskraft, die andern wurden in den Drehungen und Verzuckungen, die zur Verſtellung nöthig waren, unterrichtet. Mignon nahm nun im Innern des Kloſters regelmäßige Beſchwörungen vor, bei welchen ſchon einzelne Einwohner von Loudun zugezogen wurden, um den bezweckten Schrecken über die Stadt zu verbreiten. Plötzlich erſchien auch ein Canonicus Barre aus Chinon in feierlicher Proceſſion an der Spitze ſeiner Parochialen vor den Thoren zu Loudun. Fünf Meilen war er zu Fuß gereiſt, um ſeinem Confrater in dem heiligen Werke der Beſchwörung der Unglücklichen beizuſtehen, eine Vorbereitung, welche der Sache erſt den gewünſchten Eclat gab.

Barre war in Sinnesart und Neigungen Mignon nahe verwandt; nur daß er mit noch düſterer Gluth und unerſättlichem Ehrgeiz dem Namen eines Heiligen nachſtrebte. Gegen 12 Tage bearbeiteten Beide ins Geheim die Beſeſſenen, um mit ihnen vor den Augen des Publicums erſcheinen zu können. Dazu gehörte aber die Einwilligung, wenigſtens die Zuſtimmung des auf ſeine Rechte ſehr eiferſüchtigen Biſchofs von Poitiers. Dieſer ward durch ſeinen Günſtling, den Pfarrer Granger von Venier, ein übelwollender, harter Charakter, von den Verbündeten aber nur deshalb miterwählt, weil er mit Urban in nicht unfreundſchaftlichen Verhältniſſen ſtand, alſo kein Verdacht der Parteilichkeit auf ihn fiel, um ſo leichter bearbeitet, als Urban ſeiner Sentenz getrotzt hatte, was er ihm nicht vergeben konnte.

Durch Granger ward am 11. October 1632 dem Bailli der Landschaft Guillaume von Cerisey, und dem Civillieutenant Chauvet die officielle Anzeige von zwei im Ursulinerkloster ohne alle Zweifel vom Teufel besessenen Nonnen gemacht. Beide wurden aufgefodert, von Amtswegen eine Sache zu untersuchen, welche in ihrem Fortgange das größte Aufsehen erregen müsse.

Die beiden obrigkeitlichen Personen begaben sich ins Kloster, an dessen Thüre sie Mignon, mit dem Chorhemde und der Stola angethan, empfing. Nach seinem Berichte wären die armen Nonnen vierzehn Tage lang durch Gespenster und fürchterliche Erscheinungen sehr geplagt worden und endlich hätten die bösen Geister sich in den Leibern der Priorin und zweier Nonnen festgesetzt. Zwar habe er, mit Unterstützung des Canonicus Barre und einiger Karmeliter den bösen Geistern dermaßen durch Beschwörungen zugesetzt, daß sie auf acht bis zehn Tage ihren Abzug nehmen müssen; allein in der vergangenen Nacht seien sie bei der Priorin und einer Laienschwester zurückgekehrt, und Beide wären in diesem Augenblick vollständig besessen. So viel er ermittelt, sei diese neue Besessenheit in Folge eines Pactes, dessen Symbol einige Rosen wären, erfolgt. Das Symbol des älteren Bundes wären 3 schwarze Dornen gewesen. Der Teufel, der sich der Priorin bemächtigt, heiße Astaroth, der bei der Laienschwester Jubilon.

Schon wollten die Beamten wieder fortgehen, da Mignon ihnen sagte, die armen Mädchen schliefen in diesem Augenblicke. Aber eine Nonne kam schnell heruntergelaufen und sagte: sie seien wieder erwacht und ihre Zufälle wären aufs neue angegangen. Man verfügte sich in eine obere Kammer, wo sieben Betten standen, in deren einem die Priorin, in einem andern die Laienschwester lag. Die

übrigen Nonnen, der Canonicus Rousseau und der Wundarzt Manouri waren zugegen.

Die Priorin galt für eins der schönsten Mädchen; kaum aber daß sie die beiden Beamten erblickt, als ihre Züge sich so verstellten, daß ihr Anblick gräßlich und fürchterlich war. Sie quikte wie ein junges Schwein, und warf sich wie ein Rasender im Bette umher. Mignon steckte zwei Finger in ihren Mund, ohne Furcht vom Teufel gebissen zu werden, und nach verschiedenen, vom Ritual vorgeschriebenen Beschwörungsformeln, begann er mit dem Teufel im Leibe der Priorin das Verhör, auf welches der Dämon nach dem vorangegangenen, sobald die Beschwörung in der Ordnung war, antworten mußte.

Frage: Propter quam causam ingressus es in corpus hujus virginis? (Aus welcher Ursach bist du in den Leib dieser Jungfrau gefahren?)

Die Stimme: Causa animositatis. (Aus Haß.)

Frage: Per quod pactum? (Unter welchem Bundeszeichen?)

Stimme: Per flores (Blumen).

Frage: Quales (was für Blumen)?

Stimme: Rosas (Rosen).

Frage: Quis misit? (Wer sandte sie?)

Stimme: *Urbanus.* Dies Wort ward mit einigem Stocken ausgesprochen, als wäre dies Geständniß wie durch die äußerste Kraft des Exorcismus hervorgelockt.

Frage: Die cognomen. (Nenne den Zunamen.)

Stimme: Grandier. Auch dieser Name kam nur mit großer Ueberwindung heraus.

Frage: Die qualitatem. (Nenne seinen Stand.)

Stimme: Sacerdos. (Priester.)

Frage: Cuius ecclesiae? (An welcher Kirche?)

Stimme: Sancti Petri. Auch dies kam schwer heraus.

Frage: Quae persona attulit flores? (Was für eine Person hat die Blumen gebracht?).

Stimme: Diabolica!

Nach dieser letzten Antwort kam die Priorin wieder zu sich und verlangte etwas zu essen. Die Beamten besprachen sich am Fenster mit dem Beschwörer, und meinten, er habe die Besessenen auch nach den Ursachen des Hasses befragen sollen. Mignon entschuldigte sich, daß ihm jede vorwitzige Frage verboten sei.

Als man darauf der Laienschwester, gleichfalls einem sehr schönen Mädchen, die sich aber nicht minder gräßlich verdrehte, dieselben Fragen vorlegte, machte sie mit der Hand eine abwehrende Bewegung und rief: „Der andern, der andern." Ihr Teufel mußte sich, vermuthet man, nicht so sicher in der Latinität fühlen, um auf 8 lateinische Fragen immer die passende Antwort zu finden.

Der Vorfall wurde genau registrirt, wobei sich ergab, daß derselbe schon früher mehre Mal, und zwar Wort für Wort sich ebenso ereignet hatte, und zwar in Gegenwart des Maire der Stadt und des königlichen Procurator Trinquant. Spötter meinten, wenn der Teufel überhaupt Latein verstehe, so dürfe man doch annehmen, daß er es gewiß besser rede, als die Priorin, die etwa wie ein Schüler aus der ABCschule geantwortet habe. Es sei überdem ein sehr einseitiger Teufel, der zu verschiedenen Zeiten und gegen die verschiedensten Personen immer nur dieselben Brocken hervorbringe, während des Teufels Wesen doch in Bosheit, Muthwillen und Zweideutigkeit sich darthue. Man meinte, die Priorin habe gerade geschwiegen, als das Latein ihres Teufels ausgegangen; drum habe nicht mehr nach dem Grunde des Hasses gefragt werden können. Auch begriff man nicht, weßhalb man zu dieser officiellen Beschwörung gerade die Karmeliter, Urban's

Hauptfeinde, zugezogen, und fand es seltsam, daß wenige Tage zuvor sämmtliche bekannte Feinde des Priesters sich in einem Dorfe, in Trinquant's Hause, versammelt hatten.

Auch die beiden Beamten schienen von diesem Zweifel angesteckt. Als sie am folgenden Tage wieder ins Kloster kamen, stellten sie Mignon vor, daß bei dem Aufsehen, welches die Sache errege, es durchaus nöthig werde, daß die Beschwörungen künftig nur in Gegenwart der Obrigkeit, und von Exorcisten, welche sie dazu erwählten, vorgenommen würden; indem seine, Mignon's, Eigenschaft als Beichtvater der Nonnen und als notorischer Feind Urban's ihn im Publicum verdächtige. Mignon schien ganz willig den Befehlen der weltlichen Obrigkeit nachzukommen, dafür trat nun aber der „unparteiische" Barre auf, und berichtete von unerhörten Dingen, welche ihm die arme Priorin bei einer Privatbeschwörung vertraut. Demnach waren nicht weniger als sechs Teufel in ihrem Leibe, die alle Urban Grandier hineingeschickt. Er habe sowohl die Rosen als die Dornen durch vertraute Leute über die Gartenmauer werfen lassen, und von da an sei der Teufelsspuk losgegangen. Als die Beamten an diesem Tage des Nachmittags zu den Besessenen traten, gerieth die Priorin wieder in heftige Verzuckungen, streckte die Zunge aus dem Halse, geiferte und schäumte. Als Barre sie fragte, wann der Teufel abziehen werde, antwortete sie: cras mane (morgen früh), wußte aber auf die andere Frage nicht rechten Bescheid zu geben, und stammelte endlich das Wort finis oder finit. Die Zweifler meinten, daß der eine der sechs Teufel, der an der Reihe zu antworten gewesen, sein Latein nicht recht inne gehabt und dem Canonicus damit einen Wink geben wollen, aufzuhören. Die Priorin redete nun kein Wort mehr. Vergebens stellte man das Ciboire (das Behältniß

der geweihten Hostie) ihr auf den Kopf; bei dem Namen gewisser Heiligen fuhr sie in furchtbarem Schmerz zusammen und als Barre ihr befahl, wie Herz und Seele, auch ihren Körper in die Hand Gottes zu übergeben, antwortete sie: der Teufel habe ihn und sie besitze keine Herrschaft mehr darüber. Erst nach geraumer Zeit kam sie wieder zu sich, ihr Gesicht wurde heiter und ruhig, sie sah den Exorcisten lächelnd an und sagte, der Satan sei nicht mehr in ihr. Von Allem, was mit ihr vorgenommen, wollte sie nichts wissen. Doch gab sie genaue Auskunft davon, wie sie zum ersten Male bezaubert worden. Es sei Abends um 10 Uhr gewesen, als sie schon im Bette gelegen. Da hätte etwas ihre Hand ergriffen, sie geöffnet, drei schwarze Dornen hineingelegt, und die Hand ihr wieder zugedrückt. Weder sie noch die anwesenden Nonnen hätten etwas gesehen, aber die drei Dornen wären zu ihrem Schrecken in der Hand geblieben und alle Andern hätten sie drin gefunden in der Lage wie der Unsichtbare sie hineingelegt.

Wie zur Bekräftigung ihrer Aussage, rauschte und krazte es in dem Augenblicke hinter der Wand, eine Katze schoß aus dem Kamin und fuhr in wenigen Sätzen auf einen Betthimmel. Der böse Geist, ein Zauberer schien gegenwärtig. Viele zitterten und wurden blaß, andere wollten fliehen; doch rissen zwei Beherztere die furchtbare Katze herab, setzten sie aufs Bett der Priorin, und Barre griff sie mit den kräftigsten Beschwörungsformeln an. Der Exorcismus rührte aber die Katze nicht, sie blieb ruhig und freundlich auf dem Bette liegen, als hätte sie schon oft diesen Platz inne gehabt. Endlich kam man zur Ueberzeugung, daß das friedliche Thier die gewöhnliche Hauskatze war.

Dafür verbrannte man einen Strauß weißer verwelk-

ter Rosen, durch welche das zweite Pactum geschlossen war. Alle Anwesenden rochen mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit; zu ihrer großen Verwunderung hinterließen aber die Rosen nicht den geringsten infernalischen Gestank.

Anfänglich hatte Urban Grandier die Beschwörungen als eine lacherliche Komödie betrachtet, die sich mit Schimpf und Schande ihrer Urheber endigen werde. Als er aber den Ernst sah, mit dem man verfuhr, übergab er am 12. October 1632 ein Memorial an den Bailli, worin er die ganze Sache als eine Betrügerei und das Werk Mignon's darstellte, welchen er schon in einer andern Sache der giftigsten Lästersucht überführt hätte. Er trug deshalb darauf an, daß man die vorgeblich Besessenen an einen abgesonderten Ort in genaue Aufsicht und Verwahrung nehme, sie, von einander abgesondert, befragen lasse, und wenn man fände, daß der Exorcismus nöthig wäre, andere Exorcisten von bekannter Ehrlichkeit, und nicht so verdächtige Leute wie Mignon und seine Anhänger dazu nehme. — Aus des Bailli Antwort: daß Barre die Beschwörungen auf Befehl des Bischofs von Poitiers vorgenommen, ersah er, daß man ihn an diesen verweise. Aber der Bischof empfing ihn weder persönlich, noch nahm er seine Beschwerden an, sondern verwies ihn an die königlichen Beamten, die ihm alle Gerechtigkeit widerfahren lassen würden. Urban sah nun wohl ein, daß das Wetter, das sich über seinem Haupte zusammenzog, mit jedem Tage fürchterlicher wurde. Der Maire von Loudun selbst, ein Edelmann Renatus Memin, reich, von großem Einfluß, unter dem besondern Schutz des Cardinal Richelieu, hatte sich zur Partei seiner Feinde geschlagen. Der Verfolgte gab also eine neue Klage bei seiner weltlichen Obrigkeit, dem Bailli wegen der ihm zugefügten

Beschimpfungen ein, und bat, ihn unter königlichen Schutz zu nehmen. Der Bailli resolvirte auch, daß seinem Gesuche gewillfahret und männiglich untersagt werden solle, ihn mit Worten oder That zu mishandeln.

Mignon protestirte feierlich dagegen, er erkenne die Gerichtsbarkeit des Bailli in dieser Sache nicht an. Grandier sei Priester und Canonicus so gut als er, beide gehörten in einen Sprengel, und könnten daher keinen andern Richter haben, als ihren gemeinschaftlichen Bischof. Er scheue das Licht und eine gerichtliche Untersuchung gar nicht und sei zum Beweis dessen bereit, sich in das Gefängniß des Officialgerichtes zu stellen, und fordere seinen Gegner auf, sich auch dorthin zu begeben.

Der Bailli, ein verständiger und pflichtgetreuer Mann, ließ sich, so lange keine höhern Rücksichten ihn hemmten, durch die Wuth der Ankläger nicht abhalten, mit Umsicht und Gerechtigkeit die ärgerliche Sache zu untersuchen. Ihm und allen Vernünftigen mußte es auffallen, daß der Canonicus Barre beim Exorcismus am 12. October den Beamten versprach: wenn sie am folgenden Tage wiederkämen, würde der Teufel verständlicher reden. Wie konnte der Beschwörer Ereignisse voraussehen, die von der Laune des Teufels abhingen? An diesem folgenden Tage ließ er die Beamten eine Stunde in einem gegenüberliegenden Hause warten, angeblich weil die Nonnen in der Vorbereitung auf die Communion begriffen wären. Inzwischen hatte er, gegen das Verbot des Bailli, die Besessenen privatim exorcisirt und, wie er behauptete, den Teufel ausgetrieben. Der Bailli drückte ihm sein höchstes Erstaunen aus über die Frechheit, die Obrigkeit in corpore eine Stunde warten zu lassen und während dieser Zeit etwas zu thun, was dem directen Befehl derselben entgegen war und den Verdacht des schändlichsten Betruges

aufs Neue erregt. Barre hatte keine andere Entſchuldigung, als daß Alles, was er gethan, auf die Verherrlichung des Namens Gottes abziele. Er verſprach dafür in 8 Tagen eine große Begebenheit, die allen Zweifel entfernen würde, ſowohl in Hinſicht der Beſeſſenen als des Zauberers. Der Teufel werde ſich dann gewiß bereit zeigen, ſeinen Befehlen zu gehorchen.

Aber der Teufel war ungehorſam, oder, wie die Andern meinten, ungelehrig, er zeigte ſich nicht allein durch 8 Tage, ſondern einen ganzen Monat lang nicht. Erſt am 22. November meldete er ſich wieder, wo ſich denn auch der Canonicus Barre zu den Beſchwörungen in Loudun abermals einfand. Als aber der Bailli ihm ausdrücklich verbot, die beiden Beſeſſenen über Dinge zu befragen, die zu Grandier's oder eines andern Schande gereichen könnten, proteſtirte jetzt auch Barre feierlich gegen dieſe Anmaßung der weltlichen Obrigkeit in Dingen, wo nur ſein geiſtlicher Oberer ihm zu befehlen habe. Und wirklich wies er einen Auftrag deſſelben Biſchofs von Poitiers zur Fortſetzung der Exorcismen vor, welcher Urban's Beſchwerden von ſich und ihn an die bürgerliche Obrigkeit gewieſen hatte.

Die ganze Sache ging jetzt in einen verſteckten Kampf der bürgerlichen und der geiſtlichen Obrigkeit über. Der Bailli mit den Gerichtsbeiſitzern verordnete, daß Grandier's Geſuch nachgegeben werden müſſe, und die Priorin ſo wie die Laienſchweſter jede beſonders in ein Bürgerhaus unter genaue Aufſicht und unter Zugebung einer Nonne gebracht werden ſolle. Dort dürfe Niemand als die Exorciſten und zwar in Gegenwart anerkannt rechtlicher und unbetheiligter Perſonen, zu ihnen gelaſſen werden. Aber die Priorin erklärte, ſie ſei der Gerichtsbarkeit des Bailli nicht unterworfen, der Biſchof ſei ihr compe-

melgewirbel. „Sie kommen schon," sagte der Wirth, und die Wirthin verdoppelte ihre Anstrengungen, die wohl darauf hinausgingen, daß der junge Mann das Zimmer verlassen solle. Wirklich enteilte er durch eine Nebenthür so hastig, daß es dem Wirthe nöthig schien seinen andern Gästen eine Erklärung deshalb zu geben.

„Du mußt wissen, daß dieser Bruder in Christo sich mit den Soldaten nicht vertragen mag, wie denn überall das Wesen der Männer mit dem Degen in der Hand sich wenig verträgt mit dem Worte des Herrn."

„Ei gewiß," fiel die Wirthin ein, „er ist einer der schmucksten Burschen rund herum, die die Bibel in die Hand nehmen. Früher mag er wohl in Oxford gewesen sein; aber die Auslegung der Gelehrten, das hat er tausendmal versichert, konnte ihm nie gefallen. Da ist er auch wohl in Streit gerathen mit den Leuten vom bösen Handwerk und er wollte schon vor Tage weg, als die Einquartierung angesagt ward."

Sie hätte gern, wie es schien, noch eine Viertelstunde zu Gunsten des Studenten oder Schulmeisters gesprochen, aber der Dechant, der schon so lange, als von den Soldaten die Rede war,

tenter Richter, und proteſtirte gegen die Sequeſtration ihrer Perſon, die ihrem Gelübde entgegenlaufe. Sie dürfe danach nie ihre Clauſur verlaſſen, wenn nicht ihr geiſtlicher Oberer ſie davon dispenſire. Aehnliche Proteſtationen liefen von andern angeſehenen Männern und Frauen ein, welche im Kloſter Verwandte hatten. Ja ſie drohten den Bailli für ſeine Perſon zu belangen, wenn er den ungerechten Befehl durchſetzen wolle. Der Gerichtsbeamte mußte darauf ein neues Verfahren über die Rechtmäßigkeit der beſtrittenen Sequeſtration einleiten, was die Sache in immer weitere Kreiſe verwickelte.

Inzwiſchen wurde mit den Beſchwörungen in der bisherigen Weiſe und in Gegenwart der Civilbeamten fortgefahren, ohne große andere Reſultate, als daß das Latein des Teufels immer mehr verdächtigt wurde. Barre forderte die Priorin auf: Adora Deum tuum, creatorem tuum (bete deinen Gott an, deinen Schöpfer) und ſie erwiederte richtig: adoro te (ich bete dich an), als er aber fragte quem adoras? (wen beteſt du an) antwortete ſie ſtatt des Accuſativus Jesum Christum, den Nominativus Jesus Christus! — „Das iſt ein Teufel, der nicht viel Grammatik im Kopf hat," rief ein Beiſitzer des Gerichts. Der Beſchwörer ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen, ſondern wiederholte ſchnell die Frage in einer andern Wendung, wo der Nominativ paßte: quis est iste, quem adoras? (Wer iſt es, den du anbeteſt?): jetzt aber antwortete die Nonne den Vocativ: Jesu Christe! Mehre riefen, das ſei doch auch für den Teufel zu ſchlechtes Latein, worauf Barre aber kühn behauptete, ſie habe geſagt, adoro te, Jesu Christe! (Dich bete ich an, o Jeſus Chriſtus!) Die Schweſter Clara, die erſt beſeſſene Laienſchweſter, rief zwar fortwährend „Grandier! Grandier!" mit Beſchuldigungen gegen ihn, auch machte ſie

in Gegenwart Aller ſo unzüchtige Bewegungen und ſtieß ſo unflätige Reden aus, daß billigerweiſe Niemand an einer Anweſenheit des Teufels bei dem ſchönen Mädchen zweifeln konnte. Mit der Latinität ihres Teufels ſah es aber nicht beſſer aus als bei der Priorin. Auf die Frage? durch welchen Bund iſt der Teufel in dich gefahren? antwortete ſie: duplex (zweifach), was keinen Sinn gab. Ein ander Mal, als man den Teufel in den Nonnen nach Grandier's Stand fragte, antwortete er: Curatus. Er machte aus dem franzöſiſchen Curé ein lateiniſches Wort, was wenigſtens auf der Oberwelt nicht exiſtirte. Als man ihn fragte: unter welchem Biſchof dieſer Grandier die Tonſur erhalten? antwortete der Teufel ganz treuherzig: nescio (ich weiß es nicht). Da es mit dem Latein ſo ſchlecht ging, foderte der Bailli den Exorciſten auf, er ſollte den Teufel zwingen, alles das griechiſch zu wiederholen, was er lateiniſch ſo ſchlecht beantwortet; aber Barre mochte ihn noch ſo furchtbar beſchwören, er wollte kein griechiſches Wort von ſich geben, und als er heftiger in ihn drang, kam die Nonne ſehr bald wieder zur Beſinnung; der Teufel war vor dem Griechiſch entlaufen. Einmal brachte der Exorciſt der Beſeſſenen eine Hoſtie in den Mund und verbot dem Teufel, ſie zum Erbrechen zu reizen. Der Teufel gehorchte, und der Pfarrer ließ die Gequälte dreimal Waſſer trinken. Ein Schottländer Stracan, der Director der Schule zu Loudun, verlangte, der Teufel ſollte das Wort Waſſer auf ſchottiſch ſagen. Die Priorin antwortete, was dem Teufel oft aus der Verlegenheit half: nimia curiositas (das iſt eine vorwitzige Frage). Dennoch beſtand man auf der Foderung des Schotten. Der Teufel wollte nun ohne Zweifel antworten: „Gott will nicht (deus non vult);“ aber er verſprach ſich und rief: Deus non volo (der Gott ich will nicht). Der

Exorcist konnte dies schlechte Latein nur dadurch entschuldigen, daß ihm die Foderung, der Teufel solle auch schottisch verstehen, doch allzu vorwitzig scheine.

Aber das Ritual bei Beschwörungen setzte ausdrücklich fest, daß das Vermögen, fremde Sprachen zu reden, und Sachen, die in den entferntesten Ländern vorgingen, im Augenblick, wo sie sich begeben, das untrüglichste Merkmal einer Besessenheit sei. Darauf verwies man ihn. Der Exorcist stellte dies nicht in Abrede, versicherte auch, der Teufel verstände recht gut die schottische Sprache, er wolle nur diesmal nicht schottisch sprechen. Er könne aber noch weit schwierigere Dinge als schottisch reden; so solle er auf der Stelle, wenn es den Herren gefällig, alle geheimen Sünden des Herrn Bailli herzählen. Dem Beamten war dies nicht gefällig, denn es war vorauszusehen, daß die besessene Nonne, voreingenommen gegen die weltlichen Gerichtsbeamten, alles mögliche Stadtgeklätsch zum Vorschein bringen würde. Dagegen meinte man, der Teufel könne sich durchaus nicht weigern, hebräisch zu reden, da dies eine todte und die älteste unter allen Sprachen sei, die er, bei seinem langen Leben sich jedenfalls und sogar zur Geläufigkeit müsse angeeignet haben. Aber selbst das einfache Wort Wasser zauderte er hebräisch zu nennen. Die Nonne stockte, und endlich sprach sie mit leiser zitternder Stimme einige Worte, von welchen alle näher Stehenden behaupteten, sie hätten gelautet: Ah! je renie! (Ach, ich widerrufe!) Aber ein Karmeliter, der in einem entfernten Winkel gestanden, versicherte, sie hätte gesagt: Zaquacq, welches ein hebräisches Wort sei, und so viel bedeute als: „Ich habe Wasser ausgeschüttet!“

Unsere Leser werden uns gern der Aufgabe überheben, aus den Protokollen dieses ersten Beschwörungsprocesses

alle die immer wiederholten Beobachtungen aufzuzeichnen. Zu den zwei Hauptbeſeſſenen waren ſchon jetzt noch einige andere gekommen, die in der Bezüchtigung Grandier's als Urhebers ihrer Qualen übereinſtimmten und ſeinen Namen zugleich mit Verwünſchungen und ekelhaften Zumuthungen überhäuften. Da dieſe Beſeſſenen ſämmtlich ſchöne Mädchen waren, meinten die Spötter, daß die Teufel in ihnen ſehr geſchickt, oder auch ungeſchickt operirten, je nachdem es ihnen darum zu thun ſei, ihren Erwählten, der, ſeiner Neigung zum weiblichen Geſchlecht wegen, bekannt war, zu denunciren. Alle Beſeſſenen ſtockten in den Antworten auf Fragen, welche ihnen auf Anlaß der Beamten vorgelegt wurden, dagegen gingen ſie wie ein Peletonfeuer los, wenn der Exorciſt aus ſeinem Kopfe fragte.

Man hatte, den geſetzlichen Vorſchriften gemäß, die angeſehenſten Aerzte der Stadt bei der letzten Beſchwörung hinzugezogen. Ihr Bericht ging dahin: daß ſie zwar an der Priorin heftige convulſiviſche Bewegungen bemerkt, ein Beſuch ſei jedoch nicht hinreichend, um zu unterſuchen, ob die Urſachen natürlich oder übernatürlich wären. Um genau und nach ihrer Wiſſenſchaft zu unterſuchen, müſſe ihnen möglich gemacht werden, Tag und Nacht ſich bei den Beſeſſenen aufzuhalten und Niemand als einige Nonnen und Beamte zu denſelben gelaſſen werden. Auch müßten ſie allein ihnen Speiſe und Getränke reichen, Niemand ſie anrühren, noch ſonſt mit ihnen ſich in Rapport ſetzen. Erſt dann wären ſie im Stande, das Reſultat ihrer Beobachtungen getreulich anzuzeigen.

Es ſtand nicht mehr in der Macht des Bailli, dieſem vernünftigen Anſinnen, auf das auch Grandier mit aller Heftigkeit beſtand, nachzugeben. Die Ankläger ſelbſt hät-

ten es unterſtützen müſſen, um eine Anklage gegen die Lauterkeit ihrer Geſinnung, die im Publicum ſich immer deutlicher vernehmen ließ, zu entkräften. Sie zogen es vor, bei mehren Gelegenheiten durch die fürchterlichſten Schwüre die Reinheit ihrer Abſichten und ihres Glaubens zu betheuern.

Indeſſen verfuhren der Bailli und die Gerichte doch mit aller Umſicht und aller Unparteilichkeit, welche die Umſtände ihnen geſtatteten. Durch ihre geſchickten Zwiſchenfragen ſtellte ſich heraus, daß die ſechs Teufel, welche die Priorin beſeſſen, auch in andern Beziehungen ſehr unwiſſend waren, und es auch trotz der mannichfachen Zuflüſterungen der Bettelmönche und der verbündeten Ankläger blieben. Einmal als der Teufel auf menſchliche Weiſe in Erfahrung gebracht, daß ein Hugenotte in der Kapelle war, und ſich darüber beſchwert, ließ ihn der Bailli fragen: wie viel Hugenotten in der Verſammlung wären? Er antwortete dreiſt: ihrer zwei. Es waren aber nicht weniger als neun, und angeſehene Leute zugegen. Ebenſo falſch gab der Teufel der Priorin, auf Befragen, den Aufenthaltsort Urban's und des Bailli ſelbſt, der erzürnt fortgegangen war, an. Da alle dieſe Kränkungen dem Teufel aber nur in Gegenwart der Beamten widerfuhren, ſo riefen alle beſeſſenen Nonnen, ſie wollten durchaus nicht mehr in Gegenwart des Bailli noch der andern Perſonen exorciſirt ſein.

Der Bailli berief in ſeiner Verlegenheit eine allgemeine Verſammlung der Einwohner der Stadt, in der beſchloſſen wurde, an den Biſchof von Poitiers und an den Generalprocurator zu ſchreiben, und, unter Einſendung der Regiſtraturen, ſie zu bitten, durch ihre Gewalt und Weisheit dem ferneren Verlauf einer ſo ärgerlichen Kabale Einhalt zu thun. Der Generalprocurator antwor-

tete ſtatt des Biſchofs, die Sache ſei rein geiſtlich, das Parlament könne ſich daher nicht darein miſchen. Der Biſchof gab gar keine Antwort, ernannte aber andere, Grandier feindliche Geiſtliche, um den ferneren Beſchwörungen beizuwohnen, die dem Canonicus Barre allein anvertraut wurden.

Die Sache fing indeſſen an, durch ganz Frankreich Aufſehn zu erregen. Die Königin, ſehr begierig, den wahren Hergang der Sache, die ſie nur aus den verworrenſten Gerüchten kannte, zu erfahren, ſandte ihren Almoſenier Marescot nach Loudun, um die Sache aufs gründlichſte zu unterſuchen. Die weltlichen Beamten fürchteten, daß dieſer Geiſtliche ſich leicht durch Mignon und Barre könne gewinnen laſſen; trotz des Proteſtes der Nonnen und dem Befehle des Biſchofs wollten ſie daher wenigſtens als Zeugen bei der neuen Beſchwörung ſein, um über eine genaue Regiſtratur aller Vorgänge zu wachen. An der Pforte des Kloſters erklärte aber eine Nonne, man werde ſie nicht einlaſſen; denn ſie wären verdächtig, und hätten in der Stadt ausgeſprengt, es ſei mit den Beſeſſenen nichts als Betrügerei und Erdichtung. Das mußten die erſten Gerichtsperſonen in ihrer eigenen Stadt, auf offener Straße ſich ſagen laſſen. Dazu kam Barre in voller prieſterlicher Kleidung, den Almoſenier zu ſeiner Seite, und erklärte ihnen: er werde ihnen nicht verweigern, hereinzukommen, aber er werde thun, was ihm beliebe; er ſei ein ehrlicher Mann, kenne die Pflichten eines Exorciſten und werde wiſſen, was ihm obliege, ohne ſich durch obrigkeitliche Perſonen zu Fragen beſtimmen zu laſſen, welche bei der letzten Beſchwörung ohne allen Grund davongelaufen wären. Der Bailli und die Seinen unterließen nicht, zu antworten, und ein ärgerliches Gezänk erfolgte auf offener Straße, was damit endete,

daß die Beamten mit der ohnmächtigen Verwarnung: er ſolle ſich nicht unterſtehen, irgend einen Menſchen, wer es auch ſei, zu verunglimpfen, endeten. Barre ſchrie ihnen nach, ſie hätten ihm nichts zu befehlen, und warf die Thür hinter ihnen zu.

Grandier's Sache ſchien ſchon damals verloren, als die Vertreter der Geſetze ſich vor dem Einfluß der zu ſeinem Untergange Verbündeten und der Uebermacht der Mönchspartei zurückziehen mußten. Die Beſchwörer konnten jetzt, befreit von der Kritik läſtiger Aufpaſſer, die Beſeſſenen Alles ſagen laſſen, was ſie Luſt hatten zu hören. Da erſchien abermals, plötzlich als ein Retter in der Noth, der Erzbiſchof von Bordeaux, Herr von Escoubleau, in der Nähe von Loudun. Er ſchickte ſeinen Arzt in die Stadt, um die Beſeſſenen zu unterſuchen. Mignon, Barre und die Uebrigen kannten den Charakter des helldenkenden Prälaten. Der Arzt wurde mit Aufmerkſamkeit empfangen, er konnte aber nichts unterſuchen, denn man kam ihm ſchon mit der troſtvollen Nachricht entgegen, daß alle inficirten Nonnen wunderbarer Weiſe und mit einem Male von den hölliſchen Geiſtern verlaſſen worden. Sämmtliche Beſeſſene, wie inſpirirt durch die beſeligende Nähe des Prälaten, waren ruhig und zufrieden und geſund, als hätte ſich nie etwas Außerordentliches mit ihnen ereignet.

Urban Grandier traute dem Frieden nicht, er bat aufs inſtändigſte durch ein Memorial den Prälaten, die Sache nochmals, und aufs ſtrengſte, durch unbeſcholtene Perſonen unterſuchen zu laſſen. Der Erzbiſchof willfahrte dieſem Geſuch, und erließ, unterm 27. December 1633, eine merkwürdige Ordonnanz, deren Hauptbeſtimmungen folgende waren:

Zwei von ihm ernannte Jeſuitenpatres ſollten in Zu-

kunft umwechſelnd mit Barre, doch immer Einer in Gegenwart des Andern, die Beſchwörungen verrichten. Die Beſeſſenen ſollten aus dem Kloſter fortgenommen, ein beſonderes Haus für ſie gemiethet werden. Keine andere Geſellſchaft dürfte um ſie bleiben, als eine unverdächtige, vom Teufel nicht angefochtene Nonne. Dann ſollten drei der geſchickteſten katholiſchen Aerzte ſie behandeln und genau unterſuchen, ob die angebliche Beſeſſenheit in der Einbildungskraft, im dicken Blute und ſchlechten Säften ihren Urſprung habe, oder ob Bosheit und Betrug dahinter verborgen ſei? Im letzten Falle wäre eine tüchtige Disciplin anzuwenden, um das Geſtändniß der ſchändlichen Kabale zu erhalten. Sollten aber wirklich übernatürliche Merkmale ſich zeigen, als da wären: daß ſie Gedanken in Worten ausſprächen, die ein Exorciſt dem Andern ins Ohr ſage; daß ſie Dinge anzeigten, die ſich in der Minute, da man mit ihnen redete, an entfernten Orten zutrügen, ohne Verdacht, daß die angezeigte Handlung vorher verabredet wäre; oder daß ſie ein Geſpräch von 8 bis 10 zuſammengeſetzten und verbundenen Worten in fremden Sprachen, von denen ſie notoriſch keine Kenntniß hätten, halten könnten; oder endlich, wenn ſie im Stande wären, mit gebundenen Händen und Füßen auf eine Matratze an der Erde gelegt, ohne Jemandes Beihülfe (denn Alle müßten entfernt werden) ſich frei, ohne irgendwo anzuſtemmen, in die Luft zu heben, und eine geraume Zeit ſich dort ſchwebend zu erhalten; — wenn alſo einer dieſer Fälle einträte, alsdann ſolle man erſt zum Exorcismus ſchreiten. Bei Strafe des Bannes wurde jedem Prieſter unterſagt, mit der Sache ſich abzugeben, mit den Beſeſſenen zu reden, oder ſie anzurühren. Um aber auch den Freigeiſtern den Mund zu ſtopfen, ſolle von Ungeweihten Niemand als der Bailli und Eri-

minallieutenant den Beschwörungen beiwohnen. Bei der bekannten Armuth der Ursulinerinnen wolle übrigens der Erzbischof aus seinem eigenen Beutel alle Ausgaben behufs der Sequestration und der Exorcismen übernehmen.

Dieser, Milde und Weisheit athmende, Befehl bewirkte plötzlich, was alle Beschwörungen nicht vermocht. Sämmtliche Teufel in den Leibern der Nonnen verhielten sich still, sie waren entflohen. Es war aus mit der Besessenheit in Loudun. Barre ging still nach seiner Pfarrei zurück, so die andern Geistlichen; die Nonnen blieben ruhig in ihrem Kloster. Die Freisinnigen und Spötter bekamen Oberwasser. Die Ersteren waren erbittert auf die Ursulinerinnen. Die Aeltern nahmen ihre Kostgängerinnen zurück; man schickte nicht mehr junge Mädchen zu ihnen in die Schule. Selbst die vornehmen Verwandten der Nonnen schämten sich ihrer und wollten nicht gern von ihnen sprechen. Die armen Wesen hielten sich nun an ihren Beichtvater und betäubten seine Ohren mit Schmähungen und Vorwürfen, daß er sie getäuscht und, anstatt ihre zeitlichen Güter zu vermehren, sie in noch größere Dürftigkeit versetzt habe.

Ich wünschte, ich könnte mit diesem Ausgange des verunglückten Anschlags das Ende der ganzen Criminalgeschichte schreiben. Aber es ist nur das Ende des Anfangs, der Schluß des Lustspiels, wenn man die frevelhafte Intrigue, um ihrer possenhaften Züge willen, so nennen darf, das furchtbare Trauerspiel soll erst beginnen. Ein Charakter, wie Mignon's, voll düsterer Glut und wilder, lang genährter Rache, läßt sich durch einen mißglückten Versuch nicht abschrecken. Seine giftige Erbitterung wurde durch die Vorwürfe seiner Verbündeten, den Spott des Publicums und den Triumph, den er zum zweiten Male seinem Todfeinde bereitet, nur noch mehr

genährt. Er arbeitete im Stillen fort auf neue Pläne der Rache und der Zufall begünſtigte ihn über Erwarten, und früher als er es ſich träumen ließ, bot ihm die Gelegenheit ihren Arm und verſchaffte ihm einen ſtärkern Bundesgenoſſen, ſtärker als der Urban's war, mächtiger als der Erzbiſchof von Bordeaux.

Cardinal Richelieu ließ die Feſtungen und Burgen im Innern des Königreiches ſchleifen, damit die trotzigen Feudalherren und die aufſäſſigen Gouverneure der Provinzen in denſelben keinen Stützpunkt mehr gegen die Regierung fänden. Die Belagerung dieſer Feſten hatte unter den franzöſiſchen Königen einen guten Theil ihrer Regierungszeit hingenommen. Louduns Citadelle befand ſich unter der Zahl derer, welche abgetragen zu werden beſtimmt war; wie man behauptete, mit der Nebenabſicht, auf Koſten Louduns die nahe gelegene neue Stadt zu vergrößern, welche Richelieu erbaut und die ſeinen Namen trug. Der Staatsrath von Loubardemont, die dienſtfertigſte, getreueſte und geſchmeidigſte ſeiner Creaturen, war zu dieſem Zwecke nach Loudun geſchickt. In allen Geſellſchaften mußte er die ärgerliche Geſchichte von den beſeſſen geweſenen Nonnen hören; ihm um ſo verdrießlicher, als ſeine eigene Verwandte, die Priorin, dabei eine beſonders anſtößige Rolle ſpielte. Grandier's Feinde wußten alle Schuld auf ihn zu wälzen, und Loubardemont, der in ſeiner Nichte von dem Prieſter Beleidigte, ſchloß ſich den zu Grandier's Untergang Verbündeten an. Um die Autorität des Erzbiſchofs von Bordeaux zu überzipfeln, mußte eine höhere Autorität gewonnen, Richelieu ſelbſt mußte in das Spiel gezogen werden.

auf nichts, was sonst vorgetragen wurde, geachtet hatte, wurde von der Erwähnung einer hier zu erwartenden Einquartierung so allarmirt, daß er dem Wirthe kaum sein Ohr lieh, als dieser von der Veranlassung sprach. König Jacob wollte mit seiner Armee, die er jeden Sommer auf der Hunsloheide übte, ein großes Manoeuvre anstellen, und dem Bewohnern der Gegend sei rund umher angesagt Speise und Trank in Bereitschaft zu halten. Auch, hieß es, er erwarte den päpstlichen Gesandten, den er im vollen Glanze eines kriegerischen Königs empfangen wolle.

Was konnte dem Dechanten Uebleres begegnen, als ein Zusammentreffen zugleich mit Soldaten und Quäkern, Menschen, die er trotz ihrer gegenseitigen Abneigung in gleichem Grade mied. Zwar mußte er fürchten, mit ersteren auf den Straßen zusammenzustoßen, da einige von ihnen sich aber schon vor den Fenstern zeigten, war es immer besser dem einen vorübereilenden Uebel entgegen zu gehn, als hier die Vereinigung Beider zu erwarten. Die Pferde wurden angespannt, und der Prälat stieg in den Wagen, während schon einzelne Musketiere mit soldatischem Ungestüm ihre Büchsen auf die Schwelle stampften, und Ausdrücke ihm in die

Es geschah auf leichte Weise. Der große Staatsmann konnte durch keinen Widerstand, durch keine Schwierigkeiten aus seiner Ruhe gebracht werden, wol aber durch Satire und Schmähschriften. Als Richelieu einst in Ungnade gefallen, war eine beißende Satire gegen ihn erschienen: Die schöne Schusterin, oder die Schusterin von Loudun betitelt. Richelieu war darin als girrender Schäfer lächerlich gemacht, der in einer schwachen Stunde seiner Geliebten alle anzüglichen Anekdoten aus seinem Leben erzählt. Der Cardinal hatte sich vergebens bemüht, den Verfasser zu ermitteln; desto fester hatte er in seiner Brust die Rache dafür dem Calumnianten aufgespart. Durch Vermittelung des berühmten Kapuzinerpaters Joseph, denn alle Kapuziner waren gegen Grandier erbittert, wurde Richelieu die erste Mittheilung: es sei nicht allein ausgemacht, daß Urban Grandier Verfasser jener Schmähschrift sei, sondern daß er auch in heimlichem Verkehr und Schriftwechsel mit des Cardinals Feindin, der Königin Mutter, stehe. Eine bekannte Frau, niederer Herkunft, aus Loudun, die Hamon, welche sich des vollen Vertrauens der Königin erfreute, sei die Mittelsperson, und sie habe dem Priester im Auftrage der hohen Dame alle die kleinen Geheimnisse mitgetheilt, welche die Würze jener Satire ausmachten. Richelieu's Gemüth war durch diese Nachricht, so wie nur die Verbündeten es wünschen konnten, vorbereitet, als Loubardemont von seiner Mission zurückkehrte und dem Cardinal die entsetzlichsten Dinge von den Besessenen in Loudun hinterbrachte, Dinge, die er alle mit eigenen Augen angesehen. Es sei unzweifelhaft, daß Grandier ein Erzzauberer wäre, der die armen Nonnen mit teuflischer Bosheit gequält und noch immer weiter quälen werde, wenn nicht endlich die Obrigkeit mit Kraft und Entschiedenheit dem Unwesen steuere.

Richelieu, der nie unentſchloſſen war, war es ganz gewiß nicht, wo es einen verhaßten Feind zu züchtigen galt. Er ſchien auch in den Maßregeln, die er ſchnell ergriff, vollkommen durch Das, was aus Loudun in dem Augenblicke nach allen Seiten hin verlautete, gerechtfertigt; denn ſobald Herr von Loubardemont von da abgereiſt, kamen alle die Teufel, welche durch die Ordonnanz des Erzbiſchofs von Bordeaux verjagt waren, zurück und brachten noch eine größere Geſellſchaft mit. Außer der Priorin und der Schweſter Ebra waren noch fünf andere Nonnen beſeſſen (possédées), ſechs mit teufliſchen Anfechtungen geplagt (obsédées) und drei behext (maléficiées). So aber hatte das Uebel in der Stille um ſich gegriffen, daß auch außer dem Kloſter, in der Stadt, ſechs Mädchen beſeſſen, zwei geplagt und noch zwei behext waren; Alle aber Beichtkinder des Canonicus Mignon. Auch in Chinon, des Exorciſten Barre Parochie, hatten ſich zwei Teufel bei zwei Betſchweſtern einquartiert.

Da mußte wol Richelieu helfen. Das Conſeil ertheilte dem Herrn von Loubardemont den Specialauftrag, dem Canonicus Grandier und ſeinen Mitſchuldigen den Proceß zu machen, wegen Zauberei, Bundes mit dem Teufel und wegen aller ſeiner andern Verbrechen. Dabei ſolle er ſich durch keinen Widerſpruch, durch kein Proteſtiren und Appelliren, es ſei von wem oder wohin es wolle, irre machen laſſen; vielmehr werde ihm völlige und unbeſchränkte Macht über die Perſon beſagten Grandier's ertheilt und alle Behörden angewieſen, ihm mit nöthigenfalls bewaffneter Macht beizuſtehen.

Mit dieſer Ordonnanz erſchien Herr von Loubardemont am 6. December 1633 Abends in der Vorſtadt von Loudun, ganz in der Stille, nur Grandier's Feinde erhielten Nachricht und Zutritt. Dem Lieutenant des

Prevôt wurde der Auftrag, den Pfarrer Grandier in aller Frühe am nächsten Morgen zu arretiren. Der Lieutenant, ein Herr de la Grange, gehörte nicht zum Complot. Er fand Mittel, den Priester zu warnen. Grandier dankte ihm für seine Großmuth, erklärte aber: er vertraue auf seine Unschuld und auf Gottes Barmherzigkeit und werde nicht fliehen.

Die Verhaftnahme war ein Fest für seine Feinde. Sie erfolgte gerade als Urban in die Mette gehen wollte; alle Betheiligten hatten sich dazu eingefunden, sich an der Demüthigung ihres Feindes zu weiden und zugleich den Lieutenant zu überwachen, dem man nicht traute. Vier Monate mußte Grandier im Schlosse von Angers sitzen. Hier waren seine Beschäftigungen nur Gebete und geistliche Betrachtungen. Er bekannte seinem Beichtvater die wirklichen Vergehungen, deren er sich schuldig gemacht und äußerte seine vollkommene Ergebung in den Willen Gottes. Dieser sein Beichtvater, Canonicus Bacher, gab das vortheilhafteste Zeugniß von Urban's Seelenzustande ab, was indessen seine Richter unberücksichtigt ließen.

Der Angriff ermangelte jeder rechtlichen Form. Urban war verhaftet, ohne daß ein Klageinstrument gegen ihn vorlag, er wurde zur Untersuchung gezogen auch wegen Vergehen, die längst abgeurtheilt waren. Gerade dies Ueberspringen der gesetzlichen Formen lag aber im Plane. Die Verfolgung sollte den Anschein gewinnen, als ginge sie vom Könige aus, um seine Vertheidiger abzuschrecken, allen seinen Feinden aber neuen Muth zu machen. Seine Schriften boten den Verfolgern wenig oder keinen Anhalt. Man fand nur zwei Blätter Verse von sehr freiem Inhalt und die schon erwähnte Abhandlung gegen das Cölibat, welche er einer ungenannten Freundin gewidmet hatte, zur Beruhigung ihrer Gewissensscrupel. Von Hexerei

war nichts darin, vielmehr lautete der Schluß, in Versen, folgendermaßen:

Si ton gentil esprit prend bien cette science
Tu mettras en repos ta bonne conscience.

Unter den Schriften confiscirte man aber auch alle diejenigen Documente, welche zu seiner Vertheidigung hätten dienen können, trotz aller Widersprüche seiner Mutter und übrigen Angehörigen. Mit dem Verhöre der Zeugen wurde gleichfalls in einer heftigen, voreingenommenen Art verfahren. Der königliche Procurator Richard schlich sich um Mitternacht in ein Haus, zwei Weiber zu verleiten, gegen Grandier ein Zeugniß abzulegen, was er ihnen mittheilte. Der eigene Schwiegersohn desselben, der Advocat Fournier, der bei der Commission die Stelle eines königlichen Procurators vertreten mußte, war darüber so entrüstet, daß er seine Stelle niederlegte. Weder dieser, noch andere Schritte, von Grandier's Bruder, der jetzt Gerichtsrath in Loudun war, unternommen, halfen, um den Richtern das Unbillige und Ungesetzmäßige ihres Verfahrens in den Sinn zu rufen. Loubardemont ging ganz offen nur mit den Feinden des Verklagten um, und suchte nicht einmal mehr den ungerechten Verhandlungen einen Schein des Rechtes zu geben. Er hörte auf keinen Widerspruch, zerriß die ihm eingereichten Appellationsschedula, ja verbot den Gerichtsdienern bei Strafe dergleichen Schriften ferner anzunehmen. Er vernahm alle Zeugen in Gegenwart von Grandier's Feinden, ließ, was sie zu Gunsten desselben aussagten, nicht protokolliren, ja entließ sie, wenn sie es gethan, mit Drohungen, die Andere zurückschrecken sollten. Auch der Bischof von Poitiers verfuhr, geistlicherseits, mit derselben Ungerechtigkeit. Durch einen Befehl unterfing er sich, gegen seinen geistlichen Oberherrn, den Erzbischof, alle in dessen Or-

donnanz gegebenen weisen Maßregeln aufzuheben. Kein Recurs dagegen; alle Wege waren versperrt für die Stimme des Verfolgten. Von den Kanzeln herab erging ein Monitorium, worin die angeblichen Verbrechen des Angeschuldigten (der dabei gegen allen Brauch mit Namen genannt wurde) mit den schmuzigsten Ausdrücken und Bildern verlesen wurden, mit der Aufforderung an die Gemeinde, was Jeder davon wisse, anzuzeigen.

Erst am 2. Februar 1634 wurde Grandier durch Loubardemont und den Stellvertreter des Bischofs, Demourant, in Angers vernommen. Sieben Tage dauerte das Verhör und der Verklagte widersprach sich nicht ein einziges Mal; das Einzige, was er einräumte, war die Autorschaft der Schrift gegen das Cölibat. Darauf fand es Loubardemont für gut, auf zwei Monate nach Paris zu reisen, den Proceß ruhen und den Angeschuldigten ohne Verhör im Gefängniß schmachten zu lassen. Nach der Zeit brachte er dafür einen neuen Beschluß des Conseils mit, durch welchen alle und jede Appellation verboten und allen Parlamenten, sowie jedem andern Richter aufs strengste untersagt wurde, sich in den Proceß zu mischen.

Loubardemont, nunmehr unumschränkter Herrscher über Urban's Schicksal, ließ ihn nach Loudun bringen und in ein seinem Todfeinde Mignon zugehöriges Haus einsperren, wo er Tag und Nacht durch die listige Frau des Gerichtsdieners Bontem's belauscht wurde. Was er redete und that, ward von dieser den besessenen Nonnen hinterbracht, deren diabolisches Kenntnißvermögen auf diese Weise um ein Bedeutendes anwuchs. Alles war wohl vorbereitet und es kam nunmehr nur darauf an, der ganzen Sache einen Anstrich von Wahrheit und Gerechtigkeit zu geben. Auch damals schon hielt man das bei einer ungerechten Sache für, wenn nicht nöthig, doch rathsam.

Die beſeſſenen Nonnen, es waren jetzt ſchon ihrer neun, wurden, dem Scheine nach, ſequeſtrirt, d. h. in Häuſern untergebracht, wo ſie von Angehörigen und Vertrauten des Complottes behandelt wurden, und es fand nach wie vor die lebhafteſte Communication zwiſchen ihnen und den Exorciſten ſtatt. Alle Proteſtationen Grandier's gegen ein Verfahren, welches ihm nicht unbekannt blieb, waren vergebens. Auch die zum Schein hinzugezogenen Aerzte waren unwiſſende Dorfbarbiere, Charlatans und ſonſt anrüchige Charaktere. Einer der angenommenen Wundärzte, Manouri, war Mignon's Neffe und der Schwager einer Beſeſſenen. Der zur Beſchaffung der Arzneien für die Nonnen von Loubardement beſtellte Apotheker Adam aber war einer der frühern Ankläger Grandier's, und als ſolcher wegen überwieſener Verleumdung durch das Parlament zur Kirchenbuße verurtheilt worden. Die Wahl gerade dieſes Mannes, um die nöthigen Arzneien den Kranken zu verabreichen, ſprach, im Auge des Unbefangenen, mehr als Alles über die Art des Verfahrens, das man gegen den Verklagten einſchlagen wollte. Adam, wie ſpäter erwieſen, verwechſelte die Medicamente, und gab ſtatt beruhigender Mittel Verzuckungen erregende.

Bei den Zeugenvernehmungen machte Grandier dem königlichen Commiſſair einen ſeltſamen Vorſchlag. Er erinnerte an einen Fall aus der Geſchichte der Kirchenväter. Der heilige Athanaſius war auf dem Concilium zu Tyrus durch ein Weib angeſchuldigt worden, daß er Gewalt an ihr verübt habe. Athanaſius hatte ſie nie geſehen; ein Freund, der Prieſter Timotheus, befreite ihn auf eigene Weiſe von der ſchändlichen Anklage und ſetzte die volle Unſchuld des Heiligen dadurch ins hellſte Licht. Als das Weib vor der vollen Verſammlung erſchien und ihre Anklage öffentlich wiederholte, ſtand Timotheus auf

und rief sie mit lauter Stimme an: „Was, Du unterfängst Dich, mich zu beschuldigen, daß ich Deine Ehre raubte?“ — „Ja, Du und kein Anderer bist der Räuber meiner Unschuld und Ehre,“ rief das Weib, und wiederholte zugleich Umstände, Zeit und Ort, wie es geschehen. Die heilige Versammlung brach in ein lautes Gelächter aus, und damit war die Untersuchung, wenigstens was den heiligen Kirchenvater betraf, beendet. — Grandier wollte, da keine von den Besessenen ihn von Person kannte, ein ähnliches Probestück mit sich aufführen lassen. Mehre mit ihm gleichgekleidete Priester sollten den Besessenen sich zeigen; durch ein ähnliches Verfahren werde die Wahrheit und seine Unschuld sich am klarsten herausstellen. Der Vorschlag, der für ihn, unter den obwaltenden Umständen, von den misslichsten Folgen hätte werden können, ward jedoch nicht angenommen.

Die öffentlichen Beschwörungen hoben nun wieder an. Derselbe Official, welcher das erste Erkenntniß gegen Grandier abgefaßt und ein Franziskaner, der Pater Lactantius, waren die Exorcisten. Beide hatten mehre Tage mit den Besessenen in einem Hause gewohnt! Pater Lactantius, der aus der Vorgeschichte wußte, wie wenig Latein der Teufel der Priorin verstehe, befahl ihm, immer nur französisch zu antworten. Man hielt dies für eine unangemessene Höflichkeit gegen ein Wesen, das auf gar keine Höflichkeit Anspruch zu machen hätte, zumal da der Teufel alle Sprachen reden müsse. Lactantius aber erwiderte: der Bund sei einmal auf die Art gemacht, daß der Teufel nicht lateinisch reden dürfe; auch gäbe es Teufel, die unwissender wären, als der dümmste Bauer.

Wie die Rotte der Teufel in den Besessenen, so mehrte sich auch die Zahl der Exorcisten, die von allen Seiten herankamen. Da erschienen vier Patres Kapuziner,

Lucas, Tranquillus, Protaſius und Elias; zwei Karmeliterväter: Saint Thomas und Saint Mathurin; Alle begierig, in Gaſtrollen ſich Ruhm zu erwerben. Auch der hiſtoriſch berühmte Pater Joſeph begab ſich zu dieſem Zwecke nach Loudun, ſtand jedoch bald von ſeinem Vorhaben ab, da der kluge, welterfahrene Mann einſah, daß ein Triumph vor dem Pöbel noch keinen Sieg vor der Welt verſpreche.

Sämmtliche Exorciſten ſtellten den Satz auf: ein Teufel, der gehörig beſchworen worden ſei, befinde ſich gezwungen, die Wahrheit zu ſagen. Die Conſequenzen dieſes Satzes mußten furchtbar ſein, wie ſie es denn auch wurden.

In vier Kirchen fanden die Beſchwörungen ſtatt, wo jeder der Exorciſten die auf ſeinen Antheil gefallenen Beſeſſenen bearbeitete. Von den Aerzten und Apothekern wurden während des Proceſſes 26 Berichte zu den Acten gegeben, alle mit dem Reſultate: die Dinge, die ſie geſehen, wären übernatürlich, und überſtiegen ihre Kenntniſſe und alle Grundſätze der Heilkunde.

Die Grundſätze der Latinität überſchritt es auch, als die Priorin am 23. April auf die lateiniſche Frage: wie oft (quoties?) ihr der Teufel in Geſtalt einer Katze, eines Hundes, Hirſches und Bocks erſchienen ſei? antwortete: „Ich habe den Tag nicht eigentlich gemerkt.“ Beim Vorüberführen vor Grandier's Gefängnißhauſe wollte die Priorin, gleich einem ſcheuen Pferde, nicht von der Stelle, weil der Zauberer ſeine Arme aus dem Fenſter ſtecke. Bei der Unterſuchung ergab ſich aber, daß dies ſogenannte Fenſter ſo klein war, daß Grandier auch nicht einmal die Hand durchſtecken konnte.

Grandier's Wächterin hatte ihm (25. April) abgelauſcht, daß er ſich beim Brotſchneiden am linken Daumen

geritzt hatte. Die Priorin brachte darauf ein Stückchen Papier und Tropfen Blutes zum Vorschein, als Zeichen eines neuen Bundes, durch den Urban ihren einen Teufel Asmodi wieder in ihr mächtig gemacht habe. Der Staatsrath von Loubardemont stürzte sogleich nach Grandier's Gefängniß, konnte aber kaum die geringe Blutspur an dem Körper des Verhafteten entdecken. Indessen erinnerte sich der Teufel bei dieser Gelegenheit, durch den Mund der Priorin, daß er an Urban's Leibe fünf verschiedene Merkmale angebracht habe, die denselben an den Orten, wo sie wären, ganz unempfindlich machten. Folgenden Tags (26. April) ward Urban besichtigt. Man zog ihn nackend aus, verband ihm die Augen und schor ihm alle Haare ab. Der Wundarzt Manouri besichtigte mit einer Sonde, ein Eisen, das an einem Ende rund, am andern spitzig war. Wollte er zeigen, daß Grandier an einem Orte des Leibes unempfindlich und undurchdringlich sei, so brauchte er das runde Ende; so viel er auch stieß, das Fleisch widerstand und drängte das Eisen zurück. Sollte ein Ort empfindlich sein, so wußte er mit Taschenspielerkunst das Eisen in der Hand umzuwenden, und stach mit dem spitzen Theile durch das Fleisch bis auf die Knochen. Wenn das unglückliche Opfer vor Schmerz aufschrie, so zog der Wundarzt den richtigen Schluß, Urban sei an diesem Orte empfindlich geblieben. Zu diesem barbarischen Schauspiele waren Zuschauer gelassen worden. Alle waren von Mitleid durchdrungen, nur Herr von Loubardemont blieb ruhig. Die Priorin hatte am Tage vorher die unverwundbaren Theile nicht anzugeben gewußt, am Tage darauf hatte ihr Teufel ihr wenigstens drei derselben angezeigt. Konnte Urban Grandier, ruft Pitaval aus, in den Umständen, in welchen er sich damals befand, Lust empfunden haben, noch einen

neuen Bund mit dem Teufel zu machen, da er doch wohl einsah, daß die Teufel wider ihn waren und sich nicht geneigt fanden, seine Geheimnisse zu verschweigen?

Zuweilen foppte auch der Teufel, der in der Priorin saß, die Exorcisten und Richter. Befragt: wo Grandier's Zauberbücher lägen, nannte er den Namen einer Dame, mit der der Pfarrer eines unerlaubten Umgangs bezüchtigt ward. Man fand nichts. Er ward heftig gescholten. Nun nannte er die Nichte der Dame; diese hätte sie fortgeschleppt. Aber die Nichte ward betend in der Kapelle gefunden, und nur ihr Andachtsbuch bei ihr. Eines Tages hatte er gar nicht geantwortet. Am folgenden Tage darüber zur Rede gestellt, entschuldigte er sich, er habe gerade gestern zu Paris die Seele eines Parlamentsrathes zur Hölle bringen müssen. Auch nannte er den Namen des Parlamentsrathes; auf eingezogene Erkundigung ergab sich indeß, daß kein Parlamentsrath in Paris gestorben sei, ja auch keiner des Namens dort gelebt habe. Derselbe ungeschickte Teufel beschuldigte auch Grandier's Bruder, den Gerichtsrath in Loudun, daß er ein Zauberer sei, und der Unglückliche ward auf das Zeugniß eines so unzuverlässigen Dämons eingezogen und, bis nach Urban's Tode, im Gefängniß behalten. Die Zweifler meinten, weil der Gerichtsrath durch sein Ansehen und seine Schriften möglicherweise seinem Bruder helfen könnte.

Die sieben Teufel in der Priorin — soviel waren jetzt in dem einen schwachen Leibe des schönen jungen Mädchens — versprachen oft Dinge, die sie nachher nicht halten konnten. Im Mai verhieß der eine, er wolle sie zwei Fuß hoch von der Erde in die Luft heben. Pater Lactantius foderte ihn auf, sein Versprechen zu erfüllen; er zauberte aber. Eines Tages schien es dazu zu kommen. Ein Zuschauer hob den Rock der Nonne ein wenig in

Ohren tönten, die ihn wünschen ließen schon im Vorsaal des Königs zu stehen.

Aber der lange Weg wurde durch die mannigfaltigen Störungen doppelt lang. Die Morgensonne beleuchtete ein Meer von Soldaten, wie es selbst zu Cromwells Zeit in England nicht gesehen ward. Zu dem Wirbeln der Trommeln und Schmettern der Trompeten kam das Musketen- und Kanonenfeuer, oft so nahe, daß der Prälat das Aufblitzen der Zündpfannen sah, und die Büchsenpfropfen die Pferde scheu machten. Als er endlich in eine freie Gegend durchgedrungen, versperrte ein Auftritt eigener Art ihm den Weg.

An einer hohlen Straße begegneten sich zwei Reiterzüge, die weder zu den Truppen gehörten, noch, ihrer Kleidung nach Engländer waren. Zwischen den anscheinend Vornehmsten unter Beiden entspann sich ein Zwist über den Vorrang, der, je mehr Zuschauer sich auf den Höhen sammelten, um so heftiger wurde. Auf beiden Seiten waren einzelne Reiter, von der Armee und Privatleute, zugetreten, welche den Anhang und die Ansprüche der Parteien unterstützten. So schien der Streit, während er unter den eigentlich Betheiligten sehr ceremoniös geführt wurde, unter den zusammenge-

die Höhe und man sah, daß sie mit einem Fuße sich an den Boden stemmte. Der Teufel Beherit, in der Priorin, wollte die Ehre seiner Brüder wiederherstellen. Er erdreistete sich, zu versprechen, dem Herrn von Loubardemont das kleine Käppchen vom Kopfe zu nehmen und es so lange in der Luft frei schwebend zu erhalten, als man Zeit brauche, den Psalm Miserere zu beten. Der Tag oder vielmehr der Abend, wo es geschehen sollte, kam heran. Viele Kerzen strahlten durch das Dunkel der alten Kirche, der Herr von Loubardemont saß unruhig auf seinem Stuhle, aber wie auch der Pater Lactantius den Beherit beschwor und ihm fluchte, die Kappe blieb auf dem Kopfe des Herrn von Loubardemont ruhig sitzen. Hieran hatte der Teufel Beherit keine Schuld, vielmehr einige junge Leute, denen es auffiel, daß der Stuhl des Herrn von Loubardemont gerade unter einer der Gewölbeöffnungen stand, durch welche man die Kronenleuchter herabläßt. Sie waren unbemerkt hinaufgeschlichen und hatten sich um das Loch postirt. Als der Diener des Teufels mit einem langen Pferdehaar und Angelhäkchen ankam, ließ er sich durch die unerwartete Anwesenheit der nicht bestellten Wächter scheuchen, und die bewußte Kappe blieb auf dem Kopfe des Herrn von Loubardemont.

Ernsthafter schien es zu werden mit der Austreibung der drei Teufel Asmodi, Gresil und Aman aus dem Leibe der Priorin, die Pater Lactantius auf den 20. Mai versprochen hatte. Alle drei sollten bei ihrem Abmarsche eine Wunde in der linken Seite der Besessenen, ein Loch in ihrem Hemde, eins in ihrem Unterleibchen, eins in ihrem Gewande zurücklassen. Die Stellen, wo die Wunden vorbrechen würden, waren im voraus angegeben, ihre Länge, im voraus abgemessen, gleich der einer Stecknadel. Es solle Alles ohne Täuschung, ohne äußere Beihülfe

hergehen, versprachen die Exorcisten dem nach den bisherigen Vorfällen immer mistrauischer gewordenen Publicum. Dieser versprochene merkwürdige Auftritt fand in der Kirche zum heiligen Kreuze in Gegenwart einer ungeheuern Menge von Zuschauern statt. Die drei Teufel wurden zwei Stunden lang durch Kreuz- und Querfragen in französischer und lateinischer Sprache geängstigt, bis sie sich endlich unter den mächtigen Beschwörungsformeln zum Aufbruch rüsteten. Die Priorin war zuvor genau von den Sachverständigen besichtigt worden, ob sich keine Wunden in ihrer Seite, keine durch und durchgehende Oeffnung in ihrem Hemde, noch in den Falten ihres Habits ein schneidendes Instrument finde. Alles dies vor den Augen von hunderten, wo nicht tausenden von Zuschauern. Sie wand sich darauf unter gräßlichen, das Gefühl verletzenden Verzückungen wie ein Knäuel, bis die drei Teufel hinaus waren. Dann athmete und sprang sie, wie aus einem Traume erwachend, auf, sank aber sogleich wieder, die Arme über die Brust kreuzend, zusammen, ächzte tief auf und zog plötzlich die Hand, die unter dem rechten Busen gelegen, mit blutigen Fingerspitzen hervor! Es war vollbracht. Allerdings fand man ihr Leibchen und Gewand an zweien, das Hemde an drei Orten durchschnitten, die Löcher von der Länge einer Fingerdicke, desgleichen die Haut unter der linken Brust geritzt; allein diese Wunden waren so leicht, daß sie kaum durch die Haut gingen, die größte hatte nur die Länge eines Gerstenkorns. Ein Gemurmel ging durch die Zuschauer, das nur zu deutlich ihre Zweifel aussprach. Entschieden protestirte einer derselben, freilich ein Protestant, Marcus Duncan, ein schottischer Edelmann, der, ein berühmter Arzt, Professor der Philosophie und das Haupt des Collegiums der Protestanten zu Saumur war, noch

in der Kirche gegen das Verfahren; denn, gegen die Verheißung des Exorcisten, waren die Arme der Besessenen nicht auf den Rücken gebunden worden. Alle Unbefangene blieben der Ueberzeugung, daß die Priorin sich selbst mit leichter Mühe die unbedeutenden Wunden entweder mit einer verborgenen Messerspitze geschnitten, oder mit dem Nagel gekratzt habe. Loubardemont selbst mußte ausrufen: „Das hinkt!" Zu den Acten ließ er indeß die Austreibung, als durch die Wundenmale erwiesen, aufnehmen. Duncan aber ließ, sobald er nach Saumur zurückgekehrt war, ein Buch: „Wider die Besessenheit der Ursulinernonnen zu Loudun" drucken, in dem er seine Zweifel an der ganzen Sache, freilich von dem Standpunkte seiner Zeit aus, niederlegte. In einer Zeit, wo sein eigener König Jakob Werke über das Verfahren gegen Hexen mit gründlicher Gelehrsamkeit schrieb, durfte Niemand das ganze Fundament der Dämonologie und ihrer sichtbaren Macht auf die sterblichen Menschen umwerfen; er mußte sich damit begnügen, in diesem einen Falle die Anwesenheit und Thätigkeit der bösen Geister zu bestreiten. Eines seiner Argumente, daß die drei Teufel nicht durch diese Wunden und Ritzen im Hemde davon gegangen sein könnten, war sehr praktischer Natur. Jene Ritzen in Habit, Leibchen, Hemde und Körper waren zuvörderst offenbar geschnitten. Der Teufel, wenn er davongeht, hinterläßt aber in der Regel Brandmale, nicht geschnittene Oeffnungen; und wenn er seines natürlichen Feuers sich enthielte, so würde er in seinem Schmerz und Unmuth eher reißen, als mit einem Federmesser oder einer Scheere schneiden. Demnächst aber waren die Schnitte in den Gewändern und dem Hemde weit größer als die Wunden, so daß es eher den Anschein hatte, als wären die Teufel hinein- als hinausgegangen, nachdem sie sich

durch die äußere Gewandung Luft gemacht. Eine Kugel verliert an Kraft, je weiter sie dringt. Ein Teufel muß denselben physischen Gesetzen unterworfen sein. Nachdem er also den Körper, aus dem die Angst ihn hinaustrieb, nicht zerrissen hatte, sondern durch ein unbedeutend kleines Loch ins Freie geschlüpft war, bedurfte es durchaus nicht dieser großen Löcher im Hemde und Kleide. Vielmehr ist ein solcher unnützer Kraftaufwand, wenn er überhaupt noch Kraft hatte, bei seiner derzeitigen Gemüthsstimmung durch nichts zu erklären, zumal man annehmen kann, daß, wenn der Teufel einmal im Freien war, er gar nicht mehr nöthig gehabt hätte, die Kleider zu zerstören, sondern auf bequemere Weise unter Rock und Hemde entwischen können. Duncan setzte sich, dieser Schrift wegen, den heftigsten Verfolgungen des mächtigen Loubardemont aus, und nur ein gleichmächtiger Mäcen, der Marschall von Brezé, konnte ihn in Frankreich schützen.

Da indessen auch unter der katholischen Bevölkerung in Loudun sich lautes Misvergnügen über die ungezogenen und dummen Teufel aussprach, beschloß Pater Lactantius am folgenden Tage ihre Ehre zu retten. Er fragte den Balaam, einen der vier im Leibe der Priorin gebliebenen Teufel, warum Asmodi und die andern beiden ausgetriebenen Teufel gerade in dem Augenblicke ausgefahren wären, als Gesicht und Hände der Besessenen nicht sichtbar gewesen, die Ungläubigen daher leicht Grund gefunden hätten zu zweifeln. „Darum," antwortete der Teufel, „damit der größte Theil der Zuschauer in seinem Unglauben und seiner Herzenshärtigkeit bleiben soll." Dies gab dem Beschwörer einen erwünschten Text, den Anwesenden zum Gewissen zu reden: daß, wenn sie sich ernst fragten, ihr eigener Unglaube und ihre Unbußfertigkeit der eigentliche Grund sei, weshalb die Teufel ihnen

Allen so wenig Achtung bei ihren Antworten bezeugten. Nach dieser Doctrin wurden die Beschwörungen sehr leicht. Sagten die Teufel richtig aus, so waren es Wunder, durch welche Gott seine Macht in seinen Dienern verherrlichen wollte, mislang etwas, so waren nicht die Teufel, sondern der Unglaube der Zuschauer daran schuld.

Es war verbreitet worden, daß sechs der stärksten Menschen nicht im Stande wären eine Besessene fest zu halten. Duncan allein unternahm es. Er hielt die rechte Hand der Priorin, und sie konnte nur mit der linken Seite ihre Verzuckungen machen. Der Exorcist befahl ihr, sich umzudrehen. Sie antwortete unwillig: „Ich kann nicht, er hält mir ja den Arm." — „Lassen Sie ihr den Arm frei," rief der Pater. „Wie sollen denn Verdrehungen zum Vorschein kommen, wenn Sie ihr die Glieder festhalten?" — Duncan rief mit lauter Stimme: „Wenn sie den Teufel im Leibe hat, muß sie stärker sein als ich." — „Ein wie guter Philosoph Sie auch sein mögen," entgegnete Lactantius, „so ist das doch ein falscher Schluß; denn ein Teufel außer einem menschlichen Leibe ist viel stärker als Sie, aber in einen menschlichen Leib gethan, sind seine Handlungen und Ausbrüche der Stärke des Körpers angemessen, den er besitzt." — Der Schotte hatte die Hand der Priorin so stark gedrückt, und der Teufel ihr so wenig geholfen, daß die Hand folgenden Tages wund wurde und man ihn bat, die Schwester Agnes nicht so stark anzufassen.

Der 13. Junius, bis wohin seit dem 20. Mai nichts vorgefallen, wurde durch ein mächtiges Wunder verherrlicht. Der Teufel spie einen Federkiel von Fingerslänge aus dem Munde der Priorin und am 18. Juli noch einen seidenen Knopf.

Um Mitte Juli kam der Bischof von Poitiers selbst nach Loudun, um den Beschwörungen die letzte Weihe zu geben. Nicht um die Besessenheiten zu untersuchen, sei er gekommen, erklärte der Prälat, sondern, um Alle, die noch zweifelten, zu überführen. Es ward als erwiesen vorausgesetzt, daß Grandier ein Zauberer sei, und von dieser Zeit an durfte sich Niemand mehr merken lassen, daß er an der Wahrheit der Geschichten zweifle, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, für Grandier's Mitschuldigen gehalten zu werden. Wer so unvorsichtig war, seinen Unglauben zu verrathen, ward mit scheuem Auge betrachtet, man mied ihn, wie Einen, der unterm Banne lag.

An einem heißen Sommertage ward Urban Grandier endlich selbst zur Confrontation mit den Besessenen in die Kirche zum heiligen Kreuz geführt. Er benahm sich mit der vollen Würde eines christlichen Priesters, als man ihm allerhand dumme und abscheuliche Gegenstände vorlegte, welche die Bundeszeichen sein sollten, vermittelst deren er seine Teufel in die Leiber der Nonnen gejagt hätte. Eines davon fiel erst, inmitten der Versammlung, vom Gewölbe der Kirche herab. Durch ein anderes sollte er den Beherit verhindert haben, sein versprochenes Wunder zu erfüllen, daß die Kappe des Commissairs in der Luft schwebe u. s. w. Urban antwortete ruhig, ihm seien alle diese Gegenstände fremd. Wenn es wirklich in der Welt ein Ding gäbe, das man einen Teufelsbund nenne, so verstehe er wenigstens nicht die Kunst, es zu machen.

Nun kamen die Besessenen, 11 an der Zahl, ins Chor der Kirche, und mit ihnen ein Schwarm von Kapuzinern, Karmelitern und Franziskanern. Die Mädchen, sobald sie den Pfarrer erblickten, liefen auf ihn zu, bezeigten ihre Freude, ihn zu sehen, nannten ihn ihren Meister und machten tausend Affensprünge um ihn her. Lactantius

mahnte mit feierlicher Stimme die Umstehenden, zerknirschten Herzens die Wunder mit anzusehen, die Gott, zum Siege seiner Kirche, durch die Teufel selbst bewirken werde, und zugleich für die Erlösung der armen Nonnen zu beten.

Die in unsern Augen seltsamste Operation, berechnet auf den Eindruck, den sie auf die noch Ungläubigen durch den Anschein von Gerechtigkeit machen sollte, hub nun an. Lactantius wandte sich an Urban: „Du bist zur Zeit noch ein geweihter Priester und Pfarrer. Deine Pflicht erfodert daher, zur Beförderung der Ehre Gottes, die Besessenen zu beschwören, daß ihre Qual endlich aufhöre. Versuch es, wenn der hochwürdige Bischof dir die Erlaubniß gibt, und den Bann, worunter du liegst, so lange aufheben will!"

Der Bischof war bei diesem Possenspiel zugegen und seelte mit. Er nickte Gewährung. Grandier empfing die Stola und das Ritual, warf sich vor dem Bischof auf die Knie, küßte seine Füße und erhielt von ihm den Segen.

Er wollte den Anfang mit dem Exorcismus bei der Schwester Katharina machen. Aber die übrigen Besessenen klärrten zu furchtbar. Der Versuch bei der andern wurde auf dieselbe Weise vereitelt. Er wollte die Priorin griechisch beschwören, aber sie lachte: „Ei wie fein du bist. Du weißt doch, daß die erste Bedingung zwischen dir und mir war, daß wir niemals griechisch antworten sollten!" — Endlich, nach vielen Verhandlungen, erbot sich die Besessene, sie werde antworten, in welcher Sprache er wolle. Aber als er zu fragen anhub, erhoben alle Besessene wieder ein solches Geschrei und Geheul, krümmten, wanden sich, schossen Purzelbäume, stürmten auf Grandier los, schrieen ihn als Urheber ihrer

Leiden an, und drohten ihn zu erwürgen, sodaß man anscheinend Mühe hatte, sie von ihrem mörderischen Vorsatze abzubringen.

Grandier verrieth nicht die geringste Furcht. Scharf sah er die Besessenen an, betheuerte, er sei an diesen Auftritten unschuldig und bat Gott, seine Unschuld ans Licht zu bringen. Er flehte darauf inständigst den Bischof und die Commission an, sie möchten zur Verherrlichung der göttlichen Ehre und zur Befestigung des Ansehens der Kirche den Teufeln befehlen, ihm auf der Stelle den Hals umzudrehen, als sicherstes Zeichen, daß sie Macht über ihn hätten, vorausgesetzt, daß die Nonnen ihn nicht mit ihren Händen berühren dürften. Allein man ging nicht darauf ein, um das Ansehen der Kirche nicht den listigen Anschlägen des Höllenfürsten bloß zu stellen, da dieser vielleicht im voraus dem Pfarrer einen Revers gegeben, daß er es nicht thun werde.

Die Exorcisten geboten darauf den Teufeln Stillschweigen und verbrannten im Kohlenbecken alle eingebrachten Bundeszeichen. Ein Augenzeuge schreibt über die ganze gräßliche Possenscene: „Es ist unmöglich, alles Das mit Worten auszudrücken, was damals in die Sinne fiel. So viele Furien machten auf Augen und Ohren einen Eindruck, der gewiß nicht seines Gleichen gehabt hatte. Wol war keiner von allen Anwesenden, dessen Seele von Furcht und Erstaunen frei geblieben wäre.“

Grandier allein blieb kaltblütig, sang die Kirchengesänge mit der Gemeinde. Mancher wollte sagen, aber er durfte es nicht: er werde von einer Legion Engeln beschirmt. Als die Besessenen aufs neue auf ihn losstürzen wollten, um ihn zu erdrosseln oder wenigstens zu zerkratzen, erwiderte er ruhig: „Ich bin weder Euer Meister noch Euer Knecht; aber woher kommt es, daß ihr mich

in dem Augenblick erdrosseln wollt, da Ihr mich für Euren Meister erklärt?" Diese Gelassenheit steigerte nur die Hitze der Besessenen. Sie schleuderten ihm ihre Pantoffeln an den Kopf. „Das sind ja Teufel, die sich ihre Hufeisen abreißen," rief er in bitterm Hohn. Nur den Anstrengungen und den starken Armen der Zuschauer gelang es, den Mänaden diesmal ihr Opfer zu entreißen und Urban ungefährdet in sein Gefängniß zurück zu bringen.

An einem der folgenden Tage erklärte der Teufel in der Priorin, er werde Morgen denjenigen Ungläubigen, der die Wahrheit der Besessenen leugne, bis an das Gewölbe der Kirche schleudern. Der Abbé Guillet, der zugegen war, schwieg still. Am andern Tage aber rief er mit lauter Stimme in der Kirche: er glaube nicht allein nicht an die Besessenheiten, sondern lache aus ganzem Herzen über die vorgeblichen Teufel, und fodere sie auf, ihre Drohung an ihm zu erfüllen. Der Teufel that dies nicht, aber Herr von Loubardemont, welcher den frechen Ketzer in Verhaft nehmen wollte. Der Abbé (später als Schriftsteller bekannt durch sein lateinisches Gedicht die Callipaedia), auch durch satirische Verse gegen Mazarin, die dieser ihm großmüthiger verzieh als Loubardemont seinen Unglauben) mußte nach Italien fliehen, wo er sich unter den Schutz des französischen Gesandten, Marschall d'Estrees, begab.

Der Teufel litt noch verschiedene andere Demüthigungen, die für unsere Leser alle aufzuzählen überflüssig wäre. Der Unwille im Publicum wuchs mit den erneuten Beschwörungen, welche die scheußlichsten, unsittigen Beschuldigungen über andere Einwohner und Einwohnerinnen der Stadt, die nicht zum Complot gehörten, verbreiteten. Er wurde so laut, daß der königliche Com-

miſſair am 2. Juli 1634 eine Ordonnanz des Inhalts an allen Straßenecken anſchlagen ließ: daß Jedermann, weß Standes oder Wurden er ſei, unterſagt werde, weder von den Nonnen und andern von böſen Geiſtern beſeſſenen Perſonen, noch von den Exorciſten oder deren Gehülfen übel zu reden, oder auf irgend eine Art nachtheilig zu ſprechen, wo es auch ſei, oder auf was für Art es geſchehe, bei 10000 Livres Geldſtrafe, oder nach Befinden noch härter und mit Leibesſtrafe.

Mit dieſem ſeltſamen Cenſuredicte hörte alle Ausſicht auf Vertheidigung für Grandier auf. Die Exorciſten konnten ſich ungeſcheut den größten Albernheiten, der augenfälligſten Willkürlichkeit überlaſſen. Einzelne Exorciſten ſah man mit der auf ihr Loos gefallenen ſchönen Beſeſſenen Luſtreiſen aufs Land machen, paarweiſe, um ſie in der reinen Luft und der Friſche des einſamen Waldes zu curiren. Niemand wagte etwas dagegen zu ſagen.

Hätte noch etwas die furchtbare Verfolgung hemmen können, und wäre es möglich geweſen, nach dieſen Präparaten, die Bosheit der Verfolger zu Schanden zu machen, ſo trat ſchon am nächſtfolgenden Tage nach jener Ordonnanz der Fall ein. Die Schweſter Clara, zum Exorcismus in die Kirche gebracht, fing dort bitterlich an zu weinen, und erklärte frei und öffentlich: Alles, was ſie ſeit 14 Tagen geſagt, wären Unwahrheiten und Läſterungen; Alles, was ſie ausgeſagt, wäre ihr vom Pater Lactanz, von Mignon und den Karmelitern vorgeſchrieben worden, und wenn man ihr nur Schutz und Sicherheit verſpreche, wollte ſie noch mehr ans Licht bringen.

Satan iſt mächtig, hieß es. Sie ward augenblicklich fortgebracht und zu Hauſe zum Widerruf bearbeitet. Aber

laufenen Parteigängern schon nahe an Thätlichkeiten, als des Dechanten Staatskarosse mit den sechs bewaffneten Vor- und Bei-Reitern anlangte. Er mußte dieselbe Straße passiren; und hätte auch Sir Alexander gern, um nicht in das Gedränge zu gerathen, einen weitern Umweg gemacht, würde er doch von der Menge herangezogen sein, als der einzige Mann von Stande, der hier den Schiedsrichter abgeben konnte. Als man erfahren, wer sich in der Kutsche befinde, wurde der Prälat durch Reiter von beiden Theilen ersucht auszusteigen oder wenigstens aus dem herabgelassenen Vorderfenster seines Wagencastells den ärgerlichen Streit zu schlichten.

Die Parteien oder vielmehr ihre untersten und zufälligen Anhänger und Anhängsel schrieen so verworren, daß es eine geraume Zeit kostete ehe der würdige Geistliche sich von der Lage der Sachen unterrichten konnte. Indessen hielten zwei Reiter in imposanter Stellung am Eingange, jeder mit den Blicken den andern bewachend: indem sie es ihren Begleitern und Dollmetschern überließen ihre Rechte zu vertheidigen, den einen kannte der Prälat leider schon seit gestern. Es war Dykvelt, der aber hier ein anderer Mann geworden schien. Nichts von Demuth, Unterwürfigkeit oder satyrischem Lä-

wenige Tage darauf abermals in die Kirche geführt, um die Rolle der Besessenen weiter zu spielen, verfiel sie zum zweiten Mal in die einer Neuigen. Durch ihr Beispiel aufgemuntert, überkam auch die Schwester Agnes ein heroischer Muth. Sie legte laut das nämliche Bekenntniß ab, und bat alle Anwesenden flehentlich, sie aus der schrecklichen Gefangenschaft zu erlösen, unter deren Sündenlast sie erlage. Man wollte ihr das Abendmahl aufzwingen. Sie sträubte sich, sie sei zu der heiligen Handlung nicht ruhig genug. Man drang ihr die Hostie auf. „Eben der Teufel ist es, der diesen Widerstand in dir erregt," rief der Exorcist. Die armen Mädchen sahen, daß sie auf keine Hülfe zu rechnen hatten. Sie überließen sich ihrer Verzweiflung, und riefen laut: sie wüßten wohl, was sie zu erwarten hätten, daß man sie unmenschlich mishandeln werde, weil sie das große Geheimniß ausgeplaudert; aber sie wollten Gott und der Wahrheit die Ehre geben, möge auch daraus werden, was da wolle. „Der Teufel redet aus ihnen!" riefen die Exorcisten einstimmig und schafften beide Nonnen fort.

Ja die Priorin selbst verfiel in diese Gewissensangst. Am Tage nach einem ihrer furchtbaren Wuthausbrüche, in welchen sie Grandier zur Zielscheibe ihrer entsetzlichsten Vorwürfe gemacht, lief sie im Hemde, mit bloßem Kopfe, einen Strick um den Hals und eine Kerze in der Hand, in den Hof des Klosters, blieb daselbst, beim heftigsten Regen, zwei Stunden stehen, und als endlich die Thür des Sprachzimmers geöffnet wurde, wo der Exorcist eine andere Nonne verhörte, stürzte sie hinein, fiel ihm zu Füßen und schrie: sie wolle das Unrecht büßen, das sie begangen: „Ich habe Grandier unschuldig angeklagt." Sie lief dann in den Garten, knüpfte den Strick an

einen Baum, und hätte sich erdrosselt, wären nicht die übrigen Nonnen noch zu rechter Zeit beigesprungen.

Schien es doch fast, als sollte ein Rückschlag eintreten, und staue der Strom des Unsinns und der fanatischen Wuth an einer Gegenströmung. Aber dieser Rückstrom war zu ohnmächtig, er kam zu spät. Auch eine Besessene aus der Stadt, Namens Mogret, versicherte während des Exorcismus, Grandier sei unschuldig, sie bitte Gott um Vergebung, daß sie einen Mann der Zauberei beschuldigt, von dem sie nichts Unrechtes wisse. Sie flehte den Bischof, sie flehte den Commissair an, sie betheuerte mit der gerührtesten Stimme, es zwinge sie, ihr Gewissen zu erleichtern und dies Bekenntniß abzulegen. Der Commissair lachte. Der Bischof versicherte, dies sei ein neuer Kunstgriff des Menschenfeindes, die Herzen der Ungläubigen immer mehr zu verhärten, um aus diesem einen Fall seiner Niederlage eine Reihe von Siegen und eine reiche Ernte sich erblühen zu sehen. Ein so bequemes Werkzeug war der dumme Teufel in den Händen des geistlichen Herrn. Brachte er etwas vor, was Grandier verdammen konnte, so redete er die Wahrheit, sprach er etwas, was zu dessen Vertheidigung diente, so log er in heimtückischer Absicht. Wie sein Ausspruch zu interpretiren sei, darüber entschied das Machtwort des Herrn von Loubardemont oder der Wille des Bischofs.

Endlich erklärte man die Untersuchung für geschlossen. Ein Commissionsgericht wurde zur Fällung des Urtheils niedergesetzt. Die Beisitzer waren Räthe von verschiedenen Landgerichten, Criminallieutenants und Civillieutenants bei denselben. Das Andenken der Männer ist verschollen, die solch ein Urtheil fällen konnten; andere blutige Ströme haben die Namen von ihren Leichensteinen abgewaschen; es ist kein Dienst der Nemesis erwiesen, sie

aus den Acten wieder ans Tageslicht zu ziehen. Vielleicht glaubten sie ihre Pflicht zu thun.

Noch fühlten doch auch diese Untersuchungs- und diese Spruchrichter, daß ihnen eine Autorität entgegenstehe, die frühere Untersuchung und deren Protokolle durch den Bailli von Loudun geführt. Man versuchte daher alles Mögliche, auch diesen Beamten selbst zu verdächtigen, um die Glaubwürdigkeit seiner Protokolle zu schwächen. Der Canonicus Barre, dem es nicht gelungen war, bei den zweiten Exorcismen in Loudun wieder einen Platz zu erhalten, hatte inzwischen die Besessenen in seinem Chinon, die dort aufzutreiben ihm geglückt war, privatim exorcisirt, und alle hatten wider Grandier ausgesagt und auch den Bailli bezüchtigt. Man legte diesem außerdem Schlingen; man suchte ihn in ein simulirtes Complott zur Befreiung Grandier's zu verwickeln, was aber an seiner Klugheit scheiterte. Die Besessenen mußten ihn, seine Gattin und Verwandten als Hexen und Zauberer angeben. Aber der Unwille darüber war in ganz Loudun zu groß, da er ein Mann von der anerkanntesten Rechtschaffenheit und von unzweideutiger Gottesfurcht war, daß auch ein Loubardemont nicht weiter gegen ihn zu gehen wagte.

Die rechtlichen Leute in der Stadt wußten voraus, welches Erkenntniß zu erwarten stand, wo die Richter, unter diesen Einflüssen gewählt, den Satz voranstellten: wenn der Teufel gehörig beschworen worden, ist er gezwungen, die Wahrheit zu sagen. Es war also Alles Wahrheit, was die Besessenen gegen Grandier vorgebracht, und damit war sein Urtheil gesprochen. Der Bürger empfand die Gefahr, in welche die Consequenz dieses Satzes ihn selbst führen konnte, und man versuchte ein letztes Mittel zur Abwehr. Unterm Schall der Glocken

wurde die gesammte Bürgerschaft am 8. August 1634 auf dem Rathhause versammelt und setzte ein Memorial an den König auf, worin sie mit den kräftigsten Worten gegen den Misbrauch, welchen die Exorcisten in ihrem Amte getrieben, protestirten. Fragen wären aufgeworfen worden, die nichts Anderes zum Zweck hätten, als die besten Familien in der Stadt zu beschimpfen. Blos auf die Aussage einer der Besessenen sei Herr von Loubardemont in die Wohnung einer Dame gedrungen und habe Alles durchsucht, um Zauberbücher zu finden. Andere Damen habe er in der Kirche aufgerufen und zu Hause bei verschlossenen Thüren nackt ausziehen lassen, um Hexenzeichen bei ihnen zu finden. Sie protestirten gegen den gefährlichen Satz von der absoluten Wahrheit, die der richtig beschworene Teufel aussagen müsse, da sie durch die Lehre Jesu Christi, durch seine Apostel, die Kirchenväter und durch die Sorbonne verdammt sei, und, werde sie doch als richtig angenommen, jeder rechtschaffene Mann fortan der Gefahr ausgesetzt sei, ein Opfer der Bosheit eines Teufels, oder vielmehr eines Besessenen zu werden. Sie baten, daß die von Loubardemont und den Exorcisten darüber publicirte Schrift von der Sorbonne untersucht und ihnen gestattet werden möge, gegen das Verfahren an das Parlament zu appelliren.

Konnte ein Ansinnen billiger sein? Ob die Eingabe bis zu den Augen des Königs kam, wird nicht gesagt, aber, unter dem Schall der Trompeten um dem Schall der Glocken des Stadthauses ein Gegenstück zu bieten, ward ein Decret verlesen, worin der Schluß der Stadtversammlung für null und nichtig erklärt wurde und als Versuch, den Pöbel zum Aufruhr anzureizen. Dem Bailli und den Schöppen ward untersagt, irgend eine Versammlung zu gestatten, worin über Sachen berath-

schlagt werde, die in das Gebiet der Commission gehörten. Richter über die Exorcisten sei die Commission allein, an sie allein seien Klagen anzubringen, und sie behalte sich vor, auch über das gesetzwidrige Beginnen im Stadthause Klage zu erheben.

Damit war jede Hülfe von außen abgeschnitten, der Muthigste war eingeschüchtert. Es wäre überflüssige Arbeit, nach diesen Vorgängen noch die sämmtlichen Willkürlichkeiten zu erwähnen, die Pitaval als Verletzungen des französischen Gerichtsgebrauchs aufführt. Der unglückliche Grandier that, was er sich und seiner Ehre schuldig zu sein glaubte, indem er alle Rechtsformeln zu seiner Vertheidigung benutzte; im Innern hatte er sich längst verloren gegeben. Die Sache war so weit gekommen, daß man ihn als Zauberer verurtheilen oder ein ganzes Kloster voll Nonnen, mehre Canonici, Weltgeistliche und Mönche, ja vielleicht auch einen Bischof und Staatsrath als wissentlich falsche Angeber dieses Verbrechens bestrafen mußte. Wohin die Wagschaale fallen werde und daß das Letztere an Unmöglichkeit grenzte, war unschwer zu entscheiden.

Bevor man zum Urtheilsspruch schritt, der längst bei den Richtern fertig war, sah man einen jeden derselben sich schon einige Tage durch äußerliche Religionshandlungen dazu vorbereiten. Es wurden öffentliche Umgänge und Messen gehalten, die Sacramente ausgesetzt, kurz nichts vergessen, was dem Volke Sand ins Auge streuen und es glauben machen konnte, daß das Interesse der Religion und der Kirche die einzige Triebfeder sei.

Im Karmeliterkloster war die feierliche Sitzung, in welcher das Erkenntniß abgefaßt wurde, eines, gegen welches alle Bluturtheile, die unter der Schreckensregierung Frankreichs ergingen, wie milde Züchtigungen einer

väterlichen Gewalt erscheinen. Man hat gewagt, damals: „Auszüge der bei Grandier's Processe vorgekommenen Beweise" drucken zu lassen, ein Buch, welches die öffentliche Meinung belehren sollte. So hatte man schon damals eine unbewußte Scheu vor einer Macht, die man nicht kannte, während nur die Willkür mit den losgelassenen Trabanten des Fanatismus, die dienstbaren Gesetze knetete und formte. Ein Widerspruch war nicht erlaubt. Diese Auszüge aus den Beweisen sollten die Entscheidungsgründe rechtfertigen. Pitaval, zwar in einer Zeit lebend, welche das Urtheil längst verdammt hatte, muß sich doch noch die Aufgabe stellen, diese Entscheidungsgründe zu widerlegen, indem er seine Zeit preist, „wo man keinen Fall dieser Art mehr befürchten dürfe." Sollen wir uns glücklich preisen, daß wir in einer Zeit leben, wo es auch dieser Widerlegung nicht mehr bedarf? Für uns hier ist es wenigstens überflüssig, die Entscheidungsgründe in einem Processe aufzuführen, der nach unsern Ansichten jedes Grundes entbehrt. In der Hauptsache sind sie in der obigen Geschichtserzählung mit einverwebt.

Das Urtheil lautete: Da Urban Grandier des Verbrechens der Zauberei und vieler anderer Verbrechen zur Genüge überführt, solle er mit bloßem Haupte, einen Strick um den Hals, in der Hand eine brennende Kerze, an zwei Kirchthüren Kirchenbuße thun, auf den Knieen Gott, den König und die Obrigkeit um Verzeihung bitten, demnächst auf einen Scheiterhaufen gesetzt, an einen Pfahl gebunden und mit allen noch vorhandenen Zauberbundeszeichen und Charakteren, sammt der Handschrift der von ihm verfaßten Abhandlung wider den ehelosen Stand der Priester, lebendig verbrannt und seine Asche in die Luft gestreut werden. Von seinem zu confiscirenden Vermögen solle eine Kupferplatte gekauft, gegenwärtiges Urtheil dar-

auf gestochen und die Tafel in der Kirche der Ursulinerinnen an einem erhabenen Orte zum ewigen Andenken aufgehängt werden. Auch solle besagter Grandier, vor Vollstreckung dieses Urtheils, auf die ordentliche und außerordentliche Tortur gebracht werden, um ein Bekenntniß seiner Mitschuldigen zu erhalten.

Sobald dies Urtheil unterzeichnet war (18. August 1634), sandte Loubardemont seine Leute zum Abholen des Gefangenen und zugleich einen Wundarzt mit. Es war nicht der grausame Manouri, der ihn so unmenschlich bei Aufsuchung seiner Hexenmale gequält — grausamer als die Schicklichkeit es auszumalen uns erlaubte — vielmehr ein fremder Arzt, um noch zum letzten Male den Anschein von Unparteilichkeit zu retten. Aber Manouri ging mit. Als Urban ihn erblickte, rief er: „Kommst Du, Henker, mir vollends das Leben zu nehmen? Hast Du nicht genug an meinem Leibe gemartert; nun so zerfleische mich ganz."

Der Wundarzt mußte dem Gefangenen alles Haar auf dem Korfe, im Gesicht und am ganzen Leibe abscheeren. Als aber einer der Richter verlangte, er solle ihm auch die Augenbrauen abnehmen und die Nägel wegreißen, erklärte Forneau — so hieß der Chirurg — keine Gewalt auf Erden solle ihn dazu zwingen; zitternd vor Entsetzen bat er Urban um Vergebung, daß er Hand an ihn legen müsse. „Ich glaube gern," sagte Urban, „daß Sie der Einzige sind, der noch Mitleid mit mir hat." Forneau flüsterte ihm zu: „Sie sehen nicht das ganze Publicum."

Nachdem man ihm die Kleider abgerissen, ihn noch einmal nackend durchsucht und zerstochen und statt der Kleider einen alten schmuzigen Kittel übergezogen hatte, wurde Grandier in einer Kutsche in das Gerichtshaus

gebracht. Auf den Stühlen der Richter saßen vornehme Damen, zu diesem Schauspiele geladen, oder hatten sie sich dazu gedrängt? Loubardemont's Gattin vornan. Die galanten Richter standen hinter den Lehnen, der königliche Commissair selbst saß auf dem bescheidenen Stuhle des Secretairs.

Der furchtbare Zauberer — denn das war Urban Grandier; sein Anblick allein, ein Blick seines tiefen dunklen Auges hatte Mädchen das Blut in Wallung gebracht und bei ehrbaren Frauen sündhafte Wünsche erweckt. Das war erwiesen, und war diese Zauberei ein Verbrechen, dann hatte er zehnfach den Tod verdient. — Jetzt kniete dieser mächtige Zauberer, mit gebundenen Armen, im alten zerrissenen Kittel, blaß, abgemagert, entstellt, ein Bild des Erbarmens, vor dem Kreise stolzer Schönheiten und bezauberte Keine mehr. Mit einem Fußtritte stieß ihm der Secretair den Hut vom Kopfe, da er ihn selbst nicht mehr abnehmen konnte. Der Pater Lactanz und die Franziskaner exorcisirten Luft, Erde und den knieenden Sünder selbst.

„Wende Dich um, Elender, und bete dort das Crucifix an," redete ihn der Secretair an. Grandier that es in Ehrerbietigkeit. Die Augen gen Himmel, verrichtete er ein stilles Gebet. Der Secretair verlas das Urtheil und — zitterte. Grandier zitterte nicht. Ohne die geringste Gemüthsbewegung hörte er die grausame Sentenz, dann redete er seine Richter an: „Bei Gott, dem Vater, dem Sohne und heiligen Geist, und bei der gebenedeiten Jungfrau, bezeuge ich, meine Herren, daß ich niemals ein Zauberer gewesen bin, niemals heilige Orte und Sachen entweiht habe, noch von der Zauberei weiß, als was die heilige Schrift davon weiß, die ich stets gepredigt habe. Nie hatte ich einen andern Glauben, als den unserer

heiligen Mutter, der katholischen, apostolischen, römischen Kirche. Ich entsage dem Teufel und allem seinem Wesen, ich bekenne meinen Erlöser und bitte ihn, daß sein Blut auch an mir nicht verloren sei und ich durch sein Verdienst Vergebung meiner Sünden erlangen möge. Sie, gnädige Herren, flehe ich an, mildern Sie die Schärfe meiner Strafe, daß meine Seele nicht in Gefahr komme, in Verzweiflung zu fallen." Zwei Stunden darauf hielt Loudardemont eine geheime Unterredung mit ihm. Grandier erhob sich stolz vor seinem Henker in die Brust: „Ich habe keinen Mitschuldigen, da ich selbst unschuldig bin." Nur unter dieser Bedingung, daß er sie nenne, hatte man ihm Milderung verheißen.

Man schritt, sogleich nach der Unterredung, zur Folter. Diese ist von der Art, daß wir einige schwache Leserinnen, wenn sie bis zu dieser Stelle gekommen wären, ersuchen, hier inne zu halten, oder weiter zu blättern. Wir selbst bekennen, daß uns die Feder in der Hand stockte. Die an sich grausame Torturart, auch sonst gebräuchlich, wurde hier, von Wuth entbrannten Kannibalen gehandhabt, in der Execution bis aufs äußerste Maß des Entsetzlichen getrieben.

Man legte beide Beine Urban's zwischen zwei starke Bretter und schnürte diese mit Stricken, so fest es nur irgend möglich war, zusammen. Hierauf wurden Keile zwischen Beine und Bretter mit einem großen Hammer eingetrieben; vier Keile bei der ordentlichen, acht bei der außerordentlichen Folter. Loudardemont schienen die gewöhnlichen Keile nicht stark genug. Er schalt auf den Scharfrichter, drohte ihn zu strafen, wenn er nicht stärkere herbeischaffte. Mit vielen Schwüren betheuerte der Henker, er habe keine stärkern Keile. Hierauf fingen die Franziskaner und Kapuziner an, die Marterwerkzeuge zu

beschwören. Ja die Unmenschen vereinigten sich zu einer neuen Doctrin, um den Wollustkitzel ihrer eigenen Grausamkeit zu entschuldigen. Dem Teufel sei es ein Leichtes, einen unheiligen Weltmenschen, wie der Scharfrichter, zu widerstehen. Sie selbst rissen ihm daher den Hammer aus der Hand und kühlten ihre Lust, indem sie aus vollen Kräften auf die Keile hämmerten. Grandier sank mehre Male, übermannt vom Schmerze, in Ohnmacht. Verdoppelte Schläge weckten ihn wieder. Seine Henker ließen nicht eher nach, die acht Keile tiefer und tiefer einzutreiben, als bis beide Beine völlig zerschmettert waren und das Mark aus den Röhren floß. Er wußte den entsetzlichen Schmerz zu bewältigen; keine Verwünschung, keine Klage. Noch während der Marter hatte er ein Gebet zu Gott gesprochen, dessen Inbrunst den Lieutenant des Prevot so rührte, daß er es nachschrieb. Loubardemont verbot ihm, es irgend Jemand zu zeigen. Man drang in ihn zu bekennen. „Ich bin kein Zauberer, kein Gottesverächter.“ Seine fleischlichen Vergehungen, zu denen er sich hinreißen lassen, bekannte er; er sagte, er habe sie gebeichtet und gebüßt. Kein Schmerz, keine Drohungen konnten ihn bewegen, die Namen der Frauen zu nennen, mit denen er Umgang gepflogen.

Im Rathszimmer lag der Zerschmetterte auf Stroh. Er sah unter den Umstehenden einen Augustiner und erbat sich ihn zum Beichtvater. Man schlug die Bitte ab. Er bat um den Pater Grillau, einen Barfüßer. Auch dieser ward ihm verweigert. Man wies ihm zwei seiner Peiniger, den Pater Claudius und Tranquillus, zwei Kapuziner, an. Solche Beichtväter verschmähte er. Er wollte lieber seinem Schöpfer, als seinen Henkersknechten beichten.

chein lag in seinen Blicken. Stolz aufgerichtet saß er auf dem Araber und maß den Gegner mit ruhigen Augen, wie ein Feldherr, der ein Treffen, das nach seinem Plane gewonnen werden muß, vom Hügel überschaut. Wer, von keiner Parteiensucht getrieben, zwischen beiden zu wählen gehabt, hätte für ihn entschieden, denn das wohlbegründete Bewußtsein: siegen zu müssen, sprach sich in dem ganzen Wesen des gesetzten Mannes aus.

Der Zelter seines jüngern Gegners schien den feurigen Sinn seines Reiters auszusprechen. Er stampfte wiehernd den Boden mit den Vorderhufen auf, während die brennend schwarzen Augen des Italiäners in stolzer Freude lachten. Doch irrten sie ungewiß umher ohne mit etwas zu harmoniren, oder sich zu kümmern, was auf den Gesichtern rund umher sich aussprach. Die gebogene Nase aus dem gebräunten Gesichte kühn herausspringend deutete vielmehr einen Trotz an, der, auf jugendliche Kraft vertrauend, es mit der ganzen Welt aufnehmen mochte.

„Platz für Monsignore Ferdinando D'Adda, Nuncius Seiner Heiligkeit in Rom bei Seiner Majestät von England, dem Vertheidiger des Glaubens, König Jacob dem andern!" so riefen seine

Drei bis vier Stunden blieb er im Rathszimmer in diesem elenden Zustande liegen. Niemand kümmerte sich um ihn. Nur ab und zu näherte sich ihm Loubardemont, flüsterte mit ihm und wollte ihn überreden, einen Aufsatz zu unterzeichnen. Um diesen Preis wollte Urban nicht die Milderung von Qualen erkaufen, von denen er kaum glaubte, daß sie noch geschärft werden könnten.

Nach 1 Uhr Abends legten ihn die Büttel auf eine Trage und trugen ihn hinunter an die Thüre des Gerichtshauses. Er versicherte den Criminallieutenant, er habe Alles gesagt; nichts drücke mehr sein Gewissen. „Soll ich Gott für Sie bitten lassen?" fragte ihn der gerührte Beamte. „Eine große Gnade für mich," entgegnete Urban, „ich bitte Sie darum." Er trug eine Kerze in der Hand, die er küßte. Mit unbefangenem Blicke grüßte er die Umstehenden und bat, wen er kannte, ihn in sein Gebet einzuschließen. Vor seiner Kirche St. Peter angekommen, befahl Loubardemont, ihn von der Trage herunter zu nehmen, um nieder zu knien und noch ein Mal sein Urtheil anzuhören. Der arme Mann konnte sich seiner zerschmetterten Gebeine nicht mehr bedienen. Er fiel auf den Bauch. Ohne ein Zeichen von Ungeduld oder Unwillen wartete er, bis man ihn aufhob.

Da näherte sich ihm der Pater Grillau, sein Freund, umarmte ihn, weinte und sprach: „Erinnere Dich, daß Jesus Christus durch Marter und Kreuzestod zu Gott, seinem Vater, erhoben wurde. Sorge, edler Mann, nur für Deine Seele. Ich bringe Dir den Segen Deiner alten Mutter. Sie bittet mit mir Gott, daß er Dir Barmherzigkeit widerfahren lasse und Dich in sein Paradies aufnehmen wolle."

Es war der erste Tropfen eines Trostbalsams in sein wundes Herz gegossen. „Sei meiner Mutter ein Sohn," erwiderte er. „Ich gehe den Todesweg mit der tröstlichen Ueberzeugung, daß ich unschuldig sterbe; ich hoffe, Gott wird mir barmherzig sein." Die Kapuziner trieben die Büttel an, das Gespräch zu unterbrechen; das Publicum sollte nichts von Urban's Seelenzustande erfahren.

Unter dem Scheiterhaufen angelangt, bat er die Mönche, seine Begleiter, um den Kuß des Friedens. Der Lieutenant des Prevot wollte ihn um Verzeihung bitten. „Sie haben mich nicht beleidigt, Sie thaten nur Ihre Pflicht," erwiderte er. Der Pfarrer zu Troismoutiers, Renatus Bernier, einer seiner Feinde, bat ihn, von seiner Fassung und seinen Leiden gerührt, um Vergebung: „Ich vergebe allen meinen Feinden von ganzem Herzen, wie ich wünsche, daß Gott mir vergeben möge."

Der Platz war übervoll von Zuschauern aus allen Provinzen, ja aus fernen Ländern waren sie gekommen, den Flammentod des furchtbaren Beschwörers mit anzusehen. Kaum konnten die Gerichtsknechte für die Beamteten Platz machen.

Ein Flug Tauben flatterte um den Scheiterhaufen. Vergebens scheuchten die Gerichtsknechte mit ihren Hellebarden, der Pöbel durch sein Geschrei sie fort. Sie kamen immer wieder. Aber auch eine große Schmeißfliege summte in einem fort um Grandier's Kopfe. Ein Mönch erklärte dem Volke: Beelzebub heiße auf hebräisch der Gott der Fliegen. Die Schmeißfliege sei der Teufel, der den Verbrecher auf der Reise in die Hölle begleiten werde.

Mit einem eisernen Ringe ward Grandier an den

Pfahl befestigt. Die Mönche exorcisirten Luft und Holz des Scheiterhaufens. Sie fragten den Gerichteten, ob er nicht noch in sich gehen wolle? „Ich habe nichts mehr zu sagen; ich hoffe noch heut bei meinem Gott zu sein." Der Secretair las ihm das Urtheil zum vierten Male vor. Immer noch hoffte man, er werde bekennen: „Was ich gesagt unter den Qualen der Folter, ist die reine Wahrheit." Die Mönche hießen den Secretair schweigen, weil er durch seine Fragen den Verbrecher nur noch zum mehr Reden anreize.

Der Lieutenant des Prevot hatte Urban zweierlei verheißen. Es sollte ihm Zeit gegönnt werden zum Volke zu sprechen; dann, er sollte erwürgt werden, ehe das Feuer an den Scheiterhaufen gelegt werde. Um beide Hoffnungen, die dem Unglücklichen die Schrecken der Strafe milderten, ward er durch die Bosheit seiner Feinde betrogen. Als Grandier sprechen wollte, sprützten die Exorcisten so viel Weihwasser ihm ins Gesicht, daß er kein Wort hervorbringen konnte.

Er wollte wieder anfangen, da sprang ein Mönch hinzu und küßte ihn so heftig und wiederholt, daß er den Mund nicht öffnen konnte. „Das war ein Judaskuß!" stöhnte das Opfer. Die erbitterten Mönche, als sie es gehört, umdrängten ihn und hielt.n ihm ein eisern Kreuz vor den Mund: „Küsse es, küsse es, schrieen sie vor dem Volke, aber sie zerstießen ihm grausam das Gesicht und verwundeten seine Lippen, daß er nicht mehr reden konnte. Man behauptet, sie hätten dieses Zeichen des Heils schon früher in Bereitschaft gehalten, um es als Marterwerkzeug zu brauchen, wenn Grandier zum Volke reden wolle.

Grandier ergab sich, er bat nur die Zuschauer, um ein Salve Regina und ein Ave Maria. Noch einmal

fragten ihn die Exorcisten: Willst Du in Dich gehen und bekennen? „Ich habe Alles bekannt und vertraue auf Gott und seine Barmherzigkeit.“

Auf den Wink des Lieutenants wollten die Büttel mit dem dazu bestimmten Strick den Gerichteten erdrosseln. Der Strick war zu kurz; die Mönche hatten heimlich so viele Knoten hineingemacht, daß er zu dem Zweck unbrauchbar war. Ein zweiter fehlte. Die Franziscaner, die Carmeliter, die Dominicaner brüllten: „Feuer! Feuer!“

— „Ist's das, was man mir versprochen?“ rief Grandier drei Mal auf. Er griff selbst nach dem Strick und wollte sich eine Schlinge um den Hals legen. Da fuhr der Pater Lactanz mit einem brennenden Strohwisch dem Sterbenden unter das Gesicht: „Willst Du noch nicht dem Teufel entsagen? Nun ist's höchste Zeit; nur noch einen Augenblick hast Du zu leben.“ — „Ich kenne den Teufel nicht; Gott verleihe mir Barmherzigkeit!“ rief Grandier.

Der rasende Mönch übernahm, ohne Befehl des Lieutenants, das Amt des Henkers. Er zündete selbst den Scheiterhaufen vor den Augen seines Opfers an. „Ach Pater Lactanz!“ sprach Urban mit sanfter Stimme, „wo bleibt die Liebe? Es ist ein Gott im Himmel, der Dich und mich richten wird. Ich lade Dich vor ihn binnen heut und einen Monat.“ Die Mönche sprützten von Neuem ihm Weihwasser ins Gesicht. Das Volk brüllte und schrie den Bütteln zu? „Erdrosselt ihn!“ Es war zu spät. Die Flamme nahm zu sehr überhand. Die Büttel konnten nicht mehr zu ihm dringen. „Deus, ad te vigilo, miserere mei, Deus!“ waren Urban Grandier's letzte Worte. Er wurde ganz lebendig verbrannt. — —

An einem Tage, 18. August 1634, war sein Urtheil gesprochen, erlag er den Folterqualen, und am Abende desselben 18. August verzehrten die Flammen seinen Leichnam zu Asche.

Wir sind Pitaval's Geschichtserzählung im Allgemeinen gefolgt, ohne uns zu verbergen, daß er in der Relation über den Criminalfall, der mit Urban Grandier's Tode endete, über die Grenze hinausgegangen ist, welche die ihm vorliegenden Acten boten. Er hat uns zugleich als Historiker in die geheimen Machinationen der Ankläger blicken lassen, ohne uns die Acten zu nennen, aus denen er hierbei schöpfte. Es war, so wie er erzählt; die Geschichte hat in letzter Instanz längst gerichtet. Wer möchte heut daran zweifeln; aber in Bezug auf den juristischen Charakter dieses Werkes war es unserseits nöthig, diese Verwahrung hier einzulegen. Ein Proceß, eine Untersuchung gegen die falschen Ankläger ist vor irdischen Richtern nicht geführt worden. Die Kenntnißnahme von dabei gespielten Cabalen, von dem wissentlichen Betruge oder Selbstbetruge der Mitspielenden erfolgte auf andere Weise; denn der Vorfall erregte in spätern Jahren allgemeine Theilnahme und Entsetzen, und auch in Deutschland beschäftigte sich Thomasius in seinem Kampfe gegen den Teufel mit der Entlarvung der wahrhaften Teufelei, welche dabei im Spiele war. In wie weit eine Nemesis die Bösewichter und Fanatiker schon auf dieser Erde ereilte, davon finden wir nur Andeutungen, die wir am Schlusse dieses Criminalfalls erwähnen wollen, denn mit Urban Grandier's Tode war der große Hexenproceß von Loudun noch nicht zu Ende.

Die Teufel der Beſeſſenen waren mit ſeinem Tode nicht ausgetrieben; hätte man ſie plötzlich verſchwinden laſſen, ſo hätte das Publicum zu ſchnell die ganze Cabale erkannt. Außerdem fanden die Urſulinerinnen in ihnen eine ergiebige Quelle von Einkünften. Die Exorciſten ſammelten für ſie. Man hielt es für eine Gewiſſensſache, den armen, vom Teufel geplagten Nonnen beizuſpringen. Jeder Fremde, der nach Loudun kam, mußte dem Urſulinerkloſter ein Geſchenk machen. Die Exorciſten ſelbſt erhielten vom Könige zu den nöthigen Koſten und als Entſchädigung für den Aufwand ihrer Kräfte, ein außerordentliches Jahrgehalt von 4000 Livres. Welche Aufforderung, die Beſchwörungen, ſo lange es ging, fortzuſetzen!

Auch dröhnte der allgemeine Schrecken noch lange nach. Wir ſehen, daß der Civillieutenant Chauvet in dem erſten Proceſſe ſich als ein pflichtgetreuer Richter betrug. Dafür hatte ihn eine der Beſeſſenen denuncirt. Allein das Complot war von der Verfolgung wieder abgeſtanden, weil Chauvet als ein zu reiner Charakter im Lande bekannt war und durch ſeine Liebenswürdigkeit und ſein feines Benehmen ſich in allen Kreiſen Freunde erworben hatte. Aber nun war Grandier gerichtet, Grandier, von deſſen Unſchuld er überzeugt war, ſeine Aſche flog in der Luft. Den beherzten Mann überkam ein ungeheurer Schrecken. Innere Angſt durchbebte ihn, und er theilte ſie einem Edelmanne, einem vertrauten Freunde, mit. Er hörte ihn mit Aengſtlichkeit an, und auch dieſer vernünftige Freund, von demſelben Schrecken gepeinigt, den er ſich nicht geſtand, erklärte ihm, er hielte es für das entſetzlichſte Unglück, wie die Sachen ſtänden, nur in die Gefahr zu kommen, der Zauberei beſchuldigt zu werden. Ja, wenn ihn ſelbſt dies träfe,

würde er glauben, er sei verloren ohne Rettung, denn Freunde und guter Ruf vermöchten nichts gegen das Entsetzliche. Ludwig Chauvet wurde so durch diese Erklärung erschüttert, daß er wahnsinnig ward und es sein Leben über blieb.

Es liegt außer unserer Aufgabe, alle die Gaukeleien aufzuzählen, welche noch nach dem Feuertode ihres Opfers zum Vorschein kamen. Nur Einiges sei hier aufgenommen. Um den Pöbel in seinem Wahne zu erhalten, und um ihn noch mehr zu erhitzen, — denn an den Glauben der Gebildeten konnte man damit nicht appelliren — fanden die Mönche eine Abschrift des Contractes, den Urban mit dem Satan geschlossen. Er ward nicht allein gedruckt, sondern öffentlich angeschlagen. Ein gedrucktes Placat! Konnte, durfte da noch Jemand an der Richtigkeit zweifeln? Das alberne Document, dessen Absurdität Pitaval kritisch zu beleuchten für nöthig hält, lautete so:

„„Ich Endesunterschriebener, erkenne dich, mein Herr und Meister Lucifer, für meinen Gott, und verspreche dir zu dienen, so lang ich leben werde. Ich entsage einem jeden andern Gott und Jesu Christo, allen Heiligen, der apostolischen römischen Kirche, allen in derselben üblichen Sacramenten und allem Gebete, das man für mich thun könnte; auch verspreche ich dir, so viel Böses zu thun, als ich nur kann, und so viel Personen, als nur möglich, zum Bösen zu verführen. Ich entsage der Firmelung und Taufe und dem ganzen Verdienste Christi und seiner Heiligen. Und im Falle, daß ich unterlassen sollte, dir zu dienen, dich anzubeten und täglich drei Mal zu opfern, so übergeb' ich dir mein Leben, damit nach deinem Gefallen zu schalten. Das Original ist in der Hölle, in einem Winkel

der Erde in Lucifers Cabinet. Unterzeichnet Grandier, mit seinem Blute.“ — Grandier hatte sich nicht einmal etwas für seine Seele versprechen lassen! Daß er kein dummer Zauberer sei, hatten ihm wenigstens seine Feinde bis da gelassen.

Die Besessenen in Loudun wurden eine Modesache in Frankreich. Man reiste dahin, um sie zu sehen, zu hören; den Beschwörungen, wenn große Haupt- und Staatsactionen vorher bekannt gemacht wurden, beizuwohnen. Besonders wenn vornehme Personen kamen, geschah Außerordentliches. Monsieur, der Bruder des Königs (Gaston von Orleans) sah am 9. Mai 1635 die Schwester Agnes, die von Asmodi besessen war, Kunststücke machen, welche unsere Ballettänzer und selbst kaum Seiltänzer ihr nachthun. Die Zunge, braun und trocken, wie ohne Feuchtigkeit, hing ihr lang zum Halse heraus. Stehend hub sie das eine Bein von hinten in die Höhe und brachte den Fuß, über den Kopf, bis auf die Stirn, daß die Zehen beinahe die Nase berührten. Andern Tages mußte die weltliche Besessene Elisabeth Blanchard, die schon vielfach im Proceß gegen Grandier mitgespielt, ihre Kunststücke in der Kirche zeigen. Außer einem abscheulichen Spiele mit der Hostie, welches freilich die Hauptsache war, aber wir enthalten uns, es zu wiederholen, beugte sie ihren Leib wie einen Bogen, so daß auf der einen Seite ihre Nasenspitze, auf der andern die Fußzehen den Boden berührten. Monsieur schied mit der Ueberzeugung, daß hier der Teufel im Spiel sei, und stellte darüber ein Zeugniß aus. Wer hätte noch, dem Zeugniß eines bourbonischen Prinzen zuwider, daran zweifeln dürfen? Prinz und Gefolge beschenkten das Kloster überreich und Herr von Loubardemont, um solcher Huld gewürdigte Personen, wie die

Ursulinerinnen, anständiger wohnen zu lassen, nahm den Reformirten ihr schönes und geräumiges Collegium und sprach es dem geistlichen Stifte zu. Die Nonnen selbst waren indeß so reich geworden, daß sie Güter dazu kaufen und es in neuer Art verschönern konnten, daß es bald für eins der reichsten und schönsten Klöster des Ursulinerinnenordens galt.

Die Priorin, bekanntlich früher von sieben Teufeln besessen, von denen drei ausgetrieben waren, wurde noch von vier geplagt, deren Namen Leviathan, Behemot, Balaam und Isaakarum waren. Ihre Austreibung war die letzte glänzende Thätigkeit der Exorcisten. Die Teufel machten es ihnen sehr schwer, es kostete Monate, und wenn einer entwichen war, vertheidigten sich die andern nur desto verzweifelter. Leviathan entwich endlich durch einen Kreuzschnitt auf der Stirn der Nonne. Bei Balaam's Austreibung half der berühmte Pater Joseph. Dafür ließ der Teufel in der linken Hand den Namen JOSEPH mit großen römischen Buchstaben zurück. Isaakarum zeichnete den Namen MARIA und JESUS zum Andenken in die Hand. Leichtsinnige Aerzte behaupteten aus einer Geschwulst, welche darauf in der Hand erfolgte, diese Namen könnten, statt mit höllischem Feuer, mit gewöhnlichem Aetzwasser eingemacht sein. Ihre Bemerkung wurde aber, als zu oberflächlich, nicht zu den Acten genommen.

Bald fehlte es aber nicht an ärgerlichen Vorfällen, denn auch die vornehmen Spötter kamen nach Loudun, um das Wunder zu sehen. Ein Graf von Lude erklärte den Exorcisten, er habe nie an der Wahrheit der Besessenen gezweifelt und komme nicht her, um sich darüber, sondern davon zu überzeugen, ob gewisse Reliquien, die seit uralters im Besitz seiner Familie wären,

auch echt seien. Wenn sie nämlich auf die Besessenen von Einwirkung sich zeigten, so sei er davon überzeugt und sie würden ihm doppelt werth werden. Die Exorcisten gingen mit Vergnügen auf die Probe ein, und setzten die Büchse auf den Leib der Besessenen, indem sie ihr zuvor einen Wink gegeben. Der Teufel in dem Weibe geberdete sich furchtbar, es war, als wolle sie Feuer speien. Sie ward dagegen ruhig, als man die Büchse fortnahm. „Jetzt, gnädiger Herr, werden Sie wol nicht weiter an die Echtheit Ihrer Reliquien zweifeln," sagte lachelnd der Exorcist. — „So wenig als an der Wahrheit Ihrer Besessenen," entgegnete der Graf. Man war begierig, die Reliquien zu sehen, und der Besitzer ließ bereitwillig die Büchse öffnen. Man fand einige abgekämmte Haare mit Pomade und Federn. „Gnädigster Herr, warum spotten Sie unser?" — „Ei Herr Pater," erwiderte der Graf, „warum spotten Sie Gottes und der Welt?"

Die Herzogin von Aiguillon, Richelieu's Nichte, kam auch mit einem vornehmen Gefolge nach Loudun. Ein kritischer Abbé hatte ihr so ziemlich den Glauben an die Wunder ausgeredet, nur dies schien ihr unbegreiflich, daß die Besessenen von so außerordentlicher Schwere wären, daß der stärkste Mann sie nicht von der Erde aufheben könnte, als wären sie von Blei. Ihr Arzt Cerisantes, ein Sohn des Schotten Duncan, erklärte es ihr. Als sie in die Kirche traten und die Besessenen ihre Grimassen anfingen und sich auf den Boden warfen, trat das Fräulein von Rambouillet heran und wollte den gewöhnlichen Versuch des Aufhebens machen, der noch Keinem geglückt war. „Sie müssen die Nonne um den Leib fassen," sprach der Exorcist. Aber das Fräulein ergriff sie rasch beim Kopfe, und hob

Anhänger, während die holländischen schrien: „Platz für Seine Excellenz Herrn Dykvelt, Ambassadeur Ihrer Hochmögenden, der Generalstaaten von Holland und Seiner Durchlaucht des Erbstatthalters Wilhelm von Oranien!"

„Der Abgesandte des Hauptes der ganzen Christenheit, rief Jemand dort, geht den Ambassadeuren von allen Potentaten vor." Hier antwortete man: „Der beste Gesandte für England ist der vom großen Oranien, dem ewigen Feinde Frankreichs, dem kräftigen Beschützer des protestantischen Europas!"

„Mein Herr," entgegnete der hitzige englische Dollmetscher des Italiäners, wie man aus seiner Aussprache vernahm ein Irländer, „ist berufen worden von König Jacob, und Seine Majestät erwartet ihn in seinem Schlosse zu Windsor um den Segen Seiner Heiligkeit von den Händen seines geheiligten Legaten zu empfangen, während der Gesandte der Generalstaaten (das Wort: „den ketzerischen," welches ihm schon auf dem Munde schwebte, verschluckte er noch zu rechter Zeit) von Niemand berufen, von Niemand verlangt, von Niemand erwünscht ins Land gekommen ist."

Der bisherige Sprecher für den Holländer wollte, so verriethen seine Gebärden, eine heftige Antwort

sie leicht und geschwind in die Höhe. Das stille Gelächter der vornehmen Gesellschaft machte die Exorcisten zwar betroffen, schreckte sie aber noch nicht von dem einträglichen Handwerk zurück.

Die Schwestern Agnes und Clara, die schon früher aus der Schule geplaudert, wurden einmal von angesehenen Fremden furchtbar geplagt, und sollten griechisch antworten. Agnes antwortete treuherzig: sie verstände die Sprache nicht und hätte sie nie gelernt. Als man weiter in sie drang, schrie sie auf: sie sei keine Besessene und habe sich nun schon lange genug im Geheim martern lassen müssen, um öffentlich die schändliche Rolle zu spielen. Wenn Gott ihr nicht beigestanden, würde sie längst verzweifelt sein. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen und Alle waren gerührt. Auch die Exorcisten — über die Schlangenwindungen Satans!

Als der Exorcist den Teufel der Schwester Clara mittelst eines Schwefelfadens ausräuchern wollte, machte er die Sache so ungeschickt, daß er sie brannte. Sie schrie auf, riß sich los, verwünschte den Exorcisten und das ganze Spiel und die Grausamkeit der Leute und bat Gott, sie aus der schrecklichen Lage zu befreien. Sie lief aus der Kirche und konnte durch nichts bewogen werden, wieder darin zu erscheinen. Nun folgten schon andere Besessene dem Beispiel und suchten ihr Gewissen zu erleichtern, indem sie die Exorcisten öffentlich vor den Leuten: gottlose Leute, Heuchler, Betrüger, und ärger als den Teufel selbst, schimpften. Diese Bösewichter hätten sie gezwungen, einen unschuldigen Mann anzuklagen und dem Tode zu überliefern. Sie báten die Obrigkeit und alle Anwesende, Das, was sie gesagt hätten, zu Herzen zu nehmen.

Zu Herzen nahmen es Viele — im Stillen. Keine Obrigkeit schritt ein, sie durfte nicht einschreiten. Dennoch merkten die Exorcisten, daß ihre Zeit vorüber sei und es gut wäre, zu guter Zeit die Beschwörungsgeschichte zu endigen. Nachdem der letzte, siebente Teufel Behemot am 15. October 1637 aus der Priorin fortgezogen war und den Namen Franziscus in der Hand zurückgelassen hatte, wurden die Besessenheiten immer seltener.

Das Gericht Gottes war schon bei Einigen der Exorcisten eingetreten. Gerade vier Wochen nach Grandier's Hinrichtung am 18. September 1634, war der Pater Lactanz unter entsetzlichen Schmerzen und unter allen Zeichen der Verzweiflung gestorben. Schrecklicher starb der berühmteste unter den noch lebenden Exorcisten, der Pater Tranquillus, im Jahre 1638. Er brüllte auf seinem Sterbelager vor den unerträglichen Schmerzen, daß die Nachbarn fortliefen, und starb endlich in so offenkundiger Verzweiflung, Raserei und unter Ausstoßung der entsetzlichsten Gotteslästerungen, daß die Kapuziner selbst sich genöthigt sahen, darüber eine erklärende Erzählung in Druck zu geben, des Inhalts, daß ein Trupp Teufel sich seines Körpers bemächtigt und den Vorsatz ihn zu tödten, auch ausgeführt habe. Jedoch sei die Seele ihren Klauen glücklich entwischt. Auf seinen Grabstein setzten sie Folgendes: „Hier ruht der Pater Tranquillus von Saint Regny, Prediger, Kapuzinerordens. Als Exorcist bewies er so viel Muth, daß es die Teufel nicht länger aushalten konnten, sondern ihn, auf Antrieb der Zauberer, durch viele Qualen ums Leben brachten, am letzten Mai 1638."

Dieser Todesfall brachte die Sache um ihr letztes

Ansehen. Die weltlichen Besessenen gingen noch hin, wie zu einer Comödie. Fragte man sie, beim Hingehen, ob sie noch besessen wären, so antworteten sie: „O ja, Gott sei Dank!“ Nur alte Betschwestern hörten noch zu und seufzten wol, daß sie nicht auch so hoch von Gott geliebt wären.

Endlich zog die Regierung die ausgesetzten jährlichen 4000 Livres ein. Damit hörte das Spiel von selbst auf. Die Rache der Feinde Grandier's war gekühlt. Die Berichte der Herzogin von Aiguillon bei Hofe hatten nicht zu Gunsten der Sache gewirkt. Die noch übrigen Hauptspieler sahen es gern, daß sie einschlief, damit nicht die Rache des Volkes endlich gegen sie erweckt werde, wenn Grandier's Unschuld an den Tag kam. Die Nonnen waren müde ihrer Arbeit und froh ihres Reichthums; Mignon mit ihnen. Er setzte die Beschwörungen vorgeblich nur noch im Geheim fort.

Von den irdischen Strafen, welche die Theilnehmer des Complotts ereilte, wird uns noch Folgendes berichtet. Barres' Umtriebe wurden in Chinon entdeckt. Er ward, beschützt von hohen Gönnern, nur in ein Kloster geschickt; seine Besessenen wurden ins Zuchthaus gesperrt. Die meisten der falschen Zeugen sollen elendiglich (?) umgekommen sein. Loubardemont verfiel dem Gericht der Geschichte; seine Theilnahme an dem Processe gegen Cinq Mars und de Thou, würdig seines Benehmens in Loudun, ist bei Gelegenheit jenes Criminalfalles erzählt. Ein Sohn desselben ward als Straßenräuber auf der offenen Gasse von Paris, als er eine Kutsche anhalten wollte, verwundet und starb, ohne seinen Namen zu nennen. Manouri, der Wundarzt, kam einst in der Nacht von einem Kranken. Als

er mit seinen Begleitern, deren einer eine Laterne trug, um die Ecke bog, rief er plötzlich: „Ach Grandier, bist du da? Was willst du?“ Ihn befiel ein heftiges Zittern. Seine Begleiter sahen Niemand auf der öden Straße. Mit Mühe führten sie ihn nach Hause. Er redete irr, immerfort von Grandier und mit ihm. Nach einigen Tagen starb er aus Geisterfurcht.

Rosenfeld.*

Der neue Messias in Berlin.

1762 — 1782.

Zu Anfang der Sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sah man in der Uckermark, Priegnitz und auch im benachbarten Mecklenburgischen einen Mann herumstreifen, dessen Kleidung und Wesen nicht viel von einem Bettler verschieden war. Er bat aber nie um eine Gabe, nur um einen Trunk Wasser, höchstens, wenn man ihm nicht mit der Einladung dazu entgegenkam, um ein Nachtquartier. Ihm schien es nur darum zu thun, mit Denen, die er besuchte, sich in ein Gespräch einzulassen, und es waren meistens Schäferknechte, die er auf dem Felde traf; doch ging er auch in einsam gelegene Häuser, wo Tagelöhner, Weber oder sonst arme Handwerker wohnten.

Früher trug der Mann einen grünen Jägerrock; als derselbe verschossen und zerrissen war, näherte sich seine Erscheinung immer mehr der eines Bettlers und hatte etwas Unheimliches; ja man konnte sie erschreckend nennen. Sein Gesicht war blaß und erdfarben, die Augen lagen tief im Kopfe und der Körper hatte eine

schlaffe Haltung. Doch durfte man keine Furcht wie vor einem gewöhnlichen Abenteurer hegen, der Abends um eine Herberge bittet und Morgens als Dieb verschwunden ist. Man kannte seinen Namen, er hieß Rosenfeld, und sein grüner Jägerrock war ein Ueberbleibsel aus einem frühern Jägerdienst beim Markgrafen von Schwedt.

Zwar führte er kein Geld in der Tasche, aber am Kinn einen langen Bart, der nicht den Räuber, sondern den Propheten verkündete. Hier trat er an einen Hirten mit einem biblischen Gruß, schlug dann plötzlich, nachdem derselbe geantwortet, die Augen auf gen Himmel und wandte ihm den Rücken mit einem Seufzer. Der Hirt sah ihn vielleicht erst nach einem Jahre wieder. Doch ging er nur von Denen so schnell fort, welche den Gruß nicht erwiderten, wie er es wünschte. Wo er empfänglichen Stoff für den Samen, Zunder für die Funken fand, die er ausstreuen wollte, ließ er sich in längere Religionsgespräche ein. Einst, im Dorfe Stendal bei Schwedt (im Jahre 1762) glaubte er eine andächtige Versammlung gefunden zu haben, die gern auf seine Predigten hörte und sich in religiöse Gespräche mit ihm einließ; als er aber, erwärmt von ihrer Aufmerksamkeit, die Arme erhob und zu prophezeien anfing, sagten sie, er sei nicht gescheit.

Rosenfeld erscheint nirgend, auch in seiner spätern, sieggekrönten Laufbahn nicht, als Fanatiker, der mit eiserner Stirn Mauern einrennen will und mit der Fackel der Begeisterung die Welt in Brand stecken. Sein Feuer war ein still brennendes, er wartete auf Zeit und Gelegenheit und verstand, wie die Folge ergibt, die Kunst der Berechnung. Er schwieg, als er bei den Leuten im Dorfe keinen Glauben sah, blieb aber

auf ihre Einladung in der Gemeinde eine Zeit lang, auch ließ er sich die gute Aufnahme gefallen. Später ergab sich, daß die Tochter eines Hauses, wo er gastlich gepflegt worden, von ihm schwanger geworden. Er hatte jedoch, um sie zu seinem Willen zu bringen, keine Prophezeiungen, keine frommen Sprüche angewandt. Der Religionseifer schien eine Zeit lang in ihm zu ruhen, um sich in der Stille zu neuen Offenbarungen zu stärken.

Nach den Acten findet man ihn erst wieder um 1765 in der Gegend von Prenzlow schwärmend. Seine Erscheinung war hier schon viel armseliger, sein Blick war irrer. Er war der Prophet, der in langer Beschaulichkeit zur Gabe gelangt war, nach der die Seele dürstete. So trat er zu Dedelow in das Haus eines Schäfers, bat um einen Trunk Wasser, und sprach dann, die Schale aufhebend, mit bedeutungsvollem Tone zu Mann und Frau: „Kinder, so Ihr nur wüßtet, wer ich bin!“ Als sie ihn fragten, wer er sei, fuhr er fort: „Ich bin der Bote Gottes, ausgegangen, seine Schafe zu suchen. Von mir ist im Propheten Micha IV. 8. geweissagt: Du Thurm Eder, eine Veste der Tochter Zion, es wird deine goldene Rose kommen, die vorige Herrschaft, das Königreich der Tochter Jerusalem!“

Da er gläubige Zuhörer fand, führte er noch ein langes biblisches Gespräch mit ihnen, wie die Bekehrung Noth thue gerade in dieser Zeit; es werde aber alsbald die kommen, daß die Gerechten das Land beherrschen würden, das verheißene Reich, das Hauptthema seiner Verkündigungen, über das seine Vorstellungen sich, erst später, vollständiger ausbildeten. —

In diesem Hause hatten die Funken gezündet. Mann und Frau baten dringend den gottseligen Mann,

daß er länger bei ihnen weile; und er blieb mehre Tage und kam öfters wieder. Diese seine Anhänger in Dedelow blieben ihm gläubig und getreu auch nach seinem Sturze; sie hielten ihn noch für einen Mann Gottes, obwol seine große Prophezeiung nicht eingetroffen war. Zu Beiden hatte er nämlich gesagt: sie möchten wohl auf das Jahr 1770 Acht haben, es werde da eine große Wandelung eintreten. Sie hatten von Tag zu Tag genau Acht, die Frau aber mußte später vor Gericht eingestehen, es sei doch gar nichts Merkwürdiges in dem Jahr geschehen, der heilige Mann muß sich also wol im Jahre verrechnet haben.

Bald war Rosenfeld nicht mehr der umherirrende Vagabund, den man hier auslachte, dort aus Mitleid und Neugier aufnahm. Sein Name war auf dem flachen Lande weit verbreitet, er kannte seine Anhänger, aus denen bald eine stille Gemeinde sich herausbildete. Wo er anklopfte, ward er freudig empfangen, man drang in ihn zu bleiben, man schätzte es für ein Glück, wo der Mann Gottes verweilte.

Und mit seinem Anhange wuchs auch seine Lehre in ihm selbst zu einem System an, wie er es zur Zeit für gerathen fand, vor seiner Gemeinde keck hervorzutreten.

Gewöhnlich hub er damit an, mit vielen Bibelstellen von der jetzigen Verderbtheit des Menschengeschlechts zu reden; die Welt liege im Argen, Recht und Gerechtigkeit seien verdreht. Das war ja das ewige Thema, was die Leute von den Kanzeln aller Zeloten herab zu hören gewohnt waren. Die Verderbtheit der Welt legt sich Jeder aus, wie er Lust hat. Jeder hat über Unrecht, das ihm widerfahren, zu klagen, und was hätten die uckermärkischen Landleute nicht auch zu klagen ge-

habt? Der siebenjährige Krieg war kaum vorüber; schwere Abgaben, die harte Accise, drückten sie außer andern allgemeinen Leiden.

Wenn der Prediger auf diese Weise leichten Eingang bei ihnen gefunden, folgten zuerst allerlei allgemeine Versprechungen von einem Erretter aus diesen Trübsalen, einem Wiederhersteller des gekränkten Rechts, einem Heiland und Erlöser. Zwar war ein solcher schon da gewesen. Er sprach sich über diesen wichtigen Moment zuerst zweifelhaft aus und behielt sich in vaguen Ausdrücken eine Thür offen, um späterhin mit einem andern Glauben vorzutreten, wenn er seine Zuhörer dafür reifer fände. Dazwischen citirte er Bibelstellen, welche von einem zweiten, noch künftigen Heiland redeten, wie Matth. III, 11. Röm. XI, 26. „Und er hat seine Worfschaufel in seiner Hand; er wird seine Tenne fegen und den Weizen in seine Scheunen sammeln, aber die Spreu wird er verbrennen mit ewigem Feuer.“ — „Es wird kommen aus Zion, der da erlöse, und abwende das gottlose Wesen von Jakob.“ Dann andere, wo von einer zweiten Ankunft Jesus, um die Welt zu richten, die Rede war. Dreister geworden, sprach er schon aus: der Jesus, welcher gewesen, sei nur ein prophetisches Luftbild, eine Art Fata Morgana des Jesus, welcher noch kommen müsse und werde. Ja, vor einzelnen Zuhörerkreisen, deren Glaube ihn zu erwärmen schien, überkam es ihn wie ein heiliges Feuer der Erkenntniß, und er rief aus: das sei ein falscher Messias gewesen! Der rechte sollte doch gekommen sein, um die Welt vor Sünde, Tod und des Teufels Gewalt zu erretten, und alle diese drei Dinge seien nach wie vor in der Welt. Er sei ein verfluchter Christus gewesen, der gen Himmel gefahren wäre und seine Jünger

im Stich gelassen hätte. Endlich ging er noch weiter und erklärte die ganze heilige Geschichte für unwahr. Das neue Testament sei als Erdichtung zu verwerfen.

Nun er so weit gegangen, ergab sich die praktische Folge von selbst. Er schalt auf die Prediger, als Propheten der Unwahrheit, er eiferte gegen das Kirchengehen, gegen die Taufe, gegen den Genuß des Abendmahls, gegen alle geistliche Bücher, mit Ausnahme der Bibel. Endlich zog er auch gegen alle weltlichen Obrigkeiten zu Felde, vom Dorfschulzen an bis zum Könige, und das in den härtesten Ausdrücken.

Es spricht für den wunderbaren Einfluß, welchen er schon auf die Gemüther dieser Einfältigen erlangt haben mußte, daß wir von keinerlei Art Widerspruch hören. Das Landvolk in jenen Gegenden betrachtete seine Obrigkeiten als von Gott eingesetzte. Wer mußte der Mann sein, welcher sich sogar gegen einen König wie Friedrich der Große, solche Angriffe erlauben durfte? Und was mehr ist als gegen den König und seine Diener, auch gegen die geistlichen Bücher, die als Heiligthümer von Kind zu Kindeskind in jenen Bauerfamilien vererben, und gegen den Haupttheil der Bibel, gegen das neue Testament selbst? Gegen die Prediger war es leichter, die Menge aufzubringen. In jenen Gegenden, wo auch neuerdings die religiöse Schwärmerei so bedeutend Wurzel gefaßt, finden sich unter den Landleuten die allerstrengsten Kritiker nicht sowol des Lebenswandels, als der Dogmen ihrer Geistlichen, und die geringste Abweichung — freilich von alt überkommenen Vorstellungen — macht sie zu den strengsten Richtern, Gegnern und Anklägern ihrer Pfarrer. Diesmal, vermuthlich nach langer Dürre, schlug der Gewitterregen einer religiösen Begeisterung so tief in den durstenden Boden, daß

geben, als Dykvelt sich zu ihm wandte, und ihm zu schweigen gebot. Der Minister des weisesten und besonnensten Fürsten jener Zeit hatte sich in seiner Berechnung nicht getäuscht. Ein Gemurmel des Unwillens durchflog die bunt zusammengeströmte Versammlung, einzelne Verwünschungen zückten hier und dort hervor, die Fäuste ballten sich, und ein alter Squire rief:

„Soll uns ein Irländer lehren, was ein englisches Herz wünscht und verlangt! Noch nie ist ein Bote des Papisten zu Rom seit den gesegneten Zeiten der Elisabeth auf Englands Boden getreten, und der Gesandte des protestantischen Thronfolgers soll zurücktreten vor einem, dem das Gesetz verbietet hier den Staub von den Füßen zu schütteln."

Das Getümmel wurde größer. Da erhob Dykvelt den Arm zum Zeichen, daß er selbst reden wolle. Mit ruhiger Stimme sprach er in einem Englisch, dem man, ohne daß es gebrochen geklungen, anmerkte, daß es ein erlerntes war: „Sehr würdige Männer des großherzigen englischen Volkes! Begegnete mir der ehrenwerthe Herr an diesem Engpaß als Monsignore D'Adda, ich wäre weit entfernt, ihn den Vortritt streitig zu machen, wenn es Artigkeit gilt, wo Monsignore aber als Nuncius

er mit dem Prediger auch die Postillen, Gesangbücher, jetzt gar das neue Testament fortschwemmte. Einer der neu Bekehrten, der Schlosser Zimmermann aus Berlin, warf nach einem Conventikel, in welchem Rosenfeld seine ganze Feuerglut wider die falschen geistlichen Bücher entladen, seinen ganzen Vorrath davon ins Feuer.

Bei der spätern, gerichtlichen Vernehmung seiner Jünger über Rosenfeld's Lehre kamen zwar die verschiedensten Zeugnisse, je nach den verschiedenen Auffassungsgaben der Einzelnen, zu Tage, in mehren Punkten stimmten sie aber vollkommen überein, ja brauchten fast dieselben Worte, woraus erkennbar, daß es die eigenen echten des Meisters waren. So hieß es: „Der auf Golgatha gekreuzigte Messias sei nur die Verheißung des zukünftigen; Christus sei verflucht, weil er am Holz gehangen, und wer an ihn glaube, sei verdammt (ein Punkt, worin man eine Annäherung an die Grundsätze der Gnostiker zu entdecken glaubte); die ganze Lehre von seiner Kreuzigung sei eine heidnische Fabel; der Christus, der zu Jerusalem eingeritten, sei ein Hurensohn, ein Dieb, ein Courtisan. Durch das Abendmahl genössen die Menschen den Teufel; es sei ein Götzenopfer vom Drachen gesetzt; des Königs Bild, der Drachenkopf, wäre ja darauf gedruckt. Nach der Meinung der Christen heiße das ja nichts Anderes, als Gott verschlingen. In der Taufe wurden die Kinder dem Könige verkauft, der der Teufel wäre. Durch dieselbe solle der unreine Geist ausgetrieben werden; demnach also müsse Gott denselben den Menschen eingegeben haben. Die Taufe sei ein Bund mit dem Tode. (Nach Röm. VI. 3: „Wisset ihr nicht, daß Alle, die wir in Jesum Christ getaufet sind, die sind in seinen Tod getauft?“ und 1 Kor. XV. 29: „Was machen sonst, die sich taufen lassen über den Todten, so

allerdinge die Todten nicht auferstehen? Was lassen sie sich taufen über den Todten?" und Hebr. IX. 10.) Die Obrigkeiten seien krumme Schlangen; und der König ihr Oberster, nämlich der Beelzebub, der den Mammon mehr liebe als Gott. Der König sei der ägyptische Pharao, der rothe Meerdrache, der große Drache.

Letzteres ward von Rosenfeld nicht allgemein figürlich und von den Königen im Allgemeinen, sondern von dem damals regierenden Könige von Preußen, von Friedrich dem Zweiten, ganz speciell gesagt. Denn er führte den staunenden Landleuten als bestimmtes Factum folgendes an. Als er einst in seiner Eigenschaft als Jäger und Unterförster des Markgrafen von Schwedt von demselben auf der Jagd vertraulich gefragt worden, wer er, der Markgraf, eigentlich sei? habe er ihm geantwortet: „der Drache!" Der verstorbene Markgraf sei darauf nicht zornig geworden, sondern habe geantwortet: „Du hast Recht; der bin ich auch." Damit sprach aber der Markgraf, als von königlichem Geblüt, das Urtheil über seine ganze Familie aus.

Von Rosenfeld selbst scheint man nichts Schriftliches über seine Lehre zu besitzen. Entweder hütete er sich aus einer weltklugen Vorsicht, oder er ahmte größern Vorbildern nach. Von zweien seiner eifrigsten Anhänger und Apostel hat man dagegen einen Hirtenbrief, der in Abschrift dem Prediger Fehland zu Biesenthal (eine Domaine, unfern Berlin) zugeschickt wurde. In demselben, ganz im Stil der Apostelbriefe, heißt es unter Anderm über die Prediger: „Im alten Testament hat Gott zwar Priester verordnet, im neuen Testament aber wieder aufgehoben. Jeremias XXXI. 33. 34. sagt: „Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schrei-

ben; und wird keiner den andern, noch ein Bruder den andern lehren, und sagen: erkenne den Herrn! sondern sie werden mich alle kennen, beide, klein und groß, spricht der Herr. Hebr. XIII, 11. Die Priester sollten auch keine Platten tragen, und den Bart nicht abscheeren, und ohne Fehl sein; welches ich bei den jetzigen Priestern nicht finde; sondern sie sind gestaffiret, so wie Baruch die Götzenpriester beschreibt. Und Pharao hatte auch Priester, und Pharao war doch der Drache; also waren die Priester im Lohn. Die jetzigen Priester treiben Kaufmannschaft, thun nichts um Christi willen, sondern um Geld, weil sie's um Geld empfangen haben. Welches ich ihm auf göttlichen Befehl zuschreibe, und ihm also verkündige, daß seine Uhr ausgelaufen ist, und seine Verführung wird eine Ende haben."

Diese letzte Drohung galt dem schon genannten Prediger Fehland in Biesenthal und der Verfasser des Briefes gestand auch, daß er ihn in der Absicht geschrieben, damit der Fehland sich vertheidige; die letzte Stelle aber bedeute die bald einbrechenden Gerichte Gottes gegen solche Irrlehrer. Derselbe Verfasser des genannten Briefes, Richter, einer der eifrigsten Rosenfeldianer, gestand auch, auf das Vorderblatt eines Gesangbuches geschrieben zu haben: „Fehland ist ein Hurenmeister; denn er verführt ja die Leute zur geistlichen Hurerei. Die Bilder in der lutherischen Kirche sind Bilderdienst und Abgötterei, d. i. geistliche Hurerei. Das Gesangbuch ist ein Zauberbuch, denn es ist von menschlichen Händen gemacht, und Salomo sagt: viel Predigen macht den Geist müde, und des Büchermachens sei kein Ende. Die Kirche ist in vielen Stellen der Bibel ein Hurenhaus genannt. Man braucht nicht in die Kirche

zu geben, wo noch dazu so viel Gotteslästerliches gepredigt wird; sondern man braucht nur fromm und in Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit zu wandeln."

Die Gemüther seiner Anhänger schienen ihm endlich so weit verarbeitet und vorbereitet, um mit dem großen Satze vorzutreten, den freilich auch jetzt noch nur die Geweihtesten unter den Eingeweihten klar und deutlich ausgesprochen hörten: der Heiland Jesus war nicht der wahre Heiland, also muß der wahre Heiland noch erscheinen, und dieser zweite Heiland bin ich selbst, von Gott zur Erlösung der Welt gesandt. Rosenfeld nahm nur Einen nach dem Andern in die Weihe dieser letzten Erkenntniß auf. Später auf die Frage vor Gericht, weshalb er diese Vorsicht beobachtet, antwortete er: „Es wäre ja thöricht gewesen, gleich einem Jeden zu sagen: „ich bin der."

Denen aber, welchen er sich zu erkennen gab, versprach er sogleich, wenn sie ihm treu nachfolgten, ewiges Leben hier auf Erden. Er war in dieser Versicherung so fest, und half sich nicht durch eine zweideutige, dunkle Verheißung, daß er im Gegentheil gegen die Prediger vorzugsweise um deshalb zu Felde zog, weil sie den Tod verkündeten. Wenn Jemand von seinem Anhang starb, sagte er zu den Zweiflern: der Gestorbene hätte es noch nicht treu genug gemeint. Selbst vor Gericht wiederholte er diese Antwort; nur in diesem Punkte blieb er sich selbst bis zuletzt getreu.

Ueber diese seltsamste, und, wie es uns erscheint, für ihn gefährlichste Lehre hatte er sich eine eigene Beweistheorie gebildet: Gott hat die Menschen geschaffen zum ewigen Leben. Als aber der Mensch Gottes Gebot übertrat, fiel Gottes Zorn auf ihn und übergab ihn dem

Tode. So herrschte der Tod von Adam bis auf Moses (Röm. V, 14.) Moses führte die Kinder Israel aus Aegypten, legte ihnen Leben und Tod vor, und gab ihnen die Wahl. (5. Mos. XXX, 15—19. „Siehe, ich habe dir heute vorgelegt das Leben und das Gute, den Tod und das Böse" — — — „Ich habe Euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, daß du das Leben erwählest, und du und dein Same leben mögest.") Das Leben war nämlich die Verheißung, die Gott an Abraham gegeben zu ewiger Besitzung. Aber Alle waren ungehorsam. Da kam statt der Verheißung das Gesetz. Die Gnade kann nicht durch das Gesetz erworben werden. So kam der Zorn Gottes über uns, und wir müssen sterben, bis der Zorn Gottes ein Ende haben wird; das ist, bis Christus kommt, der der verheißene Same ist und des Gesetzes Ende. Der wird den Tod verschlingen und den Bund mit dem Tode losmachen. Dann sollen wir wieder im Lande wohnen, das Gott Abraham, Isaak und Jakob geschworen hat. Gott will nicht das Leben wegnehmen. Auferstehen ist Ablassen von Sünde; und Gott sagt: ich will ihnen heraushelfen von allen Arten, da sie Unrecht gethan haben."

Es versteht sich, daß jeder dieser Sätze, ja auch jedes Wort in denselben durch Bibelstellen belegt war, welche aufzuführen hier zu weitläufig wäre. Es bewährte sich jenes alte Wort, daß aus den Buchstaben der Bibel sich Alles beweisen läßt, und noch besser aus denen ihrer Uebersetzung.

Rosenfeld war sicherer geworden und sein Anhang größer. Er trat nunmehr vor Allen mit der Erklärung hervor: daß er der wahre Messias sei, Gott

der Sohn, der wahre, einzige, allmächtige Gott, der Herr aller Herren, und der König aller Könige.

Seine Gemeinde glaubte Alles. Solche Verheißungen, wie er, hatte noch kein Religionsstifter seinen Anhängern gemacht. Wer ihm glaubte, wie sollte der nicht Alles für ihn opfern? Willig brachte man ihm, wovon man meinte, daß er es bedürfe, und was die armen Leute nur erschwingen konnten. Aber er selbst foderte nie etwas, noch äußerte er seine Unzufriedenheit, wenn das Geschenk ihm zu unbeträchtlich schien, wenigstens niemals in Gegenwart des Gebers. Er nahm alle Geschenke mit den Worten an: was sie ihrem Heiland Gutes thäten, thäten sie sich selbst zu gut. — Später übte der neue Heiland eine andere Taktik, er nahm fast gar nichts mehr von seiner Gemeinde an, und selbst von Dem, was er schon erhalten, gab er Mehres zurück. Wie er diese Taktik möglich machte, wird sich aus der folgenden Geschichte ergeben; es braucht aber kaum angedeutet zu werden, wie dadurch der schon erstaunliche Glaube seiner Anhänger noch mehr steigen mußte.

Sein Lebensunterhalt war durch jene ziemlich regelmäßigen Spenden gesichert. Der Heiland war aber auch ein Mensch, mit einem von Jugend, wie er selbst später versicherte, sehr starken Geschlechtstrieb. Plötzlich trat er vor seinen vertrautesten Anhängern mit dem Satze hervor: er habe die Schlüssel zum verschlossenen Paradiese, er habe das Buch des Lebens, das, nach der Beschreibung in der Offenbarung Johannis, mit sieben Siegeln versiegelt sei. Um das Erlösungswerk zu vollenden, müsse er die Siegel öffnen, und dazu müsse er sieben Jungfrauen haben.

Mit dieser wunderbaren Eröffnung und merkwürdi-

gen Foderung trat er ſchon bei ſeinem Aufenthalt in Prenzlow hervor. So blind war der Glaube ſeiner Anhänger, daß ſie, höchſt ehrbare Leute im bürgerlichen Sinne, vor der Foderung nicht erſchraken; auch würden ſie ihrem Heiland gern gewillfahrt haben, aber ſieben Jungfrauen waren in Prenzlow, wenigſtens unter der Gemeinde damals, nicht aufzutreiben und die Erfüllung ſeines Begehrens blieb bis auf eine ſpätere Zeit ausgeſetzt.

Woher nahm er ſolche Anhänger, wodurch gewann er ſolche Gemeinde? Fragen, deren Beantwortung Gebiete berührt, welche über unſere criminaliſtiſche Sphäre hinausgehen. Daß in Pommern, den Marken und Niederſchleſien unter dem Volke Neigung, oder wenigſtens der Zündſtoff vorhanden iſt, wo Religionsſektirer ihre Saat und ihre Funken mit Erfolg ausſtreuen mögen, hat auch die Jetztzeit bewieſen. Unter Webern, Schneidern, Schäfern, die zu ſitzender oder unthätiger Lebensart verurtheilt ſind, wirkte hier zu verſchiedenen Zeiten der beſchauliche Sinn ſo mächtig auf die aus der Armuth ihrer Umgebung keine Nahrung ſchöpfende Phantaſie, daß in ihnen das Bedürfniß einer unmittelbaren Offenbarung aus der überſinnlichen Welt rege wurde. Da ihre proteſtantiſchen Kirchen und die damaligen rationaliſtiſchen Prediger dieſem Durſt in keiner Art einen Labetrunk gewährten, waren dieſe Armen darauf angewieſen, ihn zu nehmen, wo er ihnen geboten wurde, auch aus der unlauterſten Quelle. Dies iſt keine erſchöpfende Erklärung für Erſcheinungen, die ſich freilich überhaupt nicht erklären laſſen: aber es iſt eine thatſächliche Wahrnehmung, daß Verirrungen dieſer Art in Gegenden, wo eine reichere Natur die Phantaſie des Müßigen beſchäftigt — bei dem eigentlich Thätigen treten ſie auch dort

weniger heraus — seltener vorkommen. Ueber die Schwärmer, Pietisten und Stillen während des philosophischen Jahrhunderts in den damals stillen Straßen Berlins, dem halleschen Thore zu, wo freilich jetzt der Lärm der Locomotiven und das Wagengerassel der aus dem ganzen Deutschland zuströmenden Fremden sie längst verscheucht hat, besitzen wir in Nicolai's Schriften („Sebaldus Nothanker") interessantere Mittheilungen für die Geschichte als für die Philosophie.

Unter seinen Anhängern erscheint als einer der bedeutendsten der Schäfer Gumto, gebürtig aus dem Mecklenburg-Schwerinischen, der, um das Jahr 1765 in Prenzlow in Diensten, seine Bekanntschaft gemacht hatte. Der Ruf des Wundermannes war aus den umliegenden Dörfern schon zu ihm gedrungen, als Rosenfeld eines Abends an seine Thür klopfte und um ein Nachtlager bat. Beide waren bald in einem eifrigen Gespräch, welches Bibelsprüche zum Gegenstand hatte. Als beim Abendtischgebet der Name Jesus genannt wurde, sagte Rosenfeld: „Jesus mag wol bei Euch am Tische sein, und Ihr kennt ihn nur nicht." Als er von der Familie Abschied nahm, schrieb er verschiedene Sprüche auf, und empfahl Gumto darüber nachzudenken. Wenn er wiederkam, stellte er alsdann ein Examen mit ihm an. Nach vielfach wiederholten Besuchen entdeckte sich Rosenfeld dem erstaunten Gumto und seinem Weibe als den Heiland der Welt, durch den Alle erlöst und gerettet werden sollten. Zwar sei schon einer vor ihm gewesen, der sich dafür ausgegeben, aber der sei nicht der rechte gewesen. Er sei der erste Held, der die Menschen, ohne daß sie stürben, ins Himmelreich bringen könne. Die Prediger, die vom Tode redeten, seien Lügner. Er habe die Schlüssel des Paradieses und das

Buch des Lebens. Letzteres sei mit sieben Siegeln verschlossen, und um es zu öffnen, brauche er sieben Jungfrauen. Diese wären schon von Anbeginn der Welt dazu ausersehen, und darunter auch die drei Töchter des Gumto, welche dieser ihm überliefern müsse. Thäte er es nicht, so würden alle Seelen über ihn Ach schreien. Wenn er selbst aber nicht der Rechte sei, so sollten alle Strafgerichte und Flüche ihn treffen, welche sonst auf Gumto fallen würden.

Gumto war ein äußerst ehrlicher Charakter, dessen Frömmigkeit aber in Einfalt überging. Er war bereits so in Rosenfeld's Netzen, daß er Alles glaubte, was dieser vorbrachte. Er erschrak über den Gedanken, daß alle Seelen verloren gehen und über ihn Ach schreien sollten. Aus wahrhafter Gewissensangst, durch seine Weigerung seine Mitmenschen ins Verderben zu stoßen, willigte Gumto in Alles. Seine Töchter waren indessen damals noch zu jung; die Eröffnung der sieben Siegel des Buches des Lebens wurde also um deswillen noch verschoben.

Gumto sollte übrigens der erste Märtyrer seiner Sekte werden. Nachdem er aus Prenzlow als Schäfer nach Lichen sich verdungen hatte, ward seine Verbindung mit Rosenfeld ruchbar. Man wollte hier keine Sektirer zu irdischen Schäfern haben, und entließ ihn aus dem Dienst. Er ging nach Berlin und nährte sich hier als Taglöhner, bis er aufs Neue mit Rosenfeld in nähere Verbindung trat, Alles ihm opferte zur Glorie des neuen Heilands und zur Errettung des Menschengeschlechts, endlich aber, noch im vollen, ehrlichen Glauben an ihn, zum Verräther an ihm wurde und sein Ende herbeiführte.

Eine Hauptstation in Rosenfeld's Wirksamkeit ward

bald darauf das Städtchen Biesenthal, vier Meilen von Berlin entfernt, früher abgelegen von allen Hauptstraßen, während es jetzt durch die stettiner Eisenbahn in einer halben Stunde von der Residenz erreicht wird. Diese isolirte Lage hat dort auch zu andern Zeiten Impulse eigenthümlichen Lebens hervorgerufen. Der neue Heiland fand hier außerordentlichen Zulauf. Sein Anhang ward so zahlreich und trat zugleich so laut auf, daß man jetzt von seiner Person und seinem Treiben auch in Berlin hörte.

Ein erstes officielles Document über ihn ist der Bericht des Amtes Biesenthal an die Regierung vom 19. August 1768 des Inhalts: daß das ganze dortige Städtchen voll Unruhe sei; ein gewisser Rosenfeld gebe sich für den Messias aus, und lebe davon. Sein Anhang bestehe schon aus 25 Personen, mit denen Policei und Justiz nicht mehr auskommen könne. Alles sei voll Tumult, weil die Gläubigen ergrimmt wären über die Ungläubigen. Die Rosenfeldianer nämlich suchten die Andern zu bekehren, und, in ihrem Eifer gegen die Unbekehrten, trennten sie den Frieden zwischen den Eheleuten und wiegelten die Kinder gegen ihre Aeltern auf. Niemand sei in diesem Werke eifriger als der Garnweber Glanz, welcher den neuen Messias in seinem Hause aufgenommen habe. Diejenigen, welche sich nicht von ihm bekehren lassen wollen, seien nun auf der andern Seite eben so ergrimmt über seinen Bekehrungseifer und hätten ihm die Fenster eingeworfen. Ja sie drohten sogar sein Haus in einen Steinhaufen zu verwandeln, wenn er nicht von Rosenfeld ließe, ihn fortjage und die Conventikel einstelle. Glanz aber sei so eifrig für den neuen Heiland, daß er dem Allen trotze, und es stehe das Aeußerste zu besorgen.

des Papstes von Rom auftritt, darf ich ihm keinen Fußbreit weichen. Da ich im Namen des protestantischen Thronfolgers, des glorreichen Wilhelm von Oranien, des geliebten Sohnes Seiner Majestät von England, feierlich protestiren soll gegen das willkürliche Verletzen der heiligen Grundgesetze des Staats gegen das Eindringen des Papstthums, so von weisen Königen und Parlamentern vor uns erlassen, kann ich nicht zugeben, daß ein päpstlicher Gesandter den Vortritt erlange, indem ich überhaupt die Existenz eines päpstlichen Gesandten in England bestreite. Es darf kein päpstlicher Gesandte den Boden dieses protestantischen Königreichs betreten, darum kann auch hier kein solcher mir begegnen."

Der Italiäner ließ sein Roß sich bäumen, um dem Volke zu zeigen daß es einen solchen gebe. Er rief einige italiänische Worte aus, die natürlich nicht verstanden wurden, sein Dollmetscher aber flüsterte ihm etwas zu, und wandte das Pferd nach der Caroſſe.

„Ja, der würdige Prälat der englischen Kirche," sagte Dykvelt, soll entscheiden, ob ein protestantischer Gesandte zurückstehen soll einem Nuncius des Papstes."

Zu diesem, wie es gefürchtet wurde, kam es nicht. Rosenfeld ward mitten in einem Conventikel aufgehoben und arretirt. Der Weber Glanz, sein Wirth, wollte durchaus zum Märtyrer für ihn werden, und bat, ihn mitzuverhaften. Es ward ihm diesmal noch nicht gewährt. Dagegen trat unerwartet ein anderer seiner Anhänger als sein Ankläger auf, Richter. Dieser, bis da eifrig ihm ergeben, ja selbst uns schon bekannt als der Verfasser (oder Mitverfasser) des angeführten Hirtenbriefes — auch soll der Beweis für das ewige Leben auf Erden von ihm herrühren — also jedenfalls einer der bedeutendsten und thätigsten Geister seiner Sekte, gab Folgendes zu Protokoll: Er halte sich verbunden des Bösewichts Rosenfeld Irrlehren anzugeben. Dieser behaupte nämlich: der Heiden Zeit sei um; er sei als Jesus und Gott gekommen; wenn er nur erst die 24 Aeltesten zusammengebracht, würde er den königlichen Stuhl umstoßen, dem Könige das Schwert abfodern, und mit diesen 24 Königen den ganzen Kreis des Erdbodens richten. Seine Anhänger brauchten nicht mehr zu arbeiten. Er selbst müsse jetzt gefangen werden; dies aber sei sein sechstes und letztes Mal (er war wirklich schon fünf Mal, wahrscheinlich nur Vagabundirens willen arretirt gewesen); wenn er herauskomme, gehe sein königlicher Stand an. Uebrigens treibe Rosenfeld mit den Töchtern seiner Anhänger Unzucht.

Derselbe Richter, welcher seinen Meister hier so hart anklagte, erscheint aber bald darauf wieder als sein getreuester Anhänger. Welche Macht wohnte dem Manne bei, diese Wunder zu bewirken! Es ist dies die zweite der von uns oben aufgeworfenen Fragen, nach deren Beantwortung wir uns aber in den actenmäßigen Darstellungen vergebens umsehen. Richter schlug übrigens

ſpäter noch ein Mal um, indem ſeine geſunde Vernunft die Oberhand behielt.

Unerſchüttert ging dagegen Weber Glanz am andern Tage aufs Amt, um ſeinen gefangenen Meiſter zu beſuchen, indem er laut erklärte: Roſenfeld ſei der Geſalbte des Herrn; er wiſſe von keinem andern und laſſe nicht von ihm. Er tobte ſo lange, bis man es für gerathen fand, auch ihn feſtzunehmen. Dem 51jährigen Manne, der als ein höchſt fleißiger, ordentlicher Arbeiter bekannt, aber, bei beſchränktem Verſtande und brütender Gemüthsart, enthuſiaſtiſcher war als irgend ein Anderer der Sekte, ja als deren Meiſter ſelbſt, ihm konnte nichts willkommener ſein, und er drängte ſich ordentlich zu dem Verhör, um ſeinem Bekenntniß, das ihn drückte, Luft zu machen.

Zur Beichte war er ſeit zwei Jahren nicht gegangen, aber nur, weil er den Beichtgroſchen nicht erſchwingen können. Dagegen antwortete er auf die Frage, ob er nicht wiſſe, daß Zuſammenkünfte, wie ſie in ſeinem Hauſe gehalten werden, verboten wären: man käme ja auch ganze Nächte zuſammen, um Karten zu ſpielen. Feierlich und feſt erklärte er, daß er Roſenfeld für den Meſſias halte, denn die Schrift lehre es ihn, wobei er wieder auf den Spruch Micha (IV. 8.): „du Thurm Eder, eine Tochter der Feſte Zion u. ſ. w.“ ſich berief. Auch ſage es ihm der Geiſt Gottes, denn er ſeufze täglich um den rechten Weg zu Gott, und im Gewiſſen ſei er überzeugt, daß Roſenfeld ſelbſt Gott ſei. Roſenfeld verſpräche ihnen das Gnadenreich, welches auch der alte Gott ihnen verſprochen. Auf Erden werde es ſein, wo ja auch das Paradies geweſen; und in der heiligen Schrift ſtände: die Gerechten ſollen das Erdreich beſitzen ewiglich.

Gefragt: ob Rosenfeld nicht gesagt, daß nach seinem Gefängniß seine königliche Herrschaft angehen würde? erklärte er: das nicht zu wissen; nur wisse er, daß in der Schrift stände: aus sechs Trübsal will ich dich erretten, und in der siebenten soll dir kein Leid widerfahren. Ob Rosenfeld mit seinen Töchtern Unzucht geübt, habe er nicht gesehen, noch sonst gemerkt; auf die allgemeine Frage aber: ob er es denn für etwas Unrechtes halte? rief er aus: „Nein, Rosenfeld hat einen gesalbten Geist, er ist ein Gesalbter des Herrn. Mit Andern ist es freilich etwas Böses."

Noch entschiedener und heftiger sprachen einige andere in Biesenthal eingezogene Sektirer, einer Namens Beck und seine Frau, ein Seifart und sein Weib. Diese vier erklärten, wie der Weber Glanz, Rosenfeld für den wahren Messias und ihren Gott, und protestirten mit Heftigkeit gegen Jesus und seine Göttlichkeit. Ihr Vertrauen ging indeß noch weiter. Einstimmig erklärten sie: „wenn ihr Herr und Meister, Rosenfeld, nur erst Stärke genug hätte, würde er die königliche Majestät selbst vom Throne schmeißen und nöthigen, ihm die Schuhe nachzutragen. Ein Rosenfeldianer könne mit seines Glaubensgenossen Frau und Tochter zuhalten; nur nicht mit Christen, das sei als mit Vieh. Wenn man bis 1770 wartete, würde man Das über Christus erfahren, das sie jetzt nicht sagen dürften.

Jene facultative Macht, mit den Frauen ihrer Glaubensgenossen nach Belieben umzugehen, deren sich diese Rosenfeldianer rühmten, war indeß in den Lehrsätzen ihres Meisters nicht ausgesprochen. Ebensowenig mochte Friedrich der Große, der auf den Lorbern des siebenjährigen Krieges ruhte, damals ahnen, daß in sei-

nem eigenen Reiche ein Feind laure, ihn vom Throne zu ſtürzen und zu demüthigen.

Die Unterſuchung zog ſich ſehr in die Länge, da man von Gerichts wegen nach allen Orten ſchrieb, wo eine Voruntersuchung gegen Rosenfeld ſtattgefunden. Inzwiſchen erfolgte im December 1769 ein Urtheil, deſſen weſentlicher Inhalt der war, daß Rosenfeld im berliner Irrenhauſe bis zur Probe ſeiner Beſſerung einzuſperren; jeder ſeiner Anhänger aber zur Strafe ein Jahr in Spandau ſitzen ſolle.

Dadurch ward das Uebel nur ärger. In Biesenthal verbreitete ſich die Gemeinde, die ſo viele Märtyrer aufzuweiſen hatte, ungemein. Beſonders thätig waren die zurückgebliebenen Glieder der Glanz'ſchen Familie. Sie wollten ſich des Märtyrers, ihres Stammhauptes, würdig zeigen. Dem Verbote und der Strafe zum Trotz, verſammelten ſie ſich wieder im ſelben Hauſe, nur in noch größerer Zahl, und verkündeten laut Jedem, der es hören wollte, der neue Meſſias werde wiederkommen mit Feuer und Schwert und der Prediger Fehland würde das erſte Schlachtopfer ſein.

Es entſtand ein förmlicher Tumult in dem genannten Jahre 1770, welches aber doch nichts Außerordentliches bringen wollte. Einige drangen zum Prediger Fehland ſelbſt ins Haus, und betrugen ſich gegen ihn auf die unanſtändigſte, tumultuariſchſte Weiſe. Es waren Zeichen da, als ob ſie noch Schlimmeres gegen ihn beabſichtigten. Man warf zerriſſene Blätter eines Ge-

sangbuches aus dem Fenster und rief den Kindern zu, sie möchten damit Karten spielen.

Eine besonders thätige Rolle spielte dabei jener abtrünnige Gläubige, der vorhin eine Art Judasrolle gegen Rosenfeld gespielt. Spandau und das Irrenhaus hatten eine andere als die erwartete Wirkung hervorgebracht. Er empfand sein ganzes Unrecht, einen solchen Mann verlassen zu haben, der nun im hellen Glorienschein des Märtyrerthums leuchtete. Richter, welcher vorhin seinen Meister bei den Gerichten als Bösewicht angegeben, bekannte sich in raschem Umschlag wieder zu seiner Lehre, und versäumte nichts, um seine Reue und seinen wiedergewonnenen Glauben vor den Leuten leuchten zu lassen. Es war jetzt, daß er den oben citirten Hirtenbrief an die Gemeinde und die anklagenden Stellen vorn in das Gesangbuch schrieb; und so laut und ungestüm schrie er seinen Glauben durch die Straßen aus, daß man genöthigt war, jetzt auch ihn zu verhaften, und, nach erfolgtem Urtheil, auf ein Jahr nach Spandau zu schicken.

Befragt über den Grund seiner frühern Angaben und wie er sein Urtheil ändern können, wenn er die Thatsachen noch für richtig halte, welche ihn zu dem vorigen bewogen? erklärte Richter: „Dazu habe ihn das Gerede der Leute von der getriebenen Unzucht und die Schwängerung des Mädchens in Stendal gebracht: jenes aber beruhe auf Unwahrheit, zu diesem aber werde Rosenfeld gewiß seine guten Gründe gehabt haben, da er nie etwas Unrechtes thun könnten. Im Uebrigen müsse er den Rosenfeld'schen Sätzen beipflichten, weil er sie in der heiligen Schrift gegründet finde. Den Prediger Fehland aber könne er nur für den Teufel halten, denn er predige vom Tode, und nur

durch des Teufels Neid sei der Tod in die Welt gekommen."

Rosenfeld befand sich inzwischen in Berlin in nicht zu strenger Haft. Das Irrenhaus trug nur dazu bei, seine Glorie in den Augen seiner Anhänger zu vermehren. Sein treuer Gumto und dessen Familie beschlossen Alles zu thun, was in ihren Kräften stehe, um den Heiland, der für sie litt, für seine Leiden zu entschädigen, und Rosenfeld nahm diese Unterthanentreue gnädig hin. Hierauf foderte er etwas, und es geschah etwas, was des Ortes werth war, eine so empörende Handlung, daß es der Autorität der Acten bedarf, um ihr vollen Glauben zu schenken.

Gumto's Frau mußte, auf ihres Mannes Befehl, ihre jetzt funfzehnjährige Tochter, die sich bei Verwandten in der Nähe von Templin aufhielt, abholen. Auf dem Wege nach Berlin sagte sie ihr: sie sollte Rosenfeld vorgestellt werden. Sie solle nur genau Acht haben auf dessen Worte und Vermahnungen und ihnen folgen. Was Rosenfeld sage, sei recht, ihr bisheriger Glaube aber irrig, und sie wäre ewig verflucht, wenn sie Rosenfeld's Lehre nicht annehme. — Unterweges nahm man, in Biesenthal, noch einen Mann und eine Frau aus der Gemeinde, um der Pilgerfahrt die rechte Weihe zu geben, mit, und kurz vor Berlin ward der jungen Dirne eröffnet: sie sollte eine von den sieben Jungfrauen werden, wozu sie schon durch die Geburt bestimmt sei, und müsse demzufolge Alles thun, was Rosenfeld ihr sagen und verlangen würde.

In der Dämmerung kamen die vier Personen im Irrenhause an, und wurden vom Thürhüter in eine besondere Stube gewiesen. Rosenfeld, von ihrer Ankunft benachrichtigt, erschien. Er fragte das Mädchen, ob sie

eine Braut Christi werden wolle? Sie antwortete: ja! Er fuhr fort: so müsse sie auch Alles thun, was er von ihr verlange. Ob sie das aufrichtig wolle? Als das Kind auch hierauf ja antwortete, legte er sie auf ein dastehendes Bett, und vollzog den Beischlaf mit ihr im Angesicht der gegenwärtigen Personen, nämlich der eigenen Mutter, ihres nachmaligen Schwagers Lüdemann und einer Frau Naumann!

Dann sprach er: „Dies ist die Versiegelung, wodurch wir Beide aufs Genaueste mit einander verknüpft sind, und wodurch ich überzeugt werden mußte, daß Du noch vorher mit keiner Mannsperson zu thun gehabt. Mache Dir auch mit keiner andern dergleichen zu thun, wenn Du nicht ewig verloren geben willst." Zugleich aber ermahnte er die Umstehenden: ihm nicht hierin nachzuahmen. Denn was er gethan, stehe nur ihm frei, indem er der Christ sei, von welchem gesagt worden, daß er kommen solle. Dann blieben die fünf Personen noch etwa eine Stunde beisammen, das Mädchen aber ward zu ihren Verwandten gebracht, wo sie gegen vier Jahre blieb.

Im März 1771 berichteten die Inspectoren des berlinischen Irrenhauses: „Rosenfeld sei ein wahrhaftes Exempel von Liebe und Mitleid; den Elenden in der Anstalt sei er aus eigenem Antriebe unverdrossen und gern zur Hand gegangen, habe die Kranken fleißig abgewartet und sich als ein getreuer Gehülfe der Irrenwärter gezeigt. Freilich möchten sie ihn um desbalb ungern missen; doch bitte er allzu dringend um seine Entlassung." Da auch der Arzt des Hauses über sein ordentliches und stilles Betragen berichtete, und daß seine Vernunft nichts weniger als zerrüttet sei, ward seine Entlassung verfügt, jedoch unter der Bedingung, daß

Rosenfeld sich bei einem bekannten, guten Bürger einmiethe, welcher, falls sich abermals schwärmerische Religionsideen bei ihm einstellten, darüber sofort dem Magistrat berichten solle.

Dieser bekannte, gute Bürger fand sich auch sogleich in der Person des Schlossermeisters Zimmermann in Berlin, der ihn willig aufnahm und sich für ihn verbürgte, weil — er einer seiner eifrigsten Anhänger war, doch zur Zeit noch ohne Wissen der Behörden. Zimmermann, ein rechtlicher, fleißiger Mann, hatte sich im Zorn an dem Präfecten des Werder'schen Singechors vergriffen und mußte deshalb auf kurze Zeit in Spandau sitzen. Hier hatte er die Rosenfeldianer kennen gelernt, und ward, noch ehe er Rosenfeld selbst gesehen, eines der eifrigsten Glieder ihrer Gemeinde. Aus der Haft entlassen, ward der redliche Bürger, der fleißige Handwerker einer der fanatisirtesten Schwärmer für den neuen Heiland. Seinen Beruf vernachlässigend, brutal gegen seine vernünftige und gute Frau, die sich von ihm nicht wollte bekehren lassen, lag er nur im Irrenhause, um Rosenfeld's Lehren anzuhören, und war so ganz von seiner Gegenwart beseligt, daß er es für das größte Glück hielt, als Rosenfeld ihm im Mai 1771 ins Haus gegeben ward.

Die Bedingung, daß Rosenfeld Berlin nicht verlassen solle, ward schlecht erfüllt. Zimmermann starb bald darauf und Niemand kümmerte sich um den neuen Messias. Er zog zu einem andern Wirth, und versuchte auch in Charlottenburg seine Gemeinde zu vergrößern, wo aber schon eine andere, nun vergessene religiöse Sekte, die Musefeldische, grassirte, und sein Anhang gering blieb.

Im Jahre 1775 schlug er seinen dauernden Wohn-

ſitz in Berlin auf, und mit einer Frechheit, welche nur bei den damals ſehr laxen Sittengeſetzen möglich war. Er ſchrieb an ſeine Anhänger Befehle aus, ihm die ſieben Jungfrauen zu geſtellen, um mit denſelben an das große Erlöſungswerk zu gehen. Niemand machte Einwendungen. Der Schäfer Gumto lieferte drei Töchter, der Weber Glanz aus Bieſenthal deren zwei und zwei ein anderer Anhänger, Meyer. Alle betheuerten ſpäter als reine Jungfrauen zu Rosenfeld gekommen zu ſein, und, nach ihren naiven Ausſagen in den Protokollen, darf man ihrer Verſicherung Glauben beimeſſen.

Mancher Leſer erinnert ſich wol noch eines Kupferſtiches von Chodowiecki aus dem vorigen Jahrhundert, welcher den Sultan Rosenfeld in ſeinem Serail vorſtellt. Als ein kaltherziger, grauſamer Wollüſtling verfuhr er gegen die armen ihm, im dummen Vertrauen hingegebenen Geſchöpfe. Nur eine von ihnen liebte er — wenn dieſes Wort hier paſſend iſt — ſie war ſeine Favoritin, ſeine nächtliche Bettgenoſſin; er erzeugte auch drei Kinder mit ihr, von denen jedoch nur das eine am Leben blieb. Die andern waren ſeine Sklavinnen, Sklavinnen ſeiner Luſt, die er zu ſich rief und wieder fortſchickte, je nach dem Kitzel ſeiner Sinne; aber auch Sklavinnen im buchſtäblichen Sinne. Sie mußten für ihn arbeiten, vom Morgen bis in die ſpäte Nacht Wolle ſpinnen; ſechs arme Mädchen, einige davon kaum über das Kindesalter, mußten den, ſeiner Wolluſt und ſeiner Faulheit bequem hinlebenden Mann allein ernähren! Jetzt erſt war es, wo Rosenfeld die Geſchenke und Opfergaben ſeiner Anhänger abwies; er lebte vom Erlös der Arbeiten der armen geplagten Geſchöpfe; denn ihr Leben war ein gevlagtes; er prügelte ſie und ließ ſie hungern. Sein ausgeſprochener Grundſatz war: ſie

müßten ſich nicht ſatt eſſen, ſondern nüchtern bleiben, um das Himmelreich zu ſchauen und das Werk zu vollenden. Alles weltliche Fleiſch aber müſſe heruntergezehrt werden. So tyranniſch, und wie ſich bei der Tyrannei von ſelbſt verſteht, auch miſstrauiſch war ſein Regiment, daß er den armen Geſchöpfen nicht erlaubte, mit ihren Aeltern zu reden; ja er verhinderte, daß ſie auch nur unter einander ſich beſprachen.

Die Favoritin war die eine Tochter ſeines enthuſiaſtiſchen Anhängers Glanz. Jemehr er ſie auszeichnete, um ſo ſchnöder behandelte er ihre Schweſter, welche das Unglück hatte von der Favoritin, trotz des nahen Verwandtſchaftsbundes, aufs Tödtlichſte gehaßt zu werden. Die Arme konnte es nicht mehr aushalten, und entlief einſt, von Hunger und Kummer überwältigt, zu ihrer Mutter. Aber Roſenfeld erſchien vor der Thür und drohte: wenn ſie nicht wiederkäme, gehörte ſie nicht zu den ſieben glücklichen Jungfrauen, ſondern ſei ewig verdammt und verloren. In unglaublicher Befangenheit und Verblendung zwang die Mutter ihre Tochter zu dem furchtbaren Manne zurückzukehren. Das Mädchen klagte zu einer ihrer Leidensſchweſtern, einer Gumto'ſchen Tochter: „Meine Schweſter und Roſenfeld haben mir ſchon das Mark aus den Knochen geſogen; jetzt geht's aufs Herz los, das werden ſie auch bald abfreſſen.“ Sie hatte richtig prophezeit. Die Unglückliche ſtarb bald darauf.

Sie war nicht die Einzige, welche die Behandlung, den Druck und die Noth nicht aushalten konnte. Eine andere ſeiner gezwungenen Beiſchläferinnen, Namens Meyer, ging von ihm fort, und war kaum zu ihren Aeltern zurück, als der Tod ſie ereilte. Auch des from-

Indessen war der Irländer früher angelangt, und verneigte sich tief vor dem Dechanten. Selbst der übermüthige D'Adda hatte es für gerathen gehalten, da auch der Gegner sich in Bewegung setzte, gegen den Prälaten einige Zuvorkommenheit zu zeigen, und so war Sir Alexander von den päpstlich Gesinnten umringt, ehe die Partei des Holländers Zutritt gewinnen konnte.

„Ew. Hochwürden," sagte der Irländer, „sind ein Geistlicher der Kirche, welche von allen Zeiten die souveraine Königsgewalt unterstützt hat. Bedenken Sie was es heißt, mit dem Abgesandten einer vom Sektengeist zerrissenen Republik gemeinschaftliche Sache machen gegen den Willen des Königs? Seine Majestät erwartet Monsignore mit jeder Minute; jede Minute Verzug fällt auf Ihr Haupt zurück. Jetzt entscheiden Sie, wer hier den Vorrang hat, der Abgesandte des Hauptes der ganzen Christenheit, der von Seiner Majestät sehnlich Erwartete, oder der Envoyé kleiner abtrünniger Freistaaten, und eines Fürsten, der sich unterfängt seinen Schutzherrn und Schwiegervater zu meistern."

Von weitem rief der Holländer, ohne ganz die Rede des andern vernommen zu haben: „Ja ich

men und gläubigen Gumto Töchter entliefen. Alles das empörte weder die Aeltern, noch öffnete es den Anhängern die Augen. Man hörte von keiner Beschwerde oder Klage; vielmehr heiratheten (zwischen 1775 und 1777) zwei von Rosenfeld's ältesten und eifrigsten Anhängern in Berlin zwei von den Gumto'schen Töchtern. Es schien somit, als hatten sie dem Meister nur das Recht der ersten Nacht auf ihre Bräute zugestanden und fühlten sich geehrt, ihre so geweihten Frauen aus seiner Hand zu empfangen. Es ist übrigens in den Acten bemerkt, daß der Wollüstling bei Dem, was wir Entweihung nennen müssen, so zu Werke ging, daß er nach dem Gange der Natur nur von seiner Favoritin Vater werden konnte. Diese Andeutung, wie er die andern armen ihm geopferten Geschöpfe zu seiner Sinnenlust gebrauchte, wird hier genügen; zugleich aber zeigt sie ihn von einer so kalten, grausamen Berechnung und von einer Kraft der Selbstentsagung, daß die Vorstellung eines von seinen eigenen Wahngebilden umdüsterten Schwärmers ganz wegfällt.

Jene beiden Anhänger, die sich mit seinen Beischläferinnen verheiratheten, traten um deshalb nicht aus seiner Gemeinde, vielmehr, fest an seiner Lehre hangend, gerieth der eine, Richter, im Jahre 1778, und der andere Lüdemann 1779, mit den Predigern ihres Kirchsprengels in Streit, weil sie ihre neugeborenen Kinder nicht wollten taufen lassen. Des Einen Kind starb bald, das des Andern blieb wirklich ungetauft. Lüdemann erklärte bei den Verhandlungen deshalb mit ernster Miene, daß er nicht zu sterben hoffe! Noch 1781 äußerte er: er wisse noch nicht, ob Rosenfeld Recht habe, oder nicht. Zwar sei ihm sein fleisch-

licher Umgang mit den sieben Mädchen bedenklich; indessen sey er müsse es dahingestellt sein lassen. Es müsse sich ja nun bald ausweisen.

Erst im Jahre 1780 kam die ärgerliche Sache wieder zur öffentlichen Kenntniß und zwar durch die Denunciation eines der eifrigsten Anhänger der Sekte; eine Denunciation, fast so merkwürdig als die Sekte selbst. Der alte, ehrliche Schäfer Gumto reichte beim Könige Friedrich II. eine Klage gegen Rosenfeld ein, nicht darauf gerichtet, ihn für einen Betrüger zu erklären, nicht ihn zur Untersuchung zu ziehen und zu bestrafen, sondern — darüber, daß er nicht erfüllt habe, was er versprochen. In rührender Einfalt klagte der Schäfer seinem Könige die Undankbarkeit des neuen Messias, dem er doch 15 Jahre treu gewesen, und ihm alle seine drei Töchter gegeben hätte, weshalb er jetzt in Armuth, Spott und Verachtung gerathen sei. Er wisse nun nicht mehr aus und ein, was er mit Rosenfeld's Lehre machen solle; also bäte er den König, daß er Rosenfeld prüfe, ob etwa seine Lehre nicht die rechte und er nicht der rechte Messias wäre, wovon er sich jedoch noch nicht überzeugen könne! Wenn das aber wäre, dann möchte der König ihn bestrafen.

Aber in derselben Eingabe, erklärte der ehrliche Mann, als gereue ihn schon, einen solchen Mann angeklagt zu haben, daß, was [illegible] ihm sei, er sich nach der Schrift und nach der Vernunft, völlig überzeugt halte, daß Rosenfeld wirklich Der sei, für den er sich ausgegeben, nämlich — der gerechte und lebendige Gott.

Dies war in der ganzen Weltgeschichte wahrscheinlich noch nicht vorgekommen. Der Anhänger einer neuen Lehre, noch im Glauben, daß sein Meister sein Gott sei, verklagt diesen seinen Gott bei der weltlichen Obrigkeit, bei demselben Könige von Preußen, welcher, dieser Lehre zufolge, der große Drache ist, daß er ihm gegen seinen Gott Recht schaffe! Es spricht deutlicher als etwas sonst von Gumto's Begriffsvermögen, welches dem der Mehrzahl vieler der andern Anhänger wahrscheinlich glich. Es verräth aber zugleich den loyalen — Geist oder Instinct? dieser rechtschaffenen preußischen Bürger, die, auch in religiösen Dingen, den letzten Schutz, den letzten Quell der Erkenntniß bei ihrem Könige suchten.

Durch diese Klage ward die Sache mit den sieben Siegeln und den sieben Jungfrauen zum ersten Mal bekannt. Friedrich der Große duldete Vieles, was unsere Sittlichkeitspolicei nicht duldet; dies durfte er nicht dulden, und die gerichtliche Untersuchung und der Criminalproceß gegen Rosenfeld ward eingeleitet.

Aus den durch Biester bekannt gemachten Actenauszügen dieses Processes erfahren wir weniger den äußern Hergang desselben, als die Lehrsätze und die innere Geschichte der Sekte. Auch mag jener sehr einfach gewesen sein, da Rosenfeld im Allgemeinen sich nicht aufs Leugnen legte, sondern im Thatsächlichen ein freies, unumwundenes Geständniß ablegte. Ueber die zarte Grenze, wo er als Betrüger und wo als selbstbetrogener Schwärmer und Fanatiker erscheint, werden auch die Acten schwerlich den Aufschluß geben, welchen unsere Leser und wir selbst wünschen müssen. Es muß daher Jedem überlassen bleiben, aus den folgenden Mittheilungen sich selbst ein Resultat zu ziehen.

Rosenfeld, mit Vornamen Johann Paul Philipp, war 1731 im Eisenachschen geboren. Er war von gesunder, fester Leibesbeschaffenheit und erinnerte sich nie krank gewesen zu sein. Aber der Hang zum weiblichen Geschlechte war schon von früh auf, wie er selbst gestand, in ihm vorherrschend. Nach dem Gutachten der Aerzte fand sich bei ihm keine Spur von Wildheit oder Verrücktheit, auch nicht von melancholischer Furchtsamkeit oder blödsinniger Verwirrung; vielmehr zeigte er in allen Gesprächen viel Gegenwart des Geistes, Ueberlegung, ehe er antwortete und ziemlich viel Verstand, aber immer dabei ein scheinheiliges, kriechendes Wesen.

Rosenfeld stammte aus einer guten Familie. Sein Vater war Kriegs- und Kammerrath in Weimar gewesen und als Landrath in Stuttgart gestorben. Seines Vaters Brudersfrau, der Kammergerichtsrath in Berlin gewesen, lebte noch daselbst während seiner sektirenden Umtriebe. Er hatte, durch Gunst dieser Familienverhältnisse, einigermaßen eine gelehrte Erziehung genossen, aber keine sittlichen Vorbilder in seinem älterlichen Hause gesehen. Der Vater lebte mit der Mutter entzweit, und der Sohn hielt sich in diesen Zwistigkeiten zum Vater, welcher mehre Maitressen unterhielt. Später war Rosenfeld zu einem Landprediger in Pension gegeben, auf den er aber übel zu sprechen war. Einst sagte er vor Gericht: „Wenn ich die Prediger schimpfe, so meine ich solche, die wirklich falsche Lehren vorbringen, die so sind, wie der Magister Schenk. Wenn ich mit seinem Paten Christian spielen mußte, und der gewann, so sagte er: „Ach der Christian behält doch die Oberhand über den Johann. Der Christian ist nachher Apotheker geworden und der Magister Schenk ohne Erben gestorben.“ Er

hielt es für das entsetzlichste Schicksal, ohne Kinder zu hinterlassen, aus der Welt zu gehen.

Unstät und locker, wie er war, wählte er das Jägerleben. Er schickte sich aber schlecht zum Dienen, und hatte in 15 Monaten drei Herrschaften. Endlich gelang es ihm doch, eine Unterförsterstelle beim Markgrafen von Schwedt zu erlangen, wo er längere Zeit aushielt, sich verheirathete und vier Kinder erzeugte. Aber auch hier hielt er es nicht aus. Er klagte bitter über das ihm durch die Oberförster widerfahrene Unrecht. Gewiß ist, daß er wegen einer falschen Holzassignation zur Untersuchung gezogen wurde, aber wieder freikam. Dies habe, wie Einige versichern, seinen Verstand zerrüttet. Dazu machte seine Mutter ein Testament, worin sie ihn, zum Besten seiner Kinder, enterbte. Unfriede herrschte zwischen ihm und seiner Frau; er beschuldigte diese und deren Mutter schweren Unrechts gegen ihn, daß sie es mit seinen Feinden gehalten, ihn verrathen, wozu sie durch einen Prediger verleitet worden.

Genug er verließ den Dienst, tief ergrimmt über die Prediger, die Weiber, die Gerechtigkeit in dieser Welt. Von seiner Frau betrachtete er sich als gänzlich geschieden. Ueberall, wo er hinkam, sprach er von der jetzt eingeführten Herrschaft der Weiber über die Welt. Er erklärte den Leuten, er fühle sich berufen, dieses Uebel abzustellen, und das Männerrecht, wie er es nannte, wieder einzuführen.

Nun umherirrend bildete sich in dem zerstörten Gemüthe des Mannes ein irrer Gedanke aus, der zu einem System wurde, an das er zum Theil selbst geglaubt haben mag, von dem er aber, als er die Wirkungen sah, auch mit voller Berechnung die Vortheile

für sich zog. Im Müssiggange, zu dem er von früh an Lust gehabt, im Hingeben seinen wollüstigen Neigungen, brütete er an einem Lebensplan, welcher Beidem volle Nahrung verspräch, und ihm zugleich gerechtfertigt erschien durch sein Rachegefühl gegen Obrigkeit und Weiber, die ihm Unrecht gethan.

Mehr Blicke in den innern Proceß seiner Vorstellungen und Machinationen werden uns nicht gestattet. Vom Jahre 1762 an zog er umher, seine Lehre zu predigen. Ohne Paß, Geld und zerlumpt wie er war, griff man ihn mehrmals auf und steckte ihn ein, zwei Mal in Schwedt selbst, in Frankfurt an der Oder, zu Magdeburg, zu Bedra zwischen Leipzig und Naumburg, immer aber nur auf kurze Zeit, und als Bettler und Vagabunden. Für einen neuen Religionsstifter fehlte der Policei zu Ende des siebenjährigen Krieges die Rubrik.

Vor Gericht gestellt nach seiner ersten Verhaftung, wegen Religionsunfug in Wiesenthal, trat er kühn auf und legte sein Glaubensbekenntniß, anscheinend in vollem Selbstbewußtsein seiner göttlichen Sendung, ab. Es lautete im Wesentlichen dahin:

„Er gehe nicht in die Kirche; denn er fände in der Schrift keinen andern Glauben, als den Abraham, Isaak und Jakob gehabt, welches fromme Männer gewesen. Unser Herz sei Gottes Tempel; Gott wolle nicht steinerne Tempel haben. In der Kirche geschehen gotteslästerliche Sachen, weil man da sage: es sei schon Alles geschehen, und in der Bibel stände doch, vorzüglich in der Offenbarung Johannis, es soll erst geschehen. Er könne dem nicht glauben, der ihm das Leben absprächе; nun sagten aber die Prediger, wir würden sterben, welches doch nicht geschehe, wenn man nur fromm lebe. Er glaube das

tausendjährige Reich, das in Absicht seiner schon angegangen sei. Denn er habe Gottes Stimme gehört, Hebr. IV. — Er gehe täglich zum Abendmahl; denn Gott hätte Brot und Wein gegeben; wer das unrecht gebrauche, sei schuldig am Blute des Herrn. Christus hätte es selbst nur so gemeint; zusammenzukommen, ordentlich zu essen, und dabei an Gott zu denken. — Die Taufe verwarf er nicht; doch käme es aufs Wassertaufen nicht an; Gott sage, wir würden auch mit Feuer getauft werden. Er glaube nur Einen Gott, aber drei Eigenschaften. Er habe sich noch nicht für den Messias ausgegeben, so platterdings; sondern nur gesagt: wer nach Gottes Gesetzen und Rechten einhergehe, der ist mit dem heiligen Geist gesalbet, und solche werden Könige und Priester sein. Seinen Anhängern habe er Königreiche versprochen, nur in so weit uns die Schrift Gesalbte und Könige nennt. Er habe keine Soldaten, könne den König nicht absetzen. Obad. 21 stände: Es würden Heilande heraufkommen, die würden die Welt richten. König sei ein Jeder, wenn er nach Gottes Gerichten über sich selbst herrsche. — Der König sei der große Drache; weil, wie der Drache Alles verschlinge, so der König ein Schwert habe, uns Alle zu tödten, wenn wir sündigen. — Die Leute brauchten nicht mehr zu arbeiten, so wie im Zacharias stehe, wenn die Zeit komme, dürfe man nicht mehr arbeiten, nämlich auf eine so sklavische Weise. — Er glaube, er sei in der Wahrheit und im Rechte, und das sei Jesus Christus. Jesus Christus wolle ja in uns wohnen und wandeln in der Wahrheit und im Rechte. — Mit der Richterin in Stendal habe er sich abgegeben, weil seine Frau ihn verlassen habe, das hielte er nicht für Unrecht noch Hurerei; sondern er habe seinen Namen und Geschlecht nicht wollen unter-

geben lassen, und das könne Gott und dem Könige nicht zuwider sein."

Schon in diesem ersten Geständniß sieht man, daß er, was den Punkt der Obrigkeit betrifft, ausweichend und fein zu Werke ging. Er wiederholte auch öfters, er wäre gänzlich der Obrigkeit unterthan, und müsse und könne nichts gegen ihren Willen thun. Seine Anhänger dagegen behaupteten, er habe zu ihnen gesagt: sie müßten für jetzt gehorchen, so lange die Drachen noch die Gewalt hätten.

Weniger kühn und entschieden benahm er sich bei der zweiten Untersuchung im Jahre 1781, nachdem so viel Thatsächliches gegen ihn vorlag. Seine Sprache war verwirrter, vielleicht aus Angst, vielleicht in der Absicht, von seinen Richtern für geistesverrückt angesehen zu werden. In einem der ersten Verhöre erklärte er wie in aufgeregter Stimmung: man gehe darauf aus, das Mann- und Weiberrecht zu verkehren; und dies aufrecht zu erhalten, dahin sei seine Absicht von je an gegangen. Das Weib habe die Uebertretung angefangen und eingeführt, und er nichts Anderes gethan, als das menschliche Geschlecht erhalten wollen. Selbst Eva habe gleich bei der ersten Niederkunft gesagt: ich habe den Mann, den Herrn; wo sei da der Vater geblieben? — Er bejahte alle Fragen, auch auf die: ob er sich nicht für Christus und Gott selbst ausgegeben? erwiderte er ohne Bedenken: „Ja, das habe ich gethan," und unterstützte es nach seiner Art mit einer Menge schnell hercitirter Bibelstellen, ob sie nun zu der Frage paßten oder nicht paßten. Nur leugnete er, daß er mit den andern sechs seiner Beischläferinnen den fleischlichen Umgang in der Art gepflogen, daß sie nicht schwanger werden können. Dies sei, erklärte er, nur die Folge davon gewesen, daß die

Sechs allzusehr mit Sünden behaftet gewesen und nicht den rechten Gehorsam gegen ihn gehabt hätten.

Daß Christus nicht der rechte Messias sei, habe er allerdings gelehrt, denn das stände schon Offenbarung I. 8. geschrieben: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, spricht der Herr, der da ist, der da war und der da kommt, der Allmächtige!" Aus Schriftstellen habe er behauptet, daß noch ein zweiter kommen müsse. Er habe sich dafür ausgegeben, jedoch nach dem Glauben. Denn es sei eines Jeden Sache, sich davon zu überzeugen, und er hätte es eines Jeden Glauben überlassen. Der Glaube sei von Gott und lasse sich nicht erzwingen. Auch habe er sich den einzigen wahren Gott genannt; es stände aber bei Jedem, zu glauben, was er wolle. Uebrigens stehe geschrieben: Unendlich groß ist das Geheimniß; und das Reich Gottes müsse wachsen und zunehmen, und sei nicht gleich groß gewesen, und das Verwesliche solle anziehen das Unverwesliche. Man könne doch die Auferstehung nicht leugnen. Es sei nicht so zu verstehen, als ob er sich in der Welt hätte groß machen wollen, sondern es sei vom geistlichen Reiche zu verstehen.

Auf die Frage: ob er wisse, wer Gott sei? antwortete er: „Ein Geist, allwissend, allmächtig, allgegenwärtig, allgütig." Als man ihn nun anging, wie er sich denn dafür ausgeben könne, da er keine dieser Eigenschaften habe? hatte er keine andere Antwort als: „Ich will den Herrn nicht versuchen, er ist von Zion weggewichen." Man stellte ihm vor, dies sei Gotteslästerung. Er erwiderte: Nein! denn es stände geschrieben: „er hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein. Alles dies habe er nicht des Wohllebens wegen gelehrt, er habe ja elend und jämmerlich genug leben müssen; sondern um

das Vaterrecht wieder herzustellen; denn wer kein Vaterrecht, und kein Manns- und Frauenrecht glaube, der glaube auch keinen Gott. Auch nicht der Wollust wegen habe er die Mädchen gehalten, sondern blos damit sein Geschlecht nicht ausgerottet werde, blos um Stamm und Namen zu erhalten. Der Mann müsse doch herrschen; darum habe er auch das Geld, das die Mädchen verdient, an sich genommen. Die Mädchen hätten sich selbst auch prüfen sollen, ob sie zu dem großen Werke tüchtig wären; auf die Jungfrauschaft käme es nicht an, sondern auf die Gesinnung des Herzens. Der Gehorsam und das Bauen müßten wieder hergestellt werden. Aber die Mädchen wären voll List und Ränke gewesen, hinter seinem Rücken hätten sie gefressen und üppig gelebt. Er habe ihnen deutlich vorgestellt, daß in der Welt Alles zum Verderben und Untergang gerichtet sei. Das Weib müsse also wiederum den Mann suchen. Das Ehebett müsse doch gehalten, und der Bund und die Versöhnung zwischen Mann und Weib wieder hergestellt werden. Er hätte sieben haben müssen, weil er nicht wissen können, welche die rechte sei, die ihm bestimmt gewesen, und die treu bleiben, und aufs Bauen, nicht auf das Verderben gehen würde. Die eine Glanzin allein hätte sich darnach aufgeführt, und den Mann nicht zu verderben noch zu verschlingen gesucht. Darum hätte er es auch besonders mit ihr gehalten, wolle beständig bei ihr bleiben, und wünsche mit ihr ordentlich getraut zu werden."

Ein Wunsch, der natürlich nicht in Erfüllung ging.

Seine Kenntniß der Bibel war außerordentlich groß. Er fand für jede Anführung einen Beleg in der Schrift, was freilich allen Schwärmern und Sektirern gelungen und zu allen Zeiten ihre Macht war, gegen die im

unterwerfe meine gerechte Sache dem Ausspruch des würdigen Dechanten."

D'Adda, dessen Wunsch den Sieg davon zu tragen, mit der immer größer werdenden Menschenmenge stieg, und der Besonnenheit genug behielt, einzusehn, wie es an Unmöglichkeit gränze gegen den offenkundigen Willen der Menge den Trotz durchzusetzen, opferte dem Vortheil den Stolz. Das abtrünnige England sollte bekehrt werden; mußte es nicht ein gutes Omen werden, wenn der Gesandte des Papstes auf offner Straße, mitten unter protestantischen Haufen, über den Vertreter des protestantischen Continents einen ceremoniellen Sieg davon trug? Deshalb zog D'Adda, nachdem er noch einmal mit Lust auf das bunte Schauspiel ringsum geblickt, tief sein Baret vom Haupte und neigte sich so vertraulich zum Dechanten, daß dieser, ohne seine Worte zu verstehen, in seinen Gebärden eine so schmeichelhafte Anerkennung des eigenen Werthes lesen mußte, der er nicht widerstehen konnte.

„Wenn Seine Majestät," sprach er zum Fenster hinaus, „Monsignore erwarten, und Seine Excellenz noch nicht gemeldet sind, dürfte wohl der römischen Ambassade der Vorrang gebühren."

Wege der Vernunft nicht zu kämpfen ist. Noch weniger sind gegen sie die Waffen, welche die Philologie an die Hand gibt, zu brauchen. Nach den Büchern, welche man in seiner Bibliothek fand, zu schließen, hatte sich Rosenfeld wenigstens in letzter Zeit auch mit Studien beschäftigt, die dahin einschlagen. Man fand verschiedene Grammatiken und Wörterbücher der hebräischen, griechischen, lateinischen, französischen, englischen und italienischen Sprache, einige Anfangsbücher in derselben, ein deutsches Compendium der Geschichte und Geographie, Kalender, politische Broschüren u. A. Vergebens suchte man nach Schriften von ältern Schwärmern und Fanatikern. Außer der Bibel fand sich bis auf einige Predigten von der christlichen Kinderliebe eigentlich kein religiöses Buch vor; dagegen der Koran und eine Schrift über das schädliche Blut, welches über die Juden vier Mal des Jahres kommt. Außerdem ein Manuscript von seiner Hand, eine höchst mühsame und genaue Abschrift der bei der lutherischen Bibelübersetzung nicht befindlichen apokryphischen Büchern. Seine Ermahnungszettel an seine Gemeinde enthielten meistens Stellen aus diesen Büchern, demnächst aus der Offenbarung Johannis und dem Briefe an die Hebräer.

Auf den äußern Schein hat Rosenfeld wenig gegeben. Er verlangte von seinen Anhängern auch nicht einen Schatten von göttlicher Verehrung. Auch in seinem Sultanleben in Berlin bewahrte er das dürftige Aeußere, welches er als wandernder Prophet zur Schau getragen. Dagegen war er streng und scharf in den Sittengesetzen gegen seine Gemeinde. Er foderte sie mit aller Strenge auf, fromm und rechtschaffen zu wandeln, Niemand zu betrügen, sondern gegen Jeden gerecht zu sein. Doch führte er seltsamerweise bei diesen Sitten-

geboten weder in ſeinen Reden noch Aufſätzen die dahin ſchlagenden moraliſchen Stellen der Bibel an.

Von den Geſchenken ſeiner Anhänger hatte er nichts erübrigt; er nahm nur ſo viel, um ſein müßiges Leben fortſetzen zu können. Auch der Erlös von den Arbeiten der Mädchen diente nur zu dieſem Zwecke. Habſucht und Geiz waren ihm daher in ſeinem Prophetengeſchäft nicht hinderlich. Das erklärten ſelbſt ſeine Ankläger. Wie feſt das Vertrauen derſelben noch nach allen Täuſchungen, ja ſelbſt nach allen Mishandlungen war, geht aus vielen Zügen hervor. So verſicherte die eine Gumto'ſche Tochter, die ſo viel wie die andern von ihm gelitten, noch vor Gericht: ſie glaube doch, daß Roſenfeld der einzige, wahre Gott ſei, und gewiß der große Erlöſer. Darum habe ſie auch immer gebetet, Gott möge ihn doch das große Werk vollführen laſſen, wozu er ihn geſandt.

Aus einzelnen Andeutungen geht hervor, daß Roſenfeld vor dem Inquiſitionsrichter ſpäter die Maske des heiligen Selbſtbewußtſeins dann und wann fallen ließ. Es iſt zu bedauern, daß die Actenauszüge dieſe Wendepunkte nur ſparſam und gelegentlich berühren. Wie erwähnt, hatte Roſenfeld's Anhänger, Richter, ſpäter die eine Gumto'ſche Tochter, und ein Lüdemann die andere geheirathet. Jene war daſſelbe arme Mädchen, an dem Roſenfeld im berliner Irrenhauſe in Gegenwart ihrer Verwandten den empörenden Act geübt hatte. Damals hatte er vor Allen erklärt, er habe ſie als reine Jungfrau erfunden. Vor dem Richter geſtand er: er habe das wohl ſagen müſſen; denn wenn man unter ſolchen Leuten ſei, müſſe man wol ſo ſprechen. „Ich ſah wohl damals ſchon, daß Alles Liſt ſei; aber wo ſollte ich hin? Ich mußte aber verſichern, daß ich ſie nicht mehr

als Jungfrau gefunden habe, und daß sie mir auch nachher selbst eingestanden hat, daß sie sich schon mit Nichtern abgegeben. Es war also lauter List dahinter und kreuzte sich zwischen dem Richter, Lüdemann und mir." Aus den Acten ergab sich mit großer Zuverlässigkeit, daß dies Vorgeben falsch war und Rosenfeld scheint es nur aus Haß gegen die sechs Mädchen erdichtet zu haben. Hier also eine eingestandene Verstellung; sie wird nicht die einzige gewesen sein und rechtfertigt somit das Urtheil, welches für einen Schwärmer zu hart, für einen Betrüger seiner Art aber gerecht erscheint.

Der Criminalsenat des Kammergerichts verurtheilte nach geschlossener Untersuchung Rosenfeld zum Staupenschlag und lebenslänglicher Festungsstrafe. Das oberste Criminaldepartement nach dem damaligen Instanzengange änderte das Urtheil dahin: Zuchthaus nebst tüchtigem Willkommen; und wenn er sich mit Frauenspersonen würde abgeben wollen, nachdrückliche Züchtigung. Uebrigens sei nach zwei Jahren von seiner Aufführung zu berichten.

Dieses letzte Urtheil war ihm am 5. December 1781 publicirt worden. Er appellirte dagegen. Inzwischen hatte sich der König die Sache selbst vortragen lassen, und verordnete durch eine Cabinetsordre vom 12. Januar 1782, daß es bei der Entscheidung des Criminalsenats verbleiben solle. Rosenfeld's weitere Vertheidigung ward zwar zugelassen, indessen verblieb es bei der letzten (königlichen) Verordnung, wie die Worte lauten.

Am 8. November 1782 erlitt Johann Paul Philipp Rosenfeld, der neue Messias, öffentlich in Berlin den Staupenschlag, ohne daß ein Wunder geschah. Nachdem er ihn überstanden: bestieg er den bereit stehenden Wagen. Er rief zum versammelten Volke: „Ist Jemand, der mich

beſchuldigen kann, hab' ich ihm Leides gethan, ihn betrogen oder beſtohlen? der rede, hier bin ich!" Es antwortete Niemand und der Wagen rollte nach Spandau fort.

Vor der letzten Entſcheidung ſeines Proceſſes hatte Roſenfeld um die Vergünſtigung gebeten, daß ſeine damals ſechsteehalbjährige Tochter chriſtlich getauft werde. Es geſchah in ſeiner und der Gegenwart mehrer von Roſenfeld's Anhängern.

Die beiden Christusfamilien zu Jöllenbeck.

(Als Anhang zum Vorigen.)

1768 — 1780.

Eine wie außergewöhnliche Erscheinung der neue Messias Rosenfeld auch im philosophischen ~~neunzehnten~~ Jahrhundert war, stand er doch nicht allein da. Die actenmäßige Mittheilung, welche Biester über sein Thun und Treiben geliefert, erregte ihrer Zeit solche Aufmerksamkeit, daß man von verschiedenen Seiten bemüht war, ähnliche Beispiele religiöser Verirrungen ans Tageslicht und vor den Richterstuhl der Vernunft zu bringen. So berichtete ein Prediger aus der Grafschaft Ravensberg über eine Sekte, welche sich in seiner Gemeinde gebildet, die freilich der der Rosenfeldianer an Consequenz und Ausbildung nachsteht, aber an Tollheit sie noch überbietet. Wenn wir hier eine kurze Notiz über dieselbe geben, so überschreiten wir, gleich wie bei dem folgenden Falle, eigentlich das Gebiet unserer Aufgabe, indem zwar das vollständige Verbrechen da war, aber die Cri-

minaluntersuchung und die darauf verhängte Strafe fehlt. In anderm Sinn halten wir uns indeß für gerechtfertigt. Durch analoge Fälle tritt jede Erscheinung erst in ihr rechtes Licht, und in einer Zeit, wo die heftigsten Kämpfe zwischen dem Buchstabenglauben und dem Unglauben gefochten werden, ist es nicht unangemessen, uns die religiösen Verirrungen einer überlebten Epoche vor Augen zu rufen, ein Spiegel, in dem wir vielleicht nur mit verändertem Costüm die Verirrungen der Gegenwart wiedersehen.

Die Erscheinung der Sekte in Jöllenbeck hat aber in den wider sie geführten Processe — keinem criminalistischen — auch ein moralisches Interesse. Gegen einen Rosenfeld mußte allerdings der Staat einschreiten, nicht allein wegen des öffentlichen Aergernisses, welches er gab, sondern weil sein Fanatismus in betrügerischer Absicht fortgeführt wurde. Ob aber in andern Fällen dieses Einschreiten das richtige Mittel ist, die Krankheit zu unterdrücken, oder ob sie dieselbe nicht vielmehr nährt, lehrt uns die Geschichte, die täglich vor unsern Augen spielt, bezweifeln. Hier ein Beispiel aus der Zeit unserer Väter, welches die richtigen Waffen sind, einen Wahn zu bekämpfen.

Der Prediger Schwager fand, als er sein Predigtamt in der Gemeinde Jöllenbeck im Jahre 1768 antrat, einen großen Theil derselben als Separatisten. Auch hier fand sich, daß es sämmtlich Leute waren, welche eine sitzende Lebensart führten: Leinweber, Schuhmacher, Schneider. Die eigentlichen Ackerleute, die Schmiede, Zimmerleute und Alle, die schwere Arbeit treiben, hielten sich davon fern. Die Wenigen unter diesen Letztern, welche die Conventikel besuchten, kamen dazu, wie aus

einer übernommenen Erbschaft. Ihre Väter waren schon Separatisten gewesen; aus Pietät oder Gewohnheit waren es die Söhne auch; mit diesen ließ sich aber weit leichter auskommen.

Der Geistliche war jung und rasch. Er wollte dem Uebel durch Eifer steuern; aber statt sie durch seine Reden zu überzeugen, entfernte er sie nur noch mehr von der kirchlichen Gemeinschaft. Seine Separatisten blickten mit demselben Haß und derselben Verachtung auf ihre von der Obrigkeit ihnen gegebenen Prediger, wie die Rosenfeldianer.

Als er erkannte, daß Eifer und Strenge hier das verkehrteste Mittel war, schlug er den entgegengesetzten Weg ein, er schien sich gar nicht um sie zu kümmern. Kamen sie bei Begräbnissen in die Kirche, so suchte er durch einen klaren und warmen Vortrag die Satzungen, welche sie bezweifelten, in möglich helles Licht zu setzen; aber er richtete seine Rede so ein, daß Niemand bemerkte, er setze die Gegenwart von Zweiflern voraus. So auch benahm er sich im täglichen Umgange mit ihnen. Er war ihnen dienstwillig und freundlich, berührte im Gespräch nie ihre Irrthümer und that, als nehme er von ihren Conventikeln gar keine Notiz.

Ein Hauptgrund, weshalb die Sekte sich absonderte, war ihr Vorgeben, daß die Gemeinschaft und nahe Berührung in der Kirche mit so vielen Gottlosen beflecke. Der Geistliche richtete in der Predigt seine Strafreden häufig gegen Die seiner Gemeinde, welche wirklich ein ruchloses, ärgerliches Leben führten. Er sagte, dies sei ein schweres Aergerniß, welches sie der Gemeinde gäben, und ihr Irrthum sündlicher, als der Irrthum Derer, welche sich um deswillen ganz aus der Kirche zurückzö-

gen. Dies verschaffte ihm Vertrauen und Wohlwollen bei den Separatisten. Die Meisten derselben kehrten in der Stille zur Kirche zurück.

Nur zwei Schusterfamilien blieben unerschütterlich in ihrer Absonderung. Das Haupt der einen, unter andern Verhältnissen ein kluger, hier ein grübelnder Kopf, hatte sich in die Offenbarung Johannis zu tief hineingelesen, in die „Sandbank, auf welcher der gesunde, schlichte Menschenverstand so leicht strandet und selten wieder flott wird". Bei immer größerer Erleuchtung hielt er sich bald für besser, erwählter als die Andern seiner Gemeinde. Er sonderte sich auch von ihnen ab, sprach nur mit Sätzen aus der Apokalypse, und erklärte endlich, daß er Christus selbst sei.

Er fand eine neue Dreifaltigkeit der Person des Heilands aus. Jesus sei er nicht; der sei schon da gewesen. Immanuel werde erst geboren werden; er selbst aber sei Christus; „den Maria geboren, das Weib mit der Sonne bekleidet". Diese Maria lebte aber noch, sie war das Weib des andern Schusters, ein schmutziges, häßliches Geschöpf, welches jedoch für den neuen Christus besondere Reize haben mußte. Er lebte mit ihr in einer nichts weniger als kindlichen und heiligen Vertraulichkeit. Wie er in seinem System diese Verwechselung der Mutter mit der Geliebten rechtfertigte, bleibt ungesagt.

Neu und unerhört war der Glaube; aber Das, worauf der Schuster gerechnet hatte, trat nicht ein; er machte kein Aufsehen. So offen er auch damit heraustrat, so laut er ihn von seiner Thürschwelle aus den Leuten im Dorf verkündete, es schien, als predige er vor Tauben. Der Schuster hatte geweissagt, er werde in Ketten und Bande gelegt werden, und er wisse Den,

der sie im Geheimen ihm schmiede; er schilderte ihn vom Wirbel bis zur Zeh in dunkeln Bildern, aber jedes Kind erkannte den Prediger. Allein dieser kümmerte sich nicht darum. Wenn er am Hause des Schusters vorüberging, grüßte er ihn so freundlich als sonst, und fragte ihn nach dem Wetter und den Kartoffeln. Der neue Heiland konnte das nicht ertragen. Er wollte Flüche und Drohungen, er wollte Ketten und Bande. Mit blutrothem Gesichte, mit aufgehobenen Armen, schrie er nun den Geistlichen an, wenn dieser vorüberging, er sei Christus und schmetterte die entsetzlichsten Verwünschungen und Flüche gegen ihn, wenn er länger sich vermesse, daran zu zweifeln. Der Prediger zuckte die Achseln und ging schweigend seines Weges.

Da der Schuster selbst so wenig vermocht, erhob sich Maria als Prophetin. Sie erklärte einem Jeden, der ihr nahe kam: sie und ihre Töchter wären unsterblich. Eine von den Offenbarungen, deren mehre sie täglich überkamen, hatte es ihr verkündet. Nun verkaufte sie ihr Todtenhemde, das sorgfältig gehütete, als völlig unnütz. Um sich der Ehre, welche Gott ihr anthun wollte, ganz würdig zu zeigen, trug sie überhaupt kein Hemde mehr. Sie wusch sich nicht, sie kämmte sich nicht; sie schlief unter freiem Himmel, ohne Kleidung, ohne irgend eine Bedeckung, außer einem Bettlaken. So hatte es ihr die innere Stimme anbefohlen. Ihr Anblick soll scheußlich gewesen sein. Aber sie blieb frohen Muthes. Das tausendjährige Reich war ja vor der Thür; sie sollte alle Reiche dieser Welt und deren Herrlichkeiten besitzen und — die Kleider der Frau Pastorin erben! So hatte auch die Offenbarung gesprochen. Der ungläubige Pastor und all die andern Ungläubigen sollten aus der Welt geschafft werden, oder

der Immanuel, mit dem sie schwanger sein wollte, würde sie mit eisernen Ruthen weiden.

Offenbar war durch diese Aeußerungen bereits ein so öffentliches Aergerniß gegeben, daß in jedem geordneten europäischen Staate die Polizei eingeschritten wäre. Wir müssen die Zurückhaltung der Polizei im Ravensbergischen bewundern; sie schritt nicht ein, und eben so wenig klagte der denuncirte, der vernünftige Geistliche. Der Unsinn sollte sich selbst verzehren, indem man dem Feuer kein Oel zutrug.

Die beiden Schusterfamilien schwelgten in ihrer Gottseligkeit. Sie arbeiteten wenig oder gar nicht, feierten dagegen sehr oft die Hochzeit des Lammes mit Essen und Trinken. Als sich auch jetzt gar Niemand um sie kümmern wollte, verlautete plötzlich ihr Entschluß, sie wollten aus diesem sündhaften Lande fortziehen und nach Jerusalem pilgern. Auch dagegen protestirte Niemand. Sie zeigten es dem Prediger an. Er ließ ihnen wieder sagen: gegen ihren Entschluß habe er nichts zu erinnern; da sie ihm aber noch gewisse Stolgebühren schuldeten, müßten sie ihn vorher bezahlen. Sie zahlten trotzig, aber plötzlich kam Contreordre vom Himmel und die Reise unterblieb, entweder deshalb oder weil ihnen nun das Reisegeld fehlte.

Das Schmausen hub von Neuem an. Beide Familienväter ließen ihre Bärte wachsen, und machten sich steife Zöpfe mit Schweinsborsten garnirt, was ihnen aber nur in ihren eigenen Augen einen Heiligenschein gab; die Leute im Dorfe konnten sich des Gelächters nicht enthalten. Auch mußte der Geistliche sich Gewalt anthun, als der Mann der Marie, der sich um deswillen Joseph nannte, ihn in diesem Anzuge aufsuchte, um in einer Unterredung ihm, ihrem Hauptfeinde, zu be-

Jauchzend und jubelnd wurde der Ausspruch von den Römischen aufgenommen, unter denen jedoch nur der geringste Theil Italiäner von Geburt waren. Irländer und Franzosen erhoben ihre Stimmen und sich selbst auf ihren Rossen, um sogleich den Ausspruch geltend zu machen. Zwar wollten sich mehrere Engländer, dem Spruche entgegen, thätlich widersetzen, doch hielt sie Derkolt mit der ruhigen Gewalt eines Feldherrn davon ab. Während der Zug sich in Bewegung setzte, erstieg er eine höhere Stelle, wo er von allen gesehn werden konnte, und sprach:

„So protestire ich denn im Namen des Durchlauchtigen Wilhelm von Oranien, des Thronfolgers dieser Inseln, im Namen der protestantischen Kirche und, im Namen der Reichsgesetze gegen diesen Akt."

Der Tumult wurde dadurch nur größer. Verwünschungen auf den Papisten wechselten mit solchen gegen den Prälaten, der den unprotestantischen Ausspruch gethan. Er sei ein Abtrünniger, schallte ihm von rechts und links in die Ohren. Da gehe er hin, Kirche und Reich dem Götzendiener zu verkaufen, längst sei er gewonnen für den Antichrist, und dergleichen. Es schien nicht bei den bloßen Worten sein Bewenden zu behalten, und Einer

weisen, daß ihre beiden Familien die beiden Häuser Israels wären.

Als Joseph, im Namen der Andern, den Prediger vergeblich zu der Verfolgung aufzureizen gesucht, welche sie noch ertragen müßten, nahmen sie insgesammt zu einem letzten Mittel ihre Zuflucht.

Sonntags stellten sich Alle, Männer, Weiber und Kinder, in ihren Tollhäuslerauszügen vor die Kirchthüre, um wenn die Leute herauskämen, sich zur Ehre Gottes auslachen zu lassen! So doch endlich sollten die Leiden Jesu sie überkommen.

Das Aergerniß wurde so groß, der Spectakel Sonntags an der Kirche so laut und die Andacht der Kirchgänger gestört, daß dann doch dem Prediger die Geduld riß, und er beim Consistorium Anzeige machte. Auch bewog ihn dazu die gerechte Besorgniß, daß zwei Familien, welche aus übergroßer Frömmigkeit gar nicht mehr arbeiteten, bald als Arme der Gemeinde zur Last fallen würden. Um dem Uebel zu steuern, trug er speciell darauf an, daß die Familien von einander getrennt würden.

Die Obrigkeit war sehr bereit zur Untersuchung, und eine Commission, eine gemischt geistliche, juristische und ärztliche, ward abgeordnet. Was sie factisch ermitteln konnte, war längst bekannt, nur daß die Aerzte ausfanden, daß Maria mit keinem Immanuel, vielmehr gar nicht schwanger sei.

Das war aber auch der ganze Erfolg. Es fehlte nicht an Zurechtweisungen, Verordnungen und Androhungen, übrigens aber blieb Alles beim Alten; denn wie sollte es möglich gemacht werden, daß zwei Familien, die man nicht einsperrte, in einem Dorfe ohne Communication bleiben? In sofern aber blieb es nicht beim Alten, als die Sektirer es erreicht hatten, wonach

sie so sehnlich gestrebt. Sie hatten öffentliches Aufsehen erregt, waren verklagt und verfolgt.

Das vorige Wesen hub ärger als vorher an. Der Christus ließ seine Augen wilder als je in seinem Todtenkopfe rollen, sie kreuzten sich, sangen und schrieen lauter denn je, und liefen in ihrer Blöße im Dorfe umher. Schmausereien, so lange noch etwas aufzubringen war, und Tausch mit den Weibern. Ja sie waren, in Hoffnung noch strengerer Verfolgungen, kecker geworden. Der sogenannte Joseph ließ es dem Prediger jedesmal vorher ansagen, wenn in der nächsten Nacht ein Siegel gelöst werden solle. Man durfte annehmen, daß unter diesem Siegellösen Dasselbe verstanden werde, was die Rosenfeldianer darunter begriffen.

Ja am schmerzlichsten mußte es dem Geistlichen sein, daß er von seinem vernünftigen Grundsatz, des Gehenlassens gewichen war, als es den Fanatikern jetzt gelang, einen Schneider aufs Neue anzuwerben. Während seines ruhigen Verfahrens hatten sie, wie gesagt, ihre Anhänger Einen um den Andern verloren und kein einziges Mitglied gewonnen.

Um einen weitern Abfall seiner Gemeinde zu verhüten, begnügte er sich damit, gegen die Apokalypse zu predigen. Ein göttliches Buch, welches der Herr zu unserm Seelenheil schreiben lassen, müsse verständlich und für den Menschenverstand faßlich sein; aus der Offenbarung Johannis lese aber Jeder Das heraus, was er wolle, und aus tausend Schwärmern seien tausend Sinnverrückte geworden.

Zwar schien es ihm zu gelingen, den größern Theil seiner Gemeinde zu bekehren, sie gaben ihre Hoffnung auf das tausendjährige Reich auf und der Schneider blieb der einzige Proselyt, aber der Wahnsinn der An-

dern flackerte in immer neuem Strohfeuer auf. Die Maria und ihre Töchter warfen plötzlich ihre schmutzigen Lumpen weg, sie hatten sich, man weiß nicht wie, Kleider über ihren Stand verschafft, und zogen in lächerlichem Aufzug durch das Dorf. Die Prüfzeit der Maria war nämlich zu Ende. Nachdem sie vier Mal irrthümlich angegeben, den Immanuel unter dem Herzen zu tragen, war sie wirklich schwanger geworden und brachte einen Knaben zur Welt.

Der Prediger konnte nun befürchten, daß das Unwesen in immer störenderer Weise um sich greifen werde, und er ergriff endlich ein Auskunftsmittel, über dessen Schicklichkeit, von einem Geistlichen angewandt, Zweifel bleiben; aber es erwies sich in diesem Falle als probat. Da er weder durch Reden noch durch Interdicte der Obrigkeit die aneinander geketteten Familien auseinander bringen können, versuchte er die Mittel der römischen Diplomatik, das divide et impera.

Die Ehefrau des ersten Schusters, welcher Christus sein wollte, war in der ganzen Sippschaft die vernünftigste; wenigstens erschien sie den Vorstellungen zugänglich, welchen Weiber sich selten verschließen. Der Geistliche, ohne ihren Glauben angreifen zu wollen, stellte ihr doch in ihrem Wesen und ihren Folgen die greuelvolle Gemeinschaft vor, welche unter den Sektirern herrsche; er wies sie darauf hin, wie ihre eigenen Rechte durch das Zusammenhalten ihres Mannes mit dem Weibe des Joseph gekränkt wurden. Hatte sie denn nicht selbst Ansprüche darauf, und die nächsten, eine Marie zu sein? Es wirkte. Die Frau ward eifersüchtig. Bald gerieth sie mit der erwählten Maria, der Frau des Joseph, in einen Streit. Aus bittern Stachelreden wurden Schläge. Die Weiber zau-

ſten ſich in den Haaren, es floß Blut. Die Sippſchaft kam hinzu, die Kinder, Ehemänner, nahmen Partei; die gewünſchte Trennung der beiden heiligen Familien war durch die Entzweiung der Weiber zu Stande gebracht.

Geheilt in der Wurzel war die Schwärmerei dadurch nicht. Es war nur Das erreicht, daß Stahl und Hamke nicht mehr zuſammenkamen. Das einmal brennende Feuer ließ man ausglimmen. Jede der beiden Familien hielt ſich noch jetzt für auserwählt, aber ſie hatte keine Anhänger, keine Gläubige mehr als in ihrem eigenen, engen Kreiſe. Der Flammenſchein ward immer ſpärlicher. Man verſuchte zwar wieder eine Vereinigung, um ſich gegenſeitig anzufeuern, aber das Vertrauen war dahin und die Eiferſucht blieb rege.

Die gemeinſchaftlichen Schwelgereien und Ausſchweifungen fielen von ſelbſt hinweg, keine der beiden Familien fühlte ſich allein ſtark genug, um öffentliche Schauſtellungen ihrer Heiligkeit zu geben, oder gar Proceſſionen anzuordnen. Sie trugen ſich nicht mehr aus ihrer gegenſeitigen Armuth zu, was der Eine oder der Andere fand, um ihren Müßiggang zu friſten. Beide wurden wieder gezwungen zu arbeiten, angeſtrengt zu arbeiten, um dem Hunger und der Kälte zu wehren.

Der Chriſtus hielt ſich, ſoweit man von ihm Nachricht hat, noch immer für den Chriſtus; ſeine eigene Familie wagte es jedoch kaum mehr laut auszuſprechen, daß ſie ihn dafür halte. Ein Chriſtus, der von Morgens bis Abends Schuh flickte, verlor ſelbſt unter ſeinen Nächſten von ſeinem Heiligenſchein. Gefährlich oder verführeriſch war er für Niemand.

So verlöſchte oder glimmte vielmehr nur ein Feuer.

das, wenn man es mit Gewalt ausblasen wollen, gefährlich hätte um sich greifen können. Der einmal gewarnte Geistliche hütete sich davor; aber mit Recht bemerkt er, daß, wenn ein Mann wie Rosenfeld in der Gegend gelebt und dieser Schwärmer sich zu seinem Zwecke bemächtigt hätte, der Brand eine Stärke und Ausbreitung gewinnen können, wo ein Einschreiten von außen nothwendig geworden.

Matheo von Casale.

(Als Anhang zu den Vorigen.)

1805.

Matheo Covet war der Sohn sehr armer Tagelöhner zu Casale im Gebiet von Belluno, wo er im Jahre 1759 geboren wurde. Er ward daher später in Venedig nur der Matheo von Casale genannt. Das Dörfchen lag fern von jeder Straße, abgeschieden eigentlich von allem Verkehr. Er sah nur Leute eben so arm wie seine Aeltern, die alle im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot sich verdienen mußten. Die Einzigen, welche nicht hinter dem Pfluge gingen und mit dem Karst auf die Berge mußten, waren der Pfarrer und sein Kaplan. Es waren die einzigen Glücklichen in seiner jugendlichen Vorstellung. Sie besaßen Alles von Reichthum, Macht und Einfluß, wovon er Kunde hatte in seiner kleinen Welt.

Der Gedanke, diesen Erwählten ähnlich, also auch Priester zu werden, war sehr natürlich. Er ging bei dem Kaplan in Unterricht und lernte von ihm lesen und

nothdürftig schreiben. Aber die Familie war zu arm, um den armen Studenten nur einigermaßen zu unterstützen. Er mußte seine Hoffnung aufgeben und erwählte das Schuhmacher-Handwerk, vielleicht, weil es seiner Neigung doch näher kam, als der saure, anstrengende Landbau.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß das gezwungene Verlassen eines Lebensberufs und die unfreiwillige Wahl eines andern oft auch sonst gesunde Geister aus ihrer Seelenharmonie gebracht und nicht selten traurige Zerrüttungen zur Folge gehabt hat. Matheo wurde kein Genie in seinem neuen Fache. Er arbeitete weder sehr elegant, noch förderte er sein Tagewerk, ohne nur deshalb faul oder träge zu sein. Er war im Gegentheil fleißig, aber er arbeitete ohne innern Trieb.

Die sitzende Lebensart, das beständige Schweigen, wie es die Meister von ihren Lehrlingen und Gesellen in der engen Werkstube fodern, machten ihn zu einem Grübler. Er ward einsylbig und verdrossen. Ein Krankheitszustand mag hinzugekommen sein, seinem beschränkten Geiste die eigenthümliche Richtung zu geben, indem er, besonders zur Frühjahrszeit, an einem flechtenartigen Ausschlage litt. Seine beschränkte Erziehung, die ihn nichts Schöneres, Edleres, Erhabeneres kennen lehrte, als den Dienst, zu welchem der Priester berufen ist, war in seinem Handwerksdienst nicht fortgeschritten. Der grübelnde Schuster sann nur den Werken und Satzungen nach, wie er sie buchstäblich von seinem Kaplan und Pfarrer gehört hatte, und sein beschränkter Geist stürzte sich immer mehr, nicht in der Freudigkeit und dem Troste des Christenglaubens, sondern in den trüben Vorstellungen des Martyriums.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte man nichts von Matheo von Casale gehört, ohne seinen Tod. Bis zum

Juli 1802 verstrich sein Leben so ruhig, wie das irgend eines an seine Bank gefesselten Schuhmachergesellen. Nur durch seine außerordentliche Frömmigkeit zeichnete er sich aus. Er sprach in der Unterhaltung nur von Predigten, Fasten, Heiligen und Kirchenfesten. Da verschloß er sich eines Tages in seine Kammer, ohne daß Jemand an ihm irgend etwas Besonderes vorher bemerkt hätte, was einen so außerordentlichen Entschluß motivirte. Hier ergriff er das erste beste schlechte Schuhmachermesser und vollzog an seinem Leibe die vollständigste Castrirung. Dann öffnete er das Fenster und warf alle abgeschnittenen Theile auf die Straße.

So wenig als man ihn schreien und wimmern oder später sich über die rasche That beklagen hörte, weiß man, was ihn zu der grausamen That bewogen hatte. Einige meinten, es sei aus Verdruß geschehen, weil ein junges Mädchen seine Liebesanträge abgewiesen. Wahrscheinlicher ist es, wenn man seine fanatische Richtung betrachtet, daß er schon damals in einem Anfalle von Schwärmerei, erschreckt über die Versuchungen des Fleisches, sich mit einem Male und auf immer des gefährlichsten Feindes, der ihm stets wieder drohen und seiner Heiligkeit schaden konnte, entledigte. Uebrigens hatte er mit vollem Vorbedacht gehandelt. Bevor er an die That ging, hatte er verschiedene Kräuter, welche bei den Landleuten seiner Gegend für blutstillend galten, sich zusammengelegt und kleingehackt, auch alte Leinwand zum Verbande. Diese schwachen Mittel erprobten sich in der That auch dermaßen, daß er in kurzer Zeit vollkommen wiederhergestellt war. Ja er spürte nach seiner Heilung nicht die geringste Unbequemlichkeit und Unbehaglichkeit, und ward durch den Verlust in seinen natürlichen Verrichtungen nicht im Mindesten behindert.

Ein halbes Wunder für die Aerzte; für ihn selbst wahrscheinlich eine Aufmunterung, im Martyrium fortzufahren.

Die That konnte nicht verborgen bleiben. Das ganze Dorf sprach von Matheo. Man wußte nicht, worüber man sich mehr wundern solle, über seine Thorheit, seine Herzhaftigkeit oder das Wunder seiner Heilung.

Matheo hatte die That nicht für die Welt, nicht aus eitler Ruhmbegier vollbracht, sondern um sich selbst zu genügen. Das Aufsehen, welches sie machte, lag ganz außer seiner Berechnung und seinem Wunsche. Ueberall begegneten ihm spöttische Mienen und die Dorfjugend zog mit lautem Spotte hinter ihm her, wo er sich zeigte. Dies allein war ihm schmerzhaft; er schloß sich deshalb mehre Tage hindurch ein, und ging selbst nicht zur Messe aus.

Da es nicht besser ward, ging er im Monat November nach Venedig, wo ein jüngerer Bruder von ihm in einer Goldspinnerei als Arbeiter diente. Angelo Covet hatte keinen Platz in seinem Quartier, er miethete den ältern Bruder bei einer Witwe Osgualda ein, wo er sich fast ein Jahr lang anscheinend vernünftig verhielt, und ruhig und fleißig bei einem Schuhmacher arbeitete.

Aber am 21. September des Morgens sahen ihn Leute, welche durch die calle della croce di Biri gingen, wie er im Begriff war, mitten in der Straße auf einem hölzernen Kreuze, das er aus den Brettern seiner Bettstelle gezimmert hatte, sich selbst fest zu nageln. Natürlicherweise verhinderten sie es; doch auf alle ihre Fragen, was er denn thun wollen, ob er bei Sinnen sei, wer ihn dazu getrieben, wußte er keine Antwort zu

geben. Nur gegen ſeinen Bruder, der aufs Aeußerſte in ihn drang, ſich gegen ihn zu erklären, äußerte er im Vertrauen: es ſei ja heut das Feſt des heiligen Mattheus, ſeines Patrons; mehr könne er ihm aber nicht ſagen.

Der Witwe Osgualda ward nun der ſtille Menſch unheimlich; ſie wollte ihn nicht mehr in ihrem Hauſe dulden, und kündigte ihm die Wohnung. So ſah er ſich genöthigt, als auch dieſe ſeine zweite That ruchbar wurde, ebenfalls Venedig zu verlaſſen. Er kehrte in ſeinen Geburtsort zurück, wo er längere Zeit blieb.

Doch finden wir ihn bald darauf wieder in Venedig. Nachdem er bei mehren Meiſtern gearbeitet und ſich überall ruhig und zu deren Zufriedenheit betragen, miethete er ſich, um ſeinem Meiſter Lorenzo della Mora näher zu ſein, in der Straße **della Monacha** eine Kammer in der dritten Etage. Kaum aber war er hier eingemiethet und durch ſein ſtilles, verſtändiges Weſen ſeinem Wirthe lieb geworden, als man ihn oben in ſeiner verſchloſſenen Kammer hämmern, ſägen und nageln hörte. Er war abermals auf ſeine Kreuzigungsgedanken zurückgekommen und arbeitete Tag und Nacht daran, ſich ein Kreuz zu ſeinem Martyrium zu bereiten.

Nicht ohne Mühe hatte er ſich alle Dinge, welche dazu gehören, verſchafft, und nicht ohne erfinderiſchen Scharfſinn ging er dabei zu Werke. Schon beſaß er Alles, was nothwendig war, die Stricke, Nägel und die Dornenkrone. Das Crucifix war aus zwei mäßigen Baumſtämmen zuſammengeflockt. Die doppelten Querhölzer wurden, zu mehren Haltens, noch durch zwei ſpitzige Querhölzer an den Stamm befeſtigt. Aber da er an die Möglichkeit dachte, daß er ſich nicht feſt genug an das Kreuz nageln und der Gefahr ausgeſetzt

sein könne, herunter zu fallen, so webte er sich vorsorglich ein großes Netz, welches, um das Kreuz gespannt, ihn aufhalten sollte. Er schnürte es unten an der horizontalen Kreuzstange fest zusammen, unterhalb der Knagge, auf der seine Füße ruhen sollten; dann ging es allmälig auseinander, und war oben — das Ganze etwa in Gestalt einer geöffneten Börse — an die beiden Enden der Querstange befestigt.

Das Kreuz, an dem er hing, sollte diesmal selbst frei in der Straße hängen. Es kostete diese Operation die größten Vorbereitungen und Berechnungen. Denn an das schon hinausgehängte Kreuz konnte er sich nicht nageln; wenn er sich aber an das in seiner Kammer fertig liegende Kreuz so genagelt hatte, wie er beabsichtigte, war die Schwierigkeit nicht gering, sich und das Kreuz ohne Beihulfe eines Dritten zum Fenster hinaus zu hängen.

Ein Querbalken, der frei durch seine Kammer ging, und das sehr niedrige Fenster derselben, halfen ihm über diese Schwierigkeit hinweg. Mit einem starken Stricke, der auf der einen Seite um die Querhölzer und den Stamm des Kreuzes fest geschlungen war, befestigte er das Kreuz selbst oben an den Querbalken. Der Strick blieb aber so lang und frei, daß das Kreuz, welches jetzt auf dem Boden lag, nachher, wenn es zum Fenster hinausgelassen war, frei an der äußern Mauer schweben konnte. Ein anderer Strick von derselben Stärke, gleichfalls oben an den Balken geknüpft, diente dazu, das Netz noch besonders fest zu halten; ein dritter Strick, seinen Leib an den Mast des Kreuzes fest zu binden.

Alle diese Veranstaltungen verriethen keinen geringen Aufwand von Erfindungskraft für den Verstand des armen Schusters. Und nicht, um einer kranken Eitelkeit

zu fröhnen geſchah dies Alles; es galt ihm einzig und allein dieſelben Schmerzen wie der Heiland zu empfinden und in derſelben Lage wie der Letztere vor ſich ſelbſt zu erſcheinen. Da das Kreuz, an dem er litt, auf der Höhe und im Freien geſtanden, da Jeſus daran geſchwebt und nicht darauf gelegen, verdoppelte der Arme ſeine Qual, indem er Mittel ausſann, ſtatt ſich einfach auf das Kreuz zu nageln, was immer ſchon ſeine Schwierigkeiten hatte, von einer Höhe herab und im Freien daran herab zu hängen.

Am 19. Juli 1805 in der Morgenſtunde waren alle Vorbereitungen fertig. Matheo ſetzte ſich die Dornenkrone auf, von der drei oder vier Stacheln in die Stirnhaut drangen. Ein weißes Taſchentuch befeſtigte er um die Lenden und kroch alsdann, faſt ganz nackend, in das Netz hinein, dergeſtalt, daß er auf dem Kreuze vorerſt ſaß. Hier war ſeine erſte Operation, daß er einen der für die Hände beſtimmten Nägel, der glatt zugeſpitzt war, ſich in die Fläche der rechten Hand hinein drückte und dann ſo ſtark mit der verwundeten Hand den Nagelkopf gegen den Fußboden ſchlug, bis der Nagel zur Hälfte durch den Rücken der Hand hindurch war.

Dann legte er ſeine Füße auf die zu dieſem Behufe an den Kreuzmaſt angebrachte Knagge, den rechten über den linken und bohrte ſich einen 15 Zoll langen Nagel, eben ſo glatt zugeſpitzt als den vorigen, in beide Füße. Während ſeine linke Hand den Nagel hielt, daß er in Richtung blieb, hämmerte er darauf mit einem Hammer mit derſelben rechten Hand, welche ſchon von dem Nagel durchbohrt war! Das Eiſen durchſchnitt und durchfuhr beide Füße, und ſo richtig hatte Matheo gehämmert, daß die Spitze des Nagels, als ſie an der untern Fußſohle herauskam, gerade das Loch traf, welches er

vorsorglich vorher in die Holzknagge gebohrt hatte. Die Füße saßen nun fest am Kreuze.

Auch diese furchtbare Operation hatte weder seine physischen, noch seine moralischen Kräfte erschöpft. Er sank in keine Ohnmacht, er zögerte auch nicht einen Augenblick, in dem furchtbaren Werke fortzufahren, vielmehr stieß oder schlug er sich den bereit gehaltenen dritten Nagel in die linke Hand mit derselben Ruhe und Sicherheit wie vorhin in die rechte. Dann schnürte er sich — und dies scheint in Anbetracht der beiden durch die Nägel zerrissenen und gelähmten Hände das Merkwürdigste — den dritten Strick, den er schon vorher zweimal um den Kreuzesstamm geschlungen, fest um den Leib und knotete ihn auf der Brust zu.

Noch blieb, um dem sterbenden Heilande gleich zu sein, eine mörderische Operation übrig, der Lanzenstich in die Seite. Zu diesem Behuf lag schon ein Schustermesser bereit. Hier irrte er zum ersten Male, insofern man annimmt, daß er sich alle Wundenmale des Heilands beibringen wollte. Er stieß sich in die linke Seite und nicht in die rechte; auch da nicht an der Stelle, welche die Evangelisten angeben, sondern tiefer nach unten. Zwar ging der Stich tief, aber nicht todesgefährlich. Aus verschiedenen Ritzungen und Ansätzen muß man schließen, daß er bei dieser Operation länger zauderte. Er wollte sich entweder nicht tödten, oder, zum ersten Mal vom Schmerz übermannt, suchte er eine Stelle, wo der Stahl minderen Widerstand fand.

Damit war zwar das blutige Geschäft zu Ende, die That selbst aber noch nicht vollbracht. Matheo mußte sich gekreuzigt dem Volke zeigen. Blutend aus fünf Wunden, mit drei Nägeln in seinem Fleische, übte er die letzte Anstrengung, die nach unsern Begriffen in

solchem Zustande die außerordentlichste ist. Die Fensterbrüstung seiner Kammer war, wie gesagt, sehr niedrig. Den Fuß des Kreuzes hatte er schon vorher darauf gelegt; es galt jetzt nun, daß er sich mit demselben hinausschob. Seine Füße waren angenagelt, sein Körper fest an den Baum geschnürt, ihm blieben nur beide Arme frei, aber mit zwei mit Nägeln durchbohrten Händen! Diese konnte er jedoch nicht frei gebrauchen, da ihn die Eisen hinderten, die ganze flache Hand auf den Fußboden zu stemmen. Somit setzte er die Maus beider Hände auf die Erde, und mit letzter Anstrengung, schob er sich und das Kreuz, weiter zum Fenster hinaus. Es gelang nur mit verschiedenen Ansätzen. Glücklich, als die Kräfte ihn schon verließen, brachte er das Kreuz durch einen letzten Ruck so weit über die Fensterbrüstung, daß der Schwerpunkt draußen war. Es schoß über, und er flog hinaus und hing in der Stellung, die er erstrebt.

Noch hatte Matheo seine Besinnungskraft. Es fehlte noch etwas zum vollkommenen Heiland; auch seine beiden durchbohrten Hände mußten an die Querstangen angenagelt sein. Die Löcher waren zu beiden Seiten angebracht. Er hob seine Arme, aber es gelang ihm nur, den Nagel der linken in das Loch zu bringen und sie fest zu machen. Als er mit der rechten den Versuch machte, schwanden seine Kräfte, er vermochte die Stange nicht mehr zu erreichen. Der Arm fiel über das Netz, und der obere Körper und der Kopf senkten sich mit hinüber.

In diesem Zustande bemerkten ihn die zuerst Vorübergehenden; es war gegen 8 Uhr des Morgens. Man stürzte augenblicklich ins Haus hinauf, erbrach seine

Thür, hob das Kreuz herein, band ihn los, zog die Nägel aus Füßen und Händen und legte ihn in sein Bett. Glücklicherweise waren die Ersten, welche sich Matheo's annahmen, nicht Juristen oder Geistliche, sondern Mediciner. Unter ihnen der venetianische Arzt Cesar Ruggieri, dem wir einen authentischen Bericht über diesen unerhörten Vorfall verdanken, und der sich die körperliche und geistige Sorge für den Kranken besonders angelegen sein ließ.

Ruggieri fand ihn mit geschlossenen Augen und einem fieberhaft gehenden Pulse. Er antwortete auf keine Fragen. Erst auf dem Wassertransport nach dem kaiserlichen Klinicum seufzte er, als er seinen Bruder Angelo neben sich in der Barke gewahrte: „Ach ich bin sehr unglücklich." Unter der wundärztlichen Behandlung verhielt er sich ruhig, und that willig Alles, was man von ihm verlangte. Aber während seine Wunden heilten, sprach er mit Niemand. Düster und in sich gekehrt, hielt er die Augen fast immer geschlossen. Nur mit Mühe brachte Ruggieri allmälig so viel von ihm über Das, was der That vorangegangen, heraus, daß man über die Operation des Selbstkreuzigens, die Vielen unbegreiflich schien, Das erfuhr, was oben darüber zusammengestellt ist. Auch zu diesen Mittheilungen schien er nur durch die Furcht bewogen zu werden, daß Unschuldige der Verdacht treffen könne, sie hätten das Greuelstück an ihm verübt. Mehrmals betheuerte er, er allein habe es vollbracht und kein Anderer ihm geholfen. Ueber seinen Beweggrund gab er keine andere Antwort als, der Stolz der Menschen müsse gedemüthigt werden, und er müsse am Kreuze sterben. Ja er war so überzeugt daß der höchste Wille ihm gerade

diese Verpflichtung auferlege, daß er es der Justiz anzeigen wollte, damit sie Das vollbringe, was ihm mislungen war.

Matheo klagte nur in den Augenblicken über Schmerzen, wenn er aus seinem dumpfen Hinbrüten erwachte. Während dieses letztern Zustandes verrieth nichts, daß er sie überhaupt empfände. Sobald seine Hände so weit waren, daß er ein Buch halten konnte, bat er um ein Gebetbuch und las eifrig darin. Schon zu Anfang August war er ganz geheilt, er konnte Arme und Hände vollkommen frei bewegen, ohne daß er Schmerzen oder nur Unbehaglichkeit empfand. Nun wollte er das Hospital verlassen, weil er nicht Anderer Brot, wie er sagte, um nichts essen wollte. Als man es ihm abschlug, und um seine Flucht zu verhüten, seine Kleider inne hielt, entsprang er im bloßen Hemde. Aber die Wächter des Hofpitals holten ihn wieder.

Dorthin gehörte er nicht mehr, denn er war gesund. Aber wohin? Dreißig Jahre später hätte man wahrscheinlich einen Canonisationsproceß begonnen; denn ohne Wunder war seine That und seine Rettung nicht, wunderbarer vielleicht als die mancher wirklich heilig gesprochener Märtyrer. Aber das Italien vom Jahre 1805 hatte kein Verlangen und Bedürfniß nach neuen Heiligen. Man erklärte ihn nicht für einen Heiligen, sondern für einen Narren und brachte ihn in das Irrenhaus von San Servolo.

Hier war Matheo die ersten acht Tage hindurch ruhig und anstellig. Von da ab verfiel er wieder in sein dumpfes Schweigen und weigerte sich Nahrung, und Trank zu nehmen. Keine Vorstellungen und Drohungen hatten Macht über ihn. Einmal fastete er so, ohne einen Bissen oder Tropfen einzunehmen, sechs, ein ander-

mal 14 Tage. Man mußte ihn durch Nahrstoff enthaltende Klystiere beim Leben erhalten. Da er sich keine andern Martern anthun konnte, stellte er sich wenigstens in die heiße Sonne hin, bis das Blut unter seiner Haut kochte. Man mußte ihn oft mit Gewalt in den Schatten reißen.

Endlich war seine physische Kraft erschöpft, ein Brustübel machte sich bemerkbar, und er starb, nach einem kurzen Todeskampfe am 2. April 1806.

Selbstmörder wollen ihre Qualen durch den Tod enden. Matheo von Casale war kein Selbstmörder, denn er suchte Qualen, nicht den Tod. Auch solcher Schwärmer hat die letztere Zeit einige hervorgebracht, keinen aber, der mit gleichem Vorbedacht, so nüchtern ohne Beihülfe und Aufmunterung ähnlich fanatisirter Glaubensgenossen, und mit solcher Ausdauer das Attentat gegen sein eigen Fleisch und Blut ins Werk setzte. Der italienische Märtyrer, der nur unter denen Indiens seines Gleichen sucht, war den Aerzten seines Vaterlandes ein Problem, für das sie eine Erklärung nur in der Beobachtung fanden, daß Wahnsinnige in der Regel schwer zu reizen und gegen den Schmerz unempfindlich sind. Ihr immer auf einen Gedanken gerichteter Geist wird von den Eindrücken, den andere Dinge hervorbringen können, weniger berührt und ihr Nervensystem ist ein mangelhaftes. So ertrugen die Märtyrer der Vorzeit die entsetzlichsten Folterqualen, weil ihr ganzes Empfindungsvermögen aufging in der Ahnung und Vorwonne der himmlischen Seligkeit. Ruggieri wollte in Matheo's krankhafter Leibesbeschaffenheit besondere Symptome entdecken, welche nicht allein die Haut, sondern auch den ganzen Körper unempfindlich machen. Es war ein Glück, daß die Untersuchung den Aerzten allein überlassen blieb.

Matheo von Casale fand in Venedig keinen Nachfolger; er hat, auch durch seinen Tod, keine Sekte gestiftet. Zur Zeit der französischen Herrschaft über Italien war die Atmosphäre nicht dafür geeignet. Um so auffallender bleibt die Einzelerscheinung gerade dieses Verbrechens gegen sich selbst.

Burke und die Burkiten.

1828 — 1831.

In den engen, schmuzigen Gassen der ärmlichen Vorstädte Edinburghs stehen einzelne Häuser, welche in ihren Aeußern und Innern dem Charakter der Umgeburg entsprechen. Hier wohnt Armuth, Elend und Verbrechen, eng zusammengeschichtet, gleich wie in den schmuzigen, wüsten, verfallenen Gebäuden gewisser Theile der City von London. Doch auch hier ist Speculation auf die Armuth. Ueber den Thüren solcher Häuser liest man: „Hier sind Bettstellen zu vermiethen.“ Tagelöhner, Bettler finden in den düstern Winkeln für ein geringes Schlafgeld ihr Unterkommen für die Nacht.

In einem dieser Häuser hielt Einer, Namens Hare, mit seiner Frau, in einem andern, noch schlechtern Hause ein Irländer, Namens Burke mit seiner Concubine eine solche Schlafwirthschaft. Beide Männer, aus dem untersten Pöbel, verkehrten oft miteinander, und Beide waren dem Trunk ergeben; wovon sie sich indessen ernährten, war nicht bekannt. Doch flüsterte man sich in der Nachbarschaft wohl schon zu, daß sie Resur-

rectionsmen wären, Leichenräuber, welche die Leichname ausgraben, um sie den Aerzten zum Seciren zu verkaufen.

Zwei arme Leute, Grey und seine Frau, hatten fünf Tage lang bei Burke gewohnt, oder vielmehr geschlafen, als ihr Wirth sie am Abende des 31. Octobers 1827 fortwies, mit dem Bedeuten, diese Nacht könnten sie nicht bei ihm zubringen, sie möchten zu Hare gehen und sich dort einquartieren. Sie thaten es, kehrten aber am 1. November, Morgens, in Burke's Haus zurück, um sich etwas Kinderzeug, was sie dort im Bette vergessen, abzuholen. Burke warnte sie, dem Bette nicht zu nahe zu kommen. Unbegreiflicherweise verließ er aber selbst die Stube, während die Grey's noch darin waren. Zu ihrem Entsetzen fanden sie im Stroh der Bettstelle den Leichnam einer alten Frau, deren Gesicht blutig und mit Blut unterlaufen war. Von Furcht und Grauen überwältigt, stürzten sie zum Hause hinaus.

Auf der Straße fanden sie Burke's Concubine, Helene M'Dougal, der sie sagten, was sie gesehen. Aufs Aeußerste bestürzt, versprach sie ihnen Geld, wenn sie schweigen wollten. Sie fiel auf die Knie und beschwor sie, sie nicht zu verrathen. Die Grey's aber konnten es nicht übers Herz bringen; sie zeigten es der Polizei an. Die ganze Nachbarschaft kam bald in Aufruhr, und ein nächster Nachbar Burke's, Hugh Alston, erinnerte sich jetzt, daß er Nachts um 11 Uhr Mord! Mord! in Burke's Hause schreien gehört, und darauf das Geschrei wie von einem Sterbenden. Befragt, warum er denn nicht auf der Stelle nach der Polizei geeilt sei, antwortete er, ja er sei auch hingegangen, hätte aber keine finden können.

Drittes Capitel.

Man thät eine alte Prophezeihung ausspüren
Lilli burlero bullen a—la.
Lero lero, lilli burlero, lero lero, bullen a—la. :,:
„Ein Esel und ein Hund sollt' über Irland regieren."
Lilli burlero etc.

Und jetzo trifft's ein nun; stoß an mit dem Elsel:
Lilli burlero etc.
Denn Talbot ist der Hund und Jacob der Esel.
Lilli burlero etc.

Die Spottballade von Lilliburlero.

Der ehrwürdige Sir Alexander Tennison war ganz wider seinen Willen genöthigt in einem Aufzuge mit zu figuriren, von dem er sich um hundert Meilen entfernt wünschte. Das Gerücht vom Anzuge eines päpstlichen Gesandten hatte sich mit Blitzesschnelle über die bewegte Gegend verbreitet, und Unwille und Neugier auf ein über ein Jahrhundert nicht erblicktes Schauspiel eine ungeheure Anzahl Zuschauer herbeigelockt. Obwohl Sunderland, sobald er davon Nachricht erhalten, dem Nuncius einen Eilboten entgegen gesandt hatte, mit der dringenden

Die Polizei, vom Volke unterſtützt, fand ſich jetzt auf der Stelle ein. Die Volksſtimme trat, furchtbar erwacht, als Anklägerin auf. Dunkle Ahnungen leuchteten plötzlich zum Bewußtſein auf. Man hatte eine Mörderhöhle aufgeſtöbert, nicht eine, ſondern zwei, auch Hare's Haus war eine ſolche, und die Schrift über der Thüre: Hier ſind Bettſtellen zu vermiethen! war der furchtbarſte Hohn. Es waren Fleiſchſcharren, wo Menſchenfleiſch den Wundärzten feilgehalten — nein auch präparirt wurde. Die Verbrecher waren nicht allein Leichenräuber, ſondern Mörder, um Leichen verkaufen zu können!

Burke und Helene, Hare und ſeine Frau wurden ergriffen und der Criminalproceß gegen ſie inſtruirt.

Volksvorurtheil, Aberglaube oder religiöſes Gefühl, wie man es nennen will, entzieht in England der Wiſſenſchaft die Mittel, den menſchlichen Körper durch Secirung der Leichen zu ſtudiren. Religiös iſt gewiß der Urſprung. Das Gefühl der heiligen Scheu vor der irdiſchen Hülle blutsbefreundeter Perſonen und ihren Gräbern geht über das Chriſtenthum hinaus. Die Schmach, angethan den erſchlagenen Leichen, die Verhöhnung der Grabesfeierlichkeiten, die Entweihung ihrer Gräber gilt unter allen heidniſchen Nationen als Frevel, der nur durch Blut zu tilgen ſei. Das Chriſtenthum hat durch die Lehre von der Auferſtehung des Fleiſches dieſer heiligen Scheu eine neue Nahrung gegeben, und in keinem chriſtlichen Lande wird an dem Buchſtaben der Offenbarung ſtrenger gehalten als in England. Alle getrennten

Theile des menschlichen Leibes werden aus ihren Grüften und Winkeln, aus Moder und Asche, aus dem Eis des Nordens und aus der Tiefe des Meeres am jüngsten Tage, beim Schall der Gerichtstrompeten, zusammenfliegen und den vergänglichen Menschen wieder als ein Ganzes bilden. Darum ist es Frevel, diese Einheit des Körpers, auch wenn er eine seelenlose Masse geworden, zu zerschneiden, und durch Menschenhand das Werk Gottes zu verstümmeln. Dieser Grundgedanke, wenn auch nicht durch Gesetze ausgesprochen, liegt der Scheu der Engländer, die Körper ihrer Todten dem Secirmesser der Aerzte zu übergeben, zum Grunde. Jene Vorstellung herrscht aber nicht allein unter den Massen des Volkes. Wenn der Marquis von Anglesea sein bei Waterloo verlorenes Bein feierlich beerdigen ließ, und alljährig am Tage der Schlacht mit seiner Familie nach dem Schlachtfelde reist, um den Sterbetag seines Beines dort feierlich zu begehen, so ist es nicht die bigotte Grille eines Briten, sondern ein Werk der Pietät, ein Opfer, ein freiwilliges, dem Volksglauben gebracht. Aberglaube und Gesetze aus dem Mittelalter haben diesen Glauben nur noch mehr bestärkt. Indem diese die Körper hingerichteter Verbrecher ausnahmsweise dem Secirmesser überlassen, haben sie dem Wahne gehuldigt, daß es eine Schmach sei, die nur als Strafe verhängt werden könne. Noch ist wenig dagegen geschehen, im Gegentheil sind die neuern Versuche im Parlament, durch freisinnige Bestimmung dem Volkswahn entgegen zu arbeiten, zum großen Theil gescheitert.

Da Präparate nicht die wirkliche Anschauung ersetzen, sehen sich in der Regel die Studenten, welche die Mittel erschwingen können, genöthigt, ihre praktischen Studien der Anatomie auswärts zu machen; daher auf

fast allen Universitäten des Continents in jedem Semester die große Anzahl englischer Mediciner. Nicht alle junge Chirurgen können indeß auf Reisen gehen, die Zahl der hingerichteten Verbrecher reicht nicht aus für das allerdringendste Bedürfniß der chirurgischen Anstalten. Die Noth erfand daher ein böses Auskunftsmittel. Man stahl frischbeerdigte Leichen. Das Uebel ist sehr alt. Ja es bildete sich ein eigenes Gewerbe der Leichendiebe, der sogenannten Auferstehungsmänner (Resurrectionmen), welche mit List und Gewalt, andere Vampyre, auf den Kirchhöfen die Leichen aufgraben und an die anatomischen Museen verhandeln.

Das Gewerbe gibt oft zu schauerlichen, gefährlichen Auftritten Anlaß. Die Angehörigen der verstorbenen Personen, die es für die größte Schmach halten, wenn die Leichen der Ihrigen dem heiligen Schooß der Erde entrissen werden, halten, wo der Verdacht ist, daß eine Auferstehungsbande ihr Wesen treibt, bei den Gräbern Wache bis der Leichnam in den Zustand der Verwesung muthmaßlich übergegangen ist, wo er den wissenschaftlichen Zwecken nicht mehr entspricht. Aber auch dies hindert die Diebe nicht immer. Der Preis einer frischen Leiche, von der akademischen Praxis das Subject genannt, ist groß; je nach der Qualität und der Concurrenz von 8 bis 11 Pf. St. variirend. Sie wissen die Wächter zu täuschen, zu überwältigen und oft entspinnen sich auf den Kirchhöfen blutige Kämpfe.

Ein solche Scene trug sich auf dem Merrionkirchhofe zu Dublin noch in einer Decembernacht 1828 zu. Einige junge Leute wachten auf dem Grabe ihrer Schwester. Ein Haufe Auferstehungsmänner kam gegen Mitternacht auf dem Kirchhofe an. Sie erkannten die jungen Leute und welches persönliche Interesse sie dort sel-

sele. Es ward ein Vergleichsvorschlag gemacht: die Brüder sollten den Fleck angeben, wo ihre Schwester ruhe; die Auferstehungsmänner verpflichteten sich auf ihr Ehrenwort, die Erde dort unberührt zu lassen. Dafür sollten aber die Brüder fortgehen, oder sie wenigstens in ihrem Werke, andere Leichen auszugraben, nicht zu stören versprechen. Die Brüder wollten nicht darauf eingehen; es solle während ihrer Leichenwache kein Körper eines Todten angetastet werden. Es kam zum Kampf, und die zehn Auferstehungsmänner wurden aus dem Felde geschlagen. Sie wichen mit der Drohung, wieder zu kommen und hielten ihr Wort. In der Zahl von 40 Mann, mit allerlei Waffen, erschienen sie nach Mitternacht; doch hatte auch die Leichenwacht ansehnliche Verstärkung an sich gezogen, und nach einem Kampfe, bei dem auf beiden Seiten Blut floß, mußten die Leichenräuber das Feld räumen.

Dies war ein irländisches Nachtstück. Doch auch in England kommen häufig ähnliche, entwürdigende Auftritte zur Sprache. Ein Bettler und sein Weib gingen im Januar 1829 durch eine abgelegene Straße Londons, als man gerade einen vom Schlage getroffenen Menschen aufhebt. Im Augenblicke durchzuckt sie der Gedanke, sich des Leichnams zu bemächtigen, um ihn nachher zu verkaufen. Sie rufen schreiend und wehklagend aus, es sei ihr naher Anverwandter, der Bruder der Frau, der vor einigen Monaten nach London mit einer hübschen Summe Geldes gekommen, sich aber leider hier dem Trunk ergeben habe und der Schlagfluß sei die Folge davon. Niemand hatte ein Interesse an dem Todten, im Gegentheil man ist ganz zufrieden, daß sich Jemand des Todten annimmt. Sie trugen die Leiche fort, aber statt nach Hause zur Beerdigung in das Bartholomäus-

hospital, wo sie dieselbe für 11 Guineen verkauften. Eine schlecht von ihnen belohnte Helfershelferin verrieth das Geheimniß der Polizei. Aber es fehlten die Bedingungen eines Diebstahls, da sie den Körper nicht vom Kirchhofe weggeholt hatten. Nur wegen der Entwendung der zerlumpten Kleider des Menschen konnten sie verhaftet und bestraft werden.

Man kann denken, aus welcher verworfenen Classe diese Auferstehungsmänner sind, und mit ihnen müssen die britischen Aerzte sich in eine Art von vertraulichem Verhältniß einlassen! Sie sind die Mitträger ihres Geheimnisses, sie müssen sie durch Belohnungen anreizen, in ihrem verbrecherischen Gewerbe fortzufahren; denn so viel Leichen auch gestohlen und in ihr Theater gebracht werden, es sind deren noch immer nicht genug für die Zahl der Schüler. Wann, wie oft sie Leichen anmelden, sie sind immer willkommen. Die Professoren stehen einer andern Gefahr noch näher. Sie müssen die Augen zudrücken zu Dem, was sie ahnen könnten. Wenigstens ruht nach den Ergebnissen des Burke'schen Processes ein furchtbarer Verdacht auf ihnen! — Frische Leichen erst vor Kurzem verstorbener, gesunder Personen müssen ihnen die liebsten sein. Den Lieferanten konnte ihre Freude beim Anblick solcher „Subjecte" nicht entgehen; durch die größere Bezahlung dafür mußten sie auf den Wunsch geleitet werden, gerade solche Leichname den Aerzten zu beschaffen. —

Burke und Hare hatten schon Vorgänger gehabt, welche Kinder ermordet, um sie angehenden Wundärzten zu verkaufen. Auf das gräßlichste Gewerbe, was der Verstand sich ersinnen kann, auf das systematische Ermorden lebendiger Opfer, um mit ihren Leichen einen Handel zu treiben, scheint zuerst der satanische Scharf-

ſinn dieſer Böſewichter gefallen zu ſein. Mancher älteren Vorfälle, des unbegreiflichen Verſchwindens von Dem und Jenem erinnerte man ſich zwar nach dieſem Proceſſe, und brachte ſie damit in Zuſammenhang; aber auch die von der Furcht in Bewegung geſetzte Phantaſie konnte keinen Zuſammenhang entdecken. So mögen wir zur Ehre der Menſchheit annehmen, daß ſie die Erſten geweſen in dieſem cannibaliſchen Geſchäfte. Die Letzten ſind ſie leider nicht geblieben.

Der Proceß gegen Burke ſelbſt ſtellt uns leider wieder eine der Unvollkommenheiten der engliſchen Juſtiz in ſchreiendes Licht; — eine, über die wir ſchon in den früheren Theilen unſers Pitaval mehrmals Anlaß hatten uns auszuſprechen — die Ernennung des Königszeugen. Polizei und Gerichte hatten bald die moraliſche Gewißheit von dem begangenen Verbrechen: daß Burke und Hare, ſo wie jenes Concubine und dieſes Ehefrau einen Handel mit Leichen trieben, daß ſie nicht Auferſtehungsmänner waren, nicht die Körper Verſtorbener ausgruben, ſondern unglückliche Opfer an ſich lockten, ſie umbrachten, und gleich nach der That an die chirurgiſchen Anſtalten verkauften. Aber der vollſtändige Beweis, einer der vor der Jury Gültigkeit hatte, ſchien zu fehlen, und um ihn ſich zu verſchaffen, wählte man unter den Schuldigen einen, den man für den Lohn der Begnadigung zum Zeugen gegen den Andern gebrauchen wollte.

Man konnte nicht unglücklicher wählen; man wählte das größte Scheuſal, um das minder große zu überführen.

Hatte man überhaupt nöthig, einen Königszeugen zu wählen? Die Frage drängt sich uns auf, und wenn das richtig ist, was die Proceßberichte erzählen, ist es schwer zu beantworten.

Auch vor einem Gerichte, das formelle Beweise fodert, erschienen uns diese geführt. Zwei Zeugen hatten die alte Frau dort im Bette blutig, mit Blut das Gesicht unterlaufen, gefunden, und zwar nachdem Burke beide Zeugen Abends vorher ohne Grund ausgewiesen, und nachdem er ihnen am Morgen verboten, ans Bette zu treten. Seine Concubine war erschreckt, als sie von ihrer Wissenschaft erfuhr; sie wollte sie bestechen, sie bat sie fußfällig, sie nicht zu verrathen. Ein Nachbar hatte in der Nacht das Mordgeschrei gehört, das Wimmern einer Sterbenden. Die Besichtigung des Leichnams hätte die gewaltsame Todesart, wenn nicht dargethan, doch den Verdacht bestärkt. Burke hatte schon sehr viel Leichen, unter verdächtigen Anzeichen an die Professoren verkauft. Er war ein Herumtreiber, Trunkenbold, ohne daß er einen ehrlichen Erwerb nachweisen konnte, ein Mann, zu dem man sich einer bösen That versehen konnte.

Fürchtete man, daß die Geschworenen, von Mitleid, Gewissensscrupeln geplagt, die Beweise nicht für genügend ansehen würden? Bei der Stimmung, welche in Edinburgh herrschte, konnte man eher das Gegentheil besorgen.

Man habe den Königszeugen gewählt, könnte man einwenden, um die schwarze That in ihrem ganzen Zusammenhange ans Licht zu bringen, um der furchtbaren Verbreitung in allen ihren Verzweigungen auf die Spur zu kommen. Aber der Erfolg war ein anderer. Man

ließ alle übrigen zur Sprache gekommenen Verbrechen ruhen, und verfolgte gerichtlich nur den einen Mord, an der irländischen Bettlerin verübt. Er genügte vollkommen zu dem Zwecke, gegen den einen Verbrecher die Todesstrafe zu verfügen. Andrerseits aber bekannte Burke selbst später, nach seiner Verurtheilung, vielleicht alle, gewiß aber so viel Verbrechen derselben Art, von ihm und seinen Complicen begangen, daß die Feder schaudert sie niederzuschreiben.

Man darf annehmen, daß die Wahl des Scheusals Hare zum Kronzeugen nur eine Uebereilung war, die sich nach englischem Gerichtsgebrauch nicht mehr rückgängig machen ließ. Auch in England wurde dieser Mißgriff bitter gerügt.

William Burke — wir schicken dieses aus seinem spätern Bekenntnisse voraus — war 1792 in der Grafschaft Tyrone in Irland geboren, von armen, aber achtungswerthen Aeltern. Er erhielt sogar eine bessere Erziehung, als in der Regel Kinder der gemeinen Irländer. In der Schule zeichnete er sich durch seine Reinlichkeit, Thätigkeit und sein Fassungsvermögen aus. Er behauptete, einst religiös gewesen zu sein und fleißig die Kirche besucht zu haben. Obgleich katholisch, hatte er doch, während eines mehrjährigen Dienstes bei einem protestantischen Geistlichen, Gelegenheit, sich mit der Bibel vertraut zu machen. Er war bei verschiedenen Handwerkern in der Lehre. Der Gewerbfleiß sagte ihm aber nicht zu. Er ging unter die Miliz und heirathete. Nach siebenjährigem Dienste ward das Regiment aufgelöst, er verließ seine Frau und Irland und ging nach Schottland, um bei einem Kanalbau zu arbeiten.

Hier lernte er seine Concubine, Helene M'Dougal, kennen, die Tochter ebenfalls braver Aeltern. Er ergab

ſich dem Müßiggang, einem ausſchweifenden Leben und dem Trunk. Bald war er Schnitter auf dem Lande, bald arbeitete er am Kanal, bald an der Chauſſee, bald trieb er Schuhflickerei in Edinburgh. Es ging ihm ſchlecht. Auf dem Wege nach Glasgow immer in Begleitung Helenens, lernte er Hare's Frau kennen.

Von hier an iſt eine Lücke in ſeinen Bekenntniſſen, die zu ergänzen nicht im Intereſſe des Gerichtes lag, um den Königszeugen nicht noch ſchwärzer zu malen, als er ohnedies erſcheint; und noch weniger lag es in dem Hare's, die Dunkelheit über dieſe Punkte aufzuhellen.

In Hare's Hauſe wurde von ihm und ſeiner Frau, und wahrſcheinlich noch einer dritten Complice, das entſetzliche Gewerbe ſchon betrieben, als Burke und Helene im Hauſe aufgenommen wurden. Seit wann, wie viele Opfer es gekoſtet, ehe Burke eingeweiht wurde, wird auf immer mit einem Schleier verdeckt bleiben. Aber das Geſchäft hatte ſich als einträglich erwieſen, es nährte nicht allein ſeinen Mann, ſondern es gab ſo viel zu thun, daß der Meiſter noch einen Geſellen oder Compagnon brauchen konnte, vielleicht einen kräftigen, entſchloſſenen und liſtigen Mann, und Burke entſprach ſeinen Anforderungen.

Er wurde eingeweiht, und zeigte ſich als ein gelehriger Zögling. „Hier ſind Bettſtellen zu vermiethen", ſtand über Hare's Hausthür. Für die meiſten, welche ſie miethete, wurden es Ruhebetten zu einem ewigen Schlafe.

Burke hatte, wie er bekannte, nur der erſte Mord einige Anſtrengung gekoſtet und ſein Gewiſſen eine Zeit lang beunruhigt. Bald härtete er ſich mehr und mehr dagegen ab und ging endlich daran wie an jedes andere

Geſchäft. Als es in Aufſchwung gekommen, mochte ſich das Gefühl der Selbſtändigkeit in ihm regen, oder waren es andere, locale Urſachen, welche ihn beſtimmten, ſich in einer abgelegenen Gaſſe ein allein ſtehendes Haus zu miethen. Die Compagnonſchaft zwiſchen ihm und Hare beſtand indeſſen fort. Wenn Hare in ſeinem Hauſe eine Arbeit hatte, kam Burke dahin und half ihm; hatte Burke eine ſolche bei ſich vor, ſo kam der Meiſter auch zum emancipirten Geſellen, und ſtand ihm bei. Daß Uneinigkeit zwiſchen Beiden, oder nur ein Streit über die Gewinnſttheilung ausgebrochen wäre, leuchtet nicht hervor.

Burke hatte, nach ſeinem ſpätern Bekenntniſſe, das Geſchäft vom 12. Februar 1828 bis zum 31. October deſſelben Jahres betrieben, als die Ermordung des letzten Opfers, der irländiſchen Bettlerin, ruchbar wurde und die Gerichte einſchritten.

Am 16. December erwähnten die Zeitungen in Edinburgh zuerſt der Thatſache, daß eine Bande von Scheuſalen durch die Polizei entdeckt worden, deren Verbrechen unerhört ſei. Das Nationalgefühl ſträubte ſich lange dagegen, einzugeſtehen, daß gerade Schottland das Geburtsland ſolcher unnatürlichen Greuel ſei. Schon am 24. December wurden die Aſſiſen eröffnet und — Burke und ſeine Concubine Helene M'Dougal allein als Angeklagte vor ſie geſtellt! Hare's Frau, erſchien freilich in der Anklageacte als Helferin; da aber einerſeits ein ausreichender Beweis ihrer Mithülfe fehlte, ſpäter ſich herausſtellte, oder angenommen wurde, daß ſie wol die Verbrechen geahnet, wenn nicht beſtimmt darum gewußt, aber ſtets bei Seite geſchoben worden, wenn man an die That ging, ſo wie in ihrer nahen Verbindung mit

Aufforderung alles Aufsehn zu vermeiden, so war doch D'Adda nicht der Mann, dessen Eitelkeit den Rücksichten des staatsklugen Ministers gewichen wäre. Im Gegentheil ließ er sein Gefolge im vorletzten Orte sich auf das prächtigste herausschmücken, und zog unter dem Schall der Trompeten dem Lager des Königs entgegen. So sehr der Dechant die gefährliche Nähe des päpstlichen Nuncius verwünschte, war es ihm doch jetzt nicht mehr möglich sich von demselben zu trennen, ohne ein Aufsehn zu verursachen dessen Folgen er nicht berechnen konnte, wozu ihm überdies die Willenskraft abging. Indessen beruhigten ihn die schmeichelhaften Versicherungen des Irländers, welcher an seinen Wagen reitend ihm so viel von dem Wohlwollen des Königs vorsprach und dessen Wunsche, auf diese Art einen römischen Abgesandten zu empfangen, daß der Dechant über die Bilder vom königlichen Wohlgefallen das eigene Misbehagen vergaß.

Daß der Irländer, was den König betraf, keine Unwahrheit gesprochen, zeigte sich bald. Mehrere Schwadronen der Gardedragoner, angeführt von jungen Edelleuten aus den Ersten des Reiches bildeten schon weit vor dem Eingange ins Lustlager

ihrem Gatten, davon schon wußte, ließ man sie aus dem Spiel.

Die Anklageakte zählte drei verschiedene Mordthaten auf: 1) die in der Nacht vom 31. October an der irländischen Bettlerin verübte, welche die Entdeckung und Verhaftung nach sich zog; 2) eine früher an einem 20jährigen Mädchen, Namens Patterson und 3) eine an einem blödsinnigen jungen Menschen, Namens Wilson begangene. Die übrigen, aus Hare's Zeugniß, oder andern Umständen schon zur Sprache gekommenen Greuel ließ man einstweilen von ihrem Dunkel bedeckt ruhen. Die ausgesprochenen Verbrechen genügten, um den Urtelsspruch zu finden. Es war nicht gut, bei der aufgereizten Stimmung in der Stadt das ganze Greuelgemälde zu entfalten; auch verbot es die Klugheit in Bezug auf den erwählten Zeugen Hare.

Selbst aber von diesen drei Punkten mußte man während des Processes die beiden letzten fallen lassen, um jene nicht in einer Art darin zu entwickeln, welche Burke's Vertheidigern Mittel an die Hand gab, diesen nur als Complicen darzustellen, oder aber des Hare'schen Zeugnisses entbehren zu müssen. Dieser Theil der Verhandlungen ist nach den gedruckten Berichten nicht deutlich; auch hat man sich später wol nicht bemüht, ihn in helleres Licht zu stellen, zufrieden, wenn das ganze Proceßverfahren überhaupt dem Publicum aus dem Sinne käme.

So blieb denn nur die Ermordung der irländischen Bettlerin, Namens Campbell, in der Nacht vom 31. October der Untersuchung und Entscheidung der Jury übrig.

Es stand fest, daß sie Abends am 31. October in

Burke's Haus gekommen, um hier eine Schlafstelle für die Nacht zu nehmen. Der Wirth hatte der Bettlerin wegen die beiden Eheleute, die fünf Tage dort gelegen, arme Leute, aber wahrscheinlich keine Bettler, aus dem Hause für diese Nacht gewiesen. Um 11 Uhr hatte der Nachbar Mord schreien gehört, und Gestöhn wie von Sterbenden, das aus dem Hause kam. Es hatte eine solche Wirkung auf ihn hervorgebracht, daß er aufgestanden und nach der Polizei gelaufen war, die er, auffallender Weise nicht gefunden haben will.

In derselben Nacht klopfte Burke, der stehende Leichenlieferant für das anatomische Theater des Dr. Knox, um Mitternacht an dessen Thür. Knox' Famulus oder Aufseher über das Theater, an solche Besuche gewöhnt, öffnete ihm, und Burke sagte ihm leise: „er habe was für den Doctor." Petersen ging augenblicklich mit Burke in dessen Haus. Hier fand er die M'Dougal, Hare und dessen Frau. Burke wies auf ein Bund Stroh auf der Bettstelle, in welchem das „Subject" eingewickelt lag. Petersen sah es nicht an, sagte ihm aber, er möge es morgen in Dr. Knox anatomisches Theater bringen.

Dies geschah, nach Petersen's Aussage. Doch ehe es geschah, fand am frühen Morgen — denn auch hierüber sind die Rapports nicht ganz deutlich — die Rückkehr der Grey'schen Eheleute statt. Sie sollten sich, nach Burke's zorniger Anweisung nicht unterstehen, dem Bette zu nahe zu treten. Sie thaten es doch, als er unvorsichtigerweise hinausgegangen war, ehe er sich versichert, daß auch sie das Haus verlassen hatten. Sie entdeckten den Leichnam, und theilten ihre Entdeckung der Helene M'Dougal draußen mit, worauf alles Das erfolgte, was wir bereits wissen.

Man muß annehmen, daß die Grey's mit ihrer gerichtlichen oder polizeilichen Anzeige gezögert haben. Vielleicht fanden sie auch nicht sogleich die Polizei, wie der Nachbar Hugh Alston. Leute dieser Art haben gewöhnlich selbst eine Scheu, vor ihr zu erscheinen, und wen drängt es, als Ankläger aufzutreten, zumal wo die Furcht so mächtig war! Genug am Morgen des 1. November brachte ein Lastträger die Leiche der Bettlerin in einer Theekiste in Knox' anatomisches Theater. Burke und Hare begleiteten ihn und erhielten auf der Stelle 5 Pf. St. mit dem Versprechen, wenn das Subject brauchbar sei, noch mehr zu bekommen. Petersen kannte nicht allein Burke, sondern auch den Hare und wußte, daß sein Prinzipal öfters Leichen von denselben bezogen hatte. Er hatte geständlich schon oft Subjecte gesehen „von denen er nicht glaubte, daß sie im Grabe gelegen, wie er denn auch von einer Classe Menschen gehört, welche die Aerzte mit nicht beerdigt gewesenen Leichen versehen!"

Am 3. November sollte die Leiche secirt werden; am 2. aber reclamirte die Polizei die Kiste.

War es nöthig, wiederholen wir, bei solchen Zeugnissen noch einen Hare, den ersten Anstifter, den Meister und Lehrer im Verbrechen, zu begnadigen, um ihn als Zeugen gegen seinen Schüler zuzulassen?

Hare's Aussage über den vorliegenden Fall lautete: Burke sagte ihm am 31. October, er möchte doch Nachts zu ihm kommen, er habe einen „Shot" im Hause — ein zugeführtes, verfallenes Opfer. Hare folgte der Einladung. Er war bei der Ermordung gegenwärtig, sah aber nur zu. Burke hatte die Bettlerin, wie es in der Regel geschah, durch eine gute Portion Branntwein betrunken gemacht. Als sie im Bette lag, warf er sich

auf sie, mit der Brust über ihren Kopf und hielt ihr mit der einen Hand Nase und Mund, mit der andern die Kehle zu. Nach einer knappen Viertelstunde war die Frau todt.

Ueber seine eigene Theilnahme, ob er nicht auch in seinem eigenen Hause einen Mord, in Gemeinschaft mit Burke begangen, gab er keine Antwort. Es ist das Privilegium jedes Verbrechers. Aber Burke in seinem spätern Bekenntnisse erklärte: Hare sei nicht nur Zuschauer, sondern auch Theilnehmer bei der Erwürgung der Irländerin gewesen. Während Burke an Hals und Kopf beschäftigt war, hatte er sich auf ihren Leib gelegt.

Die gerichtliche Anklage ging nur gegen Burke und Helene M'Dougal. Sie hatte, ohne Gefahr, auch gegen Hare und seine Frau gerichtet werden können, und wenn gelehrte Gerichte kaum Anstand gefunden hätten, ihn zu verurtheilen, so ist nicht abzusehen, wie die Jury in Edinburgh ihn freisprechen können. Die nämliche Anklage im Publicum ging aber auch gegen Dritte, gegen die Aerzte und Professoren, welche sich in diesen schändlichen Handel eingelassen und ihn begünstigt hatten, namentlich gegen Dr. Knox. Es ist ohne Zweifel, daß schwere Indicien gegen sie vorlagen.

Nach Burke's späterem Bekenntnisse wurden die 16 Leichen der von ihm und Hare ermordeten Personen sämmtlich an Dr. Knox verkauft. Er fragte nie, woher sie kämen! Als Burke einst einen Leichnam brachte, und der Famulus Petersen bedenklich schien und Anstand nahm, ihn entgegen zu nehmen, sprach Burke zuversichtlich: „Gut, ich werde es dem Doctor sagen!“ Dr. Knox und seine Gehülfen wußten, daß Burke und Hare keine Auferstehungsmänner waren. Auch war der Preis,

welchen er für die Burke'schen Leichen bezahlte, ein weit höherer, als die Aerzte gewöhnlich den Auferstehungsmännern für ausgegrabene Leichen zahlten. Petersen sagte aus: er habe von einer Classe Menschen gehört, welche die Aerzte mit nicht beerdigt gewesenen Leichen versähen. Die Leichname aus der Burke-Hare'schen Fabrik waren sämmtlich erstickt. Der Decan der Facultät sagte, als Sachverständiger vernommen, aus, daß der Erstickungstod das Blut nach dem Kopfe treibe, und das Gesicht davon ganz unterlaufen sei. Sollten Anatomiker nicht erstickte Leichen erkennen? Und 16 von derselben Art wurden ein und demselben Arzte geliefert! Burke und Hare hatten ihm erklärt, daß sie die Gestorbenen von deren Anverwandten an sich gekauft. Diese Angabe blieb nackt und unbegründet stehen. Wenn er es geglaubt, bei 16 Leichen nach einander, so erscheint dies wenigstens als ein höchster Grad leichtsinniger Leichtgläubigkeit. Ein edinburgher Blatt theilte als Thatsache mit: daß dieselben Verbrecher auch andern Professoren der Anatomie in Edinburgh dann und wann Leichen angeboten, diese aber deren Annahme entschieden verweigert, weil — sie eine Ahnung davon gehabt, auf welche Weise die Verkäufer zu denselben gekommen sein könnten! Eine solche Ahnung hätte unter allen Umständen zu mehr führen sollen, als zur bloßen Ablehnung.

Noch ein Indicium, welches zu einer andern furchtbaren Vermuthung führte. Bei der Haussuchung bei Burke fand man gewisse chirurgische Instrumente, darunter ein Messer, welches zur Zerschneidung der Knochenbänder gebraucht wird. Wie war er dazu gekommen? Er gab darüber keine Auskunft, auch nicht in seinem Bekenntniß nach der Verurtheilung. Sei der Verdacht auch

ungegründet, daß ihm dieſe Inſtrumente von einem Mann der Wiſſenſchaft abſichtlich geliefert worden, ſo ſtellt ſich ein anderer heraus, haarſträubender Art, welchen die engliſche Preſſe damals ausſprach. Ein Mörder, Pollak, hatte ſeine Frau getödtet durch Zerſchneidung gewiſſer Theile, wodurch auf den äußern Theilen keine Verletzung erſchien! — Die meiſten der gefallenen Opfer unter Burke's und Hare's Händen waren Frauen! —

Daß Dr. Knox wiſſentlich Complice der grauenhafteſten Verbrechen war, hat Niemand ausgeſprochen. Aber wie Sammler einer Leidenſchaft ſich hingeben können, die zum Verbrechen führt, zum gemeinen Diebſtahl, ſo kann auch die Wiſſenſchaftsgluth zur Manie werden, die gebildete Geiſter, ſonſt edle Gemüther zur Grauſamkeit, zum Blutdurſt, warum nicht auch zum Verbrechen hinreißt. Grade von Naturforſchern hat man traurige Beiſpiele. Der ſchottiſche Gelehrte würde gewiß vor dem Gedanken zurückgeſchaudert ſein, einen Menſchen zu morden, um ihn zu ſeciren. Aber einen ſchon Gemordeten, den er nicht wieder ins Leben zurückrufen konnte, wies er nicht von ſich. Er wies auch die Lockung nicht von ſich, ähnliche Cadaver zu erhalten, und unterdrückte aus wiſſenſchaftlichem Heißhunger die Ahnung, wenn ſie in ihm aufſtieg. Was ging dies ihn an? So klagte ihn die öffentliche Stimme an, und die Gerichtsverhandlungen haben nichts gethan, dieſen Verdacht zurückzuweiſen. Im Gegentheil haben ſie den damals auch in vielen Schriften ausgeſprochenen Verdacht genährt, daß von Seiten der Aerzte Vieles gewaltſam unterdrückt worden, was über das Treiben der Leichenlieferanten hätte Licht verbreiten können.

Die Geſchworenen ſprachen ohne Bedenken das Schul-

dig über Burke aus. Gegen Helene M'Dougal fanden ſie die Thatſache des Mordes nicht hinlänglich bewieſen. Der Gerichtshof verurtheilte Jenen zum Tode. Es war die einzige Genugthuung, welche die Geſetze der tief verletzten bürgerlichen Geſellſchaft geben konnten. Was mehr geſchah, war keine Genugthuung, es war neues Oel in den fortglimmenden Aberglauben gegoſſen.

Der Richter erhob ſich und ſprach zu Burke: „Die Nothwendigkeit, Verbrechen dieſer Art zu unterdrücken, ſchließt die Möglichkeit aus, daß du der geringſten Hoffnung auf Begnadigung Raum gebeſt. Der einzige Zweifel in meinem Gemüth iſt nur der, ob nicht: um die verletzten Geſetze deines Vaterlandes und die Stimme der Indignation zu befriedigen, Dein Körper in Ketten aufgehängt bleiben, und deine Knochen von den Lüften gebleicht werden ſollten, um Andere vor der Begehung ähnlicher Unthaten abzuſchrecken. Doch wenn ich erwäge, daß das Auge des Publicums durch einen ſo ſcheußlichen Anblick beleidigt werden würde, ſo bin ich geneigt, einem milderen Urtheil beizuſtimmen, nämlich, daß dein Körper öffentlich ſecirt werde. Ich hoffe, daß, wenn es jemals Sitte iſt, Skelette aufzubewahren, das deinige aufbewahrt werden wird, damit der Nachwelt das Andenken an Deine grauſamen Verbrechen überliefert werde."

Dem Verbrecher wurde zur Schärfung der Strafe das Loos auferlegt, was er ſo Vielen, nur in grauſamerer Art, bereitet. Was kümmerte es ihn, ob ſein gehängter Leichnam noch zerſchnitten, gerädert oder gevierttheilt wurde? Er hat ſich nachher darüber ausgeſprochen, daß ihm das ganz gleichgültig ſei. Auf das Volk ſollte die Schärfung wirken: ſeht, ſo wird Einer beſtraft, der ſich ſo gegen die Menſchheit verging! Alſo

noch jetzt, in diesem wichtigen Augenblicke, wo es an der Zeit gewesen wäre, den Aberglauben zu bekämpfen, ward es von den Richtern als das Entsetzlichste ausgesprochen, was einem Verbrecher als Strafe begegnen könne, daß man seinen Leib den Aerzten zu wissenschaftlichen Zwecken überliefere! Um dem Volksvorurtheil zu fröhnen, Saat zu neuen Burkes! Denn wer wollte danach seinen Leib, den Leib theurer Angehörigen dem Secirmesser überliefern? Aber die Aerzte müssen menschliche Leichen haben, um zu lernen und zu lehren. Also müssen sie sich solche verschaffen, und an Solchen, welche sie ihnen schaffen, wird es niemals fehlen, wenn die Belohnung der Arbeit entspricht.

Seltsamer Weise ließ der Gerichtshof erst nach dem Urtheil in Burke's Hause noch ein Mal eine genauere Durchsuchung vornehmen. Sie führte natürlicher Weise nicht zur Entdeckung von Gerippen oder modernden Leichnamen, aber zu einem andern Funde, welcher den Gerichtspersonen kaum weniger schrecklich erschien. In einem Winkel, von Müll und Kehricht überdeckt, den man früher unbeachtet gelassen, entdeckte man eine ansehnliche Sammlung alter Schuhe, Stiefeln und Lumpen, aller Wahrscheinlichkeit nach, solche Reliquien der geschlachteten Opfer, welche die Habsucht der Räuber nicht reizen konnten, und deren Vertilgung zugleich schwer ist. Das Mordhaus wurde von der Neugier besucht; unter den Notabilitäten von Edinburgh fand sich auch Walter Scott ein. Er versicherte nachher, die Wirklichkeit des Anblicks habe an Grauenhaftem Alles überboten, was seine Phantasie in der Art je ersonnen habe oder nur ersinnen könne.

Burke's Hinrichtung verzögerte sich beinahe einen Monat. Er legte in seinem Gefängnisse ein vollstän-

diges Bekenntniß ab, welches man indessen, aus Gründen, fürs erste zurückhielt. Was er über seinen frühern Lebenswandel und seine Erziehung angab, ist vorn mitgetheilt. Im Wesentlichen beschränken sich seine Mittheilungen über das furchtbare Geschäft auf Folgendes: Die „ersten" Morde geschahen in Hare's Hause. Die Frage, ob er in der Art des Ermordens (Erstickung) von irgend Jemand außer Hare Unterricht erhalten habe, verneinte Burke. Im Ganzen ermordeten sie sechzehn Individuen, 12 weiblichen und 4 männlichen Geschlechts; 9 in Hare's Hause, 2 in dessen Stall, 1 in dem Hause von Burke's Bruder, und 4 in dem, wo Burke zur Miethe wohnte. Die Tage, an welchen die verschiedenen Morde geschahen, konnte Burke nicht angeben, meinte aber, da sämmtliche 16 Leichen an Dr. Knox verkauft wurden, daß die Bücher des Doctors, worin die Zahlungen für abgelieferte Subjecte aufgezeichnet sind, wahrscheinlich Auskunft über diesen Punkt geben könnten. Unter den Ermordeten befand sich auch eine Cousine von Helenens erstem Manne. Burke hatte so viel Gefühl, daß er nicht der Erste sein wollte, der sie angriff, Hare mußte es thun, und Burke half ihm dann. Hare's Frau hatte mehr als einmal Burke das Ansinnen gethan, doch auch die Helene selbst zu tödten. Als den bequemsten Weg schlug sie dazu vor, daß er mit Helenen aufs Land gehen, sie dort morden und hierauf an Hare schreiben sollte, sie sei gestorben. Allein das wollte er nicht thun, weil Hare's Frau, als einer Schottin, nicht zu trauen war. — Hare konnte die Nacht, nach Begehung eines Mordes, ruhig schlafen, Burke hingegen mußte stets die Branntweinflasche am Bette stehen haben, um sich zu betrinken. Peterson, der Aufseher des Knox'schen anatomischen Museums, sagte ihnen

jedesmal, wenn ſie ein Subject brachten, ſie ſollten ſo viele als ſie nur immer könnten, ſchaffen, und manchmal wurde ihnen die Kiſte, in welcher das Subject nach dem Muſeum gebracht wurde, von Dr. Knox ſelbſt geliefert. Dies ermuthigte ſie nicht wenig, daher ſie ſich noch gar Viele zu Opfern auserſehen hatten, die aber auf die eine oder andere Weiſe ihren Griffen entgangen waren. Bei Verübung einer Mordthat waren ſie regelmäßig betrunken, und auch nachher blieb der Trunk an der Tages- oder vielmehr Nachtordnung, ſo lange als das Honorar des Dr. Knox dauerte. Alsdann verſetzten ſie ihre Kleider, mordeten von Neuem, und löſeten ſie mit dem neuerhaltenen Gelde wieder aus. Anfangs waren ſie ſcheu und brachten die Subjecte erſt nachdem es finſter war, ins Muſeum, doch der Erfolg, die lange Strafloſigkeit, machte ſie kühner, und der Leichnam des jungen Mädchens Patterſon ward bei hellem Tage von einem öffentlichen Laſtträger ins Muſeum getragen. Freilich ſchrieen ihnen die Knaben, die gerade die Schule verließen, nach: da bringen ſie einen Leichnam! allein ſie kamen doch damit durch. Die Patterſon war keine 4 Stunden todt, als ihr Leichnam ſchon auf dem Seciriſche lag; ſie war noch warm (!!!) und Dr. Knox war ſo entzückt von der Schönheit der Geſtalt, daß er einen Maler ſeiner Bekanntſchaft herbeirief, um ſeine Bewunderung zu theilen. Ein Student reichte Burke die Scheere hin, um ihr die Haare abzuſchneiden. Die Leiche wurde erſt drei Monate nachher ſecirt, und ſo lang in Spiritus conſervirt. Die Mörder ermunterten ſich oft einander damit, daß Niemand ſie entdecken könne, und am Ende käme es auf Eins heraus, ob ſie eines Schafes oder eines Lammes wegen einſt aufgeknüpft würden. (Hier folgt ein Bekenntniß

ein Spalier, während mehrere Hofbeamte in prächtigen Festkleidern unter Trompeten und Posaunen den Nuncius außer demselben empfingen. Anna machte zuerst auf die Unschicklichkeit dißem ceremoniellen Zuge und zwar im Reisewagen sich anzuschließen, aufmerksam, und der Dechant hatte schon so viel Kraft gewonnen dem Kutscher zuzurufen, er solle umdrehn, möchte auch aus dieser entscheidenden That, was da wolle entspringen. Aber es war zu spät. Rechts und links hinderten Pferdeköpfe, Küraße und Partisanen das Ausbiegen, und erst, als der ganze Zug vor dem Thore anhielt, gewann der Prälat einen Augenblick die Kutschenthüre seitwärts zu öffnen und hinauszuschlüpfen. Kaum aber daß seine Nichte und George ihm gefolgt waren, setzte sich alles wieder in Bewegung, und die leere Karosse des Dechanten Tennisen begleitete den Nuncius des Papstes um von dem Monarchen der vereinigten Königreiche empfangen zu werden.

König Jacob hielt auf einem freien, etwas höher als das übrige Lager liegenden Platze. Rings um ihn in vollem Glanze sein militairischer und geistlicher Hofstaat. Aber glänzender als das Gold und Silber auf den reichgestickten Kleidern strahlte

über die Art und Weiſe, wie ſie ihre Schlachtopfer erſtickten; doch theils haben wir ſie ſchon angedeutet, theils verſchonen wir unſere Leſer und uns ſelbſt mit längerem Verweilen bei dieſem Punkt.) Hätte die Vorſehung ihren Greueln nicht ein Ziel geſetzt, ſo würden ſie endlich Menſchen auf offener Straße angefallen haben, da ſie ſtets ſo prompten Abſatz (ready market) fanden. Die Entſetzlichen waren auch ſchon über einen Plan übereingekommen, der, wenn er ausgeführt wurde, die Greuel über das ganze Königreich verbreitete. Burke ſelbſt ſollte, dieſem Plane zufolge, mit einem Gehülfen nach Irland gehen, Edinburgh aber der Mittelpunkt bleiben, und Hare den Abſatz an Dr. Knox beſorgen. Hare's Frau bekam von jedem Antheil des Burke 1 Pf. Sterling dafür, daß ſie ihr Haus zur Ausführung des Geſchäfts hergab. Sie hatten einen förmlichen Contract mit Dr. Knox abgeſchloſſen, welchem zufolge ſie 10 Pfd. im Winter und 8 Pfd. im Sommer erhielten, für ſo viele Subjecte, als ſie nur immer liefern konnten. Die erſte Leiche, die ſie verkauften, war die eines armen Koſtgängers Hare's, der an der Waſſerſucht ſtarb. Den Sarg, den das Kirchſpiel lieferte, füllten ſie mit Gerberrinde; für den Leichnam erhielten ſie von Dr. Knox 7 Pf. 10 Schillinge. Der hohe Preis, den ſie dafür bekamen, veranlaßte ſie, ſich Leichen durch Mord zu verſchaffen, und ſeitdem verkauften ſie ausſchließlich ſolche."

Es ſind nur Hieroglyphen mit grobem Mauerpinſel auf die Wand gemalt; verſtändlich zwar auch dem rohеſten Sinne, aber mit wie viel Lücken, die der Pſychologe gern ergänzt ſähe, gewiß auch der Criminaliſt. Doch in England hatte man Grundes genug, ſie nicht auszuführen. Das Entſetzen über die Wirklichkeit verdarb der Wiſſenſchaft die Luſt, ſich damit zu beſchäftigen.

Auch die Poeſie, in England ſonſt nicht allzu zart fühlend in Behandlung ſolcher Gegenſtände ſchrak davor zurück. In Deutſchland brachte man, zur Zeit der franzöſiſchen Melodramen, den engliſchen Leichenräuber auf die Bühne und Verfaſſer des Stücks war — eine Dame!

Am 28. Januar 1829 wurde Burke hingerichtet. Auf den Richtplatz und den Straßen dahin ſollen gegen 20,000 Individuen verſammelt geweſen ſein. Man hatte zum Theil die Dächer abgedeckt und Kopf reihte ſich an Kopf. Die Wuth des Volkes ließ ſich kaum durch die Conſtabler zügeln. Die Magiſtratsperſonen, welche den Zug begleiteten, ermahnten und wirkten umſonſt. Vom Augenblicke an, wo der Karren das Gefängnißthor verließ, erbebte die Luft von einem Geſchrei: „Der Mörder! — Burkirt ihn! — Erſticke ihn, lieber Henker! — Wo iſt Hare?! — Hängt den Doctor Knox!“

William Burke hatte, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe Aller, die ihn ſahen, nichts weniger als ein grauſames Aeußere. Seine Miene war eher ſanft. Er war deshalb auch immer von Hare gebraucht worden, die Opfer in die Mordhöhle zu locken. Wenn ihn aber die Wuth beſeelte, ſo ſchoß ein Blitz aus ſeinem Auge, welcher die ganze dämoniſche Grauſamkeit in ſeinem Innern verrieth. Einen ſolchen züngelnden Schlangenblick warf er vom Gerüſte herab auf das Volk, das ihn ſo ſchauerlich begrüßte, wie vielleicht noch kein Verbrecher auf ſeinem letzten Gange begrüßt worden. Einer der Henkersknechte ſtieß ihn etwas derb, um ihn genau unter den Querbalken zu ſtellen. Er wandte ſich um, und widmete ihm einen zweiten ſolchen Blick, vor dem ſelbſt der Henker zuſammenſchauderte.

Wenn das Bret unter den Füßen der armen Sünder fällt, hat man die Beobachtung gemacht, daß unter

der lautesten, rohesten Versammlung für den Augenblick eine Todtenstille eintritt. Das Murren, Rasseln, die letzten Convulsionen der Glieder des Sterbenden durchzucken die Nerven der Stärksten krampfhaft, unwillkürlich fahren die Zähne zusammen, und man hört auf dem Platze ein allgemeines Klappern. Von diesen Zeichen einer instinctmäßigen Theilnahme auch für den ärgsten Verbrecher, im Augenblicke seiner Strafe, bemerkte man hier nichts, vielmehr das Gegentheil. Jede der convulsivischen Bewegungen des Gehenkten am Strange wurde durch lauten Jubel, ja vom Triumphgeschrei der Menge begleitet. Der Wunsch sprach sich darin aus, ihn noch länger leiden zu sehen. Um 8¼ Uhr hatte er ausgelitten.

Ein Scheusal war von dieser Welt geschafft, aber drei nicht minder Schuldige und darunter zwei, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, noch größere Scheusale als er waren, blieben am Leben und wurden — in Freiheit gesetzt! — Nicht sogleich; vielmehr gab dieser Gegenstand zu vielfachen Berathungen Anlaß, wo Gerechtigkeit und Politik im Rathe saßen und leider die letztere den Sieg davon trug.

Als man Hare zum Kron- oder Königszeugen zuließ, geschah es, um über die eine Mordthat an der irländischen Bettlerin gegen Burke den Beweis zu vervollständigen. Man hatte sich übereilt. Bald darauf ergaben sich zwei andere Mordthaten, an dem jungen Mädchen, Patterson, und an dem blödsinnigen jungen Wilson verübt, welche man in der Klage mit aufnahm. Bei diesen Mordthaten erschien indeß Hare mehr betheiligt, möglicherweise durfte sich bei der Untersuchung herausstellen, daß er der Hauptthäter, Burke nur der Gehülfe war; also ließ man beide Punkte fallen, denn

gegen Hare durfte nicht verfahren werden, man hatte ſich die Hände gebunden! Aber die Anzeigen ſchwollen gegen ihn ins Ungeheure. Die Richter, der Kronanwalt mußten ihren Irrthum erkennen, den Verführer und Hauptcannibalen und ſein wahrſcheinlich ebenſo ſchuldiges Weib, durch ihr unbeſonnenes Zugreifen, der Strafe überhoben zu haben. Es that nicht gut, vor dem Volke, im Augenblicke ſeiner Aufregung dieſen Misgriff einzugeſtehen, Burke's Bekenntniß wurde deshalb mehre Tage, auch noch nach ſeiner Hinrichtung, geheim gehalten. Man berathſchlagte inzwiſchen, ob das Hare gegebene Verſprechen ſich nur auf den erſten, damals zur Sprache gekommenen Fall beziehe, oder ob es ſich auf alle ſpäter ermittelten Verbrechen deſſelben von früherem Datum erſtrecke. Die Worte des ihm gegebenen Verſprechens ſind nicht bekannt geworden. Im Rathe der Juriſten aber behielt die Meinung die Oberhand, welche dem Dogen von Venedig nicht erlaubte, in Shylok's Recht auf ſein Pfund Fleiſch einzugreifen.

Inzwiſchen hatte für das tiefgekränkte Volk und das verletzte Rechtsgefühl noch eine Hoffnung geblüht. Die Verwandten des blödſinnigen jungen Wilſon, als „der wirre Jamie" im Volke wohlbekannt, hatten einen Anwalt gefunden, welcher Hare als Hauptmörder Wilſon's denuncirte und darauf antrug, ihn in Anklageſtand zu verſetzen. Aber auch dieſe Anklage blieb ohne andere Wirkung, als daß Hare um einige Tage länger in Verhaft feſtgehalten wurde, nicht wegen der Ermordung des jungen Menſchen, — dieſe war durch die Begnadigung ausgetilgt — ſondern weil Hare den Verwandten des Ermordeten, durch Zurückbehaltung der Kleider deſſelben, mittelſt des Mordes pecuniairen Schaden zugefügt hatte! Als auch dieſe Sache beſeitigt war, vielleicht durch

Rückgabe von Lumsden, wurde das Scheusal und sein Weib in der Stille freigelassen. Um Mitte Februar fand man Beide bereits, nach öffentlichen Nachrichten, in Schottland frei umherwandeln. Später begaben sie sich nach Irland, angeblich zu Verwandten.

Die allergrößte Misstimmung über diese richterlichen Verfügungen sprach sich unverholen aus. Bei so ungeheuren Missethaten hatte die Gerechtigkeit nicht weiter ausgerichtet, als unter Vieren Einen, verhältnißmäßig vielleicht den Mindestschuldigen, der Strafe zu überliefern, den übrigen Dreien mußte sie die Kerker öffnen, um die Cannibalen unbußfertig wieder ins Volk zu lassen! Dem Buchstaben-recht war genugt, wie aber dem Gerechtigkeitsgefühl, das in jeder Brust lebt, wie der sehr natürlichen Furcht vor den ferneren Thaten dieser entmenschten Verbrecher? Wenn in dem sittlichfrommen Schottland das Volk in dem Augenblicke das amerikanische Lynchgesetz proclamirt, — an Antecedentien fehlt es nicht; man gedenke des Hauptmann Porteus, aus den Zeiten der Königin Anna, von W. Scott zu seinem Kerker von Edinburgh benutzt — wenn es diese aus dem Kerker entlassenen Verbrecher ergriffen, zerrissen hätte, so wäre freilich durch den Bruch der Gesetze ein Aergerniß hervorgerufen, aber kein vor dem Richterstuhl der Moral schwerwiegendes Verbrechen. Es wäre nicht allein ein Act der Rache, auch einer der Nothwehr gewesen.

Die Stimmung gegen die Aerzte blieb lange Zeit in Edinburgh unter dem Volke eine mistrauisch feindselige. Sie äußerte sich gegen die Studenten wie gegen die Professoren. Es war nicht rathsam, einen Leichnam ohne Lebensgefahr in die anatomischen Theater zu tragen. An vielen Orten traten achtbare Bürger zu

Meetings zuſammen, in welchen dem königlichen Procurator für ſeinen Eifer ein Dank votirt wurde, aber mit dem Wunſch, daß die Verfolgung auch auf alle, wenn auch noch ſo entfernt Betheiligte ſich erſtreckt hätte. An andern Orten machte ſich der Volksunwille durch tumultuöſe Auftritte Luft. In Aberdeen hatte man Ende Januars am Wagen des Profeſſors der Anatomie, als dieſer Abends ins Collegium fuhr, etwas herabhängen ſehen. Sogleich verbreitete ſich das Gerücht wie ein Laufeuer: der Profeſſor habe einen burkirten Leichnam ins Collegium gebracht. Der Pöbel rottete ſich zuſammen, zerſchlug alle Fenſter im Collegium und warf die Studenten mit Steinen. Einige wurden ſchwer verwundet. Zwar war es nur der herabhängende Aermel eines Mantels geweſen, aber zu einiger Angſt hatte das Volk dennoch Grund, und nicht ohne Schuld der Aerzte; denn kurz vorher hatte man einen Leichnam auf öffentlicher Straße gefunden, der, „um einer Entdeckung vorzubeugen", aus dem Secirzimmer dahin in der Nacht geworfen war. Man war auch auf Seiten der angeſehenen Bürger von Aberdeen darüber ſo empört, daß der Magiſtrat ſelbſt zu den Exceſſen ein Auge zudrückte. Dr. Knox, gegen den ſich der ganze Ingrimm des Volkes laut ausſprach, mußte ſeinen Gehülfen Peterſon öffentlich entlaſſen, um einen Blitzableiter gegen die allgemeine Wuth zu haben. Indeſſen war dies nur, wie man bald erfuhr, ein Manoeuvre; er gab ihm heimlich die Zuſicherung, ihn unter noch vortheilhafteren Bedingungen wieder in Dienſt zu nehmen. Es mußten aber auch öffentliche Acte erfolgen, um das Vertrauen einigermaßen wiederherzuſtellen. Der königliche Procurator Schottlands foderte ſämmtliche edinburger Profeſſoren vor ſich, und erklärte ihnen, daß die

in dem Proceſſe von Burke gemachten Entdeckungen alle Familien in Allarm geſetzt hätten, und daß man deshalb genau zu erfahren wünſche, woher ſie die Körper bekommen, die ſie ſeit einem Jahre ſecirt hätten. Das mediciniſche Collegium berief hierauf ſeinerſeits eine außerordentliche Verſammlung zuſammen, um die geeignetſten Maßregeln zu ergreifen, den Eindruck zu zerſtören, welchen die von dieſer Bande begangenen Greuelthaten hervorgebracht hatten.

Die Verſammlung wurde auch wirklich gehalten. Doch bedurfte es noch eines Befehls des Miniſters des Innern, um die Unterſuchung zu ſchärfen. Statt aber, daß Aufklärungen über das Vergangene gegeben wurden, begnügte man ſich mit folgenden Reſolutionen:

1) Das königliche Collegium der Aerzte bedauert, daß die zum Studium der Arzneikunde weſentliche Disciplin der Anatomie zu ſolchen Greuelthaten veranlaßt hat. 2) Das königliche Collegium findet einen Troſt darin, daß es ſchon früher auf die Uebel aufmerkſam machte, welche das auf die bisherige Weiſe betriebene Studium der Anatomie nach ſich ziehen müſſe. 3) Nicht ſpeculatives Wiſſen, ſondern die praktiſche Heilkunde ſoll durch die Anatomie befördert werden, und aus dieſem Grunde hat das Collegium ſchon früher die Aufmerkſamkeit der Legislatur auf dieſen Gegenſtand zu lenken ſich bemüht. 4) Das königliche Collegium hofft, die Legislatur werde nun der Sache ernſtliche Aufmerkſamkeit ſchenken, und verſpricht in Zukunft zur Vorbeugung und Entdeckung ähnlicher Greuelthaten behülflich zu ſein.

Beſchwichtigt konnte durch dieſe Reſolutionen weder der Zorn noch die Angſt im Volke werden. Auch die zunächſt im Parlament vorgebrachten Geſetzvorſchläge ſteuerten weder ganz dem Uebel noch der Furcht, da die

Vorsichtsmaßregeln nicht durchgesetzt werden konnten, es aber weder in der Macht noch in dem Willen der Gesetzgeber lag, das Volksvorurtheil an der Wurzel anzufassen.

Der Schrecken äußerte sich durch das ganze Königreich in mehrfacher Weise; wie es den Anschein hat, leider nicht ganz ohne Grund. Möglich, daß die Furcht an vielen Orten die wirkliche Gefahr steigerte, und die Phantasie aus zufälligen Ereignissen sich neue Schreckbilder gestaltete. So vermißte man in Inverneß, um Mitte Januar desselben Jahres, einen jungen Mann, der, wie der wirre Jamie blödsinnig war. In Nottingham überfielen zwei Männer Nachts ein junges Mädchen, indem sie ihr ein Pechpflaster auf das Gesicht hefteten, und man sah hinter der Straßenecke noch mehre Kerle lauern, um sie schnell fortzutragen. Zum Glück saß das Pflaster nicht recht und sie konnte schreien, worauf die Räuber entflohen. Freilich lassen sich bei diesem Raube auch andere Motive denken, die allgemeine Furcht kannte aber nur das eine. In vielen Städten und Dörfern Englands wagten die Leute Abends nicht durch abgelegene Straßen zu gehen. Durfte man nicht noch immer fürchten, einem Hare, seiner Frau, der Helene M'Dougal oder noch einem ihrer Spießgesellen, welche im Processe zur Sprache gekommen, aber verschwunden waren, zu begegnen? Folgende Geschichte enthielt ein londoner Abendblatt, der Sun vom 16. April. Wir theilen sie, mit mehr als Beanstandung ihrer Wahrhaftigkeit, mit, aber als charakteristisch für den damaligen Zustand der allgemeinen Aufregung und Furcht, welche zu nähren die Presse noch für ihre Pflicht hielt.

Eine junge Dame von Stande in unserer nordischen Hauptstadt pflegte ihre thätige christliche Liebe so

weit zu treiben, daß ſie die Hütten der Armuth, der Krankheit, ja des Laſters perſönlich beſuchte, um den Verworfenen geiſtigen, den körperlich Leidenden aber leibliche Unterſtützung zu bringen. Dieſem Hange folgend, beſuchte ſie auch mehre Male eine Frau, die eine Krankheit ſchon ſeit einigen Wochen auf das elende Lager geſtreckt hatte. Das Haus ſtand in einem der entlegenen dunkeln Gäßchen, die in der Altſtadt Edinburgs noch ſo häufig ſind. Eines Nachmittags hatte ſie eine ganze Stunde bei der Frau mit religiöſem Geſpräch und Bibelleſen zugebracht. Das Wetter war kalt, ſtürmiſch und naß. Als ſie ſich erhob, um fortzugehen, trat der Ehemann der kranken Frau ins Gemach. Nachdem er ihr für ihre Güte gedankt hatte, bezeigte er ſein Bedauern darüber, daß ſie zu Fuß durch die ſchmutzigen Straßen den Weg nach Hauſe gehen wollte, fügte dann hinzu, daß die Hinterthüre ſeines Hauſes auf eine Straße führe, die vollkommen trocken ſei, und erbot ſich, ſie dahin zu begleiten. Die junge Dame dankte ihm für das Anerbieten und machte ſich bereit, ihm zu folgen. „Der Weg, den Sie gekommen ſind, ſagte die Kranke, iſt doch wol der angenehmſte.“ Der Mann wiederholte indeſſen ſeine Verſicherung ſo treuherzig, daß die junge Dame, auf die Gegenvorſtellungen der Frau nicht achtend, ſchon die Klinke in der Hand hatte, um den Weg nach der Hinterthüre zu nehmen. Da raffte ſich die Kranke auf, umhüllte ſich mit dem Bettlaken und mit wahnſinnig ſtarker Hand ſie beim Arm ergreifend, reißt ſie ſie mit ſich fort nach der Vorderthüre des Hauſes zu, begleitet ſie ohne loszulaſſen, bis zum Ausgange des Häuschens, und läßt ſie dann mit den Worten los: „Kommen Sie nie, nie wieder!“ Die Heftigkeit, mit der dies Alles geſchah, machte die junge

Dame glauben, die arme Frau sei wahnsinnig geworden, und sie kam daher nicht wieder. Einige Wochen nachher strömte in Edinburg Alles nach der Mordhöhle Hare's; auch unsre Dame, von der Neugierde angetrieben, ging in Begleitung einiger Verwandten dahin. Sie trat in das Haus — entsetzlich! es war dasselbe Gemach, in welchem sie der Kranken wenige Tage zuvor die Bibel vorgelesen hatte, und der Mann, der sie zur Hinterthür hinausbegleiten wollte — war Hare.

Und hatte die Presse ganz unrecht, wenn zwei Jahre darauf in London Folgendes sich ereignete, was wir aus dem summirten Bericht, den die Bran'schen Miscellen enthielten, nur in Kürze mittheilen? Wer möchte länger, als es nöthig ist, bei diesen Greu:in verweilen?

Ein kleiner Italiener, der zu einer in London wohlbekannten Gesellschaft wandernder Sänger gehörte, war seit einigen Tagen verschwunden. Vergeblich stellten seine Verwandten Nachforschungen nach ihm an, als man seinen Leichnam in einem Hospital wieder erkannte, und durch Hülfe einiger Zöglinge aus demselben, an welche die Resurrectionisten ihn verkaufen wollten, als einen frisch aus dem Grabe aufgescharrten Leichnam. Da man an der Leiche des unglücklichen Kindes fast keine Spur eines gewaltsamen Todes entdecken konnte, so lag kein Zweifel vor, daß es lebend in die Hände der Ersticker gefallen sei, und daß es so der Gegenstand der furchtbarsten Speculation geworden war. Man versicherte sich sogleich der muthmaßlichen Schuldigen, und

das Antlitz des Fürsten. Seinem Winke gehorchte eine Truppenmenge, unüberschaubar, wie keiner seiner Ahnen sich einer gleichen rühmen können. Gebändigt lag nicht allein die Rebellion, deren Opfer sein Vater geworden, deren Schmerzen das Leben seines Bruders vergiftet; auch der freie Geist des Volkes war gebeugt und der stolze Traum, den er ins Leben zu führen mit eiserner Beharrlichkeit gestrebt, ein Traum, den nur auszusprechen schon ein Verbrechen war, ärger als der Hochverrath, schien seiner Verwirklichung nahe. So gewannen seine herben Züge eine Freudigkeit, die aber, wer Jacob jetzt zum erstenmale sah, wenig einnehmen konnte, da eine unbändige Siegesfreude, gepaart mit unerbittlichem Stolze, daraus hervorleuchtete; wer ihn aber kannte, dem dünkte diese seltsame Mischung so furchtbar, daß er gern — aus eines Königs huldreichem Antlitz! — sich zurückzog.

Aber nicht der ganze Hof theilte die Freude des Gebieters, wie unterwürfig auch Alle auf seine Wo[illegible] lauschten; eine Unterwürfigkeit, die in den Hofcirkeln seines Bruders ungewöhnlich, ja von dem zweiten Karl selbst nicht geliebt war. Nur der Vater Peter, jetzt im Geheimenrathe, mit einer Stimme, welche man die gewichtigste in England

unter andern auch eines gewiſſen Biſhop, eines alten Seemanns, der an den Ufern der Themſe wohnte. Ein ſehr einſichtsvoller Polizeiagent unterſuchte das Haus dieſes Biſhop in dem Augenblicke, wo deſſen Frau allein zu Hauſe war. Die Frau Biſhop, mehr durch liſtige Verſprechungen, als durch Drohungen bewogen, bekannte endlich, ihr Haus ſei der Aufenthalt der Reſurrectioniſten-Bande, und täglich bringe man dahin Leichname, um ſie an die Hoſpitäler zu verkaufen.

„Wir ſind ehrliche Leute," ſagte Frau Biſhop; „nur mit todten Menſchen treiben wir Handel, nicht mit lebendigen." — „Das mildert eure Strafe etwas", erwiederte der Polizeiagent.

Zwei große Meißel, ein Hammer, eine Zange und andere Eiſeninſtrumente wurden in einem Schubkaſten entdeckt, und Frau Biſhop bekannte, ihr Mann und ſeine Gefährten gebrauchten dieſe Meißel, um den Hirnkaſten zu zerſprengen, und die Zange, um die Zähne der Leichen auszureißen. — „Denn", fügte ſie hinzu, „die Herren Chirurgen gebrauchen nur die Kinnladen zu ihrem Studium; wir Andern aber machen uns einen kleinen Profit, indem wir die Zähne an Die verkaufen, welche falſche Zähne machen." Durch den nämlichen Agenten wurde noch hierauf ein ſehr merkwürdiges Stück entdeckt. Es war ein Brief von Biſhop im Namen ſeiner Mitgenoſſen an einen Zögling des Hoſpitals, an den ſie ihre Leichen gewöhnlich zu verkaufen pflegten. Folgendes ſind die Worte des Briefes:

„Sie haben ohne Zweifel von unſerm Unglück gehört. Man klagt uns, die wir doch ganz unſchuldig ſind, an, eine arme, kleine Creatur erſtickt zu haben, um ſie an die Anatomiker zu verkaufen. Wir haben den Leichnam aber von einem Unbekannten gekauft, der

uns verſicherte, ihn ſchon todt aus dem Grabe genommen zu haben. Das wollen wir vor Gericht beweiſen; aber um dies zu können, müſſen wir unſere Vertheidiger bezahlen, und etwas haben, wovon wir im Gefängniß leben. Hätten Sie wol die Güte, mein Herr, uns in Gemeinſchaft mit Ihren Herren Collegen einige Hülfe zukommen zu laſſen? Vergeſſen Sie nicht, daß wir Ihnen für eine ſehr mäßige Belohnung, und indem wir uns den größten Gefahren ausſetzten, die Mittel geliefert haben, Ihre Studien zu vervollkommnen. Thun Sie nun auch Ihrerſeits das Ihrige, uns aus unſrer ſchlimmen Lage zu retten. Sie werden ſich keine Undankbaren verpflichten.

Im Namen meiner Unglücksgefährten und unſchuldigen Cameraden u. ſ. w.

Biſhop."

Dieſer Brief und die andern Beweiſe wurden dem Leichenbeſchauer (coroner) vorgelegt. Dieſer verſammelte im Gaſthaus zum Einhorn, welches in dem Stadtviertel lag, das von dem kleinen italieniſchen Sänger am häufigſten beſucht worden war, eine Beſichtigungsjury. Die Inquiſiten waren bei dem Zeugenverhör und der Leichenbeſichtigung zugegen. Nach dem Zeugniſſe von Kunſtverſtändigen war das Kind durch Erſtickung ums Leben gebracht worden; aber kein Zeichen, durch welches die nähern Umſtände des Verbrechens hervorgetreten wären, ließ ſich auffinden, und Biſhop beharrte bei ſeiner Ausſage, die Leiche von einem Menſchen gekauft zu haben, den er nicht kenne, nicht anders, als wenn er ein Stück Wild von einem Wilddiebe gekauft habe. (Das waren ſeine eigenen Worte.)

Nach einer langen Berathung that die Beſichti-

gungsspruch folgenden Ausspruch: „Der junge Fremde sei von noch unbekannten Mördern gewaltsam ums Leben gebracht worden."

Der Burke'sche Proceß war noch in frischem Andenken; hatte doch die englische Sprache ein neues Verbum daraus entlehnt: „Burkiren". Die Angst in London war groß. Bei näheren Nachforschungen ergab sich, daß der kleine Italiener nicht der einzige junge Mensch war, welcher plötzlich verschwunden. Mehre Kinder, die, von ihren Eltern verlassen, von der Bettelei oder von Diebereien lebten, kamen nicht wieder an die Orte, welche sie gewöhnlich besuchten.

Daher überall Anstalten, der neuen Verbrecherbande auf die Spur zu kommen. Der Kirchenvorsteher eines Pfarrsprengels bot 50 Pf. St. Demjenigen, welcher sie so finde, daß die Gerichte sie verfolgen könnten. Am thätigsten zeigte sich ein piemontesischer Schornsteinfegermeister Pagarelli, bei dem sein junger Landsmann vor einigen Jahren das Handwerk erlernt hatte. Eine andere Savoyardin, Auguste Brun, gab über die Herkunft des kleinen Verschwundenen Auskunft. Vater und Mutter desselben, hatten ihr das Kind erst vor zwei Jahren, als sie von Piemont nach England reiste, anvertraut, damit es im fernen Land sein Glück mache. Sie hatte Joseph Ferrari, so hieß er, nach England gebracht, ihn 9 bis 10 Monate bewacht, dann aber zum Schornsteinfeger Pagarelli auf 2½ Jahre in die Lehre gethan. Joseph aber war ein kluges Kind und strebte schon früh nach Selbständigkeit. Die Schornsteine waren ihm zu eng und zu dunkel, der Gesang von den Dächern herab genügte ihm nicht mehr. Er lief seinem Herrn fort. Von seinem kleinen Verdienste kaufte er eine große Schüssel, einen Käfig, eine Schildkröte und weiße Mäus-

chen. Er ſang dazu und verdiente ſich recht gut ſein Brot auf dem londoner Pflaſter.

Von allen Seiten meldeten ſich freiwillig Zeugen, welche gegen die vier Angeklagten Biſhop, May, Williams und Shields der Polizei Nachricht brachten, ein in England ſeltener Fall. Auch der Verbrecher hat ſein Recht. Es iſt die Sache der Anklage, Zeugen herbeizuſchaffen; wer ſich hinzudrängt, einen Angeklagten zu verderben, hat die öffentliche Stimme gegen ſich. In dieſer Angelegenheit war es anders; Jeder aus dem Volke beeiferte ſich, zur Entdeckung der unerhörten Greuel etwas beizutragen, um den öffentlichen Sicherheitszuſtand herzuſtellen. Gerade für die untern Claſſen, für die armen, ohne Anhang umherirrenden Individuen war die Gefahr am größten. Der kleine Savoyardenknabe war jetzt, nach ſeinem Tode, das adoptirte Kind des ganzen londoner Volkes. Daher Denunciationen über Denunciationen, aber zum Theil auch ſolche, die irre führen konnten.

Der Kellner eines Wirthshauſes, welcher die Angeklagten kannte, erinnerte ſich, daß May und Biſhop am 4. November, am Tage, wo der Knabe verſchwunden war, mit ihm in das Wirthshaus gekommen ſeien. Sie hatten ſich Thee und Branntwein bringen laſſen und den Knaben zum Trinken genöthigt. May machte ſich einen Spaß daraus, ein Glas Branntwein in Biſhop's Thee zu gießen. Der Letztere erwiderte in einem Rothwälſch darauf: „Du willſt mich wol inwendig beſchlagen", d. h. trunken machen. Der Zeuge glaubte ſogar, Biſhop habe in ſehr bezeichnenden Ausdrücken hinzugeſetzt: „Willſt Du mich vielleicht burken, um mich zu verkaufen?"

Ein deutſcher Lohnkutſcher, Heinrich Mann, hatte

beide genannte Manner am Abende des 4. November mit einem Paket, das sie trugen, nach Bethnal Green fahren sollen, aber es verweigert, weil er sie als schlechte Kerls kannte, die zu Allem fähig seien, aber nicht einmal bezahlten, wenn man sie gefahren habe.

Eine Frau King, die Bishop's Haus gerad gegenüber wohnt, hatte den kleinen Savoyarden am 4. November früh in der Nähe der Bishop'schen Wohnung gesehen mit seiner Schildkröte und seinen weißen Mäusen. Da ihre Kinder sie dringend um 2 Pence baten, um sich die närrischen Thierchen zeigen zu lassen, hatte sie auch genau die verschiedenen Kleidungsstücke des Kleinen ins Auge gefaßt.

Ein Polizei-Constabler, Higgins, hatte endlich im Garten hinter Bishop's Hause mit einem eisernen Instrumente sondirt und auf einer Stelle, wo Asche gestreut war und kein Grashalm wuchs, auf einen schwammigen Körper gestoßen. Als er nachgraben ließ, fand er eine Weste, einen Pantalon und ein Kinderhemd. Am Pantalon hingen noch Reste von gelben Tragbändern. Drei Fuß tiefer fand man noch eine blaue Weste, einen grauen Pantalon, ein gestreiftes Kamisol und ein altes, ganz durchlöchertes Hemde. Das Kamisol hatte Blutspuren am Halse. — Es ergab sich, daß die blaue Weste, sowie eine Mütze, die man noch in einem Winkel des Hauses unter Lumpen gefunden, dem kleinen Italiener angehört hatten.

Die Justiz in der englischen Hauptstadt scheint weniger Bedenken als die der schottischen gehabt zu haben, obgleich hier verhältnißmäßig weniger Beweise vorlagen. Die Jury sprach das Schuldig über die vier Verbrecher aus. Der Gerichtshof verurtheilte sie zum Tode.

Bishop und Williams machten, als ihr Schicksal

entſchieden war, die umſtändlichſten Bekenntniſſe. May beharrte bei der Verſicherung ſeiner Unſchuld, gleichwie Shields, die in der That nur beim Verkauf der Leichname bethätigt erſcheinen. Ihre Hinrichtung wurde deshalb auch ausgeſetzt.

Jene Beiden bekannten ſich als die Mörder von drei Schlachtopfern, von denen die im Garten vergrabenen Kleidungsſtücke herſtammten. Die Art und Weiſe, wie ſie ihr Verbrechen ausübten, hatte gar keine Aehnlichkeit mit der Burke'ſchen Methode. Sie bedienten ſich narkotiſcher Mittel, die ſie in den Wein miſchten, um ſich ſo des Individuums zu bemächtigen, nach deſſen Leichnam ſie trachteten, und trugen ihn dann in einen Brunnen des Gartens, wo ſie ihn an den Füßen über dem Waſſer aufhängten, bis ihn das in den Kopf ſteigende Blut erſtickte. Auf dieſe Art brachten ſie ums Leben einen jungen Menſchen aus Lincolnſhire, die Frau Frances Pigpuri und den kleinen italieniſchen Sänger, Carlo Ferrari. May's hatten ſie ſich nur zum Verkaufen des Leichnams bedient, und der Mord, deſſen er beſchuldigt ward, laſtete nicht auf ſeiner Seele.

Hält man es für möglich, daß Burke's und Hare's Grauſamkeit noch überboten werden könne? Dieſes Zurichten der Leichen durch Aufhängen an den Beinen ſucht wol in der neuern Geſchichte ſeines Gleichen an kaltblütiger Grauſamkeit.

Seit dem ausgeſprochenen Todesurtheil war im Aeußern der Gefangenen eine große Veränderung vor ſich gegangen. Sie waren äußerſt niedergeſchlagen; nur mit Schaudern konnten ſie ſich mit dem Gedanken befaſſen, daß ihr Körper zur Section überliefert werden würde, ein höchſt fremdartiges Gefühl für Menſchen, die mit dem Verbrechen ſo vertraut und beſtändige Lieferanten der

anatomischen Säle waren. Daß sie von innerer Zerknirschung und Reue durchschüttert gewesen wären, wird uns nicht mitgetheilt.

Die nähere Beschreibung der Hinrichtung, welche Morgens am 5. December vor Old Bailey stattfand, wird man uns erlassen. Sie hatte viel Aehnliches mit der Edinburger. Zweihundert Constabler hatten Mühe, nicht die Ordnung zu erhalten, sondern nur um das Volk abzuhalten, damit es nicht die Barrieren durchbrach, um selbst noch schaudervoller das Amt der Gerechtigkeit an den Mördern zu vollstrecken. Williams schrie, daß Gott Mitleiden mit seiner Seele habe; er habe viel Verbrechen begangen und den Tod verdient, aber doch nicht selbst den kleinen Italiener umgebracht! Ein wüthendes Geschrei, Pfeifen und Hurrahrufen begleitete die Vorbereitungen und den Act der Hinrichtung selbst. Man schätzte die Zahl der versammelten Menge auf 100,000 Köpfe und die Mehrzahl derselben waren Frauen!

La Roncière und Marie Morell.

1835.

In Saumur an der Loire iſt eine Cavalerieſchule, zu welcher die Offiziere der franzöſiſchen Cavalerie je zeitweilig von ihren Corps detachirt werden, um den Lehrcurſus durchzumachen. Sie ſteht unter dem Oberbefehl eines Generals, der nicht immer in Saumur ſich aufhält; wenn er aber dort iſt, als vornehmſter Mann der Stadt und Vermittler zwiſchen Civil- und Militair, gewöhnlich ein Haus macht, und dieſes auch den jungen Offizieren eröffnet. Trotz der geſetzlichen Gleichheit, welche in Frankreich herrſcht, ſind die Offiziere der Cavalerie in der Regel aus begüterten Familien, viele auch mit Namen, welche der alten Ariſtokratie angehören. Der Bürger in den Garniſonſtädten, auch der demokratiſche, verzeiht ihnen dieſe klingenden Namen, ſelbſt wol ein etwas keckes Auftreten, weil ſie viel darauf geben laſſen und den Einwohnern Verdienſt ſchaffen. Die Aufgabe der commandirenden Generale iſt, wenn ſie ſich mit derſelben befaſſen wollen, die jungen Offiziere in ihre

Kreise zu ziehen, um sie zu einer sittlichen Haltung anzuleiten.

Der Baron von Morell war commandirender General in Saumur. Reich, von einer sehr angesehenen Familie und weitverbreiteten Familienverbindungen, war sein Haus, wenn er dort war, der Mittelpunkt einer glänzenden Geselligkeit. Er war bei den Bürgern beliebt. Gattin und Tochter, jene noch in den Jahren, wo man gefallen will und kann, wahrscheinlich mit Ansprüchen auf eine noch nicht verblühte Schönheit, diese eine aufblühende Knospe, mochten Beide dazu beitragen, dieses Haus angenehm zu machen.

Wie es im Innern desselben aussah, Blicke in das Allerheiligste der Familie, in die Verhältnisse zwischen den Gatten, in die der Aeltern und Kinder, der Erziehung, der sittlichen und religiösen Bildung, werden uns trotz der Publicität des Processes, welcher uns durch die Dachrinnen und zerbrochenen Fensterscheiben des Hauses führt, nicht gewährt. Es war ein anständiges, sehr vornehmes Haus; es war eine glückliche, hochgeachtete Familie, eine solche, wo ein grobes, gemeines Verbrechen nicht anklopfen darf. Mit dieser Abfertigung mußte sich auch das französische Publicum zufrieden geben; es standen so vornehme Wächter vor dem Hause, ausgerüstet mit allen Waffen aus alter und neuer Zeit, welche eine heilige Scheu erwecken, mit einem Worte mit dem Stempel der Autorität, der keinen Zweifel duldet, daß darüber alle Frage von selbst verstummte.

Im August 1834 kam die ganze Familie Morell bei ihrem Gatten in Saumur an. Sie hatte sich bis da in Paris aufgehalten und bestand aus der Frau von Morell, ihrer Tochter Marie, einem 16jährigen jungen Mädchen, ihrem Sohne Robert Morell, 12 Jahre alt,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.
3-598-51043-9
FN. 04025/041

nennen mochte, überstrahlte noch die Freudigkeit seines königlichen Beichtkindes. Seine Augen lachten, und mit Recht, denn aus dem unterwürfigen Jesuiten, der, wo er sich blicken ließ, dem Tode verfallen schien, war ein Mann geworden, vor dem die Ersten des Reichs sich beugten; und von demselben, der früher als ein beschränkter Kopf gegolten, holten die Weisesten sich Rath, und die Klügsten bekannten von eingefleischten Vorurtheilen durch ihn bekehrt zu sein. In seiner Nähe stand ein Paar, welches, der Geneigtheit ungeachtet, mit welcher der König sich zu ihnen wendete, von den Uebrigen gemieden zu werden schien. General Kirk zeigte, trotz der glänzenden Staatskleider, in seinem Benehmen, daß er ein Soldat war, der von der Pike auf gedient hatte, und seine Mienen verriethen, daß er sich wohlgefällig dieses Benehmens im Gegensatz zu dem höfischen ringsum bewußt sei, wie er denn selbst wenn der König mit ihm sprach, sich kaum vor ihm neigte. Geschmeidiger zeigte sich zwar der Freund, welcher mit ihm die Frucht gleicher Blutschulden theilte, Jefferies, für seine unmenschlichen Grausamkeiten im Westen zum Pair und Kanzler des Reichs ernannt, allein ein noch furchtbarerer Dünkel leuchtete aus seinen Blicken. Wo seine

einer Engländerin, Miß Allen, der Gouvernante Mariens, 24 Jahre alt, einem Bedienten Samuel Guillieron und dem Kammermädchen Julie Genier.

Der General öffnete nun sein Haus. Von den Offizieren der Garnison sah man daselbst viel den Capitain Octave d'Estouilly, einen jungen, dem Anschein nach liebenswürdigen Mann, welcher, dem General angelegentlich empfohlen, sich selbst durch anferuchloses Auftreten und milde Sitten empfahl.

Ganz anderer Art war der Lieutenant Emil de la Roncière vom ersten Lancier-Regimente. Im 30sten Jahre war er bereits von Regiment zu Regiment versetzt worden, selbst einmal nach der Insel Cayenne, eine Versetzung, welche immer als eine Art von Verbannung und Strafe gilt. Zwar wird von seinen Vertheidigern angeführt, daß diese Versetzungen nur auf Antrag seines Vaters erfolgten, der dem leichtsinnigen, verschwenderischen Sohn die Gelegenheit entziehen wollte, noch mehr Schulden zu machen; es steht aber nicht allein fest, daß er diesem, seinem Vater durch seinen ausschweifenden, liederlichen Wandel vielen Verdruß machte, sondern daß letzterer von der Art war, daß La Roncière selbst unter seinen Cameraden den Ruf eines wüsten, sittenlosen Menschen hatte, dem man, wenn nicht Alles, doch viel Schlimmes zutrauen könne. Unter Cavalerie-Offizieren pflegt die Kritik über die Moralität ihrer Cameraden keine strenge zu sein. Es gehören grobe, den Anstand verletzende Excesse dazu, um den Wandel eines Cameraden so schonungslos zu verdammen, wie es später Seitens der Offiziere in der saumurschen Schule gegen Emil de la Roncière geschah.

La Roncière war schon gegen Ende März nach Saumur gekommen. Seine sittenlose Aufführung machte

ihn bald so bemerkbar, daß General Morell ihn nicht in sein Haus einlud. Er speiste gewöhnlich im Hotel de l'Europe. Anonyme Briefe sollen damals in diesem Wirthshause verbreitet worden sein in den beleidigendsten Ausdrücken für die Hausfrau, und die Sache soll so weit getrieben sein, daß der Wirth mit seiner Familie Saumur verließ. Ob man schon damals La Roncière als Urheber in Verdacht hatte, ob er auch mit der Wirthin, Madame Mortier, in einem Liebesverhältniß gestanden, wird uns nicht mitgetheilt. Ueberhaupt verschwindet dieser Umstand später aus dem Processe und wird nur in der Anklage angeführt, um die Anschuldigung gegen La Roncière, daß er Verfasser anderer anonymer Briefe gewesen, noch mehr zu motiviren.

Im Gegentheil scheint es, daß La Roncière inzwischen in seiner Aufführung sich in so weit gebessert hatte, daß er wieder einzelne Einladungen vom General in sein Haus erhielt. Bei einem Diner hatte man ihn sogar einst neben Marie Morell gesetzt.

Bald ward aber die Ruhe in der Familie des Generals durch anonyme Briefe gestört, welche, des seltsamsten, verworrensten Inhalts, auf unbegreifliche Weise sich bald hier, bald dort in der Wohnung vorfanden, oder durch die Stadtpost ankamen, alle aber anscheinend den Zweck hatten, die Familienglieder gegen einander aufzuhetzen. Sie waren meistens E. d. l. R. unterzeichnet, sprachen von einer unerwiderten Leidenschaft des Schreibers für die Generalin und dem deshalb erweckten Rachegefühl desselben. Er wolle die ganze Familie ins Unglück stürzen. Auch Estouilly empfing solche Briefe mit Drohungen und Vorwürfen, welche endlich ein Duell zwischen ihm und La Roncière, der als der unbezweifelte Verfasser der Briefe galt, zur Folge hatten.

Der Capitain wurde verwundet, aber La Roncière bekannte sich nun, auf Andringen der Secundanten, als Verfasser. Demnach verwies ihn General Morell mit Eclat aus seiner Gesellschaft.

Dies geschah am 21. September. In der Nacht vom 23. auf den 24. September drang ein Mann von außen durch das Fenster in Marie Morell's Schlafstube, überfiel sie thätlich, verwundete und überwältigte sie und entfloh darauf desselben Weges, nachdem das erschreckte Mädchen in ihm den Lieutenant La Roncière erkannt hatte.

Die That blieb längere Zeit verborgen. Marie scheute sich anfangs, selbst ihren Nächsten etwas davon zu sagen. Endlich aber ward sie ruchbar und erregte, als sie in ihrer ganzen Scheußlichkeit bekannt wurde, einen Abscheu und ein Entsetzen, wie vielleicht noch kein ähnliches Attentat. General Morell mußte als Ankläger gegen den Lieutenant auftreten, und setzte alle Macht und Einfluß seiner Familie in Bewegung, um den fürchterlichen Verbrecher der rächenden Hand der Gesetze zu übergeben. Ein Proceß wurde darauf in Paris instruirt (1835), welcher die Aufmerksamkeit von ganz Europa in Anspruch nahm, denn er ward ebenso wenig als der Fualdes und Lafarge'sche von den Assisen zur Befriedigung der großen Jury gelöst, welche der gesunde Menschenverstand in der civilisirten Welt bestellt, und die Sache ist noch heute ein Mysterium.

Das Sachverhältniß wurde in der Anklage folgendermaßen dargestellt. Wir übergehen, was aus unserer kurzen historischen Einleitung schon bekannt ist.

Bei jenem Diner, wo man La Roncière neben Marie Morell gesetzt, etwa zu Anfang August, hatte er sich unter Anderm erlaubt, ihr ins Ohr zu flüstern: Sie haben eine liebenswürdige Mutter. Schade, daß „Sie ihr so wenig gleichen." Marie wußte nicht, was sie davon denken sollte, erwiderte aber auf diese Unartigkeit nichts. Einige Tage später fand man im Hause anonyme Liebesbriefe an Frau von Morell umhergestreut. Die englische Gouvernante Miß Allen und Marie Morell erhielten dagegen andere voll grober Beleidigungen.

Ein Billet an die Mutter, unterzeichnet E. d. l. R. endigte: „Ich werde heut den ganzen Tag um Ihr Haus herumstreifen; sehe ich Sie ausgehen, so soll mir das ein Zeichen sein, daß Sie die Huldigung meiner ehrfurchtsvollen Liebe annehmen."

Das Haus, in welchem General Morell wohnte, liegt dicht an der Brücke, welche über die Loire führt. Es ist ein Eckhaus; die Fenster der einen Seite gehen grade auf den Fluß, und man übersieht die Brücke, welche mit dieser Seite einen rechten Winkel bildet. An diesem Tage öffnete der General das Fenster nach der Loire zur Stunde, wo sonst seine Gemahlin auszugehen pflegte, und sah La Roncière dastehen, der sich sogleich entfernte.

(Auf diese Angabe ward viel Gewicht gelegt, und man suchte sie später auch durch andere Zeugnisse zu verbinden, um den Beweis zu verstärken, daß die anonymen Briefe im nächsten Zusammenhange mit La Roncière ständen, nämlich von ihm geschrieben wären.)

Auch der General selbst erhielt anonyme Zuschriften. Man sagte ihm geradezu, der Zweck sei: Verwirrung und Unfrieden in seine Familie zu bringen.

In einem Briefe heißt es: „Mein Haß wird Folgen haben, die Mariens Lebensglück vergiften sollen. Der Tod wäre für sie eine Wohlthat, denn sie wird ihr Dasein in Kummer und Plage hinschleppen."

Der Capitain d'Estouilly erhielt gleichzeitig anonyme Briefe ähnlichen Inhalts. In einem derselben, welchen d'Estouilly am 28. August seinem Cameraden, dem Lieutnant Ambert, zeigte, stand: „Ich werde die Ruhe der Familie Morell und die Deinige zu stören wissen. Heute schreibe ich an Marie und suche sie recht zu demüthigen. Ich habe den Brief mit Deinem Namen (Estouilly) unterzeichnet; er wird sicher in Mariens Hände kommen; denn ich habe einen der Bedienten mit 5 Francs bestochen."

Der junge d'Estouilly, empört über die Infamie, begnügte sich nicht damit, seinen Cameraden den Brief zu zeigen, er eilte zu Frau von Morell mit dem Papier, und — der angedrohte Brief an Marie war wirklich angekommen!

Am 8. September erhielt d'Estouilly wieder ein Schreiben, darin fand sich folgende Stelle: „Ich habe Grund zu vermuthen, daß Sie dem General Alles gesagt haben. Damit haben Sie mir einen wahren Dienst erzeigt. Marie wird um so mehr gequält. Ich habe mir ein Paar Worte von ihrer Hand verschafft, und bemühe mich nun, sie nachzumachen; wie es mir gelungen, mögen Sie aus der Anlage sehen. Ich spitze meine Feder zu, um Ihnen im Namen der armen Trostlosen Artigkeiten zu sagen."

In dem Briefe fand sich wirklich ein Billet, unter-

schrieben Marie von Morell, dem Anscheine nach von ihr an d'Estouilly gerichtet. Die Schreiberin wirft darin dem Letztern sein kaltes Benehmen in wunderlichen Ausdrücken vor: „Du bist hart wie ein Felsen, und ich bin doch so sanft und zärtlich; ich liebe Dich, denn Du bist liebenswürdig.“

D'Estouilly wollte darauf La Roncière fodern, aber der General, für die Ehre seiner Tochter besorgt, brachte ihn davon ab.

Am 14. September erhielt der Capitain ein neues Schreiben von derselben Hand, dessen dunkle Ausdrücke auf gefährliche Plane deuteten: „Meine Rache zu befriedigen, muß ich Blut sehen. Nicht lange und die junge Blüte wird dahin welken. Aus dem Fräulein soll eine entwürdigte Creatur werden. Willst Du sie so, man wird sie Dir an den Hals werfen. Ich liebe sie zum Rasendwerden, d. h. ihr Geld. Gern hätte ich ihr den Kopf verrückt, aber sie trug das Näschen so hoch, daß ich mich nicht getraute, ihr eine Erklärung zu machen.“

Dies brachte auch den General aus seiner Geduld. Er gab am 21. September eine musikalische Soirée. La Roncière erschien daselbst; wahrscheinlich uneingeladen, vermuthlich indessen, weil es keiner Einladung bedurfte. Der General ließ ihn in ein Cabinet rufen, wo er mit dem Capitain Jacquemin ihn erwartete. La Roncière ergriff sogleich seinen Czakot und kam. In Gegenwart des Capitains sagte nun der General zu ihm: „Aus besondern Gründen ersuche ich Sie, nicht mehr in mein Haus zu kommen. Entfernen Sie sich.“

La Roncière entfernte sich ohne ein Wort zu äußern. Am folgenden Tage befragte er den Capitain Jacquemin, was der Auftritt bedeutet habe? Er erhielt zur

Antwort: es sei um der unartigen Worte wegen geschehen, welche er gegen das Fräulein gebraucht, sowie wegen der anonymen Briefe.

La Roncière wandte sich nun an den Lieutenant Ambert, und bat ihn um seinen Rath: was er thun solle? Ambert rieth ihm: er solle wegen Verleumdung klagen und eine Untersuchung der Handschriften durch Sachverständige fodern.

Dies sagte La Roncière nicht zu. Aber er schnaubte vor Wuth und sann auf einen andern, furchtbaren Plan, seine Rache ins Werk zu setzen.

Am 23. September, es war ein Dienstag und zwei Tage nachdem La Roncière von der musikalischen Soiree auf die angegebene beleidigende Weise fortgewiesen worden, waren der General und seine Gattin im Theater. Marie hatte Besuch von einigen Freundinnen. Als diese fortgegangen waren, gingen Marie und ihre englische Gouvernante, Beide ermüdet, frühzeitig zu Bette.

Miß Allen und Marie wohnten im zweiten Stockwerk, auf der Seite des Hauses, welche nach der Loire hinausgeht. Der Eingang zu Mariens Zimmer und Schlafcabinet ging nur durch Miß Allen's Zimmer und Schlafkammer. Sie hatte sorgfältig am Abende vor dem Schlafengehen die Thüren nach dem Corridor, von wo Fremde allein in die Wohnung kommen konnten, wie sie immer pflegte, verschlossen.

Nachts 2 Uhr wird Marie Morell plötzlich erweckt durch das Klirren einer Scheibe. Es ist eine mondhelle Nacht, und Marie sieht deutlich, wie das Fenster aufgeht und ein Mann einsteigt. Sobald er im Zimmer ist, stürzt er auf die Thür nach dem Schlafcabinet der Miß Allen und verschließt sie. Marie benutzt diesen Augenblick, springt auch rasch auf und stellt sich hinter

einen Stuhl unten am Bette. Beim hellen Mondenschein konnte sie von hier aus den Eindringling klar ins Auge fassen.

Von mittlerer Statur, trug der Mann einen Tuchüberrock und eine Mütze, die mit Silber bordirt war. Um das Gesicht hatte er eine schwarze, seidene Binde, die unter dem Kinn her über die Ohren gezogen war. Sein Blick war furchtbar.

Marie erkannte sogleich den Lieutenant de la Roncière, als derselbe mit den Worten über sie herfiel: „Ich komme, mich zu rächen." Marie hielt sich fest an den Stuhl, hinter den sie sich geflüchtet, daher konnte er nicht sogleich ihrer mächtig werden. Nachdem er aber den Stuhl ihr fortgerissen, faßte er sie bei den Schultern und warf sie zu Boden. Hier entwand er ihr das Nachtcamisol, das sich nicht wieder gefunden hat. Dann band er ihr ein Tuch um den Hals, und band es so fest zu, daß sie kaum noch Athem holen konnte. Hierauf holte er noch einen Strick hervor und schnürte ihn mit aller Gewalt um den Leib des Mädchens.

Nunmehr fing er an, Marien gröblich zu mishandeln, schlug sie auf Brust und Arm, biß sie ins Handgelenk und trat sie mit Füßen. Sie hörte, daß er sagte: er wolle sich für die Beleidigung rächen, die ihm vor zwei Tagen widerfahren. Dabei setzte er sich selbst immer mehr in Wuth und verdoppelte seine Mishandlungen. Er fletschte sie mit fürchterlichem Hohne an und rief: „Seit ich Dich kenne, fühlte ich den Wunsch in mir, Dich zu verderben."

Ueber das letzte Maß der zugefügten Mishandlung, oder vielmehr den neben den Mishandlungen bezweckten Erfolg, gebt die Anklageacte, in Berücksichtigung der weiblichen Schamhaftigkeit, nur andeutend hin-

weg. Die einzige Quelle, aus welcher hierüber Nachrichten zu schöpfen waren, konnte oder wollte nicht deutlicher darüber sich aussprechen. Der Frevler nahm zuletzt noch ein Messer und brachte der Unglücklichen einen Stich bei.

Marie war im Zustande der Bewußtlosigkeit und Ohnmacht. Der Schmerz weckte sie wieder, und sie stieß einen durchdringenden Schrei aus. Erst durch diesen Schrei wurde Miß Allen, welche bis dahin ruhig fortgeschlafen, in dem Nebenzimmer erweckt. Sie sprang aus dem Bette und wollte die verriegelte Thüre einsprengen.

Als er den Lärm hörte, stand La Roncière auf, sprach: „Nun hat sie genug!" legte einen Brief auf den Tisch und entfernte sich, wie er gekommen war, durch das Fenster.

Als Miß Allen durch die Thür, welche es ihr gelungen war ohne besondere Gewaltanstrengung zu sprengen, ins Zimmer trat, fand sie Marien ohnmächtig und fast nackt auf dem Boden liegen. Der Hals war mit einem weißen Tuche, der Körper mit einem Strick umwunden und eng geschnürt. An mehren Orten sah man Blutflecke.

Es dauerte eine Weile, bis die Unglückliche auf Miß Allen's Fragen zu antworten vermochte. Dann aber erzählte sie ihr den Vorfall, wie angegeben, mit allen Einzelheiten. Sie bat aber inständig, die Allen möge ihre Aeltern nicht wecken.

Erst gegen 6 Uhr Morgens brachte die Gouvernante den Aeltern Nachricht von der nächtlichen Greuelscene.

Während die Allen bei den Aeltern war, sah Marie zufällig zum offenen Fenster nach der Brücke hinaus.

Da fiel ihr Auge auf La Roncière. Er war im Ueberrock, auf dem Kopf die Mütze, grade wie er ihr noch von der Nacht her vor Augen ſtand. Er ſah zum Fenſter hinauf und lächelte.

Als der General und ſeine Gattin ins Zimmer traten, fanden ſie Alles beſtätigt, was ihnen die Gouvernante berichtet hatte. Sie ſahen die eingeſtoßene Scheibe, die Blutflecken, das Tuch und den Strick, wodurch der Angſtruf ihrer Tochter erſtickt worden war. Marie nannte, mit äußerſter Beſtimmtheit gegen ſie, den ihr wohlbekannten Lieutenant Emil de la Roncière als Thäter.

Es war diesmal die Mutter, welche Alles aufbot, damit der erzürnte Vater ſchwieg und den Vorfall geheim hielt. Auch wurde den Gerichten keine Anzeige gemacht, um Beweiſe für die Thatſache und die Thäterſchaft vorläufig zu ſammeln.

Der zurückgelaſſene Brief La Roncière's war verſiegelt und an Frau von Morell adreſſirt. Das Datum war Mittwoch Nacht 1 Uhr. Er lautete:

„Sie allein ſollen den wahren Grund des Verbrechens erfahren, das ich zu begehen im Begriff bin. Es iſt ein großes Verbrechen, das Reinſte auf Erden zu beflecken. Ich habe Sie geliebt, ja angebetet. Sie haben mir dafür nur Verachtung gezeigt. Jetzt will ich Ihnen ein Recht geben, mich zu haſſen. Ich bat Sie, ein Mal auszugehen. An dem Tage blieben Sie auf Ihrem Zimmer. Der Elende (d'Eſtouilly) war ſo unverſchämt, Herrn von Morell Alles zu ſagen. Ich habe ihm geſchrieben, wo ich ihn fände, würde ich ihm das Siegel der Schmach aufs Geſicht drücken. Ich erwarte ihn auf dem Kampfplatz. Ganz Paris ſoll erfahren,

lüsternen unsteten Augen aus dem rothen häßlichen Gesichte hinfielen, glaubte man die Wirkung eines Brennspiegels zu empfinden, und sein Lächeln konnte Kinder schreien machen. Er ging und stand gebeugt, aber man fürchtete, er könne sich jeden Augenblick aufrichten, um, wie die Schlange, vernichtend auf das erwählte Opfer loszufahren.

Unter den Ministern, deren Einfluß mit jedem Tage sank, bemerkte man nur einen mit heitrer Stirn. Sunderland war der erste vornehme Engländer, welcher aus Gefälligkeit für den König sich von dessen Beichtvater bekehren lassen. Immer unterwürfig, und aufmerksam horchend auf den Vater Peter, schien es in der That, als habe der geschmeidige Höfling den Trost des Lebens im Umgange mit dem Jesuiten gefunden, während die Menge der Meinung war, Sunderland beherrschte durch erheuchelte Demuth den Beichtvater und durch den Beichtvater den König. Halifax sah zu spät, daß alle Künsteleien nichts helfen, Mäßigung und Einigkeit da zu erzwingen, wo durch Parteienhaß die Grundfesten des Staates untergraben sind. Kaum noch dem Namen nach Präsident des Ministerrathes, wurde der einst so einflußreiche auch in den unbedeutendsten Angelegenheiten nicht mehr

was Ihrer Tochter zu Saumur geſchehen iſt. Ich reiſe ab: es ſoll mir nicht vergönnt ſein, mich an Ihrem Schmerz weiden zu können."

An demſelben Mittwoch, 24. September, um 9 Uhr, erhielt d'Eſtouilly durch die Stadtpoſt eine Herausfoderung. Sie war unverkennbar von derſelben Hand, wie alle die früheren anonymen Briefe und gezeichnet: „Emil de la Ron..." Ihr Inhalt war:

„Sie ſind ein Elender, ein Feiger. Jeder Andere würde, nach den Briefen, die ich Ihnen ſchon geſchrieben habe, Genugthuung gefodert haben. Statt deſſen haben Sie mich bei dem General angegeben. Sie ſind eine Memme. Ich werde Ihnen erſter Tage das Siegel der Schmach auf das Geſicht drücken. Dann wird ſich zeigen, was Sie thun werden."

D'Eſtouilly konnte ſich nun nicht länger halten. Der Rath und die Bitte des Generals hatten ihre Macht verloren. Er ging zum Lieutenant Ambert und erbat ſich denſelben zum Secundanten. Zwei Stunden nach Empfang des Briefes hatte er ſich ſchon mit La Roncière geſchlagen und war durch zwei Degenſtiche, im Arm und an der Hüfte, verwundet.

La Roncière hatte die Foderung ohne Zögern angenommen, zugleich aber erklärt, daß er den Grund nicht begreife, denn die anonymen Briefe wären nicht von ihm. Auch nach dem Duell blieb er bei dieſer Erklärung. Der verwundete d'Eſtouilly ſuchte noch ein Mal La Roncière bei der Ehre anzugreifen. „Geſtehe und Alles ſoll vergeſſen ſein." La Roncière weigerte ſich hartnäckig.

Jetzt drohte d'Eſtouilly, er werde ihn vor Gericht belangen. La Roncière erwiderte: das wünſche er ſelbſt:

die Sache müsse untersucht werden. Man solle ihm nur die Briefe zustellen, so werde er sie selbst dem königlichen Procurator übergeben. Dagegen aber war d'Estouilly's Secundant, Ambert besorgt, La Roncière möchte die Beweise seiner Schuld vernichten.

Nach einem lebhaften Wortwechsel zwischen den beiden Secundanten und ihren Combattanten, drang man so heftig in La Roncière, daß er sich endlich zu einer Art Geständniß bequemte. Er schrieb einen Brief an d'Estouilly, den er auch später anerkannt hat, worin es heißt: „Nach den materiellen Beweisen, die gegen mich vorliegen, — Beweise, die mich, wenn die Sache vor Gericht käme, erdrücken würden — bin ich der Ehre meiner Familie schuldig, einen Schritt zu thun. Ich nehme alle Ausdrücke in meinen Briefen an Sie zurück, gestehe, daß ich diese Briefe geschrieben habe, und bitte Sie deshalb um Verzeihung. Sein Sie großmüthig und verschwiegen."

D'Estouilly war aber mit diesem errungenen Siege nicht zufrieden. Er foderte, daß La Roncière auch bekenne: alle die anonymen Briefe, welche in das Morell'sche Haus gekommen, geschrieben zu haben, und daß er auf der Stelle Urlaub nehme und Saumur verlasse.

Nach einem schweren Kampfe fügte sich La Roncière auch in dies Verlangen und schrieb in einem zweiten Billet an d'Estouilly: „Ich dachte, Sie würden mit meiner Erklärung von heute früh sich genügen lassen, aber Sie drängen mich noch mehr in meiner grausamen Lage. Ich erkläre also, der Schreiber der anonymen Briefe zu sein, welche dem General Morell, seiner Gemahlin und Tochter zukamen. Ich erkläre, an Demoiselle Marie Morell ein Billet, gezeichnet d'Estouilly, und

an Sie ein anderes, gezeichnet Marie Morell, geschrieben zu haben. Ich habe mir Urlaub erbeten und reise heute Nacht ab."

La Roncière nahm hierauf, wie er versprochen, Urlaub, und verließ am 26. September Saumur.

Wer hätte nicht erwarten dürfen, daß nach diesem Duell und den erpreßten Geständnissen, die anonymen Briefe aufhören müßten? Ganz im Gegentheil aber erhielt General Morell durch die Stadtpost ein Schreiben vom 24. September 4 Uhr Morgens, von derselben berüchtigten Hand, worin mit boshafter Schadenfreude auf das Attentat der vergangenen Nacht hingedeutet wurde:

„Mich dürstete nach Ihrem Blute, nach Ihrer Ehre. Ich habe Alles erlangt. Ich hoffe, ja ich bin überzeugt, Marie bewahrt ein Pfand ihres Unglücks. Ihre Schande soll bald das Gespräch von ganz Paris werden."

Marie selbst erhielt ein anderes Billet. Auch in diesem frohlockte der Schreiber mit teuflischer Lust über das Gelingen seines Frevelstücks:

„Sie sind nun das elendeste der Geschöpfe. Der Mensch, der sich einfallen ließ, Ihr Ritter sein zu wollen, ist halb zu Schanden gehauen. Ich habe ihn gezeichnet. Mich durchzuckt ein Gefühl der Freude, das an Wahnsinn grenzt. Ich schwelge in dem Gedanken, daß Sie nun von mir abhängig sind. Ein gräßliches Band wird uns an einander knüpfen. Nach wenigen Monaten werden Sie mich auf den Knien anflehen, um Ihnen und noch einem Wesen einen Namen zu geben."

Fast ein Monat verging, ohne daß etwas von ir-

gend einer Seite geschah. Marie Morell hatte sich seit der Schreckensnacht fast immer sehr unwohl befunden. Doch schien sie sich etwas wieder erholt zu haben, als sie am 21. October Abends, beim Zubettegehen, auf ihrem Tisch im Schlafzimmer ein Billet fand, unterzeichnet E. R., von der bekannten Hand, worin es hieß: „Was Dir am liebsten auf Erden — Deine Mutter, Dein Vater, d'Estouilly — sie werden in wenigen Monaten nicht mehr am Leben sein. Du hast mich verschmäht. Meine Rache wird Dich treffen."

Als man ins Zimmer trat, fand man Marien ohnmächtig am Boden liegen; den zerknitterten Brief hielt sie krampfhaft fest in ihrer Hand. Als sie wieder zu sich kam, rief sie: „Er mordet meinen Vater, meine Mutter!"

Man hatte Mühe, sie wieder zu sich zu bringen. Ja ihr Zustand verschlimmerte sich dermaßen, daß man ihr die letzte Oelung gab. Während dieser Krankheit erhielt Frau von Morell einen neuen anonymen Brief durch die Stadtpost: „Ich habe nichts gethan, als Ihre Tochter meuchlerisch mishandelt. Ich wollte sie nur in Verdacht bringen, und Sie dadurch in die Nothwendigkeit versetzen mir ihre Hand anzubieten. Gewiß haben Sie ihr auch Vorschläge in diesem Sinne gemacht. Sie wird nicht darauf eingegangen sein aus Liebe zu dem abscheulichen Menschen, welcher alle meine Plane vereitelt. Jetzt athme ich nur noch Rache; ich muß Blut fließen sehen! Wahrlich, Ihr Protector Gisquet wird mich nicht hindern."

Dieser Brief bestimmte endlich die Familie Morell, ihr Schweigen zu brechen, und, um größeres Unheil zu verhüten, die Sache vor die Gerichte zu bringen.

Der General reiſte nach Paris und reichte am 27. October ſeine Denunciation ein. Am 28. ward La Roncière auf der Straße verhaftet.

Dies der Hergang der Sache nach der Anklageacte, welche indeß hiermit noch nicht zu Ende war. Einmal wurden, außer Emil de la Roncière, noch der Bediente Samuel Guilleron und die Kammerjungfer Julie Genier als Mithelfer angeklagt und vor Gericht geſtellt. Auf der andern Seite mußten die Ankläger zugleich als Angeklagte ſich vertheidigen, denn La Roncière hatte die Rolle getauſcht und war als Ankläger gegen Die, welche ihn verklagten, aufgetreten. Schon früher, aus dem Gefängniſſe, hatte er ein Schreiben in die Zeitungen einrücken laſſen, worin er ſich im Allgemeinen über die verdammungswürdige Praxis beſchwerte: daß man die Anklageacte gegen ihn 14 Tage vor Eröffnung der Aſſiſen publicirt und ihn, den Angeklagten, die ganze Zeit über unter dem Schwerte einer Beſchuldigung gelaſſen, ohne daß es ihm verſtattet geweſen, ſich vor dem Publicum zu rechtfertigen. Dann ſetzte er hinzu: „Was nun dieſe Anklage gegen mich betrifft, die ſo geſchickt ausgedacht worden iſt, ſo begnüge ich mich vorläufig mit der Erklärung: daß der Roman Stück für Stück zuſammenfallen wird, und daß Niemand mehr als ich und meine Familie den Beginn des Proceſſes wünſcht.“

La Roncière hatte vor dem Inſtructionsrichter jeden Antheil an den anonymen Briefen in Abrede geſtellt. Er leugnete nicht allein die Thäterſchaft bei dem Attentat, ſondern ſetzte die Wahrheit deſſelben mehr als in Zweifel. Mariens Krankheit hielt er für erkünſtelt und

stellte die Vermuthung auf, daß die ganze Erfindung nur darauf hinziele, die Folgen eines vertraulichen Umgangs zwischen Marie Morell und d'Estouilly auf ihn, den Unschuldigen, abzuwälzen. Kurz, es sei eine Verschwörung gegen ihn vorhanden, deren Theilnehmer Marie Morell, ihre Mutter, ihre Gouvernante und d'Estouilly gewesen, deren Zweck aber sei, ihn zu verderben, um Andere zu retten.

Schon vor dem Instructionsrichter war, in Folge von La Roncière's Ablengnen seiner Handschrift und seiner Gegenanschuldigungen, eine Prüfung der Handschrift in den anonymen Briefen und eine Vergleichung der letztern mit den anerkannten Handschriften des Lieutenant La Roncière und Marie Morell's von vereideten Kunstverständigen erfolgt, und die Aussagen derselben schienen La Roncière's Vertheidigungssystem zu unterstützen.

Zwei dieser Sachverständigen erklärten: 1) daß alle vorgelegten, verdächtigen Briefe von ein und derselben Hand geschrieben wären, und daß dies nicht La Roncière's Hand sei; 2) daß sie der Meinung wären, der „Marie Morell" unterzeichnete Brief sei wirklich von einer Frauenhand.

Da auf diese Ermittelung Alles ankam, hatte man noch zwei andere Sachverständige hinzugezogen, und diese gingen in ihrem Gutachten noch weiter. Sie erklärten: 1) daß die 20 in Rede stehenden Briefe weder ganz, noch theilweise von der Hand La Roncière's wären; 2) daß das kleine Billet an d'Estouilly, gezeichnet „Marie von Morell", und ein anderer Brief an denselben, „Victorine Movert" unterschrieben, augenscheinlich von der Hand des Fräuleins Marie von Morell seien; 3) daß die 18 andern Briefe, trotz dem, daß die Züge verstellt wären, doch so zahlreiche

Zeichen der Aehnlichkeit mit der Handschrift Mariens von Morell an sich trügen, daß sie ihr ebenfalls zugeschrieben werden müßten.

Die Anklageacte hatte demnach auch noch die Aufgabe, die Einwendungen und Gegenklagen La Roncière's zurückzuweisen. Sie begnügte sich einstweilen damit, hervorzuheben, daß der unerwartete Ausspruch der Kunstverständigen nicht schlagender widerlegt werden könne, als durch die baare Unmöglichkeit, daß ein 16jähriges junges Mädchen von der besten Erziehung und aus einer edlen Familie, Briefe so frechen Inhalts und in einem so empörenden Stile zu schreiben im Stande sei. Noch weniger Raum sei dem Gedanken zu geben, daß Mutter oder Gouvernante daran Theil hätten, da in mehren derselben die größten Schmähungen gegen den General und seine Frau vorkämen. Uebrigens habe La Roncière früher die Autorschaft der Briefe eingeräumt und sei erst später auf das Auskunftsmittel verfallen, daß jene Erklärung ihm durch einen moralischen Zwang abgepreßt worden. Der Verdacht der Schwangerschaft, welchen er auf Marien wälzen wollen, sei aber durch ärztliche Untersuchung ganz beseitigt.

Zugleich kündigte die Anklageacte dem Publicum an, daß der Krankheitszustand Marie Morell's, der seit dem 21. October fortgedauert, die merkwürdigsten Symptome angenommen habe. Sie sei mit Nervenzufällen behaftet, die 18 Stunden anhielten und jede Idee von Verstellung ausschlössen. Nach dem Gutachten berühmter Aerzte habe dieser beispiellose Zustand seinen Grund in einer tiefliegenden moralischen Affection und sei zusammengesetzt aus Somnambulismus, Starrsucht und convulsivischer Verzuckung. Da Marie Morell in

der Regel nur nach Mitternacht lichte Stunden habe, so werde sie wahrscheinlich nur in nächtlichen Sitzungen vor der Jury vernommen werden können, was den peinlichen Eindruck der Verhandlung noch bedeutend erhöhen dürfte.

Schon diese Anklageacte deutete auf das theatralische Interesse, welches man dem Processe beizulegen gesonnen war. Es ward denn auch nichts versäumt, dem Rechtsstreit allen Glanz, oder besser alles Lustre zu geben, welches die Aufmerksamkeit fesseln kann, und von beiden Parteien wurden alle Kräfte aufgeboten, imponirend aufzutreten und — nicht allein durch moralische Mittel — den Gegner zu überwinden. Wohlverstanden, es war kein einzelner Schuldiger, es waren Parteien, welche sich vor Gericht gegenüber standen, zwei angesehene Familien mit ihrem ganzen Rückhalt — nur die eine schwächer an den Mitteln, welche im neuern Frankreich zuletzt allen Widerstand überwinden — sie nahmen sich ihrer Schuldigen an wie einer Sache, welche die Ehre der Familie betraf, und schleuderten die Anschuldigungen auf die Gegner zurück. Erwählt zu Vertheidigern waren die bewährtesten Advocaten Frankreichs; auf Seiten der erstern Ankläger der Legitimist Berryer und der Liberale Odillon Barrot, auf Seiten der Gegner der erste Proceßredner Frankreichs Chair d'Estanges, und die Anwalte beider Theile vernichteten Wunder der Beredtsamkeit, welche zur Begründung und Verbreitung ihres persönlichen Ruhmes nicht wenig bei-

trugen, leider aber nichts zur Erkennung des Rechts und zur Erforschung der Wahrheit.

Selten erinnerte man sich in Paris eines ähnlichen Andrangs des Publicums zu den Assisen. Alle Gänge zum palais de justice waren vom frühen Morgen an mit Neugierigen überfüllt. Erst um 9 Uhr wurden die Thüren geöffnet, aber schon wenige Augenblicke nachher waren alle Plätze besetzt. Der für die Zeugen bestimmte Theil des Saales war dicht mit Damen, der Elite von Paris, angefüllt. Fast alle Advocaten der großen Stadt hatten sich als Zuschauer eingefunden.

Die ganze Aufmerksamkeit war auf die Bänke gerichtet, auf denen die Familien der Betheiligten saßen. Unterhalb der Bank der Verklagten und neben den Vertheidigern derselben saßen La Roncière's Vater, der greise General-Lieutenant Clement de la Roncière, ein verdienter Krieger aus Napoleon's Kriegen, ein Veteran und Invalide — nur mit einem Arm! Bei ihm der Graf Clement de Ris und der General Neurry, Beide La Roncière's Oheime. — Trotz der Wunden, des militairischen Ruhmes, des greisen Haares und der aristokratischen Titel, war dies die schwächere Partei. Die La Roncière's hatten nur ihren Degen, auch fehlte ihnen ein großer Familienanhang in Frankreich. Sie waren von Geburt Belgier.

Was hier Mängel waren, fand sich in desto vollerem Maße bei den Gegnern als Vorzüge. Die Familie Morell, auf ihren gewählten Plätzen im Halbkreise vor den Richtern, repräsentirte nicht allein den

Reichthum, sondern auch den Rang und die Titel des alten und neuen Frankreichs, ja den gouvernementalen Einfluß. Man sah den tiefgekränkten Vater, den General Baron von Morell; die beiden Brüder seiner Gattin, den Marquis Julius de Mornay, Mitglied der Deputirtenkammer, und den Ministerialresidenten am badenschen Hofe, Grafen Charles de Mornay; die Marquise de Mornay, eine Tochter des mächtigen und reichen Marschall Soult, den Herren Auguste de Saint-Aignan, Theodor de Lameth, den Vicomte de Montesquieu, Schwager des Herrn von Mornay, den Herzog und die Herzogin von Vicenza, den Grafen von Mornay d'Andreville, sämmtlich Verwandte des Hauses Morell.

Als um 10 Uhr der Präsident befahl, die Angeklagten einzulassen, richteten sich Aller Augen auf die Thür, wie wenn man ein Ungeheuer erwarte, das aus seinem Käfig in die Arena gelassen wird. Emil de la Roncière hatte nicht gerade die äußern Abzeichen eines solchen. Von mittler Größe, war sein Gesicht regelmäßig. Er trug einen kleinen schwarzen Schnurrbart und war sorgfältig gekleidet. Seine Haltung war ruhig und zuversichtlich. Nur die durch sein Erscheinen erregte geräuschvolle Neugier schien ihn unangenehm zu berühren.

Frau von Morell, so wie ihr Sohn, die als Zeugen aufgerufen wurden, fehlten; ebenso Marie Morell. Der Präsident zeigte hierauf an, daß nach dem Zeugniß der beiden, von ihm beauftragten Aerzte Bailly und Olivier d'Angers, der Gesundheitszustand Marie Morell's von der Art sei, daß sie nur bedingter Weise den Debatten beiwohnen könne. Bailly bekundete als Zeuge: daß er, bei verschiedenen Besuchen, welche er in der

befragt. Selbst die beiden Schwäger des Königs, Graf Clarendon und der neue Graf Rochester, Söhne des großen Clarendon, der für seine reine Anhänglichkeit, von demselben Könige dem er wieder zum Thron verholfen, geächtet im Auslande gestorben war, auch diese, Erben der väterlichen Treue, büßten ihr hartnäckiges Beharren am protestantischen Glauben mit der Ungnade. Clarenden, als Vicekönig in Irland durch den blutigen Talbot, nachherigen Grafen von Tyrconnel verdrängt, berieth sich mit dem Bruder, ob sie die Dienste eines Königs verlassen sollten, für den ihre Familie sich hingeopfert hatte. Selbst die von allen Parteien anerkannte Redlichkeit des Minister Godolphin konnte ihn nicht vor dem Schicksale bewahren, welches drohend sich Allen näherte, die den ererbten Glauben nicht wollten fahren lassen. Merkwürdiger schien, daß auch drei Lords, die als Katholiken und Märtyrer ihres Glaubens der besondern Zuneigung des Monarchen sich rühmen konnten, den trüben Ernst, der auf den Stirnen der Minister lagerte, theilten. Lord Bellasis, Arundel und Powis hatten, während des papistischen Complotts im Tower schmachtend, die Macht der Volkswuth kennen gelernt und fürchteten, die unüberlegten Maasregeln des Königs,

Wohnung des Fräuleins gemacht, sie von einer convulsivisch-nervösen Affection befallen gefunden, die sich mehrmals des Tages und ziemlich zu denselben Stunden wiederhole. Diese anhaltenden und heftigen Unfälle nähmen gewöhnlich um 4 Uhr des Morgens ihren Anfang und dauerten bis 6 Uhr Abends, also 11 Stunden. Erst dann erhalte Marie ihre vollkommene Besinnung wieder und beantworte alle ihr vorgelegten Fragen genau und richtig. Zwei Stunden später, um 8 Uhr, stelle sich aber ein neuer Anfall ein, der ¼ nach 10 Uhr aufhöre; ein dritter ereigne sich um 11 Uhr und daure bis gegen Mitternacht. Von Mitternacht bis 4 Uhr Morgens genieße die Kranke eine merkwürdige Ruhe, die nur zwischen 2 und 3 Uhr durch einen kurzen Anfall unterbrochen werde. Die Aussage des andern Arztes Olivier stimmte ganz damit überein, und dem gemäß verordnete der Präsident, daß zum Verhör Marie Morell's mitternächtliche Assisen abgehalten werden sollten; eine ganz neue pikante Zuthat zu dem schon so wunderbaren, theatralischen Processe!

Es ward mit der Vernehmung La Roncière's begonnen. Seine Antworten waren in der Regel kurz. Sein Anwalt schien ihm angerathen zu haben, sich auf keine selbständigen Erklärungen einzulassen, sondern sich lediglich auf Beantwortung der ihm vorgelegten Fragen zu beschränken, ein Rath, der sehr bedenklich war und, wenn La Roncière unschuldig ist, seine üblen Folgen gehabt hat, wovon später des Weiteren.

Nachdem er alle und jede Theilnahme an den anonymen Briefen und an dem Attentate geleugnet, antwortete er auf die Frage des Präsidenten: ob er zu Marien gesagt: „Sie haben eine liebenswürdige Mutter; nur Schade, daß Sie ihr so wenig gleichen", mit

Lebhaftigkeit: unmöglich könne er so etwas an dem Orte ausgesprochen haben; sonst würde man ihn wol augenblicklich aus der Gesellschaft gewiesen haben. Auch auf die zweite Frage: welche Absicht denn Marie könne gehabt haben, ihm eine solche Aeußerung anzudichten, konnte er nur die sehr natürliche Antwort geben: das wisse er nicht. „Alle anonymen Briefe, welche im Morell'schen Hause verbreitet wurden, sind mit den Anfangsbuchstaben Ihres Namens unterzeichnet", sagte der Präsident. „Würde ich so dumm gewesen sein," antwortete La Roncière, „das zu thun, wenn ich sie wirklich geschrieben hätte!" — Der Präsident äußerte die Meinung, er habe vielleicht im Voraus überlegt, daß dieser Einwand ihm am besten zur Rechtfertigung dienen werde (?).

Der Präsident bemerkte, die Handschrift des Fräuleins scheine auf sehr geschickte Art nachgeahmt. „Auf so geschickte," entgegnete La Roncière, „daß die Kunstverständigen erklären, das Fräulein habe sie selbst geschrieben."

Befragt über den Herausforderungsbrief an den Capitain d'Estouilly, antwortete La Roncière: der Brief sei nicht von ihm geschrieben. D'Estouilly aber habe das nicht glauben wollen und auf dem Duell bestanden. Man hatte La Roncière auch vorgeworfen, daß seinerseits der Zweikampf nicht nach den üblichen Regeln stattgefunden, namentlich daß er den Degen des Gegners während des Gefechtes mit der linken Hand ergriffen, worauf jener ausgerufen habe: „So schlägt man sich nicht." Ein Zwischenspiel, dessen Zweck nicht wohl abzusehen ist, wenn es nicht der ist, die Handlungsweise des schon so schwer Incriminirten auch in anderer Beziehung als schlecht und den Begriffen der Ehre entgegen

darzustellen. La Roncière, der immer mit Ruhe und Festigkeit geantwortet hatte, gerieth hier zum ersten Mal aus seiner Fassung. „Ich verwundete d'Estouilly am Arm und an der Hüfte," rief er. „Beim letzten Stoße zerbrach mein Degen. Da d'Estouilly trotzdem wie ein Wüthender auf mich eindrang, ergriff ich seinen Degen und rief seinem Secundanten zu: „„Sie sehen, daß ich entwaffnet bin."" Er schien so verwirrt und bewegt über diesen Vorwurf, daß der Präsident zu seinen Gunsten eine Pause machte. Bis zu Thränen erschüttert, verbarg La Roncière sein Gesicht in den Händen, und sagte nach Wiederaufnahme der Debatte: „Ich bitte um Entschuldigung wegen dieser Störung. Ein Soldat kann nicht kaltblütig bleiben, wenn man ihm Ehrlosigkeit bei einem Duell vorwirft. Die Secundanten und mein Gegner haben mir übrigens erklärt, daß ich mich nach der Regel schlug. Sie werden dies auch vor Gericht wiederholen."

Die Frage kam nun auf den wichtigsten Punkt der Anklage, auf La Roncière's schriftliche Geständnisse. Er sprach, nachdem ihm der erste Brief vorgelesen worden, anscheinend tief bewegt, und mit Thränen in den Augen: „Ja, ich habe diesen Brief geschrieben. Es ist eine Schwäche, die ich mir vorzuwerfen habe. Man hatte mich getäuscht. Man berichtete mir fälschlich, daß die Sachverständigen meine Handschrift erkannt hätten. Ich dachte an meinen alten Vater und an den Kummer, den ich ihm bereiten würde, wenn die Sache vor Gericht käme. Ich glaubte allen weitern Reden ein Ziel zu setzen, wenn ich mich für den Verfasser der anonymen Briefe bekennte. Dies veranlaßte mich zu dem unseligen Schreiben."

Auf des Präsidenten Vorstellung, daß, wenn ihm

vor Allem die Ehre seines Vaters am Herzen gelegen, er nichts Besseres thun können, als sich zu ihm zu begeben, um mit ihm zu berathen, wie er den angeblichen Verleumdungen am sichersten begegne, wollte La Roncière antworten, seine Worte wurden aber durch Thränen erstickt.

Auch hinsichts des zweiten, noch ausführlichern Bekenntnisses, welches er schriftlich gegen d'Estouilly abgelegt, antwortete La Roncière, daß er es, durch dieselben Gründe bewogen, abgelegt: „Wenn ich den Inhalt der an die Morell'sche Familie gerichteten anonymen Schreiben gekannt hätte, würde ich mich niemals für den Verfasser derselben bekannt haben. Ich that dies nur, weil ich die Briefe für unbedeutend hielt."

Hierauf wurden der Bediente Samuel Guillieron, und das Kammermädchen Julie Genier vernommen. Beide leugneten alle Mitwissenschaft und Theilnahme an den Briefen und dem Attentat, so wie jede Verbindung mit La Roncière; die Kammerjungfer wollte ihn nur ein Mal von weitem gesehen haben. Als Zeugin über Mariens Krankheit aufgerufen, gab sie als ihre Wissenschaft: daß sie ihr Fräulein am 25., 26. und 27., also die Tage unmittelbar nach dem Attentat, wie gewöhnlich gefunden, sie habe gelacht und gescherzt. Am 28. sei ein ländliches Fest in der Nachbarschaft gewesen, zu dem Marie mit ihrer Mutter gefahren, Abends ein Ball im Morell'schen Hause selbst, wozu sie das Fräulein angezogen und frisirt, und Marie habe auf dem Balle getanzt.

Hiermit wurde das Verhör um 5 Uhr geschlossen, um Abends 8½ Uhr wieder aufgenommen zu werden. Auf die sehr desultorischen Fragen des Präsidenten erklärte La Roncière: daß er keine neuen Aufschlüsse zu

geben habe; daß er es für möglich achte, daß man auf die in der Anklageacte angegebene Weise in Marie Morell's Zimmer dringen könne (?); daß er allerdings über die Möglichkeit eines gegen ihn geschmiedeten Complottes gesprochen habe, ohne sich doch darüber zu weitern Erklärungen verpflichten zu wollen, weil er diese allein seinem Advocaten überlassen; und endlich, daß er die anonymen Briefe Marie Morell selbst zuschreibe. Auf die Frage, was ihn zu der letzteren Vermuthung berechtige, antwortete er: „Die Erklärung der Sachverständigen und so Manches, was ich früher von den Bedienten des Hauses gehört habe."

Die Vernehmung des Generals, seiner Gattin und der Gouvernante brachte nicht mehr zu Tage, als wir schon aus der Anklageacte wissen. Der General sprach überdem sehr leise. Seine Gattin erklärte den Umstand, daß Miß Allen nicht früher von dem Geräusch in der Nebenstube erwacht sei, aus dem festen Schlafe der Gouvernante, die man oft des Morgens nur mit Mühe wecken könne. Zuerst habe sie, die Generalin, übrigens nur an einen mörderischen Ueberfall aus Rache gedacht: erst 14 Tage später habe Marie ihr die andere Verwundung anvertraut, und die Mutter um Verzeihung gebeten, daß sie es ihr so lange verschwiegen. Einen Arzt habe sie übrigens nicht rufen lassen, zur Untersuchung der Wunde, weil ihre Tochter einen allzugroßen Widerwillen gegen eine solche Untersuchung von Anbeginn geäußert. Auch sie selbst habe die Wunde nicht gesehen, ebenso wenig Miß Allen. Doch habe ihre Tochter gewiß „furchtbare Schmerzen" gelitten. Auf die Einwendung, daß es doch seltsam wäre, daß Marie, trotz der Wunden und furchtbaren Schmerzen, schon vier Tage später Morgens einem ländlichen Feste und

Abends einem Balle beigewohnt und getanzt habe, entgegnete sie: das arme Kind habe sich darin nur dem Rath und Wunsch der Mutter gefügt.

Inzwischen war die Sitzung aufs Neue um 11½ bis Mitternacht suspendirt worden. Marie von Morell war in ein Cabinet neben dem Sitzungssaal gebracht worden und der Präsident ersuchte die Anwesenden bei ihrer Einführung nicht das geringste Geräusch zu machen. Er hoffe, daß die Neugier der Achtung weichen werde, welche man der Lage der jungen Dame schuldig sei. Eine feierliche Stille trat ein, nachdem Mariens Vater, welcher ihrer Vernehmung nicht beiwohnen wollte, sich entfernt hatte. Gestützt auf zwei Damen trat Marie ein, ihr zur Seite ging ein Arzt.

Man sah eine ziemlich große, schlanke und schöne Gestalt, einfach gekleidet, und in ihrem ganzen Wesen viel Anmuth und Eleganz. Ihr Gesicht war blaß, mit verweinten Augen, hatte aber einen merkwürdigen Ausdruck von Sanftmuth und Naivetät. Schwäche und Erschöpfung drückten sich in ihrem ganzen Zustande aus, und der Eindruck, welchen sie auf die Versammlung machte, war ein für ihre Person und ihren Proceß ungemein günstiger, obgleich der Beifall, den die interessante Erscheinung hervorrief, sich, ausnahmsweise, auf sehr discrete Weise aussprach.

Marie Morell wiederholte mit leiser Stimme, aber mit einer gewissen Festigkeit im Ausdruck, die schon aus der Anklageacte bekannten Aussagen, und der Präsident befragte sie über mehre nähere Umstände des Schreckensvorfalles in der Nacht vom 24. September:

Präsident: Sind Sie auch gewiß überzeugt, daß es La Roncière war, der Sie überfiel?

Marie: Ich bin dessen ganz gewiß.

Präſident: Ich brauche Ihnen nicht erſt vorzuhalten, welche Verantwortlichkeit Sie durch eine ſolche Erklärung auf ſich laden würden, wenn ſie nicht wahr wäre.

Marie: Ich bin meiner Sache gewiß.

Präſident: Sie haben Unrecht gegen Ihre Mutter gehandelt, daß Sie ihr nicht ſogleich Alles mitgetheilt haben.

Marie: Ich fürchtete, ihr Kummer zu verurſachen.

Präſident: Betrachten Sie La Roncière, und ſagen Sie, ob er es iſt!

Der Angeklagte ſtand von der Bank auf, und Marie Morell ſprach mit Feſtigkeit: „Ich erkenne ihn vollkommen; wohl iſt er es.“

La Roncière rief: „Ich proteſtire gegen dieſe lugenhafte Erklärung. Ich ſchwöre vor Gott und vor Menſchen, daß die Ausſage des Fräuleins von Morell falſch iſt.“

Noch erklärte La Roncière, er habe nie etwas der Familie Morell zu Leide gethan, und ſomit wiſſe er ſeinerſeits durchaus keinen Grund, weshalb ſie ihn ſo mit ihrem Haſſe verfolge.

Der Präſident fragte Marien: ob es denn nicht möglich wäre, daß ein Anderer als La Roncière zu ihr ins Zimmer gedrungen ſei? „Nein,“ rief ſie, „ich habe die vollkommenſte Ueberzeugung, daß er es war.“ Der Advocat der Angeklagten fragte: ob er ſeine Stimme verſtellt habe? „Nein; aber er ſprach leiſe,“ entgegnete ſie. Wie lange der Auftritt gedauert, wußte ſie nicht anzugeben, aber es habe ihr ſehr lange geſchienen. Sie behauptete, als ſie vier Tage ſpäter auf den Ball ging, noch die Spuren der Contuſionen auf Bruſt und Ar-

men gehabt zu haben, sie habe dieselben aber durch die Kleidung und ihre Handschuhe bedeckt.

Die dritte Sitzung am nächstfolgenden Tage fand erst gegen Mittag statt. Mariens Verwandte erschienen sehr niedergeschlagen; man erfuhr, daß sie nach ihrem nächtlichen Verhör von einem heftigern Krankheitsanfalle als je heimgesucht worden und noch jetzt im Fieber liege. La Roncière war tief bewegt, als sein Vater eintrat; er drückte ihm heftig die Hand, senkte die Blicke, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Die Vernehmungen der Zeugen betrafen im Ganzen nur Nebenumstände, auf die man aber in diesem Proceß beim Mangel an Beweisen über die That selbst großes Gewicht legte.

Mariens Bruder, Robert von Morell, als Knabe kein vollgültiger Zeuge, erzählte nur, wie er eines der anonymen Billette unmittelbar nach Samuel's Anwesenheit im Zimmer in seinem Atlas gefunden.

Ein Bedienter des Arztes in Saumur, Herrn von Becoeur, eines Hausfreundes der Morell'schen Familie, Martial Guichet, war als Zeuge erst später erschienen, um über einen Umstand zu bekunden, welcher es wahrscheinlich machen sollte, daß La Roncière der Verfasser der anonymen Briefe und der Bediente Samuel sein Helfershelfer sei. Am Abende des 23. September wartete Guichet vor dem Morell'schen Hause auf seine jungen Fräulein, welche bei Mariens zum Besuch waren. Während dessen sah er einen Mann im schlechten, grauen Mantel, einen Hut oder Czako auf dem Kopfe auf der Brücke spazieren gehen. Er kannte ihn nicht; aber zwei Ladenmädchen, die über die Brücke gingen, sagten: „„Sieh, da haben wir nicht gewußt, wer der Mann ist, der hier so lange wartet, es ist La Roncière.““

Zehn Minuten später kam Samuel aus dem Hause, sprach mit dem Mann im grauen Mantel und sagte zu ihm: „„Die gnädige Frau wird ausfahren; nehmen Sie sich in Acht, daß man Sie nicht sieht.““ Darauf zog sich der Mann im grauen Mantel zurück, trat aber wieder näher, als Frau von Morell's Wagen fortgefahren war, und sagte zu Samuel: „„Wie werden wir es machen?““ — Samuel antwortete: „„Ich weiß schon, wie wir uns zu helfen haben.““

Der Zeuge erschien verdächtig, weil er mit dieser Aussage erst so spät aufgetreten war. Guichet entschuldigte sich, daß er erst zufällig vor drei Wochen in den Zeitungen die Anklageacte gelesen, und da sich erst aller der Umstände entsonnen habe. Samuel stellte das ganze Factum in Abrede und behauptete, daß er zu jener Zeit im Bette gelegen habe. Ein anderer Bedienter des Morell'schen Hauses, Philibert, der sich zufällig unter den Zuhörern befand, bestätigte es, daß er Samuel am Abende des 23. September im Bette gefunden, aber erst nachdem er mit dem Wagen, der Frau von Morell ins Theater gefahren, zurückgekommen sei. Wann der Wagen zurückgekommen, ließ sich nicht ermitteln. Guichet behauptete, es sei um sieben, Philibert, es sei nach neun Uhr gewesen. La Roncière erklärte auf Befragen des Präsidenten: das Widersprechende in der Zeitangaben würdige schon zur Genüge dieses Zeugniß; übrigens könne er nicht zu gleicher Zeit vor dem Morell'schen Hause, wo ihn Guichet gesehen haben will, und im Theater gewesen sein, wo ihn der General bestimmt in seiner Uniform gesehen hatte.

Ein Mann von sanften und interessanten Gesichtszügen, Herr von d'Estouilly, der jetzt als Zeuge vernommen wurde, erregte, besonders bei den Damen, die

lebhafteſte Aufmerkſamkeit. Er war 29 Jahre alt; nur ſein kleiner dunkelbrauner Schnurrbart verrieth den Militair. Er ſchien ſehr bewegt. Außer dem, was wir ſchon wiſſen, ſprach er von einem Schreiben, welches er am 28. Auguſt 1834 mit dem Poſtſtempel Saumur erhalten, unterzeichnet: der Offizier, und worin ungefähr Folgendes geſtanden: „Ich bin weder Mann noch Frau, noch Engel, noch Teufel, und ich bin mehr zum Böſen, als zum Guten geneigt. Ich will Ihr Glück und das der Familie Morell ſtören. Als ich mit Marie auf einem Sopha plauderte, habe ich ihr geſagt, daß wir ſehr vertraute Freunde wären. Da ich ſah, daß ſie meinen Worten Aufmerkſamkeit ſchenkte, fuhr ich folgendermaßen fort: D'Eſtouilly hat nicht die Abſicht, in Saumur zu bleiben. Er wird bald abreiſen, ſein Vater ruft ihn zurück, er hat Pläne mit ihm."

D'Eſtouilly hatte bald darauf auf einem Balle eine Unterredung mit Marie Morell. Er fragte ſie, ob Jemand ihr geſagt, daß er Saumur verlaſſen würde. Marie ſchlug die Augen nieder und erwiderte: „Man ſagt, Ihr Vater rufe Sie zurück." D'Eſtouilly fragte ſie: ob ſie ihm nicht die Perſon nennen könne, welche ihr dies geſagt. Sie ſchwieg. Als darauf La Roncière eintrat, flüſterte d'Eſtouilly ihr zu: „Das iſt er." Sie wurde ſehr roth, ſchlug die Augen nieder und ſagte ſehr leiſe: „Ja, mein Herr!"

D'Eſtouilly erklärte, er ſei der feſten Ueberzeugung, daß La Roncière der Verfaſſer aller der anonymen Briefe wäre. Noch mehr darin habe ihn der Umſtand beſtärkt, daß La Roncière, als er ſich einſt beklagt, daß man ſich ſeines Namens bedient, um d'Eſtouilly das Ausfoderungsſchreiben zuzuſchicken, in ſeinem Eifer ausgerufen: „Es iſt nichts leichter, als eine Handſchrift

könnten jene von neuem erwecken. Zufrieden, frei ihren Glauben in dem protestantischen Lande bekennen zu dürfen, waren sie es, welche am freisten dem Könige von dem kühnen Bekehrungsplane abriethen, ohne in ihm einen willigen Zuhörer zu finden.

Nur Churchill, der von Jahr zu Jahr in Gunst und Ehren gestiegen war, zeigte noch heut jene weltmännische Unbefangenheit, die ihn in seiner Jugend Glück und Unglück, wie Spiele des Zufalls, mit gleich heiterm Sinn betrachten ließ. Wie ein gedankenloser Jüngling haschte er umher nach Zeitvertreib, und schien im Genuß, den ihm der Augenblick bot, verloren, während doch einzelne Blitze seines Auges verriethen, daß noch eine Welt vor dieser Seele liege, daß er jetzt vielleicht nur träume um aus dem Traume zum Leben zu erwachen.

„Gedenkt Ihr noch, Churchill," sagte der König zu ihm, als der Zug sich näherte, „was Ihr mir nach dem Schiffbruch zutrankt? Wer, mit menschlicher Schwachheit, konnte damals dies vorausſehn?"

„Und wer, Sir, sieht voraus, was noch kommen wird?" entgegnete der Hofmann mit schmeichelhaftem Lächeln.

nachzuahmen. Schreiben Sie etwas, und ich will es auf der Stelle nachahmen."

D'Estouilly's Aussage hatte einen bedeutenden Eindruck auf die Versammlung hervorgebracht. Aber auf des Präsidenten Frage an La Roncière: ob er beabsichtige, d'Estouilly der Anfertigung der anonymen Briefe zu beschuldigen? verwies er auf seinen Anwalt, der indeß erklärte, erst den Schluß der Debatten abwarten zu wollen, um über eine Sache, welche für ihn und seine Partei noch ein undurchdringliches Geheimniß sei, sich auszusprechen.

Die beiden Secundanten beim Duell, der Lieutenant Ambert und der Lieutenant Berail, wurden nun vernommen. Der Erstere gab La Roncière das Zeugniß, daß er sich gut geschlagen; aber wenn er sagen sollte, daß La Roncière ein Ehrenmann sei, so spräche er gegen seine Ueberzeugung. Berail, welcher La Roncière secundirt, sagte: daß er dem Angeklagten, der in keinem guten Rufe bei seinen Cameraden stehe, nur ungern, und allein auf d'Estouilly's Wunsch secundirt habe. Ambert räumte ein, daß er zu La Roncière, ehe er von ihm das schriftliche Geständniß verlangte über die Autorschaft der anonymen Briefe, gesagt: er habe das anonyme Ausfoderungsschreiben mehren Personen gezeigt, und sie hätten seine Unterschrift erkannt, also helfe ihm das Leugnen nichts. Ebenso bekannte Berail: daß La Roncière, auch bei Ausstellung jenes schriftlichen Geständnisses, sich immer für unschuldig erklärt und geäußert habe, er mache nur, der Ruhe seiner Familie halber, diese Geständnisse. Er habe das aber nicht begriffen; da ein rechtlicher Mann nicht zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehme, um sich gegen Verleumdungen zu schützen.

Der Capitain Pacquemin bekundete, daß er und

seine Freunde nicht blos aus der Hand und der Unterschrift des Herausfoderungsbriefes den Verdacht geschöpft, sondern daß sie auch Ausdrücke in dem Briefe gefunden, die La Roncière besonders eigen wären.

Aus der Lage des Morell'schen Hauses und des betreffenden Schlafzimmers hatte sich die Vermuthung herausgestellt, daß der Einsteigende nicht durch eine von unten angelegte Stehleiter, sondern nur durch eine Strickleiter (und auch mit dieser wahrscheinlich nur in der Art, daß man sie von dem obern Mansardenfenster aus zum Herabsteigen gebraucht) gelangt sein könne. Es verlautete von der Existenz einer Strickleiter, welche ein Offizier in Saumur von La Roncière erhalten. Die Sache hatte ihre vollkommene Richtigkeit. Der Offizier, welcher sie von La Roncière erhalten, war derselbe Lieutenant Ambert, der als Zeuge gegen ihn auftrat. Zu einem gewissen Liebesverhältniß hatte er sich schon früher einer Strickleiter bedient. La Roncière, damals mit ihm befreundet, hatte sie für schlecht erklärt, und ihm darauf eine andere, die er noch besitze, angefertigt. Der Präsident hielt sich nicht für befugt, weiter in die Privatgeheimnisse des Zeugen einzugehen; und da derselbe versicherte, daß er diese Strickleiter lange vor dem betreffenden Attentate von La Roncière erhalten, daß er dieselbe, wie immer, so auch in der Nacht nach dem 23. September in seinem Verschluß gehabt, und daß sie nur gebraucht werden könne, wenn eine andere Person im Zimmer im Einverständniß sei, so zerfiel dieses Indicium gegen La Roncière bis auf die Gewißheit, daß er ein Mann sei, welcher einiges Geschick in der Verfertigung von Strickleitern besitze.

Zu Gunsten La Roncière's sagten die Demoiselles Rouault, in deren Hause er in Saumur gewohnt, daß

er am 23. Sept. um 10½ Uhr Abends in voller Uniform nach Hause gekommen sei, und sich die ganze Nacht hindurch nicht wieder entfernt habe. Die eine Schwester, Elise Rouault, versicherte, daß sie alle Abend die Hausthür verschließe. Dem widersprachen aber andere Hausbewohner, und Annette Rouault mußte einräumen, daß sie einen Brief an La Roncière nach Paris geschrieben, ohne doch in einem nähern Verhältnisse mit ihm gestanden zu haben.

Noch bekundete ein Advocat Carreau aus Saumur, daß La Roncière, der ihn oft zu jener Zeit um Rath angegangen, immer gegen ihn seine Unschuld betheuert und ihm versichert habe, wie er jenes schriftliche Geständniß, nur gegeben habe, um das Aufsehen eines Processes zu vermeiden, der seinem alten Vater vielen Kummer gemacht haben würde.

In der vierten Sitzung wurden die Sachverständigen vernommen. General Morell fehlte; er war in Folge erschütternder Gemüthsbewegungen krank geworden. Der Glasermeister Jorry aus Saumur wurde zuerst vernommen. Als Glaser im Morell'schen Hause war er am 28. September gerufen worden, um außer einer andern Scheibe eine in der Stube des Fräuleins einzusetzen, welche dort zerbrochen sei. Da sie aber noch schlief, kam er am andern Tage wieder. Er fand die Fensterscheibe zum Theil zerbrochen. Es war ein Loch im untern Winkel. Man konnte die Hand sehr gut durchstecken. Aber es würde, vermöge der Entfernung, sehr schwer gewesen sein, den Drehriegel zu erreichen und zu öffnen. Die Glasstücke lagen außerhalb, nicht innerhalb der Stube. — Nach der früheren Aussage des Glasers vor dem Instructionsrichter, war das Loch in der Scheibe zu klein gewesen, um nur die Hand durch-

zustecken. Jerry erklärte, er habe damals damit den Arm gemeint.

Eine Dienstmagd im Morell'schen Hause, Jessier, wollte die Fensterscheibe so zerbrochen und zersplittert gesehen haben, daß man recht gut die Hand durchstecken können. Auch sie hatte nichts von Glasscherben im Innern der Stube gesehen. Miß Allen, jetzt vernommen, sagte, daß sie am 24. September Morgens das Zimmer selbst reinigen wollen. Sie habe sich indeß an dem Tage damit begnügt, die Glasscherben, welche von dem zerbrochenen Fenster ins Zimmer gefallen, aufzulesen und in den Kamin zu werfen. Möglich übrigens sei es, daß Glasscherben nach außen gefallen wären. Dagegen sei das Loch in der Scheibe, nicht wie der Glaser behauptet, in dem vom Drehriegel entfernt gelegenen Winkel, sondern ganz nahe am Drehriegel gewesen, so daß durch dasselbe das Fenster leicht hätte eröffnet werden können. Der Glaser dagegen blieb bei seiner ersten Behauptung. Da die Scheibe erst am dritten Tage wieder eingesetzt worden, schlief nach Miß Allen's Versicherung Marie Morell in der Zwischenzeit in der Stube und dem Bette der Gouvernante.

Der Architekt Girand, von Gerichtswegen beauftragt, einen Plan vom Morell'schen Hause aufzunehmen, legte sein Gutachten dahin ab: daß, wenn der Fremde auf einer Strickleiter in das Schlafzimmer gekommen sei, dies, nach Aller Uebereinstimmung, nur vermittelst einer aus den obern Mansardenzimmern herabgehängten Strickleiter zu bewirken gewesen. Von diesen obern Mansardenzimmern war das eine leer, das andere von dem als der Theilnahme verdächtigten Bedienten Samuel bewohnt. Aber weder am, noch im Zimmer des Fräuleins, noch an den Fensterbrüstungen der Mansarden war irgend eine

Spur von der Anlegung einer Strickleiter oder von irgend einer andern Vorrichtung, durch welche man in das Zimmer steigen können, zu entdecken gewesen. Die Fenstervorsprünge vor Mariens Fenster waren mit weißem Kalk bestrichen, aber es waren weder Schrammen, Risse noch Blutspuren zu finden. — Möglicherweise, bemerkte der Sachverständige, hätte man sich einer hölzernen Leiter bedienen, und die äußeren Enden derselben umwickeln können, um an der Mauer keine Spuren zurück zu lassen; aber das hätte viel Zeit erfodert, und bei der Schnelligkeit, mit der man bei einem solchen Unternehmen zu Werke gegangen sein müsse, und besonders bei der Nacht sei dies beinahe unmöglich gewesen.

Es war bekannt geworden, daß Marie Morell, ehe sie sich den Aerzten entdeckte, Blutegel nach ihrer Mishandlung gebraucht. Miß Allen ward von den Geschworenen befragt, ob sich bei der Operation noch eine andere Person befunden? Sie erklärte, selbst dabei zugegen gewesen zu sein und hülfreiche Hand geleistet zu haben. Ein Geschworener fragte, wie es zuginge, daß man beim Anlegen die Wunde nicht bemerkt, welche Marie in der Nacht erhalten haben wolle? Die Gouvernante erwiderte, daß ihr Fräulein die Blutegel sich selbst gesetzt und sie ihr nur hülfreich dabei gewesen sei, besonders um das Blut zu stillen, da sie sich deren mehrmals und viele zugleich, ein Mal sogar 16 Stück gesetzt habe. Uebrigens wäre ihr Fräulein früher immer vollkommen gesund gewesen und hätte nie an einer Krankheit gelitten, welche der, von welcher sie jetzt befallen, ähnlich gewesen.

Die Sachverständigen wurden hierauf über die anonymen Briefe noch ein Mal vor Gericht vernommen. Herr Oudard, der mit Herrn von Saint Omer zur ersten Commission gehörte, versicherte, mit der äußersten

Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen zu sein. Doch kenne er nur 11 dieser Briefe und das kleine Billet, unterzeichnet Marie von Morell. Nach genauer Untersuchung habe er nun als erstes Resultat gefunden: daß alle 11 und jenes Billet von einer und derselben leichten, gewandten und im Schreiben geübten Hand sind. Das „Marie von Morell" unterzeichnete sei frei, natürlich und mit rascher Feder geschrieben, die andern Briefe seien von derselben Person geschrieben, aber mit verstellter Handschrift. Als zweites Resultat habe sich ergeben, daß diese Briefe nicht von La Roncière herrührten. Die Unähnlichkeit zwischen La Roncière's Handschrift und jenen bestehe nicht allein in der Form, sondern auch in der Bildung der Züge, in besondern Angewöhnungen und zumal auch in der Orthographie. Einer der Räthe bemerkte nochmals gegen den Sachverständigen, daß jenes Marie von Morell unterschriebene Billet kein wirklich von ihr herrührendes, sondern, nach dem Begleitschreiben, nur als eine Nachahmung ihrer Handschrift gelten solle. Nichtsdestoweniger beharrte der Sachverständige bei seiner Meinung, daß das Billet rasch, natürlich und ohne allen Anschein von Verstellung geschrieben sei.

Während der Instruction des Processes hatte Marie unter den Augen des Richters etwas schreiben müssen, was ihr dictirt wurde. Diese Probe und mehre ihrer geständlich selbst geschriebenen Briefe waren einer zweiten Commission von Sachverständigen, den Herren Miel und Durnerin vorgelegt worden, und Beide hatten ihr Gutachten abgegeben: daß dieselbe Hand sämmtliche anonyme Briefe geschrieben habe. Sie bestätigten diese Aussage vor Gericht, wie auch der Sachverständige, Herr v. Saint Omer, den obigen Aussagen seines Collegen Oudard in Allem beipflichtete.

Allerdings war dieser Umstand von der größten Wichtigkeit bei der Entscheidung des Processes. Denn stand als erwiesen fest, daß La Roncière die Briefe nicht geschrieben, oder gar, daß sie von Marie von Morell herrührten, so fiel das Hauptfundament der Anklage gegen den Erstern fort, und der Proceß nahm eine furchtbare Wendung zu Ungunsten der Letzteren. Man darf sich daher über die ungemeine Heftigkeit nicht verwundern, mit welcher die Partei der Ankläger gerade diese Schanze gegen die Angriffe der Sachverständigen vertheidigten, wenngleich ihre offenen Ausfälle gegen die letzteren nach unsern Ansichten sich mit einem geordneten Rechtsgange nicht vertragen. Der Zeuge, Lieutenant Ambert, der zur Bekundung ganz anderer, specieller Umstände citirt war, fühlte sich berufen, mit den Sachverständigen über ihr Gutachten zu rechten. Er behauptete, auf den ersten Blick in dem Herausfoderungsschreiben La Roncière's Hand erkannt zu haben, nur anfänglich habe er versucht, sie zu verstellen, aber am Schlusse sei er zu seinen Gewohnheiten zurückgekehrt; so sei das große R ganz sein R, Saumur auf der Adresse könne nur La Roncière so schreiben; dieselben Gedanken habe La Roncière's eigener Secundant beim ersten Erblicken des Schreibens gehegt. Ambert brachte noch zur Sprache, daß La Roncière, der eigentlich nicht zeichnen konnte, doch in Saumur Zeichnungen so geschickt copirt habe, daß man die Copie schwer vom Original unterscheiden konnte. Mit einer damals im Schwunge gewesenen Art von Zeichnungen, unter dem Namen Teufeleien, habe er, copirend, ganze Tage zugebracht. Außerordentlich geschickt in dergleichen Dingen, habe er Transparente zu Festlichkeiten verfertigt, gestickt und in weiblichen Handarbeiten sich versucht, zu denen sonst Männer wenig Geschick haben.

Mit welcher Heftigkeit der Zeuge auch seine Ansicht den Sachverständigen aufdringen wollte, blieben diese doch nur um so fester bei ihrem Gutachten. Einem jungen, für seine Ansicht und Partei leidenschaftlich eingenommenen Lieutenant kann man dies Verkennen seiner Stellung verzeihen, aber auch der weltberühmte Berryer ließ sich mit dem einen Sachverständigen in die weitläufigsten Debatten darüber ein, daß dieser und jener Buchstabe mit Mariens Handschrift gar keine Aehnlichkeit habe. Der Sachverständige ließ es gelten; es komme aber darauf nichts an, da ein und dieselbe Hand die Buchstaben nicht immer ganz gleich mache. Vergebens boten die Advocaten der Kläger Alles auf, um diese Aussagen zu entkräften, die Sachverständigen blieben nur um so fester bei der von ihnen ausgesprochenen Ansicht, und nach dreistündigen Debatten mußte der Präsident befehlen, daß sämmtliche Briefe der Jury vor Fällung ihres Spruches vorgelegt werden sollten, damit sie sich selbst ihr Urtheil bilden möchte, und versprach es so einzurichten, daß das Zurückziehen der Geschworenen am Morgen erfolgen sollte, damit sie bei Tageslicht prüfen könnten.

Die Aerzte legten ein den Angaben der klagenden Partei mehr zusagendes Urtheil ab. Herr v. Becoeur, der Hausarzt der Familie Morell, bestätigte, daß Marie bis zum 24. September 1834 vollkommen gesund gewesen. Die Wunde aber hatte er nie untersucht, auch aus Zartgefühl nie mit dem Fräulein darüber gesprochen. Die Hebamme Duhamel hatte erst am 21. December, auf Befehl des Instructionsrichters, gemeinschaftlich mit dem Doctor Lherminier Marien untersucht. Beide bekundeten: die Narbe der Wunde gefunden zu haben, welche mit einem spitzen und schneidenden Instrumente gemacht worden. Die Narbe war 3 Linien lang und eine breit,

und Alles habe darauf hingedeutet, daß die Wunde geeitert habe. — Der Art Ollivier endlich beſchrieb die Nervenzufälle der Kranken und die Verſuche, die er gemacht, um ſich zu überzeugen, daß keine Verſtellung im Spiele ſei. Nach ſeiner Meinung ſei der ſchreckliche Krankheitszuſtand leider nur zu wahr.

Hiermit ſchloß die vierte Sitzung. In der fünften begannen, nach Abhörung ſämmtlicher Zeugen, die Reden der Advocaten, welche indeß einen weſentlichen Theil dieſes Proceſſes ausmachen, und mit zu dem außerordentlichen Aufſehen beigetragen haben, welches derſelbe in der ganzen gebildeten Welt erregt hat. Zur Vollſtändigkeit der Proceßgeſchichte gehörte es vielleicht, dieſe Reden in ihrer ganzen Ausdehnung mitzutheilen; da einige derſelben aber bis an 5 Stunden dauerten und die ganzen Kräfte der Redner ſelbſt erſchöpften, erlaubt der uns gemeſſene Raum nur Auszüge zu geben. Berühmt iſt Odilon Barrot's Rede als Ankläger La Roncière's, nicht minder als die ſeines großen politiſchen Gegners Berryer, der als Vertheidiger Marie Morell's auftrat. Beide erregten die äußerſte Bewunderung; in unſern Augen erſcheinen ſie jedoch nur als oratoriſche Prachtwerke, mehr auf das Gefühl als auf den Verſtand berechnet. Was noch zu beweiſen war, ſetzten ſie gewiſſermaßen als ſchon feſtgeſtellt voraus, — und der Stand, in welchen die allgemeine Meinung die Sachlage verſetzt, kam ihnen leider dabei zu Hülfe. Somit war es ihnen ein Leichtes, wo das gerechte Gefühl des großen Publicums, der Jury und der Richter ſchon auf ihrer Seite war, nämlich für die gekränkte Unſchuld, durch eine glänzende Darſtellung, auf der einen Seite den unverſchuldeten Leiden eines reinen jungen Mädchens, einer ehrenwerthen, tiefgekränkten Familie, auf der andern der unerhörten Freveltat eines

ruchlosen Böſewichts die Gemüther hinzureißen, die Geiſter zu betäuben, und über Klüfte vermöge der Phantaſie wegzuſetzen, wo in der Wirklichkeit die Brücken fehlten.

Odilon Barrot hub damit an, das vorliegende Verbrechen als eines zu denunciren, welches nicht allein die ganze Strenge des Geſetzes, ſondern auch das Brandmal der öffentlichen Meinung verdiene, indem es nichts Feigeres, Entehrenderes gebe, als ein Attentat, welches ſich an der Schwäche, an der Unſchuld, faſt noch an der Kindheit vergreife und im Dunkeln begangen, ſich mit Geheimniſſen umhülle. Beſonders gefährlich für das Gemeinweſen auch darum, weil es die Eigenthümlichkeit hat, daß es dem Opfer das Stillſchweigen zur Nothwendigkeit mache. Denn ſo abgeſchmackt ſei das Vorurtheil der Welt, daß das Opfer, welches zu klagen wagt, die Zweifelſucht und böswillige Auslegung von ſelbſt hervorrufe. Wehe zumal der Unglücklichen, die nicht durch einen ganz reinen und lautern Wandel vorher ſich Waffen gegen die Angriffe geſchmiedet hätte. Die vorliegende Sache ſei die aller Mütter, aller Familien. Jede Mutter, wenn ſie die Verhandlungen lieſt, könne ſich in ängſtlicher Beſorgniß fragen: Bin ich denn ſicher im Innern meines Hauſes? — Doch, es bedürfe nicht die Aufregung noch zu ſteigern, um für den Gegenſtand zu intereſſiren; im Gegentheil beſtehe die Schwierigkeit darin, der Aufregung Herr zu werden, ſich ſelbſt Ruhe, Mäßigung aufzulegen, „denn wir verlangen kein in der Leidenſchaft erlaſſenes Urtheil, ſondern wir fodern Gerechtigkeit".

Nachdem Odilon Barrot ſein tiefſtes Bedauern darüber ausgedrückt, daß er, deſſen ganzes Leben bisher der Vertheidigung von Angeklagten gewidmet geweſen, zum erſten Male als Ankläger auftreten müſſe, ſchilderte er die ſich gegenüberſtehenden Parteien: die Familie Morell,

„Der Herzogshut!“ flüsterte Jacob. „Die Zeit mag nahe sein.“

„Majestät,“ entgegnete der Lord, den Kopf in den Nacken werfend, „später, später! Der Kopf will noch wachsen; jetzt möchte er noch den freien Wuchs drücken.“

Der Zug war herangekommen, der König, die katholischen Pairs, Räthe und Officiere, hatten, ein unerhörter Anblick für den Engländer, ihr Knie vor dem Abgesandten des Papstes gebeugt, um den Segen zu empfangen. Der König erhob sich zuerst wieder, aber wie weit er umherblickte, nur eine Compagnie Irländer war niedergekniet; ringsum standen die bärtigen Grenadiere wie Mauern, und selbst Individuen, von denen er wußte, daß sie katholisch waren, hatten es nicht gewagt unter ihren Cameraden niederzufallen.. „Es soll anders werden!“ murmelte er zwischen den Lippen und faßte Churchill unter dem Arm, um mit ihm den Aufzug des Legaten in nähern Augenschein zu nehmen, während D'Adda mit einer anmuthigen, weniger dem römischen Prälaten als einem galanten Ritter ziemenden Leichtigkeit zu ihm vom Pferde gesprungen war.

„Was meint Ihr zu dem Schauspiel, Churchill?“ fragte der König.

„von der Niemand etwas Schlimmes weiß" und La Roncière, „einen harten, unverträglichen Charakter, kalt, boshaft, voll berechnender Tücke. Er war kein Spieler, nahm nicht Theil an Trinkgelagen, und mußte doch, ehe er 29 Jahre alt war, durch 7 Regimenter wandern. Ich habe in den Acten des Kriegsministeriums nachgesehen, warum man ihn so streng behandelte. Was fand ich? Nicht einen Fall, wo er gegen die Subordination gefehlt, sondern blos Mishandlungen gegen Untergebene. Bald hatte er einen Soldaten geschlagen, bald einen Stallknecht grausam gezüchtigt, bald sein Pferd mitten unter Frauen und Kinder gesprengt, bald einen Maire in seiner Amtskleidung insultirt." Um deshalb stand er in schlechtem Rufe, und als die Nachricht von den anonymen Briefen bekannt wurde, riefen alle seine Cameraden fast aus einem Munde: „das ist La Roncière!"

Der Redner ging über zu dem schriftlichen Bekenntniß La Roncière's. Der Besiegte schrieb dem Sieger die Bedingungen vor, er verlangte ein schimpfliches Geständniß, und der Sieger ließ sich demüthig dazu bereit finden. Welcher Mann von Ehre würde die Wahrheit schriftlich eingestehen, wenn man sie auf so beleidigende Weise wie d'Esouilly verlangte, geschweige denn eine Lüge! — Habe La Roncière hierbei das geringste Gefühl menschlicher Würde gezeigt? Er weine und tobe, wenn man seinen Muth bezweifelte, aber weine nicht, wenn man ihm schmähliche Bedingungen vorschreibe, sondern bekenne sich zu einem Verbrechen, dessen selbst ein Ehrloser sich schämen würde. Und La Roncière sei Offizier, dessen innerstes Leben die Ehre sein müsse, weil seine ganze Stellung auf Ehre sich gründet. Er überlasse Jedem, selbst zu entscheiden, ob es für ihn kein an-

deres Mittel gegeben, um Gefühl und Ehre seines alten, unglücklichen Vaters zu schonen.

Die Gründe, weshalb die Familie Morell so lange Zeit ein Schweigen über das Attentat beobachtet, was man verdächtige, läge in der Natur der Sache. Odilon Barrot verlas hier ein Billet, das der General Morell kurz nach dem Attentat geschrieben und welches einen ungemeinen Eindruck auf die Versammlung hervorbrachte. Aller Augen waren auf den General gerichtet, der vergebens seine Thränen zurückzuhalten suchte:

„O, Schande! Schmach! Fürchterliches Unglück! Erinnerung an ein Verbrechen, das mich ins Grab führen und den Untergang aller der Meinigen herbeiführen wird! Werde ich die Kraft haben, Das aufzuschreiben, was in dem tiefsten Innern der Erde begraben werden sollte? Das Ungeheuer, unterstützt von dem Elenden, den er bestochen hatte, ist in das Zimmer meiner Tochter eingestiegen, und hat dort Alles an ihr verübt, was die schändlichste Brutalität nur ersinnen kann. Dieser Dämon, den die Hölle zu unserm Unheil ausgespieen, hat noch sogar die Grausamkeit so weit getrieben, sich seines Verbrechens zu rühmen und uns selbst von allen Details seiner furchtbaren Schandthat in den anliegenden Briefen zu unterrichten, welche die bestimmtesten Beweise seiner Schuld enthalten und ihn aufs Schaffot führen könnten. Und ich habe, um mein unglückliches Kind nicht öffentlich zu entehren, das Alles verheimlichen, tausend Qualen, tausend Tode erleiden, die Pflichten meines Standes erfüllen und schreckliche Feste geben müssen. Marie, geliebtes, süßes Schlachtopfer; du, die mir das Liebste auf der Welt war, Engel an Reinheit, Hoffnung deiner Familie, Stolz deiner Aeltern, unschuldiges, auf die feigste Weise erwürgtes Lamm, wenn die Welt, in die du noch

nicht eingetreten warst, dich zurückstößt, so wird dir das Herz deines Vaters immer ein Zufluchtsort sein. Aber dieser letzte Zufluchtsort wird dir bald fehlen — dieses so gemarterte Herz wird der Kummer bald gebrochen haben! von Morell."

Das Gutachten der Sachverständigen griff er zuerst im Speciellen an, indem er, wie Ambert und Berryer, auf einzelne Aehnlichkeiten und Abweichungen hinwies; dann aber focht er die Zuverlässigkeit der ganzen Kunst an, und citirte Beispiele, wo Personen auf die Aussage der Handschriftskundigen wären verurtheilt worden, während sich später ihre Unschuld ergeben habe. Daß die Handschriftskundigen unter einander übereinstimmten, sei kein Wunder; sie hätten sogar seit 28 Jahren in Frankreich niemals divergirende Ansichten ausgesprochen, denn sie wollten das Vertrauen und ihre eigne Unfehlbarkeit nicht schwächen. Deshalb habe schon Dupin bei Gelegenheit eines berühmten Processes gesagt: gleich den römischen Auguren könnten die Handschriftskundigen sich eigentlich nicht ansehen, ohne aufzulachen. La Roncière's außerordentliche Geschicklichkeit in der Nachahmungskunst müsse übrigens die Zweifel heben, welche durch die Aussprüche der Sachverständigen in dieser Beziehung angeregt wären. Er hat, die orthographischen Fehler in den Briefen wohl ins Auge zu fassen. Wie sollte Marie Morell, wenn sie die Verfasserin gewesen, darauf gekommen sein, orthographische Fehler zu machen, da sie sehr richtig schreibe? Ein solcher Grad von Verschlagenheit sei nicht anzunehmen. Der Angeklagte schreibe dagegen notorisch unrichtig, und es fänden sich in den anonymen Briefen gerade die orthographischen Fehler, die man auch in seinen andern Schriften bemerke. „Man hat gesagt, der Styl sei der Mensch, und das ist wahr. Es ist leichter die

Handschrift eines Menschen als seinen Styl nachzuahmen, wenn dieser etwas Eigenthümliches hat." Odilon Barrot ging nun zur Untersuchung über, ob ein 17jähriges Mädchen, wie Marie Morell, einen solchen Styl und solche Briefe könne geschrieben haben.

Sie sei nie im Theater gewesen, habe keine Romane gelesen und das Lesen selbst nur aus der Bibel gelernt. Sie sei mit solcher Strenge erzogen worden, daß die Familie oft deshalb der Mutter Vorwürfe gemacht habe. Nun sei aber der Styl in den Briefen bald der eines Haudegens, der sich rücksichtslos der plumpesten Ausdrücke bedient, bald der eines Wüstlings, eines Roué's von gutem Ton, der mit Phrasen aus Komödien oder Romanen um sich wirft. Wie könne die 16jährige Tochter der Morell'schen Familie geschrieben haben: „Diese Hunde von Gläubigern drängen mich von allen Seiten. Hole sie der Teufel und mich mit." Wäre Marie Morell die Verfasserin aller der Briefe, so „brandmarken sie dieselbe, rief der Ankläger aus, denn sie wäre das merkwürdigste Ungeheuer, welches seit langer Zeit auf dem Schauplatze der Welt erschienen ist, ein Wesen, dem das Verbrechen angeboren ist, eine teuflischere Schöpfung als alle die, welche in neuerer Zeit die erhitzte Phantasie unserer Dramatiker ans Licht gefördert hat."

Odilon Barrot schloß sein Plaidoyer mit einer jener Declamationen, an das Gefühl gerichtet, welche die Zuhörer hinreißen, den Advocaten dort Ruhm verschaffen und nur zu oft von bestechendem Einfluß auf das Urtheil der Geschworenen sind: „Ich bin in die Alternative versetzt, entweder Marie Morell oder La Roncière zu verurtheilen. Als Mensch, als Familienvater, Allem gehorchend, was an Gewissen und Vernunft in mir ist, kann ich nicht schwanken. Meine Aufgabe ist erfüllt;

Sie, meine Herrn Geschworenen, haben zu entscheiden. Ganz Frankreich, vielleicht ganz Europa, erwartet mit einer Art ängstlicher Spannung Ihren Ausspruch. Es handelt sich hier nicht blos um eine Familie, um ein häusliches Unglück; es handelt sich um eine große moralische Lehre, es handelt sich gewissermaßen um die Sicherheit der Familien. Das unglückliche junge Mädchen, die Familie — es ist nicht mehr erlaubt, von ihrem Ansehen, von ihrem Reichthume zu sprechen, denn es gibt keine noch so niedrige, noch so arme Familie, für die jene nicht ein Gegenstand des Mitleids wäre — die Familie und das unglückliche Mädchen, sage ich, dürfen diesen Saal, wohin die strengen Pflichten der Ehre sie geführt haben, nicht, durch eine Freisprechung entehrt, verlassen, und es darf nicht aller Welt verkündet werden, daß es ein gewisses Verbrechen gibt, für welches Genugthuung beinahe unmöglich ist, und wo die Aufrufung der Justiz gewissermaßen Anlaß zu einer öffentlichen Entehrung wird. Meine Herrn Geschworenen, Sie werden Ihre Pflicht zu erfüllen wissen".

Schon in der folgenden sechsten Sitzung fiel ein Theil der Anschuldigungen, welche Odilon Barrot gegen La Roncière gehäuft, zusammen; denn der Lieutenant Ambert, welcher darüber Auskunft geben sollte, erklärte, daß er La Roncière erst seit seiner Ankunft in Saumur kenne. Herr Berryer erklärte daher, daß die Anwälte der Kläger in dieser Beziehung wol durch einen falschen Bericht getäuscht worden wären.

Chair d'Estange's Vertheidigungsrede, die sich mehr durch überzeugende Klarheit, durch richtige Argumentationen und durch die Wärme der eignen Ueberzeugung, als durch scharfe Angriffe auf das Anklagesystem auszeichnet, beginnt mit einem Satze, der vielleicht als Motto

zu dem ganzen Processe paßt: „Die Inquisition, meine Herren, hatte den Grundsatz, je scheußlicher ein Verbrechen sei, desto weniger bedürfe es der Beweise zur Verurtheilung. Wir finden diesen Grundsatz seltsam und gefährlich; aber wir Alle geben demselben unwillkürlich nach, wenn uns ein großes Verbrechen, wie dieses, erzählt wird. Wenn wir erfahren, daß ein schreckliches Attentat an einem schwachen Wesen, mit einer beispiellosen Grausamkeit und mit einer teuflischen Beharrlichkeit verübt worden ist, so nimmt Jeder Partei für das Opfer, und je edler wir denken, desto blinder ist unsere Entrüstung."

Auf den eigentlichen Inhalt dieser Vertheidigungsrede kommen wir bei der Beurtheilung des Falles zurück. Aber beachtenswerth ist die vorsichtige Wendung, mit der Chair d'Estanges in dieser ersten Rede — denn er sprach noch ein Mal — von der Vertheidigung in den Angriff übergeht. Er spricht von den anonymen Briefen: „Wer hat sie geschrieben? Wer verbreitet? Ein Vertheidigungsmittel bot sich uns vielleicht dar, aber man verschließt uns alle Ausgänge, man erklärt uns, daß ein Zweikampf auf Leben und Tod sei, daß entweder Marie von Morell oder La Roncière verurtheilt werden müßte. Dies ist das Einzige, was mich in dem Processe einschüchtern könnte. Wenn Sie mich aber auf diese Weise bei der Gurgel fassen, so sage ich blos: Mein Client ist unschuldig, er kann unmöglich schuldig sein!" —

In Berrver's Vertheidigungsrede für Marie Morell, in welcher er die von Chair d'Estange aufgestellte Ansicht, daß Marie Visionen gehabt haben könne, zurückweist, kommt der bedeutungsvolle Satz vor: „Wollte man La Roncière freisprechen, so müßte man die ganze Morell'sche Familie für falsche Zeugen erklären!"

In der siebenten Sitzung ward ein letzter Zeuge vernommen, der Lieutenant Soubam, welcher bekundete, daß La-Roncière noch am Tage nach dem Duell auf die energischste Weise seine Unschuld betheuert habe. Unter Andern hatte er geäußert: „Ich habe die anonymen Briefe nicht geschrieben, aber die Umstände sprechen auf so überwältigende Weise gegen mich, daß ich, wenn ich Geschworener wäre, mich selbst verurtheilen würde."

Die Vertheidiger der beiden andern Angeklagten beschränkten sich, darauf hinzuweisen, wie es durchaus an einem positiven Beweise sowol hinsichts einer Beihülfe, welche ihre Clienten beim Attentat geliefert, als sonst gegen ihre Rechtlichkeit gebreche.

Hierauf nahm Herr Chair d'Estange noch ein Mal zum Schluß das Wort. Er fühle, daß er, bei ermüdeten Kräften, die erschöpfte Aufmerksamkeit der Richter und Zuhörer kaum mehr wieder zu beleben hoffen dürfe in einem Kampfe, in welchem, Frankreichs beredtesten Männern gegenüber, er allein ihnen die Stirn bieten müsse. Er unterwarf noch ein Mal alle Punkte der Anklage einer strengen Prüfung und wiederholte Alles, was zu Gunsten La Roncière's sprach. Nur ein Zeugniß steht positiv gegen ihn: Marie Morell's aufrichtige, (—) bejammernswerthe Krankheit. Berryer hatte dieselbe mit seiner „seelenerschütternden Stimme" gemalt. Chair d'Estanges rief aus, er habe ihn bewundert, er habe sich der Thränen nicht enthalten können, er habe zu sich gesprochen: „sie ist unschuldig. Es ist unmöglich, daß sie mit kaltem Blute ihre Familie in Verzweiflung gestürzt haben kann — es ist eine moralische Unmöglichkeit, vor der ich mich beuge. Aber was beginnen? Mein Client ist ebenfalls unschuldig. — Wer erklärt das unerklärliche Geheimniß? Ich kann es nicht, ich

brauche es auch nicht. Ich war beauftragt, Ihnen zu ſagen und zu beweiſen, daß La Roncière unſchuldig ſei; ich habe mich meiner Pflicht entledigt, zu der einiger Muth gehörte, und vor der — ich nehme keinen Anſtand es zu bekennen — ich zuweilen gebebt habe." Aber es ſei ein ſchönes Recht des Advocaten, eine Sache, gegen die verblendete öffentliche Meinung zu vertheidigen, und wie der Prieſter zu dem von Allen Verleugneten ſagt: Ich werde dich freigeſprochen vor Gott ſchicken! zum Angeklagten zu ſprechen: „Ich werde dich freigeſprochen der menſchlichen Geſellſchaft zurückgeben."

Er rief die Geſchworenen auf, über das undurchdringliche Geheimniß zu urtheilen, indem er auf die verſchiedenen wunderbaren Erſcheinungen in Mariens Krankheitsanfällen anſpielte, welche wol die ſchöpferiſche Macht ihrer Phantaſie ins helle Licht, dafür aber ihr Urtheil über wirkliche Begebenheiten deſto tiefer in den Schatten ſtellen.

Die Rede hatte die außerordentlichſte Wirkung hervorgebracht. Die anweſenden Advocaten brachen in lauten Beifall aus. Der Präſident, ſelbſt von Rührung ergriffen, ließ Dem willfahren, was, aus dem überwältigenden Gefühl entſprungen, der herkömmlichen Ordnung entgegen war. Man drängte ſich von allen Seiten, Chair d'Eſtange die Hand zu ſchütteln und La Roncière dankte ihm durch einen langen, ſtummen Händedruck.

La Roncière's Vertheidiger hatte ſchon in der geſtrigen Rede eines Factums erwähnt, auf das er in ſeinen Schlußworten noch ein Mal anſpielte, ein Factum, welches aber bis da in den Debatten gar nicht zur Sprache gekommen war; weil, wie Chair d'Eſtange auf die Bemerkung eines der Geſchworenen erklärte, die Zeit zu kurz geweſen, um Zeugen darüber zu verhören. Indeſ-

sen verlangten die Geschworenen noch ein Mal zu hören, was davon bekannt geworden.

An einem Tage, einige Zeit vor dem Attentat, ging der Militärintendant von Saumur, Herr Briere, am Quai vor dem Hause des Generals vorüber. Als er Frau von Morell, die am Fenster lag, grüßte, bat ihn diese, zu ihr heraufzukommen. Die Dame erzählte dem Freunde des Hauses: sie habe vorhin am Fenster gesessen, als draußen ein Mann, in einen Mantel gehüllt, sich dem Fenster genähert und einige Zeichen gemacht habe, welche sie nicht verstanden. Als sie vom Fenster zurückgetreten, sei ihre Tochter außer sich zu ihr gekommen, und habe ihr erzählt, daß sie oben von ihrem Zimmer aus gesehen, wie jener Mann seinen Mantel abgeworfen, und sich in die Loire gestürzt habe. Einige Schiffer hätten ihn aber noch zu rechter Zeit gerettet. Herr Briere beruhigte Frau von Morell. Es sei doch möglich, daß der Mann nur zufällig sich an dieser Stelle das Leben habe nehmen wollen. Aber schon am nächsten Morgen ward Herr von Briere wieder zur Frau von Morell citirt. Sie sagte ihm: „Der Mann, der sich ins Wasser gestürzt hatte, hat mir einen anonymen Brief geschrieben, in welchem er mir sagt, daß er sich meinetwalben habe das Leben nehmen wollen."

An der ganzen Geschichte, erklärte Chair d'Estange, sei nun nichts Wahres. Alle Nachforschungen, die man angestellt, seien fruchtlos geblieben. „Niemand aber hat jenen Mann sich ins Wasser stürzen sehen, als — Marie von Morell!" Der Bediente und Mitangeklagte Samuel erklärte, als Zeuge vorgerufen, daß ihm damals der anonyme Brief an die Frau von Morell von einer unbekannten alten Frau gegeben worden; er selbst habe ihr auch den letztern überbracht. Die Anwalte der Mo-

rell'schen Familie behaupteten, daß das Factum, daß die Schiffer, welche den Unbekannten aus der Loire gerettet, nicht zu ermitteln gewesen, wenig oder nichts bedeute; indem die Nachforschungen erst 6 Monate nach dem Vorfalle angestellt worden, wäre es wol möglich, daß man den ganzen Vorfall wieder vergessen habe. Diesen Einwand ließ der Anwalt des Angeschuldigten nicht gelten: ein solches Ereigniß vergesse sich nicht in so kurzer Zeit, um so weniger, als die Schiffer auf der Loire für die Rettung Ertrinkender Prämien erhalten. Für mehre Lebensrettungen erhalten sie aber eine Verdienstmedaille. Sporns genug, jede That, welche sich dahin rechnen ließ, aufzunotiren. Das ganze Factum ist eine Fiction. „War das nicht vielleicht, rief Chair d'Estange, schon eine der Wirkungen jener Krankheit, deren Keim Marie Morell vermuthlich schon lange in sich trägt? Entscheiden Sie, ob nicht dasselbe junge Mädchen, welches einen Mann im Wasser gesehen haben will, der sich niemals hineingestürzt hatte, sich nicht auch durch ihre krankhafte Phantasie zu andern Irrthümern verleiten lassen konnte!"

Dieses letzte Argument des Vertheidigers schien nicht ohne Wirkung zu bleiben. Zwar trug der Generaladvocat in seinem Requisitorium auf La Roncière's Verurtheilung an — seine Aeußerung dabei, daß die Geschworenen bei der Verurtheilung zwischen einem fleckenlosen Mädchen und einem Cavalerieoffizier zu wählen hätten, erregte ein leises Murren — aber aus des Präsidenten Rede an die Geschworenen: „Sollten Sie in Ihrem Innern eine noch so leise Ungewißheit zu bekämpfen haben, so muß diese zu Gunsten des Angeklagten reden, und Sie müssen ihn freisprechen", konnte man einen Wink herauslesen, der mit jener Ansicht des Vertheidigers harmonirte.

„Ich dachte an die alte Komödie unseres wilden Genies; wo König Johann, seeligen Andenkens, ohne Land vor dem Kardinale kniet, um die Krone Englands, die ihm doch eigenthümlich gehörte, als Präsent des Papstes zurück zuerhalten."

Der König wandte sich unzufrieden zum Nuncius und unterhielt sich italiänisch mit ihm während der hergebrachten Begrüßungsformeln, und der ceremoniellen Vorstellung aller Edelleute, welche zur Gesandschaft gehörten oder sich derselben angeschlossen hatten. Auch der Wagen des Dechanten war jetzt vorgefahren. Er hielt zu den Füßen des Königs, der seine Verwunderung ausdrückte, daß der Insitzende nicht früher ausgestiegen sei. Die Heiducken flogen herbei, der Kutschenschlag wurde aufgerissen, aber der leere Wagen blickte den König an, ohne daß die verschüchterten Bedienten gewagt hätten, eine Erklärung über den Zusammenhang zu geben, der ihnen selbst nicht klar war. Sunderland hatte ihn indessen erfahren, oder mit scharfem Blicke errathen.

„Sir!" sagte er mit lauter Stimme, „dies ist der Staatswagen des Dechanten Alexander Tennison. Der Hochwürdige Herr, der schon so oft in Diensten der königlichen Sache seine gelehrte Feder

Die Geschworenen entsprachen nicht dieser Erwartung. Nach einer mehr als 6stündigen Berathung erklärten sie mit einer Majorität von mehr als 7 Stimmen La Roncière schuldig: gegen Marie von Morell einen Versuch der Nothzucht gemacht zu haben, der nur durch Umstände mißglückte, die vom Willen des Thäters unabhängig waren; so wie daß er aus freiem Willen ihr Wunden beigebracht; sprachen ihn aber von der Anschuldigung frei, daß diese Wunden eine 20tägige Krankheit der Verwundeten zur Folge haben sollten.

Samuel Guillieron und Julie Génier wurden ganz freigesprochen.

Das Publicum, auch das außerfranzösische, erwartete kein anderes Urtheil; denn seine Quellen waren die pariser Zeitungen, und diese waren nur der Wiederhall der öffentlichen Stimme in Paris. Man sagt, die Jury hätte sich Insultationen, wo nicht Schlimmerem ausgesetzt, wenn sie La Roncière freigesprochen. So sprach die Jury — man sieht, nicht ohne Bedenken — durch ihr Schuldig nur das Urtheil aus, welches die große Jury hinter ihr, das Publicum, längst gefällt hatte. Chair d'Estange's Worte über das Inquisitionsgericht bewährten sich auch bei diesem Volksgerichte. Die Scheußlichkeit des Verbrechens und die moralische Entrüstung über dasselbe, redeten dergestalt zum Schaden des Angeschuldigten mit, daß die dringende Vermuthung für den Beweis genommen wurde, ja diese Vermuthung, durch Umstände unterstützt, welche eher für die moralische Integrität der Richter sprachen, blieb noch da in Kraft, als der Gegen-

beweis in unserm Sinne der Vollständigkeit nahe geführt war.

Was ist bewiesen?

Diese Frage ist für den französischen Richter und Juristen von Ueberfluß; der Spruch der Jury, der zum unumstößlichen Rechte wird, genügt ihnen, und muß genügen; an seiner Rechtmäßigkeit zweifeln, würde zu einem neuen Verbrechen. Welche unausgesprochenen Zweifel sich in Frankreich regen, ob heut La Roncière als ein unschuldig Verurtheilter bei Einzelnen oder Vielen auf Bedauern Anspruch macht, ist uns unbekannt. In Deutschland erregte der Proceß ein ungemeines Interesse; sowol zuerst weil das Thatsächliche das Gefühl ergriff und Theilnahme und Entrüstung zugleich aufrief; demnächst aber, als die ruhige Beurtheilung eintrat, weil unsere Rechtsbegriffe sich mit dem Spruch der Jury nicht verständigen konnten. In demselben Oppositionsgeiste gegen das Juryverfahren, welcher durch zwei Jahrzehnte Seitens unsrer ältern Juristen sich in so mannichfachen Kritiken berühmter französischer Criminalfälle aussprach, hat man auch dieses Urtheil angefochten, und ist — sehen wir diesmal von den richtigen oder einseitigen und leidenschaftlichen Motiven ab — zu einem Resultate gekommen, mit welchem sich das von der Jury gefällte Urtheil nicht verträgt.

Was ist bewiesen? — Weder die Thäterschaft, noch das Motiv, noch die Thatsache selbst. Es ist nur ermittelt, daß der Angeschuldigte eine Person war, zu der man sich wol der That versehen konnte.

Unsre Geschichtserzählung ist den französischen Darstellungen entnommen, welche, im guten Glauben an den gerechten Urtelsspruch, der getreue Abdruck der Assisenverhandlungen waren. Schon darnach blickt heute für

den ruhigen Beurtheiler so Manches vor, was in der leidenschaftlichen Aufregung übersehen oder gering geachtet wurde. Aber die Acten sind damit nicht geschlossen. Bei der Fülle von Thatsachen, bei den Zeugenvernehmungen, welche, von der Hauptsache ab, in Seitenpfade sich verlieren, mußte Manches, was vor dem Instructionsrichter ermittelt und sonst bekannt worden, in den Debatten als anscheinend minder wichtig zurückbleiben, was andere Lichter auf eine merkwürdige Geschichte wirft, die dessenungeachtet wahrscheinlich doch für alle Zeiten in ein gewisses Dunkel verhüllt bleiben wird.

Hat La Roncière die anonymen Briefe geschrieben? — General Morell erhielt dergleichen Briefe schon ein Jahr früher, während er in Paris sich bei seiner Familie aufhielt: Die Ankläger legten keine davon vor, sie sollten verbrannt sein; doch hatte der General viel Aehnlichkeit in den Schriftzügen mit den spätern bemerkt. Sie betrafen die Miß Allen, welche viel zu jung für eine Gouvernante erklärt wurde, die Lehrer der Tochter und eine politische Gesellschaft, welche sich dem Hause des Generals gegenüber versammelte. Welche Gründe, welchen Zweck hätte ein La Roncière, und damals schon! haben können, in eine ihm fremde, gleichgültige Familie, und um Dinge, welche ihm nur gleichgültig sein konnten, sich in der Art zu mischen? Diese Art ist überall nicht Männerart.

Der erste Brief, der an Frau von Morell gelangte, ist derjenige, worin der angeblich in die Loire gesprungene Mann ihr erklärt, daß dieses ihretwegen geschehen sei. Das Factum, was der Sache zum Grunde liegt, ist

zwar oben in der Chair d'Estange'schen Rede genau angegeben, enthielt jedoch einzelne Färbungen, welche der Sache in unsern Augen eine noch entschiedenere Bedeutung geben, als der Vertheidiger damals vor den Gerichten auszusprechen wagte.

Frau von Morell spielte mit ihrer Tochter auf dem Fortepiano und sang. Jemand unter dem Fenster applaudirte. Als sie herantrat, sah sie einen Mann in bürgerlicher Kleidung, in einen Mantel verhüllt, der ihr unpaßliche Zeichen machte. Sie trat zurück. Kurz darauf ging Marie auf ihr Zimmer, angeblich um Noten zu holen. Bald darauf kam sie ganz erschrocken zurück und erzählte: ein Mann habe seinen Mantel abgeworfen und sich in die Loire gestürzt; aber Schiffer aus dem nahen Hafen wären in einem Kahne herbeigeeilt, hätten ihn herausgezogen und ans Ufer gelegt. — Darauf der Brief, den Samuel von einer alten Frau erhalten, und in welchem der Unbekannte in einer ausschweifenden Erklärung seiner Gefühle für Frau von Morell, ihr anzeigt, daß er sich ihretwegen ins Wasser gestürzt. Der Brief ward auf Rath des Nachbarn, des Inspector Briere, vernichtet; auch hatte derselbe schon am folgenden Tage Nachforschungen angestellt und nichts entdeckt. Die spätern haben ergeben, daß der Fall sich füglich gar nicht ereignet haben kann; er erscheint als eine Unmöglichkeit, und ein Märchen, und Marie Morell als eine Dichterin, aber hier nicht als eine Dichterin, welche nach der Natur copirte. Denn ein Mann, welcher sich so unverständig benimmt, daß er auf der Straße, unter dem Fenster den Gesang der von ihm Angebeteten vor allen Leuten beklatscht und ihr dann unpassende Zeichen macht, wird schwerlich im nächsten Augenblick von so innerer, tiefer Verzweiflung ergriffen sein, daß er, weil die Geliebte sich

vom Fenſter zurückzieht, — was ſie unter den Umſtänden wahrſcheinlich auch dann gethan hätte, wenn ſie ihn begünſtigen wollte — ſofort ins Waſſer ſpringt. Es iſt ein ungeſchickt erſonnenes Märchen, was eine ſehr jugendliche, mit der Welt unbekannte Phantaſie verräth.

Hat La Roncière zu Marie Morell beim Mittagstiſch geſagt: Sie haben eine ſehr liebenswürdige Mutter. Schade daß Sie ihr ſo wenig gleichen? — Er ſelbſt ſagt: wenn ich eine ſolche Unſchicklichkeit und Albernheit begangen, ſo hätte man mich doch auf der Stelle zum Hauſe hinauswerfen müſſen. Marie Morell iſt die einzige Zeugin dafür. Es iſt das nächſte Factum nach jener Phantaſie von dem ins Waſſer geſprungenen Liebhaber ihrer Mutter. Ob es auch nur Phantaſie, ob wahr iſt, wer entſcheidet das! Möglich, daß der wüſte, rückſichtsloſe Offizier ſich eine Aeußerung erlaubte, die Marien ähnlich klang, oder die ihre ſchöpferiſche Phantaſie ſich ſo ausbildete und zu einem Romane brauchte, der im Werden war und gewiß gegen die Abſicht der erſten Dichter zu der Tragödie allmälig anwuchs, welche Frankreich aufregte, die civiliſirte Welt in Spannung hielt und ihre und ihrer Familie Exiſtenz bedrohte.

Aber der Roman wuchs raſch und mächtig.

Ein nächſter anonymer Brief an die Baronin Morell, ohne Datum, lautete — wir theilen ihn ſo wie die folgenden im Original mit; zur Würdigung dieſer ſonderbaren Actenſtücke iſt es faſt unerläßlich, ſie in der ganzen Reihenfolge in der Urſprache ſich zu vergegenwärtigen:

„Je tremble de désir de vous faire connaître le nom de celui qui vous adore. C'est le premier sentiment doux qui ait rempli mon coeur, l'hommage doit vous en être agréable. J'espère bien que tout ce que j'ai écrit à Mademoiselle votre fille ne vous a pas

mécontentée; d'abord vous devez savoir que j'ai dit vrai et ensuite avant de le faire j'ai pris toutes les informations possibles pour savoir si vous l'aimiez, et ce n'est qu'après avoir été persuadé du contraire que j'ai commencé à la tourmenter. J'avais un grand projet en tête, je ne pourrais le réaliser ici, mais l'hiver lui sera funeste. J'ai écrit plus de trente lettres anonymes sur elle aux personnes qu'elle connait à Paris: à Mlle de B., qui est à Neuchâtel-en-Bray, à Mme du M., qui est à Ancy-le-Franc, et vous voyez que je sais tout au monde. Je serai aujourd'hui tout autour de votre maison; si je vous vois sortir, permettez moi de croire que vous acceptez l'hommage de l'amour respectueux de votre obéissant serviteur E. de la R."

Der anonyme Verfaſſer meldet der Mutter, nachdem er erfahren, daß ſie ihre Tochter nicht liebe, er wolle dieſelbe, durch Denunciationen hier und dorthin vermittelſt anonymer Briefe quälen. Iſt dies die Art und Weiſe, das Herz einer Mutter zu gewinnen, auch wenn erwieſen wäre, daß ſie ihre Tochter nicht liebt!? Selbſt wenn die Mutter eine ſolche Cannibalin wäre, daß ſie ihre eigene Tochter vor den Leuten verunglimpft wünſchte, ſo wird ſie ſich das nicht ſchreiben laſſen; am wenigſten eine Dame von dem Range und den Verhältniſſen der Baronin Morell. Um es wahrſcheinlich zu machen, daß La Roncière einen ſo albernen Brief geſchrieben, hätte eine Unterſuchung nicht über ſein ruchloſes Leben, ſondern über ſeine Verſtandesverirrung vorangehen müſſen. — Mag ihn der General nachher auf der Brücke, mag ihn ganz Saumur dort geſehen haben, es iſt das kein Beweis dafür, daß der Brief von ihm geſchrieben iſt.

Der 2., den Geſchworenen vorgelegte Brief, gleichfalls ohne Datum, an Marie Morell gerichtet, lautet:

„Mademoiselle, comme je ne sais pas si Madame votre mère vous fait part des lettres qu'elle reçoit, je m'empresse de vous dire que je vous ai voué une haine que le temps ne pourra affaiblir: si je pouvais vous hacher, vous tuer, je le ferais. Plus tard, ma haine aura des resultats qui ôteront tout bonheur, toute tranquillité à votre vie. Ce n'est pas une personne qui est gagnée dans votre maison, mais trois, je sais tout ce que s'y passe. Vous avez trouvé une lettre dans les rideaux, vous trouverez celle-ci dans le piano. Votre père sait une partie de tout cela, mais il n'a pas eu connaissance de ma lettre d'hier. Non; tout ceci n'est pas une plaisanterie: la mort serait pour vous un grand bienfait, car votre vie sera toujours misérable et tourmentée. R."

Ist dies die Sprache eines Roués, eines wüsten, Schulden machenden Cavalerieoffiziers: „es zwingt mich Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen meinen Haß gelobt, den die Zukunft nicht verwischen wird; könnte ich Sie zerhacken, tödten, ich thäte es", oder ist es die Sprache eines noch sehr ungeübten Romanschreibers oder einer — Romanschreiberin? Ein junger Taugenichts in La Roncière's Verhältnissen wird, wenn er einen solchen Haß gegen ein unschuldiges Wesen, wie Marie, empfindet — und schon diese Voraussetzung grenzt an Unmöglichkeit — thun, was er nicht lassen kann, aber es nicht breit und lang vorher schreiben, und nicht drohen, wo die Drohung nichts bezweckt.

Der 3., gleichfalls ohne Datum, ist an Miß Allen (geschrieben Mlle Hellen) gerichtet:

„On m'a dit que vous étiez une personne bien estimable, toujours la bible à la main. Avertissez donc Mlle de Morell, chrétiennement, qu'elle est la plus

désagréable personne du monde: je ne connais rien de plus bête et de plus commun. Quant à la mère, c'est l'idéal du charme. Quelle ravissante femme! Mon Dieu! quel contraste. La fille a le front ridé et l'air d'avoir dix ans de plus que sa délicieuse mère. Tachez donc de rendre Mlle de Morell bien pieuse: on se donne à Dieu, quand le diable ne veut pas de nous: elle est si effroyablement laide, qu'elle ne doit pas compter sur ce monde, ni à coup sûr sur un mari. Le bal de samedi était délicieux, mais gâté par elle. Peut-être serez-vous fachée contre moi: lisez dans la Bible le pardon des injures."

Wenn La Roncière der Verfasser wäre, so verschwände das Prädicat der Ruchlosigkeit, das man ihm beilegt, vor dem der Albernheit. Welcher Offizier, der an Hunden, Pferden, Mädchen, an Duellen und Mißhandlungen von Stallknechten sein rohes Vergnügen findet, würde sich in solchen kindischen, zwecklosen Insinuationen gefallen: „Sagen Sie Marien, daß sie die unangenehmste Person von der Welt ist; ich kenne nichts Dümmeres und Gemeineres. Ach, ihre Mutter, das ist ein Ideal von Anmuth. Mein Gott, welch' ein Gegensatz! Welche hinreißende Frau! Die Tochter hat eine harte, runzliche Stirn und sieht um 10 Jahre älter aus als ihre reizende Mutter!" So schreibt kein noch so gelangweilter Offizier der französischen Armee; es ist die Sprache, wie eine junge, intriguante Pensionairin in einer Mädchenschule sich etwa über ihre Mitpensionairinnen aufhalten könnte.

Der 4. Brief an Herrn d'Esouilly, mit dem Stempel der Stadtpost vom 8. September, lautet:

„Vous avez, il me semble, changé tout-à-fait de manière d'agir, et sans m'en prévenir, comment

voulez-vous que je vous serve? Plusieurs choses me font présumer que vous avez tout dit à Mme de Morell: je vous en fait mon compliment; c'était le moyen de mieux tourmenter Marie. D'abord, sa mère lui a fait une fameuse scène. C'était de votre part montrer beaucoup d'indifférence, et cela pouvait lui donner la crainte de ne plus vous revoir: mais j'ai pensé que l'accusation était bien faible, puisqu'elle ne portait que du trouble mal dissimulé. Je me suis procuré quelques mots de son écriture par mon ami, j'ai tâché de la copier, et je vous envoie le résultat de mes travaux: allez de suite porter la prétendue lettre de Marie à sa mère, dont la fureur alors sera au comble: on enfermera votre héroine, et nous rirons dans notre barbe, mon cher ami. Au reste je vous assure que je lui rends la vie dure: j'ai fait tenir dans la chambre, dans ses livres, des petits papiers, dans lesquels il est dit qu'elle est tout ce qu'il y a de plus laid, de plus bête, de plus désagréable, ce qui est très-vrai au moins pour moi, j'en ai fait mettre jusque dans son livre de prières: c'est diablement habile. Adieu, je taille ma plume pour vous dire des douceurs au nom de la pauvre désolée."

5. Brief. In dem letztern eingeschlossen. „Que vous étiez donc méchant de ne pas faire attention à moi; si vous saviez la contrainte, que cela me cause. Vous ne m'avez pas fait danser samedi, j'en avais tant d'envie! Je vois que vous êtes dur comme un rocher, et moi qui suis si tendre, vous me faites du mal. Je prie le bon Dieu de vous changer, mais il est aussi sourd que vous. Je vous aime bien, je vous assure: vous êtes si gentil. Marie de Morell."

Beide Briefe gehören zu dem großen Intriguen-

roman, den Emil la Roncière wol ſchwerlich zu erfinden und ſo kunſtreich durchzubilden der Mann war.

Der 6. ohne Datum iſt an den General Morell: „Général, j'ai voulu mettre le trouble et la discorde chez vous, je crains de n'y être point parvenu, et j'en suis malade de rage: je ne veux pourtant pas, que vous me croyiez homme à me contenter pour ma vengeance des lettres insignifiantes que vous avez reçues: non. J'avais employé tout ce que la calomnie avait de plus noir pour perdre la personne la plus innocente du monde. L'oeuvre était digne de moi, mais malheureusement Saumur était un mauvais théâtre pour une tragédie: vous et votre famille y êtes aimés et considérés, mes paroles n'ont été écoutées de personne. J'ai eu recours à un autre moyen: un homme qui ne dépendait nullement de vous, qui ne vous était rien, me parut le plus sûr instrument, je fus donc lui dire, que certaine personne m'avait dit qu'elle ne connaissait rien de plus malhonnete, de plus insipide que lui (M. d'E.) qu'elle avait été choquée qu'il se soit permis d'entamer souvent avec elle la conversation; enfin quand je crus mon pauvre homme bien choqué, bien monté, je lui écrivis une belle lettre anonyme, dans laquelle je lui parlais d'avances pretendues, et enfin je lui envoyais une lettre parfaitement imitée de l'innocente créature, que je voulais perdre, en l'engageant à la porter à Mme de Morell, qui, à ce qu'on dit, est tant sévère et aurait fait grand train. J'espérais que M. d'E., dont l'amour-propre m'avait paru blessé de tout ce que je lui avais dit, profiterait de cette bonne petite occasion de se venger. Mon espion m'ayant averti, que vous étiez en bonne intelligence, et M. d'E. qui a du reconnaitre mon écriture

ergriffen, hat es übernommen den Gesandten Seiner Heiligkeit zu Euer Majestät zu führen, ganz wie es einem so würdigen, königlich gesinnten Prälaten ziemt."

Der Nuncius ermangelte nicht mit wenigen Worten die Dienste des Prälaten zu rühmen. „Aber, wo ist er denn selbst geblieben?" sagte der König, sich nach ihm umblickend. „Hat er es für genug gehalten durch seinen leeren Wagen uns seine Aufmerksamkeit zu bezeugen?"

Sunderland hatte den Prälaten und seine Nichte wohl bemerkt. Er zog ihn aus dem Winkel, wo dieser sich verbergen wollte, hervor, und die Aufmerksamkeit des versammelten Hofes fiel auf Sir Alexander, der vergebens sein bestäubtes Reisekleid verschützte, dem ergangenen Rufe nicht Folge zu leisten, und sein schönes Mündel, das zwar eben so ungern, aber mit weniger Befangenheit in den glänzenden Kreis trat.

„Sir!" sagte Sunderland, für den in der Gegenwart der Majestät verstummenden Geistlichen, „Sir Alexander Tennison wünscht, wie er schon oft schriftlich getan, jetzt persönlich Euer Majestät seine Glückwünsche für das frohe Ereigniß des heutigen Tages zu Füßen zu legen. Nur in dieser

mal déguisée, me fuyant, je crois, qu'il est encore de cette canaille, qui ont de beaux sentimens parce qu'ils sont heureux, et qu'ils ont de l'argent dans leur poche. Voilà l'explication d'une comédie, qui aurait dû être une tragédie. Rendez grâce à mes créanciers: les mâtins me mettent l'épée dans les reins, que le diable les foudroie et moi avec! je ne puis m'occuper que d'eux et n'aurai pas une minute avant Paris, pour m'occuper de vous. Sur ce votre serviteur.

Mit einer durchstrichenen Unterschrift, welche einen gemeinen, zweideutigen Ausdruck enthält.

Auch mit der bestimmten, diabolischen Absicht, ihn aufs Blut zu kränken, wird kein Lieutenant mit einem solchen mädchenhaften Plauderton — mädchenhaft trotz der einzelnen eingestreuten soldatesken Roheiten — an seinen General schreiben: „Ich schäme mich, nicht weiter gekommen zu sein; ich bin krank vor Wuth." Das behält ein solcher Teufel für sich. „Ich hatte Alles angewandt, was die Verleumdung Schwarzes auftragen kann, um die unschuldigste Person von der Welt zu verderben. Das Werk war meiner würdig (!), aber u. s. w." Das sind Roman-Tiraden; zu wirklichen Redensarten aus dem Leben werden sie selbst nicht durch die Gläubiger und Teufel, welche, um dem Briefe einen Anstrich von Wahrheit zu geben, am Schlusse eingeschoben sind.

Der 7. Brief, vom 14. September mit dem Postzeichen, ist an d'Estouilly:

„Vous n'avez suivi en rien mes avis, vous les avez méprisés, tout cela crie vengeance: elle est commencée, mais il me faudra la mort pour l'assouvir. Cette jeune fille vous adore, je l'ai vue hier cachée à la fenêtre à onze heures du soir dans l'espoir de vous voir encore une fois. Au lieu d'avoir répondu

a cet amour de seize ans par la froideur de votre âge, qui l'aurait tant fait souffrir, la persévérance que vous mettez à aller vous ennuyer trois fois par semaine chez M. de Morell, vos fréquentes promenades sur le pont, tout cela peut faire croire à un cœur bien épris qu'on lui accorde l'amour pour amour: j'ai trop de confiance dans votre bon goût pour croire, qu'il en soit la moindre chose, mais vous pensez qu'une belle fortune peut bien embellir la laideur et la bêtise. Vous êtes aussi méchant que moi d'opposer votre esprit froid et calculateur à cette espèce d'adoration, qu'elle vous a vouée: mais ne vous bercez pas d'illusion, dans quelque temps cette jeune fille ne sera qu'une pauvre créature dégradée, objet de pitié pour tout le monde: si vous en voulez comme cela, alors on vous la jettera dans les bras, ses parens trop heureux de s'en débarrasser. Elle sera innocente et pure, c'est la seule chose que je ne puisse lui ôter: mais aux yeux de tous elle sera coupable. Tout cela, mon cher ami, aura lieu au mois de janvier, et vous en serez cause, car je veux bien vous tout dire: je l'aime comme un fou, c'est-à-dire son argent, et à ma manière. J'aurais voulu lui tourner la tête, son petit air dédaigneux m'a empêché de le lui dire, aussi je me vengerai sur elle de son amour pour vous. J'ai fait remettre dans la chambre par la personne qui m'est vendue, la lettre la plus humiliante, la plus outrageante. Depuis que vous avez eu la bêtise de tout dire à sa mère, elle est tourmentée et surveillée on ne peut plus: que les flammes de l'enfer la dévorent.

R."

Ein Brief, der, alles Unwahrscheinliche als möglich angenommen, wol von einem Intriguanten herrühren

könnte, nur von einem, welcher sich selbst sein Spiel unnützerweise verdirbt, weil er in schwatzhaftem Kitzel nicht schweigen kann. Aber es ist nur ein wohlbedachter Schritt weiter, um in einer andern Intrigue das Folgende, schon Vorbereitete zu motiviren.

Der General Morell, dem auch dieser Brief an d'Estouilly mitgetheilt worden, glaubte an seine Echtheit. Hierauf erfolgte am 21. Sept. La Roncière's Ausweisung aus der musikalischen Soiree. Dann, in der Nacht vom 23. auf den 24. Sept., das Attentat. Als der nächtliche Ehrenräuber fortgegangen war, fand sich auf der Kommode in Mariens Schlafzimmer folgender 8. Brief, an Frau von Morell:

„Mécredi 11 heure du matin. Vous seule saurez le véritable motif du crime que je vais commettre, c'est un bien grand crime que de troubler ce qu'il y a de plus pur au monde, mais j'ai soif de vengeance. Je vous ai aimée, adorée, vous m'avez repoussé par du mépris: j'aime mieux de la haine et je veux vous donner le droit de me haïr. Un jour je vous avais priée de sortir, et ce jour vous vous êtes recluse dans votre chambre. Au reste, l'amour qui me consume, qui me dévore pour vous, vous servira de vengeance: je souffre l'enfer: le misérable a eu l'imprudence de tout dire à M. de Morell. Je lui ai écrit que partout où je le rencontrerai, j'appliquerai sur sa face le sceau de l'infamie. Je l'attends sur le terrain. Adieu! je vous quitte, pour aller détruire votre existence; j'ajoute à cela que tout le monde à Paris saura la honte à Saumur, je pars et n'aurai pas la joie de vos douleurs, ainsi je me tairai: puissiez-vous souffrir pour moi moitié de ce que vous me faites souffrir."

Es ist derselbe Romanstil, nur sicherer, ausgebildeter.

Der 9. vorgelegte Brief iſt derjenige, welchen d'Eſtouilly am 24. mit der Stadtpoſt erhielt:

„Vous êtes un misérable, un lâche. Un autre que vous, après toutes les lettres que je vous ai écrites, serait venu m'en demander raison, au lieu de cela vous avez préféré aller me dénoncer au général. Je nierai tout, car tout ce que j'ai fait n'avait d'autre but, que de vous tourmenter, but auquel je suis arrivé. J'ai été content d'Ambert, mais vous, vous n'êtes qu'un poltron qui avez peur de votre peau: après avoir déshonoré votre épaulette, vous avez cru qu'en la jetant, on oublierait votre lâcheté! Si vous aviez du coeur, après cette lettre-ci vous m'appelleriez sur le terrain; mais misérable que vous êtes, vous ne l'oserez pas. Recevez l'assurance de mon mépris, un jour je vous appliquerai sur la face le sceau de l'infamie, nous verrons ce que vous ferez ensuite.

Emile de la Ron.....“

Auf dieſen Brief foderte d'Eſtouilly, auf ſeines Freundes Ambert dringenden Rath, durch einen höchſt beleidigenden Ausfoderungsbrief La Roncière, und das Duell erfolgte am ſelben Tage und in bewußter Weiſe; darauf die beiden Briefe vom 25. Sept. (in der Sammlung der 10. und 11.), in welchen La Roncière ſich als Verfaſſer der anonymen Briefe bekennt, und demgemäß, mit Urlaub, Saumur verließ.

Aber noch am 24., am Tage der Ausſtellung dieſer Bekenntniſſe, erhielt der General einen 12. Brief:

„Mécredi, 4 heures du matin. Eh bien! vous vous moquez, vous vous riez de mes lettres: la catastrophe vous prouvera que je suis plus redoutable que vous ne le pensiez; il faut que j'appelle toute ma haine à moi pour avoir la force de vous écrire.

Malheureux père, je suis entré dans la chambre de votre fille, j'y suis entré sans le secours de personne, par la fenêtre. Le bruit que j'ai fait en cassant le carreau l'a réveillée, elle s'est jetée à bas de son lit: je me suis jeté sur elle, je l'ai presque étranglée avec un mouchoir. La douleur l'a fait tomber par terre sans connaissance et couverte de sang. J'avais soif de son sang et de son honneur, j'ai eu tout. Après lui avoir ôté le dernier, après l'avoir rendue l'objet de reprobation, je me suis en allé sans être vu de personne. Ah! quelle nuit! Me voyez-vous, flétrissant une jeune fille évanouie et froide du froid de la mort. Dans la chambre à côté, une femme se tapait à se tuer le corps contre la porte que j'avais fermée au verrou, et me criait des malédictions. J'avais pris connaissance des lieux le jour, que Mme de Morell est allée à Allenne, pendant que votre fille était allée se promener avec son frère et Mlle Hellen, à l'aide d'une fausse clé je suis entré dans la chambre faire tous mes arrangemens; mon premier mouvement a donc été, d'isoler de tous secours en fermant la porte. Au reste, la souffrance physique lui a ôté la force de crier. Maintenant que tout est consommé, maintenant que je ne puis qu'espérer que votre fille aura un gage de son malheur, j'en ai la conviction, je vous dirai, que c'est Samuel qui a distribué toutes les lettres au prix de 5 francs pour chaque, argent que je ne lui souhaite pas de réclamer. Je lui avais promis 1000 francs, s'il voulait m'introduire chez elle d'une manière moins dangereuse que la fenêtre, il a refusé. Dans trois jours je ne serais plus à Saumur: à Paris vous verrez la honte de votre fille publique; ici personne ne le sait. Je crains l'attachement et le respect de

ces cochons de Saumurois et mes camerades qui sont si infames pour moi. E. de la Roncière."

Ein wichtiger Brief; einmal um deswillen, weil Niemand in La Roncière's Lage so schreiben würde. Er hat dem Vater seine Tochter vernichtet; der ruchloseste Barbar könnte also zufrieden sein, oder sich mit der Aussicht begnügen, daß er die That in Paris public machen will. Dieser raffinirte rachsüchtige Italiener detaillirt aber nach der Nothzucht und der Verwundung alle Einzelheiten, auch die unbedeutendsten, wie ein schlechter Romanenschreiber, oder wie eine Romanenschreiberin im kleinlichen Ausmalen großer Begebenheiten sich mit Lust ergeht, aber dadurch die Wirkung schwächt. Und ohne allen Zweck die viele Mühe, als den, den Leser des Briefes noch unglücklicher zu machen; was waren für den Vater alle diese Schilderungen in Vergleichung zu dem Unglück, was ihm wirklich begegnet war! — Aber ein anderer Zweck liegt sehr nahe, nämlich: einer Erzählung Glauben zu verschaffen, welche an und für sich ganz unglaubwürdig ist, und wofür kein anderer Zeuge auftrat als die 16jährige Marie Morell.

An demselben 24. erhielt auch Marie einen Brief, der 13. unter den vorgelegten:

„Mécredi au soir. Je suis le plus heureux des hommes. la fortune me sourit d'une maniere inespérée, vous voyez à quoi cela sert dans ce monde d'aimer le bien et le faire. Vous êtes la plus misérable des créatures, et l'homme qui a eu l'imprudence de s'élever pour vous est à moitié mort: tout cela par moi. Une joie frenétique s'empare de moi, mais il y a une autre pensée que je savoure, c'est que maintenant vous êtes complétement dépendante de moi: un lien affreux pour vous nous unira, et dans peu de mois vous serez obli-

grâce de venir me demander un nom pour vous et pour un autre: rien ne peut vous sauver de ce dernier degré d'avilissement. Voyez à quoi m'a porté un amour frénétique, je n'ai jamais eu de haine pour vous, vous inspirez généralement de l'intérêt, mais les mépris de votre mère m'ont rendu coupable de tout: qu'elle vienne à mes pieds demander grâce, et alors je consentirais peut-être à vous rendre l'honneur en vous épousant. Il n'y a que moi au monde qui puisse vous sauver d'une honte éternelle; en y consentant, ce sera encore une vengeance, car je sais que vous en aimez un autre. Croyez moi."

Der vollendete Romanenstil. Nach diesem Briefe wurde der Bediente Samuel aus dem Hause entfernt. Aber, nachdem er schon abgereist war, fand sich folgender

14. Brief, ohne Datum und Postzeichen:

„Vous croyez peut-être que ma vengeance est assouvie, non, madame, un amour comme le mien, un amour qu'on méprise, a besoin de bien du sang, de bien des larmes, de bien des tortures comme satisfaction. Je suis instruit de tout ce qui se passe chez vous: les bains de pieds, les sangsues, soi-disant pour Mlle Allen, vont leur train, ce sont d'inutiles précautions, mon parti est pris de faire tout savoir à Paris. Combien vous seriez aimable d'avancer votre départ! je vous en saurais un gré infini. Je crois que ce que j'ai dit à votre fille ce matin aura fait de l'effet, on m'a dit, que depuis ce moment elle était bien pâle. bien larmoyante. Vraiment, j'ai eu hier un moment de terreur, je croyais l'avoir tuée, et mon but aurait été bien manqué; je ne vous aurais pas rendu tout le mal que vous me faites. Votre fille vivra, mais il n'y aura pas de vie plus affreuse que la sienne; car si elle ne

devient pas grosse, malgré cela, jugez ce que c'est pour un coeur jeune et pur, pour un coeur qui aime pour la première fois, car je ne puis douter de son attachement pour M. d'Est. de se voir souillée par un misérable comme moi, et de ne se sentir plus digne d'aimer: j'en frémis. — Mais vous, vous avez fait tout le mal. E. de la R."

Auf dem 15. Briefe stand der Poststempel Saumur 12. Oct. 1834. Er war wieder an die Baronin adressirt:

„Quinze jours de tranquillité vous font peut-être croire que je suis repentant, confus, et que jamais vous n'entendrez parler de moi; détrompez-vous: je sais tout ce qui se passe dans votre intérieur, je connais toutes les souffrances de votre fille, en un mot, je suis en correspondance avec quelqu'un de votre maison. Ne voulant pas que vous sachiez où je suis, j'ai envoyé cette lettre à cette personne en lui disant de la remettre à la petite poste de Saumur. Je connais tous vos projets de vengeance contre moi, vous pouvez me forcer à quitter la France, mais alors ma colère vous poursuivra avec plus d'acharnement; mes relations avec des hommes qui n'ont rien à perdre, des hommes avec lesquels je forme une espèce de confrérie, me donnent le moyen de vous faire poursuivre partout, et dans tous les pays. J'attends avec impatience votre départ de Saumur, où la position élevée de votre mari m'interdit les moyens pour commencer. Rappelez-vous, que vous n'avez plus le droit de vous occuper de mes menaces. Il serait pourtant un moyen de détourner l'orage qui gronde au-dessus de vous; ce moyen je l'ai indiqué dans ma dernière lettre. Je consentirais à épouser votre fille: ma triste position de fortune m'empêcherait de m'opposer à ce qui doit être l'objet de

tous vos voeux. Je dois même avouer que tel avait été mon plan primitif, j'ai d'abord voulu la compromettre avec M. d'Estouilly, pensant qu'il se vanterait de sa bonne fortune et qu'il montrerait sa lettre. Je comptais la défendre pour vous imposer des obligations. Lui ne s'y étant pas prêté, j'ai été obligé de recourir à d'autres moyens. L'amour que je sentis naître pour vous la première fois, que je vous ai vue, s'étant développé et aigri par vos insolens mépris, la vengeance et l'intérêt ont tout fait. Maintenant, je veux entièrement satisfaire l'un et l'autre. J'ai eu un moment d'inquiétude, mon correspondent m'avait écrit à la flèche vous avoir entendue parler avec votre mari de mariage, j'ai craint un moment que votre projet ne fût de vite marier votre fille avant le dénouement. J'ai appris depuis qu'il n'y avait rien de semblable. Au reste, j'aurais dû penser qu'il y a de ces choses qu'une mère coquette, et un père avare ne font jamais, même pour sauver leur fille de la honte; mais ce serait le comble de l'horreur, si votre fille consentante, vous me la refusiez (avec une belle et bonne dot, s'entend) votre crime alors serait plus affreux que le mien. Si je lui ai ôté l'honneur, vous refusez de le lui rendre, quand vous n'avez à faire pour cela qu'un sacrifice d'argent.

Pensez y bien, que comptez-vous faire le jour où tout sera public? Comptez-vous aller vous cacher dans une autre partie du monde? Vous pouvez encore être tranquille et heureux par moi. — Adressez votre réponse chez mon père. E. R."

Der Roman hat seine Höhe erreicht; aber damit kein Ende. Er muß daher eine neue Wendung bekommen; der angebliche La Roncière trägt sich als Gatte

für die angeblich von ihm Gemißhandelte an. Es ist Charakter in dem Fortgang der Intrigue; doch aber soukt noch unverdaut Romanhaftes in der Meldung von einer geheimen Brüderschaft, die ihn zum Mitwisser von Allem mache, was in Saumur sich ereignet. Es ist so interessant, Alles wissend, überall sein Ohr, sein Auge habend, und zu erscheinen mitten in den Familienkreisen, im Zimmer, im stillen Schlafgemach, und doch verborgen zu bleiben, ein Räthsel dem Geängsteten. Ein Theil unserer jetzt beseitigten Romantik basirt auf diesem Kitzel; und wenn, was ein Spieß und der junge Zschokke in aller Breite ausbeuteten, selbst einem Goethe in seinen reifen Jahren der Benutzung werth schien, was sollte es nicht auch eine junge Französin anregen, zu ihren speciellen Zwecken damit ein gefährliches, aber interessantes Spiel zu spielen?

Am 21. October fand man Marie Morell ohnmächtig mit dem zerknitterten Billet, dem 16. Briefe, in der Hand in dem dunkeln Cabinet neben ihrem Schlafcabinet. Es lautete:

„**Pendant que vous vous croyez en sûreté, les plus grands malheurs se préparent pour vous: ce que vous aimez le plus au monde, votre mère, votre père et M. d'Estouilly n'existeront plus dans quelques mois: vous m'avez refusé, je m'en vengerai d'abord sur lui.**

E. R.“

Seitdem wurde sie krank. Ein 17. Brief, datirt Saumur 23. Oct. 1834, gelangte an Frau von Morell:

„**La méchanceté avec laquelle on me poursuit sera punie cruellement. Je connais toutes vos manoeuvres perfides, je m'en garantirai; tâchez d'en faire autant.**

L'homme gagné dans votre maison m'aidera de tout son pouvoir, et il y a quatre êtres en ce monde

Absicht hat der würdige Mann seinen, so fruchtreichen Studien gewidmeten, Landsitz verlassen; ein ehrenwerthes Beispiel allen anglicanischen Geistlichen in loyaler Unterwürfigkeit gegen den Willen Seiner Majestät zu geben. Möge er viele Nachfolger zählen!"

Große Momente adeln auch schwache Seelen und leihen Männern oft eine Kraft, an der sie in andern Verhältnissen selbst gezweifelt hätten. Sir Alexander hatte im Angesicht der Majestät einen Muth gesammelt zu einer Rede, von der selbst Sunderland späterhin zu ihm bedauerte, daß kein Schnellschreiber sie zu Papier gebracht habe. Weitläufig ließ er sich aus, wie er mit dem Gesandten „des hohen Fürsten in Rom" zusammengetroffen, wie er ihm seine Dienste aus keinem christlichen und loyalen Standpunkte verweigern können, wie er immer den Dienst gegen den Gesalbten des Herrn im Auge behalten. Durch eine geschickte Wendung kam er auf den Zweck seiner Reise, und ging dabei mit möglicher Schonung gegen den päpstlichen Nuncius alle Glaubens- und liturgischen Lehren der hohen Kirche durch, nicht ohne die Controversen mit den Sectirern und auch die, jedoch mit größerer Vorsicht, mit der römischen Kirche zu berühren. Er

qui verront ce que part un homme poussé à bout; j'ai déjà avec bonheur trempé mes mains dans le sang de deux. Où nous en sommes: il n'y a plus d'arrangement possible, et ce n'est pas la peine de dissimuler; je n'ai pas fait autre chose que d'assassiner votre fille: mon intention était de lui donner une maladie affreuse qui l'eût fait succomber dans d'affreuses souffrances, je lui ai donné, dans certaines parties, d'affreux coups de couteau. Elle ranimait mon courage par ces mots: Si ma pauvre mère m'entendait pensant que, si elle vous avait raconté tout ce qui s'était passé, vous n'auriez pas manqué de croire que j'avais pleinement joui d'elle. J'ai voulu profiter de votre erreur pour m'assurer une fortune qui m'est fort nécessaire. J'avais la certitude de voir mes propositions acceptées avec reconnaissance: je ne crois même pas M. de Morell assez avare et vous assez coquette pour n'avoir pas fait part de mes propositions à votre fille, elle s'y sera refusée probablement pour le monstre qui fait échouer toutes mes entreprises. Maintenant vengeance, vengeance, sang, sang! votre auguste protecteur, M. Gisquet ne pourra vous protéger. Je vais commencer par faire remplir votre maison de lettres: à Paris, la mort."

Der Dichter des Romans hat immer größere Sicherheit gewonnen, dem Stile nach könnte man jetzt auf einen fertigen Roué schließen; aber die Umstände müssen mitgespielt und den Plan der Intrigue verändert haben. Marie Morell soll nicht mehr schwanger sein; der Verführer hat sie nur krank machen und verletzen wollen, um sie zu andern Zwecken in seine Gewalt zu bringen.

Jetzt war die gerichtliche Anklage erfolgt; La Roncière und Samuel waren in Paris am 29. October gefangen genommen worden. Da erhielt d'Estouilly, der

sich auf seines Vaters Gute bei Peronne aufhielt, ein Schreiben aus Saumur vom 28. November, unterzeichnet mit dem Pseudonamen Victoire Moyert (Brief 18), worin ein anderes Schreiben lag, unterzeichnet von La Roncière, angeblich aus Paris (Brief 19).

„Monsieur! J'ai reçu hier une lettre de M. de la Roncière, qui, ignorant votre adresse, me charge de vous faire parvenir la présente, ce que j'ai l'honneur de faire. Votre servante

Saumur, ce mécredi. Victoire Moyert."

„Paris, ce dimanche. Du fond de ma prison, sous le poids d'une accusation qui mène à l'échafaud, j'ai osé compter encore sur votre pitié, et je viens la réclamer à genoux. Je vous conjure, au nom de tout ce qu'il y a de plus sacré, de me ménager dans votre déposition. Ayant confié à plusieurs personnes, à Saumur, ce qui s'était passé la veille de notre duel, je crains que par leur indiscrétion cela ne vous soit revenu, et que vous n'en ayez conçu contre moi des projets de vengeance; mon affreuse position doit désarmer toute haine. Au reste, vous ne vous doutez peut-être pas que si j'ai commis un assassinat, c'est vous qui en êtes cause. J'étais amoureux de Mlle de Morell, et je suis entré dans sa chambre, à l'aide des domestiques, dans une tout autre intention que celle de l'assassiner, mais en me jetant sur elle pour l'empêcher de crier, je voulus lui faire dire qu'elle ne vous aimait pas. Malgré mes menaces; malgré mes coups, elle ne voulut jamais répondre un mot. Dans ma colère, je lui donnai un coup de couteau terrible; le bruit que je fis ayant éveille la personne qui couchait dans la chambre à côté, je n'eus qu'à fuir, sans avoir pu accomplir mon projet. Arrivé, je fis passer à la femme

de chambre, de laquelle j'étais en pleine jouissance pendant mon séjour à Saumur, un billet pour Mlle de Morell, dans lequel je menaçais votre vie. On m'a écrit que la vue seule de ce papier lui avait donné une fièvre cérébrale, qui l'a mise à la mort. Je suis encore en correspondance avec un domestique de cette maison, qui m'a écrit hier que ses parens avaient découvert la cause de son mal, lui en avaient fait de vifs reproches et lui avaient enlevé un certain dessin, et qu'elle était dans un état de santé, depuis votre duel qui l'avait tué de douleur, très inquiétant. Voila ma confession entièrement faite, il ne me reste plus qu'à demander grace pour mes crimes. Au nom des blessures de mon père, au nom de ses cheveux blancs, ménagez moi dans votre déposition. J'ai une si haute idée de votre honneur, que je ne vous demande pas de garder cette lettre pour vous seul: vous je vous confie: fiez que ce serait une preuve bien positive contre moi, et il y en a tant! Mon seul moyen de defense est de tout nier, ne m'accablez pas. Je me confie à vous, brulez cette lettre.

E. de la Roncière."

Briefe, wie dieſer, hätten die Vermuthung erzeugen können, daß ein La Roncière der Verfaſſer ſei, wären nicht die andern vorangegangen. Der oder die Verfaſſerin hatten nur durch lange Uebung die Sicherheit und Fertigkeit erlangt, welche ihnen zu Anfang ſo ſehr abging. Inzwiſchen ſind auch Inhalt und Stil, ja Geſinnung, wenn man davon reden darf, ganz andere geworden. Die Intrigue hatte, wie geſagt, eine andere Richtung genommen. Auf eine ſo ernſthafte, gerichtliche Unterſuchung hatte die intriguirende Macht nicht gerechnet; es nahte die drohende Kriſis eines gefährlichen

Spiels, und ihr mußte im voraus entgegengearbeitet werden. Man versuchte, durch Aufregung des Mitleids, durch Anrufung seiner ritterlichen Gesinnung den einen Mitankläger zum Schweigen zu bringen, und für den wahrscheinlichen Fall, daß dies fehlschlüge, präparirte man im voraus Das, was ohne dies erfolgen müßte, daß der Beschuldigte hartnäckig leugnen werde.

Marie hatte sich inzwischen etwas erholt. Sie hatte mit ihrer Mutter bei Verwandten auf dem Lande einen Besuch gemacht. Hier erschienen keine Briefe. Am 23. December reisten sie nach Paris. Die Frau, welche das Haus in Paris hütete, wußte selbst nicht genau den Tag, an welchem ihre Herrschaft zurückkehren werde. Es war ein kalter Tag; der Reisewagen war geschlossen. Darinnen saßen die Baronin, Marie, Miß Allen und ein Arzt; auf dem Bock draußen ein Bedienter. Als sie Sèvres, noch eine ziemliche Entfernung von Paris, passirten, bat Marie, das Fenster an ihrer Seite ein wenig zu öffnen. Nachdem es geschehen, kamen sie gegen 9 Uhr Abends in Paris an. Marie hielt den Arm, wie von ungefähr zum Fenster hinaus. Als der Wagen im Schritt um die Ecke bog, nach dem Morell'schen Hause, schrie Marie plötzlich: man bricht mir den Arm ab, riß den Arm zurück und ein zusammengerolltes Papier flog in den Wagen.

Ein Brief ohne Datum an die Baronin, von der bekannten verstellten Hand auf altes Papier und mit schlechter Tinte geschrieben, lautete also:

„Je me sens disposé à vous rendre un grand service. J'ai l'honneur de faire partie de l'agréable coterie qui entoure la chanoinesse du coin de la rue Saint-Dominique de ses soins et de ses hommages; je suis un de ses favoris, et comme les amis de nos amis

sont nos amis, je veux vous mettre au courant de tout ce qui se dit sur vous: écoutez. Les moins méchans disent que si vous eussiez été bonne mère, au lieu de livrer le nom de votre fille au mépris, vous eussiez fait des sacrifices pour la marier avec son séducteur, qu'il vous plait d'appeler son assassin: personne n'est votre dupe. Les méchans tout-à-fait disent que votre séducteur n'est pas le fils d'un Lieutnant-général, mais simplement votre valet, c'est le plus grand nombre. Enfin les bienveillans disent: Si l'assassinat est réel, et si Mme de Morell a du coeur, avant trois mois elle mariera sa fille pour faire taire les infames calomnies, qui courent sur cette pauvre jeune personne. Voilà ce qu'on dit de vous dans la Babylone moderne."

Marie erzählte, sie habe eine Frau gesehen, mit einer Mütze auf dem Kopfe. Diese müsse die Papierkugel hereingeworfen haben. Von den andern Reisegefährten hatte Keiner die Frau gesehen; auch fand man an Mariens Arm keine Spur einer erlittenen Gewalt.

An phantastischer Conception sieht diese Geschichte, womit die Reihe der anonymen Briefe schließt, derjenigen, womit sie anfängt, dem ins Wasserspringen eines Liebhabers, außerordentlich ähnlich. Wäre auch hier La Roncière der Dirigent hinter der Coulisse gewesen, er, der streng bewacht im Gefängniß saß, so würde man in der That erinnert an einen Abällino, Alten überall und nirgends, oder wenigstens an einen Vidocq, Charakterverwandtschaften, zu welchen in dem wirklichen Leben des schuldenmachenden Cavalerielieutenants sich wenigstens keine Spuren finden.

Hat Emil de La Roncière die anonymen Briefe geschrieben? — Zwei Commissionen von Sachverständigen haben erklärt: es ist nicht seine Hand, es sind nicht seine Schriftzüge; es ist eine verstellte Handschrift, aber herausblicken die Züge einer des Schreibens sehr kundigen, raschen, sichern, fließenden Hand, wogegen La Roncière eine ungebildete, schwere Hand schreibt. Jemand, der eine sichere Hand schreibt, kann sich wohl verstellen, daß sie unsicher scheint; Jemand, der richtig schreibt, kann aus Absicht falsch schreiben. Wer aber schwerfällig von Natur schreibt, kann nicht, und am wenigsten in so vielen Briefen, die Verstellung so weit üben, daß er sicher schreibe; und wer unrichtig aus alter Angewöhnung schreibt, wird nicht plötzlich, wo es eine Täuschung gilt, correct schreiben.

Aber die Cavalerieoffiziere, seine Cameraden, haben sogleich seine Handschrift erkannt! — Weil die Cavalerieoffiziere, seine Cameraden, La Roncière einer solchen That für fähig erachteten, weil sie glaubten und glauben wollten, er habe die Briefe geschrieben. Die Cavalerieoffiziere haben mehre Buchstaben, Eigenheiten, aus den Briefen herausgelesen, welche, für sie unbestreitbar, auf La Roncière's Autorschaft deuteten. Aber die Sachverständigen sind um so fester bei ihrer Erklärung geblieben, und haben gegen die Gründe der Cavalerieoffiziere ihrerseits viele andere aufgeführt, welche hier zu wiederholen zu weitläufig wäre. Es steht für uns fest, die Sachverständigen haben, nach der gewissenhaftesten Prüfung, die Handschrift positiv als nicht von La Roncière herrührend erklärt, und ihr Urtheil ist nicht widerlegt.

Aber doch durch das schriftliche Eingeständniß La Roncière's! — Hat dieses Glaubwürdigkeit? Wie La Roncière fortwährend, noch im Augenblicke, wo er es

ausstellte, und nachher, seine Unschuld behauptete und erklärte, nur aus Berücksichtigung seiner Familienverhältnisse es gegeben zu haben, wissen wir aus dem Obigen. Dennoch erschiene die Handlung so überaus leichtsinnig, daß sie fast dem angeschuldigten Verbrechen gleich käme, wenn wir über die Motive nicht eine genauere Darstellung hätten, als sie die Anklage gibt, und zugleich seine beiden Anerkennungsschreiben, die einen tiefen Blick auf den Seelenzustand des Schreibers gewähren.

La Roncière hatte auf d'Estouilly's beleidigenden Brief das Duell angenommen, aber er versicherte zugleich hoch und heilig, er habe den Ausfoderungsbrief (9.) nicht geschrieben. D'Estouilly, verwundet, verweigerte die Versöhnung und versprach nur dann die Sache als abgemacht anzusehen, wenn La Roncière erkläre, den Brief geschrieben zu haben. Dieser hatte nur den letzten gesehen, von den andern war ihm der Inhalt nicht mitgetheilt; dennoch weigerte er sich. Aber nachdem der verwundete d'Estouilly in seine Wohnung gebracht war, versicherten beide Secundanten La Roncière: sie hätten seine Handschrift erkannt, gleich wie drei Kunstverständige, denen die Briefe vorgelegt worden. Sämmtliche Offiziere wären derselben Meinung; es sei die Absicht, ein Ehrengericht niederzusetzen, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde seine Entfernung von der Schule die Folge sein. Käme aber die Sache vor den Procureur und ein Geschworenengericht, so würden sie ihr Schuldig aussprechen und wahrscheinlich würde er zu 6 Jahr Gefängniß verurtheilt. Auch am folgenden Tage wurden jene Versuche der Secundanten fortgesetzt, die auf falschen Thatsachen basirten. La Roncière betheuerte seine Unschuld; unter Ausbrüchen der größten Heftigkeit beklagte er sein unglückliches Geschick und brachte schlaflos die Nacht zum

25. zu. Es kam noch etwas hinzu, was La Roncière in dieser Lage schwer drängte. Schon vor seiner Sendung auf die Cavallerieschule hatte sein Vater einen Familienrath bei sich versammelt und dem ungerathenen Sohn ernstlich erklärt, er werde seine Hand völlig von ihm abziehen und ihn nicht weiter für seinen Sohn erkennen, wenn noch eine einzige, leichtsinnige Handlung ihm zu Ohren komme. Endlich, überwältigt, der Versicherung der drei Cameraden trauend, daß sie ein Schweigen über sein Geständniß beobachten würden und die ganze Sache als beendet ansehen, schrieb er, unter nochmaliger Betheuerung, daß er unschuldig sei und den Schritt nur thue, um seinen alten Vater nicht tödtlich zu kränken, folgenden Brief:

„D'après les preuves matérielles qui existent contre moi, preuves qui devant les tribunaux m'accableraient si je comparaissais, je crois me devoir au repos de ma famille, dont l'honneur serait entaché, mon pauvre père à la fin d'une carriere si brillante ne survivrait pas à cet affront, une condamnation contre moi rendrait trop amèrs ses vieux jours, enfin, monsieur, au nom de toutes les considérations possibles, je me fie à votre générosité, et espère que cette malheureuse affaire sera ensevelie dans l'oubli. Je désavoue toutes les expressions que les lettres que vous avez reçues contiennent, et, en m'en avouant le malheureux auteur, vous en offre mes excuses; agréez les, monsieur, et soyez assez généreux pour être discret.

Il m'en coûte de faire un pareil aveu, je n'y ai été poussé par aucune considération personelle, parce que pour moi ma carriere est perdue: c'est ma famille, au repos de laquelle je me dois, qui m'y décide, épargnez — la, telle est la seule prière qui me reste à

vous faire, et d'apres ce que vous m'avez dit hier, je crois compter sur vous.

J'ai l'honneur de vous saluer.

Saumur le 25 Sept. 1834. E. de la Roncière."

D'Estouilly war damit nicht zufrieden. Auch zu den andern Briefen — die man ihm nicht vorlegte, deren Inhalt man ihm nicht mittheilte — müsse sich La Roncière bekennen, alsdann Urlaub nehmen und Saumur verlassen.

Der Gebeugte, Gequälte schrieb folgenden Brief:

„Monsieur! Je croyais que vous deviez être satisfait d'après ma lettre de ce matin; vous m'accablez dans mes malheurs et vous me demandez de retracter des lettres dont vous me parlez. Je vais le faire: puisse cette démarche de ma part donner la tranquillité à ma famille. Je déclare donc être l'auteur des lettres anonymes qui sont parvenues au général, à Mme de Morell et à Mlle Marie.

Je déclare en outre avoir écrit à Mlle de Morell une lettre signée d'Estouilly, et à vous, monsieur, une autre lettre signée Marie de Morell.

Je viens de faire demander un congé et je quitte l'école cette nuit; et après cela j'ai lieu de penser, monsieur, que vous êtes satisfait, et que loin de chercher à nuire davantage à ma trop malheureuse famille, vous ferez votre possible pour que l'on parle de cette affaire le moins possible.

J'ai l'honneur de vous saluer.

E. de la Roncière."

Auch damit war d'Estouilly noch nicht zufrieden. Er sollte auch die Personen nennen, die ihm die Geheimnisse der Morell'schen Familie mitgetheilt und die Briefe verbreitet hätten. La Roncière erwachte wieder

zu einem männlichen Gefühl. Sich selbst könne er einer leichtsinnigen Handlung anklagen, die er nicht begangen, aber es wäre mehr als Niederträchtigkeit, einen andern Unschuldigen beschuldigen. Er weigerte sich entschieden, nahm Urlaub und verließ in der Nacht darauf Saumur.

Was beweist dies abgepreßte Geständniß? — Daß La Roncière ein Mann war, der, vom Bewußtsein einer schlechten Aufführung belastet, gedrückt von dem Ruf, in dem er bei seinen Cameraden stand, der freien moralischen Kraft entbehrte, sich aufrecht im guten Bewußtsein zu erhalten. Daß er aus Furcht, schuldig erkannt zu werden, wo er nicht schuldig war, eine Schuld bekannte, weil andere Schulden auf ihm lasteten. Das Schuldbewußtsein hat die davon Gemarterten noch zu ganz andern Bekenntnissen verleitet. Verfiel der verwüstete, leichtsinnige Mensch hierdurch in eine neue Schuld, so folgte die Nemesis auf dem Fuße, indem er unwissend sich durch das Anerkenntniß des einen schlechten Briefes zu dem andern noch weit schlimmern bekannte, und zugleich zu der Handlung der vorigen Nacht, welche im innigsten und nächsten Zusammenhange mit den Briefen steht, von der aber weder er noch Jemand in Saumur bis auf die Morell'sche Familie bis da Kenntniß hatte.

Sein Bekenntniß, wie es gegeben wurde, wie es sich verhielt zu den ermittelten Thatsachen vorher und nachher, fällt nach unserm Dafürhalten, als Beweismittel, ganz dahin. Womit ist dann seine Autorschaft bewiesen? — Durch nichts als durch den eifrigen Glauben seiner Cameraden, der Cavallerieoffiziere, der aber durch das Gutachten der Sachverständigen als völlig aus dem Felde geschlagen erscheint. Und fehlte dieses Gutachten, drückte es sich nicht so bestimmt aus, als es der Fall ist, so liegt im Inhalt, in der Schreibart der Briefe

selbst gestand sich nachher, nie mit größerer Freiheit und zugleich eindringender diesen ernsten Gegenstand berührt zu haben, hatte aber den Schmerz nach einer viertelstündigen Rede zu erfahren, daß die erlauchte Person, an welche sie gerichtet war, vielleicht auch kein Wort vernommen hatte.

Der Hof bestand aus den feinsten Frauenkennern, deren Augen, durch die trügerischen Schneiderkünste jedes Ballkleides dringend, über die wahren Formen und wahren Reize auf den ersten Blick sich im Klaren befanden. Die Damen, welche öffentlich am Hofe erschienen, waren seit Karls Zeiten einem jeden Hofmann so genau durch eigenes Glück oder vertrauliche Freundes-Mittheilungen bei Weingelagen bekannt, daß kein Mahl, keine falsche Locke, keine Pariser Wartirung, ja selbst kein Liebeshandel Geheimniß blieb. Wo die Schönheit ein solches Gemeingut geworden war, konnte nur Witz oder Neuheit reizen, und die Erscheinung einer frischen jugendlichen Gestalt, welche im bestäubten Reisekleide unbefangen unter den Großen des Reiches stand, mußte alle Blicke fesseln, wenn man auch nicht in Miß Annens Augen jene schelmische Klugheit gelesen hätte, die hier als die bewährteste Waffe der Schönen galt. Es kam dazu, daß Lord Churchill

ein faſt unumſtößlicher Beweis dafür: daß der Lieutenant Emil de la Roncière, wie er uns geſchildert wird, ein leichtſinniger, roher, verſchwenderiſcher, gedankenloſer, wüſter Offizier, mit Talenten, aber ohne Bildung, nicht der Verfaſſer dieſer albernen, kindiſchen Briefe ſein kann, welche, beſonders die erſten, die Feder einer noch weltunkundigen, ungeübten, aber mit voller Luſt und Lernbegierde ausgeſtatteten, ſehr jugendlichen Intriguantin verrathen.

Und wenn er nicht, wer ſchrieb die Briefe? — Vielleicht ein Dritter, welcher Marie, die Morell'ſche Familie und La Roncière zugleich verderben wollte. Davon iſt keine Spur; auch haben wir es hier nur mit La Roncière zu thun. Er iſt nicht der Verfaſſer; mithin fällt dieſes Fundament der Anklage gegen ihn zuſammen. Welche andere Beweiſe treten gegen ihn auf?

Aber der Frage nach der Thäterſchaft geht die nach dem Thatbeſtande ſelbſt vorauf. Was war geſchehen? Wo das corpus delicti?

Marie Morell erzählte: ein Mann ſei in der Nacht zum 24. September in ihr Fenſter geſtiegen, habe ſie niedergeworfen, vielleicht genothzüchtigt, gewiß aber geſtochen, gebiſſen, gekratzt, und ſei dann aus dem Fenſter wieder davon gegangen, auf dieſelbe Weiſe, wie er gekommen, als er das Geräuſch von Jemand gehört, welcher an der Nebenthür gerüttelt. Und in dem Manne habe ſie La Roncière erkannt. Derſelbe La Roncière habe ſpäter, auf der Brücke ſtehend, zu ihr hinaufgeblickt und ſie angelächelt.

Dies ist der Hauptbeweis für den Thatbestand des Verbrechens. Ein Zeugniß der Beleidigten selbst gegen den Beleidiger. Und in welchem Zustande legte sie es gerichtlich ab? In einem halbwachen. Denn so kann man doch nur die mitternächtliche Gerichtsscene nennen, in welcher die angeblich oder wirklich Somnambule in den wenigen lichten Stunden, welche ihre Krankheit ihr gewährte, ihre Aussage machte. Mit entschiedener Sprache, wie die Franzosen sagen, mit großer Naivetät; ein deutscher Referent sagt: mit großer Frechheit, sprach sie allerdings, aber nicht vor dem Tageslicht, sondern in dem mysteriösen, von Lampenschein erhellten Kreise, welcher so sehr zur That oder ihrer Erfindung paßte.

Aber die Erzählung kann, dieser Mängel im Proceß ungeachtet, doch wahr sein, wenn sie von andern zusammenhängenden Umständen unterstützt, getragen wird. — Diese andern Umstände fehlen aber nicht allein, sondern sie sprechen auch gegen die That.

Wenn die Anklage positiv dahin gegangen wäre, daß La Roncière das sechszehnjährige Mädchen genothzüchtigt hätte, so würde eine ärztliche Untersuchung darüber Licht gegeben haben. Aber einerseits ist diese sehr spät und mit einer, die zarten Standesverhältnisse berücksichtigenden Schonung erfolgt, andererseits scheint diese Anklage später zurückgenommen, als sich die befürchtete Schwangerschaft nicht einstellte; und sie war nur auf die im Allgemeinen angethane Gewalt gerichtet, auf das Niederwerfen, Binden, Drücken, Stechen, Beißen und Kratzen, indem man die specielle Gewalt nur als einen Versuch zur Nothzucht charakterisirte. Von dieser allgemeinen Gewalt haben sich bei der spätern gerichtlich-ärztlichen Untersuchung allerdings Spuren gefunden, aber so geringfügiger Art, daß ein junges Mädchen

sich dieselben füglich selbst, ohne zu große Ueberwindung, beibringen kann, während man anzunehmen berechtigt war, daß ein ergrimmter Cavallerieoffizier, der mit so diabolischen Racheplänen über ein armes junges Mädchen herfiel, und vorher dazu solche Anstrengungen gemacht, anders mit ihr verfahren wäre. Nur ein leichter Biß im Arm, eine kleine geiterte Narbe von einigen Linien am Schenkel fanden sich vor; keine Stiche, kein Schlag ins Gesicht, was doch in der Handlungsweise eines so grimmigwüthenden Menschen gelegen hätte. Auch der Umstand, daß Marie schon vier Tage später Morgens ein ländliches Fest und Abends im Ballcostume einen Ball besuchen konnte, spricht dafür, daß die Verwundung und Mishandlungen nicht so fürchterlich können gewesen sein.

Marie Morell's Beschreibung widerspricht sich selbst; sie legte dieselbe anders vor dem Instructionsrichter, anders gegen ihre Mutter, gegen den Vater und vor den Geschworenen ab. Das wäre aus ihren verschiedenen Affecten zu erklären. Aber sie ist zugleich in allen verschiedenen Ausgaben aufs Höchste unwahrscheinlich.

Durch das Fenster soll La Roncière gestiegen sein, also vermittelst einer Leiter von außen, von der Flußseite her. Aber das Haus, ein Eckhaus, liegt Aller Blicken ausgesetzt; es war Mondnacht, und dem Haupteingange des Hauses gegenüber befindet sich eine Militairwache. Die Schildwacht vor derselben dehnt ihre Gänge bis auf die Brücke aus, von wo sie die Seite des Hauses nach der Loire übersehen konnte, wo die Leiter angesetzt sein mußte. Es wäre eine unglaubliche Tollkühnheit des Offiziers gewesen.

Die Höhe von der Straße an der Loire bis zum Fenster in Mariens Schlafcabinet beträgt 28 Fuß. Mit einer Stehleiter konnte La Roncière nicht eingestiegen sein;

von dieser Annahme standen selbst die Ankläger ab. Aber man nahm an, daß er vermittelst einer Strickleiter aus dem Fenster der unbewohnten Mansarde über Mariens Cabinet (die andere Mansarde nebenan bewohnte Samuel) sich bis ans Fenster hinabgelassen habe. Die Höhe beträgt 14 Fuß. Aber das Schieferdach unter der Mansarde hat einen Vorsprung von 31 Zoll, darunter ist eine Blechrinne. Ueber beide hätte die Strickleiter gelegt werden müssen, und hätte dann noch 17 Zoll vom Hause abgestanden. Auf diese Weise hätte vielleicht ein geschickter Matrose hinabklettern, mit einem Fuße das Fenster einstoßen, und durch einen kühnen Schwung hineinspringen können: für einen Cavalerieoffizier, der an solche gymnastische Uebungen nicht gewöhnt ist, der noch dazu in der allerunbequemsten Kleidung erschienen sein soll — einen Capotmantel um den Leib, Militairmütze auf dem Kopf, ein seidenes Tuch um die Backen gebunden; ein Mal nach Mariens Aussage gegen den Bäcker ohne Beinkleider, ein anderes Mal mit einer Larve vorm Gesicht — grenzte aber dieses Manoeuvre an Unmöglichkeit. Zudem fand man, wie gesagt, weder in der neugeweißten Mansarde, noch an deren Fenster, noch am Dach, noch an der Blechrinne, noch am Fensterstock und Tritt unten die geringsten Spuren. Und Dachrinne und Dachvorsprung hätten durch das Ueberlegen einer von einem Manne beschwerten Strickleiter unverlöschliche Eindrücke zurückgelassen. Außerdem stellte man in Saumur Erkundigungen an bei allen Seilern und Besitzern langer Leitern, ohne einem verdächtigen Gegenstand auf die Spur zu kommen. Alle Leitern waren zu Hause gewesen. Zudem bekundet der Glaser, abgesehen von dem bestrittenen Umstande, daß das Loch in der Scheibe zu entfernt vom Wirbel soll angebracht gewesen sein, daß

er die Scherben der zerſchlagenen Scheibe nicht im Zimmer, ſondern außen liegend gefunden habe. Wenn ein Dieb die Scheiben einſchlägt, fallen ſie ins Zimmer, und wenn die Hausbewohner ſie auch dort aufheben, pflegen ſie doch nicht die Glasſtücken draußen auf die Fenſterbrüſtung zu legen.

Der Leutenant fiel auf das junge Mädchen mit den Worten los: er komme, um ſich zu rächen. Nachdem er ihr den Stuhl, daran ſie ſich hielt, entriſſen, faßte er ſie bei den Schultern und warf ſie zu Boden. Dann band er ihr ein Tuch feſt um den Hals. Dann ſchnürte er ihr einen Strick feſt um den Leib (wozu?), und dann entwand er ihr das Nachtkamiſol. Sie konnte nur noch ächzen; ſo feſt war der Strick angezogen. Wie er ihr das Nachtkamiſol entwinden können, nachdem er ihr den Strick um den Leib ſo feſt geſchlungen, iſt kaum zu begreifen. Wenn ihre Arme mit gebunden, ſo ging das Ausziehen gar nicht an; wenn ſie frei, ſo mußte er das Kamiſol entweder von unten zuerſt aus dem Strick und dann über die Schultern reißen, wobei eine ſchmerzliche Verrenkung kaum zu vermeiden war, oder von oben herunter, wobei Arme und Strick zugleich einen ſtarken, wenn auch nur paſſiven Widerſtand leiſten mußte. Jedenfalls konnte aber ſchon dieſe Operation nicht ohne vielen Zeitaufwand vor ſich gehen und mußte Geräuſch machen — welche Mühe koſtet es ſchon, ungebundenen Ohnmächtigen einen Rock vom Leibe zu ziehen! — und doch wurden weder die nebenan ſchlafende Miß Allen, noch der 11jährige Bruder, noch Frau von Morell, die gerade darunter ſchlief, erweckt. Seltſamer Weiſe hat man das Kamiſol nachher nicht wiedergefunden.

Dann, nach Mariens Angabe, mishandelte er ſie, trat ſie mit Füßen, ſchlug auf ihre Arme und Bruſt (?)

mit großer Gewalt, biß ihr ins rechte Handgelenk, ſagte, er wollte ſich rächen für Das, was ihm im Hauſe des Vaters vor einigen Tagen widerfahren, und noch weit ſchrecklicher an einer andern Perſon, die von den anonymen Briefen Gebrauch gemacht. Immer wüthender werdend, ſagte er: Seit ich Sie kenne, iſt etwas in mir, was mich treibt, Sie zu verderben. Zehn Tage ſpäter ſprach Marie auch von zwei Stichen zwiſchen den Beinen, wahrſcheinlich mit einem Meſſer, und von zwei Schlägen mit etwas Hartem auf die Lenden, die heftiger geweſen wären als die früheren. In Ohnmacht verſunken, gab ihr der Schmerz Kraft zum Schreien. Als nun Geräuſch vor der Thür entſtand, die in Miß Allen's Schlafzimmer führte, ſagte La Roncière: Nun hat ſie genug, legte den Brief (No. 8) auf die Commode und ſchlüpfte zum offen ſtehenden Fenſter hinaus. Noch hörte ſie ihn ſagen: halt feſt!

Miß Allen hatte von Allem, als ſie erwachte, nur ein Aechzen gehört, und unterdrückte Stimmen, wie von Menſchen, welche leiſe ſprechen. Sie rief nicht nach Hülfe, die doch nahe war, rüttelte vielmehr an der Thür, welche La Roncière vorher zugeriegelt hatte, und dieſe ſprang auf ihre Anſtrengungen nach wenig Augenblicken auf, weil der daran befindliche Riegel nur von ſchlechter Beſchaffenheit war. Da ſah ſie Niemand mehr, fand auch nichts von einer Spur, daß ein Menſch ſich durch das Fenſter entfernt habe. Marie aber blutete aus der Naſe; im Geſicht und auf dem Halstuche waren Blutflecken. Am Arme ſah ſie nicht bedeutende Verwundungen, an der Handwurzel bemerkte ſie noch Eindrücke von den Zähnen, die nicht blutig waren. Dieſe Beobachtungen machte jedoch Miß Allen erſt am nächſten Morgen, und Marie hatte, trotz der Verwundungen, ihre Wäſche

bis dahin nicht gewechselt. Marie habe in den folgenden Tagen nicht sitzen und gehen können und augenscheinlich gelitten; doch aber sei sie am 28. schon Morgens zum Carroussel gefahren und habe Abends auf einem Balle getanzt. Dies geschah angeblich, um allen Verdacht vor den Leuten abzuwenden.

Die ganze Geschichte hat so viel des Unwahrscheinlichen in sich, daß, auch wenn sie durch andere Umstände und Zeugnisse unterstützt würde, gegen ihre Glaubwürdigkeit Zweifel bleiben müßten. Marie will vom Klirren der Fensterscheiben erwacht sein, was an und für sich erklärlich ist. Warum hat sie da nicht um Hülfe geschrieen, warum ist sie nicht entflohen, wenigstens zur Miß Allen, die in der Nebenstube schlief? Zeit hatte sie genug dazu, denn bis Jemand, der auf einer Strickleiter schwebt, durch eine von ihm zerschlagene Scheibe den Arm steckt, den Fensterwirbel öffnet, den Flügel aufstößt, und — in unbequemer Kleidung — von der Strickleiter auf die Fensterbrüstung klettert und hineinspringt, vergehen Secunden, wo nicht Minuten. Aber der Fürchterliche betraf sie nicht auf der Flucht, nicht unter dem Bette, nicht unter der Bettdecke, sondern am Bette hinter einem Stuhle stehend. Sie hielt sich nur krampfhaft an diesen Stuhl, dies war ihre ganze Gegenwehr, bis sie zu Boden gerissen ward. Denken läßt sich, daß ein anderer Mensch das Klirren und Einsteigen für einen bösen Traum gehalten und aus Furcht vor der Vision wie eingewurzelt am Boden gestanden hätte. Aber Marie ist kein solches von Furcht durchschüttertes Mädchen, wie ihr Auftreten vor Gericht bekundet. Nach der langen Pause, als er ihr den Stuhl fortriß, als er sie bei den Schultern packte, würde sie aufgeschrieen haben, laut, vernehmbar; sie würde nicht nach den langen Vorbereitungen während der ganzen

Mißhandlungsoperation in stummer Agonie dagelegen haben. Und solch ein langwieriger Mißhandlungsproceß, ein fortgeschleuderter Stuhl, ein Binden, Knebeln, das nicht wol erklärlicher Weise ausgerissene und verschwundene Kamisol, ein Stechen, Beißen, Treten mit den Füßen, Alles so ohne Geräusch verführt, daß Niemand im Hause, nicht Gouvernante, Bruder, Mutter unten, Diener oben, Nachbarn in den Zimmern daneben, das Geringste davon hören! Und all das Unnatürlichungeheure ist wiederum wie eine Vision aus dem Fenster verschwunden, als die Alten ins Zimmer dringt! Und der Mond scheint dazu hell hinein, und die Strickleiter, mitsammt dem Manne, dem es noch schwerer werden mußte, sich auf dieselbe wieder hinaufzuschwingen, als es ihm geworden, sich von derselben ins Fenster hinein zu schwingen, ist auch fort von Wand und Fenster, wie ein Laterna-Magicabild.

Wie der Mann und die Leiter in Nebel und Dunst zerfließen, verschwindet die ganze Geschichte vom Einbruch, von der Gewaltthat ins Gebiet des Märchens. Aber die Folgen? — Eine Verwundung, welche fürchterliche Schmerzen verursacht! — Aber Marie ging an den folgenden Tagen wie gewöhnlich zu Tisch, scherzte, sang, und nach vier Tagen wird ein Carrousel am Morgen und ein Ball am Abend besucht, und im Ballcostüm! Wunden, mit einem stechenden Instrumente nahe den geheimsten Theilen des weiblichen Körpers versetzt; aber erst 14 Tage später spricht Marie davon zur Mutter, welcher sie schon am nächsten Morgen die übrigen Details des Ereignisses mitgetheilt hatte! Bei der Untersuchung nach 5 Wochen finden erst Arzt und Hebamme an der betreffenden Stelle — nicht zwei, sondern nur eine unbedeutende Narbe, 3 Linien lang, 1 breit. Von den übrigen Contusionen

auf der Bruſt (Schläge auf die Bruſt eines 16jährigen Mädchens!) von den Schrammen am Arme, von den Contuſionen an den Lenden iſt bei dieſer Unterſuchung weiter nicht die Rede.

Der Thatbeſtand des Verbrechens iſt, wenn nicht unmöglich, doch aufs höchſte unwahrſcheinlich, und worauf es hier ankommt, durch nichts erwieſen, als die Ausſage eines 16jährigen Mädchens, die zunächſt Betheiligte, die Geſchädigte gegen den Schädiger, und eine Nervenkranke, eine halb Somnambule.

Wie die anonymen Briefe in ſich ſelbſt zerfallen, ſo weit ſie als Fundamente der Klage gegen La Roncière dienen, ſo zerfällt der Thatbeſtand des Verbrechens in einen Traum, eine Viſion. Er iſt durch nichts dargethan, was den Richter davon überzeugen könnte.

Aber La Roncière's Thäterſchaft? Die That als möglich gedacht, wodurch wird La Roncière als Thäter bezüchtigt? Durch die Briefe? Sie ſind nicht von ihm. Durch Mariens alleiniges Zeugniß? Sie iſt, wenn nicht Viſionärin, etwas Schlimmeres. Aber, geſetzt, beide Zeugniſſe hätten Beweiskraft, ſo müßte doch auch die Möglichkeit, daß La Roncière ſo etwas ausführen können, feſt ſtehen. Ohne Hülfe und viel Hülfe war es für den iſolirten, anrüchigen Lieutenant doch unmöglich ſo in das Haus des erſten Mannes der Stadt zu dringen ſo Alles auszukundſchaften, ſo zu operiren und ſo zu entkommen. Man will ihm die Kammerjungfer, den Bedienten Samuel als beſtochene Helfershelfer beigeben. Gegen dieſe iſt nichts bewieſen. Selbſt die Jury, welche La Roncière verurtheilte, mußte ſie freiſprechen. Und

wie wäre es dem mittellosen, verschuldeten, gemiedenen und verdächtigten Lieutenant möglich gewesen, die Dienerschaft eines so reichen Hauses, wie das Morell'sche, zu bestechen? Mit 5 Francs sagen die Briefe aus, habe er den Bedienten Samuel bestochen zum ärgsten Verrath, zum Verbrechen gegen die mächtige Familie, die ihn auf immer vernichten mußte, wenn es entdeckt würde. Die Rathlosigkeit der Insinuation grenzt hier an Albernheit. Sehr beachtenswerth ist übrigens die Geflissenheit, mit welcher die anonymen Briefe die Complicenschaft auf die Diener des Hauses zu werfen bemüht sind. Wäre Alles wahr, La Roncière der Thäter und Briefschreiber, würde er doch nicht so unvernünftig, so unsinnig gehandelt haben, mit kindischer Plauderhaftigkeit seine Helfershelfer anzugeben, und da schon, als sie ihm noch von Nutzen sein konnten. Wie die meisten Briefe, sind auch diese, in welchen die Beihülfe der Dienerschaft denuncirt wird, nur Versuche, das Beabsichtigte entweder vorzubereiten, oder dem ungeschickt Angefangenen Glaubwürdigkeit zu verschaffen.

Endlich hat La Roncière auch den Beweis des Alibi unternommen. Er will bis zum Schluß des Theaters in demselben geblieben, dann in voller Uniform nach Hause gegangen und dort, nach dem Zeugniß seiner Wirthsleute, bis am andern Morgen geblieben sein. Dies wird bestritten. Was wir von der Art Alibibeweisen halten, wo nach langen Monaten die An- oder Abwesenheit einer Person an einem bestimmten Orte bekundet werden soll, darüber haben wir uns in den Fällen von Fualdes Ermordung und Fonk ausgesprochen. Wir geben auf die Erinnerungskraft der Zeugen sehr wenig, wo dieselbe nicht etwa durch außerordentliche Ereignisse, welche zu gleicher Zeit sich zugetragen haben, geschärft sein dürfte.

etwas von der Geſchichte ihrer Liebe zu Fletcher von Salton erfahren hatte. Die Erzählung curſirte natürlich mit den nöthigen Zuſätzen ſogleich unter den Anweſenden, und aller Augen wollten das beherzte Mädchen ſehen, welches den tapferſten Haudegen des Königreichs entführt und ſo lange gefangen gehalten. Auch König Jacob war in derſelben Schule erzogen, in der ſein Bruder Karl und die ſogenannten Kavaliere ihre loyale Abneigung gegen Pietismus und Presbyterianismus auf ſeltſame Weiſe an den Tag legten. Seine Bekehrungsverſuche blieben, aller Einreden der Königin und des Beichtvaters unerachtet, ſo lange er regierte, doppelter Art, und die bei ſeinen Unterthaninnen angewandten ſollen von weit glücklicherem Erfolge geweſen ſein als die bei den Unterthanen.

Man behauptet, daß Miß Annens Geſtalt ihm nicht minder als ſeinen Kavalieren gefallen habe; dies hat ſich nie erörtern laſſen, ausgemacht aber bleibt, daß ſie ihm beſſer als die ihres Oheims behagt, denn während der ganzen langen Rede deſſelben, verwandte er den Blick nicht von dem Geſichte der Nichte. Er wagte ſogar einige zarte Galanterien ihr zuzuflüſtern, welche die Schöne, ohne verſchüchtert zu werden, oder aufzumuntern, ſchnell beant-

La Roncière's Alibi iſt für uns nicht erwieſen, aber eben ſo wenig iſt es ſeine Thäterſchaft zu einer Thatſache, welche, an ſich unerwieſen, an der Grenze der Unmöglichkeit ſteht.

Aber die Motive! — Was nutzt die Frage nach den Motiven, wo Factum und Autorſchaft ſchon fortgeſtrichen ſind? Doch immer, um noch mehr Licht in die Sache zu bringen; vielleicht um die zweifelhaften Schatten noch dunkler zu machen. Was konnte Emil de la Roncière zu der unerhörten, grauenhaften Ruchloſigkeit bewegen? Was zu der empörenden Grauſamkeit gegen ein junges, unſchuldiges Mädchen, ein halbes Kind, welches ihm nichts zu Leide gethan? — Weil die Mutter ſeine Liebesanträge nicht anhört? Weil der Vater ihn aus der Geſellſchaft verwieſen? — Endlich (nach der Wendung in der Intrigue) weil er doch eigentlich Luſt hatte, die Tochter des reichen Hauſes zu heirathen? Schon aber dieſe Wendung der Intrigue verdächtigt. Ein reiches Mädchen zu überfallen, zu mishandeln, um die Eltern zu zwingen, daß ſie ihm dieſelbe zur Frau geben, eine ſolche Abſicht konnte man möglicherweiſe einem Charakter, wie La Roncière, beimeſſen. Aber dieſe Imputation kam erſt ganz ſpät. Die erſte Anlage der Intrigue ſtimmt damit nicht; es war nur ein letzter Nothbehelf, als jene zu grauenhaft monſtrös erſchien, und bei den Gläubigſten gerechten Zweifel erregte. Weil ſein General ihm einen Schimpf angethan und er, als militairiſch Untergebener ihn nicht fodern durfte! Es wäre die unerhörteſte Rache, die weder mit dem militairiſchen Charakter eines Franzoſen ſtimmt, noch mit Dem, was man ſonſt von der

Schlechtigkeit des La Roncière'schen weiß. Welche andern Stufengrade mußten vorausgegangen sein, um zu dieser moralischen Depravation zu gelangen, die selbst in der wüstesten Romantik ihres Gleichen sucht?

Das erste Motiv, verschmähte Liebe von Seiten der Mutter, hätte, dagegen gehalten, noch einige Wahrscheinlichkeit für sich. Einer rasenden Liebesleidenschaft ist, wenn nicht Alles, doch viel möglich. Hier ist eine Dunkelheit geblieben. Ist La Roncière's Liebe zur Baronin Morell reine Fiction der geheimen Intriguantin, oder liegt etwas Wahres zum Grunde? In die Geheimnisse der Morell'schen Familie selbst haben uns die Gerichtsverhandlungen keine Blicke gewährt. War die Baronin eine Coquette, wie die Briefe sie zuweilen nennen, war das Verhältniß zu ihrer Tochter kein gutes, wie gleichfalls angedeutet ist? Daß uns gesagt wird, die Baronin habe ihrer Tochter die strengste sittliche Erziehung gegeben, will nichts beweisen. Im Gegentheil will uns das Prunken mit der Bibel, aus der sie ihre Tochter allein will lesen gelernt haben, nicht gefallen. Wenn aber der leichtsinnige Offizier wirklich eine Neigung zur Mutter gehabt — eine, welche der Dichterin des Romans den ersten Stoff an die Hand gab — so dürfte diese, nach seinem Charakter, schwerlich zu einer so rasenden, afrikanischen Leidenschaft sich gesteigert haben, um, weil verschmäht, das Entsetzlichste zu wagen, seine ganze Existenz aufs Spiel zu setzen, um dabei so kaltblütig raffinirt zu spielen und zu speculiren, wie er gethan. La Roncière liebte zu jener Zeit auch anderwärts, er hatte auch eine Maitresse in Saumur, mit der er später correspondirte, und die Correspondenz verräth keine Spuren solcher extravaganten Leidenschaft.

Die anonymen Briefe rühren nicht von La Roncière her; er hatte keine Motive, das angeſchuldigte Verbrechen zu begehen; es iſt durch nichts nachgewieſen, daß er dieſes Verbrechen begangen und die Wirklichkeit dieſes Verbrechens iſt in den ſtärkſten Zweifel gezogen.

Was bleibt dann? Die Fiction eines Verbrechens, ein rein erſonnenes Märchen, und ein Verfaſſer und Dichter, welcher durch dieſe Erfindung ein anderes, neues, nicht minder ungeheures und ſtrafwürdiges Verbrechen beging? Oder blieb ein Kern von Wahrheit, aus dem durch Zufall, Misverſtändniſſe und böſen Willen jene falſche Anſchuldigung ſich bildete? Oder iſt ein unbekannter Dritter im Spiele, der Das vollbracht, um was La Roncière leiden mußte?

Man hat Vermuthungen der letztern Art ſich zugeflüſtert, es ſind aber nur Vermuthungen geblieben. Man hat auch auf einen Kern von Wahrheit hingedeutet, aber Niemand hat die Grenzen zwiſchen dem Kern und Schweif zu ziehen gewußt. In Ermangelung aller poſitiven Fingerzeige, muß man ſich lediglich an Das halten, was die gedruckten Acten bieten, und die Vermuthung feſt ergreifen, welche aus den Verhandlungen dringend genug vorleuchtet; ſo hell, ſo deutlich ſprechend oft, daß ſie ſchon im Proceſſe ſelbſt aufgegriffen, ja ausgeſprochen wurde. Aber das Vorurtheil im Publicum war zu feſt, die Achtung vor der reichen Familie Morell zu groß, und ſelbſt die moraliſche Scheu zu mächtig, um die furchtbare Laſt der Beſchuldigung auf ein junges Mädchen zurückzuſchleudern, die rein und unſchuldig aus dem Kindesalter in das der Jungfrau übergetreten war, von der Niemand etwas Böſes wußte, während auf der andern Seite ein Mann mit verwüſtetem Körper und wüſter Seele ſtand, ein Sohn, den ſein Vater mehr als ein

Mal aufgegeben, ein Militair, den selbst seine eigenen Cameraden — welche gegen Jugendsünden nicht strenge Richter sind — von sich wiesen, nicht achteten und jeder bösen That für fähig achteten.

Wählet! rief ein Anwalt der klagenden Partei, zwischen jenem Emil de la Roncière und dieser Marie von Morell, wählet zwischen einem schuldbefleckten Offizier und einer makellosen Jungfrau; und das Publicum hatte längst gewählt, die Richter auch, ja selbst die eignen Vertheidiger des Angeschuldigten schraken vor dieser Alternative zurück. So stand die Sache, daß die Vertheidigung und Reinsprechung des Einen eine Anschuldigung und Verdammung des Andern werden mußte, und Chair d'Estange, der die Anklage zuerst gegen Marien zurückgeschleudert hatte — und das mußte er, wollte er seiner Pflicht genügen und seinen Clienten retten — später vor dem Wagniß zurückschrak und halb zurücknahm. Ihr habt mich überzeugt, rief er aus, Marie Morell kann nicht schuldig sein, sie ist nur eine Visionairin; aber Emil de la Roncière ist auch unschuldig! Helft mir und helft euch! —

Wenn der eigene Vertheidiger des Verklagten, Frankreichs erster Advocat, selbst diesen Eindrücken nachgab, dem Urtheil, welches das moralische Gefühl bereits gefällt hatte; wenn er, statt mit dem aufgehobenen Schwerte scharf zuzuschlagen, vor dem ihm entgegengehaltenen, blendenden Unschuldsschilde zückte, parirte, und, übermannt von einem Gefühle, Seitenstreiche machte, darf es uns dann wundern, wenn auch die Richter dem Impulse folgten, und, vor der jungfräulichen Unschuld, die noch dazu gehüllt in den Mantel des Reichthums saß, sich tief beugten und statt mit der Schärfe des Inquisitionsrichters in sie zu dringen, sie nur leise anfaßten und nur die Antworten hervorlockten, welche Marie zu geben gewillt war?

Aber es gibt keinen andern Weg; der Verdacht fällt, sobald er von La Roncière abgewandt ist, mit aller Schwere auf sie zurück, der doppelte Verdacht: die anonymen Briefe selbst geschrieben und das nachtliche Attentat ersonnen zu haben. Bedarf es noch, nachdem wir die Geschichte, mit allen verunglückten Beweismitteln durchgegangen sind, alle Anzeichen und Punkte dafür noch ein Mal zu wiederholen und zusammenzustellen?

Anonyme Briefe werden schon zu einer Zeit ins Haus gestreut, wo an eine Einwirkung La Roncière's nicht zu denken ist. Was wäre es ihn, was Andere angegangen, daß die Marien gegebene Gouvernante zu jung war! Nur Marie selbst konnte oder mochte sich dadurch beleidigt fühlen. Es war das erste Erwachen des jungfräulichen Stolzes. Er weckte die Lust zu einer kleinen Selbsthülfe, zur Intrigue. Die Briefe hatten einige Aufmerksamkeit erregt; nun kam in Saumur ein großartiger Gegenstand, eine ernstere Intrigue, die, von weither eingefädelt, durch die neuerregte Aufmerksamkeit zur eifrigen Fortsetzung aufforderte. Nur Marie konnte alle häuslichen Angelegenheiten, Besprechungen so genau kennen, so augenblicklich davon Nachricht haben, und sie in den Schreiben benutzen; nur ihr war es möglich, die Briefe so geschickt in das Haus zu schaffen, und, ihre Wirkungen bewachend, neue Nahrung für folgende daraus zu suchen. Das ist freilich kein Beweis, aber diese ihre vorzugsweise Befähigung stimmt zu bündig mit allem Ermittelten. Die Briefe bereiteten das nächtliche Attentat vor, sie leiteten es ein, um es dann motivirt erscheinen zu lassen; sie erklärten es nachher; sie legten seine Dunkelheiten aus, sie stärkten den Glauben daran, als er zu schwanken anfing; sie gaben ihm eine geschickte Wendung, als die ältere gefährlich wurde. Wenn es feststände,

daß das Attentat selbst nur in Marie Morell's Einbildungs- oder Erfindungskraft existirt hat, wie es gewiß ist, daß sie die einzige Zeugin, die einzige Person ist, welche, nach Lage der Acten, davon Kunde hat, so konnte auch sie nur die Verfasserin, die Schreiberin der Briefe sein. Ein positiver Beweis jener Negative würde sich natürlicherweise nie führen lassen, auch wenn ein Gericht sich der Sache annehmen dürfte und wollte; somit müssen wir bei dem doppelten Gutachten der Sachverständigen stehen bleiben, welche in der Handschrift der anonymen Briefe nicht allein nicht La Roncière's, sondern eine weibliche Hand, Schriftzüge, die halb englisch, halb neufranzösisch wären, endlich eine Aehnlichkeit mit Mariens Hand erkennen, und nicht aus flüchtiger Vermuthung, sondern nach der ernstesten, reiflichsten Prüfung, und selbst bei ihrem Ausspruch da unerschrocken beharrten, als ein Chair d'Estange vor der allgemeinen Stimme der Entrüstung zurückwich. Es bleibe Jedem zu entscheiden überlassen, ob der Ausspruch der Sachverständigen, daß auch das Papier der meisten unter den anonymen Briefen von derselben Sorte mit dem gewesen, dessen Marie Morell sich zu ihren Briefen bedient, ein schweres Indicium ist. Nach unserm Dafürhalten sind Inhalt, Styl, Phantasie, Gedankensprünge in den Briefen schlagendere Indicien dafür, daß nur ein Mädchen, und zwar ein junges, reich mit Einbildungskraft begabtes, aber mit der wirklichen Welt noch wenig vertrautes sie geschrieben hat. Gerade Das, was es für uns moralisch unmöglich macht, in La Roncière den Verfasser der Briefe, den Erfinder der That, den Thäter selbst zu denken, das hyperromanhaft Groteske einer Intrigue aus Rache, die keine Motive und keine naheliegenden Zwecke hat, führt uns zum Glauben, daß diese Intrigue im Kopfe eines weiblichen Individuums

von jugendlichem Alter entſprungen ſei, die nur einzelne Blicke in das wirkliche Leben gethan, und mit ihrer aufgeregten Phantaſie das wenige Aufgefaßte ſich eigenthümlich zuſchnitt, geſtaltete und weiterbildete.

Sie war nie im Theater, ſie hat nie einen Roman geleſen — verſichert ihre Mutter. Welche Mutter kann dies von ihrer Tochter beſchwören? War ſie nie im Theater, las ſie nie einen Roman, ſo hörte ſie doch im Geſpräch im älterlichen Hauſe, von den Offizieren der Kriegsſchule in Saumur, von den Geſellſchaften der Hauptſtadt gewiß Dinge, welche den Roman und das Theater erſetzen. Wo iſt ein Kreis des gebildeten Lebens in Frankreich, wo in einem Hauſe, wie das des General Morell, wo nicht Komödie geſpielt wird, wo nicht theatraliſche Schauſtücke aufgeführt würden? Iſt die Literatur dort ſo vom Leben getrennt, wie es in Deutſchland der Fall war? Gerade die ſtrenge Erziehung, welche die Baronin Morell ihrer Tochter gegeben haben will, — eine Mutter, die wir beiläufig nur in dem Augenblicke ſehen, wo ſie in's Theater fährt, während ſie ihre Tochter im Hauſe zurückläßt — erregt eigene Bedenken; erſtens, ob ſie nicht wegen einer beſonders aufgeregten Phantaſie der Tochter für nöthig erachtet wurde; dann, ob nicht gerade die Strenge, ohne ein Fundament tieferer, geläuterter Sittlichkeit, die Phantaſie noch mehr aufforderte, ſich im Geheimen ſelbſt Beſchäftigung und Erholung zu verſchaffen. Wäre das etwas Neues, Unerhörtes! Es iſt eigentlich etwas Alltägliches. Nur aus der Bibel ließ man das Fräulein von Morell leſen lernen! Man trifft in dem modernen Frankreich auf noch wunderbarere Gegenſätze, auf noch ſeltenere Manoeuvres, das durch lange Uebung verlorene Himmelreich der Unſchuld durch einen plötzlichen Sturmangriff wieder zu erobern. Aber aus der Bibel

kann man allerhand herauslesen: zumal wenn eine Engländerin die Lehrmeisterin ist. Ein junges französisches Mädchen, das schon die Bälle besucht, die Galanterien der Offiziere mit anhört und erwartet, und zu Hause eine englische Puritanerin als Erzieherin, sind Contraste, welche eigene Erziehungsproducte hervorbringen mögen. Uns sollte es nicht wundern, wenn auch eine Lafarge aus der Bibel lesen gelernt und eine schottische Presbyterianerin zur ersten Erzieherin gehabt hätte.

Marie Morell war früh, wie man will, in Visionen oder in Phantasien, thätig. Man darf als erwiesen annehmen, daß nur sie den unglücklichen Liebhaber ihrer Mutter in die Loire springen ließ. Daß sie die Welt und Frankreich noch nicht kannte, wo die unglücklichen Liebhaber nicht so schnell ins Wasser zu springen pflegen, verräth diese ihre erste, uns bekannt gewordene Phantasie; aber ihre Mutter mußte sie doch kennen, welche den Vorfall glaubte, und vielleicht gern glaubte, wenn der Ausdruck aus den anonymen Briefen „Ihre coquette Mutter" auf einiger Wahrheit beruht. Man hatte ihr geglaubt; welche Aufforderung weiter zu spielen, zu erfinden, zu intriguiren! Sie hatte eine Mutter, welche glaubte, wahrscheinlich auch eine solche Gouvernante, gewiß einen gläubigen Vater. Es galt, sich für die moralischen Predigten und Prüfungsstunden bei Miß Allen zu entschädigen, und sie entschädigte sich reichlich.

Aber wie? — Indem sie in den anonymen Briefen ihrer Mutter eine Liebschaft andichtete, auf diese ihre eigene Mutter den Vorwurf der Coquetterie verbreitete, ihren Vater einen Geizhals schalt, auf sich selbst schimpfte und ihre Simplicität und Häßlichkeit hervorhob; indem sie Unfrieden in ihre anscheinend glückliche Familie brachte; indem sie ein entsetzliches, unerhörtes Verbrechen an ihr

begangen, erfand, wodurch sie sich selbst vor den Augen der Welt prostituirte und eine traurige Zukunft bereitete; indem sie einen Offizier, der ihr nichts gethan, einer That anschuldigte, welche ihn um seine Aussicht, vielleicht um sein ganzes zeitliches Wohl brachte, und mit solcher unglaublichen Beharrlichkeit den Plan verfolgte, und zugleich unschuldige Domestiken als in das Verbrechen verwickelt denuncirte, die dadurch um ihre Existenz kamen! Wie ist eine solche Voraussetzung bei einem jungen unschuldigen Mädchen aus guter Familie möglich? Wie wird ein hübsches Mädchen sich selbst für häßlich, widerwärtig erklären? Wie kann ein solches die Kenntniß von dem Leben der Cavalerieoffiziere haben, welche die Briefe verrathen, wie nur die rohen Ausdrücke wissen, geschweige denn schreiben, welche einem Militair nur unter seines Gleichen über die Lippen fahren? Und wenn es möglich, zu welchem Zwecke?

Hier hört das Gebiet des actenmäßig Nachzuweisenden auf, und das der Vermuthungen beginnt. Ein deutscher Arzt, der Medicinalrath Matthäi in Verden, hat in seinem „Medicinisch-Psychologischen Gutachten über die Verurtheilung La Roncière's", von dem wir Mehres in unserer Darstellung benutzt haben, einige Hypothesen aufgestellt, welche er nur als solche gibt, die aber auch früher, zum Theil schon im Processe, zur Sprache gekommen sind. Aber da die öffentliche Stimme, vom Mitleiden für Marien bewegt, von ihrer Schönheit geblendet, und eingeschläfert von allen Mitteln, welche die mächtige und reiche Familie aufbot, ihre Tochter von der Schande einer Verurtheilung zu befreien, sich im Lauf des Processes immer entschiedener für sich aussprach, mußten diese Hypothesen wieder verstummen.

Die Jugend und Unschuld Mariens wird von ihren

Aeltern versichert. Wer fühlte sich geneigt, es zu bestreiten, wer mochte nur zweifeln? Aber jene Versicherungen verlieren schon um deswillen an Kraft, weil, nach dem oben Gesagten, eine so strenge Erziehung unter den gegebenen Verhältnissen entweder nicht möglich ist, oder andere Resultate hervorbringt. Die tägliche Erfahrung lehrt, wie listig ein junges Mädchen in der Entwickelungsperiode die Aufpasser zu hintergehen weiß, bemerkt der genannte Arzt. Auch verrathen uns einzelne Blicke in das Familienheiligthum, daß das Vertrauen der Tochter zur Mutter nicht sehr groß gewesen sein kann. Sie trägt der Kammerzofe auf, ihr Nachrichten von dem verwundeten d'Estouilly zu bringen, der Mutter aber nichts davon merken zu lassen. Als sie verwundet sein will, flüchtet sie unter den angeblich schrecklichsten Schmerzen nicht in die Arme ihrer nächsten Freundin; ja sie entdeckt sich erst später der Mutter, zuerst nur der gläubigen Miß Allen. Welche Verstellungskunst übt das 16jährige Mädchen, indem sie in den nächsten Tagen, nachdem sie erlitten, was ein keusches Mädchen vernichten muß, eine besonders heitere Gemüthsstimmung an den Tag legt, lacht, singt, scherzt und springt, ja am vierten Tage viel auf einem Balle tanzt! Welche noch größere Kraft, mit dem Bewußtsein, so vor dem Geschworenengerichte aufzutreten, und mit der Offenheit vor jungen Damen und Herren auf die vorgelegten Fragen ohne Umschweif zu antworten! Sie setzte sich unbefangen auf den Lehnstuhl und blickte ruhig die Geschworenen an. Ihre Stimme soll nicht gezittert, ihre Sprache die vollkommenste Ruhe und Besonnenheit gezeigt haben. Selbst auf halblaut an sie gerichtete Fragen antwortete sie klar und fest, und als der Präsident sie aufforderte, La Roncière anzusehen, wandte sie sich ohne Zögern um, schlug den Schleier zurück, sah

wortete. Von allem diesem merkte der Dechant, der mit feuchter Stirn, die Augen zu Boden gerichtet, seine Rede abhaspelte, nicht das Geringste, wie ihm denn selbst das feine Gelächter der Hofleute entging. Jetzt schloß er die Glaubenserörterung mit einem sehr geschickten Uebergange auf seine Hoffnung: die verheißene Pfründe zu erlangen. Als der Fürst an der Pause merkte, daß er ausgeredet habe, hielt er es auch seinerseits für nöthig etwas zu erwiedern. Das Wort Pfründe klang ihm noch in den Ohren; Sunderland hatte den Dechanten als einen der katholischen Kirche geneigten Geistlichen vorgestellt, so glaubte er — da wir gern glauben was wir wünschen — es handle sich um eine Bekehrung und der Prälat wolle nur in Voraus eine sichernde Zusage erhalten. Sehr leutseelig, aber den halben Blick noch auf Miß Anna geheftet, erwiederte er deshalb:

„Es soll keiner meiner Unterthanen an Besitz und Eigenthum, seines Glaubens willen, gekränkt werden. Und sind auch die Pfründen nicht canonisch verliehen, will ich sie doch Niemand darum entziehen, weil er erst so spät in den Schooß der Mutterkirche zurückkehrt. Wir hoffen Sir Alexander Tennison mit seinem lie-

den Mann, deſſen Erſcheinung die furchtbarſten Empfindungen in ihr erwecken mußte, ohne jede Spur einer innern Bewegung an, und ſagte mit Sicherheit: „Ich erkenne ihn, er iſt es!“ — Wenn La Roncière der Mann war zu dem man ſich der angeſchuldigten That verſehen konnte, ſo war Marie Morell wenigſtens auch ein Mädchen, zu der man ſich mehr verſehen durfte, als was Unſchuld und Naivetät einer Tochter von 16 Jahren mit ſich bringen.

Es liegt außer unſerer Aufgabe, auch die ausführliche mediciniſche Unterſuchung und Zweifel des genannten Arztes über Marie Morells „unerhörten und nie dageweſenen“ Krankheitszuſtand unſern Leſern wiederzugeben, und wir begnügen uns, als Reſultat ſeiner gründlichen Forſchung nur herauszuheben: daß die von den Aerzten mitgetheilten Krankheitserſcheinungen nicht hinreichen, um allen Verdacht, dieſelben ſeien künſtlich durch den Willen hervorgebracht, unterhalten, vergrößert und verändert, zu entfernen. Desgleichen, daß die von den Aerzten angeſtellten Verſuche die Ueberzeugung nicht rechtfertigen, der Krankheitserſcheinung liege keine Verſtellung zum Grunde. Endlich könne der Krankheitszuſtand auch wol ein Gemiſch von Symptomen ſein, die durch phyſiſche Unordnungen im Körper hervorgebracht waren, und von ſolchen, die durch den Willen theils geſteigert, theils neu hinzugefügt wurden.

Die Frage nach der Möglichkeit verſchwindet, wo die Unterſuchung ſich ſchon auf dem Gebiete der Wirklichkeit befindet. Unmöglich klingen im Munde einer jungfräulichen Marie Morell Ausdrücke wie: dieſe Schweine von Saumur, dieſe Schurken von Gläubigern; aber belauſcht kann leicht das kluge Mädchen die intimſten Geſpräche der Offiziere im älterlichen Hauſe haben. Auf

den ersten Blick scheint es unmöglich, daß sie sich selbst auf Brust, Arme und Schenkel geschlagen, in die Handwurzel gebissen, über die Arme gekratzt und mit einem spitzen Instrumente in der Nähe der Geschlechtstheile gestochen haben solle. Aber es ist nicht unmöglich. Wollte sie bei ihrer Familie die Ueberzeugung hervorbringen, der Angriff habe ihrer Ehre, vielleicht gar ihrem Leben gegolten, mußte sie ihre Erzählung durch Handlungen unterstützen. Zu einem Zweck thut, wagt man auch mehr. Schläge, um eine Sugillation hervorzubringen, brauchen nicht sehr schmerzhaft zu sein. Sie schonte vorsichtig das Gesicht. Ein rachsüchtiger, wüthender Mensch würde diese Vorsicht nicht geübt haben.

Der genannte Arzt führt uns verschiedene Beispiele vor, aus eigener und Anderer Praxis, von den Listen, Intriguen und Selbstpeinigungen junger Mädchen zu bestimmten Zwecken, oder wo der Zweck nur ein Kitzel der Eitelkeit, ein krampfhaftes Gelüste war, und die sämmtlich aus dem Gebiete des Unwahrscheinlichen in das des Unnatürlichen überspielen. Mehre davon waren ihrer Zeit sehr bekannt, andere sind uns neu. Zur Erklärung des uns vorliegenden Phänomens ist es aber zweckmäßig, an einige derselben zu erinnern.

Der genannte Arzt und Schriftsteller war zu Anfang dieses Jahrhunderts Familienarzt bei einem Generallieutenant der Cavalerie. Dieser bewohnte ein kleines Gut, etwas entfernt von seiner Garnison. Eine 15jährige, außerordentlich schöne Tochter wünschte, daß der Vater nach der Stadt hinüberziehe; der Umgang der Offiziere, die nahen Vergnügungen lockten sie unwiderstehlich. Ihren Zweck zu erreichen, legte sie heimlich Feuer in die Gebäude des Guts. Ein Nebengebäude brannte nieder, es wurde wieder aufgebaut und der Zweck war nicht er-

reicht. Sie wiederholte dieſe Verſuche an 30 Mal; meiſt, aus Zufall, ohne Erfolg. Viele kamen in Verdacht und Unterſuchung, bis endlich die junge, ſchöne, unſchuldige Tochter des Generals ſelbſt als Verbrecherin ertappt wurde und ihren Kitzel im Zuchthauſe durch lebenslängliche Einſperrung abbüßte. — Ein anderes junges, ausgezeichnet ſchönes Mädchen, in einer norddeutſchen anſehnlichen Stadt, aus einer vornehmen Familie, fand ihr Vergnügen daran, durch anonyme Briefe Unfrieden zwiſchen Liebenden und jungen Eheleuten zu ſtiften, Andere bitter zu kränken, zu verleumden. Dieſe Myſtificationen dauerten viele Jahre, ohne daß man auf die Spur kam, indem ſie nur einen jüngern Bruder zum Vertrauten und Briefträger hatte. Auch ſie büßte endlich, als es herauskam, durch langjähriges Gefängniß. — Der Arzt weiß noch von einem jungen, ſchönen, vornehmen Mädchen, das in verbotenem Umgange mit ihrem Lehrer, wahrſcheinlich auch mit andern Männern gelebt hatte. Als ſie ſich mit einem jungen Manne von Stande verlobt hatte und von den Aeltern deſſelben in ihr Haus genommen war, ergab ſich, daß ſie ſchwanger war. Sie gab aber nicht den Lehrer, ſondern einen Mann des höchſten Standes an. Dieſer leugnete entrüſtet jede Vertraulichkeit mit dem Fräulein. Aber ſie wußte mit aller weiblichen Schlauheit ſo viel Verdachtsgründe gegen ihn aufzuführen, daß ſie zum Eide verſtattet wurde. Der Angeſchuldigte mußte ſie heirathen, reiſte aber ſogleich nach der Trauung fort, um ſeine Frau niemals wiederzuſehen. Unſer Gewährsmann ſagt, viel beſchäftigte Aerzte würden dieſes Regiſter leicht vermehren können.

Dies ſind Beiſpiele von Intriguen, die in poſitiver Schlechtigkeit und verbrecheriſchen Tendenzen ihren Grund

haben; die Geſchichte der Pſychologie dieſes Jahrhunderts bietet uns aber ein bekanntes Beiſpiel von einer jugendlichen Selbſtpeinigerin, welche ſich durch Jahre hindurch zu den äußerſten Qualen verdammte, nur aus krankhafter Eitelkeit, um Erſtaunen, Bewunderung und Mitleiden zu erregen. Rahel Herz in Kopenhagen war ein höchſt gebildetes, ſelbſt auffallend unterrichtetes junges Mädchen, die Tochter wohlhabender Aeltern. Mit der äußerſten Conſequenz und Liſtigkeit peinigte ſie ſich lange Jahre durch (1807 bis 1826) auf die ſchauderhafteſte Art. Sie ſtach ſich viele hundert Nadeln an verſchiedenen Stellen des Körpers in's Fleiſch, und wenn ſpäter Entzündung und Eiterung entſtand, ließ ſie ſich die Nadeln herausſchneiden. Sie hielt den Urin zurück und ließ ihn alle Morgen durch den Katheter entfernen; ſie blies ſich ſelbſt die Urinblaſe mit Wind auf, und ließ ihn, wenn der Katheter angelegt wurde, entſtrömen. Ein und ein halbes Jahr blieb ſie ſtumm; noch länger lahm, entzog ſich alle Nahrung, ahmte Krämpfe, Ohnmachten täuſchend nach, und die Geſchichte der unglücklichen Kranken ging, Schauder erregend, durch die Journale und Zeitungen der gebildeten Welt. Niemand hatte an der Wahrheit gezweifelt und erſt 1826 wurde der Betrug entdeckt. Die einzigen Beweggründe der verſchmitzten Betrügerin waren die Sucht, der Gegenſtand des Staunens der Menſchen zu ſein und das Vergnügen, die gelehrteſten, berühmteſten, ſcharfſinnigſten Männer zu myſtificiren. — Was wollen Marie Morell's Paar Verwundungen gegen dieſe Selbſtquälerin — und Rahel Herz iſt nicht die einzige der Art — bedeuten?

Die erſte der erwähnten Hypotheſen iſt: Marie hatte in Paris ein verbotenes Verhältniß gepflogen. In Saumur angekommen, blieb ihre Regel aus; ſie fürchtete

ſchwanger zu ſein. Sie wagte nicht ſich den Aeltern zu offenbaren. Sie machte d'Eſtouilly's Bekanntſchaft, den die Eltern auszeichneten, der auch ihr gefiel. In ihrer ſchrecklichen Lage erdachte ſie eine Fabel, um, wenn die Schwangerſchaft ſich beſtätigte, ſagen zu können: ich bin unſchuldig, was ich leide, leide ich nur aus Liebe zu d'Eſtouilly. — Auf das Ausbleiben der Regel deuten die vielfach, in ſo großer Anzahl und heimlich angeſetzten Blutegel. Es iſt aber ein allgemein verbreiteter Glaube im Publicum, beſonders in Frankreich, daß Aderlaſſen an den Füßen und Blutegel an den Geburtstheilen am wirkſamſten ſind, nicht blos die unterdrückte Regel wieder herzuſtellen, ſondern auch den Fortgang einer Schwangerſchaft zu hindern und den Abgang der Frucht zu befördern. Entweder hatte Marie ſich vergebens gefürchtet, oder die Mittel hatten angeſchlagen.

Zur Vollſtändigkeit der Fabel gehörte eine beſtimmte Perſon. Zum Fenſter durfte kein Jupiter einſteigen und keine Nebelgeſtalt verſchwinden, wenn die Geſchichte Glauben finden ſollte. Wer war paſſender als der leichtſinnige, lüderliche La Roncière, den ſeine eigenen Cameraden jeder That für fähig hielten? Die Intrigue machte ſich darauf bei dem ſich raſch entwickelnden Talent der jungen Intriguantin von ſelbſt, und Alles war ſo weit gelungen, daß La Roncière Saumur verließ. Aber die Aeltern beſchleunigten noch nicht ihren Wunſch, ſie mit d'Eſtouilly zu verheirathen. Darum wurden die Drohungen fortgeſetzt, und endlich erſchien das Billet Nr. 16, und darauf folgten die heftigen Krämpfe. Aber auch Das bewirkte nicht, was Marie wünſchte, eine beſchleunigte Heirath; vielmehr kam Das, was ſie am wenigſten erwartete, eine gerichtliche Klage gegen La Roncière. Jetzt galt es, Alles aufbieten, den Verdacht von ſich abzuwäl-

zen und auf La Roncière; es galt Sieg oder Tod; daher die neue, wunderbare Krankheit, so lange fortgesetzt und endlich ihr entschiedenes Auftreten vor Gericht. Die Hypothese wird durch den Inhalt der Briefe unterstützt. Während das Attentat sich später als ein in der einen Beziehung verfehltes darstellt, spricht der in Dingen dieser Art sehr bewanderte Cavalerieoffizier sofort von einer Schwangerschaft, als der unausbleiblichen Folge; dann wird den Aeltern wiederholt der Rath gegeben, die Tochter so schnell wie möglich zu verheirathen. Das sei das einzige Mittel, die öffentliche Schande abzuwenden. An La Roncière konnte man nicht füglich denken, also an d'Estouilly. (La Roncière selbst konnte aber füglich noch weniger denken, daß ihm der General Morell seine Tochter geben werde!) Es wird Alles angewandt, d'Estouilly glauben zu machen, daß Marie ihn liebe, und ebenso wird sie, trotz aller Schmähungen auf ihre affröse Häßlichkeit — etwas, von dessen offenbarer Unrichtigkeit d'Estouilly sich durch den Augenschein überzeugen konnte — de la personne la plus innocente du monde, als innocente créature und als elle est innocente et pure, c'est la seule chose, que je ne puisse lui ôter, oder C'est qu'il y a de plus pure au monde mit merkwürdiger Vorliebe aufzuführen. Ein junger Lieutenant von La Roncière's Temperament pflegt weder was er liebt, noch was er haßt, so sentimental zu liebkosen.

Wäre diese Hypothese richtig, so hätte Marie Morell erreicht, was sie wünschte, da sie, so viel bekannt, d'Estouilly's Gattin geworden.

Die zweite Hypothese gründet sich auf die vielfältig bei jungen, noch in der Entwickelung begriffenen Mädchen, oder bei reizbaren hysterischen Frauen gemachte Erfahrung. Die Sucht, Aufsehen zu erregen, Gegenstand

der Neugier, Bewunderung zu werden, ſiegt plötzlich über Vernunft und Natur, und treibt die Schwachen mit Selbſtverleugnung eine Rolle zu ſpielen, vor der ſelbſt ſtärkere Naturen zurückſchaudern. Es iſt möglich, daß nichts Straffälligeres, als die Luſt, ſich in ein undurchdringliches Geheimniß zu hüllen und ſo die Leute zu myſtificiren, Mariens jugendliches Gemüth afficirt hatte. Als ſie noch nicht 15 Jahre alt war, fing ſie damit an, in Paris den Vater, die Bonne, ihre Lehrer durch anonyme Briefe zu myſtificiren. Sie ſetzte es in Saumur fort; anfangs trieb ſie noch nicht die Eitelkeit, ſelbſt als Heldin darin aufzutreten. Der erſte Brief galt der Mutter, die noch Anſpruch machte, zu gefallen; ſie machte dieſe Gefallſucht lächerlich. Ihr Verhältniß zu d'Eſtouilly ward nun hineingezogen. Zum Roman gehörte ein Nebenbubler, ein böſer natürlich; die jugendliche Phantaſie verlangt grelle Gegenſätze. Wer paßte beſſer dazu als der viel verſchrieene La Roncière? Ihre Einbildungskraft malte ihn ſich, wie es ſich von ſelbſt verſteht, noch weit ſchwärzer aus, als einen aus Rache und Tücke zuſammengeſetzten Teufel. Der Roman mußte ſich tragiſch verwickeln. Die Nebenbubler wurden zuſammengehetzt, ſie ſelbſt ließ ſich überfallen, mishandeln, in ihrer jungfräulichen Ehre verletzen. Alles Das litt ſie nur um ihrer treuen Liebe willen. Das klingt unglaublich, aber es liegt im Gebiete der Möglichkeit, die, wie ſo viele Beiſpiele lehren, nur zu oft ſchon zur Wirklichkeit wurde; die Luſt ſich vor Andern und vor ſich ſelbſt intereſſant zu machen, iſt auf gewiſſe Gemüther von diaboliſcher Mächtigkeit. Die letzten Acte, welche das Drama in ein Trauerſpiel verwandelten, indem ſie die romantiſch ſentimentale Intrigue vor die Schranken des Gerichtes brachten, lagen natürlich nicht in ihrem Plane:

die Nothwendigkeit gab aber die Gesetze von selbst an die Hand, nach denen nun gehandelt werden mußte; sie sind dieselben, wie bei der zweiten Hypothese.

Eine dritte wäre, daß Marie Morell wirklich eine Visionairin gewesen. Hinsichts der nächtlichen Hauptscene ließe sich dieses, schon bei einer gewöhnlich aufgeregten Phantasie, erklären. Einige glaubten sogar, daß sie auch alle Briefe im somnambulen Zustande könne geschrieben haben; was freilich ein starker Glaube ist. Jedenfalls muß man auch bei dieser dritten Erklärungsweise etwas von dem Mechanismus der zweiten Hypothese hinzuthun.

Bei allen drei Hypothesen bleibt eine Ungewißheit. Marie konnte nicht ohne einige Hülfe arbeiten; Jemand mußte ihr, da sie nie allein ausging, beim Einwerfen der Briefe in den Briefkasten behülflich sein. Es ist nichts darüber ermittelt. Samuel gab vor Gericht die Antwort: er wolle seinen Verdacht nicht aussprechen, aus Furcht, sich zu irren, wie man sich in ihm geirrt habe.

Die Geschworenen sprachen, wie oben angeführt, nach einer mehrstündigen Berathung, das Schuldig über Emil de la Roncière aus. Zur Verwunderung des Publicums aber ward hinzugefügt, daß die Jury mit einer Majorität von mehr als sieben Stimmen erkannt habe, daß mildernde Umstände für den Angeklagten sprächen. Ueber die Bedeutung dieses Ausspruchs auf mildernde Umstände ist schon bei andern französischen Criminalfällen das Nöthige gesagt. Wer, wenn La Roncière das Verbrechen begangen, konnte an mildernde Umstände denken, wer erwartete und wünschte

nicht vielmehr, daß den Cannibalen, der kalten Blutes dieses verüben konnte, noch eine Schärfung der Strafe treffe? Es war nur der Zweifel der Geschworenen, ob sie nicht einen Unschuldigen verurtheilten, welcher sich hinter diesem Ausspruche verbarg. Wer bestimmt, welche der drei Hypothesen ihnen dabei als möglich vorschwebte?

Der Gerichtshof verurtheilte darauf La Roncière zu einer 10jährigen Einsperrung, jedoch ohne Ausstellung am Pranger, sowie zu den Proceßkosten und jedem Schadenersatz.

Auch dieser Fall ward benutzt, wie die vielen andern, in Deutschland den Charakter des Geschworenengerichts zu verdächtigen: Die Geschworenen ließen sich einschüchtern oder verblenden, über einen Mann das Schuldig zu sprechen, den sie für unschuldig hielten; ist dies eine Gerechtigkeitspflege? Wenn hier ein sträflicher Irrthum begangen wurde, so liegt er, wie in so vielen ähnlichen Processen, weniger in der Urtheilskraft oder Charakterschwäche der Geschworenen, als in den Mängeln der juristischen Voruntersuchung. Daß die Instructionsrichter, vielleicht auch der Gerichtspräsident, das Fräulein von Morell mit sammetnen Handschuhen anfaßten, statt mit unerbittlicher Strenge in das Traumgewebe (oder ein anderes) einzugreifen, versetzte die Sache zum Theil in den Stand, wo selbst ein Chair d'Estange zurückwich. Die Jury sprach ihr Schuldig über einen Mann, den sie mit dem ganzen Publicum, den Richtern und seinen eigenen nächsten Genossen, für schuldig hielt, wenn nicht des vorgebrachten Attentats, doch einer Reihe anderer ungestraft gebliebener Vergehen und eines so befleckten Wandels, daß er aus Schuldbewußtsein nach dem Duell ein neues Verbrechen beging, indem er sich fälschlich der Autorschaft jener Briefe aus Furcht bezüchtigte.

Ist nicht dies schon ein Verbrechen, das vor dem moralischen Richterstuhl auf Bestrafung Anspruch macht? — Eine zehnjährige Gefängnißstrafe, ohne öffentliche Ausstellung, wäre auf ein solches Verbrechen eine sehr gelinde Strafe gewesen. Der König der Franzosen hat, wenn die Zeitungen recht berichten, im vergangenen Jahre, nach einer 5jährigen Festungsbuße La Roncière die übrige Strafe im Wege der Gnade erlassen.

Wie man hie und da in Frankreich bald nach dem Proceß über denselben gedacht haben mag, davon gibt uns ein Bänkelsängerlied Nachricht, welches eine ebenso witzige als versteckte Kritik desselben enthält. Wie Solon nur als Wahnsinniger die Wiedereroberung der verlornen Insel anzurathen wagen durfte, bedarf es in Frankreich vielleicht der Anlegung einer solchen Schellenkappe, um ein Urtheil auszusprechen, welches das der Jury einer Ungerechtigkeit zeiht. Es verdient, von dem Untergange gerettet zu werden, ist aber unübersetzbar:

Ecoutez, gendarmerie
Et cavalerie aussi,
L'arrêt de ce procès ci,
Que par la ville je crie;
Allons, montez sur vos murs,
Bons habitans de Saumur.

Emile de la Roncière,
D'un caractère emporté,
A Cayenne fut déporté
Pour sa vie irrégulière:
Il changeait de regiment
Presque habituellement.

Un jour qu'il était à table
Chez le général Morel,
Où servait aussi Samuel:
„Votre mère est bien aimable,"
Dit il à Marie, tout bas:
„Vous ne lui ressemblez pas."

De-là, lettres anonymes.
Qu'il signait toujours E. R.
C'était bien de la Roncière
Et cela prouvait ses crimes!
Car un écrit clandestin
Est toujours d'un vrai coquin!

Le mercredi vers une heure
Vers une heure du matin,
Prenant une échelle en main
Il monte sur la demeure;
La victime s'éveilla,
Quand le carreau se cassa.

Il arrive dans la chambre,
Et d'un air tout furieux
Il entre le malheureux!
Sans passer par l'antichambre;
Il avait pour instrument
Un instrument contondant.

benswürdigen Mündel bald in Whitehall zu sehen."

Eine solche Zusicherung konnte auf nichts anderes deuten, als daß die Bekehrung des ganzen protestantischen Englands schon im Werke sei. Wie günstig auch gemeint, mußte sie daher auf den Dechanten wie ein Donnerschlag bei heiterm Himmel wirken. Wie paßte die Antwort zu seiner Rede, die das ganze Glaubensbekenntniß der Anglicaner enthielt? Er verstummte, und Jacob, der dies als ein günstiges Zeichen ansah, ergriff Miß Annens Hand und legte sie in seinen Arm indem er ihr zuflüsterte:

„Haben wir eine eben so gläubige als liebenswürdige Bekennerin an diesem Tage gewonnen, so soll er als doppelter Festtag in unserm Hauskalender bekreuzt stehn."

„Auf ein Kreuz, Sir, hoffe ich wenigstens Anspruch zu haben, entgegnete Anna, da ich meinem Gatten eines in die Ehe mitbringe."

„Hat Miß Anna schon den beneidenswerthen Kreuzträger erwählt? Ich wollte einen neuen Orden dieser Kreuzritter stiften, und mich selbst als den ersten weihen lassen —"

„Wenn Euer Majestät noch der jugendliche

Devant la chaise elle se place;
Lui l'empêchant de rien voir,
La nonne avec son mouchoir
Lui portant dessus la place,
Des coups dans plus d'un endroit:
Il la mord au poignet droit.

Alors devant les assises
La justice qui informait
Sur cet odieux forfait
Voit les deux familles assises
Hélas! — La société
Était dans l'anxiété.

Son avocat, qui se lève,
Dit: On doit le condamner.
Il battait son palefrenier,
Il est digne de la Grève. —
L'autre dit: Il n'en est rien,
Car il aimait trop son chien.

Alors un très bon gendarme,
Voyant Adèle Boreau,
Ainsi qu' Anette Rouault,
Ne peut retenir sa larme.
Le commissaire attendri
Dit: Eh! n'ont qu'un seul mari!

Trois experts en écriture
Sont mandés devant la cour
Pour jeter un nouveau jour
Sur cette affreuse aventure.
Ils déclarent, foi d'experts,
Que ce n'est pas la Roncière.

Or, voici qu'on prend la peine,
De très loin de faire venir
Un Monsieur qui vient de Vire
Ou bien l'île de Cayenne.
Il ne sait rien de l'affaire
Car on l'a pris pour son frère.

On place sur la sellette
De Saumur un vitrier,
Cousin d'un riche épicier:
Il décrit l'espagnolette
Et dit: C'est le même verre,
Je le reconnais, c'est clair.

Enfin pour le mettre au large,
Son avocat fait venir,
Afin de le soutenir,
Un fort témoin à décharge;
On demande, s'il l'a connu,
Il répond: „Oui, je l'ai vu."

L'un dit: Voici son échelle,
L'autre dit: J'en fais aussi.
Voyez cette échelle — ci;
Elle vaut bien son échelle.
Du procès mystérieux
L'échelle était tout le nœud.

Mais, pour augmenter les preuves,
On fait venir Mongeltier.
Personne ne peut nier,
Son talent à tout épreuve.
Il dit tout découragé
Ah! — C'est du papier vergé.

Alors, dans cette séance,
Les avocats les plus forts
Font briller tous leurs efforts
Pour soutenir l'innocence,
Berryer, Odillon Barot
Font pleurer tout le barreau.

En chambre particulière
Les jurés sont réunis,
Donnant chacun leur avis
Ils condamnent la Roncière
A dix ans de réclusion,
Mais sans exposition.

Par cet arrêt légitime
Chacun ici bas peut voir
Que c'est un crime lâche et noir
D'écrire une lettre anonyme.
La moralité du fait
Est de signer ce qu'on fait.

Maria Katharina Wächtler, geborene Wunsch.

1786.

Auf der Straße zwiſchen Lübeck und Hamburg wurde eines Februarmorgens 1786 von zwei Bauerknechten, die nach Holz fuhren, unfern von dem Dorfe Lütjenſee ein „Packen", in Matten eingewickelt gefunden. Die Finder glaubten, daß dieſer Packen vielleicht von einem der mehren Frachtwagen, welche ſie vor einigen Zeit auf der Landſtraße fahren geſehen, verloren gegangen. Sie nahmen ihn auf, fuhren damit eine Strecke bis zu den nächſten Häuſern in Lütjenſee, öffneten ihn in Gegenwart Anderer und fanden zu ihrem Schreck einen blutigen Sack und in dem Sack einen verſtümmelten Körper ohne Kopf, und Arme ohne Hände. Da Niemand wußte, was damit anfangen, und die einzige Obrigkeit, welche in der Nähe war, der Bauernvoigt und der Holzvoigt ſich mit der Sache nicht befaſſen wollten, ihnen auch Niemand im Dorfe die Körper abnehmen wollte, obgleich ſie von Haus zu Haus zogen, fuhren

die Bauern mit ihrem gräßlichen Funde an den Ort zurück, wo er gelegen, und warfen ihn dort wieder hin. Später gegen Abend, es war Freitag, am 28. Februar, kam die lübecker Fahrpost vorüber, welche damals von einer Militairwache begleitet wurde; die Pferde wurden scheu, und der Corporal Markmann fand einen offenen Beutel von Leinwand und in demselben ein weißes, blutiges Tuch mit einem Menschenkopf und zwei Händen. Eine Strecke davon, linker Hand, aber den von den Bauern geöffneten Packen mit einem todten Körper ohne Kopf und Hände. Nun ward die Sache ruchbar, und der Amtsvoigt von Hobbe zu Reinbeck nahm zuerst obrigkeitlich davon Notiz. Er erließ eine Ankündigung in den Zeitungen und setzte den hamburger Senat durch eine Zuschrift vom 28. Februar davon in Kenntniß.

Nach diesem Berichte verrieth der Körper dieses aufs grausamste ermordeten Menschen männlichen Geschlechts ein Alter von etwa 30 Jahren. Der unverwestе Zustand erlaubte eine ziemlich genaue Beschreibung des Körpers, auf die es, bei der nachmaligen Ermittelung, hier nicht ankommt. Die Kleidungsstücke, der mit einem schwarzseidenen Bande umwundene Zopf, ein zerschnittenes Futterhemde von grauem „Bergenopzoom" mit weißen knöchernen Knöpfen, einer Hose von schwarzem, glatten Zeuche, mit Parchent gefüttert, und mit seidenen Kniebändern, zeigten an, daß der Ermordete nicht den untersten Ständen angehört. Auf dem Sack, worin der Körper befindlich war, und um welchen die Matte geschlagen und zugenäht war, standen die Buchstaben P. R. W. und auf einem ziemlich feinen, mit Blut über und über gefärbten und fast ganz zerschnittenen Hemde die Buchstaben J. M. H. Der Körper war

umwickelt mit einem vollgestopften, mit Blut befleckten Kopftissen.

Auf eine Thäterschaft deuteten nach den vorläufigen Ermittelungen des Amtsvoigtes nur folgende Umstände. Die Bauernknechte hatten am Morgen des Freitags, eben gegen 10 Uhr, bei der sogenannten Fleischgaffel vor dem neuen Wirthshause, eine mit vier schwarzen Pferden bespannte Kutsche halten sehen, wobei sich ein Kutscher und Vorreiter befand. Ob Jemand in der Kutsche gewesen, hatten sie nicht bemerkt. Diese Kutsche war kurz vor ihnen von der Fleischgaffel ab und auf der Straße nach Lübeck zugefahren. Sie fuhr sehr rasch und die Bauern konnten sie nicht einholen. Beim Hovenberge oder Hogenberge, wo der Weg nach Lübeck ziemlich steil einen Berg hinabgeht, verloren sie die Kutsche mit den Rappen aus den Augen. Gerade an dieser Stelle, oben auf dem Hoyenberge, war es, wo sie die Packen fanden. Später, als sie im Dorfe Lützensee anhielten, kam dieselbe Kutsche mit den vier schwarzen Pferden wieder nach Hamburg zurückgefahren.

Der Amtsvoigt hatte sofort eine ärztliche Besichtigung und Obduction anstellen lassen, worüber die Berichte nicht mehr existiren. Ihre Resultate sind indessen in den Acten enthalten. Vom Kopfe waren Stücke der Nase und Oberlippe abgeschnitten. In der rechten Schläfe waren drei Schläge bemerklich, von denen der oberste den Knochen ganz eingedrückt hatte. Nach ihrem Dafürhalten mußten sie dem Erschlagenen mit einem eisernen Hammer, woran ein scharfes Beil befindlich gewesen, beigebracht sein. Das os temporum war in Größe eines Thalers ganz zerquetscht und in drei Stücke gespalten. Hinten über den Vorkopf fanden sie eine vier

Zoll lange Spalte. Leber und Lunge waren vollkommen gesund, auch äußerlich, außer dem eröffneten Schmeerbauche und ausgetretenen Eingeweiden nichts Merkwürdiges wahrgenommen worden. Beide Hände waren sehr geschickt von den Gelenken abgelöst. Nach Meinung der Aerzte, wäre der erste Schlag dem Unglücklichen vielleicht im Schlafe gegeben worden, der ihn betäubt, wo nicht sogleich getödtet habe. Wahrscheinlich sei die Abschneidung des Kopfes und der Hände gleich darauf erfolgt.

Mit diesem Bericht der zuerst zugezogenen Aerzte stimmte auch das Gutachten der von Hamburg aus zugezogenen Physici, nur bemerkten diese, daß der fragliche Riß im Unterleibe allein die Folge der starken Einschnürung des Packens gewesen. Die Trennung des Kopfes vom Rumpfe war durch einen reinen, glatten Schnitt erfolgt, der ein sehr scharfes Instrument, Ueberlegung und geschickte Hand verrieth. Da sie die Gefäße ohne Blut angetroffen, müsse der Thäter die Absonderung des Kopfes schon vorgenommen haben, als der Verwundete noch gelebt, oder kaum gestorben gewesen.

Die Anzeige des Amtsvoigts von Hobbe nach Hamburg kam indessen dort zu spät an. Durch den Corporal der lübecker Fahrpost war bereits das Gerücht von dem aufgefundenen, grausam verstümmelten Leichnam in ganz Hamburg verbreitet, und sehr bald hatte sich der Verdacht ausgesprochen, daß der Ermordete ein hamburger Bürger, der Tabackskrämer Wächtler sein möge, welcher Mittwoch am 22. Februar des Morgens, wie seine Frau angab, verreist sein sollte. Niemand, außer ihr selbst, hatte aber von dieser Abreise gewußt, Niemand ihn aus dem Hause gehen sehen, und man wußte, daß in dem Hause eine unordentliche Wirth-

schaft herrschte und Mann und Frau oft in Feindschaft lagen.

Der Verdacht steigerte sich um ein Bedeutendes, als Montag am 27. Februar der Lohnkutscher Hennigs sich vor dem Senat gestellte und folgende Denunciation zu Protokoll gab:

Er hatte, wohlbekannt mit der Familie Wächtler und nicht zu entfernt von ihr wohnend, mit der Frau accordirt, sie in einem eigenen Wagen nach Lübeck zu fahren, wo sie ihren heimlich abgereisten Mann anzutreffen hoffte. Dringend hatte sie gewünscht, schon am Donnerstag Abend zu fahren. Er aber hatte in dieser Jahreszeit die Fuhre gegen die Nacht zu nicht annehmen wollen. So war die Abfahrt auf Freitag den 24. früh verabredet. An dem Morgen dieses Tages hatte sie ihn noch ein Mal durch den Arbeitsmann Maas auffodern lassen, doch schnell zu kommen; sie wäre schon varat. Beim Bedingen, am Tage vorher, hatte die Wächtler ihm auch gesagt, sie nähme einen Packen mit. Als er ihr nun gesagt, da wäre es am besten, wenn er ihn schon am Abend vorher abholen lasse, um ihn hinten aufzubinden, hätte die Wächtler entgegnet, das sei nicht nöthig, sie wolle ihn im Wagen selbst mitnehmen. Auch am Morgen früh sah er den Packen nicht. Als der Wagen vor der Thür stand, ward er genöthigt, oben eine Tasse Kaffee zu trinken; und während dessen wurde Alles in den Wagen eingelagert.

Auf der Reise selbst rief die Wächtler, als er gerade oben auf dem Hoyenberge war, wo der Weg sich steilab senkt, ihm aus dem Wagen zu, er möge still halten. Er that es. Sie stieg mit ihrer kleinen Tochter aus und klagte, daß sie einen starken Blutsturz bekomme. Darauf bat sie ihn, mit seinem Vorreiter ein Bischen

beiseit zu geben und ihr Kind mitzunehmen. Der Fuhrmann und sein Knecht thaten auch so, doch entfernten sie sich nur wenige Schritte von den Pferden auf den Abhang, und benutzten die Zeit, ein Bedürfniß zu befriedigen. Nach wenigen Minuten, als sie zu ihren Pferden zurückkehrten, sahen sie auch die Wächtler schon völlig erholt, indem sie die Vorderpferde gefaßt hielt und sie den Berg hinabziehen wollte.

Darauf fuhren sie weiter nach Schöneberg zu, als die Wächtler mit einem Male von Neuem klagte, sie fühlte sich so unwohl; Hennigs solle mit ihr nach Hamburg umkehren, sie wolle ihm auch den ganzen Fuhrlohn zahlen. Hennigs hatte dagegen nichts einzuwenden, nur daß er nun ein Mal bis Schöneberg fahren müsse, um seine Pferde zu füttern. Dies geschah und noch am selben Abende darauf kehrte der Fuhrmann mit der Wächtler nach Hamburg zurück.

Da Hennigs erfahren, daß am Hovenberge, am nämlichen Tage, wo er mit der Wächtler dort vorbeigefahren, und an derselben Stelle, wo er auf ihren Wunsch halten müssen, ein ermordeter Körper gefunden, und in ihm der Verdacht aufgestiegen, daß dies der Ehemann der Wächtler sei, der schon ein Paar Tage abwesend, so hätte er sich zu dieser Anzeige durch sein Gewissen gedrungen gefühlt.

Am folgenden Tage, Dienstag am 28. Februar, ward nun Hennigs mit noch einigen Personen, welche den verschwundenen Wächtler gekannt, nach Lütjensee hinausgeschickt, um den Körper des Ermordeten zu recognosciren. Alle kamen mit der Nachricht am nächsten Tage zurück, der Todte sei ganz unzweifelhaft der Tabackskrämer Wächtler.

Diese Indicien genügten dem Richter nun sofort,

Mittwoch am 1. März, nachdem schon wirkliche Volksaufläufe vor dem Wächtler'schen Hause stattgefunden, eine Wache bei der Witwe einzulegen, welche jeden heimlichen Verkehr derselben mit andern Personen verhindern sollte. Schon bei der vorläufigen Untersuchung zeigten sich viele Indicien, welche ihre Richter und das Publicum zur moralischen Ueberzeugung brachten, daß sie es gewesen, welche ihren Mann umgebracht habe. Sie sind, außer dem schon aus dem Obigen ermittelten verdächtigen Zusammentreffen ihrer Reise nach Schöneberg, ihres Verweilens am Hoyenberge, und des gerade dort aufgefundenen Körpers, so wie ihrer sonst unmotivirten, darauf angetretenen Rückkehr, kurz hier zusammengefaßt, folgende:

Ihr Mann sollte, nach ihrer Angabe, am Mittwoch 22. früh nach Lübeck verreist sein. Sie wußte keine Gelegenheit anzugeben. Das Reisen war damals keine so leichte Sache wie heute.

Schon am Morgen, im Dunkeln, etwa gegen 3 Uhr sollte er aufgestanden und bald darauf aus dem Hause gegangen sein. Aber keins von beiden weiblichen Dienstboten im Hause hatte etwas davon gesehen und gehört. Das Haus war klein und eng; die Oertlichkeit so, daß eine Abreise nicht gut so heimlich vor sich gehen konnte.

Noch am Abend vorher hatte Wächtler mit Niemandem von einer Reise gesprochen.

Er hatte keinen Reisekoffer mitgenommen, vielmehr seine beiden Paar Stiefeln, seine Beinschnallen und sein schwarzes Halstuch im Hause zurückgelassen.

Die Wächtler hatte gleich am nämlichen Morgen, nachdem ihr Mann angeblich verreist, ein mit Blut besudeltes Bett, ohne Jemandes Hülfe in zwei Säcke

gepackt, und Morgens 8 Uhr ihre Wäscherin Neumann rufen lassen, und sie mit der dringenden Aufforderung angegangen, das Bettuch sogleich zu waschen und ihr am nächsten Sonnabend wieder rein ins Haus zu liefern.

Die Wächtler hatte, als Morgens die Wäscherin eintrat, an ihres Mannes Bett gesessen und leichenblaß ausgesehen.

Als die Neumann fort war, hatte sie sich den ganzen Vormittag eingeschlossen und erst um 12 Uhr sich wieder sehen lassen, nachdem sie ihrem Dienstmädchen befohlen, einen Eimer Wasser vor die Thür der Schlafstube zu stellen. Das Mädchen hatte den Eimer nachher leer gefunden.

Sie hatte, ohne Beihülfe, die Ueberzüge des Bettzeuchs abgezogen, sie heimlich ausgewaschen, selbst in die Balje hinuntergetragen und erst Nachmittags um 3 Uhr an die Wäscherin geschickt.

Sie hatte die beiden Säcke, ehe sie zur Wäscherin geschickt wurden, allein in ein Nebenzimmer getragen.

Die Köchin Zimmermann war von ungefähr in das Nebenzimmer gerathen, wo beide Säcke standen. Zwischen ihnen lag noch ein dritter Sack, von außen blutig, worin sie, bei der Berührung, Theile eines menschlichen Körpers, als Kopf, Haare, Lenden, Beine, Waden, gefühlt haben wollte.

Die Wächtler ließ den Arbeitsmann, welcher gekommen war, um die Sachen für die Wäscherin abzuholen, nicht in das Nebenzimmer, sondern holte sie selbst heraus, um sie ihm zu übergeben.

Sie hatte an dem Tage dieses Nebenzimmer, nachdem die Köchin darin gewesen, mit Bändern auswendig zugebunden, damit Niemand hineinkäme. Auch als das

Bettzeuch abgeholt war, hatte sie ihren beiden Mädchen verboten, hineinzugehen.

Sie hatte von dem Tage an, wo ihr Mann verschwunden war bis zu ihrer Abreise eine Person in ihrer Schlafstube Nachts wachen lassen und auch nach ihrer Rückkehr, in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag, was sie sonst nie, wenn ihr Mann abwesend war, zu thun pflegte. Als die dazu bestellte Wärterin am Freitag Abend, nach der Reise, wegen heftiger Kopfschmerzen, nach Hause gehen mußte, nöthigte sie beide Mädchen, in der Nacht auf der Erde neben ihrem Bette zu schlafen.

Sie hatte, sogleich nachdem ihr Ehemann unsichtbar geworden, dessen Koffer durch einen Schmied eröffnen lassen.

Am Morgen ihrer verdächtigen Abreise hatte sie nicht allein den Fuhrmann hinaufgenöthigt, sondern auch ihre beiden Mägde und die alte Wärterin Schmidt genöthigt, in einem Zimmer, eine Treppe hoch, Kaffee zu trinken, ihnen verboten, aus der Kammer zu gehen, oder vor ihrer Abfahrt aus dem Fenster zu sehen. Sie selbst hatte als Grund angegeben: damit die andern drei Kinder die Abreise nicht merken und schreien möchten. Die dringende Vermuthung war aber dafür, damit sie während der Zeit unbeobachtet den gefährlichen Packen in den Wagen schaffen können.

Durch den Arbeitsmann Maas hatte sie, was unbestritten ist, einen Packen von etwa 100 Pfund Schwere von dem Waarenboden heruntertragen und in den Wagen setzen lassen. Sie behauptete aber, sie habe diesen schweren Ballen nachher, weil sie andern Sinnes geworden, wieder herausgenommen und in den Laden neben dem Hausflur gesetzt. Aber Niemand hat diese

Prinz wären, sagte Vater Peter schnell einfallend, der wohl auf Abenteuer umherirrte ehe er denn ein Königreich, eine Königin und gläubige Unterthanen hatte, deren zeitliches und ewiges Heil insgesammt ihm anvertraut ist. Jetzt aber dürfte die Zeit der Ritterschaft vorüber sein, zumal da in diesem Augenblicke aller Augen auf Euer Majestät gerichtet sind, um den Boten Seiner Heiligkeit in die kleine Kapelle der Gläubigen zu führen."

In der That hatte sich schon in der Ferne die Procession geordnet, welche den Nuncius zur Messe geleiten sollte. Der König wiederholte seinen Wunsch zur Nichte, sie in Whitehall wieder zu sehen, und faßte plötzlich wie in Gedanken den Oheim, der ihm zunächst stand, unter den Arm, ihn mit sich in der Procession führend. Sir Alexander vergaß über diese ungeheure Ehre das Peinliche seiner Lage. Er ließ die Nichte stehen und folgte der Monstranz und den dampfenden Weihkesseln der Chorknaben. Der Verlassenen nahm sich zwar Lord Churchill an, und führte sie zu ihrem Wagen; aber mit jedem Schritt, den der Dechant weiter that, näherte er sich der Kapelle, und von beiden Seiten starrten ihn Blicke an, so furchtbar protestantisch, daß er die seinen nicht zu erheben wagte. Schon brannten aus den

Handlung, Niemand den Ballen nach ihrer Abreise im Laden gesehen. Maas dagegen behauptete, er erinnere sich zu gewiß, daß sie mit dem Packen abgereist sei.

Auf diesen Umstand kam ihr sehr viel an. Während ihrer Bewachung fand sie Gelegenheit, ihrem Kleinmädchen (Stubenmädchen) zuzuflüstern, sie solle vor Gericht aussagen, wie sie gesehen, daß die Frau den Packen wieder aus dem Wagen genommen und in den Laden getragen habe. Wenn sie Das aussage, solle es ihr Schade nicht sein.

Der Maas erinnerte sich, daß der Packen nach faulem Fleisch gerochen habe.

Zur Motivirung der That diente der allgemeine Glaube aller Nachbarn und Bekannten, daß Mann und Frau in Zwistigkeiten gelebt, welche oft in handgreifliche Angriffe übergegangen wären, daß sie eine Verschwenderin, liederlich, er geizig gewesen. Speciell wurden noch folgende Indicien aufgestellt:

Am Tage vor der angeblichen Abreise des Mannes war ein heftiger Streit zwischen den Eheleuten ausgebrochen. Er ward so heftig, daß das Stubenmädchen Schmidt das jüngste Kind zu ihrer Mutter (der alten Wartefrau Schmidt) gebracht, um es zu hüten.

Am letzten Sonnabend vor Wächtler's Verschwinden hatte seine Frau sich beim Schullehrer Gruner ein Zimmer gemiethet und diesem dabei gesagt, sie lebten zu uneinig mit einander, sie wollte sich von ihm separiren. Es ergab sich später, daß sie früher bereits mehre Wochen lang von ihrem Manne halb getrennt bei einem Tischler Busch, dessen Frau Wehmutter war, gewohnt.

Diese und andere Indicien geringerer Art, die zu erwähnen später der Ort sein wird, genügten dem Ge-

richte, um zur Gefangennehmung der Angeschuldigten zu schreiten. Auch die beiden Dienstmädchen, die Köchin Zimmermann und die Kleinmagd Schmidt wurden gefangen gesetzt, noch im Verlauf des Processes aber, und zwar im selben Jahre, weil sich keine Mitschuld ermitteln ließ, wieder auf freien Fuß gesetzt, doch unter dem eidlichen Gelöbniß, sich, wenn es gefodert werde, wieder zu stellen.

So einfach die Thatsache in diesem Processe scheint, so ausgedehnt, ja verwickelt wurde derselbe durch die zähe Ausdauer, ja die Frechheit, mit welcher die Wächtler sich vertheidigte. Die Mehrzahl der Acten dieses Processes, welche eine halbe Registratur gefüllt haben sollen, sind beim großen hamburger Brande mit verbrannt; aber die geretteten Stücke geben uns doch interessante Blicke auf die unendliche Mühe, welche der freche Trotz und die Ränke dieses Weibes den hamburger Gerichten vor sechzig Jahren gemacht haben müssen. Ein ähnlicher Fall mochte seit lange nicht vorgekommen sein, und wir finden in der juridischen Behandlung desselben die äußerste, fast ängstliche Sorgsamkeit, welche ein angeborner wohlwollender Sinn und die Humanität der Zeit den Richtern, gegenüber den ererbten barbarischen Gesetzen der Vorzeit, anempfahl. Bei dem vollkommensten moralischen Bewußtsein ihrer Schuld zauderte man doch, zu dem Aeußersten zu schreiten, die Verbrecherin der Strenge der damals noch gültigen Gesetze, sowol in Bezug auf die Mittel, sie zum Geständniß zu bringen, als auf die endliche Strafe zu unterwerfen;

und an mehr als einer Stelle begegnen wir Versuchen, Gnade für Gerechtigkeit obwalten, und zur Beruhigung des eignen Gewissens, sie mit einer geringeren Strafe zu entlassen. Ueber zwei Jahre hindurch mühten sich daher ihre Richter ab mit allem Aufwande von Gelehrsamkeit, Bildung und Menschlichkeit, von dem verstockten Weibe über Das ein Bekenntniß zu erhalten, was durch den vollständigsten Indicienbeweis der Evidenz nahe lag. Die kleinsten Umstände wurden noch ein Mal hervorgezogen, aufs Neue der strengsten Untersuchung unterworfen, ob nicht etwas zu ihrem Gunsten spreche, oder ob nicht diese und jene Ermittelung das Gewissen der Verbrecherin zu rühren und sie zur Ablegung eines Geständnisses vermöge. Umsonst. Sie widerrief ihre Bekenntnisse, und je milder und menschlicher ihre Richter sich zeigten, um so trotziger und roher trat sie ihnen gegenüber auf, wie mit diabolischer Schlauheit von der Schwäche und Unsicherheit, die aus einer edlen Quelle kam, zu ihrer Rettung Vortheil ziehend. Noch beim letzten Urtheil, nachdem kein begründeter Zweifel mehr in Eines Brust obgewaltet haben kann, sehen wir im Votiren der Richter ein Schwanken, das ihrem Herzen allerdings Ehre macht, das heut aber eben so wenig mehr vor einem Gelehrten- als vor einem Geschworenen-Gerichte vorkommen dürfte. Nur einem Zufall, wenn wir es so nennen dürfen, verdankten diese gewissenhaften Richter zuletzt, nachdem ihre Arbeit gethan war, die Beruhigung, daß sie kein ungerechtes Urtheil gesprochen, kein unschuldiges Blut vergossen hatten.

Bei der ersten Untersuchung vor dem Niedergericht — die Relation daraus dürfte schon einen mäßigen, gedruckten Band füllen — ergab sich Folgendes:

Marie Katharine Wunsch, aus Plauen bei Altbrandenburg gebürtig, 36 Jahre alt, lebte mit ihrem Ehemanne, dem hamburger Bürger und Gewürzhändler Julius Adolf Wächtler, in einer Ehe, welche nicht ohne Zank, aber nach dem bis da Ermittelten nicht unbedingt zu den unglücklichen Ehen zu rechnen war. Der Mann war karg, sie verschwenderisch. Sie hatte einige Wochen, von ihrem Manne halb getrennt, beim Tischler Busch gewohnt, dessen Frau, eine Wehmutter, sie früher bei ihren Entbindungen unterstützt hatte. Ueber die Ursachen dieser Trennung war nichts mit Gewißheit ermittelt. Die Busch'schen Eheleute sagten, es sei nur deshalb geschehen, weil die Wächtler Landsleute aus Plauen erwartet, mit denen sie in Uneinigkeit gelebt und bei deren Wiedersehen heftige Auftritte zu erwarten wären. Da sie, die Wächtler, sehr hitziger Natur gewesen, hätte man sie mit gegenseitiger Zustimmung auf einige Zeit auslogirt, um den Lärm im Hause zu vermeiden. Nach der Wächtler eigenen Angabe hätte ihr Mann verlangt, daß sie sich ausquartiere, weil er Schiffsknechte aus dem Preußischen erwartete, welche von ihm Geld erpressen wollen, auf Grund Dessen, daß er früher von ihnen gestohlenen Indigo gekauft. Weil sie den Schiffsknechten zu derb antworten dürfte, habe er sie aus dem Hause geschafft. Gewiß ist, daß diese Ausquartierung mit Bewilligung des Mannes geschehen, denn er schickte ihr täglich das Essen, besuchte sie und ward von ihr besucht.

Aber die Wächtler hatte ihrerseits am 19. Februar, also zwei Tage vor der Ermordung ihres Mannes, zwei

Zimmer im Hause des Schulmeisters Gruner gemiethet, unter dem Vorgeben, sie wolle sich von ihrem Manne separiren und ihre Sachen dahin bringen lassen. Er, Wächtler, hatte Waaren zu den Busch'schen Eheleuten zu bringen. Sie, die Wächtler, hatte sich einen Nachschlüssel machen lassen, und die ihrem Manne zugehörigen Waaren in ihre neue Wohnung geschafft, und das, während sie den Gruner zu ihrem Manne geschickt, um durch seinen Besuch denselben zu beschäftigen, damit er sie in ihrem Umzug nicht störe.

Zu ihrer Rechtfertigung deshalb führte sie an, ihr Mann habe den Vorsatz gehabt, alle seine Sachen zu veräußern, auf und davon zu gehen und sie mit ihren Kindern im Stich zu lassen. Um deshalb habe sie aus Vorsorge für sich und ihre Kinder diese Waaren heimlich nach Gruner's Hause bringen lassen. Ihr Mann, der es nachher erfahren, auch daß sie einige dieser Sachen bei Buschens zum Unterpfand für von ihnen geliehenes Geld zurückgelassen, sei darüber sehr ärgerlich gewesen.

Dieser Transport der Waaren aus der Busch'schen Wohnung in die Gruner'sche scheint die Entdeckung der übrigen Ausschweifungen der Wächtler, den Streit und Lärm am nächstfolgenden Tage, Dienstag, und in der Nacht darauf den Tod des Wächtler veranlaßt zu haben.

Es erhellt ferner aus verschiedenen Zeugenaussagen und auch aus ihren eigenen Eingeständnissen, daß die Wächtler Nachschlüssel zu den Waarenzimmern ihres Mannes sowol außer als in seinem Hause gehabt, daß sie mehrmals heimlich daraus Waaren genommen, und dieselben zu ihren Vertrauten, dem Busch, der alten Wärterin Schmidt und dem Mäkler Ehlers bringen lassen.

Wenn sie Geld brauchte, verkaufte sie davon an den Ehlers oder einen Juden. Außerdem lieh sie, wo sie nur Geld auftreiben konnte. Sie entschuldigte sich damit, daß ihr Mann sie allzu sparsam gehalten; auch habe sie es ihm oft selbst gesagt, auf die Nothwendigkeit hingewiesen und ihn zufrieden gestellt.

Sie hatte außerdem einen verdächtigen Umgang mit einem jungen Friseur Schulz, dem Sohne des sogenannten Baumwirths, mit dem sie Spazierfahrten machte, zu Nacht speiste in ihrer separaten Wohnung, sich Rendezvous auf offener Straße gab, und dem sie, wie er selbst bezeugt, nicht unbedeutende Geldgeschenke aufdrang, wovon sie ebenso wenig als von einem verbotenen Umgange etwas wissen wollte. Der Friseur leugnete den letzteren anfangs zwar mit Bestimmtheit, mußte ihn aber, als es zur Eidesleistung kam, einräumen. Indessen war dieser Umgang ihrerseits mit so unanständiger Oeffentlichkeit gepflogen worden, daß schon Das, was vor Aller Augen geschah, einen dafür empfänglichen Ehemann aufs Aeußerste reizen konnte.

Der erste Streit an dem verhängnißvollen Dienstag Morgen entstand zwischen den Eheleuten darüber, daß Wächtler von seiner Frau den Schlüssel zu den Waaren im Gruner'schen Quartier foderte. Sie wollte ihn verlegt haben, und der erzürnte Mann soll dabei ausgerufen haben: „So soll doch das Donnerwetter drein schlagen, wenn du denkst mich für einen Hundejungen zu gebrauchen, und daß ich glauben soll, du könntest den Schlüssel nicht finden. Ich will gleich ausgehen und andere Anstalten treffen."

Zwar will die Wächtler ihren Ehemann wieder besänftigt haben, indem sie durch einen Schlosser die Thür öffnen ließ, ihm den nachher gefundenen Schlüssel noch-

schickte, auch die Busch angewiesen, ihrem Manne nur Alles wegen des geliehenen Geldes und des Unterpfandes zu sagen; aber als Wächtler zurückkehrte, brach ein neuer Zank aus.

In kochender Wuth warf er ihr Alles vor, was er über ihren Lebenswandel schon wußte, oder erst jetzt erfahren; ihre Gänge und Ausfahrten mit dem Friseur, daß sie wol darum nur bei den Buschens sich einlogirt, daß sie sich heimlich Nachschlüssel zu allen seinen Vorräthen machen lassen, ihn bestohlen, nie Geld genug kriegen können und Alles durchgebracht. Dabei faßte er sie, in Gegenwart der Mägde, des Mäkler Ehlers und des Juden Joseph bei der Brust und schüttelte sie auf dem Stuhl mit den Worten herum: „Du Luder, ich will dich oben einschließen.“ Mit vieler Mühe konnte man den Tobenden von weitern Thätlichkeiten abhalten.

Nach dem stürmischen Morgen folgte ein anscheinend friedlicher Abend. Die Wächtler will an diesem Abende den Schulmeister Gruner ruten gelassen haben, um ihrem Mann von seiner vorhabenden Reise nach Lübeck abzurathen. Gruner aber behauptet, er sei von selbst mit seiner kleinen Tochter ins Haus gekommen, um sie aufzufodern, daß sie Jemand mit den Schlüsseln in sein Haus schicke, um in den gemietheten Zimmern die Fensterladen zuzumachen. Wächtler hatte den Gruner bereingeladen; sie hatten mit einander gegessen, ein Glas Punsch getrunken. Die Wächtler hatte geklagt, sie befinde sich nicht wohl und Gruner ihr gerathen, ein niederschlagend Pulver einzunehmen, was sie auch gethan. Sie sei stille gewesen, habe nicht mitgegessen, nur ein Glas Punsch getrunken, aber von Uneinigkeit habe er diesmal nichts bemerkt. Von einer Reise nach

Lübeck sei nicht die Rede gewesen, doch habe sie in ihres Mannes Beisein zu ihm geäußert: „ihr Mann hätte schon die Gelder und Papiere weggebracht und von ihr fortgehen wollen," worauf der Mann lächelnd erwidert: „so bald ginge solches noch nicht." Nach dem Abendessen hatte Wächtler den Gruner in sein Haus begleitet, um die Fensterladen zu verschließen, und unterwegs gesagt: seine Frau wäre jetzt so geschmeidig, daß er sie wol um den Finger wickeln könnte. Bei der Rückkehr hatte er den Schlüssel zu den gemietheten Zimmern übergeben, mit dem Ersuchen, von den Waaren Niemand als ihm selbst oder seiner Frau verabfolgen zu lassen. Als Wächtler nach Hause zurückkehrte, soll er nach Aussage der Dienstmägde mit seiner Frau noch ein Paar Gläser Punsch getrunken und sich darauf vergnügt mit ihr ins Bett gelegt haben.

Hiernach schiene also seinerseits eine Aussöhnung erfolgt. Anders stellt sich die Sache nach einer spätern Aussage der Wächtler. Nach dieser zog ihr Mann, als er in die Wohnstube zurückkehrte, das Küchenbeil aus dem Busen und ging dann mit demselben aus der Stube fort. Nach manchen Widersprüchen erklärte sie: Wächtler habe, als er das Beil herauszog, zu ihr gesagt: „Hätte ich unterweges den Jungen, den Friseur, angetroffen, so hätte ich ihm einen Arm damit abhauen wollen." Sie habe ihm darauf erwidert: „Gott bewahre in Gnaden, wie kannst du dir dergleichen Gedanken machen; der Mensch hat dir ja niemals was zuwider gethan." Aus Angst, daß ihr Mann damit ein Unglück anrichten könnte, befahl sie dem Kleinmädchen (der Schmidt), das Beil zu verstecken. Sie selbst versteckte, aus derselben Angst, wie sie einräumt, ein langes, weißes Messer, welches ihr Mann zum Papierschneiden gebrauchte, in

dem Bett, in welchem sie und ihre Kinder zuweilen schliefen.

Ein ander Mal räumte sie ein, daß ihr Mann, als er das Beil aus dem Busen zog, gedroht: er wolle sie und die ganze Spitzbubenbande massacriren, welche ihm die Hälfte seiner Waaren, die er jetzt auf die Reise mitnehmen wollen, gestohlen. Auf diese Drohung ließ sie durch ihr Kleinmädchen vom Schlächter Leopold ein Hackebeil holen, um sich allenfalls damit zu wehren, wenn ihr Mann etwa in der Nacht etwas Gefährliches gegen sie unternehmen wollen. Diese Thatsache steht durch Zeugniß des Leopold und des Mädchens fest, und nach ihrem eigenen Geständniß verbarg sie dieses Hackebeil unter demselben Bette.

Nachts zwischen 10 und 11 Uhr will die Wächtler sich in das Bett niedergelegt haben, worin sonst ihr Mann schlief, und in welchem jetzt auch ihre zweite, siebenjährige Tochter schon lag. Der Mann blieb noch etwa eine Stunde auf und wiederholte gegen sie die schon erwähnten Vorwürfe. Sie suchte ihn zu besänftigen und bat ihn, sich niederzulegen. Endlich begab er sich zur Ruhe, setzte sich hin und las den Abendsegen. Dabei zog er (Alles nach Aussage der Frau) sein gewöhnliches, kleines Einschlag-Taschenmesser aus dem Busen vor und legte es auf die kleine Orgel im Schlafzimmer. Sie warf ihm vor, er habe ihr doch versprochen, kein gefährliches Instrument nach dem Schlafzimmer heraufzunehmen. Er erwiderte: sie solle ruhig sein, er wolle ihr nichts thun. Später sagte er, als sie ihn gebeten, zu ihr ins Bett zu kommen, unter einem der schmutzigsten Schimpfworte: „er wolle nicht zu ihrer verfluchten . . . kommen; habe sie sich was zusammengehurt, so möge sie sehen, wo sie damit bleibe.“ Auf vieles

Bitten sei er endlich zu ihr ins Bett gekommen, aber schon nach einer halben Stunde und mit den Worten wieder aufgestanden: „das ist nichts für mich; ich will in deiner verfluchten . . . . . nicht bleiben.“

Er habe sich nun in das andere Bett zu der ältesten Tochter und dem ältesten Sohne gelegt. Hierbei sei er mit dem Fuß an das kalte Hackbeil gestoßen, habe es hervorgezogen und gefragt: was das bedeute? Sie antwortete: sie habe es vom Leopold zum Zuckerschlagen holen lassen, weil ihr Sohn das Zuckermesser verschmissen hätte. Er würde doch vor seiner Abreise Kaffee trinken wollen. Als er sie weiter gefragt: warum sie das Beil unter dem Bette versteckt, hätte sie ihm geradezu gesagt: er könne es ihr doch nicht verdenken, wenn sie auch auf ihre Sicherheit bedacht sei, nachdem er den ganzen Tag gedroht und mit Beilen und Messern umgegangen wäre.

Wachtler sprang — sagt die Frau — dabei aus dem Bette, rief, er wolle es ihr gedenken, gab ihr Ohrfeigen nach beiden Seiten, trug das Hackebeil in die Küche hinunter, kam wieder, spuckte einige Mal aus, ohne ein Wort zu sagen, und legte sich wieder ins Bett.

Eine Stunde nachher stand er auf und rief: „Luder, du sollst mir leuchten.“ Ganz leise, um die Kinder nicht zu wecken, wäre sie nun aufgestanden. Vom obern Vorflur hätte ihr Mann Matten, die dort gelegen, nach der Diele hinunter getragen, um vor seiner Abreise Waaren, welche außerhalb des Hauses gestanden, darein zu packen. Ihr Licht ging dabei aus. Sie zündete es wieder am Nachtlicht in der Kammer an, wo die Dienstmädchen schliefen. Auf Geheiß ihres Mannes holte sie auch aus dem Schrank in der Nebenstube, welche

geöffneten Flügelthüren die hundert Kerzen den Wallfahrenden entgegen, schon erscholl das Klingeln und der Dechant konnte nicht abstehn, er konnte sich vom Könige nicht losreißen, während ihn dessen Nähe nicht einmal vor den Schmähworten schützte, die von nah und fern aus gepreßter Brust gegen den Geistlichen sich Luft machten, der sich nicht entblödete im Anglicanischen Amtskleide einer Procession zu folgen, und eine papistische Kapelle zu betreten.

Plötzlich stockte der Zug; es galt in vorgeschriebener Ordnung dreimal um die Kapelle und dann hinein ziehn. Aber ein unerwarteter Verfall war hinzu getreten. Der Herzog von Sommerset, in den ersten Hofwürden, blieb an der Schwelle stehen, indem er sich weigerte, mit dem Schwerte des Königs, das er dem Zuge vorantrug, über die Schwelle zu treten. Der aufgebrachte Monarch nahte sich ihm mit einem nicht königlichen Ungestüm, während der Herzog ihn durch ruhige Festigkeit noch mehr reizte. Er behauptete, daß dieser Schritt über die katholische Schwelle nach Englands Gesetzen zum Schaffotte führen könne.

„Ob Englands Gesetze, oder Englands König höher stehen, könnte der nächste Augenblick entschei-

zwischen ihrer eigenen und der Kammer der Mädchen lag, ein Paar Packnadeln, welche er in die Matten steckte. Alsdann gingen Beide wieder hinauf, sie legte sich ins Bett, er setzte sich auf den Stuhl an der Orgel.

Etwa um 2½ des Morgens kleidete sich ihr Mann wieder völlig an und ging mit den Matten, Packnadeln und Stricken aus dem Hause. Sie ließ ihn hinaus und riegelte hinter ihm zu. Um 5½ Uhr kam er wieder zurück, füllte sich eine Flasche Branntwein und steckte diese und etwas Geld in einen grünen Beutel. Nach einer halben Stunde ging er, nachdem er ordentlich von ihr Abschied genommen, fort und sagte, er wolle nach Lübeck.

So die Angabe der Angeschuldigten, die nur in wenigen Nebenumständen durch andere Zeugnisse unterstützt wird. Beide Dienstmädchen bekundeten den Umstand von dem Beil, welches Wächtler aus den Busen gezogen und von seiner dabei gegen den Friseur ausgestoßenen Drohung, auch daß die Wächtler nachher dem Kleinmädchen den Auftrag gegeben, das Beil unter ihrem, der Ehefrau, Bette zu verstecken, später aber habe sie diesen Auftrag dahin geändert, daß sie es lieber unter ihrem eigenen, des Dienstmädchens, Bette verstecken möchte, wo es Wächtler nicht so leicht finden würde. Am andern Morgen hatte es das Kleinmädchen auch noch dort gefunden, ohne etwas Verdächtiges daran zu bemerken.

Schon in Bezug auf das Hackebeil, welches die Wächtler vom Schlächter Leopold holen lassen, zeigten sich Widersprüche in ihrer Angabe mit der Aussage des Kleinmädchens. Die Wächtler wollte erst am Abende, nachdem ihr Mann das Küchenbeil aus den Busen gezogen, es sich haben bringen lassen. Aber das Kleinmädchen hatte es ihr schon vorher, in der Dämmer-

stunde vom Schlächter holen müssen. Das Kleinmädchen sagte aus: die Frau habe ihr befohlen, das Hackebeil in der Küche hinzulegen. Nach einer Stunde habe es nicht mehr daselbst gelegen. Am andern Morgen, um 8 Uhr, habe die Wächtler in ihrer; des Mädchens Gegenwart dieses Hackebeil aus dem Ofenkasten im Schlafzimmer vorgelangt und ihr abgeboten, es dem Schlächter zurück zu bringen. Sie soute dabei sagen: es sei gar nicht gebraucht und hätte keinen Schaden gelitten. Das Kleinmädchen fand es ganz trocken und keine verdächtigen Spuren von Blut daran. Die Wächtler mußte diesen Zusammenhang später einräumen. Zu ihrer Rechtfertigung führte sie nur an: ja es sei dieses Hackebeil gewesen, welches sie holen lassen, um für ihren Mann Zucker zu schlagen; erst auf seine Drohung habe sie dasselbe unter dem Bette versteckt, wo es ihr Mann gefunden und dann wahrscheinlich in den Laden hinuntergetragen habe, um sich ein Stück Zucker zu schlagen; denn dort habe sie es am Morgen nach seiner Abreise gefunden und in ihrer Schlafstube in den Ofenkasten gelegt, damit die Kinder es nicht finden sollten.

Die Köchin hatte in der Nacht um 12 Uhr, und später noch ein Mal, Jemanden im Nebenzimmer den Kleiderschrank der Wächtlern öffnen gehört. Als sie es am Morgen ihrer Frau sagte, erklärte diese, daß sie es gewesen; sie habe die ganze Nacht nicht geschlafen, weil ihr Mann so früh nach Lübeck gewollt.

Das Papiermesser, ein langes, sehr scharfes Messer, welches die Wächtler, ihrer eigenen Aussage nach, in das Bett versteckt haben wollte, veranlaßte ebenfalls verschiedene Widersprüche zwischen ihr und dem Kleinmädchen, die indeß zu keinen erheblichen Resultaten führten. Wächtler, am Abende im Laden beschäftigt, hatte es

vermißt und das Kleinmädchen danach zur Frau geschickt. Nach deren Aussage hätte sie es dem Kleinmädchen, die um das Verstecken im Bette gewußt, gegeben, um es ihrem Manne zu bringen. Der habe es vermutlich dort gebraucht und nachher hinter das Pfeifenbehältniß gesteckt, wo sie es andern Tages wieder gefunden. Das Kleinmädchen hingegen wollte nichts von dem Verstecken im Bette wissen; vielmehr habe die Frau ihr, nach einigem Ableugnen, gesagt, es sei in der Küche. Von dort habe sie es auch geholt, ihrem Herrn gebracht, der ihr aber geantwortet, er brauche es nun nicht, sie solle es nur hinter dem Pfeifenbehalter hinstellen. Sie fand es dort auch noch am folgenden oder einem der nächsten Tage, nur daß es etwas mehr hervorragte. Bei der Rückkehr zu ihrer Frau fragte diese sie: ob sie ihrem Mann das Messer gegeben, und erwiderte auf ihre Auskunft darüber und daß sie es hinter die Pfeifen stecken müssen, nur ein „Ja."

Das Taschenmesser, von welchem die Wächtler, in ihrem Bericht von den Begebenheiten der Nacht, gesagt, daß es ihr Mann auf die Orgel niedergelegt, war ein sehr schönes Stück, welches er nie von sich ließ. Die Wächtler erklärte, sie hätte es seit dem Verschwinden ihres Mannes nie wieder gesehen. Die Köchin Zimmermann aber bekundete, sie habe am Donnerstage, vor der Reise der Wächtler ihr dieses Messer schleifen müssen. Sie wunderte sich darüber, wie ihre Frau dazu käme, und fand beim Putzen in der Mitte hartes, getrocknetes Blut, welches sie kaum wegwischen konnte. Schon vor der Einlagerung der Wache hatte sie dem Kleinmädchen dies und ihre sonderbaren Vermuthungen mitgetheilt.

Endlich wird die Angabe der Wächtler von den Vorfällen der Nacht durch den Bericht des Kleinmäd-

chens über den Theil derselben, von dem sie Augenzeugin war, nicht unterstützt. Wächtler hatte zwar das von dem Armabhauen und dem Friseur gesagt, aber gar nicht wüthend oder zornig. Er stieß keine Drohung und kein böses Wort mehr aus, und nichts verrieth, daß er böse [illegible]ten im Sinne hatte; er las den Abendsegen und saß ruhig an der Orgel. Die Wächtler lag auch nicht, wie sie angegeben, in ihres Mannes, sondern in ihrem Bette, bei dem ältesten Sohn und der ältesten Tochter. Endlich hatte die Magd beim Hinausgeben keine Matten auf dem Vorplatz liegen gesehen.

Aber noch ein furchtbarer positiver Zeuge trat über die Begebenheiten der Nacht gegen sie auf, einer, der freilich vor dem Gesetze keine Gültigkeit hat, an dessen Wahrhaftigkeit vor dem moralischen Richterstuhl indeß schwer gezweifelt werden kann, — ihr eigenes Kind, ihre siebenjährige jüngste Tochter.

Das Kind hatte, wie gewöhnlich, im Bette bei dem Vater geschlafen. Ihre älteste Schwester und ihr Bruder schliefen im Bett bei der Mutter. Des Kindes Aussage stimmte hierin mit der des Kleinmädchens. Bald nachdem das Kleinmädchen fortgegangen, legte sich der Vater, als sie noch wachte, neben seiner Tochter zur Ruhe. Etwa um 2 Uhr, denn sie erinnerte sich, daß der Nachtwächter gerufen: „die Gleck hat zwei geschlagen!" kam die Mutter plötzlich an ihr Bett, riß das Kind aus den Federn und legte es in das andere Bett zu ihren Geschwistern. Darüber erwachte sie. Alles war dunkel. Die Mutter sagte ihr: „Willst du bald wieder einschlafen!" Aber sie konnte nicht wieder einschlafen. Darauf rief die Mutter dem Kleinmädchen, daß sie Licht bringen sollte, und das Kleinmädchen brachte auch Licht. Als das Kleinmädchen fort war,

ging die Mutter hinunter und holte den Hammer, den sie unten im Laden brauchte, und ging dann an des Vaters Bett und schlug ihn damit zwei Mal vor den Kopf. Der Vater bewegte sich dabei ein wenig. Auch sah das Kind, daß sich dabei ein wenig Blut im Bette zeigte (?), darauf setzte sich die Mutter vor des Vaters Bette nieder und zog die Bettdecke über ihn. Darauf rief die Mutter die Köchin und das Kleinmädchen, und dann schlief das Kind wieder ein. Um acht Uhr Morgens kam das Kleinmädchen und holte sie aus der Mutter Bett und kleidete sie an unten in der Wohnstube. Das Kind hätte den Vater nachher nicht wieder gesehen, und Mutter habe ihr gesagt, Vater wäre verreist.

Wann, und auf welche Veranlassung das Kind diese Aussage gemacht, ob freiwillig oder auf geschickte Fragen und Versprechungen, darüber geben uns die geretteten Acten keine Auskunft. Aber in allen Hauptmomenten der Aussage liegt viel innere Wahrheit, und sie stimmen mit dem sonst Ermittelten und dem Bilde überein, welches man sich danach von der Schreckensnacht entwerfen muß. Durch mehre auf einander folgende Schläge ist der Ermordete wahrscheinlich umgebracht, er kann, während der That, nur allein in seinem Bette gelegen haben, und das Kleinmädchen bestätigt auch darin des Kindes Angabe, daß sie am Morgen alle drei Kinder, was ungewöhnlich war, in einem Bette zusammen gefunden. Die Wächtler konnte dies nicht leugnen, gab aber als Grund dafür an, daß ihr Sohn in der Nacht unruhig geworden; um ihn zu beschwichtigen, habe sie das Mädchen zu ihm gelegt.

Nur der Umstand, daß das Kind das Hereinbringen von Licht durch das Kleinmädchen und die spätere Anwesenheit der Köchin erwähnt, kann Bedenken erregen

und mag seiner Zeit den Verdacht gegen die Domestiken, wegen Beihülfe, verstärkt haben. Er hat sich indeß nicht bewährt, sondern ist im Gegentheil mehr und mehr verschwunden, und man darf die Erwähnung eines Umstandes, der nicht existirt hat, nur der unreifen Vorstellung eines siebenjährigen Kindes, das aus dem Schlaf erwachte und durch Zeit und Ort getrennte Begebenheiten zusammenwarf, zur Last legen. Aber zugleich eine Warnung und Rechtfertigung der gesetzlichen Bestimmung, daß Kinderaussagen vor Gericht der Wirkung entbehren.

Dies die Geschichte der Nacht. Ueber die des folgenden Tages, des Mittwoch, bekunden die beiden Mägde: Um 2½ Uhr weckte die Wächterin sie. Die Köchin ward angewiesen, Kaffee zu kochen, denn der Herr wolle verreisen. Das Kleinmädchen sollte ihrer Frau Gesellschaft leisten. Als die Köchin den Kaffee gebracht, befahl ihr die Wächtler, sich wieder zu Bett zu legen. Das Kleinmädchen aber blieb von 2½ bis 6 bei der Wächtler im Schlafzimmer, trank mit ihr Kaffee und sprach von gleichgültigen Dingen. Während dessen saß die Wächtler am Bette ihres Mannes, dessen Gardinen zugezogen waren, auf einem Stuhl und sah sehr blaß aus. Das Kleinmädchen glaubte, ihr Herr liege noch im Bette, da er gar nicht zum Vorschein kam. Endlich fragte sie nach ihm und erhielt zur Antwort: Wächtler sei kurz vorher zu Grüner gegangen, um die Waare einzupacken, die er nach Lübeck mitnehmen wolle. Er werde wol bald wiederkommen. Um 6 Uhr stand die Köchin auf und

mußte Gruner holen. Als dieser kam, ging das Kleinmädchen hinunter, um die Kinder anzuziehen, und ließ die Wächtler mit Gruner allein.

Diese Aussagen stehen in gradem Widerspruch mit der der Wächtler, welche fortwährend behauptete, ihr Mann sei um 5½ noch ein Mal zurückgekehrt, sie sei darauf in den Laden hinuntergegangen, habe mit dem dort vorgefundenen Hackebeil Zucker geschlagen zum Kaffee, und bei der Rückkehr das Beil in den Ofen der Schlafstube gelegt, und nachdem ihr Mann sich eine Flasche mit Branntwein gefüllt, habe sie ihn in den Laden begleitet und zur Thür hinausgelassen; alles das vor Gruner's Ankunft. Das Kleinmädchen aber, welche von 2½ bis 6 bei der Wächtler auf deren Stube gewacht, hatte während der ganzen Zeit nichts von ihrem Herrn gesehen. Außerdem behauptete sie, daß sie, als Gruner gekommen, aus eigner Bewegung in den Laden gegangen sei, um Zucker klein zu schlagen, weil die Schale leer war und Gruner oben bei der Frau Kaffee trinken wollte, und sie fand im Laden das gewöhnliche Zuckermesser! — Die Wächtler wußte hierauf nichts zu erwidern, als daß das Kleinmädchen doch nicht die ganze Zeit über bei ihr gewesen sein müsse, und wahrscheinlich ein Mal fortgegangen wäre, als ihr Mann zurückgekommen.

Aehnliche Widersprüche fanden sich in der Aussage Gruner's über das Gespräch, welches er an dem Morgen mit der Wächtler geführt, mit ihrer eigenen Angabe darüber, die wir aber eben als minder erheblich übergehen können, da schon aus dem Bisherigen genugsam dargethan scheint, wie ihre ganze Erzählung von den Begebenheiten der Nacht nur ein Lügengewebe war. Gruner war wahrscheinlich nur um deswillen von

ihr citirt, um ihrem Vorgeben, daß ihr Mann abgereist sei, einen Anstrich von Wahrheit zu geben, indem sie in dem Gespräch über ihren Mann klagte und den Schulmeister bat, ihn nicht für so gut zu halten, als er scheine.

Um 8 Uhr Morgens kam die zu ihr beschiedene Wäscherin Neumann. Die Wächtler sah blaß aus, eine rechte Todtenfarbe. „Warum sollt' ich nicht blaß aussehen? erwiderte sie auf die Verwunderung der Wäscherin. „Mein Gott, was habe ich in zwei Nächten nicht ausstehen müssen, und in dieser Nacht ist eine unzeitige Geburt von mir gegangen."

Diese unzeitige Geburt, heftiges Geblüt und ein Blutsturz waren das oft wiederholte Mittel, durch welches die Wächtler das Blut und seine Spuren, die sie nicht ganz zu überwältigen vermocht, vor ihren Hausgenossen, Bekannten und vor dem Gericht zu erklären versuchte. Ob ärztliche Untersuchungen den Ungrund oder die Möglichkeit dieser Behauptung dargethan, ist aus den vorhandenen Acten nicht mehr ersichtlich.

Durch diese Fehlgeburt sei ihr Bette ganz mit Blut besudelt; ihr Mann wäre sehr eigen, und es käme ihr Alles darauf an, daß er das Bettzeuch bei seiner Rückkunft von der Reise rein finde. Durch diese dringenden Vorstellungen vermochte sie die Neumann, daß diese versprach, trotz der kalten Witterung die Wäsche sogleich zu übernehmen.

Als die Neumann fortgegangen (die Wäsche wurde ihr erst am Nachmittage durch den Arbeitsmann Maas in zwei Säcken zugetragen), mußte das Kleinmädchen der Wächtler einen Eimer Wasser vor die Schlafstubenthür setzen. Die Frau sagte: sie wolle an das Pökelfleisch gehen, und sich etwas davon herausnehmen, da-

mit ſie was zu leben hätte, wenn ſie etwa würde zum Hauſe hinausgehen müſſen. Das Waſſer wolle ſie wieder in die Pökeltonne gießen. Dann wurden beide Mädchen mit der Weiſung fortgewieſen, ſie in der Schlafſtube nicht zu ſtören, wo ſie packen wolle und nachher etwas ſchlafen, da ſie vom Frühaufſtehen müde wäre. Packen aber wollte ſie ihre Sachen, um, wenn ihr Mann zurückkäme und der Lärm wieder anginge, gleich aus dem Hauſe zu ziehen. Käme ihr Mann zurück, ſo ſollten ſie es ihr gleich melden, käme aber ein anderer Beſuch, ihm ſagen, ſie ſei nicht wohl.

Sie verſchloß ſich darauf in der Schlafſtube, und blieb hier bis gegen 12 Uhr, ohne daß die Mädchen etwas Auffälliges bemerkt hätten. Nach ihrer eigenen Angabe benutzte ſie dieſe Zeit, um ungeſtört an ihren Bruder, den Bürgermeiſter Wunſch in Plauen, und an ihre dort bei ihm lebende, uneheliche Tochter zu ſchreiben, denen Beiden ſie Geſchenke, jenem etwas Rauchfleiſch, dieſer Kattun zu einer Jacke, damit ſchicken wollen. Bedenkend aber, wie ihr Mann darüber wieder zürnen werde, habe ſie beide Briefe verbrannt. Nachher habe ſie die Zeit benutzt, um die von ihrer unzeitigen Geburt ganz mit Blut beſudelten Betten abzuziehen und in die beiden Säcke zu ſtecken. Das Waſſer im Eimer goß ſie zur Hälfte auf das Pökelfleiſch, das ihr zu geſalzen geſchienen, das andere in die Balje, um die zu blutigen Ueberzüge einzuwäſſern.

Muthmaßlich hatte ſie dieſe Vormittagsſtunden in dem verſchloſſenen Zimmer dazu benutzt, den Körper ihres Mannes, der noch immer hinter den Gardinen im Bette liegen mußte, zu zerſchneiden und einzupacken, obgleich nach dem Gutachten der Aerzte die Abſchnei-

dung des Kopfes gleich nach seiner Ermordung oder während er noch lebte, vorgenommen wäre.

Gleich nach dem Mittagessen, während dessen keines von den Mädchen in die Schlafstube hinaufgehen sollte, wurde oben auf Befehl der Frau gescheuert. Einen Fischkessel mit Wasser, welchen die Wächtler selbst hinaufgetragen, fand die Köchin, als sie nachher kam, schon voll röthlichem Spülwasser und die Frau selbst beim Abwaschen beschäftigt. An drei verschiedenen Stellen auf dem Fußboden fand die Köchin Blutspuren, eine Hand groß, die eben abgewischt waren; auch war in den Ritzen der Diele etwas Blut zu sehen. Alles dieses Blut rührte, nach Angabe der Wächtler, von ihrem eigenen Blutverlust her, und ihrer Wäsche, welche sie deshalb am Morgen vorgenommen.

Das viele Blut hatte die Köchin aufmerksam gemacht. Beim Hinausgehen aus der Stube fand sie auf einem Tritt, welcher dicht am Schlafzimmer in das oft erwähnte Nebenzimmer führte, ebenfalls Blutflecke. Sie ging aus Neugier in das Nebenzimmer und fand die beiden Säcke, worin das Bett (Bettzeuch?) eingestopft war; zwischen diesen aber einen gleich großen. Wie sie diesen berührte, schien es ihr, als ob sie einen Kopf fühle und die Haare sich hin und her schöben. Ihre Hand war ganz blutig daran geworden. Ihr ward bange und sie machte, daß sie fortkam. Aber die Neugier stachelte sie an, nach einer Weile in das geheimnißvolle Zimmer wieder hinaufzugehen. Sie faßte sich ein Herz und fühlte dreister an den Sack. Jetzt fühlte sie deutlich einen Kopf heraus, dann eben so deutlich eine Lende, Knie und Wade.

Entsetzen ergriff sie. Augenblicklich stieg ihr der Gedanke zu Kopf, ob das nicht ihr Brotherr wäre?

den," sagte Jacob mit der bittern Schärfe, die Frucht der Kämpfe, aus denen sein Leben bestanden.

„Sir!" entgegnete der Herzog, „wenn auch Eure Majestät so hoch stehn, steht doch Ihr loyaler Diener nicht über dem Gesetze."

Lord Arundel drängte sich heran, er flüsterte dem Könige die Bitte zu, jetzt vor den Augen der Menge nicht auf seinem Willen zu bestehn, Sunderland erinnerte daß Sommerset von je der eifrigste Tory gewesen, er bat den Herzog mit einer schonenden oder witzigen Wendung, aus dem Spiel zu lassen, selbst Vater Peter blickte ängstlich umher, und der König hätte auf dem Gesichte des treusten Dieners seiner religiösen Wünsche lesen mögen, daß er zu weit gehe, aber alles vergeblich. Je größern Widerstand er fand um so mehr erstarkte der Wille; je größer die Versammlung war um so heißer das Verlangen seine eiserne Kraft zu zeigen.

„Sir!" sagte er, als der Herzog unbeweglich vor der Schwelle stand, mit gepreßten Lippen: „Und keinen Schritt weiter!"

„Keinen Schritt weiter," sagte Sommerset, „als meine Pflicht mir erlaubt."

Aber daß die Frau ihn ermordet hätte, konnte sie sich doch nicht vorstellen; denn wie sollte sie das so ganz allein bewerkstelligt haben?

Als der Maas Nachmittags die beiden Bettsäcke abholte, befahl die Wächtler beiden Dienstmädchen, nicht in das Nebenzimmer hinauf zu gehen, weil sie dort einige Kleinigkeiten liegen hätte. Die Köchin trieb es aber doch hinauf. Das Nebenzimmer, welches nicht verschlossen werden konnte, war diesmal jedoch mit Bändern zugebunden.

Dies Zubinden war etwas ganz Ungewöhnliches. Die Wächtler wußte dafür keine andere Erklärung zu geben, als daß sie die am Morgen geschriebenen Briefe in dieses offene Nebenzimmer gelegt und es zugebunden, damit ihr sehr neugieriges Kleinmädchen die Briefe nicht lesen sollte!

Auch für den dritten Sack, wenn auch nicht für das Blut und die menschlichen Glieder darin wußte sie eine Auskunft, die etwas wahrscheinlicher klang. Fremde Schiffsknechte brachten zuweilen Waaren und ihre Säcke ins Haus zur Verwahrung; ein Verkehr, der nach andern Andeutungen nicht sehr für die Solidität der Firma Wächtler spricht. Einen solchen Schiffsknecht wollte die Wächtler am Mittwoch Morgen, als sie in der Schlafstube Briefe schrieb, durch die — jetzt offen gelassene Thür (weil es ihr in der Stube zu heiß gewesen) die Treppe mit einem Sacke hinaufkommen gesehen haben. Da sie gewußt, was er wollte, winkte sie ihm zu, den Sack nur in das offene Nebenzimmer zu tragen. Da er ihr aber dort nicht sicher zu liegen geschienen, habe sie ihn am Nachmittage in das Waarenzimmer hinaufgetragen, von wo ihn später, am Tage, als die Wache bei ihr eingelegt wurde, derselbe Schiffsknecht, den sie

wohl kenne, deſſen Namen ſie aber nicht wiſſe, wieder abgeholt habe. Ein brandenburgiſcher Schiffsknecht hatte allerdings, nach Ausſage des Kleinmädchens, an dem Tage ſeine Sachen abgeholt, aber es war eine Kiſte und Matratze, und ſie war ſchon den ganzen Winter über im Hauſe in Verwahrung geweſen.

Abends ward nach der Hausordnung in dem bewußten Nebenzimmer geheizt. Etwa gegen 6 Uhr fragte die Köchin an, ob ſie jetzt hineingehen könne? Die Frau bejahte es. Die Thür war nicht mehr zugebunden. Auf der Stelle, wo ſie den blutigen Sack Mittags um 1 Uhr gefunden, ſtand jetzt ein großer Holzkloben, den Wächtler zuweilen als Gewicht brauchte, und der ſchon erwähnte Fußtritt, welcher ſonſt vor der Thür ſtand. Die Köchin und das Kleinmädchen wußten nicht, wie dieſe Sachen in das Zimmer gekommen waren. Der Fußboden darunter war feucht, wie eben erſt abgewiſcht. Kurz vorher hatte die Wächtler eine Schale mit Waſſer gefodert und war damit von der Küche hinaufgegangen, obgleich die Köchin ſich anbot, wenn etwas abzuwiſchen wäre, es ſelbſt zu thun. Die Wächtler wollte ſich nicht entſinnen, daß die genannten Stücke in dem Nebenzimmer geſtanden; wenn aber, ſo möchten die Kinder den Fußtritt hineingeſchleppt haben. Den Holzkloben zu tragen, reichten aber all ihre Kräfte nicht aus.

Noch ein anderer verdächtiger Umſtand ging, der Zeit nach, dieſem vorauf. Um 2 Uhr Nachmittags mußte die Köchin in der Küche den Ofen heizen, welcher die Wohnſtube zu ebener Erde wärmte. Als ſie mit dem Holze vom Boden herunterkam, rief ihr die Wächtler zu, ſie möge noch oben warten, ſie, die Frau, habe noch in der Küche etwas zu thun. Als die Frau

sie nach einer halben Stunde herunterrief, erklärte ihr dieselbe, es sei nicht nöthig zu heizen, sie hätte schon allerlei Kram und Zeug in dem Ofen aufgebrannt. Auf dem Herde bemerkte sie auch noch verbranntes Papier und alten Plunder. Geruch oder Gestank war jedoch nicht zu spüren. Die Vermuthung liegt nahe, daß sie den Augenblick benutzt, um Kleidungsstücke ihres Mannes zu verbrennen.

Nach der angeblichen Abreise des Wächtler waren mehre seiner gewöhnlichen Kleidungsstücke verschwunden, wie dies unter beiden Voraussetzungen zutreffen dürfte. Aber er hatte, nach Angabe des Kleinmädchens, nur zwei Paar Stiefeln, trug in der Regel, wenn er im Winter ausging, besonders wenn er verreiste, eins dieser Paar Stiefeln, und am Mittwoch Vormittag noch standen beide Paar Stiefeln, das geputzte und das von gestern unreine, in der Schlafstube. Auf die Verwunderung des Mädchens darüber, hatte die Frau geantwortet: ihr Mann hätte Schuhe angezogen; es wäre ja ganz gut gehen! Im Verhör, wo sie sehr genau die Kleidungsstücke ihres Mannes angegeben, in welchen er am Mittwoch früh das Haus verlassen, („einen violetttuchenen Rock, den er erst vor einigen Tagen gekauft, eine rothgestreifte Plüschweste mit semilornen Knöpfen, einen geflammten Bergen op Zoom-Ueberrock, eine schwarze Hose") hatte sie auch ausdrücklich gesagt, „daß er seine gewöhnlichen Stiefeln angehabt, indem er gewöhnlich in Stiefeln zu gehen gepflegt". Als man sie auf die Widersprüche in ihrer Aussage hinwies, wollte sie jener Antwort auf die Frage des Kleinmädchens sich nicht entsinnen. Später meinte sie, ihr Mann werde drei Paar Stiefeln gehabt haben. Widersprüche und

Irrthümer in so geringfügigen Dingen ließen sich wol entschuldigen, aber das Kleinmädchen putzte täglich die Stiefeln oder Schuhe des Herrn, und mußte in diesen Angelegenheiten daher vollständig unterrichtet sein. Es fand nicht nur Wächtler's zwei Paar Stiefeln, sondern auch seine drei Paar Schuhe im Hause; außerdem seine seidene Halsbinde, die er gewöhnlich trug und desgleichen im Schlafzimmer seine beiden silbernen Knieschnallen, ohne welche er nie ausging. Die Wächtler wußte hierauf nichts zu erwidern, als daß ihr Mann auch ein Paar vlattirte Knieschnallen besessen habe.

Den ganzen Mittwoch über gab die Wächtler sich Mühe, den Anschein zu behaupten, als glaube sie wirklich, daß ihr Mann noch am selben Tage wiederkehren dürfte. Sie fragte in die Küche hinunter, ob er sich noch nicht sehen lasse? Erst gegen Abend äußerte sie, nun werde er wol wirklich nach Lübeck gereist sein. Der Friseur Schulz ging während des Tages am Hause vorüber. Ganz unbefangen rief sie ihm aus dem Fenster zu: ihr Mann sei mit Waaren verreist, sie wisse nicht wohin; wahrscheinlich nach Lübeck, möglicherweise aber auch nach Berlin oder noch weiter. Sie lud ihn ein, er möge doch am Abend ein Bischen zu ihr kommen, denn sie langweile sich so sehr. Der Friseur war auch eine halbe Stunde bei ihr; sie redeten aber nur vom Tanzunterricht der Kinder und ähnlichen Dingen.

Am Nachmittage hatte das Kleinmädchen ihre Mutter, die alte Wärterin Schmidt, rufen müssen, um in der Nacht (die erste nach der wahrscheinlichen Mordnacht) bei ihrer Frau zu schlafen. Die Wächtler hatte dies sonst nie gethan, auch wenn ihr Mann auf längere Zeit verreist war. Und sie hatte überdies ihre Kinder

bei sich! Ein furchtbares Grauen muß auch diese entschlossene und zähe Frau bei der Wiederkehr der ersten Nacht ergriffen haben.

Dies die Geschichte des Tages auf die Mordnacht. Die Begebenheiten des nächstfolgenden Donnerstags liefern weniger Indicien.

Die Wächtler ließ am Morgen den Schlosser holen. Die erste Scheu war überwunden. Der Koffer ihres Mannes wurde erbrochen. Außer allerhand Papier lagen darin etwa 20 Stück theils „Düten", theils Rollen mit Geld. Die Wächtler schien etwas betreten: „wo denn ihr Mann mit dem Gelde sein möchte?" Der Schlosser rieth ihr, ein Paar Düten aufzumachen; „vielleicht wären Ducaten darin." Es handelte sich nur um Schillinge!

An diesem Morgen eröffnete sie ihren Leuten, sie wolle ihrem Manne nach Lübeck nachreisen. Sie hätte auch einige Waaren bekommen, die wolle sie da absetzen, auch würde sie ihren Mann dort treffen. Man suchte es ihr auszureden bei der kalten Witterung und da sie sich nicht wohl befinde. Sie antwortete: sie wäre hart; der Absatz der Waaren mache die Reise wieder gut.

Am selben Vormittage schickte sie zum Fuhrmann Hennigs und sprach ihn selbst auf der Straße. Sie bedung eine eigene Kutsche für sich und ihre jüngste Tochter und einen Packen, den sie mitnehmen müsse, und ward sogleich über den anscheinend hohen Preis von 20 Thlr. für eine Tagesfahrt mit dem Kutscher einig.

Aber sie wollte noch am selben Abend vor der Thorsperre ab- und die Nacht durch fahren. Hennigs wollte bei dieser Witterung keine Nachtfahrt eingehen. Dann bestand sie darauf, am folgenden Tage, am Freitag, ehe der Tag anbreche, fortzufahren.

Der Fuhrmann wollte den Packen abholen lassen, um ihn hinten auf den Wagen zu schnüren. Sie wollte ihn aber selbst im Wagen mitnehmen.

Ein seltsamer Zwischenmoment, der zu Zweifeln Anlaß gibt: Sie ließ ihren Geliebten, den Friseur Schulz, durch ihr Kleinmädchen fragen: ob er morgen nicht mit ihr nach Lübeck fahren wolle, nur als Vergnügungspartie? Er schlug es ab, um seine Kunden nicht sitzen zu lassen. So eifrig schien die Wächtler darauf, daß sie die Frage noch ein zweites Mal dringender wiederholen ließ und mit der Zusicherung, sie wolle ihn für allen Verlust in seinem Geschäfte schadlos halten. — War dies ein unbegreiflicher Leichtsinn? Vielleicht die sehr gewagte Hoffnung, daß er aus Thorheit und blinder Liebe ihr behülflich sein werde? — Oder geschah es aus kluger Vorausberechnung, um bei der Entdeckung ein Zeugniß dafür zu gewinnen, daß ihre Reise eine harmlose gewesen?

Mit Geschick ging sie allerdings an die Vorbereitungen zu ihrer Reise, um dem Gefährlichen einen unschuldigen Anstrich zu geben. Sie rief den Arbeitsmann Maas am Abend in ihr Waarenzimmer und will dort Kaffee, gegen 50 Pfund, und kurzes Fischbein, gegen 20 Pfund, in Packen mit ihm zusammengebunden und in Matten gewickelt haben, was sie morgen nach Lübeck mitnehmen wolle. Zwar stimmt des Arbeitsmanns Aussage nicht vollständig mit ihrer eigenen, aber das Resultat bleibt, daß sie ihn mit dem Packen von großen

Waarenstücken beschäftigt, von denen sie angab, daß er morgen eines davon in den Wagen tragen solle.

Am selben Abende befahl sie ausdrücklich ihren Mägden, wenn morgen früh der Kutscher vor der Thür halte, sollte Niemand unten auf der Diele sein, sondern sie sollten sich alle drei (die alte Schmidt inbegriffen) oben im Schlafzimmer bei den Kindern aufhalten, denn sie hätte unten etwas mit dem Kutscher zu sprechen. Auch sollte sich keine unterstehen, aus dem Fenster zu sehen, wenn sie abführe. Die Wächtler wollte von diesem Auftrage nichts wissen.

Die alte Schmidt blieb auch in dieser Nacht bei der Wächtler. Sie hatte eigene Gedanken. Nicht an einen Mord, aber daß der Hausherr, da er so früh Morgens und nach einem solchen Lärmen mit seiner Frau aus dem Hause gegangen, sich ein Leids angethan haben möchte. Sie saß, darüber nachsinnend, auf dem Stuhl am Bette, als die Hausfrau von ungefähr aufwachte. Von Erschütterungen, Visionen, einem Aufschrei wird uns nichts berichtet. Aber die Wartefrau drückte der Wächtler ihre Besorgniß aus: Nach einem solchen Lärm hätte sie ihren Mann nicht sogleich sollen abreisen lassen. Ob sie auch gewiß wäre, ihn in Lübeck zu finden? Wenn er nur nicht aus Desperation sich ins Wasser gestürzt hätte! Die Wächtler antwortete ihr mit völliger Besonnenheit, sie möge ganz ruhig sein. Sie kenne ihren Mann, das thue er nicht. Er müsse noch viertehalb Hundert Thaler in Baarem mitgenommen haben; die hätten im Koffer gefehlt. Er werde schon wiederkommen, wie er schon mehrmals ehedem gethan, als sie noch in der Fremde gewohnt, wo er wol ein Vierteljahr verschwunden gewesen und dann plötzlich wieder erschienen wäre.

Der Freitag Morgen war der Tag der Abreise. Sobald die Kutsche vor der Thür stand, wurde der Kutscher (d. h. der Fuhrherr) hinaufgenöthigt in die obere Schlafstube, um mit den beiden Dienstmädchen und der alten Wärterin Schmidt dort Kaffee zu trinken. Diesen Allen war bedeutet, sich unten nicht sehen zu lassen, aus dem schon angegebenen Grunde. Während dessen führte die Wächtler den Arbeitsmann Maas nach dem Waarenboden hinauf und wies ihm den Packen an, den er hinuntertragen sollte. Maas schätzte ihn auf etwa 100 Pfd. schwer, 3 Fuß lang und 1½ Fuß breit, sodaß er eben in die Kutsche paßte. Der Packen hatte einen Geruch nach altem Fleisch oder Wildpret. Maas fragte deshalb die Frau: was denn drinn wäre? Er röche ja so. Sie antwortete: sie wolle ihrem Manne nachreisen, es solle verschenkt werden. Er legte den Packen nebst 3 Kissen in die Kutsche, so daß er etwas anlehnte gegen die andere Thür.

So weit Maas' Aussage, welche darin mit den andern Zeugnissen, auch mit den eigenen Zugeständnissen der Wächtler im Allgemeinen stimmt. Die Köchin mußte, als Mutter und Tochter im Begriff waren, in die Kutsche zu steigen, den Fuhrherrn noch ein Mal in die untere Wohnstube führen, um ihm auch dort noch eine Tasse Kaffee vorzusetzen. Weder Köchin, noch Kleinmädchen, noch Kutscher hatten den Packen im Wagen gesehen.

Für die Wächtler schien es nun von der höchsten Wichtigkeit, den nicht wegzuleugnenden Umstand von dem „Packen", der in ihren Wagen gelegt worden, wieder fortzuschaffen, um die schweren Indicien zu entkräften. Wo, wenn es auch wirklich nur Kaffee und Fischbein in Matten gewickelt gewesen, war er geblieben? Sie stellte daher eine neue Geschichte auf.

Allerdings hatte sie durch Maas den Packen in den Wagen bringen lassen, während die Andern oben Kaffee tranken. Aber plötzlich waren ihr Bedenken wegen der Zölle in Lübeck, und ihres Mannes willen, gekommen. Schnell änderte sie ihren Entschluß, nahm den Packen selbst wieder aus der Kutsche und legte ihn im Laden an der Diele nieder. Das Kleinmädchen sollte dies gesehen haben.

Aber weder das Kleinmädchen, noch irgend Jemand sonst hat dies gesehen, und diese Thatsache, statt wahrscheinlich gemacht zu sein, erscheint durch mehre andere Umstände als im höchsten Grade unwahrscheinlich. Wie hätte die Frau allein die Kraft gehabt, den 100 Pfund schweren Packen aus dem Wagen zu heben und in den Laden zu tragen! Wie hätte Maas, der bis zur Abfahrt unten blieb, obgleich die Wächtler es leugnet und ihn sogar gescholten haben will, daß er fortgegangen, dies nicht sehen sollen! Die Dienstmädchen, welche nach ihrer Abfahrt in den Laden gingen, der sehr eng war, sahen dort nichts von einem Packen, und endlich sprach gegen die Wächtler der Umstand: daß sie, nachdem die Wache bei ihr eingelegt worden, dem Kleinmädchen zuflüsterte: sie möchte so aussagen wie sie, ihre Herrin, in diesem Punkte; auch ja, daß ihr Mann am Mittwoch noch ein Mal um 5½ Uhr nach Hause zurückgekehrt und in allem Guten von ihr geschieden sei. Es solle dies ihr Schade nicht sein und sie wolle sich erkenntlich dafür beweisen.

Für die Wächtler konnte allein die Aussage des Fuhrmanns sprechen, welcher ebenso wenig als sein Knecht einen Packen im Wagen bemerkt haben will. Doch erinnerte sich Jener, „daß der Wagen inwendig etwa eine Hand höher als der Vordersitz bepackt gewesen und über

dem Bettkissen noch ein Soldatenmantel und der Pelzmantel des Wächtler gelegen habe." Die Wächtler'sche Tochter, welche mitfuhr, will allerdings ein Stück gelber Matte unter dem Pelze und dem rothen Soldatenmantel vorblicken gesehen haben.

Unterwegs zeigte sich die Wächtler sehr freigebig. Auf der ersten Station ward sie von Hennigs um etwas Geld ersucht, damit er den Zoll berichtigen könne. Sie antwortete: „O ja, ich habe Geld genug!" und warf ihm aus einem ansehnlichen Vorrathe Geldes, welchen sie vor sich auf dem Schooße liegen gehabt, eine Zehnthalerrolle zu, zog aber schnell die Wagenthür zu, welche er zu öffnen im Begriff gewesen. An der sogenannten Fleischgaffel, wo er seinen Pferden Brot gereicht, reichte sie ihm eine Flasche Kirschbranntwein und eine Mettwurst aus dem Wagen.

Der Vorfall und das Anhalten am Hoy- oder Högeberge (in einem Document heißt es auch bei Hödenburg) ist schon in der frühern Aussage des Hennigs in allen wesentlichen Punkten erzählt. Sie klagte ihm leise, als sie ausgestiegen, daß sie einen Blutsturz bekomme, und hielt sich dabei die Hand unterm Leibe. Dem Knecht sagte sie, es solle ihr auf einen Thaler Trinkgeld nicht ankommen. Fuhrmann und Knecht waren mit dem Kinde etwas „seitwärts, um die Ecke in einen Nebenweg gegangen", sodaß sie beim Umsehen höchstens den Obertheil der Chaise hinterm Berge sehen können, und hatten dort kaum ihr Wasser abgeschlagen, als sie merkten, daß die Wächtler schon die Pferde angefaßt hatte und den Wagen den Berg hinunterziehen wollte. Sie riefen ihr zu: „Madame, Madame, was ist das?" und sprangen zu, um die Pferde zu fassen. Die Wächtler behauptete,

„Eure Vater würde weiter gegangen sein, und Euer Vater war ein loyaler Mann.“

„Und Euer Majestät Vater“ entgegnete der unerschrockene Herzog, „würde nie so weit gegangen sein, und König Karl I. war ein weiser König.“

„Man nehme dem Herzog das Schwert ab, und weil ihm der Dienst lästig scheint, streiche man ihn von der Liste meiner Geheimenräthe. Auch erlaube ich ihm, da seiner Gesundheit die Landluft *) vermuthlich besser zusagt, den Hof zu vermeiden.“

Churchill empfing auf des Königs Befehl das Reichsschwert aus des Herzogs Händen, der sich schweigend mit einer feierlichen Verbeugung zurückzog. In dem Augenblicke hatte Jemand die Unbesonnenheit, die Ankunft der sieben Bischöfe zu melden, welche eine Petition beim Könige einreichen wollten, daß den anglicanischen Geistlichen die höchst drückende Aufgabe erlassen werde, die allgemeine Gewissensfreiheit von den Kanzeln zu proclamiren. Sunderland verläugnete so weit den Hofmann, daß

*) Hierin liegt wieder ein Wortspiel, das sich nicht übersetzen läßt. Country air heißt die Landluft, da aber country partie, die dem Hofe entgegengesetzte Land- oder Volkspartei bedeutet, so gewinnt Jacobs Rede einen gefährlichen Doppelsinn, indem sie den Herzog vorwirft, daß ihm die der Hofluft oder Gunst entgegengesetzte besser behage.

durch das heftige Stoßen des Wagens habe sie unterwegs einen Blutsturz bekommen und deshalb wirklich anhalten lassen. Sie hat aber durch nichts diesen Blutsturz darzuthun vermocht. Der Knecht sagte noch aus, daß, weil der Weg hinterm Heuberge steil hinabgeht, habe er die Vorderpferde hinuntergeführt, und bis sie hinuntergekommen, sei auch die Wächtler und ihre Tochter zu Fuße gefolgt, und hätte sich erst unten auf ebenem Wege wieder aufgesetzt.

Der Wagen hielt nicht lange an. Um sein Gutachten befragt, erklärte der Fuhrmann Hennigs, daß der Aufenthalt doch so lange gedauert, um einen Packen abzuwerfen. An eben dieser Stelle, oben auf dem Berge, wo der Weg sich steil senkt, also wo der Wagen der Wächtler angehalten, fanden die zwei Braaker Bauerknechte, bald nachdem die Kutsche mit vier schwarzen Pferden und einem Vorreiter ihnen, weil er hinunter fuhr, außer Gesicht gekommen, den Packen. Ob es dieser der Kutsche folgende Bauerwagen gewesen, welcher die vorsorgliche, entschlossene Frau veranlaßt hat, ihr schlau angefangenes Werk nur halb und so ungeschickt auszuführen? Wenn sie die Kraft hatte, den schweren Packen aus dem Wagen zu ziehen, versagte sie ihr, um ihn ein Paar Schritte weiter in das dicht daranstoßende dichte Gehölz zu schleppen, wo er, wenigstens für die nächste Zeit, den Blicken der Vorüberfahrenden verborgen blieb? Lähmte die Angst ihren bisher bewiesenen Muth, oder sah sie Die, welche wirklich die Entdecker ihrer Schandthat wurden, in der Ferne herankommen? Drei Frachtwagen waren des Weges von Lübeck nach Hamburg gefahren und begegneten den Bauerknechten, die anfänglich glaubten, der wohlumwickelte Packen sei von

einem dieser Wagen abgefallen. Möglich, daß auch die Wächtler diesen Umstand benutzte, um den Irrthum hervorzurufen, in welchen die Bauern geriethen.

Die Reise ging ruhig weiter. Beim Einfahren in Schöneberg rief aber die Wächtler den Kutscher plötzlich an, er solle stille halten, sie fühle sich so unwohl, sie müsse zu ihren lieben Kindern zurück; er solle umkehren, sie wolle ihn für die ganze Fuhre bezahlen. Er willigte ein, doch müsse er erst in Schöneberg füttern; sie könne sich während der Zeit besinnen. Im schöneberger Wirthshause besann sie sich nicht eines andern, war aber sehr munter und froh, und ließ sich in ein lebhaftes Gespräch mit dem Bauernvoigt und seiner Familie ein. Sie erzählte ihre Lebensgeschichte, sogar auch Das, daß sie mit einem Baron, einem preußischen Offizier, sechs Jahre lang gelebt, von ihm eine 14jährige Tochter habe und 20,000 Thlr. von ihm zur Mitgift erhalten, als sie sich verheirathet. Sie zahlte dem Fuhrmann seinen ganzen Lohn aus, dem Knechte ein noch größeres Trinkgeld als sie ihm versprochen, und man merkte ihr nichts von Krankheit an.

Ob sie auf dem Rückwege ihre Augen auf den Ort geworfen, wo sie der furchtbaren Last ledig geworden? Sie ahnete nicht, daß der verhängnißvolle Packen auf einem andern Wagen von Haus zu Haus fuhr, und Niemand ihn aufnehmen wollte. Sie ahnete nicht, daß ihre schnelle Rückkehr dem Verdacht gegen sie mehr Nahrung gab.

Auch bei ihrer Rückkehr nach Hamburg schien die Wächtler guter Dinge. Sie erzählte, sie wisse jetzt, woran sie sei, sie habe unterwegs gute Nachrichten von ihrem Manne erhalten; er sei von Lübeck aus weiter ins Preu-

ſiſche gereiſt. Es war jetzt weder von Blutſturz, noch von Uebelkeit und Unpäßlichkeit die Rede.

Die folgenden Tage lieferten keine mehren Anzeigen ihrer Schuld, wenn man nicht das dafür annimmt, daß ſie ihre Mägde nöthigte, in der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend ihre Betten in ihr Zimmer zu tragen. In den folgenden Nächten nahm ſie wieder die alte Schmidt zur Nachtwache ins Haus. Das Gerücht, daß ſie ihren Mann ermordet, wuchs jetzt von Tag zu Tag, und noch ehe der Fuhrmann Hennigs am Mittwoch von der Recognoscirung des Leichnams aus Lützensee zurückkehrte und die Wache in ihr Haus gelegt wurde, belagerte das hamburger Volk daſſelbe ſchon mehre Tage lang mit dumpfem Gemurmel und Drohungen gegen die Gattenmörderin, ohne daß die Acten uns Nachricht aufbehalten haben, wie es im Innern dieſes Hauſes während der bangen Tage ausgeſehen hat.

Die Wächtler benahm ſich vor Gericht weder wie ein tief moraliſch von der Anſchuldigung verletztes Weib, noch wie eine von Angſt und Gewiſſensbiſſen zerknirſchte Schuldige; ſie leugnete vielmehr unter den wildeſten Flüchen und Verwünſchungen gegen ihre Mägde, die ſo etwas von ihr ins Gerede gebracht, und beſonders gegen ihren Liebhaber, den Friſeur Schulz, welcher ſie ſchon am Sonntage auf das Gerücht deshalb heftig zur Rede geſtellt hatte. Ihr ganzes Benehmen war von einer mehr als frechen, ja ruchloſen Art; und noch in ihrer erſten Gefangenſchaft ſetzte ſie mit ihren Wächtern die lüderliche Lebensart fort, welche mit der Grund zu ihrem Unglück und zu ihrem Verbrechen geweſen.

Die Acten ihres Criminalproceſſes, welcher zuerſt vor dem Niedergericht, dann vor dem Senate verhandelt und entſchieden wurde, ſind uns, wie ſchon erwähnt, nicht vollſtändig aufbewahrt. Aber auch wenn dies der Fall wäre, dürften wir Anſtand nehmen, unſere Leſer durch alle Krümmungen und Windungen dieſes lange hingezogenen Proceſſes Schritt für Schritt zu führen, nachdem alle hauptſächlichen Ermittelungen bereits in der obigen, aus der erſten Relation entnommenen, Geſchichtserzählung angeführt ſind. Wir werden uns daher begnügen, aus der letzten Relation, welche dem Senate in der Appellationsinſtanz vorgetragen wurde, die Momente, welche ſpätere Ermittelungen enthalten und zugleich in Kürze die juriſtiſchen Gründe, welche die Bedenklichkeit der Richter endlich vermochten, das Strafurtheil zu fällen, zuſammenzufaſſen. Aber auch die Geſchichte des Rechtsganges ſelbſt iſt von Intereſſe, und einzelne uns erhaltene Actenſtücke bieten für die Culturgeſchichte unſerer deutſchen Criminaliſtik merkwürdige Momente.

War die Wächtler eine Perſon, zu der man ſich der That verſehen konnte? Dieſe Frage, welche unſere neuere Criminaliſtik in den Vordergrund bringt, ſcheint bei der erſten Unterſuchung in Hamburg zu Anfang nicht beſonders hervorgehoben zu ſein, vielleicht weil ſie den Richtern genugſam bekannt war, oder weil dieſe Perſonalien vor dem grauenhaften Eindruck, welchen die Indicien hervorbrachten, als unbedeutend zurücktreten. Erſt in den letzten Relationen wird uns ein vollſtändiges Bild ihrer Perſon, ihres Lebens und ihres Charakters geliefert; zum Theil freilich erſt aus ſpäteren Ermittelungen.

Die Wächtler, Marie Katharine Wunſch, war in

Plauen an der Havel geboren, Tochter eines dortigen Rathsherrn. Ihre Erziehung war nicht ganz vernachläſſigt worden, aber ihre ganze Lebensgeſchichte verrieth einen höchſt leichtſinnigen und unmoraliſchen Wandel. Nach dem Tode ihrer Aeltern nahm ſich ihr Bruder, der Bürgermeiſter von Plauen, ſeiner Schweſter an, und brachte ſie als Kammerjungfer in Dienſt bei einer Frau v. d. Hagen in Steinau. Schon nach ſieben Wochen verließ ſie dieſen Dienſt heimlich und ohne Vorwiſſen ihres Bruders und ward die unterhaltene Freundin eines preußiſchen Majors, des Barons v. Bertkau (Berthow in andern Berichten genannt). In dieſem Verhältniß blieb ſie vier Jahre, und erzeugte mit demſelben eine uneheliche Tochter. Darauf war ſie, was ſich erſt ſpäter ergab, fünf Vierteljahre mit dem Sattler des Ziethenſchen Huſarenregiments Orthmann verheirathet, war aber, nach ihrer Behauptung, durch Urtel und Recht von demſelben geſchieden. Sie lebte wieder bei ihrem Bruder, der eine Handlung und einen Diener hatte. Mit dieſem Diener, ihrem nachmaligen Manne, Wächtler, ſtand ſie durch zwei Jahre in vertrautem Umgange, ehe ſich Beide heiratheten. Als dies geſchehen, trat der Comptoirbediente ihres Bruders, Buchholz, in die frühern Rechte ihres jetzigen Mannes, und ſie ließ ſich von ihrem Liebhaber von Zeit zu Zeit verſchiedene, ihrem Bruder entwandte Waaren heimlich bringen. Die Eheleute ließen ſich endlich in Hamburg nieder, wo die Wächtler mit dem Friſeur Schulz eine ehebrecheriſche Verbindung der gemeinſten Art anknüpfte, indem ſie den anſcheinend jüngern Mann durch Geſchenke mehr und mehr an ſich zu locken ſuchte. Sie machte Schulden, ließ ſich Nachſchlüſſel zu ihres Mannes Waarenlägern anfertigen und beſtahl ihn mehrmals, indem ſie die Sachen verſetzte oder verkaufte.

Endlich setzte sie, wie schon erwähnt, ihren lasterhaften Lebenswandel noch in ihrer Gefangenschaft auf der Hauptwache fort, indem sie mit mehren Soldaten Unzucht und die gröbsten Unflätereien trieb.

Ein Weib, das nach solchen Anschuldigungen eine solche Lebensweise unter den Auspicien des Rabensteins fortsetzen kann, durfte man, auch ohne die ermittelten Präcedentien für eine Person halten, zu der man sich der angeschuldigten That versehen kann. Die Thatsache des Verbrechens war ermittelt, die Motive lagen sehr nahe, ihre Thaterschaft war durch keinen vollgültigen Zeugen, durch kein Geständniß, aber durch eine zusammenhängende Reihe der vollwichtigsten Indicien zu mehr als moralischer Gewißheit gebracht, und außerdem war sie der offenbarsten Widersprüche überführt; bewiesen war ihr, daß viele ihrer Angaben absolut falsch waren, z. B. ihre vorgeschützten heftigen weiblichen Veränderungen, die Fehlgeburt, die Blutstürze, an denen sie so andauernd und heftig gelitten haben wollte, während doch Wäscherin, Wärterin und Mädchen, welche in diesen Tagen und Wochen in nächster Umgebung mit ihr waren, nicht die geringsten Blutspuren an ihren Hemden oder ihren Laken bis zur Mordnacht bemerkt hatten.

Der fiscalische Anwalt stellte es daher dem Ermessen des Gerichtes anheim, ob dasselbe, bei einer so außerordentlichen Evidenz des von der Wächtler begangenen Verbrechens, zur Erzwingung des eigenen Geständnisses „die vorgängige Application der peinlichen Frage, dieses so trüglichen als grausamen, an sich unnützen und für den Staat selbst äußerst gefährlichen, auch eben daher fast von allen neuern selbst denkenden Criminalisten verworfenen, und in den meisten christlichen Ländern entwe-

der durch ein förmliches Gesetz, oder, wie in Hamburg, stillschweigend abgeschafften Rechtsmittels, annoch nöthig finde?" Seinerseits halte er sich für völlig berechtigt, auf die Zuerkennung der durch die peinliche Halsgerichtsordnung auf den Mord zwischen Ebeleuten gesetzten Strafe des Rades cum annexis, oder doch wenigstens eine solche Strafe anzutragen, wodurch die menschliche Gesellschaft von einem so schädlichen Mitgliede befreit werde.

Hierauf finden wir ein Erkenntniß des Niedergerichts vom 3. Oct. 1787, folgenden Wortlautes: „daß die a Fiscali wider u. s. w. gebotene Strafe des Rades, da Inquisitin dieser so schrecklichen und unmenschlichen That weder selbst geständig, noch derselben rechtlicher Art nach überwiesen worden, solchemnach keine Statt habe, Inquisitin auch, ungeachtet der, zufolge den Acten wider dieselbe hervorgehenden vielen und mannichfaltigen großen, verdächtigen Umstände und Anzeigen, da solche zum Theil nicht rechtlich und genugsam erwiesen, zum Theil aber auch durch anderweitige zum Vortheil der Inquisitin in den Acten vorkommende Umstände und durch Das, was Inquisitin zu ihrer Entschuldigung (wenn solches gleich nicht als völlig zuverläßlich und erwiesen anzunehmen ist, dennoch aber nicht als ganz und gar unwahrscheinlich betrachtet werden kann) vorgebracht hat, wieder aufgehoben, oder doch wenigstens in Ansehung des wider Inquisitin vorliegenden Verdachtes, in etwas geschwächet worden, gegenwärtig und bei diesen Umständen mit der peinlichen Frage zu verschonen; übrigens aber, und da durch die Concurrenz so vieler und mancher wider Inquisitin obwaltenden verdächtigen Umstände, Vermuthungen und Anzeigen, immer noch, und nach wie vor, ein starker und großer Verdacht wider

dieſelbe verbleibet, welchen gänzlich von ſich abzulehnen ſelbige nicht vermocht hat, Inquiſitin als eine höchſt gefährliche und obbemeldeter Urſachen halber verdächtige Perſon in das hieſige Spinnhaus in ſichere, feſte Verwahrung zu ſetzen. Von Rechts wegen."

Dieſes von Rechts wegen dürfte nach juriſtiſchen Grundſätzen ſchwer zu rechtfertigen ſein. Es war ein patriarchaliſcher Spruch wohlmeinender Richter, welche ihrem Gewiſſen und der öffentlichen Sicherheit genug zu thun glaubten, wenn ſie die Frau unſchädlich machten und einſperrten. Es war kein Urtheil, es war eine adminiſtrative Maßregel. Vielleicht war ſeit lange kein großer Criminalfall vorgekommen, und man ſcheute das Blutvergießen.

Anders war die Anſicht des hohen Senats, gleich verſchieden von dem Antrage und den Anſichten des Fiscals, wie von denen des Niedergerichts. Die Wächtler war in ſeinen Augen ſtraffällig und dem Geſetze mußte ſein Recht werden. Aber die Carolina war und iſt noch heut das gültige Criminalgeſetz in Hamburg. Weil dieſelbe in ihrem 22. Artikel verordnet: „daß Niemand auf einigerlei Anzeigung, Argwohn, Wahrzeichen oder Verdacht ſolle endelich zur peinlichen Strafe verurtheilt, ſondern nur allein peinlich befraget werden", auch ausdrücklich ſage: „daß zur endelichen, peinlichen Strafe eigenes Bekenntniß oder Beweiſung erfoderlich ſei", ſo konnte ſich der Richter nicht beſtimmen „auch bei aller, noch ſo ſehr vorhandenen, moraliſchen, durch die bindendſten artificiellen Beweiſe, beſtärkten Gewißheit, bei dem beharrlichen Ableugnen der Inquiſitin und Ermangelung gültiger, bei der That zugegen geweſener Augenzeugen", ſchon mit der ordentlichen Strafe zu verfahren.

Durch das Erkenntniß vom 7. Dec. 1787 ward

für Recht erkannt, daß die Findung des Niedergerichts dergestalt zu reformiren, daß bei den vielfältigen, zur Tortur völlig hinreichenden Anzeigen, die Inquisitin zum nähern Geständniß der Wahrheit mit der scharfen Frage zu belegen.

Es war erfreulich zu lesen, mit welchen kräftigen Ausdrücken der fiscalische Anwalt die Sprache der Humanität und der Aufklärung führte, wie er den Geist des Gesetzes gegen den Buchstaben desselben verfocht, und das ewige Recht gegen die starren Formen lebendig erhalten wollte; ein Weg, auf dem jedes Recht, ohne gewaltsame Umänderungen im Volke, lebendig bleiben kann, sobald seine Priester von Geist und Muth erfüllt sind, um die veraltete Schaale abzuwerfen, ehe sie zur steinernen Kruste wird, in welcher der Kern verdorrt. Hören wir nun auch die Gründe der Richter dagegen.

„Ihr mußte um so mehr die Folter, ohne Rücksicht auf die bei einigen neuern Juristen zur Mode gewordenen Empfindeleien (1788!) zuerkannt werden, als nicht nur vielfältige redliche Anzeigen dazu nach Vorschrift der Gesetze offenbar vorhanden waren, sondern auch aus allen ihren Aussagen und ihren unzähligen in actis vorkommenden Widersprüchen, unwidersprechlich erhellete, daß sie die Wahrheit geflissentlich verhehlte, und zu diesem allen noch hinzukam, daß die Folter bei uns keineswegs für abgeschafft zu achten, auch ihr solche Fragen vorgelegt werden konnten, die kein Unschuldiger zu beantworten vermögend war."

Auch diese Sprache ist gewiß die der redlichen Ueberzeugung; es ist aber gleichfalls erfreulich, daß diese Ueberzeugung trotz ihrer Ehrenfestigkeit in der Zeitströ-

mung so untergegangen ist, daß sie heute in derselben Stadt, wo man jetzt an einem neuen Criminalgesetz arbeitet, schwerlich auch nur eine einzige Stimme für sich hat. Uebrigens wenn eine Folter überhaupt nach den Gesetzen der Vernunft zulässig wäre, so muß man zugeben, daß dieser Fall dafür besonders geeignet war, und wenn die menschliche Gerechtigkeit berechtigt wäre, für Unthaten Qualen zu bereiten, so war die Wächtler wegen ihrer That sowol, als wegen ihres Benehmens nachher, gewiß eine Person, welche vorzugsweise dieselben verdiente.

Eine Verhandlung über die Procedur bei der Folter ist in den Acten nicht mehr enthalten. Dagegen finden sich auf losen Blättern Ausfertigungen an die Executoren, wie mit der Tortur zu verfahren sei. In der einen heißt es, daß, wenn die Wächtler durch vorgängige Verbal- und Realtortur nicht zum Geständniß zu bringen sein sollte, successive 1) mit den Daumstöcken, 2) mit dem Anlegen der Armschnüre, 3) mit deren völligen Zuziehung und 4) mit den Spanischen Stiefeln und mäßigem Aufziehen auf die Folterbank zu belegen*), „damit aber aufhören zu lassen". Die Humanität sprach also schon hier mit, trotz der Spanischen Stiefeln. Auch erfährt man aus der letzten Relation, daß vor der Tortur noch, im Auftrage des Senats, durch zwei Geistliche der Versuch, wiewol vergeblich, gemacht worden, sie in Güte zu einem Geständniß zu bewegen. In einem andern dem Dom. Praetori ertheilten Commissorium heißt es, daß er die Tortur vollstrecken solle mit Zuziehung

*) Ueber die Grade und Wirkungen dieser Foltern siehe den Fall „Nickel List und seine Gesellen". Neuer Pitaval Band IV.

er aus Unwillen mit dem Fuß auf den Boden stampfte. Jacob aber rief mit von Zorn blitzenden Augen:

„Sie sollen übers Meer gehn und meinem aufmerksamen Schwiegersohn ihre Bitte vortragen. Ich will indeß an ihrer Stelle Männer ernennen, mit lauter Stimme wie die Posaunen vor Jericho, daß wenn sie meine Proclamation von den Kanzeln lesen, die Mauern ihrer anglicanischen Kirchen zersprengen sollen."

Sunderland, schnell gefaßt, legte den Anmeldenden die Rede dahin aus, daß Seine Majestät die Botschaft der Bischöfe erst morgen in seinem Pallast empfangen könne. Noch von Zorne glühend, betrat der König die Kapelle, und das Volk meinte, er habe knieend vor dem Altare das Gelübde abgelegt mit Feuer und Schwert sein ketzerisches Volk, wenn es hartnäckig bleibe, zu vertilgen. Die Geschichte schweigt davon, aber die täglich aus Irland herüberkommenden Nachrichten; wie man alle Protestanten nackt aus der Armee stoße, wie man katholische Räuberschaaren auf protestantische Gemeinden loshetze, wie der blutgierige Talbot nur dann nach den Gesetzen frage, wenn sie zu Gunsten der Katholiken sprächen, nährten das Gerücht, welches

der Herren Physicorum und des Rathschirurgi, außer selbigen und der sonstigen dazu erfoderlichen Personen, aber sonst Niemand zuzulassen, auf den Fall jedoch, da Inquisitin bei der Marter einen oder mehre Gehülfen, die entweder an der Ermordung oder Verstümmelung ihres Mannes Antheil genommen, mit hinreichender Wahrscheinlichkeit angeben sollte, diesen sogleich Wache ins Haus zu legen.

Am 25. Januar 1788 ward von dem Prätor zur Vollstreckung des Urtheils geschritten. Dringend wiederholten die Gerichtspersonen, anfänglich in der Verhörstube, dann im Marterkeller ihre Vorstellungen. Die Wächtler aber erklärte unter den frechsten Ausdrücken, daß sie nichts gestehen würde. Der Frohn, heißt es nun, schritt hierauf zur Verbal- und hiernächst zur Realtortur. Höhnisch foderte das Weib den Frohn zur Marter auf: „er möchte es nur versuchen". Nun wurden ihr die Daumstöcke angelegt. Jetzt erst erklärte sie: sie wolle die Wahrheit gestehen. Man nahm ihr die Stöcke wieder ab. Auf alle ihr gestellten Fragen antwortete sie indeß so widersprechend, daß ihre Absicht einleuchtete, auch jetzt den Richter irre zu führen.

Die Daumstöcke wurden ihr zum zweiten Mal angelegt und nun wirklich zugeschraubt. Nach 4½ Minuten rief sie aus: „Jetzt will ich die Wahrheit bekennen."

Man schraubte sie los, nahm ihr die Stöcke ab, und sie bekannte: daß ihr Mann in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch wirklich, in ihrem eigenen Hause und in ihrer Gegenwart mit dem Hackebeil erschlagen, gleich darauf über den Hals geschnitten und darauf sein Körper verstümmelt worden; aber — sie hätte das nicht selbst gethan. Der Färber Kuhn hätte es auf ihren Antrieb gethan. Schon acht Tage

vorher habe sie den Mord mit ihm verabredet gehabt, und ihm dafür versprochen, daß er nachher im Hause bleiben und Herr sein solle. Sie habe ihn in der Nacht ins Haus gelassen. Diese Angabe bestärkte sie durch eine Menge kleiner Umstände, welche die Gerichtspersonen an die Richtigkeit ihres Geständnisses zu glauben nöthigten.

Sie ward ins Verhörzimmer hinaufgeführt. Hier ward ihr ihre Urgicht wieder vorgelesen. Die ersten peinlichen Fragen bestätigte sie anfänglich, fing darauf aber an ganz ungereimt zu antworten, und erklärte endlich nach Vorlesung des ganzen Verhörs: an ihrer ganzen Aussage sei auch kein Wort wahr!

Man stellte ihr vor, daß, wenn sie noch jetzt nicht bekennen wolle, die scharfe Frage von Neuem und mit ganzer Strenge an ihr vollzogen werden müsse. Jetzt lautete ihre Antwort: Ja, es sei Alles wahr, was sie in der Marterkammer ausgesagt, und gerade so, wie ihr solches jetzt in der Verhörstube vorgelesen worden. Aber schon nach einigen Minuten schwankte sie wieder, sagte jetzt: ja es ist wahr! und dann: nein es ist doch nicht wahr! Zuletzt drohte sie: man möge noch so sehr aufpassen, sie werde sich eher das Leben nehmen, als daß sie sich noch ein Mal martern lasse. Ja sie drohte dem Frohn, der ihr gelassen antwortete, dafür gebe es schon Anstalten: er solle nur zusehen, und sie werde sich vor seinen eigenen Augen in der Gefangenenstube umbringen.

Inzwischen ließ der Senat dem Färber Kuhn nachspüren und denselben gefangen setzen; denn wer durfte annehmen, daß die teuflische Bosheit der Wächtler so weit gehen könne, einen ganz unschuldigen Menschen eines Mordes zu zeihen, und noch dazu, wo dies ihre Schuld nicht minderte, da sie sich als Anstifterin des

Mordes angegeben? Wenn er auch den Mord nicht wirklich der Art vollbracht hatte, durfte doch Kuhn irgendwie dabei betheiligt sein.

Kuhn betheuerte seine Unschuld; ja er habe mit der Wächtler auch nicht den geringsten Umgang gepflogen. Aber er wisse den wahren Thäter. Dieser sei kein anderer als der Lackfabrikant Jauché. Weshalb? — Eine Stimme vom Himmel war in seinem Gefängniß ihm durchs Herz erschollen: „Jauché ist der Mörder!" Außer der Stimme vom Himmel führte er indeß noch einige verdachterregende Nebenumstände an, z. B., daß Jauché anfangs in sehr armseligen Verhältnissen gelebt, dann mit Wächtler und seiner Frau bekannt geworden, worauf seine Umstände sich sichtlich verbessert, und endlich habe er nach der Ermordung sogar einen gewissen Aufwand zu machen angefangen.

Indeß ward Jauché und auch sein Angeber Kuhn, nach der sorgfältigsten Untersuchung, unschuldig befunden. Die Verbrecherin hatte, um die Untersuchung zu verwirren und in die Länge zu ziehen, einen ganz unschuldigen Menschen des Banditenhandwerks bezüchtigt; und dieser, merkwürdigerweise, hatte aus eben so vagen Träumen noch einen dritten denuncirt. So fest stand allgemein der Glaube, daß das Weib dieses entsetzliche Verbrechen nicht allein könne begangen haben, sondern nur mit Beihülfe eines andern Mordgehülfen. Dieser ward gesucht, wo es auch sei.

Die Wächtler gestand auch ganz ruhig in ihrem Verhör am 4. März: Kuhn wäre zur Zeit der Ermordung ihres Mannes gar nicht im Hause gewesen, er könnte daher die Mordthat nicht begangen haben. Sie habe seinen Namen auch nur in der Angst angegeben. Man stellte ihr die ganze Abscheulichkeit ihres Verfahrens

vor. Sie hatte darauf keine andere Antwort, als: „so wolle sie denn die That über sich nehmen.“ Dies war nicht das Geständniß, welches man von ihr verlangte. Sie ward zum zweiten Mal in die Marterkammer hinuntergeführt. Beim Anblick der Marterwerkzeuge verging ihr der Muth. Sie machte ein freiwilliges, das erste zusammenhängende Bekenntniß, welches mit den bisherigen Ermittelungen so ziemlich stimmte.

Sie allein hatte ihren Mann ermordet. Niemand war im Zimmer als ihre drei Kinder, die in dem andern Bette schliefen. Mit dem vom Schlächter Leopold geliehenen Hackebeil hatte sie ihn dreimal vor den Kopf geschlagen, in der bewußten Nacht, aber schon zwischen 11 und 12 Uhr. Gleich nachher hatte sie ihm den Kopf abgeschnitten. Den ersten Schnitt hatte sie mit ihres Mannes Taschenmesser gethan; die Ablösung des Körpers geschah mit dem Papiermesser; später behauptete sie, mit dem gewöhnlichen Brotmesser, das Papiermesser sei gar nicht gebraucht worden. Auch wollte sie sich nicht entsinnen, von welcher Seite und wie oft sie zugeschnitten: „sie habe dann nur so losgefiddelt.“ Der Körper lag, während Gruner und das Kleinmädchen am Morgen mit ihr Kaffee tranken, im Bette. Sie saß davor und hatte die Gardinen fest zugezogen, damit jene den Leichnam nicht sähen. Als sie sich später eingeschlossen, hatte sie ihrem Manne die Hände abgelöst, die halbe Nase und die Oberlippe, auch den Haarzopf. Diese Theile steckte sie in einen kleinen Beutel und trug ihn sogleich auf den Waarenboden, den übrigen Körper aber in einem Sack ins Nebenzimmer. Als Maas am Nachmittage die Bettsäcke abgeholt, trug sie letztern gleichfalls auf den Waarenboden. Seinen Rock und Weste verbrannte sie Nach-

mittags im Küchenofen, und brachte die andern Kleidungsstücke zum Versatz an einen Juden. Am Donnerstag erst verpackte sie den Körper, der mit Betten und Kleidungsstücken umwunden war, in Matten, und ließ diesen Packen am Morgen der Abreise von Maas in den Wagen tragen. Vorsorglich hatte sie der Leiche die Beine untergebunden, damit sie in dem Wagen Platz hätte. Den Beutel mit Kopf und Händen hatte sie selbst in die Kutsche getragen. Sie wollte irgendwo in der Dunkelheit die Päcke auswerfen. Da es aber nicht ging, benutzte sie den Augenblick auf dem Högeberge, wo Niemand auf der Straße war, und erlog den Blutsturz, den sie weder damals, noch vorher, noch weniger eine Fehlgeburt gehabt. Alles weggewischte Blut war ihres Mannes. — Aus Rache hatte sie ihn ermordet, weil er sie am Dienstag Morgen vor den Andern auf dem Stuhle so geschüttelt; und in der bewußten Absicht und zu dem Zwecke hatte sie das Hackebeil vom Schlächter holen lassen. — Als ihr diese Urgicht auf der Verhörsstube nochmals vorgelesen wurde, antwortete sie: ja, das ist die reine Wahrheit.

Nach drei Tagen ward sie noch einmal zum articulirten Verhör gezogen, und blieb auch hier noch in allen Stücken bei ihrem Bekenntniß. Sie bat um Verzeihung, daß sie bis da die Wahrheit so hartnäckig verschwiegen, und drückte den einzigen Wunsch, den sie hätte, zu Protokoll aus, daß sie nur nicht von unten gerädert und nicht mit glühenden Zangen zerrissen werden möchte.

Im April wurden darauf die Acten an das Niedergericht zurückgesandt, zu einem, nach der veränderten Lage der Sachen, neu zu findenden Urtheil. Dabei wurden der Inquisitin ihre zweite Urgicht und ihre Bestätigung derselben am dritten Tage, wieder vorgelesen.

Sie gab hier schon auf die Frage: ob sie bei dieser Aussage bleibe? die seltsame Antwort: „Was sie gesagt habe, das hätte sie gesagt; was wahr wäre, das wäre wahr. Ja wäre ja, und nein wäre nein."

Das Urtheil des Niedergerichts erkannte ihr darauf, am 3. September, die Todesstrafe zu. Von dem Obergerichte abermals befragt: ob sie bei ihrer Urgicht und Bestätigung bleibe? verneinte sie das und gab am 10. October folgende wörtliche Erklärung ab: „sie habe, so wahr Gott und die heilige Dreifaltigkeit lebe, den Mord nicht begangen, wisse auch nicht wer es gethan. Darauf wolle sie leben und sterben. Sie habe alles Das blos aus Liebe und Gehorsam gegen die Obrigkeit und aus Furcht vor der Tortur gesprochen."

Von rechtlicher Wirkung war dieser Widerruf, noch dazu durch einen eigenmächtigen Eid bethevert, nicht. Sie hätte innerhalb der drei Tage nach der Folter widerrufen müssen, wo alsdann auf erneute, schärfere Tortur erkannt worden wäre. Jetzt kam er zu spät; der Richter brauchte, nach der alten Criminalordnung, darauf keine Rücksicht zu nehmen, und konnte sofort auf die ordentliche Strafe erkennen. Aber welcher Richter in einem civilisirten deutschen Staat, hätte zu Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts auf ein unter Folterqualen abgelegtes Geständniß, welches noch dazu nachher, wenn auch, dem Buchstaben des Gesetzes nach, zu spät widerrufen wurde — und sie verharrte bei dem Widerruf bis auf den letzten Augenblick — welcher Richter, sage ich, hätte auf dieses Erkenntniß allein das Todesurtheil fällen mögen! Die Stimme der Humanität, die Bildung und Sitte, mächtiger als das Gesetz, waren dagegen. Zwar konnte und mußte der letzte Richter zur Begründung

seines Urtheils die Carolina citiren, aber er hielt sich zugleich verpflichtet aufs Neue den ganzen Proceß, als wäre gar kein Geständniß erfolgt, noch ein Mal nach den anderweitig erwiesenen Thatsachen zu referiren, um darauf seine Entscheidung zu bauen; und in diesem vielleicht letzten berühmten Criminalprocesse, wo man sich in Deutschland der Folter bediente, wollte der Zufall es, daß sie in ihrer moralischen Wirkung sich als so unnütz bewies, wie sie der fiscalische Anwalt dem ersten Richter dargestellt hatte.

Der Wächtler Lebenswandel vor der That spricht deutlich, was man von einer solchen Frau zu erwarten hatte, welche zuerst aus dem Dienst gelaufen, dann lange Jahre öffentlich die Maitresse eines Offiziers gewesen, dann sich wahrscheinlich von diesem Offizier verheirathen und von ihrem Manne wieder scheiden lassen, mit dem Lehrburschen ihres Bruders 2 Jahre ein unzüchtiges Verhältniß unterhalten und diesen Bruder bestohlen, den Lehrburschen geheirathet und nun wieder mit einem andern Ladendiener liederlich gelebt und durch diesen sich Waaren stehlen lassen. Eine Frau, welche, hin und her verschlagen, noch in reifern Jahren dieses unzüchtige Leben in Hamburg fortsetzt, und, wahrscheinlich jetzt mit geminderten Reizen, einen jugendlichen Liebhaber durch Geschenke zu fesseln sucht. Sie hat Nachschlüssel zu allen Waarenvorräthen ihres Mannes, sie bestiehlt ihn mehrmals und scheint mit seinen Dienstleuten hinter seinem Rücken zu agiren. Sie zettelt überall Freundschaften an, bei denen sie versetzt, leiht und durch Freigebigkeit sich Freunde macht. Sie sieht das Ungewitter kommen, wenn der

Mann Alles entdecken sollte, und sucht bei Seite zu schaffen, Verstecke, wohin sie vor seinem Zorn entfliehen könne. Aber das Ungewitter bricht früher los, als sie in ihrem Leichtsinn gedacht. Der Mann schimpft, mishandelt sie, er spricht von Scheidung, und sie traut ihm das Aergste zu, wenn sie ihm nicht zuvorkäme; vielleicht hat sie auch noch mehr Entdeckungen zu fürchten.

Der Entschluß ist da. Wann er geboren wurde, ob es ein länger gehegter Plan war, oder wie eine Minerva gepanzert ins Leben sprang, ob mehr glühendes Rachegefühl, Furcht oder teuflische Berechnung ihn erzeugten, bleibt auf immer im Dunkel. Alle die dringenden Motive, welche sie abhalten sollten, ihre vier Kinder, die traurige Aussicht auf die Zukunft, wenn der Brotherr todt ist, die Furcht vor Entdeckung und Strafe, verschwinden vor der in ihr kochenden Wuth und vor dem Leichtsinn, der ihr zunächst eine Lust, die Stillung ihrer Rache und eine glückliche Freiheit verspricht. Was nachher kommt, liegt jetzt außer ihrem Gedankenkreise. Daß sie ihren Liebhaber, den Friseur Schulz, nach dem Morde zu sich bescheiden kann, weil sie sich so sehr langweile, daß sie ihn auffodern kann, mit ihr zum Vergnügen nach Lübeck zu reisen, sind Momente, die auf ihr inneres Seelenleben charakteristische Blicke werfen lassen.

Sie ist still und fast sanft, als der Mann todt, sie schüttelt, als er die gröbsten Schimpfworte gegen sie ausstößt, als er das Beil hervorzieht und furchtbare Drohungen fallen läßt. Ihr Defensor wollte diesen Umstand für sie sprechen lassen; aber er verräth nur, daß sie schon zum Entschluß gekommen war, das Opfer war bestimmt; um es zu verstricken und zu treffen, gehörte Verstellung. Sie war wie um den Finger zu wickeln, rief lächelnd ihr kurzsichtiger Mann; er hatte sie so noch nicht gesehen.

Vermuthlich hatte sie auch noch nie den Entschluß gefaßt, ihn in der folgenden Nacht umzubringen. Das heftige Weib, von gewaltiger Sinnlichkeit und natürlicher Stärke, wie hätte es sonst seine Leidenschaften, sein verletztes Gefühl so bändigen können!

In der Dämmerung läßt sie vom Schlächter das Hackbeil holen und versteckt es unterm Bette. Ebenso das Papiermesser. Beides in der Absicht, sich gegen etwaige Anfälle ihres erzürnten Mannes zu wehren. Der Mann hatte nur gedroht, ihrem Liebhaber den Arm abzuhauen, nicht ihr einen Schaden zu thun. Auch jene Drohung war nur ein Auflodern rohen Zornes. Sie durfte dergleichen von ihm nicht besorgen. Obgleich diese Sache mit dem Beil nicht ganz aufgeklärt ist, ebensowenig als die über den Ort, wo das Papiermesser wiedergefunden wurde, so geht doch ein dringender Verdacht daraus hervor, daß sie, mit schweren Dingen umgehend, sich diese Werkzeuge zurechtlegte.

Ihre Geschichtserklärung von den Vorgängen in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch, von dem Streit im Bette mit ihrem Manne, von seiner Unruhe, von seinem Aufspringen und seiner frühen Abreise wird durch nichts bestätigt. Im Gegentheil erscheint sie nach den nicht damit stimmenden Aussagen der Mägde, namentlich in Bezug auf Wächtler's angebliches Zurückkehren, als ganz unwahrscheinlich, und wird durch das Zeugniß des erwachten Kindes, wenn man diesem Glaubwürdigkeit beimißt, zur baaren Erfindung.

Niemand hat den Mann fortgehen sehen, was unter den obwaltenden Umständen, in dem kleinen Hause, da Mann und Frau auf eine Art mit einander lebten und sprachen, daß man es durch die Wände hörte, schon an sich sehr auffällig wäre. Es würde ohne Thüren-

schmeißen, Poltern und harte Worte unter Leuten dieser Bildung und Sinnesart nicht abgegangen sein. Im Gegentheil herrschte eine unheimliche Stille in der Nacht, nur die Frau hörte man einige Mal im Schranke klappern. Am Morgen war der Mann fort. Er sollte wiedergekommen sein; sie, die Frau, wollte gesehen haben, wie er verschiedene Vorrichtungen unten im Laden vorgenommen, sich eine Flasche Branntwein gefüllt, Geld zu sich gesteckt habe; sie wollte ihn aus der Thür gelassen haben. Alles dies ist in einer Zeit, wo eine Zeugin, das Kleinmädchen, die durch mehre Stunden zur Gesellschaft bei ihr bleiben müssen, davon nichts gesehen hat; im Gegentheil bekundet sie, daß die Frau während dieser Zeit blaß, verstört, am Bette (Wache) gesessen. Sie konnte von dem obern Zimmer, aus dem sie nicht fortkam, nicht sehen, was unten geschah. Außerdem wird erwähnt, daß gar nicht so viel Lichter (Leuchter) in Bereitschaft gewesen wären, um unten, oben und in der Küche diese Geschäfte vorzunehmen.

Eine Zeugin über die Begebenheiten der Nacht ist das Kind. Ihre Aussage hat keine Gültigkeit und darf keine Gültigkeit vor dem erkennenden Richter haben; aber ihre Angaben dürfen ihn leiten und begleiten bei dem Bilde, welches er sich nach den andern Ermittelungen von derselben entwirft, und wo sie zusammenstimmen, legen sie ein moralisches Gewicht in die Waagschale für seine Entscheidung.

Das Kind sagt aus, in welchem Bette es geschlafen, seine Aussage stimmt mit der gewöhnlichen Ordnung im Hause; es sagt, daß es in der Nacht von der Mutter aus des Vaters Bett gehoben und in das seiner Geschwister getragen ward; dort fand man es des Morgens. Damit ist die ganze Erzählung der Mutter von der Anord-

gegen Ende dieser Regierung bei der großen Masse zur Ueberzeugung wurde, daß Jacob den fanatischen Irländern zugesagt habe, wenn England sich binnen Jahresfrist nicht bekehre, das ganze katholische Irland zu bewaffnen und auf das protestantische England zu Raub, Mord und Vertilgung loszulassen.

Wenn Alle mit dem zuletzt Vorgefallenen unzufrieden waren, hatte doch der Dechant gewonnen. Die Aufmerksamkeit hatte sich von ihm abgezogen, er konnte der Messe entweichen, und pries sein günstiges Glück, das ihn mitten unter den Schmähungen des Pöbels seinen Wagen und sein Gefolge erreichen ließ, mit dem er unverzüglich den Weg nach London einschlug.

nung des Schlafens zerstört. Was das Kind in der Nacht sah, als es trotz des Befehls der Mutter nicht schlafen konnte, ist oben angegeben. Aber es erweiterte in einem spätern Verhör seine Erzählung: Als die Mutter den Vater zwei Mal vor den Kopf geschlagen, hätte sie ihm noch mit einem Messer über den Hals geschnitten und darauf das Messer auf die Orgel hingelegt. — Dann rief die Mutter Färber's Barbiergesellen, der draußen auf dem Vorplatz am Koffer stand — wie das Kind durch die offengelassene Thür sah — herein. Dieser Barbiergesell schnitt auch noch ein Mal mit dem auf der Orgel gelegenen Messer dem Vater im Bett ein wenig über den Hals. Dann faßte er den Vater beim Hals, die Mutter ihn bei den Beinen und sie trugen ihn aus dem Bette in die Vorkammer. Färber's Gesell ging dann die Treppe hinunter und zum Hause hinaus. Die Mutter kam dann ins Schlafzimmer zurück. Was sie noch gethan, weiß das Kind nicht, denn es schlief gleich wieder ein. Früher hätte sie das nicht gesagt, weil sie gefürchtet, man werde sie ins Zuchthaus setzen, wenn sie so was gegen die Mutter aussage.

Hier mischen sich offenbar Traumbilder mit dem wirklich Gesehenen. Der Barbiergesell ist wahrscheinlich eine Vision. Er kam täglich des Morgens, um den Vater zu rasiren. Was sollte er dem Kinde nicht auch in der Nacht erscheinen, der Mann mit dem scharfen Messer, der so oft am Halse des Vaters schnitt, jetzt, wo das Kind ein Messer sah, wieder an den Hals des Vaters gebracht? Der Barbiergesell stand in keinem Verhältniß zur Mutter. Aber — und das konnte allerdings einen Verdacht begründen, welcher sich jedoch durch nichts weiter gerechtfertigt hat, — der Gesell soll eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Friseur Schulz gehabt haben!

Ob möglicherweise doch ein Gehülfe bei der Mordthat da war, bleibt hiernach zweifelhaft; es ist aber beim Mangel jeder andern Anzeige und nach dem spätern Geständniß der Wächtler auf der Folter unwahrscheinlich. Auch daß der Körper gleich nach der That herausgetragen worden, ist schwer zu glauben. Daß das Kleinmädchen Licht zur That gebracht, daß auch die Köchin zugegen gewesen, verschwindet wieder bei der zweiten Aussage des Kindes; aber als glaubwürdige, mit den andern Ermittelungen übereinstimmende Thatsachen bleibt stehen, daß die Frau mit einem Hammer auf den Kopf des Mannes schlug, daß sie ihn dann mit den Bettdecken erstickte und später mit einem scharfen Messer schnitt. Der Defensor stellte die Behauptung auf, daß dem Kinde diese Aussagen auf der Wache von einem alten Soldaten eingeredet worden. Kindern kann man freilich viel einreden, daß ihm aber Alles eingeredet worden, und wo das Kind wenigstens die Ahnung haben mußte, daß es seiner Mutter Schaden bringen müßte, ist nicht wahrscheinlich, wenigstens nicht bewiesen.

Der Mann war fort, verschwunden, auf eine Reise sollte er fort sein, und seine Stiefeln, die er immer anzuziehen pflegte, die er gerade auf einer Reise, in so rauher Jahreszeit, nicht auslassen durfte, waren zurückgeblieben. So sein Halstuch, seine Knieschnallen. Später findet sich auch sein Taschenmesser, das er nie von sich ließ. Noch später wird auch ermittelt, daß die Wächtler gerade von den Kleidungsstücken, in welchen, ihrer Angabe nach, ihr Mann verreist gewesen, mehre beim Juden Kusel Unna für 60 Mark versetzt habe. Es waren darunter sein Hut und seine silbernen Knieschnallen. Sie hatte diese Gegenstände selbst unter ihrer Saloppe

hingetragen und war dabei so eilig gewesen, daß sie sich nicht einmal den Pfandzettel ausfertigen lassen.

Er war verschwunden, auf der Wächtler haftet der Verdacht, ihn verschwinden gemacht zu haben; ihr lag gerichtlich der Beweis ob, den Verdacht zu entkräften, aber ihr Thun und Treiben, alle ihre nachfolgenden Handlungen haben ihn nur bestärkt.

Das Haus trieft von Blut, das Bette, die Dielen, Schwellen, die Nebenkammer. Selbst das Taschenmesser ihres Mannes trägt noch nach mehren Tagen unverkennbare Blutspuren. Wie sie auch gewaschen, gerieben und gescheuert, die Blutspuren lassen sich nicht vertilgen. Sie hat die Wäscherin rufen lassen, ihr erklärt, woher das Bett, das sie ihr senden will, so sehr blutig sei; weshalb hielt sie es doch für nöthig, selbst an die Vorarbeit sich zu machen, und es vorläufig von den gröbsten Blutspuren auszuwaschen? Wo kommt das viele Blut her? Ihre Geschichte ist fertig. Von einer unzeitigen Entbindung, von der bis da Niemand etwas erfahren, von einer heftigen weiblichen Regel, deren Dasein Denen unbekannt geblieben, welche aufs nächste mit ihr umgingen, welche mit allen Heimlichkeiten einer Frau vertraut waren, die nirgend eine zarte Schamhaftigkeit verrathen hat. Auch nachher, als die Wächtler fortwährend über Unterleibschmerzen und Blutverlust klagte, besichtigt die Wärterin Schmidt ihr Bette und Hemde und findet nie auch nur die geringste Blutspur, und sie denkt bei sich: „das muß eine recht verlogene Frau und voller Ränke sein.“ — Das Blut bleibt, ihre Erklärung ist unerwiesen.

Die Köchin findet einen blutigen Sack versteckt, in welchem sie deutlich die Glieder eines menschlichen Körpers fühlt. Es ist kein Phantasiebild. Nicht ein Mal, zwei Mal sieht und befühlt sie den Kopf, das Knie, die

Lenden, und als sie zum dritten Mal wiederkommt, ist die Thür zur Kammer zugebunden; etwas im Hause ganz Ungewöhnliches. Als die Thür geöffnet ist, stehen auf der Stelle, wo der Sack lag, schwere Geräthschaften, die nicht dahin gehören, die man nur mit großer Anstrengung und mit einer bestimmten Absicht dahin schleppen können; die Absicht war, die blutfeuchte Diele dem Späherauge zu verbergen.

Die Spuren müssen vertilgt, eingepackt werden. Die Wächtler verschließt sich im Schlafzimmer vier Stunden lang. Es kam dies nie vor. Ihr Grund dafür ist aus der Luft gegriffen. Alle Augenblicke müssen die Mägde, wo sie sind, zurückbleiben; es war doch sonst nicht so viel Heimliches in diesem Hause, und wenn, so war es vielleicht, daß die Frau mit den Dienstboten unter einer Decke gegen den Hausherrn spielte. Sie heizt selbst ein und verbrennt alten Plunder, wahrscheinlich die zurückgebliebenen Kleidungsstücke des Mannes, welche sie verrathen konnten; während der Zeit muß die Köchin auf der Treppe warten, um nicht Zeugin davon zu werden.

Die muthige Frau, die sich rühmt, daß sie wie ein Pferd stark sei, und Alles ertragen könne, überkommt nach jener Nacht eine Angst, daß sie nicht mehr allein schlafen kann. Selbst die Gegenwart ihrer Kinder ist ihr nicht genug Schutz. Sie nimmt eine Wärterin, die bei ihr wachen muß. Am Freitag Abend, als sie von der Reise zurückgekehrt und die Schmidt nicht mehr zu erlangen ist, müssen beide Dienstmädchen ihre Betten zu ihr ins Zimmer tragen und auf der Erde neben ihrem Bette schlafen. Wie furchtbar müssen die Phantasiebilder gewesen sein, daß sogar eine Wächtler ihre eiserne Stirn ihnen nicht zu bieten wagte.

Der Defensor sagt: Wie ist es denkbar, daß sie von

Mittwoch früh, am Morgen nach der Mordthat, wo aller Annahme nach der Leichnam noch im Bette lag, daß sie da so viele Personen zu sich beschied? Das Kleinmädchen, den Schulmeister Gruner, die Wäscherin Neumann? Wäre das nicht, wenn wirklich Alles so war, eine That der äußersten Unbesonnenheit gewesen? — Es war nur die Entschlossenheit, die man einer Verbrecherin, wie sie zutrauen muß; die in der Nacht das Kind aus dem Bette des Vaters riß und ihm bei den andern Kindern zu schlafen befahl; die im selben Zimmer, wo ihre drei Kinder schliefen, die älteste Tochter schon 11 Jahre alt, den Hammer ergriff und den Mann todtschlug inmitten seiner Kinder, dieses Weib hatte einen Muth der Ruchlosigkeit, die Alles wagt. Nicht im Affecte that sie es, nicht ohne Vorbedacht Dessen, was da kommen werde, mit ruhiger Besinnung schon die Folgen im Auge, schon die Mittel präparirend, wie sie dem Gesetze und seiner Strafe entrinnen wolle. Er lag da, ein blutiger, vielleicht schon verstümmelter Leichnam, im Bette; fortbringen konnte sie ihn noch nicht, die Fabel von seiner Abreise hatte sie in den schlaflosen Stunden nach der That, vielleicht schon vorher, erdacht. Es gehörte vieler Schein dazu, um sie glaubwürdig zu machen. Deshalb mußte das Kleinmädchen mehre Stunden des Morgens bei ihr sitzen; wol auch um das innere Grauen der Leichenwärterin zu übertäuben. Der Todte lag in Kissen und Decken vergraben, die Gardinen des Bettes waren fest vorgezogen. Sie saß auf dem Stuhl wie Schildwacht, davor. Wer konnte das Entsetzlichste denken, wer fühlte sich versucht, die Gardine zu lüften, um nachzusehen, ob ihr Gatte nicht verreist war, sondern im Bette schlief? Sie bedurfte des Schulmeisters, von dem sie die erst am Sonntag zu ihr gebrachten Sachen (auch ein merkwür-

diger Umſtand) am Abende wieder ins Haus bringen laſſen wollte; ſie bedurfte der Wäſcherin, um die Bettwäſche zu reinigen. Aber ſie benutzte auch die Anweſenheit der drei Perſonen, um ein defenſives Mittel ſich vorzubereiten.

Aber das Blut, welches beim Abſchneiden des Kopfes ausfließen mußte, war es nicht eine Maſſe, welche das ganze Bett durchdringen und daſſelbe in Grund und Boden verwüſten durfte? Da die Gefäße blutleer gefunden waren, mußte die Schlachtſcene gleich nach der That, vielleicht noch während das Opfer lebte, erfolgt ſein. Auch dieſen Punkt hat der Vertheidiger aufgefaßt, und die Unterſuchung hat nicht alle Dunkelheiten entfernt; auch blieb es ungewiß, wann ſie die letzte Verſtümmelung vornahm, wann den Packen ſchnürte und auf die Waarenkammer auf dem Boden trug. Welche Rieſen-, welche Dämonenkräfte müſſen in dem Weibe thätig geweſen ſein, um dieſe Arbeit, und unbemerkt in dem engen Hauſe, zu vollbringen und dabei die vorgelogene Rolle fortzuſpielen! Sie ſelbſt nannte dieſe Eigenſchaft eine Pferdenatur. Geſchwätziger Art, von ſinnlicher, lebensluſtiger Natur, gehörte Geſellſchaft und Unterhaltung zu ihren Bedürfniſſen. Sie entſagte dieſem Bedürfniß auch in dieſer angſterfüllten, grauenvollen Periode nicht. Sie zog an ſich und ſchwatzte, mit wem ſie konnte; ein Mittel, um die geheimen Schauer von ſich und zugleich den Verdacht zu entfernen. Gegen ihre Dienſtleute immer freigebig, um ſie gegen den kargen Mann auf ihre Seite zu ziehen, war ſie es wahrſcheinlich auch in dieſer Zeit. Sie beſtach ſie, machte ſich mit ihnen gemein, um die Herrſchaft über ſie auszuüben, auf die es ihr ankam. Sie dachte nur an die nächſte Folge, weiter reichten nicht die Gedanken dieſes ruchloſen, leichtſinnigen Weibes.

Ihre erſte That, nach dem Verſchwinden des Mannes iſt die Erbrechung ſeines Koffers. Hier handelte ſie nicht mit der ihr eigenen Vorſorglichkeit. Wenn er nur verreiſt war, wie durfte ſie das wagen, und ſo offen? Die gemeine Natur ſiegte über die Verſtellung. Sie iſt entrüſtet, daß ſie ſo wenig findet, daß dies der ganze Lohn für ihre Blutſchuld iſt.

Die Momente vor ihrer Abfahrt am Freitage und die Geſchichte ihrer Reiſe ſelbſt ſind mit allen verdächtigenden Thatſachen in dem Vorigen zur Genüge beſprochen und es iſt in dieſer Beziehung kaum etwas Neues ermittelt worden. Die Abreiſe ohne allen Grund mit ihrem verdächtigen Fortſchicken der Dienſtleute, des Kutſchers, während ſie mit dem Arbeitsmann Maas allein den Packen in den Wagen trägt, das Drängen, in der Nacht oder wenigſtens am dunklen Morgen abzufahren, die plötzliche Rückkehr ebenſo ohne allen Grund und Urſache, alles Das ſpricht ſo für ſich ſelbſt, daß jede Ausführung überflüſſig iſt. Ihre Angabe, daß ſie den großen Packen ſelbſt wieder aus dem Wagen, aus aufſteigenden Bedenklichkeiten wegen des Lübecker Zolles, hinausgetragen und in den Laden gelegt habe, war ſchon damals unerwieſen, und ſie um ſo mehr verdächtigt, als ſie eine Zeugin zu falſchem Zeugniß deshalb bewegen wollen. Nachher trat aber noch ein ganz unverdächtiger Zeuge auf, derſelbe Schloſſer, welcher den Koffer eröffnet, der zufällig von fern der ganzen Abreiſe beiwohnte. Er ſah den Packen hineintragen in den Wagen, ihn gegen das Kutſchenfenſter, weil er zu groß war, drängen, Mutter und Tochter darauf einſteigen, ſich noch verſchiedene Kleidungsſtücke reichen laſſen, aber während der ganzen Zeit ward nichts wieder herausgetragen! Der Packen, den der Arbeitsmann hinuntertrug, roch ihm nach altem Fleiſch, und die Frau

gab auf seine Frage eine ausweichende Antwort, und der Packen, den man am Hovenberge fand, wo die Frau den Wagen anhalten ließ, ausstieg und ungesehen etwas verrichtete, enthielt den verstümmelten Leichnam ihres ermordeten Mannes. Ihr Benehmen während der Reise, daß sie nie ausstieg; wenn der Kutscher sich der Wagenthür näherte, sie zuzog und ihm eiligst Alles hinausreichte, was er nur verlangen konnte; daß sie sich bei ihm erkundigte, ob der Bauerbursch, der hinter ihnen ritt, bis Lübeck mitreiten werde, alles Das sind Anzeichen, unbedeutend im Vergleich mit den vorangehenden, aber Glieder, welche die Kette der Verdachtsgründe immer enger schließen.

Und welche psychologischen Data! Dasselbe Weib, das eben den mitgeschleppten Leichnam ihres ermordeten Mannes glücklich aus dem Wagen auf die Landstraße geworfen, das angibt, krank, gestört zu sein, das deshalb und, um ihre lieben Kinder zu sehen, auf der Stelle nach Hamburg zurück will, setzt sich in Schöneberg ruhig nieder und verzehrt dort, im Wirthshause, in Heiterkeit ihr mitgebrachtes Essen, welches im Wagen, unter dem Leichnam ihres Mannes eingepackt lag! Als wäre sie einer großen Last quitt, läßt sie sich mit den Wirthsleuten in ein lebhaftes Gespräch ein, und erzählt ihnen, ein recht geeigneter Moment, ihre ganze Lebensgeschichte. Sie rühmt sich, viele Jahre hindurch die Maitresse eines Barons gewesen zu sein, daß sie eine uneheliche 14jährige Tochter von ihm, und wahrscheinlich aus derselben Quelle, 20,000 Thaler mitgebracht habe! Denselben Frohsinn behält sie auf dem Rückwege, trinkt in der Fleischgasse (jetzt kann sie überall aussteigen und die Wagenthür öffnen), ein Eierbier, und hat nun keine anderen Sorgen, als daß sie vor der Thorsperre ja nach Hamburg zurückkehren möchte!

Dies die Grundzüge der ohne Folter ermittelten Thatsachen, welche durch hundert kleine Nebenumstände noch bestärkt werden. Kein Geschworenengericht würde darauf angestanden haben, das Schuldig zu sprechen; auch kein gelehrtes Gericht unserer Tage dürfte in Zweifel sein, auf einen so vollständig gegliederten Indicienbeweis die ordentliche Strafe zu erkennen. Wir schelten nicht die Humanität unserer Großväter, welche zu Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts aus großer Gewissenhaftigkeit, aus Scheu vor Blutvergießen, noch die letzte Strafe zu erkennen zauderten und lieber ein altbarbarisches Gesetz noch ein Mal in Anwendung brachten, was schlimmer ist als die Strafe selbst, um vor sich selbst gerechtfertigt dazustehen. Mit hellsten Schriftzügen ward durch das Verfahren in diesem Processe aufs Neue ins Licht gestellt, auf welche Abwege die Folter führen und wie unnütz und gefährlich ihre Anwendung bei ruchlosen Verbrechern, wie die Wächtler, werden kann. Zwei unschuldige Männer geriethen in Untersuchung, und hätte die Wächtler ihren Widerruf früher gethan, so war das ganze Verfahren ohne rechtliche Wirkung. Und zugleich, wenn wir von den ungeheuren Actenmassen hören, welche in diesem Proceß durch fast drei Jahre vollgeschrieben wurden, die Kräfte der ausgezeichnetsten Männer in Anspruch nehmend, Papiermassen, welche den Flammensäulen über Hamburg nur neue Nahrung gaben, steigt in uns wieder die unheimliche Frage auf: wer denn mehr im Rechte ist, unsere Vorväter, welche rasch, oft zu rasch mit den Verbrechern fertig wurden, oder unsere Väter, welche Berge von Papier beschrieben, um die Möglichkeit der Unschuld eines Schuldigen ans Licht zu bringen? Aber wenn wir diese Masse von Zeit, Kosten, Lebenskräften zu Capital schlagen und ausrechnen, wie viel Menschen,

die ohne Verbrechen und Verschuldung zu Grunde gehen, dafür gerettet werden könnten, wie viel positiv Gutes für das gefördert würde, was ins Actenmeer der Vergessenheit geworfen wird, bis etwa ein neuer oder neuester Pitaval zufällig sein Netz darin auswirft, dann überschleicht uns der Gedanke, daß die höchste Humanität im Strafrecht nicht das Ziel ist, was die höchste Weisheit in irdischen Dingen erstreben darf, dann der Gedanke, daß wir bei der Unvollkommenheit aller irdischen Wahrheit nicht wesentlichere Rücksichten und Interessen der Chimäre opfern sollen, die absolute Wahrheit durch peinliches Jagen nach dem Eingeständniß des Verbrechers erzwingen zu wollen; und ob dies jahrelange Peinigen eines Angeschuldigten, um die Wahrheit zu bekennen, nicht in vielen Fällen auch zur Folter wird. Dann endlich der Zweifel oder die Ueberzeugung, daß die moralische Ueberzeugung des vollständigst von allem Ermittelten und Ermittelbaren unterrichteten Richters das Urtheil in letzter Instanz sprechen muß, und eigentlich in den meisten Fällen spricht. Eine Jury, vorausgesetzt, daß sie aus intelligenten, urtheilsfähigen Männern besteht, ist nur da gefährlich, wo nicht vorher Alles ermittelt ist, was ermittelt werden konnte.

Durch das am 14. November 1788 publicirte Urtel erkannte der hohe Senat, daß die Wächtler „der begangenen Missethat für überführt zu achten; solchemnach dieselbe wegen dieser grausamen und unmenschlichen That, welche sie mit boshaftem Vorsatze und aus schnöder Rache, auf eine hinterlistige und heimtückische Art verübt, ihr zur wohlverdienten Strafe und andern dergleichen rach-

Viertes Capitel.

Hier ist ein Landsmann von Euch angekommen,
Ein muntrer Jüngling aus der Insel Cyprus.
Ihm folgen funfzig schmucke Rosse stattlich,
Auf denen wackre Cyprioten reiten,
Die er besoldet. Unser König hat
Mit offnen Armen ihn in Dienst genommen.

Die Zaubertragödie vom Fortunatus und seinen Söhnen, von Thomas Dekker.

Der Prälat memorirte noch im festlichen Amtskleide am andern Morgen die Rede, welche er in dem Gespräch mit dem Könige vermittelst einer Wendung, auf die er sich schon in voraus freute, anbringen wollte, als Miß Anna eintrat, ihn abzuholen. Sie strahlte in jugendlicher Anmuth, daß selbst der von Sorgen anderer Art geplagte Oheim mit Wohlgefallen auf der Lieblichen verweilte. Sie hatte mit Geschmack die Uebertreibungen der Mode zu mildern gewußt; unter dem mäßig gereiften Atlasrock mit tausend Schleifen, Kanten, Blumen und Falten blickte der zierliche Fuß gerade so weit hervor,

süchtigen Mordgesinnten und pflichtvergessenen Ehefrauen zum warnenden und abschreckenden Exempel in einer haarenen Decke und mit fliegenden Haaren nach dem Gerichtsplatze hinauszuführen, daselbst mit dem Rade von oben ab vom Leben zum Tode zu bringen, und darauf ihr Körper an der Gerichtsstätte zu verscharren sei."

Nach der Ansicht des Referenten in letzter Instanz sollte „die Hinausführung in einem härenen Hemde und fliegenden Haaren bei dem Pöbel einen vorzüglichen Eindruck machen, ohne daß dadurch die Strafe der Delinquentin an und für sich selbst im mindesten vergrößert wird".

Der Bürgermeister von Plauen an der Havel, der Bruder der Delinquentin, hatte in einer Bittschrift das Hamburger Obergericht flehentlich gebeten, ihm die einzige Gnade dadurch zu erzeigen, daß der Körper seiner Schwester nach der Hinrichtung blos an der Gerichtsstätte verscharret werde. Da nun dieser Bürgermeister „ein rechtschaffener Mann zu sein scheine, der wenigstens nach der Einbildung des Pöbels mit bestraft werde, wenn man den Körper der Inquisitin aufs Rad flechten ließe", hatte der Senat in den dahin gerichteten Antrag seines Referenten gewilligt, wodurch das Erkenntniß des Niedergerichts, das im Uebrigen bestätigt wurde, eine Abänderung erlitt.

Bei den geretteten Acten hat sich ein weißer Bogen Papier erhalten, drei horizontale Striche darauf. Unter dem ersten die Worte: „von unten auf," unter dem zweiten: „von oben ab" unter dem dritten „lebenslängliches Gefängniß". Es ist der Privatanmerk des Vorsitzenden bei der Abstimmung über die Strafe. Der erste Strich hat 2, der zweite 10, der dritte 4 perpendiculaire kleinere Striche. So schwankten noch bei der letzten Be-

rathung die Stimmen, daß 4 Rathsmitglieder ihr Verbrechen mit lebenslänglichem Gefängniß für gebüßt hielten. Mit 10 Stimmen ward sie zum Rade von oben ab verurtheilt. Das weiße Blatt mit den wenigen Strichen, welche über Tod und Leben eines Menschen entschieden, macht heute nach 56 Jahren, wo Der, welcher die Striche zog und Die, deren Stimmen sie bedeuten, längst im Grabe ruhen werden, einen seltsamen Eindruck.

Dem Prätor wurde übrigens aufgetragen, dem Frohn anzubefehlen, daß er die Verbrecherin, vor der Zerstoßung ihrer Glieder mit dem Rade, insgeheim erwürgen lasse.

Sie sollte ohne Begleitung eines Geistlichen zur Richtstätte geführt werden, auch die von ihr erbetene Begleitung durch einen Candidaten Frevey ward ihr verweigert; dagegen gestattet, wenn sie darum ansuchen sollte, daß ihre Kinder vor ihrem Ende noch ein Mal zu ihr gelassen würden.

Ein Geistlicher, der Pastor Encke, gab sich die beiden Tage vor ihrer Hinrichtung alle erdenkliche Mühe, sie zum Geständniß zu bewegen; sie war aber auf keine Weise dahin zu bringen. Endlich Montag am 18 Nov., kurz vor ihrer Hinausführung auf den Richtplatz, gestand sie ihm, daß sie die That selbst, allein und ohne alle Mithülfe verübt habe. Doch solle er dies Bekenntniß erst nach ihrem Tode der Obrigkeit bekannt machen und derselben zugleich für die ihr zuerkannte, hohe, gnädige Strafe danken.

Wie sie gestorben, findet sich in den Acten nicht mehr verzeichnet.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Siebenter Theil.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung
der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben
vom
Criminaldirector **Dr. J. E. Hitzig**
und
Dr. W. Häring (W. Alexis).

Siebenter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

„Meine Abſicht war, einen hiſtoriſchen Abriß von jedem einzelnen Falle zu geben, und zwar nach einer ſorgfältigen Prüfung und Abwägung aller damit in Verbindung ſtehenden Thatſachen, in einer lesbaren Erzählung. Aber es ſpringt in die Augen, daß kein allgemeiner Plan eines Werkes, wie das vorliegende, ſo umfaſſend und zuſammenfaſſend ſein kann, als daß er nicht mannichfache Abkürzungen in Bezug auf jeden einzelnen Fall erleiden müßte. Gewiß erklären ſich manche Criminalfälle von ſelbſt, und hier iſt es nur nöthig, einen getreuen Bericht des wirklichen Proceſſes zu liefern, vielleicht mit der Nebenaufgabe, die minder oder mehr entfernten Nebenumſtände und Beziehungen ſo zu verarbeiten, daß ſie mit dem Ganzen in eine harmoniſche Wirkung treten. In andern Fällen iſt das Verhör, die Zeugenaufnahme, kurz der eigentliche Proceß, das Allerunweſentlichſte an dem Criminalfalle und mag ganz beiläufig erwähnt werden. Wieder in

andern beruht das ganze Interesse auf der Gerichtsprocedur und hier muß Sorge getragen werden, den ganzen dramatischen Verlauf des Processes bis auf die kleinsten Begebenheiten wieder zu geben, und Kläger, Verklagte und Zeugen selbst reden zu lassen, wie sie geredet haben. In noch andern Fällen sind die Reden der Advocaten, die von ihnen hervorgehobenen Argumente und Ansichten die eigentlichen Lichtpunkte der Verhandung, welche alles Uebrige in Schatten treten lassen — und hier wird es wieder nöthig, die nebenliegenden Umstände und Thatsachen zu beleuchten, auf welche die Anwalte fußen, ohne daß sie doch im Processe selbst zur Sprache gekommen wären. Einleuchtend ist daher, daß jeder Criminalproceß seinen eigenen, selbständigen Plan haben muß, um das Interesse der Leser zu fesseln und den dramatischen Effect sich zu bewahren für die Namen und Begebenheiten, welche er darstellt."

Mit diesen Worten leitet Peleg W. Chandler ein seine treffliche Sammlung der „American Criminal Trials", welche er 1844 herauszugeben begonnen hat (Boston, Tymothy H. Carter und Comp.). Wir werden aus den American Trials einige in unsern Pitaval aufnehmen, und bringen schon in diesem Theile einen dieser transatlantischen Processe, welche klar, anschaulich und psychologisch

tief eingehend in das geiſtige Leben der Individuen, wie der Völker und Zeiten geſchrieben ſind. Wichtiger iſt für uns in dieſem Augenblicke das Zeugniß des Amerikaners für unſere eigene Auffaſſung der Stoffe, welche uns zur Bearbeitung vorliegen. Für die Darſtellung von Criminalfällen läßt ſich keine allgemeine Regel geben, ſo wenig für den Schriftſteller, der an ein größeres Publicum denkt, als für den Juriſten, der vor einem Collegium, oder einem Geſchworenengericht referiren ſoll. Jeder Fall bedingt ſeine eigene Form, und eine Auffaſſungsart, die hier vortrefflich war und den Gegenſtand erſchöpfte, kann dort zum Uebel werden.

Wenngleich wir uns verſündigten, wollten wir über die Aufnahme unſeres Werkes im deutſchen Publicum klagen, indem wir im Gegentheil uns nur über die immer ſteigende Theilnahme für unſere Bemühungen zu erfreuen haben, ſo treten uns doch noch immer Anſichten entgegen, die wir ſchon oft bekämpfen mußten, um uns auf unſerm Standpunkte zu erhalten. Wir geben gern zu, daß wir auch von dieſem aus betrachtet, fehlen mögen, wir würden aber von demſelben ganz abirren, wenn wir auf die mannichfachen, wenngleich freundlichen, Stimmen hätten hören wollen, die uns zurechtzuweiſen bemüht waren. Wir meinen hier vorzugsweiſe die Juriſten vom Fach, gegen deren Anfoderungen, nur

solche Fälle aufzunehmen und zu behandeln, welche ein criminalistisches Interesse im speciellen und engsten Sinne betreffen, wir uns schon voriges Jahr verwahrten. Unsere Aufgabe ist eine umfassendere, als nur jene Fälle hervorzuheben, wo das Interesse sich an die Zweifel in der thatsächlichen und der juristischen Beurtheilung hängt, und im Streit darüber sich jene monströsen Gebäude aufthürmen, an denen die Vergangenheit und Gegenwart so reich ist, und die man vorzugsweise als causes célèbres bezeichnet. Wir suchen die Celebrität nicht allein in den Auswüchsen und Anomalien der Lebenskraft, sondern auch in ihrer naturgemäßen Entwickelung, und die allereinfachsten Hergänge, die zweifellosesten Begebenheiten und Verbrechen können für uns von Wichtigkeit sein, wenn andere Lebensfragen, psychologische wie historische, sich in den Thatsachen des Verbrechens selbst, seinen Vorbedingungen oder seinen Folgen abspiegeln. Die Behandlungsweise muß in diesen verschiedenen Fällen verschieden sein, und es läßt sich keine Norm dafür von vornherein angeben, wie unser Bundesgenoß jenseits des atlantischen Oceans mit so kräftigen Worten ausgesprochen hat.

Es wird neuerdings zur Pflicht, gegen einen ebenso freundlich gesinnten als umsichtigen Kritiker uns abermals zu verwahren, welcher in den Blät-

um die noch übrige Unförmlichkeit der Tracht zu verwünschen, welche nicht mehr von der reizenden jugendlichen Gestalt sehen ließ. Doch schwor der Prälat sie müsse bezaubern und sei für den Hof geboren.

„Durch die Kunst des Schneiders," entgegnete Anna und hüpfte an den Spiegel, wo sie sich mit großer Gravität vor sich selbst verbeugte. „Doch nicht ganz Oheim," sagte sie dann, „denn mein trefflicher Haarwuchs oder Haarbau, oder Haartouren ist eigene Erfindung oder Nachahmung, womit ich schon in Tennison-Castle einen irrenden Ritter so bezauberte, daß er seine Liebe für eine alte französische Mamsell ansah."

„Ich wünschte, Anna, Du erwähntest, so lange wir in London sind, niemals des Ritters, noch des ärgerlichen Umstandes, der, wenn nichts schlimmeres, doch das Gelächter des Hofes auf uns zöge."

„Bester-Oheim, spielen wir denn in der Geschichte eine so lächerliche Rolle? Diese Bisamherren vom Hofe, die keine Festung der Schönheit für unüberwindlich halten, versteht sich durch ihr theures Selbst, sollen lernen wie eine Tennison aus dem Westen mit Männern verfährt, die taub sind auf ihre Bitten. Ich will mich auf ein erhöhtes Tabouret setzen, wie nur die geistreichen Damen

tern für literarische Unterhaltung die fünf ersten Theile des neuen Pitaval einer sehr ernsten und klaren Beurtheilung gewürdigt hat. Käme es nur auf persönliche Gefühle an, dürften wir dem uns unbekannten Verfasser nur zu Dank verpflichtet sein, wie wir es ihm denn auch, abgesehen davon, für viele treffliche Winke sind. Dagegen scheint es, als könnten wir uns, ungeachtet so vieler Protestationen, vor Misverständnissen nicht schützen. Der Kritiker belobt uns zwar, daß wir parteilos zwischen den Parteien für das öffentliche und das schriftliche Gerichtsverfahren (um nicht heimliche zu sagen) blieben, und mit Ernst und Wahrhaftigkeit die vorgetragenen Rechtsfälle behandelten; aber schon in seinem Lobe, daß wir berühmte Processe aus jenem und aus diesem umschichtig vorführten, liegt eine Imputation, die, so ehrenvoll sie gemeint ist, wir von uns ablehnen müssen. Wenn es der Fall ist, so gebührt dem Zufall das Lob, aber die Mischung beider Arten ergab sich aus andern Verhältnissen, nicht aber aus der Lust Analogien oder Antithesen hinsichts der Form neben- und gegeneinander zu stellen. Die Form des Rechtsverfahrens steht uns überall nur im zweiten Gliede; wir waren und sind weit davon entfernt, in unserm Pitaval nur ein Compendium zum Studium Dessen, was das beste Gerichtsverfahren sei, liefern zu wollen. Im ersten

Gliede steht uns die historische und psychologische Bedeutung des Falles. Wie das Verbrechen und der Verbrecher sie gewinnen, im Verhältniß zu der Geschichte und Sitte ihrer Zeit, zu den Kreisen der Gesellschaft, des Glaubens, des Wahnes, aus denen die That hervorging, wie sie von ihnen beurtheilt ward. Zunächst die Fälle, welche, abgesehen von Ort und Zeit (wenn das möglich wäre!) uns besondere Blicke in die innere psychologische Werkstatt des Verbrecherlebens gewähren, und zuletzt erst die, wo das Interesse nur in den wunderbaren Verwickelungen liegt, welche die Beurtheilung zweifelhaft machen, und wo die Lösung den ganzen Scharfsinn des Richters auffodert, sie oft nur dem Zufalle verdankt, und oft gänzlich ausbleibt.

Daß die Criminalfälle dieser letzten Art, die zugleich Räthsel und Novellen sind, weil sie durch Steigerung und Spannung Verstand und Phantasie anreizen und befriedigen, auch für das größere Publicum die beliebteren und geleseneren sind, und daß sie zu gleicher Zeit einen Probestein für das zu ihrer Entdeckung angewandte Verfahren abgeben, kann uns nicht bestimmen, ihnen einen ersten Rang in unserer Schätzung anzuweisen.

Der geehrte Kritiker verweist uns besonders auf historische Stoffe, als die, welche die allgemeinste Theilnahme in Anspruch nehmen. Wir

ſind davon überzeugt, aber wir gehen weiter als er; wir meinen, daß nicht allein die Proceſſe, in denen über hiſtoriſche Perſonen gerichtet wurde, daß vielmehr die überwiegende Mehrzahl aller bedeutenden Criminalproceſſe nicht als iſolirte Begebenheiten daſtehen, ſondern der Geſchichte angehören, daß ſie lebendige Theile derſelben bilden, daß man auch in ihnen ein Volk, eine Zeitepoche ſtudiren kann und ſoll. Wir meinen, daß man die Hiſtorie einer Nation nicht dadurch allein vollſtändig macht, wenn man die ehemalige trockene chronologiſche Herzählung der Haupt- und Staatsactionen durch eine Sittengeſchichte ergänzt, ja daß auch die geiſtigen Bewegungen im Volke, ſeine Verfaſſungskämpfe, ſeine Entdeckungen und Erfindungen, ſeine vorragenden Dichter, Künſtler und Gelehrte, ſeine Handelsoperationen und ſeine Induſtrie, das Gemälde einer Zeitepoche noch nicht vollenden, wenn nicht auch die bedeutenden Verbrechen und ihre Verfolgung darin Aufnahme finden; denn erſt aus dieſem düſtern Schlagſchatten der Civiliſation gewinnen wir die richtige Würdigung, die Probe für die Darſtellung der Lichtmomente. So haben ſchon Hume und ſeine Nachfolger mit richtigem Takte die engliſche Geſchichte geſchrieben, freilich weil dort der Criminalproceß von früh an zum öffentlichen Leben gehörte. Wenn wir erſt ſpät nachkommen,

Das als ein Stück unserer Sittengeschichte zu erkennen, was man vordem nur als einen Auswuchs derselben ansah, ist es für uns um so dringendere Pflicht, die Fühlfäden und Fibern, welche die herausgerissene That mit dem Gesammtleben verbinden, aufzusuchen, und es unsere Hauptaufgabe sein zu lassen, was bis jetzt nur als schaudervolles Grauenstück die rohen Sinne ergötzte, oder als Rechenexempel der Inquisitionskunst den Verstand beschäftigte, als ein Symbol der verirrten Lebenskräfte in einem Volke zu betrachten und darzustellen.

So ist unsere Aufgabe eine historische, und war es schon, ehe wir uns entschlossen, den interessanteren Fällen aus dem Privatleben die großen Criminalprocesse aus dem öffentlichen und Staatsleben anzureihen. In diesem Sinne wählen und arbeiten wir, und in diesem Sinne sind uns gewisse Fälle vom höchsten Interesse, welche dem Criminalisten von Fach gar nicht dahin zu gehören scheinen, weil die kunstgerechte Abrundung zum Criminalproceß entweder zurücktritt, oder ganz fehlt. Allerdings war die Erzählung von Nickel List und seinen Gesellen und waren die Processe der Highwaymen keine Criminalfälle in dem speciell juridischen Sinne; aber uns verdrießt nicht die Mühe, welche die Relation aus vielfach zerstreutem Material uns kostete, weil gerade aus beiden ein umfassendes

Gemälde einer vergangenen Zeit uns so lebendig ins Auge trat, wie es weder die Geschichte noch die Dichtung uns lieferte. In all den grauenvollen Verbrechen, welche der Volkswahn in gewissen Zeitepochen hervorrief, ist die einzelne That, der eigentliche Gegenstand des Processes, in der Regel unbedeutend. Eine nur actenmäßige Darstellung des Thatsächlichen würde zur dürren unverständlichen Skizze werden; vielleicht ein Beitrag mehr zu den Ungerechtigkeiten, zu dem unschuldig vergossenen Blute, das von allen Richterstühlen träuft, denen, wo im Namen Gottes, des Königs oder des Volkes, gerichtet wurde. Aber die einzelne Handlung, Verbrechen und Strafen, als Glied eines organischen Ganzen, einer gewaltigen Bewegung, einer furchtbaren Strömung im großen Lebensprocesse der Völker gedacht, gibt die Abrundung, die Abgeschlossenheit, die der Jurist von jedem Falle mit Recht fodert, aber mit Unrecht in zu engen Grenzen sucht.

Sind wir doch auch schon besorgt, daß man uns von dieser Seite die Aufnahme der Geschichte Cagliostro's in unserm Pitaval verargen wird; denn allerdings ist das Rechtsverfahren gegen ihn vor der römischen Inquisition nichts weniger als Das, was man von einem Criminalproceß fodert, ja es wird sogar zur lächerlichen Nebensache gegen die

colossale Bedeutung dieses großartigen Charlatans selbst! Aber was wollen alle Gaunerprocesse, mit den allerinteressantesten und vollständigsten Actenbelegen, mit der spannendsten und befriedigendsten Untersuchungsprocedur bedeuten gegen die Erscheinung dieses Betrügers, in der uns zur Anschauung gebracht werden die Sünden eines ganzen Zeitalters, die absurdeste Verirrung des menschlichen Geistes auf dem Höhenpunkte einer geistigen Ausbildung, welche mit stolzem Selbstbewußtsein sich der Vollendung nahe dünkte? Da ist der Spiegel eines Verbrechers, wie er in der ganzen Geschichte wahrscheinlich nicht zum zweiten Male vorkommt, ein Betrüger und eine Schar von niedern und hohen, ja von erlauchten Betrogenen, der eine so unglaublich keck, frech, als die andern in unglaublicher Verblendung befangen. Noch war Cagliostro's Geschichte nicht geschrieben, und schon gehen die zahllosen Zeugnisse, in den Bibliotheken und Archiven vermodernd und vermaculirt, verloren, als unsere Aufgabe uns auch zu ihm führte. Wenn es uns gelungen wäre, die Geschichte seiner Erscheinung noch einmal vor ihrem Erlöschen aufzufangen, und ein anschauliches, warnendes Bild zu entwerfen, hätten wir da Unrecht gethan, weil sein Proceß des rechten Stempels einer juristischen Untersuchung entbehrt?

Aber man will doch nicht auf unsere Betheuerung achten, daß es der Stoff ist, der uns zuerst ergreift, daß seine geistigen Beziehungen zu den Individuen und zur Gesammtheit uns die Werthschätzung des einzelnen Falles geben; man möchte uns die Pistole auf die Brust setzen, über eine freilich hochwichtige, aber doch nur eine Zeitfrage. Wir sollen Rede stehen, welcher Ansicht wir über das Gerichtsverfahren sind. Dort warf man uns vor, ohne Plan in den Tag hineinzuarbeiten, nur eine Blumenlese ohne Tendenz zu geben, uneingedenk der großen Aufgabe, die Nothwendigkeit des öffentlichen Verfahrens durch unsere Darstellung des ältern Gerichtsverfahrens auszusprechen. Hier lobt man uns, daß wir es nicht gethan, daß wir uns parteilos gehalten, erwartet aber von uns, daß unsere Arbeit uns zur Ueberzeugung gebracht habe, wie die Wahrheit, Schutz und Sicherheit des Unschuldigen, wenn nicht allein, doch vorzugsweise durch das Inquisitionsverfahren, durch gelehrte Richter geschützt werde, und wir, wie Alle, ins unabwendbare Verderben uns stürzten, wenn die öffentliche Stimme mit ihrem krankhaften Verlangen nach öffentlichen und Volksgerichten durchdringe. Wenn wir denn durchaus antworten sollen, ist es hier nöthig, das Wir entschieden zu trennen, und in dem folgenden Bekenntniß dasselbe allein auf den Namen

des Unterzeichneten zu beziehen; wie denn derselbe von seinem geehrten Mitherausgeber, Dr. J. E. Hitzig, aufgefodert wird, es nochmals auszusprechen: daß er, Schreiber, für die in diesem Werke enthaltenen Ansichten und Darstellungen, sowol wo sie Angriffe als Beistimmung finden, allein vor dem Publicum aufzukommen hat. Von dem collegialischen Wir kann der jüngere Mitarbeiter sich nur um deshalb zu trennen noch nicht entschließen, weil er vom Rathe und den Kenntnissen des ältern Freundes begleitet, auch in den vorhin vorgetragenen Ansichten seiner unbedingten Beistimmung sich zu erfreuen hat.

Wir wurden auferzogen unter dem ältern Gerichtsverfahren und haben selbst darin gearbeitet. Wir lernten es in seinen Mängeln, aber auch in seinen Vorzügen kennen, und glaubten, daß die letzteren die ersteren überwögen. Das freilich konnten wir uns schon damals, in unserer Jugend nicht verbergen, daß dieses Recht, was zwischen geschriebenen Blättern klebte, dem Volke großentheils ein fremdes blieb, von ihm, wie alles Fremde, mit Mistrauen angeblickt; daß das Volk von dem Gedanken an Gunst und Abgunst sich nicht losſagen konnte, auch wo die Urtheile aus der ernstesten Erwägung, aus der geläutertsten Kenntniß hervorgegangen waren. Denn es sah nur das Product,

nicht den innern Mechanismus. Aber die ernste Durchbildung unserer Richter, ihre gewissenhafte Erforschung der Wahrheit, die Unabhängigkeit ihrer Stellung und die Gewißheit, daß der Unschuldige bei einem so vorsichtig, ja ängstlich geleiteten Verfahren vor ungerechter Verurtheilung relativ am besten geschützt sei, erschienen uns als soviel überwiegende Lichtseiten vor dem Anklageproceß und dem Geschworenengerichte, daß jene dunkle Seite dagegen in den Hintergrund trat. Auch als im Verlauf umschwungreicher Jahre die öffentliche Stimme sich immer entschiedener und dringender für das öffentliche Verfahren aussprach, mochte uns dies nicht umstimmen. Uns erschreckten zwar nicht die von den Vertretern des Alten geflissentlich zur Schau gestellten und verschrieenen einzelnen Fälle, wo die Geschworenenverdicte sichtlich von der Wahrheit abgeirrt waren, noch weniger die, wo man unter den Flügeln der Autorität sie als falsch dem Publicum zu zeigen bestrebt war; denn der Irrthum ist die Beigabe aller menschlichen Institutionen. Wir überzeugten uns bald davon, daß der Feuereifer, mit dem die Bevölkerung aller der Länder, wo das öffentliche Verfahren eingeführt ist, für die Behaltung desselben kämpfte, ein echter sei, und nicht, wie man uns glauben machen wollte, nur angefacht von politischen Leidenschaften. Wir

überzeugten uns, daß die Geschworenengerichte, trotz aller ihrer Mängel, auch im deutschen Volke Wurzel gefaßt, daß man ein schreiendes Unrecht gegen das Volksgefühl beginge, sie aus einer subjectiv besseren Ansicht, dort wieder ausrotten zu wollen. Aber diese Ueberzeugung rief darum nicht den Glauben hervor, daß, was in andern Provinzen so leicht Wurzel geschossen, darum auch für unsern Boden zuträglich sei; wir meinten nach wie vor, daß wir für unsere gesellschaftliche Bildung, unsere Sitten das zuträglichste Gerichtsverfahren, was so lange geprüft und geläutert worden, was uns vor Ungerechtigkeiten am besten schütze, besäßen. Auch mit der Ueberzeugung, daß jenes kein aus der Fremde willkürlich herübergebürgertes, daß es in seinen Grundzügen ein ursprünglich deutsches Volksgericht sei, schien uns nicht der Beweis geführt, daß es darum auch bei uns, und heute, aus seiner Vergessenheit müsse erweckt und ins Leben zurückgerufen werden; denn was in den germanischen Wäldern gut war, ist es um deshalb nicht heute mehr. Die Bildung hat aus uns ein anderes Volk gemacht, sie fodert andere Gesetze, andere Verfahrungsweisen.

Aber diese Bildung hat inzwischen nach anderer Richtung hin unermeßliche Fortschritte gemacht. Wie viele imaginaire, wie viele wirkliche Schranken

und Prinzessinnen an Ludwigs Hofe und die ganze Begebenheit erzählen mit einer Moral für junge Leute am Ende."

Der Oheim sah nach der Uhr: „Das Dejeuné wird angehn; ich wünschte, Anna, Du hörtest endlich auf die Vorstellungen deines nächsten Verwandten. Du bist selbst vernünftig genug die Thorheit Deiner Neigung zu dem rebellischen Brausekopf einzusehn, und weißt wie ich nie, sollte er auch wirklich noch leben, in die Verbindung mit einem Bettler und Geächteten willigen kann —"

„Das käme auf Erkundigung an," fiel ihm Anna ins Wort, ob er wirklich ein Bettler ist, und darum freue ich mich heut auf den Hofcirkel. Was gilt die Wette, ich finde eine Spur?"

Sir Alexander schlug die Augen weit auf, und öffnete den Mund weiter als er zu thun pflegte, und es klang, ob er es gleich nicht aussprach, wie: „Du wirst doch nicht?" dann aber ihre Hand mit einiger Wärme zwischen die seinigen drückend sagte er: „Wie mancher Kavalier aus den ersten Häusern würde Deine Hand, Anna, zu besitzen, für das Glück seines Lebens schätzen. Du brauchtest Deine Blicke nur umher zu werfen, Du brauchtest nur zu winken, und die Herzen —"

ſind in kurzer Friſt eingeriſſen; wie viele unſerer Vorſtellungen haben ſich gänzlich danach umgeändert; wie Vieles, was nach unſerer Sitte bis da im Privatverſchluß blieb, iſt ſchon ans Licht der Oeffentlichkeit getreten; es verlangt nach dieſer Sonne, es bedarf ihrer ſchon, um vor ſich, um vor dem Publicum Geltung zu erlangen. Ob dies gut, ob dies verderblich iſt, was es fördert, was es ſchadet, das ſind Fragen, die uns hier nicht berühren. Genug, es iſt ſo, und unſere Juſtiz hat ſich dieſer allgemeinen Foderung ſo wenig entziehen können, daß ſie ſchon jetzt, mehr und mehr nachgebend, nur noch in einem Defenſivzuſtande gegen zu ſtarke Foderungen ſich befindet. Unſer Kritiker (in den Bl. f. liter. Unt.), ein freiſinniger, hellblickender Juriſt und wohlwollender Mann, aber ein ſtrenger Verehrer des alten ſchriftlichen Verfahrens (der uns an die meiſterhafte Vertheidigung deſſelben durch den Miniſter von Noſtiz in der ſächſiſchen Kammer erinnert), ſpricht es geradezu aus, daß die alte Norm nicht länger dem ſtürmiſchen Verlangen werde widerſtehen können, es werde geſchehen, was die Zeit fodert, auch in Deutſchland, aber ehe denn fünfundzwanzig Jahre vergingen, werde der beſonnene deutſche Charakter zu ſich ſelbſt kommen und einſehen, daß er etwas Falſches gefodert.

Wir bezweifeln dieſe Prophezeiung in ihren

beiden Theilen. Wir halten die Einführung des Geschworenengerichts im östlichen Deutschland für nicht so nahe bevorstehend; es sind bis dahin noch mancherlei Barrieren, viele schwierige Uebergänge zu passiren, was nur allmälig geschieht. Vorerst, so lange und wo der Richterstand sich der vollen Unabhängigkeit erfreut und der ernsten Universitäts- und umfassenderen Weltbildung rühmen darf, wie gegenwärtig noch in den meisten deutschen Ländern, hat er das Vertrauen des gebildeten Publicums für sich; es bedarf vielleicht nur, daß man die Schranken öffnet, dem Volke Zutritt gestattet zu dem Mechanismus, der ihm hinter dem Verschluß so grauenhaft geheimnißvoll erscheint, wie dem Hindu ehemals das englische Geschworenengericht*), um auch diesem wieder Vertrauen einzuflößen. Vielleicht genügt es noch für eine Reihe von Jahren, daß gelehrte Richter als Geschworene sitzen. Unser Bürger verlangt noch nicht danach, über Tod und Leben seiner Mitbürger zu richten; er will nur wissen und sehen, daß es mit Rechten zugeht, d. h. mit den Rechten, die er begreift, daß nicht Rücksichten, Gunst und Abgunst mitsprechen. Aber der Richter muß ihm nicht eine fremde Größe, er muß ein Mensch, ein Bürger, ein ganz unabhängiger

*) Siehe den Fall Warren Hastings. Pit. V.

und ihm zugänglicher Menſch ſein. Gelingt es, dieſes Verwandtſchaftsgefühl wieder herzuſtellen zwiſchen den Männern in den verſchloſſenen Stuben, an dem grünen Tiſche, mit den wichtigen Mienen und den Acten unterm Arm, und dem Bürger, der dort ſein Recht holen will, gelingt es, letzterem ins Bewußtſein zu bringen, daß dieſe Richter eines Fleiſches, eines Blutes und eines Rechtsgefühls mit ihm ſind, dann wird er noch lange nicht Begehren tragen, ſich auf ihre Stühle zu ſetzen. Dieſes leider verſcherzte, dieſes wünſchenswerthe Vertrauen wird aber dadurch am wenigſten wieder zu gewinnen ſein, wenn man einerſeits dem Richter ſeine Autorität dadurch beſchränkt, daß man ſeine Abſetzbarkeit ohne Urtheil und Recht ausſpricht, und andererſeits durch äußere eitle Abzeichen ihm vor den Volke eine Würde beilegen will. Durch Uniformen und Talare läßt ſich der Norddeutſche heute ſo wenig mehr imponiren, als durch Perücken, Treſſen und Lakeienglanz.

Wäre es aber geſchehen, ſo können wir aus der Geſchichte aller Geſchworenengerichte nichts entdecken, was eine Umwandelung der Volksſtimme zu ihren Ungunſten vorausverkündete. Einzelne Misgriffe, auch nachher vollſtändig erkannte, erſchütterten weder die Vorliebe, noch das Vertrauen, wo ſie einmal da waren. Ihre Geſchichte lehrt uns, daß

auch die Geschworenengerichte mannichfache Bildungsstufen durchmachen mußten; daß aber, wo Wahn und Leidenschaften vorherrschen, ob religiöse oder politische, royalistische oder demokratische, die gelehrten Gerichte ebenso wenig als die Volksgerichte ein Schutz für die verfolgte Unschuld waren. Sie lehrt uns in Frankreich, am Rhein und neuerdings in Amerika, wie jene gefürchteten Misgriffe bei der wachsenden Bildung im Volke verschwinden, wie Tact und Besonnenheit sich mehr und mehr einstellen. Keine der neuen Proceduren in Frankreich ist im entferntesten mehr jener Verurtheilung der angeblichen Mörder des Fualdes zur Zeit der Restauration zu vergleichen. Wir haben zur Hand den vollständigen Bericht eines vor Kurzem in den vereinigten Staaten abgeurtheilten Falles, in welchem die Jury über einen Deutschen wegen Mordes das Schuldig aussprach *). Wenn uns in künftigen Bänden Raum dafür bleibt, werden wir ihn unsern Lesern, nicht des persönlichen oder thatsächlichen Interesses wegen, welches nur gering ist, sondern als einen Beleg dafür mittheilen, mit welcher Sorgfalt, mit welcher ängstlichen Genauigkeit auch

*) Trial of Charles Getter for the murder of his wife. Northampton county and commonwealth of Pennsylvania. Reported by a member of the Easton Bar. Philadelphia 1833.

hier von einem Volksgerichte alle Umstände abgewogen wurden, welche die Indicien verstärken, noch mehr aber die, welche die Unschuld des Angeschuldigten, oder mildernde Gründe ins Licht stellen könnten. Kein preußisches, kein sächsisches Gericht darf sich rühmen, mit mehr Umsicht alle Spuren verfolgt zu haben, die zur Entdeckung der Wahrheit führen. Wenn das bei dem öffentlichen Verfahren an einem Orte möglich ist, warum nicht an jedem andern, wenn dieselbe Sorgfalt, dieselbe Gewissenhaftigkeit angewandt wird? Und der Angeschuldigte gehörte nicht den höhern Ständen an, es war kein eclatanter Fall, wo in Frankreich Geld, Einfluß, Scharfsinn, Kenntnisse, die Macht der Presse aufgeboten werden, um die Sache von allen Seiten zu beleuchten, es war ein armer Tagelöhner in einem Steinbruche und sein ermordetes Weib eine Dienstmagd. Volksgerichte sollen dem Einflusse der Zeitstimmungen zugänglicher sein; dafür warf man den gelehrten vor, daß sie es dem der Macht zu allen Zeiten gewesen. So compensirt sich wenigstens der Vorwurf, wenn er begründet ist. Wir geben nicht viel auf diese allgemeinen Vorwürfe. Das Höchstengericht, welches Struensee, das Militairgericht, welches Admiral Byng verurtheilte, wodurch unterschieden sie sich von den Bluttribunalen der französischen Revolu-

tion? Daß ſie um ihre Ungerechtigkeit den Mantel der Formalität etwas enger ſchlangen. Und was heißt überhaupt Volksgerichte? Wo iſt die Aehnlichkeit zwiſchen den Criminalgerichten in den Urcantonen der Schweiz und denen in dem geſitteten Nordamerika?

In den meiſten Fällen, dies lernten wir ferner während unſerer Arbeit, wo die Geſchworenen ungerechte Verdicte vorbrachten, wo anſcheinend durch ihre Vereingenommenheit ein freches Spiel mit der Gerechtigkeit geſpielt wurde, lag die erſte und Hauptſchuld in der ungenügenden Voruntersuchung. Wie ſoll ein Gebäude gut werden auf ſchlechten Fundamenten? Wir hören es von vielen glaubwürdigen Zeugen, daß der gegenwärtige Richterſtand in Frankreich zwar in der Mehrzahl moraliſch ehrenwerthe Mitglieder zählt, aber daß die Zeiten der D'Agueſſeau's in der Juſtiz nicht mehr blühen. Es fehlt ein Genius, der die Form durchdringt, es fehlt an den ernſteren, langjährigen juriſtiſchen Vorſtudien. Der Stand iſt ehrenwerth, aber nicht vortheilbringend. Das Talent ergreift die glänzendere und einträglichere Advocatenlaufbahn. Wäre die erſte Unterſuchung anders geweſen, hätten die policei- und richterlichen Behörden in dem Falle La-Ronciere nicht mit zu ſcheuer Hand angeklopft an die Palaſtthüren des Reichthums und der Ge-

burt, ſo hätten ſie das Verbrechen, welches ſie draußen ſuchten, vielleicht in deren Mauern gefunden, und ſtatt einen Unſchuldigen zu verurtheilen, wäre vielleicht eine Schuldige entdeckt worden. Auch darin iſt ein Fortſchritt ſichtbar. Die im Fonck'ſchen Falle begangenen Fehltritte kommen heute nicht mehr vor. Die neueſten, berühmt gewordenen Criminalproceſſe dieſſeits und jenſeits des Rheins, verrathen unbeſchadet des oratoriſchen Schmuckes der Anwalte hüben und drüben, eine ernſt gründliche, oft eine in unſerm Sinne erſchöpfende Unterſuchung.

Wir haben im Verlauf unſerer Arbeit noch mehr gelernt, und dies iſt unſer letztes Bekenntniß. Sei es, daß die gelehrten Gerichte vor unſchuldig vergoſſenem Blute die ſicherſte Bürgſchaft gewähren, wer ſchützt vor einer qualvollen langen Gefangenſchaft die Unglücklichen, die man nicht den raſchen Muth hat, trotz der vollen moraliſchen Ueberzeugung ihrer Schuld zu verdammen, wol aber den zähen, ſie Jahre lang Tag für Tag ſterben zu laſſen, um ihnen ein Geſtändniß abzufoltern? Spielt nicht verrätheriſch durch dieſe Humanität die moraliſche Selbſtſucht hindurch? Die Juſtiz wäſcht ihre Hände in Pilatuswaſſer, im Grunde genommen mehr um ſich, um ihre Ehre, ihr Gewiſſen, als um den Angeſchuldigten bekümmert. Denn was

iſt gräßlicher, ein ungerechtes Bluturtheil, welches nur den Leib verdirbt, oder eine Jahre lange effective Strafe, die doch keine Strafe ſein ſoll, welche aber der unſterblichen Seele ihre Elaſticität ausſaugt, welche in neun Fällen unter zehn das Heiligthum des Menſchen, ſeinen Glauben, ſeine Hoffnung verdirbt? Wie gebrochen, phyſiſch und geiſtig vernichtet, wie dumpf und ſtumpf treten die meiſten nach Jahre langer Gefangenſchaft ans Licht der Freiheit! Es ſind nicht mehr dieſelben, die hineingingen. Ein weit höherer Grad, ſei es heroiſcher Freiheit, ſei es religiöſen Glaubens, gehört dazu, dieſer momentanen Qual zu widerſtehen, als dem Schrecklichen, welches nur einen Augenblick wirkt, ins Auge zu blicken. Und war die Folter vor dem höchſten Richterſtuhle der Humanität ſchrecklicher, welche Stunden lang dauerte, die Glieder zerquetſchend, oder die, welche Jahre lang dauert, mit dem Preßdruck auf die Bruſt geſetzt: Du ſollſt und mußt bekennen?

Wir haben unſere Anſicht in dem Bericht des Ramcke'ſchen Falles ausgeſprochen. Es iſt nur eine individuelle Anſicht; wir wiſſen, daß ſie Vielen widerſtreben wird, daß ſie aus vielfachen Gründen angefochten werden kann; aber es iſt eine Anſicht, die ſchon oft leiſe, oft ſtürmiſch anklopfte, die wir nicht mehr von uns weiſen können. Die neueſten

Demagogenproceſſe, die Göttinger Gefangenen, die fünfjährige Unterſuchungshaft Sylveſter Jordans ſind nicht geeignet, uns davon zu bekehren. Das Mittelalter mit ſeinen raſchen, grauſamen Strafen erſcheint uns danach in vielen Fällen menſchlicher als unſere Menſchlichkeit, die vor jedem ungerechten Blutstropfen zittert, aber nicht vor dem Erſtickungsproceß. Seine Schaffotte waren für einen Tag gezimmert; unſere Zuchthäuſer und Feſtungen und Detentionshäuſer ſind es für die Ewigkeit. Welches Gerichtsverfahren das Menſchengeſchlecht von dieſem die Seele langſam hinmorden befreie, wir würden ihm manche Unvollkommenheiten zu Gute halten.

Aber wenn die allgemeine Stimme über alle conſervative Bedenklichkeiten obſiegte, wenn auch bei uns mit dem Anklageproceß das öffentliche Verfahren und endlich die Geſchworenengerichte eingeführt würden, ſo meinen wir nicht, daß man die neue Aera mit einem Verdammungsurtheil über das alte abgethane Verfahren beginnen ſolle. Vielmehr ſollte man ein hiſtoriſches Ehrendenkmal dem Inquiſitionsproceß errichten. Denn wie er in Deutſchland gehandhabt wurde, war er eine gute wiſſenſchaftliche Erziehungsſchule, zum ſorgfältigen Inquiriren, zur ſtrengſten, gewiſſenhafteſten Vorſicht; ſeine Formen waren zum Schutz für die Unſchuld erfunden. Wenn der Geiſt inzwiſchen reif genug wurde, um ſie zu

zerſchlagen, weil nun im Gefühl und Bewußtſein die unſichtbaren Grenzen feſtſtehen, ſo iſt das kein Grund, ſie verächtlich mit dem Fuße fortzuſtoßen, da ſie einſt, als wir noch nicht reif waren, vor mancher Unbill und Willkür geſchirmt haben. Unſere Nachbarn über dem Rheine hatten dieſe Schule nicht durchgemacht, als die Geſchworenengerichte eingeführt wurden. Die Parlamente und Untergerichte Frankreichs waren keine Juſtiz, die wir loben dürfen; wir hatten oftmals Gelegenheit, ſie in ihrer Blöße, in ihrem Parteieifer, in ihrer blinden Voreingenommenheit und mit ihrer barbariſchen Geſetzesauslegung kennen zu lernen. Der Uebergang von dieſem alten Parlament zur Jury war ein raſcher, nur vermittelt durch eine Revolution; wer durfte da erwarten, daß das unruhige Waſſer ſo ſchnell ſich ſetzen würde? Auch in England fehlte dieſe Schule; es iſt nur die praktiſche Erfahrung, die tüchtige Geſinnung des Briten, die ihm auf dem bloßen Erfahrungswege ſo viele Kenntniß für das Geſchworenengericht beigebracht haben; aber die Criminalproceſſe dort ſind auch heute noch nicht das Vollkommenſte in den britiſchen Inſtitutionen. Der Scharfblick des Einzelnen muß die mangelnde Schule erſetzen. Von den deutſchen Geſchworenengerichten, welche die ſorgſame Unterſuchungstheorie des ältern Verfahrens zur Grundlage haben, dürfen wir hoffen, daß ſie

„Oheim!“ rief Anna hoch erröthend, „einem jener schwächlichen Wüstlinge, die kaum den klaren Blick eines gesunden Mädchens ertragen, einen Kavalier, der aller Pflichten der Ritterschaft unkundig, die Frauen nur als Spielzeug betrachtet, einem erschlafften Helden, dessen ganze Kraft darin besteht, im Schlamm gebadete Witzeleien nachsprechen? Oheim, was soll ich mit einem solchen Mann, wenn die blutigen Zeiten kommen, die doch kommen müssen? Ich stecke ihn in meinen Frauenrock, und reite selbst zu fechten. Nichts davon; ich will über sie spotten, mich lustig machen über die Puppen, aber lieber eine Gräfin von Dorset werden, als eine ehrbare Gattin mit allen Ansprüchen auf den Titel meines Ehemanns, der nur ein ausgeputzter Strohmann ist.“

Chiffinch, der Maitre de Plaisir des vorigen Königs, hatte auch unter dem jetzigen seinen Einfluß beibehalten, da er ein sehr zuverlässiger Mann in allen Angelegenheiten war, wo Fürsten eben nicht die Diener des Staates zu brauchen pflegen. Obgleich seine kleine und bequeme Wohnung in einem Nebengebäude von Whitehall noch ganz auf alte Weise eingerichtet und dem Könige offen stand, konnte man doch dem Manne selbst nicht vorwer-

unſerer Erwartung näher kommen werden, wie denn viele Proceſſe vor den Aſſiſen in neueſter Zeit den unzweifelhaften Fortſchritt auch dieſes Inſtituts bekundet haben, ſo an Gründlichkeit der Voruntersuchung, umſichtiger Leitung der Verhandlungen, ſtrenger Unparteilichkeit der Richter, als an Tact, Aufmerkſamkeit und ernſter Bildung der Geſchworenen.

Die beiden Theile, welche in dieſem Jahre die Preſſe verlaſſen, enthalten mehre ſehr bedeutende Fälle aus dem öffentlichen und dem Privatleben, welche ihrer Zeit, und noch heute die Federn der Publiciſtik in Bewegung geſetzt, und wir bekennen es, auch uns, indem wir eine möglichſt unparteiiſche Darſtellung verſuchten, nicht geringe Arbeit und Schwierigkeiten verurſacht haben.

In den höchſten Regionen der Geſchichte, wo die ewigen Rechtsfragen zwiſchen Herrſcher und Volk abgehandelt werden, bewegen ſich die Proceſſe über das Papiſtiſche Complot und die gegen William Ruſſell und Algernon Sidney geführten. Was wir darüber im Allgemeinen zu ſagen hätten, findet ſich in der Erzählung beider Fälle. Wir ſchicken nur voraus, daß wir, durch vieljährige Studien unterſtützt, hier an die Behandlung einer Geſchichtsepoche mit beſonderer Vor-

liebe gingen, welche uns von ewiger Bedeutung für alle Zeiten erscheint, und wünschen, daß unsere Leser ihnen einen Theil der Theilnahme schenken mögen, welche wir während der Arbeit selbst empfanden. Wenn das Gefühl hier aufgeregt wird, so liegt die Beruhigung zugleich in der Krisis, in dem weltgeschichtlichen Gerichte, welches so sichtlich schnell und auffällig eintritt. Wenn die düstern Wahngebilde, die zur herzzerreißendsten Ungerechtigkeit ein ganzes edles Volk hinrissen, unser Gefühl empören, so fühlen wir gleich darauf mit desto mehr Beruhigung den Lufthauch, welcher den Dunst und Spuk vertreibt, und das dunkele und verworrene Gemälde erscheint plötzlich wieder hell und klar. Nicht von allen, von Wahn erschütterten, von Leidenschaften aufgeregten Epochen läßt sich Dasselbe sagen. Wohl aber auch von der aus der neuen Welt, die wir unter dem Namen der Tragödie von Salem hier nach dem schon erwähnten amerikanischen Schriftsteller aufgenommen haben. Die Hexenprocesse von Salem waren schon früher durch gelegentliche Schriften in Europa bekannt, noch aber kein so großartiges und erschütterndes Bild, als Chandler es aus den sorgfältigsten Studien uns entwirft.

Auch in hohe, jedoch höchst trübe Sphären versetzt uns Cagliostro's Leben. Aus seiner Geschichte ist nichts Erhebendes für den Menschenfreund,

eines Betrügers in noch ziemlich kennbaren Zügen zu entwerfen, welcher so bedeutend für seine Zeit war, daß er um deshalb der Geschichte aller Zeiten angehört. Die Halsbandgeschichte, ein großer historischer Proceß, mit noch weltgeschichtlicheren Folgen, reiht sich, in Cagliostro's Geschichte nur ein Intermezzo, der letzteren an.

Gewissermaßen zu den historischen Fällen mögen wir auch den wunderbaren Proceß über die Identität des Sohnes des Herrn von Caille rechnen, eines jener romanhaften Ereignisse aus dem alten feudalistischen Frankreich, von denen Pitaval uns eine so merkwürdige Reihe erhalten hat. Aehnliches kann unter den gegenwärtigen Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft kaum mehr vorkommen, wie wunderbar auch die Conflicte zuweilen sich gegenübertreten und mischen. Leider ist er einer der letzten Fälle dieser Gattung im ältern Pitaval.

Die Fälle: Wilster, genannt von Essen, Mingrat und Ramcke, echte causes célèbres der jüngst vergangenen Zeit und der Gegenwart, sprechen, hinsichts ihrer juristischen und psychologischen Bedeutung, für sich selbst.

Nach ernsten und umfassenden Arbeiten verlangt der Geist im Schaffen, wie im Lesen einige Erholung bei leichterem Stoffe. Nach der mühsamen Zusammenstellung und Sichtung jener großen Pro-

ceſſe erholten wir uns bei der Geſchichte zweier Gauner und Räuber, die in England und Frankreich zu europäiſchem Rufe ſich aufgeſchwungen hatten, des berühmten Jack Sheppard und des berüchtigten Louis Mandrin, beide auch als Sittenbilder ihrer Zeit nicht ohne Werth. Auch das fataliſtiſche Intereſſe muß wenigſtens als Accidens, wenn nicht als Naturale, bei einer Sammlung von Criminalgeſchichten vertreten ſein; wir nehmen deshalb für zwei ſcheinbar unbedeutende Fälle: der Ring als Verräther und das Gelöbniß der drei Diebe die Nachſicht bei den Leſern in Anſpruch, welche in beiden nichts mehr als gewöhnliche Verbrechen und Thäter erblicken wollen. Der erſte Fall iſt uns auch um deswillen werth, weil er wahrſcheinlich der letzte iſt, den wir aus Feuerbach's trefflichem Werke entlehnen.

Der in ſeiner Verwickelung und Entwickelung ſehr intereſſante Criminalfall: der blaue Reiter, ward uns in einer Ueberſetzung aus dem Holländiſchen des J. B. Christemair zugeſandt. Der Titel dieſes Werkchens, in welchem er enthalten, lautet: Oorkonden uit de Gedenkschriften van het Strafregt, en uit die der menschlyke Mishappen: te Amsterdam by J. C. van Kersteren 1820. Wir theilen ihn mit einiger Bedenklichkeit mit, obgleich eine innere Wahrſcheinlichkeit für ihn ſpricht, und

die halbnovelliſtiſche Umkleidung, die uns zuerſt ſtutzig machte, leicht abzuſtreifen war, ja nachdem ſie, wie von ſelbſt bei der erſten ſchärferen Berührung abgefallen war, ein ſehr glaubwürdiger criminaliſtiſcher Zuſammenhang ſich uns darſtellte. Sollte eine Berichtigung erfolgen, ſo wünſchen wir nur, daß ſie unſere Mittheilung nicht mehr über den Haufen wirft, als diejenige, welche durch Herrn Bibliothekar **Dr.** Ghillany aus den Nürnberger Urkunden über den früher von uns nach einem franzöſiſchen Bearbeiter mitgetheilten Fall der „beiden Nürnbergerinnen" erfolgte. Dieſe wichtige, actenmäßige Darſtellung Herrn Ghillany's, in Brans Miscellen, beſtätigt in allem Weſentlichen jenen merkwürdigen Juſtizmord, ſie läßt alſo mehr daran, als wir ſelbſt im voraus zuzugeſtehen uns getrauten, indem wir nur einen Kern von Wahrheit annahmen.

Berlin, im Mai 1845.

Dr. W. Häring.

Inhalt des siebenten Theiles.

Seite

Vorwort v

Das pariſiſche Complot (1678—1681) 1

William Lord Ruſſell (1683) 84

Der blaue Reiter (17..) 164

Der verrätheriſche Ring (1821) 208

Das Gelöbniß der drei Diebe (1843) 231

Die Tragödie von Salem (1692) 245

Jochim Hinrich Mamcke (1837—1843) 305

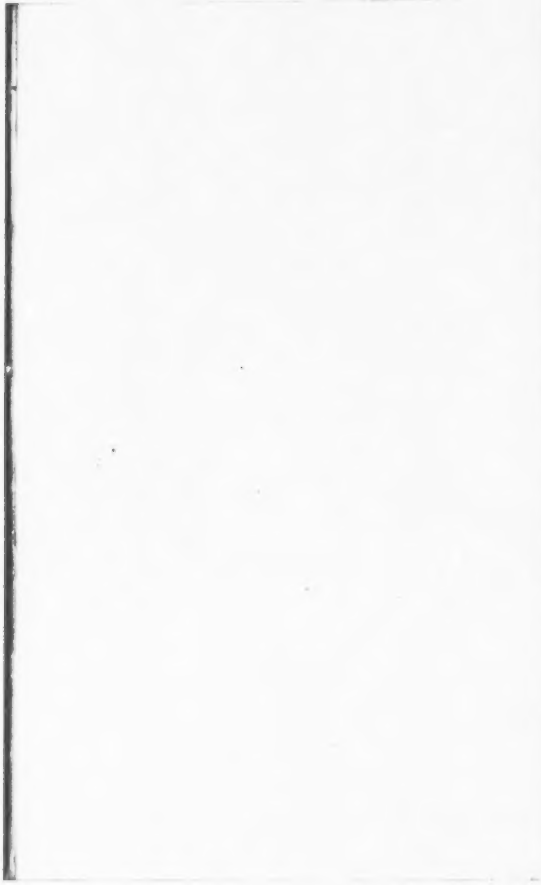

Das papistische Complot.

1678 — 1681.

Die großen Kämpfe, welche der englischen Revolution vorangingen, der glorreichen, wie sie der Brite nennt, weil seine Verfassung ihr endliches Werk geworden ist, stellen wir uns gern, um ihres reinen, edlen und erhabenen Zieles willen, auch als rein, edel und erhaben vor. Großartig waren sie in ihrer Bewegung, in dem Aufpulsen aller Lebenskräfte einer, in sittlicher und geistiger Beziehung, weit vor allen andern vorangeschrittenen Nation; aber diese Kämpfe, zerlegt in ihre Bestandtheile, waren weder rein noch edel. Von den ursprünglich heiligsten Motiven, die wir auf beiden Seiten annehmen wollen, waren chaotisch aufgewühlt alle unlauteren Leidenschaften, die in diesen Stürmen und Fluthen, diesem Aufbrausen und Kochen, ihr entsetzliches Spiel trieben. Eine Gährung ging voraus, ein Spiel und Widerspiel der Parteiwuth, wovon die ganze Weltgeschichte nichts Aehnliches aufzuweisen hat. Denn wenn der Brand, die Eruption in Frankreich furchtbarer war, wenn sie mehr Blutströme, mehr Leichen kostete, und gewaltsamer die alten Grundvesten des Staates erschütterte und die

Gesellschaft auf den Trümmern der alten Welt neu gestaltete, so war dies mehr das Werk des Augenblicks, es war ein Erdbeben, was mit einem Male, mit überwältigender, lange zurückgehaltener Kraft die widerstrebenden Elemente vernichtete. Der Widerstand war schwach; die moralische vis major wurde von aller Welt anerkannt, welche das Verjährte, Morsche, Faule, Unhaltbare zertrümmerte. Nur das Zuweitgehen, nur die Excesse unterlagen der Misbilligung, und erzeugten endlich die reactionaire Strömung, die den großen Strom unserer socialen Entwickelung noch heute mit allen Kräften zurückstaut.

Ganz anders war es in England. Hier athmete der Widerstand mit so gewaltigen Lungen als die Bewegung, es war ein langes Ringen von gleich starken Kräften. Es war, könnte man sagen, kein wild aufflackerndes Feuer des leicht entzündbaren romanischen Blutes, es war ein gründlicher, erschöpfender Kampf germanischer Elemente, von denen jedes in sich die Dauerkraft, als gerechtfertigtes Bewußtsein fühlte. Aber dies Bewußtsein ward im Kampf der Leidenschaften vielfach verdunkelt. Jede Partei überließ sich solchen Excessen, solcher Uebertreibung der Gefühle, daß das ursprüngliche reine Rechtsgefühl davor verschwand. Statt sich über sein Bewußtsein zu läutern, verstockte jeder Theil in einseitiger Gedankenrichtung; jeder umhüllte sich in seinen selbst geschaffenen Dunstkreis bis die Augen trübe wurden und er Alles sah, was er sehen wollte, nur nicht den klaren Himmel, die Sonne über sich und die Dinge, wie sie waren. In seiner Kindheit, dürfte man zur Entschuldigung sagen, war ja noch das politische Bewußtsein, es mußte erst mündig werden, in und durch den Kampf; aber es leuchten solche Blitze von Verstandes-

sen, daß er mit der Zeit nicht fortgeschritten wäre. Während früherhin seine Zimmer nur zu vertrauten Abendgesellschaften, kleinen Concerten und ganz besonders zu noch vertrauteren Zusammenkünften unter vier Augen gebraucht wurden, sah man jetzt religiöse Versammlungen dort. Master Chiffinch hatte sich selbst auf den Wunsch des Königs von dem Vater Peter bekehren lassen, und war eben so eifrig Proselyten zu machen, als er den guten Wirth in den geistlichen Abendeirkeln spielte. Hier, wo der Geburtsunterschied schon beim seeligen Könige ganz beseitigt war, bildeten diese religiösen Clubbs, deren Mitglieder der Mehrzahl nach aus Jesuiten bestanden, den christlichsten Verein von Standesgleichheit. Der König verhandelte den Plan von der Bekehrung Englands am liebsten in diesem Zimmer, und es verstand sich von selbst, daß auch Frauen gern dabei gesehen wurden, obgleich die Wirthin Mistriß Chiffinch, bekannt aus unserm Peveril, der Meinung war, daß diese neue Mode, wie sie es nannte, unbequemer sei als die frühere. Als das thätigste Glied der Versammlungen zeigte sich Sunderland, den Vater Peter dafür auch oftmals als den bravsten Engländer dem Könige anpries.

klarheit hindurch, von so gereifter, tüchtiger Gesinnung, von so geläuterter, aufrichtiger Liebe für die ergriffene Sache, daß wir an diesem Kindesalter irre werden. Die Theorien von heute und gestern über Staat und Gesellschaft, über Knechtschaft und Freiheit, waren schon damals ausgesprochen, schärfer, nackter, als man es heut wagt, oder für schicklich hält. Doch diese Erkenntniß blieb das Eigenthum des Einzelnen, die Masse faßte sie nur bei den Stich- und Losungswörtern auf, und der Gedanke, sobald sie sich dessen bemächtigt hatte, war nicht mehr Gedanke, er ward zum dunkeln fanatischen Triebe. Der Erkenntniß fehlte die politische sociale Durchbildung im Volke, ihr fehlten die Organe, sich demselben mitzutheilen, die Presse, die Zeitungen; die Geistesblitze, statt in das Dunkel zu leuchten, fanden dort nur Zündstoff, den sie in Feuer setzten, und statt des verbreiteten Lichts, kam den Lichtspendern eine Gluth entgegen, welche sie selbst befing. Das ist das Traurige, Erschreckende in diesem Kampfe, daß die edelsten Geister sich nie ganz frei erhielten, daß sie nicht über dem Kampfe standen, sondern vom Kampfgewühl, vom Strome mit fortgerissen wurden, statt Lenker des Fanatismus, blinde Werkzeuge desselben.

Und wenn politisch die Erkenntniß einen großen Theil der Nation wirklich durchdrungen hatte, so stieß sie auf das religiöse Element, welches noch heute in England hindernd der socialen Entwickelung im Wege steht. Der religiöse Glaube damals war gewiß, wenn nicht in der Kindheit, doch von einer Krankheit befangen, welche die Sinne über die Kindheit zurück dumpf und verwirrt machte. Jede politische Frage zog das religiöse Kleid an; es war das Hemde der Dejanira, die Raserei folgte. Keine Partei konnte der andern darin einen Vorwurf

machen, oder jede vielmehr konnte ihn verdoppelt zurückgeben. Und unter diesem dumpf und stumpf machenden Fanatismus brütender Puritaner voll hochmüthiger Verstocktheit und kleinkrämerischer Einseitigkeit, unter dem rohen, aufgeblasenen Stolz der eben so intoleranten Hochkirchler, und den feurigen, hochfliegenden Wünschen der so lange unterdrückten, darum aber nicht minder nach Herrschaft und Rache dürstenden Katholiken, Glaubensparteien, welche Heil und Recht vom Innehalten einer scharfen Linie in den Glaubensartikeln abhängig machten, unter diesen Fanatikern, sage ich, für den Buchstaben des Gesetzes, wie sie ihn auslegten, eine vollkommen liederliche Zerflossenheit und Auflösung in Sitte und Glauben; antike Heiden, Deisten, Atheisten, Spötter, Menschen ohne allen Glauben an Gott, Sitte, Tugend, wenn Interesse und Parteiwuth es gebot, in buntem Gemisch der politischen Parteien zusammengeschaart!

Gern retteten wir vom deutschen Standpunkt aus, unsern germanischen Vettern den Vorzug tüchtiger Gesinnung, der Humanität und Rechtlichkeit in diesen Revolutionskämpfen. Gern sagten wir, die Engländer wußten von Anbeginn was sie wollten; sie verfielen nicht in jene canibalische Grausamkeit der Franzosen. Wir können es leider nicht, ohne der Geschichte untreu zu werden. Der Terrorismus mit seinen Blutströmen, mit seinem Septembrisiren und Wohlfahrtsausschüssen, seinen Mitrailladen und Noyaden, kam freilich weder in der englischen Revolution, noch in der vorangehenden Rebellion vor: aber Grausamkeiten, welche die von den Franzosen begangenen noch übertrafen, und dazu Intriguen, Wortbruch, Lug und Trug, ja ein offenes Feilschen mit dem schändlichsten Betruge, dergleichen die Geschichte der französischen Umwälzung nicht aufzuwei-

sen hat. Wir sprechen von der Leidenschaft, welche das Gefühl des Rechts, die ewigen Ansprüche der Vernunft zurückgedrängt. Das war bei der französischen Revolution der Fall, bei der englischen traten schlimmere Verhältnisse ein. Dort war es ein Wahnsinn, ein blutiger Bacchusdienst; aber seine Priester, grade die, vor deren Erinnerung wir schaudern, deren Namen die Geschichte in ihre schwärzesten Tafeln eingetragen hat, waren ehrliche Wahnsinnige. Marat, Robespierre, Danton, Saint Just, selbst der Wütherich Carrier, dienten einer Idee. Sie hatte sie fieberhaft ergriffen, durchschüttelt, sie mordeten, ersäuften, um ihr Wahnbild einer vollkommenen Welt aus den Dünsten der Blutlachen aufsteigen zu sehen. Wir mögen sie verabscheuen, ihr Angedenken verfluchen; aber sie trifft nicht der Vorwurf der Lüge, des Betruges, einer niederträchtigen Gesinnung.

Es war nicht die Leidenschaft allein, welche in den englischen Freiheitskämpfen das Maß überschreiten ließ, welche aus Menschen Hyänen machte. Die Leidenschaft zerstört, aber sie intriguirt nicht; die Leidenschaft gefällt sich in Grausamkeiten, sie speculirt aber nicht, wie sie durch die Grausamkeiten größere Schmerzen hervorbringen will. Greuel wurden in England, besonders in Schottland, begangen, nicht so massenhaft wie in Paris, Lyon und Nantes, aber im Einzelnen von einer so qualitativ raffinirten Grausamkeit, daß die Hochzeiten des Wütherichs Carrier dagegen in den Hintergrund treten. Aber diese Greuel, kaltblütig verübt, bedeuten wieder nichts im Vergleich zu den Mitteln, deren sich die Parteihäupter bedienten, um die blinden Massen zu lenken; gegen die schändlichsten, gewissenlosesten Intriguen, durch die sie ihre Netze ausspannen, und tönende Worte von Recht, Freiheit, Loyalität und Religion im Munde, gegen ihr

besseres Wissen und Glauben fälschlich anklagten, ungerecht richteten und verfolgten. Auch hierin hat keine Partei der andern etwas vorzuwerfen; beide sündigten auf dieselbe Weise, beide kämpften durch Lug und Betrug, und beide verwirkten im Uebermuth des Sieges das Recht, für das sie die Waffen ergriffen hatten.

Was aber die einzelnen Fälle noch empörender in unserm Auge macht, was uns noch heute mit Schaudern erfüllt, wenn wir die Begebenheiten von vor zweihundert Jahren überlesen, ist die leere Form des Rechtsganges, an der man mitten im Unrecht festhielt. Die Partei, welche die Oberhand hatte, ließ die ihr Mißfälligen vor Gericht stellen, für schuldig erklären, aufhängen oder enthaupten; schuldig darum, weil Jury und Richter von der herrschenden Partei ernannt waren, zu ihr selbst gehörten und von ihrem Parteihaß geleitet wurden. In Schottlands Haiden und Bergen spießte, ersäufte, erdrosselte und folterte man nach Belieben die Puritaner und ihre Sektirer, Greuel der allerabscheulichsten Art wurden im Namen der Religion und des Königthums von der soldatesken Willkür verübt; und doch empören sie nicht so das Gefühl als die in der Hauptstadt Englands geführten Processe, wo jedes Titelchen des Gesetzes beobachtet, alle scheinbare Milde angewandt wurde, und dem ganzen Rechtsverfahren nichts fehlte, als das Recht selbst. Der Wohlfahrtsausschuß hat seiner Zeit durch das Massenhafte seiner Urtheilssprüche, durch die Ueberhast der Executionen ein größeres Schrecken eingeflößt; aber das waren eigentlich doch nur römische Proscriptionen in anderer Form, legalisirte Niedermetzelungen. Man verbarg es nicht, daß man nicht richten, nur sich sichern, daß man nur aufräumen wollte unter den Feinden des Vaterlandes und der Freiheit,

um Luft zu bekommen. Die englischen Processe sollten wirkliche Gerichte sein, man rief das Recht an, man ließ es sich kleiden in ein feierliches Gewand, und doch waren Kläger, Richter und die hinter den Coulissen des frevelhaften Schauspiels standen, sich bewußt, daß es nur ein Würfelspiel war, mit falschen Würfeln, und der Starke zwang den Schwachen, mit ihm den Becher zu schütteln. Das Gemälde einer sittlich tief verworfenen Zeit springt uns entgegen, wo nicht allein der lüsterne, sitten- und gesinnungslose Hof, sondern auch die sonst ausgezeichnetsten Führer der Volkspartei sich dieser Mittel bedienten, um ihre Gegner zu überwinden; wo diese Mittel als erlaubt, natürlich galten; wo falsche Zeugen werben, bestechen, abrichten an der Tagesordnung war; wo Unterhändler darin ein vortheilhaft Geschäft machten; wo Die, welche durch solche Ränke sich aus Amt und Würde, ja auf das Schaffot zu bringen trachteten, sich doch in der hohen Gesellschaft begegneten, lächelten und die Hände schüttelten; wo der heut Hofmann war, morgen umsprang zum wüthendsten Führer der Volkspartei, wenn er, dort gedrückt, hier Vortheile erblickte; wo umgekehrt der Mann des Volkes, um dem Gewitter zu entgehen, welches sich über sein Haupt wälzte, vor der Macht des Hofes niederkniete, und sich zum Zeugen, Angeber wider seine vorige Partei erbot. Solche rasche Umschläge, solche Macht der Intrigue, des Geldes und der Furcht, ja solche Niederträchtigkeit der Gesinnung, und eine solche Reihe arrangirter Justizmorde kommt in der ganzen französischen Revolution, sie kommt in der Weltgeschichte nicht weiter vor. Das war in England nicht Erhitzung des Blutes, es war eine Stockung desselben, eine Krankheit der edelsten Organe, und man weiß nicht, welcher Quelle man diese Verderbtheit mehr

zuschreiben soll, dem Fanatismus aus der Puritaner „dunklen Predigtstuben", dem Heuchlerregiment unter Cromwell und seinen Independenten, oder der Sittenlosigkeit und entnervten Lascivität der letzten Stuarts und ihrer Cavaliere. Welche Vereinigung von unglücklichen Einflüssen gehörte dazu, um die Nation des lustigen Altenglands, die kaum unter Elisabeth ihr goldenes Zeitalter begangen, so zu entwürdigen, daß sie einer moralischen Mördergrube glich!

Aus diesem trüben Strudel wildaufgewühlter Stoffe tauchte die englische Freiheit auf; aus diesen Strömungen und Gegenströmungen bigotter Brunst, teuflischer Rachsucht und Blutgier, aus dem Fanatismus allein seligmachender Ideen, gemessen mit dem Zollstab, und dem leeren Hochmuth des vermeintlich göttlichen Rechtes, und einem Spiel mit Fälschungen, Lug, Trug, falschen Anklagen, angenommenen und angebotenen Bestechungen sogar vom Ausland, aus ungerechten Bluturtheilen, aus Wankelmuth und Trotz, aus dem Ringen abgefeimter Intriguanten mit stierhäuptig gegen die Mauern anrennenden Fanatikern, aus falschen Eidschwüren, umgestoßenen Rechten, mit Ehren belohnten Ueberläufern, erwuchs die englische Verfassung, die unter allen Verfassungen der neuern Nationen als die ehrenwertheste und festeste galt. Was bis dahin vor ihr gewesen, hatte sich in jenen Stürmen und Strömungen nicht bewährt, es war wie Rohr im Winde von der Willkür der Machthabenden gebogen worden. In diesen Strudeln erst wurde sie gekräftigt, fest und geläutert, um noch ein und ein halbes Jahrhundert den Zeitströmungen zu trotzen. Diese Strudel waren ihre Blut-, nein besser ihre Sündentaufe.

Schon Bischof Burnet, der als Zeuge mitthätig die

glorreiche Revolution erlebte, gibt in seiner Charakteristik ihrer Helden zu, daß sie selbst nicht ganz vom Glanz der antiken Freiheitshelden gestrahlt hätten, daß vielmehr, wenn man den Privatcharakter jedes Einzelnen betrachtet, sich mehr menschliche Schwäche, ja sogar mehr als Schwäche, gezeigt habe. Die Engländer haben ihm dies verdacht, und Zeitgenossen und spätere Schriftsteller und Staatsmänner die Feder gegen ihn ergriffen, auch gegen den Historiker Hume, welcher in der Darstellung dieser Zeitepoche sich selbst an Klarheit, Unparteilichkeit und Anschaulichkeit übertroffen hat. Manches mag vom Parteistandpunkte aus in milderm Lichte betrachtet werden können; die Thatsachen in der Geschichte lassen sich nicht ändern. Sie sprechen zu laut dafür, daß die Männer, durch welche das große Werk ins Leben gesetzt ward, auch an den Gebrechen der Menschlichkeit gelitten haben, ja daß einige ihrer Flecken an Verbrechen grenzten. So Die, welche durch ihr Märtyrerblut den Boden düngten für den Baum der Freiheit und Gesetzlichkeit, als Die, welche den großen Sieg erlebten, dazu mitwirkten und reichen Lohn und Ehren einernteten. Die Helden der zweiten Revolution waren großentheils Ueberläufer. Das ist nicht ihr Verbrechen; denn wer, als ein ganz Stumpfsinniger, konnte Jacob II. Regiment länger ertragen? Der Abfall war das Werk der Natur. Aber was sie vorhergethan, die kriechende Schmeichelei, die Bereitwilligkeit, den Launen des Despoten zu dienen und mit ekelhaft servilem Sinne, ihm den Mantel der Gerechtigkeit umzuhängen, das sind Sünden, die keine späteren Thaten eines Marlborough wegtilgen. Unter diesen Sünden, sagen wir, ward die englische Freiheit geboren; ihre Pathen waren nicht die Kernmänner der alten Rebellion, nicht Cromwell's Republikaner, nicht jene antik starren

Charaktere, die einem Wahn ihr Glück und Leben opferten; es waren weichliche, entnervte Höflinge, Geschöpfe der wechselnden Gunst, Diener des Augenblicks. So war ja auch die ganze Revolution von 1688 kein großartiges Werk menschlicher Thatkraft, nach einem wohlüberlegten Plane begonnen und ausgeführt; es war scheinbar das Werk des Augenblicks, der Laune des Zufalls. Das Volk von England, die Bürger Londons, die wenig Jahre vorher in glühendem Freiheitssinn, auch vor dem Schatten einer Ruthe zornknirschend aufgefahren waren, die ihrem Könige die herbsten, demüthigendsten Bedingungen auferlegt hatten, hatten sich wie eine geduldige Heerde in den letzten Jahren Alles gefallen lassen. Der Stadt London war ihr Privilegium genommen worden, fußfällig hatten sie einen Theil ihrer Rechte aus Gnade vom Könige zurückerbeten. Das Volk hatte seine Lieblinge Russell und Sidney ruhig hinrichten sehen, hinschlachten den auch beliebten Monmouth mit seinen Anhängern, die trunkene Mordwuth eines Jefferies hatte sie nur schaudern gemacht. Trotzig vorhin, waren sie matter geworden als in diesem Augenblick die Spanier unter Narvaez' Regiment. Da endlich, als es nicht mehr ging, als der beschränkteste, despotische Uebermuth sich selbst erschöpft hatte in Dummheit und Aberwitz, mußte ein geringfügiges Ereigniß, die Verhaftung der Bischöfe, den Ausschlag geben. Die Engländer selbst thaten eigentlich nichts, die einzige bewegende, ordnende Kraft kam von außen, von dem durch die protestantischen Wünsche von ganz Europa getragenen Wilhelm von Oranien. Die Engländer fielen nur ab von Dem, was sich nicht mehr halten ließ, und das Resultat war die englische Freiheit und die englische Verfassung.

Ist sie darum minder gut, weil sie mehr das Werk

der Umstände war als bewußter Thatkraft, und Denen, welche sie ins Leben riefen, die Charaktermürde fehlte? Sie war das Werk der Nothwendigkeit, das organische Product, was sich wie von selbst gestaltete aus dem Proceß solcher Prüfungen. Aus einer moralisch, ja auch physisch blasirten Welt, die alle ihre Hoffnungen hatte abblühen sehen, und wenn sie Früchte getragen, so waren sie bitter und faul gewesen, erwuchs ein solcher Stamm, der so gesunde Sprößlinge trieb und eine so stolze Krone entfaltete; ein Beweis dafür, daß die Krankheit und der Peststoff nur die Pflanze, nicht die Wurzel berührt hatte, und ein Zeugniß dafür, welche Regenerationskraft in dem germanischen Volksstamme ruht.

Daß die Engländer jene Märtyrer ihrer Freiheit in möglichst günstigem Lichte darzustellen bemüht sind, ist ein natürliches Verlangen; jede Nation, die zu Bedeutung und Freiheit gelangt ist, denkt mit Pietät an Diejenigen zurück, welche die Saat zu ihrer Bedeutung und Freiheit gesäet. Sie will ein Heroenalter haben, und dazu gehören Heroen, und die Heroen, das ist ihre Natur, sind die Schöpfungen der Poesie im Volke; nicht der documentirten Geschichte. Das Wenige, was diese in der Regel von ihnen überliefert, genügt den Gefühlen nicht. Und wenn sie, wie hier der Fall, Vieles von ihnen berichtet, was aber der Gefühlsvorstellung nicht ganz entspricht, so corrigirt diese nach eigener Lust das misfällige Bild. Hierzu kommt noch der besondere glückliche Umstand, daß die Familien dieser Heroen, der Russell, Cavendish, Sidney, Essex, Hambden, großentheils noch jetzt leben, und daß die Erinnerung an ihre Ahnen, als Vorfechter der Freiheit, ihnen die Obliegenheit aufdrückt, nicht von deren Pfade abzuweichen, sondern auch Vertheidiger des Rechtes und der Freiheit zu bleiben.

Wenn irgendwo verdankt in England die Aristokratie diesem historischen Umstande ihr kraftiges Bestehen.

Darum tritt der Proceß, welcher unter dem zweiten Karl gegen Lord Russell, Sidney, Esser und die Andern wegen Hochverrath geführt wurde, in der englischen Criminalistik als ein besonders merkwürdiger hervor, als eine glorreiche Tragödie, in welcher die alten politischen Sünden gesühnt wurden, und welche den Uebergangspunkt zu einer neuen Aera bildet. Aber diese Wirkung war ihrer Zeit gar nicht bemerkt worden, ihr Blut war geflossen und getrocknet und das Volk regte sich nicht, es sah ruhig zu neuen, gräßlichern Trauerspielen. Doch war es die stille Wirkung, die unmerklich dort am Bestehenden zehrt und löst und hier an dem Lebensbaume Keime an Keime ansetzt. Diese Bedeutung hat der Proceß noch jetzt, während er an Wichtigkeit der nächstliegenden Begebenheiten: an Complicirtheit der Facta, an dem sogenannten gerichtlich criminalistischen Interesse gegen viele andere aus derselben Zeit zurücktritt. In diesem Zusammenhange historischer Ursach und Wirkung auf die Verfassungsgeschichte Englands dürfen auch wir daher ihn nur in unserer Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle behandeln. Nur so hat er einen Anspruch darauf, dann aber einen hochgerechtfertigten als Katastrophe eines lange fortgesetzten politischen Processes und als die Sühne für eine Reihe schauderhafter Justizmorde.

Karl II. war auf den Thron seiner Väter zurückgekehrt; ähnlich Ludwig dem XVIII. Er selbst hatte wenig oder nichts dazu gethan. Man hatte ihn zurückgeführt, weil man nichts Anderes, Besseres hatte; die Kraft, welche bis da das Ruder geführt, hat sich selbst er-

Uebrigens hatte die Wohnung, der frommen Convente ungeachtet, ihre frühere Bestimmung nicht verloren, und Mistriß Chiffinch, die es wie eine ihr erzeigte Ehre betrachtete, wenn Zusammenkünfte anderer Art hier gefeiert werden sollten, zeigte sich alsdann so thätig und geschmackvoll, daß ihr die Gunst des neuen Monarchen nicht fehlte. Heute war ein größeres Dejeuné angeordnet, und aller Staat aufgeboten die Zimmer wohlgefällig zu decoriren. Da die Tageshelle wegen der vorgebauten Schloßflügel auch zur Mittagszeit nicht gehörig erleuchtend durch die kleinen Fenster drang, pflegte man die Nachtbeleuchtung selbst bei früheren Zusammenkünften einzuführen. Die reichen Kron- und Wandleuchter warfen im Krystallwiederschein ihren strahlenden Glanz auf die mit dem schwersten Lyoner Damast behangenen Wände, hier ein magisches Licht anzündend, während das verschwiegenste Dunkel nicht weit davon in den Nischen und Kabinetten herrschte. Die Fußteppiche schwellten elastisch unter den Tritten und feine Wohlgerüche zogen in sanften Rauchwolken durch die Zimmer, während ein unsichtbares Geisterchor das Gespräch zu begleiten schien.

Ohne von Wirthin oder Wirth empfangen zu

schöpft. Die Revolution, der religiöse Fanatismus, die Freiheitsliebe war blasirt; die tönenden Phrasen waren todte Worte geworden. Aus Ueberdruß verlangte die Nation nach Neuem, und da sich Neues, Lebendiges nicht bot, griff man nach dem vergessenen Alten.

Man war unzufrieden gewesen mit dem vergangenen Zustande. Der Protector war eine kalte Größe, die man bewundern, aber nicht lieben konnte. Auch seine gute Verwaltung, seine trefflichen Einrichtungen, die ihn überlebt, konnten nicht genügen, wo im Volke neben der puritanischen Sittenstrenge noch warme Lebenslust pulste. Diese, so lange unterdrückt, foderte ihre Rechte. Die Republik war in England nur das Product eines verirrten religiösen Stolzes gewesen. Das neue Volk Gottes war in die Hände von Betrügern gefallen; die Mehrzahl war enttäuscht. Die alte Vorliebe für den glänzenden Königsthron, an dessen Stufen die Freiheit in stolzer Rüstung gestanden, war wieder erwacht. Die Nation, der grau einförmigen Republik satt, wollte wieder einen König, mit Glanz, Farbe und Luft umgeben. Wäre Karl königlichen Geistes gewesen, der das Opfer der Freiheit als einen Tribut der Liebe zu würdigen gewußt, so hätte er ein glücklicher und großer König werden können. Aber er war ein Stuart, wie Ludwig XVIII. ein Bourbon.

Er konnte vielleicht vergessen, denn er war leichtsinnig; aber erlernt hatte er nichts, als die Kunst der Verstellung und jene kleinen Künste, um zwischen den Parteien zu laviren. Auf seinem langen Wanderleben durch Frankreich, Holland, in der Intriguenluft der Höfe und Cabinette, hatte sein Sinn für Edles und Großartiges keine Nahrung empfangen. Um die Menschen zu verachten, fehlte ihm der philosophische Trieb dazu; aber er

lernte sie nur betrachten als Geschöpfe, die man brauchen muß zu seinen Zwecken. Wollüstig ohne Leidenschaft und Phantasie, lüderlich und ausschweifend, weil das für eine royalistische Tugend galt, hatte er doch, vielleicht in der holländischen Atmosphäre, jene Dauerkraft errungen, die seinen Körper vor der Verwüstung bewahrte, während sein Geist vollkommen blasirt war. Ohne Herz, Liebe, Neigungen, außer zur Lust und zum wechselnden Vergnügen, hing er keinem guten und keinem bösen Gedanken mit inbrünstiger Wärme oder eiserner Consequenz nach, als dem, die Herrschaft zu behalten; nicht aus Herrschsucht und Ehrgeiz, sondern weil sie seinen Lüsten die beste Gelegenheit zur Befriedigung gewährte, und weil er die Schmerzen und Entbehrungen eines Verbannten kennen gelernt hatte. Für diesen Zweck, König zu bleiben, und möglichst unbeschränkt, that und opferte er Alles, so weit es sein Vergnügen nicht störte. Er log, heuchelte, schmeichelte seinen Feinden und opferte seine Freunde hin; für diesen Zweck dachte er edel, sprach vortrefflich und handelte gut, wenn es sein mußte. Ja, er, der Verschwender, verstand sich sogar, zu diesem Ziele, wenn die Noth gar zu groß war, zu Einschränkungen. Er wäre vielleicht zu andern Zeiten ein guter Regent gewesen; denn er war klug, voll Verstand, doch ohne Lust, ihn anzustrengen. Selbst ohne Parteiwuth, wußte er die Parteien zu zügeln, zu bearbeiten, ihnen unvermerkt ihre gefährliche Kraft zu nehmen, wodurch es sei, durch Geld, List, Vernunft, Betrug oder Gewalt. Hätte man es verstanden, ihm die Regierung nicht als eine Sorge, sondern als ein Vergnügen handrecht zu machen, würden wenige Regenten wie er mit Leichtigkeit und Anmuth die Klippen umschifft und die schwierigen Conflicte beseitigt haben. Aber es vereinigte sich Alles, ihm die

Regierung als Last zu zeigen, seine Unterthanen als Feinde. Solchem Fanatismus, solcher Voreingenommenheit gegenüber konnte er nur wirken, wenn er selbst Partei ergriff, oder vielmehr die Partei frei walten ließ, welche ihm die bequemste und, seiner Stellung nach, die natürlichste war. Ebenso wenig zur Grausamkeit, als zum Fanatismus geneigt, weil er überhaupt keine Affecte kannte, machte es ihm kein Vergnügen, seine Feinde bis zum Aeußersten zu treiben, konnte er mit Ruhe, vielleicht mit Vergnügen, bei ihrem Todesschmerz verweilen. Ein dämonisches Lächeln, eine sarkastische Bemerkung löste sich wol von seinen Lippen. Wahrscheinlich selbst ohne religiöses Gefühl, war seinem Geschmack die kopfhängerische Brunst der Puritaner zuwider, ihr Fanatismus abscheulich, der leere Hochmuth der stolzen Anglicaner unbequem und lächerlich. An religiöse Verfolgungen hätte er nie gedacht, wenn ihn die Umstände nicht dazu gezwungen. Diese selben Umstände führten ihn, vielleicht auch, weil er sie für die bequemste und einem Könige angemessenste Religion hielt, in den Schooß der katholischen Kirche. Aber mit derselben klugen Zurückhaltung, die ihn sein Leben hindurch geleitet hatte, bekannte er sie erst auf seinem Todtenbette und sich zugleich zum größten Heuchler seines Königreichs, weil er sein Leben hindurch nicht genug feierliche Versicherungen seinem Volke ertheilen können von seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an den protestantischen Glauben, und dessen erhabenste und gottgefälligste Kirche, die bischöflich anglicanische von England.

Die reactionairen strengen Gerichte gegen die Königsmörder und Republikaner, in unsern Augen Grausamkeiten, da sie, längst Vergangenes aufrührend, sogar gegen die Leichen der Todten verübt wurden, hatte man

tum vergeben, wenigstens vergessen, da der religiöse Sinn der Engländer eine Sühne für das vergossene Königsblut nöthig hielt. Ausgezeichnete Staatsmänner standen um seinen Thron; aber nicht lange. Das Vergnügen, die Lüsternheit, die tiefste Verderbtheit herrschten am Hofe. Sie scheuchten die Edlern und Bessern fort, und die Ungunst der Höflinge stürzte und vertrieb die treuesten Anhänger des Königs und Königthums. Zuerst unter allen seinen Unterthanen, klagten die Royalisten und Cavaliere über Undankbarkeit. Auch die Dankbarkeit scheint bei dem zweiten Karl zu den Affecten gehört zu haben, die er vermied. Daß vieles schlechte Gesindel unter dem Namen von Royalisten den Thron mit offenen Händen umstand, ist gewiß; aber auch die edelsten und reinsten Charaktere, wie Clarendon, Temple, Ormond u. A. wurden als untauglich von dem neuen Regiment bei Seite geschoben.

Die Herrschaft der Intriguanten begann unter dem berüchtigten Ministerium, der Cabal. Männer vom anrüchigsten Charakter, Wüstlinge ohne Treu und Glauben an der Spitze der Regierung. Wer der belebende Geist und Wille dieses Regiments war, und was dieses Ministerium eigentlich wollte, war lange zweifelhaft, weil die Pläne zu unsinnig für die Verhältnisse und für den Verstand der daran Theilnehmenden erschienen. Englands Verfassung umzustoßen, ein absolutes Königthum einzuführen und Land und Volk wieder katholisch zu machen, das sollte das Ziel gewesen sein, auf das König und Minister zugleich hinarbeiteten. Alle Maßregeln, welche die Cabal ergriff, sprachen dafür, und doch zweifelte die Geschichte lange an der Möglichkeit einer so unsinnigen Verschwörung eines Königs gegen sein Volk, eines Königs, dem man Klugheit und Vorsicht nicht absprechen konnte, der wenigstens die Stimmung der Engländer,

ihren Fanatismus für den protestantischen Glauben und ihre gespensterhafte Abneigung gegen den Katholicismus kennen mußte. Auch war dieser König, seiner ganzen Natur nach, für so weit aussehende, gefährliche Unternehmungen, für so große Plane nicht der Mann. Seine Gedanken beschäftigten sich nur mit kleinen Dingen, mit dem Nächsten, und fand er hierin unerwartete Schwierigkeiten, so kehrte er gern und schnell um, weil er die Mühe scheute, sie aus dem Wege zu räumen. Und doch mußte man sich auch gestehen, daß keine Minister, ohne des Königs bestimmtem Willen, sicher ein solches Wagestück hätten wagen dürfen. Man wußte auch, daß der König nie von Günstlingen, weder von seinen Ministern, noch von seinen Maitressen, sich beherrschen ließ, sondern in allen öffentlichen Angelegenheiten seine eigenen Einfälle durchzusetzen wußte.

Und doch erscheint die Sache noch heute zweifelhaft, obgleich seitdem die authentischsten Aufschlüsse in den eigenen Zugeständnissen der Partei gefunden sind. Der vertriebene Jacob II. gesteht in seinen Memoiren, welche, in Paris aufbewahrt, erst in diesem Jahrhundert durch den Druck zur öffentlichen Kenntniß kamen, ein Bündniß ein, welches die schwärzeste Verschwörung enthält, die je von einem Fürsten gegen sein Volk oder die Unterthanen gegen ihren Fürsten eingegangen, eine Verschwörung, die man ahnete, von der man sich zuflüsterte, an deren ganzer Wahrheit man aber doch, weil sie eben so thöricht als empörend war, sich zu zweifeln verpflichtet hielt. Karl und sein Bruder Jacob hatten im Jahre 1669 eine geheime Alliance mit Ludwig XIV. zu Versailles geschlossen, deren Zweck war: die Religion in England zu ändern. Beide Brüder hielten dies (sagt Jacob II.) für ein leichtes Unternehmen, weil die Ca-

valiere und die Hochkirchler sich ohnehin so sehr zum Papstthum hinneigten. Ludwig sollte an Karl jährlich 200,000 Pfd. St. zahlen und nöthigenfalls 6000 Mann Hülfstruppen stellen, wenn eine Insurrection in England ausbräche. Der nächste Zweck, wenn England katholisch geworden, sollte die Einführung des absoluten Königthums sein, nach dem Beispiel der unumschränkten Herrschaft, welche Ludwig XIV. in Frankreich so anlockend für alle Fürsten führte. Die katholische Religion hielt man aber zu jener Zeit für besser geeignet als die protestantische, um eine absolute Monarchie zu unterstützen. Vorher sollte Holland mit Krieg überzogen werden, um diesen reichen und mächtigen protestantischen Seestaat zu theilen, zu vernichten, ihm es also unmöglich zu machen, dem bedrängten Protestantismus und der erliegenden Freiheit zu Hülfe zu kommen. Karl II. vergoß Freudethränen, als er diesen Vertrag vor sich sah, und damit die Hoffnung, sein Königreich wieder mit der katholischen Kirche ausgesöhnt zu erblicken — sagt der fanatische Jacob II., der sich selbst vor sich und Andern zu rechtfertigen hatte, daß er so thöricht Alles einer chimärischen Hoffnung hinopferte! Daher liegt das Motiv nahe, seinem Bruder eine gleiche thörichte Hoffnung und alberne Freude unterzuschieben. Aber wenn man auch mit Vorsicht seine Aeußerung hinnimmt, kann über das Factum selbst kein Zweifel obwalten.

Karl hatte mit Ludwig einen Vertrag geschlossen, der einer Verschwörung gegen die heiligsten Rechte und Interessen seines Volkes gleich kam; er hatte sich ein Mal herzlich über den glücklichen, witzigen Einfall gefreut. Wenn der ursprüngliche Vorsatz später in den Hintergrund trat, weil sich zu viel Schwierigkeiten demselben in den Weg stellten, weil Karl an Anderes zu denken hatte, und lie-

ber dachte, was ihm mehr Vergnügen machte als einem gefährlichen Plan mit aller Anstrengung seiner Seelenkräfte nachzugehen; wenn er dann die Subsidien doch nahm und Das nicht that, was er dafür versprochen, wenn er vielleicht im Stillen über den auch witzigen Einfall lachte, jetzt Ludwig zu betrügen, wie er vordin sein Volk betrogen, sich von ihm bestechen zu lassen, um für das Geld seine Vergnügungen zu bezahlen, — so hatte er doch ein Mal jenes Verbrechen begangen, und was schlimmer als die That selbst war, sein Volk glaubte es. Er hatte gegen eine Schlechtigkeit anzukämpfen, die von entsetzlichen Folgen werden konnte, was Wunder daher, daß die Volkspartei alle Mittel dagegen aufbot, und — in einer ganz demoralisirten Zeit — auch eben so schlechte, als ihr König.

Die Volkspartei wuchs mit jedem Jahre zusehends im Parlamente. War sie doch selbst im Rathe des Königs, unter seinen Ministern vertreten; denn sie waren Engländer, Protestanten. Zuweilen mußte doch ihr Gewissen erwachen, zuweilen mußten sie vor dem Abgrund schaudern, in den Karl's geheime Politik aufs Neue ihr Vaterland zu stürzen drohte. Diese auswärtige Politik zu berühren, kann hier nicht unsere Aufgabe sein, obgleich sie so nahe an die innersten Lebensadern derselben streift. In dem großen Kampfe, den der junge Ludwig XIV. mit Holland, Spanien und dem deutschen Reiche führte, der eine neue Weltmonarchie in Aussicht stellte, und mit ihr eine Knechtschaft der alteuropäischen Freiheit, hätte England damals sein Schwert entscheidend in die Wagschaale legen können. Dringend ungestüm foderte die Nation von ihrem Könige, daß er die Partei der Alliirten gegen Englands alten Feind ergreife, zur Herstellung des europäischen Gleichgewichts, zur Sicherung der

protestantischen Freiheit. Karl gab schöne Worte und forderte Geld, um sich zu rüsten. Das Parlament traute den Worten nicht und verweigerte das Geld, bis der König ein positives Bündniß mit den Alliirten geschlossen hätte. Karl setzte sein königliches Wort ein, daß er es thun wolle, er selbst versicherte es heilig und theuer dem Parlament, aber das Volk wußte, daß er es nicht thun werde; es argwöhnte, was seitdem zur Thatsache erhoben ist, daß Ludwig ihn bezahlt hatte, um wenigstens neutral zu bleiben. Der kluge Ludwig, die Verhältnisse richtig würdigend, erkannte, daß, wenn er ihn zu seinem frühern Versprechen eines offenen Bündnisses zwinge, es seinem Alliirten den Thron koste. Und das Parlament verweigerte die geforderten Summen, weil es des Königs Ehrenwort für einen leeren Schall hielt.

Da erkannte Karl, daß es Zeit sei, mit seinem Volk sich auszusöhnen, wenigstens einige Brocken ihm hinzustreuen, welche seinen Argwohn beschwichtigten. Er hatte schon früher aus diesem Grunde seinen Bruder Jacob genöthigt, seine Töchter (von einer protestantischen Mutter) protestantisch erziehen zu lassen. Jetzt war er es, der eine Heirath zwischen der Prinzessin Marie, Jacob's ältester Tochter, und dem Prinzen von Oranien vorschlug und bewirkte. Er hoffte durch diese Verbindung sein Volk und den durch die Sympathien desselben für den Prinzen ihm gefährlichen Oranier sich auszusöhnen. Die Nation war darüber erfreut, aber es konnte sie nicht beschwichtigen. Die alte Furcht vor dem katholischen Einfluß tauchte immer von Neuem wieder auf. Das Parlament drang auf Krieg mit Frankreich, aber wenn Karl scheinbar nachgab, machte es Bedingungen, zauderte und verrieth nur zu deutlich sein wohlgerechtfertigtes Mistrauen, daß Karl die Truppen, welche er für ihr Geld

anwerben wollte, gegen die Freiheit des Volkes gebrauchen könne. Solche unselige Conflicte, solche demoralisirende Intriguen, solche entwürdigende Bestechungen beflecken die Geschichte keiner andern großen und freien Nation — denn daß die Factionen in Schweden, die Hofparteien in Dänemark und die Schweizer als Söldner, Geld von fremden Mächten annahmen, kommt hiermit nicht in Vergleich — als grade in dieser Zeit die Geschichte Englands. Während der König französisches Geld nahm, um gegen die Interessen seines Volkes einen Krieg anzufangen, dann um neutral zu bleiben, theilte der französische Gesandte Barillon — wir wissen es aus seinem Zeugnisse — auch unter den Führern der Volkspartei Geld aus, damit sie ihrem Könige das geforderte verweigerten, als er Miene machte, die Alliirten gegen Frankreich zu unterstützen, und diese Volksführer nahmen es. Sie nahmen es, nicht als Bestechung, um gegen die Sache zu votiren, welche sie mit ganzer Seele vertheidigten, sondern als Aufmunterung für ihren Eifer; denn es war ihr, wie damals Ludwig's Interesse, daß Karl über keine zu große Truppenmacht gebot. Als, ein Jahrhundert später, diese Thatsache in England bekannt wurde, erhob sich die allgemeine Stimme der Entrüstung unter dem Volke, daß Die, welche sie als Heroen der Freiheit feierte, französischem Golde zugänglich gewesen. Wenigstens hatte es die Befriedigung, daß Lord Russell dieses Gold nicht annahm. Der große Algernon Sidney aber hatte es nicht von sich gewiesen.

In Folge dieser Zwistigkeiten war der Friede von Nimwegen hinter Englands Rücken abgeschlossen worden, ein Friede, der Ludwig zu der Höhe des Ruhmes und Ansehens verhalf, welche sein Ehrgeiz nur erstreben

konnte. Die englische Nation war ebenso erbittert darüber, als Karl sich gekränkt fühlte, aber jeder Theil maß die Schuld dem andern bei, und wenn der König es diesmal wirklich ehrlich gemeint hatte, so büßte er die Schuld seiner früheren Unredlichkeit. Die Mißstimmung ward immer größer, das Mistrauen, die Furcht im Volke wuchs. Sie hatte jetzt einen Brennpunkt — den Katholicismus, in welchem alle Parteien, vertheidigungs- und angriffsweise sich zusammenfanden. Wer Gespenster fürchtet, sieht sie. Unbeschadet der gerechten Vorsicht, welche die protestantische Welt vor den stillen Umgriffen der jesuitischen Propaganda zu allen Zeiten üben soll, bleibt es doch mehr als zweifelhaft, ob die Katholiken grade in jenem Zeitpunkt der allgemeinen Aufregung, der Furcht vor ihrer Kirche, ernstlich mit einem erneuten Angriff auf das protestantische England umgingen. Auf keinen Fall war aber dieser Angriff von der Art, wie das Volk sich einbildete und sich einreden ließ. Die Mehrzahl der ruhigen katholischen Bürger verlangten nur eine gesetzliche Duldung. Der König dachte in Augenblick gewiß an nichts mehr, und auch sein fanatisch bigotter Bruder, der Herzog von York, hat in seinen Handlungen als nachmaliger König Jacob II. genügend gezeigt, daß ihm keine Mittel unerlaubt schienen, sein Volk zu bekehren, aber nur nicht in der Art und Weise, wie die wahnsinnige Angst des englischen Volkes zur Zeit des papistischen Complots glaubte.

Aber die Geister im Volk waren fieberhaft geweckt, bei jedem Rascheln im dürren Laube sahen sie einen verkappten Jesuiten. Da durchzuckte ein Schrei das ganze Land: Der Papismus ist da! Vor unsern Thüren, in unsern Häusern, mit Dolch und Brandfackel! Alle glaubten, daher waren Jedes Sinne geschärft; Jeder sah Ver-

werden, fand sich hier zu verschiedenen Thüren die Gesellschaft ein. Jeder geladene Gast suchte sich in dem Labyrinth der kleinen Zimmer den behaglichen Aufenthalt ohne andre Beschränkung der Willkür, als daß der erlauchte Anwesende nicht verlassen stehe. Jedoch konnte auch dieß nicht die Freiheit stören, indem der König wohl gern selbst zwischen den Gruppen umher streifte, und gelegentlich auf ihre Gespräche hörte, ohne zu verlangen, daß auf seine Gegenwart Rücksicht genommen werde. Geräuschlos, wie sie gekommen, pflegte dann die Gesellschaft zu verschwinden, und wenn in weniger Zeit die Tapeten abgehängt, die Kerzen ausgelöscht, die Vorhänge aufgezogen waren, und das Tageslicht in die leeren Gemächer drang, glaubte man es sei ein bedeutungsloses Zauberspiel neckender Elfen gewesen, wenn nicht der bald darauf folgende Sturz eines Ministers, ein neues Edikt gegen oder für die Glaubensfreiheit, die Erhebung eines Jesuiten und dergleichen die hier im mystischen Dunkel gesponnenen Intriguen ans Tageslicht gebracht hätten.

Die heutige Assemblé war sehr zahlreich. Freundlich lächelnde Gesichter begegneten den Wandelnden an jeder Thürschwelle, und die herzlichsten Händedrücke und Blicke, als wollte die tiefste Seele

dächtiges um sich. Der Schreck des Einen theilte sich dem Andern mit; es ward ein panischer Schrecken, eine ansteckende Krankheit, eine moralische Dröhnung, welche alle Vernunft über den Haufen warf. Der gesunde Menschenverstand und alle Rücksichten der Menschlichkeit verloren ihren Einfluß, denn wer in die brennende Luft trat, loderte selbst auf. Eines jener entsetzlichen Wahngemälde, deren wir schon so manche in unserm Buche aufnahmen, und auch in diesem Theile unsern Lesern vorführen werden, stellt sich hier uns in furchtbarer Größe dar; eine jener krampfhaften Verirrungen des Verstandes und der Phantasie, die sich endemisch über Länder und Völker erstrecken. Es ist vergebens und gefährlich, hineinzu greifen, den Strom dämmen, das Fluidum erfassen wollen. Es ist keine andere Hülfe da, als wie bei einer gewaltigen Feuersbrunst ihm die Nahrung entziehen; das Wasser, was man hineinspritzt, vermehrt nur, es treibt die Flammen in den Himmel. Die Krankheit muß auswüthen bis der Tobestoff erschöpft, ihre dämonischen Kräfte aufgezehrt sind. Dies war auch der Hergang bei dem berühmten papistischen Complot. Wie es ausging, weiß man, wie es entstanden, ist bis heut ein unergründetes Geheimniß.

Ein Chemiker, Namens Kirby, trat am 12. August 1678 den König an, als derselbe in seinem Park spazieren ging, und rief: „Sir, sein Sie auf Ihrer Hut, bleiben Sie bei Ihrem Gefolge. Ihre Feinde trachten Ihnen nach dem Leben, und Sie können noch auf diesem Spaziergange erschossen werden.“ Er nannte auf Befragen zwei Männer, welche mit diesem Vorsatze umgingen, Grove und Pickering; desgleichen habe der Leibarzt der Königin, Sir George Wakeman, den Vorsatz, ihn zu vergiften. Kirby nannte als Denjenigen,

von welchem er seine Kenntniß habe, den Dr. Tongue, einen Geistlichen der Hochkirche, den er sofort zu gestellen sich erbot. Tongue, ein unruhiger Geist und Projectenmacher, aber nicht von großem Verstande, brachte eine Schrift in nicht weniger als 43 Artikeln hervor, in welcher das ganze Complot enthüllt war. Er hatte sie nicht selbst geschrieben, sondern man hatte sie ihm heimlich unter die Thüre geschoben. Doch vermuthe er, wer der Verfasser sei, und glaube, ihn, wenn man ihm Zeit lasse, auch nennen zu können. Nach einigen Tagen kam er wieder, und versicherte, dem von ihm gemuthmaßten Verfasser auf der Straße begegnet zu sein. Er habe ihm noch mehr Einzelheiten vertraut, wolle aber seinen Namen nicht nennen, aus Furcht vor den Papisten. Man stellte Nachsuchungen an nach den beiden genannten Männern, aber Tongue's Nachweise bewährten sich falsch. Dafür kam er nach einigen Tagen mit einer neuen wichtigen Denunciation zum Lord Schatzmeister, des Inhalts, daß ein Pack Briefe, von den Jesuiten über das Complot geschrieben, heut Abend auf der Post abgegeben werden würde unter der Adresse eines Master Bennifield, welcher Jesuit und Beichtvater des Herzogs von York war. Aber als der König von diesem Packete durch den Minister erfuhr, sagte er ihm, dasselbe sei schon vor ein paar Stunden durch den gedachten Bennifield dem Herzoge überbracht worden. Bennifield war es sogleich verdächtig vorgekommen, die Briefe waren gefährlichen Inhalts und nicht von der ihm bekannten Hand derjenigen Personen geschrieben, deren Namen darunter standen.

Wie es dem Könige viel zu langweilig gewesen war, die 43 Artikel durchzulesen, so hatte er auch die ganze Untersuchung seinem Minister Danby überlassen, ohne

sich viel darum zu kümmern. Seinem Verstande war von Anfang an die Sache ebenso verdächtig vorgekommen als sie ihm verdrießlich war. Er hielt sie für eine gemeine Gaunerei, und hätte sie sich gern aus dem Sinn geschlagen, wenn sein Bruder, der Herzog, nicht auf nähere Untersuchung gedrungen hätte, da Priester, Jesuiten und sogar sein eigener Beichtvater angeschuldigt waren.

Nun ermittelte sich der Verfasser der 43 Artikel und der eigentliche erste Angeber; es war Titus Oates, ein Mann, der zu trauriger Berühmtheit gediehen ist. Oates war ein Zögling der Jesuiten, aber er war seinem Orden verdächtig geworden. Auf den Verdacht hin, daß er ihre Verschwörung verrathen, war er von dem Provinzial des Ordens brutal gemißhandelt worden. Um einer strengen Strafe zu entgehen, war er fortgelaufen und hatte sich bis jetzt versteckt. Nun konnten ihn aber keine Rücksichten mehr zurückhalten. Er legte vor dem Geheimrathe ein vollständiges Bekenntniß seiner Wissenschaft ab, später auch vor dem Parlamente; beiden Aussagen vorangehend aber ein freiwilliges vor einem wohlbekannten und thätigen Friedensrichter, dem Sir Edmundbury Godfrey; in der richtigen Berechnung, daß ein solches Bekenntniß vor dem Publicum mehr Anklang finden werde, als vor dem Könige und seinen Ministern. Der wesentliche Inhalt in seinen Aussagen war dieser:

Der Papst hatte in der Congregation der Propaganda herausgefunden, daß England und Irland ihm anheimgefallen wäre, auf Grund der Ketzerei, in welche Fürst und Volk dort verfallen. Deshalb habe er die Oberherrlichkeit über diese Länder an sich genommen, dieselbe aber der Gesellschaft Jesu delegirt. Der General des Ordens, De Oliva, hatte, in Folge dieser päpstlichen

Verleihung, bereits mit königlicher Machtvollkommenheit unter dem Siegel der Gesellschaft alle hohen Civil- und Militairwürden vertheilt. Die katholischen Lords Arundel und Powis waren zum Kanzler und Schatzmeister ernannt, Sir William Godolphin zum Geheim-Siegel-Bewahrer, Coleman zum Staatssecretair, Langhorne zum Generalanwalt, Lord Ballasis zum General en Chef, Lord Peters zum Generallieutenant und Lord Stafford zum Generalzahlmeister. Ebenso waren schon alle Würden in der Kirche vergeben: viele derselben an Spanier und andere Fremde. Der Provinzial des Ordens hatte bereits eine große Rathssitzung der Jesuiten abgehalten, in welcher König Karl, den sie verächtlich den schwarzen Bastard nannten, als Ketzer verdammt und zum Tode verurtheilt worden. Der Pater La Shee (wie Titus Oates den wohlbekannten Père La Chaise, Ludwig's XIV. Beichtvater, nannte) hatte auf London 10,000 Pfd. St. angewiesen zum Lohn für Den, der sich das Verdienst erwürbe, ihn umzubringen. Ein spanischer Provinzial war eben so freigebig gewesen. Der Prior der Benedictiner wollte 6000 Pfd. St. beisteuern. Die Dominicaner hätten gern auch zu dem frommen Werke zahlen wollen, aber sie waren zu arm. Dem Arzt der Königin hatte man für die Vergiftung des Königs 10,000 Pfd. St. geboten; Sir George Wakeman aber wollte es nicht unter 15,000 thun. Man hatte sie ihm bewilligt und 5000 schon auf Abschlag gezahlt. Für den Fall, daß die Vergiftung fehlschlug, waren schon 4 Irländer von den Jesuiten gemiethet, — jeder für 20 Stück Guineen, um den König zu Windsor zu erstechen. Coleman, der Secretair der verstorbenen Herzogin von York, hatte dem Boten, welcher den Befehl überbrachte, selbst eine Guinee gegeben, um seine Schritte zu beschleunigen.

Desgleichen waren Grove und Pickering beauftragt, auf den König zu schießen und zwar mit silbernen Kugeln Ersterer hatte dafür 15,000 Pfd. St. zu erhalten; letzterer, ein sehr frommer Katholik, war mit 30,000 Seelenmessen zufrieden. Jede Messe zu einem Schilling gerechnet, machte das aber dieselbe Summe aus. Pickering hatte schon zwei Mal auf den König angelegt; aber das erste Mal war ihm der Feuerstein aus dem Schloß losgegangen, ein ander Mal hatte das Zündpulver versagt. Ein anderer Jesuit, Gomers, wollte den König erstechen. Er hatte dazu ein Messer für 10 Schilling gekauft. Subscriptionslisten circulirten bei allen Katholiken in England, um die nöthigen Summen zu dem frommen Zweck aufzubringen. Am 31. Mai 1678 hatten 50 Jesuiten in der Schenke zum weißen Rosse eine Versammlung abgehalten, wo einstimmig des Königs Tod beschlossen worden. Um Verdacht zu vermeiden, hatte diese Versammlung sich später in zwei Theile getheilt, welche durch Briefe und mündliche Botschaften sich gegenseitig verständigten. Oates war damit beauftragt gewesen. Insbesondere hatte er eine Schrift von einer Gesellschaft zur andern getragen, worin die Absicht der ehrenwerthen Versammlung, das Todesurtheil an Karl Stuart zu vollziehen, in bester Form ausgesprochen war, und die jedes Mitglied mit seiner Namensunterschrift unterzeichnen mußte. Sogar Wetten, bis zu Höhe von hundert Pfund waren schon eingegangen, daß der König nicht mehr Weihnachtskuchen essen werde. Der symbolische Ausdruck der Jesuiten war: wenn er nicht R. C. (römischer Katholik) würde, so solle er auch nicht länger C. R. (Carl Rex) bleiben.

Auch die große Feuersbrunst (1666) in London war das Werk der Jesuiten gewesen. Sie hatten dazu

88 Menschen gebraucht und 700 Feuerkugeln darauf verwandt. Aber sie hatten dabei doch ein gutes Geschäft gemacht; denn während des Brandes hatten sie geplündert, und der Werth des von ihnen Gestohlenen, betrug 14,000 Pfd. St. Später hatten sie noch an einem andern Orte Feuer angelegt und dabei 2000 Pfd. St. geraubt; auch noch einen dritten Brand in Southwark. Ja ihre Absicht ging dahin, alle Hauptstädte Englands zu verbrennen. Schon hatten sie ein Papiermodell von London angefertigt für den künftigen Brand, wo alle Punkte angegeben waren, auf denen das Feuer anfangen sollte; ja es waren sogar alle möglichen Zwischenfälle bedacht, und wie bei ungünstigem Winde, die Operationen geändert werden müßten. Die Feuerkugeln nannten sie scherzweise unter sich Senfpillen und sagten, sie hätten eine beißende Sauce. Schon bei jener großen Feuersbrunst (1666) war es beschlossen, den König zu ermorden. Weil er aber so außerordentlichen Eifer bei den Löschanstalten gezeigt, hatte dies selbst die Jesuiten gerührt. Neben dieser neuen Feuersbrunst sollten überall Aufstände, Niedermetzelungen, Schreckensregimenter in allen drei Königreichen losbrechen. In London allein standen 20,000 Katholiken bereit, binnen 24 Stunden in Wehr und Waffen sich zu erheben. Der Jesuit Jennison hatte geäußert, diese 20,000 wären gut im Stande, an hunderttausend Protestanten die Kehle abzuschneiden. In Schottland sollten sich 8000 Katholiken erheben. In Irland sollte der Vicekönig, Lord Ormond, von vier Jesuiten ermordet werden; dann sollte ein allgemeines Blutbad unter den irländischen Protestanten erfolgen; die Proscriptionsliste von 40,000 Personen war schon entworfen. Coleman hatte schon 100,000 Pfd. St. nach Irland geschickt, um den Aufstand zu fördern. Der König von Frank-

reich wollte mit einer großen Armee auf der Insel landen. Einige englische Schriftsteller, welche gegen die katholische Kirche geschrieben, waren besonders bezeichnet, als vor Allen ermordet zu werden; darunter auch der bekannte Bischof Burnet.

Wenn Alles niedergemetzelt und gebrannt war, sollte die Krone dem Herzog von York angeboten werden, doch nur unter folgenden Bedingungen: er solle sie dankbar als Geschenk vom Papste empfangen; er solle alle Würden und Einsetzungen, die von den Jesuiten ausgegangen waren, bestätigen; er solle Alles, was geschehen, gutheißen, namentlich die Brandstifter, die Mordknechte des Volkes und die Mörder seines Bruders begnadigen, und endlich Alles daran setzen, die protestantische Religion bis auf Stumpf und Stiel auszurotten. Weigere er sich dessen, so solle auch er auf der Stelle vergiftet oder niedergestochen werden. Zum Kehraus mit ihm (To pot James must go) war der Ausdruck der Jesuiten.

Dr. Titus Oates.

Man konnte sich nicht leugnen, daß die Denunciation einiges Unwahrscheinliche enthielt.

Woher diese Wuth der Jesuiten und Katholiken gegen einen König, der bis da, was in seinen Kräften stand, gethan, ihre Lage in England zu bessern, der seine Abneigung vor Verfolgungen gegen sie so deutlich ausgesprochen, der mit seinem katholischen Bruder so treu zusammenhielt, daß er gerade dadurch den Verdacht seines Volkes insbesondere auf sich lud? Endlich gegen einen König, den sein Volk als einen heimlichen Katholiken fürchtete und haßte, der mit dem großen Förderer und Begünstiger der katholischen Kirche, mit Ludwig XIV., im vertrautesten Verkehr und Bündniß, ja sogar in dessen Solde stand? Wenn die Jesuiten diesen ihnen so

gefälligen König forträumten, thaten sie dem protestantischen Volke einen Gefallen, sich selbst aber den größten Schaden.

Sein Bruder, der Herzog von York, war katholisch, bigott, fanatisch für die Verbreitung seines Glaubens; er hat es später durch die That an den Tag gelegt, indem er, wie die französischen Hofleute mit sarkastischem Lobe sagten, drei Königreiche für eine Messe hinopferte. Auf ihn waren die Hoffnungen aller englischen Katholiken gerichtet, insofern sie Duldung, Erweiterung ihrer Rechte, oder gar eine Bekehrung der britischen Nation erwarteten. Er mußte vor Allen geschont werden. Aber wie bigott katholisch er auch war, so war er doch erstens ein königlicher Prinz, mit allem Bewußtsein und Stolz auf das vermeintlich göttliche Recht der Könige, auf die Legitimität, auf das in seinen Augen unverletzbare Erbrecht, und zweitens war er als solcher ein getreuer Unterthan seines Bruders, des Königs. Als königlicher Prinz und Thronfolger würde er es nicht gleichgültig mitangesehen haben, daß der Papst und die Jesuiten sein ihm von Gott zukommendes Reich nehmen, und es ihm nachher als Geschenk unter Bedingungen, die, was sein königliches Recht betraf, nicht viel besser als eine Constitution waren, wieder zustellten. Als treuer Unterthan konnte er die Ermordung seines Bruders niemals billigen, selbst nicht als religiöser Mann. Ohne volle Beistimmung des Herzogs von York an eine Bekehrung Englands, an eine Ausführung jener kühnen Plane zu denken, war auch in den Augen des Stumpfsinnigsten eine Unmöglichkeit. Ferner konnte man, und kann vielleicht noch, den Jesuiten Vieles zutrauen, aber keine absolute Dummheit. Ein Complot, wie Titus Oates' Aussage es beschrieb, verrieth einen Grad von Ver-

blendung, den Loyola's Schüler auch in ihrer glücklichsten Zeit nicht bewiesen. Sie hätten ganz heruntergekommen sein müssen an Verstand, Einsicht und Hoffnungen, auf den Standpunkt der Verzweiflung, wo man Alles für eine Hoffnung einsetzt, wenn sie ein so gewagtes und gefährliches Spiel unternehmen sollen. Wenn sie so operirten, hatten sie in England alle Parteien wider sich, das Volk, das Parlament, Gemeine und Lords, Puritaner und Hochkirchler, den Bürger und den Soldaten, den Hof und sogar die gemäßigten Katholiken. Und auf was hätten sie ihre Hoffnungen auf Erfolg gegründet? Auf einige hundert Fanatiker und einige tausend geworbener Meuchelmörder! Mit denen wollten sie ein blühendes, bevölkertes Königreich umwälzen, wo kaum noch in den blutigen, hartnäckigen Bürgerkriegen Jeder Soldat gewesen war, wo die Schwerter unmuthig in der Scheide ruhten, vor Verlangen, gegen die Katholiken gezückt zu werden. Die Jesuiten hatten vieles Gefährliche unternommen, und ausgeführt, aber nur in Ländern, wo der Fanatismus der Masse für sie war; wo er, wie in England, gegen sie war, gingen sie leisen Schrittes und mit süß lächelnden Friedensmienen. Wenigstens verstanden sie ihren Vortheil, und wenn ihre Gier denn so groß war, England für sich zu erobern, so waren sie nicht so sinnlos dumm, es vorher durch Brand, Plünderung und Mord zu verwüsten. Aber sie waren zu jener Zeit weder so taumelnd von Uebermuth, noch so tief heruntergekommen, um Alles auf eine Karte zu setzen. Ihr Weizen blühte in England, nach aller menschlichen Voraussicht; was hätte sie angespornt, ihn unreif zu mähen, wo sie auf eine gesegnete volle Ernte rechnen konnten, wenn sie geschickt die Zeit abwarteten? Ein katholisch gesinnter König, und sein Thronfolger, ihr

innigster Freund, fanatisch ihrem Interesse ergeben. Nur sanft und leise aus der Ferne brauchten sie zu operiren, die Pläne des Königs und seines Bruders zu fördern, mit unsichtbarem Hauche nur die ihnen angeborene Tugend der Geduld zu üben, und der Erfolg schien so gewiß. Wenigstens war im 17. Jahrhundert für die Jesuiten kein günstigerer Zeitpunkt in England, als den sie unter dem Herzog als König zu erwarten hatten. Und alles Das hätten sie in mordgieriger Ueberhast verscherzen sollen?

Nicht minder unbegreiflich: einen Mann, der dieses Geheimniß wußte — es wußten es freilich außerordentlich Viele, so Viele, daß es ein neues Wunder war, daß das Geheimniß nicht an allen Ecken längst ausgeplaudert war — diesen Mitwisser prügelten und schlugen die Provinzialen des Ordens und gaben ihm kein Geld und keinen Verdienst. Er mußte sich vor ihnen flüchten. Wohin? In den Palast des Königs, ins Parlament, vor den Geheimrath, die Gerichtshöfe, wo seine Kunde Schätze Geldes werth war? Nein, er flüchtete zu einem Paar unbedeutender Menschen, zum Chemiker Kirby und zum Projectenmacher Dr. Tongue, Leute, die nicht viel hatten, und ihm noch das tägliche Brot reichen mußten, weil der Besitzer jener Geheimnisse sonst Hungers gestorben wäre! Hier brütete er mehre Tage, bis er mit seiner Denunciation herauskam. Hatten die Alles wissenden Brüder des Ordens Jesu seine Spur verloren, suchten sie ihn nicht auf, versuchten sie nicht seine Zunge zu binden mit Geld, ihn übers Meer zu schaffen, nicht durch den stilum curiae Romanae, oder durch irgend einen Trank ihm ewiges Schweigen aufzuerlegen? Nichts davon. Auch wagte er jetzt noch nicht selbst vorzutreten mit seiner ungeheuern Kunde. Er erfand mit seinen

sich mittheilen, wurden ausgetauscht. Konnte es auch anders sein, da die Worte Toleranz, Gewissensfreiheit, Heiligkeit des Glaubens auf aller Lippen schwebten. Der Dechant war der einzige Geistliche seiner Kirche, aber wie ausgezeichnet wurde er von den eifrigsten Römischen empfangen; wo er hin trat machte man ihm Platz gleich dem Könige und jeder schien geschmeichelt, den er anredete. Dabei wurde nie das Gespräch auf gehässige Controversen geführt, es schwelgte im Allgemeinen über solche Religionswahrheiten, die von jeder Kirche anerkannt waren. Sollten wir aber angeben, was in den Kabinetten und dunklern Fensternischen zwischen den Einzelnen verhandelt ward, würde auch der am besten unterrichtete Historiker in Verlegenheit sein, wie er diese Sprachverwirrung zur Harmonie eines Kunstwerks bringen sollte.

Unter den Staatsmännern, Kavalieren, Geistlichen von Auszeichnung und schönen und geistreichen Frauen wandelte, aller ihm erwiesenen Aufmerksamkeit unerachtet, der Dechant doch im Grunde einsam umher, denn die Furcht, wenn der König ihn anrede, in seiner eigenen Rede stecken zu bleiben, ließ ihn dieselbe fortwährend recitiren, so daß es, indem er die Lippen dabei bewegte, den An-

Freunden eine Geschichte, das Unterschieben der 43 Artikel durch die Thür, das zufällige Begegnen auf der Straße. Er wollte erst gesucht, geholt, gebeten werden, kurz man umhüllte das Ungeheure mit kleinem Geheimißkram. Warum? Weil man sich vermuthlich selbst fürchtete, plötzlich damit an das Tageslicht zu treten. Diese falsche Angabe der ersten Zeugen ward schon Anfangs ermittelt und schwächte bedeutend die Kraft der Angabe.

Wer aber war Titus Oates, der Denunciant? War er ein Mann, zu dem man sich der Wahrhaftigkeit versehen konnte, den keine andern Motive zu jener Aussage bewogen? Sohn eines Predigers unter den Wiedertäufern, hatte er die Ordination der anglicanischen Kirche empfangen. Aber angeklagt wegen Meineides hatte er auf einige Zeit entfliehen und sich irgendwo verbergen müssen. Dann Caplan auf der Flotte, hatte man ihn auch da wegen eines die Schamhaftigkeit beleidigenden Vergehens fortgejagt. Nun ließ er sich bekehren von den Katholiken — wie er später sagte, nur in der Absicht, um ihre Geheimnisse zu erforschen und sie zu verrathen — und ward, obgleich schon 30 Jahre alt, in St. Omer unter den dort Studirenden aufgenommen. Man brauchte ihn zu einer Mission nach Spanien; da man aber auch hier seiner überdrüßig geworden und gefunden, daß sich mit ihm nichts anfangen lasse, entließ man ihn aus dem Seminar. Es ist möglich, daß er später aus Rache gegen seine Lehrherren, die nicht sanft mit ihm verfahren sein mögen, so handelte, wie er that.

Zum Ueberfluß, um sein Zeugniß zu verdächtigen, verrieth sich Titus Oates in seinem ersten Verhör vor dem Geheimen Rathe in einer Art, welche ohne das Hinzutreten anderer Umstände, seinen Aussagen allen Glauben genommen hätte. Er wollte in Spanien den

Don Juan gesprochen haben, welcher allen Beistand zur projectirten Bekehrung Englands ihm zugesagt haben sollte. Der König fragte ihn, ob Don Juan schlank oder dick sei? Titus sagte: schlank. Don Juan war dick. Er kannte nicht die Lage des Jesuitencollegiums in Paris. Er behauptete, mit dem Secretair Coleman auf vertrautem Fuß gelebt zu haben. Coleman ward ihm vorgeführt, und er kannte ihn nicht. Er hatte keine andere Entschuldigung dafür, als daß seine Augen bei Kerzenlicht schwach wären. Ebensowenig kannte er den von ihm angeschuldigten Leibarzt Sir George Wakeman.

Ueber das Unwahrscheinliche in der Denunciation selbst, und den Verdacht, welcher auf der Person des Angebers ruhte, sah man hinweg. Das Volk glaubte und wollte glauben, und selbst im Ministerrath waren Einige, wie Lord Danby, welche, von der Furcht vor dem französischen und katholischen Einfluß getrieben, jede Gelegenheit aufgriffen, die diesem Einfluß entgegenwirken konnte.

Die Vernunft hat längst in England den Sieg davongetragen über diesen Wahn, die Geschichte hat anders geurtheilt als Volk, Parlament und Richter. Es ist jetzt nur eine Stimme darüber, daß das papistische Complot ein scheußliches Phantom war, ein grober, crasser Betrug, auf die erhitzte Phantasie des Pöbels, der Massen berechnet. Es wirkte, wie man gewünscht und erwartet, — nein, aller Wahrscheinlichkeit nach, weit über alle Berechnung und Erwartung Derer, welche es erfunden, oder es aufgegriffen und zu ihren Zwecken benutzt hatten; es war das Feuer, das man angezündet, um Wurzeln und Unkraut zu verbrennen, aber es greift um sich und zündet Haiden und Wälder an, und der menschliche Arm ist zu schwach, es zu bändigen.

Es war ein dummer Glaube, der das glauben

konnte. Aber hatte das englische Volk diesen Glauben aus der Luft gegriffen? War er wie ein Peststoff ihm angeflogen übers Meer? — Gewiß nicht. Die Furcht vor den Jesuiten war in der protestantischen Welt weit verbreitet und groß. Was war die Bartholomäusnacht so Anderes und Gräßlicheres, als was Titus Oates den Engländern vom Vorhaben der Jesuiten gegen sein Vaterland erzählte? Moralisch war jene Bluthochzeit noch ungleich scheußlicher als seine Fabel. Daß eine Bartholomäusnacht nur in Paris, nur an einem solchen Hofe möglich war, wo diese Megären im Hintergrunde standen, und ein halbes, fantastisches, entnervtes Kind König war, daß alle Bedingungen dazu am Hofe von Windsor, in einem Lande fehlten, wo selbst in den Stürmen des Bürgerkrieges das persönliche Recht und die Formen der Gesetzlichkeit geachtet wurden, konnte das Volk nicht unterscheiden. Und hatten die Jesuiten niemals den Königsmord, wenn nicht gepredigt, doch gutgeheißen, waren Heinrich III. und Heinrich IV., waren nicht protestantische Oranier durch Meuchelmord gefallen, und die Geschichte hat noch heute den Vorwurf, den die allgemeine Stimme auf die Jesuiten schleuderte, nicht zurückgewiesen! — Man traute den Jesuiten Alles zu. Brauchen wir soweit in der Geschichte zurückzugehen, um die Furcht der Engländer zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts begreiflich zu finden, wenn wir die Furcht des protestantischen Volkes von heute, ja der Katholiken selbst vor dem furchtbaren Orden betrachten? Hören wir nicht in diesem Augenblicke selbst Stimmen ausrufen: Sie haben dem französischen Minister Villemain Gift beigebracht, daher sein Wahnsinn! Das sind freilich Stimmen, welche vor dem höheren moralischen Richterstuhl kein Gewicht haben; aber wir reden hier ja auch nur von der

Volksstimme. Und ist jene Anklage so durchaus ungerecht, seit wir von den anonymen Briefen erfuhren, welche den unglücklichen Minister in jene dumpfe Stimmung versetzten? Ist da nicht noch heute eine heimliche, unheimliche Macht, welche gespensterhafte Furcht beim Volke erweckt? Und, fragen wir uns weiter, hat das Volk so ganz unrecht, wenn es an die Geschichte dieser Tage von Wallis und Luzern denkt? Wir wissen, heute kann keine Bartholomäusnacht mehr vorkommen, heute sendet der Jesuitengeneral keine Heere mehr aus, um England zu erobern — wenn er die Absicht hat, so ist die Eroberung eine feinere, geistige. — Aber wir sprechen von einem Zustande von vor zweihundert Jahren, von dem damaligen Volk, seinen damaligen Kenntnissen, seiner damaligen Intelligenz. Es war ein dummer Glaube, aber wohlgerechtfertigt in dem England, das an die Blutgerüste unter der katholischen Marie, an Guy Fawkes und die wirkliche, erwiesene Pulververschwörung dachte, in dem England, das krampfhaft Jahrhunderte lang an der Furcht vor dem Papismus im Fieber lag, und das unter einem halb katholischen Könige mit der Aussicht auf einen ganz katholischen, fanatischen Thronfolger überall Scheiterhaufen roch und das Todesröcheln der gefolterten Inquisitionsopfer hörte. Wenn das Volk, wie es der Fall war, noch 1678 des festen Glaubens war, daß zwölf Jahre früher die Katholiken seine Hauptstadt in Brand gesteckt hatten, so war der neue Glaube kein so unerhört thörichter, den man von ihm foderte und es gewährte, daß die Jesuiten noch einmal die Brandfackel erheben, todtschlagen, ächten und Königsmord verüben wollten.

Aber es blieb nicht bei dem Glauben und der Aussage Titus Oates'. Die ersten Schritte der Untersuchung

führten auf Anzeigen, welche bei dieser Stimmung von furchtbarer Wirkung waren.

Coleman, einer der Angeschuldigten, der Secretair der vorigen Herzogin von York, ward zuerst verhaftet und seine Papiere untersucht. Coleman hatte, theils für sich, theils im Namen des Herzogs, einen lebhaften Briefwechsel mit dem Père La Chaise, dem päpstlichen Nuncius zu Brüssel und anderen eifrigen Katholiken geführt, und, selbst ein Fanatiker, sich darin sehr heftiger und unziemlicher Ausdrücke bedient. In einem dieser Briefe (sie waren aus den Jahren 1674 — 1676) hieß es: „Wir haben hier ein mächtiges Werk vor uns; es gilt nicht weniger als die Bekehrung dreier Königreiche und dadurch vielleicht die gänzliche Unterdrückung der pestilenzialischen Ketzerei, welche so lange Zeit hindurch und unter einem so großen Theil der nördlichen Welt geherrscht hat. Noch nie waren solche Hoffnungen auf Erfolg seit den Tagen der Königin Maria als jetzt. Gott gab uns aber auch einen Prinzen, welcher ganz Feuer und Flamme ist, der Urheber und das Werkzeug eines so glorwürdigen Werkes zu sein. Aber auch die Opposition, auf die wir gewiß stoßen, wird groß sein, sodaß wir uns nach aller Hülfe und allem Beistande umsehen müssen."

Wenn wir heute von den Fortschritten des Puseyismus in England hören, und daß der offenen Uebertritte zum Katholicismus immer mehr werden, so befremdet es zwar die in den dortigen Verhältnissen Unterrichteten weniger; ihnen ist es wohl begreiflich, wie ein nach Wahrheit dürstendes Gemüth in den erstarrten Formen und Dogmen der anglicanischen Kirche keinen Trost mehr findet, und statt die Dämme und Mauern, von Menschenhand auferbaut, zu durchbrechen nach weiterer Frei-

heit, lieber, weil der Muth ihm gebrochen und abgestumpft ist, zurückkehrt in die noch engeren Mauern der verlassenen Kirche, wo aber die Phantasie Nahrung findet in dem Reichthum der Tradition, und im gebotenen Gehorsam gegen die überkommenen Satzungen alle Zweifel und Dissonanzen von selbst eine bequeme Lösung finden, weil das Grübeln und Forschen darüber zur Sünde wird. Aber die große Masse unter den Protestanten erschreckt es doch, wenn sie hören, daß in dem mächtigsten protestantischen Königreiche die Grundmauern wanken; sie geben sich bösen Ahnungen hin, weil sie nicht bedenken, daß der Geist über die Buchstabensatzung einen solchen Sieg längst erkämpft hat, daß die Reactionsversuche und wirklichen Rückschritte, wenn auch anscheinend glücklich, nicht mehr zu fürchten sind. Daß dieser Geist nicht an Oertlichkeiten, an Länder und Völker geknüpft ist, und, wenn er hier ein Terrain verloren haben sollte, auf der andern Seite dafür ein um so größeres, weiteres wieder gewinnt, diese Erkenntniß von der Masse zu fodern, wäre zu viel gefodert. Wenn also auch Die unter uns, welche die Verhältnisse kennen sollten, vor jenen Fortschritten des Katholicismus jetzt in England erschrecken, und, mistrauend der Kraft des Geistes, sich umsehen nach einem Gegengewicht, nach einer andern Macht, die den Protestantismus halte, nach einer Association, nach einem neuen corpus Evangelicorum, was Wunder dann, daß solche Sprache eines Jesuiten die damaligen Protestanten aufs äußerste erschreckte? Klar sprach er es aus: wenn wir England bekehrt haben, so ist der ganze Protestantismus im Norden verloren. Wenn man vor dieser Eventualität heute in Sorge sein kann, wie mußte es vor zwei Jahrhunderten die ängstlichen Gemüther in Flammen setzen! Wenn ein Jesuit am Hofe

das gradezu sagte, so war Alles, was Titus Oates von ihren wirklichen Plänen aussagte, nicht mehr ein Kindermärchen, es war die Erfüllung des Wortes.

Als diese Briefe Coleman's im Druck erschienen, verbreitete sich erst der panische Schrecken über das Land. Die Vernünftigsten fragten sich: Ist denn nicht der eingestandene Charakter der Propaganda, die Welt zu bekehren, es koste was es wolle? Dringen ihre verkappten Emissaire nicht in jede Nation? Existirt nicht ein papistisches Complot über die ganze Welt, nur, daß die Verbundenen bei Heiden, Mohammedanern, Juden und Protestanten, ja in jedem Lande und Volke andere, besondere dort zum Ziele führende Mittel gebrauchen? Sollte den Jesuiten die Gunst des Königs, der offene Eifer seines Bruders nicht neuen Muth eingeflößt haben, ihre ermüdete Kraft, alle ihre Mittel daran zu setzen, dieses Eiland wieder zu erobern? Also müsse man, auch protestantischer Seits, alle Vorsicht beobachten und keinen Wink unbeachtet lassen.

Titus Oates Complot war eines, welches an Absurdität grenzte; aber es war für die Massen berechnet. Hier wirkten nicht feine Insinuationen, die rohe Phantasie, die gemeine Furcht mußte handgreiflich aufgeregt werden, um das Volk in Flammen zu setzen. Nicht dialektische Controversen, nicht überzeugende Deductionen wirken, es muß das Wort zugleich That sein. Die ganze Geschichte der Reformation gibt uns diese Lehre. Kluge, witzige, sanft anpochende Reformatoren gingen Luther voran; aber es bedurfte seiner Kernkraft, um durchzuschlagen und das Volk zu erfassen. Daß er und Andere, wie Knox in Schottland, zu weit gingen, wird vom Standpunkt der Vernunft getadelt; aber die Flammen, welche vor Wittenbergs Thor die Decretalen ver-

brannten, sind vor dem Richterstuhl der Geschichte gerechtfertigt, denn sie entflammten die Masse, die augenfällige Offenbarungen des Willens und der Kraft verlangt. Was hat die jüngste Bewegung in der deutsch-katholischen Kirche gefördert? Nicht die Reformationsversuche der Anhänger Wessenbergs, nicht die Doctrinen der Hermesianer; diese sanften wissenschaftlichen Versuche, den Katholicismus mit der Zeit auszusöhnen, hat Rom mit kräftiger Faust niedergedrückt. Es bedurfte wieder einer Faust, einer derben Stimme, berechnet auf das Fassungsvermögen der Menge. Der Ronge'sche Brief entzündete nicht wegen der Wahrheiten und Unwahrheiten darin, die Jeder sich selbst sagen kann, sondern wegen der derben Art, wie der kleine Priester die Faust gegen den großen Bischof erhob. Wie die Wahrheit so der Betrug, wenn er auf die Menge wirken soll. Wäre er von einem gebildetern Mann, als Titus Oates, ersonnen gewesen, — einige muthmaßten auf Shaftesbury — so wäre er verständiger angelegt gewesen. Er hätte mäßiger die Jesuiten angeschuldigt, einige wahrscheinliche Thatsachen herausgehoben, andere nur ahnen lassen; er würde die ganze Sache wahrscheinlicher gehalten, aber nie den furchtbaren Effect hervorgebracht haben, den Titus Oates grauenvolle Erdichtung ins Leben setzte. Er hatte die innersten, rohen Gefühle des Volks berührt, und von Seiten der Gebildeten war kein Widerstand; sie waren auch in Aengsten, und die Einen fühlten sich nicht zur Kritik, die Andern sich sogar positiv zur Unterstützung gedrungen.

Aber Coleman's Briefe waren auch in anderer Beziehung verdächtig. Er konnte nicht genug den ungeheuern Eifer des Herzogs von York für die katholische Sache rühmen, daß ihm nichts in der Welt über die Re-

tung der eigenen Seele und die Bekehrung Englands gehe. Den König dagegen könne Geld zu Allem, was man wolle, bringen. Solche absolute Macht übe es auf diesen Monarchen, daß er ihm gar nicht widerstehen könne, und sich selbst zu Dingen hinreißen lasse, die zu seinem eignen, offenbaren Nachtheil ausschlügen. „Die Logik, welche auf Geld gebaut ist, hat an unserm Hofe unwiderstehliche Reize; sodaß gar keine andern Gründe dagegen aufkommen." Coleman setzte in den Briefen auseinander, daß die Interessen der Krone Englands mit denen des französischen Königs dieselben wären, daß Karl auch mit Ludwig immer eines Sinnes handle. Er hatte auch an den Père La Chaise geschrieben, der König von Frankreich möge nur 300,000 Pfd. St. nach England schicken, damit Karl sein Parlament entlassen könne, welches für den Frieden mit Holland und gegen die Alliance mit Frankreich stimme. — Das grenzte schon an und für sich an ein hochverrätherisches Verbrechen. Daß aber in dieser ganzen Reihe von Briefen, in denen Coleman so unbesonnen seine innersten Gedanken entfaltet hatte, nichts von dem Complot, von den Truppenwerbungen, von Brandkugeln, bestellten Mördern und Giftmischern vorkam, hätte zu andern Zeiten vielleicht dafür gesprochen, daß er, der Alles verrieth, was er wußte, davon wenigstens nichts wußte. In dieser Zeit ward auf diesen negativen Beweis keine Rücksicht genommen, denn es kam ein anderes positives Indicium hinzu, welches das Feuer erst in die hellsten Flammen ausbrechen ließ.

Der schon erwähnte Friedensrichter Sir Edmundbury Godfrey, welcher seiner Pflicht gemäß, die Depositionen Titus Oates zu Protokoll nehmen mußte, ward plötzlich vermißt. Nach einigen Tagen und nach vielem Suchen fand man seinen Leichnam in einem Graben bei

Primrose-Hill. Sein eigener Degen stak in seiner Brust. Aber nicht tief; und da nicht viel Blutverlust zu bemerken war, man auch um seinen Hals eine Strangulationsmarke und einige Contusionen auf der Brust gefunden haben wollte, so schloß man, daß er sich nicht selbst umgebracht, daß er vielmehr erwürgt worden, und daß seine Mörder, um den Schein eines Selbstmordes hervorzubringen, erst nach der Strangulation ihm den Degen in die Brust gestoßen, und den Körper in die nöthige Lage gebracht hatten. Wir sprechen so unbestimmt über den Thatbestand, da er nicht mit völliger Bestimmtheit ermittelt worden ist. Der Volkswahn bemächtigte sich der Thatsache, der Glaube, er ist ermordet, von den Katholiken ermordet worden, griff so rasch um sich, und die Leichenschau und die darauf folgende Untersuchung erfolgte mit solcher Voreingenommenheit, wie in Toulouse beim Leichnam des Jean Calas'schen Sohnes, daß die Spuren, welche auf eine mögliche andere Entdeckung leiten konnten, schon im ersten Augenblick verwischt waren.

Die Ringe waren am Finger, die volle Börse fand sich in der Tasche. Also konnte Sir Edmundbury nicht von Räubern überfallen und getödtet sein. Selbst hatte er sich nicht getödtet, denn er war ein Mann, dem nichts abging, und der in allgemeiner Achtung stand. Zudem war aus der Strangulationsmarke ersichtlich, daß er erwürgt worden. Er war also von Feinden ermordet worden, von Feinden, in deren Interesse es lag, daß die That nicht bekannt würde, daß es den Schein habe, als wenn er sich selbst umgebracht. Sir Edmundbury hatte, so viel man wußte, keine Feinde. Aber er hatte bereitwillig die Aussagen Titus Oates zu Papier gebracht. Also waren die Jesuiten, zu deren Entdeckung und Bestrafung er ein Document aufgenommen, seine

ſchein gewann, als bete er einen Roſenkranz her. Gern poſtirte er ſich deshalb, wo der König an ihm vorüber mußte, und war doch froh, wenn Jakob, ohne ihn zu ſehen oder zu verweilen, vorüberging; denn wie gern verſchieben wir den Moment einer feierlichen Entſcheidung für das Leben, wenn er heran gekommen iſt, ob wir gleich ſehnlich zuvor ſeine Ankunft beſchworen. Jacob hatte auch in der That ſeine Aufmerkſamkeit auf einen intereſſanteren Gegenſtand als Sir Alexander gerichtet. So wie Miß Anna in die Zimmer getreten, ſchien ſie der Mittelpunkt der glänzenden Verſammlung geworden. Die Damen fanden ſich in ihrer Erwartung: eine ſchüchterne Landſchöne, die Herren, welche mit ihrem komiſchen Abenteuer bekannt waren, in der getäuſcht: ein keckes Mannweib zu finden. Unbefangen hatte ſich Anna in den Kreis der Frauen geſetzt und jedem Kavalier Rede und Antwort geſtanden. Entzückt flogen Staatsmänner und Ritter, wenn ſie eine treffende Bemerkung von ihren Lippen erhaſcht, in die Winkel und theilten ſich ihre eigenen Bemerkungen mit. Ueber Ebenmaaß, Fülle, Dauer und Anmuth ihres Körpers hatte man ſich bald geeinigt, ebenſo über die Kraft ihres Witzes, nur zankte man über die Abſicht ihres Hier-

natürlichen Feinde, und aus Rache hatten sie ihn umgebracht.

Die Wahrheit ist nie aufgeklärt worden. Spätere Untersuchungen, wie der unglückliche Friedensrichter seinen Tod gefunden, haben zu keinem Resultat geführt, da alle vorhandenen Spuren vor der Parteiwuth verlöscht waren und alle andern Anzeigen fehlten. So wenig als das Complot selbst, ist es glaublich, daß die Katholiken ihn ermordet haben sollten. Er hatte nichts gethan, um ihren besondern Haß zu erregen. Während es so viele Friedensrichter gab, welche die Katholiken drückten und verfolgten, und die darum doch nicht ermordet gefunden wurden, lebte Godfrey mit mehren derselben auf gutem Fuße; ja sogar in einiger Freundschaft mit dem Secretair Coleman, den er selbst nach Titus Oates Aussage gewarnt hatte, auf seiner Hut zu sein. Weder konnte es also ein Act der Rache sein, denn Sir Edmundbury hatte nicht mehr gethan, als was seines Amtes war, er hatte niedergeschrieben, was man vor ihm aussagte, noch eine abschreckende Demonstration gegen andere Beamte, daß sie sich hüteten, künftig Denunciationen gegen die Katholiken aufzunehmen; denn was hätte das den Katholiken geholfen, wo es an unerschrockenen Obrigkeiten nicht fehlte, und wie unfehlbar wäre ein solches Mittel zum Verderben der Partei selbst ausgeschlagen, wie es denn, diesmal ohne ihre Schuld, auch wirklich der Fall war. Andere meinten später (die Royalisten), Godfrey möge von derselben Partei aus der Welt geschafft sein, welche das Complot ausbeutete, um den Verdacht auf die Katholiken zu werfen. Dies setzte ebenso feine als abscheuliche Intriguanten voraus. Daß erstere das Spiel wenigstens nicht angefangen hatten, ist schon vorhin angedeutet, sie benutzten es nur, als es im

Gange war, abscheulich genug; aber einen solchen Grad von Ruchlosigkeit konnte man keinem unter ihnen beimessen, einen ehrenwerthen unschuldigen Mann durch Meuchelmord aus dem Wege raffen zu lassen, um Andere des Meuchelmords anklagen zu können. — Es ist möglich, daß der Friedensrichter durch einen nicht bekannt gewordenen Privatfeind umgebracht worden; aber auch nicht unmöglich, daß er seinem Leben selbst ein Ende gemacht, da er zuweilen von melancholischen Aufwallungen heimgesucht wurde.

Die Jesuiten haben Godfrey umgebracht! dies der Anfang der allgemeinen Massacrirung, welche allen Protestanten bevorsteht! Titus Oates hat nur zu wahr gesprochen! Die Kunde, diese Schlüsse liefen mit Blitzesschnelle durch London und das ganze Land. Jeder zitterte für sein und der Seinigen Leben. Man sah geschliffene Dolche, Pechkränze, vergiftete Brunnen; standen drei Menschen zusammen von fremdem Ansehen, so waren es Jesuiten, die einen Aufstand erwarteten und beriethen. Man sah in der See Flotten ankommen zur Landung papistischer Heere in England. Wer das Complot jetzt leugnete, setzte sich der Gefahr aus, der Theilnahme angeschuldigt zu werden. Schon zu zweifeln daran, war gefährlich. Und diese Furcht, dieser Wahn theilte sich allen Parteien zugleich mit, den Republikanern wie den Royalisten, den Puritanern wie den Hochkirchlern, den Patrioten wie den Hofleuten. Die City von London setzte sich in offenen Vertheidigungsstand, als wäre der Feind schon vor den Thoren. Wachtposten wurden ausgestellt, die Straßen mit Ketten gesperrt. Ein Kammerherr billigte diese Maßregeln mit den merkwürdigen Worten: „Hätte die Stadt diese Vorsicht nicht beobachtet,

so hätte es kommen mögen, daß alle Bürger eines Morgens mit abgeschnittenen Kehlen erwacht wären!"

Wie die Leiche von Calas Sohne ward auch die des unglücklichen Friedensrichters, um der Volkswuth Nahrung zu geben, öffentlich ausgestellt, ja durch die Stadt gefahren, und Tausende folgten dem Zuge. Wer sie sah, ging erschüttert fort, und war er von dem Wahne noch nicht angesteckt, so ward er es jetzt. Der Leichenzug wurde mit besonderer Feierlichkeit bewerkstelligt. Der Sarg wurde durch alle Hauptstraßen der Stadt geführt, siebenzig Geistliche gingen voraus; über tausend Männer von Adel, Würdenträger, die reichsten Kaufleute folgten. Bei der Leichenrede mußten zwei starke Geistliche neben der Kanzel Wache halten, damit nicht irgend ein wüthender Papist auf den Einfall komme, den Prediger, der den Märtyrer pries, auf der Kanzel selbst umzubringen!

Durch eine Proclamation des Königs wurden Dem, welcher die Mörder Godfrey's entdecke, 5000 Pfd. St. geboten, später auch des Königs vollster Schutz gegen alle Anfechtungen. Bei der nächsten Zusammenkunft des Parlaments erwähnte der König des Complottes, welches von den Jesuiten gegen sein Leben angesponnen worden, erklärte aber zugleich, daß er zur Zeit noch seine Meinung darüber zurückhalten wolle, um nicht zu viel oder zu wenig zu sagen; im Uebrigen wolle er die Sache allein den Gerichten überlassen. Während aber Karl gegen seine Minister den Wunsch ausdrückte, sie möchten das Complot nicht zur Discussion bringen, drückten beide Häuser auf Titus Oates' Aussage das Siegel ihrer Auctorität, indem sie, zum Dank für den Höchsten, daß er die Ausführung der entsetzlichen Verschwörung nicht zugelassen, einen allgemeinen Festtag und öffentliche Gebete votirten. Das Parlament foderte die Vorlegung aller

Papiere, welche auf das entsetzliche Complot Bezug hätten, daß alle unbekannten und verdächtigen Personen vom Hofe abgehalten würden, daß London und Westminster seine Milizen aufrufe. Es schickte die katholischen Lords: Powis, Stafford, Arundel, Peters und Bellasis in den Tower, um wegen Hochverraths zur Untersuchung gezogen zu werden. Und endlich votirten beide Häuser übereinstimmend: „Daß die Lords und Gemeinen des Dafürhaltens wären, daß da gewesen und noch sei ein verdammungswürdiges und höllisches Complot, angestiftet und ins Werk gesetzt von den Papisten, und mit der Absicht, den König zu ermorden, die Regierung umzustoßen und die protestantische Religion zu zerstören und auszurotten."

Das Parlament überbot noch an Heftigkeit, womit es auf die Sache einging, das Volk. Beide Häuser saßen jeden Tag, vor und nach Mittag. Ein Committee der Lords zur Vernehmung der Angeschuldigten und Zeugen erhielt Blanquets, um verhaften zu lassen, wer ihm verdächtig scheine. Oates, der doch immer ein Schuft blieb, auch wenn seine Aussage wahr gewesen, wurde, wo er sich sehen ließ, zugejauchzt; er ward, der Retter der Nation, (saviour, was auch Heiland heißt) dem Könige dringend vom Parlament anempfohlen. In Whitehall gab man ihm eine Wohnung, eine Leibwache und eine Pension von 1200 Pfd. St.

Solche Aufmunterung der Zeugen mußte natürlich anlocken. Bald meldete sich ein gewisser Capitain William Bedloe, ein notorischer Taugenichts, Betrüger und Vagabund, welcher über den Tod Godfrey's Auskunft versprach. In Somersethaus, wo die Königin wohnte, sollte der Mord von Papisten, die zum Theil in ihrer Dienerschaft wären, begangen sein. Von Oates und dem

großen papistischen Complot wollte er sonst nichts wissen. Aber als die Commission der Lords ernstlicher in ihn drang und ihm nicht verhehlte, daß sie glaube, er wisse mehr und wolle es verschweigen, besann er sich eines Andern und kam allmälig mit so wichtigen Eröffnungen heraus, daß sie selbst Oates Mittheilungen in Schatten stellten. Zwar wußte er sie so einzurichten, daß sie im Allgemeinen mit dessen wohlbekanntem Plane stimmten, aber er hatte das richtige Gefühl, daß bei einer gespannten Stimmung das Volk eine Steigerung der haarsträubenden Mittheilungen erwarte, wenn es dem neuen Denuncianten eine neue Aufmerksamkeit und Theilnahme schenken solle, und so richtete er denn auch seine Depositionen ein.

Aus Flandern sollten, nach ihm, 10,000 Katholiken in Burlington-Bay landen, um Hull zu überrumpeln. Aus Brest würden Mannschaften die Inseln Jersey und Guernsey wegnehmen. In der Absicht lauere schon den ganzen Sommer hindurch eine französische Flotte im Kanal. Die Lords Powis und Peters bildeten im Stillen eine katholische Armee in Radnorshire; zu dieser aber würden 35,000 Mann stoßen, Pilger, Geistliche und Fanatiker, die aus St. Jago in Spanien zu Schiffe herüberkämen. In London selbst lägen 4000 Mann zum Aufstande bereit, außer denen, die schon in jedem Bierhause lauerten, um am festgesetzten Tage die Soldaten einzeln niederzumachen, wenn sie aus ihren Quartieren zu den Apellplätzen liefen. An Geld fehle es nicht. Lord Stafford, Coleman und der Pater Ireland hätten schon so viel, um diese ganze Ausrüstung zu bezahlen. Ihm selbst, weil er seinem Mann zu stehen wisse, habe man 4000 Pfd. St. geboten; außerdem eine Anstellung und den Segen des Papstes. Der König sollte auch natürlich nach

Bedloe's Aussage ermordet werden. Alle Protestanten würden niedergemacht, die sich nicht ernstlich bekehrten. Die Regierung würde Jemandem angeboten werden, wenn er gelobe, treu bei der Kirche zu halten. Sollte er es ausschlagen, wie man fürchte, dann würde eine Commission von gewissen Lords ernannt werden, um im Namen des Papstes England zu regieren. Später nannte er noch die Lords Carrington und Brudenel, die Geld erhöben und Truppen würben gegen die protestantische Regierung.

Das papistische Complot war unbestreitbar, also war auch Bedloe's Aussage richtig, denn sie bestätigte nur, was Titus Oates schon entdeckt. Alle von ihm nun genannten Theilnehmer wurden sofort verhaftet. Ja die Wuth im Volke war so groß, daß ein allgemeines Blutbad, eine sicilianische Vesper gegen die unglücklichen Katholiken wahrscheinlich erfolgt wäre, wenn es nicht den Eifer des Parlaments, der Richter und selbst den des Königs gesehen hätte, die Verbrecher ernstlich zu verfolgen. Nur diese sichern Aussichten, daß die katholischen Verschwörer auf dem Schaffot ihren Lohn empfangen würden, konnte die empörten Gemüther von der blutigen Selbsthülfe zurückhalten.

Der Sturm war zu mächtig, als daß irgend Jemand im Königreiche ihm widerstehen sollen, selbst der König nicht. Zwar wagte er in vertrauten Kreisen, was kein Anderer wagen durfte, über das Complot zu spotten und sich herzlich über alle Die lustig zu machen, welche daran glaubten; aber vor das Parlament trat er mit der ernsthaftesten Miene und versprach den Lords und den Gemeinen (die ihn vorher dringend darum ersucht): daß er während dieser Zeiten der Gefahr die äußerste Sorgfalt für seine Person tragen wolle; daß er bereit

sei, mit ihnen gemeinschaftlich alle Mittel zu ergreifen und alle Wege einzuschlagen, welche die protestantische Religion in seinem Reiche nicht allein bei seinen Lebzeiten, sondern auch für alle Zeiten feststellten; auch sei er bereit, wenn nur das Recht der Erbfolge nicht geändert werde, in alle Gesetze einzustimmen, welche die Machtvollkommenheit eines papistischen Nachfolgers beschränkten. — Ob in Selbstironie oder Spott, der König ging in dieser heuchlerischen Sprache so weit, die Parlamente noch anzumahnen, daß sie auf noch wirksamere Mittel denken möchten, die katholischen Dissidenten zu überführen; und nicht genug konnte er zum Schluß die Treue und Loyalität seiner Unterthanen loben, welche eine so rührende Aengstlichkeit für seine Sicherheit an den Tag gelegt hätten.

Jetzt ging im Parlament die neue Testacte durch, worin das Papstthum gradezu Götzendienst genannt und alle Mitglieder beider Häuser, die den neuen Eid nicht leisten wollten, vom Parlament ausgeschlossen wurden. Nur die Thränen im Auge des Herzogs von York bei einer bewegten Rede konnten das Oberhaus vermögen, zu Gunsten seiner selbst eine Ausnahme zu machen; und auch diese Begünstigung ward nur durch eine Stimmenmehrheit von 2 erstritten! Bei dieser Gelegenheit rief ein edler Lord, was damals sehr belobt wurde, aus: „Was mich anlangt, so möchte ich auch nicht einen papistischen Mann, noch ein papistisches Weib im Lande dulden; ja nicht einmal einen papistischen Hund oder eine papistische Hündin; ja ich wollte nicht dulden, daß eine papistische Katze um den König knurrte und miaute!“

Die Zeugen wurden immer verwegener und das Parlament immer heftiger. In Londons Straßen wurde ein Pamphlet verkauft unter dem Titel: „Eine Beschreibung

und unparteiische Enthüllung des schrecklichen, papistischen Complots, wornach die Städte London und Westminster mit ihren Vorstädten verbrannt werden sollten; auch von den Rathschlüssen, Anweisungen und Befehlen der Jesuiten derohalb. In's Licht gestellt von Capitain William Bedloe, der vorhin in dieses schreckliche Complot verwickelt gewesen, und selbst einer gewesen von dem papistischen Committee, um das Feuer anzulegen." In diesem Buche wurde nachgewiesen, wie jede Feuersbrunst, welche seit einer Reihe von Jahren in London gewüthet, von den Jesuiten angelegt worden, stets in der Hoffnung, daß sich dabei die allgemeine Massacrirung ins Werk setzen lasse. Aber Oates wie Bedloe hatten sich wol gehütet, einen der Minister oder irgend eine andere bei Hofe einflußreiche Person zu nennen, bis auf die als eifrige Katholiken ohnehin verdächtigten Lords. In ihren Aussagen wußten sie auch die Theilnahme des Herzogs von York so geschickt in den Hintergrund zu drängen, als drohe selbst diesem von Seiten der Geschworenen eine Gefahr, wenn er in ihre Bedingungen nicht einginge. Beide hatten mehrmals erklärt, daß, außer den genannten, keine Person von Einfluß compromittirt sei. Neue Zeugen gingen aber noch weiter und schuldigten sogar die katholische Königin selbst an: auch sie habe die Absicht gehabt, ihren Gatten, den König, umzubringen. Karl II. lebte bekanntlich mit seiner Gemahlin in einer unglücklichen, oder wenigstens völlig gleichgültigen Ehe. Wurde diese Ehe vernichtet, so war ihm die Freiheit gegeben, sich anderweitig, mehr den Wünschen seines Volkes gemäß, zu verheirathen, es war die Möglichkeit da, daß dem verhaßten Herzog von York die Thronfolge entging, und damit war dem Volke geholfen und des Königs Lage diesem gegenüber eine

glücklichere. Hier ist der Verdacht ausgesprochen, daß die Führer der Volkspartei mit die Hand im Spiele hatten; sie wollten eine Brücke bauen zur Verständigung zwischen Volk und Fürst, durch — ein Verbrechen. Das Haus der Gemeinen lieh der Anklage sein Ohr; aber Karl, zum ersten Mal edel und königlich, wies dieselbe entschieden zurück. „Sie denken, ich habe Lust nach einer neuen Frau; aber darum soll ein ganz unschuldiges Weib nicht gekränkt werden." In seiner Entrüstung ließ er sogar den Volksliebling Oates einsperren und seine Papiere fortnehmen, doch ohne Zweck.

Aber der Wuth des Parlamentes konnte er keinen Damm mehr entgegensetzen. Das papistische Complot ging jetzt in die äußere Politik über. Die Wuth Zeugen zu werden, hatte auch Vornehmere angesteckt. Des Königs eigener Gesandte in Paris, Montague, war eigenmächtig zurückgekehrt, und hatte dem Parlamente ein Document vorgelegt, aus dem hervorging, daß der König während der nimwegener Friedensunterhandlungen von Ludwig XIV. eine bedeutende Summe gefodert, unter dem Versprechen, die Verhandlungen dafür zu seinen Gunsten zu leiten. Das ergrimmte Parlament klagte dafür den Minister Danby, welcher seinerseits so redlich gegen die Papisten und gegen das französische Interesse gearbeitet, aber als Absolutist verhaßt war, des Hochverraths an, ja es maß ihm selbst papistische Neigungen bei, und daß er geflissentlich das Complot, das ihm längst bekannt geworden, verborgen gehalten. Der König, der sich nicht länger zu helfen wußte, löste das Parlament auf, ein Parlament, welches aus lauter Royalisten gewählt war, im Anfang der Regierung Karls freudig seine Zustimmung zu allen königlichen Maßregeln gegeben, aber im Lauf der Jahre, entweder aus

menschlicher Schwäche, oder aus wohlgerechtfertigter Furcht vor den Absichten des depravirten Hofes, sich ganz der Volksströmung hingegeben hatte, und in immer stärkere Opposition gegen König und Hof verfallen war.

Inzwischen hatte man dem Recht seinen Lauf gelassen, wenn das noch Recht zu nennen war. Richter und Geschworene waren, wie Volk und Parlament von der Wirklichkeit des haarsträubenden Complots erfüllt, sie waren von der Richtigkeit der Aussagen Titus Oates und William Bedloe's überzeugt. Insbesondere war der Lord Oberrichter von dem ganzen antikatholischen Unwillen des Volkes mitergriffen, und handelte nicht, wie es eines unparteiischen Richters Pflicht ist. Statt den Angeschuldigten mit gutem Rathe beizustehen, sprach er gegen sie, als wären sie bereits überführte Verbrecher, ihre Schuld unwiderleglich. Die Zeugen schüchterte er ein, und ging sogar so weit, öffentlich auszusprechen, daß die Papisten nicht dieselben moralischen Grundsätze mit den Protestanten hätten, und daher als Zeugen auch nicht so glaubwürdig als die letzteren wären.

Vier Unglückliche wurden noch in diesem Jahre (1678) vor die Schranken geführt: Coleman, der Pater Ireland, Grove und Pickering.

Gegen Coleman sprachen seine Briefe, die er nicht ableugnen konnte, und die Zeugenaussagen von Titus Oates und William Bedloe. Er räumte ein, daß er sich sehr unziemlicher Ausdrücke bedient habe; aber sie enthielten doch keine Verbrechen, auch nichts, was mit den Angaben Oates übereinstimme. Wenn Katholik sein und ein eifriger Katholik sein und von Herzen wünschen, daß der Glaube, den er bekenne, der Glaube der Andern werde, wenn das ein Verbrechen sei, bekenne er

seins. Daß ſie der Oheim, um vermöge ihrer Augen die Pfründe zu erhalten, mitgebracht, lag am Tage; die Kenner wollten indeſſen nicht zugeben, daß dies lebendige Geſchöpf ſich als Maſchine gebrauchen laſſe, und zwar von dem ergrauten Schwachkopf. Man rieth hier auf eine glänzende Partie, nach der ſie angle, dort murmelte ein Lord mit bedeutungsvolleren Mienen: „mehr! mehr!“

„Sie könnte den Abendcirkeln neues Lüſtre geben,“ meinte ein Anderer, der darauf einging, zumal hier, wo es ſchon an Wunder gränzt, wenn man zwiſchen den Kutten noch Seide- und Geldſteff ſieht.“

„Pſt!“ zuſchelte die Mehrzahl mit verlängerten Geſichtern, und doch äußerte ſich der Eine von den Beſorgten unverhohlen: „Sie käme, trotz Friſche, Schönheit und Witz nicht auf. War ihnen doch ſchon die Sedley zu witzig, und mußte fort.“

„Die Dorcheſter,“ ſagte der Andere, „war zu beißend, ſie hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Ein wenig nachgebend, und ſie könnte noch regieren.“

„Sie ſoll wieder in London ſein,“ warf ein Dritter hin.

„Gebe ihr der Gott der guten Geſellſchaft den Gürtel der Charis und etwas Beſonnenheit; denn

sich straffällig, sonst nicht. Aber Oates und Bedloe sagten außer Dem, was wir schon im Allgemeinen wissen, aus, daß Coleman vom Superior der Jesuiten eine Bestallung als päpstlicher Staatssecretair für England erhalten, daß er eingewilliget in das Vergiften, Erschießen und Erstechen des Königs und aus seiner eigenen Tasche eine Guinee bezahlt, um dem Boten mit diesen schrecklichen Aufträgen schnelle Füße zu machen. Die Jury sprach ihr Schuldig. Er ward zum Tode verurtheilt und starb gleich darauf mit Ruhe und Festigkeit am Galgen. Bis zum letzten Augenblicke betheuerte er seine Unschuld.

Gegen den Pater Ireland zeugten keine eigenen Schriften. Ebensowenig gegen Grove und Pickering; nur jene beiden viel genannten Zeugen, deren Wort aber so gewichtig war, daß es über Tod und Leben entschied. Ireland sollte einer der 30 Jesuitenpatres sein, welche zusammen das Todesurtheil des Königs unterschrieben. Er behauptete aber, grade zu der Zeit, wo Oates ihn in London das Document unterzeichnen ließ, in Staffordshire gewesen zu sein. Er machte dieses alibi höchst wahrscheinlich; er würde auch, meint man, den Beweis vollständig geführt haben, wenn man ihm Zeit und Mittel gelassen, seine Zeugen zu citiren. Aber im Gefängniß hatte man ihm weder Feder, Dinte noch Papier zukommen lassen, um seine Entlastungszeugen zu benachrichtigen. Ireland, Grove und Pickering, letztere angeschuldigt, sich zum Erschießen des Königs verdungen zu haben, wurden zugleich verurtheilt.

Als die Jury ihr Schuldig aussprach, sagte der Lord-Oberrichter: „Gentlemen, Ihr habt gethan, wie es guter Unterthanen Pflicht ist und guter Christen, das ist, guter Protestanten. Und nun im Uebrigen mögen ihnen

ihre 30,000 Messen helfen!" Alle starben unter heiligen Betheuerungen ihrer Unschuld. Die Zuschauer sahen ohne Rührung zu. Der Glaube war zu allgemein, daß man einem Jesuiten weder im Leben noch im Tode trauen dürfe, und daß ihm, des Zweckes willen, jedes Mittel, also auch die durch den Eid bekräftigte Lüge, recht sei. Man erinnerte sich nicht, daß die bei der Pulverschwörung betheiligten Jesuiten vor ihrem Tode ein vollständiges Bekenntniß abgelegt hatten.

Das neue Jahr 1679 begann mit dem Proceß gegen die angeblichen Mörder Sir Edmundbury Godefroys. Es waren vier, Hill, Green, Berry und der Silberschmied Prance. Die ersteren Drei waren Bediente oder Kirchendiener an der katholischen Kapelle in Somersethouse, und es war nur ein einziger Zeuge wider sie da, welcher zugleich der Denunciant war: Bedloe. Dies genügte auch vor so eingenommenen Richtern und Geschworenen nicht. Man suchte einen der Vier zu gewinnen, um als Königszeuge gegen die Uebrigen aufzutreten. Prance, der katholische Silberschmied, lag, schwer mit Eisen belastet, in einem kalten, finstern, feuchten Kerker. Man meint, es sei von den Leitern des Committees nicht ohne Absicht geschehen. Shaftesbury und Buckingham hätten die Gefangenen durch Drohungen und Versprechungen vielfach bearbeitet. Prance fand sich endlich, seinen Leiden erliegend, zum Sprechen bewogen. Er sagte etwas und man entlockte ihm mehr. Es war unzusammenhängend und so albern, wie alles Bisherige, z. B. daß ein gewisser Le Fèvre ein Schwert von ihm gekauft, weil, wie er dabei gesagt, man nicht wisse, was vor der Thür stände. Als Prance darauf sein Bedauern ausgedrückt, dann würden für die armen Handelsleute schlimme Zeiten kommen, habe Le Fèvre geant-

wortet: grade umgekehrt, für die Krämer würde es gut sein, wenn die katholische Religion wieder aufkäme. Und vorzüglich für ihn; was werde es da in den Kirchen Arbeit geben für die Silberschmiede. Aber selbst diese dürftige Aussage nahm er, verhört vor dem Könige und dem Geheimen Committee, wieder zurück und bekannte sich erst wieder dazu und zu Dem, was man sonst von ihm verlangte, als er aufs Neue in den Kerker geworfen war. Prance's und Bedloe's Zeugnisse standen nun den drei andern Angeschuldigten entgegen. Sie widersprachen sich, jeder von Beiden behauptete allerhand Absurdes, Entlastungszeugen brachten manches Wichtige vor, was die Beweiskraft entkräften mußte. Vergebens. Die Jury, die Richter, das Volk waren von der Schuld der Angeklagten überzeugt, daß sie als Papisten logen und von Zeugen unterstützt wurden, welche die Jesuiten eingelehrt. Sie wurden schuldig erklärt. Es wird Niemand Das dem Geschworenengericht zum Vorwurf machen, was die Krankheit der Zeit war. Die gelehrtesten Richter und die weisesten Männer waren auf gleiche Weise angesteckt. Hill, Green und Berry wurden hingerichtet. Sie beharrten dabei, ihre Unschuld zu versichern. Berry ließ sich sogar bekehren und starb als Protestant, dennoch leugnend. Man begriff nur nicht, wie ein Protestant noch vor seinem Tode so lügen könne!

Dem Könige fehlte es an Geld; er mußte wieder ein Parlament berufen. Trotz aller Anstrengungen des Hofes bei den Wahlen, wurden alle Eiferer des aufgelösten Parlaments wieder erwählt und andere, noch heftigere dazu. Alle Anzeichen waren dafür da, daß die vorigen Stürme noch furchtbarer ausbrechen würden. Eine zahlreiche Partei stand dem Könige gegenüber; hier eine Volksmasse, so blindlings dem Vorurtheil und religiö-

sem Hasse hingegeben, daß sie die augenfälligsten Dummheiten glaubte; dort eine andere, welche im Kampfe für die Volksfreiheiten, für die alte Verfassung und religiöse Ueberzeugungen, gleich den angeschuldigten Jesuiten, keine Mittel für zu verwerflich hielt, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Lug, Betrug und Meineid ward von ihr gefördert, und ihre Hände waren nicht rein geblieben von unschuldigem Blute, wenn es gleich unter dem Namen der Gerechtigkeit vergossen wurde. Schon gingen sie damit um, die Thronfolge zu ändern, indem der Antrag auf Ausschließung des katholischen Thronerben vorbereitet wurde; sie hatten Karl's natürlichen Sohn, den Herzog von Monmouth, einen Jüngling von liebenswürdigen Eigenschaften, aber unbedeutendem Charakter, in ihre Netze gezogen, ihn zum Liebling des Volkes erhoben, dem Volke vorgespiegelt, seine Mutter sei in heimlicher Ehe mit dem Könige vermählt gewesen, und dem Volke und ihm hoffen lassen, er könne dereinst König werden. Sie griffen also aus der Ferne selbst nach des Königs Krone.

Dies durfte Karl nicht dulden. Einer jener seltenen Momente überkam ihn, wo er seiner Trägheit Herr ward, und seine natürlichen Anlagen erwachten. Mit Klugheit ging er zu Werke, langsam, aber immer thätig und wachsam, er bückte sich, bis der Sturm vorübergerauscht war und dann wußte er ihn geschickt zu fassen, zu wenden und zu richten, daß er Die traf, welche ihn heraufbeschworen, oder doch wenigstens sehr geschickt benutzt hatten. Um das Volk fürs erste zu besänftigen, verwies er den Herzog von York vom Hofe und außer Landes; zugleich aber gab er die feierliche Erklärung, daß sein Sohn, der Herzog von Monmouth, außer der Ehe erzeugt sei.

Aber jenes genügte dem Allgemeinwillen nicht, und dieses reizte Einzelne nur noch mehr. Das Parlament verfolgte den abgesetzten Minister Danby, obgleich der König seine Gnade ihm im voraus geschenkt, und erklärte, daß diese Gnade in solchen Fällen unzulässig sei. Es verfuhr mit ungeschwächtem Eifer gegen die Papisten und setzte neue Belohnungen für neue Zeugen aus, als ob nicht schon genug schlechtes Gesindel durch die frühern Belohnungen angelockt worden. Capitain Bedloe erhielt ein Geschenk von 500 Pf. St., und seine persönliche Sicherheit ward der besondern Aufsicht des Herzogs von Monmouth übertragen. Das Unterhaus erklärte, wenn der König zu einem unzeitigen Ende kommen sollte, wollte es seinen Tod an den Papisten blutig rächen. Ein Parlamentsglied ward förmlich ausgewiesen, weil es in einer Privatgesellschaft verächtlich von Denen gesprochen, welche an die Echtheit des Complots glaubten. Ja selbst die Lords ließen ihr Committee gegen diejenigen Untersuchungen erheben, welche sich erdreisteten, zu behaupten, daß die bis da wegen des Complots Hingerichteten unschuldig hingerichtet waren. Deutet dieser übertriebene Eifer darauf, daß sie selbst an ihrem Glauben zu zweifeln anfingen?

Der König mußte mehr thun, um sein Volk zu besänftigen. Auf den Rath eines wahren Patrioten, des außerhalb der Parteien stehenden Ehrenmannes Sir William Temple, entließ er sein durch Danby's Verhaftung ohnedies zersplittertes Ministerium, und wählte ein neues Ministerium und einen neuen Geheimenrath von 30 Mitgliedern, von denen die Hälfte wenigstens zur Volkspartei gehörte. Das aufs höchste gestiegene Mistrauen in der Nation mußte beschwichtigt werden, es mußten unter die Räthe der Krone Männer aufgenommen wer-

den, welche sich der vollen Zuneigung des Volkes erfreuten. Alsdann würde es weniger und nicht so ungestüm fodern, und wenn die Krone sich dennoch genöthigt sehe, diese Foderungen abzuweisen, so geschehe es auf den Rath der populairen Männer, die es mit dem Volke auszumachen hätten. Die Führer der Volkspartei würden alsdann jedenfalls von ihrer ungemessenen Heftigkeit nachlassen. Dies war Sir William Temple's Rath. Unter den neuen Mitgliedern des Ministeriums waren der Herzog von Monmouth, der Graf von Sunderland, Viscount Halifax, Lord Cavendish, der Graf von Essex, Lord Russell und der Graf von Shaftesbury. Essex, entschieden der Volkspartei angehörend, ward an Danby's Stelle Lord Schatzmeister; Russell, eine Zeit lang am Hofe und in jugendlicher Aufwallung von dessen Lockungen verführt, war schon längst enttäuscht und durch die innere Verderbtheit, die er dort fand, zurückgeschreckt, zur Opposition übergegangen, in der er, geehrt um seiner Charakterfestigkeit und seines freundlichen Benehmens willen, in den Vorderreihen gefochten hatte. Aber der Lenker derselben war Shaftesbury, der größte Intriguant seiner Zeit, ein Mann ohne Grundsätze, doch von dem größten Talente. Daß Karl diesen einflußreichen Führer der Volkspartei wieder in den Geheimenrath berufen, ja ihn sogar an die Spitze desselben als Präsident gestellt, konnte ihm aber nichts helfen. Denn Shaftesbury erkannte zu wohl an, daß diese ganze liberale Beimischung des Geheimenrathes nur des Scheines, der Decoration wegen, erfolgt war, und daß er und die Seinen hier in der Wirklichkeit ohne Macht und Einfluß blieben.

Um desto eifriger arbeitete er auf der andern Seite, eben während er die Volkspartei zu neuer Entfaltung

ihrer ganzen Thätigkeit, ihrer Eifersucht und ihres Hasses anstachelte, benutzte er den durch seine neue Berufung gewonnenen Schein zu seinem zweiten Spiel vor demselben. Er stellte ihnen vor, durch seine neue Stellung zum Könige kenne und wisse er, daß derselbe nachgeben müsse und werde, wenn nur die Volkspartei unverrückt in ihren Bestrebungen weiter gehe. Die Partei ging weiter. Sie ließ sich nicht begnügen durch des Königs Vorschläge: die Macht seines Nachfolgers, falls derselbe katholisch sei, dergestalt einzuschränken, daß er eigentlich nur noch den Schatten der königlichen Macht behielt. Sie foderte die unbedingte Ausschließung des Herzogs von York von der Thronfolge, weil derselbe katholisch sei. Sie eiferte gegen das Bestechungssystem, welches damals indessen, weil der Hof das Geld zu andern Dingen brauchte, nur mit schwachem Erfolge angewandt wurde, und foderte, daß alle Mitglieder, welche Aemter mit Besoldung innehatten, nicht im Unterhause sitzen sollten. Sie setzte, — und dies ist Shaftesbury's größtes Verdienst — die Habeas corpus-Acte durch, vermöge welcher die persönliche Freiheit des Engländers für alle kommenden Zeiten gesichert ward. Bis dahin waren willkürliche Verhaftungen von jeder herrschenden Partei vorgenommen worden, und die Krone hatte nur zu oft ihre Macht dahin gemisbraucht, daß sie die Verhafteten über Meer in die Gefängnisse der Colonien bringen ließ. Die Subsidien wurden kärglich, stets mit Vorbehalten und Maßregeln, welche deutlich das Mistrauen gegen den guten Willen des Königs verriethen, bewilligt; nur gegen Danby, die gefangenen katholischen Lords und das papistische Complot wurde mit demselben Eifer verfahren. Ja im Unterhause ward ein neuer Antrag vorbereitet, mit verstärkten Kräften einen neuen Sturm gegen

die Papisten zu erheben. Da half sich Karl abermals selbst, er prorogirte, ohne deshalb, wie er versprochen, zuvor seinen Geheimenrath zu fragen, das Parlament, und löste es später auf.

Vor dem Gerichte hatte die Verfolgung der Verschwörer indessen ihren ungehinderten Fortgang. Die Jesuiten Whitebread, der Provinzial des Ordens in England, Fenwic, Gavan, Turner und Harcourt wurden vor die Geschworenen gestellt. Außer Oates und Bedloe erschien hier ein neuer Zeuge Dugdale, der zwar arm, doch einen etwas besseren Ruf als die beiden hatte. Aber, was er vorbrachte, war ebenso unglaublich, ja noch mehr übertrieben. Er ließ 200,000 Papisten in England bereit stehen, um auf den ersten Wink als Würgengel über die Protestanten loszufahren. Die Unglücklichen vertheidigten sich nach Kräften. Die Negative, daß sie unschuldig seien, war nicht zu beweisen, aber sie versuchten Titus Oates als Lügner darzustellen. Aus St. Omer waren 16 Zeugen herübergekommen, meist junge Leute von angesehenen Familien, die eidlich erhärteten, daß Oates grade zu der Zeit, wo er wollte in London gewesen sein, in St. Omer gewesen wäre. Aber sie waren Katholiken, Schüler eines Jesuitencollegiums! Was konnte ihre Aussage vor diesen Geschworenen und diesen Richtern bedeuten? Als einer sagte, daß Oates so und so lange in St. Omer verweilt habe, wenn er seinen Sinnen trauen könne, antwortete ihm der Oberrichter sarkastisch: „Euch Papisten wird ja gelehrt, daß Ihr Euren Sinnen nicht trauen sollt.“ Indeß hatte Oates auch Zeugen aufgestellt, welche bewiesen, daß er um jene Zeit in London gewesen; bei dem spätern Processe gegen ihn wegen Meineids ward jedoch herausgestellt, daß dies falsche Zeugen waren.

Auch der Beweis, welchen die Jesuiten führten, daß Oates im Proceß des Pater Ireland falsch geschworen, daß Ireland wirklich in Staffordshire gewesen, als Oates ihn in London sein ließ, half ihnen bei der allgemeinen Stimmung nichts. Alle 5 wurden schuldig erklärt, hingerichtet und starben unter den ernsten und feierlichen Betheuerungen ihrer Unschuld.

Nun kam ein ausgezeichneter katholischer Jurist, der schon in der Titus Oates'schen Denunciation erwähnt ist, Langhorne, an die Reihe. Er war bezüchtigt, daß sämmtliche katholische Anstellungen, welche der Papst in England verordnet, durch seine Hände gegangen seien. Oates und Bedloe bekräftigten es mit ihrem gewichtigen Eide. Gegen diesen unglücklichen Mann schien die meiste Wuth im Volke zu herrschen. Der Pöbel zerriß die Zeugen, welche für ihn erschienen, fast in Stücke. Einer wurde in der That so verletzt, daß sein Leben in Gefahr schwebte. Eine Frau, die für ihn zeugen wollte, erklärte vor Gericht, daß, wenn man ihr nicht Schutz verspreche, so wage sie nicht den Mund aufzuthun. Die Richter konnten ihr nur versprechen, daß Die, welche ihr etwas anthäten, bestraft werden sollten. Als Langhorne das arme Weib zittern sah, erließ er ihr ein Zeugniß, welches ihm freilich bei der Lage der Dinge wenig geholfen hätte. Als das Schuldig herausgebracht wurde, begrüßten es die Zuhörer mit einer wahrhaft canibalischen Freude.

Sir George Wakeman, der Leibarzt der Königin, war von Titus Oates angeschuldigt, daß er den König habe vergiften wollen. Oates und Bedloe's Anschuldigungen waren bis hier so gut als Verurtheilungen gewesen. In diesem ersten Falle zeigten sie sich in ihrer Schwäche. Einmal, so hatte Oates bei seiner ersten Ver-

nehmung vor dem Geheimenrathe nur auf Hörensagen seine Beschuldigung vorgebracht. Als der Kanzler ihn fragte, ob er nicht aus eigener Wissenschaft etwas vorzubringen habe, entgegnete er: „Gott stehe mir bei, daß ich etwas gegen Sir George sagen sollte. Denn ich weiß nichts mehr gegen ihn.“ Vor Gericht dagegen gab er ein positives Zeugniß gegen Wakeman ab. Dieser Widerspruch mußte selbst so voreingenommene Richter befremden. Aber es kamen noch andere menschliche, diplomatische Klugheitsrücksichten hinzu. Sir George war der Leibarzt der Königin. In ihm ward auch diese unglückliche Fürstin mittelbar angeschuldigt. Sie aber konnte Niemand der auch nur entfernten Theilnahme, oder auch nur entfernten Mitwissenschaft eines solchen Frevels ernstlich für theilhaft halten. Wenn früher Stimmen aufgetaucht waren, wenn selbst das Unterhaus darauf eingegangen war, so war dies das höchste Aufflammen des Katholikenhasses gewesen, verbunden mit fein berechneten diplomatischen Intriguen. Das Haus der Lords hatte schon damals entschieden die Anklage zurückgewiesen. Dieses wilde Feuer war verraucht. Die arme, verlassene Fürstin war keine Verbrecherin; sie hatte sogar Anspruch auf das Mitleid des Volkes. Es war dies ein hochwichtiger Fall. Ward der vertraute Leibarzt der Königin, ein Mann im besten Rufe, verurtheilt, so war kein Ziel der Verfolgungen abzusehen. Schien doch wirklich ein Wendepunkt in der furchtbaren Strömung eingetreten zu sein. „Der Sinn der Menschlichkeit und der gesunde Menschenverstand, welcher so lange die Nation verlassen zu haben schien,“ sagt Hume, „schien sich wieder einzustellen.“ Selbst der Lord Oberrichter, schlug hier ein anderes Verfahren ein. Er schreckte nicht mehr die Zeugen ein, er ließ die haarsträubenden Schilderun-

es thut in der That dem Hofe Noth nach einer Maitresse, die es versteht Maitresse zu sein. Ist es nicht eine Schmach für England, daß sich hier noch keine Montespan, keine La Valery, keine Maintenon bilden können? Wär nur ein Fünkchen Genie dagewesen, Carls Hof war der Ort, wo es die Roberts, die ihm Schaftsbury zuführte, die Cleveland, die La Guyn selbst, weit bringen konnten; da mußte eine Französin uns geschickt werden, und die Portsmouth die einzige sein, die sich mit Ehren nennen läßt!"

„Und jetzt Mylord," hub der erste lächelnd mit aufgehobenem Zeigefinger an, „jetzt solche Reden beim Zustande der Königin!"

Man senkte die Köpfe, um die verzogenen Mundwinkel zu verbergen; indem rauschte Mistriß Chiffinch vorüber. Aus den vollen Zügen ihrer überreifen Schönheit lächelte der Triumph der Freude:

„Sirs!" sagte sie, mit der vertraulichen Miene erlernter Vornehmheit sich herabneigend. „Man gebe sich keine Mühe im diviniren. Die Dorset, lieber Gott, was will die Dorset machen? Aus den Augen aus dem Sinn. Unsere kleine Landdame vom Pastor, wo er her ist, trägt den Sieg davon. — Sehn Sie dort? — Eine Viertelstunde

gen von der Entsetzlichkeit des Complottes, die er jeder Untersuchung sonst vorangeschickt, diesmal fort, und sein Resumé vor den Geschworenen war in milderem Tone abgefaßt, indem er die mancherlei für den Arzt sprechenden günstigen Umstände heraushob, und es nur der Weisheit der Jury überließ, das rechte Urtheil zu finden. Dies veränderte Verfahren empörte die Exaltirten dermaßen gegen einen Richter, welchen sie früher nicht genug erheben können, daß Oates und Bedloe es wagen durften, ihn öffentlich vor Gericht der Parteilichkeit anzuschuldigen. — Wakeman ward freigesprochen. Es war ein empfindlicher Rückschlag für Die, welche ungestüm vorwärts wollten. Aber als Wakeman dem Frieden nicht traute, rings umgeben von erhitzten Fanatikern, welche mit neuen Anklagen drohten, und sich nach dem Continent begab, riefen sie jubelnd aus: seht, ein Beweis seiner Schuld!

Jahre vergingen und das papistische Complot hatte noch immer Lebenskraft. Aber auf der andern Seite hatte auch der König wieder Muth und Kräfte gewonnen. Mit großer Klugheit war er stets dem Glauben des Volks an das Phantom entgegengekommen, in jeder öffentlichen Rede hatte er das Complot verdammt und Gott und seinem Volke gedankt, daß es noch bei Zeiten entdeckt worden; aber er hatte zugleich die Zeit wohl benutzt, die religiöse Partei zu verstärken. Er hatte sich der lange von ihm vernachlässigten Partei der Cavaliere wieder genähert — den strengen Royalisten, wenn gleich eifrigen Protestanten, war der Gedanke einer möglichen, willkürlichen Thronfolge unerträglich — er hatte selbst die hohe Kirche an sich zu ziehen gewußt, indem er die Prälaten auf die immer gefährlicher werdende Macht der Presbyterianer hinwies, welche sich der Volks-

partei mehr und mehr anschlossen. Auch viele Unparteiische, die einerseits am Complot zu zweifeln anfingen, andrerseits von der immer wachsenden Erbitzung der Parteien besorgten, daß sie zu einem neuen, unseligen Bürgerkriege führen könne, hatten sich von selbst der Krone und einem Könige genähert der, bei allen seinen Fehlern auch alle Vorzüge eines umgänglichen, liebenswürdigen Benehmens besaß. Fern von Stolz und Eitelkeit, behandelte er seine Unterthanen wie Gentlemen; wie Freie, nicht wie Vasallen. In der Unterhaltung gewann er selbst die Herzen Derjenigen, welche ihn fast verachten gelernt. Gehörte er doch auch in seinem öffentlichen Leben, in seinen Staatshandlungen nicht zu den halsstarrigen Königen, welche ihre Ansicht für die absolut richtige wollen gelten lassen und keinen Widerspruch ertragen. Er war im Gegentheil mehr als constitutionell; er fügte sich nicht allein in den Willen der Mehrheit, sondern, wenn er erkannte, daß eine Meinung die Ansicht der Majorität des Volkes gewonnen, so kam er ihr schnell so entgegen, als wäre es seine eigene, und Nation und König hätten sich auf demselben Wege gefunden. Wenn er dann auch geschickt vorausging und unvermerkt in die Wege einlenkte, welche ihm gefielen, so war das doch immer eine königliche Liebenswürdigkeit, welche Vielen, die nicht zu weit vorausssahen, mehr zusagte, als der gerade Stolz seines Vaters und die fanatische, alle Parteien beleidigende, rücksichtslose Geradheit seines Bruders York.

Als Karl ernstlich erkrankte und man seinen Tod fürchtete, war deshalb der Schreck und die Furcht nicht gering, der Einen vor dem papistischen Thronfolger, der Andern vor einem langwierigen Bürgerkriege. Denn daß eine Revolution einen solchen hervorbringen müsse, war

in England 1679 ebenſo der Glaube, als in Frankreich 1830. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Völker durch die Revolutionen mehr lernen als die Fürſten. Die Stuart wie die Bourbonen wollten, nach ihrer Wiederkehr, nur das Alte reſtauriren; die Engländer und die Franzoſen hatten aus der Revolution die Lehre geſchöpft, daß ein Bürgerkrieg das größte aller Uebel iſt, und als die Revolution in beiden Ländern, durch die fruchtloſen Experimente der Reſtauratoren, nothwendig und wirklich ward, wußten ſie ſich ſelbſt zu überwinden, und, ſchnell dem Strome ein Ziel ſetzend, der Geſetzlichkeit über die aufgeregten Gefühle den Sieg zu verſchaffen.

Sir William Temple verlor ſo den Kopf, daß er ausrief: „Wenn der König ſtirbt, iſt es das Ende der Welt!“ Die Miniſter Eſſex, Halifax und Sunderland hatten ſchnell nach Brüſſel hinüber geſchickt und den Herzog von York rufen laſſen; es ward ihnen ſchlecht belohnt. Der König genas wieder, der Herzog kehrte nach Brüſſel zurück, und Monmouth, den er mit Grund fürchten gelernt, ward in Ungnade vom Hofe verwieſen. Eſſex, gekränkt, legte ſein Amt nieder, ebenſo Halifax und William Temple, der jetzt an einer Ausſöhnung der Parteien verzweifelte. Der König ernannte neue Miniſter mit völliger Gleichgültigkeit. Er wechſelte, heißt es, ebenſo leicht Maßregeln und Miniſter. Ein neues Parlament war gewählt worden, aber da die Wahlen größtentheils zu Gunſten der Volkspartei ausgefallen waren, prorogirte es der König auf eigene Hand, ohne ſeinen Geheimrath darum zu fragen. Lord Ruſſell, über alle dieſe Vorfälle in tiefem Unmuth, ſchied ebenfalls aus dem Geheimrath aus, und Shaftesbury wurde geradezu entlaſſen.

Hiermit ſchien die Partei, welche wir heute die liberale nennen, in der Regierung völlig geſchlagen und be-

seitigt. Nicht so im Volke und im Parlamente. Sie hatte noch ihr papistisches Complot, welches sie in salutem rei publicae weiter auszubeuten nicht aufgab.

Es mußte traurig in England um das Gefühl und das Bewußtsein der Rechte und Freiheiten stehen, wenn man dafür und dawider nur durch Complotte und Verschwörungen kämpfte, wenn man, um etwas durchzusetzen, zum Mittel der Denunciationen griff. So spielt eine alberne Episode, das sogenannte Mehltonnen-Complot, in die große Baracke-Tragödie des papistischen Complots hinein. Ein elender Abenteurer und Vagabunde, der in Ketten gesessen, ausgepeitscht und gebrandmarkt war, ein gewisser Dangerfield, zeigte eine neue Verschwörung an, die jenen seltsamen Namen von dem Orte erhielt, wo er die gefährlichen Papiere wollte gefunden haben. Die Sache ist nicht recht ins Klare gekommen, noch verdiente sie es. Zuerst, angeblich von einigen angesehenen Katholiken unterstützt, bemühte er sich, eine Verschwörung der Presbyterianer zu enthüllen; nachher, als er sah, daß ihm dies weniger versprach, weil die Macht noch bei der Volkspartei war, soll er sich an Shaftesbury gewandt haben, unter dem Vorgeben, ein neues papistisches Complot zu entdecken. Dies war zu spät oder paßte nicht in die Plane der Parteihäupter und man ließ die Sache von beiden Seiten fallen. Aber die Opposition bemächtigte sich doch in so weit derselben, daß sie einen neuen Lärm erhob und ausstreute, der Hof habe das Ganze angestiftet, um im Wege der Vergeltung den Presbyterianern die Schuld einer falschen Verschwörung aufzuladen.

Die Verwirrung in England stieg mit jedem Tage, ohne daß eine Aussicht da war, zu einem befriedigenden Resultate zu kommen. So tief war Englands Ansehen

als Macht gesunken, daß Holland die ihm angebotene Alliance, die ihm früher von solchem Werthe war, von sich wies, weil auf einen so von Parteien zerrissenen Staat kein Vertrauen zu setzen sei. Vergebens hatte der König endlich 1680 sich entschlossen, das Parlament zu berufen, — freilich nur weil er nicht anders umhin konnte — vergebens hatte er die Gemeinen mit den süßesten Worten angeredet, ihnen verheißen, mit ihnen des ferneren das greuliche papistische Complot zu verfolgen, nur sollten sie einträchtig sein, damit England vor dem Auslande wieder zu Ansehen käme. Die Volkspartei überbot sich in Verfolgungseifer. Nicht zufrieden damit, den Papst im Bilde überall auf den Straßen zu verbrennen, den Herzog von York im Parlament für einen papistischen Abtrünnigen erklären zu lassen (worauf im Oberhause Shaftesbury, gefolgt von dem Lord Russell, dem Earl Huntingdon, den Lords Cavendish, Grey, Brandon, Sir Henry Cavendish, Sir Gilbert Gerard, Sir William Cooper und andern angesehenen Edelleuten feierlich antrug), vor die Gerichte einzelne Papisten zu stellen, und sie oft nur darum verurtheilen zu lassen, und demnächst natürlich auch hinrichten, weil sie die Weihen der römischen Kirche empfangen (was König Karl ruhig zuließ, um dem aufgebrachten Volke doch auch etwas zu Gefallen zu leben), nicht zufrieden damit, sagen wir, überbot sich das Parlament in harten Maßregeln auch gegen alle Diejenigen, welche die Macht des Königs vorher vertheidigt hatten. Während nämlich von allen Seiten des Landes Petitionen eingereicht wurden, damit der König, der so lange als möglich gezaudert, das Parlament endlich zusammenberufe, waren von Seiten der Cavaliere und Royalisten, besonders durch die Hochkirchler befördert, Gegenpetitionen eingereicht worden, voll

der devotesten Ausdrücke, in welchen Karl ersucht wurde, ja nicht auf jene Petitionen zu achten, indem diese loyalen Bittsteller den liberalen das Recht zu den übrigen geradezu absprachen; umgekehrt verfuhr nun das Parlament und bestritt nicht allein den loyalen Gegenbittstellern ihr Recht, sondern machte es ihnen sogar zum Verbrechen gegen die Constitution, daß sie den Bittstellern ihr Recht streitig gemacht. Sie votirten das unbestreitbare Recht des Unterthanen, um Zusammenberufung des Parlaments zu bitten. Sie stießen ein Mitglied aus dem Hause, weil es sich des Verbrechens schuldig gemacht, dies Recht zu bestreiten, und, um die Verwirrung zu vollenden, setzten sie ein Committee zur Untersuchung gegen die Mitglieder ein, welche des gleichen Verbrechens schuldig befunden würden.

Es waren zwei Parteien geworden, die petitioners und die abhorrers, die aber in den jetzt aufkommenden Namen der Whigs und Tories übergingen. Eine große Anzahl abhorrers wurde in allen Theilen Englands auf Specialbefehl des Parlaments aufgegriffen, und mit Verletzung der eben erst gegebenen Habeas corpus-Acte ins Gefängniß gesteckt.

Das neue Parlament schien nichts davon zu wissen, oder wissen zu wollen, daß doch schon Zweifel über die Wirklichkeit des Complots aufgestiegen waren. Zu Anfang des Jahres waren zwei katholische Edelleute, der Graf von Gestlemain (obgleich von Oates und Dangerfield angeschuldigt, daß er den König ermorden wollen) und Sir Thomas Gascoigne, gegen den zwei seiner entlassenen Diener gezeugt hatten, von der Jury freigesprochen worden. Vielleicht um diesen Fehler gut zu machen, votirte das neue Parlament nicht allein: daß das schaudervolle papistische Complot eine Wahrheit sei, sondern

um das Volk recht zu erschrecken, erklärte es auch: daß dieses Complot, trotz der Entdeckung, noch immer fortbestehe. Zwei Mitglieder der Gemeinen wurden ausgewiesen, weil sie geäußert, es existire kein papistisches, sondern ein presbyterianisches Complot. Der Zeuge William Bedloe war an einem Fieber zu Bristol gestorben. Auf seinem Todtenbette hatte er vor dem Oberrichter North seine ganze Aussage bestätigt, mit Ausnahme Dessen jedoch, was er gegen den Herzog von York und die Königin bekundet; letzterem Umstande ging aber die Bitte voraus, sich beim Könige um eine Summe für ihn zu verwenden. Der Jubel der Anhänger des Complots über diese Aussage auf dem Todtenbette, die denn nun das erstere über allen Zweifel erhebe, schien durch jene theilweise Rücknahme des beschworenen Zeugnisses doch etwas bedenklich. Wenn Bedloe gestand, daß er hinsichts zweier Personen falsch Zeugniß abgelegt, welches Gewicht behielt dann das Zeugniß gegen die andern Angeklagten? Indessen bedauerte das Parlament schmerzlich den Tod dieses wichtigen und trefflichen Zeugen für künftige Fälle, und gab sich Mühe, wenigstens die andern sich zu erhalten. Dangerfield, mit allen Brandmalen der Infamie gestempelt, konnte nach den Gesetzen kein eigentlicher Zeuge sein; das Parlament gab sich Mühe, ihn etwas von dieser Infamie zu reinigen. Es belebte und belohnte eine ganze jüngere Zucht bereitwilliger Zeugen, deren traurige Namen die Geschichte aufbewahrt hat: Jennison, Turberville, Dugdale, Smith, La Faria. Man ging den König an, ihnen Pensionen auszusetzen; man ließ ihre Erzählungen drucken und verkaufen. Dr. Tongue wurde dringend zur ersten erledigten bedeutenden Prälatur der hohen Kirche empfohlen.

Man hätte die Jesuiten vielleicht fahren lassen, wenn man nur den Herzog von York losgeworden wäre. Aber hier scheiterten alle Hoffnungen, alle Anstrengungen. Der König wollte und konnte nicht nachgeben, obgleich Shaftesbury es noch immer hoffte, weil er mit seiner Zustimmung die Partei der Cavaliere und die Hochkirchler sich erzürnt hatte. Diese würden ihn dann wahrscheinlich verlassen und dem weit mehr gefürchteten Einfluß der Volkspartei preisgegeben haben. Daher ward die Exclusionsbill aufs Neue ins Parlament gebracht, mit schärferen Bestimmungen als vorher. Von allen Kanzeln im Reiche solle es zwei Mal im Jahre vor dem Volke verlesen werden, daß der katholische abtrünnige Thronfolger, der Herzog von York, des Rechtes auf die Krone verlustig erklärt, und daß, wer seine Rechtmäßigkeit dennoch behaupte, von jeder Begnadigung ausgeschlossen sei; es wäre denn, daß das Parlament selbst sie ihm bewillige. Mit großer Stimmenmehrheit im Unterhause angenommen, ward die Bill im Oberhause mit einer nicht unansehnlichen verworfen; zum großen Theil durch die Anstrengungen der Bischöfe. Sie fürchteten mehr vom Uebergewichte des Presbyterianismus, als dem des Katholicismus, welcher auf so schwachen Füßen in England stand, daß es, ihrer Meinung nach, selbst durch die Unterstützung eines katholischen Königs gegen den Volkswillen zu bestehen außer Stande sei. Der Kampf war übrigens heftig. Lord Esser, der erst im vorigen Jahre, als Minister, den Herzog von York eiligst an das Sterbelager seines königlichen Bruders berufen, damit er sein Erbrecht in Person geltend mache, war jetzt einer der Eifrigsten, der dagegen sprach. Solchem Wandel der Ansichten und Absichten sind die edelsten Charaktere unter den Schwankungen politischer Leidenschaften ausgesetzt.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.H.

3-598-51043-8
FN. 04026/042

Shaftesbury bot seine ganze Beredtsamkeit, alle seine Talente auf, aber vergebens; er unterlag der noch größeren Beredtsamkeit seines eigenen Neffen, des Lord Halifax.

Das Unterhaus knirschte vor Zorn. Er entlud sich zuerst gegen Halifax. Eine Adresse an den König ging im Augenblicke durch, Halifax für immer aus seinem Rathe zu stoßen und aus seiner Nähe zu verbannen. Andere noch bitterere Adressen maßen den Papisten und der heimlichen Unterstützung, welche der König und seine Regierung ihnen gewährt, alles Unheil bei, welches England seit Karls Rückkehr betroffen habe. Es ließ die Klage gegen die 5 katholischen Lords, welche noch immer im Tower saßen, wieder aufleben, und wählte zuerst einen derselben, den Viscount Stafford, als Schlachtopfer der Justiz und des Fanatismus aus.

Es ist dies einer der schwärzesten Punkte in der Geschichte der englischen Freiheitskämpfe, der englischen Rechtspflege, der englischen Humanität, ja der ganzen englischen Geschichte selbst. Wenn die katholischen Lords so schuldig waren, wie die andern Opfer der Verschwörung, welche dafür ihr Leben gelassen, warum hatte man sie nicht längst vor Gericht gestellt, warum sie Jahre lang aufgespart und mit der Angst gequält? Weil sie für minder schuldig galten, oder weil ihre Stellung so hoch war, daß man es nicht wagte, sie anzutasten? Und nachdem man so lange gezögert, sie vor die Schranken zu stellen, warum jetzt, wo gar kein neuer Grund in der Sache selbst vorlag, der ihre vermeinte Straffälligkeit und Gefährlichkeit vergrößerte? Und endlich, warum wählte man den einen Lord Stafford heraus, während die Lords Powis, Arundel, Peters und Ballasis für's erste unangetastet blieben? — Die Geschichte, der noch

converſirt Majeſtät ſchon mit ihr, und wahrhaftig die Kleine hat Haken um ihn zu angeln. Die vollen runden Arme, alles fein gewölbt, die Füßchen mit den zarten Knöchſeln: und wie ſie geht, es iſt eine Luſt mit anzuſehn. Churchill meinte verbin, ſie gliche mir als ich nach London kam. — Sehn Sie, jetzt legt ſie den Arm in ſeinen. — Sirs! Unter uns, es war ein kluger Gedanke, und kommt von Niemand als Graf Sunderland. Ein charmanter Kavalier, der ſich immer gleich bleibt. Adieu Sirs, Adieu!"

Unter den Paaren, welche die Zimmer durchkreuzten, ſah man allerdings den Grafen Sunderland an Churchills Arme wohlgefällig dem Könige, wenn er mit Annen vorüberging, nachblicken; doch ſchien nicht dieſelbe Stimmung auf allen Geſichtern zu herrſchen. Vater Peters gerundetes Antlitz furchte ſich etwas, als Pater Huddleſton ihm im Winkel einige ernſte Worte ins Ohr flüſterte.

„Ob die beiden ehrwürdigen Kahlköpfe auch über die Taille der neuen Helena Betrachtungen anſtellen?" ſagte Churchill. „Bei Gott ſie iſt ein Engel."

„Man ſchreit jetzt," entgegnete Sunderland „die blaſſe intereſſante Schönheit der Lady Wentworth

nicht widersprochen ist, gibt die traurige Antwort: weil Stafford ein alter Mann, hinfällig und von geringen Geisteskräften war, weil man daher nicht besorgte, daß er durch eine energische Vertheidigung den Angriff zurückschlagen werde. Wenn er gefallen, wollte man die andern, kräftigern Männer angreifen. Es war kein Act der Gerechtigkeit, es war jetzt ein rein politischer Act, um die katholische Partei, den katholischen Thronfolger, die man durch die Exclusionsbill nicht beseitigen können, durch einige große Justizmorde zu erschrecken.

Die Hauptpunkte der Anklage gegen Stafford gingen dahin: daß er aus den Händen des Jesuiten Fenwic eine Bestallung als Generalzahlmeister der päpstlichen Armee erhalten, unterzeichnet von dem Jesuitengeneral De Oliva, einer Armee, welche bestimmt war, England zu unterjochen. Titus Oates hatte es selbst gesehen, wie Fenwic ihm das Document überreichte. Das Document war verschwunden, aber Titus Oates Eid war vollgültig. Ferner: daß Stafford zu Tixal, einem Landsitz des Lord Aston, den schon genannten Dugdale zu überreden und zu bestechen versucht, den König zu ermorden. Daß er ihm dafür versprochen, erstens, er solle die Ehre genießen, daß ihn die Kirche unter die Zahl ihrer Heiligen aufnehme, zweitens 500 Pf. St. baar schon in dieser Welt. Zeuge dafür war derselbe Dugdale. Endlich: daß Stafford dem Franzosen Turberville in Paris einen gleichen Vorschlag gemacht. Dies bekundete Turberville.

Selbst gegen diese ganz unbestimmten Aussagen, welche, durch keine äußere Thatsache unterstützt, selbst kaum als ein Factum gedacht werden konnten, wußte der Angeschuldigte nicht ganz unerhebliche Gegenbeweise zu führen. Dugdale hatte geschworen, daß Stafford bei der

großen Rathsversammlung der Jesuiten in Tirol zugegen gewesen; aber der Angeklagte bewies durch unverdächtige Zeugen, daß er um jene Zeit in Bath und der Umgegend gewesen. Stafford versuchte sogar einen negativen Beweis. Turberville, ein Franzose, war früher Novize unter den Dominicanern gewesen, hatte dann in der französischen Armee gedient, und lebte nun, entblößt, und jeden Verdienst bereitwillig ergreifend, in London, ein Mensch, den die Noth zu Allem treibt. Aber Stafford's Kammerdiener und Page, welche ihren kränklichen Herrn auf Schritt und Tritt begleiteten und fast nie außer Augen ließen, bekundeten und beschworen, daß sie Turberville weder in Paris noch in London jemals in der Gegenwart ihres Herrn gesehen hätten. Ein solcher Beweis würde freilich auch vor einem andern Gerichte seine Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten gehabt haben; aber was bedurfte es eines Gegenbeweises, wo der Beweis selbst kaum mehr Consistenz hatte, als ein Geräusch, ein Lichtschein, ein Luftzug?

Mitten im Lärm des aufgebrachten Volks und gegen sehr geschickte und beredte Ankläger vertheidigte sich Stafford mit mehr Geschick, als man von ihm erwartet hatte. Das Mitgefühl vieler Zuhörer ward angeregt. Er erzählte seinen Lebenslauf, wie er seit dem Beginne der Bürgerkriege, durch 40 Jahre, unter tausend Gefahren, Verlusten, unter allen Wechselläufen der Begebenheiten, seinem loyalen Charakter treu geblieben. Sei es nun wahrscheinlich, glaublich, möglich, daß er in seinem hohen Alter, in glücklichen Lebensverhältnissen, aber von Krankheit und Gebrechlichkeit gelähmt, einen Flecken auf sein ganzes, vergangenes Leben zu drücken den Anreiz verspürt haben sollte? Er ollte sich in eine furchtbare, abscheuliche Verschwörung gegen seine Mitmenschen und

Landsleute eingelassen haben, er der teuflischen Lockung verfallen sein, seinen königlichen Herrn, den er immer geliebt, der ihm so viele Beweise seines Wohlwollens gezollt, meuchelmörderisch umbringen zu lassen? Sei es denkbar, daß er, dessen Ruf unangetastet geblieben, sich und denselben solchen, von jeder Infamie gebrandmarkten Zeugen preisgegeben? Zeugten nicht vielmehr für ihn die Widersprüche und die lächerlichen Uebertreibungen in ihren Aussagen selbst? Wäre es denn glaublich, möglich, daß die Edelleute, Prinzen, Könige, die reichen Orden, welche mit diesen elenden Menschen, nach deren Versicherung, sich verbunden, oder sie wenigstens zu Werkzeugen ihrer angeblichen Zwecke benutzt, daß jene mächtigen und reichen Leute solche gefährliche Mitwisser ihrer verbrecherischen Geheimnisse bis dahin in der äußersten Dürftigkeit sollten gelassen haben? Das Schuldbewußtsein zahlt überall mit schwerer Münze, und die Mitwisser werden auf diese Weise oft die Tyrannen der eigentlichen Schuldigen. Aber diese Elenden hätten an Allem gelitten, bis ihr Zeugniß die ersten Angeber wohlhabend, reich, geehrt gemacht, und dies Beispiel die ganze Schaar verworfner Zeugen angelockt habe.

Dies war nicht die Sprache, welche bei der Volksmasse Eingang fand. Ihre Zeugen, die sich so muthig dem Gift und den Dolchen der Jesuiten aussetzten, waren ihre Lieblingspuppen, die sie geehrt, nicht geschmäht wissen wollten. Aber Stafford vertheidigte sich nicht vor Geschworenen aus dem Volke, in denen der ganze Fanatismus, die ganze gespensterhafte Angst noch herrschte, er sprach vor den Pairs des Reiches; vor dem Hause der Lords ward sein Proceß als Pair des Reiches geführt. Hier hatte doch der Fanatismus nachgelassen, hier herrschte schon in politischen Fragen eine entschiedene Hin-

neigung zu den royalistischen Interessen, hier waren, hier mußten schon Zweifel erstanden sein, und mehr als Zweifel an dem papistischen Complot, wenn keine Erkenntniß, wenigstens eine Ahnung von Dem, was der hartnäckigen Verfolgung zum Grunde lag. Und dennoch rührte die Lords weder die milde und einfache Sprache des Unglücklichen, die doch zuweilen mehr wirkt als die glänzendste Beredtsamkeit, noch die Betheuerung seiner Unschuld. Nach einer Untersuchung, welche sechs Tage dauerte, sprach eine Majorität von 22 Stimmen das Todesurtheil über ihn aus. Er hörte es mit Ruhe und Fassung an. „Gottes heiliger Name sei gepriesen!" war das einzige Wort, das über seine Lippen kam.

Die Strafe der Hochverräther in England ist der Strang, nachher wird der Kopf abgeschlagen und der Körper geviertheilt. Als man Stafford mittheilte, daß die Lords den König angehen wollten, diese schimpflichen Theile des Urtheils, nämlich das Hängen und Viertheilen, ihm zu erlassen, brach er erst in Thränen aus; aber sogleich versicherte er auch, daß sie nur aus Rührung ihrer Güte wegen, nicht aus Angst vor dem Schicksal, das ihm bevorstände, herrührten.

Was die Lords bewogen, ob Ueberzeugung von seiner Schuld, ob Furcht vor dem aufgeregten Volke, ob politische Rücksichten, ob anderweitige Kenntniß von Stafford's Charakter und Leben, die für die Nachwelt verloren gegangen sind, blieb, wie der Urtheilsspruch selbst, ein ungelöstes Räthsel.

Der König erließ dem Unglücklichen den Strang und das Viertheilen. Auch diese Gnade erschien den rasenden Tribunen des Volkes zu groß. Die beiden republikanischen Sheriffs von London, Bethel und Cornish, brachten ihre Zweifel vor beide Häuser des Parlaments.

Sie fragten, ob der König, da er das ganze Urtheil nicht im Wege der Gnade umstoßen könne, das Recht und die Macht habe, einen Theil des zu Recht gültigen Urtheils zu erlassen? — Die Lords gingen über die Frage, als müßig, hinweg. Im Hause der Gemeinen erhoben sich Stimmen für den Antrag der Sheriffs. Leider darunter auch die des reinsten Charakters unter allen Führern der Volkspartei. Auch Lord Russell bezweifelte, ob der König dieses Recht habe. So kann Parteienwuth die edelsten Geister befangen. Aber das Unterhaus ging doch nicht auf den Antrag ein, nicht aus Milde, aus Menschlichkeit, sondern aus Furcht, daß Stafford bei diesem Streit leicht ganz mit dem Leben davon kommen könne. Es votirte daher folgende sonderbare Resolution: „Dieses Haus ist damit zufrieden gestellt, daß die Sheriffs William Viscount Stafford hinrichten, indem sie nur seinen Kopf von seinem Körper trennen."

Noch machte man vor der Hinrichtung vielfache Versuche, den alten, kranken Mann zu einem Geständniß zu bringen. Wenn Lord Stafford nur in irgend einer Art bekannte, so war das papistische Complot, das so alt und krank wie er selbst geworden, wieder gerettet. Als er sich durchaus nicht dazu bewegen ließ, verbreitete man wenigstens das Gerücht, er habe eingestanden, und die Freude unter der Partei war groß. Aber eben dies Gerücht veranlaßte, daß die Lords den Verurtheilten noch ein Mal vor sich laden ließen. Stafford legte seinen Richtern nur verschiedene Entwürfe und Plane vor, die keinen andern Zweck hatten, als den Katholiken Duldung zu verschaffen, oder wenigstens die Strenge der Criminalgesetze gegen dieselben zu mildern. Aber er be-

theuerte noch ein Mal, daß dies der einzige Verrath sei, der auf seiner Seele laste.

Der gebrechliche Greis schien neue Kraft in der Voraussicht des nahen Todes gesammelt zu haben. Das Gefühl des Unrechts, welches er erlitt, erhob seine Seele und seinen Körper. Auf dem Wege zur Hinrichtung bat er um einen Mantel, denn es war kalte Witterung: „Vielleicht werde ich aus Frost zittern; aber, ich hoffe zu Gott, nicht aus Furcht." Noch ein Mal wiederholte er auf dem Schaffot feierlich und ernst, daß er unschuldig sei. Er wiederholte sogar in Kürze die Gründe, weshalb das Urtheil ungerecht sei; aber selbst der Zeugen, die ihn durch ihre falschen Schwüre ums Leben gebracht, erwähnte er mit christlicher Milde. Er leugnete im Angesicht Gottes die unmoralischen Principien ab, welche zu übereifrige Protestanten der römischen Kirche, und ganz ohne Unterschied, zugeschrieben hätten. Er hoffe auch, die Zeit sei nahe, wo der Irrwahn, der jetzt sein unglückliches Volk beherrsche, verschwinden werde, wo die Gewalt der Wahrheit siegen, und auch seinem Andenken, wenn gleich spät erst, die Ehrenrettung vor aller Welt nicht entstehen werde.

Zum ersten Male sah man Thränen bei der Hinrichtung eines papistischen Verschwörers vergießen. Während der Untersuchung hatte das Volk noch gemurrt und gedroht, wenn Stafford den Mund aufthat, und seinem Todesurtheil hatte es zugejauchzt. Aber die edle Festigkeit des Greises, die sich in jedem Zuge, jeder Bewegung, auch im Ton seiner Stimme, kund gab, hatte die Herzen erweicht. Die tiefe Stille wurde nur bisweilen durch Seufzer und ein heftiges Aufschluchzen unterbrochen. Aber auch in Worten brach die Theilnahme aus. Sie unterbrachen ihn bei den Betheuerungen sei-

ner Unschuld: „Wir glauben Ihnen, Mylord!“ — „Gott segne Sie, Mylord!“ Selbst der Scharfrichter war gerührt. Zweimal hob er das Beil auf, aber eben so oft schien ihn der Muth zu verlassen. Als er es zum dritten Male schwang, war es allen Zuschauern, als fühlten sie selbst den Schlag im Nacken. Der Henker hielt den blutenden Kopf herkömmlich in die Höhe und sprach: „Dies ist der Kopf eines Verräthers!“ Keine Stimme antwortete ihm, kein zustimmendes Jauchzen in der großen, versammelten Menge; man ging schweigend, in sich gekehrt, misgestimmt auseinander.

Das Beil, welches Staffords Haupt vom Rumpfe trennte, schlug auch, darf man behaupten, dem Ungeheuer des papistischen Complots den Kopf ab. Zwar lebte es noch eine Weile fort, aber es war nur ein Scheinleben. Die Parlamente, die noch gewählt und wieder aufgelöst wurden, überboten sich in rasender Heftigkeit, in ungestümen Foderungen, aber eben in dieser blinden, athemlosen Heftigkeit verriethen die Gemeinen ihre Schwäche, den hohlen Grund, auf dem sie standen; Foderungen, welche das Königthum selbst in Gefahr brachten, und darunter immer wieder die: das Complot mit mehr Eifer zu verfolgen. Der König gab unverändert die Versicherung, daß es an ihm nicht fehlen solle, das schändliche Complot zu entdecken, wenn das Parlament ihn nur gehörig unterstütze, daß es auch an ihm nicht fehlen solle, den Protestantismus im Reiche zu erhalten und zu schützen, wenn das Parlament nur die Maßregeln annehmen wolle, die er deshalb vorschlage. So weit ging der schlaue König in seiner Nachgiebigkeit und Verstellung, daß er seinen Bruder nicht allein aller königlichen Macht, wie beim frühern Vorschlage, berauben lassen, sondern ihn auch auf 500 Meilen vom Reiche

verbannen und die Regierung von einem Regenten führen lassen wollte, dergestalt, daß Jacob nichts als den Titel eines Königs behalte. Aber auch darauf ging das Unterhaus nicht ein, es wollte seinen Willen, und auf seine Weise ausgeführt. Karl erreichte auf seinem Wege, was er wollte. Das Parlament schlug sich selbst durch seine Uebertreibung. Immer wieder appellirte er an das Volk, aber die Wähler, in denen die Opposition mächtig war, sandten immer wieder dieselben Mitglieder ins Haus, und dieselben Anträge wurden mit neuem Ungestüm vorgebracht. Er verlegte das Parlament von London nach Orford. Aber hier waren die Parteien bewaffnet mit reisigen Anhängern erschienen, und es ging in dieser gesetzgebenden Versammlung nicht viel anders als auf einem polnischen Reichstage zu. Der König mußte es entlassen, und die Nation konnte ihn darum nicht tadeln.

Noch einmal war dazwischen ein neuer Zeuge für das Complot aufgetaucht, ein irländischer Edelmann und Katholik, Fitz-Harris. Was Oates und Bedloe noch gar nicht, was Dugdale und Dangerfield nach ihnen nur scheu anzudeuten gewagt, daß der Herzog von York in der papistischen Verschwörung mitbegriffen gewesen, brachte Fitz-Harris ans Licht. Auch die Königin klagte er an, daß sie mit den Katholiken verbunden gewesen, ihren Gemahl zu ermorden. Der Herzog von Modena hatte ihm 10,000 Pf. St. zu dem Behuf durch seinen Gesandten angeboten. Als Fitz-Harris sich geweigert, hatte dieser Diplomat ihm auf der Stelle vertraut: wenn er es nicht wolle, werde es die Herzogin von Mazarin besorgen, welche im Vergiften eben so geschickt und erfahren sei, als ihre Schwester, die Gräfin von Soissons. Mit einer kleinen Phiole lasse sich das abthun. Dann werde

die englische Armee aus Flandern zurückkehren und alle Protestanten niedermetzeln, mit Vorwissen des Herzogs von York, welcher auch bei der Ermordung des Sir Edmundbury Godfroy mitthätig gewesen, und dergleichen.

Zu seiner Zeit wäre das alberne Märchen von Wirkung gewesen, aber diese Zeit war schon vorüber. Man entdeckte bald, daß Fitz-Harris, ein Intrigant und Projectenmacher, nach beiden Seiten hin speculirt hatte. Dem Hofe hatte er eine Verschwörung der Presbyterianer verkaufen wollen; als dies ihm nicht gelungen, oder er es für vortheilhafter gefunden, sich der Volkspartei anzuschließen, frischte er für dieselbe mit einem neuen Ueberguß den alten abgebrühten Teig auf. Auch waren ihre Führer so gierig, danach zuzugreifen, ein Zeichen des Gefühls ihrer Schwäche. Der Hof wußte ihn aber zu ergreifen, als er grade ein aufrührerisches Libell empfangen, welches er früher in der Absicht schreiben lassen, um es der Regierung als ein Machwerk ihrer Feinde zu denunciren; sie stellte ihn vor die Jury und ließ ihn hängen. Am Galgen blieb er bei seiner ersten Aussage, die Papisten wären unschuldig, auch der Herzog von York und die Königin, aber einige Leiter der Opposition hätten ihn zu jener Angabe verführt.

Vor Gericht war weder diese noch jene Aussage eines notorisch verächtlichen Menschen, der sich jeder Partei verkauft hatte, von Bedeutung. Aber die Royalisten zogen daraus ihren Gewinn, was man ihnen nach dem vorangegangenen Beispiel der Liberalen kaum verargen kann. Das Volk war enttäuscht, oder doch abgemattet; der König hatte eine starke Partei gewonnen, vermehrt durch alle Diejenigen, welche, seiner Sache gewiß, sich bis da zurückgezogen hatten, weil sie seiner Schwäche und seinem Wankelmuth nicht trauten. Er hatte sich entschie-

den, in Momenten sogar stark gezeigt. Die ganze hochkirchliche Partei war auf seiner Seite, denn ihr drohte der immer mächtiger werdende Presbyterianismus. Sie setzte ihren ganzen Einfluß jetzt ein, für die Krone zu wirken, und bald wurde der König von Adressen der Loyalität überströmt, die in einer Sprache abgefaßt waren, als habe das englische Volk kein anderes Sinnen und Trachten, als sich und seine Freiheiten einem absoluten Könige vor die Füße zu legen. Welche Folgen dieser Uebergang von einem Extrem zum andern hatte, und wie die Sieger ihren Sieg benutzten, dies gehört zur Geschichte eines andern politischen Criminalprocesses, welchen wir auf diesen folgen lassen. Die nächste Wirkung aber war das Absterben des Phantoms, genannt papistisches Complot.

Ob es nichts weiter als ein Phantom gewesen, ob gar keine Wahrheit dahinter verborgen war, ist nie ermittelt worden. Nachdem die Nation ihren Irrthum, ihren Wahnsinn inne geworden, traten wol einzelne Schriftsteller auf, welche zur Ehre Englands und der Vernunft einen Kern der Sache als wirklich zu behaupten geneigt waren; aber sie sind die Beweise dafür schuldig geblieben. Der allgemeine Kern existirt noch heute. Wir lesen ihn noch eben in der Erklärung des züricher Volkes gegen die Jesuiten; es ist die ewige Aufgabe ihres Ordens und die ewige Furcht der protestantischen Welt vor ihren Umtrieben und Uebergriffen. Aber es ist auch ein negativer Beweis dafür da, daß Oates Aussage eine reine Fabel war. Bei der allgemeinen fieberhaften Furcht und Wachsamkeit der Engländer, nachdem das Complot angegeben war, wo jeder Protestant eine Art von Hellseherei bekam, wenn es die Witterung von Jesuitenspuk galt, ward gar nichts wei-

als etwas bezauberndes aus; meines Erachtens kann sie gegen diese modeste Fülle, die feine Elasticität der Figur, das wohlgeregelte Spiel der Augen nicht Stich halten; es müßte denn der halbe Herzogslüstre, der ihr von Monmouth anklebt, den Zauber ausmachen."

„Der vortrefflichste Witz, Sir," lachte Churchill auf, „hättet Ihr Jacob in Lady Harriet verliebt gemacht."

„Wenn sie ihn in ihren Armen vergiften könnte, so zweifle ich nicht, die Heroine hätte sie ihm geöffnet."

Jetzt stießen die beiden Staatsmänner auf die obenerwähnten Geistlichen. Man drückte sich mit seelenvollen Blicken die Hand.

„Ist das dieselbe Anna Tennison," flüsterte Vater Peter dem Minister ins Ohr, „die Tochter des Republicaners, welche, nach dem Gerücht den Ritter von Salton gefangen gehalten, oder gar noch verbirgt."

„Hochwürdiger Herr!" sagte Sunderland, die Hand des Beichtvaters zärtlich an die Brust drückend. „Keine Sorgen deshalb. Sie ist die Sanftmuth selbst, schon halb uns geneigt, und könnten wir durch Sie erfahren, wo der Ritter zu treffen, was

ter entdeckt, nicht Waffen, Pechkränze, Gift, verdächtige Versammlungen, Signale; keine Scripturen; kurz der ganze Thatbestand des Verbrechens beschränkte sich auf die Aussage der Zeugen und Denuncianten, über deren Verworfenheit kein Wort mehr zu verlieren nöthig ist. Wo waren nun alle diese aufgespeicherten Vorräthe geblieben? Hatte die Erde sie verschlungen? Hatte man sie verbrannt, vergraben? Alles das hätte die Aufmerksamkeit erregt. Wären wirklich unter den Jesuiten und katholischen Machthabern zu dem bewußten Zwecke so ausgedehnte Vorbereitungen abgeschlossen worden, so liegt es in der Natur der Dinge, in der Erfahrung von zwei Jahrtausenden, daß unter Hunderten, Tausenden, ja Hunderttausenden mehr als ein unwillkürlicher Verräther oder Ausplauderer aufsteht. Aber außer Oates und Consorten erschien Niemand als Zeuge; kein Ehrenmann, mit dem besten Willen zu zeugen, hatte etwas bemerkt, was er bezeugen konnte. Jene Schufte wollten im Vertrauen der Verschworenen gehandelt, sie wollten die wichtigsten Documente in Händen gehabt haben, als sie schon damit umgingen, als Verräther davonzulaufen, und doch hatten sie nicht ein Stück Papier, nicht eine einzige Unterschrift, nicht einmal einen Pechkranz oder eine Feuerkugel mitgebracht. Nur ihre Lungen, ihre unbegreifliche Armuth unter solchen Umständen und ihre Unverschämtheit. Endlich so sind seit der Revolution die Archive der Staaten und ihrer alten verschlossenen Weisheit kein Geheimniß mehr. Die Historiker haben sie ans Tageslicht gebracht; die Memoiren, die Briefschaften aller namhaften Personen jener Zeit sind durchstöbert, gedruckt, und nirgends hat sich auch nur eine Spur eines solchen teuflischen Complots gefunden, wie Titus Oates es angab.

So war es ein Märchen, ein scheußliches Märchen, ein Moloch, dem so viele Unschuldige geopfert wurden; keine Erscheinung freilich, die allein in der Geschichte dasteht, denn der Wahn hat zu allen Zeiten seine Blutopfer gefodert und noch in diesem Theile werden wir aus der andern Welt ein Beispiel erzählen, aber in seiner Art ist doch das Märchen vom papistischen Complot ein ganz eigenes, für sich abgeschlossenes, zu dem wir vergebens nach einem Gegenstück uns umsehen. Die Nemesis folgte nach. Aber in diesem blutigen Sumpfe von Verrücktheit, Niederträchtigkeit und Verwirrung der edelsten patriotischen Gefühle ward das Gebäude der englischen Verfassung und Freiheit gegründet, ohne davon befleckt zu werden. Es bedurfte eines so tief durchwühlten Bodens, um so tiefe Fundamente zu legen, und wir dürfen, wenn auch mit Schaudern, sagen, das Phantom hat nicht umsonst gelebt, gewüthet und Blut getrunken.

William Lord Russell.

1683.

Die Revolutionen gegen die Willkürherrschaft sehen wir in der neuern Geschichte fast alle auf einem ideellen Boden entspringen. Es war nicht der Druck der Tyrannei, welcher im Oriente zuweilen auch die Sclaven aufstehen und ihre Ketten zerbrechen läßt. Unerträgliche Erpressungen, unerschwingliche Steuern, Habgier und Wollust der Herrschenden, welche das Mark der Unterthanen und des Landes aussaugten, diese materiellen Nöthe, als Quell des Freiheitsdurstes und der gewaltthätigen Selbsthülfe gehören im europäischen Völkerleben längst vergangenen Zeiten an. Im Gegentheil gingen fast allen großen Revolutionen in der Neuzeit, welche andere Zustände, eine neue Verfassung zum Resultat hatten, für die Völker materiell glückliche Zustände voraus. Die äußere Noth bewaffnete sie nur in den seltensten Fällen, vielmehr war es ein verletztes Gefühl, welches mitten im sonstigen Wohlbehagen ihnen das Schwert in die Hand drückte. Diese verletzten Gefühle sind mannichfacher Art, denn jedes Volk hat seine besonders verwundbare Seite, aber kein Gefühl hat sich so reizbar, so furchtbar bewiesen, als das religiöse. Wende

man nicht ein, daß ſich andere Leidenſchaften und Abſichten oft nur in das Kleid der Religion gehüllt hätten und noch hüllten; denn gerade dadurch gibt man zu, welche Macht dieſes Gefühl auf die Menge ausübt.

Viele möchten jenen Satz gern leugnen, Viele die Mächtigen mit der Beruhigung einlullen, daß ein Volk, welches keine Noth leidet, nicht an Empörung denkt; daß, wenn für Eſſen, Trinken und Vergnügen, für Handel und Gewerbe geſorgt iſt, keine Aufſtände zu beſorgen wären; daß das ſogenannte geiſtige Bedürfniß im Volke eine leere Chimäre, von Böswilligen ihm aufgeredet, ſei. Der Beweis ſcheint ihnen leicht geführt, weil man das Volk wol eſſen, trinken, in Luſtigkeit leben, arbeiten und handeln, aber ſein Denken nicht ſieht. Die Geſchichte ſieht und zeigt es in den Thatſachen; ſie ſieht und zeigt, daß dieſe Denkenden, die man der Böswilligkeit ſo gern beſchuldigt, weil man es für die bequemſte Art hält, ſie zu beſeitigen, daß ſie, wenn auch an Zahl gegen die nicht denkende Maſſe gering, doch zum Volke mitgehörten, daß ſie ſeine belebende, bewegende Seele waren, ja daß ſie die Geſchichte allüberall gemacht haben, und machen werden, ſo lange der Satz Gültigkeit hat: mens agitat molem. Wer befand ſich mehr in behaglichem Wohlſein als die Niederländer, als die Engländer vor ihrer Rebellion und ihrer Revolution? Und ſtockten 1830 Handel und Gewerbe in Frankreich, als in drei Tagen das Werk von 15 Jahren umgeſtürzt wurde? Es war nur ein tief verletzendes Gefühl, es waren Antipathien, die mit dem materiellen Bedürfniß wenig oder keinen Zuſammenhang hatten, welche hier, wie in Belgien und Polen, mitten heraus, aus Genuß und phyſiſcher Behaglichkeit, furchtbare Umwälzungen und blutige Bürgerkriege ins Daſein riefen. Aber die

Geſchichte iſt eine unglückliche Lehrmeiſterin, man ruft ſie an, aber glaubt ihr nicht. Die ſich die hiſtoriſchen nennen, citiren ihre Weisheit, wenn ſie Inſtitutionen der Gegenwart empfehlen wollen, die einſt in einer Vergangenheit gut waren, aber wenn man ihre großen Straferempel ihnen vorhält, ſo ſollen die nicht für die Verhältniſſe paſſen. So mußten die Bourbonen, obgleich vielfältig gewarnt, die Geſchichte der Stuarts wieder durchmachen. Und auch die Geſchichte der Bourbonen ſcheint ſchon wieder die Warnungskraft verloren zu haben. Daß Gott dem Einen die Einſicht allein verlieben, die wahre Wahl, den rechten Weg zum Rechten zu erkennen, und mit der Einſicht ihm den Ruf, das verirrte Volk dahin zu leiten, dieſer Glaube iſt zu ſüß verlockend, zu berauſchend, als daß die verbleichten Schriftzüge der Vergangenheit dagegen aufkämen. Das wenigſtens lehrt die Geſchichte den für Lehre Empfänglichen, daß der Geiſt, wie wir zuweilen fürchten, von der Materie in der Geſchichte der Menſchheit nicht erdrückt werden könne, daß das Gefühl über die klügſte Berechnung unerwartet den Sieg davon trägt, und eine ideelle Macht da ſiegbewußt über den Maſſen ſchwebt, wo wir ſie am tiefſten verſunken wähnen in Eigennutz, in kaltherziger Berechnung des nächſten Vortheils, in dumpfer ſclaviſcher Furcht und in verzehrender Sinnenluſt. Das lehren uns tröſtend die Revolutionen in Europa, daß der Blitz, der den Gedanken entzündet, das Licht von oben nicht erdrückt werden kann von der Uebermacht des Stoffes, daß es durch die chaotiſch zuſammengeworfenen Maſſen vielmehr fortleuchten wird, und wir nicht zu verzweifeln brauchen, wenn es durch die brauſenden Stürme zuweilen zur verzehrenden Flamme geworden ſcheint.

Es ist unzweifelhaft, daß England zu Ausgang des 17. Jahrhunderts nur durch seine gespensterhafte Furcht vor dem Katholicismus seine Freiheit gerettet hat. Der Parteigeist war ermattet, die kühnen Agitatoren für die Volksrechte waren durch die äußersten, convulsivischen Anstrengungen unter Karl II. völlig niedergeschlagen, und dieselben Parlamente, welche vor Uebermuth sich nicht zu halten gewußt, waren unter Jacob II. so kleinmüthig, daß sie sich Alles gefallen ließen und Schritt für Schritt dem Absolutismus höflich Platz machten. Nur im Meßgewande sollte er nicht erscheinen, nur der Papst sollte keinen Einfluß auf der glücklichen Insel haben. Die Religions-, die Gewissensfreiheit waren leere Worte geworden. Presbyterianer und ihre Sekten mochte die Regierung unterdrücken, nur nicht des Volkes stolze anglicanische Kirche. Ein kluger König wäre zu seinem Ziele gelangt. Aber Jacob der Zweite war nicht sein Bruder. Er war ehrlicher in seinem Fanatismus und Eigensinn. Er wollte vor Allem und zuerst die Meßgewänder und den Papst, und mit raschen Schritten, gerade auf sein Ziel zugehend, verwundete er das innerste Gefühl seines Volkes.

Noch vor zehn Jahren hörten wir in England das dumpfe Parteigeschrei: No popery! (Kein Papstthum!) widerhallen; und wir andern Europäer blickten uns verwundert um, wie es möglich sei, daß noch im neunzehnten Jahrhundert ein solcher gespenstischer Ruf auf die Volksstimme Einfluß haben könne; denn damals war die jüngst erweckte Jesuitenfurcht noch nicht erwacht. Es war nur die letzte Anstrengung einer unterliegenden Partei, das Volk zu fanatisiren. Darüber waren alle Unterrichtete einig. Nur eine politische Intrigue war es; aber wie ein so verrostetes Geschrei noch Klang haben

könne unter den hellen Stimmen der Zeit, das war es, was die Welt in Erstaunen setzte. Es war der Nachwuchs einer Saat, die im englischen Volksgefühl tiefe Wurzeln geschlagen; es war die Nachdröhnung des furchtbaren Sturmes aus dem 17. Jahrhunderte. Wenn das papistische Complot nach anderthalb Jahrhunderten noch wirkte, wie mußte es gewirkt haben zu seiner Zeit!

Und doch schien die ganze Pflanze, nachdem ihre üppige Staude verdorrt war, schon in den nächstfolgenden Jahren völlig ausgerottet. Karl, Jacob und die Royalisten hatten, wie wir in der vorhergehenden Erzählung sahen, vollkommen gesiegt, und sie benutzten ihren Sieg rasch und sicher. Wie jener Tarquin hieben sie die Häupter der Mohnköpfe ab; aber die Kapseln streuten im Fallen neue Saat aus. Das bemerkten, das konnten sie nicht bemerken. Sie thaten, was in ihrer Macht stand, sich zu rächen für die erlittene Unbill, sie richteten Schaffotte auf und zerrissen und verbrannten documentirte Volksrechte, aber an den Glauben des papistischen Complots griffen sie doch nicht. Sie zwickten an ihm, wo sie konnten, aber offen wagten sie es nicht auszusprechen, daß es ein Lügenbild gewesen.

Die es angeblasen und mit Blut befleckt hatten, erlagen der Nemesis, und dies ist hier unser Thema. Der Umschlag erfolgte mit reißender Schnelle. Der Wahn hatte sich übergipfelt, und, nach dem ewigen Gesetz von den Polen, stieg die Verfolgung zu derselben Gipfelhöhe, und, nach dem andern Naturgesetz — so möchten wir auch das jus talionis nennen — wurde den Siegern von vorhin mit demselben Maß gemessen, welches sie für ihre Besiegten gebraucht. Man hütete sich vor dem Schein offener Gewaltthat, man rief das Recht zu Hülfe, und in seinen vielen bestaubten Falten fanden sich Ver-

geben, Formeln und Anklagepunkte, man miethete Zeugen, ohne sich um ihren Ruf und ihre Wahrhaftigkeit zu bekümmern, man brachte Jurys zusammen und setzte Richter ein, von deren Gehorsam man im Voraus überzeugt war, und richtete seine Gegner durch eine Reihe von Justizmorden hin, für die es immer gerechtfertigte Ursachen gab, aber die Ursachen waren zufällige, von der Seite aufgegriffen, nicht die wahren Beweggründe, die Jeder las und wußte, aber Niemand auszusprechen wagte.

Mit der Auflösung des oxforder Parlaments begann die Verfolgung gegen die Männer der Volkspartei. Man ging mit der von ihnen erlernten Taktik zu Werke; man griff zuerst unbedeutende Männer heraus und näherte sich nur allmälig den bedeutendern und den Führern der Partei. Das erste von der Hofpartei erwählte Opfer war ein einfacher Mann, ein londoner Tischlermeister, Colledge. Sein wahres Verbrechen war sein zur Schau getragener Eifer gegen die Papisten und sein naher Umgang mit Shaftesbury, der in seinen Intriguen sich gern der schlichten Bürger bediente, um dadurch Einfluß auf die Massen zu üben. Da dieses Verbrechen nicht zur Sprache kommen durfte, ward ein anderes erfunden: Colledge war mit Schwert und Pistolen (wie die meisten Partisanen der Parteien während jenes stürmischen Parlaments) in Oxford gesehen worden. Man behauptete, er sei in eine Verschwörung verwickelt gewesen, um den König gefangen zu nehmen, und ihn so lange gefangen zu halten, bis er zu den Foderungen der Volkspartei sich verstände.

Dies Verbrechen war so unbestimmt und bestimmt, so unwahr und wahr, wie das papistische Complot. Daß die Volkspartei die Lust dazu gehabt, konnte Niemand

bezweifeln; aber wie weit dieſe Luſt zur ſträflichen Abſicht gediehen, ließ ſich nur durch die Mittel beweiſen, deren jene ſich bei jenem Complot bedient, durch willfährige Zeugen. Mit einer furchtbaren Ironie und der naiven Frechheit, die aus dem Gefühl der Macht entſpringt, ſuchte die Hofpartei nicht nach neuen Zeugen, welche ſich ihr unter dem verworfenen Pöbel einer großen Stadt leicht geboten hätten, ſondern ſie zog dieſelben Zeugen nun in ihre Dienſte, welche vorhin ihre Gegner beim papiſtiſchen Complot ſo vortrefflich bedient hatten. Die ganze Rotte von Spionen, Angebern und Zeugen, als ſie merkte, daß der Wind ſich gewendet, und Macht, Einfluß und Glück jetzt beim Hofe ſei, verließ ohne Gewiſſensſcrupel ihre früheren Patrone und bot ſich freiwillig den Royaliſten dar. Ein Clarendon, ein Ormond hätten ſie zurückgewieſen; dieſes edlere Schamgefühl war Karl und ſeinen neuen Günſtlingen fremd. Der König fand es überaus witzig, nunmehr ſeine Feinde mit denſelben Waffen zu ſchlagen, mit denen ſie ſeine Freunde überwunden hatten, und mit triumphirendem Hohne ward den Gegnern geantwortet: „Wie, ſind dieſe Leute nicht gute Zeugen, welche die Exiſtenz des papiſtiſchen Complots zur Evidenz gebracht haben, auf deren Zeugniß Lord Stafford und ſo viele Katholiken hingerichtet ſind, Zeugen, die Ihr ſelbſt ſo lange gefeiert und gerühmt habt als Männer von Wahrhaftigkeit und vom beſten Rufe? Ihr habt ſie an Eurem Buſen genährt, alſo ſind ſie auch mit Eurer Verrätherei am beſten bekannt. Jetzt haben ſie ſich eines Beſſern beſonnen und wollen ihrem Könige und Vaterlande treu dienen. Ihr könnt Euch daher nicht beklagen, wenn man ſie nun als Zeugen gegen Euch vorläßt. Thun wir Euch ja nur Das, was Ihr uns gethan.“

Die Sheriffs von London fanden die Klage unzuläſſig, ebenſo die große Jury in London. Natürlich, ganz London war Partei. Aber das angebliche Verbrechen war in Oxford begangen. Man ſtellte daher den Tiſchler vor eine Jury in Oxford, und ganz Oxford, alſo auch die Jury, war royaliſtiſch geſinnt, alſo war es unzweifelhaft, daß ſie den Angeklagten ſchuldig finden werde. Ueberdem nahm man ihm, als er zum Verhör geführt wurde, Papiere weg, welche zu ſeiner Vertheidigung gedient hätten. Beim papiſtiſchen Complot hatte man mit manchem Angeklagten ſo verfahren; alſo war es auch jetzt recht! Dugdale, Turberville, Haynes und Smith, ſämmtlich die verworfenſten Schufte, deren falſche Eide ſo manchen Katholiken an den Galgen gebracht, Zeugen, welche alſo dieſe royaliſtiſchen Geſchworenen und Richter aufs tiefſte verachten mußten, zeugten gegen den Tiſchler, und obwol derſelbe ſich mit Muth, Klarheit und ſolchen Argumenten vertheidigte, welche den Kronanwalt ſelbſt in Verlegenheit brachten, ward er doch nach einer halbſtündigen Berathung für ſchuldig erklärt. Es war eine voraus abgemachte Sache. Das Volk jubelte, wie es bei der Verurtheilung der Katholiken gejubelt hatte. Colledge ſtarb, wie er ſich vertheidigt hatte, mit männlicher Feſtigkeit, ſeine Unſchuld, an der ſpäter Niemand gezweifelt hat, betheuernd.

Berauſcht von dieſem Erfolge, griff die Hofpartei kühn weiter. Sie hoffte mit einem Schlage das Hauptquartier der Gegner zu vernichten. Ihr ſchlauer, unermüdlicher Feldherr, der kühnſte Intriguant der Zeit, Shaftesbury ſelbſt ward des Hochverraths angeklagt. An Zeugen fehlte es nicht; außer den eben genannten gegen den Tiſchler, traten auch andere jüngſt aus Irland geworbene gegen ihn auf, und ſie bezeugten und

möchte uns beſſeres dieſen Abend begegnen? Ihr ſteht mir doch bei, Hochwürdiger, wenn ich den alten Pinſel ſo weit präparirt habe, daß der Acker gepflügt iſt um den Saamen aus Eurer Hand zu empfangen?"

Sie ſchieden ſchweigend mit verbindlichen Gebärden, aber Vater Peter äußerte zu Huddleſton: „Darin irrt Ihr zwar, Hochwürdiger Bruder, daß der Graf gegen uns cabaliren wolle, jedoch mag der treffliche Kavalier ſelbſt von ihr betrogen werden, denn ſie blickt ſo reſolut, wie hier Niemand blicken darf."

So eilten beide durch eine Nebenthür hinaus, Sunderland aber trat auf den Dechanten zu, und führte ihn mit einer vertraulichen Bewegung in die tiefere Fenſterwölbung eines Kabinets. Beide ſetzten ſich.

„Wie tief bedaure ich, Sir, daß der König noch immer nicht Gelegenheit gefunden, Ihren Vortrag zu hören. Kennte er den Genuß voraus, er würde keinen Augenblick zaudern. Wie muß dem würdigſten Vater unſerer kirchlichen Gelehrſamkeit, unſer buntes Treiben hier kleinlich und unwürdig erſcheinen, gegen die erhabene Ruhe, der ſich ein Geiſt, wie der Ihrige in der ländlichen Einſamkeit täglich erfreut! Wie fallen da alle Störungen der Eitel-

beſchworen, was der Hof verlangte. Aber Shaftesbury konnte nicht nach Oxford gezogen werden und die Sheriffs von London ſetzten eine Groß-Jury zuſammen, welche an dem berühmten Manne gar keine Schuld finden konnte. So ward die Juſtiz zum reinen Parteiſpiele.

Gräßlicher waltete die ſiegende Partei in Schottland. Dort, in dem ganz geknechteten Lande, von den Launen ſeiner Befehlshaber, von Soldatenwillkür beherrſcht, erholte man ſich von dem Zwange, welchen das Geſetz in England auferlegte, wenigſtens die Form zu beobachten; man fing ein, folterte, ſpießte, henkte nach Wohlgefallen, man verdrehte die Geſetze nach Gefallen, denn gegen die fanatiſchen Sektirer ſchien Alles erlaubt. Grauſamkeiten wurden dort begangen, welche, wie wir vorhin ſchon andeuteten, denen in der franzöſiſchen Revolution das Gleichgewicht halten, teufliſch raffinirte Grauſamkeiten, gegen Kinder wie gegen Erwachſene, gegen Frauen, wie gegen Männer. Oder iſt das kein Seitenſtück zu Carriers Noyaden, wenn drei unglückliche Weiber, weil ſie einen Eid nicht ableiſten wollten, der ihrem fanatiſchen Glauben widerſtand, zum Tode vom Soldatengericht verurtheilt werden? Sie ſollten erſäuft werden. Die eine, eine bejahrte Matrone, die zweite ein Mädchen von 18, die dritte von nur 13 Jahren! Selbſt dieſen Henkerrichtern ſchien es doch abſurd, ein 13jähriges Mädchen zu tödten, weil ſie dem Covenant nicht entſagen wollte. Man ließ ſie laufen. Die andern Beiden wurden an eine der tief ins Land eindringenden Meeresbuchten geſchleppt. Während der Ebbe band man ſie an Pfähle, die in den feuchten Sand geſteckt wurden. Die Matrone ward am tiefſten hineingeſtellt, damit das 18jährige junge Mädchen vor ihrem eigenen

Tode die Todesqualen der Andern sehen sollte. Die Fluth kam an und erstickte das arme Weib. Das junge Mädchen, die den langsamen Tod der Unglücklichen miterlitten, widerstand der Todesangst nicht länger, als nun das Wasser auch zu ihr heranrauschte. Sie schrie: Gott segne den König! Die Zuschauer riefen: Sie hat sich unterworfen. Sie hat dem Covenant entsagt. Man band sie los. Da verlangte der Befehlshaber der Truppen, sie solle die Entsagung unterzeichnen. Sie schauderte, sie wollte sich nicht von ihren Heiligen trennen, sie konnte nicht unterschreiben. Der Major ließ sie ergreifen, in einen Sack stecken, und mit einem Stein ins Wasser werfen. Der Major hieß Winram. Es ist die Pflicht der Geschichte, solche Namen dem Gedächtniß der Nachwelt zu erhalten.

Auch quantitativ halten diese Grausamkeiten den Vergleich mit den in Frankreich begangenen aus, denn außer den erschossenen, gespießten und durch den Strang hingerichteten Fanatikern, wurden gegen 2000 in wenigen Jahren verbannt, nur deshalb, weil sie mit den sogenannten Rebellen Umgang gepflogen; oft nur, weil sie die unglücklich Gehetzten eine Nacht in ihrem Stalle schlafen gelassen! Auch gegen Vornehmere wurde die Verfolgung mit Lust betrieben, und es waren nicht die Folterknechte und niedere Beamten allein, die Gewalthaber selbst, ja sogar der Thronfolger, der Herzog von York, wohnten den Torturen bei, wie physikalischen Experimenten, um ihre Kenntniß zu bereichern.

Gestützt auf diesen Sieg über den Aufruhr, mit dem vermeinten sichern Hinterhalt in dem sonst gefährlichen Schottland, glaubte König Karl auch in England rascher ans Werk gehen zu können. Er war nicht mehr

der König, der über den Parteien ſtand, er war das Haupt einer Partei.

Es iſt nicht an uns, die Geſchichte ſeiner Regierung zu ſchreiben: wie durch Argliſt und Künſte jeder Art die Volkspartei aus ihrer mächtigſten und gefährlichſten Burg, dem londoner Gemeinderath, verdrängt wurde, wie der Hof den Lord Maire und die Sheriffs zu ernennen wußte, wie dieſe fortan nur die dem Hofe gefälligen Perſonen auf die Geſchworenenliſten brachten; wie, beim Stande der Parteiwuth ſomit der Hof gewiß war, daß Jeder, den er anklagen ließ, verurtheilt werden würde. So ward der ehemalige Sheriff, Pilkington, weil er einſt vom Herzog von York geäußert: „Erſt hat er die Stadt verbrannt, und nun kommt er, um uns Allen die Gurgel abzuſchneiden!“ verklagt, und zu 100,000 Pf. St. Schadenerſatz verurtheilt, eine Geldſtrafe, welche, da ſie natürlich nicht bezahlt werden konnte, einem lebenslänglichen Gefängniß gleich kam. Zudem war dieſe enorme Buße den Beſtimmungen der **Magna Charta** durchaus entgegen, daß Geldſtrafen nie zu einer Höhe ausgeſchrieben werden ſollten, welche den gänzlichen Ruin des Verurtheilten nach ſich zögen. Ein früherer Maire, Sir Patience Ward, ward zum Pranger wegen falſchen Eides — fand die Hofjury heraus — verurtheilt, weil er für Pilkington Zeugniß abgelegt.

Wir übergehen den langen, merkwürdigen und ſcandaleuſen Proceß, durch welchen der König der Stadt London ihre Verfaſſung und das Recht, ihren Magiſtrat ſelbſt zu wählen, um geringfügiger Urſachen willen, abſprechen ließ, und ihre uralten Rechte, ihre **Charta**, ihr erſt ſpäter aus Gnade und unter Bedingungen wieder zuſtellte, welche dem freien Bürgerthum alle Bedeutung raubten. Die Dauer des Richteramts hing damals von

der Willkür der Krone ab. Was Wunder, daß die Richter nach ihrem Willen sprachen; zumal da sie sahen, daß keine andere Macht vor ihr mehr bestand. Da London so gestürzt war von seiner Höhe und Freiheit, welcher Schutz blieb den andern Städten und Corporationen! Sie beeilten sich, ihre Charten der Krone zu Füßen zu legen, um sie als Geschenk wieder zurück zu empfangen, ein Geschenk, welches durch bedeutende Opfer erkauft werden mußte. Es ward für den König, der immer Geld brauchte, eine sehr vortheilhafte Speculation.

Mit dieser Unterwerfung der Corporationen unter den Willen der Krone war die alte englische Freiheit so gut wie untergraben. Spätere Historiker haben sich gewundert, daß diejenigen Royalisten, welche wol der Krone ihre Macht und ihren Glanz wiedergeben, aber sie durchaus nicht absolut machen wollten, diesen Schritt zuließen und sogar darüber triumphirten, indem danach kein Privilegium mehr fest stand, kein altes Recht, worauf irgend eine Corporation oder eine Familie stolz war, sondern Alles, was bestand, in die Gnade des Königs gelegt war. Aber der Parteigeist war mächtiger geworden auf beiden Seiten als die Vernunft. Es gab keine ruhige Würdigung der Verhältnisse mehr, nur Furcht und Hoffnung; nur ausschweifende Siegesfreude oder der verbissene Schmerz der Besiegten.

Was blieb den Patrioten übrig? Jede Hoffnung, auf gesetzmäßigem Wege zu siegen, war verscherzt. Die Aussicht, durch die Intrigue zu wirken, war dahin. Diese Künste waren entdeckt, ihre Hülfsquellen erschöpft; das Volk ließ sich nicht mehr damit täuschen, daß der König hinsichts des Thronfolgers anderer Ansicht werden und sich den Wünschen der Nation fügen werde. Ringsum prallten die Ränke an der geharnischten Gewalt ab.

Die Intriguanten durften sich gestehen, daß ihr verwegenes, frevelhaftes Spiel die Sache zu diesem Aeußersten gebracht. Die redlichen Freunde der alten Freiheit mußten sich auch gestehen, daß sie in übertriebenem Eifer zu weit gegangen waren. Beider Schmerz war gleich groß, beider Aussicht gleich trübe. Der Gewalt gegenüber, konnte nur die Gewalt wirken, und nachdem so viele Verschwörungen und Aufstände fingirt waren, was Wunder, daß die in diesen Künsten Eingelernten nunmehr daran dachten, selbst den Schein zu einer Wahrheit zu machen? Es half nichts mehr als Losbrechen.

Wir sprechen von dem berühmten Rye-House-Complot; dem traurigen Nachspiel des furchtbaren papistischen Complots. Ueber seine Wahrheit sind früher, und neuerdings wieder von englischen Schriftstellern Zweifel erhoben worden, und man hat es, auch im Parteiinteresse, in dieselbe Kategorie mit dem papistischen stellen wollen. Aber die Verhandlungen in den **States trials**, die Todesbekenntnisse einiger der Hingerichteten, die Memoiren mehrer Personen von Ansehen, welche dabei betheiligt waren, sprechen für seine wirkliche Existenz. Nur hat die siegende Partei die Schuld der Theilnehmer vergrößert, oder vielmehr diejenigen ihr gefährlichen und feindlichen Männer, deren Untergang sie wünschte, durch mehr oder minder sträfliche Künste in das engere sträfliche Complot zu verwickeln gewußt, von dem sie vielleicht entfernt geblieben waren. Ja, ob dieses ganze Complot selbst so sträflich gewesen, wie man annahm, ob es nicht mehr in Absichten und Gedanken, als in Planen und Thaten bestanden, ob es nicht eine loose Schleife gewesen, welche die Anklage erst zu einem Knoten zusammenzog, das ist neuerdings wieder stark in Zweifel gezogen. Unsere Aufgabe ist nicht, Das zu ent-

hüllen, worüber alle Aufschlüsse der Gegenwart abgehen und was wir hinnehmen müssen, wie es die bewährtesten Historiker uns aufbewahrt haben. Uns liegt hier nur vorzugsweise der Proceß des ausgezeichneten Mannes vor, welcher von der Gewalt in dies Complot hineingezogen wurde, und über den möglichst vollständige Acten uns hinterlassen sind. Bevor wir aber zu diesen gerichtlichen Ermittelungen schreiten, ist es nöthig, Das als Vorgeschichte zu geben, was sich nach glaubwürdigen Historikern und den hinterlassenen Schriften der Zeitgenossen als wahrscheinlicher Zusammenhang herausstellt.

Schon im Jahre 1681, kurz vor dem orforder Parlament, als der König von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde, sollen der Herzog von Monmouth, Lord Russell und Lord Grey, auf Antrieb Shaftesbury's dahin übereingekommen sein, daß, falls der König stürbe, man mit den Waffen sich der Thronbesteigung seines katholischen Bruders widersetzen müsse. Der König genas; so ward dieser Vorsatz bei Seite geschoben. Aber dieselben Edelleute sollen sich mit den Grafen Esser und Salisbury später dahin verständigt haben, falls der König das orforder Parlament auflöse, es fortzusetzen. Sie wollten sogar einige Lords noch nach der königlichen Botschaft im Hause festhalten; als sie aber hörten, daß die Gemeinen, bestürzt und in Unordnung, aufgebrochen seien, mußten sie ihr Vorhaben aufgeben.

Nach Shaftesbury's Gefangensetzung und der Einsetzung royalistischer Sheriffs in London fingen diese Parteihäupter an, für ihre eigene Sicherheit zu fürchten. Sie knüpften neue Verbindungen an mit den Bürgern der City, die ihre Gefühle des Unwillens theilten und man sprach von gefährlichen Unternehmungen. Außerdem ward die Gentry und der hohe Adel in den Pro-

vinzen bearbeitet. Monmouth soll den Grafen von Macclesfield, Lord Brendon, Sir Gilbert Gerrard und andere Familien in Cheshire gewonnen haben. Lord Russell correspondirte mit Sir William Courteney, Sir Francis Kowes, Sir Francis Drake, der den Westen zum Aufstand zu bewegen versprach. Trenchard, welcher in der Stadt Taunton viel Einfluß hatte, hoffte von dort her dem Unternehmen Hülfe zu verschaffen. Shaftesbury bediente sich eines Geistlichen, Ferguson, eines unermüdlichen Complottirers, um die Verbindungen in der City von London, auf welche die Verbundenen am meisten rechneten, zu erweitern. Es wird behauptet, daß Alle zu einer Zeit dermaßen eifrig waren, loszuschlagen, daß nur Lord Russell, durch seinen Einfluß auf den Herzog von Monmouth, sie zum Warten bewegen konnte.

Shaftesbury war darüber außer sich. Dieser alte Intriguant, der alle Stellungen eines einflußreichen Lebens durchgemacht, als Höfling, Minister, Demagog und Agitator, sah seine Quellen erschöpft, er erwartete nur noch von offener Empörung ein Heil. Er drang in seine Verbündeten, keinen Augenblick länger zu zögern. Nachdem sie ihr Geheimniß so Vielen anvertraut, werde ihre eigene Sicherheit gefährdet, wenn sie nicht rasch und kühn darauf losgingen.

Zusammenkünfte wurden zu diesem Zwecke in verschiedenen Häusern gehalten, namentlich in dem eines angesehenen Weinkaufmanns der City, Namens Shepyard. Hier giebt das historisch Ermittelte in actenmäßig Ermitteltes über. Diese Zusammenkünfte haben stattgefunden. Was dort verhandelt wurde, und welche Personen dahin kamen, weiß man, aber wie weit sie daran Theil nahmen, bleibt zweifelhaft. Man besprach sich über Aufstände, welche in London Cheshire, Devon-

shire und Bristol ausbrechen sollten. Plätze, wo man sich vereinigen dürfte, wurden bestimmt. Man besichtigte die Stellungen der Leibgarden des Königs. Monmouth und Sir John Armstrong berichteten darüber, und fanden einen Angriff praktikabel. Man las eine projectirte Proclamation an das Volk, zur Rechtfertigung des Aufstandes vor, und billigte sie. Der Aufstand schien demnach vollkommen vorbereitet, als Trenchard erklärte, der Westen sei noch nicht bereit; man müsse deshalb noch einige Wochen warten.

In diesen Aufschub wollte Shaftesbury sich nicht fügen. Immer heftig, obgleich Intriguant, hatte er jetzt alle Fassung verloren; selbst seine gewohnte Klugheit schien ihn zu verlassen. Ohne sittliche Grundsätze, ohne religiöses Vertrauen, selbst ohne Vertrauen auf die Nothwendigkeit und Rechtlichkeit seiner Sache, wollte er das ganze Glück auf eine Karte setzen und das va tout spielen. Die Verbündeten hatten einen schweren, inneren Kampf mit dem krampfhaft wüthenden Manne. Er allein wollte den Aufstand beginnen, nur mit seinen Freunden in der City; er rühmte sich, über 10,000 kecke Burschen zu gebieten, die, wenn er nur den Finger rühre, zusammen stürmten. Russell und Monmouth zitterten, als, nach einem heftigen Kampf zwischen Wuth, Ingrimm und Furcht, die letztere in Shaftesbury siegte und er eines Tages aus seinem Versteck verschwunden war. Aller Hoffnung entsagend, war er nach Holland entflohen und starb bald darauf in Amsterdam, wo er, der ein Königreich umstürzen wollen, in Angst und Sorge für seine eigene Sicherheit die letzten Tage seines vielbewegten, stürmischen Lebens verbrachte. Einen begabteren, schlaueren, rastloseren Agitator hat England in allen seinen Parteienkämpfen bis auf O'Connel nicht wie-

dergesehen. Aber Shaftesbury hält an innerer Würde, Ehrlichkeit und Rechtlichkeit den Vergleich mit dem irischen Agitator nicht aus. Ihm waren alle Mittel recht, Trug und Gewalt, und in das Ziel, welches er erstrebte, mischten sich unlautere Motive des gekränkten Ehrgefühls und der Rache. O'Connel ist vielleicht noch heftiger als es Shaftesbury war, aber es ist der Ungestüm seiner Natur, es ist eine offene Heftigkeit, welche die Verhältnisse und Menschen wohl berechnet; er übertreibt, aber er täuscht und verleumdet nicht wissentlich; er complottirt, aber unter offenem Himmel, nicht durch falsche Zeugen; er will durch die Gesetze, nicht durch Gewalt zu seinem Ziele kommen, und dieses Ziel schwebt ihm wenigstens in deutlicheren Umrissen vor, als es wahrscheinlich Shaftesbury vor sich sah. Er war der Leiter seiner Partei, auf den man baute und hoffte; aber die Volkspartei konnte ihn nicht achten und nicht lieben, denn sie konnte nicht vergessen, daß, ehe er der Mann des Volkes wurde, er ein verworfener Höfling gewesen.

Shaftesbury's Entfernung brachte in die Plane der Verbündeten eine Stockung. Er war die Seele der kleinen Thätigkeit gewesen, er hatte die Fäden zusammengehalten, aber er war nicht die Seele des großen Unternehmens. Sie fanden sich wieder zueinander. Hier muß vorausgeschickt werden, daß das Folgende zwar in allen Geschichtsbüchern als thatsächlich figurirt, daß aber der neueste Geschichtschreiber, Lord John Russell, Charles For Beispiel folgend, auch diese Angaben, wenn zwar nicht absolut leugnet, doch in das Gebiet der fabelhaften Composition verweisen möchte, durch welche einer der mit Angeschuldigten, Lord Howard, nachmals als Zeuge wider seine Verbündeten auftretend, sich zu retten versuchte. Allerdings ist Howards Aussage die Haupt-

quelle für das Folgende. Ein Rath von Sechsen trat zusammen, der das Ganze leiten sollte. Sie knüpften Verbindungen an mit den Misvergnügten in Schottland; der Graf von Argyle sollte die Covenanter ins Feld führen, 10,000 Pf. St. waren dazu bestimmt, Waffen in Holland für sie aufzukaufen. Desgleichen wurden die Aufstände im Westen, in andern Provinzen und in London organisirt. Diese sechs waren der Herzog von Monmouth, Lord Russell, Lord Esser, Lord Howard, Sir Algernon Sidney und John Hambden, der Enkel des berühmten Parlamentsführers. Alle sechs hatten verschiedene Zwecke und wichen ebenso in ihrem Charakter von einander ab.

Monmouth, Karl's II. natürlicher Sohn, strebte nach der Krone. Tapfer, ritterlich, galant, beim Volke beliebt, von leichten Sitten und leutseligem Wesen, war er die wohlgeformte Puppe, die man einem kühnen Unternehmen, welches nur durch die Unterstützung des Volkes gelingen konnte, vortragen mochte; aber er war kein Geist und kein Charakter, auf den man in gefährlichen Dingen und Krisen fest bauen konnte. Nicht gemein und unedel, entbehrte er doch der sittlichen Stärke, um die Seele großer Unternehmungen zu sein, oder um auch nur in Widerwärtigkeiten und im Untergange eine Heldengröße zu bewahren. Geschickte Intriguanten hätten ihn als einen guten Figurantenkönig gebrauchen können, es ist aber zweifelhaft, ob die wahren Patrioten wirklich an seine Erhebung auf den Thron dachten, oder ob sie von seiner Regierung das Heil des Landes, eine feste Regierung und feste Verfassung, erwarteten.

Algernon Sidney, auch ein ritterlicher Charakter, aber von anderem Metall, durch antike Studien gebildet, ein Freigeist in der That und in Worten, Schrift-

keit hinweg! Wenn uns nichts als das Klingeln der Heerden ins Ohr tönt, die Birken vor dem Fenſter rauſchen, wie anders ſprechen dort die Folianten voll Weisheit der Vorwelt zu uns, wie kann da der Menſch ganz Menſch ſein."

Sir Alexander verbeugte ſich: „Majeſtät ſind alſo doch unterrichtet von meinem Antrage und den Verheißungen ſeiner erlauchten Miniſter?"

„Wie!" rief Sunderland mit dem Blicke edler Entrüſtung ſich aufrichtend, hielten Sie uns für ſolche Heuchler, wie die Hofmänner wohl in den Romanen geſchildert ſind, die jedem Clienten ein freundliches Geſicht zeigen, alles verſprechen, und wenn die Thüre zugeſchlagen, jede Sylbe vergeſſen haben. Der König weiß Alles —"

„Daß ich von der Majorität der Collegen die Zuſicherung ihrer Stimme in der Taſche trage," fiel der Dechant ein, „daß mir der Marquis von Halifax die königliche Einwilligung zugeſagt, daß alſo nichts fehlt als die Förmlichkeit der Wahl und Beſtätigung zum Präſidenten des Magdalenen Collegiums."

„So wüßten Sie wirklich nicht" hub der Miniſter an, „daß die Fellows in voriger Woche, aus Furcht, daß Sir Alexanders ſanfteres Gemüth ſich

steller von Bedeutung in jener Zeit, war, obgleich aus einer alten, mächtigen Feudalfamilie, ein Sohn des Grafen von Leicester, ein entschiedener Republikaner. Er hatte unter Cromwell gedient, und weder in der langen Verbannung, noch, nach der Restauration begnadigt, die „gute alte Sache", wie sie von der Partei genannt wurde, aufgegeben. Lord Esser soll sich ebenfalls in letzter Zeit zur Republik hingeneigt haben, obgleich einst Minister und Vicekönig von Irland unter Karl II.

Lord William Russell war ein treuer Anhänger der alten Verfassung seines Vaterlandes; nur sie wollte er wieder in ihrer Kraft und in ihrem Glanze hergestellt sehen. Der Liebling der Nation, der populairste Mann im Volke, war er von einem durchaus unbescholtenen Charakter und von dem mildesten, freundlichsten Wesen. In seiner Jugend hatte er sich wol von dem frechen, ausgelassenen Hofe des restaurirten Königs zu Schwächen hinreissen lassen, die er später bereute; aber die tiefe Verderbtheit dieses Hofes hatte ihm bald die Augen geöffnet und ihn zur strengeren Sitte, zur Häuslichkeit und zur Volkspartei zurückgeführt. Er ward bald nicht ihr glühendster, aber ihr eifrigster Anhänger. Seine Talente waren nicht hervorragender Art; er war nicht beredt, aber von der stillen, sinnenden Natur, welche das Rechte erkennt und darnach handelt, und, vermöge seines anerkannt rechtlichen Charakters, und als Erbe des reichsten Adelsgeschlechts der Insel, von großem Einfluß auf seine Partei und das Volk. Auch er hatte sich vom Eifer für die gefährdete Religion und die Freiheiten seines Volkes während des Parteikampfes zu weit hinreißen lassen, selbst zu grausamen Aeußerungen, die an Aberwitz grenzen; aber das vergab man ihm, denn wer, im Strome der Parteienwuth, hielt sich damals

von ihren Thorheiten frei, und auch die Nachwelt mußte in Allem, was er that, seine redlichen Absichten anerkennen. — Hambden stand ihm in politischen Ansichten zur Seite; hinsichts seines Privatcharakters entwirft Bischof Burnet kein so vortheilhaftes Bild.

Lord Howard war der gerade Gegensatz zu Lord William Russell; ein Mann ohne alle Grundsätze in Politik und Sittlichkeit, jeder Partei, zu der Furcht, Hoffnung und Interesse ihn gerade trieb, sich hingebend, ein Diener der Lust und des Augenblickes, aber ein angenehmer Gesellschafter, und, wie Russell schweigsam war, ein allezeit fertiger Redner und Schwätzer. Zu den Verbündeten hatte ihn der Haß gegen den Herzog von York und der Widerwille gegen die Minister des Königs geführt.

Wir wiederholen, daß, was über die Verbindnng und die Absichten dieser aristokratischen Verschwörer gesagt ist, mehr das Resultat der geschichtlichen Forschungen und Schlüsse als actenmäßiger Ermittelungen ist. Aber außer dieser noch lockern Verbindung der Großen bestand eine andere festere zwischen Misvergnügten von geringerem Stande, die eigentliche Ryehouse-Verschwörung, wiewol auch bezüglich dieser die Grenzen des Strafbaren zwar im Sinne der royalistischen Richter, doch nicht der unparteiisch richtenden Nachwelt festgestellt sind.

Ein alter Cromwell'scher Republikaner, der Obrist Rumsey, spielte in diesem Kreise die Hauptrolle. Später war ihm noch eine andere, minder ehrenvolle, zu spielen vorbehalten. Er hatte mit Auszeichnung nicht in England allein gedient. Nach tapfern Kriegsthaten in Portugal war er mit Empfehlungen des berühmten Marschalls von Schomberg an den König nach England zurückgekehrt. Zunächst ihm sah man hier den Capitain

Walcot, gleichfalls Officier aus den Zeiten der Republik. Goodenough, Untersheriff von London, war ein ebenso eifriger Parteimann, als der Geistliche Ferguson, Shaftesbury's Unterhändler; der Obrist Rumbold, ebenfalls ein Officier aus den republikanischen Heeren, und ein Mann von außerordentlichem Muth und Geisteskraft. Die Namen der Andern waren West, Tyley, Norton, Ayloffe, Rouse, Hone, Keeling, Halloway, Bourne und Lee, meist Kaufleute, einige Juristen. Von allen diesen Bürgern hatten nur Ferguson und Rumsey Bekanntschaft, oder wie es heißt, Zutritt bei den aristokratischen Führern der Partei. Die Partei gleicht in England den Standesunterschied nicht aus. Es ist gewiß, daß alle diese Männer sich in den herbesten, härtesten und wüthendsten Ausdrücken gegen die Regierung, den König und den katholischen Thronfolger gehen ließen. Erwähnt wurde mehrmals der Gedanke, den König umzubringen, und durch Zeugen ist es ausgesprochen, daß sie auch einen Plan dazu entworfen.

Obrist Rumbold hatte durch Verheirathung mit der Witwe eines Mälzers ein Grundstück, das Ryehous genannt, erworben, welches auf dem Wege noch Newmarket lag, wohin der König in jedem Jahre einmal zu dem Wettrennen ging. Es war beschlossen, sagen die Zeugen, bei dieser Gelegenheit Karl aus der Welt zu schaffen. Man wollte, in dem engen Wege, einen Wagen umstürzen lassen. Während der König dadurch gezwungen würde, zu halten, sollten die Verschworenen hinter den Hecken auf ihn und sein Gefolge feuern. Rumbold legte ihnen einen Plan der Gegend vor, um sie zu überzeugen, wie leicht dies ausführbar sei, und wie jeder auf den vielen Nebenwegen und über das Feld

entfliehen könne. Doch war, wie sehr der Plan auch zusagte, noch kein fester Beschluß deshalb gefaßt, noch weniger waren die nöthigen Vorbereitungen dazu gemacht. Ein Feuer, welches im Hause, was der König zu Newmarket bewohnte, ausbrach, zwang ihn, den Ort acht Tage früher zu verlassen. So wurde der Plan aufgegeben, und Rumbold, sagen die Zeugen, äußerte den Verbündeten seinen Verdruß, mit dem Bemerken, daß die Ausführung ihres Planes diesmal überaus leicht gewesen wäre, da Karl mit weit geringerem Gefolge als gewöhnlich zurückgekehrt sei. Die Höflinge konnten später nicht genug das wunderbare Walten der Vorsehung preisen.

Die Verschwörung ward verrathen. Der Salzhändler und bankrotte Schenkwirth, Keeling von London, hatte sich in einem gewagten Unternehmen, auch im Parteiinteresse, verstrickt und fürchtete die ganze Rache der royalistischen Partei. Er verlor den Muth, und, um sich zu retten, gab er schnell von der ganzen Verschwörung an, was er davon wußte oder zu wissen glaubte. Aber man glaubte ihm nicht! So viel Verschwörungen und Complote (shame plots, Schwindel- und Schandcomplote) waren in den letzten Jahren denuncirt worden, so viel Denuncianten und verworfene Zeugen drangten sich zu den Mächtigen, weil das ein Gewerbe war, was seinen guten Lohn eintrug, daß man diese Menschen mit verdächtigen Augen ansah, und eine betrügerische Absicht bei jedem vermuthete. Keeling, vom Staatssecretair Jenkins abgewiesen, suchte seine Angabe durch eine neue niederträchtige Handlung zu verstärken. Er ließ seinen halb in die Sache eingeweihten Bruder mit dem Untersheriff Goodenough ein Gespräch anknüpfen. Goodenough verrieth sich ohne Arg, und Keeling erschien

nun mit seinem Bruder vor dem Staatssecretair. Aber inzwischen hatten die Verschworenen Wind bekommen. Sie verbargen sich. Nur einer, der Instrumentenmacher Barber, wurde ergriffen, und da er, erschreckt, Geständnisse machte, welche mit denen der Gebrüder Keeling ziemlich übereinstimmten, so verfügte man jetzt ernstlichere Nachsuchungen.

Der Schreck überkam die Meisten und eine jener traurigen Wandelungen trat ein, wo der Charakter nicht stark genug befunden wird vor den Wechselschlägen des Schicksals. Der edle Muth hatte sich in wildem Trotz ausgegeben, und statt der Seelenstärke war auf dem Grunde die Verzagtheit zurückgeblieben. Die vorhin in tollem Uebermuth sich selbst überboten, überstürzten sich, jetzt Verräther zu werden, um ihr Leben zu retten. Der Advocat West und der Obrist Rumsey überlieferten sich der Obrigkeit als Theilnehmer der Verschwörung, mit der Absicht, als Königszeugen zugelassen zu werden. West bestätigte Alles, was Keeling über den Mordplan ausgesagt, aber das genügte der Regierung nicht; denn Beide wußten nur von Dem, was unter den kleinen Verschwörern vorgegangen war. An denen lag der Krone wenig, sie wollte Zeugnisse, welche die großen Verschwörer verderben sollten. Rumsey verstand sich schwer dazu; sein altes militairisches Ehrgefühl sträubte sich. Endlich verrieth er die Zusammenkünfte bei Sheppard. Dieser ward gefangen gesetzt; die Furcht überkam ihn, er bekannte. Schien doch in der ganzen Nation eine moralische und physische Depravation, eine Erschlaffung nach der Ueberspannung eingetreten, welche kein Heroenthum mehr zuließ.

Jetzt wurden Verhaftsbefehle zur Ergreifung der mächtigen Volkshäupter ausgesandt. Monmouth verbarg sich.

William Russell, obgleich gewarnt, wollte nicht entfliehen. Er ward in den Tower gesetzt. Lord Grey ward arretirt, fand aber Gelegenheit zu entweichen. Lord Howard ward aus einem Kamine, in den er gekrochen, vorgezogen. Ohne Grundsätze, verwüstet durch ein ausschweifendes Leben und ohne Mittel, dieses Leben fortzusetzen, kostete ihm die Wandlung zum Verräther und Schurken kein Opfer und keine Ueberwindung. In der Hoffnung auf Begnadigung und Belohnung bekannte er, was er von der Verschwörung wußte, oder, was, die ihn fragten, davon wissen wollten. Auf seine Anzeige wurden Lord Esser, Algernon Sidney und Hambden augenblicklich verhaftet, und ebenso der größere Theil der andern Verschworenen.

Walcot, Hone und Rouse wurden zuerst vor Gericht gestellt, denn auch jetzt fühlte man sich gedrungen, mit Kleinen anzufangen, um mit mehr Sicherheit zu den Größeren überzugehen. Der Capitain Walcot hatte sich immer als ein Mann von Tapferkeit und Ehrgefühl gezeigt; aber so überkam auch diesen alten Republikaner die Todesfurcht, die Liebe zum Leben, daß er an den Staatssecretair Jenkins schrieb und sich erbot, wenn man ihm Pardon gewähre, gegen die Andern als Zeuge aufzutreten. Bald indeß schämte er sich dieser Niedrigkeit und trat muthig vor Gericht auf. Seine eigene Schrift in Verbindung mit den Aussagen von Rumsey, West Sheppard und dem Brauer Bourne überführten ihn wie seine vorhin genannten Mitgenossen. Sie wurden verurtheilt und erkannten später bei ihrer Hinrichtung ihre Schuldbarkeit an. Nach diesem Bekenntnisse und den Ergebnissen im Verhör war der Plan zum Aufstande ordnungsmäßig entworfen; auch von der Ermordung hatte man öfters gesprochen, und nicht ohne Zustimmung Vieler

unter den Verschwörern. Walcot und die Andern wurden einen Tag vor William Russell hingerichtet, als Warnungszeichen und Schreckbild für das Publicum.

William Russell, sagten wir, war gewarnt worden, aber wollte nicht entfliehen. Schon war, gleich nach Rumsey's Verrath, eine Wache vor seine Thür gestellt worden, doch hätte er durch eine Hinterpforte seine Flucht leicht ins Werk gesetzt. Aber er erinnerte sich nicht, Rumsey in den Zusammenkünften bei Sheppard gesehen zu haben. Auch hatte er von je an eine tiefe Verachtung gegen den Mann empfunden, und war sich bewußt, daß er ihm wenigstens nichts von Bedeutung vertraut hatte. Im Familienrath wurde beschlossen, daß er nichts von diesen Angaben zu fürchten habe; ja, wenn er fliehe, würde man dies unfehlbar als ein Zeichen seines Schuldbewußtseins auslegen. Dennoch verhehlte er sich selbst nicht das Mißliche seiner Lage, und mit völliger Ruhe sagte er zu seinen Freunden: „Ich sehe voraus, daß mein Tod dem der englischen Freiheiten folgen muß. Die Willkürherrschaft wird erst festen Fuß fassen, wenn mein Blut vergossen ist."

Vor den Geheimrath geführt, sagte der König mit Milde zu ihm, daß Niemand wirklich ihm die Absicht zuschreibe, seinem Fürsten nach dem Leben getrachtet zu haben, aber man werfe ihm feindliche Absichten gegen die Regierung vor. Er ward über die geheime Versammlung bei Sheppard befragt. Daß er dort gewesen, gestand er ein, leugnete aber, daß er etwas von der Botschaft wisse, welche Rumsey im Namen Shaftesbury's an die Versammelten ausgerichtet haben wollte. Als er darauf in den Tower geführt wurde, sagte er zu seinem Diener Taunton, es werde ihm seinen Kopf kosten. Er betrachtete sich hier unfehlbar als Candidat des Todes,

und beschäftigte sich nur mit religiösen Gedanken. Seine Freunde bewährten sich als solche. Lord Esser erklärte, er wolle nicht fliehen, weil seine Flucht ausgelegt werden könne, als sei Russell wirklich schuldig. Der Herzog von Monmouth erbot sich gegen ihn, aus seinem Versteck vorzukommen, und sich der Regierung zu überliefern. Russell ließ ihnen sagen: er sähe keinen Vortheil darin, daß seine Freunde mit ihm stürben.

Im Verhör vor der Commission leugnete Russell alle Anklagepunkte: den Plan zum Aufstande, zur Ueberrumpelung der Garden, die Botschaft nach Schottland, um dort eine Rebellion zu veranlassen. Nur bei Sheppard sei er eines Abends gewesen, und zwar nur, weil ihn der Herzog von Monmouth dahin geführt.

Lord Howard hatte vor seiner Verhaftnahme von dem Complot öffentlich nicht anders gesprochen, als die Höflinge von dem papistischen Complot, er hatte es für eine verächtliche und absurde Fabel erklärt, und daß er durchaus nichts wisse, was Lord Russell compromittiren könne. Als er von West's Verrath erfuhr, erbleichte er in Lord Russell's Gegenwart. Howard's Freunde riethen ihm, wenn er sich schuldig glaube oder nicht den Muth habe, dem Gericht zu stehen, möge er entfliehen. Auch dazu schien ihm der Muth gefehlt zu haben. Er versteckte sich und ward, wie angegeben, doch erst nach längerem vergeblichen Nachsuchen, in einem Kamin in seinem Hause entdeckt. Sogleich verrieth er Alles, was er wußte, vielleicht auch, was er sich einbildete. Man sprach auch von einem geheimen Briefe an den König, in welchem alle Einzelschritte der Verschwörung angegeben waren. Der Verräther Howard ward der Hauptzeuge im Proceß, welcher den Männern das Leben kostete, die England

seitdem als die Heroen und Märtyrer für seine Freiheit und Verfassung betrachtet.

Am 13. Juli 1683 ward Lord Russell vor die Schranken des Gerichts von Old Bailey gestellt. Seine Anklage lautete: daß, nachdem er sich am 2. November des 35sten Regierungsjahres König Karls II. mit andern Verräthern, unbekannt der ernannten Jury, verbunden, mit denselben complottirt und sich verschworen habe zum Tode des Königs, wie auch, daß er zu diesem Zwecke Theil genommen an einer aufrührerischen Versammlung, allwo man beschlossen, eine allgemeine Rebellion anzustiften und anzugreifen und niederzumetzeln die Leibgarden des Königs, als welche Verbrechen von dem Angeschuldigten überlegt und beschlossen worden gegen seine Pflichten und Obliegenheiten und Schwüre als Unterthan des Königs und gegen den Frieden des Reiches.

Ein furchtbarer Zwischenfall steigerte die Schrecken der Tragödie, welche hier gespielt wurde. Lord Esser war nicht geflohen, er war verhaftet worden, und hatte sich am selben Morgen, wo Russells Verhör begann, mit dem Rasirmesser die Kehle abgeschnitten. Der Unglückliche war schon seit längerer Zeit Anfällen von Spleen ausgesetzt gewesen. Das Zusammenbrechen aller Hoffnungen hatte ihn moralisch vernichtet und er verlor den Muth, Dem, was noch drohte, die Stirn zu bieten. Gerüchte, daß Esser ermordet worden, wurden zwar vom Volke geglaubt, entbehrten aber jedes äußern und innern Grundes. Dagegen machte der Generalanwalt von der Thatsache selbst einen verwerflichen Gebrauch, indem er Esser Selbstmord den Geschworenen sowol als einen neuen Beweis von der Wirklichkeit des Verbrechens, als auch der Straffälligkeit der vor ihnen stehenden Angeklagten vorhielt.

Russell klagte, daß man mit unschicklichem Haß gegen ihn verfahre, daß man ihn in strenger Haft gehalten und die Mittel zu seiner Vertheidigung ihm erschwert habe, daß ihm die Anklageacte zu spät vorgelesen worden, daß er sich daher wegen der einzelnen ihm zur Last gelegten Punkte weder gehörig berathen, noch die nöthigen Zeugen citiren können, und bat noch um einen Tag Aufschub. Der Lordoberrichter erklärte, ihm dies nicht bewilligen zu können, übrigens sei er durch die ihm mitgetheilte Information genügend „von der Natur des Verbrechens" unterrichtet, dessen man ihn bezüchtige, und eben desgleichen habe der König befohlen, daß man „Se. Herrlichkeit mit aller Achtung behandele" und die Formen durchaus nicht verletze. Russell erhielt auch nicht einmal die Gunst, um die er bat, daß die Debatten bis auf den Nachmittag verschoben würden. Dagegen ward ihm erlaubt, von einem Privatschreiber Notizen während der Verhandlung aufschreiben zu lassen, welche er zu seiner Vertheidigung benutzen könne. Russell wählte dazu — ein noch nicht dagewesener Fall — seine eigene Gattin, und die hochherzige Frau, die Tochter des Herzogs von Southampton, die wir noch später kennen lernen werden, saß vor dem Blutgericht als Schreiberin und bereitete die Vertheidigung ihrem Gatten vor!

Rumsey war der erste vorgerufene Zeuge. Er sagte aus, daß er in Shaftesbury's Auftrag zu Anfang Octobers oder Ende Novembers 1682 in des Weinhändlers Sheppard Haus gegangen, wo die Vereinigung der Herren, des Herzogs von Monmouth, Lord Russells, Lord Grey's, Sir Thomas Armstrongs und des Master Ferguson statt finde. Er sollte sich erkundigen, wie es mit der Werbung, welche die Herren in Taunton beschlossen, ginge. Man erwiderte ihm, Trenchard habe sein

vom Könige zur Milde gegen die Nicht-Anglicaner bewegen lasse, daß sie, uneingedenk ihres Versprechens, den starren Anglicaner Dr. Hough zum Präsidenten erwählt haben? Sie wüßten nicht, daß der König, aufs äußerste über diesen Trotz empört, geschworen hat, da sie den weisesten Gelehrten, den humanen Sir Alexander Tennison verworfen, ihre Wahl zu zerbrechen, und einen Römisch Katholischen zum Rector zu machen! Sehn Sie dort den ehrenwerthen Herrn Farmer, dem Majestät eben so freundlich zuwinkt, er ist neuerdings zum Schooß der Mutterkirche zurückgekehrt, und trägt die Bestallung in der Tasche."

Der Dechant lehnte sich an den Stuhl: ein Papier, das ihm Sunderland zusteckte, und aus dem allerdings hervorging, daß Herr Farmer der Universität solle aufgedrungen werden, verscheuchte auch den letzten Zweifel zu Gunsten der Hoffnung. „So wäre die ganze Reise, alle Anstrengungen, alle treue Dienste wären umsonst; auch hier die Assemblé, es gäbe keine Mittel?"

„Doch, hochwürdiger Herr! Nur der starre Trotz und das Haften an Kleinigkeiten kann den König in Harnisch bringen. Ein Mann, wie Euer Hochwürden, der wesentliche von Nebenrücksichten zu un-

Wort nicht gehalten. Er habe 1000 Mann zu Fuß und 300 Reiter stellen sollen, und zwar in drei bis vier Wochen; habe aber nun erklärt, das sei so schnell nicht möglich, denn die Verschworenen brauchten mehr Zeit, um ihre Familien auf dieses Ereigniß vorzubereiten. Diese Antwort habe ihm Ferguson gegeben; wenn er sich recht entsinne, habe Lord Grey noch einige Bemerkungen dazu gemacht. Er habe sich übrigens nur eine Viertelstunde in Sheppards Hause aufgehalten, und dann seinem Lord Shaftesbury die Antwort gebracht, welcher in Folge davon England verließ.

Rumsey wollte sich nicht bestimmt entsinnen, ob er selbst in dieser Versammlung von der Proclamation zum Aufruhr gehört, oder nur aus Fergusons Berichten an Shaftesbury. Dagegen hatte er viel über die Mittel sprechen gehört, wie man die Garden überfallen könne. Er glaube: der Herzog von Monmouth, Lord Grey und Sir Thomas Armstrong hätten sich angeboten, selbst zu recognosciren. Man habe viel im Allgemeinen über den Gegenstand gesprochen.

Was den Aufstand selbst anlange, so sei der 19. November zum allgemeinen Losbrechen angesetzt worden. Ihn, Rumsey, habe man bestimmt, mit einer Specialmission Shaftesbury's, nach Bristol aufzubrechen.

Befragt, ob Lord Russell in den Plan, die Garden anzugreifen, gewilligt, erklärte Rumsey: Ja, er stimmte in Alles, was vorgeschlagen wurde, und gab auch feierlich seine Beistimmung zum Plan der Revolte.

Diese Aussage that Rumsey in Gegenwart des Angeklagten und in dessen Gesicht, während Russell behauptete: nur der Zufall habe ihn an jenem Abende in Sheppards Haus geführt, er habe nichts von einem Plane gehört, die Garden aufzuheben und einen Aufstand aus-

brechen zu lassen. Er habe keine Verbindungen in der Stadt Taunton, noch mit Trenchard, und habe während der ganzen allgemeinen Unterhaltung der Gesellschaft an einem Tische gesessen, den Rücken den Andern zugekehrt, und sich nur damit beschäftigt, einen von ihm bei Sheppard bestellten Xereswein (Sherry) zu kosten.

Der zweite Zeuge war der Weinhändler Sheppard. An einem Octobertage des vergangenen Jahres hatte Ferguson bei ihm für den Abend ein Zimmer für die obengenannten Lords bestellt, und gewünscht, daß die vornehmen Gäste von keinen Kellnern bedient würden, weshalb er, Sheppard, selbst den Wein holte. Die genannten Herren kamen und der Gegenstand ihres Gespräches war: wie sie die Leibwachen des Königs überfallen könnten, auch daß diese bereits in dieser Absicht von Monmouth, Grey und Armstrong besichtigt worden. Letzterer habe erklärt: es wäre nicht schwer, sie hielten sich nicht wie wirkliche Soldaten. An zwei Abenden waren die Lords bei ihm versammelt. Lord Russell war unter ihnen. Eine Proclamation wurde verlesen, welche die Beschwerden der Nation auseinandersetzte, weshalb ein Aufstand zu rechtfertigen sei. Der Worte erinnerte er sich nicht. Ob Lord Russell zugegen gewesen, als diese Proclamation verlesen ward, konnte Sheppard nicht mit Bestimmtheit sagen, wol aber, daß er zugegen war, als der Angriff der Garden berathschlagt wurde.

Russel erklärte nur ein Mal in Shepherds Hause gewesen zu sein; auch Rumsey konnte sich nur mit Bestimmtheit eines Abends dort entsinnen, und Sheppard mußte einräumen, daß er sich irren möge, da acht bis neun Monat seitdem verflossen wären, aber einmal sei er bestimmt dort gewesen, und er glaube, es sei der Abend gewesen, wo der Angriff auf die Garden bespro-

chen worden. Davon, daß dieser Angriff wirklich beschlossen worden, wußte er nichts.

Der dritte und eigentliche Hauptzeuge war Lord Howard. Er ließ sich weitläufig aus über die ganze Verbindung zwischen Shaftesbury, Monmouth und Russell, die wir bereits kennen, und aus der hervorgeht, daß Russell sowohl wie Monmouth anfangs entschieden den ausschweifenden Entwürfen Shaftesbury's abgeneigt waren — der Herzog sagte geradezu, er sei ein Narr, — und nichts weniger als daran dachten, ihn und des Landes Schicksal so auf einen Wurf zu setzen. Shaftesbury umgekehrt, verwünschte ihre Vorsichtigkeit, die er Verrätherei nannte, und sagte in seinem Unmuth sogar von Monmouth: „Ich glaube, er steckt mit seinem Vater unter einer Decke; um sich zu retten, verdirbt er uns." Aber Beide wurden mehr und mehr in die Sache hineingezogen und mußten, nach Shaftesbury's Flucht, weiter gehen, weil sie nicht mehr zurückkonnten, bis das Committee der Sechs festgestellt wurde. Howard sprach von zwei Versammlungen, der einen bei Hambden abgehalten, der andern in Russell's Hause. In der ersten Zusammenkunft wurde festgesetzt, den Aufstand in den Provinzen früher ausbrechen zu lassen, als in der Stadt; besonders auf Monmouths Rath, der es für unmöglich hielt, mit rasch bewaffnetem Volke einexercirten Truppen die Spitze zu bieten; in den Provinzen habe man Zeit, die Zusammengetretenen einzuexerciren, bis die Truppen aus London ankämen. Man bestimmte die Orte, wie viel und welche Waffen ausgetheilt werden sollten, und verständigte sich über den ganzen Operationsplan. In der zweiten wurden die schottischen Angelegenheiten verhandelt. Algernon Sidney erhielt den Auftrag, mit dem Grafen von Argyle und den Misvergnügten dort zu un-

terhandeln, zu welchem Behuf er einen gewissen Aaron Smith mit Reisegeld dahin sandte. In dieser Sache handelten Alle einstimmig und Russell widersprach nicht. — Diese ganze Aussage Howards beruht auf allgemeinen Wahrnehmungen und Schlüssen, und Russell konnte ihm vorwerfen, daß seine Kunde zum großen Theil von Hörensagen herkomme. „Wo sind denn die Thatsachen, die mich betreffen?" Befragt, was bei diesen Verhandlungen Russell speciell gesagt, oder ob er immer stumm dagesessen? antwortete Howard: „Alle Welt weiß, daß Lord Russell ein Mann von Verstand und richtiger Urtheilskraft ist, aber er ist kein Verschwender im Sprechen. Er ward nicht insbesondere über seine Meinung gefragt; aber ich kann versichern, daß alle Personen, welche die Vereinigung bildeten, ihre Einstimmung gaben." Russell räumte ein, daß zwei solche Versammlungen der genannten Personen bei Hambden und bei ihm stattgefunden, es habe aber keine bestimmte Absicht zum Grunde gelegen, man habe nur von den Angelegenheiten des Tages gesprochen und von den Dingen im Allgemeinen. Er setzte hinzu: „Lord Howard ist bekanntlich ein Mann von sehr geläufiger Zunge, er spricht sehr gut, und wir waren immer vergnügt, ihm zuzuhören."

Der Mitverschworene und jetzt als Kronzeuge auftretende Advocat West konnte nur von Hörensagen bekunden. Rumsey und Ferguson hatten ihm von dem Aufstande im Westen erzählt, den Trenchard vorzubereiten habe; Beide aber hätten oft wiederholt: Lord Russell sei der Mann, auf welchen die Verschworenen das meiste Vertrauen setzten wegen seines gemäßigten Charakters und seiner Besonnenheit. — Russell erklärte es für ein verwerfliches Manoeuvre, so unbestimmte Zeugenaussagen vorzubringen, die nichts Anderes bezweckten, als die Jury

gegen ihn aufzubringen. Was könne er dafür, wenn Abenteurer seinen Namen misbrauchten?

Die Zeugen für Russell, angesehene Männer, Lords und Geistliche, konnten nichts mehr und nichts Anderes bezeugen, als daß sein Charakter ehrenwerth und loyal sei, und daß Lord Howard vor seiner Verhaftung sich entschieden für Lord Russells Unschuld ausgesprochen habe. Howard vertheidigte sich dagegen, daß er das auch noch heut sagen könne, denn er halte ihn für den rechtlichsten Mann von der Welt, der nie eine meuchelmörderische Absicht gegen seines Königs Leben gehabt haben könne, wovon damals allein die Rede gewesen sei.

Russells Selbstvertheidigung war nicht bedeutend. Er beschränkte sich darauf, den Geschworenen seine Gefühle zu schildern, wenn er sich unter derselben Anschuldigung begriffen sähe, „mit Verräthern, deren Grundsätze und Thaten er verabscheue". Er sei immer in reiner und loyaler Gesinnung dem König und der Regierung zugethan gewesen, die er als die beste unter allen möglichen Regierungen betrachte; er bete mit aller Inbrunst, deren ein Christ fähig ist, für die Verlängerung der Tage Seiner Majestät. Stets habe er den Meuchelmord für eine verabscheuungswürdige Handlung gehalten, für die entehrendste und schrecklichste, die in der menschlichen Gesellschaft vorkomme, und nun solle er gerade seine Hände, die bis dahin rein geblieben, mit dem Blute seines Souverains haben beflecken wollen! „Der Meuchelmord eines Fürsten," rief er, „ist ein Verbrechen, welches nur die Verzweiflung und die Thorheit zugleich ersinnen und ausführen können." Kürzer und mehr umgehend ließ er sich auf die eigentliche Anschuldigung ein, daß er einen Aufstand erregen wollen: auch ein solcher Vorsatz sei seinen Gewohnheiten und Sitten dermaßen entgegen und

mit seinem ganzen Wesen unvereinbar, daß er ihm nie in den Gedanken hätte kommen können. „Und wäre ich auch dazu geneigt gewesen," sagte er, „hätte doch die ruhige Betrachtung mich bald überzeugt, daß mir im Geiste der Nation weder eine Neigung noch eine Tendenz dazu begegnen werde, und daß heut nicht mehr an der Zeit ist, was ehemals möglich war, daß eine kleine Zahl von Großen das Mittel wäre, ein Königreich zu revolutioniren."

Ueber das Maß von Schuld, welches Lord Russell trifft, sind die Meinungen bis heute getheilt. Er ward, wie wir sehen werden, von einer Jury, zusammengesetzt aus rechtlichen, aber eifrigen Royalisten, verurtheilt. Das will nichts bedeuten. Er wäre von ihnen verurtheilt worden, auch ohne diese Schuld, denn er ward nicht deswegen, weshalb er angeklagt, sondern seiner starren Opposition gegen die Willkürherrschaft wegen verfolgt und gerichtet. Die royalistische Partei verlangte ein großes Opfer für die lange, schwere Unbill, die sie während des papistischen Complots erduldet. Die Köpfe der untergeordneten Personen genügten ihr nicht; sie wollte das Haupt des Lieblings, des populairsten Mannes im Volke. Ueber seine wirkliche Schuld oder Unschuld kann also dieses Verdict eines Parteiwecken huldigenden Gerichtes nichts entscheiden. Aber nach der glorwürdigen Revolution, als das Andenken aller dieser Märtyrer wieder zu Ehren kam, wollte man gern auch jeden Makel von ihrem Namen tilgen. Zur Entscheidung kam es indessen auch da nicht, wie weit sie in eine wirkliche, in die Rye-houseverschwörung, sich eingelassen. Der unbefangenste und klarste Historiker seiner Zeit, Hume, der jede Spur von Phantasie von sich abgestreift hat, sprach ein Urtheil, das uns noch heut, nach Lage der überlieferten

Acten, das richtige scheint. Er meint, Rumsey und Sheppard wären sichtlich nur sehr ungern als Zeugen gegen Lord Russell aufgetreten, und, wenn sie gewollt, hätten sie gegen ihn ein weit umständlicheres Zeugniß ablegen können. Dieses innere Widerstreben, in Verbindung damit, daß sie über Gespräche berichteten, die vor acht bis neun Monaten vorgefallen, also dem Gedächtniß entschwunden waren, mache ihr Zeugniß bedenklich. Nach Hume wäre im Ganzen außer Zweifel gesetzt: daß ein Volksaufstand berathen und von Russell nicht gebilligt worden; daß ein Angriff auf die Garden wol berathen, aber nicht vollkommen beschlossen worden; endlich daß ein persönlicher Angriff und Meuchelmord gegen den König weder von ihm gebilligt noch zur Sprache gekommen. Bei genauer Betrachtung der Vertheidigungsrede Lord Russells spricht sehr viel für diese Ansicht. Nur gegen den angeschuldigten Mordgedanken vertheidigt er sich mit Entrüstung, die andern Anschuldigungen umgeht er, oder berührt sie nur in einer geschraubten Sprache. Rumsey war ein Schurke, ein Verräther wie Howard; aber Sheppard war dies nicht. Wir sehen ihn mit innerer Scheu seine Stimme gegen den verehrten großen Mann erheben; er nimmt gern zurück, was er nur kann. Er wird nicht mehr ausgesagt haben, als wozu ihn sein Eid zwang. Daß jene Ansicht Hume's auch von der durch Lord Grey in seiner „Secret History" ausgesprochenen unterstützt wird, ist noch kein Beweis dagegen, wie Lord John Russell in seiner entgegengesetzten Darstellung meint, wiewol es unzweifelhaft ist, daß Lord Grey ein Schurke war, im Privat- wie im öffentlichen Leben, wovon Monmouths trauriges Ende einen sprechenden Beweis liefert. Aber daß die Ansicht eines Unwürdigen und Verräthers, der übrigens nur von ihm

selbst Erlebtes berichtet, mit den anderweitigen Ermittelungen übereinstimmt, ist an und für sich kein Grund, an deren Richtigkeit zu zweifeln, wenn auch dieser Verräther die geheime Geschichte auf Befehl des Monarchen geschrieben, der ihm für seinen Verrath (an Monmouth) das Leben schenkte. For möchte ebenfalls die ganze Rye-houseverschwörung in Zweifel ziehen; aber der große Redner und geniale Parteiführer konnte als Historiker die letztere Eigenschaft nicht verleugnen und Hume nicht aus dem Felde schlagen. Lord John Russell übt außerdem die Pflicht der Pietät; wer mag es ihm verdenken, wenn er in einer zweifelhaften Sache die Schuld vom Andenken seines berühmten Ahnherrn ganz entfernen will. Nach seinem Urtheil beschränkt sich die Thatsache darauf: „daß es damals in den höheren und in den niedrigern Classen eine große Anzahl Misvergnügter gab; daß dieses Misvergnügen Berathschlagungen hervorrief über den Zustand der Nation und die Ausführbarkeit eines Widerstandes Seitens der Führer der Volkspartei, und endlich unter gewissen Männern ohne Vermögen und Grundsätze ein wildes Geschwätz (a wild talk) über Maßregeln, den König und den Herzog gefangen zu nehmen; daß aber niemals ein bestimmt ausgebildeter Plan vorhanden war, weder den König zu ermorden, noch das Land zur Empörung aufzurufen, außer in den Köpfen Rumsey's, Wests, und in denen des Lord Howard und Lord Grey selbst." *) Er führt als Zeugen für sich die Aeußerung seines unglücklichen Ahnherrn selbst in seiner Vertheidigungsrede auf, der anerkennend, daß im Geiste der (durch die vorigen Bürgerkriege ermüdeten) Nation

*) The life of William Lord Russell. By Lord John Russell. 3 Ed. London, 1820. II. p. 148.

weder eine Neigung noch eine Tendenz zum Volksaufstande, daß eine Revolution also damals außer der Zeit gewesen, daß wenige Große allein nicht mehr wie ehemals ein großes Reich revolutioniren können; daß, selbst wo der bewaffnete Widerstand gegen die unerträgliche Willkürherrschaft gerechtfertigt erscheine, die erste moralische Pflicht der Führer die Vorsicht und Klugheit sei, nämlich die genaue Abwägung ihrer Mittel und des Widerstandes, den sie zu gewärtigen hätten, daß Der also zum Verbrecher werde, der eine blutige Revolution anfange, ohne die Zuversicht, sie glücklich durchzuführen, weil er das Leben von Tausenden aufs Spiel setze und den schlimmen Zustand, den er verbessern möchte, noch schlimmer machen müsse. Daß also bei William Russells bekanntem, vorsichtigem, humanem Charakter eine solche Absicht, bei solcher Kenntniß der Dinge unmöglich ihm beigemessen werden könne. Endlich führt er als Zeugen für seine Ansicht die Worte der tugendhaften Witwe William Lord Russells an, welche bei dem spätern unglücklichen Aufstande des Herzogs von Monmouth in tiefer Betrübniß an einen geistlichen Freund schrieb: „Dieses letzte wüste Wagestück, lieber Doctor, halte ich für einen ganz neuen Entwurf, der nicht die geringste Verbindung hat mit irgend einem früheren Plane, wenn damals wirklich einer existirt hat, und davon bin ich überzeugt, es war nicht so (mein Gatte hat es mir bekannt), es war nicht mehr als Geschwätz (talk). Und kann Geschwätz denn nicht so weit gehen, daß ~~man~~, wenn man nach einem Mittel sucht, um vermeintliche Uebel zu heilen, man auch erwägt, wie das Mittel eingerichtet werden soll? Aber, wie ich sagte, wenn auch dieses letzte Wagestück ganz etwas Neues ist, würde doch der Verdacht, der auf meinem

Herrn ruhte, sehr groß sein, und manche andere Umstände noch, das muß ich bekennen, würden seine Lage jetzt sehr schwer machen. So daß, da das Herz ein trügerisch Ding ist, und man sich auch irren kann, wenn man das Rechte will (want of true sight in the directive faculty), Gott allein weiß, was daraus gefolgt wäre. Was die Gebrechlichkeit des Willens anlangt, da hätte ich die geringste Furcht gehabt; denn er hatte eine so feste, gerechte und gute Seele, er konnte sich nicht abdrehen (warp) von den Grundsätzen, die ebenso waren, wenn er nicht etwa misleitet wurde von seinem Verstande, aber nur von seinem eigenen, nicht von Anderer ihrem. Denn ich darf wol sagen, wo er recht sah, ließ er sich auf nichts Wichtiges ein nur auf das Urtheil eines Andern. Sein eigenes Urtheil, das weiß ich, hätte ihn nie dahin gebracht, gut von diesen letzten Vorfällen zu denken, deshalb würde er sich höchst wahrscheinlich frei davon erhalten haben. Aber mit Schrecken denk' ich daran, wie sein schönes Herz, wenn er noch lebte, oft verwundet worden wäre von der Zeit an, wo er das Leben verließ, bis auf dies. Aber auf der andern Seite, da ich des Vertrauens bin, daß ich einen genügenden Grund habe, zu glauben, daß er die Gnade gefunden, auf welche er mit der festesten Ueberzeugung gestorben ist, so ist auch eigentlich kein Grund da, meinen Verlust zu betrauern, wenn die Seele, die ich so geliebt, in der Seligkeit lebt und in Ewigkeit leben wird. Ich weiß wohl, daß ich mich an diesen Gedanken allein halten sollte; aber Fleisch und Blut sind in diesem Zwischenzustande solche Sclaven der Sinne, die Erinnerung, wie ich gelebt habe, und wie (so denk' ich wenigstens) ich in der zukünftigen Zeit leben werde, das überwiegt so und schwächt meine christlichsten Entschlüsse, daß ich

terſcheiden weiß, der gern die Toleranzgeſetze eines Monarchen, dem Gewiſſensfreiheit als das höchſte Gut erſcheint, verfochten hätte, wie hätte Majeſtät da ein Auge zugedrückt und gern Ihnen den Stuhl überlaſſen, doch jetzt, jetzt bedurfte es einer eclatanten That um Sie und den beleidigten König zu rächen."

„Sie ſprechen da von einem Auswege, Sir, und doch iſt der Stuhl ſchon vergeben. Und wollte ich ſelbſt laut predigen für die Toleranz, was hülfe dies jetzt?"

„Die Dienſte, welche Sir Alexander dem päpſtlichen Nuncius geleiſtet," ſagte lächelnd der Miniſter, „ſind nicht auf Sand geſchrieben. Eines Empfanges wie Euer Hochwürden konnte ſich bisher kein Anglicaner an dieſem Hofe rühmen, ſelbſt Vater Peter, der fromme Mann, ſprach zu Ihren Gunſten, und man ſieht hier wie in der ganzen Stadt in Ihrem Benehmen eine wohlüberlegte Annäherung zu dem allgemeinen Syſteme. Könnte nur Sir Alexander, einige kleinliche Vorurtheile überwindend, ſich zu einer kühnen That entſchließen, ſo wäre dies der Weg zu Ehren, gegen die eine Präſidentſchaft in Oxford ſehr geringfügig iſt."

Der Miniſter ſchwieg und ließ die Blicke ſin-

die Rolle nicht spielen kann, welche die bloße Philosophie — wovon Sie mir so viele Beispiele anführten — so Manche glücklich spielen ließ, nämlich glücklich und zufrieden zu erscheinen. Ich glaube wirklich, sie waren nicht so heiter und zufrieden wie ich; aber sie gaben sich den Anschein." *)

Dieses Zeugniß einer tugendhaften und wahrhaftigen Gattin in Ehren, so bekundet es doch nur ihren eigenen Glauben an die Tugend und den gesunden Sinn ihres Gatten. Er hatte, vielleicht noch in der Stunde vor seinem Tode, zu ihr gesagt, daß die Verschwörungsgeschichte ein leeres Geschwätz gewesen. Möglich, daß er es selbst geglaubt, denn gegenüber der gehässigen Anschuldigung gegen ihn, war es nur ein Geschwätz. Aber wie weit er in äußeren Handlungen dieses Geschwätz unterstützt hatte, ob er nur still zugehört, oder durch sein Schweigen es gebilligt, darüber hatte sich Russell weder gegen die Gattin, noch auch eigentlich vor Gericht ausgelassen. Schweigen bei hochverrätherischen Planen, darum zu wissen und sie nicht angeben, stempelt das — allerdings traurige, demoralisirende, die Humanität schändende, aber zur Zeit noch in der Welt, welche ihre Gesetze nach den römischen Kaisergesetzen umwandelte, gültige — Gesetz zur straffälligen Theilnahme am Hochverrath. Was mehr vor einer Partei-Jury, die ihn verurtheilen wollte! Allerdings sind die Anführungen der Zeugen meist va-

*) Auch diesen rührenden und charakteristischen Brief einer ausgezeichneten Frau verdanken wir der Mittheilung Lord John Russell's aus den Russell'schen Familienpapieren, in dem vorhin angeführten Werke (II. S. 171 u. 172). Er entwirft ein ebenso sprechendes Bild von dem Charakter des Hingerichteten, als von seiner hochherzigen Witwe. In der Uebersetzung bin ich, so viel als möglich, der eigenthümlichen Ausdrucksweise der Schreiberin gefolgt.

guer Art; nur Lord Howard gab einen Zusammenhang dieses verlorenen Gewebes, wie er ihn sich gebildet; aber durch alle diese Zeugen wurden doch hochverrätherische Verabredungen, Vorbereitungen zum Aufruhr, bekundet, es ward bekundet, daß Lord Russell sie mit angehört und an dem geheimen Orte, wo die Verschwörer sich versammelt, daß er nicht widersprochen, von Einigen sogar, daß er eingewilligt habe. Wenn hiernach schon, vorausgesetzt, daß die Zeugen an sich selbst gültig waren, von deutschen Gerichten auf eine außerordentliche Strafe erkannt werden durfte, wie sollte nicht eine englische Jury, welche nur nach ihrer moralischen Ueberzeugung zu sprechen hatte, ihn schuldig finden, umsomehr als er von ihrer Ueberzeugung, auch ohne diese bekundeten Thatsachen, durch Das, was sie sonst von ihm wußten, es war.

Es waren lange Monate vergangen seit jenen Zusammenkünften in Sheppard's Hause und bei Russell und Hambden. Und vor diesen waren auch Wochen und Monate verflossen, seit Russell und Monmouth mit dem ungestümen Shaftesbury verhandelt hatten über die Frage: Rebellion oder Nichtrebellion? Wie viel Wandelungen konnten in den langen Zwischenräumen in dem Gemüthe Lord Russells vorgegangen sein! Der Gedanke macht vor Gericht noch nicht das Verbrechen, aber der ausgesprochene Gedanke kann dazu werden. Der Moment des Aussprechens, der diese furchtbaren äußeren Folgen hat, mag aber im Sinne des Individuums selbst am allerwenigsten strafbar sein. Es ist möglich, daß die Zunge weiter geht als der Gedanke, und daß umgekehrt der Gedanke, wo er vor dem innern Gericht zum Verbrechen wird, sich tief verschließt. Daß Lord Russell seine Gattin versicherte, es sei nicht mehr als ein Geschwätz

gewesen, mag seine Richtigkeit haben, er mag gerade damals, als er behorcht und belauscht wurde, am wenigsten mit sich einig gewesen sein, ob er es zum Aeußersten kommen lassen solle. Möglich auch, daß gerade damals eine innere Stimme ihm davon abgerathen; daß er eben nur da war, um mit zu berathen und mit zu hören, wo nichts beschlossen wurde. Daß aber sein Gewissen ihm eine Schuld auch in diesem Punkte (wenn das Schuld war!) vorwarf, das scheint seine Vertheidigungsrede zu verrathen, die nur die Anschuldigung der Mordabsicht mit entschiedener Entrüstung abweist, gegen die andern Anschuldigungen aber mit Verstandesargumenten ficht, welche ein so reiner und edler Charakter in dieser Lage, wenn er sich ganz schuldlos gewußt, verschmäht hätte; darauf deutete auch sein Gefühl, daß er dem Tode geweiht sei, als er in den Tower gebracht wurde. Und wenn hinwiederum seine letzten Gespräche vor dem Tode, wie Bischof Burnet sie mittheilt, ihn auch davon freisprechen, so mag ein Sterbender mit Russells Bewußtsein seine Freiheit von der Schuld in diesem erhabenen Momente in ganz andern Betrachtungen gesucht haben. Jedenfalls kommt das nach dem Tode abgelegte Zeugniß eines Geistlichen, in seinen Memoiren niedergeschrieben, ebensowenig in rechtlichen Betracht, als die rührende Aussage einer tiefbetrübten Gattin in Briefen an ihre Freunde.

Nach Russells Vertheidigungsrede spielte der Sergeant Jefferies (furchtbaren Andenkens wegen seiner nach Monmouths Aufstande begangenen Grausamkeiten), noch einmal auf Lord Esser Tod an und rief: „Wäre er seiner Schuld sich nicht bewußt gewesen, würde er selbst seinem Leben kein unzeitiges Ende gesetzt haben, um der öffentlichen Gerechtigkeit zu entgehen."

Wie aber auch der Thatbestand seines Verbrechens, oder seine moralische Schuld beschaffen gewesen, so fanden doch formelle Unregelmäßigkeiten bei seinem Processe statt, welche Lord Russell selbst, wiewol vergeblich, rügte, die aber von der Nachwelt vollkommen gewürdigt sind, und in Folge deren, bei der Revision des Processes unter König Wilhelm und Maria eine Parlamentsacte durchging des Inhalts: „Daß William Lord Russell durch einen unrechten und ungesetzlichen Spruch der Geschworenen, nachdem sein gerechter Widerspruch gegen diese Geschworenen, als nicht freie Grundbesitzer, nicht angenommen, und durch eine parteiische und ungerechte Auslegung der Gesetze, wider besseres Recht überführt, verurtheilt und hingerichtet worden wegen Hochverrath."

Bei Capitalverbrechen sollten nach einer Acte unter Heinrich V. nur freie Grundbesitzer als Geschworene sitzen, die 40 Schillinge Abgabe zahlten. Die Kronjuristen argumentirten, daß diese Bestimmung durch eine Acte unter der Königin Maria aufgehoben worden. Aber diese Acte bezieht sich auf ganz andere Bestimmungen und läßt die Proceßordnung ganz unberührt. Jene erste Acte existirt daher noch, und Lord Russell ward von einer ungesetzlichen Jury gerichtet.

Ungleich wichtiger waren die Verstöße gegen das Gesetz selbst. Die Gesetze über den Hochverrath, aus alter Zeit herstammend, sind in England die mildesten, welche man sich denken kann. Erst durch die allmälige Auslegung der Kronjuristen haben sie an Strenge zugenommen, und Lord John Russell bemerkt, daß das gegenwärtig noch in England geltende Recht in Bezug auf Hochverrath ein Gesetz sei, welches die Richter gemacht und nicht die Gesetzgebung.

In den Statuten Eduard III. lautet es: Hochver-

rath soll Das heißen, wenn ein Mann trachtet oder beabsichtigt den Tod unseres Herrn des Königs, oder: wenn ein Mann Krieg erhebt gegen unsern Herrn, den König, in seinem Reiche.

Ein Statut, unter der Königin Maria gegeben, aber bestimmte: daß dieses Verbrechen durch das übereinstimmende Zeugniß zweier Zeugen über eine offene Handlung, die zu der Absicht geschehen, bewiesen werden müsse.

In neueren Zeiten gab es aber mancherlei andere Arten von Hochverrath, welche sich nicht unter jene beiden durch die Statuten Eduards bestimmten Kategorien, den Mord des Königs und die Kriegserhebung, bringen ließen. Zum Beispiel konnte sich Jemand in die Verschwörung zu einer Rebellion einlassen, er konnte zu dem Zwecke mit fremden Mächten eine Correspondenz führen, er konnte dazu Waffen anschaffen und Geld vorstrecken, und dennoch beging er dadurch, insofern nicht Rebellion oder Krieg erfolgte, nach den Statuten Eduards keinen Hochverrath.

Um sich über diese Lücke in den Gesetzen zu helfen, erfanden die Juristen, statt ein neues, positives Gesetz zu veranlassen, eine Auslegung, wonach sie einen Jeden, der sich in dieser oder anderer Art nach neuern Begriffen des Hochverraths schuldig machte, unter die erste Kategorie jener Statuten brachten, nämlich, daß er dem Könige nach dem Leben getrachtet. Wer sich also in eine Verschwörung einläßt, um den König gefangen zu nehmen, oder ihn zu einem lästigen Zugeständniß zu zwingen, trachtet ihm nach dem Leben, denn die Gräber der Könige sind nahe an ihren Kerkern (lehrte wenigstens die englische Geschichte). Wer ihn absetzen will, trachtet ihm nach dem Leben, denn Entthronung ist bürgerlicher

Tod. Auch trachtet ihm danach, wer ihn nöthigen will, die Regierungsmaßregeln zu hindern, oder böse Rathgeber zu entfernen, weil, wenn man dazu offene Gewalt anwendet, dies nicht ohne augenscheinliche Gefahr für sein Leben geschehen kann. Somit wurde Jeder, der sich einer untergeordneten Handlung, die als Hochverrath ausgelegt werden konnte, schuldig gemacht, in der Regel durch die Anklage als Einer, der dem Könige nach dem Leben getrachtet, aufgeführt. Wie viel Königsmörder rief auf diese Weise die Justiz ins Leben, lediglich um ein verhältnißmäßig geringeres Verbrechen nicht ungestraft zu lassen.

Inzwischen war nun ein wirklicher Königsmord vorgefallen, und denken läßt sich, daß man nach Karl I. Hinrichtung es für unschicklich hielt, Vergehungen, welche dagegen leichterer Art waren, noch ferner in diese Kategorie zu bringen. Wenigstens ging bald nach der Restauration, unter Karl II. ein Gesetz durch, nach welchem schon die Berathschlagungen oder der Versuch einer Rebellion während Karls Regierung als Hochverrath erklärt wurde.

Dieses Gesetz hätte nun am besten auf den vorliegenden Fall gepaßt; aber das Gesetz bestimmte zugleich, daß die Verfolgung wegen dieses Hochverrathes innerhalb sechs Monaten nach der Begehung des Verbrechens stattfinden müsse. In sechs Monaten war es verjährt. Was Rumsey und Sheppard gegen Russell bekundeten, war ein Vorfall, welcher vor länger als sechs Monaten (das Zusammentreffen im Weinhause) sich ereignet. Lord Howards Geschichte lief freilich bis zur Gegenwart aus, aber er war (wenn ein gültiger!) doch nur ein Zeuge, und nach dem unveränderten Statut der Königin Maria bedurfte es zum Beweis des Hochverraths zweier Zeugen.

Nach diesem jüngsten Gesetz konnte also Lord Russell nicht gerichtet werden. Aber die Kronjuristen hatten unter dieser Regierung überhaupt nicht viel Notiz von jenem Gesetze genommen; die ältere Praxis, den Königsmord in jeden Hochverrathsproceß zu mischen, war ihnen bequemer gewesen und ließ sich sowol gegen die alten Republikaner als gegen die papistischen Verschwörer so gut in Anwendung bringen. Als das Volk, royalistisch entflammt nach der Restauration, die verhaßt gewordenen Republikaner, als es später, gegen die Papisten entbrannt, auch diese gerichtet sehen wollte, ließ es sich mit Vergnügen jene Interpretation der Gesetze gefallen. Es hatte ein so furchtbares Ansehen, wenn die verhaßten Verbrecher zugleich des Königsmordes angeklagt wurden! Warum nun nicht auch Lord Russell? Er ward angeklagt, nach dem alten Statute König Eduards, dem Könige nach dem Leben getrachtet zu haben und als Beweis dafür wurde die Verschwörung, um eine Rebellion anzustiften, vorgebracht. Was den Zusammenhang noch deutlicher, die Absicht gefährlicher machte, war das Unternehmen, des Königs Leibgarden anzugreifen. Das jüngste Gesetz der Restauration blieb ganz außer Spiel, und das alte Statut erwähnte nichts von einer Verjährung.

Nichtsdestoweniger blieb das Statut der Königin Maria bestehen, welches das übereinstimmende Zeugniß zweier Zeugen über eine offene Handlung erfoderte. Aber auch diese Bestimmung hatten die Kronjuristen längst zu Misgunsten der Verklagten ausgelegt. Sie hatten erklärt, es sei hinreichend, wenn beide Zeugen nur irgend eine offene Handlung, die Hochverrath sei, bekundeten, wenn gleich diese Handlungen nicht ein und dieselbe wären. Umsoweniger aber hatte

dieser Einwand des jetzt Angeklagten Gewicht, als im Proceß gegen Lord Stafford dieselbe Praxis beobachtet war. Beide Zeugen gegen denselben bekundeten verschiedene Handlungen, von denen die eine in Frankreich, die andere in England vorgefallen war, beide indeß zu demselben Zwecke.

Aber nichtsdestoweniger bleibt so viel gewiß, daß Lord Russell keine offene Handlung begangen, welche ausgelegt werden konnte als ein Trachten nach des Königs Leben, und die Berathung oder Verschwörung um einen Krieg zu veranlassen, war, selbst wenn erwiesen, nach den Ausdrücken des Statutes König Eduards, kein Hochverrath.

Der Angeklagte machte in seiner Vertheidigung auf alle diese Unregelmäßigkeiten aufmerksam, und verlangte, daß diese Rechtsfragen durch seine Rechtsanwalte erörtert würden. Nach den damals bestehenden Gesetzen konnte ihm dieser Beistand und Rath aber nur dann gewährt werden, wenn er sich hinsichts der Thatsachen für schuldig erklärte. Der Lordoberrichter, welcher den ausgezeichneten Mann sonst mit Schonung behandelte, mußte ihm dieses Gesuch abschlagen. Schon aber daß man ihm zur Vertheidigung die Einsicht und den Gebrauch seiner Papiere gestattete, welche dem unglücklichen Colledge abgenommen wurden, galt für eine außerordentliche Gunst des Richters, weshalb derselbe bald darauf abgesetzt wurde!

Am 14. Juli 1683, also am folgenden Tage, ward der Lord abermals vor die Schranken geführt, um das Schuldig der Jury, welches sie ohne lange Berathung einbrachte, und den Spruch des Gerichtes anzuhören. Das Urtheil in aller seiner abschreckenden Form sprach ein ehemaliger Kampfgenosse Lord Russells, Sir George

Treby, aus, der lange Jahre hindurch mit ihm im Parlament gesessen, und mit ihm einer der eifrigsten Verfolger des papistischen Complots gewesen war!

Der König verwandelte das Urtheil nachher, für den Strang das Beil, mit Weglassung der schmachvollen Zuthaten und Folgen. Wie wir im vorigen Falle sahen, hatte Lord Russell bei der Verurtheilung Lord Staffords dem Könige dieses Recht, die Strafe zu mildern, bestreiten wollen. Karl sagte jetzt mit einem kalten und grausamen Hohn: „Lord Russell wird doch nun einsehen, daß ich wirklich dieses Vorrecht besitze, welches er mir bei Lord Staffords Fall abstreiten wollte!"

Hume hat diesen Zug in seine Geschichte, nach dem Vorbericht Anderer, aufgenommen. Lord John Russell glaubt ihn bezweifeln zu dürfen, weil Burnet und andere Zeitgenossen ihn nicht erwähnen. Als loyaler Mann hofft er, daß diese Worte die Erfindung des Parteigeistes und nicht aus dem Munde eines Königs von England gekommen seien. Mit Karl II. Charakter lassen sie sich wohl vereinen, wenn gleich er später in Bezug auf Russells Schicksal einiges menschliche Schicklichkeitsgefühl zeigte.

Viele Versuche, den Verurtheilten zu retten, wurden gemacht. Sein Vater, der Graf von Bedford, bot der ersten Maitresse des Königs, der Herzogin von Portsmouth, nach Einigen 50,000, nach Anderen 100,000 Pf. St., wenn sie ihm Begnadigung verschaffe. Der König soll erwidert haben: er wolle weder sein eigenes, noch seiner Unterthanen Blut so billigen Preises verkaufen.

Aus Monmouths Tagebuch geht hervor, daß derselbe (nachdem er aus seinem Versteck hervorgekommen und sich dem Könige überliefert), mit seinem Vater über Russell gesprochen. Karl soll geäußert haben, er hätte

ihn gern geschont, aber, um nicht mit seinem Bruder ganz zu zerfallen, sei er genöthigt gewesen, in seine Hinrichtung zu willigen. Als Monmouth ihm die Grausamkeit zu Gemüth führte, mit welcher man gegen den edlen Mann verführe, bat ihn der König, nicht mehr davon zu sprechen. Lord Dartmouth stellte dem Könige vor: wenn er Russell verzeihe, würde er sich eine große und zahlreiche Familie auf ewig verpflichten, dagegen, wenn er ihm das Leben nähme, würde das nie vergessen werden. Noch lebe Russells Vater, und auf die ganze Familie werde die Hinrichtung keinen andern Einfluß üben, als sie zur Rache wecken. Dann sei er doch auch Southamptons Tochter und ihren Kindern einige Rücksicht schuldig. Der König soll geantwortet haben: „Das ist Alles wahr, aber es ist eben so wahr, daß, wenn ich ihm nicht sein Leben nehme, er bald meines fodern wird."

Seine Freunde und seine Familie drangen so ungestüm in den Verurtheilten, daß er sich zu einem Schritte bewegen ließ, den man nach seiner bisherigen Handlungsweise kaum erwarten durfte. Vor Allem mag es der tiefe Schmerz seiner Gattin gewesen sein, welche den stolzen, festen Mann dazu bewog, zwei Bittschreiben, eines an den König, das andere an den Herzog von York zu richten. „Wenn darin etwas Schwäche lag," sagt John Russell, „um Gnade zu bitten, so war es doch nichts Entwürdigendes für seinen ehrenwerthen Charakter."

Der Brief an den König lautete:

„An des Königs Erlauchte Majestät."

„Die demüthige Petition William Russells:

zeigt allerdemüthigst:

Daß der Bittsteller sich noch einmal vor Euer Majestät

ken, der Prälat ſtarrte ungewiß vor ſich hin. Nach einer Pauſe ergriff jener die Hand des Geiſtlichen und rückte ſeinen Stuhl vertraulicher heran.

„Laſſen Sie mich als Freund reden," ſagte er mit leiſerer Stimme, „offen und rein, was dem Miniſter nicht erlaubt war. Heißt es denn Klugheit, in zerbrechlichem Kahne, einer Grille halber, dem reißenden Strome entgegen rudern? Halten Sie nicht mit Gewalt die Augen zu; die Zeit der proteſtantiſchen und freien Ideen iſt jetzt für England vorüber, der Strom hat ſich umgedreht; wende wer klug iſt und das Leben lieb hat ſein Fahrzeug, wenn er nicht den heroiſchen Kitzel empfindet: à la Ruſſel und Sidney den Hals zu laſſen. — Ich habe mich überzeugt, ich habe den Kahn bei Zeiten umgewandt, und möchte ſo nun gern würdige Freunde aus dem Verderben entreißen, dem ſie bei dauernder Verſtocktheit entgegen gehen."

Der Dechant blickte noch immer ſtarr vor ſich hin, als fände er nicht den Ideenſprung von den ſeinigen zu denen des Miniſters, der nun fortfuhr.

„Sie würden lachen, wollte ein Laie dem Eingeweihten philoſophiſch auseinander ſetzen, wie ihn die Betrachtungen der wunderbaren Wege der Vorſehung dahin geführt, daß er den Schritt auch in

Füßen niederwirft und mit aller Unterwürfigkeit Dero Gnade und Verzeihung anfleht, noch immer bekennend, daß er nie den geringsten Gedanken genährt gegen Euer Majestät Leben, noch irgend eine Absicht, die Regierung zu ändern: sondern demüthig und kummervoll bekennt, daß er dabei gewesen bei jenen Versammlungen, von denen er überzeugt ist, daß sie ungesetzlich waren und Euer Majestät mit Recht erzürnten; aber von seiner Unwissenheit und Unaufmerksamkeit betrogen, hielt er sich nicht davon fern, wie er gesollt hätte, worüber er aufrichtig und von ganzem Herzen betrübt ist; und deshalb demüthigst Euer Majestät bittet, daß ihm vergönnt werde, in irgend einem Theile der Welt zu leben, den Euer Majestät bestimmen möge, und daß er sich nie und in keiner Art mehr in die Angelegenheiten Englands mischen wolle, außer wenn und wie Euer Majestät darüber bestimmen wollten."

„Möge es daher Euer Majestät gefallen, Dero königliche Gunst und Gnade auf Dero Bittsteller auszudehnen, wodurch er auf immer sich gedrungen fühlen wird, für Eure Majestät zu beten und sein Leben Dero Dienste zu weihen.

William Russell."

Der Brief an den Herzog von York wurde von Lady Russell selbst an die Herzogin übergeben; er lautete:

„Möge Eure Hoheit gnädig dies anhören!

Die Opposition, in welcher ich gegen Euer Hoheit Interessen aufgetreten bin, war eine solche, daß ich kaum mir getraue als Bittsteller vor Ihnen zu erscheinen, wenn auch nur um mein Leben zu retten. Sir, Gott weiß, was ich that, entsprang nicht aus irgend einem persönlichen bösen Willen oder Haß gegen Eure König-

liche Hoheit, sondern allein, weil ich der Meinung war, daß es der beste Weg sei, um die durch das Gesetz eingeführte Religion zu bewahren; wenn ich darin im Irrthum war, so handelte ich doch aufrichtig und ohne alle böse Zwecke. Und was meine verwerflichen Absichten gegen Dero Person anlangt, so hoffe ich, Eure Königliche Hoheit wird so gerecht sein gegen mich, nicht zu denken, daß ich eines so schlechten Gedankens fähig war. Aber ich bin jetzt entschlossen und verpflichte mich dazu getreulich, daß, wenn es dem Könige gefällt, mich zu begnadigen, und wenn Eure Königliche Hoheit sich für mich verwenden will, so will ich mich in keiner Art mehr einlassen, auch nicht in die geringste Opposition gegen Eure Königliche Hoheit, sondern will bereitwilligst entschlossen sein, in irgend einem Theile der Welt zu leben, den Seine Majestät mir vorschreiben, und will nie unterlassen, in meinen täglichen Gebeten mitzubeten für Sr. Majestät Erhaltung und Ehre und Euer Königlichen Hoheit Glück; und ich will mich gänzlich von allen Angelegenheiten, die England betreffen, losmachen, außer wenn Sr. Majestät Befehle mich rufen, dem Vaterlande zu dienen, und dann will ich niemals fehlen, so weit meine Kräfte reichen. Und wenn Eure Königliche Hoheit so gnädig sein wollen, so wird es, da es mehr ist, als ich eigentlich vernünftiger Weise erwarten kann, den allertiefsten Eindruck auf mich hervorbringen; denn keine Todesfurcht kann so auf mich wirken, als eine so große Verbindlichkeit es thun muß, wenn es Euer Königlichen Hoheit gefällt, mir zu verzeihen. Euer Königlichen Hoheit demüthigster und gehorsamster Diener

Newgate, Juli 16. 1683.

William Russell."

Zum Bischof Burnet sagte er, als er diesen Brief

zusammenfaltete, den er nur auf die dringendsten Bitten seiner Gattin geschrieben: „Das wird gedruckt und als meine Unterwerfung in den Straßen verkauft werden, wenn ich gehängt bin."

Hume erwähnt dieser Briefe nicht; auch wir wünschten, sie nicht erwähnen zu müssen. Rührender ist der Brief des alten Grafen von Bedford, Russells Vater, er schildert nur seine Vatergefühle, und sagt, „er, sein Weib und seine Kinder würden sich glücklicher dünken bei Wasser und Brot zu darben, als solchen theuren Sohn und um ein so schändliches Verbrechen, als Hochverrath gegen den besten Fürsten (!) zu verlieren." Aus den Papieren der Familie Russell geht hervor, daß Freunde von nah und fern, auch aus der Umgebung des Königs, Alles thaten, die Familie zu den äußersten Schritten zu bewegen, um ihn zu retten.

Seine beiden geistlichen Freunde, Dr. Burnet und Dr. Tillotson hofften, Russell dahin zu bringen, einen seiner politischen Grundsätze für Unrecht zu erklären; aber es war ein Grundsatz, dem er sein politisches Leben geweiht hatte. Er konnte und wollte nicht, auch um sein Leben nicht, erklären, daß der Widerstand des Unterthanen gegen seinen König, der vom Rechte abweicht, unrecht sei. Schon glaubten beide berühmte Geistliche, vom Standpunkt der Religion aus, ihn bekehrt zu haben, schon war der König durch Lord Halifax davon unterrichtet und schien, wenn nicht erweicht, doch sehr zufrieden, daß ein Mann, wie Lord Russell, einen Grundsatz abschwören wolle, welcher seinem Königshause so viel schwere Kämpfe, so viel Blut gekostet, und der seinem Bruder den Thron kosten sollte. Aber Russell war zu nichts mehr zu bewegen, als einer schriftlichen Erklärung, die er für seine Hinrichtung aufgesetzt und die so lau-

tete: „Was mich betrifft, so kann ich nicht leugnen, daß ich der Meinung war, daß eine freie Nation, wie diese, ihre Religion und ihre Freiheiten vertheidigen dürfe, wenn dieselben angegriffen oder ihr entrissen wären, wenn gleich unter dem Vorwande und der Färbung (colour) des Gesetzes. Aber einige ausgezeichnete und würdige Geistliche, welche aus christlicher Liebe mich oft besuchten, und die ich sehr ehre und schätze, haben mir wichtige Gründe vorgelegt, um mich zu überreden, daß Treue und Geduld die wahren Wege sind, um die Religion zu erhalten, und daß es der Sinn des Evangeliums ist, lieber Verfolgung zu dulden, als Widerstand zu leisten. Aber, wenn ich darin gesündigt habe, so hoffe ich, Gott wird es mir nicht zur Last legen, da er weiß, es war nur eine Sünde der Unwissenheit."

Diese Erklärung genügte natürlicher Weise zu dem Zwecke nicht. Aber zu mehr konnte Russell sich nicht entschließen. Er könne nicht lügen, und wenn er mehr sage, lüge er; übrigens habe er jetzt, in der ernsten Zeit vor seinem Tode, nicht Lust, politische Fragen zu erörtern; seine Kenntniß der Gesetze und der englischen Verfassung seien nun einmal verschieden von der der beiden Geistlichen. — Russells Ansicht hat den Sieg davon getragen, und sein festes Beharren bei derselben in einem so feierlichen Augenblicke und wo ein Abweichen davon vielleicht sein Leben gerettet hätte, lösche den Flecken wieder aus, den jene Briefe auf sein Andenken zurückgelassen haben könnten. Karl war unerbittlich; sein Bruder, der Herzog, war es wo möglich in noch höherem Grade. Beide ließen die Briefe ohne Antwort. Russell sollte einst, ein anderer Brutus, im Parteieifer gesagt haben: wenn sein eigener Vater dem Könige gerathen, die Ausschließungsbill des Herzogs zu verwerfen, so

werde er der Erste sein, der auf eine parlamentarische Anklage gegen ihn dringe. Im Angedenken an seine äußerste Heftigkeit, wurden, in Karls Sinne, seine Popularität, seine Menschlichkeit, seine Gerechtigkeit, ja alle seine Tugenden zu eben so viel Verbrechen gegen ihn, sagt Hume. Da die Wuth der Volkspartei es dem Könige unmöglich gemacht, ohne dringende Gefahr für seine Krone, so vielen Katholiken zu vergeben, von denen er fest glaubte, daß sie unschuldig seien, ja die seine treuesten und loyalsten Anhänger waren, so meinte er vermuthlich, daß die Partei, welche ihn zu dieser Grausamkeit gezwungen, nun vernünftiger Weise nicht erwarten könne, daß er ihretwillen von dem Begnadigungsrechte Gebrauch mache.

Hume erwähnt des Versuches, den Russells Gattin gemacht, sich dem Könige zu Füßen zu werfen und unter Thränen, und sich berufend auf die Loyalität ihres Vaters, des Herzogs von Southampton, um Begnadigung für ihren verführten Ehegatten zu flehen. Der König hörte sie ruhig an, und wandte sich dann schnell ab, ohne ein Wort zu erwiedern. In John Russells Buche finden wir nur einen Brief der Lady Ranelaugh, in welchem sie der Lady Russell diesen Versuch zu machen, dringend anräth. Lord Cavendish, Russells bester Freund, bot ihm an, Kleider mit ihm zu tauschen, damit er entfliehen könnte. Russell lehnte es ab, um den Freund nicht in Gefahr zu bringen, und weil man seine Flucht doch als ein Eingeständniß seiner Schuld auslegen könnte.

Wir haben die genaueste Auskunft über Russells letzte Tage. Der Dr. Burnet, nachmals Bischof, sein

Seelsorger und Freund, war täglich bei ihm, und hat faſt jede Bemerkung des Unglücklichen aufgezeichnet, dergeſtalt, daß wir hier derniers moments d'un condamné, nicht aus der Dichtung, ſondern aus der vollſten Wahrheit geſchöpft, beſitzen. Aber welches Verurtheilten! Eines ausgezeichneten Mannes, der für ſein Vaterland den Tod litt, und mit einer Ruhe, chriſtlichen Ergebung und Feſtigkeit, wie ſie in der Geſchichte kaum ein zweites Mal vorgekommen; wenigſtens fehlen uns die Berichte über ähnliche Fälle. Ruſſells Benehmen iſt ſo erhebender und beruhigender Art, daß es als Volksſchrift bekannt gemacht zu werden verdiente. Wir glauben gegen unſere Leſer nicht zu verſtoßen, wenn wir davon mehr mittheilen, als die Relation eines Criminalfalles erfodert; erhebt ſich doch der gegenwärtige durch ſeine hiſtoriſche Bedeutung weit über das Niveau derſelben, warum nicht auch das Recht ihm einräumen, welches er in ſeiner humanioren Bedeutung in Anſpruch nimmt.

Burnet mußte ſchon am Tage nach der Hinrichtung ſein Tagebuch dem Geheimrathe, dem der König vorſaß, vorleſen, um ſich wegen einer Beſchuldigung zu rechtfertigen. Die Züge, die Geſpräche, die er jeden Abend aufnotirt, waren von ſo ergreifender Art, daß der Herzog von York in die äußerſte Wuth gerieth, und meinte, der Geiſtliche habe den Hochverräther in ſträflicher Abſicht zu einem Märtyrer erhoben; er ſah in der Wahrheit eine neue Verſchwörung. Jacob ſah ſein ganzes Leben hindurch die Wahrheit für eine Verſchwörung an und fiel, das Opfer ſeiner Verblendung. — Seltſam! dieſer ſelbe Burnet, welcher nicht genug den paſſiven Gehorſam als eine chriſtliche Cardinaltugend des Unterthanen gegen ſeinen König anempfehlen und ſeinem unglücklichen Freund den Widerſtand gegen einen unge-

setzlich handelnden König als eine Sünde gegen die christliche Religion predigen konnte, verfiel wenige Jahre nachher in dieselbe Sünde. Auch er hielt die Tyrannei nicht mehr aus, er floh aus England, und kehrte erst mit Wilhem von Oranien, dem Befreier, zurück. Die Angriffe gegen die Religion zu dulden, war ihm christliche Tugend, aber sie hielt nicht Stich vor den Angriffen gegen die Kirche, deren Prälat er war.

Eine volle Woche verstrich zwischen dem Tage seiner Verurtheilung und seiner Hinrichtung. „Vielleicht war nie eine Periode in dem Leben eines Mannes, sagt John Russell, in welcher so viele Ergebung beim Anblick des annahenden Todes mit einer so eifrigen Betrachtung aller Gegenstände verbunden war, welche zu Anderer Glück beitragen konnte.“ Vom Augenblicke an, wo er den Tower betrat, wußte er, was seiner warte; seine ganze Beschäftigung ging also auf die Vorbereitung zum Tode. Weil er voraussah, daß bei seiner Hinrichtung viel Geräusch sein, er also verhindert sein werde, seine Gesinnungen und Ansichten vor dem Volke auszusprechen, beschäftigte er sich, ein letztes Bekenntniß seiner Gesinnungen, Grundsätze und seines Lebens aufzusetzen, welches er als Testament für das Volk zurücklassen wollte. Es ist erhalten und drückt den ganzen frommen, ergebenen und festen Sinn des Mannes in rührender, aber würdiger Sprache aus. So oft er allein war, schrieb er daran, und versagte sich sogar zuweilen deshalb die Gesellschaft seiner geliebten Gattin; er arbeitete so sorgfältig, daß er oft um einzelner Ausdrücke willen sich mit Burnet berieth.

Mit völliger Ruhe sprach er über seinen Tod; er danke Gott, daß er eigentlich nie vor dem Gedanken daran erschreckt gewesen. Was den Schmerz anlange, so

betrachte er ihn nicht mit so viel Furcht als das Ausziehen eines Zahnes. Den Muth im Gefechte halte er nicht für etwas Besonderes; es sei etwas ganz Verschiedenes, als Christ mit kaltem Blute zu sterben. Dieser Muth komme aus dem innern Frieden des Gewissens und der Zuversicht auf Gottes Barmherzigkeit. Die Krankheit seines Sohnes, einige Wochen vor seiner Gefangensetzung, sei ihm weit mehr zu Herzen gegangen, und habe ihm mehr Unruhe und Besorgniß gemacht. Auch erinnerte er sich, daß er vor Kurzem an einer Kolik gelitten, die dermaßen seine Geister niedergedrückt, daß er mit Schrecken dachte, wie wenig er da Mannes gewesen, um dem Tode ins Auge zu sehen. Jetzt sei er gesund, ruhig und klar, und nur der Abschied von seinen Lieben und der kurze Schmerz stehe ihm bevor. Uebrigens habe er ja den besten Theil seines Lebens hinter sich, denn von drei Theilen habe er die zwei ersten vollbracht und könne kaum denken, daß der drittletzte so angenehm sein werde, als jene es gewesen. Zu seiner Gattin sagte er, er sei bereit, die Welt und auch sie zu verlassen. Und doch gingen ihm die Augen über, wenn er zu Dritten von ihr sprach. Er versicherte, Gott habe es besonders gnädig mit ihm gemeint, indem er ihm ein solches Weib gegeben, welche durch hohe Geburt, große Glücksgüter, großen Verstand, tiefes religiöses Gefühl und besondere Liebe zu ihm ausgezeichnet sei. Ihr Betragen, jetzt in seinen Nöthen, übertreffe aber Alles. Sein größter Trost sei es, seine Kinder in solcher Mutter Händen zurückzulassen, die ihm versprochen, um der Kinder Wohl wie für ihr eigenes zu sorgen. Nur einmal wünschte er, sie möchte es doch aufgeben, an jeden Busch zu klopfen, um ihn zu retten. Dann aber meinte er, es werde ihr noch nachher ein Trost sein, sich sagen zu können, daß sie nichts versäumt

habe. Nicht genug konnte er seine Freude ausdrücken über die Großartigkeit ihres Geistes und versicherte, das Schwerste, was ihm noch bevorstehe, sei von ihr zu scheiden. Aber wenn sie nur erst sehe, daß es unmöglich sei, ihn zu retten, werde die elastische Kraft ihrer Seele bald zurückkehren.

Reich, in Fülle des Wohlbehagens, und mit noch größern Erwartungen als Erbe seines Vaters, hatte er verschwenderisch gelebt, aber er hatte die Beruhigung, daß er nichts zu bösen Zwecken ausgegeben. Er war ein Wohlthäter der Armen gewesen, und hatte den Entschluß, wenn er einst seinen Vater beerben werde, nicht größer zu leben, als vorher, aber noch mehr Gutes zu thun. Ueber Alles, was er in den letzten Jahren gethan und ausgegeben, könne er vor Gott, vor sich und Jedermann Rechenschaft ablegen, ohne zu erröthen.

Er vergab allen seinen Feinden, nur konnte er mit seinen Gewissensscrupeln nicht fertig werden, daß er eine tiefe Verachtung, ja einen Widerwillen gegen Lord Howard nicht zu bemeistern im Stande sei. Er wolle für ihn beten, ihm Gutes thun, aber verachten müsse er ihn doch. Nicht allein um deswillen, weil er sein Verräther geworden, sondern weil er von früh an gegen ihn, wie gegen Rumsey, ein geheimes Grauen empfunden. Man habe Howards Charakter zwar schon früher gekannt, aber es sei jetzt um so viel besser, denn jetzt könne er Niemand mehr betrügen. Lord Esser hatte Howard bei ihm eingeführt. Als Russell ihn eintreten sah, fragte er Esser: „Was haben wir mit dem Schuft zu thun?“ Ein ander Mal sagte er zu demselben Freunde: „Wenn Du mich betrügst, wird Jedermann Dich verdammen, nicht mich; aber wenn Lord Howard uns betrügt, wird Jedermann uns verdammen.“ Wenn er sich über seine

Richter zu beklagen hätte, so wär' es, sagt Russell, um deswillen, daß sie auf seine Entlastungszeugen nicht geachtet, welche Howards Unglaubwürdigkeit dargethan hätten.

Als er seines Freundes Cavendish Vorschlag, Kleider mit ihm zu tauschen, abgelehnt, sagte er, er sei sehr froh darüber, nicht entflohen zu sein, denn er könne nicht ohne Weib, Kinder und Freunde leben. Froh aber sei er, daß Jemand — er meinte Lord Grey — sich durch die Flucht gerettet, weil dieser Jemand nicht so gelebt, um wie er ruhig sterben zu können. Lord Esser bedauerte er, als den würdigsten, gerechtesten, reinsten Charakter, der für das öffentliche Wohl tiefer als irgend Jemand gefühlt. Seinen Selbstmord schrieb er der Reue zu, daß Esser es gewesen, welcher den Verräther Howard bei ihm eingeführt.

Die äußerste Milde und freundliche Rücksicht zeigte er gegen alle Personen, auch denen er sonst hätte zürnen müssen. Der Sheriff Rich, welcher mit ihm im Haufe der Gemeinen für die Ausschließungsbill votirt, hatte die Volkssache verlassen und war zur königlichen Partei übergegangen. Als er mit dem andern Sheriff ins Gefängniß trat, um Russell den Hinrichtungsbefehl zu zeigen, schwebte ihm die scherzhafte Bemerkung auf den Lippen: sie würden wol nun nicht mehr bei einander sitzen, um gegen den papistischen Thronfolger zu votiren. Er unterdrückte es, weil ihm die Stunde zu ernst zu solchem Scherze vorkam, vielleicht auch, um Rich nicht in Verlegenheit zu setzen. Beim Mittagstisch unterhielt er sich gewöhnlich mit der größten Unbefangenheit über den Stand der politischen Dinge in Europa. Er war hier Derselbe, der er immer gewesen.

Am Tage vor seiner Enthauptung empfing er das

ſich vollkommen gerechtfertigt erblickt. Meine Göttin war von je die Vernunft; wo ſpricht ſich aber dieſe deutlicher aus, in den herrſchenden Verhältniſſen! Daß es ſo geworden iſt, zeigt daß es ſo werden mußte, was will der ſchwache Glaube und Wille des Einzelnen dagegen? — Noch vertraulicher zu reden: Es muß kommen, wie es gekommen iſt, aber dem Könige kommt alles darauf an, daß ein gewichtiger Mann, ein Mann von eminenter Gelehrſamkeit, ein Mann, den die hohe Kirche ſchon wie ihren Hirten verehrt, daß ein ſolcher ausgezeichneter Mann der Sache ſelbſt bei den Schwachen, den Schwankenden Anſehn giebt."

„Ich ſoll katholiſch werden, meinen Glauben abſchwören!" fuhr jetzt der Dechant heraus. „Um zeitlicher Vortheile willen ein Scandal geben, das meinen Namen in Ewigkeit brandmarkt!"

Graf Sunderland puffte mit Aemſigkeit ſeine Handkrauſe: „Ich hielt Sir Alexander für aufgeklärt genug, über dieſe Modeworte hinaus zu ſein. Katholiſch werden? Abſchwören? Brandmarken? iſt davon die Rede? Zum Beſten Ihrer Kirche gilt es einigen Adiaphora entſagen; entſagen dem Wenigen, um nicht Alles zu verlieren. Ich bin ein Freund der anglicaniſchen Kirche und wün-

Abendmahl, zugleich mit seinem Diener, aus den Händen des Dechanten von Canterbury, des Dr. Tillotson. Dr. Burnet hielt ihm darauf zwei Predigten, an demselben Vormittage. Er sagte dem Geistlichen, zu der großen freudigen Seligkeit, von der er gepredigt, könne er sich nicht stimmen, aber in ein vollkommenes Aufgeben in den Willen Gottes und zu einer vollkommenen Heiterkeit des Gemüthes. Hambden, den er sehr schätzte, hatte ihm Barters Todesgedanken übersandt, welche damals gerade herausgekommen waren. Sie erbauten ihn sehr. Aber die vielen Wolken, welche über seinem Vaterlande schwebten, warfen doch Schatten in seine Heiterkeit. Aber er drückte die Hoffnung aus, die in Erfüllung gegangen ist, daß sein Tod seinem Vaterland von größerem Nutzen sein werde, als sein Leben es gewesen.

Nach Tische unterzeichnete er die Abschrift seiner Todesrede und sandte sie in die Druckerei. Er empfing einige seiner Freunde und nahm von seinen Kindern Abschied. Die Rührung übermannte ihn nicht so, um nicht Mann zu bleiben. Der Abendtisch war aufgetragen. „Bleibe bei mir," sprach er zu seiner Gattin, „laß uns unsere letzte irdische Mahlzeit zusammen einnehmen." Er sprach mit ihr lebhaft und liebevoll über verschiedene Gegenstände, besonders über seine zwei Töchter. Mit Freimüthigkeit und Geist erinnerte er an das Benehmen und die Reden mehrer Männer, die ihrem Tode entgegengesehen. Als ein Zettel Lady Russell überbracht wurde, der ein neues Project enthielt, wie er noch zu retten wäre, so machte er sich in einer Weise darüber lustig, daß alle Anwesende, die selbst kaum ihren Kummer fassen konnten, darüber erstaunt waren. Sie konnten es nicht begreifen, wie sein von Natur so zartfühlendes Herz dem Eindrucke ihres Schmerzes widerstehen könne. Er

hatte an dem Tage Naſenbluten gehabt. „Ich will heute nicht zur Ader laſſen, um es abzulenken, ſagte er. Das wird Morgen geſchehen.“ — Es regnete ſehr heftig an dem Abende. Er ſagte: „Wenn es morgen auch ſo regnet, wird es Vielen das Schauſpiel verderben.“

Lady Ruſſell wollte gehen. Er ergriff ihre Hand und ſprach: „Dies Fleiſch, was du jetzt drückſt, wird in wenigen Stunden kalt ſein.“ Um zehn Uhr verließ ſie ihn. Er küßte ſie vier oder fünfmal, aber ſie beherrſchte ihren Schmerz und vermehrte den ſeinigen nicht durch einen herzzerreißenden Anblick ihrer Leiden. So ſchieden ſie, nicht mit Seufzern und Thränen, ſondern mit feierlichem Schweigen. Ihr Schmerz war zu groß, um durch laute Aeußerung ſich zu löſen oder zu lindern.

„Jetzt iſt die Bitterkeit des Todes vorüber!“ ſagte er, als ſie nun fort war und ließ ſich abermals mit Burnet in ein langes Geſpräch ein, welch ein Segen ein ſolches Weib für ihn geweſen. Lange verweilte er dabei, ihre Seelengröße zu rühmen, und malte ſich die Qualen und innern Kämpfe, wenn ſie, im Uebermaß des kleinen Schmerzes, etwas Erniedrigendes von ihm erbeten, wenn ſie ihn aufgefodert hätte, um ſich zu retten, die Rolle eines Angebers, eines Lord Howard zu ſpielen. Noch einmal betheuerte er Burnet, daß er nichts wiſſe, was den Frieden der Nation ſtören könne, und daß Alles, was er wiſſe, loſe Geſpräche geweſen, Embryonen, die niemals zur Geſtaltung gekommen.

Er ſchloß, indem er wieder von ſich und ſeiner eigenen Lage ſprach, und welchen großen Wechſel der Dinge der Tod hervorbringe. Seine Phantaſie ſchien geweckt. Er malte die wunderbaren Scenen, die ſich vor ſeiner Seele eröffnen würden. Er verglich ſich mit einem Blindgeborenen, von deſſen Augen plötzlich die Nebel ſänken.

„Wie nun, rief er aus, wenn das Erste, was der Blinde sähe, die aufgehende Sonne wäre!“

Am Morgen um 4 Uhr, wo er geweckt zu werden bestellt hatte, fand ihn sein Diener im festesten, gesundesten Schlafe. Er fragte, wie spät es sei, und drehte sich noch einmal zum Schlafen um, während der Diener seine Kleider zurecht legte. Burnet, der eintrat, mußte ihn von Neuem wecken: „Wie, Mylord, Sie schlafen?“ — „Ja, Doctor, ich habe recht fest geschlafen, seit ein Uhr.“ Er bat den Geistlichen, zu seiner Frau zu gehen und sie zu versichern, daß er sehr wohl sei, sie möge in Liebe seiner gedenken, wie er für sie beten wolle. Dann zog er sich mit derselben Sorgfalt wie gewöhnlich an.

Die Zeit bis zur Abfahrt verstrich in Gebeten, die er theils allein, theils mit Dr. Burnet und Dr. Tillotson verrichtete. Jenem trug er verschiedene Bestellungen an seine Verwandten auf; einen derselben ließ er besonders dringend ermahnen, keine Rache zu nehmen. Als er Burnet sagte, er wolle vom Schaffot aus einige Worte an das Volk richten, es vor den Gefahren der Sclaverei sowohl als des Papismus zu warnen, bat ihn dieser, es zu unterlassen, da man es ihm als Rache auslegen könne. Er lächelte und versprach es. Indem er seine Uhr aufzog, die er Burnet als Andenken versprach, sagte er: „Jetzt habe ich mit der Zeit abgeschlossen und habe es nur noch mit der Ewigkeit zu thun.“

Als die Sheriffs ihn abriefen, traf er unten an der Treppe seinen liebsten Freund, Lord Cavendish. Er ermahnte ihn dringend, sich mehr zur Religion zu halten; er wisse nicht, welcher Trost und welche Stütze sie ihm in seinen Nöthen sei. Tillotson und Burnet saßen bei ihm in der Kutsche. Er sah sich ruhig nach Bekannten um. Einige, die ihn kannten, starrten ihn an und nah-

men doch nicht die Hüte ab. „Sie freuen sich wohl," sagte er, „aber das rührt mich nicht so als die stillen Thränen, die ich in manchem Auge sehe." — Er sang für sich eine Weise. Als Burnet ihn fragte, was er singe, antwortete er, es sei der 119. Psalm; aber er werde bald besser singen.

Das Schaffot war in den Lincolns-Inn-Fields errichtet, ziemlich entfernt von seinem Gefängniß. Man wollte, indem man Russell langsam durch so viele Straßen führte, der widersätzigen Stadt ein wirkungsreiches Schauspiel bereiten. So ergeht es deinem Liedlinge; was kannst du noch hoffen? Als Russell bei einer Wendung der Kutsche sein Haus sah, stahl sich eine Thräne aus seinem Auge. Beim Anblick des Platzes vor Lincolns-Inn-Fields sagte er: „Hier war es, wo ich manche Jugendsünde beging; Gott macht denselben Platz jetzt zum Ort meiner Bestrafung." Es regnete stark. Russell wunderte sich, daß trotz dem so viel Menschen in den Straßen waren. Er bat seine Begleiter, den Hut aufzusetzen, sie möchten sich erkälten. Auf dem Schaffot sprach er: „Gentlemen! Ich erwartete, daß hier viel Lärm sein würde, und man mich nicht verstehen dürfte. Ich liebte nie viel zu reden, am wenigsten jetzt. Deshalb habe ich auf diesem Papiere Alles niedergeschrieben, was mir geeignet schien zu hinterlassen. Gott weiß, wie weit ich von jeder Absicht entfernt war, sowol gegen die Person des Königs als davon, die Regierung zu ändern."

Er fragte dann, ob es wahr sei, daß Capitain Walcot gestern auf dem Schaffot etwas davon geäußert, daß er, Russell, um das Complot wisse. Als man ihn versichert, daß dies nicht der Fall sei, wiederholte er: „Vor Gottes Thron bekenne ich noch einmal, daß ich nichts von einem Complot weiß, weder gegen des Königs Le-

ben, noch gegen die Regierung. Jetzt habe ich mit der Welt abgeschlossen und gehe in eine bessere. Ich vergebe Jedermann von Herzen, und danke Gott, daß ich in Friede mit allen Menschen sterbe. Ich wünsche, daß alle Protestanten einer den andern lieben mögen und durch ihre Feindseligkeiten unter sich dem Papismus nicht den Weg bahnen. Ich bitte Gott, ihnen zu vergeben und die protestantische Religion unter ihnen zu erhalten, damit sie blühen möge, so lange Sonne und Mond scheinen. Jetzt bin ich bereiter zum Tode, als ich es je war."

Der Dechant Tillotson betete für ihn. Russell gab ihm seinen Ring, an Burnet die versprochene Uhr. Beiden trug er Grüße auf. Noch in diesem letzten Moment verrieth er seine große Herzensgüte durch einen freundlichen Gruß, welchen er insbesondere an den Kaplan der Bedford'schen Familie übersandte. Dieser Mann war ein eifriger Anhänger der Doctrin von dem unbedingten Gehorsam und der Ungesetzlichkeit des Widerstandes gegen die Obrigkeit, unter welchem Vorwand es auch sei. Sie hatten oft deshalb gestritten. Russell wollte ihm zeigen, daß er ihm nicht zürne.

Nachdem er niedergekniet und drei Minuten gebetet, zog er sich selbst Rock und Weste aus, löste das Halstuch und setzte sich eine Mütze auf, welche er in seiner Tasche mitgebracht. Als er vor dem Blocke niederknieen wollte, rief Jemand: „Platz! der Herzog von Albemarle will sehen." Es bildete sich im Volk eine Gasse für den vornehmen Zuschauer. Russell sah ihn ernst an, ohne eine Veränderung seiner Miene.

Burnet hatte ihm gerathen, wenn er seinen Kopf auf den Block gelegt, keine Bewegung mehr zu machen, auch dem Henker kein Zeichen zu geben. Er hob zwar noch seine Hand, aber es war eben so wenig ein Zittern zu

bemerken, als vorhin irgend eine Veränderung in seinem Gesichte. Der Scharfrichter berührte leise den Nacken mit der Schärfe des Beils, um die Richtung zu treffen. Russell schien es nicht zu bemerken. Beim zweiten Schlage war der Kopf vom Rumpfe getrennt.

William Lord Russell endete auf dem Schaffot am 21. Juli 1683 im 44sten Jahre seines Alters. Sein Urenkel, Lord John Russell, setzt ihm in seiner Lebensgeschichte folgendes würdige Denkmal: „Wenige Männer haben sich mehr um ihr Vaterland verdient gemacht. Nicht durch glänzende Talente ausgezeichnet, war er ein Mann von gesundem Verstande, und ließ sich nie durch Sophisterei oder die Sucht nach Neuem verführen, Recht mit Unrecht zu verwechseln, Sclaverei mit Pflichtgefühl, oder der Macht die Huldigung zu gewähren, welche nur dem Verdienste gebührt. Er war ein warmer Freund, nicht allein der Freiheit im Allgemeinen, sondern der englischen Freiheit; ein entschiedener Feind nicht allein der Uebergriffe der königlichen Macht, sondern auch stürmischer Neuerungen. Er war ein guter Sohn, ein guter Ehemann und ein guter Vater und vereinigte gleich Andern, die wir in unsern Tagen kennen lernten, Milde und häusliche Tugenden mit dem Ernste und der Strenge politischer Grundsätze. Sein reiner Charakter war so anerkannt und vorleuchtend, daß er ihm die Gewalt über die Gemüther verschaffte, welche in der Regel nur von dem wahren Genius ausgeübt wird. Und obgleich wir Engländer nicht viel Grund haben, stolz zu sein auf die Regierung Karl II., so müssen wir es doch anerkennen als ein Zeichen von moralisch tüchtigem Sinne, daß unsere Vorväter mit Achtung und Vertrauen den Kampf

eines rechtlichen Mannes gegen die allgemeine Verderbtheit verfolgten, wo ihm Staatsmänner von ebenso anerkannter und leuchtender Fähigkeit gegenüber standen. Es ist befriedigend, zu finden, daß selbst auf der Scala der Popularität Beredtsamkeit und Witz von gesundem Verstande und Rechtlichkeit überwogen werden."

Selbst die Schriftsteller, welche später auf Jacob II. Anweisung gegen die Ryehouse-Verschwörer schreiben mußten, wagten die Reinheit seines Charakters nicht anzutasten, und Bischof Sprat, der sich zu einer solchen Schrift hergegeben, mußte sich nach der Revolution überzeugt erklären, daß Russell's große Rechtlichkeit und Abscheu gegen jede Falschheit über allen Verdacht erhaben sei. In seiner Religion war er ein milder und toleranter Christ. Seine Erbitterung gegen die römischen Katholiken überschritt freilich das zu rechtfertigende Maß, aber sie war nur politischer Natur. Diese Erbitterung riß ihn hin bis zur Leichtgläubigkeit, zu einer uns unbegreiflichen Leichtgläubigkeit. Noch in seiner Todesrede drückte er seinen vollständigen Glauben an das papistische Complot aus. „Seltsam!" ruft John Russell aus, „so absurd diese Geschichte ist, so fühlen wir doch mehr Achtung vor Denen, welche in den Wahn verfielen, als vor Denen, welche sich davon frei hielten."

Wenn je das Andenken eines unschuldig Hingerichteten geehrt und Alles geschehen ist, um die Blutschuld zu sühnen, so war es mit William Russell der Fall. Und wie schnell erfolgte diese Ehrenrettung! Schon gegen seine Hinterlassenen wagte der König nicht mit der Strenge zu verfahren, die das grausame Gesetz der civilisirten Länder gegen die Erben von Hochverräthern gestattet. Er ließ William Russell's Güter seinen natürlichen Erben, die unglückliche Gattin dadurch zu der schweren

Pflicht der Danksagung gegen den Mörder ihres Mannes verpflichtend. An Zeichen und Worten der Theilnahme und des Trostes für die Dulderin fehlte es nicht; die Menschenfurcht übte diesmal kein Recht über die Humanität. Der Prinz von Oranien ließ durch seinen Gesandten Dyckvelt der Witwe sein tiefstes Beileid und seine größte Bewunderung für ihren dahingegangenen Gatten versichern, und Alles ihr anbieten, was in seinen Kräften stehe, ihre Lage zu erleichtern. Hatte doch König Karl's eigener Gesandte am holländischen Hofe bei Russell's Tode ausgerufen: „Der König hat Eines Mannes Leben genommen, aber er hat dadurch ein Tausend, oder Tausende verloren!" Wie diese edle Frau den Schmerz ertrug, erwähnten wir schon früher. Es haben sich mehre Briefe von ihrer Hand aus dieser Zeit erhalten, welche von ihrer Geistesstärke und ihrem tiefen Gefühl zugleich Zeugniß ablegen. Obgleich sie den Schmerz um den geliebten Gatten nie verwand, versäumte sie doch nichts, was zum Wohl und der Erziehung ihrer Kinder dienen konnte, noch was der Würde ihrer Stellung, als Witwe Russell's, entsprach. Nach Wilhelm von Oraniens Thronbesteigung wurde Russell's Proceß revidirt. In der eingebrachten Bill hieß es, daß es auf Antrag des Grafen von Bedford und der Lady Russell geschehe. Diese Worte wurden auf einstimmigen Ruf des Parlaments gestrichen; denn es sei Sache der ganzen Nation, nicht Einzelner, des Mannes Ehre zu retten, der für die englische Freiheit gestorben sei. Seine Hinrichtung ward für einen Mord erklärt. Im Jahre 1697 wurde sein Vater zum Herzog von Bedford erhoben. In der Verleihungsurkunde heißt es: „Daß nicht der geringste Grund dieser Auszeichnung wäre, weil er der Vater Lord Russell's sei, der Zierde seines Zeit-

alters, dessen große Verdienste durch die Geschichte der Nachwelt zu überliefern, nicht genug sei; vielmehr wären sie (König und Königin) des Willens, sie in diesem, ihrem königlichen Patent aufzuzeichnen, welches in der Familie verbleiben solle als ein seiner vollendeten Tugend gewidmetes Monument, deren Erinnerung nie vergessen werden dürfe, so lange als die Menschen irgend Achtung behielten für Heiligkeit der Sitten, Größe des Geistes und eine bis zum Tode treue Liebe für das Vaterland. Deshalb, um seinen Vater für einen so großen Verlust zu trösten, das Andenken eines so edlen Sohnes zu feiern und seinen würdigen Enkel, den Erben so mächtiger Hoffnungen, anzufeuern, dem Beispiele seines erlauchten Vaters nur um so freudiger nachzuahmen, verliehen sie diese hohe Würde dem bisherigen Grafen Bedford und seiner ganzen Nachkommenschaft." Als einer von Russell's Richtern, der im Parlament saß, bei dieser Gelegenheit sich wegen seines Verfahrens beim Proceß zu rechtfertigen suchte, ließ ihn der allgemeine Unwille des Hauses nicht ausreden.

Nicht Russell allein fiel als Opfer einer rachedürstenden Partei. Es war zu viel Blut im papistischen Complot geflossen, als daß nicht Die, welche damals unterlagen, auch volle Rache verlangen sollten. Durch Jahre wüthete die Parteiwuth und suchte sich die ihr Verfallenen aus den Verstecken und bis über das Meer auf; und wir könnten zu unserm Zwecke, statt dieses einen eine ganze Reihe von Criminalprocessen vorführen, reich an schauerlichem und psychologischem Interesse. Da sie aber einer wie der andere nur auf das eine Resultat

auslaufen, daß die Justiz im wüthenden Kampf politischer Parteien zum biegsamen Rohr wird und alle das Motto führen des vae victis! so begnügen wir uns mit diesem einen Processe, der uns nach dem Dichter auf der Menschheit Höhen geführt, den Höhen ihrer Leidenschaft, ihrer Ungerechtigkeit, aber zugleich einer christlich tragischen Erhebung, und wollen die andern Fälle nur in Kürze berühren, so weit sie zur Vollständigkeit der Geschichtserzählung beitragen.

Am unliebsten geben wir unsern Vorsatz auf, den berühmten Mitkämpfer William Russell's, der mit ihm als der Harmodius zum Aristogiton der englischen Freiheit genannt wird (obwol beide Briten sich über den Vergleich nicht zu freuen haben), Algernon Sidney als besondern Rechtsfall unsern Lesern vorzuführen. Wie jener als vollendeter Christ, so trat dieser auf im stolzen Selbstbewußtsein des antiken Heidenthums, wie jener durch Milde, dieser durch Schärfe, Witz und bittern Hohn überzeugend, wie jener als loyaler Unterthan des bestehenden Königthums, dieser als unverholener Anhänger der Republik. Durch das offenkundige unzurechtfertigende Verfahren, durch die Heftigkeit und Brutalität des nunmehrigen Lordoberrichters, Sir George Jefferies, und durch Sidney's ruhige, scharfe und unerschrockene Vertheidigung ist dieser Proceß, als solcher, eigentlich noch interessanter, als der gegen William Russell. Doch, beim Reichthum des uns vorliegenden Stoffes zum Maßhalten genöthigt, müssen wir uns auf einzelne Fälle beschränken, wo ganze Gattungen vorliegen, und dürfen daher diesen Proceß nur in kurzen historischen Zügen hier aufnehmen.

Algernon Sidney war, bezüglich des wirklichen Verbrechens, um welches Russell sterben mußte, bei weitem

ſche nicht daß ihre Güter in die Hände der Sectirer oder Italiäner fallen. Sehn Sie dort unſern Hofmann der neuſten Mode, William Penn, wie er mit langen Armen und feſten Blicken vorübergeht. Nicht umſonſt haben ſich die Quäker der papiſtiſchen Duldung geneigt gezeigt. Sie hoffen auf die Pfründen der Anglicaner. Weigern wir uns länger, überzieht uns ein Schwarm hungriger Irländer und Römer. Und was geben wir denn hin? Iſt denn nicht unſere anglicaniſche Kirche ſo nahe der römiſchen verwandt, daß die Sectirer ſie für eins halten? Hat uns nicht Sir Alexander bündig in ſeinen Schriften bewieſen, daß unſere Biſchöfe die echten canoniſchen Nachfolger des heiligen Petrus ſind? Wir tragen daſſelbe Oberkleid; laßt uns doch die Hand den Brüdern reichen, den ärgerlichen Streit zu vermeiden."

„Es wäre gerathen, über dieſe Controverſe eine öffentliche Disputation anzuſetzen" ſagte der bedrängte Dechant; „gern würde ich dort um der Wahrheit willen ſtreiten."

„Als hätte eine Disputation je zu etwas anderm geführt, als daß jeder Streitende noch feſter in ſeiner Meinung wurde. Nein, hochwürdiger Herr, ſoll eine anglicaniſche Kirche beſtehn, müſſen

sträflicher als dieser, er war ein unversöhnlicher Feind der Principien des Hauses Stuart und seiner Willkürherrschaft. Nie von dem religiösen Fanatismus der Presbyterianer berührt, hatte sein eiserner Eifer für die Republik den Sohn des Grafen von Leicester doch schon zu Anfang der Bürgerkriege zu hohem Ansehen unter den Republikanern gebracht. Er war zu dem hohen Gericht erwählt worden, das Karl I. richtete, hatte indeß die Wahl abgelehnt. Cromwell's Dictatur hatte er sich mit Muth und Eifer widersetzt; mehr noch der Restauration. Als seine Anstrengungen vergebens waren, zog er eine freiwillige Verbannung der allgemeinen Amnestie vor. So lange der republikanischen Partei nur noch ein Schatten von Hoffnung blieb, war er mit Leib und Seele thätig für dieselbe. Als auch dieser verschwand, und seine Privatangelegenheiten ihn nach England zurückzukehren nöthigten, kam er 1677 um des Königs Begnadigung ein und erhielt sie. Hume will es ihm zum Verbrechen machen, daß er, dieser Begnadigung ungeachtet, seiner Partei und seinen Grundsätzen treu blieb! Er vereinigte sich aber erst wieder mit den Führern der neugebildeten Volkspartei, als die Verfolgungen des papistischen Complots die Freiheitsgedanken neu in ihm anfachten, deren Grundzüge er im Studium des Alterthums eingesogen. Nie seine Vorliebe für die Republik verleugnend, von großem Talent, von unerschrockenem Muthe, war er der Hofpartei ein gefürchteter und verhaßter Gegner.

Sidney ward desselben Verbrechens wie Russell angeklagt; aber die Art der Beweisführung gegen ihn war eine völlig ungesetzliche. Eine Menge Zeugen ward vorgeführt, um zuvor die Wirklichkeit des Complots im Allgemeinen darzuthun. Alle diese Zeugen sagten indeß

gar nichts über ihn selbst aus. Wenn Sidney dagegen protestirte, antwortete man ihm, daß dieselbe unregelmäßige Beweisführung auch bei den Verfolgungen des papistischen Complots angewandt, und damals vom Parlament, vom Volk und von den Richtern gebilligt worden. Ein einziger Zeuge trat gegen ihn positiv auf, der berüchtigte Lord Howard; die Andern hatten nur durch Hörensagen vernommen, daß er einer von dem Rath der Sechse gewesen. Aber ein Zeuge genügte nach den klaren Worten des Statutes der Königin Maria zum Beweise des Hochverrathes selbst nicht vor einem Gerichte, welches der blutige Jefferies nach Wohlgefallen lenkte. Wo nahm man den zweiten Zeugen her? — Aus einem Manuscript, welches man in seinem Schreibtisch gefunden! Es enthielt allgemeine Betrachtungen über die Regierungen. Hume sagt: „Er hatte in demselben Grundsätze aufgestellt, allerdings der Freiheit günstige, aber solche, wie sie die besten und getreuesten Unterthanen eines Staates zu allen Zeitaltern mit Wärme vertheidigt haben: Ideen des großen Socialvertrages; daß die Macht ihre Quelle in der Zustimmung des Volkes zu suchen habe; daß der Widerstand gegen Tyrannen gesetzlich sei und ein Freistaat der Regierung eines Einzelnen vorzuziehen." — „Betrachtungen," sagt John Russell, „die beweisen, daß er die Verschwörungen gegen einen Nero billigte, auch gegen einen Caligula, wurden den englischen Geschworenen als Beweise vorgelesen, daß er sich zum Tode Karl II. verschworen habe." In den Gerichten gegen die deutschen sogenannten Demagogen haben wir Aehnliches gesehen, aber vor einem englischen Gerichte, welches nur nach Thatsachen urtheilt, war es und ist seitdem nicht vorgekommen. Vergebens war Sidney's

Einwand, daß kein anderer Grund vorhanden sei, ihm diese Papiere zuzuschreiben, als daß die Handschrift in denselben der seinen gleiche, daß aber in Criminalverfolgungen der Vergleich der Handschriften gar keinen Beweis abgebe. Zugegeben, daß er der Verfasser sei, so hätte er sie nur zu seinem Privatvergnügen niedergeschrieben, sie nie durch den Druck publicirt, ja sie auch nicht einem einzigen Menschen nur vorgelesen, oder gezeigt. Ueberdem seien sie, wie die Farbe der Dinte beweise, vor Jahren schon geschrieben, könnten also unmöglich als Beweis dienen einer Verschwörung gegen die Regierung, die jetzt vorliegen solle.

Vergebens! Jefferies erklärte, diese Papiere seien so gut nicht wie ein, sondern wie viele Zeugen. Ja, wenn ein Zeuge nur beweise, daß ein Mann geäußert, er wolle den König mit einem Messer erstechen, und ein anderer Zeuge bekunde, daß dieser selbe Mann ein Messer gekauft, so würden beide zusammen die durch das Statut der Königin Maria erfoderten zwei Zeugen bilden! Vor dieser parteiischen Jury hätte es noch weniger Beweises bedurft; sie hätte doch das Schuldig ausgesprochen. Sidney's muthige, kräftige, auf feste Vernunftschlüsse gebaute Vertheidigung wurde vor tauben Ohren gesprochen. „Sidney's Verurtheilung," sagt Hume, „ward als eines der größten Schandflecken der Regierung Karl's betrachtet," und John Russell ruft aus: „Kein Mord, dessen die Geschichte gedenkt seit Cäsar Borgia, übertrifft an wüthender Heftigkeit, an Lug und Trug den, durch welchen Karl dem tapfern und patriotischen Sidney das Leben nahm." Er starb, bitter zwar über die Ungerechtigkeit des Urtheils sich beklagend, aber indem er sich rühmte, für die gute, alte Sache zu leiden, welcher er seit seiner frühen Jugend an sein

Leben gewidmet. Algernon Sidney's Hinrichtung fand am 7. December auf dem Tower-Hill statt. Auf einen Hieb rollte der Kopf vom Rumpfe. Auch sein Urtheil wurde im ersten Regierungsjahre Wilhelms und Mariens cassirt.

Der Herzog von Monmouth hatte auf die dringenden Vorstellungen des Ministers Halifax (der Neffe Sidney's!) eine Unterwerfungsschrift seinem königlichen Vater eingesandt. Aber fürchtend, daß diese Schrift seinen Freunden, namentlich Hambden schaden könne, stellte er sich, aus dem Verstecke vorkommend, selbst vor dem Könige und erbat sich die Schrift zurück. Karl gab sie ihm, entließ ihn aber nach einer heftigen Rüge. Er mußte das Königreich verlassen und nach Holland fliehen, um später zu seinem Unglück, an der Spitze eines wirklichen Aufstandes nach England zurückzukehren.

Auch Hambden wollte man durchaus verderben. Aber, außer Howards Zeugniß ließ sich auch nicht der geringste Beweis gegen ihn vorfinden. Man klagte ihn daher nicht des Hochverraths, sondern nur eines misdemeanor *) an, wo ein Zeuge zum Beweise genügt. Aber es war dasselbe Verbrechen, der Beitritt zum Committee der Sechs, um welches Russell und Sidney hingerichtet worden! Natürlich ward er verurtheilt. Man legte ihm eine Buße von 40,000 Pf. St. auf, welche, da er sie nicht bezahlen konnte, einer lebenswierigen Gefangenschaft gleich kam. Aus einem Gefängniß ins andere geschleppt, drohte ihm nach Monmouths Untergang noch ein herberes Schicksal. Der Verräther Lord Grey, der Monmouth zu Tode brachte, erbot sich auch gegen Hambden noch nachträg-

*) Siehe den Fall Warren Hastings. Th. V.

lich zu zeugen. Jacob II. würde mit Vergnügen die Gelegenheit ergriffen haben, den schon Verurtheilten noch einmal richten zu lassen, um ihn hinrichten zu können. Da verwandten sich Freunde für den Unglücklichen. Mit 6000 Pf. St. ward des Königs Beichtvater Pater Peter und Jefferies bestochen. Hambden mußte sich schuldig erklären und erhielt nun Begnadigung. Er war moralisch todt; er hatte sich vor einem Jefferies gedemüthigt.

Der Kaufmann Holloway aus Bristol war nach Westindien geflohen. Er wurde verlockt, seine Schuld einzugestehen und zurückzukommen unter dem vorgespiegelten Versprechen der Begnadigung. Er ward 1684 statt dessen gehängt. Vor dem Tode äußerte er, wenn er mehr bekennen wollte, als wahr sei, hätte er wol sein Leben retten können. Mit ähnlicher Treulosigkeit und Grausamkeit wurde Sir Thomas Armstrong in Holland gefangen, nach England gebracht und dort ohne Verhör hingerichtet. Der König haßte ihn besonders, weil er ihn für Monmouths Verführer hielt.

Die Greuel, welche in Schottland gegen die angeblichen Mitverschworenen verübt wurden, übergehen wir als nicht hierher gehörig; Greuel, Treulosigkeiten und offene Verhöhnungen der gesetzlichen Formen, die das Blut noch heute von Empörung aufwallen lassen. Und doch ist dabei etwas Tröstliches. In ganz Schottland fanden sich keine falschen Zeugen, und die dortige Willkürherrschaft mußte zur Tortur schreiten, um Geständnisse zu erpressen. Die Generale Dalziel und Drummond, die bei dem Moskoviter-Zaar gedient, zeigten sich dabei mit Lust thätig durch Marterwerkzeuge, die sie in Rußland kennen gelernt. Auch hier wurden Eh-

renmänner, denen man nicht genug beweisen konnte, zuerst nur wegen misdemeanor zu ungeheuern Geldstrafen verdammt, später, wenn man Zeugen zum Bekenntniß gefoltert hatte, wegen Hochverraths gerichtet und gehängt. Ein altersschwacher, kranker und gebrechlicher Mann, der Laird Baillie von Jerviswood, war so schwach, daß man vor den Schranken nur durch stärkende Tropfen ihn lebendig erhalten konnte. Vergebens bot seine Gattin sich an, sich in Ketten selbst schmieden zu lassen, um nur die letzten Stunden ihm zum Troste und zur Hülfe bei ihm zu verbringen. Es ward ihr abgeschlagen; dafür konnte man sich nicht genug beeilen, ihn zu hängen, damit er nicht vorher stürbe.

Alle diese genannten und noch mehre andere Männer starben mit der festen Betheuerung, daß sie nichts von einem Complot gewußt, was zur Absicht habe, den König oder den Herzog zu ermorden. Obrist Rumbold, der Besitzer des Ryehouses (dessen Proceß Hume gar nicht erwähnt), spricht dafür als ein schlagender Zeuge. Rumbold wurde in Schottland, bedeckt mit Wunden, nach einer überaus heftigen Vertheidigung gefangen. Gern hätte man ihn nach England gebracht, um ihn dort zu richten, aber der Zustand seiner Wunden ließ fürchten, daß er unterwegs eines natürlichen Todes stürbe. Aber so schwach er am Leibe war, blieb er doch stark und unerschüttert. So betrat er das Todesgerüst. Seine Stimme drang durch das Schmettern der Trompeten und Pauken und feierlich erklärte er dem Volke, er sei unschuldig, sie möchten den Worten eines Sterbenden trauen. Im rührendsten, eindringendsten Tone fragte er: ob nicht sein Charakter zu wohl bekannt sei, als daß Jemand die Unklugheit gehabt haben könne, ihm Vorschläge zu machen, wie die des Königsmordes. Für bür-

gerliche und religiöse Freiheit habe er sein Leben hindurch gekämpft, aber ein Feind des Königthums sei er nicht gewesen. Im Gegentheil betrachte er es noch jetzt, in der Todesstunde, wenn ihm gehörige Grenzen gezogen würden, als die beste Regierungsform. Aber nie könne er glauben, daß ein Mann geboren sei mit dem Zeichen von Gott ihm auf die Stirn aufgedrückt, daß er über den Andern stehe; „denn Niemand kommt auf diese Welt mit einem Sattel auf dem Rücken, noch ein Anderer mit Stiefeln und Sporen, um ihn zu reiten."

Die Wuth der siegenden Partei war aber wie ein übergetretener Strom, der auch die von seinem Bette entferntesten Gegenstände ergriff. Wie man zur Zeit des papistischen Complots vor dem Verdacht, einen Jesuiten gegrüßt zu haben, zitterte, durfte man jetzt zittern, wenn man sich nur entfernt mit der damals siegenden Partei eingelassen hatte. Nicht um deswillen wurde man belangt, — denn das papistische Complot bestand noch vor dem Gesetze; Niemand hatte officiell gewagt, es für ein Phantom zu erklären, ja die unglücklichen mit Lord Stafford eingesetzten papistischen Lords saßen noch längere Zeit im Tower, — aber irgend ein leichtes Vergehen, eine polizeiliche Uebertretung ward herausgefunden, und die unterwürfige Jury, die gehorsamen Richter straften die schuldig Befundenen mit übertriebener Härte. So ward der Vormann derjenigen Groß-Jury, welche Shaftesbury freisprach, Sir Samuel Barnardiston zur Buße von 10,000 Pf. St. verurtheilt, angeklagtermaßen weil er in aufgefangenen Briefen anstößige Bemerkungen gegen die Regierung sich erlaubt! Gern hätte man Titus Oates an den Galgen gebracht, und gewiß hatte er es verdient. Um was er es verdient, durfte man ihn nicht anklagen; aber er hatte bei einer Gelegenheit den Her-

zog von York einen papistischen Verräther genannt. Um dieser Injurie willen ward der Vagabund und Bettler zu einer Geldstrafe von 100,000 Pf. St. verurtheilt! Das heißt zu lebenslänglichem Gefängniß. So spielte man mit der Gerechtigkeit, d. h. es war keine Gerechtigkeit mehr da, wo der Verdacht eines politischen Verbrechens auf einem Unglücklichen haftete. Die Greuel bei der Verfolgung der Papisten waren bald reichlich vergolten.

Die Krone hatte Alles gewonnen; Kurzsichtige konnten meinen, es sei auf immer um die Freiheit, um die Rechte des Volkes geschehen. Der Schreck vor dem Mord- und Insurrectionsplan war in die Nation so gut eingedrungen wie der vor dem papistischen Complot. Die Nation wollte keine Papisten, aber ebensowenig einen Bürgerkrieg; die liberale Partei war unpopulair geworden. Loyale Adressen strömten von allen Seiten, wie vordem Adressen gegen die Papisten und den papistischen Thronfolger. Die Doctrin von dem unbegrenzten, passiven Gehorsam ward von Kanzeln und Kathedern gepredigt; die gehorsame Wissenschaftlichkeit der Universität Orford verdammte alle dem entgegenlaufende Doctrinen als republikanisch. Der Muth war den Kühnsten der bisherigen Opposition gänzlich gesunken; sie zitterten vor dem Throne. Alle Mittel, durch welche der freie Engländer der Krone Widerstand gesetzlich leistet, waren vernichtet oder gebrochen, oder zu Instrumenten geworden, um das Gebäude der Willkürmacht aufzurichten. Das Parlament war aufgelöst, allem Anschein nach mit der Absicht, nicht wieder zusammenberufen zu werden. Karl behalf sich lieber mit der Pension, welche der französische König ihm zahlte. Sollte es ja wieder einberufen werden, so gab die neue Macht, welche die Krone

über die Städte und Corporationen gewonnen, ihr so viel Einfluß auf die Wahlen, daß sie ein Parlament aus ihren Creaturen zusammensetzen konnte. So war das Parlament unter Jacob II. eine Spielpuppe des Hofes. Die Gerichtshöfe waren der Krone vollkommen unterthänig; sie konnte jeden Richter absetzen, der nicht nach ihrem Willen sprach. Sie ernannte die Jurys; der Eid der Geschworenen war nur noch eine Formel. Auch die Presse, die letzte Zuflucht der Freigesinnten, war eine Schanze für ihre Gegner geworden. Die Schriften der Whigs wurden auf beliebige Weise unterdrückt, dagegen gedruckte Verleumdungen gegen sie, mit offenbarer Verletzung der Gesetze, geflissentlich verbreitet.

Kurzsichtige, sagten wir, konnten meinen, daß es um die englische Freiheit auf immer geschehen sei. Sie erwogen damals nicht, wie sie jetzt nicht erwägen, daß jede Gewaltherrschaft in gesitteten Nationen sich selbst ihr Grab gräbt. Je stärker der Druck, je willkürlicher die Gefühle der Nation verletzt werden, um so gewisser. Die Kurzsichtigen sehen nur die nächsten vernichtenden Wirkungen, nicht die Saat der Freiheitsliebe, welche jede Tyrannei in dem empfänglichen Boden ausſäet. Die da noch heut verzweifeln, beobachten nicht, wie jede Willkürherrschaft durch ihre Thaten den ursprünglichen Boden immer weiter in Cultur legt, immer tiefer düngt; sie sehen nicht, wie das Gefühl, das man tödten will, immer mehr wächst, wie es nach jeder neuen gewaltsamen Unterdrückung immer neue Kreise der Gesellschaft berührt, bis Das sich von selbst macht, was nicht zu ändern ist, bis die Krisis kommt, die in den Naturgesetzen liegt, die den reifen Apfel vom Baume fallen läßt, und das Kind zur Welt setzt aus der Mutter Schooß. So

lehrt, so tröstet die Geschichte; aber auch von dieser Seite wird ihre Lehre nicht verstanden.

John Russell sagt zum Schluß der Lebensgeschichte seines großen Ahnherrn: „Der Geist, in dem Karls Schlachtopfer fielen, zeigt, wie wenig sie geneigt waren, die willigen und geduldigen Sclaven seines Despotismus zu sein. Russell schlug es aus, seine freieren Meinungen mit der Aussicht auf seine Lebensrettung zu vertauschen. Sidney dankte Gott, daß er für die gute alte Sache starb. Colledge und Rumbold, der erste und der letzte von Denen, welche dafür litten, daß sie der Willkürherrschaft von 1681 sich widersetzten, gaben in ihren letzten Worten ein ehrenwerthes Zeugniß von ihrer Furchtlosigkeit und Aufrichtigkeit. Ihr unerschüttertes Vertrauen sollte Jacob gelehrt haben, daß Engländer nicht davor erschrecken, ihr Leben für ihre Freiheit einzusetzen. Aber statt ihm zur Warnung dienten sie Andern zum Beispiel. Ihrem Geiste, und dem Geiste von Männern, die ihnen glichen, ist es, mehr als irgend einem unveränderlichen Gesetze, zuzuschreiben, daß wir die Erhaltung unserer ausgezeichneten und alten Verfassung verdanken."

Und nicht England allein ist ihnen Dank schuldig. Es war die Zeit, wo Ludwig XIV. den modernen Absolutismus auf die alten Freiheiten der germanischen Nationen impfte, und diesem Machwerk der Willkür einen alten Nimbus aus dem Orient, aus Byzanz geborgt, aufdrückte, welcher allen Machthabenden so außerordentlich gefiel, daß jeder ihn nachahmen wollte. Auch die Stuart. Englands Freiheit stand am Grabesrande; aber das Blut, das von den Schaffotten Russells, Sidney's und der Andern floß, war nicht umsonst geflossen, es bewahrte die Engländer vor dem französischen Absolutismus. Nicht unmittelbar, denn es kamen noch Zeiten

wir anders ans Werk ſchreiten. Gleich wie aus dem Hader des allmächtigen Ludwig von Frankreich, des katholiſchſten aller Könige, mit dem Papſt eine gallicaniſche Kirche im Entſtehen iſt, ſo Sir, wäre es ein leichtes, haben wir einmal aus Gefälligkeit den Papſt anerkannt, uns wieder als gute Katholiken von ihm unter dem Schutz des Königs zu trennen, und aufs neue unſere anglicaniſche Kirche zu begründen. Es liefe alles auf einige Namensänderungen hinaus, der Friede wäre geſichert, und — die Männer, die vorangeſchritten, könnten auf den Ruhm bei der Nachwelt zählen."

Der Dechant war zu einem Entſchluß gediehen. Feſt erhub er ſich von ſeinem Sitze: „Ich laſſe meine Anſprüche auf die Rectorſtelle fahren. Noch heute Mylord, kehre ich auf das Land zurück, um mit meinen Glaubensbrüdern für die Erhaltung unſerer Kirche zu beten."

„Als ob Sie dies noch könnten," ſagte Sunderland gleichfalls aufſtehend. „Zu ſpät hochwürdiger Herr; Sie haben dem päpſtlichen Nuncius durchgeholfen gegen einen proteſtantiſchen Geſandten, Sie ſind der Proceſſion in die Kapelle gefolgt, und wollen noch Proteſtant ſein! Schon verflucht man Sie in allen proteſtantiſchen Betſtunden, ſchon flieg

ärgeren Druckes, tieferer Erniedrigung, größerer Schmach; aber als dieser Gefühlsdruck so übereif wurde, daß er sich selbst vernichtete, erwachte mit wunderbarer Klarheit, mit dem edelsten Bewußtsein das gesetzliche Freiheitsgefühl, und ohne neue Blutströme, ohne chaotische Verwirrung ward das Gebäude der englischen Verfassung unter Wilhelm dem Oranier aufgerichtet.

Was das uns geholfen, höre ich fragen, da der Absolutismus auf dem Continent danach erst recht tiefe Wurzeln geschlagen, da er weit über hundert Jahre geblüht und Früchte getragen! Sind denn seine Wurzeln so tief gewachsen, als man vermeint? Geholfen hat es uns, daß auf der glücklichen Insel ein Beispiel wenigstens fortblühte von der Freiheit, wie sie auf altgermanischer Wurzel unter glücklichen Umständen sich entfalten konnte. Hat dies Beispiel nicht gewirkt, und sind denn nicht alle neueren Verfassungen, mit mehr oder minderen Abweichungen, in den Vereinigten Staaten, in Frankreich, und auch die deutschen, wieder nach diesem geretteten Vorbilde einer lebendig gebliebenen deutschen Verfassung nachgebildet? Freilich will die moderne Doctrin des durch Vernunft und Humanität gemäßigten Absolutismus dies nicht Wort haben, sie spricht, wo die Natur gewaltet und die Geschichte ihr Siegel darauf gedrückt, von theoretischen und willkürlichen Machwerken, sie möchte dafür uns jene Provinzialstände, die als trockene Sträucher aus einem spätern Wachsthum, ohne Wurzeln im Volksboden stehen geblieben sind, als die historische Fortbildung unseres nationalen Wachsthums darstellen, aber vergebens; man mag sie begießen, so viel man will, sie grünen nicht wieder, sie bleiben trokkene Sträucher. Wir blicken noch heut hinüber nach dem englischen mächtigen Baume, dessen Wipfel nicht

einzelne Stände, der die ganze Nation überschattet, dessen Wurzeln Nahrung saugen aus dem Gesammtboden, und wenn wir ihn anschauen in seiner Kraft, blicken wir mit Wehmuth zurück auf unsere vertrockneten Sträucher. Die deutsche Eiche hätte auch ein solcher Baum werden können.

Der blaue Reiter.

17..

In dem holländischen Städtchen M.... lebte zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts eine bejahrte Bürgerwitwe, Madame Andrecht, in ihrem eigenen Hause, welches sie und eine Magd, mit ihr ziemlich von selbem Alter, allein bewohnten. An Glücksgütern fehlte es ihr nicht, die sie indeß mit holländischer Genauigkeit verwaltete. Während sie in der Stille die Kirche und die Armen bedachte, ging es doch sehr genau in ihrer kleinen Wirthschaft zu, und Gesellschaft kam in das alterthümliche, behaglich ausgestattete und stets äußerst sauber gehaltene Haus wenig oder gar nicht. Durch einen Schlaganfall an der Hälfte des Körpers gelähmt ging die Matrone auch selten aus und entfernte sich oft Wochen lang nicht aus ihrem Zimmer. Ihre einzige Erholung war, daß sie im Frühling, wenn das Wetter beständiger wurde, in einer Kutsche nach einem vier Meilen entfernten Dorfe zum Besuch bei ihrem Sohn fuhr, der als Wundarzt daselbst wohnte. Bei diesen Ausflügen nahm sie ihre Magd stets mit, da sie, Anfällen unterworfen, fortwährend weiblicher Hülfsleistung bedurfte und Niemand, bei

ihren Launen, so gut mit ihr umzugehen wußte, als die langjährige treue Dienerin. Während dieser Reisen blieb das Haus wohlverschlossen, aber unbewohnt und auch nicht weiter bewacht, zurück.

Von dieser kleinen Reise kehrte die Witwe, auch im Jahre 17··, am 30. Juni nach M··· zurück. Ihr Haus war erbrochen, bei der oberflächlichsten Besichtigung zeigte sich, daß Diebe darin gewirthschaftet und daß, außer andern werthvollen Sachen, alle ihre Kleinodien und Kostbarkeiten verschwunden waren.

Die Obrigkeit wurde sogleich davon in Kenntniß gesetzt und Bürgermeister und Gerichte unterzogen sich auf der Stelle der genauesten Untersuchung des Thatbestandes.

Die Frau war mit der Magd über drei Wochen vom Hause entfernt gewesen, hatte vor der Abreise Thüren und Fenster vorsichtig verschlossen, aber diese Maßregel für genügend erachtend, sich weiter um nichts bekümmert, und auch ihre Nachbarn nicht gebeten, gelegentlich auf das Haus Acht zu haben. Die Diebe hatten also anscheinend volle Muße zu ihrem Geschäft gehabt.

Auch stellte sich auf den ersten Augenschein heraus, wie die Diebe ins Haus und wie sie herausgekommen waren. Aus einem hintern Zimmer ging das Fenster in den Garten hinaus. Es war, nach der in England und in einem Theil von Niederdeutschland noch heute üblichen Art, ein Schiebefenster (window, im Gegensatz zu den fenestrae; der Rahmen wird nach oben hinaufgeschoben, statt in der gebrochenen Mitte oder ganz an der Seite eröffnet zu werden) und war durch zwei Messingstifte an beiden Seiten und von innen befestigt gewesen. An beiden Seiten des Fensterrahmens fand man eine Glasscheibe eingestoßen. Die Diebe hatten durch die Oeffnungen Zugang zu den Messingstiften gefunden, diese

ausgezogen, das Fenster aufgeschoben und waren eingestiegen, um dann mit den geraubten Sachen durch die nach dem Garten führende Thür einen bequemen Ausgang zu suchen. Man fand die zwei Riegel, durch welche diese Hinterthür verschlossen worden, zurückgeschoben. Alle übrigen Thüren und Fenster waren wohlverschlossen und in der Ordnung, wie man sie verlassen hatte. Einige Gemächer wurden uneröffnet gefunden, die Diebe schienen nicht darin gewesen zu sein.

Von den Mobilien und dem eigentlichen Hausgeräth war, dem Anschein nach, nichts angerührt. Nur das Küchengeräth lag verwirrt durcheinander; beim Nachzählen vermißte man kein Stück. Doch mochte es in der ersten Absicht der Diebe gelegen haben, auch davon mitzunehmen; denn eine Anzahl vom besten Zinn- und Kupfergeschirr war in einem Korbe zusammengepackt. In der Eile, oder gestört, hatten sie es vermuthlich zurückgelassen.

Uebrigens mußten sie mit großer Ueberlegung zu Werk gegangen sein, sich Zeit genommen haben und vor einer Ueberraschung nicht besorgt gewesen sein. Von einem schweren alten Schranke, dessen Thüren und Schubläden durch gewichtige und kunstreiche Schlösser verschlossen gewesen, die also nur durch besondere Anstrengungen konnten geöffnet werden, hatten sie den obersten Theil, den sogenannten Himmel, abgehoben und dann die Thüren ausgehoben. Diese Operation war so geschickt vorgenommen, daß man am Holze nichts beschädigt fand. Himmel und Thüren waren neben dem Schranke stehen geblieben. Aber es war dieser Schrank, aus welchem die Kleinode, andere werthvolle Sachen und feine Leinewand genommen worden. Zwei Koffer fanden sich erbrochen. Von hier waren Gold, Silber

und Kleidungsſtücke entwandt. Der Geſammtbetrag der vermißten Gegenſtände ward auf ungefähr 2000 holländiſche Gulden abgeſchätzt.

Das Haus enthielt weit mehr des Nehmens Werthes und es war nicht recht begreiflich, weshalb die Diebe ſich mit verhältnißmäßig ſo Wenigem begnügt hatten. Man muthmaßte, daß ſie den Diebſtahl in einer Nacht ausgeführt, einer jener kürzeſten Nächte, wo es beinahe nicht dunkel wird. Sie hatten beim Anbruch des grauenden Tages eilig fortgemußt, in der Abſicht, in der folgenden Nacht wieder zu kommen, um mehr zu holen, aber irgend ein unbekanntes Ereigniß habe ſie daran verhindert. Auch mochten ſie mit dem Geraubten für ihre Lage zufrieden ſein und fürchten, daß ein noch größerer Beſitzthum ihnen leicht gefährlich werden könnte; was indeſſen eine ſehr ungewöhnliche Oekonomie bei Dieben iſt.

Die Witwe war durch den Diebſtahl nicht verarmt. Der größte Theil ihres Vermögens beſtand, was zu jener Zeit bei Bürgersleuten wol nur in England und Holland vorkam, in Staatspapieren, und dieſe wichtigen Documente verwahrte ſie, nebſt ihrem baaren Geldvorrathe, nicht im Schranke, ſondern in einer eiſernen Kiſte. Letztere ſtand gewöhnlich in ihrem Schlafzimmer. Zufällig hatte ſie ihr aber, vor der Abreiſe, einen andern Platz in einer abgelegenen Kammer angewieſen. Hier war ſie den Blicken der Diebe glücklicherweiſe entgangen.

Muthmaßlich war der Diebſtahl von mehr als einer Perſon begangen worden; ebenſo wahrſcheinlich, daß der Plan ſchon lange vorher geſchmiedet worden. Auch hielt man es für ausgemacht, daß das Verbrechen von Perſonen begangen worden, die im Hauſe und mit den Um-

ſtände der Witwe nicht ganz unbekannt waren. Auf beſtimmte Thäter führte gar keine Spur, doch muthmaßte man, daß ſie nicht allzu entfernt wohnen müßten. Das Haus der Witwe, in einer abgelegenen Straße, war das einzige anſehnlichere in jener Gegend. Rings umher wohnten nur ärmere Leute, auch viel verdächtiges Volk — der Janhagel der Stadt.

An dem Garten hinter dem Hauſe, von welcher Seite die Diebe eingebrochen ſein mußten, floß, gleichwie an den Gärten der Nachbarhäuſer, der innere Stadtgraben, der ſchiffbar war, fort; nur eine dünne Dornenhecke trennte das Waſſer vom Garten. Das nächſte Haus ſtand an der Ecke, und eine ſchmale Gaſſe lief hier am Seitengiebel und dem Gartenzaune fort nach einem Steg, welcher über den Graben führte. Man brauchte übrigens nicht an den Steg und an ein Ueberklettern des Nachbarzauns zu denken, ſondern es lag weit näher, daß die Diebe mit einem Kahne bis an die Hecke gefahren, und über dieſelbe in den Garten geklettert waren. Dann brauchten ſie nur eine kleine Leiter an das obere Fenſter zu ſetzen, die Scheiben einzudrücken, und auf demſelben Wege wieder mit ihrer Beute den Garten zu verlaſſen. In den Beeten des Gartens und in den Wegen fand man übrigens keine verrätheriſchen Fußtapfen.

Die Entdeckung hatte ſogleich großes Aufſehen gemacht; die ganze Nachbarſchaft war auf den Beinen und eine Menge Neugieriger ſtand um das Haus verſammelt. Es bedurfte aller Anſtrengung der Gerichtsdiener, um das Volk davon abzuhalten, in das Haus einzudringen. Dennoch war es Einem aus dem Haufen, einem Bäcker, welcher in dem Hauſe, dem der Witwe gerade gegenüber, wohnte, gelungen, ſich mit

den Gerichtsperſonen einzudrängen, um ſeine Neugier zu befriedigen. Seine Bekannten, welche ihn hineingehen geſehen, erwarteten mit Ungeduld ſeine Rückkehr, um von ihm Das zu erfahren, worüber die unerbittlichen Gerichtsdiener, ihrer Pflicht gemäß, ein tiefes Schweigen beobachteten. Aber ihre Hoffnung ward getäuſcht, er that beim Herauskommen ſehr geheimnißvoll, zuckte die Achſeln und gab zweideutige Antworten, daß man Manches vermuthe, worüber man nicht ſprechen dürfe.

Deſto redſeliger war ein Wollſpinner, Leendert van N***, welcher in dem erwähnten Eckhauſe, zunächſt dem der beſtohlenen Witwe wohnte. Wo die Leute die Köpfe zuſammenſteckten, drängte er ſich hinzu, horchte auf die Vermuthungen und gab ſeine eigenen zum Beſten; es geſchah oft in einem ſehr entſchiedenen, ſcharfen und geheimnißvollen Tone, und gar nicht undeutlich ſtichelte er auf gewiſſe Perſonen und Dinge. Daſſelbe that ſein Weib unter ihren Nachbarinnen; ihre Stimme war nur noch lauter. Sie ſchüttelte den Kopf zu Dem, und nickte bedeutungsvoll zu Jenem und wiederholte nochmals: ſie werde es nicht Wunder nehmen, wenn die Diebe noch vor Abend ins Gefängniß gebracht würden.

Unter dem Haufen, denen ihr Mann ſeine Weisheit zum Beſten gab, war auch ein ſogenannter Porcellanjude, ein Hauſirer, der mit ſeinem Tabulettkram beſtändig auf den Straßen zu ſehen war. Ein Bekannter zupfte den Wollſpinner am Arm und flüſterte ihm zu, er möge vorſichtiger ſein, der Jude ſei ein Polizeiſpion. Aber die Warnung kam zu ſpät. Der Jude war es wirklich; er hinterbrachte, was er gehört, und noch am ſelben Vormittage wurde der redſelige Wollſpinner auf das Rathhaus beſchieden, und ſollte dem Bürgermeiſter Auskunft über den Sinn ſeiner verdächtigen Ausdrücke

geben. Er zauderte, ſtockte, leugnete, wollte ſich hinter allgemeine Vermuthungen zurückziehen, die er nur, wie alle ſeine Nachbarn, ſo hin geäußert. Der Bürgermeiſter ging ihm indeſſen ſcharf zu Leibe, und er entſchloß ſich zu ſprechen, obwol, wie er verſicherte, er die Leute gern geſchont hätte, die ihm nichts zu Leide gethan. Der Himmel ſolle ihn bewahren, daß er ſeine Nebenmenſchen verleumden ſollte, und wenn er Das voraus gewußt, ſo würde er lieber ganz geſchwiegen haben. — Aber er redete.

Zu Ende der Gaſſe, in welcher der Wollſpinner wohnte, war, dem Deutſchen Poſthauſe gegenüber, ſeit einigen Jahren eine kleine Schenkwirthſchaft entſtanden. Nicolas D... war der Wirth. Bei den Leuten umher ward er aber gewöhnlich nicht nach ſeinem Tauf- oder Geſchlechtsnamen, ſondern nur der blaue Reiter genannt, weil er ehemals unter dem Reiterregiment des Oberſten von Wackerbarth gedient, welches in der Volksſprache dieſen Namen führte. Als er vor zwei Jahren mit ſeinem Regimente im Städtchen in Garniſon lag, machte er die Bekanntſchaft der damaligen Magd der Madame Andrecht, Namens Hanne, und dieſe Bekanntſchaft wurde ſehr genau. Er heirathete ſie, als die Folgen derſelben nicht mehr zu verbergen waren. Die Magd hatte 6 Jahre bei der alten Dame gedient und deren ganzes Zutrauen beſeſſen. So viel man wußte, hatte dieſes Verhältniß zwiſchen Magd und Herrin für das Ehepaar die glückliche Folge, daß die gütige Dame ihnen die Mittel gab, ihre Wirthſchaft einzurichten; denn Beide hatten nichts. Man wußte, daß Hanne und ihr blauer Reiter, ſo lange ſie noch ein Liebespaar waren, wenig Gelegenheit hatten, ſich einander zu ſprechen. Deshalb lauerte Hanne des Abends, wenn ihre Herr-

schaft zu Bette gegangen war, an der Thüre; und der blaue Reiter pflegte nie zu fehlen, sich zur bestimmten Stunde einzustellen. Zuweilen machten die Liebenden dann einen gemeinschaftlichen Ausflug und ließen Haus Haus sein und die Thüre offen. War das Wetter zu schlecht, um auf der Thürschwelle zu stehen, so nahm Hanne sich wol die Freiheit, ihren Liebhaber ins Haus zu nehmen.

Der alten Dame konnte dies nicht verborgen bleiben, und noch weniger war es ihr lieb. Sie ließ daher jeden Abend vor dem Zubettegehen die Hausthür schließen und nahm den Schlüssel zu sich. Die Liebesglut war indeß zu heftig, um sich dadurch stören zu lassen. Der blaue Reiter suchte nun seinen Weg durch den Garten des Wollspinners. Eines Abends hörte dieser das Klirren von Sporen; er trat eilig mit Licht an seine Hinterthür und war Zeuge, wie Nicolas gerade über den Zaun in den Andrechtschen Garten stieg. Er hatte nichts Arges bei dem unschuldigen Vergnügen, da er von dem Liebesverhältniß wußte, und umsoweniger, da der blaue Reiter ihm lachend erzählte: er ginge, um seinem Liebchen gute Nacht zu sagen. Der Wollspinner sah deshalb der Sache durch die Finger. Aber als die Geschichte kein Ende nehmen wollte, und der blaue Reiter Nacht für Nacht überstieg, zuerst, nachdem er über den Steg gekommen, über den Zaun, welcher seinen Hof von der Gasse, dann über den, welcher denselben und den Garten von dem der Madame Andrecht trennte, sagte er ihm geradezu: „Freund, ich habe nichts dagegen, daß Ihr Eure Liebste besucht, aber ich will dadurch nicht in Ungelegenheit mit meiner Nachbarin kommen. Also laßt das Uebersteigen, oder ich muß es Hanne's Herrschaft sagen."

ihr Name, mit einem Anathema behangen, von den Kanzeln. Sie müſſen zugreifen zu der einzigen Rettung oder ſind verloren."

Der Dechant ſchlug die Arme über den Kopf zuſammen: „Ich will mich ganz in die Einſamkeit zurückziehn, bis es mir gelungen meinen reinen Eifer zu beweiſen —"

„Bis man Ihnen die Weiſung giebt auſſer Landes zu gehn, wie Dr. Burnet, und dieſe muß Ihnen der König geben, wenn er ſich ſo von Ihnen getäuſcht ſieht. Aber erwarten Sie nicht Burnets freundliche Aufnahme am Haag; denn Oranien vergißt Ihnen niemals die ſeinem Ambaſſadeur zugefügte Schmach."

„Aber, bei der Gnade des Himmels, ſetzten wir auch alle höhere Rückſichten bei Seite, was wird aus uns, wenn Oranien den Thron beſteigt?"

Sunderland zog den Dechanten wieder tiefer ins Fenſter zurück, und flüſterte ihm ins Ohr: „Er wird ihn nie beſteigen. Es iſt zwar richtig, daß der König ſchon tief im Mannesalter, auch die Königin kränklich und ſeit vier Jahren nicht niedergekommen iſt; daß alſo in Privatverhältniſſen keine Kinder, geſchweige ein Sohn, zu erwarten wären. Allein bedenken Hochwürdiger, daß es das

Der blaue Reiter flieg nicht mehr über, und dennoch sah der Wollspinner und seine Frau bald darauf wieder die Liebenden vertraulich mit einander im Garten. Wie kamen sie zusammen? Von der andern Seite des Hauses scheint es nicht möglich gewesen zu sein. Eines Abends löste sich das Räthsel, als der Wollspinner, spät nach Hause kommend, von seiner Frau hörte, sie wären wieder bei einander, und nun, von Neugier getrieben, überall umherspähte. Ein Kahn lag im Kanal, dicht an der Hecke von Madame Andrechts Garten, an einen Pfahl gebunden. Es war einer der Kähne, auf welchen die Reiter gewöhnlich ihr Heu und Stroh aus dem Magazin holten, und der blaue Reiter diente damals als Bursche bei seinem Rittmeister und besorgte dessen Pferd. Mann und Frau lachten herzlich darüber, daß Liebe alle Wege ausfindet, und sahen noch oft den Kahn Abends an der Hecke liegen und Morgens war er verschwunden.

So die Aussage des Wollspinners über die Motive, welche im Allgemeinen seinen Verdacht begründeten. Er fand aber durch ein späteres Factum noch mehr Nahrung für denselben.

Zehn Tage etwa vor dem Tage der Entdeckung des Einbruchs, als die Witwe noch auf dem Lande war, fand der Wollspinner eines Morgens früh, an der Seite des Stadtgrabens, auf dem Uferzrase und gerade vor seiner Nachbarin Garten, ein buntes Taschentuch. Es war unrein. Er nahm es auf und steckte es ein, ohne sich etwas dabei zu denken. Mittags bei Tisch erinnerte er sich daran; er erzählte den Umstand seiner Frau und zeigte ihr das Tuch, indem er ohne Arg hinzufügte: „Wenn Madame Andrecht in der Stadt wäre und Hanne noch bei ihr diente, so wüßten wir auch, was das zu bedeuten hat. Der blaue Reiter wäre die Nacht wieder

auf Freierei geweſen und hätte ſein Taſchentuch verloren." Die Frau nahm das Tuch, beſah es und rief: „Poztauſend, Du ſagſt da ſo was. Heißt Hanne's Mann nicht Nicolas D...?" Der Wollſpinner bejahte es und fragte, was ſie damit meine? Sie wies ihn auf das Tuch, in deſſen einer Ecke die Anfangsbuchſtaben N. D. gezeichnet waren. — Beide dachten in den nächſtfolgenden Tagen nicht an den Vorfall, bis die Entdeckung des Einbruchs ſehr natürlicherweiſe die Gedanken des Mannes wieder darauf leitete.

Die Erzählung des Wollſpinners war ſehr weitläufig und umſtändlich — wir gaben nur das Weſentliche derſelben — aber ſchlicht und ungekünſtelt. Seine Schlüſſe waren ſehr natürlich und entſprangen für Jeden, der die Erzählung mit angehört, wie von ſelbſt. Ein Verdacht, wenn gleich nur auf entfernten Indicien, ruhte auf dem blauen Reiter. Es kam aber noch ein anderes Indicium hinzu, welches ihn verſtärkte.

Bei der erſten Unterſuchung im Hauſe hatte man einen angebrannt geweſenen Fidibus gefunden; neben dem erbrochenen Schranke, in einem Winkel auf dem Boden. Weder Madame Andrecht, noch ihre Magd rauchten; und wenn ſie wirklich das Papier zum Anzünden eines Lichts gebraucht, ſo würde es in der ängſtlich reinlichen Wirthſchaft nimmermehr auf die Diele geworfen ſein. Andere Leute waren in letzter Zeit nicht ins Haus gekommen, und wenn es geſchehen, hätten ſie ſich nimmermehr unterſtanden, ſo gegen die Hausordnung ſich zu vergehen. Die Gerichtsperſonen waren nicht mit Pfeifen gekommen, alſo konnten nur die Diebe den Fidibus an der Stelle haben fallen laſſen.

Beim Auffalten des übriggebliebenen Papieres fand man, daß es ein Declarationsſchein, oder ein Beweis

der bezahlten städtischen Abgaben für gelagerte geistige Getränke war. Wenn ein Schenkwirth oder Gastwirth in M... eine Quantität geistiger Getränke von draußen in der Stadt empfangen wollte, war er verpflichtet, dies vorher beim Accisebureau anzumelden und die Accise, welche von der Stadt erhoben ward, im voraus zu entrichten. Dafür erhielt er eine Quittung, welche ihm als Geleitsschein und später als Beweis der wirklich geleisteten Zahlung diente. Wenn er den Vorrath im Hause hatte, so nützte ihm indessen der Schein nicht weiter, da er nöthigenfalls auf die Bücher des Accisebureaus Bezug nehmen konnte. Diese Zettel wurden daher von den Empfängern später in der Regel nicht besonders bewahrt.

Der vorgefundene Schein war zum größeren Theile verbrannt, auch der Name Dessen, welcher den Genevre empfangen, fehlte, aber der untere Theil war erhalten, und darauf die Unterschrift des Accisebeamten und das Datum, wann der Schein ausgestellt worden; es war der 16. März desselben Jahres. Es war ein Leichtes, mit Hülfe dieses Datums und jenes Namens in den Büchern nachzuschlagen, welcher Schenkwirth an jenem Tage geistige Getränke declarirt hatte. Aus den Registern der Accise und aus den Listen des Einnehmers ergab sich, daß Nicolas D... am 16. März mehre Anker Genevre empfangen und declarirt hatte. Daraus allein ließ sich freilich nicht der Schluß entnehmen, daß er es auch gewesen, welcher diesen Zettel zum Fidibus gedreht, eingesteckt und in der Andrechtschen Wohnung zum Pfeifenanzünden gebraucht und fallen lassen; im Gegentheil wurde dies von einer außerordentlichen Unachtsamkeit zeugen, während die Diebe sonst mit so großer Umsicht zu Werke gegangen waren. Aber in Verbindung mit dem gefundenen Taschentuche und der ihn verdächtigen-

den Vorgeſchichte verſtärkte es doch den Verdacht gegen den blauen Reiter ungemein.

Nach einer kurzen Berathung ſchritt das Gericht ſofort zur Gefangennahme des Schenkwirths Nicolas D... Man hoffte, die Ueberraſchung werde auf den noch jungen Mann wirken und ihn vielleicht auf der Stelle zum Geſtändniß bringen. Zugleich wurden ſeine Hausgenoſſen mit verhaftet, nämlich ſeine Frau, deren Vater, ein Mann in hohen Jahren, und deren Bruder, ein Schuhmachergeſell.

Hierauf folgte die genaueſte Nachſuchung im Hauſe des Schenkwirths. Von den geſtohlenen Sachen ließ ſich nichts auffinden, auch anfänglich nichts Verdächtiges. Nur fand man mehr Baarſchaft, als Nicolas in der kurzen Zeit, daß ſein Gewerbe erſt beſtand, füglicherweiſe erübrigen können. Schon hatte man alle Winkel vergeblich durchſtöbert, als ein Gerichtsdiener zwiſchen ein Paar Schubladen Etwas entdeckte, was offenbar in keine Schenkwirthſchaft gehörte. Der Deputirte erkannte darin ein Souvenirbüchlein. Ein ſolches ſtand auf der mitgebrachten Liſte der der Witwe Andrecht entwendeten Sachen verzeichnet, und wenn man noch über die Identität hätte zweifeln können, ſo ſprach der Inhalt nur zu deutlich dafür. Mehre Blätter waren mit der bekannten Handſchrift der Witwe beſchrieben; außerdem fand man in einer Seitentaſche zwei Briefe mit ihrer Adreſſe. Das Souvenirbüchlein war unzweifelhaft das Eigenthum der Beſtohlenen. Sie hatte es aber auch mit in dem Schranke neben den Koſtbarkeiten verwahrt, nicht ſeines Werthes halber, denn es war nur ein in rothes Leder gebundenes Gedenkbuch; aber mehre Blätter enthielten Bemerkungen von ihrer Hand, welche ihrer Natur nach verſchwiegen gehalten werden mußten. Der Fund war

ungemein wichtig, aber merkwürdig erschien es, daß man außer diesem Buche auch nichts weiter fand.

Die Verhafteten wurden einzeln, nach der Reihe, vernommen. Nicolas D..., der blaue Reiter, antwortete mit der größten Unbefangenheit dem Richter auf alle Fragen desselben. Er bekannte, daß die vom Wollspinner vorgebrachte Geschichte von seiner Liebschaft, von dem nächtlichen Uebersteigen, um zu seiner jetzigen Frau zu gelangen, ganz der Wahrheit gemäß sei, auch späterhin habe er sie in dem Fouragekahn, besucht. Desgleichen erkannte er das gefundene bunte Taschentuch für das seinige an. Er habe dasselbe vor längerer Zeit verloren; wann, konnte er sich nicht entsinnen, doch mochte es etwa vor einem halben Jahre gewesen sein, so lange vermisse er es wenigstens. Wo er es verloren, wisse er ebenso wenig. Es sei ihm fortgekommen und er habe dann nicht weiter danach gesucht. Als man ihm das aufgefundene Taschenbuch vorlegte, gab er es ganz unbefangen zurück, und erklärte, es nicht zu kennen, es nie in Besitz gehabt zu haben, und schüttelte ungläubig und wie voll Verwunderung den Kopf, als man ihm sagte, wo es gefunden worden.

Auch die andern Hausgenossen erschienen gleich unbefangen vor Gericht, und antworteten Dasselbe wie Nicolas, so weit ihre eigene Kenntniß von den Vorfällen reichte. Alle aber drückten ein noch größeres Erstaunen darüber aus, daß jenes ihnen unbekannte Büchlein an der angegebenen Stelle sollte gefunden sein. Ja, die junge Frau gerieth in Heftigkeit. Sie betheuerte es schwer, das sei ganz unmöglich, und wenn das Buch da gesteckt, so sei es ihr unerklärlich, wie es dahin gekommen. Noch letzten Sonnabend — ihre Verhaftung fand am Dienstage statt — habe sie den Laden von oben bis un-

ten gescheuert und gekehrt; alles Ladengeräth sei da von der Stelle gerückt worden und sie habe nichts dergleichen gefunden. Wenn man es also wirklich dort entdeckt, so müsse es nachher dahin gekommen sein.

Das Betragen der Eheleute und ihrer Hausgenossen machte im Ganzen auf die Richter einen günstigen Eindruck. Ihre Ruhe schien von einer wirklichen Unbefangenheit, für ein gutes Gewissen zu sprechen. Dazu kam, daß man bisher von ihnen nichts Schlimmes wußte. Im Gegentheil standen alle Vier im besten Rufe bei ihren Nachbarn, und in ihrer Schenke ging es ordentlich zu. Von allen den eigentlich werthvollen Sachen hatte man nichts entdeckt. Sie konnten sie allerdings in der Zwischenzeit bei Seite gebracht haben, aber es waren so viele, und Sachen darunter, welche leicht zum Verräther werden können. Wo waren sie hin? Es fehlte jede Spur. Und weshalb hätten sie gerade das Stück zurückbehalten, was ihnen nichts nutzte? Weshalb es nicht vernichtet, verbrannt, was so leicht geschehen können? Weshalb es an einem Orte, anscheinend absichtlich, aufbewahrt, wo es der Entdeckung so leicht unterlag, während sie die andern Sachen so geschickt, so spurlos verschwinden zu machen gewußt?

Nichtsdestoweniger haftete auf dem Schenkwirth eine Reihe verdächtigender Thatsachen, die er nicht zu entfernen gewußt. Die Diebe mußten im Hause bekannt gewesen sein und wenige Leute hatten dort Zutritt gehabt. Er war dort bekannt und hatte auf eine unerlaubte Weise sich diesen Zutritt verschafft. Er kannte aus langer Erfahrung die unerlaubten Wege dahin. Er hatte sie sich selbst gebahnt, und nachdem ihm der eine über die Zäune abgeschnitten worden, hatte er den andern über den Kanal und die Hecke gefunden. Auf diesem

Wege waren jetzt unzweifelhaft die Diebe eingedrungen. Sein Tuch war zur Zeit, wo der Diebstahl begangen worden, an dem Orte gefunden worden, wo die Diebe wahrscheinlich übergestiegen waren. Er mußte es für sein Eigenthum anerkennen, und hatte keine andere Ausflucht dafür, als daß er es vor langer Zeit verloren, ohne dies beweisen zu können. Der Fidibus, an der eigentlichen Stätte des Verbrechens gefunden, war ein Document, welches ihm ausgestellt worden. Er konnte es fortgeworfen, verloren, ein Anderer mochte dasselbe aufgegriffen haben. Welche unwahrscheinliche Möglichkeiten setzte aber dies voraus! Was hatte ein solcher Papierstreif für einen Dritten Werth, ihn aufzuheben, zum Fidibus zu bereiten, einzustecken, bei einem gefährlichen Diebstahl ihn mitzunehmen, dort eine Pfeife damit anzustecken und ihn, nach gemachtem Gebrauch, auf die Erde fallen zu lassen? Diese Schlüsse des Möglichen führten zu Etwas, was einem künstlich componirten Märchen ähnlich sah, während die Möglichkeit, daß der Gastwirth selbst der Dieb gewesen, durch so viele andere Umstände bestärkt wurde, und es sich dann wie von selbst erklärte, daß er einen für ihn nutzlosen Papierstreifen in der Tasche zum Anmachen seiner Pfeife benutzte und gedankenlos nach gemachtem Gebrauche fallen ließ. Endlich gewann der constatirte Umstand von dem in seinem Laden versteckten Taschenbuche in Verbindung mit den vorigen Anzeichen eine furchtbare Bedeutung.

Dies waren Indicien, aber noch kein Beweis. Aber während die ganze Stadt sich mit dem Vorfall beschäftigte und in Vermuthungen erging, erschien ein angesehener Bürger der Stadt vor Gericht, und gab Folgendes zu Protokoll:

Sein Gewissen dränge ihn, etwas nicht länger zu verschweigen, woraus dem Gerichte in diesem Falle eine wichtige Weisung entspringen möchte. Ungern mache er diese Anzeige, da möglicherweise dadurch eine Person gravirt erscheine, die vielleicht unschuldig wäre; deshalb habe er gewartet, in Hoffnung, daß die Wahrheit auf andere Weise, und ohne daß er als Denunciant auftrete, an den Tag kommen möchte; da es indessen nicht geschehen, erfülle er nur seine Bürgerpflicht, zu sprechen.

Der Denunciant war ein wohlhabender Holzhändler. Unter seinen Kunden war der wohlbekannte Zimmermann Isaak van C..., der immer mit der Bezahlung sehr zurückblieb. Die Rückstände mehrten sich. Der Kaufmann drängte. Um sich nicht länger durch leere Versprechungen hinhalten zu lassen, machte er Ernst und schritt zur gerichtlichen Verfolgung. Da stürzte einige Tage vor der Entdeckung des großen Diebstahls der Zimmermann zu ihm ins Haus und bat ihn, um Gottes willen nicht weiter zu gehen, sonst wecke er seine übrigen Gläubiger und er wäre ein ruinirter Mann. „Sehen Sie, wie man auch mich bezahlt!" rief er, indem er einen Korb auf den Tisch setzte, und ein Paar silberne Leuchter und eine silberne Kaffeekanne herausholte. „Da müßte ich, wenn es recht ginge, von Jemand über 60 Gulden haben; aber er hat mich so lange gequält, bis ich dies Silber in Abschlag auf die Schuld von ihm angenommen habe; denn ich sah ein, auf andere Weise konnte ich keinen Pfennig von ihm bekommen. Nun wollte ich es bei dem Silberschmiede hier in der Stadt nicht veräußern, weil ich dann kaum die Hälfte des Werthes für die Sachen bekommen hätte, sondern warten, bis ich einmal nach Amsterdam reiste, weil das doch der beste Weg ist, um solche Sachen zu verhandeln. Ich

will Ihnen das Silber so lange zum Unterpfande lassen, bis ich mein Geld bekommen habe."

Der Holzhändler zauderte anfänglich, das Silber statt des Geldes anzunehmen. Endlich ließ er es sich gefallen, um doch einige Sicherheit für seine Foderung zu haben. Das Silberzeug war in seinen Händen. Seit er von dem Diebstahl bei der Witwe Andrecht erfahren und die Liste der dort entwandten Gegenstände gelesen, war es ihm kein Zweifel, daß die Leuchter und die Kaffeekanne daher rührten. Er erklärte, daß sie zur Disposition des Gerichtes ständen. Diesem müsse er das Weitere überlassen. Er jedoch protestire, damit einen Verdacht gegen seinen Schuldner, den Zimmermann, ausgesprochen zu haben; aber aus dem Munde desselben werde man leicht erfahren, von wem er das Silbergeräth erhalten. Es wundere ihn nur eins, daß der Zimmermann dies nicht von selbst gethan, da es ihn ja nur ein Wort koste, um die Schuld oder Unschuld des Schenkwirthes an den Tag zu bringen. Wahrscheinlich plagten jenen dieselben Gewissensscrupel, welche ihn selbst bis da zum Schweigen veranlaßt.

Das Gericht ließ sogleich den Korb mit dem Silbergeräth abholen, ihn verdeckt auf den Tisch stellen und zugleich den Zimmermann Isaak van C... vorfodern.

Der Zimmermann kam, wie außer Athem, angelaufen. Er schien auf Das, was kommen werde, vollkommen vorbereitet, und ehe man ihn noch fragte, kam er freiwillig mit seiner Erklärung hervor:

„Ich habe längst erwartet, meine Herren, daß man mich citiren würde. Ich weiß auch, warum. Es thut mir wahrhaftig leid, um der Leute willen, gegen die ich zeugen muß, aber nun muß es geschehen und ich werde nach Pflicht und Gewissen die Wahrheit sagen."

Der Zimmermann, von seinem Holzlieferanten gedrängt, sah sich nun auch seinerseits genöthigt, seine Schuldner zu drängen. Unter diesen stand oben an der Schenkwirth Nicolas D..., der blaue Reiter, welcher ihm 60 Gulden für Zimmerarbeit, in seinem Laden angefertigt, schuldete. Nicolas D... war etwa vor zwölf Tagen zu ihm gekommen, und hatte ihn dringend ersucht, noch eine Zeit lang mit der Bezahlung zu warten. Als der Zimmermann erklärte, er könne absolut nicht mehr die Sache anstehen lassen, hatte er ihm, auf Abschlag seiner Foderung etwas altes Silbergeräth angeboten. Der Zimmermann dachte gerade nichts Arges, aber er fragte ihn doch, wie er denn dazu käme? Der blaue Reiter erwiderte: das Silber gehöre eigentlich seinem alten Schwiegervater, der es vor langen Jahren einst aus dem Nachlaß einer alten Dame ererbt, bei welcher er lange Zeit hindurch als Kutscher gedient. Sie kamen überein, daß der Zimmermann das Silbergeschirr abschläglich für einen gewissen Preis übernehmen solle, und der Schenkwirth brachte es ihm noch denselben Abend in einem Korbe. Dabei rieth er ihm, wenn er das Silber zu Gelde machen wolle, möge er damit nach Amsterdam gehen; hier am Ort wären nur Schacherjuden, die ihm nur die Hälfte des Werthes bezahlen würden. Der Zimmermann fragte ihn: warum er denn nicht selbst nach Amsterdam ginge, um es dort zu verkaufen, wenn er darin Vortheil sähe? worauf Nicolas erwiderte: „Wenn Sie mir Zeit gelassen, würde ich es gewiß auch gethan haben. Aber versprechen Sie mir nur, daß Sie das Silber nicht hier verhandeln wollen, ich habe dabei meine besondern Absichten."

War diese Aussage richtig, und Niemand hatte Grund, so wenig an der Aussage des Zimmermanns als an der

Wohl des ganzen Englands, des katholischen Englands gilt! Die Herzogin von Modena ist dreimal um das Gotteshaus von Loretto gerutscht, die ganze katholische Christenheit, versteht sich so weit sie Interesse dabei hat, liegt auf dem Knien und die Königin selbst betet vor den Heiligenschrein zu Holliesel in Wales. Da sieht denn doch auch ein Blinder ein, daß ein Wunder geschehen möchte; und wer an aller Wunderkraft zweifelt, der wird überzeugt, daß hier ein Wunder geschehen muß. Deshalb sein Sie ohne Furcht vor Oranien, und duplicirte sich das Wunder, daß er zum Thron käme, je nun, so giebt es immer Mittel was geschehn ist zu redressiren, und die anglicanische Kirche würde deshalb um kein Haar schlimmer, weil sie einige Jahre den Papst anerkannt hat."

Eben ging der König durch das Kabinet, Miß Tennison neben ihm. Mit herablassender Freundlichkeit nickte der Erstere dem Dechanten zu, und Sunderland hielt dies für den geeigneten Moment seine Plane in's Werk zu setzen.

„Sir!" rief er, den Dechanten an der Hand vorziehend, „hier bittet ein würdiger Prälat um den Segen der Majestät, wenn er zur Einigkeit des christlichen Glaubens in Dero Reichen mitarbeiten will."

des Holzhändlers zu zweifeln — so war der Angeschuldigte dadurch aufs schwerste gravirt. Nach so vielen vorausgegangenen Indicien befand er sich nicht allein im Besitz des gestohlenen Gutes, sondern übertrug dasselbe auch unter sehr verdächtigenden Umständen und Reden an einen Dritten.

Er ward vernommen und der Anfang seiner Einlassung in diesem Punkte stimmte wieder ganz mit der Angabe des Zimmermanns. Dieser hätte für ihn gearbeitet und er sei ihm 60 Gulden schuldig. Auf die Frage, ob er ihm eine Abschlagszahlung gemacht, antwortete er, daß er dazu noch nicht im Stande gewesen. Man zeigte ihm das Silbergeräth, man hielt ihm des Zimmermanns Aussage vor. Er verstummte, wurde blaß, leugnete und betheuerte, von dem Silberzeuge nichts zu wissen. Dabei verblieb er auch in Gegenwart der Zeugen. Man fragte ihn, da er die Schuld eingeräumt, warum er nicht schon längst eine Abschlagszahlung gemacht, da der Zimmermann ihn schon vor zwei Jahren so dringend gemahnt? Er zuckte die Achseln, es sei ihm nicht möglich gewesen. Man legte ihm die Summe Geldes vor, welche bei Durchsuchung seiner Wohnung gefunden worden. Er antwortete, das Geld gehöre nicht ihm, sondern seinem Schwiegervater.

Letzteres wurde zwar durch die Aussagen seiner Mitgefangenen bestätigt; aber sie konnten, auf sein Anstiften und um ihm zu helfen, sich zu dieser Angabe verständigt haben. Doch auch diese Aussagen selbst warfen einen neuen Schatten auf ihn. Nicolas hatte, wie wir hörten, behauptet, er habe von seiner Schuld an Isaak van C... noch gar nichts abgetragen; die andern Drei sagten aber, einzeln vernommen, doch einstimmig aus, daß Nicolas noch vor kaum einem Vierteljahre vor ih-

ren Augen eine Summe von 20 Gulden abgezählt und gesagt habe: er wolle diese 20 Gulden an den Zimmermann Isaak van C... abschläglich auf die Schuld bezahlen. Nicolas gerieth sichtlich in Verwirrung, als ihm dies widersprechende Zeugniß seiner Hausgenossen vorgehalten wurde. Er verlor zum ersten Male seine bis da immer bewahrte Fassung und bat um Entschuldigung für die Lüge: Ja dies sei wahr. Er habe die 20 Gulden abgezählt, er habe seinen Hausgenossen gesagt, daß er sie an den Zimmermann bezahlen wolle, aber er habe es nicht gethan. Er habe vielmehr das Geld gebraucht, um alte Spielschulden abzuzahlen, was seine Frau nicht wissen dürfen. Und das allein sei die Ursache, weshalb er mit der Sache heut nicht heraus gewollt.

Dies war das erste Mal, daß Einer der Verhafteten auf einer absichtlichen Lüge ertappt war. Berührte sie zwar nur einen unwesentlichen Nebenpunkt, so warf sie doch auch auf seine andern Aussagen ein ungünstiges Licht, und seine Betheuerung, daß er dem Zimmermann nichts von der Schuld abgezahlt und noch weniger ihm die Silberwaare auf Abschlag gegeben, fand keinen Glauben mehr.

Aber noch mehr. Der Zimmermann ruhte nicht, um den Vorwurf der Lüge, der nach Angabe des Angeschuldigten auf ihm haften geblieben wäre, von sich zu wälzen. Er legte den Richtern eine Art Schuldbuch vor, von ihm selbst geführt, worin unterm 23. Juni vermerkt stand: „Der Schenkwirth Nicolas D... hat mir dato abschläglich die Summe von 30 Gulden in etwas übernommenem alten Silber abgezahlt.“ — Noch mehr: Die Haushälterin und der Geselle des Zimmermanns legten, vorgefodert, einstimmig das Zeugniß ab, daß sie zugegen gewesen, als der blaue Reiter mit dem Meister

wegen Uebernahme des Silberzeugs gesprochen. Sie bekräftigten dieses ihr Zeugniß durch einen körperlichen Eid.

War es denkbar, daß der Zimmermann, selbst von seinen Gläubigern aufs äußerste gedrängt, seinen Schuldner zwei Jahre lang in Ruhe gelassen haben sollte? Zwar hatte Nicolas angegeben, daß schon bei Eingehung dieses Schuldverhältnisses die Bedingung gestellt worden, daß er erst nach zwei Jahren zahlen solle; aber welches Motiv sollte den Zimmermann bewegen, vorzugeben, daß er bereits wegen 30 Gulden von seinem Schuldner befriedigt worden, während dieser leugnete, auch nur einen Pfennig gezahlt zu haben? Beide mußten halsstarrig auf diesem Punkte bestehen, denn wenn der Schenkwirth das Silberzeug in Zahlung gegeben, so war er entweder der Dieb oder der Hehler. Wenn er es aber nicht gegeben, wenn des Zimmermanns Aussage sich als Unwahrheit herausstellte, so war er nicht allein ein Verleumder, sondern der Verdacht des gefährlichen Besitzes fiel auf ihn selbst zurück.

Gegen den Schenkwirth sprach Alles. Er mußte leugnen, koste es was es wolle, oder bei den schon so schweren, früheren Anzeigen war er verloren, wenn er nicht einen andern Zusammenhang wahrscheinlich machte. Aber auch sein Leugnen hatte allen Schein wider sich. Seine eigne Frau, sein Schwiegervater, sein Schwager bekundeten, daß er von einer Abzahlung zu ihnen gesprochen. Er selbst mußte es eingestehen, und wußte dafür keine andere Erklärung als die Ausflucht, daß er nur so zu seiner Frau gesagt, damit sie von seinen Spielschulden nichts erfahre. Aber 20 Gulden Spielschulden, ein gemeiner Reiter und dann ein Schenkwirth, dessen Verdienste nicht groß waren! Doch gab er an, es sei dies nicht eine, sondern mehre kleine Schulden. Aber er

konnte nicht einmal die Leute, denen er das viele Geld gezahlt haben wollte, bei Namen angeben. Er habe sie im Freien oder in Bierhäusern angetroffen. Er konnte keinen Einzigen davon citiren lassen, daß sie die Richtigkeit seiner Angabe bekundeten. Das war ein neues, nicht unbedeutendes Indicium für sein Schuldbewußtsein, für die Unwahrheit seiner Aussagen. Dagegen drei eidliche Zeugen, daß er das Silber an den Zimmermann gebracht, und die vorangehenden Indicien! Alles fügte sich wie von selbst zu einem Zusammenhange, der die schwerste Anklage begründete, gegen welche der Angeschuldigte nichts aufzustellen wußte, als seine Betheuerungen, daß er unschuldig sei, und sein reines Gewissen ihn stärke.

Die allgemeine Meinung in der Stadt sprach sich entschieden gegen ihn aus. Nur Einzelne wagten zu behaupten, daß seine mitgefangenen Verwandten vielleicht doch an dem von ihm begangenen Verbrechen unschuldig wären. Es sei sehr möglich, daß er ganz andere Mitschuldige habe, als die man gefangen gesetzt. In diesem Falle möchten seine Verwandten wol etwas von der Sache wissen, ihn aber durch ihr Schweigen und durch ihre Reden schonen wollen.

Der blaue Reiter ward aus der Bürgerhaft in das Criminalgefängniß gebracht. Auch die Andern wurden strenger beobachtet und bewacht, um jeden Verkehr zu hindern. Da aber, trotz der strengsten Inquisition, keiner von Allen bekennen wollte, trug der Bürgermeister, als öffentlicher Anwalt (rechtsvorderer) darauf an, daß der vornehmste Angeklagte, Nicolas D..., in seine Hände überliefert werde, „um ihn vermittelst Pein und Banden zur Bekenntniß seiner muthmaßlichen Missethat zu bringen"; das heißt, er sollte auf die Folter gestreckt wer-

den. Die Richter beriethen noch einmal die Lage der Sache, und entschieden einstimmig nach dem Antrage.

Die ganze Stadt war in lebhafter Spannung. Bei weichen Seelen regte sich das Mitleid. Doch war man allgemein der Ansicht, der Schenkwirth werde die Qualen nicht überstehen und schon im ersten Grade bekennen. Alle Vorbereitungen waren getroffen, am nächsten Tage sollte mit der Folterung vorgeschritten werden, als mit der Post von Rotterdam folgender Brief an das Gericht einlief:

„Bevor ich vom Lande abfahre, und mich dahin begebe, wo weder das Gericht in M..., noch das Kriegsgericht der Garnison mich einholen können, will ich die vier Unschuldigen retten, welche jetzt in M... in Verhaft sitzen. Man hüte sich, die vier Personen, den Schenkwirth, seine Frau, deren Vater und Bruder wegen eines Verbrechens zu bestrafen, dessen sie nicht schuldig sein können. Wie die Sache des Zimmermanns mit der ihrigen zusammenhängt, kann ich nicht errathen. Ich habe davon zu meiner großen Verwunderung gehört. Inzwischen mag Letzterer selbst nicht ganz unschuldig sein. Möge der Richter doch diesen Wink wohl beherzigen! Es möchte ihn nachher gereuen, denselben in den Wind geschlagen zu haben. Man kann die Mühe sparen, meine Spur aufzusuchen. Ist der Wind zu unserm Vortheil, so sitze ich bereits, wenn dieser Brief gelesen wird, wohlbehalten in England.

Joseph Christian Kühler,
gewesener Corporal bei der Compagnie von Le Long."

Das Gericht ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, um wenigstens die Folter zu verschieben. Es schien auf den ersten Anblick kein bloßer Luftstreich, zu Gunsten der Verhafteten von einem Freunde außerhalb gethan.

Eine Compagnie unter dem Capitain Le Long ſtand als Garniſon im Städtchen; in derſelben hatte wirklich ein Corporal jenes Namens gedient, war aber ſchon ſeit einigen Wochen aus ſeinem Quartier verſchwunden und deſertirt. Bis da waren alle Nachforſchungen vergeblich geweſen. Das Gericht ermittelte ferner aus dem Rapport des damals wachthabenden Offiziers, daß der Korporal Rühler gerade an dem Abende vermißt worden, welcher dem Morgen voranging, wo der bei der Witwe Andrecht begangene Diebſtahl ruchbar wurde. Am Mittage vor ſeinem Verſchwinden war er noch von der Wache geſehen worden. Eine Verbindung zwiſchen beiden Thatſachen ſchien doch wirklich augenfällig.

Aber eine neue Entdeckung zerſtörte plötzlich dieſe Schlußfolgerung. Der eingegangene Brief aus Rotterdam ward dem commandirenden Officier der Beſatzung vorgelegt und derſelbe erklärte auf den erſten Anblick den Brief für untergeſchoben. Die Handſchrift war nicht die wohlbekannte des Rühler, ſie hatte gar nichts mit derſelben gemein und die Unterſchrift des Namens war augenfällig falſch. Alle ehemalige Cameraden des Rühler bekräftigten das; mehre ältere Compagnieliſten, welche Rühler notoriſch geſchrieben, beſtätigten es auch dem Richter.

Demnächſt war dieſer aus Rotterdam eingegangene Brief nichts weiter, als die Liſt eines unbekannten, verborgenen Freundes oder Complicen der Verhafteten, um die Folter von ihnen abzuwenden. Wie wäre auch Rühler, wenn er wirklich an dem Diebſtahl Theil genommen, dazu gekommen, ſich ſelbſt auf dieſe Weiſe zu verdächtigen? Wollte er den blauen Reiter und die Andern vor der Folter bewahren, würde er wol einen andern Namen untergeſchoben haben. Irgend ein dritter, noch

unbekannter Complice hatte also wahrscheinlich den zufälligen Umstand des Verschwindens jenes Corporals Rühler benutzt, um in seinem Namen zu schreiben und den Verdacht von den wirklich Schuldigen abzulenken. Diese, auf die Folter gebracht, durften die Namen ihrer Mitschuldigen entdecken. Dies zu verhindern, war die Absicht des Briefes.

Diese Ansicht war die vorherrschende. Von allen Seiten strengte man sich nunmehr an, dem geheimen Schreiber des Briefes auf die Spur zu kommen, und setzte in der Zwischenzeit die Tortur aus, als plötzlich zwei neue und sehr wichtige Deponenten auftraten. Beide hatten miteinander nicht die geringste Gemeinschaft, Beider Angaben hatten nichts miteinander gemein; ja die Thatsachen, welche sie zur Kenntniß brachten, widersprachen sich gewissermaßen, und während sie auf der einen Seite Licht in die Sache brachten, verdunkelten sie dieselbe wieder von der andern.

Ein Kaufmann aus der Stadt, der in verschiedenen Waaren handelte und in der Nachbarschaft der Witwe Andrecht wohnte, war während des ganzen Processes und der Entdeckung des Diebstahls auf einer Geschäftsreise in Süddeutschland abwesend gewesen. Kaum war er an einem Abende zurückgekehrt und hatte von der Diebstahlsgeschichte gehört, als er sich am nächsten Morgen freiwillig vor Gericht meldete, um, wie er behauptete, die wichtigsten Aufschlüsse zu geben und Gefahr und Verderben von den Häuptern gewiß ganz Unschuldiger abzuwenden. Bereits auf dem Postwagen hieher habe er von der Geschichte gehört und seine eigenen Muthmaßungen geschöpft. Seit er aber in seinem Hause das Nähere vernommen, sei die Vermuthung bei ihm zur Gewißheit geworden, und er habe die ganze Nacht

durch kein Auge zuthun können, aus Angſt, daß er mit ſeiner Eröffnung doch zu ſpät kommen möchte und die Leiden der Unſchuldigen dadurch verlängert würden. Wäre er nur früher zurückgekehrt, ſo ſollte die Sache nicht ſo weit gekommen ſein. Nach einer ſehr weitſchweifigen Vorrede, die der Kaufmann ſich ſelbſt ſchuldig zu ſein glaubte, um ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen und vor dem Richter zu rechtfertigen, kam er zur Sache.

Ungefähr zur Zeit, wo der Diebſtahl bei der Witwe Andrecht vorgefallen ſein mußte, befand er ſich noch in der Stadt. Der Zimmermann Iſaak van C... ließ ſich bei ihm anmelden. Er bat den Kaufmann, ihm den Kahn zu leihen, mit welchem er gewöhnlich Ballen und andere ſchwere Packwaaren verführen laſſe. Dieſer Kahn lag meiſtens hinter des Kaufmanns Wohnhauſe, bei ſeinem Waarenlager, welches dicht an dem erwähnten Stadtgraben ſtand. Der Kaufmann hatte damals eine anſehnliche Ablieferung von Fäſſern zu machen, ſodaß er den Kahn für den Augenblick nicht gut entbehren konnte. Indeſſen bat Iſaak ſehr dringend, er brauche den Kahn nur für ein Paar Nächte, und wolle ihn, wie man zu ſagen pflegt, des Morgens „vor Tag und Thau“ prompt wieder an ſeinen Platz liefern. Auf die Frage, weshalb er denn den Kahn gerade des Nachts brauche? bedachte ſich der Zimmermann einige Augenblicke und antwortete nach einer Pauſe, er müſſe die Mobilien einiger Leute fortſchaffen, die auszögen. Des Nachts? fragte der Kaufmann. Wer zieht denn des Nachts aus einer Wohnung in die andere? — Der Zimmermann lächelte verſchmitzt: „die Leute ziehen mit der „„nördlichen Sonne““. Er deutete an, daß er Bankerouttirern verhelfen wolle, fortzukommen. „Und dazu geben Sie ſich her?“ rief der Kaufmann und verweigerte

nunmehr entschieden den Kahn. Der Zimmermann lenkte aber schnell ein, erklärte, er habe nur gescherzt und seine Absicht wäre, mit seinem Gesellen in der Nacht zum Fischen auszufahren. Er habe mit seiner wahren Absicht nicht herausgewollt, weil er wohl denken können, daß der Kaufmann nicht darauf eingehen würde, weil das Fischen den Kahn immer etwas beschmuze. Auf die fortgesetzten, dringenden Bitten gestand ihm der Kaufmann endlich den Kahn zu, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, denselben des Morgens wieder an seinen Platz zu bringen. — Der Zimmermann hielt darin getreu sein Wort. Als der Kaufmann früh am Morgen in sein Packhaus ging, sah er noch, wie der Zimmermann und sein Geselle den Kahn an seine Stelle eben gebracht hatten. Sie gingen fort, ohne daß sie den Kaufmann bemerkten. Aber es fiel ihm schon auf, daß sie weder Reusen noch anderes Fischergeräth trugen. Er besichtigte den Kahn und mußte sich noch mehr wundern, daß er inwendig ganz rein und trocken war. Wenn Jemand ihn zum Fischen gebraucht, was wol vorfiel, so wurde er gewöhnlich halb voll Wasser und sehr beschmuzt zurückgegeben. Also hatte er ihn wieder auf einer Lüge ertappt. Die Zimmerleute hatten den Kahn nicht an seiner rechten Stelle angelegt. Der Kaufmann sprang selbst hinein und raffte aus einer Fuge des Kahnes etwas auf — ein Paar silberne Gabeln in Papier gewickelt. So war denn doch die erste Angabe des Zimmermanns die richtige gewesen. Er hatte sich dazu verstanden, Bankerouttirern zum Wegführen ihrer Sachen zu verhelfen. Aergerlich darüber, steckte er die Gabeln zu sich und machte sich sogleich auf den Weg nach der Wohnung Isaaks. Der Zimmermann, sein Geselle und seine Haushälterin waren in der Werkstatt. Er hielt ih-

nen die Gabeln hin: „Das haben Sie in meiner Schuite liegen gelaſſen! Sie haben mit den Gabeln wol die gefangenen Fiſche gegeſſen? Wenn ſie Ihnen nur gut bekommen.“

Die Drei waren ſichtlich beſtürzt. Sie warfen ſich verſtohlene Blicke zu, aber keiner vermochte eine Antwort zu geben. Die Haushälterin faßte ſich zuerſt wieder. Sie ſtotterte heraus: er ſolle nichts Böſes denken, ihr Herr habe in der Nacht nur die Möbeln und Sachen von gewiſſen Leuten, die heimlich umzogen, fortbringen helfen. — Dieſe That war an und für ſich ſchon keine ſehr rechtliche und der Kaufmann konnte die Beſtürzung der Drei dem Schamgefühl wol beimeſſen, welches ſie bei einer ſolchen Entdeckung ergriff. Als er aber nach dem Namen der Leute fragte, erhielt er wieder keine Antwort. Der Zimmermann ſagte, jetzt könne er ihm die Leute nicht nennen, ſpäterhin ſolle er Alles erfahren. Alle Drei aber baten ihn aufs flehentlichſte, daß er über den Vorfall ſchweige. Er ſchwieg, erkundigte ſich indeß unter der Hand, wer aus der Stadt unter ſolchen Umſtänden wol entwichen ſein könne, ohne etwas darüber zu erfahren. Seine Reiſe nach Deutſchland kam dazwiſchen, er hatte die Sache vergeſſen, als er bei ſeiner Rückkehr den ganzen Verlauf der Diebſtahlsgeſchichte erzählen hörte und nun nicht daran zweifeln konnte, daß hier ein ſchändliches Complot beſtehe, Unſchuldige anzuklagen, während die wahrſcheinlich Schuldigen der Zimmermann Iſaak van C..., ſein Geſelle und ſeine Haushälterin wären, dieſelben, welche als Hauptzeugen gegen den blauen Reiter aufträten.

Der Criminalproceß erhielt durch dieſe Erklärung eine vollkommene Umwendung. Der Kaufmann war ein ganz unverdächtiger Zeuge, und Vieles von Dem, was bisher

„Immer Bedingungen," ſagte der König halb ſcherzend, „als ob ein getreuer Unterthan ſich nicht blindlings der Gnade ſeines Königs übergeben könnte! Auch hier verſchanzt ſich eine holde Schöne mit Bedingungen über Bedingungen und will erſt Gnade und Auskunft über irrende Ritter haben. Sir, ich weiſe Euch an meinen Beichtvater, da ich ſelbſt mir vorgeſetzt den Unglauben der kleinen Trotzigen zu beugen."

Hinter dem Könige ſtand ein großer Mann, der ſeine ernſten Blicke auf dem Dechanten haften ließ. Obgleich nun William Penn in den Hofcirkeln den breiten Quäkerhut nicht auf dem Kopfe trug, war doch ſein unhöflicher Ausdruck, wie Sir Alexander es nannte, für dieſen ſo unangenehm, daß er ihm gern entwich. Wie viel mehr mußte dies jetzt der Fall ſein, wo ein ſtrafender Vorwurf in dieſem unhöflichen Ausdruck, etwa, wie: „Willſt Du Glauben und Ehre hingeben um Gut und Würden" zu liegen ſchien. Froh ihm zu entgehen folgte er deshalb dem Könige, der mit Annen in ein größeres Zimmer getreten war, als die Meldung eines Lakaien dort eine Unruhe erregte, ganz fremd dieſen Cirkeln.

„Die Gräfin von Dorcheſter!" hörte man ihn

dunkel gewesen, erhielt dadurch ein Licht. Juristisch bewiesen war durch die Aussage des einen Zeugen aber weder die Unschuld des Schenkwirths und der Seinen, noch die Schuld des Zimmermanns und seines Anhangs. Hier stand Mann gegen Mann, eine Aussage gegen eine andere Aussage, wenn der Zimmermann leugnete; und bis da stand gegen den Letzteren nichts fest, ja es war nicht einmal ein Verdacht gegen ihn in den Acten zur Sprache gekommen. Sein Wort mußte also, wie die Dinge standen, so viel gelten als das seines neuen Anklägers. Man mußte vorsichtig und zugleich rasch zu Werke gehen. Die moralische Ueberzeugung überwog dermaßen beim Richter, daß er sofort zur Verhaftung des Zimmermanns und seiner Leute schritt, ehe noch etwas von der Aussage des Kaufmanns ins Publicum gekommen war. Kaum war dies geschehen und Isaak, sein Gesell und seine Haushälterin in sicherm Verwahrsam, so ward zur Haussuchung bei ihm geschritten.

Die Maßregel hatte den vollständigsten Erfolg. Man fand in dem Hause, bis auf einige Kleinigkeiten, noch sämmtliche Effecten vor, welche aus dem Andrecht'schen Hause gestohlen waren. Die Verhöre mit den drei neuen Verhafteten fielen anders aus als die mit dem blauen Reiter und den Seinen. Zwar leugneten auch sie, aber es geschah auf trotzige und verzagte Weise zugleich. Sie waren sichtlich befangen; nichts von dem edlen Freimuth, welchen der Schenkwirth an den Tag gelegt. Schon im ersten Verhör kamen die grellsten Widersprüche vor. Dieser haftete mit Hartnäckigkeit auf diesem, jener auf jenem Punkte. Es dauerte nicht lange, so wurden sie in ihren Antworten so verwirrt, daß sie den Faden ihrer Aufgabe ganz verloren und schon sich gegenseitig anzuklagen und zu verrathen anfingen. Der Verrathene de-

nuncirte nun gegen den Verräther. Man drohte mit der Folter, und sie rückten mit mehren Geständnissen heraus. Endlich gelang es den Richtern, ohne Folter ein vollständiges Bekenntniß zu erpressen. Es stimmte im Wesentlichen in Folgendem überein.

Isaak van C..., sein Geselle und seine Haushälterin hatten den Diebstahl bei der Witwe Andrecht begangen. Wie sie zu dem Complot gekommen, wer der Rädelsführer, wer es gewesen, der den Gedanken zuerst gefaßt, wer ihn ausgebildet, darüber fehlen uns die Mittheilungen. Aber bekannt mit dem Hause und dessen Einrichtungen waren auch diese Inquisiten ebenso wie der blaue Reiter. Der Geselle, früher in Diensten eines andern Meisters, hatte in dem Hause gearbeitet und kannte alle Gelegenheiten. Sie hatten die Schuite des Kaufmanns zu dem Zwecke geliehen und bei dem Einbruch und der Wegschaffung der Sachen benutzt. Das Wie ergab sich von selbst, es ist aus der obigen Geschichtserzählung genügend ins Licht gestellt. An dem Morgen, wo der Einbruch bekannt wurde, hatten Meister und Geselle sich unter die neugierige Menge gemischt, um auszuforschen, welche Gerüchte wol darüber sich verbreiteten. Der Geselle hatte unter Anderm gehört, wie des Wollspinners Frau unverhohlen ihren Verdacht gegen den blauen Reiter aussprach und geradezu sagte: ehe ihr Mann noch vom Rathhause zurück wäre, würde man sehen, daß der blaue Reiter abgeholt würde. Er berichtete seinen Complicen getreulich Alles, und die Drei, erfreut über diese Ableitung einer ihnen drohenden Gefahr, schlossen den höllischen Bund, dem Gerüchte weitere Nahrung zu geben und Alles daran zu setzen, den Verdacht gegen den Schenkwirth zu steigern, bis er als Sündenbock den Gerichten verfallen wäre.

Der Geſelle war gleich darauf in den Laden des blauen Reiters getreten, um einen Schnaps zu trinken. Er foderte Kohlen, ſeine Pfeife anzuzünden. Während der Wirth fortging, um das Kohlenbecken zu holen, benutzte er ſeine Entfernung, um das Souvenir der Witwe Andrecht, welches er zu dem Zwecke in der Taſche bei ſich trug, zwiſchen zwei Läden zu klemmen. Es war gelungen und die Folgen ſtellten ſich ganz ſo heraus, wie die Böſewichter erwartet; das Haus ward unterſucht, das Buch gefunden, und in den Augen dieſer Leute mußte des blauen Reiters Schuld dadurch für erwieſen gelten.

Nach dieſen übereinſtimmenden Geſtändniſſen der drei Complicen mußten die Richter den blauen Reiter und die Seinen für frei von Schuld erklären und ſtanden nun nicht mehr an, die vier unglücklichen Perſonen freizulaſſen. Alles war indeß durch jene Geſtändniſſe nicht aufgeklärt; im Gegentheil blieben noch einige ſehr zweifelhafte Punkte. Daß der Zimmermann die beiden Silberſtücke dem Holzhändler als Unterpfand angeboten, daß auf dieſe Weiſe, ſtatt einer Entdeckung des wahren Verhältniſſes ein neuer ſchwerer Verdacht gegen den blauen Reiter erwachſen war, erklärte ſich von ſelbſt. Es lag nicht im Complot, es war ein ganz natürlicher Cauſalzuſammenhang da; der Zimmermann mußte ſich ſelbſt retten und war nun gezwungen, immer weiter zu denunciren. Aber wie war Nicolas D...s Taſchentuch am frühen Morgen an die Hecke gekommen? Wie der Declarationsſchein, der ihm gehörte, als Fidibus in das Haus der Beſtohlenen? — Der Zimmermann und ſeine Mitſchuldigen erklärten, hiervon nichts zu wiſſen. Durch die Drohung der Folter erſchreckt, hatten ſie Alles bekannt, ſelbſt Muthmaßungen zu Protokoll gegeben, die zum Theil richtig, zum Theil falſch waren. Sie thaten

jetzt Alles, um vor ihren Richtern als reuige Sünder zu erscheinen, in Hoffnung, daß es ihre Strafe mildern könne. Ihr Maß von Schuld war voll, und auf Etwas mehr oder weniger konnte es ihnen nicht ankommen. Dennoch betheuerten sie, nicht die geringste Kenntniß und Ahnung von dem Tuche und dem Fidibus zu haben.

Es erwuchs daher aufs Neue der Verdacht, daß noch andere Complicen verborgen wären. Man kam auf den Brief des desertirten Corporals zurück. War es gleich nicht seine Hand, so konnte er ihn von einem Andern haben schreiben lassen, und war doch vielleicht auf eine oder die andere Weise in die Sache verwickelt, und seine Entweichung stand mit dem Diebstahl in Verbindung.

Während der Proceß gegen den Zimmermann, seinen Gesellen und seine Haushälterin bereits ziemlich fortgeschritten war, meldete sich wieder ein neuer freiwilliger Zeuge, der Schullehrer aus einem Dorfe, welches etwa eine Stunde Weges von der Stadt entfernt liegt. Er zeigte den Richtern ein Stück Papier, worauf nur der Name Joseph Christian Kühler stand, und fragte, ob nicht vor Kurzem von dieser Hand und mit diesem Namen unterzeichnet ein Brief an das Gericht eingelaufen sei? Bei einer Vergleichung der Schriftzüge dieses Namens mit denen des erwähnten Schreibens aus Rotterdam fand sich, daß beide unbedenklich von derselben Hand herrührten. Die Aussage des Schullehrers war folgende und gab dem Processe abermals eine neue Wendung.

In seinem Dorfe befand sich ein taubstummer Jüngling, Heinrich Hechtingh, welchen die Gemeinde dem Schullehrer als Pensionair, und um ihn zu unterrichten, übergeben hatte. Es war ihm gelungen, dem Unglückli-

chen die Schreibekunst beizubringen, welche derselbe bis zu einer solchen Fertigkeit erlernt hatte, daß er mittelst einer Schiefertafel, die er beständig bei sich führte, sich leicht und gut mit allen Personen unterhalten konnte. Auch schrieb er bald eine so schöne Hand, daß er von vielen Personen, selbst von den Ortsbehörden zum Abschreiben gebraucht wurde. Vor einiger Zeit war ein Unbekannter ins Dorf gekommen, hatte während der Abwesenheit des Schullehrers nach dem Taubstummen gefragt, was öfters vorkam, und denselben mit sich ins Wirthshaus genommen, um sich von ihm etwas schreiben zu lassen. Der Unbekannte ließ sich ein besonderes Zimmer geben und setzte dem jungen Menschen eine Flasche Wein vor. Darauf bat er ihn, vermittelst der Schiefertafel, das Brouillon eines Briefes, den er aus der Tasche zog, in Reinschrift zu bringen. Heinrich Hechtingh that es anfänglich ohne Arg. Indessen kam ihm doch der Inhalt des Briefes bedenklich vor, auch verrieth die ganze Haltung des Unbekannten Unsicherheit und Angst. Als er aber auch die Adresse auf den Brief schreiben sollte: „An den Herrn van der R., Bürgermeister von M..., weigerte er sich, es zu thun, und ließ sich dazu erst durch langes und dringendes Bitten des Fremden bewegen, welcher ihm darauf einen Gulden gab und ihm anempfahl, ein tiefes Schweigen zu beobachten.

Der Taubstumme fühlte sich umsomehr dazu gehalten, als er sich wohl bewußt war, daß er etwas Unrechtes gethan. Endlich bekannte er aber doch seinem Erzieher, und dieser erkannte sogleich, daß der geheimnißvolle Vorfall in nächster Beziehung zu der in der ganzen Gegend vielbesprochenen Criminalgeschichte stehen müsse. Auch jener Brief des Corporals war in Abschrif-

ten umhergegangen. Es war unbedenklich derselbe, welchen sein Zögling copiren müssen. Der Schullehrer stellte auf eigene Hand eine kleine Voruntersuchung an. Er eilte zum Wirthe und fragte ihn, ob er sich des Fremden entsinne, welcher vor einigen Tagen ein Zimmer und eine Flasche Wein gefodert und sich darauf mit dem Taubstummen dort abgeschlossen hatte? Der Wirth erinnerte sich des Vorfalls, hatte aber den Mann nicht gekannt. Seine Frau kannte ihn ebenso wenig, entsann sich aber, daß der Fremde sich sehr vertraulich mit einem andern bekannten Manne, dem Kornmüller Overblink, aus der Stadt, unterhalten habe, indem dieser gerade mit seinem Karren vor dem Wirthshause gehalten. Sie schüttelten beim Abschied die Hände und nannten sich auch, so viel sie wüßte, bei Namen. Der Schulmeister inquirirte weiter. Er begab sich auf der Stelle zum Müller Overblink, fragte ihn nach dem Manne, mit dem er an dem und dem Tage in seinem Dorfe, vor dem Wirthshause zur Krone Hände geschüttelt, und der Müller, ohne viel Besinnens, erwiderte, daß er sich des Tages, der Begegnung und des Mannes sehr wohl entsinne, und daß Letzterer kein Anderer, als sein guter alter Bekannter, der Bäcker H... aus dieser Stadt selbst sei. Der Schulmeister hatte sich augenblicklich nach dieser Auskunft, und nachdem er dem Müller die tiefste Verschwiegenheit anempfohlen, vor Gericht verfügt.

Wie war der wohlbekannte Bäcker H... in diese Geschichte verwickelt? Der Diebstahl war ja durch die Bekenntnisse des Zimmermanns und der Seinigen erschöpft. Sie allein waren eingebrochen, sie allein hatten alle Sachen fortgetragen und sich angeeignet. Sie bedurften keiner Hülfe. Welches Motiv sollten diese Böswichter, ihrer Strafe gewärtig und vor derselben in

gräßlicher Angst, haben, einen Mitschuldigen nicht anzugeben? Es war keines denkbar; auch hatten sie auf ihren Knieen betheuert, sie hätten keinen weitern Mitschuldigen. Welchen Beweggrund konnte aber der Bäcker haben, wenn er gar keinen Antheil an der Sache hatte, sich damit zu befassen und Briefe schreiben zu lassen, um den Verdacht von den zuerst Angeschuldigten abzulenken? War es nur Mitleid? Wußte er vielleicht um den wahren Zusammenhang der Sache? Kannte er die Unschuld des blauen Reiters? Aber weshalb ihm denn auf diese mysteriöse Weise helfen wollen? Wenn er selbst ohne alle Schuld war, weshalb wählte er nicht natürlichere Wege? Weshalb hatte er diese ängstliche Vorsicht beobachtet, einen Taubstummen als Medium zu gebrauchen; weshalb hatte er so große Angst dabei gezeigt, ihm tiefe Verschwiegenheit anempfohlen? — Der Bäcker war nicht ohne Schuld, diese Ueberzeugung war bei den Richtern, sogleich nach der Vernehmung des Kornmüller Overblink, aufgetaucht; denn man erinnerte sich, daß dieser Bäcker dieselbe Person war, welche an jenem Morgen, wo der Einbruch entdeckt wurde, mit den Gerichten in das Haus einzudringen gewußt hatte. Er war es, der den Fidibus, welcher den bewußten Declarationsschein enthielt, vom Boden aufgerafft und dem Deputirten übergeben hatte. Sein sonderbarer Eifer war schon damals aufgefallen. War auch er in das Haus eingebrochen, unabhängig vom Zimmermann? Hatte auch er gestohlen und war von der Angst des Entdecktwerdens geplagt? — Aber alle gestohlenen Sachen waren genau specificirt, und hatten sich beim Zimmermann vorgefunden. Das Dunkel ward immer größer, jedoch um sehr bald auf die befriedigendste Weise, allein wunderbar genug, gelöst zu werden.

Während noch der Schullehrer und der Müller Overblink auf dem Rathhause zurückgehalten wurden, war schon der Bäcker H... verhaftet und vernommen worden. Er hatte — hier hört die actenmäßige Mittheilung des Processes in unserer Quelle auf — wahrscheinlich sogleich ein wichtiges Geständniß abgelegt. Sofort ward auch ein Verhaftsbefehl gegen den uns schon bekannten Wollspinner Leendert van N*** und seine Frau erlassen, Dieselben, welche zuerst den Verdacht gegen den blauen Reiter auf so verdächtige Weise ausgesprengt und dann vor Gericht eine so wohlmotivirte, anscheinend harmlose Denunciation gegen ihn abgegeben hatten. Beide hatten aber Wind bekommen und waren entflohen. Die muthmaßliche Aussage des Bäckers fand dadurch Unterstützung. Man ließ ihnen nachsetzen, und noch am selben Abende wurden sie zurückgebracht und gefänglich eingesteckt.

Der Criminalproceß ging jetzt rasch vorwärts, durch das Eingeständniß dieser dritten Partei von Angeschuldigten und Verhafteten gefördert; aber er hatte ein ganz anderes Verbrechen als das des Einbruchs und Diebstahls zum Gegenstande, und diese dritte Association von Verbrechern hatte ebensowenig eine Gemeinschaft mit dem Zimmermann und seinem Gesellen, als diese mit dem blauen Reiter und seinen Verwandten. Ohne den Einbruch, bei dem die zuletzt Verhafteten ganz unbetheiligt waren, würde aber, nach menschlicher Ansicht, dieses dunkle Verbrechen schwerlich ans Licht gekommen sein. Folgendes Sachverhältniß ermittelte sich endlich aus den übereinstimmenden Aussagen der Schuldigen und anderer darüber vernommener Zeugen.

Wir treffen in der schmuzigen niedrigen Stube des Wollspinners Leendert van N*** am Abende des 29. Juni auf eine Gesellschaft von Kartenspielern, welche, was ihren Wandel und ihre Gesinnung anbetrifft, sich gegenseitig nichts vorzuwerfen haben. Es ist schon erwähnt, daß dieser Stadttheil dem sogenannten Janhagel angehörte, und nur wenige einzelne Häuser, wie das der Witwe Andrecht, angesehenere Bewohner aufzuweisen hatten. Die Spieler waren der Corporal Rühler von der in M... garnisonirenden Compagnie Le Long, der Bäckermeister H... und der Wirth selbst, der Wollspinner Leendert van N***. Sie kennen sich, einer den andern, sie hassen, sie verabscheuen sich, aber ein gemeinsames, verbrecherisches Interesse hält sie zusammen.

Der Bäcker und der Corporal sind alte Bekannte; jener bäckt das Commißbrot für die Garnisoncompagnie, dieser hat das Geschäft, das gebackene Brot von ihm in Empfang zu nehmen. Der Bäcker brauchte die Künste, welche den Armeelieferanten häufig und leider nicht immer mit Unrecht vorgeworfen werden. Er wußte dem Teig durch fremde und schädliche Beimischung das Gewicht zu geben, welches contractlich erfodert wurde. Der Corporal Rühler war hinter des Bäckers Geheimniß gekommen; statt es aber zu verrathen, hatte er dem Bäcker die Wahl gestellt, ob er denuncirt sein oder sich mit ihm abfinden wolle. Der Bäcker hatte das Letztere gewählt. Aber Rühler ließ sich nicht wenig für sein Schweigen bezahlen und der Bäcker haßte den Corporal ebenso tödtlich, als er ihn fürchtete. Statt seine Rache an ihm kühlen zu können, mußte er ihn noch obenein bezahlen mit dem besten Theile seines unredlichen Gewinnstes. Rühler dagegen ließ ihm bei jeder Begegnung das ganze Gewicht, die Macht seiner Wissenschaft fühlen. Er be-

handelte den Bäcker herrisch und verächtlich, denn er konnte ihm jederzeit beweisen, daß sein Brot verfälscht sei, vielleicht Gifttheile enthalte, während es dem Bäcker schwer geworden wäre, zu beweisen, daß der Corporal von ihm Geld genommen habe und noch nehme.

Noch heftigere Feindschaft war zwischen dem Corporal und dem Wollspinner und seiner Frau. Letztere hatten bis da für die Garnison die Lieferung von Kamaschen und andern Kleidungsstücken gehabt, und der Corporal Rühler war Anlaß, daß ihnen diese Lieferung genommen worden. Sie hatten sehr viel dadurch verloren, ein Grimm kochte in ihnen, der bei seinem Anblick schon aufloderte. Aber der Corporal hatte Macht in Händen, ihnen noch andere Vortheile zu entziehen, welche sie von der Garnison bezogen. Sie mußten ihre Wuth unterdrücken, seine herrische Laune dulden, lächeln, freundlich scheinen, sich geehrt fühlen, wenn er zu ihnen kam.

Eine solche Gesellschaft, wo Einer an Schlechtigkeit dem Andern nichts nachgibt, jeder den Andern haßt, und nur das gemeinschaftliche Interesse die zerrissenen Bande, die feindseligen Elemente zusammenhält, ist nie von langer Dauer. Der Augenblick kommt, wo der Funke in die fertigen Minen fällt, und die Explosion ist um so furchtbarer, je länger sie verzögert wurde.

Sie spielten zusammen Karten. Auch ohne eine so tief gewurzelte Feindschaft wird das Kartenspiel an solchen Orten und unter Leuten dieser gemeinen Gesinnung nur zu oft der Anlaß zu heftigem, blutigem Hader. Sie geriethen an diesem Abende in Streit. Er ward mit jedem Worte heftiger. Der lang verbissene Groll bei den Eheleuten, beim Bäcker loderte auf. Der Corporal erwiderte ihn durch bittern Hohn. Auch er gerieth in Jähzorn. Sie nannten sich bei den Namen, welche sie

dem Monarchen in's Ohr flüstern. Der König entfärbte sich. Es war seine eigene Intrigue gegen die Königin und die Priester, welche seine Geliebte aus Irland zurückgerufen hatte; ihre Erscheinung in diesem Momente glich aber der Contreintrigue einer feindlichen Macht. Schon als Miß Sedley hatte die Gräfin große Macht über Jacob ausgeübt, er fühlte sich beschämt, und die Beschämung brach in Unwillen aus. Die reizende Gräfin trat im vollen Gefühl ihrer Ueberlegenheit in die Cirkel, aus denen gerade diese Eigenschaft sie auf längere Zeit verbannt hatte, und in dem Augenblicke, wo der König eine ungeschickte Bewegung machte sich von Miß Tennisen zu entfernen. Der König konnte beim Empfange Verlegenheit und Unwillen nicht meistern, und die Gräfin, in deren Augen Geist und Witz funkelten, bemerkte mit heimlicher Schadenfreude die Ursach. Der Hof ringsumher lauschte auf ein Schauspiel, aber Anna betrog ihn darum. Statt dem Winke des Königs zu folgen, blieb sie in seiner Nähe und ergriff nach der ersten Begrüßung zwischen Jacob und der Gräfin des Ersteren Hand, indem sie sich bittend zur Letzteren wendete.

„Mylady erscheint als meine Fürbitterin. Ich

verdienten. Von Worten kam es zu Thätlichkeiten. Man riß, schlug sich, man griff zu gefährlichern Werkzeugen. Zwei Feinde und eine Furie für einen Gegner, wenn auch Soldat, waren zu viel. Von hinten von dem Weibe unterfaßt, stürzte er unter den Schlägen des Wollspinners zu Boden, unter den Tisch. Der Bäcker hatte bis da mehr angehetzt als selbst thätlich zugegriffen. Aber als Rübler durch den Sturz gegen eine Tischecke, oder durch einen Schlag blutete, als er, zähneknirschend, gräßliche Verwünschungen, Drohungen und Flüche gegen das ganze Pack ausstieß und schwor, er wolle sie Alle wol finden, es solle ihm Keiner entkommen, am wenigsten der heimtückische Hund, der Bäcker, da trat auch dieser aus seinem Hinterhalt mehr hervor. Er flüsterte dem wüthenden Wollspinner und seinem fürchterlichen Weibe zu, jetzt mit dem Kerl nur das Garaus zu machen. An einem Soldaten mehr oder weniger, daran sei doch dem Lande nichts gelegen; wenn sie ihn nicht kalt machten, wären sie Alle verloren.

Sie machten ihn kalt. Die Leiche, in ihrem Blute schwimmend, lag zu ihren Füßen. Die That war nicht zu widerrufen, alle Drei waren die Thäter, Alle gleich schuldig, Alle hatten dieselbe Ahndung der Gesetze zu gewärtigen. Ueber dem noch rauchenden Leichnam hatten sie sich gegenseitig gelobt, nichts davon zu bekennen, vielmehr daß Jeder das Seinige thue, die Sache geheim zu halten und die Spuren, die darauf führen konnten, nach Kräften zu verlöschen.

In der Mordnacht selbst hatten sie noch keinen Plan entworfen, wie sie das Blut fortwischen, den Leichnam fortschaffen sollten, was man ausstreuen müsse, damit das Verschwinden des Corporals keinen Verdacht zurücklasse. Jeder war noch zu sehr mit dem moralischen

Eindruck beschäftigt, mit den Folterqualen des eigenen Gewissens.

Am frühen Morgen waren sie wieder im Hause des Wollspinners versammelt. Da entstand Lärm auf der Straße in der nächsten Nachbarschaft. Die alte Andrecht war von ihrer Reise zurückgekehrt, sie hatte ihr Haus erbrochen gefunden, die Nachricht von dem großen Diebstahl verbreitete sich wie ein Laufeuer durch die Stadt. Die Bösewichter standen blaß und entsetzt da. Was war natürlicher, was lag näher an der Hand, als daß die Gerichte sofort Haussuchung in allen Nachbarhäusern dieses verdächtigen Winkels anstellen würden? Des Wollspinners Haus war das allernächste, und noch waren die Dielen feucht von Blut, und im Keller lag die Leiche des erschlagenen Corporals. Dem mußte vorgebeugt, es mußte Rath geschafft werden, wenn auch nur um die entsetzliche Haussuchung zu verzögern, bis man Gelegenheit gefunden, den todten Körper fortzuschaffen.

Wenn man den Gerichten irgend eine Spur vorhielte, damit sie vor'm Hause des Bäckers und des Wollspinners vorübergingen! Das Weib des Letzteren hatte das Verdienst des teuflischen Einfalls, welcher sie zu retten schien. Im selben Augenblicke standen ihr zwei Momente vor dem Sinne. An einen Hausdiebstahl mußte Jeder denken; da war ja der blaue Reiter so oft heimlich übergestiegen, als er um die Hanne freite! Er konnte es gewesen sein. Zugleich hatte er vor langer Zeit in ihrem, der Wollspinner, Hause ein Taschentuch vergessen, welches die Frau ihm zurückzugeben nicht für nöthig erachtet hatte. Beide Umstände trafen so gut zusammen. Man konnte das Tuch irgend wohin legen, und der Verdacht machte sich von selbst.

Der erfinderische Geist des Bäckers kam der Frau zu Hülfe, und ein Gedanke erzeugte den andern. An einem Zeichen war es nicht genug, es mußte noch ein zweites die Anwesenheit des blauen Reiters im Hause verrathen. An einem Markttage hatte der Bäcker einen Vertrag mit einem Bauer gerade vor der Schenke des blauen Reiters abgeschlossen. Er mußte mit dem Bauer abrechnen und bat den Wirth um ein Stückchen Papier. Dieser gab ihm einen alten Accisedeclarationsschein, um auf der Rückseite seine Rechnung zu schreiben. Diesen Zettel hatte der Bäcker noch in seiner Brieftasche. Unzweifelhaft bezog er sich auf den blauen Reiter; aber auf der Rückseite stand nun auch der Name des Bäckers. Er ward deshalb angezündet, bis die Rechnung und dieser Name verschwunden waren. Datum und Unterschrift des Accisebeamten auf der Vorderseite waren zu dem diabolischen Zwecke genügend. Zu einem Fidibus gefalzt, warf ihn der Bäcker, der mit Ungestüm den Gerichtspersonen in das Haus folgte, in der Stube nieder, fand ihn selbst zuerst, händigte ihn den Gerichtspersonen ein, und während der Wollspinner und seine Frau in den verschiedenen Haufen des Volks ihre giftigen Muthmaßungen ausstreuten, ward der Verdacht dadurch nur zu sehr auf den unglücklichen blauen Reiter gelenkt.

Der bosshaften Intrigue von dieser Seite kam von der andern die Machination des Zimmermanns und der Seinen zu Hülfe. Während hier der Fidibus und das Tuch, zeugte dort das Taschenbuch zum Verderben des blauen Reiters; ein zufälliges Zusammentreffen des Spiels zweier Complote, aus demselben Motiv der Selbsterhaltung, und mit demselben teuflischen Ziele.

Aber dies Ziel wurde zu gut erreicht. Das Spiel ging weiter als sie beabsichtigt hatten. Nur einstweilen

hatten sie Jemanden verdächtigen wollen, wer es auch sei, um Luft und Zeit zu gewinnen. Ihre Absicht war nur, die gefürchtete Haussuchung von sich abzuwenden, bis sie den Leichnam bei Seite geschafft, die Blutspuren ausgewaschen hatten. Dies war geschehen; mehr verlangten sie von der Intrigue nicht; am wenigsten, daß ein Unschuldiger, Jemand, der ihnen nie etwas zu Leide gethan, gegen den sie keinen Groll hegten, darum ins Verderben gerissen werde. Das wunderbare Einwirken des Zufalls, die Auffindung des Taschenbuchs, die Denunciation des Zimmermannes, erfüllte sie mit einer geheimen Scheu, daß sie finstre Mächte aufgerufen, welche ihr gefährliches Spiel weiter fortsetzten. Sie zitterten, während ihr Gewissen erwacht war. Der Gedanke an die Folter, welche dem blauen Reiter bevorstand, erfüllte sie mit Unruhe und Entsetzen. Es war nicht die gewöhnliche Furcht von Complicen, welche sie gefährdenden Bekenntnissen des Gefolterten mit Angst entgegensehen, — der Schenkwirth konnte nichts bekennen, was sie anging; es war eine göttliche Stimme, es waren die Furien des Schuldbewußtseins, welche sie antrieben und ihnen zuriefen, daß auch der Theil der Schuld, an dem sie keinen Theil hatten, ihnen zur Last fallen werde.

Sie kamen aufs Neue zusammen und beriethen, auf welche Weise dem Entsetzlichen am besten vorgebeugt, wie der blaue Reiter mit seinen Verwandten am besten vor der Tortur bewahrt werde. Sie fielen auf das Auskunftsmittel, welches wir kennen. Hier sprach die Klugheit mit. Sie wollten zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Indem sie den ermordeten Corporal Rühler auferstehen ließen von den Todten und sich selbst als Theilnehmer am Diebstahl bezüchtigten, retteten sie vielleicht die unschuldig Angeklagten. Zugleich aber belebten

sie den Todtgeschlagenen und machten ihn zum Deserteur, um sich selbst von weiterer Nachforschung über sein Verschwinden zu retten.

Aber sie hatten zu klug gehandelt, und durch eine zu große Vorsicht führten sie, wie dies bei Verbrechern so oft geschieht, die Entdeckung herbei. Hätten sie den Brief an den Bürgermeister von der Frau des Wollspinners abschreiben lassen, wozu sich diese erbot, — sie reiste später selbst nach Rotterdam, um ihn dort auf die Post zu geben — so wäre schwerlich ein Verdacht gegen sie entstanden; die Handschrift der Bürgerfrau, die wol selten Gelegenheit hatte, sich als Concipistin zu zeigen, wäre dem Bürgermeister und Gericht nicht bekannt gewesen. Der mit Mühe aufgesuchte Taubstumme verrieth sie, und ihre Angst erpreßte, nach den mannichfachen Wandelungen zwischen Furcht und Hoffnung in diesen verhängnißvollen Tagen, ihnen sehr bald das vollständigste Geständniß.

Der doppelte Criminalproceß eilte seinem Ende entgegen, da nun nichts mehr zu ermitteln war. Das Todesurtheil wurde sowol gegen die Theilnehmer des Einbruchs und Diebstahls als gegen die des Todtschlags oder Mordes — ob die holländischen Gerichte die Tödtung des Corporal Rühler für das erstere oder das letztere Verbrechen erkannt, wird uns nicht gesagt — ausgesprochen. Bei beiden kam freilich noch ein anderes Verbrechen hinzu, worauf die Strafe aber nicht mehr Rücksicht nehmen konnte, da sie schon das letzte Maß erreichte, die verleumderische teuflische Verdächtigung und Anklage gegen einen Unschuldigen wegen eines gleich strafwürdigen Verbrechens. An demselben Tage, wo der Zimmermann Isaak van C..., nebst seinem Gesellen und seiner

Haushälterin, öffentlich vom Leben zum Tode gebracht wurden, erlitten auch der Bäcker H... und der Wollspinner Leendert van N*** die Todesstrafe. Die Frau des Letztern war schon während ihrer Haft gestorben. Der Wollspinner starb bußfertig, der Bäcker in völliger Verstocktheit.

Der verrätherische Ring.

1821.

In einem der abgelegenen Stadtviertel von Augsburg wohnte in eines Schuhmachers Hause eine Tagelöhnerfrau, Anna Holzmann. Sie war etwas über 50 Jahre alt, und empfing als Arme aus milden Stiftungen gewisse Gaben. Die Leute aber glaubten, daß es nicht so schlimm mit ihr stand. Sie hatte gute Kleider und manche Habseligkeiten, die Andere mit Neid betrachteten. Sie mußte auch Betten oder Mobilien über den Bedarf besitzen; denn sie nahm zwei Schlafburschen, oder wie es dort heißt, Schlafgänger bei sich auf, die ihr Miethe zahlten und eine Kammer neben ihrer Stube bewohnten. Dies war, was man bestimmt wußte; außerdem aber flüsterte man sich zu, die Mutter Holzmann, wenn sie auch Almosen empfinge, habe doch einen ganz hübschen Topf mit Sparpfennigen zurückgestellt. Die Phantasie der Armuth ist darin erfinderisch. Sie liebt es, unter Lumpen Gold zu erblicken und gerade das Geheimnißvolle lockt die verbrecherischen Regungen hervor.

Am Charfreitage des Jahres 1821, am 20. April, hatte man die Mutter Holzmann zum letzten Male ge-

sehen. Sie war seitdem spurlos verschwunden. Ihre beiden Stubenburschen räumten erst nach mehren Tagen, als ihre Wirthin nicht wiederkommen wollte, das Quartier, auf das sie, für sich selbst, kein Recht hatten. Der eine, Georg Rauschmeier, zuerst, der andere, Joseph Steiner, der noch immer auf sie gewartet hatte, später. In Folge dieser Erwartung, daß die Holzmann sich doch wieder einfinde, hatten sie auch erst kurz vor ihrem Ausziehen dem Hauswirth, welcher in einer andern Straße wohnte, von dem Ereignisse Anzeige gemacht. Der Wirth hatte alle Schlüssel empfangen, welche seine Mietherin zurückgelassen.

Auch dieser sah in der Entfernung der Frau nichts, was eine besondere Aufmerksamkeit hätte erregen können, und machte erst am 17. Mai bei der Polizei davon Anzeige. Die Polizei berichtete darüber dem Magistrat und der Magistrat ließ die nächsten Anverwandten der Holzmann, ihren Bruder und ihre Schwägerin, vernehmen. Der Bruder schien zu Denen zu gehören, welche den Glauben der Leute über das Treiben der Holzmann theilten. Er meinte, seine Schwester möge wol auf und davon gegangen sein und sich entleibt haben. Wie man sagte, so hätte sie Gelder zu hohen Zinsen ausgeliehen. Vielleicht sei ihr Einer mit dem geliehenen Gelde durchgegangen; das hätte sie verstört gemacht, weil sie noch ihren Hauszins bezahlen müssen, und sie wäre ins Wasser gesprungen.

Nachdem man die inzwischen angelegten Siegel erbrochen, nahm man eine Inventur ihrer Sachen auf. Bruder und Schwägerin erklärten hierbei, daß die besten Sachen fehlten, auch fand man weder den vermutheten Geldtopf, noch andere versteckte Habseligkeiten. Sonst stieß man auf nichts Verdächtiges. Nur verbrei-

tete sich ein unerträglicher Geruch, der den mit der Inventur beschäftigten Personen sehr unangenehm ward. Als Grund fand man in der von den Schlafburschen bewohnt gewesenen Kammer mehre große Töpfe mit Unrath.

Eine Untersuchung mußte eröffnet werden, aber in Ermangelung aller Anzeichen, die auf einen Verbrecher, oder nur auf ein Verbrechen führten, wurden die Acten einstweilen bis auf weitere Entdeckungen reponirt.

Sie hatten lange geruht, bis in das neue Jahr hinein, als an einem Januartage eine Wäscherin mit ihrem Sohne auf dem Boden des Daches Wäsche trocknen wollte. Auf diesem Boden, vielleicht im ganzen elenden Hause, mochten Besen und Schaufel nicht viel zu schaffen haben. Stroh, Müll und Schutt lagen in den Winkeln. Beim Wegkehren mit dem Fuße stießen die Beiden auf etwas Consistenteres und fanden bei näherer Besichtigung den Schenkel und den Rumpf eines menschlichen Körpers. Mutter und Sohn überkam sogleich die Ueberzeugung, daß diese Reste der im vorigen Jahre verschwundenen Frau aus dem Hause angehören möchten, und sie eilten fort, um den Gerichten ihre gräßliche Entdeckung zu machen.

Augenblicklich verfügte die Gerichtsdeputation sich dahin und fand auf dem obern Boden in einer Ecke zwischen Stroh und Schutt einen nackten, linken Schenkel mit Bein und Vorderfuß. Ungefähr sechs Schritte davon, zwischen dem Schornstein und dem Dache eingeklemmt, stak ein Rumpf, ohne Kopf, Arme und Beine. Bei näherer Untersuchung fand man noch einen alten Weiberunterrock nebst Leibchen und ein rothes Halstuch, Alles stark mit Blut befleckt. Diese Kleidungsstücke er-

kannten Personen, die im Hause wohnten, augenblicklich für diejenigen, welche die Holzmann am Leibe getragen.

Man suchte nunmehr eifriger nach und fand in dem untern größeren Dachboden, unter einem aufgehobenen Brete, dicht neben der Schornsteinröhre einen rechten Arm. Nach diesem Funde wurde in den morschen Dielen weiter gebrochen, und in dem Kämmerchen, wo Mutter Holzmanns Schlafgänger gewohnt, lag unter einer solchen Diele ein eingewickelter Packen. Als man den blautuchenen, blutbedeckten Weiberrock losgewickelt, fand sich darin ein zusammengebogener rechter Schenkel mit Bein und Vorderfuß und daneben in einem alten leinenen Hemde ein am Ellbogengelenk ganz eng zusammengekrümmter linker Arm.

Alle diese Gliedmaßen, sammt dem Rumpfe waren fast wie geräuchertes Fleisch zusammengeschrumpft und durch die gepreßte Lage sehr entstellt. Der Fäulnißproceß schien durch den Luftzug oder andere physische Umstände ganz ausgeschlossen geblieben zu sein. Um ihre natürliche Gestalt wieder zu gewinnen, weichte man diese Glieder einige Tage lang im Wasser auf, schlug sie in mit Weingeist befeuchtete Tücher ein, und dehnte sie dann, so weit es ging, aus, um an ihnen die gesetzliche Form der Leichenschau zu vollziehen. Als Resultat ergab sich, daß sie alle ein und demselben Körper angehörten, und zwar einem weiblichen, daß die Person von zartem Knochenbau müsse gewesen sein und wohlgebaut. Die Arme und Schenkel waren mit vielem Geschick, „wie durch Künstlers Hand", aus den Gelenkhöhlen gelöst, sodaß sich weder in diesen, noch in den Köpfen der Oberarm- und Schenkelbeine eine Spur der runden, oder Gelenkkap..-Bänder ersehen ließ.

Aber weder am Rumpf noch an Gliedern ließ sich

halte die königliche Hand und sage alles, was der König zu mir gesprochen. Sir, Alles wiederhole ich und rufe die Gräfin als Richterin an —"

Die Rede diente nur des Monarchen Verlegenheit zu erhöhen, indem die Gräfin wechselweise ihn und die schöne Bittende fixirte: „Sprechen Sie, schöne Miß, daß wir sehen, ob der König in der Treue ein König oder ein Mann wie alle Männer ist —"

„Miß, was wir über den Glauben sprachen —" sagte Jacob.

„Werde ich doch nie profan machen," entgegnete Anna; „allein die andere Zusage —"

„Will ich in einer so angenehmen Stunde nicht wieder zurücknehmen," antwortete der König und wollte sich entfernen.

„Mein Majestät!" rief Anna, seine Hand ergreifend und sich vor ihm auf ein Knie niederlassend. „Nein, so treulos kann kein englischer König eine Dame verlassen, der er eben die schönsten Hoffnungen zuflüsterte?"

„Ein treffliches Kind!" murmelte Sir Alexander. „Jetzt bittet sie um die Pfründe für mich!"

Der König betheuerte, indem er sie aufzuheben strebte, alles zu erfüllen, was sie begehren könne,

die Spur einer Verletzung wahrnehmen, durch welche der Tod erfolgt sein konnte. Wenn also eine Verwundung stattgefunden, welche denselben nach sich gezogen, so mußte sie den Körpertheil betroffen haben, welcher fehlte, und, aller Nachsuchungen ungeachtet, nicht aufzutreiben war, — den Kopf der Verunglückten.

Aber auch ohne diesen zu finden, stimmten darin doch alle Anzeigen, daß die zerstückten Glieder dem Körper der verschwundenen Holzmann angehörten. Sie war, nach Aussage ihrer Bekannten und Verwandten, eine kleine, zart gebaute Person. Als eigenthümliches Kennzeichen gaben sie an, daß der rechte Vorderfuß der Holzmann um ein Beträchtliches dicker gewesen als der linke, auch daß an ihrer großen Zehe die Knochen vor längerer Zeit ausgelöst worden. Alles dies traf genau bei den vorgefundenen Gliedmaßen zu, und Bruder, Schwägerin und andere Bekannte erklärten übereinstimmend, daß die ihnen vorgezeigten Gliedmaßen den Körper der Anna Holzmann bildeten.

Auch hinsichts des Kopfes gerieth man bald wenigstens auf eine sichere Spur. Nahe dem Hause, wo sie gewohnt, geht ein Kanal vorüber, der vom Lech sein Wasser empfängt. Alle diese Arme und Kanale des Lech, welche durch Augsburg fließen, haben ein sehr lebhaft strömendes Wasser. Der Aufseher einer Fabrik, die an diesem Kanal gelegen, hatte bereits um Pfingsten des vorigen Jahres an dem zum Fabrikgebäude gehörigen Rechen einen Menschenschädel angetrieben gefunden. Er war ganz nackt, von allen fleischigen Theilen entblößt; er sah ihm daher so alt aus, als komme er aus einem Beinhause. Eine Weile hatte er ihn betrachtet, auch seinem Bruder gezeigt, dann aber wieder ins Wasser geworfen, um keine Weitläufigkeiten deshalb zu haben.

Der Schädel war klein und hatte nur 2 oder 3 Zähne im Kiefer; dies stimmte mit dem Kopf der Holzmann, wie ihn ihre Angehörigen beschrieben. Wenn sie von Mörderhand gefallen und zerstückelt worden, so konnten diese den Kopf nicht besser bei Seite schaffen, als indem sie ihn in der Dunkelheit in den so nahen Kanal schleuderten. Das Wasser aus dem Kanal floß wieder in den Lech, wo jede Nachforschung umsonst war. Indessen sagten der Fabrikaufseher sowol als dessen Bruder, daß sie in dem Schädel weder einen Sprung, ein Loch, noch sonst eine Verletzung wahrgenommen.

Aber noch eine sehr wichtige Entdeckung war bei dem Ausrecken des aufgeweichten Leichnams gemacht worden. Als der Gerichtsarzt den linken Arm des Leichnams allmälig auszustrecken versuchte, war aus dem innern Einbug des Ellenbogens ein messingener Fingerring auf den Boden gefallen. Der Mutter Holzmann hatte er nicht angehört. Wahrscheinlich also ein Eigenthum des Mörders, der ihn im Eifer seines Zergliederungsgeschäftes vom Finger gestreift hatte. Er war, zum sprechenden Zeugniß seiner That, gleichsam von der Hand der Todten festgehalten worden.

Aber wem gehörte der Ring? Darüber wußte Niemand Auskunft zu geben. Indessen traf der nächste Verdacht die ehemaligen Schlafburschen der Ermordeten. Sie waren es, die zuletzt geständlich sie gesehen hatten. Sie waren, lange nach ihrem Verschwinden, in ihrer Wohnung geblieben, ohne davon zu rechter Zeit Anzeige zu machen. Welcher andere Mörder, der sich nur in das Haus stehlen können, hätte die Zergliederung so mit Muße vornehmen können, als Einer von ihnen, oder Beide zusammen? Dazu gehörte lange Zeit und ungestörte Gelegenheit. Mehre Tage nachdem man die Holz-

mann zum letzten Male gesehen, waren sie im Hause, und hatten nichts von Dem, was augenscheinlich hier begangen worden, erfahren. In ihrer Bodenkammer lag unter einer Diele ein Theil des Leichnams. Dazu hatte der eine von Beiden, Rauschmeier, damals, und sogar eidlich, vor Gericht ausgesagt, seine Hausfrau sei am Charfreitage mit einer andern Frau fortgegangen und habe ihm die Schlüssel ihrer Wohnung überlassen, was nach dem schon Ermittelten eine baare Lüge war. Endlich erfuhr man, daß Rauschmeier schon am Sonnabend nach dem Charfreitage mit Beihülfe seiner Geliebten mehre Sachen der Holzmann aus der Wohnung fortgeschleppt und verkauft oder versetzt habe. Gründe genug, ihn zu verhaften.

Rauschmeier, der niemals Augsburg verlassen und dessen neue Wohnung wohlbekannt war, benahm sich bei der Arretirung nicht allein mit Kälte und Ruhe, sondern auch mit der unbefangensten Offenheit. Er stellte jede Theilnahme oder Wissenschaft an einem gegen die Holzmann begangenen Verbrechen in Abrede und erzählte von Neuem, diesmal aber weit ausführlicher und mit den kleinsten Umständen, wie die Holzmann am Charfreitag ganz in der Frühe mit einer andern Weibsperson, die sie abgeholt, ihm aber unbekannt gewesen, fortgegangen sei, und ihm die Schlüssel zum Aufheben übergeben habe. Sie sei an dem Tage und auch in den nächsten, nicht wieder gekommen; weil er sich aber nichts Arges dabei gedacht, habe er sich auch nicht für verpflichtet geachtet, davon Anzeige zu machen. Er ward auf den Kirchhof geführt und ihm die zusammengefügte Leiche gezeigt. Auch hier blieb er ruhig und unbefangen und erklärte, er kenne den Körper der Unglücklichen nicht, noch wisse er, was es bedeuten solle.

Um Ende Januar ließ er um ein Verhör bitten, aber der Richter hatte ſich getäuſcht, wenn er auf ein Geſtändniß hoffte. Rauſchmeier bat nur, da er nicht wiſſe, warum er ſo lange in Haft gehalten werde, daß man ihn doch entlaſſen möchte.

Schon am folgenden Tage bekannte er indeſſen — daß er durch das Ausbleiben ſeiner Hausfrau ſich verlocken laſſen, viele ihrer Sachen an ſich zu nehmen. Ja, er müſſe es bekennen, ſein Gewiſſen laſſe ihm keine Ruhe, daß er ein Dieb ſei. Er gab mit derſelben Offenheit, die er bis da zur Schau getragen, alle dieſe Gegenſtände genau bezeichnet zu Protokoll, und geſtand auch, daß ſeine Geliebte dieſe Sachen mit ſeinem Wiſſen und Willen fortgetragen habe.

Nach dieſem, wie es ſchien, letzten treuherzigen Bekenntniß ſchien alle Ausſicht auf weitere Ermittelung vorüber. Es ſtand nichts gegen ihn feſt, als daß er die Ermordete zuletzt geſehen, daß er unterlaſſen, ihr Verſchwinden zeitig anzuzeigen, daß er bei der Gemeinſchaft mit der Ermordeten, bei der einſamen Lage ihrer Wohnung, die Mittel in Händen gehabt, ſie umzubringen, daß ihre Gliedmaßen zum Theil in ſeiner Schlafkammer verſteckt gefunden waren, und daß er ein geſtändlicher Dieb war. Aber ein Dieb, der noch dazu offen bekennt, daß er es iſt, iſt um deswillen noch keine Perſon, zu der man ſich einer Mordthat unbedingt verſehen kann, und es fehlte an Zeugen für die That ſowol, als für gefährliche Aeußerungen und Nebenumſtände, welche auf dieſelbe zurückſchließen ließen.

Und doch hatte der Richter die moraliſche Ueberzeugung. Sie wurde noch durch einen andern Umſtand unterſtützt. Unter ſeinen Sachen hatte man eine ſchlechte Brieftaſche gefunden, in welcher, außer andern Papie-

ren eine Urkunde ſich befand, die auch ſonſt ſchon der Polizei bekannt war. Eine, in Patentform, zu Köln am Rhein gedruckte Urkunde, oben mit vielen Heiligenbildern geziert, welche einen angeblich „von Jeſus Chriſtus ſelbſt geſchriebenen, durch den Engel Michael zur Erde herabgeſandten „Freibrief für alle noch ſo greulichen Sünden und Verbrechen“ enthielt. Das Document lautete: „Copia oder Abſchrift des Himmel-Briefs, So Gott ſelbſten geſchrieben, und auf St. Michelsberg in Britania vor St. Michaels Bild hängt, und Niemand weiß, woran er hängt, welcher mit goldenen Buchſtaben geſchrieben, und von dem heiligen Engel St. Michael dahin geſandt worden, und wer dieſen Brief will anrühren, von dem weicht er, wer ihn aber will abſchreiben, zu dem neigt er ſich, und thut ſich gegen ihn auf.“

Im Briefe ſelbſt ſchärft Chriſtus allen Gläubigen ein, ja gehörig den Sonntag zu feiern, ordentlich ihre Meſſe zu hören, an keinem Apoſtletage zu arbeiten u. ſ. w. Dann aber verheißt er ihnen: „Ich ſage Euch durch den Mund „„meiner Mutter, der chriſtlichen Kirche,““ und durch das Haupt Johannes, meines Täufers, daß ich wahrer Jeſus Chriſtus den Brief mit meiner göttlichen Hand geſchrieben habe. Dieſen Brief ſoll Einer von dem Andern abſchreiben, und wer ſo viel Sünden gethan hätte als Sand am Meere, und ſo viel Laub und Gras auf Erden iſt, und auch ſo viel Sterne am Himmel, wenn er beichtet und hat Reue und Leid über ſeine Sünden, ſo wird er davon entbunden. Wer einen ſolchen Brief in ſeinem Hauſe hat, oder bei ihm trägt, der ſoll von mir erhört werden, auch kein Donner noch Wetter mag ihm ſchaden. Welche ſchwangere Frau dieſen Brief

bei ihr trägt, die bringt eine liebliche Frucht auf die Welt. Haltet meine Gebothe, so ich euch durch den heiligen Engel Michael gesandt und kund gethan habe. Ich, wahrer Jesus Christus. Amen."

Dieses schändliche Document des Aberglaubens, das seiner Zeit mehrmals zur gerichtlichen Cognition kam, und wahrscheinlich auch noch heute vorkommt, ist nicht das einzige der Art, welches man in einigen Theilen Deutschlands bei Verbrechern vorfindet. Feuerbach, aus dessen zweitem Theile wir diesen Fall entnehmen, erwähnt eines ganz ähnlichen, wahrscheinlich aus derselben Fabrik, welches man unter den Habseligkeiten eines Betrügers vorgefunden. Es bestand aus einem zusammengeklebten, einen Zoll breiten und sechs Fuß langen, bedruckten Papierstreifen, betitelt: Wahre Länge des Leibes unseres Herrn und Heilands Jesu Christi. Diese wahre Länge verhieß Demjenigen, der sie besaß und bei sich trug, im Namen Gottes dieselben Wirkungen wie jener Himmelsbrief.

Wer einen solchen Schutzbrief gegen die Strafe für Verbrechen bei sich trägt, ist zwar vor dem Richter kein Verbrecher, aber vor dem moralischen Urtheil ist er ein Mensch, zu dem man sich böser Absichten wol versehen kann.

Der Untersuchungsrichter ging mit Umsicht zu Werke. Statt auf den Mord weiter zu inquiriren, ließ er diesen ganz fallen, schien es jetzt nur mit dem eingeräumten Diebstahl zu thun zu haben und legte dem Inquisiten allein darüber Fragen vor. Man breitete vor ihm nach einander alle der Holzmann gestohlenen Kleidungsstücke, die wieder eingezogen worden, aus, und er erkannte sie sämmtlich an. Aber unter die letzten ihm vorgelegten Effecten hatte man auch verschiedene kleine

Schmucksachen, die sich in seiner Wohnung gefunden, und von denen es zweifelhaft war, ob sie der Ermordeten gehört, eingemischt. Darunter waren zwei Ohrringe, zwei goldene Reifchen und — der messingene Ring, den die Leiche in ihrem linken Arm gepreßt hielt. Der Richter schien das Protokoll schließen zu wollen, indem er die Miene machte, als werde Rauschmeier, nachdem er so viel eingestanden, keinen Anstand nehmen, auch die Entwendung dieser kleinen Schmucksachen einzuräumen.

„Nein," rief aber der Inquisit plötzlich aus in einer Anwandlung von gekränktem Rechtsgefühl, „die sind meine." Der Richter schien ihn ermahnen zu wollen, nicht plötzlich wieder in seinem guten Drange inne zu halten und die Wahrheit zu verbergen. Aber Rauschmeier fuhr mit Heftigkeit zu betheuern fort, daß die Ohrringe, die Reifchen und der Messingring sein wären. Den Messingring habe er immer getragen, bis vier oder fünf Wochen nach Ostern und dann erst habe er die goldenen Reifchen sich angesteckt. Als der Richter den Kopf schüttelte, rief er aus, er könne sich selbst davon überzeugen, der Messingring müsse ihm an dem rechten kleinen Finger passen. Er steckte ihn auf, der Ring paßte, jedoch so, daß er sich leicht am Finger hin- und herschieben ließ.

Der Ring hatte den Mörder verrathen. Es ward zur Specialuntersuchung gegen denselben, sowie gegen den andern Schlafburschen Steiner und die Geliebte des erstern, Elisabeth Ditscher, geschritten.

Rauschmeier blieb in den Verhören zuerst bei seinem unbefangenen Leugnen, und berief sich auf seine Wahrhaftigkeitsliebe, indem er ja von freien Stücken den Diebstahl eingestanden habe, dann antwortete er schwankend, stockte, erröthete und erblaßte, als ihm der Rich-

ter den Umstand mit dem Messingringe vorhielt; endlich beim dritten Verhöre brach er in ein heftiges Weinen aus, fiel auf die Knie und rief: „Herr Commissair, ich sehe, Sie meinen es gut mit mir, Sie haben mir neulich so gut zugesprochen; ich will meine Schuld nun aufrichtig bekennen."

Er hielt sein Wort und legte das vollständigste Bekenntniß ab. Zu unseren Zwecken kommt es uns weniger auf die verbrecherische Vorgeschichte seines Lebens an, welche Feuerbach in anderem Interesse ausführlich mittheilt, und aus der wir nur entnehmen, daß er von den Kinderjahren an ein Taugenichts, Herumtreiber und Verbrecher war, indem er die ganze Schuld seiner Verderbniß auf seine schlechte Erziehung schreibt. Die eigene Mutter und die eigene Schwester zeugten gegen ihn, mußten aber den Vorwurf hinnehmen, daß sie es mit gewesen, die ihn durch den Mangel jeder guten Anweisung dem Laster und der Verworfenheit in die Arme geliefert hatten. Das Beinbrechslerhandwerk hatte er zu München gelernt, daher seine erste Kenntniß, wie man Knochen und Glieder geschickt zerschneiden könne. In den östreichisch-französisch-baierschen Kriegen von 1805 bis 1809 hatte er bald auf der einen, bald auf der andern Seite gedient, war von drüben nach hüben und von hüben nach drüben desertirt, je wie Laune und Vortheil ihm winkten, ohne dieses Verbrechens wegen betroffen und bestraft zu werden. Dagegen kannte er das Zuchthaus, weil er seinen Officier in Warschau bestohlen; die hohe Schule des Lasters, der Rohheit und kaltherzigen Gefühllosigkeit hatte er aber auf dem Rückzug des französischen Heeres von Rußland 1812 durchgemacht. Die Berezina, der Dienst in den dortigen Spitälern hatte ihn völlig entmenscht.

Aus dem Zuchthause war er nach Augsburg zurückgekehrt, wo er sich beinahe zwei Jahre abwechselnd als Beindrechslergeselle, als Aushelfer in einer Steindruckerei, als Holzhacker oder als Taglöhner beim Straßenbau ernährt hatte. „Aber," sagte er, „ich habe halt immer Geld gebraucht, Kleider wollt' ich mir anschaffen, und im Essen und Trinken wollt' ich mir auch nichts abgehn lassen. Das kam daher, daß ich in meiner Jugend gar zu sehr vernachlässigt worden, und da mußt' ich so tief fallen."

Die Holzmann hatte so schöne Sachen und so vieles Geld vermuthete er bei ihr. Sein Entschluß, sie umzubringen, hatte ihm nicht viel Kopfbrechen gekostet. Nur über die Art sann er nach, und entschied sich nach einer kurzen Wahl für das Erdrosseln, weil er glaubte, daß dies die leichteste Todesart sei, weil er wußte, daß das Erdrosseln gar keinen Lärm und keine Blutspuren macht, und weil er im Spitale in Rußland die Aerzte öfters sagen gehört hatte: daß ein erdrosselter und erstickter Körper wenig Blut gebe, wenn man ihn vertheile.

Acht Tage vor dem Charfreitage war der Entschluß fertig und seitdem hatte er keine Ruhe mehr. Zuweilen beschlich ihn wol der Gedanke, es aufzugeben, aber er war nicht ernstlich. Am Charfreitag Morgen, als alle Hausleute in der Kirche waren, auch der andere Schlafbursche Steiner war fortgegangen, winkte ihm die Gelegenheit. Es war todtenstill im Hause, Niemand in den obern Räumen, nur die Holzmann und er. Da überwältigte es ihn und im Augenblick war es geschehen. Er trat in die Stube der Holzmann, und ohne ein Wort zu sprechen, fiel er über sie her, als sie gerade nach dem Bette ging, und warf sie darauf nieder. Es ist hier werth, seine eigenen Worte herzusetzen: „Ich legte mich

mit meinem ganzen Körper über sie her, faßte sie mit beiden Händen bei der Gurgel und drückte ihr mit beiden Daumen das Zäpfchen (den Kehlkopf) ein. So drückte ich auf ihre Gurgel etwa vier oder fünf Minuten lang, und dann war sie erdrosselt, ohne daß sie Widerstand hätte leisten können. Sie muß auch gar nicht viel Schmerzen gehabt haben, weil sie ohnehin schwächlich war und keinen Laut von sich gegeben hat."

Als er merkte, daß sie todt sei, ließ der Canibale den Körper auf den Stubenboden sinken. Sein erstes Geschäft war nun, den schon geöffneten Kasten zu durchsuchen. Aber statt des Geldtopfes fand er an baarem Gelde nicht mehr als — acht Kreuzer und zwei Pfennige! Alle Nachforschungen waren umsonst. Die Alte hatte keine Schätze. Um acht Kreuzer und zwei Pfennige und einige Kleidungsstücke hatte er sie ermordet!

Nun galt es, die That zu verheimlichen. Schon nach einer Viertelstunde war die Todte kalt. Er schleifte sie aus der Stubenthür hinaus auf den untern Boden, auf den die Stube öffnete. Um den Leichnam, dessen Kopf stark gewackelt hatte, leichter auf die Seite zu schaffen, ging er an dessen Zergliederung mit einem Messer. Möchten zarte Leserinnen, deren Aufmerksamkeit etwa auch dieser Fall erregt hätte, hier seine Schilderung überschlagen, wie er an dies Werk ging; für den Criminalisten und Psychologen ist sie aber so charakteristisch, daß wir seine eigenen Worte herzusetzen uns gedrungen fühlen: „Ich habe in Rußland im Spitale gar viele Leichname zertheilen sehen und dabei aufgemerkt. Erst streckte ich die Holzmann auf dem Boden aus, kleidete sie aus, und schnitt nun zuerst mit meinem Messer in die rechte Schulter und um das Gelenk rund herum, bis ich den Knochen sah; dann drehte ich den ganzen Arm aus und

und die Knieende hob den Arm in die Höhe mit lauterer Stimme rufend. „So sprechen Sie, Sir, Gnade und völlige Vergebung aus, für den Ritter Robert Fletcher von Salton!"

Jacob sprach ein rasches: „Es sei!" das indessen wenig wie ein Gnadenwort klang, und Anna erhob sich schnell vom Boden, des Königs Hand ehrfurchtsvoll an die schönen Lippen drückend. „Die Gnade wirke tausendfältig auf das ganze Land und königliche Haus zurück!"

Gleich hinter der Gräfin war Vater Peter in den Saal getreten, und Sunderland hatte ohne Mühe auf dem Gesichte des Geheimeraths, der wenig von der Verstellungskunst seiner jesuitischen Brüder erlernt, gelesen, daß die Erscheinung der Dorchester sein Werk sei. Mit einer leisen Verwünschung gegen den frommen Mann, war eine Drohung über seine Lippen gegangen, und nachdem er sich kaum auf eine Minute entfernt, stand er wieder an der Schwelle, über welche der König, die Gräfin am Arme, eben trat. Ein Triumph leuchtete auf Annens Gesichte. Die Dorchester hatte ihr freundlich nach dem Vorfalle zugenickt, aber eine Wolke lag auf Jacobs Stirn und die untere Lippe zwischen den Zähnen. Die Gräfin

legte ihn neben dem Leichnam hin. Hierauf schnitt ich in die andere Schulter rund um das Gelenk herum, drehte den linken Arm ebenso heraus und legte ihn auch wieder neben hin. Nun schnitt ich mit demselben Messer ganz rund herum in die rechte Hüfte, bis ich Knochen und Gelenk sah, drehte mit beiden Händen den rechten Schenkel aus dem Gelenke und legte ihn nebenhin auf den Boden. Ganz auf die nämliche Weise schnitt ich die linke Hüfte und drehte ebenso den linken Schenkel aus dem Gelenke. Endlich schnitt ich mit dem nämlichen Messer rund herum und tief in den Hals, bis ich das Halswirbelbein sah. Da sich der Kopf nicht losstrennen wollte, so drückte ich ihn mit Gewalt ab. Es krachte, und ich brauchte nur noch einen kleinen Schnitt in das Halsgelenk zu machen, und der Kopf war losgetrennt; doch blieben daran noch einige Halswirbelbeine. Nun war Alles fertig, und ich hatte dazu nicht viel mehr als eine Viertelstunde gebraucht."

Die einzelnen Gliedmaßen verbarg er ohne viele Mühe da, wo sie später gefunden wurden, und Abends um 10 Uhr warf er den Kopf, eingewickelt in einen alten Schurz, in den Lechkanal, sammt dem Messer, welches ihm bei der ganzen Operation gedient hatte. Jedoch hatte er vorher die Ohrringe aus den Ohren gerissen. Seine nächste Sorge war, die Kleidungsstücke und andere Effecten aus dem Hause zu schaffen, was ihm leicht gelang. Um Wegschaffung der andern Gliedmaßen scheint er sich gar nicht gekümmert zu haben. Mochten sie in dem Hause verdorren; wenn man sie dereinst auffand, war er längst daraus. Aber die ganze Einrichtung des wüsten Hauses selbst mochte ihm Sicherheit vor der Entdeckung verheißen, wie sie denn wirklich erst, fast

nach Jahresablauf, zufällig bei einer großen Wäsche aufgefunden wurden.

Als er am Morgen des Charfreitags, schon gegen 10 Uhr, mit seiner Blutarbeit ganz fertig war, ging Rauschmeier in — die Kirche. Welcher andächtige Kirchenbesucher in St. Moritz hätte in seinem Nachbar, der hinter dem Pfeiler seinen Rosenkranz abbetete, einen Raubmörder vermuthet, der von der frischen That kam; mehr noch, von dem systematischen Zerschneiden und Zerreißen des Körpers einer armen Frau, die ihm nichts zu Leide gethan, und er hatte nicht gezittert und geschaudert. Doch, dies räumte er später ein, trotz des Geschicks, mit welchem er die Glieder zerlegte, hatte er am ganzen Leibe gezittert. Auch in der Kirche konnte er nicht beten. Reue, Gram und Angst durchschüttelten ihn! Abends besuchte er noch die heiligen Gräber. Auch da ward ihm nicht wohl. „Ich wußte wol, daß die Ermordung der Holzmann ein großes Verbrechen war," gestand er später ein, „aber mir fehlte zu sehr Geld, und mich verlangte zu sehr danach, auch schien es mir sehr gelegen, und am wenigsten schwierig, durch die Ermordung der Hausfrau mir Geld zu verschaffen." Aber seit der Zeit, versicherte er, habe er keine rechte Freude mehr gehabt.

Nach dem Geständniß blieb er ganz ruhig. Er bezeugte trotz seiner naiv rohen Antworten, welche die ungeschlachte Natur des Canibalen nicht verleugnen konnten, viel Reue und verfiel bei den Verhören oft in ein lautes Weinen und Schluchzen. Dann klagte er fortwährend seine schlechte Erziehung an. Wäre die nicht so gewesen, dann würde er heut kein Raubmörder sein.

Feuerbach schließt seine Schilderung dieses Verbrechers mit der Bemerkung, wie Rauschmeier den Beweis

liefere, daß noch mitten in Europa Menschen leben, die an geistiger wie sittlicher Rohheit und exemplarischer Bestialität den Wilden auf Neuseeland, oder den Botokuden in Brasilien wenig nachgäben.

Rauschmeier ward in zwei Instanzen gleichförmig zum Tode durch Enthauptung verurtheilt. Die Verschärfung dieser Strafe durch Ausstellung am Pranger ward jedoch im Wege der Gnade erlassen.

Wir haben noch einer Episode dieses Processes zu erwähnen, die beachtenswerthe Winke für den Psychologen liefert, auch eine ernste Warnung für den Criminalrichter. Außer Rauschmeier war der andere Stubenbursche Joseph Steiner und die Geliebte des Erstern als verdächtig mit zur Untersuchung gezogen. Die Schuld der Letzteren bestand, wie sich bald ergab, nur darin, daß sie behülflich gewesen, die gestohlenen Gegenstände zu verkaufen. Sie kam mit einer geringfügigen Strafe davon. Anders und schwieriger stellte sich das Verhältniß Steiners zur Hauptsache.

Dieser Mensch machte dem Untersuchungsrichter viel Kopfbrechen. An Stumpfheit des Sinnes, an Mangel jeder Erziehung und Bildung stand er noch tief unter Rauschmeier. Bei seiner ersten Vernehmung nach dem Verschwinden der Holzmann mußte seine Vereidung unterbleiben, weil er (34 Jahre alt!) durchaus unvermögend war, den Begriff und die Bedeutung eines Eides zu fassen; ja der Richter machte über ihn die Bemerkung, daß er auf der niedrigsten Stufe der Cultur zu stehen und kaum eines Begriffs fähig scheine. Er sei ganz stumpfsinnig und die Antworten hätten nur mit Mühe aus ihm herausgebracht werden können.

Auch als er im folgenden Jahre, nach der Auffindung des corpus delicti, mit Rauschmeier zugleich verhaftet wurde, bemerkte der Richter zu Protokoll, sein ganzes Benehmen zeige von außerordentlicher Verstandesschwäche und man müsse bis auf die ersten Anfangsgründe des Wissens herabsteigen, um sich ihm verständlich zu machen.

Anfänglich hatte er alle und jede Theilnahme und Wissenschaft an dem Verbrechen abgeleugnet, aber plötzlich trat er unaufgefodert, — er sollte nur über seinen eigenen Status der Form wegen vernommen werden, — mit einer langen und breiten Erzählung hervor, in der er gewissermaßen zu einem Belastungszeugen gegen Rauschmeier sich machte.

Danach war er an dem verhängnißvollen Charfreitage Abends zwischen 10 und 11 Uhr nach Hause gekommen, und hätte seiner Hausfrau wie gewöhnlich eine Gute Nacht wünschen wollen. Aber er fand sie nicht im Bette, glaubte, sie sei nicht nach Hause gekommen und legte sich daher ruhig in seines. In der Nacht hörte er nun über sich, auf dem obern Boden, einen starken Fall oder Schlag, auch kam es ihm vor, als ob man etwas hin und her ziehe. Am folgenden Tage, am Sonnabend, kam er eben so spät nach Hause. Sein Camerad öffnete ihm. Er wollte wieder zur Hausfrau gehen, aber der Camerad ließ ihn nicht hinein, sondern schaffte ihn mit dem Lichte sogleich in die Schlafkammer. Kaum lag er hier im Bette, so tropfte ihm etwas von oben auf die Nase. Er drehte sich um und legte sich auf das Gesicht. Da tropfte es ihm auf den Rücken Morgens, als es Tag wurde, sah er nach, und es waren Blutstropfen. Er fragte seinen Cameraden Rauschmeier, wo das wol herkäme? Der aber sagte, er wisse

nichts, es bedeute auch nichts. Anfangs gab er sich zufrieden und dachte nicht weiter darüber nach. Als ihm aber auf dem Kirchhof die zusammengelegten Glieder seiner Hausfrau gezeigt wurden, da kam ihm der Gedanke, der Rauschmeier werde sie wol umgebracht haben.

Der Richter bemerkte bei dieser Aussage im Protokoll, Steiner habe diese Aussage ziemlich faßlich und zusammenhängend vorgetragen, und dabei gezeigt, daß er mehr Verstand besitze, als es den Anschein habe.

Drei Wochen später, bei einem andern Verhör, erklärte er auf die Frage: ob er noch etwas anzubringen habe: „Ja, mir ist noch was eingefallen. Ich habe halt ein schlecht Gedächtniß. Letzthin werde ich mich wol geirrt haben. Ein Roß stolpert mit vier Füßen, ich darf also auch stolpern.“ Jetzt gab er an: schon Nachts am Gründonnerstage sei ihm das Blut auf die Nase und auf den Rücken getropft. Am Charfreitag in der Frühe sagte er zu Rauschmeier: „Du wirst doch um Gotteswillen die Hausfrau nicht umgebracht haben.“ Da drohte ihm Rauschmeier mit Todtschlagen, wenn er von Blut, oder sonst was von der Hausfrau rede. Der Camerad hob dabei einen Knotenstock: „Sieh, mit dem schlage ich dich todt, wenn du was sprichst.“ Er versicherte nun dem Commissair, er dürfe es gewiß glauben, daß der Camerad die Hausfrau umgebracht, der wäre ein starker, kecker Kerl. Er habe es gleich gemerkt, nur weil der Camerad ihm halt so gedroht, und er für sein Leben gefürchtet, habe er das Maul gehalten.

Bei der Fortsetzung des Verhörs fiel ihm immer mehr ein. Am Ostersonntag hatte er das Blut ziemlich gut aufgeputzt gefunden, und zwar mußte es mit seinem alten Hemde geschehen sein, weil er dasselbe ganz mit Blut durchnäßt in einer Ecke der Schlafkammer gefun-

den. Der Camerad hatte das gewiß mit Fleiß gethan, um den Verdacht des Mordes auf ihn zu schieben. Endlich fiel ihm noch ein, daß der Camerad 8 bis 14 Tage vor dem Charfreitage mit der Hausfrau im Scherze gerungen hatte, vermuthlich um zu erfahren, wie stark sie sei. Schon damals habe er also gewiß im Kopfe gehabt, sie umzubringen. „Denn umsonst thut man nichts; man spielt eine Komödie erst alsdann, wenn die Probe gut ausgefallen ist."

Später entsann er sich noch mehr. Etwa 8 Tage nach Ostern war er mit Rauschmeier in einem Wirthshause gewesen. Da hatte ihm dieser einen silbernen Fingerring und ein Paar Ohrringe zum Geschenk angeboten, damit er nichts von dem Blute und der Hausfrau sage. Er hatte sie aber nicht angenommen.

Wenn ein Mensch von so dürftigen Geisteskräften diese Indicien vorbrachte, so konnte es wol Niemand in den Sinn kommen, daß seine Phantasie mitgespielt habe. Er gab nur Das wieder, was er wirklich erfahren. Es konnte Niemand einfallen, daß er böswillig einen Andern denunciren wolle. Und Alles, was er angab, stimmte, bis auf wenige Irrthümer, die als Gedächtnißfehler gelten konnten, mit dem sonst Ermittelten. So lange Rauschmeier leugnete, war Steiner also ein gefährlicher Zeuge gegen ihn. Und wäre er beim Leugnen geblieben, ja wenn er zufällig unschuldig war, so hätte dieses Zeugniß ein Gewicht bekommen, in Verbindung mit den andern Indicien, welches eine Verurtheilung, möglicherweise einen Justizmord zur Folge haben können.

Aber Rauschmeier gestand Alles ein, er nahm die That und deren Wissenschaft allein auf sich, er erklärte auf das Bestimmteste, daß er gegen Niemand ein Wort, einen Wink fallen lassen, woraus derselbe auf sein Ver-

brechen hätte schließen können. Auch gegen Steiner nicht? Er erklärte feierlich, daß Steiner sowol als seine Geliebte, durch ihn wenigstens keine Ahnung davon hätten haben können. Beide seien völlig rein, sowol von Schuld als Wissenschaft. Nun hielt man ihm Steiners eigene Aussage vor.

Rauschmeier zeigte die äußerste Ueberraschung und gerieth sogar in eine heftige Entrüstung. Er rief: das lüge der Kerl in seinen Hals hinein. Er habe nie mit ihm ein Wort darüber gesprochen; er habe nie geahnet und glaube es auch heute nicht, daß der Steiner die geringste Witterung von der Sache gehabt. Wenn es wäre, warum sollte er es nicht sagen? Aber der Kerl lüge den ganzen Tag über.

Welche moralische Beweggründe konnte ein so reumüthig bekennender Bösewicht wie Rauschmeier haben, einen Nebenumstand zu verschweigen und so hartnäckig abzuleugnen, welcher auf die Beurtheilung seiner Straffälligkeit nicht den geringsten Einfluß hatte? Welche zarte Rücksicht für Steiner konnte ihn bewegen, die Schuld der halben Mitwissenschaft, zu welcher dieser sich bekannte, in Abrede zu stellen? Welche Motive aber konnten Steiner bewegen, den Andern anzugeben und zugleich einen Makel auf sich zu laden, daß er darum gewußt, und es aus Furcht verschwiegen? Räthselhaft erschien die Sache vom criminalistischen, wie vom psychologischen Standpunkte aus.

Jetzt war Steiner der Inquisit geworden, und der Richter nahm ihn ernsthaft in einem Verhöre vor, in welchem er ihn auf die mannichfachen Widersprüche seiner eigenen Aussage und mit der seines Cameraden aufmerksam machte. Steiner änderte auch sogleich mit derselben Naivetät seine bisherigen Angaben: „Ja, ich bin

halt ein rechter Ochs und sage gar viel daher, was nicht recht ist. Muß wirklich um Verzeihung bitten, daß ich so viel gelogen habe. Ich habe mir halt denkt, der Camerad könnte die Hausfrau umgebracht haben, und auf mich hat man den Verdacht, ob ich doch ganz unschuldig bin. Da hab' ich nun allerlei daher gesagt, was mir einfallen ist, um meinen Verdacht gegen den Cameraden zu bestärken, und daß ich Sie von meiner Unschuld überzeugen thäte."

So jetzt Steiner! Er versicherte jetzt, daß Alles, von dem Tröpfeln des Blutes auf Nase und Rücken, von einem Fallen- und Rutschenhören, von dem blutgetränkten Hemde, von seinen Reden gegen den Rauschmeier und von dessen Drohungen, von dem Versprechen eines Geschenks und alles Andere rein erlogen sei. Gehört und gesehen habe er nichts; aber freilich wol vermuthet, daß der Camerad die Hausfrau könnte umgebracht haben, und daß sie auf dem kleinen Flur liegen möchte. „Da habe ich mir nun gedenkt, wie Alles gegangen sein könnte, und wie ich mir es halt gedenkt habe, so habe ich es Ihnen erzählt. Wie mir nun Alles so eingefallen ist, bald hätte ich selbst Alles geglaubt. Verzeihen Sie halt meiner Dummheit; ich bin aber ein Ochs, ein Esel und ein Stier."

Diese Erklärung ist viel werth; wer wollte an ihrer Wahrhaftigkeit zweifeln? Sie erklärt die wunderbar klingenden, übereinstimmenden Zeugenaussagen in so vielen Processen, die schnurstracks der Wahrheit entgegen abgegeben und mit heiligen Eiden betheuert wurden. Die Zeugen, entzündet von einem Glauben, daß es so sei wie sie dachten, steigerten diesen Glauben, weil er der allgemeine war, bis zur Ueberzeugung, und bezeugten als wirklich, was ihre Phantasie sich als wahr vorge-

stellt. Man denke an den Proceß Fualdes, Pivardière u. A., auch an den im folgenden Theile enthaltenen vom jungen Herrn v. Caille, und wenn man diesen psychischen Proceß genauer durchgeht, wird man erkennen, daß man nicht jedesmal in solchen Fällen nöthig hat, an einen baaren, wissentlichen, schändlichen Betrug zu denken. Es wird, in den meisten sogar, ein dämonischer Selbstbetrug sein.

Das Dämonische aber war unserm Joseph Steiner fremd. Seine dürftige Natur strengte sich zum Complíciren nicht an; er griff nur auf, was ihm zunächst dalag und zu einem nächsten Zwecke. Weshalb dann die Lüge? Geradezu sagte er es heraus: er hätte geglaubt, er erweise dem Herrn Richter einen Gefallen, wenn er gegen Rauschmeier Das sage, was er sich eingebildet!

Feuerbach macht hier die Bemerkung, Steiner diene zum Beispiel, daß es Menschen gibt, die nur für das Wahre dumm sind, aber für die Unwahrheit Verstand genug übrig haben. Aber auch zum Beispiel, welche furchtbare Macht ein Inquisitionsrichter im geheimen Verfahren über das Gemüth eines Verhafteten ausüben kann. Aus Gefälligkeit gegen den Richter sagt er aus, was er nicht weiß, was er nur vermuthet, und bringt aus derselben Gefälligkeit Lügen vor, ohne böse Absicht, welche einen andern Menschen auf das Blutgerüst bringen können!

Joseph Steiner ward von aller Strafe freigesprochen.

Das Gelöbniss der drei Diebe.

1843.

Der Winter zu Ausgang des Jahres 1843 zeichnete sich in Berlin durch häufige und mit besonderer Verwegenheit unternommene und ausgeführte Verbrechen gegen das Eigenthum und die persönliche Sicherheit aus. Die Witterung war rauh, der Verdienst gering, und die Strafanstalten hatten gerade damals, wie in der Regel im Spätherbst, eine große Anzahl von Sträflingen, welche ihre Strafzeit überstanden, entlassen. Die Mehrzahl jener Verbrechen mußten von den erfahrensten und gewitzigsten Dieben der Residenz begangen sein, so schlau und kühn, mit genauer Kenntniß der Verhältnisse und Verachtung der Gefahr wurden sie ausgeführt. Berlin zitterte; man verwahrte sich mit doppelten Schlössern, Riegeln und Eisengittern. Schränke, Thüren und Fenster mit rasselnden Musikwerken wurden ausgeboten, Privatwächter bestellt und die wachsame Policei war in beständiger Aufregung, ohne doch ihrem Zwecke genügen zu können! Die Nachrichten in den Zeitungen von immer neuen, kühneren Einbrüchen halfen mehr den Schreck zu vergrößern, als Auskunftsmittel gegen das Uebel zu

hing an ſeinem Arm, es ſchien indeſſen, als wende er das Geſicht mit Abſicht von dem ihrigen.

„Sir!“ trat ihm Sunderland, ſich verbeugend, entgegen, „ſchon ſeit einer Stunde harren die ſieben Biſchöfe auf das Gehör, das Euer Majeſtät ihnen zuſagen ließ.“

„Sie ſollen es erhalten, und ſollen wieder hören eines Königs Stimme!“ rief Jacob, und ließ den Arm der Gräfin fahren. Seine Augen blitzten, ſeine Hände ballten ſich unwillkürlich; der genährte Unwille hatte einen Gegenſtand gefunden, an dem er ſich auslaſſen konnte. Die Gräfin flüſterte Churchill, dem ſie den Arm reichte eine Bemerkung zu, über die beide lachen mußten, und Jacob ſchritt von dem demüthig gebeugten Sunderland begleitet der Thüre zu.

Hier trat ihm ein Mann, der den ernſten Beobachter während aller Vorfälle dieſes Abends abgegeben in den Weg. Es war der ſpaniſche Geſandte Don Ronquillo.

„Sir!“ ſagte er ſich tief verbeugend. „Darf ich die Warnung wiederhohlen, die ich als Bote meines Königs Euer Majeſtät ſchon zuraunte. Ihr Volk erblickt in den Biſchöfen die Vertreter ſeines Glaubens; bedenken Sie, daß jede raſche That des

entdecken. Als einige dieser frechen Gesellen in einer der frequentesten Straßen, Nachts, vermittelst einer Leiter, vor der Hausfronte angelegt, und Eindrückung der Fensterscheiben in dem Stockwerk, eine Treppe hoch, eingestiegen waren, den Innehaber der Wohnung in seiner Schlafstube eingeschlossen, die werthvollen Sachen ausgeräumt hatten, und auf demselben Wege mit ihrer Beute ungestört wieder abgezogen waren, erschien eine jener Caricaturen, durch welche der berliner Volkswitz in so ätzender Weise seine Kritik über öffentliche Angelegenheiten an den Tag legt. Ein Dieb steht auf einer Leiter, um ins erste Stockwerk einzusteigen. Seine Cigarre ist ihm ausgegangen und er bittet einen vorübergehenden Gensd'armen um Feuer.

Der Policei gelang es endlich, die gefährlichsten dieser Verbrecher wieder zur Haft zu bringen. Doch ist nicht bekannt geworden, ob besondere Umstände, oder eine eigenthümliche schlaue Association des berliner Raubgesindels dabei zu Tage kamen. Ebensowenig scheint es, daß die damals entdeckten Verbrechen ein besonderes criminalistisches Interesse in Anspruch nähmen. Auch der Fall, welchen wir hier unsern Lesern mittheilen, hat in dieser Beziehung keine Rechte zur Aufnahme in unsern Pitaval; wol aber in psychologischer Beziehung durch das vollständige Bekenntniß eines reumüthigen Sünders und die wunderbare Nemesis, welche dabei obwaltete. Jenes Bekenntniß führt uns recht anschaulich in die eigentliche Lasterschule, aus welcher die großen Verbrecher unter unsern heutigen Straßendieben hervorgehen, und gibt manche Winke, zu deren Bekanntmachung beizutragen wir zwar nicht als den Hauptzweck unseres Werkes erkennen, doch aber als einen, der von höherem sittlichen Standpunkte aus gerechtfertigt ist. Der psychi-

sche Faden dieser einfachen Geschichte ist nicht aus den Acten, sondern aus den Berichten des bei der Strafanstalt wirkenden Arztes entnommen, die Acten selbst bestätigen jedoch alle darin vorkommenden Thatsachen. Bei einem Falle, welcher sich jüngst erst ereignet und wo die betreffenden Personen noch am Leben sind, geben wir keine Namen, was uns umsoweniger nöthig scheint, als dieses Interesse hier ganz in den Hintergrund tritt.

Der Diener einer vornehmen Familie in Berlin trat am Abende des 2. December 1843 in einen Branntweinladen und foderte ein Glas Liqueur. Der Wirth, bei dem er ein älterer Kunde war, befragte ihn, warum er sich so lange nicht eingefunden? Der Diener, in reicher Jägerlivree, klagte über das Jammerleben, das er zu führen habe, tagaus, tagein im Frohndienste, seine Fräuleins, die Herrschaft, von Morgens bis Abends in die Putzläden, zum Juwelier, zu Besuchen begleiten zu müssen; dann nach dem Dienst im Hause ins Concert, ins Theater! Ein ordentlicher Mensch wisse gar nicht, wo einem der Kopf stehe, vor dem vielen Laufen, Rennen, Bestellen und Befehlen. Heute sei es aber kaum auszuhalten — wozu er vermuthlich der Stärkung bedurfte — denn das älteste gnädige Fräulein mache Hochzeit. Alles Silberzeug habe hervorgeholt und geputzt werden müssen. Eben jetzt müsse er noch zum Goldarbeiter, um einen Armleuchter zu holen, der dort in Arbeit sei! Der Jäger ging, nachdem er die Hoffnung ausgesprochen, daß, wenn der schwere Tag vorbei, wol wieder etwas Ruhe eintreten werde.

Ein Mensch in abgetragener Kleidung im Winkel der Stube, aber ein alter und guter Kunde des Ladens,

fragte den Wirth, wer der Jäger sei? Der Wirth nannte den Namen und die Herrschaft, bei welcher der Jäger diene, und setzte hinzu, daß sie ungeheuer reich und freigebig sei; der Dienstbote habe es da gut. Der Fragende stieß einen Fluch aus: „Ja, wer hat, bei dem liegt's in Haufen!" Er brummte über die ungerechte Vertheilung der Güter und zog sich auf eine Bank im Hintergrunde zurück, wo er mit noch zwei andern Gästen seines Schlages ein leises Gespräch pflog. Dann bezahlten alle Drei und verließen zugleich den Schenkladen.

Im Dunkel der Straße setzten sie ihr Gespräch fort. Der Eine sagte leise: „Ich will des Teufels sein komme ich nicht." — Der Zweite: „Bruder, verlaß Dich auf mich; „wenn ich nicht das Bein breche, so komme ich." — Der Dritte sagte: „Und soll mich's zehn Jahr kosten, ich bin dabei."

„Schlag 2 Uhr, wenn der Wächter vorbei!" war das Losungswort, unter welchem sie sich trennten.

Das Haus, in welchem die Herrschaft des Jägers wohnte, stieß mit seinem Hintergebäude auf eine Gasse, von welcher aus die Diebe ihren Einbruch bewerkstelligten. Kein Wächter störte sie, als sie mit dem Schlage 2 nach Mitternacht eine mitgebrachte Leiter an ein Fenster der obern Etage setzten. Der Vorderste drückte ohne Geräusch die Scheibe ein und öffnete das Fenster, durch welches alle Drei demnächst stiegen; zu ihrem Zwecke mit Aexten, Nachschlüsseln und Säcken versehen. Der Letzte zog die Leiter nach sich herein und lehnte sie auf dem Gange, wo sie sich befanden, an die Wand.

Mit der Localität des Hauses vertraut, schlichen sie auf dem Gange fort, bis zu einer Treppe, welche nach dem Hofe führte. Ueber den Hof gingen sie ins Vor-

derhaus. Die Hofthüre war nur angelehnt. Erst die Glasthür des Vorsaals fanden sie verschlossen. Mittels eines Dietrichs ward sie leicht geöffnet. Nicht mehr Schwierigkeit stellte ihnen die Flügelthür entgegen, welche zu dem großen Saale führte, wo das Hochzeitsmahl gefeiert worden. Alles war tief still, als sie ihre Diebeslaterne anzündeten, und bei deren mattem Schein auf der noch unabgeräumten langen Tafel den ganzen Reichthum an Silbergeschirr entdeckten. Freudig erstaunt griffen sie hastig, doch ohne den geringsten Lärm zu machen, zu, und warfen und stopften in die Säcke, was ihnen werthvoll schien und darin Platz hatte. Auch dies Werk war vollkommen gelungen und mit leisen Schritten machten sie sich auf den Rückweg.

Derselbe Jäger, welcher in unbewußtem Uebermuthe der Verräther seiner Herrschaft geworden, war inzwischen erwacht, nicht durch das Geräusch, sondern durch einen kalten Luftzug, der über sein Gesicht strich. Er schlief in dem Hinterhause; seine Kammer ging auf den Gang. Der Luftzug kam aus der zerbrochenen Scheibe. In der Meinung, daß er oder ein Anderer ein Fenster aufgelassen, sprang er auf, um es zu schließen. In der Dunkelheit tappend, stieß er an eine Leiter, die nie hier gestanden hatte. Seine bloßen Füße traten auf Glasscherben, und beim nächsten Blick bemerkte er die eingeschlagene Scheibe.

Schnell bewußt, was es hier gab, und rasch entschlossen, sprang er nach der Kammer zurück, riß den Hirschfänger aus der Scheide, und war schon auf dem Gange, als er die Diebe die Treppe heraufkommen hörte. Muthig stürzte er ihnen entgegen: Diebe! Diebe! schreiend. Sie warfen ihre Säcke fort. Der Eine schwang seine Art und wollte auf den Jäger losgehen. Geschickter aber

hatte dieser bereits, ehe jener seine schwere Waffe brauchen konnte, ihm mit der Klinge einen Hieb über den Kopf gegeben, daß er bewußtlos niederstürzte. Der Zweite war während dessen rasch durch das offene Fenster auf die Straße gesprungen. Der Dritte, vor Angst und Furcht regungslos, wagte weder zu fliehen, noch Widerstand zu leisten.

Der Jäger hielt ihn gepackt, während auf sein Schreien die andern Hausbewohner erwachten und herbeieilten. Von draußen war auch der Nachtwächter herbeigekommen und schrie hinauf: was es denn gäbe; auf dem Steinpflaster läge ein Kerl, der jämmerlich ächze. Die Policei war bald herbeigerufen und verhaftete die Diebe. Zwei von ihnen wurden in das Gefängnißlazareth gebracht.

Derjenige, welchen der Hirschfänger des Jägers getroffen, konnte nicht mehr bekennen und nicht mehr vernommen werden. Die Wunde war zu tief ins Gehirn gedrungen. Nach einem elfstündigen Todeskampfe verschied er, schon am Tage darauf. Man erkannte in ihm einen mehrmals gestraften Dieb und Betrüger, einen ehemaligen Tischler, der ein wüstes Leben geführt, und bei dessen Leichenöffnung sich ergab, daß sein Körper dermaßen von Ausschweifungen und Branntwein verwüstet war, daß der Hieb des Jägers ihn nur vor einem langsamen, qualvollen Tode errettet hatte.

Der zweite Verwundete hatte den rechten Schenkel durch den Sprung aus dem Fenster an zwei Stellen gebrochen. Auch hatte er eine starke Erschütterung des Gehirns und der Brust erlitten, und konnte, unter einer schmerzhaften Behandlung furchtbar leidend, nur wenig sprechen. Auch in ihm erkannte man einen schon mehrmals gestraften Dieb, der, früher Maurerhandlanger, sich

durch längere Zeit als Vagabunde in Berlin umgetrieben hatte.

Seine schlechten Säfte erschwerten die Kur. Der Brand war in das rechte Bein gekommen, und, um sein Leben zu erhalten, mußte es ihm abgenommen werden. Als der Arzt es ihm ankündigte, schien in seinem Wesen eine Veränderung vorzugehen. Er, der bisher jedem Zuspruch und jeder Ermahnung verschlossen geblieben, seufzte tief auf und rief plötzlich: „Ja, es lebt ein gerechter Gott!“

Von nun an verlangte er nach geistlichem Zuspruch, den er bis da kalt zurückgewiesen, verlangte und empfing das Abendmahl kurz vor der Amputation. Bei derselben blieb er standhaft, und fiel erst in Ohnmacht, als der Verband angelegt wurde. Die Operation ging glücklich von statten.

Er legte vor Gericht ein vollständiges Bekenntniß ab, noch vollständiger vor dem Arzte. Es ist eine Lebensgeschichte, die tausend Mal sich wiederholt, und doch erinnern wir uns nicht, sie mit so schlichten und doch so eindringlichen Worten schon aus dem Munde eines Verbrechers von seiner Bildungsstufe gehört zu haben. Mögen daher die Leser des Pitaval, welche nicht allein das Auffällige und Pikante, sondern auch das ewig Wahre hier suchen, dieser Lebensgeschichte, welche die von tausend andern Verbrechern in unsern großen Städten ist, einen Platz gönnen, wäre es auch nur um der eingeschalteten Bemerkungen willen. Beißender und interessanter findet sie sich freilich in allen Mysterienromanen vor; aber der Roman beschäftigt sich nur mit der Erscheinung des vollendeten Verbrechers, nicht mit der langen Erziehungsgeschichte, wie er es geworden.

„Ich bin zu Brandenburg im Jahre 1807 geboren,

wo mein Vater Maurergeselle war. Er hatte Arbeit genug, und meine Mutter verdiente als Wäscherin schönes Geld. In meiner Jugend bis zum achten Jahre ging mir nichts ab, ich war gesund und wurde zu kleinen häuslichen Verrichtungen, zum Warten und Wiegen meiner jüngern Geschwister angehalten, aber zur Schule schickte man mich nicht. Von der Mutter lernte ich das Vater Unser und die zehn Gebote, die ich alle Morgen und Abend beten mußte; vor die Thüre zu andern Jungen durfte ich nicht.

„Da es in den damaligen Kriegsjahren an Durchmärschen und Gelegenheit zum Verdienst nicht fehlte, hatte mein Vater einen kleinen Schnapsladen angelegt, und seitdem sah und hörte ich viel Böses, das ich leider schnell genug lernte. Das Fluchen, Schwören und Lästern der Gäste, zumal derer, die täglich kamen, und ihre schmutzigen Reden träufelten Gift in meine junge Seele, und der Branntwein, den mir Einer oder der Andere gab, verwilderte mich vollends. Ich ward trotzig gegen die Mutter, stahl dem Vater heimlich Geld aus der Lade, ging ihm über die Flaschen und als er mich einige Male ertappte, züchtigte und zur Strafe in die Schule schickte, hielt ich es dort kaum ein Jahr aus. Ich lernte nothdürftig lesen, und da meine Beihilfe in der Schenke erfoderlich wurde, behielt mich der Vater wieder ganz zu Hause. Ich habe seitdem viele Bücher gelesen. Räuber- und Diebesgeschichten verschlang ich gleichsam. Ein Gast, der eine Leihbibliothek hatte, erlaubte mir, sie zu benutzen, und ehe ich 15 Jahre alt wurde, hatte ich sie durchlesen. Das verdarb mich vollends, ich wollte auch ein berühmter Räuber werden, und Alles, was ich von dem freien Leben dieser Menschen las, reizte mich außerordentlich. — Eine Bibel war in unserm Hause nicht zu finden, nur

ein alter Katechismus, und meine Mutter besaß ein Gesangbuch, worin sie zuweilen las. Zur Kirche ging Keiner von uns, denn des Sonntags und Feiertags war die ganze Zeit bei uns Gastverkehr. —

„Erst als ich eingesegnet werden sollte, bekam ich eine Bibel. Ich wurde sechs Wochen von einem Geistlichen unterrichtet, was mir sehr langweilig vorkam. Nach meiner Einsegnung, wobei ich viel Thränen vergoß, weil auch die andern Kinder weinten, ging ich mit meiner Mutter zum Abendmahl. Seitdem habe ich es nur im Gefängnisse wieder genossen.

„Inzwischen war in unserm Hause eine traurige Veränderung vorgegangen. Mein Vater fand beim Schank seine Rechnung nicht mehr. Es ging rückwärts, und war er früher schon gerade kein Säufer, aber doch ein Liebhaber des Branntweins gewesen, so trank er jetzt immer stärker, mißhandelte die Mutter und uns Kinder, zerschlug in der Besoffenheit Alles, was er ergriff und wollte sich von der Mutter, die ihm zu stille war und auf die er alle Schuld warf, scheiden lassen. Der Tod der Mutter, die sich abzehrte, kam dazwischen. Dieser Tod brachte in unser Hauswesen die größte Zerrüttung. Um den Vater war es nicht mehr auszuhalten, er lebte mit der Magd, die uns Kinder ganz vernachlässigte, so daß wir vom Ungeziefer fast aufgerieben waren, viel Schläge, aber keine regelmäßige Mahlzeiten bekamen und in zerrissenen Kleidern gingen. Was man mir nicht gab, das suchte ich zu nehmen. Aus Schlägen und Scheltworten machte ich mir nichts. Ich wuchs dem Vater über den Kopf. Um mich los zu werden, gab er mich als Handlanger unter die Maurer seiner Bekanntschaft. Hier bekam ich die weitere Ausbildung im Fluchen, Saufen und rohem Wesen, hier lernte ich Gottes ganz

vergessen. Des Winters, wo es keine Arbeit gab, kam ich wol zum Vater zurück und half in der Wirthschaft. Oefters besoff ich mich und prügelte mich mit ihm, denn ich ließ mir nichts sagen. Er warf mich auf die Straße und ich gerieth nun mit den verworfensten Menschen in Gemeinschaft. Noch hatte ich nicht fremde Leute bestohlen, jetzt nahmen mich die Kameraden mit, lehrten mich alle Schliche und Listen, und ich ward nicht nur ihnen gleich, sondern that es ihnen bald zuvor. Mein Gewissen, wenn es mich mahnen wollte, erstickte ich in Branntwein und Ausschweifungen. Aber es war doch ein jämmerliches Leben. Keine Ruhe im Herzen, Blöße und Hunger im Winter. Oft wußte ich nicht, wo ich Nachts Herberge finden würde; war etwa ein Sündengeld durch Betrug und Diebstahl erworben, wurde es, wie im Sommer der Wochenlohn, verjubelt.

„Ich habe manchmal vor Gericht gestanden, aber ich log frech und befreite mich. Das machte mich nur noch dreister im Stehlen. Einmal aber ward ich doch ertappt und kam auf funf Monate in das Untersuchungsgefängniß. Hatte ich zuvor noch nicht ausgelernt, so erhielt ich hier im Beisammensein mit dem Abschaum alles Volkes erst die rechte Einweihung in die Diebsgenossenschaft Ich kam viel schlechter heraus, als ich hineingekommen war, und wußte nun meine Diebereien schlauer und durch Mitwirkung Bekannter erfolgreicher zu betreiben. Jetzt fand ich Unterkommen, jetzt kannte ich die Hehler, jetzt war ich unterrichtet, wie man sich aus den Schlingen ziehen und den Richter auslachen muß. Auch die Strafe fürchtete ich nicht mehr, denn es ging mir im Gefängniß gar nichts ab. Wir waren da in Gesellschaft bei einander, erzählten uns, waren lustig und guter Dinge, und zeigten unter uns ganz andere Gesichter als

vor den Aufsehern und Richtern. Auch standen wir mit unsern Leuten draußen in fortwährendem Verkehr, und es bedurfte nicht eben großer Schlauheit, um durch Entlassene unsere gemeinschaftlich ausgesonnenen Diebespläne auszuführen. An Essen und Trinken, Kleidern und Wäsche fehlte es nicht, die Arbeit war ein Kinderspiel, und wurde man entlassen, bekam man noch ein Paar Hemden, Schuhe, ja selbst etwas Geld. Da hatte man wieder etwas zu verthun und zu verkaufen. War's alle, ging die Dieberei von Neuem los, und ward man erwischt, was konnte einem Arges passiren? Denn wenn es auch im Zuchthause etwas strenger war und die Schläge weh thaten, wenn man da auch zum Geistlichen in den Unterricht und in die Kirche mußte, so ging's ja immer noch sorgenlos und lustig genug zu, und wenn man gut heucheln konnte, wie ich's aus dem Grunde lernte, und seine Arbeit verrichtete, die immer leichter war, als sie jeder Arme draußen thun muß, da war's ein prächtiges Leben, besonders wenn's nicht gar zu lange dauerte. So habe ich's Jahre lang getrieben. Zu den Soldaten mochten sie mich nicht nehmen, ich wäre auch ausgerissen, denn nichts war mir unausstehlicher als Ordnung und Zwang, der ich mich im Gefängnisse doch leicht fügte. Da mich zuletzt auch keiner mehr in Arbeit haben wollte, zog ich in die große Stadt Berlin, wo ich viele Bekannte aus den Zuchthäusern her hatte.

„Mein Vater war inzwischen verstorben, und auf jedes Kind kamen 12 Thaler Erbtheil. Ich miethete mit dem Gelde einen Keller, und legte einen kleinen Holzhandel an, wobei mir eine geschiedene Frau, zu der ich mich hielt, behülflich wurde; aber das war nur der Deckmantel vor der Policei. Es glückte mir auch lange

Unwillens auf deren Häupter, alle Ihre Unterthanen trifft, bedenken Sie die Ruhe Englands, den Frieden Europas, und leihen Sie kein zu geneigtes Ohr den gefährlichen Einflüsterungen der Prieſter, auf deren Einfluß Ihr Volk mit Entſetzen blickt."

Zornig ſich umwendend ſagte Jacob: „Iſt es keine Sitte in Spanien, daß der König ſich mit ſeinem Beichtvater berath?"

„Ja Sir!" entgegnete der Geſandte, „und eben deshalb gehn unſere Sachen ſo ſchlecht."

Der König ſchritt, ohne ein Wort zu erwiedern, hinaus.

genug. Ich ward aber doch zuletzt entlarvt; mir wurde Alles genommen und ich selbst nach sechswöchentlichem Arrest in meine Heimat gewiesen. Mein ältester Bruder diente als Kutscher, die andern Geschwister waren im Elende verkommen, Niemand nahm mich auf, und ich fing an zu vagabundiren und von Bettelei und Diebstahl zu leben. Sperrte man mich ein, so fütterte ich mich im Gefängnisse wieder auf, bekam Kleider, wurde dann an Gesellschaften gewiesen, welche entlassene Sträflinge unterstützten, und habe so manchen Thaler bekommen, der durch die Gurgel ging. Arbeiten wollte ich durchaus nicht mehr; Arbeit war mir im freien Zustande das Schrecklichste.

„So bin ich wieder nach Berlin zurückgekommen und wurde Bote in einer Buchhandlung, wo ich Zeitschriften an die Abnehmer in der Stadt umhertragen mußte. Weil ich nun bei diesem Geschäft viele Gelegenheiten in den Häusern abpassen konnte, kamen meine alten Kameraden, von denen ich mich eine Zeitlang getrennt sah, wieder an mich.

„Kerl, du wirst uns doch nicht untreu werden und etwa gar ehrlich sein wollen; du wirst dich hier um ein Lumpengeld schinden und plagen, du kannst es besser haben; komm mit in die Schenke, wir müssen dir etwas sagen!“ Ich ging einmal und ging wieder zu ihnen, und das ganze Lasterleben fing von Neuem an. Meine Herren jagten mich aus dem Botendienste und nun war ich wieder ganz in der Gewalt der Bösen, die mich frei hielten und mit denen ich nun auf Betrug, Dieberei und Raub ausging.“

Ein Vagabunde und Dieb aus Berlins Straßen, der im 15. Jahre schon eine ganze Leihbibliothek durchgelesen hat und darnach Lust bekommt, ein berühmter Räuber zu werden! — Ein Dieb, der geradezu bekennt, daß er erst im Zuchthause seine Wissenschaft ausgelernt, daß er von nun an in den Mysterien eingeweiht war, in den großen Bund der Verbrecher aufgenommen! Seine Schilderung, wie sie da lustig und guter-Dinge wären, mit ihren Spießgesellen draußen in unausgesetzter Verbindung ständen; die Rückkehr ins Zuchthaus eine Erholung nach langem zweifelhaften Umhertreiben; und Kost und Arbeit daselbst besser und leichter, als sie jeder Arme draußen hat! Wie der Verbrecher die frommen Bemühungen der Vereine für Besserung entlassener Sträflinge zu verhöhnen und doch auszubeuten weiß: Alles dies ist zwar oft ausgesprochen, Jeder weiß es, aber aus dem Munde eines reuigen Zuchthäuslers, ein Zeugniß mit diesem Tone der Wahrheit abgelegt, hat ein eigenes Gewicht.

Die Geschichte jenes Abends ist oben erzählt. Die drei Diebe, welche sich in der Branntweinschenke getroffen, schworen sich feierlich zu, in der Nacht sich wieder zu treffen, um den Einbruch in dem reichen Hause zu begehen. Der Tischler betheuerte es mit den Worten: „Ich will des Teufels sein!" Er war es, dem der Hirschfänger des Jägers den Schädel spaltete. Der Maurerhandlanger mit den Worten: „Ich will das Bein brechen!" Er sprang aus dem Fenster und brach das Bein. Der Dritte, der jüngste unter ihnen, mit den Worten: „Und soll mich's zehn Jahr kosten!" Er ward wegen gewaltsamen Einbruchs zu zehn Jahr Zuchthaus verurtheilt.

Diese Erinnerung, diese wunderbare Erfüllung ihres

frechen Gelöbnisses hatte den Vagabunden, dessen Geschichte wir erzählt, in dem Augenblick, wo ihm die Amputation des Beins angekündigt ward, so mächtig ergriffen, daß er von Stunde an in sich ging, Alles bekannte, bereute, die tiefste Zerknirschung mit der männlichsten Festigkeit zeigte, ein anderer Mensch wurde und bis jetzt geblieben ist. Schon nach drei Monaten war sein Bein geheilt. Als Stelzfuß verrichtet er jetzt die Dienste eines zweiten Krankenwärters im Gefängnißlazareth, und seine Vorgesetzten sind von seiner wahrhaften Reue so überzeugt und mit seinem Benehmen so zufrieden, daß er, wahrscheinlich über seine 15jährige Strafzeit hinaus, in diesem Dienste bleiben wird.

Die Tragödie von Salem.

1692.

Die moraliſche Peſt, welche in Europa vom Ausgang des 15. bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts wüthete, ſchreckenvoller als der ſchwarze Tod, als das gelbe, als das Lazarethfieber und die Cholera, weil ſie einen unauslöſchlichen Makel auf der Geſchichte der Menſchheit in ihrer edelſten Entwickelung durch das Chriſtenthum zurückließ, das Hexenfieber und die Hexenproceſſe, blieben nicht auf die alte Welt beſchränkt; das Contagium ging über den atlantiſchen Ocean, und hat verderblich, furchtbar auch in der neuen Welt gewüthet. Heiden und Muſelmänner blieben von dieſer Peſt verſchont, auch der alte Orient, von dem doch das Chriſtenthum die Geſtalt des Böſen, des Verderbers, überkommen. Weder die Sanscritvölker, noch die Parſen kannten, wenigſtens verfolgten ſie nicht die Verbindung des Menſchen mit dem böſen Geiſte als ein Verbrechen, welches vor irdiſchem Gerichte angeklagt, erkannt und geſtraft werden könne. In den chriſtlichen Völkern allein, und gerade zur Zeit, als das Licht des Evangeliums wieder heller zu ſcheinen anfing, gerade im Augenblick des großen Durchbruchs

durch die Verfinsterung aus Menschensatzungen und erstarrender Tradition, trat die neue Finsterniß eines Wahnes ein, der verzehrender um sich griff, gräslicher wüthete und wo er erschien, fast mehr Opfer foderte, als die Ketzerverfolgungen, die Glaubenskriege alter und neuer Zeit und die Inquisitionsgerichte. Die Hexenprocesse blieben abseits von der Reformation liegen; keine Confession kann der andern darin einen Vorwurf machen; beide warfen sich mit blindem Glauben, mit gräslicher Vertilgungswuth auf die Sache. Und wenn ein Papst, Innocenz VIII., zuerst, 1484, das Bündniß mit dem Satan zum Verbrechen stempelte und zur Verfolgung desselben ermahnte, so griffen die ersten Protestanten die Hexenprocesse dafür mit einem Eifer an und bildeten die Lehre zu einer Vollständigkeit aus, daß sie allein dafür vor dem Gerichte der Humanität und Vernunft aufkommen müssen, ohne die Entschuldigung für sich zu haben, daß sie, vom allgemeinen Strudel fortgerissen, nur die katholische Erbschaft unbesehens übernommen hätten.

Wir nahmen in unsere Sammlung merkwürdiger Criminalfälle noch keinen eigentlichen Hexenproceß auf, und stehen, trotz des reichen Schatzes, der uns vorliegt, auch noch jetzt an, weil jeder einzelne herausgegriffene Fall nur das Glied einer ganzen Kette ist, deren Organismus man kennen muß, um ihn zu würdigen und zu begreifen. Um ihn in seiner Wesenheit zu erfassen, müßte man daher eigentlich bei der Darstellung die ganze Geschichte des Hexenprocesses bis zu seinen Anfängen verfolgen, und bis zu seiner Blüte begleiten, was hier die Grenzen unserer speciellen Aufgabe überschritte. Anregung und Theilnahme findet aber die Sache gerade in diesem Augenblicke so sehr, daß wir bald auf eine erschöpfende Geschichte hoffen können. Die Mittheilungen im Morgen-

blatt von Rath, die gehaltvollen Schriften von Trummer und Anderen bezeugen, wie die Aufmerksamkeit der Gelehrten sich auf diesen Punkt hingewendet hat; möglicherweise mit in Folge davon, daß die Dichtung vorlezt und jüngst mit Lebhaftigkeit einige der merkwürdigsten Hexenprocesse aufgegriffen oder selbständig sich construirt hat. Und nicht ganz zur Unzeit scheinen Dichtung und Wissenschaft dies Thema vorzunehmen, denn erscheint gleich die Krankheit in dieser speciellen Gestalt so ganz verschwunden, daß sie nur noch in einigen der finstersten Winkel zwischen cultivirten Ländern spukt, so mahnt die Furchtbarkeit und die Contagiosität eines Wahnes, der aus dem blinden Glauben entsprang, doch daran, auf der Wacht zu bleiben, wo der Glaube wieder den Wahn in anderer Gestalt zu Hülfe ruft. In solchen Zeiten ist es wichtig, um gegen die Fortschritte des Feindes gerüstet zu sein, seine Schliche und Wege und seine Strategik in alter Zeit genau zu kennen. Noch ist dieser Wunsch nicht erfüllt, denn nicht alles grauenvolle Absurde, was jene Hunderttausende Unglücklicher von ihrer Verbindung und Vermischung mit dem Teufel vor Gericht eingestanden und was wir mit Schauder wieder lesen, war nur und allein durch die Qualen der Folter erpreßt. Es kam Vieles, wo unser Verstand stille steht, wenn wir es hören, freiwillig heraus, als Selbstanklage, deren unmittelbare Quelle wir in dem dämonischen Fluidum, in der allgemeinen Dröhnung der Zeit suchen mögen; aber der erste psychologische Quell ist noch unentdeckt. Möglich, daß gerade auf diesem Wege die Dichter geeigneter wären, der Wahrheit nahe zu kommen; ihre Wahrheit hat aber vor dem Forum, dessen Acten wir hier mittheilen, leider keine Gültigkeit.

Der eigentliche Hexenproceß ist fast durchgängig sehr

kurz und einfach, und wir stoßen nicht allein auf dieselben Fragen, sondern, merkwürdigerweise, auch auf dieselben Antworten, die freilich in der Regel nur der Nachhall Dessen sind, was die Richter den Unglücklichen in den Mund legten. Wenn wir künftig einen oder den andern Hexenproceß aus Deutschland und den Nachbarländern mittheilen sollten, würden wir unser Augenmerk daher vorzugsweise auf solche richten, wo ein besonderes psychologisches Interesse mitspielt, oder die äußern Hergänge ihm ein solches beilegen, wie in dem Fall mit Urban Grandier, wo die Intrigue, wenn nicht den Wahn erzeugte, doch furchtbar in seiner Ausbildung und Entwickelung eingriff. Andererseits haben nur die Fälle für uns Bedeutung, wo die Ansteckung einen Ort, eine Stadt, eine ganze Gegend ergriff und das Trauerspiel durch den Zusammenhang und das Massenhafte einen historischen Charakter gewinnt. Leider entbehren aber alle diese Trauerspiele des Trostes, welchen die Dichter den ihrigen beizulegen wissen, daß die Nemesis die ungerechten Richter ereilt und die Blutschuld gesühnt wird so oder so. Die Tausende und Hunderttausende Unglücklicher starben in den Flammen, ohne daß ihre Unschuld vor den mitlebenden und nächstlebenden Geschlechtern an den Tag, ohne daß ihr Gedächtniß wieder zu Ehren kam, ohne daß die wenn auch zögernde Strafe ihre Ankläger, ihre Richter, ihre unmenschlichen Henker traf. Diese im Gegentheil lebten fort in Ehren und gutem Bewußtsein, gepriesen als die unerschrockenen Vertheidiger des Rechts und unermüdlichen Gegner Satans auf Erden. Erst nachdem die Asche der Opfer in die Winde verflüchtigt, in die Elemente aufgenommen war, nachdem ihre Namen fast vergessen, trat eine späte Nachwelt als letzte Richterin auf, und indem sie ein großes Verbrechen

aus dem Strafcodex auslöschte, um das so Viele gerichtet waren, denuncirte sie ein anderes gräßliches Verbrechen, für das noch ein Wort fehlt, und das durch drei Jahrhunderte von Fürsten und Völkern, von Königen und Republiken, von katholischen und protestantischen Christen ungescheut, vor dem hellen Sonnenlichte, kaum angefochten von der Kritik der Vernunft, im Kleide der strahlenden Gerechtigkeit und im Namen des ewigen Gottes mit Lust verübt wurde. Da zittern wir vor uns selbst und wissen uns nicht zu helfen und nicht zu antworten, wie die Idee der ewigen Gerechtigkeit auf Erden festzuhalten.

Einige möchten, um sich und die Geschichte zu retten, sagen: es war doch vielleicht Etwas, was nicht mehr ist. Etwas muß doch gewesen sein, wenigstens das eigene Gefühl der Schuldbarkeit jener Selbstankläger, oder wir müßten annehmen, daß die Richter durch drei Jahrhunderte schändliche gewissenlose Betrüger und Fälscher waren, die niederschrieben, was nicht gesprochen worden. Lag doch vielleicht etwas Geheimes zu Grunde, eine Naturerscheinung, die seitdem verschwunden ist. In anderer Gestalt trat sie vielleicht in den Wirkungen des Magnetismus wieder auf. Hellseher gibt es, das läßt sich nicht mehr bestreiten; warum mag es denn nicht Besessene gegeben haben? Unsere Magnetisirte wissen Vieles, was sie nicht angeht, sagen uns aber nur Das, was uns interessirt und wir glauben; die potenzirte Sehkraft jener Besessenen richtete sich auf Das, was sie zunächst anging, und nach dem Glauben der Zeit, auf den Teufel und seine Einflüsse. Sie glaubten sich behext und sie sahen die unmittelbaren Media, durch welche der Böse Kraft über sie gewonnen. Sie sahen die Personen, die es ihnen angethan, und keine weichliche Rücksicht moderner Humanität hielt sie ab, sie laut anzuklagen.

Der Glaube, die feste Ueberzeugung war da. Nicht vielleicht auch mehr? Nicht wirkliche Verbrechen? Wer zweifelte damals an der Kraft des bösen Blicks, an physische und psychische Einwirkung gewisser Getränke und Salben? Gab es nicht wirklich Personen, die dergleichen bereiteten und daran glaubten? Die That und der Glaube zugleich waren nach den ausgesprochenen Satzungen der Kirche Verbrechen. Es waren Abgefallene von Gott. Dies Selbstbewußtsein der eigenen Schuld, mußte es nicht zur innern Zerrüttung, zu Gewissensfoltern führen? Und diese entluden sich entweder in Blasphemien, in dem Versuch, Mitschuldige zu gewinnen zu dem großen Sündenbunde, damit die Strafe getheilt sei und durch die große Gemeinschaft ein geringerer Antheil auf den Einzelnen zurückfalle, aber die Angst wurde so unerträglich, daß die Gepeinigte zur Selbstanklage sich gedrängt fühlte, um durch die Strafe wenigstens die unsterbliche Seele zu retten. Die unschuldigsten, albernsten Handlungen, Fragen an das Schicksal über die eigene und Anderer Zukunft galten als verbrecherischer Abfall vom Glauben. Auch da mochte das Gewissen erwachen, peinigen, bis dieselben Wirkungen eintraten. Die Richter mußten richten nach dem Codex, dem Glauben, der im ganzen Volke galt, und wenn die Mehrzahl der Personen nach unserm heutigen Glauben unschuldig sind so waren sie es doch vielleicht in der That nicht nach demjenigen, über dessen Unfehlbarkeit damals Niemand einen Zweifel hatte.

Das ist ein trauriger Trost. Wir finden den einzigen, der in den Hexenverfolgungen zu suchen wäre, in der Warnung, auf der Hut zu bleiben vor der Macht des Wahnes, der ewig und immer in neuen Gestaltungen uns umschleicht und fortreißen möchte, weil Niemand

weiß, bis an welchen Abgrund er führt. Die Richter damals folgten und gehorchten nur der Volksstimme. Sie war es, die denuncirte, vor Gericht schleppte und Recht foderte gegen die furchtbaren Wesen, welche dem Gemeinwohl unverwindlichen Schaden brächten. Wenn die Luft heiß war von Furcht und Entsetzen, dann erst überbot man sich, Einer wollte es dem Andern an Eifer zuvorthun, und um nicht zurückzubleiben in dem gottseligen Werke, übergipfelte man sich in der Raserei der Ahnungen und Vermuthungen. Blitzartig zückte die Inspiration durch die fieberhaft aufgeregte Menge. Es mußte doch herauskommen, es mußte doch ein Ende gemacht werden der Schlechtigkeit und Tücke, und wehe den Richtern und Obrigkeiten, welche angestanden hätten, diesem natürlichen, heiligen Verlangen der Menge zu gewähren. Es ist vom Standpunkt unserer Zeit, wenn wir annehmen, daß die große Masse mit innerer Erschütterung, aber schweigend aus Furcht, jenen Gerichten zugeschaut habe. Es dauerte Jahrhunderte, bis dieser Vernunftsieg in die Massen eindrang, und wenn sich hie und da eine Unzufriedenheit über die zahllosen Einkerkerungen, Folterungen, Abschlachtungen und Scheiterhaufen kund gab, war es nur die Wirkung des Massenhaften, die Nachwehen der Exaltation, es war die aufgeschreckte Selbstliebe, die Furcht, daß, wenn Die, welche bis da für gut und heilig galten, verdächtigt wurden, ja Niemand sicher sei, daß auch ihn die Anklage traf. Und mit Recht vielleicht; denn wer kennt alle Krallen des Satans! Schon mag er uns angepackt haben und wir vermeinen noch auf den Fittichen des Seraphs zu wandeln! Sehen wir nicht auch in politischen Glaubensstürmen Aehnliches? Wie selbst der freie Mann, der fest zu stehen glaubte, der fortgerissen ward, weiter und wei-

Fünftes Capitel.

Ich war von jeher der Meinung, daß ein rechtlicher Mann, der ſich verheirathete und eine hübſche Familie in die Welt ſetzte, dieſer mehr Nutzen brächte, als wer ein Hageſtolz bleibt und nur von der Bevölkerung ſpricht.
Der Landprediger von Wakefield.

Der Dechant und ſeine Nichte trafen ſich in einem der Kabinette. Jener, zuſehr beſchäftigt mit peinigenden Gedanken bemerkte kaum den Strahl der Freude in Annens Augen.

„Soll ich Euch die Rede überhören, Oheim?“ rief das muntere Mädchen. „Wir ſind hier allein.“

Der Dechant, obgleich aus dem Felde geſchlagen, wollte doch nicht vor jedem fliehen. Er faltete ſein Geſicht zur Miene des geiſtlichen Vormundes, und ließ ſeiner Beredſamkeit gegen die Ueppigkeiten des Hofes freies Spiel, er mahlte die jugendlichen Gemüthern drohende Gefahr, er ſchalt die Ausgelaſſenheit junger Mädchen und endete mit der Ermahnung, man ſolle ſich losreißen von den

ter, bis Wille und Ueberzeugung von einer Macht verschlungen ward, der er willenlos folgen mußte, um nicht niedergetreten zu werden. Ist das Dämonische, was vor dem Richterstuhl der Vernunft als absolut dumm erscheint, von der modernen Welt ausgetilgt? Oder kreisen diese Dröhnungen nicht noch heut, aller Philosophie und der Rechtsgefühlen zum Trotz, um die Erde, das Hep-Hepgeschrei mit der Judenverfolgung, die Choleraaufstände mit dem Glauben, daß die Regierungen die Brunnen vergiftet haben, um das arme Volk auszurotten, hörten wir sie nicht noch neulich mit ihrem meuterischen, einstimmigen Geschrei von Madrid bis Moskau? Für möglich hielt man es ein Jahr vorher ebenso wenig als heut die Hexenprocesse in einem cultivirten Staate.

Der große amerikanische Hexenproceß, den wir unsern Lesern hier mittheilen werden, gewährt einen andern Trost. Die Tragödie mit der schreckenvollen Katastrophe läuft nicht ins Unendliche aus; es tritt vielmehr mit ihrer blutigen Vollendung nicht allein das Ende der Verfolgung, sondern auch ein Rückschlag ein. Die Opfer sind dem Wahn erlegen, aber die Leichen fodern nicht, wie Vampyre, neues Blut und neue Leichen. Der Wahn ist gesättigt, die Masse erwacht aus ihrer Raserei, die Vernunft blitzt auf durch die aufgerichteten Trugbilder; man bereut, man sucht sogar das Vergangene zu sühnen, nicht durch eine neue blutige Raserei gegen Henker und Richter, sondern durch gute Thaten gegen die Familien der Hingeopferten, durch Ehrenerklärungen. Es ist ein milder Strom christlicher Humanität, der Gras und Blumen aussäet auf die Gräber und — keine Hexenprocesse fanden mehr statt. Möchte man aus Europa Aehnliches berichten können! Im Uebrigen finden wir dieselben Vorstellungen, Erscheinungen, denselben Wahn-

ſinn und ſeine erſchütternden Folgerungen auch in dieſem Proceſſe, der vor hundert und funfzig Jahren jenſeits des atlantiſchen Meeres gegen ganz unſchuldige Weſen geführt ward.

Die Indianer in Amerika galten den engliſchen Einwanderern als Anbeter des Teufels. Ihre ſogenannten Zauberer mußten mit demſelben in nächſtem Verkehr ſtehen. Aber die mehr oder minder chriſtlichfrommen Anſiedler ließen die rothen Menſchen mit dem Urheber des Uebels verkehren, wie es ihnen gefiel, in der Meinung, daß bei ihrer überwiegenden geiſtigen Kraft über die nackten Bewohner der Urwälder, für ſie kein nachtheiliger Einfluß daraus entſpringen könne.

Indeß geſchah die Ueberſiedelung aus dem alten in das neue England gerade zur Zeit, wo der Teufel in jenem ſeine ganze Macht zeigte. Nicht aus dem luſtigen Altengland der goldenen Zeit kamen die Siedler über's Meer, ſondern aus dem finſtern, ſektenreichen, von politiſchen Glaubenskämpfen erſchütterten England. Der Glaube an Hexerei war vorherrſchend, und ein König, Jacob I., hatte ſeine Zeit damit verwüſtet, ſelbſt gegen Hexen zu inquiriren und über ihren Proceß in Schriften eine ebenſo wüſte Gelehrſamkeit zu entfalten. Viele Bücher waren gedruckt worden, berichtende und berathende, die im Volke mit Eifer geleſen wurden und nach der neuen Welt hinüber kamen. Kein Wunder, daß der Wahn auch hier bald das Blut inficirte und ſeine Opfer foderte. Am Connecticut ſchöpfte man zuerſt 1645 Verdacht gegen eine arme Frau, daß ſie verſchiedene Perſonen behext habe, und zur ſelben Zeit wurden zu Bo-

ston drei andere Individuen, als des Verbrechens überführt, hingerichtet.

Zehn Jahre später, 1655, erschien die erste Frau aus höhern Ständen, die Witwe einer Magistratsperson, Anna Hibbins, des greulichen Verbrechens angeschuldigt, zu Boston vor Gericht. Die Jury fand sie schuldig, aber der Magistrat nahm Anstand, sie hinrichten zu lassen. Die Sache kam vor das höhere Gericht (the general court), wo die Volksstimme obsiegte, und Anna wurde hingerichtet. Alle diese Personen hatten ihre Unschuld behauptet, aber schon 1662 fand sich in Connecticut ein Weib, welches wirklich eingestand, daß sie sich mit dem Teufel eingelassen habe. Im Leibe einer andern ließen sich furchtbare Stimmen vernehmen, welche verschiedene Personen in Groton der Hexerei anklagten. Da sie indeß auch gegen den Geistlichen des Orts zeugten, untersuchte man die Sache genauer und fand, daß das Weib eine Bauchredende war. Ein angesehener Mann in Hadley fand sich einige Jahre darauf schwer belästigt von einer unsichtbaren Hand. Ein altes Weib gerieth in den dringendsten Verdacht. Man zog es indeß vor, nicht gerichtlich gegen sie einzuschreiten, sondern sich selbst Recht zu verschaffen. Mehre junge Leute rissen sie daher, nach dem noch nicht ausgesprochenen Lynchgesetze, aus ihrem Hause, und hingen sie auf, bis sie beinahe todt war. Dann rollten sie sie in Schnee und begruben sie darin. Aber das Weib lebte auf und der Mann starb.

Alles dies waren indeß bis da nur einzelne Fälle. Die Hexenkraft hatte noch kein eigentliches Fieber hervorgebracht; auch arbeiteten verständige Männer ihm hie und da entgegen. So der treffliche William Penn, der als Oberrichter in seiner neuen Colonie zwei der Hexerei angeschuldigte Weiber zwar nicht sofort entlassen konnte,

um dem Volksglauben nicht vor den Kopf zu schlagen, aber die Jury doch veranlaßte, das Schuldig über sie nur als „verdächtig der Hexerei" auszusprechen. Wegen des bloßen Verdächtigseins konnten sie nicht hingerichtet werden. Andererseits aber bearbeiteten gelehrte Männer ihrer Zeit, besonders Geistliche, die Hexenmaterie selbst, und das Volk, an dieselbe zu glauben, wie der berühmte Cotton Mather, der im nachfolgenden Proceß eine traurige Rolle spielt, und daraus ein von Gelehrsamkeit strotzendes Werk: „die Wunder der unsichtbaren Welt" geschöpft hat.

In Massachusets hatte seit Anna Hibbins, durch beinahe 30 Jahre, Niemand wegen Hexerei den Tod erlitten, aber die ernste Aufmerksamkeit des Publicums auf die Sache selbst ward um 1685 durch eine Druckschrift aufs Neue angeregt, in welcher alle bisherigen in Amerika vorgekommenen Fälle umständlich erzählt und viele Gründe vorgebracht wurden, weshalb man die Sache nicht zu leicht behandeln dürfe. Alle diese Fälle wären keine Täuschungen oder Betrügereien, sondern die Wirkungen des lasterhaften Umgangs des Teufels und solcher Personen, die er als seiner würdige Instrumente erkannt habe.

Da trug sich in der Familie eines wackern und ernsten Mannes, John Goodwin, der nördlich von Boston angesessen war, Etwas zu, was mehr als jene Schrift auf den allgemeinen Glauben einwirkte. Vier seiner Kinder, alle von guten Anlagen und Gemüthsart, religiös erzogen, denen man keinen Betrug beimessen konnte, erschienen plötzlich behext. Das älteste Mädchen, von etwa 14 Jahren hatte eine Wäscherin beschuldigt, daß sie von der Wäsche der Familie etwas entwandt habe. Die Mutter der Wäscherin, eine gemeine Inländerin von

schlechtem Charakter, schalt dafür heftig auf das Kind, und bald darauf fiel dasselbe in Krämpfe, die nur diabolischer Natur sein konnten. Eine ihrer Schwestern und zwei Brüder bekamen dieselben Anfälle. Merkwürdiger Weise litten Alle an denselben Theilen ihres Körpers, und das, obgleich jeder besonders abgesperrt wurde und keine Nachricht von dem andern erhielt. Beachtenswerth war auch, daß sie nur am Tage litten; in der Nacht schliefen sie vortrefflich. Wenn man ihnen gewisse, anerkannt orthodoxe Bücher zeigte, wie den allgemeinen Katechismus und des schon genannten Cottons „Milch für Säuglinge", so fielen sie in Erstarrung, hielt man ihnen aber Bücher vor, welche den Presbyterianern für ganzes oder halbes Teufelswerk galten, hochkirchliche, papistische oder Quäkergeschichten, so konnten sie darin ohne alle Schwierigkeit lesen. Zuweilen waren sie taub, blind, verdumpft; zuweilen überfielen alle diese Gebrechen sie zusammen. Jetzt verschluckten sie ihre Zungen, dann streckten sie dieselben in unnatürlicher Länge bis über das Kinn. Dazu kamen furchtbare Verrenkungen ihrer Gliedmaßen, und dabei stießen sie herzzerreißende Jammerlaute aus, daß man sie brenne, schneide, beiße. Oft sah man auch nachher die Male solcher Wunden. Die Geistlichen von Boston und Charlestown blieben einen ganzen Tag in dem Unglückshause, betend und fastend. Dies half auch so weit, daß das jüngste Kind nun ruhig wurde. Da die andern aber in ihrer Besessenheit verblieben, sah die Obrigkeit sich genöthigt, die alte Irländerin gefangen zu nehmen. Beim Verhöre kam indeß nichts heraus, und da sie augenscheinlich gestörten Geistes war, mußte man sie endlich entlassen, ohne ihr etwas anhaben zu können. Aber das Aergerniß war zu groß. Man fing sie wieder ein

der Nachbarschaft an, sich befremdlich unwohl zu befinden. Sie fielen in Verzückungen und litten ganz dieselben Qualen, welche wir bei Goodwins Kindern schilderten. Die Aerzte wußten sich nicht zu helfen und erklärten sie sämmtlich für behext.

In des Geistlichen Hause lebte ein indianisches Weib aus dem spanischen Amerika. Diese versuchte mit den armen Kindern einige Experimente, von denen sie behauptete, daß in ihrem Vaterlande damit die erfolgreichsten Versuche gemacht seien, um die Hexen herauszufinden. Kaum aber hörten die Kinder davon, als sie laut aufschrieen, das indische Weib sei es, sie quäle, steche, brenne sie. Bei ihrer Erscheinung fielen sie in die heftigsten Verzückungen. Tituba wiederholte, sie wisse zwar, wie man Hexen herausbringe, aber schwur hoch und theuer, sie selbst sei keine.

Es ward nun im Hause des Priesters gebetet und gefastet, aber ohne Erfolg. Dann ward ein öffentliches Beten-Fasten im Dorfe angeordnet, endlich ein allgemeines durch die ganze Colonie, um Gott anzuflehen, daß er des Satans Macht zurückstoße. Die armen Wesen wurden besucht und beklagt; dies mußte sie selbst in ihrem Glauben bestärken, es lockte aber auch verführerisch Andere, sich auch so von den ersten und ausgezeichnetsten Männern besuchen und beklagen zu lassen. Die Zahl der armen Dulderinnen wuchs mit jedem Tage, und unter ihnen waren zwei oder drei Frauen und einige Mädchen, alt genug, um sie als Zeugen gebrauchen zu können.

Diese älteren Besessenen schrieen in ihren Verzückungen laut auf, und klagten nicht allein die Indianerin Tituba an, daß sie von ihr behext worden, sondern auch zwei andere alte Weiber, die Sara Osburn, ein un-

glückseliges, verstörtes Geschöpf, und die Sara Good, die seit langer Zeit bettlägerig war. Tituba, welche von ihrem Herrn die Peitsche bekommen, bekannte endlich, sie sei eine Hexe und die beiden alten Weiber wären ihre Bundesgenossinnen. Alle Drei wurden ins Gefängniß gebracht und hier fand man nach längerem Nachsuchen auf Tituba's Rücken einige Narben, die man als Teufelsmale erkannte.

Zu diesem glücklichen Resultate war man am 1. März gekommen, schon drei Wochen nachher machte man aber zwei andere Frauen, von gutem Charakter und ehrbare Kirchenbesucherinnen, als der Hexerei verdächtig, ausfindig. Die eine hieß Corey, die andere Nurse. Auch beim Anblick dieser Frauen fielen die Kinder in Verzückungen; ja auch die Mutter eines der Kinder, die Frau des Thomas Putman, schrie mit den Mädchen laut auf: die Nurse quäle sie fürchterlich und ihr Schmerzensgeschrei erschreckte alle Umstehenden. Auch diese Frau wurde, alles Leugnens ungeachtet, ins Gefängniß gebracht; ja des Unsinns und Greuels noch mehr, auch Sara Goods fünfjähriges Kind, weil — eine der Bekerten versicherte, das Kind habe sie in den Arm gebissen und das Mal von ganz kleinen Zähnen vorwies!

Am 3. April predigte der hochwürdige Master Parris über den Text: „Habe ich nicht Euch Zwölf erwählt, und Einer von Euch ist ein Teufel." Da ging Sara Cloyse, der Frau Nurse Schwester, in der Meinung, es sei eine Anspielung auf dieselbe, aus der Kirche. Natürlich war nun auch sie eine Hexe, welche das Wort der Wahrheit nicht vertragen konnte; sie ward gefaßt, befragt und eingesteckt. Eine Frau Elisabeth Proctor ward zur selben Zeit angeklagt. Ihr Mann, von ihrer Unschuld überzeugt und entrüstet darüber, begleitete sie

zum Verhör. Es koſtete ihm das Leben. Die Beſeſſenen ſchrieen, als ſie ihn kommen ſahen: Auch er iſt eine Here! und der Unglückliche ward mit ſeiner Frau eingeſperrt.

Sara Cloyſe und Eliſabeth Proctor waren wohlbekannte, achtbare Frauen. Ihr Proceß erregte daher Aufſehen und ward mit einiger Feierlichkeit geführt. Der Gouverneur und fünf andere Magiſtratsperſonen kamen nach Salem. Auch waren mehre Geiſtliche gegenwärtig, während Parris als erſter Beamteter auftrat. Aus den vorhandenen Actenſtücken geht hervor, daß er es war, der die Anklage geleitet und die Anſchuldigungen der Beherten ſelbſt vorgelockt hat. Sein erſter Zeuge war der Indianer John, der Mann der Tituba. Sara Cloyſe verwarf ihn als einen notoriſchen, entſetzlichen Lügner. Die zweite Zeugin war Parris Nichte, Abigail Williams. Sie warf der Angeſchuldigten vor, daß ſie beim Herenſabbath zugegen geweſen. Sara Cloyſe war darüber ſo von Entſetzen ergriffen, daß ſie um ein Glas Waſſer bat und ohnmächtig niederſank. Da ſchrie die Bande der Beſeſſenen jubelnd auf: „Ihr Geiſt ging ins Gefängniß zu ihrer Schweſter Nurſe.“ Gegen Eliſabeth Proctor ſagte die kleine Abigail Dinge aus, die mehr albern als unwahr waren, z. B. die Gefangene habe ſie eingeladen, des Teufels Buch zu unterzeichnen. Eliſabeth rief in ihrer Todesangſt mit rührender Stimme: „Liebes Kind, es iſt nicht ſo. Es gibt noch ein anderes Gericht, liebes Kind!“

Beſtürzung verbreitete ſich über das ganze Land. Niemand war ſicher, wenn Perſonen von anerkannt untadelhaftem Charakter und der ſtillſten, einfachſten Lebensweiſe auf ſolche Zeugniſſe ins Gefängniß geſteckt wurden. Der ſicherſte Weg, der Anſchuldigung zu ent-

gehen, war der, ſelbſt zum Ankläger zu werden. Daher wuchs die Zahl der Beſeſſenen mit jedem Tage, und im ſelben Verhältniß natürlich die der Angeſchuldigten. Es ſchien zur fürchterlichen Wahrheit zu werden, daß die Galgen aufgerichtet würden nicht für Die, welche ſich ſelbſt als Hexen bekannten, ſondern für Die, welche die Anſchuldigung als freche Thorheit zurückwieſen; alſo nicht für die Schuldigen, ſondern für die Ungläubigen. Man ſtürmte ordentlich ein mit Angaben, war es doch der Eingang zur eigenen Rettung. Kein Tag verging ohne Nachforſchungen, Denunciationen, Arretirungen und Verhöre. Das reinſte Leben, der unbeſcholtenſte Ruf, die feierlichſten Betheuerungen der Unſchuld, der Anruf Gottes und alles Heiligen half zu nichts, in der neuen Welt wie in der alten. Satans Macht ging ſo weit, daß er auch in die Worte, Mienen und Handlungen der Kinder Gottes ſich kleiden konnte. Bald wurden Ehemänner von ihren Frauen geriſſen, Eltern von ihren Kindern, Brüder von ihren Schweſtern; ja oft erblickten die unglücklichen Opfer in ihren Anklägern ihre nächſten und liebſten Freunde. Ein Fall kam vor, daß eine Frau und Tochter den eigenen Gatten und Vater anſchuldigten, um ſich ſelbſt zu retten; und ein anderer, wo ein Mädchen von 7 Jahren gegen ihre eigene Mutter zeugte.

Alle einzelnen Fälle zu verfolgen, liegt nicht in der Aufgabe. Indem wir uns auf einige derſelben beſchränken, ſchicken wir Beobachtungen voraus, die ſchon von glaubwürdigen Zeitgenoſſen gemacht wurden. Der Geiſtliche Parris, bei allen Verhören gegenwärtig, war mehr als thätig, durch verfängliche Fragen aus den Zeugen, wie aus den Angeſchuldigten Antworten zu entlocken, welche zu ſeinem Zwecke dienten. Sobald die letzteren

glänzenden Fallstricken, und fliehen so lange der Fuß noch frei sei."

Aufmerksam hatte Anna zugehört. „So spät, theurer Oheim, kommt die Ermahnung? Wenn nun das Herz schon gefangen, fliehn, wenn ich gefesselt wäre! — Doch Oheim, Sie sollen sehn, was die Liebe einer Nichte zum Oheim vermag. Herz und Fesseln zerreiße ich, und fliehe mit Ihnen, — wenn Sie befehlen gleich jetzt. Und ich dächte, guter Oheim," setzte sie nach einer Pause, ihn ernst anblickend, hinzu, „es wäre für uns Beide gut diesen Ort zu fliehen; wir haben Beide nichts mehr hier zu suchen, was sich mit unserer Ehre vertrüge."

Es war, als läge etwas Prophetisches in den Augen der Schönen; auf den Prälaten hatte wenigstens die Sprache eine elektrische Wirkung. An Miß Annens Hand eilte er die steinernen Stufen der Wendeltreppe hinab, und schlug sich an die Brust, als die freie Luft und das glänzende Tageslicht ihn in der offenen Schloßhalle anhauchten.

„Wollen Sie die bösen Geister verscheuchen?" fragte ihn Anna. Indem bemerkte sie, daß hier nicht der gelegene Ort zur Unterhaltung sei. Schloßbeamte, Lakaien und einiges Volk drängten sich an

sich widersprachen und verwirrten, schrie Alles auf: Seht, sie sind schuldig! Ein Schriftsteller jener Zeit sagt über das Verfahren des Gerichts in Salem: „Nachdem ein Verhaftsbefehl erlassen, die Personen zu ergreifen, welche von den sogenannten besessenen Kindern angeschuldigt sind, werden sie vor die Richter geführt. Die Kinder sind zugegen. Die Richter fragen dann die Gefangenen: warum sie die armen Kinder behext haben? Die Gefangenen antworten: sie hätten sie nicht behext. Die Richter verordnen nun, daß die Gefangenen besagte Kinder anblicken sollen. Dies geschieht, und in demselben Augenblick werden die Besessenen (ich wage nicht zu sagen durch den Blick, wie die Herren in Salem behaupten) in Convulsionen niedergeworfen. Dann verbindet man den Gefangenen die Augen, und befiehlt ihnen, die Besessenen zu berühren, und bei dieser Berührung (ich sage nicht durch die Berührung) kommen die Besessenen wieder zu sich. Die Besessenen erklären dann, daß die Gefangenen sie behext haben, worauf dann die Gefangenen, mögen sie auch des besten Rufes sonst sich erfreuen, augenblicklich ins Gefängniß geworfen und wegen Verdachts der Hexerei zur Untersuchung gezogen werden."

Ein anderer, nahe betheiligter Mann, Jonathan Carey, aus Charlestown, hat folgende etwas umständliche, aber in ihrer Einfachheit ergreifende Schilderung des Verfahrens niedergeschrieben. Sie gibt uns die deutlichste Anschauung. Sein Weib war auch angeschuldigt und verhaftet worden: „Da ich nun dies gehört, beunruhigte es mich sehr, und da man mir es rieth, ging ich nach Salem, um zu sehen, ob die Besessenen sie denn auch kannten? Und das war der 24. Mai, wo das Verhör stattfand, und Master Hathorn und Master Curwin und die andern Richter kamen in das Versammlungshaus,

wo das Verhör war. Die Geistlichen fingen mit dem Gebet an, und ich suchte nur einen Platz zu gewinnen, wo ich Alles sehen konnte, und sah die zwei Mädchen von etwa 10 Jahren, und zwei oder drei, die waren etwa 18 Jahre alt. Eine von den Mädchen sprach erstaunlich viel und konnte mehr erkennen als die andern. Nun wurden die Gefangenen, eine nach der andern, hereingeführt und bei Namen aufgerufen. Sie wurden etwa 7 oder 8 Fuß von den Richtern entfernt vor denselben aufgestellt, und die Ankläger die kamen zwischen den Richtern und ihnen zu stehen. Die Gefangenen mußten gerad aufgerichtet stehen vor den Richtern, und ein Beamter hielt einem Jeden die Hand fest, damit sie nicht damit beten sollten. Und ihre Augen mußten die Gefangenen immer auf die Richter heften. Denn wenn sie auf die Besessenen geblickt hätten, so würden die in Verzuckungen gefallen sein, oder laut aufgeschrieen haben. Nun wurden die Gefangenen gefragt, wer die Mädchen beherrt hätte, und sie sagten, sie wußten es nicht. Dann mußten sie das Vaterunser sprechen, als eine Probe, ob sie schuldig waren. Und wie die Besessenen wieder zu sich gekommen waren, da starrten sie auf einen oder den andern und sprachen gar nicht; und die Richter sagten, sie wären vom Starkkrampf gerührt, sie würden aber schon wieder sprechen. Und dann fragten die Richter die Besessenen: Wer will nun 'ran gehen und die Gefangenen anfassen? Wer am mutwilligsten war, strengte sich nun an, aber ehe er drei Schritte vor gethan, fiel er gewöhnlich nieder und in Verzuckungen. Nun befahlen die Richter, daß man sie aufnehmen solle und zu den Gefangenen hintragen, daß die sie berühren sollten. Und sobald die Angeklagten nur die Hand angerührt, sagten die Richter immer, sie wären jetzt wohl, und ich konnte

doch gar keine Veränderung bemerken. Da ſah ich wol, die Richter mußten das beſſer verſtehen als ich. So weit war ich nur ein Zuſchauer. Mein Weib war auch unter den Gefangenen, aber glücklicher Weiſe nahm keine von den Beſeſſenen von ihr Notiz, außer daß eine oder die andere ſie nach ihrem Namen fragte."

Hierauf berichtet er, wie er mit Hülfe eines Bekannten in Salem den Verſuch gemacht, diejenige der Beſeſſenen insgeheim zu ſprechen, welche auf ſeine Frau ausgeſagt. Es war die zwölfjährige Abigail Williams, des Geiſtlichen Nichte. Es blickt in der Ausſage hier ein Beſtechungsverſuch hervor, der aber dem Manne misglückte, indem die Zuſammenkunft in Parris Hauſe nicht möglich war. Dagegen traf er den Indianer John in einem Alehauſe. Nachdem er ihm Cider vorgeſetzt, rühmte ſich dieſer verſchiedener alten Narben, die er ruhmredneriſch für Hexenmale ausgab, und wußte ſich auch etwas darauf, daß ſein Weib wegen Hexerei eingeſperrt ſei. Aber im Augenblick, wo Carey von ihm etwas Zweckdienliches zu erfahren hoffte, ſtürzten die Beſeſſenen zuſammen in das Wirthshaus und fingen an ſich herumzuwälzen wie Schweine. Drei Frauen wurden zu ihrer Bewachung hereingerufen, aber plötzlich ſchrieen ſie Alle mit einem Tone aus: „Carey, die Carey!" Bald darauf erſchien auch ſchon ein Befehl, die Frau des unglücklichen Mannes vor den Richter zu führen. Wir laſſen ihn wieder ſelbſt reden:

„Ihre Hauptankläger waren zwei Mädchen. Meine Frau erklärte den Richtern, daß ſie die Beiden nie bis auf den Tag geſehen, noch etwas von ihnen gehört habe. Nun zwang man ſie, mit ausgeſtreckten Armen dazuſtehen. Ich bat, daß man mir doch erlaube, eine ihrer Hände zu halten, aber man ſchlug es mir ab. Da

bat mich mein Weib, ich möchte ihr doch die Thränen aus den Augen wischen, und den Schweiß von ihrem Gesichte. Das that ich denn. Und dann wünschte sie, daß sie sich an mich anlehnen dürfe, sonst würde sie noch ohnmächtig. Der Richter Hathorn aber sagte: sie hätte ja Kraft genug, um die armen Geschöpfe vor ihr zu quälen, also würde sie ja auch Kraft genug haben, um aufrecht zu stehen. Als ich etwas gegen ihre Grausamkeit sagte, hießen sie mich still sein: sonst würden sie mich zur Thür hinausweisen. Der Indianer, von dem ich vorhin sprach, war auch unter den Anklägern, und kaum stand er vor den Richtern, so fiel er zusammen und taumelte und turkelte wie ein Frosch, aber er sprach nichts. Die Richter fragten die Mädchen, wer den Indianer behext habe, und sie antworteten: die da (meine Frau) hätte es gethan, und jetzt liege sie auf ihm. Die Richter befahlen nun, daß meine Frau ihn anrühren sollte, um ihn wieder gesund zu machen; aber ansehen sollte sie ihn nicht, sondern den Kopf abwenden, sonst mache sie ihn nur schlimmer. Und so führte man ihre Hand, daß sie ihn anfassen solle. Aber der Indianer schnappte zu, faßte sie und riß sie auf eine schändliche und grausame Art zu Boden. Endlich brachte man seine Hand fort und legte ihre auf seinen Kopf, und da war die Cur mit einem Male fertig. Ich war ganz außer mir und konnte mich nicht mehr fassen und rief laut aus: Gott würde schon Rache nehmen an ihnen, und ich wünschte, daß Gott uns aus den Händen so unbarmherziger Menschen befreien möchte."

Die unglückliche Frau ward nun auf ein so dringendes Zeugniß ihrer Schuld in ein hartes Gefängniß gesperrt und mit schweren Ketten an den Beinen belastet. Sie gerieth außer sich und selbst in Verzückungen: alle

Vorstellungen des Mannes dagegen waren vergebens. Als er beim Fortgange des Processes zu Salem sah, daß die Zeugen, welche so Viele zu Tode gebracht, auch seine Frau verderben müßten; wendete er alle seine Mittel an, eine Flucht zu bewerkstelligen, die denn auch endlich gelang, obwol es ihm später einen Theil seines Vermögens kostete. Der Gouverneur von New-York, Benjamin Fletcher, nahm ihn gütig auf, ohne doch im Stande zu sein, ihm offenen Schutz zu gewähren. „Wie sie mit den Gefangenen umgingen," schließt Carey seinen Bericht, „und die Unmenschlichkeit, die sie noch bei der Hinrichtung zeigten, das kann kein guter Christ mit Ruhe anhören."

Ein Protokoll über die Vernehmung einer der Angeschuldigten, einer Mary Coffin, hat sich vollständig mit Frage und Antwort erhalten. Nachdem die Besessenen in ihre Verzückungen gefallen waren und Mary als die Hexe genannt, welche sie besitze, lautete die Frage:

Was sagst du dazu? Bist du schuldig oder nicht schuldig?

„Ich kann vor Jesus Christus sagen, ich bin frei von Schuld."

Du siehst, die dich hier anschuldigen.

„Es lebt ein Gott —"

Was hast du diesen Kindern gethan?

„Ich weiß nichts."

Wie kannst du sagen, daß du nichts weißt, wenn du siehst, wie sie gereinigt sind, und sie schuldigen dich an?

„Wollen Sie, daß ich mich selbst anschuldigen soll?"

Ja, wenn du schuldig bist. Wie weit hast du dich mit Satan eingelassen, daß er so viel Gewalt über dich hat?

„Mein Herr! ich habe mich nicht mit ihm eingelaſſen, vielmehr alle meine Tage gegen ihn gebetet. Ich habe keine Verbindung mit Satan. Ach, was verlangen Sie von mir?"

Bekenne, wenn du ſchuldig biſt.

„Ich will es ſagen, und wenn es mein letztes Wort wäre. Ich bin frei von dieſer Sünde."

Die Zeuginnen und Anklägerinnen fuhren wie vom Donner gerührt zuſammen und fielen ſogleich in ihre Zuſtände. Wenn die Hand der Gefangenen ſich ſchloß, ſo ſchloſſen ſich auch ihre, und wenn ſie den Kopf beugte beugten auch dieſe ihn. Zuletzt ſchrieen ſie ſämmtlich in furchtbarer Weiſe auf und heulten und klagten, das Weib da quäle ſie zu entſetzlich.

Was ſagſt du dazu? hieß es nun.

„Gott allein weiß es," erwiderte das arme Weib. „Es iſt ein böſer Geiſt; aber ob es durch Hexerei iſt, das weiß ich nicht."

Da ſich zeigte, daß ein Bekenntniß Deſſen, was der Richter foderte, das ſicherſte Mittel war, um mit dem Leben davon zu kommen, ſo bekannten Viele aus Furcht, was man von ihnen verlangte. Andere wurden ſo lange von ihren Freunden beſtürmt, bis ſie ſich zum Geſtehen entſchloſſen. Bei noch Anderen trat jener Proceß der Selbſttäuſchung ein, von dem wir in den Ueberlieferungen der deutſchen Hexenproceſſe ſo viele Belege finden. Das Unglück der Bekehrten zerriß ihr weiches Herz, ihre feierlichen Betheuerungen verwirrten ihren Verſtand; ſie glaubten an die Geiſter und Schattenbilder, von denen jene gequält ſein wollten, und überredeten ſich endlich, daß die böſen Geiſter, in einer oder der andern Art ſich, ihnen ſelbſt unbewußt, ihrer Seelen bemächtigt hätten,

und daß sie also Hexen wären. Dann war es eine Art des Heroismus, zu bekennen.

Aber auch eine Art Folter wurde angewandt. Zwei junge Leute wollten durchaus nicht bekennen, da band man sie zusammen, Nacken und Hacken gegeneinander. Vom Schmerz allmälig überwältigt, klagten sie ihre eigene Mutter an. Bei Bekenntnissen, auf diese Weise erpreßt, war es in der Ordnung, daß auch Widerrufe stattfanden. Eine wahrhaft tragische Geschichte ist in dieser Beziehung folgende:

Margaret Jacobs hatte bekannt, daß sie eine Hexe sei. Sie hatte einen Geistlichen, Master Burroughs und ihren eigenen Großvater, als der Hexerei ergeben, angeschuldigt. Bald aber erwachte ihr Gewissen. Lieber wollte sie ihr eigenes Leben aufs Spiel setzen, als bei der Unwahrheit verharren. Es war zu spät. Burroughs war schon zum Tode verurtheilt. Sie bat ihn unter heißen Thränen um Vergebung, und der edle Geistliche schenkte sie ihr mit vollem Herzen auf seinem Wege zur Hinrichtung. Auch ihren Großvater konnte sie durch den offenen Widerruf nicht mehr retten. Ihr eigenes Leben wurde erhalten, weil man sie für offenbar gestört vor dem Gerichtshofe erklärte; vor dem zweiten Gerichtshofe machte die Arme einen vollständigen formalen Widerruf aller ihrer Eingeständnisse. In demselben heißt es mit dürren Worten: „Sie sagten mir, wenn ich nicht bekennte, würde ich in den Kerker geworfen und gehängt werden; aber wenn ich bekennte, sollte ich am Leben bleiben. Das erschreckte mich denn so sehr, und in meinem elenden, schlechten Herzen entschloß ich mich, um meines Lebens willen, zu der Aussage, die ich gethan, und die, wenn ein hoher Gerichtshof zu gut halten will, ganz und gar falsch und unwahr ist. Die erste Nacht nach

her war ich auch in ſolchem Schrecken und ſolcher Gewiſſensangſt, daß ich nicht ſchlafen konnte, und ich fürchtete immer, der Teufel würde niederfahren und mich für die ſchrecklichen Lügen, die ich ausgeſagt, abholen."

Die Zahl der Gefangenen hatte ſich vom Februar bis Mitte Juni ins Ungeheure vermehrt. Die Gefängniſſe in den benachbarten Grafſchaften waren überfüllt und warteten der großen Gerichtstage, welche ſie wieder leeren ſollten. Inzwiſchen war im Mai der neue königliche Gouverneur Sir William Phipps in Boſton angekommen, ein Mann, der in ſtrengem Glauben an Hexen und Hexenkraft hielt. Durchdrungen von dem Uebel, welches die menſchliche Geſellſchaft inficirte, und von dem Uebelſtande, daß in den Gefängniſſen kein Platz war, verordnete er ſogleich eine Specialcommiſſion, welche in den Grafſchaften Suffolk, Eſſex und Middleſex über die der Hexerei Angeſchuldigten richten ſollte. Dieſer Gerichtshof war, nach dem Urtheil der amerikaniſchen Juriſten, ein ganz illovaler, da der Gouverneur auch nicht den Schatten der Auctorität gehabt, ihn zu beſtellen. Außerdem war dieſes ganze Tribunal ein reines Volksgericht, da auch nicht ein einziger ſeiner Beiſitzer ein ausgebildeter Juriſt war. Es präſidirte William Stoughton, der Vicegouverneur, als Oberrichter; er war als Geiſtlicher erzogen worden. Jonathan Curwin, John Richards, Bartholomew Gadney, Veit Winthorp, Samuel Sewall und Peter Sergeant; die andern Beiſitzer waren Theologen, Aerzte und Kaufleute. Ein einziger in England auf der Univerſität gebildeter Juriſt, Saltonſtal, war mit zur Commiſſion gewählt, hatte den Antrag aber abgelehnt.

Am 2. Juni 1692 wurde dieſer Gerichtshof in Salem eröffnet. Thomas Newton agirte als General-Advocat und Ankläger, und der Oberrichter machte der großen Jury bemerklich, ſie möchten daran kein Bedenken nehmen, daß in der Anklage von dem „ausgemergelt und verzehrt werden" der Beſeſſenen geſprochen werde. Es komme nicht darauf an, ob ihre Leiber wirklich ausgezehrt und ausgemergelt würden, ſondern darauf, ob die Beſeſſenen von Seiten der Angeſchuldigten nicht ſolche Schmerzen erlitten, die ihnen das Gefühl beibrächten, als würden ſie ausgemergelt und verzehrt. Dies ſei Auszehren und Ausmergeln im Sinne des Geſetzes.

Das Verfahren beim Proceſſe war, nach unſerm Sinne, ſehr ſummariſch. Nachdem der Angeſchuldigte ſich für nicht ſchuldig erklärt, wurden die Beſeſſenen vorgeführt und darüber vereidet, wer ſie behext habe? Dann wurden Die vorgeführt, welche freiwillig bekannt hatten, daß ſie Hexen wären, um vorzubringen, was ſie von den Angeklagten wüßten. Ein Schriftſteller jener Zeit ruft dabei aus: „Das war doch ein Ding, was in der Welt ſeines Gleichen ſucht! Eine, die ſelbſt bekennt, daß ſie eine Hexe ſei, daß ſie Gott und Chriſtus und alles Heilige verworfen habe, der geſtattet man, ja man befiehlt ihr zu ſchwören, im Namen des großen Gottes!" Endlich wurden auch noch durch Proclamationen Alle aufgefodert, welche etwas von der Sache zu wiſſen glaubten, zu erſcheinen und ohne Furcht und Scheu frei weg zu ſprechen.

Die nächſte Procedur war das Suchen nach den ſogenannten Hexenmalen. Mit wem der Teufel ſich einließ, auf deſſen Körper ließ er ein Mal zurück, irgend ein Auswuchs, eine Warze, in der Regel aber ein Flecken

todter Haut. Ein ſolches Zeichen am Leibe brachte oft Denen Verderben, gegen welche ſonſt nicht genügende Zeugenausſagen vorhanden waren. Die Procedur war doppelt empfindlich, moraliſch und phyſiſch. Die arme Here, jung oder alt, ward von einer Jury von Frauen, an deren Spitze aber ein Arzt ſtand, ganz entkleidet und aufs ſtrengſte unterſucht — waren Männer angeſchuldigt, ſo beſtand die Jury aus Männern — und fand man ein Mal, ſo ward es mit Stecknadeln punktirt, um zu erfahren, ob die Here Gefühl habe oder nicht. Man erinnere ſich dabei des gegen Urban Grandier gebrauchten Verfahrens! Oft wurde dieſe Unterſuchung wiederholt. Einmal fand die weibliche Jury (von der übrigens nur ein Mitglied ſchreiben konnte) Morgens um 10 Uhr die Brüſte der Angeſchuldigten ganz voll, und die Bruſtwarzen friſch und feſt; aber als ſie um 4 Uhr Nachmittags wieder zuſah, war die Bruſt ſchlaff und herabhängend. Auch das war ein bedenkliches Zeichen.

Eine gefährliche Anzeige für das Daſein von Hexenzauber war es, wenn die Angeſchuldigte ſich im Herſagen des Vaterunſers verſprach. Eine Unglückliche ſprach es vortrefflich, aber ſtatt zu beten: „befreie uns vom Uebel," ſagte ſie „von allem Uebel." Dies hielt man für eine Hinweiſung auf Das, was mit ihr jetzt geſchah. Von dem Beweiſe durch die Wirkungen, welche das Auflegen der Hand auf die Beſeſſenen üben ſolle, iſt ſchon geſprochen. Bisweilen wurden die Angeklagten aber auch genöthigt, die Beſeſſenen ſtarr anzublicken; man wollte dann bemerken, wie ein unſichtbares Fluidum aus den Augen der Here auf die Beherte ſchoß, und ihr bis ins Hirn drang. Wenn jene dieſe dann berührte, zog ſie das böſe Fluidum zurück und die Beherte erholte ſich.

der Treppe, wie in Erwartung eines kommenden Schauspiels. Es bedurfte nicht vieles Fragens um zu erfahren, daß die Bischöfe äußerst ungnädig vom Könige aufgenommen, daß er ihre Petition ein Libell genannt und die Scheriffs beordert habe sie in den Tower zu führen. Auf den Gesichtern malte sich eine Angst und Unruhe, weit entfernt von der bei gewöhnlichen Tumulten, wo Leidenschaften und Interessen mitwirken den glimmenden Brand des Unwillens zur Flamme anzufachen. Eine tiefe Entrüstung, eine wahre Seelenangst sprach sich hier aus, die Lippen bebten, die Augen hafteten ängstlich auf der Stelle, wo man sie zuerst zu erblicken, heftig, hier und dort preßte sich eine Thräne vor, und die Reden, weit entfernt vom Trotz einer tumultuarischen Volksmenge, deuteten auf die innere Angst.

„Und wenn ihre Petition," sagte ein ergrauter Beamter, „nur ein Wörtchen Ungehorsam enthalten! Es konnte keiner demüthiger sprechen. Sie baten um nichts, als daß man die Geistlichen verschone das Edict über die Gewissensfreiheit abzulesen. Das mußten sie thun, sollte die hohe Kirche bestehen und sich nicht selbst lächerlich machen von den Kanzeln herab vor denen, gegen die sie einst gepredigt hat."

Auch war es ein böses Zeichen, wenn man auf Befehl keine Thräne vergießen konnte.

Von schauerlichem Eindruck war noch eine andere Art von Beweisführung. Die Besessenen fingen, auch wenn die Hexen nicht zugegen waren, plötzlich an, sich zu krümmen, zu weinen und niederzuwerfen. Sie gaben vor, ihre Erscheinungen und Geister zu sehen, welche sich auf sie warfen, ihre Kleider zerrissen, sie kitzelten, stachen, daß sie vor Verzweiflung nicht wußten, wohin. Plötzlich griffen sie in ihre Kleider und brachten die Nadeln hervor, mit welchen die Unholde sie gestachelt. Sorgsam wurden die Nadeln aufgehoben und werden noch bis auf den heutigen Tag bewahrt und in Salem den Fremden als traurige Reliquien aus dem Trauerspiel von vor 150 Jahren gezeigt.

In der ersten Session dieses Commissionsgerichtes ward nur gegen eine Angeklagte verfahren, gegen ein armes, altes, verlassenes Weib, Bridget Bishop. Die Zeugenaussagen sind uns fast vollständig in Cotton Mathers schon genanntem Werke erhalten, und geben uns ein treues Bild vom Glauben der Zeit und der Macht einer aufgeregten Einbildungskraft auf die vielen Zeugen, die in dieser Sache vernommen wurden. Die Anklage lautete, daß Bridget Bishop am 19. April 1692, wie auch an verschiedenen andern Tagen, vorher und nachher geschlagen, ausgeübt und vollbracht verschiedene abscheuliche Künste, genannt Hexereien und Zaubereien, in- und außerhalb des Stadtgebietes von Salem, durch welche ihre schlechte Künste die genannte Mercy Lewis sei gestoßen, gequält, belästigt, ausgemergelt, ausgezehrt, erschöpft und verwüstet worden, gegen den Frieden des

gnädigſten Herrn und ſeiner Frau, des Königs und der Königin und gegen die beſtimmt derohalb erlaſſenen Geſetze. Außerdem waren noch vier Anklagen wegen deſſelben Verbrechens gegen vier andere Frauen. Bridget erklärte ſich für nicht ſchuldig.

Ueber den Thatbeſtand des Verbrechens war keine Frage. Daß die fünf Perſonen wirklich behext ſeien und durch Jemand, ward als notoriſch betrachtet. Nur die Thäterſchaft mußte bewieſen werden, und die erſten Zeugen waren die Behexten ſelbſt. Sie ſagten, wie gewöhnlich, aus, daß Bridgets Schatten ſie entſetzlich geſtochen, gekniffen, gebiſſen und geplagt habe. Dann aber habe er ſie auch entſetzlich gequält, ihren Namen in ein Buch einzuſchreiben, welches das Geſpenſt „unſers" genannt. Eine der Beſeſſenen wußte ſogar noch mehr. Eines Tages hatte das Geſpenſt ſie vom Spinnrade fortgeriſſen, an den Fluß geführt und gedroht, ſie hineinzuſtoßen, wenn ſie das Buch nicht unterzeichne. Eine Beſeſſene hatte gehört, wie das Geſpenſt in plauderhafter Weiſe ſich rühmte, ſo und ſo viel Perſonen umgebracht zu haben, und ſie Alle bei Namen nannte. Eine Andere hatte ſogar die Geiſter der Umgebrachten zum Geiſte der Mörderin ſchreien gehört: „Du haſt uns ermordet!"

Beim erſten Verhör (vor der Criminalunterſuchung) und bei der Confrontation mit den Beſeſſenen hatten ſich alle die Wahrnehmungen eingeſtellt, über die wir im Allgemeinen berichtet haben, heftige Convulſionen der Beſeſſenen beim Anblick der Hexe, das Nachmachen aller ihrer Bewegungen, Schmerzſtillung im Augenblick, wo ſie ihnen die Hand auflegte u. ſ. w.

Aber furchtbarer war die ganze Reihe von Zeugenausſagen. Ein Mann hatte einſt auf einem Platze mit der Peitſche geſchlagen. Er ſah Niemand; aber eine Be-

herte sah, daß die Peitschenspitze den Fleck traf, wo der Schatten der Here stand, und ihr ein Stück vom Rocke zerriß. Gerade dasselbe Stück fand man am Rocke der armen Frau abgerissen!

Eine der gefährlichsten und Hauptzeuginnen war Deliverance Hobbs, welche die Erste gewesen, die sich freimüthig als Here bekannt hatte, dadurch aller weitern Verfolgung entgangen war und nun als Zeugin gegen die Andern gebraucht wurde. Sie sagte aus, wie entsetzlich Bridgets Geist sie quäle wegen ihres Bekenntnisses, und sie fortwährend versuche, das bewußte Buch von Neuem zu unterzeichnen und abzuleugnen, was sie schon eingestanden. Ja, das Gespenst hatte sie mit eisernen Ruthen gepeitscht, um sie dazu zu bewegen. Auch hatte die Hobbs die Angeklagte selbst bei einem großen Herensabbath auf dem Felde bei Salem gesehen, wo ein diabolisches Abendmahl in Brot und Wein ausgetheilt wurde.

Merkwürdiger noch John Cooks Zeugniß. Fünf oder sechs Jahre früher wurde er eines Morgens bei Sonnenaufgang von Bridgets Schatten überfallen. Er war allein in seiner Kammer. Sie stierte und grinste ihn an und versetzte ihm plötzlich einen Schlag auf den Kopf. Am selben Tage, gegen Mittag, kam dasselbe Gespenst in das Zimmer, wo er war, und im selben Augenblicke flog ein Apfel aus seiner Hand in die Schürze seiner Mutter, die 6 oder 8 Fuß von ihm stand.

Aus noch älterer Zeit wußte Samuel Gray etwas. Vor etwa 14 Jahren wachte er einmal des Nachts auf. Die ganze Stube, in der er lag, war voll Licht. Da sah er deutlich ein Weib zwischen der Wiege und seinem Bette stehen, welches ihn seltsam anblickte. Er sprang auf, da verschwand das Weib. Alle Thüren waren fest

zu. Er machte die Thür nach dem Flure auf, und ſah nun daſſelbe Weib, in derſelben Kleidung draußen ſtehen. „In Gottes Namen, was machſt du da?“ rief er ſchaudernd, warf die Thür zu und kroch in ſein Bette. Aber das Weib ſtand bald wieder vor ihm. Da fing das Kind in der Wiege an kläglich zu ſchreien, und jetzt endlich verſchwand das Weib. Es dauerte lange, bis das Kind wieder zur Ruhe gebracht werden konnte, und obgleich es ein ſehr lebhaftes, kräftiges Kind war, fing es doch von der Zeit an zu quinen und ſtarb mehre Monate darauf in kläglicher Weiſe. Er hatte damals die Biſhop weder geſehen, noch von ihr gehört; aber ſeit er ſie zum erſten Male darauf ſah, war er auch überzeugt, daß ſie es geweſen, deren Geſpenſt ihm den unheimlichen Beſuch abgeſtattet habe.

John Bly und ſein Weib hatten einſt von dem Mann der Biſhop eine Sau gekauft, aber ihn angewieſen, das Geld dafür einer dritten Perſon auszuzahlen. Das gefiel der Bridget, ſeinem Weibe, gar nicht, weil ſie das Geld lieber durch ihre Finger gehen laſſen wollte. Sie ſah ſehr ſcheel zum Kaufe, und kaum hatten die Bly's das Thier in ihrem Hofe, als es unruhig, ſtätiſch, krank wurde, ſeinen Kopf gegen die Gitter rieb und nicht freſſen wollte. Da ſchon war Niemand in Zweifel, daß die Bridget die Sau behext habe.

Richard Cowan lag, etwa 8 Jahre vor den Vorfällen, einmal wachend in ſeinem Bette, und ein Licht brannte in der Stube, als ein Weib, Bridget Biſhop, ihm erſchien, mit noch zwei andern, die ihm unbekannt waren. Sie alle Drei kamen auf ihn zu, ſetzten ſich auf ihn und drückten und klemmten ihn ſo, daß er ſich nicht rühren konnte, und auch Niemand ſonſt wecken oder um Hülfe rufen. In der folgenden Nacht ward er wieder

ebenſo beläſtigt, ja die Biſhop drückte ihn an der Kehle und warf ihn beinahe aus dem Bette. Um ſich Beiſtand zu verſchaffen, bat er einen Verwandten, bei ihm zu wohnen und zu ſchlafen. Während ſich Beide nun noch in der darauf folgenden Nacht lebhaft unterhielten, waren dieſelben Geſpenſter wieder da, und kaum daß ſie da waren, ſo war ſein Verwandter auch ſchon wie vom Blitz getroffen; er regte nicht die Zunge und bewegte kein Glied. Richard Cowan war ein beherzter Mann. Er glaubte den Degen auch gegen Geiſter brauchen zu können, und hatte deshalb ſein gutes Schwert neben ſein Bette gelegt. Auch ergriff er es, aber die drei Geiſter ſtürzten ſich über ihn los, und wollten es ihm durchaus entreißen. Und es wäre ihnen geglückt, wenn er es nicht gar zu feſt gehalten. Jetzt endlich ward er ſo weit ſeiner Herr, um die Leute im Hauſe zu rufen; aber obgleich ſie ihn hörten, hatten ſie doch nicht die Macht, zu ſprechen, oder nur ſich zu bewegen, bis endlich Einer losſchrie: „Was gibt's denn?“ Da verſchwanden die Geſpenſter.

Ein anderer Nachbar von Biſhops, Samuel Shattock, hatte ein Kind, bei dem es offenbar nicht mit rechten Dingen zuging. Früher ſchien es ein geſundes, blühendes, vielverſprechendes Kind, bis es allmälig hinſiechte, und man rechnete ſpäter aus, daß dies geſchehen, ſeit die Bridget Biſhop öfter ins Haus eingetreten war; meiſt unter nichts ſagenden Vorwänden, ſodaß man ihr gleich eine böſe Abſicht angemerkt. Je öfter ſie ins Haus kam, um ſo ſchlimmer ward es mit dem Kinde. Wenn es vor der Thür ſtand, ſo kam plötzlich ein Windzug und warf es gegen die Steine, oder eine unſichtbare Hand drückte es gegen die Mauer des Hauſes, daß ſein Geſicht jämmerlich geſchunden wurde. Shattock war ein

Färber. Einſt brachte ihm die Biſhop ein Stück Zeug zum Färben, wo doch auch Niemand den Grund abſah, warum die Fetzen gefärbt werden ſollten. Aber noch merkwürdiger war es, daß das Geld, was ſie dafür bezahlt, ſammt dem Beutel, in welchen Shattock es gethan, aus einer feſtverſchloſſenen Lade fortgeflogen waren. Das Kind war inzwiſchen mit den Jahren durch die immer fortgeſetzten heftigen Anfälle ganz ſtumpf und dumpf geworden, und ſeit man bemerkte, daß es nichts lieber that als auf einem beſtimmten Brete im Garten auf- und abzuſpazieren, war darüber kein Zweifel mehr, daß es behext worden. Alle Ermittelungen deuteten darauf hin, daß die Biſhop es geweſen, die es dem armen Kinde angethan. Ja, als ein Fremder, der es dem Färber geradezu geſagt, ſie und kein Anderer habe den Knaben behext, denſelben an die Hand genommen und zur Biſhop ins Haus geführt hatte, war dieſe ſo aus der Rolle gefallen, daß ſie wie eine Furie auf den Jungen losgeſtürzt war und ihn mit den Worten blutig gekratzt hatte: „Du Range, du, was bringſt du mir den Kerl ins Haus, um mich zu plagen?“ Dieſer Fremde war vermuthlich inzwiſchen verſtorben oder verſchollen, denn er ſelbſt trat nicht als Zeuge auf. Der arme Knabe aber war zur Zeit des Proceſſes noch immer die Beute der hölliſchen Mächte. Er taumelte, wo er nicht auf ſeinem Brete ging, links und rechts umher, und man mußte ihn immer hüten, damit er nicht ins Feuer oder ins Waſſer ſtürzte.

Noch ſtärker war das Zeugniß eines andern nächſten Nachbarn der armen Biſhop. Ihre und John Louders Obſtgärten grenzten an einander. Beide hatten einſt einen Streit gehabt über Enten, als Louder in der Nacht aufwachte und im Mondenlichte deutlich das alte Weib,

seine Nachbarin, ſah, wie ſie auf ihm ſaß und ihn erbärmlich drückte. Er konnte ſich nicht rühren und mußte ſo beinahe bis an den grauenden Morgen liegen. Andern Tags ſagte er es der Biſhop; ſie wollte aber nichts davon wiſſen, und drohte ihm noch dazu. Bald nachher, und noch dazu am Tage des Herrn, während die Thüren verſchloſſen waren, ſah John Louder eine ſchwarze Perücke ſich ihm nähern. Er wollte ſie faſſen, aber ſie verſchwand. Wenige Minuten nachher, während er im Stuhle ſaß, ſprang etwas Schwarzes durch's Fenſter, es näherte ſich und ſtand plötzlich vor ihm. Der Leib war etwa wie der eines Affen, die Füße wie die eines Hahns, aber das Geſicht glich zumeiſt einem menſchlichen. Während er noch ſo erſchreckt war, daß er keinen Laut vorbringen konnte, öffnete das Geſpenſt den Mund und ſprach: „Ich bin ein Bote zu dir geſandt, denn wir merken, daß dein Geiſt verwirrt iſt. Wenn du dich aber von uns willſt leiten laſſen, ſo ſoll es dir an nichts in dieſer Welt fehlen.“ Louder ſchlug nach dem Teufelchen, aber er konnte keine Subſtanz finden. Es ſchlüpfte durch's Fenſter fort, um gleich darauf durch die Thür wieder einzudringen, obgleich ſie feſt verſchloſſen war, und ſprach nur: „Du hätteſt beſſer gethan, meinen Rath anzunehmen.“ Louder ſchlug nun mit dem Stock nach ihm, traf aber nur die Schwelle, und ſein Arm wurde gleich darauf gelähmt und blieb ſichtlich im Schwinden. Noch richtete er ſich auf und öffnete die Hinterthür, die nach den Obſtgärten hinausging, wo er die Biſhop ſah, ohne die Kraft zu haben, ſie anzurufen. Er mußte zurückkehren, aber kaum in der Stube, umhüpfte ihn wieder das Teufelchen. „Gottes himmliſche Heerſcharen zwiſchen mir und dir!“ ſchrie der Geängſtigte auf, und der Kobold flog fort. Im Fliegen ſtreifte er durch einen

Apfelbaum, wovon viele Aepfel zu Boden fielen. Aber den rechten Schwung zum Fliegen hatte er dadurch bekommen, daß er beim Anſetzen ſich gegen den Bauch des armen Mannes mit der ganzen Fußſohle ſtemmte. Louder blieb davon drei Tage lang ſtumpf und dumpf.

Cotton Mather erwähnt hierbei, daß die Biſhop und dieſer Zeuge durch lange Jahre, eben wegen ihrer angrenzenden Gehöfte und Gärten, in Hader und Streit gelebt hätten.

Wer noch zweifeln konnte, wurde durch William Stacys Ausſage überzeugt. Die Biſhop hatte ihm einſt Geld für einen Tag Arbeit bezahlt. Kaum war er drei Schritte fort, ſo war das Geld unbegreiflicher Weiſe verſchwunden. Später fragte ihn die Biſhop: ob ſein Vater wol ihr Korn mahlen wolle? Er ſagte: Warum nicht? Sie antwortete: Nun weil ſie mich für eine Hexe halten! Dazumal glaubte er es noch nicht beſtimmt, aber der Glaube ward ihm ſogleich in die Hand gegeben. Er war mit ſeiner ſchwerbeladenen Karre kaum ſechs Schritte weiter gefahren, als das Rad in ein Loch gerieth, abbrach und über Feld rollte. Er mußte Leute herbeirufen, um ihm zu helfen. Da fand ſich denn, daß auf dem ganzen Felde kein Loch zu entdecken war, und Niemand begriff, wovon das Rad konnte abgeſprungen ſein, wenn die Hexe es nicht gethan. Nachmals mußte er noch viele entſetzliche Dinge erfahren. Sie erſchien ihm in der Nacht, quälte ihn bis auf's Blut. In ſeiner Scheune wurde er plötzlich vom Boden aufgehoben und gegen die Mauer geſchleudert, dann einmal aus einem Winkel ſeines Hauſes in den andern. Als er bei dem Hauſe der Biſhop mit ſeinem Einſpännner vorbeifuhr, riſſen alle Stränge oder das Pferd wollte und konnte

nicht weiter ziehen, und dergleichen sichtliche Einwirkungen mehr.

Zwei Arbeitsleute hatten in Bridget Bishops altem Hause eine Kellermauer einreißen müssen, da hatten sie in den Höhlungen seltsame Puppen von Lumpen und Schweineborsten gefunden. Darin staken Nadeln ohne Köpfe, die Spitzen nach außen. Die Gefangene wußte gar keine vernünftige Auskunft darüber zu geben.

Bei der Untersuchung durch die weibliche Jury fand man ein Mal auf ihrem Körper, das aber später wieder verschwunden war.

Bridget Bishops Vertheidigung war nicht glücklich. Sie wurde angeschnauzt, verwirrt gemacht, widersprach sich, und was sie sagte, zeugte vor diesen Richtern gegen sie. Sie scheint eine Frau von heftigem Temperament gewesen zu sein, die mit ihren Nachbarn nicht im besten Einverständnisse lebte und seit langer Zeit bei ihnen als Hexe galt. Was diesen Schlimmes begegnete, wurde ihr in die Schuhe geschoben.

Sie ward für schuldig erklärt und zum Tode durch den Strang verurtheilt. Darin wenigstens war der englisch-amerikanische Proceß milder; Scheiterhaufen kamen nicht vor, alle Hexen endeten am Galgen. Auch finden wir nicht, daß die rothen Augen als dringende Indicien dort eine Rolle spielten.

Als sie zum Galgen geführt wurde, warf sie einen tückischen Blick auf das große Versammlungshaus und es erfolgte bald darauf ein gewaltiger Knall. Als man zusah, fand man ein starkes Bret, was an der Mauer befestigt war, gespalten, losgerissen und in einen entfernten Winkel geschleudert. Niemand hatte Zutritt dazu; also mußte es ein Dämon in ihrem Dienste, im letzten Auftrag der Sterbenden gethan haben.

Sie ſtarb am Galgen am 10. Juni 1692, feierlich ihre Unſchuld betheuernd.

Der Gerichtshof vertagte ſich nach dieſer Execution bis zum 13. Juni. Inzwiſchen wurde vom Gouverneur und den Richtern das Gutachten mehrer Geiſtlichen eingezogen, welche ſich in folgenden Artikeln ausſprachen. Man meint, daß Cotton Mather zu dem Aufſatz ſeine Feder hergeliehen.

1) Der beklagenswerthe Zuſtand unſerer armen Mitbürger durch Beläſtigungen aus der unſichtbaren Welt iſt von der Art, daß er unſere ernſteſte Aufmerkſamkeit, wie ihnen abzuhelfen, in Anſpruch nimmt.

2) Wir können mit gerührtem Herzen nur der ewigen Barmherzigkeit Gottes dafür danken, daß es den angeſtrengteſten Bemühungen unſerer Obrigkeiten gelungen iſt, dieſe abſcheulichen Praktiken der Hexen bei uns in ſo weit, als geſchehen, aufzudecken, und flehen demüthig, daß die Erkenntniß dieſer Frevel vollſtändig werde.

3) Wir achten für nöthig, daß bei der Verfolgung dieſer Hexenkräfte mit Scharfſinn und großer Vorſicht verfahren werde, da bei allzugroßer Gläubigkeit in Dingen, die nur auf Autorität des Teufels vernommen werden, eine lange Reihe kläglicher Folgen eintreten dürfte, wodurch Satan einen Vortheil über uns erzielen könnte. Denn er kennt unſere Schwäche.

4) Da manche Anzeigen ſich nicht zu einem wirklich dringenden Verdacht erheben und, wo dringender Verdacht obwaltet, doch noch keine Ueberzeugung gewonnen werden kann, ſo iſt es nöthig, daß bei der Procedur mit

„Still!“ winkte ihm ein Anderer zu. „Bedenkt Ihr seid in Amt und Brot.“

„Aber ich bin ein Protestant und will als Protestant sterben. Mit heißen Thränen habe ich Karl I. angekleidet, als er zu Tode ging, und bin dem seligen Könige übers Meer gefolgt, nicht in der Republik und unter Sectirern zu leben, aber wenn die heilige Kirche soll umgestoßen werden, die von je für die königliche Sache geblutet und geschmachtet, so mögen sie auch mit mir thun was ihnen lieb ist. König Karl starb als glorreicher Märtyrer für die Kirche, ich will ihm gern nachfolgen, denn noch fühle ich hier seinen letzten Händedruck, als er auf das Schaffot stieg.“

„Sie kommen!“ rief es und alles verstummte. Die sieben Bischöfe, meist ergraute Männer, stiegen langsam die Treppe herab, hinter ihnen die Sheriffs. Der Anblick ihres Märtyrerthums hatte die leichtsinnigsten Gemüther bewegt. Edelknaben, die mitten im wüsten Treiben nur spotten gelernt, drängten sich zu, daß die älteren sich auf ihnen stützen möchten. Die Sheriffs folgten schonend in großer Entfernung, und bärtige, narbenreiche Grenadiere, die unten warteten die Gefangenen zum Tower zu geleiten, wischten die Thränen aus den

äußerster Zartheit gegen die Angeschuldigten verfahren werde, insonderheit gegen Diejenigen, welche sich bis da eines unbescholtenen Rufes erfreuten.

5) Bei der Voruntersuchung wäre es wünschenswerth, daß so wenig Geräusch und Aufsehen als möglich gemacht werde, was die in Verdacht Gerathenen zu schnell dem öffentlichen Urtheil bloßstellt; auch möchte so viel als thunlich die Eidesleistung dabei vermieden werden.

6) Die Beweise, um Jemand zu verurtheilen, sollten stärker sein als die bloße Versicherung, daß das Gespenst oder der Schatten der Angeschuldigten den Beherten erschienen sei; da es ja ein notorisch Ding wäre, daß ein böser Geist die Gestalt eines Unschuldigen, ja sogar eines tugendhaften und frommen Menschen bisweilen annehme; auch sei das kein untrügliches Zeichen, wenn durch Berührung und Blicke der Angeschuldigten im Zustande der Besessenen eine Veränderung vorgehe, da auch dabei der Teufel sein Spiel haben könne.

7) Ob es nicht, wenn man fortan kein so großes Gewicht mehr auf die Anzeichen lege, welche der Teufel selbst darbiete, der ganzen traurigen Sache möglicherweise eine glückliche Wendung geben möchte (soll wol heißen, daß der Teufel sich alsdann nicht mehr so viel Mühe geben werde, seine Anwesenheit darzuthun); wie denn zu hoffen sei, daß die Unschuld mancher der jetzt schwer angeschuldigten Personen ans Tageslicht kommen werde.

8) Nichts destoweniger (schließt das Memorandum wörtlich) können wir der Regierung nur in Demuth die weitere schnelle und thätige Verfolgung aller Derer anempfehlen, welche solcher Sünden sich zu Schulden kommen lassen, die nach Gottes Gesetzen und den Statuten der englischen Nation als Hexerei zu betrachten sind.

Von diesen, für jene Zeit vortrefflichen, Grundsätzen scheinen die sieben ersten Artikel nur als ein Schaugericht für das Publicum gedient zu haben, und nur der achte hatte volle Gültigkeit. Von der Vorsicht und Zartheit kam in Wirklichkeit nichts vor, dagegen trat eine schnelle und kräftige Verfolgung ein.

Am 13. Juni wurden die fünf Weiber vor Gericht gestellt: Sara Good, Rebecca Nurse, Susanna Martin, Elisabeth How und Sara Wildes. Alle fünf wurden verurtheilt und schon am 19. Juli hingerichtet.

Nur die Verurtheilung der Nurse machte einige Schwierigkeit und gibt uns wieder ein entsetzliches Beispiel, wie die Volksrache die Justiz beherrschen kann. Die Jury hatte sie für nicht schuldig erklärt. Die Beherten waren außer sich, und erklärten, die Geschworenen müßten die eigenen Worte der Angeschuldigten misverstanden haben. Es galt ein Eingeständniß, bei einem Hexensabbath zugegen gewesen zu sein. Die Jury ward zurückgeschickt, um sich anders zu besinnen. Sie kam wieder und erklärte, sie verstände den Sinn der Worte nicht. Die Angeschuldigte ward nun befragt, aber sie verstummte, weil auch sie in ihrer Verwirrung und Todesangst nicht mehr wußte, was man von ihr wolle. Darauf endlich sprach die Jury das Schuldig. Noch wollte der Gouverneur in diesem einen Falle Anstand nehmen, da die arme Nurse gegen ihn das Misverständniß, in dem sie befangen, aufgeklärt hatte, aber die Opposition war zu heftig, er durfte sie nicht begnadigen. Es scheint, daß sich privatim in der Stadt ein Committee gebildet hatte, welches die Verfolgungen leitete und die Beweise herbeischaffte. Dieser Club war mächtiger als die Behörden. Rebecca Nurse, ein tugendhaftes Weib, deren Andenken

ſpäter wieder zu vollen Ehren kam, ward in Ketten vor der großen Verſammlung von Geiſtlichen excommunicirt und dann mit den Andern gehängt.

Der Geiſtliche, Maſter Noyes, drang in die mitverurtheilte Sara Good mit aller Heftigkeit, zu bekennen, daß ſie eine Hexe wäre, ſie wiſſe es ja ſelbſt, daß ſie es ſei. Sie rief: „Ihr ſeid ein Lügner; ich bin nicht mehr eine Hexe, als Ihr ein Zauberer ſeid; und wenn Ihr mir mein Leben nehmt, ſo wird Gott Euch dafür Blut zu trinken geben.“ Man erzählte ſich ſpäter in Salem, das Wort der Sterbenden ſei in Erfüllung gegangen, Noyes ſei an einem Blutſturz erſtickt.

In der dritten Gerichtsſitzung, am 5. Auguſt, wurden ſechs Perſonen zum Tode verurtheilt, von denen wir Mehre ſchon aus den Vorberichten kennen: John Proctor und ſein Weib Eliſabeth, John Willard, George Jacobs, Martha Carrier und George Burroughs.

John Proctor hatte früher aus ſeinem Gefängniß in Salem an die Geiſtlichen in Boſton einen flehentlichen Brief geſchrieben, ſich ſeiner und der Andern durch ihre Fürbitte zu erbarmen. Es heißt darin: „Obrigkeiten, Geiſtliche, Geſchworene, Alle im Allem, ſind ſo wüthend und entbrannt gegen uns durch das Höllenſpiel des Teufels, wir können's nicht anders nennen, denn wir ſind Alle unſchuldig. Hier haben fünf Perſonen letztlich bekannt, ſie wären Hexen; nun klagen ſie uns an, wir wären neulich mit ihnen auf einem Hexenſabbath geweſen, und wir ſind doch ganz unſchuldig, wir ſaßen im Gefängniß. Zwei von ihnen ſind Carriers Söhne, die wollten nichts bekennen. Da band man ſie, Nacken und Hacken an einander, bis das Blut aus ihren Naſen ſtürzte, und da, es iſt kaum zu glauben, bekannten ſie,

was sie nie gethan, der Eine, daß er einen Monat lang eine Hexe gewesen, der andere, daß er fünf Wochen lang es ist, und daß ihre Mutter sie dazu gemacht hatte; die sitzt schon neun Monate lang im Kerker. Meinen Sohn William, der auch nicht gestehen wollte, denn er war unschuldig, schnürten sie auch Nacken und Hacken zusammen, bis ihm das Blut aus der Nase schoß; und sie hätten ihn wol 24 Stunden so gehalten, wenn nicht Einer mitleidiger gewesen, als die Andern und ihn losbinden ließ. Das schmeckt doch wirklich nach papistischen Grausamkeiten. Aus unsern Gütern haben sie uns schon herausgejagt, aber das ist ihnen nicht genug; sie wollen unser unschuldiges Blut."

Aber vergebens hat der Unglückliche, nach Boston gebracht und dort gerichtet zu werden, vergebens, daß wenigstens die Geistlichen aus Boston nach Salem kommen und Alle, oder doch ein Paar, dem Verhör beiwohnen möchten; es wäre doch möglich, daß das ihm helfe. Er mußte sterben. Auch die Bitte um Aufschub ward ihm verweigert, obgleich er sagte, er sei zum Tode noch nicht gehörig vorbereitet. Selbst sein letztes Anliegen, daß der Geistliche Noyes mit ihm beten möge, ward abgeschlagen, weil er nicht bekennen wollte, daß er eine Hexe sei! Seines Weibes, Elisabeth, Hinrichtung ward aufgeschoben, weil sie schwanger war.

John Willard war früher ein rüstiger Beamter bei Arretirung der Hexen gewesen. Sein Gewissen war erwacht, er wollte nicht mehr die Hand zu den Greueln bieten. Aber gerade Das machte ihn verdächtig; er entfloh, ward eingeholt und büßte seinen diabolischen Unglauben mit dem Tode.

Martha Carrier ward, wie wir aus dem Obigen wissen, durch das Zeugniß ihrer eigenen Söhne welches

man vermittelst der Tortur erpreßt, der Hexerei überführt. Doch fehlte es auch nicht an andern Beweisen. Auch ihr siebenjähriges Töchterlein hatte man gegen die Mutter aussagen lassen! Cotton Mather sagt von ihr, daß ihre Kinder und die andern Zeugen es außer Zweifel gesetzt: daß Satan dieser schändlichen Hexe das Versprechen gegeben, Königin der Hölle zu werden!

Am 19. August erlitt unter den am 5. August verurtheilten fünf Hexen auch George Burroughs die Todesstrafe. Er war der bedeutendste Mann unter allen bis da wegen Hexerei Hingerichteten. Sein Proceß ist der schwärzeste Fleck in dem ganzen Hexenverfahren. Burroughs hatte in Cambridge studirt, war dort 1670 Doctor geworden und eine Zeit lang in Salem als Geistlicher angestellt. Es scheint mehr als eine bloße Vermuthung, daß er früher in Privatzwistigkeiten mit dem Geistlichen Parris, dem Hauptagitator in den Hexenuntersuchungen, gelebt und der schauervolle Gedanke, daß eine Privatrache an seinem Verderben mitgearbeitet, ist nicht ganz weggeräumt worden. Sein Hauptverbrechen aber war, daß er kühn und fest das Dasein eines solchen Verbrechens, ja der Hexerei ableugnete. Mehre Monat hatte er daher schon im Gefängniß gelegen, als er am 5. August vor die Schranken gestellt wurde.

Die Anklage gegen ihn besagte, nach dem schon oben angeführten Formular, daß er Hexerei und Zauberei gegen die ledige Anna Putnam am 9. Mai verübt, wodurch diese gequält, geplagt, abgezehrt und abgemagert worden.

Die Beweisführung war sehr loser Art; denn gegen ihn selbst, was er in der Bindung von Seele und Körper gesprochen oder gethan, ließ sich nichts ermitteln, wol aber gegen seinen Schatten oder Geist, der, vom

Körper getrennt, mannichfach umhergestoßt, gefrevelt und sogar gemordet haben sollte. Auch war seine ungewöhnliche Leibesstärke ein bedenkliches Zeichen, und ganz besonders sprach gegen ihn der außerordentliche Eindruck, den seine Gegenwart jedes Mal auf die Besessenen machte. Sie fielen immer in die allerfurchtbarsten Convulsionen und lagen dann wie starr und steif da. „Wer hindert diese Zeugen," sprach der Oberrichter Stoughton, „ihr Zeugniß abzulegen?" — „Ich glaube der Teufel," antwortete Burroughs. „Der Teufel wird freilich kein Zeugniß gegen Sie begünstigen," entgegnete Staughton.

Das Hauptzeugniß gegen ihn gab Anna Putnam selbst ab, eine furchtbare Vision:

„Am 9. Mai 1692 erschien mir George Burroughs. Er quälte mich furchtbar und drängte mich, meinen Namen in sein Buch zu schreiben, was ich aber ausschlug. Dann sagte er mir, jetzt würden seine zwei ersten Frauen mir erscheinen, und mir große Lügen vortragen, aber ich solle ihnen nicht glauben. Und augenblicklich darauf sah ich zwei Frauen aus dem Nebel auf mich zukommen, in Leichenhemden und weiße Tücher um den Kopf, was mich furchtbar entsetzte. Sie wandten sich gegen Master Burroughs und sahen sehr roth und erhitzt aus, und sagten ihm, er wäre ein grausamer Mann gegen sie gewesen, und ihr Blut schreie nach Rache gegen ihn. Sie sagten ihm auch, sie würden in schneeweißen Kleidern im Himmel wohnen, während er in die Hölle müßte, darauf verschwand er, und sobald er fort war, sahen die Weiber mich an, und sie sahen so weiß aus, wie die Wand. Sie sagten, sie waren Master Burroughs erste Frauen und er hätte sie umgebracht. Eine, die seine erste Frau war, sagte, er hätte sie erstochen, unterm linken Arm mit einem Messer, und dann habe er Siegel-

wachs auf die Wunde gedrückt. Sie streifte dann das Leichenhemde fort und zeigte mir die Stelle, und desgleichen erklärte sie mir, daß der Mord in dem Hause geschehen, wo jetzt Master Parris wohnt. Die andere, seine zweite Frau, sagte mir, daß Master Burroughs und sein jetziges Weib miteinander sie umgebracht, als sie gerade ausgegangen wäre, um ihre Freunde zu besuchen, und zwar darum, weil die Beiden sich gerade hätten haben wollen. Und beide Frauen trugen mir auf, ich sollte das vor den Obrigkeiten sagen und Master Burroughs gerade ins Gesicht, und wenn er es nicht wahr haben wollte, dann würden sie selbst an diesem Morgen dort erscheinen. Dann sind auch Mistriß Lawson und ihre Tochter vor mir erschienen und haben mir gesagt, daß Master Burroughs sie Beide ermordet hätte. Und noch diesen Morgen erschien mir noch eine Frau, auch in einem Leichenhemde, und sagte mir, daß sie Fullers erstes Weib sei, und Burroughs habe sie auch umgebracht, von wegen eines Streites, den er mit ihrem Manne gehabt."

Auf solche Visionen wurde eine Criminaluntersuchung gebaut! Die der andern Zeuginnen war nicht mehr begründet. Sie alle hatten Burroughs Schatten am 9. Mai gesehen, wie er sie und eine Menge anderer Besessenen quälte. Elisabeth Hubbard sah in einer Nacht den „kleinen schwarzbärtigen Mann in dunkler Kleidung" ein Buch aus der Tasche ziehen und ihr zum Unterzeichnen vorhalten. Die Schriftzüge darin waren roth wie Blut. Er biß, stach und kitzelte sie furchtbar. Sie war in ihrem Herzen überzeugt, daß er ein schrecklicher Zauberer sei! — Sara Viber erlebte ungefähr Dasselbe: nur daß er ihr am 9. Mai am hellen Morgen auf dem Wege nach Salem erschien und sie versuchte. Sie

kannte den kleinen schwarzen Geistlichen nicht; aber als sie vor Gericht erschien, sah sie, daß es Burroughs war, der dort auf die abscheulichste Weise die sämmtlichen armen Besessenen quälte. — Zu Mercy Lewis hatte Burroughs gesagt, der Teufel sei sein Diener, auch hatte er sie am 9. Mai auf einen hohen Berg geführt und ihr alle Königreiche der Welt gezeigt und versprochen, sie ihr zu schenken, wenn sie sich in das Buch einschreibe, sonst werde er sie kopfüber hinunterstürzen.. Sie hatte aber nicht schreiben wollen, und wenn er sie auch auf hundert spitze Mistgabeln stürzen sollte. Auch gegen diese Zeugin hatte er seine Furcht wegen seiner zwei todten Frauen ausgesprochen.

Die andern Zeugen beschränkten sich darauf, seine außerordentliche Körperkraft zu schildern: daß er die schwerste Flinte, die Andere kaum mit zwei Armen gehoben, mit Leichtigkeit in einem Arm geschwungen und gerichtet, daß er die schwersten Fässer mit Cyder gefüllt, vom Boot ans Land getragen, ja spielender Weise oft, indem er den Finger in das Spundloch gethan, und sie so wie einen hohlen Kürbis in die Höhe gehoben. — Was sonst gegen ihn vorgebracht wurde, verfiel in die gewöhnlichen Albernheiten oder war so Alltägliches, daß es eben nur im Zustande der damaligen Bildung in den Colonien und der herrschenden Aufregung zum Verdachtsgrunde werden konnte.

Wie aber konnte er auf solche Zeugnisse verurtheilt werden? Auf diese Zeugnisse und nichts weiter? Bei den früher genannten Personen sprach doch noch irgend etwas sonst als jene Visionen der Verzückten gegen sie, sie waren zänkische Nachbarn, längst gefürchtet, oder sie hatten sich in ihrer Vertheidigung verwickelt, widersprochen. Haftete auf dem ehemaligen Geistlichen von Sa-

lem vielleicht ein Charaktermakel, der solche Angaben glaublich machte; war er des Jähzorns, wollüstiger Neigungen, war er vielleicht sogar um deswillen verdächtig, daß seine Frauen schnell hintereinander starben und stets eine andere schon in Bereitschaft war, die er heirathen wollte? Weshalb war er von Salem fortgekommen? Auf alle diese Fragen finden wir keine Antwort. Doch scheint Einzelnes noch vorgebracht zu sein, von dem in den hinterlassenen Papieren nichts erwähnt ist. Dagegen ist das Zeugniß der Geschworenen über die an seinem Körper gefundenen Hexenmale noch im Originalprotokoll aufbewahrt. Burroughs sprach nur wenig vor den Schranken. Beim Versuch, das Gewicht der Zeugenaussagen gegen ihn zu entkräften, stockte er und widersprach sich. Doch übergab er an die Jury eine Schrift, in welcher er die Unwahrheit des angenommenen Hexenglaubens darzuthun suchte. Konnte etwas mehr sein Einverständniß mit dem Erbfeinde beweisen? Die Jury sprach das Schuldig über ihn ohne Zaudern aus.

Er ward in jenem schrecklichen 19. August mit den Andern in einem Karren durch die Straßen von Salem nach dem Richtplatz gefahren. Dort erwachte sein ganzer Muth zum hellen Bewußtsein. Kräftig redete er die Menge an, und betheuerte in so feierlich ernsten Ausdrücken seine Unschuld, daß der Eindruck auf die Anwesenden sichtbar war. Dann betete er still, sprach das Vaterunser ohne Stockung, mit tönender, glockenklarer Stimme und mit einer von Gott erfüllten Inbrunst. Viele wurden zu Thränen hingerissen; ja es schien, als regte sich unter den Zuschauern ein anderes Gefühl, als wollten sie die Hinrichtung hindern. Aber die Besessenen schrieen: Seht, der Teufel steht ihm bei! Man schritt rasch mit der Execution vor. Cotton Mather war selbst

zu Pferde bei der Hinrichtung. Als er die Bewegung im Volke sah, redete er es an, und erklärte ihm, daß Burroughs kein ordinirter Priester, daß er gewiß schuldig sei, und daß der Teufel schon oft in der Gestalt eines Engels des Lichtes auf Erden erschienen wäre. Als der Körper abgeschnitten war, zog man ihn an einem Stricke nach einer Grube, die nicht über einen Fuß tief war. Man riß ihm seine Kleider ab, hüllte ihn in die Lumpen einer der andern Hexen, und warf ihn mit noch zwei andern Leichen in das Loch. Ein Theil der Körper blieb unbedeckt von Erde!

Nach Burroughs Tode ward das Gerücht verbreitet, daß noch kurz vor seiner Hinrichtung ein großer Hexensabbath gehalten worden, in welchem er von seinen Genossen Abschied genommen, Brot und Wein Namens des Teufels ausgetheilt und Alle gebeten habe, treu an ihrem Glauben zu halten und keine Geständnisse zu machen.

Von nun ab ging es rasch vorwärts mit den Untersuchungen und Hinrichtungen. Am 9. September wurden sechs Hexen verurtheilt; am 17. wieder neun andere; die Mehrzahl derselben ward am 22. September hingerichtet. Die Schwangerschaft der Frauen war der beste Schutz für dieselben. Ein Hexer, wenn das Wort Gültigkeit hat — der Ausdruck witch, Hexe, galt für beide Geschlechter —, Samuel Wardwell hatte eingestanden, daß er es sei; später gereute es ihn, er widerrief es, und mußte dafür sterben. Bei der Hinrichtung rauchte der Henker Taback. Als der Rauch um das Gesicht des Todescandidaten spielte, schrieen die Besessenen auf: „Seht, wie der Teufel ihn in Dampf einhüllt!"

Augen. Voran ſchritt Sancroft, Erzbiſchof von Canterbury, der als Primas des Reiches die Bittſchrift auf einer allgemeinen Verſammlung der Geiſtlichen mit dem Eifer der Pflicht vertheidigt hatte. Hinter ihm Dr. Lorde, der Biſchof von St. Aſaph, demnächſt Dr. Turner der von Ely, Dr. Lake, der von Chichester, und Kanne, Biſchof von Bath und Wells, zuletzt die Seelenhirten von Briſtol und Peterborough Trelawny und White. Alle noch vor kurzem die ſtolzen Häupter einer ſtolzen Kirche, welche ſo oft als die Säule des ſtuartſchen Königshauſes gerühmt wurde, jetzt der Verachtung von ihm preisgegeben.

Die Mützen und Hüte wurden herabgeriſſen, man beugte die Häupter; Thränen und Rührung ließen für's erſte jedermann verſtummen. Ihr Weg führte die Biſchöfe an dem Pfeiler vorüber, an welchem Sir Alexander ſtand. Der Erzbiſchof gewahrte ihn und blieb ſtehen, ſeine Blicke ruhten mit ernſter Strenge auf dem Dechanten; es war als ſtände er vor ſeinen Richtern, als die ſechs andern Gefangenen ihre Augen gleichfalls zu ihm erhoben.

„Iſt es wahr, ſollte es wahr ſein," ſprach Sir Alexander nicht ohne Rührung, „wahr daß Eure

Ein alter Mann, Giles Cory, deſſen Frau ſchon als Hexe gehängt war, und noch auf der Leiter durch ein herrliches Gebet die Zuſchauer in Erſtaunen geſetzt hatte, wollte vor Gericht nicht Rede ſtehen. Er wußte, der Tod war ihm, ſo oder ſo gewiß. Bekannte er, oder ward er für ſchuldig erklärt, ſo ſtarb er wegen eines Verbrechens verurtheilt, welches die Einziehung ſeines Gutes nach ſich zog. Er wollte es ſeinen Erben erhalten. Daher unterwarf er ſich ruhig dem grauſamen engliſchen Geſetz, welches diejenigen zu Tode zu preſſen gebot, welche vor Gericht nicht Rede ſtehen wollten. Die nähere Beſchreibung dieſes Verfahrens findet der Leſer im 3ten Theile unſeres Pitaval, in der Geſchichte der Highwaymen. Es ſoll dies das erſte und einzige Mal geweſen ſein, daß dies barbariſche Verfahren in Amerika zur Ausführung kam. Der alte Mann hielt den Druck der Centner, die man auf ſeine Bruſt legte, aus, ohne ein Zeichen zu geben, daß er ſeinen Entſchluß bereue. In den letzten, gräßlichen Augenblicken ſtreckte er ſeine Zunge weit aus dem Halſe. Der Sheriff, der es ſah, ſtieß ſie mit der Spitze ſeines Stockes zurück! Selbſt die Richter ſcheint ein Anflug von Gewiſſensbiſſen überkommen zu haben. Man findet in dem Tagebuch des einen eine Art Selbſtentſchuldigung dafür. Eine der Beſeſſenen, Anna Putman, hatte ausgeſagt, der Geiſt des alten Giles Cory habe ihr geſtanden, daß er ſelbſt einmal vor 18 Jahren einen Menſchen zu Tode gepreßt hätte!

Unter den am 22. September Hingerichteten war eine Gattin und Mutter, Mary Eaſty, welche des ausgezeichnetſten Rufes ſich erfreute und einen durchaus chriſtlichen und frommen Lebenswandel geführt hatte. Von ihr haben ſich zwei Bittſchriften an ihre Richter erhalten, welche den ganzen Seelenadel, das zarte Ge-

müth und die Geistesstärke der Unglücklichen abspiegeln. Zur Zeit, wo ein Bekenntniß das einzige Mittel war, das Leben zu retten, oder die Gunst der Richter sich geneigt zu machen, legte sie ihr Leben freiwillig nieder, ohne Klage, ohne Beschuldigung gegen ihre Mörder, nur mit einem erhebenden Fürwort für die Sache der Wahrheit. Sie, eine treue Gattin, eine zärtliche Mutter, hatte, in der edelsten Resignation, nur das Wohl Anderer vor Augen. Wie ein Lichtstrahl aus einer edlern Welt in der von crassem Wahn umdüsterten Atmosphäre werden diese Briefe heute in Amerika mit Bewunderung gelesen. Wir theilen nur aus dem zweiten eine Stelle mit:

„— Jetzt bin ich zum Tode verurtheilt. Der Herr im Himmel kennt meine Unschuld, und an dem großen Tage wird sie Engeln und Menschen klar werden. Ich flehe zu Euer Gnaden nicht um mein eigenes Leben, denn ich weiß, ich muß sterben und meine Zeit ist abgelaufen; aber ich flehe, der Himmel weiß es, nur darum, daß, wenn es angeht, nicht mehr unschuldiges Blut möge vergossen werden, was doch unzweifelhaft geschieht, wenn Ihr auf dem Wege wie bisher fortgehet. Inständigst ersuche ich Euch, das Aeußerste zu thun, um Hexereien und Heren zu entdecken, aber um alle Welt möchte ich nicht schuldig sein, unschuldiges Blut vergossen zu haben. Und so wahr ich fühle, daß ich unschuldig bin, weiß ich auch, daß Ihr auf falschem Wege seid. Der Herr, in seiner unendlichen Gnade, leite Euch bei diesem großen Werke, wenn es sein heiliger Wille ist, daß nicht mehr unschuldiges Blut vergossen werde. Demüthiglichst möchte ich Euer Gnaden bitten, diese unglückseligen Besessenen strenger zu prüfen, sie eine Zeit lang jede besonders abzusperren, und auch die, welche sich freiwillig als Heren bekannt, in ernstere Obacht und

Prüfung zu nehmen. Ich bin nämlich der festen Zuversicht, daß Einige unter ihnen sich selbst und Andere belogen haben, wie sich ergeben wird, wenn nicht schon in dieser Welt, doch in der, in welche ich jetzt übergehe. Und ich bin überzeugt, daß auch in Euch selbst darin eine Veränderung vorgehen wird. Sie sagen, ich und die Andern hätten einen Bund mit dem Teufel gemacht. Wir können nicht ja sagen. Ich weiß, und der Herr weiß, und binnen kurzem werden Alle es wissen, was sie von mir sagen, lügen sie, und so wird es auch mit den Andern sein. Der Herr allein, der in alle Herzen dringt und die Nieren prüft, weiß, wie ich ihm antworten werde vor seinem höchsten Gericht, daß ich nicht das Geringste von Zauberei und Hexerei weiß, und um deshalb darf ich, kann ich nicht meine eigene Seele belügen. Darum bitte ich Euer Gnaden, meine demüthige Bitte nicht von sich zu weisen, die Bitte einer armen unschuldigen Frau, und dann zweifle ich nicht, der Herr wird Eure Bemühungen segnen."

Die ursprüngliche Eingabe ist noch aufbehalten, und, nach der Handschrift zu urtheilen, ist kein Zweifel, daß die ehrwürdige Matrone sie selbst geschrieben. Ein seltenes Weib zu allen, und insbesondere zu jener Zeit. Sie war etwa 60 Jahre alt und Mutter von sieben Kindern. Die Abschiedsscene zwischen ihr und dem Gatten und den Kindern war für alle Zuschauer herzzerreißend, aber von religiöswürdiger Haltung von beiden Seiten.

Dennoch rief der Geistliche Noyes, der Prediger von Salem, beim Anblick der acht Galgen zum Volke: „Da hängen acht höllische Feuerbrände!"

Es war das letzte Mal, daß der außerordentliche Gerichtshof über Hexerei beisammen gesessen. In der neuen Welt war der Sieg der Vernunft über den Wahn schneller, entscheidender, als in unserer alten. Der gesunde Sinn des Volkes machte sich in einem, schon vor der Freiwerdung Amerika's, wohlgeordneten Gemeinwesen Luft. Auch darin ist Amerika glücklicher als Europa, daß der Sieg nicht die Folge einer Reaction war, daß kein neuer Wahn den alten Wahn zurückschlug und neue Opfer foderte; sondern jener verging wie ein furchtbarer Rausch, allmälig, und hinterließ nichts als ein bitteres Schamgefühl, daß man sich je so berauschen können, und den guten Vorsatz, künftig ihn zu vermeiden, und, was an den Menschen war, das Uebel wieder gut zu machen.

Die furchtbaren Grausamkeiten konnten nicht länger geduldet werden. Das Volk fühlte es lebendiger als die Obrigkeiten, als die Richter. Während deren Blutdurst noch lange nicht gesättigt war, weigerten sich die Geschworenen schon, in der greulichen Jury zu sitzen. Zwanzig Personen hatten schon am Galgen geendet; mehr als funfzig waren durch die Tortur oder moralische Schrecken zum Bekenntniß gebracht, die Kerker waren voll, und noch Hunderte standen in dringendem Verdacht. Wo sollte das enden? Und noch ein anderes, gewöhnliches Uebel, wo die Justiz fanatischer Verfolgung sich hingibt, war schon eingetreten. Betrug und Privatrache suchten im Trüben zu fischen. Wer angab, war frei von der Furcht, angegeben zu werden. Man machte sich sogar dadurch bei den Obrigkeiten beliebt, und noch war keine hingerichtet, die selbst bekannt hatte, daß sie eine Hexe sei. Welche Aufmunterung zu denunciren! Schon merkte man auch, daß Anschuldigungen gegen Freunde und Ver-

wandte der Mächtigen nicht so gern aufgenommen wurden als gegen Feinde oder gleichgültige Dritte. Aber auch diese Gunst der Mächtigen war, wenn das Denunciationsfieber sich in bisheriger Art ausbreitete, kein Schutz mehr. Denn wie viel angesehene Männer und Frauen waren schon angegriffen, verhaftet und verurtheilt worden, und gegen wie Viele konnte sich noch der verborgene Blitzstrahl richten! Die Geistlichen schützte nicht mehr ihre Weihe. Auch ein Prediger, John Bradstreat, war angeklagt — seinen Hund behext zu haben. Er selbst entkam glücklicherweise durch die Flucht; dafür hing man den Hund. Ja selbst auf der Gattin des Gouverneur Phipps ruhte schon ein Verdacht. Sie hatte aus Mitleid durch einen falschen Befehl einer jungen Dame zum Entkommen aus dem Gefängniß in Boston verholfen. Zwar ward einstweilen nur der Gefangenwärter dafür durch Absetzung bestraft; wer aber bürgte dafür, daß nicht auch sie nun durch die Besessenen angegeben werde? Man bemerkte, daß kein Einziger, der vor die Schranken gestellt worden, freigesprochen war!

Jetzt war auch die Gattin des reichsten Mannes in Salem, Philipp English, eines Kaufmanns, angeschuldigt. Niemand genoß eines größeren Ansehens als ihr Gatte in der ganzen Gegend, und auch Das schützte nicht. Der Verhaftbefehl wurde ihr am Abende in ihrer Schlafstube vorgelesen, und Wächter wurden um das ganze Haus gestellt. Sie gab sich verloren. Am nächsten Morgen versammelte sie ihre ganze Familie um sich, gab Anweisungen, wie ihre Kinder erzogen werden sollten, küßte sie, empfahl sie Gott und nahm von ihnen Abschied. Dann übergab sie sich dem Sheriff, indem sie erklärte, daß sie zu sterben bereit sei. Ihr Ehemann verharrte sich zuerst. Dann voll Schmerz

und Unruhe übergab er sich selbst dem Gerichte. Später fanden indeß Beide Gelegenheit, zu entfliehen und sich in New-York zu verbergen, bis der Sturm vorüber war.

Dieser Zustand der Dinge konnte nicht länger dauern. Die von Angst gequälten, unglücklichen Bewohner meinten, Neu-England müsse von Gott verlassen sein. Das Gericht hatte sich bis zum nächsten November vertagt; aber bis dahin mußte die große Repräsentativversammlung zusammengetreten sein, und alle Vernünftigern waren der Zuversicht, daß dem Uebel dort gesteuert werden müsse, oder: „Neu-England ist auf immer verloren." Ihre Hoffnungen wurden nicht getäuscht. Vierzehn Tage nach dem letzten Hängen in Salem traten die Repräsentanten zusammen, und die furchtbare Angelegenheit ward vorgebracht. Hier bewährte sich der gesunde Sinn, die weise Mäßigung, der richtige Tact, welcher die anglo-amerikanische Bevölkerung bei allen Berathungen des Gemeinwohls so oft vor andern Völkern ausgezeichnet hat. Sie warfen nicht aus theoretischer Ueberzeugung einen Damm auf, der plötzlich den Strom der öffentlichen Meinung hemmen und zurückstauen sollte. Sie sagten nicht, es gibt keine Hexen und Besessene, wodurch sie, — gesetzt, daß Alle selbst nicht daran geglaubt, — dem Volksgefühl geradezu ins Gesicht geschlagen hätten. Sie suchten nur zuerst den Strom langsamer toben zu lassen, indem sie ihn in Kanäle ableiteten und sein Bette regulirten, bis er unschädlich, ruhig dahinfloß. Sie verzögerten die Sache, so ward Zeit zum Nachdenken gegeben, und Zeit zu dem Umschlage, der sich in der öffentlichen Meinung vorbereitet hatte. Das Statut Jacob I. gegen Hexenkünste galt ja noch (in England verwarf es Wilhelm III., als es ihm zur Bestätigung vorgelegt wurde), also mußten Anklagen darauf angenom-

men, Gerichte eingesetzt werden. Aber das bisherige Commissionsgericht ward aufgehoben und ein neues eingesetzt, welches sich erst im Januar 1693 versammeln sollte.

Aber die große Jury dieses neuen Gerichtshofs fand unter allen ihr vorgelegten Fällen nur 26 zur Untersuchung geeignet. Von diesen fand die Jury nur 3 Personen schuldig, obgleich die Beweise gegen sie alle eben so stark waren, als gegen die im ersten Verfahren Verurtheilten. Auch bei diesen Dreien trat ein Aufschub der Strafe ein, welchem später die Begnadigung folgte. Zu Charlestown, wo das Gericht zunächst saß, wurde über ein 80 Jahre altes Weib gerichtet. Wenn je eine Hexe in der Welt war, sagte man, so ist es diese. Schon 30 Jahre hatte sie dafür gegolten, und an mannichfachen Beweisen fehlte es nicht. Aber auch sie ward von der Jury freigesprochen.

Während das Gericht zu Charlestown saß, kam die Nachricht, daß wieder eine Anzahl der zu Salem Sitzenden begnadigt worden. Da erhob sich der Oberrichter Stoughton und rief: „Wir waren auf gutem Wege, das Land von ihnen zu reinigen! Wer es ist, der sich dem Laufe der Gerechtigkeit widersetzt, ich weiß es nicht, aber der Herr sei gnädig diesem Lande!“ Er verließ die Bank und kam nicht mehr in den Gerichtshof.

Einige wollten den Umschlag der öffentlichen Meinung aus einigen Einzelfällen herleiten. Der Geistliche Beverly war einer der eifrigsten Verfolger der Hexen gewesen, als aber seine eigene Frau angeschuldigt wurde, änderte er seine Ansicht und ward ein ebenso heftiger Gegner der ganzen Sache. Ein angesehener Mann in Boston verklagte Jemand wegen Injurien, der seine Frau in den Geruch der Hexerei brachte, und forderte

1000 Pf. St. Buße dafür. Wenn die Strömung in der Volksmeinung noch dieselbe gewesen wäre, würden zwei einzelne Fälle der Art keine Rückstauung verursacht haben. Man darf vielmehr annehmen, daß auch diese beiden Momente eines Widerstandes, der früher tollkühn gewesen wäre, nur die Wirkungen der schon ganz veränderten Stimmung waren. So rasch und wild das Feuer um sich gegriffen, so thätig und eifrig bemühte sich jetzt ein Jeder, es auszuschlagen, wo die Gefahr noch alle Köpfe erhitzte, daß das ganze Land davon entzündet werden könnte.

Der Grund dieses Umschwungs, sagt Chandler, dessen trefflichen American criminal trials wir diese Mittheilungen verdanken, ist in den Grundzügen unserer Natur zu suchen und wird zum Theil in den instinctmäßigen Anstrengungen zur Selbsterhaltung gefunden werden, die in allen gesellschaftlichen Verbindungen die Schwachen gegen Unterdrückung verbindet und den Unbeschützten Muth gibt. Der Glaube an Hexenkraft war tief in jener Zeit eingewurzelt, und der Umschlag der öffentlichen Meinung war nicht sowol ein Zeichen, daß man an der Wahrheit des Hexenwesens zweifelte, als die Ueberzeugung, daß es fruchtlos und gefährlich sei, es durch menschliche Gesetze zu bestrafen.

So weit mögen wir ihm unbedingt beistimmen. Seine ferneres Argument kann Zweifel aufregen, die zu beantworten menschliche Weisheit nicht weise genug ist. Ueber die Gründe, woher dieser Spukglaube, sagt er, unter dem verständigen, ruhigen und sittlichen Volke von Neu-England so mächtig sich erheben und so furchtbar wüthen konnte, kann, nach so langem Zwischenraume, keine genügende Aufklärung gegeben werden. Aber ihre Nachkommen mögen im selben Geiste des Vertrauens auf die

Vorsehung, der sie auszeichnete, auch an dem Glauben festhalten, daß diese Vorsehung das Uebel nur zuließ zu Zwecken, die ihrer Allweisheit und Allgüte entsprachen, und die auf keine andere Weise zu erreichen waren. Als das Werk gethan war, war es auch vorüber. Solche moralische Verwüstungen streifen oft über das Antlitz der menschlichen Gesellschaft; das Gewitter verrichtet sein Werk. Dann wird die Atmosphäre klar, die Sonne scheint wieder hell und überwindet die Todesschauer und ihre Wirkungen.

Ein heftiges Fieber schüttelt allerdings oft einen verborgenen Krankheitsstoff aus; aber daß ein vorübergehender Wahnsinn dem Körper heilsam sei, ist doch, unseres Wissens, noch von keinem Arzte behauptet worden. Ein anderer amerikanischer Schriftsteller sagt zwar, es sei nicht unwahrscheinlich, daß dieses fanatische Fieber dazu beigetragen habe, die bösen Humore des neu-englischen Volkes zu vertreiben, ihre Bigotterie zu lösen und sie zum freieren Gebrauch ihrer Vernunft anzuleiten.

Der Umschlag war ein vollständiger. Die bittersten Selbstanklagen wurden vernommen über die traurigen Folgen der Selbsttäuschung und rascher Handlungsweise. Der Unwille des Volks war nicht laut, aber tief und ernst. Er richtete sich gegen Die, welche in der Tragödie besonders thätig gewesen waren. Der Geistliche Parris, in Salem, der unstreitig der Urheber der Verfolgung gewesen und den allgemeinen Wahnsinn benutzt hatte, um, boshaften Gemüthes, Privatrachegefühlen zu fröhnen, ward gezwungen, seine Stelle aufzugeben. Er flehte, er erbot sich zu allem Möglichen, es half ihm nichts. Das Volk fühlte die Unschicklichkeit, daß Derjenige noch ferner am Altare des barmherzigen Gottes dienen solle, wo die Gräber der Ermordeten von seinem erbarmungs-

losen Ingrimm zeugten. Der andere Geistliche zu Salem, Noyes, machte ein vollständiges Bekenntniß seiner Versündigung, und suchte durch Wohlthaten und eifrige Sorge für die Hinterbliebenen der Opfer seine Schuld zu verkleinern.

Cotton Mather schrieb sein berühmtes Werk von den Wundern der unsichtbaren Welt, und suchte noch eine Weile durch künstliche, verdrehte Darstellungen dieser und ähnlicher Vorfälle das Publicum, oder vielleicht sich selbst zu täuschen. Aber indem er unverdrossen die Fahne erhob gegen den höllischen Feind, trat plötzlich, unerwartet, ein Mann als sein Gegner auf, von dem er es am wenigsten erwartet, und trug einen vollständigen Sieg über ihn davon. Dieser Gegner war ein ungelehrter Kaufmann aus seiner eigenen Parochie, Robert Calef mit Namen; der gegen ihn und den ganzen Glauben an Hexenkräfte mit einer so kühnen Sprache, einer so männlichscharfen Forscherkraft und eben so sarkastischen als schlagenden Wendungen schrieb, daß er bald das größere, unterrichtete Publicum auf seiner Seite hatte. Er erklärte alle Hexenkraft nur für ein Werk des Fleisches. Zu behaupten, daß Menschen in ein Bündniß mit bösen Geistern treten könnten, um andern Menschen Schaden zu thun, hieße entweder, Gott zum Theilnehmer an solcher Schändlichkeit machen, oder seine Allmacht leugnen. Das Erste behaupten, hieße Gott zum Lügner machen, das Zweite sei Blasphemie. Umsonst erhoben sich die Geistlichen gegen Calef, umsonst nannte ihn Cotton Mather einen boshaften, verleumderischen, sündhaften Menschen, eine wahre Kohle aus der Hölle. Calef hatte gesiegt, ja sogar einen Sieg über Cotton Mather selbst errungen, den er nicht wollte. Der Zelot gegen Hexen soll, wovon seine Tagebücher Winke geben, in seinen

Hochwürden Bitte als aufrühreriſch betrachtet worden, daß Seine Majeſtät —"

„Iſt es wahr," unterbrach ihn Canterbury den Arm emporhebend, „wahr daß Dr. Tenniſon abgefallen iſt von der heiligen Kirche ſeiner Väter? Wahr, daß er ſeine Seele verkauft hat um eine Pfründe? Wahr daß er die Kirche, für die er wie vom Geiſt erleuchtet, die Feder führte, verrathen will den Herrſchern der alten Finſterniß und des Fanatismus? Iſt das wahr, und Ihr ſtehet hier, auf die Brocken der Gnade wartend, ſtatt mit den zitternden Gliedern unſerer Kirche auf den Knieen zum Allmächtigen zu flehen, daß er uns ſtärke und den König erleuchte, ſo komme der Segen, den er auf ſeine anglicaniſche Kirche nieder träufeln läßt, nie auf Euer Haupt, wenn der Maienregen die Erde erfriſcht, falle kein Tropfen auf Euer Feld, und wenn die geſchmähte Kirche ſich wieder aufrichtet, ſo falle kein Strahl der Sonne in Eure Finſterniß."

Der Prälat hob beide Hände betheuernd in die Höhe, aber er konnte keinen Laut hervorbringen.

„So ſtärke er Euch, ſagte der Erzbiſchof und leihe Euch Kraft, denn die Zeit der Verfolgung bricht an, wo die Starken ſchwach werden, und

spätern Tagen von atheistischen Anwandlungen nicht frei geblieben sein, und in Augenblicken erschien ihm alle Religion als ein Wahngebilde.

Vollständiger konnte keine Buße für eine große, allgemeine Missethat erfolgen. In einer feierlichen Erklärung betheuerten die Geschworenen ihre tiefe Reue. Es heißt darin: „Wir fürchten, daß wir, nebst Andern, in dieser Sache nur Werkzeuge waren, obgleich sonder Wissen und sonder Willen, um auf uns und dieses Volk des Herrn den Fluch unschuldig vergossenen Blutes zu bringen. — Wir bitten — daß man uns von Seiten der noch lebenden Dulder milde und schonend betrachte, als Menschen, welche dazumal unter der Macht einer starken und allgemeinen Täuschung waren, gänzlich unbekannt und unerfahren in Dingen dieser Art u. s. w."

Wo ertönten je solche Bekenntnisse nach einem Justizmorde, von Parlamenten, gelehrten Richtern oder Assisen? Es war eine noch lebendige Gerechtigkeit.

Der Staat selbst fühlte, Gott müsse für das begangene Unrecht versöhnt werden. Auf Befehl der Obrigkeit ward am 14. Januar 1696 ein allgemeiner Buß-, Bet- und Fasttag abgehalten. In der öffentlichen Ankündigung hieß es: „um Gottes Zorn abzuwenden, von wegen der neulichen, beklagenswerthen Tragödie zu Salem, die der Satan unter uns aufgeführt, nach dem furchtbaren Gerichte Gottes."

Einer der Richter, Samuel Sewall, fühlte sich schon damals so zerknirscht, daß er an diesem Bußtage an den Geistlichen eine Schrift sandte, in welcher er ein reuiges Bekenntniß seiner Irrthümer ablegte und bat, sich demüthigen zu dürfen im Angesichte Gottes und seines Volkes. Während die Schrift von der Kanzel verlesen wurde, erhob er sich von seinem Platze und stand als

Büßer da vor der ganzen Gemeinde. Er ward wieder zu Gnaden angenommen und starb in hohem Alter und Ehren.

Der Oberrichter Stoughton dagegen bereute nie. Als er von Sewalls Bekenntniß hörte, erklärte er, die Furcht Gottes habe immer ihm vor Augen gestanden, als er auf dem Richterstuhl saß, und er habe seine Meinung nach seiner besten Erkenntniß abgegeben. Und wenn er dennoch geirrt haben sollte, so sehe er doch keinen Grund ab, warum er das öffentlich bekannt machen solle.

Von Staatswegen wurde Manches gethan, um den Hinterbliebenen der Opfer Vergütungen zukommen zu lassen. Die Vermerke der Excommunication wurden in den Kirchenbüchern gestrichen. Auch die böse Anklägerin und Besessene, Anna Putman, ließ in das Kirchenbuch ein Bekenntniß ihres Schmerzes und ihrer Reue vermerken.

Von den andern Zeuginnen und Besessenen bekannten viele ihren Irrthum, mehre sogar gestanden offen ein, daß sie ein betrügerisches Spiel gespielt. Aber man findet nicht, daß eine einzige von diesen Geschöpfen, die so freventlich durch Lug, Trug und falsche Eide ihre Nebenmenschen ums Leben gebracht, deshalb zur Untersuchung gezogen wäre. Einige von ihnen, wird berichtet, ergaben sich als öffentliche Dirnen aller Art Lastern, Andere lebten fort in Verachtung und Verborgenheit. Die Todten ließen sich nicht wieder erwecken, und man schien nicht geneigt, die Aufregung und das Andenken des beklagenswerthen Falles durch Bestrafung der Schuldigen aufs Neue zu erwecken.

Der amerikanische Berichterstatter über diesen merkwürdigsten öffentlichen Proceß, den die neue Welt erlebt, ergeht sich mit schlagender Schärfe über die Illegalität,

welche in demselben von Anfang bis Ende, in der Form und im Wesen vorgeherrscht; daß die ganze Einsetzung des Gerichts durch den Gouverneur ungesetzlich gewesen; daß keine gelehrte Juristen zugezogen worden, der Volkswahn also Thor und Thür offen gefunden habe, um Richter und Geschworene zu beherrschen; daß die ganze Beweisführung durch Zeugen über Hörensagen geführt, und daß es endlich auch unerhört in der ältern Praxis sei, Personen von gutem Ruf für Handlungen verantwortlich zu machen, die ihre Schattenbilder begangen, wenn ihre wahrhaften Leiber abwesend waren. Alles dies spricht theils für sich selbst, theils liegt es außer unserer Aufgabe. Dagegen bedauert Chandler, daß er über die moralischen Phänomene, welche bei diesem Hexenproceß zur Erscheinung kamen, nichts Genügendes sagen könne, da die Zeit die Sache eher noch verdunkelt, als Licht darauf geworfen habe. Daß Betrug von der einen Seite im Spiel gewesen und daß von der andern ein vollkommener Glaubenswahnsinn geherrscht, sei außer Zweifel. Aber daß nicht Alles Lug und Betrug war, und daß gewisse Erscheinungen vorgekommen, welche aus den gewöhnlichen physischen Erfahrungssätzen nicht erklärt werden könnten, sei ebenso gewiß als die historische Facta, die er berichtet, und Cotton Mather dürfe darin nicht Unrecht haben, wenn er sagt: „Oberflächliche Leute mögen über diese Dinge ihren Spaß treiben; aber wenn Hunderte des verständigsten, nüchternsten Volkes, in einem Lande, wo sie gewiß ebenso viel Mutterwitz haben, als irgend sonst wo, überzeugt sind, daß sie wahr sind, dann kann nur der absurde, negirende Geist der Sadducäer sie in Abrede stellen."

Jochim Hinrich Ramcke.

1837—1843.

Im Dorfe Halstenbeck in Holstein wohnte 1837 ein Bauer, Jochim Hinrich Ramcke, auf seinem eigenen Hofe. Doch besaß er ihn erst seit zwei Jahren durch Kauf und Verheirathung mit der Tochter des frühern Besitzers. Die etwas verwickelten Familienverhältnisse hier vorauszuschicken, scheint nöthig, um die Geschichtserzählung nicht damit zu unterbrechen.

Der Hof, ein nahrhaftes Besitzthum, mit fettem Boden, in einem ansehnlichen Dorfe, welches nahe an der großen Straße von Hamburg nach Pinneberg liegt, hatte vorher der Familie Ladiges gehört. Jochim Ladiges, ein strenger Mann, der auf Zucht und Ordnung hielt, hatte noch in seinem 61sten Jahre, im Jahre 1835, eine junge Frau geheirathet. Man wollte behaupten, weil er mit der Wirthschaft seiner zwei Kinder aus erster Ehe nicht zufrieden gewesen. Der Sohn, Hinrich Ladiges, war verwachsen, unfähig zu geistiger und körperlicher Anstrengung; Einige nennen ihn dumm, Andere geradezu blödsinnig und Peter v. Kobbe gar einen Cretin. Die Tochter, Anna Maria, über deren Charakter

die verschiedensten Urtheile später sich geltend machten, war wenigstens ein verschlossenes, kaltes Wesen und mochte dem Vater Das nicht sein, was er von ihr verlangte. Jochim Ladiges zweite Frau war 30 Jahre alt, als er sie heirathete, erfreute sich aber nur kurze Zeit des Glückes der Ehe. Der alte Ladiges starb schon 1834, und hinterließ sein Weib in schwangerm Zustande. Am 6. November 1834 gebar sie eine Tochter, das traurige Opfer dieses Criminalfalls.

Die Witwe setzte die Verwaltung des Hofes bis zum Jahre 1835 fort. Im Herbste dieses Jahres aber ward eine Theilung unter den Erben ihres verstorbenen Mannes eingeleitet. Der Sohn Hinrich Ladiges übernahm den Hof für die Tarationssumme von etwa 2000 Mark (so gering in Betracht des zu leistenden Altentheils und der übernommenen Verpflichtung, jedem seiner Geschwister eine Aussteuer von 150 Mark zu zahlen), die Witwe erhielt die statutarische Hälfte des Gesammtvermögens, etwas über 1000 Mark, und jedes der Geschwister ein Drittheil der andern Hälfte. Jochim Ladiges hinterlassene Witwe aber mußte auch noch, außer ihrem Erbtheil, ihr Altentheil erhalten.

Wie viel dieses Altentheil werth sei, darüber sind verschiedene Angaben, von 150 bis 300 Mark. Jedenfalls war es eine nicht unbedeutende Last, die auf dem Bauernhofe, und aller Wahrscheinlichkeit auf lange Zeit ruhte, da die Abschiederin, wie sie genannt wird, noch jung war. Sie erhielt ihr abgesondertes Haus, ihr Gartenland; der Besitzer des Hofes mußte sie fahren u. s. w. Die junge, so gut ausgestattete Witwe war eine gute Partie, und schon nach anderthalb Jahren hatte sie sich wieder verändert, und war die Ehefrau des Zimmermann Heinrich Ramcke geworden, der anscheinend nur den Na-

men mit der Hauptperſon in dieſer Geſchichte gemein hat, und in derſelben weiter keine Rolle ſpielt.

Der Krüppel Hinrich Ladiges war indeß nicht der Mann, um der großen Wirthſchaft vorzuſtehen. Er fand auch keine tüchtige Hausfrau, die dafür paßte. Seine Schweſter Anna Maria ſchien zum Wirthſchaften geeigneter; aber, um es mit Erfolg zu können, mußte ſie einen Mann haben. Ihr Curator verſchaffte ihr einen ſolchen in der Perſon des Jochim Hinrich Ramcke aus Wedel. Sie war, als ſie ihn 1836 heirathete, 27, er 24 Jahre alt. Sohn eines nicht unbegüterten Schmieds, brachte er einen guten Ruf mit, und nahm ſich, nach ſeiner Verheirathung, der Wirthſchaft mit allem Eifer an.

Hinrich Ladiges mußte aber zuvor abgefunden werden. Ramcke verpflichtete ſich Namens ſeiner Frau zu derſelben Summe und denſelben Leiſtungen, welche Ladiges bei Uebernahme des Hofes gezahlt und übernommen hatte. Er ſollte alſo gegen 2000 Mark zahlen, die Ausſteuer den Geſchwiſtern und das Altentheil der Abſchiederin gewähren. Außerdem foderte aber auch Ladiges ſeinerſeits für ſich eine Art Altentheil. Die Eheleute ſollten ihn, ſo lange er ſich nicht verheirathete, auf der Stelle behalten, ihm Koſt, Kleidung, Wäſche liefern, die Abgaben für ihn bezahlen, und er dafür keine andere Arbeiten thun, als die er ſelbſt zu verrichten für gut fände. Durch dieſes doppelte Altentheil wurde allerdings die Einnahme des Hofes ſehr verkümmert. Ramcke und ſeine Frau arbeiteten aber unverdroſſen; auch ſtrengte jener ſeinen Schwager in der Arbeit vielleicht etwas mehr an, als dieſem lieb war, und ſchon um Pfingſten 1837 hatten die Eheleute von der Kaufſumme ſo viel abbezahlt, daß nur noch ein unaufkündbarer Poſten von

800 Mark für Hinrich Ladiges auf dem Gute eingetragen stand.

Das Abschiedshaus war ein altes, baufälliges Haus, nur 400 Mark in der Brandkasse versichert. Es lag etwa 90 Schritt östlich von dem größeren Wohnhause entfernt. Eine große Diele (Flur) trennte es, der Länge nach, in zwei Theile, von welchen den nach Süden gelegenen, aus Stube, Kammer und einigen Wirthschaftsräumen bestehend, die Abschiederin mit ihrem Manne, dem Zimmermann, und ihrem 1½ Jahr alten Kinde bewohnte. Drüben, nördlich von der Diele, wohnten die Tagelöhner Luthschen Eheleute zur Miethe in einem ganz ähnlichen Raume. Die Küchen, oder eigentlich nur die Feuerherde, beider Wohnungen waren auf der offenen Diele, jeder an der Stube der respectiven Wohnungen angelehnt. Zur Diele führten zwei Eingänge, der eine östliche war die große Einfahrtsthüre, der andere westliche bestand aus einer kleinern Thür, wie sie an ältern Bauernhäusern sind, mit einem Ober- und Unterflügel; sie hieß die Oberthüre und führte, vermittelst eines Fußsteigs durch den Kohlhof nach dem großen Bauernhause.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Juni 1837, einer stillen, hellen Sommernacht, brach in diesem Abschiedshause ein Feuer aus. Der Wind war nur schwach und man wurde des Feuers bald Herr, ohne das Haus selbst retten zu können. Aber die Aufmerksamkeit der Dorfbewohner wurde bald durch eine andere Schreckensscene in Anspruch genommen. Die Abschiederin Ramcke, aus einer Menge tiefer Hiebwunden blutend, lag, unfähig zu sprechen, in dem zunächst seitwärts gelegenen Kossäthenhause des Simon Bornholdt. Neben ihr ihr todtes Kind. Was man im ersten Gewirr erfuhr, war,

daß die Abſchiederin, als das Gebäude ſchon in hellen Flammen ſtand, im Hemde, blutend, ihr ſterbendes Kind auf den Armen hinausgelaufen ſei. Sie hatte ans Fenſter im Ramckeſchen Hauſe geklopft, die Ramcke's waren herausgekommen und hatten ſie nach dem Bornholdt'ſchen Hauſe begleitet, wo ſie die erſte Pflege gefunden. Zugleich, oder bald nachher, war auch die Arbeitsfrau Luth durch das Fenſter aus dem brennenden Hauſe entflohen, und hatte auf demſelben Wege ihre Kinder gerettet. Sie war unverletzt; aber vor ihrer Flucht hatte ſie wahrgenommen, daß ihre Thür, die nach der Diele führte, von außen durch einen eiſernen Splitter feſt zugemacht war; auch hatte gegen das Glasfenſter dieſer Thür eine Harke, mit einem Tuche darüber gehangen, von außen geſtanden, gleichwie um ſie zu verhindern, Das zu ſehen, was auf der Diele geſchah.

Beider Frauen Ehemänner waren in der Nacht, und ſchon früher über Land, als Soldaten oder in Geſchäften. Alſo war hier aller Wahrſcheinlichkeit nach ein vorbedachter Raubmordanfall und eine Brandſtiftung. Aber beim Retten hatte man das wenige Geld der Abſchiederin in einer Lade vorgefunden. Was ſollte ſonſt hier in dem elenden Hauſe geraubt ſein? Ein Verdacht ſprach ſich bald genug aus. Gegen die Tagelöhnerfrau Luth war das Verbrechen nicht gerichtet geweſen; alſo nur gegen die Abſchiederin, und wer hatte an ihrem Tode ein Intereſſe gehabt, als Derjenige, dem die Laſt des Altentheils oblag?

Der Landdroſt der Herrſchaft Pinneberg, v. Döring, war ſchon am nächſten Morgen des 14. in Halſtenbeck. Die erſten gerichtlichen Nachforſchungen führten zu keinen andern Spuren, als die jene Vermuthung von ſelbſt ergab. Ramcke hatte einen großen Vortheil, wenn die

Abschiederin gestorben wäre. Er hatte einen Widerwillen gezeigt, sie zu sehen, und seine Frau hatte sich noch gar nicht um ihre verwundete Stiefmutter bekümmert. Aber Ramcke war ein ansässiger Mann, bis da unbescholten, und als er vor die Verwundete geführt wurde, hatte sie Zeichen gemacht, welche man so auslegte, daß sie ihn nicht für den Thäter halte.

Indeß war der junge, kräftige Ramcke plötzlich unwohl geworden, angeblich von den Anstrengungen der Nacht. Er hatte sich zu Bette gelegt und gewünscht, seine Mutter zu sprechen. Deshalb hatte er in aller Eil seinen Schwager Ladiges zu Pferde nach Wedel, wo sie wohnte, geschickt. Ein Policeireiter ward Ladiges nachgesandt. Er traf den Ladiges und Ramcke's Bruder Christian schon auf dem Rückwege. Von Christian Ramcke erfuhr der Policeireiter, daß Ladiges in Wedel nur von dem Brande des Hauses, aber nicht von der Verwundung der Frau und der Tödtung des Kindes erzählt. Weil das sehr verdächtig schien, ward zuerst Hinrich Ladiges, dann der Christian Ramcke und endlich auch dessen Mutter verhaftet. Beide Letztgenannte wurden jedoch noch einige Zeit, da gar nichts gegen sie constirte, wieder freigelassen, und sind später, im Lauf der Untersuchung gestorben.

Nachdem Ramcke's Knecht, Brandt, der mit ihm in einem Hause schlief, am 16. ausgesagt, daß er in der Nacht des Mordes die Thür knarren gehört, welche aus der Wohnstube, wo Ramcke, seine Frau und sein Schwager schliefen, nach der Diele dieses Hauses führte, wurden endlich auch Jochim Hinrich Ramcke und seine Frau Anna Maria, geborne Ladiges, verhaftet.

Die Verwundete konnte zuerst am 19. Juni vernommen werden. Es kann uns hier nicht auf die Deutun-

gen ankommen, welche man ihrer früheren Zeichensprache gegeben, und die sich sämmtlich später als ganz falsche Auslegungen herausstellten. Seit sie sprechen konnte, gab sie in verschiedenen Terminen, je nachdem das Vermögen zu sprechen zunahm und ihre Erinnerungen sich sammelten, Folgendes an. Nachdem sie am Abende vor der Schreckensnacht ihr Kind zu Bett gebracht, ihre Kühe gemolken, das Feuer auf dem Herde unter die Asche geschürt und noch bis 11 Uhr mit der Luth geplaudert, habe sie, in gewohnter Weise, die Stubenthür mit dem Haken verschlossen, die Fenstergardine zugezogen, dann der Tochter, die noch wachte, etwas Milch und Butterbrot gegeben, und sich ausgekleidet, während sie der Kleinen ein Paar Gebete vorgesagt, die diese nachsprechen müssen. Das Bette, wo sie mit dem Kinde schlief, hatte zwei Wandthüren, eine obere und eine untere. Sie glaubte, wie gewöhnlich, die obere offen gelassen zu haben, denn sie habe ein gewisses „ängstliches und schutteriges Gefühl" gespürt, und hätte denn doch besser sehen können, wenn etwas passirte.

Trotz der Angst schlief sie, ihr kleines Kind im rechten Arm, gegen 12 Uhr fest ein, bis sie durch ein Geräusch geweckt wurde. Als sie den Kopf von der innern Bettwand umdrehte, um zu sehen, was da sei, erfolgte wahrscheinlich der erste Schlag. Sie verlor die Besinnung und erwachte erst wieder, als sie durch das Stöhnen und Röcheln des Kindes aufgeweckt wurde.

Später sagte sie aus, sie habe noch ein dunkles Gefühl davon gehabt, daß bereits, ehe sie das Geräusch vernommen, ihr etwas beim Kopfe herumgefuhlt, oder sich herumbewegt habe. Davon sei sie zwar nicht erwacht, denn sie habe doch den Kopf geschüttelt oder ihn weggerückt. Sie hatte immer gedacht, es könne dies

die Schwachen ſtark. Alle Geiſtliche, die ſich weigern die ungeſetzliche Erklärung abzuleſen, werden entſetzt; es werden viele Tauſende ins Elend gehn und die Stärke unſerer heiligen Kirche verkünden vor den Menſchen. Den Schwachen, die um der Menſchen willen bereit ſind zum Abfall, werden ſie ein leuchtendes Beiſpiel ſein, und wohl uns, wenn Alexander Tennison die Zahl der Märtyrer um Einen vermehrt."

Kaum daß die Biſchöfe vor dem Andrang der Menge die Wagen erreichten, welche ſie um Whiteball herum an den Fluß bringen ſollten. Der Dechant und ſeine Nichte freuten ſich den übrigen bei der Gelegenheit mit zu gewinnen; der Kutſcher mußte aber, wollte er überhaupt weiter kommen, den Gefangenwagen folgen; ſo wurden beide ohne Abſicht Zuſchauer bei dem Schauſpiele, welches ſo viel über England, ja ganz Europas Schickſal entſchieden hat. Bald fanden die Kutſcher keinen Raum mehr, ſie mußten Schritt vor Schritt durch Bitten der Menge abgewinnen; die Beamten mochten ihr Recht nicht geltend machen, und je länger die ehrwürdigen Greiſe im Angeſicht der Zuſchauer blieben, um ſo mehr wuchs die Theilnahme. Auf den Straßen drängte ſich Kopf an Kopf, die Fen-

eine Bewegung ihrer Kleinen gewesen sein. Nach Ramcke's spätern Aussagen gab sie diesem dunkeln Gefühl eine andere Auslegung.

Als das Kind stöhnte und röchelte, erwachte sie. Das Kind lag ziemlich weit nach unten im Bette, mit dem Kopfe bei ihrem Leibe. Jetzt bemerkte sie, daß ihre rechte Hand verstümmelt war. Sie richtet sich auf. Das Blut strömt ihr über das Gesicht. Sie fühlt den heftigen Schmerz, aber zugleich sieht sie den Feuerschein durch das Fenster von der Diele hereindringen. Sie rafft sich auf, ergreift das Kind, sucht einen Augenblick nach den Schlüsseln im Bette und stürzt dann durch die Stubenthür, die Diele und die Oberthür, aus dem Hause.

Sie hat aber doch noch Mehres bemerkt, dessen sie sich später bestimmt entsinnt: Beide Thüren des Bettschranks standen offen. Auf der Diele brannte es am stärksten auf der Luthschen Seite, und zwar hinten nach der großen Ausgangsthüre zu, bei dem Luthschen Schweinekoben. Diese große Thür, welche sie am Abende selbst verschlossen, steht weit auf. Das Fenster in der Luthschen Stubenthür ist mit einem Tuche verhängt. Vor ihrem Fensterschranke hing auch ein Tuch; dieses möchte sie indeß vielleicht selbst vorgehängt haben, weil sie beim Zubettegehen so sehr angst gewesen. Die Thür von der Diele zu ihrer Stube will sie wieder so von innen zugehaspt gefunden haben, wie sie dieselbe am Abende selbst befestigt hatte. Doch gibt sie zu, daß sie darin sich geirrt haben könne. Dagegen weiß sie bestimmt, daß sie die Oberthür, von der Diele nach dem Kohlhof, durch welche sie entfloh, „zugeschottet" gefunden, und daher selbst öffnen müssen.

Sie konnte keinen Laut ausstoßen wegen eines Hiebes, der ihr die Luftröhre verletzt hatte. Ihr Kind vor

sich in den Armen, stürzt sie, den Flammen entfliehend, über den Kohlhof nach dem großen Ramcke'schen Hause. Sie klopft ans Fenster, damit sie aufwachen und — ihr Vieh retten sollen. „Als sie an die Scheiben geklopft, seien sie in der Döns (die gemeinschaftliche Wohnstube) so schnell und hastig in Bewegung gekommen, als wenn sie dort schon wach gewesen wären und der Dinge geharrt hätten, die da kommen sollten." — Nach wenig Augenblicken kamen Ramcke, seine Frau und Hinrich Ladiges schreiend und jammernd heraus. Er schreit: „Ach Mutter, Mutter, was ist das?" Die Frau aber ruft dem Manne mit lauter und ängstlicher Stimme zu: „Ach Gott, Jochim, Jochim, du sollst ihr nichts thun." Dieses Zurufs wollte sich die Abschiederin auf das allerbestimmteste entsinnen.

Sie verlangte von den Ramcke's keine Hülfe und diese boten ihr dieselbe auch nicht an. Ein inneres Mistrauen hatte sich der Frau von Anfang an bemächtigt. Nur damit sie ihre Kühe retten sollten, hatte sie geklopft. Jetzt wandte sie sich sogleich nach dem Bornholdt'schen Hause, um dort ein Obdach zu suchen. Die Ramcke's aber begleiteten sie. Die Ehefrau scheint auffallend gleichgültig beim Anblick ihrer leidenden Stiefmutter und ihrer zerfetzten kleinen Halbschwester und nur um ihren Mann besorgt, während er, Ramcke, sich wie außer sich gebärdet. Plötzlich, wie ohnmächtig, sinkt er zusammen ins Gras und muß von seiner Frau nach Hause gebracht werden.

So die Aussage der Abschiederin. Die Ehefrau des Arbeitsmannes Luth trifft in ihren Angaben in allen wesentlichen Stücken damit zusammen. Sie ward um Mitternacht durch das Sausen der Flammen erweckt. Aufspringend, fand sie ihre Stubenthür von außen ver-

riegelt. Sie schlägt das Fenster darin ein, da dringt Dampf und Rauch ihr entgegen. Nun springt sie aus dem Fenster nach der Gasse, läuft in ihrer Angst zuerst von draußen ans Fenster der Abschiederin und klopft. Als sie keine Antwort erhält, dringt sie durch die Obertüre, die sie geöffnet findet (die Abschiederin war vermuthlich schon durch diese Thür entflohen), wieder ins Haus. Die Diele steht in vollen Flammen. Sie sieht, daß die Thür nach ihrer Wohnstube mit einem eisernen Haspelstock von außen an der Krampe zugeriegelt ist, auch daß das Thürfenster mittelst eines Sacks oder einer Schürze, die über eine Harke ausgebreitet ist, verhangen war. — Die Luth rettete jetzt erst ihre Kinder und mit Hülfe des Knechtes Brandt auch einige ihrer Sachen. Weiter hatte sie nichts bemerkt.

Die verwundete Abschiederin war in jener Nacht von den Bornholdt'schen Eheleuten, die übrigens gleichfalls nur durch Klopfen ans Fenster aus ihrem Schlafe aufgerüttelt wurden, aufs liebevollste gepflegt worden. Der Physicus Dr. Stalbom war mit einem Wundarzt schon nach wenigen Stunden aus Pinneberg eingetroffen und hatte sie verbunden, ohne große Hoffnung auf ihre Wiederherstellung auszusprechen. Nach seinem später abgegebenen Gutachten hatte er neun Wunden, sechs davon am Gesicht und an der Stirn, gefunden. Die Nase war zwei Mal durchhauen. Vier Hiebe hatten die Backen, einer den Unterkiefer gespalten und zersplittert; drei Zähne waren auf dieser Seite zertrümmert und herausgetrieben. Eine andere Wunde drang drei Linien tief in die Höhle des Kehlkopfes, sodaß „die Respiration durch diese Oeffnung unter zischendem Ein- und Ausdringen der Luft stattfand". Vom Daumen und Zeigefinger der linken Hand war das erste Glied abgehauen. Das Gutach-

ten erklärte die Verletzungen für lebensgefährlich, vornehmlich 1) wegen der Verblutung aus einer Menge durchschnittener Arterien, 2) wegen gänzlicher Erschöpfung der Lebenskraft durch Verblutung und Zertrümmerung des Unterkiefers, Verletzung der Speiseröhre und des Kehlkopfes, wodurch in den ersten Tagen die Beibringung von Lebensmitteln verhindert wurde. — Die Unglückliche genas zwar wieder, das ärztliche Urtheil fand aber den Grund davon nur in dem Zusammentreffen vieler glücklichen Momente, und viele dauernde Nachtheile dieser Verletzungen sind geblieben, als: die gehinderte Beweglichkeit der verletzten Theile, die Unfähigkeit, das rechte, untere Augenlid vollkommen zu schließen, der Zahnverlust, ein unangenehmes Gefühl beim Schlukken u. s. w. Die arme Frau selbst erklärte es als den schmerzlichsten Verlust, daß sie wegen ihres verstümmelten Daumens und Zeigefingers zu jeder Arbeit unfähig geworden sei.

Das Gutachten erklärte die Wunden mit der größten Wahrscheinlichkeit für Hiebwunden, „wahrscheinlich mit einem Handbeil und mit bedeutender Kraftanstrengung beigebracht". Sie dürften der Abschiederin, während sie auf dem Rücken lag, und von der Seite beigebracht sein. Ein anderer Widerstand habe muthmaßlich nicht stattgefunden, außer daß sie (in unbewußtem Instinct) den Arm vorgehalten.

Das Kind hatte noch gerochelt, als die Bornholdt es aus den Händen der Verwundeten empfing; als sie es aber niedergelegt, war es ganz still geworden. Bei der Section fand man fünf klaffende Wunden, den Leichnam fast blutleer. Die Mehrzahl dieser Wunden wurden für absolut tödtlich erklärt. Außerdem war die Verblutung selbst eine Todesursache.

Der sehr schwache Wind, der aus Osten wehte, verhinderte das Umsichgreifen der Flamme im Dorfe. Auch hatte es während der vorigen Tage stark geregnet, dergestalt, daß die Strohdächer noch naß waren und die Flammen an und für sich, und ohne Stoff von innen, keine besondere Nahrung fanden. In der Abschiedskathe hatte altes Heu und Stroh nach der östlichen Seite zu gelegen (der großen Hauptthüre auf der Diele zugekehrt), welches dem Feuer die Hauptnahrung scheint gegeben zu haben. Die einstimmigen Zeugenaussagen stimmen darin überein, daß die Flammen zuerst auf dieser östlichen Seite, also der entgegengesetzten von der Richtung nach dem größern Wohnhause, emporgeschlagen seien; ob aber auf dieser Seite wieder mehr südlich oder nördlich, d. h. nach der Seite des Bornholdt'schen Hauses, oder der Seite nach einem engern Dorfpfad (der Twiete), darüber schwankten die Wahrnehmungen. Doch fand man noch in einem Nasenwinkel, östlich von der ganz verbrannten Abschiedskathe, am Morgen nach dem Brande, Fußtritte, die von einem Manne in Stiefeln herrühren mußten. Hier war kein Weg. Der Mordbrenner schien auf der Lauer hier gestanden zu haben und die Fußtritte führten nach dem Abschiedshause hin.

So weit die ersten Ermittelungen über den objectiven Thatbestand. Im Wesentlichen ist auch später nicht viel mehr ans Tageslicht gekommen, und es kam nunmehr Alles auf die Ermittelungen an, welche man im Inquisitionsverfahren von den verdächtigten und verhafteten Personen gewinnen konnte. Auch hier zeigte sich lange Zeit hindurch wenig Aussicht; denn alle Drei verharrten Wochen, Monate, ja Jahre lang bei starrem Leugnen und der Behauptung ihrer völligen Unschuld.

Hinrich Ladiges war verdächtigt, weil er gleich nach dem Brand- und Mordanfall von seinem Schwager nach Wedel zur Mutter desselben geschickt worden, und dort wol von dem Brande erzählt, aber gar nichts von dem Morde erwähnt hatte. Er habe sich wol gedacht, als er die Schwester und den Schwager so laut jammern gehört, „daß es nichts Gutes sein möge", aber er sei „so verbaast" (verstört) gewesen. Er behauptete, in der Mordnacht fest geschlafen zu haben, bis er durch das Klopfen seiner Stiefmutter ans Fenster aufgewacht sei. Nie habe er seinen Schwager und seine Schwester über den schweren Abschied klagen gehört, auch wäre er von ihnen nicht schlecht behandelt worden. In allen ersteren Verhören zeigte er sich stumpf, wie seine Natur war und ohne Zeichen einiger Rührung.

Allmälig aber rückte er mit mehren Geständnissen heraus. Schon am 5. Juli entsann er sich: daß sein Schwager oft über den schweren Abschied geknurrt und geklagt, den er zu leisten habe. Einer wolle Dies, der Andere Jenes, und wenn seine Stiefmutter nur nicht da wäre. Sie wäre faul und eine Mistmacherin. — Am 27. Juli räumte Ladiges schon ein, er habe in Wedel nur deshalb nicht von der Stiefmutter gesprochen, weil die Schwester es ihm verboten. Er habe gefürchtet, zu hart behandelt und zu tief in die Sache verwickelt zu werden. Er vergoß dabei viel Thränen.

Darauf räumte er ein: schon zu Ostern habe sein Schwager davon gesprochen, daß Diejenigen, die nichts taugen thäten und nicht arbeiteten, an die Seite müßten. Etwas später sagte der Schwager: wenn was geschehen thäte, solle er nichts davon sagen; dann solle er auch 50 Mark dafür haben. — Der Schwager habe immer ein bös Gesicht gemacht, wenn er die Stiefmutter

draußen nur gesehen. Das sei ein ärgerlicher Kram, habe er geäußert, daß er für sie immer fahren müsse. Wenn er sie 'mal wieder selbst fahren müsse, wolle er sie umwerfen. — Jetzt gestand Ladiges auch, daß Ramcke ihn hart behandelt und oft gescholten hätte, weil er ihm nie genug gearbeitet. Einmal habe er ihm auch gedroht: „er solle wegkommen, daß er nicht darum wieß (gewahr) werde". Darum fürchtete er ihn und es hatte ihn auch bei seinen Aussagen befangen gemacht.

Am 5. September gestand Ladiges noch weit mehr ein. Ramcke habe zu ihm gesagt: „Wenn etwas in dem kleinen Hause passiren würde, dann solle er schweigen und nicht davon sprechen, daß er es gethan; dann solle er auch 50 Mark haben." Ja Ramcke habe hinzugefügt: „es sei seine Absicht, die Kathe in Brand zu stecken und dann die Stiefmutter darin zu verbrennen." Als von dem Umwerfen die Rede gewesen, habe der Schwager zugesetzt: „so daß sie liegen bleiben soll." Ein ander Mal hatte Ramcke gesagt: „daß er seine Abschieder bei Seite schlagen wolle".

Endlich, am 2. October, kam eine vollständige Aussage zum Durchbruch, so vollständig, als sie Hinrich Ladiges bei seinem Verstandesvermögen zu geben im Stande war. Eine Natur wie seine bedingte das Ausfragen. Da entsann er sich, daß er in der Nacht einen Augenblick aufgewesen, um sein Wasser zu lassen, sich aber wieder zu Bette gelegt; daß Schwager und Schwester schon ehe die Stiefmutter ans Fenster klopfte, aus dem Fenster in den Dönß hinaus und nach einer halben Stunde wieder hereingestiegen wären, daß er sich aber nicht weiter darum bekümmert habe. Auf Zureden räumte er denn auch seinen eigenen Antheil an der Sache ein.

Der Schwager hatte, als er ihm damals 50 Mark versprochen, bemerkt, er wolle die Gelegenheit abpassen, wenn der Mann der Abschiederin nicht zu Hause sei. Er hatte mit ihm davon gesprochen, sie ums Leben zu bringen. Abends am 13., als Ladiges schon zu Bette gelegen, hatte er ihm geradezu gesagt, in dieser Nacht wolle er die Abschiederin bei Seite schaffen. Er wolle es allein thun, aber Ladiges solle mitgehen und aufpassen. Dafür solle er die 50 Mark haben. Darauf habe er erwidert:

„In das Abschiedshaus gehe er nicht hinein, wolle auch sonst nichts mit der Sache zu thun haben; aber mitgehen könne er ja wol, wenn sonst nichts weiter dabei sei." Gleich nach diesem Gespräche hätten Ramcke und dessen Frau, welche die einzigen gegenwärtigen Personen in der Döns waren, sich zu Bette gelegt und er sei, von der Arbeit ermüdet, bald eingeschlafen. Eine gute Weile werde er geschlafen haben, als Ramcke mitten in der Nacht ihn geweckt und ihn aufgefodert habe, nach dem kleinen Hause mitzukommen und aufzupassen. Wiederum habe er geantwortet: „daß er sacht (zwar) mitgehen könne, daß er aber nicht mit hineingehen und nichts mit der Sache zu thun haben wolle", und habe sich anzukleiden angefangen. Mittlerweile sei seine Schwester, welche, so wie sein Schwager, schon angekleidet gewesen, nach der Küche gegangen und habe von dort in einer gelben Schüssel eine Kohle geholt. Sodann wären Ramcke und dessen Frau durch das Fenster aus der Stube hinausgestiegen; ihm habe aber, bei seiner Gestalt, der Weg durch das Fenster zu halsbrechend geschienen, weshalb er bald darauf durch die Dönsenthüre, über die Diele, und sodann durch die große Thüre ebenfalls aus dem Hause gegangen wäre. In der Nähe der

kleinen Hauses, auf einem Steig im Garten, habe er sich hingestellt, um aufzupassen; weiter habe er nichts verübt. Von hier aus habe er deutlich gesehen, indem er die ganze Blangenseite (Pleonasmus, statt Seite) des kleinen Hauses habe überblicken können, daß seine Schwester in das Dach des Abschiedshauses, unten, nach der großen Thüre zu, auf der Seite, welche der Bornholdt'schen Wohnung zugewandt, die Kohle gesteckt und den Brand verursacht habe. Gleichfalls habe er gesehen, daß sein Schwager durch die kleine Oberthüre, von der er nicht wisse, ob Kamcke sie verschlossen gefunden und womit er sie geöffnet, in das Haus hineingegangen und ungefähr nach einer Viertelstunde, und zwar wiederum durch die Oberthüre, aus dem Hause herausgekommen sei. Ohne um die beiden Andern, die noch etwas zurückgeblieben wären, sich weiter zu bekümmern, sei er nun durch die große Thüre, über die Diele, nach der Döns zurückgekehrt, und wieder zu Bette gegangen. Einen Augenblick habe er darin gelegen, als seine Schwester und sein Schwager, und zwar jene zuerst, durch das offene Fenster in die Döns hineingestiegen wären. In der Stube hätten sein Schwager und seine Schwester kein Wort mit einander gewechselt, sich entkleidet und darauf sich gleichfalls zu Bette begeben. Nach einer Weile, geschlafen habe er noch nicht, nur gedös't (geschlummert), hätten sie das Klopfen an die Fenster gehört, worauf sie alle Drei, ziemlich zu gleicher Zeit, aufgesprungen, aus der Döns herausgelaufen wären und seine Stiefmutter, von den Wunden entstellt und mit ihrem Kinde auf dem Arme, vor sich stehend, gesehen hätten.

Befragt, welche Waffe sein Schwager bei sich geführt? antwortete Ladiges: eines von den beiden im

Hause befindlichen Handbeilen, welche ihren gewöhnlichen Platz in einem Schranke auf der Diele gehabt hätten. Ladiges beschrieb die beiden Beile näher und erklärte: ob Ramcke das Beil schon am Abende, oder erst in der Nacht hereingeholt, wisse er nicht; er glaube jedoch das Letztere, weil sein Schwager schon einmal früher in der Nacht, bevor sie sämmtlich aufstanden, aus der Döns nach der Diele gegangen und bald wiedergekommen sei. Ob er das Beil wieder in das Haus mit zurückgebracht, oder wo er es gelassen habe, wisse er nicht.

Ladiges blieb bei dieser Aussage in allen folgenden Verhören. Er foderte sogar den Schwager und die Schwester auf, sie sollten doch nun auch gestehen. Er äußerte, ihm sei nun viel besser zu Muthe, er habe der Wahrheit die Ehre gegeben, möge sein Schwager dagegen sagen, was er wolle.

Nachträglich ergänzte er sein Geständniß noch durch mehre einzelne Angaben: Ramcke, der sonst bei jeder Gelegenheit über den Abschied geklagt, habe an dem Tage ganz davon geschwiegen. Am Abende sei er und seine Frau stiller und blasser als gewöhnlich gewesen. Er habe ihm ausdrücklich befohlen, gegen Niemand etwas davon zu erwähnen, daß er, Ramcke, sich über den schweren Abschied beklagt. Dagegen erwähnte Ramcke, wie beiläufig, der Mann der Abschiederin sei nicht zu Hause. Er sprach davon, daß sich der untere Theil der Oberthür im Abschiedshause so weit eindrücken lasse, daß man recht gut durchfahren und mit dem Arm den Riegel des obern Theils zurückschieben könne. Bei diesen Aeußerungen verhielt sich Ramcke's Frau schweigend, als wären sie schon ganz darüber einverstanden. Der Schwager schien nur so gesprochen zu haben, um ihn unvermerkt in die Sache hineinzuziehen. Warum? das wisse

ſter waren beſetzt wie bei keinem Krönungs- oder Hinrichtungstage; es war auch ein Schauſpiel, wie man es nie erlebt hatte.

Auf ein Freudenfeſt machte es an ſich keine Anſprüche, aber ſelbſt die traurigſten Begebenheiten, die London und England im Verlaufe einiger Jahrhunderte betroffen, hatten keine gleiche Theilnahme erweckt. Ein Leichenbegängniß regt niemals auf ſo lebendige Weiſe den Schmerz auf, auch wenn die geliebteſten Männer zur Erde getragen werden; dieſer Schmerz bleibt das ausſchließliche Heiligthum der Familien. Bei Hinrichtungen großer Männer verſteht es ſich von ſelbſt, daß Parteiungen und Rückſicht vor der herrſchenden Gewalt den heftigen Ausbruch der Theilnahme dämpfen. So wurde als Ruſſel, der reinſte Charakter ſeiner Zeit zum Schaffot ging, mitten unter dem Geſchluchze von Vielen gezischt. Selbſt Johanna Gray, die ſchuldlos Leidende, deren ſchönes Engelsgeſicht man ſo gern im Heiligenſchein erblickt, ging nur mit ſtillen Thränen beweint, den letzten Gang. Anders war es jetzt. Das ganze England ſah ſich in den Vätern ſeiner Religion gekränkt; es war der wahnſinnige Ausbruch der Wuth eines Einzelnen gegen Millionen. Die Biſchöfe duldeten den Ingrimm

er nicht. Vielleicht, weil der Schwager gedacht, er solle auch nicht frei sein davon; denn er sage nicht mehr, als was er gesehen.

Befragt, warum er selbst mitgegangen, antwortete Ladiges: „er habe sich gedacht, daß sein Schwager ein böser Mensch sei, und daß er selber sich auch seines Lebens vor ihm nicht sicher sei. Ramcke habe ihm gar auch wol etwas in das Essen geben können!“ Später, mit seinem Schwager confrontirt und von ihm geschimpft und bedroht, äußerte er sich wie folgt. Es ist dies zwar nur die Uebersetzung der Sprache des einfältigen Bauern in die Actensprache; es blitzt daraus aber so viel aus jener hervor, was die Phantasie eines Aktenmannes schwerlich erfindet.

„Es könne ihm doch wol Niemand verargen, wenn er die Angst, die er vor seinem Schwager gehabt und die ihn ja denn auch allein dazu gebracht, daß er in der Nacht mit aufgestanden und mit herausgegangen, auch hier erst nicht habe überwinden können. Was sein Schwager für ein Mensch sei, das habe er ja in jener Nacht mit eigenen Augen gesehen; und wie er nun hier gesessen, habe er sich erst immer gedacht, wenn er etwas sage und komme dann wieder los, so drehe sein Schwager ihm das Genick um. Den Gedanken habe er sich aber so in den Kopf genommen, daß er ihn erst gar nicht wieder habe loswerden können und erst als er länger gesessen, habe er nach und nach so viel Courage gekriegt, um mit der Wahrheit herauszukommen. Da sein Schwager ihm ja selbst damit gedroht, daß er 'mal wegkommen solle, ohne daß er was davon „wiß“ werde, und da er ja an der Stiefmutter gesehen, daß derselbe sein Wort wahr zu machen wisse, so habe er wol bange sein können. — Die Ursache dieser Drohung sei gewe-

sen, daß er einmal in der Scheune ein schweres Unterbret nicht habe heben könnrn. — Er habe es auch auf sich gemünzt, wenn sein Schwager davon gesprochen habe: was das für eine Last mit dem Abschiede sei, und daß man keinen Frieden habe, ehe die Abschieder bei Seite wären. Denn er selbst sei ja auch bei seinem Schwager auf dem Abschied gewesen, und habe das also auch auf sich mit beziehen müssen, zumal da sein Schwager es oft genug an den Tag gelegt, wie schwer und ungern ihm das abgehe, was er auch für ihn habe bezahlen müssen."

Noch betheuerte er, daß er nicht an die 50 Mark gedacht, es sei ihm nur eingefallen, daß er schwach und krüppelig sei, und sich gegen den großen Menschen nicht zur Wehre setzen können; darum sei er mitgegangen. „Und darum bin ich denn auch ruhig bei meiner Sache, und glaube, daß mir nichts geschehen kann; denn ich habe ja keine böse Gedanken gehabt."

Er stellte sich als einen ganz von dem herrischen Temperament und der physischen Kraft seines Schwagers unterjochten Sclaven dar, behauptete aber, mit seiner Stiefmutter stets in gutem Vernehmen gelebt, auch seine kleine Schwester geliebt zu haben. Die Abschiederin selbst gibt ihm dieses Zeugniß.

Hinsichts des Anzugs, welchen Ramcke in der Nacht gehabt, schwankte seine Aussage. Anfänglich gab er eine weiße Jacke und Hosen, Ramcke's gewöhnliche Tracht, an, dann eine blaue Jacke und solche Hosen.

Ebenso unsicher war seine Aussage hinsichts des Handbeils. Daß es eines von denen gewesen, welche im Schranke auf der Diele gelegen, schloß er daraus, daß es einen weißen Stiel gehabt. Als man ihm aber in Folge der Untersuchung dasjenige Beil zeigte, mit

welchem die That aller Wahrscheinlichkeit nach geschehen war, und welches dem Knecht Brandt gehörte, glaubte er es dafür zu erkennen.

Ob Ramcke die Oberthür des Abschiedshauses in der Art geöffnet, wie er es ihm vorhergesagt, wußte er später nicht mit Gewißheit zu behaupten. Acht Schritt von ihm Wache haltend, habe er nur gesehen, wie sein Schwager sich gebückt, um den Arm zwischen dem obern und untern Thürflügel besser durchzubringen.

Aufs allergenaueste gab er dagegen in der Voruntersuchung wie in der Specialuntersuchung an, wie seine Schwester bei der Feueranlegung operirt habe. Die Nacht war nicht dunkel. Er sah, wie die Schwester Hände und Arme nach oben ausstreckte und etwas unter das Dach hineinsteckte, oder doch daran hielt. Dies sei geschehen bald nachdem der Schwager durch die kleine Oberthür ins Haus eingedrungen. An der Stelle habe es dann bald im Dache zu brennen angefangen. Die Flamme sei aber nicht stärker gewesen als ein Licht. Das weitere Umsichgreifen hatte er nicht gesehen, da er sich auf den Rückweg gemacht, sobald er den Schwager wieder aus dem Hause kommen sah. Der Schwager wäre in der Nähe der Stelle, wo sie das Dach in Brand gesteckt, stehen geblieben.

Die Abschiederin und ihr Ehegatte, der Zimmermann, bestätigten zwar, daß die bewußte Oberthür alt und schief gewesen und es möglich war, auf die beschriebene Art einzudringen. Doch schien es Beiden wahrscheinlicher, daß der Mörder von einem Fenster neben der Thür die Scheibe herausgenommen und so den Thürriegel zurückgeschoben habe

Lading erkannte, daß es „gut gewesen, wenn er es nicht gethan; aber es sei ja nun einmal geschehen." Er

verrieth bei seinem Geständnisse die größtmögliche Unempfindlichkeit und nur darin Unruhe, daß er fragte, wie lange es denn nun mit ihm dauern solle; er sitze ja nun schon lange genug, und ob er denn nicht bald zu den Seinigen zurückkommen werde?

Dies die Aussage Hinrich Ladiges, eines Mitangeschuldigten, die für den Hauptangeschuldigten schwer gravirend ist, bei der aber im voraus daran zu erinnern ist, daß über seine Zurechnungsfähigkeit als Verbrecher nicht unbedeutende Bedenken obwalteten, daß also derselbe Gemüthszustand auch hinsichts seiner Gültigkeit als Zeuge nicht unbeachtet bleiben darf. Nebenher muß aufmerksam gemacht werden, worauf später die Vertheidiger sich beriefen, daß er über einzelne Dinge die genauesten Wahrnehmungen abgab, welche nur durch das Auge aufgefaßt werden, und daß es im großen Hause, in der Döns wie auf der Diele ganz dunkel war.

Ramcke's Ehefrau, Anna Maria, geborene Ladiges, hatte unter den Nachbaren durch die Ruhe, fast Gleichgültigkeit, welche sie im Gegensatz zu ihrem, im höchsten Grade aufgeregten Ehemann nach der That gezeigt, schon früh einen Verdacht gegen sich erregt. Sie ging am Morgen nicht einmal in das Bornholdt'sche Haus, um sich nach ihren Verwandten zu erkundigen. Für den Richter kann dies nicht füglich ein Indicium sein, da sie im ganzen Lauf der Untersuchung, ja noch jetzt, als ein kaltes, tiefern Eindrücken unempfängliches Weib geschildert wird. Warum mußte es gerade die Blutschuld sein, was sie zurückhielt? Es könnte eben so gut als ein Zeichen ausgelegt werden, daß sie sich nicht schuldig und über den Verdacht, der sie traf, erhaben fand.

Sie wollte im Verhöre von Nichts wissen und behielt ihre Kaltblütigkeit, ohne sich von etwas stören zu lassen. Nie hatte ihr Mann sich gegen sie über die Größe des Altentheils beschwert; sie hatte ihrem Bruder, als sie ihn nach Wedel schickten, nichts davon gesagt, daß er nichts von Dem aussagen solle, was der Stiefmutter passirt wäre, und ihr Ehemann war gut und so unschuldig wie sie selbst.

Indessen waren andere entfernte Anzeichen bekannt geworden. Viele Verwandte Ramcke's, sogar dessen eigene Mutter hatten bekundet, daß Ramcke sich schwer über den großen Abschied beklagt. Die Mutter hatte, als sie von der That erfuhr, ausgerufen: „Wenn Jochim nur nichts damit zu thun hat!" Die Dienstmagd Ellerbrook, die auf der Diele bei Ramcke's schlief, hatte in der Mordnacht Geräusch gehört; es kam ihr vor, als ob Einer auf dem Schleifsteine, der vor des Knechts Thüre lag, wetze. Dann hatte sie Jemand zur Thür hinausgehen und nach einer halben Stunde wieder hereinkommen gehört. Ramcke hatte zu ihr am Abend nach der That gesagt: vor Gericht müsse sie sagen, daß sie nichts gesehen und gehört, sonst behalte man sie wol ein Jahr lang in Pinneberg. Dabei habe er halb fragend hingeworfen, sie wisse doch auch wol von nichts? Auch hatte sie vor der Zeit der That Ramcke und seine Frau oft mit einander eifrig sprechen gehört, und wenn sie dazu gekommen, wären sie plötzlich stumm geworden. — Ramcke's Bruder Christian bekundete, daß Jener, als er von Ladiges Verhaftung gehört, sehr bestürzt geworden und geäußert: Ladiges werde sie gewiß noch fest schnecken. „Ach Gott, Marieken," hatte er zu seiner Frau gesagt, „daß wir den Pinsel auch haben nach Wedel geschickt." Die Frau hatte ausgerufen: sie wolle lieber gleich in

den Sod (Brunnen) springen, wenn sie so gequält werden sollte, wie jene Frau (die Abschiederin) ausgesehen. Auch hatte Ramcke, unzufrieden, daß seine Mutter nicht mit Christian gekommen, zu diesem gesagt: er habe gedacht, daß seine Verwandten aus Wedel ihm durchhelfen sollten.

Die junge Frau war hochschwanger. Vor ihrer Entbindung mochte man ihr vielleicht nicht mit zu großer Strenge zusetzen. Sie war aber im Gefängniß mit einem todten Kinde (am 18. October 1837) niedergekommen. Seltsam! Es trug an der Stirn ein Muttermal, ähnlich einer vernarbten, an der innern Fläche bedeutend roth angelaufenen Schnittwunde. Auch nach der Entbindung blieb sie, trotz der Widersprüche, in die sie sich verwickelte, bei einem hartnäckigen Leugnen und Schweigen. Sie ward auf Wasser und Brot gesetzt und aus der Krankenstube in das Kellergeschoß gebracht. Auch eine Confrontation mit ihrem Bruder Ladiges half nichts; sie ward nur etwas befangen und wechselte die Farbe, als er ihr aufs eindringlichste vorhielt, daß sie doch bedenken möge, was sie thue, daß er, ihr leiblicher Bruder, sie nicht belügen werde, daß das Unglück ja schon groß genug sei, daß sie es nicht noch größer machen solle.

Alle wiederholten Wasser- und Brotstrafen und der unterirdische Kerker halfen durch lange Monate nichts. Es war ein Jahr ihrer Gefangenschaft und darüber vergangen, als sie endlich, am 8. Juli 1838, freiwillig anfing zu bekennen, wenigstens ließ sie durch den Arrestverwalter an jenem Sonntage dem Richter melden, daß sie andern Sinnes geworden, und gab hierauf folgende lange und umständliche Erklärung zu Protokoll:

„Als unsere Leute am Abend aus der Döns gegangen

waren, sagte mein Mann zu mir: er wolle nun in der Nacht hin und die Mutter todtschlagen; ich sollte dann auch mit, um das Haus in Brand zu stecken, und der Bruder sollte dann aufpassen. Ich sagte, er solle es doch nicht thun; — aber ach Gott! ach Gott! meine Bitten wollten nichts helfen; er sagte, er wolle es thun, und ich sollte auch mit. Da hat meine Aengstlichkeit mich dazu gebracht, und ich habe es denn mitgethan. Wir legten uns nun zuerst zu Bette; ob ich aber geschlafen habe, oder nicht, davon weiß ich nichts, ich war viel zu unruhig. In der Nacht stand mein Mann wieder auf, und durch meine Aengstlichkeit kam ich denn auch mit auf; — ich und mein Mann stiegen nun durch das Fenster aus der Döns hinaus in den Hof und gegen den Steig entlang gerade hinunter nach dem kleinen Hause. Mein Bruder, den mein Mann auch mit aufgekrigt hatte, kam uns nach; welchen Weg er indessen aus dem Hause genommen, davon weiß ich nichts, denn das habe ich nicht gesehen. — Ich trug eine Kohle, die ich aus der Küche geholt, auf einer gelben Schüssel; mein Mann hatte ein Beil in der Hand; wo er es aber her hatte, weiß ich nicht. Als wir bei dem kleinen Hause waren, ging mein Mann oben nach der kleinen Thür, um sie aufzumachen; ich ging aber in meiner Aengstlichkeit mit der Kohle die Stangenseite hinunter und steckte sie unten nach dem Ende zu unter das Dach. Ach Gott! ach Gott! als ich das that, da klopfte mein Herz so — und ich dachte an Gott; aber die Aengstlichkeit hatte mich auf den bösen Weg gebracht. Ich blieb darauf noch so lange dort, bis ich das Feuer sah; als das Dach oben so weit brannte, wie ein ordentliches Licht, so ging ich wieder hinauf, und sah nun meinen Bruder vor mir auf, in dem Hofe, nach dem großen Hause zurückgehen. Ich

hielt mich nun auch nicht länger dort auf, sondern ging ebenfalls nach dem großen Hause zurück, ohne daß ich von meinem Manne noch etwas weiter wahrgenommen. Ich stieg durch dasselbe Fenster, durch welches ich hinausgestiegen, nach der Döns hinein und fand meinen Bruder schon oben wieder im Bette, als ich hineinkam; — ich zog mich nun auch aus und legte mich wieder zu Bette; — und ich glaube noch ehe ich es gethan (denn ich entsinne mich dessen nicht mehr so genau, wegen meiner Aengstlichkeit), stieg auch mein Mann durch das Fenster wieder nach der Döns herein. Er legte sich bald darauf zu mir ins Bett, und so lagen wir noch eine kurze Zeit ruhig im Bette, bis wir das Klopfen hörten. Als wir das erste Klopfen hörten, sagte ich zu meinem Manne: was ist das? aber er antwortete mir nichts darauf; — als das zweite Klopfen kam, da rief mein Mann auf: was ist das? ich wußte in meiner Aengstlichkeit nicht, wie mir war, rief aber: Ach Gott! ach Gott! und bat meinen Mann, er möchte nur heraussteigen aus dem Bette. Mein Mann stand nun schnell auf, und ich kam gleich nach ihm aus dem Bette, und so liefen wir denn mit Hinrich, der ebenfalls gleich aus dem Bette kam, alle Drei aus dem Döns und über die Diele durch die Blangenthür nach dem Hofe hinaus, wo denn die Stiefmutter mit dem Kinde auf dem Arm vor uns auf dem Steige stand. Mein Mann, welcher der Erste aus der Blangenthür war und dem ich gleich folgte, ging darauf erst so rasch auf die Stiefmutter zu, daß ich fürchtete, er wollte ihr noch ein Leid zufügen, und daß ich ihm darauf zurief: Ach Jochim, Jochim, thue ihr nichts! — Vor Schrecken und Angst sprangen wir darauf aber erst abwärts, bis die Stiefmutter mit dem Kinde sich umdrehte und nach Born-

holdt ging, worauf wir ihr denn Beide dorthin nachgingen.

„Ich habe nun die reine Wahrheit gesagt und hoffe, daß Gott mir das verzeihe, was ich in meiner Aengstlichkeit gethan.

„Um den großen Abschied hat mein Mann es gethan; er konnte sich nicht zufrieden geben darüber, und er hat es mir denn auch gesagt, daß er es deshalb thun wolle.

„Ich habe wol auch einmal über den Abschied gesprochen, und gesagt, daß es viel sei; — aber ich habe nie schlimme Gedanken gegen meine Stiefmutter gehabt, und mir ist so etwas nie in den Sinn gekommen; aber meinem Mann, den hat der Böse zu toll! Der hat mich denn auch mit ins Verderben gebracht.

„Was mein Mann mit der kleinen Halbschwester im Sinne hatte, davon hatte er mir nichts im Vorwege gesagt, — ich wußte nicht, daß es seine Absicht sei, das kleine Kind mit umzubringen; als ich das Feuer anlegte, da dachte ich wol daran, was nun aus dem kleinen Kinde werden solle; aber ich dachte auch wieder an Gott, und wußte dann selber nicht in meiner Aengstlichkeit, was daraus werde.

„Am andern Morgen, als die That geschehen und als mein Mann hörte, daß das Kind todt sei, sagte er mir: nun wären die 50 Thaler ja doch weg, — und war damals denn ganz zufrieden, wie er damals denn auch mehrfach den Wunsch ausgesprochen, daß die Stiefmutter doch nur nicht wieder besser werden möge. Ich sagte ihm aber: wenn sie doch nur wieder besser werden möge, denn Gott habe es ja doch nicht haben wollen, da sie wieder herausgekommen sei.

„Mein Mann hatte es ja nicht nöthig; wir hätten ja

gut so leben können, aber er wollte immer mehr haben und konnte nie genug kriegen.

„Ich bitte nochmals um Verzeihung, daß ich so lange mit der Wahrheit geschwiegen; mein Mann hatte mir ja verboten, etwas zu sagen; und ich meinte nun immer, er solle der Erste sein; darum schwieg ich denn auch so lange, obwol es mir oft auf der Zunge gelegen. Ich habe auch öfters den Herrn Propsten gebeten, er möge es meinem Manne doch nur sagen, daß er gestehe, was er gethan. Jetzt aber saß es mir so auf der Zunge, daß ich es nicht länger zurückhalten konnte, und darum habe ich denn jetzt auch Alles gesagt.

„Wenn es angehen kann, wollte ich so gerne bald einmal zum Tische des Herren; ich habe in meine Entbindung gemußt, ohne das Abendmahl empfangen zu haben, und das betrübt mich so.

„Ich habe mich nun an meinen Bruder gegeben, ich denke, er wird sich auch darüber freuen, daß ich das gethan.

„Was muß meine Stiefmutter für Schmerzen gehabt haben! Ich bin sie ihr nicht gönnen gewesen; ich habe nie so Etwas mit ihr im Sinne gehabt.

„Alle meine Freunde müssen sich ja schämen über mich, daß ich hier sitze mit meinem Bruder; aber sie werden ja doch wol wissen, daß ich die schlechten Absichten nicht gehabt.

„Wenn es unterbleiben kann, möchte ich nicht gern vor meinen Mann, wenn es aber nöthig ist, so thue ich es auch, und mag das Gericht das dann bestimmen."

Wie natürlich und wahr diese Erklärung in der letzten Hälfte auch erscheint, welche die Herzensergüsse der Verbrecherin enthält, so kann man doch nicht umhin, im ersten Theil derselben die Einflüsse des Richters zu er-

des Königs, weil ſein Volk nicht katholiſch werden wollte. Dazu kam das unregelmäßige Gericht, welchem die Häupter der Kirche übergeben werden ſollten, genannt: die hohe geiſtliche Commiſſion, willkürlich vom Könige aus Laien und Katholiken, beides ſeinen Günſtlingen, zuſammengeſetzt, während jene auf das alte in der chriſtlichen Welt geltende Geſetz ſich beriefen, daß ein Biſchof nur von ſeines Gleichen könne gerichtet werden.

So kam es, daß diejenigen den lebhafteſten Antheil nahmen, welche während der Bürgerkriege ſich jederzeit ſtill verhalten, und die eifrigſten Royaliſten am tiefſten erſchüttert ſich zeigten. Man behauptet, die Biſchöfe hätten nur weniger aufmunternder Worte bedurft, und die Rebellion wäre ausgebrochen. Im Gegentheil aber ſpielten ſie die Vermittler, wo das Volk unruhig war, ſie beteten, theilten den Segen aus, und vertröſteten auf den Beiſtand des Höchſten, welcher ſeine Kirche nicht verlaſſen könne.

Endlich gelangte man zum Strande, wo bewaffnete Barken bereit lagen die Märtyrer nach dem Tower zu bringen. Hier erſt wuchs die Schwierigkeit Raum zu gewinnen, da die angeſehenſten Männer, Officire, Geiſtliche, ſelbſt Pairs herzu-

kennen. Dies ist kein freier Erguß, sondern eine Erzählung, welche vom Richter entweder abgefragt oder doch in der Ordnung zu Papier gebracht worden, als derselbe es zu seinem Zwecke angemessen fand. In solchem historischen Zusammenhange erzählt keine Bäuerin von dem Bildungszustande der Ramcke eine Begebenheit. Man sieht vielmehr, daß ihrem Bekenntniß das Geständniß ihres Bruders zum Grunde gelegen hat, und ihres erscheint nur als ein Accompagnement desselben, während dieses mehr Momente der natürlichen Auffassung eines Bauern durch die Actensprache hindurch verräth. Diese Bemerkung gelte nicht als ein Mißtrauen gegen die Wahrheit des Inhalts, wol aber scheint es nöthig, sie hier vorauszuschicken, weil die Vertheidigung, die mit so unermüdlichem Eifer gefochten, auch darin ein Moment gefunden hat.

Sonst erklärte die Ramcke, daß ihr Mann schon vor der That sich oft über die Last des Abschieds gegen sie beklagt: „der thue keine Sünde, der die Stiefmutter daltuffen (wahrscheinlich niederschlagen) thäte". Auch gegen sie hatte er von dem Vorsatz gesprochen, sie einmal beim Fahren umzuschmeißen, daß sie liegen bleibe.

Eine eigentliche Verabredung zur That mit dem Manne, sowie, daß sie selbst dazu gerathen, oder es gewünscht, stellte sie beharrlich in Abrede. Sie habe wol dann und wann geäußert, daß ihr Vater nicht gut für seine Kinder gesorgt habe, wegen des großen Abschiedes, auch daß ihre Stiefmutter noch lange leben könne; aber sie habe darum noch keine schlimme Absichten gegen die Stiefmutter gehegt. Am Abende vor der That hatte Ramcke ihr nur gesagt, er wolle durch die kleine Oberthür ins Haus und die Stiefmutter todtschlagen; der Bruder solle mit, um Wache zu stehen, und sie,

um das Haus in Brand zu stecken. Ihre Vorstellungen dagegen fruchteten nichts. Im Bette, an ihres Mannes Seite, hatte sie von der That kein Wort mit ihm aus Angst gewechselt; auch nach der That dahin zurückgekehrt, will sie nichts mit ihm gesprochen haben bis die Stiefmutter anklopfte. Noch als er sie aufforderte, aufzustehen und mit ihm zu gehen, versuchte sie ihn abzureden, aber — sie fügte sich in seinen Willen „aus großer Aengstigkeit". Sie wußte ja nicht, wie sie in einem andern Verhör sagte, „wie sie mit ihm dran war, und ob ihr eigenes Leben vor ihm sicher sei". Daß die Furcht vor dem gewaltsamen Manne allein das Motiv ihrer Handlungsweise gewesen (und demnächst auch ihres langen Leugnens), erklärte sie beharrlich, wiewol die Abschiederin anderer Ansicht war. Diese meinte, ihre Stieftochter habe sie immer mit bösen Augen angesehen, weshalb auch wenig Verkehr zwischen ihnen Beiden gewesen. Die Ramcke erklärte aber noch später in einem Verhör mit einiger Bitterkeit gegen ihren Mann:

„Ueber Dasjenige, was ich gethan habe oder was ich nicht hätte thun müssen, empfinde ich innige Reue — (unter Vergießung von Thränen). — Ich bin in meiner Aengstigkeit dazu gekommen und darum hoffe ich auch, wird Gott es mir verzeihen; denn meine Gedanken sind es sonst nie gewesen, dergleichen zu thun. Ich dachte, daß es mein Mann auch wol so bei mir machen könnte, wie er es mit der Stiefmutter im Sinne hatte, denn ich sah es ja, daß es ihm um uns Menschen nicht zu thun sei. Darüber aber wurde mir denn das Herz so beklommen, daß ich Alles that, was mein Mann von mir verlangte. Ich sah es ja, daß es meinem Mann nur um unser Hab und Gut zu thun war, und daß ihm an einem Menschenleben nichts lag. Das machte mich

eben so bestürzt, daß ich an weiter nichts dachte, sondern in meiner Aengstigkeit das Alles so hinthat, ohne zu wissen, oder zu bedenken, was weiter danach kommen solle.

Die Kohle, mit welcher die Ramcke das Dach in Brand gesteckt, war eine sogenannte Bültenkohle, — Bülten, eine Art schlechterer Torf, Abstiche der oberen wurzelichten Moor-Auswüchse, welche, getrocknet, in jenen Gegenden als Brennmaterial benutzt werden. Sie hatte dieselbe aus der Küche geholt und war mit der Schüssel, in der sie lag, aus dem Fenster gestiegen. Sie hielt, im Augenblick der Ausführung, die Schüssel mit der Kohle unter das Strohdach; zwar mit ausgestreckten Armen, aber das Dach war so niedrig, daß sie es ganz gut so erreichen konnte. Sie hielt so lange, bis das Stroh Feuer fing. Oben war es naß, aber unten trocken, daher brannte es bald. Die Kohle war noch ziemlich hell. Ob sie die Kohle angeblasen, oder sich eines Schwefelholzes bedient, konnte sie, nach so langer Zeit, sich nicht mehr entsinnen. Auch dieser Umstand mußte genau angegeben werden, da die Vertheidigung hierin gleichfalls Waffen suchte.

Die Ramcke hatte in ihrer Angst nicht bemerkt, welche Kleidungsstücke ihr Mann angehabt. Da er aber am Morgen nach dem Brande mehrmals auf den Boden stieg, angeblich um nachzusehen, ob auch nicht Funken auf das Strohdach gefallen wären, und nachher ihr auftrug, seine blaue Jacke und Hosen, die dort lägen, in ein Krummbund zu verstecken, so merkte sie wohl, was das zu bedeuten hätte. Sie hielt es nicht für gerathen, die Kleidungsstücke zu verstecken, holte sie aber herunter und fand im Aermel der Jacke und des Hemdes kleine

Blutflecke, die sie sofort mit Theer bestrich, um sie unkenntlich zu machen.

Dieses Geständniß wiederholte die Ramcke im Einzelnen und im Ganzen mehrmals, stets mit Ruhe und Kaltblütigkeit. Auch in der so sehr gefürchteten Confrontation mit ihrem Manne verblieb sie dabei. Ramcke hatte inzwischen auch ein Bekenntniß abgelegt, welches aber in manchen Stücken mit dem seiner Frau und seines Schwagers nicht stimmte. Noch am 25. Jan. 1839 hatte seine Frau sich erbötig erklärt, es ihm ins Gesicht zu sagen, daß er lüge, und es sich gerade so verhalte, wie sie angegeben, als am 26. Februar ihr Seelsorger, Propst Adler, dem Gericht die Anzeige machte: die Ramcke wolle widerrufen. Sie habe ihn nämlich bei einem Besuche, den er ihr gemacht, gebeten, er möge es veranlassen, daß sie nicht mit ihrem Manne confrontirt werde. Als er ihr diese Bitte abgeschlagen, habe sie ihm erklärt, sie könne mit ihrem Manne nicht vortreten, sie sei unschuldig; sie sei in der Nacht nicht aus dem Bette gewesen; ihren Mann halte sie aber für schuldig, weil er aufgestanden gewesen sei und sich so gehabt habe, daß sie ihn kaum halten können. Sie habe sich blos deshalb schuldig bekannt, weil die Herren sie so getrieben hätten und sie es in ihrer damaligen Lage nicht länger habe aushalten können. Unter diesen Umständen sei ihr kein anderes Mittel übrig geblieben, als völlig übereinstimmend mit der Aussage ihres Bruders zu sprechen, der aber, was sie betreffe, gelogen habe. Ruhe das Gericht nicht eher, als bis ihre und ihres Mannes Aussagen mit denen ihres Bruders übereinstimmten, so wären sie zum Lügen gezwungen. Wenn sie auch für ihr falsches Geständniß gestraft werden sollte, so müsse sie das leiden; unschuldig sei sie aber. Da ihr vom Ge-

richte neulich gesagt sei, ihr Mann habe gestanden, daß er allein, ohne sie, die That begangen habe, so sei sie nicht mehr genöthigt, die Aussage ihres Bruders blindlings zu bestätigen. Der Propst Adler fügte noch hinzu, daß die Ramcke, ungeachtet er ihr dringende Vorstellungen über die Unwahrscheinlichkeit ihres Vorgebens, unschuldig zu sein, gemacht habe, fortgefahren, ihre Unschuld zu betheuern. Ferner bemerkte er: es sei ihm aufgefallen, daß sie, welche früher oft den Wunsch ausgesprochen, zum heiligen Abendmahle zugelassen zu werden, ihm unmittelbar vor ihrer Behauptung, unschuldig zu sein, erklärt habe, sie verlange nicht mehr nach dem Abendmahle.

Sie war damals krank und konnte daher nicht vernommen werden. Aber von einer andern Mitgefangenen, einer des Kindermords angeschuldigten Person, die mit der Ramcke bis da dasselbe Gefängniß getheilt, erfuhr das Gericht, daß die Ramcke nach dem letzten Verhör ungewöhnlich viel geweint, weil sie sich gar zu sehr gefürchtet, ihrem Manne gegenübergestellt zu werden: sie könne doch ihrem Manne das nicht sagen, was sie ihm sagen solle; sie habe nur nachgesagt, was ihr Bruder gesagt, und das nur aus dem Grunde, weil sie sich nicht anders zu helfen gewußt. Ihr Mann habe vielleicht die Wahrheit gesagt, sie selbst und ihr Bruder aber hätten gelogen. Lieber, als ihrem Manne ungehorsam übertreten, wolle sie gleich sterben. Hoch und heilig hatte die Ramcke versichert, daß sie nichts gethan, und sich nur schuldig bekannt, weil ihr Bruder sie in die Sache hineingezogen.

So die Angabe des Geistlichen und der Mitgefangenen. Selbst hat die Ramcke vor Gericht ihren Widerruf nicht abgegeben. Vielmehr ließ sie noch an demselben

Tage durch den Arreſtverwalter, aus freien Stücken, ihrem Inquirenten ſagen: „ſie wolle doch nur bei Dem bleiben, was ſie früher geſagt; denn das ſei die Wahrheit.“ Bei dieſer Ausſage verblieb ſie denn auch in der ganzen, langen Unterſuchung — ſie währte noch Jahrelang, eigentlich bis heute. Für den außergerichtlichen Widerruf wußte ſie keinen andern Grund anzugeben, als daß ſie gar zu bange geweſen vor ihrem Manne, und ſie hätte es gern verhindern wollen, mit ihm zuſammen zu kommen. Ramcke hatte damals ſchon, entweder in der Rolle eines Wahnſinnigen, oder wirklich wahnſinnig, ſeine Frau verleugnet, was ſie nicht überwinden können. Sie hatte erfahren, daß er in ſeiner früheren Ausſage die Schuld allein auf ſich genommen. Der Gedanke, ſo mag er ſie denn auch allein tragen, mag ſie überſchlichen haben. — Dennoch kann man nicht umhin, die Kraft ihres Zeugniſſes durch dieſen Widerruf um etwas geſchwächt zu betrachten. Das unglückliche Weib ſchwankte zwiſchen zwei Aengſten, die vor ihrem Manne und die vor dem Gerichte, deſſen Ueberredungsfoltern ſie durch zwei Jahre kennen gelernt hatte.

Jochim Hinrich Ramcke's Benehmen nach der That war wunderlich genug und mußte Verdacht erregen.

Statt der Stiefmutter beizuſpringen, als ſie ihn geweckt, ſtatt nach dem Feuer zu laufen, ſchrie und jammerte er, als ſei ihm das Unglück widerfahren. Er begleitete die Abſchiederin nach dem Bornholdt'ſchen Hauſe, ſtatt, was natürlicher, ſie in ſeinem eigenen aufzunehmen, aber ſchon nach den erſten Schritten fiel er in Ohnmacht (oder fingirte die Ohnmacht) und ſank auf den Raſen. Nachdem er ſich etwas erholt, ſtieg er auf

das Dach seines Hauses, um die Funken zu löschen, die etwa vom Abschiedshause herüberflögen. Oben aber ward ihm übel; er mußte um Hülfe rufen und sich herunterhelfen lassen. Er legte sich ins Bett, blieb dort den folgenden Tag und empfing darin die Gerichtsbeamten. Er war sehr ängstlich, sagte, er wisse Niemand, auf den er Verdacht werfen könnte, sprach aber viel von der Anhänglichkeit, welche er und sein Weib für die Abschiederin immer gehabt. Am folgenden Tage machte er mit seiner Frau einen förmlichen Besuch bei der Verwundeten, faßte dort die Hand des kleinen, todten Kindes und verwünschte unter Thränen den ruchlosen Thäter.

Auch nachdem er am dritten Tage verhaftet worden, zeigte er vor den Richtern die tiefste Rührung, schluchzte und weinte, und beklagte Kind und Mutter, die so viel leiden müssen. Er brach, besonders in den spätern Verhören, auf die leidenschaftlichste Weise unter Heulen, Schluchzen und den heftigsten Gesticulationen, in Unschuldsbetheuerungen aus. Dies stimmte wenig zu seiner Art. Er war sonst ein harter, schroffer, praktisch tüchtiger und thätiger Mann, der nicht viel vom Gefühlskram hielt. Dagegen bemerkte der Arrestverwalter, daß er im Gefängniß, wenn er allein war, guten Muths scheine und viel singe und gröle.

Auch in den Verhören änderte sich oft sein Wesen. Jetzt rief er, er sei seines Lebens satt und müde; wenn er was wüßte, würde er es ja sagen, man möchte ihn nur morgen schon richten, wenn man es verantworten könne, dann wolle er hingehen und unschuldig leiden, wie unser Herr Christus gethan. Dann ward er trotzig, erklärte, er sei doch Herr in seinem Hause und könne darin thun was er wolle (bezüglich auf sein Aufstehen in der Nacht); er schlug mit geballter Faust auf die

Bruſt und rief: „und wenn auch der Teufel ihn hole, ſei er doch unſchuldig.“ Zur Ausſage ſeines Schwagers lachte er höhniſch; der ſei ihm der Rechte, der habe ſeinen Verſtand nicht, und wenn der ſage, daß er mit dem Beil ins Abſchiedshaus gegangen, ſo wolle er man gleich ſagen, daß ſein Schwager es gethan, und daß der das Beil gehabt. Dabei blinzelte er ihm während der Confrontation zu, und ſuchte ihn einzuſchüchtern, indem er ihn mit Schimpfworten überhäufte. Seine Frau nannte er eine gute Seele, wenn die das ſagen könne (daß er in der Nacht aufgeweſen), dann wolle er es glauben, ſonſt nicht.

Man zeigte ihm die Leiche ſeines Kindes (20. Oct. 1837) mit dem wunderbaren Muttermaal auf der Stirn. Der Himmel ſelbſt ſchien zu ſprechen in den Wunden, die es dem todten Weſen aufgedrückt. Er war heftig erſchüttert, heulte laut auf, aber leugnete fortwährend. Die ſehr oft gegen ihn verhängten Strafen des dreitägigen Waſſers und Brotes und der Anlegung einer ſchweren Kette halfen zu nichts.

Als man ihm (21. Auguſt 1838) eröffnete, daß ſeine Frau bekannt, wechſelte er die Farbe und konnte die äußerſte Unruhe nicht verbergen; er zerrte krampfhaft am Zipfel ſeiner Jacke und der Angſtſchweiß brach heraus. Er konnte nicht glauben: „dat dat lütte Menſch (das kleine Weib) wirklich etwas gegen ihn geſagt haben ſolle.“ Nun ward ihm die Frau wirklich gegenüber geſtellt. Man fragte ihn, ob er die Perſon kenne? — Graba, deſſen actenmäßiger Darſtellung wir bisher im Allgemeinen gefolgt ſind, bemerkt hier, daß dies eine ſehr überflüſſige und ſchädliche Frage geweſen, die Ramcke vielleicht den erſten Anlaß zur ſpätern Fiction des Wahnſinns gegeben, indem er geſehen, welchen Eindruck es

hervorgebracht, daß er, um sich aus der ersten Noth zu helfen, seine Frau nicht kennen wollte. Wirklich, von Leichenblässe übergossen, fixirte er sie mit sterem, ängstlichem Blicke, suchte sich ihr zu nähern und fragte dann: „Bist du Ramcke seine Frau aus Halstenbeck?“ — Als sie, unwillig und entrüstet, sagte: „Ja, das bin ich!“ radottirte er, sie sei verändert, der Kopf scheine ihm größer und der Körper kleiner und dicker geworden. Sie sagte ihm mit großer Rührung, daß sie jetzt Alles freimüthig eingestanden habe, und daß ihr seitdem viel besser zu Muthe sei, indem sie sich doch nun wieder auf Gott verlassen könne. Er aber leugnete fortwährend, stierte sie mit finstern Blicken an und suchte sie einzuschüchtern. Der Richter glaubte ihn dafür nicht besser strafen zu können, als indem er ihm das Federbett, welches er in sein Gefängniß mitgebracht, entzog und ihn in ein isolirtes Gefängniß versetzte. Ramcke betrug sich roh und frech, trillerte Gassenhauer und sang dem Inspector ins Gesicht:

Hab' ich kein Federbett,
Schlaf ich auf Streh;
Sticht mich kein' Feder in den Arsch,
Beißt mich kein Floh!

Endlich gerieth er in das Bekennen; den Blutfleck in seinen Kleidern fing er an einzuräumen, hatte aber vielfache Erklärungen dafür; seine Kuh habe gekalbt, ein Pferd sei gestürzt. Er gerieth in Widersprüche und ward dafür wiederholentlich gestraft durch Setzung auf Wasser und Brot. Die harte Behandlung schien zu wirken. Am 22. November ließ er den Landrosteisecretair v. Ibarden um eine Unterredung bitten. Er erklärte, ihm Alles gestehen zu wollen und bekannte schon außergerichtlich die That. Dann, vor den Landrosten vorgeführt,

warf er ſich auf die Knie und bekannte nun in folgender Art:

„Ich habe es gethan, und ich will nun Alles geſtehen. Sie waren Alle auf, mich zu verhetzen in Halſtenbeck; wir mußten arbeiten wie Sklaven, und ſie (die Abſchieder) konnten ſich pflegen und hatten ſomit gute Tage. Es war zu viel, dieſer Abſchied, es iſt wahr, es war zu viel! — und darum mußte ich es thun, ich konnte nicht anders.

„Todtmachen mit dem Beile wollte ich die Stiefmutter nicht: ich wollte ſie aufhängen vermittelſt eines Schweep, worin ich einen Ring gehängt hatte. Ich hatte ſie zweimal beim Kopfe gefaßt, um ſie aufzuhängen, es wollte mir aber nicht glücken, weil ich die Schweep nicht feſtmachen konnte. Da wurde ich ſo hitzig, daß ich wieder aus der Döns ging und das Beil holte, welches ich draußen hatte liegen laſſen, und damit ſchlug ich nun im Dunkeln auf Mutter und Kind.

„Die Alte mußte ich umbringen, das hatte mir immer auf dem Leibe gelegen, und thun mußte ich es. Wäre es damals nicht geſchehen, ſo hätte ich es ein anderes Mal gethan. Unterlaſſen konnte ich es einmal nicht; denn der Abſchied war zu viel, und die Betrügerei und Prellerei, die dabei ſtattgefunden, waren zu groß.

„Das Kind habe ich eigentlich nicht mit todtmachen wollen; ich traf es aber mit dem Beile, und als es darauf anfing zu ſchreien, ſo ſchlug ich auch mit dem Beile im Dunkeln ſo lange darauf los, bis ich es todt glaubte und das Schreien nachließ. Mein Wille war es ſonſt aber nicht, das Kind auch mit zu tödten, denn ich hatte an das Kind anfangs gar nicht gedacht, und erſt als ich das Schreien hörte, ſchlug ich in meinem Eifer auch mit darauf zu.

geſtrömt waren, ſich mit eigenen Augen von dem Unheil zu überzeugen, und Niemand Gewalt brauchen mochte. Endlich gelang es dem Anſehn der Gefangenen die Menge zu überreden daß ſie Platz mache. Als ſie ausſtiegen, drängten ſich die Vornehmſten herzu den Saum ihres Kleides zu berühren; glücklich ſchätzte ſich wer einen Händedruck der Dulder errungen hatte. Unter dem allgemeinen Schluchzen, welches ſympathetiſch bis in die entfernteſten Theile der Stadt ſoll gedrungen ſein, ſprach ſich der Wunſch allgemein aus, daß die Biſchöfe noch zum Volke reden, und es ſegnen möchten. Als die Beamten der Meinung waren, daß einige Worte zur Beruhigung dienen könnten, vertheilten ſich die Prälaten am Strande, und redeten ſo weit ihre Stimmen reichten in dieſem Sinne.

Sie flehten die Verſammelten an, den König zu ehren, loyale Unterthanen zu bleiben und nicht auf die Stimmen der Aufwiegler zu achten; ſie betheuerten, gern für die heilige Sache zu leiden, und beteten, daß der Himmel den König erleuchten möge über den wahren Glauben, der das Heil ſeiner Völker ſei. Aber jeden Satz ſchloſſen ſie mit der Aufforderung zu verharren bei der proteſtan-

„Ach Gott! ach Gott! ich weiß wol, daß ich mich ſtark verſündigt habe, aber es war gar zu arg; alle Halſtenbecker waren gegen mich nnd hielten es mit der Abſchiederin: ſie ſtachelten Alle auf mich, — und ich mußte ſclaviſch arbeiten, während die Abſchieder gute Tage hatten. Sonſt habe ich nie die Gedanken gehabt, Jemand umbringen zu wollen, aber die Alte mußte ich umbringen, ich konnte da nicht umhin. Sie wollten mir da alle Noth anthun, und ich mußte dreſchen und arbeiten, während ſie ſich guter Tage pflegten: darum gaben auch zuletzt mein Herz und meine Gedanken es mir ein, daß ich es thun mußte. Die Noth hatte mich dazu getrieben; wäre es ein ordentlicher Abſchied geweſen, ſo würde ich nicht auf ſolche Gedanken gekommen ſein, er war aber zu groß, und darum konnte ich es nicht ertragen, ſondern mußte es thun.

„Wäre ich doch nie nach Halſtenbeck gekommen! Ich bin nun ein ſo großer Miſſethäter! Aber was ſollte ich thun? Die Noth hat mich dazu getrieben, ich wußte mir nicht anders zu helfen. Ich war da recht in einer Bande in Halſtenbeck, und Alle hatten es auf mich abgeſehen. Sie hielten Alle mit den Abſchiedern, und daß ich ſo erbittert wurde, daß ich es zuletzt thun mußte und alle die Schandthaten ausübte.

„Nun wollte ich aber doch auch, daß das Gericht für mich bitte, daß Gott ſich meiner wieder annehme. Ich habe den Teufel nun bei Seite geworfen und mich wieder zu Gott gewendet. Heute Morgen erhielt ich eine Flage, wie ich noch nie gehabt habe. Die Hände und Beine zitterten mir, und das Herz wollte nicht wieder zur Ruhe kommen, bis ich es geſagt hatte.

„Daß ich nach dem Halſtenbecker Kram hingegangen bin! Blos um meiner Frau willen bin ich dahin ge-

zogen. — Als ich ſie das erſte Mal geſehen, hatte ich mich gleich in ſie verliebt und darum wollte ich ſie denn auch haben. Meine alte ſüße Frau! Was ſie wol ſagt? — Sie weiß von nichts, und ſie hat das auch Alles nicht ſo gewußt, wie die Leute in Halſtenbeck gegen mich dachten und geſonnen waren.

„Seit der letzten Zeit vom Winter hat es mir ſchon immer im Sinne gelegen, daß ich die Stiefmutter umbringen müßte. Ich bin einige Male ſchon Abends, ehe ich zu Bette ging, hingegangen und habe durch das Fenſter hineingeſehen, wo ſie war; es war aber immer meine Abſicht, ſie aufzuhängen, ſie aber mit dem Beile zu „mördern", das hatte ich Anfangs gar nicht im Sinn.

„Am Abend vorher, ehe ich es that, war ich auch hingegangen und ſah durch das Fenſter hinein, wo die Stiefmutter war; ich hatte es mir damals ſchon vorgenommen, es in jener Nacht zu thun und mit dem Gedanken ging ich darauf auch zu Bette. Als ich ſchon kurze Zeit im Bette gelegen hatte und meine Frau eingeſchlafen war, ſtand ich wieder auf und zog das blaue Zeug an, das auf dem Hilgen gelegen hat. Als ich das Zeug hinter dem Ofen angezogen hatte, ging ich aus der Dönſenthür hinaus nach der Diele, nahm hier aus dem Schrank das darin befindliche Beil meines Knechtes Jochim Hinrich Brandt und ging damit unten durch die große Thür nach der Straße hinaus. Von hier nahm ich meinen Weg weiter durch die Twiete längs des Hauſes nach der großen Thür des Abſchiedshauſes, und nachdem ich hier mit Hülfe des Beils ein Bret abgebrochen hatte, das neben der großen Thür vor einem Lukloche vorgenagelt geweſen, kroch ich durch dieſes Loch in den dahinter gelegenen Schweineſtall, unten links von

der großen Thür nach dem Bornholdt'schen Hause zu, und ging darauf weiter nach der Diele hinauf. Hier steckte ich nun erst beim Feuerherd der Luth eine ihr gehörige und im Schornstein hingehängte Lampe an, holte darauf von dem an der Luth'schen Seite befindlichen Hilgen eine Harke und eine Forke und ging darauf, nachdem ich mit der Forke die Klinke an der Luth'schen Stubenthür zugesteckt, und mit der Harke, über welche ich einen ebenfalls dort vorgefundenen alten Rock gehängt, das Fenster dieser Thür von außen bedeckt hatte, und nachdem ich sodann den Fensterschrank auf der andern Seite der Dönsenthür der Abschiedsstube durch Einbrechen einer Glasscheibe solchergestalt mittels Hineinsteckens meines Arms die von innen zugehakte Dönsenthür losgemacht hatte, nach der Döns selbst hinein, um die an der Stiefmutter beabsichtigte That zu verüben und sie mittelst der vom Hause mitgebrachten Schweep zu erhängen. Ich machte darauf, wie schon gesagt, zweimal den Versuch, der Stiefmutter die Schweep um den Hals zu bringen und bemühte mich zu dem Zweck, das eine Ende derselben unter ihrem Halse durchzustecken, indem es meine Absicht war, wenn mir dies gelänge, das durchgebrachte Ende der Schweep durch einen am andern Ende derselben befindlichen eisernen Ring zu ziehen und es so möglich zu machen, durch Herüberziehen der Schweep über die offen stehende Bettthür die Stiefmutter im Bette aufzuhängen. Da sie indessen mit dem Kopf schüttelte, und ich die Schweep nicht unter dem Hals durchbringen konnte, so ging ich wieder hinaus und holte das Beil, welches ich draußen bei der großen Thüre an der Wand, wo ich das Bret abgebrochen, hatte stehen lassen und mit diesem Beile verübte ich darauf die That. Ich schlug im Dunkeln auf die Stiefmutter ein, und

wenn ich zwar nicht genau ſehen und merken konnte, wohin meine Hiebe fielen, ſo weiß ich doch, daß es meine Abſicht war, ſie über den Hals zu hauen, und daß der Hieb, den ſie am Hals hatte, darum auch wol der erſte geweſen, den ich ihr beibrachte, wie ſie denn auch nach dieſem Hiebe eine Art Röcheln hören ließ, als wenn ihr die Luft weggegangen wäre. Als ich ihr den erſten Hieb über den Hals verſetzt hatte, war ich ſo in Hitze und Wuth, daß ich ihr gleich darauf noch mehre Hiebe verſetzte, bei denen ſie jedoch keinen Laut weiter hören ließ. Beim Hauen auf die Stiefmutter kam ich mit dem Beile auch dem kleinen Kinde zu nahe, was ich daraus abnahm, daß ich es ſchreien hörte. Da dachte ich denn, dem Kinde gleich auch ſo viel geben zu wollen, daß es genug habe, und da ſchlug ich denn auch auf das Kind ſo lange ein, bis es genug hatte. Da weder die Mutter noch das Kind einen Laut weiter von ſich gaben, und ich nun deshalb glaubte, daß kein Leben mehr in ihnen ſei, ging ich wieder aus der Döns hinaus, ſteckte mit der Lampe, die ich mittlerweile vor den Schornſtein des Luth'ſchen Feuerherds hingehängt hatte und mit welcher ich vor dem Weggehen noch nach der Döns hineinleuchtete, um mich zu überzeugen, ob die Beiden auch todt ſeien, darauf auf der Diele das auf dem Hilgen an der Luth'ſchen Seite befindliche Stroh in Brand und ging dann, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß das Stroh gehörig gezündet habe, durch die große Thür, die ich ſchon gleich Anfangs von innen aufgemacht hatte, wieder aus dem Abſchiedshauſe hinaus und auf demſelben Wege, den ich gekommen war, nach meinem Hauſe zurück und durch die große Thür von der Straße her über die Diele nach der Döns hinein. An einer Tonne mit Waſſer, die vor den Pferden auf der

Diele nach oben zu steht, spülte ich das Beil, welches ich bei der That gebraucht, von dem Blute, das darauf gewesen sein mag, rein, und ließ es dann neben der Tonne liegen. Das Zeug, das ich angehabt hatte, zog ich aber, ehe ich noch nach der Döns wieder hineinging, draußen auf der Diele aus und warf es nach dem Hilgen hinauf, weil ich besorgte, daß von der That Blut darin sein könne. Nachdem ich das Zeug auf den Hilgen geworfen, legte ich mich bei meiner Frau wieder zu Bette, und nachdem ich darauf hier eine ziemliche Zeit gelegen, ohne daß ich jedoch sagen kann, wie lange, so hörte ich das Klopfen an's Fenster, worauf denn Alles, wie es dem Gericht bereits bekannt, sich zugetragen.

„Mit meiner Frau und meinem Schwager habe ich wegen dieser That nichts zu schaffen g'habt; ich habe die That ohne deren Mithülfe allein verübt, und ihnen ebenso wenig davon gesagt, daß ich die That verüben wolle.

„Daß ich hier so lange gesessen, ohne etwas zu gestehen, das habe ich den Andern da in Halstenbeck zu „Schabernack" gethan. Weil ich sah, daß sie doch Alle auf mich hackten, und auf mich besessen waren, so wollte ich es darum nicht sagen. Daß ich es aber doch gestehen müsse und nicht wieder freikommen werde, das dachte ich mir schon gleich den ersten Tag, als ich hierher kam.

„Meine Muter hat es mir schon manches Mal gesagt: ich müßte mein Brot wol noch weit suchen in der Welt, die Zähne stünden mir im Munde so weit auseinander. Ihr hat wol schon gleich nichts Gutes geahnet, und sie hat es sich darum auch wol schon gedacht, daß es so weit mit mir kommen werde.

„Ich bin ja nun freilich schlimm dran; aber Gott hat

es doch wol so gewollt, und Gott wird dann auch wol Diejenigen strafen, die die erste Schuld an dem Unheil gehabt haben.

„Die Schweep, mit der ich die Stiefmutter aufzuhängen versuchte, und die ich in meiner Tasche bei mir hatte, als ich nach dem kleinen Hause ging, war von ziemlicher Stärke und Länge. Hinrich, der mitunter wol solche Schweepe für Peitschen macht, hatte auch diese gedreht, und ich hatte sie aus seiner Lade genommen. Den eingeknoteten Ring hatte ich gelegentlich mal irgendwo gekrigt, ich weiß augenblicklich nicht so genau, woher. Ob ich die Schweep im kleinen Hause gelassen, oder ob ich sie mit zurückgebracht habe, weiß ich nicht zu sagen.

„Als ich bei Begehung der That in der Döns des kleinen Hauses mich befand, war ich zwar im Dunkeln, indessen warf von draußen die zurückgelassene Lampe doch einen leichten Schein nach der Döns hinein, und erinnere ich mich namentlich, daß ein Lichtstreifen davon über das Bett fiel.

„Nach verübter That holte ich indessen von draußen noch die Lampe nach der Thür herein und leuchtete damit nach dem Bette hin. Als ich nun sah, daß die Altsche und das Kind Beide ganz still lagen und sich nicht rührten, dachte ich gewiß, daß sie todt wären und ging weg, ahnete aber nicht, daß sie noch kommen sollten, an das Fenster zu klopfen.

„Wegen des Zeuges, das ich gleich nach meiner Rückkehr auf den Hilgen geworfen hatte, stieg ich weiter am Morgens nochmal eigends wieder nach dem Hilgen herauf, um es unter die dort liegende Heede zu verstecken und wird meine Frau es dort auch gefunden haben.

„Ich bitte nochmals, daß das Gericht sich meiner jetzt

annehme und mir beiſtehe, ſo viel es kann, und dann will ich auch noch hoffen, daß der Herr Propſt für mich bitten wird, daß Gott mir wieder gnädig ſei."

Er ſchloß alsdann mit dem Verſe aus dem Geſangbuche:

Herr, ich habe mißgehandelt,
Ja mich drückt der Sünden Laſt.

So Jochim Hinrich Ramcke's erſtes, vollſtändiges Bekenntniß, abgegeben am 22. November 1838, etwa ein und ein halbes Jahr nach der That; auch nachdem er Mannichfaches in ſeiner langen Gefangenſchaft erduldet, was einer Folter nicht unähnlich iſt: die oftmalige Setzung auf Waſſer und Brot, wenn er mit der Wahrheit zurückhielt und ſich in Lügen verſtrickte, die Entziehung ſeines Federbettes, für den Bauern eine Seligkeit, das Anlegen einer ſchweren Kette und von „Handklötzen, die moraliſche Tortur, als man plötzlich im Verhör das Tuch aufhob und ihm ſein neugeborenes Kind todt, mit wunderbaren Muttermalen bedeckt, zeigte. Dennoch ſpricht aus dieſem Bekenntniß, im Gegenſatz zu dem ſeiner Frau, ein Etwas, das nicht durch einen geſchickten Inquirenten gemacht wird, das nicht durch Kreuz- und Querfragen in den Inquiſiten hineingepfropft werden kann, um wieder herausgefragt zu werden, vielmehr eine Wahrheit, die in der objectiven oder in der ſubjectiven Wirklichkeit ihren Grund hatte. In der Art, wie Ramcke bekannte, ergibt ſich, daß er in dem Augenblick von der Wahrheit des von ihm Angegebenen überzeugt war. Es iſt nicht Zwang, Druck, was ihn ſtoßweiſe Das von ſich geben läßt, was zu halten er nicht mehr Kraft des Widerſtandes genug fühlt. Es iſt ein

freiwilliger Strom des Bekenntniſſes; es muß Alles heraus, was er weiß oder zu wiſſen glaubt, und es iſt ihm eine Erleichterung, dies Alles mit einem Guß auszuwerfen. Der Einwand, daß dieſer Guß erſt von Dem gemacht ſei, welcher die einzelnen Eruptionen geſammelt, und ſie, nach ſeiner Einſicht geordnet, zu Protokoll gebracht, hält vor dem pſychologiſchen Richter nicht Stich. Ein ſolcher Zuſammenhang mit ſolchen warmblutigen Details läßt ſich eben nicht machen, am wenigſten am grünen Tiſch in der Gerichtsſtube. Dazu gehörte dichteriſche Muße, eine beſchauliche Stille, die ſelbſt dem dichteriſchesten Inquirenten abgeht, wenn er, den Verbrecher in Ketten vor ſich, dem Protokollführer dictiren muß. Seine Seele iſt alsdann von ganz anderen Eindrücken gefeſſelt, oder vielmehr er muß die Eindrücke, die er mit den Augen und Ohren auffaßt, mit aller Geiſteskraft aufzuhalten und für ſich zu feſſeln ſuchen, um ſie getreu wieder auf das Papier bringen zu laſſen.

Verbrechern von beſchränkten Verſtandeskräften, die von Angſt und Phantaſien geplagt werden, läßt ſich Manches ausfragen, was nicht in ihnen liegt. Aber Ramcke war ein Mann von Verſtand und praktiſchem Bewußtſein. Wenn die Phantaſie eine irre Macht über ihn gewonnen hatte, ſo nahm ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht die Richtung oder den ſonſt wol vorkommenden Märtyrerkitzel an, ſich ſelbſt zu verderben. Er kämpfte und rang durch lange Jahre, ſich ſelbſt zu retten, und zu dieſem Zwecke wühlte und grub ſeine Phantaſie rings umher wie ein Fuchs in ſeinem Bau, bis vielleicht die Ueberanſpannung dieſe Phantaſie ſich ſelbſt völlig verwirren und daher fangen ließ. Aber in jenem Augenblicke trieb ihn weder die krankhafte Luſt, ſich ſelbſt zu verderben, noch hatte der Richter eine ſolche Macht

über ihn gewonnen, daß er ihm etwas aufreden können, was er nicht wußte, glaubte oder nicht sagen wollte. Es sind aber in dieser Erzählung solche Einzelheiten, solche positive Angaben, von denen bis da in den Acten (so weit wir sie kennen) nichts vorgekommen war, von denen der Richter also gar keine Kenntniß hatte. Die fertige Geschichte, welche nach Ladiges Aussagen der Ehefrau des Ramcke vorgelegt wurde und die sie nur bestätigte, paßte in vielen, und grade charakteristischen, Momenten, durchaus nicht zu den Angaben des letztgestehenden Verbrechers. Es war also keine fertige Norm und Chablone, vom Inquirenten bereit gehalten, um die Aussage Ramcke's dahinein zu drücken und streichen, wobei es denn mit kleinen Aenderungen nicht immer zu genau genommen wird; vielmehr waren solche Nova da, welche nur durch die wirkliche Erinnerung oder die Einbildungskraft Ramcke's ans Licht gebracht wurden, und mit denen die Eingebung eines argwöhnischen Richters nichts zu thun hatte. Dahin rechnen wir die Erwähnung der Schweep (Peitschenschnur), die damit versuchte Erdrosselung und das Einsteigen durch das Loch an der großen Hauptthür. Weder der Richter, noch irgend wer sonst hatte davon eine Witterung. Sie wußten nur, und konnten nur wissen von dem Einsteigen durch die Oberthür und von der Mordthat durch das Beil; wenn sie also durch Suggestiv- und alle Qualfragen der Inquisition dem mürbe gemachten Verbrecher sein Geständniß aufgedrungen hätten, würde dasselbe nur ein Accompagnement der schon fertigen und geglaubten Geschichte geworden sein. Auf diese Einzelheiten in den Angaben der Verbrecher, welche durch einen unwillkürlichen Impuls hervorkommen und sinnliche Wahrnehmungen enthalten, die kein Anderer bis da gemacht hatte,

muß bei den Bekenntniſſen ein beſonderes Gewicht gelegt werden, welche als fremdartige Eingebungen verdächtigt werden. Der Richter muß in dieſen Fällen Pſycholog ſein, und Das, was den Stempel urſprünglicher Wahrheit an der Stirn trägt, wohl in Acht zu nehmen und zu ſondern wiſſen von Dem, was aus den Verhältniſſen, den Umſtänden umher, der Einbildungskraft und Anderer Ueberredungskraft eingegeben ſein kann. Hamachers Ausſage im Fonck'ſchen Proceß war vielleicht als Compoſitum eines Fabel, viele Züge ſinnlicher Wahrnehmung darin waren dagegen von einer Wahrheit, für die, wenn ſie nicht aus der Wirklichkeit hervorgegangen, jeder Schlüſſel dem menſchlichen Verſtande fehlt. So auch hier die Geſchichte von der Schweep und dem eingeſchlagenen Loche in der Hauptthür.

Am 22. November hatte Ramcke dies Bekenntniß abgelegt, aber ſchon am Tage darauf berichtete der Arreſtverwalter, daß der Verbrecher unzuſammenhängende Worte ausſtoße, aus denen hervorgehe, daß er Alles, was er ausgeſagt, für unwahr erkläre.

Vor den Richter geführt, begann er plötzlich:

„Da iſt eine luſtige Hochzeit geweſen in Halſtenbeck ich weiß es wol, da iſt ein Todter geweſen. Das iſt Alles nicht wahr, was ich geſtern geſagt habe. In das Loch, worin ich die Forke hineingeſteckt, da hat ein Anderer die Forke zuerſt hineingeſteckt. Mit der Schweep, von dem ich geſtern geſprochen, wollte meine Frau mich im Bette aufhängen. Ich habe eine nette Frau, nicht wahr? J, ſo eine Frau habe ich! Das Beil des Knechtes hatte ſie erſt naß gemacht und es dann bei der Franktonne hingelegt. Mein Knecht, meine Dirne und Hinrich, die halten alle zuſammen, und meine Frau, die thut auch, als wenn ſie was von mir hielte. Wie ich

tiſchen Kirche und feſt zu bleiben gegen die Lockungen der Verführer. Eine Aufforderung, von der König Jacob ſpäter meinte, daß ſie alle vorangehenden zu Gunſten der Loyalität ſo gut als vernichte. Solche Demuth bei ſolchen ungerechten Leiden entflammte die Gemüther mehr als die wildeſte Rede; der Unmuth machte ſich hier und da Luft, und da das Volk keinen unmittelbaren Gegenſtand fand, auf den es ihn entladen konnte, wuchs der Ingrimm gegen den Einen, den es als die einzige Quelle des Unheils anſah.

Jetzt heben die Biſchöfe die Arme, um vor dem Einſteigen den Segen zu ertheilen. Alles ſtürzte auf die Knie. Wer keinen Raum dazu fand, faltete wenigſtens die Hände über dem Kopfe um zu zeigen, daß er an der allgemeinen Unterwerfung und Hoffnung Theil nehme. Selbſt die Grenadiere von der königlichen Leibwache auf den Schiffen und am Ufer fielen vor ihren Gefangenen nieder. Viele, die durchaus keinen Platz fanden, das Antlitz der Biſchöfe bei der heiligen Handlung zu erblicken, wateten bis über die Knie in den Fluß und blieben hier bis die Opfer des Despotismus in die Barken geführt waren.

Unter den vornehmen in der Nähe des Erz-

bemerkte, daß meine Frau in Wochen sollte, da sah ich gleich, daß das Kind nicht von mir sei und daß ich nur den Namen als Vater hergeben solle. Ich habe sie selber gesehen, daß sie mit Hinrich Dircks allein nach der Kammer bei der Döns hingegangen ist. Das machte aber, daß ich so lustig war in der Gefangenschaft, wie mein Kind todt war, denn mein Kind war es ja nicht."

Man glaubte, daß er sich verstelle. Man sagte es ihm, erklärte, daß er ärztlich untersucht werden solle und drohte, ihm die schwere Kette wieder anlegen zu lassen, welche, als Lohn für sein Geständniß, mit einer leichten vertauscht worden war. Er schien zu schwanken, nachdem er manches tolle Zeug vorgebracht, und schloß: Verrückt sei er nicht; aber es sei doch wahr, was er gesagt. Er habe das gestern nur Alles gesagt, um zu zeigen, wie er mit den Halstenbeckern dran sei.

In der Privatunterredung mit dem Landdrosteisecretair v. Thaden, welche dem Verhör am 22. November voranging, und in welcher er bereits außergerichtlich Alles bekannt hatte, wie er es nachher zu Protokoll gab, hatte sich Ramcke bereits im Allgemeinen über die Halstenbecker und auch über seine Frau beklagt, namentlich hatte er geäußert, es sei wol nicht immer mit rechten Dingen bei ihr zugegangen, sie habe wol auch mit andern Männern zu thun gehabt; er sei nicht Vater des Kindes, und sie werde nun wol einen andern Mann nehmen.

Ramcke ward von demselben Physicus, welcher die Leichenschau vollzogen, von dem Dr. Stalbom, untersucht, der ihn für geistig und körperlich gesund erklärte.

Am 27. November erklärte Ramcke, Das, was er am 22. gesagt, habe er zwar gesagt, aber es sei Alles unwahr:

„Sie haben mir ja Alle was auf den Leib gelogen,

und da wollte ich ihnen nun auch einmal lügen helfen; denn ich meinte, das Gericht werde mir darum noch nichts, thun. Am erſten oder zweiten Tage darnach, als es paſſirt war, hatte ich Leute in meinem Hauſe davon ſprechen hören, als wenn das Gericht auch wol mitunter Leuten was thue, die nichts gethan hätten, und wenn das Gericht zuweilen Einen man ſo nehme. Nun wollte ich darum aber auch mal recht dreiſt reden beim Gericht, weil ich gar nicht bange war, daß das Gericht mir was thun werde. Die Leute ſprechen ſogar davon, eine Frau in Stowedes oder Stellingen ſolle geſagt haben, daß es nicht lange dauern werde, daß 'mal wieder ein Kopf auf den Pfahl komme. Ich ſagte aber: das ſei man ebenſo viel."

Man fragte ihn: wer jene Leute geweſen, die darüber geſprochen?

„Ich weiß nicht 'mal wer das war. — Sie erzählten auch davon, daß man im Gerichte Maſchinen habe, auf welche man Menſchen hinaufbringe und ihnen die Glieder auseinanderſchraube, bis man geſtehe und war das denn auch damals, daß meine Frau, als ſie davon hörte, die Worte heraufſchlug: daß, wenn ſie ſo gequält werden ſollte, ſie lieber in den Sod ſpringen wolle. — Mein Ohm Dieckmann meinte darauf jedoch, das habe keine Noth, ſo nehme man die Leute nicht. — Ich erklärte: darum wolle ich gleich hingehen und dreiſt Alles geſtehen; denn wenn ich nur wieder ſagte, daß es nicht wahr ſei, und daß ich es nicht gethan hätte, ſo nähmen ſie mir darum den Kopf doch noch nicht."

Was er von dem Verhangenſein der Luth'ſchen Thür angegeben, wollte er am andern Morgen von der Luth ſelbſt gehört haben. Er war wieder trotzig und brutal, ohne daß eine dreitägige Brot- und Waſſerſtrafe ihn

beſſerte. Zum Gefangenwärter äußerte er: er wünſche wol noch einmal mit ſeiner Frau vorzukommen, er habe ſie neulich nicht gekannt, weil ſie ſo dick geweſen und blaß, darum wolle er ſie gern wieder ſehen. Den Richter bat er um ein Verhör, aber, ſtatt zu bekennen, ſagte er: er habe ſich nur erkundigen wollen, ob da Geld in Halſtenbeck geſammelt werde; ſie hätten ja von Buttergeld und Kuhſchatz geſchnackt.

Er ward abermals fünf Tage auf Waſſer und Brot geſetzt. Als er wieder warme Koſt empfing, geberdete er ſich ſo ungeſtüm, daß man ihn an einen Handblock ſchließen ließ. Auch da fuhr er fort zu grölen, pfeifen, trommeln, trampeln, ſtoßen und ſchlagen, und ſchrie laut auf: was er gethan, wolle er geſtehen; er habe ein Bischen geſtohlen, mehr könne er nicht ſagen.

Ueber dies Betragen zur Rede geſtellt, räumte er ein, daß er wunderlich geweſen, er habe das Fenſter aufgemacht und den Teufel gerufen hereinzukommen, er wolle ihn tüchtig nähen, denn er ſei gar nicht bange vorm Teufel. „Ich bin noch nie ſo geweſen und biß mir die Zähne im Kopf zuſammen.“ Gegen ſeine Frau ließ er ſich immer ſchärfer aus: ſie ſei es geweſen, die ſein Zeug auf den Hilgen geworfen, nicht er; ſie habe es immer ſchlecht mit ihm im Sinne gehabt; ſie habe die Flecken in ſein Zeug gemacht, ſie ihn aufhängen, ihn mit einem Meſſer, das ſie gewetzt, umbringen wollen. Sie ſei ein böſes Weib; er habe ſich das nur nicht merken laſſen wollen. Dann bat er um eine andere Arreſtkammer, er wolle gern ſein Logis einmal verändern.

Statt deſſen ward er aufs neue fünf Tage zu Waſſer und Brot verurtheilt.

Es erſcheint auffällig, wenn in der actenmäßigen Darſtellung kein Misverſtändniß ſich eingeſchlichen, daß

der Knecht Brandt erſt jetzt über ſein Beil vernommen worden, und erſt jetzt angegeben haben ſoll, daß er daſſelbe in der Mordnacht vergeblich auf dem Flecke auf der Diele geſucht, wo er's am Abende hingeſtellt, und daß er es erſt am folgenden oder einem der nächſten Tage dort wieder gefunden habe. Ramcke erkannte dies Beil ſogleich für das ſeines Knechtes, und das Erſte, was er that, war, den Roſt von einem Flecke mit dem Nagel ſeines Fingers abzukratzen. Er fragte, was das für ein Flecken ſei, von Blut könne er doch nicht herrühren. Entweder der Blutflecken, oder die neu ihm angedrohte Waſſer- und Brotkoſt bewog ihn auf's Neue dem Secretair v. Thaden ein außergerichtliches Geſtändniß ſeiner Schuld abzulegen, welchem ein vollſtändiges gerichtliches am 12. Januar 1839 folgte. Im Weſentlichen ſtimmte es mit jenem erſten; nur in einzelnen Punkten gab er andere oder ergänzende Umſtände an.

Es hatte ihn längſt getrieben, die Abſchiederin umzubringen. Mehrmals war er Abends an ihrem Fenſter vorbeigeſchlichen, um zu ſehen, was ſie mache. Schon am Sonnabend und Montag vor der Mordnacht hatte er die That auszuführen beſchloſſen, aber beide Male die Zeit verſchlafen! Indeſſen entſchloß er ſich feſt, in der Nacht auf den Dienſtag ſie auszuführen, weil ſonſt die günſtige Zeit verſtreiche, wo der Zimmermann Ramcke und der Luth abweſend waren. Er nahm dazu ſein blaues Zeug aus dem Koffer, und legte es nebſt den Schuhen hinter den Ofen der Döns. — Als er durch die Luke an der großen Dielenthür eingebrochen war, ließ er ſeine Schuhe dort zurück und ſchlich auf den Socken im Dunkeln (nach der erſten Angabe hatte er ſofort die Lampe vom Luth'ſchen Herde angezündet) nach der Stube der Abſchiederin. Er öffnete die Thür, wie er

vorhin angegeben, durch Eindrückung einer Scheibe, gab aber jetzt genauer an, wie er die Bleieinfassung zurückgebogen, und dann das Glas herausgenommen, welches bei der Gelegenheit in zwei bis drei Stücke gebrochen wäre. In der ganz dunkeln Stube konnte er sich nur zurecht finden, weil er die Oertlichkeit genau kannte. Die Bettthüren ganz öffnend und mit der Hand sich zurecht fühlend, suchte er die Schweey unter dem Halse der Abschiederin durchzubringen. Als es nicht gelang, holte er sein Beil, indem er zugleich wieder die Schuhe anzog. Jetzt erst will er, nach dieser zweiten Aussage, die Lampe angezündet haben, und zwar nicht, wie er vorhin angab, am Luth'schen Herde, sondern an dem der Stiefmutter (welche das Feuer darauf am Abende „eingerackt", mit Asche überschüttet haben will), und machte jetzt erst die Vorkehrungen an der Luth'schen Thüre. Das eigentliche Schlachtwerk schilderte er wie vorhin; es sei übrigens etwas hell gewesen, da der Lampenschein durch's Fenster in das Zimmer drang. Dabei habe er gesehen, daß Mutter und Kind mit den Köpfen dicht aneinander im Bett gelegen. (Nach der Mutter Angabe war das Kind herabgerutscht und lag mit seinem Kopfe auf ihrem Leibe.) Er haspete beim Weggehen weder die Stubenthür zu, noch verdeckte er den Fensterschrank, glaubte aber ein Stück Gardine daran hängen gesehen zu haben.

Sonderbar klingt diesmal seine Antwort auf die Frage: warum er das Haus angezündet? Er habe sich das so wenig vorgenommen, als das Kind zu tödten. Er habe es nur gethan, weil es ihm nicht gelungen wäre, die Mutter aufzuhängen, und er auf die Weise dazu gekommen, die Mutter zu mördern.

„Ich kann nicht weiter sagen, wie ich dazu kam,

das Haus in Brand zu ſtecken, und weiß nicht anders, als daß unſer Herrgott mir das ſo eingegeben. Meine Gedanken ſind es ja freilich wol geweſen, daß ich das Haus in Brand ſteckte, damit Niemand die That entdeckte — ich habe das Alles mehr ſo in meinem Eifer und meiner Ruchloſigkeit hingethan."

Dieſe modificirte zweite Ausſage läßt ſich ganz wohl mit ſeiner erſten vereinigen. In den Einzelheiten dürfte ihm Manches in ſo langem Zwiſchenraume (faſt zwei Jahre) entfallen ſein, was er ſich dieſes Mal auf die eine, das andere Mal auf eine andere Weiſe auslegte. In der Hauptſache verſtärkte das zweite Geſtändniß nur das erſte.

Wenn aber damals ſchon ein Zweifel darüber obwaltete, wie ſeine Angaben von der Ausführung der That mit denen ſeiner Frau und ſeines Schwagers in Einklang zu bringen ſeien, ſo ward dieſer Zweifel ungleich bedeutender, als er diesmal mit der vollkommenſten Ruhe und in vernünftigem Zuſammenhange folgende Erklärung abgab:

„Ich habe die That ganz allein beſchloſſen und ausgeführt; das iſt ſo wahr, als ein Gott im Himmel lebt, und dabei muß ich bleiben und kann nicht anders ſagen, wenn ich nicht von der Wahrheit weichen will. Daß ich meinen Schwager Hinrich im Frühjahre vor der That vielleicht gelegentlich 'mal aufgefodert, daß er nichts ſagen ſolle, wenn da 'mal was paſſire, und daß ich ihm 50 Mark verſprochen, wenn er darüber ſchweigen werde, will ich nicht gerade leugnen, indeſſen weiß ich mich doch nicht darauf zu beſinnen und jedenfalls muß ich dabei bleiben, daß ich ihm keine nähern Mittheilungen darüber gemacht habe, wie ich die That auszuführen gedenke, und daß er ebenſo

wenig damals oder ſpäter von mir aufgefodert iſt, Theil an der That zu nehmen. Und ebenſo wenig habe ich denn auch mit meiner Frau darüber geſprochen, daß ich es im Sinne hatte, die Stiefmutter aus der Welt zu ſchaffen. Daß es mir auf dem Leibe gelegen, die That zu thun, das mag meine Frau ſchon wol früher gemerkt haben, da ich den Kopf ſchon immer voll davon hatte, ſodaß ihr meine argen Gedanken wol nicht verborgen geblieben, — aber weder vor, noch nach der That habe ich mit ihr darüber etwas Beſtimmtes geſprochen — und ſo wenig wie ſie mich darnach gefragt, ſo wenig habe ich ihr in ſolcher Hinſicht etwas Weiteres mitgetheilt.“ Auf den Vorhalt der Unglaubwürdigkeit dieſer Ausſage verlangte er mit ſeiner Frau zu ſprechen.

Daß dieſe Sprache, wie ſie niedergeſchrieben, nicht die urſprüngliche Jochim Hinrich Ramcke's, ſondern in die gebildete Actenſprache überſetzt iſt, kann hier nichts dazu beitragen, ihre Glaubwürdigkeit anzutaſten. Der Richter konnte dies nicht erfinden oder dem Inculpaten einreden, er ließ nur niederſchreiben, was dieſer poſitiv verſicherte, mit um ſo beſtimmterem Ausdrucke, als ihm ſelbſt Ramcke's Verſicherung deshalb unglaublich vorkam. Aber Ramcke ging in dieſem Verhör in eine eigenthümliche religiöſe Stimmung über. Er ſchien ruhig und klar, aber auf die Frage: weshalb er denn ſein erſtes Geſtändniß zurückgenommen, erwiderte er, daß Gott ihm das ſo eingegeben und daß er alſo darüber nichts weiter ſagen könne. Er betheuerte dann, daß er ein ganz guter Menſch ſei, nur etwas hitzig. In der Hitze habe er die Stiefmutter mit der Schweep aufhängen wollen; man habe es unſer Herrgott gegeben, daß es eine große Beesheit geworden, da er Mutter und Kind mit dem

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARTAG.G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04027/043

Beil gemordet. Er meinte mit der Schweep ſei es doch nicht ſo hart als mit dem Beil.

Es war noch kein Monat verfloſſen, als er beim Verhör (7. Febr. 1839) erklärte, er befinde ſich jetzt viel beſſer. Im Gefängniß ſei es ihm immer vorgekommen, als ob das Ganze ein Mehlſtaub geweſen, worin er ſich befunden.

Aufgefodert, ſich deutlicher zu erklären, brach er in folgende Worte aus:

„Excellenz ſagte mir ja, ich könnte hier ſitzen, daß ich ſchwarz werde, wenn ich nicht geſtände; wenn ich aber geſtände, dann könnte ich wieder frei werden und nach Halſtenbeck kommen. Da ich es nun aber in meinem Gefängniß durchaus nicht aushalten kann, ſo habe ich darum denn geſtanden, und meinte, daß ich nun frei kommen ſollte. Daß meine Frau und Schwager aufgeweſen ſind, davon weiß ich nichts; ich bin einmal aufgeweſen, zu piſſen; das iſt die Wahrheit, weiter aber iſt nichts wahr und habe ich das Uebrige ausgeſagt, weil ich glaubte, daß ich dann freikommen werde und weil ich es nicht mehr aushalten konnte in meinem Gefängniſſe.“

Befragt, weshalb er es in ſeinem Gefängniſſe nicht aushalten könne, gab er dieſe Erklärung ab, welche als der erſte Ausbruch ſeines Wahnſinns, des wirklichen oder fingirten, betrachtet wird:

„Es kommt mir accurat ſo vor, als wenn ich in einer Mühle bin und wenn Alles um mich herum Staub wäre; und das Holz, das ſingt um mich und riecht, als wenn ich in einem Sarge wäre, und als wenn ich einen Todten bei mir hätte. Ich kann da keine Luft in kriegen und kann darin nicht dauern. Es kam mir eine Zeit lang ſo vor, als wenn ich immer vergebenes (vergiftetes)

Butterbrot bekam. Kann ich nicht vielleicht nach Nr. 3 oder nach Nr. 6 kommen? Nein, nach Nr. 4 will ich nicht; ich will nach meiner Frau; das ist meine kleine, süße Frau; ich will mit ihr nach Halstenbeck. Ich habe schon immer gesagt, daß ich sie sprechen will. — Kann ich denn nicht dahin kommen, wo meine Frau sitzt? — Wenn ich auf bin, friere ich für Gewalt und wenn ich im Bette liege, brenne ich." — Er wolle hier nicht länger sitzen, fuhr er fort; was thue er hier zu sitzen; sein Gewissen sei rein; er sei blos aufgewesen, um zu pissen — er habe so klar (fertig) werden können und habe die Andern nicht dazu gebraucht; es sei das größte Unrecht von der Welt, daß man ihn hier sitzen lasse.

Etwas Vernünftiges war nicht aus ihm herauszubringen. Die Brot- und Wasserstrafe half nichts; sein Benehmen im Gefängnisse ward ein wüstes Toben, er beschwerte sich über Alles, er zerbrach, zerschlug, kratzte den Kalk von der Wand, daß der Kalkstaub weit umher verbreitet war, verlangte durchaus seine Frau zu sprechen, und schrie einmal der Botenfrau zu: sie solle ihr Grüße bringen, sie solle sich nicht um seinen Kram bekümmern, sein Gewissen sei rein.

Die Verhöre schleppten sich den Sommer 1839 hindurch ohne Erfolg. Er wiederholte, nur darum gestanden zu haben, weil der Richter ihm gesagt, er solle sitzen bis er schwarz werde, und er es doch im Kerker nicht mehr aushalten könne. In seinen vier Wänden grölte er und sang, rasselte mit den Ketten, zerschlug die Fenster, zog sich nackt aus und riß an seinen Kleidungsstücken.

Inzwischen kamen in andern Verhören wieder insoweit wenigstens vernünftig scheinende Reden, daß er bei der Hauptsache blieb. Er verharrte dabei, daß er in der Nacht

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.

3-598-51043-8
FM. 03991/007

aufgeweſen, aber nur um zu piſſen. Frau und Schwager ſeien nicht aufgeweſen; er müſſe das beſſer wiſſen, er ſei Herr über ſie Beide. Durch Zwang und Drohung ſei er nicht veranlaßt worden, das Zeugniß abzulegen, aber er ſei des Lebens hier ſatt. Man ſolle ihn nur ins Zuchthaus bringen, nach Glückſtadt, je eher je lieber, hier verkomme er unter den Pferdedecken.

So weit hatte die Landdroſtei, das inquirirende Gericht, die Unterſuchung geführt, und überſandte, da es durch Verhöre nichts mehr herauszubringen hoffen durfte, die Acten nach 2½ Jahren an das holſteiniſche Obercriminalgericht. Dieſes verfügte noch eine Confrontation der Eheleute und mit dem Schwager.

Mit Ladiges zuſammengebracht, benahm Ramcke ſich etwas brutal. Die Confrontation war ohne Erfolg. Ramcke erhielt drei Stockhiebe wegen ſeines Benehmens, was ihn indeß nur noch wüthender machte. Auch ſcheint ihn eine neue fünftägige Waſſer- und Brotſtrafe nicht abgekühlt zu haben.

Ebenſo erfolglos lief die Confrontation mit der Frau ab. Als ſie ihm den ganzen Hergang umſtändlich erzählte, ſagte er:

„Ach was; das iſt Alles dummer Schnack und du kannſt ja nichts weiter ſagen, als daß ich 'mal aufgeweſen bin, zu piſſen, und weiter nichts. Denke du man daran, daß ein Gott im Himmel iſt und lüge du mir nichts auf den Leib. Ich lüge dir nichts auf den Leib und dem kleinen kümmerlichen Stockel auch nichts; und wenn die Obrigkeit dazu geſetzt iſt, Recht zu thun, ſo darf ſie doch keinem Menſchen Gewalt anthun und einen hier ſo hinſchinden laſſen. — Ich verlange ſolche Frau nicht; ſie lügt mir was auf den Leib und von dem Allen iſt nichts wahr. — Willſt du mich mördern? Das iſt ja ſchlecht

von dir. Ich will anderer Leute Hund nicht ſein. — Ich habe hier um Stoldt ſeinen Zimmergeſellen lange genug geſeſſen und ich will da nicht länger für leiden."

Das articulirte Verhör in der Specialunterſuchung brachte nichts mehr zu Tage, im Gegentheil ſtrotzten Ramcke's Antworten von Widerſprüchen und trotzigen Behauptungen hinſichts unbedeutender Nebenſachen. Er wiederholte, er ſei der ewigen Verhöre müde, er wolle ſich nicht hinſchinden laſſen, er ſei in einem Heiden- und in keinem Chriſtengericht.

Nachdem ſomit der Beweis aus den eigenen Ausſagen der Mitangeſchuldigten erſchöpft war, kam es auf die Incidenzpunkte an, welche die Geſtändniſſe des Schwagers, der Frau und Ramcke's ſelbſt unterſtützten.

Ramcke's Mutter war während des Proceſſes (im Auguſt 1838) angeblich aus Gram geſtorben. In ihrem Teſtamente hatte ſie den Sohn enterbt. Auch ſein Bruder Peter hatte ſeinen Verdacht gegen ihn ausgeſprochen.

Es iſt kein anderes Individuum, auf welches der Verdacht geworfen werden könnte. Von allen den Perſonen, auf welche Ramcke ſelbſt hindeutete, ward erwieſen, daß ſie die That nicht verübt haben konnten.

Ramcke allein hatte ein Intereſſe, daß die Abſchiederin ſtarb. Der Altentheil war ſo groß und ſie noch ſo jung. Er ſelbſt hatte zwei Mal eingeſtanden, daß dieſe Laſt ihn furchtbar gedrückt, ihn wütend gemacht; auch ſeine Frau, auch Ladiges hatten geſtanden, daß er darüber geklagt. Selbſt zu ſeiner eigenen Mütter hatte er ſich bitter über dieſe Verpflichtung beſchwert.

Ramcke, der selten ins Haus der Abschiederin kam, war an beiden, dem Morde vorangehenden Tagen dort eingesprochen. Am Montag hatte er sich erkundigt, ob auch das Brandgeräth der Abschiederin in Ordnung sei, da am Mittwoch eine Schauung angesetzt sei. Beim Weggehen erkundigte er sich: wann ihr Mann wiederkehre? Und ob ihr nicht bange sei beim Alleinschlafen? Dieselbe Frage hatte er am Sonnabende an die Luth gerichtet, eine arme Frau, die er sonst nie eines Blickes oder Wortes würdigte.

Wenige Tage vor der That hatte er seiner Mutter in Wedel sagen lassen, sie möge zu einer Sammlung für Abgebrannte beisteuern, da man nicht wisse, ob ihnen selbst nicht etwas begegne.

Zur selben Zeit ließ er Bülten stechen (zum Feuermaterial), davon er contractlich 12 Fuder jährlich der Abschiederin zu liefern hatte. Er hatte noch nichts zu derselben in die Wirthschaft geschafft, als er plötzlich, zur großen Verwunderung seiner Knechte, am Dienstag Nachmittag ihnen befahl, in der Arbeit inne zu halten. Ramcke entschuldigte es im Verhör damit, daß die Bülten im Wasser gelegen hätten.

Andere Ermittelungen widersprachen wenigstens nicht der Ramcke'schen Angabe. Die verschlagene Luke an der Hauptthür des Abschiedshauses war von der Beschaffenheit, daß Ramcke ohne große Mühe sie erbrechen und durchkriechen können. Er war im Besitz einer Schweep und eines eisernen Ringes gewesen. Auch fand sich am Aermel seiner blauen Jacke, die er inzwischen im Gefängnisse getragen hatte, ein Theerfleck, unter welchem der Blutfleck verborgen sein konnte. Alle übrigen Blutspuren waren verschwunden, im Abschiedshause, weil die

Flammen es verzehrt, im großen Wohnhause, weil man zu spät danach gesucht.

Der Thatbestand des Verbrechens war constatirt, gleichfalls die Thäterschaft, insofern das Eingeständniß des Hauptverbrechens, verbunden mit denen seiner zwei Mitangeschuldigten und andere schwächere Indicien, Gültigkeit hatte. Die Motive der That lagen zu Tage; aber die Frage: war der Thäter ein Mann, zu dem man sich der That versehen konnte? war nächst der, ob er in zurechnungsfähigem Zustande gehandelt, eine der bedenklichsten.

Glaubt man dem letzten fanatisch eifrigen Vertheidiger des Unglücklichen, dem auch unglücklichen Peter v. Kobbe, so war Jochim Hinrich Ramcke ein stolzer, schöner, edler, junger Mann, in der Fülle des Glücks und des stolzen Selbstbewußtseins, der, beneidet von seinem Dorfe, tüchtig, rechtlich, fromm, über den Andern weit hervorragte. Woher er das schöne Bild hat, sagt er uns nicht, da er ihn doch erst spät in dem Zustande der Geistesverwirrung kennen lernte, die er selbst vindicirt hat. Nach den Acten ist sein Bild ein ganz anderes.

Der Geistliche, der ihn im Gefängniß besuchte, sagte von ihm, er sei zu roh und gefühllos, um der Religion irgend einen Einfluß auf sein Herz zu verstatten; er scheine nie einen frommen Gedanken gehabt zu haben. Die Kirche zu Halstenbeck besuchte er nicht, hielt auch die Seinen davon ab, nicht gerade aus Priesterhaß oder offenbarer Irreligiosität, aber weil der Kirchenbesuch die Arbeit beeinträchtigte. Zu Jemand, der ihn aufforderte, in die Kirche zu gehen, sagte er: „Nein, in der Kirche

werden keine Ochſen geſchlachtet.“ Er war mäßig, that Niemand etwas zu Leide, war kein Zänker und Raufbold, achtete und ehrte ſeine Mutter; er ſuchte weder das Wirthshaus noch andere Vergnügungen auf, ſondern war, in angeſtrengter Thätigkeit, nur auf ſeine landwirthlichen Arbeiten bedacht. Aber er war ſparſam, geizig. Einen Schnaps trank er nur, wenn er ihm nichts koſtete. Schon als Knecht konnte er ſeinen Lohn aufſparen, daß er ihn zinsbar niederlegte. Er gab kein Almoſen. Sonntags mußte wie an Wochentagen in ſeinem Hauſe gearbeitet werden. Er war raſch und heftig in ſeinem Weſen; auch hitzig und ſtreng gegen Die, welche ſich nicht rührig genug bei der Arbeit zeigten. Selbſt gegen das Vieh wallte er in Zorn auf und mishandelte es, wenn es nicht ſeinen Willen that. Aber in ſeinem Hauſe wollte der Knecht Brandt, der ihm längere Zeit gedient, und ſpäter als Adminiſtrator die Wirthſchaft übernahm, nichts von beſondern Heftigkeiten gegen Frau und Schwager bemerkt haben. Er ſei wol einmal über den Hinrich Ladiges aufgefahren, wenn der etwas nicht recht gethan, aber es habe ſich bald wieder gelegt.

In Unterſuchung war er nie geweſen, aber man fand doch einige Uebertretungen heraus, welche wenigſtens ſeinen habſüchtigen Charakter bezeichnen. Eine Art, die er am Wege gefunden, hatte er bei ſich verſteckt und dem Eigenthümer vorenthalten; ebenſo ſoll er ein Beil, welches man zufällig auf ſeinen Wagen gelegt, als gute Beute betrachtet haben. Vom Abſchiedsſtande ließ er einige Furchen abpflügen, was er ſelbſt eingeſtand, und Ladiges bezüchtigte ihn, auch vom Lande ſeiner Nachbarn dann und wann junge Eichenſtämme gefällt zu haben, was er nicht ganz leugnen konnte. Ebenſo veränderte er einſt eigenmächtig die Grenzmarken ſeines Gutes, und

nahm 6 □R. ohne Weiteres in Beſitz, angeblich, weil er meinte, daß ſie ihm zukämen.

Das Gutachten des Dr. Stalbom (vom April 1840) gibt ihm ein kräftig entwickeltes Muskelſyſtem. Alle Theile ſeines Körpers ſind im Ebenmaß; er hat eine feſte Haltung und einen feſten Gang. Alle Lebensfunctionen gehen normal und kräftig von ſtatten. Dabei aber zeige ſich eine hohe Empfänglichkeit, gepaart mit kraftvoller Reaction, ſodaß ſein Temperament ſich zumeiſt dem Choleriſchen nähere. Doch verrathe ſein Blick etwas Verſteckтes, Lauerndes, einen ſchlau berechnenden Verſtand und in Verbindung mit der ſtolzen Haltung, der feſten Sprache eine ungewöhnliche Willenskraft. — Kobbe, der ihn ſpäter beſucht, wollte in ſeiner Erſcheinung etwas Ariſtokratiſches erblicken.

Wenn er über Unwohlſein klage, ſo fehlten dem Arzte die Erſcheinungen, die ihn zur Annahme einer Krankheit berechtigten. Er ſtelle ſich, als könne er nicht eſſen, habe aber alle Speiſen verzehrt. Das Gutachten ging dahin: er ſei körperlich vollkommen geſund und ſeine Klagen über Krankheit ſimulirt.

In ſeiner Pſyche überwiege eine Begierde alle Neigungen, die, irdiſches Gut an ſich zu raffen. Mit einer beſondern Verſtandeskraft begabt, erſcheine ihm jedes Mittel recht zur Erreichung ſeiner Zwecke. Er meſſe mit vieler Ueberlegung ſein Verhalten ab und handle mit ſcharfem Nachdenken. So habe er vor und nach der Mordthat gehandelt: die beiden nothwendigen Mitwiſſer zuerſt vorbereitet, daß die That geſchehen müſſe, daß ſie nothwendig und keine Sünde ſei; und ſei dann raſch an die Ausführung gegangen, ehe ſie ſich anders beſinnen und zurücktreten können. So ſein Geberden nach der That, als wäre er vom tiefſten Schmerz beſinnungslos, und

doch zugleich die Vorsicht, auf's Dach zu klettern, damit kein Funke seinem Hause schade, und die, sein blutbeflecktes Zeug auf dem Hilgen zu verbergen. Dann die verstellte Krankheit, das im Bette Liegen, der Versuch, als die Gerichte ihn besuchten, den Verdacht auf Andere abzulenken, die Ermahnung an sein Dienstmädchen, nichts auszusagen, der Besuch bei der Kranken, die simulirte tiefe Rührung über ihren Zustand; die Verwarnung an seine Frau: wenn man nur nichts gestehe, habe man auch nichts zu fürchten; sie hätten allerlei Marterwerkzeuge, wenn man aber nur festhalte, könnten sie Einem nichts thun.

Sein ganzes Verfahren vor Gericht deute auf ungewöhnliche Seelenkraft und starkes Bewußtsein. Zuerst die Unschuldsbetheuerungen durch Schluchzen und Weinen; der Versuch, den Verdacht auf Andere zu lenken; dann ein trotziges, pochendes Wesen; endlich die geschickt eintretenden körperlichen und geistigen Störungen, in dem Augenblick zu Hülfe gerufen, wo er sich durch sein Geständniß verloren gegeben hatte. Er mußte sich retten, durch welches Mittel es sei.

Die volle, berechnende Kraft seines Verstandes verrathe sich insbesondere durch sein Benehmen gegen seine Mitangeschuldigten. Dem einfältigen Schwager wollte er imponiren, als Gebieter ihn einschüchtern; seiner Frau versuchte er auf mehrfache Weise Mittheilungen zu machen, daß er sie und sich nicht verrathen. In der Confrontation versuchte er sie theils einzuschüchtern, theils anzudeuten, wie man die Wahrheit umgehen könne. Als dies nicht gefruchtet, habe er sich entschlossen, zu gestehen, „ohne Zweifel mit der Absicht, die beiden Anderen dadurch zum Widerspruch zu bewegen". (???) Nämlich, wenn sie erführen, daß er sie freigesprochen, wür-

den sie ebenfalls widerrufen. Er selbst räume dies ein, als er gesagt: „er habe nur einmal gestehen wollen, um den Andern zu zeigen, daß man gern einmal gestehen könnte, ohne deshalb gleich gerichtet zu werden."

Ebensowenig als während der Untersuchung erscheine sein Erkenntnißvermögen früher irgendwie beschränkt. Mehr als auffallend sei es, daß die Verwirrung seiner Verstandeskräfte sich plötzlich, am Abende nach seinem ersten Geständnisse eingestellt hätte. Später stellten sich diese Verwirrungen immer dann ein, wenn er, in die Enge gerathen, Antworten ausweichen wollen. Er verstehe ganz wohl die Vorwürfe des Gerichts wegen seines unsinnigen Verfahrens, aber so wie man näher auf die Sache eingehen wollen, habe er seine Schnurre bekommen. Dasselbe habe er, der Arzt, bei seinen Besuchen wahrgenommen. Mit besonderer Verstandeskraft begabt und mit Lügen vertraut, liege der Schluß nahe, daß er sich selbst zu einer Lüge gemacht und einen geistig unfreien Zustand simulirt habe. Da es vor der Wissenschaft ausgemacht, daß er körperliche kranke Zustände bei völliger Gesundheit simulirt, gewinne der Verdacht an neuer Stärke, daß er auch diese geistige Krankheit nur erlogen. Verschiedene Gemüthsstimmungen anzunehmen, sei ihm ein Spiel, dabei sei aber immer bemerkt, daß sein Weinen, Poltern und Singen etwas Angenommenes und Erkünsteltes an sich getragen.

Wie der Körper nicht zugleich gesund und krank sein könne, sei es auch mit den geistigen Zuständen. (?) Zwischendurch seiner tollsten Ausbrüche habe Ramcke sehr viel ruhige Besonnenheit verrathen, wenn ihm Strafe angedroht worden (?), und wo er geglaubt, seine Vertheidigung führen zu müssen. Die Vernunft kann keine Verstellung gewesen sein, also müsse es die Krankheit sein.

Die offenbar bei ihm vorliegende Neigung, für geisteskrank gehalten zu werden, liefere einen noch deutlichern Beweis seiner Verstandeskraft. Daher Aeußerungen wie: „er habe seinen Verstand wol nicht gehabt", „er sei so wunderlich oder wüllerich gewesen", „er habe den ganzen Winter so ohne Sinn und Verstand gelogen", „er wisse nicht, was er gesagt habe". Zum Arzte selbst hatte er einst gesagt: „Seit ich hier in der Kirche eingeschlossen sitze." Letzteres habe er selbst sehr einfach erklärt, da sein Gefängniß weiß wie eine Kirche angestrichen gewesen. Auch seine Aeußerung vor Gericht, daß sein Kerker voll Mehlstaub sei, habe er selbst dahin erklärt, daß er das Weiße, den Kalk, von der Wand abgekratzt hatte. Der Arzt hatte ihn einmal wunderlich um den Kopf vermummt getroffen, wie es in seiner Lage nur ein Wahnsinniger thun dürfte, aber Ramcke selbst gab die sehr natürlich lautende Erklärung: da man ihm die Haare abgeschoren, habe ihn gefroren.

Die angegebenen Erscheinungen wären kein Wahnsinn; von den bekannten und angenommenen Erscheinungen desselben finde sich aber hier nichts vor. Alle Anomalien der geistigen Sphäre beurkundeten sich durch einen eigenthümlichen, so charakteristischen Gesichtsausdruck, daß dieser selbst dem Laien nicht zu entgehen pflege. In Ramcke's Gesichtsausdruck fehle nun durchaus diese Anzeige eines gestörten Seelenlebens. Das sei nicht seine, des Arztes, Wahrnehmung allein, sondern auch die des Geistlichen, der ihn öfter, und die des Gefangenwärters, der ihn täglich zu beobachten Gelegenheit und von andern Unglücklichen her darin Erfahrung habe.

Alle drei Kategorien des gestörten Seelenvermögens, der träumerische Wahnsinn, die Tobsucht und die fixe Idee hätten als gemeinsames Kriterium die aufgehobene

Fähigkeit der Selbstbestimmung. Ramcke aber erscheine geistig frei und unfrei nach eigenem Belieben. Wolle man Einem, der an einer fixen Idee leide, seine Wahnvorstellung durch Drohungen von Strafe verleiden, so werde man das Uebel nur schlimmer machen. Ganz anders bei Ramcke; er ließ sich durch Drohungen zur Vernunft zurückschrecken. Fixe Ideen halten an einzelnen Wahnvorstellungen beharrlich fest; aber Ramcke's Visionen fehlt jede innere Ordnung. Er springt von einem Dinge zum andern über, aber die Phantasie haftet immer an realen Gegenständen, er spricht von Dingen der Vergangenheit, die beweisen, daß ihm dieselbe klar vor Augen liegt. In jedem Verhör bringt er einen neuen absurden Gegenstand vor, den er den Richtern als Beweis seiner Geistesstörung hinwirft; aber nach wenigem Sprechen kehrt er davon zu den Dingen zurück, von denen die Rede ist, gleich als wäre er nicht hinlänglich auf die durchzuführende Rolle präparirt gewesen.

An einer fixen Idee leide er demnach nicht; ebensowenig aber an einer dauernden Tobsucht. Auch in den Ausbrüchen derselben zeige sich Vernunft. Das Eßgeschirr zerbrach er nur, nachdem er gegessen hatte. Bei andern Zertrümmerungen erklärte er geradezu, er könne es im Gefängniß nicht aushalten; wenn man ihm nur sein altes Bette gelassen, würde er das Fenster nicht zerschlagen haben. Unzufriedenheit, nicht Wahnsinn habe ihn daher zum Toben angetrieben. Am tollsten tobte er, wenn er mit seinen Mitschuldigen vor Gericht stand; ohne Zweifel in der Absicht, ihnen zu zeigen, wie sie es auch machen sollten, um loszukommen. Ein wirklicher Tobsüchtiger müsse zuletzt gebunden, in die Zwangsjacke gesteckt werden; bei ihm sei der Paroxysmus in der Regel durch Drohungen allein bewältigt worden. Einmal ver-

gelten, der größte Vorwurf, der einen Menschen vor jenen upright men treffen mag. Hier ist man wohl noch milder gestimmt. In den Doggs liegen die ungeheuren Indienfahrer der Handelsgesellschaften.

Zweierlei ist in Kopenhagen für einen Fremden unmöglich: die Flotte zu besehen und ohne Schererei vom Postbüreau fortzukommen. Der Großadmiral kann den Fremden, selbst wenn er mit Empfehlungen seines Gesandten ankommt, zurückweisen, und wenn er dies auch in allem Glanze einer gestickten Uniform thut, kann es doch mit aller Artigkeit geschehen, es hat seinen Grund. Bei der Polizei aber erwarte der Fremde weder Artigkeit noch einen vernünftigen Grund. Doch ich will mein Kapitel über Kopenhagen, von dem ich nur Gutes zu sagen weiß, mit keinen Klagen schließen.

ſprach er ſogar, er wolle ruhig ſein, da er ſich geſtern nicht gut aufgeführt; ein deutliches Zeichen, daß er nach eigenem Belieben tobe oder nicht tobe. Ueberdem fehle hier ein Charakteriſticum der Tobſucht, der blinde Zerſtörungstrieb, der auch die nothwendigſten, dem Kranken unentbehrlichen Gegenſtände vernichtet.

Endlich führe jede Manie ſehr bald ein deutliches, ſichtbares Mitleiden des ganzen Organismus herbei, ſie laſſe, wenn ſie vorüber, einen Stempel zurück, der ſchwer und langſam verwiſcht werde, und, zwar nicht zu beſchreiben, aber ſchwer zu verkennen ſei. Da nun von dieſen äußern Anzeichen auch nicht das Geringſte zu entdecken ſei, ging das ärztliche Gutachten dahin: „daß die bei Ramcke vorliegenden Erſcheinungen, welche den Verdacht einer Seelenſtörung erregen könnten, als erkünſtelt, oder als Effect einer freien, unbehinderten Seelenſtimmung, mithin als ſimulirt zu betrachten ſeien.“

Ramcke war der Hauptthäter, aber er hatte auch zwei Mitſchuldige. Trieben dieſelben Motive auch ſeine Ehefrau an, war auch ſie eine Perſon, zu der man ſich der That verſehen konnte?

Von nicht beſondern Fähigkeiten, war doch ihr Betragen im Ganzen gut geweſen. Sie war fleißig, gehorſam, man wußte nichts Schlechtes von ihr. Etwas Steifes und Beſonderes hatte ſie von je in ihrem Weſen. Von ſelbſt mochte ſie nie auf ſchlimme Gedanken gekommen ſein, ſagte ihr Lehrer. Der Vater war nicht mit ihr zufrieden, als er wieder mit Heirathsgedanken umging, und ſie hatte zu ihm geſagt: er handle nicht gut gegen ſeine Kinder, wenn er eine junge Frau nehme. Auch hatte der alte Ladiges geklagt, daß ſie zu knapp

gegen die Leute sei. Ein Zeuge sagte von ihr und ihrem Bruder, „daß er sich eher den Tod vermuthen gewesen, als daß er sich solche Schlechtigkeit von ihnen zugetraut hätte. Wenn Marieken und Hinrich mitschuldig wären, so könnten sie nur durch Verführung dazu gebracht sein, von selbst wären sie nie auf derartige schlechte Gedanken gekommen." Die Ramcke hatte vor ihrem Bekenntniß unter den heiligsten Versicherungen gegen den Geistlichen ihre Unschuld betheuert. Nach dem Bekenntniß zeigte sie sich den religiösen Ermahnungen und Tröstungen weit empfänglicher, las fleißig in der Bibel und sprach den Wunsch aus, ihre Stiefmutter zu sehen, um ihr Abbitte thun zu können. Der Physicus sagt dagegen, daß sie, bei indolentem, phlegmatischem Temperament, ein tückisches, lauerndes Gemüth verrathe und ihn oft zu täuschen gesucht habe.

Der Hinrich Ladiges, klein und verwachsen, wird als „böotischen Temperamentes" geschildert. Sein Gesicht schon verrieth die ganze Apathie seines Geistes. Er hatte kaum das Einmaleins gelernt, doch meinte sein Lehrer, er habe stets recht gut gewußt, was er gethan und sei sonst von guter und billiger Denkart gewesen. Auch andere Zeugen sagen, es habe zwar immer schwach mit ihm gestanden und zum Arbeiten sei er nicht tauglich gewesen, aber er habe doch gut gewußt, was er thäte, und „seinen Witz" (Verstand) gehabt. Arglos und unbedeutend, war er, nach eines Andern Urtheil nicht eben verrückt, aber die Leute hätten ihn doch viel zum Besten gehabt. Ein Kauz, aus dem man nicht viel herausbringen können. Man neckte ihn, wo er sich sehen ließ, und foppte ihn, indem man ihm versprach, ihm eine Frau zu verschaffen. Gutmüthig, unschuldig, beschränkt und dumm, war er eine Natur, mit der ein so

gewaltiger und eigenmächtiger Charakter wie sein Schwager nach Belieben umspringen konnte. Nach dem Gutachten des Arztes (Dr. Stalbom) sprach sich in ihm eine eigene Trägheit der Seele aus, wohingegen er über Das, was man ihn frage, gut Bescheid gäbe, sich nicht leicht aus der Fassung bringen lasse und der Fähigkeit zu urtheilen nicht ermangele. Dagegen sei seine Willensthätigkeit schwach; er gehorche, wer ihn, wie Ramcke, zu beherrschen gewußt, und gerathe dann in Verwirrung, wenn ihm zu viel Dinge vorgehalten würden, die außer seinen gewöhnlichsten Lebenskreisen lägen. Wenn die Verstandesschwäche in drei Grade eingetheilt werde, in Dummheit, Stumpfsinn und Blödsinn, so treffe dieser erste und schwächere Grad auf ihn zu.

Ersichtlich sei, daß er bei dem Verbrechen nur aus diesem Grade von Verstandesschwäche so gehandelt, wie er gethan. Wo es darauf angekommen, die Vernunft zu gebrauchen und sich die Frage zu stellen, ob es seine Pflicht sei, dem Schwager zu gehorchen oder nicht, sei er verwirrt worden von dem Conflict neuer, ihm noch nicht vorgekommener Vorstellungen, bis er sich vom Augenblick fortreißen lassen. Aber da die Erkenntniß des Unmoralischen nicht aus dem Denkvermögen, sondern aus dem Gewissen entspringe, das Gewissen aber bei dem geringsten Grade von Verstandesschwäche, der Dummheit, nicht aufgehoben sei, so könne diese die Zurechnungsfähigkeit nicht ganz aufheben. Ladiges sei daher zurechnungsfähig, auch in Bezug auf das Verbrechen; aber gemindert sei diese Zurechnungsfähigkeit, indem seine Verstandeskräfte durch die Behandlung, die er unter Ramcke erlitten, geschwächt, seine Willenskraft ganz durch einen mächtigern Willen unterdrückt worden und er bei der Mordthat offenbar in einem moralischen Zwange be-

fangen gewesen, da er, der Krüppel und Imbecille, vor dem Gedanken wol zittern können, daß sein eiserner Schwager ihn umbringe, wenn er nicht ihm gehorche.

So der Physicus Stalbom, der Erste, welcher gutachtlich über die Seelenzustände der Verbrecher berichtet hat. Wir haben seine Darlegung ausführlicher mitgetheilt, insbesondere in Bezug auf seine Wahrnehmung der einzelnen Erscheinungen, um später kürzer über die andern Gutachten hinweggehen zu können, welche diesen Proceß so voluminös, so zweifelhaft und so berühmt gemacht haben.

Und schon jetzt war dieser Proceß, der erst in seinen folgenden Stadien zu einer europäischen Berühmtheit kommen sollte, ein Monstrum. Wir sind jetzt, wo die Acten geschlossen wurden, im Jahre 1840. Drei Jahre hatte also die Untersuchung gedauert, und sie sollte noch ein Jahr dauern, bis nur das erste Erkenntniß publicirt werden konnte! Denn die Actenmassen (1052 eng beschriebene Foliosеiten war allein das Untersuchungsprotokoll in der Generalinquisition stark!) mußten 13 verschiedenen Personen eingehändigt werden, um von jedem zu größeren, selbstständigen Arbeiten benutzt zu werden. Der peinliche Ankläger mußte die Anklageacte entwerfen, die drei Anwalte der Angeschuldigten ihre Defensionsschriften. Dazu die Referenten und Correferenten in drei verschiedenen Collegien!

Die Anklage des öffentlichen Anklägers (Advocat Jefsen) ging davon aus, daß das Eingeständniß der drei Angeschuldigten vollgültig und beweisend sei, daß sie das Verbrechen im Complot begangen, daher alle Drei zum Tode, Ramcke zum Rade, die andern Beiden zum Schwerte

zu verurtheilen seien. Die Vertheidiger trugen auf völlige Freisprechung ihrer Clienten an, jeder jedoch von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, und fast feindlich gegeneinander. Denn hier trat ein fast ähnliches Verhältniß wie im Proceß Fualdes ein. Die verschiedenen Angeschuldigten konnten nicht gemeinschaftliche Sache in ihrer Vertheidigung machen, es war jeder, oder vielmehr sein Vertheidiger genöthigt, den Andern zu bekriegen, um für sich selbst zu gewinnen.

Jochim Hinrich Ramcke's Vertheidiger, der Advocat Gülich zu Pinneberg, schadete, nach Peter v. Kobbe's Ansicht, von vornherein seinem Schutzbefohlenen dadurch, daß er, von der allgemeinen Meinung mitbefangen, Ramcke's Wahnsinn für simulirt hielt, und damit das allerwichtigste Defensionalmoment aus den Händen gab. Im Uebrigen war seine Vertheidigung nach der Ansicht jenes spätern, freiwilligen Vertheidigers eine tüchtige.

Er bestritt zuvörderst das Motiv der That. Ramcke habe kein Interesse am Tode der Abschiederin gehabt, denn der Hof habe nicht ihm, sondern seiner Frau gehört. Zugegeben aber, daß das Interesse von Mann und Frau ein und dasselbe wäre, so sei der Abschied durchaus nicht so drückend gewesen, als man ihn vorstelle, da Ramcke ja in Bezug auf das Altentheil den Hof für den Spottpreis von 2040 Mark gekauft, während derselbe neuerdings, mit derselben Last für 4800 Mark verkauft worden. Ueberdies sei er wohlhabend gewesen und habe keine Ursach zum Groll gegen die Abschiederin gehabt, während seine Frau (und Angeberin!) allerdings der Stiefmutter gegrollt habe. Er hebt seinen bis da unbescholtenen Charakter heraus, seine aufgeregte Theil-

nahme beim Anblick der Verwundeten, während sein Weib unempfindlich, kalt und starr geblieben. Ramcke's Geständniß sei das Resultat der Verzweiflung über eine so lange Kerkerqual, die ihn endlich bestimmt, eine fremde That auf sich zu nehmen, um ihr nur ein Ende zu machen. Den ihm angethanen physischen und moralischen Zwang findet der Vertheidiger in Ramcke's dunklem, unterirdischem Gefängniß, worin er nur 2—3 Schritt thun können; in den schweren Ketten, die ihm angelegt worden; dem Anschmieden an die mit einem elenden Strohlager versehene Pritsche; den Eisenklötzen an seinen Händen (eine unnöthige Härte, da er nie der Flucht verdächtig gewesen); in der so oft wiederholten Brot- und Wasserstrafe; in der Folterung seiner Gefühle durch die plötzliche Vorzeigung seines todten Kindes; in der Drohung, er solle sitzen bis er schwarz werde.

Das Geständniß selbst trage das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit in sich. Wie hätte er einer Schlafenden eine Peitschenschnur unter den Hals können durchbringen wollen? Unklug wäre das ganze Benehmen, das Beil zuerst zurückzulassen, dann wieder zu holen. Das Oeffnen der großen Thüre, das Losbrechen des Bretes von der Luke, das Zerbrechen der Scheibe habe Geräusch verursachen müssen. Die Geschichte vom Anstecken der Lampe sei offenbar erfunden, um den Widerspruch zu heben, daß er in der dunkeln Stube die Lage der Mutter und des Kindes im Bette gesehen. Die richtigste Erklärung dieser unwahrscheinlichen Lüge wäre seine eigene, spätere, daß er den Andern nur habe helfen wollen im Lügen.

Ramcke will die That durchaus allein begangen, Schwager und Frau wollen ihm dabei geholfen haben. Eins von beiden Geständnissen müsse demnach unwahr

sein. Ramcke's Geständniß habe den ihm angethanen Zwang wider sich. Nehme man an, daß er aus Großmuth gestanden, um seine Complicen zu schonen, oder aber, um sie zum Widerspruch zu verleiten, so verliere sein Geständniß, als ein unwahres, seine Gültigkeit. Uebrigens aber habe er es nur in der Generaluntersuchung (vor dem Landdrosten) abgelegt, nicht mehr in der Specialuntersuchung.

Viele einzelne Umstände in seiner Angabe, die auf den ersten Blick seine Wahrhaftigkeit zu bestätigen scheinen, seien, genauer betrachtet, von der Art, daß sie gegen die Wahrheit sprächen, weil er Falsches aussage, oder was er nicht wissen könne; oder es wären Wahrnehmungen, die er aus dem Munde Anderer, oder endlich aus seiner früheren Kenntniß der Oertlichkeit und der Verhältnisse hergenommen habe. So habe, nach ihm, das Kind in gleicher Kopfhöhe mit der Mutter gelegen, während die Mutter wisse, daß es niedriger lag, mit dem Kopfe an ihren Leib gelehnt. Alle diese unbedeutendern Einzelheiten, wie: daß er die Bettthüre angelehnt gefunden habe, das Fenster verhangen, was sich in der Regel von selbst versteht, daher seinerseits nicht Wahrnehmung, sondern eine natürliche Vermuthung gewesen; daß er sich widersprochen, als er die Thür der Luth zuerst mit einer Forke, dann mit einer Forkenzinke, endlich mit einem Haspelstock zugesetzt haben wolle; daß er alles dies von der Luth nachträglich erfahren haben könne, glauben wir als unwesentliche Defensionalargumente hier übergehen zu können.

Die Geständnisse seiner Mitangeschuldigten hätten aber nicht den Werth von Zeugenaussagen, da sie, ihre eigene Schuld bekennend, sie dadurch zu vermindern gesucht, die Hauptschuld einem Dritten beizumessen, sie

überdies in vielfache Widersprüche und Unwahrheiten verfallen wären.

Alle Indicien seien aber irrelevanter Art, oder widerlegten sich von selbst: Ramcke habe, wie er nachgewiesen, kein Interesse zur That gehabt. Daß seine Mutter an seine Schuld geglaubt, bedeute nichts; sie sei durch fremde Mittheilungen zu diesem falschen Glauben veranlaßt worden. Nur die Mitschuldigen bekundeten von seinen Klagen über den schweren Abschied; solche Klagen seien aber bei allen Altentheilsverpflichtungen gewöhnlich. Im Scherz wünsche jeder Bauer seinem Abschieder ein baldiges Ende. Sein sogenanntes verdächtiges Betragen vor der That lasse sich aber ebenso gut als unverdächtig erklären. Da die Ehemänner der Luth und der Abschiederin verreist waren, habe er sehr natürlich sie fragen können: ob sie sich nicht fürchteten, allein zu schlafen? Ebenso natürlich sei das Abbestellen des Bültenstechens, wenn das Moor von starkem Regen naß sei u. s. w.

Wollte man ihm das zum Indicium seiner Schuld machen, daß er beim Anblick der Verwundeten und des Feuers erschreckt gewesen, zumal bei seiner Heftigkeit und Reizbarkeit? Wenn er Ladiges aufgetragen, seiner Mutter nichts vom Morde zu sagen, so habe er seine alte Mutter nicht erschrecken wollen.

Hinsichts der nachfolgenden Indicien, so wären die Blutflecke in den Kleidern nicht chemisch untersucht worden. Das Bestreichen mit Theer sei nur eine Vorsichtsmaßregel gewesen, um Verdacht zu vermeiden (?); die Weisung an die Magd Ellenbrock, nichts zu sagen, werde durch die Frage entkräftet: sie wisse doch auch nichts (??). Daß Ramcke den Verdacht gegen Dritte zu erregen versucht, sei nur eine Folge des natürlichen Nachdenkens gewesen, und der simulirte (wie der Vertheidiger zugibt)

Wahnſinn ſei kein Anzeichen des Schuldbewußtſeins, ſondern nur von ihm als Vertheidigungsmittel benutzt worden (?).

Die Indicien in der Mehrzahl ſind, abgeſehen von den Geſtändniſſen, nur ſchwach; wir können ihre Widerlegung aber nicht für ſtärker halten, als ſie ſelbſt es waren. Die Gülichſche Defenſion wurde übrigens gedruckt, und den Reigen einer ganzen Literatur über den Ramcke'ſchen Fall eröffnend, machte ſie ihn zuerſt dem größern Publicum bekannt und erweckte das nachmals immer ſteigende Aufſehen.

Der Vertheidiger der Ehefrau Ramcke, der Advocat Andreſen zu Pinneberg, reichte eine 662 Seiten ſtarke Defenſionsſchrift ein, welche er gleichfalls unter dem Titel: „Geſtändniß und Widerruf" 1844 in Altona durch den Druck bekannt gemacht hat. Es würde die Aufgabe unſerer causes célèbres weit überſchreiten, wenn wir auch nur mit einem gedrängten Auszuge dieſer, mit Geiſt und Gelehrſamkeit entworfenen Schrift unſere Leſer noch länger im hiſtoriſchen Verlauf dieſes berühmten Rechtsfalles aufhielten; um ſo weniger iſt aber hier dazu der Ort, als Ramcke ſelbſt der eigentliche Gegenſtand unſerer Betrachtung geworden iſt, wogegen ſeine Complicen, deren Schickſal längſt abgeurtheilt iſt, und hinſichts deren die Hauptfrage des Proceſſes: wahnſinnig oder nicht wahnſinnig? niemals ſchwebte, zurücktreten.

Nachdem der Vertheidiger eine gründliche Unterſuchung darüber geführt, welchen Grad von Wahrſcheinlichkeit und Glaubwürdigkeit die Geſtändniſſe der Angeſchuldigten hinſichts ihres Umfangs, ihres innern Zuſammenhangs und der Art und Weiſe, wie ſie abgelegt werden, haben,

und, seiner Ansicht nach, nachgewiesen, daß sie in wesentlichen Angaben differiren, daß demnach der eine oder der andere Theil (Ramcke hier und dort Ladiges und die Frau) die Unwahrheit gesagt haben müsse, vindicirt er diese Eigenschaft den Angaben seiner Schutzbefohlenen. Ihr Schweigen, ihre vermeintliche Verstocktheit, sei Folge der Drohungen, ihr Geständniß die der häufigen Lügenstrafen, der langen Haft, des drängenden, geistlichen Zuspruchs gewesen. Nachdem Ladiges bekannt, habe die unglückliche Frau geglaubt, daß die ganze Untersuchung sich gegen sie richte; sie solle nicht mehr Verdachtsgründe gegen ihren Mann angeben, sondern sich selbst vertheidigen. Da endlich, durch die Foltern der Untersuchung mürbe geworden, und der Habsucht ihres Gatten alle diese Leiden verdankend, habe sich ihr Groll auf ihn geworfen, und, unterrichtet von den Geständnissen ihres Bruders, habe sie gewußt, was man von ihr verlange. Den fortwährenden Lügen-, Leugnen- und Schweigenstrafen, den Drohungen und Vorhaltungen nicht länger widerstehend, habe sie ihrem Bruder nachgesprochen. Ihr Geständniß sei somit ein förmlich erpreßtes. Er trug demnach, da seine Vertheidigung sich lediglich auf die Unwahrheit des Geständnisses der Ramcke'schen Ehefrau beziehe, auf deren völlige Freisprechung an, indem er mehre einzelne Umstände hinzufügte, woraus bei ihm die moralische Ueberzeugung erwachsen, daß die Ramcke nicht durch moralischen Zwang, oder „Aengstigkeit vor ihrem Manne" so gehandelt, wie sie in ihrem Bekenntniß vorgegeben habe.

Der Vertheidiger des Hinrich Ladiges nahm an, daß die Angaben seines Schutzbefohlenen, gleich wie die seiner Schwester, vollkommen wahr seien, da man nicht vermuthen könne, daß ein Unschuldiger sich selbst für

Zweites Kapitel.

Helsingör. Hamlets Geist. Eine Nacht auf dem Kattegat. Sundzoll. Infandum regina jubes renovare dolorem.

Das Dampfschiff Prinz Carl, welches wöchentlich einmal zwischen Kopenhagen und Christiania fährt, ist eines der schönsten, bequemsten und größten in Europa. Auf Kosten der Norwegischen Regierung in London für einen den Einkünften dieses Landes nicht entsprechenden Preis erbaut, schien es Anfangs kaum den geringsten Zinsfuß des Kapitals zu tragen. Die Leichtigkeit der Communication auf dem gradesten, schnellsten Wege führt ihm jedoch mit jeder Fahrt eine größere Anzahl Passagiere zu, die in diesem Jahre bedeutend gestiegen ist. Der Handel hat durch diese Verbindung unge-

schuldig bekennen sollte, auch kein Lebensüberdruß, noch der Einfluß eines psychologischen Zwanges hier vorhanden sei. Beide hätten aus reinem Drange nach Wahrheit bekannt. Ramcke, der Hauptthäter, habe seine Mitschuldigen zu retten versucht, weil ihre Mitverurtheilung ihm nichts nutzen konnte. Auf den Widerruf des Hauptinculpaten kommt ihm gar nichts an, ebensowenig auf den versuchten und wieder zurückgenommenen seiner Ehefrau, da Ladiges bei seinem ersten klaren Geständniß verblieben sei. Aber Ladiges ganze geständige That bestehe nur darin, daß er mitgegangen, um aufzupassen, während die Mitschuldigen sogar bestreiten, daß man ihn zum Aufpassen angestellt habe. Er sei also in seiner reinen Dummheit mitgelaufen, ohne selbst Das zu thun, was er sich selbst in seiner Beschränktheit aufbürde. Seine Entschuldigungsgründe seien wohlbegründet, die unüberwindliche Furcht vor einem Schwager, zu dem er, bei seiner mangelnden Willenskraft, in ein vollkommenes Abhängigkeitsverhältniß gerathen, der so entschieden es ausgesprochen: daß Die, welche nichts thäten, bei Seite müßten, daß „auch er 'mal bei Seite kommen sollte, daß er nichts davon wiß werde". Um der versprochenen 30 Mark willen werde Ladiges sich nicht dazu verstanden haben; er habe diese Angabe freiwillig eingestanden, während er sie gewiß für sich behalten hätte, wenn sie auf ihn von Einfluß gewesen wäre. Jene Furcht vor dem mächtigen Schwager sei aber schon durch Ladiges Körperbeschaffenheit begründet. Wenige Zoll über vier Fuß hoch, mit schiefem hohen Rücken, vorwärts gebogenem Kopfe, nach vorn verbogenen Unterschenkeln, unfähig zu jeder schweren Arbeit, geistig beschränkt, wenn nicht unbedingt unzurechnungsfähig, sei er doch wie von selbst der Herrschaft eines Mächtigern preisgegeben. Bei der Schwer-

fälligkeit seines Denkvermögens habe er zwar die Scheußlichkeit der Absicht seines Schwagers sogleich erkannt, aber nicht schnell genug fassen können, wie er sich zu benehmen, wie er dagegen zu wirken habe. So in einem moralischen Zwange befangen, unterbrochen in seiner freien Willensbestimmung durch ein ungeheures Ereigniß, habe er mehr eine Unterlassungssünde, als eine That begangen. Klügere als er, würden in dem furchtbaren Moment vielleicht nicht gewußt haben, was zu thun. Der Vertheidiger trug darauf an, daß der erlittene vierjährige Untersuchungsarrest ihm als Strafe angerechnet werde.

So verschiedenes Gewicht legten die Vertheidiger auf die drei Geständnisse der drei Angeschuldigten. Ramcke's Advocat leugnete die Gültigkeit und Wahrheit der Aussage seines eigenen Schutzbefohlenen ganz hinweg, und hinsichts der Andern deutete er auf sträfliche Motive, seinen Vertheidigten zu verderben, mit Winken darauf, daß sie hinsichts der Frau mehr Straffälligkeit enthielten, als die Acten besagen. Der Vertheidiger der Frau ließ die Gültigkeit der Ramcke'schen Aussage bestehen, schrieb die seiner Schutzbefohlenen aber einem moralischen Zwange, dem erwachten Zorngefühle, bei und wollte ihr gar keine Gültigkeit beimessen. Ladiges Vertheidiger endlich ließ alle drei Geständnisse gelten, weil das eine ihn gar nicht berührte, das andere nur Das bestätigte, was er selbst ausgesagt hatte, und diese Aussage ihn in das Licht stellte: welches ihm zu seiner Vertheidigung das geeignetste schien.

So sich widersprechende Urtheile, von Rechtsgelehrten mit allem Scharfsinn ausgeführt, gaben den Richtern die Gründe von selbst an die Hand zu ihrem Spruch,

je nachdem sie für die eine oder die andere Annahme sich entschieden.

Nach altem Rechtsbrauch ward am 26. und 27. Juli 1841 das öffentliche Criminalgericht der Herrschaft Pinneberg, unter Zuziehung eines Dingvogtes und 16 Gerichtsmännern, über die Angeklagten gehegt. Während der zwei Tage wurden die Anklagepunkte und die Vertheidigung verlesen. Zur Beurtheilung der spätern Hauptfrage sind folgende Wahrnehmungen, welche ein Anwesender über deren Betragen später veröffentlicht hat, von Wichtigkeit.

Alle drei Inquisiten zeigten bei dieser Gelegenheit ein durchaus verschiedenes Benehmen, welches bei Ladiges und der Inquisitin Ramcke sich stets gleich blieb, bei Ramcke aber oftmals wechselte. Ladiges saß beide Tage lang still und stumm da, hörte mit stets gleichmäßiger Aufmerksamkeit den Vorträgen zu, beurkundete aber dabei in seinem Ausdrucke theils eine gänzliche Unfähigkeit, auch nur das Mindeste von dem Gehörten verstehen zu können, theils eine gewisse innere Gemüthsruhe, als ob er eines guten Ausgangs seiner Sache völlig sicher und gewiß sei. Nichts rührte ihn, nichts machte einen Eindruck auf ihn, er hörte mit derselben Gleichgültigkeit den Antrag des peinlichen Anklägers auf Enthauptung mit dem Beile an, und mit derselben Gleichgültigkeit hörte er es von allen Anwälten wiederholen, daß er an dem Grade der Verstandesschwäche leide, den die gerichtliche Medicin mit dem Ausdrucke Dummheit bezeichne. — Ladiges ist wirklich dumm, davon muß sich Jeder überzeugt haben, der damals ihn zu beobachten Gelegenheit hatte.

Die Inquisitin Ramcke saß gleichfalls, fast ohne sich zu rühren, an beiden Tagen still und stumm da,

doch in ganz anderer Weise als ihr Bruder; sie hielt das Haupt tief gesenkt, sie weinte ohne Unterbrechung leise für sich hin, sie schaute nicht ein einziges Mal um sich, sie sprach, wie ihr Bruder, kein einziges Wort. Als der Defensor des Inquisiten Ramcke den Abschnitt seiner Vertheidigung vortrug, worin er die Inquisitin so überaus hart angegriffen und sie als ein förmlich entmenschtes Wesen charakterisirt hat, flossen ihre Thränen in noch reichlicherem Maße, und nachgerade hat sie sich bitterlich beklagt über dieses große Unrecht. Nur zuletzt, als die Verhandlungen geschlossen waren und von dem Herrn Actuarius das Protokoll vorgelesen ward, sah sie mit ängstlichem Blicke zu diesem auf, wahrscheinlich das Endurtheil erwartend.

Ganz anders betrug sich Ramcke. Anfangs schaute er mit einer großen Freiheit — wenigstens ward von allen Anwesenden sein Blick so aufgefaßt — stehend um sich her, gleichsam als ob er in der Menge der Anwesenden nach bekannten Gesichtern sehe. Bald nachdem der Vortrag der peinlichen Anklage begonnen hatte, setzte er sich, saß eine Zeit lang ruhig da, mit anscheinend gleichgültiger Miene, stand dann wieder auf und fing an zu sprechen. Was er sagte, sprach er mit einer schnarrenden widerlichen Stimme, ohne Ausdruck, durchaus monoton. So lange dies Dazwischenreden und seine Versuche, zu seiner auf der entgegengesetzten Seite des Gerichtssaals sitzenden Frau zu gelangen, nicht geradezu störend wurden, ließ man ihn reden und suchte nur durch Zeichen und Winke ihn zum Schweigen zu bringen. Obgleich dies immer nur für kurze Zeit einen Erfolg hatte, so verging doch der erste Tag ohne förmliche Unterbrechung. Am zweiten Tage aber, während der Vortrag der Vertheidigung für die Inquisitin Ramcke

gehalten ward, ſprach Ramcke ſo anhaltend und ſo laut dazwiſchen, daß ihm gerichtsſeitig geradezu Stillſchweigen anbefohlen werden mußte, unter Androhung ſofortiger Abführung im Ungehorſamsfalle. Nichtsdeſtoweniger ward abermals der Vortrag von ihm völlig unterbrochen, und deswegen die Abführung des Inquiſiten den Gerichtsdienern aufgetragen. Als ſich dieſe mit ihm ſchon einige Schritte der Thüre genähert hatten, fragte der Landdroſt nochmals den Inquiſiten mit einem eigenthümlich eindringlichen, theils freundlichen, theils ernſten Tone: ob er jetzt ruhig ſein wolle, in welchem Fall er bleiben könne. Ramcke erwiederte einfach: ja — und ſprach ſeitdem keine Sylbe mehr.

Von Dem, was Ramcke in dieſer Weiſe ſagte, iſt von den zunächſt Stehenden nur Weniges verſtanden worden. Das Meiſte, was er vorbrachte, war indeſſen ungereimtes, wirres Zeug, ohne allen Zuſammenhang mit ſeiner Sache und ihrer gegenwärtigen Behandlung. Mehrmals aber ſprach auch der Unglückliche ſehr vernünftige Sätze und bedauerliche Wünſche aus; ſo namentlich ſagte er einmal ſeufzend für ſich hin: „Ich wollte ſo gerne meinen Hof wieder haben; — ich will auch Alles bezahlen, ich will arbeiten, daß mir das Blut aus den Fingern läuft.“

Viele der Anweſenden, die den Inquiſiten bis dahin nie geſehen und nunmehr Gelegenheit hatten, dieſe durch jahrelange Kerkerleiden abgemagerte bleiche Geſtalt in der damaligen eigenthümlichen Situation als angeklagter Mörder vor den Gerichtsſchranken längere Zeit zu ſehen, hielten ihn für wahnſinnig, ließen aber in der Begründung ihrer Anſicht offenbar von dem eigenen Mitleiden, welches die unglückliche Erſcheinung in ihnen erregt hatte, ſich leiten. Von Denen, die ſchon früher ihn geſehen

und mit ihm zu thun gehabt hatten, war Keiner dieser Meinung. Namentlich waren die einzelnen Gerichtsbeisitzer, insonderheit auch die Gefangenwärter und Gerichtsdiener, sowie endlich die Vertheidiger des Inquisiten völlig darüber einig, daß das wirre Reden desselben lediglich eine mit freiem Willen angenommene und beobachtete Form seines Betragens, vielleicht geradezu absichtliche Simulation des Wahnsinns sei. Nach beendigter Gerichtssitzung beim Weggehen ergriff der Inquisit in sichtlicher Rührung die Hand seines Defensors und dankte diesem für die Vertheidigung.

Die Acten wurden an die competenten Gerichte zur Abfassung des Strafurtheils eingesandt.

Hinsichts Jochim Hinrich Ramcke's, als überwiesen dreier schweren Verbrechen, eines Mordes, eines Mordversuchs und einer Brandstiftung, trug das holsteinische Obercriminalgericht zu Glückstadt auf Enthauptung mit dem Beil, nebst Schärfung, daß der Kopf auf einen Pfahl zu stecken, und der Körper auf das Rad zu flechten, an. Das Schleswig-Holstein-Lauenburgische Oberappellationsgericht dagegen verurtheilte Ramcke zum Rade; doch dürfte diese Strafe im Wege der Gnade, in Enthauptung und Beerdigung des Leichnams auf der Richtstätte zu verwandeln sein. Die Schleswig-Holstein-Lauenburgische Kanzlei trat diesem Antrage bei und durch königliche Resolution vom 6. Mai 1842 ward die Strafe in angegebener Art verwandelt.

Die verschiedenen Ansichten, welche sich in den verschiedenen Gerichten über das Strafmaß geltend machten, und die Graba zur Rechtfertigung der Besonnenheit und Umsicht, welche die Holsteinischen Gerichte bei dieser An-

gelegenheit an den Tag gelegt, mittheilt, gehören ebenso wenig für unsere Arbeit, als wir uns hier auf Mittheilung der Gründe, welche in dem gedrängten Graba'schen Actenauszuge schon einen mäßigen Band füllen würden, einlassen können.

Gegen die Ehefrau, Anna Maria Ramcke, geborene Ladiges ward, als überwiesen in der Absicht, ihrem Manne bei der Ermordung ihrer Stiefmutter zu helfen, eine Brandstiftung verübt zu haben, gleichfalls auf den Tod erkannt. Doch dürfte die Enthauptung mit dem Beile im Gnadenwege zu lebenswieriger Zuchthausstrafe umzuwandeln sein. Durch dieselbe königliche Resolution wurde die Todesstrafe nach dem Antrag verwandelt. Ihre Straffälligkeit erschien indeß in beiden Gerichten einer bedeutenden Minorität um so Vieles geringer, als die ihres Mannes, daß Einige von vorn herein nur auf Zuchthausstrafe, andere auf den Tod durch Enthauptung erkennen wollten, doch mit dem Antrage, im Wege der Begnadigung nur eine 15jährige Zuchthausstrafe zu verhängen.

Gegen Hinrich Ladiges ward durch das am 26. Nov. 1841 schon publicirte Urtheil erkannt, daß derselbe wegen Beihülfe zum Mordversuche und zur qualificirten Brandstiftung (beim Vorwalten vieler mildernden Umstände) unter Anrechnung des schon erlittenen Arrestes, zu zweijähriger Zuchthausstrafe und Erstattung der ihn betreffenden Untersuchungskosten zu verurtheilen sei.

Das holsteinische Obercriminalgericht gab unterm 31. Mai 1842 der pinneberger Landdrostei auf, die Strafurtheile wider Ramcke und Frau zu publiciren, ihnen die durch königliche Gnade erfolgte Herabsetzung der Strafen zu eröffnen, und demnächst — zur Execution zu schreiten. Aber die Landdrostei nahm Anstand, weil Ramcke's

Wahnsinn sich inzwischen gesteigert zu haben scheine, und sie sich selbst darüber kein Urtheil zutraue, ob es ein wirklicher Wahnsinn, oder nur ein simulirter sei.

Die Landdrostei glaubte nicht an den Wahnsinn, denn Ramcke hatte seit dem Actenschlusse keine auf Wahnsinn deutende Handlung begangen, sein Vertheidiger selbst war beharrlich bei seiner Ansicht geblieben; aber sein Zustand war zum Tagesgespräch geworden, Jeder bildete sich ein Urtheil, und entstellte oder erdichtete Thatsachen liefen im Publicum von Mund zu Munde. Deshalb hatte das Gericht wol Grund, nicht auf eigene Verantwortung dem Buchstaben des Urtheils gemäß weiter zu verfahren, und hatte einem zweiten Arzte, dem Dr. Jessen in Uetersen, den Auftrag ertheilt, den Inquisiten zu untersuchen und ein motivirtes Gutachten darüber abzugeben: ob in Ramcke's Seelenzustande seit der Zeit, daß das erste Gutachten des Dr. Stalbom abgefaßt worden, Veränderungen eingetreten wären? Das Obercriminalgericht, dem unterm 22. Januar 1842 darüber berichtet worden, schien dieses Verfahren nicht einmal ganz zu billigen, indem es rescribirte: die Angabe des Gutachtens solle, da es nun einmal erfodert sei, so bald als möglich erfolgen!

Im August reichte Dr. Jessen dieses Gutachten ein, welches im Wesentlichen und Resultate mit dem Stalbom'schen übereinstimmte. Die Aufzählung aller verschiedenen Wahrnehmungen des Arztes würde uns über die uns gesteckten Grenzen hinausführen. Ramcke erschien ihm nach wie vor als ein gefühlloser, verstockter, in der Verstellung geübter, charakterfester Missethäter, der sich mit auffallender Gewandtheit in seiner schwierigen Lage zu bewegen wisse. Sein entschiedenes Ablehnen einer bestimmten Antwort auf Fragen, welche sein Verhältniß

zur halſtenbecker Mordthat berührten, beurkunde eine aus beſonnener Ueberlegung hervorgehende, durchaus freie und vernünftige Willensbeſtimmung, welche als ſolche mit einer wirklichen Verrücktheit unverträglich ſei. Da die in ſeinen Reden angedeutete Seelenverfaſſung weder in ſeinen Blicken, noch ſeinen Mienen und Geberden und übrigem Benehmen in entſprechender Weiſe ausgedrückt erſcheine, ſo ſei mit höchſter Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, daß hier ein Betrug ſtattfinde. Indeſſen beruhe dieſe, des Phyſicus, Ueberzeugung nur auf individueller Beobachtung und Beurtheilung, und eine Täuſchung in der Beurtheilung ſei ſo leicht möglich. Daher ſchloß der Arzt ſein Gutachten mit den Worten: „Daß die in Ramcke's Verhalten hervortretenden Aeußerungen eines anſcheinend geſtörten Seelenlebens keineswegs das unzweifelhafte Gepräge einer ausgebildeten Form von Seelenkrankheit tragen, ſondern daß vielmehr durch vielfache Widerſprüche und andere, die Realität einer Seelenſtörung verdächtigende Umſtände, die Annahme als höchſt wahrſcheinlich begründet wird, daß Jochim Ramcke, wie ſchon zu einer frühern Zeit, ſo auch gegenwärtig eine Seelenſtörung nur ſimulire."

Was ſollte das Gericht darauf thun? — Ramcke das Urtheil publiciren und ihm darauf den Kopf abſchlagen laſſen? — Des Arztes Gutachten ſprach nur deſſen ſubjective Ueberzeugung aus, ließ aber die Möglichkeit einer andern objectiven Wahrheit zu.

Dem Obercriminalgericht wurde von Seiten der Landdroſtei die Frage geſtellt: ob die Strafe zu vollſtrecken ſei, wenn nach der Publication des Urtheils Ramcke fortfahre, ſich ſo zu betragen, wie bisher?

Hier äußerten ſich die mannichfaltigſten Anſichten. Daß das executirende Gericht zu dieſer Bedenklichkeit be-

rechtigt sei, darüber war nur eine Stimme. Gewisse Veränderungen, welche nach dem rechtskräftigen Urtheil in der Person der Verurtheilten vorgingen, wie eine entdeckte Schwangerschaft und eintretende Geisteskrankheit machten es zur Pflicht, die Vollziehung aufzuschieben. Denn, wenn auch der Wahnsinn positiv erst später sich ausgebildet, also auf die Zurechnungsfähigkeit bei Begehung der That keinen Einfluß geübt, so verbiete doch die Humanität, einem Geisteskranken das Leben zu nehmen.

Dennoch äußerten sich auch hierüber anders lautende Ansichten von Rechtsgelehrten: Bei einem Verbrecher, wie Ramcke, sei es am besten gewesen, wenn er gleich später wahnsinnig geworden, kurzen Proceß zu machen und ihm den Kopf abzuschlagen. Die Humanität wäre dadurch nicht verletzt, indem er selbst, wenn er verrückt war, das wider ihn zu vollstreckende Strafübel weit weniger, oder vielleicht gar nicht empfunden hätte. Der eine Zweck der Strafen, die Abschreckung, wäre doch dadurch erfüllt worden. Um so dringender sei die Execution aber gewesen, als gerade damals in Holstein die Raub- und Mordthaten in beunruhigender Weise zugenommen hätten; wohingegen andern Verbrechern durch den Aufschub ein neuer Ausweg zum Entschlüpfen gewiesen worden, nämlich sich auf den Wahnsinn in ihrer einsamen Kerkerhaft einzustudiren.

Die entgegengesetzte Ansicht hatte im Gerichte entschieden die Oberhand. Einen Wahnsinnigen hinzurichten sei ein Act der Barbarei, der, statt abzuschrecken, Unwillen und Abscheu erwecken müsse. Dann sei es im Begriffe aller Strafe begründet, daß das zuerkannte Uebel dem Verbrecher nicht blos als physisches Leiden, sondern in dem Lichte der geistigen Aussöhnung mit dem Gesetze zum Bewußtsein gebracht werde. Wo solche

mein gewonnen und die herrschende Reiselust unterstützt die wohlthätigen Absichten der Regierung. Norwegen, welches bisher im grauen Nebel des Nordens gelegen, wird um hundert Meilen dem mittlern Europa näher gerückt, und die Reiselust nach dem Süden möchte bei dem Deutschen bald einen Ableiter finden, sobald des südlichen Norwegens reizende Küsten mehr bekannt geworden.

Das beliebte Lübecker Dampfboot scheint gegen dieses Norwegische gehalten nur eine zierliche Lustjagd. Die Maschine des Prinzen Carl ist ein fürchterliches Werk, welches mit seiner immer gleichen, ruhigen Kraft Berge umwälzen könnte. Sieht man hinunter und sieht aus dem Qualm der glühenden Kohlen die vielen metallenen Riesenarme, die sich verschlingend und windend unaufhaltbar fortarbeiten, glaubt man einen Blick in die Werkstadt eines gigantischen Magiers zu werfen. Aber fürchterlicher, denn kein magischer Wille hemmt plötzlich diese willenlose Kraft.

Es ist ein Post- und Handelsschiff, kann daher nicht die Eleganz der Lübecker Lustjagd haben, doch schweben zwischen den Theer-

Zweifel an der geiſtigen Integrität des Verbrechers vorwalteten, machte ſich auch die Anſicht geltend, daß ſogar mit der Publication des Urtheils gezögert werden müſſe, da der Verſuch, den Inhalt deſſelben einem muthmaßlich Wahnſinnigen verſtändlich zu machen, eine unnütze Quälerei ſei, welche leicht gefährliche Folgen haben könne.

War Ramcke jetzt wirklich mit einer Seelenkrankheit behaftet, ſo mußte ſeine Execution bis zu ſeiner Heilung ausgeſetzt werden, darüber war das Obercriminalgericht einig. Aber über dieſe eingetretene Krankheit zu entſcheiden, kam nicht ihm, als jetziger Executivbehörde, ſondern dem Arzte zu. Dieſer aber, kam man überein, habe dieſe Entſcheidung nicht gegeben. Zwar habe er als Menſch die vollſtändige Ueberzeugung, welche er für ſich gewonnen, ausgeſprochen, aber er ſcheine ſie nicht in ſeiner ärztlichen Qualität erlangt zu haben. Denn gerade in dem Theile des Gutachtens, wo er das Reſultat aller ſeiner ärztlichen Beobachtungen zuſammenfaßt, öffne er dem Zweifel wieder die Thür und ſtelle die Annahme der Simulation nur als höchſt wahrſcheinlich dar. Er ſpreche alſo nicht aus, daß nach den Regeln der gerichtlichen Arzneikunde eine Simulation mit Gewißheit anzunehmen ſtehe, ſondern räume vielmehr ein, daß die rein ärztliche Beurtheilung zu einem ganz beſtimmten Reſultate nicht gelangen könne. Was nun daran fehle, ſei weder durch die Privatmeinung des Arztes, noch durch die Reflexion und das Urtheil des Richters zu ergänzen (?), da dem letztern zwar ein ſolches controlirendes über die vom Arzt aufgeſtellten Motive zukomme, derſelbe aber nie berechtigt ſein könne, ein von der kunſtverſtändigen Beurtheilung abweichendes Reſultat dem ärztlichen Aus-

ſpruche ſelbſtändig entgegen zu ſtellen. Der ärztliche Ausſpruch über die frühere Simulation des Wahnſinns ſei von dem zuerſt zugezogenen Phyſicus unbedingt gegeben, hinſichts des gegenwärtigen führe der zweite Sachverſtändige aber nur dringende Wahrſcheinlichkeitsgründe an, die dem Richter um ſo bedenklicher erſchienen müßten, da ſeine Nachrichten zum Theil auf vom Arzte eingezogenen Privaterkundigungen beruhten, er auch übrigens einräume, daß in dem Zuſtande des Verbrechers eine wirkliche Veränderung vorgegangen ſei.

In Preußen würden in dieſem Falle die Acten ſofort zur Beurtheilung an die oberſte Medicinalbehörde geſandt ſein, ohne daß wir der Meinung wären, daß die objective Wahrheit darum unbedingt an den Tag gekommen wäre. Ein ſolcher Inſtanzenzug iſt in Holſtein nicht eingeführt, es gibt in unſerm Sinne daſelbſt kein höchſtes Gericht in Medicinalangelegenheiten, deſſen Autorität in letzter Inſtanz entſcheidet, wenn gleich, wie wir ſpäter ſehen, in dringend zweifelhaften Fällen zuletzt das Gutachten der mediciniſchen Facultät der Univerſität Kiel eingefodert wird. Es fehlte alſo für dieſen außerordentlichen Fall an ausreichenden Beſtimmungen.

Einige wollten die Acten an die Irrenanſtalt in Schleswig abſenden, ein Gutachten der dortigen Aerzte einfodern und alsdann eine weitere Vertheidigung zulaſſen. Dies ward beſtritten, da ein ſolches Verfahren die Ablieferung des Inculpaten ſelbſt ins Irrenhaus, zur Probe, ob er wahnſinnig ſei, nach ſich ziehen würde. Abgeſehen von dem Anſtoß, welchen ein ſolches Verfahren geben müſſe, würde das Gutachten der Irrenhausärzte ebenſowenig als ein etwa zu erfoderndes Facultätsgutachten ein beſſeres Reſultat erzielen. Höchſtens würden die Aerzte dort die Möglichkeit einer Seelenſtörung aus-

ſprechen, welche die Ablieferung eines zum Tode verurtheilten Verbrechers noch nicht rechtfertigen dürfte.

Die Mehrzahl entſchied: das Urtheil ſoll ihm publicirt werden. Iſt er wirklich verrückt, ſo bringt ihm dieſe Handlung noch keine Nachtheile. Iſt der Wahnſinn aber ſimulirt, ſo iſt in dem zu erwartenden moraliſchen Eindrucke faſt die einzige Möglichkeit gegeben, zu einem zweifelloſen Reſultate über die jetzt noch zweifelhafte Frage zu gelangen.

Wenn die Publication ihn nun aber nicht erſchütterte? Wenn Alles blieb, wie es war? — Man kam zuerſt überein, dann ſolle er nicht hingerichtet werden. Es ſolle dies als neues Zeichen einer wirklichen Seelenverwirrung angenommen und dann der Verbrecher in eine Irrenanſtalt abgeliefert werden.

Aber wer ſollte über die Erſchütterung urtheilen? — Der Arzt Dr. Jeſſen. In ſeiner Gegenwart ſollte die Publication erfolgen. Erkläre dieſer, nun ſei er überzeugt, daß Ramcke ſich nur wahnſinnig ſtelle, dann, war eine Meinung, ſolle mit der Execution verfahren werden. Erkläre er dies nicht, und bleibe Alles beim Alten, ſolle an das Obercriminalgericht berichtet werden.

Der Gerichtsarzt Dr. Jeſſen ſollte alſo über Tod und Leben des Inculpaten entſcheiden! Man erkannte das Bedenkliche und Anſtößige in dieſem Verfahren, fand aber kein minder miſsliches Auskunftsmittel. Endlich entſchloß man ſich, mit Umgehung dieſer Detailbeſtimmungen im Allgemeinen in der Art zu verfügen: daß das Erkenntniß zu publiciren und zu crequiren ſei, ſofern ſich nicht nach der Publication Kennzeichen der Verrücktheit herausſtellen ſollten u. ſ. w. Dies widerſprach dem zuerſt gefaßten Entſchluſſe, wo noch keine Execution ſtattfinden ſolle, wenn Alles beim Alten

bliebe. Aber die Sache mußte zu Ende gebracht werden. Brachte man Kamcke versuchsweise in ein Irrenhaus, zog man von allen Facultäten und medicinischen Autoritäten Gutachten ein, so konnte man doch aus der Schlinge, die Dr. Jessens Gutachten einmal gelegt, nicht hinaus, aus der Möglichkeit, daß der simulirte Wahnsinn zum wirklichen geworden sei. Dann suchte man den Entschluß damit zu rechtfertigen, daß die Vermuthung stets dafür streite, daß Jemand bei gesunden Verstandeskräften sei; also müsse das Gegentheil dargethan werden, was hier nicht geschehen, sondern nur eine Möglichkeit hingestellt sei. Außerdem legte man ein großes Gewicht auf die moralische Tortur, welche die Publication des Todesurtheils auf ihn ausüben müsse. Legte er dann die Maske nicht ab, so müßte er für geistesgesund gehalten werden (ein gefährlicher Schluß); legte er sie ab und zeigte keine Merkmale des Wahnsinns, gab sich also selbst für gesund an, so hatte auch das Gericht keinen Grund, daran zu zweifeln; legte er sie endlich (die bisherige Maske des Wahnsinns) ab und zeigte neue Merkmale eines wirklichen Wahnsinnes, so war er aufs neue ärztlich zu untersuchen. Man suchte diesen Beschluß auch durch die Argumentation zu rechtfertigen, daß, wo eine objective Gewißheit nicht zu gewinnen, eine subjective Ueberzeugung genügen müsse. Wo zwei Sachverständige in zwei zu verschiedenen Zeiten abgefaßten Gutachten in ihrer subjectiven Ueberzeugung übereingekommen und ihre Gründe dieselbe Ueberzeugung in dem Gericht erweckt hätten, so habe auch dieses nur seiner Ueberzeugung zu folgen.

Theilen wir gleich diese Ansicht, daß der Richter auf das Urtheil der Sachverständigen das letzte bestimmende Siegel drücken und dabei seine eigene moralische Ansicht

mitsprechen lassen dürfe, und möchten wir ihm danach in diesem Falle sogar das Recht einräumen, in letzter Instanz, auch ohne die gefährliche Probe der Urtheilspublication, zu sprechen, so können wir doch jener Argumentation zur Begründung der Sentenz nicht beipflichten, wonach Ramcke für nicht wirklich wahnsinnig zu erachten sei, wenn er auch nach der Publication so wahnsinnig verblieb, wie er bis da sich gezeigt, oder, wie die Majorität des Gerichts sich ausgedrückt, wenn er die Maske nicht ablegte. Wie konnte die Maske den Richtern, welche moralisch nicht an seinen Wahnsinn glaubten, als das Kriterium seiner Geistesstärke gelten? Weil er sich wie ein Wahnsinniger betrug, während Aerzte und Richter ihn nicht dafür hielten und die andern positiven Kennzeichen des Irrseins vermißten, sollte er darum geistig gesund sein?

Selbst Graba, welcher es sich zur Aufgabe gestellt, die holsteinischen Gerichte gegen die vielfachen gegen sie, dieses Falles wegen, erhobenen Anschuldigungen zu vertheidigen, muß bekennen, daß der Schluß: daß aus der Nichterkenntniß der Geistesstörung auch das Nichtvorhandensein hervorgehe, kein richtiger sei. Er vertheidigt aber den Erlaß des Obercriminalgerichts (vom 22. August 1842) damit, daß demselben nur die Wahl zwischen drei bedenklichen Wegen geblieben: eine vervielfachte ärztliche Untersuchung anordnen, bei der vorauszusehen war, daß es beim Alten bleiben würde; oder einen schweren Verbrecher mit Strafe verschonen, weil er möglicherweise wahnsinnig war; oder, — der Weg, welchen es wählte — die Strafe vollstrecken, auf die Gefahr hin, „daß der Verbrecher die Aussöhnung mit dem Gesetze nicht begriff".

Die Publication erfolgte demnach am 30. Auguſt 1842 auf der Dingſtätte. Eine große Menſchenmaſſe war verſammelt. Um die Barrièren, welche den Gerichtsplatz einfriedigten, waren bewaffnete Bauern aufgeſtellt. Da es für unſere Leſer von Intereſſe ſein wird, von einem noch im Jahre 1842 nach altdeutſcher Form gehegten peinlichen Gerichte eine Beſchreibung zu hören, ſetzen wir dieſelbe hierher, wie ſie uns Graba mittheilt.

Das Gericht nahm ſeine Plätze. Die Eheleute Ramcke wurden feſſelfrei vorgeführt; eine allgemeine Stille erfolgte. Die Hegung des peinlichen Gerichts, wie ſie in der Herrſchaft Pinneberg üblich iſt, begann:

Vorſprecher: Ihr verordnete Achts-Männer, ich frage Euch, ob es an der Zeit und Tage, daß ich Sr. königl. Majeſtät zu Dänemark, unſeres allergnädigſten Erb-Königs und Herrn, peinliches Gericht, einem Jeden zu ſeinem Rechte hegen mag?

Der Abfinder Namens der 16 Männer antwortet: Ja!

Vorſprecher: So hege ich im Namen Sr. königl. Maj. unſers allergnädigſten Erb-Königs und Herrn Chriſtian VIII., bei deſſen Königlicher Macht und Gewalt ein öffentliches peinliches Gericht, gebiete Recht und verbiete Unrecht, ich gebiete Euch in dieſem peinlichen Gericht Frieden und verbiete Unfrieden und den unſers allergnädigſten Erb-Königs und Herrn Frieden. Wer dieſen bricht, dem gehe es an ſein höchſtes Recht. Ich bedinge auch in dieſem peinlichen Gerichte alle bedinglichen Dinge, ich benenne ſie, oder benenne ſie nicht, mit Zwei und Eins, mit Urtheil und Recht. Ihr verordnete Achts-Leute, ich frage Euch, ob ich meines allergnädigſten Erb-Königs und Herrn peinliches Gericht, einem Jeden zu ſeinen Rechte genugſam geheget habe?

Der Abfinder antwortet: Ja, es iſt geſchehen!

Vorſprecher: höret Ihr verordnete Achts-Männer, es iſt anjetzo, auf Befehl unſerer Obrigkeit, das peinliche Gericht geheget, einem Jeden zu ſeinem Recht. Es iſt geheget zum Erſtenmal, Andernmal und Drittenmal, Zwei und Eins, mit Urtheil und Recht und nach peinlicher Art, daß Niemand vor dieſes peinliche Gericht ſoll treten, er thue es denn mit Erlaubniß und Recht.

Hierauf trage ich an, daß gegenwärtige Inquiſiten, nämlich Jochim Hinrich Ramcke, welcher eines vollführten Mordes an dem Kinde der Abſchiederin Anna Margaretha Cäcilia Ramcke in Halſtenbeck, ſowie eines Verſuchs zur Ermordung der genannten Abſchiederin ſelbſt ſich ſchuldig gemacht, und welchem auch eine, unter höchſt erſchwerenden Umſtänden verübte Brandſtiftung zur Laſt fällt, und deſſen Ehefrau Anna Maria Ramcke, geb. Ladiges, welche nicht nur einer unter denſelben erſchwerenden Umſtänden von ihr vollführten Brandſtiftung, ſondern auch der Beihülfe zu der von ihrem Ehemanne beabſichtigten und ihr vorher verkündigten Ermordung der Abſchiederin Ramcke und einer nachfolgenden Begünſtigung der Verbrechen ihres Ehemannes ſich ſchuldig gemacht, mithin die in den peinlichen Rechten auf ihre Verbrechen geſetzte Strafe wohl verdienet, zu dieſer Strafe gezogen werden möge?

Euch, anweſende Achtleute, bitte ich alſo, daß Ihr in die Acht gehen, und wie dieſer peinlich Angeklagten halber, nach Verordnung der Rechte zu erkennen ſei, eine gerichtliche Findung öffentlich allhier im Gerichte einbringen wollet.

Nachdem die Gerichtsmänner mit dem Dingvogt in die Acht getreten waren, kehrten ſie bald darauf zurück,

worauf der Dingvogt nachstehendes Urtheil den Inquisiten publicirte:

Sententia.

In Sachen des bestellten peinlichen Anklägers hieselbst
wider
die Inquisiten Jochim Hinrich Ramcke und dessen Ehefrau Anna Maria Ramcke, geb. Ladiges, aus Halstenbeck,
wegen verübten Mordes, Brandstiftung u. s. w. und der denselben desfalls zur Last fallenden Umstände,
erkennen der zum Pinnebergschen Criminalgerichte verordnete Dingvogt und die von Gerichte berufenen Achtmänner, nach angehörter im Gerichte verlesenen Anklage und Defension, in Uebereinstimmung mit einem Rescripte des Königl. holsteinischen Obercriminalgerichts,

in Erwägung,

daß in der Nacht von 13. auf den 14. Juni 1837 das 2½jährige Kind der Abschiederin Anna Margaretha Cäcilia Ramcke in Folge vielfacher Hiebwunden gestorben ist, dessen Mutter, der Abschiederin Ramcke, selbst aber vielfache Hiebwunden beigebracht worden, die nicht ohne Gefahr für ihr Leben gewesen; daß ferner in derselben Nacht die Abschiedskathe, in welcher außer der Abschiederin Ramcke nebst ihrem Kinde auch noch die Ehefrau Luth nebst zwei Kindern im Schlafe lagen, so schnell eingeäschert worden, daß nur mit genauer Noth letztere gerettet werden konnten;

in Erwägung,

daß der peinlich angeklagte Jochim Hinrich Ramcke nach langem Leugnen eingestanden hat, daß er in der fraglichen Nacht mit einem Beile seines Knechtes Brandt und einer Schweep in die Abschiedskathe hineingegangen

sei, den Versuch, der schlafenden Abschiederin die Schweey um den Hals zu schaffen, um dieselbe zu erhängen, gemacht, nach mislungenem Versuche aber, indem jene mit dem Kopfe geschüttelt, den Entschluß gefaßt habe, dieselbe mit dem Beile zu ermorden, mit diesem auch auf dieselbe eingehauen, demnächst aber, als er ein Schreien des Kindes vernommen, mit dem Gedanken, diesem auch gleich so viel geben zu wollen, daß es genug habe, auch auf das Kind eingehauen habe, und erst dann weggegangen sei, als er sich durch die Beleuchtung der Geschlagenen mit einer Lampe von dem Tode Beider überzeugt, demnächst aber mit der brennenden Lampe das Stroh über dem Luth'schen Hilgen in Brand gesteckt habe; — daß ferner die Ehefrau desselben ebenfalls nach langem Leugnen eingestanden hat, in der fraglichen Nacht auf die Eröffnung ihres Ehemannes, daß er die Abschiederin todtschlagen wolle, sie und ihr Bruder aber mitgehen sollten, dieser um Wache zu stehen, sie selbst, um das Haus in Brand zu stecken, aus Furcht vor ihrem Ehemanne eingegangen zu sein, daß sie ferner eine vom Feuerherde mitgenommene, in eine Schüssel gelegte Kohle, von der Größe einer geballten Hand unter dem oben vom Regen feuchten, unten aber trockenen Strohdache der Abschiedskathe so lange gehalten hat, bis das Strohdach angezündet gewesen und wie ein Licht gebrannt habe, sowie daß sie später in der Jacke und in dem Hemde ihres Ehemannes Flecke, die sie für Blutflecke gehalten, durch Bestreichung mit Theer unkenntlich gemacht hat;

in Erwägung,

daß so wenig der Gang der Untersuchung als der Acteninhalt Gründe für einen Zweifel darüber, ob die Geständnisse im Ernste und ohne Einfluß eines zulässigen

Zwanges abgelegt worden, aufkommen lassen, ihr Inhalt auch, soweit solches der Natur der Verhältnisse nach möglich gewesen, durch anderweitig ermittelte Umstände bestätigt wird, wie dies namentlich hinsichtlich der von dem angeklagten Ramcke angegebenen Veranlassung und Vorbereitung zur That, sowie der Art und Weise, wie er selbige ausgeführt hat, gilt, während die Aussage der Ehefrau Ramcke in der Aussage von Zeugen, wo das stärkste Feuer wahrgenommen worden, sowie in der genau übereinstimmenden Aussage ihres Bruders Ladiges Bestätigung findet;

in Erwägung,

daß die abgelegten Geständnisse dadurch an Glaubwürdigkeit nicht verlieren können, daß der Angeklagte, Ramcke, in Widerspruch mit seiner Ehefrau behauptet, die That ganz allein verübt zu haben, sowie daß er auf andere Weise, wie von dieser und von ihrem Bruder angegeben worden, in die Abschiedskathe gelangt und wieder in seine eigene Wohnung zurückgekehrt sein will, indem einestheils diese Abweichungen nur unerhebliche Nebenumstände betreffen, anderntheils dieselben lediglich die Ansicht zu begründen geeignet sind, daß der Angeklagte, Ramcke, nun nicht vollständig gestanden, namentlich diejenigen Umstände nicht eingeräumt hat, die auf eine eigene größere Verschuldung, wie die eingestandene, führen würden, ohne daß hierin ein Grund für die Annahme gefunden werden kann, daß das von der Ehefrau dessen übereinstimmend mit ihrem Bruder abgelegte Geständniß die Wahrheit nicht enthalte;

in Erwägung ferner,

daß der von dem angeklagten Ramcke so oft wiederholte Widerruf des zweimal abgelegten Geständnisses eine rechtliche Beobachtung nicht finden kann, zumit solche Gründe,

tonnen und Kohlenbecken die Theetassen und rauchenden Beefsteaks umher; man hat sogar, um das bunte Gemisch der Nationen vollständig zu machen, einen Neger in Livrey angestellt. Erfreulicher sind die treuherzigen Norwegischen Gesichter, welche hier schon vorherrschen, mit den blauen Augen, gedrungenen Zügen, festen Körpern. Der Kapitain spricht nicht mehr Deutsch, scheint aber in Umsicht und Sicherheit ganz der Normannische Seemann. Dänen, Normannen, Schweden, Franzosen, Engländer, Deutsche, Elegants und derbe Seemänner, zarte Damen, Militairs und Israeliten in ihrer alten, alle in der buntesten Tracht, wimmeln auf dem Verdeck. Man mustert sich mit den Blicken, denn noch ist keine Bekanntschaft geschlossen. Ein feister starker Mann stolzirt im Schottischen Mantel umher. Unten in den Kajüten ist weder Bette, Matratze noch Raum zu finden, ein heiterer Himmel und die Geselligkeit versprechen indessen eine frohe Nacht auf dem Verdeck.

Selten erfreute sich Jemand auf einer großen Reise einer so munter angenehmen Gesellschaft. Freundschaftliches und literarisches Interesse verbindet vier Reisegefährten aus mindestens drei Völ-

die die Kraft eines Geständnisses zu schwächen geeignet erscheinen können, für den Widerruf überall nicht vorgebracht sind, ebenso wenig aber der von der Ehefrau Ramcke außergerichtlich versuchte Widerruf, dessen Veranlassung dieselbe bei ihren späteren so häufigen Wiederholungen des Geständnisses genügend aufgeklärt hat;

in Erwägung daher,

daß der peinlich angeklagte Ramcke sich eines vollführten Mordes an dem Kinde der Abschiederin, sowie eines Versuches der Ermordung der Abschiederin selbst schuldig gemacht hat, demselben auch eine unter höchst erschwerenden Umständen verübte Brandstiftung zur Last fällt, welcher Verbrechen wegen eine geringere Strafe, als die des Rades, nicht erkannt werden kann; daß ferner die peinlich angeklagte Ehefrau Ramcke nicht nur einer unter denselben erschwerenden Umständen von ihr vollführten Brandstiftung, sondern auch der Beihülfe zu der von ihrem Ehemanne beabsichtigten und ihr vorher verkündigten Ermordung der Abschiederin und einer nachfolgenden Begünstigung der Verbrechen ihres Ehemannes schuldig ist, die von derselben vorgeschützte Furcht vor ihrem Ehemanne aber von solcher Art nicht gewesen, daß ihr ihre verbrecherische Thätigkeit nicht rechtlich zugerechnet werden könnte, dieselbe mithin die Todesstrafe verwirkt hat;

hiemit für Recht: daß der peinlich Angeklagte, Jochim Hinrich Ramcke, aus Halstenbeck, wegen verübten Mordes, nächsten Versuch zum Morde und Brandstiftung mit dem Rade vom Leben zum Tode zu bringen; dessen Ehefrau, die peinlich Angeklagte, Anna Maria Ramcke, geb. Ladiges, aber wegen verübter Brandstiftung und geleisteter Beihülfe zu der von ihrem Ehemanne beabsichtigten Ermordung der Abschiederin Ramcke, mit dem Beile zu ent-

haupten; das Vermögen beider Eheleute auch, soweit es dazu hinreichen wird, zu den Untersuchungskosten zu verwenden ist.

V. R. W.

Gleich nach der Publication erhob sich der Landdrost, verlas die königliche Begnadigung und brach dann den Stab über Ramcke. Das Gericht wurde aufgehoben.

Die Ehefrau Ramcke ward unmittelbar von den Gerichtsstufen nach dem Wagen geführt, der auf sie wartete, um ins Zuchthaus abgeführt zu werden. Es ward ihr von den Gerichtsdienern angeboten, von ihrem Manne Abschied zu nehmen. Sie schwieg und sah vor sich nieder. Er wandte den Blick verneinend ab. So schieden die Eheleute auf immer, ohne Gruß und Abschied. Im Zuchthause Abends angelangt, ward sie vom Oberinspector freundlich befragt, ob sie Wünsche in Betreff ihres Mannes hege. Ihre Antwort war: „Laß ihn zum Teufel fahren!"

Nach Anordnung des Obercriminalgerichts stand Ramcke's Leben nunmehr in der Hand des Arztes Dr. Jessen. Sein Ausspruch entschied, ob er enthauptet werde, oder eine neue, dann wahrscheinlich ununterbrochene ärztliche Untersuchung sich mit ihm beschäftigen solle. — Wenn darin eine seltsame Anomalie des Rechtsganges lag, eine Uebertretung der natürlichen Ordnung, so ward sie durch einen eben so seltsamen Eingriff in den Rechtsgang paralysirt. Für Ramcke trat ein Vertheidiger auf außerhalb der Gerichtsschranken, der dem ganzen Processe eine neue Wendung, und demselben die Berühmtheit verlieh, zu welcher er jetzt gelangt ist. Bis dahin war es ein nicht uninteressanter Rechtsfall, von

jetzt ab trat er aus dem streng criminalistischen in das Feld der publicistischen Oeffentlichkeit; der König von Dänemark ward hineingezogen, es ward ein Gegenstand, der die ernstesten Fragen anregte, die heißesten Federkämpfe veranlaßte, eine ganze Literatur ins Leben rief, uns zur Aufnahme desselben in unsern Pitaval verpflichtete, und neue Opfer, — Menschenleben gekostet hat.

Dr. Jessen sprach das Todesurtheil über Ramcke aus. Der Verbrecher hatte sich, nach seinem Bericht, den er bis zum andern Morgen abgeben mußte, mit gewohnter Apathie und Ruhe zum Gerichtsplatz führen lassen, ohne Aufregung und Erschütterung zu verrathen. Dort betrug er sich wie ein verstockter Missethäter. Ruhigen, gleichgültigen Blickes umherschauend, habe sich nur in Momenten eine gewisse Spannung in seinen Mienen ausgesprochen. Eben so ruhig ließ er sich zurückführen. Beim Zuspruch der Prediger blieb er ungerührt. Erst Abends spät um 10 Uhr sei es einem Besuchenden gelungen, durch eindringliches Zureden die Eisrinde um sein Herz zu erweichen. Die Thränen seien ihm wider Willen hervorgedrungen. Ein Bild tiefster Zerknirschung und Vernichtung habe jeder Zug seines Gesichts den innern Kampf ausgedrückt. Aber zum Durchbruch sei es nicht gekommen. Während die Thränen ihm von den Backen liefen und die Lippen zitterten, verstockte sein Gefühl wieder, er versuchte zu faseln, — oder faselte. Der Arzt konnte nicht anders als bei seiner Ansicht beharren, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach die Seelenstörung nur simulire. Ob aber außer dieser Simulation noch eine wirkliche partielle Seelenstörung vorhanden sei, deren Existenz durch die Simulation verdeckt werde, müsse er dahin gestellt sein lassen.

Die Hinrichtung war auf den nächstfolgenden Tag, den 1. September, angesetzt.

Der Dr. juris Peter v. Kobbe, der, früher Dragonerrittmeister, zuletzt als Privatgelehrter in Ratzeburg lebte, bekannt durch mehre historische Schriften und insbesondere durch seine Vertheidigungsschriften für die Mörder des Fualdes, für Fonck, Wendt, hatte früher hinsichts Ramcke's Schuld den Glauben der ganzen Gegend getheilt. Seit er die Gülichsche Defension, die im Druck erschienen war, gelesen, war er zu der entgegengesetzten Ansicht übergetreten; zumal nachdem er sich überzeugt, daß die darin enthaltenen Actenstücke richtig aufgenommen und nichts den Vertheidigten etwa sonst Gravirendes verschwiegen oder entstellt sei. Angetrieben von dem Eifer, welcher ihn zur Vertheidigung der oben genannten Männer angespornt hatte, umsomehr, da er gegen die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe sich erklärt und ihre Anwendung verabscheut hatte, auch, — wie er erklärt, — von dem Gedanken durchschauert, daß die Hinrichtung eines vielleicht Wahnsinnigen, und wie er gewiß glaubte, Unschuldigen, das Land mit einer Blutschuld belasten würde, that er verschiedene Schritte. Von innerer Unruhe getrieben, machte er sich in einer mondhellen Nacht, zuerst zu Fuß, auf den Weg nach Pinneberg. Am Montag Abend (29. Aug.), dem Tage vor der Publication dort ankommend, fand er den Advocaten Gülich verreist. Die Nacht durch schrieb er an den König und die Landdrostei, an letztere mit dem Gesuch, Publication und Execution aufzuschieben, da er sich mit einem Gnadengesuch an die Majestät gewandt; ein Gesuch, dem begreiflicher Weise nicht gewillfahrt werden konnte. Der Brief an den König war abgegangen, als Kobbe in Halstenbeck (wohin er am Dienstag, 30. Aug., am

frühen Morgen gegangen) erfuhr, daß derselbe seine Reiseroute geändert. Jener Brief hätte demnach die Majestät zu spät erreicht. Schnell setzt er sich im Wirthshause nieder und concipirt auf dem einzigen, dort vorräthigen Bogen Papier eine neue Eingabe an den König. Das Papier war schmuzig und Kobbe schrieb eine schlechte Hand; auch mag die Dinte im Wirthshause nicht vorzüglich gewesen sein.

Kobbe kehrte früh genug nach Pinneberg zurück, um sich dem Zuge nach der Dingstätte zur Publication des Erkenntnisses anzuschließen. Den ganzen langen Weg durch Pinneberg ging er an Ramcke's Seite, der seine Ketten so schleppte, daß man die lange Gewohnheit erkannte. Wenn er vorhin gezweifelt, so war er jetzt überzeugt, daß Ramcke sich in einem hohen Grade des Wahnsinns befinde. Der Blick des Irren war ihm unverkennbar. Die Ueberzeugung wurde für ihn zur unumstößlichen Gewißheit, als er sein Benehmen während der Urtelsvorlesung beobachtete.

Nach derselben eilte er, abermals zu Fuß, nach dem eine Meile entfernten Uetersen, wo er der Vorstellung an den König noch einige Worte hinzufügte, bezüglich auf den Wahnsinn, hinsichts dessen er sich jetzt bei der Publication vergewissert habe, und den Brief auf die gerade nach Heide, wo der König übernachtete, abgehende Post abgab. An das Postamt daselbst fügte er die Bitte hinzu, falls die Majestät am Mittwoch Abend nicht in Heide sein sollte (am Donnerstag früh 1. Septbr. war die Execution festgesetzt), dieses, ein Menschenleben betreffende Schreiben derselben sofort nachzusenden.

So Peter v. Kobbe in seiner letzten Schrift. Graba erzählt uns weiter, wie das Schreiben zu rechter Zeit am Abende vor dem Hinrichtungstage in das Cabinet des

Königs zu Heide gelangte. Der König fand, dort eintretend, eine Menge von Papieren und Briefen. In der Regel eröffnete er sie erst des Morgens. Zufällig fällt sein Auge auf das Kobbe'sche Schreiben, vermuthlich wegen des grauen, beschmutzten Papiers und der schlechten, flüchtigen Hand, mit welcher die Adresse geschrieben. Er erbricht es, scheint anfänglich kein besonderes Gewicht darauf zu legen, erkundigt sich aber doch bei dem Cabinetssecretair, wer der Kobbe sei? (Nach Kobbe selbst war die Anwesenheit des Staatsministers Grafen Rantzau-Breitenburg für den Bittsteller von günstigem Einfluß.) Als der König erfährt, daß derselbe früher Militair, dann Beamter, jetzt Schriftsteller und im criminalistischen Fache von einigem Rufe sei, erschien demselben die Sache denn doch der ernsteren Betrachtung werth. Der Cabinetssecretair erhielt den Auftrag einen Befehl zum Aufschub der Execution sofort zu expediren.

Da der Cabinetssecretair sich so lange im Cabinet aufhält, schließen die andern Cabinetssecretaire draußen, daß dringende Sachen verhandelt werden. Einer derselben, welcher zufällig beim Postmeister wohnte, findet diesen bei der Nachhausekunft noch wachend und in der warmen Sommernacht vor seinem Hause sitzend. Er gibt ihm freundschaftlich den guten Rath, noch nicht zu Bette zu gehen, da er wahrscheinlich eine Estafette werde zu besorgen haben. Der Postmeister sieht in dem Augenblicke einen zufällig zurückkehrenden Postillon. Er heißt ihm zur Vorsicht ein Pferd satteln. Es währt auch nicht lange, so wird die Estafette requirirt. Der Postmeister weiß nicht, was es gilt, hat aber die Ahnung, daß die Sache Eil erfodere; er empfiehlt sie daher dem Postillon. Dieser reitet, daß der Schaum vom Pferde streicht und erzählt auf der nächsten Station wieder, daß

es höchste Eil gelte. Dennoch kommen bei diesem nächtlichen Estafettenritt unvermeidliche Aufhalte vor. Nach Kobbe wußte man, was es galt; wahrscheinlich erst auf den letzten Stationen. Die letzte, nach Pinneberg, hatte ein dreizehnjähriger Bursch, Herrmann Piening, zu machen. Er legte den Ritt, welcher gesetzlich in ¾ Stunden gemacht werden muß, in ¾ Stunden zurück. Sein Pferd wird in der Gegend „der Retter" genannt.

Donnerstag, am 1. September, gegen Mittag, setzte sich der Zug nach der Richtstätte in Bewegung. Eine unübersehbare Menschenmenge stand auf den Landstraßen und um den „Koppelberg", den Gerichtsberg. Selbst aus Altona und Hamburg waren Viele hinzugeströmt. Ein Sarg, aus rauhen Bretern gezimmert, stand am Fuße der Treppe, daneben war ein tiefes Grab gegraben. Bewaffnete Bauern und Dragoner umkreisten das Schaffot. Dennoch drang ein schneeweißer Hund durch, sprang auf den Koppelberg, beschnupperte den Block und lief dann von der andern Seite wieder hinunter. Die Menge rief: „Ein Zeichen der Unschuld!" — „Er ist unschuldig!" — „Er wird begnadigt." — Dies berichtet nicht Kobbe, sondern ist aus Graba's Mittheilungen entnommen. Daß die Mehrzahl des Volkes um Pinneberg an Ramcke's Unschuld nicht glaubte, vielmehr gegen ihn eingenommen war, bekunden Beide, wie es sich auch aus dem fernern Hergange zeigte. Die Hinrichtung sollte um 11 Uhr stattfinden. Kleine Verzögerungen veranlaßten, daß der Delinquent erst um 11½ Uhr aus dem Gefängnißhause abgeführt wurde. Auf einem rückwärts geschnallten Stuhle saß er todtenbleich. Neben ihm der Gefangenwärter; gegenüber die beiden Prediger. Militair begleitete den Wagen, der Scharfrichter mit seinen Knechten folgte.

Der Zug hatte schon die Stadt verlassen, die fast öde war, da nur die wenigen Bewohner, welche das Schauspiel anwiderte, zurückgeblieben waren, als eine Estafette wie ein Sturmwind durch die menschenleeren Straßen ihm nacheilte. Unwillkürlich rief man aus: „Er wird begnadigt!“

Ueber dem halben Wege zum Richtplatz hinaus, etwa noch auf Flintenschußweite von demselben, ereilte die Estafette den Wagen des Landdrosten und überreichte das königliche Schreiben. Als der Landdrost es erbrochen, ließ er den Zug sofort umkehren, der denn auch mit der Dragonerescorte im Galopp nach der Stadt zurückeilte. Er selbst fuhr langsam bis zur Richtstätte und verlas dort den Befehl, welcher in Folge der Kobbe'schen Intervention den Aufschub der Hinrichtung verfügte.

Wäre die Estafette eine Viertelstunde später auf dem Richtplatz angelangt, wäre sie zu spät gekommen. Eine Kette günstiger Umstände rettete dem Delinquenten sein trauriges Leben.

Es war gut, daß der Landdrost sofort die Umkehr des Zugs verordnet hatte. Es wurden dadurch ärgerliche Auftritte vermieden. Kaum daß Ramcke in Sicherheit und der Landdrost zurückgekehrt war, so fiel das enttäuschte Volk über Das los, was seiner Wuth zurückgelassen war. In wenigen Augenblicken war der Block, auf dem sein Haupt fallen sollte, und der Sarg zersplittert, zertrümmert und verschwunden. In der Umgegend ward vieler Unfug verübt.

Nach Graba's Actenbericht hatte man, als Ramcke hinausfuhr, an ihm nichts Anderes gesehen, als man früher gesehen. Als er zurückkam, hing er erschlafft auf dem Stuhle, den Kopf zurückgebogen, die Augen geschlossen, die Hände gefaltet. Um den Mund spielte ein

leichtes Lächeln, der Ausdruck einer kaum zu verbergenden Freude. (Wie ſtimmt dies mit jener Schlaffheit?)

Der Kutſcher ſoll (nach Graba) bei der Rückkehr die gefühlloſen Worte gegen ihn geſprochen haben: „Hätte ich das gewußt, daß ich dich wieder mitbringen würde, ſo hätte ich dich gar nicht gefahren.“ Ramcke ſoll darauf ihn angeblickt und geſprochen haben: „Es iſt gut, daß du nichts zu befehlen haſt.“

Der Gefangenwärter berichtete, daß Ramcke's Kleider nach der Rückkehr von Schweiß ſo naß waren, daß er umgekleidet werden mußte. Dies gilt Vielen als das ſicherſte Zeichen, daß er den Wahnſinn nur ſimulirt habe.

Nach Kobbe hatte Ramcke bei der Hinfahrt (er theilt die Berichte eines andern Augenzeugen mit) unſtäte, nichtsſagende, zuweilen neugierige Blicke auf die Menge gerichtet. Nichts von Leidenſchaft, Effect, Schmerz auf dem phlegmatiſchen Geſichte. „Seiner Phyſiognomie zufolge konnte ihm ebenſowol ein Zechgelag als eine Hinrichtung bevorſtehen.“ Zu Rellingen, einem Dorfe auf dem Wege, ward ihm, nach alter Sitte, ein Labetrunk gereicht. Er trank treuherzig dem Prediger zu. Ramcke ſoll der Meinung geweſen ſein, nicht er, ſondern ſein Seelſorger ſolle enthauptet werden. Man ſagt, er habe bei der Rückkehr ſich geäußert: „Se wullen Fadder den Kopp afhauen, dat geiht aber ſo gau nich.“ Er ſprach am meiſten vom Korn, er wolle vom Wagen, er müſſe mähen.

Der königliche Befehl an den Landdroſt, datirt noch vom 31. Aug. 1842, inhibirte die Execution unter der Aufgabe, über das Bedenken des Dr. von Kobbe ſofort

zu berichten. Schon am Tage nach der angeſetzt geweſenen Hinrichtung (am 2. September) ging dieſer Bericht nebſt ſämmtlichen, den Seelenzuſtand Ramcke's betreffenden, Acten, an den König ab; und ſchon unterm 4. September reſcribirte der Monarch an das Obercriminalgericht: „Den Fall nunmehr zu erledigen, und dieſem gemäß, falls zu einer fernern Unterſuchung des geiſtigen Zuſtandes des Inquiſiten keine Veranlaſſung gefunden werden ſollte, die ſofortige Vollziehung des Straferkenntniſſes zu verhängen.“

Was hieß das? — Was ſollte das Gericht thun? Die Minorität ſagte: wir haben unterſucht, wir ſind überzeugt und finden zu einer fernern Unterſuchung keine Veranlaſſung; alſo muß das Urtheil vollſtreckt werden Die königliche Verfügung bringt ja kein neues Moment in die Sache. Die Majorität aber beſchloß, dem Pinneberger Gericht aufzugeben, Ramcke's Benehmen kurz vor, bei und nach der Execution noch ein Mal zu prüfen, ohne für ſich den Glauben anführen zu können, daß eine ſolche ſummariſche Unterſuchung ein anderes Reſultat als die frühere gründliche zuwege bringen dürfte. Die Möglichkeit, daß ein körperlich ſich nicht offenbarender, partieller Wahnſinn hinter dem ſimulirten verſteckt liege, konnte durch keine Unterſuchung poſitiv ausgeſchloſſen werden.

Kobbe hatte ſich inzwiſchen nicht beruhigt. Man kann nicht ohne Theilnahme in ſeiner letzten Schrift die Schilderung der innern und äußern Aufregung leſen, in welche ihn, bei einer leidenſchaftlichen und ſchnell handelnden Sinnesart, der Antheil an dem Schickſal des nach ſeiner Meinung unſchuldigen Mannes verſetzt hatte. Nachdem er am Mittwoch (31. Auguſt) den Brief in Uetersen an den König abgeſchickt, war er nach Altona gegangen.

kern, ein zweiter Franzose, der die Welt, ihre Länder und Sprachen kennt, und Kenntnisse mit großer praktischen Fertigkeit verbindet, gesellt sich zu den Gefährten. Zwischen den betheerten Tauen Norwegischer Matrosen findet der Autor Freunde seiner Deutschen Geisteskinder, und welcher Rausch ist angenehmer als der der Schriftstellereitelkeit!

Das Schiff gleitet wie ein Pfeil dem Sunde zu. Die Insel When, Tycho Brahes Domicil, kommt und schwindet. Man lache nur. Der Anblick von hundert Segeln in dem engen Passe, auf der stahlgrauen von leichtem Windeshauch gewellten Fläche ist herzerquickend. Die Engländer, die Amerikaner, auch mancher Preuße gleiten an uns vorüber. Die Schnelligkeit des Dampfbootes überflügelt ein aufgezogenes Gewitter. Es wird wieder hell. Drüben Helsingborg an Schwedens Ufer. Diesseits Helsingör.

Lange erinnere ich mich keines erhebendern Anblicks. Das alte Schloß von Helsingör tritt in Gothischer Majestät heraus aus dem schwarzen Wasserspiegel; mit seinen Thürmen, Giebeln und Mauern die alte Herrschaft der Dänen über den Sund würdig vorstellend. Gewannen doch

Er hoffte, daß, wie das Gerücht ſagte, auch das Obercriminalgericht ſich an den König vermittelnd werde gewendet haben. Am Morgen (1. September) überzeugten ihn die vielen Wagen, die durch Altona zur Hinrichtung fuhren, daß er ſich geirrt; er erhielt die Nachricht, daß der Scharfrichter eben abfahre. Er mußte in die Luft hinaus; ſeine einzigen beruhigenden Gedanken waren, daß der Unglückliche in ſeinem Zuſtande nichts von dem ihm widerfahrenden Unrecht fühlen werde. Ein Bote, den er nach Pinneberg geſandt, brachte die Kunde zurück, daß der Richtzug ſich in Bewegung ſetze. Troſtlos machte er ſich zu Fuße auf den Rückweg nach Ratzeburg, ſeinem Wohnort, die abgelegenſten Wege ſuchend, um in ſeiner Gemüthsſtimmung Niemandem zu begegnen und nichts von Dem, was ihm ein Greuel war, zu hören. In einer Bauernſchenke auf der Bank übernachtend, fiel ihm am andern Morgen die Altonaer Zeitung in die Hand, mit der Nachricht, daß die Hinrichtung aufgeſchoben ſei.

Aufs Neue ermuthigt, in ſeinem Rettungswerke fortzufahren, geht er nicht nach Hauſe, ſondern eilt zuerſt nach Altona und Uetersen, und ſchickt von dort, unterm 6. September eine neue Vorſtellung an den König, in welcher er, ſeinen gerührteſten Dank ausſprechend für Das, was bisher geſchehen, Ramcke's völlige Unſchuld darzuthun ſucht. Er bittet um eine 14tägige Friſt, dann wolle er mit ſeiner Ehre und ſeiner Freiheit dafür einſtehen, daß er Aufklärungen liefere, aus welchen ganz Europa den Beweis der Unſchuld des armen Wahnſinnigen erkennen werde. In begeiſterter Sprache verweiſt er darauf, daß der König dereinſt die Gnadenacte als den ſchönſten Glanzſtein in ſeiner Krone und jenen Tag als den ſchönſten in ſeiner Regierungsgeſchichte betrachten

werde. Auch eine verblendete Menge werde darauf die Fügung des Himmels, das Gottesurtheil für die Unschuld nicht verkennen, daß, während er (Kobbe) in Verzweiflung auf den Knieen gelegen und ein Wunder vom Himmel erfleht, im letzten Augenblicke der königliche Bote erschienen und den Unglücklichen, den beispiellos Gemarterten gerade an der Stelle gerettet habe, von wo aus er seinen Hof erschaute, und wo, wunderbar genug, die Abschiederin gerade gestanden, um derentwillen er zum Hochgerichte geführt worden.

So begegneten sich zwei vorgefaßte Meinungen in ähnlicher einseitiger Heftigkeit. Denn der Eingebung Kobbe's, daß Ramcke ganz unschuldig sei, eine Eingebung, die er mit fanatischer Leidenschaftlichkeit verfocht, und für die er göttliche Zeichen und Wunder vindicirte, stand die vorgefaßte Ansicht der Gerichte gegenüber, daß Ramcke seinen Wahnsinn nur und allein simulire. Durchzuckte denn Niemanden die Ahnung, oder kam Niemand zu dem Vernunftschluß, daß ein Mann, der drei Jahre den Wahnsinn simuliren konnte und die Maske selbst da noch nicht fallen ließ, als er mit einem Fuß auf dem Schaffot stand, sich wenigstens in einem Zustande befand, welcher dem Wahnsinn nahe verwandt war? Aber man hatte von vornherein an eine Verstellung geglaubt, Richter, Gefangenwärter, Aerzte, Vertheidiger und Publicum; an dieser Präsumtion hielt man fest, und foderte den positiven Gegenbeweis, den Niemand führen konnte oder wollte. Es war ein Wahnglaube, der die Gegend beherrschte, auf ebenso rechtlichen, moralischen Gründen, wie der Kobbe's, beruhend, auf dem Abscheu gegen einen abscheulichen Verbrecher, der dem Gesetze zur Sühne verfallen solle, und diesen Glauben suchte man durch die Zergliederungskunst der Wissenschaft zu rechtfertigen.

Es geſchah nichts, als was menſchlich allerwärts geſchieht, wo man, eine angenommene Meinung für die allein richtige haltend, alle Mittel anwendet, ihr Geltung zu verſchaffen; nur daß, wo Bildung und Humanität herrſchen, man ſtatt der Gewalt die Gründe der Vernunft und die Erörterungen der Wiſſenſchaft anſpricht. Und hätten alle Aerzte nach allen Regeln und Syſtemen von Hippokrates bis Hufeland ihr Urtheil abgegeben: der Mann iſt nicht Das, was die Wiſſenſchaft wahnſinnig nennt, ſo mußte doch Jemand, der drei Jahre die Kraft geübt, ſich ſo zu verſtellen in einem Gemüthszuſtande ſein, den der geſunde Menſchenverſtand nicht mehr für geſund, nicht für vernünftig erachten kann, um ſo weniger, als eine ſo lange Verſtellung zu den alleräußerſten Seltenheiten gehört, von denen wir in der Geſchichte kaum Beiſpiele auftreiben werden. Und zudem, wer war Kamcke? Kein gelehrter, lebenserfahrener Mann, er war ein junger Bauer, der die Rolle eines Wahnſinnigen, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nirgend zu ſtudiren Gelegenheit gehabt hatte.

Kobbe's Schreiben an den König ward von dieſem an das Obercriminalgericht abgegeben, und von letzterem der Landdroſtei von Pinneberg aufgegeben, den Dr. v. Kobbe darüber zu vernehmen: worauf er ſeine Behauptung hinſichts Kamcke's Unſchuld zu begründen gedenke, und welche Thatſachen er zur Unterſtützung anzuführen habe. Es ward dazu ein Termin auf den 16. September angeſetzt.

Kobbe hatte inzwiſchen eine Audienz beim Könige in Plön am 11. September erlangt, und verſichert uns, daß der Fürſt mit theilnehmendem Ernſt und der edelſten Humanität ſeine Vorſtellungen angehört, und ihn des Weiteren an das Gericht nach Glückſtadt verwieſen habe.

Nach Ratzeburg zurückgekehrt empfing er die Citation zum 16. nach Pinneberg. Er arbeitete in drei Tagen die erste von ihm später im Druck erschienene Schrift für Ramcke aus, und begab sich damit nicht nach Pinneberg (wo er Erbitterung gegen sich bei dem allgemeinen dort herrschenden Glauben gegen Ramcke fürchtete), sondern gleich an das Obergericht in Glückstadt und bat dort abgehört zu werden. Statt sich zu Protokoll vernehmen zu lassen, übergab er seine Deduction, in welcher er als besondere Thatsachen den Wahnsinn zur Zeit des Geständnisses und den erblichen Wahnsinn, welcher in Ramcke's Familie herrschen sollte, anführte.

Hierauf ward ihm unterm 29. September von dem Obercriminalgericht eröffnet, daß, da in der Lage der Sache „durch die gehaltlosen, aller thatsächlichen Begründung entbehrenden Ausführungen des Supplicanten durchaus nichts geändert worden," auf seinen Antrag nicht einzutreten stehe.

Zugleich ward ihm bedeutet, bis zur Erledigung der Sache, sich bei Ahndung aller mit dieser noch schwebenden Sache nicht verträglichen Veröffentlichungen zu enthalten, unter Vorbehalt, ihn wegen schon veröffentlichter injuriöser Aeußerungen gegen das Gericht zur Untersuchung zu ziehen.

Inwiefern einem holsteinischen Gericht jene Macht beiwohnte, einem Schriftsteller Veröffentlichungen zu verbieten, welche nicht aus den Acten geschöpft sind, und die er auch sonst nicht diesem Gerichte verdankte, sondern die nur sein Urtheil als Individuum über eine allgemein besprochene Sache enthalten, ist uns unbekannt; Kobbe schien jedoch dieses Recht einzuräumen, indem er gelegentlich erwähnt, daß jene Schrift schon vor dem gegen ihn erlassenen Verbote in die Presse gegeben sei.

Unermüdet und unerschrocken fuhr er indeß mit Eingaben und Vorstellungen fort, an den König, an das Obercriminalgericht, an die medicinische Facultät in Kiel, Eingaben, welche zwar seinen Feuereifer und Riesenglauben an die Unschuld seines selbsterwählten Schutzbefohlenen aufs Helle ins Licht stellen, und ehrenvolles Zeugniß von seiner Unerschrockenheit ablegen, aber nicht mehr von dem unmittelbaren Einfluß auf den Gang der Sachen waren, als es seine erste, folgenreiche Intervention gewesen. Wir mögen sie daher, um mit der Proceßgeschichte selbst zu Ende zu kommen, hier übergehen. Später bei der Beurtheilung des Kobbe'schen Verfahrens und seiner Einwendungen werden wir gelegentlich darauf zurückkommen, so weit dies nöthig ist.

Vom Obercriminalgerichte war also dem Pinneberger Gericht aufgegeben, Ramcke's Verhalten kurz vor, bei und nach der Execution durch protokollarische Vernehmung der Personen, die ihn dabei beobachtet, näher zu constatiren. Dies geschah am 8. September.

Der Geistliche, Provst Adler, bekundete: Ramcke habe sich wie immer verhalten, nur einmal, unter vier Augen, habe er ihm bekannt: daß es ihm leid thue, die That begangen zu haben, gleich darauf sei er aber wieder in sein abschweifendes Reden verfallen. Dem Anschein nach habe ihn der Augenblick ergriffen, wo er dem Scharfrichter übergeben worden. Als der Wagen umgekehrt, habe er gelächelt, dem Anscheine nach spöttisch u. s. w. — Nicht mehr wußte der Pastor Hansen über ihn auszusagen; im Wesentlichen sei er unverändert und religiösen Ermahnungen unzugänglich gewesen. — Der Landdrosteisecretair Wernecker meinte, daß

seine dringende Bitte nach der Publication: an sein Seelenheil zu denken, einen sichtlichen Eindruck auf ihn zu machen geschienen. Eine Thräne sei ihm über die linke Wange gerollt. Als man die Wachen abtreten lassen, habe er angefangen, still zu weinen, und das Bild vollkommenster Hinfälligkeit und innerster Zerknirschung abgegeben. Als der Secretair ihn bat, hinzuknieen, habe er mit zitternder Stimme gesagt: „Ach, verlangen Sie Das doch nicht von mir.“ Zu mehr war er nicht zu bringen und verfiel wieder in seine gewohnten, abschweifenden Reden. Am Morgen darauf war er ungestüm, sprach unsinnige Reden und knirschte mit den Zähnen. Am Tage vorher hatte er zum Secretair gesagt: „es möge wol nicht so schlimm werden, man möge nur Vadder (Vater) bitten, ihn frei zu lassen; dann könne man Alles behalten, da er genug auf seiner Hofstelle an der Elbe habe“. Heute sagte er auf die Frage, ob er noch etwas wünsche: „Ach Sie kunnen sik doch so nett en söte Mund bi mi maken“ (Ach, Sie können sich doch so nett einen süßen Mund bei mir machen), auf eine Schüssel mit Pflaumen hinweisend, die er den Anwesenden angeboten hatte.

Der Arrestverwalter Mayer hatte ihn einige Mal beim Hinfahren die Farbe wechseln sehen, sonst war in seinen Reden so wenig Zusammenhang als früher. Beim Umkehren des Wagens hatte er sich mit Lächeln nach der Seite umgewandt; nichts von Auffälligem sonst in seinem Wesen. Beim Auskleiden war seine Wäsche voller Schweiß, die Strümpfe aber waren wie durch Wasser gezogen. Unverändert in seinem Betragen, zeigte er nur guten Appetit und schlief die Nacht durch ruhig.

Die Mehrzahl der übrigen vernommenen Zeugen konnte nichts bekunden, was mehr Licht in die Sache

gebracht hätte. Nur Zweier Wahrnehmungen könnten bedenklich erscheinen. Einem seiner Wächter hatte er weinend die Hand gedrückt und geäußert: „daß Jeder doch mit Dem zufrieden sein sollte, was er hat!“ — Gegen einen mit ihm eingesperrten Sträfling, Kehdenburg, hatte er anfangs großes Mistrauen gezeigt, ob er auch kein Secretair oder Schreiber sei? Als er zutraulicher geworden, unterhielt er sich mit ihm vernünftig. Sobald er aber das geringste Geräusch vernahm, fuhr er auf, sprach Unzusammenhängendes, sehr rasch, kurz „er rabbelte“. Er versicherte, sie könnten ihm nichts thun, die Schreiber seien an Allem schuld. Er wisse nicht, wie er dazu gekommen sei, zu gestehen. Ans ewige Leben glaube er nicht; das sei Alles mit dem Tode vorbei.

Der Physicus Dr. Jessen schloß, daß, wenn Ramcke auch in letzter Zeit auf eine fast unbegreifliche Weise indolent und apathisch gewesen, er doch zugleich im psychischen und physischen Verhalten eine bei weitem größere Aufgeregtheit kund gegeben, und er daher von seiner ausgesprochenen Ansicht in keiner Rücksicht abweichen könne.

Kobbe hatte sich in seiner Eingabe auf einen erblichen Wahnsinn in der Familie Ramcke berufen. Die Untersuchung hierüber ergab, daß ein Vaterbruder des Inquisiten ein sehr stiller Mann gewesen. Er war beim Baden ertrunken; Einige meinten, er habe sich ersäuft. Eine Mutterschwester desselben ward einmal aus einem Brunnen herausgezogen. Durch Hörensagen hatte man vernommen, daß sie einmal geäußert: sie möge nicht mehr leben. Ein Mutterschwestersohn war wirklich als Wahnsinniger in ärztlicher Behandlung gewesen, aber wieder geheilt worden. Eine Mutterschwestertochter litt

an einem chronischen Uebel, welches in stillen Wahnsinn überging, dessen Heilung nur langsam erfolgte.

Das Obercriminalgericht legte großes Gewicht auf das Zeugniß des Sträflings Kehdenburg, aus welchem, verbunden mit dem des Arrestverwalters, hervorgehe, daß Ramcke nur dann in seinen Reden verrückt gewesen, wenn er sich beobachtet wußte und — wenn seine Gedanken auf das von ihm begangene Verbrechen hingeleitet wurden. Das Obercriminalgericht war subjectiv so gut als die Aerzte und das Publicum überzeugt, aber es war von der Sache zu viel Aufhebens gemacht, die Rückstauung gegen ihren compacten Willensstrom war zu bedeutend geworden, als daß sie jetzt noch, gestützt auf die an und für sich nicht bedeutenden letzten Wahrnehmungen, auf ihre Ueberzeugung, ohne größere Stütze hätten zurückkommen sollen, nachdem sie früher, als kein Widerstand von außen da war, angestanden hatten, darauf hin zum Aeußersten zu schreiten. Jetzt entschied sich das Gericht, das Gutachten der Obermedicinalbehörde einzuholen. Die öffentliche Stimme nöthigte es dazu. Kobbe's Denunciation hatte die Augen des lesenden deutschen Publicums auf den Fall gelenkt. Die Presse hatte sich der Sache bemächtigt, und sprach schwere Klagen gegen die Holsteinischen Gerichte aus. Die Gerichte konnten sich auf keinen Kampf mit der Presse einlassen. Sie mußten, um nicht den Vorwurf eines rücksichtslosen Festhaltens an einer gefaßten Meinung auf sich zu laden, eine höhere Autorität zu ihrem Schutze anrufen, wozu sie außerdem die Nachricht bewog, daß Ramcke's dritter Bruder, Peter, mit einem Begnadigungsgesuche beim Könige eingekommen sei.

Am 21. Oct. 1842 wurde das Gutachten der medicinischen Facultät zu Kiel erbeten. Die Facultät sandte

eine Deputation, bestehend aus den Professoren Ritter, Langenbeck und ihrem Decan Meyn nach Pinneberg, welche in vier Tagen fünf Mal durch Autopsie und Gespräche mit dem Gefangenen sich eine persönliche Kenntniß zu verschaffen suchten, dann, vermöge der aus den Acten entlehnten und durch eigene Anschauung gewonnenen thatsächlichen Umstände, am 29. März 1843 ihr Gutachten abgaben. Unsere Leser werden uns erlassen, den Auszug einer Schrift zu geben, zu deren Abfassung und Vorbereitung die genannten Gelehrten fünf Monate gebraucht hatten, die mit den Anneris im Graba'schen Actenauszuge, 86 enggedruckte Seiten füllt, ein Gutachten, welches 835 Mark kostete, und neben den eigenen Bemerkungen und Schlüssen einen Actenauszug enthält, dessen wesentlichste Anführungen wir bereits vorgetragen haben. Wir glauben genug zu thun, wenn wir die Resultate mittheilen. Die Facultät erkannte, daß Ramcke noch bei seinem articulirten Verhöre sich als ein Mensch gezeigt, der in vollkommenem Besitze des Selbst- und Weltbewußtseins allemal entsprechende Rede und Antwort gegeben, soweit sie ihm keinen Nachtheil gebracht, sonst aber durch gewisse Redensarten oder ausweichende, keineswegs aber sinnlos zu nennende Antworten sich sicher zu stellen gesucht. An der Grenze seines Lebens erscheine er als ein Mensch von seltener, fast bewunderungswerther Charakterfestigkeit, deren er ohne das bestimmte Bewußtsein seiner nur durch eigene Schuld herbeigeführten Lage gar nicht fähig gewesen wäre. Auch die erschütternden Vorgänge, Publication des Urtheils und die Katastrophe der Execution hätten keine bleibende Veränderung auf ihn hervorgebracht. In den Reden und dem Benehmen desselben finde noch immer unverkennbar das Simuliren eines psychisch krankhaften

Zustandes statt. „Daß sich aber danach bei den dermaligen Verhältnissen des Delinquenten und bei den darin nachgewiesenen Schwierigkeiten für eine zu sichern Aufschlüssen führende Untersuchung der erfahrungsmäßig begründete Zweifel nicht ganz beseitigen lasse, ob die mehre ($4^1/_2$) Jahre hindurch geübte Simulation des Delinquenten nicht wirklich eine krankhafte Richtung seiner Gefühle und Vorstellungen hervorgerufen haben könne."

Die von Kobbe in einer Separateingabe desselben an die Facultät, außer andern besonders hervorgehobenen Zweifel wegen der erblichen Anlage in der Familie Ramcke's beseitigte das Gutachten, weil die Fälle zum Theil nur entfernte Seitenverwandte betroffen, weil ein wirklicher Wahnsinn nicht constatirt gewesen, und weil er bei einigen der genannten Personen nur in Folge einer acuten Krankheit, wie oft geschieht, sich gezeigt, und bald wieder geheilt worden sei.

So das Gutachten der höchsten Medicinalbehörde. Die Gerichte wurden dadurch nicht klüger als sie vorher waren. Ramcke hatte den Wahnsinn simulirt, aber es war doch möglich, daß die Simulation jetzt in Wirklichkeit übergegangen war. Die verdrießliche Möglichkeit blieb bestehen, und der einzige Gewinn des Gutachtens für die Gerichte und deren Aerzte war, daß das Publicum zu der Ueberzeugung gelangen konnte, daß, „wenn ein in der Schwäche des menschlichen Erkenntnißvermögens begründeter Irrthum stattgefunden hätte, oder noch stattfinde, die Schuld nicht den Gerichten beizumessen sei".

War nun Ramcke hinzurichten oder nicht? — Die Entscheidung darüber war um nichts erleichtert. Die Hülfe kam von einer andern Seite.

selbst die Beamten, die heranruderten, nach uralterm Herkommen ihr Recht über das vorüberseglende Schiff auszuüben, einen andern Anschein, als den moderner Polizeibeamten. Kähne schaukelten heran und brachten Briefe; kam es mir doch vor, wenn Mancher den Arm über den Bord hinüberstreckte und hastig nach dem versiegelten Papiere griff, als wären es Zeichen der Liebe, dem Scheidenden nachgesandt.

Jetzt schwand das Kastell. Dahinter liegt Hamlets Garten. Dort sein Grab. So nennt es die Sage. Der geharnischte Geist des Königlichen Dänen stieg hinter den Thürmen auf, und stierte uns nach. Man sollte, wo Decorationsprunk herrscht, nur dies alte Schloß mit dem Meere auf die Hinterwand stellen; selbst ein Französischer Classiker würde dann nicht mehr an der Echtheit der zürnenden Erscheinung zweifeln.

Von uns forderte Hamlets Vater einen fürchterlichen Sundzoll. Im Nordwest ward es dunkler und dunkler. Ein Gewitter stieg auf. Die fröhliche Gesellschaft lachte; aber wer das Kattegat oft befahren, versicherte, es könne eine schlimme Nacht werden. Ich war unendlich froh,

Der Bruder des Verurtheilten, Peter Hinrich Ramcke in Wedel, war mit einem Begnadigungsgesuch beim Könige eingekommen. Dasselbe stützte sich auf drei Motive: weil zuerst die unschuldigen Blutsverwandten des Angeschuldigten, welche sich moralisch von seiner Schuld nicht hätten überzeugen können, durch die Vollstreckung des Todesurtheils am meisten leiden würden; demnächst, weil, wenn der Bruder noch ein Mal zum Hochgericht geführt werden sollte, er eine viel härtere Strafe erlitte, als wenn er bei der ersten Hinführung enthauptet worden — nämlich eine doppelte Todesqual, während das Gesetz doch nur auf einen Tod erkennt. Sein Bruder habe das volle Maß der Strafe bereits ein Mal in den Vorbereitungen zur Hinrichtung überstanden. Glaubwürdige Leute versicherten, daß er sie dermaßen gefühlt, daß er nicht mehr Kraft gehabt, sich auf seinem Sitze aufrecht zu erhalten und vielleicht kaum mehr die Empfänglichkeit besessen, den Todesstreich zu fühlen. Es wäre Barbarei, diese Angst ihm noch ein Mal zu bereiten, und widerspräche dem Zweck der Gesetze. Drittens endlich spräche sich das Verlangen allgemein aus, daß jenes Grausen erregende Schauspiel sich nicht erneuern möge. Wenn die Strafe abschrecken soll, so sei diese Wirkung bereits durch das erste Schauspiel vollkommen erreicht.

Der Supplicant legte den Volkssturm, welcher den Block und Sarg zertrümmert, als Zeichen dafür aus, daß die Menge ihre Freude über den Aufschub an den Tag gelegt habe.

Die Gerichte mußten über dieses Begnadigungsgesuch berichten. Das von Pinneberg bestritt die Behauptung, daß die Volksstimme sich zu Gunsten des Verurtheilten ausgesprochen. Dagegen würde allerdings, wenn das Straferkenntniß, wie es ihm publicirt, jetzt

gegen ihn sollte in Vollziehung gebracht werden, darin eine unverkennbare Schärfung der wider ihn erkannten Strafe liegen. Die Suspension sei ohne Veranlassung seinerseits erfolgt. Nachdem er nun Wochen lang in einer, wenngleich schwankenden, Hoffnung werde geschwebt haben, müßten seine neuen Todesqualen doppelt fühlbar werden.

Beim Obercriminalgericht war nur über den letztern Punkt die Frage: ob der Umstand, daß Ramcke bereits einmal zum Hochgericht geführt worden, der Begnadigung das Wort rede? Daß darin eine Verschärfung der ihm zuerkannten Strafe liege, ward anerkannt. Aber nur wenige Rechtslehrer hätten den Grundsatz angenommen, daß, wenn die Execution mißlingt, die Todesstrafe um deshalb nicht vollzogen werden dürfe, weil dem Urtheil durch die angefangene Execution und die dadurch bewirkte Todesangst ein Genüge geschehen sei. Dieser Grundsatz sei nie in die Praxis übergegangen. Uebrigens habe hier die Execution noch gar nicht ihren Anfang genommen, sondern es seien nur Vorbereitungen getroffen worden. (?) Auch sei Ramcke selbst allerdings, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar an dem erfolgten Aufschub Schuld, da er ihn durch seinen hartnäckig simulirten Wahnsinn zuwege gebracht. Uebrigens erfoderten die auf dem Lande in letzter Zeit überhandnehmenden Todesverbrechen, sowie das verletzte Rechtsgefühl des Volkes dringend die Execution der Strafe. Wenn Ramcke für wahnsinnig erklärt und darum begnadigt würde, würde jeder todeswürdige Verbrecher diese Rolle zu spielen versuchen, wie es denn auch gerade seit Ramcke's Fall mehrfach in den holsteinischen Criminalgefängnissen geschehen ist. Endlich, würde der Grundsatz angenommen, daß ein zur Richtstätte einmal hinge-

führter Verbrecher nicht mehr hingerichtet werden dürfe, wenn die Hinrichtung aufgeschoben worden, so könne ja ein Jeder die Strafe verhindern, indem er nur auf dem Richtplatz zu behaupten brauche, daß er die Unschuld des Delinquenten beweisen könne. (?)

Diese Ansicht gewann die Oberhand über die andere, welche in dem Aufschub der Strafe eine solche Schärfung derselben erblickte, daß man unmöglich noch mit der wirklichen Execution verfahren könne. Die Votanten dagegen beriefen sich auf Quistorp, welcher zwar die Regel aufstelle, daß, wenn der Strick reißt und der erste Hieb nicht tödtet, die Todesstrafe dennoch zu vollziehen sei, indem kein Erkenntniß dahin laute, daß der Kopf auf einen Hieb fallen solle, dagegen verlange, daß, wenn der Delinquent nach mislungener Execution wieder in das Gefängniß gebracht werde, nur auf eine außerordentliche Strafe erkannt werden dürfe. Dafür spreche ferner, daß Gerechtigkeit und Humanität sich gegen Grausamkeit der Strafvollstreckung auflehne, ein Schauspiel der Art nur nachtheilig auf das Publicum wirken müßte, und der Regent eines civilisirten Staates einen solchen Auftritt schwerlich gestatten könne. Die Ansicht habe sich schon laut ausgesprochen, daß, wenn Ramcke auch nur den Wahnsinnigen spiele, doch die königliche Gnade sein nochmaliges Hinführen zum Schaffot nicht zulassen werde.

Diese Voraussicht mag den Ausschlag gegeben haben, als das Oberappellationsgericht sich einstimmig dahin entschied: daß der von Ramcke's Bruder nachgesuchten Begnadigung nicht Statt gegeben, vielmehr die erkannte Todesstrafe nunmehr vollzogen werden solle. Auch die schleswig-holstein-lauenburgische Kanzlei sprach sich dafür aus, daß der Lauf der Gerechtigkeit nicht gehemmt werde.

Aber der König verfügte durch das Reſcript vom 13. Juli 1843, daß, wenn gleich durch die fortgeſetzte Unterſuchung und durch das eingezogene Gutachten der Facultät zu Kiel ermittelt worden, daß Mamcke das Irrereden simulire, mithin kein Hinderniß der Vollſtreckung der Todesſtrafe entgegenſtehe, dennoch aus beſonderer allerhöchſter Gnade Se. Majeſtät ſich bewogen gefunden habe, die erkannte, doch nicht vollzogene, Todesſtrafe bis auf lebenswierige Zuchthausſtrafe zu mildern.

Die Mehrzahl des Publicums hatte nichts Anderes erwartet; auch ein großer Theil der Rechtsgelehrten.

Mamcke wurde am 3. Auguſt 1843 in die Strafanſtalt zu Glückſtadt abgeliefert. Dort lebt er noch, und — iſt wahnſinnig. Dies behauptet nicht allein ſein Vertheidiger, Peter von Kobbe, der jetzt nicht mehr für ihn ſprechen kann, nicht allein deſſen Bruder Theodor von Kobbe, welcher mit gleicher Leidenſchaftlichkeit die Sache ergriff, für die ſein Bruder gefochten und geſtorben, ſondern auch der Schriftſteller, welcher es zuletzt über ſich genommen, durch eine actenmäßige Darſtellung das Verfahren der holſteiniſchen Gerichte und Aerzte gegen die vielfachen Angriffe der Preſſe zu vertheidigen und zu rechtfertigen, der Juſtizrath Graba in Kiel, deſſen Werk (Kiel 1844) unſerer Darſtellung zum Grunde liegt. Graba hat ihn im Zuchthauſe zu Glückſtadt beſucht und ging mit der Ueberzeugung fort, daß er einen Wahnſinnigen geſehen und geſprochen. Dieſe Ueberzeugung theilten alle ſeine Mitgefangenen, auch die Aerzte der Anſtalt, vielleicht auch der König von Dänemark, welcher bei einem Beſuch im Zuchthauſe dieſen berühmten Sträfling ſich vorführen ließ und einige freundliche Worte

an ihn richtete. Noch mehr, derselbe Justizrath Graba spricht zum Schluß seines Buches seinen Glauben aus, daß Ramcke schon früher, ja schon bei Ablegung seines Bekenntnisses an intermittirendem Wahnsinn gelitten haben möge.

Unsern Lesern werden diese Zeugnisse über eine Thatsache genügen, an der Niemand jetzt mehr zu zweifeln scheint, ohne daß sie von uns fodern werden, alle Anzeigen, Wahrnehmungen und Thatsachen aufzuführen, aus denen Graba und die Andern zu diesem Schlusse gekommen sind.

Und doch vertheidigt Graba die holsteinischen Gerichte und Aerzte, und wir meinen mit Recht. Aber auch Peter von Kobbe war im Recht, und wahrscheinlich wird Niemand dem Könige von Dänemark seines bestreiten, die Hinrichtung unter den gegebenen Verhältnissen aufzuschieben und demnächst im Wege der Gnade die Todesstrafe in ewige Gefängnißstrafe zu verwandeln. Es ist dies einer der außerordentlichen Fälle, für die in den Gesetzen nicht vorgesehen ist, noch vorgesehen sein kann, wo Jeder, von seinem Standpunkte ausgehend, im Rechte ist, aber die Standpunkte selbst sind verschieden und außer der Controle des irdischen Richters. Ein Glück, daß diese Conflicte nur ausnahmsweise vorkommen.

Jochim Hinrich Ramcke ist jetzt anerkanntermaßen wahnsinnig. Dies schließt freilich nicht die Frage aus, ob er schon wahnsinnig war zur Zeit seiner angesetzten Hinrichtung, zur Zeit seines Geständnisses, zur Zeit der That selbst; aber dieses positive Factum: er ist jetzt wirklich seiner Seelenkräfte beraubt, wirkt unwillkürlich rückwirkend und gibt der Präsumtion Nahrung, daß er es auch schon früher gewesen. Versuchen wir es aber, diese gewonnene Kenntniß einmal ganz bei Seite zu setzen,

und bleiben nur bei der Erscheinung in ihren rohen Zügen stehen, wie sie uns die Acten geben. Kobbe's Darstellung haben wir bei unserm Referat absichtlich ganz bei Seite gedrängt, vorläufig nur da aus ihm schöpfend, wo er über seine eigene Theilnahme an der Sache spricht. Unsere Quelle war die Graba'sche actenmäßige Darstellung, und aus ihr entnahmen wir die sämmtlichen von uns aufgeführten Data seines irren Redens und Treibens. Es kann uns nicht beikommen, alle diese Aeußerungen und Wahrnehmungen noch einmal der Reihe nach aufnehmend und prüfend, mit der Wissenschaft einen Kampf anzufangen, welche behauptet, daß alle diese Zeichen, einzeln genommen, nicht die Anzeichen des Wahnsinns sind. Graba vergleicht irgendwo Ramcke's Erscheinung mit einem jener Bilder auf geripptem Holze, welche von jeder Seite ein anderes Gesicht darstellen. Wir möchten lieber ein großes Gemälde annehmen, welches, sorgfältig ausgeführt, in allen seinen einzelnen Theilen den Kunstregeln entspricht und von den Kennern als tüchtig gelobt wird; aber als Ganzes, von der Ferne aus betrachtet, macht es dem Laien einen unangenehmen verfehlten Eindruck. So mag es sein, daß der Sachverständige in allen einzelnen Reden und Geberden des Verbrechers keinen Wahnsinn fand, weil sie nicht zu seinen Regeln und Erfahrungen stimmten. Aber in der Totalität, im Zusammenhange machen sie auf uns einen andern Eindruck. Wie gesagt, ganz abgesehen von Kobbe's leidenschaftlicher Darstellung und Ausmalung, abgesehen von den subjectiven Eindrücken, welche ihm für Wahrheit galten, verfolgten wir Graba's actenmäßige Berichte durch die vielen hundert Seiten, welche die Tollheiten, absurden und dazwischen vernünftigen Reden des Delinquenten enthalten, und wenn gleich wir bei den ersten

Ausbrüchen des Irrseins nicht anders als mit ihm an eine Verstellung denken konnten, so wuchs doch mit jeder Seite unser Bedenken, bis die Wahrnehmungen bei Gelegenheit der Publication und der Execution unsere Annahme bedeutend erschüttert hatten.

Jahre hindurch einen Wahnsinn zu simuliren, wie er gethan, und nicht wahnsinnig zu werden? Und war es ein erfahrener Mann, der mit Phantasie und besondern Gaben ausgerüstet, Welt, Leben und Wissenschaft kannte, der in der Einsamkeit seines Kerkers ein System sich ausspinnen mochte, um seine Richter zu täuschen? Es war ein 26jähriger Bauer, ohne andere Kenntnisse und ohne anderes Streben, als zu sparen und zu erwerben. Er hatte keine anderen Hülfsmittel als den Trieb zum Leben, und, heißt es, eine außerordentliche Verstandeskraft, um seine Rolle so geschickt durchzuführen. Wir stellen diese Verstandeskraft nicht in Abrede, nur scheint es uns, daß man den Beweis für dieselbe vorzugsweise aus der Annahme Dessen, was man zu beweisen hatte, geführt hat.

Wir sind der Meinung, daß das Menschliche, die Macht des Gefühls, die ewige Naturwahrheit, als vorhanden präsumirt werden, und das Gegentheil, eine unnatürliche Verhärtung dagegen, erwiesen werden müsse. Wir wollen hier zugeben, als sei es erwiesen, daß Ramcke nach dem Geständniß seinen Wahnsinn simulirt habe, wir wollen auch annehmen, daß er durch lange Jahre die Rolle mit äußerster Selbstverleugnung fortgesetzt habe; selbst daß er der bewußte außerordentliche Schauspieler bei der Publication seines Strafurtheils gewesen, der sich auch da nichts merken ließ und alberne Reden führen konnte. Aber vor der Hinrichtung, bei den Vorbereitungen dazu, auf dem langen Wege, bei der Gewißheit,

daß es nun zum Ende komme — denn wer konnte den wunderbaren Zwischenfall ahnen? — auch da, sagen alle Zeugen, war und benahm er sich, wie immer; nur etwas ernster. Und als die furchtbare Katastrophe vorüber war, auch da zuckte nichts Menschliches in ihm auf. Kein Seufzer, kein Blick der Freude; auch da konnte er den Stumpfsinnigen fortspielen, das Volk angrinsen, zunicken, faseln wie vorher; und in Nichts verrieth sich das Menschliche, als in einem kalten Todesschweiß. Hier noch an Verstellung, an eine gemachte, wohldurchgeführte, zu glauben, ist mehr, als man von uns fodern kann. Hier fodern wir positivere Beweise, als die Wahrnehmungen, die zu den Acten gegeben sind.

Die Gerichte und Aerzte ließen die Möglichkeit gelten, daß er sich nicht verstellt habe; wir wollen die Möglichkeit gelten lassen, daß er sich auch da noch verstellt hat, aber dieser Möglichkeit ein Etwas gegenüberstellen, was sich uns als psychologische Wahrscheinlichkeit aufdringt. Wer das Entsetzlichste kaltblütig begehen kann, ohne einen andern Antrieb als den des Geizes, der Habsucht; wer in der Lage des jungen, kräftigen, wohlhabenden Bauern Ramcke, durch nichts gereizt, durch keine andern Affecte gestachelt, plötzlich in der Nacht aufsteht, ins Nachbarhaus schleicht und ein harmloses Weib, um ein Paar hundert Mark jährlich zu sparen, todtschlägt, dessen hat sich eine dämonische Macht bemältigt, die dem Wahnsinn sehr nahe steht. Um allen Misverständnissen vorzubeugen, schicke ich voraus, daß ich unter dieser Bezeichnung keinen Zustand der Unfreiwilligkeit verstehe, welche die Zurechnungsfähigkeit und demnächst die Strafbarkeit ausschließt. Wer von diesen Dämonen sich beschleichen läßt, wer ihnen nicht Widerstand leistet, muß vor dem Gesetz und der bürgerlichen Gesellschaft dafür

büßen. Aber in einem wahnſinnigen Affect, — mag ſie nun Wochen, Monate lang vorbereitet ſein — halte ich die That für begangen. Dieſer ſtille Bauer, der kein Vergnügen kennt, trotz ſeiner Jugendfriſche, der ſchon als Knecht den geringfügigen Lohn ſpart, um ihn auf Zinſen zu legen, der in den Hof geheirathet hat, um zu erwerben, ſein Beſitzthum zu vergrößern, er iſt ſchon von einem Dämon beſeſſen, als er Tag und Nacht über die Größe des Abſchieds und die lange Dauer deſſelben grübelt. Hatte er ſich mit der Abſchiederin überworfen, ein Jähzorn ihn überſchlichen bei einer Foderung, die ihm ungerecht erſchien? Nein, nichts davon iſt vorgekommen; nur eine gegenſeitige Abneigung und Scheu waltet ob, die nicht einmal in Sticheleien, in Schimpfreden ausbricht. In der Stille bohrt es und wurmt in ihm; geſpenſterhaft nagt an ihm der Gedanke der Ungerechtigkeit, die Sorge der langen Laſt vor ihm, daß er, im Schweiß ſeines Angeſichts arbeitend, darben müſſe, während Jene in Unthätigkeit genießen könne.

Die dämoniſche That in ihm iſt fertig, er hat auch die ſclaviſch ſeinem Willen unterworfenen Geſchöpfe, Weib und Bruder, zu Mitwiſſern und Mithelfern gezwungen. Wir ſchweigen davon, daß hier die wilde, unſelige Begier Herr geworden iſt über ſeine Klugheit: daß dies ſchon etwas Irres verräth — ſein Weib, das mochte ſein — aber auch einen tief von ihm verachteten, kaum zurechnungsfähigen dummen Menſchen in ſein Geheimniß einzuweihen. Was ſollte Ladiges ihm helfen? Ueberrieſelte ihn die Furcht, es allein zu thun? Ladiges war nur ein unnützer Mitwiſſer; jeder Mitwiſſer kann zum Verräther werden. Aber ſei es, daß er ſich ſo ſtark fühlte, einen ſolchen Menſchen beſtändig in Schreck, Furcht und ſchweigender Unterthänigkeit zu halten, hätte er denn

keine günſtigere Zeit und Gelegenheit abwarten können? Daß die Ehemänner der Luth und der Abſchiederin entfernt waren, deutet freilich auf eine Vorausberechnung. Aber was drängte ihn, die ſtille, ſchöne helle Sommernacht zu wählen, wo er ſo leicht geſehen werden konnte? Freilich wird und darf das vor keinem Gericht das Indicium eines geſtörten Sinnes ſein; aber uns erſcheint dies nächtliche tigerartige Hinausſpringen aus dem Bett in das ſtille Nebenhaus, dies Morden und Feueranlegen ſchon wie ein Zeichen eines dämoniſchen Triebes, der um ſo furchtbarer, heftiger wüthet, als er ſo lange, im Stillen genährt, ſich nicht äußern durfte.

Für Verſtellung erklärt man ſeine Angſt, ſein Entſetzen, als die bluttriefende Frau mit dem ſterbenden Kinde beim Flammenſchein ihres brennenden Hauſes an das Fenſter pocht. Simulation, daß er ſich, von den Furien gepeinigt, aufs Gras warf, daß er ſich wieder ins Bett hüllte, daß er aufs Dach ſtieg, und oben ohnmächtig wurde und um Hülfe rief, daß man ihn hinunterbringe. Kritiker erklären auch Lady Macbeths und ihres Gatten Entſetzen, als die Kämmerer den Mord verkünden, für Verſtellung. Freilich iſt es Verſtellung vor den Andern, aber die innere Seelenangſt leiht dieſer Verſtellung die entſetzlichſte Wahrheit. Die Furien pochen ſchon an, und der Wahnſinn meldet ſich, der die Gattin darauf ergreift. Ein ſchlichter Bauer, der bis da kein Böſewicht war — die kleinen Eigenthumsverletzungen waren nur die erſten Neckereien des Dämons, der ihn zum Aeußerſten trieb — ſoll denn nicht das Gewiſſen bei dem entſetzlichen Schauſpiel erwachen? Ein kluger Mann, wie er, wenn er nur klug war, hätte die Komödie anders, beſſer geſpielt. Er wollte vielleicht ſpie-

wir glaubten dem Himmel trotzen zu können. Das mochte gehen, aber nicht einer Welle, die plötzlich seitwärts über das Bogspriet herübersprützte und mich zurücktrieb. Der Wind ging sehr scharf und uns entgegen, das Schiff schaukelte. Die Positionen wurden schon sehr possirlich. Aber die Gesellschaft wurde fröhlicher und beschloß, nicht seekrank zu werden. Wir lagerten uns zusammen und sprachen über Göthe und Hegel, und Völkerstämme, und Caukasische Gesichtszüge. Aber die unsern wurden immer schiefer. Meine beiden Französischen Nachbarn wollten haben, ich hätte das Gesicht eines Breton; als ob ich seit meinem Ururgroßvater, den freilich Ludwig XIV Dragoner aus der Bretagne verjagt, kein Deutscher geworden bin! Man müsse durch den Geist die Natur überwinden, war ein Thema, das wir gründlich abhandelten. Das Wetter war so tobend und ungestüm, daß der milde Ossian gar nicht dahin gepaßt hätte, aber eben deshalb sprachen wir von ihm. Mein Französischer Nachbar schlug indessen das Gespräch durch eine schlagende Vergleichung nieder: „Ossian sei der Schatten eines Beefsteak." Wir führten alle Dänische Heldenlieder bei uns, aber

len, aber die unsichtbare Macht überkam ihn schon, und er ward sein Verräther.

Dann kämpfte er lange, Jahre lang, im Naturtriebe, sein Leben zu retten, um die irrende Vernunft festzuhalten, und sich gegen die immer mächtigern Anschuldigungen zu vertheidigen, und unter den Folterqualen des Gefängnisses Herr seiner selbst zu bleiben. Endlich brach seine Kraft. Er bekannte. Sein Geständniß hat für mich etwas Herzzerreißendes. Es muß heraus, und er will doch noch nicht. Einer der Vertheidiger nennt es eine Kriegslist, um den Andern, die schon bekannt haben, einen Fingerzeig zu ferneren Operationen zu geben. Einem Defensor kann man eine solche Deutung vergeben; zum Menschen aber spricht sie nicht. Für mich ist nicht Alles darin Wahrheit, denn es ist schon mehr als Wahrheit darin. Der zusammengeknickte Verbrecher heult auf vor Schmerz, weniger um die That, als daß seine Kraft ihn verlassen, sie zu leugnen. Und nun betrachte man die Art, wie er es ablegt, mit welchen wunderlichen Redensarten ist es schon gemischt: „Sonst habe ich nie den Gedanken gehabt, Jemand umzubringen; aber die Alte mußte ich umbringen, ich konnte da nicht umhin. Sie wollten mir da Alle Noth anthun, und ich mußte dreschen und arbeiten, während sie gute Tage hatten." — „Ich bin nun ein so großer Missethäter, aber was sollte ich thun? Die Noth hat mich dazu getrieben; ich wußte mir nicht anders zu helfen. Ich war da recht in einer Bande in Halstenbeck —". Und dann die Worte: „Nun wollte ich doch auch, daß das Gericht für mich bitte, daß Gott sich meiner wieder annehme." — „Daß ich nach dem halstenbecker Kram hingegangen bin! Blos um meiner Frau willen bin ich dahin gegangen. Als ich sie das erste Mal gesehen, hatte

ich mich gleich in sie verliebt, und darum wollte ich sie denn auch haben. Meine alte, süße Frau! Was sie wol sagt?" —

Die Spuren einer verirrten Geisteskraft waren darin schon ausgesprochen, sodaß man sich später die Mühe nahm, auch in diesem Geständniß bereits den Anfang seiner Rolle zu erblicken. Den Schauspieler müßte ich bewundern, aber gesehen habe ich ihn noch nicht, der mit einer bestimmten Intention sie so ökonomisch andeutete, daß man sie nicht versteht. Aber die Wahrheit spielt so. Es blitzt das unwillkürlich heraus und unmerklich, wofür man erst später den Schlüssel findet. — Wäre das eine der psychologischen Wahrheit widerstreitende Erklärung, daß dieses schwer abgerungene Bekenntniß den ganzen Menschen so erschüttert und zerknirscht hätte, daß er nun, seines letzten Haltes, der Lüge, verlustig, ohne Stütze und religiösen Trost, ohne Aussicht in die Zukunft, als das Schaffot, in Wahnsinn, und gänzlich in offenen, hellen Wahnsinn verfallen wäre? Aber dem widerspricht, daß in diesem Wahnsinn Methode war, daß er im Wahnsinn Alles vermied, was ihn verrathen, verderben konnte! Darum soll es ein simulirter Wahnsinn sein, eine schlaue, systematische Berechnung alles Dessen, was er sprechen darf und was nicht. Man sagt doch vom Nachtwandler, daß er mit derselben systematischen Klugheit jeden Tritt vermeide, der ihm schädlich werden, ihn verderben könne. Wer einer Idee im gesunden Zustande mit krankhaftem Eifer nachgeht, wird er, wenn er in Wahnsinn verfällt, nicht demselben Schatten folgen? Lady Macbeth wusch ihre Hände fortwährend von den Blutflecken rein, die sie auch als Königin vor den Ihrigen zu verbergen fortwährend bemüht war. Joachim Hinrich Ramcke wollte unschuldig erscheinen, bis die Kraft

zum Lügen ihn verließ; als der Wahnſinn ihm eine andere Kraft verlieh, verfolgte er Das als Phantom, was er im bewußten Zuſtande durch alle Anſtrengungen des Geiſtes feſtzuhalten verſucht.

Aber angenommen, daß ihm in unbeſonnener Aufwallung das Bekenntniß entſchlüpft war, daß nun die Reue darüber, die Furcht vor der Hinrichtung, ihn dermaßen ergriff, daß er beſchloß, ſich wahnſinnig zu ſtellen. Heute war er bis nach dem Termin vernünftig geweſen, gleich darauf beſinnt er ſich eines Beſſern und ſtellt ſich wahnſinnig; und dieſe Stunde, dieſer Augenblick entſcheidet auf immer. Den Einfall des Momentes hält er, mit Ausnahme eines einzigen Termins, wo er wieder in das Bekennen zurück verfiel, durch vier Jahre, bis zur endlichen Beſtimmung ſeines Schickſals durch das königliche Reſcript vom Auguſt 1842 feſt! Der Moment, nach einem ſo gänzlichen Aufgeben des bisherigen Vertheidigungsplans, die furchtbare Erſchütterung, die es in ſeinem Nervenſyſtem hervorgebracht haben muß, ſcheinen uns freilich die allerungeeignetſten, um ſofort darauf ein neues, ſo ſchlau combinirtes Syſtem zu erſinnen. Uns erſchiene es pſychologiſch weit erklärlicher, daß die Gewißheit: nun habe ich mich ſelbſt dem Henker überliefert, nun iſt keine Rettung für mich mehr! ſeine letzten Verſtandeskräfte zerrüttet habe. Aber es ſei! Er faßte ſich wieder, er ſpannte die Seelenkräfte an, und indem er ſich geſtand: ja ich habe mich ſelbſt durch meine Unbeſonnenheit dem Henker überliefert, gelobte er ſich auch, durch ſeine Schlauheit ſich wieder zu retten. Dies Syſtem der Lüge indeſſen durch vier Jahre fortzuſetzen, und bis auf den heutigen Tag, durch ſieben Jahre, iſt zum wenigſten Etwas, das mit der geſunden Vernunft ſchwerer in Einklang zu bringen iſt, als ſein Wahnſinn mit ei-

nem vernünftigen System. Hamlet stellte sich wahnsinnig; er sagt uns warum, aber wir glauben nicht daran. Wir glauben vielmehr, daß das Entsetzliche, was er erlebt, die Macht von Verhältnissen, denen er sich nicht gewachsen fühlte, ihn um seinen Verstand brachte, und daß, indem er den Wahnsinn simulirte, um über seine Noth- und Hülflosigkeit einen Schleier zu werfen, er in der That wahnsinnig wurde.

Auch Ramcke ist wahnsinnig geworden; er ist es jetzt. Wann er es wurde, bis wie weit zurück man datiren darf, wer entscheidet das? Kein wissenschaftliches Gericht, kein Schwurgericht. Aber die Sache, wie sie ist, ist dem Urtheil der öffentlichen Meinung, der Beurtheilung eines Jeden nach seinem Menschenverstande jetzt verfallen, und wir bezweifeln, daß die Incidenzpunkte, daß der Verbrecher dazwischen Vernunft, Gefühl und Ueberlegung zeigte, vor diesem Forum den Beweis liefern, welchen Gerichte und Aerzte daraus zogen: daß dies sein natürlicher Zustand gewesen, jener sein affectirter. Wir wiederholen, in seinem Wahnsinn war Methode. Die Sachverständigen leugnen die fire Idee ab. Sollte die natürlichste aller Ideen, sich selbst zu retten, ihn nicht aus dem gesunden in den kranken Zustand verfolgt haben? Wenn der Mondsüchtige den Stein, das Bret fühlt, auf dem sein Fuß ausgleiten würde, wenn er mit unbewußter Geschicklichkeit um den schwindelnden Abgrund sich windet; soll dem Wahnsinnigen diese Gefühlsfähigkeit abgehen, und ihr Dasein zum Beweise seines ungestörten Seelenzustandes werden? Es war kein Wahnsinn, der das Bewußtsein absolut ausschließt, kein Wahnsinn, der verbietet, daß dann und wann aus der Nacht der verworrenen Begriffe eine klarere Anschauung vorleuchtet; Instinct und Bewußtsein bunt gemischt.

Das Kalb, die Kuh brüllt, wenn sie zum Schlachthause geführt wird, und sie hat es nie vorher gesehen, sie weiß nicht, daß drinnen die Keule und das Messer bereit stehen. Schließt der Wahnsinn des Menschen den Instinct aus, und ist der Schweiß der Todesangst unbedingt der Verräther des ungetrübten Bewußtseins?

Dies unsere subjective Ansicht; sie war es nicht von Anbeginn, sondern ward es erst nach und nach, aber um so fester, je öfter wir die Actenauszüge durchlesen. Die Aerzte und Gerichte in Holstein waren einer andern Ansicht. Jene nach einer ernsten Prüfung und Vergleichung der ihnen hier gezeigten Symptome, mit denen, welche die Wissenschaft nach älteren Erfahrungen aufstellt. Sie konnten den Normalzustand des Wahnsinns an Ramcke nicht herausfinden. Sie sprachen nach ihrem Gewissen, daß sie nichts Gewisses sagen könnten, nur daß ihr Glaube zur subjectiven Ueberzeugung geworden. Und die Gerichte glaubten bis zur eigenen Ueberzeugung wie die Aerzte.

Es trifft sie wegen dieses Glaubens und dieser Ueberzeugung kein Vorwurf. Durch alle Anzeichen, durch die schärfste eigene Beobachtung, durch die Gutachten der Sachverständigen waren sie gerechtfertigt. Wenn sie ein Vorwurf träfe, wäre es eher der, daß sie zu Anfang vor dem nothwendigen Schlusse, der aus dieser Ueberzeugung entspringen mußte, zurückschreckten, daß sie im festen Glauben an Ramcke's Schuld und voller Zurechnungsfähigkeit, und darin gestützt durch das Zeugniß der Gerichtsärzte, noch zauderten und, erschreckt von der Möglichkeit eines zu begehenden Unrechts, ihre Hände in Pilatuswasser zu waschen suchten. Aber wer mag vor dem Forum der Humanität im 19. Jahrhundert einem Richter dies zum Vorwurf machen?

Ramcke war wahnsinnig; dies unsere Ueberzeugung, die von Laien*), von Beisitzern in dem großen Schwurgericht, welches über jeden abgethanen Criminalfall, der zu solcher Publicität gelangte, in letzter Instanz sein Urtheil fällt. Er mag schon früher an einem intermittirenden Wahnsinn gelitten haben, gibt selbst Graba zu. Wann dieser Wahnsinn seinen Anfang nahm, wer entscheidet es? Denn Grenzen zwischen Gesundheit und Krankheit in diesen psychischen Processen sind so feiner Art, daß

*) Während dieser Theil schon im Druck vorgerückt ist, kommt uns das neueste Werk, welches Ramcke's Proceß hervorruf, in die Hände: „Aerztlicher Beitrag zu dem Criminalprocesse des Mörders J. H. Ramcke aus Halskenbeck. Von Julius Rüppell, Dr., zweitem Arzte an der Irrenanstalt bei Schleswig. Schleswig, 1845. Bruhn." Wir bedauern, dasselbe erst so spät zu Gesicht zu bekommen, und können doch auch nicht umhin, uns zu freuen, daß unsere Laienansicht hier durch das wissenschaftliche Gutachten eines erprüften Arztes unterstützt wird. Statt eines Auszugs aus dem 307 Seiten starken Werke nur das Schlußresultat, welches Herr Rüppell „mit der Entschiedenheit ausspricht, wie sie überhaupt nur die ärztliche Erfahrung und die Gründe der Wissenschaft zu geben vermögen: „daß Ramcke unmittelbar nach dem begangenen Verbrechen in Folge heftiger Gemüthserschütterungen, bei einer von mütterlicher und väterlicher Seite ererbten und angeborenen Disposition zur Seelenstörung, von einer Gemüthskrankheit befallen wurde, die später in eine secundäre Form, in unheilbare Verwirrtheit ausartete." Also unmittelbar nach dem begangenen Verbrechen, wie es auch unsere Ansicht war! Und daß diese Ansicht, die dem Unbefangenen von selbst entgegenspringt, gelehrten und erfahrenen Aerzten, Seelenkundigen, in einer ganzen Facultät entgehen konnte, weil — die andere Ansicht, der Wahnsinn sei simulirt, sich von vorn herein in Fleisch und Blut gefressen hatte! — Eine Warnung an uns Alle, nicht wachsam genug auf unser Urtheil zu sein, wenn es von vorgefaßten Meinungen gelenkt wird. Peter v. Kobbe sollte diese glänzendste Rechtfertigung nicht mehr erleben!

wenigſtens die Organe, mit denen der Richter ſieht, nicht dahin dringen. In ſolchen Zweifelfällen ſollte vielleicht die mildere Meinung den Vorrang behalten und angenommen werden, daß der Wahnſinn bis zur That ſelbſt ſich zurückerſtreckte. Aber was kommt es darauf an? Wenn Ramcke in unſerm Sinne damals wahnſinnig war, ſo war das keine Seelenſtörung, welche die Strafe für Das, was er in dieſem Zuſtande beging, ausſchließt. Die Dämonen, welche ſein Hirn verrückten, umdüſterten ihn nicht ſo, daß er nicht gewußt, was er that; und ebenſo wenig, daß er nicht gewußt, daß es etwas Unrechtes, daß es ein Verbrechen war, auf welches die Strafe folgen muß. Geſtört, aber zurechnungsfähig, als er die That beſchloß, ausführte, ableugnete und bekannte, war er dem Geſetz verfallen. Ein Wahnſinn, der nur vor dem Pſychologen, nicht vor dem Richter zu Recht beſteht. Ein Wahnſinn, der aus der ſündhaften Begier, aus der pſychiſchen Erſchütterung beim Verbrechen ſelbſt, und aus dem thieriſchen Inſtinct, ſich zu retten, entſpringt, darf die Strafe nicht ausſchließen. Dieſem Wahnſinn zu widerſtehen hat jeder freie Menſch die Kraft. Die bürgerliche Geſellſchaft hat das Recht, es von ihm zu fodern, und ſie hat das Recht, und zur Zeit die Pflicht, ihn bis zur Vertilgung dafür zu richten. Als Geſchworene hätte Ramcke's Wahnſinn uns nicht gehindert, ihn für ſchuldig zu erklären, als Richter nicht, ihn zum Tode zu verurtheilen.

Aber die Körnlein Zweifel, welche die Gerichtsärzte zwiſchen ihrem verdammenden Gutachten fallen ließen, irrten die Richter. Wir ſind der Meinung, daß es in der Machtvollkommenheit eines Richters, zumal eines höhern Tribunalcollegiums liegt, nach Anhörung des Berichts der Sachverſtändigen, ſelbſt, aus eigener gewonnener

Ueberzeugung zu entscheiden. Wo die Wissenschaft aufhört, und sie gesteht es selbst, muß die subjective Ueberzeugung des Richters eintreten und die Lücke füllen. Eine schlimme Gewißheit ist besser als eine endlose Ungewißheit. Wäre Ramcke hingerichtet worden, und später wäre doch ermittelt, daß er wahnsinnig gewesen, wäre das allerdings ein Uebel; aber die Justizgeschichte aller Nationen weist ärgere Uebel auf, die man anerkennt und doch nicht vermeiden kann. Wir brauchen nicht bis in die Zeiten der Barbarei zurückzugehen. Im Augenblick, wo ich dieses schreibe, ist Sylvester Jordan freigesprochen worden. Was ist schlimmer, die Hinrichtung eines wirklichen Verbrechers, von dem es herauskommt, daß er wahnsinnig gewesen, oder der jahrelange Kerker eines Unschuldigen, der lonale Weg zur geistigen Tödtung oder zum Wahnsinn? Ramcke selbst, wenn ihm das Licht der Vernunft wiederkäme, würde darauf antworten können.

Die Richter waren nach dem Gutachten des ersten Physicus überzeugt; das des zweiten konnte diese Ueberzeugung nur stärken. Die Möglichkeit, welche dieser durchblitzen ließ, daß er sich doch anders verhalte, brauchte sie nicht zu irren. Das Reich der Möglichkeiten ist unvermeidlich. Waren sie vollkommen bei sich einig, daß der Wahnsinn simulirt sei, so war der unbedingte Befehl zur Execution gerechtfertigt. Das Experiment, die Enthauptung, von den Wahrnehmungen eines Arztes abhängig zu machen, Tod und Leben eines Verurtheilten also in letzter Instanz dem Gewissensspruch eines Nichtrichters zu übergeben, das erscheint uns der richterlichen Würde unangemessen, das nennen wir die Hände waschen in Pilatuswasser.

Nicht der schnell hingerichtete Ramcke hätte die In-

tervention des entrüſteten Humanitätsgefühls erweckt; aber der durch alle mögliche Experimente hingemarterte Ramcke, Experimente, um die Unvollkommenheit unſerer irdiſchen Erkenntniß, unſerer darauf gebauten Einrichtungen recht hell an den Tag zu legen, das hat den Aufſchrei des Menſchlichkeitsgefühls veranlaßt und gerechtfertigt. Die populaire Sprache in der Region, welche ſich nicht zur Schriftſprache erheben darf, hat dafür einen ganz eigenen, bezeichnenden Ausdruck: „markeln". Wie hat man mit ihm gemarkelt, experimentirt! Während das barbariſche Mittelalter mit einem raſchen Streich, auf die Hälfte der Beweiſe hin, ihm den Kopf vom Rumpfe geſchlagen hätte, den Leib verderbend, um die unſterbliche Seele zu retten, hat man hier durch das „Markeln" ſeine Seele verdorben, um den Leib zu erhalten. Die lange Haft, die Ketten, die Eiſenblöcke, der Kerkerdunſt und Staub ſind unzweifelhaft von einem pſychiſch verderblichen Einfluß auf den jungen, kräftigen, arbeitsluſtigen Bauer geweſen. Man ſucht nach einer fixen Idee in ſeinem Wahnſinn. Iſt das keine, daß er immer aufs Feld will, mähen, dreſchen, daß die Sorgen um ſeine Landwirthſchaft, um das Buttergeld und den Kühſchatz ihn beſchäftigen; daß er ſich Alles gefallen laſſen will, nur hinaus aus den engen vier Wänden mit dem Mehlſtaub, ins Freie, zur Arbeit? Noch jetzt will er hinaus und arbeiten. Er klagt über Nichts; nur gebückt ſitzend will er nicht Wolle zupfen.

Wir ſprechen die Gerichte, welche ihn verurtheilten, von aller Schuld frei, wir klagen ſie nicht an, daß ſie der Bedenken ungeachtet, zur Execution ſchritten, wir wollen auch die Klage fallen laſſen, daß ſie dieſelbe vom letzten Gutachten des Arztes abhängig machten; wie es dann eben möglich war, daß nach allen dieſen

Vor- und Zwischenfällen, nach der Intervention, nach dem königlichen Einschreiten, nach dem Kieler Facultätsgutachten, nachdem diese Sache vier Jahre sich verschleppt, nachdem die Presse und das Publicum sich der Sache angenommen, wie es da gerechtfertigt war, daß das Kieler Oberappellationsgericht und die Schleswig-Holstein-Lauenburg'sche Kanzlei sich dahin entscheiden konnte, daß das Begnadigungsgesuch nicht zu unterstützen, sondern da noch die Hinrichtung zu vollziehen sei, das mag in örtlichen Rücksichten seinen Grund finden, wir aber suchen ihn vergeblich, die wir von den Begriffen eines christlichen, civilisirten monarchischen Staates im 19. Jahrhundert geleitet werden, und nicht von dem starr republikanischen Rechtsgefühl eines spartanischen oder römischen Senats.

Der dunkle Volksglaube des Mittelalters, daß ein Delinquent, an dem die Execution verunglückt war, nicht mehr hingerichtet werden dürfe, ist allerdings in die Rechtspraxis nicht mehr übergegangen, aber er lebt noch heute. Wenn man in gläubigen Zeiten darin ein Gottesurtheil erkannte, so erkennt man heute in einer wiederholten Vollziehung der Todesstrafe eine Schärfung der ursprünglich zuerkannten, die sich schwer vor dem Gesetz, noch schwerer vor dem Humanitätsgefühl rechtfertigen lasse. Zudem war ein Zweifel da, ein Zweifel, der durch Jahre gewachsen, den das Publicum aufgegriffen, den das Gutachten der Kieler Facultät nicht beseitigt hatte. In einem solchen zweifelhaften Falle muß die mildere Auslegung obwalten, in einem so außerordentlichen Falle erscheint der Antrag auf Begnadigung dermaßen gerechtfertigt, daß die Gründe, welche die Obergerichte nicht darauf anzutragen bestimmten, die

eben weil sie zu kräftig waren, also mit der Natur harmonirten, wählten wir Oehlenschlägers Correggio. Ich las mit und ohne Pathos, hatte aber nicht Glück wie Herr von Holtei in Berlin; denn keine Dame weinte, was freilich auch daher kam, weil keine Dame zuhörte. Doch versicherte man, mit Vergnügen weiter zu hören und selbst ein bekannter Tonkünstler, Herr Schwarz, gegenwärtig in Götheborg, versicherte, obgleich ich gar nicht musikalisch bin, es klinge doch sehr musikalisch.

Aber es war alles nur Trug, Ueberwindung der innern Seelenangst. Schon eilte eine Gestalt nach der andern zum Bord, endlich unterbrach auch einer der unsern die Vorlesung. Man hielt die Stelle für zu gefährlich und suchte einzeln Unterkommen gegen Kälte und Sprützregen der Wellen. Ich taumelte mit einem jungen Dänen nach einem noch ziemlich trockenen Fleck und wir quälten uns Beide in Französischer Sprache die Nachtheile und Vortheile der Einführung des Römischen Rechts in Dänemark abzuwägen. Es war Todesqual, indem jeder sich und den andern wollte glauben machen, die Sache interessire ihn. Mitten un-

im Holſteiniſchen damals häufiger gewordenen Miſſethaten, dagegen nicht aufkommen.

Der König von Dänemark übte ſein Begnadigungsrecht. Der Oeffentlichkeit, der allgemeinen Stimme gegenüber konnte er nicht anders. Er konnte auch vor ſich ſelbſt nicht anders. Die Begegnung des Flamen Dialis rettete den Verbrecher in der heidniſchen Republik; im chriſtlichen Königthum galt durch das Mittelalter der Glaube, daß die Nähe des Königs Gnade bringend ſei. Iſt dies eine Mythe der Vergangenheit, ſo hatte ſie doch hier durch die Umſtände neue Bedeutung gewonnen. Der ſelbſteigene Wille des Königs hatte die Hinrichtung unterbrochen; unableugbar wäre bei einer nun wirklich erfolgenden Hinrichtung die Strafe, die Qual des Verbrechers verſchärft worden. Der König kann eine zuerkannte Strafe im Wege der Gnade mildern, aber in einem geſetzlichen Staate geht ſeine Machtvollkommenheit nicht ſo weit, ſie auch zu verſchärfen.

So die Aerzte, die Gerichte, der König. Wie handelte Peter von Kobbe? Seine Einmiſchung wird eine „unberufene“ genannt. Vielfache Schriften, Zeitungsartikel und jüngſt die Graba'ſche Schrift haben dieſe Einmiſchung der Privatperſon in einen ernſten Rechtsgang aufs Heftigſte getadelt. Sogar, ihn deshalb in Unterſuchung zu ziehen, wurde in der erſten Zeit gedroht. Kobbe hat ſich bis auf ſeinen letzten Athemzug angreifend dagegen vertheidigt, und das Gerücht ſagt, und ſein Bruder ſchreibt es, daß er an dieſem ſchweren Kampfe geſtorben ſei.

Wir kennen des unglücklichen Mannes Antecedentien nicht, ſo wenig als er uns perſönlich bekannt war. Noch weniger vermögen wir zu entſcheiden, ob andere Motive, wie oft von ſeinen Gegnern inſinuirt wer-

den, als die der Menſchlichkeit, des gekränkten Rechtsgefühls, ihn zu der außerordentlichen, krampfhaften Anſtrengung in dieſer Sache antrieben. Und dennoch ſtanden wir in einer gewiſſen Relation zu ihm, die uns einige Scheu gegen unſer Urtheil einflößen dürfte, wenn es ein abgünſtiges wäre.

Peter von Kobbe hatte es ſich zur Aufgabe geſtellt, das Gedächtniß und die Ehre von den Gerichten verurtheilter Verbrecher zu retten. Eine ehrenvolle Aufgabe, wenn ſie nicht zur Leidenſchaft wird, die wieder in Manie übergehen kann. Nach ſeinen Schriften ſchließen wir auf einen ſanguiniſchen, heftigen, ja ungeſtümen Charakter, vielleicht einen, den eigene, harte Erfahrungen erbittert haben. Er gehörte nicht zur liberalen Partei. Seine erſten Schriften und Ehrenrettungen, weil ſie gegen von Geſchworenengerichten geſprochene Todesurtheile gingen, harmonirten alſo mit der damals loyalen Geſinnung, daß die Jurys eine Ausgeburt des falſchen oder (was damals Daſſelbe bedeutete) franzöſiſchen Freiheitsgeiſtes ſeien. Er ſprach ſich mit ſeiner ganzen Heftigkeit gegen die Ungerechtigkeiten der Geſchworenengerichte aus, ohne, ſoviel uns bekannt, dadurch an äußerer Gunſt, wie manche Andere, zu gewinnen. Er griff das Urtheil der Geſchworenengerichte gegen die Mörder des Fualdes, nach unſerer Anſicht mit Recht und Geſchick an, wogegen wir ſeiner erſten Stimme für Foncks Unſchuld nicht beiſtimmen können. Auch den Tiſchlermeiſter Wendt, ein Proceß, bekannt durch die drei ganz verſchieden lautenden Erkenntniſſe, vertheidigte er, und war daneben ein entſchiedener Gegner der Todesſtrafe, worin wir nicht mit ihm einer Anſicht ſind, ihm aber einräumen müſſen, daß er darin ſelbſtändig ſich über ſeinen Parteiſtandpunkt erhob.

Bei Gelegenheit einer Anzeige der ersten Bände unseres Pitaval, die mit seiner Namensunterschrift im hamburger Correspondenten erschien, zeigte sich eine Voreingenommenheit, die uns in ihm mehr einen Parteimann, als einen unparteiischen Beobachter und Juristen verrieth. Bei Erwähnung der bourbonischen Intrigue in Warschau, um Napoleon als Giftmischer vor Europa zu denunciren, von uns unter dem Namen: „Die vergifteten Mohrrüben" aufgenommen, zeigte sich sein Rettungseifer, indem er kurzab den Verdacht der Anstiftung von der höchsten legitimistischen Umgebung des Hofes auf einige untergeordnete Abenteurer abwies. Wir hatten aus den Acten des Kammergerichts in Berlin geschöpft, unser Mitherausgeber (Dr. J. E. Hitzig) hatte selbst damals in Warschau in dieser Sache gearbeitet. Kobbe's dreiste Behauptung, aus dem Leeren geschöpft und wie wir vermeinen durften, nur aus Parteiinteresse für die begünstigten französischen Legitimisten, mußte, wie sie es verdiente, gerügt und zurückgewiesen werden.

Dies hinderte ihn indeß nicht, sich später an uns zu wenden, um unser Gerechtigkeitsgefühl für eine Sache aufzurufen, die ihm eine heilige geworden. Sagt er doch selbst an einer Stelle, er glaube eher, daß Foncks, Fualdes, Wendts Sache Zweifelgründe zuließe als Ramcke's Unschuld. Auch solcher Glaube ist vor dem Richterstuhl der Humanität zu ehren. Auch wir mußten dies Vertrauen ehren, obwol uns nach Dem, was wir bis da von der Sache wußten, es sehr zweifelhaft war, ob wir Dem, was er von uns erwartete, nachkommen würden, wenn wir Ramcke's Proceß in unserm Pitaval eine Stelle einräumten. Er foderte uns dazu auf, indem er seine neueste Schrift uns ankündigte. Das Unruhige, Gestörte, tief Verletzte sprach sich schon in die-

sem Schreiben betrübend aus. Sein Tod überhebt uns der Verlegenheit, ihm zu sagen, daß wir, mit aller Anerkennung seines Feuereifers, in dem einen, wesentlichen Theil seiner Arbeit, nicht seiner Ansicht sein können.

Kobbe sah den Verbrecher zur Publication seines Urtheils führen, und erkannte in ihm einen Wahnsinnigen. Es kommt uns nicht an auf seine Gründe, ob der irre, lauernde Blick es gewesen, seine Haltung oder die anderweitigen Erkundigungen, die er einzog. Genug, ihn durchdrang die subjective Ueberzeugung, daß er wahnsinnig, demnächst auch, daß er unschuldig sei, und er handelte, wie er gethan, mit dem Eifer, dem rastlosen Ungestüm, der tiefen Aufgeregtheit der Gefühle, welche er bei andern Fällen gezeigt. Er war moralisch in demselben Rechte als die Richter, er handelte nach seinem festen Glauben, und das Entsetzen, daß die Blutschuld eines unschuldig und wahnsinnig hingerichteten Mannes über sein Vaterland kommen könne, trieb ihn zu den außerordentlichen Schritten an. **Er hat Ramcke gerettet**, wenn das Rettung heißt, daß sein Leiden aus einem kurzen Todesstreich in eine lebenslängliche Qual verwandelt ist.

Wer darf Kobbe darum verdammen? Wem bestreitet das Gesetz in einem gesitteten Staate zu thun, was er gethan? Vorausgesetzt — und dieses Glaubens sind wir — daß er aus fester und reiner Ueberzeugung handelte, so erfüllte er die Pflicht, die ihm als Menschen oblag. Daß Tausende ruhiger Bürger nicht so handeln, daß die Maxime: „Jeder fege vor seiner Thür" von der großen Mehrzahl in derartigen Fällen befolgt wird, daß sie sprechen, auch wenn sie von einem schreienden Unrecht überzeugt sind: „Was geht es mich an!" schließt

vor dem moraliſchen Richterſtuhl nicht die Berechtigung aus, in das Rad der Geſchicke einzugreifen, deren Bewegungskraft über der Sphäre des Individuums liegt. Hier trifft nur Den eine Schuld, der, ſeine ſchwachen Kräfte miskennend, täppiſch in das Räderwerk eingreift, ohne etwas auszurichten, als Unordnung, und ſich und Andern dabei unverwindlichen Schaden verurſacht. Dieſer Vorwurf trifft hier nicht zu. Kobbe's exaltirte Kraft reichte in dieſem Falle aus, er hat Ramcke's Schickſal wirklich umgewandt. Wie weit aber dieſe Ueberzeugung mit einem krankhaften Rettungstriebe in ihm verſchwiſtert war, wie weit eine fixe Idee ihn leitete, daß er von Gott berufen ſei, die Ungerechtigkeiten der Gerichte wieder gutzumachen, darüber zu entſcheiden kommt einem irdiſchen Richter ſo wenig zu, als die Aerzte über Ramcke's Wahnſinn ein letztes entſcheidendes Urtheil zu geben im Stande waren.

Die Gerichte in Holſtein waren anderer Meinung. Auch ihnen dürfen wir ihr gekränktes Gefühl nicht verargen, wenn ſie einen Privatmann ſehen ſo ſchonungslos angreifen ihre Handlungsweiſe, die mit den Geſetzen in Einklang geblieben war und, deſſen ſind wir gleichfalls überzeugt, mit ihrem Gewiſſen. Daß hier ein esprit de corps ſich gegen den unberufenen Mann regte, liegt in der menſchlichen Natur; daß der Verdruß über den Sieg Kobbe's und der von ihm angeregten Preſſe ſie zu der ſpätern Hartnäckigkeit, dieſen Proceß in ſpartaniſchem Sinne zu Ende zu bringen, angeſtachelt, und daß ſie um deswillen nicht bereitwillig den Ausweg ergriffen, den das einmalige königliche Einſchreiten und die Zweifel der ärztlichen Gutachten ihnen an die Hand gab, wollen wir nicht glauben, und lieber annehmen, daß der damals in Holſtein ſehr gefährdete Sicherheitszuſtand ſie zu

der letzten harten Strenge antrieb. Wie von ihnen indessen Kobbe's Intervention auch aus einem höhern Standpunkte zu verdammen versucht ist, halten wir uns verpflichtet, unsern Lesern, zur Vervollständigung aller Ansichten über diesen merkwürdigen Proceß, mitzutheilen, ihnen das Urtheil darüber selbst überlassend. Graba sagt in der angeführten Schrift:

„Das Auftreten des Dr. von Kobbe ist, da man andere Motive ihm unterzulegen Bedenken tragen muß, aus der Sentimentalität, aus der schwächlichen Humanität unserer Zeit hervorgegangen, welche alle ihre Sorgfalt und ihre Interessen dem einzelnen gefallenen Individuum zuwendet und dagegen die heiligen Anfoderungen der ewigen Gerechtigkeit gänzlich aus den Augen setzt. Um die wohlverdiente und zum Besten des Gemeinwesens dringend erfoderliche Strafe abzuwenden, begnügt man sich nicht damit, statt Abscheu gegen das Verbrechen, das schwächlichste Mitleid für den Verbrecher anzuregen, ja man wandelt diesen in einen Märtyrer um, dem aller mögliche Glaube zu schenken, aller mögliche Vorschub zu leisten ist, während man kein Bedenken trägt, die gegen den Verbrecher und zwar nicht freiwilliger Weise auftretenden Zeugen auf alle Weise zu verdächtigen. Kobbe's Schrift trägt das unverkennbare Gepräge dieser Zeitrichtung, welche ihre Abneigung und ihr Mißtrauen nicht blos auf die Institutionen, sondern auch auf die mit der Handhabung der verhaßten Strafgewalt beauftragte Behörde ausdehnt und deren Unparteilichkeit auf schmähliche Weise zu verdächtigen sucht. Ihren eigentlichen Stützpunkt findet dieselbe aber in einer Dialektik der Negation, welche sehr wohl geeignet ist, alles Gegebene aufzuheben und alles Bestehende umzustoßen, die aus sich selbst aber noch keine positiven Resultate zu Tage geför-

dert hat, einer Dialektik, die den wirklich versuchten Beweis zu führen geeignet ist, daß ein Napoleon niemals existirt habe, die aber bekanntlich auch noch in viel ernsteren Dingen eine traurige Berühmtheit erworben hat."

Wenn auch Kobbe's Schrift in diesem Falle das angedeutete Gepräge trüge, so dürfte der Schluß nicht richtig sein, daß das denuncirte sentimentale Motiv auch seines gewesen. Ein ganz anderes Moment, eine ironische Nemesis macht sich hier geltend. Als Kobbe zuerst als Vertheidiger der gerichteten oder gemordeten Unschuld auftrat, war der Beweggrund nicht die Sentimentalität, sondern der Parteiwiderwille gegen die Geschworenengerichte. Er ließ sich von einem Modefieber fortreißen, welches wenigstens in dem einen der beiden Fälle des Stoffes genug für seine blinde Verdammungswuth vorfand. Nun er aber einmal im Fieber der Vertheidigungsluft sich befand, griff er zu, wo sich ihm Gegenstände darboten. Da blieben denn auch die alten germanischen, gelehrten und geheimen Gerichte nicht unverschont, und am Schluß seines Lebens kam er dahin, in ihnen so viel Ungerechtigkeit, Voreingenommenheit, Einseitigkeit und Grausamkeit zu erblicken, als er selbst in den von ihm verdammten Schwurgerichten nicht gefunden hatte. Er selbst hat das Facit nicht mehr gezogen, wenigstens es nicht veröffentlicht.

Und zu einem ähnlichen Schlusse kommen auch wir. Graba hofft, daß sein Werk dem gebildeten Europa die Ueberzeugung verschaffen werde, daß die Criminalrechtspflege in Holstein zwar nicht von Gebrechen frei sei, aber mit einer Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit ausgeübt werde, die das Vertrauen zu den Richtern nicht erschüttern läßt, und die sich der Gerechtigkeitspflege aller übrigen Staaten Deutschlands an die Seite zu stellen nicht

scheuen dürfe. Von der Nichtigkeit seiner Actenauszüge überzeugt, sind auch wir der Meinung, daß die holsteinischen Richter in diesem Falle nach Gesetz, Pflicht und Gewissen verfahren sind. Man ist in gewissenhaften Gerichten strenger mit minder schuldigen Verbrechern umgegangen. Aber wer schaudert nicht über dieses gesetzmäßige Verfahren selbst? Wer wirft sich nicht die Frage auf, ob nicht am Ende eine rasche Ungerechtigkeit dieser endlosen, torquirenden, eine Menschenseele zum hellen Wahnsinn marternden Gerechtigkeit vorzuziehen sei? Wer leugnet sich ab, daß ein solches langes Inquisitionsverfahren, um ein Geständniß zu erpressen, in allen Details es aufs Papier zu bringen, und es articulirt wiederholt zu hören, eine neue Folter ist, die an moralischen Schrecken jener physischen der alten barbarischen Marterkammern gleich kommt? Wenn ein Proceß geeignet ist, uns ernste Bedenken gegen den Inquisitionsproceß einzuflößen, ist es dieser, der von gerechten, gebildeten Richtern mit äußerster Gewissenhaftigkeit und Umständlichkeit geführt wurde. „So viel Arbeit um ein Leichentuch" für — einen geständigen Mordbrenner. So viel Kräfte verwandt, nicht um zu zeugen, sondern um zu vernichten. So viel Aufsehen, so viel Actenwust, solche Literatur, Bücher auf Bücher, solcher Aufwand von Gelehrsamkeit, solcher Haß, Aufregung, Feindschaft, vierjährige Mühe, und — noch ein Grab dazu, das des freiwilligen Vertheidigers! — Aber nicht bei diesem Falle allein beschleicht uns die stille Frage, ob denn das ein Fortschritt der Humanität ist, daß, wozu das Mittelalter rasch fertig, Tage brauchte, wir Jahre brauchen, und unser ganzes Resultat unser höchster Trost in diesen Fällen, wo die menschliche Erkenntniß nicht ausreicht, ist, daß wir treu den Formen gefolgt sind, die wir selbst

uns gaben. Wir zählen mit Schauder die Opfer der Juſtizmorde, welche in einer ſpätern Zeit ans Tageslicht kamen, aber die vielen ſtillen Opfer, welche unter dieſen Formen erdrückt wurden, Gerichtete und Richter und die vergeudete Menſchenkraft, gingen unbeachtet und unbeklagt ins Reich der Schatten.

Peter v. Kobbe hat nicht allein Ramcke's Wahnſinn, ſondern auch ſeine Unſchuld behauptet. Wir können kurz darüber hinweggehen; es iſt dies nicht das Moment des Proceſſes, welches ihm ſeine allgemeine Bedeutung verſchafft hat. Kobbe verlor ſich hier in ſeinem Vertheidigungseifer wie ein Liebhaber in der Betrachtung ſeines Lieblingsgegenſtandes. Der Scharfſinn der Phantaſie ebnet alle Ungleichheiten und läßt das Häßliche endlich ſchön werden. Kobbe leugnet faſt Alles, was wir jetzt aus den Acten wiſſen, wobei ihm aber zur Entſchuldigung gereicht, daß er ſie noch nicht in der Vollſtändigkeit, wie jetzt das Publicum, kannte. Ladiges iſt ihm ein völlig blödſinniger Menſch, der Alles ausſagte, was man von ihm wiſſen wollte. Ramcke's Frau iſt durch eine Kartenlegerin zu ihrem Geſtändniſſe verführt worden, übrigens ein abſcheuliches Weib, welches ihren unglücklichen Gatten nicht wiederſehen wollte und kaltherzig den Wunſch ausſprach: der Teufel möge ihn holen. Ramcke ſelbſt hat natürlich nur im Wahnſinn und in der Verzweiflung ſein Geſtändniß abgelegt. Der Richter, der ihm drohte, er ſolle ſitzen bis er ſchwarz werde, hatte durch dieſe Folter ihm das Geſtändniß erpreßt. Ebenſo widerlegte er alle Indicien. Nach ſeiner eigenen Unterſuchung konnten die Wunden der Abſchiederin von keinem Beile herrühren, und endlich beſtritt er ſelbſt das

Motiv der That, indem Ramcke zufrieden auf dem Seinen gelebt, durch den Abschied nicht gedrückt gewesen wäre und die angeblichen Klagen nur von seinen Feinden bezeugt würden.

Wir würden den Dank unserer Leser wenig verdienen, wenn wir ihnen hier noch einmal ein Resumé aller Ermittelungen gäben, nachdem wir den Acteninhalt in möglichster Vollständigkeit bereits mittheilten, und dann alle Zweifelsgründe, die Kobbe aufstellt, nachfolgen ließen. An Widersprüchen, selbst in nicht unwesentlichen Punkten, fehlt es allerdings in den Bekenntnissen nicht, sie lassen sich aber aus der Länge der Zeit erklären, welche zwischen der That und dem Bekenntniß verflossen und vielleicht aus Ramcke's starrem Charakter, welcher, als er gestand, nun auch die That allein auf sich nehmen wollte. Kann noch Jemand an dem Thatbestande des Verbrechens zweifeln, wenn er die ganze Gliederkette des Beweises sich ins Gedächtniß ruft?

Zuerst Ladiges volles Geständniß der eigenen Mitschuld und der Hauptschuld seines Schwagers. Es ist kein Motiv bekannt, welches diesen harmlosen Menschen zur Abgabe einer so furchtbaren Anschuldigung gegen seinen Schwager bewogen haben könnte. Dann das Bekenntniß der Ehefrau. Wenn Bedenken, zuerst um deswillen, weil es fast eine wörtliche Wiederholung der Aussage ihres Bruders war, dann, weil es in gewissen Punkten von der spätern ihres Ehemannes abwich, und vielleicht auch aus der stumpfen, herzlosen Weise, in welcher sie es ablegte, gegen die Wahrhaftigkeit desselben obwalten könnten, so werden sie dadurch beseitigt, daß sie es mehre Male, und freiwillig, wiederholte; daß sie fest dabei verharrte und noch im Zuchthause gegen Graba eine umständliche Erklärung über ihre Theilnahme ab-

ter den Schrecken der Natur wandelte uns die Schlafluft an. Noch einmal suchte ich ein Fleckchen auf der alten Stelle und glaubte zu schlafen, vielleicht zu träumen, als eine fürchterliche Welle von der entgegengesetzten Seite über den hohen Bord hinüberschlug und uns nicht besprützte, sondern mit Meerwasser überdeckte.

Im Moment war alles aufgesprungen. Naß vom Schlage, geworfen vom Sturme, der entsetzlich pfeifend in die Dampfröhren fuhr, geschaukelt mit dem Schiffe, das jetzt mit dem Bogspriet die Wolken berührte, mit dem Steuer versinken wollte, glaubte man im Schlaftaumel es sei im Untergehen. Dazu die dunkle Nacht — es mochte Mitternacht sein — die von dem schwankenden Lichte der Schiffslaterne nur noch schauerlicher erleuchtet wurde.

Alle Gemeinschaft hört von diesem Augenblicke an auf. Man taumelt umher, Viele fallen. Einander suchen — wer noch daran denken kann — ist unmöglich. Rufen wird nicht gehört. Die Seekrankheit bricht in ihrer ganzen Stärke hervor.

Ich habe nie eine schrecklichere Nacht verlebt. Mit unsichern Tritten, matt, wird eine

gab. Drittens Ramcke's eignes, zwei Mal abgegebenes Geſtändniß, trotz der ſonderbaren Aeußerungen und den Spuren ſchon verirrender Gedanken, doch eines, welches den vollſten Stempel der Wahrheit auf der Stirn trägt. Der beliebte Vorwurf, daß der Richter es gemacht, nachdem er abgefragt, was er hören wollen, kann hierauf nicht zutreffen. Der Widerruf, wenn auf ihn noch bei dem Geiſteszuſtande, in welchem er erfolgte, Rückſicht zu nehmen wäre, war durch nichts motivirt, als die Furcht, die alle Todesverbrecher theilen, vor der Todesſtrafe und die Sehnſucht ins Freie zu kommen.

Und dieſe drei Geſtändniſſe werden durch vorangehende und nachfolgende Indicien verſtärkt. Dagegen keine äußern Umſtände, welche ſie in Zweifel ſtellten; kein verſuchtes Alibi; keine Spuren, die auf eine fremde Thäterſchaft leiteten. Ramcke hatte ein vollſtändig erwieſenes Intereſſe am Tode der Abſchiederin. Er hatte oft über den großen Abſchied geklagt. Seine verdächtigen Beſuche und Fragen in der Abſchiedskathe kurz vor der That, bei andern verdächtigen Aeußerungen. Die Kathe ſelbſt war in Brand aufgegangen, unzweifelhaft durch mordbrenneriſche Gewalt, und Niemand konnte es um Vortheils willen gethan haben, da Ramcke allein Vortheil davon hatte. Er und ſeine Frau ſchienen ſchon wach geweſen, als die Abſchiederin klopfte, und der Frau Ausruf, als ſie die blutende Schwiegermutter zu Geſicht bekam: „Jochim, Jochim, thue ihr doch nichts!“ Dann ſein räthſelhafter, unſinniger Schmerz, der ſeiner praktiſchen Natur, ſeiner Thätigkeit ſo wenig entſprach, daß man hier, nicht wie die Richter eine Verſtellung, ſondern die Furien des Gewiſſens deutlich anpochen ſieht. Und endlich, als er wieder zur Beſinnung erwacht iſt, ſein ſeltſames, retardirendes Benehmen, das auch ſo we-

nig zu seinem rasch fertigen Charakter stimmt. Das aufs Dach Klettern, um sich den Blicken zu entziehen, und in einer Thätigkeit sich vor Andern und sich selbst zu verbergen; seine Ohnmacht dort, sein ins Bette Kriechen und seine Aeußerungen gegen die Magd Ellenbrock und den Schwager, der zur Mutter abgeschickt wird, nichts von dem Morde zu erzählen.

Es stimmt Alles, bis auf jene erwähnten Widersprüche, Glied in Glied; die Geständnisse wurden so oft wiederholt, daß, wenn man nicht eigensinnig annehmen will, die Gerichte hätten Falsches in den Protokollen niedergeschrieben, an der vollständigen Ermittelung des Thatbestandes des Verbrechens, sowie der Thäterschaft kein Zweifel übrigbleibt. Nur unter der Annahme, daß Ladiges als vollständig blödsinnig betrachtet würde, und Ramcke schon zur Zeit seines Geständnisses als unzurechnungsfähig, demnächst die ganze Beweiskraft auf dem, unter diesen dreien am bedenklichsten erscheinenden, Geständniß der Ehefrau Ramcke beruhte, könnten für den Richter Zweifel obgewaltet haben, zumal zu einer Zeit, als von den holsteinischen Gerichten der Indicienbeweis zum Endurtheil in Criminalsachen nicht genügend war. Aber Ladiges war nur dumm, Ramcke bekannte, als die Kraft seines Bewußtseins noch volle Herrschaft über den ersten Spuk seines Irrsinns übte, und diese Aussagen und Geständnisse werden in allem Wesentlichen durch die der Ehefrau und die andern ermittelten Indicien getragen und unterstützt.

Der Proceß geht noch weiter.

Kobbe's letzter Schrift, welche er auf Subscription unter dem Titel: „Der Criminalproceß wider den zum

Tode verurtheilten Joachim Hinrich Ramcke und meine Intervention von Dr. Peter v. Kobbe" (Ratzeburg, Freysatzky 1843) herausgab, folgte die „Actenmäßige Darstellung des wider u. s. w. Ramcke „geführten Criminalprocesses" von C. J. Graba." (Kiel, Bünsow 1844), in welcher Kobbe hart angelassen wird. Von oben herab wird mit verletzendem Tone, und nicht ohne persönliche Invectiven, seine „unberufene Einmischung" mehr mit Verächtlichkeit als Entrüstung behandelt. Daß ein Vertheidiger der holsteinischen Gerichte gegen Jemand, welcher dieselben so heftig angegriffen, sich dieser Waffe bediente, ist erklärlich, es darf ihm umsoweniger zum Vorwurf gemacht werden, als Graba kein Pasquill schrieb, sondern ein gründliches, mit überreichen Belegen ausgestattetes Werk. Daß diese Waffen aber ein schon so krankhaft aufgeregtes Gemüth, wie Kobbe's, tödtlich verletzen konnten, ist ebenso erklärlich. Kann aber nicht auch die Macht der Wahrheit mit eingewirkt haben, die traurige Ueberzeugung, daß er in seinem Eifer zu viel behauptet, und nun war das Werk, an das er sein Leben gesetzt, in seinen Fundamenten erschüttert!

Die Zeitungen brachten uns die Nachricht von Peter v. Kobbe's Tode; sie deuteten an, daß das Graba'sche Buch ihn beschleunigt haben könne. Sein Bruder Theodor v. Kobbe sprach es in einem Aufsatze seiner „humoristischen Blätter" (Nr. 42. v. 17. Octbr. 1844) geradezu aus: „Auf meines Bruders Krankenbette lag ein dickes Buch — es hat meinem Bruder den Gnadenstoß gegeben; es hat ihn vollends zu Tode geärgert." — Daß ein liebender Bruder am Sterbebette des geliebten Bruders dessen Sache mit vollem Glauben und voller Begeisterung ergreift und als ein Rächer seiner Manen auftreten will, hat wieder etwas sehr Natürliches. Theodor

v. Kobbe, mit dem wir nur in entferntem brieflichen Verkehr ſtanden, als Humoriſt dem Publicum bekannt, wird uns als ein liebenswürdiger, harmloſer Charakter geſchildert. Um die Lanze gegen die Ungerechtigkeiten der Welt, wie es ſein Bruder gethan, zu ſchwingen, ſcheint ihm der lange Athem des Zorns abgegangen zu ſein. Mögen wir es ſeiner Pietät, dem erſten Schmerze zu gut halten, daß er die Lanze gegen die Turniergeſetze auf den Mann einlegte, den er den Mörder ſeines Bruders ſchalt. In dem gedachten Aufſatze wirft er dem Juſtizrath Graba irgend eine neckiſche Knabenſünde vor, welche die Unwahrhaftigkeit des Mannes, des Beamten, des Richters motiviren ſoll! Die Sache ſpricht für ſich ſelbſt, leider gegen einen edlen Todten! Rechnen wir es auch ſeiner Pietät zu gute, wenn er ſeinen Bruder „einen großen, unüberwindlichen Todten" nennt, an deſſen Seite er für Ramcke's Sache ferner in den Kampf zu treten denke, und „hoffentlich mit der deutſchen Juriſtenwelt, wenn deren Blut nicht Dinte, und deren Haar nicht Perücke geworden."

In dieſer Aufregung ſchickte er uns jenen Aufſatz mit der Bitte: „den Mord ſeines Bruders im neuen Pitaval zu rächen, und namentlich auf eine neue Unterſuchung in dem Ramcke'ſchen Proceß zu dringen." „Ramcke's Wahnſinn," ſagt er, „hat mein hochherziger Bruder erwieſen; ich glaube auch mit ihm an Ramcke's Unſchuld, namentlich ſeitdem ich die Wunden der Abſchiederin geſehn habe. Durch die Erfüllung meiner Bitte werden Sie ſich den Segen des großen Hingeopferten und den Dank ſeiner mit Begeiſterung an ihm hängenden Familie verdienen."

Es hat etwas Wehmüthiges um die Bitte eines Todten, um ſo mehr, wenn man ſie nicht erfüllen kann.

Der böſe Scherz in jenem Aufſatz: „Ich bin auf

dem beſten Wege, mich auch darüber todt zu ärgern, wie mein theurer Bruder", iſt ſchnell in Erfüllung gegangen.

Der Vertheidiger ſtarb an gebrochenem Herzen, ſein Bruder folgte ihm ins Grab, in unbefriedigtem Durſt, des Bruders Werk zu vollenden. Auch der Arzt, welcher das erſte Gutachten abgab, Dr. Stalbom, iſt todt. Wie manche Grabeshügel mögen ſich noch über andere dramatis personae, die in dieſem langen Trauerſpiele ihre beſten Kräfte daran ſetzten, wölben, während der, um welchen alles Dies geſchah, ſein ſeelenloſes Schattenleben im Zuchthauſe von Glückſtadt, vielleicht noch ein Menſchenalter hindurch, fortführt. Hector und Achill und Ajax waren gefallen, die Edelſten und Beſten ſchlummerten unter den Trümmern der zerſtörten Stadt, aber die alternde Helena ward nach Hellas zurückgebracht, und auch Therſites lebte. Dieſe alte Mythe kommt uns bei manchem berühmten Criminalfall, den wir erzählten, unwillkürlich in den Sinn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von J. N. Wendland in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Achter Theil.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung

der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben

von

Criminaldirector Dr. J. E. Hitzig

und

Dr. W. Häring (W. Alexis).

Achter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bank dicht am Bord erreicht, oberhalb welcher ein Boot hängt. Es giebt wenigstens einen Punkt, an den sich der schwache Körper halten kann, um nicht den äußern und innern Stürmen zu erliegen. Neben mir eine Reihe Leidensgenossen, deren keiner den andern erkennt. Kaum Mittheilung durch Lallen. Fehlte doch den Meisten die Kraft bis zum Bord sich zu bewegen. Für einen Dritten, der kein Theilnehmer der Leiden wäre, müßte es ein lächerliches Schauspiel sein, wie in diesen Momenten alles was Delicatesse heißt, aufhört. Man sieht sich in Situationen, an die sonst nur zu erinnern gegen den Anstand wäre, Damen und Herren, allenfalls Liebende. Sobald das lächerlich schreckliche Uebel vorüber ist, scheint auch Vergessenheit eingetreten, und die Formen der guten Gesellschaft herrschen wieder vor, als wäre nichts vorgefallen, was sie im geringsten hätte stören können.

Nie habe ich sehnsüchtiger dem Tage entgegen geblickt. Durchnäßt von dem unaufhörlichen Wellenregen, fürchtete ich die Kraft zu verlieren, mich an dem Boote festzuhalten. Die sich unten in die Kajüte geflüchtet, hatten noch ärgere Scenen zu bestehen. Aber die Nacht dau-

Inhalt des achten Theiles.

Seite

Cagliostro (17.. — 1785 — 1791) 1

Die Halsbandgeschichte (1785 — 1786) 192

Der Sohn des Herrn von Caille (1699 — 1712) . . 297

John Sheppard (1724) 381

Louis Mandrin (1755) 410

Antoine Mingrat (1822) 441

Cagliostro.

17..—1785—1791.

Der Wundermann Cagliostro, der kühnste Abenteurer, der merkwürdigste Betrüger seines Jahrhunderts, ist noch heut von einem Dunkel umhüllt, welches die reiche Literatur, die seine Erscheinung in allen Sprachen hervorrief, nicht zu lichten vermochte. Am wenigsten ist es geschehen durch die Publication der Acten des gegen ihn vor der Inquisition zu Rom geführten Processes, wenn man dieser frommen Relation Dessen, was Rom dem Publicum sagen und was es verschweigen wollte, den Namen der Acten gönnen will. Wir erfahren daraus, was Cagliostro über sein Leben und die Gaunerstreiche, die er in den früheren Jahren seines Umherstreifens durch allerlei Länder verübt, bekannt haben soll; aber auch dies nur vermittelt durch die Feder des Referenten. Blicke in den psychischen Proceß des wunderbaren Mannes, der nach seinem Erfolge mehr gewesen sein muß, als die Relation ihm läßt, werden uns gar nicht gewährt, oder sie kommen nur verstohlen zwischen den Zeilen zum Vorschein. Auch über seine spätern Thaten, welche in die Geschichte hineinspielen, ja eine weltdiplomatische Bedeutung

gewonnen haben, geben uns die Berichte der Zeitgenossen, selbst die während der Zeit der allgemeinen Aufregung, des Taumels von Bewunderung, den er erregt, gedruckten, zum Theil wahrscheinlichere, umfassendere und tiefer eingehende Nachrichten als die römischen Acten, die doch aus dem vollsten Geständniß des Sünders schöpften. Jene lassen uns den Causalzusammenhang wenigstens errathen, während die römische Untersuchung vorzugsweise nur darauf gerichtet war, den Ketzer in ihm zu entdecken.

Diese Arbeit hatte allerdings ihren Zweck. Denn während die welthistorische Erscheinung des Grafen Cagliostro, seine unglaublichen und doch wirklichen Wunder — was ist wunderbarer, wenn er Gold zu machen verstanden, oder daß ein hergelaufener sicilianischer Abenteurer die halbe Welt im philosophischen neunzehnten Jahrhundert ihn als Halbgott anzubeten zwang — während seine Erscheinung, sagen wir, nach dem Urtheil der Verständigen unmöglich isolirt dastehen konnte, und Einige ihn zum Emissair einer jacobinischen Propaganda, Andere, und die Mehrzahl, zum Emissair des Jesuitismus stempelten, war es Aufgabe der römischen Untersuchung, diese letztere Annahme zu widerlegen. Darauf ging die Untersuchung, zu diesem Zwecke wurde gegen alle Gewohnheit der Actenauszug publicirt. Nicht zur vollen Befriedigung der Zeitgenossen, denn das mönchische Gewand war zu faltenreich über die Relation gehangen. Man wollte die Absicht und nicht die Wahrheit sehen, und im großen Publicum blieb der Glaube, den die Gelehrten theilten, daß Cagliostro, trotz der Enthüllung seiner Thaten, ursprünglich im Interesse des ultra-montanischen Princips die Welt durchzogen, und erst dann von seinen eigenen Machtgebern gefangen, desavouirt, unschädlich

gemacht und gerichtet worden, als man ihn nicht mehr brauchen wollte, und durch ihn compromittirt zu werden fürchtete.

Jene Zeit ist vorüber, wo man in jeder geistigen Bewegung Jesuiteneinfluß witterte. Aber obgleich eine andere Zeit gekommen, wo dieser Einfluß aus der Vision zur Thatsache wurde, wo der gefürchtete Orden nicht mehr unsichtbar umherschleicht, wo wir sein rastloses Wirken und Treiben deutlich vor Augen sehen, er verlorene Reiche wieder erobert, mit consequentem Muthe seinen Feinden Schritt für Schritt den Kampfplatz abgewinnt, weder erschreckend vor dem Licht der Oeffentlichkeit, vor der Macht der Presse, vor dem allgemeinen Abscheu, noch vor den Strömen Blutes, die um ihn jetzt in den Thälern der Alpen fließen, — auch in diesem Augenblick vermögen wir uns nicht zu überreden, daß jene Männer in ihrer Befürchtung Recht hatten. Wenigstens die uns vorliegenden Zeugnisse sprechen, sorgfältiger geprüft, nicht für ihre Vermuthung. Die Jesuiten pflegen ihre Werkzeuge gut auszuwählen; sie geben ihnen andere Anweisungen, auf ein stilles, heimliches Wirken. Und wenn sie in Cagliostro sich vergriffen hätten, was möglich wäre, in ihm ein Werkzeug aufstellend, das in die laute Markttrompete stieß und die Künste des Gauklers mit einem nie dagewesenen Eclat betrieb, statt in der Heimlichkeit die Gemüther für ihr Reich zu bearbeiten, so hätten sie dies große Versehen schneller wieder gut gemacht. Ihrem scharfen Blicke und feinem Takte wäre es nicht entgangen, daß dieses Mittel auf die Dauer nicht wirken konnte, daß die Larve abfallen mußte, daß sie bei diesem Spiele nichts zu gewinnen, aber Alles zu verlieren hatten. Sie würden Mittel gefunden haben, ihn schon früher unschädlich zu machen, ehe er freiwillig nach

Rom ging. Auch deutet durchaus nichts Positives in den ermittelten Thatsachen auf eine Verbindung Cagliostro's mit katholischen Geistlichen, und die ganze Vermuthung ist nur darauf gebaut, daß er über ungeheure Mittel disponirte und mystischen Unsinn zu einer Zeit vortrug, wo alles schwärmerische Treiben, was den Vernunftglauben verdunkeln konnte, für Jesuiterei galt. Wir werden aber sehen, daß jene Mittel ihm gegen das Ende seiner Wirksamkeit ausgingen und, wenn wir uns mit seinen theosophischen Systemen näher bekannt machen, uns überzeugen, daß es dies wenigstens nicht ist, was er im Auftrage der Jesuiten der Welt aufband.

Freilich ist damit der positive Gegenbeweis nicht geführt, eine Möglichkeit bleibt immer vorhanden, daß er kein isolirtes Meteor war, sondern ein Wandelstern in einem größern Systeme, höheren Intriguanten dienend, welche sich geschickt verborgen zu halten wußten. Möglich ist es, aber wahrscheinlich nicht. So wenig als dies jemals wird aufgeklärt werden — ein Zufall müßte denn die Archive der Inquisition eröffnen; und selbst dann bleibt es zweifelhaft — läßt sich eine genaue Darstellung selbst nur von dem thatsächlichen Zusammenhange seines Wirkens geben. Denn auch in dem historischen Theile des Berichtes springt der Referent in nicht genauer chronologischer Ordnung rasch von einem Punkt zum andern, oft Thatsachen ganz übergehend, oder doch nur flüchtig berührend, über die und deren Bedeutsamkeit wir von anderer Seite die officiellsten Belege besitzen, während er bei minder wichtigen Momenten desto länger verweilt; immer mit der Absicht, den Verbrecher in seiner allerabscheulichsten Gestalt dadurch der Welt darzustellen, daß er vorgebe, ein guter Katholik zu sein, und es doch nicht wäre. Ihm ist es weit mehr darum zu thun, der Welt

zu beweisen, daß die Freimaurer sie betrügen, als daß und wie Cagliostro die Freimaurer betrogen hat.

Wenn das Fundament eines Criminalprocesses, die actenmäßige Wahrheit, fehlt, warum, könnte an uns die Frage gestellt werden, doch einen solchen Fall für den Pitaval auswählen? Wir glauben schon öfters darauf geantwortet zu haben, daß jede in der Sittengeschichte einer Zeit bedeutende Erscheinung hier ein Recht zur Aufnahme hat, auch wenn der Proceß selbst, durch welche sie ihr formelles Anrecht darauf gewinnt, an und für sich nicht das Hauptinteresse darböte. Dieser große Betrüger oder Schwärmer ist aber eine Erscheinung, die, wie vom Historiker so vom Criminalisten ernst ins Auge gefaßt zu werden verdiente, selbst dann, wenn wir gar keine über ihn geschriebene Acten besäßen. Sein Proceß ward vor den Augen von Europa geführt, welches der staunende Zeuge seiner Thaten war. Aus der Bewunderung, die an Wahnsinn grenzte, ward eine öffentliche große Anklage, und eine Verurtheilung, wo wieder die ganze gebildete Welt als Jury saß. Während in der Zeit der Bewunderung keine misgünstige Stimme sich erheben durfte, ohne das Stirnerunzeln und durchbohrende Blicke der Enthusiasten zu fürchten, war der Umschlag in der öffentlichen Meinung nun so stark, daß seine beredtesten Wortführer verstummen mußten, und so Mancher, der des Lobes nicht genug gewußt, gern, was er vorhin zum Preise des göttlichen Cagliostro gesprochen, wieder verschluckt und der Vergessenheit übergeben hätte. Kein Gericht hat das Resumé dieses Processes gegeben, die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts erwähnt seiner nur beiläufig, Aufforderung genug an uns, zu versuchen, die Erscheinung Cagliostro's und seine Handlungen, den Thatbestand seines Verbrechens, seine Motive und die

Verbindung, welche beide mit der äußern und innern Geschichte der Zeit haben, im Zusammenhang darzustellen.

Oder will man die Bedeutung eines Mannes ableugnen, den unser größter Dichter zum Gegenstande eines Dramas für werth hält, dessen Jugendgeschichte er beschrieben, dessen Stammbaum er sogar mit ängstlicher Sorgfalt festzustellen bemüht war, ein Gaukler, den eine Katharina II. für so wichtig und einflußreich erachtete, daß sie auf ihrem Throne nicht eines, sondern drei Lustspiele über ihn schrieb, um die bethörte Welt zu enttäuschen. Ein Proteus, der, nachdem er als Wunderdoctor, Gelegenheitsmacher und Goldmacher aufgetreten, erkannt, verfolgt war, mit unerhörter Dreistigkeit, statt zu verschwinden, in immer höhere Kreise seine Thätigkeit verlegte. Der als Reformator des Freimaurerordens auftrat, die Logen desselben durch Vorschützung einer albernen Fabel sich dienstbar machte, Millionen, sagt er, Tausende behaupten seine Zeitgenossen, aber seien es auch nur Hunderte gewesen von Eingeweihten, so von seinen neuen Mysterien zu berauschen wußte, daß sie auf ihren Knieen vor ihm lagen, ihn anbeteten, ihn den Göttlichen nannten, an seine Worte wie Orakel glaubten — und es waren nicht die Schlechtesten ihrer Zeit. Ein Proteus, der seinen Jüngern ewiges Leben versprach, Wanderung durch die Sphärenwelt, sich selbst zu einem Heiland erhebend, der im Triumphzuge als Beglücker der Menschheit Europa durchreiste, in Kurland vom Adel auf den Händen getragen, an der Stufe der höchsten Ehre stand, in Strasburg die Edelsten bethörte, sich anbetend vor ihm hinzustrecken, in Paris halb Frankreich eroberte als ein neuer Modegott, Geister aus ihrem Grabe rief und mit den Menschen umgehen ließ, der hier, verwickelt in die verhängnißvolle Halsbandgeschichte, mit zu den Geschicken

wirkte, welche Frankreich und Europa umgestalteten. Der wieder entlassen, kaum noch verachtet und bespöttelt, jetzt aufs Neue der Abgott der Modewelt wurde, von London aus der französischen Nation ihre Revolution voraussagen konnte, und endlich, nachdem sein Glückssternschen zu verlöschen anfing, denuncirt von allen Seiten, verfolgt, umherirrend, doch der päpstlichen Macht noch so wichtig erschien, daß sie, einen Proceß gegen ihn instruirend, vor seinen Einflüssen besorgt blieb, und sich endlich bewogen fand, ein unerhörter Fall, vor Europa durch Publication dieses Processes ihr Verfahren zu rechtfertigen! Rom mußte ihn richten, den Weltverbrecher, den eine Katharin von Rußland nur durch Spott zu bekämpfen für angemessen fand, der den Gerichtshöfen der civilisirten Länder trotzig die Stirn bot, und selbst mit Triumph aus den Kerkern der Bastille hervorgegangen war. Dies, dünkt mich, ist das Siegel, aufgedrückt der Bedeutung eines Betrügers, der zu einer Höhe hinanklimmte, wie noch kein Abenteurer vor ihm.

Cagliostro war ein Betrüger. Dies steht als Factum fest durch die übereinstimmenden Zeugnisse so vieler glaubwürdiger Zeitgenossen, durch die Thatsache und den Ausgang seines Lebens selbst. Es wird bekräftigt durch seine eigenen Geständnisse, wenn wir dieselben, wegen der unlautern Actenquelle, aus denen sie uns zukommen, auch auf das Minimum der Glaubwürdigkeit zurücksetzen. Es ist ferner für uns wahrscheinlich, aber nicht zur unumstößlichen Wahrheit erhoben, daß er ein Betrüger auf eigene Hand war, und nicht im Dienste irgend einer Propaganda. Nur die Möglichkeit bleibt, daß er geheime Verbindungen hatte, die ihn als Werkzeug brauchten, welches sie wieder fallen ließen, als es, gegen ihre Plane und Zwecke, auf eigene Gefahr und auf eigenen

Vortheil hin arbeitete. Aber endlich ist die Frage noch nicht entschieden, ob er durch seine ganze Lebenszeit nur ein Betrüger war, der von Eitelkeit getrieben, nur zeitliche Vortheile im Auge hatte, Ehre, Geld und Vergnügen, oder ob er sich dermaßen in seine Rolle hineinvertieft hatte, daß er zuletzt selbst daran glaubte und aus einem baaren Betrüger ein phantastischer Schwärmer wurde?

Die urtheilsfähigen Zeitgenossen sprechen für jene Annahme. Sie erblicken in Cagliostro nur einen Gauner, der die Leute prellte, und das mit vollem Bewußtsein. Sein ganzer kunstvoller mystischer Mechanismus sei nur zu dieser Absicht von ihm erfunden, und wenn er ihn immer weiter fort- und ausbaute, sei es nur geschehen, um immer wieder neue Eroberungen in den Geldbeuteln neuer Opfer zu bewerkstelligen. Dies aber spräche gegen alle Erfahrungen. Ein so lange fortgesetztes Täuschungssystem wird am Ende zur Selbsttäuschung. Wo das Glück so wunderbar den Betrüger begünstigt, erweckt es in ihm den Glauben an das Glück, und der Aberglaube, mit dem Jemand so lange als einem Instrument gespielt hat, rächt sich, indem er Herr wird über seinen Meister und ihn selbst beherrscht. Ohne alle Inspiration, ohne Selbstlüge, ist es psychologisch schwer zu denken, wenigstens noch nicht vorgekommen, daß ein Gaukler durch so lange Jahre und vor so vielen Zeugen seine Rolle in der Art durchgeführt haben sollte. So oft entdeckt, dem Publicum als Betrüger denuncirt, mit furchtbaren Rückerinnerungen, die, wenn sie an die Oeffentlichkeit kamen, ihn vernichten mußten, bot er den Stürmen doch unerschütterlich eine trotzige Stirn. Das war nur möglich durch einen ebenso unerschütterlichen Glauben an seine Unfehlbarkeit, und dieser Glaube ist von einer Inspira-

erte ewig, und der Sturm heulte, und die See ging hoch. Eine Nacht für einen Byron, aber ich zweifle, daß auch diesem die Kraft geblieben wäre. Nur der Capitain ging ruhig im Schifferkittel, den breiten Hut auf dem Kopfe, über die schwankenden Bretter, und schaute hinaus nach den Feuerthürmen auf Jütlands Inseln oder den noch ferneren an Schwedens Küsten. Traurige Zeichen, denn das Schiff bewegte sich nicht von der Stelle. Aber war es nicht schon der Sieg des menschlichen Geistes über die empörte Natur, daß die ungeheure Maschine im Meere gegen den starren Willen des Elementes ungestört fortarbeitete?

In derselben Nacht wurde von demselben Sturme die Russische Flotte die gen Navarino segelte, nach Kopenhagen zurückgetrieben. Sie begegnete uns ohne daß wir es wußten. Vielleicht daß wir mitten durch ihre zerstreuten Fregatten fuhren.

Das erste was ich fühlte, als das Morgengrauen die hohe silbern schimmernde See mir zeigte, war ein Glas Wasser, das ein gutmüthig Norwegisches Gesicht mir an die Lippen reichte. Verstand doch die entsetzliche Qual nicht in dem

tion, von einer Schwärmerei schwer zu trennen. Unter allen Wundern in Cagliostro's Geschichte ist das eben das Wunderbarste, daß er so oft denuncirt, entlarvt, vernichtet vor dem Publicum wird, und doch von Neuem in neuem strahlenden Glanze wieder auf der großen Schaubühne auftritt. Selbst vor den Schranken der Inquisition gab er den Muth, die Hoffnung noch nicht ganz auf. Er träumte von einer Möglichkeit, daß seine zahlreichen Freunde ihn befreien, daß Europa, daß wenigstens Frankreich, welches eben seine Fesseln gebrochen, sich seiner annehmen könne. Diese Elasticität des Muthes wäre bei einem gewöhnlichen Betrüger etwas Außergewöhnliches; sie spricht von einem Wahn, welcher ihn selbst benommen hat. Aber, wir wiederholen es, positive Zeugnisse für diesen Wahn, für das Dasein dieses Selbstbetruges fehlen. Die Zeugen, welche auftreten, erklären ihn, die Rationalisten der Zeit, für einen gemeinen Betrüger, die Schwärmer für einen Gottmenschen. Dazwischen hat sich keine unparteiische Stimme ihrer Zeit erhoben. Wäre er in die Hände von Richtern von umfassenderer Bildung gefallen, so würde das Räthsel gelöst sein. Die römischen Inquisitoren fanden nur, was sie finden wollten, das Uebrige kümmerte sie nicht. Und doch sind es gerade ihre Referate allein, welche jener psychologischen Annahme einigermaßen einen positiven Stützpunkt bieten. Die Psyche des Menschen war ihnen gleichgültig, wenn sie ihn nur als Abtrünnigen, Ketzer, Gotteslästerer erklären konnten. Aber er lästerte Gott, indem er sich selbst für etwas ihm näher Stehendes als die übrigen Geschöpfe ausgab. Dies wagte er vor solchen Richtern zwar nicht offen zu thun — es wäre augenblicklich seine Verdammung gewesen; — aber aus der erzwungenen Zurückhaltung zückt doch dann und wann

ein leuchtender Blitz hervor, der uns in die Seelenwerkstätte des Unseligen einen Blick thun läßt. Er war Betrüger von Anbeginn, und war es geblieben auch als er die Schwärmerrolle durchführte, aber von den heraufbeschworenen dämonischen Gaukelbildern glüht seine Stirn doch fieberhaft, die Eitelkeit ruft ihm ins Gedächtniß, was er vor der Welt gewesen, und selbst vor diesen Richtern erhebt er sich in Momenten in dem Selbstgefühl seiner Würde, die ihm zur Mission geworden. Er tobt und rast, daß man ihm nicht glaubt, daß man ihn verkennt. Er erduldet Schmerzen, die kein gemeiner Gaukler empfunden hätte. Die Inquisitoren sagen uns nichts von diesen Schmerzen, aber in ihrer ungeschickten Arbeit rufen sie durch die Zeilen heraus um unsere Theilnahme.

Wir sprechen nur eine Hypothese aus; unsern Lesern bleibt es überlassen, nach dem Thatsächlichen, was wir mittheilen können, selbst ihr Urtheil sich zu bilden. Noch weniger aber sind wir im Stande, zur Beantwortung der damit zusammenhängenden Frage, welcher Mittel Cagliostro sich bei seinen Operationen bediente, etwas Entscheidendes vorzubringen. Keine seiner Geistercitationen, seiner durch die Waisen bewirkten Visionen und Verzückungen kam nach dem Vorfall zu einer gerichtlichen Prüfung. Ueber das Thatsächliche selbst wissen wir nur durch Vermittelung Anderer oder erst spät durch seine Geständnisse zu Protokoll. Wo also die Berichte über das Geschehene und Vernommene selbst aller Bestimmtheit und Genauigkeit entbehren, wird es unmöglich, zu entscheiden, ob auch hier ein offenbarer Betrug obwaltete, oder ob Cagliostro durch Anwendung magnetischer Manipulationen und anderer Nervenaffecte eine Clairvoyance hervorbrachte.

Sei er nun ein gewöhnlicher Betrüger oder durch das

fortgesetzte Gaukelspiel ein Phantast geworden, der an sich selbst und eine höhere Mission glaubt, so drängt sich uns in beiden Fällen die Frage auf, wie es möglich war, daß Cagliostro im achtzehnten Jahrhundert dieses freche Gaukelspiel und mit diesem wunderbaren, lange dauernden Erfolge treiben konnte? Eine Frage, die Einigen vielleicht hier zu früh aufgeworfen scheint, aber Begebenheiten und Betrachtungen werden sich in der Geschichtserzählung so drängen, wir werden vollauf beschäftigt sein, das historisch Erwiesene von der Fabel zu scheiden, ohne es doch ganz zu können, daß wir lieber diese allgemeinen Betrachtungen hier voraufschicken, um uns später nicht damit zu unterbrechen. — Ein Cagliostro heut, in dieser Gestalt, mit dieser Proteusnatur, mit diesen Zwecken und dieser Wirkung wäre unmöglich. Nicht daß ein kühner Betrüger nicht abermals wagen sollte, die Leichtgläubigkeit der Menge auszubeuten; ist die Schwärmerei, der Mysticismus aus der Mode, so ist irgend ein anderer Wahn in der Mode, deren sich ein Abenteurer bemächtigen kann. Auch schützt unser skeptisch kritischer Sinn uns nicht davor; auch damals war ein kritisches Jahrhundert. Aber ein gleicher Erfolg ist seit der Herrschaft der Presse, seit der Verbreitung der Zeitungen unmöglich. Sie existirten zwar schon, aber nur als Austräger von Hof- und Staatsactionen, als Zuträger von Gerüchten. Was man auch gegen die Lügenhaftigkeit unserer Zeitungen vorbringe, als Totalität sind sie der treue Reflex der Zeit und ihrer Bestrebungen. Wir können aus ihnen, wenn wir nur zu lesen verstehen, die volle Wahrheit des Geschehenen herauslesen, und kein von ihnen entlarvter Betrüger kann sich, bei ihrer schnellen Verbreitung durch alle Länder, vor der Entdeckung schützen. Die Lüge und die Wahrheit sind durch

sie Gemeingut aller Nationen geworden, und wie der Held, der Künstler, der Erfinder, an einem Ort gelebt und anerkannt, es durch ihre Vermittelung durch die ganze Welt ist, so ist dem Verbrecher durch sie ein Steckbrief geschrieben, der seine eiligste Flucht übereilt, und selbst oft jenseits des atlantischen Meeres vor ihm eintrifft. So sind die Lügen, welche die Zeitungen brauen, ein kleines Uebel, welches sie selbst wieder ausgleichen, im Vergleich zu der durch sie liquide gemachten Wahrheit, die, wenn nicht vor dem Betrug bewahrt, doch die Schuld auf Den zurückschiebt, welcher sich doch betrügen läßt.

Cagliostro war von der Mode der Zeit getragen. Was heute unmöglich wäre, war damals eben erst geschehen. Die Epoche der berühmten politischen Abenteurer war kaum vorüber, jener Männer, die mit Nichts anfangend, durch kecke Behauptungen und unverschämte Miene, oft mit ebenso geringen Kenntnissen als Mitteln, die Schwächen und Grillen der Fürsten und die Strömungen der Volksneigung benutzend, sich zu einer Höhe und einem Einfluß emporarbeiteten, auf die ihr Genius und ihre Talente keinen Anspruch hatten. Die allgemeine Stimmung, wenn man von einer solchen damals reden darf, war ihnen nicht abhold. Wo alle Volksfreiheiten aufgehört hatten, jede Spur eines öffentlichen Lebens verschwunden war, der Bürger gelehrt wurde, daß er seine Pflichten am besten erfülle, wenn er gar keinen Antheil nehme an Dem, was über seiner häuslichen Sphäre vorgeht, wo also alle Berechtigungen dafür aufgehört hatten, verlangte doch die Kannegießerei ihre ewigen Rechte. Wo ihr das Organische verschlossen blieb, hielt sie sich mit desto größerem Eifer an das Desorganische, und verfolgte die Kometenbahnen, während ihr das Sonnensy-

stem gleichgültig und verborgen war. Die welterschütternden Bewegungen, welche sich vorbereiteten, um von jenseits des atlantischen Meeres anhebend, in Frankreich die alte Zeit umzugestalten, waren für sie Dinge „draußen fern in der Türkei" ohne Einfluß auf ihr ferneres Wohlergehen. Ein schottischer Schwindler dagegen, der Papier in Gold verwandelte, ein Renegat, der in den Barbareskenstaaten in Proteusgestalt spukte, ein westphälischer Edelmann, der in Corsica eine Königsrolle spielte, ein deutscher Arzt, der Dänemark reformirte, waren weit wichtigere Gegenstände für die Aufmerksamkeit; nicht um der Sache, um des Zweckes willen, sondern um des Wunderbaren, welches sich an die Person dieser kühnen Abenteurer knüpfte.

Die rationalistische Zeitrichtung suchte alles Wunderbare und Geheimnißvolle auszumerzen. Der Trieb, der in der menschlichen Natur da ist, rächte sich. Waren ihm die naturgemäßen Wege verschlossen, so suchte er verbotene; er trat spukhaft, gespensterhaft heraus. Das philosophische Jahrhundert war auch das Jahrhundert der Schwärmer. Wo die Aufklärer den nach Mysterien dürstenden Seelen mit einem Mal Alles nahmen, was ihnen Befriedigung gewähren konnte, und in so trocken nüchterner Art, daß die Menschenseele umsonst nach einem labenden Quell in der großen sonneversengten Wüste sich umschaute, griffen sie nach jedem Schatten und Dunst, um Erquickung zu finden. Zur Schar der verspotteten Gläubigen gesellten sich auch wol die Spötter selbst; die den Gott über der Natur sich weadisputirt, kehrten entnervt, blasirt, zum albernsten Götzendienste zurück, um doch irgendwo einen Halt zu finden. Es wird eine lehrreiche Geschichte werden, die Geschichte der religiösen Strömungen und Rückströmungen dieses

Jahrhunderts; die von dem Entstehen und Aufblühen des ersten Pietismus im Gegensatz zu der trockenen orthodoxen Gottesgelahrtheit der erstarrten protestantischen Theologie, bis zum Kampfe der romantischen Schule gegen die nicolaitische Aufklärung; einer Schule, die im spielerischen Uebermuthe den vergessenen Wunderglauben wieder ins Leben rufen wollte, um frei zu werden von den dürren Bannformeln des Rationalismus, und dabei unvermerkt sich in neue Bande verstrickte. Ueberall krankhafte Bestrebungen, frei zu werden von dem Geltenden, um sich muthwillig in neue Fesseln zu stürzen. Die geheime Bündnerei spukte in jedem Kreise, von ihr hoffte man Erlösung für weltliche und geistige Uebel; von ihr die Offenbarungen, die man in der Natur und in den offen im Sonnenlicht und vor den Augen der Völker entstandenen Religionen, mit den blöd gewordenen Augen nicht erkennen wollte. Die sich eben emancipirt hatten, unterwarfen sich hier unbekannten Obern, und, um der Freiheit willen, schwuren sie unbedingten Gehorsam einem Willen, den sie nicht kannten. Dem Jesuitenbunde schrieb man, mit Recht oder Unrecht, das Unheil der Welt zu; man glaubte es nur durch neue Bündnerei heilen zu können. Alle gesunde und ungesunde Richtungen der Zeit konnten nur durch geheime Orden wirken. Lauter complicirte Systeme, mit einem wunderbaren Nimbus umgeben, prächtig in der Einbildungskraft, fertig auf dem Papier, und ohne andere Mängel als die lebendige Wahrheit. Nicht auf dem religiösen und politischen Gebiet allein mußte Bündnerei sein, Illuminaten und Rosenkreuzer tauchten in jeder Gattung geistiger Bestrebungen auf. Selbst die göttinger jungen Dichter konnten nur durch einen Bund ihre ästhetische Reformation Deutschlands ins Werk setzen, und wo keine ge-

heimen Orden waren, mußte man sie vermuthen, wenn etwas „dahinter" sein sollte. Welche Orden hat nicht allein die deutsche Dichtung, außer den wirklich bestandenen, ins Leben gesetzt, bis zu Goethe hinunter, der auch sein großes Zeitgemälde, wiewol das deutsche Nationalleben nur auf dem Theater im Wilhelm Meister erscheint, nur durch einen geheimen Bund vollständig zu machen glaubte!

Wo das Volksleben nur in gesonderten Gemeinschaften sich geltend zu machen suchte, war das Feld den Schwärmern und Betrügern geöffnet. Die Rationalisten jener Tage warfen Beide ziemlich zusammen. Swedenborgs theosophische Träume, Lavaters süße, gläubige Verzückungen, Jung Stillings Seelenverwandtschaft mit der Geisterwelt und die Wunder der Magnetiseure hatten für sie einen jesuitischen Ursprung und standen nicht zu entfernt von dem dummdreisten Wüstling und Schwärmer Rosenfeld, den wir als neuen Messias in Berlin kennen lernten *), von dem Geistercitirer und groben Betrüger Schröpfer und seinen Rosenkreuzern und dem Charlatan, Grafen Saint Germain, welcher für Cagliostro das nächste, lockende Vorbild wurde.

Der italienische Abenteurer hatte auf seinen betrügerischen Wanderungen die nördlichen Länder kennen gelernt. Aus den kleineren Kreisen seiner Wirksamkeit heraus hatte er scharfe Blicke auf die des höheren gesellschaftlichen Lebens geworfen. Dort, in ausgedehnterem Maßstabe, eine glänzende und einträgliche Rolle zu spielen, war das Ziel seiner Wünsche. Er wußte, welche Motive da wirkten, welche Leidenschaften da gährten. Er kannte das irre Verlangen nach dem Geheimnißvollen

*) Neuer Pitaval. Theil V.

bei den Unbefriedigten und den Uebersatten, die Begier der Letzteren nach dem Pikanten und Neuen; er wußte, mit welchem Köder man sie fängt, und daß die Leute im Norden das Geld nicht sparen, wo es Phantasien gilt, von denen man ihnen vorredet, daß es ihre eigenen wären. Wann er den kühnen Plan ausbildete, wer ihm denselben eingab, ja ob es überhaupt ein vorbereiteter Plan war, oder ob nicht vielmehr der Erfolg, die Auslegungen, die man Worten und Thaten gab, ihn unbewußt Schritt für Schritt weiter rissen und die Umstände es gewesen, welche das phantastische Lügengebäude aufführten, dessen Mittelpunkt er wurde, darüber bleiben wir völlig im Dunkeln. Die römischen Richter hätten es nicht der Mühe werth gehalten, darüber zu inquiriren, die andern Zeugen sprechen nur von erlebten Thatsachen, über gehörte Reden. Sein Innerstes hat der Betrüger Niemandem aufgeschlossen.

Unter allen geheimen Orden fand er in den protestantischen Ländern am weitesten verbreitet, am einflußreichsten und vielleicht in seinen Richtungen am meisten elastisch, den der Freimaurer. Daß er von katholischer Seite verfolgt wurde, gab ihm in Cagliostro's Augen noch mehr Anziehendes. Es gelang ihm, in London zu Ausgang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sich darin aufnehmen zu lassen, und kaum war dies geschehen, als er erkannte, daß sich auf diesem Grund und Boden etwas thun lasse, daß er mit Schlauigkeit und Genie sich der Fäden, die in seiner Hand lagen, bemächtigte, und als sogenannter Reformator des verwilderten und von seiner ursprünglichen Bestimmung abgewichenen Ordens auftrat. Es ist von diesem Augenblicke an, wo seine großartigere Wirksamkeit anfängt, wo er ein öffentlicher Charakter wird, auf den die Augen

aller Welt gelenkt sind. Von diesem Momente werden auch wir unsere historische Darstellung beginnen, weil hier zuerst glaubwürdige Zeugen auftreten, weil wir ihn von hier an zuerst auf seinen Reisen mit ziemlicher Gewißheit verfolgen können, während sein früheres Umhertreiben von Land zu Land den Laterna-Magica-Bildern gleicht, die schon verschwunden sind, wenn man sie festhalten will. Erst von hier ab hat sich sein Trugsystem ausgebildet, oder es entwickelt sich im Fortgang seiner Schicksale, und erst im Verlauf dieser nachfolgenden Begebenheiten hat er selbst das Bild von sich entworfen, von dem er wünschte, daß die Welt es für sein wahrhaftes Portrait halte.

Noch müssen wir hier einen Umstand vorausschicken. In den Compendien und Lexicis findet man erwähnt, daß es der Graf Saint Germain gewesen, der Cagliostro in Holstein in die Mysterien eingeweiht habe, wie ein vom Geist Erleuchteter die Welt sich erobern könne. In den römischen Acten ist dieser Zusammenkunft beider Wundermänner mit keiner Sylbe erwähnt; auch findet sich keine Andeutung, daß Cagliostro den Grafen Saint Germain gekannt habe. Auch alle übrigen uns zugänglichen Quellen schweigen darüber, bis auf eine, die nur mit äußerster Vorsicht gebraucht werden kann. Es sind dies die Mémoires authentiques pour servir à l'histoire du Comte de Cagliostro, 1785, ohne Angabe eines Druckortes, aber wahrscheinlich in Paris erschienen. Eine nicht ohne Geist und mit vielem Witz, aber auch echt französischer Leichtfertigkeit abgefaßte Brochure, wahrscheinlich im Auftrag oder auf Veranlassung des Hofes, um dessen Verfahren in der Halsbandgeschichte gegen den Cardinal von Rohan und Cagliostro zu rechtfertigen. Sie wurde geschrieben und herausgegeben noch während Ca-

gliostro in der Bastille saß. Die Pariser hatten wieder angefangen sich für ihn zu interessiren, sobald sie in dem schon halb lächerlich gewordenen Wundermann ein Opfer des Despotismus zu sehen glaubten. Es galt, ihnen zu beweisen, daß der Gegenstand ihrer Theilnahme derselben unwürdig sei. Wo die Brochure Thatsachen aus der Gegenwart und aus Paris selbst berührt, kann sie als Quelle dienen; in allem Andern ist sie ohne Glaubwürdigkeit, und macht auch nicht darauf Anspruch. Ende des Jahres 1785 wußte man noch wenig oder nichts über Cagliostro's Herkunft und frühere Schicksale — die Schrift macht ihn zu einem romanischen Juden, seiner berühmten Gattin aber läßt sie den Stand einer genuesischen Nobile! — und was sie von seinen auswärtigen Abenteuern mehr fabulirt als berichtet, geschieht in der offenbaren Absicht, ihn lächerlich zu machen, und, besonders die pariser Damen, vor den mehr als zweideutigen Mysterien zu warnen. Diese Schrift ist es, welche allein eines Besuches erwähnt, den Cagliostro und seine Gemahlin bei dem großen Magier Saint Germain gemacht. Auf seiner Reise von Italien nach Rußland spricht er auf dem Schlosse an, welches der Graf in Holstein bewohnt, und bittet um eine Audienz bei dem Manne, welcher das Elixir der Unsterblichkeit besitzt. Hingeworfen auf die Erde ruft Cagliostro: „Ich rufe den Gott der Gläubigen an, den Sohn der Natur, den Vater der Wahrheit. Ich komme, ihn zu bitten um eines der vierzehntausend siebenhundert Geheimnisse, die er in seiner Brust trägt. Ich will sein Sclave sein, sein Apostel, sein Märtyrer." Nach allerlei Phantasmagorien, Hocus Pocus und einem äußerst sinnlichen Schluß, der beide Ehegatten in die neuen eleusinischen Geheimnisse einweihen soll, setzt man sich an eine wohlbesetzte Tafel, bei

Reiz, sondern in der Unfähigkeit ihm länger zu genügen. Weder Wasser noch bitterer Liquör, oder spätere Versuche mit salzigen Fischen konnten dem erschöpften Körper Kraft bringen. Dazu pfiff der kalte Morgenwind und doch fehlte die Kraft sich in die Kajüte zu schleichen.

Man verlange keine Schilderungen der Wahlstatt. Der diplomatischsten Feder würden die Wendungen versagen, um im Gebiete einer künstlerischen Darstellung zu bleiben. Noch während des ganzen Tages fielen Opfer. Erst lange nach Mittag schlich einer der Freunde zum Andern, und man konnte sich von der Nacht erzählen. Erst gegen Abend legte sich der Wind und die See ging minder hoch. Die Anstrengungen der Einzelnen, ihre Kraft zu gewinnen, gränzen an das Lächerliche. Etwas Ingwer gab Gaumen und Magen das erste Gefühl wieder. Im Sturme der Nacht war mancherlei verloren gegangen; mir z. B. ein Ranzen mit den kleinen Bedürfnissen der Reisetoilette. Aber meinen Reisegefährten war mehr verloren gegangen, der Muth die Wasserfahrt fortzusetzen.

Vergeblich lockte der schöne Abend, das Bündniß, welches durch die überstandene Gefahr

welcher dem neu Geweihten erklärt wird: daß das Elixir der Unsterblichkeit nichts Anderes sei als Tokaierwein, entweder roth oder grün gefärbt, je wie man ihn brauche. Im Uebrigen bestehe ihre ganze Aufgabe darin, alle Leute von Geist zu fliehen, zu verabscheuen und zu verreden, dagegen die Narren zu liebkosen, ihnen zu schmeicheln und sie noch blinder zu machen. Dazu müsse man mit wichtiger Miene ausſprengen, daß der Graf Saint Germain 500 Jahre alt sei, Gold mache, Unsterblichkeitsthee, und vor Allem überall mystificirte Narren.

Die Persiflage dieser Darstellung springt in die Augen; die Angabe der Zeit hebt sie von selbst auf, da man bei Cagliostro's Reise nach Rußland ihn so ziemlich Schritt für Schritt verfolgen kann, und er damals wenigstens keinen Abstecher nach Holstein gemacht hat. Ob ein wahres Factum aus einer andern Zeit dem Bericht zu Grunde liegt, können wir nicht angeben; aber, beim Schweigen der andern Zeugen ist anzunehmen, daß die Mémoires authentiques die einzige und gemeinschaftliche Quelle für die Annahme sind, daß Cagliostro seine Weisheit von dem Grafen Saint Germain sich geholt, und daß ein Schriftsteller dem andern nachgeschrieben hat. In den Anmerkungen zu diesen Mémoires authentiques wird übrigens von Letzterem folgendes Bild entworfen: „Der Graf Saint Germain, seit einigen Jahren todt und schon vergessen (1785) war ein ernsthafter Narr. Wenig Geist, einige Kenntnisse in der Chemie; weder mit der Unverschämtheit ausgestattet, welche einem Charlatan noth thut, noch mit der Beredtsamkeit, die einem Fanatiker unerläßlich ist, und der Verführungskraft ganz entbehrend, um Halbwissende mit sich fortzureißen."

Der Zeugen über Cagliostro sind viele, aus allen Ländern, wo er gewirkt; nur England scheint sie am

sparsamsten geliefert zu haben. Wie thätig Cagliostro auch hier gewesen, so überschritt seine Wirksamkeit doch nicht den erweiterten Privatkreis und ward keinesfalls zu einem Gegenstande der theatralischen Aufmerksamkeit der ganzen Nation, wie es an mehren Orten des Continents, besonders in Paris der Fall war. Die reichsten Quellen, die wahrhaftesten Zeugnisse kommen aus Deutschland. Wie man ihm hier mit Glauben entgegengekommen war, mit der sinnigen Neigung des germanischen Geistes für das Wunderbare, immer geneigt, seine Erscheinung und seine Aeußerungen zum Besten zu wenden, so fühlte man sich nach der Enttäuschung auch besonders angetrieben, ihm die bunten Lappen abzureißen, und zu Ehren der Wahrheit ihn in seiner ganzen Blöße zu zeigen. Es war ein zu entrüstender Gedanke, in seinen edelsten, heiligsten Gefühlen von einem so plumpen Betrüger hintergangen zu sein. Das Schamgefühl foderte öffentliche Buße. Aus diesem Sinne ist das bekannte Werk der Frau v. d. Recke: Nachrichten von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau 1779 (Berlin, 1787) hervorgegangen; eine edle Frau, die zuerst als öffentliche Anklägerin gegen den gefeierten Wunderthäter in die Scene trat. Eine Kaiserin von Rußland erschien an ihrer Seite auf der Kampfbahn und jagte ihn mit Spott aus ihrem Lande. In den deutschen Journalen, sowie in einzelnen Schriften erhoben sich die Notabilitäten der Bildung gegen ihn, und die Nicolai, Meiners, Schlözer, Bader suchten in scharfen sichtenden Artikeln den Nimbus von seinem Haupte zu reißen. Von bedeutenden Stimmen für ihn ertönten die von Schlosser und Lavater. Französischer Seits ist Mirabeau's Brief, Lavater und Cagliostro betreffend, ein wichtiges Zeugniß. Ein Pole, Graf Mos-

zinski, gab eine Schrift (Strasburg, 1786) heraus, unter dem Titel: „Cagliostro in Warschau, oder Tagebuch über dessen magische und alchymistische Operationen, von einem Augenzeugen." Im selben Jahre erschienen die „echten Nachrichten von dem Grafen Cagliostro, aus der Handschrift seines entflohenen Kammerdieners" (Berlin 1786), ein wenig zuverlässiges Document. Was sonst an zerstreuten Nachrichten über Cagliostro in den damaligen deutschen Zeitschriften, als dem Archiv der Schwärmerei, dem Deutschen Museum, der Berlinischen Monatsschrift u. s. w. sich findet, ist in der in Königsberg (1790 in zweiter Auflage mit seinem Portrait) erschienenen Schrift: „Cagliostro, einer der merkwürdigsten Abenteurer unseres Jahrhunderts" zusammengefaßt und kritisch beleuchtet. Bis auf die Imputation, daß Cagliostro im Dienst der Jesuiten gewirkt habe, von welcher der sonst scharf blickende Verfasser sich nicht losmachen kann, ohne doch erhebliche Gründe dafür vorzubringen, ist diese Schrift eine der beachtenswerthesten und gründlichsten. Sie geht bis auf die Gefangennahme des Wundermanns in Rom, und spricht bereits prophetisch die Vermuthung aus, daß die Welt von diesem Untersuchungsproceß nicht zu viel erwarten dürfe, wenn, wie es den Anschein habe, derselbe nur gegen seine Häresie geführt werden solle. Dazwischen erschien Cagliostro's eigenes Mémoire justificatif (Paris 1786) und später eine italienische Schrift über sein Auftreten in Roveredo und Trient. Endlich ist auch Goethe ein Zeuge in dieser Sache, der in seiner Italienischen Reise seine in Palermo eingezogenen Ermittelungen über Cagliostro's Familie und Jugendgeschichte niedergelegt hat.

Die römischen Proceßacten, wie sie von der Inquisition publicirt wurden, liegen uns in zwei übereinstim-

menden deutschen Uebersetzungen vor; einer katholischen unter dem Titel: „Kurzgefaßte Beschreibung des Lebens und der Thaten des Joseph Balsamo oder sogenannten Grafen Cagliostro, gezogen aus dem wider ihn zu Rom 1790 angestellten Processe: zur Beleuchtung der wahren Beschaffenheit der Freimaurersekte. Augsburg 1791" und in einer protestantischen: „Leben und Thaten des Joseph Balsamo, genannt Grafen Cagliostro. Nebst einigen Nachrichten über die Beschaffenheit und den Zustand der Freimaurersekten. Aus den Acten des 1790 in Rom wider ihn geführten Processes gehoben, und aus dem in der päpstlichen Kammerdruckerei erschienenen italienischen Originale übersetzt. Zürich 1791." Unsere eigene Ansicht über diese Compilation haben wir bereits angedeutet, und werden noch weiterhin Gelegenheit haben, darüber zu sprechen. Aus einer freimaurerischen Quelle erfahren wir über die Persönlichkeit des Verfassers Folgendes. Es war der Jesuitenpater Marcell, berüchtigt in den Annalen des Freimaurerordens dadurch, daß er im Zeitraume eines Jahres 45 ihrer Brüder als verdächtig der Freimaurerei und Zauberei den päpstlichen Inquisitionsgerichten überlieferte. Seine Todfeindschaft gegen die Freimaurerei soll sich daher schreiben, daß er die Vertreibung der Jesuiten aus Oestreich, zur Zeit Joseph II. ihnen beimaß. Er hielt verschiedene Predigten in einem Jesuitenconvicte gegen die Logen, und gab vor, daß er sich ihrer Geheimnisse dadurch bemächtigt, daß er einen Jesuiten in den Freimaurerorden aufnehmen lassen.

Die Umstände bedingen, daß unsere Auffassung in diesem Falle von der gewöhnlichen in andern Criminalfällen abweicht. In Ermangelung der actenmäßigen Wahrheit muß uns die historische als Leitfaden dienen,

und wir beginnen, wie schon angeführt, mit dem Zeitpunkte, wo Cagliostro eine geschichtliche Person wird und namhafte und glaubwürdige Zeugen über seine Erscheinung als Thatsache berichten. Die erste unter diesen ist Elise v. d. Recke; aber wir müssen, des Zusammenhangs wegen, seinem Auftreten in Mitau die bekannt gewordenen Notizen über seine Aufnahme in den Freimaurerorden in London und seine erste große Triumphreise bis nach Kurland vorauf schicken. Wo uns hier und in dem Folgenden die glaubwürdigen Zeugnisse der Zeitgenossen verlassen, nehmen wir die römischen Bekenntnisse zu Hülfe und führen die abweichenden Angaben derselben auf. —

Cagliostro ist aber nicht allein eine Thatsache, sondern zugleich ein Mythus; um deswillen dürfen wir auch Das nicht ganz übergehen, was augenfällig an das Gebiet der Fabel streift. Auch dies, auch einzelne Anekdoten, welche über ihn verbreitet und geglaubt wurden, gehören in diesem Falle zur Totalität der Erscheinung, mit der wir es zu thun haben. Wir verweben hinein, wie er sich selbst vor Gericht und in seinen Memoiren darstellte, und schließen alsdann mit dem Theil seiner römischen Geständnisse, welche sein früheres Leben betreffen, Thatsachen, die, nicht zu dem großen Weltprocesse gehörig, die Darstellung seiner Person und Dessen, was man ihm zutrauen durfte, doch vollständig machen. Gerade hierin möchten die römischen Acten am glaubwürdigsten sein, weil die Inquisitoren kein Interesse hatten, seine Geständnisse zu ihrem Zwecke zu ändern, und weil dieselben durch anderweitige Ermittelungen in seinem Geburtsorte und in Italien unterstützt werden konnten.

Von London aus verbreitete sich um die Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Kunde von einem außerordentlichen Wundermann. Er war ein Italiener, dem Namen und der Sprache nach, und galt für einen Christen in preußischen Diensten. Er hatte, wie er selbst eingestand, durch die Verhältnisse veranlaßt, verschiedene Namen in den verschiedenen Ländern geführt, deren er sich auch später noch gelegentlich bediente, als Marquese Pellegrini, Marquese d'Anna, Marquese Balsamo, Conde Fenix; aber derjenige, den er zumeist führte, und zuletzt beibehielt, war Conde Alessandro Cagliostro. Der preußische Christ Graf Cagliostro leugnete gegen seine Verehrer nicht, daß auch dieser Name ein nur durch die Umstände ihm aufgedrungener sei, daß ein Geheimniß über seiner Geburt, seinem Stande und seinem Alter schwebe. Vertrauten sagte er wol, er glaube, daß die Insel Malta sein Geburtsort sei. Gegen Andere ließ er Winke fallen, daß er das Kind einer geheimnißvollen Liebe und seine Eltern der Großmeister des Malteserordens und eine Fürstin von Trebisonde seien. Drang man in ihn, so versank er in ein seltsames Schweigen. Zuweilen fuhr er wie aus tiefem Nachdenken auf und rief mit Stolz: „Ich bin, wer ich bin.“ Dann ergriff er ein Papier und zeichnete seine Devise, eine Schlange im Munde einen Apfel, der Schwanz lief in einen Pfeil aus. Dies war seine Antwort auf die dringender an ihn gerichteten Fragen.

Häufiger sprach er von seinen Reisen, seinen Kenntnissen und wunderbaren Studien. Er war in den fernsten Welttheilen gewesen und dort bewandert. Am liebsten aber verweilte er bei seinem Aufenthalt in Mekka und unter den Pyramiden. Dort hatte er seine Wissen-

schaft erworben und war in die Geheimnisse der Natur eingedrungen.

Erschienen seine Angaben den Zuhörern bedenklich, wegen des weit zurückgesetzten Datums, so schwebte ein bedeutungsvolles Lächeln über seine Lippen. Er konnte Alles dieses und noch mehr erlebt haben, denn einigen Gläubigen hatte er vertraut, daß er als Gast bei der Hochzeit von Kana gewesen, andere wußten, daß er schon vor der Sündfluth gelebt. Hierin zeigte er nichts unerhörtes Neues, denn schon der Graf von St. Germain zeigte in seinem Stammbuch einen Spruch, den ihm Montaigne vor mehren hundert Jahren auf sein Bitten eingeschrieben, und auch dieser berühmte Mann rühmte sich der Ehre, bei jener berühmten Hochzeit anwesend gewesen zu sein.

War es schon ungewiß, wer Cagliostro war, so war es noch ungewisser, was er vermochte. Fast schien es, daß diesem Manne eine Allwissenheit und eine Macht über alle Gebiete der Natur, auch in ihren noch von keinem Sterblichen überschrittenen Regionen, zu Gebote stand. Er war ein Arzt und man sprach von wunderbaren Kuren, die er verrichtet. Man sagte sich, daß er keine Bezahlung dafür nehme, denn er brauchte kein Geld. Er war in der Kabbala bewandert und wußte durch Reduction des astrologischen Calculs die Lottozahlen vorauszubestimmen, welche herauskommen würden. Er verstand die Kunst, die Brillanten zu vergrößern und die Masse des Goldes zu verstärken. Zu diesem Zwecke ließ er die kleinern Brillanten eine gewisse Zeit hindurch in der Erde vergraben liegen, wodurch sie erweichen und aufschwellen müssen. Alsdann verstand er es, sie durch ein gewisses rothes Pulver zu härten und so groß zu machen, daß sie um den hundertfachen Werth

ſtiegen. Mit demſelben rothen Pulver wußte er in einem chemiſchen Proceſſe die Maſſe des Goldes zu verſtärken. Ob er Gold wirklich machen konnte, ob er den Stein der Weiſen beſaß, wurde nicht geradezu behauptet, aber man durfte mit Grund muthmaßen, daß er auf dem Wege zu dieſer Kenntniß und dieſem Beſitze ſei. So viel iſt gewiß, er beſaß eine Flüſſigkeit, welche er Aegyptiſchen Wein nannte, und Pulver, welche unter dem Namen der erfriſchenden Pulver des Grafen Caglioſtro bekannt waren, die beide ihm außerordentlichen Zuſpruch und große Gunſt verſchafften, da ſie die Lebenskräfte um ein Bedeutendes zu ſteigern vermochten. Außerdem führte er mit ſich ein Waſſer oder eine Pomade, welche die Haut der Frauen wieder friſch und runzellos machte, die außerordentlich geſucht wurde.

Daß auch ſchon damals manche Zweifel an dieſen Wunderdingen und ſeiner Perſönlichkeit auftauchten, darf nicht in Abrede geſtellt werden; und wir mögen hier in voraus einſchalten, daß er ſpäter bekannte, wie ſein ägyptiſcher Wein aus gewöhnlichem Weine, nur mit vielem Gewürz angemacht, beſtanden, wirkſam allerdings, jedoch nur um ſinnliche Begierden zu erwecken; und daß die erfriſchenden Pulver aus Endivien, Wegewart, Salat und andern gemeinen Kräutern bereitet geweſen. Auch wurden ſeine bewirkten Curen und Prophezeiungen nicht allgemein geglaubt; im Gegentheil ſah er ſich ſogar gerichtlichen Verfolgungen und unangenehmen Proceſſen ausgeſetzt. Aber ſeinem Rufe konnte dies keinen Abbruch thun; London iſt eine große Stadt, und wer in dieſem Viertel als Charlatan erkannt iſt und vor Gericht geſtanden hat, mag in einem andern als deſto größeres Licht wieder auftauchen. Zudem erſchien er unter verſchiedenen Namen, mit großer vornehmer Keckheit, und

die Londoner Policei war in jenem Fache nicht besonders gewitzigt. Was ihm dagegen glückte, ward von seinen Anhängern, deren er sich hier schon eine ungemein große Anzahl erworben, vielfach verbreitet, und auf solchen Wegen, wo weder die Policei noch die Kritik Einfluß haben. Und doch war auch hier schon die Presse, und zwar die Zeitungspresse gegen ihn aufgetreten. Aber Cagliostro war mit kecker Stirn ihren Denunciationen entgegengetreten und sie hatte weder ihm noch seinem Rufe etwas anhaben können.

Und wie sollte das auch sein? Der Graf Alessandro Cagliostro war ein vornehmer Mann, der im Glanz des Reichthums, im Umgang mit hohen, ausgezeichneten Personen lebte, der verschwenderisch Almosen austheilte, Arme und Reiche, die zu ihm kommen mußten, heilte, und ohne Bezahlung! Doch muß hier vorausgeschickt werden, daß Cagliostro, der unstreitig in allen Ländern mit Personen vom höchsten Range wirklich im vertrautesten Umgange lebte, gerade in London wenige derselben später namhaft zu machen wußte. Er konnte jene Anschuldigungen verachten; er war aber nicht allein reich und vornehm, sondern auch im Besitz einer schönen und jugendlichen Gattin, der Gräfin Seraphine Feliciani, welche alle verführerischen Reize einer Römerin besaß, und zu ihren Füßen Anbeter aus den höchsten Ständen sah.

Doch alle jene Künste und Vollkommenheiten waren zu den Verständnissen, welche er mit der umfaßbaren Welt hatte, nur Stückwerk. Er mochte das Leben Anderer durch physische Mittel verlängern können, er mochte selbst ein hohes Alter durch jene geheimnißvollen Kräfte zu verbergen wissen; daß aber sein Blick und sein Wille bis in das Reich der unerschaffenen Geister reiche, daß er sie sehe, höre, daß er vielleicht der Macht sei, auch

Andere, die sich ganz seiner Führung hingaben, zu dieser himmlischen Erkenntniß zu führen, ahneten die Halbeingeweihten und die Menge blickte den Propheten mit staunender Verwunderung an.

Da ließ er sich in den Freimaurerorden aufnehmen. Nicht um zu lernen, sondern um zu lehren. Bald trat er als völliger Reformator auf, und zeigte Denen, welche ihn in ihre Weisheit einweihen wollten, daß sie selbst der echten Weisheit entbehrten, daß ihr Orden von seiner ursprünglichen Bestimmung abgewichen und seine ursprüngliche Reinheit verloren habe, daß eine Rückkehr, eine Palingenesie nothwendig sei. Er sei berufen, die Versunkenen wieder zu erheben, und zum uralt ägyptischen Ritus zurückzuführen, da aus Aegypten, wie er aus den Pyramiden wisse, der Freimaurerorden hervorgegangen. Worin dieser ägyptische Ritus bestand, werden wir später Gelegenheit finden, zu erzählen. Hier scheint nur deshalb nicht die Stelle, weil es zweifelhaft ist, ob er schon in London seine volle Kenntniß der Wahrheit den dortigen Freimaurern mitgetheilt habe, vielleicht auch, weil er sein System selbst noch nicht vollständig ausgebildet hatte. In Rom behauptete er jedoch, schon hier in London sein Lehrgebäude vom ägyptischen Ritus, und zwar nach den Schriften George Coftons entworfen zu haben. Sein Anhang war schon groß.

Von London reiste er nach Holland. Bis hier fehlen uns noch immer die nähern Zeitbestimmungen. Im Haag erschien er in einer der Logen von der strengern Observanz und mußte die Stahlwolke machen, d. h. zwischen zwei Reihen Freimaurer fortgehen, die über ihn die Degen kreuzten. Gleich darauf nahm er aber schon als Venerable den Vorsitz ein, übte das Amt eines Visitators mit der ganzen, der Würde anklebenden, unbeschränkten

unter der ganzen Schiffsgesellschaft geschlossen schien, vergeblich die wunderbare Kette nackter Schären an Schwedens Küste. Im Abendroth schifften wir hindurch durch diese seltsamen Felseninseln, wo nur hier und da eine rothe Fischer- und Schleichhändlerhütte die gespenstische Oede belebte. Der Lootse leitete uns bis vor Gothenburgs Hafen, und die ruhig stille Kahnfahrt durch den reizenden Hafen in die schöne Handelsstadt mit Venetianischen Kanälen und Italiänischen Häusern in der heiter klaren Gegend am Gothaelf verscheuchte die letzte Uebelkeit.

Erfahrnere Seefahrer versicherten uns, seit lange keine ähnliche Sturmnacht erlebt zu haben, wiewohl die Fahrt über das Kattegat selten ganz ruhig bleibt.

Gewalt und hielt eine Rede, in Bezug auf sein ägyptisches System, welche auf die Zuhörer den allergrößten Eindruck machte. Einer der Sätze des neuen Systems war: daß auch Frauen in den Orden aufgenommen werden könnten. Auf Andringen der Brüder stiftete er im Haag eine Loge für das weibliche Geschlecht. Die Gräfin Cagliostro ward die Großmeisterin.

So nach seinen Angaben vor dem Richter. Derselbe hat aber noch mehr über seinen Aufenthalt im Haag ermittelt. Er entzifferte hier auch aus den Sternen die Nummern, welche in der nächsten Lotterie in Brüssel herauskommen würden. Während ein Holländer, ein eifriger Freund des Lotto's, nach Brüssel reiste, um die Nummern dort zu besetzen, verließ indeß auch Cagliostro mit seiner Gattin den Haag, und zwar mit 400—500 Thalern, welche der Holländer ihm gezahlt, und wir finden ihn zunächst in Venedig wieder. Als Marchese Pellegrini treibt er chemische Kunststücke mit einem venetianischen Kaufmann. Er will ihn lehren, das Quecksilber fixiren, Hanf in Seide zu verwandeln und — Gold zu machen, wofür er 1000 Zechinen von ihm erhalten hat. Da das Quecksilber flüssig, der Hanf Hanf blieb, und Gold nicht aus dem Tiegel kam, hielt es der Marchese für angemessen, schleunigst die Inselstadt und auch Italien zu verlassen, und sich nach Deutschland zu wenden, wo er wieder als Graf Cagliostro auftrat.

Nur mit einigen Freimaurern hatte er in Venedig Bekanntschaft gemacht. Im Gasthause in Nürnberg traf er mit einem vornehmen Edelmanne zusammen, den er und der ihn durch die gewechselten Zeichen sofort als Bruder erkannte. Der Cavalier merkte bald aus dem Gespräche mit dem Fremden, daß er es mit einem nicht

allein tief in die Geheimnisse des Ordens eingeweihten Priester, sondern vielleicht mit dem incognito reisenden Großmeister des Ordens zu thun habe. Als Cagliostro ihm die Schlangendevise zeigte und in den Chiffern seinen Namen lesen ließ, stieg des Edelmanns Erstaunen und Ehrfurcht vor dem Unbekannten dermaßen, daß er ihn bat, einen kostbaren Diamantring als Zeichen der Verehrung von ihm anzunehmen.

Cagliostro kam nach Leipzig, eine Stadt, berühmt durch Schröpfer's verhängnißvollen Ausgang. Die Begierde nach den Mysterien schien dadurch noch nicht getilgt. Aber die Freimaurerlogen fand er in einem traurigen Zustande. Die Ordensbrüder waren in Gottlosigkeit befangen und gaben sich mit Zauberkünsten ab. (?) Die Brüder von der strengern Observanz besuchten ihn und erkannten bald, welchen außerordentlichen Mann voll tiefer Kenntnisse ihnen das Schicksal zugewiesen. Bei den festlichen Gastgelagen, welche ihm zu Ehren gegeben wurden, war die Zahl Drei, nach Sitte der leipziger Freimaurer, in allen Gegenständen bei Tische beobachtet. Die Flaschen, die Schüsseln, die Trinkgläser, die Salzfässer, die Kuchen, immer zu drei aufgestellt! Uebrigens wurde die Loge stets bei Tische abgehalten, und Cagliostro ermangelte nicht, erbauliche Anreden über sein ägyptisches Lehrgebäude zu halten und gegen die Gottlosigkeit der leipziger Ordensbrüder zu eifern. Prophetisch sagte ihnen der Apostel der neuen Lehre voraus: wenn sie von diesem Unfuge nicht abließen, werde ihr Oberhaupt, Scieffort (? nach den römischen Acten) ehe denn ein Monat vergangen, der heimsuchenden Rache Gottes verfallen sein.

Wer dieser Scieffort war (es klingt fast wie eine

italienische Umwandlung des Namens Seiffert) möchten wir, da uns die Archive der Freimaurer nicht zugänglich, die andern Quellen, die uns zur Hand sind, aber darüber schweigen, unentschieden lassen. Doch, wohlverstanden, Alles, was wir bis da Thatsächliches erzählt, ist aus den römischen Acten und aus Cagliostro's eigenen, verworren abgelegten und so niedergeschriebenen Geständnissen entnommen. Er selbst hatte mannichfache Gründe, es auszuschmücken, und seine Richter keinen Anlaß, auf die positive Wahrheit zurückzugehen. Cagliostro's Prophezeiung gewinnt, nach seiner Angabe, in der Folge eine Bedeutung, indem sie in Erfüllung geht, und besagter Scieffort, der gottlose Großmeister der leipziger Freimaurer, sich durch einen Pistolenschuß ums Leben bringt. Die Sache verdient daher eine nähere Betrachtung. Am 8. October 1774 erschoß sich der berüchtigte Schröpfer, der Geistercitirer und das Haupt einer mystischen Verbindung, welcher man den Namen der Rosenkreuzer beilegte, die aber ihren äußern Formen nach und besonders in Cagliostro's und der römischen Inquisition Augen für eine Freimaurerloge gelten konnte, im Rosenthal bei Leipzig. Die Vermuthung, daß Schröpfer unter dem gottlosen Scieffort gemeint sei, liegt sehr nahe, wiewol die Zeitangabe nicht stimmt. Nach Cagliostro's Reisetour zu schließen, müßte er, da er von Leipzig über Berlin, Danzig und Königsberg nach dem Norden reist, und vor Mitau sich nirgend lange aufgehalten zu haben scheint, in Königsberg aber am 25. Februar 1779 eintrifft, in Leipzig etwa im Jahre 1778 gewesen sein. Das wäre vier Jahr nach Schröpfer's Selbstmord. Auf solche kleine Anachronismen wird es dem Wundermanne, der über Zeit und Ort erhaben war, indessen nicht an-

gekommen sein, wo es Effecte galt *). Bis uns dargethan wird, daß ein wirklicher Großmeister der Freimaurer in Leipzig gegen Mitte oder Ausgang der siebziger Jahre des Namens Scieffort oder eines verwandten Klanges gelebt und sich daselbst erschossen habe, mögen wir daher mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß Schröpfer damit gemeint sei, und Cagliostro sich den Ruhm beimißt, sein trauriges Ende vorausgesagt zu haben.

Als Cagliostro aus Leipzig abreiste, fand er im Gasthofe seine Rechnung schon durch seine bewundernden Anhänger bezahlt. Außerdem gaben sie ihm ein ansehnliches Geschenk an Gelde mit auf den Weg.

Er kam nach Berlin. Nach der Angabe der römischen Acten wäre er von Nürnberg über Berlin nach Leipzig gereist. Auf die Topographie kam es den Inquisitoren nicht an. Hier hielt er sich nur kurze Zeit auf. Er wagte keine Neuerungen in dem berliner Freimaurerorden zu versuchen, weil sagt — der Referent, mit einem Seitenhiebe auf Friedrich II. — die dortigen Logen unter dem furchtbaren Schutze der Bayonette standen. Der Jesuit vergißt die Pflicht der Dankbarkeit gegen den

*) Angenommen: Scieffort ist Schröpfer; Schröpfer erschoß sich im Rosenthal bei Leipzig am 8. October 1774, einen Monat nach Cagliostro's Abreise von dort; angenommen also, Cagliostro war Anfang September 1774 in Leipzig, und erscheint erst am 25. Februar 1779 in Königsberg, so ließe sich damit seine Zwischenreise zum Grafen St. Germain nach Holstein der Zeit nach erklären. Doch, wie gesagt, sind hier nur die Mémoires authentiques die Quelle, welche ausdrücklich behaupten, Cagliostro habe den Grafen vor seiner Reise nach dem Norden besucht, um sich die nöthige Weihe zu seiner Mission ertheilen zu lassen. Der hinsichts Ort und Zeit so gewissenhafte königsberger Biograph läßt die frühere mythische Zeit seines Auftretens ununtersucht.

großen König, der, unter allen Fürsten allein, den Jesuitenorden in seinen Staaten nicht aufhob.

In Danzig ward Cagliostro von den Freimaurern mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeigungen empfangen. Er besuchte alle Logen der strengern Observanz, und seine Reden über den ägyptischen Ritus wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Diese Reden, wie der Gefangene noch mit Stolz die Richter versicherte, dauerten immer, voll Salbung und Erhabenheit, eine, oft zwei, drei Stunden und umfaßten alle geistlichen und weltlichen Wissenschaften. Das war die Wirkung einer besondern Gunst von oben. Gott stand ihm unwandelbar bei und leitete ihn bei seiner Purification des Freimaurerordens, wobei seine große Absicht war, die katholische Religion fortzupflanzen, indem er den Glauben an das Dasein Gottes und an die Unsterblichkeit der Seele durch Worte und Thaten lehrte und gegen das abergläubische, zauberische System der entarteten Freimaurer eiferte — sagte Cagliostro seinen Richtern! Die Zuhörer wurden oft so davon ergriffen, daß sie die Reden niederschrieben, und die Abschriften als Losung des Glaubens bei sich trugen.

Rußland war das Ziel seiner Reise. In der Hauptstadt des großen Reichs, mit seinen reichen Großen und einer erhabenen Kaiserin, welche mit ihrem Alles umfassenden Genius die alte Barbarei reformirte, hoffte er den rechten Wirkungskreis für seine Thaten zu finden. Am 25. Februar 1779 war er in Königsberg in Preußen eingetroffen. Wir schöpfen Luft. Hier können wir die römischen Berichte bei Seite lassen; wahrhafte Zeugen helfen uns von nun an weiter. Nach dem Fremdenanzeiger war der Graf Cagliostro, von Rom nach Petersburg reisend, im Gasthause bei Schreck in der

Kehrwiederstraße abgetreten. — Er machte keine Sensation. Man hatte von ihm gehört, man kannte ihn aber noch zu wenig. Er ward bald inne, daß die philosophische Luft seinem System nicht zuträglich wäre.

Mit dem Volke konnte er nicht in Berührung kommen, da er nicht Deutsch konnte. Er ward in den Häusern einiger Vornehmen empfangen, aber seine Erscheinung machte nicht den erwarteten Eindruck.

Das Portrait, welches der Referent seines Processes von ihm entwirft, ist folgendes. Wer ihn sah, konnte in seinem Aeußern ebensowenig etwas Anziehendes entdecken, als es sein Umgang war. Klein von Gestalt, braun von Farbe, mit einem ansehnlichen Bauche, mit Augen, die schielten, sprach er Italienisch und Französisch in einer sicilianischen Mundart, daß es wie hebräisch klang. Ihm mangelte Alles, was in der feinen Welt besticht.

Etwas modificirt, doch im Wesentlichen dasselbe Bild entwirft uns der königsberger Beobachter, der die Zeugnisse verschiedener Personen, welche ihn auf seinen Reisen gesehen, zusammenfaßt. Cagliostro war ein kleiner dicker, höchst breitschulteriger Mann, mit rundem Kopf und schwarzen Haaren, gedrungener Stirn, starken, feingeränderten Augenbrauen, schwarzen, glühenden, trübschimmernden, stets rollenden Augen; einer etwas gebogenen, fein zugerundeten, breitrückigen Nase. Die Lippen waren rund, dick, auseinandergerissen, das Kinn fest, hervorstrebend, mit runder, eiserner Kinnlade. Ein feines, kleines Ohr, eine kleine, sehr fleischige Hand, ein kleiner schöner Fuß. Er war überaus vollblütig, rothbraun von Teint, mit einer gewaltig klingenden, vollen Stimme. — Diese Schilderung läßt sich wol in Einklang bringen mit der seiner Verehrer, die von einer

Gestalt sprechen, welche Verstand und Genie verkündigen sollte, und von Alles beherrschenden Feueraugen.

Der Kanzler von Korff, welcher in Königsberg durch seine Urtheile den Ton angab, erklärte in einer Gesellschaft: „Kinder, der Kerl ist wahrhaftig ein verkleideter Bedienter, trauet ihm nicht.“ — Ein ander Mal äußerte er: „Er mag der Henker ein Graf oder dergleichen sein — ein Jesuit oder ihr Emissair mag er sein.“ Von nun an sprach man von der Pöbelhaftigkeit seiner Sitten. Nur von einigen Wenigen ward er besucht, welche doch etwas Außergewöhnliches von ihm erwarteten, aber ohne besondere Befriedigung wieder fortgingen. Von dem Eindruck, den seine Gattin hervorgebracht, verlautet hier gar nichts. Er fuhr noch vor die Thür einiger angesehener Männer, ward aber nicht angenommen.

Unwillig verließ er Königsberg nach kurzem Aufenthalte und schüttelte den Staub der Stadt vor dem roßgärtener Thore von seinen Sohlen, um nach Kurland zu reisen.

Er selbst sagte vor der Inquisition aus, daß er in Königsberg ebenso verfahren, und es ihm ebenso gegangen sei, als in Danzig, Leipzig und den andern Orten. Ueberall säete er den Samen der wahren Gottesfurcht unter den Freimaurern aus, und fand dagegen unter ihnen Atheismus, Zauberei und die offenbare Absicht: alle monarchische Gewalt herabzuwürdigen.

Er ging von hier nach Mitau, wo er im März (1779) eintraf. Ueber diesen Aufenthalt und sein hiesiges Wirken haben wir nun, wie schon angeführt, durch das Buch der Recke die ersten genauen Nachrichten. Ehe

wir aber diese glaubwürdige Zeugin reden lassen, sei Das in Kürze hergesetzt, was er selbst in Rom darüber aussagt.

Seine Ankunft war von den kurländischen Freimaurern, unter denen sich Personen vom höchsten Adel befanden, schon erwartet, und sein Empfang entsprach der Achtung, welche sie vor einem solchen außerordentlichen Manne längst gehegt. Grade damals hatte sich der gottlose Logenmeister in Leipzig, Scieffort, dessen unseliges Ende er vorausgesagt, erschossen. Diese eingetroffene Prophezeiung verschaffte ihm das allergrößte Ansehen. Es dauerte nicht lange, so übte er über die Gemüther aller ausgezeichneten Personen daselbst eine wunderbare Macht. Aber die Arbeiten der dortigen Freimaurer waren magisch, abergläubisch und nach den Grundsätzen des erwähnten Leipzigers Scieffort, des schwedischen Schriftstellers Swedieburg (Swedenborg), des Parsîtes der Juden, Falk, „welche bei allen Illuminaten als Lehrer des Gesetzes verehrt werden.“ [Schreibt Pater Marcellus mit Vergnügen nieder.] Cagliostro suchte ihren Irrthum zu heilen, sie den Mysterien des ägyptischen Lehrgebäudes zugänglich zu machen. Darum stiftete er eine Loge der Männer und Frauen. Er predigte als Bruder Venerabilis mit Begeisterung und ungewöhnlicher Salbung.

Da dies aber nicht hinreichen wollte, die kurländischen Freimaurer für die gute Sache zu gewinnen, schickte er sich an, ihnen handgreifliche Beweise „von dem Dasein Gottes und der Unsterblichkeit unserer Seele“ aufzustellen. Nirgend gelangen ihm seine Operationen mit einem unschuldigen Kinde, der sogenannten Waise (von welcher später noch viel die Rede sein wird), so vortrefflich als hier.

Das unschuldige Kind, der Sohn eines großen Herrn,

mußte vor einem Tiſche niederknieen, auf welchem eine Flaſche mit Waſſer ſtand; dahinter einige brennende Kerzen. Er legte die Hand dem Kinde auf den Kopf; Beide beteten zu Gott um einen glücklichen Ausgang. Das Kind mußte in die Flaſche ſehen, es erblickte einen Garten. Alſo, ſchloß Cagliostro, Gott ſtehe ihm bei. Er betete, daß der Höchſte dem Knaben den Erzengel Michael zeige. Das Kind rief: „Ich ſehe etwas Weißes, aber unterſcheiden kann ich es nicht.“ Darauf fing es in Verzückungen an zu tanzen und ſchrie wie ein Beſeſſener: „Ich ſehe einen Knaben, ſo wie ich; aber der iſt wol mehr als ein Engel.“

Alle ſtanden wie verſteinert da. Der Vater des Knaben fragte: ob ſein Sohn wol in der Flaſche die Stellung ſeiner Tochter ſehen könne, die 15 Meilen von Mitau auf einem Luſtſchloſſe ſich befand? — Cagliostro legte aufs Neue die Hand auf ſein Haupt und die Beſchwörungen wirkten. Das Kind ſah ſeine Schweſter die Treppe heruntersteigen und ihren andern Bruder küſſen. — Das war unmöglich, denn der andere Bruder war um mehre hundert Meilen von jenem Luſtſchloß entfernt. Cagliostro ſagte mit ruhiger Miene den Ungläubigen: Fragt nach, wenn Ihr nicht glauben wollt. — Alle küßten ihm die Hand. Man ſchickte aufs Land und Alles fand ſich, wie der verzückte Knabe es geſehen. Der Bruder war gegen Vermuthen von ſeiner Reiſe zurückgekehrt. Jetzt kannte die Bewunderung keine Grenzen; man warf ſich vor ihm auf die Kniee, man betete ihn an; man fand kein Maß mehr in der abgöttiſchen Verehrung gegen ihn und ſeine Frau.

Noch vielfach andere Verſuche: Eine junge Dame (Eliſe v. d. Recke) wünſchte, daß die Waiſe ihren früh in der Jugend verſtorbenen Bruder ſehen möge. Die

Weise sah ihn auch „und in einer solchen Lage, die zur Genüge verrieth, daß er munter und zufrieden sei". Ehe Cagliostro abreiste, hielt er eine letzte Loge, in welcher er statt seiner, ein anderes Oberhaupt bestellte und die Versammlung mit einer Ermahnung und einer Weissagung beschloß. Er mahnte nämlich Alle, an Gott und an den Papst zu glauben (sagt er zu Rom vor seinen Inquisitoren); doch wäre seine Absicht gar nicht dabei, sie in der protestantischen Religion zu beunruhigen. Die Weissagung betraf ein Fräulein, welche in die ägyptische Loge aufgenommen war. Er prophezeite ihr, sie werde bald eine vortheilhafte Heirath schließen, was denn auch geschah.

Cagliostro betrug sich in Mitau, nach seinem Selbstzeugniß „wie große Weltmänner zu thun pflegen". Er stand im nächsten Umgange mit allen Großen der Stadt und des Landes. Er beherrschte sie dermaßen, daß er ihnen (sagt er) Abneigung gegen ihren Herzog einflößte. Ihre blinde Verehrung stieg zu einer solchen Höhe, daß sie ihm (sagt er) den Thron anboten, und den rechtmäßigen Herzog verstoßen wollten. Aber aus schuldiger Achtung gegen den Souverain (sagt er) widerstand er der Versuchung und schlug das Anerbieten aus. — Seine Frau versicherte, seine Weigerung (sie räumte also auch die Thatsache ein) sei aus der Betrachtung entsprungen, daß er auf dem Throne von Kurland nicht allzufest sitzen werde, und daß ihm seine Maske früh oder spät dürfte abgerissen werden.

Ein Thron ward ihm angeboten, aber (mußte er zugleich bekennen) es hatte sich auch ein Großer daselbst in seine Frau verliebt und Cagliostro rieth ihr an, da er sehr reich war, seinen Wünschen sich zu ergeben. Mit vielen Geschenken an Silber, Gold und Juwelen, und

Drittes Kapitel.

Eintritt in Schweden. Gothenburg. (Göthebory.) Der Trollhettafall. — Der Kanal. — Nackte Felshalden. Wege, Wagen, Pferde. Wenersee. Udevalla.

Von Felsen umgürtet, nie erobert seit Odins Tagen, steht Schweden in jungfräulicher Inselreinheit da, und sein Volk blickt stolz hinauf durch große Zeiten, über große Namen bis zu jenem göttlichen Heros. Alte Geschlechter zählen ihre Ahnen bis zu ihm zurück, eine Adelsaristokratie herrscht aus mythischer Vorwelt, kaum modificirt durch das spätere Lehnwesen, alles Bestehende, das Königthum wie die Freiheit des Volkes, hat seine Wurzel in den ersten Anfängen der Geschichte; und doch zeigt kein Staat so ein Gegenstück dessen, was heut Legitimität heißt, als der uralt Schwedische. Keine Herrscherdynastie scheint hier für die Ewigkeit zu

noch reicher, meinte er, an Ruhm, verließ er Kurland und reiste nach der nordischen Hauptstadt.

So Cagliostro über seinen Aufenthalt in Mitau vor den Richtern in Rom. Abgesehen von seinen Aufschneidereien stimmen diesesmal seine Angaben in mehren Punkten, wenigstens im Aeußern, mit dem überein, was uns die Recke darüber sagt. Die Nachrichten dieser Letzteren sind doppelter Art. Sie berichtet ein Mal seine Erscheinung und den Eindruck, welchen sie auf die Schreiberin selbst und ihre Umgebung hervorgebracht hat; dann ihre spätere Kritik, nachdem sie enttäuscht worden. Was sie mittheilt, ist wahr, es ist ein unschätzbarer Beitrag zur Kenntniß dieses großartigen Betrügers und der Zeit, welche das weiche Wachs war, in das er sein Siegel drücken konnte, das allerwichtigste und ungeschminkteste Zeugniß, das wir besitzen; aber auch ihres ist kein vollständiges. Sie ist überaufrichtig, wo sie von sich selbst spricht, aber sie überspringt Vieles, was Andere betrifft, damit vielleicht Manches, was das schlagendste Licht auf die Mysterien von Mitau würfe. Man erzählt sich, daß auch die Herzogin, ja der Herzog selbst tief darin eingeweiht waren. Die Herzogin war ihre Schwester, und eine zarte, junge Frau wird, auch wenn sie die Wahrheit bekennen will, von manchen Rücksichten beherrscht und beschränkt.

Der Reichsgraf von Medem, Elise v. d. Recke's Vater, und sein Bruder der Landmarschall von Medem, waren in ihrer Jugend auf der Universität Halle in den Freimaurerorden getreten. Ein Hang zur Chemie, die damals noch nicht allzuweit von der Alchemie getrennt war, und zu mystischen Studien wurde noch später

durch Lehrer und Freunde genährt. In den 30 Jahren, seit sie die Universität verlassen, hatten sie den vermeinten Geheimnissen, die jener Orden in seinen höhern Graden verschließe, mannichfach nachgedacht, sie hatten darüber Vieles gelesen und in ihren Laboratorien gearbeitet. Auch die Tochter des Reichsgrafen, Elise, früh an Herrn v. d. Recke verheirathet, hing in ihrer Art mystischen Studien und Grübeleien nach. Young's Nachtgedanken, Lavater's Schriften übten auf ihre in religiöser Schwärmerei befangene Seele einen frühen und wichtigen Eindruck aus. Ihr Geist, abgespannt und vom Irdischen abgezogen, wandte sich immer mehr zur Beschaulichkeit und gewöhnte sich an mystische Spielereien. Schon ehe Cagliostro in Mitau erschien, entstand die Vorstellung in ihr, daß sie, wenn sie nur nach völliger Reinheit der Seele strebe, in die Gemeinschaft höherer Geister aufgenommen werden könnte. Ihr ältester Bruder, von ihr unaussprechlich geliebt, hatte mit ihr eine gleiche Geistesstimmung. Ein hoffnungsvoller Jüngling, war er schon früh, 1778, gestorben, und Elisens Hang zur Mystik war durch seinen Tod nur um so mehr gewachsen.

Da erschien Cagliostro im März 1779 in Mitau. Er ward von ihrem Oheim, dem Landmarschall Grafen Medem, bei dem er sich, als dem Meister vom Stuhle, gemeldet, ehrenvoll empfangen. So auch von ihrem Vater, vom Oberburggrafen v. d. Howen, vom Major v. Korff und andern vornehmen Freimaurern. Sein Vorgeben war, von seinen Obern in wichtigen Geschäften nach dem Norden geschickt zu sein. Seine Persönlichkeit sprach an.

Elise war es, welche zuerst ihm entgegenkam. Gleich ihrer Tante und Cousine war sie begierig, mit diesem

Prieſter der Geheimniſſe näher bekannt zu werden. Cagliostro und ſeine Frau verſtanden es, die Erwartungen dieſer drei Frauen zu ſpannen. Sie wurden ſeine gläubigen Jüngerinnen, ſie führten ihm noch andere Schülerinnen zu. Er ſagte ihnen, der Auftrag ſeiner Obern wäre, als Großmeiſter eine Loge d'Adoption oder eine Freimaurerloge zu gründen, in welche auch Frauen aufgenommen würden.

Die Sache hatte ihre Bedenken. Es fanden ſich ernſte Widerſprüche, beſonders von Seiten eines ſehr verſtändigen Mannes, des Hofrath Schwander. Dieſer und mancher Andere hielten damals ſchon Cagliostro für einen Charlatan. Aber die Begierde der Damen war zu groß, in die neuen Geheimniſſe eingeweiht zu werden, und Schwander gab nach. Dafür ließen er und mehre andere Literaten (wie in Kurland die wiſſenſchaftlich Gebildeten vom Bürgerſtande genannt werden) und Edelleute ſich auch aufnehmen, um ein wachſames Auge auf die Dinge zu behalten.

Dieſe Vorſicht war gut, aber vielleicht nicht nöthig. Cagliostro, der anderwärts wol den Gelegenheitsmacher im ſchlimmſten Sinne geſpielt hatte, fand es doch ſeinem Intereſſe gemäß, in ſeiner jetzigen vornehmen Rolle nur Sittlichkeit und Anſtand zu predigen. Er kannte ſein Publicum, auf das er wirken wollte, und die laſciven Spiele, welche ihm ſpäter in Paris, Warſchau und Petersburg zum Vorwurf gemacht werden, unterblieben hier gänzlich. Er behandelte Jeden, auf den oder durch den er wirken wollte, ſo, daß er ſich bald ſeines Vertrauens bemeiſterte, ſagt die Recke. Wir mögen dies in die Worte überſetzen: er lauſchte Jedem ſeine Schwäche ab, und ward dadurch Herr über Alle. In dieſen Kreiſen der kurländiſchen Ariſtokraten, wo die feine Weltſitte be-

kanntlich mit besonderer Vorliebe gepflegt wird, konnte es dem beobachtenden Blicke übrigens nicht entgehen, daß ihm dieselbe abging, ja man vermißte zuweilen den gewöhnlichen Anstand. Doch war er unter Damen auf seiner Hut, daß ihm kein unanständiger Scherz entfuhr. Das Ungeschliffene in seinen Manieren setzte man gutmüthig auf Rechnung seines langen Aufenthalts in Aegypten und Medina, seine Grobheiten, sein auffahrendes, polterndes Wesen auf die eines Mannes, welcher täglich den schweren Kampf mit den von ihm gebändigten, aber widerstrebenden Dämonen zu kämpfen hatte. Wer mit Geistern umgehen wolle, müsse durchaus alles Materielle bekämpfen, behauptete er. Daher nahm er den Schein an, als ob er im Essen und Trinken sehr mäßig wäre. Nachher hörte unsere Zeugin, daß er es in der Wirklichkeit keineswegs gewesen sei.

Die höchsten Personen des Adels waren für ihn gewonnen, die Freigeister wagten ihre Zweifel, ihren Spott nicht laut zu äußern, daher wuchs die Zahl seiner Anhänger und sein Ansehen in Mitau war in der That außerordentlich. Seine Operationen glückten ihm; wenigstens schien er zu leisten, was er versprach, und wenn es nicht gelang, wußte er mit Schlauheit solche Scheingründe vorzubringen, daß man glaubte, er habe nur so und nicht anders handeln können. Die Gemüther seiner hiesigen Verehrer dachten weniger an Goldmachen, Lebenselixire und andere Vervollkommnungen des irdischen Lebens, als daß sie, in höheren geistigen Sphären sinnend und träumend, nach einer Verbindung mit der Geisterwelt sich umschauten. Da ist die Täuschung länger möglich, und Cagliostro, nach dem Geschmack seiner Zuschauer operirend, hielt sich in Mitau und zwar in denselben Kreisen, länger als in andern Orten.

Die Recke ſchickt ihrem chronologiſchen Bericht über ſeine Wirkſamkeit einige Beiſpiele voraus, in welcher Art er ſich auszureden wußte, wenn Operationen ihm mislangen, wenn die Entdeckung vor der Thür ſtand. Er hatte behauptet, das Schmelzen des Bernſteins ſei eine leichte Sache für ihn; er wolle ihn wie Zinn behandeln. Was war wichtiger für Gutsbeſitzer am Strande der Oſtſee! Man bat ihn dringend um das Geheimniß. Er dictirte mit Emphaſe ein Recept. Siehe, es war ein Recept zu Räucherpulver! Er hatte nicht geglaubt, Leute vor ſich zu haben, welche Recepte verſtanden. Als er ihre Enttäuſchung bemerkte, ſprach er ſchnell gefaßt: er habe nur die Charaktere ſeiner Schüler genau kennen lernen wollen, und ſei tief betrübt, daß ſo viele unter ihnen mehr kaufmänniſchen Geiſt als Sinn für das allgemeine Gute verriethen. Man war beſchämt und zufrieden. Um Bernſtein zu ſchmelzen und gießen war der große Cagliostro nicht von ſeinen unbekannten Obern nach Kurland geſchickt worden.

Cagliostro betrachtete einſt die koſtbaren echten Perlen der verwittweten Herzogin mit beſonderer Aufmerkſamkeit. Seltſam! ſie waren von ihm ſelbſt verfertigt! Um einem bankerotten Freunde in Holland aufzuhelfen, hatte er die kleinen ſchiefen Perlen ſeiner Frau zuſammengeſchmolzen und daraus dieſe großen gegoſſen. Er hatte gerade kein bequemeres Mittel, dem Freunde beizuſpringen, da ſeine Wechſel ihm ausgeblieben waren. — Eliſe brauchte gerade auch Geld zu einem wohlthätigen Zwecke, und die Sache mußte geheim bleiben. Treuherzig brachte die junge Frau ihre kleinen, ſchlechten Perlen dem Wundermann und bat ihn, daraus große und ſchöne zu machen. Sie wolle nur ſo und ſo viel zu ihrem kleinen Zwecke, den Ueberſchuß möge er zu ſeinem

großen, menschenbeglückenden verwenden. Cagliostro bedauerte, daß sie nicht früher gekommen. Zu der Operation gehörten sechs Wochen, und übermorgen müsse er Mitau verlassen, weil er dem Befehl seiner Obern unbedingten Gehorsam schuldig sei. Nun bat sie ihn, die Perlen nach Petersburg mitzunehmen. Er wollte nicht. Dort werde er auf andere Weise so viel schaffen, daß er der kurländischen Loge außerordentlichere Beweise seiner Vorsorge zu geben im Stande sei. Aber die Recke wollte ja kein irdisches Gut, nur Gemeinschaft mit den erhabenern Geistern. Er erwiederte: „Ehe Christus das Amt des Propheten übernahm, führte der Versucher ihn auf die Zinne des Tempels und lockte ihn durch die Schätze dieser Welt. Erst als diese keinen Einfluß auf seine reine Seele hatten, reifte er dazu, durch Wunder die Welt zu beglücken. So müssen auch Sie erst, ehe Ihnen wichtigere Dinge anvertraut werden, durch Schätze dieser Welt sich prüfen lassen." — Und Elise glaubte.

Sie hatte im selben Jahre (1779), wo sie gläubige Zeugin seiner Wunderthaten war, einen Aufsatz darüber niedergeschrieben, der in der Loge d'Adoption aufgehoben werden sollte, theils als Lehre der Magie, theils als Beweis, wie hoch menschliche Kräfte steigen könnten, wenn der Mensch sich in die Gemeinschaft mit höheren Geistern einweihen lasse. Sie theilt ihn, wie er geschrieben worden, in ihrem 1787 durch Nicolai herausgegebenen Buche mit, aber zugleich mit den erläuternden Bemerkungen, welche sie in den darauf folgenden Jahren gesammelt hatte. Wir gehen daraus die hauptsächlichsten Punkte durch.

Cagliostro erklärte, er wolle die Loge d'Adoption, in welcher auch Frauen aufgenommen würden, aus Freundschaft für die Damen der Medem'schen Familie stiften,

weil er glaube: „sie könnten würdige Mitglieder dieser geheimen Gesellschaft werden, welche Diejenigen zu höherer Glückseligkeit führe, die mit reinem Herzen nach Wahrheit strebten und voll Liebe zum allgemeinen Besten ihre Kenntnisse zu erweitern suchten.“ Die Bitten der Damen, wie angeführt, überwogen die Bedenklichkeiten der Männer, doch bedungen jene sich aus, daß nur die von ihnen vorgeschlagenen Personen Mitglieder werden sollten. Vater und Oheim Elisens, sowie der Graf Howen, wurden durch ein erstes Experiment Cagliostro's, vermittelst welches er Queckſilber in Silber verwandelte, für ihn gewonnen; Hofrath Schwander, wie auch angeführt, durch Rücksichten der Klugheit. Elise hatte in der Stille den Unglauben dieses sonst ausgezeichneten Mannes beweint, durch welchen sie um die Seligkeit der Gemeinschaft mit überirdischen Wesen gebracht werden sollte!

Der wahre Grund Cagliostro's war indeß ein anderer. Er wollte sich in Mitau festsetzen, um mit Ruhm und Empfehlungen und geschützt von mächtigen Freunden in Petersburg auftreten zu können. Katharina für sich zu gewinnen, war sein Ziel. Und er hatte es schlau genug angefangen. Denn so weit gelang es ihm, die Familie Medem zu bethören, daß der eigene Vater seine Tochter zu bereden suchte, mit dem Cagliostro'schen Ehepaar nach Petersburg zu fahren. Der Patriot hatte nicht die Kraft, Cagliostro's Vorstellungen zu widerstehen, welche Vortheile dies für Kurland hervorbringen könne. Elise sollte die Stifterin der ersten Frauenloge im russischen Reiche werden. Welchen Einzug, welchen Auftritt hätte der Wundermann in Petersburg gemacht, wenn er, nicht allein vom ganzen Adel Kurlands empfohlen, sondern an der Seite der Tochter einer der ersten Familien, der Schwester der

Herzogin, dort erschienen wäre! Elisens gutes Glück und richtiger Takt befreite sie von der Schmach, einen Charlatan und Betrüger als Marktbelferin begleitet zu haben.

Das erste magische Experiment (die Beschwörung, oder Magnetisirung, oder der simple Betrug?) mit dem unschuldigen Knaben verhielt sich ungefähr so, wie er selbst in Rom es angegeben. Der unschuldige Knabe war das 6jährige Kind des Landmarschalls v. Medem, Elisens Vetter. Die Operation ging vor sich im Hause des Grafen Howen. Cagliostro träufelte das Oel der Weisheit (Elise vermuthet etwas Nervenreizendes) auf die linke Hand und den Kopf des Knaben, und weihte ihn durch Beten eines Psalms zum künftigen Seher. Der Kleine gerieth in Schweiß; die Geister hatten Wohlgefallen am Kinde. Der Vater wurde gefragt, welche Erscheinung er wünsche? — Seine Mutter und Schwester, damit das Kind durch eine fremde Erscheinung nicht erschrecke. Nach zehn Minuten rief der Knabe: „Ich sehe Mutter und Schwester." — Was macht Ihre Schwester? fragte Cagliostro. „Sie greift sich nach dem Herzen, als wenn ihr da etwas weh thäte." — Nach einer Weile rief der Kleine: „Jetzt küßt sie meinen Bruder, der ist nach Haus gekommen."

Dieser Bruder war allerdings von der Stadt abwesend (aber nicht hundert, sondern nur), sieben Meilen entfernt. Als die bei der Beschwörung Versammelten in das Medem'sche Haus zurückkehrten, erstaunten sie nicht wenig, den verreisten Bruder des Knaben unerwartet zurückgekehrt zu finden. Es war gerade während der Operation geschehen. Die Schwester aber hatte kurz vorher so starkes Herzklopfen gehabt, daß ihr ganz schlimm geworden war.

Von jetzt an war Cagliostro's Credit gesichert. Elise bekennt, auf sie wäre der Eindruck so außerordentlich gewesen, daß sie ihre Ruhe verloren, und von nun an keine ruhige Beobachterin mehr abgegeben habe.

Wenn wir nach den heutigen Erfahrungen nicht abgeneigt wären, in diesem sein sollenden Wunder nur die Wirkungen magnetischer Einflüsse zu erkennen, so wollte Elise v. d. Recke nachmals, von ihrem Wunderglauben vollständig geheilt und zum Nicolaischen Rationalismus übergetreten, darin nur ein Taschenspielerkunststück erkennen, ohne doch im Stande zu sein, mehr als Vermuthungen aufzustellen. Durch optische Spiegel, mußte sie selbst einräumen, habe er die Vorfälle in dem sehr entfernten Medem'schen Hause nicht sehen können (es war übrigens ein Haus in der Stadt, kein Lustschloß); sie vermuthete auf irgend einen Helfershelfer, der ihm die Nachricht von der Rückkehr des jungen Medem überbracht und auf eine Kundschaft, durch welche er schon früher erfahren, daß ihre Cousine unwohl sei.

Später ermittelte man im Medem'schen Hause, daß auch der kleine sechsjährige Medem selbst damit im Spiel war. Der witzige und gesprächige Knabe war von Cagliostro bearbeitet worden, so durch Liebkosungen, Versprechungen, als Drohungen, ihm Alles zu sagen, was er von Eltern und Geschwistern höre, daß über ihn gesprochen werde. Der Knabe, der aus Aller Munde nur Bewunderung für den wunderbaren, göttlichen Mann vernahm und die Mahnung, ja ihm gefällig zu sein, fand auch kein Arges, sondern viel Spaß darin, Alles zu thun, was der freundliche Mann von ihm foderte. Er theilte ihm nicht allein Alles mit, was er wissen wollte, sondern ließ sich auch instruiren, zu antworten, wie Cagliostro es befahl. Unter dem dünnen Papiere,

auf welchem die Charaktere bei den Beschwörungen standen, befand sich ein anderer Bogen, bemalt mit grellen, colorirten Bildern. Unerwartet drehte Cagliostro den obern Bogen um, und ließ den Knaben die bildlichen Darstellungen sehen, um zu antworten, was er sehe. Dafür erhielt er eine Uniform geschenkt, die Cagliostro ihm versprochen, und — schwieg; denn der Fremde hatte mit furchtbarer Miene einmal den Degen gehoben und ihm gedroht, wenn er plaudere, ihm Glied für Glied damit zu zerschneiden und seine ganze Familie unglücklich zu machen. Wenn er aber Alles thue, was ihm geboten, und reinen Mund halte, werde es ihm und allen den Seinen gut gehen.

Seit dem Stiftungstage der Loge pflog Cagliostro täglich Gespräche über Magie und Nekromantie mit den Mitgliedern. Er befahl ihnen, nur an Logentagen, und auch dann nur im engsten Kreise der Eingeweihten über diese Dinge zu sprechen. Dafür aber sollte Jeder unaufhörlich für sich forschen und sich der ewigen Quelle alles Guten zu nahen suchen. Dieses, ein schlaues Gebot, um die Einbildungskraft durch verschlossenes Hinbrüten nur noch mehr zu erhitzen, jenes ein Gebot, welches er für sich selbst übertrat; denn während er seine Schüler zur strengsten Verschwiegenheit verpflichtete, trug er unter der Hand dafür Sorge, daß seine Thaten und Wunderkräfte im Publicum bekannt würden. Die Eingeweihten, namentlich die Frauen, fühlten, beseligt durch diese Abgeschlossenheit und das Gefühl, für ihre Mitmenschen thätig zu sein, sich kräftig, die Sticheleien und den Spott, der wol draußen auftauchte, zu ertragen. Diese aristokratisch-separatistisch-religiöse Verbindung mahnt uns unwillkürlich an die Muckergesellschaft, welche ein halbes Jahrhundert später nicht fern davon auftauchte.

bauen, mag ihr Grundstein die göttliche Abkunft aus dem Nebel der Vorwelt sein, oder Großthaten der Ahnen, das blutige Beil des Tyrannen oder der einstimmige Jubel des Volkes. Wer seine Kräfte aufbot zur festerern Begründung eilte nur dem Untergang entgegen. L'etät c'est moi! sagte Ludwig XIV, und er hatte Recht; nur wo die Interessen des Volks und seines Regentenhauses eins sind, existirt der Staat. Die Aufgabe für Schwedens Könige war die schwierigste. Getrennte Interessen mit dem ihrigen zu vereinigen gelang nur wenigen, wo es aber einem wahnsinnigen Stolze gelang, das Interesse aller Stände von dem seinigen zu lösen, konnte keine moralische Kraft, keine glorwürdige Erinnerung das gelöste Band wieder knüpfen. Es herrschen hier keine Theorien, die Geschichte spricht deutlich durch ein Jahrtausend. Durch alle Umwandlungen der Zeit, — das eigentliche Mittelalter existirte nie in Schweden — hat sich das alte Verhältniß, nur mit veränderten Namen, bis auf die neusten Tage erhalten. Nur der allgemeine Sturz der Hierarchie im Europäischen Norden brachte einige Veränderung hervor; doch selbst noch heute besitzt die Schwedi-

Am 10. April, an dem Tage, wo der Loge d'Adoption der letzte Grad gegeben worden, trat Cagliostro plötzlich mit wichtiger Miene aus seinem Zimmer, wo er, etwa eine halbe Stunde eingeschlossen, geschrieben hatte. Seine Obern hatten ihm auf dem unbegreiflichen Wege, auf welchem er ihre Botschaften empfing, so eben angesagt, daß in dem Lande Kurland, am baltischen Meere, wichtige Schriften über die Magie vergraben lägen. Dies sei der Zweck seiner Sendung hierher. Auf einem Landgute, dessen Lage er genau beschrieb, Namens Wilzen, habe vor 600 Jahren ein Magiker gelebt, der dort, weil seine Nachfolger Hang zur Nekromantie gehabt, in einem Walde wichtige magische Instrumente nebst einem großen Schatze vergraben hatte. Die Anhänger des bösen Princips, d. i. die Nekromantisten, spürten schon seit längerer Zeit diesen für sie wichtigen Schätzen nach, und namentlich sei einer von ihnen schon seit Jahren deshalb in Kurland. Glücklicherweise hätten seine dienstbaren Geister den Ort noch nicht ausfindig gemacht. Er hoffe nun, der große Baumeister der Welten werde seinen Fleiß segnen, und ihn diesen hochwichtigen Fund thun lassen. Gefährlich sei das Unternehmen, denn alle bösen Geister seien in Aufruhr, umschwirrten ihn und versuchten ihn zur Nekromantie überzuführen. Aber auch hochwichtig, denn wenn es den schwarzen Magikern gelänge, die Schätze zu heben, würde es unselige Folgen für die ganze Welt haben. Jahrhunderte würden verstreichen, bis der Erdball wieder von den Plagen, die daraus für das Menschengeschlecht hervorgingen, gesäubert werden könne. Also vereintes Gebet, vom Urheber des Guten Stärke zu erflehen, den Versuchungen zu widerstehen und treu im Glauben zu verharren!

Mit Staunen hörte man ihm zu. Wie wußte der

fremde Mann, der Spanier oder Italiener, der kaum die barbarischen Namen dieses Landes aussprechen konnte, den Namen eines unbedeutenden Dorfes, er, der nie aus der Stadt gekommen war! Aber das Staunen vermehrte sich, als er auf dem Papier die Lage des Dorfes und des Waldes genau aufzeichnete, und den Ort angab, wo der Schatz vergraben war. Der Landmarschall erkannte auf der Stelle den Platz. Es war der, wo er als Kind gespielt, und die Bauern hatten ihn gewarnt; denn hier trieben Gespenster ihr Wesen, die einen Schatz bewachten. Cagliostro erklärte es: in der halben Stunde, wo er allein im Cabinet geschrieben, hatten ihn seine dienstbaren Geister, auf Geheiß seines mächtigen Schutzgeistes, des Großkophta, nach Wilzen getragen, wo er Alles gesehen, was er beschrieben. Wenn der Schatz glücklich gehoben, verhieß er dem Landmarschall den ganzen baaren Werth, aber die magischen Instrumente gehörten seinen Obern. —

Bei der magischen Operation am nächstfolgenden Tage sah der unschuldige Knabe, der kleine Medem, den Wald, der den Schatz enthielt und ein anderes Kind (einen Engel), welches die Erde öffnete, und in deren Schooße liegend Gold, Silber, Papiere, magische Instrumente und ein Kistchen mit rothem Pulver.

Wir haben so ziemlich getreu Elisens Worte aus ihrem ersten Aufsatz wiedergegeben. Sie glaubte und rings um sie her waren Gläubige. Wir müssen unsern ganzen Glauben von heut anstrengen, um es für möglich zu halten, daß ein so crasses Gaukelspiel in einem Kreise gesellschaftlich und geistig gebildeter Menschen mit Ernsthaftigkeit angehört wurde, und daß selbst eine Elise von der Recke, die wir als aufgeklärte Gönnerin aller edlen und humanen Bestrebungen des Jahrhunderts in ihren

berliner und dresdener Kreisen uns denken, an Faxen dieser Art ein Mal geglaubt hat. Aber charakteristisch wie für die Zeit, so für Cagliostro selbst ist die Erzählung. Wenn er mit so ungeschickt groben Fabeln eines Geisterbanners Eingang fand bei einer zarten weiblichen Seele, die nur nach der Aeolsharfenstimme seliger Geister verlangte, um wie leichter mußte ihm die Täuschung bei roheren sinnlichen Naturen und blasirten Geistern von geringerer Bildung werden! Zugleich glauben wir einen Blick in den innern Mechanismus seines Gaukelspiels zu werfen. Es war roh und craß, und wenn er, wie hier in Mitau, zu zarteren, idealeren Bildungen sich zwingen mußte, war es gegen seine Natur, die in ihrer alten Roheit wieder bei jeder Gelegenheit herausbricht.

Uebrigens war Cagliostro's Rede nicht ohne Anspielungen. Unter dem gottlosen Nekromantisten, der schon lange dem Schatze nachspüre, meinte er den seiner Zeit viel besprochenen, und seines Kryptokatholicismus wegen angefochtenen Dr. Stark, der damals in Mitau als Professor der Philosophie lebte und ebenfalls Oberhaupt einer geheimnißvollen Gesellschaft sein wollte, die er mit Nachrichten von seiner göttlichen Sendung speiste. Cagliostro erklärte ihn mehrmals seinen Jüngern für einen Abgesandten des bösen Princips, und verbot denselben, mit ihm über ihre magischen Erfahrungen zu sprechen. Stark hinwiederum erklärte Cagliostro für einen schwarzen Magier. Stark räucherte bei seinen Beschwörungen, Cagliostro fuhr dabei mit dem Freimaurerdegen durch die Luft. Der Eine warnte nun vor Denen, die räuchern, der Andere vor Denen, die mit dem Degen zücken. — Was Cagliostro's allerdings merkwürdige Bekanntschaft mit Witzen und der alten Sage von dem Schatze betrifft, so meint Elise, ihr Oheim selbst könne ihm möglicher-

weise in seinen früheren Gesprächen darüber Mittheilungen gemacht haben, die er sich merkte und schlau benutzte. Auch möchten Spürhunde hier wie anderwärts in seinem Dienste gestanden haben, die ihm die nöthigen Nachrichten zutrugen.

Aber Elise nöthigte den Wundermann, durch ihre Fragen und Gespräche, in Sphären der zarten Art, in denen er sich nicht so gern bewegte. Ihm fehlte die Gemüthsbildung der Phantasie, vielleicht auch die Geduld, wenn sie ihm von ihren Spaziergängen auf dem mitternächtlichen Kirchhofe, von ihren Gebeten und Seufzern, von ihrer Sehnsucht nach der Verbindung mit verklärten Geistern sprach. Sie hatte ihm gestanden, daß nach dem Tode ihres Bruders die Welt wenig Interesse mehr für sie habe, daß ihr höchster Wunsch sei, der Erscheinung ihres seligen Bruders gewürdigt zu werden. Sie bat ihn, ihr den Beweis seiner gütigen Gesinnung zu geben und ihr den Geist des geliebten Bruders zu citiren. Cagliostro antwortete: er habe keine Gewalt über die Verstorbenen; nur die mittleren Geister der Schöpfung, die nach der Schrift zum Dienst der Menschen ausgesandt sind, wären ihm unterthan. Durch diese könne er, als längst Eingeweihter der heiligen Mystik, des belehrenden Umgangs mit höheren Geistern genießen; doch entbehre er der Kraft, erwachsenen Personen Erscheinungen zu verschaffen. Auch hindere ihn seine Verpflichtung gegen seine hohen Obern, nur zum Spaße eine Citation vorzunehmen. Wolle er seine Beschwörungen nur zur Befriedigung der Neugier Anderer oder aus Stolz und Eitelkeit vornehmen, dann würden unter seine dienstbaren Geister bald die bösen sich einschleichen, von denen die Schrift sagt: sie schleichen umher, die Menschen zu verführen. Dann möchte es ihm wie Schröpfer gehen,

(den er also kannte), der sich vor ihnen nicht zu retten gewußt, bis er sich die Kugel durch den Kopf gejagt.

Elise wagte zu erwidern: das wäre doch nicht der klügste Streich der bösen Geister. Sie hätten einen Mann wie Schröpfer sich ganz zueignen und zum Werkzeug ihrer bösen Absichten machen müssen. Indem sie ihn zum Selbstmorde getrieben, hätten sie sich selbst eines würdigen Dieners beraubt. Cagliostro blickte sie mit durchbohrendem Blick an: „Ist's leichtsinniger Spott, der aus Ihnen spricht, so sind Sie keiner Antwort würdig. Ist's aber die spitzfindige Grüblerin, die mich fragt, so hüten Sie sich, wenn ich nicht mehr an Ihrer Seite bin, immer das pourquoi des pourquoi erforschen zu wollen. Christus sagt schon seinen Schülern: ich habe Euch viel zu sagen, aber Ihr könnt es nicht ertragen. Eva, die durch den Apfelbiß fiel, ist nur eine magische Parabel, daß Neugier, Eitelkeit und Herrschsucht bis ins tausendste und tausendste Glied Unglück bringen können." Er warnte sie darauf, daß die Bahn der Magie, welche sie zu betreten gedenke, höchst gefährlich sei. Wenn nicht blos der Wunsch, Gutes zu wirken, sie der Mystik zuführe, möge sie nicht weiter gehen, sonst werde zeitliches und ewiges Elend ihr Theil.

Elise betheuerte, jener Wunsch sei allein ihr Motiv. Cagliostro erwiderte, jetzt höre er nur, was ihre Lippen sprechen, binnen wenig Stunden werde er durch seine geheimen Obern wissen, was sie denke. Am folgenden Tage versicherte er ihr: jetzt wisse er, daß ihre Absicht rein und edel sei. Sie werde es sehr weit bringen in der hohen Wissenschaft, da er ihr seine ganze Aufmerksamkeit widmen wolle, nur müsse sie unbegrenzten Gehorsam gegen seine Vorschriften üben. Elise wagte gegen das „unbegrenzt" Einwendungen; denn wenn

ihre Vernunft ihr sage, daß sie dadurch heiligere Pflichten verletze, dürfe sie doch nicht gegen ihre Ueberzeugung handeln. Cagliostro fragte, da Abraham nicht angestanden, auf Gottes Gebot den eigenen Sohn zu opfern, ob sie anstehen würde, ähnlich zu handeln? — Sie antwortete nach einigem Nachsinnen, daß sie es nicht gethan hätte, sie würde Gott gebeten haben, wenn er es verlange, durch den Blitz ihn zu tödten, aber von ihr es nicht zu fodern. — Und Cagliostro — handelte als kluger Mann; er gab sich mit der Antwort zufrieden. — Er erkannte daraus ihre festen Grundsätze, welche ihr Kraft geben würden, den Versuchungen der bösen Geister zu widerstehen und nie zur schwarzen Magie überzugehen!

Zum Trost und zur Vergeltung dafür versprach er ihr in der nächstfolgenden Nacht einen Traum, in welchem sie mit ihrem verstorbenen Bruder eine wichtige Unterhaltung über die heilige Mystik halten solle. Aber Elise konnte begreiflicherweise vor Aufregung und Erwartung nicht schlafen, also träumte sie auch nicht. Sie klagte es dem Magier am folgenden Tage. Seine Erklärung war: sie hätte ihre Seele mehr in Ruhe bringen und nicht mit solchem innern Ungestüm ihrem Wunsche sich überlassen sollen. Auch in der nächsten Nacht fruchteten ihre heißesten Gebete nichts, tausend Bilder wechselten und statt des Traums kam nur ein kalter Schauer über ihre geängstete Seele. Cagliostro stellte sich zornig: er habe ihr größere Fähigkeiten zur Mystik zugetraut, und nun solle sie auf diesen Traum nicht mehr rechnen.

Elisens Bekenntnisse sind rührend, wie dieses edle Wesen mit jedem Tage mehr von der dämonischen Gewalt des Unholds gefesselt wird. Wie sie sich anstrengte, den Erwartungen ihres hohen Meisters zu entsprechen

und doch zum Traum zu kommen; wie sie in Bangigkeit, Hitze, Herzpochen statt des Traums an allen Gliedern krampfhafte Bewegungen erlitt und nicht Hand und Fuß rühren konnte; wie sie am Morgen, zu schwach aufzustehen, von einer Seite des Bettes zur andern fiel, und, im halbwachen Zustande, in den heftigsten Beängstigungen laut aufschrie. Der herzlose Seelenquäler versicherte ihren Bekannten: bei ihren schwachen Nerven habe er ihr den magischen Traum nicht geben wollen, um ihr Leben nicht in Gefahr zu bringen. Er habe seine wichtigsten Geister aufgeboten, auf ihre Organisation zu wirken, aber vergebens, ihr Körper habe nicht Kraft genug.

Und dies glaubte nicht Elise allein, auch ihr Vater, der Reichsgraf, ihr Oheim, der Landmarschall, der Graf von Hoven, der Major von Korff und Andere, die sie nicht nennt, oder die nicht genannt sein wollten! Freilich konnte Cagliostro hier ein leichtes und glückliches Schauspiel aufführen. Er sagte ihren Freunden jetzt: Ihr werdet sie krank finden, sie ist zu schwach, und dann: nun werdet ihr sie erholt finden; sie wird an ihrem Schreibtisch sitzen, eine Wissenschaft, die er sich leicht verschaffen konnte, die aber doch nicht wenig zu seinen Gunsten wirkte. Cagliostro ließ Elisen zu sich führen, reichte ihr die Hand und redete sie mit hoher Güte an: „Gutes Kind, Sie haben diese Nacht gelitten, aber Sie sind selbst daran Schuld. Weil Sie durchaus Ihren Bruder sprechen wollten, bot ich alle meine Kräfte auf. Hätten Sie stärkere Nerven und nicht eine beinahe übertriebene Liebe zu Ihrem Bruder, so hätte ich Ihnen den Traum bewirken können. Nun müssen Sie den gewöhnlichen Weg gehen, um tiefer in die heilige Mystik hineinzuschauen.“ Dabei benachrichtigte er sie, daß er ihr einen

seiner besten Diener, den Schutzgeist Hannachiel, zugesellt habe, welcher sie beobachte und ihm von ihren Gedanken und Handlungen täglich und stündlich Nachricht bringe. Von ihm wisse er, daß vorzugsweise der Schmerz um ihren Bruder sie der Mystik zuführe, nicht die reine Sehnsucht nach dem Weltglück. Darum konnten die guten Geister noch nicht vollständig auf sie wirken; aber sie solle nicht verzagen.

Daß Elise in jenen Nächten nicht schlafen konnte und vor innerer Aufregung krank wurde, erscheint uns so natürlich, daß es ihrer Vermuthung, er habe ihr unvermuthet eine Arznei beigebracht, wol nicht bedarf. Aber nachher fiel ihr der Umstand als sehr verdächtig auf, daß er sie und eine Freundin öfters nöthigte, wider ihren Willen eine Prise Taback aus seiner Dose zu nehmen. Sie glaubte es für nicht unwahrscheinlich annehmen zu dürfen, daß er sich seiner Gifte hie und da bedient, um seine Absichten zu erreichen. Diese Vermuthung steht übrigens ganz vereinzelt da; sie wird durch keine andern Anführungen unterstützt.

Wir überschritten unsere Aufgabe, wenn wir alle Beschwörungen und den Hocus Pocus, den er dabei vorbrachte, hier aufnähmen. Fabelhaft, wunderbar und erschütternd genug für so gläubige und so präparirte Gemüther mögen diese Abende allerdings gewirkt haben. Er schloß den Knaben, dem er den Kopf vorher mit der Asche eines Papierbogens eingerieben, auf welchem magische Charaktere gestanden, in ein Zimmer ein, wo nur zwei Kerzen auf einen andern Bogen mit Charakteren und Bildern, der auf dem Schreibtische lag, schienen. Er hieß ihn ruhig warten, bis die schönen Sachen, die er versprochen, ankämen und sich vor keiner Erscheinung fürchten. Alsdann hieß er die Gesellschaft im Vorzimmer,

ter sich zu. Hier hörte man ihn in fremder Sprache mit voller Stimme zanken, darauf ein dumpfes Getöse, worauf er mit triumphirender Miene zurückkehrte.

Er erklärte, er sei einem gewissen Edelmanne eine Strafe schuldig gewesen. Diesen Edelmann hatte das Kind vorhin während der Beschwörung mit Ketten um den Hals gesehen. Cagliostro erklärte, daß der Genannte in dem Augenblicke an Würgen im Halse und heftigen Gliederschmerzen gelitten. Eben wäre der und der Arzt zu ihm hinausgerufen. Und es verhielt sich wirklich so, wie man am folgenden Tage erfuhr. Elise erklärt es so, daß jener Edelmann am Tage vorher mit Cagliostro zu Mittag gespeist, sich mit diesem überworfen, und er ihm entweder in der Speise, oder in der Tabaksdose etwas Giftiges eingegeben habe. Gleich nach Tische war Cagliostro in einer Art Wuth in das Medem'sche Haus gekommen und hatte gedroht: der Edelmann solle schon seine Macht fühlen und gestraft werden. Den Arzt kannte er leicht nennen, da der Kranke nie einen andern als diesen rufen ließ. — Die immer zutreffenden Erscheinungen des Knaben werden durch den Bilderbogen erklärt, den er in der Stube vor sich hatte. Er brauchte nur auf die Stichworte und Zeichen zu hören.

Elise, die schüchterne Neophytin, wagte den großen Meister zu fragen, wie er es über sich vermocht, seine Kraft zum Schaden eines Nebenmenschen zu gebrauchen. „Gutes, weichherziges Geschöpf," sprach er, ihr auf die Schulter klopfend, „wie wenig kennst du die Pflichten eines Magiers. Wir hängen nicht von uns ab, wie die Alltagsmenschen; wir sind unsern Obern unbedingten Gehorsam schuldig. Auch wir leiden als Menschen, wenn wir unsern Mitmenschen Leiden bereiten müssen; aber der Gedanke, daß wir dadurch Länder und Völker vorm

ſche Geiſtlichkeit mehr Rechte als die der meiſten proteſtantiſchen Länder. Aber von eigentlichem Druck, von einem Zwange, der den Geiſt erlahmte, der Anſtrengungen fruchtlos machte, iſt nirgend die Rede. Der Handelsſtand, alſo der Bürger, lebt an den Gränzen in geringerm Verkehr mit dem Binnenlande als mit der Fremde, und neben dem Adel ſpricht der Bauer, einzig und allein in dieſem Lande als ſolcher, mit in den größten Verſammlungen, welche die Nation vertreten. Auch die Ariſtocratie kann nicht drükkend werden, wo dem Kaſtenweſen wie hier entgegen gearbeitet iſt, und der Adel es in ſeinem Intereſſe von Alters her fühlt, die Sprache des Liberalismus zu führen. Seine Schären ſind eine unüberwindliche Feſtungsreihe für den Schweden. Sie ſchließen indeſſen ſeine Küſten nur vor fremden Flotten, nicht vor neuen Ideen. Wo dieſe aber am Stolze des Eingebornen abprallen, iſt von daher keine Gefahr, daß die eigenthümliche Entwickelung gehemmt werde. Weit öfter griff der Schwede ein in den großen Entwickelungsprozeß des Europäiſchen Lebens, als dieſes auf den Sohn des ſtarren Nordens zurückwirkte.

Verderben erretten, gibt uns den Muth; oft auch retten wir Den, den wir züchtigen. So lange Ihnen, gutes Kind, diese Stärke abgeht, werden Sie nur in den Vorhallen der Magie wandeln."

Dennoch wagte Elise zu meinen, daß die triumphirende Miene, mit welcher er die Züchtigung des Edelmanns ihnen verkündet, einem Menschenfreunde nicht anständig sei.

Er hatte ihr mehr Scharfsinn zugetraut. Mußte er denn nicht, um seine Schüler kennen zu lernen, mannichfaltige Charaktere annehmen?

Elise meinte, dies brauche er ja nicht, da er seine dienstbaren Geister habe.

„Gutes Kind, du urtheilst, wie ein Blinder von der Farbe", war seine letzte Antwort. Zur Operation mit den Geistern hatte Cagliostro nur gewisse Stunden angesetzt. Ihre Relationen mußten dann wahrscheinlich so weitläufig sein, daß er sie nur über gewisse ihm besonders werthe Personen vernahm, unter denen natürlich auch die Recke war. Die Andern mußte er so gelegentlich im geselligen Leben prüfen, um ihre Herzens- und Geistesfähigkeiten zu erforschen. Aber Elisens Zweifel beleidigten ihn nicht; er erkannte daraus ihr unverdorbenes Menschengefühl.

Und Elise war zufrieden!

Cagliostro las in den Seelen der Menschen, wie in einem offenen Buche! Zur Schatzgrabung in Wilzen fuhr er mit Elisen in einem Wagen allein. In einem lebhaften Gespräche fragte er sie unter Anderm, was sie von Z . . . halte und ob sie ihm einige Umstände aus seinem Leben mittheilen könne. Elise wußte einen Zug seines Lebens, der ihm hätte Nachtheil bringen können. Sie hatte ihn von ihrer Stiefmutter unter dem Siegel der

Verschwiegenheit erfahren, und außer zwei Freunden wußte Niemand darum. Sie antwortete daher dem Magier: sie kenne Z . . . zu wenig, um ihm Auskunft zu ertheilen. Auf die mit bedeutungsvollem Tone wiederholte Frage antwortete sie ungefähr Dasselbe.

„Schlange, die ich an meinem Busen nähre, du lügst!“ rief der furchtbare Mann neben ihr im Wagen plötzlich aus, und Elise verstummte und erblaßte unter dem Zwiespalt ihrer Gefühle. „Nun, Heuchlerin, was verstummen Sie? Sie wissen also gar nichts von Z . . .?“ fuhr er mit durchbohrendem Blicke fort.

Die arme junge Frau faßte sich und antwortete mit großem Ernst: „Herr Graf! Ihr Betragen befremdet mich. Ich weiß nicht, für wen Sie die Scene spielen, da Sie doch jetzt nur mich an Ihrer Seite haben. Mich, die ja von Ihrem dienstbaren Geiste Hannachiel beobachtet wird. Da ich das Auge des Allsehenden nicht zu scheuen habe, so fürchte ich auch die Beobachtung Hannachiels nicht, wenn er als guter Geist in meiner Seele liest. Und ist er es nicht, so mag er Ihnen von mir berichten, was er will. Ich traue auf Den, der Dämonen und Nekromantisten im Zaum zu halten weiß, und bin überzeugt, daß er alle Unordnungen in der Welt am Ende zum Besten lenken wird.“

Und Cagliostro war zufrieden. Er hatte sie ja nur prüfen wollen. Diese Stärke des Geistes und der Klugheit hatte er ihrer Jugend nicht zugetraut. Nur im Auftrage seiner Obern hatte er ihr die Frage vorgelegt, nachdem er durch dieselben von dem Inhalt ihrer Wissenschaft über den Vorfall unterrichtet worden. Hätte Elise ihm verrathen, was ihre Mutter ihr nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, so hätte er fürchten müssen, daß sie aus Schwäche auch künftigen

Versuchungen unterliegen dürfe. Aufs Neue erkannte er in ihr eine der seltenen Erwählten, die zu dem hohen Ziele hinanklimmen werde. Aber er verbot ihr, von ihrem Gespräch gegen irgend einen Mitbruder oder eine Mitschwester zu sprechen, denn er habe seine guten Gründe, seine Kraft in Menschenseelen zu lesen, bis jetzt zu verbergen.

Diese Gründe waren unzweifelhaft da. Er hatte durch verfängliche Fragen dem einen Freunde, welcher die Geschichte kannte, dieselbe abgefragt und von ihm auch erfahren, in welcher Art die Gräfin Medem sie ihrer Tochter mitgetheilt hatte. Natürlich war diesem Freunde ebenso die Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht als Elisen. Die Verpflichtung zum unverbrüchlichen Stillschweigen des Einen gegen den Andern war für ihn der sicherste Schild gegen die Entdeckung, so lange der Glaube an seine Wacht habenden Schutzgeister dauerte. Es währte auch um deswillen lange, bis die allmälig aus ihrer Bezauberung Erwachenden sich unter einander Mittheilungen zu machen wagten.

Aus dem Heben des Schatzes in Wilzen wurde nichts, und wir übergehen alle die wunderbaren und wunderlichen Apparate, weil sie in allen Geister- und Schatzgräbergeschichten wieder vorkommen. Der unschuldige Knabe sah hinter dem Schirm alles Mögliche; die Umstehenden hörten ihn sogar die 14 unterirdischen Stufen zur Gruft hinabsteigen und den sieben bewachenden Geistern einen Kuß geben, worauf ihn die sieben Geister wieder küßten. Inzwischen ward der Schatz vermittelst eines beschworenen Nagels dermaßen gefestet, daß ihn kein anderer Magier oder Nekromantist ohne Wissen und Willen des Oberburggrafen von Howen heben könne.

Die gesammte Gesellschaft der Eingeweihten fuhr auf dem Lande umher und machte Besuche bei Verwandten und Freunden, und überall schien Cagliostro es für nöthig zu halten, Proben seiner Wunderkraft zu geben. Zuweilen schien es selbst der noch ganz verzückten Frau v. d. Recke, als ob diese Wunder unnöthig vorgenommen würden. Auf ihre wirren Vorstellungen deshalb wurde sie indeß sehr grob zurechtgewiesen. Zuweilen schien er wirklich nur aus Uebermuth die Geister zu citiren. So befahl er einst, ohne alle magische Vorbereitung dem unschuldigen Knaben: „Gehen Sie dort ins Nebenzimmer. Auf dem Sopha wird eine weiße Gestalt liegen. Sagen Sie ihr, daß sie mir heute Nacht um 1 Uhr erscheine und sich wohl auf alle meine Fragen vorbereite. Dann heißen Sie sie verschwinden." Der Knabe ging und kam wieder. Er hatte Alles gefunden und Alles bestellt wie ihm aufgetragen war. Da man in dem Kleinen den Schelm noch nicht kannte, war die Verwunderung, ja der Neid nicht gering, daß einem Knaben schon eine solche Seherkraft gegeben sei. Er ward geherzt und geliebkost als ein künftiger Beherrscher der Geister.

Cagliostro hielt auch Vorlesungen bei diesen Besuchen. Zuweilen sagte er erhabene Dinge, dann aber — gesteht Elise selbst in dem Zustande ihrer noch vollen Begeisterung — „kam auch so viel Plattes dazwischen, daß wir Alle an ihm irr wurden." Zugleich theilte er den Brüdern das Geheimniß mit, aus schlechtem Flachs Kastor zuzubereiten! Er sprach von seiner berühmten Barba Jovis, einer Arznei, die alle Kräfte der Natur im Gleichgewicht erhalte und das Ziel der Menschen auf Jahrhunderte hinaussetze, wenn sie nach seiner Vorschrift gebraucht werde. Vielen erschien es gar nicht unwahrscheinlich, daß man auf diese Weise viele Hundert Jahre

leben könne. — Er ſprach von dem nicht minder berühmten rothen Pulver, das in ſo großer Menge unter der Erde bei Wilzen ruhte, welches die Materia prima ſei, durch die man alle Metalle zur Reife des Goldes zu bringen vermöge.

Auf der Rückreiſe nach Mitau führte Caglioſtro entzückende Geſpräche mit ſeiner Lieblingsſchülerin. Sie lauſchte und hing an ſeinen beredten Lippen, wenn er ihr alle die Perſonen ihres Bundes einzeln charakteriſirte und ihr Aufſchlüſſe gab, warum Dieſer und Jener nicht bedeutendere Fortſchritte in der Kunde des Geheimen machen dürfe. Die Seele dieſes und jenes Mannes hing allzuſehr an einer Wiſſenſchaft, an einer Berufspflicht. Wer ſich der Magie ergeben wolle, müſſe ihr ganz und gar leibeigen werden. Der treffliche Hofrath Schwander gebe der Vernunft zu viel und den Geheimniſſen der Religion zu wenig Glauben. Gewiß ein edler, thätiger Mann, werde er auch nach ſeinem Tode ſelig werden, aber zu der Glückſeligkeit, die er bei ſeinen Gaben erwerben und verbreiten könne, würde er doch nie emporſteigen, weil er im Grunde keinen Glauben hätte und mehr Beobachter als Theilnehmer der Myſtik wäre. Wer Alles mit der Vernunft begreifen wolle, begreife nichts, denn noch ſei der Allervernünftigſte nicht im Stande geweſen zu erklären, warum der Magnet immer nach Norden zeigt.

Eliſen gab er den Rath, ihren Hang zur Dichtkunſt zu bekämpfen; denn auch eine Neigung für dieſe gewiß edle Kunſt ziehe den Geiſt von dem Myſterium ab. Doch ſagte er vertraulich, falls ihr die Dichtkunſt lieber als die Magie wäre, wolle er ihr den nämlichen Beweis der Freundſchaft geben, welchen er der Dichterin Corinna in Italien gegeben. Er wolle ihr einen Geiſt zugeſellen,

der ihrer Seele immer den höchsten Schwung geben und ihrer Sprache immer die edelsten Ausdrücke lehren werde.

Elise verbat sich diese Gabe, die sie zu einer andern Corinna machen dürfte, und beschwor ihn nur, sie in die heilige Mystik einzuführen. Da sagte er ihr mit verklärtem Gesichte, wenn sie sich ihr unermüdet weihen wolle, verheiße er ihr, daß sie nicht nur des belehrenden Umgangs der Verstorbenen sich erfreuen solle, nein, sie solle auch von ihren Obern zu geistigen Reisen in die Planeten gebraucht und später erhöht werden zu einer der Beschützerinnen unsers Erdballs, bis sie — zu noch höhern Regionen emporgehoben werde!

Und Elise glaubte es und schwamm in überirdischer Seligkeit. Aber was mehr ist, sie hat es ehrlich nachher bekannt.

Cagliostro zeigte sich in der letzten Zeit, die er in Mitau verweilte, schwierig hinsichts der Aufnahme neuer Mitglieder, endlich erklärte er entschieden die Loge für geschlossen. Seine Vorträge, in schlechtem Französisch, über die Weisheit der Magie waren heftig, hatten jedoch eine gewisse hinreißende Beredtsamkeit. Aber auch hier kam sehr viel Triviales zum Vorschein*). In einer

*) Gewöhnlich hielt er, an einem großen Tische sitzend, diese Reden. Jeder der darum Sitzenden hatte die Erlaubniß, so schnell er konnte, nachzuschreiben. Trotz dem, daß er keiner Sprache mächtig war, machte doch die Heftigkeit seines Vortrags und der Gallimathias eingestreuter, geheimnißvoller Worte einen gewaltigen Eindruck. Elise v. d. Recke hat uns das Bruchstück einer dieser Predigten erhalten:

„Es ist mehr als ein Sündfluth gewesen; dies können die Naturforscher aus den Erdlagen beweisen. Das Alter der Erde geht weit über Menschendenken. Man kann Moses nicht verwer-

Rede, die er nach einer halbmisglückten Beschwörung hielt, erklärte er seinen Anhängern, daß einer von ihnen

fen, daß er eine falsche Zeitrechnung in Ansehung des Alters der Erde angegeben hätte; den Magikern ist diese verständlich. — Neugierde, wenn sie nicht auf Tugend und Trieb zu Vollkommenheiten gegründet ist, wird schädlich: Loth's Weib ist Beweis hievon. Moses, Elias und Christus besuchen bisweilen in diesen geheiligten Kreisen unsern Erdball. — Es leben in heimlichen mystischen Gesellschaften Einige, die Jahrhunderte zählen.'

Die heilige Schrift ist voller Bilder tiefer Magie. Judith befreite Bethulia durch Holofernes' Tod. Die wahre Weisheit war ihr Eigenthum, denn sie war schon zur Reife der Seele gelangt, daß sie erkannte: die Gebote ihrer Obern wären das Heiligste für sie, weil diese nie etwas gebieten könnten, das nicht die gute Absicht des großen Baumeisters der Welt schneller beförderte; und so habe das schwache Weib die Kraft gehabt, Den zu tödten, der durch sein längeres Leben dem bösen Principium die Oberhand gegeben hätte.

Zu der Zeit war die geheime mystische Weisheit bei Männern und Weibern zu finden. Aber sie waren weder dem eitlen Tande noch den sinnlichen Lüsten so als jetzt ergeben; und daher konnten sie schon in ihrer irdischen Hülle zur Gemeinschaft mit höhern Geistern gelangen.

Auch jetzt können noch alle Wunder, von denen die Schrift redet, bewirkt werden, wenn wir uns nur von allen sinnlichen Gegenständen entfesseln, mit edlem Triebe nach Vollkommenheit streben, und einen solchen Hang das allgemeine Wohl zu befördern haben, als Curtius hatte, der sich freiwillig in den Tod stürzte.

Stärke der Seele ist das erste Mittel, alt zu werden, und die erste Tugend eines echten Maurers. Durch diese reift man höhern Kräften; doch gibt es auch physische Mittel, durch welche man sein Leben zu Jahrhunderten verlängern kann.

Alexander der Große lebt noch in Aegypten und bildet eine eigene Sekte der Magiker, die nur über die Helden und Krieger wachen, und da nach dem Plane des großen Baumeisters der Welten Die beschützen und leiten, denen die anscheinende Gewalt

als Judas gegen ihn aufstehen werde. Der Geist, der bei der Beschwörung vor einem Namen verstummte, habe es ihm verrathen. Er rufe ein Wehe über den Unglücklichen. Keine Gewalt werde Den schützen, der verblendet genug sei, sich wider ihn zu erheben, der unter dem Schutze des großen Baumeisters der Welt stehe. Auch erklärte er seinen Anhängern jetzt, daß er weder Spanier, noch der Graf Cagliostro wäre. Nur auf Geheiß seiner Obern habe er diesen Titel annehmen müssen. Er habe dem Groß-Kophta einige Zeit unter dem Namen Frederico Gualdo gedient. Vielleicht daß es ihm in Petersburg bestimmt sei, seinen wahren Stand und Namen an-

---

dieser Erde in die Hände gegeben ist. Friedrich der Große ist durch Alexanders dienstbare Geister geschützt und bewacht. — Die Gewalt der Könige und Fürsten ist ihnen nur anscheinend gegeben, eigentlich stehen sie unter Magikern, guten oder schwarzen, daher kommt, daß sie entweder gut und glücklich, oder hart und tyrannisch regieren.

Jedes Metall zur Reife des Goldes zu bringen, sei eine Wissenschaft, die Dem nie zu Theil werde, der das Gold nur um des Goldes willen und als Beförderung der Eitelkeit, nicht aber zu wohlthätigen Zwecken brauchen wolle, und daher wünsche.

Er würde einigen unserer Mitglieder das rothe Pulver, oder, um es bestimmter auszudrücken, die erste Materie, durch welche sie Metalle zur Reife bringen könnten, mittheilen, um zu sehen, wie sie mit diesem Pfunde wuchern würden. Aber auf hundert und mehrere Meilen könne er die Kraft und Wirkung dieses Pulvers hemmen und jedes unwürdige Mitglied unserer Gesellschaft strafen.

Salomon, dessen Tempelbau in gewissen Gesellschaften ein allegorisches Bild ist, fiel auf seiner magischen Laufbahn vom Guten ab, aber wurde wieder gerettet und dem bösen Principium entwunden. Die Geschichte vom Falle der Engel ist nichts als ein allegorisches Bild des Ueberganges von der weißen zur schwarzen Magie."

zunehmen, möglich auch erst dann, wenn der Schatz in Wilzen gehoben sei, und damit der sichere Anfang zu dem großen Weltbeglückungsgeschäfte.

Ganz konnte Elise, auch noch während Cagliostro's Aufenthalt in Mitau ihrem Verdacht und Argwohn nicht steuern. Es widerstrebte schon ihrem Gefühl, daß er ihre Sehnsucht nach dem Tode nicht gut hieß, daß er sie zum Glauben an die Barba Jovis wies, daß er sie zwingen wollte, ein langes irdisches Leben für ein Glück anzusehen. Seine Gründe dafür leuchteten ihr zwar ein: daß es Egoismus, ein süßes Trägheitsgefühl sei, sich hinauszusehnen aus dieser Welt der Thätigkeit zur Gemeinschaft der selig entschlafenen Geister, während die echte, begeisterte Jüngerin nichts sehnlicher zu wünschen habe, als ihr ganzes Ich der großen Mission zu widmen, und in dem Verklärungsproceß zu ganz andern Seligkeiten und Wonnen emporzuschweben. Aber eben die Aussicht, zu solcher Weltverklärungshöhe zu gelangen, wo sie in der Wonne der Ungeschaffenen schwebend, über den Gefühlen persönlicher Theilnahme erhaben, getrennt sei von der Geistern ihrer Lieben, die auf ihrer untergeordnetern Vervollkommnungsstufe ihre Gefühle nicht theilen, ihre Seligkeit nicht begreifen könnten, diese Aussicht war ihr nicht erquickend, sie fühlte sich nun einmal nicht so hochgestimmt, sie war doch nur ein Weib und er ein göttlicher Meister.

Elisens Verdacht wuchs in den letzten Tagen seines Aufenthalts. Sie fürchtete, daß er selbst zur schwarzen Magie hinüberwanke, vor der er seine Anhänger so ausdrücklich warnte. Mehre Verständige theilten diese Furcht mit ihr. In brünstigen Gebeten flehte sie zu Gott, daß er den herrlichen Mann vor der Versuchung bewahre. Auch empörten ihr Gefühl einige seiner magischen Vor-

leſungen. Er erklärte Moſes 6, 1., wo von der Liebe geſprochen wird, welche zwiſchen den Kindern des Himmels und der Erde geherrſcht habe, und gab zu verſtehen, daß nicht allein Chriſtus, ſondern auch er ſelbſt einer ſolchen Verbindung ſein Daſein zu verdanken habe. Sprächen doch auch die Griechen von dieſen Halbgöttern in deutlichen Schriftzügen. Dann gab er Vorſchriften, wie Frauen, die nicht lieben wollten, durch magiſche Mittel ſogar zur phyſiſchen Liebe zu bewegen ſeien. Das empörte Alle. Sie erhoben ſich. Aber Caglioſtro — lächelte. Auch diesmal hatte er ſie nur über ihre Grundſätze prüfen wollen.

Bis dahin hatte Eliſe, zuletzt nur noch auf dringendes Zureden ihres Vaters, dieſen anſtößigen Vorleſungen beigewohnt; jetzt aber zog ſie ſich ganz zurück, und ihr Entſchluß war gefaßt, Caglioſtro nicht nach Petersburg zu begleiten. Vergebens ſuchte er ſie anders zu beſtimmen, während ſie ihn vergebens beſchwor, ſich nicht von der ſchwarzen Magie verführen zu laſſen. Schon gewann er indeß wieder ſo viel Einfluß über ſie, daß ſie ihm wenigſtens verſprach, wenn er die Kaiſerin in Petersburg gewonnen hätte und Katharina ſich zur Magie einweihen laſſen wolle, ſelbſt mit ihrer Familie und dem Stuhlmeiſter der Kurländiſchen Loge dahin nachzukommen, um, berufen von der großen Kaiſerin, Stifterin der Loge d'Adoption zu werden. Er verhieß dies als gewiß, auch daß er aus Petersburg den rechten Mann ſenden wolle, der den Schatz in Wilzen heben werde.

So ſchied er von Mitau, ſeinem wenn nicht glänzendſten, doch dem Wirkungskreiſe, wo er die begeiſtertſten Theilnehmer gefunden, wo er tief auf das Gemüth vieler durch Geiſt begabter Perſonen eingewirkt hatte. Am

So erscheint dem Fremden ein Land, dessen Volk bei allen Südländern den stehenden Beinamen eines „edlen" führt. Schon in Schweden las ich einigen dortigen Freunden diese einleitenden Worte vor. Sie schienen ihnen, die durch längern Aufenthalt mit den Mängeln vertrauter geworden, zu pomphaft. Sind sie doch nur das Portal zu einer Reisebeschreibung, und auch dem flüchtigen Reisenden begegnete manches, was nicht so glänzend und rein war, ohne daß ihm deshalb, was er als Eindruck einer Totalanschauung niedergeschrieben, unwahr dünkte.

Vom Uranfang bestanden die Rechte des Volks neben dem seiner Fürsten. Spätere Könige, müde des innern Haders, wandten ihre Kräfte nach Außen. Bewußt oder unbewußt dabei die Absicht durch Ruhm und Ansehn eines Kriegers und Eroberers, im ererbten Königreiche die geringe ererbte Macht zu stärken! Ihr Wille war gewaltig, ihre Anstrengung außerordentlich, aber die Mittel genügten nicht für das ungewöhnliche Ziel. Schwedens Name ward groß, Schweden nicht selbst. Es trat ehrenvoll ab von dem großen Europäischen Schauplatz, auf dem es geglänzt. Erschöpfung hinderte es in dem

Tage der Abreise verhieß er Jedem, wonach sein Sinn trachtete, Alle aber forderte er in feierlicher Rede auf, für ihn zum Schöpfer aller Dinge zu flehen, daß er seine schwere Aufgabe lösen und sein angefangenes Werk vollenden möge. Mehre Briefe aus Petersburg, in schlechtem Italienisch, gingen nachträglich an seine Verehrer ein, besonders an Frau v. d. Recke, in welchen er sie zur Standhaftigkeit im Glauben und guten Werken ermahnte. Sie sind uns erhalten, aber von keiner Bedeutung.

Der Eindruck bei seinen Jüngern blieb noch lange. Nur fürchteten die Meisten, daß er sich, bei seinen ungeheuren Gaben, wenn es nicht schon geschehen, doch in der Folge zur schwarzen Magie könne hinreißen lassen. Mit Leidwesen erinnerte man sich noch zweier sehr unangenehmen Vorfälle. Von einer sehr würdigen, alten Frau, der Staroſtin von Korff, Elisens eigener Großmutter, war er kalt, als ein Charlatan empfangen worden. Zornig heimkehrend, hatte er in Gegenwart ihrer nächsten Verwandten ausgerufen: „Sie wird ihre Beleidigung büßen. Heut übers Jahr, ehe sie ihre Mittagssuppe ißt, wird sie des Todes sein.“ Vergebens tadelten ihn die erschrockenen Verwandten der würdigen Matrone und beschworen ihn, die Prophezeiung zurückzunehmen. Er bedauerte, es nicht zu können. Gern würde er die Todesstunde aufschieben, aber er habe nur im Auftrag seiner Obern gehandelt, welche es nicht duldeten, daß ihr Abgesandter verhöhnt werde. Die Staroſtin überlebte den 13. Mai 1780 und lebte noch, als Elise ihr Buch schrieb.

Vor der Abreise jagte er mit Schlägen seinen Kammerdiener aus dem Dienst und verbot einem Jeden, sich des Menschen anzunehmen. Das kam Allen sehr unmenschlich von dem Menschenbeglücker vor. Später plauderte der

entlassene Diener viel Ehrenrühriges über seinen Herrn aus. Aber man glaubte ihm entweder nicht, oder die Schüler desselben stopften ihm den Mund mit Geld, weil die üble Wirkung auf sie selbst zurückgefallen wäre. Der Act der Entlassung, und in diesem Augenblicke, erscheint von Cagliostro's Seite sehr unbesonnen. Aber es ist charakteristisch, daß dieser schlaue Betrüger überall Beispiele liefert, wie er seiner Affecte nicht Herr und Meister bleiben konnte, selbst nicht vor der Inquisition in Rom!

Die Zweifler und Spötter regten sich zwar in Mitau, aber es verging über ein Jahr, ehe Elise v. d. Recke in ihrem Glauben zu wanken anfing. Als Cagliostro bei seiner Reise von Petersburg nach Warschau Mitau nur berührte und keinen seiner Verehrer besuchte, sondern nur einem Diener des Medem'schen Hauses, dem er zufällig begegnete, sagte: er möge seine Herrschaft grüßen, er habe nicht Zeit, sie zu besuchen, werde aber bald wiederkommen, — da freilich ging Allen ein Licht auf über seinen Charakter. Aber seine Wunder blieben doch, und der Vermittler dieser Wunder, Elisens kleiner Vetter, ein sechsjähriges Kind. Wie sollte das ein Betrüger sein? Und wenn Cagliostro ein Betrüger war, weshalb? fragten Viele. Man wußte von keiner Geldbetrügerei. Erst spät, als Elise ihre Blätter dem Oberburggrafen v. d. Howen vor der Herausgabe vorlegte, theilte ihr dieser mit: daß Cagliostro durch ein gewisses savoir faire von ihm 800 Dukaten und einen kostbaren Brillantring erhalten, auch wahrscheinlich von einer andern Person eine noch ansehnlichere Summe. Man hatte aus Scham geschwiegen. Der Wahrheit zur Ehre, und um Andere zu warnen, erlaubte der Oberburggraf Elisen, seine Schwäche dem Publicum bekannt zu machen.

Was Hofrath Schwander's vernünftige Zusprüche nicht vermocht, brachte Lessing's Nathan der Weise, der damals erschien, hervor, Elisens Bekehrung. Die Verse:

Begreifst du aber,
Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen.

wirkten elektrisch auf sie und die Revolution ihres Glaubens war vollendet. Endlich erschien die kleine Schrift über Cagliostro's Aufenthalt in Warschau, und einer der Angeführten, Graf P····, welcher später nach Mitau kam, löste den kurländischen Bethörten alle Zweifel über den Mann, welchen sie für einen Gott gehalten, von dem sie dann gefürchtet, daß er bösen Zauberkünsten verfallen sei und den sie nun für einen gemeinen, groben Betrüger erkennen mußten.

Und doch hielt Elise v. d. Recke, und mit ihr ihre Freunde, sich bald davon überzeugt, daß hinter ihm etwas Mehr verborgen sei, als ein einfacher Betrüger, daß er nicht für sich allein gehandelt, sondern als der Emissair eines mächtigen Ordens, „eines unsichtbaren Häufleins, dessen Zweck ist, den Verstand im Schlamme des Aberglaubens versinken zu lassen, um dadurch allmälig über Länder und Völker leichter herrschen zu können." Das immer wiederkehrende Symbolum in seinem System I H S war für sie zu verdächtig. Nicolai und die Mehrzahl der Schriftsteller jener Zeit treten dieser Meinung bei.

Dieser Umstand und die Bemerkung, welche sie auf

einer Reise durch Deutschland machte, wie die Neigung zur Mystik, der Glaube an geheime Kräfte und Wunder sich immer gefährlicher verbreite, waren es vorzüglich, welche sie veranlaßten, warnend und denuncirend vor dem Publicum aufzutreten.

Cagliostro hatte in seinem **Mémoire justificative**, welches nach seiner Gefangenschaft in der Bastille erschien, sich auch auf ein Zeugniß des kurländischen Adels, des Herzogs und der Herzogin, berufen. Sie mußte darauf antworten, und ihre erste erklärende Protestation erschien im Mai 1786 in der Berliner Monatsschrift.

Doch schien ihr diese allgemeine Erklärung nicht zu genügen. Zuschriften, Nachrichten von allen Seiten und mehre Ermittelungen über die Thatsachen in ihrer nächsten Nähe drängten sie, durch einen umständlichen, thatsächlichen Bericht als Denunciantin gegen den berüchtigten Betrüger aufzutreten. So entstand ihr Buch, nicht ohne innere Widersprüche und äußere Kämpfe. Sie hatte Cagliostro eidlich Verschwiegenheit gelobt. Aber sie fragt Rechtsgelehrte und Philosophen, ob ein solcher Eid unauflöslich sei, wenn er mit höheren Pflichten in Collision komme. Die Welt vor den Umtrieben der Jesuiten zu warnen, erscheint ihr für eine heiligere Pflicht als ein einem Betrüger geleisteter Eid. Zudem bezieht sie ihn nur auf die Logenangelegenheiten, von denen sie auch geschwiegen. Dagegen habe Cagliostro sie selbst ermuntert: nach einem Jahre zu verkünden, welche Wunder sie erlebt hätten. — Andererseits wurde sie durch ihre ängstlichen Freunde gewarnt, einen Betrüger nicht zu entlarven, welcher einen so weit verbreiteten, mächtigen Anhang habe, daß selbst die Thore der Bastille, was damals geschah, sich vor ihm öffneten. — Mit edlem Bewußtsein überwand sie beide Bedenklichkeiten, und stellte sich selbst scho-

nungslos in ihrer Schwäche dar, es war die Buße ihrer Schuld.

Ueber die Gräfin Cagliostro schweigt Elise v. d. Recke; ebendesgleichen über Cagliostro's Verhältniß zum Herzog und zur Herzogin, und unsere anderweitigen Quellen sagen uns nichts davon, ob und welcher Kern von Wahrheit hinter seinem prahlerischen Vorgeben liegt, daß der kurländische Adel damit umgegangen, ihn auf den Herzogsthron zu erheben.

Wie haben Cagliostro's Thätigkeit in Kurland umständlicher verfolgt, weil es uns hier vergönnt war, tiefere Blicke in den Mechanismus seines Treibens zu werfen, auch wir ihn hier oft selbstredend antrafen und daher Schlüsse thun können auf den Anstrich von wissenschaftlicher Geistesbildung, den er sich angeeignet hatte. Wir mögen demnach über andere Phasen seines Lebens kürzer hinweggehen. Bedeutsam ist diese auch um deswillen für uns, weil wir ihn hier in seiner Wirksamkeit auf deutsche Gemüthswelt zu betrachten Gelegenheit hatten, ein Terrain, welches dem Sicilianer offenbar fremd war, und wo er zwar mit Geschick operirend, doch so viel Blößen gab, daß sie selbst von den ganz im Taumel Befangenen bemerkt wurden. Wir bewundern die Geistesgegenwart, mit welcher er aus so manchen gefährlichen Krisen sich wieder herausarbeitete; aber heimisch ward er nicht in dieser Welt, und es gehörte sein unerhörtes Glück, seine Frechheit und die beispiellose Befangenheit seiner Verehrer dazu, daß seine rohe, plumpe Natur ihn nicht früher verrieth.

Der Bemerkung der Recke, daß bei feinerer Weltbildung und größern Kenntnissen in der Chemie seine Wirksamkeit furchtbarer und dauernder gewesen wäre, vermögen wir auch dann nicht ganz beizustimmen, wenn

er es verstanden hätte, die zarteren Saiten der Seelen durch schwärmerische Accorde zu berühren. Möglich, daß er dann in Deutschland noch mehr Glück gemacht hätte. Seine europäische Bedeutung, seine Einwirkung auf die große Masse der blasirten vornehmen Welt war aber bedingt durch sein freches, keckes, rohes und plumpes Auftreten. Sanftere und feinere Betrüger wirkten nur in kleinen, erwählten Kreisen. Die Masse will durch eine grelle, imponirende Erscheinung geblendet sein.

Sein Ruf war ihm nach Petersburg voraus gegangen, dennoch trat er daselbst bescheidener, als man erwarten durfte, auf. Um die große Katharina für seine Zwecke zu gewinnen, mußte er zuvor langsam das Terrain sondiren. War die Czarin gewonnen, hatte er es erreicht, daß sie sich zur Beschützerin, zur Großmeisterin der ägyptischen Freimauerei erklärte, was konnte er mehr wünschen? Und seine Hoffnung war nicht ganz in die Luft gebaut, wenn er Katharinen's Neigung zu allem Pikanten, Glänzenden, ihr eitles Streben, Menschenbeglückerin, Eroberin, Philosophin, Gelehrte, Mäcenatin und die erleuchtetste Fürstin des Jahrhunderts zu sein, in Anschlag brachte. Sie war ein Weib, nur ihr Gefühl, ihre Eitelkeit brauchte er zu reizen. Aber dem Fremden fehlte der Schlüssel; es gelang ihm nicht in ihre unmittelbare Nähe zu dringen, ja nicht ein Mal sie zu sehen.

Leider fehlen uns hier zuverlässige Nachrichten, die römischen Bekenntnisse sind ganz oberflächlich, und wir sehen uns wieder auf das Gebiet der Fabel zurückversetzt. Die Mémoires authentiques sind der Hauptquell und selbst der königsberger Biograph, hinsichts Ort und

Zeit so nahe den petersburger Vorfällen, kann nichts thun, als sie in diesem Punkte commentiren.

Cagliostro trat in Petersburg wieder als Arzt auf. Er fing damit an, Arme zu heilen und gab ihnen noch Geld. Einem Armen Nahrung zuwenden ist oft so viel als seine zehrende Krankheit heilen. Ein Mann aus einer höhern Classe sucht auch den fremden Doctor auf und fühlt die gute Wirkung seiner Mittel. Er schickt ihm ein ansehnliches Honorar, erhält das Geld aber wieder zurück. Dies macht natürlich Aufsehen. Ein Wunderdoctor, der keine Bezahlung nimmt und nur der Humanität willen heilt, ist in Petersburg noch nicht vorgekommen. Man drängt sich, ihn zu sehen, und die russischen Großen werden von dem sarmatischen Feuer der Neugier und Bewunderung ergriffen. Er erhält Aufforderungen, Einladungen von allen Seiten, aber er lehnt sie ab und bittet, zu ihm in seine Wohnung zu kommen.

Statt einen Adepten zu finden, in einer rußigen Küche, über Tiegeln brütend, wie man erwartete, fand man beim Besuche eine liebliche, junge Frau, sauber, zierlich, aber bürgerlich einfach und sittsam gekleidet, die von ihren Reizen selbst nichts zu wissen schien. Auf die Reden, welche einem Antrage vorangehen und in denen die russischen Großen nicht sehr zurückhaltend zu sein pflegen, am wenigsten bei der Frau eines Mannes, der in ihren Augen doch nicht viel mehr als ein Quacksalber war, auf diese anzüglichen Reden antwortete sie klug und freundlich, ohne Hoffnung zu erregen, doch auch ohne sie niederzuschlagen. Die arglose, schöne Frau konnte sich nicht denken, daß etwas Arges hinter den schmeichlerisch lautenden Reden verborgen sei.

Sie war etwa 20 Jahre alt, und doch sprach sie gelegentlich und mit völliger Unbefangenheit von ihrem ältesten Sohne, der schon seit langen Jahren Capitain in holländischen Diensten sei. Man war erstaunt darüber und erklärlicher Weise dahin gedrängt, sie nach ihrem Alter zu fragen. In der unbefangensten Art antwortete sie, daß sie gegen 50 Jahre zähle, ob doch gleich ihr Teint, ihr Busen, ihr Athem und ihre Zähne sie Lügen zu strafen schienen. Das war zu außerordentlich, und die russischen Damen bewunderten die Fremde jetzt mehr um ihrer Bescheidenheit und ihrer Gabe willen, als die Männer um ihre Schönheit. Daß eine reizende, junge Frau sich um 30 Jahre älter mache, als sie war, war in ihren Augen eine Unmöglichkeit; also war, was die Gräfin auf vieles Andringen endlich bekannte, wahrscheinlich, daß ihr Gatte ein Wasser zu verfertigen verstehe, welches, die Runzeln glättend, so gut sei, als ein Brunnen der ewigen Jugend. Wie die Gräfin sich anfänglich geweigert hatte, so weigerte auch Cagliostro sich zuerst, von diesem Wasser mitzutheilen. Aber er ließ sich erweichen, und das Wasser verwandelte sich in Gold, welches, wenn nicht Cagliostro selbst, doch seine Gattin empfing. Der satyrische Memoirist sagt: Die Damen wurden nicht wieder jung, aber ihre Verehrer versicherten es und Cagliostro wurde ein Gott.

Er berichtet uns auch einen französisch-pikant angemachten Roman von der Liebe eines russischen Fürsten zur schönen Gräfin Cagliostro — oder vielmehr Prinzessin Santa Croce, wie sich Seraphine in Petersburg nennen ließ — eines Fürsten, „welcher der wahrhafte Gott Rußlands war". Wir dürfen an Potemkin denken. Seinen stürmischen Anträgen setzte sie den Anstand, die Tugend, die Treue gegen ihren vortrefflichen Gatten als Vertheidi-

gungswaffe entgegen. Er warf alle diese Schanzen nieder durch einen Diamantenschmuck und eine mit Rubeln vollgestopfte Börse. Aber die schöne Frau bittet ihn, indem sie ihm ihre stille Liebe zu dem liebenswürdigsten Manne von der Welt bekennt, Gold und Geschmeide zurückzunehmen, und ihr lieber dafür eine Pension auszusetzen, die es ihr möglich mache, für immer in diesem Lande mit dem Geliebten zu leben. Er bewilligt die Pension und nimmt die Geschenke nicht zurück. Aber das neue Liebesabenteuer des mächtigen Mannes ist sofort durch die ganze Stadt bekannt. Die schöne Gräfin S . . . ist untröstlich und klagt über die Unbeständigkeit der Männer. Da setzt sich die edle Fremde an den Schreibtisch, und erklärt der Untröstlichen, daß sie weit davon entfernt sei, einer Mitschwester ihren Geliebten zu rauben, vielmehr bereit zu jedem Opfer. Die Gräfin weiß dies Opfer zu schätzen und sendet auf der Stelle 30,000 Rubel, unter der Bedingung, daß sie Rußland verlasse. Die Prinzessin Santa Croce schreibt nun wieder an den Fürsten, sie verlange weder Geschenke noch Contracte, er möge sie zurücknehmen, sie verlange nur sein Herz, ohne welches sie nicht leben könne. Heute habe sie erfahren müssen, daß man mit Geld ihr das Liebste, was sie besitze, abkaufen zu können glaube; sie sei gedemüthigt, in Thränen. Weg das Geld, weg die Geschenke, die Anderer Neid erwecken, er möge nur sich selbst ihr erhalten, da er ihr einziges Glück sei. Der Fürst versteht das ganze Manoeuvre, schickt 30,000 Rubel der Gräfin S . . . im Namen der Prinzessin Santa Croce und bittet diese, nur den Dingen ihren Gang zu lassen und jeden Eclat zu vermeiden.

Aber als er im Begriff ist, den Lohn für eine solche Großmuth zu ernten, wird Cagliostro's Gattin plötzlich

durch einen Courier nach Czarskojeselo zur Kaiserin berufen. Katharina empfängt die schöne Fremde mit Güte und Huld und fragt sie nach ihrer eigenen und der Lebensgeschichte ihres Gatten, insbesondere aber auch nach ihrem Verhältniß zu dem mächtigen Fürsten. Die Prinzessin Santa Croce lügt mit Geschicklichkeit, indem sie nur die Schwächen bekennt, welche interessiren, und das Unrecht, welches man gern vergibt. Katharina hat gnädig zugehört und erwiedert: „Ich wünsche Ihnen alles Gute, schöne Frau, aber die Wunderthaten Ihres Gatten passen nicht zu der Philosophie, die ich in meinen Staaten einführen will. Ich wünsche nicht, daß Sie den Aufenthalt in meinem Reiche zu bedauern hätten, aber meine Ansichten erfodern, daß Sie andere Länder zu Ihrem Aufenthalt wählen. Auch spricht man von einer unangenehmen Geschichte, daß ein Kind verschwunden sei. Man wird Ihnen 20,000 Rubel auszahlen. Reisen Sie ab und überlassen Sie hier das Menschengeschlecht den Conjecturen der hiesigen Aerzte zur Beute.“ Cagliostro und seine Gattin mußten abreisen; die Letztere vergaß aber nicht, die Geschenke des Fürsten und der Gräfin zusammen einzupacken.

So der Roman. Möglich, daß mehr daran wahr ist, als es den Anschein hat, da dem Verfasser der Mémoires authentiques, der, wenn nicht in directem Auftrage des versailler Hofes, doch in dessen Interesse schrieb, einige diplomatische Mittheilungen möglicherweise zugeflossen sind, die freilich zu seinem Zwecke ausgeschmückt wurden. Beachtenswerth ist auch, daß er gerade in Bezug auf den petersburger Aufenthalt Cagliostro's umständlichere Nachrichten gibt als von den andern Orten, von wo keine diplomatischen Mittheilungen in Paris eingehen

letzten bedeutenden Zeiten auch bedeutend einzugreifen, aber eine energische Kraft verblieb im Volke. Was ein eisener Wille vermag, davon redet mit unvergänglichen, aller Welt verständlichen Schriftzügen der Trollhettakanal.

Diesen und den berühmten Wasserfall zu sehn, war der Nebenzweck unserer frühen Landung in Gothenburg. Die Stadt und ihre Lage möchte zu den schönsten in Europa gehören. Italienische Häuser längs trefflicher Kanäle, ein ruhiger Hafen, umschlossen von hohen Felsufern, welche mit den bewachenden Schären sich weit ins Meer erstrecken. Er bildet ein geräumiges Bassin für die Schärenflotte. Die Stille in den Straßen trägt noch bei zu ihrem Festcharakter. Zur Zeit der Continentalsperre war Gothenburg ein Handelsplatz erster Größe. Auch noch später blühte es durch seinen Heeringsfang; seitdem aber diese Gäste aus den Gewässern dort verschwunden sind, hörte jene Bedeutung und das geräuschvollere Leben auf. Doch zählen Schwedische Patrioten das Ausbleiben des Heerings eigentlich als ein Glück für die Gegend, indem die Bewohner nun endlich zu einem rüstigern Be-

konnten. Für uns bleibt nur das Resultat, welches mit andern Nachrichten stimmt: daß Cagliostro zuerst als Arzt auftrat, daß er auch hier die Schönheit und Schlauheit seiner Gattin zu seinen Zwecken benutzte und das Gold aus ihren Händen empfing, welches er selbst officiell von sich wies; daß es ihm nicht glückte, in die Nähe der Kaiserin zu kommen, und daß ein Immediatbefehl derselben ihn aus Petersburg verwies.

Ueber den wahren Grund seiner Ausweisung liefen verschiedene Gerüchte um. Die Mémoires authentiques theilen eine Geschichte mit, die sich auch in andern Nachrichten findet, von der sie aber selbst gestehen, daß sie nicht absolut constatirt sei. Eine Mutter aus den höhern Ständen sah ihr zärtlich geliebtes, zweijähriges Kind im Sterben. Die Aerzte hatten es aufgegeben. Sie verspricht Cagliostro 5000 Louisd'or, wenn er es heile. Er fodert 8 Tage Zeit. Aber schon am zweiten Tage wird das kleine Mädchen sichtlich schlimmer. Jetzt bittet er, daß man ihmdas Kind ganz überlasse, um die Cur in seiner eigenen Wohnung zu übernehmen. Am fünften Tage verkündet er schon der erfreuten Mutter, daß Zeichen der Besserung eingetreten wären, am achten erklärt er, er sei der Genesung gewiß, endlich bringt er nach drei Wochen ein vollkommen gesundes Kind der entzückten Mutter zurück. Die Freude dauerte aber nur kurze Zeit. Das Mutterherz findet sich nicht in gleichem Maße zu dem genesenen, wie zu dem kranken Kinde hingezogen. Zugleich verbreitet sich das Gerücht, daß einer andern Mutter, einer gemeinen Russin, ein Kind gestohlen oder abgekauft sei. Die Sache wird untersucht, und Cagliostro muß bekennen, daß das Kind der vornehmen Russin gestorben und er ein anderes, von ihm erkauftes, dafür untergeschoben habe. Er glaubt sich durch die Sympa-

thie gerechtfertigt, welche er für den unsäglichen Schmerz einer Mutter empfunden, die, wenigstens für den Augenblick zu täuschen, um zu trösten, zur heiligen Pflicht des Menschenfreundes werde. Aber auch den Leichnam des Kindes kann er nicht herausgeben. Der Wundermann hat ihn verbrannt, um eine Palingenesie zu versuchen! Nun will man wenigstens die 5000 Louisd'or zurückhaben; aber auch sie sind verschwunden. Cagliostro reicht seine Rechnungen dafür ein und eilt, die Grenzen Rußlands zu erreichen. — Rücksichten für den allmächtigen Günstling, den erwähnten Fürsten, sollen die Kaiserin bewogen haben, statt der Strafe die milde Ausweisung zu verfügen.

Andere behaupten, Katharina's Leibarzt (nach Carlyle: Rogerson ein derber Schotte aus dem Annandale) habe sie bewirkt, weil ihm die Praxis des Wunderdoctors zum Schaden gereichte. Cagliostro, gekränkt, foderte den Arzt nachher auf Tod und Leben, aber nicht in seiner Art. Nicht Degen und Pistole, sondern Gift sollten die Waffen sein, um die gekränkte Ehre wiederherzustellen. Der Leibarzt sollte alle ihm nur bekannten Gifte, auch die allerheftigsten, unter einander mischen, und zu zwei Dosen, die jede für 20 Menschen, um sie zu tödten, hinreichend wäre. Alsdann wolle er, Cagliostro, in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen, die eine Dosis verschlucken, während der Arzt die andere zu sich nehme. Darauf sei Jedem erlaubt, seine Wissenschaft zu Hülfe zu rufen, um durch Gegengifte die Wirkung des Giftes zu paralysiren. Auf diese Weise könne jeder seine Kunst bewähren und seine Ehre retten. Der Arzt schlug diesen Zweikampf aus. Auch solche Histörchen gehören zur vollständigen Geschichte eines mythischen Heros. Er ist es nicht

durch Das, was er wirklich geſprochen und gethan, ſondern durch Das, was man von ihm glaubt und fabelt.

Noch Andere behaupteten, daß der ſpaniſche Geſandte v. Normandez, oder der preußiſche, Graf von Görz, Caglioſtro's raſche Entfernung bewirkt habe; jener durch die öffentliche Erklärung, daß er weder ſpaniſcher Graf noch Oberſt ſei, wofür er ſich in Petersburg ausgegeben, dieſer, weil er den Wundermann wegen verſchiedener Wechſel auf Antrag des preußiſchen Conſuls in Cadir gerichtlich in Anſpruch nehmen wollen. Da wir Katharinens Denkungsart über ihn kennen, ſcheint es keineswegs nöthig, ſo viele Beweggründe für jenen Befehl aufzuſuchen.

Seine eigenen Berichte in der Unterſuchung erwähnen von allem hier Erzählten nicht das Geringſte. Er betrat danach Rußlands Hauptſtadt, reich an Ruhm und an Gelde, und erwarb ſich bald die Freundſchaft vieler Großen und Freimaurer. Er beſuchte die Logen der ſtrengern Obſervanz, ſowie auch die der hohen Obſervanz, und predigte, wie anderwärts. Seinen Richtern erzählte er, daß er in Petersburg wichtige Entdeckungen über die damaligen Tendenzen der Freimaurer eingezogen. Ihre feindliche Abſicht war gegen Frankreich und Rom insbeſondere gerichtet, und eins ihrer Hauptwerkzeuge, den Spanier Thomas Ximenes, traf er ſelbſt hier an, einen Intriganten, der auf Koſten der Loge Europa durchſtreife, um zu ihren Zwecken zu miniren. Caglioſtro gewährte ſeinen jeſuitiſchen Inquirenten das Vergnügen oder erweckte ihre Angſt, indem er ſie verſicherte, dieſen freimaureriſchen Emiſſar an den verſchiedenſten Orten, aber immer in anderer Geſtalt und unter anderm Namen angetroffen zu haben. — Er ſelbſt aber machte, wie er behauptete, in Petersburg großes Auf-

sehen wegen seiner doppelten Gabe, verborgene Dinge aufzudecken und die Zukunft vorauszusagen. Einem russischen Fürsten sagte er seine nahe Ungnade, einem Fräulein ihren nahen Tod voraus und von einem Großen entdeckte er, daß er seine eigene Nichte entehrt habe, welches sonst Niemandem bekannt war. Vor Gericht betheuerte er, daß ihm diese Kenntniß nicht durch kabbalistische Mittel zugekommen, sondern, daß es nur eigene Eingebungen gewesen. Die Russen ließ er im Glauben an seine Kenntniß der Kabbala. Er rühmte sehr den entscheidenden und zuversichtlichen Ton, durch welchen er das Vertrauen der Vornehmen und Großen in Petersburg gewonnen. — Daß er auch hier in den Freimaurerlogen geärbeitet, ist aus andern Quellen bekannt; aber sein Hauptzweck war verfehlt, Katharinen zur Beschützerin der von ihm gestifteten Loge d'Adoption zu gewinnen, so verfehlt, daß, nachdem er kaum Rußland den Rücken gekehrt, die Kaiserin sich an den Schreibtisch setzte, um Spottgedichte auf ihn zu verfassen. Sie schrieb zwei Lustspiele in russischer Sprache. Das erste hieß: der Betrüger. Cagliostro war darin unter dem Namen Kalifakscherton nach dem Leben geschildert. Sie läßt ihn mit Alexander dem Großen und Salomon sprechen, Edelsteine schmelzen, Gold machen, kurz Alles, was Cagliostro getrieben. Das zweite führte den Titel: der Verblendete, dem nach Jahren — so dauernd hatte Cagliostro Katharinens Aufmerksamkeit in Anspruch genommen — ein drittes: der sibirische Schamane, folgte. Nicolai ließ sie ins Deutsche übersetzen, und gab sie 1788 unter dem Titel: „Lustspiele wider Schwärmerei und Aberglauben von J. Maj. d. K. v. R." heraus. Beide erste Lustspiele wurden in Petersburg auf das Nationaltheater gebracht, und die Unternehmer hatten einen

für jene Zeit ſehr großen Gewinn von 20,000 Rubeln davon.

Um das Publicum vorher zu inſtruiren, hielt man es aber für angemeſſen, ihm durch eine öffentliche Bekanntmachung den Sinn dieſer Stücke zu eröffnen. Man war der Meinung, daß auch dieſes Publicandum im Weſentlichen von der hohen Verfaſſerin der Dramen ſelbſt herrühre. Als ein Document zu Cagliostro's Geſchichte theilen wir es daher mit.

„Obwol unſer Jahrhundert von allen Seiten das Compliment erhält, das philoſophiſche Jahrhundert zu heißen, und obwol wir demſelben das große Wort Aufklärung ſchon zum voraus zur Grabſchrift beſtellen, ſo werden dennoch überall eine Menge Köpfe von einem ſo anhaltenden Schwindel ergriffen, daß die Göttin der Weisheit ſich genöthigt ſieht, die komiſche Muſe um Arznei für dieſe Kranken zu bitten. Man möchte ſeinen eigenen Augen nicht trauen, ſo oft man lieſt, was für wunderbare Dinge um und neben uns vorgehen. Man citirt Geiſter, man ſieht durch dicke Wände, hält Clubs mit Verſtorbenen, deſtillirt Univerſaltincturen und präſervirt ſich auf ewig gegen den Tod — man ſchmiedet Diamanten, kocht Gold, trägt den Stein der Weiſen ſchon in der Taſche, zaubert ohne weitere Umſtände den Mond herab und reißt die Welt aus ihrer Achſe. Thieriſcher Magnetismus und Kabbala, Deſorganiſation und Myſtik ſind aus Worten zu Ideen geworden, die dem Scharfſinn zum Wetzſteine dienen. Und die Depoſitare dieſer Wundergaben verſammeln nicht etwa die leichtgläubige Menge um eine Jahrmarktsbude, nein, Meſmer, Cagliostro und Compagnie ſehen ſich in geſchmückten, vollgedrängten Aſſemblées; — die pariſer Welt haſcht ihnen ein Geheimniß nach dem andern

weg, und verschickt die pariser Puppe so eiligst als möglich nach allen Residenzen zum angestaunten Modemodell u. s. w. Dazu schüttelt nun freilich wol die wahre Philosophie den Kopf und legt nicht immer den Finger auf den Mund; aber ihre leise Stimme wird nicht überall vernommen; man hört eben auf zu magnetisiren, und fängt mit dem Herrn Marquis von Puysegur an zu desorganisiren. Erst mußten die Academisten zu Paris in Athem gesetzt werden, ehe Mesmers Heiligenschein verschwand; Cardinal Rohan mußte erst den Verhaftsbefehl lesen, ehe er und halb Paris mit ihm sich überzeugen konnte, daß ihn Cagliostro nicht wirklich mit Heinrich dem Vierten zu Abend hatte speisen und die Nacht über in Cleopatra's Armen schlummern lassen; Baiern mußte erst Männer in ansehnlichen Posten auf die Wanderung senden, ehe es in den Köpfen Tag ward; Berlin mußte seinen Philosophen volle Arbeit geben, um nachbarlichen Philosophen Behutsamkeit anzuempfehlen. Der glückliche Norden bedurfte dieser mächtigen Anstalten nicht. Ein lachendes Lustspiel reicht hin, die schwindelnden Köpfe zu heilen und die gesunden auf immer zu präserviren. Das bezauberte Schloß, gegen welches anderer Orten Justiz und Philosophie mit Katapulten und Ballisten anzieht, wird hier mit Knallpulver des Witzes gesprengt."

Jedenfalls ein merkwürdiges Actenstück, das, von Rußlands Thron herab, auch für die Gegenwart Interesse hat, wenn auch nur um deswillen, weil es kein Spiegelbild derselben ist.

Mitau durchfliegend, ging Cagliostro mit seiner Gattin nach Polen. Warschau, wo er zu Anfang Mai 1780 einzog, war auf seine Ankunft vorbereitet. Mit

gespannter Neugier erwartete man den Wundermann, vielleicht auch mit etwas mehr als Neugier. Das blutende, zerrissene Polen sah schon damals wenig Trost in den irdischen Verhältnissen; möglich, daß der Sinn daher für Wunder und Offenbarungen aus einer andern Welt gestimmter war. Und wußte man denn überhaupt, wer Cagliostro war; ob er nicht der Verkünder, der Apostel einer neuen Zeit, möglicherweise ja auch einer politischen sei? — Die Erwartung wurde getäuscht, das erste Feuer der Bewunderung verrauchte schnell und statt ihrer erwachte eine mistrauische Kritik, welcher wir sehr genaue Nachrichten über sein Wirken in Warschau verdanken. Wir sind hier wieder aus dem Gebiet der Mythe heraus und auf festem historischen Boden. In Rom bekannte er über seinen Aufenthalt in Warschau, daß einer der reichen Magnaten, mit aller Leidenschaft für die Freimaurerei begeistert, ihn ganz in Beschlag genommen, um von ihm die tiefen Geheimnisse derselben zu erlernen. Mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit wurde er und seine Frau von dem Staroften, der ihn in seinen Palast aufgenommen, bewirthet. Der Geburtstag der Gräfin Cagliostro ward hier wie der einer Königin gefeiert. Die Vornehmsten des Hofes überschütteten sie mit kostbaren Geschenken. Die Ehrenbezeigungen, ihm von allen Ständen erwiesen, waren grenzenlos. Aber der Staroft war ein so eifriger Freimaurer der strengen Observanz, daß alle Versuche Cagliostro's, ihn für den ägyptischen Ritus zu gewinnen, fruchtlos blieben. Vergebens wurde die clairvoyante Waise, diesmal ein etwas erwachsenes Mädchen, insvirirt. Sie machte ihre Sache gut, aber der Staroft blieb ein altgläubiger Freimaurer. Er verlangte nun, daß Cagliostro ihm einen Dämon citire und in seine Gewalt gebe; aber auch dies mißglückte. Da

er sich um den Besitz des Geistes getäuscht sah, wollte er wenigstens den zeitweiligen der schönen, jungen Frau. Endlich getäuscht und betrogen von beiden Ehegatten, brach der Zorn in aller sarmatischen Heftigkeit in ihm aus. Cagliostro mußte, wie er selbst sagte, mit Hinterlassung aller Geschenke, eiligst aus Warschau entfliehen.

Seine Angabe stimmt im Wesentlichen mit den Zeugnissen aus Warschau selbst überein. Er trat nicht zuerst als Arzt, sondern sogleich als Maurer auf, der gern bereit sei, die tiefen Geheimnisse, welche seine Vertrautheit mit dem ägyptischen Urcultus ihn gelehrt, den andern Freimaurern mitzutheilen. Der Fürst P . . . . nahm ihn in seinen Palast auf, wo er fürstlich behandelt und bedient wurde, und in seinem Benehmen nichts unterließ, was darauf hindeuten konnte, daß er sich dieser Auszeichnungen für vollkommen werth und sie ihm gebührend halte. Er ging in weißen Schuhen mit rothen Absätzen umher, was zu seinem anderweitigen Aufzuge mit Ringen, Diamanten, Edelsteinen, Ketten und kostbaren Schnallen stimmte. Eine magische Operation mit der Waise fand alsbald statt. Sie war ziemlich ebenso angethan als die in Mitau vorgenommenen und lieferte dieselben Resultate. Nur geberdete sich der Magus hier noch heftiger; er schnaufte, stampfte, stieß mit den Füßen gegen Thüren und Fußboden, um den Geistern zu imponiren, ja er soll noch unangenehmere Töne zu diesen Zwecken von sich gegeben haben. Die Waise, ein achtjähriges Mädchen, bekannte indessen, am Tage darauf, daß sie nichts von Dem wirklich gesehen, was sie als ihr erschienen angeben müssen; man habe ihr vielmehr eingeschärft, wenn der fremde Herr frage, was sie gesehen, ob dies oder jenes? so müsse sie immer Das

antworten, was der Herr zuerſt genannt. Alſo auf die Frage: Siehſt du die Engel über dir ſchweben, oder neigen ſich die Tannen zu deinen Füßen? hatte ſie zu antworten: die Engel ſchweben über mir. Aber die polniſchen Waiſen gaben doch zuweilen verkehrte Antworten. Um ſicherer zum Ziele zu kommen, wählte er ein 16jähriges und reines Mädchen. Aber er ſelbſt war drauf und dran, dem armen Geſchöpf dieſe letztere Eigenſchaft zu rauben, als er ſie zur Inſpiration inſtruirte. Das Mädchen hatte ſich zu dem Geiſterſpiel im Allgemeinen verſtanden, weil Caglioſtro verſprochen, ihr Glück zu machen und ihr einen guten Mann zu verſchaffen. Zu einem Mehreren, als die Rolle einzulernen, wollte ſie ſich indeſſen nicht verſtehen, und Caglioſtro hatte alle Mühe, die über ſeine Anträge ſehr Aufgebrachte nur dahin zu bewegen, die Rolle weiter zu ſpielen. Sie geſtand dem Gewährsmann, auf deſſen Zeugniß wir dies mittheilen, in welcher Art ſie von ihm eingelernt und wie die Stichworte verabredet worden. Auch ſie mußte auf die erſte Phraſe in ſeiner Frage, bejahend oder verneinend antworten, je nach ſeinen Geſticulationen. Wenn er ihr befahl, einen citirten Geiſt oder einen Engel zu küſſen, mußte ſie hinter dem ſchwarzen Tuchvorhang die Lippen auf ihren eigenen Arm drücken.

Es war nicht zu verhindern, daß Einiges davon jetzt ſchon ins Publicum kam; das große Publicum, zumal das blaſirte, höhere einer großen Stadt, wollte aber damals nicht Kritik, ſondern Wunder. Die ſich einmal dafür intereſſirt, wollten nicht vor der Menge als Betrogene erſcheinen; ſie mußten alſo in der Hoffnung, daß die Wunderkraft ſich doch endlich bewähre und den Sieg davon trage, wie ein verlierender Spieler immer neue Einſätze wagen. Caglioſtro wurde durch ihren Eifer

und durch die Furcht der Beschämung gehalten. So konnte er seine ägyptische Loge forthalten und fand Zuhörer, die sich zum Glauben zwangen; er konnte stark besuchte Vorlesungen über Arzneikunde halten, die in Lästerungen und Schimpfreden gegen alle Aerzte bestanden. Er dictirte als Arzt Recepte, aber wählte dazu Ingredienzien, welche in Warschau entweder gar nicht zu haben, oder doch außerordentlich kostbar waren.

Am 11. Juni 1780 hielt er eine ägyptische Loge. Fürsten, Grafen, die ersten Notabilitäten waren zugegen. Bis dahin hatte er seinen Umgang mit Geistern darauf beschränkt, daß er sie unsichtbar ihn umschweben ließ, daß er ihre Stimme hörte und ihnen gebot; nur seine verzückten Waisen sahen sie und kosten mit ihnen hinter dem schwarzen Schirm. Aber die reichen Polen wollten für ihr Geld und ihre Wißbegierde mehr; sie wollten einen materiellen Genuß, kurz sie wollten mit ihren Augen die Geister sehen. Wie viele unbedeutendere Geisterbanner, z. B. der leipziger Schröpfer, hatten oftmals vor ihren Eingeweihten die Schemen der Todten innerhalb der vier Wände eines Zimmers erscheinen lassen. Wollte Cagliostro nicht seinen Ruf ganz verscherzen, so mußte er sich dazu verstehen, und er versprach, den schon erwähnten ägyptischen Großkoptha, über dessen Bedeutung wir später noch des Mehrern sprechen werden, auch den blödesten Augen sichtbar zu zeigen. Der Großkoptha, nach Cagliostro's Versicherung tausend Jahre alt, erschien auch wirklich. Er sah sehr dick aus, war weiß gekleidet, mit weißem, langem Haar und langem weißen Barte; auf seinem Kopfe saß ein großer Turban. — Trotz des ungewissen Lichtscheins, trotz der hin und her wallenden Rauchwolken, trotz des Glaubens, der Hoffnung, der Bangigkeit der Zuschauer, kam ihnen

trieb des vernachläßigten Ackerbaues gezwungen würden.

In dem anmuthigen Thal des Gothaelf führt eine gute Straße bis zum Trollhetta. Frisches Wiesengrün im späten Juli, fruchtbare Erdstriche, sanfte Abdachungen, Gärten, Büsche und Meierhöfe wechseln zwischen den nackten Felshügeln und ihren noch nackteren Kuppen, welche das breite Thal des ruhig dahin strömenden Flusses bilden. Im milden Licht eines Schwedischen Sommerabends dünkte mich die Gegend, die weder malerisch noch romantisch zu nennen, von einem sanft wehmüthigen Reiz durchdrungen. Mußte nicht der Name des Stromes, freilich fast allen Schwedischen gemein, den Gedanken an die geheimnißvollen Wesen erwecken, die einst in diesem Germanischen Norden die Vermittler zwischen der Natur und ihren noch rohen Kindern waren? Hier aber neckten die Elfen nicht wie in dem fröhlichen England, oder bei den Iren und Schotten. Ihr Wesen war geheimnißvoller, ernster, sinniger. Verschmolzen sie ja auch häufig mit den Fluß- und Meergeistern! Gewiß lebten sie auch längs dem Schilf des Gothaelfs. Die Trümmer der einzigen Burg,

der dicke Großkophta verdächtig vor. Die freien und edlen Männer wollten plötzlich aufſpringen und mit ihren Armen unterſuchen, was von Materie, was von Geiſt an dem Aegyptier ſei, als im glücklichen Momente die beiden einzigen Lichter verloſchen. Im ſelben Augenblicke — ſagt der warſchauer Zeuge — fielen Pudermantel, Bart, Maske, Turban unter den Tiſch und verſchwanden, und in der Minute darauf, als die Lichter wieder angezündet wurden, ſaß Caglioſtro auf derſelben Stelle, wo vorhin der Großkophta ſtand. Er verſicherte, der Geiſt ſei in derſelben Secunde, wo er auf ſeinen Ruf erſchienen, von höhern Mächten wieder nach Aegypten abberufen worden und habe ihn an ſeine Stelle geſetzt. Ob es zu Erörterungen deshalb kam, oder ob die polniſche heftige Natur ſich mit dieſer Erklärung zufrieden gab, wird nicht geſagt. Wenn wir uns die ans Lächerliche ſtreifende Wirkung, die Störung und das angeregte Mistrauen vorſtellen, ſo können wir, von unſerm Standpunkte aus, uns ſchwer denken, wie überhaupt noch ein Vertrauen bleiben konnte. Wenigſtens kam es noch zu keinem offenbaren Bruche, denn Caglioſtro ſetzte ſeine Experimente, nur in einem andern Fache, fort. Mochten die polniſchen Großen daran verzweifeln, Geiſter unter ihr Commando zu bekommen, ſo blieb ihnen doch noch die Ausſicht, daß der ungeſchickte Geiſterbanner wenigſtens ein geſchickter Chemiker, ein bewanderter Alchymiſt und fähig ſei, die Metalle zu verwandeln.

Jetzt ſollte vor dem Kreiſe der vertrautern Logenglieder Gold gemacht werden, und zum Laboratorium war ein Ort bei Warſchau beſtimmt, der neuerdings, als das Grab der polniſchen Freiheit mit Blut gedüngt, eine andere, traurigere Berühmtheit gewonnen hat. In Wola wurden die Operationen zur Verwandelung der Metalle

vorgenommen. Obwol er sich schon in seinem Privatlaboratorium zu Warschau gehörig präparirt haben konnte, schloß sich Cagliostro dennoch auch hier die Nacht über ein, um sich mit den Geistern zu besprechen. Wehe Dem, der über die Schwelle, dessen Fuß in die geheiligten Kreise trat, weil er der Macht der wachehaltenden Dämonen, die kein Mitleid kennen, verfallen war. Und doch hatte sich in diese Cirkel ein Dämon mit hineingeschlichen, der Cagliostro's ganze Arbeit umsonst machte, der Dämon der Skepsis, verkörpert in der Person des Grafen Moczinski, der selbst ein tüchtiger Chemiker war. Dieser verfolgte den Wundermann auf allen Schritten und ließ mit seinen scharfen Augen keinen Griff, keine Bewegung unbeachtet. So entdeckte er bei dem Proceß der Firirung des Mercurs und dessen Verwandelung, daß Cagliostro unter seiner Maurerschürze, die er immer bei den Operationen trug, die Schmelztiegel verwechselte; er entdeckte, wie er unversehens in die Materie etwas Silber praktizirte, während der Taschenspieler das gefundene Silber für die Wirkung seines rothen Pulvers erklärte. Moczinski protestirte dagegen, daß die Operationen immer bei einem sehr schwachen Lichte getrieben würden und auf einem schwarzen Teppich. Cagliostro protestirte gegen des Grafen Protestationen. Daß ihm hier nichts glücken wolle, sei der Einfluß des Teufels, der immer um ihn her flöhere, in Gestalt eines schwarzen Affen, einer Katze oder eines Hundes. Dagegen, daß der Menschenfeind ihm nicht an seiner Person schaden könne, habe er sich zwar durch kabbalistische Charaktere verwahrt, die er an beiden Seiten des Ofens angebracht; allein weit gefährlicher und absolut hindernd sei der Umstand, daß sich unter seinen Jüngern ein Ungläubiger befinde. Er gerieth in die furchtbarste Wuth

gegen diesen Geist der Negation, gegen diesen Judas, diesen Gotteslästerer, dieses Ungeheuer.

Cagliostro hatte wenigstens eine neue Ausflucht gefunden, welche ihn für einige Zeit schützte. Es war doch möglich, daß nur der Unglaube die Wirkung hinderte. Schlägt doch dies Mittel auch noch jetzt an. Der Stein der Weisen sollte nun in Warschau gefunden werden. Die Operation würde lange dauern, in bestimmten Epochen; zu jeder derselben waren 6—8 Wochen nöthig. Während der Zeit empfahl er fleißig Psalmen zu singen, sich Pergament zu kaufen, um ein Fünfeck, einen Pentakel, einen Talisman zu fertigen. Das Nüchternbleiben und Fasten, was er anderwärts, später, sehr anempfahl, scheint er bei den polnischen Magnaten nicht für angemessen gehalten zu haben. In der Zwischenzeit aber amüsirte er die Loge durch Recepte zur Production von Dingen leichterer Art. Den Wein solle man in Mist eingraben, um seine Quintessenz zu erhalten. Auch wie man Perlen machen könne, diesmal mit Anempfehlung einer Vorrichtung, die schon Albertus Magnus angegeben. Auch an Schönheitswassern fehlte es nicht, ohne daß man von ihrer Wirkung etwas erfuhr.

Aber den reichen Polen ward die Zeit zu lang; das Psalmensingen gefiel ihnen nicht. Graf Moczinski erklärte laut, Cagliostro sei ein Taschenspieler. So übel war es ihm noch nirgend ergangen; er schien seine Fassung zu verlieren. Er schrie, er wolle nichts mehr mit dem Ungeheuer von Undank zu thun haben; dieser Graf sei seines Glückes und der Reichthümer nicht werth, mit denen er ihn überschütten wolle. Dann schwor er beim Allmächtigen und betheuerte bei seiner Ehre, daß er das Werk des Goldmachens vollenden und Alle glücklich machen wolle. Er erbot sich, mit Ketten an den Füßen im

Laboratorium zu arbeiten, sich auf der Stelle umbringen zu lassen, wenn er nicht alles Versprochene liefere. Er wollte mit Waisen operiren, die nur polnisch verständen, denen er also nicht die Lection vorsagen könne (!). In seiner immer steigenden Verwirrung versprach der Apostel der Gottesweisheit seinen Verehrern ein sichtbares Zeichen seiner Kraft. Man solle ihn nur mit seinen Vertrauten in den Garten gehen lassen, um Mitternacht mit einer Laterne, und er wolle eine Wirkung hervorbringen, daß alle Fensterscheiben zertrümmert würden. Er wolle auch 50 Pfund Quecksilber zum Besten der warschauer Armen in Silber verwandeln, und dann abreisen, ohne Dank, ohne Früchte, ohne andern Lohn als sein Gefühl und die kleine Bitterkeit, daß man vergeblich sich einer Nachreue überlassen werde. Diese Stadt voller Ungläubigen sei nicht werth der Wohlthaten, welche die Nähe eines gottbeseligten Apostels ihr gewähre.

Das war die Sprache eines Mannes, der sich schon selbst verloren gibt. Graf Moczinski rieth, alle Experimente ihn machen zu lassen, nur nicht das mit der Laterne und der Erschütterung um Mitternacht. Denn wenn er auch kein Gold und Silber zu machen verstände, möchte er ihm nicht die Kunst absprechen, Knallgold und Knallsilber zu verfertigen, was für sie Alle eine unangenehmere Erschütterung als die wohlthätige des Zwerchfells hervorbringen dürfte.

Cagliostro hatte ausgespielt. Von allen diesen Experimenten nahm er keins mehr vor. Er war am 26. Juni 1780 mit seiner Gattin und seinem Gefolge aus Warschau verschwunden. Die Mémoires authentiques sagen von seinem dortigen Aufenthalte: Les rieurs n'étaient pas de son côté, ohne weitere Angaben. Die

hier angeführten Thatsachen sind aus des Grafen Moczinski Schrift entnommen: „Cagliostro in Warschau, oder Tagebuch über dessen magische und alchymische Operationen, von einem Augenzeugen. Strasburg 1786."

Er selbst, wie wir hörten, behauptete, nichts von den reichen Geschenken aus Warschau mitgenommen zu haben. Graf Moczinski berichtet anders. Er für seine Person empfing auch hier nichts, dafür aber seine Gattin, welche ihre Rolle vortrefflich spielte. Im vertrauten Gespräche drückte sie ihre Ehrfurcht, die bis zum Schaudern ging, vor den Kenntnissen ihres Gemahls aus. Dann machte sie den Begierigen Hoffnung, sich bei ihrem Gatten für sie zu verwenden, und wies die Diamanten und den Schmuck, den man ihr bot, nicht ab. Aber dringend bat sie stets, ja ihrem Manne nichts davon zu sagen. Ihre Reize waren bei diesen Geschäften nicht minder wirksam. Man rechnete aus, daß sie an Präsiosen in Warschau den Werth von 3500 Ducaten erhalten. Im Ganzen soll Cagliostro's Aufenthalt daselbst seinen Freunden gegen 8000 Ducaten gekostet haben.

Das von Moczinski angegebene war übrigens sein gewöhnliches Manoeuvre, wie er sich für seine Arbeiten bezahlen ließ. Er selbst, seit er sich in diese höhern Sphären versetzt, nahm selten oder nie Geschenke an; auch die bedeutendsten Gaben und Anerbietungen seiner Anhänger und Bewunderer wies er mit Entschiedenheit von sich. Die Gräfin war dagegen instruirt, wie sie sich zu benehmen habe. Zuweilen saß er, wenn die Freunde ihn besuchten, hinstarrend, theilnahmlos, wie von einer geheimnißvollen Melancholie ergriffen. Man fragte die ängstlich um ihn besorgte Gattin nach der Ursach, und

erhielt die Antwort, es sei doch traurig, daß ein Geist, wie der ihres Gatten, in seinem großen Werke durch Trivialitäten gekürzt werde, die kaum der Rede werth seien. Ein Mal war er bestohlen, ein ander Mal waren Wechsel ausgeblieben; und aus Delicatesse, aus nicht zu überwindendem Zartgefühl wolle er nicht allein seinen Freunden nichts davon vertrauen, sondern würde selbst, dessen sei sie gewiß, jedes Anerbieten von sich weisen. Es sei nun einmal sein schöner Stolz, ohne irgend eine Belohnung der Wohlthäter der Menschheit zu werden. Seine Anbeter beeiferten sich alsdann, Summen und große Summen in die Hand der treuen Gattin zu legen, mit der dringenden Aufforderung, die Sache so fein zu behandeln, daß der Edle es nie erfahre, daß er nie Ursach habe, darüber zu erröthen.

Wenn wir Cagliostro's Wirksamkeit in drei Epochen theilen, so wäre mit seiner Flucht aus Warschau die zweite geschlossen. Die erste, sein dunkleres Umhertreiben in Italien, Spanien, Frankreich und England, bis zu seiner Aufnahme in den Freimaurerorden zu London, und sein Auftreten als Reformator desselben, behielten wir uns, aus den schon angeführten Gründen, für eine spätere, kürzere Darstellung vor. Wir geben nunmehr zur dritten Epoche über, seine Thaten in Strasburg, Lyon und Paris, seine Verbannung und sein Auftreten in London gegen die französische Regierung, und seine letzten Reisen durch die Schweiz, Oberitalien, bis zu seiner Verhaftung in Rom.

Wäre die Geschichte heut möglich und geschehen, so wäre die Rolle des Abenteurers mit seiner Flucht aus Warschau zu Ende. Gebrandmarkt als Betrüger, ver-

spottet, müßte er in die Vergessenheit untertauchen, kaum mit der Aussicht, unter Annehmung eines neuen Namens in einem neuen Fache der Gaunerei sein Glück zu suchen. Selbst über das atlantische Meer, nach Amerika flogen ihm die denuncirenden Zeitungsberichte nach; vor der ganzen Welt wäre er gerichtet. Aber das geistige Fluidum verbreitete sich ungleich langsamer. Es war Thatsache, daß er in Warschau nichts von Dem geleistet, was er versprochen; er ward laut ein Taschenspieler gescholten, und, verhöhnt, beschimpft als Betrüger, hatte er in Nacht und Nebel davon gehen müssen. Auch in Petersburg war sein Ruf zweifelhaft geworden durch dunkle Anschuldigungen, durch die Ausweisungen; in Mitau erwachte man von dem Taumel, eine furchtbare Anklage bereitete sich gegen ihn vor, und in Königsberg hatte man ihm die Thür gewiesen. Aus London denuncirte und stimmte bereits die Presse gegen den Schwindler und Betrüger. Wären alle diese Ermittelungen und Vermuthungen so zur allgemeinen Kenntniß gekommen, wie wir sie mitgetheilt, so läßt sich auch für die damalige Zeit voraussetzen, daß Cagliostro wenigstens Das nicht mehr wirken können, was er noch gewirkt; aber es waren nur zuckende Lichtscheine an einem umdunsteten Horizonte. Gerade durch die angeregten Zweifel wurde die Neugier noch mehr erregt, und die Macht des Wunderbaren behielt ihre Oberherrschaft über die Gemüther. Wer Das erfahren, und doch noch die Stirn aufrecht tragen konnte, mußte eine Kraft besitzen, die einen tiefern Quell hatte, sei dies nun eine Mission aus dem Unterirdischen, oder von geheimnißvollen Mächten dieser Erde. Beides war interessant. Beides werth, daß man einen neuen Versuch wagte. Wie behauptet wird, daß der anerkannte Wüstling in der schönen Welt mehr Glück

mache, auch unter den Tugendhaften, als der stille Ehrenmann, weil jede Frau sich die Kraft und Liebenswürdigkeit zutraue, den Unstäten zu fesseln und zu bekehren, so glaubte jeder neue, gesellschaftliche Kreis, den er betrat, ihm sei es vorbehalten, zu ergründen, was die Andern nicht vermocht, ob es Wahrheit, ob Täuschung sei.

So half ihm passiv die Stimmung des Publicums, activ die unverschämte Stirn, die er allen Angriffen entgegensetzte. Ausdauernd frecher ist nie ein Gaukler aufgetreten. Ob ihm jetzt der Wahn dabei zu Hülfe kam, daß er das auserlesene Werkzeug eines höheren Willens sei, bleibt unentschieden, gewiß aber, daß ein solches Glück nicht ohne dämonische Wirkung auf seinen Muth gewesen ist. Das Bisherige waren nur Versuche gewesen; bei halbbarbarischen Völkern mochte der Italiener sich Glück versprechen; jetzt betrat er den classischen Boden der modernen Bildung, und Theologen und Philosophen gegenüber trug er Siege davon, gegen welche jene Anfänge nur als Spielereien erschienen.

Wir sehen ihn plötzlich in Strasburg wieder auftreten. Es war im September 1780. Wo er während der zwei Monate seit der Flucht aus Polen verweilt, bleibt unermittelt. Nur vor der Inquisition legte er Bericht von einem zweitägigen Aufenthalt in Frankfurt a. M. ab, ein Bericht, der aber so in das Gebiet der Fabel gehört, welche die Inquisitoren von ihm hören wollten, daß wir ihn hier, wo es uns auf einigermaßen beglaubigte Wahrheit ankommt, einstweilen übergehen.

Das vom Himmel gefallene Palladium, wenn es keine Fabel wäre, würde nicht mit solchem Jubel, solcher Freude, solchem Enthusiasmus aufgenommen sein, als es Cagliostro in dieser Stadt wurde, sagt der römische

Berichterſtatter. Er ſpielte hier ſeine Rolle am längſten und am glänzendſten, beſtätigen alle Nachrichten, und der Verfaſſer der Mémoires authentiques ſagt mit Achſelzucken: Le merveilleux réussit dans tous les pays.

Auch hier trat er anfänglich, wie in Petersburg, beſcheidener auf. Seine Erfahrungen aus Warſchau mochten ihm Vorſicht gelehrt haben; möglich auch, daß er einige Kenntniß vom deutſchen Charakter erworben und fühlte, daß er anders behandelt werden müſſe, als der polniſche. Er fing nicht damit an, die Metalle verwandeln, Gold machen, und die Geiſter aus Aegypten oder vom Himmel herab citiren zu wollen, er praktizirte als menſchenfreundlicher Arzt. Manche Cur dürfte ihm gelungen ſein, wenn auch nicht in der Zahl, wie er in ſeinen Mémoiren und vor Gericht mit großer Ruhmredigkeit angibt. Dennoch waren der Geneſungen, die er bewirkte, ſo viele und ſo wunderbare, daß ihm Krumme und Lahme, denen er wieder auf die Beine geholfen, eine unglaubliche Menge Krücken, deren ſie nicht mehr bedurften, zum Andenken der Wohlthat ins Haus ſchickten.

Er nahm nichts von ſeinen Patienten, dies iſt erwieſen durch die übereinſtimmenden Nachrichten der großen Zahl von Perſonen, welche über ſeinen ſtrasburger Aufenthalt geſchrieben haben. Er öffnete vielen Kranken ſein Haus, er ſpeiſte ſie an ſeiner Tafel, er entließ ſie mit Geſchenken. An Zweiflern fehlte es freilich nicht, die Aerzte in der Stadt und in Paris geriethen gegen ihn in Harniſch; aber das Volk betrachtete ihn als einen Wohlthäter der Menſchheit, einen halben Heiland, die Mehrzahl der Vornehmen des elſaſſiſchen Adels hatte ſich von ihm hinreißen laſſen; da waren der Marſchall von Contades, der Marquis de la Salle, der Baron

Flachsland, Baron de L'Or, Baron Vorminzer, Baron Dietrich, die Prinzessin Christine, seine intimsten Freunde; die ältern Damen waren entzückt über seine Artigkeit im Spiel, da er, bei hohem Einsatz, aus Galanterie fast immer verlor, und sogar Naturforscher und Aerzte betrachteten ihn mit Bewunderung, wenigstens als ein Studium, um ein Etwas zu lernen, was sie noch nicht kannten. Nach den Memoires authentiques hätte seine Gattin eine drohende Wolke durch eine Semelegefälligkeit gegen den Jupiter, der in ihrer Mitte als höherer Policeibeamte donnerte, von ihrem Manne abgewendet.

Wir lassen hier einige der vielen Zeugen reden. Ein Anonymus schreibt in Briefen über die Schweiz:

„Cagliostro ist ein außerordentlicher, wundervoller Mann, dessen Betragen und ausgebreitete Kenntnisse gleich bewunderungswürdig sind. Seine äußerliche Gestalt verkündigt Verstand und Genie; seine Feueraugen können tief in der Seele lesen. Niemand weiß, wo er her ist, und wo er hin will. Er ist jetzt sieben oder acht Monate hier. Die Befehlshaber der Stadt und alle Vornehme ehren und lieben ihn; die Armen und das Volk beten ihn fast an; gewisse Leute nur hassen, verleumden, verfolgen ihn. Er nimmt keine Belohnung für Heilung und Arznei an und unterstützt dagegen noch Arme. Er isset wenig — und beinahe nichts, als italienische Pasteten — legt sich niemals zu Bette und schläft nur ungefähr zwei oder drei Stunden in einem Lehnstuhl. Er ist immer bereit, zu welcher Stunde es sei, dem Elenden zu Hülfe zu eilen, und kennt kein anderes Vergnügen, als seinen Nebenmenschen zu helfen. Dieser unerklärbare Mann macht dabei einen ansehnlichen Staat, der um desto mehr auffallen muß, da er Alles vorausbezahlt und da Niemand weiß, woher er

die ich in dieſer ſüdlichen Region bemerkt, des alten Königlichen Bohus, grüßten ernſt von einer Felſenkuppe herab, das Schilf der Elf neigte langſam ſäuſelnd ſeine Häupter, der breite Fluß dehnte ſich oft zu ſtillen Seen aus. Der Abendnebel quoll hervor und deckte den grünen Grund und ſtieg auf zu den nackten Felsplatten; die Nacht, von Tagesſchimmer durchdrungen, überkam die verſpäteten Reiſenden, aber das Bild des Thales der Gothaalf iſt mir unverlöſchbar vor Augen geblieben. Noch dünkt es mich die ſchönſte Gegend in dieſen Theilen Schwedens, vielleicht nur, weil es die erſt geſehene war; aber der erſte Eindruck behält ja ſein Recht.

Trollhetta heißt Zauberhöhle. Wer malte ſich nun nicht gern eine dunkle, tiefe Schlucht, überhangen mit uralten Eichen und ſchwarzen Tannen, durch die ſich der Strom mit gigantiſcher Geiſteskraft hinabſtürzt? Alles Menſchliche ſcheint aus dieſen heiligen Kreiſen verbannt, geſpenſtiſche Scheu ergreift den Beſchauer, man wagt kaum zu athmen, der Geiſt ſchwebt um uns. Nichts von allem dem. Weder Zauber noch Poeſie, noch Höhle, noch Nacht. Brettermühlen arbeiten unverdroſſen an dem kochenden

seine Einkünfte zieht. — Ich habe wenig Seelen so gefühlvoll als die seinige angetroffen; wenige Herzen so zärtlich, so gutmüthig, so mitleidsvoll. Er besitzt dabei ganz außerordentliche Kenntnisse, spricht fast alle europäische und asiatische Sprachen. Seine Beredtsamkeit setzt in Erstaunen und reißt mit sich fort, auch wenn er sich in einer von denen Sprachen ausdrückt, die ihm am wenigsten geläufig sind. Ganze Bände könnte man von seinen Curen anfüllen und unter den 15,000 Kranken die er in die Cur genommen, können seine erbittersten Feinde ihm nur drei Todesfälle vorwerfen, woran er aber ganz unschuldig ist. Ich komme eben von einer Audienz von ihm zurück. Jeder muß den Menschenfreund verehren. Man stelle sich einen geräumigen Saal vor, der mit elenden Geschöpfen angefüllt ist, die ihre erschlaffenden Hände mit Mühe gen Himmel erheben, um den Beistand des Cagliostro anzuflehen. Er hört einen nach dem andern an, vergißt kein einziges ihrer Worte — entfernt sich auf einige Augenblicke, kommt mit einer Menge Arzneien und mit einer — angefüllten Geldbörse wieder und vertheilt Beides. Alle diese Elenden, von Dankbarkeit und Liebe durchdrungen, werfen sich ihm zu Füßen, umfassen seine Kniee, nennen ihn ihren Retter, ihren Vater, ihren Gott. Der edle Mann wird bewegt — Thränen rollen aus seinen Augen — er möchte sie gern verbergen, kann aber nicht — er weint, und die ganze Versammlung vergießt einen Strom von Thränen. Und dies ist nur eine schwache unvollkommene Skizze des bezaubernden Schauspiels."

Dies Zeugniß, wenn nicht schon an und für sich, wird dadurch verdächtigt, daß man den Brief nur in dem von oder für Cagliostro herausgegebenen Memoire pour Mr. de Cagliostro wiederfand, und dieser das Ar-

test hinzufügte: „In diesem Zeugnisse ist nichts übertrieben.“ Bei der innern Beschaffenheit desselben ist es indessen gleichgültig, ob der Magus es durch eine bezahlte Feder schreiben lassen, oder ob irgend ein Enthusiast der Verfasser ist.

Ein Correspondent, der nach Kurland an Elise v. d. Recke Nachrichten über Cagliostro berichten sollte, schreibt am 8. Juni 1781, nachdem Jener schon drei Vierteljahre in Strasburg verweilt hatte: daß dieser außerordentliche Mann ebensoviel enthusiastische Freunde als bittere Feinde habe; daß er offen erscheine, aber, wie er selbst sage: le coup de maitre reste dans mon coeur; daß er leicht und zuversichtlich im Versprechen der Heilung sei, was allen Preßhaften Muth gebe; aber bei der Menge seiner Curen seien ihm auch viele verunglückt, besonders bei Taubheit und Blindheit. Durch die Cur eines Secretairs des Commandanten, de la Salle, der am Brande gelitten, stieg sein Ruf. Es gehöre zum guten Ton, von ihm zu sprechen, ihn zu gebrauchen und zu preisen. Bald waren nicht nur seine Zimmer, auch die Treppen, die Flur, der Platz vor der Hausthür mit Hülfesuchenden besetzt. Es wurde Mode, zu Cagliostro zu gehen. Da er gerade am Paradeplatz wohnte, strömte Mittags ein großer Theil des Officiercorps zu ihm. Man ging in die Assemblée zu Cagliostro. Plötzlich ändert der Correspondent indessen seinen Ton, klagt, daß er seine Patienten kurz durch allgemeine Tisanen abfertige, und schließt damit, nur der hiesige Marschall, der vor Kurzem aus Paris gekommen, habe es verhindert, daß man ihn nicht als Charlatan aus dem Reiche verwiesen. — Der Strasburger Correspondent drückt sich mit einiger Verlegenheit aus. Er mochte annehmen, daß ihrerseits noch einige Bewunderung bei der Recke für Cagliostro obwalte.

Aber nicht ganz unwichtig dürfte für viele Leser das Zeugniß sein, welches dieser Correspondent über Cagliostro als Arzt ablegt. Freilich ist es durch den Mund einer vornehmen Dame zu dem Correspondenten gelangt, es spricht aber doch ohne Zweifel den damals allgemeinen Glauben über seine Befähigung in dieser Wissenschaft aus. „Der Graf Cagliostro sagt, er habe zu Medina die Medicin studirt, und freilich daselbst anders die Natur kennen gelernt, als unsere europäischen Aerzte; wir gingen zu flüchtig über die Zeichen der Krankheiten und überhaupt der Veränderungen im menschlichen Körper hin; in seiner Schule werde man angeführet, nicht nur den Puls (welchen, nach allgemeinem Eingeständniß, auch der Aerzte, Cagliostro vortrefflich verstehen soll), sondern auch die Gesichtsfarbe, den Blick, den Gang und jede Bewegung des Körpers medicinisch zu erforschen, daher denn die Physiognomik ein natürlicher Theil der Arzneikunde sei. Sei es nun durch diese Verbindung, oder durch einen andern Weg, genug, Cagliostro scheint ein Menschenkenner zu sein, und hat unter andern unsern größten Physiognomisten, Lavatern, sehr gut, physiognomisch aufgenommen. Die Krankheiten selbst, sagt er ferner, liegen vorzüglich im Blute und in dessen Vertheilung: darauf muß also der Arzt losteuern. Da die ganze Natur mit einander verwandt ist, so muß der Arzt sie im großen Umfange kennen, und die Chemie muß ihm dann zur Auflösung und Zusammensetzung zu Gebote stehen; und auch in dieser soll er große Kenntnisse besitzen. Da ferner Alles auf Alles wirkt, und dies nicht blos von unserer Erde, sondern von unserm Sonnensystem zu verstehen ist, so sei auch die Kenntniß von dem Einfluß der Gestirne einem Arzte unentbehrlich. So hält Cagliostro vorzüglich viel auf das Aequinoctium,

und in dieser Zeit präparirt er seine meisten Arzneien. Dieser gegenseitige Einfluß aller Dinge begrenzt sich aber nach Cagliostro's Meinung nicht blos auf die Körperwelt. Diese ist Wirkung, der Geist ist Ursache; die Geisterwelt ist eine zusammenhängende Kette, aus welcher immer Wirkungen ausströmen. Die wahren Naturkenner seien also die, welche ebenso gut hinauf-, als hinabsehen können, oder welche mit Geistern, wie mit Materie in Verbindung stehen. In dieser geheimen Kenntniß sei er gleichfalls in Arabien, und zwar in einer Gesellschaft zu Medina, eingeweiht worden; er habe daselbst, wie jeder Aufgenommene, das Gelübde thun müssen, zum Besten der Menschheit eine gewisse Zeit in der Welt herum zu wandern, um unentgeltlich Das wiederzugeben, was er selbst ebenso empfangen habe. So sei er durch Aegypten nach Europa gekommen."

Meiners, während dieser Epoche zum Besuch in Strasburg, schreibt in den „Briefen über die Schweiz" (1782), daß er ihn nur in seiner Equipage vorüberfahren gesehen, da Cagliostro keine Besuche von gesunden und neugierigen Reisenden annehme. Wer nicht krank sei und doch zu ihm eindringe, behandele er auf die gröbste Weise als Spion. Nach Allem, was er über ihn hörte, erschien er ihm mehr Betrüger als Schwärmer. „Er gibt vor, daß er Gotteslästerer riechen könne, und daß er durch ihre Ausdünstungen in epileptische Zuckungen verfalle. Oeffentlich rühmt er sich hier nicht mehr der Herrschaft über die Geister und magischer Künste, aber er ruft auch noch jetzt vorgebliche Geister an, um durch ihre Beihülfe Krankheiten zu heilen." — Ein anderer Reisender, welcher in der berliner Monatsschrift (1784) über einen Besuch bei ihm spricht, nennt ihn „einen originalen, impertinenten, Alles

unter die Füße tretenden, kopfaufwerfenden Charlatan en gros, wie er ihm noch nie vorgekommen."

Dagegen publicirte der Chevalier Langlois, ein Dragonerhauptmann, ein Dankschreiben, worin er nicht genug die an ihm verrichtete Wundercur preisen konnte. Daß Cagliostro wirklich einige glückliche Curen vollbracht, ist nicht zu bestreiten. Er besaß einige, wenngleich sehr wenige ärztliche Kenntnisse, und wo der Glaube da ist, helfen diese, wenn auch in noch geringerem Maße vorhanden. Langlois war ein Hypochonder. Sein Schreiben half Cagliostro's Credit, zu erhalten.

Auch in Strasburg arbeitete er in den Freimaurerlogen, doch mit weniger Geräusch als an andern Orten. Es ist gewiß, daß er durch die Maurer-Connerionen sich zuerst Eingang in den angesehenern Familien der Stadt verschafft hatte. Er sprach und warb für seinen ägyptischen Ritus; die Novizen, welche noch nicht Freimaurer waren, nöthigte er indessen, sich vorher in den gewöhnlichen Freimaurerorden aufnehmen zu lassen. Die Versuche mit den Waisen geriethen (nach seinen Bekenntnissen in Rom) hier vortrefflich. Die Fragen, welche man ihnen stellte, betrafen nicht blos die Engel, sondern man forschte auch nach verborgenen Dingen, künftigen Vorfällen, zuweilen auch nach gewissen pikanten Geschichten, welche das Tagesgespräch ausmachten. Cagliostro ließ hier auch Andere arbeiten und fragen, doch mußte er ihnen vorher die „von Gott ihm gegebene Gewalt" mittheilen. Ohne die Mittheilung blieben die Arbeiten der Mitglieder umsonst. Auch hier äußerte sich Skepsis. Man sagte ihm geradezu, er und die Waisen könnten doch einverstanden sein. Cagliostro ließ es sich gefallen, daß ein neues, ihm ganz unbekanntes Mädchen geholt werde, und auch jetzt gingen die Arbeiten nach

Wunsch. Ja er ließ, um den Zweifler ganz zu bekehren, diesen selbst seine Hand auf das Haupt der Waise legen, nachdem er ihn geweiht, und Alles ging trefflich von statten — sagt Cagliostro.

Seine ägyptischen Logen hielt er meist in einem unfern der Stadt gelegenen Landhause ab, welches man noch später das Cagliostranum nannte. Die Landleute zogen im Vorübergehen den Hut davor ab, sagte er wohlgefällig seinen Richtern, und erwiesen dem Hause alle Ehrfurcht, denn sie glaubten, es sei zur Grabstätte des Grafen Cagliostro bestimmt. Zur Einrichtung desselben, in chinesischer Bauart, hatte ihm ein hoher Gönner 20,000 Francs gegeben, und die Gewinnung dieses Gönners war aller Wahrscheinlichkeit nach das Hauptziel seiner ärztlichen und Maurerarbeiten in Strasburg. Irgendwie mußten die Summen wieder eingebracht werden, die er hier als freigebiger Arzt, als Menschenwohlthäter und durch seine prächtige Haushaltung vergeudete. Hier waren keine reichen, verschwenderischen Polen, und die aufgetretenen Zeugen wissen von keinem Franzosen oder Deutschen, den er in Strasburg um Gold prellte, bis auf das eine Opfer, das dafür desto willenloser und verhängnißvoller in seine Netze fiel. Ueber die Art, wie es geschehen, über die Ausdehnung der wunderbaren Gewalt, welche Cagliostro über ihn gewonnen, ruht noch heute ein Schleier. Die Mémoires authentiques sagen: „In Strasburg wußte er die Priester und die Armen in sein Interesse zu ziehen. Die erstern durch Eitelkeit, die andern durch Almosen."

Sein Opfer war ein Priester; ein hoher Prälat nach dem damaligen Zuschnitt in Frankreich. Der Cardinal von Rohan gehört durch Cagliostro und den Halsbandproceß der großen Geschichte an. Der liebenswür-

dige, überaus ſchwache Charakter dieſes blaſirten Prinzen iſt bekannt. Er ſuchte, ohne innere Stütze, nach einem geiſtigen Halt. Verirrt vom natürlichen Wege, ſuchte er die Gotteserleuchtung bei den Phantasmagorien eines Geiſterbanners. Wir wiſſen und werden es in der folgenden Erzählung ausgeſprochen hören, wie der Cardinal ſich von einer ſchlauen Intriguantin in weltlichen Dingen hintergehen ließ; in welcher Art er ganz und gar in die Gewalt des Magiers fiel, iſt nicht ausgeſprochen, aber Schlüſſe mögen wir aus jenem Proceß auf dieſen ziehen.

Der Cardinal war in Strasburg, das zu ſeinem Sprengel gehörte. Er hatte ſich bei dem Wundermann angemeldet, war aber in brusker Weiſe von ihm zurückgewieſen worden. So etwas mochte Rohan noch nicht vorgekommen ſein; es war etwas Neues, Pikantes. Nach Caglioſtro's eigener Erzählung in ſeinen Memoiren hatte Rohan durch ſeinen Oberjägermeiſter, Baron von Millinen, den Wunſch ausgedrückt, ihn kennen zu lernen; aber Caglioſtro ging nicht hin, weil er nichts als Neugier vermuthete. Erſt als Rohan wegen eines Anfalls von Engbrüſtigkeit klagen ließ, fliegt er hin, um zu helfen. Darauf beſuchte ihn Rohan mit vielem Gepränge und wohnte ſeinen Freimaurerarbeiten bei. Bald hatte er ſich zum Despoten und Tyrannen ſeiner Seele gemacht. Goethe hat uns in ſeinem Großkophta davon ein lebendiges Bild geliefert. Caglioſtro ſagte (nach den römiſchen Bekenntniſſen) zu ſeiner Frau: „Ich drehe ihm den Kopf, thue Du das Uebrige.“ Zwiſchen zwei ſolchen Feuern verſchwand alle Selbſtändigkeit, aller eigener Wille. Rohan ward der Sclave, der auf die Worte ſeines Herrn ſchwor und mit gläubiger Ergebung ſeinen Blicken und Bewegungen folgte. Unter Caglioſtro's Chimären, durch welche er beſonders entnervte Wüſtlinge

zu gewinnen wußte, war auch die des Processes der physischen Wiedergeburt. Der Cardinal, ein Mann zwischen Vierzig und Funfzig, hatte sein Leben genossen; körperlich wieder ein neuer Mensch zu werden, mußte einen großen Reiz für ihn haben. Behufs jenes Processes ward das Landhaus eingerichtet. Rohan überhäufte auch außerdem Mann und Frau mit großen Geschenken, mit bedeutenden Summen Geldes.' Noch bei Cagliostro's Arretirung in Rom fand man von diesen Geschenken vor. Wie weit er den Cardinal ausgebeutet, ist nicht ermittelt worden, aber in der Halsbandgeschichte erscheint Rohan als ein derangirter Mann. Vor der Welt leugnete Cagliostro, irgend etwas von ihm empfangen zu haben, selbst noch in der Bastille; vor dem Inquisitionsgericht in Rom räumte er seine reiche Beute ein.

Noch andere bedeutende Männer machten hier Cagliostro's Bekanntschaft. Der schon genannte Joh. G. Schlosser redete damals von ihm im deutschen Museum als „von einem großen Manne, der nur von den Alltagsmenschen unseres kraftlosen Jahrhunderts verkannt und verlästert werde." — Lavater lernte ihn hier ebenfalls kennen. In Mitau hatte schon Elise v. d. Recke Cagliostro auf den berühmten Schweizer aufmerksam gemacht, Cagliostro hatte noch nicht von ihm gehört. Als dieser in Strasburg operirte, und Elise, noch nicht ganz enttäuscht, an ihren Freund nach Basel über den Grafen Cagliostro schrieb, antwortete Lavater: ob dieser Graf vielleicht eine und dieselbe Person sei mit dem menschenfreundlichen Arzte, der in Strasburg die Armen umsonst heile? Wir sehen daraus Lavater's voreingenommene Stimmung für ihn, und mögen es daher glauben, daß er 1781 selbst nach Strasburg hinüberreiste, nur um den Wunderthäter zu sprechen. Damals konnte er nichts aus

ihm herausbringen als die Worte: „Sind Sie von uns Beiden der Mann, der am beſten unterrichtet iſt, ſo brauchen Sie mich nicht; bin ich's, ſo brauch' ich Sie nicht." — So ſchieden ſie von einander. Am andern Morgen ſandte Lavater folgende Fragen an Caglioſtro:

Woher ſtammen Ihre Kenntniſſe?
Wie haben Sie dieſelben erlangt?
Worin beſtehen ſie?

worauf die lakoniſche Antwort erfolgt ſein ſoll:

In verbis,
In herbis,
In lapidibus.

Auch dieſes Charlatanrecept konnte den pſychologiſchen Glauben Lavater's nicht erſchüttern. In der „Rechenſchaft an ſeine Freunde (Bl. I.)" ſagt er: „er möchte Blut weinen, daß eine Geſtalt, wie die Natur nur alle Jahrhunderte formt, daß ein ſolches Product der Natur ſo ſehr miskannt werden müſſe." — Später ruft er aus (nach den **Lettres du Comte Mirabeau sur Cagliostro et Lavater**): „Caglioſtro, ein Mann, und ein Mann, wie es wenige gibt; indeſſen bin ich doch kein Gläubiger. O! wäre er ſo einfachen Herzens und demüthig wie ein Kind; hätte er Sinn für die Einfachheit des Evangeliums und die Hoheit des Herrn! Wer dann wäre ſo groß wie er! Caglioſtro ſagt oft, was nicht wahr iſt, und verſpricht, was er nicht erfüllt. Dennoch halte ich ſeine Operationen nicht für Betrug, obgleich ſie Das nicht ſind, was er behauptet." — Wenn der redliche Lavater (ruft Thomas Carlyle aus) ſo über ihn ſprechen konnte, was durften dann Andere über ihn ſagen!

Im Schutze des Cardinals, und durch dieſen dem Präfecten von Strasburg empfohlen, wer wagte ſich an

ihn! Er gebrauchte des Cardinals Equipage als seine eigene; er geht mit ihm und dem Magistrate Arm in Arm über die Straße. Durch sie hat er schon Connexionen in Paris und erhält von dort so nachdrückliche Unterstützungen, wie Kabale und Hofgunst sie nur Charlatanen gewähren können; etwas, das auch außerhalb Frankreich vorkommt. Der Minister, Graf von Vergennes, schrieb an den Präfecten: da alle Nachrichten über den Grafen Cagliostro seit seinem Aufenthalte in Strasburg so vortheilhaft lauteten, erfodere die Menschlichkeit und Gastfreundschaft, ihn nicht zu beunruhigen, sondern ihm Achtung zu erweisen; es solle sich also der Magistrat denselben ihm empfohlen sein und ihm alle die Annehmlichkeiten angedeihen lassen, die er durch seine persönlichen Vorzüge verdiene. — Der Großsiegelbewahrer von Miromenil schrieb: die sehr menschenfreundlichen Handlungen des Grafen Cagliostro verdienten, daß ihm besonderer Schutz widerführe; der Magistrat solle ihm also jede Unterstützung und jene Ruhe angedeihen lassen, die ein Fremder, besonders wenn er Nutzen schafft, in den Staaten des Königs von Frankreich zu fodern hätte. Ebenso verwandte sich der Marquis von Ségur für ihn.

Dennoch verdrängte ihn, nach mehrjährigem Aufenthalte, der Neid Derjenigen, sagt er, denen sein Glück schon lange missfiel, aus einem Orte, welchen er gern als das Ziel seines wandelreichen Lebens angesehen hätte. Für seine Wohlthaten ward er mit Schmähschriften belohnt; man nannte ihn den Antichrist, den ewigen Juden, den Eintausendvierhundertjährigen Mann! Er verließ Strasburg im Jahre 1783 und flog nach Neapel, angeblich, weil ein theurer Jugendfreund, der Ritter Aquino, dort auf dem Sterbebette nach ihm verlangte. Doch

Strudel, und der Granit von der einen Seite schaut hinüber zu den ungeheuren Bergen von Sägespänen auf der andern. Die Sprache des zürnenden Bergstroms wird nicht verstanden. Barfüßige Buben und alte Weiber springen um die Fremden und schleudern Steine und Balken hinein, denn das ist die Bedeutung des Wasserfalls, daß er ein Stück Holz mit reißender Schnelle in den Abgrund hinabzieht. Dazu haben verzückte Engländer ein ganzes Buch vollgeschrieben voll gereimter und ungereimter Verse, die sie blanc verses nennen, über Sonnenaufgang und Untergang und Abendroth und Morgenroth. Ich dachte dabei an Shakspeares Pyramus, als er die Nacht anredet:

O grimmerfüllte Nacht, o Nacht von schwarzer Farb',
O Nacht, die immer ist, sobald der Tag vorbei,
O Nacht, o Nacht, o Nacht, ach ach, ach — ach —

und meinte die Engländer hätten dabei auf den Berg von Sägespänen gesehen, die sich allerdings im Abendroth sehr schön ausnehmen müssen.

Der Trollhetta ist ein Modeort geworden,

müssen wir einschalten, daß er schon vor seiner Abreise auf Anlaß des Cardinals Rohan einen Ausflug nach Paris gemacht, um dort den Krankheitszustand des Prinzen von Soubise, Rohan's Verwandten, zu untersuchen. Er konnte in diesem Falle zwar nicht als Wunderthäter wirken, denn die Facultätsärzte hatten den jungen Prinzen bereits curirt; aber schon das Gerücht von seiner Anwesenheit in der Hauptstadt veranlaßte, daß er von Kranken überstürmt wurde. In den 13 Tagen seines dortigen Aufenthaltes hatte er von Morgens sechs Uhr bis Mitternacht mit Kranken zu thun, die er hier, wie in Strasburg, umsonst heilte und selbst noch Arzneien für sein Geld kaufte.

Ueber seinen interimistischen Aufenthalt in Neapel fehlen uns wieder beglaubigte Nachrichten. Seinen Freund Aquino konnte er nicht retten, denn er fand ihn schon im Sterben. Er blieb kaum drei Monate in Neapel, wie er selbst in seinem Memoire angab, weil die dortige medicinische Facultät ihn verfolgte; vor Gericht sagte er: weil der Minister Vergennes ihn gar zu dringend ersucht, nach Frankreich zurückzukehren. Seine Frau meinte, weil es mit seiner Maurerei dort nicht glücken wollen.

Er wollte durch das südliche Frankreich nach England reisen. Aber in Bordeaux, wo er am 8. Nov. 1785 ankam, wird er erkannt, man will ihn nicht fortlassen; es sind der Wißbegierigen, der Kranken und Wundersüchtigen zu Viele, welche auf ihn hoffen. Namentlich sollen die Offiziere der Garnison als seine neugierigsten und gläubigsten Jünger sich um ihn geschaart haben, und während 11 Monate, die er hier blieb, zeigte er sich in allen seinen Gestalten und Eigenschaften, je wie er durch dieselben die beste Ausbeute sich versprach.

Rührend klingen die Nachrichten, welche er über sich selbst den Richtern hinsichts seines bordeaurer Aufenthalts gibt. Er hatte Visionen und nahm zu an Kenntniß der göttlichen Dinge. Die Waisen hinter dem schwarzen Schirme antworteten bei den maurerischen Arbeiten hier mit einer besondern Klarheit und Innigkeit. Sie sagten, daß sie nicht allein die Engel, welche sie herabriefen, sähen, sondern selbst mit Händen griffen. Ja man hörte deutlich ein Geräusch, als ob außer der Waise noch Jemand hinter dem Behältnisse stecke. Da schloß denn Cagliostro daraus, daß dies die Wirkung eines ganz besondern göttlichen Beistandes wäre; ein Trost des himmlischen Vaters für ihn, daß er nicht verzagen solle in seinem großen Werke, und eine Weisung, daß Alle, die ihn verfolgt und verleumdet, namentlich die Richter, welche sich in den Processen gegen ihn gebrauchen lassen, von ihm gestraft werden würden durch einen plötzlichen, schimpflichen Tod, oder durch anderes Unglück, welches ihnen das Leben zur Qual mache.

Diese erbaulichen Betrachtungen machte er jedoch erst 1790 vor seinen Richtern in Rom, wo die französische Revolution bereits angefangen hatte, ihre Zuchtruthe gegen die Mächtigen zu erheben. Aber er hatte daselbst auch eine Vision, die ihn ungemein stärkte.

In eine schwere Gallenkrankheit verfallen, lag er, von seinen maurerischen Jüngern umgeben, in tiefem Schlummer. Plötzlich verklärten sich seine Züge, nachdem sie noch eben einen sehr finstern Ausdruck gehabt, er schlug die Augen auf und verkündete ein wunderbares Gesicht, welches ihn beängstigt und beglückt. Zwei Gestalten hatten ihn am Halse ergriffen und schleppten ihn nach einer tiefen unterirdischen Höhle. Durch eine Pforte trat er in einen festlich beleuchteten, königlichen

Saal, wo viele Geſtalten, wie bei einem Feſte umherwandelten. Er erkannte darunter viele verſtorbene Brüder der Logen. Süße Wonne durchſtrömte ſeine Adern, denn er vermeinte aus dem irdiſchen Jammerthale entrückt, in das Paradies verſetzt zu ſein. Auch legte man ihm ein langes weißes Kleid an, und gab ihm ein flammendes Schwert in die Hand, wie das der Würgeengel. Geblendet vom Glanze, der ihm entgegenſtrahlte, ging er einige Schritte nach der Richtung zu, von wo er kam; aber er konnte nicht weiter, er fühlte ſich gedrungen, auf ſeine Knie zu ſtürzen, anbetend das höchſte Weſen, dem er die himmliſche Glückſeligkeit verdanke; aber eine unbekannte Stimme rief ihm zu: „Dies iſt das Geſchenk, welches Du einſt erhalten wirſt; doch vorher mußt du noch Vieles vollbringen.“ Da hörte die Viſion auf. Mit ungemeiner Rührung hatten ſeine Anhänger zugehört, und er verſprach ihnen mit geweihter Stimme: nun ſolle ihn nichts abhalten, die ägyptiſche Maurerei aller Orten und mit allen Kräften, die Gott ihm leihe, zu verbreiten.

Nicht ſo rührend und erbaulich klingt es, wenn man hört, daß er jene Gallenkrankheit aus Aerger ſich zugezogen, weil ihn der Ehemann einer Dame, gegen welche er ſeine Leidenſchaft zu deutlich an den Tag gelegt, aus dem Hauſe geworfen hatte. Auch bezeugte ſeine Gattin, die ganze Viſion wäre nur eine Erfindung geweſen, um ſeine Jünger, welche ſchon zu wanken angefangen, wieder feſt zu machen. Desgleichen erfahren wir aus dieſen Bekenntniſſen, daß er auch hier als Schatzgräber experirte. Einer adeligen Dame wußte er zu beweiſen, daß auf einem ihrer Landgüter ein Schatz, von böſen Geiſtern bewacht, ruhe, den er ihr zu heben verhieß. Der Schatz

blieb ruhen, aber die 5000 Livres, welche sie ihm für seine Mühe gezahlt, nahm er bei seiner Abreise mit sich.

Seine Zeit in Bordeaux war um, seine Sendung erfüllt. Er bedurfte nicht mehr der Wache vor seinem Hause, um den Zudrang der Preßhaften abzuhalten. Im October 1784 verließ er die Stadt und wandte sich nach Lyon.

Aus Lyon verbreitete sich plötzlich die Nachricht: Cagliostro sei todt. Aber ehe man Zeit zum Bedauern hatte, lebte er wieder auf. Es war nur die Erfüllung Dessen, was er vielen seiner Jünger verkündet, sie würden einst hören, daß er gestorben sei, aber sie sollten nicht trauern, denn sein Tod sei nur der des Phönix, der Uebergang zu einer Palingenesie. Und der wiedergeborene Cagliostro trat in Lyon mit neuer Würde auf; nicht als Goldmacher, Arzt und Perlengießer, sondern als Stifter einer Mutterloge der ägyptischen Maurerei, welche ihn selbst überleben und die Schule werden solle, aus welcher die Weisheit des ägyptischen Glaubens über alle Welt ergossen werden dürfte!

Es ist hier am Ort, die auf uns gekommenen Nachrichten über sein System in Kürze herzusetzen. Schon ehe er es seinen römischen Richtern mit Stolz vortrug, war Mehres davon verlautbart. Seinen eifrigsten Schülern hatte er erlaubt, seinen Vorträgen nachzuschreiben, und auch Elise v. d. Recke hatte einen Auszug darüber schon vor der Publication der römischen Acten in ihrem Werke bekannt gemacht. Am angemessensten scheint uns jedoch, unsern Auszug nach seinen Bekenntnissen in Rom zu geben, da es die letzte, geläuterte Edition dieses Sy-

stems von [illegible]em Betruge oder wahnsinniger Selbsttäuschung ist.

In diesen römischen Bekenntnissen ließ er klüglicher Weise die Mythe hinsichts seiner Person fahren, und beschränkte sich auf das System selbst. Nicht in den Pyramiden, noch in Medina, war ihm die Weihe gekommen, sondern nachdem er sich in England in den Freimaurerorden aufnehmen lassen, fand er bei einem Antiquar das vergelbte Manuscript eines ihm gänzlich unbekannten Schriftstellers, George Kofton, welches von der ägyptischen Freimaurerei handelte. Aber dieses Lehrgebäude triefte von Aberglauben und Zauberei. Sein Streben war nun, die Spuren weiter zu verfolgen, alles Gottlose daraus auszumerzen und einen neuen Ritus in der Freimaurerei einzuführen.

Er verfaßte ein vollständiges Gesetzbuch in französischer Sprache, welches er vor den Richtern als das seine anerkannte; aber es war mit so viel Talent und in so gutem Styl geschrieben, daß es selbst den römischen Inquisitoren nicht entging, wie dasselbe nicht von ihm selbst herrühren konnte, sondern die Feder eines seiner gläubigen oder bezahlten Anhänger seine Dictate verarbeitet haben mußte.

Vollkommenheit verheißt dieses System Allen, die daran glauben, Vollkommenheit durch physische und sittliche Wiedergeburt. Physisch wiedergeboren kann der Mensch werden durch den Stein der Weisen oder die Acacina. Die Wirkung ist so vollständig, daß die Kräfte der frischesten Jugend zurückkehren und die Unsterblichkeit in Aussicht steht. Zur sittlichen Wiedergeburt verhilft ein Fünfeck, wodurch der Mensch wieder in den durch die Erbsünde verloren gegangenen Stand der ursprünglichen Unschuld versetzt wird.

Die ägyptische Freimaurerei ward durch Enoch und Elias gestiftet, verlor aber im Zeitlauf viel von ihrer Reinheit und ihrem Glanze. Bei den Mannern ward sie zur Gaukelei, bei den Frauen verschwand sie gänzlich, da man sie nicht mehr zuließ. Durch den Eifer des Groß-Kophta (so hieß man vor Alters die ägyptischen Priester) ward ihre Restauration bewirkt.

Darauf folgen die Satzungen: über die Eigenschaften, die zur Aufnahme erfoderlich sind; über die verschiedenen Classen, deren Verrichtungen; der Katechismus der Lehrlinge, Gesellen und Meister; die Erkennungszeichen; über das Tribunal, um etwa entstehende Irrungen zwischen den Logen zu schlichten; über das enge Band der Einigkeit, das Alle umschlingen solle; über die Ceremonien bei Aufnahme der Novizen und Abhaltung der Logen, welche im Wesentlichen mit denen der gewöhnlichen Freimaurer übereinstimmen.

Der Wiederhersteller der ägyptischen Freimaurerei war, wie gesagt, der Groß-Kophta. Er wird in dem Lehrgebäude mit Gott verglichen; er wird angebetet, kann den Engeln gebieten; die Gläubigen rufen ihn an, wie einen Heiligen, Alles kraft der Stärke, die ihm vom Schöpfer besonders mitgetheilt worden. In dem Psalme: „Herr, sei Davids eingedenk!“ wird statt Davids, in der ägyptischen Liturgie, der Name des Groß-Kophta gesetzt. — Ein so mächtiges mystisches Wesen war der Groß-Kophta und doch konnte Cagliostro bei der Untersuchung nicht leugnen, daß er sich an vielen Orten mit ihm identificirt habe.

Zur Aufnahme sind die Bekenner jeder Religion befähigt, nur müssen sie 1) an das Dasein Gottes, 2) an die Unsterblichkeit der Seele glauben, und 3) vorher in der gemeinen Freimaurerei eingeschrieben

sein. Sie müssen Verschwiegenheit hinsichts des Geheimnisses geloben, welches man ihnen im Tempel anvertrauen würde, und unbedingten Gehorsam gegen die Obern. Von den Ceremonien nur etwas: Bei Aufnahme der Frauen wird ihnen eine Locke abgeschnitten. Beim Schluß des Actes gibt man ihnen dieselbe zurück mit dem Auftrage, sie nebst einem Paar Handschuhe an denjenigen Mann zu verschenken, welchem sie am meisten gewogen seien. Wird eine Candidatin zum Lehrlingsstande geweiht, so bläst die Meisterin vom Stuhl ihr ins Angesicht. Sie fängt bei der Stirn an und endet beim Kinn, worauf sie spricht: „Ich hauche Dich in der Absicht an, damit die Wahrheiten, deren Kenntniß wir besitzen, Dein Herz durchdringen und darin keimen mögen, u. s. w.“ Wird ein Mann aus dem Lehrlingsstande in den der Gesellen erhoben, so erklärt der Meister, daß er diese Erhebung vornehme „kraft der Gewalt, die ihm aus Gottes Gnade und durch den Groß-Kophta geworden“, und bestellt ihn zum Verwahrer der neuen Geheimnisse, „welche wir in den geheiligten Namen des Helion, Melion, Tetragrammaton Dir mitzutheilen uns anschicken“. Letztere Worte sind arabisch und heilig.

Die gemeinen Freimaurer haben Johannes den Täufer zum Schutzpatron, Cagliostro in seinem Ritus fügte noch den Evangelisten Johannes hinzu, wegen der großen Aehnlichkeit zwischen den Arbeiten seines Ritus und der Offenbarung Johannis.

Um zum Meister befördert zu werden, bedarf es der Inspiration der oft erwähnten Waise, die auch Taube genannt wird, eines Knaben oder Mädchens, das noch im Stande der Unschuld ist. Vor dem Sündenfall der Menschen hätte ein solches Wesen die Macht gehabt, den

sieben reinen Geistern zu gebieten. Diese Macht ertheilt ihm nun der Venerable. Die sieben reinen Geister heißen: Anael, Michael, Raphael, Gabriel, Uriel, Zobiachel und Annachiel. (Die Bekanntschaft des Letztern machten wir schon in Mitau.) Unterm Gebet aller Mitglieder wird die Waise in einen weißen Talar mit einer blauen Binde und rother Schnur gekleidet. Man haucht sie an, und schließt sie in den Tabernakel (alias hinter die spanische Wand); er ist von Innen weiß ausgeschlagen, mit einer Thür und einem Fenster. Drinnen steht ein Fußschemel und ein kleiner Tisch mit drei brennenden Kerzen. Die sieben Geister müssen auf das Gebot des Venerable der Waise erscheinen. Sagt die Waise, daß sie da sind, so befiehlt er ihr, sie, kraft der dem Groß-Kophta ertheilten Macht zu befragen: ob der Candidat des Meisterstuhls würdig sei? — Sollte eine Dame zur Meisterin ernannt werden, so mußte auch Moses citirt werden, um die künstliche Rosenkrone zu weihen, welche für ihre Stirn bestimmt war. Hatte Moses diese Krone während der ganzen Beschwörung in der Hand gehalten, dann war die Dame des Meisterstuhls würdig.

Zur Erlangung der Vollkommenheit bedarf es, wie angeführt, der sittlichen und physischen Wiedergeburt. Um sie zu erlangen, muß man zwei verschiedene Quarantainen durchmachen, für die erste eine 40tägige Einsamkeit, für die zweite eine ebenso lange körperliche Cur.

Zur sittlichen Wiedergeburt ist ein sehr hoher Berg nöthig; er wird Sinai genannt. Auf dessen Gipfel wird ein Pavillon von drei Stockwerken erbaut, Sion. Das oberste Zimmer muß 18 Fuß im Quadrat, nach jeder Seite vier eirunde Fenster und eine einzige

kleine Oeffnung zum Eingange haben. Das mittlere muß ganz rund, ohne Fenster und so geräumig sein, daß 13 kleine Betten Platz haben. Eine Lampe erhellt dieses Zimmer, das sonst nur mit dem nothdürftigsten Geräth ausgestattet sein darf. Dies Zimmer heißt Ararat, zur Erinnerung an die Stätte der Ruhe, wo Noahs Arche sitzen blieb. Auch der Gott geweihte Freimaurer bedarf der Ruhe. Das unterste Zimmer ist der Speisesaal nebst Vorrathskämmerchen.

Die 13 Meister schließen sich in den Pavillon, nachdem er wohl versehen, ein, um ihn 40 Tage lang nicht zu verlassen. Von jedem Tage verfließen sechs in Betrachtungen und Ruhe, drei in Gebet, neun in heiligen Uebungen (Zubereitung des jungfräulichen Blattes und anderer Instrumente), die sechs letzten Stunden in der Erhaltung für die erschöpften Kräfte. Summa 24. (Wo bleibt der Schlaf?) Nach dem 33sten Tage werden die 13 Meister des sichtbaren Umganges mit den sieben vornehmsten Engeln zu genießen anfangen. Die Engel werden ihr Siegel und ihren Namenszug in das jungfräuliche Blatt eingraben. Das jungfräuliche Blatt wird entweder aus dem Fell eines jungen Hammels gefertigt, oder aus der Nachgeburt eines jüdischen Knaben. Beide müssen mit Seidenzeug gereinigt werden. Am 40sten Tage ernten sie die Früchte ihrer Arbeiten; jeder erhält das Fünfeck, d. i. jenes jungfräuliche Blatt mit den Engelsunterschriften.

Damit wird der Geist der 13 Meister voll göttlichen Feuers, ihr Leib so rein wie des unschuldigsten Kindes, ihre Einsicht unbegrenzt, ihre Gewalt unermeßlich. Ihre Wünsche werden sich auf vollkommene Ruhe einschränken, um zur Unsterblichkeit zu gelangen. Außerdem erhält jeder Besitzer des geheiligten Fünfecks noch sieben an-

dere Fünfecke zweiter Qualität, zur Vertheilung an sieben andere Personen. Diese sind nur von einem Engel contrasignirt, daher kann der Besitzer auch nur über diesen einen Engel disponiren.

Die physische Wiedergeburt ist schwieriger, dafür aber auch desto lohnender. Wer sie erreicht hat, kann zur Geistigkeit von 5557 Jahren gelangen, und sein Leben so lange gesund und ruhig hinbringen, bis Gott ihn bei lebendigem Leibe zu sich nimmt. Die Operation ist folgende: Er muß sich in jedem 50sten Jahre, im Wonnemonat, zur Zeit des Vollmondes mit einem Freunde auf dem Lande in ein Zimmer und in einen Alkoven einschließen, nichts genießend als eine leichte Suppe, zarte kühlende und öffnende Kräuter, und nur Regenwasser, das im Mai gefallen ist, trinken. Jede Mahlzeit muß mit einem flüssigen Körper anfangen und mit einer Brodkruste enden. Am 17ten Tage ein Aderlaß; dann gewisse weiße Tropfen, sechs des Morgens, sechs des Abends, jeden folgenden Tag immer zwei mehr bis am 32sten. An diesem Tage, in der Morgendämmerung ein neuer kleiner Aderlaß. Am folgenden zu Bett gelegt; worin er bis zum Schluß der Operation verbleibt. Am 33sten wird der erste Gran des Urstoffes, der Materia prima, eingeschlürft. Diesen Urstoff hatte Gott, um den Menschen unsterblich zu machen, erschaffen. Die Kenntniß davon ging durch den Sündenfall verloren, und kann nur durch die Arbeiten der wahren Freimaurer wieder gewonnen werden. Kaum sind die ersten Tropfen dieses Urstoffes über die Zunge geglitten, so verliert der Mensch das Bewußtsein. Zuckungen, ein heftiger Schweiß und ebenso heftige Ausleerungen folgen. Ist er wieder zu sich gekommen, wird er in ein neues Bett gebracht und erhält eine Kraftbrühe von einem Pfund Rindfleisch,

und allerdings verdient dies sein poetischer Name. In alten Zeiten als der hohe Forst noch zu beiden Seiten sich erhob, mag die feierliche Stille wunderbar gewirkt haben. Majestätisch an sich ist der vielfach gezackte und getheilte Fall nicht. Fast von keinem Punkte hat man einen imposanten Ueberblick des ganzen Sturzes. Dagegen bleibt das Wasser- und Farbenspiel des ersten Kataraktes eine merkwürdige Erscheinung. Es ist mehr ein kochender Strudel als ein Fall. Hier schießt eine mächtige grüne Welle senkrecht wie eine Felswand hinab, und kaum handbreit getrennt erhebt sich parallel mit ihr ziſchend eine weiße Schaumwelle, und dem Auge dünkt, es müsse die Reibung Feuer geben. So brausen und wechseln und umarmen sich Schneeschaum und Metallgüsse, bis alles ein großer überkochender Kessel wird und das verwirte Auge Ruhe sucht vor dem tollen Schauspiel einer ewig dauernden Gährung.

Auch die komische Phantasie ist geschäftig. Der Lachs, der in übermüthiger Laune diese Strudel aufsucht, bildet noch jetzt hier das tägliche Brod der Fremden. Dünkte mich doch in den roth geschieferten Granitfelsen, die aus

ohne Fett, aber mit Kräutern. Folgenden Tags den zweiten Gran Urstoffs; darauf Fieberschütteln, Faseln; Haut, Zähne, Haare fallen aus. Am 35sten Tag ein laues Bad; am 36sten den dritten und letzten Gran Urstoff in einem Glase alten Weines. Im sanften Schlafe, welcher darauf erfolgt, wachsen Haut, Haare und Zähne wieder nach! Beim Erwachen ein aromatisches Bad. Am 38sten Tage ein Salpeterbad; am 39sten zehn Tropfen von Cagliostro's Balsam in zwei Löffeln rothen Weines. Am 40sten ist die Wiedergeburt erfolgt.

So lautet sein System nach der Angabe der Inquisitoren. Wann er diese Ausgeburt einer barocken Phantasie verfertigt, welche Vorgänger ihm dabei im Auge schwebten, ist nicht mehr zu bestimmen. Entweder verdankt es die crasse Ausbildung erst einer spätern Zeit oder er wagte in Mitau nicht damit hervorzutreten, obgleich es, nach unsern heutigen Begriffen, kaum faßlich scheint, wie er allüberall damit vor ein gebildetes Publicum sich wagen konnte. In Kurland hatte seine magische Philosophie einen etwas träumerisch-sinnigen Anstrich, wenigstens wußte er das Grobmaterielle mehr in den Hintergrund zu drängen und gab der deutschen Gemüthlichkeit und Gründlichkeit einige historische Brocken mit in den Kauf. Wir theilen hier die Bruchstücke mit, wie Elise v. d. Recke sie 1779 niederschrieb.

„Moses, Elias und Christus sind die drei Hauptvorsteher unseres Erdballs, und die vollkommensten Freimaurer, die noch bis jetzt gelebt haben. Obzwar sie sich von diesem Erdballe, nachdem sie hier ihr glorreiches Ziel glücklich vollendet, zu höhern Sphären hinaufgeschwungen haben und dort ihre Kräfte und Weisheit aufbieten, um Geschöpfe höherer Art zu beglücken, und obgleich sie nun schon selbst das unermeßliche Meer der

Schöpfung durch neue Welten, die sie zum Preise des Urhebers aller Dinge hervorbringen, vermehren; so dauert ihr Einfluß auf diesen Erdball und ihre Vorsorge für uns dennoch immer fort, und Jeder von ihnen hat hier eine eigene unsichtbare Gemeinde, die aber insgesammt auf Einen Hauptpunkt zusammentreffen, und durch verschiedene Kanäle dem bösen Principium entgegen arbeiten.

Die Freimaurerei ist die Schule, in welcher Diejenigen erzogen werden, welche zur heiligen Mystik bestimmt sind; doch ahnen die untern Classen der Freimaurer nichts von diesen Gegenständen, und ihre Aufmerksamkeit wird auf verschiedene Wege gelenkt, damit ihre geheimen Obern sie desto besser beobachten, und die würdigsten unter ihnen zu höhern Zwecken brauchen können.

Der engere Ausschuß dieser Mitglieder wird von den drei Vorstehern unseres Erdballes gewählt. Diese Untergeordneten von Moses, Elias und Christus sind die Geheimen Obern der Freimaurerei.

Cagliostro ist einer der Untergeordneten des Elias. Er ist schon zur dritten Classe gelangt. Die Schüler des Elias sterben nie, wenn sie nicht zur schwarzen Magie hinübertreten, sondern sie werden, wenn ihre irdische Laufbahn gut vollendet ist, gleich ihren erhabenen Lehrern lebendig gen Himmel gehoben. Doch werden sie, ehe sie zur Zahl Zwölfe kommen, einige Mal durch einen anscheinenden Tod geläutert, aber sie leben so zu sagen, aus ihrer eigenen Asche immer auf; und so ist der Phönix das allegorische Bild dieser wohlthätigen Magiker!

Aus der Pflanzschule der Freimaurer wird die erste geheime Classe der Anhänger des Elias gewählt; die

Anzahl dieser Jünger besteht aus Zweiundsiebenzig, und diese haben eine Arznei, welche verjüngt, und alle Kräfte der Natur im Gleichgewicht erhält, sodaß diese oft Methusalems Alter erreichen. Doch dürfen sie diese Arznei Keinem ohne Vorwissen ihrer Obern mittheilen.

Der zweite Grad wird nach und nach aus diesen gewählt, und besteht aus neunundvierzig Mitgliedern. Diese haben das Geheimniß des rothen Pulvers, oder, um die Sache bestimmter auszudrücken, sie haben das Mittel, alle Metalle zur Reife des Goldes zu bringen. Auch haben sie die Kraft, ihren Vorgesetzten auf mehr als hundert Meilen in einem Augenblicke Das wissen zu lassen, was sie für nöthig halten.

Aus diesen Neunundvierzig werden die Fünfunddreißig gewählt. So weit hinauf war Cagliostro, wie er uns sagte, schon gerückt; und aus diesen werden die Vierundzwanzig gewählt. Diese beiden Grade sind die gefährlichsten, weil alle böse Geister sich an diese Mitglieder der Magie machen, um sie vom guten Principium abzulenken; wer aber zum fünften und letzten Grade gelangt, der nimmt in alle Ewigkeit an Vollkommenheiten zu.

In diesem letzten irdischen Grade sind nur zwölf Mitglieder. Jetzt sei der große Zeitpunkt vorhanden, da einer dieser Zwölf, gleich Elias, zu höhern Regionen würde aufgenommen werden, um in andern Welten zu wirken; und da sollten aus den vier Classen die würdigsten Subjecte hinaufrücken!

Würden wir nach einiger Zeit hören, daß er gestorben sei, und dann wieder, daß er lebe; so könnten wir darauf rechnen, daß er den Versuchungen aller bösen Geister widerstanden habe, und zum vierten Grade hinaufgerückt sei.

Welcher von uns am treuesten und rechtschaffensten wäre, wessen Seele der Magie blos um guter Zwecke willen ergeben sei, der könne sich — sei es Mann oder Weib — die Aussicht machen, zu den Zweiundsiebenzigen bei der ersten Vacanz hinaufgerückt zu werden.

Die Königin von Saba, deren Geschichte im alten Testament ganz in magische Bilder gehüllt und nur zum Theile dargestellt wäre, hätte die höchste Stufe der Magie erreicht, zu der noch je eine weibliche Seele gelangt sei. Aber am Ende wäre sie zu schwach geworden, den Versuchungen der bösen Geister zu widerstehen; und da sei ihre Geschichte, nur den wahren Magikern verständlich, in der Geschichte der Kalypso vorgetragen worden.

Sowol die Götterlehre der Griechen, als der Zendavesta, die Edda und die Bibel, sind der Magie geheiligte Bücher.

Der Zirkel und das Dreieck sind magische heilige Figuren. Drei und Neun, Zwei und Sieben sind heilige Zahlen. Wer die Kraft dieser Zahlen und Figuren versteht, ist der Quelle des Guten nahe. Das Wort Jehova fasset zweimal Drei in sich, und hat eine unermeßliche Kraft.

Sowie es heilige Zahlen gibt, so gibt es auch heilige Buchstaben. Die Buchstaben I. S. H. muß man nie ohne die tiefste Ehrfurcht anblicken, nennen, oder an sie denken; denn sie schließen alle Weisheit und die Quelle aller Glückseligkeit in sich. Wer die wahre Würde dieser Buchstaben versteht, ist der ewigen Quelle alles Guten nahe.

Drei Capitel fehlen aus der Bibel, und sind nur in den Händen der Magiker. Der, welcher nur eins

dieſer Capitel beſitzt, dem ſchon ſtehen übernatürliche Kräfte zu Gebote.

Wer I. S. II., die Sonne, Zirkel und Dreieck, 2 und 7, 3 und 9, und das Wort Jehova nicht in Ehren hält, und nicht zur wahren Kenntniß dieſer Buchſtaben, Zahlen und Worte gelangt iſt, wird zum Beſitze dieſer fehlenden Capitel aus der Bibel nicht gelangen, dieſe enthalten die höchſte Weisheit, durch welche die Welt beherrſcht wird.

Drei Monate verbrachte er in Lyon zur Stiftung der Mutterloge, welcher der Name der ſiegenden Weisheit beigelegt ward. Die Begeiſterung war außerordentlich, welche ſeine Reden erregten, abſonderlich, als er ermahnte, daß jeder Bruder ein Apoſtel Gottes ſein müſſe, der das Gute verkünde und zur Flucht vor dem Böſen rathe; daß ihrer jetzt Zwölf beiſammen ſeien, wie bei Chriſtus, daß aber Einer darunter wäre, der ſeinen Meiſter verrathen werde. Allein Gottes Hand werde ihn züchtigen. Alle proteſtirten, Alle waren erſchüttert; doch ſchon folgenden Tages trat einer, der ſich als Zweifler kund gab, aus; und Gottes Hand züchtigte ihn, denn er ward beraubt und gerieth nach wenigen Monaten in die dürftigſten Umſtände.

Hier, in Lyon, wurde nun wirklich ein ſolcher Bergpavillon mit drei Stockwerken, Behufs der geiſtigen Wiedergeburt von ſeinen Anhängern, und nach ſeinem oben angegebenen Plane prachtvoll und mit großen Unkoſten erbaut; ein Bau, der uns architektoniſch etwas zweifelhaft erſcheint. Er ſelbſt ſagte aus, daß alle andern Logen, welche er ſpäter oder früher an andern Orten errichtet, dieſem Bau nicht das Waſſer gereicht hätten.

In der Mitte des Tempels stand sein Brustbild von Marmor. Den Gliedern der neuen Mutterloge übergab er das Original seines Gesetzbuches, welches zu Anfang und Ende sein Sinnbild zierte: eine Schlange, durch deren Mitte ein Pfeil geht. Er erzeigte ihr außerordentliche Beweise des Vertrauens, indem er als Großmeister oder „großer Anfang", der Loge zwei Venerables ernannte, welche in seiner Abwesenheit ihr vorstehen und die Operationen mit der Waise vornehmen sollten, zu welchem Ende er ihnen seine Gewalt mittheilte. Durch diese Venerablen ward die Loge feierlich wie eine Kirche eingeweiht, jedoch erst nach Cagliostro's Abreise*). Auf ihre

*) Folgender Brief eines seiner Anhänger, bei jener Gelegenheit an den Großmeister gerichtet, ist uns in den römischen Acten erhalten:

„Herr und Meister!

Nichts gleicht Ihren Wohlthaten, als die Glückseligkeit, die Sie uns verschaffen. Ihre Repräsentanten haben sich der von Ihnen anvertrauten Schlüssel bedient, die Thüren des großen Tempels zu eröffnen, und haben sich alles nöthige Ansehen gegeben, um Sie darinnen in Ihrer großen Macht glänzen zu lassen.

Europa sah noch kein so erhabenes, so heiliges Fest; und wir getrauen uns, zu behaupten, daß dasselbe keine Zeugen haben konnte, die von der Größe des Gottes aller Götter mehr durchdrungen, und über Ihre höchste Güte erkenntlicher gewesen wären.

Unsere Meister haben ihren gewohnten Eifer, und jene religiöse Ehrfurcht an Tag gegeben, mit welcher sie jede Woche bei den geheimen Arbeiten unserer Kammer erschienen. Unsere Gesellen haben einen Eifer und eine edle und ernsthafte Frömmigkeit bezeigt, worüber diejenigen zwei Brüder, welche die Ehre hatten, Sie zu repräsentiren, erbaut wurden. Die Anbetung und die Arbeiten dauerten drei Tage, und wir waren durch einen bewunderungswürdigen Zusammenfluß der Umstände zu 27 an der Zahl in dem

inständigste Bitte ließ er den zwei Venerablen und dem Großsecretair ein Patent mit seiner eigenhändigen Unterzeichnung zurück, welches, auf einer Kupferplatte kostbar ge-

---

Tempel versammelt. Die Einweihung desselben wurde am 27sten vollendet, nachdem die Anbetung 54 Stunden gedauert hatte.

Heute haben wir keine andern Geschäfte, als die freilich allzuschwachen Ausdrücke unserer Dankbarkeit vor Ihre Füße niederzulegen. Wir wagen es nicht, Ihnen umständlich die göttliche Festivität, zu deren Werkzeug Sie uns zu machen geruheten, zu beschreiben, und schmeicheln uns der Hoffnung, eine solche ausführliche Beschreibung im Kurzen durch einen unserer Brüder übermachen zu können, welcher Ihnen dieselbe selbst zu Händen stellen wird. Inzwischen müssen wir noch anführen, daß in dem Augenblicke, als wir den Ewigen anflehten, uns durch ein sichtbares Zeichen sein Wohlgefallen an unsern Gebeten und an unserm Tempel zu erkennen zu geben, und während unser Meister eben in Mitte der Ceremonien begriffen war, der Ewige ungerufen erschien. Der erste Philosoph des neuen Testamentes segnete uns, nachdem er sich vor der blauen Wolke niedergelassen hatte, von welcher wir die Erscheinung erhielten, und erhob sich wieder über diese Wolke, deren Glanz von dem Augenblicke an, als sie vom Himmel auf die Erde sank, unser junges Mädchen E*** nicht ertragen konnte.

Die zwei großen Propheten, und der Gesetzgeber Israels, geben uns merkbare Zeichen von ihrer Güte, Gnade und ihrem Gehorsam gegen Ihre Befehle. So viel wir endlich nach unserer Schwachheit urtheilen können, so hat sich Alles vereiniget, die Operationen vollständig und vollkommen zu machen.

Wie glücklich sind Ihre Söhne, wenn Sie geruhen wollten, selbe stets zu schützen, und mit Ihren Flügeln zu bedecken! Sie sind noch von den Worten durchdrungen, welche Sie aus der Höhe der Luft an die E*** richteten, welche in ihrem und unserm Namen Sie anführte: „Sag ihnen, daß ich sie liebe, und sie beständig lieben werde.“

Sie schweren Ihnen eine ewige Ehrfurcht, Liebe und Dank-

stochen, durch seine Verzierungen sowol, als durch den Ton seines Inhalts merkwürdig genug ist, um hier als ein Actenstück einen Platz zu finden. So entzückt waren seine Kinder darüber (wie er seine Jünger noch im Verhör mit Selbstgefälligkeit nannte) daß sie ihm die allerkostbarsten Freimaurergeräthe dafür verehrten. Das Patent lautet:

„Ruhm Weisheit
Ewigkeit
Gutthätigkeit Wohlfahrt.

„Wir, der Groß-Kophta, in allen morgen- und abendländischen Theilen der Erde, Stifter und Großmeister der erhabenen ägyptischen Maurerei, thun hiemit Allen, die Gegenwärtiges zu Gesicht bekommen, zu wissen, daß uns, während unsers Aufenthalts zu Lyon, mehre Glieder der Loge vom Orient und gewöhnlichen Ritus, welche den unterscheidenden Titel der Weisheit angenommen hat, ihre heißen Wünsche geoffenbaret haben, sich unter unsere Herrschaft zu begeben, und von uns zur Kenntniß und Fortpflanzung der Maurerei in ihrer wahren Gestalt und primitiven Reinigkeit, die nöthige Beleuchtung und Gewalt zu bekommen. Wir haben uns ihre Wünsche gefallen lassen, in der Ueberzeugung, daß wir durch diesen Beweis unsers Wohlwollens und Zutrauens den gedoppelten Trost genießen werden, zur Ehre Gottes und zum Besten der Menschheit gearbeitet zu haben.

---

barkeit, und sie bitten Sie, vereint mit uns, um Ihren Segen. Möchte dieser ihre Wünsche krönen!

Den 1. August 5556.

Ihre unterthänigste, ehrfurchtsvollste Söhne und Unterthanen, der ältere Sohn Alexander Terrible."

Nachdem wir nun in Gegenwart des Venerablen und mehrer Glieder dieser Loge, die Macht und Gewalt, die wir zur Vollziehung einer solchen Handlung besitzen, hinlänglich festgesetzt und erprobet haben, so errichteten und erschufen wir aus diesen Beweggründen, und unter dem Beistande jener Brüder für immerwährende Zeiten im Orient zu Lyon gegenwärtige ägyptische Loge, erhuben sie für alle Morgen- und Abendländer zur Mutterloge, ertheilten ihr von diesem Augenblicke an den ausgezeichneten Titel der triumphirenden Weisheit, und erwählten zu ihren beständigen und unabsetzbaren Obern:

N. N. zum Venerablen, und
— — zum Substituten desselben;
— — zum Orator, und
— — zum Substituten;
— — zum Bewahrer der Siegel, Archive u. Gelder, und
— — zum Substituten;
— — zum Großinspector, Ceremonienmeister ꝛc. und
— — zum Substituten.

Wir ertheilen diesen Obern ein für allemal Befugniß und Gewalt, mit den ihrer Leitung untergebenen Brüdern die ägyptische Loge zu halten, zu allen Graden der ägyptischen Lehrlinge, Gesellen und Meister zu befördern, Atteste auszufertigen, Gemeinschaft und Briefwechsel mit allen Maurern unsers Ritus, und den Logen, von denen sie abhängen, und allen Theilen der Welt, wo sie sich auch immer befinden mögen, zu unterhalten; diejenigen Logen vom gewöhnlichen Ritus, welche ein Verlangen bezeigen, in unser Institut einverleibt zu werden, nach einer vorläufigen Prüfung, und mit der von uns vorgeschriebenen Formalität aufzunehmen, und überhaupt alle jene Gerechtsame auszuüben, welche einer rechtmäßigen und vollkommenen ägyptischen Loge, die den Titel, die

Prärogativen und die Autorität einer Mutterloge hat, zusteben und eigen sein können.

Wir befehlen daher den Venerablen, Meistern, Obern und Gliedern der Loge, eine beständige und gewissenhafte Aufmerksamkeit auf die Logenverrichtungen zu haben, damit diejenigen der Aufnahme, und überhaupt alle übrigen Verrichtungen in Gemäßheit jener Anordnungen und Statuten geschehen, welche wir festsetzten, und mit unserer Unterschrift und unserm großen Siegel, sowie auch mit unserm Wappensiegel übergeben haben.

Wir befehlen ferner allen und jeden Brüdern, standhaft auf den strengen Gesinnungen der Tugend zu beharren und durch die Regelmäßigkeit ihrer Aufführung zu beweisen, daß sie die Gesetze und den Endzweck unsers Ordens lieben und kennen.

Zur urkundlichen Bekräftigung des Gegenwärtigen haben wir dasselbe eigenhändig unterschrieben, und das große Siegel, welches wir dieser Mutterloge zu führen erlaubten, so wie auch unser eigenes Maurer- und Profansiegel beigedruckt.

Gegeben im Orient zu Lyon."

Cagliostro stand auf dem Culminationspunkte seines Rufes. Strasburg war ein glücklicheres Thor, um in Frankreichs Hauptstadt siegreich einzuziehen, als es Mitau für ihn gewesen, um in Rußland zu reussiren. So lange, so viel war von ihm in Paris geredet worden! Im Elsaß, in Bordeaux, in Lyon hatte er Wunderdinge verrichtet und noch immer verschmähte er, die Hauptstadt der gebildeten Welt officiell zu besuchen! Denn daß er von Strasburg aus halb incognito dort verweilt und einige Arme geheilt, schien doch wirklich eine Hintan-

dem Sturz vorragen, das röthliche Scheibenfleisch des Lachses anzublicken.

Von dem Trollhettakanal erwarte man aus meiner skizzirenden Feder keine Beschreibung. Gerathen doch selbst dem Eingeweihten selten Schilderungen der Maschinen. Ein ungeheures Werk, dessen Idee mehr als die bildliche Anschauung Staunen erregt. Und doch stelle man sich unten an den Gothaelf und schaue den Granitberg hinauf, wie eine kleine Flotte in sieben Etagen durch acht Schleusen hinabgleitet von der mit dem Wenersee parallelen Höhe in das Elfthal und vom Elfthal in das Meer, so verwandelt sich der Gedanke in Poesie. Es ist kein Kanal, gestochen durch einen Granitberg, sondern das Werk einer ungeheuren Berechnung, durch welche der Berg selbst verschwindet und die Höhe mit der Meer-Ebene gleich wird. Der Gedanke lebte Jahrhunderte lang, erst das unsere sah die Vollendung. Die einzelnen Kanäle und Schleusen gewähren eben so wenig als der Katarakt einen großartigen Anblick; sie scheinen klein und eng im Vergleich mit dem Umfange des ganzen Werkes.

Schweden in Bohuslän, nach Norwegens

setzung der Hauptstadt oder eine Bescheidenheit, die nur die Neugier um so mehr reizen mußte. Aber er hatte den rechten Zeitpunkt gewählt, um dort zu erscheinen. Es war gerade kein „Lion" der Mode da. Mesmer hatte magnetisirt, aber machte kein Furore mehr; die eben erfundene Luftschifffahrt beschäftigte nicht mehr die Sinne, und Beaumarchais' Hochzeit des Figaro, die einige Wochen lang Paris in Aufruhr versetzt, war ein veraltetes Ereigniß. Man verlangte nach etwas Neuem. Da kam Cagliostro im Januar 1785 an.

Nicht als Arzt, der die Armen heilen will, nicht als stiller Menschenbeglücker, als der Restaurateur des Freimaurerordens. Jetzt reiste er nicht mehr, wie damals, als wir ihn in Königsberg ankommen sahen, sondern in Extrapostchaisen mit zahlreichem Gefolge. Seine Couriere, Läufer, Kammerdiener und seine ganze Dienerschaft waren prachtvoll gekleidet. Eine einzige Bedientenliverei, die er in Paris machen ließ, kostete 20 Louisdor. Er war schon von Strasburg aus mit den ersten und hochgestelltesten Männern in genauem Verkehr. Solchem Umgang entsprach denn auch die Pracht der Möbel und der Einrichtung seiner Zimmer, sein und seiner Gattin Anzug und eine auserwählte Tafel, welche stets für Gäste, die ungebeten sich einfanden, gedeckt war.

Cagliostro wirkte in Paris. Ueber das Wie mußte zu seiner Zeit die pariser Gesellschaft Rechenschaft zu geben. Heut sind uns nur noch Hieroglyphen übrig geblieben von diesem witzigen Mysticismus und diesem mystischen Witz, den er vor den Eingeweihten, den Neugierigen und der blasirten, nach allem Pikanten lüsternen Modewelt spielen ließ. Wir sind abermals auf Fabeln angewiesen: die Memoiristen der Zeit fanden es für angemessener und angenehmer, die wirkliche Thorheit

in diese Hülle zu kleiden. Die Zeitgenossen sahen hindurch und nachher kamen so furchtbare Tragödien, daß man das Possenspiel einer ernsthaftern Betrachtung nicht mehr für werth hielt. Die 72 pariser Freimaurerlogen geriethen in Bewegung. Ob er mit seinem ägyptischen Ritus siegte, wissen wir nicht, aber die Zahl seiner Anhänger war groß, und es waren hochgestellte Männer darunter. Wir zweifeln nicht, daß Cagliostro auch hier sein System den Geschmäcken angepaßt haben wird, wenn wir auch gerechte Zweifel über die wissenschaftlichen Orgien hegen, von denen der Verfasser der Mémoires authentiques erzählt. Nächtliche Sitzungen fanden statt, in welchen er den Parisern Vorlesungen voll tiefsinnigen Ernstes hielt, weil dieser schauerliche Ernst gerade eine angenehme Abwechselung nach leichtsinnigem Getände! bot. Geister der Verstorbenen wurden citirt; ob gerade aber in so leiblicher Gestalt, daß die Schemen Seneca's, Alexanders und Montaigne's sich mit den Eingeweihten an den Abendtisch niedersetzten, geistreiche Todtengespräche mit ihnen pflegend, ob der Cardinal von Rohan wirklich nach einer solchen Beschwörungsscene, umdunstet von den Rauchwolken des Magiers, in den Armen der Kleopatra die Nacht zu ruhen vermeinte, müssen wir ebenso dahin gestellt sein lassen, als die Wahrheit einer sehr lasciv geschilderten weiblichen Freimaurerloge, abgehalten von der Gräfin Cagliostro für die weibliche Haute Volée von Paris, in welcher nicht allein der Geist der Wahrheit, sondern auch die 36 Damen, welche ihn erschaut, im Kleide der Natur aufgetreten sein sollen.

Gewisser ist, daß der Cardinal von Rohan hier in Paris, wie die Fliege im Netz der Spinne, vollkommen von ihm umstrickt war. „Wie die Welt so ungerecht gegen Cagliostro ist," sagte er einst zur Gräfin Lamotte.

„Er ist der größte und weiseste Mensch, ja ein wirklicher Gott. Was ist's, das er nicht vermag?" — Ein anderes Zeugniß, das mehr Glauben verdient, als das der Lamotte, sagt (im historischen Portefeuille 1786 Febr.) über die unumschränkte Gewalt, deren Cagliostro sich über den Prinzen bemeistert: „Der Cardinal betete ihn im eigentlichen Verstande an. Man sah ihn mehr als ein Mal vor Cagliostro auf den Knieen liegen — ihm die Hände küssen, ihn um Wunder und Weisheit bitten. Er war so von Cagliostro's Allmacht überzeugt, daß er von ihm alle Verwandlungen, überhaupt alle Wunder erwartete. Alle Gaukeleien, die Cagliostro um ihn trieb, zu beschreiben, würden hundert Blätter nicht hinreichen." Dieses Zeugniß, wie der Herausgeber sagt, von hoher Hand ihm zugesandt, läßt es außer Zweifel, daß der Luxus und Aufwand, den Cagliostro in Paris machte — sein Hôtel war aufs überflüssigste möblirt, seine Tafel, sein Keller, sein Stall war ebenso voll als auserwählt — aus den Mitteln des Cardinals bestritten wurde. Er gab willig Alles hin, in gläubiger Erwartung der Klumpen Goldes und der Diamanten, welche Cagliostro zu machen versprach.

Statt dessen ward der unglückselige Cardinal wegen gestohlener Diamanten in die Bastille gesperrt. Der Halsbandgeschichte haben wir einen besondern Platz angewiesen, weshalb unsere Leser, um Wiederholungen zu vermeiden, schon hier auf den nächstfolgenden Fall verwiesen sind, insofern ihnen die Grundzüge jenes Processes nicht gegenwärtig wären. Ueber Cagliostro's Mitschuld wird man indessen dort so wenig positiv Ermitteltes finden, als wir es hier zu geben im Stande sind. Die Lamotte in der Bastille zeugte gegen ihn, daß er das ihm zur Verwahrung übergebene Halsband veruntreut,

auseinandergenommen und daraus seine schon früher auf allerhand Art erworbenen Schätze vermehrt habe. Demzufolge ward Cagliostro am 22. August 1785 um 8 Uhr Morgens in die Bastille geführt.

Es kam ihm ganz unerwartet. Im Kreise seiner 40 Schüler, die er in seiner geheimen Weisheit unterrichtete, war er eben im Begriffe, mit mehren angesehenen Personen nach Lyon zurückzureisen, um bei der Weihung seiner dort gestifteten Loge gegenwärtig zu sein, als man ihm einen Wink gab. Er kam zu spät, die Postpferde wurden ihm verweigert und statt ihrer kamen ein Sergeant und acht Policeidiener an, welche ihn auf brüske Weise abführten. Zu Fuß mußten er und seine Gattin den traurigen Weg antreten, nachdem er vergebens um die Erlaubniß, seinen Wagen zu gebrauchen, gebeten hatte.

Darf man Mirabeau trauen, welcher um jene Zeit seine Briefe über Cagliostro und Lavater herausgab, so war das Aufsehen, welches Cagliostro's Verhaftung erregte, von merkwürdigen Symptomen der Theilnahme begleitet; merkwürdig um deshalb, weil man ihn kurz vorher „einen Betrüger, einen Erzschelm" genannt, einen Buben, der zum Lohn für seine Entdeckung des Steines der Weisen, für seine Elixire, seine Mittel, berühmte Todte aus dem Grabe zu rufen und Diamantenwasser zu bereiten, auf 300 Jahre und einen Tag zu den Galeeren verurtheilt zu werden verdiene (weil die Strafe auf Lebenszeit bei ihm, der sich unsterblich gemacht, doch allzugrausam sei). Die Mémoires authentiques bestätigen es, indem sie auf den enthousiasme, qui dans un moment fait d'un proscrit un homme fameux et interesse à son sort les grand set les petits sticheln. Wir wissen nicht, durch was er, schon nach so kurzem Aufenthalt

in der Hauptſtadt, im Anſehen bei den Pariſern geſunken ſein konnte, aber Mirabeau wird in den Angaben durch andere, übereinſtimmende Zeugniſſe unterſtützt, daß Cagliostro's Verhaftung ihn beim Publicum wieder auf den Gipfel der Gunſt erhob. Er ward zum Wohlthäter der Menſchheit, zum Philoſophen, Weiſen, „der den Auftritt des Socrates mit dem Giftbecher vielleicht wiederholen werde".

So arg wurde es nicht, hart und despotiſch war indeſſen die Behandlung, welche er erfuhr, inſofern man annimmt, daß er hinſichts der Halsbandgeſchichte ganz unſchuldig war. Wenn es auch mit ſeiner gewöhnlichen Aufſchneiderei iſt, daß er ſagt: „Wenn man mir die Wahl zwiſchen dem Tode und einer ſechsmonatlichen Gefangenſchaft in der Baſtille anböte, ſo würde ich ohne Bedenken ſagen: führt mich zur Richtſtätte," ſo durfte er doch über ein widerrechtliches Verfahren klagen, da er, am 22. Auguſt 1785 verhaftet, erſt am 30. Januar 1786 gerichtlich vernommen wurde! — Doch er blieb guten Muthes, die Zeitungen durch Europa gaben tägliche Bulletins über ſein Befinden. Man wußte, was er aß, trank, ſprach. Eingeſtanden hat er ſpäter in Rom, daß er ſowol, als die andern Gefangenen Mittel gefunden, ſich untereinander zu verſtändigen, um ihre Ausſagen danach vor Gericht einzurichten, und die dicken Mauern der Baſtille wären, vermöge einer einfachen magiſchen Operation, nämlich durch geſchickt verwandtes Gold mit dem Gepräge des Königs, durchſichtig geworden.

Im nächſtfolgenden Falle wird die Beſuchtigung, welche die Lamotte gegen ihn erhob, gewürdigt werden, und wir ſchicken voraus, daß ihre Abſurdität uns erwieſen erſcheint. Ueber das Verhältniß, in welchem

Beide früher zu einander gestanden, ob und wie weit sie einverstanden gewesen, bleibt indessen im Dunkel, auch nach Cagliostro's Eingeständnissen in Rom. Cagliostro wollte den Cardinal vor dem ränkesüchtigen Weibe schon früher gewarnt und ihm offenherzig gesagt haben: „Die Lamotte betrügt Sie.“ Die Lamotte dagegen behauptete, ihm schon längst die Maske vom Gesicht gerissen zu haben, und konnte ihn nicht mit genug schwarzen Farben als Ignoranten, Betrüger, Ungläubigen, Schwarzkünstler und Erzbösewicht schildern. Beide führten einen langen Krieg fort. Wer an Ränken und Frechheit den Andern übertraf, ist schwer zu entscheiden, ruft der römische Referent. An Heftigkeit der Beschuldigungen vor dem Richter und in den zahllosen gedruckten Memoiren und Pamphleten, welche sie sich gegenseitig zuschleuderten, hielten sie sich die Waage. Cagliostro leugnete im Verhör und bei der Confrontation Alles mit einer Ruhe, die ihm sonst nicht eigen war, wogegen die Lamotte aus ihrer Ruhe fiel, und sich nicht mehr zu halten wissend, in Gegenwart des ganzen Gerichtspersonals ihm einen Leuchter an den Kopf warf.

An Verwendungen seiner zahlreichen und angesehenen Jünger beim Parlament und den höchstgestellten Personen fehlte es damals nicht, und einer der Eingaben wurde Cagliostro's Kupferstich mit der berühmt gewordenen Unterschrift beigegeben:

De l'Ami des Humains reconnaissez les traits:
Tous ses jours sont marqués par de nouveaux bienfaits.
Il prolongée la vie, il secourt l'indigence:
Le plaisir d'être utile est seul sa recompense.

Das Parlament mußte ihn freisprechen. Auch Mirabeau räumt ein, daß der Betrüger möglicherweise in dieser einen Angelegenheit nicht als Schelm

gehandelt habe. Anderer Meinung scheinen seine römischen Inquisitoren, wenn auf deren Meinung allüberall etwas ankommt. Sie wollen mit Sicherheit behaupten, „daß Cagliostro die Absicht des verführerischen Weibes genau gekannt, daß er seinen Blick auf das kostbare Halsband festgehalten, ja, daß er um das Falsum der angeblichen Unterschrift der Königin gewußt habe.."

Wichtig für die Welt und für ihn war der Proceß, weil das Geheimniß über seine Herkunft sich lüftete. Aus dem ägyptischen Nebel stieg aber nur eine schillernde Seifenblase in die Lüfte. Die Lamotte erklärte ihn für einen ägyptischen Juden oder einen Griechen; ein Anderer für den Sohn eines portugiesischen Fuhrmanns, moslemitischen Ursprungs. Cagliostro ließ in edlem Zorn dagegen erklären, er sei der Sohn christlicher Aeltern; wer unverschämt genug wäre, möge sich davon überzeugen, daß er das unauslöschliche Zeichen jener Abkunft an seinem Körper nicht trage. Auch nachdem sein Memoire justificatif herausgekommen war, beschäftigten sich die Zeitungen noch lange damit, seine Abkunft zu ermitteln, und die Meinungen darüber blieben getheilt, ob man ihn für den Sohn des Großmeisters von Malta, Pinto, oder für den Juden aus Portugal zu halten habe. Auch für das Erstere, was mit seiner eigenen Angabe übereinstimmte, ließen sich einige Gründe anführen. Seine eigene Erzählung aber, von Mirabeau eines der Märchen aus tausend und eine Nacht genannt, lautete in dem noch während seiner Gefangenschaft erschienenen Memoire pour Mons. de Cagliostro folgendermaßen:

Der wunderbare Mann kannte weder Geburtsland noch Aeltern. Er schwankte in Zweifeln und Muthmaßungen. Doch alle seine Nachforschungen hatten ihm über seine Geburt zwar eine hohe Meinung, aber doch nur unge-

wisse Nachrichten verschafft. War ihm doch die Nachfrage darüber ernstlich untersagt, als ob es ein Verbrechen wäre!

Im dritten Monat seines Lebens ward er, wie ihm sein Lehrer anzeigte, schon Waise, und brachte seine ersten Lebensjahre in der Stadt Medina in Arabien zu. Nach seiner Versicherung wohnte er in dem Palast des Mufti Selahaym — ging in türkischer Kleidung umher und ward unter dem Namen Acharat erzogen, den er auch viele Jahre hindurch auf seinen Reisen durch Asien und Afrika beibehalten. Von vier Personen ward er bedient; hatte einen Hauslehrer, Althotas, der in einem Alter von 55 bis etwa 60 Jahren sein konnte; einen Kammerdiener, der ein Weißer war, und zwei Neger, deren einer sich Tag und Nacht um ihn befand. Durch seinen Lehrer bekam er nie Aufschluß über seine Herkunft und Geburt; nur blos einige Winke darüber, daß seine Aeltern von gutem Stande und Christen wären, auch ganz unbestimmte Aeußerungen, daß er auf der Insel Malta geboren sei. Seines Jugendlehrers Althotas gedenkt er mit dankbarer Empfindung. Er glaubt von ihm, er habe alle Wissenschaften verstanden, von den abstracten bis auf jene, die zum Vergnügen dienen — und sich gefreut, die guten Anlagen, die Cagliostro für die Wissenschaften früh schon äußerte, zu cultiviren. Besonders verdankt er ihm außer botanischen und medicinischen Kenntnissen diejenigen Belehrungen, die er ihm ertheilte, Gott anzubeten, den Nächsten zu lieben und ihm nützlich zu sein, auch allenthalben die Religion und Gesetze zu respectiren. Zwar habe er und sein Lehrer sich äußerlich zur Lehre Mahomeds bekannt, aber, wie er sagt, wahre Religion sei in ihren Herzen gewesen. Der Mufti selbst, in dessen Hause er wohnte, besuchte den jungen

Acharat oft und lehrte ihn die meisten orientalischen Sprachen. Auch, erzählt Cagliostro, sprach er mit mir oft von den ägyptischen Pyramiden, von den ungeheuren unterirdischen Labyrinthen, in welchen die Aegypter ihre Schätze von Erkenntnissen verwahrten und gegen allen Verlust sicherten.

Durch die Schilderung dieser Dinge hatte ihn der Mufti ganz bezaubert und im zwölften Jahre wandelte nun unsern Helden die ernstliche Lust an, zu reisen und diese Merkwürdigkeiten selbst kennen zu lernen. Medina und seine Jugendspiele hatten, nach seinem Bekenntniß, keinen Reiz mehr für ihn, und sein Lehrer Althotos verließ mit ihm Medina. Er ging mit einer Karavane, die der Lehrer veranstaltete, ab — kam nach Mecca und — wo anders, als in dem Palaste des Sherifs oder Fürsten von Mecca und des benachbarten Arabiens konnte er aufgenommen werden?

Hier gibt man ihm weit prächtigere Kleider, als seine bisherigen waren, stellt ihn am dritten Tage nach seiner Ankunft dem Fürsten vor — er wird von ihm mit unterscheidender Zärtlichkeit empfangen — und vielleicht ist gar der Fürst von Mecca sein Vater. „Denn bei dem Anblick dieses Fürsten sagt er, wurden alle meine Sinne verwirrt; ich vergoß Thränen der Freude und sah, daß der Sherif die seinigen nur mit Mühe zurückhielt. Nie kann ich an diesen Augenblick ohne Rührung zurückdenken.' Drei Jahre blieb er zu Mecca, und mit jedem Tage nehmen die Aeußerungen der Zuneigung und der Zärtlichkeit des Sherifs zu. Oft sieht der Jüngling die Augen des Alten ganz auf sich geheftet und sie dann rührungsvoll zum Himmel erhoben. Das erregt sein Nachdenken, seine Neugierde: aber — vergeblich; nie, nie wird sie durch den Hofmeister, nie durch

den Neger, der mit ihm in einem Zimmer schlief, nie durch Andere, die er darüber frägt, befriedigt. Man ist gegen alle Fragen taub; nur durch den Neger bekommt er die Warnung, nie Mecca zu verlassen; thäte er es, so würde er sich, besonders wenn er Trebisonde besuchte, den traurigsten Unglücksfällen ausgesetzt sehen.

Des einförmigen Lebens am Hofe zu Mecca überdrüssig, wünscht er weiter zu reisen. Der Fürst kommt in sein Zimmer; unter den herzlichsten Belehrungen, stets den Ewigen zu verehren und ihm treu zu dienen, unter den feurigsten Umarmungen versichert er ihn, er werde einst glücklich sein; unterm Zufluß von Thränen entläßt er ihn mit dem Zuruf: „Lebe wohl, unglücklicher Sohn der Natur!“ und nie sieht er den Mufti wieder. Mit einer eigenen für ihn veranstalteten Karavane geht er von Mecca, wohin er auch nie wiederkehrt, zuerst nach Aegypten. Wo konnte er leichter zu geheimen Kenntnissen und Wissenschaften kommen? Er besucht die berühmten Pyramiden; wird mit den Priestern der verschiedenen Tempel bekannt und vertraut, und diese führen ihn zu den tiefverwahrten Quellen aller Weisheit. Nie, sagt er mit der ihm eigenen Bescheidenheit, betritt einer der gewöhnlichen Reisenden diese Orte. — Von da geht er drei Jahre hindurch die vornehmsten Länder in Asien und Afrika durch.

Auf der Insel Rhodus kommt er im Jahre 1766 mit seinem Hofmeister und dreien Bedienten an, und geht von da mit einem französischen Schiffe nach Malta. Alle andere sonst aus der Levante kommende Schiffe müssen hier Quarantaine halten; aber ihm wird es nach zwei Tagen erlaubt, auszusteigen. Der Großmeister Pinto gibt ihm, der immer an Paläste gewöhnt war, eine Wohnung in seinem Palaste, und Zimmer, die nahe beim

Gränze zu, ist nicht jenes hohe Nordland mit Tannenforsten und jähen Klippen, wie es sich die Phantasie gern vorstellt. Ueberraschend sind für den Fremden diese Felskuppen an Felskuppen, dieses matte Sonnenlicht, wie es die Wiesen dazwischen mit ewigem Abendschein erleuchtet, die hölzernen Balkenhäuser, alle roth angestrichen, dieser beständige Wechsel zwischen Thal und Hügel. Aber bald tritt der Character trauriger Einförmigkeit heraus. „Schweden ist eine häßliche Schweiz," sagte ein geistreicher Kritiker, aber wohl zu scharf. „Eine Schweiz," sagt ein anderer, „wo man die Gletscher fortgeschnitten und die tiefen Thäler ausgefüllt hat." Daran erinnern die runden Felskuppen, welche nie aus dem Auge verschwinden; sie könnten den höhern Gebirgsspitzen der Schweiz entnommen sein. Daran erinnern die grünen Matten, welche sich bald tiefer senken, bald an den Felsen hoch hinauf wagen, auch die einsamen Sennhütten, in einer hölzernen Bauart, wie sie wohl die Natur jedes Hochlandes, das nicht arm an Waldung ist, bedingt. Aber was auf den ersten Anblick gefiel, wird, wenn es tagelang wiederkehrt, ermüdend. Scheint es hier doch nicht anders, als

Laboratorium des Großmeisters waren. Dem Ritter Aquino, aus dem Hause der Fürsten von Caramanien, wird vom Großmeister der Auftrag ertheilt, allenthalben unsern Helden zu begleiten und Alles, was Gastfreundschaft heißt, ihm zu erweisen.

Hier legt unser Acharat zum ersten Mal europäische Kleider an und mit den Kleidern verwechselt er auch seinen Namen. Nicht mehr Acharat, sondern Graf Cagliostro nennt ihn sein Lehrer selbst, den Jener, zu seinem Erstaunen, geistliche Kleider, mit dem großen Malteserkreuz bezeichnet, anlegen sieht. Der Ritter Aquino macht ihn mit allen Großkreuzen des Ordens bekannt, er speiset an der Tafel der Vornehmsten, der Großmeister Pinto scheint von der Herkunft des Grafen Cagliostro zu wissen, äußert aber doch nichts Näheres und Bestimmtes darüber. Nur ausgezeichnete Hochachtung erweiset er ihm und ermuntert ihn, die Ordensgelübde abzulegen.

Aber unser Held hat eine andere Laufbahn fest im Auge! Nur durch die Heilkunde will er groß oder eigentlich seinen leidenden Mitmenschen nützlich werden. Hier indessen auf der Insel Malta trifft ihn ein wichtiger Verlust. Sein Althotos stirbt, nachdem er ihm vorher die Hände gedrückt und zu ihm gesagt hatte: „Mein Sohn! Fürchtet den Allerhöchsten und liebet Euren Nächsten. Bald wird sich die Wahrheit aller meiner Lehren, die ich Euch ertheilte, rechtfertigen.“ Nun ist ihm auch Malta zuwider — er dringt in den Großmeister, ihn weggehen und Europa durchreisen zu lassen, und dieser willigt nur unter der Bedingung ein, daß er dereinst wieder nach Malta zurückkehre. Der Ritter Aquino nimmt's auf sich, ihn zu begleiten und für seine Bedürfnisse zu sorgen.

Von einem solchen Ritter, der, wie wir vorher hör-

ten, aus fürstlichem Stamme war, begleitet, geht Cagliostro zuerst nach Sicilien und der Adel dieses Landes bewirbt sich um seinen Umgang und Freundschaft. Er besucht verschiedene Inseln im Archipelagus, kommt von da wieder durchs mittelländische Meer zurück und landet zu Neapel, welches das Vaterland des Ritters Aquino war. Ohne diese Begleitung geht er nach Rom. Er will das strengste Incognito beobachten; allein eines Morgens, da er einsam in seinem Zimmer war und sich mit Uebungen in der italienischen Sprache beschäftigte, kündigte ihm sein Kammerdiener an, daß der Secretair des Cardinals Orsini ihm eine Aufwartung machen wolle. Dieser nöthigt ihn zum Cardinal, der ihn äußerst höflich empfängt und durch den er nun, ungeachtet seines Incognito, mit den römischen Prinzen, mit dem Cardinal York und besonders dem nachmaligen Papst Clemens dem 14ten, Ganganelli, bekannt wird. Mit dem damals regierenden Papst Rezzonico aber kommt's bis zur Vertraulichkeit und Graf Cagliostro hat mit ihm viele besondere Conferenzen.

Hier lernt er im Jahre 1770, da er 22 Jahre erreicht hatte, das Fräulein Seraphine Felichiani kennen. Sie erweckt bei ihm, durch ihre Reize, eine Leidenschaft, die in einer sechszehnjährigen Ehe noch immer gewachsen ist. Nun macht er in einer so angenehmen Begleitung Reisen durch ganz Europa, erscheint an allen Höfen und nennt uns in seinem Memoire Diejenigen, mit denen er genauere Bekanntschaften errichtete. Er ist in Spanien gewesen, und der Herzog von Alba, sein Sohn, der Herzog von Bascard, der Graf Prelato, der Herzog von Medinaceli, der Graf von Riglos, ein Anverwandter des Grafen von Aranda, spanischen Botschafters am französischen Hofe, werden seine Freunde. In Portugal

wird er durch den Grafen St. Vincenti dem Hofe vorgestellt. In Holland zeigt er sich dem Herzoge von Braunschweig. Zu London nennt er keinen der Höheren besonders, sondern bringt in das Verzeichniß Derer, mit denen er genauen Umgang gehabt hat, den Adel und das Volk. Alle deutsche Höfe stehen in eben diesem Verzeichniß. In Kurland würdigt er keinen besonders anzuführen, als den regierenden Herzog und die Herzogin. In Petersburg rühmt er sich der Bekanntschaft und des Umgangs des Fürsten Potemkin, der Generale Mariskin und Gallizin. „Alle diese Personen," setzt er hinzu, von denen die Meisten noch leben, haben mich gekannt. Sie alle mögen's laut bezeugen, ob ich jemals eine Gunst von ihnen begehrt; ob ich je die Protection der Souveraine, die mich aus Neugierde kennen lernen wollten, erbettelt habe." —

Der Verfasser dieses Romans, den übrigens Cagliostro in seiner Klagebeantwortung zu den Acten gab, ist nicht bekannt geworden. Selbst war er der Feder nicht mächtig, ihn niederzuschreiben. Der Roman machte seiner Zeit den Umlauf durch die gebildete Welt, wie heut die pariser Mysterien; er erzeugte wie diese mancherlei Nachbildungen, Cagliostro's Lebensgeschichte, seine Reisen durch Indien und Abyssinien und dergl. Selbst auf die Romanliteratur mag er nicht ohne Einfluß geblieben sein. Wir glauben ihn wieder zu entdecken in den Spießischen und manchen andern Producten der damaligen Phantasie.

Am 30. März 1786 fuhr Cagliostro nach dem Parlamentshause, um sein freisprechendes Urtheil zu vernehmen. Seine Frau war schon einige Tage vorher entlassen. Der Menschenwohlthäter ließ auch diese Gelegenheit nicht ungenutzt, zu zeigen, daß er an diesem Tage der Freude auch an Andere denke, die des Trostes bedurften. Vor

seinem Fiacre ging ein Krüppel mit Medicinflaschen und Käſtchen für die Bedürftigen. Cagliostro ſagte ſcherzend: er wolle das gebrauchen, um die Lamotte zu widerlegen, daß er ſich eines Zaubertranks bedient habe.

Am 31. Mai ward er aus dem Gefängniß entlaſſen. Der Jubel ſeiner zahlreichen Anhänger, ihre Aufwartungen, ihre Vivats, ihre Illuminationen ihm zu Ehren, dauerten nur kurze Zeit. Schon folgenden Tags erhielt er den königlichen Befehl, Paris binnen 24 Stunden, das Königreich in drei Wochen zu verlaſſen. Die römiſchen Acten (nach ſeinen Auszſagen) berichten, daß ſich darauf in ſeinem Hauſe eine Menge Leute eingefunden und bereit erklärt hätten, die Waffen zu ergreifen, um ſich der königlichen Gewalt zu widerſetzen (??). — Cagliostro wollte keine Revolution (!). Er beſchwichtigte ſie; anderwärts werde er ſeine Stimme erſchallen laſſen. Er zog nach Paſſy, vor Paris Thoren. Scharenweis folgten ihm ſeine Jünger und Anhänger, Männer und Frauen vom erſten Range, ſelbſt Perſonen vom Hofe. Man fürchtete für ſein Leben; je zwei und zwei hielten beſtändig Wacht vor ſeinem Zimmer. Boshaft fragt der römiſche Referent: ob auch da, als er von einer jungen, aber häßlichen Amerikanerin die Taxe des Patentes für die Freimaurerei, aber nicht in baarem Gelde, foderte?

Der betrügeriſche Intendant Ehesnon und der Gouverneur der Baſtille, der Marquis de Launay, mußten ihn beraubt und betrogen haben, indem ſie ſeine Gattin bei der Entlaſſung gezwungen, ein Atteſt zu unterſchreiben, wonach ſie alle ihre Kleinodien und Gelder, die bei der Verhaftung mit Beſchlag belegt worden, wieder empfangen hätte; und ſie hatte dieſelben doch nur zum Theil zurückerhalten. Aber trotz dieſer Beraubung hielt

Cagliostro in Passy einen so glänzenden Haushalt als in Paris. Es flimmerte von Diamanten: „Ich bedarf keines Menschen," sprach er stolz. „Bei solchen Schätzen bedarf man der Beihülfe keines Andern," und ließ sich von seinem pariser Banquier Wechselbriefe auf Höhe von 150,000 Francs auf London geben.

In drei Kutschen reiste er am 13. Juni nach Boulogne ab. „Die Küste, welche ich verließ," schreibt er in einem zweiten Memoire, war mit einer Menge Leuten aus allen Ständen bedeckt, die mich segneten, mir für all das Gute dankten, das ich ihren Brüdern bewiesen und mir das letzte Lebewohl in rührender Art zuriefen. Die Winde trugen mich fort; ich hörte sie nicht mehr, aber ich sah sie noch auf den Knieen, die Arme gen Himmel, und ich segnete sie." Er rief ihnen von den Wellen zu, daß er nie den rührenden Antheil vergessen werde, den Frankreich, sein zweites Vaterland, an seinem Schicksal genommen. „Strasburg, Bordeaux, Lyon, Paris! ihr werdet der Welt von mir zeugen, ob ich je den Geringsten Eurer Einwohner beleidigte, ob Religion, Regierung und Gesetze nicht immer heilige Dinge für mich gewesen. Man hat den König hintergangen. Eine immerwährende Landesverweisung ward mein Lohn. Ich werde aus Frankreich getrieben, und, gewohnt, mich dem Willen der Könige zu unterwerfen, gehe ich. Cagliostro ist aus dem Lande gereist, worin er alles Gute gethan, was er vermochte, aber sein Herz ist bei Euch geblieben." Man darf nach Mirabeau's Zeugniß glauben, daß er wirklich damals in Frankreich ein Aufsehen erregt, um so zu den Franzosen sprechen zu können. Der Zusammenlauf in Boulogne und der Enthusiasmus, den wir etwas dividiren mögen, galt aber

nicht sowol dem Wundermann, als dem Opfer einer willkürlichen Justiz *).

Er erfüllte in London sein, den Jüngern gegebenes, Wort: anderwärts wolle er seine Stimme erschallen lassen. Zuerst ein neuer Proceß; die Paro-

*) Und doch bleibt dieses zweifelhaft, wenn wir folgenden Brief lesen, den ein französischer Anhänger nach England an ihn richtete, und es wird möglich, was er anderwärts behauptet, daß an der Küste von Boulogne 5000 Menschen auf den Knieen gelegen und um seinen Segen gebeten haben:

„Mein Meister und nach dem Ewigen mein Alles! Es scheint, daß sich das Meer der Trennung widersetze, zu welcher ich gezwungen wurde. Wir waren 18 Stunden auf der See, und sind um 11 Uhr Morgens hier angekommen. Mein Sohn hat viel gelitten. Aber, mein Meister, ich habe das Glück gehabt, Sie diese Nacht zu sehen. Der Ewige hat den Segen erfüllet, den ich gestern erbielt. Ach mein Meister, nach Gott sind Sie meine Glückseligkeit. Die Jünglinge *** und *** empfehlen sich für immer Ihrer Güte; sie sind wackere Jünglinge, und verdienen einst, mittels Ihrer Macht, Ihre Söhne zu werden.

Ach, mein Meister! Wie sehr sehne ich mich nach dem Herbstmonat! Wie glücklich bin ich dann, wenn ich Sie von meiner Treue und meiner Hochachtung versichern kann! Morgen reisen wir wieder. Welch ein Vergnügen werden unsere Brüder haben!

Ich habe den Brief nicht empfangen, den mir N. N. schrieb. Er war schon um 4 Uhr Morgens abgegangen und wir sind erst um 11 angekommen.

Ist es möglich, daß ich Denjenigen, der meine ganze Glückseligkeit ausmacht, nicht mehr in Paris finden soll? Aber ich unterwerfe mich, und demüthige mich vor Gott, und vor Ihnen.

Ich habe dem Herrn N. N. geschrieben, so wie Sie mir befohlen haben. Ach, mein Meister! wie schmerzt es mich, Sie von allen meinen Empfindungen gegenwärtig nicht anders, als durch Briefe versichern zu können! Wenn doch schon der Herbstmonat,

die zum Halsbandproceſſe. Er verklagte den Intendanten Chesnon und den Baſtillengouverneur Marquis de Launoy. Nicht weniger als folgende koſtbare Dinge wollte er bei ſeiner Arreſtation beſeſſen haben, die mit Beſchlag belegt und ihm nicht wieder ausgeliefert worden: verſchiedene Medicamente und ſechs Bouteillen eines koſtbaren Balſams von Roſen, Zimmt und andern theuern Eſſenzen; 15 Rollen, jede mit 50 Doppellouisdors, ein Beutel mit 1233 römiſchen Zecchinen, 24 ſpaniſche Quadrupel, 2 Portefeuilles mit Papieren, 47 Billets der Caisse d'Escompte, jeder von 1000 Livres; 4000 Livres aus der Hauskaſſe ſeiner Frau; außerdem viel Silberzeug und Juwelen. „Durch ein feierliches Arrêt für unſchuldig erklärt, welches Schickſal zwingt mich, meine Stimme noch ein Mal bei den franzöſiſchen Tribunalen zu erheben?" ſo fängt ſeine Klage an. Warum muß er um Geld klagen! Es iſt nicht für ihn. Alles, was er hat, iſt das Erbtheil der Unglücklichen, es ſind ihre Rechte, die er vertheidigt. Für ihn ſelbſt iſt der Verluſt ſeiner Papiere weit ſchmerzlicher; von ſo großer Wichtigkeit ſind ſie für ihn, daß ihn blos die göttliche Vorſehung wegen des Verluſtes derſelben entſchädigen kann.

Auch dieſer Proceß erregte außerordentliches Aufſehen, ohne doch zu einem eigentlichen Ende zu kommen.

---

dieſer glückliche Zeitpunkt, da wäre, in welchem ich vor Ihren, und den Füßen der Meiſterin, Sie von meiner Unterwürfigkeit, von meiner Ehrfurcht und von meinem Gehorſam überzeugen werde. Von dieſen Eigenſchaften wird ſtets Derjenige beherrſcht ſein, welcher es wagt, ſich zu nennen

Mein Meiſter und mein Alles!

Unterthänigſter und unwürdigſter Sohn ***."

Boulogne am Meer, den 20. Jun. 1786.

Es wurden mannichfache Druckschriften darüber gewechselt, ja es hieß einmal, daß Cagliostro durch den französischen Gesandten die Erlaubniß ertheilt worden, nach Paris zurückzukehren, um seinen Proceß persönlich zu führen. Seine Schriften strotzten von dreisten Lügen. Einmal leugnete er die Handschrift seiner Gattin ab, sie könne gar nicht schreiben, weil man römische Frauen, um alle Liebeshändel zu verhindern, nicht schreiben lehre; dann berief er sich darauf, daß man ihre Rechtsunkunde benutzt und sie zur Unterzeichnung eines falschen Recisse gedrängt habe. Er erbot sich zum Juramentum suppletorium. Ein Wirbelwind furchtbarer Ereignisse verschlang diesen widerwärtigen Rechtshandel, und wenn Cagliostro noch zwei Jahre später von tückischem Rachegefühl erfüllt war, hatte er wiederum Gelegenheit, von dem Strafgericht Gottes zu sprechen, das seine Feinde treffe, als der unglückliche de Launoy bei der Erstürmung der Bastille fiel.

Cagliostro hielt noch weiter Wort. Er begnügte sich nicht damit, den Commissar und Gouverneur eines Gerichts und eines Gefängnisses zu verklagen, sondern schleuderte seine Geschosse gegen die Regierung selbst. Man nimmt in seiner Vertheidigung vor dem Parlament eine wesentliche Wandelung von seinem frühern Auftreten wahr. Einmal ans Licht gezogen, fühlte er, daß er vor dem großen Publicum der aufgeklärten Hauptstadt Frankreichs mit seiner bombastischen Magie nicht bestehen könne. Hier durfte er nicht als Eliasschüler und Groß-Kophta die Perfectibilitätsträume auskramen und den dienstbaren Anachiel und Uriel rufen, er mußte so vernünftig und witzig sprechen, daß er die Lacher auf seiner Seite hatte und für geistreich galt. Wie er über den Glauben an seine Wunderkraft mit seiner Ironie

selbst spöttelte, werden wir im Halsbandproceß sehen. Was ruchbar davon geworden, gab er als einen bloßen Scherz, seine Beschwörungen als ein Gesellschaftsspiel aus. Nach einer solchen Erklärung, welche seine ganze bisherige Thätigkeit desavouirte, konnte er in der bisherigen Laufbahn nicht füglich ohne Weiteres fortfahren; hatte er doch sich damit vor den Augen der Welt als einen Täuscher und seine Jünger als von ihm Mystificirte dargestellt.

Noch scheint er es gewollt zu haben. Es ist möglich, daß ihm der Most eines andern Weines damals zu Kopf gestiegen war. Ohne daß er etwas dazu gethan, war er eine politische Person geworden; aus dem ägyptischen Traumreiche war er in das von politischen Parteien durchwühlte und gährende Frankreich versetzt, und war klug genug, um zu verstehen, was hier galt, und um davon den möglichsten Vortheil für seine Person zu ziehen. Den revolutionairen, den republikanischen Tendenzen mußte er schmeicheln, um seine neuen Anhänger sich zu gewinnen. Ging es mit dem Groß-Kophta nicht mehr, und dem Goldmachen und der moralischen Wiedergeburt, so war es doch möglich, daß für ihn ein neues politisches Logensystem blühte, in welchem er abermals als Meister vom Stuhl glänzen könne. Er ließ in Paris von einem seiner Anhänger einen Aufruf an das französische Volk gegen die königliche Macht schreiben, der aber so stark war, daß selbst der englische Verleger Schwierigkeiten machte, ihn zu drucken. Dennoch geschah es: Cagliostro's Sendschreiben an die französische Nation erschien, ward in alle Sprachen übersetzt, machte ungeheures Aufsehen und füllte den Beutel des Verfassers mit ansehnlichem Gewinn. Cagliostro weissagte in dieser Schrift, — geschrieben zu

London am 20. Juni 1786 — daß: 1) die Bastille werde niedergerissen und zu einem öffentlichen Spaziergange werden, 2) daß in Frankreich ein Fürst regieren werde, welcher die Lettres de cachet abschaffen, die Generalstaaten zusammenrufen und die wahre Religion wieder einsetzen werde. — In einem zweiten Schreiben an die britische Nation bekannte er sich zu dieser Schrift und nannte sie als mit etwas republikanischer Freimüthigkeit verfaßt.

Sein politischer Charakter dauerte indessen nicht lange. Zwar schäumte der heftige Südländer vor Wuth gegen das Frankreich, wo er, der für seine Schuld nie bis da gebüßt, zum ersten Mal büßen müssen, und diesmal unschuldig. Er correspondirte in dem Sinne mit seinen Anhängern dort, er citirte sie zu sich nach London, er predigte, er prophezeiete Aufruhr, Umsturz des Königthums; wie die Anhänger der Tempelherren den Tod ihres Großmeisters gerächt, stände es auch ihm und den Seinen zu, was er in Frankreich erlitten, zu rächen. Aber es war nur etwas Vorübergehendes. Die Politik war nicht sein Feld; wenn er gleich ihre Intriguen begriff, wenn er wie ein geschickter Feldherr die Vortheile des Augenblicks zu benutzen wußte, war ihm das große Feld doch fremd, wo man zuletzt offen, im hellen Sonnenlicht seine großen Trümpfe ausspielen muß. Er brauchte verschlossene Zimmer, Kerzenlicht, Dampf und Glauben mit Gehorsam vermischt. Die kritische Vernunft, die Selbstprüfung gehörte nicht in sein System. — Noch ein Mal später blitzte ein politischer Impuls in ihm auf, aber nur die Noth war sein Vater, und es ward ein beschämendes Abblitzen. Aus Rom, ehe er noch in die Engelsburg gebracht wurde, richtete er beim Ausbruch der Revolution Vorstellungen an die französische

Schweden sei ein großer Granitblock, — was auch strengere Mineralogen dagegen einwenden mögen, — nur hier und da mit etwas Erdreich bedeckt; der kahle Stein blickt überall hervor. Seine Formen erheben sich nie zum Majestätischen oder Großen, nicht einmal zum Malerischen; abgerundet, nackt, verwittert blicken die Steine von der Größe des Feldsteins bis zur Höhe des Münsters aus dem Erdreich hervor. Nackend höhnt er hier in weiten Flächen auf den Feldern die Mühe des Pflügers, dort zeigt er dem Reisenden auf der Straße, in welches starre Land er den Fuß gesetzt. Auf der dürren öden Haidefläche der Höhe, die ewig vom Wind durchfegt, nur der Distel und dem Moose Nahrung giebt, scheint seine eigentliche Heimath, und Alles sagt uns, hier herrsche nicht der „erstarrte Riesengeist des Nordens," sondern sein erstarrter Zwerggeist. An dieses Geschlecht der Duergar erinnern überall die grauen kahlen Granitköpfe, die eben so fest als jenes Geschlecht noch mit der Erde zusammenhalten. Ihnen fehlt die Riesenkraft, sich losreißend in zerissener Klippenform die nackten Riffe dem Himmel entgegen zu strecken. Die Tanne ist zusammengeschrumpft,

Nationalverſammlung, daß die freie Nation ihm die Erlaubniß zur Rückkehr ertheilen möge, welche der Despotismus ihm entzogen, ihm, dem Manne, welcher ſich ſo lebhaft für die Freiheit der Franzoſen verwandt habe! — So viel uns erinnerlich, ging die Nationalverſammlung mit ſchweigender Entrüſtung über dieſe Petition zur Tagesordnung über.

Er kehrte in London zu ſeinem früheren Berufe zurück, nur mit etwas modificirter Richtung, denn ſein Talent ſchmiegte ſich dem Bedürfniß und Verlangen an. In England wehte damals durch die praktiſch trockene Luft ein feuchter Schauer aus den germaniſchen Wunderhöhlen. Es war ſeit einigen Jahren eine theosophical society geſtiftet, welche ſich mit Swedenborgs Schriften viel beſchäftigte, ſie überſetzen und ſeine hinterlaſſenen Handſchriften drucken ließ. Hier ſuchte man nicht nach dem Stein der Weiſen, man wollte nicht Gold machen, noch ein ewiges Leben auf Erden erſtreben, man ſuchte nur die Apokalypſe zu erklären und nach dem neuen Jeruſalem. Cagliostro war der Mann, die Suchenden in ihrer unbeſtimmten heiligen Brunſt auf den rechten Weg zu leiten. Was beſſer als dieſer für ihn war, er fand in Lord Gordon, einem Manne von glühender Einbildungskraft, aber ungeregeltem Verſtande, der bisweilen Jude, bisweilen Katholik ſein wollte, einen eifrigen Anhänger, einen Buſenfreund, und abermals einen reichen Gimpel, an den er ſeine Saugmaſchine ſetzen konnte.

Das Spiel wurde hier mehr in der Stille betrieben, dauerte aber nicht lange, weil Cagliostro in London eine Macht kennen lernte, vor der er heute nicht mehr aufzutreten wagen dürfte, die Zeitungspreſſe. Der Redacteur einer in London erſcheinenden franzöſiſchen Zei-

tung, des Courrier de l'Europe, Morand, ein tüchtiger Publicist von Gesinnung, unternahm es als Delator vor der Welt gegen Cagliostro aufzutreten, und verfolgte diese Absicht mit so unerbittlicher Consequenz, daß Cagliostro endlich vor ihm weichen mußte.

Die Charlatannatur hatte dem Wundermann in einer unglücklichen Stunde in den Nacken geschlagen, daß er die Politik und das neue Jerusalem vergaß. In dem zweiten londoner Sendschreiben, dem an das britische Volk, hatte er folgendes Curiosum einfließen lassen: Zu Medina befreiten sich die Einwohner von den Raubthieren, als Löwen, Tigern und Leoparden, indem sie Schweine mit Arsenik mästeten und sie so in die Wälder jagten. Die wilden Thiere zerrissen, fraßen sie und crepirten dann am Arsenik, welcher den Schweinen nichts schade. Morand fertigte diese Albernheit nach Verdienst ab. Cagliostro blieb ihm nichts schuldig. Am 3. September 1786 lud er ihn durch ein gedrucktes Blatt auf ein nach medinaer Art gemästetes Spanferkel zum Mittagessen, und wettete 5000 Guineen, daß Morand daran sterben, er aber gesund bleiben werde. Morand blieb natürlich aus und Cagliostro behandelte ihn in einem neuen Pamphlet mit großem Hohn. Nun riß Morands Geduld und er stellte dem Publicum einen Charlatan dar, vor dem es erröthen mußte. Zugleich deckte er so viel einzelne Betrügereien, die ihm bekannt geworden, auf, daß die Gläubiger und die Geprellten erwachten und ihn vor die Gerichte zogen.

Unter den zahllosen Anekdoten, die er von ihm nach und nach zum Besten gab, benachrichtigte er die Welt auch von einem Verhältniß, von welchem die Wenigsten bis da etwas wußten, von der ruchlosen Art, mit welcher er seine Gattin behandle und von deren Reizen

Vortheil ziehe. Sie sei das unglücklichste Weib von der Welt, und Cagliostro als Gatte ein roher wilder Mann, der, während er öffentlich die zärtlichste Neigung heuchle, unter vier Augen die unmenschlichsten Grausamkeiten gegen seine Gattin verübe.

Im März 1778 war Cagliostro aus London verschwunden. Morands Anzeigen sollen die Regierung aufmerksam gemacht haben, und man behauptet, daß die auch von daher ihm drohenden Verfolgungen ihn zur Flucht genöthigt hätten. Seine Frau blieb zurück. Da erwachte in ihr die Stimme des Gewissens, die sich, wie wir später sehen werden, schon oft in ihr geregt, aber durch die Drohungen ihres Gatten unterdrückt worden. Sie vertraute sich mehren Personen, unter bittern Klagen über ihren grausamen Mann; aber noch fand dieser Mittel, sie wieder an sich zu ziehen und zum Schweigen zu bringen. Er ließ sie von einem seiner Jünger nach Biel in der Schweiz bringen, wo er sich damals grade aufhielt, und sie mußte vor dem dortigen Magistrat ein angeblich freiwilliges Bekenntniß ablegen, worin sie alle ihm in London zugemutheten Schandthaten ableugnete, und ihn für den rechtlichsten Mann und besten Christen erklärte!

Aber sein Glücksstern war vorüber. In der Schweiz, abwechselnd in Basel und Biel, operirte er zwar noch einige Zeit, von einer Dame im ersteren Orte unterstützt, welche ihm früher in Strasburg ihre vollkommene Genesung von einer gänzlichen nervösen Zerrüttung verdankte; er magnetisirte und hatte in Basel eine in mysteriosem Stil glänzend eingerichtete Loge; er communicirte mit Lavater, arbeitete mit ihm an der Errichtung des neuen Jerusalems; die Desorganisation und der Somnambulismus wurden von Beiden weiter verbreitet, und die

Schrift der Recke, die nun erschienen war, wurde zwar auch in der Schweiz und im Elsaß gelesen, aber sie half nichts. Die Anbeter des Wundermanns blieben.

Aber — entweder war es der Geist der Unruhe, oder, was wahrscheinlicher, ihm fehlten hier die Gordons, Rohans, die reichen kurländischen Großen und polnischen Magnaten, er „schaffte" nicht, was er wollte. Er geht, nachdem seine Frau zu Aix in Savoyen eine Badecur gemacht, nach Turin. Dort wird er durch königlichen Befehl verwiesen. Wien verläßt er gleichfalls, man weiß nicht weshalb. In Roveredo ward ihm die medicinische Praxis auf Kaiser Joseph II. Befehl untersagt. Doch war sein Aufenthalt dort nicht ohne Wirkung, da bald nach seiner Flucht ein kleines Buch unter dem Titel: „Liber memorialis de Caleostro dum esset Roborati" seine dortigen Betrügereien mit schonungslosem Spotte aufdeckte und geißelte. In Trient fand er, wegen seiner vorgeblichen medicinischen und chemischen Kenntnisse, zwar einigen Zutritt beim Fürstbischof, konnte aber mit seiner Maurerei kein Glück machen. Ein durchreisender deutscher Fürst besuchte noch den berühmten Mann, und erhielt von ihm einen Gegenbesuch; aber von Kaiser Joseph erging ein Schreiben an den Prälaten, daß er sich verwundern müsse, wie derselbe einem Manne „von diesem Schlage" den Aufenthalt vergönne.

Er mußte also fort. Aber noch ein anderes dringenderes Argument nöthigte ihn dazu — seine unerschöpflichen Geldquellen waren ausgegangen. Schon hatte er, um nur leben zu können, Juwelen von sehr großem Werthe verpfänden müssen. Aber wohin? Fast alle Länder, von Neapel bis Petersburg, waren ihm verschlossen. Seine Gattin bestürmte ihn, sich nach Rom, ihrer Vaterstadt, zu wenden. Die Sehnsucht nach den

Ihrigen, die Hoffnung, erlöst zu werden von ihrer bisherigen Lebensart, ihre Gewissensangst, die dort vielleicht Befriedigung fände, und die Furcht vor dem unseligen Ende, welches ihrer Phantasie bei Tag und Nacht vorschwebte, ließen sie zum ersten Mal selbstthätig werden. Sie bearbeitete mehre Hofleute des Fürstbischofs, ihrem Gatten zuzureden, sie bat sie, ihm Empfehlungen nach Rom zu geben, um ihn zu einem Entschluß zu bringen. Cagliostro war endlich entschlossen, denn es blieb ihm nichts Anderes übrig; er heuchelte zu Füßen eines Beichtvaters die tiefste Reue über sein freimaurerisches Treiben, und der Fürstbischof, gerührt über den zerknirschten Sünder, gab ihm dafür die gewünschten Empfehlungen an einige hohe Personen in Rom.

Zu Ende Mai 1789 zog er in Rom ein, nicht mehr, wie es scheint, mit dem frühern Glanze. Doch wirkte sein Name noch bei Vielen, welche dem Kitzel nicht widerstehen konnten, selbst zu untersuchen, ob die tausend Andern vor ihnen sich betrügen lassen, oder zu stumpfsinnig gewesen wären, die Wahrheit zu erkennen. Er operirte als Arzt, aber nicht mit Glück; er arbeitete an Stiftung seiner ägyptischen Freimaurerloge und fand zum Theil gläubige Jünger, aber — nicht solche, wie Cagliostro sie verlangte. Sie wollten zwar Wunderdinge sehen, aber nicht dafür bezahlen. Sie waren begierig, Gold zu machen, aber durchaus nicht die nöthigen Vorschüsse einzuschießen. Nicht einmal 50 Scudi für das schön gestochene Lyoner Patent wollten sie entrichten! Der große Cagliostro scheiterte an solchen Erbärmlichkeiten. Er, der über Millionen commandirt hatte, konnte hier nicht Hunderte zusammenbringen. Er mußte über das Studium des Ueberirdischen den Charakter seiner italienischen Landsleute vergessen haben. Einige Liebes-

händel, zu denen er sich vergaß, füllten ebenso wenig seine Börse, und er mußte ein kostbares Geschenk aus der bessern Zeit nach dem andern in den mons pietatis tragen, als die letzte traurige Katastrophe eintrat.

Unzufrieden mit der römischen Luft, und sehnsüchtig nach Frankreich zurückblickend, dem glücklichen Theater seiner größten Wirksamkeit, hatte er eben seine Vorstellung an die Nationalversammlung in Paris entworfen und abgesandt, als er einen Wink erhielt, daß man ihm nachstelle. Cagliostro achtete nicht darauf, obgleich die Warnungen dringender wiederholt wurden. Doch erließ er (seiner Aussage nach, was wol zu sondern!) ein Kreisschreiben an alle Logen der gemeinen wie der ägyptischen Freimaurerei, worin er alle Mitbrüder anwies, ihm beizuspringen, falls er wirklich gefänglich eingezogen werden sollte. Zu ihrer eigenen Lust ließen sich die Inquisitoren von einem andern Zeugen sogar aufbinden, daß Cagliostro seinen Jüngern befohlen, Feuer an die Engelsburg und das heilige Officium zu legen, falls es nöthig wäre! Als er Abends am 27. December 1789 von der Inquisition verhaftet und mit seiner Gattin in einer Kutsche, von 12 Grenadieren begleitet, nach der Engelsburg gebracht wurde, hatte er keines seiner Papiere verbrannt oder abseiten geschafft. Man fand seine sämmtlichen Briefschaften, Freimaurergeräthe und selbst das ängstlich von ihm gehütete Gesetzbuch der ägyptischen Freimaurerei vor.

Die Nachricht erregte durch die ganze gebildete Welt die größte Sensation. War er früher schon der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, so wurde er es jetzt nur umsomehr. Man erging sich in Muthmaßungen, was jetzt der Anlaß der Verhaftung gewesen sei? Einige wollten das Motiv auf die Halsbandgeschichte zurückda-

tiren, Andere, daß er ein geheimer Jacobiner ſei, daß Pius VI., von Paris aus gewarnt, ihn verhaften laſſen, vielleicht auch, weil er Clubs und eine Revolution in Rom anzuſtiften verſucht. Noch Andere ſahen in ihm den geheimen Apoſtel der Illuminaten, deren Verbindungen, Mitteln und Anzahl man durch Beſchlagnahme ſeiner Papiere auf die Spur kommen wollen. Dieſer furchtbare Bund beſtand für Die, welche ihn fürchteten, aus einigen Millionen Mitgliedern. Man wußte auch, ſeine Gattin habe ihn verrathen, und er, in Verzweiflung darüber, habe ſich zwei Mal mit der Piſtole das Leben nehmen wollen. Dann, daß er in tiefe Schwermuth verfallen ſei, Speiſen und Getränke einige Tage hindurch zurückgewieſen, aber die ihm verſagte Feuerung ſich erbeten habe. Ihm ſeien gleich nach ſeiner Arretirung aus London Wechſelbriefe auf Höhe von 5000 Pf. St. zugekommen; ſein Anhang ſei ſehr groß, auch unter den vornehmſten Familien in Rom; er conſpirire aus ſeinem Kerker, und Papſt und Cardinalscollegium zitterten vor ihm, da er den Umſturz des päpſtlichen Reiches und die Schleifung der Engelsburg prophezeit habe. Mit Zittern erinnere man ſich daran, daß er es ja geweſen, der drei Jahre vorher die Zerſtörung der Baſtille vorausgeſagt hatte!

Solche Bedeutung ſchenkte man, nach ſo vielen Denunciationen und Entlarvungen, noch immer einem Betrüger, entweder aus Sucht nach wunderbarer Erklärung für einfach Thatſachen, oder weil die vielen Betrogenen nach dem letzten Strohhalm haſchten, um ſich vor der eigenen Beſchämung zu retten. „Vielleicht iſt hier das Ende ſeiner Wunderlaufbahn," ruft der königsberger Biograph Caglioſtro's, welcher unter Allen die klarſten Blicke aus dem damals noch getrübten Zuſtande auf ſein

Treiben wirft — er schrieb sein Buch gleich nach der Verhaftung — „vielleicht aber tritt er noch irgendwo in einem höhern Glanze wieder auf, und sein jetziges Schicksal ist nur Erhebung zu einer höheren Region und zum vollendetsten höchsten Grade.“ Wenn gleich dies nur mit Spott gesagt ist, war, nach dem Vorangegangenen doch die Möglichkeit gegeben, daß es auch dies Mal nur eine Katastrophe für ihn war, aus der er zu neuer Wirksamkeit auftauchte. Mit richtigem Vorausblick bezweifelt der Königsberger (Anfang 1791) schon damals, ob die Welt durch die Untersuchung einer römischen Inquisition die volle Wahrheit erfahren, und ob dieselbe nicht vielmehr darauf gerichtet sein werde, ob Cagliostro nicht echt katholisch gewesen, nicht ordentlich die Messe gehört und an Fasttagen Fleisch gegessen habe!

Ehe die römische Inquisition das Resultat ihrer Untersuchung publicirte, und somit der letzte Schleier über den Abenteurer gehoben wurde, hatte sich eine Nachricht verbreitet, daß er aus Sicilien, ein entsprungener Mönch, von niederem Herkommen und von Jugend auf zu schlechten Streichen geneigt gewesen sei. Man nannte den Namen Balsamo, und durch die Zeitungen gingen Artikel über diesen Balsamo, angeblich von einem Onkel desselben herrührend.

Im Frühjahre 1787 war Goethe in Palermo. An der Wirthstafel hörte man nur von Cagliostro sprechen. Er war soeben, aus der Bastille befreit, nach England gegangen. Die Muthmaßung sprach sich aus, daß der berühmte Wundergraf kein Anderer sei als Giuseppe Balsamo, ein Bursch aus Palermo gebürtig und wegen seiner schlechten Streiche verbannt. Man glaubte

seine Gestalt und sein Gesicht in dem Kupferstich wieder zu erkennen, welcher aus dem Norden auch nach der Insel gekommen.

Solche Bedeutung schenkte man Cagliostro, wiederholen wir, daß ein Goethe, zu ganz andern Zwecken in Italien, es sich angelegen sein ließ, diesem Gerüchte nachzugehen. Freilich, er, der den Groß-Kophta geschrieben, konnte sich besonders dazu berufen fühlen, nachdem er als Dichter seine Poesie, nun auch als Historiker seine Wahrheit zu schildern.

Ein Rechtsgelehrter hatte im Auftrag des französischen Hofes einen Stammbaum der Familie Balsamo angefertigt, und konnte nach anderweitigen Ermittelungen kaum zweifeln, daß Giuseppe des Namens mit dem Wundermann Cagliostro identisch sei. Die Familie gehörte dem ehrbaren Bürgerstande an, die des Vaters war vermuthlich jüdischer Abkunft. Eine Tante, welche Giuseppe's Pathe gewesen, führte ihres Mannes Namen Cagliostro, den der Wundermann wahrscheinlich von ihr später entlehnt hat.

Giuseppe Balsamo war im Juni 1743 zu Palermo geboren. Er trat in fruher Jugend in den Orden der barmherzigen Brüder, zeigte bei der Krankenpflege viel Geist und Geschick für die Medicin, ward aber wegen übler Aufführung bald fortgeschickt. Schon in Palermo hatte er den Zauberer und Schatzgräber gespielt. Noch gefährlicher zeigte sich seine Gabe, alle Hände nachzuahmen. Wegen eines verfälschten alten Documentes, wodurch das Eigenthum einiger Güter in Streit gerieth, eingesteckt, entfloh er und ward edictaliter citirt. Man wußte in Palermo, daß er darauf durch Calabrien nach Rom gereist sei, wo er die Tochter eines Gürtlers geheirathet habe. In Neapel erschien ein Marchese Pelle-

grini, der ſich auch nach Palermo wagte. Hier ward in ihm aber Giuſeppe Balſamo erkannt und abermals gefänglich eingeſteckt. Die Art, wie er loskam, iſt charakteriſtiſch für den Sitten- und Geſetzeszuſtand Siciliens, außerdem ein merkwürdiger Beitrag zu merkwürdigen Criminalproceſſen.

Giuſeppe wäre verloren geweſen, wenn ſeine Frau nicht jung, ſchön und ihm gehorſam geweſen wäre. Sie ſchloß ihren Frieden mit dem Sohne eines ſicilianiſchen Prinzen, eines der reichſten und angeſehenſten Großen der Inſel, dem keine Behörde zu widerſtehen wagte. Der Sohn, ein Wüſtling, war von ebenſo gigantiſchem Körper als unbändiger Gemüthsart. Er erklärte öffentlich, daß er das Paar in ſeinen Schutz nehme. Dennoch wollte man den Mann nicht freigeben. Er verſuchte ihn mit Gewalt loszumachen. Als es nicht gelang, ſtürzte er ins Vorzimmer des Gerichtspräſidenten und drohte dem dort anweſenden Advocaten der Partei, auf deren Andringen Balſamo gefangen ſaß, ihn aufs grimmigſte zu mishandeln, wenn dieſer ſeinen Antrag auf Verhaftung nicht zurücknehme. Als er ſich, ſeiner Pflicht gemäß, weigerte, ergriff ihn der Prinz, ſchlug ihn, warf ihn zu Boden, trat ihn mit Füßen und war kaum von weiteren Mishandlungen abzuhalten. Der Präſident, ein ſchwacher, abhängiger Mann, trat heraus, ward Zeuge des Auftrittes und wagte doch nicht den Sohn des Mächtigen zu ſtrafen. Auch die Gegenpartei wurde kleinmüthig. So erhielt Giuſeppe Balſamo ſeine Freiheit; er und Niemand erfuhr den Grund, warum es geſchehen. Bei den Acten fehlt jede Regiſtratur über ſeine Loslaſſung. Von hier ab verſchwand er aus den Augen ſeiner palermitaner Landsleute.

Die römiſchen Acten berühren dieſe Angelegenheit nur

die einsame niedrige Birke läßt den Wind mit ihren vereinzelten Zweigen spielen. Hier mußte man an die unheimliche Gegenwart verkümmerter Erdgeister glauben, da selbst jetzt die Cultur noch nicht den Sieg über die herbe Natur davon getragen hat. Fast kein Dorf ist zu sehen, nur vereinzelte Höfe, seltsam für den Fremden aber mit ihrer rothen Farbe, oft hochgethürmt mit ihren Balken und Latten und den schönen Fenstern, wo doch sonst ringsum Dürftigkeit herrscht. Wohl giebt es schöne Büsche, Bäume und kleine Wälder, aber die Aeste strecken nicht frei ihre Zweige in die Luft, sie haben ihre Kronen zusammengebeugt vor dem rauhen Hauch der Meeresluft. Längs der Thäler strecken sich Felder hin, aber der Hafer herrscht vor den milderen Kornarten. Der Rauch des Swedgen's *) steigt über Thäle und Berge, aber es scheint, als brenne man mehr nieder, als man wieder aufbaut.

*) Unter dem Swedgen versteht man das Abschwelen und Brennen von Gebirgshalden, oft muß die Flamme auch hohes Gestripp und selbst Wälder verzehren.

leise. Von Wichtigkeit bleibt sie zur Beurtheilung der Kühnheit, mit welcher Cagliostro in seinem weitern Leben den Gerichten und den Gefahren trotzte. Wenn er ein Lügner war in seinem Glauben, so hatte er doch ein Numen, an das er wahrhaft glaubte, sein Glück.

Die päpstliche Regierung sah, in so stürmischen Zeiten, sich genöthigt zu einer Concession an die öffentliche Meinung. Sie mußte dem Publicum eingestehen, warum sie Cagliostro verhaftet, was sie untersucht, was gefunden und um welcher Verbrechen willen sie ihn gerichtet. Sie hat uns nicht die ganze Wahrheit gesagt, aber nicht aus bösem Willen, sondern weil ihre Organe, selbst verblendet und von Zeitvorurtheilen befangen, sie nicht zu entdecken vermochten, und, gleichwie das große Publicum, sich von Gespenstern erschrecken ließen.

Verhaftet wurde Cagliostro zunächst aus dem einfachen Grunde, weil er eine Freimauterloge in Rom zu gründen sich beschäftigte, und dies an und für sich schon, nach päpstlichen Verordnungen, ein Verbrechen war. Weil man ferner durch seine Verhaftung auch den schon in Rom bestehenden Logen auf die Spur zu kommen hoffte, was wirklich geschah. Weil er zudem eine Person war, die aus so vielen Ländern verbannt, aus allen verdächtigt nach Rom gekommen, auf die also eine jede Regierung und Justiz ein wachsames Auge, und auch bei geringerem Verdacht einzuschreiten, ein vollkommenes Recht hatte. Aber es kamen dazu noch zwei andere Gründe.

Dem Ultramontanen galt die französische Revolution, die gerade in ihrer furchtbarsten Entwickelung war, nicht für Das, was sie war, der schreckenvolle, aber unver-

meidliche Lebensproceß der Nationalkräfte und der ewigen Menschenrechte gegen veraltete und blasirte Staatssatzungen, sondern als ein Machwerk von Verschworenen gegen die unantastbar und unveränderlich heiligen Rechte von Thron und Altar. Diese Verschwörer waren ein geheimer Bund, der sich Illuminaten nannte, seine Wurzel aber in dem ketzerischen Freimaurerorden hatte. So lächerlich uns das in der protestantischen Welt klingt, mögen wir uns doch erinnern, daß in Italien, Portugal, Spanien und andern katholischen Ländern noch heut derselbe Wahnglaube gilt. Zu Dom Miguels Zeit schilderte man dem Landvolk in Portugal einen Freimaurer als den absoluten Sohn Satans und der bösen Geister. Was sollte man in dem Rom von 1789, das vor dem Erdbeben in Paris zu zittern anfing und von dem Ideenproceß der neuen Welt keine Vorstellung hatte, nicht auch ähnlichen Einflüsterungen Raum geben? Wenn man die Freimaurer entdeckte, in die Geheimnisse ihrer Logen drang, ihre Register in Beschlag nahm, so war es ja möglich, den brausenden Ideensturm zu beschwören. In Cagliostro hoffte man einen der furchtbarsten Apostel dieses Ordens gefaßt zu haben.

Aber es kam noch eine andere Rücksicht hinzu. Die protestantische Welt, zu der wir indeß auch die Hälfte der Katholiken rechnen, wurde von einer ebenso gespensterhaften Furcht vor den Jesuiten geplagt. Während die Ultramontanen in Cagliostro den Apostel der Freimaurer, sahen diese in ihm den Emissair der Schüler Loyola's, welcher hinter seiner Mystik den knechtischen Glauben der Finsterniß zu verbreiten ausgesandt wäre. Rom sah sich von der öffentlichen Meinung gezwungen,

einen Proteſt dagegen einzulegen. Darum die Veröffentlichung.

Cagliostro's Position zwiſchen dieſen beiden Strömungen von Geſpenſterglauben mag ihm, während ſeiner Wirkſamkeit, von Vortheil geweſen ſein. Wir ſahen ihn die Schwächen der Menſchen nach allen Seiten hin ausbeuten. Doch iſt jenes nur Vermuthung. Im Gefängniß, vor ſeinen Richtern, machte der Schelm dagegen den beſtmöglichen Gebrauch von ihrem Wahne. Nachdem er bekannt hatte, was nicht mehr zu leugnen war, ſtellte er ſich dar als ein gläubiger, katholiſcher Chriſt, der vielleicht geirrt hätte, aber nur von der heiligſten Inbrunſt geleitet, die Ueberzeugungen der wahren römiſch-katholiſchen Religion unter den Völkern zu verbreiten. Weil er aber in dem gemeinen Freimaurerorden Gottloſigkeit, Atheismus und ſchwarze Künſte gefunden, habe er ſeine ägyptiſche Loge geſtiftet, in der Abſicht, die allein wahre Erkenntniß zu verbreiten. Er ſtopfte, um uns dieſes populairen Ausdrucks zu bedienen, ſeinen Richtern den Mund mit grauenvollen Erzählungen von der Gottloſigkeit der Freimaurer, mit Winken über ihre ſträflichen Abſichten und Intriguen gegen die monarchiſche Verfaſſung und die katholiſche Kirche. So weit gelang es ihm, daß ſie daran glaubten, daß ſie nicht genug von ſeinen haarſträubenden Eröffnungen hören konnten; aber ſich weiß zu brennen vermochte er doch auch vor dieſen Richtern nicht. Dagegen bekam der Proceß eine ganz andere Wendung. Aus einer Criminalunterſuchung ſcheint er in ein religiöſes Disputatorium übergegangen zu ſein, in welchem Cagliostro Stein und Bein ſchwor, daß er als römiſcher Katholik gehandelt, ſie dagegen aus den Kirchenvätern und dem kanoniſchen Recht ihm bewieſen, daß er recht eigentlich

in den abscheulichsten Ketzerwahn verfallen sei und danach gehandelt habe. Wiewol diese Wendung des Processes uns weniger berühren kann, wenn nicht als Lustspiel höherer Gattung, werden wir doch einzelne Züge daraus anzuführen Anlaß nehmen. Hier einstweilen muß uns Das beschäftigen, was factisch über Cagliostro's früheres Leben bis zu seiner Reformation des Freimaurerordens durch die Untersuchung ans Tageslicht kam. Es wird in den römischen Acten nur kurz berichtet, weil die Entlarvung des Betrügers einer halben Welt den Inquisitoren von ungleich geringerer Wichtigkeit war, als die Entdeckung eines Erzketzers. Wir werden indeß noch kürzer über diesen Theil seiner Geständnisse hinweggehen können, weil sie im Verhältniß zu seinem spätern Lebenslauf von geringer Bedeutung sind und nur einen Wust von gemeinem Betruge und moralischem Schmuz aufdecken, um deshalb allein wichtig, weil sie uns über den moralischen Charakter des Mannes keinen Zweifel lassen.

Was diesen Theil der Actenauszüge betrifft, kann man das Mitgetheilte als wahr annehmen. Die Inquisition hatte keinen Grund, hier, wo Cagliostro noch nicht in politische oder kirchliche Sphären sich verfing, die Ermittelungen in anderm Lichte darzustellen. Seine Ehefrau, von ihrem Gewissen gereinigt, des langen Lasterlebens überdrüssig, trat als Zeugin gegen ihn auf; sie verschwieg nichts, dessen sie sich entsinnen konnte, und er selbst mußte nach langem Leugnen in dieser Beziehung endlich ein Bekenntniß ablegen, welches er zu widerrufen sich nicht wieder getraute, da er seine Defensionskraft auf andere Punkte versparte. Zu dieser vollständigen Ermittelung half übrigens auch die genaue Bewachung in der Engelsburg, welche jede Collision mit

seinen Mitgefangenen oder draußen unmöglich machte. Die Inquisition hatte aus der Geschichte seiner Gefangenschaft in der Bastille gelernt, wie man mit ihm umgehen müsse, und sogar, des scandalösen Processes gegen Chesnon und de Launoy eingedenk, sogleich dafür gesorgt, daß er selbst ein Inventarium seiner Sachen anfertige, um jedem Anspruch des Betrügers, den er nachher erheben dürfte, vorzubeugen.

Alessandro, Graf Cagliostro, war der Giuseppe Balsamo, von dem Goethe erzählte. Geboren am 8. August 1743 von Pietro Balsamo und Felizia Bracconieri, war seine Jugendgeschichte, wie der Dichter sie aus Palermo erzählt. Er zeigte im Kloster schon, wo er besonders in der Apotheke beschäftigt war, eine verdorbene Gemüthsart. Als Vorleser bei Tische übte er den Muthwillen, in der Geschichte der Märtyrer statt des Namens der heiligen Blutzeugen die bekannten und berüchtigten Freudenmädchen unterzuschieben. Später widmete er sich der Zeichnenkunst; seine Aufführung ward nicht besser. Bei allen Schlägereien war er thätig, bei allen Emeuten der Jugend gegen die Policeidiener. Er verfälschte Theaterbillets, bestahl seinen eigenen Oheim, trug Liebesbriefe für und zu seiner Cousine, wobei er den Liebhaber gehörig prellte. Die erwähnte Fälschung geschah von ihm am Testamente des Marchese Maurigi, wodurch eine fromme Stiftung zu Schaden kam. Selbst der Verdacht der Ermordung eines Canonicus ruhte damals auf ihm.

Mehrmals angeklagt und zur Untersuchung gezogen, mußte er endlich fliehen. Er hatte einem Goldschmied Marano 60 Unzen Goldes abgelockt, um ihm einen Schatz zu heben. Statt des Schatzes aber waren mehre Teu-

sel aus der Höhle hervorgesprungen, Balsamo's verkappte Freunde, und hatten den Goldschmied tüchtig durchgeprügelt. Marano hatte ihm dafür den Tod geschworen, wenn nicht durch die Gerichte, vermittelst seines Dolches.

Er hatte aber schon damals auch wirkliche Zauberei getrieben (sagen seine Richter), denn einst auf dem Lande bei Freunden, verlangten diese zu wissen: in welcher Stellung in diesem Augenblicke wol eine gewisse Dame sich befinden möge? Balsamo verhieß es ihnen zu zeigen. Er zeichnete ein Viereck auf die Erde, machte mit den Händen verschiedene Bewegungen in der Luft, und die Gestalt der Dame erschien, wie sie mit drei Freunden Trasset spielte. Man schickte einen Eilboten nach ihrem Schloß, und es war so, wie die Erscheinung es besagt.

Dies wurde den Inquisitoren während der Untersuchung aus Sicilien geschrieben und sie notirten es als wichtigen Beleg zu ihren künftigen Schlüssen.

Für das Folgende, bis zu seiner Ankunft in Rom, fehlten auch den Richtern alle andern bestätigenden Umstände, und sie mußten sich auf Balsamo's Bekenntniß verlassen. Er war von Palermo nach Messina entflohen, hatte dort den mythischen Altotas kennen gelernt, der selbst nicht wußte, ob er Grieche oder Spanier war, sich aber für einen großen Chemiker ausgab. Beide schifften sich nach Alexandrien ein, wo Altotas viele chemische Operationen machte, aus Hanf und Flachs Seidenzeuge verfertigte und daran viel Geld verdiente. Von Alexandrien gingen sie nach Rhodus, dort durch ähnliche Operationen Geld machend. Nachdem widrige Winde sie, statt nach Kairo, nach Malta geführt, arbeiteten sie daselbst im Laboratorium des Großmeisters Pinto. Dort starb Altotas. Balsamo ging in Gesellschaft eines Malteser-

ritters, und mit Geldunterſtützungen des Großmeiſters nach Neapel, erwarb ſich dort die Zuneigung eines der Chemie ergebenen Fürſten, lebte einige Zeit auf deſſen Lehngütern in Sicilien, erneute verſchiedene ſchlechte Bekanntſchaften und gelangte endlich nach Rom.

Mit Empfehlungen verſehen, hatte er, bald als Abbé, bald als Weltmann gekleidet, Zutritt in verſchiedenen angeſehenen Häuſern. Er ernährte ſich durch ſeine Induſtrie — er verfertigte mit der Feder und Touche Zeichnungen, daß ſie Kupferſtiche ſchienen und verkaufte ſie als ſolche; ein ſeltſamer Induſtriezweig — fand aber bald weit vortheilhaftere Erwerbsmittel in Lorenza Feliciani, einem jungen Dienſtmädchen, die er mit Zuſtimmung ihrer Eltern heirathete. Er lehrte der ebenſo ſchönen als jungen und unſchuldigen Frau die Kunſt zu gefallen und zwang ſie, dieſelbe nach ſeinem Willen und ſeiner Anleitung zu benutzen. Als Lorenza bei dem erſten von ihrem Manne veranſtalteten Rendezvous der Verſuchung widerſtanden hatte, empfing er ſie mit den bitterſten Vorwürfen und Drohungen, indem er ihr erklärte: der Ehebruch einer Frau ſei keine Sünde, inſofern ſie einem Dritten ſich nicht aus Liebe, ſondern nur zum Nutzen ihres Mannes überläßt! — Der erſte Lohn für dieſe Gefälligkeiten fiel indeſſen für Balſamo nur gering aus.

Wahrſcheinlich betrieb er demnächſt die Kunſt, falſche Wechſel zu ſchreiben. Gewiß iſt, daß er von ſeinem Freunde und Lehrer darin, einem Marcheſe Agliata (ein anderer Lehrer und Freund, Ottavio Nicaſtro, endete ſpäter als Mörder am Galgen), der ſich ſelbſt für einen Obriſt in preußiſchen Dienſten ausgab, ein Patent als Officier des Königs von Preußen empfing, und daß er ſelbſt den Namen König Friedrich's darunter gezeichnet

hat. Vermöge dieses Documents kleidete er sich und reiste später als preußischer Officier.

Mit Agliata und dessen Secretair unternahm das Ehepaar eine Reise, deren Endzweck ohne Zweifel Gaunereien und Anbringung falscher Wechsel waren. Die Verfertigung der letztern hat Balsamo zwar fortdauernd geleugnet, aber nach den Aussagen seiner Frau und einzelner Zeugen war kaum daran zu zweifeln. In Bergamo, wo sie verhaftet wurden — der Marchese Agliata war glücklich vorher entsprungen — hatte er seiner Frau ein Päckchen mit Wechseln in den Busen gesteckt, mit der Anweisung, es im ersten unbewachten Augenblick zu verschlingen. Sie fand Zeit, es in kleine Stücke zu zerreißen. Auf der ganzen Reise lebte zu Cagliostro's großer Zufriedenheit seine Frau als Agliata's Geliebte, während er dessen jungen Secretair zu sich nahm.

Aus Bergamo verwiesen, befanden sich die Eheleute im größten Elend; Agliata hatte auf der Flucht alle werthvollen Gegenstände mitgenommen. Sie zogen Pilgerkleider an, um nach San Jago in Galicien zu pilgern, ihrer Sünden wegen, sagte Cagliostro vor seinen Richtern. Unterweges sagte er, es wäre ihnen zur Buße wegen einer Winkelehe verordnet. Als die Almosen der Frommen nur sehr magere Kost einbrachten, zwang er abermals seine Frau, für bessere zu sorgen. „Was nützt Dir Deine Tugend? Steht Dir Gott bei aller Deiner Tugend bei?" — Die Officiere der Garnison von Antibes fanden Donna Lorenza reizend, und mit dem erworbenen Gelde setzten sie ihre Reise bis Barcelona fort. Lorenza wird von den Inquisitoren als von mittler Größe, sehr weißem Teint, rundem Gesicht und einer edlen, elastischen Fülle geschildert. Ihre feurigen Augen bei einem sanften, einnehmenden Betragen und einer in-

teressanten Gesichtsbildung mit einem etwas melancholischen Ausdruck wären wol geeignet gewesen, Begierden zu erwecken.

In Spanien scheint seine Gattin sein einziges Erwerbsmittel gewesen zu sein. Die bessere Natur siegte in der Frau, so lange sie nicht gezwungen wurde. Balsamo fügte aber seinen Drohungen und Mishandlungen, wodurch er sie zwang, zu den Männern zu gehen und sich Denen wieder anzubieten, welche sie vorher zurückgewiesen, noch die Infamie hinzu, daß er sie selbst dann und wann den Käufern zuführte, meistens vornehme Männer, um deren Schutz er gebeten, für sie das Ja sprach, demüthig abtrat, die bestimmte Belohnung, oft eine sehr geringfügige Summe, in Empfang nahm, und sich gehorsam erkundigte, wann er seine Gattin wieder zur Excellenz führen solle? — So trieb er es in Barcelona, in Madrid, in Lissabon.

Das Theater schien ihm aber hier zu klein, vielleicht auch für seine andere Thätigkeit zu wenig Raum. Nachdem er seine Frau gezwungen, bei einer avanturirenden Engländerin, mit der er selbst in Lissabon Umgang pflog, die englische Sprache zu erlernen, schiffte er nach London über. Sein Hauptgeschäft ging hier vortrefflich. Die südländischen Reize der schönen Römerin fanden reiche Käufer. Cagliostro verstand sich aber auch zu dem Betruge, welcher für schlaue Ehemänner schöner Frauen bei den englischen Ehegesetzen so einträglich ist, und daher nur zu oft gespielt wird. Unter andern überraschte er einen Quäker bei seiner Lorenza, und ließ sich nur durch Aussantwortung seiner Börse mit 100 Pf. St. beschwichtigen; eine Scene, welche der geistliche Referent in Rom mit besonderer Vorliebe ausmalt, vermuthlich um den Quäkern einen Seitenhieb zu geben.

Aber schon damals war der Hang zur Eitelkeit und zur Verschwendung mächtig in ihm. Die großen Einnahmen zerronnen ebenso schnell als sie leicht gewonnen waren. Im Bunde mit Betrügern ward er von ihnen wieder betrogen und bestohlen. Er kam ins Schuldgefängniß; ein rechtlicher Mann befreite ihn daraus auf Bitten der schönen Lorenza. Er nahm ihn sogar zu sich ins Haus und Balsamo verführte zum Dank dafür die Tochter seines Wohlthäters. Cagliostro's Richter können nicht oft genug ihre Verwunderung wiederholen, wie ein Mann von so wenig einnehmendem, ja von abstoßendem Wesen, eine Rolle wie er in der Welt spielen können; noch mehr setzte sein oft gerühmtes Liebesglück bei den Frauen sie in Erstaunen, bis sie durch schärferes Inquiriren, möglicherweise auch nur durch seine Frau, erfuhren, daß die Frauen, welche Cagliostro gewann, sämmtlich entweder häßlich, verwachsen oder schon alt waren.

Dies war Cagliostro's erste Reise nach England. Sie fällt in die Jahre 1771 und 1772. Er ging aus London nach Frankreich, wo er in einem Herrn Duplessis einen neuen Verehrer seiner Frau fand, welcher in der Artigkeit so weit ging, daß er sogar äußerlich die schöne Lorenza als Gattin behandelte. Auf der Reise von Calais nach Paris fuhr sie mit Duplessis in der Chaise, und Balsamo ritt hinterher. Der Freund, entrüstet über Balsamo's Unersättlichkeit im Fodern, gab der schönen Frau den Rath, sich von einem solchen Gatten zu trennen, und entweder zu ihren Eltern nach Italien zurückzukehren, oder, wenn sie so fortleben wolle, es lieber auf eigne Rechnung zu thun. Sie folgte dem Rath, bezog ein eignes Quartier, wo Duplessis sie auffand, aber auch Balsamo, der einen Verhaftsbefehl

Das luſtigſte in dieſer kalten Gegend iſt die Schnelligkeit, mit welcher man über ſie dahin fliegt. Das Schwediſche Extrapoſtweſen iſt bekanntlich vortrefflich eingerichtet. Sendet man einen Vorboten voraus, findet man auf jeder Station die verlangten Pferde bereit ſtehen, und kann bei der Schnelligkeit, mit welcher ſie gewohnt ſind über die feſten Wege zu traben, ungeheure Strecken, beſonders in den langen Tagen, zurücklegen. Selbſt die Ungewißheit des Reiſens verſchwindet mit der Langſamkeit, wenn man bedenkt, daß es ganz gewöhnlich iſt, ſich Frühſtück, Mittag, Nachtquartier und was Schwediſche Bequemlichkeit gewährt, durch den Vorboten in voraus zu beſtellen. Wenn wir ſo auf 20 bis 30 Deutſche Meilen unſere Abendküche bis auf die Sauce zum Fiſch vorauswiſſen, ſcheint doch wirklich ſelbſt der Gedanke des Reiſens verſchwunden. Es iſt kein Inſtitut der Regierung, ſondern ſteht nur unter ihrer ſtrengen Aufſicht. Jeder Bauer iſt nach der Reihefolge verpflichtet zu einem beſtimmten billigen Preiſe die Pferde zu ſtellen und das Schwediſche Herkommen verpflichtet ihn außerdem mit außerordentlicher Raſchheit zu fahren. Es iſt

Ludwigs XV. gegen ſie erwirkte, und ſie einige Monate für dieſe Treuloſigkeit in St. Pelagie einſteckte. Das darüber aufgenommene Policeiverfahren ward ſchon während Cagliostro's drittem Aufenthalte in London ruchbar und bekannt gemacht. Mit dreiſter Stirn leugnete er aber in dem Sendſchreiben an die britiſche Nation die Identität jenes Giuſeppe Balſamo und der Lorenza Feliciani mit ihm, dem Grafen Cagliostro und der Gräfin Seraphine Feliciani, ab.

In Paris fing er jetzt ernſtlicher an, ſich mit ſeiner ſpätern Praxis zu beſchäftigen. Er bethörte ältere Frauen durch ſeine Liebesverſicherungen und lockte ihnen Geld ab durch ein Waſſer, welches die Haut elaſtiſch machen und verjüngen ſollte. Zwei angeſehenere Männer umſtrickte er als Goldmacher und durch die Verſicherung, daß er ein Geheimniß beſitze, das menſchliche Leben zu verlängern. Als ſie mistrauiſch wurden, entwich er mit einer Beute von 500 Louisdor aus Paris, floh mit falſchem Paß nach Brüſſel, irrte eine Zeit lang durch Deutſchland und Italien und erſchien plötzlich wieder in Palermo.

Hier aber entdeckte ihn der Goldſchmied Marano. Er ward verhaftet, zugleich ſollte ihm der Proceß wegen des verfälſchten Teſtamentes des Marcheſe Maurigi gemacht werden, und er wäre den Galeeren nicht entgangen, ohne „die Verwendung eines großen Herrn, von dem er verſchiedene wirkſame Empfehlungen hatte". Von welcher Art deren Wirkſamkeit war, wiſſen wir aus Goethe. Er ward aus dem Gefängniß entlaſſen, mit der Weiſung, augenblicklich die Stadt zu verlaſſen.

Er ſchiffte ſich wieder mit ſeiner Frau nach Malta ein. Seine Hauttinctur verſchaffte ihm hier etwas, mehr Verdienſt ſeine Kupplergeſchäfte. Nach drei Monaten ſe-

ben wir ihn aber wieder nach Neapel zurückfegeln. Hier findet er zu seinen chemischen und kabbalistischen Studien einen gelehrigen Schüler in einem reichen Kaufmann, dem er mit Hülfe eines noch erfahreneren Manns in seinen Künsten, eines Ordensgeistlichen, bedeutende Summen abschwatzt. Diese Compagnieschaft gefiel ihm aber nicht, und indem er sein Geschäft ins Große zu treiben wünscht, zieht er einen jüngern Bruder seiner Frau an sich, der, jung, schön, von einnehmendem Wesen, ein gelehriger Schüler wird und als Cavalier von hoher Geburt die Eheleute auf Reisen begleitet. Wir sehen die Compagnieschaft wieder in Marseille, dort in einem der schmutzigsten Geschäfte thätig und erwerbend. Balsamo, hier wieder preußischer Officier, wird der Liebhaber einer schon ziemlich bejahrten galanten Dame von ansehnlichem Vermögen. Diese Dame wünscht indeß nicht, um des neuen Verehrers willen einem älteren ganz vor den Kopf zu stoßen, welcher in seiner Jugend ihr sehr theuer gewesen, und auch jetzt noch die alten Neigungen, aber nicht seine Kräfte sich erhalten hat. Zudem ist er sehr reich und eifersüchtig auf die von Cagliostro gewonnene Gunst. Schnell verständigen sich indessen alle Drei. Cagliostro verspricht seinem Nebenbuhler die Jugendkraft wieder zu verschaffen, worüber die beiden Liebenden außerordentlich erfreut sind. Während der, natürlich kostspieligen, Operationen dazu wird aber noch ein anderes Geschäft projectirt. Sein Schwager, der liebenswürdige Cavalier, soll die reizende vierzehnjährige Tochter der alternden Dame heirathen. In Cagliostro's Kopfe ging der Gedanke um, aus diesem jungen Mädchen eine ebenso einträgliche Erwerbsquelle als aus seiner Frau zu bereiten. Dieser Plan scheiterte indessen an dem festen Widerstande seiner Frau und seines Schwagers, man weiß

nicht ob aus einer edlen Regung, oder weil die Sache ihnen zu gefährlich ſchien. Beide litten dafür furchtbar von dem raſenden Sicilianer. Inzwiſchen wurde der alte Liebhaber nicht jung, es bedurfte noch koſtbarer, von weither zu holender Kräuter, zugleich war Balſamo's geliebter Schwiegervater in Lebensgefahr, und er mußte ſchleunigſt nach Rom reiſen. Beſchenkt mit einem ſchönen Reiſewagen und einer anſehnlichen Geldſumme ſagte er den vielfach Geprellten Lebewohl.

Plötzlich iſt die Geſellſchaft in Spanien. Cagliostro operirt in Valencia und Alicante als Doctor Tiſchio aus Neapel, muß aber in letzterer Stadt demüthigende Kataſtrophen erfahren. In Cadix entlockt er einem leidenſchaftlichen Verehrer der Chemie für ein Recept zum Stein der Weiſen einen Wechſel von 1000 Scudi. Außerdem ſoll er ihm noch mehre werthvolle Sachen geſtohlen haben. In dieſer Stadt trennte ſich indeß ſchon wieder die Compagnieſchaft mit ſeinem Schwager, von dem Cagliostro behauptete, daß er ihn beſtohlen habe.

Mann und Frau gingen zum zweiten Mal nach London. Hier eröffnete ſich für ihn ein neuer Erwerbszweig. Einer Miſtriß Fry und einem Maſter Scott verkaufte er ſeine kabbaliſtiſche Wiſſenſchaft, die Zahlen vorauß zu berechnen, welche in der Lotterie herauskommen würden. Verklagt und verhaftet rettete er ſich durch einen falſchen Eid, indem ſeine Frau ſchwören mußte, daß er von den Klägern kein Geld empfangen habe. Vor Gericht erklärte er dagegen öffentlich, daß er durch Reduction des aſtrologiſchen Calculs die Lottozahlen vorauß beſtimmen könne.

Dabei kam noch ein anderes Kunſtſtück zur Sprache Der Wundermann hatte ſich der Kunſt gerühmt, Brillanten vergrößern und die Maſſe des Goldes verſtärken

zu können. Wenn man die kleinen Brillanten eine gewisse Zeit hindurch in der Erde vergraben liegen lasse, erweichten sie und schwellten auf. Mittelst eines stärkenden rothen Pulvers — welches hier zum ersten Mal zum Vorschein kommt — würden sie dann gehärtet und in so großer Gestalt, daß sie den hundertfachen Werth von vorhin erreichten. Und die gläubige Miß Frn hatte zu dem Experiment ihm ein Halsband von 62 kleinen Brillanten gegeben!

Diese londoner Gaunereien wurden von ihm unter dem Charakter eines preußischen Obristen, aber schon unter dem Namen Cagliostro verübt. Zur selben Zeit ließ er sich in den Freimaurerorden aufnehmen und begann, jetzt zum Grafen erhoben, seine neue, umfassendere Wirksamkeit als Stifter des ägyptischen Ritus. Das Thatsächliche aus seiner ferneren Geschichte ist in unserer Darstellung erzählt.

Dies war der Mann, welcher in den ersten Städten der gebildeten Welt als ein Meteor, als neuer Prophet, als ein Erretter und Heiland des Menschengeschlechts aufgenommen wurde. Ein Mann, den die Massen mit einer an Verehrung grenzenden Ergebenheit empfingen, dem die Großen so vieler Länder ihre Aufwartung machten, der viele von ihnen, wie willenlose Sclaven, am Gängelbande führte, vor dem seine Jünger sich auf die Erde warfen, und in dieser Lage mehre Stunden unbeweglich ausdauerten, der sich selbst den Thronen nähern durfte, und, was mehr, der auch edlere Geister, eine Elise Recke, einen Lavater, bezauberte und mit sich fortriß. Der Mann, dessen Brustbild man in Frankreich auf den Fächern, Ringen als ovale Brust-

medaillons trug (auch das Bildniß seiner Frau hatte diese Ehre!), von dessen Portrait man vielfache Kupferstiche verkaufte, nach dem die pariser Mode Mützen, Hüte, Uhrketten, Knöpfe, Gillets à la Cagliostro erfand, welche die Runde durch Europa machten; der Mann, dessen Büsten, in Gyps, Marmor und Erz, selbst in Palästen ausgestellt standen, und unter einer derselben las man die Unterschrift: Der göttliche Cagliostro!

Voll Wunder ist die Geschichte dieses Wundermannes, das bleibt als Resultat zurück; ja das Wunder der Totalität seiner Erscheinung ist größer, als alle Wunder, die er zu verrichten versprach. Nur lassen wir die Frage unentschieden, wer mehr dazu beitrug, die Verkehrtheit der Zeit und ihrer Menschen, oder das Geschick, das Talent, oder wenn man will, der Genius des Mannes, der eine halbe Welt betrog?

Sein römischer Inquisitor beantwortet sie, zu seiner eigenen Beruhigung, damit: daß man wohl darauf zu achten habe, wie die sonst unbegreifliche Verbendung nur an solchen Orten stattgefunden, wo entweder der katholische Glaube nicht eingeführte Landesreligion sei, oder aber durch die Verdorbenheit des Herzens die Grundpfeiler desselben schwankend geworden! (Frankreich.)

Er selbst behauptete vor Gericht, daß es seine Redekraft gewesen, durch welche er diese Wunder bewirkt. Mit Entzücken schilderte er, wie seine Reden oft mehre Stunden gedauert und durch ihre Trefflichkeit seine Zuhörer bezaubert und gefesselt hätten. Aber sie wären auch von einer Erhabenheit, einer Alles umfassenden Gelehrsamkeit, den tiefsten Einsichten in die heilige Schrift und von einem solchen Eindrucke gewesen, daß viele Irrgläubige und Zweifler dadurch zur Erkenntniß Gottes und der katholischen Religion zurückgekehrt wären.

Seine Frau dagegen sagte: seine Reden seien über alle Maßen weitschweifig gewesen; man könne sich kein nachlässiger hingeworfenes, unbündigeres Gewäsch denken. Zudem habe er immer erst einige Flaschen leeren müssen, ehe er in Fluß kam. Oft mußte ihm die Frau einen Stoff aus der Bibel geben; den ersten besten. Sein schlechtes Französisch in sicilianischem Munde, hätte bisweilen ganz anders gewirkt, als er angab, nämlich das Zwerchfell erschütternd. Was politische Grundsätze anlangt, so habe er die Fürsten Tyrannen gescholten, wo das Publicum aus Unzufriedenen bestand; dagegen mit salbungsvollen Worten zum Gehorsam gemahnt, wo er ein royalistisches Auditorium vor sich hatte. Außer seiner Frau gaben viele Andere, die ihn gehört, ein ähnliches Urtheil und Zeugniß ab. Er habe immer viel, aber ohne Methode, ohne Logik, ohne Gegenstand und in einem Schwulst von Worten und Empfindungen gesprochen, daß er gewöhnlich selbst den Faden verlor. In eben der Weise erging er sich vor den Richtern in Stunden lang dauernden zwecklosen Declamationen, und keine Ermahnung, sich kurz zu fassen, konnte den Strom seiner Charlatansberedtsamkeit unterbrechen.

Die Phantasie seiner Zuhörer half ihm nicht wenig. Der Glaube an ihn war im voraus da. Verstanden sie seine Reden nicht, so maßen sie die Schuld ihrer eigenen mangelnden Kenntniß bei, suchten tiefsinnige Beziehungen, wo er Unsinn redete, und erklärten sich das ganz Dunkle nach ihrem besten Wissen oder ihrer Neigung. Bei seinen Prophezeiungen übte er entweder die Vorsicht, sich vorher genau nach den Verhältnissen zu erkundigen, oder er redete ins Gelag hinein, in der dreisten Zuversich., daß doch Etwas davon eintreffen könne, oder

ihm der Anſtrich zu geben wäre, als ſei es die Erfüllung ſeiner Worte.

Zweifelhafter bleibt die Frage über ſeine Arbeiten mit den ſogenannten Waiſen. Die Zeitgenoſſen, welche ſich zum Urtheil über ſeine Betrügereien erhoben, ſahen in ihnen nichts als Taſchenſpielerkunſtſtücke. Was uns die Recke und Graf Moczinski darüber mittheilen, entſpricht dieſer Anſicht. Auch Caglioſtro ſelbſt ſcheint ihr in ſeinem Memoire vor dem franzöſiſchen Volke zu huldigen, wo er ſeine Operationen in dem Licht gefälliger Scherze erſcheinen zu laſſen für zweckmäßig hielt. Aber er ließ dieſe Operationen auch von Andern vornehmen, auch entfernt von ihm, und ſie hatten immer Erfolg. Seine Frau, die als bereitwillige Zeugin alle Ränke und Betrügereien ihres Mannes aufdeckte, bekannte doch, daß ihr hier der Verſtand oft ſtille ſtand. Er habe dieſes Geheimniß vor ihr bewahrt, weil ſie nicht muthig und ſtark genug geweſen. Sie zitterte gläubig, wenn er drei Mal mit dem rechten Fuß auf die Erde ſtampfte und den Geiſtern mit den Worten befahl: „Durch die Gewalt, die ich vom Groß-Kophta habe," und ihr Glaube blieb auch noch vor den Richtern, daß es nur durch dieſe Beſchwörung ſei, daß er Macht über ſie bekommen. Und — ſeine Richter theilten den Glauben, daß Giuſeppe Balſamo durch teufliſche Künſte und Zauberei auf die Waiſen eingewirkt habe, denn anders ſei es nicht zu erklären! — Ermittelt kann es auch heute nicht mehr werden, aber die Vorſtellung, daß durch magnetiſche Operationen die Waiſen in einen Zuſtand von Somnambulismus verſetzt wurden, liegt an der Hand.

Er ſelbſt, nachdem er die Mehrzahl ſeiner gemeinen und niederträchtigen Schurkereien einräumen müſſen, blieb ſtandhaft dabei, daß er in den Arbeiten der Waiſen, die

freilich dem Verstande unerklärlich seien, des Beistandes einer besondern Gnade Gottes sich zu erfreuen gehabt, Alles zum Besten der katholischen Religion. Er stellte dabei eine Art System auf. Der übernatürliche, englische Beistand sei von dreierlei Art: erstens, wie Gott sich den Patriarchen sichtbar gemacht; zweitens durch die Erscheinung von Engeln; drittens durch Inspiration. Durch inbrünstiges Gebet zu Gott sei ihm diese letztere Erleuchtung geworden. Diese ertheile Gott eigentlich jedem guten Katholiken, sie rühre von der Gnade der heiligmachenden Anschauung her, die Jesus uns vor seinem Tode hinterlassen: Ego claritatem quam dedisti mihi, dedi eis. Non pro eis rogo tantum, sed et pro eis, qui credituri sunt per verbum eorum in me, ut omnes unum sunt. Er nun selbst sei zwar ein Gottloser, aber gut römisch-katholisch. Wenn er dann, von seinen unermüdlichen Inquisitoren geplagt, endlich zugeben mußte, daß er sich in letzterer Beziehung getäuscht, war Alles, was man von ihm errang, ein Bekenntniß der Art: „Ich verstehe mich selbst nicht mehr; ich weiß nichts mehr zu sagen; ich bedaure meinen unseligen Zustand. Ich will nichts mehr als Hülfe für meine Seele erhalten. Ja, ich stecke in hunderttausend Irrthümern der Religion."

Seine Richter, so befangen sie sind, müssen zugeben, daß diese Erkenntniß nur vergänglich, daß sein Zweck nur gewesen, Zeit zum Nachdenken zu gewinnen. Quälte man ihn noch länger, so brach er endlich in eine Heftigkeit aus, die bis zur Raserei wurde. Er schimpfte, verwünschte die Richter und gab nur noch unzusammenhängende Reden von sich. Aber feierlichst betheuerte er dazwischen, daß er nie mit dem Teufel zu thun gehabt!

In den Verhören betrug er sich zu Anfang sehr ungestüm, klagte den französischen Hof an, daß dieser es sei, welcher ihn verführe, daß seine Frau von ihm bestochen wäre, um ihn zu Grunde zu richten. Nachdem es ihm nicht gelungen war, sie bei den Richtern zu verdächtigen, heuchelte er eine erwachte Zärtlichkeit für dieselbe und bat dringend, sie mit ihm in einen Kerker zu setzen. Natürlich wurde es ihm, gleichwie seine Bitte um Schreibmaterialien, verweigert. Erst als diese Versuche mislangen, fing er zu bekennen an, und ging endlich in verschiedenen Abstufungen, unter Thränen auf den Wangen, zu den rührendsten Versicherungen seiner Reue über, und zu dem heftigst geäußerten Wunsch, daß seine Erklärungen über seinen Irrthum den Millionen seiner Anhänger möchten bekannt gemacht werden, damit sie, gleich ihm, in sich gehen und ihre Seelen gerettet werden möchten. Er betheuerte, nach einer öffentlichen Strafe sich zu sehnen, um den Schaden, welchen er so vielen unsterblichen Seelen zugefügt, abbüßen zu können. Er gestand, daß, obwol er schon weit früher von seiner eigenen Schlechtigkeit überzeugt gewesen, er nie an sich selbst die beiden Quarantainen zu seiner Besserung und Heiligung durchgemacht habe, ja endlich: daß er das ganze System nur erfunden, um den Schwachheiten der Menschen zu schmeicheln.

Aber sehr bald verfiel er wieder in den alten Dünkel: er denke und wolle denken, daß gleich wie Alle, die Vater und Mutter und den Papst ehren, von Gott gebenedeiet wären, also auch er Alles, was er gethan, auf Befehl Gottes, und vermöge der ihm mitgetheilten Macht, zum Nutzen Gottes und der Kirche gethan habe. Demnach denke er über Alles, was er physisch und moralisch gethan und gesagt, Beweise zu geben, und zu zeigen,

daß, gleichwie er Gott durch Gott und durch Gottes Gewalt gedient, dieser ihm ein Gegengift gegeben, um die Hölle zu bestürmen und zu Schanden zu machen. Deshalb hoffte er sogar auf Belohnung und vorbezeite, wenn das Protokoll, welches diese Erklärung enthalte, dem Papst noch heute Abend zugestellt werde, er morgen auf freien Füßen sei.

Bei diesem Glauben, diesem Dünkel oder diesem Trotz, soll er bis zum Schluß der Untersuchung verharrt sein. Hier behauptete er noch auf den Rath und mit Bewilligung zweier geistlicher Hirten gearbeitet zu haben, die ihn versichert, sein ägyptischer Orden sei göttlich, und verdiene vom heiligen Vater, als eine geistliche Congregation gebilligt zu werden. Der eine von den Genannten war indeß todt; der andere erklärte, er sei von Cagliostro betrogen worden. Statt eines katholischen Klosters, erklärt uns der Referent, habe Cagliostro eine Art Maurerconvent zu stiften im Plane gehabt, zu welchem Behuf ein Haus erbaut worden, in welchem alle Mitglieder wohnen und ihre Frauen Gemeingut sein sollten (?)

So war Cagliostro nach der römischen Untersuchung. Zum Schluß könnten uns zwei Fragen beschäftigen, wenn wir das Material hätten, sie zu beantworten; erstens, die schon berührte: war Cagliostro mehr als ein Betrüger? und die andere: Wenn er nur ein Betrüger war, war er es nur auf eigene Hand?

Es hält schwer, zu glauben, daß ein Mann, welcher solche wunderbaren Einflüsse geübt und durch so lange Jahre die Welt in Erstaunen gesetzt, durch kein anderes Motiv gehoben sei, als das, Geld zu erpressen und den Lüsten und seiner Eitelkeit fröhnend, in den Tag hinein zu leben. Es hält aber ebenso schwer, zu glauben, daß

eine durch die Natur des ausgedehnten und wenig bevölkerten Landes von selbst bedingte Einrichtung. Jedoch gesorgt ist allein für Pferde. Wer keinen Wagen mitbringt kann nur traurige Karren erwarten. Zwar erhält man in den Städten wohl Kabriolets mit bequemeren Polstersitzen, doch bald werden daraus bretterne Bänke; dann fallen die Lehnen weg und es bleibt nichts als ein Brett angenagelt auf dem Karren. Endlich in den Norwegischen Gebirgen sieht man auch dieses schwinden und ist zuletzt auf den Karrenboden reducirt, auf dem es alle Kunst kostet Felleisen und Koffer zu befestigen, und demnächst sich selbst, wenn der einspännige Karren über Berg und Thal rollt.

Unseren Damen ist diese Lust untersagt; für einen jungen gesunden Mann giebt es indessen keine größere beim Reisen, und allen Hypochondristen wäre diese Kur anzurathen. Frei sitzen wir und fliegen hinauf, hinab, die ganze Schöpfung vor uns, zu unsern Seiten, der blaue Himmel über uns. Statt der drückenden Hitze in der trottirenden Diligence, welche überdies zum Reservoir alles Straßenstaubes bestimmt scheint, freier Luftzug, der den wenigen Staub fortweht.

ein Mann, der durch diesen gemeinsten Sündenkoth von der frühen Jugend bis zum Mannesalter gewatet, plötzlich von einer Inspiration solle ergriffen worden sein, die höhere Dinge als den Eigennutz zum Ziel gehabt. Ideen erhabener Art scheinen überhaupt außerhalb der Atmosphäre zu liegen, in der er nur athmen konnte. Freilich sagt die Legendendogmatik: je ärger der Sünder, um so größer der Heilige. Aber hier fehlt nicht allein aller und jeder Heiligungsproceß, jedes Anzeichen einer plötzlichen Erleuchtung, eines Gnadendurchbruchs, sondern er nimmt auch die alte Sünde, die Gaunerei, mit hinüber in das Heiligenleben, und wechselt und modificirt dasselbe, wie ein geschickter Charlatan je nach den Anfoderungen, nach der Mode und Laune des Marktes, welchen er betritt. Ein Inspirirter, ein Fanatiker, der glaubensvolle Stifter einer Sekte oder Religion, im alten Styl, sieht nicht um sich, was die Leute von ihm sagen und denken; er prüft nicht vorher den Boden, auf den er tritt, er schreitet blind vorwärts und blickt sich selbst kaum um nach den Scharen, die ihm nachfolgen. Er rafft mit sich fort und empfängt die zu ihm kommen, aber er lauert nicht, sie an sich zu locken. Für Cagliostro's tief innere Seelengemeinheit spricht jeder beglaubigte Schritt in seinem Leben: die niederträchtigen Praktiken in seiner Jugend; der lasterhafte, durch so lange Jahre betriebene Handel mit seiner Frau; seine Brutalität gegen dieselbe; seine eigene tief verderbte Sittlichkeit zugleich mit der, welche er Andern anempfahl. Sein ägyptischer Wein war ein mit stimulirenden Substanzen angemachtes feuriges Gebräu, durch welches er die Sinnlichkeit reizte. Seine eigene zuletzt zur Schau getragene Enthaltsamkeit war ein Blendwerk, das den Getäuschten selbst nicht entging. Während er seinen Jüngern im Allgemeinen

die ötägige Reinigung, Kasteiung des Leibes und Fasten anempfahl, war er im Speciellen keineswegs so streng. Zu Anhängern, welche gläubig dem Proceß sich unterwerfen wollten, aber doch Gewissensscrupel wegen ihrer Neigung zum weiblichen Geschlecht gegen ihn äußerten, sagte er: man möge ihn mit solchen Kapuzinergedanken verschonen. Während er in seiner spätern Laufbahn den Schein der Großmuth und Uneigennützigkeit heuchelte, weiß man, daß er die kleinen Fische nur gehen ließ, um nach einem Wallfisch zu angeln; daß er seine Beute dann geschickt bis aufs Blut auszusaugen verstand. Seine Jünger wählt er nicht unter den armen Fischern und Zöllnern, sondern unter den Magnaten und Plutokraten, und er machte sich am liebsten an Schwachköpfe, blasirte, von Sinnlichkeit verzehrte Personen. Und er, der neue Heiland, welcher das Menschengeschlecht beglücken will, läßt in der Fülle des Glücks und Reichthums, während er aus Ostentation Tausende fortwirft, während eine Bedientenjacke ihm zwanzig Goldstücke kostet, seine arme Mutter, seine darbenden Geschwister in Palermo, ohne sich um sie zu kümmern, verschmachten, wo ein Tropfen aus seiner Fülle ihre Noth gelindert, ihren Kummer gestillt hätte. Man lese Goethe's Besuch bei diesen armen, hoffenden Getäuschten nach.

Ein solcher Mensch konnte von keinem göttlichen Funken ergriffen sein. Aber entzückt war er doch von einem Feuer, dem der Eitelkeit, die ihn selbst im letzten Kerker nicht verließ, wo seine Redseligkeit ihm Geständnisse entlockte, wo er den Richtern prahlend von den Millionen seiner Anhänger erzählte, die seinem Winke gehorchten, wo er sich noch stolz in die Brust warf, wenn er auf die lange, glänzende Reihe seiner vollbrachten Thaten, seiner vornehmen, reichen, gläubigen, demüthig ihm ergebenen An-

hänger zurückblickte. Er, der entlaufene ſicilianiſche Mönch, der kleine, unanſehnliche, widerwärtige Menſch, hatte dieſe Eroberungen gemacht! Ein Strahl mußte ihn da entzünden, von wo er auch kam, der Gedanke eines Numens, das ihn umſchwebte. Und warum erſt im Kerker? Warum nicht da ſchon, als Cardinäle und Fürſten, Philoſophen und ſtolze Lords ihm zu Füßen lagen, als die Armen ihn ſegnend, ſeine Treppen und Thüren belagerten, und als Tauſende am Meeresſtrande dem verbannten Märtyrer und Menſchenbeglücker ihre letzten Wünſche nachriefen? Wo iſt der Uebergang vom Betruge zum Selbſtbetrug? Wer gab ihm die Macht, die Erſten und Größten ſo zu tyranniſiren, wie er gethan? Sollte er da niemals an eine höhere Miſſion gedacht haben? — Es iſt ſchwer zu denken, daß er von dieſen dämoniſchen Zuflüſterungen ganz frei ſollte geblieben ſein, wiewol es gleich ſchwer wird, einen ſolchen abgeſeimten Sclaven des Laſters als Vorſtellungen zugänglich zu denken, welche auch nur den Abglanz von Göttlichem haben. Doch der Aberglaube baut wunderbare Brücken; warum nicht auch einem Caglioſtro! Daß ihn ſeine Inquiſitoren bald als Rationaliſten, bald als Deiſten, Ungläubigen ſchildern, daß er nach ihnen jetzt die Macht der Heiligen, die Gottheit Chriſti, ja die Majeſtät und Allmacht Gottes abgeſtritten, dann wieder umgekehrt Alles geglaubt und den Papſt als den einzigen Stellvertreter Chriſti auf Erden erkannt, will gar nichts bedeuten. Vor dieſen Menſchen, die er durchſchauen und verachten konnte, ſprach er, was ihm für den Augenblick zu ſeinem Zwecke gut dünkte, er ſpielte mit dem Glauben, den ſie von ihm federten. Ob er nun an Moſes und Elias geglaubt oder nicht, worüber ſie mit entſetzlichem Ernſte ihn gefoltert, er glaubte an Etwas —

an sich selbst. Wenigstens in Momenten muß dieser Glaube stark geworden sein, wenn gleich wieder darauf in andern erschüttert. Denken wir uns selbst, wenn dies möglich, in solche Lügenrolle hinein, und die Lüge wird vor der Welt zu einer so blendenden Wirklichkeit, und diese Sonne glanzt nicht an einem, an allen Orten wieder, wo wir nur den Fuß hinsetzen, und alle Anstrengungen der Kritik, der Macht, uns zu entlarven, den Schein auf seinen faulen Kern zurückzuführen, scheitern nicht allein, sondern dienen nur dazu, ihn heller leuchten zu lassen: fragen wir uns dann, ob nicht die Ahnung uns überkommen wird, daß der Kern echter sei, als wir selbst ihn dachten.

Seine Jünger, fern von ihm, fühlten seine geistige Einwirkung, sie sahen ihn in einer Wolke schweben. Sie schrieben es ihm; und er sollte sich nicht geschmeichelt fühlen, nicht sich zum Glauben haben überreden lassen? Die Unsterblichkeit zu verleihen, daran konnte Cagliostro wol nicht im Ernste denken; was er aussprach, war indeß nicht willkürliche Erfindung; es gab damals Thoren, welche an die Möglichkeit einer solchen Verlängerung des menschlichen Lebens glaubten; was er verhieß, hatte ein Rosenfeld in Berlin längst verheißen, und hunderte von Jüngern geglaubt, und ein Graf Saint Germain wandelte bereits umher, der wenigstens hunderte vor Jahren hinter sich zu haben behauptete, und dafür Gläubige fand. Aber die Visionen der verzückten Waisen sind wahrscheinlicher Weise nicht immer Taschenspielerkunststücke geblieben, sondern gingen in die natürlichen Wunder des Magnetismus über, deren physischer Proceß, damals noch weniger erklärt als heute, für eine Offenbarung aus der überirdischen Welt galt. Meister, Lehrling oder Pfuscher in dieser Wissenschaft, konnte doch Cagliostro sich über-

reden, daß er in ihren Wirkungen ein Zeichen dafür sehe, daß eine überirdische Welt seinen Arm leite, seine Gedanken begleite, seine Wünsche fördere.

Dunkel mag ihm die Vorstellung eines Christus unter seinen Jüngern vorgeschwebt haben; aber wohin er mit diesen Jüngern gewollt, darüber ist er bei sich selbst schwerlich zu einem Bewußtsein gekommen. Galten ihm vielleicht die Freimaurer, wie er sie gefunden, für eine Verbrüderung mit vielen geheimnißvollen Apparaten und mystischem Scheine ohne andern Kern als einzelne vague Lehrsätze und einer, für die Mitglieder ersprießlichen Connexionskette, warum sollte nicht auch er auf den Gedanken kommen, eine nur mit mehr Mysterium umhüllte Verbrüderung für sich zu stiften? Der Kern war leicht zu finden. Die Welt, die betrogen sein will, läßt sich mit Wenigem abspeisen. Auf seinen Reisen lernte er, welche Atzung den Gaumen der Menge am besten kitzelt. Er selbst blieb der Anfang und das Ende, der Quell und das Ziel der Verbindung. Wäre ihm die Eroberung in Rußland gelungen, hätte die Kaiserin das Siegel ihrer Autorität auf den Bund gedrückt, so eröffnete sich ihm eine lachende Aussicht zum Genuß und der unruhigen, unstäten und glänzenden Thatigkeit, die er liebte. Die Wahrheit, die er brauchte, durfte er finden; auch gewissenhaftere Männer wissen sich mit der Zeit in Systeme hinein zu lügen, welche sie in ihrer Jugend verabscheuten oder verspotteten. Aber die Lüge scheiterte hier an der Despotin, welche in diesem Falle die Laune hatte, die Aufklärung beaufsigen zu wollen. Sein System zeigte sich schon in Warschau erschüttert; er griff nach Dem zu, was sich ihm grade darbot. Die schwärmerische Neigung einiger Deutschen, der Kitzel der französischen Blasirtheit nach pikantem Neuen half dem Sy-

stem wieder auf die Beine, welches doch schon auf brittischem Boden neue, verschiedene Fühlfäden ausspann, um sich zu halten.

Die andere Frage, war er nur ein Betrüger auf eigene Hand? wurde, wie angeführt, von seinen Zeitgenossen entschieden verneint. Schon in Königsberg wollte man in ihm einen verkappten Mönch, in seinen Reden, Symbolen, seiner Mystik nachmals an den verschiedensten Orten einen Emissair der Jesuiten erkennen. Ein Hauptmoment für diese Behauptung war: woher die Mittel ihm zugeflossen, einen so außerordentlichen Aufwand zu machen? Man rechnete aus, daß die kostbaren Geschenke und die Summen, um welche er notorisch die Einwohner so vieler Länder betrogen, zur Bestreitung dieses Aufwandes nimmermehr ausgereicht hätten. Nach Berechnung seiner römischen Inquisitoren hatte er jedoch, außer den Geschenken an Kleinodien, in seiner Laufbahn über 100,000 Scudi, also mehr als 150,000 Thaler an baarem Gelde, eingenommen. Rechnet man hinzu, daß er in frühern Zeiten seine Arcana sich bezahlen ließ, daß er falsche Wechsel verfertigte, daß er für das Patent zur Aufnahme in den ägyptischen Ritus 50 Scudi sich bezahlen ließ (nur im Auftrag seiner geheimen Obern und für die Bundeslade!) und daß von den Millionen aufgenommener Schüler, die er angibt, doch vielleicht 1000 oder darüber wirklich sich weihen ließen, und nimmt man endlich an, daß nicht alle Betrogene so bereitwillig wie die Recke ihre Täuschung eingestanden, vielmehr die meisten sich nicht gedrängt gefühlt haben werden, der Welt zu sagen, um wie viel Geld sie von Cagliostro geprellt worden, so kommt doch vielleicht eine Summe heraus, durch welche er es möglich machte, seine Reisen und seinen Luxus zu bestreiten und

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARTAG.G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04028/044

vor der großen Masse großmüthig und uneigennützig zu erscheinen.

Damit sei jedoch nicht behauptet, daß er nie und zu keiner Zeit mit Andern in Verbindung gestanden habe. Es ist möglich, daß auch Einzelne oder Gesellschaften ihn als Werkzeug zu ihren Zwecken für dienlich gehalten und ihn entweder wirklich gebraucht oder ihn zu brauchen versucht haben. Dafür, daß er von Anbeginn ein Diener der Jesuiten gewesen, und sie nur zuletzt, als sie erkannt, daß er ihre Sache gefährde und nur für sich selbst handle, ihn fallen lassen, und rasch eingesperrt und seinen Mund verschlossen hätten, spricht keine einzige Thatsache, nicht einmal ein Anzeichen. Es spricht vielmehr die große Taktik dieses Ordens dagegen. Ein Mann von dieser Wirksamkeit, diesem Einfluß und einem so unerhörten Glücke wird überall in der Welt von Denen gesucht, welche Etwas bezwecken, was nicht auf geraden Wegen zu erreichen ist. Er selbst gibt sich vor seinen Richtern Mühe, sich als verfolgt und gesucht von einer großen, gottesläſterlichen Propaganda darzustellen, deren Ziel es gewesen, die monarchischen Verfassungen und die katholische Kirche zu untergraben. Hier nur zur Probe eine dieser Versuchungen, die in unserm deutschen Vaterlande ihm begegnet wäre, und die wir mit seinen eigenen Worten, uns aller Kritik enthaltend, versetzen:

„Ich reiste nach Frankfurt. Bei meiner Ankunft fand ich die * * * und * * * welche Häupter oder Archivarien des Freimaurerordens von der strengern oder sogenannten Illuminaten-Observanz waren. Sie luden mich ein, in ihrer Gesellschaft Kaffee zu trinken. Ohne meine Frau oder sonst Jemand von meinem Gefolge (dieses haben sie sich ausdrücklich von mir erbeten) mitzunehmen, setzte ich mich mit ihnen in eine Kutsche, und fuhr auf

ein ungefähr drei Meilen von der Stadt entferntes Landhaus. Wir traten in einem Hause ab, und verfügten uns, nachdem wir den Kaffee eingenommen hatten, in einen Garten, wo wir eine künstliche Grotte fanden. Mit einem brennenden Lichte stiegen wir miteinander ungefähr 14 — 15 Stufen unter die Erde hinab, und kamen in ein in die Runde gebautes Zimmer, in dessen Mitte ein Tisch stand, der, da er abgedeckt wurde, eine eiserne Kiste vorstellte. Nachdem auch diese eröffnet wurde, erblickte ich in derselben eine Menge Schriften, aus welchen meine besagten zwei Begleiter ein geschriebenes Buch, das einem Missale ähnlich war, hervornahmen, dessen Inhalt mit den Worten anhub: Wir Grosmeister der Tempelherren ꝛc. Sodann folgte eine Eidformel, die in schreckbaren Ausdrücken abgefaßt war, deren ich mich nicht mehr erinnern kann, und die Verpflichtung enthielt, alle despotischen Monarchen zu vertilgen. Diese Formel war mit Blut geschrieben, und hatte, außer meiner oben angeführten Chiffre, die obenan stand, eilf Unterschriften, die sämmtlich mit Blut gemacht waren. Ich kann mich nicht aller dieser unterschriebenen Namen erinnern, nur weiß ich, daß die N. N. N. N. N. N. N. N. N. N. unterschrieben waren. Diese Unterschriften zeigten die Namen der zwölf Großmeister der Illuminaten án; meine Chiffre war aber wirklich nicht von mir gemacht, und ich weiß auch nicht, wie sie dahin kam. Aus Dem, was sie mir über den Inhalt dieses in französischer Sprache geschriebenen Buches offenbarten, noch mehr aber aus Demjenigen, was ich hie und dort darin gelesen hatte, überzeugte ich mich immer mehr, daß der bestimmte Streich dieser Sekte vornehmlich auf Frankreich gerichtet war, nach dessen Falle es sodann auf Italien und sonderlich auf Rom losgehen würde. Ich

überzeugte mich ferner, daß der sogenannte Chimenes eines der Häupter dieser Verschwörung war, daß die Gesellschaft in verschiedenen Banken zu Amsterdam, Rotterdam, London, Genua große Geldsummen liegen habe, welche, wie mich meine Begleiter versicherten, von den Beiträgen herkommen, die alljährlich von 180,000 Mauern, für jeden zu fünf Louisdor gerechnet, entrichtet würden; daß man sich dieser Summen zur Unterhaltung der Ordenshäupter, zur Besoldung der Emissarien, die an allen Höfen sich befänden, zur Unterhaltung der Schiffe, und endlich zur Anschaffung alles Dessen, was die Sekte benöthigt wäre, und zur Belohnung Derjenigen bediene, welche irgend eine Unternehmung wider despotische Souverains wagten. Ich entdeckte ferner, daß die Anzahl der Logen, die sich in Amerika und Europa befinden, auf 20,000 sich belaufe, welche alljährlich am St. Johannistage verpflichtet sind, 25 Louisdor an die gemeinsame Ordenskasse zu senden. Endlich boten mir meine Begleiter Unterstützung an Geld an, und versicherten, bereit zu sein, auch mit ihrem Blute mir zu dienen. Ich erhielt wirklich 600 Louisdor in baarem Gelde von ihnen. Als wir hierauf in Gesellschaft nach Frankfurt zurückkamen, reiste ich andern Tages mit meiner Frau nach Strasburg ab."

Selbst die römischen Inquisitoren können sich nicht enthalten, hier zu bemerken, daß sie „keine hinlänglichen Merkmale hinsichts der Wahrheit dieser Erzählung hätten". Derartige absurde Märchen, verbreitet, um die Anhänger freierer Ansichten bei der Masse zu verdächtigen, sind übrigens nicht allein auf die römischen Inquisitionsgerichte beschränkt. Wir finden sie in der von Kamptz'schen Untersuchung gegen die sogenannten Demagogen von 1819 wieder, wo einige unschuldige,

Der Straßenboden faſt immer feſt, da die leichten Karren ihm keinen Schaden thun. Es gilt kein ängſtliches Gucken, ſich Umbiegen, man dünkt ſich lächelnd ein Herr der Erde, die vor uns ſich entfaltet und verſchwindet. Die Wege, obgleich keine Chauſſeen, ſind feſt. Man rollt über nakten Granit Abhänge hinunter, wo in Deutſchland Niemand im Wagen ſitzen bliebe, und im Gallop eilen die Pferde ohne Peitſchenſchläge die ſteilſten Berge hinan. Ueberdies kein ordentliches Geſchirr, nur feſte Stricke, durch welche minder wohlgezogene Pferde ſich ſchwerlich halten ließen. Hemmſchuhe ſcheinen hier unbekannt. Und wie die Gewohnheit kommt! Wollte ich doch beim erſten Abhange abſteigen, als mein kleiner Poſtillion, Skiuts-bonde hier genannt, ein achtjähriger Knabe, lächelnd ſeine Peitſche ſchwang und wir drüben auf der jenſeitigen Höhe ſtanden, ehe ich das Wort ausſprechen konnte. Schon am zweiten Tage lenkte ich ſelbſt mein Cabriolet, jetzt gehört es mit zur Freude der Reiſe ſelbſt zu fahren, — der kleine Führer huckt hinten oder vorn auf, wo er Platz findet, — und die eigentliche Luſt kommt erſt, wenn der

bei dem unschuldigen Jahn gefundene Messer durch officielle Zeitungsartikel dem deutschen Publicum als Dolche einer königsmörderischen Propaganda denuncirt wurden. Dieselbe Partei sieht überall mit denselben Waffen.

Bedenklicher scheinen einige dunkle Mittheilungen aus Cagliostro's letztem Aufenthalte in Paris. Dort soll, nach seiner Behauptung, eine Verschmelzung seines ägyptischen Ritus mit den vorhandenen Freimaurerlogen projectirt worden sein. Eine mysteriöse Zusammenkunft zwischen ihm und dem Haupte der Freimaurer, „einer sehr vornehmen Standesperson", fand deshalb statt. Man soll damit umgegangen sein, von Seiten des Hofes an den Papst und an das Cardinalscollegium sich zu wenden, um durch eine päpstliche Bulle die Bestätigung des ägyptischen Ordens zu bewirken, damit dieser gleich dem Deutschen und dem Johanniterorden zu Recht bestände. Die Ordensmitglieder sollten noch ein viertes Gelübde ablegen: an der Bekehrung der Protestanten, sei es auch mit Vergießung des Blutes, zu arbeiten. Die Statuten wären dem der Tempelherren gleichzustellen. Die Halsbandgeschichte hätte diesen Plan zerschlagen.

Dies ist wenigstens möglich. Möglich auch, wie er behauptet, daß nach seiner Verbannung aus Paris, und während seines Aufenthaltes in Passy, unter den zahllosen Bewunderern des Märtyrers, die zu ihm gewallfahrtet kamen, auch Emissaire einer revolutionairen Propaganda sich befunden haben. Cagliostro nennt unter den Besuchenden den schon erwähnten Thomas Chimenes, der mit einem andern Freimaurerhaupte ihn aufgesucht, über das ihm widerfahrene Unrecht ihn befragt, und dann, wie Cagliostro sich ausdrückt, ihm den Antrag gemacht habe: „ihnen als Häuptern der Maurerei von der strengern Observanz, also den Illu-

minaten beizuſtehen, den Tempelherrnorden zu rächen.“ Ihre Abſichten waren vor Allem gegen Frankreich, Italien und beſonders gegen Rom gerichtet. Möglich, wiederholen wir, iſt es, daß die Misvergnügten in Paris, in Caglioſtro einen Märtyrer der Cabinetsjuſtiz erblickend, ſich an ihn wandten, um auf eine Veränderung mit hinzuarbeiten, die, ohne beſtimmtes Ziel, dunkel im Hintergrunde ſchwebte.

Dies iſt, was wir aus den verſchiedenen, uns zugänglichen Quellen über Caglioſtro's Thaten, Leben, Reden und ſeinen Proceß zuſammenſtellten. Wir zweifeln, wenn überhaupt anderwärts mehr, daß man andere Aufſchlüſſe, als die aus Vermuthungen hervorgehen, über Das finden dürfte, was uns hier dunkel geblieben, über den innern Zuſammenhang zwiſchen der Erſcheinung des Wundermannes in ſeinem geiſtigen Lebensproceß. Am wenigſten finden wir ſie in dem ergangenen letzten Urtheil.

Am 21. März 1791 wurde die ganze Rechtsſache dem vollen Rathe der heiligen Inquiſition und endlich, nach altem Herkommen, am 7. April dem heiligen Vater vorgetragen. Pius VI. ſprach, wiewol der Verbrecher, ruft der römiſche Referent aus, „als Wiederherſteller und Fortpflanzer der ägyptiſchen Maurerei“ vielfach den Tod verdient hatte, in angewohnter Milde, nur folgende Sentenz über ihn aus:

„Giuſeppe Balſamo, mehrer Verbrechen Beklagter, Bekenner und gegenſeitig Ueberwieſener, iſt in alle jene Cenſuren und Strafen verfallen, welche wider förmliche Ketzer, Irrlehrer, Erzketzer, Meiſter und Anhänger der ſuperſtitiöſen Magie verhängt ſind, ſowie auch in die Cen-

furen und Strafen, welche sowol in den apostolischen Constitutionen Clemens XII. und Benedicts XIV. wider alle Diejenigen, die auf irgend eine Weise die Gesellschaften und Zusammenkünfte der Freimaurer begünstigen und befördern, als auch in dem Edicte des Staatssecretariats wider Diejenigen bestimmt sind, welche sich über diesen Punkt in Rom oder an einem andern Orte der päpstlichen Herrschaft vergehen. Aus besonderer Gnade aber wird ihm die Strafe der Uebergabe an den weltlichen Arm (das heißt die Todesstrafe) in eine ewige Gefangenschaft in irgend einer Festung verändert, wo er ohne Hoffnung einer Begnadigung in strenge Verwahrung genommen werden soll. Wenn er als förmlicher Ketzer in dem Orte seines gegenwärtigen Verhafts abgeschworen haben wird, sollen ihm die Censuren erlassen und die gebührende heilsame Buße aufgelegt werden.

„Das geschriebene Buch, welches betitelt ist: Aegyptische Maurerei, soll feierlich verdammt sein, als ein Buch, welches Gebräuche, Behauptungen, Lehren und Systeme enthält, die der Verführung einen weiten Weg bahnen, die christliche Religion zerstören, und welches abergläubisch, gotteslästerisch, ruchlos und ketzerisch ist; und soll eben dieses Buch, sammt allen Werkzeugen, die dieser Sekte angehören, öffentlich von dem Henker verbrannt werden.

„Mittels einer neuen Constitution werden sowol die Constitutionen der vorherigen Päpste, als auch das besagte Edict des Staatssecretariats wider die Gesellschaften und Zusammenkünfte der Freimaurer bestätigt und erneuert und namentlich der ägyptischen Sekte und einer andern, die sich Illuminaten nennt, erwähnt, und wider alle und jede, welche sich in eine solche Sekte aufnehmen

lassen, oder sie begünstigen, die schärfsten Strafen, und hauptsächlich jene Censur festgesetzt."

So wurde Cagliostro als Freimaurer und Ketzer bestraft. Seine übrigen Verbrechen sind nicht einmal erwähnt.

Er ward nach St. Leo ins Gefängniß abgeführt, wo er schon im Jahre 1795 starb. Seine Gattin ward auf Zeitlebens in ein Kloster gesperrt. Noch zeigt man in dem höchsten Stockwerk der Engelsburg in Rom das Gefängniß, wo Cagliostro gesessen.

Die Halsbandgeschichte.

1785 — 1786.

Um Mitte August 1785 wurde Paris durch eine unglaubliche Neuigkeit in Erstaunen gesetzt. Der Cardinal von Rohan, durch Geburt, Würde, Familienverbindungen, Reichthum, einer der ersten Männer Frankreichs, einst Gesandter der Krone in Wien, jetzt Großalmosenier des Reichs, ein Mann von großer Liebenswürdigkeit und glänzenden Eigenschaften in der höhern Gesellschaft, ward auf königlichen Befehl in die Bastille gesteckt.

Seit langen Jahren war keine so illustre Person in jenes Gefängniß gesperrt worden; denn die Zeiten der Feudalkriege, der offenen Empörungen und Verschwörungen der Großen gegen die Krone, waren selbst in ihren Nachwirkungen vorüber. Man conspirirte nur durch Hofintriguen, und die lettres de cachet verstrickten nur noch kleinere Intriguanten. Selbst die Verhaftsbefehle, erwirkt durch allmächtige Maitressen, hatten aufgehört, da keine Maitressen mehr am Hofe regierten. Ein ernsthafter König von humaner Gesinnung, und eine schöne Königin, voll stolzem Selbstbewußtsein, aber ohne Haß und Grausamkeit, dachten nicht daran, Privatbeleidigungen durch ihre königliche Machtvollkommenheit zu rächen.

Es mußte eine ganz besondere Ursache haben, daß ein Mann von dieser Höhe so grausam behandelt, und so öffentlich beschimpft wurde. Man muthmaßte im ersten Augenblick auf eine verrätherische Verbindung des Cardinals mit dem deutschen Kaiser, auf einen verabredeten Einfall in Lothringen; man dachte an eine Wiedererneuerung der Geschichte vom Connetable von Bourbon. Bald erfuhr man den wahren Grund.

Der Cardinal von Rohan ward angeklagt eines schweren, groben Betruges, eines gemeinen Criminalverbrechens, wobei er den Namen der königlichen Personen gemisbraucht hätte. Er hatte Complicen, welche um dieselbe Zeit eingezogen wurden: die Gräfin Valois de la Motte, der fremde Abenteurer, Graf Alessandro Cagliostro und dessen Gattin. Alle Drei standen seit Jahren mit ihm in der genauesten, vertrautesten Verbindung.

Sehr bald erfuhr das Publicum Näheres über den außerordentlichen Fall.

Der Hofjuwelier Böhmer und sein Compagnon Bassange hatten durch ein Memoire dem Könige und dem Ministerium angezeigt, daß ihnen im Namen der Königin ein Diamantenhalsband von ungeheurem Werthe abgekauft worden. Die Mittelspersonen waren die Gräfin de la Motte und der Cardinal gewesen. Die Bezahlung war unter allerhand Vorwänden verzögert worden. Man hatte sie gebeten, nicht darauf zu dringen, weil die Königin diesen Schmuck ohne Vorwissen ihres königlichen Gemahls gekauft, der bekanntlich kein Freund der Verschwendung war. Sie hatten sich indessen bald überzeugt, daß hier ein Misbrauch des königlichen Namens stattgefunden, daß die Königin das Halsband nicht erhalten, vielleicht nichts davon wisse, und daß sie durch

Zwischenpersonen um das Halsband und die Bezahlung betrogen worden.

Es dauerte nicht lange, so wußte man auch noch mehr über den Zusammenhang.

Der Cardinal von Rohan stand nicht in Gunst bei der jungen Königin; angeblich weil sein galantes Leben bei seiner geistlichen Würde ihre Mißbilligung erregt. Sie hatte ihn seit Jahren niemals bei Hofe angeredet. Ihn drückte diese Mißgunst; er verlangte danach, wieder in Gnaden aufgenommen zu werden.

Er hatte eine Freundin, eine junge Frau von großer Anmuth und Schönheit, die Gräfin de la Motte, die sich eines illustren Ursprungs, vom Blute der Valois, rühmte, eine Abkunft, die ihr auch nicht ganz abgestritten werden konnte. Die Gefälligkeit ihres Gatten, eines ehemaligen Soldaten der Gensd'armerie, dessen Grafenstand übrigens bezweifelt wird, scheint weiter gegangen zu sein, als daß er die Freundschaft seiner Frau mit dem galanten Cardinal gestattete. In dem gefährlichen, aber einträglichen Spiele, welches sie wagte, reichte er eine dienende und hülfreiche Hand.

Die Gräfin de la Motte wollte auch eine Vertraute, eine Freundin der Königin sein. Der Cardinal wenigstens glaubte es. Sie lebte fast immer in Versailles, und hatte dort Connerionen, die, man weiß nicht wie tief, durch die Antichambres in die Apartements der Königin drangen. Sie hatte den Cardinal glauben gemacht, daß Marie Antoinette zur Versöhnung geneigt sei, insofern er selbst sich dieser Gunst werth mache durch entgegenkommende Gefälligkeiten.

Die La Motte hatte mit der Dürftigkeit zu kämpfen gehabt. Ihr großmüthiger Freund hatte ihr viel zugewandt, aber nicht genug für ihre Bedürfnisse. Er war

selbst, obgleich sehr reich, doch immer in verzweifelten Umständen. Aber um die Gunst der Königin zu gewinnen, durfte er keine Opfer, keine Anstrengungen scheuen. Er kaufte, schenkte, spendete den Armen, Alles durch die Hände der La Motte, welche dafür von Zeit zu Zeit ihm ein Zeichen des königlichen Wohlwollens zu verschaffen wußte, und Rohan glaubte an diese Zeichen.

Die Königin hatte das kostbare Halsband, welches die Juweliere Böhmer und Bassange gefertigt, zu kaufen gewünscht, sagte die La Motte; aber ihr fehlte augenblicklich das Geld. Sie scheute sich auch, vor ihrem ökonomischen Gemahl ihren Wunsch auszusprechen. Wer ihr zum heimlichen Ankauf behülflich wäre, dürfte auf ihren vollen Dank rechnen. Aber die Sache mußte unter diesen Umständen vorerst ein Geheimniß bleiben. Der Cardinal hatte mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, er war der Königin, vertreten durch die Gräfin, behülflich gewesen. Er hatte das Halsband für die Königin von den Juwelieren gekauft, d. h. seinen Namen als Vermittler zum Unterpfand gelassen, den Schmuck empfangen, denselben nach Versailles gebracht, ihn, wie er glaubte, in die Hände der Königin gelangen lassen, und der Schmuck — war verschwunden!

Die Juweliere waren unter allerhand nichtigen Einwendungen hingehalten worden, und hatten endlich, von der entsetzlichsten Angst gequält, zu schnell für ihren eigenen Vortheil, gewiß zu dem Schaden des Cardinals, diesen übergehend, ihre Klage höchsten Ortes angebracht. Verhaftung und Untersuchung waren darauf, auch vielleicht zu hastig in einer so delicaten Sache, verhängt worden.

Paris war über die Hauptsache bald im Klaren. Die

Valois la Motte hatte den Cardinal Rohan durch Indem sie sich vor ihm als eine Vertraute der Königin ausgegeben, was sie nicht war, hatte sie ihn zu allerhand Thorheiten und Opfern, endlich zum Ankauf des Halsbandes, oder vielmehr zur Bürgschaft für dasselbe verleitet. Der Schatz war aus den Händen der Juweliere durch die des Cardinals in die ihrigen gegangen, und die Diamanten waren von ihrem Ehegatten in England und Holland verkauft worden. Sie, die kaum noch eine Bettlerin gewesen, hatte die letzte Zeit über im äußersten Luxus gelebt, ihr Mann hatte in London verschwendet und war, nachdem die Sache ruchbar zu werden anfing, wieder übers Meer entflohen. Sie leugnete und gestand, brachte aber andere Personen mit hinein, auf welche sie die Schuld der Entwendung abwälzen wollte, namentlich Cagliostro, und nur über diese Nebenpartien des Processes waltete für die pariser Welt, welche den geheimen Zusammenhang bald durchdrungen hatte, ein Geheimniß ob.

Paris wußte, daß der König den Cardinal auf die Klage der Königin rufen lassen, obgleich seine Minister angerathen, ihn ohne Weiteres in die Bastille zu setzen. Daß die Königin es gewesen, welche gefodert, er solle zuvor verhört werden. Daß Marie Antoinette ihn in Gegenwart ihres Gemahls gefragt, ob er leugnen könne, daß dies das erste Mal seit vier Jahren sei, daß sie zu ihm spreche? Daß Rohan erwidert, er müsse es einräumen, er sei von der La Motte betrogen worden. Daß er, gleich nach dem Austritt aus den königlichen Apartements arretirt werden; daß der König ihm sagen lassen, er möge selbst bestimmen, auf welche Art mit ihm verfahren werden solle, und der Cardinal geantwor-

tet: er wünsche vom Parlament gerichtet zu werden. Es erkannte die Güte, mit welcher der Monarch zum Angeschuldigten gesprochen, es wußte von der Verwirrung desselben, und es tadelte den unklugen Rath der Minister, einen so hochgestellten Mann arretiren zu lassen, anstatt alle Mittel anzuwenden, eine so ärgerliche Sache möglichst ohne Aufsehen und Geräusch abzumachen.

Alles dies wußte Paris in den nächsten Tagen, aber es fragte, wie es möglich sei, daß ein Großer von der Stellung des Cardinals es bis zu diesem Eclat der Gefangensetzung habe kommen lassen? Warum er nicht alle Minen springen lassen, da ihm der Credit nicht verweigert wäre, um die Foderungen in der Stille zu befriedigen? Wie es möglich sei, daß ein Prinz von seiner Liebenswürdigkeit und seiner Macht, der den schönsten und ersten Frauen nur zu winken gebraucht, sich von einer Valois la Motte so habe bestricken lassen, und wie ein Mann von seinem Geist die Gegenwart des Geistes in den ersten Augenblicken so ganz verlieren können, daß er sich hülflos in die Arme seiner Untergebenen geworfen, und, einst vielfach gesucht und bewundert, zum Gegenstand des Spottes und stillen Gelächters geworden?

Der Cardinal galt für einen homme d'esprit, ein Mitglied der französischen Academie! Daher war die Frage in Paris natürlich. Die Geschichte kennt ihn als den Spielball eines andern Betrügers, dem er fast willenlos hingegeben war; für uns ist die Frage daher schon von selbst beantwortet, wie es möglich war, daß er in die Netze der Valois la Motte so tief und rettungslos sich verwickeln konnte, bis zu seinem Untergange.

Dies wußte, fragte und beantwortete sich Paris schon

gebrechliche Karren die Berge hinunter und wieder hinaufrollt.

Interessant ist es auch Damen, freilich in feineren Cabriolets, sitzen und selbst lenken zu sehen. Es erregt keinen Anstoß oder Verdacht, wenn junge elegante Mädchen allein über die Landstraße fahren. Wir sahen Frauen jedes Standes die Zügel führen, häufig daß selbst der Skiuts-bonde (Schußbonde ausgesprochen) fehlte. Eine junge Dame geht zu Fuß auf einer Landstraße nach dem nächsten Posthause, bestellt dort selbst die Post, besteigt den Karren und setzt so ihre Reise über sechs Preußische Postmeilen mit männlicher Entschlossenheit fort. Doch muß ich bemerken, daß wir dies im südlichen Norwegen sahen, wo die Landstraßen befahrner und die Sitten natürlicher sind, oder es doch sein wollen. Auf den Schwedischen Landstraßen herrscht eine Todtenstille, welche den oben beschriebenen Charakter dieser Gegenden noch mehr hervortreten läßt. Selten oder nie bemerkten wir Reisende. Wir selbst, in vier oder fünf Karren, vielleicht in etwas wunderlicher Tracht, einherrollend, galten für Engländer, was uns viele ehrerbietige Grüße und

in der ersten Zeit seiner Gefangenschaft in der Bastille, und man muß gestehen, daß dieses Mal das Gerücht wohlunterrichtet war. Der Proceß ist vielfach besprochen, erzählt und wieder erzählt worden, die Grundzüge bleiben aber dieselben, wie sie in der französischen Hauptstadt schon damals bekannt waren. Nur hinsichts der mitwirkenden Nebenpersonen und mancher Verdächtigungen, welche der Parteigeist einstreute, wurden einzelne Dunkelheiten nicht weggeräumt, oder neue geflissentlich auf das merkwürdige Intriguengemälde aufgesetzt, welches bald verhängnißvoll in die Weltbegebenheiten, die sich vorbereiteten, hineinspielen sollte.

Aber nogdem, daß der Thatbestand des eigentlichen Verbrechens sehr bald ermittelt war, daß der berühmte Fall so oft in Memoiren und Geschichtswerken ausführlich erzählt ist, sind wir doch nicht im Stande, eine so genaue juristische Relation von demselben zu geben, als wir wünschten. Den aus den Acten geschöpften Mittheilungen desselben fehlt die actenmäßige Wahrheit, oder sagen wir lieber die Vollständigkeit, welche wir von einem vor einem deutschen Criminalgerichte oder einer französischen Jury gründlich geführten Criminalprocesse erwarten. Wie in den meisten Fällen des älteren Pitaval fehlen uns die protokollarischen Aussagen vor dem Instructionsrichter gleichwie die Zeugenaussagen in ihrer unmittelbaren Gestalt, wogegen Alles nur vermittelt, durch die von Advocaten ausgearbeiteten Schriften der Kläger und Verklagten uns vorgeführt wird. Selbst die Zeugen, freilich als Mitangeklagte, sprechen durch Memoiren ihrer Vertheidiger, wodurch der eigentliche ursprüngliche Ausdruck, die unermittelte Wahrheit für uns verloren geht. Ein Urtheil danach zu fällen, wäre einem gewissenhaften Richter heut unmöglich, und durch

die zwischen den schönen Reden gelassenen Lücken schleichen sich für uns mancherlei bedenkliche Zweifel ein *).

Indessen immer nur über Nebenumstände, Nebenmotive und Intriguen; das Factum selbst bleibt klar vor Augen, und die Controle für die vorkommenden Widersprüche findet sich in der Uebereinstimmung der Berichterstatter aus den verschiedensten Zeitepochen. Wir haben in den im vorigen Falle erwähnten Mémoires authentiques pour servir à l'histoire du comte de Cagliostro den Bericht eines Zeitgenossen, welcher, noch während des Cardinals von Rohan Gefangenschaft in der Bastille, die Pariser über das thatsächliche Verhältniß aufzuklären suchte; auch wol im Interesse des Hofes der öffentlichen Meinung einen Fingerzeig zu geben und sie auf die zu verhängenden Strafen vorzubereiten suchte. Es ist darin nichts Wesentliches verschieden von der actenmäßigen Darstellung in der Recueil des causes célèbres des Advocaten Mejean, welcher, zur Kaiserzeit

*) Ja Thomas Carlyle, der die Halsbandgeschichte einer kritischen Remandarstellung gewürdigt hat, sagt gradezu, daß Alles, was über die Affaire du Collier gesammelt und im Druck herausgegeben worden, das größtmögliche Gemengsel von gedruckten Lügen und Täuschungen sei, und doch zugleich die einzige Quelle, um der Wahrheit des Thatsächlichen auf die Spur zu kommen. Alle Betheiligte hätten selbst und durch ihre Advocaten nicht die Wahrheit gesagt, sondern nur Das, was sie wünschten, daß geglaubt würde. Jeder hätte nach seiner Fähigkeit den Andern zu überlügen getrachtet, und der Historiker müsse fortwährend sichten und sieben, um ein Paar Körner von historischer Wahrhaftigkeit zu gewinnen, aus denen ihm dann überlassen bleibe, wenn kein wahres, doch ein wahrscheinliches Gebäude aufzuführen. Dieses Chaos von Täuschungen, wie es auf uns überkommen, habe der Halsbandgeschichte schon ihrer Zeit die Benennung der: „Größten Lüge des achtzehnten Jahrhunderts" verschafft.

schreibend, Zutritt zu den Archiven hatte und parteilos über die Begebenheiten einer Vergangenheit urtheilen konnte, deren Fehler den damals (1808) anscheinend vollkommen feststehenden Kaiserthron nicht erschüttern und berühren konnten. Endlich hat die neuere Zeit, seit der Restauration, eine Anzahl von Memoiren ans Licht gerufen, welche auch diesen berühmten Fall wieder mannichfach beleuchtet haben, und unter welchen die der Madame Campan, wenigstens über den geheimen Anfang der Intrigue, uns die vollständigsten Aufschlüsse gewähren. Die Mittheilungen des Abbé Georgel und die „Geheime Correspondenz des Hofs Ludwigs XVI." sind wichtige Zeugnisse von Zeitgenossen über andere Theile des Processes. Cagliostro's Aussagen vor seinen römischen Richtern sind für diesen Proceß von keiner besondern Bedeutung.

Hören wir zuerst die genannten Memoiristen über die Sachlage an. Wenn die Wahrhaftigkeit der Campan außer Frage ist, und man annimmt daß ihr Gedächtniß durch so lange Jahre ihr treu blieb, so erscheint sie als die bedeutungsvollste Zeugin, indem ihre Verhältnisse zu Marie Antoinettens Hofe sie zur Mitwisserin vieler Details machten. Ja vermöge ihrer Stellung zur Königin ist sie sogar mitthätig in dem Vorspiel.

Der Hofjuwelier Böhmer war seit Jahren damit beschäftigt gewesen, einen Vorrath der schönsten Diamanten, die er nur irgend auftreiben können, zusammenzubringen, um daraus ein Halsband von mehren Schnüren zu bilden, von dem er hoffte, daß es ihm die Königin abkaufen solle. Er verschaffte sich, nachdem es fertig war, eine Audienz bei Ludwig XVI., der so da-

von entzückt war, daß er die Königin damit geschmückt zu sehen wünschte, und das Kästchen auf deren Zimmer bringen ließ. Marie Antoinette wollte aber nichts von einer so bedeutenden Ausgabe wissen — das Halsband sollte 1,600,000 Francs kosten — sie habe Diamanten genug, wie sie Böhmern schon bei einer frühern Gelegenheit versichert, sie trüge sie ohnedies kaum vier- bis fünf Mal des Jahres; wozu also solle ein solches Capital todt bei ihnen ruhen, jetzt, wo die Finanzen ohnedies derangirt wären, und der Bau eines großen Seeschiffes für den König eine weit nöthigere Ausgabe wäre?

Böhmer hatte auf diesen Ankauf seine ganze Hoffnung gesetzt. Als sie gescheitert war, machte er bei verschiedenen Höfen Anträge; allen Fürsten, die er anging, war der Schmuck indeß zu kostbar. Er wandte sich noch ein Mal an Ludwig XVI., er verlangte nicht baare Bezahlung auf der Stelle, er wäre mit Partialzahlungen, ja mit einer Leibrente zufrieden. Der König schien wieder geneigt. Marie Antoinette aber erklärte, wenn der Ankauf wirklich so vortheilhaft sei, als man ihn anpreise, so möge ihr Gemahl ihn abschließen, das Halsband aber aufbewahren bis zur Vermählung ihrer Kinder. Sie selbst werde es nie tragen, weil sie den Vorwurf des Publicums nicht auf sich ziehen wolle, sich einen Schmuck von so ungeheuerm Preise gewünscht zu haben.

Jetzt wies der König Böhmers Antrag entschieden zurück. Unter diesen Umständen würden die kostbaren Juwelen erst recht zu einem todten Capitale geworden sein. Böhmer klagte sein Unglück aller Welt. Die Verständigen konnten ihn nicht beklagen; wer hieß ihn Diamanten zu diesem Werthe anschaffen, auf die durch nichts

begründete Hoffnung hin, daß ihm eine hochfürstliche Person dieselben abkaufen werde. Seine Stelle als Kronjuwelier, die er nur erkauft, gab ihm keine andern Rechte, als daß er Zutritt bei Hofe hatte; sie verpflichtete Niemand, die Waaren, welche er ohne Bestellung anfertigte, ihm abzunehmen. — Uebrigens behauptet die Geheime Correspondenz, das Halsband sei schon zu Zeiten Ludwig XV. von Böhmer und Bassange für die Dubarry angefertigt gewesen; was für die Maitresse nicht zu theuer gewesen (wenn der König noch gelebt), war für die Königin zu kostbar geworden!

Böhmer ruhte nicht. Nach mehren Monaten erlangte er wieder eine Audienz bei der Königin, die nicht mehr an den Schmuck dachte. Er fiel auf die Knie, faltete die Hände, weinte und rief: „Ew. Majestät, ich bin ruinirt, ich bin entehrt, wenn Sie mein Halsband nicht kaufen. Ich kann das Unglück nicht überleben. Ich muß mich ins Wasser stürzen.“ Marie Antoinette hieß ihn in strengem Tone aufstehen; sie liebe das nicht, und redliche Leute hätten nicht nöthig, auf den Knien zu liegen. Wenn er den Frevel beginge, sich das Leben zu nehmen, könne sie ihn nur als einen Wahnsinnigen bedauern und Mitleid für ihn empfinden, sich aber nicht die Schuld des Unglücks beimessen. Sie habe ihm niemals Aufmunterung gegeben, ihn vielmehr verschiedene Male abgewiesen und ausdrücklich gesagt, daß sie zu den Diamanten, welche sie besäße, auch nicht vier Stück noch hinzuzufügen gedenke. Sie warnte ihn, nie mehr davon zu ihr zu sprechen, und rieth ihm, das Halsband auseinander zu nehmen und zu versuchen, es einzeln zu verkaufen. Darauf entließ sie ihn mit der Weisung, nie mehr eine solche Scene der Verzweiflung in ihrer Gegenwart zu spielen.

Die Königin hörte später durch Herrn v. St. James, daß Böhmer doch noch immer mit dem Gedanken des Halsbandverkaufs umgehe, und daß es für Ihre Majestät rathsam wäre, sich danach zu erkundigen. Sie trug deshalb Frau v. Campan auf, wenn sie dem Juwelier begegne, gelegentlich mit ihm davon zu sprechen. Die Gelegenheit bot sich dar. Böhmer erklärte, daß er das Halsband nach Constantinopel an die Favoritsultanin verkauft habe. Die Königin wunderte sich darüber, freute sich aber in der Seele des Juweliers. Doch vermied sie es, Böhmer zu sehen, weil sie seine Geistesüberspanntheit fürchtete, und übertrug lieber ihre kleineren Goldarbeiten und Reparaturen ihrem gewöhnlichen Kammerjuwelier.

Bei Gelegenheit der Taufe des Herzogs v. Angoulême machte Ludwig demselben einige Geschenke in Brillanten, die er bei Böhmer bestellt, und trug diesem auf, dieselben der Königin in eigener Person zu überreichen. Als Böhmer dies ausführte, überreichte er zugleich einen Brief in Form einer Bittschrift. In dem Schreiben standen unter Anderm die Worte: „daß er sich glücklich fühle, Ihre Majestät im Besitz der schönsten Diamanten zu wissen, die man in Europa kenne, und daß er sie bitte, ihn nicht zu vergessen.“ Die Königin sah in diesen Zeilen nichts als einen neuen Beweis der geistigen Aufgeregtheit oder der Geistesabwesenheit des Mannes. Sie verbrannte den Brief an einer auf dem Tische stehenden Wachskerze und trug der Campan, welche zugegen war, auf, wenn sie Böhmern wiedersehe, ihm seine ewigen Gedanken wegen der Diamanten, welche sie kaufen solle, aus dem Kopf zu reden. Sie möge ihm sagen, daß sie, die Königin, sich gar nichts mehr aus Diamanten mache, daß sie in ihrem ganzen Leben

keine mehr kaufen wolle, und, wenn sie Geld übrig hätte, lieber die Ländereien um ihr Schloß von St. Cloud ankaufen wolle. Doch untersagte sie der Vertrauten, Böhmern deshalb zu sich zu bestellen, denn bei dem Menschen, der eine wahre Strafe für sie wäre und von seiner Narrheit nicht lassen könnte, würde jeder directe Schritt übel angebracht sein und übel gedeutet werden.

So die Campan über die der Geschichte vorangehenden Verhältnisse, von denen die Acten natürlich schweigen, da sie, als außerwesentlich, nicht zu ihrer Cognition kamen, auch die Königin von Frankreich schwerlich darüber von den Instructionsrichtern befragt werden durfte. Nehmen wir auch an, daß Frau von Campan in ihren Memoiren den Hauptzweck gehabt, das Andenken der unglücklichen Königin von allen Verunglimpfungen und Flecken zu reinigen, deshalb also nicht als ganz unparteiische Zeugin zu betrachten sei, so trägt die Erzählung doch das Gepräge der innern Wahrscheinlichkeit. Hinsichts dieses Punktes hatte die Geschichte längst zu Marie Antoinettens Gunsten entschieden; sie hatte also keinen Grund, hier etwas zu erfinden, um die Königin zu rechtfertigen. Was sie über diese Privatangelegenheiten und Stimmungen erzählt, konnte nur sie wissen; aber ihre Angabe wird auch durch andere Schriften der Zeitgenossen unterstützt und durch kein Zeugniß bestritten. Auch der Abbé Georgel, der ganz in Rohans Interesse schrieb, sagt, daß Böhmer gegen die La Motte und Andere erklärt habe, die Königin habe das Halsband, das ihr sehr gefallen, weder selbst kaufen, noch dem Könige, es ihr zu kaufen, den Vorschlag machen wollen, weil die strengste Oekonomie grade damals bei Hofe zur Pflicht geworden.

Wir sind danach über das Verhältniß Marie Antoi-

nettens zum Halsbande und wie Böhmer zur Königin stand, ins Klare gesetzt. Böhmers Lage, und wie er zum Glauben verführt werden konnte, daß die Königin, wenn das Gelüste nach den Diamanten wieder in ihr erwachte, nur auf solche heimliche Weise sich ihm nähern durfte, steht uns vor Augen. Ueber das gleichzeitige Verhältniß Böhmers zur La Motte und zum Cardinal, und des Letzteren wieder zur Königin werden uns später aus den Acten selbst hinreichende Schlaglichter gewährt, für die wir aus den Memoiren nur einige vermittelnde Tinten zu entlehnen haben. Wir folgen inzwischen der Geschichterzählung der Campan über die Scenen der Entdeckung.

Am 3. August 1785 kam Böhmer zur Campan, die sich grade von Versailles auf ihr Landhaus begeben hatte, in äußerster Unruhe. Er hatte auf jenen mysteriösen Brief keine Antwort erhalten. Die Campan erwiderte, daß sie keinen andern Auftrag für ihn habe, als was die Königin sie ihm zu sagen geheißen. Böhmer ließ sich nicht stören; er fragte: an wen er sich denn nun wegen der Antwort zu wenden habe? — An Niemand, erwiderte die Campan. Die Königin hat Ihre Bittschrift verbrannt und begreift nicht, was Sie damit wollen. Den vollständigen Verlauf des theatralisch interessanten Dialogs, welchen die Campan aus einer beinahe vierzigjährigen Erinnerung niederschrieb, übergehend, schließen wir mit dem Resultate, daß Böhmer erklärte, die Königin schulde ihm noch 1,500,000 Francs für das Halsband, welches der Cardinal von Rohan für sie erkauft, daß er nur darum gesagt, er habe es nach Constantinopel verkauft, weil die Königin ihm dieses ausdrücklich anbefehlen lassen und er ein ruinirter Mann sei, wenn man ihn betrogen habe. — Sie sind

betrogen, schloß die Kammerdame; denn die Königin hat mit dem Cardinal, seit er aus Wien zurück ist, nur ein einziges Mal gesprochen, und es gibt Niemand, der am Hofe mehr in Ungunst stände als er.

„Sie selbst sind betrogen, Madame," fuhr Böhmer auf. „Sie sieht und spricht ihn oft im Geheimen. Sie selbst händigte ihm die 30,000 Francs ein, die mir auf Abschlag gezahlt wurden. In seiner Gegenwart nahm sie dieselben aus dem kleinen Schreibtisch von Porcellan heraus, der im geheimen Cabinet neben dem Kamine steht."

Die Campan war fast nicht weniger entsetzt als der Juwelier, daß der Cardinal von Rohan dies zu Böhmer gesagt haben solle; aber auch dieser ward von einer innern Angst durchschüttert, als er die Unbefangenheit der Campan mit dem Umstande zusammenstellte, daß die Königin auch zu Pfingsten das Halsband nicht getragen, während der Cardinal ihn doch bestimmt versichert, sie werde es an diesem Feste zum ersten Mal umnehmen.

Beide beriethen, was zu thun sei. Als die Campan ihm bemerklich machte, daß er als vereideter Hofjuwelier sträflich gehandelt, ohne Immediatbefehl eine solche Bestellung anzunehmen, erwiderte er: daß ein ausdrücklicher Befehl ja da sei, er habe noch alle von der Königin unterzeichneten Handbillets, er habe dieselben sogar mehren Banquiers vorzeigen müssen, um eine Verlängerung der Zahlungstermine für Das, was er ihnen schulde, zu bewirken. Die Campan drang nun darauf, er solle augenblicklich nach Versailles und sich beim Minister des königlichen Hofstaates, dem Baron Breteuil, melden. Böhmer folgte dem Rathe nicht, sondern flog nach Paris und meldete sich beim Cardinal. Was hier geschehen, darüber kann die Campan keine Auskunft geben. Sie selbst schwieg über den außerordentlichen Vor-

fall gegen die Königin, auf den Rath ihres Schwiegervaters, sich in Dinge nicht zu mischen, die außer ihrem Amte lägen.

Endlich aber mußte sie sprechen. Die Königin, aufs Neue „von dem Narren Böhmer" um eine Audienz gedrängt, foderte sie dazu auf. Marie Antoinette gerieth in die äußerste Bewegung, als sie den Inhalt jenes Gesprächs erfuhr, der auf eine schändliche, ihr unbegreifliche Intrigue hindeutete. Ihr Name war misbraucht, ihre Handschrift nachgemacht. Am wenigsten begriff sie, wie der Cardinal Rohan, mit dem sie nichts zu thun hatte, in diese Sache verwickelt sein könne. Sie besprach sich mit ihren Vertrauten, dem Abbé v. Vermond und dem Minister Breteuil. Beide waren unglücklicher Weise unversöhnliche Feinde des Cardinals, Beide erblickten in der Sache nur eine willkommene Gelegenheit, ihn vor den Augen des großen europäischen Publicums mit Schimpf zu brandmarken, sein Ansehen am Hofe auf immer zu stürzen, und folgten nicht der loyalen Klugheit, eine so unglückselige Angelegenheit mit Schonung und Vorsicht zu behandeln.

Am 15. August, Mittags, wurde der Cardinal in das Cabinet des Königs gerufen. Die Königin war zugegen. „Haben Sie von Böhmer Diamanten gekauft?" fragte Ludwig. — „Ja, Eure Majestät." — „Was haben Sie damit gemacht?" — „Ich glaubte, daß sie der Königin eingehändigt worden wären." — „Wer hatte Ihnen den Auftrag dazu gegeben?" — Der Cardinal erwiderte: „Die Gräfin La Motte-Valois, die mir einen Brief der Königin vorzeigte. Ich glaubte, mich Ihrer Majestät zu empfehlen, wenn ich diesen Auftrag übernähme."

in den Wirthshäusern Rechnungen verschaffte, die wir gern mit jenen compensirt hätten.

Dafür sind aber auch alle Fußreisende aus Schweden verbannt. Kaum daß ein Bauer von einem Dorfe zum andern geht. Selbst die Bettler scheinen zu fahren. Erst in Norwegen trafen wir auf einige wandernde Handwerksburschen, das Felleisen auf dem Rücken.

Friedrich in Dresden würde in den hohen Granithaiden reiche Nahrung für seine Phantasie finden. Doch ist nicht alles öde Steinmasse. Zuweilen werden die Felsen schroffer, zuweilen senken sich die bewaldeten Bergplateaus nieder, und stille schwarze Seen blicken uns aus der Tiefe entgegen. Aber auch der Schottische und Scottische Charakter macht die Gegenden nicht, was wir malerisch nennen. Selbst der Wenersee, wir besuchten ihn von dem niedlichen Städtchen Wenersborg aus, erfüllt nicht alle Erwartungen. Ein schöner, klarer, großer See, eine weite blaue Fläche mit Inseln, Schären und Felsenufern, aber ohne Formen, die durch Keckheit oder Lieblichkeit das Auge fesselten. Die kleine Wenerflotte in einem Landsee und der Ge-

Dies war das erste Mal, wo der Name der La Motte in dieser Angelegenheit genannt wurde.

Die Königin unterbrach den Cardinal: „Wie konnten Sie glauben, Herr Cardinal, Sie, mit dem ich seit acht Jahren kein Wort gesprochen, daß ich Sie grade zur Leitung der Unterhandlung wählen würde, und noch dazu durch die Vermittelung einer solchen Frau?"

Rohan erklärte, er sehe, daß er schrecklich getäuscht worden. Er werde das Halsband bezahlen. Nur das Verlangen, der Königin zu gefallen, habe ihn verblendet; er habe keinen Betrug ahnen können. Er zog aus der Brieftasche eines der angeblichen Billette der Königin an die La Motte, worin über den Auftrag gesprochen wurde. Man erklärte ihm, daß es weder ihre Handschrift, noch ihre Unterschrift sei. Der König fragte ihn, wie ein Prinz aus dem Hause Rohan sich so grob habe können täuschen lassen? Die Königin unterzeichne nur mit ihrem Taufnamen, und nie mit dem Zusatz „von Frankreich".

Der König hatte Abschriften einiger der Briefe, welche der Cardinal an Böhmer geschrieben. Der Cardinal sollte sich darüber erklären. Er gerieth in die äußerste Verwirrung, er erblaßte, lehnte sich an den Tisch, wollte sich der Schriften nicht erinnern; doch aber, wenn man ihm das Original vorlege, werde er seine Unterschrift nicht ableugnen. Der König, sich seiner erbarmend, ließ ihn in das Cabinet treten, um zu sich selbst zu kommen und seine Erklärung schriftlich abzugeben. Aber als die Schrift, welche er nach einer Viertelstunde herausbrachte, eben so unklar erschien, hieß ihn der König sich entfernen. Draußen ließ ihn der Minister Breteuil verhaften, zuerst in sein Hotel und von dort in die Bastille führen.

Noch im Schlosse zu Versailles gelang es dem Car-

dinal, einen Zettel mit Bleistift an seinen Vertrauten, den Abbé Georgel, zu schreiben mit dem Auftrage: sofort seine ganze Correspondenz mit der La Motte und überhaupt alle seine Briefe zu verbrennen. Ein junger Gardelieutenant, dem der Auftrag, ihn zu verhaften, vom Minister ertheilt worden, soll darüber so erschrecken gewesen sein, — Einige behaupten, er habe, in wohlgerechtfertigtem Schuldbewußtsein, im ersten Augenblicke geglaubt, die Verhaftung gelte ihm selbst — daß er dem hohen Würdenträger sein eigenes Bleistift überreichte. Rohans Kammerdiener sprengte mit dem Zettel nach Paris vorauf. Sein Pferd stürzte und er selbst fiel in Ohnmacht, aber der Abbé Georgel hatte noch Zeit, die Briefe zu verbrennen, ehe der Policeilieutenant von Paris zum Versiegeln ankam. Der Schleier über der ganzen Intrigue ward dadurch noch dichter; vielleicht nicht zu Gunsten des Cardinals.

Die Verhaftung erregte das von uns oben geschilderte Aufsehen; aber zugleich unter der Aristokratie und der Geistlichkeit einen Schrei der Misbilligung, welcher damals freilich nur in dem beleidigten Standesgefühl seinen Grund hatte. Es erhob sich der Prinz von Condé, der eine Rohan geheirathet (der Großvater des Duc d'Enghien, der Vater des Herzogs von Bourbon, dessen tragisch dunkles Ende wir im sechsten Theile erzählt), der Marschall von Soubise und die Prinzessin von Marsan, voll Entsetzen über den Frevel, einen Prinzen aus solcher Familie wie einen gemeinen Verbrecher zu verhaften. Die gesammte Geistlichkeit — von den Cardinälen bis auf die jüngsten Seminaristen hinab — glaubten ihren Stand beleidigt durch die Verhaftung eines geistlichen Fürsten. Man war erzimmt über den Hof und freute sich auf dessen Demüthigung.

Der ganze Klerus verlangte, daß die Angelegenheit eines Fürst-Cardinals der geistlichen Gerichtsbarkeit überwiesen würde; der Erzbischof von Narbonne, als Präsident der geistlichen Synode, machte dem Könige deshalb Vorstellungen. Mehre Bischöfe schrieben an denselben, anführend, daß ein bloßer Geistlicher, wenn er in diese Sache verwickelt wäre, das Recht hätte, an seinen natürlichen Richter zu appelliren, und nun werde dieses Recht einem Cardinal versagt! Aber Rohan hatte sich, wie wir anführten, dem weltlichen Gericht unterworfen, er hatte verlangt, vom Parlament gerichtet zu werden. Da erschien ein Breve des Papstes an ihn. Seinetwegen war eine Cardinalsversammlung gehalten worden, und einstimmig hatte man erklärt, daß er gegen die Würde dieses Collegiums gehandelt, indem er eine fremde und weltliche Gerichtsbarkeit über sich anerkannt. Zur Strafe ward er auf sechs Monate suspendirt, mit der Androhung, wenn er bei seinem regelwidrigen Verfahren beharre, aus der Reihe der Cardinäle gestrichen zu werden. Die Drohung war indessen nicht ernst gemeint. Auf die Erklärung seines Bevollmächtigten vor dem geistlichen Gerichte, daß Seine Eminenz nicht umhin gekonnt, sich dem Parlamente des Landes zu unterwerfen, als dem Gerichte, welches sein Herr, der König, ihm angewiesen, und daß er, wegen Bewahrung der Vorrechte seines Standes, den nöthigen Protest eingelegt, erklärte ihn der Papst in alle seine Rechte und Würden wieder eingesetzt.

So, nach den nichtgerichtlichen Mittheilungen, die Vorgeschichte des Processes, welcher mit dem Requisitorium des königlichen Generalprocurators an das Parla-

ment von Paris anhebt. Dieses, die Anklage begründende, uns überlieferte Actenstück, lautet in seiner alten Form:

„Angesehen, daß angezeigt worden, wie gegen Ende des Januar 1785 der Cardinal von Rohan zu Böhmer gekommen sei, Juwelier der Krone, und Bassange, seinem Associé; wie besagte Juweliere ihm ein großes Halsband von Brillanten, als ein seltenes Prachtstück vorgewiesen, versichernd, daß es von den Herren Doigny und Maillard auf 1,600,000 Francs geschätzt worden, desgleichen, daß sie von einem Augenblick zum andern warteten, um diesen Schmuck nach Spanien zu schicken, als wobei sie ihr Verlangen ausgedrückt, ein so kostspieliges Stück bald loszuwerden; wie ferner, daß der Cardinal ihnen erwidert, er wolle von dieser Unterredung Bericht abstatten und daß es wol möglich sei, daß er dasselbe erstehen dürfte; daß es zwar nicht für ihn sei, er sich aber für überzeugt halte, sie würden seine Arrangements mit Vergnügen annehmen, auch wenn es ihm nicht erlaubt wäre, den Namen des Käufers zu nennen; wie zwei Tage darauf der Cardinal abermals zu bemeldeten Juwelieren gekommen, ihnen sagend, daß er neue Instructionen erhalten, mit ihnen zu verhandeln, jedoch unter Anempfehlung des allerstrengsten Geheimnisses; wie, nachdem die Juweliere ihm dieses Versprechen gegeben, der Cardinal ihnen seine Vorschläge schriftlich mitgetheilt, so wegen des Preises als des Termines der Zahlung, als worunter die Juweliere ihre Acceptation am 29. Januar 1785 vermerkt;

wie am folgenden 1. Februar der Cardinal sie aufgefodert, zu ihm zu kommen und den fraglichen Gegenstand mitzubringen; wie sie sich dahin begeben und das Halsband mitgebracht hätten; wie er ihnen nun zum

ersten Mal angekündigt, daß es die Königin sei, welche den Ankauf mache, ihnen dabei die (bemeldeten) Vorschläge vorweisend, wo auf dem Rande jedes Exemplars das Wort: „Einverstanden", auf der Randseite ihrer Acceptation aber geschrieben stand: „Einverstanden, Marie Antoinette von Frankreich"; wie nun der Cardinal ihnen zu verstehen gegeben, daß das Halsband noch am selben Tage überliefert werden solle, ihnen zugleich sagend, daß die Königin nicht auf der Stelle Anweisungen zur Baarauszahlung ausstellen könne, er aber hoffe, daß genaue Zinsabrechnung stattfinden werde; wie am selbigen Tage bemeldete Böhmer und Bassange einen Brief vom Cardinal empfangen hätten, geschrieben und unterzeichnet von ihm selbst, in welchem er ihnen vermeldet, daß die Königin ihm zu wissen gethan, wie ihre Absicht sei, daß die Interessen von Dem, was nach der ersten Auszahlung Rest geblieben, ihnen successive mit den Capitalien bis zur vollkommenen Tilgung ausgezahlt werden;

wie im selben Monat Februar der Cardinal an Jemand die Schrift vorgezeigt, als wo, auf gebrochenem Papier, auf der einen Seite die Bedingungen des Kaufs und die Termine der Zahlung gestanden, auf der andern aber die Acceptation dieser angeblichen Bedingungen durch das „Einverstanden" und die Unterschrift der Königin; wie jedoch die ganze Verhandlung ohne Wissen und ohne Zuthun, weder unmittelbares noch mittelbares, der Königin vor sich gegangen; wie, nachdem die erste vorausbestimmte Zahlung nicht stattgefunden, besagte Böhmer und Bassange ein Memoire der Königin eingereicht hätten, um die Bezahlung zu erhalten; wie sie darauf ohne Säumen unterrichtet worden, daß die Königin das Halsband nicht empfangen, welches sie ihr gesandt zu haben

glaubten; wie es scheine, daß eine Frau, Namens La Motte de Valois, in die Sache verwickelt sei, als habe sie den Cardinal betrogen, wie aus der besondern Declaration derselb zu ersehen; wie, nachdem die Kunde von diesem angeblichen Kaufgeschäft, wo man gewagt hat, den erlauchten Namen der Königin zu misbrauchen, ihre Zubilligung zu simuliren, und diese ihre Zubilligung und angebliche Unterschrift vorzuweisen, als wahrhaft von der Königin ausgegangen, zur Kenntniß des Hofes gekommen, der großen Rathskammer durch offene Schreiben, so darin registrirt worden, so ist es Schuldigkeit des Generalprocurators geworden, Klage darüber zu erheben und auf die Instruction des Processes anzutragen."

„Derohalben trägt der Generalprocurator des Königs darauf an, daß der Gerichtshof ihm Vollmacht ertheile u. s. w."

Die wirkliche Klage begriff außer dem Cardinal Rohan noch die Frau von La Motte Valois, deren entflohenen Gatten, Marc-Antoine-Nicolas de la Motte, den Louis Marc-Antoine Retour de Villette, die unverehelichte Marie Nicola Laguay, genannt d'Oliva und den Alexandre de Cagliostro.

Der Cardinal, welcher seinen Verkehr mit den Juwelieren in der Instruction nicht in Abrede stellen konnte, schob alle Schuld auf die Gräfin La Motte, welche ihn dahin getäuscht, daß sie im angeblichen Auftrage der Königin handle, indem sie ihn veranlaßt, mit den Juwelieren wegen des Halsbandes sich in ein Kaufgeschäft einzulassen. Hierauf, insbesondere auf Ermittelung der Verhältnisse der La Motte und ihrer angeblichen Verbindungen mit der Königin, ihrer wirklichen mit den Juwelieren und dem Cardinal würde die Untersuchung in unserm Sinne sich also zunächst zu richten gehabt ha-

ben. Auch finden wir in den Acten diese Ermittelungen bis zur juristischen und moralischen Gewißheit gebracht, nicht aber in solcher Vollständigkeit, um der außergerichtlichen Mittheilungen hinsichts ihrer Persönlichkeit ganz entbehren zu können.

Die Frau von Boulainvilliers sah einst von ihrer Terrasse in Auteuil aus zwei sehr hübsche Bauermädchen, welche mühsam schwere Reisigbündel schleppten. Sie waren die Töchter eines Bauern in Auteuil. Der Pfarrer des Kirchspiels sagte der Dame, die Kinder wären im Besitz sehr wichtiger Papiere und stammten ohne Zweifel von einem Bastard des Hauses Valois ab. Der letzte bekannte Valois dieses Zweiges der Grafen Valois de Saint Rémy de Luz hatte das Gut Gros-Bois besessen. Die Familie war heruntergekommen, nicht ohne eigene Schuld; grade dieser letzte bekannte Valois hatte unter Ludwig XIII. falsche Münzen gemacht! Dies nach der Campan. Der Abbé Georgel versichert im Wesentlichen Dasselbe, bezeugt ihre hohe Geburt und ihre große Dürftigkeit. Die gedachte Frau von Boulainvilliers hatte sich des hübschen Mädchens angenommen und sie mit dem Herrn v. La Motte, der ein gemeiner Gensd'arm war, verheirathet, ohne daß dadurch ihre Verhältnisse sich besserten.

Der Abbé schildert die La Motte zwar als keine blühende Schönheit, aber doch mit allen Reizen der Jugend geschmückt. Ihre Physiognomie war geistvoll und anziehend. Sie drückte sich mit Leichtigkeit aus, und ein Zug von Aufrichtigkeit in ihren Erzählungen gab ihr eine gewisse Kraft der Ueberredung.

Die bezaubernde junge Frau fand aber bald einen thätigern und freigebigern Beschützer in dem Cardinal von Rohan, dem sie sich in seiner Eigenschaft als Großalmosenier zuerst [illegible] vorgestellt zu haben [illegible] Rohans

Vertheidiger, der Abbé Georgel, ſagt: daß die Herkunft und das Unglück dieſer Valois auf ſein edles und mitleidiges Herz den tiefſten Eindruck gemacht habe. Zwar konnte er ſie nicht zur Prinzeſſin erheben und mit einer ihrer Herkunft angemeſſenen Schenkung bedenken, aber die gewandte und einnehmende Frau „hielt bald das Herz ihres Wohlthäters für empfänglich genug, um den heftigſten Eindruck darauf hervorzubringen". — „Sie bemerkte, daß ihre Gegenwart dem Cardinal, der ſich durch den ſinnlichen Eindruck leiten ließ, ein lebhaftes Intereſſe einflößte."

Mit dieſen zarten Worten geht der Lobredner des Cardinals über ein Verhältniß hinweg, von dem der Verfaſſer der Mémoires authentiques, der im Jahre der Halsbandgeſchichte ſelbſt ſchrieb, etwas derber ſagt: Mr. le Cardinal de Rohan, connu depuis long-tems pour aimer à ſéduire et à plaire, avait pour Maitresse Madame de la Motte Valois, une de ces femmes adroites, qui pensent qu'à Paris une figure intéressante supplée à tout — und an einer andern Stelle: Comment un homme aussi recherché et qui peut avoir les femmes les plus aimables, va-t-il s'attacher à une de celles dont il faut rougir?

Nun zu den actenmäßigen Ermittelungen.

Im September 1781 hatte der Cardinal Jeanne de Valois, in Saint Remy de Luze, Gattin des Marc-Antoine Nicolas de la Motte, zum erſten Mal geſehen. Sie war ihm durch Frau v. Boulainvilliers vorgeſtellt worden.

Sie war in einer betrübten Lage, verſchuldet. Er unterſtützte ſie und verbürgte ſich ſelbſt für ſie um eine größere Summe von 5000 Livres beim Juden Iſaak Beer.

Noch 1782 wohnten Mann und Frau, und ein Bruder der letzteren in zwei dürftig meublirten Stubchen eines mittelmäßigen Hauses. Die Actenberichte verfolgen ihre Wohnungen noch weiter von Straße zu Straße. Wenn sie umziehen, fehlt es immer an Meubeln, ein Jude muß sich dafür verbürgen. Die Gräfin Valois hat zwar schon ein Kammermädchen, aber sie muß sich in Kost geben bei der Mutter derselben.

Ein Miethzins von 1200 Francs und das einfache Ameublement darin schien schon weit ihre Einnahmen zu übersteigen, welche nur aus den geringen Spenden des Cardinals und einer Pension von 800 Francs bestand, welche 1783 auf 1500 Francs erhöht wurde. Nach der Campan erhielt sie diese Pension von der Schwägerin des Königs aus Respect vor dem Blute der Valois.

Unter einem etwas besseren Außenschein blieb die Noth dieselbe. Bald fehlte es an Geld, um einen Bedienten zu entlassen, bald, um ein Quartal der Miethe zu bezahlen. Oft sah man die Wohnung ganz leer. Die Meubel wurden versetzt oder vor den Gläubigern versteckt.

Noch im Jahre 1784 drängten die Umstände die Eheleute dermaßen, daß sie die Pension der Ehefrau von 1500 Francs für 6000 und die ihres Bruders von 800 Francs für 3000 Francs verkauften.

Auch dieses Geld war bald ausgegeben und die anmuthige junge Frau und ihr Mann fühlten doch das Bedürfniß, das Leben zu genießen und in der Welt zu glänzen. Sie legten sich auf eine Industrie, welche in Paris zu jeder Zeit, insbesondere aber zu jener für die Glücklichen einträglich war. Man verbreitet die Meinung, daß man Einfluß hat, und läßt sich von Gimpeln Hoffnungen bezahlen, die man niemals erfüllen

kann. Die Gräfin La Motte erschien bald vor ihren entfernten Bekannten als eine Frau von den ausgebreitetsten und einflußreichsten Bekanntschaften. Man flüsterte sich mehr ins Ohr davon, als daß man laut prahlte. Es gelang ihr, unschuldige Arme und auch gewitzigte Speculanten zu täuschen.

Die La Motte war aufs Intimste mit der Königin vertraut. Ihre erlauchte Abkunft, ihr Unglück und Marie Antoinette's Herzensgüte hatten ihr den Zutritt zu der erhabenen Fürstin eröffnet. Sie empfing sie natürlich nur im Geheimen; aber bald werde ihre Gunst auf die eclatanteste Weise zum Vorschein kommen. Schon werde die Restitution aller Familiengüter vorbereitet und Gunstbezeigungen ständen ihr bevor, die fast zu überschwänglich wären. Alle diese Güter würden aber dann erst den echten Werth für sie erhalten, wenn sie den Unglücklichen nützlich sein könne. Geheimnißvoll zeigte sie Briefe der Königin vor, ihre eigenhändige Schrift und Unterschrift; aber, wer es verrathe, mache sie und sich selbst unglücklich.

Sie wagte im Mai 1784 dasselbe Spiel mit dem Cardinal Rohan. Sie wußte, wie schmerzlich er die Ungnade bei Hofe empfand, mit welcher eitlen Begierde er wieder in Gnade aufgenommen zu werden wünschte, und sie kannte ihn! Wenn ein Cagliostro diesen Geist so zu umstricken gewußt, was sollte eine schöne, in Intriguen geübte Frau sich nicht Aehnliches zutrauen? Und sie wußte, wie er mit dem Hofe zerfallen war. Nicht allein sein ausschweifendes Leben, sein Aufenthalt in Wien, auch eine letzte Dreistigkeit hatte die Königin gegen ihn empört. Er hatte sich unter einer Verkleidung, ohne Einladung, und gegen das Verbot, in die Gärten von Trianon geschlichen und die nächtliche Illumination

danke der ungeheuren Ausdehnung dieses Binnenwassers möchten ihm den meisten Reiz leihen. Nur Udevalla, eine anmuthige Seestadt zwischen den Schären und Uferbergen liegend, möchte als malerisch gelten. Der Hafen, vom Monde beschienen, zwischen den nackten Felsinseln gewährt von den Strandhöhen aus einen reizenden Anblick. Das Bad hier ist für Schweden nicht ohne Bedeutung. Auch ward von einer Deutschen Schauspielertruppe der Tyroler Wastel gegeben, der für uns nur Bedeutung hatte, weil wir viele schöne Schwedinnen lachend herauskommen sahen. Ein edler hoher Wuchs, ein stolzes Wesen zeigt sich hier selbst bei den Frauen aus den niedrigsten Ständen. Eigentliche Schönheit soll ihre Heimath mehr in den nordöstlichen Provinzen finden. Eine Katze, die schönste die ich gesehen, machte auf den Felsen Sprünge, anmuthig und kühn wie ein Tieger und eine Französische Tänzerin. Wild konnte sie nicht sein, da sie gern mit dem Fremden spielen wollte, aber ihr Fell war so reich, zart, weiß und voll, daß sie schon an die reiche Bekleidung der Pelzthiere des Nordens erinnerte.

mit angesehen, wo die Königin ihn an seinen rothen Strümpfen, die er abzulegen nicht für nöthig gefunden, erkannt hatte. Je größer der Bruch war, um so größer die Begierde des schwachen Mannes, und um so blinder sein Glaube, wenn man ihm etwas vorspiegelte, was seiner Phantasie schmeichelte.

Die Gräfin La Motte versprach, ihm Mittel zu verschaffen, die Gunst der Königin wieder zu gewinnen. Zum Beweise, daß sie in derselben stände, zeigte sie auch ihm mehre eigenhändige Briefe Marie Antoinette's. Rohan erinnerte sich nicht, jemals die Handschrift der Königin gesehen zu haben. Er glaubte, weil er gern glauben wollte und keinen Grund zu zweifeln hatte. Und wie hätte er zweifeln sollen? Wie sollte die La Motte, die ganz von seiner Gnade lebte, ihn betrügen, und warum?

Hier weichen die actenmäßigen Berichte von den Memoirenmittheilungen ab, wenigstens in Betreff des Zeitpunktes des mysteriösen Rendezvous im Garten von Versailles. Die Campan schweigt darüber; sie berichtet nur über Dinge, welche sie selbst erlebt, und übergeht das sonst Bekannte, oder vielmehr Besprochene, mit rücksichtsvollem Schweigen. Die Memoiren des Abbé Georgel dagegen liefern uns grade über diese Partie, die Geschichte, wie es der La Motte gelungen, den Cardinal immer mehr zu fangen, die ausführlichste Erzählung. Er schrieb im Interesse des Cardinals und für denselben; dies dürfte ihn nur dann verdächtigen, wenn er von dem sonst Ermittelten abwiche. Aber er stimmt in allen wesentlichen Punkten damit überein und ergänzt uns die Lücken des Actenreferates. Wir nehmen um deshalb

keinen Anſtand, die Georgel'ſche Relation hier einzuſchieben, welche, muthmaßlich aus dem Gedächtniß, die verbrannte Correſpondenz der La Motte mit dem Cardinal wieder herſtellt. Nachher werden wir, als Correlation, den Aktenauszug bringen.

Die La Motte verſicherte, nach Georgel, dem Cardinal, ſie habe ſo häufig über ihn mit der Königin geſprochen, daß ſie ihr endlich ihre Vorurtheile gegen den Mann von den ſeltenſten Gemüthseigenſchaften benommen und in ihr den Wunſch erweckt habe, dem Cardinal ihre Gunſt wieder zu ſchenken. Die Königin erlaubte nun dem Cardinal, ſeine Rechtfertigung bei ihr einzureichen. Dann wolle ſie in eine ſchriftliche Correſpondenz mit ihm treten, die ſo lange Geheimniß bleiben müſſe, bis ſeine Begnadigung öffentlich bekannt gemacht werden dürfe. Sie, die La Motte, werde die Vermittlerin dieſer Correſpondenz ſein, deren Folgen und Wirkungen den Cardinal unfehlbar auf den höchſten Gipfel der Gunſt und des Anſehens ſtellen würden.

Der Cardinal war hingeriſſen von Entzücken. Er arbeitete an ſeiner Vertheidigungsſchrift, die ganz geeignet war, jeden nachtheiligen Eindruck zu zerſtören. Die La Motte empfing ſie und brachte nach einigen Tagen Marie Antoinette's Antwort, ein Schreiben auf klein Format, mit vergoldetem Schnitt, zurück. Es hieß darin: „Ich habe Ihren Brief geleſen, und freue mich, Sie nicht mehr ſtrafbar zu finden; indeß kann ich Ihnen die gewünſchte Audienz noch nicht bewilligen. Wenn die Umſtände es erlauben, werde ich es Sie wiſſen laſſen. Schweigen bis Sie dahin!"

Der Cardinal verging in Seligkeit (ſagt, wohlverſtanden, ſein eigener Vertheidiger); die La Motte war

sein Schutzengel, der ihm alle Wege zum Glück bahnte. Sie vermochte seitdem Alles, was sie nur wünschte.

Sie erdichtete nun eine ganze Correspondenz, welche die Königin mit dem Cardinal unterhielt. Marie Antoinette ist wohlthätig; sie wünscht gewisse verschämte Arme zu unterstützen, Gelder zu dem und jenem Zwecke zu verschenken, aber sie ist augenblicklich nicht bei Kasse. Die La Motte braucht es gegen den Cardinal nur anzudeuten, und er eilt, die Gelder zu beschaffen. Nach Georgel zahlt Reban in kurzer Zeit gegen 120,000 Francs, nach den Actenreferaten gar über 160,000 in die Hände der La Motte. Ist er nicht in Paris, so muß sein Vertrauter, der Schweizerbaron von Planta, das Geld beschaffen.

Nach Georgel hatte auch Cagliostro Einfluß auf den unbedingten Glauben, welchen der Cardinal der Intriguantin schenkte.

Die La Motte wußte um das kostbare Diamantenhalsband, welches der Hofjuwelier Böhmer angefertigt; daß es die Königin gesehen, daß es ihr gefallen, sie aber nicht gewagt, ihrem Gemahl den Vorschlag zum Ankauf zu machen. Sie wußte auch, daß Böhmer deshalb in Verzweiflung war, daß er erklärte, das todte Capital von ungeheurem Werth werde ihn ruiniren, und daß er, wer ihm zum Verkauf verhelfe, ein ansehnliches Geschenk verspreche.

Aufgemuntert durch die bisherigen Erfolge, wagte sie ein ungeheures, freches Spiel. Es gelang ihr, den Cardinal zu überreden, daß die Königin sich dieses Halsband sehr wünsche. Sie möchte es gern, ohne Vorwissen des Königs, kaufen, um es allmälig aus ihren Ersparnissen zu bezahlen. Als einen besondern Beweis ihres Wohlwollens wolle sie dem Cardinal den Auftrag

geben, den Kauf in ihrem Namen abzuschließen. Er solle zu dem Zweck eine schriftliche, von ihr, der Königin, unterzeichnete Vollmacht erhalten, die er erst, nachdem die Zahlung vollständig geleistet, zurückzugeben habe. Die Bedingungen der Zahlungstermine ꝛc. waren dieselben, wie wir sie unten aus den Acten angeben werden.

Um diesen Auftrag glaublich zu machen, ging wieder ein eigenhändiges Schreiben der Königin an den Cardinal direct voraus. Klein und fein mit Goldschnitt flog es durch einen Courier, den der Baron von Planta besorgen mußte, nach dem Elsaß, wo Rohan sich gerade aufhielt. Es lautete: „Der Augenblick, den ich wünsche, ist noch nicht da; aber ich muß auf Ihre Rückkehr dringen, wegen einer geheimen Unterhandlung, die mich persönlich interessirt, und die ich allein Ihnen anvertrauen will. Die Gräfin von La Motte wird Ihnen in meinem Namen dieses Räthsel lösen."

Der rauhe Januar schien dem Cardinal im rosigen Frühlingslichte, als er von Strasburg nach Paris zurückflog. Er foderte durch seine Unterhändlerin die Vollmacht, um den Kauf abzuschließen. Die Schrift ließ nicht auf sich warten. Von Trianon datirt trug sie die Unterschrift: „Marie Antoinette von Frankreich." Selbst Abbé Georgel muß einräumen, daß diese letztere Bezeichnung von Seiten der Betrüger auf die gröbste Unwissenheit, von Seiten des Betrogenen, daß er es nicht entdeckte, auf eine große Befangenheit deute.

Nach Georgel ward Cagliostro bei diesem Geschäft zu Rathe gezogen. In einer Weihenacht ließ er sich durch seinen Spiritus Familiaris erklären: „daß dieses Geschäft des Prinzen würdig sei. Es werde den glücklichsten Erfolg haben, es werde der Gnade der Königin das Siegel aufdrücken und den glücklichen Tag herbei-

führen, der zum Glück Frankreichs und der Menschheit die seltenen Talente des Cardinals enthüllen müsse."

Der Abbé hält es für nöthig, hier zu betheuern, daß er die reinste Wahrheit sage.

Der Cardinal verhandelte mit Böhmer und Bassange. Er zeigte ihnen die Vollmacht der Königin. Die Juweliere verpflichteten sich am 31. Januar, das Halsband am folgenden Tage, am 1. Februar, als am Tage Mariä Reinigung, dem Cardinale einzuhändigen. An diesem großen Festtage hatte es große Wahrscheinlichkeit, daß die Königin sich besonders zu schmücken wünsche. Das Kästchen mit dem Schmuck mußte am Tage vorher nach Versailles gebracht und in die Wohnung der Frau von La Motte getragen werden. Von dort wollte es die Königin abholen lassen.

Der Cardinal fand sich zur bezeichneten Stunde, in der Abenddämmerung, in der kleinen Wohnung der Frau von La Motte ein. Den Kammerdiener, der das Kästchen trug, schickte er an der Thür zurück und betrat ganz allein das Zimmer, das einen Alkoven und ein Cabinet mit einer Glasthür hatte. Rohan mußte in das Cabinet treten, während das Zimmer nur matt erleuchtet war. Eine Thür öffnet sich, und eine Stimme ruft: „Von der Königin!" Die La Motte trat dem Abgesandten ehrerbietig entgegen und überreichte ihm das Kästchen. Der Cardinal blieb in seinem Versteck ein stummer Zuschauer. Doch glaubte er den Abgesandten zu erkennen. Es war der vertraute Kammerdiener der Königin zu Trianon, sagte ihm die Lamotte. — Es war ein gewisser Villette von Bar sur Aube, ein vertrauter Freund der La Motte, eingeweiht in alle ihr Plane. Derjenige, sagt der Abbé mit Bestimmtheit, welcher die

Handschrift der Königin nachgemacht hatte, der Verfertiger aller der untergeschobenen Briefe.

Am 30. Juli sollte die erste Abschlagzahlung von 100,000 Thalern erfolgen. Der Termin rückte heran. Der Cardinal wurde zurückberufen, und kam mit der Pünktlichkeit eines Mannes, welcher seinem Ziele schon nahe zu sein glaubte. Er erhielt abermals einen kleinen, feinen Brief: zur Erfüllung seiner Wünsche sei Alles eingeleitet, binnen Kurzem werde er die Wirkungen der Versprechungen der Königin sehen. Hinzugefügt war, daß man sich mit dem Zusammenbringen der zur ersten Zahlung erforderlichen Summen beschäftige. Zwar wären unvorhergesehene Ereignisse dabei im Wege; indeß werde hoffentlich die Zahlung ohne Säumniß stattfinden.

Cagliostro erscheint, dem Abbé zufolge, hier abermals thätig. In seinen mystischen Abendcirkeln deuteten alle Zeichen auf den nahen, glücklichen Tag, wo die Königin die Wünsche des Großalmoseniers erfüllen werde. Dabei machte man, von Seiten der La Motte, Versuche, einen der Proselyten Cagliostro's, den Financier Herrn von Saint James, dahin zu stimmen, daß er die 100,000 Thlr. der Königin, welche in Verlegenheit sei, vorschieße. Auch dieses Anerbieten ging durch den Cardinal. Saint James, ein Emporkömmling, von enormem Reichthum und eben solcher Eitelkeit, ließ sich leicht gewinnen, als Rohan ihm, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, die ganze Geschichte des Halsbandkaufes vertraute. Er zeigte ihm die von der Königin unterzeichnete Vollmacht, machte ihn mit ihrer Verlegenheit bekannt, und versicherte ihn, daß, wenn er diese kleine erste Zahlung vorstrecken wollte, dies der sicherste Weg sei, der allerhöchsten Protection sich zu erfreuen. Für's

Erste machte er ihm gewisse Aussicht auf den Ludwigsorden, den Saint James sich längst ersehnt hatte.

Der Financier war entzückt; er fühlte sich beglückt, Ihrer Majestät einen Beweis seiner unbedingtesten Ergebenheit ablegen zu können. Nur die Befehle der Königin wurden erwartet. Rohan stattete in einem Briefe an dieselbe den erfreulichen Bericht ab, und die La Motte, die ihn empfing, versprach eine baldige Antwort. Kurz, die Sache schien im besten Gange, die Gauner entweder auf eine Zeit lang wieder gesichert oder vielleicht hatten sie die Absicht, auch diese 100,000 Thlr. an sich zu reißen, als ein unglücklicher Umstand das Project zu nichte machte.

Derjenige, welcher die angeblichen Briefe der Königin schrieb, war von Paris abwesend. Der Gatte der La Motte, welcher aus London zurückgekehrt war, wo er die Juwelen verkauft, hatte ihn zu gemeinschaftlichen Berathungen nach Bar sur Aube berufen. Die Antwort der Königin verzögerte sich also, und der Cardinal wurde unruhig. Was konnte die Königin in einem Augenblicke bewegen, stillzuschweigen, wo der Zahlungstermin mit jedem Tage näher rückte? Saint James konnte glauben, man habe ihn zum Besten gehabt. Und dann rief der Cardinal sich die unbegreifliche, äußerliche Kälte der Königin gegen ihn in den Sinn, die so auffallend von dem warmen und lebhaften Interesse abstach, welches aus ihren Briefen sprach.

Letzteres war der tägliche Ausgangspunkt seiner Klagen gegen die La Motte. Ihre verschiedenen Ausreden und kleinen Listen wollten nicht mehr anschlagen, und ihr erfinderisches Genie sah sich genöthigt, zu einem neuen Auskunftsmittel zu greifen, zu einer Täuschung von so

kühner Art, wie sie je an einem Hofe gewagt worden ist.

So der Abbé Georgel. In diesen Zeitpunkt erst versetzt der Memoirist des Cardinals den mysteriösen Abendspaziergang in dem versailler Garten, während die Darstellung, aus den Acten gezogen, zu der wir jetzt zurückkehren, wo wir sie früher abbrachen, ihm eine weit frühere Stelle in der ganzen Intrigue anweist.

Nach jener Darstellung war es schon um Mitte Sommers 1784, lange Zeit vor dem Anfang der Verhandlungen wegen des Halsbandes, daß die La Motte dem Cardinal anrieth, sich in den Gärten von Versailles einzufinden. Möglich, daß er eines Tages hier aus dem Munde der Königin selbst die trostreiche Umwandlung vernehme, von der sie, die La Motte, gewiß sei, daß sie in ihrem Gemüthe in Bezug auf ihn vorgegangen sei.

Er folgte dem Rathe, und ging, in stiller Hoffnung, in den Gärten spazieren. An einem Augustabende, etwa gegen 11 Uhr, kam die La Motte plötzlich auf ihn zu und sagte ihm ins Ohr: „Die Königin erlaubt, daß Sie sich ihr nähern.“ Er geht auf dem bezeichneten Gange in banger Erwartung vor. Eine Dame von hoher, schlanker Gestalt in einer Laube nähert sich ihm. Er glaubt die Königin zu erkennen, und sie flüstert ihm zu: „Sie können hoffen, daß das Vergangene vergessen sei,“ als im selben Augenblicke eine andere Stimme meldend ruft: „Madame und Madame, die Gräfin Artois.“ Der Cardinal zieht sich im Augenblick zurück, unter der Versicherung seiner tiefsten und ehrerbietigsten Dankbarkeit. Er findet Frau von La Motte wieder, und kehrt mit ihr aus dem Garten zurück, durchdrungen von seinem Glücke und blinder als je im Vertrauen zu der Intriguantin.

Von nun an hat sie für Alles und Jedes, was sie vorbringt, unbedingten Glauben bei ihm.

Im selben Monat gibt er die erwähnten 60,000 Francs für Arme, für welche die Königin sich interessirt. Der Baron von Planta muß sie der La Motte überbringen. Im November verlangt sie im Namen der Königin zu ähnlichem Zwecke 100,000 Francs, und Rohan weist die Summe von Zabern aus, wo er sich aufhält, an.

Von jetzt ab scheint in den Verhältnissen der La Motte eine völlige Umwandlung vorgegangen. Sie, die kaum noch wegen ihrer dringendsten Bedürfnisse in Verlegenheit war, kauft Silberzeug und brillantene Armbänder. Ihr Mann schafft Pferde, eine Equipage an, miethet drei neue Dienstboten und kauft in Bar für Aube ein Haus für 20,000 Francs.

Aber die La Motte dachte, daß man das Eisen schmieden müsse, so lange es heiß ist. Unvorhergesehene Umstände könnten eintreten und sein blindes Vertrauen schwinden machen. Sie wollte für ihr gewagtes Spiel einen größern Gewinn, und warf ihr Auge auf das vielbesprochene Halsband der Juweliere Böhmer und Bassange, welche vergeblich nach einem Abnehmer sich umthaten.

Böhmer und Bassange treffen gegen Ende des Monats December mit einem Herrn Hachette zusammen und klagen ihm ihre Noth, ob er denn Niemand wisse, der ihnen eine Protection bei Hofe verschaffen könne? Hachette kennt Niemand, aber sein Schwiegersohn, der Advocat de la Porte, hat Bekanntschaften mit einer Dame, welche von der Königin mit ihrer vollen Gunst beehrt werde.

Diese Dame ist die Gräfin von La Motte Valois!

Auf die Bitten der Juweliere sendet Hachette seinen Schwiegersohn zu ihr. Sie macht zuerst Schwierigkeiten, erklärt sich aber endlich doch dahin, daß man ihr das Halsband bringen möge. Es geschieht am 29. December 1784. Sie bewundert es, aber sie fühlt immer eine innere Abneigung, sich in Geschäfte der Art einzulassen, wie gern sie auch den Herren einen Dienst leisten würde. Endlich macht sie ihnen aber doch einige Hoffnung.

Die Juweliere sind hocherfreut und versprechen ein ansehnliches Geschenk. Freilich wagen sie es nicht, einer so vornehmen Dame in deren Gesicht anzubieten; aber es geschieht durch den ersten Unterhändler.

Nach drei Wochen läßt die Gräfin Herrn v. Laporte bitten, den Juwelieren zu sagen, daß sie am nächsten Tage sie besuchen möchten. Bassange erscheint bei ihr am 21. Januar 1785 mit Hachette. Sie macht ihnen jetzt mehr Hoffnung; sie vertraut ihnen, daß die Königin das Halsband zu besitzen wünsche, und daß ein großer Herr den Auftrag erhalten werde, in dieser Angelegenheit für Ihre Majestät zu verhandeln. Sie forderte die Herren indessen auf, alle mögliche Vorsicht in der Unterhandlung mit ihm anzuwenden. Herr von Laporte vermuthete sogleich, daß der Cardinal von Rohan damit gemeint sei, und drückte folgenden Tages sein Erstaunen darüber gegen die Gräfin aus. „Durch meinen Einfluß," erwiederte sie, „ist er nicht mehr in Ungnade."

Am 24. Januar empfingen die beiden Juweliere einen Besuch des Herrn und der Frau von La Motte. Beide riethen ihnen nochmals, recht vorsichtig zu Werke zu gehen. Sie versicherten übrigens, daß die Königin den Schmuck bestimmt kaufen und der Unterhändler sogleich erscheinen werde.

Viertes Kapitel.

Swinesund, Norwegens Gränze. Natur. Paßunwesen. Der Fall des Glommen bei Sarp. Der Eggeberg. Der Golf von Christiania. Die Hauptstadt. Literarisches Leben. Der Storthing. Sonst und jezt. Democratischer Freiheitssinn. Gefühl der Selbstständigkeit. Der Becher schäumt über. Bei gediegenem Sinne keine Gefahr. Steffens über sein Vaterland.

Die vielen weit eindringenden Meeresbuchten, welche das schnelle Reisen sehr erschweren, erinnerten schon an die Nähe des von seinen Fiords durchschnittenen Norwegen. Die eigentliche Gränze bildet der Swinesund, eine tiefe, wasserreiche Felsenschlucht, deren grün bekleidete Ufer bereits eine productivere Natur verkündeten.

Diesseits muß man den Paß von den Schweden, jenseits von den Norwegern visiren lassen, und an beiden Orten dafür eine Abgabe entrichten. Die Schweden bezahlten nichts, als sie

Er erschien.

Wie Rohan zu diesem Geschäft überredet worden, wissen wir aus den Berichten des Abbé. Die Briefe der Königin, welche er zu empfangen glaubte, konnten die Acten, da sie verbrannt worden, nicht mittheilen. Wir müssen den Georgel'schen Mittheilungen, die er aus der Erinnerung niedergeschrieben, den Glauben schenken, zu dem uns die Umstände bestimmen.

Der Cardinal erschien also bei den Juwelieren und besichtigte verschiedene Bijouterien. Man zeigte ihm auch das Halsband. Er fragte nach dem Preise. Man sagte ihm, daß es auf 1,600,000 Francs abgeschätzt worden. Er leugnete nicht, daß er die Absicht habe, darüber zu verhandeln, nicht für sich, aber für Jemand, der ihm vielleicht die Erlaubniß geben werde, ihn zu nennen.

Einige Tage darauf kam er wieder und zeigte ihnen eine Kaufstipulation, welche von seiner Hand geschrieben war. Die Bedingungen waren:

1) Daß das Halsband abgeschätzt werden solle, falls der Preis, von 1,600,000 Francs zu hoch scheine.

2) Daß die Bezahlung innerhalb zwei Jahren geleistet werden solle, von sechs zu sechs Monaten.

3) Daß man Anweisungen zugestehen könne.

4) Daß, wenn der Käufer in diese Bedingungen einwillige, das Halsband spätestens am 1. Februar abzuliefern sei.

Die Juweliere unterzeichneten diese Stipulation, nachdem sie sich damit einverstanden erklärt, und der Cardinal ging fort, ohne Jemand zu nennen.

Der Cardinal übergab diese Schrift mit der Unterzeichnung der Herren Böhmer und Bassange an die La Motte, um sie der Königin vorzulegen. Zwei Tage

nachher erhielt er sie zurück. Am Rande war bei jedem Artikel ein: „Einverstanden" geschrieben, unten stand: „Maria Antoinette von Frankreich."

Er zeigte den Juwelieren an, der Vertrag sei abgeschlossen und diese beeilten sich, ihm am 1. Februar das Halsband zu überbringen.

Jetzt erst erklärte er ihnen, daß der Kauf im Namen der Königin abgeschlossen sei. Er ließ sie eine Abschrift der königlichen Einwilligung auf ihrer Copie der Stipulation nehmen, und schrieb ihnen noch am selben Tage, wie es die Absicht Ihrer Majestät wäre, daß die Zinsen von Dem, was nach der ersten Abzahlung im August Rest bliebe, fortlaufen und ihnen successive mit der Capitalssumme gezahlt würden bis zu ihrer völligen Befriedigung.

Der Cardinal fuhr sofort nach Versailles mit dem erstandenen Schmuckkästchen, welches sein Kammerdiener (Schreiber) vor sich auf dem Schooße trug. Er ging zur La Motte damit. Diese sagte: „Die Königin erwartet es schon; es wird ihr noch diesen Abend übergeben werden."

Nach einigen Augenblicken erschien Jemand, der, als von der Königin kommend, sich anmelden läßt. Der Cardinal tritt bescheiden hinter die Glasthür. Der Bote überreicht ein Billet. Die Gräfin läßt ihn einen Augenblick hinaustreten und nähert sich dem Cardinal. Sie liest ihm das Billet vor, welches nichts weiter als die Weisung enthält, dem Ueberbringer das bewußte Schmuckkästchen zu übergeben. Jetzt wird der Mann zurückgerufen, er empfängt das Kästchen und geht.

Kästchen und Halsband sind nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Auf des Cardinals Frage: wer der Mann sei? erwidert die La Motte, er sei in den Appartements und bei der Kapelle der Königin angestellt.

Am folgenden Tage war große Tafel beim Könige. Das anständig gekleidete Publicum hatte freien Zutritt auf den Galerien zum Zusehen. Der Cardinal schickt seinen Kammerdiener in Begleitung eines Officiers vom Regimente Elsaß ins Schloß, um ihm zu berichten, wie der Anzug der Königin gewesen sei. Der Kammerdiener schilderte ihn wie gewöhnlich. Er hatte nichts von einem Halsbande bemerkt. Der Cardinal aber gab sich zufrieden.

Den Tag darauf traf er in den Gärten von Versailles den Juwelier Böhmer, dessen Frau und seinen Associé Bassange. Er fragte sie: ob sie der Königin schon ihren Dank ausgedrückt hätten, daß sie ihnen das Halsband abgekauft? Als sie es verneinten, drängte der Cardinal, daß sie es ja thun sollten, es sei eine Pflicht der Schicklichkeit. So oft er sie später noch sah, wiederholte er diese Aufforderung.

Aber die Königin, so oft man sie sah, trug das Halsband nicht. Der Cardinal wunderte sich darüber; aber sein Geist war allzusehr befangen, um Zweifeln Raum zu geben. Die La Motte hatte immer Gründe zur Hand, weshalb die Königin noch Bedenken trage, sich mit dem kostbaren Schmuck öffentlich zu zeigen.

Im Mai reiste der Cardinal nach Elsaß-Zabern und die La Motte reiste ihm nach, um ihm die Nachricht zu bringen, daß sie für ihn, nach seiner Rückkehr, eine Audienz bei der Königin erwirkt habe. Eine solche Botschaft, um deretwillen sie hundert Meilen machte, mußte doch geglaubt werden und das etwa wankende Vertrauen wieder kräftigen. Wenn es zur Ausführung käme, durfte

ſie wiederum ſich vertrauen, daß es ihr nicht an Ausflüchten, weshalb ein Aufſchub eintreten müſſe, fehlen werde.

Dennoch wuchs die Unruhe des Cardinals. Im Juni drängte er die La Motte dergeſtalt mit Fragen: warum die Königin das Halsband noch immer nicht trage, daß ſie zu einer neuen Erfindung ſchreiten mußte. „Der wahre Grund," ſagte ſie, „iſt dieſer. Nach dem Vertrage ſoll das Halsband abgeſchätzt werden, wenn der Preis von 1,600,000 Francs zu hoch ſcheint. Die Königin findet nun wirklich, daß der Preis übertrieben hoch iſt. Man muß ihn alſo herabſetzen, oder zur Abſchätzung ſchreiten. Bis dahin will ſie das Halsband nicht tragen."

Der Cardinal war nur darüber ärgerlich, daß man ihm das nicht früher geſagt. Er ſprach mit Böhmer und Baſſange, und die Juweliere, zwar ſehr betrübt, erklärten ſich doch bereit, daß ſie mit 1,400,000 Francs zufrieden ſein wollten, falls die Königin es vorzöge, den Schmuck abſchätzen zu laſſen.

Die La Motte ließ die Königin auf dies Anerbieten ſchreiben, daß ſie mit dem Preiſe von 1,400,000 Francs zufrieden wäre; nun aber wolle ſie auch ihrerſeits den Verkäufern gefällig ſein, und ſtatt der im erſten Termine fälligen 400,000 Francs ſofort 700,000 zahlen. Konnten ſie mehr verlangen?

Der Cardinal beeilte ſich, dieſe frohe Botſchaft ihnen zu melden, ſchalt ſie dafür aber recht ſehr aus, daß ſie noch immer ſeinen Rath und ihre Pflicht vergeſſen, ihren Dank der Königin auszudrücken. Sie mußten nun in ſeiner Gegenwart einen Dankſagebrief abfaſſen, der folgendermaßen lautete:

„Madame!

Wir sind auf dem Gipfel des Glückes, indem wir unterthänigst erwagen, daß die letzten Arrangements, welche Hochdieselben uns vorgeschlagen, und denen wir uns mit ehrfurchtvoller Bereitwilligkeit unterworfen haben, eine neue Probe unserer allertiefsten Ergebenheit in die Befehle Eurer Majestät abgeben; und wir haben eine wahre Genugthuung in dem Gedanken, daß der schönste Diamantenschmuck, welcher auf der Welt existirt, der größten und besten Königin dienen wird."

Dies wahrscheinlich der Brief, dessen die Campan erwähnt, und der die Königin in die erste Verwunderung setzte.

Die La Motte hatte inzwischen, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Früchte des entwandten Halsbandes zu genießen gewußt. Wir sahen sie nach großer Dürftigkeit plötzlich, nachdem sie die ersten 60,000 Francs für die Königin empfangen, zu einem luxuriösen Leben übergehen. Nachdem das Halsband aus den Händen des Cardinals fort war, stieg der Luxus, den sie machte, bis zur Verschwendung. Schon im Januar betrug ihre Rechnung beim Goldarbeiter Regnier für Silbergeschirre und Juwelen über 15,000 Francs. Aber seit dem 1. Febr. streute sie nur das Geld aus. Für mehre Geschmeide hatte Regnier 12,650 Francs zu erhalten, worauf er im April eine Abschlagszahlung empfing. Dann verkaufte ihm die Gräfin ihrerseits für 27,540 Francs Diamanten. Andere, zum Werth von 40—50,000 Francs, übergab sie ihm, um dieselben neu zu fassen. Im Juni brachte sie ihm noch andere Diamanten, von denen sie diesesmal sagte, sie sei beauftragt, dieselben zu verkaufen.

Im März hatte ihr ein anderer Juwelier, Péris, desgleichen für 36,000 Francs Diamanten abgekauft.

Inzwischen war erweislich zu Anfang April der Herr von La Motte von Paris nach London gereist und dort mit seinem Kammerdiener Laisus und einem O'Neil, Capitain in französischen Diensten, angekommen. Durch den Besitz vieler und schöner Diamanten machte er Aufsehen. Ein Abbé Macdernott argwöhnte in ihm einen Spieler. Er ermahnte ihn, davon abzulassen, indem er ihm die fürchterlichsten Rückschläge des Schicksals vorstellte. Herr von La Motte gab an verschiedenen Orten in London verschiedene Erklärungen über die Quelle seiner Reichthümer; überall waren es lügenhafte Berichte. Bald hatte er die Edelsteine von seiner Mutter ererbt, und diese sie in einem Gürtel getragen, bald waren es Geschenke, mit denen die Königin seine Gattin beehrt hatte, bald gestand er ein, es wäre die Belohnung für die mannichfachen Verwendungen, welche seine Gattin für diese und jene ins Werk gesetzt, ein Mal war es vorausbedungenes, ein ander Mal durch die Großmuth nachträglich ihr Geschenktes. Er war nur deshalb nach England zum Verkauf dieser Edelsteine gekommen, weil er fürchtete, wenn er sie in Frankreich absetze, so möchte einer oder der andere Stein in der Circulation des Handels zu Demjenigen zurückkommen, von dem er ausgegangen.

Ueberall war La Motte mit dem Namen der Königin in ebenso unverschämter Art freigebig gewesen, als seine Frau damit in Frankreich Handel trieb, und es ward erwiesen, daß er in Englands Hauptstadt für mehr als 240,000 Francs Diamanten verkauft und noch für 60,000 daselbst zurückgelassen hatte, um sie vom Juwelier Gray neu fassen zu lassen.

Die La Motte ihrerseits hatte zuerst die Abreise ihres Mannes nach England zu verbergen gesucht. Nachdem

er dort glückliche Geschäfte gemacht, war sie bedacht, ihre Bekannten auf den Glanz vorzubereiten, mit welchem er zurückkehren würde. Sie sprengte also aus, daß er im Börsen- und Actienspiel in London sehr vom Glück begünstigt worden.

Anfang Juni kam der Glücksritter nach Paris zurück. Geständlich zahlte ihm der Banquier Perregeur auf einen londoner Wechsel 122,000 Francs. Der Luxus herrscht in seinem Hause. Er bringt mit sich und kauft noch in Paris dazu: Perlen, neue Bijouterien, Pferde, Livreen, Equipagen, Bronzearbeit, Statuen, Krystallgefäße. Ihm scheint nichts zu theuer. Das Schmuckkästchen seiner Frau, welches der Juwelier Regnier damals sah, schien ihm nicht zu gering auf 100,000 Francs geschätzt.

Nun aber war mitten in allen diesen Herrlichkeiten der erste Termin zur Zahlung der 700,000 Francs herangerückt. Die fürchterliche Katastrophe der Entdeckung näherte sich; aber sie trübte weder den Muth, noch dämpfte sie den Leichtsinn der Intriguantin.

Es ist erst jetzt, daß der Abbé Georgel das nächtliche Komödienspiel im Garten von Versailles ansetzt. Statt also zum Anfang der großen Intrigue versetzt er es zum Schluß, statt in den Sommer 1784 in den Sommer 1785. Wir müssen den aus den Acten geschöpften Berichten, welche auch durch die Aussage der d'Oliva unterstützt werden, einen mehren Glauben schenken, obgleich es wenigstens theatralisch wahrscheinlicher klingt, daß die Betrügerin ihren Hauptcoup nicht vorweg ausgespielt, sondern ihn bis zur letzten gefährlichen Krisis werde aufgespart haben. Auch drängt sich

die Frage auf: Wenn der Cardinal glauben konnte, daß ihm Maria Antoinette schon im Juni oder Juli 1784 ein Rendezvous bewilligt, welches nur durch die Dazwischenkunft Anderer so plötzlich abgebrochen wurde, wie ist es dann möglich, daß er ein ganzes Jahr hindurch sich mit Briefen, wenn auch mit herzlichen, ja zärtlichen Versicherungen angefüllt, abspeisen ließ! Sollte er auf kein zweites Rendezvous, welches ihm seinen Wünschen näher führe, gedrungen haben, und mit welchen Mitteln und Gründen war es der La Motte möglich, ihn ein Jahr lang hinzuhalten? Doch über alles Dieses ruht ein nicht zu lüftender Schleier. Der Cardinal sagte vor Gericht nur aus, was durchaus zur Vertheidigung seiner Unschuld am Diamantendiebstahl nothwendig war; die La Motte brachte gar nichts vor als Lügen, Widersprüche und Anschuldigungen gegen Andere, um im getrübten Wasser zu fischen, das heißt nach der Möglichkeit eines Auswegs sich umzublicken, und die Oliva konnte nur von dem einen Factum Kunde geben.

Indessen halten wir es angemessen hier auch den Bericht des Abbé Georgel über das nächtliche Abenteuer herzustellen, welcher schon mehr als der aus den Acten entnommene mit Details geschmückt ist. Nach dem Abbé Georgel befand sich, wie wir oben sagten, die La Motte in der größten Verlegenheit wegen der Abwesenheit Villette's, der im Namen der Königin auf die Provosition hinsichts der vom Herrn von St. James zu leistenden Zahlung, antworten sollte. In dieser Verlegenheit ersann sie das Rendezvous, welches die Königin dem Cardinal gewähren wolle, um dadurch seinen wankenden Glauben wieder zu festigen.

Der Cardinal war schon mündlich von der hohen Gunst, welche ihm werden sollte, unterrichtet, als er

abermals ein kleines, feines, goldgerändertes Briefchen empfing — Villette war mittlerweile aus Bar für Aube zurückgekehrt — des Inhalts: die Königin habe nur deshalb so lange mit der Antwort gezögert, weil sie immer noch gehofft, nicht nöthig zu haben, von dem Anerbieten des Herrn von St. James Gebrauch zu machen. Sie nehme dasselbe an, aber nur für die erste Zahlung, und zwar mit dem Versprechen der prompteſten Wiedererſtattung. Hinzugefügt war von der gütigen Königin, daß ſie wünſche, Herr von St. James möge ihr bald Gelegenheit geben, dieſen Dienſt zu belohnen. Aber der Brief hatte einen köſtlichen Inhalt, er verhieß dem Cardinal die nächtliche Zuſammenkunft, zwiſchen 11 Uhr und Mitternacht im Garten von Verſailles.

Die La Motte hatte in den Promenaden des Palais Royal ein Mädchen von ſchönem, elegantem und hohem Wuchs bemerkt, welche auch im Profil der Königin etwas ähnlich war. Sie ward für das Schauſpiel gewonnen. Das Wie werden wir aus ihrer eigenen Depoſition lernen. Der Abbé ſagt uns, daß es ein Mädchen war, welches vom Erwerb ihrer Reize lebte.

Die Oliva fuhr mit der La Motte nach Verſailles. Man zeigt ihr den Ort, wo der Auftritt ſtattfinden ſollte, und ließ ſie dort die Rolle, die ſie zu ſpielen und die Worte, die ſie zu ſagen hatte, probiren. Ein großer Mann, in blauem Ueberrock, mit einem großen, tief in die Augen gedrückten Hut werde ſich ihr präſentiren und ehrfurchtsvoll ihre Hand küſſen. Sie ſolle leiſe zu ihm ſprechen: „Ich kann Ihnen nur einen Augenblick ſchenken; ich bin zufrieden mit Ihnen; ich werde Sie bald zur höchſten Stufe der Gunſt erheben.“ Dann ſolle ſie ihm eine Kapſel und eine Roſe übergeben, und, wenn ſie ein Geräuſch von Stimmen höre, leiſe ſprechen: „Ach

da iſt die Prinzeſſin und Frau von Artois; wir müſſen fort."

Auch dem Cardinal war das Bosquet, wo er die Königin erwarten dürfe, gezeigt. Dort könne er ſich über ſeine ergebenen Geſinnungen erklären. Die Königin werde ihm, zum Beweis ihrer Gnade, eine Kapſel, worin ihr Portrait, und eine Roſe überreichen. In der Begegnung ſelbſt, konnte für den Cardinal nichts Ungewöhnliches liegen, da es bekannt war, daß die Königin öfters des Abends mit ihren Schwägerinnen, den Gräfinnen von Provence und Artois, in den Gärten ſpazieren gehe.

Der Cardinal begab ſich in der verabredeten Kleidung mit dem Baron von Planta auf die Terraſſe des Schloſſes. Die La Motte wollte ſich ebenfalls, im ſchwarzen Domino, einfinden, um den Cardinal von dem Augenblicke zu benachrichtigen, wann die Königin das bezeichnete Bosquet betreten werde. Die Nacht war dunkel. Die La Motte erſchien noch immer nicht. Der Cardinal wurde unruhig. Da kam um die Ecke ein ſchwarzer Domino: „Ich komme eben aus den Zimmern der Königin, ſagte die La Motte. Sie iſt verhindert worden, und wird die Unterhaltung nicht ſo lange machen können, als ſie gewünſcht hätte. Die Gräfinnen von Provence und Artois haben ihr vorgeſchlagen, ſie auf dem Spaziergang zu begleiten. Geſchwind treten Sie ins Bosquet. Sie wird ſich auf einen Augenblick von den Prinzeſſinnen losreißen, und trotz des kurzen Augenblicks Ihnen unzweideutige Beweiſe ihres Schutzes und ihres Wohlwollens geben."

Als der Cardinal in das Bosquet trat, entfernten ſich die La Motte und Planta. Gewänder rauſchten heran. Die angebliche Königin in ihrer Abendkleidung erſchien.

1814 über diesen gefährlichen Paß eindrangen. Es dünkt unglaublich, daß man einen Uebergang fast unbesetzt ließ, der ohne Vertheidigung von einem Heere kaum passirt werden kann, und Norwegens Schicksal schien entschieden, als die Vertheidiger des Swinesunds sich vor den ersten, den steilen Abhang herunterkommenden Schweden, zurückzogen. Es fiel kein Mann beim Uebergange. Die Abgabe, welche man von den nicht kriegerischen Fremden verlangt, ist nicht die geringste den Fremden in den nordischen Reichen auferlegte Last. In Kopenhagen verlangt man, der Fremde muß, wenn er nur eine halbe über vier und zwanzig Stunden bleibt, einen neuen Dänischen Paß lösen, gleichviel ob er im Lande verweilen oder es sogleich verlassen will. In Schweden wird das nämliche gefordert, und wenn man milder ist, verdankt der Fremde dies nur der Persönlichkeit der obern Behörden; in Norwegen fordert die Regierung in ihrem neuerwachten Selbstgefühl, daß man einen Norwegischen Paß nimmt, der aber freilich nicht mehr gelten soll, wenn man einmal den Fuß wieder nach Schweden zurücksetzen will. Das eigentliche Motiv aller dieser Maaßregeln ist, wie sich

Sie sprach mit leiser Stimme die ihr vorgesagten Worte und übergab dem Prinzen die Kapsel. Da ließ sich das verabredete Geräusch hören, die Meldung ertönte, und man trennte sich in Eil.

Der Cardinal fand sich wieder mit der La Motte und Planta zusammen, und schien, nach Georgels Zeugniß, keineswegs mit dem Abenteuer, wie es abgelaufen, zufrieden, sondern beklagte sich bitter über den unangenehmen Zufall, der ihm das Glück einer längern Unterhaltung entzogen hatte.

Am folgenden Tage erhielt er dafür durch die La Motte wieder einen kleinen, vergoldeten Brief, der das Bedauern meldete, daß die Umstände keine längere Unterhaltung gestattet hätten.

Wir sagten: die Katastrophe der Entdeckung hatte sich genähert, der Termin zur Zahlung der 700,000 Francs rückte heran, aber der Muth und Leichtsinn der verwegenen Spielerin sei dadurch nicht getrübt worden.

Sie kündigte einige Tage nach dem 12. Juli mit dreister Stirn dem Cardinal an, daß die Königin über die am 31. fälligen 700,000 Francs schon anderweitig disponirt habe, daß aber die Zahlung bestimmt am 1. October, und zugleich die der Zinsen dafür, erfolgen solle.

Der Cardinal war höchlich erstaunt, aber doch noch weit davon entfernt, deshalb einen Argwohn zu schöpfen.

Gegen Ende des Monats steigt aber doch ein Verdacht in ihm auf, den er so gern unterdrücken möchte. Zufällig bekommt er eine wirkliche Handschrift der Königin in die Hände. Die Schriftzüge weichen von denen ab, welche in den von ihm empfangenen Briefen und

in den Randbemerkungen auf dem Contract gebraucht sind. Er läßt die La Motte rufen. Sie ändert nicht die Miene. Selbst hat sie die Königin jene Randbemerkungen nicht schreiben gesehen, aber sie zweifelt nicht, daß es ihre Handschrift ist. Sie schwört, daß sie von der Königin selbst die Befehle und Billets erhalten, welche sie dem Cardinal überbracht hat. Sie schwört darauf, daß das Halsband in die Hände der Königin gekommen ist. „Wie können Euer Eminenz nur zweifeln? Ich habe ja eben den Auftrag, Ihnen bis übermorgen 30,000 Francs zur Zahlung der Zinsen zu übermachen."

Wie sollte auch der Cardinal zweifeln, als ihm die La Motte, die in seinen Augen gar nichts hatte, am 30. Juli 30,000 Francs baar überbringt. Er athmet wieder auf. Dies scheint ihm ein schlagender Beweis. Er ist wieder nach wie vor in den Netzen der Intriquantin verstrickt. Rohan brachte augenblicklich die 30,000 Francs den Juwelieren, welche indeß darüber nicht als eine Zinszahlung, sondern als über eine Abschlagssumme auf das Capital, im Namen der Königin ihnen geleistet, quittiren.

Die La Motte lebte in seinen Augen von Almosen. Wir sahen sie im Besitz vieler kostbarer Edelsteine, einen großen Luxus um sich verbreitend. Dennoch hat die Untersuchung ergeben, daß es ihr schon damals schwer wurde, die 30,000 Francs aufzubringen.

Sie war um jene Zeit in einer großen Unruhe. Zwar, kann sich Jeder sagen, daß sie diese Krisis voraussehen mußte. Aber sie scheint, mit vielen kühnen Verbrechern ihrer Art, den äußersten Leichtsinn und die größte Verschwendungslust mit der hartnäckigsten Verwegenheit und Schlauheit im Betrügen verbunden zu haben. Es kam

ihr nur auf den Genuß, den Glanz des Augenblicks, auf die Befriedigung ihrer Eitelkeit an. Die Frage: Muß es nicht herauskommen? und: Wann? und: was werden die Folgen sein? scheint sie von einem Tage zum andern verschoben zu haben.

Man ermittelte nachmals Folgendes: Am 27. Juli bittet sie einen ihrer Freunde, der sie besucht, ihr 35,000 Francs zu schaffen, und das augenblicklich. Er kann es nicht. Ich muß sie haben, sagt sie, und werde sie bei meinem Notar finden. Sie geht aus und kommt an dem Tage weder zum Mittag, noch zum Abendessen, noch zum Schlafengehen nach Hause. Sie sendet nach ihrem Gatten in Bar sur Aube. Er kommt am 3. August zurück. Mit ihm und einem Zeugen begibt sie sich zu einem Notar, von welchem sie ihr versetztes Schmuckkästchen gegen verschiedene Papiere, die ihr Mann mitgebracht hat und gegen einen Schuldschein auslöst. Sie nimmt dafür 35,000 Francs auf, ein Beweis, daß es ihr in jener Zeit schon an Gelde fehlte, und — daß sie über 30,000 Francs in einem Augenblick dringend bedurfte, wo sie, angeblich in der Königin Namen, dem Cardinal 30,000 Francs baar zahlte.

Aber das Gewitter mußte losbrechen, die Entdeckung erfolgen, dessen war sich die Verbrecherin jetzt bewußt. Sie konnte es höchstens noch verzögern und — die treffenden Schläge minder gefährlich machen, wenn sie hochstehende Personen als mit ihr verbündet, im nächsten Interesse mit ihr, dem Publicum und den Richtern zeigte. Den Cardinal galt es, ganz an sich zu fesseln; wenn er mit ihr stehen und fallen mußte, war sie gewiß, daß er Alles thun werde, um einen Eclat zu vermeiden.

Am 3. August läßt sie ihn dringend durch ihr Kammermädchen ersuchen, sie in ihrer Wohnung rue Neuve-

Saint-Gilles zu besuchen. Der Cardinal begibt sich dahin. In äußerster Aufregung sagt sie ihm: „Ich habe Feinde. Man hat mich der Indiscretion und prahlerischer Mittheilungen angeklagt. In jedem Augenblicke kann ich erwarten, arretirt zu werden. Man hat mich hoffen lassen, wenn ich nur aus Paris entflöhe, würde man vielleicht ein Auge zudrücken und nicht sehen, wo ich mich verberge. Ich werde, ich muß auch fort; aber bis dahin bin ich in Todesangst. Gönnen Sie mir, bis meine Angelegenheiten besorgt und meine Sachen fortgeschafft sind, die Gunst, und gewähren mir ein Asyl in ihrem Hôtel."

Der Cardinal hatte wenig Lust dazu. Er glaubte, es sei Uebertreibung und etwas Verstellung. Indessen erschien ihm, um was er gebeten wurde, nur als eine Handlung der Menschlichkeit, und er wies der La Motte und ihrem Mann ein kleines Zimmer in seinem Hôtel an, welches beide am 4. August bezogen.

Schon am 5. verließen sie es aber wieder und flohen am 6. aus Paris nach — Bar-sur-Aube. Man fragte sich: warum nicht weiter? warum nicht über die Grenze bei diesem Schuldbewußtsein, bei der ihnen bevorstehenden Gefahr? Die Antwort liegt im ganzen Charakter der Intrigue und ist schon oben angedeutet. Daß jetzt Alles herauskommen mußte, verhehlte sich die Verbrecherin nicht mehr, aber der Cardinal Prinz Rohan, der Großalmosenier von Frankreich, verwandt mit dem königlichen Hause, war ihr Complice. Ihn rettete nichts von dem unermeßlichen Schimpf, wenn er sich selbst nicht dadurch rettete, daß er Alles auf sich nahm; und wenn er sich auf diese Weise rettete, dann konnte er die wahren Verbrecher nicht mehr verfolgen. Er mußte zu seiner eigenen Ehre zahlen und schweigen. Dann waren auch sie vor

jeder offenen Verfolgung gesichert. Zwar hörte das einträgliche Spiel auf, um das Vertrauen war es geschehen, aber für eine so intriguante Frau würden sich auch neue Gimpel gefunden haben. Der Cardinal durfte sie nicht warnen, er war in ihre Hand gegeben und — der Raub blieb ihnen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach würde der Cardinal bei reiflicher Ueberlegung der Dinge auch so gehandelt haben. Es galt hier mehr als sein Vermögen, es galt seinen Ruf, seine Ehre, sein bürgerliches Leben, als Kirchenfürst, als Prinz, Würdenträger des Reichs und als kluger Mann. Er war wenigstens der Intention einer hochverrätherischen Absicht, wenn Alles an den Tag kam, verdächtigt. Mehr als ein Criminalurtheil, er sah dem Urtheil der pariser Welt entgegen — als ein dupirter einfältiger Mensch dem Spott und Gelächter zu verfallen.

Aber er kam zu spät zur Ueberlegung. Allzu verstrickt in die Netze, allzu befangen von den süßen Illusionen, wagte er nicht, als schon ein Riß von Außen hineingerathen war, sich ganz aus derselben zu reißen Es hieß zu viel aufgeben, sich selbst allzuschwer der Thorheit anklagen, daß er nicht noch immer der Hoffnung eine Hand, einen Finger hinhalten sollen, und mit dem Gedanken: es wird ja nicht so arg sein, sich selbst die ganze Größe der entsetzlichen Wahrheit für den Augenblick zu verbergen suchte.

Es erfolgten die oben schon erzählten Momente, welche der Entdeckung vorangingen. Böhmer umlauerte den Hof, er bestürmte die Campan, die Königin. Er erfuhr so viel, daß er das für ihn Furchtbarste ahnen durfte; er stürzte zum Cardinal und kehrte unbefriedigt zurück. Am 12. August reichten Böhmer und Bassange ein Mé-

moire beim Könige ein; am 15. August erfolgte die Vorladung des Cardinals in das Cabinet des Königs und der Königin, am 23. erklärten beide Juweliere noch ein Mal zu Protokoll sämmtliche ihnen bekannte Thatsachen, so wie, daß schon am 3. August (am Tage, wo die La Motte den Cardinal zu sich rufen ließ) die Gräfin La Motte Valois ihnen angekündigt habe, die Beistimmung der Königin auf dem Contract über den Kauf des Halsbandes sei falsch, und daß sie am besten thäten, sich gradezu an den Cardinal zu wenden, welcher wol im Stande sei, sie zu bezahlen.

Hierauf war die Verhaftung der La Motte Valois, welcher die Cagliostro's und seiner Frau folgte, verfügt worden. Andere, die entflohen waren, wie der Gatte der La Motte, wurden verfolgt, und eine noch wichtigere Zeugin, die d'Oliva, später auch Herr von Villette eingefangen. Dem Parlamente von Paris war durch königliche Briefe die Competenz, diesen Proceß zu instruiren und zu erkennen und zu richten über die Urheber, Begünstiger, Theilnehmer, Helfershelfer und wer sonst dabei schuldig betroffen werde, zugesprochen, nach der Strenge der Gesetze.

Kaum hatte die Instruction angefangen, als eine der wichtigsten Entdeckungen gemacht wurde, durch welche das ganze wunderbare Lügengewebe, so phantastisch, daß man ohne strengen Beweis an seine Wirklichkeit zu glauben Scheu trägt, juristisch constatirt erschien und der ganzen Klage ein Fundament gegeben war. Den Nachforschungen der Policei war es nämlich gelungen, der Spur eines jungen Mädchens, die aus Paris entflohen war, bis Brüssel zu folgen, sie dort zu verhaften und

nach Paris zurückzuschaffen. Mademoiselle Laguay d'Oliva, welche die Ehre gehabt hatte, die Rolle der Königin von Frankreich in einer Nacht zu spielen, hatte jetzt die Ehre, als Staatsgefangene in die Bastille gesetzt zu werden.

Kaum eingebracht, und vor eine Magistratsperson geführt, erklärte sie auch schon unter Thränen und Schluchzen: „Ja, ich bin es, ich habe als Werkzeug bei dem Betruge gedient; aber ich kannte nicht die Schändlichkeit. Ich bin es, ich wiederhole es. Das Spiel war mir befohlen worden, und ich wurde nachher dafür bezahlt durch die Frau von La Motte."

Ihr vollständiges Bekenntniß, wie es uns mitgetheilt wird, ist leider nicht das ursprüngliche, wie es im Verhör zu Protokoll genommen sein kann. Es ist ein vollständiges Mémoire, von einer geschickten Feder ausgearbeitet, halb im sentimentalen, halb im naiven Ton, der indeß besser in eine Novelle, als in die Akten paßt. Wir müssen uns jedoch bei allen vor den alten französischen Parlamenten geführten Processen mit dieser durch Advocaten vermittelten Wahrheit statt der unmittelbaren aus der Zeugen Munde genügen lassen. Indem wir Demoiselle d'Oliva's Vorgeschichte, welche 1761 in Paris von anständigen, aber armen Aeltern geboren sein und ein möglichst tugendhaftes Leben geführt haben will, übergehen, werden wir auch die romanhaft ausführliche Darstellung ihrer Begebnisse in Bezug auf die Geschichte, so weit es angeht, zusammenziehen.

Mademoiselle d'Oliva bewohnte im Juni 1784 ein kleines Zimmer unfern vom Palais Royal, in dessen Hofraum oder Garten sie täglich zwei Mal eine Promenade machte, in der Regel zusammen mit zwei Frauen ihrer Bekanntschaft und mit einem kleinen Kinde von

vier Jahren, dessen Aeltern dasselbe mit Vergnügen ihrer Obhut anvertrauten.

Eines Nachmittages im nächsten Julimonat wird sie, auf einem der Stühle unter den Bäumen sitzend und mit dem Kinde sich beschäftigend, von einem großen, jungen Manne fixirt. Der große, junge Mann, nachdem er einige Mal auf- und abgegangen, nimmt einen leeren Stuhl ein, welcher wenige Schritte von ihr entfernt stand. Sie mußte sich nun wol mit ihm beschäftigen. Seine Augen hafteten unablässig auf ihr; aber es ist etwas Besonderes in seiner Aufmerksamkeit. Nicht mit einer leidenschaftlichen, sondern mit der allerernsthaftesten Miene scheint er sie von Kopf bis Fuß, jeden Theil einzeln, mustern zu wollen.

Nachdem sie an mehren Tagen auf diese Weise und stumm im Palais Royal sich begegnet sind, redet der junge, große Mann sie endlich an. Demoiselle d'Oliva bekannte, daß sie unrecht gethan, ihm zu antworten, aber das allergrößte Unrecht, zu welchem sie sich verstanden, komme noch nach. Eines Abends, als sie nach Hause geht, kommt er ihr unvermerkt nach, und steht, ehe sie sich dessen versieht, mit ihr in ihrem Zimmer. Er bittet sie, mit allen Zeichen von Hochachtung und rechtlicher Gesinnung, „sie besuchen" zu dürfen und ihr den Hof zu machen.

Demoiselle d'Oliva konnte ihm diese so bescheiden vorgetragene Bitte nicht abschlagen, und er stellte sich nun sehr oft ein. Aber, zu seinem Lobe mußte sie eingestehen, er überschritt nie die Grenzen einer unschuldigen und anständigen Vertraulichkeit. Er befragte sie nur über ihre Vermögensumstände und Aussichten. Er interessirte sich wahrhaft für sie, und versprach ihr Protectionen, welche ihr für die Folge nützlich sein konnten.

Wenn er ihr etwas über ihre Anmuth und Schönheit zuflüsterte, geschah es nur, wie man eben ein solches Compliment in Frankreich hinwirft, ohne dabei an Liebe zu denken, oder von einer leidenschaftlichen Regung getrieben zu sein.

Der junge, große Mann dachte auch wirklich an nichts Frivoles, weil ihm Dinge von viel ernsthafterer Bedeutung vorschwebten. Eine Intrigue freilich, aber keine von galanter, sondern von verbrecherischer Art.

Der junge, große Mann nannte sich Graf La Motte. Er sei Militair, ein Officier von höherem Range; ihm ständen die glänzendsten Aussichten bevor, da er erlauchte Gönner und über eine hohe Gunst fast zu disponiren habe.

Bei seinem neunten Besuch, eines Morgens an einem der ersten Augusttage, erschien er ganz besonders heiter. Er sagte, er komme aus einem Hause, wo Jemand von der höchsten Auszeichnung sehr viel von seiner schönen Freundin, der d'Oliva, gesprochen habe. Er werde sie noch heut Abend zu dieser ausgezeichneten Person führen.

Die d'Oliva erwiderte, sie wisse nicht, wer dies sein könne, denn sie kenne wahrhaftig auch keine einzige Person bei Hofe.

Er ging lächelnd fort und ließ sie in peinlicher Bangigkeit und Erwartung den ganzen Tag über, bis er am Abende wiederkam und ihr sagte, daß sie im nächsten Augenblicke die Person sehen solle, von der er am Morgen zu ihr gesprochen.

Kaum ist er fort, so tritt eine vornehme Dame in das kleine Zimmer, ohne alle Begleitung, aber mit einem so ehrbaren Wesen, daß es augenblicklich für sie einnahm. Die Fremde sagte lächelnd: „Madame werden

von meinem Besuch überrascht sein, weil Sie mich nicht kennen?" Aber die d'Oliva entgegnete: „Nach Dem, was man mir vorausgesagt hat und nach Dem, was ich sehe, kann diese Ueberraschung nur angenehmer Art sein."

Die d'Oliva bietet der Unbekannten einen Stuhl und die Unbekannte setzt sich. Sich überlehnend zu ihr, „mit einer Miene, mysteriös zugleich und vertraulich, und mit einem Blicke, in welchem Jene Theilnahme, ja Freundschaft gewahren möchte, eine Freundschaft indeß, welche die Würde einer vornehmen Frau nicht verleugnen kann, die einer Schutzbefohlenen eine wichtige Mittheilung machen will", spricht sie: „Nur etwas Vertrauen, meine Liebe, zu dem, was ich Ihnen mittheilen will. Ich bin une femme, comme il faut, et attachée à la cour."

Im selben Augenblicke zieht auch die femme comme il faut eine Brieftasche aus ihrer Rocktasche und zeigt der Demoiselle des Palais Royal einige Briefe, die, wie sie sagt, von der Königin an sie geschrieben und an sie gerichtet sind.

Die d'Oliva betheuert nicht zu verstehen, was das heiße, die vornehme Dame erklärt ihr indessen, sie werde sie schon verstehen. Sie, die Dame, sei eine Vertraute der Königin; sie Beide seien wie zwei Finger einer Hand. Die Königin habe ihr einen neuen Beweis des Vertrauens dadurch gegeben, daß sie ihr aufgetragen, Jemand ausfindig zu machen, der etwas thun solle, was man ihm erklären werde, wenn es Zeit sei. Auf die d'Oliva habe sie, die femme comme il faut, nun die Augen geworfen, und wenn sie sich damit befassen wolle, verspreche sie ihr 15,000 Francs, unbeschadet der weit größeren Geschenke, deren sie sich von Ihrer Majestät gewärtigen könne. Sie selbst könne sich ihr im Augenblick nicht zu erkennen geben; wenn sie jedoch Mis-

leicht absehen läßt, das Geld. Hätte es nur die Form der Abgabe, ließe sich weniger dagegen erinnern, wiewohl es immer nicht ganz schicklich für die Regierung eines civilisirten Landes bleibt, sich von besuchenden Fremden ein Entrégeld bezahlen zu lassen, und noch mehr finanziell unangemessen, da diese Nordischen Reiche, denen an einem vergrößerten Verkehr mit dem Süden viel gelegen ist, alles zu thun haben, statt den Eintritt in ihre Länder zu erschweren, ihn leicht und angenehm zu machen. Indessen ließe sich der Ausländer, gewohnt an jede den Fremden überall drohende Uebervortheilung, gern auch diese officielle Besteuerung seines Beutels gefallen, wären nicht so unangenehme polizeiliche Maaßregeln damit verbunden. Der Fremde muß selbst vor der Polizei erscheinen, er muß sich nach alt hergebrachter sinnloser Manier von Kopf bis Fuß abmalen lassen, und, da diese Registrirung nicht schnell vor sich geht, oft die Hälfte seiner kostbaren Zeit verschwenden. In südlichen katholischen Ländern, wo man durch einen chinesischen Cordon Aufklärung und revolutionaire Gesinnungen zugleich abhalten zu können wähnt, hat dies, wenn gleich eine traurige, doch eine

trauen wegen der versprochenen 15,000 Francs hege, möge sie mit ihr auf der Stelle zu einem Notar gehen, wo ihr vollkommene Sicherheit gestellt werden solle.

Die 23jährige Demoiselle d'Oliva kannte, behauptet sie wenigstens in ihren Mémoiren, weder die Intrigue noch Geschäftssachen. Sie ließ sich, angelockt durch ein so außerordentliches Geschenk, zu einem Etwas verleiten, dessen Bedeutung sie nicht faßte; aber es war ja nur, um, als loyale Unterthanin, ihrer hohen Gebieterin, der Königin, dienstbar zu sein. Sie gehörte sich von dem Augenblicke an nicht mehr selbst an, sie war nur noch ein williges, fügsames Werkzeug in der Hand einer mysteriösen Gewalt.

Die Fremde verkündete ihr, daß der Graf La Motte sie morgen Abend in einem Wagen nach Versailles führen werde. So geschah es. Sie fuhren in einer Miethkutsche bis an die Gitter des Schlosses. Hier empfing sie die fremde Dame in Begleitung ihres Kammermädchens, welche dem Kutscher zu halten befahl und dem Grafen sagte: „Führen Sie die Dame zu mir."

Die Fremde verschwand, und der Graf führte die Demoiselle in ein Hôtel garni, wo er sie mit dem Kammermädchen der Unbekannten zurückließ. Hier verstrichen für sie zwei Stunden banger Erwartung.

Endlich kehrten Beide mit freudeglühenden Gesichtern zurück und verkündeten ihr, daß die Königin, welche sie von der Ankunft der Demoiselle unterrichtet, das größte Vergnügen darüber geäußert habe und kaum den morgenden Tag erwarten könne, um zu erfahren, wie der Spaß abgelaufen sei.

Nun mußte doch die d'Oliva fragen: was es denn eigentlich gelte, was sie thun solle?

„Nur einen Spaß ausführen, die geringste Kleinigkeit

von der Welt!" war die Antwort der Unbekannten, welche ihr jetzt nicht länger verhehlte, daß ſie die Gattin des Grafen La Motte ſei, von Geblüt eine Valois, daß man ſie bei Hofe nur die Gräfin Valois nenne, und daß die Königin unter dieſem Namen ihre Briefe an ſie richte. Die Freundin einer Valois mußte einen Rang in der Geſellſchaft haben, und die Demoiſelle des Palais Royal ward von der Stunde ab zu einer Baroneß d'Oliva erhoben, in welcher Eigenſchaft ſie ſpäter in den Kreiſen der La Motte vorgeſtellt wurde.

In Verſailles blieb ſie an dem Abende bei ihren liebenswürdigen Wirthen, ſchlief in einem beſondern Zimmer und am andern Tage war die erſte Sorge der Gräfin, die Toilette ihrer ſchönen Freundin zu machen. Sie wurde in ein weißes Kleid von mouchettirtem Linon gekleidet; „es war, was man damals eine robe à l'enfant nannte," oder une gaule, eine Art Kleid, welches man noch gewöhnlicher chemise nannte. Auf dem Kopfe wurde ſie en demi bonnet coeffirt.

Dann gab ihr die La Motte einen kleinen Brief, ohne Aufſchrift, aber in gewöhnlicher Art zugemacht. Sie ſagte ihr weder, an wen er gerichtet, noch was der Inhalt, auch nicht einmal, wer ihn geſchrieben. Auch ſpäter (behauptet die d'Oliva) erfuhr ſie es von keinem der beiden Ehegatten. Die La Motte ſagte ihr nur: „Ich werde Sie dieſen Abend in den Park führen und Sie werden den Brief einem großen Herrn geben, der Ihnen dort begegnen wird."

Abends zwiſchen 11 und 12 Uhr gingen Herr und Frau v. La Motte mit ihr aus dem Hauſe. Sie hatte ein ſchwarzes Mäntelchen um die Schultern und eine „Therese" auf dem Kopf; der kleine Brief ſtak in ihrer Taſche. Sie wurde nach dem Park geführt. Dort drückte

ihr die La Motte eine Rose in die Hand und sagte ihr: „Sie werden diese Rose mit dem Briefe derjenigen Person übergeben, welche Ihnen begegnen wird, und Sie werden zu ihr sprechen: „„Sie wissen, was dies bedeutet.““ — Die Königin wird auch dort sein, um sich zu überzeugen, wie Ihre Entrevue abläuft. Sie wird mit Ihnen sprechen. Sie ist da. Sie wird hinter Ihnen sein. Sie werden sie diesen Augenblick sprechen.“

Das Herz zitterte bei diesen Worten dem armen Mädchen. Sie bekannte beiden Ehegatten ihre kaum zu überwindende Angst. Wie sollte sie denn mit der Königin sprechen? Zitternd und stotternd bat sie ihre Freunde, ihr zu sagen, wie man die Monarchin anreden müsse, ob: Königin, Madame, Souverainin oder Majestät?

Der Graf La Motte erklärte ihr, sie müsse stets: „Ihro Majestät“ sagen.

Diese Angst war begreiflicherweise unnöthig. Demoiselle d'Oliva hat weder mit der Königin gesprochen, noch sie wirklich gesehen. Doch glaubte sie bei jedem Schritt und Tritt sich von der erhabenen Person beobachtet.

Sie gingen weiter in den Gängen des Parkes vor. Da begegnete Herr v. La Motte einem Herrn, zu dem er sagte: „Ach sind Sie es!“ Diesen Jemand verlor sie bald aus den Augen und hörte auch kein weiteres Gespräch zwischen Beiden. Nur erkannte sie später bei den Diners, welchen sie an der Tafel der Familie La Motte beiwohnte, in einem der Gäste, welcher Herr v. Villette genannt wurde, jenen Unbekannten aus dem Park von Versailles wieder.

Die La Motte ließ sie nun in den Schatten einer Hagebuchenhecke treten, mit der Anweisung dort ruhig zu verweilen, bis sie den großen Seigneur aufgesucht

hätte, mit dem die d'Oliva sprechen sollte, und der bis dahin nirgends zu sehen war.

Sie gehorchte. Der große Seigneur, ein ihr unbekannter Mann, stand nun plötzlich in ihrer Nähe. Er trat, sich tief beugend, heran, während die La Motte, einige Schritte davon, im Versteck blieb, und den ganzen Auftritt zu belauschen schien.

Die d'Oliva reichte dem großen Seigneur die Rose und sprach mit leiser Stimme: „Sie wissen, was dies bedeutet" oder (sagt sie) so etwas Aehnliches. Sie konnte sich nicht mehr erinnern, ob er die Rose erfaßte, oder ob er sie fallen ließ. Der Brief aber, den sie ihm übergeben sollte, blieb in ihrer Tasche. Sie hatte ihn in der außerordentlichen Angst und Befangenheit, in der sie schwebte, ganz vergessen.

Aber schon im Augenblicke, wo sie jene Worte ausgesprochen hatte, sprang die La Motte heran, und flüsterte mit äußerster Hast: „Schnell, schnell! kommen Sie!"

Dies war Alles, dessen sie sich in dem Augenblicke entsann. Sie war sofort von dem Unbekannten getrennt, und befand sich neben Herrn v. La Motte. Frau von La Motte schien mit dem Unbekannten in ein nahes Gebüsch zu verschwinden.

Herr von La Motte führte sie auf Umwegen in das Hôtel zurück, wo erst um 2 Uhr nach Mitternacht Frau v. La Motte ankam. Die d'Oliva bekannte mit Zittern, daß sie den Brief in der Tasche vergessen, und fürchtete, heftig ausgescholten zu werden; aber statt dessen überhäufte die liebenswürdige Frau ihre liebe, schöne d'Oliva mit schmeichlerischen Liebkosungen, und versicherte sie, daß die Königin, von der sie eben komme wahr-

haft enchantirt sei, über die Art, wie sie sich bei dem Spaß benommen.

So begab sich denn Demoiselle d'Oliva zur Ruhe mit der seligen Zuversicht, daß ihr Glück gemacht sei, und sie etwas sehr Unschuldiges begangen habe.

Nicht so ruhig scheinen die La Motte'schen Eheleute geschlafen zu haben. Die Furcht beschlich sie, daß in dem jungen Mädchen doch ein Verdacht noch auftauchen könne, und sie beschlossen, das Netz der Täuschung noch fester um sie zu verstricken.

Am Morgen kam deshalb wieder ein Brief der Königin an Frau von La Motte an. Die Aufschrift lautete wörtlich an die Frau Gräfin von Valois. Darin standen ungefähr die Worte: „Ich bin, meine liebe Gräfin, sehr zufrieden mit der Person, welche Sie mir verschafft haben. Sie hat ihre Rolle zum Erstaunen gut gespielt, und ich bitte Sie, ihr zu sagen, daß sie einer glücklichen Zukunft sich versichert halten kann."

Nachdem sie ihn vorgelesen, zerriß die La Motte das Billet mit den Worten: „Solche Dinge muß man nicht herumliegen lassen."

Die d'Oliva war außer sich vor Freude, sie hatte nicht Worte, stark genug, um ihren Wohlthätern das Dankgefühl auszudrücken, von dem sie sich durchdrungen fühlte. Nachdem das froheste Mittagsmahl in ihrem Leben eingenommen war, führte sie Herr La Motte am Abend in einer Hofkutsche nach Paris zurück. Frau v. La Motte blieb noch in Versailles.

Als auch sie nach Paris zurückkehrte, war die d'Oliva häufig in ihrem Hause und nahm Theil an ihren Mittags- und Abendgesellschaften, theils in der Stadt selbst, in ihrer Wohnung rue neuve Saint-Gilles, theils in ihrem Landhause zu Charonne. Bei diesen Besuchen

erhielt sie allmälig, theils in baarem Gelde, theils in Kassenbillets die Summe von 4268 Francs. Dies war aber auch Alles, was sie von den 15,000 Francs, die ihr versprochen worden, empfangen. Es versteht sich, daß ebensowenig von dem verheißenen außerordentlichen Geschenk der Königin ihr zukam.

Allmälig änderte sich dies schöne, liebevolle Verhältniß zwischen den liebenswürdigen La Motte'schen Eheleuten und der d'Oliva. Frau v. La Motte empfing sie mit Kälte; sie nahm einen vornehmen, zurückhaltenden Ton an; sie lud sie nicht mehr zu Tische, sie erwiderte nicht mehr ihre Besuche; ihre Thür war oft verschlossen, wenn die d'Oliva anklopfte. Die La Motte hatte ihren Zweck erreicht, sie bedurfte ihrer nicht mehr. Die Gegenwart des verstoßenen, unglücklichen, niedrigen Mädchens — wie die d'Oliva sich selbst ausdrückt — konnte sie nur demüthigen, wenn sie daran dachte, daß sie ihr Verpflichtungen schuldig war. Die d'Oliva ahnete freilich nicht, was vorgefallen war, noch daß sie ein Spielzeug nur in Händen des La Motte'schen Ehepaars gewesen, aber ein gekränktes Ehrgefühl erwachte auch in ihr, und wiewol sie noch nicht bezahlt war, wie man ihr verheißen, gab sie doch augenblicklich den Umgang mit den La Motte's auf.

Die pikanten Partien eines Criminalprocesses wurden von je an von den französischen Juristen, in den Acten, wie in den Berichten fürs Publicum, mit besonderer Vorliebe ausgearbeitet, während man über die minder interessanten leicht hinwegging. Wie hier ein helles, ja ein fast zu helles Licht auf diesen Theil des Processes geworfen ist, so hat man andere dafür mehr im Dun-

kel gelassen. Wir sprechen nicht sowol von den actenmäßigen Ermittelungen, welche dem Richter zur Fertigung des Urtheils dienen, als von den psychologischen Ermittelungen, welche den Zusammenhang zwischen der Person und der That klar machen.

Hinsichts der d'Oliva sind wir im Klaren. Wenn wir auch Manches von ihrer schön ausgeputzten Darstellung wegstreichen — wir selbst haben schon den oratorisch-sentimentalen Schmuck ausgemerzt — wenn wir auch einem Zweifel Raum geben, ob sie so ganz unschuldig und bewußtlos in das Intriguenspiel eingegangen, als sie selbst in ihren naiven Depositionen, die zugleich ihre Vertheidigung enthalten, angibt, so bleibt doch so viel gewiß, daß sie ein Werkzeug, eine Puppe in der Hand der La Motte gewesen. Die psychologischen Bezüge zwischen dieser verwegenen, räthselhaften Betrügerin und ihrer That sind dagegen nichts weniger als vollständig aufgestellt. Sie hat im Processe geleugnet, dann eingestanden, dann wieder geleugnet, dann die Schuld und den Haupttheil der Schuld auf Andere gewälzt; sie hat sich als eine Betrogene darzustellen gesucht, bald von Cagliostro, bald vom Cardinal und zuletzt von der unglücklichen Königin selbst, auf die sie, noch während der Schreckenstage der Revolution, ihre giftigen, verleumderischen Pfeile abgeschnellt hat. Wenn die Acten nicht lügen, wenn alle die Zeugnisse, auf die ein gewissenhafter Richter seine Urtheile baut, nicht falsch sind, so ist sie eine Erzlügnerin, ein diabolisches Weib, welches mit der Intrigue nach allen Seiten hin ein glückliches Spiel gespielt hat, sie ist vollkommen strafwürdig, aber über ihren Charakter, ihre Verbindungen sind wir darum nicht ins Klare gesetzt.

In den ersten Verhören leugnete sie alle Thatsachen.

Sie behauptete, die d'Oliva niemals gesehen zu haben. Dann räumte sie ein, es sei ein Mal zufällig geschehen im Palais Royal. Mit dem Stolz einer Valois rief sie: „Wie könnte ich jemals Relationen mit einem solchen Mädchen gehabt haben!"

Endlich war sie genöthigt, mehr von der Wahrheit einzugestehen: daß der Auftritt mit der d'Oliva im Garten von Versailles wahr sei, daß sie ihn veranlaßt, und mit dem Zweck, den Cardinal zu überreden, daß er ein Wort des Wohlwollens aus dem Munde der Königin vernommen. Nur die Unterschriften und Schriften der Königin leugnete sie beharrlich, verfertigt zu haben.

Der Zufall oder die Geschicklichkeit der Polizei halfen zur Entdeckung auch dieses Verbrechens. Schon seit Anfang des Processes hatte man Argwohn auf einen gewissen Reteaux de Villette geworfen, einen ehemaligen Gensd'armen, der in unzweifelhafter Verbindung mit der La Motte gestanden hatte. Nach vielen vergeblichen Nachsuchungen ward er endlich in Genf ergriffen und nach Paris gebracht. Bestürzt, hatte er zuerst bekannt, dann wieder geleugnet und endlich unter Thränen und in convulsivischer Aufregung bekannt.

Sein Bekenntniß war vollständig. Er wußte Alles: die Prahlereien der La Motte; er kannte und nannte die verschiedenen Personen, welche sie betrogen; er hatte die Briefe entworfen und geschrieben, welche die La Motte, als von der Königin herrührend, dem Cardinal und Anderen vorgewiesen; er die Randbemerkung und die Unterschrift unter den Kaufcontract über das Halsband gemacht. Aber er hatte nie den Cardinal gesehen, er that Alles nur auf Befehl der La Motte. Er hatte für sie im Februar 1785 Juwelen verkauft; er glaubte, daß sie aus dem Halsbande herrührten. Sie hatte ihm noch

mehr derselben übergeben, die er ihr aber wieder zurückgeliefert hatte, da er sie nicht an den Mann bringen konnen.

Die La Motte wollte auch jetzt noch leugnen, aber so vielen Beweisen gegenüber gerieth sie außer Fassung, und verrieth sich durch ihre Thränen, ihren Zorn und selbst durch ihr hartnäckiges Schweigen.

Retreaur de Villette war zum Officier der Marechaussée in Abbeville ernannt gewesen, als er mit seinem früheren Kameraden, Herrn v. La Motte, zusammentraf, und von ihm der Gattin desselben vorgestellt wurde. Der Empfang war so angenehm, daß er als Freund, oder wie Kind im Hause bei ihnen blieb. Den liebenswürdigen Freunden missiel es, daß er in einer so untergeordneten gesellschaftlichen Stellung sein Glück suche, sie zeigten ihm von fern die glänzenden Wege, auf denen sie zu Ansehen und Reichthum strebten, und es hielt nicht schwer, einen Mann zu verführen, der „bis zum Uebermaß der Freundschaft und der geselligen Freude ergeben war.“ Sie ernannten ihn zu ihrem Mitspieler und er wurde bald — der Spielball, die Puppe, der Sklave seiner Beschützer; sagt nämlich er selbst in seiner Vertheidigungsschrift.

Er, diente seiner Freundin in ihrer Correspondenz mit dem Cardinal, immer im Glauben, daß er nur nach dem Willen dieses mächtigen Mannes handle! So mußte er auch das „Einverstanden“ auf den Rand des Contractes und darunter die Worte „Marie Antoinette von Frankreich“ schreiben. Die La Motte sagte zu ihm mit ihrer unwiderstehlichen Miene: „Ich bin es nicht, die zu Ihnen spricht; es ist der Cardinal von Roban, der es befiehlt. Er hat seine Gründe dazu, und Ihr Interesse ist es, ihm eine blinde Unterwürfigkeit zu zeigen, die

ihren Lohn finden wird. Wie kann eine Schrift gefährlich sein, die auf seinen Befehl neben die seine gesetzt wird? Uebrigens schwöre ich Ihnen, daß die Schrift nicht aus seinen Händen kommt, und daß das ganze Papier in ein Paar Tagen zerrissen werden wird."

So ließ er sich zu dem Verbrechen verleiten, und suchte seine Entschuldigung vor den Richtern darin, daß er weder in den Briefen, den Randbemerkungen zum Contract, noch in der Unterschrift seine Namenszüge zu verstellen und die Hand der Königin nachzuahmen gesucht, wie denn die Sachverständigen dies anerkannt hätten, so wie darin, daß er unmöglich geglaubt haben könne, den erlauchten Namen seiner erhabenen Gebieterin zu schreiben, indem dieselbe sich nicht Marie Antoinette von Frankreich, sondern bei feierlichen Gelegenheiten Marie-Antoinette-Joseph-Jeanne de Lorraine, in gewöhnlichen Angelegenheiten aber nur: die Königin nenne!

Ausflüchte, welche vor jedem Richterstuhle so irrelevant erscheinen dürften, als uns die Annahme mehr als zweifelhaft erscheint, daß auch Reteaur de Villette, wie die d'Oliva durch den Namen der Königin, sich durch den Namen des Cardinals sollte von der Betrügerin haben täuschen lassen. Sie mag ihr Spiel mit ihm wie mit jener angefangen haben; aber sie fand in ihm einen Genossen, der es bereitwillig und mit mehr oder minderm Bewußtsein der Schuldbarkeit fortsetzte.

Die La Motte nannte Villette einen Betrüger. Plötzlich, im Rechte bewandert, setzte sie seinen Aussagen entgegen: daß ein Zeuge kein Zeuge sei, daß seine Aussage aber um deswillen gar nichts gegen sie beweisen könne, weil er selbst mit angeschuldigt wäre. „Möge er verderben, wenn er schuldig ist, aber er soll nicht hoffen, daß er, der Selbstmörder, die blutige Hand aus

Bedeutung. In einem wohl organisirten nordischen Staate dagegen, wo völlige Geistesfreiheit herrscht, wo kein Fremder Furcht einjagt, und diese polizeiliche Inquisition nur zum Deckmantel einer unschicklichen Besteuerung gebraucht wird, müssen die harten lästigen Maaßregeln eben so auffallen, als sie für die Regierungen, deren Pässe hier für nicht geltend erklärt werden, beleidigend sind. Selbst das Visa der Gesandten auf ganz förmlichen, sogar auf Kabinetspässen, welche doch ein besonderes Vertrauen der respectiven Regierung gegen ihre Unterthanen voraussetzen, schützt nicht vor diesen lästigen, persönlichen Zumuthungen. Ja, wie ich neuerdings gehört, sollte selbst ein Deutscher Fürst, der incognito in Kopenhagen zu leben wünschte, gezwungen werden, vor der Polizei zu erscheinen, um sich einen Paß zu lösen, dessen er nicht bedurfte. Nur durch Eintreten der Gesandschaften ward er von der Zumuthung befreit, persönlich im Polizeigebäude sich zu stellen und daselbst abmahlen zu lassen. Wie liberal erscheinen dagegen jetzt die Deutschen Länder, wie segnet man besonders die Preußische Regierung, welche den aus der Revolution stammenden widerrechtlichen

dem Busen ziehend, noch einen zweiten Todesstoß seiner vorgeschützten Complicin versetzt."

Aber etwas mußte sie doch eingestehen, um wahr zu scheinen. Die Brillanten waren in zu unmittelbare Nähe mit ihr und ihrem Gatten gekommen, und die Aussage des Cardinals ließ sich nicht so von oben herab, wie die einer d'Oliva und eines Villette, von sich weisen. Sie erfand eine neue Fabel: daß der Cardinal und Cagliostro das Halsband zerstückt, die Diamanten ausgebrochen hätten, und ein Theil davon ihrem Gatten von ihnen übergeben worden, um sie in England zu verkaufen oder neu fassen zu lassen.

Cagliostro war eine Person, der sich viel zutrauen und viel aufbürden ließ. Er, der die Welt so viel Lügen glauben ließ, konnte selbst eine Portion Lügen ertragen. Ihre Fabel lautete:

In einer der mystischen Abendoperationen im Hause des Cardinals befand sich der Beschwörer mit dem Cardinal und der La Motte in einem verschlossenen Zimmer. In der Mitte desselben lag ein Dolch, ein Sanct-Andreaskreuz, ein Degen, mehre Crucifixe, Jerusalemskreuze, mehre Agnus Dei, und darum standen 30 brennende Wachskerzen. Darauf ließ Cagliostro die La Motte schwören, daß sie nichts von Dem wiedersage, was sie hier sehen werde. Der Beschwörer sprach zum Cardinal: „Wohlan, Prinz, nehmen Sie das Bewußte!" Der Cardinal öffnete nun den Secretair und zog einen ovalen Kasten von weißem Holze heraus, der ganz voll ungefaßter Diamanten war. Cagliostro sagte weiter: „Achtung, Prinz, es gilt noch eine andere, die Sie kennen." Hierauf ergriff der Prinz die Hand der La Motte und sprach: „Wohlan, Madame, ich gebe Ihnen hier 6000 Francs, und diese Diamanten werden Sie

Ihrem Manne übergeben und ihm sagen, daß er damit augenblicklich nach London reise, um diese Diamanten zu verkaufen und fassen zu lassen, und nicht eher wiederzukehren, als bis er alles Dies ausgeführt hat."

Es scheint nach unserm Dafürhalten unbegreiflich, daß auf eine so absurde Erzählung und Denunciation Cagliostro, und mit seiner Gattin, sollte arretirt und in Anklagezustand gesetzt sein. Wahrscheinlich trug mehr als diese Fabel der La Motte, die nicht einmal ihrer großen Erfindungskraft Ehre macht, sein Ruf bei, und man benutzte die Gelegenheit, den verdächtigen Abenteurer und Ausländer zu ergreifen, um über ihn ins Klare zu kommen.

Und er selbst benutzte sie, um der Welt eine neue Fabel, einen schönen ausgebildeten Roman von seiner Herkunft und Erziehung aufzubinden. Es ist die Erzählung, welche wir an der betreffenden Stelle in seiner Lebensgeschichte mitgetheilt haben. Seine Bekenntnisse bekommen aber Hand und Fuß und tragen ziemlich das Gepräge der Wahrscheinlichkeit, wo er, den Richtern auf bestimmte Fragen antwortend, über sein Verhältniß zum Cardinal und zur La Motte Auskunft gibt. Es geschieht jedoch mit der Schonung, welche er gegen den Cardinal, seinen Gönner, schuldete.

Cagliostro hatte die La Motte gekannt. Zuerst sah er sie in Strasburg, wo sie, in Männerkleidung, am Fuß seiner Treppe, ihn nach der Marquise v. Boulainvillier fragte. Später sah er sie öfters im Hause des Cardinals in Paris. Er wollte nur von einer magischen Operation wissen, die er in ihrer Gegenwart vorgenommen und bei welcher sie betheiligt gewesen. Verhält sich die Sache, wie er sie erzählt, so erscheint er dies Mal als ein sehr vernünftiger Mann.

Der Cardinal hatte ihm gesagt, daß die Königin sehr trübe gestimmt sei, weil man ihr den Tod bei ihrer bevorstehenden Entbindung vorausgesagt habe. Es wäre für ihn wünschenswerth, wenn er sie von diesem Wahne abbringen könne. Madame de Valois sehe die Königin täglich, und Cagliostro würde ihm, dem Cardinal, einen Gefallen erweisen, wenn er der Valois, sollte sie ihn fragen, die Versicherung gäbe, daß die Königin glücklich von einem Prinzen werde entbunden werden.

Cagliostro willigte gern darein, da es hier nichts galt, als den Gesundheitszustand der Königin durch eine oberflächliche Versicherung zu bessern.

Nächsten Tages sagte ihm die La Motte, daß sie in Versailles eine vornehme Dame kenne, der man, wie noch einer andern, prophezeit habe, daß sie alle Beide bei ihrer Niederkunft sterben müßten. Da die eine schon gestorben, erwarte die andere mit desto größerer Angst die Stunde ihrer Entbindung. „Wären Sie im Stande, die Wahrheit, die vor uns liegt, zu erkennen, oder wenn Sie nur glauben, daß man die Zukunft erfahren kann, so würde ich schon morgen nach Versailles eilen, um der Dame darüber Bericht abzustatten. Es ist die Königin."

Cagliostro erwiderte (diesmal), daß alle Prophezeiungen Thorheiten wären. Sie möge der erlauchten Person nur sagen, daß sie sich dem Ewigen anempfehlen solle. Da übrigens ihre ersten Niederkunften glücklich ausgefallen wären, würde es wol auch diese.

Aber die La Motte verlangte eine positivere Zusicherung, und Cagliostro sagte ihr mit feierlichem Tone: „Madame, Sie wissen, daß ich einige Kenntniß in der Physik und Medicin besitze; auch habe ich einige Einblicke in den thierischen Magnetismus. Nach meiner An-

ſicht kann ein unſchuldiges Weſen in einem ſolchen Fall mehr wirken als jeder Andere. Wenn Sie alſo die Wahrheit wiſſen wollen, ſo empfehlen Sie mir ein ganz unſchuldiges Geſchöpf."

Die La Motte verſprach ihm ihre Nichte zuzuführen, die außerordentlich unſchuldig ſei.

Die Operation wurde vorbereitet, aber, ſtatt eines unſchuldigen Kindes von 5 bis 6 Jahren, ward ihm eine Demoiſelle von wenigſtens 14 bis 15 Jahren vorgeführt. Caglioſtro verſichert, daß er ſich kaum des Lachens habe enthalten können. Er redete endlich das junge Mädchen an: „Mademoiſelle, iſt es wol wahr, daß ſie noch unſchuldig ſind?" Sie antwortete mit mehr Zuverſicht als Unbefangenheit: „Ja, mein Herr!" Der Magier ſagte ihr, er werde es den Augenblick erfahren, und bat ſie, ſich und ihre Unſchuld in Gottes Schutz zu ſtellen. Sie mußte ſich hinter einen Schirm ſtellen, die Augen ſchließen, und Das, wonach ſie das meiſte Verlangen trüge, zu ſehen wünſchen: „Wenn Sie noch unſchuldig ſind, werden Sie ſehen, was Sie zu ſehen wünſchen. Wenn Sie es aber nicht ſind, werden Sie auch nichts ſehen."

Demoiſelle v. Latour, die Nichte der La Motte, ſtand hinter dem Schirm, die Andere davor, der Cardinal am Kamine; die La Motte hatte angegeben in Verzückung, Caglioſtro ſagte (diesmal), mit der Hand vor dem Munde, um durch ſein Lachen den Ernſt der Ceremonie nicht zu ſtören. Caglioſtro machte einige magnetiſche Bewegungen, dann ſprach er: „Stampfen Sie mit Ihrem unſchuldigen Fuß auf die Erde und ſprechen Sie, wenn Sie etwas ſehen." — Die Antwort war: Ich ſehe nichts. — „Ach, Mademoiſelle," rief der Magnetiſeur und ſchlug dabei heftig auf den Schirm, „dann

sind Sie auch nicht unschuldig." — Aber im selben Augenblicke schrie Fräulein Latour auf: „Ich sehe die Königin." Cagliostro erkannte, daß die unschuldige Nichte von der nicht unschuldigen Tante instruirt worden.

Er foderte nun von ihr die Beschreibung des Phantoms, welches sie sahe. Sie erwiderte: die Dame sei schwanger und gehe weiß gekleidet. Was Gesichtszüge und Haltung anbetrifft, beschrieb sie die Königin ziemlich genau. Cagliostro befahl: „Fragen Sie die Erscheinung, ob sie glücklich niederkommen wird?" Das junge Mädchen rief: die Dame nicke mit dem Kopfe, ihre Entbindung werde ohne üble Folgen statthaben. — Cagliostro befahl nun dem unschuldigen Mädchen, ehrerbietig der Erscheinung die Hand zu küssen. Sie küßte auch, daß man es hörte, aber ihre eigene Hand und kam aus dem Schirm hervor, sehr zufrieden, die Andern von ihrer eigenen Unschuld überredet zu haben.

So Cagliostro, der es diesmal für angemessen fand, sich über seine eigenen Beschwörungen lustig zu machen.

Jene andere Operation stellte er durchaus mit den feierlichsten Betheuerungen in Abrede, und in der That kann man sich schwer überreden, daß ein Cagliostro ein so äußerst dummes Spiel könne gespielt haben, als die La Motte ihm zuschreibt. Er berief sich auf das Zeugniß des Cardinals, auf das seines Attachés, des Herrn v. Carbonnières, welcher bei allen Magnetisirungen das Zimmer vorher dazu eingerichtet, und auf das des ganzen Rohan'schen Hausstandes, der den Richtern wenigstens sagen werde, daß an keinem der Operationsabende 30 Wachskerzen angezündet wurden. Er protestirte dagegen, daß er für seine Person jemals Diamanten vom Cardinal erhalten; nur seine Frau habe an ihren Geburtstagen einige Geschenke von ihm empfangen, von de-

nen er es zweifelhaft ließ, ob sie nicht von Demjenigen aufgewogen würden, was er seinerseits dem Cardinal verehrt habe. Seine eigenen und die Diamanten seiner Frau wären bei seiner Verhaftung mit nach der Bastille gebracht. Man möge sie prüfen, wenn man ihm nicht glauben wolle. Bei dieser Gelegenheit gab er die stolze Antwort, als man ihn nach den Quellen seiner Einnahmen fragte, da er, so viel bekannt, nie etwas nähme und dafür so viel ausgäbe: daß das sein Geheimniß sei, was er nicht verrathen wolle, daß übrigens die ersten Banquiers es sich zur Ehre schätzten, ihr ganzes Vermögen auf seine Anweisungen ihm zur Disposition zu stellen.

Dieser Ausfall auf eine Seite hin, wo sie eine angreifbare Stelle, schwachen Widerstand, oder Hülfstruppen erwartete, schlug der La Motte ganz fehl. Der Vertheidiger des Cardinals nannte diesen Betrug ihren allerabsurdesten: „Die Diamanten sollen vom Cardinal in Gegenwart Cagliostro's ausgehändigt sein, damit ihr Mann sie in England verkaufe, in Folge einer magischen Scene; sie überlud diese Scene mit allen Traumgebilden einer erhitzten Einbildungskraft, mit Allem, was der Volksglaube Lächerliches und Abscheuliches in derlei Dingen erfunden hat. Vier Seiten, von denen jede Zeile die Wahrheit beleidigt und den gesunden Menschenverstand empört; sie, die abgefeimte Intriguantin, gibt sich den Anschein, als wäre sie selbst vom stupidesten Aberglauben ganz umnebelt; sie schwört (sagt sie), weil der Prophet ihr zu schwören gebietet, und weil sie geschworen hat, muß ihr Mann nach England hinüber, um Diamanten zu verkaufen und fassen zu lassen!"

Nach ihrer Angabe hatte Herr von La Motte für 60,000 Francs neugefaßte Diamanten aus England zu-

rückgebracht. Sie wurden dem Cardinal übergeben. Dagegen hatte er für 60,000 Francs in England zurückgelassen; aber sie wußte nicht, ob der Cardinal sich dieselben habe zurücksenden lassen. Ferner hatte nach ihrer Aussage ihr Gatte 122,000 Francs von Perrageur entnommen, aber Perrageur war der Banquier des Cardinals und das Geld sei wieder in dessen Hände geflossen.

Auch diese Angaben erwiesen sich als Fabeln. Der Cardinal bestritt sie, eine wie die andere, bei der Confrontation. Die La Motte besann sich auf einen neuen Ausweg: Wie, das sollte nicht wahr sein, da der Cardinal sich doch entsinnen müsse, daß er ihr aufgetragen, die aus England eingegangenen Gelder in Cassenbillets umzutauschen? — Der Cardinal erklärte auch dies für falsch. — Noch einen Beweis: Der londoner Juwelier Gray hatte an ihren Mann in Betreff der in London gebliebenen Juwelen geschrieben, und der Cardinal ihr deshalb Befehle ertheilt. — Der Cardinal erklärte dies ebenfalls für unwahr. — Aber der Cardinal hatte doch im April oder im Mai, als er grade Geldes bedürftig war, ihrem Manne schreiben lassen, so schleunig als möglich die Gelder aus England herüber zu schicken! — Der Cardinal wußte nichts davon.

Ihre Hoffnung, den schwachen Mann, den sie so lange am Narrenseil herumgeführt, noch ein Mal vor Gericht einzuschüchtern und durch freche Behauptungen ihm so zu imponiren, daß er doch in etwas wenigstens zu ihren Gunsten aussage, schlug gänzlich fehl.

Aber auch ihre andern Anführungen wurden als wahrheitswidrig widerlegt. Der Banquier Perrageur, als Zeuge vernommen, erklärte, daß er nie der Banquier des Cardinals gewesen, ja auch nie weder directe, noch indirecte Verbindungen mit ihm gehabt habe. Nur die

Demoiselle de La Tour, eine Nichte ihres Mannes, hatte ein, wenngleich verdächtiges, Zeugniß zu ihren Gunsten abgelegt, aber bei den Confrontationen nahm sie das Meiste von dem Gesagten wieder zurück, und mußte endlich bekennen, daß sie auch hier nur den Eingebungen ihrer Tante gefolgt war.

Die Flucht des Herrn von La Motte, die bald nach der Verhaftung seiner Frau stattfand, wäre ein verdächtigender Umstand, aber an und für sich kein ausweichender Beweis für seine Schuldbarkeit und die seiner Gattin. Aber die Zeugenaussagen aus London über sein dortiges Benehmen verstärkten diesen Verdacht bis zur Kraft der Ueberzeugung. Der Abbé Macdermott und die Juweliere Gray und Jefferies bekundeten über seine Unruhe und Bangigkeit, die er unverhohlen eingestanden, daß er mit Ruhmredigkeit von der intimen Freundschaft gesprochen, in der seine Frau mit der Königin von Frankreich stehe, über die verschwenderische Lebensweise, welche er dort geführt, und endlich über die Identität der von ihm verkauften Diamanten mit denen, aus welchen das Halsband bestanden.

Zum Abbé Macdermott, der seine Verwunderung über die Reichthümer, die er ihm gezeigt, ausgesprochen, hatte er gesagt: „Die Königin überhäuft meine Frau mit lauter Güte und Geschenken. Häufig beehrt sie dieselbe auch mit ihren Befehlen und Aufträgen, selbst bei Monseigneur, dem Cardinal von Rohan. Erst vor einiger Zeit schenkten Ihre Majestät ihr ein Paar Ohrgehänge von wundervoller Pracht, weil die, welche sie trug, nicht nach ihrem Geschmack waren, und es waren doch Diamanten! Jetzt möchte ich diese los werden und auch einen mit zugehörigen Brillantring, den man auf 1200 Guineen schätzt.“ — Auch hatte Herr von La Motte am

9 Juli 1785 noch einen Brief an Macdermott geschrieben, mit der Bitte, augenblicklich von Gray die Diamanten, welche er ihm zum Fassen gelassen, zurückzufordern, und ihm dieselben, fertig oder nicht fertig, nach Bar sur Aube zu schicken.

Der Juwelier Gray in London bekundete, daß La Motte ihm zu verschiedenen Malen ganze Portionen Diamanten von ungeheurem Werthe gezeigt. Er hatte dabei vorgegeben, sie rührten aus seiner mütterlichen Erbschaft her. Seine Mutter habe sie als Gürtelband getragen. Er habe seine Zustimmung gegeben, daß er, der Juwelier, davon zum Werthe von 100,000 Pf. St. entnehme. (!Wenn das ganze Halsband nur 1,600,000 Francs, Steine, Gold, Façon im Ladenpreise werth war?) Diese ihm dort vorgezeigten Diamanten glichen nun ganz genau, so an Gewicht, als an Gestalt, denen des Halsbandes (man hatte eine genaue Zeichnung des Halsbandes nach England geschickt), daß er keinen Augenblick zweifele, daß sie nicht aus dem bewußten Halsband ausgebrochen wären. — Alle diese Steine wären übrigens, als Herr von La Motte sie ihm gezeigt, so beschädigt gewesen, daß es geschienen, als habe man sie mit einem Messer oder einem ähnlichen groben Instrumente aus ihrer Fassung herausgerissen.

Am 23. April 1785 hatte La Motte Diamanten dem Juwelier Jefferies gezeigt. Sie bestanden in großen Steinen, von denen er glaubte, daß sie die Festons des Halsbandes gebildet hätten. Dem Juwelier schien die Sache verdächtig, daß ein Privatmann einen solchen Vorrath der allerwerthvollsten Diamanten besitzen solle. Einige Tage nach der ersten Erscheinung des Grafen war er deshalb nach dem Bureau in Bondstreet gegan-

gen, um ſich zu erkundigen, ob man vielleicht aus Paris Nachricht habe von einem großen Diebſtahl oder einer großen Betrügerei. Dort war indeß keine ſolche Anzeige eingelaufen. Der Graf La Motte beruhigte ihn bei einem zweiten Beſuche durch die Verſicherung, die Diamanten wären das Eigenthum ſeiner Frau, die deren zu einem bedeutenden Werthe beſitze. Sie ſeien aus einem Gürtel, deſſen ſie ſich, ſeiner Pracht und Koſtbarkeit wegen, nicht mehr bediene. — Bei La Motte's zweiter Anweſenheit in London hatte er an Gray ein Halsband von Diamanten verkaufen wollen. Dieſer aber lehnte den Kauf ab. Der außerordentliche Werth dieſes Schmuckes und der Umſtand, daß der Graf La Motte dafür andere Edelſteine und Bijouterien mit Verluſt annehmen wollte, auch daß derſelbe eben gekaufte Pretioſen wieder zu Gelde machte, hatten ihn überzeugt, daß er nicht auf rechte Weiſe zum Beſitz dieſer Koſtbarkeiten gelangt ſein könne.

Dies waren drei ſchlagende Zeugniſſe. Wenn ſie den bisherigen poſitiven Ermittelungen eine neue Kraft gaben, ſo wurde der ſchon geführte Beweis auch noch in negativer Weiſe durch die offenbaren Lügen und Widerſprüche der La Motte ſelbſt geſtärkt:

Sie hatte den Auftritt im Garten von Verſailles geleugnet, wie man ihn aus den Ausſagen des Cardinals kannte. Die Wahrheit deſſelben wird durch die Oliva nach deren Einfangung beſtätigt, und die La Motte muß endlich einräumen.

Sie hatte abgeleugnet, daß die Briefe der Königin falſch geweſen, ſowie die Randbemerkung und die Unterſchrift des Contractes. Reteaux de Villettes Eingeſtändniß hatte ſie überführt.

Grundsatz: daß der ehrliche Mann erst durch einen Paß beweisen muß, daß er ehrlich sei, gänzlich aufgehoben hat.

Mein Begleiter, durch vieles Reisen im Süden gewitzigt, ließ es seine erste Sorge in jedem Orte sein, den Paß in Ordnung zu bringen, und wenn auch dabei die schönste Zeit verloren ging. Nach dem Treiben des weit Gereisten zu schließen, ließe sich der Grundsatz aufstellen: Man reist nicht um zu sehen, sondern um seine Pässe visiren zu lassen.

Mit dem ersten Schritt auf Norwegens Grund und Boden werden die Fortschritte der Kultur in dem, wenn gleich nördlichern Lande, bemerkbar. Es scheint, als wirke der größere Fleiß mit auf das Klima und sogar auf die Natur. Doch kann diese fürs erste sich kaum einer reichern Gestaltung rühmen. Zwar werden die Waldungen immer dichter, Laub- und Nadelholz schießen kecker und frischer in die Höhe, dafür breiten sich aber Sandsteppen längs der Fahrstraßen hin, welche nicht selten an unsere Mark erinnern. Die schroffen Abgründe, die steilen Höhen enttäuschen zwar wieder den patriotischen Wahn, allein vom Traume jener steilen Riesen-

Es ward bewiesen, daß sie es gewesen, welche Letzterem die Mittel zur Flucht aus Frankreich verschafft. Ihr Einverständniß mit dem geständigen Fälscher war also dargethan.

Ueberwiesen, 35,000 Francs gegen Verpfändung ihres Schmuckkästchens gerade in dem Augenblicke geliehen zu haben, wo sie Namens der Königin 30,000 Francs dem Cardinal einhändigte, um damit den Juwelieren die Zinsen zu bezahlen, schützte sie vor, diese Summe aufgenommen zu haben, um einer namhaft gemachten Freundin zu Hülfe zu kommen. Aber diese Freundin erklärte, die La Motte nicht einmal zu kennen.

Sie hatte von einer magischen Scene erzählt, in Folge deren ihr die Diamanten, um sie in England durch ihren Gatten verkaufen zu lassen, übergeben worden. Sie hatte eine Zeugin, ihre Nichte, für diesen Auftritt gestellt. Aber diese Zeugin selbst mußte ihre Aussage zurücknehmen. Die ganze Scene zerfließt als Nebelgewölk, aus dem nichts zurückbleibt, als ihre Lüge.

Sie hatte den Banquier Perregeaux, von dem ihr Gatte 122,000 Francs bezogen, zum Banquier des Cardinals gemacht; aber auch das war Lüge.

Sie hatte Cagliostro angeklagt, die Diamanten aus dem Halsband losgebrochen zu haben. Dies war durch nichts bewiesen, durch nichts wahrscheinlich gemacht. Cagliostro, der alle Flecken wie ein Magnet anzog, blieb diesmal rein, und ließ sein Licht zurückscheinen, um die Betrügerin, die ihn anzutasten gewagt, zu strafen, und sie selbst hatte zuletzt vor Gericht ihn als unschuldig erkennen müssen!

Hiernach steht so viel fest, daß ohne eigensinnig annehmen zu wollen, die Acten seien falsch geführt, an der vollen, überwiesenen Schuld der La Motte nicht gezweifelt werden kann.

Der Thatbestand des Verbrechens fällt so eng zusammen mit dem Beweise der Thäterschaft, daß man die Data nicht trennen kann. Der Cardinal von Rohan unterhandelte mit den Juwelieren über den Ankauf des Halsbandes. Er glaubte im Namen der Königin zu handeln, aber er war darin durch die La Motte getäuscht. Dieser erste Betrug, in gewinnsüchtiger Absicht von ihr begangen, ist durch eine ganze Reihenfolge schlagender Thatsachen, die vollkommen in einander stimmen, erwiesen. Wenn der Aussage des Cardinals, als selbst der Theilnahme an dem Verbrechen bezüchtigt, um deswillen der Glaube versagt würde, weil er durch die Anschuldigungen der La Motte die Schuld von sich selbst abwälzen zu können vermeinen dürfte, so sprechen dafür, außer andern nahen Anzeigen, zwei vollgültige Zeugen, die Oliva und Villette. Die Königin hatte weder ihm direct, noch durch die La Motte den Auftrag ertheilt. Letztere agirte, ohne Vollmacht, in ihrem eigenen Interesse. Sie überbrachte ihm Briefe der Königin, welche die Königin nicht geschrieben, er aber für echt hielt; sie überbrachte ihm die falsche Zustimmung der Fürstin zum Contract. Außer dem Cardinal hatten mehre andere Personen, so die Juweliere selbst, jene Briefe und diesen approbirten Contract gesehen. Letzterer ward noch im Original zu den Acten gereicht. Auch andere Personen waren in das, was Geheimniß bleiben sollte, hineingezogen, und hatten von den Briefen durch den Cardinal Kenntniß. Die La Motte hatte nicht allein keine andere Entstehung dieser Briefe mit einiger Wahrscheinlichkeit angeben können, sondern der

Verfertiger derselben, ihr Hausfreund Villette, hatte selbst eingeräumt, daß er es gewesen, welcher dieselben, und in ihrem, der La Motte, Auftrag, geschrieben. Endlich steht durch das Zeugniß der Oliva fest, daß die La Motte eine schriftliche Komödie beabsichtigt, um den Cardinal in seinem Glauben zu bestärken oder zu erhalten, daß es die Königin sei, mit welcher er im geheimen Briefwechsel stehe, und durch deren Gunst er jenen Halsbandauftrag erhalten. Diese nächtliche Scene mußte die La Motte, obgleich sie früher dieselbe in Abrede gestellt, endlich selbst einräumen. Alle diese schlagenden Beweise, verbunden mit ihrem Betragen während des Processes, ihrem Leugnen, ihren Widersprüchen, zeigen zum Ueberfluß, daß sie eine Person war, zu der man sich einer solchen That versehen konnte.

Dem ersten Betruge folgte ein zweiter, ärgerer, der von dem Begriff des Diebstahls, selbst nach der strengeren buchstäblichen Auslegung dieses letztern, schwer zu trennen ist. Der Cardinal überbrachte der La Motte das für die Königin bestimmte Halsband. In seiner Gegenwart übergab sie dasselbe einer fremden Person, einem vorgeblichen Diener und Abgesandten der Königin. Das Halsband ist nicht in die Hände der Königin gelangt, es ist verschwunden. Sie hat nach des Cardinals Aussage, — welche jetzt nach dem Obigen in dem Maße Glaubwürdigkeit gewinnt, als ihre Aussagen diese verlieren — den Schmuck zuletzt in Händen gehabt, und denselben einem Freund überliefert, den sie nicht näher nachweisen kann; auf keinen Fall aber dem, welchen sie namhaft macht, einem Emissair der Königin. Ihr Ehemann erscheint darauf in England mit Diamanten zu solchem Werthe, daß die Juweliere dort, trotz seines Grafentitels, auf gestohlenes Eigenthum schließen. Die

Art, wie er sie verschleudert, bestärkt sie darin. Endlich, nachdem der Halsbanddiebstahl bekannt geworden, glauben sie mit Zuversicht in den ihnen angebotenen und zum Theil gekauften Juwelen die einzelnen Stücke des sorgfältig beschriebenen Halsbandes zu erkennen. Die Diamanten tragen außerdem die Spur des gewaltsamen Losbrechens durch eine nicht kunstgeübte Hand. Endlich war der angebliche Graf gleich nach der Entdeckung des Betruges und der Verhaftung seiner Frau entflohen und blieb spurlos verschwunden. Sie, oder ihr Gatte, war also nach dem Diebstahl in Besitz des gestohlenen Gutes. Im Gefühl des auf ihr um deshalb lastenden Verdachtes, suchte sie ihn durch die erfundene Geschichte von der magischen Scene von sich und auf den Cardinal und einen andern Abenteurer, welcher leicht verdächtigt werden konnte, zu wälzen. Diese Geschichte erscheint aber schon an und für sich als eine so alberne Fabel, daß ihr, auch wenn sie durch scheinbare Beweise gehalten würde, alle Glaubwürdigkeit abgeht. Sie hat diese Beweise aber nicht geführt, und es bleibt von derselben nichts, als ihr Eingeständniß, daß die Juwelen durch ihre Hand gegangen, an ihren Mann gekommen und von demselben in London verkauft sind; also statt einer Minderung eine Verstärkung des Beweises ihrer Schuld. Endlich ist erwiesen, daß sie, ihr Gatte und ihre ganze Familie, bis zu der Zeit, wo sie bedeutende Summen, angeblich im Auftrag der Königin, dem Cardinal entlockte, in äußerster Dürftigkeit gelebt, daß sie hingegen bald nach dem Verschwinden des Halsbandes einen Staat machte und in einem Luxus lebte, welcher durch ihre gewöhnlichen Hülfsmittel in keinem Fall gedeckt werden konnte. — In Summa, sie war zuletzt im Besitz der gestohlenen Sachen gesehen worden, sie konnte nicht beweisen, wer

sie nach ihr erhalten; ihr Gatte hatte mit höchster Wahrscheinlichkeit einzelne Theile des gestohlenen Gutes verkauft, und ihr plötzlich entfalteter, sonst nicht zu erklärender Reichthum sprach zum Ueberfluß davon, daß sie von dem Diebstahl die Früchte gezogen.

Gegen diese Kette von beweisenden Thatsachen, unterstützt von so vielen andern Indicien, könnten kaum die vollständig dargethanen Thatsachen einen Gegenbeweis constatiren. Was die La Motte nachher von England aus in Schriften und Memoiren, vorgeblich zum Beweise ihrer Unschuld und ihrer Ehrenrettung, ausgehen ließ, hat dagegen keine Bedeutung. Was französische Verbrecherinnen in Memoiren sagen können, wenn der Kitzel ihnen geblieben, vor der Welt als Märtyrer zu erscheinen, sehen wir an denen der Lafarge. Als die gebrandmarkte Betrügerin La Motte von über dem Kanal her ihre giftigen Verleumdungen gegen den französischen Hof und die unglückliche Königin ausspie, handelte sie aber vielleicht nicht mehr allein für sich, nicht mehr allein aus Privatrache, sondern als Werkzeug einer Partei, welche keine Mittel und keine Alliancen verschmähte, um die scharfgeschliffene Waffe gegen ihre Feinde noch zu vergiften. Freilich ist auch die Halsbandgeschichte schon früher benutzt worden, um den Volkshaß gegen den unglücklichen Ludwig und Marie Antoinette zu entflammen; wie leider in diesem großen Kampfe um Wiedergewinnung der entrissenen ewigen Menschenrechte, die Volkspartei sich ihre gerechten Waffen und gerechten Klagen nicht genügen ließ, sondern auch die Lüge um Beistand anging. Man verdammte Alles, was vom Hofe ausging, man beklagte Jeden, der von ihm verdammt wurde, also auch einem Cagliostro und dem Cardinal von Rohan ward darum ein Verbrechen verziehen, was der Franzose sonst nie ver-

gibt, sich lächerlich gemacht zu haben. Man wollte, so lange vom Hofe und den Gewaltigen um seine heiligsten Rechte betrogen, nun auch diesen keine Gerechtigkeit zugestehen, und daß der Hof hier gerecht war, und den Mann vom höchsten Adel und der höchsten kirchlichen Würde wie einen gewöhnlichen Bürger richten ließ, ward ihm wieder zum Verbrechen angerechnet. Adel und Geistlichkeit mußten durch ihr ungerechtfertigtes Misvergnügen vorarbeiten zum Sturze der Institutionen, welche, dem Volkswohl verderblich, ihnen so lange einen ungerechten Schutz gewährt hatten. So wunderbar ging der große Proceß seinen Lauf, und der kleine Halsbandproceß ward ein mächtiges Motiv der Bewegung. Aber die La Motte hat man wol erst später zu einer Märtyrin erheben wollen, als vielleicht der nächste Zusammenhang schon vergessen war; und erst als die Parteiwuth einen so hohen Gipfel erreicht, konnte sie es wagen, ihr krächzendes Geschrei zu erheben. Auch dies hat damals mitgewirkt. Der unglückliche Ludwig war nicht stark genug, ihrer Verleumdung die Stirn zu bieten. Schon schwirrten Lanzen mit blutigen Köpfen um ihre Wege und Stege, schon durfte Marie Antoinette sich dem Volke nicht zeigen, ohne beschimpft und verwünscht zu werden, als die La Motte abermals ein Giftblatt gegen die Königin in vielen tausend Exemplaren herüberschickte. Ludwig beging die Schwachheit, es aufkaufen zu lassen, und die noch größere Ungeschicktheit, es so officiell, freilich gegen seinen Willen, in der Porzellanfabrik von Sèvres verbrennen zu lassen, daß die verbrannten Exemplare furchtbarer gegen ihn und seine Gattin schrieen, als wenn die Schandschrift gelesen wäre. Sie hat ihrer Zeit nur wenige Gemüther irre geführt. Die sich etwa doch von ihrer Darstellung verführen ließen, eine Darstellung,

die nur auf ihrer einseitigen Angabe beruht, werden, wenn sie Memoiren gegen Memoiren gelten lassen, in denen der Campan die vollständigste Widerlegung finden.

Nach dieser glaubwürdigen Zeugin hat nicht nur Marie Antoinette, sondern auch die ganze Umgebung der Königin mit der intriguanten Frau nie in der geringsten Beziehung gestanden. Ja die erstere suchte, als die Sache zur Sprache kam, sich vergeblich an die Gesichtszüge der La Motte zu erinnern, von der man ihr sagte, daß sie sich sehr oft Sonntags in den Galerien von Versailles, bei der königlichen Mittagstafel und im Park eingefunden. Sie bat die Campan, als diese einst nach Paris fuhr, ihr den öffentlich ausgebotenen Kupferstich, das Bild der La Motte darstellend, mitzubringen, weil der ihr vielleicht das Gesicht der Frau, die sie so oft gesehen haben sollte, zurückrufen werde. Die La Motte hatte mit ihrem Manne, der nie Officier gewesen, sondern nur Soldat in der Gensdarmerie, in einem mittelmäßigen versailler Hotel, der Belle Image, zur Miethe gewohnt. Der Lakai, welchem sie in der halberleuchteten Stube jenes Abends das Schmuckkästchen für die Königin übergeben haben wollte, ward vom Cardinal nicht als der Mann anerkannt. Er stand im Rufe eines sehr rechtlichen Dieners. Es erwies sich bei der Confrontation mit der La Motte, daß diese ihn nur ein einziges Mal gesehen, und zwar bei der Frau eines versailler Accoucheurs. Und diese Frau des Accoucheurs war die einzige Person am Hofe, bei welcher die La Motte Besuche machte!

So die Campan, die es unbegreiflich findet, wie eine so unbedeutende Person, wie die La Motte bei den Leuten den Glauben finden können, als sei sie eine Freundin der Königin, einer Fürstin, welche bei aller ihrer Güte

doch nur selten Audienz gegeben, und nur Personen von einem gewissen Range! — Dies Zeugniß legte die Campan nicht zu der Zeit ab, als Marie Antoinette von der Volksungunst verfolgt, von der Verleumdung befleckt wurde, sondern ein Menschenalter nach ihrem Tode; selbst eine alternde Frau, welche, am Rande des Grabes, leidenschaft- und parteilos über die Dinge berichtete, wie sie gewesen und in ihrer Erinnerung sich erhalten hatten. Hierüber konnte keine Täuschung stattfinden. Zur Kaiserzeit, wo man auch parteilos über jene Vergangenheit urtheilen konnte, war das Urtheil dasselbe.

Die Schuld der La Motte steht hiernach vor dem moralischen und juridischen Gerichtshofe fest; zweifelhafter ist die Frage über ihre Mitschuldigen. Noch dunkler aber bleibt das psychologische Räthsel ihrer Absichten und der Mittel, deren sie sich bediente. War sie nur eine leichtsinnige, gemeine Betrügerin, die für die Befriedigung ihrer Eitelkeit, ihrer Genußlust für den Augenblick sorgte, und nicht an die Zukunft dachte, oder gingen ihre Plane weiter hinaus? War nur das Erstere der Fall, wie es nach Lage der Acten den Anschein hatte, weshalb dann diese ungeheuern Apparate, weshalb ein solcher Aufwand von trügerischem Scharfsinn? Wenn der Betrug herauskam, was doch einmal geschehen mußte, wie die gewöhnliche Klugheit ihr vorausſagte, so war es doch um ihre Existenz geschehen, und auf demselben Felde konnte sie keinen neuen wagen. Wozu dann der heraufbeschworene prachtvolle Name einer Valois? Dieser war dann, auch im Falle des glücklichsten Ausganges, auf immer geschändet. Wir finden darauf keine andere Antwort, als die schon angedeutete. Sie war arm und fühlte den ganzen Druck dieser Armuth. Sie war jung, anmuthig, mit verführerischen Reizen begabt, und eine verdunkelte

aber erlauchte Abkunft war um so mehr Sporn, etwas zu wagen, wodurch sie in höhere, glänzendere Kreise des genußreichen Lebens versetzt würde. Die kleine Pension, welche eine mildthätige Prinzessin ihr gewährte, konnte ihr Verlangen nicht befriedigen, es reizte sie nur noch mehr. Auch der Cardinal, dem sie sich in die Arme geworfen, geizte mit seinen Spenden. Für solche Opfer verlangte sie größere Belohnungen. Sie brauchte sich nicht weit umzuschauen, um das glänzende Glück, welches kühne Abenteurer gemacht, mit Neid zu betrachten. Ein großer Coup konnte sie plötzlich aus ihrer Sphäre erheben, und ihr Auge fiel auf das leuchtende Halsband der Juweliere Böhmer und Bassange, welches schon so viel Gerede gemacht, welches Niemand kaufen wollte, und welches selbst der Königin von Frankreich zu theuer war. Der Kitzel der Eitelkeit, der Witz des Gedankens, sich Das anzueignen, was Königen selbst zu theuer war, mochte ihre Weibergrille nicht minder als die Gewinnsucht anstacheln. Dazu die Vorstellung einer kleinen Rache an dem Cardinal, dafür, daß er ihre Reize und ihre Willfährigkeit so ökonomisch bezahlt hatte, und ihn zu zwingen, wo er vorhin geizte, mit vollen Händen zum Verschwender zu werden, um seine Ehre zu retten. Wenn es herauskommt, muß er seine Leichtgläubigkeit büßen. Weiter gingen ihre Gedanken nicht. Die geheime Correspondenz sagt: „Diese verbrecherische Frau merkt kaum, daß Alles an's Licht kommen muß, als sie auch schon nach den Juwelieren schickt, und ihnen erklärt: der Cardinal habe sich überzeugt, daß die Anweisung, die er von der Königin unterzeichnet glaubte, falsch und nachgemacht sei. Uebrigens, fügt sie hinzu, besitzt der Cardinal ein beträchtliches Vermögen und ist wohl

im Stande, Sie zu bezahlen. Diese Worte enthüllen das ganze Geheimniß."

Sie hatte sich getäuscht; aber ihre Klugheit trifft darum kein Vorwurf. Wäre der Cardinal klug gewesen, oder hätte er vielmehr nicht die Geistesgegenwart im entscheidenden Augenblick verloren, so hätte er keine Opfer gescheut, um seine Ehre zu retten; er würde sich unter allen und jeden möglichen Bedingungen mit den Juwelieren gesetzt haben. Nur Das konnte sie nicht voraussetzen, daß der Betrug, den sie mit ihm gespielt, so fest in seinem Glauben, auch in seinem Herzen gewurzelt hatte, daß er zur rechten Zeit nicht zum rechten Entschluß kommen konnte.

Was sie sich weiter dann gedacht, wenn der Cardinal sich in die grausame Nothwendigkeit fügte, ihren Betrug mit dem Opfer seines Vermögens zu decken, ist nicht zu errathen; um so weniger, als sie selbst wahrscheinlich überhaupt nicht weiter hinausgedacht hat. Der Besitz eines so ungeheuern werthvollen Geschmeides genügte damals ihrer Eitelkeit und Habgier. Der reiche Mann konnte Alles in Paris, auch eine verlorene Ehre, wieder kaufen, und der schwache Cardinal mußte auf immer schweigen. War es doch auch möglich, daß sie ihn, der sich ein Mal so dupiren ließ, noch ferner dupirte, und ihm aufredete, daß der Betrug nicht von ihr, sondern von einem Dritten herrührte. Möglicherweise rechnete sie dabei auf Cagliostro's Beistand, welcher des Cardinals Sinn und Geist so sklavisch gefangen hatte. Andeutungen sind gegeben, daß sie diesen Mann in ihr Interesse zu ziehen versucht. Er widerstand ihren verführerischen Reizen, sagt ein Memoirist jener Tage. Aber der Leichtsinn dieses Weibes rechnete nicht so weit in die Zukunft. Dafür spricht, daß sie und ihr Gatte die unermeßliche Beute schon in

gebirge, welche die steten Gränzwächter zwischen beiden Reichen bilden sollen, erwacht man sehr bald. Der große Kiölen verläßt schon mit dem Dofrefield die östliche Gränze des Norwegischen Reiches und zieht sich gegen Westen bis er auf dessen äußerstem Punkte ins Meer fällt. Südöstlich trennen Schweden und Norwegen nur einzelne Höhenzüge, welche man kaum als Gebirge kann gelten lassen. Die noch muntrere, ausdauerndere, Norwegische Pferderace trägt uns auch hier leicht über Berg, Thal und Sand; doch beginnt in Norwegen eine größere Sorgfalt des Bauern für seine Thiere. Die ehrlichen Gesichter, die offenen Augen der Männer wecken unser Vertrauen, wiewohl unter den kernig gedrungenen nur selten eine Hochgestalt an die Riesensöhne des Nordens mahnt. Norwegen verdankt diesen Gebirgszügen nicht weniger sein günstigeres Klima als früher die Unabhängigkeit von Schweden. Die trockenen Ostwinde vom Bothnischen Meere, welche das östlich von keinen Höhen geschützte Schweden überstreichen, finden auch nach der Union keinen Eingang über den Kiölen in Norwegen. So wenigstens ist man geneigt, die größere Fruchtbarkeit des klippenreichen

den ersten Monaten so zersplittert und vergeudet hatten, daß es ihr schwer wurde, die 30,000 Francs als Zinszahlung aufzubringen; daß sie, nach ihrer Flucht, in England, von der ganzen Beute nichts zurückgelegt hatte, sondern in größter Dürftigkeit lebte; daß, als die Stunde der Entdeckung nahte, sie in der größten Verwirrung sich befand; daß sie endlich, als es herauskam, keine geschicktere Fabel vorbereitet hatte, als jene alberne Geschichte von der magischen Operation und der Auslieferung der Diamanten durch den Cardinal. Man sieht, daß das Unglück sie überrascht und die Erfindungskraft selbst diese Intriguantin verlassen hatte. Wäre es ein wohlstudirter Plan gewesen, mit Vorausberechnung eines langen sichern Erfolges, so würde sie von dem Erlös der anderthalb Millionen so viel in Sicherheit gebracht haben, um Abschlagszahlungen und die regelmäßige Zinsabtragung zur Fortsetzung der Täuschung zu bewirken. Aber Alles weist auf den Charakter und die Motive einer gewöhnlichen Gaunersocietät hin, die das durch einen glücklichen Wurf Erworbene nicht zusammenhalten kann, sondern wo das alte Gesetz eintritt: Wie gewonnen, so zerronnen.

Ueber die Frage: ob der Cardinal von Rohan in dem Betruge die Rolle eines Schuldigen oder nur die eines Betrogenen gespielt? ist jetzt von der Nachwelt ebenso wie von dem Gerichte, welches über ihn urtheilte, entschieden worden. Während des Processes konnten noch Zweifel obwalten, und wir erfahren, daß bei Hofe die Stimmen noch lange nach dem Urtheil darüber getheilt waren.

Die Geschichtserzählung, wie sie oben aufgeführt ist,

war in ihren Hauptpartien die des Cardinals. Aber sie war noch nicht erwiesen, sie wurde es erst durch die Zeugenaussagen der Oliva, des Herrn von Villette und die Eingeständnisse der La Motte. Bis da war es möglich, wenngleich unwahrscheinlich, daß auch der Cardinal eine gestissentliche Täuschung vorgebracht. Aber auch nachher treten einzelne Punkte heraus, die seinen guten Glauben verdächtigten, und die Möglichkeit, daß er ein wissentlicher Mitspieler der Intrigue gewesen, zuließen.

Der Herr von Saint James, welcher 100,000 Francs der Königin zu leihen sich so bereit erklärt hatte, um ihre Schulden an die Juweliere zu bezahlen, wollte in den Verhandlungen deshalb mit dem Cardinal aus dem Munde desselben die Aeußerung gehört haben: er, der Cardinal, habe die 700,000 Francs (von denen oben gleichfalls gesprochen ist) in den Händen der Königin gesehen, er habe sich aber damit nicht befassen wollen.

Desgleichen behauptete der Juwelier Bassange in einem Verhör, daß der Cardinal zu ihm gesagt, er habe in der Angelegenheit direct mit der Königin verhandelt.

Auf beide Punkte wurde seiner Zeit von den Feinden des Cardinals großes Gewicht gelegt; selbst die Campan führt sie noch vierzig Jahre nach der That als doch bedenkliche Symptome an. Bei den allgemeinen Ermittelungen, welche die Sache und den Antheil des Cardinals daran in helles Licht gestellt haben, kann aber unmöglich etwas auf diese Aeußerungen ankommen, selbst wenn sie vollständig erwiesen wären, was nicht der Fall war, da in beiden Fällen nur ein Zeuge über Das, was er in einem gelegentlichen Gespräch vor langer Zeit gehört haben wollte, berichtete. Der Cardinal hat beide Aeußerungen in Abrede gestellt. Saint James wie Bassange konnten sich verhört haben. Die Aeußerung, von

der Ersterer berichtete, sollte zudem in einem leisen gelegentlichen Gespräche auf einer Terrasse ausgestoßen sein, und Bassange konnte um so weniger im Ernst an eine directe Unterhandlung des Cardinals mit der Königin gedacht haben, da ihm der ganze Verlauf der Verhandlung, und daß die La Motte die Vermittlerin war, vollständig bekannt war. Wenn Rohan sich aber auch wirklich einmal in der Hitze des Gespräches positiver über etwas geäußert, was ihm nur durch die La Motte bekannt war, so läßt sich das immer auf Rechnung des gar zu guten Glaubens setzen, in welchem er verharrte, als auf eine absichtliche Täuschung dritter Personen.

Wir mögen über diese, den Cardinal treffenden, Verdachtgründe leichter hinweggehen, als es dem Richter und dem Vertheidiger zu seiner Zeit vergönnt war, wo die Thatsachen, welche die La Motte als die Urheberin des Betruges und die Hauptschuldige darstellen, noch nicht vollständig ermittelt waren. Dagegen trat während des Processes eine Episode hervor, welche neue Seitenlichter des Verdachts auf Rohan warf. Ueber diese Episode ist man am wenigsten ins Klare gekommen, namentlich nicht über die Urheber des neuen Betruges, und wie diese Geschichte des Bette d'Etienville mit den Hauptpersonen der Halsbandgeschichte in Verbindung stand; jedoch in soweit genügend, um den Cardinal von dem Verdachte zu entbinden, welcher nach der geheimen Machination auf ihn fallen sollte.

Aus einem der Gefängnisse von Paris meldete sich ein Jemand, mit dem Vorgeben, daß er wol einige Thatsachen, den Rohan'schen Proceß betreffend, anzeigen könne. Er nannte sich Bette d'Etienville, saß wegen

Schulden oder Betrügereien und wird als ein Mensch von niederm Herkommen, als ein Herumtreiber, Taugenichts und Glücksritter der untersten Classen geschildert. Doch ward er als Zeuge vernommen und gab folgende romanhaft mysteriöse Geschichte zum Besten.

Bette d'Etienville traf einst im Palais Royal, im Café Valois daselbst einen Herrn d'Augeard, mit dem er bald vertraut ward. D'Augeard sucht nach einem anständigen Edelmann, welcher die Gefälligkeit übernehmen wollte, eine reiche junge Dame mit 25,000 Francs Rente zu heirathen, welche überdies von einem großen Seigneur beschützt werde. Weder die Dame, noch der große Seigneur werden bei Namen genannt.

Bette d'Etienville stöbert umher und findet auch bald einen passenden Edelmann. Nun möchte er aber die Namen wissen und auch mit eigenen Augen sehen. Man nennt ihm den Cardinal von Rohan und eine Dame: Mella de Courville.

Von d'Augeard wird er Nachts in einem wohlverschlossenen Wagen abgeholt. Nach vielem Hin- und Herkreuzen durch die dunkeln Straßen halten sie unter einem niedrigen Thorweg. Beide Vermittler steigen aus, gelangen endlich, über verschiedene Treppen und Gänge, in ein Zimmer, wo d'Etienville eine liebenswürdige, junge Frau findet. Sie theilt ihm alles Das mit, was d'Augeard ihm schon gesagt, den sie ihm jetzt als ihren Intendanten vorstellt.

Dieser erste Besuch fand am 4. April 1785 statt. Seitdem wurde d'Etienville aber täglich, oder vielmehr allabendlich in derselben Art zum Besuch bei der schönen Mella von Courville abgeholt, wo er denn mit ihr jedes Mal allein zu Abend speiste.

Schon bei diesem ersten Besuche, am 4. April, war

die Heirath beschlossen und auf den 12. desselben Monats bestimmt. Verschiedene Hindernisse traten inzwischen ein, und sie ward zunächst auf den 15. Juli, dann auf den 12. August anberaumt. Schon seit dem zweiten Besuche hatte die reizende Mella von Courville dem Commissionair eine Menge kostbarer Diamanten gezeigt, welche sie vom Cardinal von Rohan erhalten habe. Sie hatte ihm den Vorschlag gemacht, damit nach Holland zu reisen und sie dort zu verkaufen. Bette d'Etienville hatte es abgelehnt.

Außer den Diamanten hatte Bette d'Etienville in dem versteckten Hause, schon im Monat April, etwa zwei Mal, den Cardinal von Rohan gesehen, der ihm seine väterlichen Absichten in Betreff der Verheirathung der schönen Mella mitgetheilt. Zuweilen sah er dort auch einen andern Mann, dem man sehr viel Rücksichten erwies, und der zum Hausstande des Cardinals zu gehören schien. Zuweilen nannte man ihn Herr v. Marcilly, zuweilen nur: Herr Rath!

Der Edelmann, welchen der Commissionair des Heirathscandidaten für die liebenswürdige Mella aufgetrieben hatte, hieß Baron von Fages. Der immerwährende Aufschub der Heirath betrübte ihn ungemein. Er hatte Schulden, und ersuchte seine unbekannte Braut durch den gefälligen Vermittler um einige Zuwendungen. Die schöne Mella schlug die Bitte ab. Bei der zweiten Zusammenkunft des Commissionairs mit ihrem Beschützer Rohan in ihrem Hause machte sich indessen ein Arrangement, um den unglücklichen Bräutigam etwas zufrieden zu stellen.

Mella von Courville unterzeichnete einen Reukauf von 30,000 Francs. Diese Summe sollte ihrem Bräutigam in drei Terminen, am 15. August, 15. October,

und 15. December ausgezahlt werden, aus welchen Gründen auch die Heirath sich zerschlüge. Das Instrument ward, man weiß nicht aus welchen Gründen, obgleich am 17. April unterzeichnet, doch auf den 26. vorausdatirt. Mit fünf Siegeln verschlossen, ward es d'Etienville übergeben, und von diesem ausbedungener Maßen in die Hände des Abbé Mullot, Prior von Saint Victor, überliefert. Aber der Frau von Courville sollte es frei stehen, wenn es ihr beliebte, dasselbe zurück zu fodern!

Die schöne Frau besaß ein Landgut, wo sie einen großen Theil des Sommers zubrachte. Sie hatte die Gefälligkeit, den Commissionair d'Etienville dahin einzuladen. Aber auch nach diesem Gute ward er, wie in Paris nach ihrem Hause, in einem festverschlossenen Wagen und des Nachts gefahren. Er wußte nachher weder die Straße noch die Himmelsgegend, noch sonst ein Kennzeichen anzugeben. Er wußte nur, daß es ungefähr drei oder vier Stunden von Paris entfernt liegen mußte, und daß der Park auf einen Fluß stieß, von dem es ihm aber unbekannt blieb, ob es die Seine oder Marne war. Er sah auch vielen Besuch auf dem Gute; aber Niemand ward dort nach seinem Namen genannt, es gab nur Präsidenten, Räthe, Marquis und Grafen und Bette d'Etienville kannte unter ihnen allen nicht einen einzigen.

Nach Paris zurückgekehrt, traten die schon erwähnten immer neuen Hindernisse ein, welche den Aufschub der Heirath auf immer länger nöthig machten. Es hieß, der Cardinal von Rohan habe noch Zeit nöthig, um 300,000 Francs zu sammeln, welche er zur Mitgift bestimmt hatte. Er selbst erklärte dies am 18. Juli dem Commissionair, und setzte nun den 12. August bestimmt zur Hochzeit fest.

Der arme Baron von Fages gerieth aber dadurch in die äußerste Verlegenheit. Auf Treu und Glauben hin, daß er eine reiche Frau heirathen werde, hatte er seine Wohnung neu möblirt, und d'Etienville mußte für ihn bei Tischlern und Tapezierern Bürgschaft leisten.

Die Noth ward noch größer. Am 7. August begegnet d'Etienville dem Intendenten d'Augeard auf der Straße. D'Augeard ist verlegen, verwirrt; er vertraut ihm schon Einiges. Der Commissionair sieht die junge Braut, und auch sie ist nicht mehr die alte. Endlich am 13. August kommt es zum Bruch, zur Erklärung. Sie fodert das Instrument über den Neukauf zurück. D'Etienville kann seinen Clienten doch nicht verlassen, er stockt, zaudert, aber sie läßt nicht nach, und er muß nachgeben. Kaum hat sie das Instrument wieder in Händen, so zerreißt sie es, hat aber doch die Rechtlichkeit, zu versprechen, daß sie nichts destoweniger doch die 30,000 Francs ihrem verabschiedeten Bräutigam auszahlen wolle.

Mit der Heirath ist es nun nichts. Alles ist gebrochen. Sie ist in Frankreich nicht mehr sicher. Sie will nach einem Meereshafen fliehen. D'Etienville soll sie begleiten, beim Einschiffen wird sie ihm die versprochenen 30,000 Francs zahlen. Er entschließt sich dazu. Sie reist in einer eigenen Chaise, er mit der Diligence; Nachts treffen sie sich in Arras auf der Straße vor dem Postbureau. Hier theilt sie ihm die entsetzliche Nachricht mit: der Cardinal von Rohan ist in Versailles verhaftet, die Diamanten, welche sie ihm gezeigt, rühren von dem Halsbande her. Sie bittet ihn, sie auf ihrer Flucht nicht zu verlassen. Er verspricht es. Sie steigen wieder ein, er in die Diligence, sie in ihre Chaise; aber nur

die Diligence nimmt ihren Weg nach der Küſte, die Chaiſe mit der ſchönen Mella kehrt nach Paris zurück.

Von dieſem Augenblick ab iſt Mella von Gourville für ihn verſchwunden, ein Phantom wie d'Augeard; er hat ſie nicht wieder geſehen. Aber der Baron de Fages, dem er eine reiche Frau verſchafft hatte, iſt für ihn eine leider nur zu wirkliche, materielle Perſon. D'Etienville hält es für das Sicherſte, vor den Foderungen dieſes Mannes nach Dünkirchen zu fliehen. Aber der Baron und ſein Freund, der Graf de Précourt, verfolgen und faſſen ihn, um ihn wieder loszulaſſen; denn wo nichts iſt, hat auch in Frankreich der Kaiſer ſein Recht verloren. Die Tapeziere und Tiſchler ſetzen ſich zwar mit dem geſoppten Bräutigam in der Art, daß er ſie innerhalb 4 Jahren bezahlen ſoll; indeſſen ſtellen ſie doch Klage gegen ihn und d'Etienville an, wegen Schwindeleien und Betruges. D'Etienville ging ins Gefängniß, und von demſelben bot er ſein Zeugniß zu dem gegenwärtigen Proceſſe an.

Die Unwahrſcheinlichkeiten, Widerſprüche und Abſurditäten dieſer Erzählung einzeln durchzugehen, wäre unnöthige Arbeit, ſie gibt ſich in ihrer ganzen Erſcheinung als ein Roman, mit welchem gewitzigte Schwindler in Paris wie anderer Orten Etwas bezwecken. Was aber dies Etwas geweſen, und von wem die Intrigue ausgegangen ſei, ſcheint bei der Parlamentsunterſuchung nicht ermittelt. In dem Arrêt des Parlaments wird Bette d'Etienville ganz übergangen. Die einfachſte Erklärung, gerechtfertigt durch die Vorgänge in vielen andern Proceſſen, wäre, daß d'Etienville Luſt bekommen, in einem ſo wichtigen Proceſſe, von dem die ganze Welt redete, auch als Zeuge aufzutreten. In weſſen Intereſſe man redet, von dem hofft man auf Belohnung;

hier durfte es eine königliche sein, weil man annahm, daß es im Interesse des Königs und der Königin sei, wenn man einen Flecken auf den Namen und Ruf des Cardinals brachte. Aber wie unsinnig auch d'Etienville's Angaben erscheinen, von der Heirathsunterhandlung, bei welcher die Braut den Bräutigam bis zur Hochzeit nicht sehen will, von den Ehren, welche sie einem solchen Lump von Commissionair erweist, von der nächtlichen Reise nach einem großen Landgute, wo er einen großen Fluß sieht und nicht weiß, ob es die Seine oder Marne ist, wo er mit Präsidenten und Grafen redet, aber keinen Menschen erkennt, weil keiner bei Namen genannt wird; und obgleich die Mehrzahl der im Märchen figurirenden Personen zu Dunstgebilden werden, indem der Intendant d'Augeard, der Herr von Marcilly und die schöne Mella von Courville spurlos verschwinden, so bleiben doch die gefoppten Personen in der Wirklichkeit zurück, der Baron de Fages und die Tischler und Tapezierer, und aus ihren Klagen geht hervor, daß sie wirklich geprellt worden, und es bleibt also auch dieser Umstand aus dem Phantom als wirklicher Bodensatz zurück.

Der Defensor des Cardinals vermeint, daß noch mehr zurückbleibe. Er erblickte in dem Auftreten d'Etienville's eine Intrigue, von der La Motte gespielt, um den Cardinal noch mehr in den Betrug verstrickt darzustellen. Das nächtliche Haus in Paris erwies sich als das der La Motte in der rue neuve-Saint-Gilles, die schöne Mella von Courville, bei der der Cardinal Besuche abstattete, sei keine andere als die La Motte selbst, und die Diamanten, welche sie ihm gezeigt, die aus dem Halsband losgebrochenen, welche sie aber nur von dem großen Seigneur erhalten haben konnte, der sich

heimlich in ihrem Hauſe zeigte. Das ſei die ganze Abſicht der Intrigue geweſen, eine Fabel für das Publicum arrangirt, damit es glauben ſolle, der Cardinal habe eine ſeiner Maitreſſen anſtändig verheirathen und ihr eine Mitgift aus den geſtohlenen Diamanten geben wollen.

Zweifelhaft, deutet Rohan's Vertheidiger weiter an, könne dieſe Auslegung nur um deswillen erſcheinen, weil, wenn d'Etienville als Freund und Intriguant der La Motte gehandelt, er den Schauplatz ſeiner Fabel nicht in ihr Haus würde verlegt haben. Er hätte vielmehr Alles thun müſſen, um ſie ganz aus dem Spiel zu bringen. Man müſſe aber ſeine gedrängte Lage nicht aus dem Auge laſſen. Verfolgt, gefangen, ſelbſt mit einer Criminalunterſuchung bedroht, habe er nur ſich ſelbſt zu retten geſucht und daher keinen andern Ort, kein anderes Haus in der Eil ausfindig gemacht. Wenn die La Motte ihn verleugnete, ſei es, weil ſie die ganze Gefahr für ſich ſelbſt begriffen, die aus ſeiner Ausſage über ihre geheimen Machinationen hervorgehen müſſe. Sie habe ihn gebraucht, um ſich aus der Schlinge zu ziehen, ihn aber wieder verleugnet, als ſie erkannt, daß er die Schlinge nur feſter zuziehen könne. So hätten ſich Beider Intereſſen im Verlauf des Proceſſes getheilt, aber dieſe Trennung habe nur dahin geführt, der Wahrheit näher zu kommen. Bei ihrer Confrontation erklärte d'Etienville, er kenne die La Motte, aber ſie ſei nicht die ſchöne Mella von Courville, ſondern eine Freundin derſelben, welche er zuweilen dort geſehen. Dies war ein Wink für die La Motte, ſich, wie es ging, aus der Sache zu ziehen, und ſie hatte dafür die Gefälligkeit, einzugeſtehen, daß auch ſie d'Etienville geſehen. Sie leugnete aber, die Dame von Courville in ihrem Hauſe

Gebirgslandes zu erklären; wiewohl es zur allgemeinern Erscheinung wird, daß in allen nördlichen Inseln und Halbinseln die westliche Meeresküste eines, milderen Klimas sich erfreut. Das östliche Grönland ist jetzt mit Eismassen überdeckt, während das westliche doch einigermaßen der Kultur geöffnet steht.

Von der Norwegischen Gastfreundlichkeit wird viel gesprochen. In Kopenhagen hielt man es für überflüssig nach Norwegen Empfehlungen zu geben, da jeder Fremde durch diese Eigenschaft allein empfohlen sei. Die erste Probe erfuhren wir durch einen jungen Officier aus Friedrichshall, welcher gern die seltenen Fremden in diesem Gränzdistrict gastlich weiter begleitet, wenn ihn nicht Dienstpflicht, uns das vorgesteckte Ziel nach der ersten Bekanntschaft gleich wieder getrennt hätte. Wie nimmt nicht ein erster herzlicher Empfang den Reisenden für ein Land ein; gleich wie eine Sonnenbeleuchtung bei klarem Herbstwetter der räuchrigten Giebelstadt ein freundliches Ansehn leiht! In Sarp wo der Glommen, Norwegens bedeutendster Fluß, in einem gewaltigen Kataract breit und hoch sich über eine jähe Höhe hinabstürzt, ist die größte

empfangen zu haben. In soweit machte sie also von d'Etienville's Fabel keinen Gebrauch zu ihrem Gunsten; aber sie behauptete, diese geheimnißvolle Person (über deren Existenz sonst gar nichts konstirt) in Versailles während der heiligen Woche — und beim Cardinal von Rohan gesehen zu haben, und zwar mit Diamanten überladen! — So jedoch nur bei den ersten Verhören. Bei späteren erklärte sie, sie habe sie nie gesehen, sie wisse gar nichts von einer Mella v. Courville, und wenn sie es früher (sou la foi du serment!?) eingestanden, habe sie es nur gethan, weil sie geglaubt, daß ihr d'Etienville's Fabel von Nutzen sein könne! Von der ganzen Fabel habe sie erst durch eine Schrift d'Etienville's erfahren, die er ihrem Vertheidiger zugeschickt, mit dem Erbieten, sie vor Gericht vorzubringen, wenn sie ihm dafür 2000 Thaler zahle und die Mittel gewähre, nach Italien zu entfliehen.

Die ganze Sache bleibt in tiefes Dunkel verhüllt. Bei der höchsten Unwahrscheinlichkeit, welche die d'Etienville'sche Geschichte an und für sich an der Stirn trägt, werden unsere Leser uns die Aufgabe erlassen, alle die schlagenden Gründe nach einander aufzuführen, durch welche Rohan's Defensor die Angaben dieser verdächtigen Person widerlegt. Denn angenommen, die mysteriöse Heirathsverhandlung mit allen ihren abenteuerlichen Nebenumständen sei wahr, so geht doch daraus nicht mehr hervor, als daß der Cardinal von Rohan mit einer zweifelhaften Dame in Verbindung gestanden, daß er in ihrem Hause gesehen, daß daselbst kostbare Diamanten gezeigt worden, daß man sie verkaufen wollen, daß die zweifelhafte Dame angegeben, sie rührten vom Cardinal her, und endlich, daß sie geradezu dem Abenteurer eingestanden, sie wären aus dem vielbesprochenen Halsbande.

Alles dies ist für uns schon aus dem Obigen bekannt. Wir wissen, daß der Cardinal mit zweifelhaften Damen innige Bekanntschaft hatte, und darunter mit einer sehr zweifelhaften; daß in deren Hause Diamanten von hohem Werthe in einer Zeit zu sehen gewesen; daß er selbst eingeräumt, den allerkostbarsten Diamantenschmuck einst in ihre Hände übergeben zu haben. Wir wissen ferner, daß diese zweifelhafte Dame sich später laut gerühmt, daß sie die Diamanten vom Cardinal erhalten, um sie durch ihren Mann verkaufen zu lassen. Was kommt es darauf an, ob diese zweifelhafte Dame Mella de Courville oder La Motte Valois hieß, ob Beide identisch sind, da ihre Aussage nur durch Hörensagen vor Gericht gebracht wird, und da sie durch die oben ermittelten Thatsachen als verleumderisch genugsam gebrandmarkt sind? Wenn aber auch die Sache in zweifelhaftem Dunkel verbleibt, so spricht die Vermuthung mehr dafür, daß der Abenteurer Bette d'Etienville, entweder um sich zu retten, oder wichtig zu machen, lose Fäden, mit der La Motte gesponnen, aufgriff, und die La Motte von einer andern, fingirten Person, ihrer Doppelgängerin, trennend, zu ihren Gunsten einen neuen Verdacht auf den Cardinal und eine nähere Betheiligung desselben an dem Haupbetruge werfen wollte.

Zum Ueberfluß, d. h. um d'Etienville und den Werth seiner Geschichten in volles Licht zu stellen, berichtet man uns noch Folgendes:

Bette d'Etienville hungerte zu der Zeit, ehe er gefangen ward. Er wandte sich schon da an einen Kammerdiener des Cardinals, indem er ihm vertraute, bei einer Dame von Courville Jemand gesehen zu haben, welcher sich Cardinal von Rohan tituliren lasse. Offenbar sei das ein Betrug. Er wünsche nur mit dem

Mann confrontirt zu werden, um die Bosheit der schändlichen Intriguanten zu Boden zu schmettern, welche sich einen solchen Betrug erlaubt hätten. Der Kammerdiener suchte sich von dem Verhältniß zu unterrichten, und erklärte dem Denuncianten darauf, daß sein Herr weder eine Dame von Courville, noch einen Herrn d'Augeard, noch Marcilly, noch d'Etienville selbst kenne. D'Etienville beklagte laut, daß er sich zum Spielzeug und Instrument einer solchen Intrigue brauchen lassen, vertraute aber zugleich dem prinzlichen Diener, daß er sich in einer ungemein kläglichen Lage befinde, und hoffe, die Mildthätigkeit des Cardinals werde ihm Mittel verschaffen, sich daraus zu ziehen. Der Kammerdiener lieh ihm fünf Louisd'or, hütete sich aber von nun an vor einer nähern Bekanntschaft mit ihm. Als d'Etienville gefangen saß, erneuten sich seine Gesuche um Unterstützung, er betheuerte seine Rechtlichkeit, die ihm verbiete, den Anträgen des Advocaten der La Motte nachzugeben, welcher sein Zeugniß gegen den Cardinal verlange; er schwor hoch und theuer, nichts solle ihn dazu bewegen, da er den Cardinal für ganz unschuldig halte, auch nicht das äußerste Elend, in dem er sich befinde. Da ihm das Alles aber nichts half, trat er einige Wochen nachher mit seiner bewußten Geschichte auf.

Es bedarf keiner Erörterung, was auf das Zeugniß eines Mannes, der so mit seiner Wissenschaft einen Handel treibt, zu geben ist. Beachtenswerth bleibt jedoch, was des Cardinals Vertheidiger über die merkwürdige Aehnlichkeit des dem Cardinal und des in dieser Angelegenheit mit dem Baron von Fages gespielten Betruges anführt: Die Formen gleichen sich, die Mittel sind fast dieselben, sodaß man hier den Stempel desselben erfinderischen Genius gewahrt. Zur selben Zeit, zu Anfang

des Jahres 1785, werden beide Machinationen ausgeführt. In beiden iſt ein Vermittler die Seele des Ganzen, er ſpricht allein, er berichtet, er betheuert, er verſpricht, und die Perſonen an den beiden Enden des Fadens kommen nie zuſammen. In beiden Fällen iſt die Correſpondenz in ein tiefes Geheimniß eingehüllt. In beiden werden theatraliſche Scenen aufgeführt; phantaſtiſche Rollen ſind ausgetheilt; ein Schein wird für die Wirklichkeit gegeben. In beiden Fällen handelt es ſich um Diamanten und in einem wie im andern überbieten ſich die Lügen; ſie thürmen ſich auf und in ihrer Uebergipfelung bringen ſie die vergrabene Wahrheit zum Vorſchein. Dieſes Zuſammentreffen von Thatſachen, alle auf dieſelbe Weiſe verbunden, unter gleicher Form, und alle mit dem Stempel deſſelben illuſoriſchen Charakters, ſcheint den Leſer in ein Märchenreich zu entführen. Schon an dieſen ſo außerordentlich verwandten Zügen glaubt man mit Beſtimmtheit annehmen zu dürfen, daß beide aus demſelben kunſtreichen Kopfe entſprungen ſeien, und daß ſie beide ein und daſſelbe Ziel haben müſſen. Und dann findet ſich vollkommen im Proceß bewieſen, daß die Wiege der von d'Etienville verbreiteten Fabel ein Haus iſt, in welchem es von Diamanten aus dem Halsbande wimmelte. Dies Haus liegt in der rue neuve-Saint-Gilles, Nummer 13; es iſt das Haus, es iſt das Zimmer der Frau von La Motte!

Der Proceß hatte faſt ein Jahr gedauert, als das Arrêt des Parlamentes vom 31. Mai 1786 ihn beendete.

Daſſelbe erklärte zuvörderſt, daß die Worte: „Einverſtanden“ und die Unterſchrift: „Marie Antoinette von Frankreich“ unter der angeblichen Kaufſtipulation über

das Halsband, falsch und in betrügerischer Absicht auf die gedachte Schrift gesetzt worden, daß sie deshalb durchstrichen und ausradirt werden sollten, das Document selbst aber im Verwahrsam der Parlamentsregistratur bleiben.

Demnächst ward in contumaciam gegen den abwesenden Marc-Antoine-Nicolas de La Motte erkannt, daß derselbe nackend mit Ruthen geschlagen und gepeitscht und mit einem glühenden Eisen ihm die Buchstaben **G. A. L.** auf die rechte Schulter eingebrannt werden sollten. Nach überstandener Strafe ward er zur ewigen Galeerenstrafe verurtheilt.

Louis-Marc-Antoine Reteaux de Villette ward auf ewig aus dem Königreiche verbannt.

Jeanne de Valois de Saint Remy de Luz, Gattin Marc-Antoine-Nicolas de La Motte, ward verdammt, vor dem Gefängniß der Conciergerie mit einem Strick um den Hals, nackend mit Ruthen gepeitscht und geschlagen, demnächst aber auf beiden Schultern mit einem glühenden Eisen durch den Henker gebrannt zu werden. (Mit dem Buchstaben V.) Wenn dies geschehen, solle sie in die Salpetrière auf Ewigkeit eingesperrt werden.

Der Antrag des Generalprocurators, auch Marie Nicole Laguay, genannt D'Oliva oder Dessigny, mit Strafe zu belegen, ward zurückgewiesen.

Dagegen wurden (in einem Athem) Alexandre de Cagliostro und Louis-René-Edouard de Rohan, gegen den Antrag des Generalprocurators freigesprochen.

Die Memoiren der La Motte (d. h. ihre ersten Vertheidigungsschriften, durch ihren Advocaten publicirt) wurden durch dasselbe Urtheil „als falsche, verleumderische und injuriöse Thatsachen gegen den Cardinal

von Rohan und den genannten Cagliostro enthaltend," unterdrückt.

Rohan und Cagliostro ward gestattet, dieses Urtheil drucken und anschlagen zu lassen, wo es ihnen gut dünke.

Dagegen ward Cagliostro's Klage gegen den Gouverneur der Bastille, den Marquis de Launay und den Commissair Chesnon, wegen ihm vorenthaltener Juwelen und Gelder (siehe den vorigen Fall), vom Parlamente abgewiesen, ihm aber freigelassen, wenn er sich getraue, damit im Separatprocesse aufzutreten.

Das Urtheil des Parlamentes unterlag, wie man sich denken kann, der verschiedensten Beurtheilung. In Bezug auf den Cardinal erfuhr man, daß derselbe nur durch eine Majorität von drei Stimmen freigesprochen war. Das Gutachten des Generalprocurators, das Requisitorium und die Gutachten mehrer Chefs der Justizbehörde waren zu seinen Ungunsten früher ausgefallen.

Die Königin, berichtet uns die Campan, war außer sich über das Urtheil. Die Campan fand sie in Thränen in ihrem Cabinet. „Beklagen Sie nur Ihre tief gekränkte Königin, rief sie, die ein Opfer der Kabale und Ungerechtigkeit ist. Aber ich beklage Sie ebenfalls als Französin. Wenn ich in einer Sache, die meinen Charakter angriff, keine gerechten Richter gefunden habe, was können Sie hoffen, im Fall Sie einst einen Proceß haben sollten, der Ihr Vermögen und Ihre Ehre beträfe?" — Der König, der darauf eintrat, sagte: „Die Königin hat wahrhaft große Ursache, bekümmert zu sein. Aber was ist's? Sie haben immer

nur den geistlichen Fürsten und den Prinzen von Rohan sehen wollen, während es doch nur ein Geldbedürftiger ist, und dies Alles blos ein Hülfsmittel, um eine Unternehmung zu machen, deren Gewinn die Kosten deckt, wobei denn der Cardinal selber betrogen worden ist. Es ist nichts leichter zu entscheiden als das, und man braucht kein Alexander zu sein, um diesen gordischen Knoten zu zerhauen."

Die Campan betheuert, daß jene unterstrichenen Worte wenigstens, buchstäblich der Ausdruck des Königs gewesen. Ob der unglückliche Ludwig darin ein Alexander oder ein Oedipus gewesen, steht dahin. Die Nachwelt hat anders geurtheilt. Die allgemeine Meinung hat den Cardinal von jedem wissentlichen Betruge freigesprochen, und alle gedruckten Nachrichten, die auf uns gekommen, können uns nur bestimmen, in ihm einen Betrogenen zu erkennen.

Dem Gefühl der Königin und des Königs mochte allerdings das Erkenntniß ungerecht vorkommen, denn es bestrafte und berührte nicht einmal das andere intendirte Verbrechen des leichtgläubigen Cardinals. Seine Gedanken, Wünsche und Hoffnungen — waren sie nicht schon ein Hochverrath gegen König und Königin, wenn sie vor Gericht, ja wenn sie nur überhaupt ausgesprochen wurden? Und das Publicum lieh damals schon den Gerüchten, welche den Ruf Marie Antoinette's antasteten, ein williges Ohr.

Rohan wurde vom Hofe nach seinem Bischofssitz: Elsaß-Zabern, verbannt, und ist bekanntlich am Rhein gestorben, nachdem er die Stürme der Revolution überlebt hatte, ohne sich thätig in dieselben zu mischen, obgleich die Volkspartei ihn vermöge seiner Rachegefühle gegen den Hof für sich zu gewinnen gehofft.

Die La Motte unterlag der durch das Parlamentsurtheil über sie verhängten Strafe. Nachdem sie den Staupenschlag und die Brandmarkung erhalten, ward sie nach der Salpetrière gebracht, aus der es ihr aber bald darauf gelang, zu entfliehen. Sie ging nach England, und wie sie von London aus in Druckschriften sich für die erlittene Schmach zu rächen suchte, ist angeführt. Ueber ihr endliches Schicksal fehlen bestimmte Nachrichten. Sie fand in London Gönner, die sich ihrer, als eines Opfers der Kabale, annahmen; denn sie lebte in völliger Dürftigkeit. Nach Mejean, der zur Kaiserzeit über den Halsbandproceß berichtete, war sie dort einige Jahre nach ihrer Flucht gestorben, indem sie sich aus dem Fenster stürzte, um den Verfolgungen ihrer Gläubiger zu entgehen. Nach andern Nachrichten ward sie hinausgestürzt. (Am 23. August 1791.) Eine Zeitungsnachricht meldete erst vor einigen Jahren ihren Tod im hohen Alter?? Ihr Gatte und Helfershelfer erschien in Paris wieder zur Zeit der Schreckenstage. Das alte Parlamentsurtheil gegen ihn ward von den neuen Gerichtshöfen cassirt, danach ward er in Bicêtre eingesperrt. Selbst hier soll er, aus den Kerkermauern heraus, auf neuen Betrügereien ertappt sein.

Die D'Oliva — heirathete, einen Edelmann Beaufire, welcher zur selben Zeit den Spion und Angeber einzelner Terroristenchefs spielte!

Die Barbarei in der Execution des Urtheils gegen die La Motte mochte seiner Zeit auf die Gemüther ungünstig gewirkt haben. In die Frage: Wenn sie nun doch unschuldig wäre, mischte sich schon die Vorstellung, daß sie doch wol nur ein Opfer der Ränke sein könne. Die Abgunst gegen den Hof war im Wachsen; man machte ihm den Vorwurf, daß er einen so scandalösen

Proceß, der das königliche Ansehen, den Ruf der Königin verunglimpfe, nicht unterdrückt habe, statt ihn bis zum Aeußersten zu verfolgen; daß er eine Frau aus dem Blute der königlichen Valois peitschen und brandmarken lassen, und daß er, über den Urtheilsspruch hinaus, selbst gegen von den Gerichten Freigesprochene, Roban und Cagliostro, die willkürliche Strafe der Verbannung verhängt, Alles zusammengenommen Momente des Misvergnügens, die mitwirkend und nachwirkend in die große Revolution, die wenig Jahre nachher begann, hinüberspielen.

Der Sohn des Herrn von Caille.

1699—1712.

Scipio le Brun von Caſtellane, Lehns- und Gerichtsherr von Caille und Rougon, ein angeſehener und reichbegüterter Edelmann in der Provence, war mit ſeiner Gattin Judith le Gouche ein eifriger Bekenner und Anhänger der reformirten Kirche. Sie lebten größtentheils in dem Städtchen Manosque.

Von den fünf Kindern, welche das Ehepaar erzeugt, drei Knaben und zwei Mädchen, waren zwei Knaben frühzeitig geſtorben. Die Mutter, Frau Judith von Caille, folgte ihnen ins Grab, nach einer unglücklichen Niederkunft, im Jahre 1679.

Sechs Jahre ſpäter trat die längſt gefürchtete Kataſtrophe ein, der Widerruf des Edictes von Nantes. Der Witwer wollte lieber vom Vaterlande, als von ſeinem Glauben laſſen. Er flüchtete 1685 mit ſeinen beiden Töchtern Marguerite und Suſanne und dem Knaben Iſaak nach der Schweiz. Auch ſeine alte Mutter, ſeine Schweſter, Frau von Lignon, und die Schweſter ſeiner verſtorbenen Frau, Demoiſelle von Saint Etienne, folgten ihm nach Lauſanne, wo er ſich mit den geretteten

Brettermühle, mit einer wunderbar kunstvollen Maschienerie zur Herbeiholung und Fortschaffung der Balken und Bretter. Ihr Besitzer, damals der größte Eigenthümer Norwegens, der wie er uns dreimal betheuerte, Eilfhundert Menschen täglich bezahlt, forderte uns auf, acht Tage am Orte zu bleiben, denn so lange Zeit gehöre dazu sie gründlich zu besehen, und vielleicht daß wir es gethan, wäre das Wirthshaus nur etwas besser gewesen. Doch hatte uns ja der Gutsherr selbst gesagt, es sei nur pour les gens eingerichtet. Da nun kein anderes in der Nähe war, wir auch, außer an ihn, uns keiner Empfehlung rühmten, konnten wir leider von dieser gastlichen Einladung keinen Gebrauch machen. Dies that uns um so mehr leid als der gastliche Eigenthümer in allen Formen der Höflichkeit so bewandert war, wie wir es einem echten Norweger kaum zugetraut hätten. Führte er uns doch selbst in das Wirthshaus zurück und bestellte uns beim Wirthe einen Führer, der uns den übrigen Theil der Herrlichkeiten zeigen sollte. Sein Schloß und sein Garten soll sehr schön eingerichtet sein. Uebrigens, wie wir später erfuhren, gehörte er nicht zu den gebornen, Nor-

Trümmern seines großen Vermögens niederließ. Hier verlor Herr von Caille schon im Jahr 1686 seine Tochter Marguerite und 1690 folgte ihr die Mutter ins Grab.

Die Güter der Ausgewanderten wurden durch das Edict vom December 1689 ihren nächsten zurückgebliebenen Verwandten zugesprochen. Die Schwester der verstorbenen Frau von Caille, Anna le Gouche, die Gattin des Generaladvocaten Rolland beim grenobler Parlament, erhielt den einen Theil, bestehend aus dem Erbe ihrer Schwester. Der andere, die zurückgebliebenen Caille'schen Güter, wurde der Gattin des Gerichtsraths Tardivy zugesprochen. Es scheint, als habe zwischen diesen erbenden Verwandten und dem unglücklichen, des Seinen beraubten Auswanderer eine Art stillschweigenden Uebereinkommens deshalb stattgefunden. Madame Rolland überließ später die Einkünfte des Hauses, welches Herr von Caille in Manosque besessen und bewohnt, den Armen des dortigen Hospitals.

Die Verbindungen der Refugiés mit ihren Verwandten im Vaterlande waren nur gering; in den ersten Jahren sowol wegen der Strenge der Grenzbewachung, als aus Furcht vor den Angebern, welche im Dienst der Priesterpartei in allen großen Familien, deren Mitglieder sich zum Calvinismus neigten, ihre Spione unterhielten. In der Gegend, wo die Herren von Caille durch Jahrhunderte von mächtigem Einfluß gewesen, erfuhr man 14 Jahre lang wenig oder nichts von den ausgewanderten Gliedern der Familie, bis im Jahre 1699 ein Ereigniß die Aufmerksamkeit auf sie wieder lenkte, welchem ein Proceß folgte, der ganz Frankreich durch lange Jahre beschäftigte.

In Nizza ſtand nach dem Kriege, welcher zwiſchen Frankreich und Savoyen ausgebrochen war, ein Milizſoldat, der ſich Sansregret nannte, Schildwacht vor dem Hauſe des Chevalier de la Fère, des Commandanten der Stadt. Eine große ſilberne Schüſſel ward vorbeigetragen. Dem Soldaten ſtiegen Thränen ins Geſicht, als er ſie betrachtete, und auf des Hofmeiſters Frage, was der Grund ſei, antwortete er: „Ach ich habe mehr als zu viel Urſach zu weinen.“ Die Schüſſel habe einſt ſeinem Vater gehört, der ſie, ſammt ſeinem übrigen Tiſchgeſchirr auf der Flucht nach der Schweiz hier verkauft habe. Das Wappen der Familie Caille, das ja auch ſeines wäre, habe ihn lebhaft daran erinnert. Zum Beweiſe zeigte er ſein eigenes Petſchaft vor, auf welchem daſſelbe Wappen wie auf der Schüſſel ſich befand. Der Haushofmeiſter berichtete dem Chevalier, ſeinem Herrn, und dieſer ließ den Soldaten vor ſich kommen, um ſeine wunderbare Geſchichte zu hören, welche er hier, wie auch ſpäter vor Gericht, folgendermaßen erzählte.

Ja, er war der Sohn, der einzige Sohn des ausgewanderten Herrn von Caille. Aber ſein Vater hatte ſchon bei ſeiner Geburt wenig Freude darüber blicken laſſen. Er ſchien Verdacht gegen die Treue ſeiner Gattin zu hegen, und nannte ihn oft nur: den Capucinerjungen. War nun dieſer Verdacht begründet oder unbegründet, die phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften des Knaben waren von einer Art, daß die mangelnde väterliche Liebe dadurch nicht erweckt werden konnte. Er war an Leib und Seele misgeſchaffen. Seine Neigungen und ſein ganzes Weſen waren unadelig; ihm war nicht wohler, als wenn er ſich unter einem Haufen Gaſſenjungen umhertreiben konnte. Er war wild und ſtör-

risch, vertrug sich mit keinem Spielkameraden und neckte und schlug sich mit allen seinen Altersgenossen. Im elterlichen Hause hatte man fast nichts zu thun als Klagen zu schlichten, welche gegen ihn einliefen. Alle Versuche, ihm bessere Sitten beizubringen und eine seinem Stande angemessene Erziehung zu geben, scheiterten. Man brachte es nicht einmal so weit, daß er lesen lernte. Züchtigungen und Drohungen waren gleich vergebens; er warf die Bücher, die man ihm brachte, ins Feuer. Uebrigens wurde diese seine unüberwindliche Abneigung vor dem Lernen in etwas durch seine unglückliche Leibesbeschaffenheit entschuldigt. Er hatte ein äußerst schwaches Gesicht; seine Augen waren beständig entzündet und triefend.

Das Unglück hatte seinen Vater nicht milder gegen ihn gemacht. Die schlimme Behandlung, welche der junge Mensch auch in der Schweiz Tag für Tag von seinem Vater zu erdulden hatte, machte ihm das väterliche Haus mehr und mehr unerträglich und er beschäftigte sich mit ernsthaften Plänen zu entfliehen und nach Frankreich zurückzukehren. Mehre Versuche mißglückten und zogen nur noch ärgere Strafen nach sich. Ja, der Vater war umsomehr erbittert, als er leicht denken konnte, daß sein ungerathener Sohn, aus Geist des Widerspruchs, wenn er einmal den französischen Boden betreten hätte, den Glauben seiner Väter abschwören und zur katholischen Kirche übertreten würde.

Er schloß ihn deshalb bei Brot und Wasser in eine abgelegene Stube ein und züchtigte ihn öfters mit einem Ochsenziemer. Aber eine gutmüthige Schweizermagd erbarmte sich des unglücklichen Knaben und öffnete auf seine Bitten eines Morgens die Thür seines Gefängnisses. Er schlich in des Vaters Stube, wo seine Kleider

lagen, die man ihm fortgenommen, fuhr raſch hinein, fand auch beiläufig die Beinkleider ſeines Vaters, in denen er 48 Stück Louisd'or als gute Beute betrachtete, und machte ſich mit dieſem Gelde, es war im December 1690, auf den Weg nach der Provence.

Aber auf dieſem Wege gerieth er unter die Savoyen'ſchen Truppen, ließ ſich anwerben, ward von den Franzoſen gefangen, aber freigelaſſen, als er ſich vor Catinat, der die Armee commandirte, als geborenen Franzoſen und als Sohn des Herrn von Caille zu erkennen gab. Den Paß nach Frankreich benutzte er nicht, ſondern ließ ſich in Nizza unter der Miliz aufnehmen, wo ſein Dienſt ihm den Schildwachtpoſten vor der Thür des Commandanten angewieſen hatte.

Der Chevalier de la Fère kannte den Herrn von Caille dem Namen nach und zweifelte nicht an der Wahrheit der Geſchichte, die er gehört. Aber es war nicht ſeines Amtes, eine Unterſuchung anzuſtellen, oder dem jungen Soldaten zu ſeinem Erbrechte zu verhelfen. Er begnügte ſich, ihm alle möglichen Höflichkeiten zu erweiſen, ihm doppelten Sold anzuweiſen und ſeinen Leuten zu befehlen, daß ſie allen ſeinen Wünſchen nachkommen möchten. Aber dabei blieb es, und der junge Herr von Caille blieb Milizſoldat, obgleich die pikante Begebenheit in Nizza, ja ſogar in Turin in allen Geſellſchaften beſprochen wurde.

Aber das Milizregiment ward nach acht Monaten aufgelöſt. Der entlaſſene Soldat ſuchte ſeine Vaterſtadt Manosque auf, wo ihn ſeine ehemalige Amme ſogleich für den jungen Herrn von Caille, ihren Säugling, erkannte. Sie bat ihn auch, wenigſtens einen Tag bei ihr zu bleiben; kein Menſch ſolle ihn zu ſehen bekommen. Aber er war ja ohne Erlaubniß zurückgekehrt, er

war noch Protestant, hatte seine Religion nicht abgeschworen, und er durfte fürchten, wenn er entdeckt wurde, auf die Galeeren wandern zu müssen. Ja, es war möglich, daß man ihn an den Galgen schickte.

Er machte sich daher aus dem Staube und suchte sich in Marseille zu verbergen. Hier gerieth er in Bekanntschaft mit drei jungen Frauenzimmern, zwei unverheiratheten Schwestern, Madelaine und Christiane Mege, und der Frau ihres Bruders, Honorade Venelle, welche sich nach dem Verschwinden ihres Mannes halb als Witwe betrachtete. Alle Drei, so wie ihre Mutter, gehörten zu den durch die Dragoner Neubekehrten. Der junge Flüchtling, der heimliche Protestant, der Erbe einer Seigneurie, tauschte Gedanken und Vertraulichkeiten mit ihnen, und ließ es sich in ihrem kleinen Kreise wohlgefallen.

Mit der jungen Witwe Honorade Venelle hatte es folgende Bewandtniß. Ihr Mann, Pierre Mege, Bruder der beiden Schwestern, hatte sich im Jahre 1690 von ihr und seiner Familie getrennt und Dienste auf den Galeeren genommen, die nach Rochefort geschickt wurden. Da er aber, in Gegenwart des Admirals von Noailles, von der fallenden Sucht heimgesucht worden, hatte man ihn sogleich wieder entlassen. Er war aber nicht wieder zurückgekommen. Später sollte er sich noch ein Mal, auf einem andern Schiffe, eingeschifft haben; worüber indeß auch Honorade keine weitern Nachrichten hatte. Sie selbst betrachtete sich im September 1695, wo sie dem jungen Soldaten diese Mittheilung machte, so gut als die Frau eines todten Mannes.

Und der Soldat betrachtete sie auch so; und in die Stelle eines unbedeutenden Mannes aus den untern Volksclassen einzurangiren, schien ihm eine seinen Verhältnissen ganz angemessene Operation, um seinen wah-

ren Stand und Namen bis auf günstigere Zeit zu verbergen; indem er nicht allein die noch immer fortdauernden Nachsuchungen gegen heimliche Protestanten, sondern auch die Verfolgungen seines Vaters zu fürchten hatte. Honorade ging nach geringem Bedenken ganz gern auf den Vorschlag ein. Sie gewann dadurch auf einige Zeit einen Mann und die Aussicht, dereinst von dem reichen jungen Edelmanne für die kleine Gefälligkeit reichlich belohnt zu werden. Man behandelte die Sache in einer Art von Familienrath, und ihre beiden Schwägerinnen Madelaine und Christiane Mege, ja auch der Bruder des verschollenen Pierre, Namens Francisque, willigten darein, daß der Fremde alle Rechte und den Namen des Todtgeglaubten einstweilen übernehme.

Der vermeintliche Herr von Caille und die vermeintliche Witwe Pierre Mege's lebten nun durch mehre Jahre in Marseille als Eheleute; er als Pierre Mege, sie als seine angetraute Frau. Wenn man in einem Quartier ihren vorgegebenen Status bezweifelte, so zogen sie in einen andern Stadttheil, in ein anderes Quartier. Marseille, eine belebte Seestadt, ist groß genug, sich zu verbergen und zu verschwinden.

Indeß waren die aus seines Vaters Beinkleidern mitgenommenen Louisd'ore, sowie die Ersparnisse seines Milizdienstes ausgegeben. Auch die kleine Rente, welche Honorade bezog, genügte nicht zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse. Der neue Pierre Mege erinnerte sich, daß seine Großmutter in Bereitung von Hausarzneien eine weit gerühmte und wohlthätige Kunstfertigkeit besessen. Er hatte als Knabe etwas davon gelernt, und legte sich aufs Verfertigen allerhand Arcane und Hausmittel, die er in der Stadt und auf dem Lande ausbot. Obgleich

dieſer Handelszweig ſelbſt noch im heutigen Frankreich beim Zuſtande der dortigen Medicinalpolicei ein ſehr ergiebiger, wenigſtens in den Provinzen ſein kann, hatte er doch kein beſonderes Glück. Zum Charlatan fehlte ihm die ſchreieriſche Beredtſamkeit und ein einnehmendes Aeußere. Auch fürchtete er immer erkannt zu werden. Auf dem Markte hatten ihn zwei Männer aus Manosque laut beim Namen: Herr von Caille! gerufen, und er war ihnen nur dadurch entwichen, daß er ſich ſchnell ins dichteſte Gedränge miſchte. Es war kein Spaß, als zurückgekehrter und geächteter Proteſtant erkannt zu werden. Er ſelbſt hatte drei Perſonen in Marſeille aufhängen geſehen, die man für Spione der Hugenotten hielt. Er ward Aufwärter bei einem Zuckerbäcker; er ließ ſich 1695 als Soldat auf den Galeeren anwerben, die zur Belagerung von Barcelona abgeſchickt wurden, diesmal unter dem Namen: Pierre Mege Sansregret. Aber noch einer Reform unter den Galeerenſoldaten erhielt er am 5. December 1697 ſeinen Abſchied.

Er mußte betteln, oder noch ärger, er ſah ſich genöthigt, bei den Executoren der Kopfſteuer als Privatſoldat oder Büttel ſich zu verdingen, eine der verächtlichſten und gehaßteſten Beſchäftigungen. Während er ſo ſein Brot mit Thränen und Schmach verzehren mußte, ſah er die reichen Güter ſeines Vaters, ſein rechtes Erbe in den Händen ſeiner Verwandten. Er hielt es nicht länger aus, er beſchloß bei nächſter Gelegenheit ſeinen Glauben abzuſchwören und ſeine Rechte geltend zu machen. Jetzt fing er ſchon an, in den Schenken auf den Tiſch zu ſchlagen und zu ſagen, er ſei zu Beſſerm geboren, er ſei der Sohn des reichſten und vornehmſten Edelmanns der Provence, des Herrn von Caille.

Indeſſen ließ er ſich noch ein Mal, ehe er jenen Ent-

ſchluß ausführte, in Toulon als Marinesoldat anwerben, wieder als Pierre Mege, genannt Sansregret. Hier aber trat er wirklich Freitag am 10. April 1699, nachdem er einen ſiebenwöchentlichen Unterricht vom Pater La Fare genoſſen, in der dortigen Hauptkirche in den Schooß der römiſch katholiſchen Kirche zurück, indem er in die Hände des Großvicars zu Toulon den calviniſtiſchen Irrglauben abſchwor. Ein Tiſchler, Jean Pierre Amphoux, der früher als Kammerdiener in Dienſten des alten Herrn von Caille geſtanden, hatte ihn als Sohn deſſelben erkannt, und dieſe Recognition vor dem Abbé Renoux und dem Oberaufſeher des Marineweſens, dem Herrn von Vauvrai, welche Beide ſich für das Bekehrungsgeſchäft intereſſirten, in der Art wiederholt, daß er verſicherte: „er kenne ihn ſehr gut, er ſei des Herrn von Caille Sohn, und er habe ihn noch in Manosque an der Hand geführt.“

Indeſſen nannte er ſich bei dieſem Abſchwörungsacte: André Antreverges, Sohn des Sieur de Caille und der Dame Suſanne de Caille von Manosque. Er ſei 23 Jahre alt. Als er aber das Document unterſchreiben ſollte, erklärte er, er könne nicht ſchreiben. Herr von Vauvrai, der die Pathenſtelle übernommen, ſoll bei dieſer Gelegenheit ausgerufen haben: „Meine Herren, ich fürchte, man ſpielt uns hier einen Betrug!“

Die Sache machte Lärm. Der Sohn eines der erſten reformirten Edelleute der Provence, der um ſeines Glaubens willen Gut und Vaterland im Stich gelaſſen, hatte ſeinen Glauben abgeſchworen! Auch nach der Schweiz drang die Nachricht. Da kamen plötzlich Briefe aus Lauſanne nach Toulon. Herr von Caille ſchrieb an Bekannte: die Nachricht von dem Vorfall in

Toulon setze ihn in das höchste Erstaunen. Ein angeblicher Sohn von ihm solle sich daselbst gemeldet haben und zur katholischen Kirche übergetreten sein. Aber sein einziger Sohn Isaak sei bereits vier Jahre früher, am 15. Februar 1696, in Lausanne gestorben, wie die beigesandten Zeugnisse bestätigten.

Herr von Vauvrai hielt sich durch diese Zeugnisse so überführt, daß er den Soldaten als Betrüger augenblicklich ins Gefängniß stecken wollte, aber der Gouverneur von Toulon widersetzte sich dem, weil der Intendant des Marinewesens kein Recht habe, über seine Soldaten zu verfügen. Man berichtete an den König über diesen außerordentlichen Fall, und Ludwig XIV. erklärte sich für die Ansicht des Intendanten: man solle den Soldaten als Betrüger einstecken und ihm den Criminalproceß machen.

Die Atteste, welche Herr von Caille übersandte, waren von der mannichfaltigsten Art, 20 Stück. Unser Gewährsmann, Pitaval, führt sie in allen ihren Details auf. Um unsere Leser nicht zu ermüden, werden wir nur ihren wesentlichen Inhalt angeben. Da sie indeß von großer Wichtigkeit bei den Wendungen dieses merkwürdigen Processes sind, können wir von manchen Wiederholungen uns nicht frei machen. Um dem Juristen zu genügen, ist die Darstellung dieses Falles überhaupt von Schwierigkeit, da die Beweisführung sich durch endlose Zeugenvernehmungen von beiden Seiten hinzieht und bis in anscheinend unbedeutende Nebenumstände verzweigt, die aber oft ein charakteristisches Licht auf die Hauptfrage werfen. Wir wollen indessen versuchen, die verhältnißmäßig unwichtigen Zeugnisse, welche durch andere schlagendere überboten sind, später in Kürze zusammenzufassen; ebenso im Interesse unserer Leser, als des

Raumes willen, da der vollständige Proceß, wie ihn Pitaval mittheilt, selbst im gedrängten Auszuge, schon für sich allein einen Band füllen könnte.

In einem Notariatsinstrumente d. d. 1. Januar 1700, aufgenommen in Lausanne, erklärte Herr v. Caille auf seine Ehre, daß sein Sohn, Isaak de Brun, am 15. Februar 1696 in Vevay, unter seinen Augen, von einer langwierigen Krankheit befallen, deren wegen man ihn, zur Veränderung der Luft, nach jener Stadt gebracht, gestorben und von ihm zu seinem Grabe begleitet worden. Der sich also dafür ausgebe, sei ein Betrüger, den er peinlich zu verfolgen bitte. Wenngleich er, um seiner Religion willen, Gut und Vaterland verlassen, habe er doch um deswillen nicht den Empfindungen der Menschlichkeit und den heiligen Regungen der Vaterliebe entsagt, um seinen Sohn, auch wenn derselbe seinem Glauben untreu geworden, zu verleugnen. Nie übrigens habe er seinen verstorbenen Sohn in der Art, wie derselbe in Toulon angegeben, grausam behandelt, da seine schwächliche Leibesbeschaffenheit sowol eine harte Züchtigung als eine Einsperrung unmöglich gemacht habe.

Die beigefügten Documente sollten den doppelten Beweis führen, 1) daß sein angeblich verstorbener Sohn, seit der Flucht seines Vaters nach der Schweiz aus Lausanne und Vevay nicht fortgekommen, 2) daß er wirklich am 15. Februar 1696 in der letzteren Stadt eines natürlichen Todes verstorben sei.

1) Bezeugte der Apotheker in Lausanne durch beglaubigte Auszüge aus seinem Buche, daß er, auf Verordnung des Arztes, vom 12. Septbr. 1695 ab, Tag um Tag bis zum 12. October, bestimmte Arzneien für den kranken Sohn des Herrn v. Caille geliefert.

2) Ein älterer Brief des Herrn v. Caille an eine

wegern. Wo wir diesen nachher unser Abentheuer erzählten, fanden wir eine große Entrüstung, die wir unmöglich theilen konnten, da uns der seltene Fall ungemein belustigt hatte. Besonders gaben die weißen Pantalons, die einer unserer Gefährten zu Ehren der Norwegischen Gastfreundschaft sehr umsonst angezogen, auf der ganzen Reise vielfachen Lachstoff.

Es scheint als habe die Natur von Süden aus einen Riß versucht, die Scandinavische Halbinsel für die zwei Volksstämme zu theilen. Dies ist der Fiord von Christiania. Sie hielt inne, weil nördlich der große Kiölen das Werk vollendete. Aber die Völker kehrten sich nicht an die Theilung. Noch jetzt bewohnt der Normanne die östlichen Ufer des Fiords, und längs diesem führte unser Weg nach Christiania. Erst mit Moß, einer anmuthigen Hafenstadt an einer kleinen Bucht dieses großen Fiords, beginnt eine reichere Gegend. Der Granit ist verschwunden, Thonschieferlagen bilden pitoreskere Felsgruppen, der grüne Teppich kleidet frischer Fels, Berg, und Abhang, die Tanne erhebt sich zu ihrer luftigen Höhe, die Esche wuchert, die Birke weht, Ahornbäume grüßen am Wege. Dieser

Verwandte, meldet unterm 13. Septbr. 1693: „wir befinden uns Alle noch so und so, außer mein Sohn, der täglich kränker wird.“

3) Ein anderer von demſelben an einen andern Bekannten, worin Herr v. Caille am 5. April 1694 ſagt: „Mein Sohn iſt noch immer ſo kränklich, wie Sie ihn geſehen haben, ob ich es gleich an nichts fehlen laſſe, ihn wieder herzuſtellen.“

4) Ein Brief deſſelben vom 17. September 1693 an ſeine Schwägerin Rolland, worin er von der alten Unpäßlichkeit ſeines Sohnes ſpricht, und daß keines von allen angewandten Mitteln bisher anſchlagen wollen.

5) Eine gerichtliche Erklärung des Apothekers Berard, aus Genf, daß er zum Sohn des Herrn v. Caille gerufen, ſich zwei Monat im Jahre 1695 daſelbſt aufgehalten, der Cur obgelegen, und daß Herr v. Caille ihm dafür 300 Livres vergütet habe.

6) Neunundzwanzig Zeugen, aus angeſehenen Männern in Lauſanne und Vevay, bekundeten, gerichtlich vernommen, daß der Sohn des Herrn v. Caille ſich, bis zum 15. Febr. 1696, wo er geſtorben, ſtets zu Lauſanne oder Vevay aufgehalten habe, und der Rath von Lauſanne bezeugte zum Schluß der Urkunde: wie es ihm, als auch jedem einzelnen Mitgliede insbeſondere, noch ſehr wohl erinnerlich ſei, daß Herr v. Caille einen Sohn gehabt, der Iſaak Vaugon genannt worden, klein von Perſon geweſen, ſehr weiß ausgeſehen und eine feine Stimme gehabt, und daß dieſer bis zum Jahre 1695 beſtändig daſelbſt gewohnt, nur dann und wann ſich nach dem benachbarten Vevay begeben habe und daſelbſt zu Anfang des Jahres 1696 geſtorben ſei.

7) Ein Atteſt des franzöſiſchen Geſchäftsträgers in

der Schweiz, daß Alles in den obigen Documenten Gesagte mit Dem übereinstimme, was er selbst von der Sache sowol aus eigener Erfahrung, als auch aus dem Munde glaubwürdiger Personen wisse.

8) Beglaubigungen der obigen Atteste durch alle Behörden und den französischen Gesandten.

9) Unterm 20. Febr. 1696 hatte Herr v. Caille an seine Schwägerin, Frau von Rolland, den Tod seines Sohnes gemeldet, in welchem Briefe es heißt: „Nach einem dreimaligen Anfall von Fieber nahm ihn Gott am verwichenen Sonntage zu sich. Er war so ausgezehrt, daß er der Heftigkeit seiner Krankheit sogleich unterliegen mußte.“ Diesen Brief hatte Frau v. Rolland zu Grenoble in Gegenwart des Pfarrers ihres Kirchspiels empfangen, welcher letztere ein Attest darüber ausgestellt hatte.

10) Ein ähnlicher Brief des Herrn v. Caille, worin er einem Edelmann am 26. März d. J. sein Unglück meldet.

11) Ein Brief des Kaufmann Silvestre zu Lausanne, in welchem er einem Kaufmann zu Manosque am 22. März d. J. den zu Vevay erfolgten Tod des jungen Herrn v. Caille meldet.

12) Das Notariatsinstrument vom 5. December 1698 über die Schenkung, welche Frau v. Rolland aus dem ererbten Gute an das Hospital zu Manosque machte, und in welcher als Beweggrund angegeben wurde: „der frühe Tod des jungen Herrn v. Caille.“

13) Ein Attest des Rathes zu Vevay in bester Form, des Inhalts: daß der junge Herr Isaak de Brun von Castellane, Sohn Scipio's de Brun Herrn v. Caille

u. ſ. w., am 15. Februar 1686 in bemeldeter Stadt Todes verblichen ſei.

14) Das Document über eine zu Vevay am 27. April 1689 angeſtellte Unterſuchung, in welcher der Geiſtliche, der dem jungen Caille in ſeinen letzten Augenblicken beigeſtanden, der Arzt, der Wundarzt und der Apotheker, die ihn behandelt, die Leichenfrau, welche ihm das Sterbehemde angezogen, der Tiſchler, der ſeinen Sarg gemacht und ihn hineingelegt und noch viele andere Perſonen, die bei ſeiner Krankheit und Beerdigung geweſen, die Wahrheit ſeines Todes eidlich bekräftigten.

15) Noch ein Certificat des franzöſiſchen Geſandten, Marquis von Puyſieux, daß er den hohen Rath von Bern erſucht, eine genaue Unterſuchung über den Tod des jungen Caille anzuſtellen, und daß das Reſultat derſelben mit allen bisherigen Ermittelungen und ſeiner eigenen Wiſſenſchaft übereinſtimme, auch daß alle obigen Atteſte in loyalſter Weiſe erfolgt wären.

16) Mehre von Herrn v. Caille vor Notaren, in Briefen an den Kanzler von Frankreich, und bei einer ſchweren Krankheit vor Commiſſarien des Rathes von Lauſanne abgegebene feierliche Erklärungen und Betheuerungen, daß Alles wahr ſei, was er geſagt, daß ſein einziger Sohn todt, und der ſich in Frankreich dafür ausgebe, ein kühner und ſchändlicher Betrüger ſei, was er vor Gottes Throne, zu dem er gerufen werde, vertreten wolle. Eine Auslage, bei der er bis zu ſeinem Tode verbleiben wolle, ſo wahr er auf die ewige Barmherzigkeit rechne.

17) Endlich gerichtliche Erklärungen dreier Couſinen des verſtorbenen Herrn v. Caille, ſowie ſeiner einzigen Schweſter, welche in Allem mit dem Obigen übereinſtimmten.

stimmten, nur daß die letztere noch hinzufügte, daß ihr Bruder in ihren Armen verschieden sei.

Was konnte man mehr verlangen? Konnte man nach dem Inhalte dieser Zeugnisse noch zweifeln, daß der Sohn des Herrn von Caille zur Zeit, wo der Soldat Mege in der Provence auftrat, in der Schweiz gelebt, daß er sich aus derselben nicht mehr fortbegeben, daß er im Jahre 1695 daselbst verstorben, und daß also der Soldat Pierre Mege ein Betrüger war?

Aber vor den französischen Gerichten fehlte allen diesen Zeugnissen, wie auch beglaubigt und attestirt, ein Etwas, was ihre Glaubwürdigkeit schwächte, ein einziger kleiner Schein — der aus den Todtenlisten und Kirchenbüchern gezogene förmliche Todtenschein. Dieser aber konnte nicht beschafft werden, weil, wie vom Landvoigt von Chillon gleichfalls attestirt wurde, in der Stadt Vevay keine Todtenregister geführt wurden.

Der des Betruges Angeschuldigte verzagte nicht, sein Recht zu ertrotzen, und in einem langwierigen Processe führte er seine Sache mit solchen Gründen, Beweisen und einer Schlußfolge von Indicien, welche jene so positiv sprechenden Atteste bis auf den Grund erschütterten.

Die erste Frage war: gibt es ein Motiv, den eigenen Vater zu bewegen, gegen die heiligsten Gesetze der Natur, seinen eigenen, einzigen Sohn zu verleugnen? — Ja, ein solches Motiv gibt es, es ist hier vorhanden. Der religiöse Fanatismus, der, wie die Geschichte lehrt, noch zu ärgern Verirrungen gegen die Natur, zu weit furchtbarern Thaten und Greueln Nächste wider Nächste getrieben hat.

Der erste, reichste, älteste Edelmann seiner Provinz,

der sein Vaterland, seine Blutsfreunde und seine Güter um der Lehre Calvins willen verlassen, der die Aussichten seiner Kinder hingeopfert hat einem religiösen Wahne, kann auch seine Kinder diesem Wahne opfern, wenn Umstände eintreten, die seinem Fanatismus ein solches Verfahren als heilige Pflicht aufzuerlegen scheinen.

Er hatte seinen Sohn nie geliebt — war die Argumentation der Vertheidiger des jungen Herrn v. Caille —. Seit er die Schweiz verlassen, ließ er ihn auf Schritt und Tritt belauschen, um mit allen Mitteln gegen ihn aufzutreten, wenn er etwa zum Entsetzlichsten greifen sollte, was der fanatische Vater sich vorstellen konnte, zur Abschwörung seiner Religion. Statt dem Abtrünnigen den Lohn seines Glaubensverrathes in der Besitzergreifung seiner Güter zu gönnen, sollte er dann vernichtet werden. In dem herben Calvinisten spukten römisch heidnische Ideen. Die schändliche Aufführung des jungen Caille in Marseille, sein Vagabundenleben, sein Zuhalten mit der angeblichen Witwe eines Andern, die Annahme des Namens ihres verschollenen Ehemannes, daß er sich unter den schlechtesten Pöbel mischte, alles dies war nicht geeignet, die verlorne Liebe für den Sohn wieder zu erwecken, vielmehr, ihn aus seinem Herzen ganz loszureißen.

Sein entschiedener Uebertritt zur katholischen Kirche ließ jede Rücksicht wegfallen. Der verlorne Sohn war jetzt auch ein Feind der altreformirten Familie, den man von derselben trennen mußte, was es auch koste. Im Familienrathe wurde ein vollständiger Operationsplan ausgebildet. Der Sohn des Herrn v. Caille mußte in der Schweiz verstorben sein. Der Prätendent sollte in seine eigene Schlinge fallen. Er hatte sich einmal für Pierre Mege ausgegeben, nun sollte er es bleiben. Die

Umstände begünstigten dieses Spiel, da der wirkliche Pierre Mege verschollen war, um wahrscheinlich niemals zurückzukehren.

In der Schweiz wurden nachträglich die Briefe geschmiedet, welche vorläufig die Krankheit, dann den Tod des jungen Caille melden sollten. Die Personen, an welche sie gerichtet, waren sämmtlich im Complot, zum Theil die Besitzer der Güter, welche der junge Caille in Anspruch nehmen durfte. Ein Zusammenspiel machte sich also von selbst. Um der Sache noch mehr Schein zu geben, schilderte man in diesen Briefen den jungen Caille als einen feinen, liebenswürdigen, wohlunterrichteten Jüngling, während er in der That immer so unwissend, ungestaltet und ungeschliffen gewesen, als der Prätendent in der Provence vor allen Leuten erschien. Nichts war denn natürlicher als der Schluß: dieser rohe Mensch kann unmöglich der junge Herr v. Caille sein.

Auch die gerichtlichen Atteste waren künstlich verschaffte und vorher präparirte, wobei man auf die Naivetät und Unerfahrenheit der Leute rechnete, die man zu bearbeiten hatte. So ließ man 30 ehrliche Schweizer in Lausanne Das aussagen, was sie gehört hatten, nämlich daß der Sohn des Herrn v. Caille gestorben sei. In Vevay aber behaupteten 12 französische Refugié's, welche dasselbe religiöse Interesse mit Herrn v. Caille hatten, was dieser vorgab, nämlich daß der Sohn seines Vaters an dem Tage gestorben sei, den der Vater, der es am besten wissen mußte, ihnen als Todestag angab.

Dies das Schlußgebäude, worauf sich die Vertheidigung des Angeschuldigten weiterbaute. Es war nur eine Argumentation, welche durch die Beweisführung erst gefestigt werden sollte. Diese Beweise wurden denn auch in ziemlicher Stärke herbeigeschafft. Was aber noch ne-

bender die Sache des Prätendenten verstärkte, war das Verfahren seiner Gegner, derjenigen Verwandten der Familie Caille, welche in Frankreich zurückgeblieben und denen ihre Güter zugeschlagen worden. Sie waren es, welche das größte Interesse bei der Sache hatten, sie, denen Alles verloren ging, wenn der katholische Prätendent für echt erklärt wurde. Sie mußten daher Alles daran setzen, seine Echtheit zu bekämpfen, und sie thaten es in einer Heftigkeit und mit Mitteln, die, wieder als neue Verbrechen denuncirt, nicht wenig zum Ausschlag des Processes, wie er erfolgte, beitrugen.

An ihrer Spitze stand der Generaladvocat Rolland, ein Mann von großem Einfluß und vielen Kenntnissen. Dieser — wir wiederholen unsern Lesern, daß wir hier nicht als Referenten sprechen, sondern der Vertheidigung folgen, welche ihr bestimmtes System durchführt — dieser, wohl wissend, daß er mit jenen „erbettelten Documenten" vor einem ordentlichen Gerichte nicht so leicht durchdringen werde, suchte die Sache vor ein Militairgericht zu ziehen; der Prätendent wurde ins Admiralsschiff als Gefangener gebracht. Als die Sache später, auf höhern Befehl, vor die bürgerlichen Gerichte von Toulon gezogen wurde, hatte Rolland auch hier große Vortheile. Der Generaladvocat eines Parlamentes, als Kläger vor einem Stadtgericht, erschien als Autorität. Er ließ den Angeschuldigten aufs strengste behandeln und in ein so feuchtes Loch werfen, daß selbst der Kerkermeister sich seiner erbarmte; wofür er aber von seinen Vorgesetzten einen Verweis erhielt. Der Gefangene wollte sogar ihm beigebrachtes Gift verspüren und mußte zu Brechmitteln seine Zuflucht nehmen.

Da sein Tod durch schlechte Behandlung oder Gift nicht bewirkt worden, sann man darauf, ihn in den

Schlingen ſeiner eigenen Unwiſſenheit und Einfalt ſich verſtricken zu laſſen. Man geſellte ihm drei nichtsnutzige Menſchen zu, Silvy, Clairon und Carbonnel, die ſein ganzes Vertrauen erwarben, und unter dem Scheine aufrichtiger Theilnahme ihm falſche Rathſchläge geben mußten. So beſtimmten ſie ihn, im Verhöre vor dem Militairgericht gar nicht zu antworten. Gegen einen Schweigenden auf furchtbare Anklagen konnte man furchtbare Schlüſſe ziehen. Sie verleiteten ihn, offenbare Unwahrheiten zu ſagen, wodurch er ſich ſelbſt als Betrüger bloßſtellte.

So erklärte er denn im Verhör vom 19. Juni 1699, daß er von allen den Thatſachen, Begebenheiten und Umſtänden nichts wiſſe, die er ſchlechterdings wiſſen mußte, wenn er Der war, für den er ſich ausgab. Z. B. wollte er ſeine wahren Taufnamen nicht wiſſen, da ihn ſein Vater nie anders als Antreverges de Rougon von Caille genannt habe. Deshalb habe er ſich Andreas bei dem Act der Religionsänderung genannt; ſpäter entſchuldigte er dies damit, daß er ſeinen alten Namen umgetauſcht, weil der neue ihm chriſtlicher und mehr paſſend für ſeinen neuen, wahren Glauben erſchienen ſei. Er wußte nicht gewiß, wie alt er ſei, konnte den Namen ſeiner Mutter nicht angeben, noch ſagen, wer ſeine Pathen geweſen. Er wußte nicht Straße, noch Quartier zu nennen, wo ſeine Aeltern in Manosque gewohnt hätten. Von außen beſchrieb er das Haus zwar, wußte aber auch gar nichts von ſeinen innern Einrichtungen. Sein Vater hatte fünf Kinder gehabt; er wußte nur von drei; er wußte nicht, ob ſeine Schweſter Suſanna ſtark oder ſchlank, ob eine Brunette oder Blondine ſei? Er gab ihr einen Namen, den ſie nie gehabt hatte. Ebenſowenig wußte er von ſeiner Tante und Großmut-

ter, ob er doch gleich unter deren Augen erzogen war. Nichts wollte er von den Freunden und Bekannten der Familie in Manosque wissen.

Alle diese und noch zahllose andere, augenfällige Unwahrheiten, Ungereimtheiten und Widersprüche, welche ihm vor dem moralischen Richter den Hals gebrochen hätten, konnten nach den Grundsätzen des ältern, römischen Accusationsverfahrens, wie die altfranzösische Praxis es übernommen und bestätigt hatte, ihm nicht schaden, weil danach: „ein unwahres und irriges Eingeständniß einem Inquisiten nicht nachtheilig sein kann, indem dasselbe kein Beweis ist." (Non fatetur, qui errat.) Er kann seine Aussagen zu jeder Zeit widerrufen und verbessern; „auch dann, wenn er mit Vorsatz unrichtige Umstände angegeben hat". Insbesondere bestimmten diese Gesetze, daß, wo es sich über den Status einer Person handelte, „die unrichtigen Antworten eines Angeklagten, wodurch er sich in Ansehung seines Standes selbst schädlich sein könnte, ihm auf keine Weise nachtheilig sein sollen, sondern er vielmehr immer zum Beweise des Gegentheils von Dem, was er vorher eingestanden, gelassen werden müsse."

Abgesehen von diesem ausdrücklichen Schutz der milden Gesetze, wodurch alle seine Widersprüche und Irrthümer vor dem Richter für nichts galten, so beweisen sie doch nur seine sehr große Einfalt. Ein wirklicher Betrüger, der eine so gewagte Rolle unternahm, würde sich vorher mit allen nöthigen Nachrichten versehen haben. Wenn er aber sich gehörig erkundigt hatte, was in der Welt hätte ihn dann bewegen sollen, die Wahrheit im Verhöre so zu verdrehen, da er wußte, daß es sich hier um seinen Hals handelte? — Also war er nicht

ein Betrüger, sondern der betrogene Spielball von Betrügern.

Das Gericht von Toulon erkannte, daß der Prätendent nach Manosque und an andere Orte gebracht werden solle, um daselbst mit den Personen, welche ihn erkennen dürften, confrontirt zu werden.

Rolland schien durch diese Sentenz beunruhigt; er begab sich nach Toulon, um die Vollstreckung zu hindern. Ja er trat förmlich als Ankläger gegen ihn auf, wegen fälschlicher Anmaßung fremden Namens und Standes. Der Angeschuldigte hörte nicht sobald von seiner Ankunft, als er ihn sehnlichst zu sprechen wünschte. Vielleicht könne er doch die Empfindungen der Natur wieder in ihm erwecken. Rolland suchte die Zusammenkunft zu hintertreiben. Das Publicum, welches schon lebhaft für den jungen Soldaten Partei genommen, murrte darüber.

Rolland mußte sich fügen. Der Prätendent erinnerte ihn an mehre Umstände, welche den Generaladvocaten in Erstaunen und Verwirrung zu setzen schienen. Auch Rolland war ein Reformirter gewesen. Er hatte sich durch die Dragoner und die Furcht, sein Amt zu verlieren, bekehren lassen. Alle diese Bekehrten waren, wie sich von selbst versteht, heimliche Anhänger des Calvinismus geblieben. Der Marinesoldat schalt ihn einen Heuchler, ja er sagte ihm ins Gesicht, daß er ihn in Genf gesehen, wie er heimlich das Abendmahl mit Protestanten genossen. Rolland schien wieder verwirrt, antwortete nur in allgemeinen Ausdrücken, schalt den Soldaten einen Betrüger und ging fort. Die angeführte Thatsache aber ward später durch Zeugen dargethan. Ein neues Motiv für Rolland, seine ganze Kraft einzusetzen, den Abtrünnigen zu verderben.

wird, jemehr wir uns der Hauptstadt am Ende der Bucht nähern, mannigfaltiger. Ueber das grüne Vorgebirge zur Linken blicken wir hinüber auf die blauen Berge am westlichen Ufer des Fiords. Ihre sanften Wellenzüge, gegen welche die pyramidalisch gezackten Fichten malerisch abstechen, können an die sanfte Schönheit des Riesengebirges mahnen, doch bleiben die Berge drüben fern.

Aber nun tritt man auf eine Höhe und ein Schauspiel liegt plötzlich zu unsern Füßen, das uns aus Norwegen nach Italien versetzt. Weit ausgebreitet in der Tiefe ein blühendes Thal, in welches der große Fiord sich mündet, und um dessen Spitze die Stadt Christiania mit ihrer Bergfestung Aggerhus und dem alten Obslo. Ein zweites Neapel ist eine beliebte Metapher geworden, um eine Meeresstadt zu bezeichnen, deren Häuser sich terrassenförmig am Ufer erheben. Diese Hebung der Stadt selbst findet zwar hier nicht statt, nur Aggerhus liegt mit seinen blendend weißen Mauern auf einem Uferfels, die glänzend rothen Dächer der neuen Stadt schwimmen um den Hafen und die Festung ebenmäßig; aber die Lage an dem terrassirten Thale, wo Fel-

verfahren und den Stand der Parteien, über die wir hinweggehen können, wurden durch ein Arrêt des Parlaments von Aix vom Juni 1700 dahin entschieden: daß dem Prätendenten der Beweis seines Standes, den Gegnern aber den Gegenbeweis zu führen nachgelassen wurde. Hierdurch ward eigentlich der Criminalproceß suspendirt, die Sache ganz in das civilrechtliche Verfahren entrückt, und der Stand der Verwandten der Familie Caille sehr verschlimmert. Rolland gerieth in große Unruhe und suchte durch Heftigkeit und dringende Eingaben das Verfehlte wieder einzubringen. Er machte aber seine Sache dadurch nur schlimmer. Seine einzige Hoffnung beruhte darauf, daß der Prätendent, ein armer, entlassener Soldat, nicht die Mittel werde aufbringen können, um auch seinerseits einen so kostspieligen Proceß weiter zu führen. Es galt hier nicht allein die gewöhnlichen Gerichtskosten, die man damals nicht erließ, sondern die Beschaffung so vieler Zeugen, deren Citationskosten, Reisegelder u. s. w. große Summen in Anspruch nahmen. Wirklich wäre der Prätendent, weil er arm war, verloren gewesen, noch dazu, weil man ihm, auf Rollands Drängen, eine sehr kurze Frist zur Herstellung seines Beweises bewilligt hatte, wenn ihm nicht Hülfe in der Noth gekommen wäre, und viele Personen sich entschlossen hätten, ihm mit Rath und Geld beizustehen. Der Glaube, daß er der junge Caille sei, hatte schon im Publicum Wurzel gefaßt, nur fürchteten sich Viele vor dem einflußreichen Rolland. Aber das Gefühl des Rechts und der Wahrheit siegte über diese Rücksichten.

Immer Mehre traten zusammen, den Unglücklichen zu unterstützen. Von den Kanzeln ertönten die Monitorien, daß Jeder, der von der Sache etwas wisse, sich gestellen möge, um die Wahrheit ans Licht zu fördern und ein

gekränktes Recht wieder herzustellen. Auch gegen diesen Schritt hatte Herr von Rolland unkluger Weise sich gesträubt. Der Prätendent hatte die Volksstimme für sich, besonders seit er in Begleitung des Referenten im Processe, des Parlamentsrathes Boyer d'Aiguille eine Reise nach der Herrschaft der Familie Caille gemacht. Das Volk freute sich, es jauchzte ihm zu. Ueberall fanden sich Zeugen, freiwillig, die ihn erkannten, überall trug man ihm Beweisstücke zu. Als er durch Manosque fuhr, sah er an den Fenstern des Familienhauses, welches Frau von Rolland zum Hospital gestiftet, einige der aufgenommenen Armen, und sprach mit gerührter Stimme: „Ihr seid drinnen, und ich, der Sohn vom Hause, muß draußen bleiben! Aber ich werde Euch nicht fortjagen!"

Das Hauptstück zum Angriff gegen den Prätendenten hatte dieser durch sein thörichtes Benehmen in Marseille seinem Gegner selbst gegeben. Er hatte sich für den Soldaten Pierre Mege ausgegeben. Rolland warf nun seine ganze Kraft auf die Führung des Beweises: daß er sich nicht allein dafür ausgegeben, sondern es wirklich sei. Eine endlose Reihe von Zeugen wurde darüber vernommen, die alle die ihnen vorgestellte Person allerdings für diejenige erkannten, welche sich ihnen früher als Pierre Mege präsentirt hatte; aber es kam auf den Zeitpunkt an: wann dies geschehen? Es kam darauf an, zu erweisen, daß der Prätendent vor der Zeit, wo er geständlich diese Rolle übernommen, schon als Pierre Mege erschienen war. Dieser Termin war im Dunkeln, es waren so viele Jahre darüber verflossen. Unter gemeinen Leuten verwirrt sich die Erinnerung; man kann hierin, wie bei dem Proceß über das Alibi, mit bestem Glauben irren. Die Zeugenaussagen widersprachen sich, und Rolland — sagen die Vertheidi-

ger — suchte die Zeugen in ihren Aussagen zu verwirren, diese zu verfälschen und den Zeitpunkt, wo der Marinesoldat sich öffentlich für Pierre Mege ausgab, zurückzudatiren.

Dadurch erhob sich eine neue peinliche Anklage gegen den Kläger: daß er, in seinem Herzen von der Identität des Angeschuldigten mit seinem Neffen, dem jungen Herrn v. Caille, überzeugt, ihn dennoch als Betrüger verfolge; daß er verschiedene Zeugen bestochen; daß er mit eigener Hand Verfälschungen begangen, und Documente, die ihm entscheidend entgegen standen, abgeändert habe, wozu noch die Anschuldigung kam, daß er seinem Neffen nach dem Leben getrachtet!

Diese Episode im Processe wurde mit ungemeiner Umständlichkeit behandelt. Da sie aber bei der endlichen Entscheidung des Processes von minderer Bedeutung ist, wollen wir unsere Leser mit den Details verschonen, und nur in Kürze die Hauptresultate anführen, die freilich, nach der Ausführung der Gegner, sehr zu Ungunsten Rollands ausfielen.

Aus behorchten Gesprächen zwischen Rolland und seiner Gattin ergab sich, daß wenigstens die letztere von der Echtheit des Prätendenten überzeugt schien. Sie warf ihrem Manne vor, warum er denn den armen Burschen so sehr martere, da er doch einmal sein Neffe sei, und Rolland das wisse? worauf ihr Gatte sehr zornig geworden, ihr vorgeworfen habe, sie müsse im Kopfe verrückt sein und solle das Maul halten.

Bei einer Confrontation des Prätendenten mit den Rolland'schen Eheleuten benahm sich jener, wie er zu thun pflegte, sehr trotzig, warf seiner Tante Hartherzigkeit und Grausamkeit vor, ihn zu verleugnen, und suchte sie zum Geständniß der Wahrheit zu nöthigen, indem er

sie an gewisse Vorfälle im Hause erinnerte, wobei Frau v. Rolland in Verwirrung gerieth und Antworten gab, die von den Anwesenden als Eingeständnisse ausgelegt wurden.

Rolland hatte Zeugen bestochen und Documente verfälscht. Der Pfarrer Fougue aus Roussillon, der die Angaben der Zeugen, welche sich auf die Monitoria meldeten, aufzunehmen hatte, arbeitete in seinem Interesse. Er schrieb die Aussagen nieder, wie er sie aus dem Munde der Leute gehört haben wollte, und hatte oft etwas hingesetzt, was diese Zeugen nie gesagt zu haben später erklärten. Ja er trieb diese verrätherische Gefälligkeit so weit, daß er die so geformelten Protokolle an Herrn v. Rolland, also an die Partei, privatim zur Prüfung übersandte, und der mächtige Generaladvocat erlaubte sich, mit eigener Hand Aenderungen in Worten und Zahlen zu machen.

Hier wurden die Jahresangaben geändert, Termine zurückdatirt. Der Prätendent war ein Mann von unbestimmtem Alter, jedenfalls aber jünger als 51 Jahre, welches Alter der wirkliche Pierre Mege haben mußte; es kam also Alles darauf an, den wirklichen Pierre Mege jünger, den vorgeblichen älter zu machen. Pierre Mege, der echte, war aus Jaucas, viele Zeugen hatten den jetzigen Herrn v. Caille dort arbeiten sehen. War es vor einer geringern Zahl von Jahren, so bewies Rolland dadurch nichts; war es vor längern Jahren, d. h. ehe der Prätendent sich für Pierre Mege ausgegeben, so bewies dies viel zu Rollands Gunsten. Deshalb wurden die Zahlen geändert, die der Pfarrer nicht deutlich genug geschrieben haben sollte. Der Prätendent hatte dem Namen Pierre Mege, seit er sich desselben bedient, immer den Zunamen Sansregret beigefügt. So fand er sich

zwei Mal, wo er als Soldat auf den Galeeren Dienſte genommen, in den Marineliſten aufgeführt. Der wirkliche Pierre Mege hatte aber ſchon früher auf den Galeeren gedient, und Alles mußte den Anklägern darauf ankommen, dieſe Pierre Mege's zu identificiren. Wenn er beide Male ſich den Zunamen Sansregret gegeben, ſo war die höchſte Vermuthung für dieſe Identität da; aber — auf den früheren Marineliſten fehlte dieſer Beiname. Rolland ließ durch die Hand eines der Schreiber des Generalcommiſſairs der Galeeren, deduciren die Gegner, in der früheren Liſte von 1683 zu dem Namen Pierre Mege zwiſchen den Zeilen die Worte „genannt Sansregret" einflicken; dann in der Liſte von 1695, wo der vorgebliche Pierre Mege als Sansregret eingetragen war, die Worte einſchreiben: „der Nämliche." In einem Auszuge aus den Liſten, welche zu den Criminalacten gegeben wurden, waren dieſe Zuſätze im Text aufgeführt, ſo daß es den Anſchein hatte, als hätten ſie ſich von Anfang an in den Liſten befunden. In einer ſpätern, eigenhändigen Abſchrift von Seiten des Generalcommiſſairs der Galeeren fehlten wieder dieſe Zuſätze. Konnte der Schreiber dieſes Falſum auf eigenen Antrieb unternommen haben? Der Verdacht und die Schande der That fällt auf Den zurück, der allein davon Vortheil ziehen konnte. Er hatte ſich ſchon andere Umänderungen erlaubt, die ins Gebiet der Fälſchungen fallen; er war alſo ein Mann, zu dem man ſich einer ſolchen That verſehen konnte.

Rolland hatte verſchiedene Zeugen über die Identität des verſchollenen Pierre Mege und des Gefangenen aufgeſtellt. Theils verwirrten ſich dieſe Zeugen im ſcharfen Kreuzverhör ſelbſt, theils gaben ſie ſpäter Zeugniſſe gegen ihn in der Art ab, daß Rolland ſie überredet, theils

traten andere Zeugen auf, welche über diese Beredungs- und Bestechungsversuche aussagten. Hier verlor sich der Proceß in eine endlose Wüste, die wir unsern Lesern mit uns zu betreten nicht zumuthen wollen. Nur zwei Beispiele.

Ein alter Diener der Caille'schen Familie, Louis Rey, hatte sie bei der Auswanderung begleitet, und war zwei Jahre in der Schweiz geblieben. Er also mußte am besten über die Person des Prätendenten entscheiden können. Zwei Zeugen hatten ihn außergerichtlich erklären gehört: „der Soldat sei so gewiß der junge Herr v. Caille als er selbst Louis Rey sei." Später änderte er seine Ansicht und behauptete das Gegentheil. Als man ihm deshalb Vorwürfe machte, hatte er geantwortet: „wenn er den Angeklagten erkennen wolle, so mache er sich dadurch einen Freund; wenn er aber sage, er kenne ihn nicht, so verschaffe ihm das funfzig Freunde." Auch diese Aeußerung wurde von zwei Zeugen bekundet; ein sicheres Indicium, daß Rey von der Rolland'schen Partei bestochen worden, welches aber durch den Umstand noch mehr bestärkt erschien, daß Rolland ihm zu Anfang des Processes ein Stück Feld geschenkt hatte, ein Geschenk, welches angeblich später wieder zurückgenommen wurde, um den Schein des Bestechungsversuches abzuwenden.

Ein anderer Diener der Familie war Antoine Audibert. Auch er hatte sie nach der Schweiz begleitet, sogar in speciellen Diensten des jungen Herrn v. Caille. Später hatte er mehre Reisen in Geschäftsangelegenheiten zwischen den ausgewanderten und den zurückgebliebenen Familiengliedern gemacht. Er also, wenn Einer, mußte den jungen Caille kennen. Und dieser Audibert hatte vor drei Zeugen außergerichtlich erklärt, nachdem

er den Gefangenen gesehen: „er könne seinen jungen Herrn nicht verleugnen, und wenn ihm Herr Rolland auch sein ganzes Vermögen dafür schenken wollte!“ Und nachher verleugnete er ihn doch. Als gerichtlicher Zeuge vorgefodert, erkannte er ihn nicht. Aber außergerichtlich verwickelte er sich in allerlei verdächtige Reden. Bald sagte er dies, bald jenes. Er klagte, daß man ihn mit schlechtem Gelde bezahlt, er rühmte sich: „es stünde nur bei ihm, ob Herr von Caille einen Sohn haben solle oder nicht“; dann aber suchte er wieder Zeugen für Herrn von Rolland anzuwerben. Von diesem sollte er 20 Stück Pistolen erhalten haben, von Herrn v. Tardivy die Mühle zu Rougon, welche er wirklich besaß. „Hätte ich nicht so gesagt, wäre ich ja nicht Müller von Rougon,“ hörten Leute aus seinem Munde.

Rolland, führte der Gegner aus, hat den Beweis gegen die Identität des Prätendenten und des Sohnes des Herrn v. Caille dadurch zu führen versucht, daß er die Identität des letztern mit dem verschollenen Pierre Mege behauptet. Ueber 400 Zeugen wurden darüber vernommen. Aber trotz dem, daß er Fälschungen von Listen und Protokollen begangen, daß er falsche Zeugen geworben, andere bestochen hat, ihre Wissenschaft zurückzuhalten, hat er diesen Nebenbeweis nicht geführt, ein Beweis, auf den nicht einmal unbedingte Wichtigkeit zu legen wäre. Denn gesetzt auch, er hätte formell bewiesen, daß der Prätendent eine und dieselbe Person mit jenem Pierre Mege sei, so schlösse dies den Gegenbeweis, daß der Prätendent der Sohn des Herrn v. Caille ist, nicht aus; ein Beweis, auf den es, nach dem Arrêt des Parlamentes, allein ankam.

Er hat dieſen Nebenbeweis nicht geführt, denn ſeine aufgeführten Zeugen wußten ſo wenig von den beſondern Merkmalen, welche der verſchollene Pierre Mege am Leibe getragen, als ihre Ausſagen über das Aeußere des Pierre Mege, den ſie gekannt, mit dem Ausſehen des Angeklagten ſtimmten; ferner war Pierre Mege durch lange Jahre Galeerenſoldat. Die Haut der Galeerenſoldaten aber wird, weil ſie halb nackt dem Sonnenbrande ausgeſetzt ſind, braunſchwarz, ihre Hände werden vom beſtändigen Rudern mit einer Hornhaut bezogen und Pierre's eigener Oheim hatte eingeräumt, daß ſein Neffe ſchwärzer als ein Schornſtein geweſen, der Prätendent aber hatte von dieſen Merkmalen nichts am Leibe; ferner haben Pierre's eigene Vettern und Oheime ihn in der ihnen vorgeſtellten Perſon nicht wieder erkannt; endlich mußte der wahre Pierre Mege wenigſtens funfzig Jahr alt ſein, während man ſich auf den erſten Blick überzeugte, daß dem Prätendenten noch viel an dieſem Alter fehlte.

So die Anführungen der Gegner auf den von Rolland verſuchten Beweis, daß Pierre Mege und der Gefangene eine und dieſelbe Perſon wären. Pitaval hat, trotz aller Weitläufigkeit, mit welcher er dieſen Incidenzpunkt ausführt, uns, wie in ſo vielen Fällen, nur die Parteideduction gegeben und nicht einmal eine Hinweiſung auf Das, was von dem als thatſächlich Angeführten wirklich ermittelt worden. Daß Rolland in Eifer und Heftigkeit vom geraden Wege hie und da abgewichen, dürfen wir annehmen; die ſpätern gerichtlichen Verfügungen beſtätigen es. Auf die übrigen Ermittelungen kam es indeß bei dem endlichen Hauptreſultate gar nicht, bei dem nächſten Ausgang durch das Parlamentsurtheil von Aix aber wenig an, da dieſer jedenfalls ſchwankende

Beweis durch den positiv geführten Beweis in der Hauptsache ganz bei Seite geschoben wird.

Der Marinesoldat, welcher unter dem Namen Pierre Mege eine Zeit lang öffentlich erschien, war der Sohn des Herrn von Caille. Diesen Beweis führte er durch eine Reihe von Zeugen, deren Aussagen von solcher Wichtigkeit sind, daß wir sie wenigstens im Wesentlichen aufführen müssen.

Louise Mourette, die Tochter seiner ersten Amme und Milchschwester, etwa 33 Jahre alt, die mit dem jungen Caille auferzogen worden und sich aller kleinen Begebenheiten aus ihrer Kindheit wohl erinnerte, erklärte den Prätendenten ausdrücklich für ihren Milchbruder.

Esprite Martin, eine seiner Ammen, jetzt 47 Jahre alt, gab das allervollständigste Zeugniß über ihn ab. In seiner Schwatzhaftigkeit ist es so charakteristisch, daß wir uns gedrungen fühlen, es ganz hierher zu setzen. Esprite sagte: Sie hätte den Sohn des Herrn von Caille zu Manosque eilf Monate gesäuget, ihn auch entwöhnet. es sei dies ungefähr vor 30 Jahren geschehen, und sie damals 16—17 Jahre alt gewesen, denn sie hätte als ein 13jähriges Mädchen geheirathet. Sie erinnere sich des Sohnes des Herrn von Caille noch sehr gut, und hätte ihn nicht vergessen können, weil er nicht nur von ihr entwöhnt worden, sondern auch, weil sie ihn nachher noch gewartet, und auch eine seiner Schwestern gesäugt hätte; sie erinnere sich auch noch, daß diese beiden Kinder des Nachts bei ihr im Bette geschlafen hätten und ganz ihrer Aufsicht überlassen gewesen wären. Auch das Mädchen hätte sie entwöhnt, und dieses hätte keine andere Milch, als die ihrige, bekommen. Der Knabe sei anfänglich von einigen andern Ammen gesäugt worden, und wisse sie sich besonders einer zu erinnern,

sen, Ackerfelder, Laubwälder und Landhäuser mit dem frischesten Wiesengrün wechseln, bringt einen Eindruck hervor, den nur eine südliche Gegend zu machen pflegt. Nur das Blasblau des Horizontes kann nicht täuschen. Lehre nicht eine frischere Erinnerung, ich nennte Christiania die schönste Stadt des scandinavischen Nordens. Die Höhe, von welcher man sie in dieser zauberischen Lage erblickt, heißt der Eggeberg. Wir bestiegen ihn mehrmals, immer mit unvermindertem Entzücken, wiewohl uns andere Punkte nicht weniger reizende Aussichten gewährten.

Zu diesen gehört ein Landhaus des Französischen Consuls, Herrn Düborgh, der den ganz Fremden mit zuvorkommender Gastfreundschaft einen heitern Abend im Kreise seiner liebenswürdigen Familie bereitete. Ueber Garten, Park und Felder fliegt der Blick auf die Krümmungen des Fiords, seine Inseln, seine steilen Felsufer drüben, Stadt und Festung; und doch möchte er gern überall weilen. Jede zehn Schritt verändert sich die Aussicht und das Urtheil wird müde, wenn es zwischen den verschiedenen Stimmungen entscheiden soll, deren jede sagt: dies war der schönste Punkt. Längs dem Fiord schießen

die Catherine, mit dem Beinamen la Guinche, geheißen. Sie, Zeugin, wisse indeß noch wohl, daß ihr Säugling jederzeit viele Zuneigung gegen sie habe blicken lassen, und auch sie habe eine wahre mütterliche Zärtlichkeit für ihn gehegt; er habe daher auch sie sehr oft besucht, nachdem sie das Haus des Herrn von Caille verlassen gehabt, worinnen sie drei Jahre gewesen, und jährlich 19 Thaler Lohn, nebst Essen und Trinken erhalten hätte; auch sei sie nach ihren Dienstjahren noch immer in diesem Hause frei ein- und ausgegangen und wohl gelitten gewesen, habe sich auch zu allen Dienstleistungen, die man von ihr verlangt, willig brauchen lassen. Sie erinnere sich auch noch, daß der Sohn des Herrn von Caille von seiner Kindheit an ein Flattergeist gewesen und alle Augenblicke etwas Unnützes angerichtet habe, sobald er nur im Stande gewesen sei, allein zu laufen. Man habe ihm auch nichts beibringen können, und wäre er zum Lernen gezwungen worden, so hätte er die Bücher ins Feuer geworfen. Von seiner Kindheit an habe er triefende und rothe Augen gehabt, und als er ein wenig herangewachsen gewesen und man ihn in die Schule gehen lassen, sei er einstmals mit einem Steine vor die Stirn, nahe beim Auge, geworfen worden, wovon er eine starke Wunde bekommen, diese habe man geheftet, und da sie sich geschlossen, hätte er eine Beule hinterm Ohr bekommen, diese hätte geeitert, und er müsse eine Narbe davon behalten haben. So hätte er auch als Kind einen solchen Zufall am Knie gehabt, der ebenfalls eine Narbe zurückgelassen haben müsse, und sei er von dem Hausarzte des Herrn von Caille, Namens Gandevez, geheilet worden. Wenn man ihn, nach seiner Genesung, hätte nöthigen wollen, wieder in die Schule zu gehen und lesen und schreiben zu lernen, sei er nie-

mals dazu zu bringen gewesen, habe daher auch nicht das Geringste gelernt, weil er keine Lust dazu gehabt und sein Betragen immer sehr störrisch und wild gewesen sei. Er hätte lange und etwas verwirrte Haare, auch rothe und triefende Augen gehabt, weshalb ihm seine Frau Mutter ein kleines Pflaster unter die Augen, gegen die Nase herab, geleget, um den Ausfluß der beißenden Feuchtigkeit abzuhalten. Da hernach dieser junge Edelmann größer geworden sei, habe seine Familie Frankreich verlassen, und Zeugin habe alsdann nichts weiter von ihm gehört, bis ohngefähr vor einem Jahre, da hätten zwei Soldaten von Eginouse, die Holzschneider wären, zu ihr gesagt, sie kämen von Toulouse, und hätten den Sohn des Herrn von Caille im Gefängniß gesehen. Diese Nachricht sei ihr sehr aufs Herz gefallen. Vor ungefähr drei oder vier Monaten, gegen Michaelis, hätte sie der Bürgermeister Brunet zu Manosque zu sich fodern lassen, sie sei auch sogleich in sein Haus gegangen, um zu hören, was er ihr zu sagen habe. Da sie in des Bürgermeisters Haus gekommen und zur Küche hineingetreten, sei sie den Herrn Rolland mit einem Blick gewahr geworden, er habe sich aber sogleich hinter die Thür verborgen, und sein Bedienter hätte bei dem Backtroge, rechter Hand gestanden. In der Küche hätte sie einen gewissen Ruffin aus der großen Straße, dessen Bruder ein Pfarrer sei, nebst der Demoiselle Brunet, den Lehrmeister der Kinder des Herrn Brunet, einem Ausländer, und den Notar Berrenquier, der zu Manosque nicht weit vom Collegium wohne, angetroffen, und alle diese Personen hätten sehr aufmerksam zu erwarten geschienen, was sie sagen würde. Hierauf sei Herr Brunet durch eine kleine Thüre drei Staffeln heruntergekommen, und habe angefangen sie, Zeugin, recht zu ver-

hören, habe sie gefragt, ob sie wol den Sohn des Herrn von Caille, ihren ehemaligen Säugling, noch kennen würde, und wie alt er wol jetzo sein könne? Hierauf habe sie geantwortet, sie könne sich jetzo nicht gleich auf das Alter dieses jungen Menschen besinnen, es sei schon zu lange her: auch habe sie nicht da vor alle den Leuten, die auf ihre Reden gepaßt hätten, Alles, was ihr von ihrem ehemaligen Säugling bekannt gewesen, entdecken wollen, und es sei ihr die verborgene Gegenwart des Herrn Rolland bedenklich vorgekommen; da man also nichts weiter aus ihr bringen können, habe man sie nach Hause gehen lassen. Vier oder fünf Tage darauf sei die Magd des Herrn Brunet zu ihr gekommen und habe sie wieder zu ihrem Herrn gefodert, er wolle noch etwas mit ihr sprechen. Allein sie, Zeugin, habe diese Einladung abgeschlagen und gesagt: sie könne und wolle in dieser Sache keine Nachrichten geben, und hätte also nichts dort zu thun. Dieser Antwort ohnerachtet, hätte sich doch nach zwei Tagen zum dritten Male des besagten Herrn Brunet Bedienter mit dem nämlichen Gewerbe bei ihr eingefunden, und hätte recht in sie gedrungen, daß sie zu seinem Herrn gehen solle, ihr auch versprochen, sie solle für ihre Mühe und Wege hinlänglich belohnt werden. Allein weder Bitten noch Versprechungen hätten sie bewegen können, wieder in des Bürgermeisters Haus zu gehen. Sie sei hernach, auf Ansuchen des Herrn von Caille, vorgeladen worden, ihr Zeugniß gerichtlich zu erstatten, sie hätte sich also hierher in diese Stadt begeben, und in dem Augenblicke, da sie den Zeugeneid abgelegt, den Angeklagten in der Gerichtsstube gesehen, und in seiner Person wirklich das Kind wieder erkannt, das von ihr ehedem gesäugt worden. Sie habe sich auch der Thränen nicht

enthalten können, ihre ehemalige Mutterliebe zu ihm sei wieder erwacht, und es sei ihr durch's Herz gegangen, daß sie ihn jetzt in so elenden Umständen habe sehen müssen, da sie wisse, wie zärtlich er erzogen worden sei. Sie habe übrigens an ihm seine ganze Gestalt, seine Haare, die Narbe an der Stirn und seine triefenden Augen wieder gefunden, und da sie sich auf diese Kennzeichen noch nicht ganz verlassen hätte, habe sie ihm auch seine Knie enthlößen lassen, und da sei die Narbe von der Wunde noch zu sehen gewesen, die ihm schon, besagtermaßen, vom Herrn Gandevez in seiner Kindheit geheilt worden. Sie habe übrigens die nämliche Stellung, eben das Betragen, das ihm von Jugend auf eigen gewesen, noch an ihm bemerkt, und mit einem Worte ihn in Allem, auch sogar bis auf den Ton der Stimme, als den wahren Sohn des Herrn von Caille befunden; sie versichere also nochmals, bei ihrer Seelen Seligkeit, daß er wirklich und wahrhaftig der Sohn des Herrn von Caille sei, der nämliche, den sie zu Manosque gesäugt, entwöhnt, gewartet, und so lange er an diesem Orte gewohnt, gekannt habe. Weiter wisse sie nichts zu sagen.

Auf eben die Weise erkannte ihn eine andere Amme, Catherine Reinière, 51 Jahre alt. Auch ihr Zeugniß scheint aus der lebendigsten Anschauung und dem eifrigsten Glauben hervorzusprudeln. Es lautet wörtlich so: Sie hätte den Sohn des Herrn von Caille einige Tage gesäuget, aber nicht damit fortfahren können, weil dieses Kind ihre eine Brust so heftig ausgesogen, daß sie niemals wieder an dieser Seite habe säugen können. Nachdem ihr dieser Zufall begegnet, wäre eine gewisse Espirite Martin zur Amme für den Knaben angenommen, er von dieser 11 Monate gesäugt, und dann ab-

gewöhnt werden. Indeß habe sie, Zeugin, doch immer eine gewisse Zärtlichkeit für diesen Knaben behalten, und da er schon etwas größer gewesen und angefangen zu laufen, habe sie seinen kleinen Liebkosungen und anhaltenden Bitten öfters nicht widerstehen und ihm ihre andere Brust versagen können, doch sei sie immer dabei in Furcht gewesen, und habe die Vorsicht gebraucht, die Hand stets in die Höhe zu halten, und ihm zu drohen, damit er sie nicht beißen möge. Sie erinnere sich auch noch wohl, daß dem kleinen Caille täglich Milch in die Augen hätte müssen gespritzt werden, um seine entzündeten und zugeschworenen Augenlider zu erweichen, mit welchem Zufalle er von seiner Geburt an behaftet gewesen wäre, und weshalb auch seine Frau Mutter sich in der Folge genöthigt gesehen hätte, ihm in die Augenwinkel, gegen die Nase herab, Pflästerchen zu legen, um das Triefen der Augen abzuhalten. Er hätte sehr erhobene Backenknochen gehabt, und sei im Gesicht mager und eingefallen gewesen. In seinem neunten oder zehnten Jahre hätte ihn ein gewisser Clement, der jetzt gemeiniglich Claudius genannt werde, einen verrenkten Fuß habe, und sich mit Handeln durchbringe, mit einem Steine an die Stirn geworfen. Sie, Zeugin, erinnere sich noch, daß die ganze Stadt ihn damals für todt gehalten hätte, sie sei darüber ganz außerordentlich erschrocken und sogleich zu ihm gelaufen, hätte ihn auch verbinden sehen. Einige Zeit darauf und wenige Tage vorher, ehe sich die Familie aus dem Königreiche begeben, sei dieser junge Edelmann zu ihr gekommen und habe da, unter andern, sich mit ihr messen wollen, ihr einen Stoß unter das Kinn gegeben, daß sie den Kopf in die Höhe halten solle, sich an sie gestellt, und ob er sich gleich auf den Fußspitzen in die Höhe gehoben, hätte

er ihr doch nicht weiter als bis an das Kinn gereicht, dies hätte ihn verdroſſen, und ſie daraus geſehen, daß er gern ſo groß wie ſie (eine Perſon von mittelmäßiger Länge) ſein wollen. Nach der Zeit hätte ſie nichts weiter von ihm gehört, bis zu der Zeit, da ſie vorgeladen worden, im Parlamentshauſe Zeugniß abzulegen, und da ſie in dieſer Abſicht jetzt erſchienen, ſo müſſe ſie ſagen: daß ſie in der Perſon des ihr vor Augen geſtellten Arreſtanten den nämlichen Sohn des Herrn von Caille erkenne, den ſie zu Manosque geſehen und gekannt hätte, ſo lange er mit ſeinen Aeltern dort geweſen, der an ihrer Bruſt geſäugt worden, und von dem ſie ein unvergeßliches Andenken an ſich trüge. Sobald ſie ihn geſehen und ſeine Stimme gehört, habe ſich ihr Innerſtes bewegt, die Thränen wären ihr in die Augen geſchoſſen, und ihr Herz habe es ihr bei ſeinem erſten Anblicke geſagt, daß er es ſei. Er habe ſich in nichts weiter verändert, als daß er größer geworden, übrigens fände ſie noch an ihm die entzündeten und triefenden Augen, die Narbe an der Stirn, die nämlichen Haare, ſeine ſonſtigen Geberden, den Ton ſeiner Stimme und ſeine ganze Geſtalt, und müſſe ſie, Zeugin, ſo wahr als ſie ſelig zu werden hoffe, ſagen, daß es wirklich der Sohn des Herrn von Caille ſei, den ſie geſäugt habe, und könne er gegenwärtig 32 Jahre alt ſein. Weiter wiſſe ſie nichts von der Sache.

Welches Zeugniß käme an Vollſtändigkeit und Deutlichkeit dem dieſer beiden Frauen gleich! Und wer ſollte ein verloren gegangenes Kind beſſer wieder erkennen als deſſen Amme? Wenn aber drei Ammen darin übereinſtimmen, ſo ſcheint das Maß des zu Beweiſenden faſt erſchöpft.

Aber man schöpfte noch weiter und immer Dasselbe. Es scheint, daß im Hause des Herrn von Caille ein Ueberfluß von Ammen gewesen, und daß man oft gewechselt habe, um den künftigen Seigneur mit vielfacher Milch zu nähren. Anna Reine, jetzt 65 Jahre, war nicht grade Amme beim jungen Caille gewesen, aber als fleißige Besucherin des Hauses und mit der gnädigen Frau vertraut, hatte sie dem Kleinen gelegentlich die Brust geben müssen, wenn grade die Amme verändert wurde. Da hatte sie bemerkt, daß er sehr dünne Beine hatte und die Waden hoch oben. Die nämlichen dünnen Beine bemerkte sie nun auch an dem Prätendenten, und als sie ihn befühlte, fand sie, daß er die Waden so hoch trug, wie das Kind. Der Gefangene hatte sie gleich auf der Stelle als die gute Frau Reine erkannt, und erinnerte sie noch eines Falles aus seiner frühen Kindheit, wo sie ihn von Schlägen losgebeten, welche die erzürnte Mutter ihm zutheilen wollen. Auch diese Zeugin versicherte: „so gewiß, als wenn sie jetzt Gott selbst Rechenschaft geben müsse, daß der ihr vorgestellte Soldat der wahre und wirkliche Sohn des Herrn von Caille sei, der von ihr gesäugt worden, und den sie in Manosque so gut gekannt. Sie wolle sogar darauf ihre Hand zur Feuerprobe lassen."

Die Ammenzeugnisse sind noch nicht zu Ende. Eine vierte oder fünfte Amme, Catherine Peiron, 50 Jahre alt, hatte den jungen Herrn von Caille sieben Monate gesäugt. Was sollte sie ihn nicht kennen? Vor sieben Jahren, kurz vor dem Anfang der Geschichte, sei der Mann, der ihr jetzt gezeigt wurde, in ihr Haus gekommen, ihr um den Hals gefallen und habe sie seine gute, liebe, lahme Mutter genannt. Sie erkannte ihn gleich an seinen triefenden Augen, an seinen Haaren, die im-

mer wie Lichtdochte heruntergehangen, und an den dürren Backen. Nachdem ſie ihn geſäugt, habe ſie ihn noch 15 Jahre geſehen, bis er nach der Schweiz gegangen, und dieſer, den ſie ſehe, ſei der Herr von Caille. — Das habe ſie auch ſchon, nach den Monitorien, dem Herrn Pfarrer von Rouſſillon geſagt, der hätte es aber anders ins Protokoll aufgenommen, nämlich als wenn ſie ihn nicht wieder erkannt hätte.

Nicht die Ammen allein, auch eine Frau Louiſe Mondate, die täglich in der Caille'ſchen Familie ein- und ausgegangen, und das Kind, nachdem es entwöhnt geweſen, auf Befehl der gnädigen Großmutter gepflegt hatte, erkannte es wieder. Er war ein ungeſunder Knabe geweſen, die Ohren waren bei der Geburt glatt an die Haut angewachſen, daß der Wundarzt ſie losſchneiden, Beulen waren an den Beinen ausgebrochen, die er heilen mußte; darum mußte auch ſo oft die Amme gewechſelt werden. Sie fand die Haare, die Ohren, die Narbe an der Stirn von dem Steinwurf des Clement, auch als er die Strümpfe auszog, die Narben der Beulen wieder. Sie hatte ihn zum letzten Male geſehen, als, bei der Flucht nach der Schweiz, der Kammerdiener Louis Rey ihn auf ſeinem Packwagen mitnahm. Dann erſt wieder, als er als Arreſtant durch Manosque geführt wurde. Der liebe, junge Herr ließ die gute Louiſe Mondate ſogleich rufen. Kaum daß ſie eingetreten, rief er ihr in provençaliſcher Sprache zu: Sias eissi ma maire eissucho, m'adusez ges d'amendos cuechos? (Ei ſieh da, meine gute Mutter, bringt Ihr mir wieder gebrannte Mandeln?) Daran erkannte ſie ihren lieben, kleinen Herrn von Caille, dem ſie immer Mandeln gebracht, wenn ſie gekommen; und ſie hatte Niemand davon erzählt. Louiſe Mondate fand, außer jenen Kenn-

zeichen, am Prätendenten ganz das Kinn und die erhabenen Backen seiner seligen Mutter, der er überhaupt weit ähnlicher gesehen als seinem Vater, weshalb ihn Herr von Caille auch nicht so lieb gehabt, als seine Schwestern, die dem Vater mehr geglichen. Kurz, sie zweifelte nicht im Geringsten, daß der ihr Vorgestellte der Sohn des Herrn von Caille sei, und sie versicherte es, so wahr sie hoffe selig zu werden.

Ein alter Bekannter seines Vaters, Arnold de Guillon von Salla, Lehn- und Gerichtsherr von Monjuston, 60 Jahre alt, erkannte den Prätendenten zwar nicht bestimmt wieder, da er ihn als Kind aus dem Auge verloren, auch, weil der Vater nie viel aus dem Dummkopf gemacht, derselbe in der Regel immer fortgeschickt worden, wenn Besuch kam. Aber seine Antworten überraschten ihn, da er von sehr vielen geringfügigen Umständen und Ereignissen in der Familie unterrichtet war, und als Resultat gab er an, daß er mehr glaube, daß er Der sei, für den er sich ausgebe, als ein Betrüger.

Diese und noch eine Menge anderer Zeugen, im Ganzen 394, die eidlich erhärteten, es sei der Sohn des Herrn von Caille, gewannen um so mehr Bedeutung vor dem Richter, als sie nicht allein mit den heiligsten Betheuerungen den Prätendenten dafür anerkannten, sondern ihr Urtheil auch durch die verschiedensten Gründe, Wahrnehmungen und Schlüsse zu motiviren suchten.

Ein großes Gewebe von Betrug, mit gewonnenen Zeugen, warfen ihm die Gegner vor. War dies denkbar? Bestochene Zeugen verwickeln sich selten in ein Labyrinth von Umständen, weil sie selbst sich leicht darin fangen könnten, und hier trugen sie recht geflissentlich allerlei Umständ ichkeiten, Nebenzüge, kleine Anekdoten

zuſammen, ſolche, die ein warmes Lebensbild liefern. Und nicht Einer, Zwei, nein eine ganze Schaar, größtentheils aus den unterſten Claſſen. Und jeder brachte einen andern kleinen Zug, und alle ſtimmten. Wenn das Betrug war, ſo war es einer der künſtlichſt angelegten. Es mußte eine Art Magier ſein, der ſo das Volk für ſich elektriſirte, oder ein Mann von erfindungsreichem Geiſte, von großem Einfluß, von kühnem Blick, von gewinnendem Aeußern, Gebieter über große Mittel. Aber er war ein zerlumpter Vagabunde, ein entlaſſener Galeerenſoldat, der von Almoſen lebte, ohne Naturgaben, die ihm auch wenig geholfen hätten, da er, bald nachdem er ſich öffentlich zu erkennen gegeben, eingeſteckt wurde, und — von rohem, widerwärtigem, abſchreckendem Aeußern!

Rolland, ſein Gegner, war ein Mann, der immer in der großen Welt gelebt, der ſich von Jugend auf der praktiſchen Rechtsgelehrſamkeit gewidmet hatte, der alſo einem Proceß alle Wendungen, die einer Partei vortheilhaft ſein durften, geben konnte. Er war reich, angeſehen, von Einfluß, heftig angegriffen in ſeinen Rechten, daher heftig erzürnt, und machte von allen Vortheilen Gebrauch, ſogar über die Grenzen des Erlaubten hinaus. War alſo hier eine Intrigue im Spiel, ſo ſpricht die Vermuthung dafür, daß das Heft in ſeinen Händen, nicht in denen des armſeligen, rohen, ungebildeten Marineſoldaten lag.

Noch ſprach ein moraliſcher Grund für den Prätendenten. Der alte Herr von Caille war, wenngleich außer Landes, doch noch am Leben. Er konnte zurückgerufen, es konnte eine Confrontation an der Grenze veranſtaltet werden. Sollte ein Betrüger grade dieſen Zeitpunkt gewählt, ſollte er nicht vielmehr die nahe Zeit abgewartet

auf Inseln, Vorgebirgen oder den ferneren Uferhöhen mehr und mehr Villen hervor, Blumengärten reihen sich daran, nur weniger Mühe bedarf es und die Felsen, Büsche und Reste des alten Waldes fügen sich der ordnenden Hand, welche einen Park hervorbringt, gegen den der Fleiß des Engländers nicht aufzukommen vermag. Auch hier fehlt es nicht an Industrie, welche die Natur bezwingen kann, wo sie zu stark ist. Nackte Felsplatten, welche das Auge beleidigen und dem Pulver trotzen, hat man mit Lehm und Thon überklebt, und Weizenfelder gedeihen darauf. Jede dieser Villen verräth den Sinn der Christianiaschen Einwohner für Naturschönheit, ein Sinn, der sonst nicht selten da vermißt wird, wo letztere in höherm Grade hervortritt. Nur etwas fehlt diesem ovalen Amphitheater — der eigentliche Charakter des Meeres; dieses verschwindet in der bunten Verschlingung der Buchten, Vorgebirge und Inseln, so daß der Fiord hier eher das Ansehn eines Landsees hätte, wenn nicht stolze Dreimaster dicht vor der Stadt lägen, und die blaue Schattirung der Küstenberge nach dem Meere zu dessen Nähe verriethe. Dafür schaut jedes Landhaus nach der Hauptstadt

haben, wo dieser lebendige Zeuge abtrat und ihm nicht mehr gefährlich werden konnte? Im Gegentheil erklärte der Angeschuldigte, daß er nichts sehnlicher wünsche, als seinen Vater wieder zu sehen; er hoffe, schon die Stimme der Natur in ihm zu erwecken. Er ließ ihn auffodern, zu erscheinen; auch durch Druckschriften, deren viele in diesem merkwürdigen Proceß gewechselt wurden.

Lange Jahre schwebte der Proceß vor dem Parlament zu Aix, als endlich dasselbe, nach einem Vortrage, der 50 Parlamentssitzungen gedauert, unterm 14. Juli 1706 folgendes Arrêt erließ:

Es wird Andreas von Antreverges für den wahren Isaak von Brun von Castellane, den Sohn des Scipio von Brun von Castellane, Lehn- und Gerichtsherrn von Caille und Rougon, und der Judith le Gouche, seines Vaters und seiner Mutter, hierdurch erklärt, und ist in Gemäßheit dessen sein Name aus den Registern des Gefängnisses auszustreichen. Es werden ihm auch zugleich alle Güter und der sämmtliche Nachlaß seines Vaters und seiner Mutter zugesprochen, und sind ihm die Nutznießungen davon, vom 16. December 1702 angerechnet, nebst Interessen zu gewähren, auch alle Schäden zu ersetzen, und wird den bisherigen Besitzern dieser Güter zugleich auferlegt, ihm selbige einzuräumen, ihnen auch nachdrücklich untersagt, ihn auf irgend eine Art bei deren Genuß zu beunruhigen. Und weil auch besagter Isaak von Brun von Castellane wider verschiedene Personen Beschwerde geführt hat, so soll auch darauf die Gebühr Rechtens verfügt, und auf sein Gesuch wider Herrn Rolland, Generaladvocat beim Parlament von Grenoble, wegen Bestechung der Zeugen, Verunglimpfung, Ver-

fälschung und Vergiftung, mit der Unterſuchung verfahren werden, wie denn auch dieſelbe ſogleich hierdurch verfügt wird.

Zugleich ward die Eröffnung einer Unterſuchung verfügt gegen Fauque, Pfarrer zu Rouſſillon, wegen pflichtwidriger Führung der Protokolle, gegen den Müller Antoine Audibert, gegen Louis Rey, auch gegen den ehemaligen Generalcommiſſair der Galeeren und ſeinen Schreiber, welche die Liſten der Marinefoldaten verändert hatten. Letztere wurden ſogar in das Parlamentsgefängniß zur Haft gebracht.

Der Spruch des Parlaments ſchien nur der Ausſpruch der öffentlichen Meinung. Ganz Air feierte den Tag wie einen Freudentag. Der Erbe der angeſehenſten Familie in Provence war anerkannt; in einem langwierigen Proceſſe hatte er gegen die ſchändlichſte Kabale ſeiner habgierigen Verwandten geſiegt und ſtand auf dem Punkte, in alle ſeine Rechte wieder eingeführt zu werden. Die Kaufleute ſchloſſen ihre Läden. Die Straßen, die Säle und Flure des Parlamentshauſes waren mit Menſchen von Morgens früh an erfüllt und mit Jubelgeſchrei begrüßte das Volk die Richter. Ja der Referent des Proceſſes, Boyer d'Aiguille, konnte es nicht verhindern, daß er in vollem Triumphzuge in ſeine Wohnung begleitet wurde.

Indeſſen geſchah bald darauf ſehr Vieles, und noch mehr wurde in den nächſten Tagen bekannt, was die Menge wieder ſtutzig machte. Der oder die Sieger benutzten ihren Sieg mit einer unanſtändigen Heftigkeit.

Eine Perſon, welche bisher gar nicht, wenigſtens in den Acten nicht genannt war, trat in den Vorgrund, die Gattin des Arztes Serry in Toulon. Kaum war der Parlamentsſpruch bekannt geworden, als ſie den jun-

gen Herrn von Caille aus dem Parlamentshause abholte, ihm neue Kleider machen ließ, bei den Kaufleuten für die entnommenen Waaren gut sagte, und ihn im Triumph, aber wie ihr Eigenthum, in das Haus ihres Gatten bringen ließ. Er war allerdings ihr Eigenthum geworden, denn er heirathete oder mußte heirathen ihre Tochter. Dies geschah so eilig, daß die eifrige Mutter mit schweren Opfern Dispensation von den zwei ersten Aufgeboten sich erwirkte, und das dritte an demselben Tage geschah, an welchem auch schon die Trauung erfolgte. So sehr schien man einen Einspruch, oder zu fürchten, daß die Verbindung den Bräutigam wieder gereuen könne. Die Ehe war vollzogen, noch ehe der junge Caille die Ausfertigung des Arrêts in Händen hatte.

Es ward bekannt, daß der Arzt Serry alle Proceßkosten vorgeschossen hatte. Dazu waren die Juwelen seiner Frau und Tochter verkauft worden. Auch das Urtheil kostete Geld, sehr viel Geld — für Arme gab es noch keine Justiz — mehr als die Familie Serry auftreiben können, und sie hatte unter lästigen Bedingungen große Summen aufnehmen müssen.

Es ward noch Bedenklicheres bekannt, Winke auf einen Gerichtszustand, der bei den französischen Parlamenten nichts Unerhörtes war. Madame Serry war eine geborene Villeneuve, Geschwisterkind eines der Richter, des Parlamentsrathes v. Villeneuve, sowie des Präsidenten, Herrn v. Meliverey. Dieser war der Schwiegersohn des Referenten Boyer d'Aiguille. Der Großvicar zu Toulon, der so viel zur Beschleunigung der Heirath beigetragen, war wieder nahe mit dem Letzten verwandt. Während das Parlament als Spruchcollegium zusammengetreten, war Madame Serry und ihre Tochter in Aix und sollicitirte mit allem Eifer für den

Gefangenen. Sie hatten bei ihrem Vetter, dem Herrn v. Villeneuve, gewohnt. Jene drei genannten und durch Freundschaft und Verwandtschaft schon gewonnenen Beisitzer des Gerichts waren durch Heirath und Blutbande noch mit vielen andern Parlamentsgliedern aufs engste verbunden.

Man erfuhr auch, daß der Parlamentsspruch bei weitem nicht einstimmig gefaßt worden. Das Gutachten des Generalprocurators verlangte, daß, ehe man zum Endurtheile vorschreite, man auf Beibringung eines gesetzmäßigern Beweises dringe, als derjenige war, den die Kläger über den Aufenthalt des jungen Herrn von Caille in der Schweiz und sein Absterben in Vevay geführt. Man erfuhr, daß die letzten Debatten acht Stunden gedauert, und daß von 20 Richtern nur 12 für die Anerkennung gestimmt hätten. Unter diesen 12 waren die drei Verwandten der Familie Serry. Unter den acht Stimmen hatten fünf für das Resolut des Generalprocurators gestimmt, drei waren dafür, daß man den Prätendenten des Betruges und fälschlicher Anmaßung eines fremden Namens für überwiesen erkläre.

Noch allerlei anderes Verdächtigendes und Gehässiges. Die Serry's ließen sich im Ehecontracte von ihrem Eidam ungewöhnliche Vortheile verschreiben. 40,000 Livres mußte er seiner Braut sofort auszahlen, eine jährliche Leibrente von 1500 Livres ihr aussetzen, und dem Vater eine Abfindung von 18,000 Livres feststellen „unbeschadet der Rückzahlung aller sonst vorgeschossenen Summen".

Der neue Herr von Caille mußte, Alles auf Geheiß der Familie Serry, außer einer ungewöhnlichen Renumeration an seinen Advocaten, Herrn Silvain, sogar einem Gerichtsdiener, Namens Meyère, 15,000 Livres

auszahlen, für — die Gefälligkeit, die er gehabt, die Beweiszeugen vorzuladen. Diese 15,000 Livres sollten aber ausdrücklich gezahlt werden „ungerechnet dessen, was Mevère von dem Herrn von Caille, oder auf dessen Geheiß, an Geld, Lebensmitteln und überhaupt zu seinem und seiner Familie Unterhalt bereits erhalten habe.“!

Welche enorme Bezahlung für einen Gerichtsdiener, der Zeugen vorgeladen — der sie beschafft, bearbeitet hatte, sagte jetzt das Publicum. Es ist eine große Intrigue der Familie Serre, urtheilte es nun, durch eine Verheirathung ihrer Tochter die Güter der Familie Caille an sich zu ziehen.

Nicht einmal das feudalistische Lustre, das den legitimen Erben alter Familien ankleben soll und sie so interessant machte, ehemals in der Wirklichkeit, jetzt in der Dichtung, forach für den Prätendenten; keine edle Gestalt, kein kühner Blick, kein stolzer Schritt, keine hohe Stirn, kein blaues Auge, kein blondes Haar. Er imponirte nicht, er rührte nicht; es war nur der erste Gedanke, der für ihn interessirt hatte. Mit triefenden Augen, vorstehenden Backenknochen, einem spitzen Kinn, schwarzen, verdorbenen Zähnen, mit Ohren, die einst angewachsen waren und dann abgeschnitten werden mußten, einem spitzen Hinterkopf, braunen, wie Lichtdochte herabhängenden Haaren, hager und auf dünnen Beinen, konnte seine Persönlichkeit nicht länger für ihn einnehmen. Es war kein Gewinn für den Adel der Provence, einen solchen Stammhalter einer alten Familie wieder zu gewinnen.

Der religiöse Fanatismus mochte, neben dem Reiz des Neuen und Pikanten, für ihn gesprochen haben. Der Erbe der Caille'schen Familie, jener Fanatiker für

Calvin's Irrlehre, war in den Schooß der römisch-katholischen Kirche zurückgekehrt! Für solche Verdienste konnte man wegen anderer Mängel das Auge zudrücken. Aber er trieb es gar zu arg, und seine rohe, gemeine, habsüchtige Gemüthsart verrieth sich in allen seinen Handlungen. Mit äußerster Härte setzte er sich wieder in den Besitz aller Familiengüter. Er ließ keine Rücksichten walten. Aus dem Hause selbst, welches Frau von Rolland zum Hospital geweiht, jagte er unbarmherzig die Armen hinaus. Der Stab war in der öffentlichen Meinung über ihn gebrochen.

Er war nicht allein roh, gemein und habsüchtig, er verrieth dabei auch eine lächerliche Eitelkeit. Er ließ sich malen und in Kupfer stechen, mit der Unterschrift: Isaak de Brun von Castellane, Erb- Lehn- und Gerichtsherr zu Caille und Rougon, 37 Jahre alt, 1707. Unter dem Bilde standen die Verse:

Depuis mes jeunes ans, j'éprouve avec constance
Les divers caprices du sort.
On me vouloit ravir l'honneur de ma naissance,
Et prouver, que je suis mort.
Mais le ciel, protecteur de la faible innocence
Par la tempête même, enfin m'a mis au port.

Und doch gab seine Handlungsweise nur zu deutlich zu erkennen, daß er sich nicht sicher in seinem Besitz fühle. Er verkaufte die vorhandenen Activdocumente, veräußerte Grundstücke für geringe Preise, erhob den Pachtzins von seinen Pächtern auf viele Jahre im voraus, und ließ selbst Mobilienstücke aus den Schlössern fortschaffen. Der Besitz der Familie Caille war in weniger als einem Monate fast ganz zersplittert.

Herr von Rolland hatte sich bei dem Arrêt des Parlamentes von Aix nicht beruhigt, vielmehr an das königliche Conseil in Paris gewandt, und auf Cassation des Urtheils angetragen. Aber zur selben Zeit ereignete sich Etwas, was der Sache eine neue Wendung gab.

Honorade Venelle aus Marseille hatte während des ganzen Processes nichts von sich hören lassen; vielleicht durch Geschenke zurückgehalten. Als sie aber erfuhr, daß ihr Pierre Mege, jetzt Herr von Caille, sich mit einer andern Frau verheirathet habe, erschien sie plötzlich zu Aix. Die vornehmen Personen aus den Caille'schen Verwandten, die Gerichtspräsidenten, denen sie vertraute, zuckten nur mitleidig die Achseln, sie bedauerten ihr Schicksal, erklärten aber, ihr nicht helfen zu können. Honorade mußte sich selbst helfen. Sie gab am 8. Januar 1707 vor einem Notar ihre Erklärung dahin ab: Der Mann, welcher vom Parlament zu Aix für den Sohn des Herrn von Caille erklärt worden, sei kein anderer als Pierre Mege aus Joucas, mit dem sie 1686 rechtmäßig, durch Ehecontract und priesterliche Einsegnung, verheirathet worden. Dadurch, daß er ein anderes Ehebündniß eingegangen, was unerlaubt sei, habe er ihre Rechte gekränkt. Sie wolle es nicht dulden, protestire dagegen, und behalte sich ihre Rechte vor, auf Trennung jener unerlaubten Ehe zu dringen.

Kaum hatte das Parlament von Aix von dieser feierlichen Erklärung Kunde erhalten, als auch schon die Parlamentsräthe, welche das Arrêt in der Caille'schen Sache gesprochen, die Sache als eine Kränkung ihrer Autorität ansahen und den Befehl erließen: Honorade Venelle einzufangen und in das Stadtgefängniß von Aix zu sperren.

Honorade bekam indessen noch zeitig Wind, entfloh

aus dem Gerichtssprengel des Parlaments und kam glücklich nach Paris, wo sie sich dem Kanzler und mehren Staatsräthen zu Füßen warf und um Gerechtigkeit flehte.

Das Conseil hatte das Cassationsverfahren eingeleitet. Der vom Parlament von Aix als Herr v. Caille anerkannte Prätendent wurde nach Paris gefordert und vom Referenten der Sache, Herrn Le Nain, mit Honorade Venelle confrontirt. Die Frau sagte ihm ins Gesicht, er sei der wirkliche Pierre Mege und sie seine rechte Ehefrau. Der Prätendent antwortete: ja er sei einmal Pierre Mege gewesen, aber nur zum Spiel, und auf so und so lange; was sie früher davon behaupte, sei eitel Lüge, Verleumdung und Bosheit.

Das Cassationsverfahren nahm seinen Fortgang nach Rollands Antrage, der übrigens mit gebrochener Kraft hier erschien. Der Proceß in Aix hatte mit seinen ungeheuern Kosten ihn zu Grunde gerichtet; auf ihm haftete überdies der Makel einer neuen Untersuchung wegen Betrügereien, welche das Parlament verhängt hatte. Honorade Venelle wurde bei diesem Proceß ganz abgewiesen. Da sie beim Hauptproceß nicht Partei gewesen, konnte ihre Intervention beim Cassationsverfahren nicht stattfinden.

Dagegen meldeten sich andere Intervenienten, durch welche der Proceß fast eine politische Wendung erhielt. Die Herren des großen Rathes von Bern fanden sich durch das Arrêt des Parlaments von Aix ehrenrührig behandelt, da es wenig Vertrauen zu ihrer Gerechtigkeitsliebe und Rechtlichkeit verrathe, wenn ein französisches Parlament auf die Zeugnisse und Documente ihrer Beamten und Stadträthe, wie auch beglaubigt, keine Rücksicht genommen. Schultheis und Rath der Stadt Bern

betrachteten daher die Sache als eine Verletzung des Völkerrechts und wandten sich mit einer unmittelbaren Beschwerde deshalb auf diplomatischem Wege an Ludwig XIV. Welchen Erfolg dieses Staatsschreiben beim großen Könige gehabt und welche Antwort darauf erfolgte, wird uns von Pitaval nicht mitgetheilt, obgleich er es werth hielt, als ein Curiosum dieses Staatsschreiben ganz aufzunehmen.

Bei der Instruction der Sache im Cassationsverfahren stellten sich bald so viele Uebereilungen heraus, welche das Parlament zu Aix begangen, daß eine Umstoßung seines Urtheils nicht mehr zu bezweifeln war. Die Richter waren mit vorgefaßten Meinungen an die Untersuchung gegangen. Hervorgehoben wurde selbst die moralische Seite der Sache, daß es gefährlich sei und von bösem Einfluß auf die Sitten, einen Menschen, der selbst ohne Sitten und aller Empfindungen der Ehre entblößt, zum Erben so großer Besitzthümer und einer angesehenen Familie zu erklären. Einem Vagabunden, der nach seinem eigenen Geständniß sich Jahre lang den Stand und Namen eines Andern angemaßt, der als solcher mit dessen Ehefrau im offenbaren Ehebruch gelebt, Quittungen fälschlich unterschrieben, um Einkünfte zu beziehen, die ihm nicht zukamen, der als Quacksalber, Büttel und Landstreicher umhergezogen war. Wenn der Gerichtshof auch genügende Gründe fand, ihn als Herr von Caille anzuerkennen, so hätte derselbe doch zugleich gegen ihn die Untersuchung als Betrüger, der sich eines fremden Mannes, des Pierre Mege, Namen, Ehe- und Vermögensrechte anmaßte, eröffnen, er hätte ihn im Gefängniß behalten müssen, statt ihn im Triumph umherziehen zu lassen. Strafbar war er jedenfalls, wohin auch die Entscheidung in der Hauptsache ausschlug. Mehr als

übereilt hatte das Parlament von Air ferner gehandelt, indem es nicht allein die schweizerischen Zeugnisse über den Tod des Herrn v. Caille ohne Weiteres verwarf, sondern auch den Antrag des Herrn v. Rolland: „daß das Parlament Commissarien außer dem Königreiche ernennen möge, vor denen er alle die Thatsachen, die er in seinem Gegenbeweise angegeben, aufs neue und nach französischer Proceßart erweisen könne", zu den Acten genommen hatte, mit der unbegreiflichen und kaum zu entschuldigenden Bestimmung, daß über diesen Antrag zugleich und neben der Hauptsache erkannt werden solle! Zur Evidenz ging wenigstens daraus hervor, daß das richtende Parlament kein großes Verlangen trug, die Wahrheit, oder wenigstens eine andere Wahrheit zu erfahren, als die es schon voraus zu wissen glaubte. Auch andere, noch unschuldigere, Anträge der Rolland'schen Partei wurden in dieser Weise verschleppt und verzögert.

Kurz das Urtheil des Conseils vom 12. Juli 1708 cassirte das Arrêt des Parlaments von Air d. d. 14. Juli 1706 mit allen seinen Folgen, und verwies die Parteien an das Parlament zu Paris. Doch solle die Sache dort nur im Civilprocesse fortgeführt werden. Der peinliche Proceß gegen den Prätendenten dürfe nicht wieder erhoben werden, jedoch ward er in die Kosten des Conseilsverfahrens verurtheilt. Die Untersuchungsacten gegen Rolland, Audibert und Rey wurden ebenfalls an das pariser Parlament mit überschickt.

Das Conseil sprach hier den Grundsatz aus, daß ein Angeklagter, der das Glück gehabt, einmal freigesprochen zu werden, nun nicht mehr wegen der nämlichen Anklage verurtheilt werden könne weder zu einer Leibes- oder Lebensstrafe, auch wenn der Ankläger im Stande wäre, die Ungerechtigkeit und Nullität des Urtheils klar

zurück, und der Anblick kann dem patriotischen Sinne genügen.

Hauptstadt ist Christiania seit zwölf Jahren geworden, und wünscht es mit jedem Jahre mehr zu werden. Die Ansprüche der beiden andern Städte, Bergen und Drontheim mußten zurücktreten. Christianias südliche Lage war zu günstig. Die Bevölkerung ist, seit Norwegen ein eigenes Königreich ward, unglaublich gestiegen. Es regte sich in jedem Fache der Industrie, und mit Vergnügen darf man dies allgemeine Wachsthum beobachten, wenn nur die Fortschritte bleibend sind; was indessen neuerdings bezweifelt wird. So hat man viel gebaut, aber wieder inne halten müssen. Der größere Theil, und nicht allein der alten Häuser, erinnert aber noch wenig an die Hauptstadt. Wie reizend Christiania von außen erscheint, so dürftig sehen die sonst regelmäßigen Straßen aus; außen hat das Holz hier dem Steine weichen müssen, allein weder das Alterthum — die ältesten Häuser scheinen nicht über 1640 hinauszugehen — noch moderne Gebäude treten aus der geschmacklosen Dürftigkeit der Bauart heraus. Keine Kirchthürme ragen hervor, nur die blendenden Kalk-

zu zeigen. Ein Grundsatz, den das neuere französische Strafrecht in Bezug auf die Jurywerdicte zum Gesetz erhoben hat; wenn gleich nicht so weit, wie es hier geschehen, daß nicht durch einen Spruch des Cassationsgerichtes das vorige Verfahren ganz umgestoßen und der Proceß von Neuem angefangen werden könne.

Indem Rolland vor dem pariser Parlamente als Kläger abermals auftrat, galt es ihm zuerst, sich von dem Makel zu reinigen, welcher aus dem vorigen Verfahren auf ihm haften geblieben. Mit Aufwand aller Kräfte suchte er den Beweis zu führen, daß er bei jenem Processe nur ehrlicher Waffen sich bedient, keine Zeugen abgerichtet und bestochen, keine absichtlichen Verfälschungen begangen. Wieder ein weitläufiges Vorverfahren, über das wir in möglichster Kürze fortgehen wollen, das aber ganz zu beseitigen unmöglich ist, da seine Fäden mit dem Hauptverfahren zusammenlaufen.

Auf ihm haftete der Verdacht: der Vergiftung (im Kerker), eines Mordanschlages (im Walde), der Verfälschung sowol der Protokolle des Pfarrers von Roussillon, als der Galeerenlisten, und endlich der Zeugenbestechung.

Seine angeblichen Helfershelfer seien Silvy, Claron, Carbonnel und Marius Audibert, behauptete der Gegner. Rolland habe sie als Spione ihm zugesellt, damit er, ihren Unterredungen folgend, sich in seinen eigenen Schlingen fange. Rolland drehte die Anklage völlig um. Seine Darstellung des thatsächlichen Zusammenhangs war jetzt folgendermaßen:

Der Soldat Pierre Mege ging schon längere Zeit mit dem Plane um, die Rolle des Sohnes des Herrn von Caille zu spielen, um sich in den Besitz einer schönen

Herrschaft, eines großen Vermögens zu setzen. Gegen verschiedene Personen äußerte er geheimnißvoll: man werde ihn bald als großen Herrn sehen, einen schönen Degen an der Seite. Aber er brauchte Helfershelfer, solche, welche Gerüchte verbreiteten, die Gemüther im voraus für ihn einnahmen, und solche, welche Geld und andere Mittel herbeischafften, die Sache in Schwung zu bringen.

Der Tischler Amphour, früher durch lange Jahre Diener beim alten Caille, derselbe, welcher den Prätendenten zuerst in Toulon erkannt haben wollte und ihn bei dem Geistlichen behufs seiner Bekehrung introducirte, war sein erster Gehülfe, vielleicht sogar der Urheber des Plans. Er hinterbrachte ihm die nöthigen Kenntnisse von der Familie Caille.

Amphour allein war nicht im Stande, das Werk auszuführen. Er brauchte viele Gehülfen und fand sie in Silvy, einem untern Beamten, dem Rechtspraktikanten Claron, dem Gerichtscitator Carbonnel und in Audibert, der jetzt Kupferschmied war.

Wie und unter welchen Bedingungen dieser Bund zu Stande kam, ist nicht ermittelt. Sie aber waren es, die Pierre Mege seinen Unterhalt im Gefängniß verschafften, 8 bis 10 Monate lang. Silvy betrieb die Sache beim Publicum. Er erregte seine Neugier und Theilnahme für den unglücklichen Ausgestoßenen. Claron, als Jurist, führte die Aufsicht über den Gang des Processes und Carbonnel besorgte die Zeugenvorladungen.

Sie betrieben die schleunige Verlegung des Kampfplatzes nach Aix. Der Grund war die Furcht, daß viele Zeugen in Toulon den Prätendenten für den wirklichen Pierre Mege erkennen würden, und die Gegenzeugen waren noch nicht zusammengebracht und gehörig in-

struirt. Durch die Verschleppung und die neue Instruction gewannen sie an Zeit; auch wurde es schwieriger, die zahllosen Personen, welche Pierre Mege in Toulon kannten, sammt und sonders nach Aix zu citiren. Ja die dort schon versammelt gewesenen und citirten Zeugen mußten wieder entlassen werden, um nachgehends wieder citirt zu werden und die neue Reise anzutreten, was der Rolland'schen Partei ungeheure Kosten und Verdrießlichkeiten verursachte und sie möglicher Weise mürbe machen konnte.

Die angebliche Vergiftung im Gefängniß von Toulon sollte durch jene vier Personen geschehen sein und zwar in Auftrag des Herrn v. Rolland. Wenn aber erwiesen ist, daß die Silvy, Claron u. s. w. nicht im Dienste Rollands standen, sondern die ursprünglichen Genossen des Pierre Mege waren, so fällt diese Anschuldigung von selbst fort. Der versuchte Beweis ist außerdem durch nichts geführt, und beruht auf dem Hörensagen verdächtiger Personen, welche noch dazu ihre Aussagen wieder leugneten. Diese ganze Anschuldigung fällt also von selbst weg.

Mit der Vergiftung fällt auch der angebliche Mordversuch im Walde fort, der übrigens schon in der Erzählung der angeblichen Thatsache den Stempel der Unzuverlässigkeit und Nichtigkeit an sich trägt. Ueberdies war der einzige Zeuge, der Gefangenwärter, der den Mordversuch doch auch nur durch Hörensagen erfahren, ein schlechtes Subject, welches später aus dem Dienst gejagt wurde. Hätte man damals auf jene Aussagen irgend Gewicht gelegt, so hätte gegen die vermeintlichen Mörder sofort die Untersuchung müssen eingeleitet werden. Sie hatten auf die Anschuldigung des Gefangenen gelacht, er war ruhig weiter mit ihnen geritten, er hatte

im selben Zimmer mit ihnen übernachtet. Die Sache war ein Spaß, und so hatten alle Theilnehmer sie betrachtet.

Die Angabe, daß Silvy, Claron und Carbonnel von Rolland dem Gefangenen als Spione beigesellt worden, beruhte auf der Aussage eines einzigen Zeugen, der von Carbonnel die Worte gehört: ihm wären dafür 50,000 Livres bezahlt! Die Angabe erschien so absurd, daß alle Zuhörer in ein Gelächter ausbrachen.

Nicht zu leugnen war, daß eine fremde Hand in das Protokoll des Pfarrers von Roussillon einige Aenderungen angebracht, auch daß derselbe Manches niedergeschrieben, was von den Personen, welche ihm ihre Kunde mitgetheilt, später für unrichtig erklärt worden. Wenn aber in Folge eines Monitoriums Personen dem Pfarrer Eröffnungen machen, so gelten diese Eröffnungen doch für nichts als für bloße Anzeigen, die keinen weitern Glauben haben, und die nur den Richter oder die Parteien veranlassen können, weiter nachzuforschen und die betreffenden Personen vor Gericht vernehmen zu lassen. Selbst haben sie gar keine gerichtliche Beweiskraft, da der Pfarrer kein richterliches Amt hat. Er soll eigentlich nur notiren, welche Personen sich bei ihm gemeldet haben, und mag sich auch aufschreiben, worüber sie wol Nachrichten geben könnten, ohne daß er dazu verpflichtet ist. Hieraus erhellt aber, daß von Verfälschungen solcher Protokolle nicht die Rede sein kann, da ihnen die Eigenschaft eines Protokolls von vorn herein abgeht. Sie sind nur Brouillons, Gedenkzettel, die er nach Belieben aufsetzen, die er ändern und über die er schalten und walten kann, wie ihm beliebt. Rollands Correcturen in diesen sogenannten Protokollen waren übrigens von so geringfügiger Art, daß man erkannte,

es sei nicht weniger als Absicht, dem Gegner dadurch zu schaden, zumal da alle vom Pfarrer vernommenen Zeugen darin übereinstimmten: der Prätendent sei der ihnen wohl bekannte Pierre Mege, und davon auch später nicht abgingen. Es waren nur die Sprache und Rechtschreibung und einige Zahlenangaben betreffende Verbesserungen, die sämmtlich dem Angeklagten nicht den geringsten Nachtheil brachten.

Ebensowenig habe sich Rolland willkürliche Aenderungen in den Galeerenlisten selbst erlaubt, noch dieselben durch den Schreiber des Generalcommissairs eintragen lassen. Pierre Mege's Name als Marinesoldat kommt vier Mal, 1676, 1686, 1691 und 1695 vor. Das von ihm jedesmal angegebene Alter scheint nicht zu stimmen, da er bei späteren Werbungen nicht älter notirt ist als bei denen aus viel früheren Jahren. Aber bei der Meldung zum Dienst gab sich jeder Soldat so alt an, als er Lust hatte, und der Officier, der es aufnotirte, hatte keine Verpflichtung, über die Richtigkeit der Angabe eine Untersuchung anzustellen. Der Schreiber, welcher die Listen später vergleichen und Auszüge daraus machen mußte, fand den Namen Pierre Mege vier Mal vor, immer mit denselben Merkmalen; um sich selbst zu orientiren, fügte er die unverfängliche Bemerkung bei der spätern Erwähnung hinzu: „der Nämliche", oder den Beinamen „Sansregret". Dies war keine Verfälschung, denn die Listen waren kein gerichtliches Document, es war nur eine Bemerkung, welche in ganz unschuldiger Absicht von einem pflichtgetreuen Beamten notirt werden durfte.

Endlich war das ganze Histörchen von einem belauschten Gespräche zwischen Rolland und seiner Frau, aus welchem hervorgehen sollte daß er in mala fide sei und

seinen Neffen wohl in dem Prätendenten erkenne, ein Märchen. Die Wirthin, die es belauscht haben sollte, in dem neuen Processe vernommen, erklärte, es sei auch nicht ein Wort davon wahr. Ebenso unwahr erwies sich ein angebliches Gespräch, welches Frau v. Rolland mit dem Prätendenten im Gefängnisse zu Aix gepflogen haben sollte und in welchem derselbe seine Tante durch überraschende Eröffnungen und Querfragen in Verwirrung gesetzt habe; denn es wurde dargethan, daß Frau v. Rolland nie im dortigen Gefängniß gewesen.

Desgleichen löste sich ebenso die Beschuldigung, daß Rolland die Zeugen bestochen. Es waren verdächtige Personen, Bettelweiber, Herumstreicher, die einmal verdächtige Reden gehört haben wollten, aus welchen eine solche Bestechung hervorgehe. Ernsthaft befragt, erinnerten sie sich nichts oder veränderten im Wesentlichen ihre Aussage. Hätte Rolland in der Art, wie seine Gegner angaben, die Zeugen wirklich bestochen, so hätte er gegen 4 bis 500,000 Livres zu diesem Zwecke ausgegeben, während das ganze Erbtheil seiner Frau, was zu erhalten, oder jetzt zu erringen war, etwa den fünften Theil jener Summe ausmachte.

Alle diese Beschuldigungen gegen Rolland, welche gewissermaßen die Vorfrage in diesem Processe bilden, waren übrigens nicht sowol vor Gericht angebracht, als durch gedruckte Advocatenschriften zu Gunsten seines Gegners verbreitet worden. Der Proceß gegen ihn und seine angeblichen Mitschuldigen lag noch in der Zukunft, und er hatte, als er sich gegen diese Anschuldigungen wehrte, um rein vor Gericht als Kläger aufzutreten, es nur mit dem ihm nachtheiligen Gerüchte zu thun, das indeß im vorigen Processe furchtbar auf ihm gelastet hatte. Die Pamphlete flogen durchs Land, das Volk glaubte, und

er stand als ein gebrandmarkter Betrüger da. Daher jetzt seine Anstrengung, vor Allem gegen diese Luftbilder siegreich zu Felde zu ziehen, und es gelang ihm, nachzuweisen, daß er kein Giftmörder sei, keinen Meuchelmord befohlen, keine Acten verfälscht, an der Correctur der Galeerenlisten keinen Antheil gehabt, und daß nichts erwiesen sei, was ihn eines bösen Wissens bezüchtige; daß vielmehr die Mehrzahl Dessen, was über ihn verbreitet worden, auf Hörensagen beruhe und auf angeblichen Aeußerungen von Personen, welche, vor Gericht gestellt, nichts davon wußten.

Jetzt erst stand er gereinigt vor dem Publicum da, und konnte mit ungestörter Kraft an den Hauptgegenstand des Processes gehen, an den Beweis, daß der Prätendent nicht der junge Herr v. Caille, sondern ein Betrüger, der wahrhafte Pierre Mege sei. In einem Processe, welcher in seiner ganzen Ausdehnung dreizehn Jahre dauerte, gelang es ihm endlich, trotz mancher neuen Einwendungen, trotz eines unerwartet hartnäckigen Widerstandes, diesen Beweis zu führen.

Zur vollkommenen Klarheit, zu derjenigen, welche das große Publicum in der Regel wünscht und oft von uns verlangt, gedieh auch durch dieses unsäglich weitläufige und ermüdende Verfahren die Geschichte nicht; jedoch zu der Klarheit, welche dem Richter genügt, ein Endurtheil zu fällen. Manche unsichtbare Fäden wurden aufgedeckt, zur Sittengeschichte der Zeit manches unerfreuliche Bild enthüllt; im Ganzen genommen ein solcher Ballast von Beweisen und Gegenbeweisen aufgehäuft, daß selbst Pitaval oft seufzend davor steht und durchzudringen verzweifelt. Er nimmt, mit dem Vorsatz kurz zu sein, einen Ansatz; aber bald ist er so verstrickt von der Materie, daß er nach links und rechts

tappt und nicht vorwärts kann. Möge es uns gelingen, einen kurzen Weg aus dem Labyrinth nach dem Ziele zu finden, welches wir schon kennen.

Pierre Mege war der Sohn eines Seidenspinners aus Jaucas, den Schuld oder Unglück auf die Galeere nach Marseille gebracht hatte, wo er zwar an der Kette lag, aber auch eine kleine Schenke hielt. Pierre, 1661 geboren, war mit seiner ganzen, zahlreichen Geschwisterschaft dem Vater nachgezogen, und nahm 1676 auf der Galeere, wo sein Vater in Ketten diente, als Galeerensoldat Dienste. Die Galeere ruderte nach Messina und ein Malteserritter von Monfuron befehligte sie als Capitain. Pierre war ein ungerathener Bursch, ungehorsam und nachlässig, weshalb er oft an die Kette geschlossen wurde. Auch war er mit der fallenden Sucht behaftet, weshalb er später entlassen werden mußte. Alles dies ist durch unverdächtige Zeugen bekundet.

Als die Galeere nach Marseille zurückkehrte, schwor Pierre Mege, der mit seiner ganzen Familie reformirt gewesen, in der Jesuiterkirche, vor dem Pater Rossignol am 23. März 1679 den protestantischen Glauben ab. Sein Pathe war der Zuckerbäcker Charbonnier, bei dem er als Garçon Dienste genommen. Dieser erkannte ihn später in dem ihm vorgestellten Prätendenten wieder; ebenso der Malteserritter von Monfuron.

Das Geschäft der Religionsabschwörung war sehr einträglich für Pierre gewesen; fromme Seelen hatten es an reichen Pathengeschenken nicht fehlen lassen. Deshalb bekam er Geschmack daran, und ließ sich 1681 noch ein Mal bekehren. Am 26. December schwor er den reformirten Glauben in der Hauptkirche von Aix zum zwei-

ten Mal ab, und gab sich in dem darüber aufgenommenen Instrumente als 20 Jahre alt richtig an. Der Notar und seine Gattin erkannten später in dem Prätendenten jenen Convertiten Pierre Mege wieder.

Von 1683 bis 1690 diente er als Soldat auf der Galeere Fidele. Der Ritter Monfuron und der Galeerenschreiber erkannten ihn als Denselben, der früher auf der Galeere, die nach Messina ging, gedient, wie auch für Denselben, welcher ihnen als Herr v. Caille vorgestellt wurde.

Am 10. April 1686 heirathete Pierre Mege Honorade Venelle. Der Notar, welcher den Ehecontract aufgenommen und ihn sehr genau beobachtet hatte, erkannte ihn später im Gefängniß zu Aix wieder, wo er, unter dem Vorgeben, der Herr v. Caille zu sein, saß. Alle Züge des Verschollenen und des Gegenwärtigen stimmten. Auch bei der Confrontation blieb er bei der Aussage.

Im Jahre 1691 nahm er Dienste auf der Fregatte Belle. Honorade Venelle zog eine kleine jährliche Rente von etwa 12 Livres, welche ihr Ehemann gewöhnlich einzog. Von den Jahren 1693, 1694, 1695, 1696 und 1697 finden sich Quittungen, von Pierre Mege unterkreuzt und von zweien Zeugen unterschrieben. Nach des Prätendenten Aussage hätte er in dieser Rolle nur in den beiden letzten Jahren diese Rente bezogen, da er nur in den Jahren von 1695 an die Rolle des Ehemanns bei Honorade gespielt, und auch nur um deswillen und in Betracht, daß der wahre Pierre Mege seit langen Jahren verschollen war, also — auch nicht die Pension hätte erheben und darüber quittiren können. Aber er hat sie auch in den drei vorgängigen Jahren erhoben, er ist also nicht verschollen gewesen, und der sie erhoben in den drei ersten Jahren, war derselbe mit Dem, welcher sie

in den zwei letzten geſtändlich erhob; alſo iſt die Identität des Prätendenten mit Pierre Mege auch dadurch erwieſen.

Im Jahre 1694 nahm Pierre Dienſte unter der Miliz von Provence, erwieſen durch Zeugen und Werbeliſten, erhielt am 30. Juni 1695 bereits ſeinen Abſchied, und nahm aufs neue, am 5. März, auf der Galeere Fidele Dienſte als Marineſoldat. Am 5. December 1697 bekam er auch von dieſer Galeere den Abſchied und ging nach Toulon, wo er ſich aufs neue anwerben ließ und zuerſt öffentlich für den Sohn des Herrn von Caille ausgab.

Fünf Mal hatte Pierre Mege ſich in der Marine anwerben laſſen. Jedes Mal mußte eine Perſonsbeſchreibung in die Regiſter eingetragen werden, und jedes Mal findet man ihn verzeichnet mit langen, ſchwarzen Haaren, braunem hagern Geſichte, ſchwacher Stimme, magerer Geſtalt, 5 Fuß und 5 bis 6 Zoll lang, und immer unter dem Namen Pierre Mege von Jaucas.

Die Identität des Prätendenten mit dem wirklichen Pierre Mege war dadurch dargethan. Aber auch der negative Beweis, daß er nichts von Dingen wußte, welche der wirkliche Sohn des Herrn v. Caille nothwendig wiſſen mußte, ward durch viele, unverdächtige Zeugen geführt. Wir greifen nur Einiges heraus.

Jedes Kind in der kleinen Stadt Manosque kennt das dortige Collegium. Der Prätendent war geſtändlich in ſeiner Jugend dort zur Schule gegangen, aber befragt: ob man beim Eintritt einige Stufen hinauf oder hinab ſteige, antwortete er: zwei oder drei Stufen hinab. Man braucht aber gar nicht zu ſteigen, ſondern geht zu ebener Erde hinein. Eine ebenſo unrichtige Beſchreibung gab er von der Lage der dortigen reformirten

mauern von Aggerhus könnten für den Mahler als Haltpunkt dienen. Dazu Rinnsteine in der Mitte der Fahrstraßen; auch die Brunnen mit ihren großen hölzernen Reservoiren an den Kreuzwegen geben kein angenehmes Bild.

Ueber das gastliche Leben darf kein Reisender, der nur Wochen verweilt, abstimmen. Sein guter oder übler Empfang giebt keine Richtschnur ab. Einige Dänen urtheilen ungünstig über den gesellschaftlichen Ton; doch darf darin nicht mit Kopenhagen verglichen werden. Auch hierin ist Alles erst im Werden. Ueberdies ist Christiania noch nicht als die Blüthe des Norwegischen Gesammtlebens anzusehen; es war eine Handelsstadt, wo Leute verschiedener Stämme von gemeinsamem Interesse zusammengeführt wurden. Diese Entstehung kann sich in der Gesichtsbildung der Einwohner nicht verleugnen. Das Deutsche Princip übt seine Rechte aus. Fast alle Gebildete sprechen, und was noch mehr ist, sie — lesen auch Deutsch. Der Dänische Einfluß, ja das Dänische Uebergewicht in der ganzen südlichen Bevölkerung Norwegens ist unverkennbar. Daneben hat auch England altherkömmliche Rechte über die Seestadt. In den schlech-

Kirche, die er, als der Sohn eifriger Calvinisten, genau kennen mußte. Ja er schmückte dieselbe mit Bildern aus, die aus den calvinistischen Kirchen aufs strengste verbannt waren. Er wollte die Tochter eines der bekanntesten Einwohner von Manosque genau kennen, in eine derselben sogar verliebt gewesen sein; aber der genannte Einwohner hatte nie Tochter, sondern nur einen Sohn gehabt. Wenn Jemand ihm Fragen im Gefängniß über seinen Geburtsort vorlegte, so kam es wol, daß er für den Augenblick nichts wußte, aber ein anderer Gefangener näherte sich ihm, und flüsterte ihm etwas zu, worauf er sofort Rede und Antwort gab. Dieser Spiritus Familiaris war ein des Straßenraubs angeklagter Verbrecher aus Manosque, welcher von seinen Verbündeten ihm als Lehrmeister in diesen Heimlichkeiten zugegeben war.

Noch schwächer stand es mit seiner Kenntniß von den Verhältnissen in der Schweiz und namentlich von den Oertlichkeiten in Lausanne, welche der junge Caille doch noch besser als die in Manosque kennen mußte. In die Enge getrieben, half er sich gewöhnlich durch Schimpfreden auf die Hugenotten, die keine Christen wären, also auch keine Zeugen sein könnten.

Durch unverdächtige Zeugen ward ferner dargethan, daß der wirkliche Sohn des Herrn v. Caille ein ganz Anderer gewesen, als er von den, durch die Gegenpartei aufgestellten Zeugen geschildert worden. Er war klein von Statur, hatte ein dickes und ein dünnes Knie; beide waren krumm und einwärts gebogen, was ihn am Gehen hinderte. Krumme Beine und verdrehte Füße. Sein Kopf war schmal und lang und die Stirn so erhaben, daß der Hut nicht recht auf dem Kopfe saß. Dagegen hatte er ein weißes, fein und schön gefärbtes Gesicht,

große blaue Augen, eine Habichtsnase und hell kastanienbraunes Haar. — Von allen diesen Eigenschaften hatte der Prätendent nichts. Dazu fanden die Aerzte bei Untersuchung des Letztern noch ganz eigenthümliche heimliche Mängel, Ursachen, daß er eine schwache Stimme und keinen Bart hatte, die er gewiß hervorgehoben hätte, wäre nur zu beweisen gewesen, daß sie der junge Caille desgleichen gehabt. Jedenfalls hätten die Ammen davon Kenntniß haben müssen.

Obgleich die Taufregister der protestantischen Gemeinde von Manosque bei der Auswanderung entweder verbrannt oder mitgenommen waren, so ließ sich doch aus Privatnotizen mit ziemlicher Gewißheit feststellen, daß Isaak v. Caille im November 1664 geboren, also etwa 19—21 Jahre alt bei der Auswanderung gewesen. Ein Jüngling von diesem Alter mußte sehr viel Erinnerungen mitnehmen. Es ward ferner erwiesen, daß Isaak von Caille nicht allein seinen Namen, sondern überhaupt ganz gut schreiben konnen. Mehre seiner eigenhändigen Briefe kamen zu den Acten. Unter andern einer von 1689, worin er einen Bekannten in Frankreich ersucht, ihn mit seinen Bekehrungsversuchen zu verschonen und droht, wenn derselbe noch ferner verkappte Unterhändler zu ihm schicke, sie ausveitschen zu lassen.

Geistliche, Edelleute, Advocaten und angesehene Kaufleute bekundeten ferner, daß der wirkliche junge Herr v. Caille kein so unwissender Mensch gewesen, als man ihn schildere, daß er vielmehr mit Nutzen den Studien obgelegen habe, unterrichtet von vier namhaft gemachten Hofmeistern, dann, in Begleitung des einen derselben, auf der Universität zu Genf, wo er Vorlesungen über Rhetorik, Philosophie und Mathematik gehört; auch hätte er sich in der Unterhaltung über wissenschaftliche Gegen-

ſtände immer als ein Menſch von vieler Einſicht gezeigt, der ſeine Gaben gut anzuwenden wiſſe.

Auch nachmals in ſeiner Verbannung trieb er die mathematiſchen Studien, um durch ſie vielleicht eine Quelle ſich zu eröffnen, welche ihm die entriſſenen Glücksgüter erſetze, mit einem ſolchen Eifer, daß ſeine ohnedies ſchwächliche Geſundheit darunter litt und dieſe Anſtrengung mit Urſach zu ſeinem frühen Tode wurde.

Die beglaubigten Zeugniſſe aus der Schweiz bekundeten ſein daſelbſt erfolgtes Abſterben. Aus welchen Gründen die Partei des Prätendenten ſie anfocht, iſt im Vorangegangenen berichtet. Zum Ueberfluß ward auch in dieſem neuen Proceß die Frage verhandelt, in wie weit jene Atteſte in Frankreich Gültigkeit hätten oder nicht. Wir verſchonen unſere Leſer damit. Als Reſultat ſcheint ſich beim pariſer Parlament die Meinung gebildet zu haben, daß, in Ermangelung anderer Atteſte, auch dieſe, nach den Geſetzen des Auslandes gültigen Zeugniſſe vor franzöſiſchen Gerichten Beweiskraft gewinnen könnten, wenn dieſelben mit andern Zeugniſſen übereinſtimmten.

Indeſſen ſuchte der Prätendent die Unrichtigkeit der ſchweizeriſchen Documente noch durch Anführung mehrer poſitiven Zeugniſſe über das Gegentheil darzuthun, Data, welche erklären ſollten, wie jene Magiſtrate, bei ſonſt gutem Glauben, dieſe Zeugniſſe ausſtellen können.

Ein ehemaliger Soldat, der Koch Moulet, ſagte aus, er habe einſt unter den Truppen von Hüningen einen Transport Getreide nach der Schweiz eſcortiren müſſen, welches der große König dahin geſchickt, um es gegen Reis auszutauſchen. Bei dieſer Gelegenheit nach Lauſanne gekommen, hätte ihn ein Bedienter des Herrn v.

Caille, Juſſy, erkannt, und in deſſen Haus gebracht, wo er acht Tage gelebt und viel Umgang mit dem jungen Caille gepflogen. Der hätte ſehr misvergnügt geſchienen, da der Vater ihn ſchlecht behandelt und mehrmals erklärt: er werde nach Frankreich zurückkehren, ſein Vater möge ihn noch ſo ſehr daran verhindern; jetzt müſſe er noch, gegen ſeinen Willen, Hugenot bleiben. Nach drei Jahren kam Moulet wieder durch Lauſanne, auf dem Rückmarſch von einem nach Grenoble gebrachten Transport Recruten. Da hieß es, der junge Herr v. Caille ſei todt. Moulet bedauerte es, aber der Bediente gab ihm einen heimlichen Wink: es ſei nicht ſo arg, der junge Herr ſei nicht geſtorben, ſondern in Genf, wo man ihn eingeſperrt, mit Beihülfe der Magd aus dem Fenſter geſprungen und entflohen; nun ſprenge man aus, daß er todt ſei.

Allein der Koch Moulet war ein Lügner. Durch Atteſte der Beſatzung von Hüningen, des Magiſtrats von Lauſanne u. ſ. w. ward bewieſen, daß nie Getreide franzöſiſcher Seits nach Lauſanne gebracht und gegen Reis ausgetauſcht worden, auch daß nie ein Transport aus Hüningen dahin gegangen ſei. Noch lockererer Art waren andere Ausſagen, die ſich auf Hörenſagen von Hörenſagen gründeten. Freilich ſagte noch eine Dame von Stande, die Frau v. St. Jubers, unter angeblichem heftigen Widerſtreben, aus, daß ihre Freundin, die Frau von Rolland, im Jahre 1697 einſt ihr gelegentlich vertraut, daß ihr lieber Neffe Iſaak, den ſie ſo gern zu ſich genommen, von ſeinem Vater in Lauſanne entwichen ſei; aber es war Grundes genug vorhanden, dieſe Ausſage für verdächtig zu erklären, wovon ſpäter das Mehre. Jedenfalls war es eine ſo unbeſtimmte Aus-

tage, daß auf diese bei den Zeugnissen vom Gegentheil schwerlich Gewicht gelegt werden konnte.

Der Prätendent war Pierre Mege, der Galeerensoldat, der Sohn des Galeerensklaven. Der Sohn des Herrn v. Caille war ein ganz anderer Mensch gewesen, als er von der Gegenpartei geschildert worden, und dieser Sohn des Herrn v. Caille war in Lausanne gestorben.

Woher so viele Zeugen, welche in den bündigsten Worten, mit dem motivirtesten Urtheil in dem Prätendenten den jungen Herrn von Caille wieder erkannten?

Eine Intrigue lag zu Tage, ein gemeiner, doch großartiger Betrug. Wer aber war der Betrüger? Der Sohn eines Galeerensklaven, ein Bettler, ein Vagabund, ohne Rückhalt vornehmer Verbindungen, ohne baare Mittel, ohne Talente, Kenntnisse und Geschicklichkeit, ein Mensch von widerwärtigem Aeußern, mit der fallenden Sucht behaftet, und deshalb selbst aus dem Stande eines Galeerensoldaten mehrmals ausgestoßen!

Pierre Mege hatte den Anschlag ersonnen. Wann, wie er ihm in den Kopf gekommen, darüber ist nichts ermittelt. Aber er trug ihn lange mit sich herum. In Marseille fand er eine Magd aus Manosque, sie vertraute ihm Vieles, aber lange nicht genug. Sie gab ihm einen Brief nach Manosque an eine Muhme, dieselbe Catharina Peiron, welche die vierte oder fünfte Amme des Knaben gewesen sein wollte, in deren Haus er unerwartet getreten, der er um den Hals gefallen sein sollte, als „seiner lieben, guten, lahmen Mutter". Die Muhme und ihre ganze Familie wurden ins Complot gezogen und Pierre versicherte sich hier vier Zeugen,

welche nachmals das Ihrige für ihn thaten. Er benutzte auch den Aufenthalt in Manosque, um Häuser und andere Dinge kennen zu lernen; seine Studien erſtreckten ſich indeß nur auf die Außenſeite, und er wußte ſpäter nicht einmal, wie es in den Häuſern ausſah. Aber durch ſeine neuen Verbündeten hatte er ſich im Volke ſchon Anhang verſchafft und ward daher ſpäter, als er vom Referenten des Proceſſes dahin geführt wurde, mit Jubel empfangen.

Hier erfuhr er auch, daß ein ehemaliger Kammerdiener der Familie Caille, der in Toulon als Tiſchler Amphour jetzt anſäſſig war, gewöhnlich La Violette genannt, für ihn ein wichtiger Gehülfe werden dürfte. Durch anderweitige Umſtände verhindert, konnte er jedoch erſt Ende 1698 von Marſeille fort. Er fand den alten Diener auf, und, wie es ſcheint, ſehr bereitwillig, die ihm angewieſene Rolle zu ſpielen. Ein Jahr lang, wie ſich ſpäter ergab, vom März 1698 bis zum März 1699, ſtudirten ſie ihre Rolle ein, und nun kamen theatraliſche Scenen vor, wie der Erbe des alten Hauſes den alten, treuen Diener plötzlich wieder erkennt, ihm um den Hals fällt, wie dieſer den Tag für den glücklichſten ſeines Lebens erklärt, wie der Prätendent ſich von Gewiſſensbiſſen gequält darſtellt, wie er krank wird, und in ſeiner Verzweiflung ausruft: als Hugenot ſei er nicht beſſer als ein Hund! Und darauf die Bekehrungsgeſchichte vor den Jeſuiten, die wir kennen, und womit die großen Theatercoups des Proceſſes beginnen.

In Toulon war gewonnen Spiel, hier war Herr v. Caille nicht bekannt, der alte Kammerdiener des Hauſes wirkte für ihn und die Zeugen ſchaarten ſich um den Prätendenten. Inzwiſchen waren auch die voraus gewonnenen Helfershelfer in Manosque nicht müßig geweſen und

warben Gönner und Zeugen. Hier stoßen wir auf Partieen des Intriquenromans, die mit unsern heutigen Begriffen von gesellschaftlicher Bildung, der wenigstens von grobem Betruge sich zu enthalten, für Ehrensache gilt, sich schwer vereinigen lassen.

Auch Personen aus den höheren Ständen ließen sich für die Intrigue gewinnen, und förderten den Betrug, aus Eifersucht und Haß gegen Nolland und seine Familie. Ein Generaladvocat beim Parlament hat stets Gelegenheit, wenn er sich durch Verfechtung einer Sache Freunde macht, auch eben so viel Feinde zu machen. Zu den letzten gehörte Frau v. Puisoubier, die Nichte der schon erwähnten Frau von Jubers. Der Bruder jener angeblichen Amme Catharina Reiniers trat in ihre Dienste und hatte häufige Zusammenkünfte mit dem Prätendenten im Gefängniß. Durch diesen Kanal wurde Vieles verabredet, Vieles hinterbracht.

Durch Amphour wurde der Gerichtsdiener Meyère gewonnen, derselbe, welchem der Prätendent nach dem gewonnenen Proceß eine so enorme Summe auszahlte. Ein unternehmender, listiger und gewissenloser Mensch, ging er umher auf das Zeugenwerben. Auch Die, welche er nicht überreden konnte, wußte er zu benutzen. Im vertraulichen Gespräch entlockte er ihnen, was sie von der Famile Caille wußten, und hinterbrachte Alles sofort dem Gefangenen. Bei der Confrontation trat ihnen Pierre Mege dreist entgegen, nannte sie bei Namen, schien verwundert, daß sie ihn nicht kannten, und erzählte ihnen, gleich als wolle er nur ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen, Alles, was er kurz vorher selbst von Meyère erfahren hatte. Mancher wurde dadurch verwirrt und gewonnen. Andere wußte der Gerichtsdiener durch Drohungen vor dem Zorn des königlichen Commissairs zu überreden;

noch Andere, die sich zu nichts verstanden und gefährlich werden konnten, durch Bestechungen dahin zu bringen, daß sie verschwanden.

Auch wußte er es so geschickt einzuleiten, daß kein Zeuge früher mit dem Gefangenen confrontirt wurde, bis dieser ihn wenigstens gesehen. Wenn er die Leute dann laut bei ihrem Namen anredete und sie an heimliche Dinge erinnerte, geriethen sie so in Verwunderung, daß Mancher ausrief: Entweder ist das der Herr v. Caille oder es ist ein Hexenmeister.

Noch ein Moment, welches dem Betrüger zu Hülfe kam. Sobald die Sache ruchbar geworden: der Sohn des Herrn v. Caille ist nach 15jähriger Abwesenheit nach Frankreich zurückgekehrt, als Bettler, als Vagabund, als Galeerenfoldat, und dieser Sohn des fanatischen Calvinisten hat seinen Glauben abgeschworen, so machte dies durch das ganze südliche Frankreich ungemeines Aufsehen. In allen Gesellschaften sprach man von nichts Anderem. Jeder erzählte, was er von der Familie, von dem jungen Menschen wußte; Jeder strengte sein Gedächtniß, vielleicht auch seine Phantasie an, sich an Einzelheiten zu erinnern. Sollte von diesem allgemeinen Gespräche nichts in das Gefängniß gedrungen sein, welches Oeffnungen nach allen Seiten hatte?

Nicht allein Rolland, sondern auch sein Mitstreiter, Herr v. Tardivy, hatte Feinde. Sein unversöhnlichster war der Pfarrer eines seiner von der Caille'schen Familie geerbten Güter, ein lüderlicher Priester, dem er oftmals Verweise zu geben genöthigt war. Er und noch zwei andere Geistliche auf andern Gütern der ausgewanderten Familie warben aus ähnlichen Gründen für den Prätendenten. Ein Mann, Muges, der gegen Tardivy einen Proceß, gleichfalls in Bezug auf diese Güter, ver-

loren, nahm aus wüthendem Haß offen Partei für den Prätendenten; er suchte ihn im Gefängniß auf, und stellte ihm eine Erklärung aus, daß er ihn für den echten Herrn v. Caille halte. Auf seinem Todbette bereute er es, und bat in einem zu den Acten gekommenen Briefe den alten Herrn v. Caille um Verzeihung. Diese Verzweigungen der feindlichen Intriguanten ins Einzelne zu verfolgen, wie Pitaval thut, wird man uns auch erlassen, obgleich sie traurige Blicke in die Verirrungen der Leidenschaften werfen.

Grade auf den ehemals Caille'schen Gütern war es, wo die Intrigue ihre Netze weit auswarf. Zurückgewiesene Gläubiger, Geistliche, welche sich Gerechtigkeiten anmaßten, die von den neuen Besitzern nicht anerkannt wurden, fortgejagte Pachter verbanden sich aus Haß und führten ihren ganzen Anhang dem Complot zu. Kommt die Leidenschaftlichkeit des südfranzösischen Blutes hinzu, die aufgeregte Neugier und die Lust nach Neuem, Unzufriedenheit mit der Gegenwart, mit strengen Herren, die man los zu werden hoffte, so war es kein Wunder, daß Zeugen, auch vielleicht mit gutem Glauben, überall wie Pilze wuchsen. Man erinnere sich des Falles in Rhodez, des Processes gegen die Mörder des Fualdes, wie die allgemeine Dröhnung die Zeugenmanie nährte, und sogar unmögliche Dinge beeidigt wurden.

Von den Kanzeln herab wurde gepredigt zu Gunsten des Prätendenten, Niemand solle sich scheuen, aus Furcht vor dem Herrn, der da ist, zu zeugen für den wahren Herrn, bei dem das Recht sei. Da wurde der alte Herr v. Caille, obgleich ein Hugenot, als ein so guter, liebreicher und rechtschaffener Mann dargestellt; sie wurden an das glückliche Leben erinnert, das sie geführt, so lange er ihr Herr gewesen. Warum sollten sie

nicht daſſelbe Glück erwarten, wenn ſein Sohn ihm nachfolge? Und welch ein Sohn! Der alle gute Eigenſchaften des Vaters in ſich vereine, aber noch mehr, der dem Irrwahn ſeiner Väter abgeſchworen und zur wahren Kirche zurückgekehrt ſei. Darum werde er verfolgt; darum verſchrieen; darum ſuchten die heimlichen Proteſtanten, racheſchnaubend, ſeinen Untergang. Seine Sache ſei die Sache Gottes, der heiligen, wahren, einzigen Religion. — Dieſer fanatiſche Eifer für den Betrüger zündete dermaßen in dem empfänglichen Boden, daß er eine Zeit lang beinahe in der ganzen Provence in das Kirchengebet eingeſchloſſen wurde.

Man ging in dieſen Kunſtſtücken noch weiter. In Paris ſelbſt wurden Briefe in allen Sacriſteien abgegeben, ja ſogar an die Kirchthüren angeſchlagen, des Inhalts:

„Mein Herr!

Sie werden hierdurch erſucht, in Ihrer Kirche Gott, für den Herrn von Caille, einen Edelmann aus der Provence, bitten zu laſſen. Sein Vater verleugnet ihn, weil er ſich zur katholiſchen Kirche gewendet hat, und doch iſt er von zehntauſend unverwerflichen Augenzeugen in ſeiner Vaterſtadt erkannt worden. Auch hat ihn das Parlament zu Aix, durch ein Arrêt vom verwichenen 14. Julius, für den wahren Sohn des Herrn von Caille erklärt. Sein Gegner, Herr Rolland, hat ſich wider dieſes Arrêt ans Conſeil gewendet, allein ſeine vorgebrachten Beſchwerden ſind, ſelbſt nach dem Geſtändniſſe einiger der vornehmſten Mitglieder beſagten Tribunals, höchſt ungegründet. Indeß machen die Hugenotten eine ſo fürchterliche Partei aus, Herr Rolland hat ſo mächtige Beſchützer und hat die Gemüther ſo für ſich einzunehmen gewußt, daß der unſchuldige Jüngling, dem

testen Landhütten bemerkten wir Englische Kupferstiche, gesudelte Fratzen, allegorisch und historisch, wie man sie freilich an den Wänden keines Englischen Pächterhauses dulden würde, bis zu Karikaturen aus Pitts und Fox Zeiten; Englisches Porzellan ist gebräuchlich, auch ließ man wohl seine Kinder in Englischen Pensionen erziehen, und die Wirthe laden in Englischen Zetteln die Fremden ein. Daß jeder Kaufmann Englisch spricht, versteht sich von selbst. Ueber Englische Formen im geselligen Leben darf man jedoch nicht klagen, eher erinnerten wir uns an eine entschwundene Zeit, als man bei uns gern Altdeutsch schlicht und offen sein wollte. Der Norden hat ja auch seine Vorzeit.

Ueber den Handel zu sprechen, kommt einem Reisenden, wie ich bin, am wenigsten zu. Er kann blühen auch bei todten Straßen. Doch behauptet man, Bergen und Drontheim, ja selbst Drammen und Stavanger machten mit dem Auslande bedeutendere Geschäfte. So wäre Christiania auf den innern Verkehr beschränkt, der mit dem Wachsthum der Hauptstadt steigen muß. Das Prohibitivsystem ist seit Norwegens Trennung von Dänemark mehr und mehr aufgege-

nichts als sein Recht zur Seite steht, das Aergste befürchten muß. Haben also Sie, mein Herr, die Güte, mit Ihren Zuhörern Gott zu bitten, daß er die Richter erleuchte, daß er ihre Seelen vor dergleichen Vorurtheilen bewahre und sie tüchtig mache, die Wahrheit einzusehen und durchzusetzen. Man hofft übrigens, Sie werden besagtem jungen Edelmann diese Gefälligkeit um so eher erzeigen, da es die Rechte der Religion und eine Sache Gottes betrifft."

So ganz ohne Talent, wenigstens ohne den richtigen Takt, um zu erkennen, was in der Zeit galt, und durch welche Motive man auf die Einflußreichen wirkt, mußte Pierre Mege denn doch nicht sein, obgleich er in den Acten so dargestellt wird. Auch er selbst fühlte, daß durch Beistand der Frommen viel zu gewinnen sei, wenn er auch möglicher Weise nie den Tartüffe gesehen hatte. Um die Frommen und zunächst gewisse geistliche Brüderschaften auf seine Seite zu ziehen, hatte er öffentlich ein Testament gemacht, in welchem er die Dominicaner zu Aix zu seinen Erben einsetzte, doch unter der Bedingung, seinen Proceß fortzusetzen. Wollten diese die Erbschaft nicht antreten, ernannte er die Karthäuser in derselben Stadt, und wenn auch diese anständen, substituirte er die drei Spitäler von Aix.

Seine Absicht war, diese Brüderschaften so in sein Interesse zu ziehen, daß sie schon zu den Proceßkosten, die mit jedem Jahre bedeutend anwuchsen, beisteuern sollten. Aber die geistlichen Brüder wollten wol für ihn Zeugen werben und predigen, aber ihre Geldkasten nicht angreifen. Mit ihren feinen Gefühlsfäden witterten sie wol einen Ausgang, welcher ihren Wünschen nicht entsprechen dürfte. Dies war jedoch schon lange vor dem ersten Erkenntniß geschehen.

Mit minderer Vorsicht und mit andern Augen sahen einige Laien in Toulon die Sache an. Als man eine vortheilhafte Wendung für den Prätendenten voraussah, hielt man es der Mühe werth, sich genauer nach den Vermögensumständen der Familie Caille umzuthun und auszurechnen, auf wie viel der Erbe, im glücklichen Falle zu rechnen hätte. Es war ein ansehnlicher Güterconplerus, der die Mühe einer wenn gleich kostspieligen Speculation lohnte.

Zwei angesehene Einwohner von Toulon, beide Väter mannbarer Töchter, warfen zu gleicher Zeit ihre Augen auf den Prätendenten; ein Herr Garnier, Gerichtsrath und der Arzt von der Marine, Serry. Beide stellten ihre Kräfte zur Disposition des jungen Herrn von Caille, warfen sich zu Führern seines Processes auf und zogen mit allen Verwandten und Freunden ihm zu Hülfe; auch mit ihren Töchtern. Der Prätendent hatte die Wahl. Mademoiselle Garnier, wie Mademoiselle Serry spielten die Verliebten. Beide Rivalinnen scheuten sich nicht, ihn im Gefängniß zu besuchen und öffentlich ihm Blumensträuße zu übersenden. Auch hierbei verrieth Pierre Mege Schlauigkeit igenug. Er ließ nie die Eine merken, wie weit die Andere seine Gunst erobert habe. Wurde eine der jungen Damen gemeldet, so steckte er schnell das Bouquet an die Brust, welches er von ihr zugesandt bekommen, und wußte, wenn etwa ein Argwohn aufstieg, daß die Andere begünstigter sei, demselben durch spöttische Bemerkungen über sie die Wurzel abzuschneiden. Er konnte es mit gutem Gewissen, denn auch der Gefangene rechnete täglich mit kluger Erwägung aller Umstände ab, welche Partie ihm den meisten Vortheil bringen dürfte.

Die jungen Damen waren so eifrig für ihren Prä-

tendenten, so begeistert vom Gedanken, ihrem bürgerlichen Stande entrückt, Edeldamen, die Gattinnen eines der ersten Seigneurs der Provinz zu werden, daß sie sich zu Opfern verstanden, welche der weiblichen Eitelkeit am schwersten fallen. Ihre Ringe, Armbänder, ihre Ohrgehänge, ihre Halsketten, ihren ganzen Schmuck opferten sie willig hin. Sie wurden versetzt, verkauft zu den Proceßkosten.

Der Prätendent zauderte mit der Entscheidung. Garnier war der Feder mächtig, er ging nach Aix und arbeitete hier, in Gemeinschaft mit einem Abbé, eine sehr weitläufige Schrift für seinen Günstling aus. Aber sie war zu heftig, sie enthielt zu viel Injurien, sie konnte der Sache schaden. Der Prätendent und seine andern Freunde verwarfen sie. Auch hatte er ausgemittelt, daß Serry mehr reelles Vermögen als Garnier besaß; dies war für den Augenblick nöthiger als die gespitzte Feder des Juristen. Garnier bot zwar alles Mögliche auf, um seinen Rivalen zu überbieten, aber der Prätendent erklärte jetzt entschieden seine Willensmeinung. Er verleugnete das von Garnier eingereichte Memorial und erklärte, daß er keinen andern Fürsprecher, so vor Gericht als vor dem Publicum, anerkenne, als Herrn Silvani, welchen Serry ihm zugewiesen hatte. Garnier mußte stumm zurücktreten und seine Verluste verschmerzen. In eine höhere Sphäre erhoben, konnte Pierre sich jetzt auch seiner bisherigen Genossen und Unterhändler, Silvy's, Carbonnels und Clarons entledigen. Wie er dies möglich machte und mit welchen Opfern, wird uns nicht gesagt.

Alles wurde jetzt besser organisirt, die Zeugen wurden militairisch eingetheilt, sie erschienen an der Spitze ihrer Pfarrer, des Pfarrers von Rougon, des Priors

von Caille. Es waren neue Kreuzzüge der Gläubigen und Bekenner gegen die heimlichen Ketzer. Man denke, daß dieses Schauspiel auf demselben französischen Boden spielt, zur selben Zeit, wo die Gläubigen in den Cevennen den Camisards blutige Schlachten lieferten. Da wurden mächtige Feuer angezündet, ein mit schwarzen Lumpen umhangener Strohmann herbeigeschleppt und mit Jubel in die Flamme geworfen. Das Volk schrie: Da brennt Rolland!

Manosque selbst war zum Haupttummelplatz des Fanatismus erwählt; es war hier zu gut von den Kanzeln herab vorgearbeitet worden. An allen Ecken, an den Kirchthüren waren Zettel angeschlagen mit der Betheuerung für das Volk: der Prätendent sei der junge Herr v. Caille und er stehe unter dem unmittelbaren Schutze des Königs und der Religion, was auch der lügnerische Herr Rolland dagegen vorbringen möge. An den Kirchthüren stand es; sollte es das Volk nicht glauben? Eines Tages, als der Referent des Processes, Boyer d'Aiguille, bekanntlich für die Sache des Gefangenen eingenommen, das Verhör der Zeugen leitete, brach die Volkswuth gegen Rolland in einer Art aus, daß er besorgte, sie würden ihn in seiner Gegenwart zerreißen. Er mußte ihn durch Gerichtsdiener in Sicherheit bringen lassen.

Manosque, die Stadt, wo er geboren, erzogen war, wo Tausende ihn kennen mußten, Manosque hatte den Prätendenten anerkannt; welches Gewicht mußte das in der ganzen Provinz der Sache geben! Wer konnte noch mit gutem Gewissen es wagen, gegen ihn aufzutreten, welcher Furchtsame, der die Volkswuth mehr fürchtete als das Gewissen, mochte sich jetzt zudrängen, um die Wahrheit zu verkünden? Der Eifer, mit dem man das Zeu-

genverhör betrieb, erhielt auch bei den Zeugen die Hitze, zu bekennen. Es war Gottes-, es war Volkssache. Der Abbé Lardeiret, derselbe, welcher mit Garnier das injuriöse Memorial ausgearbeitet, der aber vom Prätendenten nicht beseitigt war, „weil er keine Tochter zu verheirathen hatte", wie Pitaval sagt, leitete es im Stillen, er stand an der Thür der Gerichtsstube und ermahnte die Zeugen, Alles wohl zu berichten, wie man es ihnen gesagt.

Dennoch fiel der Beweis nicht ganz so aus, wie die Verbündeten nach solchen Vorbereitungen erwarten durften. Selbst in Manosque erklärten zwei Edelleute ihn für einen Betrüger, 86 Zeugen erkannten ihn nicht für den Herrn v. Caille, nur 45 versicherten es.

In Rougon erkannten ihn 13, dagegen erkannten ihn nicht 35 Zeugen.

In Caille sprachen zu seinen Gunsten vier Zeugen, 13 wollten nichts von ihm wissen.

Von den 394 Zeugen, die er im Ganzen für sich abhören lassen, versicherten 110, er sei der Sohn des alten Herrn v. Caille, oder sie glaubten es wenigstens. Zwei erklärten ihn für einen Betrüger. Fünf versicherten, er sei nicht Pierre Mege, fügten aber hinzu, sie hätten diesen seit 16 bis 18 Jahren nicht gesehen. Fünf hatten sagen hören, er sei nicht Pierre Mege. Vier sagten, sie hätten einen Pierre Mege gekannt, dieser aber sei es nicht. Mehr als 250 erkannten ihn nicht für den Sohn des Herrn v. Caille.

Das quantitative Resultat blieb bei solchem Falle immer ein zweifelhaftes, es kam auf den qualitativen Werth der Zeugen an, und da ergab sich, daß unter den ihm günstigen 18 Straßenbettler waren, sechs übelberüchtigte Leute, ein entlaufener Kapuziner, dem sein

Kloſter verfolgte, und 19 Perſonen, welche die Obrigkeit vigiliren ließ. Der Mehrzahl der Uebrigen ließ ſich in dem einen oder andern Punkte nachweiſen, daß ſie falſches Zeugniß abgelegt hatten.

Aber die Ammen!

Die Ammen waren Zeugen wie die andern Zeugen. Die völlige Unglaubwürdigkeit ihrer Ausſagen ward für das Gericht durch verſchiedene erwieſene Unrichtigkeiten und Widerſprüche dargethan.

Ein alter Herr Bourdin, Großvater und zugleich Großoheim der ausgewanderten Caille'ſchen Eheleute, längſt todt, als der Proceß begann, hatte zu ſeinem Privatgebrauch ein Buch gehalten, in welches er alle Begebenheiten ſeiner Familie einſchrieb. Außer den Geburtstagen ſeiner Urenkel, hatte er auch die Namen ihrer Ammen, den Tag, wo ſie den Dienſt angetreten, und ihren Lohn eingetragen. Nach dieſem Notizbuch war Iſaak von Caille am 19. November 1664 geboren, auch war es richtig, daß er nach und nach fünf Ammen gehabt und von denſelben geſäugt worden. Aber weder die Namen dieſer Ammen, noch die Zeit, wo ſie eingetreten waren, ſtimmten mit den Angaben der Zeuginnen, welche den jungen Iſaak von Caille geſäugt haben wollten. Außerdem ergaben ſich vielfache Widerſprüche und Unmöglichkeiten aus ihren Ausſagen, wenn man ſie mit andern ermittelten Thatſachen verglich.

Louiſe Mourette, die Tochter der angeblichen erſten Säugamme, wollte des jungen Caille Milchſchweſter ſein. Sie behauptete, nur ein Jahr im Alter von ihm verſchieden geweſen zu ſein. Sie ſelbſt gab ſich als höchſtens 33 Jahre alt bei der Zeugenabgabe an; ſie hätte danach 1668 geboren ſein müſſen, was mit der Angabe des Prätendenten, der 1670 das Licht der Welt erblickt

haben wollte, so ziemlich stimmte. Unglücklicher Weise für sie fand man aber ihren Taufschein, sie war schon 1659 geboren. War die Angabe des Prätendenten über sein eigenes Geburtsjahr die richtige, so war sie bei seiner Geburt schon ein 11jähriges Kind; war Bourdin's Notiz richtig und der junge Caille 1664 geboren, so war sie damals etwa fünf Jahre alt. In beiden Fällen konnte sie nicht füglich seine Milchschwester sein.

Esprite Martins Zeugniß war seiner Zeit das wichtigste und am allercharakteristischsten gewesen, weshalb wir es ganz mittheilten. Aber näher betrachtet, strotzte es von Unwahrheiten. Als sie (1701) ihr Zeugniß ablegte, war sie 47 Jahre alt. Sie wollte den Prätendenten vor 30 Jahren gesäugt haben. Wenn er aber 1664 nach Bourdins Notiz geboren worden, so war der junge Herr v. Caille 1701 grade 37 Jahre alt; vor 30 Jahren also wäre er schon 7 Jahre alt gewesen, wo man nicht mehr gesäugt zu werden pflegt. Gesetzt aber, sie hätte sich in den vor 30 Jahren geirrt, so war sie doch 47 und er 37 Jahre alt, sie hätte ihn also im Alter von 10 Jahren genährt und entwöhnt, was auch nicht vorzukommen pflegt. — Sie erzählte von einer Wunde ihres kleinen Säuglings am Knie, davon noch die Narbe zu sehen, welche der Arzt, Herr Gandevay, geheilt habe. Aber dieser Arzt bekundete, daß er den Sohn des Herrn v. Caille nie in der Cur gehabt.

Daß sich hierdurch, wie durch andere ähnliche Widersprüche augenscheinlich offenbart habe, wie Pitaval sagt, daß diese Zeugin eine der boshaftesten Weibsbilder gewesen, möchten wir nicht unbedingt unterschreiben, denn auch Irren ist menschlich, namentlich bei der Erinnerung an Vorgänge aus der alten Zeit. Er berichtet uns auch nichts davon, daß Esprite Martin und die andern Am-

men wegen falschen Zeugnisses zur Untersuchung gezogen worden, sodaß wir dem Glauben mögen Raum geben, daß auch hier der Wahn der Intrigue in die Hand gearbeitet habe. Denn darf man glauben, daß Frauen aus demselben Orte sich fälschlich für Ammen des jungen Caille ausgegeben hätten, ein Factum, dessen Unwahrheit so leicht, so unmittelbar ermittelt werden konnte? Der Richter mochte, der Widersprüche wegen, in welche die fünf Zeuginnen verfielen und bei der Ermittelung einer anderweitigen Wahrheit, die der Evidenz nahe war, über ihre Aussagen, als auf Trug oder Selbsttrug beruhend, fortgehen; daß die fünf Ammen selbst aber sammt und sonders fälschlich vorgeschoben worden, wie unser Gewährsmann annimmt, ohne den Beweis zu liefern, geht über unsern moralischen Glauben und wird uns durch das Notizenbuch des alten Bourdin, der sich auch in den Namen, nach damaligen aristokratischen Begriffen so unbedeutender Personen geirrt oder verschrieben haben könnte, nicht erwiesen. Daß ihre Aussagen ohne Gewicht sind, weil sie in wesentlichen Bestimmungen grobe Irrthümer begingen, weil sie sich vom Wahn, von Vorliebe, von dem allgemeinen Drange zu zeugen, fortreißen lassen, vielleicht auch weil sie bestochen waren und zum Complott gehörten, müssen wir annehmen: daß unter ihnen aber auch keine einzige gewesen, welche mit einer der wirklichen fünf Ammen des kleinen Caille identisch gewesen, und keine von ihnen ihn an ihrer Brust gehabt, streift ans Unwahrscheinliche, ans Unglaubliche und in dem Mitgetheilten fehlen die Beweise dafür. Pitaval geht mit Widerwillen und Ueberdruß über die weitere Beleuchtung der Aussagen der „übrigen vorgeblichen Säugammen" hinweg, weil man aus den angeführten Beispielen auf den Gehalt der übrigen schließen

könne, und läßt bei dieser Gelegenheit sein Herz über die schwierige Aufgabe in den Worten aus: „Wir würden ganze Bände schreiben müssen, wenn wir alle die Beweise entwickeln wollten, die sich in den weitläufigen Acten davon finden, daß nicht nur die Zeugen, welche für den Betrüger aussagen wollten, falsche Zeugen waren, sondern daß auch die meisten unter ihnen ihre Lection so schlecht gelernt und ihre Erdichtungen so ungeschickt zusammengefügt hatten, daß ein Theil darthat, der Gefangene könne nicht der Herr von Caille sein, ein anderer aber außer Zweifel setzte, daß es nur Pierre Mege sein könne."

Honorade Venelle's Benehmen und ihr Zeugniß benehmen den letzten Zweifel über die Identität des Prätendenten und des Galeerensoldaten Pierre Mege.

Sie hatte sich still und verborgen gehalten während des ersten Theils des Processes. Zum Mitspielen bei seinem Betruge fühlte sie sich nicht geneigt; ebenso wenig fühlte sie sich gedrungen, als Zeugin, d. h. als Anklägerin gegen ihn aufzutreten; sie überlieferte dadurch den Gatten der schmählichsten, vielleicht einer Leibesstrafe. Selbst als der Proceß sich zu seinen Gunsten zu wenden schien und die Provinz schon seinen Triumph feierte, verhielt sie sich ruhig. Man weiß nichts davon, daß sie ihn mit Bitten anging und Antheil an seinen Glücksgütern verlangt. Aber als er auch ihre Rechte antastete und sich mit einer Andern verheirathete, als sie einsah, daß sie, in Folge der großen Lüge, aus einer Ehefrau zu einer verlassenen Concubine herabsank, wenn sie länger schwieg, erwachten die natürlichen Gefühle des gekränkten Weibes. Auch da fragte sie noch, zur Beschwichtigung ihres Gewissens, bei achtbaren Personen nach, was sie zu thun, was zu lassen habe, und erst als Alle darin

einſtimmten, ſie dürfe nicht länger ſchweigen, ohne ſich einer Mitſchuld an dem Verbrechen ihres Mannes theilhaft zu machen, trat ſie auf, ſprach und klagte.

So Honorade Venelle; anders handelte Madelaine Serry. Obwol das Parlament zu Paris nach der Caſſation des Urtheils des Parlaments von Aix die Klage Honoradens gegen das neue Ehebündniß ihres Gatten angenommen und beſchloſſen, die Entſcheidung mit der in der Hauptſache zuſammen zu geben, ja unterm 8. Juli 1711 ſchon eine vorläufige Verfügung erlaſſen hatte, nach welcher der Angeſchuldigte ferner in den Acten nicht mehr „Sohn des Herrn v. Caille", ſondern nur „vorgeblicher Sohn des Herrn von Caille" genannt werden ſolle, ließ Madelaine Serry doch nicht von ihrem einmal gewonnenen Ehegatten und dem vornehmen Titel ab, ſondern lebte mit ihm, nach wie vor, im Verhältniß von Mann und Frau. Pitaval tadelt dies, denn ſie hätte nicht mehr im Irrthum oder Unwiſſenheit ſich befinden können; und wenn, ſo hätte ſie, des Anſtands halber, ſich bis zur endlichen Entſcheidung des ehelichen Umgangs mit dem Angeſchuldigten enthalten ſollen. Die Frage gehört nicht vor das Forum des Rechts; wir zweifeln aber, ob alle Leſer, vom Standpunkte der Moral oder auch nur des moraliſchen Scheines, Pitavals Anſicht theilen, und ob ſie nicht grade Madelainens Benehmen billigen werden, wenn ſie, auch durch dieſen Schein von Glauben und Vertrauen, die Rechte des Mannes, der ihr einmal wirklich angetraut war, bis auf den letzten Augenblick zu vertheidigen, und vor dem Publicum aufrecht zu erhalten unternahm.

ben, auch dies darf ihn heben. Seit derselben Zeit ist eine eigene Universität errichtet; früher waren die Norweger genöthigt, in Kopenhagen zu studiren. Sie ist nicht nach dem alten Muster der Deutschen Hochschulen, auch dürfte noch vieles geschehen, ehe sie einen bedeutenden Rang unter ihren Schwestern einnähme. Einer der Mitredigenten der Verfassung und gegenwärtiges Mitglied des Storthings, Professor Steenbock, ist Lehrer an derselben. Der botanische Garten erfreut sich einer besonders thätigen Leitung, und die reizende Aussicht, welche er auf Stadt und Hafen von dem terrassirten Thale aus gewährt, macht ihn zu einem der beliebtesten Spaziergänge. Wer sollte an Norwegen denken, wenn er hier am Spalier in freier Luft die Aprikose sich röthen, und den Gärtner gesehen, wie er mit wohlgefälliger Miene die grüne Traube hob, welche bei der milden Witterung zu reifen versprach. Es war der dritte August. Wir fanden die Luft meist dick und schwer, alles athmete Wachsthum; der mannigfach gefärbte Thonschiefer der Felsen, bröckelig wie ich ihn nirgend gesehen, ist ein natürlicher Dünger der Felder, welcher, in einer

Endlich, am 17. März 1712, erfolgte ein Arrêt des pariser Parlamentes, in Kürze des Inhalts:

„Daß der Galeerenſoldat, vorgeblicher Herr v. Caille, keineswegs Iſaak le Brun von Caſtellane, Sohn des Scipio le Brun von Caſtellane u. ſ. w. ſei, ihm auch aufgegeben worden, bei 1000 Livres Strafe, ſich fernerhin ſo zu nennen, oder den Herrn und die Dame Rolland, ſowie den Herrn v. Tardivy im Beſitz und Genuß der von beſagtem Scipio von Caſtellane und ſeiner Gattin hinterlaſſenen Güter zu beunruhigen. So oft er ſich dieſes ihm nicht zukommenden Namens in den Acten oder andern Documenten bedient habe, ſolle derſelbe von Amtswegen ausgeſtrichen werden.

„Daß ferner beſagter Galeerenſoldat gehalten ſei, den Herren Rolland und Tardivy die von den Gütern des Herrn v. Caille gezogenen Nutzungen und Einkünfte wieder zu erſtatten, auch alle Schäden und Verminderungen ihnen zu erſetzen.

„Daß die zwiſchen Pierre Mege, unter dem Namen Andreas le Brun von Caſtellane und Madelaine Serry am 7. Auguſt 1706 geſchloſſene Eheverbindung als geſetzwidrig für null und nichtig zu erklären.

„Dagegen Honorade Venelle, bei ihren Rechten, als Pierre Mege's Ehefrau zu ſchützen; demnach aber nicht gezwungen ſei, ihrem Ehemann in ſeine Wohnung zu folgen, noch ihm den Genuß ihres Vermögens zu überlaſſen.

„Daß demnächſt Pierre Mege (der natürlich zu allen Koſten verurtheilt ward) in das Parlamentsgefängniß zur Haft zu bringen und die Unterſuchung über ſein Verbrechen der Vielweiberei zu eröffnen."

Zugleich wurden alle vom Parlamente zu Aix wider verſchiedene Perſonen erlaſſene Decrete für null und

nichtig erklärt, und somit auch die gegen Rolland dort verfügte Untersuchung.

Das Arrêt war nach einem Gutachten abgefaßt, welches der damalige Generalprocurator d'Aguesseau, der nachmalige Kanzler von Frankreich, entworfen hatte. Seine Meinungen galten damals schon für Orakelsprüche.

Procesſe dieſer Art gehören, wie die von Martin Guerre, dem Ziegelbrenner, und dem Herrn von Pivardière, einer abgeſchloſſenen, geſchichtlichen Vergangenheit an, in die uns zu verſetzen, mit unſern heutigen Rechtsbegriffen ſchwer fällt. Sie ſind, wie ſchon angedeutet, die Ausläufe der großen mittelalterlichen Staatsproceſſe von den Pſeudo-Waldemars, Sebaſtians, Demetrius ꝛc. Es gehörte nicht allein der ganze Feudalnexus, die ins Volksblut tief eingedrungenen Legitimitätsbegriffe, der Klang tönender Namen, ehrwürdiger Erinnerungen dazu, ſondern auch der blinde Glaube, der die Kritik erſetzte, die Luſt am Wunderbaren, die Roheit der Zeit und der Mangel an geiſtigen Vertriebsmitteln. In einem Lande mit Zeitungen, die bis in die Dörfer geleſen werden, wären ſolche Proceſſe unmöglich. Der letzte hiſtoriſche Fall der Art war der falſche Peter III., der doch auch nur in den aſiatiſchen Steppen unter den Nomadenvölkern den Glauben fand, welchen ſelbſt der größere Theil des europäiſchen Rußlands ihm verweigerte. Im bürgerlichen Leben kommen die letzten Fälle in Frankreich vor, wohlverſtanden aber auch da nur im mittäglichen, wo die italieniſche Sonne das Blut heißer und ſchneller pulſen macht, wo der patriotiſche Aufſchwung zur raſenden Wuth und ſpaniſchen Mordluſt treibt und die religiöſe Gluth ſo oft zum Fanatismus wurde, von den Zeiten der albigenſer Kreuzzüge an bis zu den Camiſarden, den

Dragonaden Ludwig's, dem Märtyrertode Jean Calas' und den letzten Reformirtenverfolgungen in Nimes.

Nicht Alles ward in diesem Falle aufgeklärt; namentlich nicht die Grenze zwischen dem Betruge und der Selbsttäuschung scharf gezogen. Doch das ist nicht die Aufgabe der Justiz. Wir dürfen annehmen, daß die letztere mitgespielt, wenngleich Pitaval, ein sehr trockener Vernunftsmann, von dieser psychischen Verirrung, die ihm selbst unbekannt ist, nichts erwähnt. Der Proceß als Ganzes wäre von großem, romanhaftem Interesse, wenn nicht der Wust von Details es hie und da schwer zu genießen machte, ja er gäbe, wenn die Dichtung in letzterem lichtete und die historischen Züge in dem warmen Lichte der Poesie spielen ließe, wie von selbst eine vollendete Periode ab zu den vielfachen Legitimitätsromanen, wo die innere Stimme den rechten Erben im schlichten Kittel instinctmäßig erkennt.

Noch ist anzuführen, daß, als Pierre Mege in das Gefängniß gebracht wurde, seine gewesene Frau, Madelaine Serry, wider diesen Parlamentsspruch rechtlichet Gehör verlangte. Ihrem Gesuch mußte gewillfahrtet werden, der Proceß aber war bis zu dem Tage, wo Pitaval diesen Fall für seine causes célèbres bearbeitete, noch unentschieden. Doch verzögerte dieser Zwischenfall die Strafe, welche ihrem gewesenen Gatten unfehlbar drohte, sie verzögerte dieselbe, bis sie ihn nicht mehr ereilen konnte. Pierre Mege starb im Gefängniß.

John Sheppard.

1724.

Der kühnste Dieb, den London je gesehen, war Jac Sheppard. Sein Lebenslauf war kurz; erst 22 Jahre alt, hatte er ihn 1724 schon vollendet, sein Angedenken ist von längerer Dauer; es lebt noch heute im Volke, in der Criminalistik und in der Literatur. Wir fanden ihn erwähnt bei dem jüngsten Mordfall, an Lord Russell begangen; ein vielgelesener Roman von Ainsworth hat ihn zum Helden; der berühmte und berüchtigte Diebesfänger, Jonathan Wild, übte lange vergeblich seine Kunst an ihm; noch wird im Gefängniß zu London die Stelle gezeigt, wo er ausbrach, und will man einen geschickten Wagehals bezeichnen, für den kein Schloß und Riegel zu fest ist, sagt man: ein anderer Jac Sheppard.

Er stand oft vor Gericht. Aber die Criminalprocesse gegen ihn, in der Regel kurz, waren von keiner besondern Merkwürdigkeit, ebenso wenig als die vielen Processe gegen die Highwaymen; für uns hat er indeß Bedeutung als Repräsentant einer großen Gaunerclasse der englischen Hauptstadt, der durch Geschick, Witz, Verwe-

genheit und ein seltenes Glück in den allergefährlichsten Fluchtversuchen sich, ein halber Knabe noch, über seine Jahre erhob, und einen Namen sich erworben, der der englischen Sittengeschichte angehört. Die Dichtung, wenn man ihr diesen Namen geben will, hat ihn in der Art behandelt, wie sie so oft Räuber zu Helden erhob; unsere Aufgabe ist es, diesen geborgten Lustre abzustreifen und die Wirklichkeit, welche aus den erhaltenen Actenstücken sehr deutlich erhellt, wieder herzustellen. Auch da bleibt noch des Ungewöhnlichen viel übrig, und das natürliche Bedauern, daß solche außerordentliche Kraft keine andern Wege, sich für das Gemeinwohl zu äußern, fand.

Alle seine Diebstähle, Einbrüche, Straßenanfälle aufzuzählen, liegt außer unserm Zweck; seine Bedeutung erhält er erst durch sein Ende, zu dem wir deshalb in möglichster Kürze hinübereilen wollen.

Am Strande wohnte ein wohlhabender Tuchhändler, William Kneebone. Im Sommer 1724 erhielt er die heimliche Warnung, daß gefährliche Diebe in seinen Laden einzubrechen beabsichtigten. Solche Warnungen kamen nicht selten vor, zuweilen waren es nur Mystificationen, hinter denen sich andere Absichten verbargen, zuweilen verrieth ein unzufriedener Spießgesell seine Gefährten. Kneebone traf seine Maßregeln. Er ließ seine Leute im Hause wachen, die verkappten Wächter patrouillirten auf der Straße. Es blieb still, die Diebe waren gewarnt. Dennoch glaubte gegen Morgen die Magd ein Geräusch an der Thür und die Worte zu hören: „Ist's heute nicht, so ist's ein ander Mal!" und die Diebe liefen fort.

Aber sie kamen, als man des Wachens überdrüssig war, nach 14 Tagen wieder. Morgens am 13. Juni

fand Kneebone seinen Laden erbrochen. Zwei dicke Eichenstangen an der Hinterthür waren durchschnitten, eine mit drei Riegeln und starkem Vorhängeschlosse verwahrte Thüre war gesprengt, und außer andern Gegenständen von Werth, war der größere Theil des Tuchvorraths ausgeräumt. Im Hause hatte Niemand das geringste Geräusch gehört.

Ein so kühner Diebstahl konnte so geschickt, so in der Stille nur von einem Diebe ausgeführt sein — von Jac Sheppard. Kneebone hatte noch andere Gründe, auf ihn zu rathen. Er wandte sich an den berühmten Diebesfänger, Jonathan Wild, der diesmal mit großer Bereitwilligkeit und Schnelle ans Werk ging, die bekannte Concubine Sheppards, Edgeworth Beß, in einer Branntweinkneipe aufgriff und ihr mit Drohungen so hart zusetzte, bis sie den Aufenthalt ihres Geliebten verrieth. Er ward schon am folgenden Tage von Jonathans Diener, dem uns bekannten Quilt, überrascht. Zu seinem Misgeschick versagte die Pistole, welche er auf Quilts Brust abdrückte; er ward überwältigt und in den unterirdischen Kerker von New-Prison gesetzt, wo er schon am andern Tage nach seiner Verhaftung ein vollständiges Bekenntniß aller seiner Verbrechen ablegte. Ein großer Theil derselben war schon aus frühern Verhören bekannt; waren doch sein Leben und seine Thaten bereits stadtkundig.

John Sheppard (Jac genannt) war der Sohn rechtschaffener Aeltern, 1702 geboren. Nachdem sein Vater, ein Zimmermann, früh gestorben, suchte seine Mutter ihm und seinem ältern Bruder, Thomas, eine möglichst gute Erziehung zu geben, hatte aber wenig Freude an beiden Söhnen. Ein Freund des verstorbenen Sheppard, derselbe Tuchhändler Kneebone, den er nachher bestahl, nahm sich Jacs an, er nahm ihn zuerst in seinem eigenen Hause auf, lehrte ihn selbst schreiben und rechnen

und brachte ihn dann beim Zimmermeiſter Wood in die Lehre.

Er führte ſich hier zuerſt gut auf, aber beim Beſuch der Alehäuſer gerieth er in ſchlechte Geſellſchaft, und die Liebſchaft mit einer öffentlichen Dirne, Edgeworth Beß, verdarb ihn gänzlich. Indeß liebte er dieſe verworfene Perſon mit einer faſt ritterlichen Zuneigung und Aufopferung, was auf einen beſſern Grundcharakter ſchließen ließe. Er fing an zu ſtehlen, nicht für ſich, ſondern für ſie, und wenn er auch mit einer ganzen Schar anderer Geliebten ſpäter ſein ausgelaſſenes Leben trieb, bewahrte er ihr doch eine Treue, die bis in den Tod dauerte.

Er ſtahl und brach ein. Der Verdacht traf ihn, aber durch Keckheit und offenes Weſen wußte er ihn mehrmals zu entfernen. Mit ſeinem gutmüthigen Lehrherrn, der ihn unter Thränen warnte, trieb er ſein Spiel. Wenn dieſer den Herumtreiber Nachts ausſchloß, fand er ihn zu ſeiner Verwunderung des Morgens ruhig in ſeinem Bette ſchlafen. Schon war ihm die Kunſt, durch alle Thüren zu dringen, eine Kleinigkeit. Endlich überwarfen ſich Beide ernſtlich; der Meiſter war eines ſolchen Lehrlings, der ſich ſogar an öffentlichen Orten gegen ihn vergriff, wenn er ihn liebevoll zur Rede ſtellte und warnte, und er der väterlichen Zuchtruthe und des regelmäßigen Lebens überdrüſſig.

Ein ſo kühner Geſell, von liebenswürdigem Aeußern, von tollem Wageſinn, von geſchickter Hand und ein ausgelernter Zimmermann, war den Gaunern, mit denen er nun Gemeinſchaft ſchloß, Blueſkin, Field, Doling, Sickes, ein willkommener Bruder. Gehörte doch ſein eigener Bruder, Thomas Sheppard, ſchon zu dieſer

Bande, die einen Ruf in den Straßen und Tavernen hatte.

Mit dem October 1723 fing ihr gemeinschaftliches Geschäft an — also nur ein Jahr einer Thätigkeit, die ihm einen unsterblichen Namen verschaffte! Diese Gemeinschaftlichkeit hinderte übrigens nicht, daß nicht ein Jeder auf seine Hand und für sich allein thätig war, ja daß nicht Einer den Andern bestahl und angab.

Jac war indeß immer der Großmüthige, der freigebig fortschenkte und für sich den geringsten Antheil behielt. Einst brach er mit seinem Bruder in ein Wirthshaus ein, voraus bedungen war gleiche Theilung; da aber Thomas nachher ein verdrießliches Gesicht machte, überließ ihm Jac das Ganze. Züge der Art, als sie bekannt wurden, erhöhten seinen Ruf. Einen wahrhaft ritterlichen Anstrich gewann er aber und ward der erkorene Liebling aller Dirnen der Straße, als er einst seine Beß, die eingesperrt worden, mit Gewalt befreite, indem er den Büttel niederschlug und die Gefängnißthür sprengte.

Tom Sheppard vergalt später seinem Bruder jene Großmuth in schlimmer Weise. Nach einem andern gemeinschaftlichen Einbruch ergriffen, verrieth er, in der Hoffnung, als Königszeuge zugelassen zu werden, den Bruder. Jac entwich, aber ein anderer Bundesgenoß, James Sikes, überlieferte ihn, während er ihn als Gast zum Trinken eingeladen, den Constablers. Solcher Verräthereien hat Jac sich nie schuldig gemacht.

In das Rundhaus von St. Giles gesperrt, zwei Stock hoch, machte er seinen ersten, glücklichen Versuch zu entfliehen. Nur mit seinem Rasirmesser und dem Eisen versehen, das er aus einem Stuhl entnommen, brach er durch die Giebelwand, und ließ sich an dem mit den Bettdecken zusammengeknüpften Betttuche in

den Kirchhof hinunter. Innerhalb zwei Stunden war er als Gefangener eingebracht und schon entflohen.

Später wegen eines leichten Vergehens — sein Gefährte wollte an einem schönen Maiabend einem Gentleman die Uhr ausziehen und entfloh, als der Gentleman Diebe! rief, und Jac wurde ergriffen — in das Rundhaus von St. Anna gebracht, erhielt er einen Besuch seiner geliebten Beß. Da auch sie verdächtig war und man Beide für Mann und Frau hielt, wurden sie zusammen nach New Prison gebracht und dort eingesperrt. Man vergönnte ihnen, Freunde zu empfangen, die ihn heimlich mit allen Werkzeugen, die zur Flucht nöthig sind, versahen. Es war seine zweite, gefährlichere Flucht.

Beide lagen in dem festesten Gefängnißzimmer, Sheppard in Ketten und Schlössern von 14 Pfund Gewicht. Aber schon fünf Tage nach seiner Gefangennehmung, am 25. Mai, es war der Pfingstmontag, hatte er seine Ketten durchgefeilt. Er brach durch die Mauer, und mit ungewöhnlicher Kraft und Geschick löste er eine Eisenstange und zugleich einen neun Zoll dicken Querbalken, welche das Fenster von außen barrikadirten. Aber die Tiefe bis zum Boden betrug noch 25 Fuß. Auch hier wurden Betttuch und Bettdecke zusammengeknüpft, an eine der noch festen Eisenstangen befestigt, und Beß mußte zuerst hinunter. Sie war sehr wohlbeleibt und die Oeffnung schien zu schmal. Sie mußte Rock und Unterrock ablegen und zwängte sich mit großer Mühe hindurch. Als sie unten war, folgte ihr Sheppard.

Hiermit war jedoch die Schwierigkeit noch nicht überwunden. Sie waren in den Hof des Gefängnisses von Newgate gestiegen, und eine Mauer von 22 Fuß Höhe trennte sie noch von der Straße. Glücklicherweise schlief

hier A...s und er hatte ſeine Werkzeuge mitgenommen. Stangen und Holz lagen da, und die Bohrer in ſeiner Taſche wurden in Thätigkeit geſetzt, um eine Art Nothleiter anzufertigen. Um 2 Uhr Morgens war er an das Durchbrechen des Fenſters gegangen, und noch ehe es hell ward, war er mit ſeiner Gefährtin über die Mauer geklettert und in Freiheit.

Dieſe kühne Flucht allein hätte ihm in der londoner Gaunerwelt unſterblichen Ruhm gebracht. Seine durchfeilten Ketten werden noch ſammt der Leiter in dem Gefängniß aufbewahrt. Er galt jetzt für einen ſo ausgezeichneten Genius, daß auch ältere ſchon berühmte Galgenvögel (prig) es ſich zur Ehre rechneten, und für ſehr vortheilhaft hielten, unter ihm zu dienen. Unter Andern bewarb ſich um dieſe Gunſt ein gewiſſer Charles Grace, der als Grund anführte, er habe eine Geliebte, die außerordentlich viel brauche. Was er ſelbſt ſtehlen könne, reiche gar nicht aus zu ihren Bedürfniſſen. Jac nahm ihn ohne Umſtände an, nicht wie er ſagte, weil er Grace (Gnade) bedürfe, ſondern weil Grace ſeiner bedürfe.

Grace und Sheppard ließen ſich von dem Lehrling des Inſtrumentenmacher Carter, ihrem Genoſſen Lamb, in deſſen Haus einführen und brachen in der dort befindlichen Wohnung eines wohlhabenden Schneidermeiſters Barton mit großem Erfolg ein. Zu ſeinem Glücke hatte Barton in der Nacht ſich bei einem Punſchgelage gütlich gethan und ſchlief ſo feſt in Folge deſſen, daß er nichts von dem Einbrechen der Thüren und Schränke im eigenen Zimmer, wo er ſchlief, hörte. Er war um 1 Uhr in der Nacht zu Hauſe gekommen und hatte Alles voll und in Ordnung gefunden; um 4 Uhr Morgens weckte ihn ſeine Wirthin und er fand Alles leer und in Unord-

mildern Zone, Norwegen zu einem der ergiebigsten Länder machen würde.

Auch literarisch ist das neue Norwegen noch in seiner Kindheit, aber Lust und Wille sind vorhanden. War es doch bisher so eins mit dem regierenden Dänemark, daß die Schriftsteller, die hier geboren wurden, sich nur zu den Dänen zählten. Holberg war ein Norweger, Steffens ward sogar seiner Normannischen Muttersprache ungetreu und schrieb nur Deutsch. Indessen hat er während seiner neulichen Anwesenheit in Christiania unter andern auch durch eine begeisterte Rede bei dem von der Universität ihm zu Ehren gegebenen Gastmahl bewiesen, daß jene ihm nicht fremd geworden. Es zeigt von einer regen Nationaltheilnahme, wenn man eine Uebersetzung seines Novellencyklus, unter dem Namen Walseth und Leith bekannt, veranstaltet und die Subscription allein die Kosten deckt. Den oratorischen Schwung seiner Schilderungen in der einfachen Nordischen Sprache wiederzugeben, mag aber allerdings eine schwierige Aufgabe für den achtbaren Uebersetzer, Herrn Colban, sein. Sonst zeigt sich mehr die lyrische Poesie, angeregt durch das neuerwachte Nationalgefühl. Ein Herr Han-

nung. Der Verdacht fiel sogleich auf den Lehrling Lamb. Verhaftet, gestand er bald, und ward zur Deportation verurtheilt.

Der liebenswürdige, witzige Jac Sheppard ward von jetzt ab auch als furchtbarer Mann betrachtet. Mit geladenem Pistol hatte er Grace neben dem Bette des schlafenden Barton gesetzt, mit dem Befehl, wenn derselbe erwache und schreie, ihm die Kugel durch den Kopf zu jagen.

Die Beute war nicht unansehnlich; außerdem hatte Jac für sich eine sehr kostbare Kleidung mitgenommen, die er selbst für seinen Körper sich zurecht schnitt und nähte, um dem großen Vergnügen nachzugehen, als Gentleman durch Londons Straßen zu spazieren.

Mit seinen Genossen machte er im Sommer noch verschiedene Besuche in Häusern, hielt auch Kutschen und Spaziergänger an und wollte sich ausschütten vor Lachen, als der beraubte Attorney Pergitor vor der Jury einen seiner Gefährten als Den, welcher ihn persönlich angegriffen, bezeichnete, und ihn „einen großen, furchtbaren Kerl" nannte. „Meine kleine Person," rühmte er sich in den Tavernen, „war der große, furchtbare Kerl, der ihn in den Graben stieß; aber die Furcht hat ihn mit einem Vergrößerungsglase sehen lassen."

Zwischen den Verbündeten ward ehrlich getheilt, so ehrlich als möglich, und wenn nicht das besondere Interesse des Einen oder Andern dies unmöglich machte. William Field übernahm in der Regel das Geschäft, Jac sagte, weil er zu feig war, selbst zu stehlen, und das Geschäft des Hehlers und Theilers eine ansehnliche Rente abwarf.

Jac und Blueskin hatten für ihren Antheil sehr gute Geschäfte gemacht, es kam noch dazu der letzte Gewinn

aus dem Einbruch bei Kneebone, der oben erzählt iſt. Sie wollten ihre Güter nicht verſchleudern und einen guten Markt abwarten. Sie mietheten deshalb einen Stall in Weſtminſter zu ihrem Waarenhauſe. Hier wurden auch die bei Kneebone geſtohlenen Tücher niedergelegt. Aber Field ſchien dieſe Separatwirthſchaft als eine Beeinträchtigung ihres Societätsvertrages anzuſehen. Als ſie ihn dahin führten, damit er die Waaren beſähe und ſie ihnen zu gutem Preiſe für beide Theile abnehme, ſchwieg er. Die Waaren fand er gut, aber den Preis zu hoch. In der Nacht darauf brach er in den Stall und ſtahl das Geſtohlene.

Field that noch mehr, er war es, der Jac Sheppard bei Jonathan Wild angab. Ja noch mehr: er gab ſich ſelbſt fälſchlich als Mitſchuldigen beim Einbruch in Kneebone's Waarenlager an, um als Kronzeuge zugelaſſen zu werden, was auch geſchah. Das hatte Jac Sheppard ſich nicht im Traume einfallen laſſen. „Er wußte von alledem nicht eine Sterbensſylbe vorher!“ rief er erſtaunt aus. „Erſt am Tage darauf erzählte ich ihm Alles, wie es hergegangen. Wie konnte ich nur träumen, daß der Schuft einen ſo ſchändlichen Gebrauch von meinem Vertrauen machen werde!“

Und doch ward Jac Sheppard, auf Grund dieſes falſchen Zeugniſſes, von der Jury im Auguſt 1724 ſchuldig befunden und zum Tode verurtheilt. An der Wahrheit der Sheppard'ſchen Betheuerung mochten ſeine Richter nicht zweifeln, und ſein eigenes Bekenntniß bei der Verhaftnahme gegen Policeibeamte und Privatleute — er hatte auch gegen ſeinen Wohlthäter Kneebone reuig ſeine Verbrechen und ſeine Undankbarkeit eingeſtanden und die Schuld auf die Verführung böſer Leute geſchoben — konnte ihm nach den engliſchen Geſetzen wenig ſchaden,

insofern er darauf vor Gericht sich als nicht schuldig erklärte. Aber die strengen Formen der Gesetze, durch deren Lücken der Schuldige so leicht schlüpft, machen solche Mittel nothwendig. Wenn die Geschworenen die moralische Ueberzeugung hatten, daß ein falscher Zeuge vor ihnen auftrat, so hatten sie doch zugleich die moralische Ueberzeugung, daß Sheppard wirklich schuldig sei.

Indessen verzögerte sich der Befehl zur Hinrichtung, weil der Hof sich gerade zu Windsor aufhielt. Die Zwischenzeit ließ Jac nicht unbenutzt. Er hatte mit seinen Mitgefangenen einen neuen Fluchtversuch verabredet. Wie schlecht die Gefangenpolicei damals sein mußte, beweist der Umstand, daß die Gefangenen auch diesmal Besuche annehmen durften, daß selbst Jacs Concubine, Edgeworth Beß, die inzwischen freigelassen worden, Zutritt erhielt, und daß ihnen durch diese Personen alle möglichen Instrumente zugesteckt wurden.

Indessen änderten Jacs Mitgefangene, Harman, Cranley und Davids, ihren Entschluß. Um das klägliche Leben, welches ihnen bevorstand, wollten sie ihre letzten Kräfte nicht zu einem so anstrengenden Wagestück mit wenig Aussicht hinopfern. Sie ergaben sich für ihre Person in ihr Schicksal, aber vermachten als treue Kameraden ihrem Leidensgenossen Sheppard ihre Sprengfedern, Feilen und Sägen mit ihrem besten Segen.

Sie wurden an einem Freitag hingerichtet. Gleich nach ihrer Abführung machte Jac sich an die Arbeit. Er feilte den ganzen Freitag an seinen Ketten, auch am Sonnabend. Nur am Sonntag hielt er inne, nicht des Sabbaths wegen, sondern weil es an dem Tage in Newgate zu lebhaft war.

Montag am 30. Auguſt kam der königliche Befehl nach Newgate zur Hinrichtung John Sheppards und zweier anderer Verbrecher, Joſeph Wood und Anthony Upton. Der Tag war auf den nächſten Freitag angeſetzt.

Der Gefangenwärter hielt eine eindringliche Ermahnung an Jac Sheppard, die wenigen Tage, die ihm noch geſchenkt wären, wohl anzuwenden. Lächelnd rief er ihm zu: „O gewiß.“ Er bat, daß man ihn einige Zeit allein laſſe, um ſich mit ſeinem Mitgefangenen, John Fowles, noch über einige Privatangelegenheiten zu unterhalten.

In Newgate war ein Gitter mit ſtarken eiſernen Stangen, durch welches den Gefangenen mit ihren Freunden ſich zu unterhalten erlaubt iſt. Der Raum dort iſt dunkel, und aus dem innern, verſchloſſenen Theile deſſelben führen einige Stufen in das Armeſünderſtübchen. Alles war vorbereitet. Im günſtigen Augenblicke ſchlich Jac hinunter und feilte an einer der Stangen. Am Abende war ein Rendezvous mit einigen ſeiner Freundinnen verabredet. Im Schlafrock, von Fowles begleitet, machte er ſich an die letzte Arbeit. Die Eiſenſtange ward ausgebrochen. Dennoch blieb der Zwiſchenraum noch zu eng für einen ausgewachſenen Körper. Mit aller Anſtrengung zwängten die beiden Männer die Stäbe etwas auseinander. Fowles hob und ſtützte und ſchob Jacs Schulter und Kopf durch die Stäbe, dann zogen ſeine drei Freundinnen von außen, Fowles fließ von Innen nach, und glücklich kam er durch dies Gitter. Alles dies geſchah, während die Wächter unweit davon in der Halle zechten.

In einer Miethskutſche entkam er unverfolgt. Sie kreuzten dann die Themſe, um jede Spur zu verwiſchen

Noch mit dem Kettenringe an den Beinen, feierte er mit ſeiner Geliebten im Weißen Hirſch bei einem feſtlichen Schmauſe ſeine Befreiung und fand dann erſt Mittel, den Ring ganz loszuſägen. Im Wonnegefühl ſeines Glückes ſchlenderte er, am Arm ſeiner Beß, durch Londons erleuchtete Straßen und ſchien ſich wie ein Kind an allem Sehenswerthen zu freuen.

Doch kam am nächſten Tage ſchon einiger Ernſt über ihn. Er conſultirte mit ſeinem Freunde, dem Schlächter Page, über ſeine bedenkliche Lage, und Beide fanden es angemeſſen, London zu verlaſſen. Aber bei Page's Verwandten, in Northamptonſhire, wohin ſie ſich begaben, fanden ſie eine ſo kühle Aufnahme, daß ſie bald wieder nach London zurückkehrten.

Durch einen glücklichen Griff in ein Schaufenſter war Sheppard in den Beſitz von drei Uhren gekommen, die er aber nicht Zeit fand, zu verkaufen. Die Kunde ſeiner Entweichung hatte am Strande und um Drurylane unter den Bürgern, Kaufleuten nnd Ladenbeſitzern Angſt und Schrecken erregt. Welche Thür, welche Mauer war gegen Sheppard feſt genug? Kneebone ließ ſein Haus förmlich in Vertheidigungsſtand ſetzen und jede Nacht einen Haufen Bewaffneter einlagern; nicht ganz ohne Grund, denn Sheppard hatte hoch und theuer gelobt, er wolle ſich an Allen, die ihn verrathen, blutig rächen.

Alle Spürhunde waren daher gegen ihn losgelaſſen, und um der erſten Hitze der Verfolgung zu entgehen, zog er ſich mit Page aus London nach Finchley Commons zurück. Doch auch hier ward er bald entdeckt, denn es war jetzt zur Ehrenſache der Kerkermeiſter von Newgate geworden, das Gerücht durch die That zu

widerlegen, daß ſie es geweſen, welche ihn entkommen laſſen.

Ein Trupp wohlbewaffneter Häſcher machte an einem Septembertage, theils in einer Kutſche, theils zu Pferde, ſich auf den Weg und beſetzte die ganze Umgegend. Zwei Schlächter ließen ſich auch nach einigem Warten ſehen, in blauen Kitteln und weißen Schürzen, es waren Sheppard und Page. Man erkannte ſie gegenſeitig: „Nun gilt es!“ rief Jac, und flog nach einem Fußſteige, wo die Berittenen ihm nicht folgen konnten. Indem Page über einen Graben ſpringen wollte, ſtrauchelte er; der Thorſchließer Langlay ſetzte ihm die Piſtole auf die Bruſt. Der Schlächter bat fußfällig um Pardon und überlieferte Meſſer und Feile. Mit einem Strick um den Leib mußte er der neuen Hetze auf Jac folgen.

In einer Meierei hatte dieſer zwar zwiſchen Heu- und Strohhaufen einen Verſteck gefunden; da die Spürhunde jedoch die ganze Gegend wohl ins Auge gefaßt hatten, konnte er ihnen hier nicht entgehen. Bei der Durchſuchung des Hauſes fand ihn eine Stallmagd. Sein Muth ſchien ihn auf einen Augenblick verlaſſen zu haben. Auf ſeinen Knien bat er um ſein Leben. Sein breites Meſſer lieferte er ab, es war die einzige Waffe; dagegen fand man beim Durchſuchen in den beiden Achſelgruben noch zwei der geſtohlenen Uhren.

Jacs Muth und Luſtigkeit kehrte indeſſen bei dem Transporte bald wieder. Als er bei einer Branntweinſchenke vorüberkam, auf deren Schilde die Worte ſtanden: „Ich habe meine Schweine gut zu Markte gebracht,“ brach er in ein unmäßiges Gelächter aus. Die Häſcher ließen ſich gern von ihm bewirthen, wie dies bei allen Diebesfängereien vorkommt. Sein Verſuch, ſie trunken zu machen und zu entfliehen, mislang indeſſen. Nahe

vor Newgate, als der Zug stillhielt, versuchte er, aus der Miethkutsche springend, mit einem Satze unter derselben fortzuschlüpfen. Er ward ergriffen, durchgehauen und nun in das festeste Gemach, das Castell genannt, eingesperrt, und mit Händen und Füßen an den Boden geschmiedet.

Sheppard war nicht mehr der Mann der Diebe und des Volkes, er war eine Celebrität, ein Lion der Stadt geworden. Es gehörte zur Mode, ihn gesehen zu haben, und Scharen von Neugierigen aus allen Ständen strömten nach Newgate, ihm ihren Besuch zu machen und mit ihm sich zu unterhalten. An die Erde geschmiedet unter einer Last von Ketten und Eisenblöcken, in der kläglichsten Lage und unter der trostlosesten Aussicht, verlor er keinen Augenblick seine ausgelassene Lustigkeit. Sein cynischer Witz, seine blitzenden Einfälle ergötzten die Roués der Hauptstadt, und mit Selbstbewußtsein und Laune erzählte er seine Thaten. Niemand ging fort ohne eine Gabe; aber eine Feile, ein Meißel oder ein Hammer wären ihm lieber gewesen, denn seine Gedanken waren auf eine neue Flucht gerichtet. Diesmal ward er jedoch so streng bewacht, daß es unmöglich war, ihm dergleichen zuzustecken.

Jac Sheppard machte noch einen Fluchtversuch, den verwegensten, den je ein Verbrecher gewagt, und diesmal ohne Helfershelfer, ohne Mitwisser, ohne Feile, Säge, Scheidewasser. Er hat selbst später das vollständigste Bekenntniß darüber abgelegt, dem wir in unserer Erzählung hier folgen wollen.

Mitten unter den Scherzen, mit welchen er seine Besucher unterhielt, war jeder Gedanke, jeder Blick auf die Möglichkeit zu entweichen gerichtet. Aber aus keinem Aermel fiel ein Stückchen Eisen. Da entdeckte er, daß

er allein war, im Winkel einen kleinen, verrosteten Nagel. Er preßte seinen Körper, er reckte seine Glieder, um ihn zu erreichen; es gelang. Ein Nagel war für ihn so gut als ein Schlüssel. Nach einigen Versuchen gelang es ihm, die Schlösser seiner Ketten aufzuschließen. Er hatte die Genugthuung, sich frei in seinem Kerker bewegen zu können, aber weiter eröffnete ihm dies keine Aussicht. Auch war er nicht vorsichtig genug, die Kerkermeister ertappten ihn, sie nahmen ihm den Nagel fort und legten ihm noch schwerere Hand- und Fußschellen an. Der gutmüthige Kneebone, der ihn besuchte, erbarmte sich seiner und bat sogar für ihn, doch ohne Erfolg. Aber das Kunststück hatte aufs Neue die Aufmerksamkeit des Publicums erregt. Man besuchte ihn wieder, und die Wärter ließen es ihn zum Staunen der Anwesenden vormachen, wofür eine silberne Ernte ihm zufloß.

Er hatte darum die Hoffnung nicht aufgegeben, denn — sagt ein späterer Bericht — er wußte jetzt, daß er auch ohne Nagel, mit Hülfe seiner Zähne die Schlösser öffnen könne. Die actenmäßigen Reports von Old-Bailey erwähnen davon nichts. Jenes mag eine Ausschmückung der spätern Mythe sein, die ihren Liebling gern mit Wunderkraft ausstattete, und wir mögen annehmen, daß er ein zweites Stück Eisen wieder gefunden, oder den ersten Nagel versteckt bei sich behalten habe.

Am 14. October begannen die Sessionen in Old-Bailey, dann hatten die Schließer viel zu thun. Jac rechnete auf ihre Abwesenheit, auch mußte er seine Rechnung schnell abschließen, denn am folgenden Freitag war die Hinrichtung angesetzt. Als man ihm sein Mit-

tagbrot brachte, unterſuchte man ſeine Hand-, Fußſchellen und Stangen, und fand Alles in beſter Ordnung.

Aber ſchon eine Stunde darauf war er in voller Arbeit. Die Handſchellen waren ſchnell durch Zuſammenpreſſen der Finger abgeſtreift. Mit einem gebogenen Nagel, ſagen die Acten, öffnete er den Ring um den Leib, der ihn mit einer Kette an den Boden ſchmiedete. Dann kam die ſchwierigſte Arbeit. Mit allem Aufwand ſeiner Kraft zerbrach er ein kleines Stück der Kette, welche ſeine Füße verband. Er war frei, aber die Eiſenringe mit dem Kettenreſte waren noch an ſeinen Beinen. Er zog die Strümpfe durch die Eiſen aus und mit neuer Kraft preßte und ſtreifte er nun die Ringe über die Waden bis an die Knie, und band ſie hier, damit man ſie nicht raſſeln höre, mit ſeinen Strumpfbändern feſt.

Der Kamin war der einzige Ausweg. Kaum aber war er etwas hinaufgeklettert, als er an eine zolldicke, 2 Fuß lange Eiſenſtange ſtieß, welche den Durchweg verhinderte. Aber das Stückchen Kette, welches er von der Beinkette losgebrochen, bewährte ſich als ein guter Mauerbrecher. Er kratzte den Mörtel an der Seite los, es gelang ihm, einige Steine zu löſen und der Eiſenbolzen gab nach. Er wich, und ward nun ein vortreffliches Werkzeug in ſeiner geſchickten Hand.

Er kletterte weiter — Kettenringe an den Beinen, Bolzen und Kette in der Hand, klimmte er den Kamin bis zum obengelegenen Stockwerk hinauf. In dieſer ſchwebenden Stellung brach er mit ſeiner Stange wieder ſo viel Steine aus, daß er durch das Loch in das ſogenannte rothe Zimmer kriechen konnte. Hier fand er einen großen Nagel, ihm abermals von unſchätzbarem Werth. Dies Gefangenzimmer führte nach der Kapelle

zu, aber die Thür war ſeit ſieben Jahren nicht geöffnet worden und das Schloß war verroſtet. Sie zu erbrechen koſtete ihm die größte Mühe. Indeß war in ſieben Minuten das Schloß heraus. Er befand ſich in einer Entrée, wo er eine zweite Thür zu erbrechen hatte, und ſie war von der andern Seite verriegelt. Hier mußte er durch die Mauer ein Loch brechen, und, den Arm durchzwängend, ſtieß er den Riegel zurück. Endlich ſtand er nun vor der geſchloſſenen Kapelle; aber er riß, zu weiterem Gebrauche, eine von den eiſernen Gitterſtangen ab, und kam nun in ein Vorgemach zwiſchen der Kapelle und den (flachen) Dächern. Hinaus mußte er, aber was das Schlimmſte, die Dunkelheit hatte ihn überraſcht und er mußte im Finſtern die ſchwierigſte Arbeit verrichten. Schlöſſer, Eiſenſtangen und Riegel von der allerſtärkſten Art waren zu überwältigen; und er hatte bereits fünf Stunden ohne Ausruhen gearbeitet!

Endlich krachte nach einer halbſtündigen Arbeit das Schloß, den Anſtrengungen des großen Nagels, der Stange aus dem Kapellengitter und dem Kaminholzen nachgebend. Die Thür war auf, aber — noch eine Thür vor ihm! (Wir folgen hier getreulich den Reports von Old-Bailey. In den mehr verarbeiteten Berichten fürs Publicum werden dieſe Thüren, die nach dem Bleidach führen, in eine einzige zuſammengezogen.) Auch hier Schlöſſer, Eiſenſtangen und Riegel. Dieſe Thür mußte er ausheben. Sie ſtürzte zuſammen, als es draußen von der Heiligengrabkirche gerade 8 Uhr ſchlug. Noch trennte ihn von den Dächern eine dritte Thür, dieſe war aber nur von innen verriegelt. Mit Leichtigkeit öffnete er ſie, und über die freiſtehende Giebelmauer kletternd, gelangte er zu den untern flachen Bleidächern.

London lag zu ſeinen Füßen. Die Straßen waren

sen, Verfasser des auch durch eine Deutsche Uebersetzung bekannt gewordenen Othar von Bretagne, lebt in Kongsberg. Der Buchhändler Hoppe in Christiania läßt es sich angelegen sein, den literarischartistischen Handelsverkehr Norwegens mit Deutschland und Frankreich in Gang zu bringen, und seine Bemühungen scheinen günstigen Erfolg zu versprechen. Er besucht die Leipziger Messen, was von Schweden aus nicht geschieht. Deutsche Journale gehen bis zum höchsten Norden; auch die Gesammtausgaben unserer Classiker finden hier ihre Abnehmer. Die Deutschen Taschenbücher cirkuliren in den Lesekreisen, man liest mit aller Anerkennung Tiecks Novellen und das Vergißmeinnicht, welches jedoch nicht ganz das Publicum, wie in den Süddeutschen Provinzen findet, wogegen Schiller, nach der Zahl der Abnehmer zu schließen, hier am beliebtesten ist. Daß die Universität unsere gesammten wissenschaftlichen Werke bezieht, bedarf nicht der Erwähnung.

Alles dieses Leben concentrirt sich indessen in der neuen politischen Existenz. Der Norweger ist stolz auf seine Constitution, gern wendet er auf sie das Gespräch; der Storthing

hell erleuchtet, die Läden noch alle offen. Er hatte Zeit zum Meditiren; noch durfte er nicht hinab, ohne sogleich erblickt und wieder eingefangen zu werden. Aber welche Todesangst im Angesichte der Freiheit, des bewegten Lebens einer Stadt, wo er seine kühnen Thaten vollbracht, auf einem Dache zu schweben, zwei Stunden lang, und jede Minute konnte verrätherisch werden. Ein Blick in seinen Kerker, ein später Besuch, und alle seine Arbeit war umsonst.

Dennoch war die ihm gewährte Muße zu seinem Vorhaben von Nutzen; er hatte gedacht, von dem niedrigsten Punkte des Bleidachs auf das Dach eines der Nachbarhäuser springen zu können. Aber die Höhe bis auf das Dach von Turners Hause war noch sehr bedeutend, der Sprung konnte lebensgefährlich werden. Er mußte sich herablassen und hatte kein Seil bei sich. Rasch entschlossen kehrte er auf demselben Wege, auf dem er heraufgekommen, wieder in sein Gefängniß zurück, holte das Laken seines Lagers und kam wohlbehalten durch den Schornstein, die gesprengten Thüren und über die Mauer wieder zurück. Jetzt war es 10 Uhr geworden. Mittelst der Eisenstange aus der Kapelle befestigte er das Laken an der Mauer und ließ sich daran auf das auch flache Vordach des Turner'schen Hauses herab.

Zu seinem Glück war die Thür, welche vom flachen Dach nach dem Boden führte, unverschlossen. Leise schlich er zwei kleine Treppen hinab, als er in einem untern Zimmer, dessen Thür halb offen stand, Stimmen hörte. Da klirrte seine Kette. Eine Weiberstimme rief: „Herr Gott, was ist das?" Eine andere Stimme sagte: „Entweder der Hund oder die Katze!" Sheppard wand sich still wieder zurück auf den Boden, wo er über zwei Stunden liegen blieb. Die Ruhe that ihm

noth. Endlich machte er ſich wieder heraus, als er einen Herrn von der Geſellſchaft Abſchied nehmen hörte. Das Dienſtmädchen leuchtete ihm hinunter. Sobald ſie zurückgekommen und die Stubenthür verſchloſſen hatte, huſchte er die Treppe hinab, riegelte die Hausthür auf und — war frei.

Wenigſtens auf der freien Straße. Noch mußte er beim Wachthauſe an der heiligen Grabkirche vorbei. Er rief der Schildwacht einen: Guten Morgen! zu, und war ſchnell aus ihrem Bereich. Gegen drei Uhr lag er ſchon in einer verfallenen öden Gartenhütte, in einer wüſten Gegend Londons, die Leuten ſeines Gelichters wohl bekannt war, auf modernder Streu, von Schmerzen gefoltert, vor Kälte zitternd, aber von Todmüdigkeit überwältigt, und ſchlief mehre Stunden.

Merkwürdiger Weiſe war Niemand von Donnerstag Nachmittags 2 Uhr bis am Freitag Morgen um 8 Uhr in ſein Gefängniß gekommen. Als der Schließer Auſtin an jenem Morgen die wohlverriegelte und verſchloſſene Thür öffnete, überzeugte ihn beim erſten Anblick ein Haufen Schutt und Backſteine von Dem, was hier vorgegangen. Die Spuren des Flüchtlings wurden durch die ſechs erbrochenen Thüren verfolgt, und das am Bleidache niederhangende Laken gab ihnen Gewißheit von dem Geſchehenen. Statt des einen Gefangenen im Kerker, war dieſer an jenem Tage von Scharen zahlloſer Neugieriger angefüllt. Sheppards Arbeiten wurden Jedem gezeigt, ein Wunderwerk, wie Reſte der Thätigkeit von Dämonen, welche jeder menſchlichen Controle und Aufſicht ſpotten. Nur ſeine Ketten konnte man nicht zeigen. Wohin? In die Luft hatte er ſie mitgenommen. Man konnte ernſtlich ſich dem Glauben hingeben, hier ſei es mit natürlichen Dingen nicht zugegangen.

Nach den freilich bald darauf gedruckten Acten von Old-Bailey wußte man nichts, wo und wie Sheppard die folgenden Tage verbracht und wie er der Ketten ledig geworden; die gedruckten Berichte geben aber darüber ausführliche Nachricht.

Dieser folgende Tag, der Freitag, an welchem Jac in Tyburn hängen sollte, war ein grauer Regentag. Es goß vom frühen Morgen bis zum späten Abende, sodaß sich kaum Jemand in der verlassenen Gegend, wo er Zuflucht gefunden, sehen ließ. Sheppard ward durch die furchtbaren Schmerzen seiner zerstoßenen und geschwollenen Beine erweckt; dazu die engen Kettenringe mit den Ketten an seinen Knieen. In den Taschen hatte er zwar gegen 30 Schilling Geld, aber keine Nahrung, keinen Menschen umher, dem er sich anvertrauen konnte.

Er blieb den Tag über in seinem Versteck; doch gegen Abend trieb ihn der Hunger hinaus. Er tappte nach einem entlegenen Vorstadtgäßchen und kaufte bei einem blinden Krämer eine Flasche Bier, Käse und Brot. Einen Hammer, um sich von seinen Ketten zu befreien, konnte er nicht auftreiben. Er schlief darauf am vorigen Orte die ganze Nacht durch und auch den folgenden Sonnabend. Am Abend wiederholte er den nämlichen Gang nach Fourage und schlief wieder bis zum Sonntag Morgen.

Beim Geläute der Glocken fing er an mit einem Steine gegen seine Ketten zu hämmern. Dies Geräusch führte den Eigenthümer des Gartens herbei, der über diesen Besuch nicht wenig erschreckt schien. Auf Sheppards Versicherung, daß er ein armer unglückseliger Mensch sei, der sich mit einer Dirne abgegeben, und weil er dem Kirchspiel für das Kind, daß sie zur Welt gesetzt, keine Sicherheit gewähren können, ins Zuchthaus

gesperrt worden und nun entlaufen sei, beruhigte sich der Mann zwar wieder, versicherte ihn aber, daß sein Gesicht ihm nicht gefalle und er sich aus seinem Eigenthum auf und davon machen möge.

Einen armen Schuhmachergesellen, dem er in einem verlassenen Feldgäßchen begegnete, wußte er durch dasselbe Märchen und 20 Schillinge dahin zu bringen, daß er ihm Hammer und Schroteisen verschaffte, und ihm treulich half, sich von der Last der Ketten zu befreien.

Kaum indessen der Ketten ledig, war der alte Muthwille und die volle Lebenslust in ihm erwacht. Ehe er noch Gelegenheit gefunden, seine zerlumpte Kleidung zu bessern, saß er schon in einem Austernkeller und aß Austern und trank Porter. Wo er einkehrte, wo er speiste, es gab nur ein Gespräch: Sheppards Flucht; er redete dreist mit und versicherte: in ein Paar Tagen werde die Policei ihn schon wieder haben, und dann werde er gewiß baumeln. Es war ihm eine Seelenlust, wenn er dafür Rippenstöße bekam oder zur Thür hinausgewiesen wurde; er war der Liebling des Volks. Er drängte sich unter die Volkshaufen auf der Gasse, wo ein Paar Bänkelsänger Jac Sheppards Flucht bei einem Portraitbilde, welches ihn nicht verrathen konnte, absangen und das Volk mit immer neuem Jubel die Wiederholung des Liedes verlangte.

Ja er trieb die Keckheit so weit, zwei Briefe an seine Gefangenwärter, Applebar und Austin, zu schreiben, die er selbst, verkleidet, an der Hausthür soll abgegeben haben. Im Briefe an den Ersteren (beide sind in den Acten von Old-Bailey abgedruckt: ihre Fassung ist aber nicht von der Bedeutung, um sie ganz zu übersetzen) versicherte er dem Empfänger, daß er sich bei bester Gesundheit befinde und wünschte ihm Dasselbe; er bedauerte

ihn, daß er mit dem Verkauf seiner letzten Todesred(die bekanntlich vor dem Tode des armen Sünders gedruckt werden, um während seiner Hinrichtung verkauft zu werden) schlechte Geschäfte gemacht haben werde, erlaubte ihm aber, als Ersatz dafür, den Brief zu drucken. Schließlich deutet er an, daß er auf einem Schmugglerschiff die englische Küste verlasse. In dem Schreiben an Austin entschuldigte er sich, daß er so ohne alle Ceremonien von ihm Abschied genommen, und daß er um seine Ketten gekommen. „Hättet Ihr sie mir nicht aufgedrungen, so hätte ich sie nicht mitgenommen."

Er trieb seine Einbrüche nach wie vor fort und setzte sich dadurch in den Stand, wieder als Gentleman unter seinen alten Freunden zu erscheinen. In seinem schwarzen Anzuge, langer Perücke, Handkrausen, einen Silberdegen an der Seite, einen Diamantring am Finger und eine goldene Uhr aus seiner Tasche hängend, zeigte er sich wieder mit ihnen in Drurylane und Clare-Market.

Er ward das Opfer seines eigenen Leichtsinns, ja seiner Tollkühnheit. Am 31. October speiste er mit zwei seiner Geliebten, den Dirnen Cook und Key, im Newgatestreet in einem Speisehause. Damit nicht zufrieden, nahm er eine Miethskutsche und fuhr mit den beiden Mädchen Nachmittags bei heruntergelassenen Fenstern spazieren. Abends ließ er seine Mutter in ein Wirthshaus bestellen und bewirthete sie mit Branntwein, von dem er leider selbst den größten Theil trank. Die Mutter beschwor ihn, nicht auf sein Glück zu trotzen, sondern bei der Gefahr, die ihm von allen Seiten drohe, sich auf und davon, am besten außer Landes zu machen. Jac war durch das Trinken zu weise geworden, um noch andern Rath anzunehmen, und zu muthig, um sich

vor etwas zu fürchten. Er verließ die Mutter und streifte in übermüthiger Laune von Schenke zu Schenke. Ein Kellner in einem Alehause erkannte ihn endlich und zeigte ihn an. Er war aber in einem so trunkenen Zustande, daß von Widerstand bei seiner Ergreifung nicht die Rede war. Die scharf geladenen Pistolen nahm man ihm aus der Tasche und brachte ihn völlig besinnungslos, diesmal zum letzten Male, nach Newgate.

Die Zahl Derer, welche ihn jetzt besuchten, war noch größer als früher; darunter Männer vom höchsten Adel und Staatsbeamte in den höchsten Würden. Jac war nichts weniger als niedergeschlagen, er that das Seinige, um sie aufs beste zu unterhalten. Er war so voll von seinen Streichen und gelungenen Verbrechen, daß man ihm ansah, wie er sehr weit davon entfernt war, sie zu bereuen, sondern seine ganzen Gedanken nur darauf gerichtet waren, jede Gelegenheit zu erhaschen, um sie, wo möglich, zu wiederholen. Die Lords, welche beim Könige Zutritt hatten, ersuchte er, sich doch ja für seine Begnadigung zu verwenden, und dachte wirklich allen Ernstes daran, daß ihm Pardon geschenkt werden dürfte, weil er ein so ungewöhnlicher Dieb und Schelm sei.

Der König und das Ministerconseil fanden diesen Grund nicht ausreichend. Nachdem ein kurzes Verfahren über die Identität des Wiedereingefangenen mit dem einst Verurtheilten stattgefunden, wurde John Sheppard Montag am 16. November zur Execution abgeführt.

Auch an diesem Schreckenstage hatte er die Hoffnung nicht ganz aufgegeben, den Händen der Justiz noch ein Mal zu entgehen. Jemand hatte ihn mit einem Federmesser versehen. Er steckte es entblößt in seine Tasche, die Spitze nach oben. Seine Absicht, die er einem Ver-

trauten mittheilte, war, sich in dem Karren vornüber zu lehnen, und, die Hände in die Tasche bringend, die Stricke an der Schneide des Messers auf- und niederzustreichen, bis sie entzwei wären. Dann, wenn der Zug an einer der kleinen Quergassen vorbeikäme, in die kein Reiter kann, wollte er sich schnell über den Wagen ins Volk stürzen und in die Quergasse zu entkommen suchen. Vom Volk nahm er an, daß es ihm befreundet sei. Bis die Constabler aus dem Sattel wären, hoffte er entschlüpft zu sein. Die Geistlichen legten seine Worte, als er den Karren bestieg: „Mein Herz ist jetzt so zufrieden, als ginge ich, um ein Landgut mit 200 Pf. St. Einkünfte in Besitz zu nehmen" als Bußfertigkeit aus; es ist nicht unmöglich, daß er des Gelingens seines Fluchtversuchs sich für gewiß hielt. Bußfertige Gedanken hatte er überhaupt nie viel gezeigt, und nur in Gegenwart des Geistlichen und in der Kapelle den äußern Anstand, der einem Candidaten solchen Todes, ziemt, bewahrt.

Der Plan scheiterte schon beim Einsteigen in den Karren. Einer der Beamten schnitt sich, als er die Tasche zu rasch durchsuchte, in die Finger. Das Messer ward herausgenommen, Sheppards noch nicht letzte Hoffnung.

So schwer ward ihm das Scheiden vom Leben, das ihm durch seine raschen Katastrophen so lieb geworden. Er verabredete mit einigen seiner Bekannten, sie möchten, sobald als sein Körper abgeschnitten worden, ihn eiligst in ein warmes Bett legen und zur Ader lassen. Er glaube gewiß, daß man ihn unter dieser Behandlung wieder ins Leben zurückbringen könne.

Auf dem Richtplatz selbst benahm er sich ernst und des Augenblicks würdig. Er räumte alle seine Verbre-

chen ein, auch diejenigen, wegen deren er von der Jury freigesprochen worden. Auch betheuerte er nochmals, daß der Spruch, welcher ihm den Tod brächte, auf ein falsches Zeugniß erfolgt sei, denn William Field sei bei dem Einbruche bei Kneebone nicht zugegen gewesen, und habe nichts davon gewußt, als was ihm später darüber mitgetheilt worden.

Sein Todeskampf war lang, das Volk begleitete ihn mit unverkennbaren Zeichen der Theilnahme und des Mitleids. Nach einer Viertelstunde schnitt ein Soldat ihn ab, und seine Freunde empfingen den Körper. Er war und blieb ein Leichnam und noch am selben Abend wurde er im Kirchhof von St. Martin beerdigt.

Mit Bestimmtheit sagt der Referent in den Old-Baileyacten: „Ich wüßte von keinem Gauner in diesem Königreiche, dessen Abenteuer ein gleiches Aufsehen gemacht, als die Sheppards." Lange Zeit über sprach man in allen Kreisen der Gesellschaft nur von ihm. Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren sechs bis sieben Geschichten seines Lebens publicirt. Man sah verschiedene Kupferstiche, welche die Momente seiner Flucht durch das Gitter des Armensünderstübchens und das Castell von Newgate vorstellten. An Portraits, Holz- und Kupferstichen fehlte es auch nicht. Das vorzüglichste war ein in Mezzo Tinto ausgeführtes nach einem Gemälde Sir James Thornhills; denn auch dieser jener Zeit so berühmte Maler hatte es seiner nicht unwerth gehalten, den noch berühmtern Dieb zu portraitiren. Er ward deshalb in dem British Journal vom November 1724 angesungen, daß er einem Räuber ewiges Leben verschafft, indem dies Bild:

Der fernsten Zukunft macht bekannt
Die Wunder Deiner Meisterhand

Gleich Malern, die im Alterthum,
Nach großen Mustern schafften Ruhm.

Apelles malte Alexandern,
Aurelius Cäsarn. Laß die Andern.
In Gilli spiegelt Cromwell sich,
Doch Sheppard, Thornhill, lebt durch dich.*

Noch im December des folgenden Jahres 1725 erschien in demselben Journal ein Todtengespräch nach Lucian zwischen Julius Cäsar und Sheppard, welches sehr bewundert wurde. Cäsar entsetzt sich, daß ein solcher Schuft sich ihm zuzugesellen erdreiste. Aber Sheppard erwidert ihm: „Was wundert Euch das? Ich war auf meinem Felde so ausgezeichnet als Ihr auf Eurem; vielleicht auch noch ein Bischen mehr. Und da wir uns nun an einem Orte befinden, wo wir recht eigentlich vom Nachruhm zehren müssen, sehe ich nicht ab, warum unser gleiches Verdienst uns nicht zu gleichen Ansprüchen berechtigen sollte.“ Mit dem weitern Gespräche wollen wir unsere Leser nicht behelligen, es kommen indeß ganz interessante Vergleiche darin vor. So sagt Sheppard unter Anderm: „Was ist sträflicher, ein Schloß zu zerbrechen, oder eine Verfassung umzustoßen? Sind ein Paar Ketten heiliger als die Freiheit eines Volks? Und ist es schmachvoller, aus den Händen eines Kerkermeisters zu entschlüpfen, als die Gesetze eines Landes durchzubrechen?“ Sheppard zieht zum Schluß die Moral: „Es gibt gar kein persönliches Verdienst, welches getrennt werden könnte von der bürgerlichen Gesellschaft, in der wir leben, und keine ausgezeichneten Eigenschaften, noch sonstige Vollkommenheiten haben Anspruch auf den Namen von Verdienst, wenn das öffentliche Wohl nicht davon Nutzen zieht. Muth, Menschlichkeit, Mäßigung, Weisheit, Kenntnisse und Entschlossenheit sind schöne

Dinge, zum Verdienſt werden ſie aber erſt dann, wenn man ſie zum Nutzen des Staates und der bürgerlichen Geſellſchaft anwendet." Cäſar muß dem Gauner Recht geben und ſchließt mit dem Wunſche, daß alle Regenten auf der Erde ebenſo dächten.

Schon damals ward Sheppard auf die Bühne gebracht. Er erſchien in einer Pantomime von Thurmond unter dem Namen: Harlequin Sheppard. Sie wurde auf dem königlichen Theater von Drurylane aufgeführt. Dazu viele neue Decorationen treu nach der Natur. Die Thorheiten, die wir in der Gegenwart beklagen, kamen ſchon in der Vergangenheit vor. Auch eine Poſſe in drei Acten wurde gedruckt, und ſpäter mit der Oper: The Quakers opera, verſchmolzen und zur Aufführung gebracht. Ainsworths Roman aus dieſem Jahrzehend iſt eine ganz willkürliche, grotesk romanhafte Verarbeitung des Gegenſtandes.

Noch mehr! Auch die Kanzel bemächtigte ſich ſeiner. Jemand trat, bald nach der Hinrichtung, in die Kirche eines abgelegenen Stadttheils, wo er den Prediger in folgender Weiſe reden hörte:

„Welche traurige Betrachtung, meine Andächtigen, zu ſehen, wie die Leute ſo große Anſtrengungen machen, ihren ſterblichen Leib zu erhalten, der doch nur wenige Jahre dauern kann; und zur ſelben Zeit, wie wenig ſorgen ſie für ihre koſtbare Seele, die beſtimmt iſt, in Ewigkeit zu dauern. — — — Ein merkwürdiges Beiſpiel haben wir davon in jenem berüchtigten Uebelthäter, wohlbekannt unter dem Namen Jac Sheppard. Welche ungeheure Schwierigkeiten hat er überwältigt, welche ſtaunenswerthen Thaten gethan, nur um einen jämmerlichen, ſtinkenden Leib, der kaum des Hängens werth war. Wie geſchickt öffnete er das Schloß ſeiner Kette

wird verehrt mit der Innigkeit wie nur Deutsche Völker an einem geliebten Regentenhause hängen. Diese Verfassung athmet ganz die democratischen Grundsätze, welche in den eben so schnell erschienenen als schnell verschwundenen Constitutionen der südlichen Nationen das legitime Europa beleidigten. Auch fällt ihre äußere Entstehung ganz in die Zeit, wo die große Mehrzahl jene Grundsätze als allein heilsam und einer gesunden, aufgeklärten Politik entsprechend hielt. Dennoch irrte man eben so sehr, wenn man „Norrige's Grundlov" für allein aus jenen Theorien erwachsen ansähe, als wenn man im Norwegischen Storthing ein revolutionaires Princip vermuthete. Und es bleibt merkwürdig, daß dieselbe Verfassung im hohen Norden sich ruhig gehalten und bekräftigt hat, welche in Spanien und Italien auch ohne die Einwirkung der Fremden hätte fallen müssen.

Schon der historische Proceß ihrer Entstehung war merkwürdig. Das Land bestand aus mehreren Dänischen Provinzen, es gab ein Amt Drontheim, ein Amt Bergen, ein Amt Aggerhus, kein Norwegen. Der Norweger lebte friedlich und zufrieden unter der nicht drückenden Däni-

nur mit einem gekrümmten Nagel! Wie männlich zerriß er seine Ketten, klimmte in den Schlott hinauf, riß eine Eisenstange aus, brach durch eine dicke Steinmauer und zersprengte die stärksten Thüren, um auf die Dächer seines Gefängnisses zu kommen. Und dann, wie unerschrocken ließ er sich an einem Betttuche hinab auf des Nachbars Dach, wie vorsichtig schlüpfte er die Treppen hinunter und entkam durch die Hausthür ins Freie. — O, meine Andächtigen, daß Ihr doch Alle Jac Sheppards wäret! — Versteht mich nicht falsch, meine Brüder, nicht meine ich im Fleische, sondern im Geiste! Geistig fasset es auf. Welche Schmach für uns, hielten wir es nicht werth, zur Rettung unserer unsterblichen Seele so viel zu wagen, als er gewagt, um seinen sterblichen Leib zu retten. So laßt mich denn Euch ermahnen, daß Ihr die Schlösser Eures Herzens mit dem Nagel der Reue öffnet; zersprengt die Fesseln Eurer sündigen Lust; klettert hinauf den Schlott der Hoffnung; ergreift dort die Riegelstange des guten Entschlusses; brecht durch die Steinmauer der Verzweiflung, und alle die festen Stangen, Riegel und Schlösser im dunklen Eingange zum Thale der Schatten und des Todes; erhebt Euch auf die Dächer und Giebel des göttlichen Nachdenkens; festigt daran das Betttuch des Glaubens mit der Eisenstange der Kirche; dann laßt Euch getrost nieder auf das Haus Dessen, der die Herzen wendet und Euch Kraft gibt, Euch selbst zu bescheiden; steigt hinab die Treppen der Demuth. So werdet Ihr denn gelangen an die Thür der Befreiung aus dem Gefängniß der Unruhe und Ungerechtigkeit, und entschlüpfen den Klauen des alten Executors, des Teufels, der umgeht wie ein brüllender Löwe, auffuchend, wen er verschlingen möge."

Diese Abraham a Santa Clara'sche Ermahnungspredigt mag freilich, obgleich der Reporter von Old-Bailey sie nach glaubwürdigen Berichten mitzutheilen keinen Anstand nimmt, nicht wörtlich so gehalten sein; wenn sie indeß auch nur in der Ausschmückung so lautet, ist doch ein Kern daran echt, und ein Beweis, wie populair Jac Sheppard seiner Zeit war, und welche Bedeutung man ihm in allen Kreisen des Lebens beilegte.

Die Aufmerksamkeit blieb auch auf seine weit minder bedeutenden Genossen gerichtet, welche großen Theils bald nach ihm eingezogen, vor Gericht gestellt und verurtheilt wurden. Auch Jacs viele Freundinnen; bei einer derselben fand man seine Ketten und Fußringe. Die meisten wurden nur zu Freiheitsstrafen und zur Transportation verurtheilt. Blueskin endete, wie sein genialerer Freund, am Galgen.

Louis Mandrin.

1755.

In der ersten Hälfte desselben Jahrhunderts, wo Jac Sheppard in England zu unsterblichem Ruhme gelangte, erhob sich in Frankreich Louis Mandrin durch Verwegenheit, Glück und Ruchlosigkeit auf eine gleiche Höhe des populairen Rufes. Nur ward er, bei ähnlichen Naturgaben, kein Liebling, sondern ein Schrecken des Volkes. Aber durch das Blut, welches von ihm und um ihn vergossen wurde, durch den weiten Raum, in welchem seine Thätigkeit spielte, durch die langen Jahre, in welchen er unter allerhand Verwandlungen auftrat, verbreitete sich um ihn der Nimbus des Wunderbaren, in welchem er, der criminalistischen Sphäre halb entrückt, vor uns auftritt. Auch Sheppard in mythischem Lichte erscheinen zu lassen, hat Mit- und Nachwelt sich bemüht, aber glücklicherweise sind die dürren Schriftzüge der Acten uns erhalten geblieben, daß wir seine Erscheinung auf die Wirklichkeit zurückführen konnten. Bei Mandrin ist das nicht der Fall; wir wissen das Gebilde, welches vor uns aus der Tradition hervortritt, und welches nur durch einzelne actenmäßige Berichte gehalten wird, nicht mehr auf seine actenmäßige Wahrheit zurückzubannen, ein Grund, daß wir, streng verfahrend, ihn

eigentlich aus unſerer Darſtellung berühmter Verbrecher und Verbrechen ausſchließen müßten. Aber er iſt der Repräſentant einer Verbrecherclaſſe, die in dem ſo viel zerrütteten, an den Reſten der Feudalformen hinkränkelnden Alt-Frankreich eine bedeutende Rolle ſpielte; ſein Name gehört den causes célèbres an, wir wagen es daher, auch ihn, wie er uns überliefert iſt, unſerm Pitaval einzuverleiben. Wo es uns möglich ward, haben wir auch in andern Fällen halb durch die Sage, die ſich auf verſchiedene Weiſe macht, entſtellte Perſonen aufgenommen, unſere Leſer warnend, nicht Alles als baare Wahrheit hinzunehmen; ſo ſei es denn auch in dieſem Falle, der aber auch in der Entſtellung um deshalb neuen hiſtoriſchen Werth hat, weil er uns das Bild einer Zeit gibt, die vielleicht an Ruchloſigkeit durch ſpätere Verbrecherperioden in Frankreich überboten wird, aber wo das Verbrecherleben noch mit dem romantiſchen Schein umwoben iſt, welcher die vielen Räuberromane am Schluß des vorigen Jahrhunderts ins Leben rief.

In einer einſamen, unwegſamen Gegend, an der Küſte von St. André hörte, wer ſich dahin verirrte, ein dumpfes Geräuſch von Hammerſchlägen und Metallklang; auch züngelte wol ein verrätheriſcher Rauch aus dem Felsgeklüft auf. Falſche Münzerwerkſtätten zu entdecken und anzugeben hatte ſein Mißliches, und wer nicht dazu verpflichtet war, ſcheute ſich davor, denn die Verbindungen der Falſchmünzer waren ausgebreitet, und ſie ſelbſt gefürchtete und furchtbare Menſchen, denen es nicht darauf ankam, ihrer Verborgenheit ein Menſchenleben zu opfern. Für ihre nächſte Umgebung waren ſie überdem nicht ſchädlich. Wenn man daher auch ahnete, was hier

getrieben wurde und von wem, so fand sich doch kein Angeber, bis etwa um das Jahr 1740 Einer der Genossen der Falschmünzerbande, von Gewissensbissen geplagt, heimlich entwich und bei den Behörden eine vollständige Angabe machte.

In einer Felsenhöhle, dicht am Meere, hauste eine wohlorganisirte Bande Falschmünzer, von 10 bis 12 Mann, unter dem Oberbefehl eines jungen Hauptmanns von einigen zwanzig Jahren, der durch Klugheit, Geistesgegenwart, unerschrockenen Muth und ein beispielloses Glück, eine beispiellose Macht auf seine Leute ausübte. Sie ehrten ihn wie einen Vater und hatten ihm blinden Gehorsam geschworen.

Louis Mandrin aus der Dauphiné, wo er 1714 zu St. Etienne geboren, war schon der Sohn eines Diebes und Falschmünzers, der, einst verrathen, auf der Flucht von der ihm nachsetzenden Marechaussée erschossen worden.

Bereits als Knabe fuhr er in dem Geschäfte seines Vaters fort. Aber von heftigem Charakter, von unbegrenztem Ehrgeiz, hatten ihn die Reize des Feldlebens und einer Thätigkeit, die mit Wagnissen verbunden ist, angelockt und er hatte beim Ausbruch des Krieges Dienste genommen. Die Disciplin behagte ihm nicht; er desertirte. Doch hatte er durch sein gefälliges, entschlossenes, keckes und frisches Wesen seinen Hauptmann dermaßen für sich eingenommen gehabt, daß ihn derselbe nicht verfolgen ließ. Ein Soldat, nach damaligen Begriffen, war noch zur Hälfte der Diener seines Hauptmanns, nur zur andern gehörte er dem Staate an.

Mandrin warb seine Leute an und etablirte in der gedachten Höhle bei St. André die Münzwerkstätte, die viele und dem Anschein nach treffliche Münze lieferte. Während des Nachts wurde gemünzt, Sturm und Bran-

dung sollten den Lärm des Prägens verbergen. Bei Tage ließen sich Wenige von der Bande sehen. Mandrin, der Hauptmann, machte allein den Austräger des Geldes. Er suchte entfernte Dörfer, Städte und Märkte auf, und war so vorsichtig, sich immer nur an fremde, weit hergekommene Verkäufer zu machen. Auch geschah es in immer andern Verkleidungen, als Mönch, Soldat, reisender Viehhändler u. s. w. Die eingekaufte Waare ward bei der Rückkehr tarirt, dann durch vertraute Hehler losgeschlagen und vertheilt, wobei Mandrin natürlich seinen Hauptmannsantheil erhielt.

Einige Jahre vor der Entdeckung war ein Capitain der königlichen Truppen, welcher einem Deserteur nachritt, in dieser Gegend mit seinem Reitknecht verschwunden. Man hatte nichts darüber in Erfahrung gebracht. Durch jenen Angeber erfuhr man aufs genaueste sein Schicksal. Es war der Hauptmann, unter dessen Compagnie Mandrin gedient. Aus dem Feldzuge zurückgekehrt, hatte er seinem entlaufenen Soldaten durch dessen Bruder bedeuten lassen, er solle sich nur augenblicklich einstellen; wo nicht, werde er ihn ausforschen und nach der Strenge der Gesetze bestrafen lassen. Mandrin schwur dem Hauptmann Rache und Untergang. Er lauerte ihm auf, als er in Erfahrung gebracht, daß derselbe an der Küste vorbeikommen werde. Sobald er sich zeigt, eilt er ihm auf offener Straße entgegen, bittet ihn schon von fern um Gnade und Schonung und bietet ihm eine ansehnliche Summe, wenn er ihm den Abschied verschaffe. Der Hauptmann schien geneigt, er mochte nicht die geringste Wissenschaft von Mandrins verbrecherischem Treiben haben. Kaum aber ist er in einen Hohlweg eingebogen, der nach einem kleinen Hause führen soll, wo des Entlaufenen Mutter angeblich wohne, und wo sie

die Geschäfte abmachen wollten, so schießt ihn Mandrin von hinten nieder. Mit einem Schuß aus seiner zweiten Pistole streckt er auch den Reitknecht nieder, den einzigen lebendigen Zeugen der That. Von seinen Leuten wurden beide unglückliche Opfer vergraben und die Sache blieb ein Geheimniß.

Auf des Verräthers Anzeige machte sich die Marechaussée auf den Weg, um die Bande einzufangen. Es geschah aber mit wenig Vorsicht; sie rückten bei hellem Tage aus und sprengten unter rohem Geschrei schon von fern auf die Höhle zu. Der zweite Lieutenant der Bande, Rocqueirol, hatte schon aus der unmotivirten Abwesenheit des Einen aus der Bande Verdacht geschöpft, und Mandrin, der auf ein ernsthaftes Liebesabenteuer aus war, warnen lassen. In höchster Eil ließ er das gemünzte Geld, Formen und Prägestücke fortschaffen, so daß, als die Marechaussée anpreschte, die Bande mit ihrer werthvollsten Habe bereits durch Schluchten und Seitenwege entkommen war. Die Reiter fanden nichts als die Schmelzöfen und Blasebälge. Weil sie diese aber fanden, meinten sie, es sei nur eine zufällige Ausflucht und die Bande werde wiederkehren. Sie versteckten sich deshalb in einem Winkel der Höhle und warteten dort die Nacht über in der Hoffnung, die rückkehrenden Spießgesellen sammt und sonders zu fangen.

Ihre Hoffnung ward nicht allein getäuscht, sondern ihre Durchsuchungen mußten so nachlässig geführt sein, daß sie nicht einmal zwei Glieder der Bande entdeckten, welche hinter einem Stein in der Seitenhöhle unter Todesangst die Nacht durch unfreiwillig ihre Häscher belauschten. Der erste Lieutenant Perniot und noch ein Mitglied der Bande hatten hier geschlafen, als die erste Meldung kam, und Rocqueirol hatte entweder vergessen,

sie wecken zu lassen, oder mit Absicht sie nicht geweckt. Auch in dieser gesellschaftlichen Verbindung lebte der Ehrgeiz. Rocqueirol wollte erster Lieutenant werden, und Mandrin hatte es ihm, für einen guten Rath bei einem Liebesabenteuer, versprochen.

Die Bande fand einen andern Schlupfwinkel. Hier streifen die Berichte schon in das Romanhafte, in jenes Räuberleben, wie es der jugendliche Schiller sich dachte. Am Abhange eines wilden Bergrückens siedelten sie sich an unter einem weit hinausragenden Felsen. Das Lager ward mit einem Graben umzogen, mit Pfählen verschanzt; selbst ein unterirdischer Gang zur Flucht für schlimme Fälle in den tiefen Wald hinein minirt. Alles wurde durch Gestrüpp verdeckt und Wächterposten zwischen den Klippen ausgestellt, während die Mehrzahl auf Kundschaft und Beute auszog.

Aber der Schlupfwinkel schien doch nicht ganz sicher, noch ganz bequem. Falschmünzer bedürfen Höhlen, unzugängliche Geklüfte in Hochgebirgen, und noch besser für sie sind Keller und Ruinen. Ein noch stattliches Feudalschloß lag auf einer mäßigen Anhöhe im Thal zu Füßen des Gebirges. Es hatte uralte, dicke Mauern mit Thürmen. Der Park war mit dunkeln Alleen durchschnitten, Tarusbecken, Terrassen, ein sumpfiger Graben umgab Thürme und Mauern und man sprach von unterirdischen Gängen.

Das Schloß hatte zuletzt einem alten Advocaten gehört, der erst kürzlich gestorben war. Seine noch jugendliche Witwe schien der Trauer nicht allzusehr nachzuhängen und wenig geneigt, in den unheimlichen Räumen ein einsames, trostloses Leben zu führen. Hierauf baute Mandrin seine Plane, von Rocqueirol ausgeheckt, sich

in den Besitz des kostbaren Schlosses zu setzen. Er wollte die Besitzerin durch Gespensterfurcht austreiben.

Nachdem er sich unter einer Verkleidung in das Schloß geschlichen und als ein angeblicher Käufer die Localitäten besichtigt hatte, wußte er mehre seiner Leute heimlich in die unbewohnten Gänge und Zimmer zu schaffen, die auf seine Anweisung operiren mußten.

Es spukte im Schlosse. Der Spuk wurde sehr arg. Aus dem Zimmer des verstorbenen Advocaten hörte man klägliche Stimmen. Sie wurden lauter, herzzerreißend, es klang wie das Jammergeschrei Gefolterter. Tische und Stühle wurden lebendig, die Bücher fielen aus den Pulten, sie flogen an die Wände, die Fensterscheiben klirrten.

Mandrin mochte seine Leute kennen. Ein feiner Betrug wirkt auf die Massen weniger als ein plumper, grober. Die erschreckte Witwe soll zuerst zu ihren Leuten in die Küche geflohen sein. Nun aber ging der Spuk an allen vier Enden des Schlosses los. Es heulte, ächzte, Flammenscheine zuckten auf, Schwefelgeruch erfüllte die Luft, die Stimmen der Kobolde stritten um des Verstorbenen Seele. Ja diese selbst erschien, ein klägliches Gespenst, im Leichentuch, zitternd, verfolgt von Teufeln, die klirrende Ketten nachschleppten und qualmende Fackeln in den Händen trugen.

Die junge Witwe verließ halb todt das Schloß mit allem ihrem Gesinde und Mandrin zog in Stille mit seiner übrigen Bande ein. Kettengeklirr und aufleuchtende Flammen erschreckten die Nachbarschaft. Auch wird uns gesagt, er habe seine Leute, als Geister in Leichenhemden und als Teufel mit Hörnern und Ketten bei Fackelschein eine Runde vor dem Schlosse tanzen lassen. Er mußte wissen, wie weit der Aberglaube der Umge-

gend ging, was man ihm bieten konnte. Da wir, hundert Jahre später, noch nicht zu dieser Wissenschaft in der Jetztwelt gekommen sind, steht es uns nicht zu, zu beurtheilen, wie ein so plumper Betrug auf das französische Landvolk wirken konnte.

Das Schloß ward ein Spukschloß. Niemand getraute sich mehr, dasselbe zu betreten. Ein knurrender Bär hob seine Tatzen gegen den Beherzten, der sich etwa in der Mittagssonne ihm zu nähern wagte. Das Hauptthor war in seine Riegel gesprungen. Die Bande bediente sich nur eines Hinterpförtchens, welches mit ängstlicher Vorsicht bewacht wurde.

In den Kellern wurden Schmelzöfen angelegt und eine großartige Münzfabrik eingerichtet. An Vertreibern fehlte es nicht. Aber Mandrin wachte darauf, daß von seinem falschen Gelde nichts in der Umgegend ausgegeben werde. Es circulirte dagegen auf vielerlei sinnreich erdachten Wegen durch die übrigen Provinzen Frankreichs.

Eine musterhafte Ordnung, eine treffliche Administration war eingeführt. In der Nacht wurde gearbeitet, am Tage geschlafen oder gezecht und gespielt. Die Wachten waren überall ausgestellt und wurden regelmäßig abgelöst. Ein Pferde- und Tabackhandel wurde nach der spanischen Grenze hin getrieben, ergiebig wie das Münzgeschäft. Mandrin war schon im Besitz eines bedeutenden Vermögens.

Aber er hatte sich verliebt, ernsthaft verliebt in die eine der beiden Töchter eines verstorbenen Landedelmanns. Schon während des Ueberfalls in der Meereshöhle war er dort zum Besuch; daher seine Abwesenheit. Auch von seinem Spukschlosse aus setzte er diese Besuche fort. Im glänzenden Staatskleide eines Edelmanns, begleitet von einem gallonirten Diener, erschien er auf dem Edelhofe,

schen Regierung; er dachte an keine Verfassung zur Sicherung nicht gekränkter Rechte, an keine engere Verbindung der Nation unter sich. Erst als die Nachricht kam, daß Dänemark ganz Norwegen an Schweden abtrete, erwachte das Nationalgefühl durch den Nationalhaß. Der Norweger wollte nicht Unterthan des gehaßten Schwedens werden. Die Bürger Christianias traten zuerst zusammen, eine Norwegische Generalversammlung folgte. Man entwarf in der Eil eine Verfassung, um einen eigenen König zu erhalten, der Schweden die Spitze bieten könnte. Das Unternehmen schlug fehl, der eigene König resignirte, Norwegen ward Schwedisch, aber das Mittel zum Zwecke, die Verfassung, blieb, denn Carl Johann erklärte sich bereit die schon entworfene und noch zu vollendende anzuerkennen. In dem Grundvertrage heißt es: „Wir ꝛc. erwählen zum Könige von Norwegen ꝛc." was freilich, gegen die historische Entstehung betrachtet, etwas wunderbar klingt. Aber man unterwarf sich mit milder Weisheit allen damals beliebten liberalen Formen. Die altfeierliche Krönung im Dom zu Drontheim konnte als Beschwichtigung von der andern Seite gelten. So aber waren die Nor-

gern empfangen. Schon sprach man von mehr als Liebe, man machte Pläne für die Zukunft, als die Geliebte dem Geliebten vertraute, daß sie von der Eifersucht ihrer Schwester leide. Mandrin konnte gewiß zwei schöne Damen lieben, aber nicht heirathen. Sein Lieutenant Rocqueirol, der ihm schon aus anderer, half ihm auch aus dieser Verlegenheit. Auch er erschien als junger, reicher Edelmann, und machte der zweiten Schwester den Hof. Seine Bewerbungen wurden nicht zurückgewiesen, und der Roman ging schon seinem Ende entgegen, als eine neue Katastrophe im Spukschlosse sein unheilvolles Ende für die beiden Fräulein verzögerte.

Es hatte sich in den letzten Monaten Niemand mehr auch nur in die Nähe des Schlosses gewagt. Von Einigen, die sich dahin verirrt, sagte man, daß sie spurlos verschwunden wären. Ein junger Officier hörte auf einer Reise nach Grenoble von dem Spuk, und ließ sich durch keine Warnungen abhalten, dem gespenstischen Advocaten einen Besuch abzustatten. Von einem Grenadier begleitet, den derselbe Muth wie seinen Herrn antrieb, machte er sich auf den Weg.

Er pochte an, das Thor, ohne daß das Gespenst Antwort zu geben für nöthig fand. Nur der grinsende Bär ließ sich nach einer Weile durch eine Thürritze sehen. Ein Pistolenschuß des Officiers trifft ihn, streckt ihn nieder und beide entschlossene Männer sprengen das Thor.

Es ging nun im Schlosse zu, sagen die Geschichten, denen wir folgen, wie es überall zugeht, wenn beherzte Männer in ein Gespensterschloß dringen, welches von entschlossenen Gaunern oder Falschmünzern behütet wird. Sie mußten Thür um Thüre aufsprengen, sahen in den Winkeln vermummte Gestalten, die sich dehnten und ver-

kleinerten, und feuerten auf sie. Da krochen in einem Saale große Schlangen, und giftiges Gewürm huschte von einer Ecke zur andern. Indessen machte der Grenadier die Entdeckung, als er auf eine dieser Schlangen trat, daß sie sich zusammen drücke, wie Pappe, die über Springfedern gezogen ist.

Sie waren eben im weitern Nachforschen nach dieser interessanten Entdeckung begriffen, als ein Cavalier mit gezogenem Degen, gefolgt von einem Diener, eintrat. Es war Rocqueirol, der in Mandrins Abwesenheit commandirte, und mit sich berathen hatte, was in dieser gefährlichen Krisis zu thun sei. Es wäre ein Leichtes gewesen, aus dem Versteck durch zwei Flintenkugeln die Vorwitzigen auf ewig stumm zu machen. Auch bei einem offenen Anfall hätten sie der Uebermacht erliegen müssen. Aber im nächsten Orte wußte man von ihrem Vorhaben und ihr naheliegendes Regiment hätte nach ihrem Verschwinden eine dem Geschäft vollständigen Ruin bringende Untersuchung angestellt.

Rocqueirol erkünstelte eine überraschte Miene, noch Jemand, und zur selben Zeit mit ihm bei derselben abenteuerlichen Geisterjagd zu finden. Er spielte seine Rolle so gut, daß auch der beherzte Officier über seinen Schreck erschrak, als die Schlangen und das Gewürm in einem Nu verschwanden. Ja, dem fremden Cavalier zitterten noch die Glieder vor dem Anblick des verzauberten Bären, auf den er draußen angelegt und eine Stimme aus den Lüften hatte ihm zugerufen: Schon ein Waghals schoß auf mich; ich rathe Dir bei Deinem Leben keinen zweiten Schuß! — Auch fuhr der Bär, als die Vier aufs Neue hinauseilten, der Officier, um zu sehen, ob sein Schuß denn wirkungslos geblieben, wuthheulend auf die Hinterfüße und dann mit ei-

nem Satze in den nächsten Thurm, dessen Thüre hinter ihm ins Schloß sprang.

Freilich nicht derselbe Bär, den der Officier gut getroffen, dieser lag bereits verbunden in den unterirdischen Gemächern, aber ein anderer von der Bande, welcher, auf Rocqueirols Befehl, schnell in die Haut gekrochen war. Rocqueirol führte seine Rolle bis zum Siege durch. Er wollte Muth zeigen gegen den Spuk und ließ sich doch so von innerm Grauen übermannen, daß der Officier ihn aufmuntern mußte, aber in dieser Bemühung von den erlogenen Gefühlen des Andern unmerklich angesteckt wurde.

Der Officier hielt es für gerathen, als die Dunkelheit anbrach, sich zurückzuziehen. Er ward von dem Cavalier begleitet, oder begleitete ihn, bis ihr Weg sich trennte. Am Feuerherde des Wirthshauses wuchs sein Muth wieder mit der ruhigen Ueberlegung. Er erzählte seine Abenteuer, und wies sogar ein Stück der Ungeheuer von Pappe vor, welche sein Grenadier erhascht hatte. Aber solcher Unglaube konnte den Köhlerglauben der Leute nicht erschüttern, umsoweniger, als man Morgens statt des Stückes bunter Pappe ein Stück faulen Holzes fand. Ein Kundschafter der Bande, von Rocqueirol ins Dorf geschickt, hatte es in der Nacht vertauscht. Es war alles Teufels Trug, und der Officier und sein Grenadier mußten, ohne Glauben gefunden zu haben, aber nicht ohne Spott, am andern Morgen wieder abziehen. Zu einem zweiten Besuche fanden sie sich nicht veranlaßt.

Dennoch hatte der Vorfall dem Glauben einen ersten Sprung gegeben. Das Nachdenken darüber konnte nicht ausbleiben; Mandrin wurde vorsichtiger. Die Unvorsichtigkeit eines seiner Leute konnte noch bedenklichere Fol-

gen haben. Er hatte auf einem Jahrmarkt, in der Nähe von Lyon, einen vortheilhaften Handel abgeschlossen und für schlechtes Geld gute Waare eingekauft. In seiner Freude warf er einen Kronenthaler in die Luft. Er zerbrach in Stücke. Die Probe mit einem zweiten erging nicht besser. Nur der Schnelligkeit seines Pferdes verdankte der Gauner, daß ihm die Flucht gelang.

Seine Verfolger entdeckten nicht seine Spur, wenigstens nicht bis zum Spukschlosse. Aber das Gerücht lebte doch auf, daß in der Gegend Falschmünzer wären. Man hatte in dem Park am Schlosse Pferde grasen gesehen. Sie hatten deutlich gewiehert wie Pferde von dieser Erde. In andern Gegenden pflegen zwar Kobolde sich auf Mähren zu nesteln und aus Muthwillen sie in Schweiß zu setzen, oder gar lahm zu reiten; das thun aber nur neckische Elfen in Irland, England und Schottland. Wahrhafte Teufel, die aus der Hölle abgesandt sind, als Executoren an armen Sündern, die Diener Satans, und die Schreckbilder der mittelalterlichen, christlichen Mythe, geben sich in Frankreich mit solchem unnützen Spuk nicht ab. Die Witwe des Advocaten fand es zudem sehr unbequem, daß sie durch Geister aus ihrem Wohnsitz getrieben sei, und diese ohne Recht mit aller Behaglichkeit in ihrem rechtmäßigen Erbe auf die Dauer hausen sollten. Das Interesse war allmälig stärker als der Glaube.

Freunde sammelten sich um sie, man redete sich Muth zu, auch der reine Unglaube wagte wieder seine Stimme zu erheben. Eine Expedition zur Untersuchung ward in der Stille, wie man glaubte, verabredet, und eines Morgens rückten gegen 40 Mann, alle bewaffnet, einige Soldaten, Bauern unter Anführung jener Freunde und eines Officiers gegen das Schloß vor.

Aber Mandrin hatte von Allem Kunde. Seine Schätze mit allen Geräthschaften plötzlich fortbringen zu lassen, hatte die Zeit gefehlt; auch mochte er auf sein Glück trotzen. Er hatte nur eiligst Alles, was von Werth war, in die hintersten Keller schaffen und seine Leute sich bewaffnen lassen, entschlossen, sich aufs Aeußerste zu vertheidigen.

Gespenster und Bären verlegten diesmal den Eindringenden nicht den Weg. Es war todtenstill in den Höfen, den Gängen, den Zimmern. Die Eroberer erbeuteten nur einiges Federvieh, das sich nicht gerettet hatte; auch Wein in den Kellern, den die Gespenster entweder vergessen hatten ausfließen, oder mit Absicht zurückgelassen hatten, damit ihre Feinde sich betrinken möchten. Der Anführer des Trupps aber ließ sich nicht irre machen; er besetzte das Hauptthor und das Hinterpförtchen und ließ die Berittenen um das ganze Schloß flankiren, während der innere Park mit Wachtposten bestellt wurde. Darauf erfolgte der Sturm auf den Eingang zum Keller, in welchen es keinen Augenblick zweifelhaft war, daß die Bande sich zurückgezogen hatte. Aber eine scharfe Salve aus vielen Musketen trieb die Angreifenden zurück.

Man mußte, zum eigenen Schutz, Faschinen bauen. Man riß dazu die alten Tapeten herunter und füllte sie mit Erde. Nach einer dreistündigen heftigen Gegenwehr schwieg das feindliche Feuer, der Eingang war erstürmt, und die Sieger fanden sich in — einem leeren, ungeheuren Gewölbe. Ein Keller von 80 Fuß Länge und 18 Fuß Breite, hell erleuchtet von Fackeln an den Mauern, und die Bande wie durch einen Zauber verschwunden. Weder Menschen, noch Schätze, noch Münzwerkstätten. Der Boden war festgestampfter Thon, die

Decken ein festes Gewölbe; in beiden fand sich auch keine Spur einer Oeffnung. Ebensowenig bemerkte man eine solche, oder eine verborgene Thür an den Seitenwänden, die mit starken Palissaden dicht besetzt waren, entweder um das Nachsinken der Erde zu verhüten, oder um den Schall, beim Münzenprägen, zu ersticken.

Irgend wohin mußten, die noch eben so munter gefeuert hatten, entkommen sein, und dringender war es, zu finden, wo sie waren, als den verborgenen Weg aufzusuchen, durch welchen sie entkommen. Aber vergebens wurde der ganze Schloßberg umkreist, vergebens legte man sich auf die Erde, um zu horchen und grub, wie nach dem Dachse, wo ein Geräusch vernommen wurde. Kein Blatt schien gerührt, kein Fußtritt verrieth einen Flüchtigen. Es war außer Zweifel, daß die Räuber zuletzt in dem verpalissadirten Keller gewesen, von hier aus mußte man also ihre Spur entdecken.

Nachdem der Hauptmann seine Mannschaft an dem erbeuteten Weine sich stärken lassen, ging er daran, die Palissaden, eine um die andere auszureißen. Man fand etwa sechs Stück, einige Zoll über der Erde durchgeschnitten und mittelst eines Zapfens wieder künstlich verbunden. Dahinter war kein Mauerwerk, sondern Erde. Hier mußte ein Ausweg gewesen sein, obgleich es von ungewöhnlicher Besonnenheit und Thätigkeit zeigte, diesen Weg, nach einem hitzigen Gefechte, so geschickt wieder zuzumachen und noch dazu den weitern Weg mit Massen von Erde zu verschütten.

Es war der Ausweg gewesen. Mandrin und die Seinen hatten sich durch denselben in ein anderes, etwa 50 Schritte entferntes Gewölbe, das aber tiefer und außerhalb des Schlosses lag, zurückgezogen und die ungeheure Arbeit, obgleich ohne sichere Aussicht auf Erfolg,

nicht geschent. Denn alle Botschafter, welche er durch die einzige Oeffnung jenes zweiten Kellers ausschickte, brachten ihm während der Riesenarbeit die Nachricht, daß an ein Entkommen oder Durchbrechen nicht zu denken sei, da der ganze Berg von den wachsamen Bauern umkreist sei.

Er zog sich also eigentlich nur in sein letztes Loch zurück, in der Hoffnung, daß man den Weg nicht finden, daß endlich der Eifer der Verfolger ermatten werde. Ein Glas Wasser und eine Trommel waren am Eingange auf der lockern Erde aufgestellt, während die völlig Erschöpften sich zur nothdürftigsten Ruhe hinstreckten. Aus der Erschütterung des Wassers, aus dem Dröhnen der Trommel nahmen sie die Schläge der Arbeiter wahr. Immer höher wallte das Wasser auf, immer stärker klang die Trommel. Mandrin sprang auf und erklärte den Seinen, daß ein Widerstand hier eine unnütze Metzelei würde, ohne die geringste Aussicht, auch nur einen ehrenvollen Tod zu sterben. Ein letzter Versuch zur Rettung bleibe der Allen bekannte Ausweg durch das Gewölbe, wo indeß Jeder nur für sich selbst vorzusehen habe, und nichts als das ihm Werthvollste und Leichteste mitnehmen könne. Es blieb kein anderer Rath.

Um Zeit zu gewinnen, ließ er die hölzernen Stützen jenes Ganges gewaltsam einreißen, und die Erde herunterstürzen. Ihre Bewältigung mußte den Feind wenigstens aufhalten. Dann ging man an die Flucht.

Gerade über dem Gewölbe stand eine uralte, sehr dicke Eiche, die durch ihre ausgewaschenen Wurzeln das Licht herunterfallen ließ. Dies der verborgene, enge, mißliche Ausweg, gut für einzelne Späher, gefährlich für eine ganze, bewaffnete Bande. Indessen kam Einer nach dem Andern glücklich hinauf. Sie konnten sich ord-

nen, ehe ſie entdeckt wurden. Die Bauern, auch ermüdet, ſchnarchten umher. Die Wenigen, die noch Wache hielten, wurden zu Boden gerannt und in Sturmesflug enteilte die Bande ins Dickicht. Der Officier kam mit ſeinen Soldaten zu ſpät zur Verfolgung. Mandrin, der Wege kundig, wußte ihn ſo geſchickt in die Irre zu leiten, daß er nach einem Tage und einer Nacht, ohne nur einen Gefangenen gemacht zu haben, zurückkehren mußte. In der letzten Höhle fand man außer Leinwand, einigem Geräthe und Lebensmitteln auch nur — Haufen falſchen Geldes.

Glücklicher war eine Compagnie der Marechauſſée. Längs der Küſte von St. André hinſtreifend, griff ſie zwei Verdächtige auf, welche allerdings zur Bande gehörten. Auf die Folter geſpannt zu Grenoble, gaben ſie die vollſtändigſte Auskunft über Mandrin und ſeine Leute, alle Namen und Verhältniſſe derſelben, die hier zum erſten Male in den Acten erſchienen.

Auch ſein kühnes Liebesverhältniß ſcheint hier zur Sprache gekommen zu ſein, denn als Mandrin die erſten Augenblicke ſeiner wiedergewonnenen Freiheit dazu benutzte, bei ſeiner Braut als Cavalier zu erſcheinen, ward er entdeckt und im Augenblick, wo er aus der Thür trat, von den Landreitern, doch in bürgerlicher Tracht, ergriffen. Die junge Dame hielt ſie für Privatfeinde ihres Bräutigams und befahl ihren Dienern, ihn aus ihren Händen zu befreien. Der Anführer der Marechauſſée zeigte den Verhaftbefehl vor und fragte das entſetzte Fräulein: welchen Antheil ſie an dem Schickſal des Mörders und Falſchmünzers Mandrin nehme? — Sie fiel in Ohnmacht und ſoll noch am ſelben Tage in ein Kloſter gegangen ſein.

Wir wiſſen, daß wir einen Quernſtoff erzählten; wir

gaben, was wir fanden und überlassen es dem Leser, den Kern sich selbst herauszuziehen.

Niedergeworfen, gefesselt, ward Mandrin fast bewußtlos abgeführt und in einen Kerker geworfen. Da er hier, erwachend, fast wie ein Rasender tobte und die Ketten zerriß, warf man ihn in eines jener unterirdischen Löcher, deren Beschaffenheit wir aus den mehr beglaubigten Rechtsfällen des älteren Pitaval kennen. Er ward krank; die Nachricht, daß sein Arzt bemerklich gemacht, wenn man seine Execution wünsche, möge man seinen Proceß beschleunigen, da er sich dem Tode nähere, spornte seinen Muth an. Als einige Betschwestern ihn besuchten, um ihm geistlichen Trost zuzusprechen, benahm er sich gegen diese selbst zwar freundlich, wollte aber von keinem Geistlichen etwas hören, weil er zu unmenschlich von den Menschen behandelt würde. Er hatte das Herz der Frommen gerührt und sie ruhten nicht eher, bis sie die ganze Stadt zu Gunsten des armen Sünders und seiner unsterblichen Seele in Bewegung gesetzt.

Er kam in ein besseres Gefängniß, er ward menschlicher behandelt. Jetzt bekannte er alle seine Thaten vor den Richtern, noch mehr vor seinem Beichtvater. Der Kapuziner, sowie jene frommen Schwestern, wußten die Bußfertigkeit des reuigen Sünders nicht genug zu rühmen.

Sein Urtheil war gefällt, der folgende Tag zur Hinrichtung anberaumt, er aber hatte längst die Gunst der Umstände benutzt, sich mit seinen Mitgefangenen zu verständigen. Es war ein letzter, einziger Wunsch, den er äußerte, vor dem Abschiede aus dieser Welt noch einmal mit Denen eine gemeinschaftliche Abendmahlzeit einzunehmen, mit denen er im Leben so lange und so oft bei schlimmen Dingen verweilt. Als bußfertiger Christ

wollte er ſie durch ſein Beiſpiel und ſeine Ermahnungen auf den Weg des Heils führen.

Das letzte Zuſammenſpeiſen Verurtheilter, welche für dieſelben Verbrechen denſelben Tod erleiden ſollen, kam wol als ein Act der Gnade, als eine religiöſe Feierlichkeit vor, wie wir beim Proceß gegen Nickel Liſt und ſeine Geſellen ſahen. Hier aber handelte der Kerkermeiſter gegen ſeine Pflicht, als er ſeine Zuſtimmung gab; er that es nur aus Rückſicht vor dem hohen, frommen Protectorate und gegen das Verſprechen der ſtrengſten Verſchwiegenheit.

Der Kerkermeiſter nahm an dem Mahle Theil, welches mit Gebeten und ſalbungsreichen Reden anhub, mit ſtarkem Trinken fortfuhr, um die finſtern Todesbilder zu verſcheuchen, und mit der vollkommenen Trunkenheit des Kerkermeiſters endete. Als er beſinnungslos unter dem Tiſche lag, bemächtigte ſich Mandrin ſeiner Schlüſſel, löſte die Ketten aller Gefangenen, ſchloß den Kerkermeiſter ein, und die wilde Rotte ſtürmte, alle Thüren erbrechend, alle Wachtpoſten umrennend, aus dem Gefängniß, aus der Stadt. — Noch hatte Mandrin die Kühnheit, den Schlüſſelbund des Gefängniſſes dem Rittmeiſter der Marechauſſée ins offene Fenſter hineinzuwerfen. Als dieſer ſie verfolgen ließ, war es zu ſpät.

Mandrin war frei, aber hatte Alles verloren. Um eine neue Bande zu bilden, war das nächſte Erforderniß Geld. Auch das von ihm vergrabene war während ſeiner Gefangenſchaft verſchwunden. Ein alter Camerad meldete ihm, daß die Bauern der Umgegend eine beträchtliche Geldſumme unter ſich vertheilt hätten. Die Wuth ſtieg in ihm auf, aber er durfte die Bauern, namentlich an der Küſte, nicht gegen ſich erbittern.

Die Zerſprengten hatten ſich inzwiſchen geſammelt.

weger, man darf sich hier des Ausdrucks bedienen: „Sie wußten nicht wie," zur Verfassung gekommen; denn es war nicht die Constitution, was sie wollten, sondern die Unabhängigkeit von Schweden, und sie hatten eine freie Verfassung und waren an das Schicksal des Schwesterreiches geknüpft.

Jene Unabhängigkeit wird indessen durch die Constitution in einem Grade gesichert, wie es den Rechten eines Königs, der beide Länder durch seine königliche Vermittelung zu einem Ganzen machen soll, wenig entspricht. Das Uebergewicht der Aristokratie in Schweden hat hier ein, politisch betrachtet, eben so extremes Uebergewicht der Democratie zu Wege gebracht, nach dem ewigen Grundgesetz im moralischen Weltenlauf, daß die Pole sich begegnen. Man begreift eigentlich nicht, wenn man die Constitution recht prüft, wozu überhaupt ein König nöthig ist. Es ist mit Weisheit und mit Umsicht für alle Fälle gesorgt, wenn der König irren könnte oder Böses oder gar nichts wollte, daß der Monarch darin mehr als eine Bürde erscheint, vor der man eine gewisse ehrfürchtige Scheu hegt, als eine Lebenswurzel des ganzen

Man ſuchte nach einer neuen Statte, um das alte Gewerbe anzufangen. Es muß jener Zeit ein ſehr ergiebiges geweſen ſein. In günſtiger Lage, angelehnt an ein Gebirge, fand man eine Einſiedelei. Der Mönch ward überfallen, zwar nicht ſeines Lebens, aber doch ſeiner Kutte und ſeines Hauſes beraubt; er mußte einem der Bande Unterricht geben, wie man als Einſiedler ſich zu benehmen habe, um die Landleute zu täuſchen und zu Opfern geneigt zu machen.

Im Berge entdeckte man eine Höhle und vergrößerte ſie. Aus der Einſiedelei ward ein unterirdiſcher Gang dahin gegraben. Die Höhle bekam, wie ein Fuchsbau, mehre Auswege, ein längerer, unterirdiſcher Gang aber führte bis ins Thal. Die Falſchmünzer mußten auch in der Pionirkunde erfahren ſein. Sie waren wieder auf 37 Mann angewachſen; das Geſchäft ging munter vorwärts, und der Abſatz war bedeutend. Sie lebten herrlich und in Freuden, und ſo lange Mandrin da war, wurde eine muſterhafte Ordnung inne gehalten. Zum Ausgehen und zur Rückkehr waren beſtimmte Zeiten und Stunden feſtgeſetzt. Die Bande ſpeiſte gemeinſchaftlich. Nur der Hauptmann hatte ſeine beſondere Tafel mit 6 Gedecken. Er zog ſeine Lieblinge dazu, und bei Tafelmuſik, natürlich von Mitgliedern der Bande, wurde mit einem fürſtlichen Luxus gezecht. Um 8 Uhr Morgens ging man ſchlafen, um 4 Uhr Nachmittags ward aufgeſtanden. Die weiblichen Beſuche, welche zur Unterhaltung der Bande in das Heiligthum zugelaſſen wurden, mußten in männlichen Kleidern erſcheinen. Bei der äußerſten Sorgfalt, ihren Aufenthalt vor der Umgegend zu verbergen, erſcheint es ſchon merkwürdig, daß man überhaupt Perſonen hereinließ, die nicht durch Blut und Schwur zur Bande gehörten; zumal leichtfertige Frauen.

Aber aufs ſtrengſte ſah Mandrin darauf, daß das Zuſammenleben mit dieſen Frauen keine Folgen habe.

Trotz der Fülle und des Glücks, ward Mandrin des ſtillen Lebens überdrüſſig. Sein thätiger Geiſt fand ſich bei den ſchwelgeriſchen Genüſſen in dem Höhlenleben nicht befriedigt. Er konnte wüthen und zum Cannibalen werden. Eine junge Bäuerin gerieth beim Verfolgen einer Ziege in das wilde Felsgeklüft. Sie hörte das Prägen, ſie lauſchte und ward, ehe ſie entfliehen konnte, ergriffen, in die Höhle geſchleppt, entkleidet, an einen Pfahl gebunden, und Mandrin ſelbſt ſtieß ihr den Dolch in die Bruſt, um ſie zum ewigen Schweigen zu bringen. Er ſtreifte unter allerhand Verkleidungen in der Gegend umher, auf Abenteuer ausgehend. Während deſſen ſah es mit der Mannszucht ſchlecht aus, ſeine Leute waren faul in der Arbeit; ſie lagen auf den Dörfern umher, tranken, plauderten, fingen Händel an und warfen Worte hin, die nicht verloren gingen.

Zum dritten Mal wiederholte ſich ein Angriff auf ihre Burg, abermals in Mandrins Abweſenheit. Diesmal geſchah es mit mehr Vorſicht. Die Marechauſſée von Grenoble, Valence und den Nachbarſtädten rückte in aller Stille an. Der ganze Berg ward umſtellt, und dann erſt die Einſiedelei angegriffen. Man ſprengte ihre Thüre. Alles war leer wie im Spukſchloſſe, und erſt nach langem Suchen entdeckte man den nach der Höhle führenden unterirdiſchen Gang. Die Bande fand dadurch Zeit, ſich und ihre beſten Habſeligkeiten zu retten. Sie entfloben durch den zweiten unterirdiſchen Gang, der nach dem Thale führte. Was ſie nicht mitſchleppen konnten, verbrannten ſie.

Die Marechauſſée fand im geräumigen Innern der Höhle nichts als Aſche und Rauch: aber in einem Sei-

tenloche ein verkümmertes, fast lebloses, menschliches Wesen, den gefangenen Einsiedler, dem man in der Verwirrung der letzten Tage Nahrung zu reichen vergessen hatte. Sein Zeugniß ward später, zur Constatirung der Personen und Thaten, hier von Wichtigkeit.

Während man sich zur Verfolgung der flüchtigen Räuber anschickte, erfolgte eine Explosion, die einen Theil der Höhle und darunter, jedoch nur wenige, Soldaten verschüttete. Mandrin hatte mit seiner Umsicht Alles zur hartnäckigen Vertheidigung eingerichtet, und auch, für den schlimmsten Fall, eine Mine gelegt, die Rocqueirol auf der Flucht anzündete. Aber nur ein Seitengewölbe spaltete sich und flog mit fürchterlichem Krachen in die Luft. Die Verfolgung der Bande ward dadurch nicht gehemmt. Die Sturmglocken läuteten in den Dörfern, als Mandrin auf dem Heimwege war. Von den Bauern, die bewaffnet von allen Seiten durcheinander liefen, erfuhr er zur Genüge, was es galt, und unter dem Scheine, mit aufsuchen zu helfen, sprengte er mit verhängtem Zügel der Richtung nach, welche seine Leute genommen haben sollten.

Er traf sie im dichtesten Walde, in einer günstigen Stellung und voller Muth, dem Feinde, dem sie nicht mehr entweichen konnten, mit offener Gewalt zu begegnen. Rocqueirol meinte es nur mit Bauern zu thun zu haben, Mandrin aber hatte denselben Officier erkannt, welcher ihn aus dem Spukschloß vertrieben, und wußte, daß es das Aeußerste galt. Er ließ Bäume fällen und ein geschlossenes Verhack bilden. Aber auch die Angreifenden kannten ihre Feinde. Der Officier ließ seine Leute mit Faschinen anrücken, die in Brand gesteckt wurden. Rauch und Flammen wälzten sich bei günstigem Winde gegen die Räuber, und Mandrin, um nicht zu verbren-

nen oder zu erſticken, warf ſich ſeitwärts in einem geſchloſſenen Keil auf ſeine Feinde.

Nach einem mörderiſchen Gefechte, welches die meiſten ſeiner Leute, todt oder verwundet, niederſtreckte, mußte er ſelbſt, mit Staub und Blut bedeckt, die Flucht ſuchen, ward aber mit zwei Brüdern und noch fünf ſeiner Bande gefangen.

Im Kerker von Grenoble benahm er ſich mit einer Würde und einem Stolze, der einer beſſern Sache Ehre gemacht. Der Proceß war kurz, da kaum etwas zu ermitteln übrig blieb; jeder Verſuch zur Flucht war im Voraus durch die getroffenen Anſtalten verhindert. Das Urtheil war gefällt, der Tag zur Hinrichtung erſchien. Nur um eine Gnade bat er, und man gewährte ſie: nicht auf dem gemeinen Karren der Armenſünder zum Richtplatz geführt zu werden. Zur Vorſicht hatte man ihm indeſſen nicht allein die Hände vorn gebunden, ſondern insbeſondere die Daumen ſcharf zuſammen geſchnürt.

Mandrin war noch glücklicher als Jac Sheppard in ſeinen tollkühnen Wageſtücken. Schon auf dem Schaffot, überkam ihn eine Simſonſtärke. Er zerriß ſeine Bande, ſchlug den Henker zu Boden, ſtieß den Beichtvater auf die Häſcher und ſprang ins Volk. Die Maſſe, betroffen, machte unwillkürlich dem Raſenden Platz. Er erreichte das Thor, und als die Reiter ihm folgten, war er ſchon in dem Gebüſch nach den Bergen zu verſchwunden. Seine Brüder und die übrigen von der Bande wurden hingerichtet.

Die Geſchichte ſeiner Flucht liefert nicht weniger des Wunderbaren als das Bisherige. Nachdem er drei Nächte wie ein Schatten umhergeirrt — bei Tage ſchlief er — und nirgends einzukehren gewagt, da Steckbriefe und Kundſchafter das Land durchflogen und ein hoher

Preis auf seinen Kopf gesetzt war, überfiel er einen Kapuziner, den er in den Wald gelockt, nahm ihm seine Kutte und ließ ihm sein Sterbehabit, in keiner andern Absicht, als daß der Kapuziner überall die Nachricht verbreiten solle, Mandrin irre als Kapuziner umher. Seine wahre Absicht aber war eine andere, die er später ausführte, zu früh aber einem Freunde mittheilte, der ihn verrieth. Er ward wieder gefangen. Diesmal ward er von den Landreitern, die ihn jetzt kannten, geknebelt und in Ketten geschlossen. Als sie auf dem Wege nach Grenoble irgendwo übernachten mußten, ließen sie ihn in eine Cisterne hinab und bedeckten diese mit Bretern und Steinen. Außerdem standen zwei Soldaten Wache.

Aber auch diesmal war das Glück ihm günstig. Die Wächter waren eingeschlafen und Mandrin zerriß seine Bande. Die Cisterne lag an einem Keller, wie die hohlklingende Wand ihn lehrte. In Minirarbeiten suchte er seines Gleichen. Er sprengte einige Thüren, sah sich im Freien und bald in Freiheit. Er schlich auf ihm wohlbekannten Wegen nach Avignon, von da die Rhone weiter hinauf. Als er indeß von seinen Leuten keine Nachricht erhielt und keine tauglichen Leute zu einer neuen Bande auftrieb, ließ er sich in Lyon als Soldat anwerben. Aber die Gefahr, sich öffentlich zu zeigen, war zu groß; er schützte eine Krankheit vor und desertirte mit dem Werbegelde und drei Recruten.

Er traf seinen frühern Lieutenant Perniot mit noch Vieren seiner Bande. Entsprungene Verbrecher gibt es überall; bald war seine Bande auf 14 Mann angewachsen, und er hielt es unter den Umständen am angemessensten, mit ihnen einen Schleichhandel an der savoyischen Grenze zu etabliren.

Dieser ging nicht allein außerordentlich glücklich von stat-

ten, ſondern durch einige barbariſche Thaten verſchaffte ſich Mandrin auch in dieſer neuen Laufbahn einen furchtbaren Namen. An einem kalten Januartage, nach einer gelungenen Expedition, ging er den Zollbeamten, welche ſeinem Trupp auflauerten, vertraulich entgegen, als wolle er ihnen in ihrer Arbeit beiſtehen, und nachdem er ſie auf einen Bergpfad geführt, angeblich auf die Fährte der Contrebandiers, ſetzte er ſeinen Hut auf, als Zeichen für die Seinen. Dieſe feuerten aus ihrem Verſteck und fünf Mauthſoldaten ſtürzten todt oder ſchwer verwundet nieder. Die Contrebandiers equipirten ſich mit den Kleidungsſtücken und Waffen der Todten und Beraubten. So überfiel er in der nächſten Nacht einen Zollbeamten in ſeinem eigenen Hauſe, weil er ſich gerühmt, ſchon mit Mandrin fertig werden zu wollen, und plünderte und nahm fort, was ſich fortſchaffen ließ.

Sein Ruf wuchs durch beide Thaten auch in dieſer Gegend ins Ungemeine. Alle Vagabunden glaubten, unter ihm zu dienen, ſei die Anwartſchaft auf ein ſicheres, glückliches Leben und die Freiwilligen drängten ſich ordentlich zu ſeinen Dienſten. Aber er war ſehr ſtreng in der Auswahl und Annahme. Nur Solche, die durch wirkliche ſchwere Verbrechen ihm ſicher waren, oder durch beſondere Talente im Durchbrechen ſich ausgezeichnet hatten und bei den Proben Muth und Entſchloſſenheit zeigten, wurden in ſeine Bande enrolirt. Die Bande wuchs dennoch — es war dies im Jahre 1754 — ungemein an und machte ſo glückliche Expeditionen, daß die Provinzen Dauphiné, Languedoc und Macon mit Contrebande angefüllt waren. Der gewöhnliche Handel litt, die Generalpächter und die königliche Acciſe verloren bedeutend.

Mandrins Treiben ging in einen förmlichen Krieg

über, deſſen blutige Details zu ſchildern wir für überflüſſig halten. Seine Leute ritten in königlichen Uniformen, mit Schärpe und Ludwigskreuz: ſo forcirte er Brücken, ſtürmte Zollhäuſer und drang bewaffnet mit hellen Haufen in Städte ein. Er legte ſich in Hinterhalt und ſchoß ganze Trupps Zollbeamte nieder.

Indeß machte ſein Glück ihn übermüthig. Daß er die Spione, welche man ausgeſandt, um ihn und ſeine Verhältniſſe zu erſpähen, nach kurzem Proceß erſchießen oder aufhängen ließ, war das traurige Pflichtgebot ſeiner Lage. Aber er beging den Misgriff, es mit dem Landvolk, das er früher klüglich geſchont, zu verderben. Er zwang die Leute, ſeine Contrebande ihm abzukaufen, weil ihm der weitere Selbſtvertrieb zu unbequem und weitläufig wurde. Indeß reichte dieſes ſeltſame Mittel, wozu auch in geordneten Staaten wol dann und wann eine falſche Finanzpolitik getrieben, nicht aus, und in halber Verrücktheit wollte er die Angeſtellten der Generalpächter ſelbſt zwingen, ſeine Contrebande ihm abzunehmen.

So zog er einſt, an der Spitze von 52 Mann, alle mit geladenen Musketen und aufgepflanztem Bayonet, in die Stadt Rhodez ein, und brachte einige Maulthiere mit Ballen eingeſchmuggeltem Taback vor das Haus des dortigen Zollaufſehers. Der Mann ward heruntergerufen, und ſollte zu dem ihm geſetzten niedrigen Preiſe kaufen. Ihm ward dafür verſprochen, daß auch aller Taback, den man künftig einbringe, ihm allein, und zu dieſem Preiſe, überlaſſen werden ſolle. Vergebens ſträubte ſich der Beamte gegen das tolldreiſte Anſinnen, welches ihn um ſein Amt bringen und zum Mitſchuldigen der Verbrecher machen mußte. An die Wand bei der Kehle gedrückt und unter dem Blitzen der Bayonette, die auf

ſeine Bruſt gerichtet wurden, mußte er kaufen und zahlen. Ebenſo erging es dem Zollaufſeher zu Mende.

Der Handel gefiel Mandrin ſo wohl daß er auf gewöhnlichem Wege nicht genug Taback zu beſchaffen vermeinte. Er zog daher mit ſeiner ganzen Bande nach Savoyen und der Schweiz hinüber und trieb ſich dort, mit einer immer wachſenden Mannſchaft, bis Ende Juli umher. Er war ſo ſtark, daß er es wagen konnte, mit einem Transport von vielen Wagen die Grenze wieder zu paſſiren. Jetzt rückten ihm aber in der Franche Comté zwei Zollbrigaden, die von Menthe und von Channence, entgegen. Mandrin, genau durch ſeine Späher von ihren Bewegungen unterrichtet, ermüdete ſie durch Kreuz- und Quermärſche, bis er ſich an einer günſtigen Stelle ſo gelagert hatte, daß er es mit ihnen aufzunehmen beſchloß. Ihm galt es, ein abſchreckendes Beiſpiel ſeinen Verfolgern für immer zu geben, und durch die Furchtbarkeit ſeines Namens zu wirken.

Es war an der Seite eines kleinen Gehölzes. Hinten war ein Berg, vor ihm ein Sumpf; die freie Seite hatte er mit einem Graben durchſchneiden und dahinter ſeine Wagen auffahren laſſen. Durch einen Schuß aus dem niedrigen Gehölze vor dem Graben, der einen Zollbeamten vom Pferde warf, angelockt, ſaßen die Zollſoldaten ſchnell ab, und kamen im Suchen unvorſichtig dem Graben nahe. Ein mörderiſches Feuer begrüßte ſie und trieb ſie auseinander. Doch ſammelten ſie ſich wieder, und, auf ihre Zahl vertrauend, griffen ſie von Neuem an und trieben die Contrebandiers aus dem Graben. Aber drüben in der Wagenburg war nicht ihr Terrain. Sie wurden umzingelt und theils gefangen, theils zurückgeworfen. Mandrin ging von der Defenſive zur Offenſive über. Die gebundenen Gefangenen vor ſich her

ſtoßend, griff er an, und trieb, an der Spitze von 32 Mann, die Soldaten wieder über den Graben. Aus den Gebüſchen empfing ſie eine neue Salve von den dort verſteckten Contrebandiers, dergeſtalt, daß ſie, mit Hinterlaſſung vieler Todten und Verwundeten, in der Flucht ihr Heil ſuchen mußten.

Mandrin hatte die Keckheit, mehre Tage trotzend auf der Wahlſtatt zu bleiben. Hier ſchlug er ſeinen Markt auf, hierher wurden die Käufer, die nicht freiwillig kamen, mit Gewalt getrieben. Dann zog er auf neue Contrebande, und nöthigte die Zollaufſeher von Crapone, Briſonde und Montbriſon, gleich denen von Rhodez und Mende, ſeine Vorräthe zu nehmen. In viele andere Zollhäuſer brach er mit Gewalt, raubte, verwundete, tödtete. Ueberhaupt ſcheint durch ſeine glücklichen Erfolge nicht ſein ritterlicher Sinn, ſondern die wollüſtige Grauſamkeit in ihm genährt zu ſein. Schon früher hatte er den Zollbeamten, welcher ſeinen Bruder Pierre beim Gefecht hinter der Einſiedelei gefangen genommen, bei einem Streifzuge aus Rachelust heimgeſucht. Der Unglückliche hielt ihm auf den Knien einen Säugling entgegen und bat um Gnade; aber mit lautem Hohn hieb er Kind und Vater zuſammen.

Die Möglichkeit eines ſolchen Treibens läßt ſich nur aus dem zerrütteten Zuſtande der franzöſiſchen Verwaltung vor der Revolution erklären. Die Feudalmacht war gleich der der Municipalitäten gebrochen und doch die Centraliſation der adminiſtrativen Kräfte noch nicht hergeſtellt. Generalpächter verſchlangen die Einkünfte; es ging dem Staat nicht ſehr nahe, wenn ſie Schaden litten und das Volk hatte noch weniger Intereſſe, vielleicht auch Schadenfreude, wenn Die, welche es drückten und ſein Mark verzehrten, von ihren reichen Einkünften

einbüßten. Dazu erwäge man, daß dieſe Geſchichten im ſüdlichen Frankreich ſpielen, wo auch heute noch der geſellſchaftliche Zuſtand nicht auf ſo geordneten Grundlagen ruht, als im Norden; das cataloniſche und corſicaniſche Element ſpukt herüber.

Bis dahin hatten eigentlich nur die Generalpächter im eigenen Intereſſe gegen den frechen Räuber operirt. Es waren ihre Soldaten, welche gegen ihn kämpften; nur daß hie und da eine Obrigkeit, ein Militairbefehlshaber ſie unterſtützte. Jetzt endlich erwachte auch die Regierung zur Thätigkeit. Das Miniſterium ſchickte eine anſehnliche Truppenzahl, um die gefährliche Bande zu vertilgen.

Noch jetzt hatte Mandrin den verwegenen Muth, ſtatt zu fliehen, es auf einen offenen Kampf mit den königlichen Truppen ankommen zu laſſen. Im Kirchſpiel von Brion, beim Dorfe Grenand, verſchanzte er ſich. Bei einer Recognoscirung mit Huſaren und Tirailleurs ſah der Anführer der königlichen Truppen ein, daß mit einem Handſtreich nichts zu machen ſei. Man beſchloß, das Lager zu berennen und auszuhungern.

Das durfte Mandrin nicht abwarten. Bei der Erbitterung des Landvolks gegen ihn hatte er keine Ausſicht, daß man ihm heimlich Nahrungsmittel zuführen werde. Auch ein Durchſchleichen, wenn es zum Schlimmſten kam, wurde unter dieſen Umſtänden mislich. Er beſchloß, ſich durchzuſchlagen.

Als Feldherr theilte er ſeine Schaar in drei Treffen. Auf einem ſtattlichen Pferde, an der Spitze ſeiner Leute, den gezückten Säbel in der Hand, führte er zum Angriff gegen die Huſaren und Dragoner. Das Feuern von beiden Seiten war heftig. Wo die Gefahr am größten, war er. Einer ſeiner Lieutenants fiel; er ſprang

Stammes. Ihm fehlt das absolute Veto, ja die Krone wird nicht einmal im Storthing durch einen ihrer Diener vertreten!

Nicht allein der Königliche Vorschlag, einen neuen Adel einzuführen, ist verworfen worden, sondern die Verfassung hebt auch mit einigen mildernden Bestimmungen den bisher existirenden auf. Nämlich jedes nach Publication der Verordnung geborne Kind hat keinen Anspruch mehr auf adelige Rechte, welche jedoch Allen, die bis dahin das Licht der Welt erblickt, ungekränkt verbleiben. Auch hat man dem alten Adel gewisse Entschädigungen decretirt. Man hätte noch mildere und passendere Formen wählen können, wenn man erklärt hätte: „Der Norwegische Staat erkennt unter den Norwegern keinen Adel an," wo die Privatrechte ungekränkt geblieben wären; denn es klingt allerdings sonderbar, wenn die Verfassung z. B. den Adel der Grafen Wedel Jarlsberg von dem und dem Datum an aufhebt, während doch der Adel der Familie Wedel, soviel uns bekannt, von Norwegen ganz unabhängig ist. Mit eben dem Rechte könnte der Storthing beschließen, es solle kein Kardinal mehr violette Strümpfe tragen, ein

vom Pferde, und mit dem Bayonette führte er deſſen Trupp in die feindlichen Glieder. Perinot commandirte den linken Flügel, der zu wanken begann. Im Augenblick war Mandrin wieder zu Roß und jagte dahin; aber trotz eines dreimaligen wüthenden Anſatzes konnte er nicht durchdringen, die Ordnung nicht mehr herſtellen. Alle drei Treffen wurden faſt zugleich geworfen und in die Flucht geſchlagen.

Die Schlacht war blutig geweſen. Von beiden Seiten waren viele Leute, von der königlichen angeſehene, ihrer Tapferkeit wegen berühmte, Officiere geblieben. Mandrin hatte nicht das Glück, den Tod des Helden auf dem Felde der Ehre zu ſterben. Er war entkommen und ſammelte etliche Dreißig ſeiner Leute auf der Flucht. Aber zu großen, kühnen Unternehmungen kam es nicht mehr. Er raubte und mordete, oft nicht allein ſeine Feinde, die Zolldiener, ſondern unſchuldige Bauern, ſogar Frauen, die nichts mehr gethan, als gezaudert, ihm die Hausthür zu öffnen. Das elaſtiſche Glück hatte ihn verlaſſen. Er entkam zwar durch ſchnelle Kreuz- und Quermärſche ſeinen Verfolgern, und ſetzte die Ortſchaften Carcieres, Noiretable und Choiſeſdieu in Contribution, auch ſchlug er ſich noch einmal in den Straßen des Dorfes Sauce-Etat mit den Volontairs der Regimenter Flandern und Dauphin herum, aber es blieb ſeine letzte That.

Er träumte noch von neuem Erfolge, aber nur um zu ſeiner letzten Gefangenſchaft zu erwachen. Einer ſeiner eigenen Leute, angelockt durch den hohen, auf ſeinen Kopf geſetzten Preis, verrieth ihn. Die Zollbeamten überfielen ihren unerbittlichen Feind mitten im Schlafe, und als er erwachte, war er ſchon mit ſcharfen Stricken an Händen und Füßen gebunden und bis aufs Blut

zuſammengeſchnürt. Es waren Bande, die er nicht mehr zerreißen ſollte. Fünf ſeiner Leute wurden mit ihm nach Valence gebracht.

In den Verhören ſchien Mandrin ſeine Heldenrolle weiterſpielen zu wollen. Auf viele Fragen antwortete er gar nicht, auf andere nur mit Spott. Die Namen ſeiner Mitſchuldigen zu nennen, konnte er nicht bewogen werden.

Das Gefängniß war von Neugierigen belagert, die den größten Räuberhauptmann Frankreichs ſehen wollten. Man fand, was man glaubte, einen Helden; ſo war ſein Blick, ſeine verächtliche Miene, ſeine ganze Haltung. Auch in Ketten war er noch der Anführer, der ſtolze Gebieter über einen Haufen unwiderſtehlicher Genoſſen. Seine Verbrechen ſchienen vergeſſen, oder vergeben. Der Wunderſchein des Außerordentlichen erhob ihn vor dem Volke, und es fehlte nicht an Solchen, die ihn ſogar für einen großen Mann erklärten. Aber die innere Gemeinheit blitzte in widerwärtigen Witzen, in rohen Späßen für den Menſchenkenner und Jeden, der ihn täglich ſah, deutlich genug heraus. Wer eine Rolle, wie Mandrin, geſpielt, durfte, um ſie gut zu ſchließen, nicht die kecke Laune des liebenswürdigen und eiteln Jac Sheppard zur Schau tragen. Dafür klebte, auch nach den gewöhnlichſten Volksbegriffen, zu viel grauſam vergoſſenes Blut an ſeinen Händen, zu viele Greuelthaten ſchändeten ſein Gedächtniß.

Ein Jeſuit rühmte ſich, nachdem Mandrin alle ihm zugeſchickten Beichtväter mit frechem Hohn fortgeſchickt, den Einen, weil er ihm zu dick, den Andern, weil er ihm zu mager ſei, daß er noch am Hinrichtungstage den verſtockten Sünder zur Bußfertigkeit und zum reumüthi-

gen Bekenntniß aller seiner Verbrechen, unter Thränen gebracht habe.

Doch bestieg er furchtlos, ja mit einem gewissen Stolz, der aber von herausfodernder Frechheit entfernt blieb, am 26. Mai 1755, einundvierzig Jahre alt, das Schaffot. Edward von unten auf gerädert.

Antoine Mingrat.

1822.

An der Grenze von Piemont, im Iſèredepartement, war in dem Flecken Saint Quentin ein junger Prieſter als Vicar eingeführt worden, deſſen Aeußeres die Gemeinde wenig anſprach. Antoine Mingret war von großem, aber plumpem Körperbau. Sein Anſehen war finſter, ſein Blick falſch, ſein Lächeln boshaft und verächtlich; ſo meinte man wenigſtens ſpäter, als ſich ein ungünſtiges Urtheil durch die That, welche er verübt, über ihn feſtſtellte, und man gern den gegenwärtigen Abſcheu auch durch frühere Wahrnehmungen gerechtfertigt ſehen wollte. Mingrat war von einer ungewöhnlichen Stärke. Er konnte die ſchwerſten Gewichte tragen; als einſt die Kirche umgeräumt wurde, trug er mit Leichtigkeit einen Beichtſtuhl von Eichenholz fort, den zwei Manner vor ihm nicht einmal aufzuheben vermocht.

Auch ſein ganzes Weſen machte einen ungünſtigen Eindruck. Er war hochfahrend und anmaßend gegen Untergebene. Statt mit freundlichen Ermahnungen behandelte er ſie mit Drohungen, ſtatt mit Bitten, mit Beleidigungen. Er erging ſich in einer Grobheit, die

eines christlichen Priesters unwürdig ist. Für feinere Gefühle schien er unempfänglich. Dafür gab er sich Mühe, das Ansehen eines finstern Zeloten bei seiner Gemeinde zu erringen. Er war ehrgeizig und doch vielleicht ohne Aussichten, seinen Ehrgeiz zu befriedigen, da es ihm an Geburt, Bekanntschaft, Talenten und einnehmenden Eigenschaften fehlte. Durch Uebertreibung seiner priesterlichen Pflichten konnte er sich vielleicht einen Namen machen und Ansehen gewinnen bei seinen Obern. Er untersagte deshalb seinen Pfarrkindern die unschuldigsten Spiele und Vergnügungen. Gesellschaften, Festessen, Tänze und sogar gesellige Lieder erschienen ihm als Verbrechen, die er mit greller, widerwärtiger Strenge verpönte.

Mingrat war 28 Jahre alt bei der Einführung in die Pfarre. Man erfuhr, daß er von geringer Herkunft war, fast ohne Erziehung. Doch hatte eine vornehme Dame sich seiner angenommen, ihm die Aufnahme in das Seminar verschafft und ihm dann zu seinen Studien weiter verholfen. Auch ward es bald bekannt, daß er schon früher in einer andern Pfarre, zu Saint Aupe gewesen, dieselbe aber wegen sehr schlechter Aufführung wieder aufgeben müssen. Man sprach von anstößigen, selbst verbrecherischen Händeln, und das Gerücht ging von Mund zu Munde, man hätte einen schlechten Priester an ihm gewonnen.

Aber er war Priester. Der gute Wein ist darum nicht weniger gut, weil er in ein schmuziges Glas gegossen ist, lautet das Argument, womit man oft katholischer Seits den Einwürfen der Protestanten begegnet. Von solchen Einwürfen hörte man übrigens in Saint Quentin nichts. Unter der Restauration spielt dieser Vorfall, die Priesterpartei herrschte; außerhalb Paris war es nicht

rathſam gegen Prieſter ſeine Stimme zu erheben, am wenigſten im ſüdlichen Frankreich.

Ungefähr eine Viertelſtunde von Saint Quentin wohnte in Git ein ehemaliger Soldat, Etienne Charnelot mit ſeinem Weibe Marie Gérin. Er hatte ſein Auskommen auf dem kleinen, ihm gehörigen Grundbeſitz und lebte glücklich und zufrieden im Beſitz des ſchönſten Weibes des Umgegend.

Marie Gérin war ſehr fromm, bis zur Ueberſpannung, ſagten ihre Bekannten. Sie war tugendhaft, einverſtändige Frau, eine glückliche Gattin, im Hausweſen tüchtig, ganz geeignet, eine Familie in Ordnung zu halten und glücklich zu machen. Aber in ihrer ſchwärmeriſchen Religioſität war ſie auch ebenſo leicht ein Opfer des nicht zu ſchlauen Betruges. Jeder Geiſtliche war für ſie ein übermenſchliches Weſen. Wo nur eine kirchliche Feier in einem benachbarten Orte begangen wurde, mußte ſie dabei ſein; ſie fehlte bei keiner Proceſſion, bei keiner Communion, bei keinem Feſte eines Kirchenheiligen. Der kleine Weiler Git, wo ihr Haus ſtand, gehörte zu Mingrats Kirchſprengel. Mingrat war ihr Beichtvater. In ihrer religiöſen Hingebung ſcheint ſie kein innerer Widerwille gegen den rohen, häßlichen Pfarrer, keine innere Angſt vor ſeinen dunkeln, glühenden Augen geſtört und gewarnt zu haben.

Antoine Mingrat war in düſterer, wilder Gluth zu Marie Gérin entbrannt. Kein Zeuge hat es ausgeſprochen, er ſelbſt hat es nie bekannt; aber nach allem Ermittelten kann es hier vorauf als Thatſache ausgeſprochen werden. Sein Sinnen und Trachten ging mit krankhafter Haſt und Eil darauf, ſie zur Beute ſeiner Luſt zu machen.

Am 8. Mai 1822 wollte Marie Gérin nach Veuray gehen, um an der ersten Communion der dort eingesegneten Kinder Theil zu nehmen. Mingrat wußte um diesen Vorsatz. Er machte sich eilig auf den Weg nach Gix, um ihr, wie er sagte, einen Brief an seinen Amtsbruder, den Pfarrer von Veuray, mitzugeben. Ehe er in Mariens Wohnung trat, traf er auf einen Bekannten, Bourdis, auf dessen Einladung er bei demselben einsprach. Geflissentlich erklärte er hier, daß und weshalb er zu Madame Charnelot wolle. Bourdis Sohn erbot sich darauf, ihn zu der schönen Frau zu führen. Mingrat konnte es nicht ausschlagen, ohne Verdacht zu erregen. Aber der junge Bourdis blieb mit ihm bei der Charnelot, er nahm auch Theil an einer frugalen Mahlzeit. Als er endlich gegangen, kam wieder ein anderer Nachbar.

Es war zu spät geworden, um zu seinen Zwecken zu kommen, spricht die Vermuthung. Daher sprach er mit der jungen Frau jetzt nur über ihren Vorsatz, nach Veuray zu gehen, und von dem Briefe, den er ihr an den dortigen Pfarrer mitgeben wolle. Wenn sie zuvor zur Beichte in seine Kirche komme, werde er ihr das Schreiben einhändigen. Ohne Arg und Mistrauen gab sie ihr Wort, daß sie kommen werde.

Aber er ging noch nicht, im Anschauen ihrer Schönheit wie verloren. Er wollte, er mußte von Liebe mit ihr sprechen und durfte sie doch nicht erzürnen. Er rechnete auf ihre gläubige Einfalt und fiel auf einen romanhaften Einfall. Er schlug ihr vor, aus einem geistlichen Buche ihr etwas vorzulesen, was sie mit ehrerbietigem Danke annahm. Aber unter der Maske des Lesens richtete er mit leidenschaftlicher Stimme und Bewegung Liebesanträge an die Zuhörerin. In seinen Blicken, seinem Aufath-

men, ſeinen zitternden Bewegungen malte ſich deutlich ſeine innere Gluth. Sie konnte ihn, waren ſeine muthmaßlichen Gedanken, verſtehen, aber nie überführen. Doch ſeine Liſt ſcheiterte an ihrer Unſchuld. Sie errieth nichts von ſeiner Abſicht und ſchrieb Alles, mit dankbarem Herzen, ſeinem geiſtlichen Eifer zu.

Dieſe Hingebung einem Phantaſiebedürfniß ward für Mingrat verderblich. Er glaubte ſich allein mit Marien, aber er hatte einen Zeugen, den er nicht ſah. Sein übler Ruf, der ihm aus ſeinem vorigen Domicil gefolgt war, hatte die Leute in Saint Quentin auf alle ſeine Schritte und Tritte aufmerkſam gemacht. Sein häufiges Einſprechen bei Charnelots war nicht unbeachtet geblieben. Was hat denn unſer Pfarrer bei der ſchönen Charnelot zu ſuchen? fragte man ſich, und ſuchte in muthwilliger Luſt dem auf den Grund zu kommen. Die Jugend im Dorfe beſonders intereſſirte es, und darum wahrſcheinlich hatte ihn der junge Bourdis in die Charnelotſche Wohnung begleitet. Ein junger Menſch, Namens Vial war im, oder am Hauſe, während Mingrats Anweſenheit, verſteckt geblieben, und hatte, an die Gitterſtangen vor der Küche gedrückt, die ganze myſteriöſe Scene und das Vorleſen belauſcht. Er verſtand, was Marie nicht begriff, und noch am ſelben Abend wußte es das ganze Dorf: ſein ſalbungsvolles Vorleſen, ſeine verliebten Blicke, ſeine leidenſchaftlichen Geberden und wie Marie in unſchuldsvoller, demüthiger Ruhe ihm zugehört. Während er ſeiner Liſt ſich freuen mochte, war er ſchon der Gegenſtand des Spottes.

Marie Gérin ahnete nichts davon. Sie mochte ſich ſelig fühlen, daß der geiſtliche Herr ſie einer ſo ungewöhnlichen Aufmerkſamkeit gewürdigt hatte.

Nachmittags machte ſie ſich auf den Weg nach der

Kirche. Sie sagte zu ihren Nachbarn, daß sie nach Saint Quentin zur Beichte gehe, und bat sie, ihrem Manne zu bestellen, daß sie bald wieder zu Hause sein werde.

Marie Gérin ist nicht wieder nach Hause gekommen. Doch gehen die beglaubigten Nachrichten über sie noch weiter.

Sie war etwa um fünf Uhr in der Kirche von Saint Quentin angekommen, und warf sich auf die Knie, um zu beten. Eine Zeugin, welche sich zu gleichem Zwecke am Hauptaltar befand, sah sie hier. Es war eine sehr achtungswerthe Zeugin, die Frau von Saint-Michel, eine um so unverwerflichere gegen den Pfarrer, als auch sie, eine ehemalige Nonne, im Ruf der ungeheucheltsten Gottesfurcht stand.

Frau von Saint-Michel glaubte, als Marie kaum eingetreten war und sich mit Inbrunst auf die Knie geworfen hatte, dicht bei der Thür des Kirchthurms, die dem Altar nahe ist, eine schwarze Gestalt zu bemerken, ohne Arme und Beine, mit einer dreieckigen Kopfbedeckung. Die Dame blieb eine Zeit lang wie vom Schrecken gelähmt. Aber das Phantom war wieder verschwunden. Sie winkte, sie flüsterte Marien zu, um ihre Furcht ihr mitzutheilen; aber die junge Frau war zu tief in ihrer Andacht versunken. Sie hörte nichts. In der tiefstillen, einsamen Kirche, nur von Maiensonnenschein erfüllt, wo ein Gespenst ihr erschienen war und kein anderes lebendiges Wesen neben ihr war, als eine dem Irdischen ganz entrückte Beterin, mochte der alten Dame bange werden. Sie verließ die Kirche gegen 6 Uhr. Es war der letzte Augenblick, wo Jemand Marie Gérin gesehen hat.

Das Phantom aber tauchte hinter dem Kirchstuhl

wieder auf. Es war Mingrat, deſſen Geſtalt ſein Mantel verhüllte. Was wir weiter von den Vorgängen wiſſen, beruht zum Theil auf ſeinen eigenen Angaben; zum Theil iſt es eine Zuſammenſtellung von Thatſachen, die ſich aus anderen, ſpätern Ermittelungen bei der Unterſuchung als der höchſten Wahrſcheinlichkeit ſich nähernd, ergeben. Das Eigene und Schauerliche bei dieſem ſonſt, was die Thatſache anlangt, einfachen Criminalfalle iſt, daß von hier ab die eigentliche That und Alles, was ihr folgt, einſam zwiſchen Mingrat und ſeinem Opfer, und zwiſchen Mingrat und ſeinem Dämon vorfiel, von keines Zeugen Auge belauſcht, durch kein Bekenntniß des Verbrechers verrathen, und doch durch die Uebereinſtimmung zahlreicher, an ſich unbedeutender Umſtände zu einer der Gewißheit nahen, furchtbaren Ueberzeugung ins Licht geſtellt.

Mingrat trat an die Betende heran. Hier konnte er ſeiner Leidenſchaft nicht die Zügel ſchießen laſſen. Er behielt noch die Maske der Frömmigkeit vor. Sie beugte ſich in Ehrfurcht, um zu beichten. Marie Gérin war, nach Mingrats Aeußerung in einer Nachtmütze, in Hemdsärmeln und barfuß. Nach den Zeugenausſagen war ſie in blauen Strümpfen. Er ſah ſie misbilligend an, und ſagte ihr mit rauhem Tone: in einer ſo anſtandswidrigen Kleidung könne er ihre Beichte nicht anhören. Deswegen und ihres irren Blickes wegen erklärte er ſie entlaſſen zu haben. Die durch alle Anzeichen verſtärkte Vermuthung iſt: daß er ihr geſagt, in dieſer Kleidung könne er in der Kirche ihre Beichte nicht abnehmen, aber ſie möge mit ihm in die Pfarrwohnung kommen, wo er ſie anhören und ihr den Brief an ſeinen Amtsbruder in Veuray geben wolle.

Marie folgte ihm. Niemand hat ſie geſehen. Min-

Gesetz, das freilich seine rechtliche Begründung und polizeiliche Zweckmäßigkeit hatte, wenn es dahin modificirt würde, daß er mit keinen violetten Strümpfen über den Markt von Christiania gehen solle, weil das Feder- und Hornvieh dadurch scheu gemacht werden kann. Allein daß keine Aristokratie von der Verfassung anerkannt wird, hat nicht in der Theorie, sondern in Norwegens eigenthümlicher Lage seinen Grund. Nie hat hier das Feudalwesen Wurzel geschlagen, es entstand daher eigentlich nie ein Norwegischer Adel. Das uralte Germanische Verhältniß gleich berechtigter freier Grundbesitzer, hat sich durch den Sturm aller Zeiten hinter den Felswänden des Kiölen und zwischen den Klippen des Nordmeers erhalten. Wo ein abgesonderter Adel heraustrat, verlor er sich bald in den Zügen der Abenteurer in die südlichen Länder. Was im Lande davon blieb, erhielt den letzten Stoß durch König Christians blutige Regierung. Auf keinen Fall hat Norwegen den großen Europäischen Staatenprozeß, durch Feudalismus und Despotismus zu jener höheren bürgerlichen Freiheit zu dringen, welche mehr durch den Geist der neuern Zeiten, als durch constitutionelle Formen geschützt wird,

grat hat es nie eingeſtanden. Dennoch iſt ſie ihm gefolgt, wenn nicht alle Schlüſſe aus beſtimmten Vorderſätzen täuſchen.

Erſt ſpät im Proceſſe trat eine gewichtige Zeugin auf, welche ſich lange geſträubt, ein Wort zu verrathen, aus Gründen, die wir ſpäter angeben werden. In der hiſtoriſchen Reihenfolge wäre auch dort erſt der Platz, um ihre Ausſage aufzunehmen. Aber ohne ſie reißt der Faden unſerer Erzählung ganz ab, wir könnten nur entfernte Indicien hier aufſtellen und ſähen uns genöthigt, die Geſchichtserzählung von vorn wieder anzufangen, was wir im Intereſſe unſerer Leſer vermeiden wollen. Dieſe Zeugin war die Magd des Pfarrers.

Sie hatte Marie Gérin nicht ins Haus kommen ſehen; ſie hatte überhaupt keinen verdächtigen Beſuch bemerkt. Aber am Abende deſſelben Tages hörte ſie in einer Hinterkammer des Pfarrhauſes halb erſtickte Seufzer. Dies waren die einzigen Zeugen des Verbrechens, welches hier begangen wurde. Außer ihnen iſt von Dem, was hier geſchehen, nichts bekannt geworden, und es iſt noch heute ein furchtbares Geheimniß.

Als die Dunkelheit des Abends einbrach, war der Küſter Raſſlin ins Haus gekommen, um anzufragen, ob er, wie angekündigt worden, das Todtenamt einläuten ſolle? Die Magd glaubte, der Pfarrer ſei in ſeinem Zimmer unten, und rief hinein. Da er aber nicht antwortete, ſtieg ſie die Treppe hinauf. Sie hörte dumpfe Seufzer, gleich denen eines Sterbenden oder ſchwer Kranken. Der Pfarrer antwortete auch jetzt noch nicht. Sie verſuchte die Klinke zum Schlafzimmer aufzudrücken; aber die Thür war von innen verriegelt. Sie klinkte

heftig. Da rief der Pfarrer mit ſtarker Stimme: „Ich nur runter, Marie, ich komme gleich.“ Aus der Antwort wurde ſie erſt gewahr, daß der Pfarrer nicht in ſeiner Schlafſtube, ſondern in einer kleinen Seitenkammer, wahrſcheinlich neben der Erkerſtube in einer ſchrägen Dachkammer ſich befand.

Sie ging. Aber kaum war ſie unten, als der Pfarrer ſchon oben an der Treppe erſchien und rief, wer nach ihm frage? Sie ſagte, es ſei Rafflin und er erkundige ſich nur, ob er die Todtenglocke läuten ſolle? Der Pfarrer rief entſchieden: „Nein!“ und kehrte augenblicklich ins Zimmer, aus dem er getreten, zurück, indem er die Thür wieder hinter ſich verſchloß. Die dringende Vermuthung iſt dafür, daß er ſein Opfer, dem Tode nahe, aber noch lebend, zurückgelaſſen, und eilen mußte, ſein Werk zu vollenden.

Jetzt kam es der Magd doch unheimlich vor. Aber ſie hatte Muth und war neugierig. Sie ſchlich leiſe die Treppe hinauf und horchte an der Thüre. Sie hörte das nämliche Stöhnen, aber dumpfer. Vielleicht hatte die Ruhe einiger Augenblicke, welche die Sterbende genoß, ihre letzten Kräfte wieder belebt. Auch hörte ſie das heftige Rücken eines Bettes, welches in dem Kämmerchen ſtand. Dann verlor ſich das Stöhnen. Sie ging endlich zitternd hinunter.

Einige Zeit nachher kam Mingrat, ſichtlich aufgeregt und verſtört, herab. Die Magd ſprach ihn an: „Ach Herr Pfarrer, Sie haben mir große Angſt gemacht. Ich glaubte, Sie würden ſterben.“ — Er gebot ihr heftig zu ſchweigen, ſie ſei einfältig, weiter aber gab er keine Erklärung.

Eine ſterbende oder ſchon todte Frau war im Hauſe. Aber zugleich war eine Zeugin da, die ihm gefährlich

werden konnte, die ihm gewiß in dem Augenblicke lästig war. Er befahl seiner Magd, ein Journal zu einem Herrn Hudard zu tragen.

Die Magd that, als ob sie gehorche. Aber ein dunkles Gefühl sagte ihr, daß hier etwas Ungewöhnliches vorgehe, eine peinliche Neugier fesselte sie am Ort. Sonst von ehrfürchtigem Gehorsam gegen ihren Herrn, und auch da noch keinen Augenblick an seiner Rechtlichkeit zweifelnd, gehorchte sie nicht. Statt das Journal zu Herrn Hudard zu tragen, ging sie um den Kirchthurm herum, und wieder an den Thorweg des Pfarrhofes, wo sie sich niederduckte, um wahrzunehmen, was vorging.

In der kleinen Kammer oben erschien Licht. Sie wunderte sich sehr. In der Kammer stand nur ein Bette, und weder ein Tisch noch sonst ein Stück Hausrath. Der Pfarrer konnte dort weder lesen noch schreiben. Was machte er mit dem Licht an dem unbequemen Orte und so lange? Wie sie sich auch anstrengte, sie hörte nichts. Die Neugier spornte sie, zu sehen, was es denn gebe? Sie wollte auf den Thorweg klettern, konnte es aber nicht ohne einiges Geräusch ausführen. Der Pfarrer, ihr Herr, schreckte auf. Das Licht verschwand, sie hörte ihn deutlich die Treppe herunterkommen, die Küchenthür öffnen und im Dunkel auf die Gegend zu gehen, wo sie war. Mehrmals rief er: „Wer ist da?" — Endlich antwortete sie zitternd: „Ich bin es, „Herr Pfarrer." Er fragte sie zornig, was sie da mache, statt seinen Auftrag zu erfüllen? Als sie zitternd sagte, sie hätte den Hühnerstall zumachen wollen, schrie er sie an: „Du lügst; du warst um anderer Dinge hier."

Sie schlich in die Küche, um das Abendessen zu bereiten. Aber der Herr Pfarrer berührte kaum etwas da-

von, als ſie es aufgetragen. Schon nach einer Minute ſprang er vom Tiſch auf, und befahl ihr, jetzt das Journal zum Herrn Hudard zu tragen. Sie kam bald zurück. Er ließ ſich mit ihr in ein Geſpräch ein, in welchem er wieder große Unruhe blicken ließ. Dann ſtieg er in die geheimnißvolle Kammer hinauf, und das Mädchen blieb in ihren immer wachſenden, peinlichen Zweifeln zurück.

Sie ſuchte ſich Ruhe zu verſchaffen, indem ſie in einem Andachtsbuche las. Da pochte es heftig an die äußere Thür des Pfarrhauſes. Kaum daß ſie aufgeſtanden, als ſchon ihr Herr die Treppe heruntergeſtiegen kam, ſie zurückdrängte und ſelbſt öffnete. Er empfing die Eintretenden in einer Poſitur, die es unzweifelhaft machte, daß er ihnen den Weg ins Innere des Hauſes zu verſperren geſonnen war, falls ſie es ſich in den Sinn kommen ließen, weiter zu gehen.

Die ſpäten Gäſte waren Charnelot, der Ehemann, und einige Verwandte der ſchönen Marie, welche, beunruhigt über ihr Ausbleiben, ſie aufſuchten. Sie wußten, daß Marie zur Beichte nach Saint Quentin gehen wollen, auch mochten ſie ſchon durch die luſtigen Leute im Dorfe von der Verliebtheit des Pfarrers gehört haben. Ein weiterer Verdacht war aber in ihnen noch nicht aufgeſtiegen. Sie wollten ſich nur nach ihr bei Demjenigen erkundigen, welcher ſie zuletzt geſehen haben mußte. Mingrat war auch mit der Antwort gleich bei der Hand: daß er ſie allerdings Nachmittags in der Kirche angetroffen, daß ſie bei ihm beichten wollen, daß er ſie jedoch, wegen der unpaſſenden Kleidung, wieder nach Hauſe geſchickt habe. Aber die Antwort kam nicht klar und ruhig heraus; er ſtotterte und hatte unvermerkt die Leute aus dem Hauſe fort und nach dem Kirchhof ge-

führt, der an das Pfarrhaus ſtieß. Es kam ihnen nachher ſeltſam vor, daß er plötzlich in der Rede abbrach und ſie, kaum grüßend, verließ, um in ſein Haus zurückzukehren. Indeß kam noch Niemandem in den Sinn, daß die augenblicklich vermißte junge Frau ſchon unter den Todten ſein könne. Doch glaubte man an irgend eine Heimlichkeit, bei der Mingrat wol betheiligt ſein könne; vielleicht auch an ein Einverſtändniß zwiſchen Marien und dem Pfarrer.

Was wir nun berichten, iſt wiederum nichts als das Reſultat, welches ſich aus der Zuſammenſtellung vieler kleinen, ſpäter ermittelten Thatſachen ergibt. Es geht in das Gebiet der Viſion über, weil kein menſchliches Auge ſah, was wir erzählen, und doch iſt es für den Richter, aus der Uebereinſtimmung ſo vieler Umſtände, der Evidenz nahe gerückt.

Mingrat war ſchon thätig geweſen in Herbeiſchaffung von Mitteln, um ſeine That zu verbergen. Er hatte ein Meſſer, zwei lange Leinen und einige Pack Bindfaden zuſammengebracht. Er hatte den Leichnam entkleidet und die Kleider verſteckt. Nur ein Halstuch hatte er zurückbehalten, welches er zu einem beſondern Zwecke und Vertheidigungsmittel gebrauchen wollte. Jetzt mußte er ans Werk gehen, die Zeit war koſtbar. Am nächſten Morgen durfte keine Leiche mehr in ſeinem Hauſe zu finden ſein. Die Magd ward fortgeſchickt. Dies konnte geſchehen, ohne Verdacht zu erregen, da ſie ſchon ſeit längerer Zeit nicht mehr im Pfarrhauſe ſchlief. Seine Ungeduld verrieth er aber deutlich genug, indem er ihr nicht Zeit ließ, das Abendeſſen abzutragen, ſondern ſagte, er wolle es ſelbſt thun.

Jetzt war er allein, oder glaubte es zu ſein. Er band dem Leichnam Hände und Beine und ließ ihn

vermittelſt einer Leine aus dem Fenſter an der Mauer hinab. Nun verſteckte er das Licht und ſchlich ſich hinab. Die Leine in der Hand, ſchleppte er den Körper der Frau, in die er von Liebesgluth entbrannt geweſen, hinter ſich her durch Schmuz, über Dornen und Steine. Unfern vom Ort iſt eine hochliegende Fläche, die Klippe genannt, wo ſich ein ſeltſam geſtalteter Felſen erhebt. Bis hierher hatte er ſein Opfer gezogen, als zwei hohe Stufen ihn zu hindern ſchienen. Anſtatt bei ſeiner großen Kraft den Leichnam mit den Armen hinauf zu heben, riß er, nachdem er ſelbſt ſich auf die Stufen geſchwungen, denſelben hinter ſich her. Der Kopf ſchlug dabei heftig gegen die ſcharfen Steinecken und es blieben daran Haarbüſchel, Blut und wundes Fleiſch zurück, welche, ſpäter entdeckt, wichtige Anklagezeichen gegen ihn wurden. Es war zu viel zu thun in der einen Nacht, zu viel Blutſpuren zu tilgen, daß er im Fieber der Verbrecherangſt ſo Wichtiges vergeſſen konnte.

Die ſogenannte Klippe bei Saint Quentin wird uns als ein ſchauerlicher Ort geſchildert. Es iſt eine ſteinige, unebene Hochfläche, mit Dornſträuchen und anderm wuchernden Unkraut bewachſen. Alte, faſt verwitterte Nußbäume ſtehen umher, mit ſpärlichen, ſchwärzlichen Blättern. Einige hundert Schritt weit begrenzt ein coloſſaler Felſ, von etwa 60 Fuß Höhe, und ſchnurgrad aufſtrebend wie eine Wand, dies ſchauerliche Theater. Mit ſeinem gebräunten, mit Wucherpflanzen bedeckten Gipfel ſieht er in einiger Entfernung wie eine Art von finſterem Dom aus. Etwas ſchauerlich Geheimnißvolles hatte dieſer wüſte, einſame Ort von je an; ſeit der That wird er von den Bewohnern der Umgegend nur mit Grauen betrachtet.

Man darf annehmen, daß es Mingrats Vorſatz ge-

weſen, den Leichnam bis an die Iſère zu ſchleppen, und dort in den Fluß zu werfen. Hier mag er die Schwierigkeit und Unmöglichkeit eingeſehen und auf neue Mittel geſonnen haben. Mehre Anzeichen ſprachen dafür, daß er ſich in großer Ungewißheit befunden und zu dem ſchrecklichen Werke ſich nicht gehörig vorbereitet hatte. Er verſuchte anfangs, den Körper in mehre Stücke zu ſchneiden. Aber er hatte nur ein Taſchenmeſſer bei ſich. An dem ſpäter aufgefundenen Körper ſetzten dies gewiſſe Wunden faſt außer Zweifel. Der erſte Schnitt mit dieſem Meſſer war von der rechten Schulter abgerutſcht, an den Rippen hingelaufen und im Bruſtbein ſtecken geblieben. Er mußte den gräßlichen Schlächter mit Blut bedeckt haben.

Bald mochte er die Unzulänglichkeit des Werkzeugs erkennen. Er ſann daher auf andere Mittel, entweder die Glieder zu theilen, und ſie hier einzeln unter den Steinen zu verbergen, oder die Körpermaſſe ſo zu verkleinern, daß er mit der Laſt leichter nach dem Fluſſe gelange. Er ſcheint verſucht zu haben, die Frau auseinanderzureißen, indem er eins ihrer Beine an einen der alten Nußbäume band, und nun mit ſeiner herculiſchen Kraft an den andern, zarten, blutgetränkten und in Koth getretenen Gliedern riß, um ſie vom Rumpf zu trennen. Aber auch dies gelang nicht.

Ihm blieb nur die Wahl zwiſchen zwei Auswegen, und die Phantaſie mag ſich die Angſt des Mörders denken, als er zwiſchen beiden in der Blutnacht entſchied. Entweder mußte er den zerfleiſchten Körper langſam nach dem Fluſſe tragen, wobei die Gefahr ſehr nahe lag, Jemandem zu begegnen; oder, wo die Stunden und Minuten der Nacht gezählt waren, mußte er nach der

Pfarrwohnung zurückkehren, um sich mit einem geeigneten Werkzeuge zur Trennung des Körpers zu versehen.

Er wählte das Letztere; unglücklich für ihn. Einige junge Leute, die aber nur an ein Liebesabenteuer glaubten, hatten sich in der Nacht, während er zurückgekehrt war, an die Pfarrwohnung geschlichen und gelauscht. Sie sahen, wie der Pfarrer, spät in der Nacht, doch allein, ausging. Das war verdächtig genug. Aber sie folgten ihm nicht. Weshalb? werden wir später erfahren. Mingrat gelangte unbemerkt nach der Klippe zurück mit einem Küchenbeil, womit die Pfarrköchin das Fleisch zu hacken pflegte. Hier machte er sich an die Schlächterarbeit, noch von den Umständen begünstigt. In der Nähe der Klippen stand ein einsames Haus, dessen Bewohner die Beilschläge hätten hören müssen. Aber grade in dieser Nacht waren sie in einer entfernten Ziegelei, wo man sie am Tage beschäftigt, geblieben, um am Morgen wieder früh bei der Arbeit zu sein. Die einzige alte Frau, welche in der Hütte geschlafen, war taub. Ueberdem tobte bald nachher ein furchtbarer Sturm, wie er im südlichen Frankreich nicht selten ist. In diesem Unwetter vollendete Mingrat sein Schlächterwerk. Es gelang ihm, beide Schenkel seines Opfers vom Rumpfe zu trennen. Er trug sie nach einem tiefen reißenden Bach, der sich in die Isère ergießt, und schleuderte sie hinein. Alsdann trug er den so erleichterten Körper nach der Isère selbst, wo er ihn an einer tiefen Uferstelle ins Wasser gleiten ließ. Das Halstuch ließ er an einem Strauche flattern, um der Vermuthung auf einen Selbstmord Raum zu geben.

Schon begann es zu dämmern, als er zurückkehrte. Auch diesmal noch war das Glück ihm günstig; die Fischer waren fortgegangen. Aber wie viel hatte er

noch zu thun, wie viel Spuren seiner That im eigenen Hause zu vernichten, bis die Magd zurückkehrte! Er mußte sein blutbeflecktes Priesterkleid, sowie die blutriefenden Kleidungsstücke seines Opfers verbrennen. Die Asche warf er in den Abtritt. Es war eine saure Arbeit, denn immer blieb noch eine Spur übrig, noch mußte er ein Stück, welches zu groß geblieben, verkleinern, auch schwitzte das Blut aus der Asche, er mußte Sand und Erde darauf streuen. Ja, in der Vorsicht, Alles zu verbergen, ließ er sich zu einer Uebertreibung verleiten, die zu seinem Verräther wurde. Er putzte das Beil, um es vom Blut zu reinigen, so blank, daß es wie polirt aussah. So war es nie gewesen.

Aber plötzlich inmitten der Arbeit überkam ihn ein Schrecken. Das Messer, sein Taschenmesser, wo war es? Er durchsuchte vergeblich seine Taschen. Er mußte es an der Klippe zurückgelassen haben. Er stürzte zitternd, schon im hellen Morgenlichte nach der Felsengegend zurück, und suchte und suchte. Aber er fand es nicht. Die entsetzliche Ueberzeugung mußte ihn überkommen, daß ein Anderer es schon gefunden habe. Wie ein Irrsinniger lief er zwanzig Mal von einem zum andern Orte. Vergebens. Das Messer blieb verschwunden.

Er kehrte in sein Haus zurück, ehe die Pfarrmagd dahin am Morgen kam. Wäre dies Geschöpf nicht vom abergläubigsten Vertrauen zum geheiligten Priesterstande erfüllt gewesen, so hätte er sich selbst durch die Art, wie er sie empfing, sogleich verrathen. Sie kam schon mit Angst und Verlegenheit zurück. Da fuhr er sie mit barschen ungestümen Fragen an: Wo warst du? Was hast du gesehen? Was denkst du? Sie zitterte und stotterte, daß sie nichts gesehen, nichts verstanden. Sie hätte ja nur das Stöhnen gehört, und glaube, daß

der Herr Pfarrer ſelbſt geweſen, der krank geworden. Mingrat zweifelte und wußte doch nicht, was zu thun. Er donnerte das arme Mädchen an mit Drohungen, die ſie nicht verſtand. Sie ſolle Alles verſchweigen, während ſie doch nichts zu wiſſen vorgab, oder es ſolle ihr dieſſeits und jenſeits ſchlimm ergehen. So verließ er ſie.

Das arme Mädchen ſchwankte in einem Meere von Angſt und Ungewißheit. Aber grade die Dunkelheit, die Drohungen, ſtachelten in ihr den dämoniſchen Trieb, mehr von Dem zu erfahren, was ſie nur als Ahnung ſich auszuſprechen erſchrak. Und doch kämpfte dagegen ihr Pflichtgefühl, ihr Reſpect gegen den Herrn, deſſen Magd ſie war, zu Treue ihm verpflichtet, und gegen den geiſtlichen Herrn, der Alles beſſer wiſſen mußte, als ſie, alſo auch was Recht war, und der vielleicht auch nicht ſündigen konnte, weil er es war, dem ſie ihre Sünden zu beichten hatte, der Buße auflegte und davon losſprach. Das hinderte aber nicht, daß ſie doch die Augen aufthat, wo ihr Verdächtiges begegnete, und weiter nachſuchte, wo ſie etwas zu entdecken glaubte. So fand ſie einen halb verbrannten Roſenkranz. Er war Marſens. Sie verſteckte ihn in einem Loch in der Mauer, und er ward ſpäter vor Gericht erkannt. In der Küche fand ſie die Feuerſtelle, welche ſie geſtern Abend ganz mit Aſche bedeckt hatte, in voller Unordnung. Ein großes Feuer mußte erſt vor kurzem ausgelöſcht ſein. Im Hofe, auf dem Stroh waren Blutflecke. Auf einem trockenen Nußblatt ſah ſie einige Stücke rohen Fleiſches. Im Orte gab es keine Nußbäume. Im Abtritt war überall Aſche und friſche Erde ausgebreitet. Sie fegte ſie weg; da kamen wieder Blutstropfen zum Vorſchein, auch Stücken verbrannter Leinwand, auch ein Stück ſchwarzes Tuch.

mitgemacht. Die Gesammtzahl der Norweger besteht noch jetzt, wie vor Harald Harfagers Zeiten, aus freien Bauern, mit größern oder geringern Gütern; nicht einmal zu Dorfgemeinden bildeten sie sich aus. Die Städte erwuchsen nur durch den Handel an den Meeresküsten, wenige Flecken in der Nähe bedeutender Bergwerke. War der Bürgerstand nur eine Ausnahme, mußte es noch mehr der noch übrige Adel sein, welcher meist erst in neueren Zeiten und in sehr geringer Zahl sich hier angesiedelt hatte. Auch die Geistlichkeit hat keine andern Rechte, als die sie durch ihren persönlichen Einfluß geltend macht; eben so wenig griff das Beamtenwesen um sich. Einen Adel hier auf diesen tausendjährigen demokratischen Verhältnissen mit politischer Bedeutung gründen wollen, muß daher nicht minder als revolutionaire Neuerung erscheinen, als dessen plötzliche Abschaffung in Frankreich. Die Zeit rächt jeden verkehrten Eingriff der Art, wie neuerdings die Blüthe der Pairskammer die wahnsinnige Wuth der Revolution gegen alles Aristokratische lächerlich macht. Wenn auch rechtlich begründet, darf dieses uralt demokratische Norwegen doch nur als Ausnahme gelten. Der

wie das, worin die Priesterkleider ihres Herrn verfertigt waren. Ihr schien es, als müsse das Blut auf dem Stroh im Hofe von blutigen Kleidern hergekommen sein, die man darauf gelegt hatte. Was durfte, was sollte sie thun? Als Auskunftsmittel kam ihr der Gedanke, den Herrn zu verlassen. Sie wollte ihm kündigen, dann hatte sie mit dieser häßlichen, geheimnißvollen Sache nichts mehr zu thun.

Beruhigt durch diesen Entschluß, eilte sie ihm nach. Sie glaubte ihn hinter dem Kirchthurm, in seinem Breviere lesend, zu finden. Aber schon, als sie aus der Thür trat, stand er vor ihr, finsterer und wilder als je. Sie fuhr heftig zitternd zusammen und wagte nicht zu sagen, daß sie ihn aufgesucht. Er befahl ihr mürrisch hinaufzugehen, und setzte zornig hinzu: sie habe hier unten nichts zu thun.

Aber grade diese harten Worte gaben ihr wieder Muth. Sie faltete bittend ihre Hände: „Ach, Herr, erlauben Sie mir fortzuziehen; ich halte es nicht mehr aus.“ Es traf Mingrat wie ein Donnerschlag. Er verstand, was die Bitte, der unwillkürliche Ausruf bedeute. Er war verrathen. Sein Geheimniß, seine Ehre, sein Leben war in der Hand einer Magd. Er durfte nichts gegen sie unternehmen, er durfte kein zweites Verbrechen wagen. Trug er doch schon zu schwer die Last des ersten, und seine starken Schultern schienen darunter zu erliegen.

Er war in dem kurzen Zwischenraume ein anderer Mensch geworden. Die Schreckensnacht hatte sichtbare Spuren der innern Bewegung in seinem Gesichte zurückgelassen. War sein Gesichtsausdruck früher roh und unangenehm, so war er jetzt furchtbar und abschreckend. Die Farbe war purpurroth, und nicht an diesem Tage, in

dieſem Augenblick allein; ſie blieb ſo, während der acht Tage, daß er noch in ſeiner Gemeinde verweilte; ſeine Blicke ſtarrten wild umher, wenn er ſich beherzt zeigen, ſie ſenkten ſich finſter und trübe zur Erde, wenn er den Schein heuchleriſcher Frömmigkeit annehmen wollte. Sein Gang war unſicher; in der Rede ſtotterte er und in den gewöhnlichſten Amtsverrichtungen zeigte er ſich unſicher.

Welchen Beweggrund ſollte das Mädchen haben, die zu ihm in keinen nähern Beziehungen ſtand, ihn zu ſchonen? Er hatte die Augen geſenkt, während ſie zitternd vor ihm ſtand, aber zuweilen züngelte ein forſchender Blick auf die Arme. Schnell war ein Entſchluß gefaßt; er kannte ihre Einfalt, ihre Gewiſſenszweifel und er hoffte wieder. Eine Weile hatte er ſtumm vor ihr geſtanden und ihr den Weg verſperrt, als er plötzlich auf ſie losſtürzte, ſie feſt ergriff und in die offene Kirche ſchleppte. Es war noch früher Morgen, Niemand ſah ſie. Hier warf er die Willenloſe, die im Schrecken kaum wußte, was mit ihr geſchah, auf die Stufen des Altars nieder und ergriff das Crucifix vom Tabernakel. Nun erklärte er ihr, ſie habe die Wahl, entweder den Schwur zu leiſten, den er ihr vorſpreche, oder zu ſterben. Sie erklärte ſich bereit, zu ſchwören. Mingrat hielt ihr nun mit Gewalt den Arm auf den Altar feſt, und das Crucifix ihr vor das Geſicht drückend, ſprach er ihr den Eid vor, den ſie nachſtammelte: über die Vorgänge dieſer Nacht ein unverbrüchliches Schweigen zu beobachten.

Die Magd hielt treu, bis auf einen ſpätern Augenblick, von dem wir ſeiner Zeit reden werden, ihr Gelöbniß. Ja, durch eine wunderliche Auslegung dieſes Eides glaubte ſie ſich auch verpflichtet, nun ſich nicht mehr von ihrem Herrn zu trennen. Sie blieb daher im

Dienst und in der Pfarrwohnung, und suchte, so gut es ging, ihre Aufregung und Angst zu unterdrücken. Mingrat bemerkte es zu seiner Beruhigung.

So weit war Mingrat gesichert. Aber eine Masse von Indicien tauchte allmälig gegen ihn auf, deren Wucht immer stärker wurde. Auch mit der Klugheit eines Riembauer hätte er schwerlich ihnen widerstehen können, da dessen Lage, in einem abgelegenen Bauernhofe, unter Beihülfe einer ganzen in sein Interesse gezwungenen Familie, und weil die Ermordete eine unbekannte Fremde war, ungleich günstiger sich gestaltete. Es war zu viel Blut hier versprützt, an zu vielen Orten, und zu umgeben und umlauscht war er von Wißbegierigen, um der Entdeckung zu entgehen.

Wie alle diese Indicien in ihrer historischen Reihenfolge auftauchten, zu berichten, würde unsere Leser wenig befriedigen, da sie mit dem Hauptinhalt des zu Entdeckenden bereits vertraut sind. Es wird deshalb angemessener sein, diese Anzeigen mehr nach dem Maß ihrer Gewichtigkeit, als nach dem Zeitpunkt zusammenzureihen, wie eine nach der andern hervor-, wieder zurücktrat und endlich beim Proceß, in Verbindung mit den andern, ein helles Licht verbreitete. Vorausgeschickt muß nur werden, daß im Dorfe, bis auf die Magd, Niemand war, der in der ersten Zeit nach Mariens Verschwinden, an einen begangenen Mord, daß man aber an ein Liebesabenteuer zwischen dem Pfarrer und der schönen Charnelot dachte, und die Einen ihre Unschuld, die Andern ein heimliches Einverständniß annahmen. Sie neckten deshalb den Ehemann, und nur unter dieser Voraussetzung läßt es sich erklären, daß Charnelot, als er

am Abende im Pfarrhauſe ſich nach ſeiner Frau erkundigte, ſich ſo leicht von Mingrat abweiſen ließ. Als Franzoſe fürchtete er den Fluch des Lächerlichen. Man glaubte, beſonders die jungen Leute, daß Mingrat um das Verſchwinden der ſchönen Frau, und wahrſcheinlich auch um ihren Aufenthalt wiſſe; aber die Bewohner der Gegend waren ſehr religiös, ein Geiſtlicher war für ſie eine geheiligte Perſon, und wenn auch in Einem oder dem Andern ein Verdacht gegen ihn aufſtieg, ſo that er ſich ſelbſt Gewalt an, ihn zu unterdrücken, und fühlte ſich nichts weniger als angetrieben, die Sache aufzuklären.

Mingrat war einer der Letzten geweſen, welcher Marien geſehen; dies war ermittelt, noch ehe ein Verdacht gegen ihn entſtand. Er ſelbſt hatte es gegen Charnelot am Abende geſagt. Die Magd geſtand ſpäter ein, daß ſie Marie Gérin in Saint Quentin ankommen geſehen, und daß die junge Frau erſt dann in die Kirche gegangen, nachdem ſie ſich erkundigt und erfahren, daß der Pfarrer nicht zu Hauſe ſei. In der Kirche hatte Frau v. Saint Michel ſie nicht allein geſehen, ſondern, wie ſich ſpäter ergab, auch geſprochen. Marie hatte die alte Dame vor dem Gebet gefragt, ob ſie den Herrn Pfarrer wol bald würde ſprechen können? Dann war er in wunderlicher Art, wenn nicht wie ein Geſpenſt, doch nicht wie es einem Ortsgeiſtlichen ziemt, in ſeiner Kirche erſchienen. Frau v. Saint Michel hatte auch dies geſehen, und war, als ihre Furcht vorüber, nicht mehr in Zweifel, daß die ſchwarze Erſcheinung der Pfarrer geweſen. Welche Motive konnte er zu dieſer Mummerei haben?

Wie ſeltſam war auch ſein Benehmen gegen den Küſter Raſſlin, gegen Charnelot und ſeine Freunde, als

ſie am Abende im Pfarrhauſe einſprachen! Junge Leute verabredeten ſich, ihm in der Nacht aufzulauern. Sie kamen zu ſpät, um ſeine Heimkehr von der Klippe zu belauſchen. Sie verſteckten ſich hinter einer nahen Mauer, in Erwartung, daß Marie, die ſich nach ihrer Meinung heimlich mit dem Pfarrer eingeſchloſſen hatte, herauskommen ſolle, und unterhielten ſich auf ihrem Wachtpoſten durch allerhand anzügliche Scherze. Aber ſtatt der ſchönen jungen Frau ſchlich der Pfarrer allein heraus, in ſeinen Mantel gehüllt. Dies paßte nicht zu Dem, was ſie ſich dachten; aber es konnte damit zuſammenhängen. Sie dachten, Marie werde wol nachkommen. Jedenfalls wollten ſie abwarten, bis er zurückkehrte, wo ſich Manches ergeben könnte. Dies der Grund, warum ſie ihm nicht aufs Feld nachfolgten. Indeſſen führten ſie ihren Vorſatz nicht aus, da ein heftiger Sturm, der in der Nacht losbrach, ſie nach Hauſe trieb. So kam Mingrat unentdeckt in ſeine Wohnung.

Es war kurz vor Tagesanbruch, als der Landeigenthümer Michon aus Saint Quentin unter der Klippe vorüberging. Sein Weg führte ihn nach einem nahegelegenen Felde. Beim Morgendämmerſchein bemerkte er eine mit friſchem Blut bedeckte Stelle; ſie war etwa zwei Fuß breit. Daneben lag eine blutige Leine. Erſchreckt wollte er entfliehen, hatte aber nicht den Muth dazu. Hier mußte eine Unthat begangen ſein. Er ſah ſich weiter um, und fand bei einem Nußbaum noch mehre friſche Blutflecke, kleine Stücke Fleiſch und ein Meſſer mit einem ſchwarzen Hefte. Es war in die Erde hineingeſtoßen und ebenfalls mit Blut befleckt. Er nahm es auf, aber, von Entſetzen ergriffen, ſchleuderte er es wieder fort und vergrub es, wie etwas Gefährliches, in einem nahen Buſche. Dann ſtürzte er von dem ver-

hängnißvollen Orte fort. Aber wieder besann er sich eines Andern. Das Messer konnte ihm ja nicht schädlich werden, vielmehr dereinst zur Entdeckung führen. Also grub er es auf; aber Michon mußte nie einer Criminaluntersuchung beigewohnt haben; um es für sich unschädlich zu machen, wusch er es sorgfältig vom Blute rein und steckte es zu sich. Später ward es dem Richter übergeben.

Etwas über eine Stunde nachher, es war noch früher Morgen, ging ein Schlächter mit seinem Schwiegersohn nach St. Quentin. Ihr Weg führte sie an der Klippe vorüber. Mit Erstaunen sahen sie oben auf dem steinigten Felde einen Mann in dieser frühen Stunde, der emsig etwas zu suchen schien, und dieser Mann war der Pfarrer Mingrat. Selbst von ihm nicht gesehen, beobachteten sie ihn genau. Mit unstätem Blicke lief er auf der Klippe hin und her, stand jetzt bei einem alten Nußbaum still, rannte dann wieder einige Schritte seitwärts und kehrte mehrmals von einem der beiden Orte zum andern zurück. Dabei betrachtete er immer den Fußboden mit gespannter Aufmerksamkeit, und floh endlich wie bestürzt und außer Fassung davon. Die beiden Männer waren neugierig, was ihn denn hier beschäftigt haben konnte. Sie stiegen deshalb auf die Klippe und fanden sehr bald, was Michon gefunden, große Flecke voll Blut. Es war möglich, daß Mingrat nur ein hier von Andern begangenes Verbrechen belauert, möglich aber auch, daß er selbst daran Theil genommen. In beiden Fällen, was ging es sie an, er war ein Geistlicher und wußte darum. Ihn betraf es, und es ist nicht gut, sich in Dinge mischen, die uns nicht berühren und gefährlich werden können. Sie hielten es für das gescheidteste, über die Sache ein Stillschweigen zu beob-

achten, bis die Zeit das Geheimniß aufklären und man ſie rufen würde. Damit ward Mingrats letzter Ausgang nach der Klippe und ſein ängſtliches Suchen nach dem verlorenen Meſſer bewieſen.

Wäre die Wiſſenſchaft dieſer Leute, ſowie die Michons ſofort bekannt geworden, hätte ohne Zweifel mit der Unterſuchung und Verhaftung Mingrats ſogleich müſſen vorgeſchritten werden. Aber was ſie erfahren und geſehen, kam erſt weit ſpäter zur allgemeinen Kunde.

Während Charnelot unſtät umherirrte, die Kirche durchſuchte, nach Git zurücklief, dann nach Veuray, um dort vielleicht etwas zu erfahren, hatten auch mehre Perſonen, die in ihren Geſchäften unter der Klippe vorübergingen, dort die Blutſtellen entdeckt. Es ſammelten ſich nun viele Leute und ſie verfolgten alle Blutſpuren, die ſie auffanden. Eine derſelben leitete ſie an den kleinen Bach, wahrſcheinlich an dieſelbe Stelle, wo Mingrat die Schenkel hineingeworfen. Eine andere Blutſpur bis an die Iſère, muthmaßlich, wo er ſich des Körpers entledigt. Auf dieſem Fußſteige fanden einige Freunde der Familie Charnelot einen ganz mit Blut bedeckten Fleck, eine zwei Ellen lange Leine, ein Stück Bindfaden, und endlich, etwa 300 Schritt weiter am Ufer, Mariens Halstuch. Die Vermuthung, die ſchon vorhin aufgeſtiegen, daß ſie wol todt ſein möchte, war jetzt zu Gewißheit geworden. Die Unglückliche hatte ſich ſelbſt umgebracht. Sie war ins Waſſer geſprungen, nachdem ſie auf der Klippe wahrſcheinlich irgend eine andere Todesart, für die das Blut zeugte, die ihr aber nicht gelungen, verſucht hatte.

Zwar machten Einige auf die Menge des vergoſſenen Blutes aufmerkſam. Nach ſolchem Blutverluſt ſei es

nicht wahrscheinlich, daß sie noch Kraft gehabt, sich bis an die Isère zu schleppen; die Sache sei also doch bedenklich. Aber die allgemeine Meinung blieb doch: sie hat sich ins Wasser gestürzt.

Allein trotz dem brachte man ihren Tod mit dem Pfarrer in Verbindung. Was konnte das schöne, harmlose, junge Weib zu dem Entschlusse gebracht haben, als eine Schuld, eine Versündigung, die sie zu überleben nicht den Muth gehabt? Und wenn das nicht, wenn Mingrat ohne Mitschuld war, so hätte er es doch hindern können. Eine Muhme Charnelots besuchte ihn und sagte ihm gradezu ins Gesicht: „Ach, Herr Pfarrer, wenn Sie sie nur zur Beichte gelassen hätten, so würden Sie sie schon von ihrem bösen Vorsatz abgewandt haben.“ Mingrat erwiederte darauf mit anscheinender Ruhe: „Ich sah sie wirklich gestern sehr andächtig in der Kirche beten; sie kam auch zu mir und wollte beichten. Da ich aber ihre Kleidung nicht angemessen und ihren Blick zerstreut fand, so beschied ich sie auf einen andern Tag. Ich freue mich auch im Gegentheil darüber, daß ich ihre Beichte nicht angenommen habe; denn, wenn dies geschehen und sie danach umgekommen wäre, so würde man mir die Schuld beimessen und sagen, ich hätte ihre Einbildungskraft aufgeregt. Aber laßt doch sehen, wir wollen nach der Klippe gehen.“

Wirklich gewann er so viel Kraft über sich, der Frau nach der verhängnißvollen Stätte zu folgen. Es galt ihm, jeden Verdacht durch seine Unbefangenheit niederzuschlagen, dabei zu erforschen, was von der Sache schon bekannt sei, und möglicherweise das gefährliche Messer wieder zu finden. Er ging still hin. An der Klippe aber war die Mehrzahl der Bewohner von Saint Quentin und von Gif versammelt, alle, wie sich denken läßt, von der leb-

hafteſten Theilnahme für die Unglückliche erfüllt. Man ſtritt für den Selbſtmord und für den Mord. Die letzteren annahmen, ließen ihren Ingrimm gegen den ſchändlichen Mörder in Verwünſchungen aus. Auch Mingrat gerieth in heftige Bewegung, er rang die Arme und richtete faſt convulſiviſch die Augen gen Himmel. Natürlich war dieſe Bewegung nicht. Man beobachtete ihn ſehr ſcharf; aber nur ein Theil der Anweſenden ſchrieb ſeine außerordentliche Erſchütterung dem Antheil zu, welchen er an Mariens Schickſal nahm; die Andern ſchüttelten den Kopf und nahmen ſich vor, der Sache weiter nachzuforſchen. Mingrat ſchien dieſe bedenkliche Stimmung zu bemerken, und fühlte nicht die innere Kraft, durch eine große Lüge dieſer Stimmung zu begegnen. Er entfernte ſich vielmehr, und es war jetzt, wo der Auftritt zwiſchen ihm und der Magd vorfiel.

Das Allergefährlichſte für Mingrat war die Oeffentlichkeit, welche die Sache gewonnen, der allgemeine Antheil, den das Volk mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit für die Unglückliche nahm. Ganz Saint Quentin war auf den Beinen, aus den umliegenden Dörfern ſtrömten ſie herein, ſie durchſuchten die Kirche, die Klippe, ſie folgten den Blutſtraßen. Die Straßen hallten von Verwünſchungen und Wünſchen, die Unſchuldige an dem Mörder gerächt zu ſehen. Man brachte der heiligen Jungfrau Kerzen zur Sühne für die Gemordete, und ſie gingen durch Mingrats Hände! Er hätte ein geübter Verbrecher ſein müſſen, wenn er ſeinen Gleichmuth dabei behalten ſollen. Jedermann ſah, daß er verſtört war. Seine Bewegungen waren ungeſtüm, ſein Gang wild und ſpringend.

Der arme Charnelot kehrte von Veuray zurück, wo er keinen Troſt gefunden. Er ward nicht mehr mit Spott als ein Hahnrei empfangen. Man drückte ihm die Hände, man weinte, ſchluchzte; man fiel ihm um den Hals. Er erfuhr ſein ganzes Unglück, aber zugleich die volle Theilnahme der Leute. Man hatte aber keinen andern Troſt für ihn, als indem man ihm Rache, die Beſtrafung des Mörders verſprach.

Die Anzeigen waren ſo dringender Art, auch ohne die Wiſſenſchaft der Pfarrmagd, daß jedes eifrige Gericht ſofort die Unterſuchung und auch wahrſcheinlich eine wenigſtens vorläufige Ueberwachung des Pfarrers eingeleitet haben würde. Aber der Maire war abweſend, auch ſein Gehülfe. Als letzterer jedoch in Veuray den Vorfall erfuhr, begab er ſich ſogleich nach Saint Quentin. Er vernahm hier Alle, welche nach dem allgemeinen Gerüchte Kenntniß von der Sache hatten.

Michon war der Erſte, der erſchien, von ſeinem Funde erzählte und das Meſſer ablieferte. Das Meſſer konnte keinem gemeinen Landmann gehören. Es war von feiner Conſtruction und feinem Stahl, der Griff von Ebenholz mit Silber eingelegt, und enthielt auch eine Federmeſſerklinge mit Pfropfenzieher. Die Spitze der Hauptklinge war abgebrochen; es ſchien erſt vor kurzem geſchehen. Doch war es möglich, daß das Meſſer Charnelots gehörte. Der Richter fragte nach dem Meſſer, deſſen Marie ſich beim Eſſen bediente. Der Ehemann erklärte, daß er daſſelbe am Abende auf dem Eßtiſch, neben dem Teller ſeiner Frau gefunden habe. Das vorgezeigte kannte er nicht. Hiernach ſchien der Verdacht eines Selbſtmordes zu ſchwinden. Aber der Adjunct erfuhr, daß Mingrat bei der Frau geſpeiſt hatte. Wenn das ſein Meſſer war, ſo war es möglich, daß er es auf

Schweizer lebt durch seine hohen Berge, der Norweger durch seine äußerste Europäische Lage geschützt, das alte Leben fort, die Verfassung beider Länder kann uns als ehrwürdige Reliquie des alten Germanischen Zustandes gelten; wollen aber Schweizer und Norweger sich auf ihre Freiheit und ihre Gleichheit brüsten, oder sie gar als Norm für das übrige Europa hinstellen, so klingt dies nicht viel ernsthafter, als wenn der Chinese verlangte, Europa und Amerika sollten an ihm ein Beispiel der Beständigkeit nehmen.

Etwas Revolutionaires würde man vergeblich im Storthing suchen. Ruhe, Mäßigung und Besonnenheit zeichnen seine Verhandlungen aus. Man liebt den König und seine Familie, und wünschte ihn noch mehr zu lieben, wenn er nur nicht zugleich König von Schweden wäre. Das Interesse beider Länder ist zu sehr getheilt; mit ängstlicher Scheu bewacht jeder Norweger die Schritte des Schweden. Es scheint unmöglich, daß beide Stämme zu einer Nation zusammenwachsen. „Residirte er unter uns, wäre er nur Norwegens König, hört man sprechen, gern würden wir ihm das absolute Veto und mehr Rechte zugestehen, als er verlangt."

dem Tiſche liegen gelaſſen und die Unglückliche ſich deſſelben doch zum Selbſtmorde bedient hatte. Auch dieſer Möglichkeit mußte mit Sorgfalt nachgegangen werden, um einen Geiſtlichen vor einem ſchlimmen Verdacht und einer ſchweren Criminalklage zu bewahren.

Der Adjunct begab ſich perſönlich zum Pfarrer, nicht als Beamter, in Geſchäftsſachen, ſondern um ihm einen Gegenbeſuch zu machen, den er ihm längſt ſchuldig war. Mingrat ſchien zuerſt verlegen, nahm ſich aber bald zuſammen und bot dem Adjunct ein Frühſtück an. Während deſſelben ſpielte der Beſuch das Geſpräch auf den verdrießlichen Vorfall über. Mingrat ging ſichtlich ungern darauf ein und ſuchte mit Geſchick abzulenken und dem Wiedereinlenken zu begegnen. Es galt dem Adjuncten aber Alles, es wieder darauf zu leiten, um ſelbſt eine Ueberzeugung zu gewinnen.

Er fing von ſeiner eigenen Geſundheit an, von den Anſtrengungen, welche ſeine Amtsgeſchäfte ihm verurſachten. Nun ſei er ſchon 11 Tage auf Reiſen, und würde auf der Stelle gleich weiter nach Grenoble reiſen, wenn nicht jenes ſchreckliche Ereigniß ihn hier feſſele. — Mingrat ſchien nur den Vorderſatz als an ſich gerichtet zu betrachten, er ſprach von den eigenen Anſtrengungen, welche auch ſeine Geſundheit untergräben und von den heftigen Unpäßlichkeiten und Beſchwerden, die jeden Frühling das Blut in ſeinem Körper verurſache. Der Adjunct bemerkte, daß ſein Geſicht in dieſem Augenblick wirklich ſo geröthet war, daß es beinahe ſchwarz erſchien. — Aber mit zäher Geduld blieb der Beamte bei ſeinem Thema. Er fing wieder an: „Sie, Herr Pfarrer, müſſen ja den Gemüthszuſtand der armen Frau beſſer als Jemand ſonſt gekannt haben, da Sie am Tage ihres Verſchwindens ſelbſt bei ihr gegeſſen haben.“ Mingrat

mußte nun auf die Sache eingehen. Er wiederholte Alles, was er bereits gegen Charnelot und deſſen Verwandte geäußert, hielt ſich aber dabei gefliſſentlich bei den Momenten auf, wo er entweder mit einem Andern geſprochen oder ein Dritter zugegen geweſen war. Als er endlich ablenken wollte, fiel der Adjunct ihm ins Wort: „Nach Dem, was Sie mir erzählen, Herr Pfarrer, ſcheint dieſe Frau den Kopf verloren zu haben, und es iſt daher nicht auffallend, daß ſie ſich ſelbſt umgebracht hat. Was mich aber in Verwunderung ſetzt, und was ich mir nicht erklären kann, iſt die Beſchaffenheit des Meſſers, deſſen ſie ſich bedient hat, und das auf der blutigen Stelle unter dem Nußbaum gefunden worden iſt.“

Indem er das Meſſer beſchrieb, beobachtete er genau Mingrats Züge. Dieſer, durch die ganze Wendung des Geſpräches im voraus gewarnt, hütete ſich aber vor jeder Bewegung, die ihn verrathen konnte. Er hielt den Blick auf den Tiſch niedergeſchlagen und beobachtete ein vollkommenes Stillſchweigen. Dann aber leitete er das Geſpräch wieder ab, ſprach von einem gewiſſen geometriſchen Buche, welches bei einer frühern Gelegenheit der Gegenſtand der Unterhaltung zwiſchen ihnen geweſen, und bat den Adjuncten, ihm daſſelbe zu leihen. Der Adjunct verſprach es ihm höflich und empfahl ſich. Sein Verdacht war durch dieſe Unterredung nicht poſitiv beſtärkt, aber Mingrat war doch entſchieden dem Hauptpunkte des Geſpräches ausgewichen und — mit einer offenbaren Täuſchung. Das Buch, welches er angeblich von dem Adjuncten leihen wollte, beſaß er ſelbſt, wie jenem bekannt war.

Ein Tante Mingrats war am Tage, wo dieſer Beſuch ſtattfand, von einer längern Reiſe nach Saint

Quentin zurückgekehrt. Sie hatte von den entsetzlichen Dingen gehört, und benutzte die Zeit, wo der Adjunct bei ihrem Neffen zum Besuch war, sich in das Haus des Ersteren zu begeben, um etwas Näheres über das beunruhigende Gerücht zu erfahren. Ihr Gespräch verrieth nur zu deutlich ihre innere Unruhe. Sie sprach von dem Tode der Charnelot, dann von dem Messer und erklärte, sie wünsche es wol zu sehen. Die Frau des Adjuncten holte es herbei und zeigte es ihr. Die Tante, welche sonst bei Mingrat, wie es scheint als seine Wirthschafterin, gewohnt, es also genau kennen mußte, erblaßte und zitterte sichtlich beim Anblick. Sie war plötzlich, wie man sich auch Mühe gab, die Unterhaltung fortzusetzen, verstummt. Eine furchtbare Ueberzeugung schien sie zerschmettert zu haben. Erst nach einigen Minuten gewann sie die Sprache wieder. „Das also ist das Werkzeug dieses großen Verbrechens" preßte sie heraus, ohne fähig zu sein, ein Wort mehr zu sagen. Sie nahm rasch Abschied und entfernte sich, aller Aufforderungen zu bleiben ungeachtet.

Erst als der Adjunct, bei seiner Nachhausekunft, diesen Vorfall erfuhr, schöpfte er gegen den Pfarrer ernsten Verdacht. Aber schon nach einer Stunde erschien Mingrat selbst, angeblich, um sich das versprochene geometrische Buch zu holen, wahrscheinlich aber von innerer Unruhe geplagt, und in der Hoffnung, das verhängnißvolle Messer vielleicht zu Gesicht zu bekommen und es durch einen kühnen Griff zu entfernen. Sein Benehmen bei diesem Besuche war sehr auffällig. Kein Satz, den er sprach, kam im Zusammenhange heraus; wie seine Blicke, so irrten seine Worte umher. Im Gespräche suchte er einen Zusammenhang, mit den Augen nach einem Gegenstand, und scheute sich doch, sein Suchen

merken zu lassen, ja auch vor dem Augenblicke selbst, wo sein Auge den furchtbaren Gegenstand erblicken würde.

Einen moralisch peinlichen Eindruck hatte dieser sein Besuch bei der Familie des Adjuncten zurückgelassen, aber keine Ueberzeugung, welche den Letzteren zu einem gerichtlichen Einschreiten berechtigen konnte. Es vergingen mehre Tage, welche zu andern Erkundigungen, zur Abhörung von Zeugen verwandt wurden. Aber noch immer kein Resultat. Der Pfarrer hielt in dieser Woche das Todtenamt, welches er angekündigt, nicht ab. Die Magd antwortete auf die Frage einer Frau, warum es nicht geschehe: Der Herr Pfarrer sei krank und habe ein Abführungsmittel genommen. Aus verschiedenen Umständen erhellte das Gegentheil. In den folgenden Tagen verrichtete er zwar den Gottesdienst, aber eben so augenfällig war die Zerstreuung, in der er es that. Manche seiner Reden verriethen sogar eine offenbare Geistesverwirrung. Er verkehrte die Folge und Ordnung der Gebete und kürzte den Gottesdienst möglichst ab.

Grade acht Tage nach Mariens Verschwinden fischten junge Hirten mit der Angel in einem Graben, der aus der Isère sein Wasser empfing. Die Angel hatte gefaßt und zog sehr schwer. Aber statt eines großen Fisches rissen sie einen menschlichen Schenkel heraus. Voll Entsetzen warfen sie den abscheulichen Fang ins Wasser zurück, liefen nach dem Flecken und erzählten ihre Begebenheit. Der Maire ließ sogleich nachsuchen. Man fischte den Schenkel wieder heraus, an dem Bein und Fuß faßen, und die Sachverständigen erklärten: daß er von einem weiblichen Körper herrühre, daß muthmaßlich der Mörder zuerst versucht habe, die Knochen mit einem groben Instrument abzuhauen oder zu zerbrechen, daß

es ihm nachher aber gelungen, den Knochen durch Zerschneiden der Sehnen aus dem Gelenk zu lösen, was mittelst eines scharfen Instruments geschehen sei. Dies scharfe Instrument durfte Mingrats Messer gewesen sein, wobei die Spitze desselben abgebrochen.

Marie Gérin konnte sich nicht selbst umgebracht haben. Wer war der Mörder? Von den Ufern der Isère kamen die Aerzte, begleitet von einer zahllosen Menge, zurück. Die Aufregung war aufs neue gewachsen. Der Maire horchte auf die Stimme im Volke, und wo er hin hörte, wurde der Name des Pfarrers genannt. Mingrat erfuhr davon. Er fühlte sich zu einem ungewöhnlichen Schritte gedrungen, durch kühnes Auftreten dem Verdacht mit einem Male zu begegnen. Mit einer Art Feierlichkeit kündigte er den Beamten an, daß er bereit sei, auf alle ihre Fragen zu antworten. Wer hatte ihm denn schon Fragen vorgelegt? Wer nur damit gedroht? Das alte Sprüchwort von dem s'excuse und s'accuse machte sich von selbst geltend. Die Wirkung, welche Mingrat von dem Schritte sich versprochen, schlug grade zum Gegentheil aus.

Die Beamten erwarteten nur noch den eingeholten höheren Befehl, um sich seiner Person zu versichern, als Mingrat durch einen zweiten, kecken, heuchlerischen Schritt ein allgemeines Aergerniß gab. Mariens aufgefundener Schenkel sollte nach obrigkeitlicher Anordnung auf dem Kirchhofe beerdigt werden. Mingrat hörte kaum davon, daß der Schenkel auf dem Kirchhofe niedergelegt worden, als er mit angenommener Miene priesterlicher Würde und Entrüstung dahin eilte, und mit lauter Stimme befahl: daß man das Glied fern von der geweihten Erde und den Gerechten, die darin ruhten, in einen Winkel werfe. Zu den Versammelten sprach er dann: „Marie

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARTAG.G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04029/045

Charnelot iſt eines ſolchen Begräbniſſes unwürdig; ſie hat ihr Seelenheil verſcherzt, indem ſie ſich ſelbſt erſäuft hat. Ich ſelbſt habe ſie geſehen, beſeſſen vom Satan, der ſie in ſeinen Armen hielt, um ſie in den Abgrund der Hölle zu ſchleppen."

Dieſes Schauſtück heiliger Gerechtigkeit verfehlte nicht allein ſeine Wirkung, ſondern brachte auch eine ganz entgegengeſetzte, als die beabſichtigte hervor. Marie Gérin war keine Selbſtmörderin, dieſe Ueberzeugung lebte in Allen; und wenn ſie es geweſen, jetzt war ſie der Gegenſtand der Liebe und Theilnahme im Volke. Es ſollte Niemand ihr Andenken beſchimpfen. Ein allgemeines Murmeln des Unwillens antwortete dem Verleumder und Zeloten. Sein Anſehen war dahin.

Am andern Morgen fanden ſich zwei Gendarmen in ſeiner Wohnung ein. Er zitterte und konnte ſeine Unruhe nicht verbergen. Ihr Auftrag lautete nicht, ihn feſtzunehmen, nur ihn und das Haus zu beobachten und Handlungen des Pfarrers zuvorzukommen, welche die Beweismittel verſchleppen könnten. Auch dieſe Abſicht trugen ſie nicht an der Stirn, ſondern ſchützten nur einen Beſuch bei dem geiſtlichen Herrn vor. Mingrat konnte ſich dadurch nicht täuſchen laſſen, aber er behandelte ſie mit zuvorkommender Artigkeit und nöthigte ſie zum Frühſtück.

Während die Gendarmen am Tiſche ſaßen, trat der Vicar von Toulon ein und ſteckte Mingrat einen Brief zu, mit der dringenden Empfehlung, ihn bald zu leſen. Mingrat eröffnete ihn, als der Vicar und die Gendarmen ſich entfernt. Der Inhalt war: „Die Gerüchte, welche ſich über Sie in Betreff jener ermordeten Frau verbreiten, thun Ihnen unendlichen Schaden. Sind Sie ſchuldig, ſo entfliehen Sie eiligſt."

Mingrat fühlte sich schuldig und folgte dem Rathe. Noch war er nicht so bewacht, daß die Flucht ihm sehr erschwert worden. Verkleiden konnte er sich nicht. Sein Gesicht war zu markirt. Dagegen legte er alle seine Wäsche, ein Stück über das andere an, um kein Paket mitzunehmen. Dadurch erschien er so dick, daß er, trotz des geistlichen Kleides, welches er überwarf, auf den ersten Blick nicht erkannt wurde.

Der Maire von Saint Quentin war auf das Marktschiff gestiegen, welches nach Bareys führte. Er wollte nach Saint Aupe, um daselbst Erkundigungen über Mingrats früheres Leben einzuziehen. Zu seinem Erstaunen sah er in demselben Schiffe eine unförmlich dicke Priestergestalt; es war Mingrat. Die Verwunderung des Letzteren mochte nicht geringer sein. Aber der Maire hatte noch keinen officiellen Grund, ihn verhaften zu lassen, obschon, nach unsern Policei- und Rechtsbegriffen, es uns Wunder nimmt, daß er weder den Schiffscapitain noch die Behörden am Landungsplatze in Anspruch nahm, den jetzt der Flucht so dringend Verdächtigen einstweilen beobachten zu lassen.

Es ist nicht geschehen, denn Mingrat, sobald er aus dem Schiff gestiegen, entfloh auf den Fußsteigen über die Berge nach der piemontesischen Grenze. Erst nachdem der Maire in Saint Aupe über Mingrat solche Erkundigungen eingezogen, welche es ihm jetzt zur Pflicht machten, ihn einzufangen, schickte er ihm, aber auch erst, nachdem er nach Saint Quentin zurückgekehrt war, Gendarmen nach. Es war zu spät. Mingrat hatte einen Tag Vorsprung und war glücklich über die Grenze gekommen. Die Gendarmen übergaben ihren Verhaftsbefehl an der Grenze den sardinischen Carabiniers, die

Mingrat auch bald ergriffen und nach der Festung Chambery ablieferten.

Man war jetzt endlich zur Untersuchung seiner Wohnung geschritten. Die Tante war verschwunden. Die Magd schwieg oder stockte mit den Antworten; man sah aus ihrem ganzen Benehmen, daß eine Wissenschaft sie drückte, aber noch fehlte ein gerechtfertigter Grund, gegen sie zu verfahren.

Man fand außer andern Blutspuren das Küchenbeil. Die Klinge war in der Mitte gespalten, und theils rechts theils links gebogen; übrigens war es glänzend polirt. Die Magd mußte doch eingestehen, daß es nie so rein gewesen und nicht so aus ihrer Hand gekommen sei. Aber trotzdem entdeckte man auf dem Heft einige frische Blutflecke.

Gedrängt, sich über das Messer ihres Herrn auszulassen, erwiderte die Magd, sie wisse nicht, wo es hingekommen. Aufgefodert, zu beschreiben, wie es ausgesehen, gab sie indeß eine Beschreibung, welche ganz genau mit dem auf der Klippe gefundenen Messer übereinstimmte.

So standen die Voruntersuchungen, als am 20. Mai, einige Meilen von Saint Quentin, die Isère einen verstümmelten, weiblichen Körper auswarf. Er ward für den Marie Gérins erkannt. Man erkannte die Beilschläge, die Spuren des Messers, wie sie oben schon beschrieben sind, und blutrünstige Spuren am Halse.

Jetzt, wo der Thatbestand des Verbrechens feststand, und ein dringender Verdacht auf die Magd, ihres Leugnens wegen, fiel, wurde sie festgesetzt. Aber auch im Gefängniß verharrte sie bei ihrem Stillschweigen, obgleich

sie in sonderbarer Weise dabei oft sagte: man solle sie nur fragen, dann werde sie antworten. Man schien den Sinn dieser Rede nicht zu verstehen, und statt zu fragen, wie sie es wollte, stellte man ihr nur vor, daß, durch ihr Betragen der Verdacht, der schon auf ihr hafte, immer dringender werde.

Endlich, nach langem Zaudern, erklärte sie, sie wolle Alles sagen. Ihr Beichtvater war im Spiel gewesen. Ihm hatte sie ihre ganze schreckliche Wissenschaft mitgetheilt und ihr Gewissen wegen des Eides in seine Hand gelegt. Der Seelsorger hatte den Ausweg gefunden: von selbst, oder freiwillig dürfe sie nichts bekennen, aber wenn der Richter über einzelne Dinge sie befrage, dann müsse sie antworten; jedoch nie den Fragen zuvorkommen, oder in den Antworten darüber hinausgehen. Diese Moral schien auch ihrem Verstande die richtige. Die Drohung, daß sie selbst für schuldig erklärt werden dürfe, schlug aber die Moral zu Boden; endlich auch die ihres Beichtvaters. Er empfahl ihr sogar, nachdem er den Zeugeneid näher geprüft, jetzt Alles zu sagen. Sie legte das vollständige Bekenntniß von Allem ab, was wir oben schon berichtet.

Mehr hat man nicht erfahren. Ueber die Mysterien jenes Abends ruht noch ein dunkler Schleier: ob er der Unglücklichen in der verschlossenen Kammer Gewalt angethan, und darauf, weil sie ihn zu verklagen drohte, sie ermordet, ob er in der Raserei der Wollust sie erwürgt oder gar die gräßliche That zuerst verübt, um zu der schandbaren zu schreiten, nachdem ihr Widerstand zu stark gewesen, darüber sind auch nicht einmal durch die Umstände gerechtfertigte Vermuthungen.

Alles Uebrige, was vorher und nachher als geschehen in unserer Erzählung aufgeführt ist, ward aus den Aus-

Das Haus des Storthings, der Versammlungssaal und die Versammlung selbst tragen das Gepräge der Einfachheit. Hölzerne Säulen, schnell an ein steinernes Gebäude gefügt zeichnen allein den Pallast vor den übrigen Bauten aus. Zum Saale muß man über den Hof. Auch dieser ist schmucklos. Die Deputirten sitzen in einem ovalen Amphitheater um die Tribüne des Präsidenten, die Gallerie der Zuschauer ist für die Localität ziemlich geräumig hinter den Bänken aufgeführt. Kein Sprecher verläßt seinen Sitz, sondern erhebt sich nur auf demselben. Er redet den Präsidenten an und spricht dann, so frei es Uebung oder Talent erlauben, doch ohne Papier. Dieses, nebst Schreibzeug und Zeitungen, liegt aber vor jedem Sitze auf einem Pulte. Die Verhandlungen scheinen frei von aller Heftigkeit, ich hörte Niemanden dem Andern ins Wort fallen, es war kein Streit zwischen den Redenden über das Vorwort, der nächste Redner wartete einige Secunden, nachdem sein Vorgänger sich niedergesetzt hatte. Wenn auch bei Verhandlungen über interessantere Gegenstände ein mehreres Leben sich gereet hat, war es doch gewiß von jener Leidenschaftlichkeit frei, welche die

ſagen der von uns genannten Zeugen (darunter auch des Meſſerſchmieds, von dem Mingrat das Meſſer gekauft) und durch den Augenſchein ermittelt. Die Schlüſſe dieſes Indicienbeweiſes hängen, was Zeit und Ort betrifft, wie die wohlgefügten Glieder einer Kette zuſammen und ſchwerlich wird irgend ein Zweifel über die Strafbarkeit des Thäters danach in Jemand aufkommen.

Er ſelbſt erſchien nicht wieder in dem Bereiche, wo der franzöſiſche Richter ihn ergreifen konnte. Der Proceß aber ward, auf Beſchluß des Gerichtshofes zu Grenoble vom 5. Auguſt 1822, gegen ihn vor dem Aſſiſenhof des Iſèredepartements eingeleitet. Die Klage ging auf das Verbrechen des Mordes und der vorhergegangenen oder gleichzeitig verübten Nothzucht. Das Urtheil vom 9. December d. J. erkannte gegen ihn in contumaciam, daß er abſichtlich und mit Vorbedacht Marie Gérin getödtet, ihn aber für nicht ſchuldig in den Augenblicken, die dem Morde vorangegangen, oder gleichzeitig mit demſelben, das Verbrechen der Nothzucht an ihr begangen zu haben. Er ward zur Todesſtrafe und in die Proceßkoſten verurtheilt; in Betracht des ungehorſamen Ausbleibens beſagten Mingrats aber ſolle ein Auszug des Spruches innerhalb drei Tagen durch den Vollſtrecker der Strafurtheile an einen Pfahl angeheftet werden, der in der Mitte des Hauptplatzes der Stadt St. Marcellin, des Hauptortes des Kreiſes, wo das Verbrechen begangen worden, aufgerichtet werden ſolle.

Dieſer Proceß erregte ſeiner Zeit viel Aufſehen, ſowol wegen der empörenden Roheit und Kaltblütigkeit, mit welcher das Verbrechen verübt worden, als der Strafloſigkeit des Thäters wegen. Durch letzteren Umſtand

spielte er in das Gebiet der Zeitbewegungen ein. Die damals in Frankreich herrschende Priesterpartei setzte ihr Alles dran, nicht die Sache zu verbergen, was nicht mehr möglich war, aber den ihrem Stande angehörigen Verbrecher vor der öffentlichen Hinrichtung, die ihr selbst zur Schmach werden mußte, zu bewahren.

Ein Bruder der Ermordeten, J. P. Gérin, kehrte wenige Tage nach dem Morde aus den Kriegsdiensten nach Saint Quentin zurück. Schon einige Meilen von seinem Geburtsorte hörte er, daß ein Priester eine Frau ermordet, welche seinen viehischen Trieben Befriedigung versagt. Er findet den Flecken in Trauer und Aufruhr, und daß er selbst der nächste Betheiligte ist. Die schöne Marie war seine einzige Schwester, die einzige ihm von seiner ganzen Familie übriggebliebene Verwandte. Er glüht vor Rache. Der Mörder wird verurtheilt, aber das Urtheil kann nicht vollzogen werden, weil der Mörder in ein benachbartes Land entflohen ist. Der Bruder und der Witwer wenden sich an den König mit der Bitte, die Auslieferung und Bestrafung des Mörders zu veranlassen. Der König erkennt die Gerechtigkeit ihrer (!) Bitte an, verweist sie aber an den Großsiegelbewahrer. Aber von diesem ist keine Antwort zu erlangen, wie oft sie auch einkommen, ja selbst nicht einmal, nachdem sie vom Kammerherrn des Königs de la Chatre, ein im Auftrage des Monarchen abgefaßtes Empfehlungsschreiben (!) dem Minister eingehändigt haben. Gérin versucht durch Connerionen im Bureau des Justizministers zum Ziele zu gelangen. Umsonst. Er wendet sich endlich in einer Petition an die Deputirtenkammer. Die Petition wird an die Commission gewiesen, und auf deren Bericht — zur Tagesordnung geschritten, aus dem Grunde, weil das Schicksal des Mörders unbekannt sei!

Aber in der Petition selbst war ausführlich angegeben, daß der Mörder nach Piemont entflohen, daß er in Chambery im Gefängniß ein Asyl gefunden, und daß die sardinische Regierung zu seiner Auslieferung, wenn sie ernstlich gefodert werde, geneigt sei.

Die Priesterpartei wollte nicht, und gegen sie gab es kein Recht. So mußte die tief gekränkte Familie an die öffentliche Meinung, als letzte Instanz, appelliren, und im Rechtsgefühl des Publicums einen Ersatz für das versagte Rechte suchen. Gérin, der Bruder, ließ in Paris nach den Actenstücken eine Schrift verfassen und drucken, welche den Titel führt: Notice sur le crime commis par Mingrat, ex-curé de Saint-Quentin (Isère) convaincu d'avoir assassiné Marie Gérin, suivie de pièces justificatives et du jugement, qui le condamne par contumace à la peine de mort. Par Madame Pauline Raynaud. Publiée par Msr. Gérin, frère de la victime. Paris 1824. Sie ist eine schlichte, getreue Darstellung der Ermittelungen, nur daß hie und da der französische Pathos Dinge, die für sich selbst sprechen, für unser Gefühl zu declamatorisch schildert. Die Schrift erlebte mehre Auflagen.

Die Sache spielte durch mehre Jahre. Die Pairskammer, welche bekanntlich in den letzteren Jahren der Restauration die von der Deputirtenkammer aufgegebene Sache der gesetzlichen Ordnung und Freiheit lebhafter verfocht, hatte im Jahre 1825 eine Bittschrift Gérins an den Justizminister verwiesen. Als hierauf nichts erfolgte, wandte sich der Bruder aufs Neue 1826 an dieselbe, und jetzt wurde diese Eingabe auf seinen Antrag, an den Minister des Auswärtigen (am 27. Juni) verwiesen, um die Auslieferung Mingrats zu bewirken. Inzwischen ward Gérin selbst in Niort (in der Vendée)

verhaftet, und weshalb? Weil er auf Märkten und Messen jene kleine Erzählung von der Ermordung seiner Schwester verkauft hatte. Man nahm ihn in Anspruch, weil er ohne Patent Buchhändlergeschäfte getrieben! Er ward vom Zuchtpoliceigericht in Nantes (dem Hauptsitz der Ultraroyalisten und Vertheidiger des Sclavenhandels) in 500 Francs Strafe verurtheilt, und, weil er sie nicht zahlen konnte, eingesteckt. Unterm 2. August richtete er deshalb eine Bittschrift an den Minister des Auswärtigen, in welcher es heißt: „Seitdem ich auf die Bestrafung des Mörders meiner Schwester dringe, werde ich von Priestern und Geistlichen verflucht und verfolgt. — — Ueberall muß ich Drohungen und oft seltsame Anerbietungen hören. Neulich hat ein Geistlicher in La Rochelle mir 50,000 Francs geboten, wenn ich schweigen wollte. Es scheint den Priestern daran zu liegen, daß ein Mörder unbestraft bleibe, wenn er zum geistlichen Stande gehört."

Endlich, am 12. April 1828, ward eine erneute Bittschrift Gérins von der Deputirtenkammer angenommen und an das betreffende Ministerium verwiesen. Ministerielle Blätter behaupteten damals, daß Mingrats Auslieferung auch schon vom vorigen Ministerium wirklich betrieben, aber nicht erlangt sei, weil kein gegenseitiger Auslieferungstractat zwischen Frankreich und Sardinien bestehe. Liberale Blätter aber weisen das Gegentheil nach. Deserteure, Vagabunden, bankerotte Kaufleute und Carbonari wurden von den sardinischen Behörden augenblicklich ausgeliefert, aber nicht Priester, die einen Mord begangen.

Man hat nur so viel von Mingrat noch erfahren, daß er von Chambery nach dem festen Schlosse Fenestrelle transportirt worden. Unterwegs glaubte er zuerst, daß

er nach Frankreich ausgeliefert werden ſolle, und fing an zu weinen, als er aber erfuhr, daß man ihn in eine Feſtung abliefere, gab er Zeichen der lebhafteſten Freude zu erkennen. Seine Haft mußte nicht allzu ſtrenge ſein. Im Jahre 1828 entfloh er, und war ſchon bis an das Dorf Laporoſe gekommen, als er eingeholt wurde. Um den Eifer ſeiner Verfolger in Frankreich zu dämpfen, hatte man das Gerücht ausgeſprengt, daß er nach Rom oder Calabrien transportirt worden. Mingrat mag noch in dieſem Augenblick leben; er wäre etwa 50 Jahr alt. Er iſt verſchwunden. Möglich, daß er in einer Pönitentialſtelle lebt, möglich, daß er unter den jüngſten Bekehrern der Waldenſer oder Waldenſerinnen wieder thätig iſt.

Der Fall: Wilſter, genannt Baron von Eſſen, deſſen in der Vorrede zu Band VII. bereits als aufgenommen gedacht wird, mußte aus Mangel an Raum in dieſem zurückbleiben, und wird in einem folgenden Aufnahme finden.

BAYER. STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der neue Pitaval.

Neunter Theil.

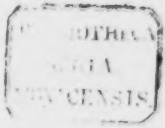
BIBLIOTECA
CENTRAL
UNIVERSIDAD VERACRUZANA

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung

der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben

vom

Criminaldirector **Dr. J. E. Hitzig**

und

Dr. W. Häring (W. Alexis).

Neunter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

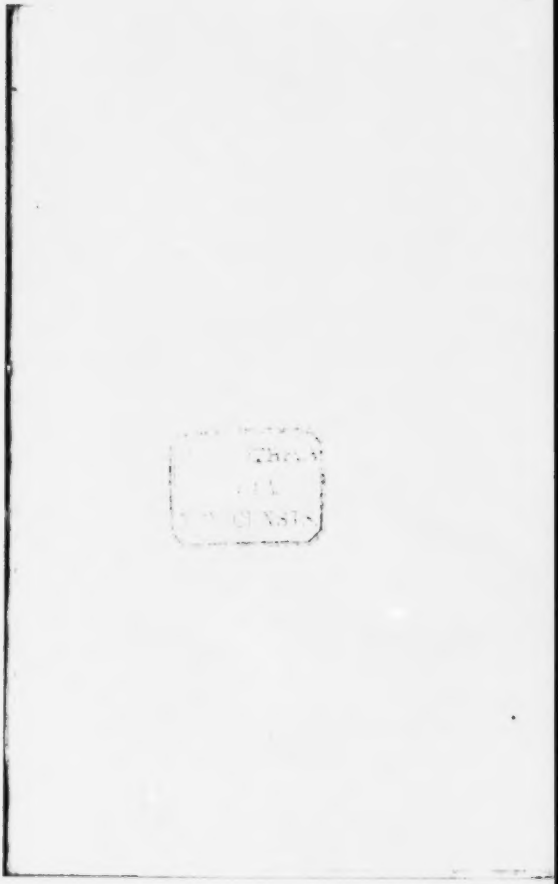

Discussionen der Französischen Deputirtenkammer so unangenehm entstellte. Kein Kostüm, die Abgeordneten in der einfachsten Tracht; nur einige Militairs und Staatsbeamte trugen Uniformen. Merkwürdig blieb die schlichte Tracht einiger Bauern aus entfernten Distrikten. Geschorrene lange Haare, eine Schooßweste mit eichelförmigen Bleiknöpfen und ausgeschnittene Röcke à la Marlborough. Neben den Bauern sitzt diesmal eine große Anzahl Prediger im Storthing. Advocaten und Kaufleute nur verhältnißmäßig, Beamte und Militairpersonen sind eben so wenig von der Wahl ausgeschlossen.

Kann man auch die Verfassung als historisch begründet annehmen und der Art der Verhandlungen nichts Demagogisches vorwerfen, verräth doch der Geist der letztern die frühe Jugend des politischen Lebens. Als wäre eine Republik noch immer ein Glück, ein Monarch nur ein nothwendiges Uebel, glaubt man versteckt in den Reden, in den Beschlüssen zu lesen. Der unselige Grundsatz, aus den Zeiten der Kindheit einer freieren Politik, daß die Interessen des Regenten von denen seines Volkes müßten getrennt sein, waltet, leider durch die localen Verhält-

Miguel Servetо.

1553.

Die Reformation, welche mit wachsender Kraft aus Deutschland in die europäische Welt eindrang, fand schon in ihrem Beginn auch in den romanischen Ländern Europas Anklang. Weil die überwältigende Macht Roms diese Anfänge rasch, kräftig, grausam und fast spurlos ausgetilgt hat, ist unsere Aufmerksamkeit minder darauf gerichtet gewesen. Aber Funken des neuen Lichtes fielen selbst in das von der Inquisition in starrer Glaubensunterwürfigkeit gebannte Spanien, und ein Sohn dieses heißen Landes war es, der, rastlosen Geistes, Luther's, Zwingli's und Calvin's Vindicationen der Schriftwahrheit noch weiter fördern und eine neue Regeneration des Christenthums begründen wollte, um, kaum dem Scheiterhaufen des katholischen Spaniens entgangen, durch ein wunderbares, grausames Verhängniß, auf einem Scheiterhaufen, den Protestanten ihm schichteten und entzündeten, für seine Lehre mit dem Leben zu büßen, welche der kaum freigewordenen protestantischen Welt als zu frei und Verfunkdigung gegen die gerettete Wahrheit galt.

Serveto's Proceß und Leben, oft beschrieben, aber nach ungenügenden Quellen, ist erst vor zwei Jahren aus den Acten und Regiſtern des genfer Rathes kritiſch und mit Belegen, durch Rilliet de Candolle in den Mémoires et documens publiés par la société d'histoire et d'archéologie de Genève IV. vollſtändig mitgetheilt worden*). Aus dieſen iſt unſere Darſtellung geſchöpft und wir folgen in allen weſentlichen Zügen dieſem Führer, der, vertraut mit Genfs innerer Geſchichte, uns in den theologiſchen Streit beſſer einweiht, als einer ſeiner Vorgänger, weil er zugleich den politiſchen, der damit Schritt hält, ſtets im Auge behält. Aber auch an dieſen theologiſchen allein ſcheint es an der Zeit, zu erinnern, in einem Augenblick, wo wir zwar für Ketzer Scheiterhaufen anzuzünden, anſtehen, es aber an Richterſtühlen nicht fehlt, welche den Geiſt der Reformation an der Errungenſchaft der Väter wieder feſtbannen wollen. Es iſt zuweilen gut, daß man ſich der Fehltritte ſeiner Väter erinnere; es iſt aber auch Pflicht von proteſtantiſcher Seite, den katholiſchen Brüdern gegenüber, wenn wir ſie deshalb anklagten, die Beiſpiele, wo wir ſelbſt der Verfolgungsſucht erlagen, nicht zu verſchweigen, um an dem peccatur intra et extra die nöthige Milde und Selbſtbeſcheidung zu erlernen.

In Aragonien, in der Stadt Villanova ward um 1509 Miguel Serveto geboren. Sein Vater hatte ihn für den geiſtlichen Stand beſtimmt; aber ſchon-

*) Bis vor kurzem war die Meinung verbreitet, dieſe Acten wären bis auf das Erkenntniß verbrannt oder fortgekommen; ſie haben ſich aber vollſtändig erhalten.

1528 sandte er ihn nach der Universität Toulouse, um dort die Rechte zu studiren; aus einer nur zu begründeten Furcht, daß sein Sohn, der sich schon früh mit religiösen Studien beschäftigt und eine entschiedene Abneigung gegen die scholastische Theologie gezeigt, bei seinem zankſüchtigen Geiſte den Schlingen und Netzen der Inquiſition verfallen möchte. Die Ortsveränderung half aber nichts. Gerade hier traf er mehre junge Leute, welche ſich mit den Schriften Luther's eifrig beſchäftigten, und es ward ihnen nicht ſchwer, den jungen feurigen Spanier zum gemeinſamen Studium des neuen Teſtamentes anzuwerben. Servetо war bald Feuer und Flamme dafür; er wollte mit thätig ſein beim großen Werke der Reformation, und verließ, etwa zwei Jahre darauf, Toulouse, reiſte durch Italien und begab ſich dann nach Deutſchland, um mit den Häuptern der religiöſen Bewegung ſich zu beſprechen und zu verſtändigen.

In Baſel nahm ihn Oekolampadius freundlich auf, ward aber bald ſcheu; denn der junge Spanier hatte ſich bereits ein eigenes religiöſes Syſtem ausgebildet. Er verwarf nicht allein mit den deutſchen und ſchweizeriſchen Reformatoren die Irrthümer, welche ſie gemeinſchaftlich in der römiſchen Kirche zu entdecken glaubten, ſondern in den aufs Neue von jenen für Wahrheiten des Chriſtenthums erklärten Satzungen — die Lehre von der Dreieinigkeit, wie ſie dieſelbe aufgefaßt hatten. Oekolampadius wollte mit einem ſolchen Ketzer nichts mehr zu thun haben, und Servetо wandte ſich nach Straßburg, wo er indeß bei den dortigen Reformatoren, Bucerus und Capito, aus denſelben Gründen eine kalte Aufnahme fand.

Dieſe erſten Zurückweiſungen kümmerten den jungen einundzwanzigjährigen Spanier in ſeinem Eifer nicht.

Da die Gelehrten und Theologen ihn nicht hören wollten, appellirte er an das Publicum. Zu Hagenau erschien 1531 sein Werk: **De Trinitatis erroribus libri VII.**, in welchem er gegen das Dogma von der Dreieinigkeit, wie es Alt- und Neugläubige bekannten, die Lanze erhob.

Ein Jahr darauf erschien eine zweite Schrift, in welcher er seine besonderen Ansichten über einige Controversen der Katholischen und Protestanten auseinandersetzt, und die Miene annimmt, eine unabhängige Stellung zwischen Beiden zu behaupten. Schon hier blickten Theorien durch, welche ihn wesentlich von beiden Parteien entfernten, die er später ausführlicher entwickelte und die sich, weit über die Dreieinigkeitslehre hinaus, über die ganze Idee des Christenthums selbst ergingen. Beide Schriften verbreiteten sich allmälig in Deutschland und Italien und fanden einzelne Anhänger.

Die Opposition gegen den Verfasser ward am Oberrhein nach dem Erscheinen dieser Schriften so heftig, daß er es gerathen fand, nicht allein seinen Wohnort, sondern auch seinen Namen zu wechseln; ja er gab sogar auf einige Zeit seine theologischen Studien auf. Unter dem Namen Villanova (nach seiner Vaterstadt) ging er 1533 nach Frankreich und widmete sich in Paris mit großem Erfolg dem Studium der Medicin. Von der Noth gedrückt, mußte er indessen 1535 sich als Corrector in einer lyoner Buchdruckerei seinen Unterhalt erwerben, und veranstaltete hier eine gute Ausgabe der Geographie des Ptolemäus mit Noten, die aus seiner eigenthumlichen Betrachtung der Dinge hervorgingen. Im Jahre 1537 nach Paris zurückgekehrt, lehrte er hier mit Glück Geographie, Mathematik und selbst Astrologie.

Letzteres Studium zog ihm die ersten officiellen Verfolgungen zu. Die Sorbonne trat gegen ihn als An-

klägerin auf, und in Folge eines Urtheils des pariser Parlamentes mußte er die Hauptstadt verlassen. Zu Charlieu bei Lyon lebte er nun zwei Jahre als Arzt, und von 1540 an zu Vienne in der Dauphiné, wo er einen mächtigen Beschützer in der Person des Erzbischofs Pierre Paumier fand. Auch hier practicirte er, beschäftigte sich aber zugleich mit vielen literarischen Arbeiten für die lyoner Buchhändler. So erschien von ihm eine zweite Ausgabe seines Ptolemäus und eine lateinische Bibel mit einer Vorrede und Noten von seiner Hand.

Sein Hauptziel hatte er bei allen diesen Arbeiten mit unermüdlicher Hartnäckigkeit nicht aus den Augen gelassen. Sie sollten ihm nur als Mittel dienen, zu demselben zu gelangen, nämlich das Christenthum nach seinen Ideen nicht zu reformiren, sondern zu restauriren. Bei Oekolampadius und den straßburger Reformatoren war es ihm nicht gelungen. Schon von Paris aus hatte er sein Auge auf den mächtigen Calvin geworfen, der in Genf solche Wunderdinge vollbrachte; damals aber hatte er keine Gelegenheit gefunden, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Von Vienne aus versuchte er es, ihn durch einen Dritten sondiren zu lassen, ob er in ihm auf einen Verbündeten rechnen dürfe. Doch rückte er nur allmälig mit seinen Ansichten hervor. In der Correspondenz, welche sich zwischen ihnen entspann, zeigten sich aber wenig Vereinigungspunkte. Calvin suchte Servеto von seinem Irrthum zu überzeugen, Servеto wollte sich aber nicht überzeugen lassen, und gebrauchte in der Heftigkeit seiner Ueberzeugung Ausdrücke, welche den Gegner beleidigen mußten. Calvin brach endlich 1546 den ganzen Briefwechsel mit dem Unverbesserlichen ab und schrieb damals schon in einem Briefe an einen Vertrauten: „Servet hat mir neulich wieder geschrieben und

einen dicken Band seiner Traumereien beigelegt, indem er mit einer fabelhaften Arroganz mich darauf hinweist, daß ich ungeheure und unerhörte Dinge darin finden würde. Auch erbietet er sich, herzukommen, wenn es mir recht wäre; aber ich will nichts damit zu schaffen haben. Denn wenn er käme, würde ich es nicht dulden, so weit mein Einfluß etwas vermag, daß er lebendig wieder die Stadt verließe."

Von Calvin abgewiesen, wandte sich Servetо an andere Reformatoren der französischen Schweiz. Als auch der Pasteur Abel Poyin in Genf und Pierre Viret zu Lausanne nichts von ihm wissen wollten und das Manuscript seines neuesten Werkes ihm zurückschickten, ging er, so unverdrossen wie je, an eine neue Ueberarbeitung desselben, um es herauszugeben. Ihm galt es, der ganzen Welt sein wahres System des Christenthums zu zeigen, damit ein ehrlicher Kampf darüber entbrenne; es war ihm eine Mission von oben, die er erfüllen mußte.

Ein Buchhändler in Basel, den er, 1552, anging, das Werk drucken zu lassen, wagte es nicht. Bei der allgemeinen Stimmung und Furcht hatte er nirgends bessere Aussichten. Also wagte und versuchte er selbst den Druck. Ein Buchdrucker in Vienne reichte ihm die Hand. In einer geheimen Werkstätte ward zu Anfang des Jahres 1553 Servetо's Christianismi restitutio gesetzt und abgezogen, ein Buch 734 Seiten stark, von dessen Originalauflage nur noch drei Exemplare existiren sollen, von dem aber ein getreuer Abdruck 1790 erschienen ist. Es führt den Namen des Verfassers nicht auf dem Titel. In demselben kämpft Servetо auf gleiche Weise gegen die „furchtbaren Irrthümer der römischen Kirche", als gegen die „vorgeblichen Reformen der protestantischen Doctoren". Beider Ansichten seien mit dem

Geiſt des Evangeliums und dem Urchriſtenthum in offenem Widerſpruch. Der vollſtändige Plan einer totalen Reform der Kirche und der Glaubensſatzungen iſt darin entwickelt, und, ſagt Rilliet de Candolle, welcher uns aus den Genfer Archiven, was von Proceßacten vorhanden, mittheilt: „wenn das Werk damals ſich hätte verbreiten können, würde ſeine Wirkung vielleicht ſehr groß geweſen ſein und Servet's Name würde mehr bedeutet haben, als wofür er jetzt gilt, einen Anti-Trinitarier.“

Aber kaum war das Buch aus der Preſſe, es war noch nicht einmal zum Verkauf ausgeſandt, als ein Exemplar davon nach Genf kam. Ob es Calvin ſelbſt zu Händen kam, iſt nicht ausgemacht. In dieſer Stadt hielten ſich aber damals zahlreiche Vertriebene aus Frankreich auf, die ihr Vaterland ihres Glaubens wegen verlaſſen mußten, und von deren Bedeutung in Genf noch des Weitern die Rede ſein wird. Einer derſelben, ein eifriger Reformirter und Freund Calvin's, Guillaume de Trie, hatte dieſes Exemplar erhalten, und, empört über die darin enthaltenen Lehren, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als ſchon am ſelben Tage (26. Februar 1553) an ſeine Verwandten in Lyon zu ſchreiben und, mit Ueberſendung des erſten Druckbogens, den Katholiken ihre ſtrafbare Nachläſſigkeit vorzuwerfen, daß ſie den Druck und die Verbreitung ſolcher Läſterungen nicht unterdruckten. Der Verfaſſer dieſes Schandbuches ſei der in Vienne unter dem Namen Villanova practicirende Arzt.

Der lyonneſer katholiſche Verwandte des reformirten Denuncianten hatte nun ſeinerſeits nichts Eiligeres zu thun, als die denuncirende Schrift de Trie's dem Inquiſitor ſeiner Diocеſe zu übergeben. Servetо und ſeine Papiere wurden aufs ſtrengſte ſofort inquirirt und durchſucht. Er leugnete aber, der Verfaſſer des Buches zu

sein, und da man keine Beweise fand, war man genöthigt, um ihn katholischer Seits anzugreifen, noch weiter zu den protestantischen Denunciationen zurückzugehen. Guillaume de Trie war auch sogleich bereit. Er sandte nach Lyon die Briefe, welche Servetо an Calvin geschrieben, in denen Jener nicht allein seine Ansichten ausspricht, sondern den genfer Reformator zugleich von der Veränderung seines Namens unterrichtet. Auf diese überzeugenden Beweise ward der Spanier zur Haft gebracht.

Servetо selbst, und Viele damals mit ihm, erblickte in Calvin seinen wahren Angeber. Calvin hat diese Anschuldigung feierlich von sich abgelehnt und de Trie die ganze Schuld auf sich genommen. Er will Calvin die betreffenden Briefe nur mit Mühe zu seiner eigenen Ehrenrettung, und um nicht vor seinen lyoner Freunden und den lyoner Gerichten als falscher Ankläger dazustehen, abgepreßt haben. Die moralische Schuld de Trie's ist ohnedies in den Augen der parteilos richtenden Nachwelt groß genug: ein selbst um religiöse Meinungen Verbannter, gastlich aufgenommen in der Fremde, klagt einen Andern, dessen Lage schon der eines Verbannten und Verfolgten gleicht, wegen religiöser Meinungen und zwar bei Denen an, die ihn selbst um seiner Meinungen willen verfolgen, von deren Grimm er voraus weiß, daß sie ihn verderben werden. Daß dies für eine religiöse und christliche Handlungsweise jemals gelten konnte, ist uns glücklicherweise eben so fremd und unbegreiflich geworden, als es ausgemacht ist, daß sie nach damaligen Begriffen in den Bereich heiliger Pflichten gehörte und so geübt ward. Calvin's folgende Verschuldigung wiegt vor dem Richterstuhl der Humanität schwer genug, daß wir nicht nöthig haben, noch nach erschwerenden Umständen

zu ſuchen, inſofern ein Anderer, freiwillig, jene erſte Schuld auf ſich allein nimmt.

Am 4. April ward Servetо' gefangen geſetzt, am 5. und 6. vor einem aus Geiſtlichen gemiſchten Tribunale verhört. Er antwortete nicht mit dem freudigen Heldenmuthe eines Bekenners. Er leugnete Alles und Jedes, und ward durch ſeine eigene Handſchrift, die er nicht abſtreiten konnte, überführt. Schon wollte man ihn ſchärfer angehen, als es ihm am 7. April gelang, wahrſcheinlich durch Beihülfe ſeiner zahlreichen Freunde, aus dem Gefängniſſe in Vienne zu entfliehen. Indeſſen ward der Proceß in contumaciam gegen ihn fortgeführt und am 17. Juni der Entflohene durch das gewöhnliche Gericht des Baillif von Vienne zum Feuertode verurtheilt. Noch am ſelben Tage wurden ſein Bild und mehre Ballen von Exemplaren ſeines Werkes durch Henkershand öffentlich verbrannt.

Er ſelbſt hielt ſich mehre Monate auf dem franzöſiſchen Gebiet verborgen, bis er ſich hier nicht mehr ſicher genug fühlte, und, um dem angedrohten Feuertode zu entgehen, dahin floh, wo er ſeiner wartete. Weshalb er ſeine Schritte grade nach dem allerdings benachbarten Genf richtete, wo ſein furchtbarer Gegner herrſchte, darüber hat man nur Vermuthungen, die ſich aus dem Folgenden ergeben werden.

Calvin herrſchte in Genf, nicht kraft des Geſetzes, kraft ſeiner moraliſchen Gewalt. Ein theokratiſches Regiment, zugleich des Schreckens und der ſtrengen Sitte, wie ähnliches vielleicht in der ganzen Weltgeſchichte nicht vorkam; weil alle Theokratien, die unter Völkern heißen Blutes ſich aufthaten, durch die Macht

der Phantasie, der Leidenschaften und des Aberglaubens gebildet und erhalten wurden. Hier war es die nüchterne, abgeklärte Sittenstrenge, der unerschütterliche Wille des Verstandes, der, frei geworden, sich selbst sofort die Grenze gesteckt, über die seine und die Freiheit der Andern nicht hinausgehen solle, ein Buchstabendienst, der die Seele erheben und erschüttern sollte, und, den Glauben in neue Fesseln bannend, noch vom Siegeswagen der kaum errungenen Freiheit herab, eine merkwürdige Tyrannei über die Gemüther übte.

Um Servéto's Proceß zu verstehen und in seinen feinen Nuancen zu verfolgen, davon die Acten nichts sprechen, ist es nöthig, zuvor den damaligen Zustand der Stadt Genf, seiner Parteien und Calvin's Stellung zu beiden, unsern Lesern vorzuführen.

Erst vor wenigen Jahren hatte sich Genf frei gemacht. Um 1524 hatten seine Bürger das Joch der herzoglich Savoyen'schen Oberherrschaft abgeschüttelt; 1533 verjagten sie auch ihren Bischof und traten zur reformirten Lehre über. Calvin, flüchtig und aus Frankreich verfolgt, fand hier Aufnahme und einen Kreis für seine Thätigkeit, der seinem Willen und seiner Kraft entsprach. Zwar war er durch einen theologischen Gegner wieder gestürzt worden, und hatte 1536 die Stadt verlassen müssen, war aber, 1541 zurückberufen, mit vollen Ehren und neuer Machtvollkommenheit dahin zurückgekehrt. Die von ihm entworfene Kirchendisciplin war vom Rathe angenommen worden, wonach ein halb aus Geistlichen, halb aus Laien gebildetes Consistorium nicht allein über die reine Lehre, sondern auch über die reinen Sitten zu wachen hatte. Dies Gericht zog Handlungen und Reden zur Rechenschaft, und Calvin, der Urheber und die Seele desselben, erschien als der Herr über

niſſe zwiſchen Schweden und Norwegen beſtärkt, vor. Man glaubt Alles gethan zu haben, wenn man die Rechte der Individuen gegen den Monarchen verſchanzt hat, ohne mit freierem Blicke zu ſehen, daß alle dieſe Rechte mitſammt ihren Verſchanzungen zuſammenſtürzen, ſobald die Geſammtrechte des Staates in dem großen Europäiſchen Staatenleben nicht mehr vertreten ſind, was doch wirkſam allein durch innere Einigkeit geſchieht. Der Blick erhebt ſich hier noch nicht zu jener höheren Freiheit, die aus der geiſtigen Cultur von ſelbſt entſpringt, zu jenem geſelligen Zuſtande, wo die despotiſche Willkühr ſicherer durch den Gedanken ausgeſchloſſen iſt, als durch alle prácavirende Formen. Der Norweger iſt vernünftig, geſetzt, eifrig in wahrer Bildung fortzuſchreiten, er wird daher nie ein einſeitig begeiſterter Girondiſt werden, der ſich kräftig genug dünkt, das alte Rom oder Sparta durch einen Federzug wieder aufleben zu laſſen; aber die unſelige Freude über die Einigkeit in einer ſtarren Oppoſition erinnert doch ſehr an jene verkehrten Zeiten. Ein trauriger Knicker- und Kleinigkeits-Geiſt tritt nur zu häufig in den letzten Sitzungen hervor. Man zieht einen Staats-

Handlungen und Meinungen der Genfer. Die Richter ſtraften, wo Calvin anklagte; ſie beſtraften mit unerbittlicher Strenge den unordentlichen Lebenswandel, die Verbindung mit Calvin's Feinden, gottesläſterliche Briefe und unſittliche Verſe. Die Strafen waren Gefangniß, Excommunication und Tod.

Aber dieſe unbedingte Herrſchaft des Reformators war keineswegs ohne Oppoſition, und erſt nach langen, ſchweren Kämpfen gelangte er zu jenem Ziel.

Als die Genfer mit der katholiſchen Kirche die biſchöfliche Obergewalt ſtürzten, war ihre Liebe zur Freiheit dabei ein ſtärkeres Motiv als die zur neuen Lehre. Jene war ſchon da und ausgebildet, als die Lehren der Reformatoren von den Kanzeln erklangen. Sie jauchzten ihnen zu, weil ſie darin ein Mittel ſahen, das biſchöfliche Joch abzuſchütteln und ſich den Beiſtand des mächtigen Bern zu verſchaffen. Wenn alle geiſtige Verbindung mit der römiſchen Kirchengewalt an der Wurzel abgeſchnitten war, ſo hatte der Biſchof keine Ausſicht, ſeine weltliche Gewalt wieder zu gewinnen. Als Bürgſchaft ihrer Freiheit war alſo die Reformation ihrem Herzen theuer, die Reformation war das Mittel, das freie Genf das Ziel für die Mehrzahl ſeiner patriotiſchen Bürger.

Wir denken uns Genf, wie es in der Schweizer- und mit ſolcher Bedeutung in der geiſtigen Geſchichte Europa's auftritt, als die tief und ernſt gebildete, ſtreng calviniſtiſche Stadt; aber dieſer Stempel ward ihr erſt durch dieſen einen Mann, und gegen ihren Willen aufgedruckt. Die genfer Bürger hatten zur katholiſchen Zeit ein ſehr freies und luſtiges Leben geführt. Die Genfer hatten gar nicht im Sinn, daß ſich das mit ihrer Reformation ändern ſolle. Die Kirchenbeſſerung ſollte ihre Sitten und Gewohnheiten laſſen wie ſie wa-

ren, und nichts weniger kam ihnen zu Sinn, als daß die errungene Freiheit sie in ihrem Wohlbehagen geniren werde. Bald verschwanden diese süßen Träume unter Calvin's strengem, puritanischem Sittenregiment; man erwachte zu einem neuen Schrecken, und wenn gleich Calvin's erste Ausweisung aus der Stadt officiell in Folge eines theologischen Streites geschah, weil er sich dem Spruch der lausanner Synode in Bezug auf die Ceremonien des Taufactes nicht fügen wollte, so war doch der eigentliche Beweggrund, daß die Mehrzahl der Genfer seiner Sittenherrschaft überdrüssig waren.

Auch nach seiner ehrenvollen Rückkehr trat diese natürliche Opposition sehr bald wieder hervor. Calvin äußert sich darüber in seinen Schriften: „Vielen, denen im Anfang die reine und heilige Lehre willkommen war, ist sie allmälig ein Dorn im Auge geworden, und die Zahl Derer ist sehr gering, die ihren Hals mit Freuden unter das Joch Jesu Christi beugen."

Die innere Spaltung und der ernste Kampf zwischen dem französischen Reformator und den genfer Patrioten trat mit den Jahren immer mehr ans Licht. Calvin's Charakter, voll stoischer Herbheit und unbeugsamem Gehorsam gegen Das, was er für Pflicht hielt, trat in den entschiedensten Gegensatz zu dem muntern Leben, den leichten Sitten und den weltlichen Neigungen seiner Glaubensanhänger. Jede Angelegenheit ergriff er von der ernstesten Seite, sie von der heitern, gefälligen. Nachdem die Freiheit, welche beide Theile wollten, errungen war, fand sich eigentlich gar nichts Gemeinsames mehr, was ihre Neigungen wieder auf ein Ziel gelenkt hatte.

Die Genfer waren an ihrem Ziel, sie waren ein Freistaat geworden und hatten die Reformation dankbar

mit in den Kauf genommen. Calvin athmete, dachte, wirkte nur für die Reformation, sie war der Gegenstand seiner Wahl, das Ziel seines rastlosen Arbeitens, sie war sein Leben selbst. Das religiöse Interesse in ihm unterdrückte alle anderen Interessen. Sein Glaube war für ihn Vaterlandsliebe; hatte er doch sein Vaterland freudig für den Glauben hingegeben. Fremd den Kämpfen der Genfer um Erlangung ihrer Selbständigkeit, war er nur zu ihnen gekommen, um an ihrer Siegesfreude Theil zu nehmen und davon Vortheil zu ziehen — aber nicht für sich persönlich. Er wollte sie nur, um jeden Preis, zu treuen Unterthanen Jesu Christi erziehen und aus ihrer Stadt ein Sanctuarium des Evangeliums machen, ihre Bürger zu Musterbildern wahrer Reformirten.

Calvin's Aufgabe war eigentlich ein Krieg. Aehnlich den Stiftern der Mönchsorden galt es ihm, eine nach seinen Ansichten zucht- und sittenlose Bevölkerung zur Zucht und Sitte zurückzuführen. Als Fremder, mit fremden Sitten, unternahm er es, eine reiche, noch im Siegesübermuthe schwelgende Stadt zu Ansichten und einer Lebensart zu bekehren, welche an und für sich wenig Lockendes hat. Im Rath waren ihm einige einflußreiche Mitglieder ganz ergeben, im Volk eine kleine Zahl Frommer; dazu kam die große Anzahl Fremder, Franzosen, welche, aus ihrem Vaterlande vertrieben, in Genf Aufnahme gefunden hatten. Seine größte Stütze aber blieb sein eiserner Wille, sein unbeugsamer Muth.

Der Widerstand war heftig. Wer hatte Lust, nicht allein seinen Glauben — daran war man eher gewöhnt — aber auch seine alltägliche Handlungsweise sich von einem fremden Schulmeister vorschreiben zu lassen, und diese Lebensanweisungen gingen bis in die kleinsten De-

tails. Calvin gelangte endlich zur unumschränkten Herrschaft, aber nur durch das Recht der Eroberung. Am Ziele seines Wirkens war Genf bevölkert von — Calvinisten; dafür hatte es Viele seiner alten genfer Familien eingebüßt. „Freilich, ruft Riellet aus, zum Ersatz für diesen Verlust erhielt es Dasjenige, was Genf in der modernen Welt seinen Namen und Ruhm gemacht hat.“ Das Genf, was trotz seiner Kleinheit eine Weltbedeutung gewonnen hat, ist Calvin's Werk.

Aber diese Wiedergeburt war nicht ohne heftige Wehen. Mehre Jahre hindurch kämpfte die anti-calvinistische Partei mit Erfolg, ja mit der Aussicht auf einen endlichen, vollständigen Sieg; in den einflußreichen Familien war die Mehrzahl auf ihrer Seite und schon neigte sich auch im Volk die Stimmung zu ihren Gunsten. Ein Biograph Calvin's sagt vom Jahre 1553: „Es war in diesem Jahre die Wuth der Parteien so groß und die Aufregung so gewaltig, daß nicht allein die Kirche, sondern auch die Republik am Rande des Abgrundes standen, und wäre die Macht da in die Hände der Gottlosen gefallen, so wären wahrscheinlich ihre schon so lange vorbereiteten Pläne zu einem glücklichen Ende gekommen.“ Und in diesem Jahre mußte der unglückliche Servetо sich in Genf einschleichen.

Einer der einflußreichsten Männer der Republik, der aber auch an der Spitze der sogenannten Gottlosen (des mechants) stand, war Amiod Perrin, erster Syndicus und Generalcapitain. Unter den eifrigsten Beförderern der Reformation war er auch einer der genauesten Freunde Calvin's gewesen und hatte nicht wenig zu dessen Rückberufung 1541 beigetragen. Von ansehnlichem Vermögen, großen Familienverbindungen, Talent und Volksgunst gehoben, schien es ihm doch von Werth,

oder als Zugabe dieser Glücksguter, daß Calvin auf seiner Seite stehe. Er erkannte, daß die Feindschaft dieses Mannes gefährlich werden könne, und deshalb behandelte er ihn mit höchster Auszeichnung und Achtung. Aber eine dauernde Freundschaft konnte unter zwei Männern nicht wohl bestehen, die beide zu herrschen liebten, auch wenn ihre Sinnesarten weniger von einander getrennt gewesen waren. Stolz, vergnügungssüchtig, und mit dem Kitzel, allein den Staat zu lenken, auch wol in einer Art, daß es nicht unbemerkt bleibe, hoffte Perrin, in dem Reformator keinen Censor für sich zu finden, sondern eine gute Schildwacht gegen die sittenstrenge Censur der neuen Ordnung, wenn sie ihn etwa unbequem antasten sollte. Gegen die Andern mochte Calvin streng sein, er selbst hielt sich, eben um seines Ansehnes halber und wegen seiner Freundschaft mit Jenem, für eximirt.

Calvin aber dachte anders. Von seinem Princip duldete er keine Abweichungen. Perrin's Schwiegervater, ja seine eigene Frau, hatten sich irgend eine Versündigung gegen das Kirchenreglement zu Schulden kommen lassen. Auf Calvin's Antrag wurden sie vom Consistorium in Strafe genommen. Er selbst sagte darüber: „Diese Verurtheilung hat zur Folge, daß man erkennen wird, einestheils, wie Niemand mehr hoffen durfe, der gerechten Züchtigung zu entgehen, weil man die vornehmsten Personen der Stadt nicht verschont hat, andererseits, wie ich für meine Freunde nicht mehr Rücksichten hege als für meine Feinde." Unter die beträchtliche Zahl Feinde, welche seine unbeugsame Strenge ihm schon zugezogen, hatte Calvin von nun ab auch den ersten Syndicus der Stadt zu rechnen. Indessen hatte er seine Kräfte gezeigt und bewiesen, daß seine Sache ihm mehr galt als die Gunst des mächtigen Syndicus, der jetzt

sein erbittertster Gegner ward. Beide führten, unter gesetzlichen Formen, einen Vertilgungskrieg, der mit Perrin's Fall später endete. Dieselben Familien, welche den Bischof und die Priester verjagt hatten, wurden allmälig von den Predigern aus ihrer Vaterstadt zur Vergeltung vertrieben!

Aber vorerst schien sich die Wage entschieden zu Gunsten der andern Seite zu neigen. Der Syndicus Perrin setzte alle Maschinen und seinen großen Anhang gegen den Reformator in Bewegung. Bei einer neuen Wahl kamen mehre von Calvin's Hauptgegnern in den Kleinen Rath. Die Schriftsteller der calvinistischen Partei werfen derselben eine sträfliche Lauheit und Nachlässigkeit bei dieser Gelegenheit vor; sonst wäre dies höchst bedenkliche Resultat nicht möglich gewesen. Andererseits wurden mehre von Calvin's Anhängern durch den Rath der Zweihundert und den Großen Rath ausgeschlossen. Jene Neugewählten aber waren nicht allein Calvin's persönliche Gegner, sondern nahe Verwandte Perrin's und einer andern Familie, die durch jenen und das Consistorium in ehrenkränkende Bußen verurtheilt worden. Doppelter Eifer daher, den verhaßten Mann zu demüthigen.

Durch diese Wahlen hatte es sich herausgestellt, daß Calvin unter den stimmberechtigten Genfern die Majorität verloren. Dies war schon schmerzlich, aber ein noch empfindlicherer Schlag ward vorbereitet. Die eingewanderten religiösen Fluchtlinge, größtentheils Franzosen, waren seine geistige Leibwache; ihnen allen war die Reformation in Calvin's Sinne Hauptsache. Sie genossen zwar keine politischen Rechte, aber man hatte ihnen im vorigen Jahre bei einer drohenden Gefahr, als Zeichen des vollen Vertrauens, Waffen in die Hand gegeben.

Jetzt besann man sich eines Andern, man betrachtete sie nur noch als einen gefährlichen Anhang Calvin's und nahm ihnen die Waffen wieder aus der Hand.

Tief verletzt über diese Maßregel gegen seine Freunde, ruft Calvin: „Wie soll man diese Unmenschlichkeit, die Barbarei, ja Brutalität bezeichnen, mit welcher die Feinde des Evangeliums diese Verbannten um Christi willen behandeln, die sie doch noch eben als Glaubensgenossen aufgenommen hatten? Ihre Gegner selbst müssen die Hingebung und Ruhe bewundern, mit welcher unsere Märtyrer diese Unwürdigkeiten hingenommen haben.“ — Noch mehr des Gehässigen gegen Calvin's Anhänger: Man untersagte den Predigern, im Großen Rathe zu sitzen. Man stellte sie, welche die Revolution, wenn nicht gemacht, doch hauptsächlich gefördert hatten, also schon den katholischen Priestern gleich, die von dieser Versammlung immer ausgeschlossen gewesen waren.

Die Register des Rathes enthalten außerdem Andeutungen vieler Beschwerden, deren Gegenstand Calvin in diesem Jahre gewesen, sodaß man berechtigt ist, an ein Schwanken des Bodens unter ihm zu glauben, auch wenn man seinen eigenen Worten keinen Glauben schenkt: „Seit vier Jahren nun haben die Gottlosen (les méchants) nicht unterlassen, was die Fundamente dieser noch lange nicht vollendeten Kirche umstoßen könnte. Von Anbeginn habe ich ihre Ränke durchschaut. Aber Gott, da er uns nicht bessern konnte, hat uns strafen wollen. Zwei Jahre leben wir nun schon, als wären wir mitten unter den Feinden des Evangeliums.“

An der Spitze der reichen, übermüthigen, vielleicht ausgelassenen Jugend Genfs, einer Jugend, die Calvin's Sittenregiment mit Ingrimm ertrug, stand Philipp Berthelier, aus einer der angesehensten Familien der

Stadt. Sein Vater war überdies als Märtyrer der Freiheit gefallen. Berthelier erblickte in Calvin nur einen herübergekommenen Fremden, der zu Gunsten seiner puritanischen Chimären Genfs Rechte und Freiheiten ausbeuten wollte. Auf Schritt und Tritt stand er als sein heftigster Opponent ihm gegenüber. Aber auch Calvin zeigte ihm die Stirn, wo er ihm begegnete und hatte dem Libertin seine Zuchtruthe erst eben dadurch fühlen lassen, daß er ihn durch einen Spruch des Consistoriums vom Genuß des Abendmahls ausschloß. Das war eine furchtbare Kränkung für den jungen Mann, seine Familie, für alle Optimaten der Stadt. Man machte nicht allein alle Anstrengungen, diesen Befehl des Consistoriums durch ein Decret der Civilgerichte zu annulliren, sondern, so wichtig erschien die Sache, man arbeitete dahin, das Recht, die Bürger zu excommuniciren, dem Consistorium zu nehmen und dasselbe dem Kleinen Rath zu übertragen. Geschah dies, so erschien dem Reformator sein ganzes Werk zertrümmert. Seine Macht ruhte im Consistorium; der Kleine Rath, dem Amiod Perrin vorsaß, war ihm eine feindliche Macht geworden.

So standen die Parteien in Genf sich gegenüber. Calvin und seine Puritaner (ein Name, der übrigens hier und um jene Zeit noch nicht auftauchte), die Mehrzahl der Geistlichen, wenige der eingeborenen größern Familien, ein Theil der Bürgerschaft und die ganze Masse der eingewanderten Religionsflüchtlinge auf der einen; auf der andern Seite, welcher die Calvinisten den gehässigen Parteinamen der Libertins beigelegt, die überwiegende Mehrzahl der angesehenen, reichen, eingeborenen Familien mit einer großen Clientel unter der Bürgerschaft; die unbedingt stärkere Partei, an Zahl, Mitteln, Besitz und unangetastetem Recht, auf ihrem eigenen Grund

und Boden, den ihnen zu verkümmern ein Fremder ſich unterfing. Aber bei tiefer, ernſter, gelehrter Bildung, bei der Macht des Wortes und der Kraft eines unerſchütterlichen Willens ſtand Calvin zur Seite die allgemeine Meinung, die er zum Theil geſchaffen. Er trieb auf dem Strome, der ein gewaltiger war, bei klar durchſichtigem Grunde, und ſie wollten gegen dieſen reißenden Strom, wenn nicht ſchwimmen, doch ihn in Bahnen lenken, die ihre gefährdeten Ufer nicht beeinträchtigten.

So ſtanden die Parteien ſich gegenüber, als Servetо in Genf eine Zuflucht, vielleicht mehr ſuchte. Man darf annehmen, daß ihm die innern Kämpfe der Republik nicht unbekannt waren, als er ſich heimlich in die Ringmauern ihrer Hauptſtadt einſchlich; möglicherweiſe mit der Abſicht, von dieſer Lage der Dinge Vortheil zu ziehen. Gewiß iſt, daß Calvin ſelbſt Berthelier und ſeinen Anhang anklagt, daß ſie dem Gotteslaſterer Servetо geholfen.

Thatſache iſt, daß Miguel Servetо gegen Mitte Auguſt 1553 in Genf ſich betreffen ließ. Er war in aller Stille, wahrſcheinlich unter einem fremden Namen, im Wirthshauſe zur Roſe abgetreten. Nach ſeiner Angabe hatte er ſich daſelbſt ganz zurückgezogen gehalten, um ein Boot abzuwarten, das ihn über den See auf den Weg nach Zürich bringe, von wo er die Abſicht gehabt, nach Neapel zu reiſen. Die Vermuthung ſpricht indeß dafür, daß er ſein Incognito nicht ſo ſtreng beobachtet, als er behauptet, ſondern einige Verbindungen mit Einwohnern der Stadt angeknüpft habe. Nach einer Tradition konnte er dem Kitzel nicht widerſtehen, in eine der Kirchen zu gehen, um eine calviniſtiſche Predigt mit

anzuhören. Genug, er ward erkannt, und daß es Geiſtliche waren, welche ſeine Identität zuerſt conſtatirten, und daß er gerade an einem Sonntag (13. Auguſt) arretirt wurde, ſpricht für jene Ueberlieferung.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Calvin ſchon früher Andeutungen von Servetо's Abſicht, nach Genf zu kommen, gehabt, und daß ſeine Anhänger ihre Späheraugen wach erhielten. Gewiß iſt, daß er es war, der, ſobald er von ſeiner Anweſenheit Nachricht erhielt, bei einem der Syndici denuncirte und zugleich darauf antrug, den gefährlichen Menſchen ſofort zu verhaften. Der Syndicus willfahrte dieſem Antrage, weil es in ſeiner geſetzlichen Ermächtigung und Verpflichtung lag. Calvin hat dieſen ſeinen Antheil am Proceß nie in Abrede geſtellt. Nach der Kirchenverfaſſung, welche er der Republik gegeben, durfte er nicht einen Mann neben ſich dulden, den er als den gefährlichſten Feind und Verderber ſeiner Reformation betrachtete, und bei der kritiſchen Lage, in welcher er und ſein Werk damals ſich befanden, mußte er Dem begegnen, was ein Servetо beginnen konnte, um ſie nicht noch kritiſcher zu machen. Calvin mußte jetzt ſiegen oder untergehen. Drang er mit ſeiner Anklage gegen Servetо nicht durch, ſo waren die Folgen, ſchlimm allerdings, aber doch nicht ſchlimmer, als wenn er gegen dieſen Erzketzer gar nicht zu klagen gewagt hätte. Sein moraliſches Anſehen wäre dahin geweſen, und mit welcher Stirn hätte er alsdann gegen verhältnißmäßig geringere Uebertretungen ſein Haupt erheben können!

Seine moraliſchen Motive bei dieſer Handlungsweiſe vertheidigend, ſagt Riellet von Calvin: „Längſt ſchon hielt er Servetо (wie ſeine Briefe an Viret es ausſprechen) für einen gottloſen und höchſt gefährlichen

mann zur Untersuchung, weil er mit anerkannt rechtlichem Sinne zu viel zum Besten des Landes ausgegeben; man verweigert eine Summe zum Ausbau des einzigen Königlichen Schlosses in Norwegen; man schlägt dem neugebornen Erbprinzen eine Appanage ab. Als Grund führt man an, Norwegen habe noch Schulden, es sei noch viel Nothwendiges zu thun, ehe man an das sonst Ersprießliche und Angenehme gehen könne. Als ob alsdann je in der Welt Zeit gewesen wäre, das Schöne und Große zu pflegen, denn immer gab Nothwendigeres für das nächste Bedürfniß! Auch der Geist hat neben dem darbenden Leibe seine Rechte. Er kann Ermunterung verlangen, um muthig zu bleiben, ohne ihn sänke ja das Ganze zusammen. Hoffentlich daß mit Ausbreitung wahrer Bildung dieser kleinliche, auf das Nächste gerichtete Berechnungsgeist mehr und mehr verschwinden wird. Zu einer Republik ist nicht mehr die Zeit in Europa; die freien Städte und die Schweiz sind nur interessante Ausnahmen; was sich aus Griechenland entwickeln dürfte, liegt noch hinter einem dunklen Schleier. Athens Sinn für das Schöne, Roms Sinn für das Große sind durch keine

Läſterer, deſſen Meinungen in den Buſen der Chriſtenheit das tödtlichſte Gift träufelten. Bei dieſer Ueberzeugung, und dazu gereizt durch die Angriffe des Ketzers gegen ihn ſelbſt, durfte er keinen Augenblick über die Partei, welche er zu ergreifen hatte, in Zweifel bleiben. Dulden, daß Servetо ungeſtört in Genf verweile, hieß ſich ſelbſt daraus verbannen; es hieß für ihn, Gottes Sache, ohne ein Schwert dafür zu ziehen, im Stiche laſſen; ſein großes Werk hinter ihm aufgeben, verleugnen und der großen Aufgabe entſagen, Rom gegenüber ſein Genf zu erbauen. Wie Calvin einmal ſtand, hatte er nicht mehr die Wahl zwiſchen der Duldung und Verfolgung. Der Mann, den eine calviniſtiſche Denunciation auf franzöſiſchem Boden dem Feuertode ſchon nahe gebracht, durfte in der Stadt kein Aſyl finden, aus der hervor jene Denunciation gekommen war. Die Ehre der Republik, wie Calvin ſie auffaßte, foderte es, und vielleicht niemals glaubte er, ſo im heiligen Intereſſe der Sache, welcher er ſein Leben geweiht, zu handeln, als in dem Augenblicke, wo er ſich entſchloß, auf Servetо's Verhaftung anzutragen. Ihm erſchienen die von Servetо gepredigten Doctrinen als eine vollkommene Revolution des Chriſtenthums, wo nicht gar aller Religion. Ihren Urheber dulden und nicht beſtrafen, wäre, nach Calvin's bisheriger Handlungsweiſe, ſo viel geweſen, als eine Mitſchuld ſeiner Ketzereien auf ſich laden. Unbeſchadet Dem, was die Gegner des Calvinismus davon denken konnten, ſo wäre der Reformator, wenn er auch nur einen Vergleichsweg eingeſchlagen, von dem ſtrengen, geraden Wege abgewichen, und ohne Rechtfertigung vor ſich und Andern, den er bisher, ohne Rückſicht auf Stand und Perſon, eingeſchlagen hatte."

Auch der Weg, den er einſchlug, den Gotteslaſterer

bei den burgerlichen Gerichten zu verklagen, war fur ihn ganz folgerecht. Ketzerei galt ihm fur ein noch greßeres Verbrechen als Diebstahl und Mord, denn die Seele iſt doch mehr werth als der Leib: „Wo fände man es in der Schrift gerechtfertigt, ruft er aus, wenn man die Beleidigungen gegen Gott milder richten wollte, als die gegen Menſchen!“ Daß die Thatigkeitskreiſe von Kirche und Staat ganz verſchiedene ſeien, wie wir ſie verſtehen, kam ihm nicht in den Sinn. Sie ruhten, nach ihm, wol auf getrenntem Fundamente, kamen aber in ihrer Wirkung und in ihrem Ziele zuſammen. Seinem Syſteme zufolge war es an dem geiſtlichen, die Ketzerei anzugeben, aber an dem weltlichen Gerichte, ſie nach den Geſetzen zu beſtrafen. So hatte Calvin ſtets die „moqueurs de Dieu“ aufgeſpurt, verfolgt und angegeben, aber niemals, bezeugt ihm Beza, ungebuhrlich eingegriffen in die Handhabung der Gerechtigkeit, der es oblag, die Beleidigungen gegen die Majeſtat Gottes zu beſtrafen.

Von der Gewiſſens- und Glaubensfreiheit, welcher heute die gebildete Welt huldigt, wußte er nichts. Seine Freiheit war die Losreißung vom Irrthum und die Unterwerfung unter die Wahrheit. Aber er kannte nur eine abſolute Wahrheit, und dieſe lag in ſeiner Doctrin. Und dies war keine naive Eingebung, es geſchah mit vollem Bewußtſein, indem er die Anſicht der auf Toleranz Dringenden wohl kannte, bekämpfte und poſitiv verwarf. So ſagt er: „Eine ſchöne Maxime, daß man alle ſich widerſtreitenden Anſichten dulden muſſe, weil es nichts Beſtimmtes und feſt Ausgemachtes gebe, gleich als wenn die Schrift eine wächſerne Naſe wäre, und der Glaube aller Chriſten an die Dreifaltigkeit, an die Prädeſtination, an die Gnadenwahl gleichgultige Dinge, uber die man nach Wohlgefallen ſtreiten könne.“ An

einer andern Stelle heißt es: „Was würde denn aus Gott und Jesus Christus, wenn die Lehre nicht feststände und noch in Zweifel gezogen werden könnte! Welche Schmach thut man Gott an, wenn man sagt, daß er seine Sprache in der heiligen Schrift dermaßen gekrümmt und gewunden, daß man sie nur durch Kunststückchen verstehe. Wenn wir in der heiligen Schrift keine feste und bestimmte Religion finden, was folgte denn anders daraus, als daß Gott uns durch, ich weiß nicht welche, Geschichtchen und Täuschungen hinhalten wollen? — Was bleibt solchen Leuten übrig, als die ganze heilige Schrift wegzuleugnen, um auf einem viel kürzern Wege sich Alles selbst zu bilden, was ihnen in den Kopf kommt. Indessen sieht man nur zu klar, daß alle diese „moqueurs de Dieu" und Eigensinnigen nur für ihre eigene Sache das Wort führen, indem sie den Fürsten und Obrigkeiten das Recht abstreiten, auch mit dem Schwerte die wahre Religion aufrecht zu erhalten."

So Calvin zu seiner eigenen Rechtfertigung hinsichts der Anklage gegen Servetо. Das Urtheil der Nachwelt hat diese Rechtfertigung nicht für voll angenommen; auch schon ein Theil seiner Zeitgenossen. Aber in ihm war sie nicht allein heiliger Ernst, sondern er handelte auch streng nach den Satzungen, die er gemacht, oder verdammt hatte. Er trat nun als Ankläger auf, das bekannte er, dessen rühmte er sich, aber weiter mischte er sich nicht in den Gang des Processes. „Seit er seiner Ketzereien überführt worden, schreibt er später, habe ich nichts gethan, um Servetо's Todesurtheil zu erwirken. Alle Wohlwollenden können mir dies bezeugen. Um die Böswilligen kümmere ich mich nicht." Calvin war überzeugt, daß Servetо um ein solches Verbrechen

mit dem Leben bestraft werden müsse; aber er wünschte, daß man die Schrecken der über ihn verhängten Todesstrafe mildere*).

Jene Hoffnung ward endlich erfüllt, aber es ging ein langer Kampf voraus. Zwei Monate dauerte der Proceß gegen Servetо, der zugleich ein Proceß zwischen den alten Genfern und dem französischen Reformator und seinem Anhange war. Es wäre möglich gewesen, daß Calvin auch hier den Kürzern gezogen hätte, wenn er nicht den Schein Dessen, was damals für Recht galt, für sich gehabt, und wenn nicht die reformirte Kirche der Schweiz und die Regierung von Bern ihren Einfluß zu seinen Gunsten gegen den ihm feindlichen Rath von Genf aufgeboten hätten.

Servetо war im Gefängniß; der ehemalige bischöfliche Palast war von der freigewordenen Stadt zum Kerker umgewandelt worden. Die Einsperrung durch den Syndicus durfte aber nur eine provisorische sein, und der Verhaftete mußte in bestimmter Frist wieder freigelassen werden, wenn nicht eine Criminalanklage gegen ihn eingebracht wurde. Nach der neuen Verfassung der Republik mußte sich aber der Ankläger, wenn seine Anklage auf Tod und Leben lautete, selbst als Gefangener stellen, damit, für den Fall, daß seine Anklage als falsch befunden würde, er dieselbe Strafe abbüße, welche im entgegengesetzten Falle den Schuldigen getroffen hätte.

Calvin, als Ankläger, hätte sich demnach mit Ser-

*) Er schrieb schon am 20. August an Farell: Spero capitale saltem judicium fore, poenae vero atrocitatem omitti cupio.

veto einsperren lassen müssen. Dies vertrug sich nicht mit seiner Stellung, er hatte wichtigere Pflichten zu erfüllen. Um deshalb veranlaßte er einen gewissen Nicolas de la Fontaine, gleich ihm ein ausgewanderter Franzos und dem Anschein nach bei ihm als Geheimschreiber in Diensten, formell als Ankläger aufzutreten.

Binnen 24 Stunden nach Serveto's Arretirung durch den Syndicus war den Gesetzen gemäß von demselben an den Seigneur Lieutenant Pierre Tissot davon Anzeige gemacht worden, und noch am selben Tage mußte der Ankläger sich stellen. Auch erschien de la Fontaine schon Montag am 14. August vor dem Kleinen Rathe, um Gerechtigkeit gegen Serveto zu fodern, als einen Mann, „der da furchtbare Ketzereien ausgesäet habe". Er mußte schriftlich die einzelnen Ketzereien und Stellen aus Serveto's Schriften einreichen, die nach seinem Dafürhalten sträflich waren, damit der Angeklagte darüber vernommen und dann das Weitere eingeleitet werde. Diese vom Kleinen Rathe eingefoderte erste Anklageschrift, aus 38 Artikeln bestehend und von de la Fontaine eingereicht, war geständlich von Calvin abgefaßt. Sie hat sich noch in den Archiven erhalten, da sie aber später modificirt ward, die Hauptpunkte derselben bei den spätern Gerichtsverhandlungen einzeln vorkommen und endlich im Urtheil noch einmal specificirt werden, halten wir es für überflüssig, sie hier aufzunehmen.

Ganz den Gesetzen gemäß begab sich auch der Seigneur Lieutenant Tissot noch innerhalb der 24 Stunden seit Serveto's Verhaftung in das Gefängniß und vernahm ihn Punkt für Punkt über die einzelnen Artikel dieser Acte, und demnächst auf Lafontaine's Antrag über Verschiedenes aus seinem frühern Leben und seinen publicirten Schriften. Als Probe der damaligen Procedur wird

uns der Anfang des darüber aufgenommenen Protokolls mitgetheilt, dessen altfranzösische Gerichtssprache die wörtliche Uebersetzung jedoch etwas erschwert.

„Im Jahre 1553, am Montage, den 14. des Monats August, in Gemäßheit der Criminalanklage, angestellt durch und auf Antrag des ehrenwerthen Nicolas de la Fontaine, Franzos, aus St. Gervais en Verin, Einwohner dieser Stadt, gegen Michel Servet von Villeneuve, im Königreich Aragenien in Spanien, fodert besagter de la Fontaine, daß besagter Servet Rede stehen solle auf seine hier unten niedergeschriebenen Fragen, sagend, daß er besagte Klage in seinem eigenen Namen angestellt, und hat besagter Servet geschworen, daß er sagen wolle und sprechen die Wahrheit, bei Strafe u. s. w.

1) „Erstens, daß er, es mögen nun 24 Jahre sein, angefangen, durch seine Irrthümer und Ketzereien die deutschen Kirchen zu belästigen, und daß er darauf verdammt worden, aber sich durch die Flucht der Strafe, die ihm bestimmt war, entzogen.

„Antwortet, es sei richtig, daß er ein kleines Buch verfertigt, aber habe, seines Wissens nie die Kirchen belästigt. Und sei auch nie verdammt worden.

2) „Item, daß er seit der Zeit oder daherum ein abscheuliches Buch habe drucken lassen, welches viele Leute angesteckt.

„Antwortet, daß er wohl ein kleines Buch verfertigt, aber weiß nichts davon, daß es irgend Jemand angesteckt.

3) „Desgleichen, daß er seitdem gar nicht aufgehört, mit allen Mitteln, so ihm zu Gebot gestanden, sein Gift auszustreuen, sowol in den Abdrücken, die er von der Bibel veranstaltet, als in einigen Noten, so er zum Ptolemäus verfertigt.

„Antwortet, daß er allerdings Noten gemacht zur Bibel, als auch zum Ptolemäus, daß er aber nicht denke dadurch irgend etwas geſtiftet zu haben, was nicht gut ſei.

4) „Item, daß er ſeitdem ein anderes Buch heimlich drucken laſſen, ſo unendliche Blasphemien enthalten.

„Antwortet, daß er ein anderes Buch drucken laſſen, in dem er aber keine Blasphemien geſchrieben; aber ſo man ihm die Blasphemien zeige, wolle er ſie beſſern.

5) „Item, daß, als er in der Stadt Vienne als Gefangener gehalten worden, und da er gemerkt, daß man ihn nicht in Gnaden ſich rein ſprechen laſſen, er Mittel gefunden, aus dem Gefängniß zu entweichen.

„Antwortet, es ſei wahr, daß er zu Vienne eingeſteckt worden, auf die Anſchuldigungen der Herren Calvin und Guillaume de Trie; aber daß er aus dem Gefängniſſe entwichen, weil die Prieſter ihn verbrennen gewollt; wären die Gefängniſſe übrigens ſo eingerichtet geweſen, als wenn man recht gern geſehen, daß er ſich ſalvire.“

Man glaubt aus dieſer letztern Antwort ſchon die Stellung zu entnehmen, welche Servetо in ſeinem Proceß zu behaupten ſuchte. Kundig der Parteiſtimmung in Genf, wollte er ſich vertheidigen dadurch, daß er anklagt. Aus einem Angeſchuldigten wird er ein Ankläger und hofft auf mächtige Unterſtützung, weil der Angeklagte der gehaßte Calvin iſt. Dieſer, Genfs Reformator, hat ſich nicht entblödet, ihn bei den Katholiken, ſeinen eigenen Todfeinden, zu denunciren, und dieſe Katholiken haben es ſogar für gerathen gefunden, ihn entſchlüpfen zu laſſen, während der Proteſtant ihn aufs Neue dem Flammentode preisgeben möchte!

Die nachſtfolgenden 31 Artikel enthielten nur An-

klagerunkte hinsichts seiner Doctrin, sie waren aber so gestellt, daß Servetо sich einstweilen uber ihren Inhalt nicht auslassen konnte, sondern man foderte nichts als die Constatirung des Factums, nämlich, daß er mit Ja und Nein erklare, ob er sie ausgesprochen. Diese sämmtlichen 31 Artikel waren aber nicht sowol aus dem zu Vienne gedruckten Buche entnommen, als aus dem Manuscript, welches Servetо einige Jahre fruher an Calvin gesandt, obgleich beide im Wesentlichen übereinstimmten. Aus den von Servetо fruher herausgegebenen Werken uber die Dreieinigkeit (Hagenau 1531 und 1532) ist, obgleich es diese Bucher allein waren, welche nach unsern Begriffen zu einer Untersuchung möglicherweise Anlaß geben konnen, weil es die einzigen waren, welche im Publicum wirklich verbreitet waren, merkwürdigerweise weder in der Anklage eine Stelle abgedruckt, noch wird im ersten Verlauf des Processes sonderlich darauf Rücksicht genommen. Der Grund ist, weil man sich in Genf kein Exemplar derselben verschaffen konnte. Wenigstens schrieb Calvin unterm 22. August d. J. an seinen Freund und Mitreformator Viret in Lausanne„ ob er ihm nicht einen Abdruck des Buches senden könne; aber auch dieser hat keines, hofft nur, es durch einen Dritten zu verschaffen. Somit bestand das eigentliche corpus delicti der Ketzerei nur in einem oder mehren schriftlichen Aufsätzen, die vor Jahren der Verfasser an den Ankläger, als Versuch und zu dessen Begutachtung eingesandt, in Briefen desselben, die eben sowenig zur Oeffentlichkeit gekommen und in einem mit den in jenen Schriften ausgesprochenen Ansichten so ziemlich übereinstimmenden Werke, welches aber kaum gedruckt, noch nicht verkauft und, wie wir spater horen werden, ehe es ins Publicum kommen konnte, schon so

gut wie verſchwunden war. Man operirte daher ſehr geſchickt, daß man dem Angeſchuldigten in der Anklageacte ſchon Glaubensfragen vorlegte, um, ſchlimmen Falls, in ſeinen zu Protokoll gegebenen Antworten ein wirkliches corpus delicti zu erhalten.

Aber die Berechnung ſchlug fehl. Servetо hielt ſich nicht genau an das ihm vorgeſchriebene Ja und Nein. Unter den ihm vorgelegten Fragen über das Dogma von der Dreieinigkeit, über das Verhältniß Gottes zur Creatur, die Natur der Seele, die Unſündhaftigkeit und Taufe der Kinder, räumte er einige der ihm beigemeſſenen Anſichten ein, leugnete andere. Einiges erläuterte er, über Anderes ging er durch zweideutige Antworten hinweg.

Schließlich kam noch in der Acte eine perſönliche Beſchuldigung vor: nämlich er habe Herrn Calvin, den Diener des göttlichen Wortes in der genfer Kirche, durch jenes Werk ehrenrührig gekränkt, indem er alle möglichen Injurien und Blasphemien darin gegen ihn gehauft und ausgeſprochen.

Hiergegen vertheidigte ſich Servetо mit einer Keckheit, die ſein Vertrauen andeutet, unter gutem Beiſtand auch mit einem ſo furchtbaren Gegner fertig zu werden: Calvin ſei es, der zuvor ihn ſelbſt durch viele gedruckte Bücher injurirt; er habe ihm nur darauf geantwortet, indem er gezeigt, daß auch Herr Calvin an vielen Stellen im Irrthum ſei. Wenn Calvin geſagt, daß er wie ein Trunkener rede, ſo habe er ihm Daſſelbe wiedergegeben.

Noch iſt in ſeiner erſten Auslaſſung ein an ſich minder weſentlicher Umſtand zu erwähnen, der aber doch einiges Streiflicht auf ſein Vertheidigungsſyſtem wirft. Befragt über die Art, wie er ſein letztes Werk in Vienne habe drucken laſſen, ſagte er, daß Guillaume Gerault,

der als Factor in der dortigen Druckerei arbeitete, die Correctur beſorgt habe. Gerault leugnete es aus guten Gründen. Er war aus Genf, von der Partei der Libertins. Aus ſeiner Vaterſtadt verbannt, hatte er in Vienne in der dortigen Druckerei gearbeitet und wirklich die Correctur des ketzeriſchen Werkes beſorgt. Aber er war inzwiſchen wieder zu Gnaden in Genf aufgenommen worden, und dieſer Umſtand, wenn es ſich nämlich ſo verhielt, wie Serveto zuerſt ausgeſagt, konnte ihm unmittelbar, Serveto mittelbar von Schaden ſein. Vermuthlich hatte man über Nacht dem Gefangenen zugeflüſtert, es ſei beſſer, wenn er den Umſtand fallen laſſe, um ſich in Genf Freunde zu erhalten, und am andern Morgen nahm er dieſe Ausſage, gegen beſſeres Wiſſen, zurück, und beharrte bis zum Schluß des Proceſſes dabei.

Nachdem das Verhör beendet, erklärte de la Fontaine, daß er geſonnen ſei, wo Serveto leugne, durch deſſen Schriften den Beweis zu führen. Er überreichte deshalb ein Exemplar der Christianismi institutio, eines der Bibel und des Ptolemäus, welche er mit Noten herausgegeben, und das Manuſcript, welches er vor 6 Jahren an Calvin zur Beurtheilung überſandt. Serveto erkannte jene Bücher als von ihm herausgegeben, und das Manuſcript als von ſeiner Hand geſchrieben an.

Beide, Ankläger und Angeklagter, wurden darauf dem Gefängnißwärter Jehan Graſſet übergeben, daß er mit ſeinem Leben für die Criminalgefangenen einſtehe. Serveto übergab zugleich ſeine ganze Baarſchaft, deren Betrag uns noch in den Regiſtern des Seigneur Lieutenant Tiſſot erhalten iſt. Sie beſtand in 97 Sonnenthalern, einer goldenen Kette, 20 Thaler ſchwer, und 6 Ringen, von Türkis, weißem Saphir, Diamant, Rubin u. ſ. w.

Republik mehr zu erwecken. Auch tritt keine Stadt mehr auf, die, wie Kölln ihren Dom baute! Sahen wir doch auch bei uns, wie dieser kurzsichtige bürgerliche Spargeist sich in den neu erstandenen Municipalverfassungen durch Verweigerungen kund that; wogegen Frankreichs Deputirte jetzt mit eben der Leichtigkeit die pecuniären Angelegenheiten beseitigen, als sie mit Ungestüm die geistigen Interessen verfechten.

Erfreulicher als die Verhandlungen ist das durch die Constitution im ganzen Volke erweckte Gefühl der Selbstständigkeit. Der Norweger fühlt sich zuerst wieder als Norweger, sein graues Heldenalterthum dient ihm nicht allein zu fabelhaften Träumen, die Wirklichkeit steht vor ihm, die Zukunft ruft. Seit Jahrhunderten war sein Vaterland aus der Geschichte verschwunden. Es ist wieder eingetreten in die Reihe der lebendigen Nationen; dies mahnt den Eingebornen zur lebendigen Thätigkeit, und dieser Ruf dringt von den drei großen Handelsstädten bis zu den entferntesten Thälern. Eisgraue Alte an der Krücke fragten uns in den Gebirgen nach dem Storthing, Mütterchen erkundigten sich, mit welcher Stimmenmehrheit die letzten Beschlüsse durchge-

Am nächſten Morgen (15. Auguſt) erſtattete Tiſſot von dieſem vorläufigen Verhör den Syndici Bericht, und der Rath beſchloß: daß eine Criminalanklage ſtatthaben und der als Ankläger bereits aufgetretene Nicolas de la Fontaine ſie führen ſolle. Dieſer hatte auch bereits eine Eingabe entworfen, welche beſtimmter die Anklagen gegen Servetо zuſammenfaßt, und ſchon im voraus den Gang bezeichnet, welchen der Proceß darauf nahm. Sie lautet wörtlich:

„Vor Euch, erlauchte, mächtige und hochehrbare Herren, erſcheint hier klagbar Nicolas de la Fontaine, der ſich als Gefangener geſtellt hat in dem Criminalfall gegen Michel Servet, wegen der ſchweren Aergerniſſe und Auffäſſigkeiten, welche beſagter Servet ſeit 24 Jahren oder darum in der Chriſtenheit angeſtiftet hat, wegen der Blasphemien, die er in ſeinen Schriften gegen Gott ausgeſprochen, wegen der Ketzereien, mit denen er die Welt angeſteckt hat, wegen der abſcheulichen Verleumdungen und falſchen Anſchuldigungen, die er publicirt hat gegen die wahren Diener Gottes, und insbeſondere gegen Herrn Calvin, deſſen Ehre als ſeines Seelſorgers, aufrecht zu erhalten der Comparent verpflichtet iſt, wenn er ſich noch als wahren Chriſten betrachten ſoll, wie nicht minder um der Schmach und Schande willen, welche der Kirche von Genf drohet, da beſagter Servet ganz beſonders die Lehre verdammt, ſo man darin predigt.

„Alldieweil nun beſagter Servet geſtern examinirt ward, und keineswegs geantwortet, wie ſich ſchickt, vielmehr ſtatt kurz mit Ja und Nein zu antworten, geſprochen, was ihm gut ſchien, wie Ihr ſelbſt ſehen moget, daß die Mehrzahl ſeiner Antworten leichtfertige Ausflüchte waren (chansons frivoles), als möge es Euch gefallen, ihn

anzuhalten, daß er förmlich und bestimmt antworte, auf jeden Artikel besonders, ohne abzuschweifen, auf daß er sich nicht mehr über Gott lustig mache (afin qu'il ne se mocque plus de Dieu), noch über Euer Herrlichkeiten, auch damit besagter Comparent nicht in seinem guten Recht gekränkt werde.

„Und wenn besagter Comparent Das wird beglaubigt haben, was er vorbringt, und wenn besagter Servet überführt sein wird, geschrieben und gelehrt zu haben die im Verbor enthaltenen Ketzereien, als bittet Euch besagter Comparent demüthiglichst, daß, wenn Ihr alsdann besagten Servet als in Anklagestand erkennt und werth haltet, von Eurem Fiscal-Procurator verfolgt zu werden, Ihr darüber eine Erklärung abgebt und ihn, Comparenten als Sieger (avec victoire) lossprechen wollet von allen Kosten, Schäden und Beisteuern, nicht daß er scheue und fliehe eine solche Rechtsverfolgung, welche allen Christen und Kindern Gottes Pflicht ist bis zu ihrem Tode, aber weil er der Meinung ist, daß die Rechte und Gewohnheiten dieser Stadt das mit sich bringen, und daß es nicht an ihm mehr ist, etwas aufzunehmen, was eines Andern Pflicht und Aufgabe ist."

Noch am selben Nachmittage begaben sich in dieser hochwichtigen Angelegenheit die Mitglieder der Seigneurie (der kleine Rath; die Namen der 25 Mitglieder sind noch aufbewahrt), begleitet vom Sautier Aimé des Arts und von einigen Burgern, die der Verfassung gemäß zu jedem Criminalfall auserlesen wurden, um bei den Verhören mitzusitzen (aber ohne Stimmrecht), sowie vom Lieutenant Tissot, nach dem großen Saale des bischöflichen Palastes zur feierlichen Sitzung und förmlichen Eröffnung des Processes.

Nachdem die Formalien über Person, Geburt und

Stand Beider, des vorgeladenen Anklägers und Angeklagten, abgethan wären, wurden Servetо dieſelben Fragen vorgelegt, welche der Seigneur Lieutenant geſtern an ihn gerichtet. Er beantwortete ſie faſt in der nämlichen Weiſe, nur daß er noch heftiger Calvin, und ihn allein anklagte, indem er durch ihn beinahe lebendig in Frankreich verbrannt worden wäre.

Er leugnete, daß er je behauptet, oder nur angedeutet, daß die Seele ſterblich ſei; aber er räumte ein, geſchrieben zu haben, daß Niemand, der nicht 20 Jahre alt ſei, eine Todſünde begehen könne: „in ſeinem Geſetz hat Gott es ſo verordnet". Er räumte ein: in ſeinen Augen ſei die Taufe der kleinen Kinder eine teufliſche Erfindung, eine hölliſche Betrügerei, um alles Chriſtenthum zu zerſtören! Wenn er darin falſch ſei, ſei er auch bereit, ſich eines Beſſern belehren zu laſſen. Was endlich ſeine Angriffe gegen die genfer Kirche betreffe, ſo habe er nur gegen Calvin geſchrieben, und auch das nicht, um ihn zu kränken, ſondern um ſich zu vertheidigen, und ihm ſeine Irrthümer und Fehler aufzudecken. Er wolle auch jetzt noch in voller Verſammlung (en pleine congrégation) durch die Vernunft und die heilige Schrift ihn ſeiner Irrthümer überführen.

Das hieß Calvin offen den Fehdehandſchuh hinwerfen. Servetо foderte ihn in die Arena, wo Jener ſo oft geſiegt. Auch er erkannte ja keine andere Autorität als Gottes Wort in der heiligen Schrift an. Calvin durfte dieſe Herausfoderung nicht zurückweiſen und Servetо hoffte hier, als öffentlicher Ankläger, unterſtützt von Calvin's Feinden, auf einen Sieg, der für ihn, ſo lange er nur Angeklagter blieb, ſehr zweifelhaft war. Eine große öffentliche Verſammlung hob die ganze Sache aus der engen Sphäre eines Criminalproceſſes, ſie gab

ihm Muth und Mittel, die ihm im Kerker versagten. „Es paßt nicht und schickt sich nicht, klagte er, vor dem gewöhnlichen Territorialgerichte, ja im Kerker selbst, die Angelegenheiten der ganzen Christenheit verhandeln.“

Aber, obgleich Servetо diesen Antrag auf eine große Versammlung wiederholte, obgleich Calvin selbst seine volle Zustimmung dazu gab, erklärend: „er könne nichts mehr wunschen, als einen solchen Streit, in der Kirche, und vor allem Volke auszufechten“, so gab der Rath doch nicht seine Zustimmung dazu. Es waren politische Gründe. Einmal, wenn auch Calvin feindlich gesinnt, hätte er dadurch die Entscheidung in einer Sache aus seinen Händen gegeben, die zu seinen Vorrechten gehörte, auf die er sehr eifrig hielt. Servetо's entschiedene geheime Freunde aber mußten eine solche öffentliche Disputation für ihn furchten. Calvin war mächtiger der Rede und hatte zu oft in den öffentlichen Versammlungen durch die Kraft seines Wortes gesiegt. Ward Servetо in der Disputation geschlagen, so waren ihnen nachher beim Urtheil die Hände gebunden.

Der kleine Rath in seiner Gesammtheit mochte nach diesem ersten Verhör noch zu keinem Entschluß mit sich selbst gekommen sein. Die Erörterungen über die Dreieinigkeit mochten, selbst bei der damaligen Vorliebe für theologische Grübeleien, über den Horizont der Mehrheit der Beisitzer gehen; dagegen waren sie offenbar von Servetо's Doctrin über die Taufe erschreckt, die ihnen etwas Verwandtes mit dem gefährlichen, politischen Wesen der Wiedertäufer zu haben schien. In Bezug hierauf entschieden sie sofort zu Gunsten des dritten und letzten de la Fontaineschen Antrages, indem sie ihn gegen Burgschaft, die Calvin's Bruder, Antoine, zahlte, freiließen. Die Anklage sollte nunmehr fiscalisch fortgesetzt werden.

Lafontaine aber mußte sich verpflichten, sich zu stellen, wenn man es zum Fortgange des Processes für nothig erachte.

Im Termin am folgenden Tage (Mittwoch 16. August) war der Rath nicht so zahlreich versammelt, dafur traten aber handelnd zwei Personen auf, welche gestern gefehlt hatten. Der uns schon bekannte Philipp Berthelier erschien als Auditeur an Stelle des abwesenden Seigneur Lieutenants; als Advocat oder „Parlier" Lafontaine's dagegen Germain Colladon. Beide, entschiedene Gegensätze, waren die ausgesprochensten Repräsentanten der beiden feindlichen Parteien, jener der Patrioten und Libertins, dieser der eingewanderten Ausländer und strengen Calviniſten.

Mit Berthelier's Charakteristik sind wir vertraut; der excommunicirte junge Libertin dürstete nach Rache, und offenbar nur um seinem Feinde zu schaden, nahm er an diesem Processe thätigen Antheil. Germain Colladon dagegen hatte nur die ernsteste Ueberzeugung von der Heiligkeit der Sache, und ein herber, an Bitterkeit grenzender Geist in die Reihen der Reformirten getrieben. In Berry in Frankreich geboren, hatte er, als Verbannter, dem Vaterlande Lebewohl gesagt, um der Religion willen. Noch jung, hatte das eifrigste Studium der Jurisprudenz seinem Geist eine unbeugsame Festigkeit gegeben, und, voll kraftiger Andacht im reformirten Sinne und ein tuchtiger Advocat, war er eine der kraftigsten Stutzen Calvin's, mit deren Hulfe dieser spater die Verfassung Genfs vollendete, welche seinen Stempel tragt. Lafontaine konnte keinen tuchtigern Advocaten fur sich gewinnen, den ihm übrigens ohne Zweifel Calvin selbst zugewiesen hatte.

Zwischen Berthelier und Colladon handelte es sich

weniger um Serveto als um Calvin. Dieser war der wahre Gegenstand des Angriffs und der Vertheidigung, und jeder von beiden Advocaten war sich sehr wohl bewußt, daß sie im Gerichtssaal des bischöflichen Palastes eigentlich nur für die Parteien fochten, die sich um den Besitz der Stadt und Republik in den Haaren lagen. Die Sitzung dieses Tages war nur kurz; allem Anscheine nach aber war sie eine sehr stürmische.

Colladon und Lafontaine legten auf den Tisch diejenigen Schriften Melanchthon's und Oekolampadius', in welchen beide Reformatoren von Serveto sprechen und seine Lehre verdammen, dann die von ihm herausgegebene Bibel, den Ptolemäus und ein Exemplar der Christianismi restitutio; Alles zum Beweise, daß der Angeklagte die ihm zur Last gelegten Doctrinen, die er in Abrede stelle, oder über die er in zweideutigen Reden fortschlüpfen wolle, wirklich hege und verkundet habe.

Der procès verbal über diese Sitzung ist luckenhaft und kann seiner Natur nach über die theologischen Disputationen in derselben nur wenig Licht verbreiten. Es stritt sich über den Sinn, welchen Serveto dem Worte Person im Mysterium der Dreieinigkeit unterlege. Colladon erbot sich, zu beweisen, daß Serveto in seinen Werken die Dreieinigkeit anders verstünde, als in seinen gerichtlichen Auslassungen. Es scheint, daß Berthelier ihn lebhaft unterbrochen, und daß zwischen ihm und Colladon sich nunmehr ein heftiger Streit entsponnen habe. Man findet die kurze Bemerkung, daß die Sitzung plötzlich aufgehoben und auf den andern Tag verschoben worden, ohne daß selbst die gewöhnlichen Formeln dabei beobachtet wären. Auch war der Proceß selbst um keinen Schritt weiter gebracht.

Den indirecten Beweis für jene Annahme liefert

Calvin's Benehmen. Am folgenden Tage (Donnerstag 17. August) kam er bei dem Kleinen Rathe dahin ein, daß er selbst, wenn nicht als officieller Ankläger, doch als dessen Assistent in dem Processe auftreten wolle. Calvin fühlte, daß die Sache einen für ihn selbst gefährlichen Ernst bekomme, und daß er Serveto, der so heftig gegen ihn losgehe, bei Zeiten die Stirn zeigen müsse. Statt sich also wie bis da hinter Lafontaine und Colladon zu verbergen, erklärte er unter Anführung mehrer Irrlehren, die Serveto behauptet, und mit dem Erbieten, sie aus dessen Schriften zu beweisen, daß er mit guter Absicht seinem Diener Nicolas erlaubt, gegen Serveto zu klagen, nun aber selbst gegen ihn auftreten wolle. Zugleich erklärte er sich zürnend über Berthelier's Einmischung zu Gunsten des Ketzers, und wiewol seine Ausdrücke, wie sie in den Protokollen des Kleinen Rathes sich erhalten haben, nicht deutlich sind, geht doch jenes Factum, daß Serveto in der Partei der Patrioten und Libertins, und zumal durch Berthelier, Unterstützung gefunden, daraus deutlich hervor. Gleichzeitige Schriftsteller, Michel Roset und Theodor de Bèze bekunden es ausdrücklich.

Die Seigneurie hatte sich entweder schon von Serveto's theologischer Schuldbarkeit uberzeugt, oder sie wurde es jetzt durch Calvin's Auftreten. Sie beschloß, daß der Proceß fortgesetzt werden solle, und Calvin ward autorisirt, beim heutigen Verhör zugegen zu sein, damit er dem Angeklagten seine Irrthümer nachweisen konne.

In dieser Sitzung ging man in den theologischen Erorterungen bis in die spitzfindigsten Nuancen und Details von beiden Seiten. Der anklägerische Advocat verirrte sich in Schlußfolgerungen, die wol von seinem

Eifer, aber von seinem Rechtssinn kein sehr günstiges Zeugniß ablegen. Weil Melanchthon und Oekolampadius in ihren Schriften Servetо's Lehre aufs strengste getadelt, schloß er, daß derselbe in Deutschland verurtheilt sei. Als Servetо richtig erwiderte, daß, weil die Kritik zweier Theologen ihn verdamme, er um deshalb noch von keinem Gericht verdammt worden, erwiderte Colladon: „wenn Servetо eingefangen worden, so wäre er so gut als sein Drucker verurtheilt worden!"

Seine Noten zur Geographie des Ptolemäus wurden ihm vorgehalten. In einer derselben waren, nach der Anklage, ehrenrührige Zweifel gegen Moses ausgesprochen, bezüglich der angeblichen Fruchtbarkeit Aegyptens. Servetо bewies, daß gerade diese Note nicht von ihm herrühre, aber er sehe darin nichts Tadelnswürdiges. Calvin, außer sich, bewies, daß dies geradezu eine Anschuldigung gegen Moses wäre, „eine heillose Versündigung gegen die heilige Schrift". Servetо konnte das nicht begreifen. Calvin schrieb später in noch nicht abgedämpfter Entrüstung: „Und dieser elende Hund (ce vilain chien), nachdem er durch die schlagendsten Gründe niedergeschmettert war, wischte sich nur über den Mund und sagte: „„Was weiter! darin ist nichts Böses.""

Man legte seine lyoner Bibelausgabe vor. Jesaias, Capitel 53, spricht von dem Knechte Gottes, der die Unbilden seines Volkes trägt. Die Kirche versteht darunter den kommenden Heiland, Servetо war vorgeworfen, daß seiner Meinung nach die Andeutungen auf Cyrus gingen. Servetо behauptete, schon die alten Theologen hätten einen doppelten Sinn darin erkannt, im Allgemeinen gehe die Deutung auf Christus, historisch und buchstäblich sei Cyrus gemeint. Calvin war über diese Auslegung empört: „Servet würde nimmer die

Frechheit gehabt haben, eine so köstliche Stelle des alten Testamentes so nichtswürdig zu verdrehen, wenn er nicht, aller Scham und Schande baar, ein teuflisches Vergnügen empfände, allen christlichen Glauben zu unterdrücken." Servetо erschien auch hier so gelassen, wie bei der vorigen Anschuldigung; seine Kälte trug aber nur dazu bei, ihn in Calvin's Augen noch schuldiger zu machen.

Auf die Anschuldigung, die Christianismi restitutio in Druck gegeben zu haben, erwiderte er ausweichend: es sei ja nur geschehen, um, wenn er geirrt, sich zurechtgewiesen zu sehen; worauf man ihm mit mehr Recht, als in beiden vorigen Fällen, antwortete: „Warum es denn drucken lassen, um zurechtgewiesen zu werden, da man dich schon vorher wegen deiner Irrthümer zurechtgewiesen?"

Hierauf folgte ein höchst subtiler Streit über seine Auffassung des Dogmas von der Dreieinigkeit, von der er behauptete, daß sie auch schon die Ansicht der Kirchenväter gewesen. Vor dem nicäischen Concil habe kein Theologe den Ausdruck Dreieinigkeit gebraucht. Wenn die Kirchenväter eine Theilung des göttlichen Wesens zuließen, so sei es keine sachliche, sondern nur eine persönliche (réelle und personelle), d. h. sie nehme in derselben Wesenheit drei specielle Modificationen an, aber sie constituire nicht in demselben Wesen drei gleiche und von einander geschiedene Substanzen. Servetо gestand ein, daß er Die, welche die wahre Dreieinigkeit so verkleideten, Trinitarier und Atheisten genannt, auch leugne er nicht, daß er diesem Dogma, insofern es drei verschiedene Substanzen in einem Wesen aufstelle, den Namen des „Cerberus, der Träume des heiligen Augustinus und der Teufelserfindung" beigelegt. Die Gegner behaupteten, diese Doctrin der Kirchenväter sei ihnen un-

bekannt, und Servetо konne fur ſich nichts als apokryphiſche Schriftſteller und ſolche, die voller Thorheit wären, citiren.

Ueber die andern Ketzereien, die ihm aus ſeinen Büchern nachgewieſen wurden, geht das Protokoll kurzer hinweg, der Kampf darüber wurde nicht beſonders lebhaft. Dagegen erwähnt Calvin einer Controverſe, die einiges Licht auf Servetо's Anſichten wirft. Es handelte ſich um die Bezüge zwiſchen der göttlichen Subſtanz und der der Creaturen. Servetо ſchien einer pantheiſtiſchen Anſicht zu huldigen: „alle Creaturen wären aus der Subſtanz Gottes und alle Dinge wären voll unendlicher Götter.“ Calvin, über eine ſo „plumpe Abſurdität“ empört, rief: „Wie, Armſeliger, wenn Jemand hier dieſe Flieſen mit dem Fuße ſtampft, und er ſagt, er trete deinen Gott, würdeſt du nicht erſchrecken, daß du die Majeſtät Gottes ſolcher Schmach unterworfen haſt?“ Servetо erwiderte (berichtet Calvin): „Ich zweifle gar nicht, daß auch dieſe Bank und dieſer Tiſch, und Alles, was man mir zeigen könnte, nicht aus der Subſtanz Gottes wäre.“ Dann wäre ja der Teufel auch, nach ſeiner Rechnung, ein Theil von Gott, ward ihm entgegengehalten. Lächelnd antwortete er mit Dreiſtigkeit: „Zweifelt Ihr daran? Für mich iſt das ein allgemeiner Grundſatz, daß alle Dinge ein Stück und Theil von Gott ſind, und daß die ganze Natur ſein verkörperter Geiſt iſt.“

Zum Beweiſe der perſönlichen Ehrenkränkungen gegen Calvin wurden die Briefe an Calvin, welche in der Christianismi restitutio abgedruckt ſind, aufgeſchlagen, ferner ein Exemplar von Calvin's Institution chrétienne, an deſſen Rande Servetо den Reformator beleidigende Noten geſchrieben, und ein lateiniſcher Brief, den er an

gangen. Man rechnete es uns zum Verbrechen an, nicht in Christiania bis zum feierlichen Schlusse geblieben zu sein. Ein Preis ward vor einiger Zeit auf den besten Nationalgesang gesetzt; ein junger Dichter, Bierregaard (sprich Birgord), gewann ihn, und sein Lied, von einem Schiffer in Musik gesetzt, hört man durch alle Thäler schallen. Unter den vielen bei ähnlicher Gelegenheit entstandenen Liedern schien mir eines, dessen Verfasser der Prediger Wolff am Hardanger Fiord ist, besonders alte nordische Kraft in den poetischen Bildern zu athmen. Wenn es zuletzt heißt:

Ja herrlich ist mein Vaterland,
Mit stolzen Klippen, alten Mählern,
Mit Winterbergen, Sommerthälern,
Und, Trotz der Zeit, es hält ihr Stand!
Und wird die Welt auch einst zerschellen,
Die Felsen soll der Sturm nicht fällen,
Sie zeugen bis zum jüngsten Tag,
Als Bautastein wo Norweg lag.

so ist das freilich etwas überpoetisch; bei Nationalgesängen, welche die Begeisterung aufregen sollen, darf indessen die Kunstkritik nicht immer ihren Maaßstab der Wahrheit oder Wahrschein-

Abel Popin, Geistlichen an der genfer Kirche, gerichtet, welcher die heftigsten Ausfälle gegen die Doctrinen der genfer Geistlichkeit enthielt. Serveto mußte alle diese Documente als von ihm anerkennen.

Hierdurch schien doch den Richtern so viel dargethan, daß sie auf Colladon's Antrag den ersten Ankläger Lafontaine aus aller Verbindlichkeit setzten und auch seinen Bürgen der geleisteten Bürgschaft entließen. Als Curiosum erscheint, daß nach einem registrirten Vermerk sich Niclas de la Fontaine auch mit seiner Braut — vermuthlich wegen der Kosten, Schäden und Schadensersatze verpflichtet hatte, die nun gleichfalls freigesprochen ward.

Noch ward in dieser Sitzung der Gefangene über seine Flucht aus Vienne und das Schicksal seiner Bücher verhört. Er wollte durch das Klettern über eine Mauer aus seinem Gefängniß dort entwichen sein; seine Absicht sei gewesen, nach Spanien zurückzukehren; aus Furcht vor den Galeeren aber sei er umgekehrt und habe sich nach der Schweiz gewandt. Von seiner Christianismi restitutio waren 1000 Exemplare abgezogen und ein Theil davon sogleich zum Verkauf nach Frankfurt gesandt worden. Weiter wußte er nichts davon. Calvin sandte sogleich einen Commis dahin, um die Vernichtung des gefährlichen Buches zu veranlassen. Die dort angekommenen Exemplare waren aber wahrscheinlich schon vor einem Monat in Auftrag des Druckers zu Vienne heimlich und so vollständig vernichtet worden, daß sich auch nicht mehr ein halber Bogen verfand.

Hier tritt ein Ruhepunkt im Processe ein, der für alle Theile nothig schien. Der Angeklagte hatte durch

Berthelier's Intervention nichts gewonnen, sie hatte ihm vielmehr geschadet, indem sie Calvin selbst wider ihn in die Schranken rief. Vor der persönlichen Gewalt des Reformators zogen sich Servetо's Verbündete scheu zurück; es war zu gewagt, sich in offenen Kampf mit ihm, und zwar in theologischen Streitigkeiten, einzulassen. Auch Servetо mußte nachdenklich werden, er mußte erkennen, daß er, dem gewaltigen Calvin persönlich gegenüber, mit seiner Angriffsvertheidigung nicht durchdringen werde. Es galt jetzt nur noch, sich selbst, sein Leben zu retten, und aus der heftigen Rolle verfiel er in eine sanfte, ruhig gehaltene, schlaufeine.

Die Seigneurie fand sich anderer Seits in Verlegenheit. Wenn gleich, wie nach dem Obigen angenommen werden darf, gegen Calvin ungünstig gestimmt, sah sie doch sich genöthigt, seinem Andringen nachzugeben und Servetо von Staatswegen als Verbrecher verfolgen zu lassen. Denn klang nicht seine Ansicht von der Dreieinigkeit, von der Taufe der Kinder, seine Auslegung so vieler Bibelstellen höchst ketzerisch, hatten nicht selbst Katholiken ihn, als einen Feind des christlichen Glaubens, zur Untersuchung gezogen; und das strenggläubige Genf sollte zaudern? Aber indem der Kleine Rath am 21. August decretirte: „daß, in Anbetracht, wie die Ketzerei des Michel Servet dem Bestande der ganzen Christenheit viel Schaden thue, man den Proceß gegen ihn fortsetze", schien er doch mit sich selbst noch nicht recht einig. Er decretirte auch, daß nach Vienne geschrieben werde, um Auskunft zu erbitten, warum Servetо dort festgesetzt worden; und späterhin auch an die Herren von Bern, Basel, Zürich, Schaffhausen und die andern schweizer Kirchen, um sie von dem Fall zu unterrichten, eigentlich aber, um — sich von ihnen Rathes

und Beistand zu erholen. Die Seigneurie wollte nicht allein auf ihres Reformators Autorität sich stützen; jene andern schweizer Kirchen waren in diesem Falle, nicht persönlich gereizt, ganz unparteiisch und — hatten sich schon in frühern Fällen, zum großen Misvergnügen Calvin's, gegen Leibesstrafen in religiösen Angelegenheiten ausgesprochen.

Der Procureur-général Claude Rigot erhielt also den Auftrag, an der Stelle des entlassenen ersten Anklägers den Proceß als fiscalischer Ankläger weiter zu betreiben. Da die neue Anklageacte indessen noch am 21. August nicht fertig war, beschäftigte man sich in dieser und der folgenden Sitzung mit kleineren Disputationen, in welchen Calvin und Servetо ihre theologische Gelehrsamkeit prüften. Wir heben nur Einzelnes heraus. So wollte Calvin aus dem Justinus Martyr beweisen, daß Servetо's Angabe falsch sei, und daß die Kirche schon vor dem nicaischen Concil den Ausdruck Dreieinigkeit gebraucht habe. Er ließ ein Exemplar des Justin's bringen. „Da, ruft Calvin, seht diesen allzeit fertigen Mann, diesen Servetо, der sich rühmte, die Gabe der Sprachen zu besitzen, und so gut zu lesen verstehe, wie ein Kind das A B C. Als er sich in der Schlinge sah, foderte er verwirrt und zornig die lateinische Uebersetzung. Ich erwiderte ihm, es gebe keine, und niemals hätte Jemand eine solche gedruckt. Die Gelegenheit benutzte ich, ihm seine Unverschämtheit vorzuhalten. Wie, das Buch ist nie ins Lateinische übersetzt worden und du verstehst nicht griechisch zu lesen? Und doch machst du Miene, als wärst du ganz vertraut mit dem Justin. Nun bitte ich dich, woher kommen dir denn deine Zeugnisse, die du so vorbringst, als hättest du den Verfasser im Aermel? Er aber mit

seiner ehernen Stirn, wie gewöhnlich, sprang vom Hahn auf den Esel und verrieth mit keiner Miene, daß er vor Scham und Schande ganz gerührt war."

So Calvin in seiner später herausgegebenen Declaration. Die Protokolle erwähnen nicht dieses für den Rechtsgang freilich nichtsbedeutenden Incidenzpunktes, der aber auf Servetо's Charakter ein neues Licht würfe, wenn man Calvin's Darstellung unbedingt glauben durfte. Aber Servetо verstand Griechisch, wie er durch seine Herausgabe des Ptolemäus bewiesen; man mag annehmen, daß in der Heftigkeit des Disputes der von seinem gelehrten Gegner in diesem Punkte überführte und beschämte Servetо nach irgend einer Ausflucht gegriffen, welche Calvin als Unkenntniß des Griechischen erschien.

Servetо hatte behauptet, der Name Gottes Sohn gebühre Christus erst seit seiner Erscheinung auf der Erde. Calvin behauptete mit der Kirche, daß dieser Name dem göttlichen Worte von Anbeginn gebühre, welches nur in der Person Jesu Fleisch geworden; in aller Ewigkeit sei der Sohn Gottes dagewesen als eine wirkliche, abgesonderte Substanz der Wesenheit Gottes; worauf Servetо zu seiner bei dem Trinitätsstreit berührten Behauptung zurückkehrte: eine thatsächliche Abgesondertheit des göttlichen Wortes vom göttlichen Wesen sei eine falsche Vorstellung; der Sohn Gottes habe vor der Fleischwerdung nur als ein anderer Zustand des göttlichen Wesens existirt (une simple manière d'être de la divinité), und nicht als Person mit einer eigenen Existenz. Das Wort also, da es keine abgeschlossene Wirklichkeit in der Wesenheit Gottes dargestellt, hätte sich auch nicht als solche mit der Menschheit in der Person Christi verschmelzen können; vielmehr sei der Körper Christi aus der Substanz der Gottheit selbst gebildet, und zwar in

der Art, daß das menschliche und das göttliche Element nicht getrennt wären, sondern innig zusammengegossen zu einer einzigen Einheit. Calvin erwiderte darauf: alsdann sei Jesus Körper auch kein dem unsern vergleichbarer, wie es doch die Kirche verstehe.

Der Streit darüber wurde sehr ernst, und Servetо foderte, daß man ihm in sein Gefängniß Bücher gebe, um ihn fortsetzen und mit Belegstellen unterstützen zu können. Calvin gab seine Zustimmung, auch daß man ihm Papier und Dinte lasse, um eine Eingabe zu fertigen. Aber nur ein Bogen ward dem Gefangenen gewährt, damit er keinen Briefwechsel mit seinen gefürchteten Freunden draußen beginne.

Endlich war Rigot mit seiner neuen Anklageacte fertig und überreichte sie in der Sitzung Mittwoch am 23. August. Sie führt die Ueberschrift: „Dieses sind die Fragen und Artikel, über welche der Generalprocurator dieser Stadt Genf fodert, daß Michel Servet befragt werde, der da ist Criminalgefangener um seiner Blasphemien, Ketzereien und seiner empörenden Angriffe auf das Christenthum willen."

Diese aus 30 Artikeln bestehende neue fiscalische Anklage war in ihrem Charakter wesentlich von der Privatanklage verschieden. Sie war die Arbeit eines Juristen und Staatsmannes. Statt ausschließlich auf theologische Ansichten und die Beleidigungen gegen Calvin Rücksicht zu nehmen, faßte sie die Persönlichkeit des Angeklagten ins Auge, seinen vorangehenden Lebenslauf, seine Streitigkeiten mit andern Theologen, den heimlichen Druck seines Werkes und die furchtbaren Folgen, welche aus der Publication desselben hätten entspringen können; endlich seine heimliche Ankunft in Genf und seine Absichten und Verbindungen in dieser Stadt. Sie

ſtellte Servetо als einen Menſchen vor, von einem ungeregelten, aufwallenden, zankſüchtigen und gefährlichen Charakter, deſſen unermüdliche Anſtrengungen nur darauf hinausgingen, die Chriſtenheit in volle Verwirrung zu bringen.

Aus der theologiſchen Disputation ward auf dieſe Weiſe ein Tendenzproceß, wo dem Angeklagten nicht ſowol ſeine Ketzerei ſelbſt, als die gefährlichen Folgen derſelben, und die Hartnäckigkeit, mit der er ſie zu verbreiten ſuche, zum Verbrechen gemacht wurde. Die Schulluft, welche der Proceß bis da geathmet, wich einer größern, freiern Atmoſphäre. Calvin's Perſon mußte zurücktreten vor dem Geſammtintereſſe der reformirten Kirchen, und die bürgerliche Geſellſchaft, der Staat, erſchien als der Verletzte. Dies war für die Geſchichte der genfer Reformation ein Fortſchritt, wo wenige Jahre früher andere hiſtoriſch gewordene Perſonen um deswillen gerichtet, verurtheilt werden und ſelbſt ihr Blut laſſen müſſen, weil ſie die Perſon und Lehre des Monſieur Jehan Calvin gekränkt hatten. Durch dieſe ſo reformirte Klageacte ſprach die Seigneurie indirect aus, daß auf Lafontaine's erſte Klageacte, die nur Servetо's Irrglauben und ſeine Beleidigung gegen Calvin aufführte, wahrſcheinlich ein freiſprechendes Urtheil erfolgt wäre. Die Politik trat nun ſtatt der Theologie in die Schranken des Gerichts und ſo erfolgte auch ſpäter die Verdammung gegen Servetо, nicht ſowol als Ketzer, denn als Aufruhrſtifter.

Aber ſo wie die Anklage ein anderes Fundament und Feld gefunden, änderte ſich auch die Vertheidigung. Wie die Fragen ſchlau eingerichtet waren, um Servetо

zu einem Geſtändniß der neuerdings ihm aufgebürdeten Schuld zu bringen, ſo lauteten auch ſeine Antworten voll Feinheit, Geſchick und mit anſcheinender Freimüthigkeit. Auf die Frage: warum er, nachdem ſo viele gelehrte Männer ihn auf ſeine Irrthümer hingewieſen, er doch dabei beharrt, und wie er, nach ſolchen Zurechtweiſungen, ſein mit Irrthümern geſchwängertes Werk noch einmal auflegen können, da die Christianismi restitutio eigentlich nur eine Auffriſchung ſeines frühern über die Dreieinigkeit ſei? — entgegnete er: er habe geglaubt, es thun zu müſſen und Gott zu beleidigen, wenn er es nicht thäte. Gott, der Herr, habe uns ſelbſt geboten, daß wir unſer Licht nicht unter den Scheffel ſtellen ſollen, ſondern es leuchten laſſen vor den Leuten. So heißt es im Matthäus: Das Auge iſt des Leibes Licht, wenn dein Auge licht iſt, ſo wird dein ganzer Leib licht ſein; und wenn die Abſicht nur gut iſt, ſo werde die ganze Handlung gut ſein. Nie ſei er ein Sektirer oder Aufrührer geweſen, und habe nichts gewollt, als Allen, die es gut meinen, mit ſeiner Erkenntniß beizuſpringen. Durch ſeine Christianismi restitutio habe er wirklich gedacht, viele Dinge wieder zu reſtituiren, die nicht gut wären, ohne dabei zu meinen, daß die gelehrten Männer, die vor ihm geſchrieben und Anderes gelehrt, nichts von der chriſtlichen Religion verſtanden hätten, nur daß ſie in einzelnen Dingen geirrt hätten, und namentlich die, welche nach dem nicäiſchen Concil geſchrieben.

Mit derſelben Sanftmuth und Mäßigung wehrte er ſich gegen die Anſchuldigung, daß er in einem Briefe an Popin die reformirte Kirche geläſtert habe, auch habe er nie geglaubt, daß ſie dadurch zu Schaden kommen könnte. Nur Einiges, was ihm als Irrthum erſchienen,

habe er aufgedeckt, und wenn mit Heftigkeit, so sei es, weil auch Jene gegen ihn heftig gewesen. Verdammten hätte er Niemand wollen, noch das Ansehen der genfer Kirche vor der Welt verlästern, und endlich sei ja jener Brief nur an eine bestimmte Person gerichtet gewesen, und durchaus nicht in der Absicht, daß er veröffentlicht werde.

Nur in einem Punkte beugte er sich nicht um ein Haar: er könne nun einmal die als Kinder Getauften nicht für wirklich getauft ansehen. Er könne sich irren, man möge ihn überführen; dann wolle er gern um Barmherzigkeit und Gnade flehen. Seinen Abscheu vor der Kindertaufe bewahrte er den ganzen Proceß hindurch.

Die Anklage, um zu ihrem Ziele zu gelangen, machte ihn zu einem Zänker, Raufbold, zu einem ausschweifenden, liederlichen und unkeuschen Menschen. Von einem solchen ließ sich, nach ihrer wunderbaren Logik, die Tendenz einer aufrührerischen Ketzerei besser voraussetzen. Serveto erwiderte, daß er nur ein einziges Mal in seinem Leben in einer Rauferei betroffen worden, und das sei gewesen, als er angegriffen, sich seiner Haut wehren müssen. Was den andern Vorwurf anlange, so habe er in geistlicher Reinheit und Sitte, nur dem Studium der heiligen Schrift obliegend, gelebt, und schon seine schwächliche Körperconstitution wende jenen Vorwurf von ihm ab.

Verschwunden war der schroffe, scharfe Ankläger gegen Calvin; voll Sanftmuth und christlicher Milde, wollte er nur sich und seine Absichten vertheidigen, nicht einmal seine Lehre, die ja von Irrthumern erfüllt sein könne, die man ihm nachweisen, die man ihm dann verzeihen möge. Wieder befragt: ob er denn nicht denke, daß sein ketzerisches Werk das Volk verführen, dem

Christenthum schaden könne, sagte er: Ich glaube eher, daß mein Buch der Christenheit Nutzen bringen wird; denn es wird den guten Geistern Gelegenheit geben, noch Besseres zu sagen, als ich gesagt, und nur nach und nach wächst das Gute und Wahre." So bescheiden und weise dies gesprochen ist, so war es doch nichts weniger als wahr; denn sein gedrucktes Werk enthielt eine völlige Kriegserklärung gegen alle Kirchen der Christenheit, und der Ton war eben so ungestüm und anmaßend, als hier sanftmüthig und voll Selbstbescheidung. Aber ihm galt jetzt Alles nur, seine Richter sanft zu stimmen, er wollte vor ihnen nicht als wüster, aufsätziger Mensch, als ein Ruhestörer erscheinen. War ihm das gelungen, dann hatte er vor diesem Gericht keine Furcht mehr wegen seiner theologischen Meinungen. Um deswillen war er nicht nach Genf gekommen, um hier seine Lehren auszubreiten, er wußte hier von keinen Bekannten, von keinem Anhange, er wollte nur durchreisen nach Zürich, wo er auch Niemand kannte, um von dort nach dem fernen Neapel zu gehen. Er verkleinerte geflissentlich seine Bedeutung, und wenn die Seigneurie ihn als einen harmlosen, unbedeutenden Schwärmer bestrafte, dann war er seiner Rettung gewiß.

Die Acten sprechen nicht von der Wirkung, welche diese Vertheidigung hervorgebracht, aber sie scheint nicht unbedeutend gewesen zu sein, wenn man sie mit der Heftigkeit vergleicht, die der Generalprocurator für nöthig hielt, um den Angeklagten niederzuschmettern.

Am 24. August reichte Servetо seine schriftliche Eingabe an den Rath ein, die, zu welcher ihm Papier und Dinte verstattet war. Sein Principalantrag ging dahin, ihn außer Anklagestand zu setzen, wenn aber dieser verworfen wurde, ihm einen Advocaten zuzugestehen,

welcher die Gesetze und das Proceßverfahren des Landes kenne. Seine Sprache ist auch in dieser Vorstellung klar und gemäßigt, seine Gründe sind stärker als die, welche er im Verhör vorbrachte. Er setzte durch verschiedene Citate auseinander, daß in der ältesten christlichen Zeit man niemals um Ansichten über die heilige Schrift verfolgt; dies Verfahren sei den Aposteln und Kirchenvätern unbekannt gewesen. Alle Fragen über ketzerische Meinungen seien nicht vor Gerichten, sondern von den Kirchen oder Concilien entschieden worden, und wer von diesen verdammt worden, sei, wenn er sich nicht bekehren lassen, nur aus dem Lande verbannt worden. Diese Strafe schien der Unglückliche also schon, in richtiger Berechnung seines Geschickes, als ein Glück zu betrachten. Was ließ sich gegen folgende Stelle der Eingabe sagen: „Möchten meine Herren bedenken, daß er (der Supplicant) Niemand in Ihrem Lande noch sonst wo offen angegriffen, daß er keine Unruhen und keinen Aufruhr angestiftet hat. Die Fragen, die er behandelt, sind schwierig, und nur an Gelehrte gerichtet. Während der ganzen Zeit, daß er in Deutschland war, hat er mit Niemand darüber gesprochen, als mit Oekolampadius, Bucerus und Capito. Wo die Wiedertäufer aufrührerisch waren, und gegen die Obrigkeiten auftraten und sich in die allgemeinen Angelegenheiten mischten (et que volient faire les choses communes?), hat er sie immer getadelt und abgewiesen. Also ohne alle aufrührerische Absicht hat er nur gewisse Streitfragen der alten Gottesgelehrten vorgebracht und kann doch dafür nicht als Criminalverbrecher in Haft bleiben."

Aber die Seigneurs antworteten nicht, sie ließen die Eingabe zu den Acten legen. Im Publicum waren die Stimmen getheilt, die Sache bewegte es lebhaft, und

lichkeit anlegen. Wie viel muß man da selbst Körners Leier zu gut halten.

Für Dänemark scheint Norwegen auf immer verloren. Wenn der Normann auch die Vereinigung mit Schweden als einen Fleck in seinem Glücke ansieht, wenn er auch mit dankbarer Achtung der milden Dänischen Verwaltung gedenkt, das Selbstgefühl in Norwegen ist zu mächtig erwacht, als daß jener frühere Zustand jetzt nur noch als möglich gedacht werden könnte. Es strahlt in Aller Augen, wenn sie einmüthig versichern, für ihre Verfassung den letzten Blutstropfen verspritzen zu wollen. Aber Harald Harfagers Zeiten sind vorüber; selbst in jenen mythischen Zeiten Normannischer Kraft war Norwegen ja das erste der drei Schwesterreiche, welches seine Selbstständigkeit einbüßte; jeder Verständige sieht ein, daß jetzt Norwegens Unabhängigkeit an Unmöglichkeit gränzt. In den Bergen möchte zwar der Bauer seine Freiheit behaupten; was wäre aber Norwegen ohne seine Hafenstädte, ohne Absatz seiner Metalle, seiner Wälder und ohne Einfuhr von Getreide? Ob überdies der Guldbrandsdaler und die Männer vom Dofrefield für eine neue Idee ihr Alles aufop-

die Parteien suchten dies Interesse für sich auszubeuten. Daß Calvin's Gegner nicht unglücklich in ihren Bestrebungen gewesen, Theilnahme und Mitleid für den Gefangenen zu erwecken, geht außer Anderm daraus hervor, daß Calvin es nicht verschmähte, an einem Sonntage die Kanzel zu besteigen und vor der gedrängt vollen Kirche alle Irrthümer, Blasphemien und Gottlosigkeiten Serveto's aufzählte, die Entschuldigungen, die man für ihn vorbrachte, widerlegte und Blitze des Zorns hinabschleuderte auf Die, welche das Mitleid für den Erzketzer aufriefen.

Aber der Ketzer mußte stärker angegriffen werden. Der Generalprocurator Rigot reichte ein zweites Requisitorium ein, in welchem Serveto's Schrift widerlegt wurde. Die ruhigere der ersten fiscalischen Klageacte hat hier einer heftigern, zürnenden Sprache Platz gemacht. Man kann annehmen, daß Rigot zur Partei Calvin's gehört habe:

Falsch sei es, was Serveto angeführt, daß Ketzer nur von der Kirche in den alten Zeiten gerichtet worden. Die christlichen Kaiser hätten sich dieses Rechtes bedient, und ihre Gesetze und Constitutionen sprächen die Todesstrafe über Die aus, welche die Dreieinigkeit leugneten (qui sentoient mal de etc.). — Warum habe Serveto zu Toulouse die Rechte studirt, wenn er das nicht wisse? Aber weil sein eigen Gewissen ihn verdamme, weil er sich selbst der Todesstrafe wurdig achte, wolle er den Obrigkeiten das Recht abstreiten, die Ketzer zu strafen. Wo habe er denn die Wiedertaufer getadelt und abgewiesen? Er solle nur eine [redacted] einzige Stelle in seinen Schriften dafur aufweisen. — Sei das glaubwürdig, daß er seine Irrlehren Niemand mitgetheilt, er, der doch selbst sage, daß er es fur eine Beleidigung ge-

gen Gott halte, wenn er sein Licht nicht leuchten lasse vor den Leuten? Mit dem zwanzigsten Jahre habe er seine ketzerischen Studien begonnen, und junge Leute konnten nie reinen Mund von Dem halten, wovon ihr Herz erfullt, sie fühlten sich vielmehr gedrungen, ihre Weisheit Jedem aufzudrängen. Sei es nun wahrscheinlich, daß er in den beinahe 30 Jahren, die seitdem verflossen, seine Lehre nicht an den Mann zu bringen versucht, wo er nur gekonnt? Daher sei Alles Lüge in seiner Aussage, und auch wo er um Belehrung und dann um Gnade bitte, denn er verlange keine Belehrung, da er stets versichere, daß er nie etwas Uebles gesagt oder gethan.

In diesem heftigen Requisitorium ist zum ersten Mal auf ein Todesurtheil hingedeutet, welches nicht fehlen konnte. Der Ankläger betrachtet Servete schon als einen Verurtheilten, indem er fast mit Hohn sein zweites Gesuch, um einen Advocaten, zurückweist: „Er, der so gut zu lügen versteht, hat gar keinen Grund, um einen Anwalt zu bitten. Denn wer könnte oder wollte ihm in so unverschämten Lügereien und entsetzlichen Angaben beistehen? Ist er nicht schon durch die Gesetze vertheidigt, und wo sah man je, daß solche Verführer mit Beistand eines Rathes und Procurators gesprochen hätten? Und weiter, ist da nur ein Körnlein Anschein von Unschuld, wer einen Anwalt fodert? Man muß ihn auf der Stelle mit dieser thörichten und unverschämten Foderung abweisen, und daß er auf die folgenden Artikel klar und unumwunden antworte."

Nach den genfer Gesetzen konnte dem Angeschuldigten ein Rechtsbeistand verwilligt oder abgeschlagen werden, je nach dem. Servete entbehrte dieser Wohlthat.

Jene Artikel machten den zweiten Theil des Requi-

ſitoriums aus. Der Angeſchuldigte ward darüber vernommen. Es wird genügen, nur das Wichtigere dieſes Verhörs herauszuheben.

Woher er ſeine Wiſſenſchaft über die Beurtheilung der Ketzer in der alten Kirche habe? — Aus den Hiſtorikern, die über Conſtantin den Großen geſprochen. — Ketzeriſche Anſichten fälſchlich den Gottesgelehrten aufbürden, ſei ſchon an ſich ein Todesverbrechen! — Ja, eine wirkliche Verleumdung; aber bei theologiſchen Disputationen ſei es herkömmlich, ſeine Gegner zu verdammen. — Wie er Capito und Oekolampadius anſchuldigen könne, einerlei Meinung mit ihm zu ſein, da dieſe Doctoren von der echten reformirten Kirche approbirt ſeien? — Luther und Melanchthon hätten doch gegen Beide in Bezug auf das Abendmahl geſchrieben! — Als Juriſt müſſe er doch den Juſtinianeiſchen Codex kennen, und darin im Titel de summa Trinitate u. A. von der Beſtrafung Derer geleſen haben, welche gleiche ketzeriſche Meinungen wie er hegten? — Er habe in den Codex nur hie und da hinein geleſen, wie man eben auf der Schule zu thun pflegt, und ſeit 24 Jahren keinen Blick hineingethan. Uebrigens ſei die urſprüngliche und reine Kirche zu Juſtinian's Zeiten ſchon vorbei geweſen; Manches wäre da verfälſcht und hineingeſchmuggelt worden. Die Biſchofe hätten ſchon ihre Tyrannei angefangen und die Criminalanklagen in kirchlichen Dingen eingeführt. — Wie er ſich ſelbſt widerſpreche, daß er Gott zu beleidigen fürchtet, wenn er ſeine Erkenntniß verſchweige und ſein Licht nicht vor den Leuten leuchten laſſe, während er doch nur den drei gelehrten Doctoren davon Mittheilung gemacht haben wolle? — Auch hierauf antwortete Servetо mit der Feinheit, welche er in dieſer ganzen Epoche

des Processes bewährt: „Ich habe so gehandelt, weil unser Herr uns befiehlt, die Perlen nicht vor die Säue zu werfen. Auch wollte ich so etwas nicht vor Leute bringen, die es nicht fähig sind zu beurtheilen, indem ich damals unter Papisten war, unter denen Verfolgung und Grausamkeit zu Hause sind.“ Dieser feine, aber deutliche und wohlangebrachte Wink ging indeß leider verloren.

Nicht so klar und offen waren seine Antworten in Bezug auf seine persönlichen Angelegenheiten. So wollte er von einer Correspondenz mit Italien nichts wissen, obgleich man wußte, daß seine Lehre daselbst zahlreiche Anhänger habe. Er leugnete hartnäckig, daß er beim Drucke seines letzten Werkes mit dem Factor Guerauld communicirt habe. Hätte er dies eingeräumt, so konnte man ihm ja Verbindungen in Genf nachweisen und der Verdacht, daß er in der Absicht, hier Umtriebe zu stiften, gekommen, wuchs. Desgleichen wollte er keine Art von Ausschweifung zugeben.

Was versteht Ihr darunter, fragte man ihn, wenn Ihr sagt, daß die Wahrheit sich aufzuklären beginnt, und daß sie allgemach überall siegen wird? Wollt Ihr vielleicht damit sagen, daß Eure Doctrin überall werde aufgenommen werden, und daß sie eine Doctrin der Wahrheit sei? — „Ich verstehe darunter, entgegnete er, die Fortschritte der Reformation, indem die Wahrheit begonnen hat sich aufzuklären seit Luther's Zeit, und fortgeschritten ist bis jetzt.“ — Bei dieser Erklärung konnte man ihm nichts anhaben, aber Servetо setzte hinzu: „daß die fortschreitende Entwickelung der Reformation noch nicht ihr Ziel erreicht habe, und daß diese hier sich noch weiter aufklären werde, absonderlich in einigen Dingen, die ihm noch gar nicht aufgeklärt schienen.“

Das war ein übler Klang in die Ohren der Reformatoren, welche ihr Werk für fertig hielten. Was sollte denn noch weiter geschehen? Hätte Servetо aufrichtig, aus vollem Herzen sprechen wollen, so wurde er eingestanden haben, daß er die calvinistische Orthodoxie zu seiner eigenen Doctrin fördern wolle, welche die Wahrheit sei, zu welcher die Reformation allgemach hingelangen müsse. Aber das wäre sein Todesurtheil gewesen. Er antwortete ausweichend, er wolle sie aufklären durch die Bibel und die Kirchenväter, und besser als in seinem Buche, wenn man ihm nur eine Conferenz mit gelehrten Männern gestatte. „Er könne nicht voraussehen, ob seine Lehre siegen werde, oder nicht, aber er halte sie für die Wahrheit, bis man ihm das Gegentheil beweise.“ — „Im Anfange würden die Dinge verworfen und verdammt, die später siegten und anerkannt würden.“ — Zwischen den Zeilen kann man den Satz lesen, den er nicht auszusprechen wagte: „Luther's und Calvin's Reformationen haben gesiegt über die verdammenden Urtheile, die bei ihrem Anfange sie trafen; warum soll meine nicht auch am Ende siegen?“

Schwerer ward es ihm, sich wegen seiner seltsamen Ansicht über die Zeit der Taufe und daß junge Leute unter 20 Jahren nicht sündigten und deshalb nicht strafbar wären, zu vertheidigen. — Das wurde die völlige Ausgelassenheit der Jugend nach sich ziehen! — Er sagte ausweichend, daß er darunter nur verstehe, man dürfe Unterzwanzigjährige um Verbrechen willen nicht mit dem Leben strafen, wol aber mit Gefängnißhaft, Peitschenhieben und Galeeren! — Daß er in seinen Werken den Koran citire, sollte ihm auch ein Vorwurf sein! — Kann man denn nicht auch aus einem schlechten Buche gute Dinge entnehmen? war seine Ant-

wort. Und dann habe er den Koran nur citirt zu mehrem Ruhme unseres Herrn Jesu Christi, weil der Koran nur Gutes über denselben enthalte.

Inzwischen war der nach Vienne gesandte Staatsbote zurückgekehrt (31. August), und brachte Antwort von dem dortigen Gerichte: wie sehr leid es ihm sei, die gewünschten Actenstücke den Herren von Genf nicht übermachen zu können; aber da eine Verurtheilung erfolgt sei, dürften sie nicht dulden, daß ein anderes Gericht sich mit der Sache befasse, ohne den König zu beleidigen. Nur eine Copie des Urtheils erfolgte. Aber zugleich baten die von Vienne recht dringend: daß die von Genf ihnen den Verhafteten zurücksenden möchten, „um besagtes Urtheil an ihm vollstrecken zu können, welche Execution ihn dermaßen züchtigen werde, daß man dann gar nicht nöthig habe, noch nach andern Anklagepunkten gegen ihn zu suchen." In Erwartung dieser Gefälligkeit war der Viguier, oder Gouverneur des königlichen Schlosses, von Vienne, mit nach Genf geschickt worden, um Servetо mitzubringen.

Das paßte zum wenigsten für jene Zeiten und die Stimmungen der Gewalthaber. Einen Verbrecher zu richten, jetzt eine Last, welche eine Gerichtsbehörde gern der andern zuschiebt, galt damals für eine Ehrensache, vielleicht für ein Vergnugen. Die von Genf hielten aber an dem Grundsatz fest, wenn ein Verbrecher in ihre Hände gefallen, ihn auch dann keinem andern Gerichte auszuliefern, wenn das Delict außer ihrem Territorium vorgefallen war. So hatten sie drei Jahre früher einen Dieb, der in des Königs von Frankreich Kasse

einen Eingriff gethan, nicht ausgeliefert: „Nach unsern alten Gewohnheiten kommt, wenn wir einen Criminalverbrecher gefangen haben, derselbe nie aus unsern Händen, bis eine Sentenz, eine freisprechende oder verdammende, über ihn ergangen, zumal, wenn Parteien dabei im Spiel sind. Uebrigens kann der König von Frankreich darauf rechnen, daß wir gute Justiz pflegen werden.“ In diesem besondern Falle aber kitzelte sie der Ehrgeiz, den Katholischen von Vienne zu zeigen, daß sie in Ketzerprocessen ebenso gut sich zu finden wüßten, als sonst Jemand. Der Rath beschloß daher, an die von Vienne: „einen feinen Brief (une lettre gracieuse) schreiben zu lassen, wie wir ihn nicht herausgeben können; aber daß wir schon selbst gute Justiz üben werden.“

Als der Viguier von Vienne mit Serveto im Gefängniß confrontirt ward, fragte man diesen beiläufig: „Würdet Ihr es vorziehen, in den Händen der Herren hier zu bleiben, oder mit diesem, Eurem frühern Gefangenwärter, der Euch zu holen kommt, zurückgeschickt zu werden?“ Da warf sich der Unglückliche mit Thränen im Gesicht zu Boden und flehte, die Herren möchten sich gnädigst seiner annehmen, und ihn nicht nach Vienne zurückschicken. Er gab sich also schon verloren. Aber dort wartete bereits der Henker auf ihn, hier war doch im Verzuge noch Hoffnung. Dem Viguier von Vienne stellte er die Versicherung aus, daß derselbe nichts dazu gethan, ihn damals entfliehen zu lassen; ein Zeugniß, mit welchem dieser, statt des Gefangenen, nach Hause zurückkehrte. Aus dem deshalb angestellten Verhör erfahrt man, daß in Genf dem Gefangenen die Fenster zugenagelt wurden, weniger um seiner Entweichung zu steuern, als um jede Verbindung mit seinen Freunden in der Stadt zu hindern, denen man doch, aller ange-

wandten Mühe ungeachtet, nicht auf die Spur kommen konnte.

Inzwischen war aus Frankreich darüber noch ein anderes Requisitionsschreiben eingegangen, welches als heitere Episode in diesem düstern Trauerspiele gelten konnte, wenn man beim Lächeln nicht unwillkürlich über das sittliche Fundament zurückschauderte. Ein Seigneur de Maugiron, Generallieutenant des Königs in Dauphiné, richtete einen noch vorhandenen höchst verbindlichen Brief an die Herrn Syndici und Consuln von Genf, seine guten Nachbarn und Freunde, daß er sich unendlich freue, daß der Erzketzer nun in ihre Hände gefallen sei, und wie er hoffe, daß sie ihn besser wurden zu hüten wissen und nach Verdienst strafen, als die zu Vienne. Sie möchten aber auch freundschaftlichst seiner dabei gedenken, sintemalen der König die Gnade gehabt, sämmtliches Vermögen des verurtheilten Ketzers seinem, des edlen Seigneurs, Sohne huldreichst zu schenken, und wie er herausgebracht, daß dieses Vermögen in Bankbillets und andern Schuldscheinen sich bis auf 4000 Thaler belaufe. Aber, wie er sich auch Mühe gegeben, so sei doch nichts herauszubringen, wo Servetо die Bank- und andern Schuldscheine gelassen, noch welches die Schuldner wären, die er darum angehen könne. Also, da er seinem lieben Sohne doch dies Geld gern erhalten möchte, bäte er die Seigneurs, doch recht scharf den Ketzer und Gefangenen anzugehen, damit der ruchlose Mensch, seinem Sohne zum Besten, die Scheine und die Schuldner nachweise. In ähnlichen Fällen sei er stets zu ähnlichen Liebesdiensten erbötig. — Auch dieser Seigneur von Maugiron erhielt von den Herren von Genf einen „gracioſen Brief", daß es ihnen leid thäte, nichts derohalb aus dem verstockten Sünder herausgebracht zu haben,

daß ſie ihn aber unfehlbar davon in Kenntniß ſetzen wollten, wenn ſie etwas über ſeine Vermögensumſtände erführen. — Der Unglückliche, dem der Tod ſchon vor Augen ſchwebte, wollte nichts darüber ausſagen. Er erklärte, das wären ſeine eigenen Angelegenheiten und gehörten nicht zur Sache. Auch drang, darin menſchlich, das Gericht nicht zu ſcharf in ihn. Servetо gönnte, begreiflicherweiſe, ſein kleines Vermögen lieber ſeinen Schuldnern, als einem habſüchtigen Seigneur, der nicht allein kein Recht darauf hatte, ſondern ein moraliſches Unrecht. Der edle Herr von Maugiron war Servetо, als dem Arzt ſeiner Familie, zu Dank verpflichtet! — Glaubt man nicht einen Zug der Depravation aus den verdammten Zeiten der modernen Geldherrſchaft zu hören, und es iſt ein Zug aus der guten, alten Zeit.

Auch hoffe ich, ſchrieb der Seigneur von Maugiron, daß Ihr eine ſolche Juſtiz an ihm üben werdet, daß er keine Mittel mehr habe zu dogmatiſiren, zu ſchreiben und publiciren ſeine falſchen, ketzeriſchen Doctrinen! „Und, ſchreibt Riellet de Candolle, möglich, daß auch dieſe Appellation an die Selbſtliebe des Rathes von Genf, ebenſo wie die Luſt, einem katholiſchen Tribunal an Strenge nicht nachzuſtehen, ſpäter dazu beitrug, das Todesurtheil gegen ihn auszuſprechen. Wer weiß, wie weit die Furcht, als weniger gute Chriſten und weniger gewiſſenhafte Obrigkeiten, als die von Vienne, vor der Welt zu erſcheinen, auf den Geiſt der genfer Richter von Einfluß war.“

Der Unterſuchungsproceß ſchien geſchloſſen. Der öffentliche Ankläger hatte nichts Neues mehr vorzubringen und die Acten waren, nach unſerm Begriffe, ſomit

zum Spruche reif. Aber der Kleine Rath scheint unschlüssig gewesen zu sein; Servete's Vertheidigung mochte, trotz der Zurechtweisungen des Generalprocurators, einen Eindruck zurückgelassen haben. Man weiß nicht, ob es auf eignen oder auf Calvin's Antrieb geschah, die Seigneurie beschloß, man solle von Neuem den Gefangenen und die Geistlichen zusammenkommen lassen, behufs einer Disputation, um dann zu einem definitiven Entschluß zu kommen.

Aber ehe es dazu kam, ereignete sich ein Zwischenvorfall, der nicht übergangen werden darf. Am Morgen des 1. September erhielt Philipp Berthelier vom Kleinen Rath eine Audienz in eigener Angelegenheit. Er bat, trotz des entgegenstehenden Verbotes des Consistoriums, ihm die Theilnahme am heiligen Abendmahl zu gestatten. Ein förmliches Rechtsverfahren wurde in der Kürze darüber eröffnet. Calvin erschien für das Consistorium und protestirte gegen das unerhörte Ansinnen. Er beschwor die Seigneurie, Berthelier nicht zu willfahren, weil der Kleine Rath dadurch formell gegen die Gesetze der Republik verstoße, die ihm in Excommunicationsangelegenheiten durchaus keine Machtvollkommenheiten beilegten. Calvin drang nicht durch. Der Rath decretirte auf der Stelle: „daß Berthelier, wenn er sich rein in seinem Gewissen fühle und fähig, die heilige Speise zu empfangen, mit Hintansetzung alles Vergangenen, hinzugelassen werden solle."

Dies war eine offenbare Verletzung der Verfassung. Der Kleine Rath warf damit Calvin's ganzes System der geistlichen Disciplin über den Haufen. Es war ein Sieg seiner Gegner, vorzugsweise durch Amied Perrin, welcher präsidirte, veranlaßt, und Calvin empfand es schwer.

An demselben Vormittage, nur einige Stunden später,

fern würden? Die gegenwärtige Union mit Schweden trägt den Fehler der alten Calmarischen. Zwei Kriegsschiffe sind mit seidenen Fäden an einander gebunden. Der nächste Sturm reißt sie aus einander. Norwegen hat seinen Reichsrath und seine Reichsverweser; seine Sture könnten aufstehen. Aber wohin sollte das führen? So lange es ruhig bleibt, so lange ein kräftiger und in beiden Ländern geliebter König, wie Carl Johann, die Krone auf seinem Haupte vereinigt, mag das Band halten, jeder neue Stoß gegen das letzte Europäische Gleichgewicht kann eine Veränderung hervorbringen. Der Norweger sieht mit neidisch fürchtendem Blicke auf den Schweden, der Schwede zuckt mehr die Achseln; doch habe ich in diesem Punkte gemäßigtere Meinungen bei den Letztern gefunden. Die Norweger sind unsere Brüder, sagte ein würdiger Schwedischer Mann, und ich freue mich, nie gegen sie gefochten zu haben." — Keime und Wachsthum glaubt man überall in dem jungen Norwegischen Staate entdecken zu können, warum nicht auch zu einer weisen Nachgiebigkeit, wenn der erste Rausch der neuen Freiheit verflogen ist? Sein reger Sinn macht den Norwe-

fand im erzbiſchöflichen Palaſt das Disputatorium ſtatt. Dieſelben Perſonen fanden ſich hier wieder, nur in veränderter Stellung, ein. Amied Perrin und Philipp Berthelier ſaßen als Richter, Calvin trat als Kläger auf. Er war erzürnt vom Vorangehenden, er ſprach mächtig und heftig, der ſchwächere Serveto unterlag ſichtlich. Er war immer nur gewohnt, mit der Feder zu fechten. Da fand man ein Auskunftsmittel, auf das Serveto zuerſt antrug: der Streit ſolle ſchriftlich geführt werden. Calvin's Feinde im Rath begünſtigten den Vorſchlag, möglich, daß ſie ſelbſt Serveto heimlich angeregt, darauf anzutragen, und Calvin durfte ſeine geiſtige Uebermacht nicht länger gebrauchen, den Gegner niederzuſchmettern. Er wagte indeſſen nicht zu widerſprechen. Seine Gegner hatten noch eben erſt einen empfindlichen Sieg über ihn davongetragen, und ſeine Oppoſition hätte ein minderes Vertrauen auf die Kraft ſeiner Feder ausgedrückt. Bei Serveto aber lag in dieſer Umwendung des Kampfes nicht allein der Vortheil eines für ihn günſtigen Terrains, ſondern auch der, daß der Kampf ſich in die Länge zog. Calvin's ſchon erſchütterte Autorität konnte inzwiſchen ſtürzen. Endlich durfte und mußte die Sache alsdann als eine gemeinſchaftliche aller ſchweizer Kirchen betrachtet und dieſen zur Begutachtung übergeben werden. Die andern ſchweizer Kirchen hatten ſich immer milder in den vorangehenden Fällen als Calvin ausgeſprochen.

Der Kleine Rath beſchloß noch in der nämlichen Sitzung: Calvin ſolle ſämmtliche (anſtößige) Artikel in Serveto's Buche Wort für Wort ausziehen und zuſammenſtellen, aber in lateiniſcher Sprache. — Dieſe Artikel ſollten dem Gefangenen mitgetheilt werden, um Wort für Wort darauf zu antworten. Dann hätte Calvin

noch einmal zu respondiren. Alles dies in lateinischer Sprache, damit auch die andern Kirchen der Schweiz es verstehen konnten.

Nach an demselben Tage ging Calvin an die Arbeit und reichte 38 Artikel ein, dieselben, welche er in der mündlichen Disputation vorgebracht, und deren Inhalt bereits zur Genüge aus dem Vorangehenden bekannt ist. Sie waren überschrieben: „Artikel, ausgezogen aus den Büchern des Michel Servet, so die Diener Gottes an der Kirche von Genf vortragen, bereit zu vertheidigen, daß es Propositionen sind, theils Blasphemien anderer Art, theils voller profaner Irrthümer und Träumereien. Schließlich, daß sie insgesammt widerstreiten dem Worte Gottes und den gemeinsamen Beschlüssen der ganzen Kirche." Ohne daß eine Widerlegung beigefügt war, wurden diese Artikel dem Angeklagten mitgetheilt.

Für Calvin indessen gab es in diesem Augenblicke eine viel wichtigere Angelegenheit. Philipp Berthelier wollte, ihm zum Trotz, übermorgen, Sonntag am 3. September, zur Communion vor dem Tische des Herrn in der Kirche erscheinen. That er es und fand keinen Widerstand, so hatte die weltliche Macht über die Gottes in der Republik Genf gesiegt, und Calvin's Werk war in seinen Augen vernichtet. Er drang auf eine neue Sitzung des Kleinen Rathes. Nur mit Mühe setzte er es durch. In der am folgenden Tage (Sonnabend 2. September) abgehaltenen Sitzung erschien er mit dem Consistorium. Noch einmal protestirt er feierlich gegen die Verletzung der Gesetze, mit Heftigkeit und mit Mäßigung sucht er die Seigneurs umzustimmen. Lieber wolle er sterben, als gegen sein Gewissen dulden die Anwesenheit des Excommunicirten an dem heiligen Tische. Er beschwört den Rath, abzustehen von dem Beschluß, und

ſtatt Gewalt gegen ihn (Calvin) zu brauchen, ihn zu unterſtützen in einer Angelegenheit, wo es ſich um das Wohl der Kirche und die Pflichten der Geiſtlichkeit handle. Der Rath läßt ſich nicht wankend machen, officiell erklärt er, es müſſe bei der an Berthelier ertheilten Autoriſation ſein Bewenden haben.

Calvin iſt außer ſich. Er erklärt, wenn Berthelier ſich am Tiſche zeige, werde er ihm das Sacrament verweigern. Der Kleine Rath iſt nun doch vor einem Scandal beſorgt, deſſen Folgen nicht abzuſehen ſind. Heimlich ließ er Berthelier erſuchen, freiwillig von ſeinem Entſchluſſe abzuſtehen und am Sonntage nicht bei der Communion zu erſcheinen; auf dieſe Weiſe wird wenigſtens das Princip gerettet.

Calvin weiß von dieſer heimlichen Mahnung, von dieſem Auswege nichts. Er fühlt, es iſt ein Kampf auf Tod und Leben, er muß ſiegen oder untergehen. Mit dieſem Entſchluß beſteigt er die Kanzel von Saint Pierre, vor der eine gedrängt volle Kirche, in banger Bewegung, des Kampfes harrt, welcher über Genfs Schickſal entſcheiden muß. Denn Calvin hatte von ſeinem Willen, den Excommunicirten von dem Tiſche des Herrn fortzuweiſen, kein Hehl gemacht; und Jedermann wußte, wenn er unterläge, würde er Genf für immer verlaſſen.

Seine Sprache war feſt und edel: „Was mich betrifft, ſo lange Gott mich hier läßt, und weil er mir die Ausdauer gegeben, die von ihm iſt, werde ich davon Gebrauch machen, in welcher Sache es auch ſei, und werde mich von nichts leiten laſſen, als von dem Geſetz meines Herrn, das mir ganz klar und deutlich iſt. Da wir nun das Abendmahl unſeres Herrn Jeſus Chriſt zu empfangen im Begriffe ſtehen, und Jemand wollte

ſich an dieſen Tiſch drängen, dem es vom Conſiſtorium unterſagt wäre, der ſei verſichert, ich werde auch ihm, und koſte es mich das Leben, ſo mich zeigen, wie ich muß."

Der Reformator ſtieg von der Kanzel und trat an den Abendmahlstiſch, aber Berthelier erſchien nicht. Das Volk konnte glauben, Calvin habe triumphirt; Calvin ſelbſt erkannte nur zu wohl, daß die Seigneurs geſiegt hatten und in der Stille triumphirten: daß ihm das Exil bevorſtehe. Schon in ſeiner Nachmittagspredigt enthüllte er ſeine Gedanken den Zuhörern in dieſen, edle Traurigkeit athmenden Worten: „Ich muß Euch erklären, daß ich nicht weiß, ob dies nicht die letzte Rede iſt, die ich in Genf halte, noch, ob ich nicht in dieſem Augenblicke von mir ſelbſt Abſchied nehme. Aber ich nehme Das, was hier geſchieht, als habe man erklärt, daß man meiner nicht mehr bedürfe. Und iſt es ſo, daß man mir nicht mehr erlaubt, Das zu thun, was ich nach meinem Gewiſſen thun muß, und daß man mich zwingen will, Das zu thun, was vor Gott nicht erlaubt iſt, dann iſt es mir wenigſtens nicht möglich, das zu dulden. So lange es mir geſtattet iſt, zu predigen und Euch zu dienen, werde ich es thun, im Namen Gottes, aber wenn man mir eine unerträgliche Bedingung dabei auflegt, werde ich Denen nicht mehr widerſtehen, welche die Macht haben, wie es ſchon der heilige Ambroſius ſagte."

Daß Calvin in dieſem Augenblicke ſich, d. h. ſeine Sache, für verloren hielt, geht aus einem Briefe von demſelben Datum an ſeinen Mitſtreiter Viret deutlich hervor. Aber zu unterhandeln war gegen ſein innerſtes Weſen; er hielt dem Sturme den Kopf entgegen, und zugleich gegen zwei Seiten. Während ſeine Sache, dem Rath gegenüber, ſchwankte, focht er mit derſelben Hartnäckigkeit unerſchütterlich gegen den Ketzer, und trat ihm

ſchon nach drei Tagen mit einer Schrift entgegen, welche nicht ahnen ließ, daß ihr Verfaſſer mit Kämpfen beſchäftigt ſei, die an ſein eigenes Wohl und Weh gingen.

In 24 Stunden nämlich, ſeit er Calvin's 38 Artikel erhalten, hatte Servetо ſie beantwortet; eine Arbeit, in der er nicht allein ſeine eigenen Meinungen rechtfertigte, ſondern auch Calvin anklagte. Seine ganze Strategik hat ſich wieder verändert. Er iſt nicht mehr der ſanfte, chriſtlichmilde Andersgläubige, der ſeine Lehre zu prüfen bittet, um Belehrung, und, wenn er geirrt haben ſollte, um Gnade fleht. Er ſchwingt aufs Neue zu einem erbitterten, tödtlichen Kriege die Lanze, bis, wie er an einer Stelle ſagt, „die Sache zu Ende ſei, durch ſeinen oder meinen Tod". Man ſieht, er glaubt noch an die Möglichkeit eines Sieges, und dieſer Glaube und dieſer Muth ſind ihm eingegeben durch die Nachricht von der neuen, zweifelhaften Lage ſeines Gegners. Wer verargt es dem auf den Tod Angegriffenen, wenn er ſie benutzt, und mit Heftigkeit, Entruſtung, aber doch klar geordneten Gedanken die Intervention Calvin's in dieſem Streit zurückweiſt?

„Schon maßt ſich, ſagte er, Calvin hier eine ſolche Autorität an, daß er Artikel aufſetzt in Art der Doctoren von der Sorbonne. Er verſteht nicht meine Meinung, oder er kehrt ſie hinterliſtig um. Mein ganzes Streben iſt, zu ſagen, daß der Name des Sohnes in der Schrift Jeſu Chriſto in ſeiner Eigenſchaft als Menſch beigelegt iſt. Wenn die Schrift ihn immer in dieſem Sinne auffaßt, ſo iſt es an uns, ihn auch ſo aufzufaſſen. Ja, ich habe geſagt, daß die zweite Perſon in der Gottheit ſchon ehedem ſo genannt worden, weil ſie eine Erſcheinung oder Repräſentation des Menſchen Jeſus Chriſtus war, welcher ſchon als Perſon in Gott exiſtirte und durch-

ſchien in der Gottheit." Um dieſen Sinn, den er dem Worte Perſon giebt, in welcher er, nach platoniſcher Art, eine vorexiſtirende Idee ſieht, die den künftigen Chriſtus in ſich faßt, während die Kirche eine mit eigenem Leben begabte abgeſonderte Subſtanz des göttlichen Weſens annimmt, die ſpäter in dem Menſchen Jeſus Fleiſch geworden — um dieſen Sinn zu rechtfertigen, citirte Servetо Stellen aus Tertullian, Irenäus und St. Clemens.

Dann von der Vertheidigung zum Angriff übergehend, ſagt er: „Der Titel (von Calvin's Eingabe) macht mich ſchon erſtaunen über die Unverſchämtheit eines Menſchen, der ſich rühmt, katholiſch zu ſein, obgleich er ein Schüler Simon des Magiers iſt, wie ich es in meiner Apologie augenfällig bewieſen. Wer iſt, der da zu behaupten wagt, daß ein Criminalanklager und Mörder ein wahrer Diener der Kirche ſei?" Und zum Schluß Calvin anredend, als habe er es nur noch mit ihm zu thun, und alle Rückſichten wären fortgefallen, ruft er: „Du weißt nicht, was du ſagſt; du biſt ein Elender, wenn du fortfährſt, Dinge zu verdammen, die du nicht verſtehſt. Denkſt du durch dein Hundegebeul allein die Ohren der Richter zu betäuben? Deine Begriffe ſind ſo verwirrt, daß du die Wahrheit nicht faſſen kannſt. Elender, du miskennſt die Principien der Dinge; im andern Sinne Magus, möchteſt du uns zu Holzblocken und Steinen machen, damit unſere Urtheilskraft ſich nicht unterſtehe, gegen dich zu rebelliren."

In dieſem Muth des Ingrimms leugnet er auch nicht mehr, oder ergeht ſich, wie beim mündlichen Verhör, in zweideutigen Antworten. Alle Meinungen, die ihm zur Laſt gelegt werden, räumt er ein, als wäre Calvin ſchon von ſeinem Dictatorſeſſel geſtürzt, und er

habe vielleicht Aussicht, den Platz statt seiner einzunehmen.

Calvin, wie gesagt, stand auf seinem Platze; er entwickelte in diesem Kampfe alle seine Fähigkeiten und eine merkwürdige Energie des Geistes. Schon am 5. September überreichte er seine Replik, eine Schrift von 23 Folioseiten, in zwei Tagen geschrieben; 14 Geistliche der genfer Kirche hatten sie mit unterzeichnet. Sie widerlegte Satz für Satz den Gegner; sie sollte, was wir nennen, würdig gehalten sein und darin vor der wüthenden Schrift des Gegners sich auszeichnen; aber auch in ihr fehlt es nicht an ehrenkränkenden Ausfällen. „Es war, sagt der Berichterstatter, dem wir folgen, in der damaligen Sprache eine so cursirende Münze, daß sie aus der Feder von selbst fielen, und man machte davon nicht viel Wesens." Zum Schluß dieser Replik heißt es: „Wer die Dinge im rechten Lichte betrachtet, kann klar sehen, daß Servet keinen andern Zweck hatte, als das helle Licht auszulöschen, welches wir durch das Wort Gottes besitzen, um alle Religion zu vertilgen!"

Und diese Ansicht, die heut keiner Widerlegung mehr bedarf, war damals unter allen Parteien verbreitet. Bolsec, den Calvin aus Genf verbannt hatte, weil er sein Dogma von der Prädestination angegriffen, der Calvin tödtlich haßte, sagte doch über Servete: „daß er kein Misbehagen empfände über den Tod eines solchen monstrosen Ketzers, denn er sei durchaus gottlos und unwerth gewesen, mit Menschen zu verkehren, und wünsche, daß Alle, die ihm gleichen, ausgerottet würden."

Diese drei Actenstücke wurden zusammen am 5. September dem Kleinen Rathe überreicht, um — nunmehr das Urtheil zu sprechen. Die Seigneurs hielten die Sache auch jetzt noch nicht für ganz reif, sondern, wie

ſie bereits beſchloſſen, ſollte die Sache den Geſammtkirchen der reformirten Schweiz vorgelegt werden. Auch damit zogerte man zwei Wochen. — Calvin ſchrieb daruber an Bullinger in Zurich: „Nachſtens wird Euch der Rath die Anſichten Servet's ſenden, um Euern Rath zu erfodern. Es geſchieht gegen meinen Willen, daß ſie Euch dieſe Langeweile verurſachen; aber ſie haben ſich nun einmal bis auf dieſen Punkt von Wahnſinn und Wuth geſteigert, daß ſie Alles, was wir ſagen, fur verdachtig halten. Wenn ich einmal ſagte, es ſei heller Tag und Mittag, ſo wurden ſie anfangen, daran zu zweifeln."

Servetо hatte dieſe Appellation an die Kirchen gewunſcht, Calvin hielt ſie fur uberflussig und einen Eingriff in ſeine Gewalt. Dieſer Brief zeigt deutlicher als alles Bisherige, wie die Parteien in Genf ſtanden. Noch deutlicher zeigt Bullinger's Antwort, wie damals Calvin die Hoffnung aufgegeben haben mußte: „Was mir Walther ſagt (der Ueberbringer des Calvin'ſchen Briefes), hat mich traurig und unruhig gemacht. Verlaſſe nicht, ich beſchwore dich darum, eine Kirche, die ſo viel treffliche Menſchen umfaßt. Ertrage Alles um der Erwählten willen. Denke, welche Freude dein Rucktritt bei allen Gegnern der Reform vorbringen wurde und von welchen Gefahren fur die franzoſiſchen Refugiés ſie begleitet wäre. Bleibe, der Herr wird dich nicht verlaſſen. Hat er nicht dem großmachtigen Rathe von Genf eine ſo gunſtige Gelegenheit geboten, ſich rein zu waſchen, ſich und die Kirche, von der Befleckung der Ketzerei, indem er in ſeine Hände den Ketzer Servetо lieferte? Wenn man ihn als einen unverſchamten Blasphemiſten behandelte, ſo wurde

die ganze Welt erklären, daß die Genfer ein Entsetzen vor den Gottlosen haben, daß sie mit dem Schwerte der Gerechtigkeit die wirklich verstockten Ketzer verfolgen, und daß sie auf diese Weise den Ruhm der göttlichen Majestät aufrecht erhalten. Jedenfalls, auch wenn sie nicht so handeln sollten, dürftest du, diese Kirche verlassend, sie neuem Unglück aussetzen."

Also war es noch möglich, also glaubte wenigstens Calvin, daß Servetо freigesprochen werden könnte. Seine Autorität war tief verletzt, daß man es, gegen dieselbe, noch auf ein Gutachten von Sachverständigen ankommen lassen wolle; aber, wenn gleich seine persönliche Macht, seine Sache war doch noch nicht verloren, und mit allem Eifer bearbeitete der darin unglückselige Mann die Geistlichen der verschiedenen schweizer Kirchen, daß sie ein seinen Ansichten günstiges Urtheil abgäben. Aber nicht überall in der deutschen Schweiz fand er den Anklang, den er verlangte. Es gab laue Geister, die sich milde nannten! Dafür fehlte es ihm nicht an Solchen, die mit glühendem Fanatismus ihm beistimmten.

Folgender Brief seines Freundes Farel in Neuchatel ist ein merkwürdiges Document Dessen, was auch edlere Geister damals über das heiligste Gut dachten, ein Gut, welches erst durch einen dreihundertjährigen Kampf nach der Reformation erworben werden sollte, die Glaubensfreiheit.

„Diese Ankunft Servet's in Genf ist eine wunderbare Schickung Gottes. O wenn er doch zur Reue gelangte, wie spät sie auch käme! Es wäre ein herrliches Wunder, ihn zu sehen, wie er zum Tode ginge mit einem reinen, bekehrten Geiste, daß er sich anstrengte, die Zuschauer zu erbauen, er, der so viele Seelen verderben wollte. Ja, grausam wären die Richter, Feinde

Gottes und der Lehre von der wahren Pietät, sie wären wahre Feinde der Kirche, wenn sie unerschuttert blieben von den entsetzlichen Blasphemien, durch welche dieser verfluchenswerthe Ketzer die gottliche Majestät verletzt hat und sich bemuht, die Kirche Christi umzustoßen und alle Kirchen zu verderben. Aber ich hoffe, daß Gott Denen, welche Räuber und Mörder so gut zu strafen wissen, eine Auffuhrung einflößen werde, die ihnen in dieser Angelegenheit gerechtes Lob zuwende, und daß sie einen Menschen werden sterben lassen, der mit solcher Halsstarrigkeit in seinen Ketzereien verharrt, und eine so große Zahl Seelen verderbt hat. — Dein Wunsch, daß die Strenge der Todesstrafe gemildert werde, ist der Dienst eines Freundes für seinen tödtlichsten Gegner; aber ich bitte dich, so zu handeln: daß Niemand mehr Verlangen trage, neue Doctrinen zu rubliciren, und ungescheut und ungestraft an Allem ruttele, wie Servet es gethan. Betrachte doch diesen unverschämten Ketzer, diesen Jerome Bolsec, der, so oft schon überfuhrt, doch noch immer nicht hat zur Vernunft gebracht werden können. Die Nachsicht der Richter, weit mehr als ihr Billigkeitsgefuhl, ließ sie abirren von ihrer Pflicht, und sie hat nicht ihm allein, sondern auch vielen Andern geschadet. Dir wird das natürlich nicht entgehen; aber es gibt Leute, die verlangen, daß man die Ketzer sich selbst überlasse, als gebe es gar keinen Unterschied zwischen der Function eines Geistlichen und einer weltlichen Obrigkeit. Weil der Papst die Getreuen wegen des Verbrechens der Ketzerei verdammt, weil voreingenommene Richter an Unschuldigen die Strafen vollziehen, die den Ketzern bestimmt sind, darum soll man die wirklichen Ketzer nicht mit dem Tode bestrafen, um so auch die Getreuen zu schützen. Ein absurder

ger zu jeder Ausbildung fähig, sein gesunder Sinn schützt ihn bis jetzt vor Dünkel und Einbildung. Denn das jugendliche Aufbrausen und jubelnde Pochen auf seine Verfassung ist weit entfernt von einer eingewurzelten Eitelkeit, die jede Einwirkung und Lehre zurückweist. Nicht zu vergessen ist, daß, wiewohl die Constitution schon im zweiten Decennium weilt, bei aller democratischen Neigung noch kein Demagog aufgetreten ist. Die Männer, die am eifrigsten auf dem Storthing gesprochen, sind wieder in ihre alten Privat-Verhältnisse zurückgetreten. An keinem leuchtenden Namen haftet die Liebe und die Begeisterung; es ist nur die Sache, welche lebt. Jahre und Fortschritte in historischer Bildung werden den Normannen lehren, daß es noch andere Glückseligkeitsformen giebt, als seine dreizehn Jahr alte Verfassung, auch selbst „wenn man Exemplare davon bis nach Spanien und Portugal verlangt hat," was uns ein Prediger im Gebirge mit großer Wichtigkeit erzählte. Alles Jugendliche erfreut, auch selbst wenn es in Uebermuth ausartet, so lange die Keime des Guten vorwalten. So erscheint die Hoffnung, daß dieser Germanische Staat noch zu einer ge-

Schluß. Was mich anlangt, ſo habe ich oft erklärt, ich ſei gern bereit zu ſterben, wenn ich etwas gelehrt hätte, was der heiligen Lehre entgegen wäre, und ich fügte hinzu, daß ich der grauſamſten Martern würdig ſei, wenn ich Jemanden von ſeinem Glauben an Chriſtus abbrächte. Ich kann alſo auch nicht Andern eine andere Maßregel empfehlen... Neuchatel, 8. September 1553."

Dies war nur ein geläuterter Widerhall Deſſen, was wir damals öffentliche Meinung nennen mußten, und in einem der von Wiſſenſchaft, Freiheitsliebe erleuchtetſten, regſam thätigſten Theile der Schweiz, und durch das Organ der edelſten Sprache eines der edelſten, feurigſten Geiſter ausgeſprochen. Mit der heiligſten Selbſtuberwindung, mit der Freudigkeit des Märtyrermuthes predigt der Reformator Scheiterhaufen und Martern für Die, welche eine andere Wahrheit als er in der Schrift gefunden. „Die reformirte Kirche, ſagt Riellet an einer andern Stelle, begriff nicht, indem Gott dem Menſchen die Wahrheit als letztes Ziel hinſtellte, daß er ihm auch die freie Unterſuchung als Mittel dazu gegeben. Sie hatte einſtimmig ihre Wünſche und Anſtrengungen nur auf die erſtern gerichtet, und als ſie dieſelbe erreicht zu haben glaubte, erachtete ſie die zweite nun für uberflüſſig. Nachdem ſie ſich der Freiheit bedient, nicht um zu zerſtören, ſondern um die Autoritat in Glaubensſachen zu entfernen, wollte ſie an deren Stelle den Andern den Gebrauch des Inſtrumentes unterſagen, von dem ſie nur Gefahren erblickte." Wenn uns dies große Beiſpiel milder ſtimmen durfte gegen den blutigen Zelotismus, den die römiſche Kirche geubt, kann und ſoll es auch an uns als furchtbare Mahnung anklingen, daß die hochſte Wahrheit, die wir errungen

zu haben meinen, gegen eine andere, die vielleicht erst im Laufe von Jahrhunderten sich entwickelt, zur Thorheit und zum scheußlichen Verbrechen werden kann, wenn wir — im Wahn, einer heiligen Pflicht zu gehorchen — Andere dafür zu zwingen versuchen. Und was war Servetо's Verbrechen? Zweifelte er an etwas von Dem, was wir heut die Grundwahrheiten des Christenthums nennen hören, an dem gottgebornen, an dem historischen Christus? Abgerechnet einige wunderliche Ansichten, einige seltsame Auslegungen in Nebendingen, war seine große Ketzerei, daß er die Scheidung im Mysterium von der Dreieinigkeit nicht wegleugnete, sondern mehr auf einem ideellen Boden suchte, daß er den Gottessohn Gott noch etwas näher brachte, während Die heute verketzert werden, die ihn etwas ferner halten, und dafür — ward er verbrannt, das gehört in die Zeit — und dafür nannte ein Mann wie Farel ihn einen verfluchungswürdigen Ketzer, der Gottes Majestät verletzt, der die christliche Kirche, der alle Religionen zu verderben, zu vertilgen ausgehe, und dafür hielt er es für ein gottgefälliges, heiliges Werk, ihn unter Qualen sterben zu lassen?

Kaum war das schriftliche Verfahren zwischen Servetо und Calvin geschlossen, als der Letztere an der Spitze der Geistlichkeit mit demselben Eifer gegen die Seigneurie, wegen des Eingriffs in die Rechte des Consistoriums den Kampf wieder anhub. Calvin und die Seinen drangen darauf, daß der Rath das ungesetzliche Edict zu Gunsten Bertheliers zurücknehme; der Rath gab ausweichende Antworten, und zur Entscheidung darüber kam es erst nach Monaten, erst nach Servetо's Tode. Der Rath der 200, an den die Entscheidung

gelangte, ſprach ſich zu Gunſten der Seigneurie aus. Aber während dieſes verdrießlichen Kampfes ruhte drei Wochen lang die Angelegenheit des Gefangenen. Da finden wir einen Brief von ihm, den er unterm 15. September an den Rath ſchrieb:

„Meine ſehr geehrten Herren!

„Ich bitte Euch demüthiglichſt, daß es Euch gefalle, dieſen großen Aufſchub abzukürzen, oder mich außer Anklageſtand zu ſetzen. Ihr ſehet nun, daß Calvin am Ende ſeiner Rolle iſt; er weiß nicht mehr, was er vorbringen ſoll und möchte mich hier im Gefängniſſe umkommen laſſen. Die Flöhe verzehren mich bei lebendigem Leibe; meine Schuhe ſind zerriſſen, ich habe nichts zum Wechſeln, keinen Ueberrock, kein Hemde, außer ein abſcheuliches. Ich hatte Euch noch eine andere Eingabe eingereicht, die ganz nach Gott war. Und um ſie zu verhindern (empêcher, d. h. die Wirkung?), hat Calvin Euch den Juſtinian citirt. Schlimm genug, daß er etwas citirt, woran er ſelbſt nicht glaubt. Er ſelbſt hält nichts und glaubt nichts, was Juſtinian geſagt: de Sacrosanctis ecclesiis et de Episcopis et Clericis und den andern Dingen der Religion; und weiß ſehr wohl, daß die Kirche damals ſchon ausgeartet war. 'S iſt große Schande für ihn, und noch weit größere, daß es nun fünf Wochen ſind, daß er mich hier ſo eng eingeſchloſſen hält und gegen mich nicht eine einzige Stelle hat vorbringen können.

„Meine Herren, ich hatte Euch auch um einen Procurator gebeten, oder Advocaten, den Ihr doch meinem Gegentheil verſtattet, der es nicht ſo nöthig hatte als ich, der ich ein Fremder bin, und die Gewohnheiten dieſes Landes nicht kenne. Dies habt Ihr ihm zugeſtanden, aber mir nicht, und habt ihn aus der Haft

entlaſſen vor dem Erkenntniß. Ich bitte Euch, daß meine Sache vor den Rath der 200 komme, mit meinen Eingaben, und wenn ich davon appelliren kann, ſo appellire ich davon, proteſtirend wegen aller Koſten, Schäden und Intereſſen, und der poena talionis ſowohl gegen den erſten Ankläger, als gegen Calvin, ſeinen Meiſter, der die Sache auf ſich genommen. Geſchrieben in Euren Gefängniſſen von Genf am 15. September 1553."

Man ſieht, daß auch der im Elende der Kerkerluft Schmachtende noch den Kopf voll ſtolzer Hoffnung erhebt und, gleichwie vorhin, gegen Calvin ſeine Pfeile ſchleudert. Es geht daraus über den Zweifel hervor, daß er trotz der vernagelten Fenſter ziemlich genau ſah, wie es draußen ſtand, und daß es ihm nicht an Communicationen mit Calvin's Gegnern gefehlt hatte. Im Rath der 200 war die Majorität entſchieden gegen den Reformator. Man darf vermuthen, daß ſein eigener Gefangenwärter Claude, der eifrig auf Seiten der Libertins ſtand, das Mittel der Verbindung zwiſchen deren Häuptern und dem Gefangenen war.

Der Rath ging über die Bittſchrift in ihren Hauptmomenten hinweg. Er bewilligte ihm keinen Advocaten und noch weniger verwies er die Sache an die 200, was ein Aufgeben ſeiner Rechte geweſen wäre. Dagegen decretirte er, daß ihm auf ſeine Koſten Schuhe und die nöthigſten Kleidungsſtücke gemacht wurden, was übrigens wenigſtens nicht ſofort in Ausführung geſetzt ward. Aber ſtatt Hemden und Schuhe wurden ihm noch einmal im Original ſämmtliche gewechſelte Streitſchriften vorgelegt, um ſeinerſeits die letzte Replik darauf zu machen!

Servet unterzog ſich auch dem ſofort, aber in einer

für unſere Begriffe von einem rechtlichen Verfahren ſonderbaren Weiſe. Er lieferte nicht eine neue Gegenſchrift, ſondern machte auf die Actenſtücke, die Replik Calvin's und der Geiſtlichen, ſeine Marginalbemerkungen, oder kritzelte auch zwiſchen die Zeilen ſeine Berichtigungen, Erklärungen, ja neue Angriffe, beißender noch als in ſeiner eigenen Schrift. So findet man an einer Stelle Folgendes von ſeiner Hand beigeſchrieben:

„Leugneſt du, daß du ein Mörder biſt? Ich will's beweiſen durch deine Thaten. Was mich betrifft, bin ich feſt in einer ſo gerechten Sache und fürchte nicht den Tod. Du ſchreiſt wie ein Blinder durch die Wüſte, weil der Geiſt der Rache in deinem Herzen brennt. Du haſt gelogen, gelogen, gelogen, unwiſſender Verleumder! Ich wollte, daß deine ganze Zauberkunſt noch im Bauche deiner Mutter wäre, und mir wär's verſtattet, aus allen deinen Irrthümern ein Scheinbild zu machen." — An anderer Stelle: „Ihr habt genug geſchrieen bisher und an Geſchreibe und Unterſchriften fehlt es Euch nicht, aber wo habt Ihr nur eine Stelle gefunden, um dieſen unſichtbaren und doch ſchon wahrhaft abgeſonderten und geſtalteten Sohn feſtzuſtellen? Keine. Alſo iſt meine Lehre von Eurem Geſchrei unangetaſtet, und dagegen ſind nicht Argumente, nicht Autoritäten. — Michel Servet hat ſeines unterzeichnet, allein zwar, aber mit Zuverſicht unter dem Beiſtande Jeſu Chriſti."

In dem Begleitungsſchreiben, mit welchem Servetо die Acten zurückreichte, entſchuldigte er ſich, daß er ſeinem Gegner nur durch Marginalbemerkungen geantwortet, aber die ſtreitige Sache würde auf dieſe Weiſe, wenn Frage und Antwort ſich gegenüberſtänden, dem künftigen Richter um ſo klarer. Auf ſeinen Antrag, ſeine Antwort Calvin noch einmal vorzulegen, deſſen Antwort

zu erfodern und diese ihm wieder zu communiciren, ging der Rath nur in soweit ein, daß er Calvin die Gesammtacten zufertigte, um ihn zur letzten Erklärung aufzufodern. Damit aber solle die Sache ihr Bewenden haben. Calvin las Servetо's Noten, hielt es aber nicht fur nöthig, noch eine weitere Erklärung abzugeben.

Am 19. September beschloß der Kleine Rath, die gesammten Actenstücke an die Regierungen und reformirten Kirchen von Bern, Zürich, Schaffhausen und Basel zu übersenden, um ihr Gutachten zu erbitten, nicht, weil er den Geistlichen von Genf mistraue, sondern, wie es in dem Begleitschreiben heißt, weil er einen Zuwachs von Erleuchtung wünsche, und gern Servetо's Buch und Antworten der Prufung anderer Sachverständiger unterwerfen möchte, bevor er selbst in dieser Sache entscheide. Die Acten bestanden aus einem Exemplar der Christianismi restitutio, eines der Werke Tertullian's, des Irenäus, der Artikel, die Calvin aus Servetо's Schriften ausgezogen, dessen Rechtfertigung, der Refutation (wie Calvin's letzte Schrift, mit Unterschrift der 14 Geistlichen genannt wird) und den Servetо'schen Anmerkungen dazu. Nachdem die Abschriften einige Tage gekostet, ward der Staatsbote damit ausgesandt.

Servetо war guten Muthes, diese Appellation schien ihm Heil zu versprechen. Er schien nicht allein befreit aus den Händen eines erbitterten Gegners, sondern er glaubte mit Recht hoffen zu dürfen, daß er in die milderer Richter gerathen werde. Zwischen der Geistlichkeit von Basel und Calvin war in letzter Zeit eine Erkältung eingetreten, zwischen ihm und der von Bern waren sogar Zwistigkeiten ausgebrochen. In Zürich hoffte er,

daß Zwingli's tolerante Ansichten in Bezug auf Ketzerei noch fortleben würden. Wenn von diesen Staaten gemäßigte Urtheile eingingen, durfte Servetо der Zuversicht leben, daß die Seigneurs von Genf nicht Calvin zu Gefallen strenger sein würden.

Ja sein Muth stieg, vom spanischen Blute entzündet, zur Keckheit. Er trat als Ankläger gegen Calvin auf. Vor einem Monat, am 22. August, ging sein höchster Wunsch und Antrag dahin, daß man ihn aus Genf verbanne; am 22. September reichte er eine Criminalanklage gegen den Reformator ein, und foderte vom Kleinen Rathe, daß er in Anklagestand versetzt werde, auf die Artikel, welche er, nach Muster der Calvinischen, aufgesetzt hatte.

Calvin habe ihn fälschlich der Meinung beschuldigt: daß die Seele sterblich sei! „Hätte ich das gesagt, und nicht allein gesagt, sondern öffentlich geschrieben, um die Welt anzustecken, so würde ich mich selbst zum Tode verdammen. (Also Servetо vom selben selbstvernichtenden Eifer wie Farel!) Ich nun, meine Herren, fodere, daß mein falscher Ankläger mit der poena talionis belegt werde.“ Calvin solle auch als Gefangener eingesperrt werden, wie er, bis die Sache entschieden und Einer oder der Andere sterben müsse. „Und bin ich bereit zu sterben, wenn er nicht überführt wird, dieser oder anderer Dinge, die hier folgen sollen.“ Servetо gerieth mit sich selbst in dieser Anklage in Widerspruch. Einmal klagt er Calvin an, daß derselbe, als er seine Verhaftung und Verurtheilung in Vienne bewirkt, gegen die Pflichten eines Dieners des Evangeliums gefehlt, „weil der Stoff der Doctrin keiner Criminalanklage unterworfen sein könne“, dann aber zählt er unter den unfehlbaren Gründen, weshalb Calvin verurtheilt wer-

den muſſe, auf: „daß er die Wahrheit Jeſu Chriſti unterdrücken wollen, und der Doctrin des Simon Magus folgen, allen Gelehrten entgegen, die jemals in der Kirche aufgeſtanden.“ Die Leidenſchaft handelt ſelten folgerecht; wer aber möchte auf Servetо einen Stein werfen, den Gemarterten, von ſeiner Phantaſie und ſeinen grauſamen Feinden, der im dumpfen Kerker, zwiſchen der Furcht vor dem Scheiterhaufen und dem berauſchenden Triumph einer erträumten Rache an ſeinem kaltherzigen Feinde in einem Fieberdaſein ſchwebte! „Da er nun ein Magier iſt, ſchließt er, muß er nicht allein verdammt werden, ſondern auch ausgeriſſen und verjagt aus Eurer Stadt. Und ſein Habe und Gut muß mir zugeſprochen werden zur Vergütung für das meinige, welches er mich verlieren laſſen, und dieſes, meine Herren, fodere ich.“

Sein berauſchender Traum verging bald. Die Seigneurs antworteten ihm nicht. Auf ſie, auf ihren Haß gegen Calvin war ſeine Hoffnung ja allein gebaut. Die Angſt ſeiner aufgeregten Phantaſie quälte ihn zugleich mit den Leiden einer zerrutteten Geſundheit. Zu gänzlicher Muthloſigkeit verſinkend, ſchrieb er am 10. October einen Brief an den Rath, welcher das vollkommene Gegenſtück jener Anklage bildet:

„Erlauchte Herren!

„Es ſind nun ſchon drei Wochen, daß ich eine Audienz erbeten und erſehnt, und habe ſie niemals erlangen können. Ich flehe Euch an, um die Liebe Jeſu Chriſti, ſchlagt mir doch Das nicht ab, was Ihr auch einem Turken nicht abſchlagen würdet, wenn er Euch um Gerechtigkeit anfleht. Ich habe Euch Dinge von großer Wichtigkeit und höchſt nothwendige mitzutheilen.

„Was Das anlangt, daß Ihr befohlen habt, daß man mir einige Sachen anfertige, um mich reinlich zu halten, da iſt nichts von geſchehen, und ich bin armſeliger als jemals. Und dazu quält mich jetzt der Froſt furchtbar, wegen meiner Kolik und meines Bruchs, was noch anderes Jammervolle zuwege bringt, was ich mich ſchäme zu ſchreiben. 'S iſt eine große Grauſamkeit, daß ich nicht einmal Erlaubniß habe, über Abhülfe meiner dringendſten Nothdurft zu ſprechen. Um der Liebe Gottes willen, meine Herren, gebt doch Befehle, oder aus Mitleid, oder aus Pflichtgefühl. Geſchrieben in Euren Gefängniſſen von Genf am 10. October 1553.

Michel Servetus."

Darauf ward eine Deputation in Servetо's Kerker abgeordnet, aber man findet keinen Bericht derſelben. Dinge von Wichtigkeit werden es nicht geweſen ſein, die er ihnen mittheilen konnte, wir dürfen zu Ehren des Rathes aber hoffen, daß der Unglückliche wenigſtens ein Hemde erhielt. Die Regiſter des Rathes enthalten überhaupt von jetzt an wenig oder nichts über den Gefangenen, indem die Seigneurie gar nichts entſcheiden und thun wollte, bis die Antwort der andern ſchweizer Kirchen eingetroffen ſei.

Dieſe erfolgte erſt am 18. October, wo der Staatsbote Jaquemoz Jernoz von ſeinem Umritt, der faſt einen Monat gedauert, zurückkehrte. Seltſam muß auch dieſe Art, das Gutachten einzuholen, uns bedünken. Der Bote ritt mit den Acten und Büchern von einem Canton zum andern, und verweilte in jedem ſo lange, bis die Räthe oder die Kirchenvorſteher beide eingeſehen, ihr Gutachten niedergeſchrieben und ihm wieder mit auf den Weg gegeben hatten. Man hielt das für einfacher, als vierfache Abſchriften machen zu laſſen; zudem beſaß

man von den Büchern, namentlich von Servetо's Werke, nicht soviel Exemplare.

Die schweizer Kirchen waren einstimmig in der Verwerfung der theologischen Ketzereien Servetо's, und ebenso einstimmig drückten sie ihre Zubilligung für Calvin's und seiner Collegen Benehmen aus. — Bern, zuerst berathen, tadelte an Servetо nicht allein seine Ketzereien, sondern auch seinen Stolz und seinen Mangel an Bescheidenheit: „Er habe sich für frei und berechtigt geglaubt, alle wesentlichen Punkte der Religion in Frage zu stellen, Alles umzuwerfen durch neue Erklärungen und Alles zu verderben, indem er das Gift der alten Ketzer aufgerührt." So rügten die Reformirten an Servetо, was Rom an den Reformirten rügte! — Was die gegen ihn zu ergreifenden Maßregeln betrifft, so äußerten sich die berner Geistlichen: „Wir bitten den Herrn, daß er Euch den Geist der Klugheit verleihe, des Rathes und der Kraft, damit Ihr Eure und die andern Kirchen vor dieser Pest in Sicherheit bringet, und daß Ihr zu gleicher Zeit doch nichts thuet, was unwürdig scheinen könne einer christlichen Obrigkeit."

Und diese selbe berner Kirche hatte zwei Jahre früher in dem Falle von Bolsec nach Genf in wahrhaft christlichem Sinne geschrieben: „Je mehr wir darüber nachdenken, um so mehr sind wir überzeugt, daß man nicht mit zu großer Strenge gegen die Irrenden verfahren müsse, damit, wenn wir mit zu großer Strenge die Reinheit der Lehre aufrecht erhalten wollen, wir nicht gegen den Geist Christi sündigen. — — Christus liebt die Wahrheit, er liebt aber auch die Seelen, und selbst wenn sie sich von der Wahrheit verirren. — — Wir billigen Euren Eifer, die Wahrheit aufrecht zu erhalten, dennoch bitten wir Euch, zu erwägen, wie weit besser

deihlichen Blüthe kommen werde, als keine leere. Aber wie die Norweger, ohne zu errötheu, dem Könige den Aufbau seines Schlosses verweigern können, ist nicht leicht zu begreifen. Schon der Anstand verlangte nach so vielen Staatsverweigerungen, ein Zugeständniß, wäre es auch mit größern Opfern verbunden, welches Zeugniß von der persönlichen Anhänglichkeit ablegte; wenn aber der Norweger bedenkt, was der König aus eigenen Mitteln für das Land gethan, so erscheint diese Verweigerung empörend.

Wer sich über die wichtigsten Streitpunkte, welche zwischen dem Könige und dem Storthing bei der wichtigen Sitzung im Jahre 1824 vorkamen, gründlich unterrichten will, verweise ich auf das 1825 in Berlin bei Dunker und Humblot erschienene Buch: Der Norwegische Storthing im Jahre 1824. Geschichtliche Darstellung und Aktenstücke von Heinrich Steffens. Gern möchte ich Vieles aus diesem interessanten Werke, das ich erst jetzt kennen gelernt, ausziehen, um meinen flüch-

man die irrenden Geister auf den rechten Weg zurückführt durch Milde als durch Strenge. — — Wir bitten den Herrn, daß er Euch einen Geist verleihe, stets bereit, Die zurückzuführen, die sich verirren, und daß er auf gleiche Weise das Herz Eures Gegners (Bolsec) erweiche, damit Ihr einstimmig seinen Ruhm verkünden mögt zur Erbauung der Kirche." — So mußte also denen von Bern Serveto's Ketzerei so ungleich ärger erscheinen als die des Mannes, welcher Calvin's Prädestinationslehre verwarf, daß sie von ihrem Grundsatz, wie geschehen, abweichen konnten.

Am längsten war die Antwort von Zürich. Sie erging sich weitläufig über die theologische Frage, und bewies, daß Serveto zugleich Blasphemiker und Heretiker sei. Sie bestand besonders darauf, daß Calvin gegen ihn Genugthuung müsse gegeben werden. Wir hören Bullinger, Calvin's Feind, und wohl vertraut mit dessen mislicher Lage in Genf, durch das Gutachten, wenn es heißt: „Wir hoffen, daß Glaube und Eifer Calvin's, Eures Hirten und unseres Bruders, daß seine glorwürdige Aufopferung für die um ihres Glaubens Flüchtigen und für alle wahrhaft fromme Menschen, genug strahlen werden, um nicht wieder verdunkelt zu werden, sei es bei den erlauchten Herren, sei es bei andern guten Leuten, durch die unwürdigen Anschuldigungen dieses Menschen. — Was diesen anlangt, so denken wir, daß Ihr vielen Glauben und vielen Eifer entwickeln könnt, zumal da unsere Kirchen draußen in dem übeln Ruf stehen, ketzerisch zu sein und die Ketzerei zu begünstigen. Aber die Vorsehung bietet zu dieser Stunde Euch, so wie uns, eine Gelegenheit, Euch und uns rein zu waschen von diesem schmählichen Verdachte,

indem Ihr wachsam und geschickt seid, der ferneren Verbreitung dieses Giftes vorzubeugen. Wir zweifeln nicht im Geringsten, daß die erlauchten Herren danach handeln werden."

Die Kirche von Schaffhausen unterschrieb das züricher Gutachten, fügte aber noch hinsichts des letzteren Punktes hinzu: „Wir zweifeln nicht, daß Ihr nicht nach Eurer lobenswürdigen Klugheit Servetо's Versuche unterdrucken werdet, damit seine Blasphemien nicht wie ein Brandschaden alle Glieder der Christenheit anfressen. Denn lange Gründe und Erörterungen anwenden, um seine Irrthümer zu zerstören, das hieße mit einem Narren deliriren."

Auch die Kirche von Basel freute sich, Servetо in den Händen der genfer Obrigkeiten zu wissen, weil „sie sich überzeugt halte, daß ihnen weder die christliche Klugheit, noch der Eifer der Heiligen fehlen werde, um ein Uebel zu heilen, welches schon eine so große Anzahl Seelen ins Verderben gerissen." — „Wir ermahnen Euch, wie es uns übrigens scheint, daß Ihr schon gethan, alle geeigneten Mittel anzuwenden, ihn zu heilen, um auch den Scandal, den er verursacht hat, zu heilen. Aber wenn er sich unheilbar festgezankert in seinen verkehrten Begriffen zeigt, dann straft ihn nach Eurem Amte und der Macht, die Ihr von Gott habt, dergestalt, daß er nicht mehr Christi Kirche beunruhigen konne, und daß das Ende nicht schlimmer werde als der Anfang. Der Herr wird Euch zu diesem Zwecke seinen Geist, seine Kraft und seine Weisheit verleihen."

Was wollten nun die Kirchen? Sie verdammten seine Doctrin, sie billigten und foderten auf, daß er, wenn er sich nicht bekehren lasse, gestraft werde. Aber mit welcher Strafe? Man weiß nicht, ob sie den Tod

billigten, oder mit ewigem Gefängniß sich begnügt hätten. Ihre Aufgabe war nur zu rathen; hätten sie sich richtend ausgesprochen, so würden sie das Souverainetätsrecht des freien Genf verletzt haben.

Wie Bern über die Sache dachte, weiß man aus einem Briefe des Geistlichen Haller an Bullinger in Zürich: Servetо's Irrlehren hätten beim Rathe eine solche Entrüstung erweckt, daß, wenn der Ketzer sich in den Händen der berner Justiz befunden, er ohne Zweifel zum Feuertode wäre verurtheilt worden. Die Herren von Bern hätten den genfer Rath sehr ernsthaft ermahnt, diese Plage verschwinden zu lassen, damit nicht auch ihr Gebiet davon angesteckt werde. Calvin versichert an zwei Stellen, daß diese in Bern vorherrschenden Ansichten, die in dem officiellen Schreiben nicht so stark ausgedrückt waren, zumeist auf Servetо's Richter von Einfluß gewesen seien. Der Rath von Bern war für das mit seiner Hülfe kaum frei gewordene Genf zu wichtig, und, was theologische Rücksichten vielleicht nicht vermocht, bewirkten in diesem Proceß die politischen.

Dennoch kam es in der Sitzung vom 23. October noch zu keiner Entscheidung. Man las sämmtliche Actenstücke und die eingegangenen Gutachten vor, aber die Stimmen schwankten. Zudem fehlten viele Rathsglieder von beiden Parteien, man meint, um die Sache noch zu verzögern, in einem gewöhnlichen parlamentarischen Spiele, die Stimmenmehrheit sich zu sichern. Deshalb ward die Spruchsitzung auf den 26. October verschoben, wo alle Mitglieder, bei ihrer geschworenen Pflicht, erscheinen sollten; inzwischen wollte man den Gefangenen noch ein Mal verhören.

Dies Verhör fand noch am Nachmittage des 23. statt, wo sich eine Commission in das Gefängniß begab. Es

beschränkte sich aber nur auf Formalien und endete damit, daß man Servetо unter die besondere Obhut einiger vertrauteren Personen setzte, vermuthlich weil man dem Kerkermeister kein volles Vertrauen schenkte.

Indessen waren Servetо's politische Freunde nicht stärker geworden. Sie wagten, sie unternahmen nichts; die Gutachten der schweizer Kirchen hatten ein zu schweres Siegel auf die andere Seite gedruckt. Einige Stimmen hatten sich wol, während seines Gefängnisses, zu seinen Gunsten vernehmen lassen, aber es waren vereinzelte Stimmen geblieben; die allgemeine Meinung war gegen sie. Sie kamen von Geistlichen, welche Calvin's drückende Autorität bekämpfen wollten; von einem italienischen Flüchtling und Protestanten, dem Juristen Gribaldo, der Servetо's Meinungen und die Toleranz zugleich vertheidigen wollte, aber als selbst hinneigend zu den Antitrinitariern hatte er vor Calvin und dem Comité seiner eigenen italienischen Landsleute aus Genf entweichen müssen; endlich von einigen sehr eifrigen Calvinisten, die doch vor einer Todesstrafe in Glaubenssachen zurückschauderten und denen es nicht folgerecht erschien, sich derselben Waffen zu bedienen, deren Gebrauch in den Händen der Katholiken ihnen so grauenhaft war. Der brausende Sturm der allgemeinen theologischen Entrüstung ließ diese schüchternen Stimmen verhallen.

Es kam noch etwas hinzu. Servetо war in Genf nicht populair. Wenn die Calvin bekämpfenden Parteien sich fur ihn interessirten, so waren es nur deren optimatische Häupter; mit dem Volke war er nicht in Berührung gekommen, es kannte ihn nicht. Möglich und wahrscheinlich auch, daß die Erscheinung des Spaniers nicht von der Art war, um die Sympathien einer Volks-

menge für ihn zu entzünden, er, der von der Wahrheit seiner Lehre bis zur Exaltation erfüllt und vom Haß gegen Calvin fieberhaft geschüttelt, doch ihm gegenüber vor dem Gerichte nicht aufkommen konnte und zur Feder seine Zuflucht nehmen mußte, überdies kränklich und, wenn die Exaltation des Hasses vorüber war, von finsterer Melancholie niedergedrückt.

Calvin betheuert, daß er in keiner Art auf die Richter einen Einfluß auszuüben versucht, aber er war seit den Antworten aus den Cantonen seiner Sache gewiß. Am Tage vor der Urtelssitzung (25. October) schrieb er an Bullinger: „Man weiß noch nicht, was aus dem Individuum werden wird. Ich vermuthe indeß, daß sein Urtheil morgen im Rath gesprochen, und — daß er übermorgen zur Hinrichtung geführt werden wird."

Und so geschah es. Der feierlich zusammenberufene Rath war fast vollständig; nur fünf Seigneurs waren abwesend. Eine stürmische Berathung hub an. Amied Perrin, der den Vorsitz hatte, machte eine letzte, aber vergebliche Anstrengung zu Gunsten des Gefangenen. Er machte den Antrag, Servetо für unschuldig zu erklären und fortzuschicken. Das war, wie die Dinge standen, wie wir sie wenigstens betrachten müssen, zu viel gefodert. Ihn freisprechen, hieß Calvin verstoßen; das war Perrin's Ziel. Er hatte den Bogen zu stramm gezogen, er brach. Mit welcher Beredtsamkeit er auch sprach, sein erster Antrag scheiterte. —

Er ging zu einem zweiten, dem Anschein nach formellen, über: daß der Kleine Rath sich für incompetent erkläre und die Entscheidung dem Rath der Zweihundert überlasse. Dem Wesen nach war dieser Antrag derselbe mit dem erstern. Im Rath der Zweihundert war die entschiedene Majorität auf Seiten der Libertins; hier

wäre Calvin's Gegner freigesprochen worden, und damit Calvin geopfert. Auch dieser Antrag fiel durch.

Nach diesen fruchtlosen Versuchen Amied Perrin's, übrigens mehr von seiner Leidenschaftlichkeit gegen Calvin dictirt, als von einer lebendigen Ueberzeugung von Servelo's Unschuld oder einer bewußten Hinneigung zu allgemeinen toleranten Grundsätzen, sprach der Rath durch Stimmenmehrheit folgendes Urtheil aus:

„Angesehen das Summarium des Processes gegen Michel Servet, Gefangenen, den Bericht Derer, welche man darüber zu Rath gezogen, und in Anbetracht seiner großen Irrthumer und Blasphemien, sei er verdammt, nach dem Chimpel geführt zu werden, und dort ganz lebendig verbrannt zu werden; und das werde morgen vollzogen und auch seine Bücher verbrannt."

Das Urtheil über dieses Urtheil ist in unser Aller Gewissen, in unserer Ueberzeugung längst gesprochen; es gibt, Dank unserer Zeit, aller Reactionsversuche ungeachtet, dagegen keine Appellation mehr, keinen Richter mehr in der ganzen Welt, der, um Mächtigen gefällig zu sein, es einer Revision unterwürfe. Auch die Weltgeschichte hat längst darüber gesprochen und es verdammt.

Aber seiner Zeit, vor der Meinung, welche damals herrschte, vor dem Gesetze, welches galt, konnte das Urtheil des genfer Rathes gerechtfertigt erscheinen. Der genfer Berichterstatter, welchem wir die gewissenhafte Relation aus den Registern des Rathes verdanken, welcher, seines Patriotismus ungeachtet, nichts verschwiegen und verhüllt, was häßliche Schatten auf die Parteileidenschaften seiner Mitbürger wirft, hat diese Rechtfertigung zugleich übernommen. Hören wir die wesentlichen Züge derselben an. Man braucht nicht zu besorgen, daß sie unser und sein eigenes sittliches Urtheil von heut umstoßen.

Im Kleinen Rathe der Republik saßen allerdings, wie wir sahen, zwei Parteien, welche sich die Herrschaft streitig machten, Calvin's Anhänger und Calvin's Feinde. Von Letztern fehlten bei der entscheidenden Sitzung mehre. Warum? wird uns nicht gesagt. Diese Abwesenheit von fünf Räthen allein hat aber nicht den Ausschlag gegeben. Wie in jeder parlamentarischen Versammlung gab auch hier eine dritte, vermittelnde, oder parteilose Zahl den endlichen Ausschlag. Diese Neutralen waren zwar Calvin nicht feindlich gesinnt wie Perrin's Anhänger, aber den Ansprüchen des Reformators keineswegs unbedingt zugethan, wie sie bei späteren Entscheidungen gegen ihn gezeigt haben. Allein in diesem Falle handelte es sich in ihren Augen nicht um Calvin's Interessen, sondern um die viel wesentlicheren der Reformation selbst, der sie unbedingt ergeben waren. Und damit waren die der neugeborenen Republik selbst verschwistert. In ihren Augen verschwand Servetо als Gegner Calvin's. Er war nicht sowohl ein Schwärmer und theologisch Irrender, als ein strafbarer Uebertreter der Gesetze, ein Verführer, ein gefährlicher Mann, dessen man sich, um des allgemeinen Friedens willen, entledigen müsse.

In ihren Augen hatte Servetо's Ketzerei einen doppelten Charakter, den der Blasphemie und des Aufruhrs gegen das Bestehende, gegen das allgemein gültige Gesetz. Sie glaubten vertheidigen und strafen zu müssen zugleich die beleidigte Ehre Gottes und den angetasteten Frieden der bürgerlichen Gesellschaft. Zwischen Kirche und Staat waltete eine so unklare, aber allgemein geglaubte Verschmelzung ob, daß, was das Eine kränkte auch das Andere verletzte. Das blos theologische Element verschwand gänzlich in den Verhandlungen wie im Urtheil, es handelte sich hier nur noch um den An-

griff „gegen die wahren Fundamente der christlichen Religion". Er hatte die Dogmen der Dreieinigkeit und der Taufe, die bis dahin in allen Communionen für geheiligt galten, angegriffen; die übereinstimmenden Gutachten der schweizerischen Kirchen, die kein persönliches Interesse zur Sache hatten, wie Calvin und seine Anhänger, hatten sie als ketzerisch verworfen und als wahrhaft gefährlich für alle Religien; also konnte man nach den Grundsätzen der öffentlichen Ordnung, wie sie damals verstanden wurden, nicht mehr anstehen, in Servet's Auftreten einen Angriff, eine Empörung gegen die bürgerliche Gesellschaft zu erblicken.

Es kam hinzu der mißliche Standpunkt, welchen die reformirte Kirche, der katholischen Welt und bereits der lutherischen Deutschlands und des Nordens gegenüber, einnahm. Es galt, von der reformirten Kirche den Argwohn abzuwenden, daß sie sich mit Meinungen vertrüge, welche von der ganzen Christenheit für Blasphemien gehalten wurden. Als Obrigkeit durften sie nicht die Verbreitung von Doctrinen begünstigen, die man als gefährlich für die Ruhe der Völker erklärte. Und — die Katholiken hatten durch den Urtheilsspruch von Vienne das Ihre gethan, diesmal die wahre Ketzerei zu vertilgen; sollten, durften die Reformirten anstehen, ihrerseits das Gleiche zu thun, konnten sie den Vorwurf auf sich ruhen lassen, daß sie minder eifrig wären für die wahre, reine Lehre? Dies war vielleicht das am schärfsten bewegende Moment.

Endlich war über die Berechtigung zur Strafe damals kein Zweifel. So gut als der Rath Berthelier erlaubt hatte, wieder an den Tisch des Herrn zu treten, konnte er auch Servet zum Tode verurtheilen. Die Codices des Theodosius und des Justinian und die kai-

serlichen Verordnungen, standen sie nicht da als mächtige Autoritäten, auf die man sich lehnen konnte, wenn man es für nöthig befunden hätte, wenn Gewissensscrupel aufgetaucht wären, ob ein weltlicher Richter über geistliche Irrungen urtheilen könne? Aber diese zarten Gewissenszweifel herrschten nicht. Und wie hätten sie vor dreihundert Jahren herrschen sollen, da noch zwei Jahrhunderte später ein Montesquieu schrieb: „Ich habe nicht gesagt, daß man die Ketzerei gar nicht strafen solle, ich sage nur, daß man sehr vorsichtig sein muß, wenn man sie straft.“ Und zweihundertfunfzig Jahre darauf sehen wir den Gielsdorfer Prediger Schultz vor dem Tribunal des Kammergerichts zu Berlin, und noch später die königsberger sogenannten Mucker, und heute den Pfarrer Wislicenus, und daß der Prediger Rupp in Königsberg vor kein Gericht gestellt worden, wäre nur dafür ein Beleg, daß man von den Gerichten die Gewissensscrupel besorgt, über welche die Macht zu allen Zeiten hinaus war, wo es in ihrem Interesse lag, die von ihr anerkannte Orthodoxie vor der Heterodoxie zu bewahren. Endlich konnten jener Zeit in Genf diese Gewissenszweifel zum wenigsten aufkommen, wo der gerichtete Servete selbst anerkannt hatte: daß Grundsätze, welche die Religion völlig umwälzen, mit dem Tode bestraft werden mußten. Hatte er dadurch nicht selbst sein Todesurtheil unterschrieben?

Endlich lag auch die Art der Strafe in den Begriffen der Zeit. Die befragten Sachverständigen, vier Kirchen, gegen deren Autorität nichts einzuwenden war, hatten sich ausdrücklich, oder doch in einer Art, die keinen Zweifel ließ und nur durch die Verhältnisse in der bedingten Ausdrucksweise geboten war, dafür erklärt. Auch fehlte es nicht an nachstliegenden Antecedentien.

Erst 1547 war der genfer Bürger Jacques Gruet wegen seiner gottlosen Doctrinen, welche die bürgerlich-christliche Gesellschaft angriffen, enthauptet worden. Warum sollte mit dem fremden Ketzer eine Ausnahme gemacht werden? Servetо's Richter glaubten eine Pflicht zu erfüllen.

Fodern wir nicht von ihnen, sagt der genfer Berichterstatter, Rechenschaft uber diesen beklagenswerthen Irrthum, sondern von ihrem Zeitalter. — — Diese Verirrungen unseres Geschlechts stoßen uns, wenn man denn doch daruber sprechen soll, ein mehr niederdruckendes, demuthigendes Gefühl im Allgemeinen ein, als sie unsern Stolz (daß wir besser handeln würden) erheben können; und ehe wir Diejenigen, welche die Instrumente grausamer Verurtheile waren, verdammen, sollten wir uns daruber Gewißheit verschaffen, daß wir an ihrer Stelle nicht ebenso gehandelt hätten, wie sie. Beklagen wir ihren Urtelsspruch, ohne ihre Absichten anzugreifen; denn wir würden es nur darum nicht thun, weil wir ein Privilegium haben, was ihnen versagt war — die Wohlthat einer andern Zeit.

Aus zwei Briefen Calvin's an Farel, den er eiligst nach Genf zu kommen einlud, geht hervor, daß Jener sich eifrigst beim Rathe darum verwandt, statt des Feuertodes den Verurtheilten mit dem Schwerte richten zu lassen. Es geschah dies weniger aus sentimental humanen Regungen, als weil eine reformirte Kirche in anderer Art strafen müsse als die römische, und deren Scheiterhaufen auch schon damals von der öffentlichen Meinung mit Abscheu gerichtet waren. Calvin wollte, daß die Auto da Fe's der römischen Inquisition allein

tigen Bemerkungen einen gediegenen Gewährsmann beizugesellen, wenn nicht diese gründlich statistisch-politische Auseinandersetzung außerhalb der Gränzen einer skizzirenden Reise läge. Doch kann ich mich nicht enthalten, hier folgende Worte auszuheben, mit denen der geborne Normann seine allgemeinen Betrachtungen über die neue Verfassung seines Vaterlandes so treffend schließt: „Wer wird leugnen können, daß eine Staatsverfassung wie die Norwegische, von irgend einem andern Volke angenommen, nur unter heftigen Gährungen Wurzel fassen könnte, ja, selbst wenn sie sich fortdauernd erhielte, immer von Neuem bedenkliche Reactionen erzeugen würde? In Norwegen zeigte sich, bei der plötzlichen, unerwarteten, durch äußere Verhältnisse veranlaßten, Einführung der Verfassung, keine bedeutende Unruhe, und wenn man die gegenwärtigen innern Verhältnisse des Landes erwägt, hat man durchaus keinen Grund, irgend eine bedenkliche Bewegung für die Zukunft zu befürchten.

Man könnte, glaube ich, selbst den politisch so vielfach bewegten Einwohnern von Paris — der Zahl nach den Einwohnern von ganz Norwegen gleich — eine jede, auch die freieste Ver-

verblieben. Aber seine Vorstellungen vermochten diesmal nichts über den Rath. Das canonische Recht verdammte die Ketzer zum Feuertode; der Rath wollte nicht von den Gesetzen abgehen und Calvin mußte den Fluch auf sich laden, den die Geschichte noch nicht überall von ihm abgewälzt hat.

Servetо hatte wieder der Hoffnung sich hingegeben, woher weiß man nicht, da alle Anzeichen ihm die traurige Veränderung seines Schicksals verrathen mußten. Noch am selben Morgen, wo das Urtheil gefällt worden, erfuhr er den Inhalt desselben; es traf ihn wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Calvin sagt: „Als man ihm die Todesnachricht gebracht, war er einen Augenblick wie ohne Besinnung, nachher seufzte und schluchzte er, daß es durch den ganzen Saal wiedertönte; zuweilen fing er an zu heulen wie ganz außer sich. Kurz, er hatte nicht mehr Fassung als Jemand, der ganz von bösen Geistern besessen ist. Endlich brach er in ein lautes Schreien aus, das nicht aufhören wollte, schlug sich auf die Brust und rief in Spanisch: „Misericordia! Misericordia!" Erst nach gerade sammelte er sich wieder, aber sein Stolz, selbst seine Fassung, war dahin.

Farel, aus Neufchatel herubergekommen, war zugegen, ein ehrwürdiger Greis, dem man eine bessere Rolle wünschen dürfte, als die ihm ward, einen Ketzer zum Scheiterhaufen zu begleiten. Farel, bemuht, die arme Seele zu retten, strengte seine Beredtsamkeit an, ihn von seinen sträflichen Irrthumern zu uberzeugen; aber da erwachte Servetо's Selbstbewußtsein. Er bat den Geistlichen, ihm doch nur eine Stelle in der heiligen Schrift zu zeigen, wo Christus Gottes Sohn genannt werde, ehe er Mensch geworden. Farel nannte ihm einige Stellen. Umsonst. Servetо, um Gott und Jesu Christi

willen, seines Erlösers, flehte er um Gnade, aber daß Christus anders, als durch seine Menschwerdung Gottes Sohn geworden, könne er nicht zugeben.

Ebenso vergeblich blieb eine Ermahnung von Seiten Calvin's selbst. Auf Farel's Veranlassung hatte eine Zusammenkunft zwischen diesem und dem Verurtheilten stattgefunden. Der Rath hatte dazu seine Erlaubniß ertheilt und dem Reformator zwei Rathsmitglieder, Corna und Bonna, zur Assistenz mitgegeben. Servetо benahm sich aber so sanft und bescheiden, wie er früher gegen Calvin sich stolz und fast übermüthig betragen; er bat ihn um seine Verzeihung, aber von seiner Ansicht könne er nicht abgehen. Calvin sagte zu ihm: „Ich protestire dagegen, daß ich dich je wegen einer persönlichen Beleidigung verfolgt habe. Du mögest dir in den Sinn rufen, wie ich vor 16 Jahren in Paris keine Mühe gescheut habe, dich unserm Heiland wieder zu gewinnen, und wenn du nur Vernunft angenommen hättest, würde ich dich mit allen guten Dienern Gottes ausgesöhnt haben. Du flohest damals den Kampf, und auch da unterließ ich nichts, dich durch Briefe zu ermahnen. Aber Alles war unnütz, du hast gegen mich, ich weiß nicht welchen Zorn, nein, welche Wuth geschleudert. Uebrigens hat Das, was meine Person betrifft, hierbei nichts zu sagen. Sorge vielmehr, daß du Gott um Gnade anflehest, den du so gelästert hast, indem du die drei Personen auslöschen wolltest, die in seiner Wesenheit sind; flehe um Gnade zum Sohne Gottes, den du so entstellt und fast verleugnet hast als Heiland."

Am 27. October 1553 Vormittags um 11 Uhr sah der Gefangene den Seigneur-Lieutenant in Begleitung

des Juſtizſecretairs in ſein Gefängniß treten. Dieſer ſprach nach altem Herkommen die Worte: „Kommt mit mir, um zu hören den guten Willen meiner Herren!“ So verließen ſie den biſchöflichen Palaſt.

Das Tribunal war nach demſelben uralten Herkommen vor den Thoren des Stadthauſes verſammelt. Von der Höhe der Eſtrade herab verlas der Seigneur Syndicus Darlod folgendes Urtheil, während der Gerichtete unten, an Farel's Seite, blaß und zitternd, der entſetzlichen Verkündung lauſchte:

„Nachdem der Proceß geführt und geſchloſſen durch uns, die geſtrengen Seigneurs Syndici, Richter in Criminalſachen dieſer Stadt, auf Anſuchen und Antrag des Seigneur Lieutenant dieſer genannten Stadt, aus nachfolgenden Urſachen

„Gegen

„Michel Servet de Villeneufve (Villanova) im Königreich Aragon in Hiſpanien,

„Welcher erſtlich überführt iſt, vor 23 oder 24 Jahren zu Agnon (Hagenau) in Deutſchland, ein Buch haben drucken zu laſſen gegen die heilige und perſönliche Dreieinigkeit, enthaltend mehre und große Blasphemien gegen dieſelbe, hochlichſt anſtößig gegen die genannten deutſchen Kirchen: als welches Buch er freiwillig bekannt hat, daß er es drucken laſſen, trotz aller Vorſtellungen und Zurechtweiſungen, ſo ihm wegen ſeiner falſchen Meinungen von den gelehrten evangeliſchen Doctoren in Deutſchland geworden.

„Item, und welches Buch von den Doctoren der deutſchen Kirchen, als voller Ketzerei, iſt verworfen worden, und beſagter Servet fluchtig geworden aus Deutſchland wegen beſagten Buches.

„Item, und trotzdem iſt beſagter Servet in ſeinen

greuliche Blasphemien, damit gedachtes Buch ganz vollgestopft ist, furchtbar scandalos sowol gegen die Ehre und Majestät Gottes, des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes, als es ist eine grausame und schreckliche Mörderei und ein Verderben und Ruin mehrer armen Seelen, von wegen der ungesetzlichen und verabscheuungswürdigen Doctrin, die daraus zu ziehen. Gräßliche Sache, es nur auszusprechen.

„Item und hat besagter Servet, erfüllt von Bosheit, dieses Buch, so dermaßen gegen Gott und die heilige Lehre gerichtet ist, titulirt: Christianismi restitutio, welches heißt, die Wiederherstellung des Christenthums, und das, um besser zu verführen und zu betrügen die armen Unwissenden, und um bequemer mit seinem unglückseligen und abscheulichen Gift unter dem Schatten einer guten Doctrin die Leser anzustecken.

„Item und außer dem oben gedachten Buche, mit Briefen unsern Glauben angreifend und alle Mühe sich nehmend, mit seinem Gift ihn anzustecken, hat er freiwillig bekannt und anerkannt, Briefe an einen der Geistlichen dieser Stadt geschrieben zu haben, in welchen außer andern greulichen und abscheulichen Blasphemien gegen unsere heilige, evangelische Religion, er sagt, unser Evangelium sei ohne Glauben und ohne Gott, und daß wir statt eines Gottes einen Cerberus mit drei Köpfen hätten.

„Item und zum Mehren hat er aus freien Stücken bekannt, daß an dem oben bemeldeten Orte zu Vienne, aus Grund dieses abscheulichen und verfluchungswürdigen Buches und seiner Meinungen, er gefänglich eingezogen worden, aus welchem Gefangniß er hinterlistigerweise ausbrach und entschlupfte.

„Item und hat sich besagter Servet in seiner Doctrin

nicht allein gegen die wahre christliche Religion gewandt, sondern als ein arroganter Neuerer in ketzerischen Dingen, auch gegen papistische und andere (scil. ketzerische Dinge), sodaß er zu Vienne im Bildniß ist verbrannt worden und von seinen genannten Büchern sind fünf Ballen verbrannt.

„Item und trotz alledem, da er in dieser Stadt als Gefangener gehalten worden, hat er nicht abgelassen, boshafterweise in besagten abscheulichen und schändlichen Irrthümern zu verharren, sie mit Injurien und Calumnien gegen alle wahre christliche und getreue Anhänger der reinen und unbefleckten christlichen Religion aufrecht zu erhalten suchend, die er dann Trinitarier, Atheisten und Zauberer genannt hat, und das trotz aller der Vermahnungen, die ihm schon seit lange, wie allbereits gesagt, in Deutschland vorgehalten worden, und wie aus Nichtachtung der Rügen, der Gefängnißstrafe und der Correctionen, die ihm so anderwärts als hier zu Theil worden. Wie das Alles weitläufig und lang ist enthalten in seinem Proceß.

„Und wir Syndici, Richter in Criminalsachen dieser Stadt, nachdem der Proceß geführt und geschlossen vor uns, auf Antrag unseres Lieutenants aus den gedachten Ursachen, gegen dich, Michel Servet von Villaneufve im Königreich Aragon in Hispanien, durch welchen und deine freiwillig in unsere Hände gemachten Bekenntnisse, so mehrfach wiederholt, und deine uns vorgelegten Bücher für uns feststehet, daß du, Servet, schon vordem eine falsche und ganz ketzerische Doctrin von dir gegeben, und selbe, alle Zurechtweisungen hintansetzend, mit boshafter und verderbter Halsstarrigkeit, unverdrossen ausgesäet und verbreitet, bis dahin, daß du selbst Bücher drucken und verbreiten lassen gegen Gott Vater, Sohn

und heiliger Geist, kurz gegen alle wahren Fundamente der christlichen Religion und dadurch versucht habest, Schisma und Trubel in die christliche Kirche zu bringen, wodurch viele Seelen hätten mögen verderben und ruinirt werden; ein gräßlich und erschreckenswürdiges, ein schmachvolles und verpestendes Ding, und daß du weder Scham noch Schande empfunden, dich zu erheben ganz und gar gegen die majestätische, göttliche und heilige Dreieinigkeit; demnächst also, daß du Hals und Kragen daran gesetzet, die Welt mit deinem stinkenden ketzerischen Gifte zu vergiften, das allerabscheulichste Verbrechen der Ketzerei, die schwerste körperliche Strafe verdienend. Derohalben und um anderer gerechten Ursachen willen, die uns bewogen, wünschend, die Kirche Gottes von solcher Ansteckung zu reinigen, und das faule Glied davon abzuschneiden; nachdem wir guten Rathes gepflogen mit unsern Bürgern*), und angerufen haben den Namen Gottes, um ein gerecht Urtheil zu fällen, und das Tribunal allhier auf der Stelle unserer Vorfahren versammelt, und Gott und seine heiligen Schriften vor unsern Augen, sprechend im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes — verdammen wir, durch dieses unser Endurtheil, welches hier niedergeschrieben worden, dich, Michel Servet, gebunden und geführt zu werden auf den Platz von Champel und dort befestigt an einen Pfeiler und ganz lebendig verbrannt zu werden, und dein Buch, das du geschrieben und gedruckt, bis daß dein Körper in Asche zerfallen; und daß du so enden sollest deine Tage, damit du Andern ein Beispiel gabest, so Aehnliches begehen wollten.

*) Das heißt die Mitglieder des Kleinen Rathes, [illegible] dies allein waren die Richter in Criminalfällen.

„Und Euch, unserm Lieutenant, befehlen wir, diese unsere gegenwärtige Sentenz in Vollzug zu bringen.“

Kaum war das letzte Wort gesprochen, so schrie der Unglückselige, der im Geist schon die züngelnde Flamme sah, um Gnade auf: er habe aus Unwissenheit geirrt, er wolle fortan immer der Schrift folgen, man möge doch aus Erbarmen sein Todesurtheil in ein minder qualvolles verwandeln.

Farel erwiderte: wenn er Gnade verlangen wolle, müsse er seine Fehler eingestehen und feierlich Zeugniß ablegen, wie er seinen Irrthum verabscheue. — Das konnte Servetо nicht. Er stammelte nur, er habe den Tod nicht verdient und bitte Gott, seinen Anklägern zu vergeben.

Genf blieb die treue Wächterin der Trinitätslehre. Fünf Jahre später hatte ein anderer Theologe, ein Italiener Valentin Gentilis, ähnliche Zweifel über das Wesen der Dreieinigkeit geäußert. Auch er sollte dafür in der Stadt den Feuertod sterben; aber er zog es vor, sich bekehren zu lassen. Doch die stille Bekehrung genügte nicht. Er mußte barfuß und auf den Knien, mit einer Fackel in der Hand, selbst die Schriften verbrennen, in denen er seine Irrlehre niedergelegt hatte.

So hätte auch Servetо sich retten können. Seine Ueberzeugung galt ihm mehr als sein Leben. Der ehrwürdige Greis Farel, selbst immer bereit, sein Leben zu opfern Dem, was er seine Ueberzeugung nannte, war so empört über diese gräßliche Verhärtung, daß er dem Gerichteten drohte, ihm nicht bis zum Scheiterhaufen zu folgen, wenn er nicht in sich ginge. Der Unglückliche verfiel in ein dumpfes Schweigen, und der traurige Zug setzte sich in Bewegung.

Vorn der Seigneur Lieutenant und der Saultier zu Pferde und in voller Amtstracht; hinter ihnen Servetо und Farel, umringt von den dazu commandirten Bogenschützen. Die Volksmasse, welche sich hinzudrängte und folgte, war verhältnißmäßig nicht so groß als bei andern ähnlichen Gelegenheiten.

Riellet de Candolle führt uns den Weg, Straße für Straße, den der Zug durch Genf genommen; für den Genfer und den mit den Localitäten der Stadt Vertrauten gewiß von einem wehmüthig ernsthiſtoriſchen Intereſſe. Wir können ihm nicht folgen. Aber auf dem ganzen Wege bemühte ſich Farel, den Ketzer zu bekehren. Umſonſt. Calvin verargt es noch dem Todten, daß er geſchwiegen; dieſer halsſtarrige Ketzer habe nicht einmal Farel zu widerlegen verſucht, und doch möchten ſeine wahnverrückten Anhänger gern aus ihm einen Märtyrer machen. Für den Unglückſeligen war der ernſte Gang zum gräßlichſten Tode nicht der Ort, ſich in Controverſen über dogmatiſche Fragen auszulaſſen. Er hatte in ernſteren Dingen mit ſich abzuſchließen.

Auf dem Wege durch Genfs enge und hohe Straßen ſind wir ihm nicht gefolgt, dagegen wollen wir unſern Berichterſtatter anhören in der Schilderung des Ortes, wo Servetо enden ſollte.

In geringer Entfernung vor der Mauer Genfs erhebt ſich gegen Mittag zu ein Hügel von angenehmen Umriſſen, von deſſen Gipfel das Auge über die reizendſten Gegenden des Landes mit Entzücken hinſchweift. In der Ferne die grünen Wellen und die bezaubernden Ufer des Genfer Sees; das ungeheure Amphitheater des Jura, welches gegen Abend den Horizont begrenzt und gegen Südweſt die ſattelartigen Hebungen und Senkungen der Berge, die das Thal des Leman ſchließen. Rings-

umher um den Fuß des Hügels lachende Felder, und wenige Schritte davon das alte Genf, dessen engzusammengedrängte Gebäude einem geschwärzten Bienenkorbe gleichen, und dicht vor dem Zuschauer, wenn er sich gegen Sonnenuntergang wendet, die terrassenartigen Hügel, welche sich unterhalb der Cluse erheben, die wie eine Bresche in das ungeheure Bollwerk des Jura eingeschnitten ist. Näher noch, und vor den gähen Felswanden, zwischen denen Arve und Rhone sich einzwängen, ohne doch ihre Wellen zu mischen, den grünblitzenden Rasenplatz vor Plainspalais, dieses Marsfeld Genfs, den Bürgerfesten und den militairischen Paraden gewidmet. Nur eine Seite ist trüb und herbe, die, welcher wir den Rücken zukehren, wenn wir dieses zauberreiche Gemälde überschauen; da schießt in die Höhe der rauhe, felskantige Salève, dessen ausgebreitete Schultern durch ihre wilde Monotonie dem Blick eben so trübe begegnen, als das andere Panorama in seiner zauberhaften Mannichfaltigkeit das Auge entzückt.

Dieser Hügel, von dessen Gipfel man solche Contraste sieht, ist der Champel; auf seiner Höhe stand Servets's Scheiterhaufen. Es war ein schöner Herbstmorgen, wo die Alpen sich bekanntlich in wunderbaren, die Seele erfrischenden Reizen entfalten. Ob der Unglückselige einen Blick dafür hatte? Ob es ihm sein Loos erschwerte, unter Qualen aus solcher Welt zu scheiden?

Sie waren angelangt. Die Vorbereitungen waren beendet. Farel federte den Verurtheilten auf, die Versammelten zu bitten, daß sie für seine Seele beten möchten; er möge sein Gebet mit dem des Volkes verrichten. Diese Gebete summten noch fort, als Servets schon den Scheiterhaufen bestieg. Mit Eisenringen ward er an einen Pfahl gekettet, sein Buch ward zu beiden Seiten ihm festge-

fassung geben, wenn man sie zwischen Lindenäs und dem Nordcap vertheilte, und einem Theil derselben einen harten Fels zum Besitz ertheilte, während Andere mit Fischfang, Bergbau u. s. w. beschäftigt wären. Und nun denke man sich die ruhigen Norweger, seit vielen Jahrhunderten ohne alle unmittelbare Theilnahme an den politischen Ereignissen Europas; einen bedeutenden Theil derselben, in entlegenen Gegenden einsam und zerstreut, nur mühsam und mit großer Anstrengung sich ernährend. Norwegen ist keineswegs, im Sinne der neueren Staatsumwälzer, für eine solche freie Verfassung reif, es ist vielmehr die völlige politische Unschuld der Einwohner, die eine solche Verfassung nicht blos unschädlich, sondern auch nützlich macht. Daß kein bevorrechteter Stand zu verdrängen war, gar kein herrschendes, oder auf irgend eine Weise bedeutendes, geschichtlich begründetes Interesse durch die Veränderung der inneren Verfassung des Landes verletzt wurde, ist nicht zu übersehen. In der That ist durch die neue Constitution sehr wenig, fast nichts, in den engern, aber wichtigsten, Verhältnissen des bürgerlichen Lebens verändert. Die Administration der Provinzen, die

bunden, auf seinem Kopfe eine Krone von Blättern, die in Schwefel getaucht sind. Als die Fackel vor seinen Augen geschwungen wird, stößt er einen Schrei aus, der Alle erbeben macht.

Die Berichte, welche man über Servetо's letzte Augenblicke und Aeußerungen hie und da gedruckt findet, hält Riellet für später gemacht und falsch. Es wird darunter erzählt, daß man aus Grausamkeit den Scheiterhaufen von grünem Holze geschichtet, um die Qualen des Ketzers zu verlängern, und daß ein Bauer, diesmal aus Erbarmen, Bündel mit trocknem Reisig ins Feuer geworfen, um sie zu verkürzen.

Nach einer Stunde hatten die Flammen ihn verzehrt, und es blieb nichts von Servetо als zerstreute Asche, ein Name, der nicht mehr aus der Geschichte der menschlichen Kämpfe um das Unbegreifliche verschwinden wird, und ein Flecken auf der Reformation, den sie selbst auszulöschen nicht mehr vermochte, auch nicht darum sich Mühe gab. Luther hatte die Todesstrafe gegen Ketzer verworfen. Der sanfte Melanchthon billigte bekanntlich nicht allein dieses gräßliche Urtheil, sondern pries es auch an; er erklärte öffentlich: daß die Herren von Genf wohl daran gethan, einen solchen Ketzer zu verbrennen! Die Katholischen fanden darin reichen Stoff, der Protestanten Anschuldigungen ihnen zurückzugeben; aber 19 Jahre nach Servetо's Scheiterhaufen tonten in Paris die Glocken der Bartholomäusnacht. Unter solchem Sturmgeläut schienen die letzten Sterbeseufzer des kleinen armen Spaniers in Genf zu verhallen. Und doch, was ist gräßlicher für unser Gefühl: eine satanische Metzelei, wo aber alle wilde Leidenschaften, wo lang genährter Todhaß, Politik, Wollust und der Kitzel der Entnervung mit thatig waren, oder ein mit Verstand

und Vernunft in kalter Besonnenheit, und von sonst redlichen, trefflichen, besonnenen, menschenfreundlich gesinnten Richtern gefälltes Urtheil, welches einen Mann zum qualvollen Tode verurtheilt, weil er von einer Ansicht nicht abstehen wollte, die nach ihren Ansichten irrig war? Eine Ansicht, welche von Dem, was damals für eine Grundwahrheit des Christenthums galt, abwich, während man über andere Sätze, die heut für Grundwahrheiten gelten, heut, in ähnlicher Agitation, jenes alten Kampfes über das mehr oder minder substantielle Wesen der gespaltenen Dreieinigkeit fast vergessen hat!

Die Sterbeseufzer Servéto's sind aber vielleicht nicht verhallt, die Flammen seines Scheiterhaufens haben mehr Helle verbreitet als die frei durchgeführtesten Argumente; sie haben mehr auf die Geister gewirkt als alle Autodafés Spaniens und Italiens, denn ein innerer Widerspruch in einem System verletzt und weckt mehr zum Nachdenken als die empörenden Wirkungen eines folgerechten Systems.

Der Advocat für das Genf der Vorzeit sagt noch: „Der Scandal, welchen endlich dieses Urtheil hervorrief, war ein Opfer, dargebracht dem Geiste der Reformation. Weniger ist es die Strenge seiner Richter, als ihr Schwanken, was diesem unseligen Falle ein solches Aufsehen gegeben. Ueberall sonst als in einer protestantischen Stadt würde er umgekommen sein, ohne daß es mehr gewesen wäre als ein Scheiterhaufen und ein Opfer mehr. Zu Genf konnte er nur sein Leben verlieren, um der Vertreter einer Sache und der Märtyrer eines Princips zu werden."

Eine erste Conventiklerin.

1638.

Daß die Freiheit, welche die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts dem menschlichen Geiste errungen, weder das Recht zur Forschung uber die Grenzen hinaus umfaßte, welche die Reformatoren ihr gesteckt, noch die Toleranz für anders Gläubige, dafür finden wir in dem vorigen Criminalfall den sprechendsten und traurigsten Beweis. Aber man war der Meinung, daß die Glaubensfreiheit mit den protestantischen Brudern, namentlich aus England und Schottland, sich vor dem Druck der herrschenden Meinungen, gegen Ende des sechszehnten und durch das ganze siebenzehnte Jahrhundert, nach Amerika gerettet habe, daß dort von Anbeginn vollkommene Freiheit für alle christlichen Sekten geherrscht und unter einer unbedingten Toleranz die religiösen Auswanderer dort wenigstens vor den Verfolgungen der Bigotterie und des religiosen Fanatismus ein vollkommenes Asyl gefunden. Die Geschichte der amerikanischen Freistaaten, aus den Zeiten ihres Beginnens, hat uns ein Anderes gelehrt. Nur das Privilegium für diese und jene religiose Meinung, für be-

stimmt ausgesprochene confessionelle Systeme, brachten die Auswanderer nach der neuen Welt hinüber, Freiheit für den Buchstaben, der im Mutterlande von einem andern Buchstaben sich verfolgt oder gedrückt fühlte. Mehr nicht. Diese privilegirte Freiheit vertheidigten sie bis aufs Aeußerste, bis wieder zur Verfolgung. Es waren gerade diejenigen Sekten, welche in England unter dem schärfsten Druck der blutigen Unduldsamkeit geseufzt, die im neuen Vaterlande die unduldsamsten Verfolger gegen anders Denkende wurden. Es kostete in der neuen Welt einen gerade ebenso langen Kampf als in der alten, bis die Ueberzeugung siegte, daß kein Mensch ein Recht habe, dem andern um seines Glaubens willen seine Rechte zu verkümmern; ein Kampf, der noch über den für die politische Freiheit und Selbständigkeit hinaus dauerte und erst unter Jeffersons Regiment zu Gunsten der unbedingten Toleranz, welche heute herrscht, entschieden ward.

Wie das Gift des Wahnes aus der alten Welt, in anderer Beziehung, auch in die neue übergeimpft wurde, sahen wir in der grauenvollen Tragödie von Salem. Wie neue Sekten mit demselben Fanatismus hier wie dort von Denen, die sich im Besitz des allein wahren Glaubens und der allein wahren Kirchenverfassung wähnten, verfolgt wurden, werden wir hiernächst in der Geschichte der Quakerverfolgung in Kürze andeuten. Hier folge als einigermaßen heiteres Gegenstück zu dem protestantischen Ketzerproceß, den Calvin gegen Servetо führen ließ, der Ketzerproceß, den die Puritaner des Nordens von Amerika gegen eine Frau anhuben, welche die Kühnheit hatte, in ihrer unfehlbaren Kirchenrepublik eine noch unfehlbarere erwählte Kirche constituiren zu wollen. Die Erscheinung dürfte für viele unserer Leser auch um

deshalb Interesse haben, weil sie an manche andere unserer Gegenwart erinnert. Im heutigen Amerika ist sie eine alltägliche Erscheinung geworden, die aber glücklicherweise nicht mehr den Criminalrichtern, sondern nur den Spöttern reichen Stoff bietet.

Um 1636 war William Hutchinson mit seiner Frau Anna Hutchinson aus England nach Amerika ausgewandert, hatte sich zu Boston in Massachusets angesiedelt und zur dortigen Kirche der Puritaner bekannt. Es waren angesehene Leute, die auch in der Colonie alle Achtung genossen. Der Mann wurde auch häufig zum Repräsentanten in der Generalversammlung erwählt.

Nicht er aber wurde darum berühmt, sondern seine Frau, weil sie in der jungen Republik einen Einfluß ausübte, der in dieser Art bei ihrem Geschlechte wol ohne Beispiel ist und einen langen Kampf entzündete, welcher sie zu einer historischen und tragischen Heroin in der Geschichte von Massachusets erhoben hat. Aus kleinem Anfang erwuchsen große Dinge.

Außer dem öffentlichen Gottesdienst gab es in Boston seit früher Zeit Privatzusammenkünfte der Brüder der Kirche zu religiösem Gespräch und religiösen Uebungen. Die Unterhaltungen der gebildeten Welt drehten sich zu jener Zeit ja fast überall um Religionsangelegenheiten. Mistriß Hutchinson wird als eine stolze und sehr entschieden auftretende Frau geschildert, die einen scharfen Witz, einen lebendigen Geist und eine noch weit lebendigere Zunge hatte. Sie konnte es nicht ertragen, daß nach dem Herkommen Frauen bei jenen

Zusammenkünften nur hören und schweigen, aber nicht mitsprechen sollten.

Aus Verdruß darüber stiftete sie Zusammenkünfte nicht von Brüdern, sondern von Schwestern der Kirche, wo sie die am Sonntage vorher gehaltenen Predigten wiederholte und ihre eigenen Anmerkungen dazufügte. Es war ein neuer Gedanke, auch waren ihre Auslegungen der Schrift neu und schlagend. Bei ihrer lebhaften Fassungsgabe und Kunst zu reden fanden diese Conventikel sogar mehr Beifall als die der Männer, wo die geachtetsten Theologen das Wort führten. Da sie überdem in der Hebammenkunst vortrefflich Bescheid wußte, auch manche Arcana in der Arznei für diese und jene Gebrechen des Leibes wußte und immer zur Hand hatte, so konnte es nicht fehlen, daß sie bald sehr gesucht und beliebt wurde, und ihre Doctrinen fanden ebenso viel Anerkennung und Bewunderung als ihre Tränkchen und Salben.

Ihre Anhänger zählte sie aber bald nicht mehr allein unter ihrem eigenen Geschlecht. Ein ausgezeichneter Geistlicher, John Cotton, billigte sie, und ebenso der damalige Gouverneur der Provinz, der in Englands Rebellion später eine so bedeutende Rolle spielende Henry Vane, welcher als Jüngling schon die Hallen seiner Väter verlassen, um in den Wildnissen Neuenglands Gewissensfreiheit zu finden, und bereits im 24. Jahre zum Gouverneur der Provinz erwählt war. Vane wurde ihr eifrigster Bewunderer.

Es ließ sich anfänglich gar nichts gegen diese Conventikel sagen, und die gesammte Geistlichkeit billigte sie. Das änderte sich aber bald, als der geistliche Stolz merkte, daß ein Weib den Einfluß über die Gemüther ausübte, welchen die Prediger gern für sich allein be-

halten wollten. Wenn ſie auch die Doctrinen gebilligt hatten, ſo ging ihnen bei der Art, wie Miſtriß Hutchinſon in ihren Kreiſen waltete, doch jede Controle darüber ab.

Plötzlich aber entdeckten ſie Ketzereien in dieſen Lehren. Da die Hutchinſon keine Schriftſtellerin war, auch keine ihrer Schülerinnen ihre Lehren vollſtändig niedergeſchrieben hat, ſo fehlt es an einer authentiſchen Kenntniß derſelben. Aus einer Beſchwerdeſchrift eines Geiſtlichen kann man aber einige Anklagepunkte entnehmen. Es heißt darin: „Im Anfange war dies Alles gut und ſtimmte auch mit Dem, was die Kirche durch ihre Diener lehrt, und alle Getreuen billigten es und dankten Gott wegen des guten Erfolgs, den die Sache hatte. Aber nachdem ſie nun ſo den Weg durch ſolche Wahrheiten vorbereitet hatte, dann fing ſie an, ihren eigenen Stoff vorzubringen und lehrte: daß keine Heiligung der Beweis ſei eines geſunden Zuſtandes, es ſei denn, daß ihre Rechtfertigung ihnen (den Gläubigen) klar werde durch das unmittelbare Zeugniß des Geiſtes, und daß jedes Werk der Gnade, ſo vorausginge dieſem unmittelbaren Zeugniß, nur eine Häufung (covenant) von Werken ſei; als wodurch denn manche gute Seelen, die lange in Gottſeligkeit gelebt, dahin gebracht worden, daß ſie entſagten allen Werken der Gnade in ihnen und geredet haben für eine unmittelbare Eingebung. Da entſprang denn auch die Meinung von dem Einwohnen der Perſon des heiligen Geiſtes und der Vereinigung mit Chriſtus und der Rechtfertigung vor dem Glauben und das Ableugnen aller Gaben und Gnaden oder ſonſtigen guten Eigenſchaften, und daß Chriſtus Alles ſei, Alles thue, und daß die Seele überall als ein todtes Organ verharre; aber der Boden und Grund von Allem, Das, welches alle eigene Anſtren-

zung niederdruckt und sie unter Abhängigkeit bringt eines unmittelbaren Eingriffes des Geistes, dies sei so fest und schnelle um so mehr auf, je mehr man sich ihm widersetze; und als sie Einige fragten, die sich darüber verwunderten, daß solche Ansichten sich so schnell ausgebreitet haben, gab sie zur Antwort, daß, wohin sie auch komme, sie sich mußten und wurden ausbreiten."

Wenn diese Lehre damals für Amerika eine neue war, so erblicken wir sie dafür in neueren Sekten daselbst desto häufiger, aber widerwärtig genug ausgebildet, wie unter den Auferweckungsmännern, den Anhängern der Anna Lee u. s. w. In den mannichfachen Erscheinungen des Quietismus wurde sie in Europa, besonders in Frankreich und Deutschland bekannt. Was sie den Puritanern in Neuengland aber besonders verhaßt erscheinen ließ, war eine Beimischung mit den Doctrinen der Quaker, in der Behauptung nämlich, daß der Geist Gottes sich den Gemüthern der Gläubigen unabhängig von dem geschriebenen Worte mittheilen könne. Demzufolge erhielten Mistriß Hutchinsons Zuhörer nicht allein Wahrheiten verkündet, die schon in der Bibel zu finden, sondern auch Verheißungen und Vorausverkündigungen künftiger Begebenheiten, welche ebenso gewiß eintreffen mußten als die Prophezeiungen der Schrift. So wenigstens nach den Aussagen mancher Zeitgenossen, die aber, selbst vom Wahn ergriffen, von Uebertreibungen nicht frei blieben.

Je mehr das Ansehen und der Autoritätsglaube der neuen Prophetin stieg, um so unruhiger wurden die Geistlichen und entschlossen sich endlich zu energischen Maßregeln. Eine in Amerika erste Synode versammelte sich in dem heutigen New-Cambridge, um die unerhörte Thatsache und die neue Lehre zu prüfen. Die

gelehrten und frommen Herren verwandten auf die Sache nicht weniger als drei Wochen, und zählten alsdann auf und verdammten nicht weniger als 82 Irrthümer, in welchen die arme Mistriß Hutchinson sollte befangen sein. Man kann heutzutage die gelehrten Erörterungen der Synode nicht ohne Staunen lesen, woher ihnen der Eifer zu den gelehrten Haarzerspliterungen einzelner Begriffe, und noch mehr, woher ihnen die furchterliche Bitterkeit gekommen, mit der sie in unserm Sinne sehr harmlose Meinungsabweichungen verdammten. Persönliche Motive und ganz eigenthümliche Verhältnisse müssen dazu mitgewirkt haben.

Aber das Verdammungsurtheil hatte auf den Muth der Frau keinen Einfluß. Mit ihren Schülerinnen allein trat sie der ganzen Synode entgegen, und von der höchsten Klarheit, Wahrheit und Einfachheit ihres Systems überzeugt, widerstand sie nicht nur den Angriffen, sondern griff auch selbst, auf das allerschärfste und heftigste, ihre Gegner an. Ja sie ging so weit, den Bann der Ketzerei verachtungsvoll auf die Geistlichen und selbst auf die übrigen Einwohner zu schleudern, welche nicht mit ihren Ansichten übereinstimmten.

Die Sache gewann ein immer ernsteres Ansehen. Die ganze Geistlichkeit erhob sich gegen die Prophetin, mit alleiniger Ausnahme des schon erwähnten Cotton und des seiner Zeit wohlbekannten Predigers John Wheelwright. Letzterer, ein Schwager der Hutchinson, machte das Uebel ärger, indem er in einer Festtagspredigt, 1637, seinen Collegen ihren Eifer vorwarf. Man beschuldigte ihn des Versuchs, Aufruhr und Verachtung anzustiften, und er ward deshalb vor der Generalversammlung vernommen. Inzwischen kam die Zeit der allgemeinen Wahlen heran. Die Parteien für und gegen

die Prophetin begegneten sich bei diesen Kämpfen und die Aufregung in Massachusets war ohne Beispiel. Henry Vane fiel mit seiner ganzen Partei, die Regierung ward gestürzt um eines Conventikels willen, und die Opposition siegte, an deren Spitze John Winthrop, der sogenannte Vater der Colonie, zum Gouverneur gewählt wurde.

Jetzt griff man zu strengen Maßregeln, um die Decrete der Synode durchzusetzen und der Ketzerei ein Ende zu machen. Ein Gesetz ging durch, daß Niemand, um den Anwuchs der Sekterei zu verhindern, innerhalb der Gerichtsbarkeit der Provinz aufgenommen werden solle ohne Beistimmung der Obrigkeit! Vergebens widersetzte sich Henry Vane mit allen Kräften diesem Act von Intoleranz, der freilich nach neueren Begriffen das ganze Wesen der amerikanischen Freiheit untergrube, und, in dieser Gestalt heut undenkbar, selbst in der Form, wie ihn die gegenwärtigen Whigs vorgebracht, daß die Neueinwanderer für ihre eigene Lebenszeit von Ausübung der politischen Bürgerrechte ferngehalten würden, an dem amerikanischen Nationalgefühl scheitert. Damals ging er durch, weil ein Freistaat sich vor der Zunge einer Frau fürchtete. Vane verließ darauf entrüstet, nachdem er einen schriftlichen Protest zurückgelassen, Amerika, um nach England zu den mehr verhängnißvollen Kämpfen, die sich für ihn und für sein Vaterland eröffneten, zurückzukehren.

Die nächste Handlung war, daß Wheelwright vorgefodert ward. Er sollte sich wegen seiner Predigt rechtfertigen; er antwortete, er brauche sich nicht zu rechtfertigen. Der allgemeine Gerichtshof demonstrirte, daß seine Rede die Tendenz habe, den bürgerlichen Frieden zu stören, setzte ihn ab und gab ihm auf, innerhalb

Jurisdiction derselben, die bürgerliche Verfassung der Städte, sind fast unverändert, wie sie waren; die Beamten behielten ihre Stellung, und die Gewohnheiten des Lebens, kaum vielleicht für einen Augenblick erschüttert, kehrten bald wieder in das stille, seit Jahrhunderten gegründete Geleise zurück. Bedenkt man nun zugleich, daß viele Gewerbszweige Norwegens, deren innere Vervollkommnung nur durch eine genaue Lokalkenntniß möglich wird, losgerissen von der einseitigen Administration einer zwar wohlmeinenden, aber doch öfters unvollständig unterrichteten Regierung, sich freier und naturgemäßer aus sich selber zu entwickeln vermögen, und daß der freie Sinn, von jeher den Norwegern eigen, auch unter der Dänischen Herrschaft, nie unterdrückt wurde; so darf man wohl behaupten, daß die Ruhe und der steigende Wohlstand des Landes — bei einer Verfassung, die, nehmen wir die Geschichte anderer Länder zum Maßstab unserer Beurtheilung, die Keime gefährlicher Gährungen entwickeln würden — in den innern Verhältnissen desselben ihren Grund haben.

Eine Merkwürdigkeit in diesem Lande ist das Uebergewicht der Beamten, nicht allein bei

14 Tagen den Staat zu verlaſſen. Wheelwright appellirte an den König nach England, aber der Rath erklärte durch Beſchluß, daß eine Appellation in dieſer Sache nicht ſtattfände. Er und mehre ſeiner Freunde, die an Geld geſtraft werden ſollten, gingen in die Verbannung.

Im November 1637 wagte man nun, nachdem man die ſchwächeren Glieder der Partei, Männer und von Anſehen, und darunter den Gouverneur, einen Henry Vane, beſeitigt, das eigentliche Haupt derſelben, die kühne und gewaltige-Frau, mit der beredten Zunge, anzugreifen. Sie ward vor den Gerichtshof, der durch mehre ältere Leute verſtärkt war, vorgeladen. Das Gerichtsverfahren hatte viel Willkürliches. Ihre Richter waren ſchon im voraus geſtimmt, ſie zu verurtheilen. Zwei Tage lang ward ſie durch ermüdende Verhöre vor dem Gouverneur, dem Lieutenant-Gouverneur und den Notabilitäten der Colonie im eigentlichen Sinne gemartert. Aber ſie zeigte dabei ein eben ſolches Talent, als Kenntniſſe, Tact und Geiſtesſtärke, daß ein Gegner von ihr ſagt: „Sie war eben ſo ſchlau als fanatiſch.“

Die Anrede, mit der ſie der Gouverneur Winthrop empfing, und die als Anklageacte gelten muß, war allerdings ein ſeltſames Document: „Ihr ſeid hier vor uns beſchieden als eine von Denen, die den Frieden unſeres Staates und unſerer Kirche geſtört haben. Ihr ſeid als ein Weib bekannt, die einen großen Antheil daran genommen, ſolche Meinungen zu verbreiten, welche dieſe Unruhen veranlaßt haben, und als nahe verbunden, nicht blos durch Verwandtſchaft und perſönliche Zuneigung mit einigen von Denen, auf welche der Gerichtshof ſchon ſein Augenmerk gerichtet und ſie gerügt hat, und daß Ihr Verſchiedenes geſprochen hättet, wie man uns hinterbracht,

was sehr zum Nachtheil wäre den Kirchen und ihren Dienern, und daß Ihr eine Zusammenkunft und ein Conventikel in Eurem Hause gehalten, welche von der Generalversammlung als nicht zu dulden und in den Augen Gottes als unziemlich zu erachten erklärt und verdammt und ganz unpassend für eine Eures Geschlechtes, und daß Ihr, wiewol das laut erklärt worden, dennoch dabei verharrt wäret. Um deshalb haben wir für gut erachtet, nach Euch zu schicken, um zu untersuchen, wie die Dinge stehen, damit, wenn Ihr auf einem irrigen Wege seid, wir Euch zurückführen, und Ihr so ein nutzliches Glied unter uns werden möget; wenn Ihr aber abgeirrt auf Eurem Wege befunden würdet, dann der Hof Euch solche Wege weisen möchte, daß Ihr uns nicht ferner beunruhigen konntet. Deshalb wollte ich Euch auffedern, grad es auszusprechen, ob Ihr nicht zuhaltet und billigt diejenigen Meinungen und Factionen, uber welche vor diesem Hofe schon verhandelt worden, das heißt, ob Ihr nicht Master Wheelwright's Predigt und die Petition der Bürger für ihn gut heißt? —"

Auf diese schwülstige und in ihrer Fassung durch und durch unbestimmte Inquisitionsfrage antwortete die Hutchinson mit der Schärfe, die eines feinen Kenners der Gesetze würdig ist: „Ich bin hier vorgefodert, Euch Rede und Antwort zu stehen; aber ich höre gar keine Punkte, um welche ich angeklagt wäre." —

Ich nannte Euch schon einige und kann Euch noch mehre nennen.

„Nennt einen."

Habe ich nicht schon einige Euch genannt?

„Was habe ich gesagt oder gethan?"

Um Eurer Handlungen willen ist's, daß Ihr aufge-

nommen und unterstützt habt Diejenigen, welche in der Faction, von der Ihr gehört, thätig sind.

„Das ist Gewissenssache."

Ihr müßt Euer Gewissen bewahren, oder man wird es für Euch bewahren.

„Wenn ich mein Gewissen bewahren soll, muß ich alsdann nicht die Heiligen bei mir aufnehmen?" (Heilige immer im Sinn der Puritaner, des Covenant.)

Nimm an, daß ein Bruder Raub und Verrath begeht und er kommt zum Hause des andern Bruders, und dieser weiß um seine Schuld und verbirgt ihn doch, dann ist auch dieser schuldig. Es ist seine Gewissenspflicht, ihn aufzunehmen; aber wenn sein Gewissen zur That wird, daß er ihn aufnimmt und unterstützt, der da das Gesetz gebrochen hat, dann wird er auch schuldig. Wenn Ihr also Die unterstützet, welche Uebertreter des Gesetzes sind, dann seid Ihr in derselben Uebertretung.

„Welches Gesetz übertraten sie?"

Das Gesetz Gottes und des Staates.

„In welchem Punkte?"

Unter vielem Andern auch darin, dieweil der Herr sagt: du sollst Vater und Mutter ehren, als worunter alle Autorität begriffen ist. Aber ihre aufrührerischen Praktiken haben Tadel und Unwahrheit auf die Väter unseres Staates geworfen.

„Unterstütze oder helfe ich ihnen denn in solchen Handlungen, durch welche sie auflässig waren gegen irgend Etwas, was Gott hat angeordnet?"

Ja, Ihr habt gelobt und für Recht erklärt Master Wheelwright's Predigt, um deren willen, als Euch bekannt, er des Aufruhrs überführt ward, und in gleicher Weise habt Ihr Die unterstützt und aufgemuntert, welche die Petition für ihn unterzeichneten.

„Ich leugne es; ich brauche Euch nur in dem Herrn zu gehorchen.“

Ihr habt Euch mit ihnen in ihrem factiosen Treiben zusammengethan.

„In welchem factiosen Treiben habe ich mich mit ihnen zusammengethan?“

Im Ueberreichen der Petition.

„Aber ich hatte nicht meine Hand bei der Petition.“

Ihr seid ihnen mit Rath zu Hand gegangen.

„Worin?“

Indem Ihr sie aufmuntertet.

„Wie habe ich damit das Gesetz gebrochen?“

Indem Ihr das Gebot, Eure Eltern zu ehren, nicht achtet.

„Aber setzet den Fall, Herr, daß ich den Herrn fürchte und meine Eltern. Soll ich alsdann Die, welche den Herrn fürchten, nicht aufmuntern und unterstützen, weil meine Eltern mir nicht Erlaubniß geben wollen?“

Wenn sie die Väter des Gemeinwesens sind und die Andern von einer andern Religion, und Ihr unterstützt diese und muntert sie auf, alsdann handelt Ihr ehrenrührig gegen Eure Väter und seid mit Recht strafwürdig.

„Ja, wenn ich sie unterstütze, wo sie ehrenrührig gegen ihre Väter handelten, dann bin ich es.“

Nein, indem Ihr ihnen Ehren erwiesen und sie habt unterstützt gegen Andere.

„Ich kann ihnen Ehren erweisen, als Kindern Gottes, etwa so wie sie Gott Ehre erweisen.“

In dieser seltsamen Inquisition scheinen die Rollen vollkommen ausgetauscht. Die praktische, entschlossene Frau tritt als Richterin auf und drängt ihre Inquisitoren mit Fragen, statt von ihnen gedrängt zu werden. Der

Gouverneur fühlte seine falsche Stellung und lenkte ab, indem er erklärte, es sei nicht an ihm, über dergleichen mit Weibern zu disputiren. Aber sie sei um deswillen als Angeklagte hier, weil sie der Faction anhänge, aus Kräften dieselbe unterstütze und dadurch die Obrigkeit kränke.

Der erste specielle Klagepunkt waren ihre wöchentlichen Conventikel. Sie vertheidigte sich auch hier mit großem Geschick. Schon als sie ins Land gekommen, habe sie diese Gewohnheit wöchentlicher Zusammenkünfte vorgefunden. Weil sie nicht hingegangen, habe man sie stolz genannt. Deshalb hätte sie in ihrem eigenen Hause dergleichen Zusammenkunfte gestiftet. Anfänglich wären nur 5 oder 6 gekommen, bald aber, als man die Sache duldete und billigte, ihrer mehr; und da habe sie denn nach dem Wort der Schrift, als die ältere Frau, das Wort genommen und das Lehreramt über die Jungern geführt.

Aber, sagte der Gouverneur, der Apostel spricht da im Briefe an den Titus von einem besondern Falle und giebt keine allgemeine Erlaubniß, solche Conventikel wie hier zu stiften. Dann sprecht Ihr auch und lehrt zu Solchen, die älter als Ihr sind. Noch weniger lehrt Ihr sie Das, was der Apostel besonders befiehlt: daß die Weiber zu Hause bleiben sollen.

„Gefällts Euch, erwiederte die Frau, mir Antwort darauf zu geben und eine bestimmte Regel, dann will ich mich gern jeder Wahrheit unterwerfen. Wenn nun Jemand in mein Haus kommt und verlangt, daß ich ihn über die Wege Gottes belehre. Nach welchem Gebot soll ich ihn aus dem Hause weisen?"

Nimm an, es kamen hundert Männer in Dein Haus und verlangten von Dir Unterweisung in den Wegen

Gottes, willst Du es unternehmen, sie zu unterrichten?

Auf diese Frage schien die Prophetin doch zweifelhaft. Sie war sichtlich schon erschöpft und man mußte ihr erlauben, sich niederzusetzen. Dann erklärte sie, dazu durch die Schrift nicht autorisirt zu sein, wenn aber Einer käme und um ihre Unterweisung über religiöse Angelegenheiten bäte, dann glaube sie wohl dazu ein Recht zu haben.

„Hier ist meine Autorität, rief sie. Aquila und Priscilla übernahmen es, den Apollo besser zu unterrichten; und doch war er ein ganz tüchtiger Mann. Aber da sie besser unterrichtet waren, konnten sie ihn doch unterweisen."

Sieh, wie es mit Deinen Argumenten steht, rief triumphirend der Gouverneur. Priscilla unternahm es privatim, den Apollo zu unterrichten, aber mit ihrem Ehemanne. Und deshalb unternimmt es Mistriß Hutchinson, ihrer Sechzig oder Achtzig ohne ihren Ehemann zu unterrichten?

„Ich rufe sie aber nicht, ich locke sie nicht. Wenn sie kommen, dann kann ich sie unterrichten."

Euer Thun und Treiben, schloß der Gouverneur, ist nicht zu dulden; angesehen, daß wir ein solches Thun und Treiben höchst verderblich für den Staat erachten; angesehen, daß es Gelegenheit bietet, manche ehrliche Leute, die zu Euren Conventikeln sich einstellen, zu verführen, da Eure Ansichten vom wahren Worte Gottes abweichen und manche einfältige Seele dadurch getäuscht werden mag; angesehen, daß die neulichen Irrungen von Niemand anders ausgingen, als Solchen, die Eure Conventikel besucht haben, und daß sie von den Predigten der Geistlichen fortbleiben, seit sie Euch gehört haben; und

angesehen, daß es mit dem Gemeinwesen nicht gut steht, wenn ganze Familien dadurch in Zerrüttung kommen und so mancher Nachbar und manche brave Frau auf Abwege geräth und so viel Zeit darüber vergeudet wird. Wir kennen auch kein Gebot Gottes, was das erlaubte, und daß Jemand die Befugniß hätte, einen andern Gottesdienst zu halten, als der von Obrigkeitswegen eingesetzt ist. Und was daran Leides käme, dessen waret Ihr schuldig und wir müßten es ausbußen.

Alles dies hätte sich in einer andern Form hören lassen. Wo ein kirchliches Regiment besteht und Kirche und Staat verbunden sind, übt der letztere seit uralters das Recht, dem Sektenwesen zu steuern und gegen die Conventikel einzuschreiten. Aber das ganze puritanische Regiment war aus Conventikeln hervorgegangen; es hielt daher sehr schwer, die Grenze zwischen dem Erlaubten und dem Unerlaubten zu ziehen, wie aus dem obigen Verhör ziemlich sprechend hervorgeht. Aber diese Conventikel, anfangs von der Geistlichkeit gebilligt, waren auch nicht der eigentliche Grund zur Anklage, auch nicht die Doctrinen, welche Mistriß Hutchinson gelehrt haben sollte, sondern es war die Erbitterung der Prediger, denen die Frau ins Handwerk griff, und die offenen Beleidigungen und Angriffe, welche sie gegen dieselben sich erlaubt hatte.

Es war verlautbart, daß sie öffentlich ausgesagt: „nur der Geistliche John Cotton predige einen wahren Bund des Glaubens, alle andere Geistliche predigten und kennten aber nur den Bund der Werke; sie hätten nicht das Siegel des Geistes und waren daher nicht fähig zu Dienern des Neuen Testaments." Der Alarm unter den Predigern darüber war außerordentlich gewesen. Man hatte Cotton in dessen eigenem Hause

darüber zur Rede gestellt und Mistriß Hutchinson war citirt worden, um sich zu verantworten. Sie kam und soll hier, wie die Prediger versicherten, sich dahin haben verlauten lassen: alle Menschenfurcht sei eine Schlinge des Bösen, und darum wäre sie froh, daß sie nun einmal Gelegenheit fände, ihren Geist zu öffnen. Nun sage sie ihnen denn, daß ein himmelweiter Unterschied sei zwischen Master Cotton's göttlichem Dienst und dem ihren; sie Alle konnten keinen wahren Convent der freien Gnade halten, weil sie nicht das Siegel und den Stempel des Geistes hatten, und sie wären daher keine berufenen und fähigen Diener des Neuen Testamentes.

Diese lächerliche Rede der Prophetin war der zweite Grund der speciellen Anklage. Die Geistlichen brachten sie vor, aber in der Art, wie sie über jene Zusammenkunft und die Rede der Hutchinson berichteten, schien viel Uebertreibung, und man konnte glauben, daß sie zunächst erst die Rede gemacht, um die Anklage darauf folgen zu lassen. Die Hutchinson leugnete aufs entschiedenste, daß sie so etwas gesagt und verlangte, daß die Geistlichen als Zeugen(!) den Eid darüber ablegen sollten.

„Die Prediger, sagte sie, treten hier in ihrer eigenen Sache auf. Nun hat der Herr gesagt, daß ein Eid das Ende sei alles Wortstreites. Wiewol nun hier genug Zeugen sind, sind sie es doch nicht nach dem Worte. Deshalb verlange ich, daß sie ihre Aussage eidlich erhärten."

Der Gouverneur entschied, daß dieser Fall kein gewöhnlicher Fall einer Jury sei, daß es vielmehr im Ermessen des Gerichtshofes stehe, ob er einen Eid verlange, oder nicht. Wenn er ihn nicht für nöthig halte, so könne dessen ungeachtet weiter verfahren werden.

Die Forderung der Prophetin machte der Versamm-

lung viel Kopfbrechen. Man war über die Keckheit einer Frau erstaunt, die sich unterfing, an Dem zu zweifeln, was Geistliche über Thatsachen ausgesagt hatten.

Ein Eid, rief der Abgeordnete von Waterlowe, ist eine gewaltige Sache und kann nur bei streitigen Fragen gefodert werden. Ich meines Theils bin über diese Eidesfoderung erschreckt und fürchte, daß wir Gottes Namen umsonst anrufen.

Hugh Peters, der Geistliche von Salem, der mit großem Eifer diesen Proceß betrieb, ein glühender Republikaner von Geist, Muth und Beredtsamkeit, der später in England wegen Hochverraths nach einem sehr ungerechten Processe hingerichtet ward, rief aus: „Wir sind Alle zu schwören bereit, wenn wir Gottes Weg darin sehen."

Ein anderer lenkte ein: Ich bin überzeugt, daß Mistriß Hutchinson, und wer es gut meint, sich auch ohne Eid zufrieden geben wird.

Nehmt an, rief Jemand sehr naiv, sie hätten sich geirrt; wenn Ihr sie dann zu schwören zwinget, so macht Ihr sie ja sündigen."

„Sie sind Zeugen in eigener Sache", fiel die Frau, welche sich nicht erschrecken ließ, ein. „Schuldigen sie mich an, so verlange ich, daß sie es durch ihren Eid bekräftigen. Ein Eid beendet den Streit und es ist Gottes Ordnung so."

Der Streit dauerte noch eine Weile fort, bis der Gerichtshof endlich beschloß, daß drei von den Geistlichen jene Aussage beeiden sollten. Es geschah. Nun aber traten Einige auf mit der Behauptung, die Aeußerungen der Hutchinsen waren nicht so arg gewesen, als angegeben. Andere behaupteten, sie hätten nicht Alles deutlich

gehört. Hugh Peters hieß sie schweigen, dies wäre eine neue Beleidigung. Sie schwiegen auch wirklich.

Der schon erwähnte John Cotton, so nahe selbst in die Angelegenheit verwickelt, sprach natürlich vermittelnd Ganz genau sei die Angabe nicht, und nicht so gemeint, als man es auslege. Man fuhr ihn dafür hart an. Hugh Peters drohte ihm sogar mit einer Anklage, die andern Collegen behandelten ihn kalt, und nur die Gunst des Gouverneurs rettete ihn vor einem Proceß.

Wenn ihre Richter aber noch in Verlegenheit um Grunde waren, die Hutchinson anzuklagen, so gab sie ihnen diese selbst durch eine Rede an die Hand:

„Wenn es Euch beliebt, will ich Euch den Grund von Dem angeben, was ich weiß, daß es wahr ist. Da ich von heftiger Unruhe gerlagt war, indem ich die Falschheit der Verfassung der Kirche von England betrachtete, hatte ich große Lust, mich zu den Separatisten zu wenden. Deshalb demuthigte ich mich eines Tages ganz und gar und dachte über die Sache nach. Diese Schrift kam mir zu Gesicht: wer da leugnet, daß Jesus Christ Fleisch geworden, ist der Antichrist. Darüber dachte ich nach, und indem ich darüber nachdachte, fand ich, daß die Papisten nicht leugnen, daß er Fleisch geworden, und wir leugnen es auch nicht. — Wer war denn der Antichrist? — War nur der Turke der Antichrist? — Der Herr weiß, daß ich die Schrift nicht öffnen konnte. Er muß durch seine prophetische Gabe sie für mich öffnen. So, nachdem ich lange in ungestilltem Verlangen darüber zugebracht, gefiel es dem Herrn, diese Schrift zu öffnen von den Hebräern. Wer da leugnet das Testament, der leugnet den Herrn, der es setzte. Und das eröffnete mir und gab mir zu sehen, daß Diejenigen, welche nicht den neuen Bund lehren, den Geist des Antichrist haben, und darauf

der Administration, sondern auch bei der Repräsentation. Unleugbar kann dieses Uebergewicht, wie der König in seinem neu eingereichten, das ihm in der Zukunft zu ertheilende absolute Veto betreffenden, Vorschlag äußert, einen Mißbrauch herbeiführen. In langer Zeit ist aber kaum ein solcher zu befürchten. Der gegenwärtige Einfluß der Beamten gründet sich vorzüglich auf die in dieser Klasse vorzüglich herrschende Bildung. Der geringe Mann, der Bürger ist in Norwegen freimüthig; er stellt sich keck, offen und redlich dar; aber dennoch hat er jene unschuldige Achtung für eine höhere Bildung beibehalten, die allen Menschen eigen ist, so lange die ursprüngliche Einfalt des Gemüths sich erhält. (In Europa hat es sich erst mit dem immer mehr um sich greifenden Raisonniren, welches einer oberflächlichen Bildung eigen ist, zu verlieren angefangen.) Es liegt so fern, daß die schöne Einfalt der Sicherheit der Beurtheilung solcher Verhältnisse, die ihr nahe liegen, oder der klaren verständigen Umsicht schädlich werden könnte, daß diese vielmehr dadurch gewinnt: Bauern, wie Haagenstad und Johannes Aga, haben sich als Repräsentanten im Storthing ausgezeichnet. Ein ju-

ließ er mich erkennen das geiſtliche Amt, und ſeitdem, der Herr ſei geſegnet, hat er mich ſchauen laſſen, welches das wahre, reine, geiſtliche Amt ſei, und welches das falſche. Seit der Zeit ward es in mir hell, und er ließ mich erkennen und unterſcheiden zwiſchen der Stimme meines Heilandes und der Stimme Moſes, der Stimme Johannes des Täufers und der Stimme des Antichriſten, denn von allen dieſen Stimmen ſpricht die heilige Schrift. Wenn Ihr mich nunmehr erkennen wollt, weil ich ſpreche, was ich in meinem Gewiſſen für wahr halte, ſo muß ich mich dem Herrn befehlen."

Auf die Frage: woher ſie denn wiſſe, daß das die Stimme des heiligen Geiſtes geweſen, antwortete ſie entſchieden: „Wie wußte denn Abraham, daß es Gottes Stimme ſei, die ihm gebot, ſeinen Sohn ihm zu opfern, da es doch ein Bruch war des ſechſten Gebotes?"

Der Vicegouverneur antwortete ihr, das ſei durch eine unmittelbare Stimme geſchehen.

„So hatte auch ich eine unmittelbare Eingebung," rief ſie ſtolz aus.

Wie das? rief man. Eine unmittelbare Eingebung?

„Ja, durch die Stimme ſeines eigenen Geiſtes zu meiner Seele. Ich will Euch noch eine andere Schriftſtelle anführen. Aus dem Jeremias zeigte mir der Herr, was er für mich und ſeine andern Diener thun wolle. Aber nachdem es ihm gefiel, ſich mir zu enthüllen, lief ich gleich wie Abraham zur Hagar. Und nachdem ließ er mich ſehen den Atheismus meines eigenen Herzens, und ich bat den Herrn darum, daß er nicht in meinem Herzen bleiben möge; und nachdem ich ſo war, zeigte er mir, zwölf Monate nachher, Das, was ich Euch ſchon vorhin ſagte. Immer ſeitdem bin

ich gewurdigt worden, daß er sich mir enthüllte. Als unser Prediger nach Neu-England ging, war es fur mich eine große Kummerniß, da auch mein Bruder Wheelwright eben dahin ging. Ich war da in großer Unruhe wegen des geistlichen Amtes, unter dem ich lebte, und da kam mir die Stelle aus dem Jesaias in den Sinn: So auch der Herr dir gibt das Brot der Widerwartigkeit und das Wasser der Trubsal, dennoch sollen deine Lehrer und Prediger nicht in den Winkel gestellt werden, sondern deine Augen sollen deine Lehrer sehen. Da der Herr mir die Verheißung gegeben und sie fort waren, so war Keiner zurückgeblieben, den ich horen konnte, und ich fand keine Ruhe, bis daß ich hierher kam. Aber die Stelle des Jesaias erfüllte sich an mir: so auch der Herr dir gibt das Brot der Widerwärtigkeit und das Wasser der Trubsal. Dieweil nun dies Wort auf mir lag, kam mir das andere Wort aus Daniel und zeigte mir, daß, wie ich auch von Kummer und Leidwesen gedrückt würde: Ich bin doch derselbe Gott, der Daniel aus der Löwengrube errettete; ich will also auch dich erretten. Deshalb verlange ich, daß Ihr darauf blicket, denn Ihr sehet das Wort der Schrift heut erfullt, und deshalb verlange ich, daß, wenn Ihr Gott liebt und die Kirche und das Gemeinwesen, Ihr Euch wohl vorsehet, was Ihr thut. Ihr habt Macht uber meinen Leib, aber der Herr Jesus hat Macht über meine Seele und meinen Leib; und das versichere ich Euch, Ihr thut, so viel an Euch ist, den Herrn Jesus Christ von Euch abzuthun, und wenn Ihr weiter fortgeht auf dem Wege, den Ihr so begonnen, werdet Ihr einen Fluch laden auf Euch und Eure Nachkommenschaft; und der Mund des Herrn ist es, der's zu Euch gesprochen hat."

Günſtiger konnte es für das Gericht nicht kommen. Die kluge Frau, welche bis da durch ihre ſtricte Vertheidigung ihre Richter faſt zu Paaren getrieben, vergaß ſich; die Klugheit hatte ſie verlaſſen und die Begeiſterung ſie überkommen. Sie hatte Alles und mehr jetzt vor den Richtern geſprochen, als man ihr nachweiſen konnte, daß ſie früher geſagt, und ſtatt des Beweiſes eines Factums, hatten die Richter jetzt das Factum ſelbſt vor ſich, und das Factum war das Verbrechen.

Der Gouverneur Winthorp rief erfreut aus: „Der Fall ändert ſich. Siehe da die wunderbare Fügung Gottes, die Sache zu dieſem Ausgang zu bringen. Wir ſuchten, wie wir ſie überführten, und nun hat die Gnade Gottes durch die Vorſehung unſern Wunſchen entſprochen und gemacht, daß ſie ſich ſelbſt uns offen gab und es erklärt, daß der Grund aller dieſer Unruhen und Zwiſtigkeiten Eingebungen ſeien. Da braucht es alſo keiner Prediger und keiner Diener des Wortes mehr, noch der klaren Stimme Gottes in ſeinem Worte, denn das Grundwerk ihrer Eingebungen iſt die unmittelbare Eingebung des heiligen Geiſtes ohne alle Vermittelung durch die Diener Gottes. Und das ſind die Mittel, durch welche ſie unſerm Volke ſolchen Schaden zugefügt, daß die Leute nach Eingebungen ausſchauen ſollen, gar nicht gebunden an Das, was die Lehrer des göttlichen Wortes verkunden. Daher alſo alle dieſe Tumulte und Verwirrungen, und ich wollte, daß ſie alle von uns abgeſchnitten wären, die uns ſo kränken, denn dieſes Ding iſt die Wurzel alles unſeres Leidweſens.“

Faſt einſtimmig rief die Verſammlung aus: Das iſt auch unſere Meinung! Einer der Beiſitzenden erhob ſich zu ihren Gunſten:

„Ich ersuche Euch, sprecht nicht so, daß Ihr die Sache nicht aufs Aeußerste treibt, denn ich, meines Theils, sehe keine Billigkeit darin, wie Ihr in dieser Sache verfahrt. Hier ist doch kein Gesetz Gottes, was sie gebrochen hätte, noch kein Gesetz des Landes, was sie gebrochen hatte und darum Ruge verdiente. Und wenn sie sagt, daß die Aelterleute predigen, wie die Apostel thaten, nun ja, sie predigen den Bund der Gnade. Und was ist das unrecht ihnen geschehen; denn es ist gar keine Frage, daß die Apostel den Bund der Gnade predigten, obgleich noch nicht mit der Kraft, bis daß sie den heiligen Geist empfingen. Deshalb bitte ich, erwägt wohl, was Ihr hier thut, denn hier ist gar kein Gesetz, nicht Gottes, nicht der Menschen gebrochen."

Dies hieß Oel in die Flamme gießen. Ein einstimmiges Murmeln des Unwillens und ein allgemeines Erheben des Gerichtshofes antwortete ihm. Das Urtheil der Prophetin war gesprochen: Verbannung und Gefangniß. Der Gouverneur redete sie an:

„Mistriß Hutchinson, Ihr hört das Urtheil, welches der Hof über Euch ausspricht. Ihr sollt verbannt sein aus unserer Gerichtsbarkeit als ein Weib, das sich für unsere Gesellschaft nicht schickt (not fit for our society) und eingesperrt bleiben, bis der Hof Euch fortschickt."

Die Verurtheilte fragte: warum sie verbannt werde?

„Kein Wort mehr, antwortete man ihr, der Hof weiß warum, und damit ist es genug."

Das Urtheil, wie es in den Registern eingetragen ist, lautete: „Mistriß Hutchinson, das Weib William Hutchinson's, vorgefodert wegen Verredung und Verleumdung der Geistlichen dieses Landes und ihres heiligen Amtes, erklärt aus freien Stücken, daß sie Ein-

gebungen habe und daß sie gerettet und erlöst werden würde und der Gerichtshof ausgetilgt durch ihre Nachkommenschaft; und darauf ward sie verbannt und ist inzwischen übergeben worden der Sorge des Master Joseph Walde von Norburn, bis daß der Hof über sie bestimme."

Das Urtheil, sowie der merkwürdige vorangängige Gerichtsdialog ist so wörtlich und sinngetreu wiedergegeben, als es sich thun ließ, was aber, wie in den Gerichtsverhandlungen des vorigen Falles, seine Schwierigkeiten hatte, da die heutige Bedeutung der Worte nicht immer dem Sinne entspricht, den die alte Sprache und der alte Gerichtsgebrauch hineinlegte; überdies, wie das ganze Verfahren, an Willkür leidet, auch die Protokollirung hier einen ebenso laren Charakter an sich trägt, als im Serveto'schen Falle einen streng formellen. Wir sind in einer Colonie an der Grenze der Wildniß, wo der Eifer hastig und summarisch zu Werke ging, womit übrigens nicht gesagt sei, daß es nicht im Mutterlande dazumal oft ähnlich herging bei Processen, wo religiöser und politischer Fanatismus mitsprachen. — Ebenso widerspricht unsern Begriffen die ganze formelle Bestellung dieses Gerichtshofes, der, zum großen Theil aus Geistlichen gewählt, damals die ganze Macht der Colonie in Händen hatte, die administrative, gesetzgebende und richterliche. Dieser general court übte daher in der Colonie die Macht des Parlaments und aller hohen und niedern Gerichtshöfe des Mutterlandes aus. „Er verurtheilte zum Tode, sagt ein Geschichtschreiber, verbannte, dictirte Geldstrafen, ließ die Ohren abschneiden (wie so häufig die grausame Sternkammer in London gegen Rebellen und Sektirer that), auspeitschen, einstecken und das für Vergehen gegen das Gesetz

wie für angebliche Kränkungen gegen die geiſtliche Gewalt, und ohne daß allemal darüber eine ordentliche Verhandlung oder auch nur eine Regiſtratur des Geſchehenen ſtattfand.“ Dieſer unregelmäßige Stand der Dinge änderte ſich jedoch ſehr bald.

Die Conventiklerin und Prophetin war alſo verurtheilt, gefangen geſetzt und zur Ausweiſung außer Landes beſtimmt; doch damit war die Sache noch nicht zu Ende. Bis jetzt hatte nur das weltliche Gericht geſprochen, die geiſtliche Ruge mußte noch eintreten. Die Obrigkeiten erwarteten, daß ſie vor der Kirche von Boſton zu erſcheinen habe, deren Mitglied ſie war.

In voller Verſammlung der puritaniſchen Gemeinde, die aus dem ganzen Lande beſchickt war, wurde ſie feierlichſt aufgefodert, nicht weniger als 29 Irrthümer ihrer Lehre, die man ausgezogen hatte und ihr vorlas, zurückzunehmen. Zwei Ketzereien wurden beſonders hervorgehoben.

Sie hatte behauptet, daß die Seele des Menſchen von Natur ſterblich ſei; durch Chriſti Erlöſung ſei ſie erſt unſterblich geworden. Es fand darüber ein langer Diſput ſtatt. Die Geiſtlichen gaben ſich umſonſt Mühe, ſie von ihrem Irrthum zu überführen. Endlich übernahm es ein Fremder, der zufällig gegenwärtig war, ſie zu überzeugen. Er ſetzte ihr den Unterſchied zwiſchen Seele und Leben auseinander. Das Erſte ſei eine geiſtige Subſtanz; das Zweite die Verbindung dieſer Subſtanz mit dem Körper. Da geſtand ſie, ſie ſähe jetzt mehr Licht als vorhin, und, zum erſten Male zurückweichend, bekannte ſie ihren Irrthum.

Sie hatte aber auch behauptet, daß es keine Auf-

erſtehung des Leibes gebe. Sie begriff nicht, wie Chriſtus ſich mit dieſem unſerm Fleiſche ſollte verbunden haben; aber ſie glaubte, daß Diejenigen, welche mit ihm verbunden wären, in dieſem Leben zwei Leiber gewönnen, und daß unter der Auferſtehung des Leibes unſere Vereinigung mit Chriſtus hier und nachher gemeint ſei. Von dieſer ketzeriſchen Meinung ließ ſie ſich nicht abbringen. Auch ihre beiden Söhne erklärten ſich als Anhänger derſelben. Die Kirchenverſammlung decretirte ihnen dafür eine ernſte Rüge und Vermahnung. Ihr einzig treugebliebener Anhänger, John Cotton, verließ ſie in dieſem Punkte. Gegen die Söhne drückte er ſein Bedauern aus: „daß ſie aus natürlicher Liebe für die Mutter und um deren Ehre zu bewahren, gebrochen mit der Ehre Chriſti und den Bund mit der Kirche, und in der Sünde verſtockend, den Nerv ihrer Seele ausgeriſſen hätten.“

Der Abfall ihres alten, treuen Freundes Cotton war für ſie zu viel; die kühne Frau fühlte ihre Schwäche. So niedergedrückt war ſie plötzlich, nachdem ihr Muth noch ebenſo elaſtiſch in die Höhe geſchnellt war, daß ſie bei der nächſten Verſammlung bekannte: ſie fühle, ſie habe ſehr geirrt. Sie bekannte: daß ſie gefehlt habe und ſich vergeſſen gegen die Obrigkeiten im Gerichtshofe und gegen die Aelterleute in der Kirche. Beim Verhör habe ſie ihr Auge nur auf die Fehler gerichtet gehabt, von denen ſie gefürchtet, daß die Obrigkeiten ſie beigingen, ohne gehörig auf die Stellung Rückſicht zu nehmen, in welcher ſie ſich befanden; daß, was ſie von ihren Eingebungen geredet, raſch und übereilt geſprochen geweſen. Sie bat, daß die Kirche für ſie beten möge.

Aber jetzt war man mit dieſer Demüthigung gar nicht mehr zufrieden geſtellt; es herrſchte unter den Pu-

ritanern nichts von toleranten Gefühlen. Man hatte sich so viele Mühe gegeben, sie zu verurtheilen, man hatte sie verurtheilt, und nun sollte es damit aus sein, und alle Arbeit eigentlich ohne den Erfolg, den man wünschte. Die Geistlichen fürchteten die kluge, entschlossene Frau, und wollten sie um keinen Preis mehr in der Kirchengemeinschaft dulden. Sie sollte excommunicirt bleiben, und man griff deshalb zu einem schlauen Auskunftsmittel. Man zog verschiedene verderbliche Folgerungen aus ihren eingestandenen Doctrinen, deren Inhalt in den schriftlichen Ueberlieferungen indeß verloren gegangen. Nun foderte man sie auf: auch diesen Folgerungen abzuschwören. Dagegen aber sträubte sie sich standhaft, denn sie behauptete, sie hätte nie diese Schlüsse gezogen, die man ihr da aufbürde, und um deshalb könne sie dieselben auch nicht abschwören, „und das versicherte sie mit solcher Zuversicht, daß man sehr darüber erstaunt war". Alle Ermahnungen, nicht so halsstarrig bei einer offenbaren Unwahrheit festzuhalten, wies sie, ohne je nur zu wanken, von sich, und ward nunmehr — als Lügnerin excommunicirt.

Man wies sie aus der Versammlung. Auf der Schwelle sich umwendend, rief sie: „Der Herr richtet nicht, wie die Menschen richten. Besser aus der Kirche ausgestoßen zu werden, als Christus verleugnen." — Aber ein Schriftsteller jener Zeit ruft jubelnd aus: „So hat es dem Herrn gefallen, Mitleid zu haben mit seiner armen Kirche hier, und diese große Betrügerin aufzudecken, ein Werkzeug des Satans, so geschickt und gelehrig in seinem Dienste, um die Ausbreitung des Reiches Gottes in diesem Theile der Welt zu hintertreiben und die hier gepflanzten Kirchen zu vergiften,

ein Werkzeug und ein Weib, wie die ganze Geſchichte kein ähnliches aufweiſt!“

Cotton Nether, traurigen Gedächtniſſes aus der Geſchichte des Trauerſpiels von Salem, ſchreibt nachträglich über die Hutchinſon: „Es iſt die Art der Verführer, daß ſie zarte Weiber zuerſt fangen; aber was ſagt Ihr dazu, wenn Ihr hört, daß zarte Weiber die gefährlichſten Verführer werden? — — Kein Gift dringt ſo ſchnell ein, noch wirkt es ſo kräftig, als wenn es in Frauenmilch eingegeben wird.“

Die Hutchinſon bereitete ſich mit ihren Freunden, den Staat zu verlaſſen. Dieſe, bekannte Männer in der Urgeſchichte der Colonien, gingen vorauf nach dem Süden, und 1638 folgte ihnen die Prophetin. Durch die Vermittelung des hochangeſehenen Henry Vane, deſſen Name noch aus dem Mutterlande her über das Meer von Einfluß war, erhielten ſie von Miantenómeh, dem Häuptlinge der Narraganſetts, die ſchöne Inſel Rhode-Island.

Ihr Muth war nur kurze Zeit über gebeugt geweſen. Durch die Wälder wandernd und ſpäter mit allen Mißhelligkeiten eines Anſiedlerlebens in der damaligen Wildniß kämpfend, erhob ſich ihr Geiſt wieder, ſie rühmte ſich ihrer Leiden, ihres Märtyrerthums als der höchſten Glorie. Sie war die Thätigkeit ſelbſt in der neuen Colonie. Sie baute, richtete ein, ordnete und bekehrte. Viele junge Männer wurden von ihr bekehrt. Ja ihr Ruf und die Bewunderung für ſie ſtieg dermaßen, daß die Führer der Angelegenheiten in Maſſachuſetts ſchon dem Verdachte Raum gaben, daß — es bei ihr mit Hexenkraft zuginge.

Ihr Gatte ſtarb hier — ſeltſam, daß ſeiner und ſeines Verhaltens zur Prophetengabe ſeiner Frau mit ſei-

nem Worte erwähnt wird — aber sie hatte ausgezeichnete Kinder, welche die Mutter innig verehrten. Etwas von Fanatismus blieb in der Familie. Einer ihrer Söhne und ein Schwiegersohn gingen so weit in der Verehrung für ihre Mutter, daß sie laut das Volk von Boston der ungerechten Verfolgung ihrer Mutter, der Heiligen, bezüchtigten. Die puritanischen Obrigkeiten ließen solche Kühnheit nicht ungestraft hingehen. Beide junge Männer mußten sie durch Gefängnißstrafe von mehren Monaten büßen.

Rhode-Island selbst schien nicht länger für die neue Sekte ein sicherer Zufluchtsort. Sie verließen auch diese Ansiedelung und zogen sich jenseits New-Haven nach East Chester in das Gebiet der Holländer. Hier fand die Prophetin Ruhe, aber nur die des Grabes. Statt der racheschnaubenden puritanischen Geistlichen ereilten sie die indianischen Wilden. Der holländische Gouverneur Kieft hatte durch sein heftiges Verfahren einen Aufstand unter den Indianern erregt. Eines Nachts überfielen die Wilden (1643) Anna Hutchinson's Haus und steckten es in Brand. Sie selbst, ihr Schwiegersohn, ihre ganze Familie, bis auf ein Kind, fielen entweder unter den Tomahawks der Rothhäute, oder kamen in den Flammen um.

Chandler, der in seinem American criminal trials Alles gesammelt und gesichtet hat, was über den Proceß gegen die merkwürdige Frau noch aufzufinden war, und doch dabei einräumt, daß die Gegenwart kein ganz klares Urtheil darüber habe, weil alle Berichte gleichzeitiger Schriftsteller von Leidenschaft und Vorurtheil getrübt wären, sagt: „Dennoch kann man nicht daran zweifeln, daß sie eine der merkwürdigsten Frauen ihrer und vielleicht aller Zeiten war. Ihr Geist war kühn,

der gebildete Mann, der Prediger, der Gelehrte, der Beamte genießt, wenn seine Aufführung tadellos ist, eine Achtung, die gewiß sehr selten verletzt wird, und so sind diese, in Verbindung mit den kenntnißvollen Bürgern und Bauern, die natürlichen Repräsentanten. Sie sind aber keinesweges im Besitz irgend eines bedeutenden Theils des nationalen Vermögens: meistens arm, beruht ihr ganzes Ansehen auf der Achtung, die sie sich zu erwerben wissen, ein Ansehen, welches in einem politisch so unschuldigen Lande kaum gefährlich werden kann. Ueberhaupt würden alle Erfahrungen aus andern Ländern, besonders aber aus der Französischen Revolution geschöpft, wenn sie auf Norwegen angewandt würden, bedeutende Mißgriffe herbeiführen.

Möchte mein theures Geburtsland lange noch in der stillen, ungestörten Einsamkeit sich ruhig und kräftig ausbilden, durch seine Verfassung glücklich, die Blüthen der Europäischen Cultur in seiner Mitte entwickeln, ohne an dem Kampf zerstörender Meinungen Theil zu nehmen."

ſtark und ausdauernd, ihr Verſtand ſcharf, ihr Charakter, energiſch und männlich, entbehrte doch nicht der Anmuth, welche das weibliche Geſchlecht ziert. Ihr Einfluß auf die Coloniſten war, wie uns die Furcht der Väter des Gemeinweſens zeigt, höchſt gefährlich. In manchen ihrer religiöſen Anſichten ging ſie weit über die Zeit hinaus, in der ſie lebte."

An ihrem Unglück war möglicherweiſe mit Schuld, daß ſie ſich zu lebhaft in politiſche Beſtrebungen einließ. Sie wollte Henry Vane, der ein ausgezeichneter Mann, aber ein Neuling im Lande war, zur Macht erheben, und entfremdete deshalb die Liebe des Volks von Denen, welche ſeine erſten Führer in der Wildniß geweſen. So bekam ihr religiöſer Eifer eine politiſche Färbung. Die Auszeichnung, welche ihr die politiſchen Machthaber bewieſen, mag mit dazu beigetragen haben, daß ſie ſich ſelbſt überhob. Man ruhmte, man bewunderte ſie, wo ſie auftrat; was Wunder, daß ſie ſich ſelbſt zu bewundern anfing, und, im Modefieber der Zeit, auf theologiſche Doctrinen und phantaſtiſche Träumereien ſich werfend, wir ſagen heut verirrte, während in einem andern, dem Weibe geziemenden Wirkungskreiſe, ſie eine ausgezeichnete Frau, eine Zierde ihres Geſchlechts, mehr als im alltäglichen Sinne, geworden wäre. — Die Väter des Volkes ihrerſeits übten gegen ſie ein Recht, das nach den Begriffen der Zeit ihnen Niemand ſtreitig machte. Der Same, den ſie ausgeſäet, hat in Amerika gewuchert; nach Europa brauchte er nicht zurückzukommen, weil es, auch ohne amerikaniſche Zuthat, hier an Conventikeln, wo Frauen bedeutende Rollen ſpielten, nicht gefehlt hat, noch fehlt.

Die Quäker in Boston.

1655 — 1675.

In den gesetzten und friedliebenden Quäkern von heute wird es schwer, die Nachkommen jener Enthusiasten des siebzehnten Jahrhunderts wieder zu erkennen, welche gleich so vielen Sekten und Parteien den Spottnamen, welchen ihre Gegner ihnen beilegten, jetzt als Ehrennamen führen.

Diese stillen Sektirer, die heute friedlich zu Jedem stehen, waren einst der Gegenstand des Abscheues und Entsetzens für fast alle andern Religionsparteien. Ueberall in der alten Welt wurde die Verfolgung gegen sie losgelassen. In den englischen Verordnungen jener Zeit werden sie „eine verabscheuungswürdige Sekte" genannt, ihre Grundsätze „unverträglich mit jeder Art von Regierung". Wo sie sich zeigten, waren sie Gefahren und Bestrafungen ausgesetzt. Sie wurden ausgepeitscht, mit Dieben und Räubern zusammengesperrt, in finstere Kerker geworfen, mit Geldbußen belegt, außer Landes gewiesen, und selbst in einer Art Leibeigenschaft nach den Colonien geschickt.

Ihre Zuflucht blieb die neue Welt; aber es dauerte

lange, bis sie das gehoffte Asyl dort fanden. Ihre ersten Zuzügler hatten in Amerika ein fast noch härteres Schicksal, als im Mutterlande. Namentlich wußte man in Neu-England, in den Staaten der Puritaner, der heiligen Pilger von uber der See, nichts von religioser Toleranz. Ja es ward gegen dieselbe, wo Obrigkeiten sie uben wollten, als gegen eine Sunde gepredigt, welche die Zornruthe des Himmels auf ein Land herabrufen müsse. Wir sahen in dem vorigen Falle, welche Gewalt die puritanische Geistlichkeit im Staate Massachusetts sich beilegte. Es war das Elderado der Puritaner geworden; Gott der Herr herrschte unmittelbar durch sein erwähltes Volk, das mit ihm den heiligen Bund, den Covenant, geschlossen. Rings umher Wildniß und Wilde und die schäumende See, und fern das England mit seinen geordneten Institutionen und Gesetzen, welche diesem göttlichen Staate und Regimente, voller Eingebungen von oben, hinderlich werden könnten.

Aber diese Eingebungen, welche den Vätern und Aelterleuten geworden, als sie sich gegen das Joch der bischöflichen Kirche erhoben, waren jetzt allmälig ein gewöhnliches Gemeingut geworden, es bedurfte nicht mehr neuer, die religiosen Doctrinen und Ueberlieferungen standen fest, sie waren in der Mitwissenschaft der ganzen Gemeinde, aber unter besonderer Obhut der Geistlichen, und man hielt jetzt noch Eingebungen fur uberflussig; wenn die Jungern sich aber darauf einlassen wollen, hatte man es Vorwitz geheißen. Noch weit unnothiger aber hielt man es, wenn etwa Fremde durch solche Eingebungen noch mehr, oder gar etwas Besonderes wissen wollten. Was Jemand zu wissen brauchte, konnte er durch jeden heiligen Bruder oder jede heilige Schwester oder den erwahlten Diener des gottlichen

Wortes erfahren; darüber eine andere Meinung zu hegen, konnte schon zum Verrath am Staate werden. Daß man aber seine religiösen Meinungen wechseln durfe, wenn man bis zur Vollkommenheit der puritanischen Erkenntniß gekommen, kam Niemand als etwas, was zur Freiheit des Menschen gehöre, in den Sinn.

Wir sahen, wie der Prediger John Wheelwright verbannt, wie Anna Hutchinson bestraft und ausgewiesen wurden. Alle diese hatten sich nur erlaubt, Meinungen über die göttlichen Dinge zu haben neben denen, welche die Geistlichen fur schriftgemäß erklärten. Wie sollten aber in diesem heiligen puritanischen Staate die Quäker aufgenommen werden, eine Sekte, die nichts von bestallten Predigern und Geistlichen wissen wollte, von der Schrift nur in sofern, als sie mit ihren Eingebungen übereinstimmte, und fur die der eigentliche Quell alles Wissens und Glaubens nur die Inspiration, das unmittelbare Ueberkommen des heiligen Geistes war, zu der Jeder geweiht, Jeder berufen sei?

Diese Sekte konnten die regierenden Geistlichen zum wenigsten dulden, und sobald die ersten Quäker aus England herüberkamen, traf sie die ganze Strenge nicht der Gesetze, sondern der Willkür, der angemaßten Machtvollkommenheit, die es als heilige Pflicht ansah, solche greuliche Sektirer zur Ehre Gottes und des Landes auszurotten. Der kleine puritanische Staat gewann durch seinen Eifer in dieser Verfolgung großen Ruhm unter den Heiligen, und die nachfolgenden Blätter sollen Eingebungen aus dieser Quäkertragödie erzählen. Es ist kein eigentlicher Criminalfall im strengern Sinne des Wortes, denn die Proceduren gegen die Opfer haben sich meist nur in historischen Registraturen erhalten; aber unsere Aufgabe ist, wie schon ausgesprochen, zu-

weilen eine weitergehende, als nur das aus den Acten Beglaubigte wieder zu berichten; und die Criminalprocesse, die nur in der Geschichte sich protokollirt finden, sind oft für Sitte, Recht und Seelenkunde wichtiger, als die erstern. Einmal bei Fällen des Strafverfahrens, welches protestantische Sekten und Richter gegen Ketzer angewandt, mögen die nachfolgenden Skizzen als historischer Anhang und Beleg zu den beiden vorangegangenen Fällen betrachtet werden. Mit herausgerissenen einzelnen Bildern kann man wol die Charakteristik einer Zeit, einer Epoche, einer geistigen Krankheit hinwerfen; aber wo es sich thun läßt, ziehen wir vor, aus dem einen größern Bilde, in Verbindung mit kleinen, aus seinem Umkreise ein landschaftliches Gemälde zu entwerfen. Für den Effect sind zwar herausgegriffene Bilder mit grellen Schlagschatten vortheilhafter, aber der Zweck unseres Werkes ist nicht Spannung und Erschütterung, sondern im individuellen und im Völkerleben die Wahrheit aufzufinden, welche sich auch in den Verbrechen abspiegelt; in den Verbrechen Derer, die darum gestraft wurden, weil sie den Buchstaben übertraten, und in den oft größern Verbrechen Derer, welche sie darum straften. Uebrigens meinen wir, daß unsere Leser nicht ohne Rührung diese, wenngleich nur lose aneinander gereihte Perlenschnur einer fast kindlichen Märtyrerlust und eines ergreifenden und erschütternden Märtyrerthums lesen werden.

So viel erweislich kamen im Juli 1656 die ersten Quäker nach Amerika. Es waren Anna Austin und Mary Fisher. Der Geruch ihres Ketzerthums war ihnen voraufgegangen, man fürchtete im Voraus die Verpestung, und sobald sie ans Land stiegen, wurden ihre Kisten durchsucht, ihre Bücher confiscirt, vom

Henker verbrannt, und, nachdem sie manche Unbilden erduldet und fünf Wochen gefangen gesessen, verwies man sie des Landes. Alles dies ohne irgend gesetzliche Bestimmungen. Ja der Gefangenwärter nahm den Armen noch für seine schuldige Bezahlung ihre Betten ab. Beiläufig, so dampfte diese Erfahrung in der neuen Welt den Muth der Frauen nicht im geringsten, ja sie erhob den Mary Fisher's dermaßen, daß sie, in der civilisirten Welt abgewiesen, zu den Türken ging, um diese zum Quäkerthum zu bekehren. Allein reiste sie bis Adrianopel, wo sie dem Großvezier sagen ließ: eine englische Frau habe ihm etwas mitzutheilen, was der große Gott durch sie dem Großtürken melden lasse. Sultan Mohammed IV. ließ sie wirklich vor sich kommen, hörte sie mit Ernst an, und — ließ sie wieder gehen ohne Spott und Kränkung. Wahnsinnige gelten für gottbegeistert bei den Türken, bemerkt ein englischer Schriftsteller. Nicht allen Quäkern ging es übrigens dort so gut. Der Quäker Kelsey, der in den Straßen Konstantinopels predigte, erhielt, auf Anrathen des englischen Gesandten, die Bastonade.

Nachdem acht andere Quäker in Boston gelandet, sofort gefahndet, eingesperrt und mit demselben Schiffe, welches sie herubergebracht, wieder zurückgeschickt worden, hielt man es für nöthig, ein Gesetz zu geben, welches, im October 1656, in den Generalversammlungen Massachusetts durchging: „Als dieweil ist neuerdings in der Welt eine verfluchte Sekte von Ketzern aufgestanden, so gemeinhin Quäker genannt werden, welche fürgeben, unmittelbare Sendungen von Gott zu haben, und daß der heilige Geist bei ihnen ist, wenn sie gotteslästerliche Meinungen sprechen, die Regierung verachten und die Ordnung Gottes in der Kirche und im

Gemeinwesen, auch welche sich nicht scheuen, schlecht zu sprechen, und zu lästern gegen Obrigkeiten und Geistliche", so ward verordnet, daß jeder Schiffscapitain, der einen solchen Quäker, im saftrn dessen Eigenschaft ihm bekannt, importire, 100 Pf. St. Buße zahlen und Caution bestellen solle, ihn wieder mit seinem Schiffe nach dem Orte zurückzuschaffen, von wo er ihn hergebracht. Der Quäker aber als solcher, wenn er das Land betrat, sollte gepeitscht und in's Zuchthaus gesperrt werden. Wer nur einen Quäker aufnahm, verordnete ein späteres Gesetz, sollte 40 Schilling für jede Stunde, wo er ihn beherbergt, zahlen! War der Quäker schon ein Mal betroffen und ließ sich wieder betreffen, sollte ihm ein Ohr abgeschnitten werden, kam er zum zweiten Male, das andere. Weiber sollten beide Male scharf und schärfer gepeitscht werden. Wurden sie zum dritten Male betroffen, so sollten ihnen, so Männern als Weibern, die Zungen mit einem glühenden Eisen durchbohrt werden.

Diese Strafen blieben nicht bloße Drohungen, sondern wurden an den Quäkern vollzogen; ja man findet Decrete, wo ausdrücklich bestimmt ward: jetzt soll diesem das rechte und diesem das linke Ohr abgeschnitten werden. Statt sich aber schrecken zu lassen, wurden die Quäker dadurch nur angelockt, und ihrer kamen und standen in Massachusetts immer mehr auf, jemehr die orthodoxe Bevölkerung gegen sie entbrannte. Sie triumphirten in ihren Leiden und gingen auf das Märtyrerthum aus. Zerpeitscht und verstümmelt wurden sie fortgeschickt, um mit dem nächsten Schiffe wiederzukommen. Nichts konnte ihre Zunge schließen, und so laut und furchtlos verkündeten sie ihre Lehren, daß das Volk erstaunte. Auch duldeten sie die grausame Strafe mit

solcher Ergebung und Milde, daß immer mehr an das innere Licht glaubten, von dem sie geleitet zu werden vorgaben.

Andererseits aber traten diese Quäker, welche heutzutage jeder Obrigkeit gehorchen und durch Sanftmuth, Bescheidenheit und Gehorsam sich auszeichnen, in unserm Sinne als Hochverräther auf. Sie griffen zwar nicht zu den Waffen, noch foderten sie zu Empörung auf, aber sie erklärten die Regierung in Neu-England geradezu als eine verderbliche; sie protestirten gegen alle Verfügungen der Magistrate als ungottliche; die eingesetzte Priesterschaft sei die Priesterschaft des Baal. Einige nannten die Sacramente fleischliche und götzendienerische Angewohnungen, und Einzelne gingen in ihrem fanatischen Eifer so weit, daß sie in den Kirchen aufschrieen und den Geistlichen in's Wort fielen, was freilich zu keiner Zeit geduldet werden durfte. Die Quäkerinnen gingen darin noch weiter als die Männer, was bei der Sittenstrenge der echten Puritaner natürlicherweise großen Anstoß gab und den Abscheu gegen die Sekte im Allgemeinen vermehrte.

Während man in Massachusetts sich gar nicht mehr zu helfen wußte vor den wie aus der Erde wachsenden Schwärmen von Schwärmern und schon zu neuen noch strengern Gesetzen überging, machten sich doch auch schon damals vernünftige Ansichten geltend. Der Staat von Rhode-Island, der die Quäker nicht weniger verabscheute, wollte kein Strafgesetz gegen sie erlassen: „Denn wir finden, daß in denen Orten, wo es diesen Leuten frei steht, sich zu erklären und auszusprechen, wie sie Lust haben und man ihnen nur durch Gründe in der Disputation begegnet, dahin haben sie am wenigsten Lust zu kommen, und sie werden dieser Orte überdrüssig,

weil die bürgerliche Obrigkeit ihnen nichts in den Weg legt, ſondern man mit aller Geduld und Sanftmuth zuläßt, daß ſie von ihren Eingebungen und Weiſungen reden, ſo viel ſie wollen. Und daher finden wir auch nicht, daß ſie hier Viele für ſich gewinnen; und es iſt uns auch ganz klar, daß ſie darein ihr Vergnügen ſetzen, von der Obrigkeit recht verfolgt zu werden, und wenn ſie verfolgt werden, dann gewinnen ſie weit mehr Anhänger durch die Art, wie ſie geduldig leiden, als durch ihre gefährlichen Reden."

Dieſe goldenen Worte der Weisheit fanden damals ſo wenig als heute überall Eingang, vielmehr erließ der Staat Maſſachuſetts 1658 ein neues Geſetz: daß jede Perſon von der „verfluchten Sekte der Quäker", die ſich innerhalb des Territoriums fände, ſofort eingeſperrt und auch nicht gegen Bürgſchaft entlaſſen werden ſolle bis zur nächſten Gerichtsſitzung. Dann ſolle ein ordnungsmäßiges Gericht über ſie abgehalten und ſie bei Todesſtrafe verbannt werden. Dies Todesgeſetz ging indeß nur nach langen Kämpfen und nur mit der Mehrheit einer Stimme durch. Mehre Notabilitäten ſprachen laut ihre Misbilligung aus und verſuchten nach Kräften die Ausführung deſſelben zu hintertreiben.

Schon ein Jahr darauf kam es indeß gegen drei Perſonen in Ausübung.

Mary Dyer, Marmaduke Stephenſon und William Robinſon waren, als geſtändliche Quäker, die ſchon einmal unter Todesandrohung ausgewieſen worden, gefänglich eingezogen und hatten nach dem Geſetz das Leben verwirkt.

Mary Dyer gehörte früher zur Sekte der Antinomier, ſie hatte mit Anna Hutchinſon vor 20 Jahren

die Colonie verlaſſen. Marmaduke Stephenſon hatte ſchon früher in Boſton Unruhen erregt. Als er 1656 in ſeinem Vaterlande, in Yorkſhire, hinter dem Pfluge ging, hatte er laut die Stimme des Herrn gehört, die ihn hieß: ein Prophet unter den Völkern zu werden. William Robinſon aus London war ſogar ſchon ein Mal ausgepeitſcht worden.

Mary Dyer war ſchon früher ein Mal nach Boſton zurückgekehrt, aber ihr Mann hatte ſie nach Rhode-Island zurückgerufen. Die andern Beiden waren mit dem beſtimmten Vorſatz nach Maſſachuſetts zurückgekommen, ihr Leben dem heiligen Zwecke zu opfern, das Werk des Herrn in der Gegend von Salem zu fördern. Als der Gerichtshof ſich verſammelte, gingen ſie deshalb freiwillig nach Boſton, und unter vielen Andern begleitete ſie dahin auch Alice Cowland, die weiße Linnen mitbrachte, um ihre Leichname darein zu hüllen, wenn ſie verurtheilt und gerichtet wären! Da hielt es auch Mary Dyer vor Sehnſucht nicht länger aus, ſie verließ den Mann und kam nach Boſton, um auch für das gute Werk zu ſterben.

Am 19. October 1659 ſtanden die Drei vor Gericht, angeklagt: „wegen Aufruhrs und weil ſie anmaßlich ſich uns aufgedrängt, wiewol ſie ſchon zur Verbannung verurtheilt waren unter der Strafe des Todes.“ Alle erkannten: Ja wir ſind Quäker, wir wurden verbannt und unter Todesſtrafe. Am nächſten Tage ward ihr Todesurtheil ausgeſprochen. Die Verdammungsformel, welche vollſtändig uns erhalten iſt, lautete für den Einen wie für den Andern zum Schluß: „Du ſollſt gehen von hier nach dem Orte, von wannen du gekommen biſt und von dort nach dem Platze, wo du gerichtet

Fünftes Kapitel.

Ringerige. Dahl. Die Königinbank. Schlucht von Kraakleven. König Halfdan des Schwarzen tragischer Ausgang. Norwegische Wasserfälle. Der Hönefos. Der Tyrifiord. Das Blauwerk von Modum. Gastfreundschaft. Kongsberg. Drammen. Der große Park am Fiord von Christiania. Schneemaschinen.

Südlich von Christiania auf der westlichen Seite des Fiords laufen in nicht unmalerischen Gruppen und Formen jene Bergketten fort, welche uns auf dem Wege nach der Hauptstadt aus blauer Ferne begrüßten. Sie schließen sich dem hohen Gebirgszuge an, der, vom höchsten Norden kommend, endlich an der südlichsten Spitze Norwegens bei Lindenaes ins Meer fällt. Hier entfalten sich wiederum Reize, wie man sie am wenigsten in einem Klippen- und Nebellande vermuthet. Auch sind diese keineswegs unbe-

wirſt, und dort und dann ſollſt Du hängen bis Du todt biſt."

Sie appellirten nicht gegen das Urtheil, ſie klagten nicht über deſſen Grauſamkeit, ſie vertheidigten ſich auch nicht eigentlich; ſie bewieſen nur, daß ſie recht gethan, und daß ſie nicht anders hätten thun können. Robinſon erklärte: während er in Rhode-Island gearbeitet, habe der Herr ihm befohlen, nach Boſton zu gehen und dort ſein Leben niederzulegen. Nun habe er gehorchen müſſen ohne fragen zu dürfen warum und wie ſo; indem er des Glaubens, daß er als Kind ſeinem Vater und Herrn Gehorſam zeigen müſſe ohne alles Widerſtreben. Deshalb ſei er da, und bereit zu ſterben. — Ebenſo verſicherte Stephenſon: Der Herr habe ihm befohlen, Weib und Kind zu verlaſſen und ſein Prophet zu werden bei den Völkern. Er ging zuerſt nach Barbadoes. Dort hörte er von dem neuen, in Neu-England gemachten Geſetze, daß man die Diener des lebendigen Gottes zum Tode verdammen wolle, wenn ſie aus der Verbannung zurückkehrten. Als er nun darüber nachdachte und das Ding in ſeinem Herzen erwog, da hörte er plötzlich die Stimme des Herrn, und ſie ſprach: „Du weißt nicht, aber du möchteſt gern dahingehen!" Und bald darauf rief dieſelbe Stimme wieder: „Gehe nach Boſton mit deinem Freunde William Robinſon." Und da gehorchte er, nicht dem eigenen Willen, ſondern dem Befehle Gottes.

Am 22. October war der Tag der Hinrichtung. In feierlichem Zuge wurden die Gefangenen nach einer beſtimmt deshalb erlaſſenen Anordnung zur Richtſtätte hinausgeführt. Hundert Soldaten mit Piken, Musketen, Pulver und Kugeln unter einem Hauptmann begleiteten ſie, auch viele Reiter mit Pauken, die ſie ſchla-

gen sollten, damit verhütet werde, daß das Volk irgend etwas von Dem höre, was sie sprechen möchten. „Da sah man Zeichen von himmlischer Lust und Freude in den Gesichtern und dem ganzen Benehmen dieser drei Personen, die Hand in Hand gingen, Mary in der Mitte.“ Sie riefen mit leuchtenden Augen Alle, Denen sie begegneten, an, ihnen zu bezeugen, daß sie für die Sache der Wahrheit litten. Mary Dyer rief: „Dies ist eine Stunde der größten Freude, die ich je erlebte. Kein Ohr kann hören, keine Zunge kann äußern, kein Herz kann verstehen die süße Labung des Geistes des Herrn, die ich jetzt empfinde.“

Robinson's letzte Worte waren: „Ich leide für Christus, in dem ich lebe und für den ich sterbe.“ Stevenson sagte: „Noch heute werden wir mit dem Herrn ausruhen!“

Mary Dyer sah vor ihren Augen ihre beiden Gefährten sterben und stieg dann mit sichern Tritten die Leiter hinauf, um ihnen zu folgen. Alles war fertig; der Strick saß schon um ihren Nacken, ihre Arme und Füße waren schon gebunden und ihr Gesicht verhüllt, als man in der Ferne einen schwachen Ruf hörte. Er ward stärker und stärker und ward jetzt von Hunderten willig wiederholt: „Aufschub! Begnadigung!“ Die Execution ward unterbrochen. Aber Mary selbst, deren Geist schon in einer andern Welt weilte, rief laut: sie wolle, sie verlange zu sterben mit ihren Brüdern, wenn die Obrigkeiten nicht das schändliche Gesetz aufhoben.

Uns wird gesagt, daß sie durch die Vermittelung ihres Sohnes gerettet worden, aber es war nur unter der ausdrücklichen Bedingung zugestanden worden, daß sie bis zum Richtplatz geleitet wurde, dort mit dem Strick um den Hals stunde und darauf aus der Colonie

geſchafft würde. Man führte ſie demzufolge nach Rhode-Island; aber ihr Entſchluß blieb unerſchüttert, und wieder trieb der Geiſt ſie zurück nach der „blutigen Stadt Boſton", wo ſie im Frühjahre 1660 ſich wieder einfand. Sie war alt und ſchwach und doch wollte ſie alle Schrecken des Geſetzes ausſtehen. Die Obrigkeiten waren erſtaunt darüber; aber auch ſie waren ſtolz und halsſtarrig; ſie konnten nicht abweichen von ihren Grundſätzen und Beſchlüſſen. Die frühern Hinrichtungen hatten ſchon vielerlei Misvergnügen hervorgerufen; ſollten ſie das arme alte Weib nun wirklich hängen? Man hoffte, ſie werde ſich bewegen laſſen, freiwillig das Gebiet zu räumen und in die Verbannung zurückzugehen. Vielleicht gab es auch noch ein anderes Mittel, ſie und ſich zu retten.

„Seid Ihr dieſelbe Mary Dyer, welche bei der letzten Generalſitzung hier war?" fragte ſie der Gouverneur Endicott und gab ihr eine Gelegenheit, durch ein Leugnen der Unterſuchung zu entgehen, denn es war noch eine andere Mary Dyer aus England zu der Zeit zurückgekehrt. Aber ſie antwortete mit heller Stimme: „Ich bin dieſelbe Mary Dyer, welche bei der letzten Generalſitzung hier war." — Bekennt Ihr Euch als eine Quäkerin oder nicht? — „Ich bekenne, daß ich eine Derer bin, die Ihr Quäker ſchelter." — Sie ward darauf verurtheilt, am folgenden Tage gehängt zu werden. „Das iſt ja nicht mehr, als du vorhin ſagteſt," ſprach ſie unerſchrocken. — „Jetzt aber kommt es zur Ausführung", entgegnete der Gouverneur; „darum bereite dich vor, denn morgen um 9 Uhr mußt du ſterben."

„Ich kam", erwiederte Mary, „dem Willen Gottes gehorchend, während der letzten Gerichtsſitzung, voll

Verlangens, die Rücknahme Eurer ungerechten Geſetze von Ausſtoßung und Verbannung zu erlangen. Und in derſelben Abſicht komme ich jetzt und verlange es eben ſo feſt. Und ich ſage Euch, wenn Ihr verweigert, ſie zurückzunehmen, wird der Herr andere ſeiner Diener ſenden zu Zeugen gegen Euch."

Am folgenden Tage wurde die Hinrichtung wirklich vollſtreckt. Der Zug dahin, wie das erſte Mal, Trompeten und Pauken voran und hinterher. Noch auf dem Galgen ſagte man ihr: wenn ſie ſtill nach Hauſe kehren wolle, dann möge ſie nur wieder herunterſteigen und ihr Leben ſolle ihr geſchenkt ſein. „Ich kann nicht," erwiederte ſie. „Meines Herrn Willen gehorſam, kam ich her, und in ſeinem Willen will ich treu verharren bis zu ſeinem Tode." — Jemand rief ihr zu, da ſie ſchon ein Mal da oben geſtanden und nun das Geſetz gebrochen durch ihre Rückkehr, ſo wäre ſie ſelbſt ſchuld an ihrem Blute. — „Kam ich doch," rief ſie mit derſelben Feſtigkeit aus, „die Blutſchuld von Euch fern zu halten, voll Verlangen, Euch zu erlöſen von dem ungerechten Geſetze der Verbannung bei Todesſtrafe, ſo Ihr erließet gegen die unſchuldigen Diener des Herrn. Deshalb wird mein Blut von Euch gefodert werden, denen es eine Luſt iſt. Was Die aber ſind, die es in der Einfalt ihres Herzens thun, ſo bitte ich den Herrn, daß er ihnen vergebe. Ich kam, den Willen meines Vaters zu thun, und ſeinem Willen gehorchend, gehe ich nun in den Tod."

Ein Prediger erhob ſeine Arme: „Mary Dyer, bereue, bereue, und laß dich nicht ſo täuſchen und irre führen durch die Argliſt des Teufels." — Sie erwiederte: „Nein, Mann, an mir iſt's nicht, zu bereuen." Man fragte ſie, ob ſie wünſche, daß die Aelterleute für

ſie beteten? „Ich kenne keine Aelterleute hier.“ Aber ſie wünſchte, daß das ganze Volk Gottes für ſie bete. „Sie meint vielleicht, rief eine Stimme ſpöttiſch, es gebe hier keines!“ — Mary wendete den Kopf zum Sprecher: „Ich kenne nur Wenige hier, die Gottes ſind.“ — Noch ein Mal drang man in ſie, ob ſie denn nicht wolle, daß die Aelteſten für ſie beteten? — „Nein, erſt ein Kind, dann ein junger Mann, dann ein Erwachſener, lieber als ein Aeltermann in Jeſus Chriſt.“ Sie ſprach von der andern Welt und der ewigen Seligkeit, in welche ſie nun eintreten werde. Mitten unter dieſen religiöſen Betrachtungen ward der Strick befeſtigt und ſie hing entſeelt am Galgen. „Da hängt ſie, wie eine Flagge, rief Einer, daß Andere ein Exempel daran nehmen!“

Das nächſte Opfer war William Leddra. Er war ſchon ein Mal ausgepeitſcht worden, hatte gefangen geſeſſen und war dann verbannt worden, aber 1661 nach Boſton zurückgekehrt. Nachdem er die Wintermonate hindurch an einen Holzblock geſchmiedet im Kerker geſeſſen, von der Kälte fürchterlich leidend, ward er im März vor Gericht geſtellt. „Was habe ich denn Böſes gethan?“ fragte er. — Ihr habt der Obrigkeit Trotz geboten, und Hohn geſprochen ihren Geboten. Ihr habt Euch geweigert, den Hut abzunehmen im Gerichtshofe und habt immer „Du“ und „Dir“ geſprochen. — „Wollt Ihr mich zu Tode bringen, weil ich gut engliſch ſpreche, und weil ich meine Kleider nicht vom Leibe abnehme?“ — Man kann auch Hochverrath in gutem Engliſch ſprechen. — „Iſt es Hochverrath, wenn ich „Du“ und „Dir“ zu einer einzelnen Perſon ſage?“ — Wollt Ihr nach England zurückkehren? fragte ein Richter. — „Ich habe da nichts zu thun,“ war die Antwort. — Dann geht Euern

Weg nach dem Galgen, sagte der Richter danach hinweisend. — „Wollt Ihr mich darum zu Tode bringen, weil ich geathmet habe in der Luft Eurer Gerichtsbarkeit? Was habt Ihr denn gegen mich? Ich appellire an die Gesetze Englands. Bin ich nach denen schuldig, so will ich sterben.“ — Aber 20 Jahre früher war es in der Colonie für Hochverrath erklärt worden, von einer Appellation an den König zu sprechen. Ein böses Lächeln ging durch die Versammlung und Einer machte die Bemerkung: „Dieses Jahr appellirt Ihr nach England, im nächsten wird das Parlament herschicken, um zu untersuchen, aber im dritten Jahre wird das Regiment in England verändert sein.“ König Karl II. hatte ein feines Ohr. Ueber das Brausen des atlantischen Meeres hörte er diese hingeworfene Bemerkung und vergaß sie nicht.

In dem Augenblicke trat ein anderer verbannter Quäker, **Winlock Christison**, unerwartet vor die Schranken, stellte sich neben den Gefangenen und unterbrach durch seine Erscheinung die Verhandlungen: Seid Ihr nicht Winlock Christison, der unter Todesstrafe verbannt worden? fragte der Gouverneur. — „Ja ich bin es.“ — Was thust du denn hier? — „Ich bin hergekommen, Euch zu warnen, daß Ihr nicht mehr unschuldigen Blutes vergießen sollt, denn das Blut, das Ihr schon vergossen habt, schreit zu Gott dem Herrn nach der Vergeltung, die über Euch komme.“ Er ward augenblicklich abgeführt. Leddra wurde noch ein Mal das Leben angeboten, wenn er fortgehe und versprechen wolle, nie wiederzukommen. Er weigerte sich, ward zum Tode verurtheilt und die Hinrichtung auf den 14. März angesetzt.

Am Tage vor seinem Tode schrieb er noch einen

Brief an seine Freunde, in welchem es heißt: „Der süße Einfluß des Morgensterns, sikernd und plätschernd wie eine Springfluth durch mein demüthiges Haus, hat mich so erfüllt mit der Freude des Herrn in der Schonheit seiner Heiligkeit, daß mein Geist sich fuhlt, als bewohne er nicht mehr ein Haus von Erden, sondern schon aufgenommen und verschlungen sei von dem Busen der Ewigkeit, von dannen er kommen ist.“ Als er fesselios zum Galgen gefuhrt worden, drängte sich ein Fremder, der eben über See angekommen und tief ergriffen von dem Anblick war, durch die Menge und versuchte das Schreckliche abzuwenden: „Um Gottes willen, rief er mit lauter Stimme, nehmt dem Mann nicht sein Leben; gedenket, was Gamaliel den Juden rieth. Kommt dies von Menschen, so wird es nicht bestehen; kommt es aber von Gott, dann konnt Ihr es nicht umwerfen. Hütet Euch, daß Ihr nicht erfunden werdet als Streiter wider Gott.“ — Der Hauptmann hieß ihn schweigen und gehen. Er schied mit Thranen, vergebens ihnen vorstellend, daß sie weder Gottes Wort, noch des Konigs Willen fur sich hätten, den Mann zu hangen. Als der Henker den Strick um Leddra's Nacken befestigte, hörte man ihn rufen: „Ich befehle meine gerechte Sache Dir, o Gott.“ — Unter den Worten: „Herr Jesus, empfange meine Seele!“ endete er. Die Menge verlief sich endlich, doch erlaubte man William Leddra's Freunden, die Leiche, nachdem sie der Henker ihrer Kleidungsstucke beraubt, in Empfang zu nehmen und ihr die letzte Ehre anzuthun.

Mit kuhnem, herausforderndem Muthe trat Winlock Christison vor das Gericht: „Nach welchem Gesetze wollt Ihr mich zu Tode bringen?“ — Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetze mußt du sterben. — „Wer gab Euch das Recht, dies Gesetz zu machen?“ — Wir haben

ein Decret, welches uns die Macht verleiht. — „Habt Ihr Macht und Recht, Gesetze zu machen, welche den Gesetzen Englands widerstreiten?“ — Nein. — „Alsdann seid Ihr über Eure Grenzen hinausgegangen. Wenn der König Eure Herzen kennte, wie Gott sie kennt, dann würde er sehen, daß sie zerbrochen und verdorben sind so gegen ihn als gegen Gott. Ihr und ich, wir sind Unterthanen des Königs, und ich fodere, daß ich gerichtet werde nach den Gesetzen meines Volkes. In England ist kein Gesetz, welches erlaubt, Quäker zu hangen.“ — Aber es ist in England ein Gesetz, welches erlaubt, Jesuiten zu hängen. — „Wenn Ihr mich zu Tode führt, so ist es nicht, weil ich unter dem Namen eines Jesuiten gehe, sondern unter dem eines Quäkers. Ich appellire an mein Volk.“ — Ihr habt unser Gesetz gebrochen, und darum richten wir Euch.

Die Jury sprach ohne Zaudern das Schuldig aus, aber die Richter waren doch schwankend, ob sie die Todesstrafe aussprechen sollten. Man meint, weil eben ein anderer Quäker, Edward Wharton, durch ein Schreiben angezeigt, daß er aus der Verbannung nach Salem zurückgekehrt sei, und man Anstand nahm, gegen diesen zu verfahren. Der Gouverneur, aufgebracht, warf ihnen ihre Lauigkeit und Menschenfurcht vor. Man stimmte noch ein Mal und die Majorität war jetzt für die Todesstrafe.

„Was gewinnt Ihr dadurch? Denkt nicht, daß Ihr den lebendigen Gott zu Schanden macht, wenn Ihr das Leben seiner Diener nehmt. Für den Letzten, den Ihr zu Tode gebracht, sind an seiner Statt ihrer fünf hier. Habt Ihr Macht, mein Leben zu nehmen, dann kann Gott dasselbe Leben wieder erwecken in zehn seiner Diener und sie an meiner Statt senden, daß Ihr Qualen

auf Qualen habt, die Euer Theil ſind; denn in den Gottloſen iſt kein Friede, ſagt mein Gott!"

Die kühne Sprache ſchien doch nicht ohne Eindruck geblieben. Winlock Chriſtiſon, oder wie er in den Regiſtraturen genannt wird, Wendlock Chriſtopherſen ward wieder in ſein Gefängniß zurückgeführt und im Juni 1661 abermals vor Gericht geſtellt. Nun heißt es: „Der Gerichtshof, nachdem er, was Wendlock Chriſtopherſen vor den Schranken für ſich anführen konnte, hinſichtlich ſeiner Appellation von dem Urtheil und Erkenntniß des letztgeſeſſenen Gerichtshofes im März, in Erwägung gezogen, verordnet, daß der Gouverneur in offener Gerichtsſitzung das Todesurtheil gegen ihn ausſpreche, und erkläre, daß der Tag der Vollziehung auf den 13. dieſes Monats Juni angeſetzt ſei, gleich nach der Verleſung, auf den Befehl des Gouverneurs. Angeſehen indeſſen, daß beſagter Chriſtopherſon noch vor ſeiner Execution die Gnade des Gerichtshofes anginge und ſich verpflichtete durch ein Schreiben von ſeiner Hand, daß er ſofort aus dieſem Gerichtsbezirk ſich entfernen und nimmermehr zurückzukehren gelobe, dann ſoll er, ohne daß es deshalb eines Berichts an den Gerichtshof oder die Generalverſammlung bedürfe, auf der Stelle entlaſſen werden." Dies Letztere traf ein, man hatte es wahrſcheinlich vorausgewußt. Nachdem Chriſtopherſen das Urtheil verleſen war, nahm er die Gnade des Gerichtshofes an, entſagte dem Märtyrthum und ward aus der Haft entlaſſen.

Judith Browne und Peter Pierſon, vor denſelben Gerichtshof geſtellt, wollten nicht Rede ſtehen. Wir wiſſen aus andern engliſchen Criminalfällen, daß das Geſetz den Richtern für dieſen Fall die Macht ertheilte, ſie zum Geſtändniß zu preſſen, indem ſchwere

Centnerlaſten von Blei und Steinen ihnen auf die Bruſt gelegt wurden, welche in dem Maße geſteigert werden konnte, bis der widerſetzig Stumme zu Tode gedrückt war. Die Richter in Maſſachuſets machten davon keinen Gebrauch; aber ſie verordneten, daß der Conſtabler von Boſton ſie aus dem Gefängniß holen, ihnen die Kleider bis zum Gurtel ausziehen und ſie dann vom Gürtel aufwärts durchpeitſchen ſolle. Alsdann ſollten ſie hinten an einen Karren gebunden und mit 20 Peitſchenhieben durch die ganze Stadt getrieben werden. Von Boſton wurden ſie nach Rexbury abgeliefert, dort wieder an einen Karren gebunden und abermals mit 10 Peitſchenhieben durch die Straßen gepeitſcht. Von Rexbury wurden ſie nach Dadhorn gebracht, und hier in ſelber Art, abermals mit 10 Streichen durch die Gaſſen geführt. Von da ab wurden ſie unter ihrer Gefahr aus dem Gebiet geſtoßen.

Gleich nach dieſem Edict ſteht in den Acten der Regierung (es findet ſich nicht einmal ein Strich dazwiſchen) ein Decret, daß am 4. Juli 1661 ein Feſttag ſein ſolle, um dem allmächtigen Gott für die mancherlei Gunſtbezeigungen zu danken, durch welche es ihm gefallen, ſo viele Jahre hindurch, die Colonie in dieſer äußerſten Wildniß der Welt zu ſegnen.

Dieſe Barbarei hatte indeß damit ihren Gipfelpunkt erreicht, das Maß war voll, die Magiſtratsperſonen handelten nicht mehr geſtützt auf die öffentliche Meinung. Der Unwille in ganz Maſſachuſets war deutlich ausgeſprochen und die Obrigkeiten hatten davon die deutlichſten Anzeichen. Das Mitleid für die Leidenden hatte ſich ſchon ſo laut und unverkennbar ausgeſprochen, daß

kannt. So wenig Christiania, im Vergleich zu andern Hauptstädten, von Fremden besucht wird, hat es doch auch schon seine Modeörter und Lieblingspartien in naher und weiter Entfernung, die, so gut wie die Sächsische Schweiz von Dresden aus, besucht werden müssen. Schon herrscht darin eine bestimmte Ordnung, von frühern Reisenden, oder der Laune der Einwohner eingeführt, nach welcher sich die jetzigen zu achten haben. Stationen und Nachtquartiere, selbst die Stunde der Abfahrt und Rückkehr sind so genau bestimmt, wie nur dem Engländer die sauern Pilgertage durch das alte und neue Rom. Wie lästig auch anderwärts, man fügt sich gern solchen Bestimmungen, wo man bei zugemessener Zeit im kleinen Raume wirklich viel zu sehen hat.

Ringerige heißt die reizende Landschaft, welche den Hauptpunkt dieses Lustausfluges bildet. Nur wenige hundert Schritte von Christiania, und schon befindet man sich in dem schönen Gebirgslande, das auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit den Schwedischen Parthieen, die wir verlassen, aufweist. Freilich gehört auch eben der Abend dazu, diese dunklen, hohen, doch nicht

de Behörden alle Mühe hatten, die Massen von Menschen, welche sich um die Gefängnisse drängten, nur von der Fenstern derselben zurückzuhalten. Bei jeder Execution mußte eine große bewaffnete Macht mit ausmarschiren, um Aufstände zu vermeiden, und Soldaten mußten doch auch in der Stadt zurückbleiben, um hier die Ordnung und Sicherheit zu erhalten.

Inzwischen waren Berichte über diese gesetzlichen Greuel nach London gekommen. Quäker selbst hatten sie König Karl II. hinterbracht, und dabei nicht verfehlt, ihn davon zu unterrichten, wie die puritanischen Obrigkeiten bei Gelegenheit des Gerichts über Leddra sich gegen seine Autorität geäußert. Der kaltherzige, indifferente Karl Stuart hatte eben so wenig Mitleid für die Quäker als Liebe für die Puritaner; aber die Gelegenheit kam ihm nicht unwillkommen, den Colonien, die ihm in ihrem störrischen und fanatischen Benehmen und auch sonst Grundes genug zum Misvergnügen gegeben, seine bestrittene oder in Abrede gestellte Macht fühlen zu lassen. Er sandte ein Mandamus an alle Gouverneure Neu-Englands, des Inhalts: daß sie sich fortan aller körperlichen Züchtigungen gegen die Quäker enthielten, solche Individuen derselben aber, welche sie für schuldig hielten, nach England zu schicken, mit einer specificirten Angabe ihrer Vergehungen, damit sie dort nach den Gesetzen gerichtet wurden.

Die Quäker in London beeilten sich, ein Schiff auszurüsten, und einer ihrer Bruder, Samuel Shallock, welcher selbst unter Todesstrafe aus Boston verwiesen war, segelte, mit dem Mandamus in der Hand, nach Amerika ab. Schon nach 6 Wochen langte das Schiff im Hafen von Boston an. Shallock und der Capitain begaben sich in das Haus des Gouverneurs. Dieser ließ

nach der Gewohnheit, dem Quäker den Hut vom Kopfe abschlagen; aber nachdem er den königlichen Brief gelesen, setzte er selbst ihm den Hut wieder auf und nahm den seinigen ab. Nach kurzer Berathung mit dem Vicegouverneur erklärte er dem Abgesandten, daß sie dem Willen des Königs gehorchen wurden. Am Abende war große Freude unter den Quäkern in der Stadt; laut dankten sie Gott für seine Gnade, welche in dieser Befreiung sich abermas so wunderbar bewiesen.

Sie durften die Quäker nicht mehr hangen, brennen, schinden und peitschen, und der Gerichtshof sah sich genöthigt, seine deshalb erlassenen Gesetze zu suspendiren; aber ihnen blieb doch ein Ausweg. Wenn sie die Quäker als solche auch nicht mehr belästigen durften, so war doch damit nicht gesagt, daß sie nicht Quäker, welche vagabundirten, fahnden dürften. Plötzlich wurden daher die Gesetze gegen die vagabundirenden Quäker wieder losgelassen und mit ähnlichem puritanischen Grimm und Grausamkeit gehandhabt. Diese durfte Jeder aufgreifen, sie vor die nächste Magistratsperson schleppen, wo sie dann wieder sofort bis auf den Gürtel kounten entkleidet, ausgepeitscht und zum fernern Peitschen an einen Karren gebunden werden; und so von Stadt zu Stadt bis über die Grenze des Staates. Doch machte man zwei Einschränkungen: in keiner Stadt sollten sie mehr als 10 Streiche erhalten und im Ganzen jeder nur durch 3 Städte gepeitscht werden. Da aber die Ermächtigung hierzu auch den unteren Beamten ertheilt war, so zählte jeder, wie es ihm beliebte, und es wurde weder mit der Zahl der Schläge, noch der Städte sehr genau genommen.

Factiſch wurden erſt jetzt Greuel begangen, vor denen unſer Gefühl ſchaudert. Sie ſind nur zum Theil in den Annalen regiſtrirt, aber in der Tradition und in Schriften der Zeitgenoſſen hat ſich ihr Andenken erhalten. So wurden 1662 drei Frauen, Anna Coleman, Mary Tomkins und Alice Ambroſe an den Karren gebunden und zuerſt in Dover und dann noch ebenſo durch 10 andere Städte gepeitſcht. Ein armes 60jähriges Weib, Eliſabeth Hooton, ward hinter dem Karren durch Cambridge, Waterlowe und Dedham geriſſen und gepeitſcht. Sie kehrte nach Boſton zurück. Da ſperrte man ſie ins Zuchthaus, peitſchte ſie wieder, führte ſie nach Roxbury, peitſchte ſie dort am Karren und auch noch in Dedham. Sie kam doch wieder zurück. Nach zweitägiger Einſperrung ließ man ſie von der Gefängnißthür bis an's Weichbild der Stadt peitſchen und dann nach Rhode-Island durch den Schub bringen, mit der Anweiſung, ſie von Stadt zu Stadt zu peitſchen. Wir übergehen die namentlichen Anführungen Anderer, die ſämmtlich unter der Rubrik Vagabunden zum Märtyrerthum kamen. Einer dieſer Armen flog der Peitſchenknoten ſo um den Leib, daß er zu entſetzlichem Schmerz die Bruſtwarze aufriß.

Dieſe neuen ſchmerzlichen Verfolgungen ſcheinen aber auf der andern Seite den Fanatismus nur noch mehr aufgeregt zu haben. Es kamen damals bei den Quäkern Manifeſtationen ihrer Begeiſterung vor, die uns heute unglaublich dunken, und die, waren ſie vorangegangen, einigermaßen wenigſtens die grauſamen Maßregeln hätten rechtfertigen konnen. Aber die Wahrnehmung der Obrigkeiten von Rhode-Island beſtätigte ſich auch hier: dieſe Tollheiten waren und wurden erſt erweckt durch die mit ähnlicher Tollheit betriebene

Verfolgung der Gläubigen. — Eine angesehene Frau, Lydia Wardell, trat 1665 in die Kirche von Newbury, ihrer früheren Parochie, splitternackend, und ward von den Ihrigen in den Himmel erhoben wegen ihrer demuthvollen Unterwerfung unter das ihr aufgegangene innere Licht. Denn dieses Licht hatte sie angetrieben zu einer heiligen Pflicht, nämlich durch die unanständige Exposition ihrer Person die geistige Nacktheit ihrer Nachbarn ins rechte Licht zu stellen. Ein späterer Schriftsteller der Quäker äußert sich darüber: „Die Leute, statt demüthig und fromm über ihre eigene Lage nachzudenken, welche sie ihnen auf diese Weise darstellen wollte, fielen in eine wahre Wuth und ergriffen sie und schleppten sie nach dem Gerichtshause zu Ipswich!" Dort wurde sie nach einem höchst summarischen Verfahren zum Ausweitschen verurtheilt. Man band sie, wie sie war mit den Brüsten gegen einen Pfosten, auf dem ein Gasthausschild befestigt war, und geißelte ihren Leib mit mehr als 20 Streichen. Obgleich sie dadurch grausam zerfetzt wurde, jubelten doch ihr Mann und ihre Freunde darüber, denn sie waren eines Sinnes mit der Märtyrin, und lobten und trösteten sie wegen der gottgefälligen Leiden.

Im selben Jahre versuchte, wahrscheinlich durch Lydia Wardell's Beispiel angelockt, Deborah Wilson, eine junge und sehr anständige Frau, selbst eifrige Quäkerin, aber nicht an einen Quäker verheirathet, Dasselbe in den Straßen von Salem. Sie ward deshalb an den Karren gebunden und mit ihrer Mutter und Schwester, die es ihr gerathen, durch die Straßen gepeitscht. Ihr junger Ehemann, wie schon gesagt kein Fanatiker, ging betrübt nebenher, und hielt zuweilen seinen Hut zwischen die

Peitsche und ihren Rücken, um sie vor den schwersten Streichen zu schützen.

Zehn Jahre später, im Juli 1675, stürzten vier Weiber und ein Mann in die Stadtkirche zu Boston an einem Sonntage und erregten einen so furchtbaren Aufstand und Tumult, daß mehre schwangere Frauen in Gefahr geriethen, unzeitig niederzukommen. Ihre Anführerin war Margaret Brewster, die erst vor Kurzem aus Barbadoes herübergekommen war. Sie und ihre Gefährtinnen hatten ihre Reisekleider und Schuhe vor der Thür gelassen. In Sackleinen gekleidet, Asche auf dem Kopf, das Haar über die Schultern wallend, das Gesicht mit Kohlenstaub beschmiert, stürzten sie barfuß herein und erhoben ein Geschrei und Geheul, welches alle Beschreibung überstieg. Margaret erklärte, sie wäre ein Bild der schwarzen Pocken, die dem Volke drohten als das nahende Gericht Gottes wegen seiner Verfolgung der Heiligen. Natürlicherweise ward sie ergriffen und vor Gericht gestellt, wo sie erklärte, seit drei Jahren habe Gott ihr geboten, wie sie gethan, und ihr Ehemann habe es gebilligt, da er erkannt, daß es Gottes Wille sei. Sie und ihre Gefährtinnen mußten, wie zu erwarten, die herkömmliche Strafe durch die Straßen von Boston erdulden, nackt vom Gürtel bis zum Wirbel, 20 Streiche auf jeden Rücken.

Hiermit schweigt die Geschichte. Die Raserei schien sich erschöpft zu haben, aber auch damit die Verfolgungswuth. Sie ging, noch nicht ein Menschenalter später, auf einen andern Gegenstand des Wahnes über, den wir in der Geschichte der Tragödie von Salem erzählt haben. Aber wie gleich nach diesem greulichen Trauerspiel die gesunde Vernunft siegreich auftrat und, die Nebel des Wahns vertreibend, nach Rechtfertigung, Entschuldigung

und Buße suchte, machte sich auch hier die Stimme der Humanität und Billigkeit herbar, und bald so stark die Thaten der puritanischen Intoleranz verdammend, daß sich hinwiederum Patrioten gedrungen fühlten, ihr Land und ihre Bürger dagegen zu vertheidigen. Ein amerikanischer Geschichtschreiber jener Zeit, Hubbard, sagt: „Ließe sich das nicht anhören? Die Einwohner unserer Colonie hatten das Land für sich selbst gekauft. Sie hielten es für ein nicht zu vertheidigendes Unrecht, wenn irgend Jemand anmaßlich, ohne Erlaubniß oder Vergünstigung zu ihnen kam, um unter ihnen zu leben und die Saat gefährlicher und verderbter Grundsätze unter den Einwohnern auszusäen, die darauf hinausgingen, Alles umzustürzen, was gut, heilig oder bürgerlich ordentlich war. Um deswillen hielten sie sich für verpflichtet, scharf allen Denen entgegen zu treten, die es wagen wollten, sich unter ihnen einzudrängen. Wer das mit Bewußtsein und halsstarrig thun wollte, beging ein Verbrechen, gleich Denen, die in Jemandes Haus einbrechen wollen, unbekümmert, ob er sie aufnehmen will oder nicht." —

Besser noch führt Chandler die Vertheidigung seiner Vorfahren. Er fragt, ob die Colonisten der Bai von Massachusetts allein die Sünden der ganzen Christenheit jener Zeit tragen und verantworten sollten? Wie hätte man gerade von den Puritanern besondere Duldungsgrundsätze erwarten sollen, die selbst um ihres Glaubens willen aus ihrem Vaterlande fortgewiesen worden? Sie kamen ja nur in die Wildnisse Amerika's, um ungestört ihren eigenen religiösen Meinungen leben zu können. Zu diesem Zwecke errichteten sie eine eigene Regierung. Neu-England war ursprünglich nur eine religiöse, keine zu Handelszwecken bestimmte Niederlassung. Sie wollten nur ihre religiöse Doctrin in aller ihrer Reinheit be-

wahren. Sie fragten nicht nach Convertiten, sie wollten Niemandem über ihre Gerichtsbezirke hinaus ihre Lehren und Ansichten aufdringen. Also mochten sie ein Recht haben, welches auch von den modernen Ansichten ihnen nicht bestritten werden dürfte, aus ihren Grenzen und aus ihrer Gerichtsbarkeit hinaus alle Diejenigen zu stoßen, welche sich offenbar dagegen sträubten, und deren Trachten dahin ging, ihren Glauben, ihre Einrichtung, ihre Verfassung zu verunglimpfen und umzustürzen. Wie ein Schwarm Rasender fielen ihnen die Quäker in ihr stilles, zufriedenes Gemeinwesen. Sie wollten die tollen, frechen Gäste nur hinaus haben, mehr anfänglich nicht; erst als diese immer wiederkehrten und in gesteigertem Wahnsinn nicht Ansprüche auf Duldung, sondern auf Herrschaft machten, verloren auch sie die Geduld und griffen dann freilich zu Maßregeln, welche nach unsern Ansichten alles vernünftige Maß des Rechts, der Billigkeit und der Klugheit überschritten. Aber sie handelten nach den Grundsätzen ihrer Zeit, und nicht nach denen, welche wir nach einem zweihundertjährigen Kampfe so glücklich sind — oder glauben errungen zu haben. Indem ich das niederschreibe, lese ich ein Edict, welches in einem, sonst von edler Humanität geleiteten, Staate die Deutsch-Katholiken wie in Massachusetts die Quäker von seinen Grenzen weist; eine Weisung an uns, auch gegen die Irrthümer der Vorzeit im Gefühl der eigenen Schwäche, die uns beschleichen könnte, mild zu sein.

Wenngleich möglich ist, die Regierung von Massachusetts zu entschuldigen und zu vertheidigen, ist es doch weit erfreulicher, zu hören, wie auch schon damals die öffentliche Stimme in der Verwerfung der angewandten Maßregeln und der unchristlichen Unduldsamkeit sich geltend machte, und, selbst unter sonst finster gesinnten

Geistern hierin der Strahl eines andern Lichtes ihnen aufging. Cotton Mather, der wuthende, verstockte Hexenverfolger und Inquisitor ein Menschenalter später, sagt über die Quakerverfolgung, die er erlebt: „Es ist deshalb ein gewaltiger Lärmen gegen unser Neu-England erhoben worden; und will Jemand die Verfolgung vertheidigen, so mag er es thun, ich kann es nicht. Ich bin vollständig davon überzeugt, diese armseligen Quäker wurden binnen Kurzem (wie wir es ja schon jetzt sehen) auf ihr Nichts reducirt werden sein, wenn die bürgerlichen Obrigkeiten keine Criminalstrafen über sie verhängt hätten; auch meine ich überall nicht, daß Ketzermord ein evangelischer Weg sei, um Ketzereien zu vertilgen."

Deutlicher noch spricht für den Ruck- oder Umschlag in der öffentlichen Meinung, daß nach Stevhensons und Robinsons Hinrichtung der Gerichtshof und die Generalversammlung selbst es für nöthig und räthlich hielten, ihr Verfahren vor der Welt zu rechtfertigen. Es geschah zum Theil durch schriftliche Darstellungen, die an den Hof und nach England gesandt wurden, zum Theil nahm man auch damals schon die Presse in Anspruch durch Schriften, in welchen juridisch die Berechtigung der Colonie als Staat, solche fanatische Eindringlinge auch mit aller Strenge zurückzuweisen und zu bestrafen ausgeführt, dann aber mit einem fruchtbaren Aufwande theologischer Gelehrsamkeit bewiesen wurde, daß die Lehren der Quäker die Fundamentalwahrheiten der Religion und der heiligen Dreieinigkeit und besonders die heilige Schrift als eine vollkommene und fertige Vorschrift für Glauben und Leben gefährdeten. Die ganze Bibel ward zu Hülfe gerufen und bot so willig den Puritanern Stellen zu ihren Gunsten, als sie den Quäkern geboten, den Hochkirchlern und den Katholischen. — Auch ander-

wärts waren übrigens die Quäker nicht viel beſſer behandelt worden. Sie wurden in England gelegentlich von dem aufgebrachten Pöbel verhöhnt, gemishandelt und geſchlagen und verſchmachteten in dumpfen Kerkern. Sie mußten mit ſchweren Geldbußen ihre Conventikel büßen und waren, ſchon beim dritten Betretungsfall, zur Transportation in die Colonien reif. Auch in Virginien durften ſie ſo lange eingeſperrt werden, bis ſie gelobten, das Land zu verlaſſen. Kehrten ſie zum dritten Male wieder, verhängte das Geſetz den Tod darüber.

Worin unterſcheiden ſich dieſe Greuel, von religiöſer Intoleranz dictirt, in ihren Wirkungen von denen, welche früher, gleichzeitig und ſpäter die römiſche Kirche und ihre Inquiſitionstribunale gegen die Ketzer verhängte? War der menſchliche Dünkel und Hochmuth, der ſie dictirte, nicht eben ſo furchtbar, waren die zugefügten Qualen und Schmerzen minder ſchmerzlich? Ja jener hatte Das noch für ſich, eine übertauſendjährige Autorität, er glaubte handeln zu müſſen, wie die ganze chriſtliche Geſchichte ihn lehrte; hier war die Berechtigung und der Glaube oft kaum ein Jahrhundert alt, und doch ſchon ſo unerbittlich ſtreng! Und doch warum ſchaudern wir minder zurück vor di ſen Barbareien, im Namen der Religion von Proteſtanten geübt, als vor denen der römiſch-katholiſchen Ketzerverfolger? — Warum wird der Schauer nicht zum Entſetzen, wenn wir in Paris über die Blutplätze der Revolution fortgehen, während in Venedig es uns überfröſtelt und unſer Blut im Augenblick ſtockt, wenn der Führer mit der Fackel in die engen, niedrigen, angeraucherten, halb unterirdiſchen Kerker des Dogenpalaſtes leuchtet? Wir athmen erſt

wieder auf und kein Schauer überfällt uns mehr, wenn er uns oben im Sonnenlichte den Platz zeigt, wo ein Doge sein Haupt auf den Block legen mußte. Es ist die freie amerikanische Luft, das Gefühl der Oeffentlichkeit, daß das ganze Volk es sah, was die Schauer mildert. Auch in Servetо's Kerker, so viel der Arme gelitten haben mag, drangen doch Stimmen von außen; er sah Menschen vor sich, wenn er vor Gericht gerufen ward, mit denen er disputiren konnte, auch seine Stimme ward gehört, und sein Scheiterhaufen loderte mitten in den freien Alpen. Es ist ein schwacher Trost, öffentlich zu leiden, aber ein Trost bleibt es dem Gefühl.

wilden Felsmassen eigenthümlich zu beleuchten. Es ist noch eine Lustpartie der Hauptstädter, z. B. nach Bärum, einem nicht unbedeutenden Hammerwerke, und doch befindet man sich schon in tiefen Gebirgsschluchten, und noch tiefere Thäler wenden sich rechts und links von der Landstraße in weite Ferne; die Gegend ist durchaus romantisch und malerisch, welches letztere man nicht von allen dieses Landes sagen kann, wovon wir weiter unten näher sprechen werden.

Warum hat Dahl nur die öden Meeresufer, nie die reizenden Parthieen seines Norwegens gemalt? Sehen wir bei ihm die starren Klippen, den grollenden Himmel darüber, das tobende Meer in ewiger Brandung, das getriebene Wrack eines Schiffes und die Fischernachen, wie sie auf dem Schaum der Wellen zugedrängt werden den tückischen Steinen, die schwarz aus dem Wasserstrudel der sicheren Beute entgegenlauern; wer kann sich da eine Vorstellung machen von den reizendsten Gegenden, welche die Natur in diese nördlichen Regionen verlegte! Der Himmel ist heiter, selbst eine gewisse Wärme, ein südlicher Duft, vielleicht von dem schweren Nebelklima, liegt ausgegossen über Parthieen,

Elisabide.

1840.

Vor der Porte Saint Martin, von Paris, bei der Ortschaft La Villette, fand man am Morgen des 15. März 1840 an einem abgelegenen Orte die Leiche eines unbekannten Knaben. Der Knabe war offenbar ermordet und dann in den Koth eines Abzugsgrabens geworfen worden. Der Hirnschädel war, muthmaßlich mit einem harten und scharfkantigen Instrumente, eingeschlagen, außerdem war ihm der Hals mit einem Messer durchschnitten.

Es war ein lieblicher Knabe, die Kindesunschuld strahlte von seinem Gesicht, als man ihn von Schmuz und Blut gereinigt. Sein Anblick erregte bei Allen das tiefste Mitleid und Abscheu gegen den unbekannten Mörder, der die That erst in der Nacht oder spätestens am vorangehenden Tage verübt haben konnte.

Weder das Opfer noch wahrscheinlich der Thäter gehörten dem Orte an, in dessen Nähe man es gefunden. Muthmaßlich waren Beide aus der nahen Hauptstadt dahin gekommen; eine Omnibusverbindung geht zwischen La Villette und Paris. Möglich auch, daß der Mörder den Knaben auf einem Spaziergange

hinausgeleckt hatte. Man schaffte daher die Leiche nach Paris zurück, um hier die polizeilichen Nachforschungen wirken zu lassen.

Aber dieselben, wiewol von der gesammten Presse der Hauptstadt unterstützt, blieben fruchtlos. Die Sache erregte ein ungemeines Aufsehen. Schon in diesem ersten Stadium, als ein reines unbegreifliches Factum, durchlief sie alle Zeitungen der Welt. Der Knabe war in der Morgue ausgesetzt; alle Eltern, Lehrer, Verwandte, die etwa Kinder vermißten, wurden aufgefodert, in die Morgue zu kommen, und zahllose Theilnehmende und Neugierige strömten dahin; aber Allen war das unentstellte Gesicht völlig fremd. Kein Fremder, der von einem verlorengegangenen Kinde etwas wußte, auch in der ganzen Umgegend der Stadt kein vermißter Knabe, keine Spur, die nur auf ein begangenes Verbrechen leitete.

Wie war das unbekannte Kind nach Paris gekommen, oder woher war es überhaupt dahin wie geschneit? Die pariser Polizei mit allen ihren Helfershelfern wußte sich keines Rathes; umsonst boten die Zeitungen Alles auf; sie erweckten eine steigende Theilnahme, Rührung und Neugier, aber auch sie vermochten aus dem undurchdringlichen Geheimniß keinen Funken Licht zu entlocken.

Was lag für ein Verbrechen zum Grunde? Nach der bescheidenen Kleidung des Knaben hatte es nicht den Anschein, als sei der Mord in Folge oder um eines andern Verbrechens willen begangen. Ein Raubmörder würde sich auch schwerlich die Mühe gegeben haben, dem Beraubten andere Kleider anzulegen. Lag eine That der Rache, ein Verbrechen an einer Familie, ein Kinderraub oder ein wilder Act verbrecherischer Wollust zum Grunde, den die blutige That verbergen sollte?

Auf alle dieſe Fragen wußte man ſich keine Antwort. Aber das Intereſſe war nun ſo allgemein geworden, daß man nach einem ungewöhnlichen Auskunftsmittel ſuchte, um ſich wenigſtens die Möglichkeit der Entdeckung zu ſichern. Man balſamirte die Leiche des ſchönen Knaben ein und ſtellte ſie aufs neue aus.

Aber ſo Viele auch hinzuſtrömten, um ſie zu ſehen, auch da fand ſich Niemand, der ſich zu dem Knaben bekannte.

Etwa acht Wochen ſpäter verbreitete ſich in Bordeaux die Nachricht von einer doppelten, ſchrecklichen Mordthat. Unfern der Stadt, in der Nähe der Gemeinde von Artigues, liegt, an der Seite der großen Straße, ein ziemlich ausgedehntes Gehölz, hinter welchem ein Bach ſich fortſchlängelt. In dieſem Bache fanden Landleute am Morgen des 10. Mai den Leichnam einer noch jugendlichen Frau ſchwimmend. Sie war augenfällig nicht im Waſſer verunglückt, ſondern erſt, nachdem ſie ermordet worden, in den Bach geworfen; denn ihr eingeſchlagener Hirnſchädel, die mannichfachen Verſtümmelungen am Kopf und das gänzlich zerſchlagene und zerſchnittene Geſicht deuteten auf einen furchtbaren Mord durch fremde Gewaltthat. Ueberdem war die Kleidung ihr faſt ganz vom Leibe geriſſen.

Auch führten Blutſpuren am Ufer tiefer in den Wald hinein nach einem Platze, wo wahrſcheinlich die That verübt war, und von woher der oder die Mörder die Unglückliche, um das Verbrechen auf den erſten Blick zu verbergen, nach dem Bache geſchleppt hatten. Bei einer weitern Nachſuchung fand man im Laufe deſſelben Tages in demſelben Bache, aber mehre hundert Schritte

davon entfernt, noch eine zweite Leiche, die eines ganz jungen Mädchens. Auch ihr Schädel war zerschlagen, auch ihr waren die Kleider abgerissen; doch war ihr Leichnam in einen Shawl gehüllt.

Die Gemeinde von Artigues war außer sich vor Schrecken, und bald wußte man auch in Bordeaux von dieser Mordthat und sprach mit Entsetzen davon an allen öffentlichen Orten.

An den sogenannten Quatre pavillons, einem Orte in der Nähe von Artigues, hatte ein Fußgänger an dem Morgen dieses Tages die von Bergerac nach Bordeaux fahrende Diligence abgewartet und sich mit aufgesetzt. In Bordeaux stieg er in dem kleinen Wirthshaus eines Herrn Chaban ab. Er führte mit sich einen Nachtsack und noch ein Paar Körbe oder kleinere Beutel. Bei der Ankunft ließ er sich ein Frühstück anrichten und aß mit vieler Ruhe und anscheinend mit einer gewissen Gemächlichkeit. Nachher erklärte er, daß ihn friere, man möge Feuer anmachen. Man führte ihn in einen Saal, wo Feuer im Kamin angezündet ward. Als Jemand nach einer Stunde eintrat, fand er den Gast fest eingeschlafen. Der Wirth foderte ihn auf, wenn er schlafen wolle, sich in ein Zimmer zu begeben, wo ein Bett für ihn bereit stände. Er ging, ohne ein Wort zu sagen, dahin, entkleidete sich, und schlief auch hier bald ein.

Als Chaban inzwischen von seinen Gästen den Vorfall im Gehölze von Artigues erfahren und damit in Verbindung brachte, daß sein Gast wenige Zeit, nachdem der Mord vorgefallen sein dürfte, sich unfern von dem Orte, wo er vollbracht, in die Diligence gesetzt, schöpfte er einen Verdacht, der durch das seltsame Wesen des schweigsamen Mannes wohl genährt wurde. Er unterrichtete die Polizei davon, welche auch den Fremden

am Morgen des 11. Mai, und zwar in dem Augenblicke, wo er das Haus verließ, um die Diligence nach Paris zu beſteigen, verhaftete.

Auf den beiden Körben oder Damenbeuteln, welche der Fremde bei ſich führte, fand man Blutflecke, auch einen ſolchen auf dem einen Aermel ſeines Hemdes. Indeſſen wollte der Fremde nichts von einem begangenen Verbrechen wiſſen. Aber noch verdächtiger waren die großen, ſichtlich irgendwo abgeriſſenen Stücke Zeug, die von Frauenkleidern herrührten. Zwar waren die Leichen der beiden ermordeten Frauen noch nicht nach Bordeaux geſchafft, aber man wußte, daß ihnen die Kleider vom Leibe abgeriſſen waren, und Zeugen, welche bei Auffindung der Leichen zugegen geweſen, verſicherten, daß die Fetzen ihrer Kleidung, die der Mörder noch an den Leichnamen gelaſſen, mit den ihnen hier vorgezeigten ganz von demſelben Stoffe ſchienen.

Der Gefangene ließ es nicht auf die Vergleichung der Stoffe ankommen. Aus ſeinem Gefängniß ſchickte er einige Zeilen an den Unterſuchungsrichter, in welchen er bekannte, daß er die Frau und das junge Mädchen erſchlagen habe. Die Frau heiße Marie Anizat aus Pau, das junge Mädchen ſei ihre Tochter Mathilde, acht Jahre alt. Der Name des Mörders war Pierre Vincent Eliçabide. Er nannte ſich: Profeſſor.

Darauf vor den Inſtructionsrichter geführt, wiederholte er nicht allein dieſes Bekenntniß mit allen Umſtänden, unter denen der Mord ſtattgefunden, ſondern bekannte auch aus freien Stücken, daß er der Mörder jenes vor acht Wochen bei Paris ermordet gefundenen Knaben ſei. Dieſer Knabe ſei Joſeph Anizat, der Sohn und Bruder ſeiner letzten beiden Schlachtopfer, geweſen.

Der gegen Eliçabide geführte Proceß ist sehr einfach und eigentlich nur in psychologischer Hinsicht von Interesse. Bei seinem ersten Geständniß verblieb er bis zu seiner Todesstunde, und änderte nur seine Aussage in einzelnen Nebenumständen, welche auf das Motiv der That ein anderes Licht werfen konnten. Aber der Fall gehört zu der Reihe der berühmten Criminalfälle, welche das neuere Frankreich gewissermaßen für die ganze Welt durchmachte, und für welche, während der Verhandlungen, die Theilnahme in New-York, Neapel und Petersburg fast so lebendig als in Paris und Bordeaux war.

Ueberdem fand hier ein merkwürdiges Zusammentreffen statt. Der Proceß Lafarge war in der Blüte seiner Entwickelung, als der Proceß Eliçabide begann, und als dieser zu Ende ging, klopfte schon ein dritter verwickelter und merkwürdiger, der Proceß Marcellange, an. Die Gazette des tribunaux bringt nämlich in den Nummern, welche die Assisenverhandlungen über Eliçabide's Mordthat enthalten, bereits die Nachricht von dem Herrn von Marcellange, der durch das Küchenfenster auf seinem Gute erschossen wurde. Alle drei haben zu dem traurigen Ruhm, den Frankreich seit den Zeiten des alten Pitaval bis heute behauptet, ihren Beitrag geliefert, daß hier die verwickeltsten, zweifelhaftesten, romanhaftesten Processe aus dem socialen Leben sich entwickeln, welche, sei es in Stoff oder Form, oder beidem, von einer Würze sind, die für jedes Klima, jede Nationalität und jeden Bildungsgrad Interesse darbieten.

Ermittelt wurde sehr wenig mehr, als Eliçabide selbst vor seinen Richtern aussagte; und nach seiner Aussage zumeist ist die Anklageacte entworfen. Wir mögen diese

daher, was nicht bei allen Criminalfällen räthlich iſt, unſerm Referat zum Grunde legen.

Pierre Vincent Eliçabide, aus dem Bearniſchen, war der Sohn armer Eltern, von ihnen dem geiſtlichen Stande beſtimmt. Er hatte in den Seminaren von Oleron, Betharram und Bayonne ſtudirt, um ſpäter die Weihen zu empfangen. Aber der Dämon eines maßloſen Stolzes, einer Selbſtüberſchätzung arbeitete in ihm. „Paſſionirt für ſyſtematiſche Ideen," heißt es, (von denen wir übrigens in ſeiner Vertheidigung, ſeinen mitgetheilten Schriften und ſeinen Antworten im Proceß wenig finden) und ſich für einen Mann von überwiegendem Geiſte haltend und beſtimmt für ein glänzenderes Loos, als das, welches ihm der geiſtliche Stand in Ausſicht ſtellte, hatte er endlich einer Laufbahn entſagt, die er wol überhaupt nicht aus wahrem Beruf ergriffen hatte.

Er lebte mehre Jahre als Privatlehrer und Erzieher in verſchiedenen Häuſern in Bordeaux. Gegen Ende des Jahres 1837 entſchloß er ſich jedoch, das Directorium über eine Primairſchule zu übernehmen, die ein früherer Lehrer von ihm in dem kleinen Ort Leſtelle in der Nähe von Pau gegründet hatte.

In dieſer Stellung lernte er eine noch junge Witwe, Marie Anizat, in Pau kennen. Sie wollte ihren Sohn, damals einen Knaben von acht Jahren, in jene Schule bringen. Eliçabide kam ihr dabei freundlich entgegen und beſuchte ſie ſpäter mehre Male in Pau.

Marie, mit dem Geburtsnamen Treſſarieux, aus dem Departement der Unterpyrenäen, von durftigen Eltern geboren, ſcheint doch eine für ihren Stand gute Erziehung genoſſen zu haben. Sie hatte, etwa 20 Jahre alt, Pierre

Anisat geheirathet, mit dem sie, nach manchen andern Versuchen, einen Broterwerb und ein Vermögen sich zu gewinnen, nach Algier gegangen war und in Oran ein Wirthshaus gegründet hatte. Bei einem Ausfall der Franzosen, um die andringenden Araber abzutreiben, ward Anisat im Jahre 1833 getödtet. Er hinterließ seiner Witwe kein Vermögen, aber zwei Kinder, den Knaben Joseph, der 1829, und Mathilde, die 1831 geboren war.

Aber Marie war ein stilles, frommes, thätiges Weib. Nach Frankreich zurückgekehrt, erwarb sie für sich und ihre Kinder durch ihrer Hände Arbeit, durch Fleiß und Ordnung, nicht allein das tägliche Brot, sondern hob auch ihre kleine Familie über den äußersten Nothstand dermaßen hinaus, daß sie darauf bedacht sein konnte, ihrem Knaben eine bessere Erziehung zu geben. Sie lebte zufrieden, geachtet und gewissermaßen glücklich, bis jener erwähnte Umstand sie mit Eliçabide bekannt machte.

Eliçabide war auch in seiner neuen Stellung nicht zufrieden, man sah ihn häufig wie von Sorgen verzehrt; sein Wesen war unruhig, ungestüm. Gegen seine Schüler war er außerordentlich streng. Er schien sich darin zu gefallen, sie zu mishandeln, ja er sprach es gegen verschiedene Personen als Princip aus, wenn man die Kinder gut erziehen wolle, müsse man sie mit großer Härte behandeln.

Seine Einnahme war in Verhältniß zu seinem Herkommen und Dem, was er bis da gehabt, ganz anständig, ihm aber schien sie jammervoll und äußerst gering im Verhältniß zu Dem, worauf er bei seinem Geist und seinen Talenten Anspruch habe. Im October 1839 gab er plötzlich die Stelle auf und ging nach Paris. Nicht in der Provinz, nur in Paris, kann man sein

Glück machen, und jeder Jüngling, der ſich für einen ausgezeichneten Kopf in der Provinz hält, glaubt darauf eine ſichere Anwartſchaft zu haben.

Eliçabide ging mit den kühnſten Hoffnungen nach der Hauptſtadt, er zweifelte keinen Augenblick auf dem langen Wege, daß alle ſeine Entwürfe, eine große Erziehungsanſtalt zu begründen, glücken müßten. Seine erſte Wohnung war in einem Hôtel garni, wo auch ein älterer Bekannter, ein Student, der mit ihm im Seminar von Betharram geweſen, wohnte. Statt dieſe Wohnung zu erweitern, mußte er bald ein noch kleineres Zimmer mit jenem Studenten Beslay zuſammen miethen. Sein Bette hatte ihm der vorige Wirth geliehen, wofür er dem Sohne deſſelben Unterricht ertheilte.

Aber die Schüler zum Unterricht im Franzöſiſchen und Lateiniſchen wollten, trotz aller Auffoderungen, ſich nicht melden. Die wenigen Mittel, welche er aus der Provinz mitgebracht, waren gänzlich erſchopft. Arbeiten für die Journale, womit gewöhnlich die Anzugler aus der Provinz zuerſt ihren Lebensunterhalt ſich zu verdienen ſuchen, ſcheint er nicht geliefert zu haben, entweder, weil er dort nicht ankam, oder ſolche Thätigkeit in ſeinem Stolz verſchmahte. Dagegen hatte er ein Werk geſchrieben: „Geſchichte der Religion, für Kinder erzählt.“ Aber es fand keinen Verleger und iſt als traurige Reliquie des Verbrechers im Manuſcript zurückgeblieben.

Wo er bei angeſehenen Perſonen anklopfte, fand er verſchloſſene Thüren oder taube Ohren. Von Hauſe konnte er auf gar keine Unterſtützung rechnen; ſeine armen Aeltern hofften eher auf Hulfe von ihrem Sohne.

Aber eine geiſtige Troſtquelle ſchien ihm in dem fort-

gesetzten Verkehr mit der Witwe Marie Anitat zu bleiben. Er stand in Correspondenz mit derselben, und die Briefe lassen von der drückenden Lage und Stimmung, in der er sich befand, nichts ahnen. Im Gegentheil schrieb er, daß eine frohe Zukunft vor seinen Augen lächle, seine Wünsche schienen in Erfüllung zu gehen, und er sei drauf und dran, eine große öffentliche Erziehungsanstalt zu gründen.

In allen seinen Briefen schimmerte die Absicht hindurch, sie zu heirathen. Indem er ihr mit den lachendsten Farben das künftige Institut, seine Thätigkeit und ihre künftige Lage schilderte, foderte er sie dringend auf, zu ihm zu kommen, aber vorher ihm ihren Sohn zu schicken, für dessen Erziehung er Sorge tragen wolle. Es schien sein dringendster Wunsch, und er wandte seine ganze Beredtsamkeit an, ihr Herz zu bewegen. So heißt es in einem Briefe vom 16. Januar 1840:

„Marie muß mich lieben, sie muß nach Paris kommen. Dennoch wünschte ich für's erste nur, daß Sie mir Joseph sendeten. Wenn mein Institut gegründet ist, soll er die besten Schulen besuchen. Ich werde die Aufsicht über ihn führen, ich werde mit ihm repetiren. Er wird mit mir schlafen, essen; Alles werde ich für ihn besorgen.

„Ist Joseph einmal hier, dann werde ich tausend herrliche Gründe finden, um auch Sie nach Paris zu ziehen. Meine Arme werden Sie empfangen, Sie werden mein anderes Ich, mein Rath, meine Hülfe sein, und ich bin der Hoffnung, daß wir in unsern alten Tagen uns ohne Unruhe und Gewissensbisse der vergangenen Zeit erinnern werden; nicht wahr, an einem warmen Kaminfeuer, in einem kleinen, weißen Hause, in unsern lieben Bergen zwischen Moncapolle und Gottine?“

die wohl verdienten, durch den Pinsel eines wirklichen Künstlers bekannt zu werden. Freilich müßte man darunter schreiben. „Eine norwegische Gegend!" Sonst glaubte man sich, der Himmel weiß, an welchen südlichen Abhang versetzt. Die Sonne war untergegangen am Ausgang der Schlucht; eine dunkle Glut hinter den Bergen übersärbte die gethürmten Wolken und warf ihren matten Abschein auf das üppige Grün der Bergwälder, welches hier die fruchtbaren Schieferwände bedeckt, dort sie nackend, als Kuppen, Riffe, oder weite Steinfluren, vortreten läßt. Ein enger Pfad, der immer dunkler wird, die Aussichten in die Ferne immer mehr und mehr verschwimmend, dazu die Funkensäulen, aufsprühend aus den Rauchfängen unter den eintönigen Hammerschlägen, und das großartige Bild einer Abendlandschaft war vollendet, aber dennoch, nach Deutschen Begriffen, keiner Nordischen.

Kaum drei Stunden Ruhe sind, nach der Anweisung von Christiania, dem Reisenden vergönnt, — das heißt, wenn er, wie wir, spät in Jomsrud anlangt, — um bei Sonnenaufgang zur rechten Zeit am rechten Orte zu stehen. Der Postillion hält still auf einer Höhe, die wir in

Später, am 29. Februar, nachdem er ihr angekündigt, daß Alles nach Wunsche gehe, und daß er ein großes Pensionat in einem der reichsten Quartiere der Stadt zu grunden im Begriff stehe, schreibt er wieder: „Ach, wie bedarf ich Ihrer hier; aber Sie wollen mich immer noch zur Geduld verweisen. Nun denn, Böse! meinethalben Geduld mit Ihnen; aber Joseph muß bald kommen. Er wird mir ebenso von Nutzen sein, als es ihm wird nützlich sein, daß er herkommt."

Auf so dringende Bitten entschloß sich Marie Anizat endlich, nachzugeben. Sie vertraute, sie liebte den Mann, der sich schon früher so liebevoll ihres Sohnes angenommen hatte. So schwer es ihr ward, von ihrem Sohne sich zu trennen, geschah es doch. Sie packte seine Habseligkeiten zusammen, entlich kleine Vorschüsse von ihren Kunden, und nachdem sie 100 Francs zusammengebracht und diese mit den Sachen in einen Mantelsack gepackt, übergab sie den Knaben einer Modehändlerin, der Demoiselle Lenoir, welche in Geschäften nach Paris reiste, um unterwegs ihn zu beaufsichtigen.

Am 11. März nahm die Mutter von ihrem geliebten Kinde Abschied, um es nicht wieder zu sehen. Am 14. März, Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr kam der Knabe mit seiner Beschützerin in Paris an.

Im Hofe der Messagerie stand bereits Eliçabide, als die Diligence ankam. Die sorgsame Mutter hatte nicht versäumt, „dem großmuthigen Freunde, dem gutigen Beschutzer und dem zuverlässigsten Fuhrer ihres Kleinen" den Tag seiner Ankunft schon im Voraus anzukundigen. Eliçabide schien außer sich vor Freude beim Anblick des lieben Kleinen. Er schloß ihn in seine Arme, er uberhäufte ihn mit Liebkosungen. Er konnte der freundlichen Demoiselle Lenoir nicht Dankes genug fur ihre

Gefälligkeit und mütterliche Sorgfalt sagen und bat sie, ihm zu sagen, welche Auslagen sie für den Knaben unterwegs gemacht, da er sie auf der Stelle bezahlen wolle. Die Lenoir, zu sehr mit ihrem Gepäck beschäftigt, erwiederte, sie habe noch nicht zusammengerechnet, und wenn es ihm gefällig, möge er ihr nach einigen Tagen die Kleinigkeit berichtigen, zu welchem Zweck sie ihm ihre Adresse gab.

Eliçabide führte den kleinen Anizat nicht in seine Wohnung, sondern nachdem er mit ihm durch verschiedene Straßen und Quartiere der großen Stadt gegangen, kehrte er mit ihm bei einem Restaurateur ein, wo Beide ihr Mittagbrot einnahmen.

Nach dem Essen ging Eliçabide allein aus, indem er den Knaben einige Augenblicke auf ihn warten hieß. Die Anklageacte sagt nun, daß er diese Zeit brauchte, Joseph's kleines Felleisen in seiner Wohnung wegzulegen und einen Hammer einzustecken, mit welchem in der Tasche, er zum Restaurateur zurückkehrte.

Hier in der Restauration, mit dem festen Mordvorsatze in der Brust, mit dem Werkzeuge zum Morde schon versehen, ließ er sich Papier und Feder geben und schrieb folgenden Brief an die Mutter, deren Sohn in wenigen Stunden nicht mehr athmen sollte:

„Eben habe ich Joseph in meine Arme geschlossen, nachdem ich von einem Schnellpostbureau zum andern gelaufen bin, indem ich nicht wußte, mit welcher Diligence er ankommen wurde.

„Er ist in vollkommener Gesundheit eingetroffen. Sie können auf mich rechnen, daß ich Alles thun werde, um Joseph den Aufenthalt in Paris angenehm zu machen. Warum eilen Sie aber nicht selbst, Sie, meine ich, Sie böse Person! Sie

bedürfen wir hier, wie unſer Augenlicht. Nun wollen wir doch ſehen, ob Sie ſich beeilen können. O daß Sie doch eben ſo haſtig wären, als Sie indiscret ſind, Sie, die Sie, ohne meine Erlaubniß, in meine Briefe blicken. Ich erwarte Sie hier, um Sie zur Rechenſchaft zu ziehen, um Sie zu beſtrafen für Ihre Bosheit. Adieu, herzlich geliebte Marie, Dein auf ewig."

Unter dieſen Brief mußte auch das zum Tode geweihte Opfer, der kleine Anizat, noch einige Linien ſchreiben. Sie lauteten, möglicherweiſe von Eliçabide dictirt:

„Meine liebe Mutter, ich bin um 4 Uhr Abends in Paris angekommen. Herr Eliçabide empfing mich und umarmte mich. Ich kannte ihn erſt gar nicht wieder, wegen des langen Bartes, den er unter dem Kinn trägt. Paris iſt recht ſchön, meine liebe Mutter, ich glaube, daß es mir recht hier gefallen werde. Ich habe ſchon das Palais-Royal geſehen und viele ſchöne Straßen, indem ich mit Herrn Eliçabide ging.

„Adieu, meine liebe Mutter, ich umarme Dich zärtlich, ſo wie auch meine gute Schweſter Mathilde.

Dein Sohn

Joſeph."

Nachdem Eliçabide den Brief zugemacht, adreſſirt und in einen Briefkaſten geworfen, führte er den Knaben durch verſchiedene Straßen nach der Porte Saint-Martin. Hier beſtiegen ſie einen Omnibus und fuhren nach La Villette.

Gegen 8 und 9 Uhr Abends befanden ſie ſich auf dem einſamen Felde, wo man am Morgen die Leiche des Knaben fand. Kein lebendes Weſen umher war ſichtbar. Eliçabide hieß den Knaben ſtill ſtehen. Plötzlich hat er den Hammer aus der Taſche gezogen, ge-

ſchwungen und läßt ihn mit furchtbaren Schlägen auf den Kopf des Opfers niederfallen, bis der arme Knabe zu Boden ſtürzt. Ob er noch ein Wort, einen Laut geäußert, wußte der Mörder nicht mehr zu ſagen. Ohne eine Regung von erwachtem Gefühl, ohne Schaudern, ſetzt er die Schläge auf den Dahingeſtreckten fort. Damit noch nicht zufrieden, zieht er auch ein Taſchenmeſſer hervor und ſchneidet der röchelnden Leiche auch die Kehle durch. Dann ſtößt er ſie mit dem Fuße in den kothigen Graben.

Was mit dem Leichnam vorgenommen worden, weiß man aus dem Vorangeſchickten. In Paris wußte Niemand von der Ankunft des hübſchen Knaben aus der Provinz bis auf die Modehändlerin, die ihn ſelbſt mitgebracht. Aber ſie hatte ihn gleich nach der Ankunft in den beſten Händen geſehen. Schon nach zwei oder drei Tagen hatte Eliçabide die Lenoir aufgeſucht und ihr pünktlich die 9 Francs und einige Centimes zurückerſtattet, welche ſie während der Reiſe außer den von der Mutter ihr eingehändigten 40 Francs für den Kleinen ausgegeben. Er hatte ſie außerdem verſichert, daß der Knabe ſich vollkommen wohl befinde und ſelbſt mit ihm gekommen wäre, ihr zu danken, wenn er nicht ſchon ſehr eifrig beim Lernen beſchäftigt wäre. Die Lenoir hatte alſo, auch wenn ſie von dem aufgefundenen Leichnam gehört, gar keinen Grund, an ihren zeitweiligen Schützling zu denken. Uebrigens war ſie in Paris ſehr beſchäftigt und bald darauf nach Pau wieder zurückgereiſt.

Eliçabide fuhr, durch das Zwiſchenereigniß nicht im Geringſten geſtört, fort, die zärtlichſten Briefe an ſeine

geliebte Marie zu schreiben. Immer ungestümer drang er in sie, ihre friedliche und glückliche Ruhe zu verlassen und sein Glück in Paris mit ihm zu theilen. Gleich nach dem Morde schrieb er Folgendes:

„O eilen Sie doch, köstliche Lügnerin. Packen Sie Ihre Sachen, sprechen Sie aber zu so Wenigen, als irgend möglich, von Ihrer Abreise, weil meine edeln Aeltern, wenn sie von der Sache Kunde erhielten, und Sie ihnen die Briefe zeigen müßten, sich eigene Gedanken darüber bilden könnten, daß ich mich mit einer Fremden beschäftige, während ich sie leiden lasse. Wenn Alles in Richtigkeit ist, wollen wir rechtschaffen darüber sprechen, und dann soll kein Mensch wagen, uns ein Wort zu sagen. Also, Sie ganz für mich und ich ganz für Sie, was kümmert uns dann die ganze Welt. Lassen wir da alle Priester von Pau, von Moncayolle und von Betharrem. Wir wollen ihnen schon Neuigkeiten aus der Hauptstadt erzählen."

Mit satanischer Erfindungsgabe wußte er die arglose Frau durch Aufzählen von Ursachen hinzuhalten, weshalb sie keine weitern Briefe von ihrem Sohne erhalte. Zwölf Tage, nachdem er unter seinen Händen verblutet, schrieb er:

„Joseph befindet sich ganz wohl. Er ist schon ganz vertraut mit den schönen Sachen von Paris, und scheint sich gar nicht zu langweilen. Seine Handschrift wird recht hübsch. Wir könnten einstens einen allerliebsten Commis aus ihm machen. Ich bin sehr zufrieden mit seinen Fähigkeiten und seiner Aufführung, obgleich sein Kopf immer etwas leicht ist."

Endlich gelang es ihm, die arme Frau zu überreden. Sie willigte jedoch erst ein, nach Paris zu kommen, nachdem er ihr die Versicherung gab, daß er für sie

eine Stelle als Haushalterin in einem der Häuser der Faubourg Saint-Germain gefunden.

Entzückt über ihren Entſchluß, ſchrieb er ihr, nunmehr zu eilen, er zeichnete ihr die Route vor, die ſie zu nehmen habe, und erklärte, die Sehnſucht triebe ihn dermaßen, daß er ihr bis Bordeaux entgegeneilen wolle. Sie ſolle dort am 6. Mai eintreffen; wenn ſie im Wirthshauſe des Herrn Meunier abgeſtiegen, werde er noch am ſelben Tage vor ihr erſcheinen. In dem Schreiben heißt es wieder:

„Joſeph würde Ihnen auch ein paar Zeilen hinzugeſetzt haben, aber bald wird er ja in Ihre Arme fallen, und das iſt doch mehr werth. Ich bin ſehr mit ihm zufrieden, ich kann wol von ihm ſagen: er läßt ſich gut an. Dünkt mich doch auch, daß er wächſt und ſtärker wird. Er iſt jetzt ſchon beſſer hier zu Hauſe, als ich ſelbſt.“

„— — Adieu, meine herzlich geliebte Marie, keine Thränen mehr, keine Traurigkeit! Wenn Sie mager geworden ſind, ſo verheiße ich Ihnen, daß Sie ſehr ſchnell wieder ſtark werden ſollen. Sie ſollen gut und lange ſchlafen; Sie ſollen eine treffliche Luft athmen. Sie ſollen im Frühling zu wohlfeilen Preiſen gutes Bier trinken, um Ihr Blut zu erfriſchen. Aber ich bitte Sie, weit mehr als auf alles Dieſes, auf die Zärtlichkeit Deſſen zu rechnen, der Ihnen allein für dieſes Leben angehört.“

Marie Aniçat war am 6. Mai in Bordeaux angekommen und in dem bezeichneten Wirthshauſe abgetreten. Eliçabide war am 3. aus Paris abgereiſt, ohne Jemand den Zweck ſeiner Reiſe zu ſagen; aber da er, um die Koſten der Diligence zu ſparen, mit kleinen Zwiſchengelegenheiten fahren müſſen, kam er erſt am

7. an. Da er dies vorausſah, hatte er ſchon von Poitiers aus an den Wirth Meunier geſchrieben, er möge Marien darauf vorbereiten; denn er fürchtete, ſie möchte ſonſt ohne ihn ſich auf den Weg nach Paris machen.

Im Augenblick der Ankunft in Bordeaux war Elizabide ohne alles Geld. In Jorec, in der Nähe der Stadt, diente eine ſeiner Schweſtern als Kammermädchen. Er ſchrieb augenblicklich an ſie, ihm doch ſo viel Geld ſie könne, zu bringen, und nannte ihr als Rendezvous eine andere kleine Herberge, die ein Herr Lesquerre hielt. Erſt nachdem die Schweſter wirklich am 8. Morgens in die Stadt gekommen war und ihm 100 Francs, ihre Erſparniſſe, gebracht, eilte er, als ſei er eben erſt angekommen, in das Meunier'ſche Wirthshaus.

Das Wiederſehen zwiſchen ihm und Marie war herzlich. Der Tag ſchien in lauter Freude und Herzlichkeit zu vergehen. Sie hatten gar keine Eile, nach Paris zu kommen. Noch am folgenden Tage, am 9., beſuchten ſie des Morgens zuſammen eine gewiſſe Anna Marmavou, mit der Marie in Pau bekannt geweſen. Den folgenden Theil des Tages verwandte Jeder zu ſeinen beſondern Gängen.

Am Abende aber ſpeiſten Beide aufs vergnügteſte zuſammen in ihrem Wirthshauſe. Juſtine Cazauran, eine andere Freundin Mariens, die ſie vorher zufällig auf der Straße getroffen, war eingetreten, um ſie zu beſuchen. Sie mußte ſich mit an den Tiſch ſetzen. Elizabide war lauter Luſt und Lachen und würzte das Mahl durch die pikanteſten Erzählungen und Bemerkungen. Marie Anizat ſchien von ſeiner Unterhaltung ganz hingeriſſen. Mit Stolz erzählte ſie von dem Briefe,

den ihr Sohn ihr gleich nach seiner Ankunft in Paris geschrieben; aber sie war unzufrieden, daß Eliçabide dem Knaben von ihrer Reise und bevorstehenden Ankunft gesagt; sie hatte sich so sehr gefreut, den Knaben zu überraschen.

Die Nacht wollten sie nicht in Bordeaux zubringen, sondern in Jorce. Die Freundin hatte Eliçabide versprechen müssen, diese Nacht bei seiner Schwester, dem Kammermädchen dort, zu schlafen. Am andern Morgen wollten sie dann die Diligence besteigen, welche unfern von Jorce vorüberfuhr.

Abends nach 8 Uhr miethete Eliçabide einen Fiacre, der sie vors Thor und bis nach den sogenannten Quatre pavillons fuhr. Hier stiegen sie aus, um den weiten Weg zu Fuß zurückzulegen. Nachdem sie einen sich schlängelnden Hohlweg zurückgelegt, kam das ziemlich ausgedehnte Gehölz, welches sich auf eine Strecke links vom Wege fortzieht. Hinter dem Gehölze fließt der erwähnte Bach, welcher später unter der großen Straße fortgeht.

Marie Anizat führte ihre kleine Tochter Mathilde und trug die beiden Kober oder Beutel, Eliçabide trug einen Nachtsack, das einzige Gepäck, welches er von Paris mitgebracht.

Als sie das Gehölz erreicht haben, bleibt Eliçabide um einige Schritte zurück. Er zieht den Hammer aus dem Nachtsack und nähert sich den Opfern, die auf ihn warteten. Ohne ein Wort zu sprechen, wenigstens erinnerte er sich dessen nicht, und wahrscheinlich während sie ihm noch den Rücken zugekehrt haben, schmettert er Schläge zuerst auf den Kopf der Mutter, dann auf den der Tochter; so umschichtig, bis Beide röchelnd ihm zu Füßen stürzen. Dann zieht er, wie bei dem Morde

in Paris, ſein Meſſer aus der Taſche und ſchneidet Beiden die Kehlen durch.

Es war ein trüber Abend, wie zu dem Mordwerk geeignet, dicke, ſchwarze Wolken zogen ſich über den Himmel, ohne doch zum Regen zu kommen. Elicabide ſetzte ſich nach der That ruhig auf die Erde, unfern der beiden blutenden und noch warmen Leichname nieder und überließ ſich, den Kopf in die Arme geſtützt, ſeinen düſtern Gedanken!

Endlich erwachte er aus dieſem Hinbrüten und ging andern Gedanken nach: wie er für ſeine eigene Sicherheit nun zu ſorgen habe. Er ſtand auf, um zu einem neuen Schlachtwerk zu ſchreiten. Noch einmal ergriff er das Meſſer, um das Geſicht der jungen Frau, die er zu lieben vorgab, zu verſtümmeln; ſie ſollte ganz unkenntlich werden. Er zerriß beiden Opfern die Kleider und riß ſie zum größten Theil vom Leibe. Dann nahm er Mariens blutenden Körper auf und trug ihn in ſeinen Armen durch das Gehölz nach der andern Seite, wo er ihn in den Bach warf. Zurückgekehrt wickelt er den des Mädchens in den Shawl der Mutter und trägt ihn auf einem andern Wege näher der großen Straße zu, wo er ihn ebenfalls in den Bach verſenkt.

Alsdann ſchleppt er ihre Kleider, ihr Gepack und was ſonſt von ihnen zurückgeblieben, weit davon in den Wald, und verſcharrt, was er nicht mitnehmen will, unter einem Gebüſch. Gelaſſen kehrt er zurück an den Ort der That, wo noch ſein Nachtſack liegt, und macht hier auf dem vom Blute beſudelten Grasteppich ſeine Toilette, in keiner andern Abſicht, als um am Morgen anders gekleidet zu erſcheinen, als man ihn am Abend geſehen.

Die Nacht brachte er im Freien, auf derselben Stelle, ob schlafend, ob wachend? zu, und erwartete den Tag, um wieder nach Bordeaux zurückzukehren.

Morgens um 4½ Uhr stand er schon wieder mit seinem Nachtsack und den beiden Beuteln an den Quatre pavillons und stieg, wie wir sahen, in die Diligence, die ihn nach Bordeaux und endlich zur Entdeckung und Verhaftung führte.

Eliçabide hat niemals sein Geständniß, welches er am ersten Tage der Verhaftung ablegte, während der Untersuchung zurückgenommen. Nur Hinsichts der Motive zur That hat er sich in Widersprüche verwickelt, und bezüglich darauf wich er in einigen Nebenumständen von der Wahrheit ab, ohne viel Gewicht darauf zu legen, wenn man ihn der falschen Angabe überführte. Er zog sich bei seinen Aussagen immer auf seinen verwirrten, ungewöhnlichen Gemüthszustand zurück, der ihn zum Sklaven des Momentes mache, ohne selbst darauf eine Vertheidigung für sich zu bauen, indem er sich eben als ganz unzurechnungsfähig betrachtet wissen wollte.

Er gab vor: vom Augenblicke ab, wo er Marie Anizat überredet, ihm ihren Sohn zu senden, sei es ihm klar geworden, wie unbesonnen und thöricht dieses gewesen. Was habe denn der Knabe bei ihm finden können als Elend? Dennoch aber habe er es nicht über sich gewinnen können, die Sache wieder rückgängig zu machen, hätte er doch alsdann seine traurige Lage aufdecken müssen. Da habe sich denn eine entsetzliche Verwirrung seiner Geisteskräfte bemeistert, als er den jungen Anizat von der Post steigen gesehen. Die Un-

allmäliger Steigerung erreicht; er rüttelt am Arme, ohne daß die Schlaftrunkenen, wenn sie sich umschauen, begreifen können, was hier zu sehen ist. Aber man führt uns durch Hecken und Buschwerk bis plötzlich sich vor unseren Augen ein Schauspiel entfaltet, welches wohl nur an wenigen Orten von denen überboten wird, die durch Ueberraschung auf die Sinne wirken sollen. Der Punkt, von dem wir reden, heißt die Königinbank, nach der Gemahlin des jetzigen Königs, welcher man von hier zuerst das Schauspiel zeigte.

Wir stehen am Rande einer mächtigen Felswand und schauen in ein unterirdisches Reich, aber so lieblich, wie die obere Welt, aus der wir kommen, nichts Aehnliches aufzuweisen hat. Der Standpunkt von der Königinbank ist eigentlich eine gigantische Loge. Es ist ein Einschnitt in die große Mauer; zwischen zwei ungeheuern Felspfeilern sehen wir über den schroffen Abhang hinunter. Eingeklemmt zwischen diesen Säulen liegt ein Feenreich in magischer Ferne und magischer Beleuchtung. Ganz Ringerige zu unseren Füßen; die Landschaft, von welcher der Norweger nur mit Entzücken spricht, als ein voll-

möglichkeit, in der er sich befunden, für seine Unterhaltung zu sorgen, habe den Entschluß hervorgebracht, ihn zu tödten. Nachdem dies geschehen, sei es dann auch nöthig geworden, seine Mutter und Schwester umzubringen, um das erste Verbrechen zu verbergen.

Um diese Angabe wahrscheinlich zu machen, nämlich, daß er den Knaben nur in einer augenblicklichen Ueberwallung der Verzweiflung niedergeschlagen, hatte er in den ersten Verhören gesagt: es sei mit einem Steine geschehen, der sich unter seiner Hand zu beleben geschienen habe. Auf dieselbe Weise wollte er denn auch Mutter und Tochter am Waldrande getödtet haben, mit dem ersten besten Steine, der ihm zur Hand war.

Später räumte er jedoch ein, daß es ein Hammer gewesen, und daß er mit ein und demselben Hammer Sohn, Mutter und Tochter getödtet. Dieser Hammer ward auch in der Mistgrube des Chabon'schen Wirthshauses in Bordeaux später aufgefunden, wohinein Elizabide denselben sammt dem Messer geworfen haben wollte, mit welchem er Mutter und Tochter die Kehle abgeschnitten. Das Messer, mit welchem er in La Villette den Knaben vollends getodtet, behauptete er etwa drei Tage nach der That vom Pont-Royal herab in die Seine geworfen zu haben.

Die Mutter und Tochter, dies räumte er sogleich ein, hatte er in keiner andern Absicht nach Bordeaux berufen, als um sie alle Beide zu tödten. Zu diesem Zwecke nahm er den Hammer in seinem Nachtsacke mit sich. Bordeaux, eine Stadt, die so weit von seinem und auch von ihrem Wohnort entfernt war, hatte er zur That ausersehen, weil Mutter und Tochter hier fremd waren und somit für ihn die meiste Ansicht vorhanden, daß das Verbrechen unentdeckt bleibe. Am 9.

wo er sich Mittags von Marien trennte, benutzte er diese Zeit, sich vor dem Thore auf dem Wege nach Artigues und Jorce nach dem Platze umzusehen, wo er am Abend den Mord am sichersten ausführen dürfte.

Nach diesen ersten Aussagen stand also schon ein vollkommen prämeditirter Mord Hinsichts der beiden letzten Verbrechen fest. Aber auch Hinsichts des ersten sprach so Vieles dafür, daß er es mit Vorbedacht und nicht in einem Impuls wilder Laune begangen, daß Elicabide sich in den folgenden Verhören zu einer andern Aussage bequemen mußte. Er räumte ein, daß er den Hammer in Paris schon mehre Tage vor Joseph Anizat's Ankunft erkauft und — in der Absicht, sich dieses Werkzeugs zu bedienen, um ihn los zu werden. Ja noch später räumte er ein: Sein Wille sei gewesen, Marie Anizat zu heirathen und sein Leben der Erziehung ihrer Kinder zu widmen. Dieser Gedanke hatte ihn belebt, ihm Muth und Stärke verliehen. Aber vom Augenblicke an, wo er die Hoffnung verloren, sich und ihnen eine glückliche, unabhängige Stellung zu verschaffen, war in ihm der Entschluß fest, sie alle Drei durch eine Mordthat vor einer Zukunft zu erlösen, wo sie nichts als Enttäuschung und Unglück gefunden hätten.

Um Elicabide zum Tode zu verurtheilen, stand nach diesen Bekenntnissen schon überzuviel fest. Es schien aber dem öffentlichen Ankläger zur Pflicht zu werden, auch den Schein von Heroismus, wenn man das so nennen darf, den der Verbrecher um seine That zu breiten versucht, abzustreifen und ihn in seiner nackten Roheit als einen gemeinen wüsten Verbrecher darzustel-

len. Wir meinen, daß dieſer Zweck ſich anders, als es in der Anklageacte geſchehen, habe ausführen laſſen; es iſt indeß nirgend die gebotene Aufgabe eines Anklägers, auch die moraliſche Scheußlichkeit eines Verbrechers darzuthun, da er ſeiner ihm obliegenden Pflicht genügt, wenn er nur die Straffälligkeit deſſelben vor dem Geſetze in das rechte Licht ſtellt. Die pſychologiſchen Räthſel in einem Verbrechen und einem Verbrecher zu löſen, liegt zwar nicht außer der erlaubten Aufgabe eines Anklägers, Vertheidigers und Richters; aber es darf nicht von ihnen gefodert werden, wenn man nicht beim Juriſten Gaben und eine Bildungsſtufe vorausſetzt, die über das Verlangen eines Staates an ſeine Diener hinausgeht.

Der Ankläger hob hervor, wie der Angeſchuldigte nicht freiwillig, ſondern erſt vor der ganzen Wucht und Größe der Beweiſe und der unwiderlegbaren Wahrheit bekannt habe: daß er mit Vorbedacht alle drei Mordthaten begangen. Aber ein furchtbarer Hohn und eine empörende Heuchelei ſei es, vorzugeben: daß er ſie nur aus Liebe zu ihnen und in ihrem Intereſſe umgebracht, gleich als wenn ein Menſch das Recht habe, über das Leben ſeiner Mitmenſchen nach eigenem Wohlgefallen zu disponiren. Eher würde man ihm glauben, wenn er geſagt: daß er, im tiefen Schmerz, ihnen den Schutz nicht gewähren zu können (deſſen ſie übrigens nicht bedurft), ergrimmt, weil alle ſeine Illuſionen verſchwunden und gedemuthigt vom Gefühl ſeiner Ohnmacht, gemein grauſam geworden und ſie habe entgelten laſſen die Fehlſchlage ſeines Ehrgeizes.

Aber die Anklage deutete auch noch gemeinere Motive an, als ſei es nämlich nicht allein ein Mord aus wilder Verzweiflung, Lebensüberdruß und Ingrimm ge-

wesen, sondern eine raubmörderische Absicht sei mit Hand in Hand gegangen.

Elizabide's Zustand war, schon lange vor des Knaben Anizat Ankunft in Paris, trostlos. Er mußte irgendwo Hülfe suchen, nur um sein Leben zu fristen. Zur Reise nach Bordeaux, um angeblich Marien abzuholen, hatte er kein Geld; er mußte 40 Francs dazu von seinem Stubengenossen Beslan leihen. Er hatte sich von der Freundin Wäsche und andere zur Wirthschaftseinrichtung nöthige Gegenstände schon früher, als er in sein zweites Quartier einzog, senden lassen; ihr aber immer anempfohlen, davon gegen Niemanden etwas merken zu lassen. Ehe sie Pau verließ und ihre Sachen vorausſandte, schrieb er ihr, wie sie dieselben abschicken und an wen nach Paris adressiren solle, damit er sie ja in Empfang nehmen könne.

Es hatte also ganz den Anschein, als betrachte er sich schon als Erben der abzuschlachtenden Familie, und schien eifrig darauf bedacht, daß ihm ja kein Stück derselben entgehe. Und was er wirklich gethan, rechtfertigt diese Annahme.

Er hatte sich der 100 Francs, die der Knabe Anizat mit nach Paris gebracht, bemächtigt und damit wie mit seinem Eigenen geschaltet. Beim Wiedersehen mit Marien in Bordeaux, ließ er sich von ihr die 140 Francs übergeben, welche sie zur Reise mitgebracht. Als man ihn verhaftete, fand man nicht allein diese Summe bei ihm, sondern auch die Beutel der Mutter und der Tochter, einen Theil ihrer Kleidungsstücke, ihre silbernen und goldenen Ringe und Ohrringe, die er von den Leichnamen abgestreift und abgerissen hatte.

Im Meunier'schen Wirthshause hinterließ er, ehe er mit der Familie Anizat aufbrach, die Weisung, ein Fell-

eisen und eine Schachtel, welche Marie mitgebracht, sowie drei Ballen, welche später für sie aus Pau ankommen würden, unter seiner, Elizabide's, Adresse nach Paris zu senden.

Während der Untersuchung wollte Elizabide sich als das Werkzeug eines unerbittlichen Fatums darstellen, eine dämonische Kraft sei seiner Herr geworden. Es bedurfte keines zu großen Scharfsinnes von Seiten des Anklägers, um den Geschworenen zu beweisen, daß sie auf das Fatum keine Rücksicht zu nehmen hätten, daß seine That, drei aufeinander folgende Mordthaten, den logischen Zusammenhang einer wohlüberlegten Handlungsweise an sich trüge, daß die That nicht allein mit Anwendung aller Verstandeskraft ausgeübt sei, sondern auch mit einer klugen Vorausberechnung, wie sie der Entdeckung und Bestrafung ausweichen könne, und endlich mit einer kalten, kannibalischen Grausamkeit, die jeden Affect, jedes unwillkürliche Aufbrausen ausschließe. Wenn solche Vergehen unbestraft blieben, oder wenn die Strafe nicht der Größe des Vergehens entspräche, möchte die Gerechtigkeit nur ihr Richtschwert zerbrechen, es existire dann auf der Erde kein Schutz mehr gegen die Ruchlosigkeit.

Elizabide war vor den Assisenhof der Gironde gestellt worden und das Gerichtsverfahren fand zu Bordeaux statt. Die Sitzungen wurden am 9. September 1840 eröffnet, bei der Einfachheit der Sache aber schon am 11. d. M. geschlossen. Der Zudrang von Zuschauern, besonders auch von Advocaten aus der Provinz und auch aus Paris, war, wie bei allen berühmten Criminalfällen, sehr groß, doch diesmal nicht sowol des In-

teresses um der verwickelten Sache willen, als um das räthselhafte Ungeheuer kennen zu lernen, einen ehemaligen Junger des geistlichen Standes, einen Lehrer, Professor, einen Mann der Wissenschaft, der ein Buch über die Wohlthaten des Christenthums geschrieben, der sich für ein Werkzeug überirdischer Macht ausgab und kaltblutig, mit entsetzlicher Grausamkeit zwei unschuldige Kinder und eine Geliebte ermordet hatte, um, wie er vorgab, sie glücklich zu machen, d. h. sie vor den Schmerzen eines enttäuschten Lebensglückes zu bewahren.

Alle hatten sich getäuscht, wenn sie eine interessante Erscheinung erwarteten, eines jener düstern, schönen, gefallenen Wesen, auf deren Melancholie ein Dämon seinen Stempel aufgedrückt hat. Zwischen den Gensdarmen trat ein Mann ein, 30 Jahre alt, von ziemlich gemeinen Zügen. Sein Gesicht verrieth gar keine Aufregung. Er schien ruhig bis zur Gleichgultigkeit. Er trug einen braunen Ueberrock, und das einzig Auffällige war, wie er seinen Kopf zuweilen über die schwarze Cravatte mit einigem Selbstgefühl erhob. Dann und wann fuhr er mit der Hand über die Stirn, wie um irgend einen Gedanken, der ihn störte, zu verscheuchen.

Auch seine Antworten und seine Vertheidigung entsprachen wenig den Erwartungen, die man, nach seinen Thaten zu schließen, von einem so außermenschlichen Wesen hegte. Die Sentimentalität und die Romantik gingen gleich unbefriedigt aus; es fand sich für die Romantiker nicht einmal Stoff zu einem diabolisch-psychologischen Schauergemälde. Auch wäre es für unsere Aufgabe überflüssig, den ganzen Verlauf des Verhörs vor den Assisen herzusetzen; wir begnügen uns deshalb, den Inhalt der Aussagen des Angeschuldigten in Kürze zusammenzustellen.

Marie Anizat's Bekanntschaft hatte er auf die an-

gegebene Weise gemacht. Er interessirte sich für ihren Sohn, mehr aber bald für sie selbst. „Ich glaubte in ihr die Eigenschaften zu erkennen, die ich schätzte.“ Sie ließen einer gegenseitigen Neigung freien Lauf. „Nach einiger Zeit konnte auch sie nicht mehr die Liebe verbergen, die sie für mich hegte. — Zwischen uns waltete ein gegenseitiges Verständniß ob, welches doch vor der Welt verborgen bleiben mußte. — Niemals aber, wie ich Marien kannte, würde ich den Muth gehabt haben, ihr unehrbare Anträge zu machen. — Aber eine Idee gährte in mir, eine Idee (und dabei rieb er sich mit krampfhaft zusammengezogenen Händen mehrmals die Stirn) — so oft ich an Liebe dachte, kam mir das Wort Tod in den Mund“ (amour und mort). Dabei lachte er innerlich auf.

Auf die Sendung des jungen Anizat nach Paris hatte er gedrungen, weil dessen Mutter sich in einer peinlichen Lage zu dem Kinde befand. Er hatte Fehler, die auch Andere bemerkt. Er hatte sogar lasterhafte Neigungen. Die Mutter hatte ihm einmal geschrieben: „Wenn das Kind neben mir leben soll, so muß ich sterben.“ Wie also sein Charakter sich anließ, so schien keine glückliche Zukunft ihm zu lächeln. Dies bewog ihn, den Knaben nach Paris zu fodern.

Damals hatte er ein Circular entworfen, in welchem er den Familienvatern für eine billige Pension die Aufnahme ihrer Kinder verhieß, und zwar zu einer Erziehung, welche die Vortheile und Annehmlichkeiten der öffentlichen und der Privaterziehung vereinigen sollte. Aber dazu bedurfte er eines neuen Locals und irgend Jemandes, der seine kleinen Aufträge besorgte und auch die Thür öffnete. Er hoffte, daß der junge Anizat ihm dazu dienen möchte. Damit konnte er den Unterricht bezahlen.

Darauf hingewiesen, daß er ja früher gesagt, er habe ihn berufen, um ihn sterben zu lassen, antwortete er: „Ich bin zuweilen in einem kranken Geisteszustande. Meine Gedanken verwirren sich leicht. Zuweilen fließen sie leicht und glücklich und dann wieder bin ich in die allertrübste Melancholie versenkt. Mein Geisteszustand wechselt mit den Begebenheiten. Nun ja, damals träumte ich von Glück und Aussichten und da theilte ich denn Allen um mich her mit, was ich dachte und verhatte."

Aufmerksam gemacht, daß dies keine Antwort auf die Frage sei, antwortete er: „Mich dünkt, daß ich ganz im Geleise bin. Diese Todesgedanken zeigten sich plötzlich meinem Geiste. Wenn sie vorüber waren, dachte ich nicht mehr daran. Mein Vorsatz kann erst eingetroffen sein, als im Augenblick selbst der Mordthat an dem Knaben. Diese Gedanken zucken und springen in mir auf. Ich fühle wohl, jetzt bin ich hier für die Anwesenden ein Gegenstand des Angaffens; aber wenn ich in meinem kranken Zustande An, dann könnte ich nicht allein meuchelmorden, nein, ich möchte die ganze Welt wie eine gekochte Kastanie in die Luft springen lassen."

Auf die Frage, ob ihn nicht irgend ein besonderer Umstand auf den Gedanken gebracht, sagte er: „Ja, eines Tages fiel das Gespräch auf das Verheirathetsein und seine Unbequemlichkeiten. Da sagte ein Familienvater, sonst ein ehrenwerther Mann: „„Ach was, eine Frau, wenn sie uns Umstände macht, so schneidet man ihr die Kehle ab."" Von dem Augenblicke ab ward es in mir zur fixen Idee."

Bei der Ankunft des Knaben Anizat in Paris wollte er nach dieser Aussage noch nicht den Vorsatz gehabt

haben, ihn zu ermorden; auch leugnete er jetzt, nach Hause gegangen zu sein, um den Hammer zu holen. „Ich verließ Joseph nicht. Er sagte mir, er sei unwohl. Ich ließ ihn etwas spazieren gehen. Während dieser Promenade war es, daß in meinem Geiste etwas arbeitete, ich weiß nicht was. Es rief mir zu, wie das Schicksal. Ich fand das Kind bewunderungswürdig aufgelegt, um zu sterben. Und da tödtete ich es denn mit allen den Umständen, welche Sie gehört haben."

Diese Erklärung, mit dem Tone der völligsten Gefühllosigkeit und fast lächelnd vorgebracht, erregte in der ganzen Versammlung eine Bewegung des Schauders und Entsetzens.

„Wahrhaftig, Herr Präsident," fuhr er in demselben Tone fort, „ich bin manchmal in Gedanken versetzt, die wie eine Wolke wieder verschwinden. Oft in meinem Leben passirte es mir, daß ich etwas Böses gethan, dessen ich mich sonst nicht für fähig gehalten hätte."

Sie behaupten also einem Fatum zu gehorchen?

„Ich glaube nicht an das Fatum. Während des Mordes habe ich an nichts geglaubt. Und wie ich mich nun fragte, da war ich ganz erstaunt, mir sagen zu müssen: So weit bist du nun. Diesen Mord hätte ich eben so gut schon im 15. als jetzt im 30. Jahre begehen können."

Er bestritt vor den Geschworenen, daß er schon vor der Mordthat an dem Knaben den Gedanken gehabt, auch Mutter und Schwester umzubringen. Erst danach habe er sie mit der Absicht, sie umzubringen, wiederholt eingeladen: „Ich täuschte sie mit Hoffnungen, die nie in Erfüllung gehen konnten, denn ich wollte sie vollkommen glücklich machen, ehe ich ihr das Leben nähme."

Befragt, weshalb er vor dem Instructionsrichter ein

anderes Motiv angegeben, ſagte er: „Ich wollte nicht ſo furchtbar erſcheinen. Ich hatte mich überredet, daß die Menſchen mich nicht verſtünden. Wenn ſie mich heute nicht verſtehen, deſto ſchlimmer. Man hat mich auch daran erinnert, das Elend habe mich zum Morde getrieben; aber damals hatte ich nicht Hunger, nicht Durſt. Wenn ich gehungert, hatte ich wol noch manche Börſe offen gefunden. Aber eher, als betteln, hätte ich mein Brot in Seinewaſſer getaucht. Wie konnte man das vorbringen? Uebrigens hatte ja der Kleine 100 Francs; und mit der Summe konnte man ſchon einige Tage leben. Indem ich meinen Vorſatz ausführte, hatte ich eine Idee, die ich nicht auszuſprechen wage; mit einem Worte, ich wollte philanthropiſch ſein, und daß der Mord eine plötzliche Eingebung ſei (?). Uebrigens muß ich eine Bemerkung machen: in meiner Jugend habe ich einen ſehr ſchweren Fall gethan. Ich fiel auf den Kopf, der ſich öffnete. Ich blieb lange Zeit liegen, ohne etwas zu fühlen und ohne Schmerzen zu empfinden. Da glaubte ich denn, daß auch Joſeph glücklich ſein würde, eben ſo zu ſterben. Der arme Knabe! Nun iſt er im Himmel!“

Eliçabide erhob beide Arme gen Himmel und blickte nach Oben.

Sie alſo glauben ihm beſtimmt damit einen Dienſt erwieſen zu haben?

„Ganz gewiß. Das iſt meine fixe Idee. Auch bin ich es nicht, der meine Sache in die Länge zieht. Ich bin es wahrhaftig nicht, der die Juſtiz hier verhindert, ſchneller zu Werke zu gehen. Nach Joſeph's Tode war mein erſter Gedanke an Marien. — Ich wollte ihr den Tod geben, aber ich wollte ſie bis dahin vollkommen glücklich machen.“

ſtändigen mit dem Auge zu umfaſſendes Bild. Doch nur als ein Panorama könnte ſie der Maler aufnehmen. Die einzelnen Punkte ſind für den Landſchafter zu entfernt, ohne doch ſo fern zu ſein, daß ſie dem Auge eindrukslos als Punkte einer Landkarte, wie meiſtens bei, von hohen Bergen aus, geſehenen Landſchaften verſchwänden. Hügel, Berge, Wälder, Hünengräber, einzelne Klippen, romantiſch gelegene Gaards; kurz Alles, was in gehöriger Abwechſelung eine Gegend anmuthig macht, findet ſich hier zuſammen; aber den eigenthümlichen Charakter giebt der Landſchaft erſt das große Binnenwaſſer, der Tyrfiord. Kein ausgedehnter Waſſerſpiegel; aber in hundert Armen und Zungen bildet er hier Inſeln und beleckt dort, tief eindringend das Herz des Feſtlandes dieſes kleinen Archipelagus. Der blaue Morgennebel lag unbeſchreiblich reizend darauf, bis er vor der höher über die Felſen ſteigenden Sonne allmälig verſchwand, und nun im klarſten Himmel, die heiterſte Landſchaft ſich entfaltete.

Die Schönheit des Schauſpiels hatte den Schlaf und die bittere Morgenkälte überwunden, — vielleicht, daß dieſer Körperzuſtand dazu bei-

Bayr. Staatsbib. München

Weshalb aber führten Sie vor dem Unterſuchungsrichter eine andere Sprache?

„Ich wollte das Mitleid erregen.“

Denken Sie nicht, daß man dieſe verſchiedenen Angaben für das Werk einer Berechnung halten wird?

„Ich denke es nicht; übrigens hat Jeder das Recht und die Freiheit, zu denken, wie er will.“

Die letzten Fragen betrafen die Verwendung der Gelder und Habſeligkeiten der Ermordeten. Eliçabide räumte ein, ſich der 100 Francs des Knaben bedient zu haben, als wären es ſeine eigenen; auch daß er Wäſche von der Mutter gefodert, denn das ſei zur Einrichtung nöthig geweſen. Die 140 Francs in Bordeaux habe ihm Marie aus freien Stücken zur Aufbewahrung gegeben. Die Leichname habe er nicht geplündert, ſondern die Ringe und das Andere nur in der Abſicht genommen, daß man die Leichen nicht erkennen möchte.

Die Zeugenausſagen beſtätigten nur Das, was die Anklageacte beſagte und in unſerer Geſchichtserzählung angegeben iſt. Der einbalſamirte Leichnam des jungen Anizat war nach Bordeaux geſchickt worden, wo ihn die Modehändlerin Lenoir, aus Pau dahin berufen, als die Leiche des Knaben erkannte, welchen ſie nach Paris geleitet und den Eliçabide dort in Empfang genommen.

Die über die Familie Anizat vernommenen Zeugen beſtätigten, daß Marie „ein wahres Modell von Tugenden“ geweſen. Einer behauptete, daß es wol am Orte bekannt geweſen, daß Eliçabide um Marien's Hand angehalten. Sie habe gezaudert, aber ihre Freunde hatten ihr zugeredet.

Ueber Eliçabide bekundeten die Zeugen, beſonders die Geiſtlichen und Lehrer, die ihn früher gekannt, daß

man an ihm keine Anlage zum Wahnſinn bemerkt. Traurig, in ſich verſunken, ſei er dann und wann geweſen, aber Alle ſprachen von dem außerordentlichen Stolz, der ihn beherrſcht.

Elicabide bekräftigte durch einen charakteriſtiſchen Zug dieſe Wahrnehmung. Während er zu jeder Ausſage uber ihn ſeine Gegenbemerkungen machte, ſchien er doch ſichtlich vor Vergnügen aufzuleuchten, als ein Zeuge ſagte: man habe ihm Elicabide als ein Original gezeigt.

Die Defenſion war eine ſchwierige. Sie konnte ſich nur auf den Gemuthsſtand, auf die mögliche Unzurechnungsfahigkeit des Verbrechers im Augenblicke der That und vorher ſtutzen. Aber die Antwort des Arztes Canihac auf die Frage eines Geſchworenen, ob hier eine Monomanie anzunehmen ſei, warf die ganze Vertheidigung uber den Haufen.

„Einer, der von einer wirklichen Monomanie befallen iſt, ſagte er, erinnert ſich nicht, auch raiſonnirt er weder vor noch nach dem Morde. Wenn er aber raiſonnirt, ſo war es keine wirkliche Monomanie.“

Der Advocat général wies mit Energie ein Syſtem zurück, welches dahin führen würde, jeden großen Verbrecher unter den Schutz einer krankhaften Fatalitätsneigung zu ſetzen.

Als die Geſchworenen auf der einen, auf der andern Seite der Angeſchuldigte abtrat, folgte dieſer den Gensdarmen, ohne ein Wort zu äußern. Das nervöſe Lächeln, welches man an ihm in beiden Sitzungen bemerkt, war aber verſchwunden.

Schon nach einer halben Stunde kehrte die Jury zurück mit einem Schuldig auf alle neun ihr vorgelegten Fragen.

Eliçabide, zurückgerufen, hörte die Erklärung ruhig und ohne die geringste Bewegung an.

Haben Sie noch einige Bemerkungen zu machen? fragte der Präsident.

„Keine", antwortete er.

Der Gerichtshof verurtheilte darauf Eliçabide, als schuldig dreier Meuchelmorde mit Vorbedacht, und darauf folgenden Diebstahls, zum Tode.

Als der Präsident mit strengem Tone den Verurtheilten beim Abführen noch einmal anrief: „Eliçabide, das dreifache Verbrechen, welches Sie begangen, ist zu schrecklich, als daß Sie auf Mitleid von Seiten der menschlichen Gesellschaft rechnen könnten. Die Heuchelei Ihrer Vertheidigung konnte auf keinen Eindruck und Erfolg bei den aufgeklärten Männern rechnen, die zu Ihren Richtern berufen sind. Gedenken Sie der Grundsätze der religiösen Erziehung, welche Sie empfingen; sie wird Ihnen die Mittel angeben, wie Sie versuchen mögen, die göttliche Gerechtigkeit zu erweichen und aus der Religion die nöthige Kraft zu schöpfen, um die Schrecken Ihrer letzten Augenblicke zu versüßen. Gehen Sie." Bei diesen Worten fuhr Eliçabide zum ersten Mal zusammen. Man glaubte auch Thränen in seinen Augen zu sehen; aber schnell war auch diese vorübergehende Bewegung überwunden. Er ging, wie er gekommen, mit den Gensdarmen hinaus.

In sein Gefängniß zurückgeführt, ward der Verurtheilte in Ketten gelegt, worüber er zum ersten Male in Affect gerieth. Unter dem unleidlichen Gewicht der Eisen brachte er eine schlaflose Nacht zu und beschwerte sich am Morgen heftig über eine Behandlung, die für

ihn, welcher sich ja nach dem Tode sehne, nicht paßte, ward aber darauf ruhig, ja kaltblutig. Mit den Geistlichen, die über ihn Zeugniß abgelegt und ihn im Gefängniß besuchten, pflog er eine beide Theile bis zu Thränen rührende Unterhaltung. — Seine Hinrichtung war von keinen besondern Umständen begleitet. Die Aufmerksamkeit der Pariser und ihrer Zeitungscorrespondenten war längst von diesem Gegenstande abgelenkt; Elisabide war nicht mehr ein interessanter, er war ein gemeiner Verbrecher, und die ganze Theilnahme des für die Criminalprocesse des Tages interessirten Publicums hatte sich einerseits wieder auf den Proceß der Lafarge und dessen Nachwehen, andererseits auf den politischen des zu Boulogne eingefangenen und vor dem Pairshofe gerichteten Louis Napoleon gerichtet.

So ereilte den Verbrecher auch darin die vergeltende Gerechtigkeit, daß er nicht allein unbedauert, sondern auch ohne das Aufsehen, worauf alles Pikante im Leben und Tode, in der Tugend und im Laster, in Frankreich ein Anrecht hat, sterben mußte; als ein rohes cannibalisches Ungeheuer, für das vorhin eine gewisse Theilnahme empfunden zu haben, man sich beinahe schämte. Wenn gleich, nach den uns vorliegenden Acten, der Diebstahl oder Raub an seinen hingeschlachteten Opfern nicht als ein beabsichtigter erscheint, vielmehr nur als die fast unerläßliche Folge eines Verbrechens, um dessen Ruchbarwerden zu verhüten, so übte er doch nicht Das, was wenigstens die Romantugend auch von einem solchen Verbrecher fodert, daß er den ihm durch den Mord in die Hände gefielten Raub mit innerm Entsetzen von sich warf. Er konnte das Blut seiner drei Opfer vergießen, ohne den Gedanken zu fassen, seinem eigenen Leben zu entsagen, und um dies elende Leben noch einige

Zeit zu friſten, konnte er das Geld und die Habſeligkeiten der Ermordeten ſich ohne Gewiſſensbiſſe aneignen und benutzen. Dies ſtempelte ihn vor der ~~ſeinen pariſer~~ Welt als eine gemeine Natur. Er war darum verworfen, ausgeſtoßen, gleichwie die Lafarge, nicht weil ſie von einem plumpen, rohen Ehemann durch Gift ſich zu befreien verſucht, ſondern weil der Diamantendiebſtahl ſie als ein gemeines Weib darſtellte.

Wäre es Aufgabe, ſeine That vor einem pſychologiſchen Richterſtuhl zu beurtheilen, ſo würde es nicht ſchwer fallen, auch ohne Zuthat des Diebſtahls ſie als den Ausfluß einer tiefen Charaktergemeinheit zu verdammen. Wer gab Eliçabide das Recht, über das Leben Anderer zu disponiren? fragt der öffentliche Ankläger auf die vorgeſchützte ſubjectiv heroiſch wohlmeinende Abſicht, der ermordeten Familie die Qualen eines verfehlten, jammervollen Lebens und getäuſchter Hoffnungen zu erſparen. Aber auch jene Abſicht angenommen, hatte er darin nicht heroiſch, ſondern nur egoiſtiſch gehandelt. Er hatte die Familie aus der ruhigen Sphäre, in der ſie beſchränkt, aber zufrieden lebte, geriſſen, er hatte jene Hoffnungen erregt, die nicht in Erfüllung gehen konnten, weil ihm die Mittel dazu fehlten. Indem er die Familie von der Welt fortſchaffte, rettete er ſich alſo nur vor den gerechten Vorwürfen, welche eine unglückliche Mutter mit ihren darbenden Kindern ihm hatten machen können. Wenn das moraliſche Ungeheuer der Welt eine Zeit lang als Räthſel erſchien, ſo ſcheint die Löſung deſſelben ſehr einfach. Ein Sohn armer Eltern aus der Provinz fühlte er ein Bewußtſein von Gaben, Talenten und Beruf in ſich, weil ſeine Umgebung unter ihm ſtand. In höhere Kreiſe verſetzt, wo er viele gleich und höher Begabte wie ſich erblickt, fühlt ein ſolcher Menſch ſich

gedrückt. Wenn ein wilder Stolz ohne tiefere sittliche oder religiöse Grundsätze in ihm gährt, findet er die Ursache davon nicht in sich, seinen mangelhaften Kenntnissen und seiner geringern Fähigkeit, sondern nur und allein in den Verhältnissen. Der Unmuth wird zum Grimm, zur Melancholie, und die Zahl der so verkommenen Geister, die in Dürftigkeit, im Selbstmorde oder im Irrenhause endeten, ist nicht klein. Ob in Elisabide überhaupt ein begabter Geist unterging, ist zweifelhaft; nach Dem, was wir von ihm hören, steht er nur als ein Mensch da, der nichts für sich hat als den hohlen Dunkel seines eigenen Werthes, der wol eine arme, anspruchlose, hart gerufte Frau für sich einnehmen konnte durch den Zauber, daß ein Gelehrter ihr, der Bescheidenen, seine Neigung schenkte, der aber selbst in der Provinz unter den ihm geistig näher Stehenden nur durch sein schroffes Wesen, sein in sich Versunkensein die zweifelhafte Achtung eines Originals sich errungen hat. Plötzlich nach Paris versetzt, ist er das nicht mehr, er ist hier nichts. Dies nagende Gefühl mag seinen Stolz schwerer verwundet, seinen Geist tiefer vergiftet haben als die Sorge. Er, der Andern eine glückliche Existenz schaffen wollte, kann nicht einmal seine eigene herstellen. Er ist nur einer der zahllosen jungen Männer aus der Provinz, die, von stolzen Träumen gewiegt, nach der Hauptstadt kommen, dort ihr Glück und einen unsterblichen Namen sich zu machen. Der Uebergang von den Träumen zur Verzweiflung ist von selbst gegeben. Nur dieser Ausweg ist ein eigenthümlicher. Eine Zwanziger*), im Grimm über die bösen Menschen, die sie nicht mehr

*) Siehe Neuer Pitaval Theil II.

achteten und pflegen wollten, ſie, die einſt ſo glücklich, bewundert gelebt, kochte Gift und ſchenkte und theilte es aus, wen ſie damit erreichen konnte; wenn nicht die Väter und Mutter, ſo doch die Kinder. Elizabide, im Grimm uber die ganze Welt, die ſo ſeine Verdienſte, ſeinen guten Willen verkannt, die er wie eine Kaſtanie ins Feuer werfen möchte, läßt ihn aus, nicht gegen die Welt oder Theile derſelben, welche er mit ſeinen Armen erlangen könnte, er wird kein Aufrührer, Verſchwörer, Mörder; nicht gegen ſich, er wird kein Selbſtmörder; er kühlt ſeinen kochenden Unmuth an Denen, die ihm die Liebſten und — keinen Widerſtand zu leiſten im Stande ſind. Glauben mögen wir ihm, daß er ſich dabei überredet hat, er thue ihnen dadurch eine Güte an; mit ſolchen Selbſttäuſchungen wird die Phantaſie jedes Verbrechers von einiger Bildung ausgeſtattet ſein; aber das eigentliche Motiv bleibt der dumpfe, hohle Grimm der Verzweiflung, des Ueberdruſſes und das niederſchmetternde Gefühl der Ohnmacht. Kann ich Niemand ſonſt verderben, ſo doch Die, die mir allein theuer ſind, wozu denn der ſentimentale Gedanke wie ein Märchentraum ſich geſellt, ihnen dadurch eine Wohlthat zu erzeigen. Dieſen führt er conſequent genug durch; auch Conſequenz mögen wir es nennen, daß er bei, zwiſchen und nach der That keine Regung von Mitgefühl, von Schmerz empfindet, daß das Gefühl, ſie von künftigen Leiden erlöſt zu haben, ihn dauernd berauſcht. Aber daß er ſelbſt kein Bedürfniß empfindet, mit ihnen erlöſt zu werden, daß keine Ahnung ihn durchzuckt, wie er für ſeine freie Handlung dem Geſetze eine Buße ſchuldig ſei, auf dieſe oder jene Weiſe, daß er nur dem Gedanken Raum giebt, ſich der Strafe zu entziehen und ſein ver-

wüstetes Dasein noch eine Weile fort zu fristen, das schließt alle Theilnahme für ihn aus, das reißt ihn von der schlechtgebauten Leiter, auf welcher er zu einem moralischen Heroismus hinanklimmen wollte, in den Pfuhl tiefster sittlicher Gemeinheit herab.

Die beiden Markmann.

1815 — 1825.

Südlich von Berlin auf dem Höhenstrich, der gegen das Spreethal in einiger Erhebung sich hinzieht, sieht man auf älteren Karten noch vielen Wald verzeichnet, von dem heute auch die letzten Reste verschwunden sind, wenn man das zu andern Zwecken erhaltene Luſtwäldchen, die Hasenhaide, ausnimmt. Doch existirte noch vor wenigen Jahren hinter demselben die britzer Haide, ein Kiefergebüsch, zum Rittergute Britz gehörig, welche in Berlin etwas berüchtigt war, weil man sich von einzelnen Anfällen, die in derselben vorgefallen sein sollten, erzählte. Indessen war seit langen Jahren kein Fall der Art vorgekommen, auch war die Beschaffenheit dieses Wäldchens, das von Jahr zu Jahr kleiner wurde, nicht von der Art, daß den Wanderer die Schauer in der Dunkelheit eines Urwaldes beschleichen oder in seinen Schatten und Schluchten Räuber ihr Versteck gefunden hätten. Allerdings konnte ein Gehölz, kaum in der Entfernung einer Meile von Berlin und seinen von mancherlei Gesindel bewohnten Vorstädten, und noch näher dem ebenfalls von vielen durftigen Familien be-

wohnten Dorfe Nirdorf, Faullenzern und Tagedieben aus dem Pobel wol zu luderlichen Zusammenkunften und zum gelegentlichen Versteck dienen; auch ward ein Verbrechen hier vielfach verübt, aber grade dieses Verbrechen lichtete das Gehölz nur immer mehr, nämlich der Holzdiebstahl, der in allen Waldungen in der Nahe großer Orte, wo viele arme Familien sind, mit systematischer Ausdauer betrieben wird. Es war auch wol dieser Umstand, welcher den Besitzer des Gutes und der Haide von Britz mit veranlaßte, die letztere vor einigen Jahren ganz niederschlagen zu lassen und bis auf Stumpf und Stiel auszuroden. Die ganze, berüchtigte Haide ist jetzt in Cultur gelegt, und schon vor zwanzig Jahren, wo der nachfolgende Fall sich ereignete, war sie dermaßen licht, daß man von der Straße aus, welche sie durchschnitt, auf mehre hundert Schritte durch ihre dünnen Kieferstämme sehen konnte, was sich im Innern begab.

An einem heißen Julinachmittage 1825 ging ein Waldwärter, im Dienste des britzer Gutsbesitzers, von dem in der Haide gelegenen Buschkruge auf einem Schleifwege durch diese Haide nach Britz zurück, um auf Holzdefraudanten zu vigiliren. Er bemerkte, daß an mehren Stellen das Moos vom Boden frisch ausgepflückt war. Darauf aufmerksam geworden, bemerkte er an einer andern Stelle in einer Vertiefung, wo wahrscheinlich früher ein alter Baum ausgegraben worden, das ausgerissene Moos zu einem kleinen Hügel zusammengehäuft. Bei der Nachsuchung fand er unter dem Moose zwei große, schwarzlederne Tornister und ein Paar lange Stiefeln. Niemand war weit umher zu sehen und auch sonst nichts Verdächtiges. Er schleppte sie daher mit sich nach dem Gute. Man öffnete sie, und was der Anschein schon sagte, es ergab sich, daß beide Tornister

trug den feenhaften Eindruck zu vermehren — dennoch behauptet man, es sei unrecht dem Fremden von hier aus zuerst Ringerige zu zeigen. Dicht neben der Königinbank senkt sich nämlich die Landstraße in schroffen Absätzen in die Tiefe. Eine fürchterliche Spalte, mit mehr als senkrechten Wänden, macht es möglich, daß eine Landstraße von der Höhe in das Thal von Ringerige mitten durch den Fels hinabgeleitet worden. Diese Schlucht heißt Kraakleven und gehört zu den eigenthümlichsten Merkwürdigkeiten des südlichen Norwegens. Da der Abhang zu steil ist, verläßt man die Wagen; aber selbst beim langsamen Gehen geräth man in einen Schuß, welcher, zumal bei dem steinigen Boden, das Hinunterkommen äußerst beschwerlich macht. Die Parthie ist eben so erhaben, als schön. Wie ein Riesenthorweg, der sich durch den Felswall einer Gigantenburg schlängelt, — nur oben unbedeckt, weil bis dahin keine Geschosse dringen — führt uns der Weg ebenmäßig, als wäre er gemeißelt von Menschenhand, und bei jeder Wendung sehen wir durch die Pfeiler auf die Landschaft unten.

Wenn man hinunterkommt, um über eine flache Schiffbrücke zu fahren, die von der Köni-

wandernden Handwerksburschen gehörten; man fand auch in dem einen das Wanderbuch eines Bäckergesellen Burchard. Schlimmer war eine andere Entdeckung, welche der Brenner des Gutes machte. Er fand nämlich an dem Torniſter ſowol als an den Stiefeln Spuren von friſch angeſprütztem Blute. Die Sache ſchien bedenklich und erfoderte eine augenblickliche Unterſuchung. Der Brenner begab ſich mit dem Waldwärter und noch einer Anzahl Arbeitsleuten in die Haide, und einige Schritte von dem Orte entfernt, wo die Torniſter gefunden worden, entdeckten ſie noch eine ähnliche Vertiefung, ebenfalls mit zuſammengerafftem Mooſe bedeckt. Das Moos ward leicht mit den Stöcken und Hacken fortgeſchafft, und man gewahrte mit Entſetzen die Leichname zweier Männer, die nach allen Anzeichen erſt vor Kurzem ihr Leben verloren haben konnten, Beide ſichtlich von fremder Hand auf den Rücken dicht nebeneinander gelegt. Ihre Schädel waren ihnen eingeſchlagen; auch bemerkte man an jeder Leiche mehre Stich- und Schnittwunden im Geſicht, am Halſe und auf der Bruſt. Auffallig war, daß der eine Leichnam in einem blauen Ueberrock ſteckte, aber ſo, daß das Rückenblatt des Rockes ihm auf der Bruſt ſaß und der rechte Arm in den linken Aermel, der linke Arm aber in den rechten Aermel geſteckt war. Auf den Leichen lagen, wie eine Art Wahrzeichen, zwei Stöcke, ein ſogenannter Ziegenhainer und ein ſpaniſches Rohr. Jener war ſehr ſtark, von 1½ Zoll Durchmeſſer, 3 Fuß Länge, unten ſtark mit Eiſen beſchlagen und im Gewicht von 1 Pfund und 18 Loth. Er war mit Blutflecken bedeckt und eine Menge Haare von blonder Farbe klebten daran.

Unterſuchung und Augenſchein ergaben, daß die Leichname nach der Grube, in welcher ſie lagen, erſt hinge-

schleppt wurden, und daß der wahrscheinliche Ort, wo sie getödtet oder ermordet worden, etwa 13 Schritte davon entfernt war. Dort waren nämlich, etwa 5 Schritte auseinander, zwei Stellen, wo man deutlich sah, daß Jemand niedergesunken; im Sande und Grase aber sah man die Rinnen und Streifen, welche die Körper beim gewaltsamen Fortschleifen hinterlassen hatten; auch die Hacken eines Stiefelpaares, die sich tief in den Sand eingedrückt hatten, wie einer Gewalt sich entgegen zu stemmen, oder mit Gewalt etwas nach sich zu ziehen. Dazu Blutflecken, an den Bäumen und Sträuchern weit umher gesprütztes Gehirn und wieder mit der Hand vom Boden aufgerafftes Sand, um die Blutflecken zu überdecken.

In der Westentasche der einen Leiche fand sich ein zusammengelegtes Taschenmesser und einige Groschen Courant lagen in der Grube. Beide Leichname waren mit frischem Blut besprengt. Die Glieder waren noch geschmeidig und kein Gelenk vom Tode ersteift. Als man sie aus der Grube nahm, rann sogar das Blut noch aus den Wunden.

Unter Anleitung eines sofort herbeigerufenen Polizeibeamten aus Berlin wurden die Leichen nach Britz in das dortige Spritzenhaus gebracht, und durch denselben ward der seiner Zeit sehr berühmte und viel erfahrene, Diebesfänger, der Polizeirath Eckert, ein Genie in seinem Fache, der auch in größeren Sphären sich hervorgethan hat, von der Sache in Kenntniß gesetzt. Eckert gelang es noch am selben Abende und in der darauf folgenden Nacht, zu ermitteln, daß zwei Handwerksburschen, ohne Zweifel dieselben, deren Leichen in der Haide gefunden, in Gesellschaft eines Spielmannes vom zweiten Garderegiment am Morgen des 13. Juli (des

Tages, wo die Leichen gefunden wurden), in einem Victualienladen vor dem cothuser Thore eingesprochen und daß sie von dort aus mit einander den Weg nach Britz eingeschlagen hatten. Sie waren in die britzer Haide eingebogen. Am Nachmittage aber hatte man einen Spielmann von der Garde, mit einem Päckchen unterm Arm, vom britzer Wege herkommen gesehen. Sehr erschöpft oder erhitzt, hatte er sich in dem Wirthshause vor Berlin, dem wohlbekannten Rollkruge, ein Glas Bier geben lassen.

Der muthmaßliche Thäter war also ein Soldat, ein Gardist von einem bestimmten in Berlin garnisonirenden Regimente, daher bei der strengen militairischen Controle, wenn er sich nicht etwa inzwischen aus der Stadt entfernt hatte, leicht zu ermitteln. Dennoch stieß die Policeibehörde auf Schwierigkeiten, da das militairische Ehrgefühl einen solchen Verdacht ungern zuließ. Und bei der Disciplin in den preußischen Regimentern, die durch Sitte und Bildung schon mehr geworden ist als ein todter Organismus, konnten sich die Oberofficiere fast dafür verbürgen, daß in ihrem Regimente, welches sich durch musterhafte Aufführung aller Soldaten ohne Ausnahme hervorgethan, wenigstens kein Raubmörder zu finden wäre. Aber die Indicien waren doch so dringend, daß der Regimentscommandeur sich bewogen sah, sein ganzes Regiment am Morgen des 14. Juli schon früh um 7 Uhr im Casernenhofe aufzustellen.

Der Policeirath Eckert erschien hier mit denjenigen Personen, welche am vorhergehenden Tage den Spielmann-Gardisten zuerst mit den beiden Handwerksburschen nach der britzer Haide gehen und dann am Nachmittage ihn allein zurückkehren gesehen hatten. Inzwischen war schon durch einen Unterofficier der Verdacht auf ein bestimmtes

Individuum geleitet werden. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß der Janitschar Markmann am Tage zuvor zweien seiner Landsleute das Geleit gegeben. Hingeführt zu diesem Markmann, erkannten auch die von Eckert mitgebrachten Zeugen in demselben den Mann, den sie am Tage vorher gesehen. Der Regimentscommandeur ließ ihn aus der Reihe treten und besichtigte seine Montur. Am Säbelgefäß und an der Kovvel waren Blutflecke. Noch ein Indicium: der Regimentstambour berichtete, daß Markmann gestern Abend betrunken in die Caserne zurückgekehrt sei; in diesem Zustande habe er verschiedene verdächtige, wenigstens Gegenstände, die ihm nicht gehörten, als eine Tabackstasche mit dem Zeichen **W. L.**, einen silbernen Pfeifenbeschlag und ein schwarzseidenes Halstuch auf den Hof geworfen. Endlich ward hinterbracht, daß Markmann am vorigen Abend im Besitz eines ausländischen Thalers, sowie einer Börse mit 7 Thalern gewesen sei.

Gegen Gustav Markmann war bis da nie eine Klage geführt worden, er galt für einen guten Soldaten, punktlich im Dienst und war erst 18½ Jahre alt. Auch verrieth er bei den auffälligen Maßregeln keine Bestürzung, Angst oder Trotz. Aber die Indicien sprachen zu laut gegen ihn, er ward daher auf der Stelle verhaftet und zugleich eine gerichtliche Untersuchungscommission ernannt. Diese begab sich mit dem Verhafteten und dem Policeirath Eckert sofort nach Britz, um den frischen Spuren des Verbrechens zu folgen. Der Ort in der Haide schien wenig geeignet, daselbst einen Mord zu begehen, denn obgleich etwa 150 Schritte von der Landstraße links in den Wald hinein, war dieser doch gerade an der Stelle so licht, von halbstämmigen Fichten bestanden, daß man mit einiger Aufmerksamkeit von der Straße aus Menschen,

die sich am Mordplatz befanden, sehen konnte. Letzterer lag etwas erhaben und war frei von Bäumen, dagegen mit mehren Vertiefungen, wie die, in welcher die Leichen gefunden worden und überall mit Moos bewachsen. In einer andern noch nicht untersuchten Vertiefung fand Eckert eine rothlederne Brieftasche und darin einen Taufschein und Paß auf den Namen Wilhelm Lange; ferner ein kleines Handbeil mit einer Scharte in der Schneide, auch war die untere Ecke abgesprungen. Das Beil war überdies mit Blutflecken besprützt.

Markmann wurde zu den beiden Leichen geführt. Anfangs schien er zu schwanken, aber nachdem sie von Blut gereinigt waren, erklärte er: der eine sei sein Landsmann, der Hutmachergeselle Wilhelm Lange, der andere dessen Reisegefährte, ein Bäckergeselle, Namens Burchard. Er hatte Beiden Tages zuvor, als sie Berlin verließen, das Geleit gegeben. Von ihrem Tode wußte er nichts, aber auch keine Antwort dafür, wie die Blutflecke auf seine Kleider und Armaturstücke gekommen wären.

Nachdem die Leichname, auch noch von andern Personen, recognoscirt waren, schritt man zur gerichtlichen Deduction derselben, deren Details für uns hier von keinem Interesse zur Sache sind. Das Gutachten im Deductionsberichte fiel dahin aus: daß es außer allem Zweifel sei, daß beide Verstorbene lediglich und ohne alle Mitwirkung anderer Ursachen, an den sehr beträchtlichen Kopfverletzungen, die mit einem harten, aber stumpfen Werkzeug beigebracht und deren einige absolut tödtlich gewesen, gestorben seien. Die Stichwunden am Halse und auf der Brust seien höchst wahrscheinlich sämmtlich noch während des Lebens der Ermordeten beigebracht worden, weil nämlich beinahe alle mit Er-

gießungen von Blut in ihrem Umkreise begleitet gewesen, eine Erscheinung, die nur bei noch fortdauerndem Blutumlauf entstehen kann. Die Aerzte stellten daher die Vermuthung auf, daß der Mörder zuerst die beiden Opfer seiner Wuth durch einen Schlag auf den Kopf in einen betäubten Zustand versetzt und sie dadurch wehrlos gemacht, daß er ihnen hierauf die verschiedenen Stichwunden beigebracht und ihnen endlich den Kopf eingeschlagen und sie dadurch vollends getödtet habe.

Markmann wurde hierauf nach Berlin zurückgebracht, geschlossen in den Militairarrest gesetzt und die Criminalunterſuchung gegen ihn eröffnet.

Gegen einen 18jährigen Jüngling, der sich als Soldat, wenn nicht musterhaft, doch so bis da aufgeführt hatte, daß er niemals Anlaß zu einer Beschwerde, oder auch nur zu einer Rüge gegeben hatte, gegen den selbst seine Cameraden nichts anzubringen hatten! Sein Vater war früher schwedischer, dann preußischer Förster zu Jägernhof bei Wolgast gewesen. Er lebte noch, zwar emeritirt, aber mit einer Pension von 300 Thalern. Selten hat ein Unterförster im Preußischen ein Gehalt, welches dieser Pension gleich käme. Der Förster hatte zwar eine zahlreiche Familie von 15 Kindern gehabt, von denen jedoch nur noch 6 zur Zeit der That am Leben waren; und es scheint, daß er der Mittel war und des Willens, ihnen eine Erziehung zu geben, welche über seinen Stand war. Den einen Sohn hatte er studiren lassen. Im Hause hielt er sich einen eigenen Hauslehrer, den Candidaten Rohde, von welchem auch der jetzt Angeschuldigte, Gustav Heinrich Julius Markmann, den ersten Unterricht empfangen hatte im Lesen, Schreiben, Rechnen, der Religion, auch in den Anfangsgründen der französischen und lateinischen Sprache. Es scheint sich aber

ein muſikaliſches Talent früh in ihm gezeigt zu haben, denn im 14. Jahre ward er zum Stadtmuſikus Pilz in Wolgaſt in die Lehre gegeben, bei welchem er die Flöte, Violine und noch mehre andere Inſtrumente ſpielen lernte und außerdem noch Unterricht in der deutſchen und italieniſchen Sprache erhielt. Im September 1824 hatte er ausgelernt und es war auf ſeinen und den Wunſch ſeiner Eltern, daß er nach Berlin kam und als Beckenſchläger beim Muſikchor des zweiten Garderegiments eintrat.

Von einem jungen Menſchen, unter dieſen Verhältniſſen geboren und erzogen, von dem ſeine Richter ſelbſt ſagen, daß über ſeine bisherige Lebensweiſe nicht das mindeſte Nachtheilige ermittelt worden, ließ eine That wie die vorliegende ſich am wenigſten erwarten. Sollte er, der Sohn verhältnißmäßig bemittelter Eltern, einen Raubmord an zwei armen Handwerksburſchen begangen haben? Wenn ein ſolches unnatürliches Geluſte in ihm aufſtieg, würde er ſich nicht andere Opfer erwählt haben? Als Soldat, als Spielmann beſoldet, der auch durch ſeine Kunſt gelegentlich noch andern Verdienſt hatte, konnte ihn die Noth am wenigſten drücken, auf einen ſo kläglichen und gefährlichen Erwerb auszugehen. Und wenn es ein prämeditirter Raubmord war, wurde er dazu nicht eine andere Gelegenheit geſucht haben, wurde er ~~he~~ an einem Orte begangen haben, wo er der Entdeckung weniger ausgeſetzt war? Würde er ſeine Opfer vor Aller Augen zum Thor hinausbegleitet und nachdem er ſie dort abgeſchlachtet, auf derſelben Straße, durch daſſelbe Thor, den Raub unterm Arm zurückgekehrt, würde er noch in einem an der Straße liegenden, wohlbekannten Wirthshauſe eingekehrt ſein, um, noch erhitzt, verſtört von der That, ein

Glas Bier in aller Gemächlichkeit zu trinken? Oder, wenn es eine That der Rache, des Zornes war, wie ließ es sich denken, daß ein junger Mensch, wie er, zwei wohlausgewachsene starke Männer zugleich niederschlagen, überwinden und ums Leben bringen sollen, ohne nur mit Wunden oder Verletzungen aus dem Kampfe zu gehen, denn von solchen bemerkte man nichts an seinem Körper. Wäre es nur ein Todtschlag gewesen, im Affect begangen, so stellten sich dieselben Zweifel, nur in erhöhtem Maße heraus.

Und dennoch war er der Thäter, und die That erschien, ja sogar durch sein Geständniß, als ein Raubmord, und als ein Raubmörder wurde er verurtheilt.

Schon im ersten Verhör, nachdem man auf sein Gemüth einzuwirken versucht, zeigte er sich befangen, erschüttert; er bat, daß die beisitzenden Officiere abtraten, und legte darauf, nach einem heftigen Kampfe mit seinem Innern und unter vielen Thränen dem inquirirenden Auditeur das Geständniß ab: ja er habe die That verübt, deren man ihn beschuldigte, er habe den Lange und den Burchard ums Leben gebracht. Er nahm dieses Geständniß auch vor dem vollständig besetzten Gerichte nicht mehr zurück, und blieb im Wesentlichen in allen Verhören bei seinen Angaben, deren Inhalt im Hauptsächlichen folgender ist.

Als er aus der Eltern Hause nach Berlin kam, hatte er noch kein Verbrechen, keine böse That verübt. „Bis zu da, sagte er, war mein Gewissen von jedem Vorwurfe frei. Aber ich habe als Knabe viel leichtsinnige Streiche gemacht und viel Geld ausgegeben. Schon sehr jung habe ich mit Karten und Würfeln gespielt, und bald verloren, bald gewonnen.“ Er hatte auch schon in Wolgast gelegentlich getrunken und den Unwillen seines

Vaters auf ſich gezogen, der ihm einmal Geld gegeben, um ſeine Schulden zu bezahlen, aber auch erklärt hatte, das ſei das erſte und das letzte Mal.

In Berlin fehlte es ihm nicht an denſelben Verführungen; er ſpielte, verlor, ſprach dem Branntwein zu und machte Schulden, die ihn ſehr drückten, ſo gering ſie auch im Ganzen waren. Er gerieth in die Hände eines Wucherers, der der Regimentstambour war (welcher bei dieſer Gelegenheit ebenfalls zur Unterſuchung gezogen und beſtraft wurde) und ihm mit Klage und Anzeige drohte. Ein Soldat darf keine Schulden machen; daß ein Soldat aber auch nicht auf wucheriſche Zinſen leihen und demnächſt ſich davor hüten muß, durch eine Klage ſich ſelbſt zu denuncir[illegible] war ihm entgangen. Er hatte Angſt vor ſeinem Gläubiger, dem Tambour.

In dieſer Stimmung traf er mit einem Landsmanne und Jugendfreunde, dem Hutmachergeſellen Lange aus Wolgaſt, am 9. Juli 1825 auf der Straße zuſammen. Dieſer war eben mit einem Bäckergeſellen Burchard aus Schwerin eingewandert und die Drei verlebten einen vergnügten Tag. Die Geſellen hielten den Soldaten in ihrem Gaſthof zur grünen Tanne vor dem neuen Königsthore zu Mittag frei, Nachmittags durchſtreiften ſie die Stadt, wo Markmann den Fremden als Führer diente, und Abends beſuchten ſie zuſammen das Königsſtädtiſche Theater. Sie nahmen dann Abſchied, weil die Fremden ſchon am folgenden Tage, einem Sonntage, weiter wandern wollten.

An dieſem Sonntage verdiente ſich Markmann als Violinſpieler in dem benachbarten Oertchen Teltow bei einem Kindtaufſchmauſe einiges Geld. Als er am Montag zurückkehrte, traf er noch die beiden Freunde, die ihrer Päſſe wegen bisher nicht fortgekonnt. Sie trieben ſich

noch diesen und den folgenden Tag in der Stadt umher, besuchten abermals am Dienstag Abend das Königsstädtische Theater und trennten sich dann, um am Mittwoch Morgen Berlin zu verlassen. Markmann nämlich hatte den Freunden versprochen, ihnen das Geleit zu geben.

Auf dem Rückwege nach der Caserne stieg Markmann zuerst der Gedanke auf, die Beiden zu ermorden. Warum? — Er hatte ungefähr 6 Thaler Schulden, und wurde von seinem Hauptgläubiger, dem Regimentstambour, heftig gedrängt. Er mußte ihm wucherliche Zinsen bezahlen, der Tambour machte sich durch Abzüge von seinem Tractamente und von dem außerordentlichen Lohn, wenn er im Theater oder sonst wo spielte, bezahlt. Noch an diesem Dienstage hatte er ihn öffentlich gemahnt: wenn er ihn und seinen Schwager nicht am folgenden Mittwoch bezahle, werde er die Sache dem Regimente anzeigen. Der Ingrimm über diese beschämende Mahnung mag in Markmann's Seele mitgewirkt haben; er durfte vielleicht hoffen, ob er es gleich nicht wußte, daß die beiden Handwerksburschen so viel Baarschaft zusammen besäßen, um damit jene Schulden zu decken. Aber waren sie so unerschwinglich für einen geschickten Musiker, der für sein Auffspielen oft einen, an jenem Sonntage sogar gegen zwei Thaler verdient hatte, daß er darum zwei harmlose Menschen, und noch dazu seine Freunde, mit denen er eben in herzlicher Vertraulichkeit gelebt, die ihn und die er wechselseitig freigehalten, daß er gerade sie darum todtschlagen sollte? Wenn er todtschlagen mußte und wollte, um zu rauben, bot sich ihm in der großen Stadt keine reichere Gelegenheit? Wenn der Groll gegen seinen Blutsauger und Wucherer mitwirkte, versprach ihm ein Mord, an dem-

ginbank aus, wie ein schmaler Faden, weit über den See gezogen erschien, fällt uns ein großes Hünengrab in die Augen. Die Sage knüpft daran eine der traurigsten Begebenheiten des Nordens, und der Wanderer geht mit stiller Scheu vorüber an dem Hügel, unter dessen bemoosten Steinen ein Geist ruht, zu deren Geschlechte gehören, die größer waren als wir.

Zu den Zeiten der Heiden lebte König Halfdan, der Schwarze, und herrschte über diese Gegenden. Die Geschichte schweigt oft von den Besten, während Thersites in ihren Blättern lebt. Er war ein Mann in Rath und That. Daß wir nichts von ihm wissen, als die Geschichte seines Untergangs, kann nichts in den Augen der Unbefangenen gegen ihn beweisen. Von einem Gelage heimkehrend — die Kronikenbücher nennen weder den Gastfreund, noch den Quell, der die Helden begeistert — mußte er durch die finstere Schlucht von Kraakleven. Es war Nacht. Welche Beschlüsse, gefaßt beim Streitermahl nordischer Kämpen, mögen in der Brust des Königs gewogt und den Helden — denn das war er wie sein Grab zeigt — über Steck und Stein glücklich hinuntergeleitet haben!

ſelben verübt, nicht reichere Beute? Die Gelegenheit aufzuſuchen war er ja nicht verlegen, noch ſehr bedenklich in den Mitteln, das Verbrechen zu verbergen. Wir finden darüber keine Antwort.

Markmann konnte in der Nacht keine halbe Stunde ſchlafen. Am Morgen lag er mit offenen Augen im Bette. Beim Ankleiden fiel ſein Auge auf ein kleines Holzbeil, das unter dem Tiſche lag. Ohne, wie er ſagt, ſchon einen beſtimmten Plan über die Ausführung ſeines Mordgedankens zu haben, dachte er nur daran, daß ihm das Beil wol nützlich ſein könnte, den Lange und Burchard ums Leben zu bringen, knöpfte es raſch unter ſein Montirungsſtück auf die Bruſt, und lief damit in die grüne Tanne zu ſeinen Freunden und Opfern.

Nachdem ſie zuſammen Kaffee getrunken und die beiden Handwerksburſchen ſich ihre Flaſchen mit Schnaps füllen laſſen, machten ſie ſich auf den Weg, indem ſie außerhalb der Stadt an der Mauer entlang nach einem andern, dem ſtralauer Thore, gingen. Hier ward zum erſten Male Halt gemacht. Sie tranken, unter einem Baum gelagert, von dem mitgenommenen Branntwein und eine Flaſche Bier, welche Markmann aus einem Laden am Thore holte. Schon hier durfte er in ſeinem Vorhaben geſtört werden, wenn er auf die Stimme der Vorſicht gehört hätte. Ein Unterofficier an der Thorwacht, und zwar von ſeinem Regiment, bemerkte ihn und fragte, wo er hinwolle? Er antwortete: er gebe ſeinen Freunden das Geleit, die nach Leipzig wollten — ihre Wanderſchaft ſollte aber nach Dresden gehen. Sie traten nun durch das Thor in die Stadt hinein, und wandten ſich innerhalb der Stadtmauer nach dem cottbuſſer Thore, durch welches ſie endlich ſich ins Freie machten, aber nur um abermals in einem Branntweinladen vor dem

Thore (dem Weinschenkschen; die Weinschenkschen Eheleute waren nachher die Hauptzeugen bei der Recognition) einzusprechen. Hier hielten sie sich nicht weniger als anderthalb Stunden auf, tranken zu etwas Semmel und Wurst wieder zwei Flaschen Bier und zwei Achtel Branntwein, und die beiden Handwerksburschen ließen sich noch einmal ihre inzwischen geleerten Reiseflaschen mit Pomeranzen und Kirschbranntwein füllen. Nur der Bäcker Burchard schien beim Fortgehen etwas aufgeräumt; den andern Beiden, sagte die Wirthin, konnte man nichts der Art anmerken.

Aber kaum daß sie einige hundert Schritte auf dem Wege nach Britz fortgegangen waren, so ward schon wieder Halt gemacht. Sie setzten sich rechts am Wege auf der Wiese nieder und holten die eben gefüllten Flaschen hervor. Erst nachdem diesen tüchtig zugesprochen war, machten sie sich wieder auf die Beine, und es ist zu verwundern, daß sie an der Schenke zum Rollkruge nur vorübergingen, jedoch um gleich dahinter auf der Anhöhe, in der Nähe der Hafenhaide sich abermals auf die Erde zu werfen. Es ist indeß schon angeführt, daß der 13. Juli ein sehr heißer Tag war, daß die beiden Torniſter der Wanderburschen sehr schwer waren, und sie sich vorgenommen hatten, an dem Tage nur bis Britz zu gehen. Indeß kommt dies faule Leben in der Geschichte der Wanderburschen auch sonst vor.

Endlich hatten sie die Haide erreicht, die sich jedoch nur auf der linken Seite des Weges hinzog; sie hatten auf demselben, im Sande watend, die ganze brennende Sonne zu ertragen. Markmann's Vorschlag, ihm tiefer in den Wald hinein zu folgen, wo es grün und kühl sei, fand unter diesen Umständen sogleich Zustimmung, und er führte sie von der Ecke aus quer durch die Haide,

gegen 400 Schritte weit bis zu dem Platze, den wir als die Mordstelle kennen gelernt haben. Alle Drei warfen sich erschöpft nieder, um auszuruhen oder zu schlafen. Die beiden Handwerksburſche zogen sich die Ueberröcke aus, um, sich damit zudeckend, gegen die summenden Fliegen geschutzt zu sein.

Schon nach wenigen Minuten fing Markmann mit seinem Freunde Lange ein Gespräch uber dessen Wanderstock, den starken mit Eisen beschlagenen Ziegenhainer, an. Sie stritten, ob so ein Stock oder ein Infanteriſtensäbel besser sei. Wir setzen das Gespräch so wörtlich her, wie Markmann sich dessen erinnerte.

„Glaubst du denn, sagte Lange, daß du mir mit deinem Säbel etwas thun kannst gegen meinen Stock hier?"

„Das wollen wir doch einmal sehen," erwiederte Markmann.

Sie standen Beide auf, während Burchard, der Bäcker, ruhig liegen blieb. Der Soldat zog den Säbel und fing an mit dem Hutmacher zu fechten. Nachdem dies, wie es scheint, ohne Heftigkeit und blos als Spielerei, einige Minuten gedauert hatte, sagte Lange:

„Nun gieb mir mal deinen Säbel und nimm meinen Stock."

Sie wechselten die Waffen, wie Hamlet und Laertes die Rapiere. Markmann, dem die Säbelscheide immer um die Füße herumschlug, nahm sie sammt dem Bandelier ab und legte sie neben einem Baum auf die Erde. Dann fingen sie von Neuem zu fechten an. Die Schilderung des entscheidenden Augenblicks geben wir mit seinen eigenen Worten:

„Ich drang auf ihn und er auf mich ein; es wurde schon so halb Ernſt. Ich weiß selber nicht, wie mir war;

ich wollte ihm den Sabel mit aller Gewalt fortſchlagen und traf ihn ſelbſt mit dem dicken Eiſenende des Stockes ſo gegen den Kopf, daß er auf die Erde fiel. Denn Lange und Burchard hatten gleich, als wir uns niederlegten, die Hute abgenommen und neben ſich geſtellt. Da Burchard nun ſah, wie der Lange auf den Schlag von mir niederſtürzte, wollte er aufſpringen. Ich ließ ihn aber nicht dazu kommen, ſondern hieb nun mit dem Ziegenhainer dem Burchard ſo über den Kopf, daß er niederſtürzte."

Beide waren, nach des Mörders Angabe, gleich nach dem erſten Hiebe niedergeſtürzt, ohne auch nur einen Laut von ſich zu geben. Dem Burchard aber gab der Mörder, ſobald er niedergeſunken war, noch mehre Schläge mit demſelben Mordwerkzeuge, immer auf den Schädel; dann wandte er ſich wieder zu Lange um, und that mit ihm Daſſelbe. Er glaubte, er habe den Stock dabei wie eine Keule mit beiden Händen gefaßt gehalten. Er warf ihn nun bei Seite und wollte das kleine Beil aus der Montirung hervorholen, als er ein Taſchenmeſſer in der Weſte fühlte. Dies Meſſer, das einem Cameraden in der Caſerne gehörte, hatte er wol nicht als Mordwerkzeug mitgenommen, es war alt, ſtumpf und im Gelenk ſehr beweglich; aber als er es in der Hand fühlte, ward es ihm zum Mordinſtrument. Das Beil bei Seite ſchleudernd machte er ſich an die Arbeit und verſetzte dem Lange und dem Burchard mehre Stiche: „Ich ſtach ihnen theils nach der Bruſt, theils nach dem Halſe. Wie viel Stiche ich Jedem gegeben, weiß ich nicht. Ich hatte das Meſſer ſo in der rechten Hand; es iſt etwas loſe, und da habe ich damit gearbeitet. Wenn ich das Meſſer hineingeſtochen hatte, und darauf drückte, ſo knickte es immer zuſammen."

Er betheuerte und blieb dabei, das Mordwerk nur mit dem Stocke und dem Meſſer vollbracht und das Beil gar nicht dabei gebraucht zu haben. Wenn es blutig ſei, ſo möge das nachher oder während der That von den anſprutzenden Blutstropfen geſchehen ſein. Dies ſtimmte nicht ganz mit den von den Aerzten in ihrem Gutachten geaußerten Muthmaßungen, indeſſen lag gar kein Grund vor, an der Angabe des Verbrechers über dieſen Nebenumſtand zu zweifeln. Die Ecke an der Schärfe des Beils konnte auch ſchon früher beim Holzſpalten abgeſprungen ſein.

Als die Körper entſeelt und regungslos vor ihm lagen, ſteckte er das Meſſer unter einem Baum in die Erde und fing an, die Leichen zu berauben. Aus Burchard's Weſtentaſche nahm er ungefähr zwei Thaler, aus der des Lange außer dem ſächſiſchen Thaler, der mit zu ſeiner Entdeckung beitrug, etwas über einen Thaler in kleinen Münzſorten, will aber die Kleider und Taſchen der Ermordeten weiter nicht durchſucht haben.

Um einer ſchnellen Entdeckung vorzubeugen, beſchloß er, die Leichen zu verbergen; er ſchleppte deshalb eine nach der andern bei den Füßen bis in die Grube, in der ſie gefunden wurden, legte ſie neben einander auf den Rücken und bedeckte den Lange mit ſeinem braunen Ueberrock in der ſeltſamen Weiſe, wie es oben angegeben iſt, ohne daß der Mörder dafür einen Grund anzugeben wußte. Auch den Burchard wollte er in ähnlicher Art bedecken oder bekleiden, er fand aber nicht Zeit dazu, weil ein auf der Straße vorüberfahrender Wagen ihn ſtörte; er warf deshalb über Beide, nachdem er die Stöcke der Todten auf ihre Körper gelegt, alles Moos, was er in der Schnelle auffaſſen konnte.

Darauf öffnete er die Torniſter und nahm mehre

Kleidungsstücke heraus, die wir hier nicht aufführen wollen, deren Tarwerth zusammen aber etwa 18 Thaler betrug. Statt eines bessern grunen Rocks, den er aus Burchard's Torniſter nahm, hatte er die Ruhe, den alten braunen Reiſerock deſſelben hinein zu ſtopfen, und warf dann die Torniſter ſammt Lange's Stiefeln in ein anderes Loch. Achtſam auf Alles, fand und verſcharrte er auch Lange's Brieftaſche ſo wie das von ihm ſelbſt mitgebrachte Beil im Sande. Mit loſem Sande, den er mit den Händen auftraffte, beſtreute er die Stellen, wo das Blut am dickſten hingeſprutzt war. Die blutigen Hände wuſch er ſich mit ſeinem Urin.

Wie lange er darauf, und wie lange er überhaupt bei dem Mordwerk und in der Haide zugebracht, wußte er ſelbſt nicht. Als er den Wald verließ und den Rückweg nach Berlin auf der großen Straße einſchlug, ſagte ihm Jemand, den er darum fragte, es ſei um 4 Uhr Nachmittags. Die geraubten Kleidungsſtücke trug er in einer aus dem Torniſter entnommenen Schürze gewickelt, unter dem Arme und kehrte auf dem Rückwege noch einmal im Rollkruge ein, um ſich durch ein Glas Bier zu erfriſchen. Am Thor angelangt, ſetzte er ſich in eine Droſchke, um hin und her fahrend, einige der geraubten Kleidungsſtücke zu verkaufen oder zu verſetzen. Er ſtieß hier auf Schwierigkeiten. Der erſte Trödler verlangte eine Legitimation des Soldaten, daß er Stücke, die ihm geſtändlich nicht ſelbſt gehörten, verkaufen durfe; ein anderer Pfandleiher, der ihn von ähnlichen Geſchäften her ſchon kannte, lieh ihm endlich auf ein Paar Ueberrocke etwas über fünf Thaler. Markmann unterhielt ſich mit dieſem Pfandleiher eine geraume Zeit, ohne irgend Unruhe oder Eile zu verrathen. Noch am ſelben Abende befriedigte er durch Zahlung von etwas über

4 Thaler drei ſeiner Gläubiger, und darunter den dringendſten, den Regimentstambour; alles übrige geraubte und erlöſte Geld vertrank er in Branntwein oder hielt Andere beim Trinken frei. Trunken kehrte er in der Nacht in die Caſerne zurück, und als er am Morgen vom Rauſche erwachte, um beim Trommelwirbel mit den blutbefleckten Kleidern vor dem ganzen Regimente ſich zu geſtellen und als Mörder erkannt zu werden, waren Alles, was er von der That noch übrig hatte, zwei ſächſiſche Zweigroſchenſtücke, die der Wirth vermuthlich am Abende nicht in Bezahlung hatte annehmen wollen.

So Markmann's Geſtändniß, welches, in ſich folgerecht, mit allen anderweitigen Ermittelungen, bis auf geringfügige Nebenumſtände, übereinſtimmte. Er hatte nie den Verſuch gemacht, es zurückzunehmen. Im Gegentheil that er, was er konnte, ſeine Ausſage durch anderweitige Anzeigen zu bekräftigen. Als er ſpäter ein zweites Mal mit der Unterſuchungscommiſſion nach Britz ging, führte er ſelbſt ſeine Richter von der Waldecke den Weg durch die Haide, auf dem er ſeine Opfer geführt, bis zur Mordſtelle und wies hier jeden Punkt, wo die That vorgefallen, wo er die Körper verſcharrt, die Torniſter, das Beil, die Brieftaſche. Er gab Auskunft mit der Offenheit, die auch bei geſtändigen Verbrechern ſelten iſt, weil die gemeine Natur immer handelt und mäkelt und durch Verſchweigen, Verdrehen und Verkleinern des Strafwürdigen noch immer einen kleinen Vortheil fur ſich zu erringen ſucht.

Ueber den Thatbeſtand des Verbrechens, ſowie über die Thäterſchaft, konnte ſomit kein Zweifel ſein, da auch alle übrige Zeugen Markmann recognoſcirt hatten. Nur

über die Qualification des Verbrechens und die Motive konnte ein solches obwalten. Sein Vertheidiger hatte eine schwierige Aufgabe. Sein Versuch, das Verbrechen als einen bloßen Todtschlag darzustellen, welcher noch dazu unter dem die Strafbarkeit mildernden Umstande, daß Markmann in trunkenem Zustande gehandelt, vollbracht sei, mußte von vorn herein abgewiesen werden.

Zu entschieden hatte Markmann eingestanden, daß er mit der Absicht, Beide umzubringen, ausgegangen, er hatte zu diesem Behuf das Beil eingesteckt, er hatte am Thore im Victualienladen fälschlich angegeben, seine Freunde wanderten nach Leipzig, statt, wie sie vorhatten, nach Dresden, offenbar in keiner andern Absicht, als um die Nachforschungen im schlimmern Falle zu erschweren. Er hatte endlich mehre Male gesagt, er habe sie des Geldes wegen erschlagen, und auch gelegentlich angegeben, daß er wol vermuthet, sie hätten mehr Baarschaft bei sich, als er wirklich fand, weil Einer von Beiden sich gerühmt, daß er einen Dukaten verwechselt, auch wol sonst ruhmredig von seinem Gelde gesprochen, und endlich weil ihm bekannt, daß wenigstens der Vater des Hutmacher Lange ein wohlhabender Mann sei. Wenngleich aus den Akten diese Vermuthung des Markmann, oder vielmehr, daß er von dem größern Vermögen seiner Opfer überzeugt gewesen, nicht durchaus erwiesen ist, so hatte er selbst doch nirgend seine frühern Angaben, daß er sie um des Geldes willen erschlagen, zurückgenommen; dergestalt, daß der Richter vollkommen berechtigt war, einen prämeditirten Mord anzunehmen; und da kein anderes Motiv erwiesen, oder auch nur wahrscheinlich gemacht war, und das Factum, daß er die Leichen wirklich beraubt, mit seiner eigenen Angabe, er habe sie, weil sie Geld hatten, erschlagen,

übereinſtimmt, ſo mußte er das Verbrechen für einen Raubmord erklären.

Ebenſo wenig konnte die Strafbarkeit des Verbrechers dadurch gemildert erſcheinen, daß er an dem Tage viel getrunken hatte. Mit dem Vorſatz ausgehend, die beiden Freunde todtzuſchlagen, hatte er unterwegs allerdings ſtark getrunken. Dies konnte aber geſchehen ſein, um ſich zu der entſetzlichen That Muth zu machen. Er war übrigens dadurch nichts weniger als in einen Zuſtand verſetzt, welcher die Zurechnungsfähigkeit ausſchließt, oder auch nur mindert. Markmann ſelbſt ſagte, er ſei nicht betrunken geweſen. Die Wirthe in der Schenke am Thore ſagten nur aus, daß der eine Handwerksburſche beim Hinausgehen etwas im Kopf gehabt, dem andern und dem Soldaten ſei aber nichts davon anzumerken geweſen. Auch verrieth Markmann's ganze Handlungsweiſe vor und nach der That durchaus nichts von einer Beſchränktheit des Willensvermögens, im Gegentheil von einer großen Beſonnenheit. Sobald die Reiſenden die Haide erreicht, der einzige Ort, wo er die That möglicherweiſe und ohne ſofort entdeckt zu werden, begehen konnte, führte er ſie querein, ungefähr in die Mitte des Gehölzes; er ließ ſie hier ſich lagern, er fing ein Geſpräch an, welches zu einem Scherzgefecht führen mußte. Mit ſicherer Fauſt, mit wenigen Streichen vollbringt er den Mord. Nachdem er Beide beſinnungslos niedergeſchlagen, geht er mit einer kannibaliſchen Geſchicklichkeit daran, ihnen das Garaus zu machen, damit ſie ſich nicht länger quälen ſollten. Denn nur in dieſer Abſicht, ſagte er, zog er das Meſſer und ſtach ihnen in Hals und Bruſt. Nachher kann Niemand beſonnener und ruhiger zu Werke gehen als er, indem er die Leichen in die Grube ſchleift, ſie bekleidet, bedeckt,

ihre Sachen, die andern Effecten, verbirgt, und was ihm von Werth scheint und ansteht, an sich nimmt und die Blutflecken abwascht oder mit dem Messer von seiner Säbelkoppel abschabt. Er selbst erinnert sich aller dieser Handlungen bis auf die kleinsten Umstände, was bei einem Betrunkenen selten oder niemals der Fall ist. Mit eben der Besonnenheit, ja mit einer heuchlerischen Ruhe und Verstellung sucht er noch an demselben Abende alle geraubten Sachen unterzubringen und, so vortheilhaft es geht, zu verkaufen oder zu versetzen. Trunken ward er erst am spaten Abend, als er, sein Gewissen zu übertauben, sein geraubtes Geld in Branntwein vertrank.

Aber der Defensor hob auch noch einen andern Umstand hervor, der schon wahrend der Untersuchung zur Sprache gekommen, den wir indeß mit Absicht bis jetzt übergangen haben, weil wir das zum Grunde liegende Factum in einer besondern Ausfuhrung zu diesem Criminalfalle erzählen wollten. Schon ein älterer Bruder des Verbrechers war drei Jahre früher als Raubmörder in Greifswalde hingerichtet worden. Der Vertheidiger stellte also die Behauptung auf, daß die Idee des Mordens in der Markmann'schen Familie idiosynkratisch sei, daß der Fall demnächst einer ärztlichen Begutachtung zu unterlegen und Markmann eventuell wenigstens mit der Todesstrafe zu verschonen sei.

Mit völligem Rechte verwarf, nach Lage der Acten, das erkennende Gericht diesen Vertheidigungsgrund. Jene Thatsache hatte ihre Richtigkeit, ein Bruder des Markmann war um des angegebenen Verbrechens willen hingerichtet worden; davon aber, daß auch durch andere Individuen derselben Familie in frühern Generationen ähnliche Verbrechen verubt worden, war nichts be-

Aber hier, als er den Zer zaßirte, merkte sein Schildträger, daß der Kopf des Königs wanke, und als er es bemerkte, war es schon zu spät. Der schwere Kopf zog den schweren Leib nach; der Held stürzte vom Pferde und die Wellen des Tyrfiord verschlangen den König. Das ist das Ende Halfdan des Schwarzen. Dankbare Enkel thürmten ihm das Königsgrab zum Gedächtniß. Rohere Geschlechter, die gern das Zarte der alten Sage in ihre Kreise trauriger Wirklichkeit herabziehen, erzählen: König Halfdan sei nach einem nächtlichen Rausch betrunken ins Wasser gefallen.

Sandfelder und Kieferbüsche schwächen doch etwas die paradiesische Vorstellung von Ringerige. Sie zeigen sich aber erst, wenn man sich selbst mitten in dem schönen Landstrich befindet. Doch der Rückblick auf die große, steile Felswand, von deren Rande aus wir das Schauspiel übersahen, ist eben so erquickend, als imposant. Eine jede Parthie erhält ihren schattigen Hintergrund, und man fühlt selbst in der drükkenden Mittaghitze die Schutzwehr der ungeheuren Mauer gegen ihre brennenden Strahlen. Aber man lasse sich damit begnügen und nicht erst

kannt geworden, es findet ſich nicht einmal eine Andeutung davon, ſodaß alſo von einer idioſynkratiſchen Neigung zum Morden in der Familie nicht die Rede ſein konnte.

Der Richter führte aus, daß, wenn auch bisweilen durch Abſtammung auf das Individuum nicht blos eine körperliche, ſondern auch eine moraliſche Aehnlichkeit übergehe, dadurch doch keineswegs die Zurechnungsfähigkeit eines Menſchen bedingt werde. Dieſe dämoniſche Verwandtſchaft iſt in der Stärke undenkbar, daß ſie die Freiheit des Willens ausſchließe, welche das Gute vom Schlechten zu unterſcheiden weiß. Zwar erſcheine jedes Verbrechen als eine unfreie Handlung, weil die Leidenſchaften den Sieg über die beſſere Erkenntniß davongetragen haben; dies befreie aber den Verbrecher noch nicht von der Strafe, welche gerade dazu diene, die Leidenſchaften in Zaum zu halten. Eine Befreiung von der Strafe könne nur dann eintreten, wenn Jemand überhaupt nicht die Fähigkeit habe, das Rechte vom Unrechten, das Gute vom Böſen zu unterſcheiden und nicht im Stande ſei, die Folgen ſeiner Handlungen zu überſehen. Durch ſeine ganze Handlungsweiſe, durch ſeine Erziehung, verhältnißmäßige Bildung, durch die Art, wie er das Verbrechen verübt, wie er nachher gehandelt, wie er es eingeſtanden und darüber Rechenſchaft gegeben, erſcheine Markmann aber als im Stande der vollkommenſten geiſtigen Freiheit und der Herrſchaft über ſeine Thaten und Gedanken.

Alles Dies iſt nicht zu bezweifeln, und ebenſo wenig, daß, auch wenn jener Mordhang in ſeiner übrigen Familie wirklich exiſtirt hatte, das Gericht um deshalb keinen Anſtand nehmen durfte, einen Mörder, wie dieſen, mit der vollen Strafe, die die Geſetze beſtimmen,

zu belegen. Zugegeben, daß es ſolche mit dämoniſchen Neigungen unnatürlich ausgeſtattete Familien gäbe, ſo ſchlöſſe einerſeits die Neigung nicht die Kraft und die Pflicht aus, ihr zu widerſtehen, andererſeits änderte aber dieſe Neigung nichts am Verhältniß des Individuums zur bürgerlichen Geſellſchaft. Dieſe darf eine Sicherſtellung verlangen, welche durch die Strafe für die That bezweckt wird. So lange eine ſolche Familie als menſchlichfreie Individuen zu gleichen Rechten mit den Andern beſteht, und nicht als eine Brut wilder Beſtien, nur mit menſchlicher Geſtalt, in Ketten zur Schonung der Andern feſtgeſchloſſen wird, ſind auch die einzelnen Glieder derſelben den allgemeinen Geſetzen unterworfen. Dieſe ſubjective Unfreiheit eines prädominirenden Hanges darf das Geſetz nicht anerkennen, einmal weil Religion und Wiſſenſchaft ihre Exiſtenz ableugnen, oder die Mittel aufweiſen, wie der Menſch dem Hange widerſtehen und wieder frei werden kann; dann aber, weil in einem chriſtlich gebildeten Staate weder die Berſerkerwuth noch das Fatum geduldet werden dürfen. Die Glieder einer in Berſerkerwuth raſenden Familie müßten, wenn keine Mittel und Rechte da wären, ſie unſchädlich zu machen, bei einem Ausbruche, der Anderer Leben koſtet, zur Sicherſtellung der Geſellſchaft todtgeſchlagen werden, auch wenn ſie nicht dafür können ſollten, daß ſie geraſt haben.

Das geſetzlich angeordnete und vereidete Kriegsgericht ging über den Antrag des Vertheidigers, ein ärztliches Gutachten einzuziehen, bevor es zur Aburtelung ſchritte, hinweg, indem es Hinſichts der geiſtigen und vollkommenen Zurechnungsfähigkeit des Angeſchuldigten keinen Zweifel hegte.

Für mit der preußiſchen Militairgerichtsverfaſſung

weniger bekannte Leſer dürfte es bei dieſer Gelegenheit von Intereſſe ſein, das Verfahren bei einem kriegsgerichtlichen Erkenntniß kennen zu lernen; ein Verfahren, das in ſeinen Formen wenigſtens eine Annäherung an das alte Volksgericht, oder das judicium parium, herſtellt. Die Unterſuchung erfolgte im Wege des alten Inquiſitionsproceſſes, durch den dazu beſtellten Auditeur, welchem aber zwei Nichtjuriſten, zwei Offiziere des Regiments, zugeordnet wurden, um allen Verhandlungen beizuwohnen und die Protokolle mit zu unterzeichnen.

Nachdem die Unterſuchung geſchloſſen und der Defenſor ſeine Vertheidigungsſchrift eingereicht hatte, wurde das Kriegsgericht beſtellt und zuſammenberufen. Es beſtand aus drei Gemeinen des Regiments, drei Gefreiten, drei Unteroffizieren, drei Sergeanten, drei Secondelieutenants, drei Premierlieutenants, drei Capitainen, dem ernannten Präſes, einem Major des Regiments und dem die Unterſuchung führenden Auditeur.

Der Angeſchuldigte ward (7. November 1825) feſſelfrei vorgeführt, das Richterperſonal ihm vorgeführt und derſelbe befragt: ob er gegen eines der verſammelten Mitglieder einen Einwand zu machen habe? Es ward ihm bedeutet, daß ſolche Einwendungen anzubringen ihm vollkommen freiſtehe, und daß er, wenn er Grund habe, zu glauben, daß einer oder der andere Beiſitzer nicht unparteiiſch in ſeinem Urtheile gegen ihn ſein würde, er dies ohne Rückhalt, oder militairiſchen Reſpect gegen ſeine Vorgeſetzten, ausſprechen dürfe. Markmann erklärte, daß er keinen Einwand gegen eines der Mitglieder zu machen habe. Erſt darauf wurden ſämmtliche Beiſitzer, gleich den Geſchworenen, zu dieſem Gericht beſonders beeidet.

Hierauf wurden in fünf aufeinander folgenden

Sitzungen sämmtliche Acten in Gegenwart des Angeschuldigten, der indeß immer fesselfrei vorgeführt erschien, abgelesen; ebenso die angefertigte Vertheidigungsschrift. Der Angeschuldigte, welcher bei der Vorlesung stets ruhig und mit zur Erde gesenkten Blicken zugehört hatte, ohne ein Wort zu sprechen, oder auch nur ein einziges Mal den Blick in die Höhe zu richten, erklärte auf Befragen: daß er nichts mehr zur Sache oder zu seiner Vertheidigung anzuführen habe und daß der Inhalt der Acten seine Aussagen so enthalte, wie er sie wirklich abgegeben habe.

Nachdem er jetzt abgeführt worden, hielt der untersuchende Auditeur einen schriftlichen Vortrag mit dem Votum: daß Markmann wegen Raubmords zuvörderst aus dem Soldatenstande auszustoßen und demnächst mit der Strafe des Rades von unten zu belegen sei.

Bei der Abstimmung wurden die Beisitzer classenweis von unten herauf, in der oben angegebenen Ordnung vernommen und sämmtliche Classen, mit Inbegriff des Präses, stimmten dem Antrage des Auditeurs bei.

Nur die Secondelieutenants stimmten für das Rad von oben, mit Rücksicht auf die große Jugend und Unerfahrenheit des Verbrechers; und ein Premierlieutenant, daß er aus demselben Grunde der Gnade des Königs zu empfehlen sei.

Das Urtheil ward demnächst in Gemäßheit dieses Beschlusses abgefaßt, ausgefertigt und erhielt die königliche Bestätigung.

Auf die Anträge, in Berücksichtigung der Jugend des Verbrechers, ihn der Gnade zu empfehlen, war keine Rücksicht genommen, und ebenso wenig machte sich die

Gnade im Cabinet des Königs von ſelbſt geltend, was bei der Scheußlichkeit des Verbrechens und dem allgemeinen Entſetzen, welches die That angeregt, ſich wol begreift.

Dennoch beſchleicht uns, ſchon bei Durchleſung der Acten, ein Bedenken, was Jedem, der von der That hörte, aufſtieß, ob das Motiv derſelben denn wirklich und allein die Habſucht, der Eigennutz geweſen?

Guſtav Markmann war keine durchaus verderbte Natur, keine gemeine Seele, der man von vorn herein ein ſolches ſcheußliches Verbrechen, eines kleinen Gewinnſtes willen, zutrauen konnte, und ebenſo wenig waren die Umſtände für ihn ſo dringend, daß er um deswillen ſich zum Entſetzlichſten gezwungen fühlen ſollte. Für jenen Umſtand ſprechen die Zeugniſſe ſeiner frühern Lehrer, ſeiner Verwandten, ſeiner Vorgeſetzten, es ſpricht dafür die ganze Art und Weiſe, wie er ſich während der Unterſuchung benahm.

Eine düſtere Verſchloſſenheit, ein tiefes Schuldbewußtſein ſpricht ſich in allen ſeinen Antworten aus. Sein Bekenntniß quillt nicht hervor wie das eines reuigen Sünders, der, von der Laſt der Schuld gedrückt, ſie wieder gut machen, ſie wenigſtens ſühnen will durch einen freien, gewiſſermaßen lyriſchen Erguß der Selbſtanklage. Er glaubt genug zu thun wenn er auf keine Frage die Antwort ſchuldig bleibt; aber ſie kommt immer nur kurz heraus, ſo wie der Richter ſie fodert. Man kann annehmen, daß das Benehmen durch ein fürchterliches Schamgefühl dictirt ſei, mit jeder Antwort ſprach er ja ſein eigenes Urtheil aus; man kann ſich aber doch, beim Ueberleſen dieſer Verhöre, des Gedankens nicht enthalten, daß er noch

etwas im Hintergrunde zurückbehält, daß er dem weltlichen Gesetze genug zu thun glaubt, wenn er nur Das bejaht, was der Richter ihm abfragt.

Schon im ersten Verhöre, als er mit dem Richter allein war, preßten sich ihm krampfhaft die Worte von den Lippen: „Ich bin's.“ Weiter vermochte er nichts zu sagen. Erst auf die Frage: was er damit meine, erwiederte er in demselben Tone: „Ich habe sie erschlagen.“ Nun erst stürzten ihm die Thränen aus den Augen, er hielt beide Hände vor das Gesicht und zitterte am ganzen Leibe. Als der Richter ihn darauf hieß, sich auf einen Schemel niedersetzen, reichte Markmann ihm von selbst die Hand und sagte: „Ich will Alles bekennen.“

Das ist nicht die Art eines gemeinen Verbrechers, dem man zutrauen darf, daß er zwei Menschen, Freunde, darunter einen alten Jugendfreund, mit denen er noch eben durch viele Tage in herzlichem Verkehre, bei freundlichen Gelagen und Vergnügungen gelebt — um ein paar Thaler erschlagen werde. Es waren durchaus keine moralischen Torturen vorangegangen. Nur eine Nacht erst hatte er allein im Gefängniß verbracht und der Richter, der damalige Auditeur Nietner, hatte ihm nur vorgestellt: daß ein verübtes Verbrechen zwar nie wieder ungeschehen gemacht werden, daß aber der Verbrecher durch ein aufrichtiges Bekenntniß die Ruhe seines Gewissens wiederfinden möge, dessen Vorwürfe fürchterlicher seien, wie jede menschliche Strafe. Wenn er wirklich das Verbrechen verübt, sei er es schon seinen ermordeten Freunden schuldig, ein offenes Bekenntniß abzulegen, um sich mit ihnen und seinem Gewissen zu versöhnen. Auf diese einfache Vorhaltung sprach und bekannte er wie oben. Eine gemeine Seele, die auf

Raub ausgeht, deren alleiniges Motiv zum Morde ein gemeiner Raub war, handelt nicht so.

Weil es zu unnatürlich erschien, daß Markmann, um ihrer geringen Habe willen zwei Handwerksburschen, im Widerstreite mit so vielen Motiven dagegen, ermorden sollen, hat man sich viele Mühe gegeben, darzuthun, daß er im Glauben gewesen, ihre Baarschaft sei weit größer, als sie wirklich sich fand. Die Zeugenaussagen dafür sind wenig erheblich. Was macht es aus, wenn er wirklich geglaubt, sie hätten nicht einen, sondern mehre Dukaten bei sich? Es blieb immer die Baarschaft zweier Wanderburschen, von denen nur der Eine von verhältnißmäßig wohlhabenden Aeltern war. Konnte ihm dies eine so fürchterliche Lockung werden, ihm, dem seine Mutter schon einmal einige 30 Thaler geschickt, um seine Schulden zu bezahlen? Wenn ihm auch der Raub die Mittel gab, seine gegenwärtigen Schulden zu bezahlen — die, wie schon angeführt, nicht so überaus drückend waren, die er, bei einer guten Einnahme durch seine Musik, leicht ablösen konnte —, so konnte er doch vernünftiger Weise nicht denken, daß so viel übrig bleiben werde, um auch für die Folge sein lockeres Leben eine Weile fortsetzen zu können. Aber man hat sein eigenes Geständniß dafür, daß er — um des Geldes willen den Mord begangen habe. Die Art, wie dieses Geständniß in den Protokollen abgelegt ist, erscheint schon etwas bedenklich. Hören wir sein erstes Geständniß (im Verhöre vom 15. Juli) über den Moment, in welchem er den Mordgedanken gefaßt haben will.

Nachdem er mit seinen Freunden das königsstädtische Theater verlassen und auf dem Heimwege sich befand, sagt er: „Auf diesem Wege faßte ich zuerst den Gedan-

ken, den Lange und Burchard ums Leben zu bringen." — Bei diesen Worten verstummte er, und viele Thranen flossen ihm uber die Wangen. Auf die Aufforderung des Richters, hier ein offenes Bekenntniß abzulegen und die geheimsten Gedanken auszuschutten, welche in jenem furchterlichen Augenblicke seine Seele durchzuckt hatten, äußerte er, wieder unter Thranen, nur folgende Worte:

„Ich dachte, sie wurden viel Geld bei sich haben — ich weiß selbst nicht."

Damit verstummte er abermals und die Thranen flossen fort. Ein Verbrecher, der sich innerlich gedrungen fühlt, seine ganze Schuld zu bekennen, sollte hier mehr gesprochen haben. Aber er sagte nur aus, was seine Richter erwarteten: um des vielen (vermutheten) Geldes willen könne er nur den Mord begangen haben, war die allgemeine Meinung; man erwartete, daß er das bekennen werde, und er bekannte, was man foderte, aber mehr nicht. Und doch nimmt er gewissermaßen sogleich das Geständniß zuruck, er schwächt es wenigstens durch den Zusatz: „Ich weiß selbst nicht." Sein Verstummen, der Gedankenstrich daran spricht etwas Dunkles, was wenigstens einer andern Auslegung fähig war. Zwar wiederholt er jenes Bekenntniß, das man von ihm wünschte, noch mehre Male, aber die trockenen Worte, mit denen es geschieht und die gegen den Fluß seiner andern Bekenntnisse sehr abstechen, klingen bei der Vergleichung seltsam. So sagt er im Verhöre vom 19. Juli: „Ich habe weiter keinen Grund gehabt, wie das Geld. Ich habe bei dem Lange kein Geld weiter gesehen, als was er in Berlin in meiner Anwesenheit ausgegeben hat und was ich ihm abgenommen habe. Erzählt hat er mir aber zwei Mal, daß er einen Du-

laten gewechselt hätte.“ Zum Schluß des Verhörs sagt er noch: „Ich glaubte, sie hätten alle Beide viel Geld bei sich, der Lange auch, weil sie so weit reisen wollten. Die Aeltern des Lange sind wohlhabende Leute.“ Aber alle diese Geständnisse klingen uns wie abgerissene, hervorgestoßene Phrasen, denen sich ein armer Sünder, auf der Folter liegend, erledigt, weil es so sein muß, weil die Inquisitoren es so verlangen, weil er ohne sie nicht fort- nicht loskommt zu der Strafe, welche seine äußern und innern Leiden endigt. So mußte in hunderten, in tausend, in hunderttausenden Processen die Hexe bekennen, daß sie mit dem Bösen sich abgegeben, sie mußte das widernatürlichste Bekenntniß ablegen, dessen Schema durch Jahrhunderte dasselbe blieb, dessen Sinn unserer Vernunft widerstrebt und an das doch die Erleuchtetsten in diesen vielen Jahrhunderten glaubten. Was dastand als eine unantastbare Wahrheit, vor der Weisheit und Macht sich beugten, wie durfte daran das arme Geschöpf zweifeln? Es gab sich gefangen, es bekämpfte die eigene Vernunft, die eigene Ueberzeugung als sündhaft, trügerisch; es bekannte, was man verlangte, sich selbst davon überredend, um nur loszukommen aus dem Irrsale und mit dem Tode ein Etwas zu büßen, dessen Sinn sie nicht begriff, das aber wie ein Alp auf ihr lastete.

Wie ganz anders klingen die eigentlichen Geständnisse seiner Schuldbarkeit, wo er alle Falten seines Innern zu erschließen scheint. Von dem frühen Morgen, wo er aufspringt, um die Beiden abzuholen, sagt er: „Als ich (beim Anziehen) das Beil bemerkte, nahm ich es, steckte es schnell unter meine Montirung, knöpfte sie zu und lief rasch fort. Ich hatte gar keine recht deutliche Idee im ersten Augenblick, als ich das Beil zu

mir steckte. Ich dachte dabei zwar an den Lange und Burchard und daran, daß ich sie ums Leben bringen wollte, und ich hatte eine dunkle Vorstellung, daß mir das Beil hierzu wol dienen konnte. Zur Klarheit kamen meine Gedanken aber nicht, denn ich war gar zu unruhig. — Unterwegs kam mir oft der Gedanke ein, umzukehren, aber es zog mich immer wieder vorwärts; ich weiß selber nicht was es war." — Als er sie abgeholt hatte und sie auf dem Hinauswege aus der Stadt immer und immer wieder einkehrten, sagt er: „Wir haben alle Drei getrunken und ich besonders, um den Mordgedanken loszuwerden. Auch hier wollte ich das Beil immer wieder fortwerfen; indeß konnte ich es nicht, weil mich Lange und Burchard immer sahen." —

Warum so ausführlich in diesen Bekenntnissen, während die über die Motive der That so kurz, abgebrochen klingen, so dürr und schroff, daß man unwillkürlich daran gemahnt wird, sie seien ihm nur abgefragt und er wiederhole mit innerm Widerstreben die Worte der Frage, weil es so sein muß, weil es sich nicht anders thun läßt? Nicht etwa, als hätte der umsichtige Untersuchungsrichter die Antwort ihm eingegeben, oder als habe er darauf gedrungen, daß Markmann so antworten solle, aber das Dringen und der Druck machten sich von selbst. Er hatte ja beim Morde geraubt, also mußte er gemordet haben, um zu rauben. Das war die allgemeine Ueberzeugung, der allgemeine Glaube, dem zu widersprechen, auch wenn er gewollt hätte, ihm ganz unmöglich geworden ware, da es bekannt war und er eingeraumt hatte, daß keine Feindschaft, kein Groll und Haß gegen seine Opfer ihn erfullt.

In den registrirten Vermerken uber die Aufführung Markmann's während der Untersuchung heißt es, daß

hinweisen, nach dem freilich sehr berühmten Hoc nefoß, den der Norweger nun einmal nicht gern aus dem herkömmlichen Verzeichniß aller Reise merkwürdigkeiten ausstreicht.

Norwegen ist das Land der Wasserfälle; aber nirgends wird die Phantasie mehr getäuscht, als eben an diesen brausenden Wohnungen des Wassergeistes. Nichts von geheimnißvoller Einöde, nichts von feierlicher Stille, die das Gemüth des Staubgebornen einladet zur Verehrung der Natur. Es sind mächtige Wasserstürze. Die Einbildungskraft kann sich befriedigt geben, wenn sie dieses Spiel der Wellen, mannigfaltig in sich, und in der Vergleichung der tausend Katarakten, anstaunt. Hier stürzt er in jäher Höhe, dort breit über das breite Felsbett, hier bildet der Strudel unten, dort das lustige Spiel des Schaumes in den Lüften den Hauptreiz; hunderttausend Spielarten variiren selbst die gleichartigen Hauptstürze; aber fast überall fehlt etwas — die Freiheit. Ich möchte dem Maler in sein Handwerk greifen und es mir als Studium, als spielende Aufgabe der beschreibenden Poesie, vorsetzen: den Charakter der verschiedenen Wasserfälle, verschieden in Worten zu malen, vielleicht,

es ſich immer ruhig und beſonnen gezeigt. Von einer Geiſtesabweſenheit habe ſich nicht die mindeſte Spur wahrnehmen laſſen. Seine Antworten waren jederzeit zuſammenhangend und vernünftig, und die mit ihm gepflogenen Unterhaltungen ergaben, daß ſeine Bildung uber die des gemeinen Mannes hinausging. Sein Wächter hatte bemerkt, daß er auch des Nachts ſich ruhig verhalte und anſcheinend geſchlafen; nur in einer Nacht hatte der Poſten an der Thur ihn Stunden lang leiſe weinen gehort. In ſeiner äußern Geſtalt war er übrigens unverändert geblieben und hatte ſeine friſche, blühende Geſichtsfarbe behalten.

Sichtlich erfüllte ihn die Rückerinnerung an die That mit Schauder und Schrecken. So oft die Rede auf den eigentlichen Moment des Todtſchlags kam, weinte er heftig, und als er auf die Stelle geführt wurde, wo die That verübt worden und den mit Blut und Gehirn beſprutzten Baum erblickte, ging er plötzlich auf denſelben zu, indem er beide Arme uber Kreuz vor die Augen legte, in dieſer Stellung ſich an den Baum anlehnte, als ob er den Anblick deſſelben nicht ertragen konne. Als er das Meſſer am Baume ſuchte, hatte man genau auf ihn Acht, um zu verhindern, wenn er es gefunden, daß er ſich oder einen der Anweſenden verwunde. Aber kaum, daß er das Meſſer aus dem Mooſe hervorgezogen, ſo richtete er ſich aufrecht in die Hohe, wandte das Geſicht von der rechten Hand, welche das Meſſer hielt, ab, und warf es dann von ſich.

Der Geiſtliche ſeiner frühern Parochie (der Geiſtliche, welcher ihn und ſeinen Bruder eingeſegnet, war gleich darauf geſtorben) ſagt, daß er ihn in ſeinen Religionsbegriffen ſo beſchaffen gefunden, daß er in ſeinem Religionsunterrichte (zur Vorbereitung zum erſten Abend-

mahl leicht weiter darauf fortbauen konnte. Auch habe er sich von seiner guten Forschungsgabe und von seiner Empfänglichkeit für sittliche und religiöse Gefühle überzeugt. — Sein Lehrer, der Stadtmusikus Piltz in Wolgast, konnte Markmann's Betragen während der über dreijährigen Lehrzeit nur als gut schildern, und wurde ihm das allerbeste Zeugniß ausgestellt haben, wenn er sich nicht in der letzten Zeit des Aufenthalts bei ihm „einigermaßen dem Trunke und dem Spiele ergeben hätte", was Piltz doch eigentlich erst nachher in Erfahrung gebracht. Sonst habe er sich immer als ein fleißiger und friedliebender Mensch gezeigt, gegen dessen Treue und Redlichkeit ihm nie die geringsten Zweifel gekommen. Die Gelder, die er bei festlichen Gelegenheiten eingesammelt, habe er ihm immer getreu überliefert. Ebenso wenig bemerkte er Unverträglichkeit mit seinen Kameraden; bei vorkommenden Streitigkeiten redete er eher zum Frieden.

Ein älterer Bruder Markmann's, der gleich ihm und zur selben Zeit in der Garde in Berlin diente, sagte: er wisse keinen Grund, der seinen Bruder zu der That veranlaßt haben könne. Wenn er ihm seine Schuldverhältnisse, die doch nicht so drückend wären, nur zu wissen gethan, würde er ihm schon zu helfen gesucht haben, wie das schon früher einmal geschehen, als er die Mutter bewogen, ihm 34 Thlr. zu schicken, wofür alle seine damaligen Schulden abgetragen wurden.

Markmann selbst sagt (18. Juli): „Bis zu der jetzt von mir verübten That ist mein Gewissen von jedem Vorwurf frei gewesen. Ich habe zwar als Knabe viel leichtsinnige Streich: gemacht, viel Geld ausgegeben, schon sehr jung eine Menge von Spielen, Karten und Würfel, gespielt, und bald einmal gewonnen, bald verloren. Mein Vater ist ein heftiger Mann, der mich

und meine Geſchwiſter oft hart behandelt hat. Wenn er heftig wird, kennt er ſich ſelbſt nicht, und ſchlug oft wegen Kindereien, die wir begingen, mit dem erſten beſten Gegenſtande auf uns ein, den er faßte. Einen Groll trage ich aber gegen meinen Vater nicht im Herzen und ich hoffe auch, daß er bisher keinen Groll gegen mich gehegt hat. Meine Mutter iſt ſehr gut."

Die Briefe des Mörders aus älterer Zeit, welche zu den Acten gekommen ſind, widerſprechen dem Charakterbilde nicht, welches wir nach dieſen Zeugniſſen über ihn zu fällen berechtigt ſind. Es ſpricht ſich darin dieſelbe Offenheit aus, welche er in ſeinen Geſtändniſſen an den Tag legt; nur blickt allerdings ein ſchwarzer Streifſchatten durch, wenn er an ſeine Schweſter (am 27. Juni 1825, wenige Tage vor der Mordthat) ſchreibt: „Schon ſeit langer Zeit habe habe ich keinen Brief von Dir erhalten. Karl habt Ihr mit Briefen überhäuft; aber auf mich habt Ihr nicht im geringſten Rückſicht genommen. Ich wollte erſt mit auf Urlaub kommen, aber ich habe Euch meine Euch verhaßte Gegenwart erſpart." Dann aber fährt er fort, er hoffe doch, daß ſein Bruder in der Heimat geſund und wohl angekommen und daß ſie miteinander recht froh und heiter leben möchten. Uebrigens eröffneten ſich ihm gute Ausſichten, da der Floriſt abgehe und er ſo zur Zufriedenheit des Stabshautboiſten die Flöte einige Mal geblaſen, daß er hoffen durfe, in ſeine Stelle bald zu rucken.

Am ſelben Tage ſchreibt er an ſeine Aeltern: „So lange habe ich keine Nachricht erhalten, als durch Karl ſeine Briefe. Laſſen Sie doch den freilich ſehr gerechten Groll fahren und ſeien Sie wieder mein guter, lieber Vater. Sie waren ja ſonſt immer ſo gut und verzeihend, warum auch nicht jetzt? Ihr gutes Herz hat mir gewiß auch

schon lange verstehen; lassen Sie auch den Mund es aussprechen. Ich hoffe, daß Karl seine Gegenwart viel zu Ihrer Beruhigung und Heiterkeit beitragen wird; denn ich habe immer gehört, daß Aeltern ihre guten Kinder nach langer Abwesenheit noch einmal so stark lieben, und er verdient Ihre Liebe auch. Bald hoffe ich, Sie auch mit der frohen Nachricht meines Avancements zu überraschen. Die Bitte, daß Sie Ernst und Heinrich doch recht sehr zur Musik anhalten mögen, brauche ich wol nicht zu wiederholen. Ich habe das Vergnügen gehabt, Herrn Piltz hier zu sprechen, aber leider dauerte die Freude nicht lange, denn ich war gerade im Dienst und Herr Piltz hat wahrscheinlich die Hausnummer nicht recht gewußt, denn ich habe ihn, alles Suchens ungeachtet, nicht finden können. Feste Gesundheit und langes Leben, um noch lange die Stütze der Ihren, Ihrer noch so sehr unentbehrlichen (~~sie entbehrenden~~) Familie zu sein, wunscht Ihr gehorsamer Sohn

G. Markmann."

Kann man einem achtzehnjährigen jungen Menschen, der diese Zeugnisse des Wohlverhaltens, der Bildung, der Sitte hinter sich hat, der noch eben solche Briefe an seine Familie geschrieben hat, der auf eine glückliche Beförderung in seinem Dienste hofft, der seinem Vater empfiehlt, seine jüngern Geschwister ja zur Musik anzuhalten, weil sie zu ihrem Fortkommen von großem Nutzen wäre, der da den Vater bittet, sich seiner Familie zu erhalten, kann man ihm zutrauen, daß er 16 Tage nachher das Mordbeil einsteckt, um — zwei Handwerksbursche um ihre paar Thaler zu berauben und um des Raubes willen zu tödten? — Ein großer Affect, eine große dringende Noth mußte vorgehen. Von einem Affect, von angeregten Leidenschaften ist aber hier nicht die

Rede. Er hat nicht in einem gewagten Spiele sein Alles verloren; es sind nur einige unbedeutende Schulden, die ihn drücken. Der Tambour hätte ihn nicht verklagen dürfen, ohne sich selbst anzuklagen. Markmann, entschlossen wie er war, würde dem ungestümen Dränger die Stirn zu bieten gewußt haben. Er hatte einen Bruder, der es nicht zum Aeußersten hätte kommen lassen; seine Kunst, die ihm gelegentlich reichen Verdienst schaffte, würde ihm in wenigen Wochen die Mittel an die Hand gegeben haben, die Gläubiger zu befriedigen. Endlich hoffte er und freute sich auf ein vortheilhaftes Avancement. Es war nicht die Noth, die ihn zum Raubmorde trieb.

Ebenso wenig trägt sein Benehmen nach der That den ausgesprochenen Charakter des Eigennutzes und der Habsucht. Zwar bemächtigte er sich der Effecten seiner Opfer, doch auch hier, beiläufig gesagt, nicht mit der gemeinen Habgier eines gewöhnlichen Räubers. Er nahm nur was ihm im Augenblick von Werth sein konnte, und ließ das Andere unbekümmert zurück. Mit dem Raube oder Dem, was er dafür gewonnen, schaffte er sich die Gläubiger, die ihm gerade am unbequemsten waren, vom Halse und der Rest verging an einem Abende im Rauch. Geflissentlich verpraßte er es mit Andern, sodaß ihm von der gräßlichen That nichts blieb, als die Erinnerung und die Blutflecke. Zwar ist dies ein allgemeines Charakteristicum bei fast allen Dieben und Räubern, das schnell Gewonnene schnell zu vergeuden; in diesem raschen Daraufgehenlassen, bis auf das letzte falsche Zweigroschenstück, liegt aber mehr als Leichtsinn, es ist eine Absichtlichkeit. Er erschlägt zwei Freunde um ihre Groschen und tractirt dafür ihm Gleichgültige; eine Habsucht liegt da nicht zum Grunde.

Auch Elicabide beging einen Raub an ſeinen Schlachtopfern, und ſeine Richter erkannten darauf; der Diebſtahl war aber nur ein Accidens. Es fiel Niemandem ein, die räuberiſche Abſicht zum Motive ſeiner Mordthat zu erheben. In dieſem Falle dagegen mußte es geſchehen, einmal, weil der Verbrecher ſelbſt mit durren, deutlichen Worten eingeſtanden, er habe ſeine Opfer um des Geldes willen umgebracht, und dann, weil vernunftigerweiſe gar kein anderer Grund zu Tage kam, oder auch nur in den Ermittelungen der Acten angedeutet war. Denn aus dem Umſtande, daß auch ein Bruder zehn Jahre fruher einmal einen Raubmord begangen und dafur mit dem Leben gebußt, ſofort, ohne alle Vermittelungsglieder zu ſchließen, daß in der Familie ein Hang zum Raubmorde anſteckend oder erblich ſei, wäre eine reine Willkur geweſen, die nicht einmal der Pſycholog, geſchweige denn der Richter ſich erlauben durfte, der vorſichtig in ſeinen Schluſſen, dieſe nur auf die ihm gegebenen poſitiven Thatſachen gründen darf. Etwas Naheres daruber zu ermitteln, waren nirgend die Anzeichen, die Mittel gegeben. Es blieb alſo hinſichts der Straffälligkeit des geſtändlichen und überwieſenen Verbrechers nichts übrig, als gegen Markmann auf Raubmord zu erkennen, und nur der pſychologiſchen Beurtheilung blieb es unbenommen, wie wir gethan, zu zweifeln und die Möglichkeit eines andern Motives feſtzuhalten.

Hier iſt nun der Ort, das fruhere Verbrechen des ältern Bruders, den bereits das Schwert der Gerechtigkeit ereilt, wie es aus den Acten zu Greifswalde ermittelt iſt, ins Auge zu faſſen, ohne daß es uns, an und für ſich betrachtet, einen Leitfaden gibt, für die That des jungern Markmann das geſuchte Motiv zu finden.

Guſtav Markmann's älterer Bruder, Johann Chriſtian Friedrich Markmann, ebenfalls auf der Förſterei des Vaters zu Jägernhof bei Greifswalde 1795 geboren, ſcheint einen noch ſorgſamern Unterricht als ſein Bruder genoſſen zu haben. Um Forſtwiſſenſchaft und Mathematik zu ſtudiren, bezog er, nach Abgang von der Schule zu Wolgaſt, die Univerſität Greifswalde. Aber ſchon im erſten halben Jahre ſeiner Studien hatte er nicht weniger als drei Diebſtähle begangen, über deren Art und Weſen uns nichts Näheres bekannt geworden, und mußte, da ſie entdeckt wurden, die Univerſität wieder verlaſſen.

Er mußte ein einſtweiliges Unterkommen bei einem andern Förſter in dem benachbarten Wrangelsburg ſuchen, wo er ſich mit naturhiſtoriſchen Schriften beſchäftigt und etwas Muſik getrieben haben will, ohne daß Wiſſenſchaft und Kunſt einen verſöhnenden Einfluß auf ſeinen wilden Sinn geübt. Zwar ſöhnte ſich der Vater wieder mit ihm aus, deſſen Angeſicht zu erblicken ihm bis da unterſagt war, und nahm ihn ſogar wieder in Gnaden in ſein Haus auf, wo er ſich auf die Jägerei legte und dem Vater in deſſen Geſchäften zur Hand ging; aber ſeine Hauptbeſchäftigung, den Holzdefraudanten aufzulauern, ſcheint ſeinen unheimlichen Gedanken nur noch mehr Nahrungsſtoff geliefert zu haben.

Der vertraute Umgang mit dem Knechte ſeines Vaters, Brand, einem moraliſch ganz verwilderten und verſtockten Menſchen, vollendete ſeine innere Verderbniß. Seltſam, beide Buben, die auf Raub und Mord ſannen, liebten die Flöte, und bei deren ſanften Tönen, wenn ſie im Walde ſich accompagnirten, brüteten ſie ihre wilden Plane aus.

In dem benachbarten Dorfe Kublenhagen lebte ein

wohlhabender Bauer, Chriſtoph Bau, deſſen Familie Markmann um dieſe Zeit der Rückkehr in des Vaters Hauſe näher kennen lernte. Er fand hier, ſo oft er anſprach, eine gute und freundliche Aufnahme. Es war, nach ſeinen eigenen Angaben gar kein Grund vorhanden, daß er einen Groll oder Haß auf ſie werfen konnte.

Brand verſicherte ihm, daß der Bau ſehr vermögend ſei und mehr baares Geld in ſeinem Hauſe habe, als man vermuthe. Die Saat der Verführung ging in ihm auf. Sie berechneten die Vortheile, welche das im todten Beſitz des Bauern ruhende Geld ihnen Beiden verſchaffen könne. Der Entſchluß, es zu ſtehlen, ſtand in ihnen feſt; man wollte nur eine glückliche Gelegenheit abwarten. Markmann wollte dann — nicht in die Welt hinaus, um luſtig und frei zu leben, ſondern beim Corps reitender Jäger Dienſte nehmen und von ſeinem Antheil die Equipirung beſtreiten. Er war damals 20 Jahre alt. Brand wollte ſogar großmüthig von ſeiner Hälfte einen Theil einem Bruder zuſenden, welcher auswärts als Soldat diente.

Die Gelegenheit ſchien ſich bald darzubieten. Der Bauer Bau mußte im November 1815 ins Amt Eldena zu einer Hochzeit reiſen, wo er mehre Tage von Hauſe fortbleiben durfte. Während dieſer Abweſenheit wollten beide Verbündete in einer Nacht ſich nach Kühlenhagen ſchleichen, die nördliche Wand des Bau'ſchen Hauſes durchbrechen und ſo in die Kammer dringen, in welcher der Geldkaſten ſtand.

Am 10. November reiſte Bau wohlgemuth, ohne Ahnung, was ihm bevorſtand, zur Hochzeit ab. Brand und Markmann verabredeten nun, ſchon in der Nacht zum 11. an ihr Werk zu gehen. Die Abendſtunden ver-

brachten ſie beim Kartenſpiel, bis Markmann ſeinen Vater nach Hauſe kommen hörte und deshalb ſchnell aufbrach, weil der ſtrenge Vater keine lange Abweſenheit des Sohnes duldete. Er ging in ſeine Kammer und wartete, bis ſein jüngerer Bruder und ihr Hauslehrer, der Candidat Rhode eingeſchlafen waren. Jetzt, (es mochte ungefähr 10 Uhr ſein) ſchlich er ſich aus der Kammer, ſtieg, um die verſchloſſene Hausthür nicht öffnen zu dürfen, aus der Bodenluke auf das Dach eines Nebengebäudes und kam ſo auf die Erde. Im Pferdeſtalle fand er ſeinen Gehülfen, der ihn ſchon erwartete, und in deſſen Begleitung er nach Kühlenhagen ging. Brand trug ein Küchenbeil, mit deſſen Hulfe ſie die Mauer zu durchbrechen und die Kiſten zu öffnen gedachten; Markmann aber hatte ſich, auf den Fall einer Entdeckung und eines Angriffs, mit einem geladenen Piſtol bewaffnet. Unterwegs verpflichteten ſich Beide durch einen feierlichen Eid, einander nicht zu verrathen. Markmann erinnert ſich der Worte: „ſie wollten von Gott und ſeinem Reiche nichts wiſſen, wenn ſie einander verriethen!“ Dann eilten ſie zur Ausführung ihres Vorhabens. In einer Viertelſtunde waren ſie am Ziele des Weges und näherten durch den Garten ſich dem Wohnhauſe Bau's; allein die Brandmauer ſchien ihnen zu neu und feſt, ſo, daß ſie nicht einmal den Verſuch wagten, ſie zu durchbrechen, ſondern unverrichteter Sache zurückkehrten.

Sie waren indeß weit davon entfernt, durch dieſe Hemmung von ihrem Plane ſich abbringen zu laſſen; vielmehr verabredeten ſich auf dem Rückwege, ihr Glück in anderer Weiſe am folgenden Abende zu verſuchen. Zwiſchen 8 und 9 wollten ſie offen vor dem Bau'ſchen Hauſe erſcheinen, als Gäſte eintreten und —

wenn ſie auf keine andere Weiſe zu ihrem Zwecke gelangen konnten, ſo kamen ſie jetzt dahin überein — ſie Alle, die da wären, zu ermorden. Da ſie indeß ſchon beim erſten Nachtwege ein geladenes Piſtol mitgenommen, ſo ſpricht die Vermuthung dafür, daß ſie auch damals ſchon Mordgedanken genährt hatten.

Der nächſte Tag (11. November) ein Sonnabend, wurde zur Ausübung der That beſtimmt. An ihm wurden die nähern Verabredungen und Vorbereitungen getroffen; überhandnehmender Kopfſchmerz machte jedoch Markmann zwar nicht wankend in ſeinem Entſchluſſe, aber doch geneigt, die That bis zum künftigen Tage zu verſchieben. Er begab ſich, ſchon halb entkleidet, am Abende in ein unbewohntes Zimmer des väterlichen Hauſes und ſuchte ſich durch Blaſen auf der Flöte zu zerſtreuen. Nach wenigen Minuten trat Brand zu ihm ein und begleitete ſein Spiel. Als die muſikaliſche Unterhaltung beendigt war, machte er ihn darauf aufmerkſam, wie viele Schwierigkeiten am folgenden Tage, einem Sonntage, ſich der Ausführung ihres Planes entgegenſtellen könnten, und bewog ihn, ſich zu dem unglücklichen Gange zu entſchließen. Markmann aß nun mit ſeinen Aeltern Abendbrot und begab ſich dann, angeblich, weil er an Kopfweh und ſeit einigen Tagen auch an Magenſchmerz litt, ſchon um 7 Uhr zu Bette. Zwei Stunden ſpäter gingen auch der Candidat Rhode, Markmann's jüngerer Bruder und ein Sohn ſeines Oheims ſchlafen. Sobald dieſe entſchlummert zu ſein ſchienen, verließ Markmann das Gemach und kam auf dieſelbe Art, wie am vorigen Abende, aus dem Hauſe. Sein Genoſſe harrte ſeiner im Stalle und gab ihm das von ihm verſteckte Beil und das geladene Piſtol; Markmann legte Beides in die Jägertaſche, welche er

wenn es auch keinen Gewinn für die Poesie; es gäbe doch einen für die Maler, sie anreizend, was sich mit Worten nicht ausdrücken läßt, mit Farben darzustellen. Und wahrlich, Norwegens Katarakten wären für sie ein bei weitem reicheres Studium, als die der Schweiz. Kaum daß in einigen Everdingen und Dahls die Ausführung an das Originalschauspiel erinnerte. Selbst beide ausgezeichnete Maler aus Norwegens Vorzeit und Gegenwart möchten nicht streng gesucht haben nach den Fällen, welche den eigenthümlichsten Charakter offenbaren. Das eine Etwas, das unsere Illusion von Norwegen mit einem Male zerstört, sind die Sägemühlen. Von Lindenaes und Friedrichshall, bis hinauf in den hohen Norden um Drontheim, soweit germanische Kultur reicht, hat man Häuser hineingezwängt, zwischen Felsen und Strudel, und die Wuth des Stromes muß der Industrie des Menschen dienen. Eine zweite Revolution geht über Norwegen durch das Wasser aus. Jene erste gestaltete das Land. Seine nakten Gebirgsrükken, seine Hochsümpfe, die Quellen und Bäche, rieselnd und stürzend aus den Schieferdecken, die tief eindringenden Fiords bekunden noch die

umhing; daß er ſich auch mit einer geladenen Flinte bewaffnete, geſchah, ſeiner Verſicherung nach, nur, weil er nicht füglich und ohne Aufſehen zu erregen, glaubte, mit der Taſche allein gehen zu können.

Es war ſchon ein ſpäter Winterabend, das Licht brannte in der Wohnſtube, die zugleich Schlafſtube der Familie war, und die Ehefrau des Bauern Bau, ſeine älteſte Tochter, ſein Enkel, der als Pferdejunge bei ihm diente, und ſeines Bruders Sohn, der Unterpächter Bau, ſaßen noch zuſammen um den warmen Ofen, als man Fremde in die Flur eintreten hörte. Der eigene Knecht des Hauſes führte den jungen Markmann und den Knecht Brand in die Stube. Er war ihnen auf dem Wege begegnet, indem ſie angeblich im Forſt umhergeſtrichen waren, um Holzfrevel zu verhüten oder auf Holzdiebe zu vigiliren. So ſpät der Beſuch kam, ſo natürlich war er unter dieſen Umſtänden. Die vom langen Umherſtreifen in der winterlichen Haide Erkälteten wollten ſich in der geheizten Stube einen Augenblick erwärmen, und wie ſie ſchon früher gewohnt waren, ein trauliches Geſpräch anknüpfen. Sie kamen bewaffnet, das war auch in der Art bei ſolchen nächtlichen Gängen. Zu fürchten war da nichts, indem man ſie freundlich aufnahm und einlud, zu bleiben; ſie waren gute, wohlbekannte Leute, ſogar Befreundete aus der Nachbarſchaft, und überdies fehlte es dem Hauſe nicht an Schutz. Zwar hatte der Sohn mit der jüngeren Tochter den Vater zur Hochzeit begleitet, aber außer den zwei ruſtigen Bauerfrauen und dem Enkel Pferdejungen und dem Knecht, war noch der Neffe, der Unterpächter Bau, da, ein Mann von 38 Jahren, dem ſein Oheim die Aufſicht über das Haus während ſeiner Abweſenheit übertragen hatte. Derſelbe ſchlief mit Mutter

und Tochter in einer Stube. Wer hätte da, wo fünf Personen, unter denen mehre wehrhafte, zusammen wohnten, an Gefahr denken sollen? Es wäre Tollkühnheit auch von zwei fremden Räubern gewesen, in ein so wohl behütetes Hauswesen einzudringen.

Markmann und Brand wurden daher sehr freundlich aufgenommen und in den geselligen Kreis gezogen. Man setzte ihnen Bier und Taback vor, und als sie, nachdem man eine Weile miteinander getrunken, geraucht und geplaudert, sich auf den Weg machen wollten, lud man sie freundlich ein, doch lieber die Nacht da zu bleiben und erst bei Tage sich auf den Rückweg zu machen.

Auch diese Herzlichkeit und Gastfreundschaft, mit der sie aufgenommen wurden, konnte sie in ihrem Entschlusse keinen Augenblick wankend machen. Besonders freundlich scheint die Tochter gegen die Gäste sich benommen zu haben; sie namentlich war es, die sie aufforderte, doch in der Winternacht nicht weiter zu gehen, sondern bei ihnen zu ruhen. Als man zwischen 10 und 11 zu Bette ging, war sie es, die Markmann zu seiner Bequemlichkeit noch ein Kopfkissen darreichte.

Nur der Knecht und der Dienstjunge gingen aus der gemeinsamen Wohn- und Schlafstube in ihre besondere Kammer. Alle Uebrigen blieben in jener. Die beiden Frauen waren in ihr Bette gestiegen. Markmann, Brand und der Unterpächter Bau theilten ein und dasselbe Lager; Bau als Wirth lag in der Mitte, Brand der Wand zunächst, Markmann nach der andern freien Seite zu.

Es mochte eine Viertelstunde vergangen sein, die Hausbewohner schienen fest zu schlafen, als Markmann sich aufrichtete, das Beil aus der Jagdtasche nahm, die er nicht von der Seite gelegt hatte und dem neben ihm

ſchlafenden Bau zwei Hiebe mit dem Rücken des Beils auf den Kopf verſetzte. Bau regte ſich nicht, der Mörder hielt ihn für tödtlich getroffen.

„Nun auch die andern Beiden!“ flüſterte Brand von drüben ihm zu, und Markmann ſchlich ſich nach dem Bette. Vorn an lag die Mutter, hinten die Tochter. Seine Schläge hämmerten auf Beider Schädel nieder. Die Mutter ſchien ſogleich todt oder doch beſinnungslos, die Tochter richtete ſich noch einmal auf und redete den Mörder an. Was ſie geſprochen, wußte er, der einzige Zeuge, nicht mehr anzugeben. Er hob, ſo ſchnell er konnte, das Beil zum zweiten Mal und verſchloß der Unglücklichen den Mund auf immer.

Markmann und Brand hatten ſich beim Niederlegen nur halb entkleidet. Brand ſcheint nur langſam das Lager verlaſſen zu haben. Er hatte ſich während der blutigen raſchen That des Andern nur langſam angekleidet und jetzt ermahnte er ihn im Angeſicht der drei Leichen: nun müſſe er noch den Knecht und den Pferdejungen tödten, denn in deren Schlafkammer läge das Geld. Markmann ſchritt mit dem Beil voran, Brand hinter ihm her, um auch hier nur der controlirende Theilnehmer zu ſein. Dieſer zweite und Doppelmord, mit demſelben Werkzeuge vollbracht, ging ebenfalls raſch und ohne alle Störung vor ſich. Nur als Brand glaubte, der Knecht ſei nicht völlig getödtet und möchte ſich doch noch rühren, entriß er Markmann das Beil und ſchlug ihm noch zwei oder drei Mal über den Kopf.

Dann gingen die Mörder in die Wohnſtube zurück, Brand zündete Licht an und leuchtete, während Markmann in der Taſche der Hausfrau nach dem Kofferſchluſſel ſuchte. Auch hier und bei Eröffnung des Koffers ging Alles leicht von ſtatten, und die einzige Täu-

ſchung, welche ſie erfuhren, war, daß ſie, ſtatt 10,000 bis 12,000 Thaler, auf die ſie gehofft, höchſtens 200 Thaler fanden.

Erſt jetzt, nachdem Alles über Erwarten geglückt war, überkam ſie die Angſt und Furcht vor der Entdeckung. Es ſcheint, daß ſie vorher an nichts weiter, was nachher kommen konnte, gedacht hatten. Aber entdeckt durfte es nicht werden, und raſch waren ſie zu einem andern Entſchluß gekommen. In Markmann's Kopf war der Gedanke entſprungen und Brand gab ſeinen Beifall. Um das ganze Verbrechen in undurchdringliche Nacht zu verhüllen, mußte man die Leichen und die ganze Mordſtätte vertilgen. Das Haus ſollte in Flammen aufgehen.

Nachdem man einig war, meinte Markmann: Brand müſſe nun auch Etwas thun. Brand war auch willig und zündete zuerſt das Stroh an, welches auf dem Hausflur vom Boden herabhing. Dann warf er das Licht in das Bette der ermordeten Frauen.

Die Flammen loderten ſchon auf und verbreiteten eine gräßliche Helle über die Mordſtätte, als ſie das Fenſter öffneten, um zu entfliehen. Da ſchien es Brand, der ſich noch einmal umwandte, als rege ſich der erſchlagene Bau noch auf ſeinem Lager. Er ſtieß den Andern an, er wies auf den ſich bewegenden Körper, aber war es inneres Grauen, Entſetzen, Verhärtung oder Furcht, Markmann wollte nichts mehr ſehen und nicht mehr an dem Orte weilen, wo die Flammen ihnen ſchon über die Häupter ſchlugen. Er ſprang zum Fenſter hinaus und der Knecht folgte ihm.

Alles das Entſetzliche war in Zeit von drei Viertelſtunden geſchehen. Das brennende Haus im Rücken, traten ſie ſchon um ein Viertel nach 11 Uhr ihren Heimweg an. Weder die Schauer der Nacht noch die der

That durchſchütterten ſie. Wie Beide ſpäter bekannt, fühlten ſie nur wenig Reue, und ihre Gedanken waren nur darauf gerichtet, wie ſie unbemerkt ſich wieder zu Hauſe, in Jägerhof, einſchleichen möchten. Bei einer Wendung ſahen ſie das Bau'ſche Gehöft in hellen Flammen. So war es ja gelungen, Niemand konnte die That entdecken und es kam nur darauf an, daß ſie ſich zu Hauſe in ihrem Lager befanden, wenn etwa der Feuerlärm bis Jägerhof dringen ſollte.

Vollen Laufes kamen ſie dort an und trennten ſich im Hofe. Brand behielt die Flinte und Jagdtaſche an ſich, um ſie bis zum nächſten Morgen im Pferdeſtall zu verbergen. Markmann kletterte auf dieſelbe Weiſe, wie er aus ſeiner Stube gekommen, wieder hinauf. Unter dem Dache verbarg er das Geld und ſchlich in die Schlafſtube. Gerade als er ſich ins Bett gelegt, erwachte der Candidat Rhode. Ohne etwas zu argwöhnen, oder von ſeiner Entfernung etwas zu muthmaßen, fragte er ihn, ob er noch Kopfſchmerzen habe? Er antwortete: Nein! und — ſchlief ein. Er ſchlief wirklich, aber mit welchen Träumen, wußte er nicht zu ſagen. Doch als einige Zeit darauf Rhode, eines Bedürfniſſes wegen, aufſtand und an ſeinem Bette vorüberkam, fuhr er plötzlich auf und ſchrie: Wer da?

Aber er ſchlief wieder ein, und ruhig, wenigſtens feſt, bis am Morgen ein Bauer ins Haus gerannt kam, und die Hiobspoſt brachte: In Kuhlenhagen iſt Nachts das Bau'ſche Haus mit allen Bewohnern abgebrannt. Man vermuthet, daß der junge Markmann und der Knecht Brand, die Abends dort einkehrten, auch mit verbrannt ſind!

Der Schreck, welchen die Seinen vielleicht bei der erſten Nachricht empfanden, ging ſchnell vorüber, als

Markmann lebendig unter ihnen ſtand. Aber ſein und ſeines Genoſſen Schreck mußte ein Todesſchreck ſein. Alſo hatte alle ihre Vorſicht, ein funffacher Mord und eine Brandſtiftung ihnen nichts geholfen. Man wußte, daß ſie am Abend dort geweſen und ein Zeuge und Ankläger ihrer Greuelthat lebte.

Der Unterpachter Bau war nämlich nicht erſchlagen. Der Schlag hatte ihm nur die Beſinnung und ein Auge geraubt. Als die Flammen um ihn praſſelten und ihn zu einem thieriſchen Inſtinctleben erweckten, hatte er ſich aus dem Hauſe gerettet. Ueber das Wie konnte er ſelbſt keine Auskunft geben. Er mußte aus dem Fenſter geſprungen ſein, da die Thür ſcheint verſchloſſen geweſen zu ſein; oder durch irgend eine andere unerklärliche Fügung war er den Flammen und dem Einſturz entkommen. Als er ſich einigermaßen erholt, gab er auf die dringenden Fragen die Auskunft, die er wußte; und das Letzte, was er wußte, war, daß geſtern ſpät Abends Markmann und Brand zum Beſuch im Hauſe eingekehrt waren. Sie hatten ja neben ihm auf demſelben Lager geſchlafen. Sie hatten ſich nicht gerettet, alſo mußten auch ſie mit verbrannt ſein; das war die nächſte Vermuthung.

Aber ſie waren nicht verbrannt, ſie lebten wohl und geſund, ſie waren in Jägerhof. Welch' eine Fabel ſie ausgedacht, um ihren heimlichen Beſuch, ihre Rückkehr zu rechtfertigen, oder ob man ſie in der erſten Zeit noch gar nicht darüber zur Rede ſtellte, iſt nicht klar ausgeſprochen. Doch ein dringender Verdacht, bis jetzt nur in Blicken, in ſtillem Gemurmel geäußert, entſtand gegen ſie.

Ihr Benehmen war indeß von einer Art, welche ihn für's erſte zurückhalten konnte. Beide Jünglinge

benahmen ſich mit einer ungemeinen Ruhe. Woher ſollten Verbrecher, die es zum erſten Male waren, auf deren Gewiſſen eine ſolche That laſtete, die Kraft einer ſolchen Verſtellung haben? Markmann zeigte Mitleid bei der Nachricht von dem armen, verwundeten Bau, er trug Sorge für ſeine Heilung und Herſtellung, und am Tage nach ſeiner Mordthat trug er kein Bedenken, als Pathe eines Täuflings in die Kirche zu treten und kein Zittern, als er das Kind ſelbſt über das Taufbecken hielt, verrieth den von Entſetzen und Gewiſſensangſt gepeitſchten Mörder.

Inzwiſchen erholte ſich Bau. Immer mehr und mehr erhöhte ſeine Erzählung von dem Vorangegangenen den Verdacht gegen die beiden jungen Leute aus dem Jägerhof. Man hatte die Gerippe der vier Verbrannten ſorgfältig aus dem Schutt hervorgezogen, und ein mit großer Umſicht und Sorgfalt verfaßter Bericht des Arztes machte es höchſt wahrſcheinlich, daß alle Vier vorher am Kopf gefährlich verletzt und dadurch zur Flucht unfähig gemacht worden. Jetzt hielten die Gerichte ſich für berechtigt, die Verdächtigen gefangen zu ſetzen.

Beide leugneten Anfangs jede Wiſſenſchaft von dem Vorfalle. Auch wollten ſie jetzt von einem Beſuche an dem Abende in Kuhlenhagen nichts wiſſen; es müſſe eine Fieberphantaſie des kranken Bau ſein. Aber die Macht der Wahrheit war zu ſtark. Sie ſchwankten. Brand verrieth ſich zuerſt gegen einem Mitgefangenen, der es für Pflicht hielt, davon Anzeige zu machen. Vorgefodert, dieſelbe Ausſage auch vor dem Richter zu wiederholen, ſchien er betroffen und faſt zum Sprechen geneigt, als ihm ein erſter Gewiſſensſcrupel kam, der Eid, den er ſeinem Genoſſen geleiſtet. Als er über die Richtigkeit dieſes Eides belehrt war, legte er ein vollſtändiges

Bekenntniß ab. Nun konnte auch Markmann nicht mehr leugnen, und aus Beider Geständnissen entstand die vollkommene Wissenschaft von der verübten That, wie sie oben erzählt ist.

Unser Mitherausgeber, Hitzig, sah im Frühjahre 1820 den Verbrecher Markmann in seinem Kerker zu Greifswalde. Er schien aus einem dumpfen Hinbrüten zu erwachen, als er den fremden Mann eintreten sah, sprang vom Boden auf, auf dem er bis da ausgestreckt gelegen, und ließ sich auf Hitzig's Fragen in Antworten und ein Gespräch ein, ohne doch für den Psychologen irgend etwas besonders Bemerkenswerthes darzubieten.

Die Liebe zum Leben trieb Markmann sowol als Brand zum Widerruf, bei welchem Beide hartnäckig verblieben. Beide aber konnten nichts anführen, was diesen Widerruf motivirte, was ihre anderweitige Darstellung nur einigermaßen glaubwürdig machte. Die Ermittelung aller Thatsachen stimmte zu sehr mit ihrem ersten Bekenntniß. Sie erreichten indeß durch ihren Widerruf die Verzögerung ihres Processes und den Aufschub der letzten Strafe. Und fast noch mehr. Markmann hatte im Jahre 1817 einen ersten Fluchtversuch gemacht, der aber mislang. Ihr Untersuchungsproceß verschleppte sich bis ins Jahr 1822, und 1820 gelang es ihm, mit Brand und noch zwei andern Verbrechern auszubrechen und zu entfliehen. Aber schon am ersten Tage ihrer Flucht fühlten sie so ganz ihre Verlassenheit und Hülflosigkeit und, an einem glücklichen Fortkommen verzweifelnd, kehrten sie noch am Abend desselben Tages zurück und lieferten sich selbst der Obrigkeit wieder in die Hände.

Das Hofgericht zu Greifswalde verurtheilte sie, ihres Leugnens ungeachtet, Markmann durch das Rad von

oben vom Leben zum Tode, Brand durch das Beil hingerichtet zu werden. Sie hatten Beide dem Wahn Raum gegeben, wenn ſie nur beharrlich leugneten, könnte wenigſtens die Todesſtrafe an ihnen nicht vollzogen werden. Noch immer dieſer Hoffnung Raum gebend, hatten ſie appellirt, als inzwiſchen jener zweite Fluchtverſuch von Beiden gewagt und freiwillig wieder aufgegeben ward. Ehe das Erkenntniß letzter Inſtanz, welches das erſte Urtheil vollkommen beſtätigte, eintraf, machten Beide, Markmann einen dritten, Brand einen zweiten Fluchtverſuch. Jener ward verhindert, Brand aber entkam, und alle Nachforſchungen nach ihm waren vergebens; man fand ſelbſt keine Spur von ihm und muß annehmen, daß, wenn nicht durch Zufall, er durch einen Selbſtmord ſeinem Daſein ein Ende gemacht hat.

Am 20. Mai 1822, alſo ſieben Jahre nach der That, ward das Strafurtheil an Johann Chriſtian Friedrich Markmann, an dem Orte, wo er ſein Verbrechen verübt, vollzogen. Er verblieb bis auf den letzten Augenblick bei ſeinem Widerrufe, ſeine Unſchuld betheuernd. Der Geiſtliche trug daher Bedenken, einem ſo unbußfertigen Sünder das Abendmahl zu reichen, und entſchloß ſich erſt dazu am Tage vor der Hinrichtung auf den ausdrücklichen Befehl des Conſiſteriums.

Es hält ſchwer, eine Aehnlichkeit zwiſchen dem Verbrechen des ältern Markmann und dem des jüngern feſtzuſtellen, obgleich das Geſetz Beide unter eine Kategorie bringt. Unbedenklich erſcheint jene frühere That ſchauerlicher, roher, das Gefühl verletzender. Die raubmörderiſche Abſicht iſt voraus zum vollen Bewußtſein gekommen, der Raub- und Mordplan völlig entworfen.

es geht eine Verabredung, ein Pact, eine Verschwörung mit einem andern ruchlosen Menschen voraus. Das heilige Gastrecht, welches doch gerade auf rohe Gemüther einen so wunderbaren Einfluß hat, ist auf die abscheulichste Weise verletzt, die zuvorkommende Güte der armen Bau'schen Familienmitglieder wird durch den grausamsten Undank belohnt. Wie ein Cannibale erscheint Christian Markmann, der mit derselben Art fünf unschuldige, schlafende Menschen, seine Wohlthäter, nacheinander, kaltblutig abschlachtet, ohne nur einen Augenblick vor oder nach der That einer menschlichen Regung Raum gegeben zu haben. Und er war um drei Jahre alter als sein Bruder, er hatte einen wissenschaftlichen Unterricht empfangen, er war Student gewesen! Und wie er mit kaltem, ruchlosem Vorbedacht an die That ging, so blieb das Ungeheuer nachher reuelos und vegetirte in seinem siebenjährigen Gefängniß mit keinen andern Gedanken und Empfindungen fort, als der thierischen Liebe zum Leben, für die er frech log, heuchelte oder eiserne Stäbe durchbrach. Die Kerkerqual scheint ihm nicht für einen Augenblick den Gedanken der Sehnsucht nach der Erlösung durch einen büßenden Tod eingegeben zu haben.

Alles verhält sich anders beim jüngeren Bruder; keine lasterhafte Gewöhnung, die ihn taub machte gegen die Stimme des Gewissens, ist vorangegangen. Es ist eine dämonische Aufwallung, die ihn überkommt, die er noch zu bewältigen sucht, die aber ihn bewältigt. Nicht im Schlaf erschlägt er das erste Opfer; es steht wachend, kämpfend ihm gegenüber. Möglich, ob es gleich nirgend ausgesprochen, daß er an eine Art Gottesurtheil gedacht, als er das Scherzgefecht anfing. Wenn der Lange gesiegt hätte, würde er ihn nicht erschlagen haben. Er

alte Herrschaft; jetzt schwemmen die Wasserfälle das Kleid seiner Berge, die Wälder hinab zu den Mühlen, und von den Mühlen treiben die Ströme die zerschnittenen Bretter ins Meer. Schon sind die Uferberge kahl, und ob zwar die im tieferen Lande gelegenen noch unversehrt von der Axt erscheinen; dennoch muß Norwegen in hundert Jahren ein anderes sein, wenn dieselbe Thätigkeit fordauert. Daß die Wälder wieder aufwüchsen oder gepflegt würden, hört man nicht.

Allmälig gewöhnt sich das Auge auch an die Hütten und Räder — ihre hölzerne Bauart ist niemals unmalerisch — nur der Anblick des Hönefoß gewinnt selbst nicht in der Erinnerung. Hier hat man den breit und dürftig über ein zerrissenes Felsbett sich ergießenden Strom von allen Seiten so mit Baracken eingeengt und mit Gängen, Treppen und Brettern vernagelt, daß man erst einige davon abnehmen muß, um den berühmten Wasserfall zu sehen. Kommt ein heißer Tag und eine brennende Mittagssonne dazu, so mag man sich vorstellen, wie der Eindruck einer Gegend ist, welche fast keinen grünen Baum aufweist und doch sehr berühmt ist.

übergab ſich dem Fatum, wie viele Verbrecher; nicht daß das ſeine Straffälligkeit minderte, aber es zeichnet ihn doch als einen Verbrecher, der auf einer ſittlich höheren Stufe als jener Student ſteht, welcher den Schlaf ſeiner Opfer abwartet, um, des Beiſtandes ſeines Verführers und Helfershelfers gewiß, ihnen heimtückiſch die Hirnſchale einzuſchlagen. So ſteht er auch nach der That ganz anders. Er übertäubt ſein Gewiſſen durch den Trunk; zu den Leichen geführt, heuchelt er nicht Theilnahme, und von dem Augenblick an, wo ſeine innere Rührung ihn zum Bekennen treibt, iſt es ein volles, aufrichtiges Bekenntniß, ohne Widerruf, ohne Schönthuerei. Die in ihm nagende Schuld macht ſich nicht breit in Phraſen wie Eliçabide; ſie ſpricht ſich in ſolchen ſtummen Zeichen aus, welche die tiefſte, innere Zerknirſchung bekunden. Ein Naturmenſch, der einmal vom Dämon ſich hinreißen ließ und nun, ganz durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die That ſich nimmer wieder gut machen laſſe, in mannlicher Entſchloſſenheit ihren Folgen entgegenſieht, ſich ſelbſt treu bleibend ohne Abweichung, ohne nur einen Verſuch zu machen, das unabwendbare Schickſal zu beugen.

Die Aehnlichkeit Beider ſcheint nur darin, daß ſie in der Mordwuth ſich nicht mit einem Opfer begnügten, ſondern in einem Athem mehre niederſchlugen, daß ſie nicht mit Feuerwaffen oder ſcharfem Stahl, ſondern mit keulenartigen Inſtrumenten auf ihre Opfer losfielen und ihnen die Schädel einſchlugen, und endlich, daß beide Mörder die Muſik trieben und liebten, und Beide das ſanfte Inſtrument der Flöte den andern larmenden vorzogen.

An dem 20. Mai, als Chriſtian Markmann auf dem Rade endete, ging Guſtav Markmann's Lehrer mit ſei-

nem 15jährigen Schuler uber Land — aus Schonung fur des Knaben Gefuhle. Er sollte nichts von dem Hinausſtromen der Neugierigen sehen, nichts von den Volksſtimmen und dem Geraüsch der Hinrichtung hören. Welche Gedanken und Empfindungen damals in der Seele Guſtav's arbeiteten, wir wiſſen es nicht; wir wiſſen auch nicht, ob er schon damals dem Spiel und Trunk ſich ergeben hatte. Daß der Tag von Eindruck auf ihn geweſen, wer mag es ſich abſtreiten! Nicht der Richter, aber der Pſycholog, oder, wenn man will, der Dichter mag ſich hier in Schluſſen ergehen uber die Macht der Sympathie. Dachte er ſich auf einen Augenblick in die Stelle des unglückſeligen Bruders, wucherte der Gedanke unheimlich, dämoniſch in ihm fort? Wenn ihm Das begegnet, warum dir nicht auch? Die Uebergangspuncte, die geheimen Faden, wie dieſe Stimmungen von Individuen zu Individuen, von ganzen Claſſen wieder auf Claſſen ſich fortpflanzen, die nervöſen Dröhnungen, die Fluida, die im Gebiet des pſychiſchen Lebens ſolche Uebereinſtimmungen der Empfindungen, Gedanken, Werke und Thaten hervorgebracht, die wir Wunder nennen, ſind uns noch immer mit dem Schleier des Geheimniſſes bedeckt. Nicht weil der Bruder es geweſen, mußte auch er ein Raubmörder werden; aber der Stachel, der Reiz, das Grauen war in ſeine Seele geimpft, und ſie wurden mächtiger als die Abſchreckung.

Wahrſcheinlich hatte auch der Bruder mit Spiel und Trunk angefangen und hatte es nicht laſſen können. Wenn der jüngere Markmann damals auch ſchon ſpielte und trank, was Wunder, wenn ihm zuweilen das Ende des Bruders vorſchwebte? Auch auf dem Rabenſtein und auch um Raub und Mord! Die Phantaſie wird

mächtig, wenn die Leidenschaften in der Seele schon Grund und Boden gefunden. Sie wühlt aus der unbekannten Tiefe herauf, sie ist scharfsinnig in Vergleichungen, die jedem andern Blicke entgehen. Der Bruder liebte wie du die Flöte, wie du fing er mit dem Spiele an, wie du übte, that, unterließ er Dies und Das. Sie hatten Beide einen strengen, heftigen Vater, der sich in der Wuth selbst nicht kannte. Wie oft mochte der Jüngere Zeuge bei Scenen gewesen sein, wo der Vater jenem fluchte, ihm ein böses Ende vorausſagte: Du wirst noch am Raoenstein enden! In den untern Classen sind Drohungen der Art nicht selten. Und nun hatte sich die Drohung wunderbar erfüllt. Und hätte der jüngere Markmann dem Vater niemals Anlaß zu ähnlichen Aufwallungen gegeben? Anführungen in jenem Briefe bestätigen uns, daß Gustav sich für zurückgesetzt, verabscheut hielt, aus welchem Grunde wissen wir nicht; aber ist es eine zu kühne Conjectur, zu vermuthen, daß der Vater, aufgebracht über sein frühes Spielen, Trinken, Schuldenmachen, die Faust gegen ihn erhoben und gedroht haben sollte: Bube, du wirst es so weit bringen wie dein Bruder! — Auf dem verborgenen Seelenspiegel, der uns unbewußt auch den Schatten des Hauches auffangt, der einmal an uns vorüberstreifte, setzte diese Vorstellung an, und in finstern, aufgeregten Augenblicken trat sie dunkel, drohend aus ihrem Hintergrunde hervor: Du wirst es so weit bringen wie dein Bruder — du mußt es so weit bringen — du kannst Dem gar nicht entgehen, du bist dazu vradestinirt. Faßt diese Vorstellung erst in der Seele Wurzel, und Religion, Wissenschaft, ernste Bildung bieten keine Waffen dagegen, so ist das Fatum schon halb erfüllt. Ich sah mehr als einen jungen Mann an dieser Vorstellung untergehen;

es ist so bequem für Den, den die Spannkraft der Seele schon verlassen hat, sich in der Idee gehen zu lassen, daß nichts mehr ihm hilft, daß alle Anstrengung vergeblich ist; warum dann noch vor dem gewissen Untergange sich qualen und peinigen? So verfallen, wie viel Hunderte, wie viel Tausende in jedem Jahre der Feulheit, Liederlichkeit, dem Trunk und den Lastern, die zu Verbrechen werden. Sie haben wenigstens in ihrer Illusion die Verschuldung von sich abgewalzt auf das unabwendbare Geschick.

So konnte Gustav Markmann zum Räuber und Mörder werden. Eine Kette von Schlussen, wo viele wichtige Ringe uns fehlen, die uns aber zum Theil durch ein wichtiges Schlußglied bestätigt wird, welches, nicht in den Acten enthalten, durch gütige Vermittelung zufällig in unsere Hände gerieth.

Der Verbrecher hatte sich dem geistlichen Troste nicht verschlossen. Im Gegentheil finden wir in den Acten einzelne Registraturen, daß man ihn mit geistlichen Büchern beschäftigt gefunden, was zu jener Zeit sogar Anlaß zu Beschwerden, wenigstens zur Anfrage Seitens eines jetzt verstorbenen Prinzen gab, welcher, obwol dem Hofe und der Person König Friedrich Wilhelm's III. sehr nahe stehend, doch in seinem Leben dem pietistischen Tractatenwesen für keineswegs geneigt angesehen wurde. Der Richter mußte sich sogar darüber rechtfertigen, weil er es zugelassen, daß einem gefangenen Soldaten Lecture der Art verabreicht worden. So schroffe Gegensätze folgen sich oft in Monarchien und Ministerien. Gewiß ist, daß es später dem Garnisonprediger Ziehe unschwer geworden, im Verbrecher die tiefste religiöse Reue zu erwecken. Derselbe konnte den Bekehrten aber nicht selbst auf seinem letzten Wege begleiten, indem Markmann,

nach der Ausstoßung aus dem Soldatenstande, zur Vollstreckung der Execution nach der Festung Küstrin transportirt wurde.

Der dasige Oberprediger fand den Verbrecher so wie sein Amtsbruder in Berlin ihm denselben geschildert hatte, ruhig und nach wie vor erklärend, daß er die Strafe leiden müsse, weil er sie verdient habe. Am Sonntag Abend vor seiner Hinrichtung übergab er dem Oberprediger ein längeres Schreiben, welches, im Gefängnisse von ihm aufgesetzt, ein offenes Geständniß seiner Vergehungen enthalte. Er bat denselben, es nach seinem Tode dem Garnisonprediger Ziehe in Berlin, welcher ihm zuerst persönlich mit christlichem Troste beigesprungen, zu übersenden.

Dieses merkwürdige Schreiben lautet wörtlich:

Cüstrin, den 18 Februar 1826.

Lieber Herr Prediger!

Der Augenblick naht heran, wo ich für mein Verbrechen gestraft werde, doch ehe ich aus der Welt gehe, will ich noch ein reines Bekenntniß meiner Schuld ablegen, und Ihnen mein Herz, wie es ist, offen darlegen. Schon längst hätte ich es gethan, doch der Gedanke, daß ich meinen Eltern und übrigen Geschwistern, dadurch ihr übriges Leben verbittern, und ihre Freunde von ihnen verscheuchen würde, hat mich abgehalten; doch ich denke an die Worte, die Sie mir ins Herz gesagt haben, wer sein Verbrechen bekennt und bereut, wird Vergebung seiner Sünden von Gott erlangen. Ich will von meinem Gewissen keinen Vorwurf, ich will frei aus der Welt gehen, obgleich die Menschen die mich bedauern, ihr Mitleid in Abscheu verwandeln werden, so soll mich doch solches nicht abhalten, mich der Welt in dem Lichte

vorzustellen, der ich wirklich bin. Horen Sie also: meine Lieblingsbeschäftigung war die Jagd und mein einziges Vergnugen so viel Thiere, als ich nur erreichen konnte, nieder zu machen, doch manchmal siegte ein besseres Gefuhl uber mein blutdurstiges Herz und zwang mich beim Anblick und Schmerz der Thiere, die ich mit der grösten Wuth verfolgt und die durch mein Geschoß blutig und zappelnd zu meinen Füßen fielen, Thranen zu vergießen; o wenn doch in solchem Augenblick Sie mir erschienen wären, ich könnte jetzt noch heiter und schuldlos unter den Menschen wandeln. Ich konnte hingegen andere Male ganz furchterlich werden, eine ordentliche Wuth mit der Angst, als wenn ich ein großes Verbrechen begangen hätte, überfiel mich, wenn ich manchmal einige Stunden durch Feld und Wald gestreift war, und sich nichts zeigte, was meine Begierde nach Blut gestillt hätte. Als ich in meinem 14. Jahre nach Wolgast, bei dem Stadtmusikus Pilz, in die Musiklehre kam, setzte ich mein Vergnügen eifriger als je fort. Alle Stunden, die mein Prinzipal zu unserer Erholung gab, widmete ich der Jagd. Die Sonn- und Feiertage, wenn es mein Prinzipal nur irgend erlaubte, und wenn es die schlechteste Witterung war, benutzte ich zu meinem schändlichen Vergnügen, mir war nicht wohler, als wenn ich mit dem Schießgewehr die Fluren durchstreifte, besonders war mein liebster Aufenthalt ein kleiner Tannenwald, der nahe bei der Stadt lag, und wo sich die Einwohner des Städtchens im Sommer belustigten. Hier hatte ich die Vogel und andere Thiere bald so sehr ausgerottet, daß sich mehrere Burger daruber beschwerten. Oft nahm ich Bücher mit, deren Inhalt fast nichts als Räubergeschichten waren, die ich so viel als möglich aufzutreiben suchte und die ich mit dem größten Vergnügen las; oft

keimte der frevelhafte Wunsch in mir auf, daß sich doch Gelegenheit bieten möchte ordentlicher Räuber zu werden. Meine Kameraden hatten mir scherzweise den Namen „Schinderhannes" gegeben, weil sie meinen Hang Thiere zu todten kannten. Eines Tages, nachdem ich in der größten Hitze den Wald durchstrichen hatte, und nichts auffinden konnte, was meinen Blutdurst befriedigte, kam ich ganz rasend am Ausgang des Waldes, wo die Landstraße vorbeigeht. Eine arme alte Frau, die Weißbrot auf dem Lande herumtrug, kam allein gegangen, ein furchtbares Gefühl ward in mir rege, die arme alte Frau zu erschießen, war bei mir beschlossen, der Schweiß brach mir aus allen Poren, lauernd hatte ich mich am Wege im Gebüsch versteckt, und wartete, daß meine Beute sich mir nähern sollte, doch — der gutige Gott, wollte nicht, daß ich schon so fruh fallen sollte, ein kleiner Vogel setzte sich vor mir auf einen Baum, kaum erblickte ich ihn, als ich mein Geschoß, gleichviel wen ich träfe, auf den Vogel entladete, welcher auch sogleich zerrissen zu meinen Fußen stürzte, ich steckte das arme Thier ein und ging jetzt ruhiger zu Hause. Spaterhin kriegte mein Prinzival die Besorgung der Musik im Bade zu Putbus auf der Insel Rugen, wir gingen dahin ab. Hier, wo ich meine Jagdlust nicht so befriedigen konnte, fing an ein furchterliches Gefühl alle bessere Regungen meines Herzens zu besiegen, tausendmal durchstrich ich in dem Dunkel der Nacht den Park des furstlichen Schlosses, aber ohne Erfolg Böses zu vollbringen. Eines Abends war ich mit dem Musikgehulfen Namens Beyer, welcher bei meinem Prinzival in Kondition stand, und gegenwartig in Wolgast lebt, zum Besuch der Schauspieler Namens Linke, Henne und Pauly. Nachdem wir uns einige Zeit unterhalten

hatten, bemerkte ich einen kleinen Hammer von Eisen, den ich absichtslos zu mir steckte. Wir Beide gingen gleich darauf im Dunkeln den Weg durch den Park, um uns zu Hause zu begeben, aber in dem Augenblick konnte ich mich nicht länger mäßigen. Ich konnte das Gefühl, das sich meines Herzens bemeistert hatte, nicht länger unterdrucken, ich konnte nicht schweigen, eine schreckliche Angst befiel mich, ich brach gegen den Musicus in die Worte aus, hier haben Sie den Hammer, den ersten besten, den wir treffen, wollen wir erschlagen, ich suchte ihm begreiflich zu machen, welche Beute er vielleicht erhalten wurde, aber mit den Worten: dafür bewahre uns Gott, gab er mir seinen Entschluß zu erkennen, aber ich konnte meinen schrecklichen Blutdurst nicht überwinden und schon war ich entschlossen meinem Kameraden einige tödtende Schläge zu versetzen, aber in dem Augenblick begegneten uns Badegäste, und er war gerettet.

Oft wenn ich einsam, mein Leben und über mein Betragen nachdachte, schauderte ich zurück, aber in dem Augenblick, wo sich meine schreckliche Leidenschaft an zu regen fing, waren alle guten Entschlüsse aus meinem Herzen verbannt, es kam mir in den schrecklichen Augenblicken vor, als wenn es gar keine Sünde wäre, als wenn es mein Beruf wäre, ich fühlte mich dazu hingezogen. Nachdem wir von Putbus wieder abgingen, kam ich gleich darauf nach Berlin, wo ich wie Sie wissen als Janitschar beim zweiten Garde-Regiment angagirt wurde. Hier übertäubten mich anfangs die Zerstreuungen der Residenz, nach und nach fing meine furchterliche Leidenschaft, die ich schon besiegt zu haben glaubte wieder an zu keimen. Da ich meine Jagdlust hier nicht befriedigen konnte, so war mein tägliches Geschäft Räuber-

geſchichten zu leſen und des Abends die Straßen zu durchſtreichen.

Mein Zuſammentreffen mit den beiden Unglücklichen und das darauf folgende Verbrechen kennen Sie aus den Acten, nur mit dem Umſtande, daß nicht dringende Geldverlegenheit, ſondern ſchändliche Mordluſt mich dazu bewog. Es war bei mir beſchloſſen, die Unglücklichen aus der Welt zu ſchaffen, ja ich wußte ſogar, daß die Unglücklichen faſt gar kein Geld bei ſich hatten. Nachdem ich die ſchändliche That, unter den Umſtänden, die Ihnen bekannt ſind, verübt hatte, verbreitete ſich nicht eine angſtvolle Unruhe — nein eine fürchterliche Ruhe verbreitete ſich über mein ganzes Weſen, es war mir als wenn ich etwas Gutes gethan hätte. Dieſes alles hätte ich ſollen in meinem Verhöre ſagen, aber Sie wiſſen unter welchen Urſachen ich es nicht gethan habe.

Jetzt habe ich noch eine Bitte, ich wünſchte, daß ohne Kränkung meiner Eltern und Geſchwiſter, eine Aufſicht über das Betragen der Letztern geſetzt würde, obgleich ich ſie alle ſchuldlos und brav weiß, ſo glaube ich doch, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe, um Unglück unter andern Menſchen ſowohl als unter meiner Familie zu verhüten. Jetzt bin ich fertig, mein Geſtändniß iſt für mich entehrend, aber mir iſt jetzt leicht, ich bin ruhig, nochmals danke ich für Ihren gütigen mir ſo lehrreichen Zuſpruch. Verachten Sie mich nicht, ſondern beten Sie für mich. Sie verzeihen lieber guter Herr Prediger, darauf, und daß Gott mir verzeihen wird ſterbe ich, meine ſchreckliche Todesart wird dadurch geſchwächt und mir weniger furchterlich werden, daß ich bedenke, daß Jeſus Chriſtus für mich geſtorben iſt. Mit Hulfe des Herrn Oberpredigers Dittmar,

der so ganz in mein Herz spricht, bereite ich mich zum Tode. Leben Sie wohl lieber Herr Prediger, schenken Sie mir eine mitleidige Thräne, nachdem Sie dieses gelesen haben bin ich nicht mehr, Gott sey mir gnädig in Ewigkeit Amen.

Gustav Markmann.

Obgleich die Orthographie und in manchen Puncten auch die Stylistik einen Zweifel an der Echtheit des Schreibens im ersten Augenblicke aufkommen ließen (es ist uns nur in Abschrift zu Handen gekommen), weil die eigenhändigen Briefe Markmann's, die in den Acten enthalten sind, in beiden Beziehungen ihn nicht als einen so fertigen Briefschreiber darstellen, so sind dieselben doch wieder ganz beseitigt, sowol in Bezug auf die Quelle, aus der das Schreiben uns zuging, als auch aus der innern Verwandtschaft des Styls in beiden, die bei näherer Vergleichung nicht entgehen kann. Im Aeußeren mag bei der Abschrift etwas geputzt sein; sonst kann man annehmen, daß der Verbrecher durch den Ernst des Gefängnisses und der Todesnähe und nach den mannichfachen Gesprächen mit den Geistlichen seine Gedanken fester zusammengenommen und ihnen einen gebildetern Ausdruck zu geben erlernt hat, als in jenen früheren Briefen an die Geschwister und Eltern, die im Geräusch der Casernen eilfertig geschrieben, nur über Gewöhnliches, was nicht aus dem Herzen kam, berichteten.

Dies also Gustav Markmann's wahres Bekenntniß: nicht um des Geldes willen, sondern aus — wie er sagt — angeborener Blutgier hat er die Cameraden umgebracht. Mag der geistliche Einfluß auch bedeutend auf ihn gewesen sein, so haben wir doch keinen Grund anzunehmen,

Wir schifften uns ein auf dem Tyrifford, dessen Ufer anmuthig wechseln, ohne eine bedeutende Aussicht zu gewähren, wenn man nicht die immer höher ansteigenden mit allen Schattirungen des Grün bekleideten und mit Alpenhütten gezierten Berge dahin rechnet. An einem vollständigen Landschaftsgemälde darf aber die blaue Ferne nicht fehlen.

Auf dem Wege nach Modum, einem Blauwerke, das jetzt Herrn Benecke in Berlin gehört, entfaltete sich mehr und mehr die schweizerische Natur des Landes, doch nur in ihrer Lieblichkeit. Berg auf, Berg ab führt die Straße längs einer immer tiefer werdenden Schlucht; ein breiter Bergstrom in seinem weiten Laufe nur mit Schaum bedeckt, zur Rechten; und schon dünkt es, sie verliere sich in den enger vorrückenden Bergen zur Linken, als plötzlich eine Fähre über einen vom Bergstrom hier gebildeten See zu dem steilen und sandigen Aufwege jenseits leitet. Gar nicht unmalerisch liegen an den engen Ufern einige Gehöfte dorfartig zusammen gedrängt. Die Abendröthe färbte die weiten Bergstriche der Schlucht, der Mond tauchte über die hohen Gipfel hervor; und hier, auf

daß derſelbe ihn zu einem myſtiſchen Viſionair gemacht; im Gegentheil erſcheint er auch in dieſem Bekenntniß ſo klar und beſonnen als während der ganzen Unterſuchung. Es fällt ihm auch nicht ein, ſich etwa bitter über ein Geſchick zu beklagen, das eine ſolche unglückſelige Natur ihm eingeimpft; er begnügt ſich nur damit, einzugeſtehen, daß es ſo iſt. Und es geſchieht nicht etwa, um ſein Loos zu beſſern, um der Möglichkeit willen, eine Strafminderung damit zu erzielen, es ſoll es ja Niemand vor ſeinem Tode erfahren, und er bekennt nur und allein, um, was ihm auf dem Gewiſſen ſo ſchwer laſtet, vor ſeinem letzten Gange auszuſchütten. Das Geſtändniß iſt zugleich durch Angabe detaillirter Umſtände ſo motivirt, daß die Vorſtellung einer neuen Lüge vor dem Tode dadurch beſeitigt wird.

Wie erſcheint er und ſeine That uns dann, wir meinen vor dem moraliſchen Richterſtuhl, denn vor dem weltlichen Richter war ſeine Sache abgethan? — Was wir zwiſchen den Acten über das Motiv der That laſen, iſt plötzlich gerechtfertigt. Es war nicht des Geldes willen, daß er mordete. Er ſpricht vom unbeſiegbaren Einfluß einer blutdurſtigen Manie, die ihn zum Thiere erniedrigt. War es eine wirkliche Manie? War ſie ihm angeboren? Wann zeigte ſie ſich zuerſt? Welchen Einfluß hatte Verbrechen und Tod ſeines Bruders darauf geübt? Welchen ſeine Erziehung, der heftige Vater? Hatte er und welche Mittel angewandt, ſie zu bekämpfen? Ueber alle dieſe Fragen bleibt uns der Todte die Antwort ſchuldig. Wenn der Durſt nach Blut ihm angeboren war, ſo iſt damit jene Kette von Schluſſen, die wir verſucht, zerriſſen, es bleibt nichts ſtehen als ein nacktes, uns unerklärbares Problem, ein Räthſel der Natur; ein Etwas, deſſen Möglichkeit wir nicht beſtreiten wollen, an das zu zwei-

sein uns aber eine heilige Pflicht, eine Aufgabe der Gesittung, der Wissenschaft, der Religion scheint, deren gemeinsame Aufgabe es ist, den Menschen von diesen dämonischen Einflüssen frei zu machen, zu erlösen, mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen, bis zu dem, jene dämonische Macht selbst in Abrede zu stellen. Einen Fingerzeig weist uns dieses merkwürdige Geständniß selbst. Es raumt wenigstens ein, daß sein Durst nach Blut durch die Beschäftigung mit der Jagd genährt worden. Wie hat er sich alsdann früher gezeigt? Hat das Kind vielleicht schon der Mutter in die Brust zu beißen versucht? Hat es Freude gezeigt, wo es zuerst Blut fließen sah? Hat es mit der Zunge danach geleckt? Sah der Knabe dem Schlachten der Thiere mit Vergnügen zu? Durchzuckte ihn ein wollüstiger Trieb, wenn der Blutstrom aus dem Halse stromte? Oder erzeugte sich vielleicht zuerst die dämonische Lust in ihm, als er das erste Thier des Waldes von seinem Schusse fallen sah? Oder vielleicht erst bei den dritten, vierten Opfern? Und hat denn nicht doch vielleicht der fünffache Mord seines Bruders auf den achtjährigen Knaben wunderbare Einflüsse geübt? Erwachte nicht da vielleicht erst der Trieb in ihm und gährte, bis des Bruders Hinrichtung den Funken zu einem stillen Feuer anfachte? Etwas, eine Negative, bleibt beachtenswerth, und hätte dem Psychologen möglicherweise einen Wink gegeben. Wohl ist in den Acten von seiner Neigung zu Trunk und Spiel die Rede; aber nirgends ist weder darin, noch in seinen schriftlichen Mittheilungen nur eine Spur angedeutet, daß auch der Geschlechtstrieb in ihm erwacht wäre. Wollust und Blutdurst sind sonst verwandte Erscheinungen.

Neben diesem großen Räthsel macht sich eine andere auf den ersten Blick räthselhafte Erscheinung geltend.

Es liegt in der kranken Sitte, daß der Menſch vor den Leuten lieber für ſchlecht als für dumm gilt. Es gehört eine hohe Gemüthsweihe dazu, eine tiefe, ernſte ſittliche Durchbildung, dieſem Hange zu widerſtreben. In der Verbrechermoral finden wir etwas damit Verwandtes. Nicht Franz Moor allein rühmt ſich in der Todesangſt vor ſeinem Schöpfer, daß er ſich von kleinen, gemeinen Verbrechen frei wiſſe. Auch andere wirkliche große Verbrecher haben lieber eine Blutſchuld auf ſich genommen, als ein kleines entehrendes Verbrechen eingeſtanden. Und ſelbſt in dem großen Proceß der Laforge ſtoßen wir auf etwas Verwandtes. Zwar vertheidigte ſie ſich auch gegen die Anſchuldigung des Giftmordes mit der ganzen Energie ihres erfindungsreichen Geiſtes, aber am tiefſten kränkend für ſie war die Anſchuldigung des Diebſtahls. Und die pariſer Welt ſtand auf demſelben Standpunkte. Daß eine ſchöne, junge, intereſſante, geiſtreiche Frau ſich eines ihr widerwärtigen Mannes durch Gift entledigte, war zwar ein Verbrechen, aber es war ein großartiges Verbrechen mit pikanten Seiten; man konnte die Frau verabſcheuen, aber man brauchte ſie darum nicht zu verachten. Aber die Frau, welche die Diamanten ihrer Freundin geſtohlen hatte, war eine verächtliche, gemeine Diebin, ausgeſtoßen für immer, und der Theilnahme der feinen Welt nicht mehr wurdig.

Anders Markmann, deſſen urſprunglich geſunde Natur ſich auch darin kundgibt. Das natürliche Gefühl der unausſprechlichen Scham über ſeine thieriſche Verirrung iſt mächtig in ihm geworden. Er kann es nicht aus ſittlicher Scham übers Herz bringen, während er noch lebt, vor dem Auge ſeines Richters, zu bekennen, daß er kein Menſch, daß er ein Thier war. Er hat geraubt wie Elicabide geraubt hat, weil der Raub ihm

gelegentlich kam, weil er nicht seelenstark genug war, den Vortheil, der sich ihm augenblicklich darbot, zu verschmähen, weil die Sache ihm so höchst unbedeutend schien im Vergleich zu der gräßlichen That, von der seine Hände eben bluteten. Es war ein Tropfen über dem Durst. Er ließ sich verdammen als ein Raubmörder, um nicht zu bekennen, daß er ein Cannibale war.

Der Geistliche in Kustrin hatte ihm am Tage darauf, Montag am 20. Februar 1826, das Abendmahl gereicht, worauf er selbst gedrungen und wobei er die tiefste Rührung zeigte. Noch am Abende dieses Tages kam der Gouvernementsauditeur zu dem Oberprediger, da er durch die Wache erfahren, daß der Verurtheilte ihm ein Schreiben eingehändigt. Der Geistliche glaubte nicht gegen seine Pflicht zu verstoßen, wenn er das ihm offen übergebene Schreiben dem Beamten mittheilte, zumal da auch Markmann selbst erklärt hatte, ihm liege jetzt, d. h. so nahe vor seinem Tode — die Hinrichtung war auf den andern Morgen angesetzt — nichts mehr daran, wenn seine Geständnisse bekannt wurden.

Dieser Gerichtsbeamte war von dem Geständniß überrascht und der Meinung, es könne eine Wandelung im Schicksale des Unglücklichen veranlassen. Er drang darauf, daß es sofort dem Commandanten der Festung zugesandt werde; er glaube, daß derselbe sich dadurch bewogen finden könne, die Vollstreckung des Urtheils auszusetzen, und zuvor nach Berlin darüber zu berichten.

Der Geistliche, Oberprediger Dittmarsch, begab sich selbst zum Commandanten, Oberst von Bülow, einem bewährten Militair (derselbe, welcher sich in neuester Zeit durch kecke Streifzüge mit der Feder im Dienst des

Rationalismus gegen Jesuitismus und Gewissenszwang bekannt gemacht hat), und theilte ihm das Schreiben mit. Der Militair aber erklärte nach aufmerksamer Durchlesung: daß er darin weder einen Grund zum Aufschub der Hinrichtung noch zur Begnadigung finde. Das einzige Beachtenswerthe darin sei die Auffoderung des Verurtheilten, daß das Betragen seiner Geschwister unter Aufsicht gestellt werde. Dies möge durch den Geistlichen, an welchen der Brief gerichtet, bei der Regierung bewirkt werden.

Wir glauben, daß der Festungscommandant nur im Sinne des Gesetzes gehandelt hat. Durch Markmann's Todesbekenntniß war an der Thatsache und der Thäterschaft, um die er verurtheilt war, nichts geändert, nichts geruttelt. Daß das Motiv zu seiner That sich danach anders stellte, verrückte selbst im Sinne des Gesetzes nicht den Standpunkt des Raubmordes. Wenn er auch nicht gemordet, um zu rauben, so hatte er doch gemordet und geraubt. Hätte ein Rath des Königs, wenn bis zu diesem die Sache gedrungen wäre, auf eine Gemuthsuntersuchung des Verurtheilten antragen dürfen? Es wäre möglich gewesen, möglich auch, daß Friedrich Wilhelm III., der eine pietätvolle Scheu bei Unterzeichnung aller Todesurtheile hatte, willig seine Zustimmung gegeben, und sehr möglich, daß Aerzte eine Manie herausgefunden hätten. Wie aber hätte das Volk eine Verwandelung der Strafe, die hier immer im Lichte einer Begnadigung erschienen wäre, angesehen? Der um Raubmord zum Rade verurtheilt war, wurde am Leben erhalten, weil er nur aus unmenschlicher Blutgier gemordet hatte! Dem Volke es begreiflich zu machen, daß Jemand ungestraft morden gedurft, weil er einen besondern Hang dazu gehabt, war eine Unmöglichkeit; es

hatte nur einen Hohn, eine Willkur, eine Spielerei der Gesetze und ihrer Ausleger darin erkannt. Aber auch über die Volksbegriffe hinaus, die zu verletzen immer von gefahrlichen Folgen bleibt, gibt es eine Ansicht, von uns oben angedeutet, die im gunstigsten Falle, daß die Aerzte eine Manie herausgefunden, keinen Grund findet, in einem solchen Falle von der Strenge des Gesetzes abzuweichen. Und verlangte es der Ungluckliche etwa selbst? Er bat nie um Gnade gebeten. Mit dem vollen Bewußtsein, daß seine blutige That nur durch Blut gesühnt werden konne, zitterte und bangte er nicht vor dem Ausgange, der ihm als ein naturlicher, unabwendbarer Schluß des Anfangs erschien. Was ware ewige Einsperrung, was waren ewige Ketten ihm fur Begnadigung gewesen?

Der Commandant von Custrin ersparte den obern Behörden, seinem Konige und dem Verurtheilten durch seine entschlossene Weigerung eine peinliche Verlegenheit. Ein Aufschub unter diesen Umständen konnte im Letztern eine Hoffnung erregen und die Strafe noch verschärfen, wenn sie dann doch eintrat; der König konnte in Berücksichtigung dieser Umstände zur Gnade sich gedrungen fühlen, von der er überzeugt sein mußte, daß sie hier nicht angebracht war. — Dem Gesetz war genügt, der Humanität war genügt, dem Verbrecher geschah, was er erwartete; nur die Wissenschaft verlor. Für diese allerdings ware es von Wichtigkeit gewesen, jene ungelosten Fragen, die wir oben aufführten, durch eine genauere Untersuchung beantwortet zu erhalten. Aber wie ließe es sich vor der Humanitat verantworten, damit die Wissenschaft experimentiren konne, einen Verbrecher mit dem vollen Maß der Schuld und selbst mit dem Verlangen nach der Losung, noch eine Weile am Leben zu lassen?

Der Oberprediger und der Archidiakonus beſuchten den Verurtheilten noch am frühen Morgen vor ſeiner Hinrichtung. Sie fanden ihn gefaßt und ruhig. Er gedachte ſeiner Eltern, Geſchwiſter, auch des Prediger Ziehe in Berlin mit Rührung, und verſicherte, im Glauben an Gott und ſeinen Erlöſer, Jeſus Chriſtus, zu ſterben, und hoffte, daß Gott ihm gnädig und barmherzig ſein werde. Seine letzte Beſchäftigung war das Aufſchreiben von fünf Verſen des Liedes: „Jeſus meine Zuverſicht“ geweſen. Die Geiſtlichen ſchieden von ihm, nachdem ſie ihn eingeſegnet, mit, wie ſie verſichern, unbeſchreiblichen Gefühlen der Wehmuth.

Markmann's Ruhe und Faſſung blieb dieſelbe auch auf dem letzten, ſchweren Gange. Sein letztes Wort, an die Nachrichter gerichtet, war: „Meine Herren, machen Sie es nur ſchnell und gnädig mit mir.“ — Durch ein raſches Erdroſſeln ward er den Todesqualen, welche das Geſetz des Mittelalters verhängt, enthoben.

Der Dieb als Vatermörder.

1822.

Der vorangehende, für den Pſychologen ſo merkwürdige Fall bringt uns einen andern ins Gedächtniß, deſſen Darſtellung und Erörterung Feuerbach ſeine Meiſterfeder gewidmet hat. Das Thatſächliche iſt einfach, die Motive, welche die Verbrecherbruſt chaotiſch durchſtürmen, von Feuerbach mit wunderbarer Klarheit zerlegt, geben dem Falle an und für ſich Bedeutung; als Seitenſtück zu dem Verbrecher Markmann, der ſich des Raubmordes bezüchtigte, aus Scham, ſeine Mordluſt einzugeſtehen, wird der Fall an dieſer Stelle für unſere Leſer ein vergleichendes Intereſſe in Anſpruch nehmen. Wenn wir dem großen Criminaliſten hier wieder mit Bewunderung folgen, wie er mit ſeiner pſychologiſchen Sonde den wüſten Schlamm in dem verſtockten Innern eines verjährten Böſewichts zerlegt und ſondert, daß wir in ſeiner Bruſt wie in einem offenen Buche leſen, bedauern wir, daß nicht auch das vorige pſychologiſche Räthſel ihm zur Entzifferung in die Hand gefallen iſt.

Auf ſeinem Bauerngute zu Amendingen in Baiern

lebte ein etwa funfziajähriger Mann, **Xaver Reth**, der, obgleich Grundbeſitzer und Vater von acht Kindern, kaum einen ſchlechtern Ruf haben konnte. Nicht allein wild, ſtörriſch, unangenehm, hatte er ſich auch ſchon oft an fremdem Eigenthum vergriffen und bereits mehre Jahre im Arbeitshauſe, als Strafe ſeiner Diebſtähle, zugebracht. Er war ein Menſch, zu dem man ſich böſer Thaten verſehen konnte.

Im Jahre 1822 ward ein anderer berüchtigter Dieb wegen verſchiedener, zum Theil großer und gefährlicher Diebſtähle gefänglich eingezogen, die er bald verübt zu haben eingeſtand, aber Xaver Reth als Helfershelfer nannte. Auch dieſer wurde arretirt; die Indicien ſprachen zu deutlich für die Richtigkeit der von Xaver Schreiber (ſo hieß der erſte Dieb, der hier weiter nicht in Betracht kommt) gemachten Ausſagen, daß auch Reth ſchon in ſeinem ſummariſchen Verhör ein volles Eingeſtändniß zu machen ſich gedrungen fühlte. Dies geſchah am 9. April. Er bekannte drei größere und noch verſchiedene andere Diebſtähle, die meiſtens durch nächtliches Einſteigen in Gemeinſchaft mit Schreiber von ihm begangen ſeien. Es waren Bettſtücke, Schweine und Gänſe, die er geraubt. Seine Angaben ſtimmten mit denen des andern Verhafteten und der Beſtohlenen ſelbſt. Auf eine nähere Specification kommt es hier nicht an.

Aber ſchon am 16. April nahm er beim erſten ordentlichen Verhör ſeine ganze Ausſage zurück; nur drei Gänſe raumte er ein, irgendwo aufgegriffen zu haben, wofür indeſſen nur eine policeiliche Strafe ſtattgefunden hatte.

Für den Widerruf wußte er in dieſem Verhör kein anderes Motiv anzugeben, als: „er müſſe ſich damals, als er Das geſagt, nicht bei Troſte befunden haben; er ſei dazumal ganz verwirrt geweſen.“

Von einer geistigen Störung dieses schon mehrmals gestraften Diebes wußte man nichts, er hatte vielmehr sich immer schlau und hartnäckig genug zu vertheidigen und zu leugnen gewußt, bis er durch die Umstände einzugestehen gezwungen war. Am folgenden Tage aber wußte er den Untersuchungsrichter dahin zu bringen, daß er ihm das Protokoll vom 9. April, welches seine Geständnisse enthielt, noch einmal vorlese. Er horchte aufmerksam zu, kaum aber war der Richter am Schluß, so sprang der Gefangene mit einem raschen Satz heran, um das Protokoll ihm fortzureißen. Der Richter zog es zurück, doch war es dem Inquisiten gelungen, das letzte Blatt abzureißen, und ehe der Richter es ihm entwand, hatte Xaver Reth es in den Mund gesteckt und mit den Zähnen seine Unterschrift herausgebissen. Er rief: „Das ist Alles nichts!“ —

Man hatte die gehörigen Registraturen darüber aufgenommen, die fehlende Unterschrift schien bei der Uebereinstimmung aller übrigen Beweise nichts zu releviren, und die Acten waren bereits Ende Mai an das Obergericht zur Abfassung des Erkenntnisses abgeschickt, als sich das ganze Sachverhältniß zu ändern schien, und der Criminalproceß ein neues Fundament bekam.

Am 4. Juni bat Xaver Reth um ein besonderes Verhör. In demselben erklärte er: dabei bleibe es, daß er die Diebstähle nicht begangen, aber er sei ein viel schrecklicherer Verbrecher, und er müsse es bekennen, denn: — er habe seinen Vater ermordet. Vor 17 Jahren war dieser gestorben, man glaubte an einem Schlagflusse, aber er, der Sohn, habe denselben, mit dem er oft schon wegen Erbschaftssachen Verdruß und Feindseligkeiten gehabt, erdrosselt. Reth's Aussage darüber, im ersten Protokolle, lautete im Wesentlichen so:

dem Wasser, gestand zuerst ein Gefährte, der sein Schweizer Vaterland nirgends verläugnen wollte, auch das norwegische Gebirgsland habe Reize, um welche die weite Seefahrt sich verlohnt.

Das eigentliche Blauwerk liegt abwärts von allen bedeutendern Straßen, mitten in den romantischten Gebirgsschluchten. Einer lieblicheren Gegend, zusammengedrängt in den Raum eines Gemäldes, erinnere ich mich in ganz Norwegen nicht. Der letzte Schimmer des Abends ruhte darauf; auch die einbrechende Nacht schien dem stillen Thale nur neuen Reiz zu verleihen, und als wir beim frühen Morgenlicht von dem Garten des eleganten Hauses nach allen Seiten einen verschiedenen Charakter der schroffen Felsparthieen, der bewaldeten Tannenberge, der weiten Aussichten, die sich zwischen den Bergen entfalteten, bewundern mußten, fanden wir, daß die Phantasie am Abende eher zu schwach aufgetragen hatte.

Nirgends nimmt die Gastfreiheit einen liebenswürdigern Charakter an, als in öden Gebirgsgegenden, wo Wirth und Gast gleich erfreut sind; jener über den seltenen, die Einsamkeit erheiternden Besuch, dieser über die unerwartete

Um den Theilungszettel zu finden, habe er eines Tages in der Frühe — er glaube es sei um Mitternacht gewesen — die Papiere seines Vaters durchsucht. Sein Vater habe noch zu Bette gelegen. Als dieser gesehen, wie ihm seine Papiere durchgestört würden, sei er zornig aus dem Bette gesprungen, habe mit der rechten Hand seine Beinkleider genommen, mit der linken ein auf einem Stecken befestigtes Bajonnett ergriffen und sei mit den Worten auf ihn zugegangen: „Wenn du nicht hinausgehst, so steche ich dich über den Haufen!“ Durch diese Drohung aufgebracht, habe er nun den Vater bei der Gurgel gefaßt, ihm mit dem Knie auf den Unterleib gestoßen, ihn zu Boden geworfen und dann auf seine Gurgel gekniet. Er habe ihn zwar wieder aufheben wollen; allein die Füße hätten ihn nicht mehr getragen. In der Ueberzeugung, daß er nun doch nicht mehr mit dem Leben davon komme, habe er ihn mit seinem Daumenknochen vollends erdrosselt, sodann den Todten wieder in das Bett gelegt und den gefundenen Theilungszettel zu sich genommen, mit welchem er zum Amt gegangen, um die darin benannten 150 Gulden zu heben, was ihm jedoch verweigert worden sei.

Schon an dem folgenden Tage, nachdem Inquisit dieses Bekenntniß abgelegt hatte, machte er den Versuch sich um das Leben zu bringen. Mittelst eines von seiner Fußschelle abgesprungenen Stückchens Eisen verwundete er sich dergestalt in den linken Arm, daß er gegen anderthalb Pfund Blut verlor. Der Gerichtsarzt fand, bei Untersuchung dieser Wunden, das Gemüth des Inquisiten auffallend beängstigt; seinen Blick finster, verwirrt und schuchtern. Dabei äußerte der Gefangene: er sei von Zeit zu Zeit narrisch; er werde lebendig

verbrannt; aber er sei ganz unschuldig, weil er Vieles in der Narrheit gesagt habe. Wirklich betrug er sich wie ein Verrückter oder Wahnsinniger. Die ganze folgende Nacht hindurch schrie, lärmte und tobte er so fürchterlich, daß Niemand in der Nachbarschaft den Schlaf finden konnte. Zweimal stürzte er sich von der Lagerstätte mit dem Kopf herab auf den Boden; und am Morgen versuchte er, sich in Beisein des Gefangenwärters die Heden zusammen zu drücken, woran er nur durch Gewalt verhindert werden konnte. Am 8. Juni ließ er um ein Verhör bitten, äußerte aber auf die Frage: Ob er sich noch seiner vorigen Aussage erinnere: Alles, was er da ausgesagt habe, sei unwahr; er habe diese außerordentliche Strafe nicht verdient. Dabei sprang er auf, und wollte sich mit dem Kopf auf den Boden stürzen, woran er jedoch verhindert wurde. In der folgenden Nacht schrie er fortwährend: Teufel, weich! Teufel, weich, im Namen Jesus! Noch gewaltiger tobte er in der Nacht vom 9. Juni. Man glaubte den Gerichtsarzt rufen zu müssen. Dieser wollte ihm Arzneien geben; allein er verweigerte, sie zu nehmen, indem er äußerte: man wolle ihm Gift geben. Untersagte ihm der Gerichtsdiener sein nächtliches Toben, so antwortete er: Ich kann eben nicht anders; denn, wenn ich ruhig bin, so holt mich der Teufel, weil ich meinen Vater erdrosselt habe, und ihm auf das Gemach gesprungen bin. Als einmal des Gerichtsdieners Tochter das Gefängniß reinigen wollte, sagte er zu ihr: Johanna! ich kann nicht mehr ruhen und rasten, denn mein Vater ruft uns, und sein Tod muß versöhnt sein. Ich wünsche mir nichts mehr, als daß man mir den Kopf herunterschlage. —

Auch gegen einen Wächter und gegen zwei Gehülfen des Gerichtsdieners machte er ähnliche Aeußerungen.

Ihnen Allen erzählte er umſtändlich ſein Verbrechen, wie er ſeinen Vater ermordet, und ganz in Uebereinſtimmung mit dem gerichtlich abgelegten Geſtändniſſe. Nur fiel es auf, daß, während ihn Nachts jene furchtbare Unruhe peinigte, er bei Tage ſich ganz ruhig verhielt. Er aß, trank und ſchlief dann wie ein ganz geſunder Menſch.

Die Acten waren inzwiſchen vom Obergericht an den Unterſuchungsrichter zurückgegangen, um den Grund der Selbſtanklage näher zu erforſchen und, nach Umſtänden, gegen Reth die Unterſuchung wegen Vatermordes einzuleiten.

Schon die Art der Selbſtanklage, erpreßt durch die Qualen des Gewiſſens in einem wüſten Verbrecher, die genauen Details, die er angab, in welcher Art er mit dem Vater in Streit gerathen war, wie er ihn erdroſſelt hatte, und der Umſtand, daß er dieſelbe Erzählung gegen Mehre, zu verſchiedenen Zeiten und ganz übereinſtimmend gethan hatte, ſprach für ihre Richtigkeit. Wer klagt ſich ſelbſt unſchuldig eines Todesverbrechens an, und eines moraliſch ſo ſcheußlichen, ſo in der Volksmeinung verabſcheuten; denn vor Dem, der auch an den eigenen Vater die Hand legt, ſchaudert ſelbſt der gemeine Verbrecher zurück! Der Fälle ſind allerdings viele vorgekommen, wo Jemand in Trübſinn und Melancholie eine Blutſchuld auf ſich genommen hat, um ein verhaßtes Leben zu enden, auch um, in krankhaftem Seelenzuſtande, ſich in eine Bedeutung hinein zu lügen, von der ſein Alltagsleben ſo fern ſtand. Aber von alle Dem war hier nichts. Ein liederlicher Hauswirth, ein gemeiner Gänſe- und Schweinedieb pflegt von ſolchen romantiſchen Gelüſten ſelten heimgeſucht zu werden. Und welches andere Motiv war denkbar?

Aber die Selbſtanklage ward auch noch durch mehre

Umstande und Anzeichen unterstützt, ja aufs Höchste wahrscheinlich gemacht, wiewol die eigentliche Ermittelung des corpus delicti wegen der Länge der inzwischen verstrichenen Zeit nicht mehr stattfinden konnte.

Der Vater des Selbstanklagers, Vitus Reth, der Besitzer des Bauerhofes, war nach dem Kirchenbuche schon am 16. December 1804 gestorben; seine Leiche moderte daher im Jahre 1822 bereits durch 18 Jahre im Grabe. Wenn es auch noch möglich gewesen wäre, auf dem Kirchhofe die Gebeine herauszufinden und deren Identität mit dem Körper des weiland Vitus Reth festzustellen, so hätte man doch nichts mehr als Knochen gefunden, und wie sollte an diesen die stattgefundene Erdrosselung aufgefunden werden?

Daß Vitus eines plötzlichen Todes gestorben, wurde schon aus dem Sterberegister des Pfarramtes ersichtlich. Nur bei einem plötzlichen Tode unterbleibt die Darreichung der Sterbesacramente, und jede solche Darreichung wird in den Registern vermerkt. Da sie in denen des Ortes fehlte, so war mit Sicherheit zu schließen, daß der Vater unerwartet und rasch gestorben sei. Dafür sprachen aber auch noch mehre vernommene Zeugen.

Der alte Reth war am Abende vor seinem Tode, am 9. December, bis spät in die Nacht im Wirthshause gewesen; froh und guter Dinge hatte er getrunken und geplaudert und beim Fortgehen noch einen Krug Bier mit nach Hause genommen. Es lebten noch Viele, die ihn an jenem Abende in der Schenke und dann mit dem Bierkruge fortgehen sahen.

Er war aber auch gesund nach Hause gekommen und mußte noch die Nacht durch in guter Gesundheit in seinem Bette zugebracht haben; denn Morgens um 7 Uhr trat die Taglöhnerfrau Veronica Schuh in seine Schlaf-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51043-8
HARING,G.W.A. FN. 04030/042

kammer, wo er frisch und gesund war. Er gab in ihrem Beisein seinem jüngsten Sohne Georg, der inzwischen gestorben war, einen Sack und, sie glaubte sich auch zu erinnern, ein Sechskreuzerstück, um damit in die Mühle zu gehen. Veronica ging darauf in ihre Wohnung zurück, und sie konnte erst ganz kurze Zeit hier gewesen sein, höchstens eine Stunde, als sich im Dorfe der Lärm verbreitete: der alte Veit sei gestorben.

Alle waren von der Nachricht überrascht und Viele eilten in Reth's Wohnung, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Dies nach der Aussage der Tagelöhnerin, welche aber durch mehre ältere Dorfbewohner, soweit sie sich der Umstände aus der alten Zeit entsinnen konnten, bestärkt wurde.

Noch lebte ein alter pensionirter Obervoigt Frickinger, der sich des Vorfalles wohl entsann. Ein bereits verstorbener Gerichtsdiener Mauermann hatte ihm davon Anzeige gemacht, und er hatte darauf den inzwischen auch verstorbenen Wundarzt Stegmüller in das Todtenhaus geschickt, um die Leiche zu besichtigen. Stegmüller hatte ihm aber die Nachricht gebracht: der alte Veit Reth sei an einem Schlagflusse gestorben, worauf er denn die Sache ruhen lassen.

Auch diese Angabe des alten Obervoigts wurde durch die Aussage noch anderer Zeugen bestätigt und dadurch noch mehr verdächtiges Licht in die Sache gebracht. Diese hatten den Chirurg in das Todtenhaus gehen sehen, er war in die Kammer getreten, wo die Leiche lag — aber die Kammer war dunkel, und der Chirurg war herausgekommen und hatte den Versammelten erklärt: „Der alte Veit sei eben an einem Schlägle verstorben."

Noch mehr! Bald nach Vitus Tode verbreitete sich

allgemein im Dorfe das Gerede, sein eigener Sohn Xaver habe ihn umgebracht. Drei unverdächtige Zeugen und der Obervoigt Frickinger bekundeten die Existenz dieser Sage. Das Zeugniß dieses Letztern mußte von besonderm Gewicht sein, da er ja sich selbst dadurch gewissermaßen einer vernachlässigten Pflichterfüllung anklagte. Der jüngere Sohn des Verstorbenen, der jetzt auch verstorbene Georg Reth, hatte öfters zu seinem Vormund gesagt: „Vormund, Niemand anders als mein Bruder Xaver hat meinen Vater umgebracht; aber sagen darf ich es nicht.“ — Der noch lebende Vormund Lachenmayer bekundete es.

Also: der alte Reth, völlig gesund bis da, war plötzlich gestorben, ohne daß man von einer Aufregung gewußt, oder einer anderen Ursache, welche einen Schlagfluß verursachen könnte; die Besichtigung der Leiche hatte in einer dunklen Kammer stattgefunden, dem Anscheine nach sehr oberflächlich und der Chirurg hatte sich und das Gericht mit dem Ausspruch: er ist an einem Schläglein verschieden, abgefunden und zufrieden gestellt. Bald darauf war das Gerücht umgegangen, sein eigener Sohn habe ihn erschlagen, und der eigene Bruder desselben hatte es unverhohlen, ja mit Bestimmtheit geäußert und geheimnißvoll hinzugesetzt: er dürfe es nur nicht sagen. Und jetzt, nach 18 Jahren, legte dieser angeschuldigte Sohn freiwillig das vollständigste Bekenntniß ab, welches in allen Umständen mit diesen Ermittelungen übereinstimmte. Was fehlte zum vollen moralischen Ueberzeugungsbeweis, wenn man von der unmöglich gewordenen Herstellung des corpus delicti abging? — So wenig ein Motiv, als daß Xaver kein Mann gewesen wäre, zu dem man sich einer solchen That versehen können.

Im Gegentheil, er war schon damals ein Mensch, zu dem sich die Leute alles Bösen versahen. Derselbe alte Obervoigt Frickinger bekundete, daß er von jeher ein unruhiger boshafter Mensch gewesen. Er habe, wie es Allen dazumal bekannt, seinen Vater immer zu zwingen gesucht, ihm sein Gut abzutreten, weil er seine jetzige Frau, die auch nicht im besten Rufe scheint gestanden zu haben, heirathen wollte. Der Vater aber verweigerte die Einwilligung, weil er das Gut lieber seinem zweiten Sohne zuwenden wollte. Das war denn die Ursache ihrer immerwährenden Zwistigkeiten. Der alte Reth war mehrmals zum Obervoigt Frickinger gekommen und hatte sich über seinen Sohn beschwert, dem es indeß noch immer gelungen war, durch amtliches Zureden Vater und Sohn wenigstens auf kurze Zeit zu versöhnen.

Hiermit war also nicht allein der Mann gefunden, zu dem man sich der That versehen konnte, sondern auch das Motiv. Was Frickinger ausgesagt, dessen, nämlich der fortgehenden Feindseligkeiten zwischen Vater und Sohn um die Frau, das Gut, entsannen sich nun auch andere Leute.

Aber nachdem man mit Mühe diesen Beweis über eine That aus der Vergangenheit sich construirt hatte, stürzte das ganze Gebäude plötzlich zusammen, weil der Angeschuldigte das Fundament, seine Selbstanklage, zurückzog.

Im ersten ordentlichen Verhör in dieser zweiten Untersuchung trat Xaver Reth gerade so auf, wie beim ersten ordentlichen Verhor in der vorangängigen Untersuchung um Diebstahl. Er leugnete und widerrief Alles, was er bis da gesagt, unter keinen bessern Gründen als beim ersten Widerruf: er sei damals geistes-zerrüttet gewesen und habe gegen sich selbst gelogen. Der reumuthige,

zerknirschte Vatermorder, den die Angst des Gewissens zum tobenden Wahnsinn, ja bis zum Versuche des Selbstmordes getrieben hatte, war plötzlich ausgetauscht. Vor den Richtern stand, vor den Gefangenwächtern lag in seinem Kerker wieder ein verstockter, gemeiner, tückischer Bösewicht, der auf alle Fragen abgebrochene, höhnische, widerbellerische Antworten hervorstieß.

Auf die natürlichste Frage: Wie er dazu gekommen, sich selbst anzuklagen, antwortete er eben so unnatürlich abspringend: „Alles ist nicht wahr, und wenn hundert Zeugen herkommen, so können sie es nicht wahr machen. Ich habe wol öfters mit meinem Vater Zorn gehabt, aber niemals bin ich ihm wegen seines Lebens neidig gewesen. Vielmehr habe ich ihn durch den Zorn, den ich ihm verursacht, um das Leben gebracht.“ Diesen letztern Ausdruck milderte er jedoch sogleich durch die Phrase: „Ich habe blos den Zorn meines Vaters getödtet, nicht sein Leben.“ — Er räumte auch jetzt noch ein, daß er die Uebergabe des väterlichen Gutes vom Vater gefodert, und dieser nicht eingewilligt habe; Thätlichkeiten habe er aber an ihm nicht verübt.

Man mochte ihm, so oft man wollte, vorstellen: wie sein erstes Bekenntniß so umständlich gewesen, daß man an der Wahrheit desselben nicht wohl zweifeln können; wie es nicht zu begreifen, warum er gegen sich selbst eine unwahre Aussage gemacht haben sollte; wie er ja auch außergerichtlich gegen mehre Personen, aus eigenem Gewissensantrieb den Mord so umständlich und übereinstimmend erzählt habe — er hatte darauf keine andere Antwort, als, darum sei es doch nicht wahr.

„Ich kann nichts wahr machen, und kein Mensch kann mir es wahr machen. — Kein Mensch kann mir

es beweisen, und eine solche Mordthat muß auch ihren Beweis haben. — Ich habe früher die Wahrheit nicht gesagt, weil ich eben ein Narr gewesen bin. — Meiner fruheren Aussagen kann ich mich nicht mehr erinnern, und wenn ich was gesagt habe, so habe ich's nicht bei gesundem Verstande gesagt, sondern in der Narrheit."

Auch beim nachstfolgenden Verhör bekam man nicht mehr heraus. Er blieb dabei: er sei damals nicht bei Sinnen gewesen; sonst hätte er nicht so fabelhaft geredet, und sich einer Mordthat bezüchtigt, die ihm Niemand wahr machen könne.

Von dieser Angabe wich er nicht mehr ab, und blieb bis zum Schluß der Untersuchung in der Rolle eines Unschuldigen, der, von Kummer und Verfolgung geplagt, um seine Sinne gekommen, und sich da in solcher Verwirrung fälschlich als ein Verbrecher angegeben habe.

Das Fundament und Motiv seines doppelten Widerrufes also: Verrücktheit. Aber er hatte den Beweis fur dieselbe nicht zu fuhren verstanden. Der ordentliche Gerichtsarzt sowol als ein hinzugezogener aus der Nachbarschaft gaben ihr Gutachten dahin: daß sein ganzes Benehmen, sein Toben und Lärmen, auch seine Selbstmordsversuche nur Verstellung zur Quelle gehabt hätten; seine Narrheit sei eine fingirte, seine Gemuthsruhe zwar durch ein böses Gewissen gestört, er aber um deswillen nichts weniger und zu keiner Zeit wirklich seines Verstandes und seiner Zurechnungsfähigkeit beraubt gewesen. Die Richter fanden auch keinen Grund, an diesem Gutachten zu zweifeln, und etwa das einer höheren Medicinalbehörde zu erfodern. Auch durch das ganze nachfolgende Benehmen des Verbrechers bestätigte sich die Richtigkeit des Gutachtens. Kalt und besonnen, auf alle

Aufnahme. Bei Herrn Wegener, dem Dirigenten und Miteigenthümer der Werke, fanden die verspäteten Reisenden allen jenen comfort, wie er nur verirrte Wanderer in der Wüste erquikken kann; doch konnte das Erfreutsein füglicher Weise hier nur von einer Seite angenommen werden, denn wiewohl mitten in einem fast unwegsamen Gebirge, genießt Herr Wegener in einer eleganten Einrichtung, in einem liebenswürdigen Familienkreise, im Geschäfts- und freundschaftlichen Verkehr mit der ganzen Umgegend, bis zur Hauptstadt, die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens. Dennoch können wir nicht genug die Art und Weise rühmen, wie diese Gastfreundschaft ausgeübt wurde. Daß man im Augenblick für fünf Gäste, die ohne Empfehlung in der Nacht einfielen, die gehörigen Einrichtungen traf, ist in Norwegen nichts Besonderes, wo die Wirthe oft auf größeren Zuspruch, und ganz fremder Personen, rechnen müssen. Uns schien dies nur eben so merkwürdig, als es uns angenehm sein mußte, indem, wenn wir hier kein Unterkommen gefunden, wir noch weit hinab in die Schluchten hätten fahren müssen; von wo aus die Rückkehr am Morgen nach diesem schö-

Fragen und Vorstellungen gefaßt, in seinen, auf nicht einen Plan genau berechneten Antworten immer sich selbst getreu, leugnete er beharrlich, was er früher gestanden hatte. Wäre er früher wirklich gestört gewesen, so wäre eine solche nachfolgende Klarheit der Gedankenfolge und ihrer Operationen auf ein Ziel hin, ohne Beispiel und jedenfalls ein psychologisches Räthsel.

Der Sturm eines Wahnsinnes, womit Reue und Gewissensangst eine mit der alten Schuld eines Vatermordes schwer belastete Seele ergreifen — und als einen solchen stellte sich doch des Inquisiten angebliche Geisteszerrüttung dar — ein Sturm dieser Art ist nicht so leicht vorübergehend, streift nicht so sanft blos über die Oberfläche hin, daß er, ohne nur eine Spur zurückzulassen, plötzlich wieder stillstehen sollte. Der Mensch, den noch gestern die den Vatermord rächenden Furien zum Wahnsinn trieben, wird nicht heute, vollkommen verständig, zwar den Wahnsinn als wahr einräumen, aber auf eben diesen Wahnsinn sich berufen, um es glaubwürdig zu machen, daß nur Dasjenige an jenem Wahnsinn unwahr und erlogen sei, was er — von einem Vatermorde verrathen habe.

War Xaver Reth der Mörder seines Vaters?

Durch das erste Erkenntniß wurde er ab instantia, durch das zweite von der Strafe freigesprochen; wegen der überwiesenen Diebstähle wurde er zu sechs Jahre und sechs Monate Arbeitshaus verurtheilt.

Das Räthsel seiner Geständnisse und Widersprüche scheint sich sehr einfach zu lösen.

Bestürzt durch die Verhaftung, die er nicht erwartet, geängstigt durch den Gedanken, daß sein Diebesgenoß gestanden, gesteht auch er in der ersten Ueberraschung, im Verhör vom 9. April.

In der Stille des Gefängnisses bedenkt er, daß er einen dummen Streich begangen. Als fünfmal bereits gestrafter Dieb hat er eine sehr harte Strafe zu erwarten. Er mußte widerrufen, Alles wieder leugnen. Aber womit den Widerruf wahrscheinlich machen? Ihm fehlten alle wahrscheinliche und mögliche Gründe. Längst in der Criminalpraxis gewitzigt, wußte er, daß ein solcher durch nichts unterstützter Widerruf aller Wirksamkeit ermangele. Sollte er plötzlich Verstandeszerrüttung affectiren? Niemand hätte ihm so ohne Weiteres geglaubt. Wer Schweine, Betten und Gänse stiehlt, hat nicht die Vermuthung für sich, daß er an einer Seelenkrankheit leide. Er suchte ein anderes Mittel. Er bot List und offene Kühnheit auf, das Document, damit die einzige Unterschrift, zu vernichten, welche nach seiner Meinung sein Geständniß constatire und ihm verderblich wäre. Daher wagte er den in der Verbrecherpraxis kaum erhörten Gewaltstreich am 17. April. Aber, obgleich er seine verhängnißvolle Unterschrift verschluckt hatte, sagte ihm doch sein Verstand, daß es damit nicht abgethan sei. Das übrige Protokoll war erhalten, sein Bekenntniß stand noch Schwarz auf Weiß, und was daran fehlte, seine Unterschrift, ward durch die Aussage der beeideten Gerichtspersonen wiederhergestellt.

Er mußte sich sagen, daß sein Verstand gefehlt hatte. Welche Aufmunterung für ihn, denselben ganz aufzugeben. Er mußte sich auch gestehen, daß seitdem seine Sache noch schlimmer geworden. Durch den verfehlten Versuch, das erste Verhörsprotokoll zu vernichten, hatte er mit der That die Unerheblichkeit seines Widerrufes eingeraumt und seinem Geständniß nur mehr Gewicht gegeben.

Also mußte er jetzt verrückt werden, um es glaublich zu machen, daß er sein Geständniß im Zustande einer

Geistesabwesenheit abgelegt habe. Aber mit bloßen Reden war es nicht gethan. Er mußte die Rolle eines Wahnsinnigen übernehmen und so lange fortspielen und in solcher Wahrheit, daß der Gedanke an ein bloßes Spiel so fern als möglich bleibe.

Es galt nunmehr, nicht blos zu faseln, sondern auch faselnd zu handeln, nicht blos überhaupt, sondern auch gegen sich selbst zu toben. Mit der Vorspiegelung des Wahnsinnes aber war es auch noch nicht allein gethan. Er hatte in angeblicher Geistesverruttung vorgeblich ein unwahres Bekenntniß abgelegt: in der, wenn auch noch so geschickt durchgeführten Rolle der Narrheit für sich allein, würde er daher wohl dem Richter einen Verrückten, aber noch keinen in der Verrücktheit gegen sich selbst lügenden Narren gezeigt haben. Dem in sich zusammenhangenden, mit allen Zeichen des überlegenden Verstandes ausgestatteten, glaubwürdigen Bekenntniß der Diebstähle mußte also, unter dem heimlichen Vorbehalt künftigen Widerrufes, ein anderes, eben so umständliches, verständiges, beim ersten Anblicke vollkommen glaubwürdiges Bekenntniß als Seitenstück gegenüber gestellt werden, welches, wenn es theils durch den offen hervorbrechenden Wahnsinn des Bekennenden, theils durch die Unerweislichkeit mehrer in ihm enthaltenen Umstände seinen Glauben verloren hatte, auch den Glauben an die Wahrheit des ersten Bekenntnisses, wenigstens nach der Rechnung des Inquisiten, erschüttern mußte. Das Bekenntniß, welches der Täuschung als Mittel dienen sollte, durfte übrigens keineswegs auf ein gewöhnliches Verbrechen gerichtet sein, bei welchem er nicht viel mehr, als bei dem ersten auf das Spiel setzte; er mußte dieses um Vieles überbieten. Je schwerer das Verbrechen, je gräßlicher die That, deren er sich freiwillig

anklagte, desto größer der Schein, desto sicherer der Gewinn. Und so gab er denn nun dem Richter, der seiner Behauptung: er habe in einer Verstandeszerrüttung sich einiger Diebstähle fälschlich beschuldigt, — keinen Glauben beimessen wollte, etwas noch bei weitem Stärkeres, das Bekenntniß eines — nicht erweislichen, und, wie er bald darzuthun hoffte, blos im Wahnsinn eingebildeten — Vatermordes zum Besten.

Diese hier ausgesprochene Ansicht ist von den Richtern erster und zweiter Instanz festgehalten worden, und Feuerbach gibt ihr seine Beistimmung. Er hält es nicht blos für möglich, daß Xaver Reth sich des Vatermordes angeklagt habe, um dadurch seine früheren Bekenntnisse der Glaubwürdigkeit zu berauben, sondern er nimmt es für gewiß an; während der zweite erkennende Richter noch eine Möglichkeit gelten ließ: daß er diese Selbstanklage aus Reue, und um durch das Erleiden der verdienten Strafe sein Gewissen zu beruhigen, vorgebracht habe. Dafür scheint nichts zu sprechen, und dagegen spricht der rohe, gemeine und doch so schlau berechnende Charakter dieses Verbrechers im Vorangegangenen, zumal aber in der Frechheit, welche er später an den Tag legte.

Mit der Annahme: daß Xaver Reth sich des Vatermordes in der Absicht angeschuldigt, um seine Geisteszerrüttung wahrscheinlich zu machen und damit sein früheres Geständniß der Diebstähle zu schwächen oder den Widerruf desselben zu kräftigen, ist aber die Möglichkeit noch nicht ausgeschlossen, daß er nicht doch den Vatermord wirklich begangen habe. Die Möglichkeit ist durch die Untersuchung nicht abgewiesen, daß Xaver sich der Schuld des Vatermordes bewußt gewesen, ihn aber nicht aus Schuldbewußtsein oder Reue, sondern nur, um auf

die angedeutete Art den Richter zu hintergehen, also nur zum Schein eingestanden habe.

Feuerbach hält diese Möglichkeit sogar für eine Wahrscheinlichkeit, weil nur durch sie Vieles erklärt werde, was ohne sie ein Räthsel bleibe, und liefert nun eine jener psychologischen Ausführungen, in denen er als unerreichtes Muster dasteht.

„Nimmt man an, der Vatermord, dessen Reth sich anklagte, sei nichts weiter, als eine reine Erfindung, so müsse es doch, wahrlich, als ein wunderseltsames Spiel des Zufalles betrachtet werden, daß mit diesem Bekenntnisse so viele erhebliche, durch die Untersuchung an das Licht gezogene, unter sich übereinstimmende Thatumstände zusammentreffen, welche die sehr starke Vermuthung begründen, daß eben Dasjenige, was Inquisit erfunden, gerade zu der Zeit, in welche er seine Erfindung versetzt, sich wirklich ereignet habe. Der Sohn lebte mit seinem Vater im Streit und großer Feindschaft; er trug Haß gegen ihn und hatte Vortheil von seinem Tod. Und dieser Vater stirbt eines plötzlichen Todes, nachdem er nicht blos Abends, sondern noch eine Stunde zuvor, vollkommen gesund und heiter gewesen ist. Sein Sohn Xaver war damals zu Haus bei seinem Vater, war allein bei ihm, war daher im Stande, den Mord zu vollbringen, und zwar ohne Zeugen scheuen zu müssen. Der plötzliche Tod des Vaters erregte bei der Ortsobrigkeit bedenkliche Muthmaßungen, und der Dorfchirurg wurde daher zur Besichtigung abgeschickt. Diese Besichtigung, ohne Leichenöffnung, zumal sie nur obenhin und in einer düsteren Kammer vorgenommen wurde, konnte nun freilich, wenn der Tod durch Erdrosseln bewirkt war, dem Besichtiger wol kein anderes Ergebniß liefern, als eben dasjenige, welches er in seinem Ausspruche:

Veit sei am Schlagflusse gestorben, — wiedergegeben hat. Allein dieser Ausspruch, weit entfernt, den Verdacht zu schwächen, dient vielmehr, unter den obigen Umständen, ihn zu bestärken, weil das Erdrosseln seltener durch Erstickung, weit häufiger durch einen herbeigeführten Schlagfluß den Tod bewirkt. Die Erklärung des Wundarztes beruhigte denn auch den Argwohn keineswegs; vielmehr entstand erst nachher das ganz allgemeine Gerücht: der Sohn Xaver habe seinen Vater ermordet; eine Ueberzeugung, zu welcher sich dessen eigener Bruder Georg gegen seinen Vormund mehrmals bekannte. Wunderbares Zusammentreffen! Als Reth 1822 in seinem Gehirn die Luge eines von ihm vor 18 Jahren verübten Vatermordes zusammenwebte, hatte auch bereits vor 18 Jahren der launige Zufall ein Gewebe von Thatsachen zusammengesponnen, welches fast auf's Haar mit jenem 18 Jahre jüngeren Hirngespinnste zusammenstimmt!

Ein Beweis dafür: daß Veit Reth ermordet, von seinem Sohne Xaver erdrosselt worden sei, war freilich nach so langer Zeit ein für allemal nicht mehr möglich. Hatte Xaver wirklich seinen Vater erdrosselt, wer konnte noch Zeugniß geben wider ihn für eine That, die ohne Zeugen geschehen war? Viele Menschen, unter diesen auch zwei seiner Brüder, waren bereits gestorben. Selbst des Todten Leichnam konnte nicht mehr zeugen, weder für den Mord, noch gegen den Mörder: jener war zerfallen in Staub, dessen Gebeine waren zerstreut. — Daß also von dieser Seite keine Gefahr ihm drohe, daß selbst sein Bekenntniß, zumal wenn er es nachher widerrufe, unter solchen Umständen ihm keinen Nachtheil bringen werde, das konnte nicht nur der in diesem Theil der Rechtswissenschaft wohlbewanderte Inquisit sehr gut

wissen, sondern er wußte es in der That. In seinen die Selbstanklage des Vatermordes wieder zurücknehmenden Verhören wehrt er den auf ihn eindringenden, ihn auf sein Bekenntniß zurückführenden Richter beständig, mit den unter verschiedener Form wiederholten Aeußerungen von sich ab: „Niemand kann es mir wahr machen; — ein so schweres Verbrechen, wie ein Vatermord, verlangt Beweis." Diese immer wiederkehrenden Redensarten, welche dem ungebildeten, seiner Gedanken und des Ausdruckes nicht vollkommen mächtigen Inquisiten entschlüpften, verrathen ganz deutlich, daß er, als er den schon eingestandenen Vatermord wieder zu leugnen hatte, weit weniger in seine Unschuld, als in die Unerweislichkeit seiner Schuld Vertrauen setzte.

War es einmal, wie oben gezeigt worden, sein Plan, den Richter durch ein in verstelltem Wahnsinn abgelegtes Scheingeständniß zu hintergehen, so konnte es ihm gleichviel sein, ein Verbrechen erst aus dem Nichts erfinden, oder das Geständniß eines in seinem Herzen bewahrten Verbrechens abzulegen, das sich vor Gericht in ein Nichts auflösen mußte. Dort hätte es seinem Kopf die Arbeit einer mühsamen Erfindung gekostet; hier, wo in seinem Gewissen Alles schon vorräthig lag, war wenigstens diese Mühe erspart. Jener Fall setzte ihn in die Gefahr, eine plumpe, übel zusammenhängende Lüge zu erfinden, deren Handgreiflichkeit seinen geheimen Plan leicht verrathen konnte; in dem letzten Falle brauchte er nur die Wahrheit zu erzählen, die sich bei weitem wahrscheinlicher geben ließ, als die allerwahrscheinlichste Erfindung. Dieser zweifache Betrug, mittelst einer Täuschung, zu welcher ihm die Wahrheit selbst als Werkzeug dienen sollte, erhöhte zugleich sein Selbstgefühl und verdoppelte seinen Triumph über den Richter, der bereits über ihn zu

triumphiren wähnte. Was konnte ergötzlicher für ihn sein, als den Vatermord, den er wirklich begangen, mit allen Umständen einzugestehen und hierdurch, indem er seinen Richter mit der gräßlichsten Wahrheit foppte, auch noch obendrein das über einige verhältnißmäßig unbedeutende Diebstähle aufrechtstehende Bekenntniß, wobei jener ihn gepackt zu haben meinte, auf einmal spielend umzuwerfen? Daß man seiner Selbstanklage nachforschen, daß dieser oder jener Umstand sich bestätigen werde, dieses mußte er wohl erwarten. Aber alsdann um desto besser! Denn war das in sich zusammenhängende, mit verschiedenen erwiesenen (obgleich nicht überweisenden) Umständen zusammenstimmende Bekenntniß eines Vatermordes, durch die mit überzeugender Wahrheit durchgeführte Rolle des Wahnsinnes als unglaubwürdig und unwahr dargestellt, um wie viel kräftiger, bündiger mußte auf gleiche Unwahrheit und Unglaubwürdigkeit eines bloßen Bekenntnisses über einige Diebstähle zurückgeschlossen werden. Es kam überdies nicht blos darauf an, dem Richter eine neue Erzählung zum Besten zu geben, sondern auch in unmittelbarer Beziehung auf diese, ihm das täuschende Schauspiel eines Wahnsinnigen aufzuführen. War er nun sich des Vatermordes bewußt: welche Rolle durfte er, mit dem allergeringsten Aufwand von Mühe, wahrer, treuer zu spielen hoffen, als die — eines wahnsinnigen Vatermörders? Denn da brauchte er sich nur der Erinnerung und den verbissenen Schmerzen des — auch in dem Besewicht fortlebenden — Gewissens ohne Rückhalt zu überlassen, um — indem er einmal zu eigener Erleichterung diese Schmerzen frei aus seiner Brust heraustobte — die schreckliche Wahrheit eigener Gefühle als treue Mithelferin bei der Ausführung seines Kunststückes auf der Seite zu haben.

Die Einwendung: eine mit der Schuld eines Vatermordes belastete Seele, welche auf solche Weise mit ihrem eigenen Gewissen ein Spiel treibe, könne nicht einem Menschen angehören, sondern nur einem Satan: — diese Einwendung erwartete der Verfasser wenigstens nicht von Männern, welche mit dem Menschen in seiner Verderbtheit genauere Bekanntschaft gepflogen und die Elemente der Hölle, welche eines Menschen Brust in sich aufzunehmen fähig ist, zu ergründen und auseinander zu legen, sich zum traurigen Geschäfte gemacht haben."

Der Sohn des Bettlers.

1655.

Der Notar Lancelot Le Moine beim Chatelet-Gericht zu Paris, ein begüterter Mann, hatte aus eigener Praxis erlernt, daß lange Vormundschaften das Vermögen reicher Mündel nicht vermehren. Er hatte deshalb in seinem Testament verordnet, daß seine Gattin Jeanne, geborene Vacherot, die alleinige Vormünderin seiner Kinder für den Fall seines Todes, vor deren Volljährigkeit, werden solle. Er verlange durchaus keinen andern Vormund, weil er sonst gewiß sei, daß seine armen Kinder um das Ihrige kommen wurden.

Er starb 1649 und das Chatelet vollzog seinen Willen, die Witwe ward Vormünderin der drei minderjährigen Söhne, Pierre, Jacques und Louis.

Der mittlere dieser Knaben, Jacques, welcher die Hauptperson dieses Rechtsfalles geworden, den Pitaval uns berichtet, oder dessen Existenz wenigstens dazu Anlaß gegeben, war 1644 im September geboren, und am 11. des Monats in der Normandie, im Kirchspiel von Bois-Hieraulme in der dortigen Kirche St. Sulpice getauft worden.

nen Punkte beschwerlich, wo nicht unmöglich gewesen wäre. Manche gastliche Aufnahme kündigt sich geräuschvoll an: der Gast findet sich immerfort verpflichtet zum Dank, und verpflichtet, den außerordentlichen Anstrengungen des Wirthes zu steuern, aber wir glauben bemerkt zu haben, daß gerade diese Art der Tugend nur am ersten Tage des glücklichen Eintreffens die Probe aushält. Im Humphry Klinker will jener Squire die Altenglische Gastfreiheit wieder einführen, und Jedermann, welcher der Straße ziehet, wird unter Pauken und Trompeten zum Mittagstisch eingeladen; aber wenn ihn ein Unwetter nöthigt, über Nacht zu bleiben, so hat die Gastfreundschaft plötzlich ein Ende. Ich muß gestehen, daß ich wohl zuweilen an den guten Squire erinnert wurde, wenn auch nicht grade schon beim Abendessen. Sind doch manche Gesichter, manche Redensarten nur eingerichtet auf den ersten Empfang. Die erste Begrüßung, der erste Eintritt eines Fremden hat etwas Pikantes, und wenn der Wirth nicht erwartet, daß er jemals wiederkehren werde, wie darf der Fremde erwarten, dasselbe Sonntagsgesicht am nächsten Montage wieder zu finden? Ganz das Gegentheil bei

Der selige Notar mußte noch wahrend seiner Lebzeiten recht wohl fur seine Erben geforgt haben, denn er hatte viele kleine Guter, die in den Provinzen zerstreut lagen. Die meisten fanden sich in der Nahe von Vernon, wohin die Witwe im September 1654, diesmal nur mit ihrem jungsten Sohne Louis, eine Reise unternahm. Die andern beiden, Pierre, damals 14 Jahre, und Jacques 10 Jahre alt, blieben in Paris zurück unter der Aufsicht einer Magd und ihrer Großmutter.

Die Aufsicht war entweder nicht gut oder, was wahrscheinlicher, die Knaben schlecht erzogene Wildfange. Beide, Pierre und Jacques, entliefen eines Tages aus dem Hause mit noch zwei andern Burgersöhnen und kehrten nicht wieder.

Dem Anschein nach war die Angst und Bekummerniß der Mutter, als sie davon erfuhr, sehr groß, und sie sagte wenigstens vor den Leuten, daß sie sich alle mögliche Mühe gebe, ihren Kindern nachzuforschen. Die beiden andern Knaben wurden zwar nach einiger Zeit ihrem Vater, dem Burger Coutard, wieder zurückgebracht, die beiden Le Moine's aber nicht; man erfahrt nicht, ob jene uber diese gar keine Auskunft geben konnten, welche zu einer Entdeckung oder Nachforschung von Nutzen gewesen ware.

Madame Le Moine begegnete dagegen eines Tages einem in der Gegend wohlbekannten Bettler, der ein Kind bei sich hatte. Die Züge desselben fielen der Witwe auf. Es konnte ihr Pierre sein; er war von der Große, dem Alter, er glich ihm auf den ersten Blick. Aber bei naherer Betrachtung sagte Madame Le Moine, sie musse sich doch geirrt haben; es sei nicht ihr Pierre. Aber sie trug dem Bettler auf, da er doch weit umher streife, moge er auf zwei Knaben Acht haben, die so und so

aussähen, und wenn er ihnen begegne, sie ihrer Mutter zurückführen oder ihr Nachricht von ihrem Aufenthaltsorte geben.

Mehren fiel es indeß auf, wenigstens nachher, daß die so bekümmerte Mutter die Nachforschungen nach ihren beiden verlorenen Söhnen nur unter der Hand betrieb, und daß sie erst volle acht Monate, im Jahre 1655, nach deren Verschwinden, der Obrigkeit davon Anzeige machte, und da erst darauf antrug, daß gerichtliche Nachforschungen nach den Verlorenen angestellt würden. Nachdem so viel Zeit versäumt worden, fielen diese begreiflicherweise unglücklich aus. So viel Personen auch vernommen wurden, keiner wußte Etwas anzugeben, was nur auf eine Spur leitete.

Im Juli 1655 war die betrübte Frau, an deren wahrer Betrübniß übrigens schon Einige zweifeln mochten, abermals in Vernon. Am 25. dieses Monats hörte sie in der dortigen Pfarrkirche die Messe, als derselbe Bettler sich mit demselben Kinde in der Kirche zeigte. Mehre Kirchgänger sahen, wie Madame Le Moine ihm winkte, wie sie einige heimliche Worte mit ihm redete und dann ihm Etwas in die Hand drückte.

Einigen Frauen fiel dies sehr auf. Der Knabe sah ja ganz aus wie der entlaufene oder verlorene Jacques Le Moine. Eine flüsterte es der Anderen zu; die Andacht in der Kirche war, wenigstens für den weiblichen Theil der Besuchenden, verloren. Noch ehe der Gottesdienst zu Ende war, traten einige Wohlmeinende an die Witwe heran und sagten ihr geradezu ins Gesicht: das sei ihr Sohn. Die reiche Notarsfrau erwiderte mit einer merkwürdigen Ruhe: ihr Sohn hätte eine kürzere Nase gehabt.

So kaltblutig ihren Sohn zu verleugnen! Mit Blitzesschnelle hatte Alle die Ueberzeugung durchdrungen: er ist es, der Verlorene, der anscheinend von der Mutter mit solchem Eifer Gesuchte, nach dem sie aber im Ernst erst nach acht Monaten suchen lassen. Sie hatte ihn dem Bettler verkauft, der Anblick des Bettlers hatte sie erschreckt, sie hatte ihn gerufen, ihm seine Unverschämtheit heimlich vorgehalten, ihn mit Geld befriedigt und wieder fortgeschickt!

Von den Frauen war die Kunde auf die Männer übergegangen. Als der Gesang schwieg, die Glocken verhallt waren, war Jeder unterrichtet, von der Wahrheit durchdrungen. Alles stürzte nach dem Ausgang, wo der Bettler noch sichtbar war. Fünf oder sechs Leute ergriffen ihn und sagten ihm geradezu ins Gesicht: das Kind sei ein gestohlenes, es sei der Sohn des verstorbenen Le Moine. Man hatte ihm den Knaben schon fortgerissen, man drohte und schimpfte, als ein Bettelweib hinzukam und die allgemeine Aufregung noch vergrößerte, indem sie laut erklärte: sie kenne den Mann, sie sei vordem einmal mit ihm nach Paris gegangen. Da, als sie an die und die Straße gekommen, habe sein Kind nicht weitergewollt, und als der Bettler es zornig angeschnauzt, ihm zitternd zugeflüstert: „in der Straße wohnt ja meine Mutter Vacheret!“

Der Lärm ward immer größer. Man drängte den Bettler, sich zu erklären, ob er behaupte, der wirkliche Vater des Kindes zu sein. Er antwortete: „Wer es ernährt, der ist sein Vater. Ich habe das Kind aus einem Hospital, wo seine Mutter gestorben ist, zu mir genommen, und hab' ihm versprochen, daß ich's niemals verlassen will.“

Man ließ den Bettler damals noch mit sammt dem

Kinde gehen, obwol dieſe ausweichende Antwort das Mistrauen und den Argwohn eigentlich nur noch mehr ſteigerte. Aber inzwiſchen verbreitete ſich die Nachricht von dem Vorfall durch die ganze kleine Stadt. Eine ſolche unnatürliche, eine ſolche Rabenmutter lebte in ihrer Mitte! Zwei Kinder wollte ſie verloren haben und gab vor, um ſie zu trauern, während ſie dieſelben einem Bettler verkauft, um damit außer Landes zu gehen. Daher ihr Schreck, als ſie ihn und das eine Kind wiederſah, daher hatte ſie ihn zu ſich herangewinkt, ſie, die ſtolze Frau, den elenden Vagabunden, und in der Kirche, und ihn aufs Neue mit Geld beſtochen zum Schweigen und zum Entfliehen. Man trug zuſammen, man combinirte. O, ſie war von je an eine ſchlechte Frau geweſen, und hartherzig und geizig; darum ihrer eigenen Kinder ſich entſchlagen, ſie in Kummer, Elend und Verworfenheit ausſtoßen; und eine Frau ohne alles Herz, denn als ſie das Kind wiederſah, keine Regung mütterlicher Theilnahme, Eiskälte und ſchlaue Berechnung ihr ganzes Weſen! Die Natur emporte ſich dagegen, wer ein menſchlich Herz in Vernen hatte, mußte gegen ſie Partei nehmen und das Seinige thun, daß eine ſolche Rabenmutter geſtraft werde.

Der Bettler hatte die unerhörte Frechheit, nach jenem Auftritte in der Kirche nicht zu entfliehen. Er zeigte ſich, und mit dem Knaben, am Nachmittage wieder am Thore vor Boiſſi. Aufs Neue umringte ihn hier ein Volkshaufe. Man betrachtete den armen Knaben, der anſcheinend ſo harmlos, unbefangen neben ihm ſtand, aber Jeder, der einſt die Le Meine'ſchen Kinder geſehen, wollte den zweiten Knaben in ihm erkennen.

Da erſchien auch der königliche Procurator des Ortes unter dem Haufen. Er legte dem Bettler und dem Knaben

Fragen vor, deren Beantwortung seinen Verdacht nicht entfernte. Der Bettler versprach und verwirrte sich. Bald wollte er von Perigord, bald von Bayeaume geburtig sein. Das Kind spielte etwas entfernt von seinem angeblichen Vater. Während dieser durch andere Neugierige beschäftigt wurde, zog der Procurator den Knaben bei Seite. Die Antworten desselben bestätigten nur immer mehr seinen Verdacht. Befragt, ob er unter den Dörfern, die er besucht, auch Bois-Hieraulme kenne? entgegnete das Kind: o ja, da sei er oft gewesen und hätte dort Bekanntschaften. Es war das Dorf, in welchem Jacques Le Moine geboren war.

Der Procurator brauchte eine List, um der Sache auf den Grund zu kommen. Der Knabe hatte einige Münze, wahrscheinlich das nur eben erst gesammelte Almosen, in der Hand. Der Procurator ließ durch einen der Umstehenden dieses Geld dem Bettler überbringen, mit der Meldung: der kleine Le Moine wolle ihn verlassen und zu seinen Verwandten nach Bois-Hieraulme gehen. Kaum hatte das der Bettler gehört, so drangte er sich durch das Volk und wollte fortlaufen.

Dies war ein deutliches Zeichen seiner Schuld, er ward aufgehalten und der Procurator ließ ihn vor die Gerichtsobrigkeit bringen. Der erste Beamte, der Lieutenant-Général war gerade abwesend, sein Stellvertreter, der Particulier-Lieutenant, der, beiläufig bemerkt, mit dem verstorbenen Lancelot Le Moine leiblich Geschwisterkind war, vernahm auch auf der Stelle diesen verdächtigen Vagabunden, von dessen Schuldbarkeit damals in ganz Vernon schon Jedermann überzeugt war.

Der Bettler hieß Jean Monrousseau. Er leugnete Stein und Bein, daß er das Kind gestohlen habe, daß es das Kind eines Anderen sei, vielmehr wäre es

sein ehelebliches, und er war auch nicht verlegen, eine ziemlich zusammenhängende Geschichtserzählung seines Lebens zu liefern und dieselbe durch einzelne Zeugnisse zu unterstützen.

Er sei der Sohn eines Steinschneiders aus Limousin, hätte in seiner Jugend das Vieh gehütet und sei darauf unter die Soldaten gegangen. In der Garnison zu Bapeaume lernte er Jeanne Blond kennen, die Witwe eines Schuhmachers, und ward endlich mit ihr zu Arras, nachdem man ihnen anderwärts wegen mangelnden Todtenscheines des ersten Mannes Schwierigkeiten gemacht, durch den Pfarrer Hocquet zu St. Nicolas daselbst am 27. Mai 1642 getraut. Später gebar ihm die Frau zu Mondidier, wo sie sich niedergelassen, Zwillinge; beide starben aber schon wenige Monate nach der Geburt und die Eltern wandten sich nach Neufville unfern von Mondidier, wo sie sich von Taglöhnerarbeit in Feld und Garten ernährten.

Im Jahre 1646 kam sein Weib eben wieder mit Zwillingen nieder. Der Knabe Louis sei nun das Kind, welches man hier mit Gewalt zum Sohne der Madame Le Moine machen wolle. Beide Kinder machten seiner Frau so vollauf zu schaffen, daß sie ihrerseits nicht mehr für Geld arbeiten konnte. Da er mit seinem Verdienst nicht die ganze Familie ernähren konnten, hatten sie sich entschlossen, als Bettler ihr Brot zu verdienen. Mit Zeugnissen ihrer Armuth und Ehrlichkeit hatten sie darauf Neufville verlassen und waren bettelnd umhergezogen.

Zuerst geschah es im Sprengel von Neufville; von da wandten sie sich nach dem Gebiet von Limousin. Dort starb das Mädchen. Da nun auch der Knabe inzwischen sieben Jahre alt geworden und keine Wartung mehr

bedurfte, entschlossen sie sich, nach Neufville zurückzukehren und wieder zu arbeiten. Aber bei der Durchreise durch Tours starb die Frau am 10. Juni 1654 im dortigen Hospital. Der Bettler kehrte nun nur mit seinem Sohne nach Neufville zurück und ergriff hier wieder das Bettlergeschäft, weil die Verhältnisse daselbst sich inzwischen geändert und in Folge des Friedens, der viele entlassene Soldaten zu Tagelöhnern gemacht, keine Arbeit mehr für ihn zu finden gewesen. Auf eine kurze Zeit ging er nach Paris, von dort, um bei der Ernte Arbeit zu suchen, nach Vernon, wo ihm denn Das begegnete, was Alle wissen und woran er nicht Schuld sei.

Monrousseau belegte alle diese Aussagen mit verschiedenen Papieren, als: einem Attest des Pfarrers und sieben der angesehensten Einwohner von Neufville, des Inhaltes: daß Jean Monrousseau und sein Eheweib, Jeanne Blond, sich der Kriegsunruhen halber nach Neufville begeben, dort die Frau mit Zwillingen niedergekommen sei, daß Beide in die äußerste Armuth gerathen, was sie genöthigt, zur bischöflichen Gewalt und Gnade ihre Zuflucht zu nehmen und um die Erlaubniß zu bitten, im Sprengel von Beauvais (an dessen Bischof das Attest adressirt war vom 1. April 1647) Almosen zu sammeln. — Ein zweites Attest vom 4. April desselben Jahres, ausgestellt vom Pfarrer und dem königlichen Richter von Neufville bezeugte, daß beide genannte Eheleute durch einen Trauschein des Pfarrer Hocquet zu Arras vom 31. Mai 1642 sich als daselbst getraut hinlänglich legitimirt hätten. Zwar sei in besagtem Trauschein Monrousseau nicht Jean, wie er heiße, sondern Philipp genannt, was aber auf einem Irrthum beruhen möge, den aufzuklären er selbst keinen Anlaß gefunden, sintemalen der besagte Trauschein in lateinischer Sprache abgefaßt sei. Uebrigens hätten

Mann und Frau sich drei Jahre in Neufville aufgehalten und daselbst wahrscheinlich als eheliche Leute gelebt, da Niemand gegen sie Klage geführt. Nachdem sie ihre Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen, taufen lassen, hätten sie in allen Ehren ihren Abzug genommen. — Ein drittes Attest war der Todtenschein der am 10. Juni 1654 zu Tours im Hospital gestorbenen Frau.

Die Papiere schienen dem Partikulier-Lieutenant in Richtigkeit; aber auf die vielen, ihm vorgelegten Fragen gab der Bettler nicht so klare Antworten, als Jemand, der von der Richtigkeit seiner Angabe überzeugt ist und nichts zu besorgen hat. Der Beamte schien vielmehr von seiner Schuld vollkommen überzeugt, denn er ließ ihn nach dem Verhör sofort ins Gefängniß setzen und — schließen. Zugleich verordnete er, daß der Knabe, der angebliche Louis Monrousseau, einstweilen ins Hospital zur Verwahrung gebracht werden solle.

Alles dies geschah am 25. Juli 1655, aber der stellvertretende Beamte verfügte nur mündlich und ließ auch weder den Namen des Gefangenen, noch die Ursache seiner Verhaftung in das Gefangenregister eintragen.

Es findet sich nun unter den Akten des Gerichts von Vernon eine vom 27. Juli d. J. datirte Schrift, eingereicht von dem Procurator Jean Le Moine zu Vernon, worin derselbe, als Verwandter des verstorbenen Lancelot Le Moine und des entführten Kindes ausführt: daß Jeanne Vacherot, Witwe seines verstorbenen Vetters Lancelot, als eine unnatürliche, pflichtvergessene Mutter erscheine. Denn, nachdem zwei ihrer Kinder ihr angeblich fortgelaufen wären, habe sie sich keine Mühe gegeben, sie wieder aufzusuchen. Nachdem einer der Knaben ihr von ungefähr wieder zu Gesicht gekommen, habe sie ihn nicht für ihr Kind anerkennen wollen, obgleich bei Allen,

welche den entlaufenen kleinen Jacques gekannt und besagten Bettlerknaben zu Gesicht bekommen, gar kein Zweifel sei, daß sie Beide eine und dieselbe Person wären. Er trug deshalb darauf an, daß zum Beweise dafür Zeugen abgehört wurden; verwahrte sich aber zugleich, daß er alles dieses nur aus allgemeiner Menschen- und Verwandtenpflicht angezeigt habe, nicht aber als Ankläger gelten, noch weniger, bei einen schlimmen Ausfall, für die Kosten einstehen wolle.

Hiernach mußte die Sache fiscalisch aufgenommen werden und der erwähnte Procurator, welcher den Bettler am Thore von Boissi inmitten des zusammengelaufenen Menschenhaufens bereits inquirirt hatte, stellte nun in seinem Namen den Antrag durch Abhörung der Zeugen über die angegebenen Umstände. Späterhin wurde bemerklich gemacht, daß dieser Procurator in seinem Requisitionsschreiben vorgab, als habe er erst durch die Eingabe des Le Moine von dem ganzen Vorgange Kenntniß erhalten, während er doch bei dem Vorfall am Thore nicht allein zugegen, sondern sehr thätig dabei ~~beschäftigt~~ gewesen.

Inzwischen war die eigentliche Gerichtsobrigkeit, der Lieutenant-Général, zurückgekehrt, und gab auf das fiscalische Ansuchen Befehl zur Vernehmung der Zeugen, aber auch zugleich zu der nochmaligen des Bettlers und — der Witwe Vacherot.

Der Bettler verwickelte sich sogleich in Widersprüche. Warum war er im Traufscheine Philipp genannt worden? — Er habe, als er von Bapaume nach Arras gegangen, den Namen Philipp angenommen. Weshalb? — Er wußte keinen Grund. Endlich entsann er sich, er habe einer Frau den Auftrag gegeben, den Traufschein ihm zu lösen, und die möchte sich geirrt haben. —

Befragt: wie viel Kinder er gehabt, sagte er mit Bestimmtheit nur zwei, die genannten Zwillinge, von denen das Mädchen in Issudel, im Limousinischen, gestorben. Aber er mußte sich später entsinnen und einraumen, wie es schon in seiner fruheren Angabe bemerkt ist, daß seine Frau zwei Mal mit Zwillingen niedergekommen, er also im Ganzen vier Kinder gehabt habe.

Hieruber gerieth er in neue Widersprüche. War der überlebende Knabe aus der ersten Niederkunft seiner Frau zu Mondidier oder aus der zweiten zu Neufville? — Aus der ersten, war seine Antwort. — Aber beide Zwillinge der mondidierschen Geburt sollten nach seiner ersten Angabe bald nachher daselbst gestorben sein. Ueberdies hatte er den Knaben aus der ersten Niederkunft fruher Jean genannt, das Mädchen Renate; den lebenden Knaben aber nannte er Louis. — Nun erklärte er wieder, der lebende sei von der zweiten Niederkunft und heiße wirklich Louis. Aber inzwischen hatte er bei einem andern Verhor gesagt, der Knabe aus der zweiten Niederkunft sei schon sechs Monate nach der Geburt gestorben. Daran erinnert, fiel er wieder in die andere Behauptung zuruck: ja dem sei auch so, und das Kind, das man ihm streitig machen wolle, wäre aus den ersten Wochen seiner Frau. Auf diese gehäuften Widersprüche aufmerksam gemacht, wußte er endlich nicht aus und ein.

Ebenso widersprach er sich in Bezug seiner Bekanntschaft mit der Witwe Pacherot. Bald hatte er sie nur ein einziges Mal in Paris auf dem Greveplatze gesehen, bald zwei Mal auf dem Greveplatze und im Hospital; dann raumte er ein, es sei drei Mal geschehen, und seine Erinnerung ging sehr weit zuruck.

So widersprechende, so schwankende Behauptungen konnten nur als Beweis eines losen Gewissens gelten.

Herrn Wegener; geräuschlos, ohne daß die geringste außerordentliche Geschäftigkeit im Hause sichtbar wurde, waren wir eingeführt in unsere Wohnungen und verlebten den folgenden Tag in dieser reizenden Niederlassung. Die liebenswürdige Gattin unseres Wirthes schien nicht im geringsten bei ihrer weiblichen Handarbeit nach Deutscher Weise gestört; fast kein Dienstbote ließ sich sehen, auch die Kinder waren nach Tiecks Anweisung in ihre Kammer verschwunden; und doch mangelte es an nichts; kein Befehl, keine Klingel schallte, eine außerordentliche Reinlichkeit, ja Eleganz herrschte in dem anmuthigen Wohnhause, und Göthes und Jean Pauls Bilder hingen in geschmackvollen Rahmen an den Wänden. Auf dem Porcellan begrüßten uns Bilder aus Scotts Jungfrau vom See, und gewiß, hätte die liebliche Ellen müssen:

In Ländern, jenseit Schottlands See'n
Um andrer kalt Erbarmen flehen,
Wo nie ein Schottisch Wort man nennt,
Wo keiner Douglas Namen kennt,
Als Flüchtling irren —

sie hätte nirgends eine passendere Heimath wiedergefunden, als in den Bergschluchten um den

als Versuche, die Wahrheit zu trüben und den Richter auf falsche Schlüsse zu bringen.

Der Richter befahl hierauf, die Wittwe Le Moine in sein Haus zu führen, zur Confrontation mit dem Bettler. Auch dies geschah in willkührlicher Art, durch mündlichen Befehl und ohne Beachtung der gesetzlichen Formalitäten. Sie ward von den Gerichtsdienern aus ihrem Hause abgeholt und zu Fuß, öffentlich durch die Stadt geführt. Der Pöbel lief nach und überhäufte die Rabenmutter mit Schmähungen und Schimpfreden. Man brachte sie zwar in eine besondere Stube, aber es wurden zugleich Wachen vor die Thür gestellt, als habe man es mit einer gefährlichen, der Flucht verdächtigen Missethaterin zu thun.

Bei ihrem Verhör leugnete sie nicht ab, daß sie den Bettler kenne, aber sie wollte ihn früher nur ein Mal, und zwar an den Stufen des Hospitals zu Paris gesehen haben, wo ihr die Züge seines Kleinen aufgefallen waren. Dies stimmte wenig mit den Aussagen des Bettlers. Ueberhaupt verfuhr man auch in diesem Verhör tumultuarisch und versäumte von Gerichtswegen die nöthige Vorsicht, den Knaben zuvor abzuschließen, damit er von allen Einflüsterungen beider Theile ferngehalten, seine eigenen, wahrhaften Erinnerungen aussage, die, wenigstens als Instruction dienlich, die weiteren Fragen an die Hand gegeben hätten. In der Hitze der Entrüstung wollte man sogleich auf die Entdeckung losgehen, und hoffte, daß die Stimme der Natur das Ihrige thun werde.

Deshalb ward plötzlich der Knabe in das Zimmer gelassen. Sobald er die Wittwe sah, rannte er auf sie zu und nannte sie seine liebe Mama! Aber Jeanne Vacherot machte keine Bewegung und verzog keine Miene.

Sie erklärte, sie wisse nicht, was man von ihr wolle; der Knabe sei nicht ihr Sohn und ginge sie nichts an.

Die Nachricht davon vergrößerte im Publicum nur noch die ungünstige Meinung, ja die Erbitterung gegen die Witwe, die vielleicht schon vordem durch ein unvorsichtiges Benehmen den Neid oder die Misgunst in der kleinen Stadt auf sich gezogen hatte. Das Gericht wagte zwar nicht, nach diesen vorangegangenen Ermittelungen sie festzusetzen, aber eben so wenig vor dem aufgebrachten Volke, sie auf der Stelle freizulassen. Dies geschah erst heimlich in der Nacht und Jeanne Vacherot benutzte noch dieselbe Nacht, um in größter Stille aus Vernon nach Paris zu entfliehen. Kaum war aber am Morgen in der Stadt ihre Flucht bekannt, als das Volk in äußerster Wuth nach dem Hause zog, welches sie bewohnte, die Fenster ihrer Wohnung einwarf und sich Excessen überließ, denen die Obrigkeit kaum zu steuern vermochte.

Und das gerichtliche Verfahren, welches sofort begann, lieferte solche Resultate, daß man nicht anders glauben konnte, als daß das Volk zu Vernon einen guten Grund zu seiner Wuth habe. Einundzwanzig Zeugen wurden vernommen, von denen folgende Aussagen die wichtigsten waren.

Die eigene Dienstmagd der Witwe zu Vernon erklärte: nach ihrer besten Ueberzeugung sei das Kind des Bettlers der Sohn ihrer Frau. Sie mußte den Knaben kennen; sie hatte ihn drei Jahre gewartet.

Ein anderes Dienstmädchen, zwar nicht in Diensten der Le Moine, aber im selben Hause, in welchem diese sieben oder acht Jahre gewohnt, betheuerte: der Knabe,

den man ihr vorstelle, sei wirklich der junge Le Moine, den sie so oft gesehen. Das seien seine Haare, seine Augen, sein Gesicht, seine Stimme. An dem Tage, wo der Lärm mit dem Bettler entstand, hatte man das Kind in das Haus, wo sie diente, gebracht, um zu erfahren, ob es sich da zurechtfinde. Sie fragte ihn: Wie heißt du, Kleiner? Er antwortete: Jacques! und fugte hinzu, daß sie Marie heiße. Sie führte ihn ins obere Stockwerk hinauf und fragte ihn, ob er wol noch das Bett zu finden wisse, worin er sonst geschlafen? Und ohne Anstand lief er in eine Kammer, worin zwei Betten standen, und zeigte auf das Bett, in welchem er wirklich geschlafen. Da hatte Jemand von den Vielen, die mit ins Haus gestürmt waren, zufällig bemerkt, der arme Knabe habe noch einen Bruder, der Loiset (Louis) heiße. Der Knabe, der es gehört, unterbrach den Redenden und sagte: „Mein Bruder heißt Loiot.“ — So wurde wirklich der jüngste der drei Brüder in seiner Kindheit genannt.

Drei Bürger von Vernon versicherten: sie wollten darauf sterben, der Bettlerjunge sei der kleine Le Moine. Sie und ihre Kinder, mit denen er so oft gespielt, hätten ihn auf den ersten Blick erkannt. Man ließ die Kinder der Bürger kommen, und — der Knabe wußte jedes derselben bei seinem rechten Namen zu nennen.

Die Witwe des Advocaten Le Maitre war Tages vorher im Hospital gewesen, wo der Knabe untergebracht worden. Kaum hatte er sie zu Gesicht bekommen, so rief er: „Ei da ist ja Madame Le Maitre.“ Sie traute der Sache doch nicht recht und stellte ihm Fragen nach Diesem und Jenem, die er aber alle richtig beantwortete. So wußte er, daß sie neben Madame Lecoq, der jetzigen Wirthin der Madame Le Moine, wohne.

daß er oft zu ihr hinuntergekommen und sich von ihr ein Buch geholt, wenn er zu Herrn Plessis in die Schule gehen wollen.

Ein Schneider aus der Stadt erkannte ihn ebenfalls. Er hatte dem Sohne der Witwe ehedem ein Jäckchen machen müssen. Der Knabe erinnerte sich dessen auch sehr wohl; ja er wußte noch, daß an dem Jäckchen Aermel mit Bändern gewesen. Auch auf andere Fragen des Schneiders hatte er richtig geantwortet.

Jene Madame Lecoq, die jetzige Wirthin der Witwe und überdem ihre Verwandte, hatte der Knabe, sobald er sie zu Gesicht bekommen, Madame Lecoq genannt und sie gefragt, was ihr kleiner Sohn Jacques mache. Dabei erinnerte er sie daran, daß Jacques einmal in eine Lohgrube gefallen war und er hatte ihm herausgeholfen.

Ein Wundarzt in Vernon hatte den Sohn der Witwe einst von einer Wunde auf der Stirn geheilt. Im Bettlerknaben erkannte er das damals von ihm geheilte Kind wieder; auch bemerkte er auf dessen Stirn noch die Narbe jener Wunde.

Am bedeutendsten war die Aussage eines gewissen Robert Laurier, eines Bekannten der Familie Le Moine. Er war mit Claude Le Moine, dem Bruder des verstorbenen Lancelot Le Moine, ins Hospital gegangen. Da hatte der Bettelknabe den Claude sogleich als seinen Oheim erkannt und auch ihn beim Namen genannt und gesagt, er wisse wohl, daß er ein Nachbar der Madame Lecoq sei. Ja er hatte sich daran erinnert, daß Robert ihn eines Tages züchtigen wollen, weil er auf dessen Hofe gespielt, und daß seine Tochter gewöhnlich nur La Roussel genannt werde. Alle diese und noch mehre Anführungen hatten Robert Laurier so davon überzeugt, daß der Bettelknabe der kleine Le Moine sei, daß er

sich erbot, des armen Wesens sich anzunehmen und es aufzuziehen, wenn dessen Mutter in ihrer Weigerung verharre, es anzuerkennen.

Auch zwei nahe Verwandtinnen der Witwe erklarten: der kleine Bettler trage alle Züge des entlaufenen Jacques, bis auf die Sommerflecken, welche ein allgemeines, ja erbliches Kennzeichen der Familie waren.

Der Richter wollte sich nun selbst uber diese von den Zeugen gemachten Aussagen versichern. Er ging mit dem Kinde und in Begleitung des Actuars aus. Sie kamen an das Haus der Witwe Lecoq. Das Kind zeigte gleich darauf, ging hinein, redete die Wirthin als Madame Lecoq an, zeigte die Kammer, wo seine Mutter geschlafen, wo sein Bette gestanden, den Stall, in welchem Robert Laurier's Pferd stehe; ja es wußte unter mehren Lohgruben die anzugeben, in welche der kleine Sohn der Lecoq gefallen war und wo es ihm herausgeholfen.

Der Richter ließ ihm nun einen ganzen Haufen Kinder seines Alters verführen, aber er suchte sogleich den kleinen Jacques Lecoq, seinen Spielcameraden, heraus und nannte ihn bei Namen. Noch mehr, im Hofe zeigte er auf einen Ort und sagte, da hätte ehedem ein kleiner, künstlicher Fels gestanden, aus dem Wasser gesprungen wäre. Die Hausbewohner schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, denn Dem war so gewesen.

In dem Dorfe Bois-Hieraulme war Jacques Le Moine geboren und getauft. Der Bettelknabe hatte oft versichert, er wisse da wohl Bescheid und kenne da viele Leute. Auch Das mußte durch den Augenschein geprüft werden. Der Richter mit dem Actuar fuhren nach dem Dorfe und nahmen den Knaben mit. Das Kind wußte nicht nur alle Wege, sondern es wußte auch die Stellen anzugeben, wo ehedem Brücken gewesen waren und von

denen man jetzt nichts mehr sehen konnte. Es gab den Namen eines Klosters an, welches es unterweges sah. Es wußte den Weg in das Schloß zu Bois-Hieraulme, wo die Pächterin und viele Kinder es sogleich erkannten. Auch das Gut seiner Mutter fand es ohne Schwierigkeit, ging hinein, und der Pächter fand gleich in ihm einen alten Bekannten. Es ging in das Pfarrhaus, kannte den Pfarrer, und dieser versicherte ebenfalls, daß es ohnstreitig der Sohn des verstorbenen Lancelot Le Moine sei. Fünf Einwohner und alle Weiber und Mädchen des Dorfes gaben die nämliche Versicherung. Man wollte es auf die Probe stellen und sagte, der gegenwärtige Priester wäre der Vicar und nicht der Pfarrer, allein es blieb dabei, daß er der Pfarrer sei. Der Edelmann von Bois-Hieraulme und sein Bruder hielten das Kind ebenfalls für echt; der Erstere fragte es, ob sein gegenwärtiger Bruder nicht an einem Theil seines Leibes einen Schaden gehabt hätte. Zuerst antwortete es nein, faßte sich aber doch sogleich und sagte, ja an einem Finger der linken Hand, und dieses war die Wahrheit.

Und der Bettler Monrousseau hatte doch behauptet, daß weder er noch sein Sohn jemals in dem Dorfe gewesen seien! Man verhörte ihn noch ein Mal, man stellte ihm seine Widersprüche vor; aber weder vernunftige Vorstellungen noch Drohungen vermochten ihn zu einem Bekenntniß zu bringen. Der Knabe wäre sein Sohn und er habe niemals ein fremdes Kind gestohlen, am wenigsten das der Witwe Le Moine, das er nie mit Augen gesehen; dabei verharrte er.

Das Gericht von Vernon erließ ein Arrêt des Inhaltes: daß die Witwe Le Moine zum Verhör zu citiren

sei (also nach unserer Sprache, daß eine Untersuchung gegen dieselbe zu eröffnen), daß der Bettler Monrousseau nach wie vor in fester Haft zu halten und geschlossen werden solle; ferner daß die Verwandten des verlaufenen Knaben Jacques Le Moine zu conveniren und ihnen aufzugeben sei, demselben einen Vormund zu bestellen, und endlich: daß zum Unterhalt des in das Hospital gebrachten angeblichen Bettelknaben und muthmaßlichen Jacques Le Moine 100 Livres auszusetzen seien, welche aus den Gütern des verstorbenen Lancelot Le Moine zu beschaffen wären. Um deshalb sollten alle diese Güter mit gerichtlichem Beschlag belegt werden.

Der Arrestschlag fand wirklich statt, die citirten Verwandten der Le Moine'schen Familie erschienen aber nicht.

Die Wittwe erschien auch nicht auf die ihr zugefertigte Vorladung, sondern appellirte gegen das gesammte Verfahren der Gerichte von Vernon an das Parlament von Paris. Sie erwirkte auch von demselben unterm 21. August 1655 ein Arrêt des Parlaments, worin dem Gerichte zu Vernon untersagt wurde, ferner irgend Etwas in der Sache vorzunehmen, sondern ihm befohlen ward, die Acten an das Parlament einzusenden.

Schon am 30. desselben Monats war dieser Parlamentsbefehl dem Lieutenant-Général, dem königlichen Procurator und dem Actuarius zu Vernon insinuirt worden. Aber das Gericht erklärte: es wolle dem Befehle nicht gehorchen, denn das Parlament zu Paris habe ihm nichts zu befehlen, weil das Gericht von Vernon unter das Parlament von Rouen gehöre, und es fuhr ungestört in seinem Eifer fort, mit welchem es diese Untersuchung eingeleitet hatte.

Diese tritt damit in ein neues Stadium, in einen Kampf der verschiedenen Gerichte über ihre Competenz,

eine für uns unnatürliche Erscheinung, zumal wo es um das Wohl und Weh eines Menschenlebens sich handelt, und dieses über die Eifersucht der Gerichte fast in den Hintergrund geschoben wird, aber eine Erscheinung, der wir hier nicht zum ersten Male begegnen und die wir aus dem Falle des Herrn de la Pivardière*) bereits in den grellen Schattirungen kennen gelernt haben, welche den aufgelösten Feudalstaat noch im Rechtswesen abspiegeln.

Das Gericht von Vernon also, unbekümmert um den Parlamentsbefehl, sequestrirte die Le Moine'schen Güter und verfuhr vielleicht mit mehr Strenge als nöthig, gegen die Pächter, um die 100 Francs Alimentengelder einzuziehen. Das pariser Parlament seinerseits betrachtete dies Verfahren als eine Kränkung seiner Rechte, und, unbekümmert einstweilen um den Bettelknaben und seine vermeinte Mutter, erließ es an die Gerichtspersonen von Vernon eine Ladung, unverweilt in Person vor ihm zu erscheinen und Rede und Antwort zu stehen wegen der gegen sie angebrachten Beschwerde.

Das Gericht von Vernon hörte und antwortete nicht. Es ließ vielmehr seinen Procurator darauf antragen, daß alle Pächter der Le Moine'schen Güter vorgefodert wurden, um zu Protokoll zu erklären, was sie noch an rückständigen Pachtgeldern zu bezahlen hätten. Die Pächter mußten erscheinen und das Verbot ward ihnen insinuirt: der Madame Le Moine, ihrer Verpachterin, nichts auszuzahlen. Der selige Lancelot Le Moine sah sich in seiner klugen Voraussicht betrogen. Statt eines Vermundes seiner Kinder, von dem er schon eine Ver-

*) Siehe Neuer Pitaval Theil 15.

schleppung seines Vermogens furchtete, hatten sich die Gerichte seines Vermogens bemachtigt, und statt einer Tutel war eine Administration eingetreten.

Das Parlament von Paris tobte und wuthete, aber auch ein Parlament hatte uber keine Executionstruppen zu verfugen, es konnte nur drohen. Es ließ sich herab, durch directe Erlasse an die Pachter die vom Gerichte von Vernon ergangenen Verbote und Verkummerungen aufzuheben. Zum Hohne ihm ließ der Procurator in Vernon die Pachter, weil sie, gestutzt auf den Parlamentserlaß, nicht gutwillig die Alimentengelder zahlen wollten, auspfanden und ihre Mobeln und Pferde offentlich verkaufen.

Kurz der ganze Proceß wegen Kinderverschleppung und Kinderraub war in ein Proceßverfahren zwischen zwei Gerichten, ein Ober- und ein Untergericht, ubergegangen, von denen jenes sich als Appellationsinstanz oder Oberaufsichtsbehorde geltend machen wollte, dieses jene Eigenschaft ihm abstritt und behauptete, es gehore unter ein anderes Obergericht, ein anderes Parlament. Was in jedem anderen Staate langst regulirt gewesen, oder von der hochsten Behorde im Fall eines solchen Streites sofort regulirt worden ware, ward hier als eine Privatangelegenheit betrachtet, um die kein Dritter sich zu bekummern habe. Der große Richelieu hatte, auf anderen Gebieten, für ein einiges Frankreich zu kampfen; uber diese großen Sorgen ließ er den kleinen Kampf der Gerichtsbehorden unter sich gewahren, er storte ihn in seinem Wirken noch nicht.

Aber begreiflicher Weise gewann die Witwe Le Moine durch diesen Streit ihrerseits nichts, im Gegentheil verschlimmerte sich ihre Lage, denn ihre Einkunfte wurden eingezogen und, wenn sie sich unschuldig fuhlte, ver-

schleppte sich der Proceß, der ihre Rechtfertigung und Unschuld an's Licht stellen sollte. Vor den Gerichten von Vernon galt sie für schuldig, vor dem pariser Parlamente war sie der Hoffnung, schon aus Geist des Widerspruches für unschuldig erklärt zu werden; ihr also mußte vor Allem daran liegen, daß diese letztere Behörde die Sache in die Hände bekomme. Sie daher war es, die sich an das Conseil des Königs, die höchste Behörde, wandte, um der eigentlichen Proceßsache ihren Lauf zu verschaffen.

Das Conseil erließ auch im Februar 1656 ein Arret, durch welches den Gerichten von Vernon befohlen ward, die Acten einzuschicken, den Bettler und das Kind in ein dortiges Gefängniß abzuliefern und alle Executionsvollstreckungen gegen die Witwe Le Moine und deren Pächter sofort aufzuheben.

Einem solchen Befehl mußte gehorcht werden. Dem Requetenmeister De la Moignon ward in diesem außerordentlichen Verfahren die Untersuchung übertragen. Er vernahm den Bettler Monrousseau, die Witwe Le Moine und — das Kind.

Beide Erstgenannte blieben bei ihren früheren Aussagen vor den Gerichten von Vernon. Der Bettler wollte der Vater des Kindes sein, die Notarswitwe von dem Knaben nichts wissen. Dagegen ergab die Vernehmung des Kindes in Paris ein ganz anderes Resultat als in Vernon.

Die Witwe ward mit ihm confrontirt. Man fragte es: Ist das deine Mutter? Er verneinte es. — Aber wurdest du nicht gern ihr Sohn sein wollen, da wurde es dir doch besser gehen als bei dem Bettler? — Der Knabe erwiderte: er würde die Dame gern als Mama annehmen, aber seine leibliche Mama wäre es doch nicht. —

Tyrfiord.*) Auch eine andere, beim Aufenthalt auf dem Lande unerläßliche Anordnung mußte hier beachtet werden. Man genirte sich nicht gegenseitig, und das gesellschaftliche Zusammenleben war auf bestimmte Stunden festgesetzt. Wie mancher sonst angenehme Aufenthalt auf dem Lande wird dadurch zur Qual für Gäste und Wirthe, daß diese es für Pflicht halten, jene nicht einen Augenblick allein zu lassen. Unser Weg führte uns nicht nach Modum zurück; wir dünkten uns aber gewiß in dieser Wirthschaft dieselbe freundliche Aufnahme wieder zu finden. Herr Wegener ist ein Preuße aus Königsberg, seine junge Gattin aus Hamburg.

Das Blauwerk von Modum war, so lange es der Regierung gehörte, wenig ergiebig; jetzt, nachdem es Eigenthum eines Privatmannes geworden, und das Privatinteresse die zweckdienlichsten Anordnungen getroffen, liefert es eine außerordentliche, von Jahr zu Jahr steigende Ausbeute. Das Gerücht stellt jedoch wohl den Gewinn der Eigenthümer allzu hoch; davon aber

*) Die Jungfrau vom See, 2ter Gesang.

Dann erklärte er deutlich, auf die Frage: wer er sei? daß er Louis Monrousseau heiße, etwa acht Jahre alt sei, nicht lesen, nicht schreiben könne; sein Vater heiße Jean, seine Mutter hätten sie Jeanne Blond genannt und die sei im Hospital zu Tours vor zwei Jahren gestorben. Dann erzählte er, wie er mit seinem Vater auf dessen Bettlerzügen umhergestreift wäre. Er habe immer betteln müssen, um sein Brot zu haben, das wisse er sehr gut. —

Man fragte ihn, ob er nicht den Monrousseau verlassen wolle, dann brauche er nicht mehr zu betteln. Er erwiderte: Monrousseau wäre nun einmal sein Vater, er wolle ihn nicht verleugnen und lieber mit ihm als Bettler herumziehen, als ohne ihn im Ueberfluß leben.

Man weiß aus vielen Criminalprocessen, was auf die Aussage von Kindern zu geben ist. Sie sind der Widerhall Dessen, was ihnen eingeblasen worden, vorher oder vor Gericht. Nur beispielsweise sei an die Aussagen der Kinder im Proceß Fualdes erinnert. Wenn der Knabe vor den Gerichten zu Vernon etwas ganz Anderes ausgesagt als vor dem Commissar des Conseils zu Paris, so hob eine Aussage die andere auf, ohne dadurch der Wahrheit einen Schritt breit zu gewinnen. Wenn das Kind dort gesagt, was man von ihm hören wollte, so schmecken auch seine pariser Angaben ganz nach Dem, was der Inquisitionsbeamte ihm in den Mund gelegt hatte.

Indessen verfügte das Conseil darauf, durch ein Arrêt vom 2. Juni 1656, daß die ganze Sache vor dem Parlament von Paris fortgesetzt werde. Es scheint, daß das Parlament von Rouen allerdings das eigentliche befugte Obergericht der Gerichte von Vernon gewesen, daß also Letztere in ihrer Weigerung, sich ohne Weiteres dem

pariſer Parlamentsbefehle zu fügen, im Rechte geweſen, wie denn auch das Arrêt um deswillen gegen ſie keine Rüge ausſpricht. Aber in dieſem Falle ward dem pariſer Parlament der Vorzug ertheilt, weil einestheils die Ehe, aus welcher Jacques Le Moine entſprungen, zu Paris geſchloſſen war, anderntheils aber die Witwe, nach dem Verſchwinden des Kindes, vor einem pariſer Gericht, dem Chatelet, die erſte Anzeige davon gemacht hatte.

Der Proceß ſollte nun ſeinen ordentlichen Fortgang nehmen, verwickelt noch durch eine Gegenklage der Witwe gegen die Gerichte von Vernon, als plötzlich ein ganz unerwartetes Ereigniß ihn zu unterbrechen und zu beendigen ſchien.

Wir wiſſen, daß nicht allein ihr Sohn Jacques, ſondern auch ihr älterer Sohn Pierre der Witwe vor nun zwei Jahren entlaufen war. Dieſer Pierre Le Moine kehrte unerwartet zur Mutter zurück. Ueber die Identität des Wiedererſchienenen mit dem Entlaufenen war kein Zweifel; es war der wirkliche Pierre Le Moine, jetzt ein 16jähriger Knabe, der volle Auskunft über ſich ſelbſt geben konnte: warum er fortgelaufen; welche Entſchuldigung er angegeben, wird uns nicht erzählt; genug er kehrte als reuiger Sohn nach vieler Noth und bittern Erfahrungen zurück. Er und ſein Bruder Jacques hatten bald erkannt, daß die Freiheit, die ſie geſucht, auch ihre bittere Seiten habe. Sie hatten als Bettler durch das Land ſtreichen müſſen. Im Kirchſpiel St. Waſt, in der Normandie, hatte ein Edelmann, Montaud, den Betteljungen angemerkt, daß ſie nicht Kinder ſchlechter Eltern ſein möchten und ihrer ſich erbarmend, ſie zwölf Tage bei ſich aufgenommen.

Hier war sein Bruder Jacques, sagte Pierre aus, krank geworden und gestorben. Man hatte ihn auf dem dortigen Kirchhofe beerdigt. Pierre, voll Unruhe und Angst, daß ihn der Edelmann seiner Mutter ausliefern werde, und er dort nicht allein wegen seines eigenen Weglaufens, sondern auch wegen des Todes seines Bruders werde büßen müssen, war auch aus St. Wast fortgelaufen. Nun erst war es ihm schlimm ergangen, er war in solches Elend, in solchen Jammer und Mangel gerathen, daß er es endlich nicht mehr aushalten konnte und zum Entschluß kam, nach Paris zu seiner Mutter zurückzukehren.

Die Mutter empfing ihn mit tausend Freuden. Dem wiedergefundenen Sohne wurde Alles vergeben, ja er ward der Mutter um so werther, da sie inzwischen auch das dritte, ihr gebliebene Kind, Louis, durch den Tod verloren hatte.

Nach unserer Ansicht wäre der Proceß damit zu Ende gewesen; der eine der entlaufenen Söhne war zurückgekehrt, der andere war im Elend gestorben, und Pierre hatte sogar den Todtenschein seines Bruders, ausgestellt vom Pfarrer zu St. Wast und unterzeichnet vom Edelmann des Ortes, mehren Einwohnern des Kirchspiels und von den Religiosen deß Kirchspiels, welche das Begräbniß besorgt hatten, mitgebracht. Aber der eigentliche Proceß ging jetzt erst an. Die Gerichte von Vernon, durch die Person ihres Procurators oder Fiscals, traten als Ankläger auf, indem sie, gestützt auf die vorangehenden Ermittelungen, nach wie vor behaupteten, der Bettelknabe sei der wahre Jacques Le Moine, seine Mutter verleugne ihn aus Geiz und habe, zu ihren Gunsten, das Schauspiel von dem reuig zurückgekehrten ältesten Sohne fingirt. Wenn sie gleich nicht ausdrücklich

leugneten, daß der zurückgekehrte Knabe der wirkliche Pierre Le Moine sei, so stellten sie doch in Abrede, daß sein Bruder Jacques gestorben, wie er vorgab; denn durch die von ihm mitgebrachten Zeugnisse sei dies nichts weniger als erwiesen; sie wären in keiner beglaubigten Form, und wahrscheinlich nur geschmiedet, um die auf so feste, deutliche Zeugenaussagen begründeten Anklagen in ihrem Fundamente zu entkräften.

Zu dieser Hartnäckigkeit, in ihrer Anklage zu verharren, hatten die Gerichte zu Vernon einen Grund darin, daß die Witwe Le Moine sie selbst wieder mit einer Klage anging. Denn die Witwe behauptete: die ganze erste Anklage sei aus einem persönlichen Haß der genannten Gerichte gegen sie und ihren verstorbenen Mann hervorgegangen, und sie von ihnen fälschlich, gegen besseres Wissen eingeleitet worden, wofür viele Umstände von ihrer Seite angeführt wurden. Namentlich wurden die Gerichtsbeamten von Vernon beschuldigt, daß sie bei dieser Sache ein Falsum geschmiedet. Jene erwähnte Eingabe des Procurators Jean Le Moine, eines angeblichen Verwandten des verstorbenen Lancelot Le Moine, worin derselbe Anzeige von dem Verbrechen macht, aber dagegen protestirt, als förmlicher Ankläger auftreten zu wollen, noch weniger im schlimmen Falle die Kosten zu tragen, sei zwar datirt vom 27. Juli 1655, aber nur auf Anstiften der Richter, welche ohne solche Eingabe schon früher aus freien Stücken und unförmlich eine Untersuchung eingeleitet, abgefaßt worden, und zwar erst nach Eingang des Arrêts des Conseils vom 18. Februar 1656, um ihrem ganzen vorangängigen, eigenmächtigen und tumultuarischen Verfahren ein mehr gerechtfertigtes Ansehen zu geben.

Somit lag dem von der Justizkammer des pariser

Parlamentes verhandelten peinlichen Processe eine doppelte Anklage zum Grunde: die Witwe Le Moine wurde, auf Anlaß der vor den Gerichten zu Vernon verhandelten Acten, des Verbrechens, ihren leiblichen Sohn verstoßen, verleugnet oder gar verkauft zu haben, beschuldigt; die Witwe dagegen beschuldigte die Gerichte zu Vernon, daß sie falschlich und aus Bosheit eine Criminaluntersuchung gegen sie angestellt und veranlaßt. Damit war aber dieser verwickelte Proceß und die darin vorkommenden Parteien und Anträge noch nicht zu Ende. Zuerst appellirte die Witwe gegen das Seitens der vernonschen Gerichte gegen sie erlassene Arrêt und trug auf dessen Umstoßung an. Die ganze Geschichte sei eine Cabale der dortigen Beamten, aus Rache angesponnen, weil der selige Lancelot Le Moine einige unter ihrer Gerichtsbarkeit liegende Grundstücke ihnen nicht verkaufen wollen. Da sie, ohne vorangängige Denunciation, aus freien Stücken die Untersuchung eingeleitet, seien sie ihr, der unrechtmäßig Angeschuldigten, auch für allen ihr daraus erwachsenen Schaden verantwortlich, und sie trug darauf an, dies im Urtheil auszusprechen. — Zugleich denuncirte sie gegen zwei der von den Gerichten abgehörten Zeugen, den Schneider und den Wundarzt, welche Beide, im Einverständniß mit den Gerichten, den Pöbel gegen sie aufgewiegelt und falsch Zeugniß abgelegt hatten. — Der Bettler Jean Monrousseau trug gegen die Gerichte darauf an, daß ihm sein unrechtmäßig entzogener Sohn zurückgegeben, daß die erlittene Gefangnißqual für ungerecht und beschimpfend erklärt und der Lieutenant-Général und königliche Procurator zu Vernon als ungerechte Richter für schuldig erklärt würden, alle ihm zugefügten Schäden zu ersetzen. — Ihrerseits trugen die in Anspruch genom-

menen Gerichtspersonen in Vernon darauf an, daß die von der Witwe und dem Bettler gegen sie formirten Anträge als unschicklich und widerrechtlich zurückgewiesen und jene allein in die Kosten verurtheilt würden. — Endlich trat auch noch der für das Kind bestellte Advocat auf und bat, daß der gefänglich eingezogene Knabe für den leiblichen und ehelichen Sohn des verstorbenen Lancelot Le Moine und der Jeanne Vacherot erklärt, das Verfahren der Gerichte von Vernon bestätigt und der Proceß gegen Monrousseau als Entführer des Kindes fortgesetzt und derselbe bestraft werde.

Wir haben hier also einen verworrenen Knäuel von gegenseitigen Anklagen und Beschuldigungen, und, wie wir es bei den älteren französischen Processen gewohnt sind, Criminalklage mit Civilforderungen vermischt. Aber wir durften, nachdem man uns angedeutet hat, daß die erste Untersuchung zu Vernon eine übereilte ohne Beachtung der gesetzlichen Formen geführte war, erwarten, jetzt die Resultate der gemessenen, ruhigen, ordnungsmäßigen, vor dem Obergericht geführten, Schritt für Schritt uns vorgelegt zu sehen, um im Stande zu sein, unser eigen Urtheil über den merkwürdigen Fall zu bilden. Doch unsere Erwartung wird getauscht. Pitaval, der diese Gesammtacten durchgeblättert, sagt uns ganz naiv, er wolle uns nur den letzten Vortrag des Generaladvocaten Bignon, welcher in dieser Sache vor dem Parlament gesprochen, mittheilen, weil dieser allein sämmtliche Zeugenaussagen gekannt, und überdem noch einzelne, besondere Thatsachen, aus denen man über den wahren Stand der Dinge Aufschlüsse erhalten könne, während diese wie jene den übrigen für die Par-

keien auftretenden Advocaten, insofern sie nicht von ihnen selbst vorgebracht worden, ein Geheimniß geblieben wären! Wir könnten keinen schärfern Gegensatz des ältern französischen Gerichtsverfahrens mit dem heutigen aufstellen; vielleicht auch nicht mehr zur Vertheidigung und zum Lobe des Letzteren anführen, als darauf hinzuweisen, wie es bei dem Geschworenenverfahren vom Augenblick der geschlossenen Voruntersuchung an kein Geheimniß mehr gibt, wie hier kein Theil mit einer Ueberraschung, einem Effectstreich mehr hervortreten kann. Während hier Jeder von Anbeginn sein Urtheil sich bilden kann, war es in dem ältern Schriftverfahren das Privilegium der rechtsgelehrten Advocaten. Man verschwieg, überging, brachte vor, was Jeder für seiner Partei für zweckdienlich hielt; keine Richter, keine Geschworenen, keine Oeffentlichkeit bürgte dafür, daß Alles an den Tag kam, was zu ermitteln war. Es hing Schuld und Unschuld des Angeklagten von seiner eigenen oder der Geschicklichkeit seiner Advocaten ab. Der erkennende Richter saß da wie das stumme Bild der blinden Gerechtigkeit, die abwägt, was jeder Theil in die Wagschale that und nicht die Augen aufreißt, noch den Mund aufthut, wenn ein Theil Etwas zu eigenem Nachtheil verschweigt oder vergißt, oder mit böser Absicht bei Seite bringt. Nur auf Antrag der Partei, nur wenn Widersprüche wegen der Beweisführung obwalteten, sprach diese Justiz und verfügte durch ein Arrêt, was zu thun, was nachzuholen sei. Freilich konnte die Kunstfertigkeit, der Verstand, das Gedächtniß, die Gelehrsamkeit des Sachwalters dort glänzen, ja er war weit wirksamer als heut durch seine glücklichsten öffentlichen Reden, denn in seiner Kunst und Geschicklichkeit lag bei diesem Schriftverfahren das Schicksal seiner Clienten; aber wehe diesen, wenn der Advocat nicht einsah, nicht einsehen wollte oder es

vergaß. Es war Niemand, der diesen Mangel ersetzte, kein Richter, der wie im Inquisitionsproceß die Augen allüberall haben muß, und keine Oeffentlichkeit, kein Publicum, keine Presse, die auch sah, denuncirte, zuflüsterte, laut sprach und richtete.

So erfahren wir denn den wahren Verlauf und Ausgang dieses seltsamen Processes nur durch die Relation des Generaladvocaten, eine Darstellung, die freilich für so lichtvoll und erschöpfend vom Parlamente erachtet wurde, daß es darauf und nach dem buchstäblichen Antrage dieses öffentlichen Anwaltes ihr Urtheil sprach. Wir müssen aber dafür auch den ganzen Ballast seiner juristischen Gelehrsamkeit mit in Kauf nehmen, und erst nachdem er uns durch alle Zweifelsgründe hindurchgeführt, leitet er uns zu den entscheidenden Grunden.

Es fragte sich zuerst, ob überall hier ein Grund vorgelegen, einen Criminalproceß zu eröffnen? Ein Bettler sollte das Kind einer angesehenen Frau gestohlen oder gekauft haben. Aber er selbst sagte, es ist mein Kind, und belegte seine Angabe durch mehre Documente, und die angebliche Mutter sagte: das Kind ist nicht mein Kind, ich kann es daher nicht zurückfodern. Es ließ sich freilich denken, und darauf war die Klage begründet, daß die unnatürliche Mutter sich ihres Kindes mit Wissen entäußert hatte und nichts von demselben mehr wissen wollte. Alsdann hätten vielleicht die nächsten Verwandten des Kindes ein Recht gehabt, für dasselbe einzutreten und seine Rechte zu wahren. Aber auch der Fall fand hier nicht statt. Es war nichts da, was an die Stelle eines Anklagers trat, als das allgemeine Volksgeschrei, die Stimme des Publicums in Vernon, welche laut, ungestüm erklarte: der Betteljunge ist der Sohn der Witwe; der Bettler hat ihn gestohlen, oder von der

Mutter erhalten, um ihn bei Seite zu schaffen; er muß wieder in seine Rechte eingesetzt werden. Darauf bemächtigte sich das Gericht zu Vernon der Sache, untersuchte, hörte ab und erkannte.

Nach unsern Rechtsbegriffen wäre das Letztere in der Ordnung gewesen. Die Policeiobrigkeit und die Gerichte hätten in einem solchen Falle ex officio handeln können, um die Rechte eines um dieselben gekränkten menschlichen Wesens, das selbst nicht im Stande war, dieselben zu vertheidigen, zu wahren. Zu dieser Ansicht bekannte sich auch endlich der Referent, das Gericht zu Vernon habe ein Recht gehabt, sich der Sache anzunehmen, weil anscheinend ein gemeines Verbrechen, ein Kinderraub zum Grunde gelegen; aber er kommt erst zu diesem Resultate, nachdem er aus dem römischen Familienrechte eine Menge dem entgegenstehende Gründe ins Licht gestellt und zurückgewiesen hat, wonach etwa nur andere Kinder des Bettlers Monrousseau, oder dessen Verwandten hätten berechtigt sein sollen, gegen die Einschreitung eines fremden Kindes zur Verkümmerung ihrer Erbrechte zu klagen! Dieser gründlichen Untersuchung, oder juristischen Spielerei, auf Kosten der Betheiligten, sind lange Seiten der meisterhaften Abhandlung gewidmet.

Alsdann stellte der Referent alle Gründe zusammen, welche für die Annahme des Volkes zu Vernon, für die Gerichte dort und gegen die Witwe und den Bettler sprechen.

Es ist ihm ein schwerer gegen die Witwe sprechender Moment, daß sie acht Monate seit dem Verschwinden der Kinder verstreichen lassen, ehe sie der Obrigkeit Anzeige davon gemacht. Auch die Art, wie sie es gethan, verdächtige sie. Sie habe auf Vernehmung der Zeugen gedrungen. Das fodere man nur zur Unterstützung der

Anklage gegen einen Verbrecher, und sie habe doch ihren Kindern nicht wegen des Weglaufens einen Proceß machen wollen?

Eine zärtliche, liebevolle Mutter, die den Schmerz über ihres Kindes Verlust noch in seiner ganzen Stärke empfindet, glaubt ihr Kind überall, wohin sie sich wendet, zu erblicken. Sie nimmt jeden Irrthum für Wahrheit und faßt leicht jede Wahrscheinlichkeit, wenn sie nur einige Spuren von Aehnlichkeit mit dem Gegenstande ihres Suchens bemerkt. Hier ist ganz Vernon, wo Lancelot Le Moine und seine Witwe Jedermann bekannt ist, wo ihr zweiter Knabe geboren wurde, durch die vollkommenste Aehnlichkeit überzeugt, daß dasjenige Kind, welches der Bettler bei sich hat, einer von den zweien verlaufenen Knaben sei. Nur die Mutter zweifelt, da ihr Jedermann versichert, daß sie ihr Kind wiedergefunden habe. Niemand kann den armen Kleinen ohne Rührung ansehen, nur die Mutter affectirt eine Unempfindlichkeit, die schlechterdings erkünstelt und daher um so mehr verdachtig sein muß. — Hatte nicht Mutterliebe, Neugierde, oder wenn man lieber will, nur blos der Anstand, die Witwe antreiben sollen, das Kind wenigstens zu sich kommen zu lassen, es aufs genaueste zu betrachten und mit dem Bilde, das sie von ihrem Sohn noch im Herzen oder in der Einbildungskraft hatte, zu vergleichen? Hatte sie es nicht sogleich, in Gegenwart Aller, über verschiedene häusliche Umstände befragen und somit durch des Kindes Antworten den Pobel überführen sollen, daß er sich geirrt habe? — Allein sie ist im Gegentheil nicht nur die einzige Person, die bei der Erscheinung des Knaben ganz gleichgultig bleibt, sondern sie macht sich auch heimlich von Vernon weg, und kann man auch diesen Schritt nicht geradezu für die

ist man in der Umgegend überzeugt, daß es unter einer öffentlichen Verwaltung nie zu einem gleichen Gedeihen gekommen wäre. Deshalb wünscht man auch allgemein: die Regierung möchte ein anderes Anerbieten, die Silberwerke von Kongsberg durch Kauf einem Privateigenthümer zu überlassen, nicht von der Hand weisen. Auch hier nennt man Herrn Benecke als willigen Entrepreneur; jedoch ist der Storthing nicht geneigt dazu. Gewiß ist es, daß der ganze Landstrich um Modum durch die erneuerte Thätigkeit in den Werken ungemein gewonnen hat, und diese neue Lebensader bis in entferntere Districte in jeder Klasse der Einwohner fühlbar wird. Der Absatz des Blau ist vorzüglich nach England, und das Fabrikat soll dem früheren Vertrieb dieses Artikels aus dem Erzgebirge Abbruch thun.

Wir bedauerten — ein Bedauern, das noch häufig vorkommen wird, — keine compendiösen Zeichnungen der Parthieen um Modum als Erinnerung mitnehmen zu können. Zwar hätte ein Maler des ersten Ranges dazu gehört, die ganze Landschaft, wie sie in der feierlichen Morgenstille vor uns lag, würdig abzubilden; allein kleinere

Flucht einer Verbrecherin ansehen, so zeugt er doch wenigstens von einer Person, die in Furcht steht, die von ihr unterdrückten natürlichen Empfindungen möchten bei irgend einer Zusammenkunft mit dem Kinde wider ihren Willen hervorbrechen, und eine unfreiwillige Gewissensrührung möchte die Wahrheit an den Tag bringen.

Zwar stehe Jemand da, der sich für des Kindes Vater ausgebe. Aber wer ist der Mann? Ein Bettler, ein Landstreicher, der nie an einem Ort eine bestimmte Wohnung gehabt, der nie ein bestimmtes Geschäft getrieben, und, weder in Folge von Krankheit, Gebrechlichkeit, noch hohem Alter, sondern nur aus Lust zum Nichtsthun, zur Liederlichkeit das Bettlerhandwerk ergriffen habe. Ein solcher Müßiggang sei die Schule der Niederträchtigkeit, wo alle natürlichen Regungen erstickt und allerlei Arten von Betrügereien und Bubenstücken ausgeheckt würden. Unter dem Gesindel, zu welchem Monrousseau gehöre, liefen Männer und Weiber zusammen, verheiratheten und trennten sich wieder, wie Zufall und Begierde sie leite. Der Handel mit Kindern sei ihr einträgliches Geschäft. Sie verkauften, um jedes Vortheils willen, ihre eigenen, und kauften, mietheten oder stählen dafür andere, um mit ihnen zu betteln. Ja wie oft käme es vor, daß sie diese armen Geschöpfe noch verstümmelten, um durch solche Opfer der Grausamkeit das Mitleid anzuregen.

Also war der Mann, bei dem man den Knaben antraf, ein solcher, zu dem man sich des Verbrechens eines Kinderraubes wohl versehen konnte. Alles schien folgerecht. Der Knabe, den er für seinen Sohn ausgab, sprechend ähnlich dem weggelaufenen, war ihm, auf der Straße verirrt, vielleicht selbst bettelnd, begegnet. Er hatte ihn mit sich genommen, ihm Brot und bessere

Bissen versprochen, als der Kleine sich selbst zu verschaffen gewußt. Er hatte ihn angelernt und einen geschickten Schüler in ihm gefunden. Die Lebensart, die bei aller ihrer Widerwärtigkeit doch für so viele mit dem Hange zur Faullenzerei, zur Unabhängigkeit und zur Liederlichkeit ausgestattete Menschen ihre nicht abzuleugnenden Reize hat, behagte auch dem Kleinen. Er gefiel sich sehr wohl bei diesem neuen Vater. Widersprach dies etwa dem Begriff, den man von dem kleinen Jacques Le Moine haben durfte? Hatte er nicht so verkehrte Neigungen gezeigt, daß er sein mütterliches Haus aus keinem andern Grunde verlassen, als um sich der Zucht und Aufsicht zu entziehen, und nach Herzenslust in der Welt umherzulaufen?

Daß die Mutter den Knaben auch bei der Zusammenkunft standhaft verleugnet und keine Regungen aufwachender Mutterliebe gezeigt, ist gar kein Beweis dagegen, wenn man annimmt, daß sie so von Hartherzigkeit und Geiz erfullt gewesen, ihr Kind einmal zu verstoßen. Möglich auch, daß sie uber seine bisherige Aufführung so empört worden, daß sie ihn schon früher ganz aus ihrem Mutterherzen gerissen. Sie, wie der Bettler, hatten eine Rolle übernommen, die sie ganz durchspielen mußten, wenn sie nicht entdeckt, wenn sie nicht als Verbrecher zur Strafe gezogen werden wollten.

Zöge man ferner in Erwägung, wie oft der Bettler sich widersprochen, namentlich hinsichts seines Aufenthaltes in Paris, seiner Zusammenkunft mit der Witwe, was mit deren Angabe nicht stimmte, so konnte dies nur den Verdacht nähren, daß sich dort Etwas zugetragen, dessen Entdeckung er fürchtete. Aber es stand fest, daß Beide sich in Paris gesprochen, daß sie sich dann wieder in Vernon getroffen. Dort wollte ihm die

Mutter Auftrag gegeben haben, sich nach ihren Kindern umzuthun; als sie ihn in Vernon wiedersah, fiel es ihr nicht ein, sich bei ihm zu erkundigen, sie fertigte ihn nur mit einem Almosen ab. Weshalb das? Was konnten sie mit einander gesprochen haben?

Dies Alles waren nur Vermuthungen und Schlüsse; aber die Zeugenverhöre zu Vernon lieferten Beweise. Zwei Verwandte, zwei Nachbarn, die ehemaligen kleinen Spielgenossen des entlaufenen Jacques, die Dienstmägde, unter denen er aufgewachsen, erkannten ihn auf den ersten Blick und wurden von ihm wiedererkannt. Er erinnerte sie an verschiedene Vorfälle, und Alles, was er angab, war richtig. Ein Schneider, der ihm ein Kleidungsstück gemacht, ein Arzt, der ihm eine Wunde geheilt, erkannten ihn wieder und Letzterer fand sogar noch die Narbe derselben auf seiner Stirn.

Wenn auch einige dieser Zeugen durch die Gegenanführungen der Witwe verdächtigt waren, so war doch die Stimme einer ganzen Stadt nicht zu verdächtigen. Die genaueste Aehnlichkeit des Knaben mit dem entlaufenen Jacques, was er vor Aller Augen und Ohren that und redete, hatten die Vermuthung zur Ueberzeugung gesteigert. Man konnte sagen, die es glaubten und glauben wollten, hätten ihm Anleitungen und Unterricht gegeben, was er sagen solle. Aber die Probe für die Richtigkeit lieferte der Umgang, den der Knabe an der Seite des Richters machte, wo ihm doch gewiß nicht vorgesprochen wurde, was er aussagen sollte, und hätte man es gewollt, so hätte man es doch nicht gedurft, wo das ganze Volk Zeuge der Auftritte war.

Und was hatte die Stadt Vernon davon, was die Gerichte, denen man Parteilichkeit vorwarf, daß der Bettelknabe der Witwe zum Sohn aufgedrungen wurde?

Die Gerichtsbeamten sollten einen alten Haß gegen die Le Moine's haben; er war aber, wird uns versichert, durch nichts erwiesen worden, und präsumirt darf ein solcher Haß nicht werden. Daß aber die Witwe mit der Stadt selbst in gutem Einverständniß bis da gelebt haben mußte, ergibt sich daraus, daß sie, eigentlich in Paris angesiedelt, so lange Zeit des Jahres dort verweilte.

Endlich so könne die Rückkunft des Pierre Le Moine und was er über seinen Bruder angeführt und beigebracht, diese starken Beweise nicht umstoßen. Pierre war ein leichtsinniger, unordentlicher Bursche, das Factum seines Entlaufens, seines langen Umhertreibens beweist es, auch wenn man nicht aus seinem früheren Leben dafür Beweise gehabt. Er hatte seinen jüngeren Bruder verführt. Wenn er ohne ihn nach Hause kam, so stand ihm eine schwere Rechenschaft bevor. Irgendwie mußte er diese geben. Wenn er den ihm entlaufenen Bruder für todt ausgab, war die Sache mit einem Male abgethan.

Die Zeugnisse, welche er mitbrachte, waren von gar keiner Bedeutung. Erstlich waren sie von Privatpersonen ausgestellt, ohne alle gerichtliche Beglaubigung; dann aber, was besagten sie? Daß zwei Kinder in ein Dorf St. Wast gekommen; daß sie gebettelt, daß der Edelmann, ein Herr von Montaud, durch ihr äußerliches gutes Ansehen bewogen, sie zu sich genommen, daß sie sich Le Moine genannt, und daß der jüngste, den der andere Jacques genannt, dort gestorben sei. Keine der unterschriebenen Personen, vorausgesetzt, daß deren Unterschrift in Richtigkeit war, kannte den Jacques Le Moine. Es wäre also damit höchstens nur bewiesen worden, daß in dem Dorfe ein Kind gestorben, welchem

der andere Knabe, dem es darum zu thun war, glauben zu machen, ein Bruder von ihm sei gestorben, diesen Namen gegeben hatte; anderer Unrichtigkeit, z. B. des später, von anderer Hand beigeschriebenen, Datums, nicht zu gedenken.

Dies die Gründe gegen die Angeschuldigte und zu Gunsten der vermutheten Eigenschaft des betreffenden Knaben. Ihnen wurden vom Referenten folgende Gegengründe entgegengesetzt.

War die Frau, der man eine solche unnatürliche That beimißt, eine Person, zu der man sich der That versehen konnte, ihr eigenes Kind zu verleugnen?

Gegen ihren Lebenswandel waren keine Aussetzungen gemacht; er konnte als tadellos gelten. Es war nur ein Zeuge, der sie des Geizes beschuldigte. Kann der Geiz allein als Motiv gelten zur unnatürlichsten Handlung, die eine Mutter begehen könnte?

Ihr verstorbener Gatte hatte ihr das höchste Vertrauen bezeigt, indem er sie zur alleinigen Vormünderin seiner drei Söhne bestellte. Sie war Witwe geblieben, wodurch, nach des Referenten Ansicht, sie ihren Kindern den Beweis der höchsten, aufopfernden Liebe gegeben! Ein unverdächtiger Zeuge hatte an ihr jederzeit viele Liebe und Vorsorge für ihre Kinder bemerkt.

Allerdings hatte sie etwas spät erst gerichtliche Nachforschungen nach ihren Kindern anstellen lassen; aber es war erwiesen, daß sie weder Mühe noch Kosten gespart, auch schon vorher durch Privatnachforschungen ihren Aufenthalt zu erfahren. Die Meinung des Volkes in Vernon, welches in dem Bettelknaben den entlaufenen Sohn wiedererkennen wollte, hatte auch keinen Funken

neuer Hoffnung in ihr erweckt, aber nur darum, weil sie selbst schon früher in Paris dieser Hoffnung Raum gegeben, untersucht und sie wieder aufgeben müssen. Eine Mutter kennt besser ihr Kind als der Zusammenlauf einer ganzen Stadt.

Wäre der Charakter des Bettlers nicht verdächtig gewesen, so hätte ihr standhafter Widerspruch allein die Anklage zurückweisen müssen. Aber Monrousseau's unsichere, sich selbst widersprechende Aussagen, die Vermuthung, welche auf Leuten seines Gelichters einmal ruhte, daß sie vom Kinderstehlen ein Gewerbe machten, gaben dem Gericht, welches von der Volksstimme getragen wurde, Waffen in die Hand. Und doch konnte er sich und sein Besitzrecht auf das Kind durch Documente ausweisen, die, zwar nicht vollständig gegliedert, doch, bei ihrer sonstigen Unverwerflichkeit, die Vermuthung wieder zu seinen Gunsten leiten müssen. Wenigstens war er im Besitzstande und konnte fodern, darin geschützt zu werden, bis das bessere Recht eines Andern, das Eigenthum desselben nachgewiesen sei. Und Niemand foderte es, Niemand machte Ansprüche auf das Eigenthum des Kindes, die angebliche Mutter widersetzte sich aufs standhafteste der Annahme, und (das erfahren wir hier erst!) die ganze Familie unterstützte diese Weigerung.

Alle Verwandte der Familie Le Moine, die zu Paris wohnten, wo deren eigentliches Domicil war und wo die Kinder eigentlich erzogen waren, erklarten, vor dem Conseil vernommen, der Knabe habe wohl Aehnlichkeit mit dem verschwundenen Jacques, aber er sei es nicht.

Nichts also sprach für die Anschuldigung als der Volksmund, der allgemeine Glaube in dem Städtchen

Vernon, geſtutzt auf den Umſtand, daß der kleine Jacques wirklich vor einem Jahre fortgelaufen war, daß der Bettelknabe ihm ähnlich ſah, und daß das Kind ſich mehrer Oertlichkeiten, Perſonen und anderer Verfälle erinnerte.

Darauf grundete das Gericht ſeine eigenmachtige Intervention. Sie erſcheint zum wenigſten übereilt, wenn auf Grund dergleichen Anzeigen, Meinungen, eigentlich auf den Wahn, der ſich einer Bevolkerung bemeiſtert, von Seiten eines Gerichtes ſolche Schritte und Eingriffe in das Privatrecht erfolgen, als hierin geſchehen. Es mußte den Beſitzſtand achten, der noch dazu ſo gerechtfertigt erſchien, und wenn es doch dem Verdacht Raum gab, ohne jene Gewaltſamkeit, ohne das Aufſehen, ohne die Autoritat, welche es der Volksmeinung durch ſein Einſchreiten gab, auf behutſamere Weiſe ſeine Inſtruction einziehen.

Demnach ſchienen jene Schritte durch die Ausſagen der Zeugen gerechtfertigt. Aber die Mehrzahl derſelben waren Frauen. Die Liebe zum Wunderbaren, zum Intereſſanten ſpielte mit. Sie glaubten und wollten glauben, und im Feuereifer für dieſen Glauben ſahen ſie, gewiß im guten Glauben, was ſie ſehen wollten. Eine Witwe, der Notarsfrau verwandt, und bei der ſie in der Regel während ihres Aufenthaltes in Vernon gewohnt, die doch das Kind am beſten kennen mußte, ſagte nur: ſie fände einige Aehnlichkeit an dem ihr vorgeführten Knaben und dem jungen Jacques Le Moine. In den Ausſagen anderer Zeuginnen fanden ſich ähnliche Widerſprüche. Die Ausſage des Wundarztes wurde verdächtig, weil er von der Wundencur als vor zwei Jahren erfolgt, ſprach, während andere Zeugen feſtſtellten, daß die Verwundung und Cur ſchon vor vier Jahren ſtatt-

gefunden. Narben von Löchern mögen ſich am Kopfe mehr als eines Kindes finden.

Der Schneider hatte nur geſagt, er glaube, der ihm vorgeſtellte Knabe ſei der kleine Le Moine, für den er einſt eine Jacke gemacht. Dagegen war Robert Laurier ſo von ſeiner Identität überzeugt, daß er ihn in ſein Haus nehmen und, des verlaſſenen Kindes ſich erbarmend, ihn erziehen wollen. Anlaß war, daß der Knabe im Hospital ihn ſofort, als er dort aus Neugier eintrat, bei Namen genannt und an Mehres erinnert hatte. Aber bei der Confrontation Beider durch den Richter hatte der Knabe Laurier's Namen nicht nennen können. Ja, ein anderer Zeuge ſagte über jenes erſte Zuſammentreffen aus, daß der Knabe auch damals Laurier's Namen nicht genannt. Laurier war alſo entweder ein falſcher Zeuge aus guter oder ſchlimmer Abſicht, oder er bildete ſich Etwas ein und ging mit derſelben gläubigen Vereingenommenheit wie die Andern an die Sache. Andere Zeugenausſagen reducirten ſich auf ein Hörenſagen. Einer hatte gehört, daß ein Bettelweib geſagt, ſie habe gehört, daß der Knabe bei ſeinem Eintritt in Vernon geſagt: hier dürften ſie nicht hinein, weil Mama da wohne, und daß Monrouſſeau darauf geantwortet, was ſie denn machen wollten, ſie hätten ja kein Brot. — Wenn Monrouſſeau den Knaben, gleichviel ob mit oder ohne Willen der Mutter, entführt, würde er ihn ſchwerlich an den kleinen Ort gebracht haben, wo ſo Viele oder Alle ihn kannten.

Ueberdies war das Verfahren bei allen dieſen Zeugenaufnahmen ſo angethan, wie es nicht ſein ſoll, wie es aber in der Praxis und bei einem eiligen Proceßverfahren nur zu oft geſchehen iſt. Ein jeder Zeuge, ſo viele deren

waren, wurde über alle bei der Sache vorgekommenen und schon angeführten Umstände, in jedesmaliger Gegenwart des Betteljungen, befragt und abgehört. Auf diese Art war jede Zeugenaussage für ihn ein genauer Unterricht, was er in Absicht auf Oerter, Personen und Begebenheiten zu sagen habe, wenn er den kleinen Le Meine vorstellen wollte. Wenn also der Schneider von der Jacke redete, wenn eine gewisse Collette Bonami erzählt, daß sie dem kleinen Jacques einmal die Ruthe gegeben, weil er ihr einen Strang Zwirn verwirrt hatte, wenn Laurier von seinem Pferdestall und ein Anderer von einer Lohgrube sprach, so wiederholte das Kind alles Dieses nachher wie ein Echo, ohne etwas von diesen Umständen zu wissen. Es wurde überdies durch Zeugen erwiesen, daß man den Knaben, den ersten Tag seiner Ankunft zu Vernon, nicht ins Hospital gebracht, daß er vielmehr bei der Witwe Crette geschlafen und ihm dort die Magd, die so ganz zuversichtlich behauptete, daß er Jacques Le Moine sei, und von diesem Vorurtheil am meisten eingenommen schien, nicht von der Seite gewichen war. Diese Person hatte also Zeit und Gelegenheit genug, das Kind von Allem zu unterrichten und ihm Alles beizubringen, was er äußern sollte.

In Paris zerfiel und zerging dieser ganze Zauber wie Nebelgebilde von der Mittagssonne. Hier blies man ihm nichts ein, und es bedurfte nicht einmal der Confrontation mit den dortigen Bekannten und Verwandten der Familie, die ihn aufs Genaueste kennen mußten, denn sofort erklärte er selbst: Monrousseau sei sein Vater, und die Dame, die ihm vorgestellt wurde, wäre nicht seine Mutter. Der entwichene Knabe Jacques konnte lesen und schreiben, ja er hatte schon etwas lateinisch gelernt. Der Bettelknabe konnte weder schreiben noch

leſen, und es war kein Grund zu vermuthen, daß er ſich nur verſtelle.

Endlich exiſtirte der Knabe Jacques nicht mehr, welcher der Bettelknabe durchaus ſein ſollte. Der Bruder des erſtern, freilich ein unzuverläſſiger Knabe, verſicherte es; er hatte den Bruder ſterben ſehen, er hatte ſchriftliche Beſcheinigungen mitgebracht. Sein Intereſſe, den Bruder todt zu lügen, erſcheint nicht ſtichhaltig. Wenn es aus Furcht vor der Mutter geſchah, ſo war dieſe noch mehr gerechtfertigt, wenn der von ihm verführte kleinere Bruder in Folge ſeiner Schuld geſtorben, als wenn er ihm entlaufen war, und der Mutter doch noch die Hoffnung blieb, ihn wiederzufinden. Aus dieſen Zweifeln hätte man, nach unſern Begriffen, auf leichte Weiſe durch Requiſition der Behörden im Dorfe St. Waſt in der Normandie, zur Gewißheit kommen können; darauf hatte man ſich aber von Seiten der Gerichte nicht eingelaſſen, weil keine der Parteien darauf angetragen zu haben ſcheint. Man begnügte ſich lieber, zu deduciren, daß die Zeugniſſe, auch wie ſie waren, für echt gelten könnten.

Somit waren des Knaben Anſprüche auf eine vornehmere Geburt, nach des Generaladvocaten Anſicht, zurückgewieſen, der Bettler und die Witwe wären von der Anklage der Verleugnung und der falſchlichen Anmaßung freizuſprechen geweſen. Aber alsdann laſtete die Schuld der falſchen Anklage eines ungerechtfertigten Criminalproceſſes auf Denen, welche ſie eingeleitet, und es fragte ſich, ob die Gegenklage der Witwe begründet war?

Lag ein Irrthum, lag ein Betrug vor?

Parthieen, wie z. B. ein anmuthiger Wasserfall der Haughfoß, welcher sich in der Nähe der Wohnung von einem schwarzen Felsen mit malerischer Umgebung in lieblichen Kaskaden herabstürzt, würde selbst unter der Hand des Fabrikarbeiters in diesem genre Reize behalten haben. Aber es fehlt noch durchaus in Norwegen an dieser merkantilen Malerkunst, welche dem Reisenden den Abschied von der Schweiz so erleichtert, da er Berge und Gletscher doch in einiger bunten Aehnlichkeit mit sich tragen kann. Wir sahen bei Herrn Wegener und späterhin alle Stiche und Lithographien, welche von den bis jetzt als berühmt geltenden Aussichten aufgenommen und in den Buchhandel gekommen sind, doch keine entsprach der Natur, so daß der Ausländer sich begeben muß, die Eigenthümlichkeiten des Landes aus Zeichnungen kennen zu lernen. Zwar ist die Aufgabe in diesem Lande für den skizzirenden Maler eine schwierigere, als in der Schweiz, wovon wir noch weiter sprechen werden, doch mangelt es allem, was bisher erschienen ist, auch an solchen Eigenschaften, welche durch Akkuratesse und Sauberkeit wenigstens dem Auge wohlgefällig werden. Eine neue Lieferung

Die Gegenklage war namentlich gegen den Lieutenant-Général Montaud und den königlichen Procurator zu Vernon gerichtet. Sie sollten die Urheber der Volksauftritte gewesen sein, und aus einem alten heimlichen Hasse gegen die Familie Le Moine und ihres eigenen Vortheils willen das ganze gerichtliche Verfahren eingeleitet haben.

Die Unregelmäßigkeiten, das übereilte Verfahren beider Gerichtspersonen ist außer Frage. Der Procurator hatte sich unter dem Pöbel am Thore befunden und nicht wenig dazu beigetragen, den Wahn desselben zu bestärken, und doch gab er in seiner gerichtlichen Eingabe an, als wäre er eben erst von der ganzen Sache durch die schriftliche Denunciation des Procurator Jean Le Moine, die aber apokryphisch blieb und nicht zu den Parlamentsacten kam, unterrichtet worden. Er hatte den Bettler ins Gefängniß werfen lassen, ohne eine Registratur darüber aufzunehmen, ihm die Füße zusammenschließen lassen, um ihm durch diese Torturart ein Bekenntniß abzunöthigen. Man behielt die Witwe Le Moine zu gleichem Zwecke im Arrest und achtete das Parlamentsarrêt nicht, welches alles weitere Verfahren untersagte. In allen Acten und Registraturen ward der Bettelknabe Jacques Le Moine genannt, sodaß es bei den Gerichten von Anfang an für entschieden galt, daß er der entlaufene Sohn der Witwe sei, und unter dieser Annahme wurden ihm die Alimentengelder ausgesetzt und durch Arrestschlag und Execution beigetrieben.

Der Procurator vertheidigte sich damit, daß er sich unter den Pöbelhaufen begeben, nicht um ihn aufzureizen, sondern ihn zu besänftigen, daß er ferner bei den Indicien und seinem guten Glauben nicht nöthig gehabt, auf die Denunciation zu warten, sondern des Rechtes

und der Verpflichtung gewesen, sofort ex officio einzuschreiten.

Der Lieutenant-Général vertheidigte sich damit, daß er beim ersten Verlauf der Sache gar nicht in Vernon gewesen, daß der Bettler auf Anlaß seines Particulier-Lieutenant verhaftet worden, und er nur die Sache in aller Ordnung fortgesetzt habe, nachdem Jener, sein Substitut, sich darin zu handeln für incompetent erklärt, weil er ein Verwandter des verstorbenen Notar Le Moine sei. Uebrigens seien alle Verhandlungen im Beirath sämmtlicher Gerichtsbeisitzer gehalten worden, und das Arrêt des pariser Parlaments habe zurückgewiesen werden müssen, weil Vernon in Criminalsachen wirklich unter das Parlament von Rouen gehöre. Nachdem so viele Zeugen die Kindschaft des Knaben zu dem verstorbenen Notar Le Moine und dessen Witwe wahrscheinlich gemacht, sei es gesetzlich in der Ordnung gewesen, aus deren Vermögen die Alimente zu fodern und festzusetzen. Den Bettler habe man allerdings schließen lassen, aber nach den einstimmigen Conclusionen des Gerichts, wegen des dringenden Verdachtes, wobei nur der Formfehler zugegeben ward, daß sein Name nicht sogleich in die Register eingetragen worden, wohingegen die Witwe bei ihrer zeitweiligen Festhaltung mit aller Schonung behandelt sei. Von einem Haß gegen den verstorbenen Le Moine könne seinerseits nicht die Rede sein, da er ihn nie gekannt und erst nach seinem Tode nach Vernon gekommen sei.

Der Generaladvocat hielt hiernach die Gerichte, wenngleich nicht frei von großen Versehen, die zur Genüge in diesem Proceß angedeutet sind, doch nicht für so schuldig, daß sie darum in persönlichen Anspruch genommen werden könnten.

Alſo lag kein Betrug, nur ein Irrthum vor. Aber wie war derſelbe entſtanden?

„Man kann annehmen, ſagt der Generaladvocat Bignon, daß jedes Wort des Kindes ihm von Andern entweder aus Bosheit oder Unverſtand eingeblaſen worden. Der Pöbel hatte kaum auf dem Geſicht des Bettelknaben ähnliche Züge mit dem kleinen Jacques Le Moine bemerkt, als er es auch ſogleich für eine gewiſſe Wahrheit annahm, daß es dieſer ſein müſſe. Bei dem Auflauf, der hierüber entſtand, nannte man Diejenige mit Namen, die ſeine Mutter ſein ſollte, man ſagte, daß dieſes das nämliche Kind ſei, das zu Bois-Hieraulme geboren und erzogen worden. Der kleine Betteljunge war groß genug dazu, daß er den Unterſchied zwiſchen der elenden Lebensart eines Bettlers und zwiſchen dem Zuſtande eines Kindes aus gutem Hauſe, das ein ſorgloſes und bequemes Leben führt, einſehen konnte; er wollte alſo dieſe Gelegenheit benutzen und von Allem, was er gehört, Gebrauch machen. Erſt ſechs Tage nachher, als man ihn dem Bettler weggenommen, wurde er in Vernon herumgeführt, daß er die Häuſer und Oerter, wo er ehedem geweſen, erkennen und angeben ſolle, und erſt nach vierundzwanzig Tagen von da an, machte der Richter mit ihm die Reiſe nach Bois-Hieraulme. Unter dieſer Zeit trieb die Neugierde unzählige Leute ins Hospital, ihn zu ſehen und mit ihm zu reden, und man kann wol glauben, daß Keiner ein anderes Wort mit ihm werde geſprochen haben, als von ſeiner Mutter, ſeinen Verwandten, ſeinen ehemaligen Nachbarn und Bekannten und von allen Häuſern und Gegenden zu Vernon. Hat man ihm alſo nicht auf dieſe Art nach und nach, frageweiſe, die ganze Lebensgeſchichte des Kindes, das man in ihm finden wollte, beigebracht, oder war es zu ver-

wundern, wenn er aus diesen unschicklichen und unvorsichtigen Verhören, die Jeder, der ins Hospital kam, mit ihm anstellte, Stoff genug zu den Antworten erhielt, die er nachher vor Gericht gab? Möglich auch, daß eine oder die andere gegen die Witwe Le Moine nicht zum Besten gesinnte Person, das Kind von alle Dem, was es antworten solle, mit Vorsatz unterrichtet hat, und vielleicht ist auch einer oder der andere von den Richtern dabei mit verwickelt gewesen. Allein ohne daß man nöthig hat, Jemand insbesondere zu beschuldigen, kann man für ausgemacht annehmen, daß ganz Vernon das Seine dazu beigetragen, den Knaben seine Rolle spielen zu lehren, denn Jedermann, Hohe und Geringe, waren nun einmal von dem Vorurtheil eingenommen, daß er ein Kind des verstorbenen Le Moine sei, Jedermann verfolgte also dieses Vorurtheil mit Hitze und machte es zu seiner eigenen Sache, diese Entdeckung sollte wahr befunden werden. Daher kam es auch, daß, so oft Jemand den Knaben sprach, er ihm auch sogleich sein Mitleid, seinen Diensteifer bezeugte, Alles, was er von Jacques Le Moine wußte, erzählte, ihn fragte, ob er ihn nicht an dem und dem Ort, bei der und der Gelegenheit gesehen habe, und auf diese Art wurde der Knabe überflüssig von Allem, was er sagen und wie er sich zu betragen hatte, unterrichtet. Nur die genaue Aehnlichkeit des Bettelkindes mit dem kleinen Jacques hatte diesen allgemeinen Irrthum veranlaßt. Man weiß, mit welcher Leichtigkeit der Pöbel ein Vorurtheil auffanat, mit welcher Dummheit er die abgeschmacktesten Erdichtungen glaubt, und mit welcher Hitze er dann seine einmal angenommenen Meinungen verfolgt. Aus diesem Gesichtspunct muß man diese Geschichte betrachten. Daß auch die Gerichte sich durch die Vorurtheile des Pöbels

blenden ließen und nicht allen nöthigen Fleiß anwendeten, die Sache gehörig zu untersuchen, war nur menschliche Schwachheit; Rachsucht kann man ihnen doch nicht Schuld geben."

Aber eine Schwachheit, der wir nur zu oft in den älteren französischen Criminalprocessen begegnen. Ohne diese Mangelhaftigkeit, ohne diese Unbehulflichkeit der richterlichen Macht und des richterlichen Willens waren die vielen Processe über die bestrittene Identität von Personen, wie im Proceß Martin Guerre, dem Herrn de la Pivardière, dem Sohn des Herrn von Caille, dem Ziegelbrenner u. s. w., denen sich dieser vom Sohne des Bettlers von Vernon anreiht, nicht vorgekommen, oder schneller, leichter und befriedigender geschlossen worden. Es sind Processe einer Vorzeit, die vorüber ist, Processe, die in dieser Gestalt heute bei einem geregelten Gerichtswesen, bei der Macht der Oeffentlichkeit und der Presse kaum mehr vorkommen können.

Das Parlament erkannte 1659 nach Bignon's Antrage. Die Klage gegen die Gerichtspersonen von Vernon wurde wegen Mangel zureichender Beweise zurückgewiesen; das peinliche Verfahren gegen den Bettler und die Witwe für nichtig erklärt, Monrousseau der Haft entlassen, sein Name im Gefängnißregister des Parlaments ausgestrichen „und völlig unleserlich gemacht", seinem Sohne Louis auferlegt, ihn ferner als Vater zu erkennen und gehorsam zu sein; das Gesuch der Parteien um Schaden- und Unkostenersatz aber zurückgewiesen.

Außerdem verordnete das Parlament, daß der Knabe, der so viel Aufsehen gemacht, obgleich er dem Vater zugesprochen war, ins Hospital wieder zurückgeführt und dort mit den andern Kindern erzogen werde.

Contrafatto.

1827 — 1846.

Der Proceß gegen den Abbé Contrafatto, welcher nach faſt zwanzigjähriger Ruhe in dieſem Augenblicke wieder auflebt, verdankte auch damals ſeinen unglückſeligen Ruf nicht ſowol der Scheußlichkeit des Verbrechens, nicht merkwürdigen Incidenzpuncten noch der beſondern Perſönlichkeit des Thäters, ſondern dem Kampf der Parteien in Frankreich. Er war ein politiſcher Proceß, und wenn er heute wieder aus ſeiner Vergeſſenheit ans Licht gerufen wird, ſind die Beweggründe ähnlicher Art; er iſt auch jetzt wieder nur das Symbol religiös-politiſcher Bewegungen, welche aus dem Innern heraus an die Oeffentlichkeit gahren.

Im Augenblick, wo die ältern Bourbonen drauf und dran ſchienen, das Ancien-Regime gegen den ermatteten Volkswillen, gegen die anſcheinend blaſirte Freiheitsliebe der Franzoſen wieder, Schritt für Schritt, zurückzuführen, wo der Altar wieder neben dem Throne aufgerichtet wurde, und Weihrauchduft und Weihgeſänge einen vergeſſenen Nimbus hervorzaubern ſollten, wo Scharen von Mönchen, Jeſuiten, Miſſionaren als eine heilige Garde für

das Königthum aufmarschirten und den Machthabern Alles darauf ankam, den Priester, den Geweihten des Herrn, vor dem Volke mit einem Heiligenschein umgeben zu wissen, mußte ein böser Dämon mehre Individuen dieses Standes zu Thaten verleiten, die durch ihre Scheußlichkeit und Gräßlichkeit das Gefühl empörten. Fleischessünden, wie Mingrat, Molitor, Contrafatto, damals begingen, sind, selbst mit Verbrechen begleitet, im Kloster- und cheloſen Leben der katholischen Geistlichkeit, wenn auch nicht alltägliche, doch Erscheinungen, welche in allen Jahrhunderten der Geschichte sich zugetragen haben. In Spanien, Italien, Savoyen u. s. w. werden sie schnell, wenn sie ans Tageslicht kommen, bestraft, beseitigt oder verleugnet; in Frankreich war dies, trotz des damaligen gedruckten Zustandes der Presse, unmöglich, und was an und für sich nur eine Verirrung der Sinnlichkeit, Versündigungen und Verbrechen waren, die in jedem Gemeinwesen vorkommen, gewann durch die besondern Umstände einen ganz andern Charakter. Die Parteien bemächtigten sich der Einzelfälle, und während die Ultramontanen die ihnen gewogene Macht zu Hülfe riefen, um die Verfolgung und Bestrafung ihrer sündigen Mitglieder zu verhindern, unklugerweise sich und ihre Sache identificirend mit den einzelnen Uebertretern, griff die liberale Partei mit eben solcher Wuth und Schadenfreude in diesen Sündern und Verbrechern ihre politischen Gegner selbst an.

Nur um dieser Umgebung und Stellung willen und des europäischen Rufes, den er gewonnen, findet der Proceß in dieser Sammlung Aufnahme. Die Details des begangenen Verbrechens wurden schon zur Zeit, wo er schwebte, in den zur Oeffentlichkeit gekommenen Verhandlungen nur angedeutet. Bei den neuerlichen Mit-

theilungen ſind ſie ganz in den Hintergrund gerückt; es iſt auch zur Beurtheilung der Sache nicht nöthig, ſie wieder daraus hervorzuziehen. Zur Beurtheilung der That und der Qualification des Thäters ſind Andeutungen hinlänglich und hinſichts der letztern liefern ſeine eigenen Auslaſſungen vor Gericht die beſten Belege. Im Uebrigen iſt es weniger das zum Grunde liegende Factum, als der Gang und die Entwickelung der Debatten, was dieſem Proceſſe ſein beſonderes Intereſſe gibt, weshalb wir dieſe Debatten hier auch umſtändlicher als in andern Fällen mittheilen.

Nahe der Kirche Notre-Dame de Lorette in Paris wohnte die noch jugendliche Witwe eines Obriſten aus der Kaiſerzeit, Madame **Lebon**. Sie ſelbſt war, wie wir aus ihren Depoſitionen vor Gericht erfahren, eine geborene Italienerin, Iſabelle Capuchalate de Moroni, wie ihr Sachwalter uns ſagt, die Tochter eines Herzogs, verwandt durch ihren Gatten oder ihre väterliche Familie mit den erſten Militairs, Würdenträgern und Prälaten des Reiches. Sie lebte, eingezogen wie es ſcheint, nur mit der Erziehung ihrer vier Töchter beſchäftigt, von denen die jüngſte, Hortenſe, im Jahre 1827 kaum ein Kind von fünf Jahren war.

In demſelben Hauſe (chez Mme. Lebon; doch aber wol nicht bei ihr zur Miethe) wohnte ein junger ſicilianiſcher Prieſter, Joſeph Contrafatto, welcher erſt vor Kurzem aus Rom oder Neapel nach Paris gekommen war, und hier angeblich Unterricht in der italieniſchen Sprache gab, nebenher aber auch in Notre-Dame Meſſe las. Er hatte vortreffliche Zeugniſſe aus Italien und ſogar vom Papſte Empfehlungsbriefe mitgebracht;

später aber kam zur Sprache, daß sein sittliches Leben mit diesen Empfehlungen wenig übereinstimmte.

Ende Juli oder Anfang August verbreitete sich in der Nachbarschaft das Gerücht von einem grauenhaften Vorfall, welcher in dem Leben'schen Hause sich zugetragen. Der italienische Abbé habe das jüngste Kind der Madame Leben in seine Stube gelockt und ihm dort Gewalt angethan. Das Kind habe es ausgeplaudert, man habe seinen Zustand untersucht, es sei zu heftigen Scenen gekommen.

Am 3. August (1827) ward Joseph Contrafatto, unter der Anschuldigung eines Angriffes auf die Schamhaftigkeit verhaftet und Zeugen wurden abgehört. Es ging dabei, wie sich aus den Gerichtsverhandlungen später ergab, nicht ordnungsmäßig her. Draußen im Publicum war nur eine Stimme der Entrüstung gegen den fremden Priester, weil er ein Priester war. Ein Priester, der eine solche Frevelthat begangen hatte! Auf die Richter aber influencirte die Macht des Klerus, die herrschende Legitimistenpartei, der Hof. Man wollte nicht, daß der Abbé Contrafatto schuldig befunden würde. So verfuhr man mit sträflicher Nachlässigkeit bei Abhörung der Zeugen gegen ihn. Auf der andern Seite konnten indeß auch die Zeugnisse, die er von seiner früheren Aufführung beibrachte, ein günstiges Vorurtheil für ihn erwecken. Wir schicken diese hier voraus, wie sein späterer Vertheidiger sie zu seinen Gunsten angibt.

Zu Piazza in Sicilien 1789 geboren, also jetzt 38 Jahre alt, hatte er von seinen Eltern eine gute Erziehung erhalten. Er zeichnete sich bald als Prediger aus. Von allen Seiten wurden ihm vortheilhafte Zeugnisse, die er in Paris producirte. Er war zuletzt in Rom als Rector der Kirche Santa Maria von Constantinopel angestellt,

ein Amt, dem er mit Eifer, Thätigkeit und Umsicht soll vorgestanden haben. Hier traf seinen moralischen Wandel gar kein Tadel seiner Obern. Im Namen des Papstes Leo XII. wurden ihm durch die Cardinäle Neri und Guerrieri Erlaubnißscheine ertheilt, Rosenkränze, Kreuze, Medaillen und Crucifixe zu weihen. Auch war ihm das erste vacante Kanonicat an der Kirche seiner Geburtsstadt Piazza verheißen. Mit diesen Certificaten versehen, war er nach Frankreich gekommen, um dessen Sprache und Sitten zu studiren. Der Erzbischof von Paris hatte ihm auf jene Zeugnisse die Erlaubniß ertheilt, in Notre-Dame Messen zu lesen und selbst Beichte abzunehmen; Etwas, was fremden Priestern sonst schwer gestattet wird, wenn man ihre Moral nicht zuvor einer strengen Prüfung unterworfen hat. Er hatte anfangs im Hause der Herzogin von Ormesson und anderer angesehenen und frommen Damen die Messe gelesen, bis er in Notre-Dame fast täglich damit beschäftigt war.

Solche Zeugnisse sprachen für ihn; gegen ihn eigentlich nur das eines Kindes, eines Mädchens von noch nicht fünf Jahren. Die Rathskammer entschied schon am folgenden Tage, Sonnabend am 4. August, daß keine Untersuchung stattfinde, und Contrafatto ward entlassen.

Aber er hatte, bei der gegen ihn aufgeregten Volksstimmung, die Unvorsichtigkeit oder Frechheit, in seine Wohnung zurückzukehren.

Als er Sonntag am 5. herauskam, begegnete er auf der Treppe der erzürnten Mutter des Kindes, der Witwe Lebon. Es erfolgte ein so heftiger Wortwechsel, daß es nicht bei Worten blieb. Die Witwe des kaiserlichen Obristen, die Italienerin, faßte ihn an der Brust, schüttelte, stieß ihn, schalt ihn den Meuchelmörder ihres Kindes und der Auftritt rief eine ganze Menschenmenge

vikanter Situationen und vaterländischer Trachten ist fast mit zu viel Eleganz begonnen, so daß schon die Theurung ihrer Verbreitung hinderlich sein wird. Solche Abbildungen, die auf keinen Kunstwerth Anspruch machen, erhalten nur ihren Werth durch die billigsten Preise, um als Erinnerungsblätter ein Gegenstand des Handels zu werden.

In Modum veränderte sich unser Reiseplan. Wir wollten über Kongsberg, westlich nach Obertellemarken und von dort nach Bergen, um uns von dieser berühmten Seestadt aus irgend einen Weg über die Fielder nach Drontheim zu bahnen. Eine Reise, wo wir freilich die erhabensten und wildesten Gegenden, vielleicht auch die eigenthümlichsten Sitten der Norwegischen Stämme kennen gelernt. Tellemarken gehört zwar zu dem südlichen Norwegen, seine unersteiglichen Gebirgsketten aber und seine Lage seitswärts von der Hauptstraße des Landes haben diese hohen Gegenden vor allem Eindringen des Fremden mehr geschützt, als den hohen Norden. Hier hören die Straßen auf. Sehr bald muß man alles und jedes Fuhrwerk zurücklassen, sich allein den treuen Norwegischen Pferden anvertrauen, die das

zusammen. Mehre wuthentbrannte Leute packten ihn, rissen ihn herunter, schleppten ihn auf die Straße. Hier schlugen sie ihn, stießen ihn dreimal auf das Pflaster, und, mit Blut bedeckt, riß er sich mit Mühe aus ihren Händen und entfloh in die nahe Kirche Notre-Dame. Die öffentliche Gewalt mußte wieder einschreiten. Man führte ihn hier fort und nahm ihn gefangen. Später wurden auch einige von Denen, die ihn gemishandelt, arretirt.

Am 6. August reichte die Wittwe Leben, als Civilpartei, eine Anklage gegen den Verführer ihrer Tochter ein, und jetzt glaubte der königliche Gerichtshof zu Paris sich der Sache, die schon ein allgemeines und furchtbares Aufsehen erregt hatte, nicht erwehren zu können. Von allen Seiten klagte man die Behörden, die Gerichte laut der Parteilichkeit für den schändlichen Priester und gegen die unschuldige, gekränkte Familie an. Die Untersuchung ward decretirt und Contrafatto vor die Assisen gestellt. Aber selbst jetzt hatte das Publicum noch wenig Vertrauen auf eine gerechte und unparteiische Führung der Untersuchung, denn alle mit derselben betraute Personen standen in Geruch eines übertriebenen Bigottismus und Bourbonismus. So der Präsident des Gerichtshofes, Herr von Montmerqué, der Generaladvocat Herr von Baufreland, der Instructionsrichter Frayssinous und die Räthe Agier und Bérard-Desglayeux.

Am 15. October 1827 wurden die Assisen eröffnet. Zuschauer aus allen Kreisen der Gesellschaft hatten sich vor die Schranken gedrängt, mit um so größerer Neugier und gespannterer Erwartung, als schon verlautete, daß der Präsident von seinem Rechte Gebrauch machen

und die Zuſchauer wieder hinausweiſen werde. Indeſſen war man ſchon zufrieden, die Witwe Lebon zu ſehen, in Begleitung ihrer drei erwachſenen oder erwachſenden Töchter und des kleinen fünfjährigen Mädchens. Auch ſahen noch Alle den Angeklagten ſelbſt eintreten. Es war ein junger, blaſſer Mann mit buſchigen Augenbrauen, glattgekämmten Haaren und lebendigen Augen. Sein ſehr großer Mund ließ eine Reihe ſehr weißer Zähne erblicken.

Der Generaladvocat de Vaufreland ſtellte hiernächſt den Antrag, daß die Berathungen in dieſem Falle mit Ausſchluß aller Zuhörer ſtattfanden. Der Gerichtshof ſtimmte durch ein Arrêt Dem bei und der Präſident de Montmerqué befahl, daß nicht allein das ganze Auditorium, ſondern auch das Barreau, die ſämmtlichen Advocaten, mit Ausſchluß derjenigen, welche in der Sache zu thun hätten, abtreten ſollten.

Hierauf entſpann ſich ein lebhafter Disput. An der Spitze der Advocaten erhob ſich Herr Caille, um gegen dieſen Beſchluß zu proteſtiren; aber ſelbſt ſeine Bitte, ihm nur eine Bemerkung im Namen der gegenwärtigen Sachwalter zu vergönnen, ward ihm in barſchem Tone vom Präſidenten abgeſchlagen.

„Ich hoffte doch, ſagte Caille, daß mir der Hof über dieſen Punct nur eine Bemerkung geſtatten werde.“

Sie haben keine zu machen! rief der Präſident. Soldaten! laßt das Barreau ſich entfernen!

„Das iſt doch gegen alten Gebrauch, und ſeit zwei Jahrhunderten — —“

Der Gerichtshof, ich wiederhole es, hat eine geſchloſſene Sitzung befohlen und das Verhör wird vor geſchloſſenen Thüren ſtattfinden. — Nun befahl der Präſident den Gensdarmen, einzuſchreiten.

„Wir proteſtiren, rief Caille, dieſe Verordnung iſt gegen alle unſere Rechte. Das Recht, allen Verhören beizuwohnen, iſt für die Advocaten unverjährbar.“

Die öffentliche Schamhaftigkeit gebietet, wiederholte der Präſident, daß die Verhandlungen in ſolchen Fällen bei geſchloſſenen Thuren ſtattfinden. Wenn man aber alle Perſonen, die eine Robe tragen, zuließe, ſo wurde das Auditorium bald aus 300 Perſonen beſtehen.

Vergebens ward auch gegen dieſe Beſchuldigung ein lebhafter Proteſt eingelegt, daß die Advocaten ſelbſt die Erſten ſein wurden, die gegen einen ſolchen Betrug ſich erhöben; der Präſident hatte keine andere Antwort als den wiederholten Ruf: Gensdarmen! worauf ein Officier mit mehren Mann ſich zeigte und die Advocaten unter der Verſicherung ſich entfernten: es bedürfe für ſie keiner Gensdarmen, um den Befehlen des Gerichtshofes Folge zu leiſten.

Mit ſolchen Mitteln glaubten die ältern Bourbonen und ihre Legitimiſten die Geiſter zu bewältigen. Es war nicht das erſte und einzige Mal. Man erinnert ſich der ähnlichen Ausweiſung Manuel's aus der Deputirtenkammer, ein Ereigniß, welches als die Kataſtrophe der Macht der Bourbonen angeſehen werden kann. Daß der Präſident des Gerichtshofes damals in ſeinem Rechte war, iſt übrigens nicht beſtritten, es war nur die brusque Art, in welcher er es geltend machte, was das Gefühl verletzte und Verdacht erregte.

Der ganze Streit, die gegenſeitige Hartnäckigkeit des Präſidenten Montmerqué und der Advocaten waren ebenfalls nur die Symbole eines politiſchen Kampfes. Der Proceß Contrafatto war eine Parteiſache der Liberalen geworden. Der Präſident betrachtete ſie ganz ebenſo, und um der Gegenpartei eine Waffe zu ent-

ziehen, unterſagte er die Oeffentlichkeit der Verhöre, in der Hoffnung, daß die Cenſur auch die Veröffentlichung der Verhandlungen und der gehaltenen Reden verhindern werde. Der Erfolg lehrte ein Anderes. Gerade dieſe Anſtrengungen, die Sache geheim zu halten, gaben ihr die größte Oeffentlichkeit, der Angeſchuldigte war ſchon um deshalb von der öffentlichen Meinung verurtheilt, und die Regierung ſchlug ſich ſelbſt die tiefſte Wunde durch ihr parteiiſches Verfahren.

Nach der Verleſung der Anklageacte begann das Verhör mit Contrafatto. Jene, ſchon damals nicht vollſtändig in den öffentlichen Blättern mitgetheilt, iſt in der neuern Bearbeitung aller authentiſchen Actenſtücke dieſes Proceſſes gar nicht mit aufgenommen; doch geht das Weſentliche derſelben aus den Verhandlungen hervor. Der neue Herausgeber der Actenſtücke ſchickt die Bemerkung voraus, daß er ſich auf Mittheilung der officiellen Documente und Auszüge aus dem Moniteur und der Gazette des Tribunaux beſchränke, da es ihm unrechtlich ſcheine, im Augenblicke, wo ein geſtrafter Verbrecher auf ſeine Rehabilitation antrage, aus den jener Zeit erſchienenen zahlreichen ſcandaloſen Privatberichten über dieſen Proceß Etwas aufzunehmen, was zu Ungunſten des Mannes wirken könne.

Contrafatto erklärte: ſeit ſieben bis acht Monaten in Frankreich zu ſein. Er komme von Rom, wiewol er einen Paß aus Neapel habe. Auf einen Brief ſeines Vaters in Piazza in Sicilien hatte er Rom und die dortige vortheilhafte Stellung an der Kirche Santa-Maria von Conſtantinopel verlaſſen. Selbſt rühmt er bei dieſer Gelegenheit von ſich: „Ich war be-

kannt wegen meines Eifers für den Gottesdienſt, wegen meines Eifers, mit dem ich die Zahl der Gläubigen vermehrte und die Religion förderte. Ich begann zu predigen für die heilige Sache und die Glorie des Evangeliums.“ Der heilige Vater hatte ihm bei einer perſönlichen Audienz auf ſeine vortheilhaften Zeugniſſe ein Kanonicat in ſeiner Vaterſtadt verſprochen. Zwar hatte der Biſchof von Piazza dagegen vorgeſtellt, daß keines zur Zeit erledigt ſei; aber ſchon auf die Zuſicherung hin, daß er das nächſterledigte erhalten ſolle, und dem Schreiben des Papſtes vertrauend, welcher den Nuncius in Neapel aufgefodert, Contrafatto's Sache zu betreiben, hatte er alle Vortheile ſeiner Stellung aufgegeben und war mit dem Empfehlungsſchreiben des heiligen Vaters nach Neapel gegangen.

Aber in Neapel ſprach er zu ſich: „es gibt ja in der Welt (wie man ſagt) nur ein Paris,“ (ſeine eigenen Worte) und von der Angſt, die alle Fremde haben, getrieben, dieſe große Stadt zu ſehen, reiſte er dahin ab.

Der Präſident fand es eben ſo ſonderbar, daß er die frühere und ehrenvolle Stellung in Rom verlaſſen um einer ungewiſſen Ausſicht in Piazza willen, als daß er auch jene Ausſicht in ſeiner Vaterſtadt mit gar keiner Ausſicht in dem ihm ganz fremden Paris vertauſcht habe.

Seine Empfehlungsbriefe verſchafften ihm Seitens des Erzbiſchofes von Paris eine Anſtellung an der Kirche von Notre-Dame. Contrafatto hielt ſie den Richtern hin, und empfahl ihnen, dieſe authentiſchen Documente mit der größten Sorgfalt zu betrachten, denn ſie kämen vom heiligen Vater ſelbſt. „Sie werden hier die Worte finden, von ſeiner eigenen Hand geſchrieben: Se distinxit zelo, assiduitate et pietate.“

Der Präſident, mit allem Reſpect für dieſe heiligen

Atteſte, ſchien doch in Zweifel, was für ihn die Erlaubniß, in Notre-Dame Meſſe zu leſen und Beichte zu hören, Vortheilhaftes gehabt haben könne, da es dort der Adminiſtranten genug gebe und ein fremder Prieſter ſelten zugezogen werde. Contrafatto berief ſich auf die Herzogin d'Ormeſſon, die ihn zu ihrem Almoſenier und die würdige Penſionsvorſteherin Demoiſelle Sauvan, die ihn in gleicher Eigenſchaft und zum Religionslehrer und Beichtvater ihrer Penſionairinnen beſtellt hatte.

Aber man hatte in ſeinen Papieren, außer jenen heiligen Atteſten, auch einige andere von ſeltſamer Art gefunden, die wenigſtens bei einem Geiſtlichen überraſchen konnten. Z. B. fand man einen Kupferſtich, mit der ſpaniſchen Unterſchrift: Die Lotterie der Liebe. Contrafatto antwortete: er verſtehe nicht Spaniſch, wiſſe alſo auch nicht, was es bedeute!

Man hatte auch italieniſche und franzöſiſche Chanſons gefunden, von der Art, daß ſelbſt anſtändige Leute, die nicht Geiſtliche ſind, Bedenken tragen, ſie zu ſingen. Contrafatto erklärte: bei ſeiner Ankunft in Marſeille habe er nicht ein Wort franzöſiſch verſtanden. In einer Geſellſchaft junger Leute habe man geſungen, und da alle Italiener Freunde der Muſik wären, habe er geſagt: „O die Muſik gefallt mir! Schreibt mir ſie auf!“ und am andern Morgen hatte er ſie, auf Papier gebracht, unter ſeinen Sachen. — Man bemerkte ihm indeß, daß er nur die Worte und nicht die Noten hatte. Was ſollten ihm die beiſen, um die Melodie zu beſitzen; Papiere der Art wurfe man bald fort. Aber Contrafatto zeigte auf die Predigten, welche er zur Ehre Gottes in Rom niedergeſchrieben, da habe er die Chanſons als Zeichen zwiſchengelegt, ohne an Etwas dabei zu denken.

Seine Existenzmittel in Paris gab er auf monatlich 200 bis 300 Francs an, die er größtentheils für italienischen Unterricht eingenommen. Aber es habe den Anschein, bemerkte der Richter, daß er öfters nur unter diesem Vorwande junge Damen bei sich aufgenommen, welche über die Gebühr lange in seinem Zimmer geblieben waren.

Verdächtig erschien besonders der Brief von der Hand einer jungen Dame des Inhaltes:

„Am 11. Juli 1827 um Mitternacht."

„Sie haben mir versprochen, Sonntag zu kommen und Sie sind nicht gekommen. So kommen Sie doch Donnerstag Mittag; ich erwarte Sie. Wenn Sie nicht kommen, bitte ich Sie, mir augenblicklich zu antworten."

„Herzliche Grüße. Ihre Freundin J... y."

„P. S. Zeigen Sie es ja Niemandem, ich bitte Sie recht sehr darum; wenn Sie nicht kommen, schicken Sie."

Contrafatto konnte allerdings nicht leugnen, daß der Styl des anonymen Billets sich wenig vertrage mit der Achtung, welche man gegen einen Mann im priesterlichen Kleide beobachten müsse; er leugnete aber allüberall, Etwas von der Schreiberin und der Absicht, in der das Billet an ihn geschrieben sein könne, zu wissen. Es sei wahrscheinlich nur eine jener Plaisanterien, wie sie in Paris üblich, um ihn das Stadtpostporto von 3 Sous zahlen zu lassen!

Aber Sie würden, wenn es so wäre, das Billet zerrissen haben.

„Ich warf es in eine Kiste zu gelegentlichem Bedurfniß."

Man hatte auch eine Art Ausgabebuch unter seinen

Papieren gefunden. Darin kamen folgende Positionen vor:

1. Juli 1827. **plaisir 17 fr.**
plaisir 10 fr.
plaisir 17 fr.
pour plaisir 40 fr.
pour plaisir 70 fr.

was allerdings viel von einem jungen Geistlichen für Vergnügen ausgegeben ist. Contrafatto erklärte es: „Wir in Italien nennen es schon Vergnügen, irgendwohin zu gehen: **per piacere andare Parigi, per piacere andare Versaglia u. s. w.**“ So habe er eine Reise nach **Dieppe** und Rheims eingetragen: **per piacere andare Dieppe, Reims.**

Man fand es sonderbar, daß er nach **Dieppe** und Rheims gehen können, da er bei einer Kirche für bestimmte Tage und Stunden angestellt gewesen. Er antwortete, es sei vor seiner festen Anstellung geschehen.

Nach Zeugenaussagen war er gewöhnlich erst spät in der Nacht nach Hause gekommen, gegen 1 Uhr. Er wollte nur einmal über Mitternacht ausgeblieben, sonst regelmäßig schon um 10 Uhr zu Bette gewesen sein. Die Bosheit seiner gegen ihn verbundenen Feinde habe das erfunden. Seine Hauptfeindin aber sei die Portiere im Hause, von der alle böse Gerüchte gegen ihn ausgingen, weil er mit ihr in Händeln gelegen wegen ihrer schlechten Industrie (?).

Die kleine Hortense habe er zuerst als Knaben gekleidet in der Loge der Portiere getroffen. Bald darauf sei die Kleine zu ihm heraufgekommen. Er gab ihr ein Stück Zucker. Darauf kam Hortense's Schwester, ohne Hut, in einem schwarzen Ueberwurf. „Ich suche meine Schwester.“ Hier ist sie. — „Sie wird Sie

stören." — Nein, Mademoiselle, nicht im Geringsten. Darauf fuhrte die Schwester Hortensen fort.

Das war eine erste Zusammenkunft mit dem Kinde. Nach den Instructionsverhandlungen hatte aber nicht die Schwester, sondern die Portiere, in deren Auftrage, die Kleine abgeholt.

Der zweite Besuch, den Contrafatto nicht leugnete, fand am 29. Juli statt. Nach seiner Angabe hätte er am Secretair lesend gesessen, als die Thür aufging und die Kleine mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit eintrat. „Diese Kleine hat eine Art und Weise, mit den Dingen umzuspringen, die selbst Erwachsene nicht immer haben. Sie tritt ein, sieht einen Schrank geöffnet und steckt die Nase hinein nach den Früchten, die drinnen stehen. „„Nimm Dir davon!"" rief ich. Sie nahm von den Pflaumen und setzte sich auf meinen Stuhl am Kamin, um davon zu essen. Alsdann ging sie wieder fort."

Alle von ihm aufgeführten Umstände stimmten weder mit den Zeugenaussagen, noch auch überall mit seinen eigenen vor dem Untersuchungsrichter abgegebenen Erklärungen. Er wollte das Kind sich selbst Pflaumen haben nehmen lassen; das Kind hatte von einer faulen Pflaume gesprochen. Wenn es selbst zu wählen gehabt, würde es eine solche sich nicht genommen haben. Ein Zeuge hatte ihn die Treppe hinaufgehen sehen, die Kleine hinter ihm her. Vor dem Instructionsrichter hatte er eine ähnliche Angabe gemacht. Die Kleine habe die Thür, da sie verschlossen gewesen, mit dem Schlüssel geöffnet und sie Beide wären zugleich eingetreten. Erst nachdem durch den Augenschein ermittelt worden, daß das Schloß an der Thüre zu hoch sei, als daß das Kind den Schlüssel handhaben können, hatte er seine erste Angabe in die jetzige verwandelt.

Der Präsident stellte ihm vor, wie wenig seine Aussage mit den andern Angaben stimme, wie die Gutachten der Aerzte, welche das Kind untersucht, die naiven Erklärungen desselben, seine Klagen gegen die Mutter, das Gespräch derselben mit Hortense die Sache ganz anders darstellten.

Befragt über die Begebenheiten des nächsten Morgens erklärte er: „Ich saß an meinem Secretair und las in einem italienischen Buche. Es klopfte; ich sagte: „herein!" — Als Niemand hereintrat, ging ich mit meinem Buche und öffnete. Madame Lebon trat ein und überhäufte mich mit Vorwürfen, die ich nicht wiederholen kann. Sie behandelte einen armen Geistlichen wie einen Verbrecher. Wäre ich schuldig gewesen, hätte ich ihr da gerathen, sich an die Justiz zu wenden? Ich hatte ja meinen Paß in der Tasche. Ich wäre auf der Stelle abgereist, ins Ausland oder wurde wenigstens mein Quartier vertauscht haben. Aber mein Gewissen ist rein; ich bin an Allem unschuldig, was man mir zur Last legt."

Contrafatto war, nachdem er auf die erste Denunciation und Verhaftung wieder freigelassen worden, in seine alte Wohnung zurückgekehrt. Warum er das gethan, da er doch eine Warnung erhalten?

Er antwortete, seine Absicht sei auch gewesen, das Haus wieder zu verlassen, aber er habe doch Wäsche wechseln müssen, keinen Sous in der Tasche und überdem nicht Lust gehabt, vom Sonnabend zum Sonntag auf der Straße zu liegen.

Aber er sei am Sonntag Morgen darauf, um 11 Uhr, mit einem leichtfertigen Wesen, Lieder trillernd, die Treppe herabgestiegen, was zu der furchtbaren Scene die Herausfoderung gewesen

Unglaubliche leisten, oder zu Fuß seine Wanderung fortsetzen, was der großen Beschwerde halber hier selten geschieht; zumal, da es oft Stellen giebt, wo nur das Norwegische Roß, aber nicht der Mensch fortkommt. Dafür belohnen aber Gegenden, wie die um den hohen, schneebedeckten Kegel des Gousta, an dessen Ravinen Wasserfälle, wie der von Steffens geschilderte Riukandfoß in endlose Tiefe hinunterbrausen. Neuerdings rühmt man den Verringfoß, als noch majestätischer. Der auch von Steffens geschilderte Tind-See zieht sich tiefer um den Fuß des Gousta hin. Aber fast noch lockender sind die riesigen Felswände, die nackten, gigantischen Kegel, um die düstere, von steilen Bergen eingeschlossene Seestadt Bergen. Der Hardanger-Fiord, der mit wilden, jähen Ufern tief in das Land einschneidet, ist eben so reich an historischen Erinnerungen, als an Naturgröße. Bergen selbst muß, eine reiche kultivirte Handelsstadt, zum Ueberfluß versorgt mit allem Luxus des südlichen Lebens, einen wunderbaren Gegensatz bilden zu der rauhesten Natur ringsum, zu einem Lande, das kaum in der Entfernung einer halben Meile gangbar ist. Beständige Regengüsse rauschen in

Dies bestritt er mit Entschiedenheit. Er habe nicht vergessen, was ihm als Priester ziemc. Die Lebon sei ihm da begegnet und hatte ihn ohne weiteres angegriffen mit den stärksten Fußstoßen, mit Faustschlägen auf Kopf und Leib. Wenn anderwärts gesagt wäre, daß, als sie ihn am Kragen ergriffen, er sie mit einem Faustschlag auf die Schulter zurückgestoßen und niedergeworfen habe, so sei das nicht wohl möglich, da schon im nächsten Augenblick Alles auf ihn losgestürzt wäre, ihn fortgerissen hatte, und, wie ein Lamm in der Mitte grimmiger Wölfe, sei er drauf und dran gewesen, als ein Opfer ihrer Wuth zu fallen.

Auf die Vorhaltung, daß in der Voruntersuchung gesagt worden, wie Madame Lebon bei seinem Anblick in Ohnmacht gesunken, wenn das wahr sei, ihn also nicht mit Füßen und Fäusten stoßen und verletzen konnen, erwiederte er: das sei nichts als der Parteigeist; sie habe ihn doch mit Füßen und Fäusten gestoßen, und, nicht zufrieden mit dem Gesetze, habe sie schändliche Kerle zusammengerufen „um die Religion öffentlich in seiner Person zu zerstören".

Einen besonderen Grund, den Madame Lebon etwa gehabt, ihn zu hassen, wußte er nicht anzugeben, aber Alle wären gegen ihn verschworen. Der Präsident nahm die Lebon in Schutz. Eine Mutter, in einer solchen Lage und bei einem solchen Zusammentreffen, könne schwer ihren Unwillen bemeistern, sie sei wegen dieses Ausfalles ihrer Heftigkeit zu entschuldigen; aber nicht so er, wegen seiner an Unverschämtheit grenzenden Unbesonnenheit, den Rath, der ihm vom Gerichtshofe ertheilt worden, so in den Wind zu schlagen, und sich wieder in dem Hause und vor den Augen der beleidigten Mutter zu zeigen.

Contrafatto wußte nichts als in allgemeinen Be-

theuerungen ſeine Unſchuld zu behaupten, daß man, um eine abſcheuliche Sache zu glauben, mit ſeinen eigenen Augen ſehen, mit ſeinen eigenen Ohren hören müſſe: „Sie Alle ſind Männer von Rechtſchaffenheit und Gerechtigkeit; ich bin nur ein armer Fremder, fern von meinem Vaterlande, meinen Verwandten, ohne Stütze, ohne Hülfe. Ich kann mich nur mit Schwierigkeit ausdrücken; aber die Unſchuld iſt in meinem Herzen. Ich traue auf Gott, auf die Gerechtigkeit meiner Herren Richter, auf die Geſchworenen und auf das Geſetz.“

Der Präſident erwiederte ihm in freundlichem Tone: „Wir wünſchen nichts ſo ſehr als die volle Entdeckung der Wahrheit. Alle unſere Beſtrebungen gehen dahin, ſie zu finden. Möchte ſie, wenn ſie gefunden iſt, Ihre Unſchuld bekunden!“

Hierauf ſprach die Civilklägerin, die Witwe Lebon. Auch Iſabelle Capuchalate de Moroni, eine hohe Geſtalt, von edlen Zügen, iſt eine geborene Sicilianerin. Weitere Bezüge, oder eine frühere Bekanntſchaft zwiſchen ihr und ihrem Landsmann, dem Angeklagten, werden indeß von beiden Seiten geleugnet. Ihre Altersangabe, 28 Jahre, ſcheint auf einem Irrthum zu beruhen, wenn die andere Angabe richtig iſt, daß ihre älteſte Tochter ſchon dem 18. Jahre ſich nähere. Ihr Accent war italieniſch; aber ſie drückte ſich mit vollkommener Ruhe aus und bezwang ſichtlich die innere Unruhe und Bewegung, die auch in dieſem Momente wieder in ihr gähren mußte.

Auch ihre Erklärungen über die eigentliche Thatſache umgeht man. Sie war nicht Zeugin, ſie erfuhr erſt ſpäter, was vorgegangen war. Zur Schonung des Schamgefühls erzählt man uns nur, daß ſie den Geſchworenen und

Richtern die Umstände erzählt, die den Stoff der Anschuldigung bilden: die Klagen, welche der Schmerz der kleinen Hortense entlockte; die vertraulichen Mittheilungen, welche sie von ihr darauf empfing; die Vorwürfe, mit welchen sie den Abbé Contrafatto überhäufte; die Drohungen, die sie gegen ihn ausstieß, ihn beim Großalmosenier von Frankreich und dem Policeipräfecten anzugeben; die Fragen, welche sie von Neuem an das kleine Mädchen richtete, und deren wenig umständliche Antworten, die sie darauf erhielt. Aber diese Antworten eben hätten sie überzeugt, daß das gegen ihr armes Kind begangene Attentat so weit gegangen sei, als dies bei einem Kinde von fünf Jahren möglich wäre. Sie schilderte ihre Unruhe und Besorgniß über die möglichen Folgen des Attentats, Sorgen, von denen sie seitdem glücklicherweise erlöst worden, denn das Kind war inzwischen genesen. Sie wiederholte auch die naiven Ausdrücke, deren Hortense sich bedient, um ihr die Acte der an ihr begangenen Brutalität deutlich zu machen.

Sie versicherte, wie schon erwähnt, früher in gar keiner Art von Verbindung oder Bekanntschaft mit Contrafatto gestanden zu haben; sie hatte ihn vorher nur einmal auf der Treppe gesehen und ebenso wenig habe sie den geringsten Grund zum Uebelwollen gegen ihn gehabt.

Befragt, was er darauf zu erwidern habe, verfiel Contrafatto in eine für einen Angeschuldigten in seiner Lage sehr unpassende Anklage: „Die erste Pflicht einer guten Erziehung, rief er, die eine Mutter ihren Kindern geben will, ist, daß sie sie nicht ausgehen lassen muß. Das Kind da lief durch das ganze Haus. Sie sprach in einer Art, die ich schon erklärt habe. Vielleicht wollte sie sich ausreden. Sie sagte: „„der Abbé ist's gewesen.““

Ich weiß nun einmal nichts von Dem, deſſen man mich durchaus beſchuldigen will."

Aber ein Motiv des Haſſes mußte er doch alsdann wenigſtens vermuthen und er rief: „Ja es iſt um den Scandal gegen die prieſterliche Würde nicht auszgehen zu laſſen. Wie Viele ſind nicht hier von Haß und Rachſucht gegen jeden Prieſter verſeſſen!" Ihm ward erwidert, daß er eine falſche Idee von den Gefühlen der Franzoſen hege, daß Madame Lebon wenigſtens dieſe Gefühle nicht theile, daß ſie eine gute Katholikin ſei, alle Pflichten der Religion erfülle, und daß eine ihrer Töchter erſt vor Kurzem ihre erſte Communion gefeiert habe.

„Nun denn, rief er, ich kenne nichts von Paris, ich kenne weder die Sitten hier, noch ſonſt was. Wenn Madame Lebon mir zu Leibe will, ſo iſt es auch vielleicht nur, weil ihre Tochter es ihr eingegeben hat."

Die Zeugen wurden vernommen. Der erſte Zeuge ein noch nicht fünfjähriges Kind! Mit ſchmerzlichem Intereſſe richteten ſich Aller Blicke auf die kleine Hortenſe, die ein Huiſſier an der Hand in den Saal führte. Sie war noch blaß, aber ihre anmuthige kleine Geſtalt ſchien bereits die Heiterkeit und Elaſticität wieder gewonnen zu haben, welche der kindlichen Unſchuld einen ſo eigenen Zauber gewährt. Das Geſpräch zwiſchen Hortenſe und dem Präſidenten iſt uns zwar nicht in den das eigentliche Verbrechen, doch in andern, des Kindes Weſen und ſeine Aufrichtigkeit charakteriſirenden Zügen erhalten. Man wird es, denken wir, nicht ohne Intereſſe vollſtändig hier aufgenommen ſehen.

Kennſt du den Angeklagten?

„Ja, es ist der Herr Abbé.“

Was hast du mir von ihm zu erzählen?

„Ich war einmal zum Spielen hinauf gegangen zur Wäscherin, die oben wohnt im Hause von Mama.“

Warst du denn allein da?

„Der Herr Abbé faßte mich am Arme.“

Sprach er dabei? Hat er dir etwas gesagt?

„Nein, mein Herr.“

Als er dich nun so am Arme fortzog, hat er da die Thüre zugeschlossen?

„Ja, mein Herr.“

Nun heißt es, daß der Präsident, die nöthigsten Fragen an das Kind mit aller in solchen Fällen wünschenswerthen Zurückhaltung richtete. Das kleine Mädchen aber erzählte mit aller Unbefangenheit der Kindheit die schändlichen Thatsachen, um deren willen Contrafatto angeklagt ward. Der Berichterstatter, welcher noch mehr Zurückhaltung übt, sagt dabei: Wiewol die Handlungen bei dieser ersten Zusammenkunft vielleicht von weniger Gewicht sind als in der zweiten, so kann man sich doch nicht eines Gefühles von Entsetzen und sehr peinlicher Gedanken erwehren, wenn man hört, daß die kleine Hortense dabei zu dem Frevler gesagt haben will: „Du beleidigst ja den lieben Gott.“

Du bist noch sehr jung, mein liebes Kind, hub der Präsident wieder an; du hast keinen Eid geleistet, du weißt nicht einmal, was ein Eid ist; aber du weißt doch, daß es sehr schlecht sein würde, zu lügen. Das ist die allergrößte Beleidigung gegen den lieben Gott.

„Ich lüge nicht, mein Herr.“

Das wäre auch sehr schlecht von dir. Wohlan, sprich es noch ein Mal. Ist es denn ganz wahr?

„Ja, mein Herr.“

Hierauf erzählte Hortenſe mit derſelben Naivheit die noch weit empörenderen Umſtände des zweiten Beſuches. — — Sie ſetzte aus freien Stücken hinzu, das erſte Mal habe ihr der Herr Abbé Zucker gegeben und das zweite Mal Pflaumen.

Und haſt du davon gegen Jemand geſprochen?

„Ja, mein Herr. Ich erzählte davon der Portiere, unſerer Wäſcherin und auch einem großen Herrn.“ (Einem oberen Officiere, der im Hauſe wohnte.)

„Ich habe nichts darauf zu erwidern, ſagte Contrafatto auf die Frage des Präſidenten, als daß es nicht wahr iſt. Macht mit mir, was Ihr wollt.“

Die drei älteren Schweſtern Leboin, welche jetzt über die Sache vernommen wurden, konnten wenig ausſagen. Ihre Mutter hatte Sorge getragen, daß ſie immer entfernt blieben, wenn ſie Hortenſe über den Vorfall ausfragte, und ihre Nachbarn hatten dieſe löbliche Vorſicht nachgeahmt. Auch der Präſident übte die Schonung für ihre jungfräulichen Gefühle, daß er die drei Schweſtern von nun an in das Rathszimmer abführen ließ, um nicht ferner Zeuginnen der darauf folgenden Ausſagen und Erörterungen, namentlich Derer zu ſein, welche die Aerzte, als Zeugen und Sachverſtändige, jetzt gaben und veranlaßten.

Es waren die Doctoren Sterling, Marjolin, Dubois, Pravaz und Guichard. Alle bekundeten: daß der beſondere Krankheitszuſtand des kleinen Mädchens nur eine Folge der dem Angeſchuldigten beigemeſſenen That und Gewalt ſein könne, um ſo gewiſſer, als keine ähnlichen Krankheitsſymptome jemals früher bei dem Kinde ſich gezeigt hätten. — Auch über dieſem Punkt laſſen die

vor den Aſſiſen: „Man hat mir keinen Eid abgefodert. Da wollte ich denn nichts ſagen, aus Furcht vor Scandal, und man hat mich auch über ſehr Weniges befragt. Ich habe ſelbſt zum Inſtructionsrichter geſagt, daß, wenn ich die ganze Wahrheit ſagte, ich viel mehr ſagen müßte.“ Der Präſident konnte nicht umhin, dieſe ſträfliche Nachläſſigkeit — oder abſichtliche Fälſchung — zu rügen. Bei einer ſolchen Voruntersuchung war es leicht, den gewünſchten Zweck zu erreichen, den Angeſchuldigten zu entlaſſen.

Der Präſident erinnerte indeß Contrafatto, daß das Zeugniß des Portiers durch dieſe ſeine Erklärung an Beweiskraft gewinne, weil es ihn fern von aller Leidenſchaftlichkeit zeige; als Proteſtant habe er Bedenken getragen, einen katholiſchen Prieſter anzuſchuldigen, in der Furcht, für ſeinen Feind zu gelten.

Contrafatto erklärte den Portier nichtsdeſtoweniger für einen Menſchen, der ihm perſönlich übelwolle und einſt einen Zank mit ihm angefangen, der ſo heftig geworden, daß er, Contrafatto, ſich der Thränen nicht enthalten können. Der Portier Nouß gab die einfache Erklärung: Contrafatto habe eines Tages ohne Zuſtimmung des Hausciaenthümers mit allen ſeinen Habſeligkeiten ausziehen wollen. Als er die Treppe heruntergekommen, habe Nouß das verhindert; da habe der Abbé auf ihn losſchlagen wollen, worauf er ihn allerdings einen falſchen Kerl, einen Lügner und Verräther genannt habe.

Nouß beſtätigte das bisher über Contrafatto's Aufführung Geſagte: „Man konnte ſie nicht ſehr gut nennen. Den ganzen Tag war er auf den Beinen. Abends kehrte er ſpät nach Haus. Frauen kamen ihn zu beſuchen. Er war freilich Sprachmeiſter, aber ich weiß nicht, ob

sie kamen, um Stunden zu nehmen. Sie blieben an zwei bis drei Stunden." — Der junge Priester verschmähte es wol auch nicht, selbst dann und wann in der Loge des Portiers einzutreten, um gelegentliche Bemerkungen und Beobachtungen zu machen oder zu hören. Die vorüberstreifenden, wohlgekleideten Damen zogen besonders seine Aufmerksamkeit an. So sprach er: „Ja, wenn Ihr so seid, dann seid Ihr 100 Francs mehr werth, oder 1000 Francs mehr."

So unangenehm dem jungen Priester diese Aussage schien, wagte er doch nicht durch ein entschiedenes Nein die Frage des Präsidenten zu beantworten: Er habe nichts von Dem gesprochen, was der Zeuge anführe. Er müsse wiederholen, daß, um einen Priester zu beurtheilen, man mit den Augen sehen, mit den Ohren hören müsse. „Immer sprach ich zum Volke, daß die Pflicht eines Christen sei, seine Arbeiter zu bezahlen und Niemandem Böses zu thun. Was das oben angeführte Geschwätz betrifft, so pflegen wir Italiener so zu sprechen, wenn wir gut angekleidete Damen sehen, sie ist so und so viel werth, und so viel mehr werth. Das heißt aber bei uns: sie ist um so und so viel reicher oder vermögender, nicht aber schöner!"

Noutz versicherte, Contrafatto sei mehr als zweihundert Mal erst spät in der Nacht nach Haus gekommen; der Angeklagte freute sich dieser Uebertreibung, da er nicht zweihundert Tage und Nächte in dem Hause gewohnt.

Die Ehefrau des Portiers, welche die Seele oder das Auge des Hauses gewesen zu sein scheint, berichtete über die ersten Mittheilungen der kleinen Hortense Dasselbe. Sie habe aber doch nicht gewagt, es der Madame Lebon zu hinterbringen, sondern sich damit begnügt,

Hortenſe's Schweſtern einen Wink zu geben, ſie möchten die Kleine nicht mehr zum Abbé laſſen.

Die Noutz gab ihm daſſelbe Sittenzeugniß. Er ſei ſehr frei mit den Damen umgegangen, und habe ſtets unangebrachte Plaiſanterien geliebt. Junge Damen ſeien oft bei ihm zum Beſuche geweſen, auch wären ſie immer ziemlich lange dageblieben. „Eines Morgens kam ich um 7 Uhr zu ihm und merkte wol, daß ich genirte. Es war eine junge Frau bei ihm, ihre Kleidung war nicht in der beſten Ordnung. Als ich eintrat, gab ſie ſich den Schein, als ſpräche ſie mit ihm über italieniſche Stunden.“

Auch das erklärte Contrafatto für das Werk der Gottloſen.

Auf die Frage: wie ſeine Reden gelautet? erklärte die Noutz, er habe ſtets anempfohlen, gut zu eſſen, gut zu trinken und ein gutes Vergnügen ſich zu verſchaffen. — Der Angeſchuldigte warf ein, es habe auch noch Niemand bezweifelt, daß man eſſen und trinken müſſe, um zu leben.

Aber, ſagte die Noutz, er aß auch Fleiſch zu jeder Zeit, die Faſtenwoche nicht ausgenommen. Ja am Charfreitag ließ er ſich ein gewöhnliches Fleiſchgericht und dazu Bratwürſte kaufen.

„Ich war krank geworden durch Veränderung des Klimas, ſagte raſch der junge Prieſter.“

„Die Beobachtung ſolcher Pflichten gehört vielleicht nicht zu den weſentlichſten Dingen der Religion, aber für einen Prieſter iſt und bleibt es doch eine heilige Pflicht.“

„Ich war krank, Herr Präſident; mein Geſicht iſt noch blaß von der Veränderung des Klimas.“

„Warum kehrten Sie nicht nach Italien zurück?“

dem engen Thale nieder, daß jene Anekdote sehr viel Wahrscheinlichkeit erhält. Ein Schiffer verlebte eine regnichte Woche in der Stadt und als er nach Monatesfrist bei einem Wolkenbruch in den Hafen einlief, rief er erstaunt aus: „das hat noch immer nicht aufgehört zu regnen!“ Aber alle diese Reize, geschilderte und noch zu schildernde, überwogen nicht den nach dem hohen Norden. Es hätten wenigstens vierzehn Tage dazu gehört, den beschwerlichsten Landweg bis Bergen zurück zu legen und unsere Christianiaschen Gastfreunde wußten uns nicht einmal anzugeben, ob wir nur einen Fußpfad über die hohen, fast noch nie besuchten, Fielder nach der Drontheimschen Hauptstraße finden würden. Ueberdies sollte es im hohen Tellemarken lange nicht geregnet haben, so daß die Pracht und Fülle der Wasserfälle ungewiß blieb, Gründe genug, uns zu bestimmen von der kleinen Lustpartie geraden Wegs zurück zu kehren, um den hohen Dofrefield vor der Schneezeit zu besteigen. Auch der Poesie bezeugten wir dadurch unsere Achtung. Hat nicht Steffens die Majestät des Landes, das wir nun nicht sahen, so gemalt, daß eine lebendige Phantasie sich mit dem dichteri-

„Ich konnte doch nicht im Winter fortgehen!“

Hiermit schließen die Zeugenaussagen über die der That zunächst liegenden Indicien; über ein Entfernteres, welches die Parteiintrigue bekunden sollte, ward die Nouß noch nachträglich vernommen.

Ein Mann in einem schlechten Ueberrocke und von sonst abenteuerlichem Aussehen trat vor einigen Tagen ins Haus und an die Portierloge. Nachdem er sich nach der Wohnung des Sacristans, der, wie der Pfarrer ihm gesagt, hier wohnen solle, erkundigt und die Portiere ihn mit der Bemerkung abgewiesen, daß der Herr Pfarrer wol besser wissen werde, wer hier im Hause wohne, rückte er allmälig mit seinem eigentlichen Antrage heraus. Das sei ja wol das Haus, wo der Priester Contrafatto gewohnt. Man glaube, die Personen, die ihn auf der Straße geschlagen und so viel Scandal angefangen, hätten es nur gethan, um Geld zu bekommen. Die Portierfrau antwortete ihm: wie er so was glauben könne! Madame Lebon sei eine höchst rechtschaffene und achtungswerthe Frau. Wenn er sie kenne, würde er anders von ihr sprechen. Die eine Tochter der Dame, Emilie Lebon, war gerade in der Portierloge; mit einem Korbe unterm Arm stützte sie sich auf einen Pfosten des Bettes der Portiere. Ihre Gegenwart hielt den fremden Menschen nicht ab, es geradezu auszusprechen, weshalb er gekommen: Wenn die Dame Geld wollte, so hätte ich was, um ihr zu geben. Ich komme vom Pfarrer! — Was! rief die Portierfrau, glauben Sie, daß Madame Lebon noch Geld verlangt? Sie will und verlangt nichts als Gerechtigkeit. — Der Fremde aber ließ sich nicht abweisen. Er setzte sich ganz vertraut auf einen Stuhl am Fuß des Bettes und sagte: „So will ich zu Madame Lebon selbst gehen und ihr das Geld bringen.“

Da nahm die junge Emilie das Wort: ihre Mutter empfinge keine Besuche und er möge nur sein Geld behalten. Der Portier war nicht zu Hause, die Portiere nahm sich zusammen und sagte ihm: „Machen Sie sich nur auf den Weg, mein Herr, mit Ihren insolenten Manieren!“ — Ein Nachbar, der den Streit mit angehört, kam dazu und foderte nun ebenfalls den Unbekannten auf, sich zu entfernen und nicht weiter Madame Lebon durch seine Anträge zu insultiren.

Emilie Lebon, und auch der Portier Nouh, so weit er davon Kenntniß haben konnte, bestätigten diese Aussage, deren Richtigkeit übrigens die Zeugin noch mit besonderen Betheuerungen versicherte.

Mehr war nicht ermittelt und die Advocaten nahmen das Wort.

Der bekannte Charles Ledru, welcher diesen Proceß zu seinem eigenen empfindlichen Schaden in diesem Jahre wieder aus seiner Vergessenheit hervorgerufen hat, trat für die gekränkte Mutter als Civilpartei auf.

Die Schuld des Angeklagten, über die, seiner Ansicht nach, kein Zweifel obwalten könne, überließ er dem öffentlichen Ankläger; ihm liege nur ob: gegen hinterlistige Angriffe eine Frau zu vertheidigen, die der Gegenstand so vieles Hasses und so vieler Verleumdungen geworden, weil sie, den Verführungen und den offenen Drohungen zum Trotz, unerschütterlich auf dem geraden Wege geblieben, welchen sie einmal eingeschlagen.

Da gerade der Standpunkt, den die Lebon zum Processe einnimmt, bei der gegenwärtigen Lage desselben wieder von Wichtigkeit erscheint, und Charles Ledru im Jahre 1846 gewissermaßen zurücknimmt, was er 1827

ſprach, erſcheint es nöthig, dieſe Rede wenigſtens in einem gedrangten Auszuge herzuſetzen, wiewol ſie zum damaligen Proceſſe von minderer Bedeutung iſt.

„Man kampfte mit andern Waffen als den Geſetzen, und mit andern Mitteln als denen der Gerechtigkeit.

„Ich will hier nicht unterſuchen, wer Contrafatto's Hulfstruppen waren. Wir wollen glauben, daß ſie ſich ſelbſt des Schutzes ſchämen, welchen ſie ihm gewahrten, ihre eigene Wurde vergeſſend.

„Dank ihrem Eifer indeſſen, gerade dadurch ward der Scandal bis zu ſeinem Gipfel getrieben. Es war nicht mehr die Frage von dem Attentat, begangen an der kleinen Hortenſe, ſondern von etwas viel Schrecklicherem. Das Verbrechen in der Straße Coquenard ward zu einer abſcheulichen Fabel, erfunden, um einen Diener des Altars zu verderben.

„Madame Lebon hatte, als Inſtrument einer zahlreichen Faction, gegen den ganzen Klerus dieſes hölliſche Complot geſchmiedet. Hinter ihr ſtand eine ganze Partei. Somit gab es nur noch ein Intereſſe, das für den Schuldigen, und keine andere Entruſtung, als die gegen das Schlachtopfer ſelbſt.

„Die Wirkung, meine Herren, war eine ſolche, daß auch das Gewiſſen der Obrigkeiten in die Schlinge fiel, welche geſchickte Hände aufgezogen hatten.

„Eine Unterſuchung war allerdings angeordnet, um die Thatſachen zu ermitteln; aber der Inſtructionsrichter ſchien in Angſt, daß er nicht die Religion verleumde, wenn er ſeine Pflicht ohne Menſchenfurcht erfullte.

„Die Zeugen wurden kaum gehört, es iſt erwieſen, daß man ihnen nicht einmal einen Eid abnahm.

„So, meine Herren, ſiegte eine mächtige Intrigue über die Gerechtigkeit ſelbſt, und während ſo viele Un-

ſchuldige ganze Monate auf das Ende einer Voruntersuchung warten, welche immer nur allzulangſam iſt, erhielt Contrafatto, der zum Ankläger der Mutter wurde, nachdem er die Tochter gemeuchelmordet, ſeine Freiheit faſt in demſelben Augenblicke wieder, wo ſie ihm entzogen worden.

„Werfen wir indeß einen Blick auf den Grund dieſes Argwohns und prüfen wir das Syſtem, welches Contrafatto ſo kühn in dieſem Verhör entwickelt hat.

„Madame Lebon will ihn verderben, hat er ununterbrochen behauptet, und die kleine Hortenſe hat nichts ausgeſagt, als das Penſum, welches die Mutter vorher ſie eingelernt hat.

„Madame Lebon will ihn verderben! Aber in welcher Abſicht, was iſt ihr Intereſſe? Will ſie Geld erlangen? — Von wem? Von Contrafatto? Unglücklicherweiſe iſt er inſolvent! — Von wem ſonſt? Von der öffentlichen Macht? Von der Macht, welcher Alles daran gelegen iſt, oder Alles daran liegen muß, daß der Prieſter für unſchuldig erklärt werde?

„— — Im Gegentheil, man hat (von daher) ihr Stillſchweigen erkaufen wollen. Aber wie empfing Emilie Lebon dieſen Abgeſandten? — —

„Man muß auch abſurde Möglichkeiten prüfen. Hatte Madame Lebon vielleicht einen Haß gegen ihn, als einen Fremden, gehegt?

„Aber ſie ſelbſt iſt eine Fremde, Tochter des Herzogs von Capuchalate Morroni, Nichte des Erzbiſchofes von Tarent. Wenn ſie unter der Zahl ihrer nächſten Verwandten auch einen der erſten Generale unſerer Armee zählt, ſo hat ſie doch die Eigenſchaft als Franzöſin erſt durch ihre Verheirathung mit dem tapfern Obriſten Lebon erworben.

„Hatte sie einen unversöhnlichen Haß gegen ihn als Katholiken und Priester?

„Sie selbst ist eine gute Katholikin. Ihre Tochter, erzogen im königlichen Hause von St. Denis, haben dort keine anderen Grundsätze eingesogen, als die der Religion und der reinsten Moral.

„Was thut es? ruft man. Dennoch war es ihr nur um Scandal zu thun. Was half es ihr, von Neuem auf Thatsachen zurückzukommen, welche der jungen Hortense eine so traurige Berühmtheit geben mußten? Galt einer Mutter die Bestrafung des Schuldigen mehr als die Ehre ihrer Tochter? — So also, meine Herren, hätte Madame Lebon, deren Name schon auf Aller Zungen schwebte, seit man auf allen Straßen, Männer und Frauen, Gerechtigkeit rief gegen ein Verbrechen, welches so scandaloser Weise der Ahndung der Gesetze zu entschlupfen drohte, so hätte Madame Lebon, die in den Briefen und Berichten einer mysteriosen Gewalt überall als die Seele einer gottlosen Verschwörung bezüchtigt ward, so hätte Madame Lebon, die das erste Arrêt des Gerichtes, welches erklärte, es sei kein Grund zu einer Untersuchung, einer fast gotteslästerlichen Verleumdung zieh, sie hätte schweigen und sich unterwerfen und ihren Töchtern zur Mitgift einen Verdacht hinterlassen sollen, der sie erdrückt hätte. — Nein! so konnte sie nicht glauben, die Ehre der jungen Hortense zu vertheidigen, und so sind nicht die Rathschläge, die sie empfangen hatte.

„Ich glaube es bewiesen zu haben: Madame Lebon hatte kein Interesse, das Verbrechen zu begehen, dessen Contrafatto sie beschuldigt. Ihre Festigkeit wurde von dem ehrenwerthen Entschlusse allein geleitet, ihre heiligste Pflicht zu erfüllen.

„— — Contrafatto selbst, gedrängt vom Präsidenten,

den Boden unter sich weichen fühlend, mußte eingestehen, er begriffe nicht, weshalb Madame Lebon ihm übel wolle.

„Was sagt er nun? Das Kind habe Alles erfunden, und ihre lügenhaften Aussagen hätten die Mutter selbst getäuscht.

„Prüfen wir auch dies.

„Dieses Kind hätte Etwas erfunden, was es mit einer Naivheit, Wärme, einer Wahrheit in allen Umständen erzählt, die alle übereinstimmen?

„Zu welchem Zwecke hätte eine verkehrte Einbildungskraft, lange vor der Zeit, wo sie dahin sich wendet, solche Frevel ersinnen können? Man sieht nicht einmal den Schatten eines Interesse.

„Aber sei es, es habe ein Interesse gehabt, Contrafatto zu verleumden. Wer hat dem Kinde denn gelehrt alles Das, was es enthüllt hat? Der Angeschuldigte fuhr einmal während der Untersuchung aus seiner gleisnerischen Rolle und sagte: es müsse sich ein böser Geist in die kleine Hortense versteckt haben.

„Sie, meine Herren, die Sie nicht an die bequeme Dazwischenkunft eines Dämons glauben, Sie frage ich, wie konnte die arme Hortense von der abschreckenden Lusternheit, welche ihre Augen sahen, und die ihr Geist doch nicht begriff, erzählen? Fünf Jahre alt, und in dieser glücklichen Unschuld, die sich in jedem ihrer Worte abspiegelt, wie konnte sie — — — (und der Advocat wiederholte ihre Worte, die uns verborgen bleiben) — —

„Contrafatto sah sich genöthigt, wieder auf die Anschuldigungen gegen die Mutter zurückzukommen. Sie hätte ein Vergnugen darin gefunden, das Herz ihrer Tochter zu vergiften; die Kleine sei nur das Echo

gewesen von dem gräßlichen Unterricht, den sie empfangen!

„Contrafatto ist durch seine eigene Vertheidigung gerichtet. Nur Der, welcher ein solches Verbrechen begangen, kann eine solche Erwiderung auf eine solche Anschuldigung geben. Selbst die Gegenwart seines Opfers hat ihn nicht bewegt, er hat sich noch rächen wollen auf eine Weise, würdig seiner und seiner Thaten.

„Und in diesem Augenblicke ruft er den heiligen Charakter an, mit dem er bekleidet ist, in diesem Augenblicke antwortet er auf den schlagenden Beweis: „„Ich bin ein Diener Gottes!““ Wagt Ihr, Den anzuschuldigen, der überall sein heiliges Wort gepredigt hat?

„Sie werden dieser kühnen Heuchelei, wie sie es verdient, ihr Recht widerfahren lassen.

„Nein, meine Herren, die Religion hat nicht aufzukommen für die Verbrechen, welche Einige ihrer unwürdigen Diener begehen. Wenn man nicht diese einfache Wahrheit des gesunden Menschenverstandes verkannt hätte, so hätten wir auch nicht über alle die Scandale zu seufzen, welche der Freilassung des Verbrechers folgten.

„Man kann es nicht oft genug wiederholen, weil man es immer wieder zu vergessen scheint, was die Religion verlangt, ist, daß ein Jeder, treu seinen Schwüren, seine Pflichten mit Loyalität erfülle, ohne auf anderen Rath zu horchen, als den, der im Busen eines Jeden geschrieben steht. Was sie außerdem fodert, ist, daß Jedem sein Recht widerfahre nach seinen Thaten.

„Priester, obrigkeitliche Personen, Bürger, alle sind gleich vor dem Gesetze. Alle müssen bestraft werden, wenn sie es verletzt haben; und wenn der Klerus daran dächte, einige Privilegien zurückzufodern, so würde es doch ohne Zweifel nicht dasjenige sein, welches einem

Contrafatto und ſeinen Nachahmern Ungeſtraftheit zuſicherte! — —

„— — Ihre Entſcheidung, meine Herren, wird ohne Zweifel nicht die Thränen trocknen, zu denen Contrafatto das Leben der Witwe Lebon verurtheilt hat. Wunden ſind es, die ſich niemals ſchließen und ein Unglück, über welches das Herz einer Mutter ſich niemals tröſtet. Wenigſtens aber werden Sie die Unglückliche an Denen rächen, die ſich noch darin gefallen haben, ſie in ihren Schmerzen zu beleidigen. Das iſt die einzige Ehrenrettung, auf welche ſie hoffen konnte.

„Ich wiederhole es: Sie haben einen Schuldigen zu finden zwiſchen einer tugendhaften Mutter und einem abfälligen Prieſter. — — — Wählen Sie!“

So Charles Ledru 1827, Derſelbe, welcher 1846 in einem Briefe an den damals Verurtheilten erklärt, daß er ihn jetzt für unſchuldig halte!

Der öffentliche Ankläger, Generaladvocat von Vaufreland, wiederholte die vom Advocaten der Civilpartei aufgeführten Argumente und ſtellte die den Angeſchuldigten gravirenden Umſtände in einem eifrigen Vortrage zuſammen, ohne doch neue Momente vorzubringen.

Der Vertheidiger Saunière lehnte von vornherein den Vorwurf und Verdacht ab, als ob der Klerus ein wirklich ſchuldigbefundenes Mitglied der Strafe der Geſetze entziehen wolle, weil es ein Mitglied ſeiner geſchloſſenen Geſellſchaft ſei. Auch die Kirche habe begriffen, daß unſere Sitten das Bedürfniß empfanden, ſolche Misbräuche zu reformiren. Die Geſammtheit des Klerus wünſche vielmehr, daß die böſen Prieſter entfernt und geſtraft würden, weil ſie die ihnen ſchuldige Achtung bewahrt wiſſen wollten. Aber ein Geiſtlicher, der angeſchuldigt worden, müſſe ſich auch der Vortheile, des

Schutzes erfreuen, den die Gesetze jedem Burger gewahrten; man dürfe eben so wenig in ihm den Menschen und Burger als in jedem andern nicht-Geistlichen vergessen.

Man dürfe es sich nicht ausreden, die Religion habe an Ansehen verloren; die Grunde aufzusuchen, sei hier nicht der Ort. — Aber diesem traurigen Umstande müsse man die Begierde der Menge zuschreiben, einen Priester schuldig zu finden. Verblendet durch diese gehässige Leidenschaft, nehme man die Anschuldigung, wenn sie einen Geistlichen trifft, schon für den Beweis. — Kaum solchen Verblendeten und Rasenden aus ihren Mordhänden entschlüpft müsse der Unglückliche, den er zu vertheidigen habe, sich glücklich schätzen, vor gerechte Richter gestellt zu sein u. s. w.

Der Vertheidiger wich ganz ab von dem System des Angeklagten, die Beschuldigung auf eine Partei, auf die Mutter des unglücklichen Kindes zurückzuwerfen. Im Gegentheil er beklagte sie, er fand ihren ungeheuren Schmerz natürlich, ihre Verzweiflung zu rechtfertigen. Aber wahrscheinlich sei eine Täuschung, ein Irrthum ihrerseits im Spiele.

Er ging den früheren Lebenslauf des Angeschuldigten durch, und fand, daß ein Priester, der solche Zeugnisse für sich aufzuführen habe, nicht der Mann sei, dem man ein solches Verbrechen zutrauen dürfe. (Die schriftlichen und mündlichen Zeugnisse über seine sehr verdächtige Sittlichkeit in Paris überging er.) Mitten in der seligen Ruhe des Geistes, genährt durch die heiligen Beschäftigungen, sei er plötzlich der Gegenstand einer unerhörten Anschuldigung geworden. Eine Entrustung, vielleicht sonst unangemessene Handlungen von seiner Seite seien darauf wol sehr zu erklären und zu entschuldigen gewesen.

Er vertheidigte die Rathskammer, welche ihn auf die erste Anschuldigung in Freiheit gesetzt, weil nichts gegen ihn gesprochen, als die Anklage eines fünfjährigen Kindes; nicht ein erwachsener Zeuge habe sie bekräftigt. Wenn sich Jemand über eine offenbare Ungerechtigkeit zu beklagen habe, so sei es Contrafatto, der, nachdem er freigesprochen, brutal von der aufgeregten Menge mißhandelt worden, ohne daß man irgend ein Zeugniß seiner Schuld gehabt. Nur die Verzweiflung und die Wuth einer Mutter hätten Leute zu solcher Handlung der Unmenschlichkeit anregen können, die für sich selbst gar kein Recht gehabt. Und damit nicht genug, daß man ihn morden wollen, sei er auch, er, der eben freigesprochen, sofort wieder verhaftet worden, ohne daß ein neuer Grund der Klage gegen ihn vorgelegen. Die Gerichte, indem sie die zweite Klage der Mutter annahmen und ihn vor die Assisen stellten, hätten nur dem öffentlichen Geschrei gehorcht. Ja, sein Cassationsgesuch gegen dieses Arrêt sei, nur dem Publicum zu gefallen in der unglaublich schnellen Zeit, vom Mittwoch Abend, wo er es eingereicht, bis zu der Mittagsstunde des andern Tages, des Donnerstages, verworfen gewesen, also in weniger als 24 Stunden. Wenn also von der andern Seite geklagt worden, daß der Unglückliche nach der ersten Verhaftung zu schnell entlassen worden, so sei diese Eile, mit der er verurtheilt worden, ein Angeklagter zu bleiben, eine ungebührliche, was im Recht der Vertheidigung ausgesprochen werden müsse, wenn es auch hier zur Sache nichts thue. Sein Vertheidiger habe unter diesen Umständen gar nicht über die Mittel, um das Cassationsgesuch zu begründen, nachdenken können, und kaum habe er das Gesuch des Clienten mit fünf Zeilen begleiten können.

schen Tellemarken begnügen kann? Ebenso hoffen wir von einem jungen Deutschen Maler, der in demselben Sommer von Modum aus, diese Parthieen bereist, bessere Abbildungen für das Auge, als die vorhandenen, zu erhalten.

Kongsberg ist nur eine Ruderа der vergangenen Zeit. Es steht dahin, ob der Bergbau wieder so aufleben und die alte Silbergrube bei erneuertem Betriebe sich so ergiebig finden wird, um der Bergstadt frisches Leben zu gewähren. Die Einfahrt in die Schachten ist gefährlicher, als in den Schwedischen Bergwerken. Auf dem Drammen, einem der breitesten Ströme, wenn auch von kurzem Leben, wie die meisten dieses Landes, indem er mehr einer fortgesetzten Meeresbucht gleicht, als einem eigentlichen Flusse, ruderten wir nach der kleinen Seestadt gleiches Namens. Drammen, an einer Nebenbucht des großen Fiords von Christiania, ist zwar eine kleine, aber bedeutende Handelsstadt. Ihre Hauptstraßen bestehen fast nur aus Läden, das Hotel von Smith ist der wohleingerichteste und eleganteste Gasthof in Norwegen, ja vielleicht in der ganzen Skandinavischen Halbin-

Der Präsident unterbrach den Vertheidiger mit der Bemerkung, daß für diesen Fall, wo nur ein Arrêt, welches die Untersuchung verfügt, erlassen worden, kein Grund zum Cassationsgesuch vorhanden gewesen, die Zurückweisung sich daher von selbst verstanden habe. Der Wettkampf hierüber dehnte sich noch weiter aus, geht uns aber weniger an.

In der Hauptsache versuchte der Defensor eine Brücke zu bauen zwischen der Anschuldigung und der Vertheidigung. Sie erinnert an das Verfahren Chair d'Estanges in der Vertheidigung La Ronciere's, als er sich bestimmt sah von dem entschiedenen Angriff gegen Marie Morel abzugehen. Er wollte weder das Kind, noch die Mutter anklagen. Wie sollte ein Kind von fünf Jahren mit solcher Zuversicht solche Dinge, die man ihm eingelehrt, wiederholen? Wie ließ sich annehmen, daß eine Mutter ihrem Kinde einen so schauderhaften Unterricht ertheilt haben sollte? Aber es ließ sich ein Mittelweg denken.

Madame Lebon hatte die Entdeckung gemacht, welche die Gesundheit ihres zarten, kleinen Kindes zu untergraben drohte. Bestürzt beim Anblick einer Krankheit, von der sie glaubt, daß sie schon eine ansteckende Natur verrathe, wird sie ihre Tochter mit ängstlichen, dringenden Fragen bestürmt haben: Mein liebes Kind, wärst du vielleicht bei Dem und Dem gewesen? Wer könnte dich so besteckt haben? — Wo war es? War er im Hause? Wo warst du, Kind? — Mama, hätte die erschreckte Kleine geantwortet, ich war nur beim Herrn Abbé. — Kind, was hast du da gemacht? Hätte er vielleicht ...?

Das Kind hätte zuerst geleugnet, aber endlich, wie geängstete Kinder thun, welche ein böses Gewissen haben, zu Allem ja gesagt, und endlich auch die technischen

Ausdrücke, welche die Mutter ihm vorſprach, nachgeſprochen. Alle Tage wären die Fragen dringender geworden, alle Tage habe Hortenſe die nämlichen Ausdrücke gehört. Einem Kinde imprägt ſich ſo Etwas leicht ein, und was es zuerſt nur aus Furcht wiederholt, wäre zuletzt zu einer wirklichen Vorſtellung geworden.

Denkbar wäre dieſer Mittelweg, wo die andern Umſtände weder den links noch rechts geſtatten. Sie weiſen aber für die moraliſche Ueberzeugung ſo deutlich auf den einen geraden und gebahnten Weg hin, daß man hier nicht nöthig hat, dieſen ſchwierigen und bedenklichen ſich erſt gangbar zu machen.

Noch vertiefte ſich der Vertheidiger in eine juridiſche Erörterung der Frage: was angewandte phyſiſche und moraliſche Gewalt im Sinne des Geſetzes heiße, eine Frage, die zu einem wiſſenſchaftlichen Disput führte, der zwar die Advocaten erhitzte, uns aber ſo wenig als der frühere berührt, da Niemand bei uns in Zweifel ſtellen wird, daß ein Act der Brutalität, verübt an einem Mädchen von fünf Jahren, ſtets als Gewaltthätigkeit erſcheint, auch wenn er nicht mit Binden, Ringen, Schlagen oder den Mund Zuhalten verbunden iſt; ein Punkt, zu dem für uns überdies der Schlüſſel verloren gegangen iſt, da man uns die Myſterien des Auftrittes im Zimmer verſchweigt.

„Man wird vielleicht erwartet haben (ſagte der Vertheidiger, der ſein Publicum kennen mußte und die Wendung, welche die Sache in der Oeffentlichkeit genommen), ich würde Ihnen die Gefahr zeigen, welche für die Religion aus der Verdammung meines Clienten entſpringe, für die Religion, welche, verlaſſen, zur Beute werde der Bosheit der Ungläubigen; zeigen, wie die Gottesfigkeit neue Kraft ſchöpfen werde aus der Brandmarkung eines

Dieners des Altars, wie die nach Scandal begierigen Gemüther jauchzen wurden über die Wirklichkeit eines Verbrechens, welches neue Flecken auf die Sache der Gläubigen brächte; aber der Abbé Contrafatto wünscht nicht Betrachtungen dieser Art seine Freisprechung zu verdanken. — — Wenn Sie überzeugt sind, meine Herren, — — dann strafen Sie, züchtigen Sie den Geistlichen, wie Sie jeden andern Bürger züchtigen würden."

Aber noch zum Schluß seiner Vertheidigungsrede kam der Defenser abermals auf seine Unterscheidung von physischer und moralischer Gewalt zurück, und machte die Geschworenen darauf aufmerksam, daß, wenn sie ihn für schuldig halten sollten, aber seiner Meinung wären, Contrafatto habe sich eines Attentats auf die Schamhaftigkeit ohne Gewaltthätigkeiten schuldig gemacht, sie die wegen der Gewaltthätigkeit an sie gestellte Frage verneinen müßten, was vor dem Gesetze wie eine Freisprechung laute. Nichtsdestoweniger würden sie in diesem Falle doch den Mann gebrandmarkt und gestraft und der Mutter der jungen Hortense die Genugthuung gewährt haben, welche sie verlange.

Eine Anzeige, daß der Vertheidiger die Sache selbst schon für verloren hielt; andernfalls würde er schwerlich und gerade zum Schluß den Geschworenen diese bedenkliche Weisung gegeben haben.

Contrafatto, vom Präsidenten aufgefodert zu sprechen, wenn er noch Etwas für sich anzuführen habe, sagte:

„Ich höre Männer sprechen, von dieser und jener Seite; diese Worte brennen mir ins Herz. Es sind Männer voller Talent und Rechtlichkeit. Mein Herz

rechtfertigt meine Unschuld. Zeugen sind nicht da. Ein Kind klagt einen Mann an. Man will auf ewig dies Herz zerstören, welches nur für das Gute schlägt. Aber Sie, ich flehe Sie an, lassen Sie sich nicht irreleiten durch das Schisma der modernen Philosophie, die im Widerstreit ist mit der Religion. Ich habe keinen Haß, aber ich habe Mühe, mich auszudrücken. Der liebe Gott kennt meine Unschuld. Ich vergebe meinen Feinden und überlasse mich der Gerechtigkeit der Geschworenen und der ganzen Welt."

Contrafatto's eigene Vertheidigung war nicht glücklicher als die seines Defensors. Das Resumé des Präsidenten aber war vielleicht die gefährlichste Anklage und niederschmetternde Waffe gegen den Angeschuldigten, wenn wir nicht annehmen, daß sein Schicksal bereits auf den Gesichtern der Geschworenen geschrieben stand.

„Indem Sie diesen Debatten beigewohnt, meine Herren, sind Sie gewiß, gleich uns, von einer zweifachen Befangenheit und Angst ergriffen. Sollte denn die Religion wirklich seufzen müssen über die unerhörten Verschuldungen, deren einer ihrer Diener sich schuldig gemacht? Ein Priester, der auf den Stufen des Altars jeden Tag Gott das heiligste Opfer darbringt, sollte er alle Gefühle vergessen haben, die in dem Herzen eines mit so heiligem Amte betrauten Mannes heimisch sein mußten? Sollte er mit Füßen getreten haben die ersten Grundsätze nicht allein eines Christen, sondern die jedem Kinde der Natur, auch bevor es durch das Mysterium der Erlösung geheiligt worden, heilig sein müssen? — Oder, meine Herren, sollte ein Kind, kaum fünf Jahre alt, solche Greuel haben erfinden können, Greuel, die Manchem bis an sein Lebensende unbekannt bleiben? Lassen Sie uns weitergehen: wäre es möglich, daß eine

Mutter einer Familie, auf irgend einen Rath, der sich aber nicht fassen, nicht begreifen läßt, es gewagt haben konnte, in den Geist ihrer Tochter Gedanken einzutraufeln, welche ihre eigene Vernunft kaum zu fassen im Stande sein durfte? Dies, meine Herren, ist das furchtbare Problem, welches Sie zu enthullen, woruber Sie zu sprechen haben."

Wir ubergehen in diesem Resumé, das von uns nicht blos kurz beruhrt werden durfte, die Anfuhrungen uber Contrafatto's früheren Lebenslauf. Der Präsident stellte alle Zeugnisse uber seine Lebensweise und seine Sittlichkeit zusammen und fuhr dann fort:

„Sie hörten den Portier dieses Hauses und seine Frau. Diese Zeugen, gegen welche er sich mit solcher Heftigkeit erhoben, sind, wenn man auf den Angeklagten hören wollte, Feinde, die ihm auflauern, die sein Verderben suchen.

„Und doch sahen Sie, wie diese Zeugen sich benahmen. Sie wurden vor den Instructionsrichter (Frayssinous; ein Frayssinous war damals Erzbischof von Paris, eines der Häupter der legitimistisch-ultramontanen Partei!) berufen. Sie haben Ihnen erklärt, daß man vor dieser obrigkeitlichen Person aus einem Irrthum, den wir nicht zu erklären wissen, den Eid ihnen abzunehmen vergessen hat, den Eid, die Wahrheit, die volle Wahrheit zu sagen. Und sie machen Gebrauch von dieser Unterlassung, um (zu Gunsten des Angeklagten) nicht Alles auszusagen, was sie wissen. Der Portier hat uns gesagt: „„Ich bin Protestant; Herr Contrafatto hätte glauben können, daß ich in dieser Eigenschaft sein Feind wäre. Das war ein Motiv fur mich, vorsichtig zu sein und nicht Alles auszusagen, was ich wußte.““ — Meine Herren, handelt so ein Zeuge, der einen Angeschuldigten verderben will?

„Die Ausdrücke, deren Contrafatto gegen vorübergehende Frauen in Gegenwart der Portierfrau sich bediente, waren (für einen Priester) von empörender Indecenz.

„Wer aber waren seine Gesellschafter? Welches war sein Umgang? Man hat vergebens dahinterzukommen versucht! (Man sieht, seine eigene Partei hatte ihn schon aufgegeben; begreiflicher Weise zogen sich Alle zurück, welche sich zu ihm gehalten.)

„Häufig kamen Frauen zu ihm, unter dem Vorwande, die italienische Sprache zu lernen, und blieben mehre Stunden bei ihm eingeschlossen.

„Der Sacristan von Notre-Dame erklärte, eines Morgens um 7 Uhr bei Contrafatto ein junges Frauenzimmer, wie zum Hause gehörig gekleidet, gesehen zu haben, die sich auf ein Zeichen des Abbé zurückzog. Dieser Sacristan, bei dem man doch keine boshaften Absichten gegen den Angeschuldigten voraussetzen wird, hat erklärt, von ihm eine sehr schlechte Idee gefaßt zu haben.

„Er sagte auch, daß die übrigen, achtungswerthen Geistlichen der Parochie mit gar nicht zufriedenen Augen die Aufführung des Angeschuldigten betrachtet hätten, die sich sehr wenig mit den strengen Regeln seines Amtes vertrage.

„Durch eine beklagenswerthe Fatalität hatte sich Contrafatto in einem achtungswerthen Hause eingemiethet. Madame Leben war Wittwe geblieben mit vier Töchtern, deren Erziehung sie allein beschäftigte. Sie haben diese jungen Fräulein gesehen, ihre anständige Erscheinung gebot von selbst Achtung, und Alles kündigte die gute Erziehung an, die sie von ihrer Mutter empfangen. Aber die Mutter hatte auch noch eine Tochter von fünf Jahren. —"

Von hier aus müssen wir wieder über eine Brücke von Gedankenstrichen uns fortbewegen mit Hülfe von Marginalbemerkungen: daß der Präsident die einzelnen Züge der Anschuldigung hingeworfen, besonders den naiven Bericht des kleinen Kindes, seine Vertraulichkeiten vor dem letzten Attentat gegen die Portiersfrau, den Portier, eine Nachbarin und einen Obercfficier, der in demselben Hause wohnte; daß er gegen diese so genau sprechenden, so übereinstimmenden Angaben, die allgemeinen Ableugnungen des Verklagten gehalten, welche eines jeden aus den Verhandlungen geschöpften Beweises entbehrten.

„Die Angelegenheit kam vor das Tribunal erster Instanz. Hat man die Instruction dort nachlässig geführt? Hat man die so wesentliche Formalität des Schwures ausgelassen? Die Protokolle constatiren, es ist wahr, daß der Eid geleistet sei. Die Zeugen dagegen haben betheuert, daß man ihnen den Eid nicht abgefodert, sie haben erklärt, daß sie sich um deshalb nicht für gebunden gehalten, daß ihre Erklärung sich in den Grenzen einer einfachen Besprechung gehalten, und daß, weit davon entfernt, Alles zu erklären, was sie gewußt, sie sich begnügt hätten, auf die Fragen zu antworten, die man ihnen vorgelegt. **Man darf es sich nicht leugnen, die erste Instruction ist mit einer außerordentlichen Leichtfertigkeit geführt.**

„Es ist ein großes Unglück, meine Herren, Den, welchen die Religion mit der Macht bekleidet hat, Andere zu leiten, selbst eines entsetzlichen Verbrechens angeschuldigt zu sehen. Wir wissen es Alle, meine Herren, es ist nothwendig, daß die Religion geachtet werde, daß auch ihre Diener der Achtung genießen. Aber es ist auch nöthig, daß ihre Aufführung mit ihren Handlungen

übereinſtimme, ſie deren würdig zeige. Wir (die Richter) ſind weit davon entfernt, Ihnen das Urtheil in dieſer beklagenswerthen Angelegenheit eingeben zu wollen. Wir dürfen Sie nur darauf aufmerkſam machen, wie wichtig die Entſcheidung iſt, die Sie im Begriff ſind zu geben, und welche Sorge, welche genaue Achtſamkeit Sie der Berathung zu widmen haben."

Wenn den Präſidenten von Montmerqué von der liberalen Seite früher der Vorwurf der Parteilichkeit traf, ſo hatte er ihn durch die Leitung der Verhandlungen widerlegt; durch ſein Reſumé übertraf er vielleicht die Erwartungen, die man ſelbſt von einem liberalen Präſidenten gehegt hätte. Dieſes Reſumé war eigentlich ein Verdammungsurtheil gegen den Angeſchuldigten. Ja ſelbſt von der liberalen Seite wird ihm jetzt, wo jene Parteifragen längſt erloſchen ſind, ein Vorwurf gemacht, daß er, offenbar moraliſch von der Schuldbarkeit Contrafatto's überzeugt, dieſe Ueberzeugung zu deutlich im Reſumé ausgeſprochen, und ſo, von ſeiner Entruſtung hingeriſſen, mehr gethan als ein ſtreng unparteiiſcher Richter den Geſchworenen gegenüber thun ſoll. Der Präſident, der Richter, ſolle nur die Thatſachen und Beweiſe abwägen, für beide Theile mit gleicher Unparteilichkeit, und nicht, ſein eigenes Urtheil verrathend, den Geſchworenen einen Wink geben, dem ſie nur zu leicht folgen. — Aber Alles verräth uns, daß die Sache ſchon während der Verhandlungen abgeurtheilt, entſchieden war. Man fühlte, daß man ein grobes Verſehen begangen, dieſem Prieſter zu Ehren der Prieſterſchaft helfen zu wollen; die öffentliche Meinung hatte ſich zu entſchieden ausgeſprochen, man wollte es wieder gut

machen, indem man das eine Glied sinken ließ, um die Körperschaft, der er angehörte, zu retten. Contrafatto's eigenes Benehmen vor den Assisen war eine schlechte Vertheidigung; sein Defensor vertheidigte ihn zwar mit Beredtsamkeit, im Wesentlichen aber nicht besser. Die von ihm hervorgesuchte Möglichkeit einer andern Erklärung der Aussage der kleinen Hortense wurde durch gar keine anderen Umstände unterstützt, er konnte sich nicht einmal auf einen früheren tadellosen Lebenswandel seines Clienten berufen. Ihm blieb nichts übrig, als in juridischen Spitzfindigkeiten sich zu ergehen, welche auf Geschworene selten von Eindruck sein werden, und indem er sie mit besonderem Eifer darauf hinwies, daß keine Gewaltthätigkeit bei der streitigen Handlung nach seiner Auslegung der Gesetze vorhanden sei, verstärkte er wider Willen den Glauben an der Existenz der Handlung. Endlich erschien durch positive Zeugnisse die Sittlichkeit des Angeschuldigten in einem solchen Lichte, daß auch in dem bourbonischen Frankreich von 1827 die Macht einen solchen Menschen nicht mehr öffentlich beschützen durfte. Hatte er doch in der Charwoche, und sogar am Charfreitag, geständlich, Fleisch gegessen! Die ältern Bourbonen, die Legitimisten und die Priesterpartei ließen einen solchen Priester sinken.

Schon nach einer viertelstündigen Berathung kehrten die Geschworenen mit dem Schuldig zurück. Der Gerichtshof verurtheilte den Sieur Contrafatto zu den Galeeren auf Lebenszeit, zum Pranger und zur Brandmarkung.

Nach der Verurtheilung redete ihn der Präsident noch einmal an:

„Contrafatto, Sie haben eines der größten Verbrechen begangen, deren denkbarer Weise ein Diener der

Religion sich schuldig machen kann. Sie haben das Vertrauen misbraucht, welches Ihr Amt Ihnen lieh, um sich die empörendsten Brutalitäten gegen ein Kind zu erlauben. Gehen Sie in sich. Das einzige Mittel, Ihren Fehler zu sühnen und den Abscheu, den er einflößt, zu mildern, ist ein freies Bekenntniß. Dieses Bekenntniß allein kann einige Theilnahme für Sie erwecken, möglicher Weise die königliche Gnade bewegen, und, Sie wissen es wie wir, es ist dieses Bekenntniß allein, welches Sie wieder in Gottes Gnaden aufnimmt."

Contrafatto schwieg und folgte mit trotziger Miene den Gensdarmen, die ihn aus dem Saale führten.

Am 28. Januar 1828 holte der Huissier in Begleitung zweier Gensdarmen Contrafatto aus dem Gefängniß von Bicêtre. Sie fuhren in einem Fiacre nach dem Pranger. Contrafatto schien sehr ruhig; er hielt sein Breviarium offen auf den Knieen und murmelte Gebete. Der Huissier sagte zu ihm: „Sie hätten gut gethan, sich eine baumwollene Mütze überzuziehen." — Ich sehe keinen Grund ab, erwiderte der Abbé. — „Sie sehen indeß aus allen Vorkehrungen, die ich getroffen, daß man nicht wünscht, daß Sie erkannt wurden." — Contrafatto erhob sein Haupt: Ein Mann, bekleidet mit den heiligen Functionen des Priesterthums, soll niemals fürchten, sich überall offen zu zeigen! — „Das ist freilich richtig, sagte der Huissier, aber nur nicht, wenn der Priester das Unglück gehabt hat, angeklagt zu sein — —" Contrafatto erwiderte nichts, sondern las ruhig in seinem Brevier fort bis an das Thor der Conciergerie.

Um 11 Uhr ward er an den Pfahl gebunden; um 12 Uhr ward ihm das Oberkleid abgestreift und das glühende Eisen auf seine Schulter gedruckt. Contrafatto

sel.*) Von hier aus bis Christiania ist das Land ein großer Park, freilich wie ihn keine Phantasie, noch alle Mittel eines Englischen Nabob erschaffen können. Man denke sich einen Strich von sechs Postmeilen, wo die bequemste Chaussee am Rande, oder mit der Aussicht auf den inselreichen Fiord zur rechten, links mit der Aussicht auf die blauen Hochgebirge, mitten durch ein anmuthiges Ufergebirge hinführt. Grün von allen Schattirungen, geschmackvolle Landhäuser, nordische Tannenwälder, neben blühenden Gärten und sonnigen Obsthecken, zuweilen steile Felsriffe, leuchtende Kirchthürme, pallastartige Bauten auf den Inseln; alles im Wiederschein des heitersten Himmelblau. Dazu mögen manche Leser meiner Reise und der Zeitungen ausrufen: Eine Seeschlange in diesem berühmten Fiord! Aber ich muß der Wahrheit die Ehre geben, erst nach meiner Zeit hat sich dies Ungethüm, oder dessen Surrogat, an den lieblichen Ufern gezeigt. Dies waren sie auch darohne, und eine Höhe in der Nähe des Wassers trägt mit Recht den Namen

*) Nach den neuesten Nachrichten hat der Wohlstand des Ortes durch bedeutende Falliſements sehr gelitten.

fuhr, am ganzen Leibe zitternd, zusammen und in die Arme der Diener der Gerechtigkeit, die ihn in den Wagen zurucktrugen.

Jubel, Hurrahs, Händeklatschen im Volke. Man hörte Stimmen in den Gruppen: „Contrafatto hat sich zu beklagen, daß das vorige Ministerium nicht mehr sitzt!"

Er blieb stumm und unbeweglich auf dem Ruckwege. Mehrmals aufgefodert, seine Schuld zu bekennen, verweigerte er es trotzig. Ja in einer heftigen Schrift, die er publiciren ließ, klagte er aufs Erbitterte seine Ankläger an. Madame Lebon ließ ihm durch eine andere Schrift antworten. Diese Polemik entzog ihm die letzte Hoffnung auf eine Begnadigung Seitens der Bourbonen. Im Bagne zu Brest betrug er sich anständig, was die Directoren veranlaßte, ihn schonender zu behandeln.

Gegen 20 Jahre hatte Contrafatto im Bagne als Galeerensklave verbracht, als Charles Lebru, der sein Ankläger im Civilinteresse der Madame Lebon gewesen, am 4. Juli 1845 folgenden Brief an ihn richtete. Wir geben ihn im Originale, weil bei der zweifelhaften Auslegung, welche dieses Document erfahren, auf den Ausdruck und die Wortwendung, die in der Uebersetzung verwischt werden könnte, zu viel ankommt.

„Monsieur, c'est toujours un devoir de réparer le mal qu'on a fait: aussi, depuis le jour où plusieurs des principaux témoins de votre malheureuse affaire vinrent me confier qu'ils avaient altéré la vérité pour vous perdre, je me considérai comme engagé d'honneur à m'adresser immédiatement à M. le garde des sceaux pour le supplier d'abréger le terme de vos souffrances et je lui racontai toutes les circonstances qui motivaient ma démarche.

J'eus à lui dire que les témoins avaient supposé, en raison de mes opinions, auxquelles ils faisaient cette grossière injure, qu'en plaidant contre vous, j'avais été moins l'adversaire de l'homme en qui je voyais un criminel, que du prêtre catholique. — C'est en effet dans cette persuasion honteuse qu'ils étaient venus près de moi, pour se glorifier de leur parjure devant la justice.

Grâce au ciel, monsieur, je n'ai été si énergique dans les poursuites dirigées contre vous que parce que ma conviction de votre culpabilité était profonde: et, si j'ai à déplorer mon erreur, du moins je n'ai point à me reprocher une mauvaise action.

Tel a été mon langage lorsque les malheureux qui croyaient flatter mes sentiments personnels les calomnièrent si indignement en osant m'avouer leur infamie. Tel a été mon langage devant cette noble et sainte femme qui sans vous connaître et sous la seule inspiration de sa vertu, était devenue votre providence. Je lui donnai en outre, par écrit, une déclaration complète et détaillée des faits, et c'est ainsi que, joignant les efforts de sa charité à la prière que j'avais adressée à M. le garde des sceaux, elle a obtenu une grâce qui m'a déchargé moi-même d'un poids pénible: du moins, elle l'a beaucoup allégé: car, monsieur, s'il est bien cruel de subir un châtiment immérité, c'est une grande douleur de savoir qu'on en a été la cause même involontaire.

Je n'ai accusé qu'une fois dans ma vie un grand criminel: les regrets que me laissent ce souvenir seront éternels.

Faites, monsieur, de cette déclaration tel usage que vous aviserez bon, et croyez-moi, monsieur, votre très-humble et très obéissant serviteur. Signé Ch. Ledru, avocat à la cour royale. 1 juillet 1845."

Der Brief, von einem Notar beglaubigt, wurde später veröffentlicht.

Wer sind die principaux temoins de la malheureuse affaire?

Wer ist die noble et sainte femme?

Welches Geheimniß liegt hier zum Grunde?

Nachdem dieser Brief veröffentlicht war, brachte die Quotidienne folgenden Artikel:

„Vergangenes Jahr ließ eine sterbende Frau einen Priester rufen.

„„Mein Herr, sprach sie, ich habe Sie nicht rufen lassen, um zu beichten; aber ich ließ Sie kommen, um einer Last mich zu entledigen, die mich tödtet: Ich bin die Mutter des Kindes, dessen willen Contrafatto von mir angeklagt wurde, Gewalt an ihm verübt zu haben. Die Thatsache war falsch. Ich wollte es Ihnen sagen. Das ist Alles.““

„Der Priester versuchte die Sterbende zu einer bestimmteren Erklärung über dies begangene Unrecht zu bewegen; sei es vor Gott, sei es vor den Menschen. Die Frau wollte aber nicht auf den Priester hören. Wenigstens aber, sagte er ihr, müssen Sie die Justiz anrufen, um eine formelle Aussage zu machen. Ich kann doch nichts dazu thun, um einem Menschen die Ehre wieder zu erstatten, die Sie ihm genommen haben. Die Worte waren vergeblich. Einige Augenblicke nachher starb die Frau.“

So die Quotidienne.

Die Sache hat viele Bedenken. Weshalb rief die sterbende Witwe Lebon, die nicht beichten wollte, wo also kein religiös-katholisches Bedurfniß in ihr lebendig war, einen Priester, warum nicht einen Notar, eine Justizperson, wenn es ihr darum zu thun war, daß das

Unrecht, was sie drückte, wieder gut gemacht werde? Wenn ihr Gewissen sie zwang, zu sprechen, warum sprach sie nur in Räthseln? Drückte sie noch ein anderes Schuldbewußtsein, welches ihre Ehre, die ihrer Töchter auszusprechen verbot? Die Phantasie hätte hier einen weiten Spielraum, es ließe sich denken, daß sie, die damals noch jugendliche Frau, selbst in einem Verhältniß zu Contrafatto gestanden, daß sie, von ihm gekränkt, eine solche teuflische Rache an ihm genommen, daß er, der Angeklagte, dieses Verhältniß verschweigen müssen, weil ein solches Geständniß das Geständniß eines andern Verbrechens geworden wäre? — Wir jagen diese Phantasien fort, denn sie entbehren allen und jeden Grundes, und es bleibt nichts zurück als ein unvollständiges, räthselhaftes, unmotivirtes Bekenntniß auf dem Todtenbette, eingegeben vielleicht auch von der, wir wissen nicht wodurch, aufgeregten Phantasie eines sterbenden Weibes, gehört von einem einzigen Priester, von ihm wiedererzählt und — abgedruckt in der Quotidienne!

Bekenntnisse auf dem Todtenbette, nur durch das Ohr eines Priesters vernommen und im Interesse des Priesterstandes, sind oft vorgekommen, kommen noch täglich vor, ohne die Verhältnisse zu ändern, ohne die Geschichte, ohne den Thatbestand zu verrücken und zu verändern, den eine gerichtliche Untersuchung ermittelt zu haben glaubt.

Doch war das Geständniß und Ledru's Brief von einer Wirkung. Contrafatto ward begnadigt und außer Landes gewiesen. Er wird nach seinem Vaterlande zurückgeschafft. Dagegen durfte Niemand etwas einzuwenden haben. Er hatte sein Verbrechen durch eine 20jährige Galeerenstrafe hinlänglich gebüßt. Die Gnade war an ihrem Ort.

Aber er oder die Partei des Klerus, die aufs Neue ihr Haupt in Frankreich erhebt, verlangte mehr eine Revision seines Processes, eine vollständige Rehabilitation. Sie ward ihm verweigert, wie sie noch heute den Erben des durch den furchtbarsten Justizmord umgekommenen Lesurques verweigert wird. Auch diese Frage: die Revision eines abgeurtheilten Criminalfalles, die Rehabilitation eines gestraften Verbrechers, ist in Frankreich zur politischen geworden. Man trägt ein gerechtes Bedenken vor der Gewährung, selbst vor einem Anfang, da die Folgen unübersehbar wären. Wenn alle um Verbrechen willen, die in das Gebiet der Politik fallen, Verurtheilten ihren Proceß revidirt, ihre Ehre, ihren Vermögenszustand rehabilitirt haben wollten, eine welche neue Revolution riefe dies in Frankreich nach einer nun sechszigjährigen und hoffentlich beendeten hervor!

Wir sind nicht der Meinung, daß, wenn keine andern, neuen, Beweise zum Vorschein kämen, eine Revision seines Processes zu Gunsten Contrafatto's ausfiele.

Eine Deutung, deren Richtigkeit wir dahingestellt sein lassen, theilen die pariser Nachrichten mit.

Schon vor zwei Jahren wollte der Großsiegelbewahrer Martin (du Nord) um der Königin der Franzosen sich gefällig zu zeigen (welche, wie man weiß, sehr fromm und eine geborene Sicilianerin ist) Contrafatto's Begnadigung durchsetzen. Hébert widersetzte sich; der Vorschlag ging nicht durch.

Durch „intrigues souterraines" heißt es, ward Charles Ledru veranlaßt, 1846 seinen obigen Brief drucken zu lassen. Eine vorläufige Untersuchung ward darauf eröffnet. Die Zeugen, von denen Ledru gesprochen, ließen sich nicht auffinden.

Ledru ward, um ſich wegen ſeines Briefes zu verantworten, vor das Gericht der Advocaten geladen. Da ſchrieb er folgenden Brief an den National:

„Monsieur le rédacteur.“

„Je me serais empressé de répondre aux conseils que votre bienveillance m'adresse ce matin, car personne n'a regretté plus que moi, les débats auxquels a donné lieu une lettre toute privée et dont je n'ai point autorisé la publication.

Je m'expliquerai sur cette affaire avec plus de détails mais comme elle a été portée aujourd'hui par M. le procureur général devant le conseil de l'ordre, je dois réserver tout ce qui me reste à dire sur ce sujet et attendre en silence la décision de mes juges naturels.

Agréez, Ch. Ledru.“

Was Ledru vor dem Conseil de l'ordre geantwortet, iſt noch heute ein Geheimniß. Was ihn jenen erſten Brief zu ſchreiben veranlaßt, desgleichen. Wenn er von Contrafatto's Unſchuld völlig überzeugt wäre, würde er nicht den zweiten an den National erlaſſen und publicirt haben. Man ſpricht die Meinung aus, daß er, auf höhere Einflüſſe, jenen erſten nur in der Abſicht geſchrieben, dem aus dem Bagne entlaſſenen, in ſeine Heimat zurückkehrenden Contrafatto ein Empfehlungsſchreiben dahin mitzugeben, welches dieſem einen Empfang ſichere, der ihn für ſeine ſchweren Leiden einigermaßen tröſte.

Ledru ſelbſt bekam der Schritt ſehr übel. Das erſte Urtheil ſprach ſeine Suspenſion auf ein Jahr aus. Das Miniſterium appellirte aber dagegen als eine zu milde Strafe, und das letztergangene Erkenntniß lautet auf

vollſtändige radiation du tableau de l'ordre des avocats. Ledru hat hiergegen das Rechtsmittel der Caſſation eingelegt.

Das zweite Geheimniß ſcheint aber ſo wenig hierdurch aufgeklärt zu werden, als das erſte vielleicht noch einer Enthüllung bedarf.

Wilster, genannt Baron von Essen.

1809 — 1813.

Der Kriegs- und Domainenrath Greiner*) in Berlin galt für einen glücklichen Mann. Groß, stark, fast ath-

*) Dieser Name ist fingirt. Obwol die bei dem Proceß betheiligten Personen das Zeitliche gesegnet haben, leben doch noch entfernte Seitenverwandte des Kriegsrathes, welchen wir hier unter dem Namen Greiner aufführen. Diese sollen in einer uns nicht begreiflichen Aengstlichkeit der Veröffentlichung des Namens entgegensehen. Uns nicht begreiflich, sagen wir, weil auf dem Andenken des unglücklichen Kriegsrathes, des Opfers eines Böswichts, auch nicht der geringste Makel haftet, und der Fall, durch ein dazwischen liegendes Menschenalter von allem Persönlichen abgeklärt, jetzt nur noch der Geschichte der Criminalistik angehört, wo er nicht durch das Opfer, sondern durch den Thäter eine Bedeutung gewonnen hat. Weder Rechts- noch Billigkeitsgründe sind da, welche uns den echten Namen zu verschweigen bestimmen könnten, wenn sonst auf der andern Seite irgend ein Grund vorhanden wäre, ihn zu nennen. Nur weil dies nicht der Fall, kennten wir uns veranlaßt finden, einem Wunsch zu willfahren, der nichts für sich hat, als Das, was wir eine krankhafte Stimmung unseres Bürgerbewußtseins nennen. Wir sind in Deutschland so weit fortgeschritten im Verlangen, und noch so weit zurückgeblieben im Gewähren, wir erkennen die Wohlthat der Oeffentlichkeit an, wir loben und preisen sie, und scheuen uns doch, uns uns selbst dahin

letisch gebaut, mit einem lebhaft sanguinisch-cholerischen Temperamente, ging ihm von den Glücksgütern nichts ab, die das Leben heiter machen, wenn man für dasselbe keine höheren Ansprüche mitbringt, als die des ungetrübten Genusses seiner Freuden und Annehmlichkeiten. Er besaß ein eigenes ziemliches Vermögen, ein einträgliches, ehrenvolles Amt, die Zuneigung und die Achtung seiner Vorgesetzten. Er arbeitete in demselben, so weit es seine Pflicht war, ohne sich unnöthige Sorgen zu machen, ohne Verbesserungsgedanken nachzuhängen. Auch

---

zuopfern, was wir schuldig sind. Unsere Vorväter dachten und handelten anders, und was uns zur Zeit nur noch ein Begriff ist, von Nebelstreifen durchzogen, war ihnen eine Wahrheit, für die der Begriff fehlte, eben weil es so natürlich war. Eine That, die sich einmal losgerungen hat aus dem Privatverschluß zur allgemeinen Kenntniß, und ein Criminalverbrechen, welches einmal öffentlich, eine causo célèbre seiner Zeit, geworden, sind nicht mehr Eigenthum des Einzelnen oder der Familie; sie sind der Geschichte und der Wissenschaft anheimgefallen, welche sich durch keine persönliche Rücksicht und Privatängstlichkeit von ihrer Pflicht darf zurückschrecken lassen. Und doch freuen wir uns auch hierin schon der Fortschritte zu einer besseren Ueberzeugung, wenn wir mit Dank daran denken, daß uns selbst von Anverwandten der Ursinus Briefe und Documente mitgetheilt wurden, um in der Entwerfung des Bildes dieser Giftmischerin der Wahrheit so nahe als möglich zu kommen. Sie betrachteten die Todte als ein von der Familie abgeschiedenes Glied, was, auf diese weder Lob noch Tadel zurückwerfend, der Geschichte allein angehört, und daß, was einmal gesprochen ist, am besten ganz ausgesprochen wird. Mit demselben richtigen Tact hören wir, daß Fonk's Nachkommen unsere Darstellung und Vermuthung hinsichts der Schuld oder Unschuld ihres Vaters und Großvaters betrachtet haben. Die That, ihr Ruf und ihre Beurtheilung sind aus dem Bereich subjectiver Gefühle entrückt; sie sind zur historischen Thatsache geworden, freigegeben der allgemeinen Beurtheilung.

die Noth der Zeit, die schweren Gewitterwolken, welche über Preußen nach dem unglücklichen Kriege und seiner Zersplitterung schwebten, scheinen seinen jovialen Sinn wenig gekümmert zu haben. Zu allem diesen Glücke kam, daß er seit 10 Wochen mit einer jungen, sehr schönen, liebenswürdigen und begüterten Frau verheirathet war.

Er war der beste Gesellschafter, wo es auf gute Laune ankam; doch auch als besonnen und ernst wird er von seinen Freunden und Oberen gerühmt, wo es auf diese Eigenschaften ankam. Die Flitterwochen der Ehe scheinen in Lust und Vergnügungen, genossenen und neuberathenen, vergangen zu sein. Die Eheleute wollten sich eine Loge im Theater miethen, Equipage anschaffen und freuten sich auf den Besuch von Verwandten, mit denen sie den Rest des Winters vergnugt zubringen wollten.

In Berlin lebte damals auch ein Mann von außerordentlicher Liebenswürdigkeit, Weltbildung, Verstand und Kenntnissen unter dem Namen eines Baron von Essen, über dessen Persönlichkeit und Bedeutung wir zum Schluß unserer Geschichte uns weitere Mittheilungen vorbehalten. Eine bedeutende Erscheinung im socialen Leben war Essen jedenfalls. Besitzer mehrer Guter im Auslande, hatte er am Hofe eines deutschen Fursten eine einflußreiche Rolle gespielt, als Rathgeber in Staats- und ökonomischen Angelegenheiten, als Dramaturg, Physiker und der anmuthigste Gesellschafter. Er war bekannt als Verehrer, und ein sehr glucklicher, des weiblichen Geschlechts. Auch als Schriftsteller hat er sich später in ökonomischen und staatswissenschaftlichen Fächern bekannt gemacht.

Der Domainenrath Greiner stand mit ihm in freundschaftlicher Verbindung. Diese scheint indessen keine na-

Paradiesberg; wiewohl der Norwegische Nationalstolz noch nicht so weit wie der des Königsberger Professors gegangen, um das Adamitische Paradies an die Ufer des Drammen zu verlegen. Wer wird, wenn er über diese anmuthigsten Gegenden hinfliegt, daran erinnert, daß Christiania in gleicher nördlichen Höhe mit dem Maine-Land der Shetland-Inseln liegt, deren rauhe Nebel- und Moraſtnatur Walter Scott in ſeinem Piraten ſo lebendig und froſterregend ſchildert. Und doch erinnert uns auf jeder Viertel-Meile eine fürchterliche Maſchine an den hohen Norden. Am Wege liegt ein gewaltiger Dreizack von Balken, kaum von vier ſtarken Roſſen, bei gutem Wege, wie es ſcheint, zu bewältigen. Sobald der Schnee ſo hoch liegt, um die Paſſage zu hemmen, werden die Pferde außerhalb am ſpitzen Winkel vorgeſpannt und müſſen, während ſie ſelbſt, oft bis an den Hals bedeckt, ſich durch den Schnee fortarbeiten, die Maſchine ziehen, welche keilförmig die größten Schneemaſſen auf beiden Seiten zurückdrängt. Ein Vorſchlag, zur Erſparung der Kraft der Pferde, dieſe innerhalb des Dreizacks gehen zu laſſen, daß die Maſchine mehr ſtieße, als zöge, hat noch keine Billigung

here gewesen zu sein. Beider Charaktere, Beider Bildungsstufe war zu verschieden; aber Beide waren Weltmanner, die sich in gesellschaftlichen Verbindungen zusammengefunden, und Essen's einnehmendes Wesen bei überwiegendem Verstande und der Kunst, ihn geltend zu machen, konnte auf Greiner's offenes joviales Wesen nicht ohne Einfluß gewesen sein. Dennoch scheint Letzterer eine Ahnung gehabt zu haben, daß Essen vermoge dieser uberlegenen Gewandtheit ihn beherrschen und zu etwas bewegen könnte, was er vermeiden wollte. Denn als Essen ihn zu einem Frühstück einlud, um dort über eine Geschäftsangelegenheit mit ihm zu sprechen, antwortete er auf die Frage seiner Frau, was das für Geschäfte wären? „Was wird es sein! Er will Geld haben."

Essen hatte den Domainenrath Greiner zu einem Frühstuck auf den 18. November 1809 in die damals vornehmste Restauration von Dallach eingeladen, um mit ihm ein Geldgeschäft auf die bequemste Weise zu besprechen. Dieses steht fest durch die spätern Ermittelungen, obwol Essen die Einladung bestritt und nur ein gemeinschaftliches Verabreden, sich dort zum Frühstück zu treffen, einräumen wollte. Essen hatte ein besonderes Zimmer zu diesem Zwecke voraus bestellt und sich früher als Greiner eingefunden. Greiner entschuldigte sich wegen seines spätern Kommens. Beide tranken gemeinschaftlich ein Glas Rum. Alsdann wurde das Frühstück eingenommen, welches in Beefsteak mit gebratenen Kartoffeln und einer Flasche Bordeaurwein bestand. Aal à la Tartare wurde bestellt.

Schon nach dem Beefsteak klagte der Domainenrath uber Unwohlsein. Er stand auf, ging im Zimmer umher, setzte sich wieder, ging aber bald darauf hinaus, indem er zum Tafeldecker sagte: „Ich weiß nicht, wie

mir wird. Mir ist ganz schlimm; mir wird ganz schwarz vor den Augen." Der Tafeldecker führte ihn hinaus; v. Essen blieb im Zimmer zurück. Kaum war Jener auf der Treppenflur, so überfiel ihn ein äußerst heftiges, mehre Minuten anhaltendes Erbrechen. Er warf in kurzen Zwischenräumen gegen sechs Mal aus, größtentheils Schleim und Flüssigkeit, worunter etwas rother Wein zu bemerken war. Der Auswurf roch säuerlich, doch nicht so, als wenn sich Jemand aus Ueberladung erbricht. Es war aber so viel Flüssigkeit, daß die Kellner ein ganzes Fäßchen Sand gebrauchten, um die Unreinigkeit fortzuschaffen.

Greiner kehrte noch einmal ins Zimmer zurück, und versicherte, so etwas sei ihm noch nicht vorgekommen. Er hatte, ehe er verheirathet war, längere Zeit im Hause bei Dallach's gewohnt; er ging deshalb in die Stube der Madame Dallach und klagte ihr seine Noth, wiederholend, daß er nicht wisse, woher es komme, und daß ihm so etwas noch nie im Leben passirt sei. Die Wirthin erschrak über seinen Anblick, denn sie bemerkte in dem ganz rothen Gesichte einen weißen Streifen, der oben an der Nase anfing und sich zu beiden Seiten des Mundes hinunterzog. Auch hier konnte er es nicht lange aushalten, er mußte abermals hinaus und übergab sich mehre Mal über ein Tönnchen, in welchem der Urin gesammelt wird.

Von Essen gefahren, kehrte er langsam zu Fuß nach Hause zurück. „Hier bringe ich Ihnen einen Patienten," sagte Jener zu Greiner's Gattin.

Greiner war auch kaum in seiner Wohnung, als er schon in der Entrée sich erbrach. Als er auf dem Sopha in seinem Zimmer lag, folgten die Vomirungen immer rascher und heftiger. Seine Gattin rechnet, daß er in

kurzen Zwischenräumen sich wenigstens acht Mal übergeben; die Ausleerungen waren Galle. Sie wollte Thee machen lassen, aber Essen meinte: Wasser sei besser. Das Wasser verursachte nur immer neues Erbrechen. Indessen half auch der Thee nicht, welcher darnach gebracht wurde.

Die Frau wollte einen Arzt rufen lassen, aber Essen — behauptete die Gattin — rieth es ihr ab. Er meinte, da Greiner vom Anfang an über Frost geklagt, werde Wärme das Beste an ihm thun; man möge ihn daher nur mit Decken und Betten zudecken. Essen zeigte sich dabei als der liebenswürdigste Gesellschafter. Um die Besorgniß fortzuscheuchen, sprach er so viel und erzählte lustige Anekdoten, bis der Kranke ihn aufzuhören bitten mußte.

Greiner hatte fast gar nicht gesprochen, sondern nur über Spannung auf der Brust und schreckliche Schmerzen im Leibe geklagt. Mit dem Erbrechen, welches selbst auf den Genuß von Kamillenthee erfolgte, traten auch Stuhlausleerungen ein. Von 12½ bis 2 Uhr Mittags hatte er sich fünf Mal des Nachtstuhls bedient. Später, als ihn die Kräfte verließen, ließ er der Natur freien Lauf im Bette.

Inzwischen war doch nach dem Arzt geschickt. Der Professor Grapengießer kam um 4 Uhr. Von Essen war nach der ersten Beihülfe, welche er der armen Frau geleistet, fortgegangen, kam aber zufällig mit dem Arzte zugleich wieder zurück. Er fing ihn im Flure auf und führte ihn in ein anderes Zimmer, um ihm über den Zustand des Kranken Auskunft zu geben, da dieser selbst dazu nicht im Stande sei.

Diese Mittheilung lautete nach dem Zeugniß des Arztes: Essen habe seinen intimen Freund Greiner zum

Frühstück bei Dallach eingeladen. Dieser, der vorher in Dienstgeschäften auf seinem Bureau beim Generalliutenant von Tauenzien gewesen, wäre um 12 Uhr sehr erhitzt bei Dallach angekommen, habe hastig Beefsteak und Aal gegessen, Rothwein getrunken und sogleich über Uebelbefinden geklagt. Er habe sich dann an's Kaminfeuer gesetzt und Neigung zum Erbrechen gespürt, sei auch alsbald aufgesprungen, hinausgeeilt, um stark zu vomiren. Wahrscheinlich habe er sich im Schauspiel am Abende vorher erkältet, möglicherweise auch Aerger gehabt. Was darauf erfolgt war, erzählte Essen, wie wir es bereits wissen.

Der Arzt hatte keinen Grund, in die Mittheilungen des Herrn von Essen einen Zweifel zu setzen; um so weniger, als derselbe, wie bekannt war, selbst in den Naturwissenschaften und sogar in der Arzneikunde nicht unbewandert war. Auch widersprachen die Erscheinungen des Kranken und die Symptome, die er wahrnahm, der angegebenen Vermuthung nicht. Greiner's Gesicht war blaß, bläulichgrau, leichenähnlich, die Augen halb geschlossen. Die Hände waren ziemlich kalt, ohne fühlbaren Pulsschlag. Das Erbrechen hatte aufgehört, aber der Stuhlgang war unwillkürlich eingetreten. Auf die Frage: ob er Schmerzen habe? deutete er mit beiden Händen auf die Gegend des Magens, denn der Arzt hörte kein deutliches Wort von ihm.

Hinsichts des nicht fühlbaren Pulsschlages beruhigte ihn Essen damit: daß der Kranke selbst bei gesunden Tagen, obschon stark an Muskeln, doch immer nur einen schwachen Pulsschlag gehabt habe.

Der Professor hielt demnach die Krankheit für eine Cholera aus Erkältung. Er muthmaßte, daß dem Genuß des Rums und Weins ein Aerger vorausgegangen

sein mochte, und argumentirte dabei, daß bei Neuvermählten eine übermäßige Befriedigung des Geschlechtstriebes die Anlage zu Indigestionen und Krankheiten dieser Art wohl veranlasse.

Was er zum innern und äußern Gebrauch für den Kranken verordnet, wurde von dem Freunde besorgt und zum Theil selbst ihm eingegeben. Nur die Einreibungen verrichtete die Gattin. Doch ersuchte Essen sie, ihre beiden goldenen Ringe vorher vom Finger zu streifen, weil diese dem Kranken Schmerzen verursachen konnten.

Weder die äußern noch die innern Mittel halfen. Namentlich schienen die Einreibungen den Kranken zu schmerzen, aber er konnte kaum mehr sprechen, sondern, still auf dem Sopha liegend, bemühte er sich nur, die Hände, die ihn einrieben, zu entfernen, und klagte über Kälte. Er wollte wieder auf den Nachtstuhl, aber auch mit Hülfe des Bedienten war das nicht mehr zu bewerkstelligen. Er sank diesem, wie ein Todter, in die Arme und mußte auf das Sopha zurückgelegt werden.

Seine Frau bemerkte, während er in Schlaf versunken schien, daß seine Hände und Füße kalt waren und ein kalter Schweiß auf seiner Stirn ausbrach. Er erschien ihr die letzten Stunden hindurch wie in einer Art Betäubung, zum Schlaf geneigt, ohne Kraft, diese Neigung zu befriedigen. Er sprach wenig und klagte nur über seine Schmerzen, stöhnend, um Hülfe rufend und schien von innerer Angst und Unruhe gequält. Auf die Fragen: was ihm fehle? antwortete er: Ich weiß nicht. Der Bediente behauptete: die Schmerzen seines Herrn mußten sehr groß gewesen sein, da er sich aus einer Kleinigkeit nie viel gemacht habe.

Etwa um 6 Uhr Abends verrieth ein leiser Athemzug ohne alle Convulsionen das nahende Ende. Der

Arzt, welcher um 7 Uhr zurückkehrte, fand eine Leiche, und unwillkürlich, ohne aus einer vorausbedachten Ueberzeugung zu sprechen, rief er aus: „Der ist vergiftet!“

Der Frau erschien das Ereigniß, den überlebenskräftigen Gatten, der sie noch vor 7 Stunden in strotzender Gesundheit verließ, als Leiche vor sich zu sehen, zu unglaublich. Der Arzt mußte Versuche machen, durch eine mit Pfeffermünzöl und Schwefeläther befeuchtete rauche Feder den innern Theil des Mundes und der Nase zu reizen. Es war vergebens, und ebenso fruchtlos tropfelte er brennenden Siegellack auf die Herzgrube.

Die Beerdigung sollte schon am nächstfolgenden Montag, am 20. November, erfolgen; denn Herr von Essen hatte den Freunden des Verstorbenen, welche die Sorge übernahmen, versichert: er habe einen unerträglichen Verwesungsgeruch an der Leiche wahrgenommen, und sowol dadurch als durch die blaurothe Farbe der ganzen rechten Seite habe er sich von der Gewißheit des Todes und von der schnellen Zerstörung, als einer Folge des Schlagflusses, überzeugt.

Indessen hatte der plötzliche Tod eines anscheinend in Fülle der Gesundheit strotzenden Mannes, und noch dazu eines höhern Beamten, der in der Stadt so bekannt war, das größte Aufsehen erregt. Auch die Nachricht, daß die Verwesung so schnell eingetreten sein sollte, und die Hast, mit welcher man zur Bestattung schreiten wollte, erregte Bedenken. Das Gerücht von einem heftigen Aerger, welchen er im Bureau seines Chefs gehabt und der Anlaß zum Tode gewesen wäre, lief zugleich um; Grunde genug zum Einschreiten der Gerichte und auf eine Leichenöffnung zu bestehen.

Aber diese Gerüchte bekamen alsbald eine andere be-

stimmtere Richtung. Der Verdacht einer Vergiftung und gegen ein bestimmtes Individuum sprach sich aus. Greiner hatte im Bureau seines Chefs keinen Aerger gehabt; er war vollkommen gesund in die Restauration von Dallach gegangen, auf von Essen's Einladung. Erst in Folge des von diesem ihm servirten Frühstückes war er in so auffallender Weise erkrankt. Essen's Benehmen dabei, besonders im Hause der jetzigen jungen Witwe, erregte Bedenken: seine „Spaßhaftigkeit", seine Versicherungen, als ob er den Grund der Krankheit kenne, zur Gattin wie zum Arzte; daß er es war, der die schnell eingetretene Fäulniß behauptet, die sich bei der Obduction nicht bestätigt fand; sein unzartes, aufdringliches Benehmen gegen die junge Witwe. Dazu kam, daß man von Geldverlegenheiten erfuhr, in denen er sich gerade damals befand, und ein auftauchender Zweifel über seinen persönlichen Charakter. Denn trotz seines Standes, seiner Connexionen außerhalb, seines Güterbesitzes, seiner ausgezeichneten wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bildung, seines vertrauten Umgangs mit geachteten und hochgestellten Personen, erschien er Vielen in einem abenteuerlichen Lichte, welches während der Untersuchung immer heller, doch aber erst lange nachher zu einer Klarheit wurde, welche noch heut mit manchen mysteriösen Schlaglichtern durchstreift ist. Endlich kam man auch zur Gewißheit, daß er vor der That sich auf verdächtige Weise in dem Besitz von Arsenik befunden und gesetzt.

Alle diese und noch viele andere Indicien sind hier nicht in der historischen Reihenfolge aufgeführt, wie sie zur Kenntniß des Publicums, der Nahebetheiligten und der Richter kamen, worauf es indeß ebensowenig ankommt als auf eine vorläufige vollständige Aufzählung

derſelben, da wir ſie ſpäter bei der Beurtheilung des Falles jedes für ſich durchgehen werden. Es genügt einſtweilen, auszuſprechen, daß ſo viel Anzeigen in den wenigen dem Tode Greiner's folgenden Tagen ſich zuſammenfanden, um eine gerichtliche Unterſuchung gegen Herrn von Eſſen und deſſen Verhaftung zu rechtfertigen.

In Ermangelung einer Anklageacte, die unſer Inquiſitionsproceß nicht kennt, ſchicken wir hier in gedrängten Worten denjenigen Verdacht voraus, welcher in der öffentlichen Meinung und vor den Richtern Eſſen's Arretirung und die gegen ihn geführte Criminalunterſuchung begründete.

Eſſen, in Geldverlegenheiten verwickelt, weil er Güter gekauft, für die er in nahe liegenden Terminen den Kaufſchilling abführen ſollte, ohne disponible Capitale zu beſitzen, ſah ſich nach einer reichen Heirath um. Nach mehren mißglückten Verſuchen mochte ſein Auge auf die beguterte und liebenswürdige Gattin des Kriegsraths Greiner gefallen ſein. Für ihn war das einzige Hinderniß, daß ſie verheirathet war, denn nach einer langen, ſiegreichen Laufbahn glaubte er, wo es Frauengunſt zu erwerben galt, auf keinen Widerſtand zu ſtoßen. Einen Ehemann, der ihm im Wege ſtand, noch dazu einen argloſen Lebemann, der ſich mit Gedanken nicht viel zu ſchaffen machte, ſchnell bei Seite zu ſchaffen, deuchte ihm weder eine beſonders ſchwierige Aufgabe, noch mochte es bei ſeiner Moral ihm Scrupel erregen. Unter dem Vorwande, ein Geldgeſchäft mit ihm zu beſprechen, lud er ihn zum Frühſtück in eine Reſtauration, obwol man nicht begreift, weshalb zu einem ſolchen Geſchäft ein Frühſtück in einem öffentlichen Hauſe nöthig iſt, da ſich die Beſprechung bei jedem Zuſammen-

treffen, beim Spazierengehen, beim Besuch mit dem so leicht zugänglichen Greiner leicht abmachen ließ. Er hatte, schon vor seinem Gast anwesend und allein im Zimmer, die Speisen oder das Getränk mit Arsenik vergiftet, den er sich früher verschafft und selbst zubereitet. Wie es ihm gelungen, nur den Theil von Speisen oder Getränk, welchen Greiner zu sich nahm, damit vorzurichten, bleibt selbst vor der Vermuthung verschlossen. Aber die Wirkung entsprach der Absicht. Das Opfer fiel; aus einem Kerngesunden, war er in sechs Stunden eine Leiche. Der Mörder aber verließ das Opfer nicht, entweder um sich der vollständigen Wirkung zu vergewissern, oder um durch seinen scheinbar treuen Freundesbeistand den Verdacht von Anbeginn von sich abzuwälzen; möglicherweise auch um beider Zwecke willen. Das Letztere gelang ihm nicht. Er redete der Gattin ab, einen Arzt holen zu lassen, weil das Uebel eine gewöhnliche Erkältung sei; er rieth ihr, ihm nicht Thee, sondern nur kaltes Wasser zu geben, mit warmen Betten das Unwohlsein zu vertreiben; er machte dem Arzte eine falsche Beschreibung von der Entstehung des Uebels, um ihn von einer ernstlichen Nachforschung und den richtigen Mitteln abzulenken; er foderte die Gattin beim Einreiben des Magens auf, ihre Ringe abzulegen, angeblich, weil dies ihm Schmerzen verursachen werde, muthmaßlich, damit die Wirkungen des Arseniks auf das Gold nicht sichtbar würden. Kaum daß er todt war, war Essen unablässig beschäftigt, Vermuthungen über die Ursachen seines Todes auszustreuen, Vermuthungen, die sich selbst widersprachen; durch eine falsche Angabe suchte er die Beerdigung des Ermordeten zu beschleunigen, um die Spuren seines Verbrechens zu verwischen. Aber noch im ersten furchtbaren Schmerz der Gattin, war er schon be-

dacht, die Früchte seines Verbrechens sich zu sichern, und durch eine mehr als unzarte Annäherung ihre Gefühle verhöhnend, rasch auf den Sieg loszugehen, den er für sicher hielt. Er hatte keinen vernünftigen Grund, darauf zu rechnen, als die Dringlichkeit der Umstände, die Begier und das Selbstbewußtsein, die ihn antrieben, Alles zu wagen. Er scheiterte hier an der sehr natürlichen Empörung der Gefühle der jungen Witwe über ein solches Benehmen, und weil von ihrer Seite keine Neigung war, nicht einmal eine nähere Freundschaft, ja vielleicht, weil eine unausgesprochene Ahnung sie vor dem zudringlichen Mann zurückschaudern machte. Kaum aber war der Vergiftete unter der Erde, so rief sein Schatten bereits die Rachegeister auf. Zu süßem Liebesspiel war nicht die Zeit. Während das Gerücht ihn umgarnte, wankte seine Kraft; er ward gewarnt, wagte nicht zu fliehen, gestand aber schon mehr, als er wollte, ein, indem er seine Angst gegen Den verrieth, von welchem er den Arsenik gekauft, und durch kleine Ränke dieses furchtbare Indicium verschwinden zu machen suchte.

Der Thatbestand des Verbrechens ist ermittelt, der Verdacht der Thäterschaft lastet nur auf dem Angeschuldigten, der den Ermordeten gesund aus dem Hause lockte und unter vier Augen empfing, um ihn als Sterbenden wieder in sein Haus zu führen. Es sind Motive der That vorhanden und die Indicien sind von so furchtbarer, zusammenhangender Art, daß seine Schuld mit hellen Zügen geschrieben steht.

So wurden ungefähr die Grundzüge einer öffentlichen Anklage gelautet haben, die wir diesmal unseren Lesern zusammenzustellen und vorauszuschicken für nöthig hielten, weil das Erkenntniß des Kammergerichts in Ver-

gefunden. Jeder Hofbesitzer ist zu dieser beschwerlichen Arbeit nach der Reihefolge verpflichtet; eben so deuten die bekannten Norwegischen Schneeschuhe, eine Art sehr langer Schlittschuhe ohne Eisen, die in jedem Hause aufbewahrt werden, auf den ganz andern Zustand dieser Gegenden im Winter. Wir haben alle Lust eines südlichen Sommers sagte man uns in Modum, als wir den üppigen Frucht und Blumengarten bewunderten, aber er dauert nur zu kurze Zeit. Nach Süden zu, in der Herrschaft des Grafen Wedel-Jarlsberg, werden die Reize dieses Parks noch großartiger. Die jähen Meeresfelsen von Holmestrand unterbrechen die anmuthigen Wellenlinien der kleinen Gebirgszüge, und Laurwig, wo die berühmten Felsen von schönem Circonsvenit sich erheben, wird zu den reizendsten Punkten an dem Fiord von Christiania gerechnet. Uns aber trieb es nach der Hauptstadt zurück, unsere Anstalten zu einer größern Reise zu treffen.

lin (ein Meisterstück in seiner Art), dem wir im Ganzen folgen, den historischen Zusammenhang nur kurz andeuten, um sofort auf die Prüfung der Beweise und Anzeigen überzugehen, welche, gegenüber der Vertheidigung, in diesem Processe das Hauptinteresse bildet.

Diese Vertheidigung des Angeschuldigten war der höchst merkwürdige Kampf eines Schuldigen, welcher eine gefährliche, kaum haltbare Position Schritt für Schritt mit äußerster Hartnäckigkeit vertheidigt und aus einer Schanze vertrieben sich in die andere wirft. Ein fast überwiesener Verbrecher, den die moralische Ueberzeugung des Publicums, wie des Richters, schon auf die Hälfte der vorgebrachten Indicien für schuldig erklärt hatte, der aber gegen jeden Angriff gewarnet dasteht, wenn nicht mit wirklichen, mit Scheingründen; der, voller ungeschwächten Kraft des Verstandes, die Wissenschaften zu Hülfe ruft, und aus der Jurisprudenz, der Chemie, der Arzneikunde und Psychologie sich nicht allein vertheidigt, sondern den Richter wieder angreift; der aus dem Gefängnisse heraus Schriftsteller wird, wissenschaftliche Abhandlungen zu den Acten liefert, aber in den Kunststücken und Schlangenwindungen des Verstandes, weil er zu viel beweisen will, nur sein eignes Schuldbewußtsein beweist, und, trotz allem Aufwand von Scharfsinn, zuweilen ins Absurde verfällt; der endlich, weil er nur zum Verstande sprechen will, in seiner kalten, herzlosen Haltung das humane Gefühl schaudern macht, mehr vor dem Menschen selbst, als vor dem einzelnen Verbrechen, welches er zuletzt begangen und das den Gegenstand dieses Processes ausmacht.

Derselbe erregte seiner Zeit das allergrößte Aufsehen in Berlin. Seit der Ursinus war kein so merkwürdiger Criminalfall aus den höhern Kreisen der Gesellschaft zur

Sprache gekommen. Der Giftmischer und der Vergiftete, Beide waren so allgemein bekannt, so viele Kreise des Lebens fühlten sich dadurch berührt; der Act war so öffentlich geschehen, in der vornehmsten Restauration der Residenz; das Eclat, welches er verursachte, die Frechheit, die unerhört, besonders den Frauen, schien, einen Ehemann umzubringen, um sich um dessen Witwe zu bewerben, ohne daß der Mörder zuvor nur ein Anzeichen davon hatte, daß diese ihm geneigt sei, daß sie auf seine Anträge hören werde; endlich das traurige Schicksal derselben, so jung, liebenswürdig, kaum verheirathet, den geliebten Gatten gesund und heiter ausgehen, um ihn als qualvoll Sterbenden zurückkehren und unter ihren Armen sterben zu sehen; ihr Bewußtsein, daß der Mann um ihretwillen, oder eigentlich um ihres Vermögens willen vergiftet worden, und die Möglichkeit, daß sie die Gattin des entsetzlichen Mörders hätte werden können; alles Dies zusammengenommen mußte auf die Gemüther wunderbar wirken. Aber ein ungleich höheres und dauernderes Interesse nahm der Proceß durch jene Vertheidigung und demnächst durch die auf die Person des merkwürdigen Verbrechers gelenkte Aufmerksamkeit in Anspruch.

Eine Betrachtung über diese Persönlichkeit und demnächst die Frage: ob der Angeschuldigte ein Mann war, zu dem man sich der That versehen konnte, müssen wir, wie gesagt, für den Schluß uns vorbehalten; da sie, zu umfassend, und, ein besonderes Interesse in Anspruch nehmend, von dem eigentlichen Gegenstande, der zunächst vorliegt, uns auf zu lange entfernte. Das Verbrechen der Vergiftung selbst und die Indicien der Thaterschaft sind es, was uns hier beschäftigt.

Starb der Kriegs- und Domainenrath Greiner in Folge ihm beigebrachten Giftes? — Der Angeschuldigte leugnete und bestritt es. Der Eifer, mit dem er es that, und die Argumente, welche er vorbrachte, um den Gegenbeweis zu führen, verstärkten vom Anfang an den Verdacht gegen ihn. Ein Angeschuldigter, welcher sich rein fühlt, wartet den Beweis ab, welcher der Anklage obliegt, und strengt nicht von vorn herein alle Kräfte an, den Gegenbeweis zu führen.

Der Körper des Verstorbenen wurde Montag am 20. November durch den Geheimen Obermedicinalrath Wolfer und einen Chirurgus obducirt.

Aeußerlich fand man den Körper von athletischem Bau, steif und unbeweglich. Der Mund war fest verschlossen und am linken Winkel desselben ein angetrockneter, weißer Schaum. Das Weiße in den Augen war sehr roth, die Finger krampfhaft zusammengezogen, die Nägel und Fingerspitzen, so wie die Zeugungstheile von ganz blauer Farbe. Mit Todtenflecken waren alle Theile des Körpers wie besäet.

Innerlich war die harte Hirnhaut mit Blut angefüllt und aus den mit der Hirnschale in Verbindung stehenden Blutgefäßen floß sehr viel dickes, schwarzes Blut. Die Lungen zeigten sich von natürlicher gesunder Farbe und Beschaffenheit. Aber auch hier waren die Blutgefäße mit dickem, schwarzem Blute angefüllt. Desgleichen die Ventriculi des Herzens.

Der Unterleib mehr weich als gespannt; Bauchmuskeln, Netz und Gekröse mit ungemein vielem Fett besetzt. Aber nicht die geringste Spur von Fäulniß.

Der Magen, von Luft ausgedehnt, zeigte an den äußern Flachen der beiden Wände Spuren einer allgemeinen Entzundung. Mehre Stellen gaben durch ihre

schwarze Farbe den Brand zu erkennen. Beim Oeffnen drang eine ganz nach Schwefelleber riechende Luft heraus. Darin nur etwa 2 Eßlöffel voll röthlich gefärbter Jauche. Die innern Wände des Magens noch weit mehr entzündet; besonders die linke Seite, welche ganz brandig war, daß man sie mit leichter Mühe abschaben konnte. Die dünnen Gedärme zeigten leichte Spuren von Entzündung, die dicken dagegen nicht. Auch die Leber am vorderen Rande war entzündet. Alle Blutgefäße des Unterleibes mit Blut überfüllt.

Der Magen und sein Inhalt wurden vom Obermedicinalrath Klapproth chemisch geprüft. Nach der chemischen Filtrirung erfolgte nur ein geringer Niederschlag in leichten bräunlichen Flocken, der getrocknet 12 Gran wog. Mit gleichen Theilen Kohlenpulvers vermischt und in einer Glasretorte geglüht, fand sich im Halse derselben nur ein geringer, öligrußiger Anflug. Sorgfältig gesammelt und auf glühende Kohlen gebracht, äußerte sich nicht die entfernteste Spur eines Arsenikgeruches.

Zum Gegenversuch ward ein $\frac{1}{100}$ Gran Arsenik eben so auf eine Kohle getragen, und diese geringe Menge war hinreichend, den gewöhnlichen weißen Dampf des Arseniks sichtbar zu verbreiten und das ganze Zimmer mit seinem Geruch anzufüllen.

Mit den ausgebrochenen Flüssigkeiten konnte kein Versuch angestellt werden, da sie in der Dallachschen Restauration sowol als im Sterbehause fortgeschüttet worden.

Durch diesen Mangel einer sinnlichen Anschauung von der Existenz des Arseniks im Magen des Verstorbenen, äußerten die Oddutenten, sei indeß noch nicht das Gegentheil, die Abwesenheit des Giftes, erwiesen. Ihr Gutachten ging dahin:

daß Greiner an einer zum Theil in Brand übergegangenen Entzündung des Magens gestorben sei; daß diese Entzündung indeß durch keine im Körper befindliche Krankheitsursache entstanden, sondern durch Gift bewirkt sei.

Beweis dafür: die äußerst kurze Dauer der Krankheit. Noch 6 Stunden vor seinem Tode aß der Verstorbene mit sehr gutem Appetit. Ferner das ganze äußere Ansehen der Leiche; die zahllosen Todtenflecken; die zusammengezogenen Finger, die blauen Spitzen derselben, die eigenthümliche Beschaffenheit der Magenentzündung; die gänzliche Abwesenheit aller Spuren von Fäulniß bei einem starken und saftigen Körper. Alle diese Anzeichen sprechen für eine Arsenikvergiftung.

Daß der Arsenik auf chemischem Wege nicht entdeckt worden, widerlege die Behauptung nicht, da zahlreiche Beobachtungen und auch an Thieren angestellte Versuche deutlich lehrten, daß Vergiftungen nicht immer durch Hülfe der Chemie ausgemittelt werden könnten, und besonders in solchen Fällen nicht, wo das Gift in einer Auflösung genommen worden, und, nachdem es seine tödtliche Wirkung geäußert, ausgeleert sei.

Essen, der den Obducenten vorwarf, daß sie, ohne alle Autorität, gegen die Grundsätze der Chemie und Medicin, eine Arsenikvergiftung angenommen, hatte gegen dieses Gutachten behauptet, daß Arsenik wegen seiner specifischen Schwere und geringen Auflösbarkeit mit dem Wasser nicht so mischbar sei, wie Zucker, Kochsalz und ähnliche Substanzen, welche, einmal aufgelöst, mit der Flüssigkeit auch innig verbunden bleiben. So wie sich die Auflösung abkühle, bildeten sich die unmerklichen Krystalle zu größeren und hingen sich an das Gefäß an. Um wie viel leichter und stärker müßte sich also der

aufgelöste Arsenik an die Wände des Magens hängen, die überall mit einer aus lauter einziehenden und einsaugenden Fasern bestehenden Zellenhaut bekleidet wären.

Seine Behauptung ward als falsch widerlegt, da, nach der Theorie der bewährtesten Schriftsteller in dem Fache, der weiße Arsenik, ein mineralisches Salz, im Wasser allerdings auflösbar sei. Nach Gmelin bestehe die schädliche Wirkung mehrer Gifte, wie namentlich des Arseniks, in ihren salzigen Bestandtheilen, die sich im Wasser auflösen. Die Salze aber hätten die Eigenschaft, daß sie sich mit einer Menge Wasser vermischen ließen, ohne sich wieder davon abzuscheiden. Dasselbe lehrte Joseph Franck, und Pyl sage ausdrücklich, daß: weißer Arsenik, als ein mineralisches Salz von den im Magen befindlichen Säften, und durch häufiges Trinken, „so seine fressende Schärfe nothwendig macht, gar leicht aufgelöst werden kann". Bei dieser anerkannten Auflösbarkeit sei daher noch von keinem Schriftsteller behauptet worden, daß Arsenik im Körper des damit Verletzten schlechterdings zurückbleiben müsse. Metzger (auf den der Angeschuldigte sich besonders berief) erkläre sogar geradezu, daß die chemische Analyse keine Wirksamkeit äußere, wenn die Vergiftung durch flüssige Substanzen geschehen, oder wenn das Wenige eines heftigen Giftes durch häufiges Getränk verdünnt worden. Der Apotheker Rose hatte damals eine (vor dem Marschen Apparat) zuverlässigste Methode, auf chemischem Wege den Arsenik zu entdecken, gefunden; aber Hanke behauptete, daß aller Arsenik mittelst eines heftigen Erbrechens und Durchfalls so ausgeleert werden könne, daß er selbst auf diesem Wege nicht mehr zu finden sei. Nach Hanke aber sei: das Nichteintreten der Fäulniß ein höchst wichtiges Kennzeichen der Arsenikvergiftung.

Essen hatte aber ferner behauptet, den Erscheinungen im Leichnam mangelten die wahren, pathologischen Merkmale der Arsenikvergiftung, und um, „zur Ehre seiner bewährten Lehrer in der Physik, Chemie und gerichtlichen Arzneikunde, die Regenbogen der Phantasie durch das reine Licht der Wahrheit zu zertheilen", schrieb er einen eigenen Aufsatz des Inhalts: „daß Greiner durch den Gebrauch von Mercurialmitteln, durch das Eigenthümliche seiner Lebensweise vernachlässigt, und an und für sich mit geringer Lebenskraft ausgerüstet, am 18. November 1809 an der Gallenruhr (Cholera) gelitten und dadurch sein Leben verloren habe."

Zweifel bei den Richtern erregten diese gelehrten Ausführungen des Angeschuldigten gegen das Gutachten der Obducenten nicht, es war also eigentlich nicht nöthig, deshalb noch ein Gutachten der höchsten Medicinalbehörde einzuziehen; dennoch schritt man, bei der Wichtigkeit der Sache, dazu, und die wissenschaftliche Deputation für das Medicinalwesen erstattete ein solches, welches auf die gründlichste Weise die Meinung der Obducenten prüfte und zugleich die vom Angeschuldigten aufgestellte Behauptung, daß Greiner an der Gallenruhr gestorben wäre.

Den Sachverständigen bei dieser wissenschaftlichen Behörde lagen die vollständigen Acten und somit viele Ermittelungen vor, welche in unserer bisherigen Geschichtserzählung fehlen, die aber, an sich von zu geringem Moment, um in historischer Reihenfolge aufgeführt zu werden, bei dieser Beurtheilung am besten ihren Platz finden. Es war die Pflicht dieser letzten Richter auf dem wissenschaftlichen Gebiete, ihre Entscheidung auch auf die außer diesem Gebiete constatirten persönlichen Umstände zu begründen.

Nach Essen's Angabe hatte Greiner am Abende vorher im Schauspielhause Füße und Beine so erkaltet, daß sie noch während des Frühstückes bei Dallach wie abgestorben gewesen. Deshalb habe er noch an jenem Abende Thee getrunken und Hausmittel gebraucht. Dann sei er sehr erhitzt zur Restauration gekommen, habe, obgleich er ihn gewarnt, hastig gegessen und getrunken, mit der Erklärung, daß ihm das nichts schade. Trotz dem blieben ihm die Füße kalt, weshalb er sich an den Kamin gesetzt. Auf dem Rückwege nach Greiner's Wohnung habe ihn Essen gefragt, ob er etwa kürzlich Aerger gehabt, worauf Jener verdrießlich verneinend geantwortet. — Das Zusammentreffen dieser Umstände reichte nach Essen's Meinung hin, die traurige Katastrophe herbeizuführen.

Zuvörderst glaubte die wissenschaftliche Deputation, annehmen zu dürfen, daß alle diese factischen Angaben falsch seien. Nach Aussage der Witwe saßen sie und ihr verstorbener Mann zwar an dem Abende in einem sehr zugigen Seerrsitz und sie selbst frer, ihr Mann aber nicht, weil er sehr warm gekleidet war. Thee hatten sie am Abende getrunken, aber nicht wegen Unwohlsein, sondern weil sie es in der Regel thaten, und ihr Mann das Theewasser schon vor dem Fortgehen bestellt hatte. Geärgert hatte er sich, weil der Bediente aus Misverständniß statt Citronensäure (zum Theerunsch) Weinsteinsäure gebracht hatte. Die Nacht hindurch hatte er jedoch ruhig geschlafen wie jeder gesunde und zufriedene Mensch, und sowerend und gesund trank er Morgens mit ihr Kaffee und verließ sie um 11 Uhr, nur darüber ärgerlich, daß ihn Essen zu einem Frühstück geladen, welches ihn in seiner Tagesdiät störe.

Greiner's Bediente und noch ein Zeuge aus seinem

Hause bekundeten Dasselbe, und kamen dahin überein, daß jener an dem Abende und noch am Morgen darauf überaus heiter gewesen. Nur der Bediente hatte beim Ausziehen die Füße seines Herrn sehr kalt gefunden, worauf dieser gesagt: „Glaubst Du Narr denn, daß es in der Komödie warm ist?“ Aber keine Spur von Unwohlsein am Morgen. Beim Weggehen trug er ihm noch scherzend auf: zum Mittagsbrot einen Karpfen zu kaufen, der so groß sei wie ein Ochse.

Es war also keine Erkältung vorangegangen.

Ein Offizier, in Greiner's Bureau angestellt, hatte ihn an dem Morgen bis in das Bureau des Generals Tauenzien begleitet. Er hatte ihn weder blaß, krank, noch zerstreut oder erhitzt gefunden, sondern wie immer munter. Er so wenig, als der General Tauenzien oder sonst Jemand im Bureau wußten von einem Aerger oder Verdruß, noch irgend einem Anlaß dazu.

Es war also kein Aerger vorangegangen.

Greiner hatte längere Zeit vor seiner Verheirathung in der Dallach'schen Restauration gewohnt; die dortigen Tafeldecker und Kellner kannten ihn also sehr genau. Alle versicherten, daß er zum Frühstück mit einem äußerst frischen und gesunden Ansehen gekommen und nichts weniger als ärgerlich und verdrießlich.

Die widersprechenden Angaben des Angeschuldigten sind also damit vollständig widerlegt.

Ueberdem stehen sie nicht allein isolirt, durch nichts unterstützt, da; auch abgesehen von dem wenigen Glauben, den man Essen's Angaben schenken darf, verriethen sie sich dadurch, daß er sich selbst mehrmals widersprochen hat.

Dem Assessor Flittner erzählte er bald nach Greiner's Tode ausdrücklich, daß derselbe sich mit seinem

Chef überworfen und in Folge dieses Aergers gestorben sei.

Am Tage des Leichenbegängnisses erzählte er hier, der Tod sei Folge einer Erkältung, dort — eines Aergers.

Am Sonntag, den 19. nach dem Tode, hatte der Professor Gravenglesser gegen Jemand als Todesursache einen Nervenschlag, wahrscheinlich durch Aerger und darauf genommenes Getränk veranlaßt, genannt. Essen hatte das sogleich bestätigt, hinzusetzend: daß, wenn man auf Aerger Spirituosa trinke, dies äußerst gefährlich und dem Arsenik in der Wirkung gleich sei.

In den Verhören dagegen gab Essen verschiedentlich, ein Mal an, Greiner sei wohl, munter und lebhaft gewesen und erst nach dem Beefsteak habe er über Unwohlsein geklagt; ein ander Mal, er sei schnell gegangen und habe ihm daher körperlich lebhaft und unruhig geschienen, was ihm aber nicht aufgefallen, da es mehrentheils so gewesen.

Angenommen ward daher von der wissenschaftlichen Deputation, daß Greiner in der Dallach'schen Restauration gesund und wohl, heiter und ruhig angekommen sei.

Aber der Angeschuldigte hatte außerdem durch ein künstliches Gewebe abgerissener medicinischer Lehrsätze mit einzelnen Thatsachen aus Greiner's Leben zu beweisen gesucht, daß derselbe überhaupt ein Candidat des Todes gewesen. Er schilderte ihn als syphilitisch krank, in Pfuscherhände gerathen, die das Uebel vielleicht für den Augenblick bekämpft, wofür es späterhin zu ungelegener Zeit ausgebrochen wäre. Welches Entsetzen hatte diese Wahrnehmung auf den jungen Ehemann hervorbringen müssen! Nachdem es Essen mit der Erkältung und dem

Sechstes Kapitel.

Gasthof von Karsten. Alte und neue Gastwirthe. Ein altes Exemplar. Der Preuße im Ausland. Normannische Küche. Wohlstand, Theurung.

Bei aller Rüstigkeit und Gesundheit fühlten wir doch das Bedürfniß, durch einen kurzen Aufenthalt in der Hauptstadt frische Kraft zu der neuen Tour einzusammeln, die in einem Striche über Norwegens höchste Gebirge bis Drontheim führen sollte. Vielleicht, wenn wir gewußt, welches Unwetter uns in den Gebirgsschluchten einholen würde, daß wir noch länger verweilt hätten, uns zu Anstrengungen vorzubereiten, auf die unsere gesammte Equipage wenig eingerichtet war. Aber die Zeit drängte und wir konnten nicht einmal, was man uns sehr verargte, den feierlichen Schluß des Storthing abwarten. Da ich

Aerger nicht geglückt war, ließ er seinen Freund an muthmaßlichem Selbstmord sterben, oder, wenn das nicht, daß der Gebrauch des vielen Queckſilbers dem Korper eine Anlage zum Schlagfluß und zur Gallenruhr beigebracht habe. Aber er konnte nicht einmal vollſtandig beweiſen, daß derſelbe wirklich einige Zeit vor ſeiner Verheirathung angeſteckt geweſen und ein ſyphilitiſches Uebel durch Mercur behandeln laſſen oder ſelbſt behandelt habe. Keiner von Greiner's naheren Freunden wußte etwas davon, keiner der vernommenen Aerzte hatte ihn behandelt, und es lag nicht in dem offenen Charakter des Todten, ſelbſt uber dergleichen Dinge hinterm Berge zu halten. Wäre es aber auch der Fall geweſen, ſo konnte, nach dem Urtheil der wiſſenſchaftlichen Behorde, das Uebel nur ſehr gering geweſen ſein, dergeſtalt, daß man es als völlig geheilt zu betrachten hatte; denn der ganze Habitus dieſes friſchen, lebenskräftigen Mannes widerſpreche dem Daſein eines verborgen gehaltenen hinſchleichenden Krankheitszuſtandes von der angedeuteten Art.

Wenn die mercurialiſchen Influenzen es nicht gethan, ſo doch Greiner's eigene Lebensweiſe. Dieſer vollblutige Mann hatte eine beſondere Neigung zum Schlaf, und ging für gewohnlich in ſeinem Zimmer ohne Strümpfe und Beinkleider umher! Die Thatſache war richtig, aber die von Eſſen'ſchen Schluſſe daraus ließ die Deputation nicht gelten. Diejenige Schlafrigkeit, welche in Geſellſchaften und Geſchäften den Menſchen uberfällt, und gegen die er nur mit Mube ankampft, unterſcheide ſich ſehr von der Neigung zum Schlaf, welche den Schlagfluß anlocke. In bloßen Fußen und ohne Beinkleider im November im Zimmer umherzugehen, werde zwar nicht als diatetiſche Maßregel empfohlen, aber ein ſo

riesenkräftiger Mann als Greiner habe es schon wagen können, noch dazu, da er einen Schlafpelz angehabt, ohne daß er sich um deshalb den Magen erkälten und an Gallenruhr und Schlagfluß sterben müssen.

Endlich führte Essen an, daß Greiner erst vor kurzem geheirathet und Ahnungen von seinem nahen Lebensende gehabt, was ihm als Unterstützungsgrund für seine Behauptung galt, daß derselbe, als Todescandidat, äußern Einflüssen leichter zugänglich gewesen. Der physische Genuß bei neuvermählten Männern erschöpfe nur zu oft ihre Kraft und mache besonders Vollblütige den Einflüssen des Schlagflusses leichter zugänglich. Aber dies konnte doch nur auf solche Ehemänner zutreffen, welche früher diesen Genuß nicht gekannt oder doch darin nicht geschwelgt hatten; allein Essen selbst stellte seinen Freund als von früheren Ausschweifungen erschöpft dar. Greiner's Aeußeres verrieth aber nichts von Erschöpfung.

Der Todte sollte eine Todesahnung gehabt haben. Wenn es auf einen solchen Umstand vor dem Forum der Wissenschaft und dem Gerichte ankommen könnte, so sind doch die Beispiele nicht selten, daß gerade glückliche Menschen, die alle ihre Wünsche befriedigt finden, zuweilen, wenn auch nur vorübergehend, an ein Zertrümmern ihres Erdenglückes denken. Greiner's jovialer Sinn, noch in seinen letzten Stunden, zeugte davon, wie wenig Werth er auf solche Ahnungen legte. Noch am Morgen des Sterbetages sprach er mit seiner Frau davon, daß sie sich Wagen und Pferde anschaffen, eine Loge im Theater miethen und wie sie den zum Besuch erwarteten Verwandten und sich selbst das Leben angenehm machen wollten. Jene Nebelbilder düsterer Ahnungen finden sich in dem Leben jedes Menschen, aber sie verschwinden unbeachtet, wenn nicht ein außerordentliches Geschick sie alle

in einen Brennpunkt zusammendrängt. Denn wenn ein unglückliches Ereigniß eingetroffen, sammelt und schmückt das vom Schmerz erfüllte Gemüth die Einzelheiten aus, gleichsam zum Troste für das Unabänderbare.

Greiner war also, wie am 18. November, so überhaupt ein gesunder Mann ohne irgend bemerkbare Anlage zur Krankheit, und es ist nichts ermittelt, wodurch jene unglückliche Katastrophe konnte herbeigeführt sein, als die Anschuldigung, welche Essen bestreitet, die aber durch einen Cornier so vielfacher Anzeigen der absoluten Gewißheit nahe gebracht wird.

Nachdem wir das erste Gutachten der Obducenten über den Thatbestand der Vergiftung in seinen wesentlichen Zügen wiedergegeben, halten wir uns überhoben, auch das der wissenschaftlichen Deputation hier im Auszuge mitzutheilen. Im Resultate mit jenem übereinstimmend, mit Klarheit und Gründlichkeit ausgeführt, unterstützt es die Schlußsätze des ersten Gutachtens und widerlegt mit derselben Bestimmtheit die von Seiten des Angeschuldigten aufgestellten Zweifel und seine wissenschaftlichen Deductionen, Erörterungen, was Alles indeß rein in das Gebiet der Arzneikunde gehört. Uns kann hier als Resultat die ausgesprochene Ansicht genügen: daß der Umstand, daß im Inhalt des Magens durch chemische Reagentien kein Arsenik zu entdecken gewesen, die Meinung einer dadurch geschehenen Vergiftung nicht widerlege. Und die Frage: ob Greiner das Leben durch Gift verloren habe? wurde schließlich dahin beantwortet: daß die Vergiftung im vorliegenden Falle zwar nicht mit Bestimmtheit erwiesen, wol aber mit vieler Wahrscheinlichkeit angenommen werden könne.

Essen wollte sich auch damit nicht begnügen, er protestirte gegen die Glaubwürdigkeit der Verfasser des Gut-

achtens, gegen ihre factischen und wissenschaftlichen Beweisgründe, gegen die Logik ihrer Schlüsse. Was der Richter spreche, sei Recht, kraft der vom Staate ihm übertragenen Gewalt; dagegen könne eine wissenschaftliche Deputation, auch wenn vom Staate autorisirt, nur Hypothesen aufstellen, und die muthmaßliche Meinung eines Gelehrtenvereins, auch des höchst renommirtesten, könne niemals zur apodiktischen Norm wirklicher Wahrheit erhoben werden. Er trug auf nochmalige Vorlage der Acten von hochberühmten auswärtigen Gelehrten zur Einholung eines Gutachtens derselben an.

Dem Antrage konnte nicht gewillfahrt werden. Wo sollte es hinaus, wenn einem Angeschuldigten freigestellt blieb, jedes wissenschaftliche Gutachten, das ihm zu Ungunsten spricht, zu verwerfen, um immer wieder auf ein neues zu bestehen? Wo sollte überhaupt endlich die apodiktische Gewißheit hergenommen werden, da die von ihm namhaft gemachten auswärtigen Gelehrten zwar eines großen Rufes genossen, doch aber immer nur wieder ein Gelehrtenverein blieben und für den preußischen Richter nicht mit der Autorität bekleidet waren, welche die Medicinaldeputation besaß? Nicht ihren Hypothesen, wol aber den darauf gegründeten Aussprüchen der Sachverständigen wohnt eine Kraft vor dem Gesetze bei. „Sie müssen als gültig angenommen werden, sobald sie durch überzeugende Gründe der Wissenschaft unterstützt sind," führte der Urtelsfasser aus. In diesem Falle konnte aber um so weniger auf den Antrag des Angeschuldigten Rücksicht genommen werden, noch eine fernere Behörde zu requiriren, als die Zuziehung der Obermedicinalbehörde bereits, juristisch genommen, zum Ueberfluß geschehen war, und nur um von Essen's Scheineinwurfe vollständig zu beseitigen.

Die Ungewißheit der Medicinaldeputation hinsichts des Daseins des Thatbestandes beruhte nicht auf Thatsachen, die einen Zweifel erregten, sondern blos darauf, daß etwas für die Wissenschaft am Beweise fehlte. Für den Richter konnte aber dieser Beweis durch andere Umstände ergänzt werden, und dieser Umstände waren allerdings viele vorhanden, jedoch keiner, der die objective Existenz der That dergestalt außer Zweifel setzte, um nach preußischen Gesetzen auf die volle Strafe zu erkennen.

Der Indicien häuften sich indeß so viele, daß die moralische Ueberzeugung von der Schuldbarkeit des Angeklagten bald unwiderleglich feststand. Was aber mehr bedeutete als ihre große Zahl, war, daß diese Anzeigen aufs Genaueste übereinstimmten und sich verketteten, während, was der Angeschuldigte für sich anführte, keine eigentliche Gegenanzeigen, nur willkürliche Behauptungen waren, die er selbst nicht zu beweisen vermochte.

Um die Motive seiner That zu beurtheilen, wird es doch nöthig, hier schon etwas wenigstens aus seinem früheren Leben, so weit dieses damals nach Lage der Acten zur Kenntniß des Richters gekommen war, anzuführen und damit die Frage zu berühren, ob Essen ein Mann war, zu dem man sich der That versehen konnte?

So weit die Nachrichten über ihn reichen, weiß man, daß er die sorgfältige Erziehung und Bildung, die er in seiner Jugend genoß, durch Selbstdenken und eigenes Studium in einem ungewöhnlichen Grade vervollkommnete. Die seltensten Vorzüge des Geistes bei gründlichen Kenntnissen und dem Besitz jener kleinen Eigenschaften, die in der Welt interessant machen, erscheinen aber nicht gepaart durch dieselben Vorzüge des Herzens. Die Wagschale scheint schon früh bei ihm zu Gunsten jener gesunken zu sein.

Man wußte ſchon, daß er ſeine Gattin und ſeine Kinder verlaſſen hatte, um ſeinem Glücke nachzugehen. Sein Herz hatte ihn nie darüber verklagt. Sein Verſtand beruhigte und rechtfertigte ihn vollkommen wegen dieſes Schrittes, weil — er ihnen vollkommenen Unterhalt zurückgelaſſen.

Seine Frau wünſchte, wieder mit ihm vereinigt zu werden. Er war dem auch nicht abgeneigt. Aber die Wiederannahme ſeiner berechtigten Frau hätte damals ſeinen Lebensplanen geſchadet. Er reiſte mit einer Geliebten, Angelica, welche vor der Welt als ſeine Gattin galt. Dieſes Verhältniß mußte einſtweilen aufrecht erhalten werden. Er machte deshalb ſeiner Gattin den Vorſchlag, zu kommen, aber — nicht ſeinen Namen zu führen, alſo für ſeine Maitreſſe zu gelten.

Der Brief der Gattin und ſeine Antwort gibt darüber merkwürdige Aufſchlüſſe. Möglicherweiſe hatte er den ganzen Vorſchlag nur um deswillen gemacht, weil er den Geiſt ſeiner Frau kannte, und daß ſie ein ſolches Erbieten nimmermehr annehmen werde. Die Gattin ſchrieb ihm:

„Nachdem ich lange vergebens die Zurückkunft eines theuren Mannes und Vaters zu den von ihm Verlaſſenen erwartet, haben ſchlafloſe Nächte, ſtete Bekümmerniſſe dergeſtalt meinen Geiſt und meine Geſundheit geſchwächt, daß ich jetzt nicht mehr Kräfte genug habe, ſogar der mindeſten Widerwärtigkeit entgegen zu gehen; ich weiß gewiß, daß Du mein für Freundſchaft warmes Herz kennſt; ich hoffe, daß Du Dich erinnerſt, welchen großen Werth ich auf häusliche Glückſeligkeit ſetzte, zu der Zeit, als das Schickſal ſie mir gab, und wie ſehr ich Dir und meinen Kindern ergeben war. Betrachte nur, Karl, meine wankende Lage; einſam wandele ich

überall umher, niedergeschlagen über jedes ängstigende Gerücht, Dich betreffend, darf ich kaum Diejenigen sehen, die ich sonst für meine Freunde gehalten habe. Zerstreuungen, so nothwendig, Bekümmernisse fortzujagen, ja wo soll ich diese finden, da Niemand, oder doch nur Wenige, sich um eine verlassene Frau bekümmern!? Setze Dich in meine Verfassung und bedenke alsdann, was ich verloren habe! Daß Dir Deine Plane, die ich nicht kenne, geglückt sind, freut mich herzlich, Du weißt, daß Dein Wohl mir nie gleichgültig war, und ich kann die Gewohnheit, mich darüber zu freuen, nicht verlassen, so lange und so entfernt Du auch von mir bist. Was den Hauptgegenstand Deines Briefes betrifft, nämlich, auf die darin vorgeschlagene Art zu Dir zu kommen, da muß ich, Karl, Dir aufrichtig gestehen, daß er keinesweges der Hoffnung entspricht, die ich mir von der künftigen Tage Glückseligkeit gemacht habe. Ich habe diese Hoffnung beständig und sicher genährt, sie war die einzige, die mir Kräfte gab, alle Unannehmlichkeiten zu ertragen. Nun ist sie auch vernichtet. Wie schrecklich für mich! ich bin dadurch in die unbeschreiblichste Angst versetzt, um so mehr, da ich auf Deine Anmuthung es Niemand mitgetheilt habe, und also eine freundschaftliche Berathung entbehren muß. Unterdessen habe ich diesem Vorschlage nachgedacht, allein je länger ich daran denke, je schwerer scheint mir die Ausführung zu sein. Gesetzt auch, daß ich, so schwach ich bin, diese bedeutende Lebensveränderung ertragen könnte, wie würde wol meine Lage in einem fremden Orte werden? Die Kinder, die ich habe und die ich möglicherweise noch bekommen könnte, sollten mit mir verkannt werden, ich sollte, ohne mein Verschulden, für Dasjenige gelten, welches ich nicht war

und niemals ſein konnte? Nein, Karl, dieſer Gedanke iſt mir zu ſchwer, er plagt mich jetzt, allein ihn zur Wirklichkeit zu bringen, würde bald meine Tage enden. Deswegen muß ich die folgenden Worte in Deinem Briefe feſthalten und Dich bitten, mir ein Auskommen zu ſichern. Allein Du kennſt die Welt und deren Veränderungen, was wird aus mir und den Kindern werden, wenn Du ſtirbſt?! O! dieſer Gedanke iſt tödtend, dieſer iſt es, welcher meine Geſundheit niederreißt. Eine Unterſtützung von der Regierung habe ich kein Recht zu hoffen, und bei dem Allem iſt es doch nicht meine Schuld, daß ich der Gefahr ausgeſetzt bin, unglücklich zu werden, ja daß ich es ſchon bin. O Gott! Karl, ich mag Dir nicht ſagen, in welcher beſondern Stimmung ich bin. Möchteſt Du mich ſehen, möchteſt Du Dir denken, was ich fühle, dann wäre Alles ganz anders. Könnteſt Du in meine Seele ſchauen, dann würdeſt Du mich gewiß eben ſo zärtlich, eben ſo heftig lieben, als in den erſten Tagen! Die Knaben ſind geſund."

Dieſe Sprache der Natur und des Herzens, die ihren Eindruck auf den Leſer nicht verfehlen wird, wenn er auch, gleich uns, von der Perſönlichkeit der Schreiberin nichts weiß, ſcheint den Empfänger ganz kalt gelaſſen zu haben. Vom Inquirenten deshalb befragt, rechtfertigte er ſein Benehmen mit folgenden Vernunftſchlüſſen:

„Das Schickſal meiner Gattin würde mir nahe gehen, wenn ich daran Schuld wäre; ich habe ſie nicht freiwillig verlaſſen, ich bin auch nicht freiwillig in meiner jetzigen Lage; ich habe mehr für ſie geſorgt, als ein Staatsminiſter für ſeine Frau und Kinder. — Ich habe ihr indeß nicht beſtimmt die äußern Rechte der Frau, wenn ſie berkäme, verweigert, ſondern ihr nur geſagt, daß ich einen andern Namen führe. Wäre ſie hergekommen, ſo

hätte Angelica hier bleiben, und ich mit ihr (der Frau) weiterreisen können. Angelica war dadurch nicht verlassen, denn sie hatte ein Kind, und war damals gerade schwanger; sie hatte auch Bekannte hier. Uebrigens ist zwischen mir und Angelica von einer solchen Trennung nicht die Rede gewesen; ich hatte meiner Frau geschrieben, nach R.. zu kommen, und alsdann wurde das Weitere von mir mit Angelica verabredet sein. Mich von dieser, während ihrer Schwangerschaft, zu trennen, war zwar, wie gesagt, niemals meine Absicht, wenn es aber geschehen, so würde sie es nicht schlimmer gehabt haben, als wenn sie Witwe geworden wäre."

Deutlicher als in diesem gefühllosen Raisonnement, sagt der Urtheilsfasser, kann die schlechte Gesinnung eines Menschen sich nicht aussprechen. Sein Vater, der während der Untersuchung noch lebte, schrieb einen Brief an ihn, in welchem er ihn dringend ermahnte, zu bekennen. Er las ihn ohne Spur von Rührung und legte ihn mit der Erklärung fort: er könne dazu weiter nichts sagen, als daß es der Brief eines 76jährigen, durch das Gerücht gegen ihn eingenommenen Greises wäre.

Frauenverführung, meist unter sentimental-geistreichen Angriffswaffen ausgeführt, spielt in seinem viel bewegten Leben eine Hauptrolle. Er konnte sich für unwiderstehlich halten. Nur ein Theil seiner glücklichen Liebesgeschichten ist in den Acten zur Sprache gekommen, aber aus allen diesen geht eine Herzlosigkeit hervor, und daß die Gluth der Leidenschaft mit der berechnenden Absicht nicht allein gepaart, sondern daß letztere in der Regel die vorherrschende war.

Mit einer jungen adeligen Witwe, Julie von L..., hatte er ein Liebesverhältniß angeknüpft, um den Ver-

kauf eines Gutes auf für ihn vortheilhafte Weise zu erzielen. Als diese Absicht erreicht war, verließ er sie. Zu dieser Geliebten äußerte er einst: „Man kann in der Welt mit Klugheit jeden Zweck erreichen.“ — Während er mit einer Charlotte G... ein ernsteres Verhältniß anzufangen schien und auf die Betheuerung seiner zartlichen Neigung unbedingte Hingebung von ihr foderte, war er im Stande, zur selben Zeit mit einer andern Frau ein Verhältniß anzuknüpfen, welches nichts weniger als platonisch war.

Die beabsichtigte Verbindung mit jener Charlotte zerschlug sich, wie es scheint, zur tiefen Betrübniß des Brautwerbers, der in dem Briefe, in welchem er um ihr Herz und ihre Hand warb, eine vortheilhafte Gefühlsschilderung, wenig mit seinen Handlungen übereinstimmend, entworfen hatte. Sein Freund, der Kriegsrath P....., tröstete ihn in einem Briefe, welcher zur Schilderung des Essen'schen Charakters einen guten Beitrag liefert: „Zum Trost darf ich Ihnen nichts sagen, da Sie getröstet sind, und glücklicher Weise in Ihrem Innern so reich sind, daß Sie allenfalls der ganzen Welt entbehren konnten. Die Vernunft präsidirt bei allen Ihren Leidenschaften und Handlungen; und wenn man erst so weit gekommen ist, ist man geborgen.“

Angesehene, über jeden Verdacht erhabene, Männer in Berlin, die Essen als Zeugen für seinen Wandel aufrief, bekundeten zwar einstimmig, „daß sie ihn eines Verbrechens nicht fähig gehalten“; aber der Umgang mit diesen Männern war mehr wissenschaftlich als herzlich. Sie konnten keine umfassende Kenntniß von seinem Charakter haben. Welche Macht zu täuschen seine Bildung und sein Geist dem Angeklagten in die Hand gaben, ist aber schon angeführt.

terer indessen, wie wir bei der Rückkehr aus den Lappländischen Wüsten erfuhren, noch über Monatefrist gedauert, um in seinen Verweigerungen und Beschlüssen dieses merkwürdig democratischen Jahres noch mehr Aufsehen zu erregen, so werden die Norwegischen Freunde es uns wohl vergeben, daß wir während der Zeit lieber ihr ganzes Land mit seinen Schönheiten und Schrekken bewunderten, als Berathungen zuhörten, deren ersprießlichstes Resultat dies doch für uns noch nicht werden konnte, nämlich der Beschluß, eine neue Stadt auf unserem Wege nach Drontheim zu begründen.

Uns, das heißt dem Deutschen Theil der Reisegesellschaft, war eine andere Versammlung fast interessanter, als die große Norwegische, und zwar um deshalb weil sie uns verständlicher war.*) Ein Reisender, dem hiermit gebühren-

*) Der Storthing spricht nicht, obgleich er sie häufig führt, die Sprache der Cortes; dennoch blieb uns sehr vieles Spanisch. Auf die sonstige Verwandtschaft der Norwegischen Verfassung mit der der Cortes von Cadix wird häufig angespielt. Sollte vielleicht schon Mäß-

Nur sein intimer Freund, Rathgeber und Vermittler, der Kriegsrath P....., bemühte sich, mit allem Eifer die gänzliche Unfähigkeit seines Freundes zu einem Verbrechen zu beweisen. Er trat freiwillig als sein Defensor auf, ohne doch vor den Augen des Richters seinen Zweck zu erreichen. Was wollte das Zeugniß eines für seinen Freund mit enthusiastischer Liebe eingenommenen Mannes gegen so viele Thatsachen beweisen? Hatte er doch selbst in jenem Briefe eingeräumt, welche Macht die ganze Handlungsweise des Angeklagten beherrsche, die des Verstandes, der sich von allen Gefühlsrücksichten emancipirt hatte. Er that nur dar, daß auch er von Essen's liebenswürdiger Persönlichkeit verführt war. Daß Essen in allen Geschäften des bürgerlichen Lebens mit äußerster Vorsicht handle, ja mit Aengstlichkeit, wenn er darin mit Andern verkehrte, bewies nur sein Mistrauen gegen die Menschen, was auf seinen eigenen Charakter Rückschlüsse machen läßt. P..... wollte auch die weiblichen Charakterzüge in Essen's ganzem Wesen hervorheben, der Urtheilsfasser deutet aber, ohne sich über die Richtigkeit der Angabe einzulassen, auf die unbestreitbare Thatsache, daß gerade Giftmorde nur zu häufig von Weibern verübt wurden.

Der Thatbestand des Verbrechens, Greiner sei durch Arsenikvergiftung ums Leben gekommen, war durch die übereinstimmenden Gutachten der Obducenten, Chemiker und der höchsten Medicinalbehörde zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben. Der dringende Verdacht der Thaterschaft ruhte allein auf dem Angeschuldigten. Derselbe war ein Mann, dessen früherer Lebenswandel, unter gleisnerischer Hülle, einen sittlich tief verderbten herzlosen Charakter offenbarte, ein Mann, dessen Maxime,

daß mit Klugheit jeder Zweck zu erreichen sei, sich in seinen Handlungen ausgesprochen, und der sich vor den Mitteln nicht scheute, wenn er eine seinem Wohl dienende Absicht zu erreichen suchte. Welches aber waren seine Motive?

Er selbst suchte einen Hauptvertheidigungsgrund darin, daß er nicht einmal die Möglichkeit eines Interesse für ihn in der Vergiftung seines Freundes einsehen wollte. Man wies es ihm nach.

Er war in dringenden Geldverlegenheiten. Er hatte sich verbindlich gemacht, den Verkäufer des von ihm übernommenen Landgutes bis zu einer bestimmten, nahen Frist zu befriedigen. Aber, aller Anstrengungen ungeachtet, konnte er das Geld nicht auftreiben.

Ein eigener Brief Essen's, vom Juli desselben Jahres, bewies, daß er als bestes Mittel zum Zweck eine reiche Heirath ansah. Sein Freund und Vermittler P..... sollte ihm helfen. Von diesem erwartete er, „daß er mit der ihm gewöhnlichen Thätigkeit und Klugheit" für den Plan arbeiten werde. P..... schlug ihm auch verschiedene reiche Partien vor, und Essen unternahm deshalb mehre Reisen.

Kriegsrath P..... mußte selbst bekunden, daß Essen seit vier bis fünf Monaten wirklich mit der Absicht umgegangen, sich mit einer reichen Frau zu verbinden. Er selbst, P....., habe ihm dies gerathen, damit er mit seinen Gütern in Ordnung käme. Er selbst habe sich Mühe gegeben, eine reiche Partie für ihn zu machen. Aber es sei nichts daraus geworden.

Der Rendant *****, welcher Greiner's Leichenbegängniß besorgt, wußte, daß Essen, etwa acht Wochen vor seinem Tode, ihn gefragt: ob es nicht besser wäre, um nicht immer in Geldverlegenheiten zu bleiben und

mit seinen Gütern in Ordnung zu kommen, sich mit einer vermögenden Frau zu verbinden, wenn sie auch seiner Neigung nicht entspräche.

Auch eine unverheirathete Dame, ein Fräulein von d. l. G....., wurde in Essen's Vertrauen in dieser zarten Angelegenheit gezogen. Der Zauberer wußte alle seine Umgebungen sich dienstbar zu machen. Sie machte ihn ebenfalls darauf aufmerksam, durch eine reiche Partie sich aus seinen Verlegenheiten zu ziehen. Augenblicklich ging er darauf ein und bat nur, da es ihm an Gelegenheit fehle, ihm Vorschläge zu machen. Seine künftige Frau brauche nicht schön und auch nicht sehr reich zu sein, nur müsse sie ein Vermögen von 40,000 Thalern besitzen. Ein junges, sehr reiches Mädchen ward ihm auch in Vorschlag gebracht, ohne daß jedoch aus der Sache etwas wurde.

Diese übereinstimmenden Zeugnisse wurden mit der größten Bestimmtheit abgelegt, und sind um so glaubwürdiger, als sie von Essen's Freunden ausgingen. Anfangs leugnete er durchaus, blieb auch dabei in der Confrontation mit dem Rendanten, räumte aber endlich im Specialverhör ein, daß ihm von dem Kriegsrath und dem Fräulein einzelne Vorschläge zu Partien gemacht worden.

Hier bleibt eine, indeß leicht zu füllende, Lücke in der Beweisführung hinsichts des Motivs. Er wollte eine reiche Heirath machen, um seine ökonomischen Verhältnisse zu verbessern; dies ist constatirt. Es ist zwar durch keine Handlung bis zu Greiner's Tode bewiesen, daß er um deshalb auch seine Augen auf die Frau desselben warf; aber sie war reich, schön, liebenswürdig und jung, und ihm stand, seiner Meinung nach, nichts im Wege, als ein unbedeutender Ehemann. Der Ge-

danke baut also sehr leicht diese Brücke, und nicht alle Schlüsse im criminalistischen Beweise haben so feste Fundamente, die hier durch das nachfolgende Benehmen noch fester werden. Die Ehe war glücklich, also konnte nur ein Tod des Mannes sie, zur Erreichung seines Zweckes, trennen.

Daß er vor diesem Tode nicht die geringste Annäherung an die schöne, junge Frau sich erlaubte, ist kein Gegenbeweis. Die Klugheit gebot ihm gänzliche Zurückhaltung. Ein entgegengesetztes Betragen bei seiner Absicht würde ihn verrathen haben. Aber von den soliden Vermögensumständen der künftigen Witwe war er durch den Rendanten ***** aufs vollständigste unterrichtet. Er wußte sogar, daß ein Capital von 20,000 Thalern fällig war und mit Nächstem eingehen mußte.

Ein mögliches Interesse zur That war also da; wenngleich nur ein so außerordentlich kühner Verbrecher, der dem Glücke Gesetze vorzuschreiben sich getraute, einen Wurf darauf wagen konnte.

Wir kommen nun zu der langen Reihe mehr oder minder naher Anzeigen. Zuerst zu denen, welche dieses Motiv wahrscheinlich machen.

Essen hatte jede Annäherung an die junge Frau vermieden, so lange der Mann lebte. Aber kaum, daß er auf dem Todtenbette lag, als er die Zurückhaltung aufgab. Er mußte im Sturmschritt vorwärtsgehen, denn schon zu Neujahr mußte er zahlen. So drängte es ihn, so sicher war er seiner verführerischen Kraft, daß er selbst die Klugheit aus den Augen setzte. Die Witwe ist hier die Hauptzeugin. Wir lassen sie selbst reden:

„Am Mittwoch nach dem 18. November (es war

am 22.) fand Essen sich wieder bei mir ein. Auf den Rath meiner Bekannten hatte er mir ein anderes Logis gemiethet, und er erbot sich, was auch in der Folge geschah, mich in Gesellschaft der Rendantin X... in einem Wagen in die neue Wohnung zu führen. Als mehre Bekannte zu mir kamen, sagte er zu mir: Lassen Sie uns in das Schlafzimmer gehen, ich habe mit Ihnen Manches allein zu sprechen. Ich that es, und hier unterhielt er mich beinahe eine halbe Stunde; — er versicherte mir unter mehren Formen seine Theilnahme, sagte mir Schutz und Beistand zu und eröffnete mir, daß durch X... und von P..... in meinen Angelegenheiten, ohne seine Zustimmung, nichts geschehen solle, daß er für mein Wohl wirken werde, wenn er auch entfernt von mir sei.

„Er war bereit, nach H... zu reisen, um sich nach den Angelegenheiten meines verstorbenen Mannes zu erkundigen, und mit meiner Schwiegermutter das Nöthige zu verabreden. Er machte mir bemerklich, daß unser Schicksal viel Aehnlichkeit habe, denn er habe eine Frau verloren; auch erzählte er, einst eine reizende Geliebte, nachdem sie eine ansehnliche Erbschaft gethan, kurz vor seiner Verbindung verloren zu haben. Dies gemeinschaftliche Unglück müsse uns näher zusammenführen. Er bat mich, ihn als meinen Bruder anzunehmen, indem ich hier ohne Schutz und Beistand wäre, denn er wolle sich bemühen, mir meine Leiden vergessen zu machen, und mir zu ersetzen, was ich verloren. Er stellte mir vor, daß er und ich, wir Beide, unabhängig wären, daß er gegenwärtig nach seinen Gütern reisen müßte, alsdann aber nach H... gehen und prüfen wolle, welche Lage für mich die bessere sei. Er stellte mir seine Adresse zu, damit ich, wenn es nöthig, an ihn schrei-

ben könnte, auch gab er mir zwei Briefconcepte an X... und P....., die ich nach seinem Rath abgefertigt habe (sie enthielten die Bitte um Besorgung der Angelegenheiten der Witwe).

„Kurz, er stellte sich so, als ob er sich für mich hingeben wolle; noch einige Male berührte er dabei das Verhältniß des Bruders zur Schwester und küßte am Ende meinen Mund. Ich war nur für die Trauer gestimmt, und er verwies mir daher den Mangel der Erwiderung jenes Kusses mit den Worten: Das war kein Schwesterkuß!

„Hierauf sprach er noch viel über mein künftiges Benehmen, äußerte, wenn es mir recht wäre, mich nicht so oft besuchen zu wollen, denn die Welt hier sei sehr leicht und man müsse sich ihrem Urtheil nicht aussetzen. Ja, er warnte mich sogar gewissermaßen vor einem genauen Umgang mit X... und P..... Ich erwiderte ihm, um den Ueberfluß seines Rathes anzudeuten, daß mein Mann über den Umgang mit Menschen öfters mit mir gesprochen habe. Denn ich muß aufrichtig gestehen, seine Zudringlichkeit war mir sehr lästig und ich ärgerte mich über seine Indelicatesse, da er durchaus nicht die Gefühle respectirte, die mich noch jetzt mit so vielem Recht erfüllen.

„Wir gingen nun zur Gesellschaft zurück und fuhren dann in einem Wagen gemeinschaftlich, das Quartier zu sehen, welches ich jetzt bewohne. Bei unserer Rückkehr führte er mich auf mein Zimmer (X... und P.....) blieben im Wagen zurück und beim Abschiede küßte er mir Hand und Mund.

„Dies Betragen war mir unangenehm und ich gab daher dem Hauptmann von S..., welcher diesen Mittag bei mir speiste, den Auftrag, ihm die Auslage für den

Wagen zu erſtatten, was er aber nicht hat annehmen wollen.

„Er beſuchte mich hierauf nicht früher als am Freitage, wo er Geſellſchaft bei mir fand, unintereſſante Geſpräche führte und nach einer Viertelſtunde wieder wegging.

„Sein nächſter Beſuch geſchah am Sonntage den 26. November Morgens 10 Uhr; er blieb eine halbe Stunde bei mir allein, bis P..... ſehr eilig kam, ihm Etwas ins Ohr flüſterte und ihn abrief. Er verließ uns auf der Stelle. P..... blieb noch eine Weile, ohne mir den Inhalt ſeiner heimlichen Unterhaltung zu eröffnen.

„Bei dieſem Beſuch ſprach er wieder ſehr viel von der Aehnlichkeit unſerer Schickſale, ſchilderte mir, wie ſchwer es ihm falle, von hier zu gehen, ohne ſich über die Urſache deutlicher auszudrücken. Er erzählte mir manche Details aus ſeinem Leben und von der Einrichtung ſeiner Güter. Da wir indeß durch P..... unterbrochen wurden, ſo habe ich diesmal keine weitere Zudringlichkeiten erfahren, als daß er mir zweimal einen Kuß aufgedrungen hat, eine Handlung, die ſo ſehr mit ſeinem früheren ganz entfernten Verhältniß zu mir und zu meinem verſtorbenen Manne contraſtirte, daß ich nicht begreifen kann, wie er dazu gekommen iſt.

„An dem nämlichen Sonntage, den 26., war ich zu Abend bei X... in einer Geſellſchaft von ſieben Perſonen, unter denen Eſſen ebenfalls war. Er ſaß bei Tiſche neben mir, ich kann indeß nur einen Umſtand anführen, der in ſeinem Benehmen mir auffiel. So oft ich ihm nämlich einen Teller reichte, wußte er auf eine unmerkliche Art durch einen leiſen Druck ſeines Fingers meine Hand zu berühren. Dies war für mich empörend und

vermehrte meine schon frühere Abneigung gegen ihn. An diesem Abend ward in der Gesellschaft gelesen. Essen erbot sich, auf den Fall seiner Abreise mir Lectüre und Musikalien zu verschaffen, und schon früher bei dem Gespräch unter vier Augen, auf meinem Schlafzimmer, hatte er mir Unterricht in der Musik empfohlen und eines schönen Instrumentes erwähnt, das er besitze. Auch nannte er mich, von meiner Liebe zum Landleben unterrichtet, einmal kleine Landwirthin und suchte sehr oft geltend zu machen, daß er Gutsbesitzer in M... sei."

Essen hatte alles Dies geleugnet. Bei der Confrontation mit der Witwe betrug er sich mit unerhörter Frechheit. Als sie ihre Aussage auf das bestimmteste in seiner Gegenwart wiederholt hatte, sagte er spöttisch: „Ich habe viele Mädchen geküßt, und es kann sein, daß ich auch der Witwe ein Paar Küsse gegeben habe." Er mußte endlich einräumen, daß er mit ihr in ein besonderes Zimmer gegangen und sich zu den angegebenen Dienstleistungen und Reisen für sie erboten habe. Er rechte darauf, daß man ihn für einen Mann von Ueberlegung und Gewandtheit halte; würde ein solcher so gehandelt haben? Er habe nie Absichten auf die Witwe gehabt; was er gethan, sei zu ihrer Beruhigung geschehen, denn sie sei in solcher Stimmung gewesen, daß er für ihre Gesundheit bange geworden.

Alles, was die Witwe gesagt, ward durch andere Zeugen, den Kriegsrath P....., den Rendanten ***** und den Hauptmann von S... bestätigt. Sie Alle hatten die außerordentliche Aufmerksamkeit bemerkt, mit welcher der Angeschuldigte sie in der Gesellschaft behandelte. Schon damals, wenige Tage nach dem Tode ihres Mannes, hatte die Witwe zum Hauptmann geäußert: Essen wäre ihr äußerst zuwider. Sie wisse nicht, wie er zu der

Aufdringlichkeit komme, da sie doch nie so nahe zu einander gestanden.

Essen will Alles nur aus Mitleid gethan haben. Aus bloßem Mitleid wird ein so welterfahrener Mann zu Tröstungen in der Art niemals schreiten. Mit seiner Weltklugheit harmonirte ein solches Betragen freilich ebenso wenig; aber er hatte über die Weiber so vielfache Erfahrungen gemacht, er mochte die Witwe für ein gewöhnliches Weib halten, daß er gerade durch die unverschämteste Unverschämtheit zu siegen hoffte. Liebe und Leidenschaft waren es nicht; diese hatten sich früher und jetzt in anderer Art verrathen. Man kann daher vernunftigerweise dieses auffallende, allen Anstand verletzende Betragen nur durch die Absicht einer Eroberung erklären, welche zu einer baldigen Heirath führen mußte. Selbst sein Vertheidiger, der Kriegsrath P....., hatte diese Absicht nicht bezweifelt und ihn nur mit der Dringlichkeit seiner vorhabenden Reise entschuldigt.

Man kann daher auch das Motiv zur That als dargethan annehmen, da bei so dringendem Verdacht kein Gegenbeweis geführt und eigentlich nicht einmal versucht ist.

Ein nächstes Indicium ist die Einladung zum Frühstück. Schon Tages vorher hatte er ein besonderes Zimmer deshalb bestellt. Weshalb das zum Zusammentreffen zweier Freunde, zu einem Frühstück, das in einem Glase Rum, einem Beefsteak und in einer Flasche Rothwein bestand? Selbst der Aal a la Tartare ward erst nachher bestellt.

Essen's Vertheidigung ging darauf hinaus, glauben zu machen, daß Greiner und er laut Verabredung sich

bei Dallach getroffen. Aber die Witwe gab auf das Bestimmteste darüber Auskunft, daß ihr verstorbener Gatte von Jenem eingeladen gewesen. Er war sehr verdrußlich darüber, weil ein solches Frühstück seine Diät für den ganzen Tag störe, und dann, weil er sich vor dem ihm mitzutheilenden Geheimniß fürchtete, welches er schon in Voraus kenne: „Er hat kein Geld, und will Geld von mir haben." — Zum Professor Grafengießer hatte Essen eingeräumt, daß er seinen Freund zum Frühstück eingeladen, und endlich bekundeten Madame Dallach und der Tafeldecker, daß Essen die Rechnung allein bezahlt und dabei so eilig gewesen wäre, daß er mehre zuviel gezahlte Groschen nicht mehr zurücknehmen wollen.

Essen krümmte und wand sich, diese von ihm ausgegangene Einladung wegzuschaffen. Er erfand ganz unhaltbare Gründe, weshalb er an den Tagen vorher seinen Freund nicht sprechen konnen. Er suchte es wahrscheinlich zu machen, daß dieser vor seiner Frau die besprochene Zusammenkunft bei Dallach gern in anderem Lichte, als sie wirklich war, habe erscheinen lassen wollen. So erfand er: Greiner habe die Einladung der Frau nur vorgespiegelt, weil die Frau schon einmal eine bedeutende Rechnung von Dallach für ihn habe bezahlen müssen. Er habe also eine Gardinenpredigt wegen des sogenannten „Umherkneipens" vermeiden wollen. Aber einestheils ist der Umstand nicht ermittelt; andererseits steht fest, daß Greiner seit seiner Verheirathung sein einziges Glück im Umgang mit seiner Gattin fand. Endlich wußte er kein anderes Geheimniß anzugeben, welches er ihm hätte mittheilen können, als daß er sich bei Greiner erkundigen wollen, ob ein Commissionair so und so viel Honorar für Vollbringung eines Geld-

der Dank abgeſtattet ſey, hatte uns den Gaſthof des Herrn Karſten, als den beſten genannt, und ohne dieſe Empfehlung hätten wir vielleicht etwas elegantere Zimmer in dem Wirthshauſe der Frau Werner, ſchwerlich aber dieſelbe Luſt und Gemüthlichkeit, wie an der Table d'hôte unſeres Deutſchen Wirthes gefunden. Eine Ruderа aus einer beſſern Zeit. Wo iſt jenes eigenthümlich Deutſche Geſchlecht wohlbeleibter und wohlgelaunter Gaſtwirthe geblieben; getheilt in die Klaſſen der Selbſtgefälligen und der Demüthigen, der Prahler und der Schmätzer; beide aber unverkennbar an dem unerſchöpflichen Humor und der unermüdlichen Zunge? Wo treten uns noch an der gaſtlichen Schwelle, mit Tafel und Schnörkelwerk wohlgezierter, Erkerhäuſer die runden, feiſten Geſtalten entgegen, die mit den glauen Augen aus den dicken, rothen Geſichtern den

---

ner prophetiſch darauf hindeuten, wenn er in der Schuld (gedichtet 1812) den Hugo ſagen läßt:

Mich dunket: Nie
Sollten Nord und Süd ſich küſſen.
Hohe ſind ſie eines Stammes,
Ihre Art kennet ſie

geschäftes billigerweise fodern dürfe? Um solcher Erkundigung willen pflegt man einen Freund nicht außer der Ordnung zum Frühstück in eine öffentliche Restauration einzuladen und dazu, am Tage vorher, ein besonderes Zimmer zu bestellen. Uebrigens erklärte der Angeschuldigte selbst, daß sie Beide, während des Frühstücks, nicht davon, sondern über gleichgültige, scherhafte Dinge gesprochen hatten.

Die Einladung muß als erwiesen angenommen werden und erscheint unter den angegebenen Umständen als ein sehr verdachtigendes Indicium. Wir gehen zum zweiten über.

Schon aus der obigen Geschichtserzählung wissen wir, was Essen gethan, um die Ausmittelung der That zu verhindern. Er rieth zuerst ab, einen Arzt zu rufen, er wollte, daß man dem Kranken nicht Thee, sondern kaltes Wasser verabreiche, er machte dem Arzt einen Krankenbericht, der ihn irre führte, er rieth der Gattin, die Ringe vom Finger zu streifen, wahrscheinlich weil der Arsenik das Gold belegt hatte. Als von der Leichenöffnung die Rede war, versicherte er dem Hauptmann von S... „die Wittwe wurde das nicht gestatten, da alle Kennzeichen des Todes am Leichnam vorhanden wären". Zum Obermedicinalrath Welper sagte er, ehe dieser die Leiche in Augenschein nahm, die Fäulniß habe schon überhand genommen, und suchte ihn zu bestimmen, ein Attest auszustellen, daß jede weitere Untersuchung unterbleibe.

Denselben Versuch machte er am Abende des 19. gegen den Criminalrath Friedel. Als dieser keine Fäulniß wahrnahm, verwunderte er sich doch sehr, warum man zur Obduction schreiten wolle, da es der Wittwe sehr unangenehm sein wurde und der Verstorbene selbst gewünscht habe, schnell beerdigt zu werden.

Welches Interesse konnte er, der mit der Familie

nur ganz allgemein befreundete Mann, dabei haben, eine ärztliche genaue Ermittelung zu hintertreiben und zwar so dringend, in so verschiedenen Momenten und Handlungen? Wenn er, der in der Arzneikunde nicht Unbewanderte, während der Untersuchung dabei blieb, die Krankheit für einen Choleraanfall gehalten zu haben, so mußte er die ärztliche Hülfe zu beschleunigen suchen. Zwar kannte man damals in Europa das furchtbare Gespenst der asiatischen Cholera noch nicht, allein auch die sporadische Cholera galt für eine sehr gefährliche, schnelle Hülfe erfodernde Krankheit.

Auch verdächtigte er sich in dieser Beziehung durch Widerspruche. Nachdem er gegen den Criminalrath Friedel am Tage nach dem Tode behauptet, daß er an der Leiche einen unerträglichen Verwesungsgeruch wahrgenommen, dies aber sich als falsch erwiesen, behauptete er im Specialverhör, daß die Leiche noch 14 bis 16 Stunden nach dem Ableben ohne Spur einer Verwesung gewesen. Den Widerspruch suchte er durch eine neue wissenschaftliche Spitzfindigkeit zu rechtfertigen. Man müsse einen Todtengeruch und einen Verwesungsgeruch unterscheiden. Von jenem allein habe er damals gegen den Criminalrath und den Chemiker gesprochen. Er trete bei manchen Krankheiten schon vor dem Tode ein, zeige aber den baldigen Eintritt der Verwesung an. Daher sein Dringen auf baldige Beerdigung. Es sei möglich, daß beide Männer der Wissenschaft sich der Sache nicht genau erinnerten, da man sie aus dem Vergnügen einer Abendgesellschaft abgerufen habe. Aber beide Männer versicherten dem Angeschuldigten ins Gesicht, sie erinnerten sich sehr wohl, was Essen ihnen damals gesagt und daß er von keinem Todtengeruch, sondern von dem der Verwesung gesprochen.

Hätte er sich unschuldig gefühlt, weshalb dieses ängstliche Dringen, die Obduction zu hintertreiben? Einem ganz unbetheiligten Manne konnte es gleichgültig sein, wenn er sich nicht etwa als Bürger des Staates selbst gedrungen fühlte, zur Ermittelung der Wahrheit sie zu betreiben. In Essen's ganz besonderer Lage mußte er sie aber, zur Rettung seiner eigenen Unschuld, wünschen. Auf ihm, nach der einsamen Frühstücksscene, lastete ein Verdacht, welcher auch durch einen ganz reinen Charakter nicht ausgeschlossen blieb. Niemand mehr, als ihm, mußte daran liegen, daß die volle Wahrheit an den Tag kam. Noch wird ihm als Schuldbewußtsein angerechnet, daß er spät Abends am 19. November zum Geheimenstaatsrath St..... und einem Anderen ging, um sie vom Vorfall zu unterrichten. Ein Unbefangener wurde dem dazu angewiesenen Commissarius, dem erwähnten Criminalrath, was er wußte, mitgetheilt und allem Uebrigen seinen Gang gelassen haben. Die Dringlichkeit dieser Anzeige läßt sich ohne genauere Kenntniß der damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse nicht beurtheilen. Der Urtheilsfasser legte Gewicht darauf.

Auch sein Betragen im Allgemeinen nach dem Tode des Freundes wurde als gegen ihn sprechend angenommen. Er verrieth nicht die mindeste Theilnahme, er konnte an Greiner's Qualenlager Anekdoten über Anekdoten erzählen. Als ihm der Bediente des Verstorbenen die Nachricht von dessen wirklich erfolgtem Tode hinterbrachte, ward er dagegen so erschüttert, daß er einen Schnaps trinken und vom Bedienten geführt werden mußte.

Essen war es, der, gegen das Urtheil der Sachverständigen, die Unmöglichkeit einer stattgefundenen Vergiftung behauptete. Was ging das ihn

an, konnte man fragen? Aber ein gewiſſer Verdacht haftete auf ihm durch die Ungunſt der Umſtände. Er konnte ein Intereſſe haben, auch im Gefühl ſeiner Schuldloſigkeit dieſen Weg der Rechtfertigung einzuſchlagen. Allein auch in ihm blieb er ſich nicht treu.

Dienstag am 21. November hatte er, nach der Obduction, gegen die Chemiker jene Anſicht behauptet, daß keine Arſenikvergiftung vorliege. Drei Tage ſpäter, Freitag am 24., hatte er, wie nachher ermittelt wurde, gegen den Apotheker und Medicinalaſſeſſor Flittner die Meinung geäußert: Greiner werde ſich ſelbſt das Leben genommen haben, weil er in ſeinen Finanzen derangirt ſei, Dienſtexceſſe begangen, weil er die Caſſation vorausgeſehen habe. Auch gegen einen Major äußerte er, Sonntag am 26. Etwas, was darauf deutete, daß er an einen Selbſtmord glaube. Als der Major dieſe Anſicht zu widerlegen verſuchte und Greiner's bekannten, lebensfrohen Charakter, ſeine glücklichen Verhältniſſe hervorhob, ſchien Eſſen mit Vergnügen dieſe Argumente anzuhören, die ihm das theure Andenken eines Freundes wieder herſtellten. Aber er hielt doch den angeknüpften Faden feſt, ſprach viel von animaliſchem und organiſchem Leben und von der plötzlichen Entſtehung eines Gedankens an Selbſtmord. Augenſcheinlich war die Abſicht, der Vorſtellung an einen Selbſtmord allgemeinen Glauben zu verſchaffen. Ein Gläubiger des Verſtorbenen hatte von dieſem ein Billet erhalten, in welchem er ihn zu einem Beſuch auf den 19. November aufforderte. Wahrſcheinlich in jener Abſicht hatte Eſſen jenen Gläubiger gebeten, das Billet zu ſeiner Legitimation ja aufzubewahren.

Wie kam Eſſen zu dieſen Widerſprüchen in ſeiner eigenen Anſicht? Die Vermuthung lag ſehr nahe.

So lange er hoffte, die Obduction verhindern zu

können, behauptete er, der Todte sei an einem Schlagfluß oder an einem Choleraanfall gestorben. Als die Obduction erfolgt und die höchste Wahrscheinlichkeit ausgesprochen war, daß Greiner den Vergiftungstod gestorben sei, mußte ihm Alles darauf ankommen, die Schuld des Todes dem Verstorbenen selbst aufzubürden. Zwar war damals der Arsenik nicht gefunden, aber die chemische Analyse des Mageninhaltes auch noch nicht vorgenommen; bei seinen Kenntnissen in der gerichtlichen Arzneikunde mußte er befürchten, daß bei derselben einige Bestandtheile des Arseniks gefunden werden könnten. Er arbeitete also durch Erzeugung eines Gerüchtes vor. Gaben erst Freunde und Verwandte des Verstorbenen der Muthmaßung Raum, daß er sich selbst vergiftet haben könne, so war für ihn halb gewonnen Spiel, wenn das Gift selbst entdeckt wurde. Leicht konnte er sich für diesen Fall wegen seiner früheren Choleraannahme damit entschuldigen, daß er Wittwe und Freunde nicht habe beunruhigen wollen. Einen Selbstmord unter der Firma eines Nervenschlages zu verbergen gilt unter Bekannten und Freunden einer Familie für keine moralische Versündigung.

Aber bei der Analyse des Magens ward kein Arsenik gefunden. Was war natürlicher, als daß Essen nun auf seine frühere Angabe zurückkam? Er freute sich von ganzer Seele, daß das Andenken seines Freundes von dem Verdachte eines Selbstmordes gerettet war, und bemächtigte sich wieder seiner früheren Vermuthung, der Cholera. Ja er wurde so innig davon überzeugt, daß er nun demselben Arzte, der leider zu willfährig sein Ohr dem ersten falschen Krankenberichte des Angeschuldigten geliehen, den Vorwurf machte, er habe den armen Freund unrichtig behandelt. Schon damals habe er die angegebenen Mittel

als zweckdienlich bezweifelt, dieſe Zweifel aber nur aus Beſcheidenheit verſchwiegen! — Welcher Laie hätte da geſchwiegen, wo es ſich um Tod und Leben handelte; aber Eſſen war kein Laie in dieſer Wiſſenſchaft; um ſo dringender ſeine Verpflichtungen, zu ſprechen. — Es war ſeine Praxis, alle Zeugen, welche mit ihm nicht übereinſtimmten, auch wenn er mit ihnen befreundet oder ihnen Dank ſchuldig war, zu verdächtigen, als zweideutig, unzuverläſſig, oft auch ihren Charakter anzugreifen.

Jene Schlußfolge erſcheint als Beantwortung der obigen Frage, wie Eſſen zu den Widerſprüchen gekommen, ſehr bündig. Dagegen dürften die angeführten Momente ſeines perſönlichen, theilnahmloſen Betragens nur ſehr zweifelhafte, wenn überhaupt Indicien abgeben, und nur im Zuſammenhange mit den anderen ſcheint es gerechtfertigt, wenn man beim Anfang der Unterſuchung darauf Gewicht legte. Ein Verbrecher mag ſein Schuldbewußtſein unter einer ſcherzhaften Maske verbergen; ebenſo möglich iſt es aber auch, daß ein ganz Unſchuldiger in einer ſolchen Lage ſcherzt, um die Sorge der Bekümmerten hinwegzuſcherzen, oder weil er ſelbſt nicht an die Bedeutung des Augenblickes glaubt. Die meiſten Zeugen verſicherten, Eſſen habe keine wahre Theilnahme verrathen. Dies mag ſich ſo verhalten haben; ohne beſtimmt angegebene Züge iſt es aber nur ein Urtheil als eine bezeugte Thatſache, wobei — in einem wichtigen Criminalfall — zuvörderſt die eigene Wahrnehmungs- und Urtheilsfähigkeit der Zeugen und demnächſt geprüft werden mußte, ob ſie nicht ſchon mit Voreingenommenheit beobachteten. Bei Abfaſſung des Urtheils ward indeſſen dieſer Gleichmuth in Eſſen's Betragen, als erkünſtelt und berechnet, mit als Anzeige gegen ihn hervorgehoben.

Man legte so viel Gewicht auf dieses theilnahmlose Betragen, daß Essen dem Gegenbeweis in seltsamer Weise zu führen sich erbot. Er war am Abende des Sterbetages doch wahrscheinlich ehe er die Todesnachricht erhielt, im Theater gewesen und hatte später dem Inquirenten den Inhalt der Vorstellung umständlich kritisch erzählt. Dies sollte seine Gewissensruhe an dem Abende beweisen. Dagegen ward angeführt, daß er Stück und Darstellung schon aus einer frühern Aufführung kannte, daß damit also nicht erwiesen sei, daß er auch an diesem Abende besonders aufmerksam gewesen. Uebrigens könne ein Mann von seiner Verstandeskraft und Verderbtheit eine solche Macht leicht über sich selbst üben, besonders einer, der menschliche Gefühle längst nicht mehr zu kennen scheine. Essens Gegenbeweis ist in unsern Augen allerdings kein Beweis gegen eine Annahme, welche uns heute selbst, ohne nähere Vermittelungsglieder, eine schwankende erscheint.

Das Hauptindicium, Dasjenige, welches den mangelhaften Beweis des corpus delicti ersetzen sollte, war der Besitz von Arsenik. Als der wichtigsten Anzeige müssen wir ihr volle Aufmerksamkeit schenken.

Erst acht Tage nach Greiner's Tode, Sonntag am 24. November, war dem Gerichte angezeigt worden: daß Herr von Essen einige Tage vor dem Todesfalle aus der Apotheke des Dr. Flittner, angeblich zur Vertilgung der Ratten und Mäuse, weißen Arsenik erhalten; daß er nach dem Tode die Flasche entsiegelt zurückgegeben und dagegen eine andere frisch gesiegelte Buchse mit Arsenik eingetauscht habe.

Auf diese Anzeige war die Verhaftung erfolgt und

die Thatsache selbst ward mit der äußersten Sorgfalt bis in alle ihre Einzelheiten untersucht.

Essen konnte, daß er Arsenik gekauft und besessen, nicht in Abrede stellen, aber er leugnete, begreiflicherweise, dasselbe zu einem verbrecherischen Zwecke sich angeschafft zu haben, und suchte die Thatsache des Ankaufes selbst und der Zeit, in der sie erfolgt, zu verwirren und zu vermischen, um die ihm verderblichen Folgerungen abzuwenden.

Auf seinen Gütern im Sächsischen waren außerordentlich viel Wasserratten und Mäuse, wie diese auf dem Lafarge'schen Gute und überall da sich eingefunden haben, wo Giftmorde vorgefallen sind. Hierin konnte der geistreiche Herr von Essen keine neue Auskunft entdecken. Sie thaten ihm außerordentlichen Schaden. Seinem Schreiber, den er in die Apotheke der nächsten Stadt geschickt, um Arsenik zu kaufen, wurde dort keiner verabfolgt. Essen mußte deshalb den Ankauf verschieben, bis er nach Berlin kam (!). Dies geschah im September 1809, also etwa zwei Monate vor dem Tode Greiner's. Hier sprach er mit seinem Freunde, dem Apotheker Dr. Flittner, über seine Calamität, und Beide wurden darin einig, daß Arsenik für Mäuse und Ratten besser wäre als sublimirter Mercur. Sonntag, am 19. November (also der Tag nach Greiner's Tode!) holte hierauf Herr von Essen selbst aus der Apotheke den Arsenik; seine Worte: „wie ich ganz bestimmt behaupten kann." Der Anlaß zum Kauf waren diesmal nicht die Mause und Ratten, sondern der Frost in den Füßen seiner Wirthin und deren Kinder. Sie hatten ihn um Mittel dagegen gefragt, er ihnen Opodeldoc angerathen, da derselbe aber nicht angeschlagen, sich entschlossen, zum Dr. Flittner zu gehen, um mit diesem über

die erfrorenen Füße seiner Wirthin und Wirthstochter zu sprechen. Deshalb war Herr von Essen, Sonntag am 19. November (am Tage nach dem erschütternden Tode seines Freundes) beim Apotheker Flittner. Der Provisor rieth ihm zum Schnee, auch zu einem Pflaster von Wachs und Oel. Er kaufte davon für ein Paar Groschen und bei der Gelegenheit erinnerte er sich auch seiner Ratten und des Giftes. Der Provisor hatte die Erlaubniß von seinem Herrn erhalten, dasselbe an Essen zu überantworten, und brachte ihm eine versiegelte Büchse, für die Jener sofort vier gute Groschen zahlte. Außerdem nahm Herr von Essen noch zwei Loth Bleizucker, den er als reagens bei einer chemischen Prüfung der Erdarten auf seinem Gute benutzen wollte. Ueber den Empfang mußte er einen Revers ausstellen. Aber da er sein Petschaft nicht bei sich hatte, wurde dieser Revers von ihm zu Hause ausgestellt.

Am folgenden Tage, am Montage (20. November) Morgens, erfuhr er, bei seiner Vernehmung durch den Criminalrath Friedel, daß man eine Arsenikvergiftung muthmaße. Auf Essen's deshalb an den Rath gerichtete Frage, bemerkte dieser, daß er von Berlin fortgehen könne; er entschloß sich aber dennoch zu bleiben, weil er mit Greiner, wenige Stunden vor dessen Tode, gespeist hatte, und man daher seine schleunige Abreise sonderbar finden könne. (Seine eigenen Worte.) Zwar war seine Anwesenheit auf den Gütern nothwendig, sie hätte jedoch, wegen seiner vorliegenden Geldgeschäfte in Berlin, nur von kurzer Dauer sein können, und da ihm demnach zur Vertilgung der Ratten und Mäuse wenig Zeit übrig geblieben wäre, entschloß er sich, das Gift an Flittner wieder zurückzuliefern, um der peinlichen Nothwendigkeit überhoben zu sein, es in Berlin

oder auf seinen Gütern aufbewahren zu müssen. Flittner erhielt daher beide Büchsen ungeöffnet zurück, mit der Bitte, sie nachzuwiegen und aufzubewahren, bis er einmal auf längere Zeit nach seinen Gütern reisen werde.

So Essen's eigene Angabe über seinen verdächtigen Giftankauf und Besitz. Wie geschraubt auch diese Erklärung schon an und für sich erscheint, wurde ihre Wahrheit durch die anderweitigen Depositionen der in der Flittner'schen Apotheke beschäftigten Personen noch weit mehr beeinträchtigt, wie wir weiter unten sehen werden, aber auch schon durch Ermittelungen und Schlußfolgen, welche aus seinen eigenen Auslassungen gezogen werden konnten.

Allerdings sprach für seine Angabe der von ihm ausgestellte Empfangsschein über das Gift, der zu den Acten geliefert wurde. Er trug das Datum des 19. Novembers. Aber darunter war von der Hand des Provisors notirt: „Eigentlich den 15. oder 14. (November) geholt." Es ward sogar ermittelt, daß der Provisor der Flittner'schen Apotheke am 19. November gar nicht in derselben gegenwärtig gewesen.

Essen selbst mußte es endlich, nach vielem Hin- und Herfprechen deshalb, als möglich zugeben, daß er den Arsenik nicht gerade am 19. erhalten. Aber nun stellte er als andere Möglichkeit auf, daß er das Gift vielleicht erst am 20. November (Montags) geholt, und daß er bei Ausstellung des Reverses einen Schreibfehler begangen.

Aber auch diese Möglichkeit, daß er nämlich am 20. November das Gift geholt, ward positiv durch seine eigenen Einräumungen im Specialverhör ihm abgeschnitten. Montag, am 20. November, war er nämlich Morgens von 8 bis 11 Uhr in der Wohnung des Criminal-

Fremden anblinzeln und mit einem Witz empfangen, wofür es billig ist, daß der Gast gleich lächelnd darauf eingehe, um das gegenseitige Wohlverhalten zu begründen. Die Zeche richtete sich alsdann nach dem Grade dieses witzigen Einverständnisses; und gewiß mußte der spröde Gast, sei es, daß er zu vornehm oder zu gelehrt war, unter doppelter, oder dreifacher Kreide büßen, daß ihm der Witz nicht mundete und die Prahlereien widerstanden. Freilich gehörten diese behaglichen Gestalten mehr in das Weinland, als in unsern Kartoffelnorden, zumal seit hier der Humor nicht mehr durch Alt-Reichstädtisches Kraftbier, sondern durch den Fuselextrakt aus allem Abwurf befeuchtet wird. Doch hat gerade Berlin, in dem Wirthe von Steglitz noch ein lebendes Zeugniß, daß der Humor hinter dem Schenktisch auch in unserem Klima gedeihen kann. Nur erscheint er hier, wie alles öffentliche Leben bei uns, mehr theatralisch, als selbst gefällig. Er ist bei dem Ehrenmanne fertig zur Stunde, wo die Landkutsche hält und an Mann gebracht, wenn der letzte Gast wieder einsteigt, was verräth, daß er nicht aus der süßen Gewohnheit des Daseins hervorquillt. Was ist nun an die Stelle

rathes Friedel, dann kleidete er sich an und ging in Greiner's Wohnung, um dem Leichenbegängniß seines Freundes beizuwohnen. Darauf besuchte er zu Mittag in Gesellschaft des Rendanten ***** und des Hauptmanns von S... den berliner Schachklub und kehrte Nachmittags zur Witwe zurück, wo er den Auftrag erhielt, oder zu demselben sich erbot, ihr ein anderes Quartier zu suchen.

Montag, am 20. November, konnte er also nicht in der Flittner'schen Apotheke gewesen sein, denn er hatte ausdrücklich versichert, daß er auch nicht am frühen Morgen, ehe er zum Criminalrath ging, dahin gekommen sei. (Wie dies mit der Wahrheit stimmt, davon unten.)

Nun aber existirt ein Dienstag am 21. November geschriebener Brief von Essen's Hand und von ihm recognoscirt, gerichtet an den Dr. Flittner, laut welchem er die Sonntag am 19. November empfangenen versiegelten Büchsen zurückgibt. Am 21. November also gibt er den Arsenik zurück, den er früher empfangen. Da er ihn weder am 20., noch am 19., nach den obigen Anführungen, empfangen haben kann, muß er ihn aller Wahrscheinlichkeit nach vor dem Tode Greiner's aus der Apotheke geholt haben. Denn, selbst angenommen, daß es erst am 18. November geschehen, so ist nicht denkbar, daß er nach dem schrecklichen Vorfall bei Dallach's oder in Greiner's Hause gleich in die Apotheke gegangen, sondern man könnte nur als möglich zulassen, daß es am Vormittage geschehen sei, ehe er in der Restauration den Freund, sein Opfer, erwartete.

Hinsichts der Zeit war Essen's Angabe also schon hiernach falsch. Er hatte den Arsenik schon vor dem Tode gekauft und in seinem Besitz. Nicht minder zweifelhaft erscheint sie hinsichts des von ihm vorgegebenen

Motivs. Ein darüber eidlich vernommener Zeuge, der damalige Mitbesitzer seiner Güter, hatte nur im Allgemeinen gehört, daß dort Ratten und Mäuse existirten, seine Tochter, welche sechs Monate dort die Wirthschaft geführt, hatte keines dieser Thiere gesehen. Der Schreiber bekundete zwar, es seien dort viele Mäuse und Ratten, aber Herr von Essen habe den Gebrauch des Arseniks nicht gestattet, weil er dabei zu bange gewesen. Demnach habe er ihm auch nie den Auftrag gegeben, Arsenik zu kaufen und kein Apotheker ihm Etwas verweigern können, um was er nicht gebeten. Ein Unterschreiber auf dem Gute bestätigte diese Aussage; namentlich, daß der gnädige Herr sehr ängstlich wegen des Gebrauches des Giftes gewesen. — Wenn nun auch Essen mittlerweile seine Scheu gegen den Gebrauch des Arseniks überwunden haben sollte, weshalb sollte er nach Berlin reisen und dort ihn kaufen, da nach Aussage aller Zeugen dieses Gift auch an Ort und Stelle gegen einen Schein der Gutsherrschaft verabfolgt wurde?

Im Specialverhör setzte Essen den Tag, an welchem er den Arsenik zurückgeliefert, bestimmt auf den 22. November, während er früher den 21. genannt. Auf diesen und die vielen andern Widersprüche, in die er sich verwickelte, und welche dem erkennenden Richter als ein neues Wahrzeichen seines ränkevollen Geistes galten, kommt es hier um so weniger an, als die vostirten Zeugnisse seine auf Stelzen gehenden Angaben völlig über den Haufen stießen.

Der Dr. Flittner bekundete: Schon am Montag (13. November) vor Greiner's Tode hatte Essen mit ihm ein angeblich wissenschaftliches Gespräch, in welchem Jener sich von ihm über die Auflösung des weißen Arseniks unterrichten ließ.

Dienstag am 14. sah er, daß Essen sich von seinem Provisor eine Kruke weißen Arsenik geben ließ und dafür vier gute Groschen zahlte. Gegen seine Gewohnheit; denn er nahm alle Waaren sonst auf Rechnung.

Sonnabend (am 18. November) Morgens, am Sterbetage Greiner's, besuchte Flittner Herrn von Essen, um mit ihm über den Entwurf eines Pachtcontractes zu sprechen. Ganz gegen die Regel empfing ihn Essen nicht in seinem Zimmer, sondern in der ungeheizten Entrée. Es war ein kalter Wintertag.

Montag (am 20. November) noch vor Tageslicht, etwa nach 7 Uhr, kam Essen zum Dr. Flittner in dessen Apotheke und übergab ihm, unter vier Augen, die am 14. November empfangene Buchse, entsiegelt und angebrochen, und erhielt dagegen, auf sein Verlangen, eine andere versiegelte Büchse ähnlichen Inhaltes. In der angebrochenen abgelieferten Büchse fehlten fünf Drachmen Arsenik. (Diese Entdeckung machte Flittner jedoch erst Sonnabend am 25. November.)

Als Grund der Umwechselung gab er an: Greiner sei plötzlich gestorben; er habe Umgang mit ihm gehabt; der Leichnam solle obducirt werden, daher könnten für ihn Unannehmlichkeiten entstehen. Er müsse eine Reise unternehmen. Wenn etwa Nachfrage geschähe, sei es besser, eine verschlossene Arsenikbüchse zu besitzen, als eine unversiegelte. Er verrieth dabei große Aengstlichkeit. Als Flittner ihn am Abende dieses Tages besuchte, war Essen zerstreut.

Flittner wurde dadurch aufmerksam, er foderte jetzt erst den früher vergessenen Empfangsschein. Er erhielt ihn am folgenden Tage, Dienstag am 21., durch den Provisor. Er war ganz richtig, vor Greiner's Todestage, datirt, aber ohne Siegel. Der Provisor mußte

die Siegelung beſorgen, und Flittner nahm den ihm durch den Reviſor überbrachten Revers an, ohne das Datum dabei weiter zu beachten.

Sonnabend, am 25. November, brachte Eſſen auch die am 20. November eingetauſchte Kruke mit Arſenik zurück, und zwar uneröffnet. Er bat, ihm, gemeinſchaftlich mit dem Reviſor, ein Atteſt darüber auszuſtellen: daß er die Büchſe uneröffnet und am Gewicht vollkommen richtig, abgeliefert habe, weil Nachfrage ſtattfinden könne und der Stadtphyſicus ſehr activ und taktfeſt ſei. Seine Bitte hatte er zugleich ſchriftlich aufgeſetzt. Dieſes, zu den Acten gekommene Billet war das vom 21. November datirte.

Flittner erſcheint als nahe mit Eſſen befreundet. Seine Unruhe ſtieg, je mehr der Todesfall ein verdächtiges Anſehen gewann; wahrſcheinlich auch dadurch, daß ſein Proviſor die zurückgegebne Büchſe inzwiſchen nachgewogen hatte, in der an fünf Drachmen fehlten. Er ließ ihn Sonntag am 26. November durch den Kriegsrath P..... warnen. Eſſen kam darauf beſtürzt zu Flittnern, und erkundigte ſich, ob in Greiner's Sache etwas Näheres bekannt geworden? Er verlangte den erwähnten Schein über die Wiederablieferung des Arſeniks. Flittner wich einer beſtimmten Antwort aus. Er müſſe ſich über den geforderten Ruckſchein auf ſeine bereits abgeſandte, ſchriftliche Antwort beziehen.

Kaum war Eſſen nach Hauſe gekommen, als die Unruhe ihn abermals antrieb, zu Flittnern zurückzukehren. Mit übertriebener Aengſtlichkeit, unter Umarmungen und Küſſen, erkundigte er ſich, ob Flittner gegen ihn auftreten wolle? Man müſſe doch mit einander berathen, wenn etwa Nachfrage geſchehen ſollte.

Dieſes ſeltſame Betragen iſt ſchon an und für ſich

ein ſtärkeres Indicium ſeines Schuldbewußtſeins als die Mehrzahl der vorhin angegebenen. Wenn aber hinſichts der ausgeſtellten Empfangſcheine und Gegenſcheine und der Zeitbeſtimmung noch einige Dunkelheiten obzuwalten ſcheinen, werden ſie durch die in allen Stucken mit Flittners Angabe übereinſtimmende und dieſelbe erläuternde Ausſage des Proviſors erläutert.

Der Proviſor bekundete, daß Eſſen am 13. oder 14. November von ihm die erſte Kruke weißen Arſenik erhalten, zugleich 2 Loth Bleizucker, und daß derſelbe ſofort dafür bezahlt habe.

Montag am 20. (nachdem Eſſen jene Kruke dem Principal zurückgegeben) mußte, auf Flittner's Geheiß, der Proviſor eine andere Kruke Arſenik dem Angeſchuldigten übergeben. Am 21., Dienſtag, ging er in Eſſen's Wohnung, um ſich von ihm den vergeſſenen Empfangſchein ausſtellen zu laſſen. Eſſen erklarte, das ſei ganz in der Ordnung; ſonſt könnte man Unannehmlichkeiten haben. Indem er ſchrieb, fragte er, an welchem Tage das Gift geholt ſei? Der Proviſor, der in dem Momente, ohne einen Kalender zur Hand zu haben, ſich nicht genau beſann, antwortete, es werde am 14. oder 15. geweſen ſein. Eſſen ſtellte daher den Revers auf den 15. aus.

Der Principal vermißte (wie wir aus ſeiner Angabe wiſſen) beim fluchtigen Durchleſen das Siegel. Auf ſein Geheiß mußte daher der Proviſor auf der Stelle zurück in Eſſen's Wohnung, um es ergänzen zu laſſen. Eſſen fragte ihn: „Sagen Sie 'mal, geht es nicht an, daß ich den Giftſchein auf ein ſpateres Datum umſchreiben kann?“ Der Proviſor verneinte es. Eſſen fuhr fort: „Haben Sie wol von dem Unglück gehört, das ſich in dieſen Tagen zugetragen hat?“ Als der Proviſor nichts da-

von zu wissen behauptete, erzählte ihm Essen die Geschichte von Greiner's Tode. Dem Provisor schien diese Sache damals wirklich ganz gleichgültig, und er meinte, daß sie auf den Giftschein keine Beziehung habe. „Allerdings, entgegnete Essen, und eben darum wünsche ich den Giftschein auf ein anderes Datum zu stellen; denn da ich mit Greiner in Gesellschaft gewesen bin, könnte ich Unannehmlichkeiten haben. Daher wäre es mir lieb, wenn der Giftschein auf ein Datum geschrieben werden dürfte, der nach dem Tode Greiner's fiele."

Der Provisor erinnerte sich dieser Worte auf das allerbestimmteste. Da er jedoch nicht die geringste Vermuthung hatte, daß Herr von Essen Giftmischerei treibe, so erklärte er, auf ein Paar Tage werde es nicht ankommen, wenn davon die Rede sei, ihm aus einer Verlegenheit zu helfen.

Essen schrieb hierauf den neuen zu den Acten gelieferten Empfangsschein, datirt vom 19. November, untersiegelte ihn und übergab ihn dem Provisor. Dafür behielt er den frühern Empfangschein (datirt vom 15. November), der ein ganz anderes Format hatte, an sich.

Sonnabend am 25. wog der Provisor die Montag am 20. entsiegelt zurückgegebene Buchse nach, und entdeckte dabei in Vergleichung mit einer Arsenikkruke desselben Preises das Manco von 5 Drachmen.

Sonntag am 26. erschien Essen wieder in der Apotheke und foderte den Provisor auf, wenn man sich erkundigen sollte, zu bezeugen, daß er den Arsenik am 19. November geholt. — Also die Aufforderung zu einem falschen Zeugnisse.

So des Provisors Aussage, wahrscheinlich in sich, und die aufs vollständigste mit der seines Principals zu-

sammenstimmt. Aber sie ward auch noch durch mehre andere Umstände bekräftigt.

Ein anderer Gehülfe in der Apotheke hatte gesehen, wie der Provisor dem Herrn von Essen eine Unze Bleizucker zuwog; er habe ihm nachher gesagt, daß er dem Herrn auch eine Kruke Arsenik verkauft. Sonntag am 19. sei dies aber nicht geschehen, da an dem Tage er so wenig als der Provisor in der Apotheke gewesen. Derselbe Zeuge wußte, daß Essen Sonntag am 26. zwei Mal seinen Principal besucht. Essen's Wirthin wußte, daß der Provisor an einem Tage zwei Mal zu ihrem Miether gekommen, und als sie ihn gefragt, ob Greiner's Magen etwa chemisch untersucht werden solle, hatte er geantwortet: „Ach Sie haben nur immer was mit der Giftgeschichte vor. Nicht deshalb, sondern wegen eines Pachtanschlags des Flittnerschen Gesundbrunnens war der Provisor hier."

Gegen alle diese Zeugnisse wußte Essen nichts Anderes von Erheblichkeit vorzubringen, als daß den Aussagen des Apothekers und seines Provisors keine Glaubwürdigkeit zu schenken sei, weil sie, nach ihrer eigenen Angabe, an einem Verbrechen mittel- oder unmittelbar Theil genommen. So lohnte Essen die Freundesdienste, welche der Dr. Flittner ihm erwiesen und noch während seiner Verhaftung erwies, daß er als Denunciant gegen ihn auftrat und seine Ehre auch noch durch anderweite Angaben, die nicht hierher gehören, zu verunglimpfen suchte. Allerdings hatten der Apotheker und sein Provisor ein Vergehen sich zu Schulden kommen lassen: daß sie nicht auf der Stelle den Empfangschein abgefodert, daß Flittner am 20. November nicht auf der Stelle die erste, zurückempfangene Kruke Arsenik nachwiegen ließ, daß er nicht augenblicklich durch eine officielle Anzeige die Ent-

deckung der That befördert, und daß der Provisor die Abänderung des Datums im ursprünglich ausgestellten Empfangschein nachließ. Alle diese Fahrlässigkeiten und Unachtsamkeiten aber sind nicht einem verbrecherischen Willen beizumessen, und wol Vergehen, welche nach der Medicinalordnung, nicht aber Verbrechen, die nach dem Criminalrecht zu strafen wären. Um so weniger aber konnte Flittner's Zeugniß gegen Essen verdächtig erscheinen, als derselbe erweislich in freundschaftlichen Verhältnissen mit ihm gestanden, als er ihn warnend zur Flucht anrathen lassen, ja seine Theilnahme für ihn noch durch manche Liebesdienste während der Verhaftung bewährt hatte. Durch dies Motiv wird im Gegentheil die innere Wahrscheinlichkeit dieses Zeugnisses noch mehr gestärkt.

Somit konnte man als zur überzeugendsten Gewißheit dargethan annehmen, daß Essen schon einige Tage vor Greiner's Tode aus Flittner's Apotheke eine Büchse weißen Arsenik gekauft, im Besitz desselben beim Tode gewesen, die Büchse nach dem Tode mit einem Mindergewicht von 5 Drachmen zurückgegeben und dafür eine andere eingetauscht habe. Zu den dringendsten Anzeigen bei einer Vergiftung gehört aber, wenn Gift von gleicher Gattung, als womit die That verübt worden, bei Jemand gefunden wird, dem überhaupt die That zuzutrauen ist. Entweder liegt der Verdachtgrund darin, daß der Besitzer des Giftes den unschuldigen Gebrauch nicht nachweisen kann, oder darin, daß er den Besitz abgeleugnet hat. Beide Umstände fanden hier statt. Essen hat den Nachweis nicht geführt, daß er das Gift für die Ratten und Mäuse auf seinen Gütern gebrauchte, und zugleich hat er den Besitz des Arseniks wenigstens zur Zeit der That, wenn nicht abgeleugnet, doch in solcher

Art und mit solchen Winkelzügen entstellt, daß diese Manövers mehr für sein Schuldbewußtsein und gegen ihn sprechen, als wenn er einfach den Besitz in Abrede gestellt hätte. Aus welchem denkbaren Grunde konnte er die angebrochene Kruke Arsenik mit einer unangebrochenen umtauschen, als um den wahren Thatbestand zu verwirren und gegen Rückgabe der letzteren einen Gegenschein zu erschleichen, welcher bei einer minder strengen Untersuchung ihm durchgeholfen, indem er den Beweis von der Rücklieferung des Arseniks überhaupt abgegeben hätte. Essen konnte nicht erwarten, daß Flittner und sein Provisor sich nachmals so gewissenhaft zeigen würden, daß sie zu ihrem eigenen Schaden die ganze Wahrheit in allen ihren Details eröffneten.

Dieses Indicium beschränkte sich aber nicht allein auf den nachgewiesenen Besitz des Arseniks; auch die Präparation desselben kam zur Entdeckung und verstärkte die Kraft jenes Nachweises. Seine Wirthin und deren Dienstmädchen gaben Nachricht von einer seltsamen Kocherei, welche der Miether in ihrer Küche betrieben, und die ebenfalls Gegenstand der sorgfältigsten Untersuchung wurde.

Am Dienstag oder Mittwoch vor Greiner's Tode (es ist am 15. oder 16.; also an den Tagen nach dem ersten Arsenikankauf) kam Essen, was sonst nie geschah, zur Magd in die Küche und verlangte einen irdenen Topf, der etwa ein halb Quart messe, weil er von seinen Gütern einen Stein kochen, und dessen Brauchbarkeit prüfen wolle. Die Magd gab ihn, er ging damit in sein Zimmer, kehrte aber bald zurück und verlangte, daß sie ein halb Quart Wasser hineingießen

solle. Als dies geschehen, ward das Wasser so weißlich, als ob Milch darin gewesen wäre. Sie mußte den Topf ans Feuer setzen. Essen foderte sie auf, ja vorsichtig damit umzugehen. Wenn der Topf überkoche, könne man nicht sehen, ob der Stein brauchbar sei. Sie mußte auch mit einem Spähnchen Holz umrühren, damit die Flüssigkeit sich nicht zu Boden setze. Diese Kochgeschichte dauerte 2 Stunden, von 4 bis 6 Uhr, während welcher Essen ab und zu in die Küche kam und zusah, ob die Magd auch seinen Anweisungen streng nachkomme. Der Topf hatte nicht übergekocht, Essen aber selbst zuweilen das Spähnchen in die Hand genommen und umgerührt. Das Hölzchen mußte mit ganz besonderer Sorgfalt wahrgenommen werden, damit es nicht schmuzig werde. So oft es gebraucht war, ward es deshalb an einen Stein gelegt. Die Magd hatte gleich anfangs beim Rühren nichts Hartes im Topf wahrgenommen und den Herrn gefragt, wo denn der Stein wäre. Er antwortete: er habe den Stein geschabt; übrigens wäre nur wenig darin, da es ihm nur auf einen Versuch ankomme.

Nach den zwei Stunden war die Flüssigkeit mehr als zur Hälfte eingekocht. Nun bemerkte die Magd unten am Boden etwas Weniges von weißgrauer Farbe, etwa wie weiße Asche, das sich dort angesetzt hatte. Die Flüssigkeit selbst war so milchähnlich als vorhin geblieben. Der Herr nahm um 6 Uhr den Topf und das Hölzchen mit sich auf sein Zimmer und am andern Morgen sah die Magd den Topf auf dem Fensterbret stehen. Bald darauf erneuerte sich dieselbe Kocherei, nur daß jetzt die Herrin des Mädchens, Essen's Wirthin, ihre Stelle in der Küche vertrat, während diese auf den Markt geschickt wurde. Als sie zurückkehrte,

dieſer originellen Geſchöpfe getreten? Garçons fliegen dem Wagen entgegen, ſchweigſam, wie der Tod, flüchtig wie der Wind, ſtutzerhaft bis auf die grünen Schürzen. Der Maitre des Hotels zeigt ſich, um eine Verbeugung zu machen; elegant, das Batiſttuch in der Hand; er ſpricht alle Sprachen, und alle Reiſende werden nach derſelben Taxe, über einen und denſelben Kamm geſchoren. Für die Poeſie leben wenigſtens jene alten ehrenwerthen Biedermänner noch fort; die Klaſſe der Geſchmeidigen hat Leſſing in ſeiner Minna von Barnhelm, die der Selbſtgefälligen Goethe im Gaſtwirth zum goldenen Löwen verewigt.

Wer ein Poet ſein will, oder doch Novellen ſchreibt, wird meine Freude zu ſchätzen wiſſen, hier, im Skandinaviſchen Norden noch einen Deutſchen Gaſtwirth der zweiten Klaſſe zu finden. Eine behaglich wackelnde Figur, ein rothes Geſicht, ſchelmiſche Augen, unerſchöpfliche Laune, vor, bei und nach Tiſche und doppelt gewogen Allen, die darauf eingingen. Er erinnerte mich lebhaft an den Syrus in Terenz Brüdern, wenigſtens wie ihn Devrient auf der Berliner Bühne giebt. Dabei, obgleich in einem deme-

rührte Essen noch immer im Topfe. Sie sah zufällig hinein und gewahrte, daß die Flüssigkeit, die immer noch weißlich war, jetzt größtentheils eingekocht, etwa nur noch den Inhalt einer vollen Theetasse betrug. Essen nahm dann den Topf in ihrer Gegenwart vom Feuer und trug ihn in seine Stube, wo sie ihn später wieder am Fenster stehen sah.

So die Aussage der Magd. Essen's Wirthin stimmte fast ganz damit überein. Er hatte schon früher einen Topf von ihr gefodert, um einen Stein zu kochen, den er von seinen Gütern gebracht, weil er die Brauchbarkeit desselben prüfen wolle. Sie hatte ihm einen, wie er verlangte, angewiesen, ihr Mädchen bedeutet, ihm beim Kochen behülflich zu sein, und am folgenden Tage, als sie die Magd ausschickte, selbst das Feuer angemacht. Doch hatte Essen dieses zweite Mal ununterbrochen beim Feuerherde gestanden und so lange bis er den Topf und das Stäbchen in sein Zimmer trug. Aber zugleich bemerkte die Wirthin, daß, als er im September von seinen Gütern zurückkehrte, er wirklich ein Stück grauen Stein, von der Größe einer halben Hand, ihr mit dem Bemerken gezeigt, daß er diesen Kalkstein auf seinen Gütern gefunden.

Es war eine ungewöhnliche Beschäftigung, höchst verdächtig, wenn man sie mit dem gleichzeitigen Giftankauf in Verbindung setzte. Klaproth erklärte, daß weißer Arsenik, mit Wasser gekocht, sich ganz so verhalte, wie das Mädchen beschrieben. Arsenik auf eine Theetasse im Wasser eingekocht, lasse etwa 30 Gran klar aufgelöst zurück, und 5 Gran reichten schon hin, den stärksten Menschen zu tödten.

Essen konnte die Thatsache der Kocherei nicht in Abrede stellen, aber er suchte darzuthun, daß sie einen

ganz unschuldigen Zweck gehabt. Auf seinem Gute sei ein Berg, den er für einen Kalkberg halte, auf dem angrenzenden Gute sei unzweifelhafter Kalkstein. Von diesem letztern habe er ein ganzes Stück mit nach Berlin gebracht, ein anderes aber geschabt, um hier eine Untersuchung anzustellen, ob er sich leicht oder schwer auflösen lasse, und demnächst zum Düngen zu gebrauchen sei. Zu diesem Zwecke habe er acht bis vierzehn Tage vor Greiner's Tode dieses Pulver gekocht, im Glauben, daß, was sich in Siedehitze auflöse, auch in der Luft leicht zersetzt werden müsse. Beim Kochen habe er so viel wahrgenommen, daß das weiße Pulver größtentheils oben aufgeschwommen und daß sich ein guter Theil im Wasser aufgelöst habe. Wenn er Arsenik gekocht hätte, müsse dieser zu Boden gesunken sein. Das Ueberkochen habe er nur darum vermeiden wollen, daß nichts verloren gehe. Am Spähnchen sei ihm nichts gelegen gewesen; lediglich darum habe er es weggelegt, damit kein Schmuz daran komme. Den Topf habe er, weil er zerbrochen gewesen, auf den Hof geworfen, wo ihn die Weiber, die Scherben zu Ziegelmehl sammeln, wahrscheinlich fortgeholt hätten. Auch die präparirte Substanz will er nicht aufgehoben, sondern sowol das Wasser als den mit Schwefelsäure aufgelösten Bodensatz weggeworfen haben, da es nur seine Absicht gewesen, wahrzunehmen, ob Kohlenstoff oder Extractivstoff im Kalkstein enthalten wäre.

Klaproth erklärte, daß die vorgenommene Procedur mit dem rohen, geschabten Kalkstein durchaus zweckwidrig sei, weil roher Kalkstein sich in Wasser und auch durchs Sieden nicht auflöse; vielmehr werde aus kalkhaltigen Wässern durchs Kochen die Kalkerde niedergeschlagen, wie man an jedem Theekessel sehen könne, wo die Stein-

rinde sich an den innern Wänden festsetze. Ob in der Mischung eines Steins Kohlenstoff enthalten sei, lasse sich nicht durchs Kochen entdecken, sondern nur auf trockenem Wege, durch Glühung in einem verschlossenen Tiegel. Extractivstoff in einem Steine aufsuchen, sei aber ganz vergeblich, da dieser sich nur in animalischen und vegetabilischen Körpern vorfinde. — Dagegen stimme die vorgenommene Procedur sehr wohl zu einer versuchten und gelungenen Arsenikauflösung. Bei Kochung des gestoßenen weißen Arseniks im Wasser pflegten sich einzelne Pulvertheilchen, mittelst sich anhängender Luftblaschen, in die Höhe zu heben und eine Zeit lang auf der Wasserfläche schwimmend zu erhalten. Obenhin gesehen, könne dann die ganze Flüssigkeit milchweiß erscheinen, besonders wenn viel umgerührt werde. Um über diesen Punkt zur Gewißheit zu kommen, schlug Klaproth eine Operation vor. Ein Sachverständiger würde auf den ersten Blick aus dem Gebräu erkannt haben, ob Arsenik oder Kalkstein gekocht werde. Diese Einsicht könne man freilich von einer Köchin nicht verlangen; aber man solle die Probe anstellen und in zwei verschiedenen Töpfen, in dem einen von dem geschabten Kalkstein, in dem andern gestoßenen Arsenik kochen, und dann die Magd darüber vernehmen, ob die Farbe und das Aussehen des bewußten Topfes hier dem einen oder dem andern ihr vorgebrachten gleiche?

Essen beruhigte sich nicht bei diesem Gutachten. Er benutzte diese Gelegenheit, eine gelehrte Abhandlung gegen Klaproth zu schreiben, in welcher er feststellte, daß es ihm nicht um eine chemische Zerlegung des Kalksteins zu thun gewesen, sondern daß er nur in landwirthschaftlicher Hinsicht eine nützliche Untersuchung anstellen wollen. Der exacte Chemiker spreche von einer chemischen Ana-

lyse, er, der empirische Landmann, rede von einer Verbindung des Kalks mit Wasser und von einem Versuch, fremde, dem Kalk beigemischte Stoffe, z. B. Kohle, Extractivstoff, durch Sieden davon zu trennen. So konnten Beide Recht haben. Er habe nur von „Auflösen" gesprochen, was nicht zu verwechseln wäre mit „chemisch Zerlegen", und kein Chemiker, auch Klaproth nicht, werde seiner Behauptung widersprechen können, daß es rohe Kalkarten gebe, welche durch Wasser, ja durch die Luft schon aufgelöst würden.

Das Gericht scheint es nicht für nöthig befunden zu haben, die von Klaproth angerathene Probe anzuordnen. Es stand nach den Ermittelungen soviel fest, daß Essen am Dienstag oder Mittwoch vor dem Sonnabend, an welchem Greiner gestorben, gegen seine Gewohnheit irgend eine Substanz zubereitet habe. Ob diese Substanz geschabter Kalkstein oder gestoßener Arsenik gewesen, darüber fehlte jeder Beweis. Zu Gunsten der Angabe des Angeschuldigten sprach nur der Umstand, daß er einst von seinen Gutern ein Stück Kalkstein nach Berlin gebracht hatte. Dagegen durfte man bei seinen von Essen selbst so oft gerühmten Kenntnissen in der Chemie nicht vermuthen, daß er „widersinnige Mittel zur Erreichung eines bestimmten Zwecks gebraucht haben werde"; durch Kochen im Wasser kann aber Kohlen- oder Extractivstoff in einem geschabten Kalkstein nicht gefunden werden, wie Essen selbst einräumen mußte. Er verstand den Kohlenstoff auf richtigem Wege zu suchen. Ein kenntnißreicher Mann, wie er, wird immer durch schulgerechte Mittel ein Resultat suchen, auch wenn dasselbe nur zum landwirthschaftlichen Gebrauch bestimmt wäre. — Diese verdachtige Beschäftigung fand zu einer Zeit statt, wo er das angekaufte Gift in seinem Besitz

hatte. Er hatte niemals früher in der Küche gekocht. Er betrieb das Kochen mit einer besondern Sorgfalt. Das Ueberkochen sollte besonders vermieden werden. (Was hatte das Ueberkochen von etwas Kalkwasser geschadet?) Der Spahn mußte besonders in Acht genommen werden. Er sollte nicht verunreinigt werden. Wozu das, wenn von unschuldigem Kalkstein die Rede war? War der Spahn schmutzig geworden, so konnte man einen andern nehmen. Essen geizte mit der Zeit, wie ermittelt war. Hätte es nur geschabten Kalkstein umzurühren gegolten, wurde er dieses der Magd wol allein überlassen haben, wohingegen er durch zwei Tage mehre Stunden selbst der Aufsicht und Besorgung der Probe widmete, was annehmen läßt, daß er ganz besondere Gründe hatte, selbst dabei thätig zu sein und große Sorgfalt zu zeigen. Wer Arsenik präparirt, um einen Andern zu vergiften, hat des Grundes genug, die äußerste Sorgfalt anzuwenden. Nimmt man hierzu, daß, nach Aussage der Magd, das aufgegossene Wasser die dem Arsenik beiwohnende milchähnliche Farbe annahm, daß der Bodensatz weißlichgrau war, wie der Arsenik, daß 5 Drachmen an der zurückgelieferten Arsenikbüchse fehlten, daß Essen den Topf nach der Bereitung fortgeschafft, daß er durch nichts bewiesen, daß der Topf einen Riß gehabt, während die Magd ihn auf dem Fenster will stehen gesehen haben, daß er sich selbst die Mühe genommen haben will, die Scherben auf den Hof zu werfen, während er es den Dienstleuten unter andern Umständen ruhig würde überlassen haben, daß er auch den Spahn fortgeschafft, der doch nun zu nichts mehr dienen konnte, daß unter den mehren verschiedenen Mineralien von seinem Gute, welche sich in seiner Wohnung fanden, kein Kalkstein entdeckt worden,

auch nicht einmal Abschabsel oder verkrümelte Reste desselben, daß es endlich sonderbar wäre, wenn ein so eifriger Oekonom mit der Probe des Kalksteins, den er schon auf seinem Gute abgeschabt, gewartet haben sollte, bis er nach Berlin kam, während er ihn dort schon jeden Augenblick hätte kochen können; so wird die Vermuthung, daß er an jenen zwei Tagen den gekauften Arsenik zu einem Getränk präparirt, zur Wahrscheinlichkeit gesteigert und dieser Umstand gewinnt die Bedeutung einer nahen Anzeige.

Die Geschichte der Einladung zum Frühstück und des gleich darauf erfolgten Todes des Eingeladenen, wie sie eben erzählt ist, tragt schon an und für sich den Charakter einer dringenden Anzeige. Der kerngesunde Mann trinkt kaum ein Paar Gläser Wein und der Tod wuthet sofort in seinen Eingeweiden. Wie Essen seinem Opfer das Gift beigebracht, ob im Wein, im Glase, im Teller mit Beefsteak, darüber bleibt ein tiefes Geheimniß, da das Auge keines Zeugen während der bedeutungsvollen Momente in das kleine Zimmer geblickt hat. Aber Essen hatte das Zimmer vorher bestellt, er war allein vorher darin gewesen, und nachher fand man die Karaffe mit Wasser gebraucht, ohne daß weder er noch Greiner davon getrunken. Möglich, daß das Wasser zur Mischung des Giftes, oder später zur Reinigung des Glases gedient hatte. Es ward erwiesen, daß Greiner zu Hause außer seinem Kaffee nichts genossen, daß er der Zeitberechnung nach, bis er bei Dallach eintrat, nichts zu sich genommen haben konnte, womit die auf nichts begründete Vermuthung Essen's, daß er schon stark getrunken haben durfte, wegfällt

Die Masse der ausgebrochenen Flüssigkeit rührte offenbar nicht von dem Genusse der Getränke her, sondern allein von der Ansammlung der Darm- und Magensafte, die der ungeheure Reiz des Giftes veranlaßt hatte. Da 5 Gran Arsenik hinreichend sind, einen Menschen zu tödten, und hier wahrscheinlich die Auflösung von 30 Gran angewandt worden, so ließ sich auch dadurch der schnelle Erfolg des Reizes erklären.

Der in Vertheidigungsmomenten und Argumenten unerschöpfliche Mann wendete seinen ganzen erfinderischen Scharfsinn, wie wir schon sahen, dazu an, eine natürliche oder andere Todesursache als möglich und wahrscheinlich herauszufinden. Einmal hier in der Dallachschen Restauration, müssen wir eine dieser Defensionalhypothesen erwähnen, welche, wenn sie aus dem Luftgebilde seiner Phantasie zu einer Wirklichkeit geworden wäre, den ganzen Proceß und die Anklage mit ihren solidern Hypothesen ganz umwerfen müßte. Essen behauptete während der Untersuchung: sein Freund möge allerdings an Arsenik und zwar solchem gestorben sein, den man für Ratten und Mäuse gekauft, aber nicht an dem Arsenik, welchen er, der Angeklagte, für seine Ratten auf dem Gute, sondern an dem, welchen der Restaurateur Dallach für die Ratten in seinem Hause in Berlin gelegt!

Während des Processes hatte man den Keller der Dallachschen Restauration untersucht. Man fand daselbst Rattenlöcher und ausgelegtes Gift in Form weißer Kugeln. Einige derselben waren von den Ratten angefressen. In denselben Kellerräumen war auch Wein, Geflügel, Fleisch, Fische, Obst und Butter. Im Keller nebenan lagen Kartoffeln. Dallach und sein Kellner behaupteten, in diesen Nebenkeller kämen die Ratten nicht.

Sie freſſen keine rohen Kartoffeln. Aber die Ausſage des Reſtaurateurs hatte, nach Eſſen's Anſicht, kein Gewicht. In ſeinem Intereſſe mußte es liegen, eine vorgefallene Unvorſichtigkeit zu verbergen. Wie konnte er überhaupt wiſſen, daß die Ratten dort keinen Beſuch machten? Die Ratten liefen am 18. November überall im Hofe und im Keller umher. Wie leicht konnte es ſein, daß ſie am Morgen des Tages auch in den Kartoffelkeller gedrungen und zufällig einige von den Giftkugeln unter die Kartoffeln geſchleppt hatten? Der Kartoffelkeller war nicht genau unterſucht worden! Wie leicht, daß eine dieſer kleinen Kugeln mit den Kartoffeln aufgehäufelt und zum Beefſteak gebraten worden! Greiner hatte ſie im haſtigen Eſſen mit verſchluckt; denn Geſtalt, Farbe und Größe der Giftkugeln konnten ſehr leicht die unglückliche Verwechſelung in der Küche veranlaſſen. Eine ſo mechaniſche Arbeit, als das Schälen der Kartoffeln in einer Küche wie bei Dallach, nimmt dort keine beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Sie wird ſchnell verrichtet und ging vielleicht vor ſich bei Licht oder in der Morgendämmerung eines Novembertages. So erklärt es ſich auch, warum nur Greiner, und nicht auch Eſſen, und nicht auch der Kellner (welcher ſpäter von allen den aufgetragenen Speiſen, nur gerade keine Kartoffeln genoß) vergiftet worden. Eine Giftkugel konnte nicht die ganze Schüſſel verderben (?), ſondern nur Demjenigen, der das Unglück hatte, ſie zu verſchlucken, den Tod bringen.

So Eſſen's Hypotheſe, der das Seltſame derſelben dadurch zu verbergen hoffte, daß er mehre ähnliche, ſeltſame Fälle aus der Wirklichkeit mit ſeiner bekannten Gelehrſamkeit hervorſuchte. Der erkennende Richter ſagt darauf: „Die beſte Widerlegung dieſer ganz unvernunf-

tigen Hypothese wäre, sie gar nicht zu erwidern, da derselben eine reine Nullität zum Grunde liegt; denn möchte man auch die Unwahrscheinlichkeit übersehen, daß eine Arsenikpille unter Kartoffeln beim Schalen derselben nicht erkannt worden, daß ein gesitteter Mann eine Kartoffel hinunterschlucken sollte, ohne seiner Zähne sich zu bedienen und daß wirklich eine Verwechselung der erwähnten Art vorgehen konnte, so ist die Voraussetzung, daß eine Arsenikpille unter Kartoffeln, im heißen Wasser gekocht, unverändert und ungetheilt bleiben kann, doch zu gewaltsam, als daß es noch eines Wortes darüber bedarf, zumal die zur Bekräftigung angeführten Beispiele gar nicht passen, weil sie sich ganz natürlich erklären lassen, jene Darstellung aber nicht."

Aber auch dieses unablässige Bestreben, Greiner's Tod aus natürlichen und andern Ursachen zu erklären, ist, in seiner Continuität betrachtet, ein Indicium des Schuldbewußtseins. Er fürchtete die Folgen des Gegentheils. Sein ganzes Betragen während der Untersuchung, so sehr abweichend von dem gerühmten liebenswürdigen, bezaubernden Wesen des hochgebildeten Mannes, mußte Verdacht erregen. Sein Gleichmuth erschien erkünstelt. Die anscheinende Ruhe in der Confrontation mit den Zeugen war keine Gewissensruhe. Sein fortgesetztes, hartnäckiges Leugnen vollständig erwiesener Thatsachen, der Widerspruch gegen die glaubwürdigsten Zeugnisse im Angesichte der Deponenten verrieth seinen Richtern den höchsten Grad von Frechheit. Er verleumdete, verdächtigte die anerkannt rechtlichsten und würdigsten Männer und unterließ kein Mittel, das ihm zur Erreichung seines Zweckes zu verhelfen schien. So hatte er, gleich bei Eröffnung der Untersuchung, sich hinter den gröbsten Erdichtungen versteckt und die lügenhafteste Schilderung

seines Lebens und seiner bürgerlichen Verhältnisse so zusammenhängend und mit solcher anscheinenden Seelenruhe gemacht, daß man, trotz mancher Unwahrscheinlichkeit, ihr Glauben beizumessen geneigt war. Mit voller Dreistigkeit wiederholte er diese falsche Lebensbeschreibung, damit sein eigentliches Charakterbild unentdeckt bleibe. Erst bei Durchsicht seiner Papiere ermittelte man die Spuren der Wahrheit, und erst da fühlte er sich zur Wahrheit einzulenken gezwungen. Kurz sein ganzes Betragen vom Anfange bis zum Ende der Untersuchung war eine Kette von Lügen, Widersprüchen, zähem und frechem Rabulistenwesen, mit Aufwand von Geist ohne allen sittlichen Impuls, daß er, des Vertrauens wie der Achtung der Richter in gleichem Grade unwerth, gegen seinen Willen vor ihnen sich als der tief verderbte Mann darstellte, dem sie ein solches Verbrechen mit Fug und Recht zutrauen durften.

Dies die ineinandergreifende Kette näherer und entfernterer Anzeigen; Gegenanzeigen, welche die Beweiskraft dieser vorhandenen Verdachtsgründe schwächen konnten, fehlen ganz. Essen stützte sich zum Beweise seiner Unschuld hauptsächlich darauf, daß er seine gewöhnliche Heiterkeit, auch nach Greiner's Tode stets beibehalten, daß er, obgleich gewarnt und von seinen Freunden aufgefodert, zu fliehen, doch nicht geflohen sei, sondern getrost sich der Arretirung und Untersuchung unterworfen habe. Diese Heiterkeit ist schon gewürdigt. Sie war, wie Alles in diesem merkwürdigen Verbrecher, eine zu bestimmten Zwecken angelegte und glücklich durchgeführte Maske. Daß er die Flucht unterließ, war aber ebenso wenig eine Anzeige seiner Unschuld. Er hoffte zuerst

kratischen Lande, und seiner demokratischen Verfassung zugethan, durchaus kein jakobinischer Gleichmacher hinsichts der Rechnungen, indem Engländer und Leute, die lieber befehlen als zuhören, noch weit mehr bezahlen mußten, a's die andern Gäste. Ueberdies war er ein sehr guter Preuße, und hatte seine Gastgeber-Laufbahn als Küchenjunge in des großen Friedrichs Küche begonnen.

Da sich hier täglich Alles versammelte, was sich Deutschen Ursprungs rühmte und Deutsch sprach, so mag man denken, wie ergötzlich für den Patrioten diese Mittagstafel wurde, wenn auch der Tisch etwas Nordisch bestellt, und die Sprache nicht das reinste Deutsch war, indem Herr Karsten nach dreißigjähriger Entfremdung ein seltsames Gemisch von Englisch, Norwegisch und seiner Muttersprache redete. Daß die Preußen hier den schönen Festtag ihrer Nation, den dritten August, in herzlich einfacher Feier begehen konnten, habe ich in einer Berliner Zeitung schon früher meinen Landsleuten gemeldet. Wie gewisse Staaten mit allen Gründen einer klugen Politik ihren Bürgern das Reisen ins Ausland erschweren, damit sie nicht das Bessere kennen lernen und mit

nicht entdeckt zu werden, dann daß es unmöglich wäre, ihn zu überführen. War doch die That so fein berechnet, besaß er doch, um die Bemühungen des Richters zu vereiteln, Kenntnisse und Fähigkeiten genug, so in der Theorie des Rechts wie in der Medicin, um zu wissen, daß, wenn er hartnäckig leugnete, unter den obwaltenden Umständen eine völlige Ueberführung unmöglich sei. Zu dem Freunde, der ihn zur Flucht ermahnte, sagte er: „Es würde sonderbar scheinen, wenn ich jetzt abreisen sollte.“ Er blieb, um sich nicht noch verdächtiger zu machen, nicht aus Bewußtsein seiner Unschuld. Auch wäre das Entkommen vielleicht schwierig gewesen, nachdem die Aufmerksamkeit einmal auf ihn gelenkt war. Allein wenn dies auch nicht der Fall gewesen, umfaßten doch in seiner damaligen Lage die Folgen der Flucht ein für ihn größeres Uebel als das Bleiben. Er hatte Güter, verwickelte Vermögensverhältnisse und Aussichten für Realisirung großer Speculationen. Alles dies, sowie seinen Ruf, setzte er aufs Spiel, ohne Aussicht der Restauration, und er war — in jenem Augenblicke ohne alle baare Mittel. Vor ihm stand also eine trostlose Zukunft, er mußte ein neues Leben, unter fremdem Sterne, in fremden Ländern anfangen; wogegen, wenn er ruhig blieb, ihm die Aussicht nicht verloren ging, durch Leugnen und Pfiffigkeit zum wenigsten einen blutigen Ausgang abzuwenden. Er trat vor keine Jury, welche nach moralischer Ueberzeugung zu sprechen, sondern vor ein Gericht, welches nach bestimmten Formen die Kraft der Beweise abzuwägen hatte, und danach, dessen war er gewiß, ihn nur zu einer außerordentlichen Strafe, also zu einer nach Jahren abzumessenden Freiheitsberaubung, verurtheilen konnte. Möglich ja auch, daß die Umstände ihm so

günſtig waren, daß er von der Inſtanz, nicht ganz unmöglich, wenn er an ſeine unerſchöpfliche Erfindungskraft dachte, daß er ganz losgeſprochen würde.

Das Nichtergreifen der Flucht iſt alſo kein Moment, welches für ſein gutes Gewiſſen ſpräche. Es gibt aber ein anderes Moment, welches auf den erſten Anblick, nicht für ſein gutes Gewiſſen, aber dafür ſpricht, daß ein Mann von dieſem ſchlichten Charakter, ſeinen Kenntniſſen der Welt und ſeiner Erfahrung im Schlechthandeln, anders, beſonnener, geſchickter, gewandter zu Werke gegangen ſein würde. Es läßt ſich nicht leugnen, daß er in mehren Stücken plump zu Werke ging. Die Einladung zum Frühſtück ſelbſt, ſein Benehmen, wie er den Todtkranken in ſein Haus bringt, Anekdoten erzählend, abrieth, einen Arzt rufen zu laſſen, wie er, nach wenigen Tagen ſchon, durch zudringliches Benehmen der Witwe ſeinen beſondern, ſelbſtiſchen Antheil an ihrem Schickſal zu erkennen gibt; dies und vieles Andere wurde ein Intrigant, der alle Möglichkeiten vorausberechnet, anders eingerichtet haben. Aber welcher Verbrecher berechnet alle Möglichkeiten voraus? Die Erfahrung lehrt, daß der Allergewitzigſte im wichtigſten Punkte oft der menſchlichen Schwäche erliegt. Eſſen war vom Glücke bis dahin getragen; er genoß eines ausgezeichneten Rufes in der feinern Geſellſchaft; er konnte es ſich nicht als Möglichkeit denken, daß man ihn im Verdacht eines ſo groben Vergehens ziehen werde. Möglich auch, daß er es gerade darum ſo grob anlegte. Darauf, auf etwas Präconcipirtes im Plumpvhandeln, ſcheint ſelbſt ſeine Vertheidigung zu deuten, indem er in mehren Punkten vorgab, wie er nach ſeinen Kenntniſſen gehandelt haben mußte, wenn er das Verbrechen wirklich begehen und es zugleich verborgen halten wollen. Z. B. erklärte er,

daß, wenn er in dem Torfe Gift gekocht, so wurde er ja nicht so dumm gewesen sein, das Corpus delicti fortzuschaffen, was allerdings einen Verdacht auf ihn geworfen hätte, sondern er wurde, bei seinen chemischen Kenntnissen, den Topf mit Schwefelleber gereinigt und so wieder in die Küche gegeben haben. Hierauf aber ward ihm erwidert, daß diese Präparation sehr umständlich, wegen des penetranten Geruches auffällig und dennoch gerade Verdacht erregend gewesen wäre. Wir werden weiter unten noch einmal dieser seiner Lieblingsmethode erwähnen, seine Klugheit vor den Leuten herauszustreichen und dann zu fragen: „wie könnt Ihr denken, daß ich so dumm gehandelt haben würde?“ Der Urtelsfasser sagt: „Bei Beurtheilung eines Verbrechens kann niemals in Betracht kommen, wie der Verbrecher zur Zeit der Verübung der That hätte handeln können, oder wie er, der Klugheit gemäß, hätte handeln sollen, sondern nur wie er gehandelt hat.“

Wenn je ein Giftmischer, der die That leugnet, durch eine Reihe zusammentreffender Indicien, zur vollständigen moralischen Ueberzeugung der Richter, derselben überführt worden, so ist es Essen. Der Beweis war nur darin unvollständig, daß die nach den preußischen Gesetzen erforderliche, apodiktische Wahrheit der Vergiftung auf physischem Wege nicht gefunden worden. Aber er kann nach diesen Gesetzen durch das Zusammentreffen von Anzeichen, sowol des Thatbestandes als des Verbrechens dermaßen ergänzt werden, daß auf eine außerordentliche Strafe zu erkennen ist. Wir stellen diese Indicien hier noch einmal in Kürze zusammen:

Greiner starb plötzlich, nachdem er bis wenige Stunden

vor seinem Tode der vollkommensten, blühendsten Gesundheit sich erfreut. Kein Aerger, keine Erhitzung, kein Uebergenuß ist nachgewiesen; vielmehr ist der Gegenbeweis geführt, daß er sich nicht geärgert, nicht erhitzt, nichts genossen, was seine Constitution zerrütten konnte. In der glücklichsten Lage von der Welt, in dem besten Humor, hatte er keinen irgend denkbaren Anlaß, sich selbst das Leben zu nehmen. Nach dem Urtheil der Sachverständigen waren Symptome einer Vergiftung durch Arsenik da, und es hatte viele Wahrscheinlichkeit, daß er vergiftet worden. Nach dem damaligen Zustande der gerichtlichen Arzneikunde und Chemie konnte es sein, daß der Arsenik, der in seinen Hauptbestandtheilen durch die natürlichen und heftigen Ausleerungen in seinen Haupttheilen fortgegangen, bei der Obduction nicht gefunden wurde und doch da war. Auf Niemand als seinem sogenannten Freunde Essen konnte der Verdacht ruhen. Er hatte Greiner wohl und gesund als Gast empfangen, ihm ein Frühstück vorgesetzt, nach dessen Genuß er sofort erkrankt war; er hatte ihn eingeladen und ein besonderes Zimmer schon am Tage vorher zu dem einfachen Frühstück bestellt. Er brachte ihn zu seiner Frau nach Hause und rieth, ungeachtet des heftigen Krankheitsanfalls, ab, einen Arzt zu holen, er rieth, ihm nicht Thee, sondern kaltes Wasser zu geben; er gab dem endlich herbeigerufenen Arzte eine Nachricht über die Krankheit und deren Entstehung, welche mit der Wahrheit nicht übereinstimmte und denselben zu einer oberflächlichen Behandlung veranlaßte. Bei den Einreibungen, welche die Gattin auf dem Leibe des Erkrankten vornahm, hieß er sie ihre Ringe abthun, weil das dem Unterleibe Schmerzen verursache; aber goldene Ringe sind dem Einfluß der Arsenikausdünstungen ausgesetzt und können leicht zum

Verräther einer Vergiftung werden. Essen war ein Mann von verderbtem Charakter, auf dem der dringende Verdacht anderer Vergehen und Betrügereien schon haftete, der herzlos gegen Vater, Gattin und Kinder gehandelt, der in leichtsinnigen, oft wandelnden Verbindungen eine große Zahl von Frauen getäuscht und auch in diesem Processe seinen rankevollen Geist durch unverschämtes Lügen und Verleumdung Anderer an den Tag gelegt hatte; also ein Mann, zu dem man sich einer solchen That wohl versehen konnte. Er war in augenblicklichen, dringenden Geldverlegenheiten, und suchte nach einer reichen Frau, die er nicht finden konnte. Greiner's Gattin war reich, und er betrug sich gegen dieselbe gleich nach ihres Mannes Tode auf eine so zudringliche Weise, daß kein Zweifel obwaltete, daß er die Absicht habe, sie für sich zu erobern. Er hatte also ein Motiv zur That. Er gab sich alle mögliche Mühe, die Leichenöffnung zu verhindern, ohne ein anderes Motiv dazu zu haben, wenn es nicht die Furcht war, daß der Arsenik im Magen gefunden werden dürfte. Er sagte den Aerzten, der Leichnam sei in Fäulniß übergegangen; aber derselbe fand sich vollkommen frisch, ohne Spuren angehender Verwesung. Sein Betragen verrieth Vielen die größte Theilnahmlosigkeit. Er gab sich geflissentlich Mühe, andere Todesursachen auszusprengen, und widersprach sich darin. Bald ließ er Greiner an Ueberreizung und zu starkem Genuß, an Folgen syphilitischer Uebel und deren verheimlichter Cur, bald an Erhitzung und Aerger, bald an der Cholera und einem Schlagfluß, bald durch Selbstmord ums Leben kommen. Letzteres, als er fürchtete, daß Gift bei der Obduction gefunden werden konne, wogegen er wieder bei der Cholera stehen blieb, als diese Besorgniß vorubergegangen und kein Gift gefunden war. Essen

war im Beſitz von Arſenik zur Zeit des Todes und leugnete dieſen Beſitz ab. Die vielen Winkelzüge, dieſes Giftes ſich wieder zu entledigen und den Gegenſchein ſeines Giftſcheins zurückzuempfangen, das Datum zu verändern, das Ableugnen gegen ſeine Wirthin, daß der Proviſor des Giftmordes wegen zu ihm gekommen, ſeine ängſtliche Erkundigung, ſein mehrmaliger Beſuch in der Apotheke, ſeine Verſuche, den Principal und den Proviſor zu beſtimmen, daß ſie ihre Ausſage zu ſeinen Gunſten einrichteten, ſind, wie oben angegeben, dringende Anzeigen ſeines Schuldbewußtſeins. An der Arſenikbüchſe fehlten nach der Ablieferung 5 Drachmen. Eſſen hatte in der Zwiſchenzeit von dem Empfang des Arſeniks bis zum Tode Greiner's in zwei Tagen in der Küche ſeiner Wirthin eine verdächtige Kocherei vorgenommen. Dem Anſchein nach war es Arſenik. Seine Angabe, daß es Kalkſtein geweſen, erſcheint nach dem Gutachten der Sachverſtändigen als höchſt unwahrſcheinlich, und er hat ſie nicht zu erweiſen vermocht. Seine Aengſtlichkeit bei dieſem Kochgeſchäft, die Sorgfalt, die er trug, daß der Umrührſpahn keinen andern Gegenſtand berühre, der Umſtand, daß er Torf und Spahn ſelbſt fortgetragen und fortgeworfen, ſprachen für die Vermuthung.

Dies die wohlgegliederte Kette von Anzeichen, die noch feſter und geſchloſſener dadurch wird, daß keins von den Gegenanzeichen zu einiger Wahrheit und Bedeutung gediehen iſt, daß im Gegentheil die Beweisführung und Argumentation des Angeſchuldigten meiſt in ſich ſelbſt zerfielen oder geradezu ins Abſurde ausliefen, wie die Hypotheſe von den als Kartoffeln gebratenen Arſenikkugeln. Er hatte gegen die junge Ehefrau vor des Mannes Tode allerdings keine Zärtlichkeit verrathen, weil er klug und vorſichtig genug war, nicht ſelbſt an

sich zum Verräther zu werden. Er war heiter und anscheinend unbefangen während und nach der gräßlichen Katastrophe geblieben, weil er entweder kein Herz für Gefühle Anderer hatte, oder doch über die seinen nach Belieben und nur zu seinen selbstischen Zwecken gebot. Er war, obgleich gewarnt, nicht geflohen, weil die Flucht seine Lage verschlimmert hätte, und er des Selbstvertrauens war, die drohende Gefahr durch geschicktes Laviren zu vermeiden, und er war nicht klüger bei Ausführung seines Verbrechens zu Werke gegangen, weil er nicht an die Möglichkeit einer Entdeckung gedacht hatte, oder weil der klügste Mensch nicht so weit Herr über sich selbst ist, daß er nicht dann und wann einen erzdummen Streich begeht, und oft, wo ein Anderer, beim gewöhnlichsten Menschenverstande, anders und klüger gehandelt hätte.

Eine Jury wurde hiernach ohne Zweifel das Schuldig ausgesprochen haben. Selbst Klein, eine damals unter den preußischen Criminalisten bedeutende Autorität, hatte kurz vor seinem Tode in einer besondern Abhandlung den Satz ausgesprochen: daß kein Urtheil auf festerem Grunde beruhe als das aus Anzeichen, weil es aus Vernunftregeln bestimmt werde. Der Richter aber konnte nicht über die Bestimmung der Gesetze hinausgehen, daher nur auf eine außerordentliche Strafe erkennen. Lebhaft erinnert dieser Giftmord an den in einem früheren Theile von uns mitgetheilten des französischen Giftmörders Castaing, wo alle Anzeichen auf eine Vergiftung deuteten, so dringend, daß selbst die Indicien, welche gegen Essen sprachen, keine mehr moralische Ueberzeugung gewähren konnten. Nur das Gift im Leibe ließ sich bei der Obduction nicht entdecken. Da erinnerte der Generaladvocat die Geschworenen an den Ausspruch des

berühmten Kanzler d'Aguesseau, der eben so tief als wahr gesprochen: der Thatbestand eines Verbrechens sei nichts als das Verbrechen selbst; die zusammenstimmenden Beweise aber begründeten die Ueberzeugung von der Existenz. Es gäbe viele Fälle, wo durch besondere Verhältnisse die Nebenbeweise des Verbrechens die einzig möglichen wären und das eigentliche corpus delicti für die sinnliche Wahrnehmung absolut fehle. Bei Vergiftung durch Pflanzengifte verflüchtigt sich, nach den bisherigen wissenschaftlichen Erfahrungen, der Giftstoff, und seine Wirkungen und Symptome fallen mit denen mehrer Krankheiten zusammen. Foderte man zur Constatirung des Giftmordes ohne Ausnahme den materiellen Beweis, d. h. das Dasein des Giftes im todten Körper, so könnte gar keine Untersuchung und kein Urtheil mehr gegen Giftmischer stattfinden, welche sich des vegetabilischen Giftes bedient hatten. Fügt dann, rief der öffentliche Anwalt mit Bitterkeit, dem Coder einen Artikel hinzu: daß, wer mit Pflanzengift vergiftet, kein Verbrechen begeht! Die französischen Geschworenen foderten eben so wenig, obgleich mit Heftigkeit dazu von einzelnen Juristen und Aerzten aufgefodert, das Unmögliche, um das Urtheil über das anderweitig für sie vollständig Bewiesene auszusprechen, als die preußischen Richter Anstand nahmen, nach ihrer vollen moralischen Ueberzeugung ein Urtheil zu fällen, welches nur im Maß der Strafe durch die positiven gesetzlichen Bestimmungen beschränkt wurde. Es ist Niemand in den Sinn gekommen, dieses Urtheils volle Gerechtigkeit zu bezweifeln.

Essen vertheidigte sich selbst. Seine ganze Untersuchungsgeschichte ist eine fortgesetzte Defension, welche wir in ihren einzelnen Momenten bei den betreffenden Punkten mitgetheilt haben. Die Vertheidigungsschrift faßte nur

diese verschiedene Momente zusammen, ohne neue Thatsachen und Argumente beizubringen, ohne den Schein des Absurden zu beseitigen, oder durch moralische Wahrhaftigkeit auch nur zum Gefühl zu sprechen und von dem Verbrecher den Widerwillen abzuwenden, welchen sein ganzes Benehmen seit Eröffnung der Untersuchung Allen eingeflößt, die mit ihm in Berührung gekommen waren, und welches so ganz verschieden war von der liebenswürdigen, Alle bestechenden Rolle, die er in der Welt gespielt.

Aus dem Munde eines angesehenen Justizbeamten haben wir Folgendes. Essen schrieb seine Defensien, wie wir anführten, selbst. Die Acten, welche nach preußischem Gerichtsgebrauch dem Defensor des Verbrechers, insofern derselbe ein vereideter königlicher Beamter ist, zugestellt werden, konnten dem Angeschuldigten nicht ohne Weiteres überlassen werden. Es ward ihm deshalb ein jüngerer Justizbeamter, jener unser Gewährsmann, damals Kammergerichtsreferendarius, zur Bewachung der Acten in den Stunden, wo man sie ihm zur Einsicht überließ, zugeordnet. Derselbe rechnet diese langen Abendstunden, in welchen er Wache sitzen mußte, während Essen exercirte, nicht zu seinen glücklichen. Der Giftmischer, dessen Anwesenheit meist jede Gesellschaft entzückte und belebte, war ein höchst unangenehmer, grämlicher, kleinlich auf sein Recht bestehender Mann geworden. Eines Abends warf er, die Hand vor den Augen gegen das Licht, einen dämonisch lächelnden Blick auf seinen unfreiwilligen Gesellschafter und sagte: Sie halten mich doch für einen klugen und gewitzigten Mann, Herr Referendar? Wenn ich den Greiner vergiften wollen, hätte ich da wol Arsenik gebraucht, von dem ich wissen mußte, daß er in der Leiche gefunden wird, würde ich nicht Pflanzengift gebraucht haben, von dem ich weiß, daß es keine Spuren

zurückläßt? — Der junge Mann ſchauderte, und glaubte, einen tiefen, furchtbaren Blick in die Seele des Verbrechers gethan zu haben.

Den tiefſten, einen erſchöpfenden Blick in dieſes Menſchenleben hat vielleicht Niemand geworfen, und er ſelbſt iſt dahin gegangen, ohne uns den Schlüſſel zu den Geheimniſſen ſeines Lebens hinterlaſſen zu haben. Noch weniger fühlen wir uns berufen und in dieſem Augenblicke im Stande, die zerſtreuten Nachrichten über ihn zu einer vollſtändigen Lebensgeſchichte zu ſammeln und zu verarbeiten. In ſeiner Totalität bildete er vielleicht ein würdiges Seitenſtück zu dem großen Betrüger, der uns in einem der vorigen Theile beſchäftigt hat. Ein Caglioſtro des neunzehnten Jahrhunderts in anderer Manier, wenn man unter einem Charlatan die Quinteſſenz aller böſen geiſtigen Säfte und Dünſte einer Zeit verſtehen will, unter der glänzendſten und pikanteſten, der Menge gefälligſten Maske zur Schau getragen. Jener gläubige Sinn für myſtiſchen Unſinn war vorüber, die Krankheit der neuen Zeit wollte nicht mehr Wunder in Gemeinſchaft mit den Bewohnern der unſichtbaren Welt, ſie wollte ſich ſelbſt bewundern und erhob den von allem Göttlichem verlaſſenen Verſtand zu einem Götzen, dem ſie, zum Ueberfluß des Widerwärtigen, mit ſentimentalem Weihrauch opferte. Der wahre Menſch müſſe ſich ſelbſt genug ſein, und was er ernſtlich wolle, vollbringen können, iſt ein Satz, der auch zu andern Zeiten der Ethik vorangeſchrieben wurde, aber ſelten in ſo ernſt egoiſtiſchem Sinn und umwoben mit gleisneriſcher Empfindſamkeit, wie er in dieſem ruchloſen Betrüger und Mörder von Menſchenleben und Menſchenglück zur Er-

Wünschen zurückkehren; kann die Preußische Regierung nichts Besseres thun, als allen Mißvergnügten das Reisen erleichtern. Wenn auch liberalere Institute auswärts den schlummernden Geist für ein öffentliches Leben, für eine regere Theilnahme des Einzelnen am Allgemeinen erwecken, bald sehnt sich der Preuße nach den Resultaten dieser Liberalität zurück, die er doch nur in der Heimath findet. Was uns zu Hause als gewöhnlich vorkam, dessen Werth erkennen wir erst in der Fremde, wo es uns abgeht. Männer der verschiedensten Ansichten und von den verschiedensten Nationen stimmten freiwillig in ein den Toast auf den König, „dessen gerechter Sinn allein eine Constitution werth ist."

Aber mit der Normannischen Tafel konnte ich trotz und bei allem Patriotismus mich wenig befreunden, ja selbst die Abkunft aus der Küche des großen Fritz versöhnte nicht mit dem Koche, der nun einmal die Kunst nicht verstand, Fische in Fleisch zu verwandeln. Zwar trug man auf das Köstlichste, was das Meer an diese Ufer spült — Namen, die ich leider vergessen, in mein Tagebuch einzutragen, — für die Tafel jedes Binnenlandes Delicatessen ohne Gleichen; aber

scheinung kommt. Durch den Aufwand von frecher Liebenswürdigkeit und die Unterhaltung eines seltenen Schatzes geistiger Kräfte täuschte er die schwachen Gläubigen darin, wie Cagliostro, nicht ein-, zweimal, sondern immer wieder von Neuem; auch beargwohnt, entdeckt, gelang es ihm neue Opfer seiner kalten, berechnenden, mörderischen Selbstsucht zu finden.

Nach den Andeutungen und zerstreuten Materialien, die uns vorliegen, zu schließen, wurde die Aufgabe, sein äußeres und inneres Leben zu schildern, weit die uns hier gestellte überschreiten. Daß sie aber lohnend wäre, daß eine psychologische Feder, indem sie dieselbe schriebe, zur Ergänzung der Sittengeschichte unseres Jahrhunderts in seinem Beginn ein verdienstliches Werk unternähme, darin wird der Leser nach dem Wenigen, was wir hier der Geschichte des Criminalfalls über Wilster's Persönlichkeit hinzufügen, uns beistimmen.

Wir haben einen namhaften Gewährsmann über Wilster's erste Jugenderscheinung. Heinrich Steffens sah ihn als Student in Kopenhagen. Er hatte eben seine Prüfungen glänzend bestanden. Er widmete sich der Advocatenlaufbahn, die für den Wohlunterrichteten und Geschickten in Dänemark zum Reichthum und zu den höchsten Ehren führt. Wilster hatte auch durch seine Geburt darauf Ansprüche. Seine Familie gehörte zu den ältesten Adelsgeschlechtern des Landes. „Unter allen Studirenden, die ich kannte, sagt Steffens, schien mir sein Loos das beneidenswertheste", und er traf ihn in Berlin wieder, im Gefängniß, in Untersuchung wegen eines Giftmordes!

Wilster war, nachdem er die vorläufigen Stellungen ungewöhnlich schnell durchschritten, Advocat beim „höchsten Gerichte", schon geehrt, unabhängig, reich, als ein Engländer, der in Kopenhagen einen Proceß hatte, ihn zum

Advocaten erwählte. Er hielt sich in Begleitung mit seiner Geliebten von großer Schönheit dort auf — (die schon erwähnte Angelica). Dies nach Steffens. Nach andern Mittheilungen wäre Angelica die Gattin des Engländers gewesen. Genöthigt, auf eine Zeit lang in sein Vaterland zurückzureisen, vertraute der Engländer seinem Advocaten eine große Summe und die Beschützung der Geliebten an. Wilster verließ bald darauf die eigene Gattin und die eigenen Kinder und verschwand mit jener Frau und der ihm anvertrauten Summe.

Er war für die Gerichte, für sein Vaterland, für seine Freunde verschwunden. Schon sein Verbrechen des Ehebruchs — auch wenn jene Steffens'sche Nachricht genau wäre, verbot ihm die Rückkehr nach Dänemark, es verbot ihm sogar, den früheren Namen zu führen, der augenblicklich die Verfolgung der Gerichte nach sich gezogen hätte. In Deutschland trat dafür an verschiedenen Orten ein Baron v. Essen auf, welcher überall, wo er erschien, die Herzen und Geister für sich einnahm, der unwiderstehlich war, besonders im Umgang mit Frauen, selbst mit hochgestellten! Aufgeklärt, gebildet wie Wenige, von Kenntnissen in allen Fächern, die Zierde der Gesellschaft, der Abgott der Damen von gutem Ton, führte er eine liebenswürdige Dame mit sich, welche als seine Gattin galt, die ihn aber nicht hinderte, überall andere zarte, empfindsame und gemeine Verbindungen anzuknüpfen und — zu seinem Zwecke auszubeuten. Eine sentimentale Neigung ließ ihn sogar, wie wir wissen, der verlassenen Gattin eine Einladung zukommen, ihm nachzureisen, um — bei ihm als seine Maitresse zu leben! So gemüthlich war dieser Mann, der auf dem Wege der Bildung das höchste irdische Glück zu erreichen hoffte!

Diese ganze Periode bis zu seinem Auftreten in Berlin lebt nur noch in mündlichen Traditionen, und zum Theil in den nicht publicirten Acten des königlichen Kammergerichts in Berlin. Wir wissen nur, aus den durch Hitzig früher mitgetheilten Actenauszügen, daß der Baron Essen auch am Hofe eines sehr edeln, deutschen Fürsten glänzte, und mit Recht von sich sagen durfte, wie er einst in den Acten that: „Ich war es, dem der Fürst bei jeder Gelegenheit sein Wohlwollen und seine Achtung bewies, der bald als Gartenkünstler, bald als Dramaturg, bald als Geschäftsmann, bald als Arzt befragt wurde.“ Selbst die Rolle eines Struensee wird ihm zugetheilt, bis zu dem verbrecherischen Excess, welcher jenen Unglücklichen in Dänemark auf das Schaffot brachte und mit ihm ein anderes edleres Opfer ins Verderben riß.

Desto merkwürdigere Blicke gewährt ein von seiner Hand aufgefundener Aufsatz in das Getriebe seines inneren Lebens. Nachdem er lange sich dagegen gewehrt und behauptet, daß sein Kleon nur ein Phantasiebild, dann daß er das Portrait eines andern Geliebten seiner Angelica sei, mußte er, Zug um Zug, einräumen, daß er auf ihn selbst passe, vom Haar und den Zähnen an bis auf seine gerühmten geistigen Eigenschaften, durch deren Schilderung, mit wie schönthuerischer Schminke sie auch gefärbt sind, doch schon verrätherisch der faule Kern hindurchblickt. Der Titel des Aufsatzes war: Charakter eines Mannes, den ich besser kenne als Andere. Der Aufsatz lautet:

„Kleon ist von der Natur mit nicht gewöhnlichen Geistesgaben beschenkt, und glückliche Umstände setzten ihn in den Stand, dieselben mehr als die Meisten auszubilden. In der Jugend lernte er Verschiedenes, wovon er weder Nutzen noch Vergnügen absehen konnte,

und darum hat er Manches davon wieder vergessen. Im reiferen Alter suchte er sich Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben, die ihm und Andern nützlich und vortheilhaft schienen, und so hat er Manches gelernt, was er nicht weiß, und weiß sehr viel, worin er nie unterwiesen worden. Die schöne Natur und Alles, was sie kennen und schätzen lehrt, war ihm von jeher sehr anziehend. Gartenbau und Musik haben ihm viele angenehme Stunden geschenkt. Sein Ohr und seine Empfindung hatten ihn zum großen Tonkünstler, sowie sein Auge zum Maler bestimmt, aber es mangelt sehr an der Ausübung und der mechanischen Geschicklichkeit. Arbeit war ihm nie blos Pflicht, sondern immerwährendes Bedürfniß, nur wünscht er den Gegenstand frei zu wählen und unter mehren auf einmal abwechseln zu können. Sowie er alles Vorkommende schnell auffassen und auch Andern leicht von einer neuen und treffenden Seite darstellen kann, so hat er auch eine gewisse komische Laune, die ihn manchmal schärfer und schlechter zeigt, als er es ist. Er ist gewöhnlich sehr lebhaft und gesprächig, und verbirgt dadurch bisweilen einen innern Schmerz, der nur erleichtert werden kann, wenn er ihn in einen treuen, liebevollen Busen ausschutten konnte. Freundschaft ist ihm ein hohes unschätzbares Gut, welches unter allen andern in der Wirklichkeit dem Ideale am nächsten kam, das er sich schuf. Einem gerufften Freunde konnte er sehr viel aufopfern, vielleicht sogar Pflichten, deren Uebertretung er sich um seines eigenen Vortheils willen gewiß nicht erlauben wurde. Hingegen erwartet er wieder von seinem Freunde sehr viel, doch nicht so viel, als er im umgekehrten Falle leisten wurde. Beim ersten Anblicke scheint nichts leichter, als seine Freundschaft zu gewinnen, man erfährt aber nachher, daß dazu sehr viel gehöre, obschon

nicht lange Zeit dazu erfoderlich ist, weil Gleichheit der Gedanken und Empfindungen, und nicht längerer Umgang, ihm den Freund zuführt. Nichts schlägt ihn mehr nieder, als die oft übertriebene Furcht, Menschen, die ihm gut sind, betrübt oder gar beleidigt zu haben, und demnächst ist es ihm schrecklich, wenn er sich von ihnen verkannt glaubt. Sein Ideal von Liebe ward noch nie ganz erfüllt, ob er gleich Gelegenheiten suchte und fand, um dies Ideal mit der Wirklichkeit zusammenzustellen. Wahrscheinlich ist jenes etwas zu überspannt, wovon er sich aber schlechterdings nicht überzeugen kann, und es auch nicht wünscht, weil er in der Hoffnung, es erfüllt zu sehen, seinen reinsten, seligsten Genuß findet. Sinnlichkeit hat noch nie eigentliche Liebe in ihm erweckt, hingegen würde die Liebe seine Sinnlichkeit aufs höchste bringen können, weil er das geistige und das sinnliche Gefühl im höchsten Grade der glücklichen Liebe, für Blätter einer schönen Blume hält, die der Mensch nicht zertheilen darf, wenn er nicht zum Thiere herabsinken will, noch zu den Engeln sich emporheben kann. So schwer es hält, ihn ganz zu beherrschen, so unumschränkt würde ihn wahrscheinlich das Weib beherrschen, welches ihn davon überzeugen könnte, daß sie ihn so liebte, als er es wünscht. Ihre erste Eigenschaft müßte wol die sein, daß sie in ihm nicht sich selbst allein, sondern in der That ihn, auch mit seinen vielen Fehlern, liebte, und ihm ihre Eigenheiten und ihre Eitelkeit aufopfern könnte, wenn er es in einzelnen Fällen wünschte, denn im Allgemeinen wird dieses nie geheischt werden, weil an seiner Geliebten ihm bald auch Das lieb wird, was Andere tadeln. Schön dürfte sie nothwendigerweise nicht sein, weil er Menschen und Statuen ganz verschieden beurtheilt. Ihr Gesicht und ihre Bildung würden ihm

recht bald unter allen übrigen am meisten gefallen, weil sie es war. Er hat manche weibliche Schönheit mit kaltem Herzen bewundert, und noch nie war er einem Weibe recht gut, ohne zugleich einzusehen, daß diese oder jene schöner sei. Lebhaft und geistreich muß sie gewiß sein, wenn auch ihre Talente nicht sehr ausgebildet wären. In ihrem Aussehen und zur Noth auch in der Laune, möchte sie journaliere sein, nur nicht in ihren Grundsätzen. — Gegen Unbekannte ist der Mann, dessen Schattenrisse ich entwerfe, vorsichtig, verbirgt aber diese Vorsicht unter einer zuvorkommenden Leutseligkeit. Wen er abhalten will, behandelt er mit kalter Höflichkeit, und nimmt es darum leicht unrichtig auf, wenn Andere so mit ihm umgehen. Wenn er Jemand, der ihm werth ist, acht Tage nach einander sieht, so entbehrt er ihn den neunten nicht ohne große Mühe. Dabei ist ihm aber auch in der Entfernung ein geliebter Gegenstand sehr nahe am Herzen, weil er den Abwesenden als seinen Schatz betrachtet, den er sorgfältiger verwahren muß, als was er unter Augen hat. Menschen, die ihn nicht nahe angehen, beurtheilt er nach einem ganz andern Maßstabe als diejenigen, deren Herzen an das seinige sich anschmiegen. Von Jenen machte er sich kein Ideal, sondern nimmt das Gute und Böse an ihnen, wie er es findet, und verlangt von Dem am wenigsten, der ihm auf der untersten Stufe zu stehen scheint. Sein Herz treibt ihn an, Jedem Gutes zuzutrauen, von dem er nichts Böses weiß, und Erfahrung muß ihm in diesem Punkte sehr oft Behutsamkeit vorpredigen. Gegen einen Freund hat er ein unumschränktes Vertrauen und eine vielleicht zu große Aufrichtigkeit, fodert aber Beides, und vorzuglich das Erste, in einem ganz unbegrenzten Maße. Er ist davon uberzeugt, daß Achtung, Freundschaft, Liebe und

Zutrauen nie Pflichten sind, die man zu fodern berechtigt ist, sondern die mit guten Eigenschaften erworben und mit gleichen Empfindungen bezahlt werden müssen. Wenn sie ihm aber einmal geschenkt sind, da betrachtet er sie als sein Eigenthum, und sieht es für eine schwere Beleidigung an, wenn man sie ihm wieder nehmen will, oder wenn Andere ihm dieselben zu entreißen suchen. Es ist bei ihm Grundsatz und starke Empfindung, sich nie mit Bösem zwingen zu lassen, hingegen könnte man ihn in der Güte sehr weit bringen, und wol noch weiter, als seine Pflichten es zulassen. Er stimmt Lavater's Grundsätzen ganz bei: Was man will, dazu ist man im Stande. Hindernisse haben ihn nie geschreckt, mehr als einmal aber haben sie ihn auf Dinge gebracht, mit denen er sich nie befaßt hätte, wenn sie ganz leicht gewesen waren. Das Bewußtsein überstandener Schmerzen und besiegter Gefahren gewähren ihm einen unaussprechlich großen Genuß. Er fühlt es ganz, daß Leiden wohlthätig sind, weil sie die Herzen bessern und fester mit einander verbinden, und er hat es erfahren, daß auch in der Entbehrung ein erhabener Genuß liegt. — Er meint, daß die Dinge nur so auf uns wirken, als sie uns erscheinen, und wir ihren Eindruck empfinden, nie aber wie sie an und für sich in der That sind. Darum ist ihm auch nicht das Allergeringste eine Kleinigkeit, hingegen begreift er sehr wohl, daß eine Stecknadel dem Einen mehr werth sein könne, als Indiens Schätze dem Andern, ja er wagt es gar, zu glauben, daß Derjenige am vernünftigsten denkt, welcher in der vorgeblichen Kleinigkeit sein Glück sucht und findet. Jede Attention, die man ihm erweiset, macht ihm große Freude, er empfindet aber eine noch weit größere, wenn er so glücklich ist, Andern, vorzüglich seinen Lieben, ein Vergnügen zu

machen. Er iſt manchmal übertrieben dienſtfertig, verkennt aber dabei nicht weniger den ihm geleiſteten Dienſt. Nichts kann ihn mehr aufbringen, als die Ahnung, oder gar die Gewißheit, daß man ihm Etwas rauben wolle, deſſen Beſitz nach ſeiner Ueberzeugung erlaubt iſt und ihn glücklich macht. Gegen einen ſolchen Angriff würde er alle mögliche Vertheidungsmittel ergreifen, und was ihm an Kraft abginge, durch Liſt erſetzen. Er ſchlägt ſeinen Gegner am liebſten im offenen Felde, er würde ihm aber auflauern, wenn er gewiß wüßte, ihn nicht anders überwinden zu können. Er hat nie einen Menſchen gehaßt, aber oft Böſes mit Gutem vergolten, um ſeinem eigenen Hochmuth zu ſchmeicheln. Er ſelbſt will lieber gehaßt, als verachtet ſein, gern beneidet, aber nie bedauert, als von theilnehmenden Vertrauten.

Er mag gerne disputiren und raiſonniren, ſo lange nicht zu viel Sophiſterei ſich darein miſchet, — er thut es aber mehr aus Lebhaftigkeit und Luſt, ſeine Ideen mitzutheilen und gewruft zu ſehen, als um Andern ſeine Meinungen aufzudringen; denn er läßt ihnen gern die ihrigen, ſo lange ſie ſich's nur nicht angelegen ſein laſſen, ihn auch zu bekehren. Er hält ſchlechte Grundſätze für weit ſchädlicher als ſchlechte Handlungen, weil er in jenen immer Ueberlegung, in dieſen aber oft Schwäche findet. — Das Neue hat viel Anziehendes für ihn, es wirkt aber mehr auf ſeine Empfindung, als auf ſeinen Verſtand. Noch nie hat er Etwas für gut oder wahr gehalten, weil Andere es ſo anſehen, und ein Vorurtheil iſt ihm darum nicht weniger Vorurtheil, weil Jahrhunderte es vertheidigt haben. — Seine Religion iſt ſo beſchaffen, daß nicht zehn Menſchen ihr unbedingt beitreten, und doch würde ſie gewiß jeden Aufgeklarten, der ſie annehmen wollte, ruhig und glücklich machen. Das Daſein und

die Vorsehung eines allmächtigen und allgütigen Wesens ist seinem Herzen noch mehr gewiß, als seinem Kopfe. Von der Unsterblichkeit gibt ihm sein Verstand eine Aufklärung, der seine Empfindung widerstrebt, und Das, was ihm diese darüber sagt, will sich mit dem Resultat seines Nachdenkens nicht recht vertragen. Er glaubt oft an Seelenwanderungen, Evolutionssystem nach dem Tode, und Einfluß der abgeschiedenen Seelen auf ihn und das Sichtbare. Im Ganzen ist er sehr abergläubisch, und hält oft ganz alltägliche Dinge für untrügliche Zeichen eines guten oder übeln Ausgangs einer ihm wichtigen Angelegenheit. Er hält viel auf Ahnungen, und ihr Erfolg hat ihm dieses immer tiefer eingeprägt, je mehr ihn die Vernunft vom Gegentheil zu überführen suchte. In diesen Fällen hat er einen felsenfesten Glauben, der ihn sehr glücklich macht, und den ihm weder Zeit noch Umstände rauben. Seine Religion, mit Worten ausgedrückt, würde ungefähr so lauten:

Humains! pécheur tant que nous sommes,
Prions de cette voix du coeur,
Qui, sans rompre la tête aux hommes,
Se fait entendre du Seigneur!
N'allons pas nous inquiéter
Sur les secrets de notre grand Maître;
Nous serons sobres à la connaître,
Mais sans mésure pour l'aimer! —

In dem Tode sieht er eigentlich nichts Schreckliches, sondern vielmehr einen liebevollen Freund, der ihn von allen Beschwerden zur Ruhe winkt, um ihn einst zum reineren und stärkeren Genuß auch der Freuden erwachen zu lassen, die ihm schon hier die süßesten waren. Er ist zweimal im reiferen Alter todtkrank gewesen, und mehrmals in Gefahr eines gewaltsamen Todes, ist aber

dabei so ruhig geblieben, daß es ihn selbst nachher sehr gewundert hat. Die Gegenwart des Geistes, die ihn lehrt, wie er sich retten muß, pflegt ihn in Gefahren fast nie zu verlassen. — Seine Moral ist so beschaffen, daß er sie durfte drucken lassen, wenn jeder Leser es versprechen wollte, und es halten könnte, das Ganze zu fassen und keinen einzigen Satz herauszureißen. Obschon ihm der Arzt sagt, daß Kant mit Recht allgemeine Moralprincipien annehme, so hängt er doch dem Wahne nach, daß jeder Mensch seine eigene Moral habe, haben werde und haben müsse, die von seinen natürlichen Anlagen und von den Ereigniſſen seines Lebens abhängt. Auf ähnliche Weise hofft er, daß der höchste Richter einst seine Handlungen wägen werde. — Seine Haupttugenden sind: Aufrichtigkeit, Anhänglichkeit an einen lieben Gegenstand, Muth mit Klugheit vereinigt, zartes Gefühl, durch Ueberlegung und Erfahrung gestärkt, Edelmuth, Standhaftigkeit, wo er sie für Pflicht hält. Fehler, die er oft mit besserem Vorsatz als Erfolg bekämpft, sind: Stolz, Verschwendung, üble Laune, satyrische Bitterkeit, Eigenliebe, und besonders übertriebene Reizbarkeit und Heftigkeit, welche er zwar gleich mit Beschämung gesteht, die ihm aber doch oft unverdient den Vorwurf der Hartherzigkeit zugezogen hat. — Ein einziger unglücklicher Augenblick raubte ihm das süßeste und innigste Band, das je einen Sterblichen beglückte. Die Folgen desselben störten die Seelenruhe des Menschen, den er bis zur Anbetung liebt und schätzt, weil er seinem Ideale am nächsten kam. Jene Umstände tilgten aber das Zutrauen und die Liebe, welche den beiden Glücklichen im Himmel der süßesten Einigung zu Theil ward. Mismuth und Kälte auf der einen Seite, Trübsinn und

immer Fisch und Fisch, wenn auch einigemal köstliche, nach dem Ausdruck unseres Wirthes, darunter waren. Kann ein Fisch Fleisch haben, so hatten es diese grätenlosen Kinder der Fluth, und zwar, mit Ausnahme des Stockfisches, ein zartes und wohlschmeckendes. Die Hummer zierten die Tafel nicht selten. Obgleich der Storthing versammelt war, schlachtete man doch damal in dem großen Christiania keine Ochsen; Lämmer und Kälber galten schon für etwas Seltenes. Von dem schönen, nordischen Flügelwildpret wurde nichts eingebracht und Gemüse gab es faß noch weniger, als auf dem Englischen Tische. Ein vernünftiger Reisender findet sich gern in die Nahrung eines jeden Landes, doch glaubt man, wenigstens in den Haupt- und reichen Seestädten die Bedürfnisse suchen zu können, welche dem Reisenden, als Stärkung und Erquickung zu langen Wanderungen durch ein Reich, unentbehrlich scheinen, wo man auf alle Entbehrungen gefaßt sein muß. Der Grund liegt auch nicht in einem wirklichen Mangel, sondern in der noch nicht gehörigen Einrichtung. In dem unbedeutendern Drammen hat der längere Verkehr schon eine bessere Ordnung hervorge-

Menſchenhaß auf der andern, vergifteten ſeitdem den Umgang dieſer Edeln, die ganz für einander geſchaffen waren, ſodaß ihre Gedanken ſich auch in den kleinſten Dingen auf eine unbegreifliche Weiſe begegneten. Die Folgen dieſes verwünſchten Augenblicks wirkten ſo gewaltig auf jene gute Seele, daß ſie ihren Genuß und die Erfüllung ihrer Pflicht hartnäckig darin ſuchte, den unglücklichen Kleon zu betrüben, dem ſie wenige Tage zuvor Treue und Hingebung bis in den Tod verſprochen hatte. In dieſem Bewußtſein ihrer muthmaßlichen Pflicht wäre ſie beharrt, wenn ſie auch durch Aenderung dieſes Sinnes dem Theuern das Leben hätte retten können. Ohne Gefühl, wenigſtens ohne Aeußerung des Mitleids, ſah ſie ſeine Fröhlichkeit und ſeine Geſundheit von einem Tage zum andern verſchwinden; ſie hielt dies für Folgen ſeines Eigenſinns, und bedachte nicht, daß dieſe ſeine Anhänglichkeit das Glück ihres Lebens ausgemacht hatte; ebenſowenig fiel es ihr ein, daß ſie ohne ſeine Zuſtimmung die ihm geſchworenen und tauſendmal wiederholten Eide nicht brechen konnte. Er wagte anfangs Alles, was Vernunft und Liebe vermögen, bei ihr anzuwenden, aber keines von beiden fand Gehör. Bald ſchalt ſie ſeine zärtlichſten Vorſtellungen für harte, unverdiente Vorwürfe, und er merkte deutlich, daß ſie dadurch ſeiner noch mehr überdrüſſig wurde. Sie fühlte, daß er Recht hatte, zu klagen, aber ihre überſpannten Tugendbegriffe verboten ihr jedes Gefühl, und ſie befahl ihm ewiges Stillſchweigen. Er gehorchte blindlings, es war das erſte Mal in ſeinem Leben. Wem ſollte er auch wol klagen, ſie war ja ſeine einzige Vertraute? Dieſe Verſchloſſenheit machte aber den Unglücklichen doppelt elend. Seine tiefen Seufzer, ſeine finſtern Blicke, ſeine zerſtreuten Geberden verriethen blos ſeinen Kummer. Sein ganzes

Benehmen gegen Andere drückte lebhaft den Gedanken aus: Wem soll ich trauen, wen darf ich lieben? Ich hing so ganz an ihr, die ich vom ersten Augenblick liebte und traute, und Sie, sie die Einzige, brach ihr Gelübde! Dennoch betete er sie an, und warf die Schuld auf sich selbst. Freilich hatte seine Uebereilung in jenem unglücklichen Augenblicke das Verderben über seine Liebe gezogen; aber da Unglück gute Menschen immer fester aneinander schließt, so war es doch nur zu gewiß, daß diese Furcht und die darauf gebaute vermeinte Tugend eine andere, unreinere Quelle hatte, und diese war ihrerseits eine ungegründete Eifersucht. Auch das entschuldigte Kleon's Herzensgute, weil er wußte, daß ein falscher, rachsüchtiger Freund sie beständig wider ihn aufhetzte. Dieser Feind war der einzige, dem er nie verzeihen konnte, und es ist ein Wunder, daß Kleon's gereizter Muth ihn nicht aus dem Wege räumte. Anfangs trotzte er wol auf E.....'s gelobte Anhänglichkeit, und hielt den Verräther nicht für gefährlich, sonst wäre es ihm leicht geworden, ihn zu entfernen. Das unglaubliche Zutrauen, welches E..... diesem schlechten Menschen schenkte, hat wol nachher den Ausbruch der Rache verhindert. Denn so sehr sie ihn auch gebeugt hatte, fürchtete er doch nichts mehr, als ihr verdientes Mißfallen. Kleon ist ein warnendes Beispiel für jeden Menschen von lebhaftem Gefühl. Was hätte aus diesem Herzen und diesem Kopfe hervorgehen können, wäre er nicht durch den süßen Wahn getäuscht worden, daß es ein Weib in der Welt gebe, welches mehr an ihrem Geliebten, als an ihren eigenen Ideen und an den Umständen hinge! Nie war ein Mann glücklicher, als Kleon, so lange E..... ganz die Seinige war; nie glaubte sich einer sicherer im Besitze seines Glückes. Sie war weder

schön noch fehlerfrei, selbst Kleon hat sie nie dafür gehalten; er aber liebte sie, und hätte ihr Alles, Ruhe, Glück, Leben und Pflicht aufgeopfert. Sie wußte es, so gewiß sie wußte, daß er lebte. Und dennoch, dennoch wurde er den Folgen der ungegründeten Eifersucht aufgeopfert, die E..... für eine erhabene Tugend ansah. Ja sie fand es unnatürlich, daß er mit diesem Bruche nicht ebenso zufrieden war als sie. — Wir fragen, hat E..... denn Kleon nie geliebt? Ich antworte: sie hat es geglaubt, sowie sie nachher glaubte, daß Eifersucht und Furcht die Mutter der himmlischen Tugend sei, die doch süß und sanft und nie meineidig ist. Dies traurige Ereigniß möge zur Aufklärung des bekannten Problemes dienen: Wer liebt am wärmsten und am treuesten, der Mann oder das Weib? Wessen Liebe ist am meisten abhangig von Laune und von äußeren, oft plötzlich eintretenden Umständen? Vielleicht hatte Mohammed nicht unrecht, als er behauptete, daß der Himmel, wo ewige Liebe wohnt, dem andern Geschlecht verschlossen bleibt.

Zu dieser Skizze vom Charakter meines verstorbenen Freundes, und von der wichtigsten Begebenheit seines Lebens, füge ich noch eine kurze Beschreibung seiner Bildung. Er war beinahe sechs Fuß hoch und schmächtig, seine Knochen waren klein, aber die Muskeln und Adern verhältnißmäßig sehr stark. Der wohlgebildete Kopf saß auf einem langen Halse, mit sehr hervorstehendem Knorpel. Die Brust war flach und die Schultern schmal, doch war seine Lunge gut. Seine Füße waren ziemlich lang, aber die Hände ungewöhnlich klein, und wie man sagt, recht hübsch. Die Stirne war erhaben und mit perpendikulairen Furchen besäet, die sich beim lebhaften Denken und Reden kenntlich bewegten. Unter braunen, mäßigen Augenbrauen standen ein paar hellblaue, lebhafte, ziemlich

große Augen, die mit dem ganzen Geſichte ſtets den Spiegel ſeiner liebenswürdigen Seele machten. Die Naſe war ziemlich gerade und die Naſenlöcher ſehr offen. Der Mund war viel zu groß, um zu gefallen, aber die Zähne waren wohlgereiht. Das Kinn war klein und mit einem Grübchen. Seine Haut war ſehr weiß und ſein Haar kaſtanienbraun. Sein Benehmen war freundlich und gefällig, und er hatte das Glück, die Leute leicht zu unterhalten und einzunehmen. E..... hatte ihm einmal geſagt, daß ſeine Beredtſamkeit unwiderſtehlich ſei. Darüber hat er, wenn er an ihren Bruch mit ihm dachte, oft bitter gelächelt. — Nie ward eine Hoffnung ſo getäuſcht, wie die ſeine.

Ruhe, guter Mann! im ungeſtörten Frieden,
Auch den Staub beſchützt des weiſen Schöpfers Hand!
Ew'ge Liebe ſuchteſt du zu früh hienieden,
Und ſie rief dich freundlich in ihr Vaterland!"

Die Anſpielungen am Schluß beziehen ſich auf eins ſeiner letzten Liebesverhältniſſe, welches er, noch während die von ihm entführte Angelica lebte, angeſponnen hatte, und durch welches er das Herz dieſer Unglücklichen, die ihm ihr Alles geopfert hatte, brach. Ehe Emilie ihn von ſich wies (wodurch er, wie wir aus einzeln früher gegebenen Andeutungen wiſſen, ernſthafter als es ſeine Art war, ſich getroffen fühlte), machte Angelica ihm einen Vorſchlag der Vereinigung, der uns heute befremdlich, doch das Symbol eines Krankheitsſtoffes jener Zeit war, der damals nicht ſelten vorkam, wie Wirklichkeit und Dichtung uns lehren (Burger's Molly, Stella u. A.), zugleich aber ein Herz voll ſeltener Hingebung und glühender Liebe uns zeigt. Angelica ſchreibt an ihn fol-

genden Brief; es ist die schlechte Uebersetzung eines Originals, welches uns nicht zu Augen kam, dessen warme Züge einer wahrhaftigen Gesinnung aber auch aus dieser steifen Uebersetzung herausblicken.

„Mein innigstgeliebter Karl, in der Zeit, wo Du von mir abwesend, habe ich ein Mittel ausgedacht. Wenn es auszuführen wäre, hat der Gedanke daran mich diesen Augenblick sehr beruhigt; und wie die Dinge jetzt stehen, würde mich die Ausführung ganz glücklich machen. Die Sache besteht darin. Glaubst Du mit einiger Gewißheit, daß Deine Verfassung besser wäre als jetzt, wenn Emilie, Angelica und Karl eine Familie ausmachten, und Du mit uns Beiden wie Deinen Weibern lebtest? Dazu gehört, ob Du glaubst, Emilien überreden zu können, ohne daß sie jemals den Schritt bereuen würde. Die achttägige Freude und Ruhe, welche, ich versichere Dich mit dem aufrichtigsten Herzen, ich gefühlt habe, Deine Freude und die Emilien's zu theilen, geben mir das Vertrauen, daß ich die ganze Lebenszeit die Nämliche sein würde. Das Verhältniß, in welches wir Drei alsdann treten würden, würde viel glücklicher sein. Es würde eine Vertraulichkeit zwischen Emilie und mir herrschen, die jetzt nie stattfinden kann. Es herrscht jetzt eine Zurückhaltung von beiden Seiten, die mir unausstehlich ist. B..... würde aufgeopfert; Du glaubst, ich kann es leicht überwinden. Ob Du sie dazu bekommen kannst, weiß ich nicht; ich würde es überwinden, versichert als ich bin, daß wir beisammen glücklich sein würden. Du weißt, Karl, daß mein heimlicher Wunsch war, lange ehe ich die Deinige wurde, Dich den Meinigen zu nennen. Dieser liebe Wunsch kam zur Wirklichkeit, und zur Vergeltung werde ich Alles anwenden, um Dich glücklich zu machen. Dich mit einer Andern zu theilen, die ich nicht

liebe noch ſchätze, das kann ich; aber Dich ganz verlieren, das kann ich nicht, nie mit meinem Willen, ſonſt löge ich ſchändlich und wäre ewig unglücklich und, das weiß ich, kannſt Du nicht verlangen nach Deinem Charakter. Die Sache müßte ſo geſchehen: Wir reiſeten natürlicherweiſe von hier. Emilie und Angelica als Schweſtern; wohin wir kämen, blieben wir es; Eine von uns wäre Karl's Frau für die Welt, für ihn aber wären wir Beide es. Was Emilie verlieren könnte in Anſehung ihres jetzigen Auskommens, ſo könnte es wol dadurch aufgehen, daß ſie mit uns gleich theilte. Ihr Kind würde wol zu ſeiner Zeit das Recht nicht verlieren, welches ihm zukommt. Wer von uns, nämlich Emilie und Angelica, zuerſt ſtirbt, tritt in das Recht der Andern. Stirbt unſer Karl, ſo leben wir wie die zwei einzigen Schweſtern ihrer Art, und theilen Alles miteinander, indem ich in dieſem Fall mit Niemand beſſer theilen könnte. Frankreich, glaube ich, würden wir alle Drei vorziehen, und wie ich den Karl kenne, glaube ich, würde er vollkommen glücklich ſein. Kannſt Du eine Möglichkeit für die Ausführung dieſes Planes erſinnen oder nicht? Daß es geſchehen möchte, wünſche ich ſeit geſtern Abend mit vollem Herzen. Ich finde mich in einer Beklemmung, die, meinem Gefühle gemäß, mich nie ruhig macht. Schlage mir dieſes Begehren nicht aus. Leſe Emilien das in dieſem Briefe enthaltene Geſtändniß vor, dadurch wird ſie von meiner Geſinnung gegen ſie doch überzeugt werden. Ich ſetze voraus, daß ſie meinen Vorſchlag nicht verkennt; ich verdiene dieſes gewiß weder von ihr noch von Dir. Es iſt wahrhaftig nicht vorgebracht, um ſie zu beleidigen, ſondern aus dem mitfühlendſten Herzen für alle Parteien. Sollen Emilie und ich nachher Baron ſprechen, ſo laß ſie beſtimmen, wer von uns zuerſt

sprechen soll. Ich werde sie mit offenen Armen empfangen. Ich verlange blos von ihr und von Dir Aufrichtigkeit, was ja das Einzige ist, was mein Glück ausmacht. Es würde auf mich selbst zurückkommen, wenn ich diesen Augenblick aus einem verstelltem Herzen spräche; deswegen glaube mir. Ewig Deine theilnehmende Angelica.

Dieses Wesen voll hingebender Liebe ward für das Uebermaß derselben gestraft. Wilster war ihrer satt. Nachdem er im sichern Genuß ihres Vermögens sich befand, wußte er sich ihrer zu entledigen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er auch Angelica vergiftet. Zur Untersuchung deshalb gezogen, — leider aber erst nach Jahren, wo die Sache wieder zur Sprache kam — mußte er zwar freigesprochen werden, aber nicht wegen bewiesener Unschuld, sondern wegen mangelnder Beweise der Schuld. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch damit nicht der Kreis seiner Verbrecherthaten geschlossen war.

Aus dem Munde des ausgezeichneten Mannes, welcher, jetzt in höheren Staatsämtern, damals, als Mitglied des königlichen Kammergerichtes, mit Abfassung des Urtheils beauftragt war, hörte der Schreiber dieses ein Etwas, das seine Leser wie ihn befremden dürfte. Ganz Berlin wußte seit Jahren fast alle Details dieser Criminalgeschichte, es kannte schon den Charakter des Verbrechers. Niemand, auch der Referent, zweifelte im Geringsten moralisch an seiner Schuld. Derselbe ergriff aus dem Actenberge, der ihm ins Haus geschickt wurde, zuerst die Defensionsschrift des Angeklagten, halb zufällig und halb, um zu sehen, ob ein so Ueberführter noch Gründe vorbringen könne, die wenigstens einen Schein von Unschuld auf ihn zurückwürfen. Er las das

umfangreiche Werk, Seite für Seite mit steigendem Interesse, und als er es fortlegte, fühlte er sich zum Ausruf gestimmt: Mein Gott, welch' ein unschuldiges Opfer haben hier zusammentreffende Umstände der Justiz in die Hände geliefert. Der Mann kann das Verbrechen nicht begangen haben! — Es bedarf nicht der Erwähnung, daß das Studium der Acten dem Referenten ein ganz anderes Urtheil sehr bald eingab. Wenn aber ein Richter von tiefer Menschenkenntniß und eben so gelehrter als humaner Bildung, und nach solchem Vorurtheil, von der nur schriftlichen Darstellung eines solchen Verbrechers, wenn auch nur für den Augenblick, getäuscht werden konnte, welche Macht der Täuschung mußte dann demselben, im Zauber seiner Persönlichkeit, vor der Menge, und insbesondere dem schwächeren Geschlecht gegenüber, beiwohnen!

Das Urtheil erster Instanz*) lautete auf 15jährigen Festungsarrest, als außerordentliche Strafe. In zweiter Instanz wurde dasselbe lediglich bestätigt. Wilster schnob Feuer und Flamme und drohte seinen Richtern den Tod, wenn er frei käme. Zur Abbüßung seiner Strafe ward er in das Fort Preußen bei Stettin gebracht. Auch hier noch übte er seine Zauberkünste. Er verstrickte, wer mit ihm umging, er stellte sich als einen Märtyrer der schwärzesten richterlichen Cabale dar, der ganz unschuldig gefangen saße und — fand Glauben! Er beschäftigte sich

*) Es ward unter dem dumpfen Kanonendonner, der von den Ebenen bei Großbeeren herüber dröhnte, abgefaßt, und Berlin durfte, wenn die Schlacht verloren ging, vor allen Greueln, die eine mit Sturm genommene Stadt treffen, mit Recht zittern. Ein beruhigendes Symbol der Gesittung, daß selbst solche Krisen die bürgerliche Rechtspflege und ihre Vertreter in ihrer heiligen Pflicht nicht stören können.

mit Unterrichtgeben und Schriftstellern. Nachdem seine Strafzeit um war, blieb er in Stettin wohnen, von Einigen bedauert und geehrt, verabscheut und gemieden von den Andern. Seine pecuniären Verhältnisse hatten sich inzwischen gebessert, da er vom Gefängniß aus sein Vermögen verwalten lassen, ohne die Zinsen desselben zu verzehren.

Schreiber dieses sah ihn vor einigen Jahren in den Festungsanlagen mit einer Person spazieren gehen, welche hier die Stelle der Angelica's, Emilien u. s. w. eingenommen. Sein Anblick war nicht geeignet, um für ihn einzunehmen. Er hat seine Strafzeit um mehre Jahre überlebt und blieb bis zu seinem vor Kurzem erfolgten Tode in Stettin.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

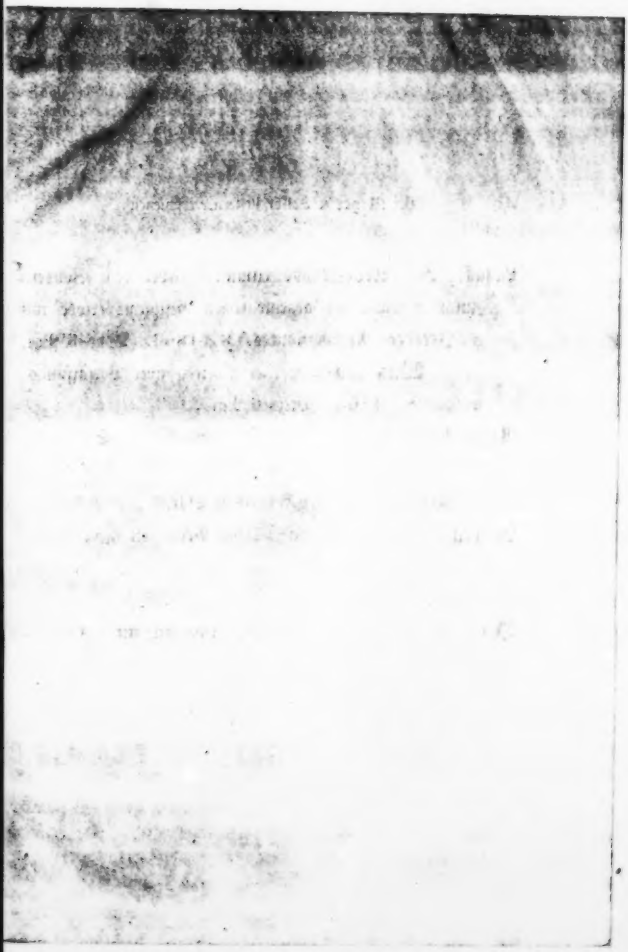

bracht. Schon an den Tafeln von Christiania liefert übrigens die Wald- und Bergnatur des Landes in den aromatischen wilden Beeren die beste Erquickung.

Norwegen ist kein armes Land. So wenigstens erscheint es dem Reisenden, was auch die Statistiker dagegen einwenden mögen. Dafür sprechen schon der äußere Anblick, die fruchtbaren Felder, die Fortschritte der Kultur des Bodens im Vergleich mit Schweden. So lange der Norweger an patriarchalischer Einfachheit sich erfreut, kann der Bauer reich genannt werden, denn er hat das in Fülle, wovon er lebt. Ausserdem finden viele ein ergiebiges Einkommen im Holzverkauf aus ihren Waldungen, wo der Transport möglich ist. Vergleicht man die behagliche Einrichtung in den geräumigen Höfen mit den Wohnungen unserer Bauern, so scheint der Zustand dieser freien, alten Grundbesitzer ein sehr gemächlicher. Man gesteht auch ein, daß Norwegen blühend gewesen, und der Wohlstand nur noch mit den Dranglalen der letzten dreißig Jahre kämpfe.' Ein deutliches Zeichen für den öffentlichen Glauben an den guten Fonds Norwegischen Wohlstandes ist der Cours ihres Pa-

Inhalt des neunten Theiles.

Miguel Servete.

Eine erste Conventiklerin.

Die Quäker in Boston.

Elizabide.

Die beiden Markmann.

Der Dieb als Vatermörder.

Der Sohn des Bettlers.

Contrafatts.

Wilster, genannt Baron von Essen.

Der neue Pitaval.

Zehnter Theil.

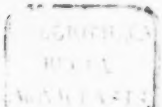

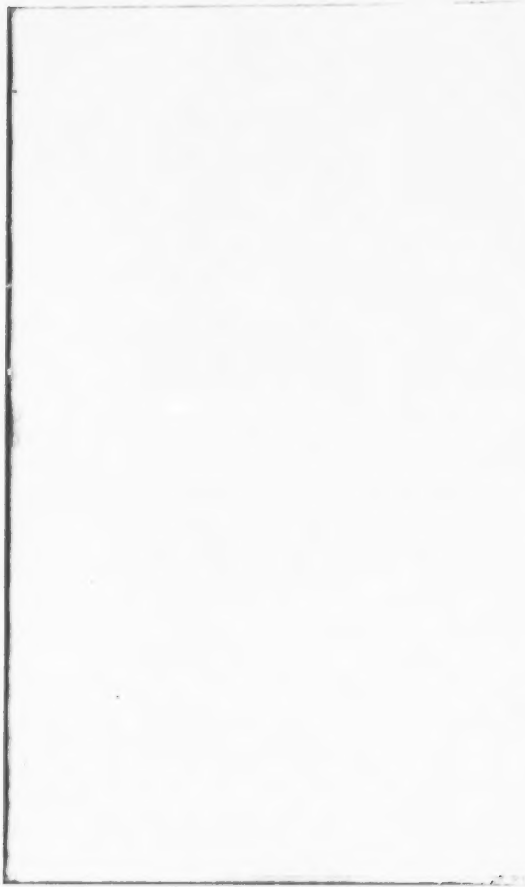

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung

der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben

von

Criminaldirector Dr. J. E. Hitzig

und

Dr. W. Häring (W. Alexis).

Zehnter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des zehnten Theiles.

	Seite
Don Antonio Perez und die Prinzessin Eboli. 1578 —1612.	1
Der Kerker von Edinburg. 1736—1738.	153
Die Schlieffen und die Adebar. 147.	171
Bathseba Spooner. 1778.	177
Peytel. 1838.	226
Die schöne Würzkrämerin. 1681—1701.	259
Karl Grandissen. 1814.	325
Die Goldprinzessin. 1836.	377

Don Antonio Perez und die Prinzessin Eboli.

1578 — 1612.

Philipp II. hatte viel von einem jungen Spanier, Don Antonio Perez, dem Sohne des Gonzalo Perez, Staatssecretair unter seinem Vater Karl V., gehört, der nicht allein seine Studien zum großen Theil im Auslande gemacht, sondern auch schon an fremden Höfen durch seine Würde und sein einnehmendes Wesen Aufsehen erregt hatte. Auch sein Minister, der Fürst Ruy Gomez, hatte ihm einen vortheilhaften Bericht über den jungen Aragonesen abgestattet; der König wünschte ihn zu sehen und in seine Dienste zu ziehen.

Philipp's Wunsche waren Befehle für seinen Diener. Für Antonio Perez war aber Das, was Anderen als das höchste Glück gegolten hätte, ein Gegenstand mancher Bedenken. Sein Vater kannte aus eigner Erfahrung den glatten Boden der Hofgunst, zumal an einem castilianischen Hofe und unter einem Fürsten wie der zweite Philipp. Er hatte den Sohn seiner Liebe — Antonio war in einer außerehelichen Verbindung mit Donna Juana De Escobar erzeugt, aber nachher durch ein kaiser-

liches Reskript legitimirt worden — zwar zuerst in Alcala studiren lassen, dann aber zur Fortsetzung seiner Studien nach Löwen und Venedig geschickt. Gleich dem Vater seines aragonesischen Landsmannes Servete, sah er für seinen Sohn kein Glück im Vaterlande voraus, wenn gleich nicht aus denselben Gründen.

Antonio mußte gehorchen; aber wie er selbst versichert, trat er in den Hofdienst mit weniger Ehrgeiz als Besorgniß. Ja als schwebe ihm das Schicksal vor, das seiner warte, will er mehrmals Versuche gemacht haben, vom Hofe und seinem Dienste wieder loszukommen. Aber Philipp schätzte seine Talente und liebte, so viel ein Philipp lieben konnte, seinen Umgang.

„Antonio Perez, von Ruy Gomez in den Staatsdienst gezogen", berichtet ein italienischer Zeitgenosse, „ist bescheiden in seinem Auftreten, liebenswürdig und hat viel Ansehen und Kenntniß. Durch seine angenehme Art und Weise versteht er den übeln Eindruck zu besänftigen und zu verstecken, den Philipp auf so Viele durch seine Zurückhaltung, sein Hinhalten und seine Knauserei hervorbringt. Er ist so geschickt und fähig, daß er der erste Minister des Königs dereinst ohne Zweifel werden muß. Antonio ist schmächtig, von zarter Gesundheit, in seinen Privatangelegenheiten nicht in bester Ordnung, nicht gleichgültig gegen seinen Vortheil und dem Vergnügen ergeben. Schmeicheleien und Geschenken ist er durchaus nicht unzugänglich."

Statt ihn von sich zu lassen, zog der König ihn immer fester und enger an sich. Er erhob den jungen Mann, „der so lebhaften Geistes war, einen so einschmeichelnden Charakter besaß, nie Gewissensscrupel im Dienste seines Herrn empfand, der überall Mittel und Wege fand, eifrig arbeitete und kräftig und elegant

Don Antonio Perez und die Prinzessin Eboli.

1578 — 1612.

Philipp II. hatte viel von einem jungen Spanier, Don Antonio Perez, dem Sohne des Gonzalo Perez, Staatssecretair unter seinem Vater Karl V., gehört, der nicht allein seine Studien zum großen Theil im Auslande gemacht, sondern auch schon an fremden Höfen durch seine Würde und sein einnehmendes Wesen Aufsehen erregt hatte. Auch sein Minister, der Fürst Ruy Gomez, hatte ihm einen vortheilhaften Bericht über den jungen Aragonesen abgestattet; der König wünschte ihn zu sehen und in seine Dienste zu ziehen.

Philipp's Wünsche waren Befehle für seinen Diener. Für Antonio Perez war aber Das, was Anderen als das höchste Glück gegolten hätte, ein Gegenstand mancher Bedenken. Sein Vater kannte aus eigner Erfahrung den glatten Boden der Hofgunst, zumal an einem castilianischen Hofe und unter einem Fürsten wie der zweite Philipp. Er hatte den Sohn seiner Liebe — Antonio war in einer außerehelichen Verbindung mit Donna Juana De Escobar erzeugt, aber nachher durch ein kaiser-

pieregeldes, der gegen Schweden unverhältnißmäßig hoch steht. Für uns gab es ein noch deutlicheres Zeichen.

Die Theurung, nicht allein der Luxusartikel, sondern auch des gewöhnlichen Lebensunterhaltes ist sehr groß. Da die Rechnungen in Christiania über das billige Maaß hinausgingen, glaubten wir, es sei dieses ein Privilegium der Haupt- und Seestadt; die kleine Tour durch Ringerike belehrte uns, daß man in den entferntesten Gaards noch besser mit der Kreide umzugehen wisse. Zwar mochte in diesen verhältnißmäßig besuchteren Gegenden die Prellerei das Ihrige thun. Engländer hatten die ersten Preise gemacht, und die Gastwirthe es bequem gefunden, es dabei zu belassen. Auch die Nähe der See steigert den Werth des Verkäuflichen. Aber da wir in Drontheim und in den höchsten Orten im Norden dieselben Verhältnisse, vielleicht nur noch mehr zum Schaden des Fremden, vorfanden, konnte dies unmöglich als gaunerische Verabredung gelten. Fand doch ein Kaufmann aus Drontheim das Leben in den Hotels von Hamburg äußerst wohlfeil, wofür man es in Deutschland nicht zu halten pflegt. Auf der großen

aus wahr hielt, doch als der Wahrheit am nächsten kommend.

Die uns Deutschen so wohlbekannte Prinzessin Eboli, Anna aus dem alten Hause der Mendoza und Gattin des Fürsten und Ministers Ruy Gomez, glänzte damals als ein Stern erster Schönheit und von bezauberndem Geiste an dem spanischen Hofe. Philipp II. war nicht gefühllos für ihre Reize geblieben, ohne einen andern Widerstand zu finden, als den sein eigener stolzer, finsterer Charakter ihm entgegensetzte, der vor dem Schein erschrak, seiner Würde etwas zu vergeben. Für Frauen, welche nicht in Art gewöhnlicher Maitressen großer Fürsten ihren Stolz darein setzten, vor aller Welt im Sonnenlicht der Gunst ihre Schande zu zeigen, war dieser König ein Liebhaber, wie sie ihn nur wünschen konnten. Er war in seinen Liebesintriguen so verschwiegen wie in denen seiner verrätherischen Politik. Der Gatte der Prinzessin, obgleich Spanier, Fürst, von altem Adelsgeschlecht, fühlte nichts von Eifersucht, wo ein König die Reize seiner Gattin der Bewunderung würdigte.

Aber zu einem solchen Verhältniß gehörte ein besonderer Vertrauter. Antonio Perez ward dazu gewählt. Er hinterbrachte dem Fürsten Ruy Gomez den Wunsch und Willen des Königs, der sofort seiner Gattin die Ehre und das Glück seines Hauses mittheilte und bei der schönen Frau auf keine Schwierigkeiten stieß. Perez hatte das Ehrenamt, die Prinzessin heimlich in die Gemächer des Königs zu führen.

Obgleich das eigentliche Geheimniß, bei den Verhältnissen so hochstehender Personen, und an einem Hofe, wo die Wände Ohren haben, nicht lange behütet werden konnte, foderten Ceremoniel und Anstand doch gewisse

Rücksichten nach wie vor, und Antonio Perez, der Staatssecretair, behielt das wichtige Amt, die Zusammenkünfte des Königs und der Prinzessin zu besorgen. Ein reicher Lohn fehlte ihm nicht für diese Verdienste.

Aber die Versuchung für den jungen und liebenswürdigen Mann, wenn er die schöne junge Frau in der Stille der Nacht in die Arme des Königs führen mußte, war zu groß. Seine Blicke oder Seufzer, oder seine kühneren Worte wurden von der glühenden Spanierin verstanden, und die Prinzessin belohnte Antonio Perez Dienste endlich mit einem köstlicheren Solde als der König. Ihr Ehrgeiz war vielleicht befriedigt; für den Dienst in den Armen des alternden, finstern Wüstlings und Tyrannen verlangte ihr Herz oder ihre Sinnlichkeit nach einer Entschädigung.

Nach den neuesten Ermittelungen, von denen wir alsbald reden werden, und die vieles neue Licht in die dunkle Geschichte gebracht haben, kann der Roman, wie er hier erzählt ist, in Zweifel gestellt werden, nicht aber die doppelte Thatsache, daß die Eboli Philipp's Maitresse gewesen und Perez ihr begünstigterer Liebhaber. Wir fahren inzwischen in der Darstellung der Verhältnisse fort, wie bisher daran geglaubt wurde.

Die Sache blieb lange ein Geheimniß, der König hegte keinen Argwohn.

Es war um jene Zeit, daß Philipp's II. natürlicher Bruder, Karl's V. Bastard, der berühmte Feldherr Don Juan d'Austria, mit dem Könige in mehren Punkten in Uneinigkeit gerieth. Don Juan, in den Niederlanden commandirend, foderte, daß die spanischen und italienischen Truppen von dort zurückberufen würden. Zu diesem Zwecke hatte er seinen Secretair Escovedo nach Madrid geschickt, welcher mit Eifer die Sache betrieb. Perez

war entgegengesetzter Ansicht und drang mit der seinigen durch. Escovedo, wüthend darüber, suchte sich zu rächen. Es gelang ihm, hinter das Geheimniß zwischen der Eboli und seinem Gegner zu kommen, und er versäumte nicht, den König von seiner Entdeckung in Kenntniß zu setzen, in der gewissen Hoffnung, daß dieser Umstand seinen politischen Gegner unfehlbar stürzen müsse.

Seine Rechnung war zwar richtig, aber nicht vollständig. Philipp vergab und vergaß kein Vergehen gegen seine Person; aber er war ein kaltblutiger Rechenmeister, der bei jeder Operation nach vielen Richtungen hin arbeitete und, wenn er einen Schlag führte, gern zwei Gegner damit traf.

Philipp verbarg die Flamme, welche Escovedo's Entdeckung in ihm entzündet hatte; er verbarg sie für den Augenblick und noch lange nachher. Sein Betragen gegen Antonio Perez ward das Meisterstück seiner Verstellungskunst. Aber an einem Hofe wie der des zweiten Philipp, wo Wort, Blick und Bewegung in beständiger Erstarrung von Devotion verharren mußten, rächte sich die Natur oder sie erholte sich von dieser Beschränkung, indem sie die Wahrnehmungskraft der Sinne schärfte. Nichts geschah im Stillen, nichts wurde so im Verborgenen gesprochen, daß nicht ein Widerhall, ein Widerschein davon zu Denen gelangte, die es betraf, oder nicht betraf.

Perez und die Prinzessin Eboli wußten, daß ihr Verhältniß dem Könige verrathen war und sie strengten alle ihre Kräfte an, um den Schein der Unschuld vor ihm zu behaupten. Es gelang ihnen — glaubten sie! Und nun ging ihr ganzes Bestreben dahin, sich an dem Angeber zu rächen und Escovedo als einen äußerst gefährlichen Mann darzustellen, der, im vollen Vertrauen

seines Herrn, ja ihn beherrschend, nicht ablasse, Don Juan d'Austria anzurathen, daß er sich selbst zum Könige der Niederlande erhebe.

Jeder Funke ausgestreuten Verdachtes fand in Philipp's Brust seinen Zunder. Er nährte ihn aber vorsichtig, daß nicht ein Luftzug den Funken unzeitig zur Flamme anfache. Der Verdacht gegen Escovedo fand einen nur allzuvorbereiteten Boden. Philipp fürchtete den Mann, welcher auf den offenen Sinn seines Bruders einen so bedeutenden Einfluß übte, er haßte ihn.

Schon früher hatte der König sich Beweise verschafft, welche ihn über Escovedo's gefährliche Thätigkeit außer Zweifel setzten. Er hatte im Namen seines Herrn in Frankreich und Italien Verhandlungen angeknüpft. Don Juan foderte nicht allein durch seinen Abgesandten die Rückberufung der spanischen Truppen aus den Niederlanden, sondern er selbst foderte immer dringender Geldsendungen und die Rückkehr seines Secretairs, den man unter allerhand Vorwänden in Madrid zurückhielt.

Philipp zweifelte nicht mehr an ehrgeizigen Entwürfen, mit denen sein Bruder umginge; aber die Seele dieser Entwürfe konnte nur der kühne, unverdrossene, unbestechliche Escovedo sein.

Ihn zurückzusenden war deshalb gefährlich; ihn länger zurückzuhalten, war mislich, da Don Juan, der auch schon zu fürchten anfing, immer dringender auf die Rückkehr bestand. Arretiren konnte der König denselben nicht lassen; die Folgen dieses Schrittes waren nicht abzusehen gewesen.

Es blieb dem Despoten, der es nicht gerathen fand, einen offenen Bruch mit einem Bruder zu wagen, welcher die Meinung der Welt für sich hatte und ihm ein Werkzeug schien, das sich noch leiten ließ, also kein Auswe-

übrig, als den verdrießlichen, verhaßten und gefährlichen Mann zu verderben.

Aber der Entschluß, Escovedo zu verderben, erschütterte nicht im mindesten den andern Entschluß, auch seinen Gegner Perez zu verderben. Nur war jener dringender, dieser konnte aufgeschoben werden; es eröffnete sich ihm sogar die Aussicht, den Einen zum Verderben des Andern zu gebrauchen und die Möglichkeit, ihn in dem Unternehmen, oder dessen Folgen, untergehen zu sehen. Aber sein Racheplan ging weiter. Die Liebe für die Eboli, wenn man da von Liebe reden kann, war seit jener Entdeckung dem Hasse gewichen, oder dem gekränkten Stolze, daß eine Spanierin die Gunst ihres Königs mit einem Diener theilte. Auch der Untergang der ungetreuen Maitresse war beschlossen, und sollte oder durfte mit dem Sturze des Einen oder Beider von selbst erfolgen.

Philipp trug Antonio Perez auf, Escovedo zu ermorden.

Perez, in seinen später in Frankreich herausgegebenen Relaciones erzählt die Geschichte in folgender Weise.

„Der König, welcher täglich neue Proben von Escovedo's Verrätherein erhielt und ihn nicht mehr zu Don Juan d'Austria, der ungestüm auf seine Rückkehr drang, zurücklassen konnte, ließ Antonio Perez eines Tages im Escurial zu sich rufen. Es war das Garderobezimmer, wo alle die kostbaren Möbel und Schmuckſachen für die königlichen Zimmer zusammengebracht waren. Sobald Perez eingetreten war, schloß Philipp selbst sorgfältig die Thüre. Perez war mit Mappen und Papieren angekommen, ob er sich gleichwol sagen mußte, daß die Audienz beim Könige in einem so ungewöhnlichen und entferntgelegenen Zimmer nicht zur Absicht habe, daß

über gewöhnliche Staatsgeschäfte conferirt werde. Auch hieß Philipp ihm die Papiere fortlegen und ging mit ihm, anfangs unter gleichgultigen Gesprächen, im Zimmer auf und ab. Endlich ging er zur Sache über und hub an:

„„Antonio Perez, ich habe schon seit lange mit Schmerzen das Treiben meines Bruders mit angesehen, oder besser des Juan d'Escovedo's, wie auch das seines Vorgängers Juan de Soto. Ich habe darüber nachgedacht, daß wir auf der Stelle zu einem Entschluß kommen müssen, oder es ist zu spät. Nun finde ich unter allen Umständen kein anderes Auskunftsmittel, wohlverstanden, wir dürfen die Sache nur als ein Auskunftsmittel betrachten, als daß man Juan d'Escovedo verschwinden läßt. Denn ließe ich ihn nur verhaften, so würde mein Bruder in denselben Zorn gerathen, als wenn ich mich völlig von ihm befreite. Ich habe mich deshalb zum Letztern entschlossen und will keinem Andern als dir die Ausführung meines Willens übertragen, dir, der mir schon so viele Proben seiner Treue und seiner Geschicklichkeit im Dienen gegeben, und der, völlig vertraut mit seinen Ränken, auch die Gegenmittel weiß, ihn zu überlisten. Aber aus den Gründen, die dir bekannt sind, ist es nöthig, rasch zu handeln.““

Antonio Perez' Herz schlug lebhaft bei einem solchen Vorschlag. Er erwiderte:

„„Sennor! ein solches Zeichen des Vertrauens von Seiten Eurer Majestät rührt mich bis in mein tiefstes Herz; aber vergonnen Eure Majestät mir auch, aus meinem Herzen mit offener Hingebung zu sprechen. Ich betrachte Eure Majestät als in dieser Angelegenheit selbst betheiligt, wiewol Dero Weisheit meinen König auch inmitten der schwersten Kränkungen ruhig und besonnen erhalten

wird. Möglich auch, daß ich selbst, aus Unwillen und Entrüstung über solche Kränkungen, die meinem König und seiner Krone widerfuhren, persönlich gereizt und auch Partei in dieser Sache bin. Demgemäß halte ich es für rathsam, die Angelegenheit einem Dritten, Unbetheiligten vorzulegen, um sie zu beurtheilen, gutzuheißen und uns über den Ausgang zu versichern. Sonst stehe ich in Allem und Jedem zu Eurer Majestät Verfügung. Ich habe keinen andern Willen als den meines Königs, und bin bereit, Alles zu vollziehen, was er mir befiehlt.""

„Der König erwiderte:

„„Antonio Perez, wenn dein Vorschlag nichts Anderes bezweckt, als einen Dritten hineinzuziehen, weil du es nicht allein wagen willst, so stimme ich ein. Soll er aber nur seinen Rath über meinen Entschluß abgeben, so bedarf ich dieses Dritten nicht. Wir Könige handeln wie die großen Aerzte bei geringeren Kranken. In schwierigen und dringenden Fällen nehmen sie von Niemand Rath an als von sich selbst; obgleich sie bei gewöhnlichen Krankheiten recht gern den Rath ihrer Collegen hören. Du magst mir glauben, denn ich rede von Sachen, die meine Profession sind; in solchen Angelegenheiten ist ein Rath weit mehr gefährlich als nützlich.""

„Philipp schwieg; Antonio Perez verstand ihn. Aber er hütete sich, dem Könige zu verstehen zu geben, daß er ihn verstünde. Dies gebietet oft die Klugheitsregel Königen gegenüber, hier gebot es ihm die eigene Sicherheit. Antonio Perez schien nicht zu verstehen, daß Philipp durchaus nicht die Dazwischenkunft eines Dritten wünsche; um deshalb drang er darauf, daß noch ein Dritter in der mislichen Angelegenheit hinzugezogen werde. Er schlug dazu vor den Marques De Los Velez, Don Pedro de Favardo; dieser sei ein Mann voller

Ergebenheit gegen seinen königlichen Herrn, der zu handeln wisse, Winke verstehe, um zu schweigen.

„Der König ging endlich darauf ein, vielleicht weil er nicht anders konnte. Der Marques de Los Velez ward in das Vertrauen gezogen und sein Rath über die Ausführung des Beschlusses erfodert. Vielleicht geschah es (von Philipp's Seite), um sich selbst während dieses Aufschubs in seinem Entschlusse aufrecht zu erhalten, wie es wol natürlich ist, wenn man von einer Leidenschaft oder einem heftigen Verlangen gestachelt wird; oder es geschah um des Marques willen, damit er, den Eifer und die Ungeduld sehend, mit der man schon von den Mitteln der Ausführung sprach, keine Schwierigkeiten erhebe, den Entschluß selbst durch seinen Rath zu billigen."

Des Königs Entschluß ging durch im Rath der Drei. Der Marques Los Velez stimmte ein, Antonio Perez' Gewissen fand sich beruhigt, das Todesurtheil über d'Escovedo war gesprochen und — er starb durch Meuchelmord.

So Antonio Perez in seinen Relaciones, welche, auch in Verbindung mit den anderweitigen Nachrichten, große Lücken und Dunkelheiten zurückließen, sowol über die Katastrophe selbst, als über deren wahre Motive, insbesondere aber über das Ineinandergreifen der verschiedenen Räderwerke der Intrigue, der politischen wie der persönlichen. Nach Mignet's neuesten Forschungen und Ansichten, welche er in seinem Werke Antonio Perez et Philippe II. niedergelegt hat und die das Product der eifrigsten Studien in den Archiven und Bibliotheken

Madrids, des Haags u. s. w. sind, stellt sich das darum nicht weniger verwickelte Sachverhältniß wie folgt:

Bis zur Zeit dieser Geschichte etwa stritten zwei Parteien an Philipp's Hofe um die Herrschaft, d. h. den Einfluß auf die Entschlüsse des Königs. An der Spitze der einen, der strengeren, stand der Herzog von Alba, auf der entgegengesetzten Ruy Gomez de Silva, Prinz von Eboli; jener stolz und fest, dieser geschickt und klug. Beide waren im Rath immer entgegengesetzter Ansicht, eine Plage für Die, welche beim Könige etwas nachsuchten. Wer sich Alba's Geneigtheit und Zustimmung erworben hatte, konnte versichert sein, daß Ruy Gomez gegen ihn stimmen werde, und umgekehrt. Es lag in Philipp's System, diesem Balancirspiel seiner Diener, ohne es zu stören, zuzublicken, obschon es oft in offenbare Feindseligkeiten überging.

Doch neigte er mehr zu Gomez, der ihm länger und seiner Person näher diente, auch in seinen Formen ein bequemerer Rathgeber war. Ruy Gomez und seine Partei stimmte in Bezug auf die Niederlande zu versöhnlichern Maßregeln, Alba zum Gegentheil. Dieser siegte; aber nach seiner blutigen und fruchtlosen Henkermission dahin, die Spanien unerschwingliche Summen kostete und den Abfall eines großen, reichen Landes drohte, kam die Gegenpartei wieder auf, und obgleich Ruy Gomez schon 1573 gestorben war, blieb sie, als eine compacte Phalanx, aus den Schülern seiner Politik bestehend, am Ruder. Zu dieser Partei gehörten Antonio Perez und Juan Escovedo gleichmäßig; beide Geschöpfe, Schüler, des verstorbenen Prinzen Eboli. Zu ihr gehörte auch Don Juan d'Austria, der die Partei durch seine großen Siege draußen, zu Land und Wasser, in Spanien über ihre Gegner erhob. Ihre hauptsächlichsten Glieder

waren außerdem der Erzbischof von Toledo (Don Gasparo de Quiroga), der schon erwähnte Marques de Los Velez und außer Antonio Perez auch der andere Staatssecretair Mateo Vasquez. Diese Partei herrschte, fast mit gänzlicher Beseitigung der Alba'schen, bis zum Jahre 1579.

Don Juan d'Austria war von seiner Partei nach den Niederlanden geschickt worden, um wieder gut zu machen, was Alba verdorben hatte und Requesens nicht wieder herstellen können. Aber es war schon allzuviel verdorben. Flamänder und Brabanter hatten sich mit den Holländern und Zeländern verbunden zur Aufrechthaltung ihrer alten Rechte gegen das spanische Joch, und Wilhelm's von Oranien Klugheit und Einfluß hatte die Pacification von Gent (8. November 1576) zu Stande gebracht, durch welche 17 Provinzen sich aufs engste zu gegenseitigem Schutz und Trutz verbanden und unter Bedingungen, welche die Oberherrschaft des Königs von Spanien zu einer fast nur nominellen herabsetzten.

Don Juan d'Austria's Lage, als er ankam, war, diesem entschieden ausgesprochenen Willen und dieser Macht der verbundenen protestantischen und katholischen Provinzen gegenüber, eine peinliche. Er durfte und konnte nur unterhandeln, weil der Wille des Königs und seiner Partei jetzt vor neuen Gewaltsmaßregeln zurückschreckte und ihm selbst die Macht über seine Truppen fehlte, welche, auf ihren rückständigen Sold vergeblich wartend, bis zum äußersten Punkt der Meuterei gediehen waren. Als Unterhändler aber stand er schwach, ein Fremder, einer compacten, mächtigen Verbindung gegenüber, welche den Vertrag bereits nach ihrer eigenen Willkur niedergeschrieben hatte.

Für jeden Feldherrn und Fürsten wäre die Lage, in

Straße, durch das ganze Innere des Landes herrſchten zwar mildere Sätze. Hier verrieth aber Alles den plötzlichen Uebergang aus einem Zuſtande patriarchaliſcher Gaſtfreiheit zu dem merkantiler Kultur. An manchen Orten betrachtet man den fremden Gaſt wie einen Wallfiſchfang; weil er ſelten kommt, muß er den Verluſt von Jahren erſetzen. An andern weiß man gar nicht, was man fordern ſoll, und überläßt es dem Fremden ſelbſt zu beſtimmen, wie hoch er die Zeche ſchätzt. Im Ganzen kann man ſagen, in Norwegen iſt es ſo theuer und theurer, als in der Schweiz, mit dem Unterſchiede, daß man für daſſelbe Geld in der Schweiz alles, in Norwegen wenig erhält. Die Preiſe in Drontheim waren in mancher Beziehung kaum von denen eines Londoner Hotels verſchieden. —

welcher Don Juan sich befand, eine peinliche gewesen, was mehr für den Eroberer von Tunis, den Besieger der Mauren in Granada, den Sieger von Lepanto, den kühnen, ritterlichen, hochstrebenden Sohn Karl's V., auf dessen Angedenken bei den Flamändern Don Juan zu seinem Vortheil so viel bauen durfte. Er, dessen Ehrgeiz nach einem eigenen Throne ausblickte, konnte, in Luxemburg an der Grenze mit seinen wenigen Truppen eingepreßt, mit gebundenen Händen, nichts wirken. Schritt für Schritt mußte er sich in Alles fügen, was die Stände der vereinigten Provinzen dictirten, er, der hingesandt war, sie der Krone Spanien wieder zu unterwerfen, er, der, wenngleich mit edlerem, doch mit demselben Feuereifer als sein königlicher Bruder Philipp für Aufrechthaltung aller alten Rechte des Katholicismus entbrannt war, mußte sich die Antwort gefallen lassen: die Stände würden ihn erst dann als des Königs Statthalter anerkennen, wenn er alle spanischen Truppen von ihrem Gebiet fortzöge, die von Alba errichteten Citadellen schleifen lasse und für Herstellung aller alten Rechte der Provinzen sorge!

Er hatte in Alles willigen müssen, die Pacification von Gent war bestätigt worden, aber — er konnte auch nicht sein Wort halten, ihm fehlte das Geld, um die Truppen zu bezahlen, die er entlassen, die er fortschicken sollte. Wir übergehen Begebenheiten, die der Geschichte allein angehören. Es kommt hier nur darauf an, seine persönliche Lage, seine persönliche Stimmung zu schildern.

An Den, welchen er für seinen Freund im Rathe des Königs hielt, an Perez, hatte er am 21. December geschrieben: „Ich bin doch am Ende nur ein Mensch, und was soll ich allein unter so vielen andringenden Verwickelungen, wenn ich Keinen habe, auf den ich mich

verlassen kann, besonders wenn Escovedo mir fehlt.... Wahrhaftig, ich lege mich um Mitternacht zum Schlafe und stehe bei Kerzenlicht um 7 Uhr auf, ohne daß ich weiß, ob ich den Tag über Zeit finden werde zum Essen oder was sonst dem Leibe noth thut. Und schon kostet es mich drei Fieberanfalle. Ich bin in Verzweiflung, wenn ich mich hier wie verkauft sehe, und mit so wenig Leuten, und ohne einen Real, und weiß, mit welcher Langsamkeit man da unten bei Allem zu Werke geht."

Don Juan foderte Geld; Geld um die Truppen zu bezahlen, Geld zu Krieg oder Friede, Geld zur Erhaltung seiner Ehre, und seinen Vertrauten Don Juan d'Escovedo hatte er nach Spanien geschickt, um diese Forderung zu unterstützen. Aber Escovedo war übereifrig; in seinem Eifer ging er bis zur Beleidigung. In einem Briefe an Philipp nannte er dessen Politik: „eine lumpige". Der König schrieb Dies mit einer bittern Bemerkung an Perez. Perez war wirklich noch Escovedo's Freund; er ermahnte ihn, um Gottes willen in dieser Art nicht fortzufahren, wenn er nicht Alles beim Könige verderben wolle; und mit vollem Recht. Philipp nannte gegen seinen Vertrauten Escovedo's Schreiben: „ein blutiges Papier" und mit allen Zeichen des innern Verdrusses sagte er: „Das sind mir Früchte aus Italien und Flandern.... Wenn er mir mit lauter Stimme Das gesagt hätte, was er mir geschrieben, so weiß ich wirklich nicht, ob ich die Fassung behalten hätte." Perez versuchte den Freund zu entschuldigen, die beleidigende Aeußerung sei doch aus einem achtbaren Eifer hervorgegangen. Philipp antwortete ohne Zorn, aber seitdem war Escovedo der Gegenstand seines geheimen Hasses.

Escovedo verließ darauf Madrid und kehrte zu dem

dringend nach ihm verlangenden Don Juan zurück; aber ohne Geld. Neuer Streit wegen Entlassung der Truppen und auf welchem Wege, zu Lande oder zur See? Letzteres wünschte Don Juan, die Stände protestirten dagegen, weil sie eine Hinterlist, eine Expedition gegen die Seeprovinzen fürchteten. Sie erneuerten die Pacification von Gent durch die Union von Brüssel (9. Januar 1577). Endlich mußte Don Juan einwilligen, die Truppen zu Lande nach Italien abführen zu wollen, wozu denn die Stände das nöthigste Geld hergeben wollten. Dieser Vertrag, das sogenannte „ewige Edict", ward am 12. Februar 1577 unterzeichnet.

In einem Briefe Don Juan's an Perez von diesem Zeitpunkt (16. Februar) nennt er sich einen „unglücklichen Menschen", einen Verlorenen, weil er eine so lange vorausüberlegte und so wohleingerichtete Unternehmung im Stich lassen müsse. „Ich weiß nicht mehr, an was ich denken soll; das Beste wäre, mich in irgend eine Einsiedelei zurückzuziehen. Ich bin so geschlagen von diesem Schlage, daß ich lange Stunden hinbrüte, ohne zu wissen, was ich eigentlich denken soll.... Ich bin jetzt ebenso unnöthig hier, als ich zu anderer Zeit durch meine Gegenwart hätte nützen können.... Ich bin nicht für die Leute hier gemacht und die Leute sind nicht für mich gewacht (de ningun modo soy para entre estas gentes, y mucho menos son ellas para mi)... Ich sage es gerade heraus, besser als hier noch länger verweilen, als gerade nöthig ist, um eine andere Person zu wählen, ergreife ich jeden Ausweg, selbst den, Alles zu lassen wie es ist, und bei Euch zu erscheinen, wenn man mich am wenigsten erwartet, und sollte ich auch dafür bis aufs Blut bestraft werden, sollte ich auch, Sennor Antonio, den Dienst des Königs preisgebend,

meinen eignen Untergang dadurch verwirken und mich verurtheilen und richten lassen zur Warnung für einen so großen Fehler. Seid gewiß, darin ist eigentlich nichts Schlimmeres, als einen Unterthanen zu verlassen, der so unterwürfig war, und den man in der Hand hatte, indem man ihn dahin auswies, wohin sein Herr es verlangte."

Don Juan rieth, es klingt wie Ironie, aber war Ernst, statt seiner wieder eine Frau, entweder die Kaiserin oder die Herzogin von Parma zur Statthalterin zu ernennen; selbst aber bat er, mit seinen Spaniern (6000 Fußvölkern und 2000 Reitern) statt nach Spanien, nach Frankreich ziehen zu dürfen, um Heinrich III. zur Besiegung der Hugenotten zu verhelfen.

Es galt ihm mit diesem abenteuerlichen Vorschlage nichts, als die Schande seines Abzugs zu bemänteln, wiewol sein Secretair Escovedo in seinen Briefen dem Vorschlage noch einen andern Schein zu geben suchte: wenn Don Juan der Sache des Katholicismus in Frankreich den Sieg verschaffe, so sei dies auch ein mittelbarer Sieg gegen die Ketzer in den Niederlanden, welche die Nachwirkung des Ersteren unfehlbar empfinden müßten.

Zu gleicher Zeit strebte aber Don Juan, im Mismuth über seine Lage, nach einem ganz anderartigen Ersatz für die demüthige Rolle, die er gespielt. In einem Briefe Escovedo's an Perez (3. Februar 1577) vertraute Jener Diesem, daß seine Hoheit (Don Juan) verzweifelnd, als Feldherr noch etwas zu wirken, nur die Ehren und Rechte eines Infanten von Spanien zu erlangen wünsche. Als solcher denke er in den Rath von Spanien zu treten, dort die alte Ruy Gomez'sche Partei zu verstärken und mit ihr die Angelegenheiten des Königreichs zu leiten.

Escovedo mit seinem ungestümen Eifer drückte diese

Absicht unvorsichtig genug in einem zweiten Briefe (7. Februar) an Perez aus: „... Wenn das gelingt, muß unsere Meinung im Rathe die Oberhand gewinnen. Der Plan, von weitem eingeleitet, und wenn man hinzunimmt, was uns förderlich sein könnte, muß gelingen; habt deshalb keinen Zweifel. Wenn Ihr und Los Velez jede gute Gelegenheit ergreift, die viele Arbeit zu bedauern, die auf den Schultern des Königs ruht und ihm Sorgfalt anzuempfehlen für seine Gesundheit, von der das Heil der Christenheit abhangt, dann werde ich noch weiter gehen und ihm ohne Umschweife sagen, aus diesen Gründen, und angesehen die außerordentliche Jugend des Prinzen, seines Sohnes, sei es gut, daß er Jemand habe, der ihm die Last (des Regierens) trage, und nachdem ich ihm gehörig den Scharfblick, die Klugheit und Treue gerühmt haben werde, die Seine Hoheit in den Angelegenheiten hier entwickelt, erscheint er von selbst als diejenige Person, der dieser Posten gebührt, und als Derjenige, wie die Schrift sagt, den Gott dem Könige zur Belohnung für seine Frömmigkeit als einen Stab für sein Alter habe zugeben wollen."

Nicht minder dringend schrieb Don Juan selbst dieserhalb an Perez. Er beschwor ihn, Alles aufzubieten, daß er, aus den Niederlanden fort, nach Madrid komme; dort wolle er es ihm, als sein bester Freund, vergelten. „Im Bundniß mit Euch, Velez und Quiroga, wird es mir nicht allein gelten, Euch aufrecht zu erhalten, sondern auch alle unsere Feinde anzugreifen, und als meinen Feind betrachte ich Jeden, der es von einem Freunde ist wie Ihr."

Diese Briefe wurden von Escovedo und Don Juan im Vertrauen an Perez geschrieben, und Perez theilte sie in demselben Vertrauen seinem Könige mit, vor dem

er nichts verbarg. Ja Philipp hatte ihm eigens den Auftrag ertheilt: diese Correspondenz zu führen, in die Ansichten der Beiden einzugehen, die Miene anzunehmen, als rede er ihnen beim Könige das Wort; ja er hatte ihm erlaubt: sich recht freimuthig über seine eigene, höchste Person auszudrücken, um auch ihnen Muth und Lust zu machen, Alles, was ihnen auf dem Herzen lag, abzuwälzen, und Perez — gehorchte, wie er selbst in seinem Memorial gesteht, diesem Auftrage mit einer unverschämten Unterwürfigkeit. „Ich weiß sehr wohl, was meine Pflicht und mein Gewissen anlangt, daß ich hierin nur Das thue, was ich muß, und ich bedarf keiner andern Theologie, als der meinigen, um es zu verstehen." Der König erwiederte ihm: „Meine Theologie sieht die Sache gerade so an, wie die deinige, und findet, daß du nicht allein gethan hast, was du solltest, sondern daß du auch vor Gott und Menschen gesündigt hättest, wenn du es anders gemacht."

Philipp, auf diese Weise von den geheimsten Gedanken seines heißblutigen, misvergnügten Bruders und seines noch ungestümern Rathgebers unterrichtet, empfand begreiflicherweise keine Lust, ihn zurück zu berufen und am Hofe in nächster Nähe, oder in seinem Rathe zu sehen, um sich von ihm beherrschen zu lassen. Perez mußte ihm daher schreiben, daß der König durchaus nicht darauf eingehen wolle, und daß es ihm und seinen Freunden unmöglich gewesen, den Starrsinn des Monarchen zu beugen, der nun einmal glaube, daß es nur dem Prinzen gelingen könne, die aufrührerischen Provinzen zu Ordnung und Gehorsam zurückzuführen. In einem der meisterhaftesten Briefe, in welchem er Escovedo die Unmöglichkeit auseinandersetzt, in der Sache zu Gunsten Don Juan's weiter vorzugehen, und nament-

lich die Unklugheit, es rasch thun zu wollen, wodurch Alles verdorben werde, übt er die Täuschung so weit, daß er sich selbst mit dem Benehmen seines Königs und Gönners unzufrieden stellt, um des Prinzen volles Vertrauen zu gewinnen. Mit welchen Gefühlen mag Philipp II. Perez' Brief an Escovedo überlesen haben, worin es heißt: „Wolle Gott, daß eines Tages Ihr und ich Velez' und Sesa's Plätze inne haben! Aber hüten wir uns, jemals diesem Manne (Philipp II.) zu verrathen, was wir wünschen, denn dann würden wir es nie erreichen (pero no lo mostremos a esto *hombre* jamas que lo deseamos). Der einzige Weg zum Ziel ist, ihn zu überreden, daß die Dinge ganz nach seinem Willen gehen und nicht nach dem Sr. Hoheit." An den Rand des Concepts dieses Briefes hatte der König mit seiner kleinen Handschrift die Worte geschrieben: „So ist dieser Artikel gut, und was du darin sagst, ist auch gut." (Este capitulo ha muy bien assi y lo que decis' en el tambien.)

Daß ein König wie Philipp II. einen Bruder wie Don Juan d'Austria nicht in seiner Nähe wünschte, war begreiflich, sagten wir, auch wenn nicht alle die kühnen abenteuerlichen Plane, welche Perez, unmittelbar zu seiner Rechtfertigung, diesem Prinzen beimißt, in seinem Kopfe gespukt hätten. Don Juan sollte nach der Eroberung von Tunis daselbst ein eigenes Königreich haben gründen und sich zum König mit Beistimmung des Papstes erklären wollen. Der Beweis für diese Anschuldigung ist nicht geführt. Aber nachdem die Ausführung unmöglich geworden, weil Tunis wieder in die Hände der Türken gefallen war, hatte der Sieger von Lepanto einen noch kühneren, uns chimärisch klingenden Plan entworfen. Nach Unterwerfung der Niederlande

wollte er in England landen, die ketzerische Königin vom Throne stoßen und sich selbst als katholischer König auf denselben setzen. Eine Vermählung mit der noch gefangenen Maria Stuart ward dabei in Aussicht gestellt. In Rom war man von dem Plane entzückt und suchte ihn durch Fürsprache und Versprechungen zu unterstützen; in Madrid hatte er Philipp's despotische Eigenliebe verletzt und Alba ihn geradezu für eine Thorheit erklärt. Aber jetzt, wo es galt, den aufgebrachten und verzweifelnden Prinzen von der Rückkehr ab- und mit einer Lockspeise hinzuhalten, ward wieder von fern auf die Möglichkeit einer Ausführung hingedeutet. Den abenteuerlichen Condottierezug Don Juan's nach Frankreich durfte Philipp nicht gestatten, und hatte den besten Grund dafür darin, daß Heinrich III. selbst eine solche Unterstützung gar nicht verlangt habe.

Don Juan fügte sich; Perez selbst lebt in einem Briefe „diesen wahren Ritter voller Ehrgefühl und Eifersucht seine Pflicht zu erfüllen, der Alles thue, nur um seinem Könige zu dienen". Don Juan fügte sich, aber seine Lage ward unerträglich. Geneckt, beleidigt, von Mißgunst, Verrath umgeben, falsch rechnend, als er durch edles Vertrauen Vertrauen kaufen wollte und in gerechter Besorgniß, in dem Brüssel, wohin er sich fast ohne Mannschaft freiwillig unter seine Gegner begeben, von den feindlichen Parteigängern aufgehoben zu werden, sah er sich endlich genöthigt, selbst zu den Waffen zu greifen. „Die Insolenz der Uebelgesinnten wächst ins Unglaubliche", schreibt er an Philipp. „Von den Ständen geht es aus, die Großen nehmen Theil, das Volk ist gewonnen. Rückkehr ist nicht mehr möglich; Alles stürzt zusammen. — Wenn diese Leute hier selbst die Schuldigen sind und gar nichts mehr auf Eure Majestät Gnade

geben, so muß der Krieg ein anderer werden, als er bisher war. Er muß mit ihrem eigenen Gelde geführt werden und nicht mit dem anderer Länder. Wer das Uebel veranlaßt, muß es bezahlen. Feuer und Blut über sie, und möge Eure Majestät mich walten lassen."

Um Hülfe, die Rückkehr der Truppen, Rath und Geld in dieser kritischen Lage sich zu verschaffen, sandte Don Juan zum zweiten Male seinen Escovedo nach Spanien. Philipp II. war über diesen lästigen Besuch höchst aufgebracht. Er misbilligte nicht allein die Absendung, sondern Don Juan's ganzes Verfahren, den Friedensbruch, weil er sich nicht für stark genug zum Kriege hielt. Aber die Umstände waren stärker als sein Wille, der Trotz, die offenen Unternehmungen der Flamänder und Brabanter gegen sein: Autorität, ihr Bündniß, welches sie mit Elisabeth von England schlossen, zwang ihn endlich, Don Juan die Erlaubniß zur offenen Gewalt zu geben. Und der junge Feldherr ergriff die Waffe mit Glück; seine Lage hatte sich bald völlig geändert, und mit Ungestüm foderte er in seinen Briefen, daß man Muth fasse, daß man Holz ins Feuer werfe, während es noch brenne. „Läßt man diese Gelegenheit wieder verstreichen, dann soll der König nicht mehr daran denken, Herr von Flandern zu bleiben, auch nicht von seinen andern Reichen, denn er findet keinen Beistand mehr, weder bei Gott noch bei den Völkern. Das ist die Wahrheit; wer ihm Anderes sagt, täuscht ihn. Ich habe es ihm gerade heraus geschrieben und was ich sonst denke... ich habe vielleicht mehr gesagt, als man wunschte.... Das nicht zu sagen, halte ich für einen Verrath.... Jetzt aber, meine Herren, bedarf es des Geldes und des Entschlusses. Wir haben jetzt hier Gelegenheit, unsere Sache glänzen zu lassen, weil wir

fechten können, und unser Herr wird Sieger sein. Darum, Escovedo, Eifer, Eifer und schnell zu mir zurück!"

Und im Augenblick, wo dieser Brief in Madrid ankam, ward Escovedo auf offener Straße daselbst ermordet, und es leidet keinen Zweifel, daß Philipp II. ihn ermorden lassen. — Warum?

Der politische Meuchelmord war in jener Zeit nichts Ungewöhnliches; er hat sogar seinen wissenschaftlichen Vertheidiger gefunden. Auch dieser Mord ward so vertheidigt. Philipp's II. Beichtvater, Diego de Chaves, schrieb im September 1589 an Perez:

„Nach meiner Ansicht von den Gesetzen kann der weltliche Fürst, welcher dergestalt die Macht hat über das Leben seiner Unterthanen und Vasallen, daß er es ihnen aus gerechter Ursach und durch Urtel und Recht nehmen darf, dies auch ohne dieses thun (lo puede hazer sin el) weil die Formlichkeiten allüberall und was sonst zu einem Proceß gehört, für ihn nichts weiter als Gesetze sind, von denen er dispensiren kann. — — Es ist daher keine Verschuldung von Seiten eines Vasallen, wenn er auf Befehl seines Souverains einen andern Vasallen desselben umbringt; weil man denken muß, daß der Fürst diesen Befehl um einer gerechten Ursache willen gegeben hat, weil man nach ernstlichen Grundsätzen annehmen muß, daß eine solche allen Handlungen des Souverains zu Grunde liegt."

Nach dieser Theorie handelte Philipp II., und es ist nicht das einzige Mal, daß er so gehandelt hat. Aber auch er mußte vernünftige, mächtige Beweggründe haben.

Perez gibt sie laut und deutlich in seinen Schriften an, in dem Memorial, welches er später dem Gerichts-

Siebentes Kapitel.

Die große Straße nach Drontheim. Einzelne Gaards. Scharfe Abgränzung des Bodens. Namen der Besitzer. Polizeiliche Sicherheit. Eine Mordthat. Ausfahrt in das Gebirgsland. Raahold. Norwegen besteht aus Bergrücken und Stromthälern. Der Mig-Sie. Wege, Wagen, Pferde. Fladrod. Kartoffeln. Kaffe. Forellen. Waldbeeren. Kaffeepräsentation. Hedemarken. Kampferhoben. Ein einsamer Bauernhof. Ringsager. Das Norwegen der Deutschen Dichter. Die Vorzeit. Norwegische Natur, ihr massenartiger Charakter.

Wenn auch Drontheim nicht so hoch liegt, wie auf jener alten Homannischen Karte, die es eben nicht sehr entfernt vom Nordkap placirt; so sind es doch von Christiania bis dahin gegen hundert unserer Postmeilen, mitten durch ein hohes Gebirgsland über die höchsten Bergkämme, zwischen, mit ewigem Schnee bedeckten Pics und längs nie vom Strahl der Sonne getrockneten

hofe von Aragon übergab, und in den Relaciones, welche er noch später in Frankreich drucken ließ:

Don Juan d'Austria's ehrgeizige Entwürfe hatten den König beunruhigt: sein Plan zu einem Königreiche Tunis; der, sich auf den Thron von England zu setzen; dann, als er diesen aufgeben und selbst aus den Niederlanden sich zurückziehen mussen, sein heftiges Verlangen, mit den spanischen Truppen in Frankreich einzudringen, wo er in nächster Verbindung mit dem factiosen Hause der Guise gestanden; endlich sein ungestumer Wunsch, zum Infanten von Spanien erklart zu werden, um im Rathe des Königs das Reich zu beherrschen. — Escovedo, Don Juan's rechte Hand, sein Rathgeber, die Seele aller seiner Entwürfe, sagt Perez, sei noch weiter gegangen. Der Plan desselben sei gewesen, wenn sie Herren von England geworden, sich auch Spaniens mit Gewalt der Waffen zu bemächtigen. Von Santander aus, wo Escovedo um die Gouverneurstelle eines festen Schlosses sich beworben, habe er über Asturien, gleich den alten Spaniern gegen die Mauren, die Halbinsel erobern wollen. Zu diesem Zwecke sei ein geheimes Bundniß zwischen ihm und den Guisen in Frankreich abgeschlossen gewesen unter dem Namen eines: „Bundes zur Vertheidigung beider Kronen."

Perez spricht als Vertheidiger seiner selbst; es mußte ihm darauf ankommen, die Schuld, welche Escovedo in den Augen des Königs haben konnte, zu vergrößern, um seine eigene, so bereitwillig dem Könige seinen Mordarm geliehen zu haben, vor der Welt zu verkleinern. Die Mehrzahl der Beschuldigungen gegen Don Juan hat die Geschichte als unerwiesen beseitigt. Für seine Absicht auf Tunis fehlen alle Beweise, und wenn er einst von einem Königreich daselbst geträumt hätte, war

dies eine Vergangenheit, die nicht mehr in Betracht kommen konnte. Der Entwurf, England anzugreifen, war als Plan im Cabinet des Königs schon lange berathen worden, wie er denn später zu einer weit ungünstigern Zeit, 1588, und zu Spaniens Verderben, zur That wurde. Aber wenn ihn der Gedanke, daß der hochfahrende Prinz nach dem glücklichen Ausgange sich selbst zum Könige des Inselreiches erheben könne, beunruhigte, so würde ein Philipp Mittel gefunden haben, im rechten Augenblicke dagegen zu handeln; der Augenblick, wo Don Juan kaum der Niederländer sich erwehrte, war aber gewiß der allerungeeignetste, um deswillen vor ihm und seinem Rathgeber zu zittern. Der unsinnige Plan, den Perez Escovedo unterschiebt, eventualiter auch Spanien für seinen Prinzen zu erobern, scheint aber rein aus der Luft gegriffen und hat kaum einen Anhalt in einzelnen, Escovedo in der Hitze entfallenen Aeußerungen, welche Perez künstlich zusammenlas. Allerdings war es Don Juan's brennendes Verlangen, in Frankreich einfallen zu dürfen, aber nur, weil er einen unüberstieglichen Widerwillen gegen einen längern Aufenthalt unter den Flamländern und Brabantern empfand und irgend einen glänzenden Streich ausführen wollte, der die Schande seines Rückzuges verdecke. Aber zur selben Zeit begnügte sich der Kaisersohn, der sich nach Thronen umschaute, mit dem kleinen Wunsch, als Infant von Spanien im Rathe des Königs zu sitzen und einigen gesetzlichen Einfluß auf die Regierung auszuüben. In allen diesen wechselnden Wünschen erscheint eine unruhige, ehrgeizige Natur, aber kein Empörer und Verschwörer und kein Seignour, dessen Entwürfe so gefährlich gewesen waren, um einen Philipp zum Meuchelmorde gegen den Rathgeber desselben zu veranlassen.

Am allerwenigſten zu der Zeit, wo Escovedo ermordet wurde. Don Juan dachte nicht mehr an das wieder verlorengegangene Tunis, auch in dem Augenblicke weder an England, Frankreich, noch an den Infantenſtuhl im Rathe von Caſtilien, ſeine ganze ritterliche Seele ging wieder auf beim Schall der Trompete, beim Raſſeln der Pauke in den Niederlanden, wo er im Dienſt ſeines Königs neue Lorbern zu erwerben hoffte.

Um deswillen hatte er Escovedo nach Spanien geſchickt, nicht für ihn, ſondern zu Gunſten ſeines königlichen Herrn bei demſelben zu negociiren. Und doch hatte grade jetzt in Philipp Furcht und Haß in dem Maße gegen den Unterhändler ſich ſteigern ſollen, daß er ſich zum Meuchelmorde entſchloß, von dem gar kein Vortheil für ihn entſprang?

Und doch war es ſo. Ein Philipp II. darf nicht mit dem Maßſtabe, der für Andere paßt, gemeſſen werden. Ein Funke Verdacht genügte, um eine verzehrende Flamme in ſeinem argwöhniſchen und furchtſamen Gemüthe anzufachen; nur ließ er ihn lange glimmen. Philipp hegte Beſorgniß vor ſeinem warmblütigen Baſtardbruder und haßte ſeinen Unterhändler, deſſen rückſichtsloſer Ungeſtüm ſeine Würde verletzte.

Auf Escovedo's Brief aus Santander (v. 21. Juli) ſchrieb er, nach Perez' Angabe, eigenhändig die Worte: „Schon nähert ſich uns der Streich, der uns treffen ſoll; es iſt nöthig, uns gegen Alles vorzuſehen und alle Eil anzuwenden, ihn zu beſeitigen, ehe er uns umbringt.“

Und doch ward Escovedo erſt acht Monate nach dieſem Briefe umgebracht!

Wer verzögerte die Ausführung? — Aller Wahrſcheinlichkeit nach nur des Königs innigſter Vertrauter,

Antonio Perez, deſſen Freundſchaft für Escovedo noch nicht erloſchen war, für den er fortwährend das Wort geredet, deſſen Ungeſtüm er vor dem Könige als lobenswerthen Eifer mehr als einmal entſchuldigt hatte. Perez verſuchte den aufzuckenden Ingrimm ſeines Herrn zu beſänftigen, indem er ſeinen Argwohn zu beſchwichtigen wußte. Das Motiv lag nahe, auch wenn man nicht geneigt iſt, daſſelbe in den edlern Gefühlen einer wirklichen Freundſchaft zu ſuchen. Escovedo und Don Juan gehörten zu Perez' Partei. Jenes Gunſt, dieſes Beiſtand konnten ihm von weſentlichem Vortheil für die Folge werden; er durfte einen ſolchen Beiſtand nicht umſonſt fahren laſſen.

Welcher neue Umſtand, welche neue Motive änderten aber dieſes Verhältniß und beſtimmten Perez, der damals Philipp's innigſtes Vertrauen beſaß, den Blitzſtrahl gegen Escovedo, welchen er geſchickt bis da aufzuhalten gewußt, loszulaſſen, daß er ihn zerſchmetterte? — Hier müſſen wir von der Politik, welche ſo bedeutend bis da in dieſen Criminalproceß hineinſpielte, zu ſeinen romanhaften Theilen übergehen, welche von nicht minderem Einfluß auf denſelben ſind. Aus Beider ſeltſamem Zuſammenfluß wuchs er zu der räthſelhaften Größe an, deren Löſung erſt jetzt dem neueſten Forſcher, Mignet, gelungen ſcheint.

Man hatte neuerdings an der allgemeinen Annahme gezweifelt, daß Perez mit der Eboli in einem Liebesverſtändniß gelebt; erſt jüngſt erklärte Ranke die Sache für einen erfundenen Roman, aus allgemeinen Gründen, welche hier anzuführen überflüſſig iſt, da ſie durch Mignet's thatſächliche Ermittelungen widerlegt ſind. Der Staatsſecretair Antonio Perez lebte zu jener Zeit mit der Prinzeſſin Eboli, über deren Verhältniß zum Könige

ebenso wenig ein Zweifel obwaltet, in einem sehr innigen Liebesverhältniß. Die noch vorhandenen Proceßacten in der Untersuchung gegen Perez geben darüber eine so vollständige Auskunft, als man sie nur verlangen kann, wenn man nicht an der Gewissenhaftigkeit der vielen darüber vernommenen, beeideten Zeugen einen durch nichts motivirten Zweifel erheben will. Die Eboli war Philipp's Maitresse; Perez stand mit der Eboli und die Eboli mit ihm in einer sträflichen Verbindung; aber Escovedo hat nicht aus Rache gegen Perez dieses Verhältniß dem Könige entdeckt, und dieser, wenigstens nicht allein, um deswillen Perez grausam verfolgt; sondern Perez, in Furcht, daß Escovedo, der dieses Verständniß mit der Eboli entdeckt hatte, dasselbe dem Könige verrathen werde, reizte des Königs alten Zorn gegen Escovedo und veranlaßte den Mordbefehl, und nachdem über dieses Sachverhältniß dem Könige die Augen aufgingen, entzündete sich in Philipp der nachhaltige, folgenreiche Ingrimm gegen den Mann, der so lange sein vollstes Vertrauen genossen und es in der Art mißbraucht hatte. Dies sind Mignet's Schlüsse, welche durch folgende größtentheils aus den Acten geschöpfte Data unterstützt werden.

Das Verhältniß Philipp's II. zur Prinzessin Eboli war weder in Madrid, noch im Auslande, ein Geheimniß, obgleich es in den Schranken des spanischen Anstandes vor officieller Verlautbarung geschützt wurde. Es bestand schon sehr lange vor der Katastrophe, von der wir reden; daß Perez der Unterhändler gewesen, ist weder ermittelt noch widerlegt. Ruy Gomez, Anna Mendoza's Prinzessin Eboli Gatte, wußte nicht allein darum und billigte es, sondern die Vermuthung liegt sehr nahe, daß seine dauernde Gunst und seine Macht

ihre Quelle, wenigstens ihre Stütze in dem Bundniß seiner Frau mit seinem Könige gehabt haben. Ein Sohn der Eboli, der Herzog von Pastranna, galt für Philipp's Kind.

Die Prinzessin, obgleich einaugig, galt doch für eine vollkommene Schönheit. Sie war geistreich und stolz, leidenschaftlich und entschlossen; unwiderstehlich, wo sie bezaubern wollte, war sie geboren, um heftige Leidenschaften zu erwecken. Ein spanischer Schriftsteller schrieb von ihr: „Durch das Blut, das in ihren Adern floß, durch ihre Schönheit und als Erbin eines so edeln Hauses, war sie eine der gesuchtesten Heirathspartien.“ Perez nennt sie in seinen Werken: „einen Edelstein, umfaßt mit allen Blumen natürlicher Anmuth und allen Glücksgütern.“

Anna Mendoza, 1540 geboren, war 1578 bereits in ihrem 38. Jahre und einaugig. Dies schienen für den genannten Historiker Gründe, warum er an der Wahrheit eines Liebesverhältnisses mit Perez zweifeln müsse. Wenn aber auch die Erfahrung nicht dafür spräche, daß Frauen von 38 Jahren noch vollen Liebeszauber ausüben mögen, so ist doch auch nicht erwiesen, daß Perez' Verhältniß zur Eboli sich nicht schon aus früheren Jahren herschreibe. Daß dieses Verhältniß damals wirklich bestanden, bekundeten im Proceß viele Zeugen, von denen folgende die bedeutendsten.

Der Erzbischof von Sevilla, Don Rodrigo de Castro, bekundete, daß Perez sich der Sachen der Prinzessin stets bedient, als wären es seine eigenen, und daß diese hinwiederum tausend werthvolle Dinge ihm geschickt habe. — Eine Dame, Donna Catharina de Herrera, hatte eines Tages gehört, wie Escovedo der Prinzessin lebhafte Vorstellungen machte, welches unangenehme

Gerede über Perez' häufige Besuche bei ihr im Publicum umginge. Die Eboli war aufgestanden und hatte ihm stolz erwidert: Simple Edelleute hätten sich nicht darum zu kümmern, was die Frauen der Granden thäten. Damit hatte sie ihm den Rücken gekehrt und das Zimmer verlassen. Noch viele Zeugen bestätigten die häufigen Besuche Perez' im Hause der Prinzessin, und daß dieselben auch nach Escovedo's Tode fortgedauert hatten.

Donna Beatrix de Frias bekundete: wie das Aergerniß so groß geworden, daß mehre angesehene Edelleute, nahe Verwandte der Prinzessin, den Beschluß gefaßt, Antonio Perez zu tödten. Einer derselben, der Marquis de la Febera, gab eine sehr umständliche und naive Kunde darüber.

„Nicht genug mit seinen häufigen, anstößigen Besuchen, führte Perez die Prinzessin auch ins Theater und blieb dort viele Stunden mit ihr zusammen. Eines Tages wollte der Marquis sie besuchen, aber ihre Kammerfrau Bernarda Carrera, ließ ihn an der Thür warten und nicht hinein, weil Perez bei der Prinzessin wäre; „„was der Marquis höchst anstößig fand"". Einer seiner Diener sah oft zu sehr verdächtiger Stunde Perez aus ihrem Hause kommen; und er selbst sah noch weit Schlimmeres. Um deshalb kam er auf den Gedanken, Perez aus der Welt zu schaffen, und beredete sich deshalb mit dem Grafen Eifuentes, der auch nicht mehr zur Prinzessin ging, weil ihm deren Vertraulichkeit mit Perez sehr sträflich erschien. Am grünen Donnerstage ging der Marquis in die Kirche, um Gott zu bitten, daß er ihm den Gedanken aus dem Sinn schluge, Perez umzubringen. Aber dieser Gedanke verfolgte ihn doch immer, wenn er sich daran erinnerte, daß die Prinzessin

ihn einmal gefragt, ob er nicht wisse, daß Antonio Perez der Sohn ihres Mannes, des Fürsten Ruy Gomez de Silva sei (!?) und daß er es nur aller Welt sagen möchte. Der Zeuge fugte auch hinzu, daß man im ganzen Hause der Prinzessin nur von ihrer Intrigue mit Perez sich in die Ohren flustere, und er halte es für außer allem Zweifel, daß sie es gewesen, die Escovedo umbringen lassen, weil er zu ihnen gesagt: das ginge so nicht länger an."

Mehr als acht Zeugen sagten aus, das sei der allgemeine Glaube in der Stadt und im Lande: „daß Escovedo nur um deswillen umgebracht worden, weil er die Ehre des Prinzen Ruy Gomez vertheidigen wollen, dessen Diener er ehedem gewesen."

Nach Escovedo's Tode führte die Eboli sehr verfängliche Reden. Zur oben erwähnten Donna Beatrix de Frias sagte sie: „Escovedo hatte eine böse Zunge und sprach sehr übel von vornehmen Damen. Die Mönche, die in Santa Maria predigen, hatte er einmal sogar aufgefodert, anzügliche Sachen zu sagen, von denen ich selbst vielen Verdruß hätte haben können." Nach Escovedo's Tode fragte die Eboli jene Donna Beatrix, was man denn dazu sage, und fugte hinzu: „Sie behaupten ja, ich hätte ihn ermordet." Beatrix fuhr auf: „Jesus, Ihro Gnaden, wie können Sie so was sprechen!" Sie erwiederte: „Ja, ich sage Euch, die Leute seiner Frau behaupten, daß ich es gethan!"

Rodrigo de Morgado, Antonio Perez' Page und sein Vertrauter, dem er nichts verbarg, zugleich der Unterhandler zwischen ihm und der Prinzessin, hatte im Vertrauen zu seinem Bruder, welcher vor Gericht als Zeuge auftrat, Folgendes mitgetheilt: Escovedo habe

einſt Dinge zwiſchen Perez und der Prinzeſſin geſehen, die ihm nicht recht ſchienen. Das habe ihn heftig verdroſſen und er habe es rund heraus geſagt. Eines Tages betraf er Beide ſogar in unehrbarer Stellung im Bett oder auf dem Sopha. (Iuntos en la cama, o en estrado en cosas deshonestas.) Da rief er aus, das könne er nicht länger dulden, und er müſſe darüber dem Könige Rechenſchaft geben. Die Prinzeſſin erwiderte ihm darauf höhniſch: „Escovedo, thut, wie's Euch gefällt, aber ich liebe mehr Antonio Perez' A . . . . als den ganzen König!“

Dieſe Zeugen bekunden mehr als die Exiſtenz des Liebesverhältniſſes zwiſchen Perez und der Eboli, auch das Intereſſe, vielleicht die Nothwendigkeit für Beide, daß der gefährliche, ungeſtüme Mitwiſſer ihres Geheimniſſes von der Welt verſchwinde.

Ein Zeuge, Geronimo Diaz, ſagte mit Beſtimmtheit aus, daß zu Anfang d. J. 1578, als Escovedo ſich in die Intriguen zwiſchen Perez und der Prinzeſſin Eboli gemiſcht, die Freundſchaft zwiſchen beiden Männern erkaltet und Perez daran gedacht habe, ſich von ihm zu befreien. Zur ſelben Zeit erhielt Diego Martinez, Perez Haushofmeiſter, den Auftrag, die Ermordung Escovedo's zu beſorgen. —

— Im Auftrage des Königs. Dieſes ſteht feſt; aber wie Perez dies angefangen, darüber ſchweigen die Nachrichten: ob er nöthig hatte, neues Feuer anzuſchüren oder ob er nur den Zaum, die Schranken zurückzuziehen brauchte, mit denen er den ſchon großen Haß des Königs bisher gehemmt? Zu ſeiner Unterſtützung liefen damals immer neue drängende Briefe Don Juan's ein, mit dem Refrain: „Geld, mehr Geld und Escovedo!“ Philipp's Geduld war erſchöpft. In ſeinem Memorial ſagt

Perez, daß in einer geheimen Berathung mit dem Könige nochmals alle Anschuldigungen gegen Don Juan vorgenommen wären, und am Schluß, gewissermaßen der geheime Urtheilsspruch gegen Escovedo, heißt es: „Aus allem diesen schien hervorzugehen, daß man irgend einen großen Entschluß zu fürchten habe, und daß die Ausführung irgend eines großen Schlages den allgemeinen Frieden und die Ruhe der Staaten Seiner Majestät trüben, ja den Prinzen Don Juan selbst in seinen Untergang verwickeln könne, wenn man den Secretair Escovedo noch länger bei ihm ließ."

Nur der Marquis de Los Velez ward noch zu Rathe gezogen, und auch er billigte das Urtheil, das durch Meuchelmord executirt werden solle. Ja Velez sprach sich, nach Perez' Angaben, mit einer merkwürdigen Entschiedenheit aus: „Mit der Hostie im Munde wolle er, so Jemand ihn frage, welches Leben wichtiger sei, daß man es zum Opfer bringe, das Escovedo's oder das irgend eines Andern, welche am meisten angeschuldigt wären, laut und feierlich betheuern, daß Escovedo geopfert werden müsse."

Perez erhielt den Mordauftrag, den Philipp aus Staatsgründen zu geben glaubte, den der Henker empfing und gegen einen alten Freund ausführte, aus persönlicher Rache oder Besorgniß, daß dieser Freund ihn verrathen oder verderben könne! Ein Handbillet des Königs ward für ihn die Beglaubigung. Es lautete: „Gewiß geziemt es, den Tod Verdinegro's (wie Philipp Escovedo in dieser Angelegenheit benannte) zu beschleunigen, bevor er etwas thut, was wir dann nicht mehr im Stande sind zu hindern; denn er wird nicht einschlafen, noch von seinen Gewohnheiten ablassen. Handle

Hochmoräſten. Der Weg dahin heißt die groſſe Straße. Es iſt auch in der That die bedeutendſte im Lande; wie man ſich aber nach dem Begriff unſerer Heeresſtraßen keine Vorſtellung von dieſer machen darf, wird man aus dem weiteren Verfolg meiner Beſchreibung entnehmen. Der Reiſende, der Land, Volk und Sitten kennen lernen will, braucht ſich daher vom Namen einer Heeresſtraße nicht abſchrecken zu laſſen. Er kann beim langſamen Reiſen hier alle Beobachtungen anſtellen, um Norwegen vollſtändig kennen zu lernen; denn wie ſelten dieſe große Straſſe beſucht wird, davon zeugen die Bücher der Poſthalter, das Gras, welches oft den ganzen Weg übergrünt; ja die Leitung der Straße, welche häufig durch einzelne Gehöfte und ſelbſt durch Thorwege von Privathäuſern führt, was ohne Nachtheil der letzteren bei lebendigerem Verkehr wohl nicht gut möglich wäre. Wo es irgend angeht, wählt man die Waſſerfahrt, würde auch die Meilenzahl dadurch verdoppelt. Faſt keine Tranſporte zu Lande. Erſchien doch ſelbſt die Erwähnung einer Art Fahrpoſt zwiſchen beiden Hauptſtädten wie etwas Fabelhaftes; einige Kaufleute wußten etwas davon, andere nichts.

denn und thue es mit Eile, damit er uns nicht ermordet."

Die Ausführung der Mordthat hatte ihre Schwierigkeiten. Zuerst ward Gift versucht, dann erst das Stilet. Perez geht in seinem Memorial kurz darüber weg. Desto ausführlicher berichtet sein Page Antonio Enriquez darüber in den Proceßacten. Seine Aussage verdient als treuer Spiegel einer sittlich tief verderbten Zeit, und mit welcher Naivheit, ja Sorglosigkeit, man bei einer solchen That zu Werke ging, wenigstens in ihren Hauptzügen hergesetzt zu werden:

„Ich stand eines Tages unbeschäftigt im Zimmer, als Diego Martinez, der Haushofmeister meines Herrn, mich fragte, ob ich nicht einen Mann aus meiner Provinz kenne, der gern Jemandem einen Messerstich versetzen wurde. Er fügte hinzu: dabei wäre etwas zu verdienen, man würde gut bezahlen, und wenn der Tod auch darauf folge, so schade es auch nicht viel. Ich antwortete, ich würde mit einem Maulthiertreiber von meiner Bekanntschaft darüber sprechen, was ich denn auch that, und der Maulthiertreiber erklärte sich dazu bereitwillig. Später gab mir Diego in etwas umwickelten Reden zu verstehen, daß man die betreffende Person tödten müsse, daß sie von Ansehen wäre und unser Herr die That selbst billige. Als ich das hörte, erklärte ich, so wäre das kein Geschäft für einen Maulthiertreiber, sondern man müsse den Auftrag bessern Leuten ertheilen. Und da sagte mir Diego Martinez, die Person, welche umgebracht werden solle, käme häufig in unser Haus, und wenn man ihm etwas ins Essen oder Trinken thun könnte, so solle man es thun, denn das wäre das beste Mittel, das sicherste und das geheimste. Also entschloß man sich dazu und beeilte nun die Sache.

„Inzwischen reiste ich ab nach Murcia. Vorher sprach ich wieder mit Martinez, der mir sagte, ich könnte in Murcia gewisse Kräuter finden, die zu Dem sehr tauglich wären, was wir vorhätten, und er gab mir eine Liste von diesen Kräutern mit. Ich sammelte auch wirklich diese Kräuter, und schickte sie an Martinez, der sich indessen einen Apotheker aus Molina in Aragon kommen lassen. In meiner Wohnung destillirte dieser Apotheker, in Martinez' Gegenwart, den Saft aus diesen Kräutern. Um die Probe anzustellen, gab man von dem Product einem Hahn, aber es that ihm nichts, und nun sah man, daß es nichts werth war. Der Apotheker ward zurückgeschickt und bezahlt.

„Einige Tage darauf sagte mir Martinez, daß er nun im Besitz eines gewissen Wassers wäre, vortrefflich, um es Einem einzugeben, daß Antonio Perez sich Niemandem anvertrauen wolle als mir allein, und daß ich bei einer Mahlzeit, die unser Herr auf dem Lande geben werde, nur nöthig hätte, von dem Wasser in Escovedo's Glas zu gießen, der nämlich auch unter den Gästen sein werde, und um dessen willen alle die früheren Versuche angestellt worden. Ich antwortete, nur wenn mein Herr selbst es mir befohle, könnte ich mich dazu verstehen, Jemanden sterben zu lassen. Da rief mich der Staatssecretair Antonio Perez eines Abends zu sich aufs Land, und sagte mir, wie viel ihm daran lage, daß der Staatssecretair Escovedo stürbe, und daß ich ihm an dem bestimmten Tage während der Mahlzeit den Trank eingeben sollte, und ich mochte mich über die Art der Ausführung mit Martinez verabreden, indem er noch sonst schöne Worte hinzufügte, wie er mich belohnen und schützen wolle.

„Ich war damit sehr zufrieden und verständigte mich

mit Martinez, wie wir die Sache ins Werk setzen wollten. Die Ordnung für die Mahlzeit war so: Sobald man durch die Mittelhalle ins Haus trat, fand man im ersten Saale zwei Schenktische, den einen für die Schüsseln, den andern für die Flaschen und Gläser, von wo man den Gästen zu trinken brachte. Aus dem gedachten Saale, zur linken Hand, ging man in den, wo die Eßtische standen und dessen Fenster auf das Feld hinausgehen. Zwischen diesem Eßsaal und dem, wo die Schenktische standen, war ein kleiner viereckiger Raum, der als Durchgang oder Vorzimmer diente. Während der Mahlzeit sollte ich nun dafür sorgen, daß, so oft der Secretair Escovedo zu trinken verlangte, kein Anderer als ich es ihm bringe.

„So hatte ich denn Gelegenheit, ihm zweimal zu trinken zu geben, indem ich zweimal in seinen Wein das vergiftete Wasser goß, das Diego Martinez immer bereit hielt, wenn ich durch das Vorzimmer ging, und ich goß jedesmal ungefähr so viel davon zum Weine, als eine Nußschaale füllen wurde, wie mir befohlen war; und als die Mahlzeit zu Ende war, ging der Secretair Escovedo fort, die Andern aber blieben, um zu spielen, und der Secretair Antonio Perez ging einen Augenblick hinaus und traf mich und den Haushofmeister in einer der Hofstuben, wo wir ihm Bericht abstatteten über die Quantität Wasser, die in das Glas des Secretairs Escovedo gegossen worden, worauf er denn auch hinein ging um zu spielen. Man hörte aber nachher, daß der Trank gar keine Wirkung gehabt hatte.

„Einige Tage nachher, daß dieses so verunglückt war, gab der Secretair Antonio Perez ein zweites Mittagsmahl, in dem Hause, welches Cordon genannt wird und damals dem Grafen de Puñon-Rostro gehörte,

wo unter anderen Gästen wieder der Secretair Escovedo und auch Donna Juana Coello, Perez' Frau, zugegen waren. Jedem wurde eine Schale, ich weiß nicht mehr ob mit Milch oder Creme, hingestellt, und in die für Escovedo schuttete man ein Pulver, das wie Mehl aussah. Ich gab ihm auch Wein, der mit demselben Wasser, wie bei der Mahlzeit neulich, versetzt war. Dieses Mal wirkte das Pulver besser, denn der Secretair Escovedo wurde recht krank, ohne die Ursache zu errathen.

„Während dieser Krankheit fand ich Mittel, daß einer meiner Freunde, ein Sohn des Capitain Rubio, des Gouverneurs der Herrschaft Melfi, der früher Haushofmeister bei Perez gewesen, daß also dieser Sohn, nachdem er Page bei Donna Juana Coello gewesen und jetzt Küchenjunge in den königlichen Küchen, eine Freundschaft schloß mit dem Koch des Secretair Escovedo, welchen Ersteren er jeden Morgen sah. Demnachst, als man einst dem Kranken eine besondere Suppe bereitete und jener Küchenjunge gerade allein in der Küche war, streute er rasch von dem Pulver, was Diego Martinez ihm gegeben, ungefähr einen Fingerhut voll hinein. Als der Secretair Escovedo von dieser Nahrung genommen, fand sich, daß sie Gift enthielt. Eine seiner Sclavinnen, der die Bereitung der Suppe übertragen war, wurde auf diese Anzeichen augenblicklich festgenommen, und man hing sie auf dem Platze von Madrid auf, ohne daß sie schuldig war.

„Da nun der Secretair Escovedo allen diesen Schlingen entgangen war, schritt Antonio Perez zu einer andern Manier: d. h. wir sollten ihn eines Abends mit Pistolenschüssen, mit dem Stilet oder Stoßdegen todten, und das ohne Aufschub. Ich reiste deshalb in mein Geburtsland, um dort einen meiner vertrauten

Freunde aufzusuchen und ein Stilet mit feingeschliffener Klinge mir zu verschaffen, eine Waffe, die weit besser ist als eine Pistole, um einen Menschen umzubringen. Ich reiste mit der Post und man gab mir Wechselbriefe von Lorenzo Spinola aus Genua mit, um in Barcelona einiges Geld zu erheben, was ich auch that."

Hier berichtet Enriquez umständlich, wie er in das Comptoir einen seiner Bruder, Namens Miguel Bosque, eingeweiht, unter Versprechungen reicher Geschenke und Verwendungen von Seiten Perez'; wie sie in Madrid am selben Tage angekommen seien, wo man Escovedo's Sclavin aufknupfte; wie Diego Martinez, während seiner Abwesenheit, zum nämlichen Zwecke aus Aragon zwei Männer kommen lassen, Namens Juan de Mesa und Insausti; wie am andern Morgen nach seiner Ankunft Diego Martinez sie alle Vier zusammenkommen lassen, und auch den Kuchenjungen Juan Rubio, und zwar außerhalb Madrid, um uber die Mittel und Wege zur Mordthat zu berathen; wie sie endlich daruber einig geworden und Diego Martinez ihnen einen Degen verschafft habe, der sehr breit und bis an die Spitze canellirt gewesen, um damit Escovedo zu todten, und ihnen überdem Jedem einen Dolch gegeben; und wie Antonio Perez während dessen, in der heiligen Woche, nach Alcala abgereist wäre, ohne Zweifel in der Absicht, um allen Argwohn von sich abzuwenden, der aus Escovedo's Ermordung erwachsen könnte.

„Es war nun unter uns ausgemacht, fährt Enriquez wörtlich fort, daß wir uns jeden Abend auf dem kleinen Platze bei San Jago versammeln sollten, von wo wir auf die Lauer nach der Seite hinausgingen, von welcher der Secretair Escovedo kommen mußte. Das geschah denn auch. Insausti, Juan Rubio und Miguel Bosque

sollten ihn erwarten, Diego Martinez, Juan de Mesa und ich sollten in der Nähe spazieren gehen, für den Nothfall, daß Die, welche es mit ihm zu thun hatten, der Hülfe bedürften. Am Pfingstmontag, am 31. März, zögerten Juan de Mesa und ich länger als sonst, uns nach dem bezeichneten Orte zu begeben, dergestalt, daß, als wir auf dem Platze ankamen, die vier Anderen schon fortgegangen waren, um dem Secretair Escovedo aufzupassen. Während wir nun so umher streiften, Juan de Mesa und ich, kam von der Seite ein Lärm und Geschrei, man hätte Escovedo ermordet. Wir zogen uns da eiligst in unsere Wohnungen zurück. Als ich bei mir eintrat, fand ich schon Miguel Bosque im bloßen Rock, er hatte seinen Mantel und seine Pistole verloren, und Juan de Mesa fand ebenso an seiner Thüre Insausti, der auch seinen Mantel verloren hatte und den er dann in seiner Wohnung verbarg."

Diese Aussage des Pagen Enriquez wurde durch die des Haushofmeisters Diego Martinez bis auf alle Einzelheiten bestätigt, als Derselbe im Lauf des Processes und nachdem Perez das Geständniß abgepreßt worden, zum Bekennen sich verstand.

Insausti war der eigentliche Mörder gewesen. Mit dem Degen, den Diego Martinez ihm gegeben, hatte er das Opfer auf einen Stoß durchbohrt. Sie warfen das Mordwerkzeug nachher in die Mistgrube des Hauses, in welchem sie wohnten.

Noch in derselben Nacht erfuhr Antonio Perez die glückliche Ausführung durch Juan Rubio, der nach Alcala eilte. Seine Freude, daß Niemand ergriffen worden, wurde indessen bald getrübt durch das ungeheure Aufsehen, welches der Mord, begangen an einem Secretair des Königs, durch ganz Madrid verursachte. Die Alcalden

waren ſchon vor Tagesanbruch in voller Thatigkeit, und am folgenden 1. April waren alle Thore beſetzt, um Jeden zu verhaften, der ſich aus dem Staube machen wollte. Jeder Wirth mußte die Namen der Fremden, die er beherbergte, der Polizei angeben. Perez, der nach Madrid geeilt war, hatte unfagliche Mube, ſeine Helfershelfer zu verbergen und den Nachforſchungen der Behorden, der Wuth der Familie Escovedo's eine ruhige Miene entgegenzuſetzen. Der König, dem er ſeine Lage klagte, ſagte ihm: „Sprich mit Klugheit und ſo wenig als moglich; ſie werden dir Tauſenderlei ſagen, nicht um zu ſprechen, ſondern um zu verſuchen, auch dich zum Sprechen zu bringen. Verdruß iſt da unvermeidlich, aber man muß daruber weggehen, und thue es mit aller Verſtellungskunſt und Geſchicklichkeit, deren du fabig biſt.“ Endlich nach 19 Tagen, am 29. April 1578, war es Perez gelungen, ſammtliche Mordgehulfen aus Madrid zu entfernen. Sie gingen, reich belohnt, zum Theil mit koniglichen Anſtellungen, nach Neapel und Sicilien.

Wie Don Juan d'Auſtria in Flandern die Nachricht von der Ermordung ſeines Vertrauten aufnahm, iſt unbekannt. Die Archive enthalten keine Nachrichten daruber. Nur im Augenblick, wo Philipp die Morder gegen Escovedo ſchickte, ſchrieb er ihm auf ſeine dringenden Geſuche einen Brief folgenden zweideutigen Inhalts: „Ich werde Sorge tragen, daß man den Secretair Escovedo alsbald abfertige (despachar) und in Allem, was Du ſonſt mir für ihn ſchreibſt, ſowol deswegen, als über Das, was er verdient, ſo werde ich Alles beſchließen, wie es unter dieſen Umſtänden angemeſſen iſt.“

Man darf annehmen, daß Don Juan der wahre Grund der Ermordung nicht unbekannt blieb. Nach des Pagen Enriquez Aussage sprach man in Italien und im ganzen Auslande nur davon, daß es Perez gewesen, der ihn tödten lassen, weil Escovedo sein Liebesverhältniß mit der Eboli entdeckt habe. Don Juan, ohne Hulfe von Spanien, seinen klugen, mächtigen und übermuthigen Feinden gegenüber, von Gram und Krankheit verzehrt, hauchte 1578 am 1. October seine Heldenseele aus. Seine letzten Briefe an den König, von einer zum Herzen sprechenden Wärme und Wahrhaftigkeit des Gefühls, scheinen auch einen Philipp endlich, wenn nicht gerührt, doch von seinem Irrthum überzeugt zu haben. Als er ihm endlich die erbetene Hulfe zu senden sich bereit erklärte, war es zu spät. Doch diese lichten Züge in einer trüben Zeit, die uns Mignet hinzeichnet, gehören nur der großen Geschichte an. Wir kehren zu den persönlichen Bezugen unserer Helden zurück, und stellen die Thatsachen zuerst so auf, wie sie nach der bisherigen Annahme für richtig gelten, das Sachverhältniß, wie es nach Mignet's Forschung sich herausstellt, darauf folgen lassend.

Philipp's Rachegefühl war mit Escovedo's Tode nicht befriedigt; langsam, ruhig und mit der vollkommenen Arglist seines Charakters schritt er in seinem Plane weiter, auch den dienstwilligen Verräther und die ungetreue Geliebte zu opfern. Die Gelegenheit bot sich von selbst.

Es war in dem duster schweigenden Madrid ein öffentliches Geheimniß, daß Antonio Perez' Hände mit D'Escovedo's Blute gefarbt waren. Philipp selbst (sagt Perez) veranlaßte durch vertraute Winke Escovedo's

Witwe und Kinder, gegen ihn Klage zu erheben. Die Unglücklichen gingen den König mit lauter Klage an gegen Antonio Perez, der den Tod ihres Vaters und Gatten veranlaßt, und in ihre Klagen mischte sich schon eine Andeutung, daß auch die Prinzessin Eboli bei dem Morde betheiligt sei. D'Escovedo's Sohn betheuerte zugleich, daß, wenn man dem Könige etwa Zweifel gegen die unverbrüchliche Treue seines Vaters eingeflößt, dies ein unwürdiger Betrug gewesen.

Das Spiel, welches Philipp von nun an spielte, steht, wenn es sich so verhält, wie Perez es vorgibt, vielleicht einzig da in der Geschichte politischer Intriguen. Wie voller arglosen Vertrauens theilte er noch am selben Tage, wo sie eingegangen, die Klage seinem getreuen Antonio Perez mit, natürlich ohne den Schein auf sich kommen zu lassen, daß er selbst sie veranlaßt. Antonio Perez aber hatte alte Feinde, die nicht in die Geheimnisse dieses Spiels eingeweiht waren, die aber die Gelegenheit nicht verstreichen lassen wollten, ihren Gegner zu stürzen. Sie drangen lebhaft in den König, Gerechtigkeit zu üben, ohne Ansehen von Stand und Person. An der Spitze der persönlichen Gegner stand der zweite Staatssecretair des Königs, Don Mateo Vasquez. Er hoffte nicht allein in die Stelle eines ersten Staatssecretairs, sondern auch in die Gunst einzurücken, deren Perez sich bis da erfreute.

Aber noch war der Augenblick nicht gekommen, wo Philipp offen seinen Günstling durfte fallen lassen, so heftig er es auch wünschte. Perez war noch die Möglichkeit gegeben, sich zu rächen, indem er den geheimen Mordbefehl bekannt machte. Es galt dem Könige noch Alles, aus den Gemüthern den Gedanken zu verbannen, daß er den geringsten Antheil am Tode des Vertrauten

seines Bruders habe. Es kam aber noch ein anderes Motiv hinzu, in Philipp's ganzer Politik, in seinem eigensten Charakter begründet. Während sein Vater Karl V. in allen Dingen nach eigener Meinung entschied, richtete sich der weit despotischere Philipp nach der Meinung Anderer. Geizig auf seine Herrschaft, war er doch eigentlich trägen Geistes, wenig erfinderisch und unentschlossen. Er wußte Alles, er bearbeitete Alles, er regierte Alles, aber er bedurfte dazu der Zeit und der Ansichten Anderer. Um nicht betrogen zu werden, duldete er nicht allein, er forderte und begünstigte die Intriguen, den Haß seiner Günstlinge untereinander. So hatte er, wie wir wissen, durch 20 Jahre — von 1558 bis 1579 — zwei rivalisirende Parteien an seinem Hofe, in seinem Ministerrath unterhalten, zwischen denen er Vertrauen und Macht theilte. So glaubte er sicherer zu gehen. Jeder war der Verräther der verrätherischen Ansichten des Andern. Perez durfte ihm nicht allein noch schaden, er konnte ihm auch noch nützen.

Philipp mußte daher ganz den Schein des alten, vertraulichen Verhältnisses zwischen sich und seinem Getreuen aufrecht erhalten. Es galt ihm, daß Perez selbst noch glaube, es sei Alles beim Alten. Er theilte ihm daher täglich alle Schritte in vollkommener Offenheit und Vertraulichkeit mit, welche seine Feinde gethan, ihn zu verderben. Er lieh ihnen nur sein Ohr, um sie auszuhorchen, zu täuschen und dabei auf den Schutz seines Günstlings bedacht zu sein.

Der König und sein Staatssecretair schienen in so vollkommenem Einverständniß, daß sie sich auch fortwährend schrieben, um sich gegenseitig über Das zu berathen, was man in der Angelegenheit thun müsse. Einige dieser Briefe hatte Perez gerettet, und, wenn sie

Bei der Schnelligkeit mit welcher man dessen ungeachtet, sobald man die Landtour wählt, die weite Entfernung zurücklegt, werden nur die wenigsten Stationen berührt. So bleiben große Strecken terrae incognitae mit reichem Spielraum für den Beobachter des Volkslebens. Man kann sogar Völkerstämme unterscheiden, und die Dialecte wechseln so merklich, daß eine Kenntniß der Bücherſprache des Landes kaum durchhilft.

Braucht man ein deutlicheres Bild von der merkwürdigen Beſchaffenheit des Landes, wenn ich ſage, daß, auf einem Wege von hundert Meilen, dem Reiſenden keine einzige Stadt, ja nicht einmal ein Dorf begegnet? Nur der einzige Fleck Dofre, der abwärts von der Straße liegen bleibt, zählt gegen zwölf Häuſer. Sonſt ſtößt man auf nichts, als einzelne Gaards (Höfe), die in mehr oder minderer Entfernung, ohne allen Kommunal-Zuſammenhang auf einander folgen. Doch darf man ſich deshalb vom größeren Theil des Weges kein allzu ödes Bild entwerfen. Die Höfe, wenn auch nur von einer Familie bewohnt, beſtehen nicht, wie bei uns, aus einzelnen Häuſern — von ihrem merkwürdigen Anſehen ſprechen wir ſpäter.

echt sind, verbreiten sie Lichtes genug über die dunkle Angelegenheit. Einer der Vertrauten des Günstlings, Bartholomeo de Santago, schreibt ihm am 12. April 1578: „Ihr seid überzeugt, daß ich zu Eurem Dienst thue, was mir nur möglich ist, und ich will Euch heute eine Probe davon geben, was es mich auch koste. Mir scheint es, ich thäte sogar unrecht, wenn ich Euch von Dem nicht in Kenntniß setzte, was ich gestern mit angehört. Gestern Abend belauschte ich das Gespräch dreier Cavaliere im königlichen Palast. Wäret Ihr davon schon andererseits in Kenntniß gesetzt, so übe ich doch nur die Pflicht, die ich mir selbst auferlegt habe. Der Eine sagte zu den beiden Andern: „„Wißt Ihr denn, was jetzt vorgeht? Seit zwei Tagen spricht man nur von der Geschichte mit Antonio Perez. Escovedo behauptet, daß er es sei, der seinen Vater ermordet hat.““ — Jeder sprach dann darüber auf seine Weise. Ich hatte mich wie ohne Absicht dem Kamin genähert, um den sie standen, und Der, welcher eben gesprochen, zog mich ins Gespräch und wiederholte gegen mich Dasselbe, was er eben den Andern gesagt. Er fügte hinzu: Mateo Vasquez wisse noch weit mehr davon und beschäftige sich sehr lebhaft mit der Sache. — Es ist sehr möglich, erwiderte ich, daß Mateo Vasquez weit mehr davon weiß als ich, oder Jemand sonst; aber was ich weiß, ist, daß Antonio Perez während der heiligen Woche in Alcala war, wie er jedes Jahr zu thun pflegt; daß das traurige Ereigniß grade in dieser Woche stattfand und daß Don Gasparo de Robles grade bei ihm war, als man ihm die Nachricht brachte. Ich weiß auch, daß Antonio Perez auf der Stelle abreisen wollte, um alle nöthigen Maßregeln zur Ergreifung des Meuchelmörders zu treffen. Gasparo de Robles hat es mir selbst gesagt. Gasparo

sagte ihm noch, er möge sich nur selbst in Acht nehmen, denn es verlaute, daß man auch ihn aufs Korn genommen, und daß Warnungen da wären, wie die Meuchelmörder es auf Beide abgesehen hatten. — Ich wiederholte ihnen noch sehr viel Anderes, was Nobles mir gesagt hatte, und damit brach die Unterhaltung ab. Ich glaube, daß man anderwärts noch mehr von der Sache weiß. Wie dem auch sei, mich beunruhigen diese Gerüchte von ganzem Herzen, weil sie Euch viele Sorge und Verdruß verursachen müssen. Auf alle Fälle bitte ich Euch, nehmt Euch in Acht, und ich flehe zu unserm Herrn und Heiland, daß er Euch schützen und bewahren möge.

P. S. Verbrennt doch auf der Stelle diesen Brief des allertreuesten Eurer Diener."

Perez, statt ihn zu verbrennen, sandte den Brief sofort an den König. Auf denselben schrieb er mit seiner Hand folgende Zeilen:

„Dies hat die Person an mich geschrieben, deren Name darunter steht. Tag um Tag erhöht es meine Sorgen. Es wurde gut sein, mit einem raschen Schritt dieser Geschichte ein Ende zu machen, vorausgesetzt, daß es, aus mir unbekannten Motiven, Eurer Majestät nicht etwa von Nutzen wäre. Aber selbst in diesem Fall sollte ich meinen, daß man noch andere Mittel anwenden könnte, die Euer Majestät und zugleich auch mich weniger einer Gefahr aussetzten."

Der König schickte den Brief zurück und schrieb am Rande:

„Glaube mir, was mich am meisten eine Ausgleichung wünschen läßt, das ist mein Wille, mich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen, welche, das hoffe ich, sich nur glücklich enden kann. Ich bin halb todt, denn diese

Nacht hat mir mein Fuß so viel Schmerzen gemacht wie seit zwei Tagen nicht; aber ich schmeichle mir, daß es ohne Folgen sein wird. Inzwischen empfehle ich Dir, wohl auf Dich Acht zu haben."

War dies Verstellung, so war sie mit satanischer Meisterschaft ausgeführt. Solche Güte, Vertraulichkeit, ja Zärtlichkeit konnte aber in einem Philipp II. nur das Product des Verstandes sein. Ein anderer Brief Antonio Perez' an den König, bezüglich der Eingaben in Betreff Escovedo's Tod, lautete:

„Meines Erachtens dürfen die Eingaben heute noch nicht an den Präsidenten abgehen, ohne daß ich zuvor gehört werde. Ich bitte Euer Majestät, dies zu erwägen, oder wenn der König sie absendet, darf der Präsident nichts vornehmen, bis er Das gehört hat, was ich ihm zu sagen habe. Aber es wäre besser, wenn Euer Majestät selbst mit ihm dieser Tage spräche. Was mich anlangt, so würde ich mich schon mit ihm auseinandersetzen und würde ihm meinen Plan sowol als die Eingaben erklären, wenn Euer Majestät es billigt."

Der König antwortete darauf:

„Mir scheint es, daß man nicht länger zögern darf, dem Präsidenten die Eingaben zu überreichen, und zwar aus den Gründen, die Du selbst mir heute auseinandergesetzt hast. Aber es wird gut sein, es nicht eher zu thun, als bis Du zurück bist, auch selbst wenn Du nach Azeca gereist wärest, damit Du Zeit hättest, vorher darüber mit dem Präsidenten zu reden. Wenn Dir, wie ich es vorschlage, angemessen scheint, so laß es mir sagen, daß ich es bei meiner Ankunft in Esparaosa erfahre. Ich billige es, daß Du Deinen Plan dem Präsidenten mittheilst und ihm die Eingaben erklärst, wie Du es mir vorgestellt hast."

Mußte nicht bei solchem Ton seines Monarchen gegen ihn Perez immer sicherer werden? Sein Plan war, die Justiz, was ihn selbst beträfe, gegen sich loszulassen, daß sie ihre Kräfte an ihm versuche, aber keine Verfolgung gegen die Prinzessin Eboli, sowol wegen ihres Geschlechts als Ranges, zu dulden. Dem König versicherte er, daß aus dem Processe keine üblen Folgen erwachsen könnten; denn der Beweis werde ganz unmöglich sein, daß er den Mord befohlen, weil keiner der eigentlichen Thäter ergriffen worden und gar kein Zeugniß sonst gegen ihn existire.

Philipp war damit zufrieden, aber er nahm den Schein an, als sträube er sich dagegen, seinen Günstling den Gerichten zu überliefern. Dieser Widerstand, dies Zaudern aber eben war es, was Perez' Feinde nur immer mehr stählte, und Vasquez hörte nicht auf, dem Könige in den Ohren zu liegen, daß er den Scandal nicht länger dulden dürfe, einen Mörder ungestraft in seiner nächsten Nähe umhergehen zu lassen.

Endlich schien der König Antonio Perez' Bitten gleichwie den Vorstellungen seiner Gegner nachzugeben. Er erlaubte ihm selbst auf seine Anklage anzutragen, und Perez begab sich mit allen den Eingaben, welche täglich beim Könige gegen ihn und die Prinzessin Eboli einliefen, zu Don Antonio de Pazos, dem Präsidenten des Rathes von Castilien, welcher damals in Spanien die oberste richterliche und administrative Behörde war, mit einer so ausgedehnten Machtvollkommenheit, daß sie eigentlich sich nur an dem königlichen Willen brechen konnte.

Aber Philipp's Wille war es doch noch nicht, daß es schon jetzt zu einer eigentlichen Untersuchung komme. Seine Pläne gingen in die Zukunft hinaus; jetzt wollte er noch laviren. Er veranlaßte ins Geheim den Präsi-

denten des Rathes von Caſtilien, den genannten Don Antonio de Pazos, daß er mit Escovedo's älteſtem Sohn ſprechen und ihm von der förmlichen Klage abreden ſolle, die für ihn ſelbſt gefährlich ausſchlagen könne, wenn er keine gültigen Beweiſe gegen ſo hochſtehende Perſonen, wie Antonio Perez und die Prinzeſſin Eboli, vorbringen könne. Don Pedro d'Escovedo, der in der That gar keine andern Beweiſe hatte als ſeinen ſubjectiven Verdacht und die Reden und Zuflüſterungen der Feinde des verhaften Günſtlings, ſtand darauf auch wirklich von der Klage ab.

Nicht ſo Mateo Vasquez, den der König gleichfalls durch Antonio de Pazos anſcheinend überreden laſſen, ſich doch in Ruhe zu begeben. Philipp wußte, daß dies hier nur Oel in die Flamme gießen heiße. Mateo und Antonio's übrige Feinde konnten ihm nie die Gunſt des Königs vergeben, und je mehr dieſer, grade in ſolcher Kriſis, ſich gnädig, beſorgt um ihn zeigte, um ſo mehr mußte ihre Wuth gegen ihn wachſen. Alles dies (ſagt Antonio Perez) lag in Philipp's argliſtigem Plane.

Wenn auch nun Escovedo's älteſter Sohn zum Schweigen gebracht war, ſo doch nicht die andern Verwandten deſſelben. Ihre täglichen, immer dringenderen Vorſtellungen hauften ſich auf dem Tiſche des Königs, und Antonio Perez ſelbſt hielt dieſen Zuſtand der Ungewißheit nicht mehr aus. Er kam auf ſeinen alten Vorſatz zurück und drang darauf, daß entweder Gericht über ihn gehalten werde, oder der König ihn aus ſeinen Dienſten entlaſſe, damit er ſich vom Hofe zurückziehen und endlich den Schutz und die Ruhe finden könne, die, ſo lange die Gunſt des Königs ihn ehre und hebe, aber nicht beſchütze, er ſchmerzlich vermiſſe.

Philipp wollte weder das Eine noch das Andere; er nahm die Miene an, ohne Perez' Dienste nicht leben zu können. Es kam darüber sogar zu Streitigkeiten zwischen ihnen, wie man aus mehren Briefen des Königs an Perez ersieht. Der König gab ihm sein Wort als Cavalier, ihn nie zu verlassen, unter der Bedingung, daß er hinwiederum auch ihn nie verlasse. Philipp zog selbst die Eboli ins Spiel; sie mußte ihn bitten und überreden, am Hofe zu bleiben. Beiden versprach er dafür große Belohnungen. Mit diesem Geschäft eines Unterhändlers zwischen beiden Personen ward eine sehr ehrwürdige Person betraut, der Cardinal-Erzbischof von Toledo, Don Gasparo de Quiroga, der sich für den König und seine gegebenen Versprechungen verbürgen mußte!

Antonio Perez fühlte sich aber um deshalb nicht wohler als vorher. Wie hell und schön man ihm auch den Himmel vormalte, sah er doch nur zu deutlich die Wolken, die ihn wieder verdunkelten. In einem Briefe, den er eines Tages in geheimen Angelegenheiten an den König richtete, schloß er mit den Worten: „Ich fürchte, Senner, daß meine Feinde einst den Augenblick benutzen werden, wo ich nicht auf meiner Hut bin, um mir den Dolch in die Brust zu drücken, und daß, Euer Majestät Güte und Geduld misbrauchend, es ihnen einmal gelingen wird, sie zu täuschen. Ich spreche nicht ohne Grund so; denn ich weiß, sie hören nicht auf zu wühlen."

Der König schickte ihm den Brief zurück und schrieb auf den Rand:

„Was Das betrifft, was Du hier andeutest, so habe ich Dir schon sonst gesagt, daß Du nicht bei guter Laune sein mußt; aber glaube mir, wie sie auch wühlen mögen, das wird ihnen zu nichts helfen. Uebrigens kannst Du

versichert sein, daß ich nichts Anderes gehört habe, als was ich Dir schon gesagt und gezeigt habe."

Auch die Eboli, aufs heftigste von ihren gemeinschaftlichen Feinden angegriffen, war von Angst und Besorgniß ergriffen und führte lebhafte Klagen beim Könige. Philipp versuchte Alles, sie zu beschwichtigen und stellte anscheinend Versuche an, sie sowol als seinen Perez mit ihren Feinden, namentlich mit Mateo Vasquez, auszusöhnen.

Dieses Spiel hatte Monate gedauert, als plötzlich im Juli 1579 ein furchtbarer Ernst daraus zu werden und der König seine Maske der Freundschaft für den Staatssecretair wie für die Prinzessin plötzlich abzuwerfen schien.

Das wiederholte Andringen so Vieler, den Tod d'Escovedo's zu rächen, habe plötzlich, hieß es, den Entschluß im Könige gereift. Eines Tages kam er aus dem Escurial nach Madrid und befahl: den Antonio Perez, seinen Staatssecretair, und die Anna de Mendoza, Prinzessin von Eboli, zu verhaften. In einer Nacht, am 28. Juli 1579, ward dieser Verhaftsbefehl an beiden Personen vollzogen.

Philipp hatte nur zwei Vertraute bei diesem Schritte gehabt, seinen Beichtvater, den Frater **Diego de Chaves** und den Grafen Barajas, Oberintendanten des Haushalts der Königin, Anna von Oestreich. Letzterer war ein vertrauter Freund des Mateo Vasquez. Beide aber waren unbekannt mit den Mysterien in dieser Sache und wußten nichts um den wahren Grund des Todes, den Escovedo gefunden. Ebenso wenig wußte der Präsident des Rathes von Castilien, Antonio de Pazos, der doch sonst in das Vertrauen des Königs gezogen war, etwas davon.

Im Publicum, wo die Begebenheit das größte

Erstaunen erregte, schrieben die Einen sie dem noch immer fortdauernden Verhältniß zwischen Perez und der Eboli zu, welches den König herabwürdige; die Andern der Absicht, den Verdacht abzuwenden, welchen d'Escovedo's Tod hervorrief, und der sich schon mehr und mehr dem Throne näherte.

Auch ein Philipp, dem seine Granden sich nur zitternd näherten, vor dem seine Minister das Knie beugten, auch der absolute zweite Philipp hatte Rücksichten zu nehmen. Eine Prinzessin Eboli konnte nicht verhaftet werden, ohne daß man eine Art von Rechenschaft darüber ablegte.

Noch in derselben Nacht ihrer Verhaftung schrieb Philipp an den Herzog von Infantado, einen ihrer Verwandten:

„Mein lieber Vetter (als Grand von Spanien), Ihr kennt ohne Zweifel die Meinungsverschiedenheiten und Zwistigkeiten, welche zwischen Antonio Perez und Mateo Vasquez, meinen Geheimschreibern, obwalten, in welche die Prinzessin Eboli leider verwickelt ist, eine Dame, der ich stets die Achtung erwiesen, welche sie aus vielen Gründen verdient, so um ihrer Familie willen, wie als Gattin Ruy Gomez', der mir, wie Euch bekannt, mit solcher Treue und Ergebenheit gedient hat. Um nun die Ursache dieser verdrießlichen Zerwürfnisse kennen zu lernen und wo möglich ihnen abzuhelfen, und mit dem Wunsche, daß alles Dieses mit dem geziemenden Anstande geschehe, hatte ich meinen Beichtvater Diego de Chaves beauftragt, der des vollsten Vertrauens bei mir genießt, mit der Prinzessin in meinem Namen zu sprechen, ihre Klagen gegen Mateo Vasquez anzuhören und den Grund derselben zu erforschen. Um meinen Absichten gemäß zu handeln und die Sache recht zu er-

grunden, hatte er ſich an verſchiedene Perſonen gewandt, die ſie ihm namhaft gemacht, und da er hier nicht die nothigen Aufſchluſſe erhielt, beſprach er ſich abermals auf das ernſthafteſte mit der Prinzeſſin ſelbſt, ganz nach meinen Anweiſungen, um ſie zu uberreden, daß ſie von ihren rachesuchtigen Gefuhlen ablaſſe und zwiſchen Antonio Perez und Mateo Vasquez die gute Harmonie wieder eintrete, die meinem Dienſte und ihnen Allen forderſam iſt. Aber mit Schmerzen mußte ich hören, daß die Prinzeſſin in ihrem Eigenſinn beharrte und gegen jede Ausſehnung ſich ſperrte. Mehrmals hat mein Beichtvater mit ihr daruber geſprochen und ſie zu bewegen verſucht, daß ſie meinen Wunſchen nachgebe, die nur Gerechtigkeit wollten. Da ich nun nicht allein ſah, daß ich auf dieſe Weiſe nicht zu meinem Ziele kam, ſondern daß auch ihre ganze Handlungsweiſe meinen Abſichten entgegen war, ſo ſah ich mich genothigt, ſowol in meinem Intereſſe als in dem der Verſohnung, die ich will, ſie in dieſer Nacht gefangen nehmen und in die Feſtung Pinto einſperren zu laſſen. Ich hielt es für angemeſſen, Euch davon in Kenntniß zu ſetzen, der Ihr ſo nahe mit ihr verwandt ſeid, damit Ihr die Beweggrunde meiner Handlung kennt und Euch uberzeugt haltet, daß Niemand mehr als ich ihre Ruhe wunſcht, ſowie das Glück ihres Hauſes und die Beforderung ihrer Sohne."

Dieſes Schreiben iſt datirt: Madrid, den 29. Juli 1579. In demſelben Sinne ſchrieb der König auch an den Herzog von Medina Sidonia, einen andern Verwandten der Prinzeſſin.

Zwei an ſich unbedeutende Umſtände, welche aber zu Philipp's Charakteriſtik beitragen, ſind uns bezuglich auf dieſe Verhaftung erhalten worden.

Als man dem Konige beide Verhaftsbefehle zur

Unterschrift in jener Nacht, wo die Arrestation erfolgen sollte, überbrachte, corrigirte er sie mit eigener Hand und ließ sie wieder umschreiben, weil — ein ceremonieller Fehler begangen war. Der Secretair Mateo Vasquez, der zweite in der Rangordnung, war vor Antonio Perez, dem ersten Secretair, aufgefuhrt worden. Dies durfte nicht sein!

In der Stunde selbst, wo die Verhaftung vorgenommen werden sollte, begab sich Philipp in eine Kirche, die dem Hause der Prinzessin Eboli gegenüber lag. Er wollte mit eigenen Augen, unbemerkt, die Arretirung und Schmach der einst von ihm Geliebten mit ansehen. Ein Beweis allerdings der Leidenschaftlichkeit, welche ihn bewegte. Als er in seine Gemächer zurückkehrte, legte er sich nicht mehr zu Bett, sondern man sah ihn bis 5 Uhr Morgens in heftiger Aufregung in seinem Zimmer auf- und abgehen.

Antonio Perez war der Gatte einer Frau, welche ihm mit treuer aufopfernder Anhänglichkeit liebte, der Donna Juana Coello. Am Morgen des folgenden Tages begab sich der Cardinal von Toledo, im Auftrag des Königs, zu der betrubten Gattin und versicherte sie im Namen seiner Majestät: sie solle sich keiner Sorge hingeben, weder für das Leben noch die Ehre ihres Gatten. Er blieb eine geraume Zeit bei ihr, mit Trostgründen sie aufrichtend: Alles, was geschehen, sei nur zum Besten ihres Gatten selbst geschehen, um ihn den allergrößten Unannehmlichkeiten zu entheben.

Antonio Perez' Gefangniß war ein ehrenvolles, im Hause eines der Alcalden des Hofes. Er blieb hier vier Monate. Der eigene Beichtvater des Konigs, Diego de Chaves, besuchte ihn nach 14 Tagen und versicherte ihm mit lachendem Munde: „Ihre Krankheit wird nicht

hin — noch weiter hinauf schließen sich Obstgärten daran, und in den Stromthälern sieht man die Gehöfte ziemlich nahe an einander gereiht. Es herrscht die vollkommenste polizeiliche Ordnung, wenn auch der Arm ihrer Sergeanten sehr weit entfernt ist. Von Wüsteneien, von eigenthumslosen Flecken ist nicht die Rede; die Gränzen sind, selbst bei den nacktesten Felsparthieen auf das genauste bestimmt. Der Weg ist eingetheilt nach der Ausdehnung der Besitzungen und jeder Eigenthümer ist verpflichtet, ihn, so weit er über seinen Boden geht, zu unterhalten. Ja der flüchtige Reisende weiß jeden Augenblick, über wessen Steine sein Wagen poltert, oder über wessen gedieltem Gleis die Räder pfeilschnell dahin rollen, denn rothe Täfelchen am Wege benennen ihm den Gaards-Besitzer und die Ausdehnung seines Grund und Bodens auf das allergenauste. Das Eigenthümliche hierbei ist noch, daß nach uraltgermanischer Sitte der Besitzer den Namen seines Besitzthums führt und jenen in den seltenen Fällen, wo er das letztere vertauscht, darnach umändert. Sonach sollen sich unter den Norwegischen Bauern fast noch keine eigentliche Geschlechtsnamen ge-

tödtlich sein." Wenn man diesen Besuch mit dem des Erzbischofs von Toledo bei Perez Gattin zusammennahm, so konnte man doch kaum an eine Ungnade denken. Der ganze Hof war darüber erstaunt und in Ungewißheit, wie man die Sache nehmen solle. Ja der König schrieb selbst an den Alcalden, daß er seinen Gefangenen mit aller Sorgfalt behandeln solle, auch möge er, zu seiner Zerstreuung, ihm seine Kinder zuführen. Antonio Perez selbst war davon unterrichtet. Ein Diener des Alcalden zeigte ihm alle Briefe des Königs an seinen Herrn.

Als Perez krank wurde, erhielt er die Erlaubniß, in seinem eigenen Hause als Gefangener zu bleiben. Hier besuchte ihn im Auftrage des Königs Rodrigo Manuel, ein Capitain der Garde, um von ihm das Gelöbniß entgegenzunehmen, daß er allem Haß und aller Rache gegen Vasquez entsage und fortan in Friede und Eintracht mit ihm leben wolle. Perez gab dies eidliche Gelöbniß, und wer mochte nun noch zweifeln, daß Alles beigelegt und der ehemalige Günstling wieder in Gnaden aufgenommen sei?

Doch blieb er noch gegen acht Monate als Gefangener in seinem Hause. Aber man zog die Wache, die anfänglich bestellt war, zurück, er durfte in die Messe gehen, spatzieren gehen, Besuche empfangen, aber — keine Besuche machen. Was sollte das heißen?

Der König reiste inzwischen selbst nach Portugal, um von dieser neuen Eroberung Besitz zu nehmen, und schriftliche Verhandlungen, die durch die Hände der Staatssecretaire gingen, fanden nach wie vor zwischen dem Fürsten und seinem Gefangenen statt.

Darüber vergingen nicht Monate, sondern Jahre. Um aus dieser beängstenden Ungewißheit zu kommen, sandte Perez mehre vertraute Personen an den König,

um ihn zu einem Entschluß hinsichts seines Schicksals zu bewegen. Philipp empfing auch wirklich den Pater Rengifo, einen alten, sehr wurdigen Geistlichen, mehrmals in Lissabon, er hörte seine Vorstellungen zu Gunsten Perez' ruhig an, aber dennoch geschah nicht das Geringste.

Endlich sandte Perez seine eigene Gattin nach Lissabon; er hatte zuvor deshalb mit dem Präsidenten des Rathes von Castilien, Antonio de Pazos, daruber Rucksprache genommen. Aber Philipp, sobald er davon hörte, gab Befehl, die weibliche Abgesandte unterweges gefanzen zu nehmen. Sie wurde noch auf dem Meere, zwischen Aldea Gallega und Lissabon arretirt. Damals im achten Monat einer Schwangerschaft, ergriff sie der Schreck so, daß sie auf dem Meere eine falsche Niederkunft hatte. Der mit dem Verhaftbefehl beauftragte Alcalde fuhrte sie nach Aldea Gallega zuruck und unterwarf sie in einer dortigen Herberge einem sehr scharfen Verhor, ob sie auf Befehl ihres Mannes und mit welchem Auftrage reise.

Mit dem Protokoll daruber eilte der dienstpflichtige Beamte, seiner Belohnung gewiß, zum Könige nach Lissabon. Aber Philipp nahm das Papier aus seiner Hand, und ohne den Alcalden oder die Schrift eines Blickes zu wurdigen, warf er es in das Kaminfeuer und ließ es verbrennen. Bestürzt entfernte sich der Alcalde und wagte nie mehr den Mund hinsichts Antonio Perez' zu öffnen, noch ward er darum jemals befragt.

Aber dem Pater Rengifo trug Philipp auf, Antonio's Gattin zu verkunden, daß sie unverweilt zu ihrem Gatten zurückkehren moge. Er solle sie versichern: „daß er ihr als König verspräche, und er ihr sein Wort als

Cavalier gebe, die Angelegenheit ihres Mannes, ſobald er nach Madrid zurückgekehrt ſei, zu beendigen.“ — Der König ſprach diesmal nicht ſelbſt mit Rengifo, ſondern die Worte gingen durch den Mund des Rodrigo Vasquez, der ſpäter den Proceß gegen Antonio leitete. Rengifo ſah jedoch die ſchriftliche Ordre des Königs, in welcher dieſe Worte verzeichnet waren.

Nach Mignet war Antonio Perez nach Escovedo's Ermordung auf dem Gipfel ſeines Einfluſſes und der Gunſt bei dem Könige gelangt. Es war der Augenblick, wo Portugal mit der Krone Spaniens vereinigt werden ſollte. Er leitete ſchon die politiſchen Angelegenheit mit Italien, wie die flandriſchen; auch das Departement für Portugal ward ihm übergeben. Perez war Philipp jetzt mehr als je unentbehrlich.

Im Uebrigen ſtimmen die neueren Ermittelungen in den weſentlichen Zügen mit dem oben Angeführten. Perez' Feinde, Vasquez, ſein College, der ſchon lange nur mit geheimem Grimm den überwiegenden Einfluß deſſelben ertragen, an der Spitze, waren unverdroſſen, die Familie Escovedo zur gerichtlichen Verfolgung gegen den Mann aufzureizen, den das Gerücht als Mörder nannte, und ihre Anklagen berührten auch die Prinzeſſin Eboli. Philipp hörte gütig in einer Audienz Escovedo's Sache an, und verſprach ein gerechtes Gericht, wenn die Sache dazu angethan wäre. Er war zufrieden, daß der Verdacht nur ein Werkzeug traf und von deſſen Urheber ſich ablenkte, aber er ſcheute das gerichtliche Verfahren, welches mehr Licht in die Sache bringen konnte, als er ertragen durfte, und ſpielte ganz das Doppelſpiel, deſſen Perez ihn beſchuldigt. Er horchte

mit anscheinendem Vergnügen auf Vasquez' Denunciationen und hinterbrachte Alles, was er gehört, sofort seinem Perez. „So lange ich lebe, sagte er ihm, hast du nichts zu fürchten. Andere mögen wechseln, glaube mir, ich werde nicht wechseln. Wenn du mich in dieser Beziehung studirt hast, wirst du erkannt haben, dessen bin ich gewiß, daß ich nicht gern wechsele." — Der dritte Mitwisser ihres Geheimnisses, Los Valez, war gestorben. Der König sagte zu dem darüber betrübten Freunde: „Du und ich verlieren viel; indeß hoffe ich, daß du weniger verlierst, weil ich dir niemals fehlen werde." Aber Philipp that doch nichts, ihn aus seinen immer wachsenden Aengsten zu befreien. Perez, die Gefahr richtig voraussehend, hatte keine Ruhe mehr, er bot dem Könige seine Entlassung an. Philipp weigerte sich, sie anzunehmen.

Nun trug Perez selbst darauf an, daß er vor Gericht gestellt werde, vorausgesetzt, daß die Prinzessin Eboli nicht mit in den Handel gezogen würde; sich selbst wolle er schon vertheidigen, da alle Beweise fehlten. Philipp, unschlüssig, zweifelnd, verwies die Sache an den genannten Antonio Pazos, Präsidenten von Castilien. Dieser, in das Geheimniß gezogen, übernahm es, Escovedo's Sohn von der Klage abzubringen. Er verkundete ihm, daß der König richten werde ohne Ansehen der Person, stellte ihm aber die Gefahr vor, ohne schlagende Beweise zwei Personen von diesem Ansehen anzuklagen, und betheuerte ihm zuletzt auf sein Priesterwort (Antonio Pazos war Bischof), daß die Prinzessin und Perez so unschuldig waren als er selbst! Der treue Diener seines Herrn und — seines Gottes — erkannte keine Schuld darin, wenn der Diener des Königs auf dessen Geheiß meuchelmordet. Wir

kennen die franische Loyalitatstheorie des 16. Jahrhunderts aus Calderon's und Anderer Dramen, welche freilich von der aus dem Jahrhundert des Cid so abweicht als von den heutigen Rechtsbegriffen. Escovedo's Sohn beschied sich auf dies gewichtige Wort und trat von seiner Klage zuruck.

Aber Antonio Vasquez beschied sich nicht, und stellte einen andern Ankläger aus der Escovedischen Familie. Philipp befand sich in einer höchst peinlichen Lage. Die hochmuthige Eboli beklagte sich uber die Frechheit, die man ungestraft ube, auch ihre Person anzuschuldigen: „Man ist so weit gegangen, schreibt sie an den Konig, auszusprechen, daß Perez den Escovedo meinetwegen getödtet habe, und daß er solche Verpflichtungen gegen mein Haus habe, daß er es wohl thun mussen, wenn man es von ihm gefodert. — Wenn diese Leute ihre Frechheit und Unehrerbietigkeit so weit treiben, dann ist es Euer Majestät Pflicht, als König und als Edelmann ein Exempel zu statuiren, das widerhalle bis dahin, wo man sich diese Beleidigungen erlaubt hat. Wenn Euer Majestät mich nicht so verständen und zugäben, daß das Ansehen meines Hauses unterginge mit dem Glanz und Glück meiner Ahnen und mit der Gunst, welche der Furst, mein Gatte, so wohl verdient hatte, wenn Euer Majestät die Dienste derselben, sage ich, auf diese Weise belohnen wollten, dann hätte ich wenigstens, indem ich so zu Ihnen rede, wie ich rede, Das erfüllt, was ich Dem schuldig bin, was ich bin. Ich bitte Euer Majestät, mir diesen Brief zurückzusenden, indem dieser Brief nur an einen Edelmann gerichtet ist, auf dessen Discretion ich vertraue, mit dem ganzen tiefen Gefuhl der mir widerfahrenen Beleidigung." — Zugleich foderte sie die Bestrafung Matheo Vasquez', dieses „maurischen Hundes".

Des Königs peinliche Lage steigerte sich. In seinem Cabinet war ein offener Krieg ausgebrochen. Die Eboli klagte gegen Vasquez und brachte Zeugen ersten Ranges vor wegen der ihr widerfahrenen Beleidigung; Perez und Vasquez hetzten sich selbst in Staatsangelegenheiten; es kam zu Injurien, und Vasquez warf Perez den größten Schimpf an den Hals, den es damals in Spanien gab: „er sei nicht von reinem Blute". Perez flog zum Könige, foderte Rache, oder daß ihm vergönnt werde, sie selbst zu nehmen. Philipp versprach und zauderte, und half sich wie immer, indem er die Sache in die Länge zog. Auch Vasquez war ihm ein bequemer Diener, und er trug seinem Beichtvater Diego de Chaves auf, die Parteien zu versöhnen.

Vergebens. Perez, im Vorgefühl seines nahen Falls, schrieb an seinen Herrn: „Ich sehe, nachdem ich mit meinen schwachen Talenten meinem Herrn gedient und eine Treue ohne Grenzen ihm bewiesen, daß mein böser Stern siegt, während diesem Andern Alles gelingt, trotz seiner zahllosen Fehler und seiner Beleidigungen gegen eine große Dame und einen Mann, der nur nützlich sein wollte, und der (leider) ohne es zu sein, sich nur so bloßgegeben hat, wie ich gethan."

Sein böser Stern siegte wirklich. Matheo Vasquez war es gelungen, dem Könige Zweifel und Argwohn gegen die Rechtlichkeit Perez' in Ausübung seiner Verwaltungsämter beizubringen, und er war es, der ihm zuerst seines Günstlings geheime und innige Verbindung mit der Prinzessin Eboli aufdeckte. Philipp glaubte, und sah sich darüber „enttäuscht, daß ihn Antonio Perez getäuscht in der Art und Weise, wie er ihn dazu bewog, zu thun, wie geschehen." (Desengañado de que le avia engañado el dicho Antonio Perez.

Er beſchloß, ſich von Perez loszumachen, als von einem abgenutzten Werkzeuge und zugleich einem gefährlichen Nebenbuhler.

Er berief an des Marquis Los Velez' Stelle einen bis jetzt zurückgeſetzten Staatsmann, den Cardinal Granvella aus Rom. Noch mußte Perez die Berufungsordre contraſigniren. Am Tage von Granvella's Ankunft erhielt der Alcalde des Hofes, Alvaro Garcia de Toledo am 29. Juli 1579 den Befehl, Antonio Perez zu verhaften, was noch in derſelben Nacht um 11 Uhr geſchah.

Die Eboli, welche auf die Verſöhnungsvorſchläge des Beichtvaters de Chaves ſtolz geantwortet hatte, daß eine Dame wie ſie auf nichts eingehen könne mit einem Menſchen, wie der, von welchem es ſich handle, und daß eine Beleidigung, wie die, welche ſie erfahren, es ihr am wenigſten geſtatte, hatte inzwiſchen mildere Saiten aufgezogen; ſelbſt zur Ausſöhnung geneigt, hatte ſie auch Perez beſtimmt, ſich in das Unvermeidliche zu fügen. Aber zu ſpät; der Tag, den er dazu beſtimmt, den erſten Schritt zu thun, war ſchon der erſte Tag ſeiner Gefangenſchaft. Zur ſelben Stunde derſelben Nacht ward auch die Eboli aufgehoben und nach der Feſtung Pinto gebracht.

Damit hörte die Herrſchaft der alten Partei des Fürſten Eboli auf, die noch mit einer gewiſſen Milde die Angelegenheit der Monarchie gelenkt hatte; an ihre Stelle kam das Miniſterium Granvella, welches, zum Theil durch die Umſtände getrieben, einen ganz andern Weg einſchlagend, Spaniens letzte Freiheiten gewaltſam zu Grabe trug und den Ruin ſeiner Macht, dem Auslande gegenüber, vorbereitete. Unter Granvella's Regierung war die erſte Handlung: daß auf den Kopf des

Prinzen von Oranien ein Preis von 30000 Ducaten gesetzt wurde!

Alles Uebrige, auch von Perez' Verhaftung, Behandlung und den Verheißungen, die ihm gemacht wurden, wird durch die neuen Ermittelungen nicht verändert.

Während Perez noch mit einer gewissen Rücksicht behandelt wurde, verfuhr man mit unverhältnißmäßiger Strenge gegen die Prinzessin Eboli. In dem Briefe eines Franzosen noch vom 13. Januar 1580 heißt es: **La princesse d'Evoli est toujours en même état, observée et traitée avec toute la rigeur possible.** Die Gefangenschaft (in der Festung Pinto) und die üble Behandlung übten bald ihren nachtheiligen Einfluß auf den Gesundheitszustand der Gefangenen aus. Zu Anfang 1581 wurde sie so gefährlich krank, daß die Aerzte versicherten, ihr Leben sei in Gefahr, wenn sie länger in der Festung bleibe. Ihrer Verwandten dringenden Vorstellungen beim Könige gelang es endlich, den Befehl zu erwirken, daß sie aus der Festung auf ihre Güter nach Pastranna gebracht wurde. Der Aufenthalt hier ward ihr als Exil angewiesen, eine spanische Formel der absoluten Justizhandhabung, die sich bis auf die Gegenwart erhalten hat. Auch der Herzog von Alba, seit der Expedition in den Niederlanden in Ungnade, lebte im Exil, um erst später unter dem neuen Ministerium wieder zur Thätigkeit berufen zu werden.

Für die Eboli ging die Sonne des Glückes nicht wieder auf, nicht einmal ein Strahl der Hoffnung brach für sie durch die Wolken, welche immer finsterer den politischen Horizont ihres Vaterlandes umzogen. Der Rest ihres Lebens war sehr traurig. Der König, an den sie umsonst als Cavalier appellirt hatte, nahm ihr auch die Verwaltung ihrer Güter und erlaubte ihr nicht

einmal, Beſuche zu empfangen. Ihr eigener Sohn, der Herzog von Paſtrana, trennte ſich, empört wegen ihres Verhältniſſes zu Perez, von der Mutter. Laut und ungebührlich ſprach er gegen ſie, und der Zwiſt zwiſchen Beiden ſoll ſo weit gegangen ſein, daß, wie der Präſident von Caſtilien dem Könige berichtete, der Sohn einſt der Mutter mit dem Tod gedroht habe.

Nichts deſto weniger fanden zwiſchen den beiden Gefangenen und Unglücksgefährten, der Prinzeſſin und Perez, noch immer geheime Mittheilungen ſtatt. Der König trug deshalb Antonio Perez' auf, durch Spione der Sache auf den Grund zu kommen und wenn dem ſo wäre, alle Mittel anzuwenden, die Communication unmöglich zu machen. Der Despot fürchtete indeß, daß auch ſeine Mittel gegen die Schlauheit eines aufgebrachten, tief verletzten Weibes nichts fruchten würden. Er ſchlug deshalb einen andern Weg ein, er verſprach der Eboli, ihr alle ihre Güter, Ehren, ſeine Gunſt und Gnade wieder zu ſchenken, wenn ſie ihm ihr ritterliches Ehrenwort gebe (palabra de cavallero! assi se la pidió siendo dama), daß, wenn ſie in Freiheit und ihren früheren Zuſtand eingeſetzt wäre, nie und nimmermehr mit Antonio Perez eine Verbindung unterhalten wolle. Die Eboli antwortete ausweichend, was Philipp nicht genügte, und, ſagt Perez ausdrucksvoll: „der König wandte ſich wieder um, um fortzuſchlafen in ſeiner Lethargie der Rache und ſeinem angebornen Mistrauen.“

Anna Mendoza, Prinzeſſin Eboli, ſtarb am 2. Februar 1592 im 52. Jahre im Exil, geſtraft ohne Unterſuchung, Gericht und Urtheil.

Wir kehren zu Antonio Perez zurück. Plötzlich hatte sich die Scene geändert. Der König sprach wieder davon, er müsse Gerechtigkeit üben. Jetzt war aber nur die Rede von Unterschleifen. Philipp befahl eine Untersuchung über die Verwaltung der öffentlichen Gelder in Bezug auf Perez und mehrer anderer Staatssecretaire. Ein solches Gericht hieß in Castilien ein Juicio de visita. Die Untersuchung geschah ganz geheim, und nach verschiedenen Ermittelungen ward Perez angeklagt: er habe Unterschleife begangen, die Staatsgeheimnisse verrathen und das Vertrauen des Königs gemisbraucht, indem er den Depeschen, die er vom Könige zum Chiffriren erhielt, Einiges hinzugesetzt und Anderes davon genommen habe.

Perez vertheidigte sich mit Zurückhaltung. Er ging in die Details nicht ein, wie er sagte, aus Achtung für seinen Herrn und König. Zugleich schrieb er privatim an Philipp, um ihm, was er ausgesagt, mitzutheilen und um seine Vermittelung in einer Sache zu bitten, welche des Königs Autorität angriffe. Unter den Untersuchungsrichtern war auch der schon öfters erwähnte Beichtvater des Königs. Diesem zeigte er verschiedene Briefe und Billette Philipp's, die er noch in Händen hatte, in welchen der König ihm befahl: in den von den Ministern ihm überreichten Depeschen gewisse Dinge abzuändern, wegzulassen, hinzuzufügen, und sie so einzurichten, daß sie im Rathe zu dem bestimmten Zwecke dienlich waren. Der Beichtvater, welcher entweder wirklich von den Geheimnissen bis da nichts wußte, oder sich doch die Miene gab, als wisse er nichts davon, fühlte doch sogleich, welche Unannehmlichkeiten aus der Bekanntwerdung dieser Stücke erwachsen konnten. Er empfahl deshalb Perez, sie nicht zu seiner Vertheidigung

bildet haben, selbst der größere Theil der Höfe führt noch den Taufnamen seiner ältesten Besitzer; daher die Menge der Klaas, Laars, Nils, Olufs mit den Endigungen von Sohn und Bruder und dem nach nordischem Sprachgebrauch angehängten Artikel.

Der Norweger weiß einen andern Vorzug wohl zu schätzen und preist ihn mit Recht den Fremden an. Ohne daß ein Gensd'arme oder ein Polizeibeamter zu finden, reist man von Christiania bis Drontheim gleich sicher bei heller Mittagssonne und mitternächtlicher Finsterniß. Wiewohl wir Baugefangene in nicht geringer Anzahl auf Aggerhuus arbeiten sahen, so ist die Zahl der Verbrecher doch nur gering. Die patriarchalische Ehrlichkeit ist doch noch so weit zu Hause, daß man durch die Post der Bauern Summen Geldes offen und fast ohne Bescheinigung die weitesten Strecken versendet. Der erste Vorbote liefert im nächsten Posthofe das Empfangene ab. Von hier gehen ohne Vermittelung eines Beamten — denn häufig ist der Gastwirth oder Skiutsschaffer nicht zu Hause, und seine Frau oder ein kleines Mädchen besorgen die Postgeschäfte — große Summen und die wich-

vorzubringen, und lieber ſich aller Vertheidigung zu enthalten. Er verſicherte dabei ſowol Perez ſelbſt als deſſen Gattin, daß man durchaus nicht die Abſicht habe, ihn zu verurtheilen, und daß alle dieſe Demonſtrationen nichts wären, als eine bloße Formalität.

Perez vertheidigte ſich zwar auch ſpäter in ſeinen in Frankreich herausgegebenen Relaciones gegen den erſten Vorwurf der Unterſchleife nicht ohne Geſchick und mit vielen Wahrſcheinlichkeitsgründen; man iſt indeß nicht geneigt, ſo allmächtigen Günſtlingen mächtiger Herrſcher, welche ſich noch dazu ſo willfährig zu entehrenden Dienſten hergeben, eine große Integrität zuzutrauen, wo es nur pecuniäre Verhältniſſe gilt. Bisher war man indeß des Glaubens, daß dieſe Anklage nur eine willkürlich aufgegriffene, mit oder ohne Grund, geweſen, um den Mann zu verderben, den man von der Seite, wo eine wahrhafte Schuld ihm anklebte, ernſthaft anzufaſſen noch immer Bedenken trug. Wie ſich die Sache, nach Einſicht der noch erhaltenen Proceßacten, anders geſtaltet hat, davon unten.

Gegründeter erſchienen bisher die beiden andern Beſchuldigungen. Don Pedro d'Escovedo hatte zwei Briefe vorgebracht, die Antonio Perez an ſeinen ermordeten Vater geſchrieben. In dem einen theilte Perez ihm mit, was in dem Rathe des Königs, bezüglich auf Don Juan d'Auſtria, geſprochen war. In dem andern hatte er ausdrücklich gegen Don Juan d'Auſtria und d'Escovedo geſagt: daß er gewiſſe Stellen in mehren Briefen, die Don Juan an den König, ſeinen Bruder, geſchrieben, unterdrückt, andere hinzugeſetzt und das Ganze zugeſtutzt habe!

Ohne Beobachtung der geſetzlichen Förmlichkeiten ward ein Urtheil des Inhalts geſprochen: Antonio Pe-

rez ſolle durch zwei Jahre ſeiner Aemter entſetzt bleiben, eine Geldbuße von gegen 30000 Dukaten Werth zahlen, zwei Jahre in eine Feſtung geſperrt und nachher acht Jahre entfernt von der Reſidenz des Königs bewacht werden.

Die Perez ſpäter zugeſtellte Acte beſagte weiter nichts, als daß Seine Majeſtät ein Juicio de visita über die Verwaltung mehrer ſeiner Secretaire anbefohlen, unter andern auch über die des Antonio Perez, und daß, nachdem die dazu ernannten Richter ihn zu der und der Strafe verurtheilt, es dem Antonio Marquez, dem Secretair der Commiſſion, aufgetragen worden, ihm, dem Perez, die über ihn verhängte Strafe zu eröffnen.

Dieſe Acte war mehr als formlos. Sie war von einer fremden Hand geſchrieben und ohne Unterſchrift eines der ernannten Richter oder des Königs, wie es doch üblich und wie die den andern Secretairen mitgetheilten Acten beglaubigt waren. Auch konnte Antonio Perez niemals, wie oft er auch darum einkam, eine beglaubigte Abſchrift erhalten. Die Sentenz ward niemals publicirt; einer der in der Commiſſion ſitzenden Richter erklärte, daß er niemals in der Sache mit abgeſtimmt habe, und die Perſon, welche die Acte für Perez unterzeichnet hatte, erklärte, daß ſie es nur auf ausdrücklichen Befehl gethan.

Die Execution dieſes formloſen, noch nicht publicirten Urtheils ſollte in dem Augenblicke ſtattfinden, wo der König nach Aragon abreiſte. Ein Alcalde erſchien vor Perez' Hauſe. Dieſer war zweifelhaft, was er zu thun habe; er beſorgte noch Aergeres. Während er den Alcalden mit Worten hinhielt, ſandte er einen vertrauten Diener an den Erzbiſchof von Toledo, ſich Raths zu erholen. Der Diener kam eilends wieder und in

Gegenwart des Alcalden gab er ihm durch Finger- und Zeichensprache zu verſtehen, was der Prälat geantwortet. Da ſprang plötzlich Antonio Perez aus einem Fenſter und flüchtete ſich in die Kirche von St. Juſtus. Aber auch dies Aſyl half ihm nichts; Philipp's Wille war diesmal mächtiger als das Heiligthum der Kirche. Man riß den Flüchtling mit Staub bedeckt unter dem Kirchendach hervor, und führte ihn nach der Feſtung Torrejon.

Es entſpann ſich darüber ſpäter ein langer Streit zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Juſtiz. Der geiſtliche Fiscal drang auf die Beſtrafung der beiden Alcalden, weil ſie die Freiheit der Kirche verletzt hätten. Sie wurden auch verurtheilt, aber Philipp zwang den Rath von Caſtilien, dies Urtheil zu caſſiren.

Zu gleicher Zeit wurden alle ſeine Papiere und ſein Vermögen mit Beſchlag belegt, aber erſt 20 Tage nach ſeiner Verhaftung ward ihm jene Acte in der Feſtung publicirt. So ward ein Urtheil gegen einen nicht einmal flüchtigen Verbrecher zur Vollſtreckung gebracht, noch ehe es ihm bekannt gemacht war.

Widerſprüche über Widerſprüche. Der König erlaubte ſeiner Frau, mit ihren Kindern den Gefangenen in der Feſtung zu beſuchen. Die Bewachung wurde milder. Man hob auch das Sequeſter auf ſein Vermögen auf, man — gab ihm auch alle ſeine Papiere zurück!

Aber es war nur eine Liſt, man wollte ihn glauben machen, daß der König es wirklich nicht böſe mit ihm meine. Plötzlich foderte man ihn auf, alle Briefe und Handbillets, die er vom Könige erhalten, einzureichen. Wahrſcheinlich hatten ſich viele, und muthmaßlich die wichtigern, auf die es ankam, unter den mit Beſchlag

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 04031/047

belegten Papieren nicht vorgefunden. Wenn man so mild gegen ihn verfuhr, daß man ihm seine sämmtlichen Scripturen nach einer flüchtigen Durchsicht zurückreichte, konnte er doch kein Arg haben, die Briefe seines königlichen Herrn demselben zu überantworten, zumal, da man die Versicherung hinzufugte, daß er, zum Preise für seine Willfahrigkeit hierin, von nun ab vor aller weiteren Verfolgung geschützt bleiben solle.

Aber Antonio Perez war hinlänglich gewitzigt. Er glaubte keinen Versprechungen mehr; er weigerte sich standhaft, auf den Vertrag einzugehen und gab die Briefschaften nicht heraus. Man schritt zu ernsteren Maßregeln. Auch für diese schien es nothwendig, einen Vorwand aufzustellen. Man behauptete, er habe nach Aragon fliehen und als geborener Aragonese die Fueros seines Vaterlandes anrufen wollen, nach denen kein Eingeborener vor andere Richter und Gesetze gestellt werden durfte als die Aragons. Er ward enger eingesperrt und bewacht. Seine Frau und seine Kinder schleppte man gefangen nach Madrid, die jüngsten von diesen waren kaum vier Jahre alt. Man ging so weit in der Strenge, daß man der Donna Juana den von ihr erwählten Beichtvater verweigerte und ihr nur einen zusandte, den ihre Richter ausgewählt. Man drohte ihr, sie auf Lebenszeit bei Wasser und Brot einzusperren.

Wieder wurden seine Güter mit Beschlag belegt, confiscirt und öffentlich versteigert. Man drohte ihm mit ewigem Gefangniß und mit unerhörten Grausamkeiten gegen sein Weib und seine Kinder. Der Graf Barrejas und der Beichtvater des Königs erhielten das ehrenwerthe Amt, die arme Frau zu erschrecken. Aber Donna Juana de Coello bewies sich in heldenmäßiger Standhaftigkeit und erklärte, keinen andern Weisungen

Folge leisten zu wollen, als die ihr Mann, mit seinem Blute geschrieben, ihr übersende.

Perez schrieb endlich und sie gehorchte. Donna Juana übersandte durch einen Getreuen zwei Kästchen an den Beichtvater Don Diego de Chaves nach Monzon, wo dieser sich damals aufhielt. Sie begleitete die Sendung durch einen Brief, in welchem sie dem Geistlichen schrieb: die Kästchen enthielten die Rechtfertigung ihres Gatten, er möchte einige der Papiere bewahren, die zur Zeit für sie und ihren Gatten von Nutzen sein könnten.

Der Beichtvater empfing beide Cassen wohlverschlossen und versiegelt. Er öffnete sie weder, noch wollte er die Schlüssel annehmen, welche der Diener ihm überbrachte, sondern befahl diesem, sie auf der Stelle dem Könige selbst zu überbringen. Philipp ließ diesen auch wirklich vor sich, hörte ihn an und empfing mit eigenen Händen die betreffenden Schlüssel.

Antonio Perez' Leiden wurden um deswillen nicht geringer. Donna Juana ward aber aus dem Gefängniß entlassen und erhielt von dem zurückkehrenden Diener einen Empfangschein von der Hand des Beichtvaters, in welchem er versprach: „daß er an Niemand, wer es auch sei, diese Papiere verabfolgen werde und daß darin auch keine Zeile fehlen sollte."

Noch oftmals später wiederholte er in mündlicher Unterhaltung laut und unumwunden diese Versicherung gegen die unglückliche Gattin. Eines Tages, wo sie sich lebhaft über ihr Unglück beklagte und über die immer erneuten Verfolgungen, deren Opfer ihr Gatte wurde, trotz aller vom Könige gegebenen Verheißungen, und ihn bat, da ihre Willfährigkeit nun doch nichts geholfen, ihr die Papiere zurückzugeben, rief der Beichtvater aus: „Donna, wenn man den Sennor Antonio Perez

noch mehr quält, so werde ich in die Mitte dieses Platzes treten und wie ein Rasender schreien; ich werde alle Mysterien dieser Geschichte enthüllen und Euch die Papiere zurückgeben."

Der König kam aus Aragon zurück. Abermals einige Aenderung im Schauspiel. Antonio erhielt etwas mehr Freiheit, bald darauf ward er sogar nach Madrid geführt und in eines der besseren Häuser der Stadt gebracht. Hier blieb er wieder 14 Monate, aber nur zur Hälfte als Gefangener. Er empfing Besuch, und es kamen — beinahe der ganze Hof, die Granden, die höchsten Beamten des Staats. Während dieser Zeit führte er wieder einen Briefwechsel mit dem Könige, der seine Briefe gern zu empfangen schien und sie immer selbst aufbewahrte.

Perez bat um die Vergunst, in der heiligen Woche den Gottesdienst besuchen zu dürfen. Man gewährte es ihm unter allerhand seltsamen Formeln. Während dieser Woche durfte Perez frei ausgehen. Die in den Intriguen und Geheimnissen des Hofes wohlunterrichtetsten Personen waren darüber erstaunt und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten. War er das Opfer einer Kabale, oder ein Verbrecher, gegen den man nicht den Muth hatte, offen zu verfahren? — Während dieser Zeit erneute die treue Gattin alle irgend möglichen Anstrengungen, um das Loos ihres Mannes zur günstigen Entscheidung zu bringen; aber alle scheiterten an dem unerklärlichen Schweigen des Despoten. Selbst die Fürbitten seiner Schwester, welche Donna Juana zu gewinnen gewußt, vermochten nichts über ihn.

Allen war und blieb Philipp's Benehmen ein Räth-

sel, das sich nur immer mehr den Blicken verschleierte. Der Ausgang zeigte, daß er schon damals Perez' Verderben beschlossen hatte und daß es nahe bevorstand, aber er schien niemals ruhiger und gütiger. Da sagte einst der Cardinal von Toledo zu Perez' ältester Tochter: „Empfiehl deinem Vater, er soll heiter sein; ich werde ihn dieser Tage besuchen und mit ihm durch die Stadt spazieren gehen.“ Durfte ein so hochgestellter Prälat und Günstling des Königs das wagen, wenn er nicht Winke dazu von seinem Gebieter hatte, und zwei Monate nach diesem Tage lag Antonio Perez — auf der Folter. — Rodrigo Vasquez, sein Richter, sagte einst im Gespräch zu Jemand, der ihn über die seltsame Lage des ehemaligen Günstlings befragte: „Was soll ich Euch darüber sagen? Bald drängt mich der König und drückt mir die Hand, bald hält er mich zurück, daß ich nicht fortschreiten kann. Ich kann's nicht rathen und enträthseln, was da vorgeht zwischen dem Könige und seinem Unterthanen.“

Perez' Feinde waren nun allen Ernstes besorgt, daß der vormalige Günstling in seine vorige Stellung und seinen Einfluß zurückkehren dürfte. Wenn der durch das Urtheil anerkannte Unterschleif, Verrath und die Verfälschung der Staatspapiere ihm so hinging, wenn der König darauf noch mit ihm Briefe wechselte, wenn er noch so gütig gegen ihn sein konnte, so war Alles zu fürchten, und man mußte Alles wagen, um dem gefürchteten Ereigniß und seiner Rache zuvorzukommen. Da ward plötzlich wieder die Klage wegen Escovedo's Tod erhoben. Diesmal keine allgemeine, auf Vermuthungen begründete Denunciation, sondern der Sohn des Ermordeten, Pedro d'Escovedo, reichte eine formliche Anklage gegen ihn als Mörder seines Vaters ein.

Philipp gab seine Zustimmung, und man darf annehmen, daß er es nicht allein bereitwillig that, sondern daß er auf diesen Schritt gerechnet, daß er ihn erwartet, daß er sein Plan war. Früher hatte er sich widersetzt, aus sehr begreiflichen Ursachen; jetzt, nachdem er Perez' sämmtliche Briefe in Händen hatte, womit wollte der Unglückliche nun beweisen, daß er nur als Werkzeug der Politik des Königs gehandelt?

Antonio Perez, als neuerdings criminell Angeklagter, ward mit großem Geräusch aus Madrid nach der Festung Pinto gebracht. Erst nach 2½ Monat ward er wieder nach Madrid zurückgeführt; obgleich der Befehl dazu schon früher gegeben war, der Richter hatte es verzögert, muthmaßlich auf des Königs Befehl. Bei den Verhören gab Perez wie vorhin ausweichende Antworten; er beobachtete das strengste Schweigen über Alles, was vor und nach Escovedo's Ermordung zwischen ihm und dem Könige vorgefallen war.

Auch noch während dieses Processes dauerte der Briefwechsel zwischen Antonio Perez und dem Könige fort. Jener berichtete diesem über Alles, was vorging und die Mittel, die seine Feinde anwendeten, ihn zu verderben. Der König suchte ihn zu beruhigen. In einem der königlichen Billette, welche Perez später in Aragonien zu seiner Vertheidigung vorwies, ermunterte ihn Philipp: „sich über nichts zu beunruhigen, was man auch vernähme; daß er nur mit derselben Zurückhaltung wie bisher antworten möge; er seinerseits werde ihn nicht verlassen, und er könne dessen gewiß sein, daß die Leidenschaften nichts gegen ihn ausrichten sollten." Buchstäblich standen darin die Worte: „Erinnere dich wohl, daß Niemand wissen darf, daß dieser Tod auf meinen Befehl erfolgt ist." Ja in diesen Briefen ist so viel aus-

gesprochen, daß, wenn sie vor die Richter gekommen wären, Perez nicht allein freigesprochen worden, sondern auch seine Verfolger vor ihm hätten zittern müssen.

Philipp amusirte sich in kalter Grausamkeit bei den Hoffnungen, die er seinem ehemaligen Günstlinge hinhielt und die er nie in Erfüllung gehen lassen wollte, Perez' Feinde dagegen zitterten vor dem Gedanken, daß alle ihre Arbeit umsonst, daß es ein abgekartetes Spiel zwischen dem Könige und dem Angeschuldigten sein möge, zu ihrem Verderben; und Philipp mochte sich auch vielleicht über diese Angst amusiren. Aber die Feinde ließen darum von ihrem Eifer nicht ab, sondern verdoppelten ihn. Rodrigo Vasquez erlaubte sich Willkürlichkeiten der ärgsten Art. In 10 Tagen sollte der Angeklagte auf die aus 10 Jahren angehäuften Klagen antworten, ohne daß man ihm die Anklageacte selbst mittheilte. Seinen Advocaten gab man nur Bruchstücke daraus und auch diese nicht schriftlich, sondern man ließ sie ihnen flüchtig durch einen Schreiber vorlesen mit Verschweigung der Namen der Zeugen. So war es möglich und wahrscheinlich, daß mehre der Zeugen, auf deren Zeugniß hin er verurtheilt werden sollte, unter seinen eigenen Richtern saßen. Er durfte weder die Zeugen anfechten noch die Richter verwerfen. Seine Protestationen gegen Rodrigo Vasquez selbst, der unzweifelhaft von persönlicher Feindschaft gegen ihn geleitet wurde, blieben ganz vergebens.

Während dieser Instruction prüften der Beichtvater Diego de Chaves und Rodrigo Vasquez die in den zwei Kästen enthaltenen Briefe, welche Perez' Gattin früher ausgeliefert hatte. (Man fragt sich hier: warum hatte Philipp diese für ihn gefährlichen Documente, nachdem sie einmal in seinen Besitz gerathen waren, nicht ganz

tigſten Effekten aus einer Hand in die andere. Ja man könnte es Leichtſinn nennen, wie wenig auf die Legitimation des Eigenthümers oder des Empfängers geſehen wird, wenn nicht der geringe Verkehr böſliche oder zufällige Verwechſelungen ſo ſelten machte. Man will bemerkt haben, daß Bindfaden, Baſtdecken und andere Umſchläge nicht ganz ſicher ſind, ſobald man vergeſſen, ſie auf dem Vorbotzettel zu ſpecificiren; dagegen behandelt der Bauer alles, was den Namen Effekten trägt, mit der allergrößten Sorgfalt. War uns eine Kiſte aufgegangen, ſo konnten wir ſicher ſein, daß auch kein einziges Mineralienſtück darin fehlte. Dennoch mußte uns gleich beim Eintritt in Norwegen die obrigkeitliche Bekanntmachung einer vor zwei Jahren verübten Mordthat in die Augen fallen. Sie wurde in den Thälern begangen, in die uns der Weg jetzt führte; ohne jedoch, dürfen wir verſichern, einige Beſorgniß zu erregen. Ein Bauer hatte in Skiuts-Pflicht eine große Summe zur nächſten Station zu liefern. Er kam nicht an und man fand ihn endlich, durch einen Schuß getödtet, am Wege liegen. Bis heute hat ſich nicht die geringſte Spur ſeines Mörders ausmitteln

vernichtet? — Aber noch zweifelhafter wird die Frage: Warum schrieb er überhaupt, nachdem die Sache so weit gediehen war, noch so verfängliche Briefe an seinen tief von ihm gekränkten Günstling, wie der oben angeführte, mit Ausdrücken, durch welche er sich völlig bloßstellte und gewissermaßen in seine Macht gab?) Die beiden Commissare brauchten einen Mönch als Secretair, im Uebrigen beobachteten sie das allertiefste Geheimniß über Das, was sie fanden.

Der Beichtvater schrieb nach dieser Prüfung, und da er sah, daß Perez nur, um dem Könige zu gefallen, in seinem Leugnen hinsichts der Theilnahme an Escovedo's Tode verharrte, folgenden Brief:

„Senner!

Wohl kennend die Sorge und Angst, denen Ihr wie auch Eure Familie seit so langer Zeit fast erliegt, habe ich bei mir darüber nachgedacht, ob es nicht den Grundsätzen der christlichen Milde gemäß gehandelt wäre, wenn ich Dem einen Rath ertheilte, welcher ihn von mir nicht fodert. Endlich habe ich mich entschlossen, es zu thun, und ich denke nun so: da Ihr einen gebieterischen Entschuldigungsgrund für die Handlung habt, die man Euch verwirft, so thätet Ihr am besten, einfach Das, was man Euch fragt, einzugestehen, und damit ein Ziel zu setzen allen Euern Verfolgungen; weil darin der Grund von Allem liegt, was Ihr leiden mußt, und weil übrigens Jeder für sich selbst antworten muß.

Gott schenke Euch tausend Jahre und gewähre Euch die Gesundheit und Ruhe, deren Eure ganze Familie bedarf. Ich will hier nicht den ganzen Schmerz aussprechen, den diese Geschichte mir verursacht, weil Gott,

unſer Herr, es weiß und ſelbſt der König, unſer Gebieter.

San Lorenzo, Reſidenz des Königs (dem Escurial) am 3. September 1589.

Frater Diego de Chaves."

Antonio Perez berieth ſich daruber mit dem Erzbiſchofe von Toledo. Dann ſchrieb er wieder an den Beichtvater: er möge doch wohl bedenken, was er ihm rathe. Wenn er ſich ſelbſt verdamme in einem ſo ernſten Falle, wo ohnedem nicht einmal hinreichende Anzeigen da wären, nur um ihn zu verhaften, ſo hieße das gegen ſein Gewiſſen handeln und gegen das Intereſſe der Sache ſelbſt. Uebrigens könne er, nach reiflichem Erwägen, Dasjenige nicht erklären, was der König ihm zu verſchweigen befohlen. Wenn übrigens Alles darauf hinausliefe, Escovedo (den Sohn) zu befriedigen, ſo wunſche er lieber, daß das auf ſeine Koſten geſchehe, als daß er dadurch die Geheimniſſe und die Autorität Seiner Majeſtat compromittire und unſchuldige Dritte; indem der König ihm befohlen, um nicht zu ſagen ihn gebeten, es nicht auszuſprechen, daß dieſer Tod auf ſeinen Befehl und Willen ſtattgefunden, und daß er in jeder Hinſicht lieber mit Escovedo in einen Vergleich ſich einlaſſen wolle.

Er empfing darauf einen zweiten Brief vom Beichtvater, deſſen einen Theil wir ſchon oben mittheilten, ihn hier aber, des Zuſammenhangs wegen, nicht auslaſſen konnen.

„Ich empfing Euern Brief vom 10. d. M., die Antwort auf den meinigen und habe von Neuem uber Das, was ich Euch ſchrieb, nachgedacht, wie Ihr es wunſchtet. Ich denke aber noch immer, daß es am einfachſten

und zweckdienlichsten sei, um alle Eure Leiden und Verfolgungen aufhören zu machen, daß Ihr ganz offen und ehrlich erklärtet, was wahr ist, nämlich Eure Theilnahme an Escovedo's Ermordung; auch daß Ihr eben so ehrlich sagtet, auf welchen Befehl Ihr gehandelt, ohne doch von den Beweggründen zu sprechen, die man gehabt haben könnte, Euch diese Handlung zu befehlen, ohne Einzelheiten zu geben noch sonstige Anzeichen. Ihr antwortet mir darauf, daß ein Mann, der Weib und Kinder hat, sich ein Gewissen daraus machen muß, sich selbst und die Seinigen durch sein Geständniß zu verdammen, wenn er vor sich selbst und der Gerechtigkeit unschuldig ist. Die Sache ist allerdings ernst genug, daß sie auch von meiner Seite eine ernsthafte Prüfung in Anspruch nimmt. So beharre ich denn dabei, als guter Christ und nach den gewissenhaftesten Erwägungen, daß der Rath, welchen ich Euch nach Dem, was ich aus dem Munde der Sennora Juana Coello und durch die Papiere, welche sie mir überliefert, vernommen, ertheilte, ganz der heiligen Religion und der gesunden Vernunft gemäß ist. Sein Zweck ist, Euch zu verhindern, daß Ihr keinen Meineid vor der Justiz begeht, noch, für den Fall, daß Ihr ihn schon begangen hättet, daß Ihr in dieser Sünde beharrtet. Weit entfernt davon, daß dieser Weg für Euch und unschuldige Dritte eine ungerechte Verdammung herbeizöge, ist es im Gegentheil das Mittel, Eure Unschuld glänzen zu lassen und Euch zu retten, gleich wie auch die Anderen; denn Diego Martinez, der Eine von ihnen, schmachtet gleich Euch seit seiner Verhaftung in strengem Kerker nun schon durch mehre Jahre und erleidet grausame Verfolgungen, weil er diese Wahrheit nicht eingestanden hat. Darum gebe ich Euch diesen Rath nach der Vorstellung

von dem Gesetzen, die ich mir mache. Hat nicht der weltliche Fürst, im Besitze voller Macht über das Leben seiner Unterthanen und Vasallen, und in der Berechtigung, ihnen dieses Leben aus gutem Grunde und in Folge einer Verurtheilung zu nehmen, hat, sage ich, derselbe nicht auch die Machtvollkommenheit, dieses ohne vorangängiges Zeugenverhör zu thun? Denn was bedeuten vor seinen königlichen Prärogativen die Spitzfindigkeiten und die Formalitäten der gerichtlichen Procedüren? Er kann sich immer davon dispensiren. Aber wenn er irgend einen Grund hat, die gewöhnlichen Formalitäten zu vernachlässigen, so ist darum kein Grund da, daß auch der Vasall, der etwa auf seinen Befehl einen Andern getödtet hätte, sich auch davon losmache, weil man vor dem Rechte präsumiren muß, daß dieser Befehl nicht ohne gerechte Ursachen kann gegeben sein, wie das ja der Fall ist bei allen Handlungen des Fürsten. Daher, wo kein Vergehen ist, kann auch keine Rede sein von Strafe und Züchtigung. Daraus mögt Ihr den Schluß entnehmen, daß in diesem Falle, wenn Ihr die Wahrheit erklärt, Niemand Euch verdammen wird. Im Gegentheil, Ihr enthüllt Eure Unschuld und die Eurer Mitangeklagten, von denen die Einen auf der Flucht, die Andern, wie wir den Schmerz haben, auch Euch zu sehen, im Gefängniß sind. Es wird Euch genügen, die Wahrheit zu erklären, um alle diese Unglücksfälle auszugleichen und diese Sache damit zu beenden. Der König wird damit Escovedo Genüge gethan haben, der von ihm so hartnäckig und mit allen Mitteln, die er auftreiben kann, Gerechtigkeit gegen Euch foderte, was eben Seine Majestät nöthigte, den Proceß gegen Euch zuzulassen. Wolltet Ihr dann Eure Erklärungen gegen Seine Majestät richten, so würde man Euch zu

ſchweigen zwingen, und man würde Euch aus Madrid fortſchaffen, um Euch zu lehren, wo es zu ſchweigen ſich ziemt, ohne den Grund dieſer Maßregeln zu erklären; denn es iſt eine Sache, die Ihr ja nicht berühren müßt, wie ich Euch ſchon geſagt habe. Alles, was ich Euch jetzt ſchreibe und geſtern ſchrieb, iſt mir einzig und allein von meinem Mitgefühl für Eure Leiden eingegeben, und ich thue es nicht, um Euch irgend in Eurem freien Willen beſchränken zu wollen. Aber auch wenn Euch mein Rath nicht annehmbar ſchiene, ſo glaube ich doch, daß der Weg, den Ihr einſchlagen wollt und bis zu Ende behaupten möchtet, Euch noch weniger nutzen dürfte, weil der Richter von den wahren Verhältniſſen unterrichtet und überzeugt ſein muß, ſowol durch die Geſtändniſſe, welche er aus dem Munde der Donna Juana Coello als auch durch den Grafen Barajas erhalten hat. Unter dieſen Umſtänden wird er ſich vielleicht mit wenigen Zeugniſſen begnügen, und die, welche er hat, dürften mit der Zeit noch wachſen, in Anbetracht, daß die Juſtiz, welche einmal die Sache unter Händen hat, der Mittel iſt, Euch ſowol als die Andern durch tauſenderlei Chicanen zu quälen und Euer Gefängniß und Eure Leiden noch um ein Bedeutendes zu verlangern.

Das andere Mittel, was Ihr andeutet und was zum Zweck hätte, mit Escovedo ſich zu verſtändigen, ſcheint mir gut. Der Name des Königs darf dabei nicht genannt werden, denn ihm iſt die ganze Geſchichte, was den Vater und den Sohn betrifft, bis an den Hals gewachſen. Wenn es Euch alſo gelange, hier Frieden zu ſchließen, ſo wäre das unter allen Umſtänden vortrefflich.

Unſer Herr bewahre und geleite Euch zum Guten.

San Lorenzo vom Escurial.

Frau Diego de Chaves."

Auch diese wichtigen Briefe, welche ein so merkwürdiges Licht auf den Charakter des Beichtvaters und auf sein Verhältniß zu Philipp werfen, wurden von Antonio Perez bei seinem nachfolgenden Proceß in Aragon und zwar im Original producirt.

Die von dem Beichtvater mit so teuflischer Schärfe und einschneidenden und einschmeichelnden Worten aufgestellten Doctrinen fanden übrigens auch schon damals Widerspruch, nicht allein die Geistlichkeit verwarf sie, sondern selbst die Inquisition. Ein Prediger hatte zu Madrid, in einer Predigt, die er in der Kirche von St. Hieronymo in Philipp's Gegenwart hielt, gesagt: „daß die Könige eine absolute Macht hätten über das Leben und die Güter ihrer Vasallen.“ Er ward deshalb von der Inquisition vor Gericht gestellt. Außer andern Strafen, die man ihm auflegte, ward er verurtheilt: öffentlich, in derselben Kirche und unter allen bei gerichtlichen Acten herkommlichen Ceremonien zu widerrufen. Er bestieg die Kanzel, sagte, er habe Das und Das gepredigt auf diesem Stuhle, und nun nahm er es als eine irrige Aufstellung zurück. „Denn, fügte er hinzu, indem er von einem Papiere ablas, die Könige haben keine andere Macht über ihre Vasallen, als diejenige, die ihnen durch göttliche und menschliche Gesetze gegeben, und nicht nach ihrer absoluten Willkur.“

Der Beichtvater mußte doch nicht ganz ohne Wissen und Willen des Königs gehandelt haben; denn Perez' Anschlag einer Privatausgleichung mit Escovedo's Sohn ging durch. Dieser nahm ein Bußgeld für seinen ermordeten Vater an und empfing wirklich 20000 Dukaten. Von wem? — Perez' sämmtliches Vermögen war

confiscirt und in seinem Gefängniß fehlten ihm selbst die nöthigsten Lebensbedürfnisse.

Aber Perez' Lage änderte sich darum nicht. Rodrigo Vasquez, d'Escovedo's Verwandter, wurde wüthend über die Ausgleichung. In seinem Ingrimm schrieb er an den König einen Brief, worin er ihm sagte: „Wenn Se. Majestät nunmehr in Folge der Ausgleichung zwischen Perez und Escovedo in die Entlassung des Gefangenen willige, so hieße Das, dem Gerüchte neue Nahrung geben, welches im Publicum umginge und die höchste Person als den Urheber der Mordthat zu bezeichnen wage. Im Interesse ihrer eigenen Autorität müsse die Majestät sich zeigen und Antonio Perez befehlen, daß er die Ursachen und Beweggründe des Mordes ausspreche." Er fügte buchstäblich hinzu: „Sennor! man gibt Antonio Perez zu verstehen, daß der Meuchelmord durch den Proceß nicht bewiesen ist; wiewol die Beweise mir genügen, wenn ich zu urtheilen hätte. So bitte ich denn Euer Majestät, an mich ein Billet zu richten, welches ich ihm zeigen könnte, in folgender Art abgefaßt: „„Sage dem Antonio Perez, daß er sehr wohl weiß, daß ich es bin, der ihm befohlen, Escovedo umzubringen, um der Ursachen willen, die er kennt, und die ich ihm hiermit befehle, zu erklären.""

Und Philipp zürnte nicht über die Zumuthung. Er schrieb das Billet und es ward dem Angeklagten vorgezeigt.

Die Räthsel dieses Processes überbieten sich von beiden Seiten. Wenn derselbe König drei verschiedene Befehle an seinen ehemaligen Günstling erlassen konnte, die freilich alle auf sein Verderben hinausliefen, so fragt man sich andererseits, wie war es möglich, daß ein mit solchem Grimm Verfolgter, ein gefallener Günstling

noch ſo viel Freunde haben und an einem Hofe, wie der Philipp's, daß er ſo lange ſich über Waſſer erhalten konnte, daß er dem Grimm ſolcher Feinde trotzte, daß er im engſten Kerker mit Allem vertraut war, was draußen vorging? Man fragt ſich, wenn Philipp ihn verderben wollte, er, der vor keinem Mittel zu ſeinem Zwecke zurückſchreckte, ſelbſt nicht vor dem Meuchelmorde, wie wir ſehen, weshalb dieſe endlos lange Procedur gegen eine Perſon, die er in ſeinen Händen hatte? Warum fand ſich grade kein Dolch für Perez' Bruſt, und wenn dies mislich war bei dem Aufſehen, welches die Sache gemacht, warum kein langſam wirkendes Gift, welches auf anſcheinend natürliche Weiſe ihn von dem verhaßten und dem gefürchteten Mitwiſſer ſeiner Geheimniſſe befreite? War ſein Zweck, ihn langſam zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung zu Tode zu martern, war es dieſe Qual der Ungewißheit, womit er den Treuloſen beſtrafen wollte? Aber noch unbegreiflicher erſcheint, daß Perez trotz der Gewalt und Liſt, mit der man ihm ſeine Papiere entlockt, deren noch immer aufbewahren, deren nachmals in Aragon noch ſo viele und wichtige vorzeigen konnte, ja daß Philipp und ſeine Anhänger ihn durch ihren Briefwechſel mit immer neuen für des Königs Sache gefährlichen Documenten verſehen konnten? Welche wunderbare Macht ſchwebte über dem Geſtürzten? Hielt man ihn für ſo feſt umgarnt, daß man es nicht für nöthig hielt, die Gewalt anzuwenden, welche ihn zwange, ſein Letztes herauszugeben, was ja ſelbſt jetzt noch in geſetzlichen Staaten mit Verfaſſungen gegen politiſche Verbrecher geſchieht? Und doch gelang es ihm, zu entfliehen? Hielt man ihn für ſo feſt umſtrickt und hermetiſch verſchloſſen, während doch Communicationen mancherlei Art mit ſeinen Freunden dem

Hofe und dem Könige bekannt sein mußten? Ein Trost für die Humanität entspringt aus der dunkeln Geschichte, daß es Menschenrechte gibt, gegen die selbst ein Philipp und seine Polizei und seine Inquisition mit Vorsicht agiren mußten, daß selbst ein so vollendeter Despot vor Rücksichten sich beugen mußte und seine Foltern, Kerker, seine Polizei, Inquisition, seine Henker, sein Geld und seine Arglist nicht ausreichten, einen einzelnen Menschen spurlos zu erdrücken. Es gab schon damals und in jenem finstern Spanien eine Meinung, vor der auch der Tyrann leise erschrak.

Perez hatte Freunde, aufrichtige und berechnende. Ein Günstling, mit dem man solche Umstände machte, konnte sich immer wieder einmal erheben; die Klugheit, die Furcht nöthigten also auch die Hofleute zu Rücksichten. Ihre Stellung mag freilich schwierig genug gewesen sein. Andererseits erhoben aber auch bedeutende Personen ihre Stimmen für ihn. Der päpstliche Nuncius erklärte laut seine Meinung, daß er das Verfahren unverantwortlich finde. Der Erzbischof von Toledo ging zum Beichtvater des Königs und verhehlte ihm nicht, daß er es für ebenso thöricht als inconsequent halte. Eines Tages rief er sogar laut aus: „Sagt Perez und seiner Frau, sie sollen nicht immerfort das Wort Gerechtigkeit in den Mund nehmen; sie sollen nur um Barmherzigkeit bitten!“

Vergebene Mühe. Perez war dem Untergange geweiht. Der Richter Rodrigo Vasquez hatte das Bille des Königs, und Perez sollte sich darüber erklären.

Perez hatte nun, wie angeführt, drei verschiedene Weisungen von seinem Könige, wie er sich erklären solle. In den erstern Briefen von seiner Hand befahl ihm der König, zu leugnen und nicht zu erklären, daß der Mord

auf sein Geheiß erfolgt sei. Philipp's Beichtvater empfahl ihm im Gegentheil, er solle bekennen, auch daß er auf Befehl gehandelt und nur über die Motive schweigen, die er nicht berühren dürfe. Nach dem königlichen Briefe, den Rodrigo Vasquez ihm zeigte, sollte er aber den Mord eingestehen, daß er auf Königs Befehl erfolgt sei und aus welchen Gründen gegen den Vertrauten Don Juan d'Austria's.

Perez hatte also die Wahl; aber getreu den ersten Befehlen, die er direct von seinem Herrn erhalten, leugnete er, bei dem Morde betheiligt zu sein, dessen Beweggründe ihm auch unbekannt wären. — Jetzt erkannten die Richter auf die Folter.

Die Qualen des Marterbettes entrissen ihm das Geständniß. Man erfuhr nicht mehr als man schon wußte. Der Licenciat Juan Gomez sammelte die Worte, die ihm unter dem Stöhnen und den Wehlauten entschlüpften, während Rodrigo Vasquez in einem anstoßenden Gemach das Resultat abwartete. Als der Licenciat ihm das Niedergeschriebene vorlas, rief der alte Richter so laut, daß der Gemarterte es hören konnte: „Grade wie der König es mir gesagt hat."

Antonio Perez verbarg sich keinen Augenblick die Folgen seines erpreßten Geständnisses. Er kannte Philipp, er rechnete so wenig auf Gnade und Schonung, als auf die Erfüllung des königlichen Wortes. Er hatte sich selbst als schuldig bekannt, er hatte den König als Mitschuldigen, als Urheber angegeben. Das war ein Majestätsverbrechen, es blieb es vielleicht auch dann, wenn er beweisen können, was er gesagt. Man mußte die Beweise von ihm fodern. Er konnte keine geben. Und hätte er Briefe, die er gerettet, vorgezeigt, so wäre er auf's Neue um deswillen verfolgt worden, weil er

lassen. Das Geld war, wie alles Geld in Norwegen, Papier, und auch dieses konnte zu keiner Entdeckung leiten. Ein anderer Ueberfall, verbunden mit Raub und Mordthat, gegen zwei Schwedische Handelsleute ausgeübt, wurde auf der Stelle entdeckt, indem ihre Norwegische Natur die Thäter noch keine Verstellungskunst gelehrt hatte. Dies sind aber, wie gesagt, so seltene Ausnahmen, daß das ganze Land von den beiden Fällen noch nach Jahren wiederhallen wird.

Schon dicht hinter Christiania hebt sich der Weg und man kann annehmen, daß er bis auf die Höhen vom Dofrefield in allmäliger Steigerung bleibt. Die Wasser rauschen von da herab bis in die südlichen Buchten, gegen sechszig und mehr unserer Meilen, und es ist selten, daß man sie eine Strecke grad und ruhig fließen sieht. Bald ist die liebliche weite Bucht der Hauptstadt verlassen. Auch von nordwärts aus gewährt Christiania einen unbeschreiblich reizenden Anblick, und man scheidet um so wehmüthiger von diesen gesegneten Fluren, als die nächste Hochgegend nichts weniger als anmuthig zu nennen ist. Erst tiefe Sandwege, dann mit Ab-

nicht alle seine Schriften auf das Verlangen des Königs an dessen Beichtvater abgeliefert hatte. Er hatte also nichts vor sich, als die Aussicht auf Gefängniß, Martern und Verfolgungen, die nur sein Tod beenden konnte. So richtete er alle seine Gedanken und Kräfte auf die einzige Hoffnung, die ihm blieb, auf eine Flucht, und sie gelang ihm durch Vermittelung treuer Freunde und seiner Gattin.

Die Vorstellung der Vorgänge bis hier ist Perez' Relationen gefolgt. Mignet's Forschungen in den Archiven widersprechen ihnen zwar nicht im Wesentlichen, werfen aber doch manches neue Licht auf die Sache.

Am lebhaftesten nahm der Präsident von Castilien Antonio Pazos sich seines ehemaligen Freundes an. Sein Herz konnte die namenlosen Leiden des Unglücklichen während der langen Ungewißheit nicht ertragen. Mehr als einmal drang er in der rührendsten Sprache in den König, Perez' Qualen zu enden, durch eine Gewißheit, entweder ihn richten und verurtheilen zu lassen, oder ihn in volle Freiheit zu setzen. — Philipp antwortete ausweichend nach seiner Natur: „Wenn die Sache von der Art wäre, um einen öffentlichen Proceß zu erlauben, so würde er vom ersten Tage an eingeleitet sein; nun, da man nicht anders handeln konnte, als geschehen ist, muß man für den Augenblick so fortfahren." — In kleinlich verdrießlicher Weise beklagte er sich darüber, daß Perez in seinem Hause immerfort Karten spiele, daß, wenn er ausgehe (zur Zeit der ihm vergönnten Freiheit), es in Begleitung von 26 Pagen geschehe, die, zum Theil bewaffnet, ihn wie eine Leibwache umgaben. Und allerdings hatte Perez seine Auf-

führung nicht mit gehöriger Klugheit eingerichtet. Eine bewaffnete Begleitung, wenn er ausging, konnte bei der Wuth seiner Feinde nothig scheinen, aber gefangen in seinem Hause, führte er dort sein üppiges Leben fort. Während des Winters 1581 hatte er sogar im Theater eine prachtvoll tapezirte Loge gemiethet, und seine Spielpartien waren zu ungeheuern Einsätzen. Die Untersuchung wegen Unterschleife erscheint dadurch schon motivirt. Ein Zeuge sagte: er habe mehr Aufwand gemacht als irgend ein Grande von Spanien, und von seinem Vater hatte er notorisch nichts geerbt. Sein Mobiliar allein war für 140000 Dukaten angekauft. Daß er ungeheure Bestechungen angenommen, namentlich von Denen, welche Aemter suchten, ward durch viele Zeugen dargethan. 4000 Dukaten hatte er für das Commando der italienischen Infanterie von dem Aspiranten erhalten. Andreas Doria zahlte ihm eine jährliche Pension, um sein Interesse beim Könige zu wahren. Auch andere italienische Fürsten erkauften seine Gunst zu hohen Preisen und versicherten, doch Vortheil dadurch zu haben.

Während dieses ersten Processes waren zwei Vertraute von Perez plötzlich gestorben: Pedro de la Hera, sein Astrolog, den er bei allen seinen Unternehmungen consultirte, und Rodrigo Morgado, sein Unterhändler mit der Eboli, und Derjenige, welcher der letzten anstößigen Scene mit derselben beigewohnt haben sollte. Die Brüder beider Todten glaubten, daß Perez sie durch Gift aus dem Wege geschafft, weil sie zu viel wüßten. Ebenso schnell starben im Auslande die meisten der andern Mordgesellen hin, welche Escovedo getödtet. Als auch Miguel Bosque, des Pagen Antonio Enriquez' Bruder, plötzlich in Catalonien starb, erweckte dies in

Jenem einen ſolchen Verdacht und die Furcht, daß er nun an die Reihe kommen würde, daß auch er, dazu von einem Verwandten Escovedo's aufgemuntert, ſich nunmehr zu dem Zeugniß entſchloß, welches vorhin mitgetheilt iſt. Ein Umſtand, der dieſes ſowol als dasjenige Morgado's in ſeiner Glaubwürdigkeit etwas ſchwächen könnte. Es war erſt, nachdem Enriquez ſich geſtellt, daß der Criminalproceß wegen Escovedo gegen Perez eröffnet ward. In dem Urtheil wegen Unterſchleifs ward er auch zum Erſatz aller der enormen Geſchenke verurtheilt, welche er von der Eboli erhalten, ein Spruch, gegen den er ſich aufs heftigſte beklagte.

Bei dem Criminalproceß leugnete Perez' Haushofmeiſter, Diego Martinez, der inzwiſchen eingefangen war, auf das hartnäckigſte ſowol jede eigene als auch die Theilnahme ſeines Herrn an der Ermordung. Auch mit dem Pagen Enriquez confrontirt, blieb er dabei und überhäufte dieſen mit Verwürfen, als einen falſchen Zeugen, als ſelbſt mit Blut aus früheren Händeln befleckt. Umſonſt beſtrebte ſich der Richter Rodrigo Vasquez, die andern Zeugen, den Apotheker und den Küchenjungen Rubio herbeizuziehen. Perez hielt ſie durch ſeine Agenten in Aragon feſt, wo die catalaniſche Juſtiz nichts zu ſagen hatte. Charakteriſtiſch iſt's aber, wenn wir hören, wie man einen Criminalgefangenen von dieſer Bedeutung und den ſeine Richter ſo gern verderben wollten, damals bewachte. Es ermittelte ſich, daß er in einem Gefangniß von 16 Gemächern ſaß, welche von zwei Alguazils ſo wenig bewacht werden konnten, daß er durch zwei Nebenthüren bequem Ein- und Ausgang fand und ſogar bei Tage auf der Straße geſehen ward! Dies ward geändert und Perez in Feſſeln gelegt, die ihm aber, gegen eine gute Caution, wieder abgenom-

men wurden! Als er indeſſen, aller Rathſchläge des Beichtvaters Chaves und des neuerlichen Briefes des Königs ungeachtet, beim Leugnen verharrte, ſchritt man, bevor man zur Folter ſich entſchloß, zu ſtrengeren Mitteln. Er ward ſtreng bewacht, durfte mit Niemand ſprechen, ſelbſt nicht mit den Alguazils; er ward angekettet und zwei Eiſenſtangen wurden an ſeine Füße gelegt.

Auch die Drohung der Folter brachte ihn nicht zum Sprechen. Man ſchritt darauf ſofort zu derſelben. Sein Proteſt dagegen, erſtens weil er ein Hidalgo ſei, zweitens weil ſeine Geſundheit durch ein eilfjähriges Gefängniß ſo angegriffen wäre, daß er ſie nicht überſtehen könne, ward verworfen. Das Protokoll über die Folter iſt erhalten; wir laſſen uns nicht auf ſeine ſchrecklichen Details ein. Nackend, bis auf dünne Unterhoſen, auf die Leiter geſpannt, mußte er die Qual der Schnur aushalten. Bis zum vierten Ruck ſchrie er nur: „Jeſus, ich habe nichts zu ſagen, ich kann nur ſterben auf der Folter, ich kann nichts ſagen, ich ſterbe.“ Als ſeine Schmerzen fürchterlicher wurden, ſchrie er: „Ich weiß ja nichts, man bricht mir den Arm. Beim lebendigen Gott, mein Arm iſt hin. Die Aerzte wiſſen es. Ach Herr, bei der Liebe Gottes . . mein Arm . . lebendiger Gott . . Sennor Juan Gomez, Ihr ſeid doch Chriſt, mein Bruder, bei Gottes Barmherzigkeit, Ihr tödtet mich, ich weiß doch nichts!“ — Erſt beim achten Ruck ſchrie er um Gnade, er wolle Alles ſagen, man möge ihn losbinden und ankleiden. Dann bekannte er: daß er der Urheber des Mordes geweſen und aus welchen Staatsgründen derſelbe erfolgt ſei. Es ſind dieſelben, die in ſeiner Relation und dem Memorial aufgeführt, und die zur Genüge in dieſer Darſtellung erzählt ſind.

Er ging bis in die kleinsten Einzelheiten, „weil, wie es lautet, man ihn aufforderte, zu beweisen und zu belegen die Wahrhaftigkeit der Beweggrunde, die er dem Könige vorgetragen, um Escovedo sterben zu lassen. Er erwiederte, alle seine Papiere wären ihm fortgenommen — — in ihnen würden sich Beweise genug finden für Das, was er Seiner Majestät erklärt. Er würde auch noch sehr viel glaubwürdige Personen gefunden haben, welche den ganzen Vorgang bekunden könnten; da nun aber 12 Jahre seit Escovedo's Tode verstrichen, fehlten dieselben jetzt. Im Uebrigen sei dies eine Sache, wo der Unterthan sich ganz seinem Fürsten unterwerfen müsse."

Andern Tags, als er hörte, daß sein Herr gestanden, bekannte auch Diego Martinez, und seine Aussage stimmte mit der des Pagen Enriquez.

Mit Hulfe Donna Juana's de Coello, Gil de Mesas' und eines aragonesischen Edelmannes, seines Verwandten, entkam Antonio Perez in der Kleidung seiner Frau aus den Mauern des Gefängnisses. Kaum auf der Straße, begegneten ihnen Gerichtspersonen. Der Freund neben ihm eilte auf diese zu, um mit ihnen ein heiteres Gespräch anzuknupfen, während Perez hinter ihm zuruckblieb, als wäre er sein Diener. Glucklich erreichten Beide darauf den Platz, wo Gil de Mesa die Pferde in Bereitschaft gestellt, und nahmen ihren Weg nach Aragon. Ein anderer Freund von Perez, Mayorini, ein Genfer, reiste mit mehren Wagen und Begleitung hinter ihm her, um uberall die Postpferde wegzunehmen und sie zu ermuden, im Fall, daß man ihnen auf die-

sem Wege nachsetzen sollte. Donna Juana aber trat, als der Tag anbrach, aus dem Zimmer zu den Wächtern und bat sie, sich ruhig zu verhalten, damit ihr Mann nicht gestört werde, der nach einer unruhigen Nacht erst jetzt eingeschlafen sei. Erst als der Schlaf ihnen zu lange dauerte, traten sie ein und entdeckten, daß ihr Gefangener ihnen entflohen sei.

Als Philipp davon Nachricht erhielt, sandte er sogleich mehre Personen dem Gefangenen nach, aber auf dem Wege nach Frankreich; denn dorthin konnte seiner Meinung nach Perez nur geflohen sein, und dort nur glaubte er ihn fürchten zu müssen, wenn er seine Geheimnisse bekannt mache. Die tugendhafte Juana de Coello ward augenblicklich in strenges Gefängniß gesperrt und selbst gegen die unschuldigen und kleinen Kinder des Entflohenen entlud sich der Haß des Despoten. Juana war abermals schwanger. Die Mehrzahl ihrer Kinder waren im Gefängniß geboren!

Wenn Antonio Perez' Eigenschaften als ränkemachender Günstling, als Kuppler für seinen Fürsten und sei es als bestellter Meuchelmörder und Privatscharfrichter desselben, oder als Mordurheber aus Privatinteresse das Interesse für seinen Charakter in soweit schwächen, daß die ganze Größe der gegen ihn geübten Schändlichkeit keinen reinen und ungemischten Eindruck der tragischen Theilnahme für ihn hervorbringt, so macht sich dafür dieses Gefühl bei den Leiden und dem Heroismus seiner unschuldigen Familie deste mehr geltend. Juana Coello hatte Alles versucht, das Schicksal ihres Gatten zu mildern. Unablässig hatte sie den königlichen Beichtvater bestürmt, sich für ihren Gatten bei seinem königlichen Beichtkinde zu verwenden. Aber ihre Klagen und Verwendungen waren umsonst geblieben.

Am Abende vor dem Tage, wo Perez auf die Folter gespannt werden sollte, stürzte sie nach dem Kloster St. Dominico, wo sie und auch Chaves Verwandte hatten. Sie erneute ihr Andrängen bei dem mächtigen Beichtvater. Als er unbeweglich blieb, erhob sie ihre gerungenen Hände zum Heiligen über dem Altare, und Gott zum Zeugen anrufend, flehte sie um Gerechtigkeit. Chaves schien einen Augenblick betroffen und blaß. Plötzlich aber nahm er sich zusammen, rief laut die Diener heran, welche Donna Juana mitgebracht, und hieß sie augenblicklich die Priorin, Donna Juana's Schwestern und seine eigenen Nichten rufen. Als diese sich versammelt hatten, sagte er wieder mit ruhigem Tone: „Frau Priorin, die Sennora Donna Juana wollte meinen Stolz und mein Gewissen durch ihre heftigen Vorwürfe beunruhigen. Sie hat Gott angerufen zum Richter und ihn um Gerechtigkeit gebeten wegen ihres Unglücks und gegen mich. Mich verwundert es nicht, was sie spricht oder thut, mich nimmt mehr Das Wunder, was sie nicht spricht und nicht thut. Aber was kann ich mehr thun? Ich habe zum Könige gesprochen, daß sein Gewissen ihn verpflichte, die Angelegenheit des Sennor Antonio Perez schleunigst zu beenden und dieser Donna ihren Mann wieder zu geben. Bei der nächsten Beichte werde ich ihn bitten, einen Entschluß zu fassen. Was kann ich mehr thun, Sennora?"

„Was du mehr thun kannst?" rief glühenden Blickes die Spanierin. „Ihm die Absolution verweigern, wenn er nicht im Augenblicke seine Ungerechtigkeit wieder gut macht, und du, du kannst umkehren in deine Zelle. Da wirst du dem Himmel weit näher sein, als wo du jetzt bist. Als Beichtvater bist du höchster Richter; der König ist der Schuldige und ich ein sein unglück-

liches Opfer. Und hat er auch eine Krone auf seinem Haupte, du bist doch weit größer als er im Gerichtsstuhl der Beichte. Also hast du auch das Recht, ihn zu rügen." Der Beichtvater verstummte und schien verwirrt.

Eine würdige Tochter dieser Mutter war Donna Gregoria. Das junge Mädchen, ein halbes Kind noch, aber in der Schule des Unglücks reif geworden, war ebenso lebhaft thätig gewesen, für ihren Vater zu wirken. Als Alles vergebens war, hatte sie einen letzten, verzweifelten Schritt gewagt. Am selben Tage, wo ihre Mutter den Beichtvater aufsuchte, hatte sie ihre beiden jüngern Brüder an die Hand genommen und war in Begleitung eines Oheims in Rodrigo Vasquez's Haus gedrungen. Nachdem sie ihn eine Weile angeklagt wegen der Versprechungen, mit denen er sie hinhielt, sagte sie: „Nun habe ich's gesehen, daß Ihr nur meine Leichtgläubigkeit täuschen wolltet. O das ist wol eine sehr schwere und ruhmwürdige Aufgabe, ein armes, junges Mädchen zu betrügen! Da Ihr nun einmal einen unersättlichen Durst habt nach unserm Blute, bin ich mit diesen unschuldigen Geschöpfen hier, damit Ihr trinken möget nach Lust. Trinkt denn, sättiget Euch einmal an unserm Blute, aber damit setzet ein Ziel unsern Qualen. Macht fertig, endet mit uns. Wir stehen hier Alle vor Euch."

Der siebenzigjährige Greis war betroffen; so hatte noch Niemand, am wenigsten ein kaum aufgewachsenes junges Mädchen, zu ihm gesprochen. Vergebens suchte er sie zu beruhigen. Immer lauter, immer heftiger rief sie: „Hört uns, hört uns an! hebt unsere Klagen, oder trinkt dieses unschuldige Blut und raumt mit uns auf. Reißt die Seelen aus den Leibern dieser Unglücklichen hier, welche, gealtert in Schmerzen seit ihrer frühen

Kindheit, nichts weiter wollen, als was ich auch will, das Ende ihrer Leiden.“ Alter und Haß hatten Vasquez' Herz stumpf gemacht gegen Töne, die aus solchem Munde unter Seufzen und Schluchzen hervorgebracht, selbst Steine hatten rühren sollen.

Mit Befriedigung hören wir, daß es auch in Spanien und unter der unmittelbaren Herrschaft eines Philipp noch muthige Geister gab, die sich nicht scheuten, öffentlich ihr Urtheil über das unerhörte Verfahren auszusprechen. In der eigenen Kapelle des Königs, in Gegenwart einer großen Anzahl Hofleute, predigte einige Tage nach Perez' Tortur ein Franziskanermönch über die Eitelkeit und Vergänglichkeit aller Fürstengunst: „Weshalb, meine Brüder, darein Euren Stolz setzen, daß Ihr sclavisch im Gefolge der Fürsten einherzieht? Seht Ihr denn nicht, wie thöricht es ist? Habt Ihr denn keine Augen für die Gefahr, in der Ihr lebt? Seht Ihr denn gar nichts? — — Habt Ihr nicht diesen Mann gesehen, der gestern auf dem Gipfel der Gunst stand, und heute auf der Marterbank lag, und ohne daß er weiß, weshalb man ihn seit so vielen Jahren so grausam verfolgt? Was sucht Ihr, was hofft Ihr? — — Ich spreche zu Euch, meine Brüder, mit einer Freimuthigkeit, die Euch erstaunt, aber es ist eine Pflicht, die mein Geist mir auferlegt. Ich weiß, daß ich keinen andern Vortheil daron ziehen werde, als daß man mich von diesem Hofe verjagen wird, sowie manche Andere; aber mich kümmert es nicht mehr, als Euch vielleicht die Wahrheiten kümmern, die heute aus meinem Munde fließen.“

Mehre Hofleute bekundeten später, diese Worte gehört zu haben, und ausgemacht ist, daß mehre Prediger, unter ihnen ein Frater Francesco de Torres, unter Phi-

lipp's Regierung vom Hofe verbannt wurden, weil sie den König bei mehren Gelegenheiten öffentlich wegen Nichtachtung der Rechte seiner Unterthanen „tadelt hatten. Auch Philipp's Hofnarr, Onkel Martin genannt, übte sein Privilegium. Am Tage, wo Perez' Flucht bekannt wurde, trat er wie verwundert vor den König und rief: „Sennor, wer ist denn der Antonio Perez, dessen Flucht so allgemeine Freude verursacht? Da er gewiß ohne Schuld war, muß mein König sich doch recht über sein Glück freuen!"

Eben wie Perez' Flucht Freude, hatte die Nachricht von seiner Tortur ein allgemeines Entsetzen erregt, das nirgends größer war, als am Hofe selbst. Welcher Günstling durfte nicht für sich zittern, wenn einem Antonio Perez, den Alle mit Neid betrachtet, Das widerfahren war? Jetzt erst murmelte man laut, und das in den Versälen des Palastes, daß Philipp Perez' Theilnehmer gewesen. Ein vornehmer Hofmann rief mit Entrüstung aus: „Der Verrathe des Unterthanen gegen seinen Fürsten hat man viele gesehen, aber daß ein Fürst seinen Unterthanen verrathen hat, war noch nicht vorgekommen."

Nach zwölfjähriger Gefangenschaft, Verfolgung und Duelen hatte Antonio Perez den freien Boden seines Vaterlandes wieder betreten, frei wegen der den Aragonesen verbrieften und beschworenen Privilegien. Leidend an den Nachwehen seiner Tortur, denn beide Arme waren gelähmt, hatte er schon in dem Grenzstädtchen Calatayud liegen bleiben müssen. Aber schon nach 10 Stunden kam der königliche Befehl ihm nach, der seine Verhaftung foderte. Er war nicht an die Behörden, sondern an eine Privatperson gerichtet, der man vor-

wechſelung einzelner tannenbewachſener Hügel, weite fruchtbare Kornſtriche. Nichts von jenem Norwegen, das wir geträumt oder geleſen, und ſelbſt die Ferne ſprach nicht davon, daß es ſich ändern werde. Waren wir ſchon ſo lange in unſerer Erwartung, jenes Land der Phantaſie zu finden, getäuſcht; wer verargt es uns, daß den Reiſenden hier der Zweifel überkam, ob es überhaupt ein Norwegen gebe. Schwere, dichte Wolken, die ſchon ſeit einigen Tagen über dem Keſſel von Chriſtiania geſchwebt, wurden nicht, wie wir gehofft, von den Windzügen des höheren Landes verjagt; der ganze Himmel belegte ſich mehr und mehr, und ſelbſt die Bauern wollten uns auf unſere Suggeſtivfragen nicht die erwünſchte tröſtliche Antwort geben, ſo daß die Fahrt nach dem Norden einen doppelt traurigen Anſtrich gewann. Daß aber der Regen für Reiſende in einem Zuſtand wie wir, etwas anderes als bei uns ſei, wird man mir gern glauben, wenn ich ſpäter Wege und Fuhrwerke ſchildere. Doch war ja allein ſchon das Wort „der Norden" ein Magnet, und wir bereuten es nicht, der Lockung, die Andern unbegreiflich ſchien, blindlings gefolgt zu ſein.

stellte, von wie wichtigen Folgen für den königlichen Dienst es sei, ihn lebendig oder todt einzufangen.

Perez floh in das Dominicanerkloster. Man achtete das Asyl aber nicht, man ergriff ihn und sperrte ihn als Gefangenen in eine Zelle dort ein. In der Stadt erhob sich der Unwille über diese Rechtsverletzung, und schon hier war es nahe daran, daß ein Aufstand sich erhob.

Perez schrieb einen Brief an den König, in einer Sprache, die, wo ein Herz war, zum Herzen, wo der Verstand unbenommen war von blinder Leidenschaftlichkeit, von eingewurzeltem Hasse, zu diesem hätte reden müssen. Umsonst blieb dieses wie mehre folgende Schreiben, in denen Perez in der unterwürfigsten Sprache eines getreuen Dieners und Unterthans seinem Herrn von einer Verfolgung abzurathen suchte, die nur zur Enthüllung seiner eigenen Schande ausschlagen konnte. Philipp wiederholte den Verhaftsbefehl, unter dem Angeben, es bedurfe näherer Ermittelungen über Escovedo's Tod. Aber Escovedo's Familie hatte sich mit ihm vertragen; nach den Fueros von Aragon konnte er also nicht anders zur Untersuchung gezogen werden, als wenn der König als fiscalischer Ankläger auftrat. Perez rief das Privilegium der Manifestados an, d. h. er appellirte als Aragonese von dem Gericht des Königs an das des Justicia von Aragon.

Er ward nach Saragossa geführt und in das Gefängniß des Königreichs oder der Freiheit, wie es hieß, gesetzt. Die Gefangenen desselben waren geschützt vor der Gewalt des Königs und nur dem Justicia unterworfen. Nur Diejenigen wurden darin aufgenommen, welche sich freiwillig gestellten und die Gesetze des Königreichs Aragon und seine Privilegien

anriefen. Ihre Privilegien hier waren, daß sie nicht auf die Folter gebracht und gegen juratorische Caution in Freiheit gesetzt werden konnten. Selbst Der, welcher auswärts schon zum Tode verurtheilt worden, hatte das Recht, sich hier zu gestellen, und der Justicia von Aragon hatte das Recht, zu untersuchen, ob die Verurtheilung nicht gegen eines der Fueros von Aragon verstoße.

Der Justicia war ein unabhängiger Richter, eine Art nationalen Volkstribunes, denn seine Machtvollkommenheit war nicht allein juridischer, sondern auch administrativer Art. Er war der Vermittler zwischen dem Könige und dem Volke und der bestellte Wächter der Fueros. Eine uralte Einrichtung des aragonesischen Volkes, seit der Vertreibung der Mauren, war sie der Stolz desselben und ward mit Eifersucht gehütet. Der Justicia konnte auf sein eigen Dafürhalten und mußte auf den Antrag eines Jeden aus dem Volke erklären: daß der König oder seine Minister und Beamten ihre Gewalt misbrauchten, daß sie die Verfassung und Privilegien des Königreichs verletzten. War diese Erklärung gegeben, so hatte er das verfassungsmäßige Recht, auch die Gewalt der Waffen gegen den König aufzurufen, was mehr gegen dessen Diener und Officiere! Besagte doch ein Artikel der aragonesischen Verfassung, daß das Volk, wenn der König dessen Privilegien verletzte, einen andern erwählen könne, selbst wenn er kein Christ wäre! Und jeder neue König, auch Philipp, hatte, entblößten Hauptes, vor der Krönung die Worte des Großjusticia anhören müssen: „Wir, die wir so viel sind, als du, und mehr können, als du, wir machen dich zu unserm Könige, unter der Bedingung, daß du unsere Privilegien achtest, wo nicht, nicht."

Weiter auf diese wunderbare, den stolzen Freiheits-

sinn der Aragonesen athmende Verfassung (auch gegen die Uebergriffe des mächtigen Justicia war gesorgt durch eine alljährige Untersuchungscommission der Cortes und durch die Bestimmung, daß nur ein Hidalgo, niemals einer der ricos hombres, der nachmaligen Granden, Justicia werden konnte) einzugehen, ist hier nicht der Ort; aber das Volk hutete bis zu Philipp's II. Zeiten diese Verfassung, so alt wie ihr Königthum selbst, mit argwöhnischen Augen und dem ganzen Eigensinn und der ganzen Feuerglut seines Charakters. Selbst die Scharten, welche diese Verfassung unter Karl V. erlitten, hatten nur dazu gedient, die Eifersucht aufs Neue zu beleben. Genügt es doch, um den ganzen Grad heiliger Verehrung zu begreifen, in welcher die Constitution gehalten ward, an die eine bekannte Stelle im Eingang eines dieser Fueros zu erinnern, wo es heißt: die Unfruchtbarkeit des Bodens und die Armuth seiner Bewohner wären so groß, daß sie das Land verlassen würden, um anderswo sich niederzulassen, ohne die Freiheiten, deren sie sich erfreuten und deren Genuß sie an den armen Boden fessele.

Vergebens ging der König Philipp die genannte Deputation des Königreichs Aragon, den Rath, welcher den Justicia umgab, an, Perez auszuliefern und nach Madrid zu schicken. Der allmächtige Philipp sah sich also genothigt, klagbar zu werden vor dem Justicia von Aragon gegen seinen eigenen Staatssecretair; er schickte eine Anklageacte und von den bisherigen Procéduren nach Saragossa, was ihm zweckdienlich schien; Anderes behielt er zurück. Die Anschuldigung nahm jetzt die Wendung: 1) Antonio Perez habe den Escovedo todten lassen, indem er sich falschlich des königlichen Namens bedient; 2) er habe ihn selbst verrathen, indem er die Geheimnisse des

Staates verrathen und die Depeschen geändert, und 3) er sei davon gelaufen.

Noch ein Mal schrieb Perez an den König, er stellte ihm die Gefahr, die auf sein eigenes Haupt zurückfalle, vor, wenn er ihn zwinge, zu seiner Rettung die Briefe vorzubringen, die er in Händen habe. Er sandte damit einen Geistlichen nach Madrid, der Philipp beweisen sollte, wie er sich rechtfertigen müsse und könne. Der König hörte den Prior an, er prüfte die Briefe, er schien milden Gedanken Raum zu geben. Aber absichtlich ward die Sache in die Länge gezogen, in der Hoffnung, daß Perez die von den Gesetzen Aragons streng vorgeschriebenen Fristen, in denen ein Angeschuldigter sich rechtfertigen kann, versäumen möchte. Perez war so klug wie seine Verfolger, er ließ sich nicht überlisten. Kurz vor Ablauf der gefährlichen Frist schritt er zu dem letzten, für ihn verzweiflungsvollen Schritte, er legte dem Gericht des Justicia alle ihm gebliebenen Papiere vor.

Es waren Briefe des Königs; andere von ihm an den König gerichtet; Concepte, im Namen des Königs aufgesetzt und mit Marginalien desselben; Briefe Don Juan d'Austria's an Perez und Antworten darauf; Briefe des Juan d'Escovedo; einige im spanischen Originale, andere in Chiffern mit der Uebersetzung; auch Briefe des königlichen Beichtvaters und ein eigener, Alles zusammenfassender Aufsatz, das berühmte: **Memorial del hecho de su causa.** Es wurde fast zur selben Zeit eingereicht, wo Philipp in Madrid ein bizarres Todesurtheil gegen Perez publiciren ließ, wonach er zum Galgen geschleift und aufgehängt werden sollte.

Nach dem Memorial erschien Perez' Rechtfertigung so schlagend, daß Jedermann sich verwunderte, wie es möglich, daß der kluge Philipp es so weit habe kommen

lassen können. Philipp hatte die Schwäche, an den Referenten des Processes zu schreiben und ihn um seine Meinung über den Ausgang des Processes zu befragen. Sie lautete: daß seiner Ansicht nach Perez nur freigesprochen werden könne. Die fiscalische Anklage wurde sofort zurückgenommen (am 20. Septbr. und 18. August), aber die Ausdrucke, unter denen es geschah, setzten alle Welt noch mehr in Verwunderung: „Der König bescheide sich dieser Sache, alle seine Rechte sich bewahrend, um sie wieder da vorzubringen, wo es ihm gut scheinen werde. Aber er erkläre zugleich, daß Antonio Perez ihn beleidigt, sich überdem vergangen und seine Gnade verwirkt habe, und wiewol es ihm leicht sei, Beweise gegen die von Perez vorgebrachten Documente zu führen, so wolle er es doch nicht thun aus Rücksicht für mehre ausgezeichnete Personen.“ In diesem merkwürdigen Documente voll gleißender Sprache, wagt selbst ein Philipp II. zu sagen: „Ich habe die Wahrheit immer beschützt und muß sie beschützen, wie es meine Pflicht als König ist.“!!!

Aber auch nach einer solchen Kränkung oder Demuthigung, welche der absoluteste Despot seiner Zeit von den Gerichten seines eigenen Landes erfahren, beschied er sich nicht in Stolz oder kluger Großmuth. Perez sollte nicht freikommen. Noch ein Mal trat der König als Criminalanklager vor dem aragonesischen Gerichtshofe gegen seinen Diener auf. Anfanglich war beabsichtigt, ihn nur der Vergiftung seines Astrologen Pedro de la Hera und seines Stallmeisters Rodrigo de Mergado anzuklagen; aber die Aerzte waren zu gewissenhaft, das Gutachten auszustellen, was man wünschte. Sie erklarten, Einer wie der Andere wären eines natürlichen Todes, an einer bekannten Krankheit gestorben. Nun klagte der König

fünf Tage ſpäter Perez wegen derſelben Vergehungen an, über welche er in dem Juicio de visita gerichtet worden.

Zu dieſen uns im Allgemeinen bekannten Klagepunkten kam nun noch eine Beſchuldigung, welche der Sache eine Wendung gab, die in der Folge von Wichtigkeit wurde: Antonio Perez habe, ſo oft Neuigkeiten aus Frankreich angekommen wären, welche für den König jenes Landes günſtig gelautet, ſich immer ſehr gefreut, ſich aber hingegen betrübt, wenn ſie ungünſtig für ihn geweſen; demnächſt, daß er die Abſicht gehabt habe, nach Béarn oder gar nach Holland zu gehen, oder in andere, dem katholiſchen Könige feindlich und proteſtantiſch geſinnte Lande.

Bei dem Gerichtsverfahren über dieſe Anſchuldigung wurden ganz die Formen gebraucht, welche der klagende Theil vorſchrieb.

Perez vertheidigte ſich würdig: über den letzteren Anklagepunkt habe er gar nichts zu ſagen. Gott ſei Zeuge und Richter der Kränkungen, welche Menſchen ihm zufügten, indem ſie ſich zu Richtern ſeiner Gedanken und geheimen Wünſche aufwürfen, deren Herr und Richter er allein bleiben müſſe. Ueber die andern Punkte habe er genug in der Procedur in Caſtilien ausgeſagt und bewieſen; er habe nichts hinzuzufügen, wenn er nicht abermals Entdeckungen vorbringen wolle, die aufs Neue den Zorn der Mächtigen auf ihn herabziehen müßten.

Aufs kräftigſte proteſtirte er gegen dieſes neue Verfahren: ſeine Richter möchten doch wohl überdenken, was ſie thäten. Endlich möchten ſie den Beleidigungen gegen den König ein Ziel ſetzen und nicht immerfort von ihm Rechenſchaft über dieſelben Dinge fodern. Da er ſchon in Caſtilien deswegen verurtheilt worden, ſo ſei es unerhört, wegen ein und deſſelben Vergehens ihn

zwei Mal zu richten. Nach den Fueros Aragons könne eine solche Verfolgung gar nicht Platz greifen. Wenn er aber alle Papiere, die über jene Angelegenheiten sprächen, nach seinem natürlichen Rechte sich zu vertheidigen, so gut es ginge, vorbringen wollte, so würden Geheimnisse von der größten Wichtigkeit und andere sehr zarte Sachen enthüllt werden. Um dies zu vermeiden, aber doch zu beweisen, daß er nur die Wahrheit sage, erbiete er sich, der ihm vom Könige dazu ernannten Person im Geheimen alle die darüber sprechenden Documente vorzulegen. Wolle man keins von beiden, dann, im Interesse seiner Frau und seiner sieben Kinder, werde er sich gezwungen sehen, auch vor Gericht alle diese Papiere vorzulegen, welcher Schade auch daraus dem Könige, der Autorität desselben und dritten Personen, und welcher Scandal allüberall daraus erwachse.

Aller Gewaltmittel Philipp's ungeachtet, war es Perez doch gelungen, mehre Privatbriefe des Königs vor ihm zu verstecken oder bei Seite zu schaffen, die hinreichten, um ihn auch in diesen Punkten von Schuld frei darzustellen. Er ließ auch Copien davon an mehre vertraute Anhänger des Königs in Aragon gelangen, um durch sie Philipp zur Rücknahme seiner Anträge zu vermögen. Doch kam es nicht dazu, denn der unermüdliche, kluge Mann griff nach einem neuen Mittel der Vertheidigung.

Er behauptete, der König von Spanien habe gar kein Recht, nach der aragonesischen Verfassung wegen dieser Vergehen ihn zu richten. In Aragon bestand für den König allerdings das Recht, *seine Diener* nach Wohlgefallen wegen ihrer Uebertretungen richten zu lassen; es hatte einen historischen Ursprung. In den ersten Zeiten des Königthums dort soll ein König, als er sah,

wie die Nation sich alle Freiheiten vorbehielt und ihm so wenig Macht ließ, gesagt haben: „Aber welche Macht bleibt mir denn über meine Diener und Beamte?" — Man antwortete ihm: „Was die anlangt, so macht mit ihnen, was Ihr wollt." — Auf diese Bestimmung der Fueros hatten sich die Procuratoren des Königs gestützt: Auch in Aragon hat der König, und grade kraft der Fueros, die Macht, seine Diener wegen Uebertretungen in ihrem Dienste richten zu lassen, wie ihm gefällt. Da nun Antonio Perez als Staatssecretair ein Diener des Königs sei, und in der Pflicht der Treue gegen seinen Herrn gefehlt, könnte er gradeswegs von seinem Könige wegen der Unterschleife und Veruntreuungen gerichtet werden. Antonio Perez führte nun aus, daß seine Stelle als Staatssecretair ein öffentliches Amt und keine Hausdienerschaft sei, als welche die Bestimmung der Fueros allein gemeint habe. Ueberdies sei er Staatssecretair des Königs für das Königreich Castilien gewesen, wogegen der König einen besondern Staatsdiener für Aragon habe, gegen welchen allenfalls jene Bestimmung Gültigkeit haben möchte.

Demnächst beschwerte er sich laut über die Nachlässigkeit und den Mangel an Energie des Justicia von Aragon, daß er nur die Einleitung eines solchen Verfahrens zugelassen. Er führte Klage darüber vor den Siebzehn, welche die stehende Deputation des Königreichs bildeten, und die Siebzehn erklärten auch wirklich, daß die Anklage wegen Unterschleif und Veruntreuung gegen Antonio Perez nicht Platz greifen könne, und der König demzufolge gar kein Recht über ihn habe.

Philipp ergrimmte; aber auch ein Philipp II. durfte noch nicht wagen, offen, ohne einen scheinbaren Vor-

wand, die bestehende Verfassung und ihre Vertreter anzugreifen. Er sann auf ein neues Mittel — er wollte ihn der Inquisition überliefern. Abermals tritt der Proceß in ein neues Stadium.

Dies war schwierig; der geschmeidige Günstling hatte bis dahin dem Anschein nach sich eher alles Andere zu schulden kommen lassen, als theologische Meinungen und ketzerische Tendenzen. Aber der Wille eines intriguirenden Despoten wie Philipp weiß Flecken auch auf dem frisch gefallenen Schnee zu entdecken.

Perez, so muß man annehmen, hatte um jene Zeit, nach der für ihn günstigen Entscheidung der Siebzehner, einen Plan zur Flucht entworfen, weil sein Antrag, ihn auf sein Ehrenwort zu entlassen, abgelehnt worden. Mit seinem Freunde Mayorini, der ihm schon zur Flucht nach Aragon behülflich gewesen, hatte er eine neue Flucht nach Béarn verabredet. Das Geheimniß war indeß zu Vielen vertraut gewesen, sodaß der Plan im Augenblick der Ausführung gescheitert war.

Dieser Umstand ward von Philipp's Agenten zur Anklage vor der Inquisition benutzt. Indem man unter Perez' Mitgefangenen und Dienern Zeugen suchte und gewann, fand man endlich gegen ihn den Stoff zu einer Denunciation. Der Regens der königlichen Audiencia schrieb am 19. Februar 1591 an den Inquisitor Molina:

„Man hat entdeckt, daß Antonio Perez mit Juan Francisco Mayorini das Complott geschmiedet, sich miteinander nach Béarn und andere Orte Frankreichs zu begeben, wo sich Ketzer finden, mit der Absicht. Das zu thun, was Ihr aus den Declarationen der Zeugen, von denen ich Euch authentische Copien übersende, entnehmen moget. Und da es sich hier um eine Sache handelt, welche Gottes und der Sache des Königs zum großten Nach-

theil gereichen konnte, habe ich für nöthig erachtet, Euch Alles mitzutheilen, damit Ihr und Eure Collegen davon Kenntniß nehmet und die Sache wohl erwäget:

Der Regens Ximenez de Aragues."

Die beigefügten Anklagen lauten im Allgemeinen:

„Antonio Perez und Juan Francisco Mayorini hatten daran gedacht, aus ihrem Gefängniß auszubrechen, indem sie dabei geäußert, sie wollten nach Béarn gehen zu dem Vendôme (so ward Heinrich IV. im damaligen Curialstil des spanischen Hofes genannt; man gewährte ihm nicht einmal den Titel eines Königs von Navarra) und seiner Schwester (Katharina von Bourbon) oder in andere Theile des Königreichs Frankreich, wo sie viele Ketzer finden, Feinde Seiner Majestät; daß sie auch hofften, dort wohl empfangen und aufgenommen zu werden, weil Perez die Staatsgeheimnisse kenne und sie enthüllen könnte; daß sie auch diesen Aeußerungen noch andere beigefügt, nicht weniger sträflich oder minder verletzend gegen die Majestät unseres Königs, und entschlossen wären, ihm alles mögliche Uebel zu verursachen."

Die Zeugen waren:

Don Juan Luis de Luna, ein aragonesischer Edelmann, ein Gefangener des Königreichs. Er hatte Mayorini sagen gehört: wenn er auch entschlüpfen könne, werde er es doch nicht allein thun; aber er würde nicht zaudern, es mit Perez zu thun, weil der ihn zum Prinzen von Béarn führen werde, und das könne ihm viel Geld einbringen.

Ein anderer Zeuge hatte aus Mayorini's Munde ungefähr Dasselbe gehört.

Diego Bustamente, seit 18 Jahren in Perez's Dienst, hatte seinen Herrn äußern gehört: wenn seine Appellation nicht wirke, wolle er nach Frankreich gehen, um von

Eine schönere Gegend fängt erst von Raahold an. Ein Engländer hat hier mit echt Englischer Laune, mitten in Norwegen, ein eben so prächtiges, als geschmackloses, Englisches Schloß, à la Sir Richard Grandison, erbaut; ein Schloß mit allen bizarren Schnörkeleien und Verzierungen aus der Mode Ludwigs XIV. und zwar von Holz gezimmert! Ob er zur Englischen Gentry gehört, die es für Pflicht hält, in ihren Parks diese Erinnerungen an eine verkehrte Zeit zu erhalten, habe ich nicht erfahren. Der Park schien geschmackvoll. Hinter Raahold erhob sich der erste einzeln stehende, mit dem schönsten Laubholz bewachsene Berg, der sich aber bald jener Reihe anschloß, welche die Ufer des Mjösen bilden. Von hier an beginnt das eigentliche Gebirgsland.

War es auch keine Ebene bis dahin, konnte man doch verführt werden, das Land für ein hügeliges Hochplateau zu halten. Von jetzt an tritt immer deutlicher der Charakter heraus, den Norwegen in der geographischen Wirklichkeit behauptet und der uns endlich auf der Höhe des Dofrefield und des hohen Kiolen klar wird. Große Gebirgsrücken, in tausend Adern auslau-

Madame von Béarn (Katharina von Bourbon, Heinrich IV. Schweſter, ſeine Vicekönigin über Béarn und Navarra, während Heinrich's Abweſenheit) ein Aſyl ſich zu erbitten; er wolle dann dahin gehen, wohin die Prinzeſſin ihn ſchicke. Zu dieſem Zwecke habe Perez durch ihn eine geheime Correſpondenz mit Mayorini, der in einem andern Zimmer ſaß, gepflogen. Eines Tages habe Perez ihm, dem Diener, aufgetragen, an den Grafen (Mayorini) zu ſchreiben: er ſolle nun endlich zeigen, was er könne, und wenn er auch den Teufel zum Beiſtand anrufe. Doch ſei dieſe Aeußerung ſeines Herrn wol nur eine Plaiſanterie geweſen. Zu einem andern ſeiner Diener, einem Holländer, Namens Wilhelm Stars, habe er eines Tages geſagt: wenn er nach Frankreich gehe, wolle er ihn auch mit einem Auftrage in ſein Vaterland ſchicken, nämlich an ſeinen Oheim, daß er ihm ein Schiff ausrüſte, mit welchem er nach Holland überſchiffen könne.

Dies, nicht mehr, waren die Anklagepunkte, um deren willen Antonio Perez der Inquiſition wegen Ketzerei übergeben werden ſollte! — Llorente, der die Acten zuerſt vor Augen hatte, verſichert es und Mignet hat nicht mehr herausgefunden. Vielleicht hätte man ihn darum nicht verdammen können, aber, wenn man ihn einmal erſt in Händen hätte, ſo hoffte man ſchon mehr aus ihm zu erpreſſen oder in ihn hinein zu preſſen. Es galt fürs erſte, ihn auf ewig der Freiheit zu berauben, und ihm erſt dann das Leben zu nehmen, wenn man irgend einen ſcheinbaren Grund dafür finde. Der Präſident der Audiencia, Ximenez d'Aragues, handelte ganz als devoter Diener des Königs und im Einverſtändniß mit deſſen Statthalter in Aragon, dem Marquis d'Almenara, dem er ſogleich ſeine Berichte abſtattete.

Die Inquisitoren von Saragossa waren der erwähnte Don Alonzo Molina de Medrano und Don Juan Hurtado de Mendoza, letzterer ein naher Verwandter d'Almenara's, aber ein Mann von ruhigem Charakter und wenig zur Stelle eines Verfolgers geneigt, weshalb er so viel als möglich sich zurückzog und noch während dieses Processes sich in eine andere Provinz versetzen ließ. Molina war der Mann, wie Philipp ihn brauchte, ein Intrigant, depravirt und nach einem Bischofshut begierig.

Kaum daß er die erwähnten Schriften erhalten, als er, ohne sie dem Tribunal der Inquisition in der Stadt mitzutheilen, dieselben sofort nach Madrid sandte und sich Verhaltungsbefehle vom Generalinquisitor Quiroga, dem Cardinal von Toledo, erbat. Dieser selbe Prälat, welcher während Perez' Leiden in Castilien sich so theilnehmend gegen ihn bewiesen und den Perez, merkwürdigerweise, auch noch nach seiner Errettung in Frankreich nicht genug loben kann, erscheint hier nur als das gefällige Werkzeug seines königlichen Feindes. Er schrieb an das Inquisitionstribunal von Saragossa, daß in dieser Angelegenheit der Inquisitor Molina ganz allein die Zeugen vernehmen und die Inquisitoren demnächst die Aussagen ohne die sonst übliche Zuziehung der Diöcesanen und der Rechtsbeistände prüfen und mit ihren Anträgen nach Madrid senden sollten.

Nachdem gegen 10 Zeugen, dieser Vorschrift gemäß, vernommen und ihre Aussagen dem Generalinquisitor nach Madrid übersandt worden, zog nicht dieser, dem es zukam, sondern Diego de Chaves, der noch gefälligere Beichtvater des Königs, vier Punkte heraus, die als Grund der Anklage gegen Perez, und vier, die gegen Mayorini ihre Dienste thun sollten.

Mayorini, um diesen in voraus abzuthun, hatte, wenn er im Spiel verlor, den unanständigen Fluch oder Ausruf gebraucht, dessen die Italiener in übler Laune sich zu schulden kommen lassen: pota de Dio oder pota de Madona! Weiter konnte man gegen ihn nichts vorbringen, aber der Ausdruck ward als ketzerische Blasphemie herausgehoben, was zu seiner Einkerkerung genugte, und man hoffte, indem man seinen Proceß mit dem gegen Perez in einen Topf würfe, ein befriedigendes Resultat zu gewinnen.

Gegen Perez entwarf der Qualificator, d. h. der von der Inquisition ernannte Theologe, um aus Schriften und Handlungen die irrgläubigen Meinungen der Verdächtigten zu constatiren, diesmal des Königs Beichtvater selbst, folgende Propositionen mit ihren Qualificationen:

Erste Proposition, aus Bustamente's Aussage entnommen.

Als Jemand zu Perez sagte: er solle doch nicht übel von Don Juan d'Austria sprechen, erwiderte er: „Nachdem mir der König den Vorwurf gemacht, daß ich den Sinn der Briefe, die ich geschrieben, verkehre und die Geheimnisse seines Geheimrathes verriethe, so ist es nicht anders als recht und mir erlaubt, mich zu rechtfertigen, ohne daß ich auf irgend Jemand deshalb Rücksicht zu nehmen hätte, und wenn Gott, der Vater, mich hindern wollte, so wurde ich ihm die Nase abschneiden, weil er es zugelassen, daß der König sich gegen mich so wenig als loyaler Cavalier gezeigt."

Hieraus folgende Qualification:

„Dieser Ausdruck ist nicht allein eine Blasphemie, scandalös und alle frommen Ohren beleidigend, sondern

schmeckt auch nach der Ketzerei der Waldenser, welche annehmen, daß Gott der Vater auch einen Leib habe. Man kann es auch nicht in der Art zu seinen Gunsten auslegen, daß man sage, Christus habe doch einen Leib, und daher auch eine Nase, weil er sich zum Menschen gemacht; denn es ist ausgemacht, daß es sich hier von der ersten Person der allerheiligsten Dreieinigkeit handelt, welche der Vater ist."

Zweite Proposition aus Juan de Basante's Auslassung entnommen.

Antonio Perez rief eines Tages in seinem Schmerz über die traurige Lage, in der er sich befand, zornig aus: „Ich möchte bald nicht mehr an Gott glauben. Man möchte sagen, er schläft, während sie mir den Proceß machen. Wenn er nicht zu meinen Gunsten ein Wunder thut, so fürchte ich, allen Glauben zu verlieren."

Die Qualification daraus:

„Diese Rede ist scandalös, fromme Ohren beleidigend und der Ketzerei verdächtig, weil sie annimmt, daß Gott schlafen könne, auch hat sie einen innigen Zusammenhang mit der vorigen, welche andeutet, daß Gott einen Körper habe."

Dritte Proposition, entnommen aus Diego de Bustamente's zweiter Aussage:

Eines Tages rief Perez, von Kummer und Angst gepeinigt, wie das öfters kam, besonders wenn er sich in den Sinn rief, was seine Frau und Kinder für ihn leiden mußten, aus: „Was ist Das nun! Gott schläft, oder Alles, was man uns von ihm erzählt, ist eine Täuschung. Gibt es denn wirklich einen Gott?"

Die Qualification theilte diesen Satz in drei Theile:

„Der erste Theil riecht nach Ketzerei, denn er leugnet, daß es eine Vorsehung in Gott gebe und daß er sich um die Dinge dieser Welt kümmere. Der zweite und dritte sind geradezu Ketzereien."

Vierte Propoſition, aus derſelben Ausſage entnommen.

Antonio Perez, gereizt durch die Ungerechtigkeit, die man, nach ſeiner Anſicht, gegen ihn beging, und inſonderheit dadurch, wie verſchiedene Perſonen, die, ihrem Charakter nach, anders hätten handeln ſollen, ſich gegen ihn betrugen, und doch um deswillen in der allgemeinen Achtung nicht verloren, rief eines Tages aus: „Ich fluche dem Schooß, der mich genährt hat. Heißt das katholiſch ſein? Wenn Das wäre, glaubte ich nicht mehr an Gott!"

Die Qualification:

„Der erſte Theil iſt ſcandalös; der zweite blasphemirend, beleidigend für fromme Ohren und, verbunden mit dem Vorangegangenen, der Ketzerei verdachtig, da es den Gedanken andeutet, als ſei Gottes Daſein ein Betrug."

So die Anklagen. Es ſcheint überflüſſig, heute ein Wort darüber zu verlieren; aber auch damals konnten die hier incriminirten Reden, und ſelbſt vor dem Inquiſitionstribunal, nicht als ſtrafbare Verbrechen gelten, denn die Inſtruction für die Inquiſitionsgerichte, datirt vom 17. Juni 1500, Sevilla, ſagt im 5. Artikel ausdrücklich:

„Desgleichen, wenn die Inquiſitoren zuweilen verhaften laſſen um geringfugige Dinge und die keine eigentliche Ketzerei ſind, angeſehen, daß es ſich nur um Worte handelt, die eher Blasphemien ſind als Ketzereien und

nur ausgestoßen in der Wuth oder im Zorne, so verordnen wir, daß fortan Niemand um solcher Ursach halber verhaftet werde."

Außerdem bestimmte die Instruction von Toledo, von 1498: „Auch befehlen wir den Inquisitoren, mit Klugheit zu Werke zu gehen, wenn es sich darum handelt, Jemanden zu verhaften, auch die Arrestation nicht eher zu verfügen, als nachdem man genugende Beweise des Verbrechens der Ketzerei gegen den Verdächtigen gesammelt hat."

Was kummerten einen Philipp II. diese klaren Bestimmungen von Gesetzen, die er überhaupt nur zu seinen politischen Zwecken anrief? Niemand in Spanien glaubte an die Möglichkeit einer Ketzerei bei Antonio Perez, und die Inquisition war nur die gefällige Dienerin des Despoten in einer ihr vielleicht gleichgültigen Angelegenheit, um in andern, die sie näher angingen, dem König sich geneigt zu machen.

Man erklärte, daß man genugende Beweise des Verbrechens der Ketzerei gegen Perez und Mayorini gesammelt, weil sie eine Correspondenz mit der Prinzessin von Béarn gepflogen, einer Ketzerin; weil sie in dieses ketzerische Land fliehen wollen, oder nach Holland, einem ganz protestantischen Lande; weil sie Heinrich IV. Glück und Erfolg gewünscht und daß er auf Frankreichs Thron möge erhoben werden gegen den Wunsch des Papstes.

Zum Ueberfluß beschuldigte man Perez der Magie und Zauberei, und somit gehöre er vor die Inquisition, und seine Appellation an den Großjusticia von Aragon müsse suspendirt bleiben, bis sein Proceß vor dem Inquisitionstribunal abgeurtheilt wäre.

Der oberste Inquisitionsrath von Spanien, unter dem Vorsitz des Großinquisitors, billigte nach kurzer

Prüfung diese Resolution und verordnete am 21. Mai, daß beide Angeschuldigte in die geheimen Gefängnisse der Inquisition abgeführt würden. Diese Maßregel sollte schnell und geheim ins Werk gesetzt werden. Der Courier flog in zwei Tagen von Madrid nach Saragossa, und schon am 24. Mai erschien der Alguazil vor dem Thore des Gefängnisses des Königreichs Aragon und foderte die Auslieferung der beiden Gefangenen.

Der Castellan des Gefängnisses aber erklärte: das könne nicht geschehen ohne einen Specialbefehl des Großjusticia von Aragon oder eines seiner Lieutenants. Augenblicklich schrieben die Inquisitoren an die Lieutenants des Justicia: sie sollten ihnen die beiden Gefangenen ausliefern bei Vermeidung der Excommunication, einer Geldstrafe von 1000 Ducaten und anderer Nachtheile, und zwar binnen 3 Stunden: „sintemalen das Fuero der Manifestation kein Hinderniß abgeben könne, denn es finde auf einen Proceß wegen des Verbrechens der Ketzerei keine Anwendung; falls dies aber behauptet werde, so widerriefen und annullirten sie, die Inquisitoren, hierdurch eine solche Auslegung des Fuero, dieweil es ein Hinderniß wurde für die freie Ausübung der Pflichten des heiligen Tribunals."

Der Groß-Justicia, Don Juan de la Nuza, empfing dieses Schreiben in öffentlicher Sitzung, im Beisein seiner fünf Lieutenants, welche seinen Rath ausmachten, und aller Officiere seines Tribunals. Aber diese Feierlichkeit gab ihm nicht den Muth, der Foderung zu widerstehen. Einer der Lieutenants mußte sich in das Gefängniß begeben und die beiden Gefangenen dem Alguazil gegen Quittung überliefern. Ganz in der Stille wurden sie, Jeder in einem besondern Wagen, nach der Aljaferia, dem ehemaligen Schlosse der maurischen Könige,

das, außerhalb der Mauern gelegen, jetzt der Inquisitionspalast war, gebracht.

Auch dieses Verfahren war den Gesetzen und dem Herkommen entgegen. In mehren namhaften ähnlichen Fällen hatte auch die Inquisition sich vor dem Privilegium der Fueros zurückziehen müssen. Aber es waren ganz besondere Umstände vorangegangen, welche den Conflict des Groß-Justicia und der die Rechte Aragons vertretenden Deputation mit der Inquisition dieses Mal sehr kitzlich machten. Ein anderer Spanier, Antonio Gomir, der auch im Gefängniß der Manifestades saß, war von der Inquisition abgefodert worden. Der damalige Lieutenant des Groß-Justicia, dem die Prüfung der Sache übertragen war, verweigerte, im Einverständniß mit den andern Mitgliedern seines Collegiums, die Auslieferung. Die Inquisitoren excommunicirten den Lieutenant, und als seine Collegen sich desselben annahmen, auch diese. Die Excommunicirten appellirten an den Papst. Dieser verwies sie an den Großinquisitor. Darüber starb der Papst und die Appellation an den anderen hatte noch immer keine eigentliche Wirkung gehabt. Inzwischen war der mitexcommunicirte Groß-Justicia gestorben und die Inquisitoren untersagten das kirchliche Begräbniß. Die Deputation des Königreichs ließ ihr Oberhaupt dafür einbalsamiren, um den Körper, nach Beendigung des Streites, ordnungsmäßig begraben zu können. Nach langen Verhandlungen in Rom, die ihnen schon über 50000 Dukaten gekostet, erhielten sie denn auch endlich durch ein päpstliches Breve die Gestattung des Begräbnisses, welches 1573 mit großer Feierlichkeit begangen war. Inzwischen war die Hauptfrage unentschieden geblieben und sollte 1585 von den Cortes von Aragon in der Stadt Monzon ausgemacht werden.

Hier waren denn viele Klagen über die Eingriffe der Inquisition vor dem Könige angebracht worden, und man hatte kein anderes Auskunftsmittel gefunden, als daß Schiedsrichter, von beiden Theilen gewählt, sich zu verständigen suchen sollten; wenn es nicht gelänge, sollte man an den Großinquisitor gehen; führe auch dies nicht zum Zwecke, sollten Commissarien nach Rom sich begeben.

In diesem Stadium lag der alte Streit, als Perez' Fall eintrat. In jenem stand der König anscheinend außer der Partei, in dieser Sache war er Partei mit der Inquisition, und Perez hatte gegen beide zu kämpfen. Der Justicia des Königreichs Aragon, der mit Mühe die alten Rechte gegen die Inquisition, wo Philipp nicht als Partei gegen ihn auftrat, zu erhalten gesucht, durfte nicht so ohne Weiteres die Partei der Gegner durch den König verstärken. Man wußte, daß zur selben Zeit, wo die Befehle an die Inquisitoren von Saragossa angelangt, auch andere vom Grafen von Chinchon, Philipp's Minister, an den Marques d'Almenara gelangt waren, und daß dieser hierauf ein geheimes Gespräch mit dem Groß-Justicia gepflogen, in welchem er ihn bestimmte, in diesem Falle keinen Gebrauch vom alten Rechte zu Gunsten der Angeschuldigten zu machen!

Aber Perez' Freunde ließen sich nicht einschuchtern. Sie bearbeiteten das Volk: Das heiße ein Bruch der Privilegien des Königreichs. Lasse man ein Mal zu, daß Jemand, der sich dem Gericht ihres Groß-Justicia unterworfen, in ein anderes Gefängniß und auf Befehl einer andern Autorität geschleppt werde, so sei es um die Fueros des Landes geschehen! Das Wort Fuero hatte eine magische Kraft in Aragon. Erinnerte man sich doch, welchen Widerstand schon die Einführung der Inquisition

unter Ferdinand dem Katholischen veranlaßt, wie man damals sehen darin einen Bruch und Eingriff in die alten, verfassungsmäßigen Freiheiten gewahrte; und jetzt galt es, das noch Gerettete angreifen und retten.

Aber ehe man zum Aeußersten schritt, zu einer öffentlichen Demonstration, versuchte man noch einen gesetzlichen Weg. Antonio Perez' Rechtsbeistände erschienen vor dem Zalmedina von Saragossa, einer Art Friedensrichter, aber mit ausgedehnter juristischer Machtvollkommenheit, und trugen auf eine Untersuchung gegen die Denuncianten und Zeugen an, welche Antonio Perez' Anklage vor dem Inquisitionstribunal bewirkt, indem diese ganze Angelegenheit auf Intriguen und Corruption beruhe. Sie foderten, daß der Zalmedina, Galacian Cerdan, darüber ad futuram rei memoriam die betreffenden Personen vernehmen lasse.

Dem Antrage wurde gewillfahrtet. Das Resultat war gewichtig, denn die ganze Anklage, wie frivol sie auch schon an und für sich erscheint, fiel dadurch zusammen. Einer der Zeugen erklärte: daß er durch den Alcalden des Gefängnisses (Antonio Lopez de Dres) und die Diener des Marques von Almenares vermöge Versprechungen, Geschenke und Drohungen zu seinem Zeugnisse bewogen worden. Man habe ihm ein Billet des Inquisitor Molina vorgezeigt, um ihm Muth zu machen, und ein Papier, welches er unterzeichnen sollen. Er that es, ohne den Inhalt zu kennen, und nachher erst las man ihm vor, was er auszusagen und zu beeiden hätte. Indem er, um seinem Gewissen zu genügen, die Aussage zurücknahm, erklärte er, Antonio Perez nicht einmal von Person zu kennen! — Einem Zeugen, der sich bei einem Aufstande im Gefängnisse vergangen, hatte man Verzeihung und Freiheit versprochen, wenn er aus-

fend, mit ſchmalen Schluchten, die nur ſelten und mehr gegen das Meer hin zu Thälern werden, bilden das Land Norwegen. Nichts dünkt mehr Widerſpruch in ſich zu haben, als wenn man Norwegiſche Kavallerie ſieht, denn man ſtößt auf keine einzige große Ebene zu bedeutenden Exercitien geeignet und noch weniger auf Flächen, wo ſie im wirklichen Kriege den Vortheil brächte, welchen man bei einem regulirten Heere von der Reiterei erwartet. Bei aller Achtung für Norwegiſche Reiter und ihre mehr als trefflichen Pferde, wenn es gilt, Berge erklimmen, und durch moraſtige Abgründe zu ſteigen, ſo müßte das Fußvolk mit leichterer Mühe überall in dieſem Terrain mehr ausrichten.

Nach den Zügen dieſer Fielder, dieſer Bergkämme richtet ſich die Bevölkerung und ſtatiſtiſche Eintheilung; ja alle Straßen und Wege ſind nichts anders, als Ufer der Waldſtröme und der von ihnen gebildeten Seen. So blieb auch darin die Natur Leiterin in dem patriarchaliſchen Norwegen. Und den großen Weg zwiſchen beiden Hauptſtädten führte ſie in ziemlich gerader Linie. An dem Fuße des Dofrefeld entſpringen die tauſend und aber tauſend Quellen, welche

sage, daß Perez den Aufstand angestiftet habe. Noch andere Zeugen bestätigten diese Intriguen, indem man mit ihnen ebenso verfahren.

Diese Ermittelungen blieben, wie man sich denken kann, kein Geheimniß; die Entrustung in Saragossa wuchs. Perez hatte Mittel gefunden, als er in das Inquisitionsgefängniß abgeführt wurde, seinen Freund Diego Fernandez de Heredia davon zu benachrichtigen. Dieser und Andere säumten nicht, die Nachricht in der Stadt zu verbreiten. Das Volk sammelte sich, angestachelt durch die Mehrzahl des höheren und niederen Adels, der es mit Perez hielt, und lief durch die Gassen mit dem Geschrei: „Sie verletzen unsere Fueros!“ — „Tod den Verräthern!“ — Man umringte das Haus des Marques von Almenara, der als die Seele der Intrigue gegen den unglücklichen Perez, wenigstens als der Hauptagent des Königs galt. Vergebens suchte der Justicia das Volk zu besänftigen. Es drang mit seinen Leuten zugleich in das Haus, schleppte den Marques hinaus und mishandelte ihn dermaßen, daß er nach 14 Tagen an den Folgen seiner Verwundungen starb.

Die Haufen zogen darauf vor den Palast des Erzbischofs, dann vor den des Vicekönigs, des Bischofs von Teruel, mit Feuer und Tod drohend, wenn sie nicht bewirkten, daß Perez und Mayorini freigelassen wurden. Zu etwa Dreitausend verstärkt, rückten sie endlich vor die Aljaferia selbst und schworen hoch und theuer, das Haus mit allen Inquisitoren zu verbrennen, wenn sie nicht auf der Stelle die Gefangenen herausgäben. Da erschienen mehre vornehme Edelleute, der Herzog von Villa-Formosa, die Grafen Aranda und Morata, der Erzbischof Vicekönig und Andere, und suchten zwischen dem Volk und den Inquisitoren zu vermitteln. Der

Vicekonig ging mit den beiden genannten Grafen selbst in das Schloß, und nach mehren heftigen Verhandlungen erschien er mit den Gefangenen wieder an der Thür. Lauter Jubel empfing sie. Man wollte Perez auf ein Pferd nöthigen, um ihn im Triumphzug durch die Stadt zu führen. Mit Mühe gelang es dem Erzbischof, ihn in einen Wagen zu bringen, der ihn in das Gefängniß der Manifestation zurückführte. Dieser erste Sieg des Volkes gegen die Inquisition, d. i. gegen Philipp's Politik, ward am 21. Mai errungen.

Molina hatte nur nach äußerstem Widerstreben und nur mit Einlegung eines Protestes nachgegeben. Den Berichten über den Tumult an das obere Inquisitionsgericht waren schon verschiedene Zeugen vorausgeeilt, Agenten und Anhänger Almenara's, die ihr Leben bei der Volkserhitzung in Saragossa nicht mehr für sicher hielten. Der Aufstand erschien danach in Madrid natürlich in den schwärzesten Farben und als geleitet von den ersten Notabilitäten des aragonesischen Adels, als dem Grafen Aranda, Morata, den Baronen Barboles (Don Diego de Heredia), De Biescas und Sallen (Don Martin de la Nuza), De Purroy (Don Juan de la Luna), De la Leguna, die sämmtlich das Volk unter dem Vorgeben, daß ihre Fueros verletzt wären, in Aufstand gebracht hätten.

Die Inquisitoren verloren indessen, auch unter den Schrecken eines wüthenden Volkes, nicht den Muth. Sie hatten ja nur gesetzlich gehandelt, indem sie zwei Angeschuldigte auf den schriftlichen Befehl des Großjusticia aus dem Gefängnisse des Königreichs in das ihre abgeführt, und eine Bulle Pius' V. vom 1. April 1569 verordnete: daß Diejenigen, welche sich der Execution eines Befehls der Inquisition widersetzten, als Begünstiger

und selbst verdächtig der Ketzerei gerichtet werden sollten. Deshalb foderten sie öffentlich die Theilnehmer an dem Tumulte auf, sich freiwillig anzugeben und andere Schuldige anzuzeigen, um auf diese Weise auf Begnadigung Anspruch zu machen. Die Deputirten des Königreichs erklärten dagegen, auf den Rath der Juristen, daß sich Niemand vor der Excommunication zu fürchten habe, da Alles, was geschehen, nur zur Aufrechthaltung der Fueros geschehen wäre, und daß die Kirche selbst so schwere Rugen auf Die schleudere, welche die geheiligte Verfassung angriffen oder ohne Vertheidigung sie angreifen ließen.

Irgendwie mußte die Erhitzung der Gemüther abgekühlt werden. Die Deputirten von Aragon ernannten 13 Juristen, um zu untersuchen, ob der Proceß gegen Perez dem heiligen Officium oder dem Gericht des Groß-Justicia zustehe. Diese Juristen erklärten sich anfänglich entschieden zu Gunsten des Letzteren, ja es sei eine offenbare Verletzung der Rechte und der Verfassung von Aragon, wenn die Inquisition sich der Sache bemächtigen wolle. Aber Menschenfurcht, Bestechung oder Intrigue, wie sie diesen ganzen politischen Proceß durchädern, machten sich auch hier geltend. Eine vorsichtige Partei, welche gern Aragons Privilegien wollte erhalten wissen, aber doch auch fürchtete, offen gegen einen so mächtigen König wie Philipp aufzutreten; Patrioten vielleicht, welche mit regstem Eifer für ihre Rechte und Freiheiten wachten, aber erkannten, daß Aragon zu Ausgang des 16. Jahrhunderts zu schwach sei, im Kampfe, nicht mehr mit einem castilianischen Könige, sondern dem Beherrscher eines Weltreiches, zu siegen, daß darum ein offener Bruch vermieden werden müsse, diese vermittelnde Zwischenpartei fand einen Aus-

weg, welcher wenigſtens den Schein retten ſollte. Plötzlich anderten auch die 13 ihre Gutachten dahin ab: daß, weil Perez eine geheime Correſpondenz mit dem Könige von Frankreich, einem Ketzer, geführt, es der Inquiſition allein zuſtehe, darüber zu erkennen, indem es Religionsangelegenheiten wären! Allerdings hätten die Inquiſitoren ihre Machtvollkommenheit überſchritten, weil ſie die Manifeſtation des Angeklagten annullirt, wozu Niemand auf der Erde ein Recht habe, als der König in Uebereinſtimmung mit den Cortes; wenn aber die Inquiſitoren vom Groß-Juſticia es erlangt hätten, daß ihnen die Gefangenen ausgeliefert wurden, und das Privilegium der Manifeſtation während der Unterſuchung ſuspendirt bleibe, ſo könne man ihre Perſon denſelben überlaſſen, ohne daß dadurch die Geſetze von Aragon verletzt würden.

Man legte dieſes den Geſetzen und dem Herkommen Aragons ſo ganz widerſtrebende Gutachten beſonders dem vielleicht ſchon altersſchwachen Groß-Juſticia zur Laſt. Er mußte ſich rechtfertigen laſſen, weil er einmal in Perez' Auslieferung gewilligt hatte; aber auch die Mehrzahl des Adels und ſelbſt eine Anzahl von Perez' Freunden erklärten ſich für dieſes Auskunftsmittel. Die Form war doch gerettet, wenn auch das Weſen verloren ging. Denn Perez, interimiſtiſch der Inquiſition ausgeliefert, war ſo ſchlimm daran, als wenn er definitiv ihr übergeben war!

Der Intriguenkampf dauerte indeß von beiden Seiten fort. Die Volkspartei, ſchwächer an Mitteln, war ſtärker durch ihre Zahl. Auch die Preſſe ward damals ſchon zu Hülfe gerufen und in vielen Pamphleten, die man überall austheilte, viele aus Perez' Feder, bitterſatiriſche, heftig anklagende, aufſtachelnde, wurden die

geheimen Drohungen und Intriguen der Gegner denuncirt und das Volk ermahnt, für seine Fueros aufzustehen.

Perez selbst, wohlgeübt in solchen Kämpfen, hatte inzwischen, obwol vom Fieber geschüttelt, das die Aufregung veranlaßt, und im Kampf mit Feinden und Freunden, den Muth nicht verloren. Wer siegen will, muß angreifen, und er ging von der Defensive zur Offensive über. Den Lieutenant Micer Torralba, einen seiner Richter, verklagte er bei den Siebzehn wegen der gegen ihn verübten notorischen Ungerechtigkeit und Heftigkeiten. Torralba ward verurtheilt zur Amtsentsetzung und Verbannung aus Aragon. Sieben Stimmen hatten sogar für den Tod votirt. Die Siebzehn aber waren der höchste Gerichtshof für das Königreich. Niemand, selbst der König nicht, durfte von ihren Sprüchen appelliren; durchs Loos erwählt waren sie somit ein starkes Glied der Verfassung und der Schutz gegen Die, welche sich über den Druck seiten der Lieutenants oder ihrer untergebenen Beamten zu beklagen hatten. Ja diese zur Rechenschaft zu ziehen, war ihre eigentliche Bestimmung und Befugniß, eine Macht, die selbst dem Könige nicht zustand.

Dieser Urthelsspruch der Siebzehn setzte das Siegel der Autorität auf die Theilnahme, welche das aragonesische Volk Perez' Sache bis da gewidmet hatte, er rechtfertigte gewissermaßen das Vorangegangene, er erklärte und leitete ein Das, was es von da ab für ihn that. Ihn zu unterstützen war längst nicht mehr allein Sache seiner Freunde, es war durchaus Volkssache geworden, an der alle Stände Theil nahmen. Die Aragonesen durften den Unglücklichen nicht mehr verlassen, der sich unter ihren Schutz gestellt, nachdem er von seinem Könige 12 Jahre aus einem Gefängniß ins an-

dere geschleppt worden und Alles erduldet hatte, was eine politische Verfolgung von Gehässigem und Grausamem an sich tragen mag, eine Verfolgung, die nicht ihn allein, sondern auch die unschuldigen Kinder und die beklagenswerthe, treue Gattin aufs härteste traf.

Und was konnte denn dieses Antonio Perez' Verbrechen sein? So mußte das Volk, so durfte jeder Vernunftige denken, der in Castilien bald um dieses, bald um jenes beschuldigt worden, den man endlich, mitten in seinen Ketten und Banden, theilweise das Vertrauen seines Konigs hatte wieder gewinnen sehen; den Philipp wieder in wichtigen Staatssachen zu Rathe gezogen, um ihn gleich darauf unter einer neuen Anschuldigung abermals mit der grausamen Laune der Tyrannei zu quälen. Entweder war er schuldig oder unschuldig; in beiden Fällen hatte er das Recht, zu fodern, daß man ihn nicht länger im Gefangniß schmachten lasse, daß man ihn richte. Auf keinen Fall durfte der aragonesische Stolz dulden, daß man ihn seinem Verfolger ausliefere.

Welche Wichtigkeit auf der andern Seite Philipp, durch seine kritische Lage dem Ausland gegenüber damals noch genöthigt, mit den rebellischen Aragonesen zu laviren, auf die Sache legte, geht aus seinen Briefen an den Civilgouverneur von Aragon, Don Juan de Herrera, hervor, den er anwies, allen seinen Credit aufzubieten, damit Perez verdammt wurde, wie es auch sei, wenn nicht zu ewigem Gefangniß, so doch wenigstens auf eine Reihe von Jahren, weil man in diesem Falle schon Mittel finden wurde, neue Anschuldigungen gegen ihn vorzubringen, um ihn nach und nach auf immer im Kerker festzuhalten. In einem dieser Briefe setzte der König mit eigener Hand hinzu: „Wenn alles Das, was er ihm aufgetragen, nicht zu erlangen wäre, so möge

er wenigstens dahin wirken, daß Perez nicht gestattet werde, das Königreich Aragon zu verlassen, denn das sei die Hauptsache." Wie konnte das besser geschehen, als daß er der Inquisition überliefert ward? Der Urtelsspruch der Siebzehn hatte nur in einer Nebensache zu Perez' Gunsten entschieden; in der Hauptsache bestand nach den Gutachten der Rechtsgelehrten zu Recht: daß das Privilegium der Manifestation suspendirt bleiben und Perez dem heiligen Officium, unbeschadet der Privilegien Aragons, ausgeliefert werden solle.

Und doch wagte man nicht, den Spruch offen zu vollziehen. Perez' Protestationen, daß eine Suspension der alten Privilegien so gut wie eine Annullation sei, fruchtete zwar nichts, denn mit dem aragonesischen Volke durfte man nicht scherzen. Man schlug daher den Weg der Intriguen und der Gewalt zugleich ein. Philipp II. zeigte auch hier seine Kunst, zu warten. Als wisse er nichts von dem Antheil, den jene Großen an Perez' Befreiung genommen, schrieb er an den Herzog von Villa Hermosa, an die Grafen Aranda, Moreta, und Andere die verbindlichsten und liebenswurdigsten Briefe, um sie aufzufodern, daß sie mit ihrem ganzen Einfluß auf ihre Verwandten und Freunde die königlichen Behörden unterstutzen möchten. Schon war es ausgemacht, daß die Inquisitoren noch einmal die Auslieferung der Gefangenen fodern sollten, aber ohne herausfodernde Sprache und Drohungen, sie sollten ihre Anfederung allein auf die Suspension der Wirkungen des Privilegiums begrunden, als Perez, die drohende Gefahr wohl kennend, abermals einen Fluchtversuch machte. Schon hatte er, drei Tage feilend, die Gitterstäbe seines Fensters durchbrochen, als ein falscher Freund und Mitgenoß, Juan

de Basenta, ihn einem Jesuitenvater, Romano, verrieth. Die Flucht ward vereitelt.

Am nächsten 20. August sollte nunmehr die Verhaftung erfolgen; aber die Miene des Volkes war zu drohend. Man entschloß sich deshalb, zuvor die Consistorien des Königsreichs zu berufen, um die Stimmung und die Mittel zu prüfen; die Consistorien aber waren eine Versammlung aller Corporationen so weltlicher als geistlicher Art, um im Conferentialwege über streitige Angelegenheiten sich zu berathen und Entschlüsse zu fassen.

Im Hause des Vicekönigs kam diese Conferenz zusammen; alle Notabilitäten des Reiches erschienen, zum unverhohlenen Misvergnügen der großen Mehrheit der Nation. Sie sah darin keinen andern Zweck, als einen Bruch der Fueros. Die Mitglieder erschienen wie zu einem polnischen Reichstage gerüstet, die Großen in Mitte ihrer wohlbewaffneten Vasallen, und alles Das, um — zwei Menschen aus einem Gefängniß in ein anderes zu bringen! Aber die Wirkung schlug fehl. Als man die Notabeln in Waffen einrücken sah, griff auch ganz Saragossa zu den Waffen. Der Lärm wurde groß. Das Volk erfüllte Gassen und Plätze mit Geschrei und Waffenklang, und die alten Kriegsfahnen flatterten von beiden Seiten in den Lüften. Des großen Schaugepränges ungeachtet, kam es indeß zu nichts.

Zwar drang der König mit Höflichkeit auf eine Entscheidung, zwar boten mehre Große ihre ganzen Mittel an und wollten Gewalt mit Gewalt vertreiben, während Andere ängstlicher vorschlugen, man solle Perez ausliefern, um durch dieses Opfer die Fueros zu retten; aber — die Rücksichten siegten. Man beschloß, und

zwar einstimmig, einen neuen Aufschub, bis zum 29. September, in Hoffnung, daß bis dahin die Hitze des Volkes sich abgekühlt haben werde.

Keine Mittel wurden unversucht gelassen, die Einen zu erschrecken, die Andern zu beschwichtigen; das Volk aber antwortete: Gegen die Gesetze werde es nichts unternehmen, wenn man aber Etwas gegen seine Fueros unternehme, werde es fur seine Freiheiten zu sterben wissen.

Inzwischen starb der Großjusticia Don Juan de Nuza, und sein Sohn folgte ihm in der Würde. Der König aber sammelte ein ansehnliches Heer unter dem Commando Alonzo's de Vargas an der Grenze Castiliens und Aragons, mit dem ostensibeln Zwecke einer Expedition gegen Frankreich; in der That aber nur, um die Gefangensetzung der beiden Männer zu bewirken.

Der Tag der Entscheidung brach an, Don Ramon Cerdan, der Militairgouverneur von Saragossa, hatte alle Vorsichtsmaßregeln getroffen. Gegen zweitausend Bewaffnete waren es, auf die er rechnen konnte. Ihrerseits hatten die Inquisitoren eine gute Anzahl ihrer Familiaren, der sogenannten Miliz Christi, Freiwilliger, die zu ihrem Dienst sich geweiht und dafur großer Privilegien sich erfreuten, aus den benachbarten Städten nach Saragossa kommen lassen. Achthundert Mann und einige Cavalerie ward auf dem Marktplatz und in den Straßen umher aufgestellt. Die übrigen mußten schon in der vorangehenden Nacht auf den Straßen patrouilliren. Alles schien am Morgen in Ordnung, das ergrimmte Volk beobachtete ein finsteres Schweigen.

Als der Rath zusammen saß, begaben sich die Officiere der Inquisition dahin und überreichten ihren schriftlichen Antrag, gemäß dem Gutachten der dreizehn Ju-

den Laugen bilden, der ſich in uralter Zeit jenes ungeheuere Bett gebrochen, in dem er ſich heute ſchaukelt, wie ein Kind in der eiſernen Rüſtung ſeines gigantiſchen Ahnherren. So ſtrömt er durch das Guldbrandsdal, bildet dann den See Mioeſen und rauſcht aus dem See in ein neues kurzes Strombett. Als Glommen nämlich, Norwegens Hauptfluß, ergießt er ſich bei Friedrichshall, nachdem er noch bei Sarpen den berühmten Katarakt gebildet, ins Meer. Von der ſüdlichſten Spitze des Mioeſen aus, verläßt die Straße keinen Augenblick die Ufer dieſes Waſſerlaufs. Sie ſchlängelt ſich in bequemeren Halbzirkeln, zwiſchen den ſanfteren Hügeln des Mioeſen und wird dann auf Fuß und Zoll eingezwängt in das ungeheure Thal von Guldbrand, bis ſie, längs der äußerſten Ravinen einiger Bergſtröme ſich hinanwindet auf das Hochgebirge, um daſelbſt zwiſchen den Moräſten ſich einen beliebigen Weg zu wählen. Neue Schluchten und Ströme zeigen ihr von dort den kürzeren bis in das Thal von Drontheim. Den größten Theil dieſes ungeheuren Weges führt ſie auf der rechten Seite der Gewäſſer, links den Abgrund, rechts ſteile Berge und Felſen, in der gefährlichſten Lage fort.

barten Hause mit seinem Gefolge der Procedur zusah, hatte sich eine ungeheure Volksmenge gesammelt, bis dahin schweigend. Jetzt als die Thore des Gefängnißhofes sich öffnen sollten mit den Wagen, in ihnen die Gefangenen, mit ihrer Freiheit meinten die Aragonesen mit ihren Rechten, brach der lang verhaltene Unmuth hervor. Martin de la Nuza, Perez' Freund, ein glühender Anhänger seiner aragonesischen Freiheit, brach das Schweigen. Er führte den ersten Schlag, indem er einen der Officiere der Gerechtigkeit niederwarf. Das Signal war gegeben, der Funke hatte gezündet.

„Es lebe die Freiheit!" rief es aus tausend Kehlen, und der Ruf brauste durch die ganze Stadt. Bald war der Kampf allgemein, vor dem Gefängniß, in den Gassen, auf dem Markte, wo der Gouverneur, die Truppen, die Cavalerie stand. Man focht mit blanken Waffen und Feuergewehr. Aus seinem Versteck brach Gil de Mesa, der alte Freund und Anhänger von Perez, hervor, und stellte sich an die Spitze der Volkshaufen, die auf dem Markt den Gouverneur und seine Macht angriffen. Nach heftigem Widerstande flohen die Truppen, endlich, nach einem verzweifelten Kampf, auch der Gouverneur mit den Herren. Der Wagen des Ersteren ward in tausend Stücke zertrümmert. Er selbst floh mit mehren Großen in ein Haus in der Nähe des Gefängnisses. Es ward belagert, man schoß mit Arkebusen hinauf und aus den Fenstern heraus. Da schleppte das Volk die Trümmer des Wagens vor das Gebäude und zundete sie an. Um nicht zu verbrennen, mußten die Eingeschlossenen durch die Schornsteine, die Fenster, mit Gefahr ihres Lebens ihre Rettung suchen.

Auf Seiten der Inquisition und der Behörden wurden in diesem Kampfe über 200 Personen getödtet oder

verwundet, darunter der Zalmedina von Saragoſſa und mehre angeſehene Perſonen. Auch die Vertheidiger der Fueros zählten viele Opfer in einem Gefecht, welches des Ruhmes würdig ſchien, den Saragoſſa in alter und neuer Zeit durch den Muth ſeiner Burger in der Geſchichte ſich erworben. Daß aber nicht allein das niedere Volk mit einigen vornehmeren Anführern daran Theil genommen, bewies der allgemeine Jubel nach dem Siege. Alle Fenſter, die Thuren zu den Balconen wurden aufgeriſſen, man ſchwenkte Fahnen, man wehte mit den Tuchern. Es war ein Sieg des Nationalgefühls, der Freiheit, nicht zu theuer erkauft mit dem Blute, das noch auf der Straße rauchte, aber ein Sieg des Augenblicks, der mit der Freiheit für immer bezahlt werden ſollte.

Die Diener der Inquiſition und des Königs, die noch im Hofe des Gefangniſſes eingeſchloſſen ſich befanden, waren inzwiſchen in der äußerſten Angſt. Einige verſuchten, ihre Waffen fortwerfend, zu fliehen, andere foderten ihren Gefangenen auf, ſich zu zeigen, um die Wuth des Volkes, das laut ihren Namen rief, zu beſchwichtigen. Anfangs weigerte ſich Perez, weil er Verrath fürchtete, dann foderte er, daß man ihm die Ketten abnehme. Als er ſich endlich am Fenſter zeigte, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Dieſe Sprache war für die Inquiſitoren zu deutlich, als daß ſie es länger für gerathen fanden, an dem Orte zu verweilen; einer nach dem andern entſchlüpfte wie er konnte. Am Ende baten die Gefangenwarter, die faſt allein zurückgeblieben waren, Perez und ſeinen Gefahrten, nur hinunter zu gehen, um das Volk zu beſanftigen, damit es ſie nicht Alle ermorde.

Perez aber verweigerte es, er wollte eine ſchriftliche

Acte darüber haben, damit es nicht heiße, daß er eigenmächtig das Gefängniß verlasse. Doch war kein Notar, keine obrigkeitliche Person zu finden, die eine solche Schrift aufsetzen konnte; die noch da waren, hatten den Kopf verloren. Endlich mußten auch die wenigen von den Beamteten, die zurückgeblieben waren, ihn ersuchen, doch zum allgemeinen Besten von seiner Freiheit Gebrauch zu machen. Man besorgte, daß das Volk auch alle übrigen Gefangenen in Freiheit setzen könne.

Endlich gab Perez nach und erschien durch eine kleine Seitenpforte vor dem ergrimmten und jubelnden Volke, das drauf und dran war, das Gefängniß zu erbrechen und Alles niederzumachen. Der Enthusiasmus, ihren Helden gerettet zu sehen, ließ sie die Rache vergessen.

Aber es war kein Held, dessen Anblick zur Begeisterung hinriß. Krankheit und Leiden hatten unverkennbar ihren Stempel ihm aufgedrückt; er war blaß, sein Gang unsicher. Entblößten Hauptes zeigte er sich dem Volke, ihm seinen Respect und Dank zu zeigen, und man umringte ihn mit Betheuerungen der Liebe und Theilnahme, mit der Versicherung, er solle sich nicht mehr fürchten, unter ihren Armen sei er in Sicherheit, wobei sie ihre entblößten Arme über dem Kopfe schwangen. So ward er in das Haus des Diego de Heredia geführt, wo er aber noch keine Ruhe fand, sondern immer von Neuem den sich vorüberwälzenden Haufen am Fenster zeigen mußte. Da erst fiel es dem Volke ein, daß auch Mayorini noch zu befreien sei. Man stürzte nach dem Gefängniß, aber da war weder Kerkermeister noch Gefangenwärter. Man erbrach die Thüren und ließ ihn heraus. Freudenschüsse, Gesang, Jubelgeläut überall, aber dazwischen, wie eine Mahnung des Kommenden, wallte eine Procession von Mönchen um, vor sich tragend die

Monstranz, das Crucifix und Reliquien, und mit lauter Stimme singend: „Paz, señor: misericordia, dios señor!“ — Das Volk hörte die ernsten Mahnstimmen mit einigem Schauer an, seine Hitze kühlte sich ab, und der Tag des Sieges und der Rettung verging ohne irgend einen Excess, der nicht zur Sache gehörte.

Aber für den Geretteten war in der Stadt keine dauernde Rettung. Schon wenige Augenblicke, nachdem er sich in Heredia's Hause erholt hatte, zog er öffentlich mit Gil de Mesa, einem Freunde und zwei Dienern, begleitet abermals vom Jubelrufe des Volkes, aus dem Thore. Unterwegs mußte er alle Begleiter, bis auf Gil de Mesa, wieder verlassen, mit dem er sich in die Gebirge flüchtete. Nachdem er hier mehre Tage umhergeirrt, ohne Obdach und Speise, erfuhr er, daß der Gouverneur, obgleich selbst noch krank von dem Auftritte in Saragossa, ihm auf der Spur sei. Er mußte sich entschließen, nach Saragossa zurück zu kehren, Martin de Nuza's Rath billigend, daß ein Verfolgter wie er sich leichter in einer volkreichen Stadt als in den Schluchten eines Berges verstecken könne. In Martin de Nuza's eigenem Hause fand er dieses Versteck. Martin zeigte sich bei Tage wie gewöhnlich, an öffentlichen Orten, Abends leistete er dem Freunde Gesellschaft und besprach mit ihm, was zu thun sei.

Entdeckt ward er nicht, aber man vermuthete seine Anwesenheit. Die Macht der Behörden, wenigstens die der Inquisitoren, schien wieder hergestellt; die siegende Volkspartei hatte sich ja mit Perez' Befreiung genugen lassen. Man stellte Haussuchungen bei allen bekannten Freunden des Entflohenen an. Der an Martin's Stelle

eingetretene Inquisitor — Molina selbst war schon nach Madrid gegangen, um den Lohn für seine Dienste einzuernten — Don Antonio Morejon versuchte Unterhandlungen mit Don Martin, der um Perez' Aufenthalt wissen mußte. Er verhieß ihm, wenn Perez sich freiwillig stelle, solle es ihm gut gehen. Don Martin aber foderte eine bestimmte Zusicherung, daß Perez, wenn sein Proceß beendet wäre, nicht mehr nach Madrid geschleppt werde.

Von der Aljaferia herab, dem Inquisitionsschloß vor den Thoren der Stadt, die mit Truppen besetzt war, wurden die Unterhandlungen mit Don Martin de Nuza gepflogen, doch ohne ihn zu täuschen. Nur zu bald erkannten Perez' Freunde, daß man auf nichts mehr ausginge, als seinen Aufenthalt zu entdecken, oder die Zeit hinzuhalten bis Alonzo Vargas mit seinem Heere anrücke. Ein aufgefangener Brief des Inquisitors Morejon setzte sie über dessen Absichten ins vollste Licht. Derselbe rieth dem Könige, nicht länger mit der offenen Gewalt zu zaudern, weil sonst die Aragonesen zu einem Widerstande sich rüsteten, welcher einen längern blutigen Krieg veranlassen könne. Er nannte ihm die Namen der Seigneurs, welche Perez in seinem Gefängnisse besucht, den Spion, welcher ihm zum Theil ihre Gespräche hinterbracht, den Lohn von 100 Ducaten, den er ihm dafür gezahlt, der diesem aber nicht hinlänglich scheine, und daß er selbst, Morejon, für die außerordentlichen Dienste, welche er in dieser Angelegenheit geleistet und noch leiste, wol auch eines angemessenern Lohnes werth sei, wobei er nicht undeutlich merken ließ, daß sie mit dem Erzbisthum Toledo nicht zu hoch bezahlt würden. — Zur Antonio Perez' Charakteristik, den wir bis da nur als Dulder, und wo er handelnd aufgetre-

ten, nur als schlauen Intriganten oder in nicht lobenswürdiger Dienstunterthänigkeit zu seinem Fürsten erblickt, ist eine Mittheilung des Inquisitors wichtig. Er rieth dem Könige, Perez' Gattin und Kinder in recht enger Haft zu halten, denn das sei es, was ihm die meiste Pein verursache. Ja sein Spion hatte die Worte aus Perez' Munde gehört: „Hab' ich denn nicht Unrecht, daß ich mich nicht ruhig Dem unterwerfen, was man mit mir will, damit endlich die Leiden meiner Frau und Kinder ein Ende nehmen?"

Zur Charakteristik der Gegner des Unglücklichen ist der Brief gleichfalls charakteristisch. Morejon wie Molina, beide Diener der Inquisition, handelten nur im eigenen Interesse, nur um vom Könige Gunstbezeigungen zu erhalten. Molina hatte eine ansehnliche Rathsstelle im Rath über die geistlichen Ritterorden erhalten, Morejon hatte nicht seine Pflicht, sondern ein Erzbisthum im Auge.

Aber die Angelegenheiten gewannen bald ein viel ernsthafteres Ansehen. Es konnte Niemand mehr verborgen bleiben, daß die Truppen unter Alonzo de Vargas einen Einfall und Angriff in das Königreich Aragon beabsichtigten. Es galt die offenbare Vernichtung der heiligen Fueros Aragens. Waren sie Philipp doch schon längst ein Dorn im Auge, ein Hinderniß seiner Plane gewesen! Dies weckte jedes Gemüth aus der Schlaffheit und Erstarrung, alle Geister, wie auch sonst getrennt, schienen einig.

Auch die Obrigkeiten und Seigneurs, welche bis da aus Schwäche mit der Hofpartei es gehalten, erschraken und gingen in sich; sie fingen an ihren Fehler zu bereuen,

es war die höchste Zeit, Maßregeln gegen die dringende Gefahr zu ergreifen, und man that es in voller gesetzlicher Form.

Eine große Anzahl Personen von allen Ständen kamen bei der Deputation des Königreiches ein, daß sie Protest einlege gegen solche Verletzung der Privilegien seines Großjusticia und seiner Lieutenants, als dasjenige Tribunal, welches souverain und absolut uber alle Streitigkeiten zu entscheiden hatte, welche zwischen dem Könige von Aragon und seinen aragonischen Unterthanen sich erhöben.

Die Deputirten des Königreichs zogen die Männer des Gesetzes zu Rathe, und nach deren Gutachten ging ihr Antrag an das Tribunal des Justicia dahin: daß der Justicia das Volk zu den Waffen rufe und gegen diejenige castilianische Armee marschire, an deren Spitze Don Alonzo de Vargas sich Aragon nähere, und zwar in Kraft des zweiten Fuero de generalibus privilegiis regni Aragonum.

Sie waren in vollem gesetzlichen Rechte. Dieses Fuero bestimmte, daß Niemand das Recht habe, fremde Truppen über die Grenzen von Aragon zu führen, noch mit bewaffneter Hand irgend eine Jurisdiction zu uben, noch Jemand gefangen zu setzen, noch irgend eine Greuelthat, welche es auch sei, zu vollbringen, selbst dürfe er nicht einmal ein Feld mit Olivenbaumen abhauen lassen.

Alle Konige Aragons mußten dies Privilegium bei ihrem Regierungsantritt beschwören, alle hatten es beschworen, auch Philipp II. Bei aller seiner zur Schau getragenen Frömmigkeit scheute er sich aber niemals ein Königliches Wort zu brechen, wenn es zu seinem Vor-

theil war. Und doch hatten selbst die Päpste dieses Fueros bestätigt und die strengsten Strafen gegen Die ausgesprochen, welche sie zu verletzen wagten.

Von dem Tribunal des Großjusticia ward die Sache nicht minder ernst und mit Beachtung aller Formalitäten und jeder Rücksicht für das Recht und die Würde des Königs geprüft. Man vernahm Zeugen darüber, in welcher Absicht Vargas an den Grenzen stehe, und erst nachdem bewiesen war, daß der Feldherr in einer Proclamation an seine Soldaten ihnen freie Plünderung versprochen, wenn sie nur die Klöster und Kirchen schonten, entschied das Tribunal dahin, daß der Justicia die Waffen ergreifen dürfe und die Aragonesen gegen die castilianische Armee aufbrechen sollten.

Aber bevor man dazu schritt, versuchte man noch ein in unsern Augen und Verhältnissen seltsames Mittel. Der Geist der Gesetzlichkeit hielt sich streng an den Buchstaben. Ein Todesurtheil ward gegen den Feldherrn und seine Armee gefällt. Officiale und Notare wurden nach seinem Hauptquartier gesandt, es ihm zu publiciren, mit der Androhung, daß es vollstreckt werde, wenn er es wage, die Grenze zu überschreiten. Als Don Alonzo die Abgesandten nicht vor sich lassen wollte, erklärten sie, so würden sie das Urtheil an die Thüren schlagen. Darauf wurden sie empfangen und der Feldherr entließ sie mit der Bescheinigung der Insinuation seines Todesurtheils, ohne ihnen etwas anzuhaben.

Jetzt erst rüstete man sich ernsthaft in Saragossa und dem ganzen Königreich. Der Justicia erhielt eine Art Regentengewalt, er berief ein Heer aus dem allgemeinen Aufstande, ernannte Generale und andere Officiere, meist aus den ersten Seigneurs des Landes, die willig ihre Bestallungen annahmen. Eine derselben, an

Don Martin de la Nuza, hat sich noch erhalten, und zeigt, wie auch hierin der formelle, ordnungsmäßige Gang einer wohleingerichteten Regierung beobachtet ward. Deputirte durchreisten das Land, die allgemeine Bewaffnung anzuordnen, was kaum nöthig schien. Auch von allen Kanzeln ertönte der Aufruf, für das Vaterland zu kämpfen oder zu sterben. Die Nationalfahne von Sanct Georg, nur bei solchen wichtigen Angelegenheiten gebraucht, ward entfaltet und Hülfe nachgesucht bei den stehenden Deputationen von Catalonien und Valencia, die sich gegenseitig mit denen von Aragon zur Absendung von Hülfstruppen verpflichtet hatten, für den Fall, daß eines oder das andere Reich angegriffen wurde.

Alles vergebliche Arbeit. So laut und glänzend der Anfang, so still, kläglich, schmählich der Ausgang. Zwar zog der Justicia aus Saragossa mit großem Pomp und Heere, mit Schlachtmusik und rauschenden Fahnen und umtummelt von der Mehrzahl des aragonesischen Adels, darunter der Herzog von Villa Hermosa, der Graf Aranda und viele der Großen, welche am 24. September die Partei des Hofes und der Inquisition genommen; aber schon am zweiten Tage wurden die Meisten andern Sinnes. Der Rausch, der Traum, war ausgeschlafen. Was sollte das bündigste Recht gegen die Willkur eines Despoten helfen, was vermochte das kleine Aragon gegen das große Spanien, was das Aufgebot des Landsturms einer Provinz, wie auch fanatisirt von Freiheitsliebe und Haß, gegen Philipp's wohlorganisirtes und bewaffnetes Kriegsheer? Nicht in den engen Straßen Saragossa's, nicht aus den hohen Hausern und hinter Mauern, auf offenem Felde sollten diese Volkshaufen Philipp's Artillerie und taktisch geleitetem Fußvolk und Reiterei die Spitze bieten! — Einer nach dem

Andern von den Seigneurs schlich davon und entfloh, den Andern es überlassend, wie sie sich herauszichen wollten. Es war kein Heer mehr da.

Auf der andern Seite focht Philipp hier wie überall nicht mit den Waffen allein, sondern auch mit teuflischer List. Als wisse er nichts von der Theilnahme mehrer vom Adel an den früheren Vorfällen, schrieb er an diesen und jenen Großen, um ihnen zu danken für ihr loyales Benehmen auch bei den beklagenswerthen letzten Ereignissen. Sein Feldherr Alonzo aber schrieb an Andere: daß sie darauf bauen durften, wie er seinen Marsch durch Aragon nur mit dem Ziele nach Frankreich richte; auf dem Wege werde er höchstens zwei oder drei Personen züchtigen, um sie Ehrfurcht vor dem Gesetz zu lehren. Aber nie habe er im Sinn gehabt, die Fueros, oder die Freiheiten Aragons anzutasten; er sei im Herzen mehr Aragonese als irgend wer, und er bitte Gott, ihn vor solchen Gelüsten zu bewahren. — Diese Versicherungen täuschten Niemand. Aber den Muth zum Widerstand hatte man aufgegeben, man setzte sein Vertrauen auf die Flucht, auf das Verborgensein.

Es war kein Heer, es war kein Widerstand mehr da. Vargas zog in Saragossa ein. Noch behielt er die Sanftmuthsmaske vor. Ja auf Befehl des Königs publicirte er in den benachbarten Provinzen die gütigen und versöhnlichen Gesinnungen des Monarchen: die Flüchtlinge möchten zurückkehren, Philipp werde ihnen nicht die Strenge seines Angesichts zeigen und nur die Urheber des Aufstandes bestrafen. Auch begnügte man sich im Anfange damit, einige Wenige zu arretiren und einen Preis auf Perez' Kopf zu setzen. Nur zu Viele, die sich für nicht schuldig hielten, sondern, daß sie nicht mehr gethan, als ihrem Eifer und ihrer Pflicht nachge-

Denn es ſind keine breite Simplonſtraßen, und die Abgründe werden durch keine Geländer verdeckt. Dazu rollt der Karren beſtändig bergauf, bergab; es ſind keine Gallerieen durch die vorſpringenden Felſen gehauen, ſondern der Weg lenkt, ein gehorſames Kind der Natur, um jeden Vorſprung. Bald fährt man dahin auf ſchwindlicher Höhe; bald gehen die Räder im Uferkies des Bergſtroms. Aeußerſt unbequem iſt das häufige Ueberſetzen auf Fähren, indem ich mich keiner einzigen Brücke über den ganzen Waſſerlauf erinnere.

Sehr lieblich war der erſte Anblick des Mioeſen, wiewohl ein dichter Staubregen das Licht trübte und Nebel längs der dunklen Ufer hinquollen. Wie höchſt unbequem auch meine Lage auf der erſten Station am Mioeſen war, und wie gefährlich ſie uns, und mit Recht, dünkte, die maleriſche Schönheit überwog jedes unangenehme Gefühl. Der See mag die Ausdehnung von zwanzig bis dreißig unſerer Poſtmeilen haben. Dagegen eine unverhältnißmäßig geringe Breite, die an jeder Stelle die reizenden Ufer auf der andern Seite zu ſehen erlaubt. Auf ſchmalem Rande führt hier der

kommen zu sein, gingen in die Falle. So kehrten der Herzog von Villa Hermosa, der Graf Aranda zurück. Auch der Groß-Justicia, Don Juan de la Nuza, der wirklich nicht mehr gethan, als daß er streng den Vorschriften der uralten Verfassung seines Landes gehorsamt, vielleicht mit innerer Bangigkeit, und nur durch die Umstände gedrängt, vertraute, kehrte zurück und übergab sich seinen Feinden.

Das Netz ward zugezogen, Philipp warf die Maske ab. Gomez Vasquez erschien als königlicher Befehlshaber in Saragossa mit dem Befehl, den Groß-Justicia, den Herzog von Villa Hermosa und den Grafen d'Aranda sofort zu verhaften, dem ersten binnen 24 Stunden den Kopf abschlagen und die Andern dahin schaffen zu lassen, wo es dem Könige gut dünken würde.

Don Juan de la Nuza ward arretirt im Augenblick, wo er aus der gewöhnlichen Rathsversammlung ging. Als er in den Wagen stieg, setzte sich sogleich ein Jesuit mit hinein, um ihn zum Tode vorzubereiten. Durch den Beichtiger erfuhr er also zuerst, daß er verurtheilt war!

Beim Eintritt in sein Gefängniß sagte man ihm militairisch officiell, daß er sterben müsse. „Wie? Wer hat das Urtheil ausgesprochen?" — Der König selbst, lautete die Antwort. Einige Zeilen, an Alonzo de Vargas gerichtet, die man ihm vorwies, lauteten:

„Beim Empfang dieses arretirst du Don Juan de la Nuza, Justicia von Aragon. Handle so, daß ich die Nachricht seines Todes zugleich mit der seiner Verhaftung erhalte. Du wirst ihm auf freiem Platze den Kopf abschlagen lassen, und diese Worte soll man ausrufen: Also ist die Gerechtigkeit, so der König, unser Herr, verordnet hat gegen diesen Cavalier, wegen des Verbre-

chens des Hochverraths und des Aufrufs zur Empörung, wie auch daß er die Fahne des Königreichs erhoben hat gegen seinen König. Deshalb ist es, daß der König befiehlt, daß ihm der Kopf abgeschlagen werde, seine Güter confiscirt und seine Häuser und Schlösser zerstört von Grund aus. Wer ein solches Verbrechen begangen, der werde so bestraft!"

Das die ganze Form des Urtheils: ein Streifen Papier mit des Königs Unterschrift. Umsonst rief der Unglückliche, daß er nur von den Cortes, die vom Könige und dem Königreiche versammelt worden, gerichtet und verurtheilt werden könne. Die Diener der Gewalt hatten darauf keine Antwort, als vielleicht ein mitleidiges Lächeln. Ohne weitere Formalitäten ward er auf den Marktplatz geführt, wo man in der Schnelligkeit ein Schaffot aufgeschlagen, und im Angesicht des Volkes enthauptet. Erst der laute Schrei des Ausrufers sagte Vielen, daß etwas schon geschehen war, was sie vorhin als eine baare Unmöglichkeit würden bestritten haben.

So starb der letzte Justicia von Aragon, und mit ihm diese Würde, eine der merkwürdigsten, die je vom menschlichen Scharfsinn erfunden wurde zur Beschirmung der Rechte und Freiheiten des Unterthanen gegen die Willkürmacht in einer Monarchie; eine Würde, von der wir in allen Verfassungen der alten Zeit und des Mittelalters nichts Aehnliches finden; denn an Machtvollkommenheit, zugebilligt durch positive, klare Gesetze, stand der Justicia weit über den Volkstribunen der Römer; eine Würde mit einer Macht verbunden, die vielleicht mit einem Königthum im vollendeten Sinne sich nicht vertrug, gewiß wenigstens nicht mit der Idee des modernen Staates, weil einer Persönlichkeit (und nicht der durch die Fiction der Geburt geheiligten monarchischen)

eine uns gefährlich dünkende Macht anvertraut war; aber eine Würde, die durch mehr als dreihundertjährigen Bestand ihre Tüchtigkeit und Wirksamkeit in dem aus Bürgerkriegen erwachsenen Feudalstaate sich bewährt hatte. Mit der absoluten Monarchie eines Philipp II. vertrug sie sich nicht mehr; auch unter seinen Nachkommen kam sie nicht wieder auf. Auch in der neuesten Geschichte, wo der Freiheitssinn und die alte Tapferkeit der Aragonesen wieder in großen blutigen Zügen sich in deren Tafeln eingeschrieben hat, ist die Würde nicht wieder ins Leben gerufen worden. Sie paßt um Vieles nicht zur Gegenwart; auch um deswillen nicht, weil sie eine antike Tugend und Selbstverleugnung fodert, damit die Würde auch von moralischer Autorität unterstützt sei, Eigenschaften, in denen der aus langen Sklavenketten rasch emporgerissene Spanier seine große Vorzeit noch immer beneidet, ohne mit ihr zu rivalisiren.

Don Juan de Nuza's Körper ward noch mit allen seinem hohen Range gebührenden Ehren zur Erde bestattet; seine Güter wurden confiscirt, sein Haus der Erde gleich gemacht.

Der Herzog von Villa Hermosa und der Graf d'Aranda wurden in zwei verschiedene Schlösser gesperrt, wo man sie sechs Monat später sterben ließ. Dies hinderte aber nicht, sie doch für loyale und treue Unterthanen Seiner Majestät des Königs zu erklären. Philipp ließ sie, um seiner eigenen Ruhe willen, sterben, um ihrer Familien willen restituirte er ihre Ehre, als sie ihm nicht mehr schaden konnten.

Nachdem die Schleusen so geöffnet, ergoß sich seine Rache über Alle; von den Höchsten ging er zu den Niedrigsten über, bis zu Denen, welche auch nur den geringsten Antheil am Aufstande genommen. Sie traf die

Rechtsgelehrten, weil sie ihr Gutachten dahin gegeben, daß man die Waffen gegen die Castilianer ergreifen dürfe; die Deputirten, weil sie, ihrer Pflicht getreu, vor dem Justicia die Wünsche und die Furcht des Volkes vertreten hatten, die Lieutenants, weil sie nach den Fueros Recht gesprochen. Obrigkeiten, der Adel, auch Geistliche wurden verfolgt, selbst solche darunter, welche angerathen, Perez der Inquisition auszuliefern. Ihre Häuser wurden zerstört, ihre Güter confiscirt, ihre Schlösser geschleift. Noch mehr, auch deren Mutter, Gattinnen, Kinder mußten für die Thaten der Verwandten leiden; ihre Güter und ihr Vermögen wurden, wie auch durch die Gesetze gesichert, confiscirt, wenn überhaupt dort noch von Gesetzen die Rede sein konnte, wo die von Aragon positiv jede Confiscation untersagten.

Und noch mehr: die Zeugen, welche bei der Untersuchung vor dem Zalmedina ihre Aussage gegen Perez zurückgenommen, wurden vor das Inquisitionsgericht gestellt, und zu 6 Jahr Galeeren und 200 Peitschenhieben verurtheilt; der Zalmedina, welcher als Richter seine Pflicht erfüllt, zu 6 Jahren Festungsstrafe in Oran. Außerdem ward nicht er allein, sondern auch seine Söhne für unfähig erklärt, je ein Amt zu verwalten. Der ausgestoßene und verurtheilte Lieutenant Torralba ward in alle Ehren eingesetzt.

Und noch mehr des moralisch Empörenden: Nach solchen Greueln konnte Philipp in Publicationen seine Milde rühmen! Er konnte eine Amnestie proclamiren, in welcher er Allen Gnade verhieß, bis auf Diejenigen, welche er ausnehme. Es waren aber nicht allein Alle, welche das geringste Maß von Schuld trugen, sondern auch alle Unschuldige, die ihm mißfielen.

Das war die Saat von Willkür, Ungerechtigkeit,

Despotismus, von frecher Verhöhnung der verbrieften und natürlichen Menschenrechte, welche, von Philipp ausgesäet, so reiche Früchte an Unwissenheit, Aberglauben, Elend und Demoralisation jeder Art in der spanischen Nation getragen, eine Saat, die bis auf die Gegenwart furchtbar gewuchert hat.

In Erfüllung war gegangen der Wunsch der alten Königin Isabella, die einst geäußert: „O, daß die Aragonesen doch einmal aufständen, um eine Gelegenheit zu haben, ihre Fueros zu zerstören!"

Antonio Perez war nicht mehr Zeuge dieser Schreckenstage in Saragossa's Mauern. Zwei Tage vor Vargas' Einzug hatte er, verkleidet, am 10. November 1591, die Stadt verlassen. Der ihn hinaus ließ, Don Martin de la Nuza, blieb selbst zurück, theils um nicht durch seine Abwesenheit die Flucht seines Freundes zu verrathen, theils um durch seine Anwesenheit den wankenden Muth der Bürger aufrecht zu erhalten, was an ihm war. Don Martin war ein hochgeachteter Mann.

Am Morgen nach Perez' Entweichung hatte er offen vor den versammelten Consistorien gesprochen: Niemand möge sich täuschen über Das, was ihnen bevorstände. Er selbst wolle seine Maßregeln nach ihrem Entschlusse fassen. Wollten sie Saragossa vertheidigen, so biete er Gut und Blut dar für die gerechte Sache. Wenn nicht, wolle er sich auf sein Schloß in den Bergen zurückziehen. Im letztern Falle bat er noch, daß man die Thore für Alle öffne, welche sich entfernen wollten.

Man war zu muthlos und geschlagen, um anders zu antworten, als durch die schweigende That. Man schloß die Thore auf für Die, die fliehen wollten. Don

Martin zog selbst aus zu Roß, an der Spitze seiner Freunde, begleitet durch ein Ehrencomitat aller Corporationen, die einen solchen Mann mit Schmerzen von sich scheiden sahen. Da wiederholte er ihnen, was er schon vor den Consistorien gesagt: Wenn er ihnen nutzen können, wäre er gern in ihrer Mitte gestorben; aber die allgemeine Sache sei zu einem solchen Zustand von Schwäche und Jammer gediehen, daß das nicht mehr heiße, als mit Schande sterben wollen. Wie es nun stehe, müsse er Allen rathen, nur auf ihre Sicherheit bedacht zu sein, und auf keine Gerechtigkeit in diesem Augenblick von Wirrniß und Erregung zu rechnen.

Don Martin fand seinen Freund an der Grenze Aragons. Perez hatte mit Gil de Mesa traurige Tage in den Höhlen der Felsgebirge verbracht, von Brot und Wasser lebend, in der Nacht von der Kälte gemartert. Er nahm Beide in sein Bergschloß auf, von wo — uns freilich unbegreiflich — neue Unterhandlungen zwischen dem Könige und Perez stattfanden. Man versprach Perez: daß er ganz zu seiner Zufriedenheit gerichtet werden solle; daß man seine Frau und Kinder, wenn er sich ergebe, weniger eng einsperren, auch ihnen Bequemlichkeiten zuwenden und ihnen Alles geben wolle, was ihnen nöthig wäre.

Wie mußten sie bis da behandelt sein! Die unschuldigen kleinen Kinder waren, jedes besonders, eingesperrt gehalten worden. Es fehlte ihnen das Allernöthigste zum Lebensunterhalt.

Don Martin de la Nuza kam mit seinem Freunde überein, daß es für sie am gerathensten sei, Spanien ganz zu verlassen. Perez sandte Gil de Mesa mit einem Briefe an Heinrich's IV. Statthalterin und Schwester,

Katharina von Bourbon, nach Navarra, um ein Afyl für sich zu erbitten; es ward ihm bereitwillig zugestanden. Das Executionsheer, welches Perez aufsuchen sollte, war schon auf dem Marsch nach den Bergen unter der Anführung zweier sehr anrüchiger Personen — eines Schleichhändlers und eines verurtheilten Empörers, denen Beiden Philipp und die Inquisition Gnade und hohen Lohn zugestanden, wenn sie des Gefürchteten sich bemächtigten — als Perez in stürmischer Jahreszeit, von zwei Dienern begleitet, den sauern Weg über die Pyrenäen antrat.

Gedrückt von schweren physischen und moralischen Leiden, die seine Gesundheit untergraben hatten, schleppte er sich mühsam zu Fuße, in der Mitte der Nacht über die beschneiten Berge. Ermattung und Frost bewältigte ihn oft so und die Wege waren so schlecht, daß er an manchen Stellen nicht weiter konnte; er mußte sich tragen lassen auf den Armen seiner beiden Gefährten.

Als Schäfer verkleidet, kam er endlich, am 26. November, in Pau an, fand seinen Gil de Mesa, und bei der Prinzessin die wohlwollendste Aufnahme, königliche Freigebigkeit und den Trost, den nur ein menschliches Wesen einem solchen Leidenden gewähren konnte.

Bald folgte ihm auch Martin de la Nuza. Er hätte sich in den Bergen auf seinen Schlössern vertheidigen können; er wollte nicht unnütz Blut vergießen und das unglückliche Land nicht um seinetwillen die Schrecken eines Bürgerkrieges büßen lassen. Aber an der Grenze hatte er noch eine Zusammenkunft mit den beiden oben erwähnten Anführern der Executionstruppen gehabt. Sie knirschten vor Wuth, daß Perez ihren Nachstellungen entgangen, und wagten noch einen Versuch der Güte, Perez zu einer freiwilligen Rückkehr unter lockenden Be-

dingungen zu bewegen. Perez hatte Philipp's Versprechungen endlich zur Genuge kennen gelernt. Er widerstand der Lockung.

Einige Zeit nachher machten die Verbannten, denn es waren Viele Martin gefolgt oder vorangegangen, einen Einfall in Spanien. Er mislang, trotz der Unterstützung, welche die Prinzessin von Bearn auf Heinrich's IV. Beistimmung ihnen gewährte; Philipp's Schreckensregierung hatte den Stolz und den Muth entwaffnet. Ihre Zahl war beim Vorrucken nicht gewachsen. Alonzo de Vargas' Macht umzingelte sie, die Mehrzahl der Unglücklichen wurde gefangen. Von den Angesehenen entkam fast nur Martin de la Nuza, ihr Anführer. Don Diego de Heredia, Don Juan de Luna, Ayerbe, Riego Perez und noch viele edle Aragonesen, wurden gefangen, litten auf der Folter, um ihre Mitschuldigen zu nennen, und endeten unter dem Henkerbeil, oder erdrosselt am Pfahl der Garrota. Ihre Köpfe wurden in Saragossa an das Haus der Deputation des Königreichs, an Brücken und Thore angenagelt, und blieben dort, gräßliche Schreckbilder für Alle, die noch Lust hatten, für Recht und Freiheit aufzustehen, so lange der christliche König Philipp II. in Spanien lebte und regierte. Es ward still in Aragon.

Mit Aragons Freiheiten war Philipp's Rache nicht gesättigt, obwol es eine Beute war, auf die er beim Beginn des Kampfes mit seinem Staatssecretair schwerlich gerechnet und gehofft. Er wollte, er mußte ihn persönlich verderben. Er und die Inquisitoren dungen Meuchelmörder; man versprach ihnen Begnadigung wegen früherer Mordthaten, Geld, Anstellung, Ehren, je

nachdem sie Perez tödteten, oder lebendig nach Spanien lockten. Einer dieser von Philipp ausgesandten Banditen ward in Bordeaux ergriffen und bekannte. Nur Perez' Fürbitte bei der Prinzessin von Béarn rettete ihm das Leben. Dieses und die folgenden Beispiele, wie Philipp seine Justiz durch Banditen im Auslande executiren wollte, sind nicht blos Angaben von Perez selbst; sie werden auch von Mignet als erwiesene Thatsachen noch mit mehren Umständen aufgeführt. Wie nöthig Perez des Schutzes bedurfte, beweist auch der Umstand, daß Heinrich IV. ihm anfangs 50 Bewaffnete als Wache und tägliche Begleitung zulegte; später waren täglich zwei Schweizersoldaten zur Bewachung seiner Person commandirt. Man rechnete auf Perez' galante Neigungen. Eine sehr schöne Dame aus Béarn sollte ihn in Pau in ihre Stricke locken und in der Nacht seinen Verfolgern übergeben oder ermorden lassen. Sie war auf den Antrag eingegangen, man weiß nicht recht weshalb, aber ihr Herz siegte über den Reiz der ungeheuern, ihr verheißenen Belohnung. Bald sterblich in Perez verliebt, war sie selbst es, die ihm den Anschlag entdeckte und sich ihm mit Allem, was sie besaß, zu seiner Unterstützung darbot.

Bei seinem spätern Aufenthalt in England wurden zwei Irländer gehangt. Man fand in ihren Taschen den Auftrag, Perez umzubringen, unterzeichnet von Philipp's Agenten. Diese Waffen, seiner Feinde sich zu entledigen, waren in jener Zeit keine ungewöhnlichen. Man liest in dem Journal l'Estoile, was unter Heinrich's IV. Auspicien erschien, daß am 6. Januar 1596 ein Spanier auf dem Greveplatze gerädert ward, als der Absicht überführt, Antonio Perez zu ermorden. Dieser Spanier war Don Rodrigo de Mur, Baron de la

Penilla, einer der begnadigten Verbrecher und Schleichhändler, welche die Executionstruppen gegen Perez in den aragonesischen Bergen anführten. Vor seinem Tode bekannte er, daß er von Don Juan de Idyaquez, Philipp's II. neuem Minister, gedungen worden.

Heinrich IV. empfing natürlich mit offenen Armen den ehemaligen Staatssecretair seines politischen Todfeindes, der im Besitz aller Staatsgeheimnisse desselben, alle Listen, Hinterlisten und Mittel kannte, mit denen Philipp gegen ihn und seine Feinde operirte. Die französischen Schriftsteller behaupten, daß der tief ergrimmte Perez diesen Auszeichnungen ebenso wenig als dem sehr natürlichen Rachegefühl widerstanden habe. Sie datiren Heinrich's wachsende politische Macht und sein endliches Uebergewicht über seine Feinde von der Zeit her, wo Perez ihn in Besitz der spanischen Staatsgeheimnisse gesetzt habe. Antonio Perez selbst hat immer gegen diese Zumuthung protestirt, selbst noch auf dem Todtenbette; er habe, wie auch von dessen Tyrannen gekränkt, sein Vaterland niemals einem Fremden verrathen.

Philipp wuthete gegen ihn nach wie vor durch Grausamkeiten gegen seine Familie und durch ohnmächtige Verdammungen, welche die Inquisition gegen Perez schleudern mußte. Denn dieser sein Proceß vor der Inquisition als Ketzer ward, sobald der bürgerliche Krieg beendet war, mit unglaublichem und uns lächerlichem Eifer fortgesetzt. Wir wollen nicht unsere Leser mit allen den faselnden Anklagepunkten ermuden, die Zorn, Ingrimm und Ohnmacht gegen ihn zu Tage brachten, und nur einige andeuten.

Man wollte ihn durchaus zum Abkömmling eines getauften Juden machen, der als rückfälliger Ketzer vor langen Jahren verbrannt worden. Zu diesem Zwecke

erſte Weg, nicht hoch über dem Waſſerſpiegel, aber doch ſo, daß, wenn der Karren umſchlug, wir bequem den Tod fanden, ehe der Körper ganz bis ins Waſſer hinunterrollte. Zuweilen dünkten uns die Räder ſogar eine überhängende Höhe zu paſſiren, daß wir nur durchbrechen mußten, um im Waſſer zu liegen. Dabei aber nichts von jähen Klippen, nichts von ſtarren Felsmaſſen; alles durchaus romantiſch lieblich. Ein Steingerüll trug einen fruchtbaren Boden. Die Höhen zu unſerer Rechten ein Dickicht des üppigſten Laubholzes, und links ſchoſſen aus dem Ufer unter uns, in immer wechſelnden Gruppen und Anſichten, edle Tannen, bis zur Rieſenhöhe ihrer nordiſchen Brüder, und ſchlanke Birken in aller Anmuth ihrer Skandinaviſchen Schweſtern, uns doppelt befreundet hervor, da ſie, neben der Schönheit des Anblicks, uns die Verſicherung gewährten, daß wir unbeſorgt den von ihren Wurzeln gehaltenen Weg verfolgen könnten. Lauter Staffagen für den Landſchaftsmaler, bei jeder Wendung eine neue. Gebüſch, nackte Stämme, die Spitzen entfernter oder von den Felſen verborgenen Fichten und vor allem die abgeſpülten Wurzeln der Rieſenbäume, wie ſie in hundert

übte man das Unrecht, Alle des Namens Perez in Aragon von jüdischem Ursprung zu stempeln; obwol dies so wenig gelang als Perez eigene Abstammung von daher nur einigermaßen glaubwürdig zu machen. Alle seine in Zorn und Mismuth ausgestoßenen Reden, alle seine Schriften, die er in Frankreich drucken ließ, wurden in der Art zu Ketzereien qualificirt, wie wir dies schon aus dem früheren Proceß kennen. Unter den 43 Artikeln warf ihm der siebente insbesondere vor: „daß er den Vendôme (Heinrich IV.) gelobt und gesagt, daß die Königin von England, der Großherzog von Florenz und selbst der Papst Sixtus V. Heinrich geneigt wären und ihn zum König von Frankreich wünschten, weil er die Eigenschaften eines guten Fürsten besitze; daß er diese Politik für vernünftig erklärt und daß alle Fürsten Italiens wohlthäten, wenn sie seine Sache unterstützten, um Philipp's II. Macht zu schwächen und die Heinrich's zu kräftigen, welcher wohl verdiene, der Herrscher der ganzen Welt zu werden." — Ja er hatte sogar, wie der 18. Artikel ihm zum Verbrechen machte, gesagt: wenn er der nächsten Versammlung der Cortes zu Monzon beiwohnen sollte, würde er die Vernichtung des Inquisitionstribunals in Vorschlag bringen, weil es eine empörende Ungerechtigkeit sei, zu sehen, wie es diejenigen Spanier als Ketzer bestrafe, welche nichts weiter gethan, als Pferde ausführen nach Frankreich, Ausdrucke, welche sehr deutlich Perez' Geneigtheit andeuteten, die Ketzer zu unterstützen, und nach den Bullen des heiligen Vaters, alle Diejenigen, welche den Feinden der heiligen Kirche Zufuhr schaffen, mit Excommunication belegt würden.

Und dies sind noch die gewichtigsten jener albernen Beschuldigungen, denn die eine, die ihn naturwidriger

Geschlechtsfunden beschuldigte, an und für sich durch nichts bewiesen, scheint schon durch seinen galanten Charakter und durch seine nebenher musterhafte Ehe, in welcher er sieben Kinder erzeugte, ebenso widerlegt wie die Präsumtion, daß er ein Ketzer sein durfe, weil er von Juden abstamme, nur im Gehirn eines von Wuth verblendeten Inquisitionsrichters entsprungen sein konnte.

Am 15. Februar 1592 hatten die Inquisitoren Antonio Perez für flüchtig erklärt. Durch einen Anschlag an die Metropolitankirche von Saragossa hatten sie ihn vorgefodert, binnen Monatsfrist sich zu seiner Verantwortung zu gestellen, eine selbst den Gesetzen der Inquisition zuwider ungebührlich kurze Frist, wenn auf eine Ungesetzlichkeit mehr oder weniger hier etwas ankame. Da Perez nicht erschien, trug der Fiscal am 18. August darauf an, ihn in contumaciam zu verurtheilen. Am 20. October wurde, unter Bestätigung des höchsten Gerichtshofes, vor einem Collegium von 20 Richtern das Endurtheil dahin gefällt: daß Perez **als förmlicher Ketzer, als überführter Hugenot, als halsstarrig Unbußfertiger zur Todesstrafe verurtheilt** werde, sobald man ihn fange. Inzwischen ward er in effigie, das San Benito um den Hals, mit 79 andern lebendigen Schlachtopfern der Inquisition verbrannt. Diese Unglücklichen, aus dem Aufstande von Saragossa, waren zum größten Theil nicht mehr der Ketzerei schuldig als Perez. Die weltliche Gerechtigkeit hatte in Folge der Amnestie ihr blutiges Schwert niedergelegt, aber es waren Viele aus dem Volk übrig geblieben, mit denen man fertig werden wollte. Der Scheiterhaufen erstickte ihre Klagen. Das Autodafé dauerte von acht Uhr Morgens bis neun Uhr Abends. Perez' Bild, in Rauch aufgehend, schloß dieses Fest. Seine Güter waren schon

confiscirt; aber das gräßliche Urtheil erreichte ihn doch noch an einer Stelle, wo er verwundbar war. In seinen Kindern und Kindeskindern brandmarkte es seinen Namen mit ewiger Schmach *).

Als alle Theilnehmer des aragonesischen Aufstandes bestraft schienen — auch Martin de la Nuza, der später unvorsichtiger Weise noch einmal in sein Vaterland zurückgekehrt war und seinen Kopf auf dem Schaffot lassen müssen — erschien ein allgemeines Gnadenedikt Seitens der Inquisition für Diejenigen, welche entfernt dabei betheiligt, mit einer Rüge belegt gewesen und nun reumüthig um ihre Begnadigung einkommen wollten. Mehr als 500 Personen meldeten sich — um welcher Vergehen willen?!

Die Einen thaten es: nur um ihr Gewissen zu beruhigen, das ihnen übrigens nichts vorwarf. Ein Arzt: weil er Antonio Perez in seinem Gefängniß als Patienten besucht. Ein Notar und Advocat: weil er in Geschäftsangelegenheiten ihn bedient hatte. Eine Frau: weil sie geschrieen, als Perez ins Gefängniß abgeführt wurde: „Der arme Unglückliche! Nachdem sie ihn so lange im Gefängniß schmachten gelassen, haben sie noch nicht

*) Hinsichts dieser lautete es: „Auch erklären wir die Söhne und Töchter besagten Antonio Perez, wie auch seine Nachkommen in männlicher Linie, für unfähig, irgend ein Amt, Stelle oder Würde zu besitzen und bekleiden, sei es geistlich oder weltlich, ein wirkliches Staats- oder Ehrenamt; erklären ferner, daß sie nichts am Leibe oder an sich tragen sollen von Gold, Silber, Perlen, Edelsteinen, Korallen, Seide, Camlot oder feinem Tuche; daß sie nicht zu Pferde reiten sollen, noch Waffen tragen, noch irgend etwas thun und vornehmen, was durch die allgemeinen Gesetze und die der heiligen Inquisition Denen untersagt ist, die sich mit ihnen in gleicher Lage befinden."

den Ketzer herausgefunden!" — Ein Garkoch: weil er wahrend Perez' Gefangenschaft Speisen fur ihn gekocht, die sein Diener fur ihn holte. — Ein Kaufmann: weil er Blei, Kugeln und Pulver Jedem verkauft, der in seinen Laden trat; zwar an die Leute der Inquisition im Schlosse der Aljaferia, aber auch an Die, welche die Waffen gegen das castilianische Heer ergriffen hatten. Ja ein Mitglied der Deputation des Konigreiches kam zum Palast der Inquisition und beugte sein Haupt, um Verzeihung bittend, daß er vor den Repräsentanten des Reiches seine Meinung geäußert seiner Pflicht gemäß, und sein Votum abgegeben!

Das war der Anfang einer neuen Zeit, eines Absolutismus mit dem Heiligenschein der Religion sich umkränzend, eines usurpirten, gottlichen Rechts der Konige, von dem das angefeindete Mittelalter nichts gewußt. Dieses freie stolze Mittelalter hatte sich überlebt, es mußte einer Uebergangsepoche zu einer andern Freiheit Platz machen. Sie ward eine furchtbar lange fur Spanien! — Doch wird nicht vergessen, uns aufmerksam zu machen, daß auch damals noch einzelne freie, kräftige Stimmen fur die Menschenrechte sich erhoben, und, wie bei der früheren Gelegenheit, gerade aus dem geistlichen Stande. Der Dr. Greger de Aretin, Vicar der Parochie zu St. Paul in Saragossa, rief, als er vernahm, daß ein anderer Priester gegen 200 Personen das Abendmahl verweigert, weil sie von der Inquisitionsruge sich noch nicht losgemacht: „Der Priester ist ein Ignorant. Mogen Alle, und wer an der Revolution Theil genommen, zu mir kommen, ich werde ihnen mit Vergnugen die Absolution ertheilen und ohne mich vor Jemand zu furchten." Er büßte die freie Rede in den Kerkern der Inquisition mit Hunderten Anderer, die nichts verbrochen: als daß sie

geäußert: sie würden, wenn der Prinz von Asturien in den Cortes erscheine, ihm nur dann als Thronfolger huldigen, wenn er die Fueros wieder in ihr Recht einsetze.

Die Kerker, die Festungen Spaniens, blieben während Philipp II. Leben angefüllt mit Schuldigen und Unschuldigen. Dort schmachtete noch lange nach der Prinzessin Eboli, Donna Juana Coello und ihre Kinder. Vergebens strengte Heinrich IV. alle seine politischen Kräfte und Verbindungen an, um ihre Freiheit für Perez zu erhalten. Das Loos seiner Familie blieb für ihn der schmerzlichste Stachel seines kummervollen Lebens, den weder die Ehren und Auszeichnungen, die Heinrich IV. und Elisabeth von England ihm zukommen ließen, noch die eigene unüberwindliche Lust zu galanten Zerstreuungen abzustumpfen vermochten. Wie er in diesem letztern Punkte verrufen war, zeigt der Brief einer englischen Dame, der Mutter des berühmten Francis Bacon, welche an ihren zweiten Sohn Anton voll Entsetzen schrieb: „Ich habe mehr Mitleid mit deinem Bruder, als er selbst mit sich hat, wenn ich weiß, daß er in seinem Hause, seinem Wagen, diesen mit Blut befleckten Perez hat, den hochmuthigen, ungöttlichen Menschen, einen zügellosen Verschwender, der, fürchte ich nur zu sehr, durch seine Gegenwart unsern Herrgott erzürnen wird, daß er seinen Segen, die Ehre und Gesundheit, von meinem Sohne abziehen wird ... Ein Elender wie der hat niemals deinen Bruder geliebt, als blos wegen seines Ansehens und um auf seine Kosten zu leben.“ — In London war es, wo Perez zuerst 1594 seine Relaciones unter dem angenommenen Namen Raphael Peregrino herausgab. Ein Werk, welches Philipp's II. moralischem Ansehen in Europa einen letzten Stoß versetzte. Es ward sofort ins Holländische übersetzt, damit

die Niederländer sahen, wie Philipp seine eignen Diener belohne, und, am Beispiel der Aragonesen, wie er die bestrafe, welche für ihre Rechte und Freiheiten aufzustehen gewagt. Philipp's Haß war demnach, wo möglich, noch im Wachsen und es war jetzt, daß er die erwähnten beiden Irländer, Perez zu ermorden, absenden ließ. Zugleich suchte er, durch Zwischenhändler ihn der Königin Elisabeth verdächtig zu machen. Wenn wir, nach den Vorangangen seiner öffentlichen Laufbahn, an ein sittliches Fundament seines Charakters mehr als zu zweifeln berechtigt sind, wenn die Aeußerungen über Heinrich's IV. Regententugenden und Regentenberuf, die ihm von der Inquisition vor Allem vorgeworfen wurden, und die allerdings eine klarere Einsicht in die Weltverhältnisse bekunden, als man sie von einem depravirten Günstlinge erwarten sollte, wenn endlich sein vertrauter Umgang mit Heinrich IV., mit Staatsmännern wie Sully, Leicester, Esser, noch nicht hinreichen, ihn über seine Vergangenheit, als durch das Unglück geläutert, zu erheben, so zeigen ihn wenigstens seine Briefe an und über seine Familie als einen Mann, in dem weder die Niederträchtigkeit seines Hofdienstes, noch die Intriguen, denen er diente, um sich ihrer zu bedienen, die heiligsten menschlichen Gefühle erstickt haben. Er gewinnt als Gatte, Vater unsere ganze volle Theilnahme. Er sorgt für Gattin und Kinder, wie er kann, er ertheilt ihnen Rath, wie sie ihre traurige Zeit benutzen sollen, wie ihre Gesundheit zu pflegen. Vor Allem ist seine Liebe auf die zwar älteste, aber noch im zartesten Jugendalter schon allen Entbehrungen und Harten des Schicksals ausgesetzte Tochter Donna Gregoria gerichtet. Sie war durch die Grausamkeit ihres Peinigers von der Mutter getrennt; selbst halb Kind mußte sie Mutterstelle an den jüngern

Kindern vertreten. So vieler Sorge und der feuchten Luft in einem Festungsthurme erlag diese junge Heroine.

Mit Philipp's II. Tode, 1598, schien endlich die Härte des Schicksals nachzulassen und ein Hoffnungsstern für ihn aufzugehen. Philipp III. begnadigte alle Diejenigen, welche noch wegen des Aufstandes in Aragon litten. Donna Juana Coello und ihre Kinder waren freigelassen und durften eine Klage erheben gegen den Gouverneur Rodrigo Vasquez, der seine schwere Hand die unglückliche Familie fühlen lassen. Der über 80jährige Heuchler entging den Folgen des Processes durch seinen Tod. Aber Antonio Perez selbst, was er sehnlichst wünschte, zu gestatten, seine Rückkehr, so weit ging des absoluten Königs Macht in Spanien nicht mehr. Die Inquisition gestattete es nicht.

Der Dolch des Meuchelmörders, der so oft gegen Perez' Brust gefehlt, traf den König, der ihm seinen Schutz geweiht, in dessen Dienst, vermittelnd gegen ihn und Elisabeth, er die Luft des Hofes und der Intriguen wieder eingeathmet, ohne die er nicht leben konnte. Er hatte sie aber auch in diesem Doppeldienst zwischen Frankreich und England wieder in einer Art eingeathmet und an beiden Höfen eine solche Doppelrolle gespielt, daß er an beiden am Ende die Achtung verloren. Ränke machen war ihm zur andern Natur geworden, und selbst der von der Folter Gebrochene fand und suchte nirgends Ruhe als in neuen diplomatischen Intriguen. Man traute, man glaubte ihm nicht mehr, und suchte seiner Dienste sich zu entledigen. Der Minister Villeroy sagte von ihm: „Es ist wahr, daß seine Leiden ihn nicht weiser und discreter gemacht haben, als er in seinem Glücke war." Er ward seinen Gönnern in England wie in Frankreich am Ende zur Last, und selbst seine Pension ward ihm

zurückbehalten, die von Heinrich IV. selbst nach dem heutigen Geldwerth überreich ihm gewährt war, aber nie zu seinen Bedürfnissen ausgereicht hatte. Doppelt verlassen, unglücklich sich (1610) in Frankreich fühlend, wandte der Flüchtling neue Anstrengungen an, die Erlaubniß zur Rückkehr zu erhalten. Er supplicirte in den allerdemüthigsten Briefen, klagend, daß ihm, der vor Kurzem noch über eine Rente von gegen 20000 Dukaten geboten, selbst die Mittel zum täglichen Brote fehlten. Der Erzbischof der canarischen Inseln, selbst Rath der Inquisition, verwandte sich dafür, aber Alles vergebens. Das Verdammungsurtheil der Inquisition von 1592 bestand zu Rechten. Von allen Freunden verlassen, legte er sich auf die Schriftstellerei und auf das Gebet. Er besuchte täglich die Kirche, und einige seiner Staatsschriften, die er jetzt herausgab, enthalten Lichtblicke, die den einst tiefblickenden Staatsmann verrathen. So rieth er dringend Spanien an: die Unabhängigkeit der Vereinigten Provinzen Hollands anzuerkennen; seine seit 1588 zerstörte Marine wieder herzustellen und — er wagte auszusprechen, daß für Spanien kein Heil aus der Entdeckung und Eroberung seiner Colonien erwachsen sei! Er ermahnt den Minister Lerma, nicht den reichen Klerus und den unersättlichen Ehrgeiz des Adels vor Allem zu berücksichtigen, sondern für das Volk zu regieren, welches nichts fodere, als strenge Rechtspflege, gleich für Alle, und eine gute Verwaltung! So predigte er mit wahrem Ernst gegen die Willkürherrschaft: „Weil ich die Erhaltung der Königreiche wünsche, wünsche ich die Erhaltung der Könige, und weil ich die Erhaltung der Könige wünsche, wünsche ich, daß die Könige sich in den erlaubten Grenzen halten. — Er spricht von einem ernsten Rathe Philipp's II., der einst zu ihm prophetisch

gesagt habe: „Señor Antonio, ich fürchte sehr, wenn die Menschen sich nicht mäßigen, und wenn sie fortfahren, sich zu Göttern auf Erden zu machen, daß Gott nicht am Ende, dieser absoluten Könige überdrüssig, sie stürzt und der Welt eine andere Form gibt."

Da starb Perez selbst, von Alter, Armuth, Krankheit und Schwäche niedergeworfen, am 3. November 1611, in seinem 72. Jahre, in der Fremde. Sein treuer Gil de Mesa schrieb das Testament nieder, welches er ihm dictirte.

Seine sechs überlebenden Kinder, mit ihrer kranken Mutter, versuchten nunmehr eine Revision seines Processes zu erlangen. Die traurige Geschichte dieser ihrer Kämpfe mit der furchtbaren Macht der Inquisition würde einen neuen Rechtsfall liefern, wenn der Gegenstand unsere Aufgabe sein könnte. Vergebens waren anfanglich alle ihre Anstrengungen, vergebens die schlagendsten Zeugnisse von ihnen zum Beweise dargebracht, daß ihr Vater als guter Katholik gelebt und gestorben, von der Sorbonne, den angesehensten Theologen und Juristen in Paris, vom papstlichen Nuncius dafelbst, ja ein Breve des Papstes selbst vom 26. Juni 1607, welches ihn von allen über ihn ausgesprochenen Censuren freisprach. Auch sein in rührender Sprache abgefaßtes Testament, worin er den Kindern nichts als seine Ehre vermachte, zeigte ihn ohne Erfolg vor den Inquisitoren als guten Katholiken. Perez' Kinder waren in die äußerste Armuth versunken und die Inquisition durfte nicht bekennen, daß sie geirrt habe. Nur die Gunst des Königs und minder vorurtheilsvolle Beisitzer des obersten Inquisitionsgerichts, welches nicht mehr den Befehlen eines Philipp II. zu gehorchen hatte, vermochte endlich, daß auf den Antrag

eingegangen würde. Auch da erhoben sich noch unendliche Schwierigkeiten und eine ungebührliche Verzögerung. Kein Advocat wollte anfänglich die Sache der heruntergekommenen Familie annehmen, man stieß Perez' ältesten Sohn, Gonzalo Perez, der als Bevollmächtigter der Familie handelte, verächtlich fast von der Schwelle des Gerichts, man machte es ihm zum Verbrechen, daß er anständig gekleidet erscheine, für den Sohn einer gebrandmarkten Familie zieme sich das nicht. Die Zeugen aus der Ferne konnte er, wegen Geldmangels, nicht citiren lassen. Trotz der Zeugen aus der Nähe, die alle günstig aussagten, fiel das Erkenntniß des Inquisitionstribunals zu Ungunsten der Antragsteller aus. Es mußte von dem unparteiisch die Sache betrachtenden obersten Gerichte erst umgestoßen werden, und da erst, nachdem der Proceß am 21. Februar 1612 begonnen, wurde unterm 1. April 1615 von dem letzteren erklärt, daß Antonio Perez nicht von einem Juden abstamme, nicht Ketzer gewesen, daß sein Andenken gereinigt werde und seine Kinder und Nachkommen in ihre Rechte wieder eingesetzt würden, und fähig Ehrenstellen im Staate zu bekleiden. Selbst dieser, durch eine Randbemerkung von des Königs Hand gebilligte Entscheid erlitt noch lange Verzögerungen, bis er die gehörige Rechtsform durch das Inquisitionstribunal von Saragossa erhielt.

Fäſern und Armen aus den nackten Steinen abgeſtorben oder noch verlangend in die Luft hinausragten. Alles dies mit dem Hintergrunde des ſilbernen Waſſerſpiegels, wie er bald tiefer ins Land griff, bald ſchäumend zurückwich vor ſchwarzen Klippenſteinen. Und drüben vordämmernd aus den ziehenden Nebeln, hier das jähe, ſchwarze Tannenufer, dort lichtere Espenräume, oder eine einſamere Birkeninſel, im weiten Nebelſee — alles dies bildet tauſend kleine Gemälde, welche die Seele mit Wohlgefallen erfüllen und, auf Leinwand gebracht, die anmuthigſten Kabinetsſtücke lieferten. So weit das Annehmliche; um die Schattenparthie klar zu machen zuvörderſt eine kleine Abhandlung über unſer Poſtreiſen in dieſem Lande.

Was ich in Schweden vom Extrapoſtweſen ſprach, findet auch auf Norwegen Anwendung, nur daß der Gebrauch der Pferde hier theurer iſt und die Fuhrwerke bedeutend ſchlechter ſind. Beim beſtändigen Bergauf- und Bergabfahren möchte auch bei Schwediſchen Wagen die Luſt des Fahrens vergehen; kommen aber Norwegiſche Bergſtraßen hinzu, wird das Vergnügen bald zur Qual. Selbſt die Hauptſtraße des Landes von

Der Kerker von Edinburg.

1736—1737.

Wir sahen in dem vorigen Falle, wie Aragon seine uralten Rechte und Freiheiten verlor, weil es, auf dieselben sich stützend, einen Angeklagten und Verfolgten vor der Willkür und Tyrannei schützen und seinen gesetzlichen Richter ihm erhalten wollte. Es war ein Act der Gewaltthätigkeit, gegen die kein anderer Recurs ist, als vor das Forum der Geschichte, die denn auch längst über diesen Fall ihr Urtheil abgegeben hat. Aber über die Rechtsfrage, in welche, bei einem geordneten Rechtswesen, der merkwürdige Fall gestreift hätte: ob ein ganzes Gemeinwesen rechtlich für die Schuld seiner Mitglieder aufzukommen hat, ob, angenommen, daß die Mehrzahl der Bürger einer Stadt, einer Provinz, sich gegen das bestehende Gesetz vergangen, die Uebertretung einer Generation die Strafe auch der folgenden Generationen rechtlich nach sich ziehen, ob also eine Corporation ihre alten Rechte für alle Zeit verwirken könne, weil die zur Zeit lebenden Mitglieder durch Misbrauch ihre eigene Berechtigung verwirkten? — über diese Rechtsfrage blieb der Proceß noch lange schwebend und er schwebt eigentlich noch heute, weil er keinen Richter finden

kennte, als die Gewalt. Die Theorie, welche die Negative behauptete, vermochte nicht aufzukommen gegen die Praxis, welche sich auf die ultima ratio der Mächtigen stützte. Aber diese Praxis, im weitern Sinne, hat in gesitteten Staaten ihre eigenen Vergehungen in der Regel wieder gut gemacht, indem die in einer Zeit und von einer Generation entzogenen Rechte meistens in und unter den folgenden, bei einer Wendung der Verhältnisse wieder erstattet wurden.

Durch alle politischen Revolutionen seit dem Ausgange des Mittelalters bis in die neue Zeit spielten diese Processe fort, in Rußland wie in England; nur die Formen waren verschieden. Wenn dort der alte Freistaat Nowgorod seine Rechte und Freiheiten, unter Blut, Brand und Leichen, unter der eisernen Hand des Despotismus, einbüßte, so war es im Grunde nur dieselbe Frage und dieselbe Ungerechtigkeit, durch welche der Stadt London unter den letzten Stuart's ihre Charte entrissen ward. Die Civilisation ging im Unrecht manierlicher zu Werke, und da sie in sich eine heilende Kraft hat, ward es sehr bald wieder ausgeglichen, während das untergegangene Nowgorod, wenn noch das Bewußtsein seines Leidens in ihm leben sollte, auf den Proceß von Jahrhunderten warten muß, bis mit der Cultur das Gefühl des gesetzlichen Rechtes das große Land erobert hat, in dessen Mitte, einst ein reiches Juwel, es jetzt eine Trümmerstadt liegt.

Aber auch in Großbritannien hatte die Restitution der alten Corporationsrechte, welche in Folge der glorwürdigen Revolution eintrat, kein schirmendes Princip festgestellt. Alle Städte Englands hatten ihre Charten, die sie dem Throne freiwillig zu Füßen legen mußten, wieder erhalten, das hinderte aber nicht die neuen Ge-

walthaber, dieselben, welche kraft der Revolution das Regiment führten, ähnliche Unbilden, wie die gestürzten Stuart's zu begehen, und, um der Vergehen Einzelner willen, die Hand nach den verbrieften Rechten einer Corporation auszustrecken, deren Macht ihnen unbequem war, die ihren Unwillen erregt hatte. Nur war der Begriff der Gesetzlichkeit schon so weit in der Nation vorgeschritten, daß keine Form verletzt werden durfte, und der Widerstand war so mächtig, daß der Sturm seine Kraft verlor und seine Wirkungen sehr gedämpft wurden.

Der nachfolgende Fall, kein Criminalfall im specielleren Sinne, findet nur als Anhang des vorigen politischen Processes hier Aufnahme; im größeren Publicum ist er indessen durch die meisterhafte Bearbeitung, welche Walter Scott ihm in seinem Romane: „Das Herz von Midlothian" (deutsch: Der Kerker von Edinburg) angedeihen ließ, schon bekannt. Auf diese mit classischer Ruhe gehaltene Darstellung eines Dichtwerks darf auch der juristische Referent verweisen; es wäre da nichts hinzuzusetzen und nichts hinfortzunehmen, als was jeder Leser von selbst als dem Stamm der Dichtung angehörig erkennt.

Die Grundsätze der Staatspolitik, was den Handel anbetrifft, lagen zu Anfange des 18. Jahrh. in ihrer Kindheit; was nicht zu verwundern, da über ein Jahrhundert vergehen mußte, ehe nur das Bewußtsein unter den Erweckteren der Nation erwachte, daß man einen langen, engherzigen Traum geträumt. Die Staatsweisheit überbot sich in ängstlichen Restrictivmaßregeln, in Gängelung, Ueberwachung und Verboten. Darin

war kein Unterschied zwischen Whigs und Tories, zwischen dem Oranier, den Hannoveranern und den Stuarts. Das Volk dagegen betrachtete diese Maßregeln als einen Druck der Willkür, die Wächter des Gesetzes als seine Feinde, gegen die ein offener und geheimer Krieg durch das Naturgesetz erlaubt, durch die Moral nicht verboten sei. Namentlich in dem damals mannichfach gedrückten und verletzten Schottland, das noch aus tausend Wunden grausamer Verfolgungen aus den bürgerlichen und Religionskriegen blutete, hatte sich der Geist der Widersetzlichkeit in den Widerstand gegen die Zollgesetze geflüchtet. Schottland war zur Union mit England gezwungen worden, seine Kaufleute sahen in derselben den Ruin ihres Handels zu Gunsten des schon so reichen Englands, sie betrachteten den Schmuggelhandel als einen erlaubten Act der Selbsthülfe; Schottlands buchtenreiche Küsten waren wie von selbst dazu geschaffen, das arme Volk, welches sie bewohnte, war von selbst den Schleichhändlern verbündet, es fand seinen guten Erwerb dabei. — Ueber alle diese Verhältnisse sind Scott's frühere Romane die deutlichsten und sichersten Commentare. Die Wohlgesinntesten, Angesehensten, Loyalsten und Frommen sahen, wie er versichert, in der Begünstigung des Schleichhandels nichts Unrechtes, nur etwas Verbotenes. Die Gefahr lockte die Kühnen, der Gewinn Alle.

Vergebens hatte das neue Parlament im Jahre 1736 ein neues Gesetz erlassen, um den Schleichhandel zu verhindern; es kümmerte das Volk in Schottland wenig, was die gesetzgebende Versammlung in London, wo ihr Land so stiefmütterlich vertreten war, für Recht erklärte. Es wurde nach wie vor geschmuggelt, und blutige Kämpfe fielen an den Küsten zwischen den Grenzwächtern und

den Schleichhändlerbanden vor, auf deren Seite das Volk jederzeit stand, sei es durch thätige Beihülfe oder indem es die Waaren verbarg und den Fliehenden durchhalf.

Im Herbste jenes Jahres war ein gefährlicher Schleichhändler, der gefangen und dem Gesetze verfallen war, hingerichtet worden. Die Execution veranlaßte einen heftigen, blutigen Aufstand. John Porteous, der die Stadtwache befehligte, war ein sehr unpopulairer Mann. Von rohen und schlechten Sitten, brüskem Wesen, dem Trunk ergeben und auch im Uebrigen ein Charakter, der nicht auf Achtung Anspruch machen konnte, ließ er sich von den Schimpfreden des Pöbels zum Zorn verleiten. Es kam so weit in den Thätlichkeiten, daß der Hauptmann seinen Leuten zu feuern befahl. Dies geschah, ohne daß die vom Gesetz vorgeschriebenen Förmlichkeiten beachtet wurden, und hatte die traurigsten Folgen. Die Soldaten gehorchten blindlings ihrem erhitzten Anführer und feuerten in die Volkshaufen. Mehre, und gerade unschuldige Personen, verloren das Leben, andere wurden verwundet.

Dieser Frevel durfte nicht hingehen; das vergossene Blut schrie zu laut, die Ankläger traten vor, und Porteous ward arretirt, der Proceß gegen ihn eingeleitet und nach einer vollständigen Untersuchung, bei der es nicht an Zeugen fehlte, ward der Uebertreter des Gesetzes für schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt.

Der Tag der Hinrichtung war schon angesetzt, der 7. September 1736. In Edinburg und der Umgegend betrachtete man die Execution als einen Act der Nothwendigkeit sowol als der Gerechtigkeit, da es galt, durch ein Blutopfer den Schmerz und die furchtbare Aufregung des Volkes zu besänftigen, und gar keine Gründe vor-

lagen, Porteous' Verbrechen in einem milderen Lichte zu betrachten. Auch waren alle Vorbereitungen getroffen, als für Alle unerwartet ein Courier aus London eintraf, welcher den königlichen Befehl überbrachte, daß die Hinrichtung auf sechs Monate verschoben werden solle, was dem Wesen nach soviel als eine Begnadigung war.

Welche Motive die Königin, die von Georg II. bei seiner Abreise nach Hannover zur Regentin ernannt worden, zu dem Schritte bestimmt, blieb unbekannt, aber bei der Volksstimmung konnte nichts Unglücklicheres geschehen als dieser Gnadenact. Ganz Edinburg erblickte darin nur eine Verhöhnung seiner Gefühle, seiner Rechte. Die Diener der Gewalt sollten auch die Schranken, welche das Gesetz ihnen stellte, ungestraft überschreiten dürfen, wo es Bürgerblut vergießen galt. Wenn selbst ein Porteous ungestraft davon kam, welche Bürgschaft blieb den Bürgern, dem Volke, daß die Excesse der Gewalt nicht immer schreiender wurden? Man erinnerte sich, daß in letzter Zeit schon mehre Militairpersonen, welche in Schottland wegen Vergehen in vollkommen gesetzlicher Weise zum Tode verurtheilt waren, begnadigt worden; also hatte es den Anschein, als wolle man das schon so stiefmütterlich behandelte Land mit bewußter Absicht einer zügellosen Soldateska preisgeben.

Die Wirkung der Nachricht durchzuckte elektrisch die ganze Bevölkerung, der Eindruck auf das niedere Volk war aber unbeschreiblich. In allen Kreisen betrachtete man sie als einen Schimpf, der Nationalehre zugefügt, im niedern Volke aber insbesondere erregte sie eine Wuth, der zuerst die Worte fehlten. Jede Hinrichtung ist für dasselbe ein Festtag, ein Ereigniß, das es herausreißt aus den Schranken der Alltäglichkeit. Nun sollte

ihm einmal Recht widerfahren gegen einen gefürchteten, verhaßten Unterdrücker; es sollte leiden sehen einen von Denen, die ihm soviel Herzeleid verursacht, und den ärgsten unter ihnen. Die Verwandten der vielen Verwundeten und Getödteten hatten mit ihren Erzählungen von dem Blutbade alle Gemüther so entzündet, daß Jeder die Strafe als eine Genugthuung für sich selbst betrachtete.

Und dies Schauspiel war vereitelt, die Hinrichtung sollte aufgeschoben, der Verbrecher später begnadigt, wahrscheinlich entfernt, ihrer Rache entzogen werden!

Das konnte man nicht dulden. Wie der allgemeine Wille zum Entschluß wurde, wie so schnell, so geheim, mit einer so merkwürdigen Uebereinstimmung berathen und gehandelt wurde, wer die Rädelsführer, die Anführer waren, ist nie ermittelt worden. Aber das stillschweigende Urtheil des Volkes lautete: daß der Hauptmann John Porteous an demselben Tage und auf dieselbe Art, wie die Richter das Todesurtheil ausgesprochen, hingerichtet werden müsse. Das Volk wollte das Gesetz vollziehen, dem königlichen Einspruch zum Trotz.

Bei Einbruch der Nacht füllten sich die Gassen und Plätze der Stadt mit Volkshaufen. Es blieb still wie vorher, aber jede Gruppe schien durch verborgene Anführer geleitet, die in vollkommener Uebereinstimmung handelten. Es war etwa gegen 10 Uhr, als die verschiedenen Haufen sich nach den Thoren der Stadt bewegten. Die Wachen an denselben waren zu schwach, ihnen Widerstand zu leisten; auch scheint es dort zu keinen Contentionen gekommen zu sein, denn die Haufen begingen eigentlich nichts Ungesetzliches; sie verrammelten nur die schon geschlossenen Thore noch fester, damit die in der untern Stadt liegenden Truppen nicht in die Ober-

stadt, welche ihnen ohnedies gesetzlich abgesperrt war, eindringen konnten.

Fast zu gleicher Zeit wurden von anderen Haufen die Stadtwachen überfallen und entwaffnet und die Executionstruppe erschien vor dem Gefängniß der Stadt, erbrach die Thüren und riß den unglücklichen Hauptmann Porteous, nach kurzer Freude, die ihm der königliche Befehl bereitet, aus seiner Zelle, wohin, konnte ihm kein Zweifel sein. Auch die Mehrzahl der andern Gefangenen benutzte die Gelegenheit zu entwischen.

Porteous ward nach dem Platze, wo die Hinrichtungen stattfanden, gerissen, und in Ermangelung eines Galgens, der nicht so schnell aufgerichtet werden konnte, knüpfte man ihn an einer Färberstange auf. Nachdem er ausgelitten und kein Lebenszeichen mehr von sich gab, war das Werk vollbracht, die Rache befriedigt, dem Gesetze Genüge gethan. Ohne Tumult, ohne andere Ausschweifungen, zerstreuten sich die vielen Tausende ruhig in die Straßen, in ihre Wohnungen. Nach wenigen Stunden war es todtenstill in Edinburg, als wäre die Ordnung nie unterbrochen gewesen, und nur die Leiche des Hauptmanns an der Färberstange und das erbrochene und leere Gefängniß blieb als corpus delicti zurück.

Spätere Untersuchungen ergaben, daß die städtische Obrigkeit nicht so unthätig bei der Sache sich benommen, als es den Anschein hatte, aber ihre Kräfte hatten nicht ausgereicht, einzuschreiten; sie waren an dem passiven Widerstande der Massen gebrochen. Dagegen stellte sich ebenso klar heraus, daß hier ein vollständiger wohlüberlegter Plan zum Grunde gelegen. So rasch, so in der Stille, so übereinstimmend handelt selten oder nie eine von wilden Zorngefühlen aufgeregte Volksmasse;

so ruhig, ohne Geschrei, Plünderung, ohne Excesse des Muthwillens oder des Eigennutzes, wird sich ein roher Pöbelhaufe nach dem Gelingen einer solchen That nicht wieder zerstreuen. Der eigenthumslose Haufe war einen Augenblick Herr der Stadt, aber man erfuhr von keinem Eingriff in Anderer Eigenthum, nicht einmal von andern Ausbrüchen des Zorns, vom Jubelgeschrei befriedigter Rache. Es war das stille Werk einer wohlüberlegten, consequenten Strategik, alle Handelnden erschienen nur als Agenten, Werkzeuge, aber das Haupt fehlte und aller Nachforschungen einer strengen Untersuchung ungeachtet war es nicht zu finden.

Wie man die Sache in London, als sie dort bekannt wurde, ansehen mußte, spricht für sich selbst. Am Hofe war das Aufsehen über die unerhörte Frechheit der Edinburger kaum geringer, als vorhin das in Edinburg, da man von der königlichen Begnadigung erfuhr. Das königliche Ansehen war verletzt, verhohnt. Ein Tumult, ein Aufstand, in welchem ein königlicher Statthalter erschlagen worden, hätte nichts so Beleidigendes an der Stirn getragen, als diese kalte und gewaltige Verhöhnung der Autorität der Krone. Das Volk hatte ihr Begnadigungsrecht angetastet, was doch bisher in allen Parteikämpfen unangerührt geblieben, selbst unbestritten.

Ob die Königin Regentin früher aus eigenem Impuls, aus Regungen weiblichen Mitleids die Begnadigung für Porteous ausgesprochen, oder ob es ein Act der Politik gewesen, zu dem sie durch ihr Ministerium veranlaßt worden, ist nicht ausgemacht. Jetzt aber war es eine Sache, welche beide, das persönliche Gefühl und die Würde der Königin und zugleich die Autorität ihrer Regierung, des Ministeriums, angriff. Es durfte nicht

so hingeben; die gewöhnlichen Strafmaßregeln schienen den Beleidigten nicht auszureichen.

Zumal nicht bei den obwaltenden Verhältnissen. Im ganzen Königreiche waltete dazumal ein Geist des Ungehorsams ob, der sich in Tumulten und offenen Aufständen kund gab, welche allerdings auf gewöhnlichem Wege und durch Anwendung der gesetzlichen Mittel zu bewältigen gewesen wären. Der Verwaltung fehlte aber einerseits die moralische Kraft, auf der andern stand auch die Regierung selbst, das Haus Hannover, den vertriebenen Stuarts gegenüber, obgleich bereits 46 Jahre seit deren Austreibung verstrichen waren, und der vierte Regent aus den neuen Dynastien auf dem Throne saß, noch nicht vollkommen fest. Den Zeiten großartiger Aufregung und Opfer für die Freiheit war eine geistige Mattigkeit, es waren kleinliche Kämpfe um Parteiinteressen gefolgt. Es fehlte dem Regenten, den Ministern, den Parteiführern an moralischer Kraft, an einem Bewußtsein ihrer Stellung. Die wahrhaft großartige Entwickelung des englischen Parlaments, die Stahlschmiede der englischen parlamentarischen Freiheit, trat erst weit später beim Ausbruch der amerikanischen Revolution ein. Nur einem solchen Zustande von geistiger Entkräftung, dem Mangel an nationalem Selbstvertrauen beim Eindringen von französischer Philosophie und Poesie, ist es zuzuschreiben, daß 10 Jahre nach dem Zeitpunkte, von dem wir reden, und 60 Jahre nach der Verjagung des zweiten Jacob die Legitimistenpartei es noch zu einem Aufstande, wie der unter Karl Eduard, und zu einem Erfolge, bis zu dem der Schlacht von Culloden bringen konnte.

In Schottland waren die Verhältnisse noch besonders modificirt. Die Wunden, welche die mit Schmerzen

Christiania nach Drontheim ist so schmal, daß zwei Fuhrwerke sich nicht überall ausweichen können. Dazu durchreißen Bergströme häufig den Weg und die Brücken sind nicht immer zur Bequemlichkeit erbaut. Noch schlimmer, wo man den kleinen Bächen nur einen Kanal angewiesen; denn oft sinken die leichten darüber gelegten Feldsteine sammt ihrer Sand- und Kiesdecke ein und bilden offene Löcher. Bei Regenwetter werden im höhern Gebirge die Wege allenfalls selbst zum Bette der neu sich bildenden Bäche, und noch lange nach dem Regen bleibt der tief durchnäßte Lehm- und Thonboden eine unangenehme Passage, wiewohl die Wagen noch ungleichern Boden finden, wenn die tiefen Spuren bei trokkenem Wetter endlich eine feste Type gewinnen. So sind die Wege in dem cultivirteren Theile Norwegens. Darf ich mir auch hier das Lob geben, eher gemildert als verstärkt zu haben, so muß ich doch hinzufügen, daß uns die Erinnerung an eben diese Straßen mit süßen Träumen erfüllte, als wir später im höhern Norden die Communication mit Schweden kennen lernten.

Schlechter als die Wege sind die Wagen. Auch hier wird, wie überall in Norwegen, der

und Kämpfen bewirkte Union dem Volksgefühl geschlagen, waren noch nicht vernarbt. Wie sollte es auch sein, wenn der Schotte daran zurückdachte, daß die ganze Nation sich gegen diese Verbindung gesträubt, daß alle Parteien, auch die sonst in Todhaß sich gegenüber standen, in diesem Punkte verschlungene Arme gemacht, daß die Cavaliere und die Volksfreunde, schottische Tories und Whigs, die legitimistischen Feudalfamilien mit den von ihnen gehaßten und sie haſſenden Puritanern, in deren äußersten, fanatischesten Sekten, ja daß Cameronianer, Cavaliere, der Bürgerstand, die Kaufleute, und selbst die wenigen Katholiken und Episcopalen mit der ganzen schottischen Kirche, das ist die Masse des Volks, in Einklang mit seinen Notabilitäten in allen Richtungen, gegen die Union aufgetreten waren, daß Schottland an der Schwelle des Bürgerkrieges gestanden, englische Regimenter sammelten sich schon an der Grenze; wenn — sagen wir — der Schotte daran dachte und sich dann ins Gedächtniß zurückrief, daß dieser ganze Widerstand ebenso großartig als vergeblich gewesen, denn 20000 Pf. Sterling, welche der königliche Commissarius aus London zu rechter Zeit sich heruberſenden lassen, hatten ihn vollständig uberwunden. Mit 20000 Pf. Sterling hatte England das schottische Parlament erkauft, daß es seinen eigenen Tod votirte.

Die Erinnerung an diese Schmach, dieses Selbstaufgeben seiner von den Voraltern ererbten, von ihnen durch tausendjahrigen blutigen Kampf gegen England bewahrten Selbständigkeit und Freiheit nagte noch an der Nation, an den Einzelnen. Sie waren verkauft, und noch war ihnen die Ueberzeugung nicht gekommen, daß der Kaufpreis doch ein höherer war als die 20000 Pf. Sterling, mit denen sich die Parlamentsführer bestechen

ließen, daß nämlich Schottlands Blute in Handel, Landescultur, Wissenschaft und Kunst aus dieser Verschmelzung erst sich entwickeln sollten. Selten ist eine Opposition so entschieden, so einstimmig, so heftig, so beredt gewesen, selten hatte sie in dem Maße für sich altes Recht, nationale Gefühle, kluge Berechnung, Billigkeit und den gesunden Menschenverstand, und nie ist Alles, was man damals darüber dachte, schrieb und fürchtete, so zum Gegentheil ausgeschlagen.

Aber die Schotten dachten, wie gesagt, damals noch anders; in Allem, was von Seiten der Regierung und des Parlamentes geschah, erblickten sie gehässige Nachstellungen; die Engländer und die Regierung in Allem, was in Schottland vorfiel, den Versuch, sich aus dem Koppelsche loszumachen.

Die Untersuchungen in Edinburg hatten zu keinem Resultate geführt. Der natürliche Schluß war, daß die Gerichte und Behörden dort nichts finden wollen, der nächstfolgende, daß sie Grund hatten, die Sache in ihrem Dunkel zu belassen und daß die Hauptschuldigen sich in ihrer eigenen Mitte finden dürften.

Bei der nächsten Parlamentssitzung brachte Lord Carteret die Sache im Oberhause zur Sprache. Er zählte alle die Tumulte und Aufstände her, die letzthin in den verschiedenen Theilen des Königreichs stattgefunden; keiner derselben sei indeß eine so schreiende Beleidigung, eine so arge Widersetzlichkeit gegen den Willen und die Ansichten der Regierung als die gegen den Capitain Porteous verübte Ermordung. Die öffentliche Ordnung, der Friede des Reiches sei gebrochen, und in der Art, wie das Verbrechen mit Vorbedacht und äußerm Anstande ausgeführt sei, liege die höchste Gefahr für die Zukunft, wenn Regierung und Parlament nicht mit aller ihnen

zu Gebote ſtehenden Macht einſchritten. Nicht das Volk allein, ſondern auch Bürger von Edinburg mußten bei dem Verbrechen mit gewirkt haben; dafür ſpreche eben jene Ordnung bei der nächtlichen That, dann aber insbeſondere der Umſtand, daß, wiewol eine Belohnung von 200 Pf. Sterling für Den ausgeſetzt worden, der einen Theilnehmer am Tumult angebe, bis jetzt auch noch nicht eine einzige Perſon angegeben worden. Er ſchloß weiter, daß auch die Behörden und der Magiſtrat der Stadt Edinburg dabei im Spiel geweſen ſein müßten. Sein Antrag ging auf die ſtrengſte Unterſuchung deshalb und eventuell darauf: daß der Stadt ihre Charte genommen werde. Der Antrag ward vom Herzog von Newcaſtle und dem Earl von Ilay unterſtützt. Doch zweifelte der Letztere ſchon: ob man einer Stadt ihre Gerechtſame nehmen dürfe, wenn es auch erwieſen wäre, daß ihre Magiſtratsperſonen ſträflich gehandelt.

Das Haus der Lords beſchloß: daß die Magiſtratsperſonen von Edinburg, ſo wie auch verſchiedene Andere, von denen man Auskunft über die ſtreitige Angelegenheit bekommen durfte, vor das Oberhaus geladen werden ſollten. — Ferner: daß eine Adreſſe an den König zu erlaſſen, welche den Wunſch ausſpräche, daß ſämmtliche Berichte und Pariere, die über den Tod des Hauptmann Porteous ſprachen, dem Hauſe zur Durchſicht vorgelegt wurden.

Die Pariere wurden vorgelegt, die Zeugen kamen an; unter ihnen drei ſchottiſche Richter. Man wollte gründlich und mit Beachtung aller Formen verfahren. Es erhub ſich daher eine Debatte darüber, wie dieſen drei Richtern der ihnen gehörige Platz anzuweiſen ſei: ob ſie, wie gewöhnliche Zeugen, an der Schranke zu verhören, ob an dem Tiſche, oder ob ſie, ihrer Würde

gemäß, auf dem Wollsack sitzen sollten? Einige schottische Lords sprachen eifrig für das Letztere: die schottischen Richter müßten das Recht haben, zunächst den Richtern von England zu sitzen. Nach einer hitzigen Debatte ward dieser Antrag verworfen und beschlossen: daß die schottischen Richter gleich den andern Zeugen vor der Schranke des Hauses, aber in ihren Amtsroben zu erscheinen hätten.

Endlich ward eine Bill eingebracht, welche den mehr allgemeinen Antrag des Lord Carteret dahin motivirte: Daß der zeitige Lord Prevost von Edinburg, Alexander Wilson, Esquire, wegen seines Benehmens während des Aufstandes in gedachter Stadt, für unfähig erklärt werde, irgend eine Anstellung in der Magistratur von Edinburg, noch in irgend einer Stadt des vereinigten Königreiches zu bekleiden;

daß besagter Alexander Wilson in gefängliche Haft zu bringen;

daß das Corps der Stadtwacht (Municipalgarde) von Edinburg aufzulösen; und endlich:

daß die Thorflügel des Thores, genannt Unter Bow-Port, auszuheben und fortzuschaffen, damit die Communication der Oberstadt mit den untern Stadttheilen, wo die königlichen Truppen im Quartiere liegen, frei werde.

Mit Heftigkeit trat der Herzog von Argyle als Opponent gegen diese Bill auf. Er erklärte: das Verfahren, was man einschlage, sei so verkehrt, hart und übereilt, daß man in der Geschichte des englischen Parlaments keinen Vorgang finden werde, der diesem nur im Entferntesten gleiche. Es sei nicht ein Act der Gerechtigkeit, sondern eines parlamentarischen Unwillens, durch ein Gesetz ex post facto eine vorangängige That

zu ſtrafen, nicht nur an einer einzelnen Perſon, ſondern an einer ganzen Corporation. Weshalb neue Geſetze machen für Verbrechen, über die, nach den beſtehenden, auch die untern Gerichtshöfe vollkommen entſcheiden könnten? Sollten daher der Lord Prevoſt von Edinburg und die Bürger dieſer Stadt nach den Beſtimmungen der vorliegenden Bill eine Strafe büßen, ſo würden ſie büßen als Märtyrer durch ein grauſames, ungerechtes und phantaſtiſches Verfahren. Als er, Argyle, in dem ſchottiſchen Parlamente geſeſſen, ſei der Unionsvertrag abgeſchloſſen worden, welcher beſtimme, daß die Privilegien der königlichen Städte ebenſo unangetaſtet durch die Union bleiben, als die Religionsverhältniſſe. Das heißt: kein folgendes Parlament von Großbritannien habe ein Recht, das Beſtehende umzuändern.

(Dieſe Grundſatze, hier liberaler Seits gegen die Macht der Krone vorgebracht, wurden, wenn wir uns recht erinnern, auch beim Kampfe gegen die Reformbill geltend gemacht; das britiſche Parlament habe kein Recht, die vertragsmäßig verbrieften Rechte Schottlands umzuandern. Dann wäre Schottland durch den Unionsvertrag zu ewiger Stabilitat verdammt geweſen, da kein ſchottiſches Parlament mehr exiſtirte, noch derſelben Acte zufolge exiſtiren konnte, welches das einmal Beſchloſſene umandern konnen.)

So beredt und warm der ſchottiſche Pair die Sache ſeines Landes führte, drang er nicht durch. Das Miniſterium Walpole hatte eine Majoritat hinter ſich, welche durch keine moraliſchen Grunde aus ihrer Feſtung zu ſchlagen war. Auch darin ging im Laufe des vorigen Jahrhunderts eine unverkennbare Aenderung zum Beſſern vor

Die Bill ward hinuntergeschickt ins Haus der Gemeinen. Hier aber entspann sich einer der heftigsten Kämpfe. Die Untersuchung über alle Umstände, welche der Ermordung des Hauptmann Porteous vorangingen und sie begleiteten, ward auf das Allersorgfaltigste und bis in die kleinsten Details geführt, und nachdem alle möglichen Zeugen aufgerufen und vernommen waren, ergab sich für die Unbefangenen Folgendes als Resultat, wiewol man auch bei dieser Untersuchung auf den eigentlichen Kern der Sache zu dringen, aufgeben mußte.

Keiner der eigentlichen Bürger und Freisassen von Edinburg schien bei dem Aufstande betheiligt. Als Theilnehmer desselben erschienen hauptsächlich Landbewohner, die von den Verwandten der Umgekommenen aufgeregt worden. Sie fanden aber bereitwilligen Beistand und Anhang in den Lehrburschen der Handwerker und allen Vagabunden und Gesindel, das sich in den Straßen der Stadt umtrieb. Es ward dargethan, daß der Lord Prevost mehre Verkehrungen getroffen hatte, um das Unglück zu vermeiden, was er voraussehen konnen. Er war auch in der Nacht selbst auf den Straßen erschienen, und in seinem Versuche, die Leute zur Ruhe zu bringen und sie zu bewegen, daß sie auseinander gingen, war er Gefahr gelaufen und hatte sich nicht gescheut, von ihnen thätlich beleidigt zu werden. Es schien, daß, wenn er gefehlt, es mehr aus Mangel an Geistesgegenwart und Erkenntniß der rechten Mittel geschehen, als aus Mangel an ernstem Willen, den unglücklichen Porteous zu retten.

Ferner war ermittelt, daß Lindsay, das Parlamentsmitglied für Edinburg, noch während des Aufruhres sich in Person zum General Moyle begeben, dem Befehlshaber der Truppen in Schottland, ihn von dem Auf-

ſtande unterrichtet und inſtändigſt gebeten habe, daß er augenblicklich mit ſeinen Soldaten zu Hülfe komme. Auch hatte Lindſay ihm verſprochen, ſeine Truppen in die Stadt zu führen. Aber das Anſuchen des Parlamentsmitgliedes ward von dem General abgewieſen, weil er keine ſchriftliche Anweiſung deshalb von den ſtädtiſchen Behörden verweiſen könne. Lindſay hatte eine ſolche aber weder in der allgemeinen Verwirrung erhalten können, noch hätte er ſie mit einer ſolchen durch das ergrimmte Volk hinausgewagt.

Sämmtliche ſchottiſche Mitglieder boten ihr Aeußerſtes auf, um ihre Hauptſtadt zu vertheidigen. Auch wurden ſie von mehren der angeſehenſten Häupter der damaligen engliſchen Oppoſition unterſtutzt. Lord Polewarth erklärte: wenn irgend ein ehrenwerthes Mitglied ihm nachwieſe, daß auch nur eine von den Anſchuldigungen gegen den Lord Prevoſt und die Stadt Edinburg erwieſen ſei, er augenblicklich der Bill ſeine Beiſtimmung geben wolle. Jedes Mitglied möchte aber die Hand an's Herz legen und ſich fragen, ob es, wie jetzt, zu Gunſten der Bill ſtimmen wurde, wenn die Sache nicht Edinburg betrafe, ſondern die Stadt London, York oder Norwich; ob ſie da nicht fodern wurden, daß jeder Punkt der Anſchuldigung vollſtandig und unwiderlegbar vorher erwieſen ware? Warum denn anders, da es nun die erſte Stadt Schottlands betreffe?

So erſchien alſo auch vor dem Parlamente der Kampf als der zwiſchen zwei eiferſuchtigen oder misgunſtigen Nationalitaten, und in dieſem Sinne ward er von der Mehrheit des engliſchen Parlaments entſchieden. Das Miniſterium war, wie geſagt, ſeiner Majoritat gewiß. Es ließ einige Amendements und Milderungen zu, und ſo umgeandert ging die Bill durch, und erhielt die ko-

nigliche Beistimmung. Ihre Resultate sind für Edinburg in der Praxis nicht weiter drückend geworden und der Porteousstreit könnte nur als ein letztes Aufflammen der politischen Rivalität der vereinten Königreiche erscheinen, wenn nicht acht Jahre später der romanhafte und anfangs mit wunderbarem Glück gekrönte, letzte Versuch der Stuarts eingetreten wäre, in welchem ein Theil der schottischen Bevölkerung durch Parteinahme für den Prätendenten die Unbilden zu rächen suchte, welche sein Vaterland vermeintlich von Seiten der englischen Regierung erduldet hatte.

Die Schlieffen und die Adebar.

147..

In der Stadt Colberg, in Pommern an der See, waren vor Alters zwei Geschlechter die gewaltigsten: die Schlieffen und die Adebare (Adebar).

Am Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts lebten aus den beiden Geschlechtern zwei junge Männer in solcher Freundschaft miteinander, daß sie wie Bruder galten. Der von den Adebar hieß Benedictus und hatte des nachmaligen Bischofs zu Kamin Schwester zur Ehe. Der Andere von den Schlieffen hieß Niclas. Beide genossen aller Ehren guter Bürger und Edelleute.

Eines Abends waren sie miteinander in froher Gesellschaft, wo der Wein die Köpfe erhitzt haben mochte. Niclas Schlieff ging zu guter Zeit vor dem Anderen heim und legte sich, da er mude war, zu Bette. Etwa eine Stunde darauf kehrte auch Benedictus Adebar nach Hause, und es scheint, daß Beide in einem Hause gewohnt, wo nicht in einer Stube geschlafen haben.

Der Adebar klopfte an die Thur, und Schlieff, der aufwachte, horte gleich, daß es der Freund war. Er

sprang im Hemde auf, um ihn einzulassen. Aber Adebar, als er es hörte, wollte ihn, vielleicht in einer Weinlaune, erschrecken. Er stach also mit seinem Schwert durch die Thüre. Niclas Schlieff sah es nicht in der dunkeln Stube, und da er hastig nach der Thür stürzte, um dem Freunde zu öffnen, lief er ins Schwert.

Er schrie laut, doch öffnete er noch die Thür und sprach zum Adebare: Benedict, du hast mich hart erstochen!

Da erschrak Adebar und that, was an ihm, daß er dem armen Freunde helfe. Er verband ihm, oder, wie es heißt, er verstopfte ihm die Wunde, so gut er mochte, und bat und flehte ihn an, daß er's „aus keinem bösen Gemüthe, sondern aus Furwitz gethan". So führte er den Verwundeten in der Stille zum Arzte, der ihn verband.

Aber Schlieff fand sich sehr übel, „er vertrauete sich nicht lebendig zu bleiben". Da nahm er alle seine Kraft zusammen und warnte seinen Bruder und Freund, daß er nicht in der Stadt bleiben, sondern schnell daraus weichen müsse, denn: „wenn seine (des Schlieffen) Freundschaft ihn erhaschete, müßte er wieder sterben, welches er ihm denn nicht gerne gönnte."

Adebar war sehr unglücklich, daß er also wider allen seinen Willen seinen guten Gesellen und liebsten Freund in Todesgefahr gebracht und sich selbst in große Sorge. Und wie der Freund sagte, mußte es geschehen. Doch wich er nicht aus der Stadt, ob er es gleich in der Nacht noch gekonnt; er mochte nicht fort von dem Sterbenden und versteckte sich nur.

Niclas Schlieff starb bald an der Wunde, die tödtlich gewesen, und sobald er todt war, suchte seine Freundschaft, an der es nun war, den Todten zu rächen, mit

Uebergang von einem patriarchaliſchen Naturzuſtande zur Cultur bemerkbar. Wer ſich entſchließen muß, den weiten Landweg von Chriſtiania nach Drontheim zurückzulegen, beſitzt gewöhnlich oder verſchafft ſich ein eigenes Cabriolet, ſo daß Reiſende, deren Zahl, Eil oder ſonſt Rückſichten ſie verhindern, ſich dergleichen zu gehöriger Zeit anzuſchaffen, auf die allerſchlechteſten Fuhrwerke gefaßt ſein müſſen. Zwar beſtellt man durch den Vorboten Reſe-kärror, Reiſekarren, und ſoll dann wenigſtens Wagen mit Lehnbänken erhalten; aber auch mit des Kaiſers Rechte ſieht es bekanntlich übel aus, wo nichts iſt. Man tröſtet ſich auf vielen Stationen damit, daß ein ſchlechterer Wechſel nicht möglich ſei; allein die Wahrheit in Ophelias Wort von der Bäckerstochter, die eine Eule geworden:

„Himmel, wir wiſſen was wir ſind, aber wir wiſſen nicht, was wir einſt werden,“

erprüften wir aber auch hier nur zu oft. Wie bald waren die Lehnen von den Seſſeln, wie bald die Seſſel ſelbſt verſchwunden! War ein Brett über den Karren genagelt, rechnete man das ſchon für ſybaritiſche Wolluſt, denn es gehörte nicht zu den geringſten Beſchäftigungen auf die-

allem Eifer nach Dem, der ihn getödtet. Sie finden ihn und setzen ihn ins Gefängniß.

Adebar's Freundschaft nahm nun auch die Sache auf sich und that, was an ihr war, um die Sache in Güte zu vertragen. Benedictus' Schwestermann, Dr. Martinus Carit, der nachmalige Bischof von Kamin, that „viel Bitte und Mühe um Adebar, daß er mochte auf gebührlichen Abtrag loswerden". (Das heißt, er bot den Schlieffen nach der altgermanischen Sitte das Blutgeld an, daß sie ihr Recht sich abkaufen ließen und von ihrer Verfolgung abstünden. Eines der letzten Beispiele, die wir wenigstens in der Rechtspraxis von diesem uralten Herkommen finden; bei kleineren Vergehen in den untersten Classen der bürgerlichen Gesellschaft mag es noch öfters vorkommen.)

Aber die Schlieffen wollten ihr Recht und keine Abfindung. Sie zogen Benedict Adebar vor das Gericht, das feierlich gehegt ward, und die Richter fanden gegen ihn das Todesurtheil.

Erst nachdem er verurtheilt war, erklärten die Schlieffen: „nun wollten sie ihn losgeben, damit daß man sage, daß sie ihm das Leben geschenkt hätten."

Nun aber wollte Adebar und seine Freundschaft es nicht annehmen, denn sie meinten: ein Verurtheilter wäre des Lebens nicht weiter werth.

Benedict Adebar trat vor die Richter und Schöffen und die anklagende Sippschaft hin und erklärte offen und freien Muthes, er wolle viel lieber bei seinem guten Gesellen und Bruder, dem erschlagenen Schlieff, sein, denn so länger leben.

Und damit war der Proceß abgethan, sein Urtheil war gefunden, er hatte die Gnade des Anklagers nicht angenommen, eine andere gab es nicht, noch hatte sie

der Verurtheilte angerufen. Also mußte Benedict Adebar sterben; aber nicht als ein Missethäter.

Der Nachrichter und seine Diener durften ihn nicht anrühren, sondern er ging gutwillig den letzten Weg, und der gesammte Rath von Colberg und die ganze Stadt begleitete ihn, „und Alle betrübten sich seinethalben".

Adebar's Schwester, die Aebtissin war im Jungfrauenkloster zu Colberg, trat ihm am Thore mit einem Crucifix in der Hand entgegen und sprach mit fester Stimme zu ihm: er solle auf Gott trauen und in seinem Glauben sterben.

So kam der Zug aus dem Thore hinaus und ging nach dem Kirchhof. Weil er kein Missethäter war, war ihm vergönnt worden, daß er nicht auf der Richtstätte, sondern auf einem Kirchhof sich den Kopf abhauen lasse. So geschah es.

Diese einfache, rührende Criminalgeschichte, die uns Cantzow in seiner Pomerania aufbewahrt hat, nehmen wir nicht als eine den von uns erzählten Fällen ebenbürtige, vielmehr als ein merkwürdiges Gegenstück, als die Reliquie von Rechtserscheinungen und einem Rechtsverfahren auf, welches uns als das gerade Widerspiel zu dem unseren erscheint. So spiegelt sich, nach Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts, noch kurz vor der Reformation, in dieser Geschichte die germanische Vorzeit wieder in ihrer rührenden und unbeholfenen Kindlichkeit der Begriffe von Recht und Unrecht, Begriffe, die nach den unsern zum hellen Unrecht wurden; aber das starke und gläubige Geschlecht fugte sich in einem Gehorsam darunter, der durch stumme Willigkeit er-

hebend wird. Nicht die Absicht macht in allen rohen Völkern das Verbrechen, sondern der Fatalismus der That. Der Freund muß den Tod des Freundes büßen, nicht wegen des unvorsichtigen Spieles mit dem Schwert, sondern weil es sein Schwert war, in das der Freund rannte. Wer Menschenblut vergießt, deß Blut muß wieder vergossen werden, gleichviel ob es aus böser Absicht, schwerer Verschuldung oder nur aus einer Nachlässigkeit geschah. Diesem Fatum unterwirft sich der Thäter ohne Murren. Aber die Vergeltung ist nicht Sache der bürgerlichen Gesellschaft, des Staates, der Obrigkeit; das Leben des Einzelnen gehört ihm und seiner Familie. Deren Aufgabe, Ehrenpflicht ist es, für das geraubte Leben, für das vergossene Blut ihres Blutsfreundes Rache zu nehmen. So sehen wir hier in einem germanisirten Lande, spät ins Mittelalter hinein, noch einen Anklang an die Blutrache. Der Richter muß das Leben des Thäters dem gekränkten Kläger zusprechen, aber in dessen Berechtigung ist es, wie zur Heidenzeit, das Blutgeld, die Abfindung, die Compensation dafür anzunehmen. Die Familie weigert sich, sie will ihr volles Recht, und dem Angeklagten kommt es nicht in den Sinn, es ihr zu bestreiten. Als die Freundschaft ihr Recht hat, will sie es erlassen, als ein Geschenk dem Gerichteten sein Leben wieder geben. Nun aber will er es nicht, er fühlt sich ehrlos dadurch, daß er vor Gericht gestanden und verurtheilt worden, er will nicht das entehrende Gefühl eines geschenkten Lebens, das Gefühl der Unfreiheit, das dem freien Germanen furchterlicher war, als der Tod. Darum geht er in den Tod, freiwillig, freudig, unter dem Bedauern Aller, der Freunde, Feinde und der Gleichgültigen. Aber es geht nicht anders, es ist Alles in der Ordnung, es muß so

fein, und daher fügt ſich Jeder darein wie in die Schläge des Schickſals, die kein Sterblicher abzuwenden vermag. Erinnert ſich der Leſer des Lesurques'ſchen Falles nicht unwillkürlich an denſelben, und findet er nicht eine merkwürdige Parallele und doch zugleich einen moraliſch ſchlagenden Gegenſatz zwiſchen den beiden Nothwendigkeiten, die hier und dort ein für unſere Begriffe ſchreiendes Unrecht zum Recht erheben?

Bathseba Spooner.

1778.

In dem Orte Brookfield im Staate Massachusetts sieht man noch heute ein altes Haus stehen, das ernste und trübe Erinnerungen an eine längst vergangene Zeit erweckt. Es ist ein einfaches, aber großes und ehrwürdiges Gebäude, zwei Stock hoch und nach der Mode jener Zeiten erbaut, wo man in seiner Lebensweise mehr die Behaglichkeit als den äußern Schein zu Rathe zog. Es liegt an der Nordseite einer alten Straße von Brookfield nach Worcester. Vor dem Hause stehen alte, ehrwürdige Ulmen.

Das Haus hat nicht mehr Putz und Farbe, die Einflüsse von Wetter und Zeit sind augenfällig, und bald wird es zur vollständigen Ruine werden. Ein Gespensterhaus konnte es für die neue Welt sein, so um sein altergraues, wettergepeitschtes Ansehen, als um die blutigen Erinnerungen, die sich daran knüpfen. Sie sind vollständig documentirt, aber auch die Sage hat sich ihrer schon bemächtigt, obwol hier nur von einer Vergangenheit von kaum siebenzig Jahren die Rede ist.

Wenn Gespenster darin umgingen, konnte man eine wunderschöne Frau sehen, mit mannlich stolzem, kaltem Blicke, einen schönen Jungling, halb noch Knabe, der ihre Schritte verfolgt, Blutflecke im Schnee, einen Brunnen, aus dem eine bleiche, blutende Gestalt aufsteigt, Banditen, wilde Kriegsgesellen, die hinter der Mauer in ihren Raub sich theilen, und dann wieder, die schone Frau zu Roß, wild uber die Haide fliegen und endlich auf einem Karren, blaß, stumm, aber noch immer stolzen Blickes, den letzten Weg zum Gerichte fahren.

Bei naherer Betrachtung lost sich freilich diese Poesie in eine sehr nuchterne, alltägliche, ja widrig gemeine Mordbegebenheit auf, wie sie in allen Ländern sich zutragen mag; und doch mit merkwürdigen, wir wissen nicht ob frechen oder naiven Zügen, die an rohe Naturzustände erinnern. Fur den Amerikaner aber ist die Geschichte von großer Bedeutung; sie spielt hinein in seinen großen Freiheitskampf, politische Motive spielen, wenn nicht bei der That, doch bei der Anklage mit, und sie ist ein erstes, schändliches Verbrechen, welches das kaum gewobene weiße Kleid seiner Freiheit mit Blut befleckte.

In jenem Hause wohnte im Jahre 1778 Joshua Spooner mit seiner Familie, ein wohlhabender Kaufmann, der sich aber von den Geschäften zurückgezogen, er wie seine Frau von guter Abkunft. Er hatte den Abend des 1. März in der Schenke des Wirthes Cooley, die unfern von jenem Hause lag, mit Freunden verbracht und war schon zu guter Zeit aufgebrochen, um sich in seine Wohnung zu begeben.

Wie verwunderte sich der Wirth, als am Morgen des 2. März ein Diener aus dem Spooner'schen Hause

nach seinem Herrn fragte, derselbe sei in der Nacht nicht nach Hause gekommen und seine Frau und Familie wären in großen Sorgen. Einige Nachbarn liefen darauf sogleich zu Mistriß Spooner, die sie in großer Bekümmerniß fanden.

Man suchte in der Nähe des Hauses nach und bemerkte in dem niedergetretenen Schnee sehr bald die Fußtritte mehrer Personen, die nach dem Brunnen führten. In diesem Brunnen fand man den Leichnam Joshua Spooner's, mit Wunden bedeckt und verstümmelt.

Die vorläufige gerichtliche Untersuchung stellte am folgenden Tage fest: „daß am Abende des 1. März, etwa um 9 Uhr, Joshua Spooner, zurückkehrend von seinen Nachbarn, nahe vor seiner eigenen Thüre verbrecherischer Weise von mehren Schurken überfallen, niedergeschlagen worden mit einem Knuttel, verwundet und in seinen eigenen Brunnen geworfen, worin Wasser war, von der Jury unbekannten Personen".

Die Familie des Ermordeten weigerte sich, mit Ausnahme seiner kleinen Tochter, den Leichnam anzusehen. Seine Frau legte endlich, auf das dringende Verlangen Eines von der Jury, ihre Hand auf seine Stirn, und rief aus: „Armer kleiner Mann!"

Der Mord erregte außerordentliches Aufsehen. So unruhig die Zeiten waren, so viel Blut auch in dem Bürgerkriege floß, ließen die Schrecken eines solchen Meuchelmordes sich doch nicht verwinden. Einem friedlichen Bürger, in einer abgelegenen Stadt, war von Bösewichtern aufgelauert, drei Schritt vom eignen Hause war er meuchelmörderisch niedergestreckt worden! Das war unerhört! Alles strengte sich an, den Mördern auf die Spur zu kommen.

Einige Nachbarn erinnerten sich, daß zwei Leute

früher britische Soldaten, die von General Burgoyne's Armee desertirt waren, zu verschiedenen Zeiten, aber kurz vor Spooner's Tode, sich in dessen Hause hatten blicken lassen. Der Selige hatte unverhohlen sein Misbehagen über die Anwesenheit derselben ausgedruckt und gegen Mehre sich geaußert, daß er ihnen keine ehrlichen Absichten zutraue.

Man spurte diesen Leuten nach. Einer von ihnen hatte zu Worcester im Zustande der Trunkenheit Kleidungsstucke zur Schau getragen, welche man als solche erkannte, die Spooner angehört. Beide wurden darauf verhaftet, aber mit ihnen auch ein sehr junger Mensch, Ezra Roß, erst 18 Jahre alt, aus Massachusetts gebürtig, der früher im Freiheitsheere gedient hatte und mit der Spooner'schen Familie nahe befreundet war.

Die Aussagen der drei Verhafteten in Verbindung mit anderen Umständen hatten einen starken Verdacht erzeugt, daß Spooner's Familie selbst nicht so ganz unkundig hinsichts des Mordes sein dürfe, als sie die Miene annahm. Beide Ehegatten hatten in Unfrieden gelebt. Demnächst wurden Mistriß Spooner selbst, eine Dienstmagd und zwei Diener des Hauses verhaftet.

Welche Wichtigkeit man der Sache beilegte, zeigt ein Artikel in der damaligen Zeitung the Boston Independent Chronicle vom 12. März: „In der Nacht des ersten dieses Monats ward ein entsetzlicher Mord an der Person des Mr. Joshua Spooner zu Brookfield begangen. Nach der langen Vorbereitung zu schließen, der Zahl der dabei betheiligten Personen (nicht weniger als 7 sind angeschuldigt) und der Art und Weise, wie sie ihr Verbrechen verübt, muß man annehmen, daß es das außerordentlichste Verbrechen sei, welches je in Neu-England begangen worden."

Diese Wichtigkeit gab aber zumal der persönliche Charakter und Stand der Hauptangeschuldigten dem Falle.

Bathseba Spooner, die Witwe des Ermordeten, stammte aus einer der angesehensten Familien des Landes. Ihr Vater, Timotheus Ruggles, war einer der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, der die wichtigsten Aemter bekleidete. Er war auch Militair, General. Sein politischer Einfluß war groß gewesen. In einer der ersten Versammlungen, welche über die Rechte der Colonien, dem Könige und Parlamente gegenüber, verhandelten, hatte er als Delegat von Massachusetts dem Beschlusse sich widersetzt, eine Adresse an den König zu erlassen, wonach die Colonien gegen jede Steuer protestirten, die nicht in ihren eigenen Versammlungen gebilligt worden. Nach Massachusetts zurückgekehrt, war er deshalb vom Hause der Repräsentanten und dem Sprecher gerügt worden; aber in treuer Anhänglichkeit an den König verharrend, sah er sich endlich genöthigt, sein Vaterland zu verlassen, und seine bedeutenden Besitzungen wurden confiscirt.

General Ruggles hatte ein seinem Reichthum entsprechendes üppiges Leben geführt, weit über die Sitte jener Tage hinaus. In seinen Ställen standen 30 Pferde; zur Jagd hatte er einen Park von 20 Acres umzäunt, und viele Koppeln Hunde waren stets zum Vergnügen seiner zahlreichen Gäste bereit. Beim Ausbruch der Revolution mußte er allen diesen Herrlichkeiten den Rücken kehren. Ein härteres Schicksal stand ihm in seiner Familie bevor; dennoch überwand er alle diese Schläge des Schicksals und starb erst 1795, ein achtzigjähriger Greis. Von seinen 7 Kindern lebten einige noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts.

Seine außerordentlichen Fähigkeiten, seine hohen Würden, sein Reichthum, die frühere Achtung, die er genossen, halfen ihm nichts, als die Parteileidenschaften erwachten und die Freunde der Freiheit und des Vaterlandes in ihm einen unbeugsamen Royalisten erkannten. Es half ihm auch nichts, daß er es ehrlich meinte. Wer gegen die Sache der Freiheit war, war ein Verräther, sein Name wurde verabscheut.

Die Tochter eines solchen Mannes als gemeine Meuchelmörderin verhaftet, und noch dazu das Lieblingskind des Generals! Das Aufsehen war ungeheuer, und die unsinnigsten, übertriebensten Gerüchte über das Verbrechen liefen um, die noch zum Theil heute als Sagen im Munde des Volkes sich erhalten haben.

Bathseba war das sechste Kind des Generals, im Jahre 1746 geboren, also zur Zeit der Mordthat etwa 32 Jahre alt. Sie war Mutter von 3 Kindern, einem Sohne und zwei Töchtern, und, wie sich später ergab, abermals schwanger. Unzweifelhaft hatte sie alle Vortheile der Erziehung genossen, welche damals in der Provinz jungen Damen ihres Standes nur gewährt werden konnten. Sie war außerordentlich schön, von imponirendem Wuchs und reizender Gesichtsbildung, aber ihre Sinnesart war hochfahrend und gebieterisch. Von weiblicher Anmuth und Sitte, den größten Reizen ihres Geschlechts, soll sie nichts besessen haben.

Ihre Ehe, die etwa 12 Jahre gedauert, war unglücklich, weil die Temperamente beider Ehegatten zu verschieden waren. Spooner war ein schwacher Mann. Sie, ein Weib von markiger und energischer Natur, deren Leidenschaften auch im elterlichen Hause nie gezügelt werden, konnte unmöglich eine ernste und tiefe Neigung für einen Gatten empfinden, der nicht einmal fähig

ser Reise mit seinem Körper selbst das lose Brett fest zu halten.

Bei ebenen Wegen hat das freilich keine Schwierigkeit, wo aber der Wagen bald in rechtwinkliger Höhe bergauf, bald in gleicher Tiefe bergab rollt oder poltert, gehört alle physische Anstrengung der beiden zusammengelooßten Fahrgefährten dazu die Einheit des Karrens, des Brettes und ihrer selbst zu erhalten. Man könnte hiernach vielleicht die nächste Stufe niedriger für bequemer ansehn, nämlich wo gar kein Brett zugestanden wird, und der Reisende auf Koffer und Felleisen einen Platz suchen muß. Wenn es nur nicht schwierig hielte, diese Felleisen in eine feste Lage zu bringen, zumal wenn der Karren, wie dies häufig der Fall war, gar keinen Rand hatte und man auf dem offenen, breiten Brette beliebig liegen, stehen oder sitzen konnte. Auch war ein schmales Bankbrett beim Regen vorzuziehen. Man konnte doch darunter verderbliche Sachen in etwas bewahren und es ließ sich denken, daß die Wassergüsse von den Knien besser abgleiteten, als wenn man in Türkischer Stellung sie in seinem Schooße auffing, wiewohl die Praxis lehrte, daß man in allen Stellungen bis

schien, das Hausregiment zu führen. Man erzählt, daß auch das Beispiel ihrer Aeltern sie nichts Besseres lehren konnte. Auch diese führten, trotz des Kinderreichthums derselben, eine unglückliche Ehe; auch hier herrschte die Frau. Nach einer Sage ließ sie, nach einem heftigen Streit mit ihrem Manne, dessen Lieblingshund schlachten und servirte ihm denselben als Braten bei Tische. Sie hatte ihren Gatten nicht ermorden lassen, aber da er als Royalist Amerika verließ, blieb sie freiwillig daselbst zurück.

Bathseba Spooner hat nie ein vollständiges Bekenntniß ihrer That und Schuld abgelegt. Wir entnehmen aus der Anklage und den Zeugenermittelungen im Voraus hier den muthmaßlichen Zusammenhang.

Ihre häuslichen Zwiste hatten dermaßen überhand genommen und waren so heftig geworden, daß ihre Abneigung gegen den Gatten in Abscheu überging. Eine andere sündhafte Neigung kam hinzu, und in der Blindheit ihrer Leidenschaft verlor sie alle Selbstbeherrschung.

Einige Monate vor Spooner's Tode war ein junger Mensch in das Haus gekommen, und unter Umständen, welche die wärmste Theilnahme der ganzen Familie für ihn erwecken mußten. Ezra Roß, der Sohn achtbarer Aeltern, hatte schon als sechzehnjähriger Knabe die Waffen ergriffen und mit vier Brüdern für die Sache der Freiheit und des Vaterlandes gefochten. Nach dem ersten Feldzuge war er ernstlich krank in Spooner's Haus gebracht worden. Seine Frau pflegte ihn; er erfuhr jede Art von Freundlichkeit. Von da ab war er ein willkommener Gast im Spooner'schen Hause; die Vertraulichkeit zwischen der Gattin und dem jungen Menschen wuchs höchst wahrscheinlich bis zu einem sträflichen Umgange, obgleich ihr Mann nichts davon gemerkt zu haben scheint. Wenig-

stens dauerte auch seine Freundlichkeit gegen den jungen Roß nach wie vor fort.

Ein Veteran aus jener Zeit, den Chandler, unser Berichterstatter, noch persönlich gesprochen, erzählte ihm, er habe Ezra Roß und Bathseba Spooner häufig zusammen in die Wälder reiten gesehen. Sie war eine ausgezeichnete Reiterin. Es war das schönste Paar, das man auf feurigen Rossen durch die Wildniß konnte fliegen sehen.

Zwischen Beiden wurden unzweifelhaft Plane berathen, ihren Ehegatten aus dem Wege zu räumen. Roß aber scheint bedenklich, saumig gewesen zu sein. Sie ward von wilder Ungeduld, Leidenschaft, Haß angetrieben, vielleicht auch von der Furcht, daß ihr Mann das Verhaltniß zu früh entdecken möchte. Unzufrieden mit Roß' Zaudern und Bedenken, entschloß sie sich, allein zu handeln. Bis zu welcher blinden, leidenschaftlichen Wuth sie sich gesteigert, geht aus den unuberlegten Mitteln hervor, durch welche sie sich selbst und ihre Helfershelfer ins unvermeidliche Verderben stürzen mußte.

Sie befahl ihrer Dienerin, den ersten besten britischen Soldaten, der dem Hause vorübergehen möchte, hereinzurufen. Ungefähr einen Monat vor dem Morde, während Spooner abwesend war, gingen auch wirklich zwei englische Soldaten von Burgoyne's gefangener oder aufgelöster Armee auf dem Wege nach Springfield an dem Hause vorüber, Jonas Buchanan und William Brooks. Das Mädchen lud sie ein, einzutreten, und sie blieben durch zwei Wochen wohlaufgenommen, wohlverpflegt.

An und für sich hatte diese Aufnahme nichts besonders Auffälliges. Die Soldaten des gefangenen Heeres litten außerordentlichen Mangel, wie die Ameri-

kaner versichern, weil es auch den Landbewohnern am Nöthigsten gebrach. Daß einzelne Bürger Einzelne der Darbenden gastlich aufnahmen und pflegten, konnte als Handlung der Mildthätigkeit gelten; wenn die Briten Ueberläufer waren, als Handlung des Patriotismus. Man darf aber annehmen, daß Bathseba sie nur als willkommene Werkzeuge ihrer wilden Wuth empfing, bewirthete und ihnen schmeichelte, daß sie auch nicht zauderte, sie mit ihrer Absicht bekannt zu machen und bei den Maraudeuren williges Gehör fand.

Als Spooner von seiner Reise zurückkehrte, war er gar nicht über diese neuen Gäste erfreut; er verhehlte nicht seine Meinung. Seine Befürchtung mußte nicht gering sein, denn er bat einen Nachbar, doch bei ihm die Nacht über im Hause zu bleiben, und hieß dem Buchanan und Brooks am nächsten Tage ihrer Wege gehen.

Sie gingen auch scheinbar, hielten sich aber in der Nähe des Hauses versteckt. Hier erhielten sie von Mistriß Spooner heimlich ihre Speise. In der Nacht vor dem Morde kam auch Ezra Roß wieder ins Haus; ob zufällig oder absichtlich, bleibt unentschieden, doch kann man bezweifeln, daß er Buchanan und Brooks früher gesehen hat.

Dies ist der Zusammenhang, den man mit einiger Gewißheit annehmen kann; das Uebrige, charakteristisch genug, beruht auf den zersplitterten Aussagen der Zeugen und den Eingeständnissen der Mitangeklagten.

In der nächsten Sitzung des oberen Gerichtshofes, abgehalten zu Worcester im April 1778, fand die Groß-Jury eine gerichte Anklage, sage gegen Buchanan, Brooks,

Roß und Mistriß Spooner wegen Mordes, und die Untersuchung begann sofort.

Die Anklage lautete: daß William Brooks aus Charlestown, Jonas Buchanan, eben daher, und Ezra Roß aus Ipswich am ersten Tage des März 1778 einen Anfall gemacht auf Joshua Spooner aus Brookfield; daß Brooks ihn niedergeschlagen und mit seinen Händen und Füßen ihm unterschiedliche, tödtliche Wunden versetzt, in Folge deren er augenblicklich starb, und daß Buchanan und Roß zugegen gewesen, „helfend, beistehend, begünstigend, aufmunternd und unterstützend besagten Brooks", und daß: Bathseba Spooner mit thätig gewesen vor der That, indem sie „aufgefodert gedungen, begünstigt, gerathen und die Mittel und Wege verschafft", daß der Mord begangen werde.

Alle Angeklagte erklärten sich für nicht schuldig; es ward daher zur Zeugenvernehmung geschritten, deren eine sehr große Zahl von der öffentlichen Anklage gestellt und vernommen ward. Wir theilen hier die wichtigsten Aussagen mit.

Jonathan Kimg, ein Arzt, hatte den Sonntag Abend des 1. März in der Schenke von Cooley, die etwa ¼ (englische) Meile von Master Spooner's Wohnung entfernt war, mit dem Letztern verbracht. Spooner war schon zwischen 8 und 9 Uhr Abends fortgegangen. Am andern Morgen hörte er, daß man ihn todt aus seinem Brunnen gezogen. Er ritt eilends nach dem Hause, sah die Leiche und entdeckte im Gesicht über der Nase und an der Schlafe mehre Wunden. Der Schädel war 1½ Zoll lang eingeschlagen. Dieser Zeuge war es, welcher über das seltsame Benehmen der Witwe, als man sie

auffoderte, die Leiche zu berühren, und ihre noch seltsamere Aeußerung nachher, das oben schon Angeführte, berichtete.

Der Wirth der Schenke, Ephraim Cooley, bekundete ungefähr Dasselbe. Spooner war an diesem letzten Abende seines Lebens, welchen er in Cooley's Schenke verbracht, sehr aufgeräumt gewesen. Nachdem ihm die Meldung von Spooner's Verschwinden gemacht worden, überschlich den Wirth eine Ahnung, und er lief auf der Stelle mit 6 Andern nach dem Hause desselben. Mistriß Spooner antwortete auf die Frage: ob ihr Mann zu Hause sei: Nein! und schrie laut auf. Cooley suchte im Schnee umher, und indem er einen zusammengefegten Haufen mit dem Stock durchsuchte, fand er darin einen Hut, den er als Spooner's Hut erkannte. Auch seine Frau mußte ihn dafür erkennen. Inzwischen war aber schon die Leiche im Brunnen gefunden worden. Als der Zeuge später mit der jungen Witwe nach Worcester ging, sprach sie ganz unbefangen über die Sache und äußerte unverhohlen, daß hier ein Mordanschlag zum Grunde liege. Sie selbst fing mehrmals davon an, weinte aber jedes Mal dabei.

Im Wirthshause von Walker, wahrscheinlich in Worcester, wurden schon am folgenden Montage die drei Complicen entdeckt und gefangen. Die Aussagen der Zeugen hierüber und über die außergerichtlichen Geständnisse der Verbrecher sind sehr undeutlich und abgebrochen in den alten Verhandlungen enthalten. Man sieht, daß mehre Zeugen die Thäter dort überraschten und zum Theil sehr wichtige Geständnisse von ihnen erhaschten, die aber nur in indirecter Rede in Art von Marginalvermerken aufgezeichnet sind.

Ein Joshua Whitney sah Brooks dort, der eine

Uhr in der Tasche und ein Paar Silberschnallen in den Schuhen hatte. In einer obern Kammer fand er Ezra Roß, der zitterte und sehr erschrocken schien. Als er wieder herunterkam, zeigte ihm ein Negermädchen die Taschenuhr und sagte ihm, Brooks hatte sie ihr gegeben. Es war die Uhr, welche der selige Spooner getragen. Die Silberschnallen an Brooks' Schuhen trugen die Anfangsbuchstaben von Spooner's Namen. Roß sagte zu ihm, er verlange nach einem Geistlichen, denn er sei wirklich schuldig an diesem Verbrechen, aber er habe nicht den ersten Streich geführt. Er habe nur geholfen und beigestanden. Als sie dann noch weiter über Spooner's Ermordung sprachen, sagte Roß — er wurde Alles bekennen, wenn der Geistliche käme. — Roß sagte — er hätte Spooner's Jacke und Hosen erhalten; seine eigenen habe er Brooks gelassen, weil sie blutbefleckt gewesen. In seinem Taschenbuche fand der Zeuge 4 Zehnpfund-Noten und 3 Acht-Dollarscheine. Das Uebrige, sagte er, gehöre ihm. Auch sagte er, habe er an sich genommen Spooner's Hosenstrümpfe, sein Hemde und seinen Steckbeutel.

Der Zeuge Whitney scheint als eine Art bürgerlicher Policeibeamten bei der Verhaftung thätig gewesen zu sein. Von einem andern Zeugen wird er Capitain genannt und theilt Befehle aus. Noch mehre Andere bekunden Dasselbe, was Whitney ausgesagt, mit einigen unbedeutenden Modificationen und Zusätzen. Einer findet bei Roß und Brooks auch das Pferd, welches Spooner und seine Frau früher geritten. Auch Spooner's Wittwe scheint bei dieser Gelegenheit schon verhaftet zu sein, wenigstens ist sie mit in Worcester und in der Walker'schen Taverne. Sie wirft die Aeußerung hin: Wenn sie den Leuten nur Auge in Auge blicken dürfe, würde

ſie ſchon Genugthuung geben; das ſeien aber die Folgen von ſchlechter Geſellſchaft.

Noch dunkler hinſichts der Darſtellung und der Zeitgründe, aber äußerſt charakteriſtiſch bezuglich der Perſönlichkeiten, iſt die Ausſage einer Mary Walker, entweder der Tochter oder der Frau des Wirthes Walker, bei welchem die ganze Compagnie ſpäter eingefangen ward. Der Zuſammenhang ergibt, daß Mary nur von einer vorangehenden Zeit, von der Woche vor dem Morde ſprechen kann:

Am Donnerstag Abend ſah ſie Brooks und Buchanan bei ihrer Mutter, und nachdem Beide eine Weile dort geweſen, traten Miſtriß Spooner und ein junger Mann in die Thür. Miſtriß Spooner fragte nach Sergeant Buchanan und gab ihm dann einen Brief, der, wie ſie ſagte, von ihrem Grenadiere komme. „Der Inhalt des Briefes war, daß er mit ihm zuſammentreffen wolle, um auf den Hügel zu gehen.“ Bald darauf kam ſie (die Spooner) von Doctor Green zuruck mit dem Vorgeben: ſie hätte ein Stuck Tuch ihm zu geben vergeſſen, welches feines wäre. „Sie ſagte zur Zeugin: ſie wolle fur ſie ſtricken, weil ſie ihrer Augen wegen nicht nähen konne“ (?). Sie blieb da zwei Stunden. Buchanan und Brooks waren dort die ganze Zeit, und ſie blieben dort bis Sonntag Vormittag. Miſtriß Spooner war oft bei ihnen. Sergeant Buchanan ſchrieb da verſchiedene Briefe, er ſagte, ſie wären an ihre (der Spooner) Diener — Brooks lehnte oft ſeinen Kopf an Miſtriß Spooner's Nacken und ofters ſchlang er ſeine Hände um ihre Taille. Als die Zeugin dies bemerkte, ſagte Miſtriß Spooner: „Laßt Euch das nicht Wunder nehmen; Billy (Brooks) hat in meinem Hauſe gelebt und iſt ſo närriſch auf mich, als wäre ich

seine Mutter." — Die Zeugin sah, wie Buchanan Pulver in 18 Papierstücke eintheilte. Sie (wer?) hatten über ein krankes Kind zu Brookfield gesprochen. Sie (die Spooner) fragte Buchanan, wann er gehen wolle? Sie sagte, sie wolle durch ihn einen Brief besorgen, und dann sagte sie, sie wolle einen Brief an Negros schreiben; es werde Niemand etwas zu Leide geschehen, daß sie an ihren Vater schreibe. Buchanan war sehr traurig, daß Mistriß Spooner nicht kam. (Wann?) Am Sonnabend Nachmittag kam sie, und nachdem sie nun in der Kammer mehre Minuten miteinander gewesen, ging sie fort noch am selben Nachmittage. Beim Weggehen sagte sie: „Morgen Nacht um 11 Uhr; denkt daran, Sergeant!" Er antwortete: „Morgen Nacht um 11 Uhr."

In der nächsten Nacht vom Sonntage auf den Montag, fährt dieselbe Zeugin fort, kamen Brooks, Buchanan und Roß zurück, und früh am Morgen sagten sie ihr: die Wache von Springfield wäre auf ihrer Hetze und in Brookfield sei Haussuchung überall. — Mistriß Spooner traf sie zu Leicester und sagte ihnen davon. Die Zeugin fragte Roß, ob er jemals Mistriß Spooner gesehen? Er antwortete: seines Wissens kenne er sie nicht, aber er habe Herrn Spooner gesehen und sei mit ihm nach Lancaster geritten. Roß schien am Sonntag (? Montag) sehr betrübt. Die Zeugin fragte, was ihn denn so betrübt mache? — Er ging im Zimmer auf und ab, lehnte den Kopf an die Wand und sagte: „Grundes genug!" — Sergeant Buchanan gab ihr ein Hemde und bat sie, die Manchetten abzutrennen, was sie auch that. Brook erzählte ihr, Mistriß Spooner habe ihm ein Hemde und auch ein Paar Strumpfe gegeben. Buchanan blutete am Montag Morgen.

Die Negerin Prüdence bestätigte diese Aussage im Wesentlichen. Mit unbegreiflicher Dreistigkeit hatte Mistriß Spooner die in der Walker'schen Taverne versteckten Soldaten aufgesucht, und damit nicht genug, hatte sie sogar ihre beiden Schwesterkinder, die Söhne des Dr. Green, ein Mal mitgebracht, obgleich sie zu dem Einen sagte: er habe hier nichts zu suchen, er möchte lieber nach Hause gehen und sehen, was seine Mutter mache. Sergeant Buchanan bot ihr sein Schnupftuch an. Mistriß Spooner erwiderte: „God dam, das Schnupftuch, das will ich nicht anrühren." Als sie ein ander Mal kam, sagte ihr Brooks, Buchanan sei krank. Sie ging dann zu ihm in die Kammer hinauf und blieb dort eine Weile. — Als Brooks und Buchanan am Sonntag in der späten Nacht fluchtig zurückkehrten, sprachen sie davon, sie wären beinah ergriffen worden, wenn sich nicht ein Freund gefunden hätte. Ihr Anzug war sehr verstört.

Andere Zeugen erkannten die Kleidungsstücke, Uhren, Schnallen, welche man bei den Soldaten gefunden, für die an, welche Spooner getragen, und bekundeten, daß jene mehre Wochen vor Spooner's Tode in dessen Hause gelebt und von der Frau verpflegt worden. Andere, daß in der Mordnacht auch Roß im Hause gewesen.

Reuben Olds war der Mann, welchen Spooner nach seiner Rückkehr ersucht, bei ihm zu bleiben, weil ihm die Gesellschaft beider Soldaten verdächtig vorkam. Spooner bat ihn, auch ein Mal in die Küche hinauszusehen, was die Leute trieben? Reuben that es. Hier hörte er Buchanan ausrufen: „Und wer ist denn der alte Kerl (Spooner)? Er soll sich nicht unterstehen, mir viel zu sagen. Es möchte ihm nicht gesund sein. Denn für zwei Kupferstücke schmisse ich ihn in den

Brunnen." — Am nächsten Morgen sagte Mistriß Spooner zum Zeugen: sie werde schon ihren Plan durchsetzen. Er dachte: sie meine damit, daß sie zu ihrem Vater gehen wolle.

Loyd Lincoln berichtete Aehnliches von Spooner's Verdruß über den Anblick der ungebetenen Gäste in seinem Hause. „Was wollt Ihr hier?" hatte Spooner den Sergeant Buchanan gefragt. — Wir wollen uns warmen. — „Ihr mögt heute noch an meinem Herde sitzen bleiben bis Morgen; aber nachher laßt mich Euch nicht wieder finden." Bald darauf hörte er Buchanan äußern: Wenn Spooner mich zu Nacht aus der Thur wirft, will ich sein Leben haben bis die Sonne aufgeht. — Später hatte Mistriß Spooner zum Zeugen gesagt: Roß habe sich ihres Mannes Hosen und Jacke genommen.

Die vollständige Aussage war die Alexander Cumings', der seit der Zeit, wo Burgoyne's Truppen durch das Land zogen, als Diener im Hause aufgenommen war. Vor andern Gerichten würde man ihn kaum als Zeugen aufgenommen, sondern als Mitschuldigen, wenigstens als Mitwisser, zur Untersuchung gezogen haben.

Als ihr Mann auf Reisen war, foderte Mistriß Spooner Cumings auf, alle englische Soldaten, die vorüberzögen, zu ihr ins Haus zu laden. Sie war die Tochter eines Royalisten; in der Aufforderung mochte nicht mehr liegen, als eine Sympathie für die Kämpfer der Sache, welcher ihre Familie zugethan war, oder ein Trotz gegen die öffentliche Meinung, der ihrem männlichen, eigensinnigen Charakter entsprach. Etwa 11 Tage vor der Mordthat wurden Brooks und Buchanan im Hause aufgenommen. Sie blieben den ganzen Tag da und aßen zu Mittag. Der Sergeant Buchanan

auf die Haut durchnäßt wurde. Um eine einigermaßen feste zu gewinnen, zog man es vor, auch in der prácairſten Lage, ſelbſt zu kutſchiren. Durch den Zügel gewann man doch einigen Anhalt und die Anſtrengung ließ die Unbequemlichkeit vergeſſen. Gefährliche Feinde waren überdies die Räder. Wenn man nicht ſelbſt, gerieth doch auf jeder Tour wenigſtens unſer Rockzipfel und ganz gewiß der Mantel in ihr verfängliches Gebiet, und wo Staub, Sonnenbrand und Regen unaufhörlich vorgearbeitet hatten, konnte es ſo gewaltigen Armen nicht ſchwer werden, bei jeder Berührung ein Loch zu reißen, in welcher Bemühung ihnen die Nägel, welche man in Norwegen nicht für nöthig erachtet einzuſchlagen, ausgezeichneten Beiſtand leiſteten. Nach dem allen wird man zugeben, daß es keine leichte Sache iſt, in Norwegen gefahren zu werden, ich ſage aber: es iſt ſogar eine Kunſt, die ſich nur durch Uebung erlernt, und die zu der höhern des Seiltänzers vorbereitet. Balance erhalten und immer auf mögichſt fleiſchigen Körpertheilen zum Sitzen zu kommen, ſind Regeln, die ſich leichter ausſprechen laſſen, als ihre Beachtung allein ſchon den kunſtreich Gefahrnen aus-

frühstückte auch mit der Hausfrau besonders. Vor den Ohren dieses Zeugen, ihres Dieners, sagte die Spooner zu Buchanan: sie wünschte, ihr Mann wäre aus dem Wege; sie könnte nicht mit ihm leben. — Buchanan erwiderte: er wünsche auch, daß er aus dem Wege wäre. Buchanan und Brooks blieben auch noch im Hause, als Mistriß Spooner einmal verreist war.

Als Spooner von seiner Reise zurückkam, hörte der Zeuge, wie Brooks und Buchanan sagten: sie wollten es versuchen, Spooner aus dem Wege zu schaffen. Auch zu seinem Diener äußerte Spooner: er möchte Brooks nicht im Hause haben; ihm gefielen des Mannes Blicke nicht. Er foderte seine Frau auf, sie solle sie fortschicken, und wenn sie es nicht thäte, werde er nach der Behörde schicken. — Am nächsten Morgen fand der Zeuge die Beiden in der Scheune. Dort blieben sie 2 Tage und 2 Nächte versteckt. Mistriß Spooner brachte ihnen Lebensmittel; ein Mal mußte auch er es thun auf ihren Befehl. Am Donnerstag Morgen gingen sie nach Worcester. In der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag fand er plötzlich den jungen Ezra Roß in der Milchkammer. Roß sagte ihm: er solle es an Spooner nicht verrathen, daß er hier wäre. Auch am nächstfolgenden Sonntage ward Roß in der Milchkammer versteckt gehalten. — Als er, Spooner, in die Cooley'sche Schenke gegangen, kamen auch plötzlich Buchanan und Brooks zum Vorschein. Brooks flüsterte ihm zu, er möge Mistriß Spooner rufen. Er lehnte es ab; Brooks hatte ihm kurz vorher gesagt: Spooner solle in der Nacht nicht lebendig nach Hause kommen.

Der Zeuge ging wieder ins Haus und fand die Frau in der Küche. Er sagte ihr nichts, aber er ging in seine Kammer, legte sich zu Bett und — schlief, etwa

2 und 3 Stunde. Dann erst will er aufgewacht sein, es roch ihm noch verbrannte Wolle. Er zog sich an und fand im Sprechzimmer Brooks, Buchanan, Roß und Mistriß Spooner bei einander. Sie fragten ihn, was er so erschrocken aussehe? Sie untersuchten Kleidungsstücke. Roß zog gerade Spooner's Jacke und Hosen an. Die Hausfrau hieß ihn mit der Hausmagd Sarah Stratten hinauf in die Kammer gehen, um ihres Mannes Kleider herunterzuholen. Die Stratten brachte auch die schwarzen Hosen. Buchanan hatte schon ein Hemde von Spooner am Leibe. Mistriß Spooner sagte: sie wurde Brooks ein Hemde und ein Schnupftuch geben; was auch geschehen sein mußte, denn vor des Zeugen Augen wurden Brooks ganz blutige Hosen ins Feuer geworfen.

Dann nahm Mistriß Spooner ihres Mannes Geld aus der Blechbuchse, die in einem Mahagonikasten stand, ohne Zweifel um es zu vertheilen, und wahrscheinlich sollte der Zeuge nicht dabei sein. Sie bat ihn darauf, etwas Wasser zu holen, um Spooner's Schnallen zu waschen; dann solle er sie haben. Er antwortete, er wolle sie nicht haben, aber er und die Stratten gingen doch an den Brunnen. Allein sie konnten den Wassereimer nicht in den Brunnen hinunterbringen. — Die Spooner fragte ihn: warum er denn nicht Wasser bringe? — Er antwortete: er glaube Master Spooner liege im Brunnen. — Sie sagte kurz: es sei nicht wahr! — Die Stratten kam nun heulend und schreiend herein und rief und griff nach einer Bibel.

Der Zeuge sagte noch mehr aus. Seine Herrin hatte ihm vor einem Monat den Wunsch ausgedruckt, er solle Spooner ermorden; sie wollte auch dann einen ganzen Mann aus ihm machen. Jetzt sagte Buchanan wie bohnisch zu ihr: „Hättet Ihr denn gedacht, daß

der Mann den Quark auf sich nehmen würde?" — Der Zeuge fragte Mistriß Spooner: ob sie Herrn Spooner die Kehle abgeschnitten hätten? Sie antwortete: „Nein, sie haben ihn nur niedergeknufft."

Noch mehr. Schon in der Nacht, als Mistriß Spooner fortreiste, schüttete Roß einiges Scheidewasser in Grog, um den Mann damit zu vergiften. Roß versicherte später der Hausfrau, er habe keine Gelegenheit, den Trank ihm einzugeben, gefunden. Spooner scheint, nach einer Andeutung, eine Ahnung davon gehabt zu haben, daß man ihn vergiften wollen. Als die Mörder nach der That und Theilung fortgingen, schüttelten Buchanan und Mistriß Spooner die Hände und Jener sagte: „In 14 Tagen sehen wir uns wieder." — Früh am andern Morgen ging Mistriß Spooner aus freien Stücken an den Brunnen und sagte: sie hoffe, er wäre im Himmel. Da erst befahl sie dem Zeugen, zu Pferd zu steigen, nach der Schenke zu reiten und nach ihrem Manne zu fragen. Am Brunnen vorhin hatte sie geäußert, sie wünsche nur, daß er auch in den Brunnen gestürzt wäre.

Eine andere Zeugin, Asa Bigelow, wollte ein förmliches, außergerichtliches Eingeständniß aus dem Munde der Hauptangeklagten gehört haben. Als der Vermann der ersten Untersuchungsjury ihr erklärt, sie müsse ins Gefängniß, habe die Spooner bekannt: daß sie die Leute zu dem Morde gemiethet; sie hätte ihnen 1000 Dollars versprochen und 200 schon ausgezahlt.

Die Magd Sarah Stratten, ziemlich im selben Verhältniß zu ihrer Herrin und deren That wie Alexander Cumings, bekundete im Wesentlichen, namentlich in allen den Theilen, wo sie schon in Cumings' Aussage als mitbetheiligt erscheint, Dasselbe, was Jener ausgesagt.

Wenn es aber schon unbegreiflich erscheint, daß die Mörderin drei Mordhelfer und Banditen in Dienst genommen und außerdem zwei Dienstleute zu Mitwissern hatte, so tritt in Sarah's Aussage ein noch merkwürdigerer Umstand hervor. Außer diesen vielen Mitwissenden waren nämlich in jener Mordnacht noch 2 Personen in dem Hause eingekehrt, ein Gray und noch Jemand, dessen Namen die Zeugin sich nicht entsann. Während sie, die Magd, Roß und Buchanan das Abendbrot in deren Zimmer brachte, soupirte Mistriß Spooner mit diesem Gray wie mit willkommenen Gästen! — Als Sarah Herrn Gray zu Bette leuchtete (wahrscheinlich nach der Mordthat?), zeigte ihr Mistriß Spooner eine Geldbuchse. Sie faßte sie bei der Hand und flüsterte ihr zu: sie hoffe, Master Spooner sei nun im Himmel! Im Schlafzimmer der Fremden mit Gray angekommen, lag dessen Reisegefährte schon im Bette und anscheinend im tiefen Schlafe. Als sie wieder unten war, hieß Mistriß Spooner sie die schwarzen gestrickten Hosen ihres Mannes holen. Sie ging hinauf, konnte sie aber nicht finden. Dann sah sie, wie Mistriß Spooner Geld austheilte; Buchanan hatte eine ziemliche Portion Papiergeld in der Hand. Alsdann ward Alexander Cumings fortgeschickt, um Wasser zu holen, und sie mußte ihn begleiten. Es ging ganz so her, wie der andere Zeuge es berichtet. Einen Theil der übrigen Nacht hatte sie mit Mistriß Spooner verbracht, die immerfort seufzte und stöhnte. Sarah drohte, sie müsse zu den Nachbarn gehen und ihnen Alles erzählen; da versprach ihr die Spooner: wenn sie schweige, wolle sie es ihr gut bezahlen, und immer wieder rief Mistriß Spooner aus, sie hoffe, daß ihr Mann im Himmel sei. Als die Männer fortgingen, hatte die Hausfrau ihnen noch Geld

gegeben. Als die Zeugin Brooks fragte: was er denn dabei zu thun gehabt, antwortete er: „Seine Zeit ist gekommen.“ Roß war am Sonnabend Abend vorher mit Spooner's Pferde zurückgekehrt und hatte vorgeblich sich um deswillen versteckt gehalten, weil er den Rücken des Pferdes wund gescheuert; da wünsche er nicht, daß Herr Spooner ihn zu Gesicht bekomme.

Noch mehre andere Zeugen wußten von dem heimlichen Versteck der beiden Regulairen (Soldaten der britischen Armee) in der Scheune; daß die Spooner ihnen Lebensmittel hingeschickt; daß sie die Zeit vor dem Morde wie stumpf und dumpf gewesen; daß auch Roß am Sonntage sich dort verborgen gehalten; daß die Spooner mehrmals (vor dem Morde) den Wunsch ausgestoßen: daß ihr alter Bogus im Himmel wäre! — Einige wollten in ihren außergerichtlichen, halben Geständnissen der That die Aeußerung gehört haben: wenn's nicht um ihren lieben Jungen wäre, so hätte sie ja den Mord nicht begangen. — Dann hatte sie betheuert: sie wolle lieber zehn Mal den Tod leiden, damit nur nicht die Stratten und der Alexander büßen mußten; denn die wären unschuldig. Zum Constabler hatte sie gesagt: „Wenn's nur nicht darum wäre, wollte ich meinem Richter wol ins Gesicht sehen“, und: „Das konnte auch nur geschehen, weil Roß in unserem Hause krank war“ — Zum Wirth Cooley hatte sie geäußert: sie werfe Niemand etwas vor; denn Das sei alles ihr Thun; die Stratten und Alexander waren unschuldig.

Endlich trat der Friedensrichter William Young mit einem Protokoll hervor, welches er sogleich nach der ersten Verhaftung aufgenommen. Vor ihm hatten alle vier Angeschuldigte bekannt, und zwar ganz freiwillig. Brooks, Buchanan und Roß gestanden: daß sie

Joshua Spooner umgebracht, und auf Anstiften der Mistriß Spooner. Desgleichen hatte Mistriß Spooner eingeraumt, daß sie in den Meerd gewilligt. — Als Spooner am Abende der Mordnacht in den Hof seines Hauses trat, ward er angefallen, gleich darauf getodtet und in den Brunnen geworfen. Die vier Personen trafen sich darauf im Hause, wo Mistris Spooner unter den Verbundeten einen Theil von ihres Mannes Kleidung, dessen Schmuckſachen und eine beträchtliche Summe Geldes vertheilte. Gleich darauf hatten Alle das Haus verlassen.

Dies waren die Beweise gegen die Angeschuldigten. Entlastungszeugen fur dieselben scheinen gar nicht aufgetreten zu sein. Außer mehrfach wiederholten, außergerichtlichen Eingestandnissen von mehr oder minderem Werthe, Zeugnisse zwar nicht uber die That selbst, aber uber Umstände, welche ihr vorangingen und ihr folgten, so gewichtig, vollstandig, eins in das andere eingreifend, von Zeugen abgelegt, gegen deren Glaubwurdigkeit nicht einmal ein Zweifel vorgebracht worden, Aussagen und Zeugnisse von Indicien unterstützt und in Uebereinstimmung mit dem Thatbestande selbst, daß eine Verurtheilung der Angeschuldigten außer allem Zweifel war und die Vertheidigung kaum einen Boden gewinnen konnte.

Sie ward indessen von Levi Lincoln, einem ausgezeichneten Juristen, welcher später, unter Jefferson's Präsidentschaft, zu den bedeutendsten Staatsämtern erhoben ward, mit Geschick gefuhrt. Der Vertheidiger konnte weder Zweifel gegen den Thatbestand des Verbrechens oder die Thaterschaft der Angeschuldigten im Allgemeinen erheben, noch in einer Sprache reden, die das Gefuhl bestechen durfte. Die Defension mußte sich

auf rein juridische Definitionen der gesetzlichen Ausdrücke über Mord, Anstiftung, Complicenschaft u. s. w. beschränken, daß auf die nach englischen Rechtsbegriffen wenig oder nichts bedeutenden Eingeständnisse der Verbrecher nichts zu geben sei, auf denen doch ein großer Theil des Beweises beruhe, u. s. w.

Nachdem er so wenigstens hinsichts des jungen Ezra Roß die prämeditirte Absicht eines Mordes gegen Spooner einigermaßen bei Seite gedrängt, versuchte er die Vertheidigung der Hauptangeklagten und Anstifterin der Mordthat. Welchen Leser durfte nicht ein Zweifel beschlichen haben, ob Bathseba Spooner bei vollkommen gesundem Verstande gehandelt? Einen verhaßten, verachteten Mann will sie aus dem Wege schaffen, sei es aus Leidenschaft für einen Andern, aus unwiderstehlicher Abneigung, aus Rache oder Furcht, immer kann es doch nur geschehen sein mit der Absicht, mit der Hoffnung, glücklicher, unabhängiger, frei zu werden. Kein Zug verräth eine Märtyrerlust, mit ihrem Opfer und für dasselbe unterzugehen. Aber konnte eine rachegluhende, eifersuchtige Spanierin, ein von dämonischer Leidenschaft verblendetes Weib südlicher Himmelsstriche unvernünftiger, rasender handeln, als diese Tochter des kalten Nordens, eine Angelsachsin, eine Bewohnerin des frommen, puritanischen Staates Massachusetts, die Tochter reicher, hochgebildeter und hochangesehener Aeltern, selbst gebildet, wohlhabend, wegen ihrer Schönheit bewundert und die Mutter dreier Kinder? Alles Das schließt nicht aus, daß sie nicht aus Liebe oder Haß sich ihres Mannes auf verbrecherische Art entledigen wollen. Aber ihre Handlungsweise erscheint als baare, nackte Unvernunft, als eine so kindische Sorglosigkeit oder als ein so frecher Trotz gegen alle Verhältnisse, daß wir dafur keinen

Begriff haben. Sie will den Mann umbringen, und daß, als sie bei dem Ersten, den sie darum angeht, Bedenken oder Widerstand findet, sie sich an Andere wendet, daß ihre Hast, ihr Eifer in furchtbaren Progressionen sich steigern, möchte in ihrer subjectiven Natur liegen; aber daß sie nun den Ersten Besten aufgreift, daß sie, wie von einem Vernichtungsfieber geschüttelt, alle Vorsicht, alle Rücksichten, alle Scham abstreift und rein dumm handelt, will seine Erklärung, die wir in dem Gegebenen nicht finden, und die selbst die Phantasie sich schwer denken kann.

Sie fodert ihre Dienstleute auf, alle Nachzügler des britischen Heeres zu ihr ins Haus zu locken. Möglich, daß diese für gefährliches Gesindel damals galten, das zu solcher Schandthat sich sofort bereit finden würde. Aber nachdem sie Buchanan und Brooks gewonnen, was wäre natürlicher gewesen, als, sie mit Mitteln versehen, dem verreisten Ehegatten nach- oder entgegenzusenden, damit sie ihn im Walde, in der Wildniß, auf einsamer Straße ermordeten? Die Straßen sind nach solchen Kriegen unsicher. Aller Verdacht wäre von ihr abgewandt gewesen. Statt dessen nimmt sie die wüsten Gesellen ins Haus, nicht heimlich, vor aller Welt. Sie scheinen dort wie die Freier der Penelope geschaltet zu haben. Sie lebt in ungestörter Vertrautheit mit ihnen, mit dem Einen frühstückt sie, den Andern besucht sie auf seiner Kammer und sitzt neben seinem Bette. Zu wie Vielen spricht sie es aus: sie könne mit ihrem Manne nicht leben, man solle ihn ihr fortschaffen. Mit Gift ist es nicht gegangen. Er kommt zurück. Sie verbirgt die gedungenen Mörder durch einige Tage, auch da ohne alle Vorsicht, und allein vor dem Manne. Nun aber hat sie an den Beiden nicht genug, sie läßt

auch ihren jungen Liebhaber kommen; er muß sich mit den Soldaten in eine Banditenrotte stellen. Nichts wird heimlich getrieben, nichts kann sie von dem Vorhaben abbringen; selbst der Besuch von Fremden läßt sie den Vorsatz auch nicht um einen Tag aufschieben. Aber ehe es noch geschehen, wissen auch ihre Dienstboten, daß es geschehen wird und wann. Sie bindet diese weder durch Eid, Drohungen, noch durch besondere Geschenke zur Verschwiegenheit. Sie sagt ihnen nur, sie kann nicht mit dem Mann mehr leben, er muß fortgeschafft werden; sie wünscht ihn in den Himmel. Ja mehr noch, auch diese Dienstboten hat sie aufgefodert, ihn bei Seite zu schaffen, unbekümmert, ob sie nicht den Mann warnen, sie verrathen werden. Fünf Mitwisser, fünf von ihr Beauftragte, unter denen sie sich höchstens auf Einen verlassen kann!

Auch jetzt noch wäre doch wol eine Gelegenheit gewesen, den Mann vom Hause fortzulocken, um auf der Straße, in einem anderen Gehöft ihn niederstoßen, den Leichnam in eine Grube, in ein fließendes Wasser werfen zu lassen. Statt dessen läßt sie ihn von der Schenke ins Haus zurückkehren und in ihrem eigenen Hofe umbringen und in den eigenen Brunnen werfen! Und während Schnee auf dem Boden liegt, der jede Spur von selber zeigt. Damit nicht genug, kommen die Mörder in der Nacht zusammen, und in Gegenwart der Dienstleute werden sie für ihre Mühwaltung bezahlt. Auch Das noch nicht genug, sie vertheilt auch noch die Kleider und Pretiosen des Mannes an die Banditen; diese machen in ihrer Gegenwart Toilette bis auf Hemde und Hosen, und nur die blutbefleckten hielt man für angemessen zu verbrennen, wobei man aber einen Gestank macht, der die Schlafenden erweckt! Was aber ist der

Gestank gegen die Kleider, die Kleider eines Ermordeten, welche die Mörder sich anlegen, um allen Spürhunden die Witterung zu geben, Tonnen und Fähnchen auf dem Wasser, den Schiffern zur Warnung: hier ist Untiefe! — Etwas wenigstens geschieht des Scheins wegen: man schickt am Morgen nach der Schenke, um nach dem Manne zu fragen; aber weder sind die Spuren im Schnee vertilgt, noch die Blutflecken am Brunnen abgewaschen, noch ist der Leichnam so im Brunnen versenkt, daß die Leute nicht auf den ersten Versuch denselben darin finden. Die Mörderin hat sich die Nacht durch damit begnügt, zu stöhnen und weinen und zu rufen: „Nun ist er im Himmel!“

Und ist Das nicht auch ein Zeichen gestörten Sinnes, nicht daß sie die Leiche nicht berühren will, sondern ihr Ausruf: „Armer kleiner Mann!“ und daß sie den Mördern nach Worcester nachläuft, sie in der Schenke aufsucht, eine Vertraulichkeit von Seiten Brooks sich gefallen läßt, die, mit andern Umständen verbunden, den Schluß erlaubt, daß sie ihre Gunst nicht für den hübschen Ezra Roß allein aufgespart, sondern die nichtsnutzigen Gesellen auch in anderer Art, als durch Geld und Kleidungsstücke, bezahlt hat? Kurz ein buntes Durcheinander von Verworfenheit, Gemeinheit, Einfalt bis zur Dummheit, und dies Alles nicht einmal durch Ausbrüche einer großartigen, sinnlichen Leidenschaftlichkeit erklärt! —

Es ist objectiv Alles vorhanden, um auf eine Störung der geistigen Fähigkeiten der Verbrecherin schließen zu lassen, aber der subjective Beweis fehlt. Er fehlt in den Acten, wie sie uns erhalten sind, es ist aber auch anzunehmen, daß er damals gefehlt haben wird, sonst würde die Vertheidigung diese Waffen nicht unbenutzt

macht. Es giebt tausend Momente dieser Theorie, die nur das Gefühl, nicht der Verstand begreift. Muß man doch jeden Moment seine Lage verändern, denn die Lage des Weges und somit des Karrens andert sich auch jeden Moment. Zuletzt erlangt man indessen in dieser Kunst eine solche Fertigkeit, daß jeder Sitz, Kissen, Feder, Brett oder scharfe Kante dem Körper gleich ist, daß man zehn Schritte voraus jeden Stein und den durch ihn zu verursachenden Ruck vom Scheitel bis zur Zeh empfindet und ihm möglichst vorbeugt, ja daß man schlafen kann, und nicht vom Karren herabfällt.

Zu diesen Unbequemlichkeiten kommt die Unsicherheit. Jeder Bauer ist sein eigener Stellmacher, und wo er die Werkzeuge zum Repariren (sein Dolchmesser) und das Material (das Holz vom frischen Busch) jederzeit zur Hand hat, trägt er nicht besondere Sorge dafür, daß der Wagen für die Ewigkeit fest sei. Wir konnten darauf rechnen, daß auf jeder Station wenigstens einer unserer drei oder vier Karren einen Schaden offenbarte. Glücklich, wenn nur ein Sitz unter uns brach. Auch wenn der Radnagel losging, war dies nicht so übel, als wenn der Spann-

haben liegen lassen. Daß Verbrecher bis zur Tollheit consequent unvernünftig und ihrem eigentlichen Zwecke entgegenhandeln, ist kein Beweis einer geistigen Unfreiheit, welche die Ahndung vor dem Gesetze ausschlösse.

Jenes waren die Schlusse, welche sich einem Jeden, der die Geschichte liest, von selbst darbieten werden. Aus dem Vortrage des Vertheidigers entnehmen wir Folgendes:

Alles, was man von ihr und über sie gehört, sei das Kriterium einer thörichten oder gestörten Person. Geboren in hohem Stande, wohlerzogen, wohlgebildet, Gattin, Mutter, in glücklichen Vermögensverhältnissen, was könne sie da zu dem verabscheuungswürdigen Verbrechen gedrängt haben? — Welches Ende konnte es nehmen? — Was konnte sie hoffen vom Tode des Mannes? Sie raubte den Kindern ihren Vater und Beschützer, sich selbst einen Gatten (?); sie lastete auf sich allein die ganze Sorge für die Familie, noch dazu mit einem sehr geschmälerten Einkommen. Wenn sie ernstlich an die Zukunft dachte, konnte sie nicht an die Ausführung der That gehen, und wenn sie daran ging, konnte sie dann als im Besitze ihrer Vernunft angesehen werden? — Wenn sie mit ihrem Manne nicht länger es aushielt, was hielt sie denn ab, sich von ihm zu trennen, zu ihrem Vater zu gehen, dessen Lieblingskind sie war, zu ihrem Bruder, ihren andern Freunden? — Dort bei ihrem einnehmenden Aeußern, ihrer Geschicklichkeit, hatte sie galante Liebhaber in ihre Netze ziehen können, wie sie Lust hatte, ganz Andere, als den Burschen Roß, die sich für ihren Stand und ihre Stellung im Leben geschickt hätten. — Die Hoffnung, etwas unentdeckt, ungestraft thun zu können, sei die Lockung zur Sünde. Konnte sie diese Hoffnung hegen? Wo war

hier ein Plan, die That zu verbergen, ein ersonnenes Märchen, sie auf Andere zu schieben, eine vorausbedachte Rettung und Flucht? Wo konnte sie auf Verschwiegenheit von Seiten fremder, unzuverlässiger Menschen rechnen, da sie selbst, schon vor der That, ihre Absicht ausplauderte, da sie in einer öffentlichen Schenke die Mordgesellen aufsuchte und laut vor Andern die Zeit der Mordthat mit ihnen verabredete? Ja, sie hatte zu Mehren gesagt: ihr Mann werde eine große Reise antreten, ob Jemand sei, der sein Gut rachten wolle? — Das Austheilen der feinen Kleidungsstücke und Pratiosen des Ermordeten an die gemeinen Kerle, damit sie dieselben vor allen Leuten trügen, sei kaum weniger unvernünftig, als wenn sie mit großen Buchstaben an ihre Stirn geschrieben hätte: die Mörder des Master Spooner!

Wenn dann ihre Aufführung unvernünftig war, eine solche, die unmöglicherweise von einer Person geleitet sein konnte, die beim Gebrauch ihrer Sinne war, so ist Das der beste Beweis eines gestörten Gemüthes, welchen die Verhältnisse leiten können. Denn wie sollte der Zustand eines Gemüthes erkannt werden, als durch die Aufführung, durch die Handlungsweise, die Thaten der Person?

Die Geschworenen handelten wie unsere Richter handeln würden. Der Beweis genügte ihnen nicht, um der sinnlos Handelnden die Zurechnungsfähigkeit abzusprechen. Sie sprachen das Schuldig über alle vier Angeklagte, und der Oberrichter sprach das Todesurtheil über sie aus.

Während der 16stündigen Verhandlungen blieb Mistriß Spooner ganz ruhig. Ja sie schien vollkommen gleichgültig auch als der Urtelsspruch gefällt wurde. Ihre Haltung war stolz, ihre Miene verschlossen, kein Aufzucken, kein Murmeln.

Der Tag zur Hinrichtung war auf Donnerstag, den 4. Juni festgesetzt. Im Kerker zu Worcester schienen die drei Männer wie völlig durch ihr Loos gebrochen. Sie erklärten laut die Gerechtigkeit des Urtheils und gaben sich sogar mit Entzücken dem geistlichen Troste hin. Vor ihrem Tode machten sie ein vollständiges Bekenntniß, welches im selben Jahre zu Worcester gedruckt erschien. Es lautet:

„Wir, Jonas Buchanan und William Brooks, verließen am 8. Februar 1778 Worcester, um nach Springfield auf Arbeit zu gehen. Als wir an Spooner's Hause vorüberkamen, rief uns Alexander Cumings herein, den wir auch für einen britischen Soldaten hielten. Nachdem wir eine Zeit lang am Feuer gesessen, sagte er uns, sein Herr wäre vom Hause fort, aber er wolle seine Herrin rufen, die hätte große Vorliebe für Alles, was zur Armee gehöre, denn ihr Vater sei darin, und noch einer ihrer Brüder. Er rief sie auch; sie kam herab und schien froh auszusehen. Sie fragte uns, woher wir kämen? Wir sagten es ihr, und daß wir nach Canada gingen, da ich, Buchanan, dort meine Familie gelassen hätte. Darauf ordnete sie ein Frühstück für uns an, und als es fertig war, wurden wir aufgefodert, in ihr Wohnzimmer zu treten. Wir waren nicht wenig darüber verwundert, denn wir fühlten uns schon gut genug aufgenommen, wenn sie uns in der Küche etwas zufließen ließ. Indessen frühstuckten wir Alle miteinander. Da das Wetter sehr schlecht war, wurden wir aufgefodert, zu bleiben, bis es sich aufklare. Da wir nur wenig Geld hatten, so blieben wir gern. Aber das Wetter blieb schlecht, so blieben wir den Tag und die Nacht. Ich, Buchanan, bin nicht sicher, ob es am ersten Tage oder am zweiten war, daß sie mir sagte, als wir unter

uns waren, daß sie und ihr Mann nicht gut stimmten, daß er nach Princeton gereist sei und sobald nicht wiederkehren werde — daß wir nicht fortgehen sollten, bis das Wetter schön würde, indem gerade damals viel Schnee fiel.

„Wir sagten gern ja und blieben nun von Tag zu Tag, indem wir erwarteten, daß Master Spooner zurückkommen werde. Mistriß Spooner wurde sehr frei in der Unterhaltung mit mir, Buchanan. Eines Tages sagte sie mir, sie erwarte eigentlich, daß Master Spooner gar nicht zurückkehren werde, da ein gewisser Master Roß mit ihm abgereist sei, der eine Unze Gift mit sich hätte; die wollte er, wie er ihr versprochen, ihrem Manne bei der ersten, besten Gelegenheit beibringen.

„Das muß Einem wol seltsam vorkommen, daß sie gegen einen ganz Fremden ein solches Geständniß machte. Sie sagte uns zu gleicher Zeit, wir sollten nur bleiben, um zu warten, ob Master Spooner zurückkäme oder nicht. Da blieben wir denn auch und hatten nie besser Quartier, wenig bekümmert darum, welchen Köder uns der Verführer legte. Wir waren damals gerade in einer Stimmung, danach zuzuschnappen, ohne Furcht Gottes vor unsern Augen; nein, wir hatten ihn ganz vergessen.

„Nachdem wir auf die Weise 10 bis 12 Tage dort geblieben, so weit ich mich entsinnen kann, kam ihr Mann zurück, und da er uns sah, fragte er, wer wir wären? Sie sagte ihm, ich (Buchanan) wäre ein Vetter von Alexander Cumings. Er kümmerte sich nun anfangs nicht weiter darum, aber wie er zu seinen Nachbarn umher ging, mußte er wol hören, wie lange wir schon dort waren, und wahrscheinlich erfuhr er auch in der Schenke, wie viele Maaße Branntwein er zu bezahlen

habe, seitdem er abgereist war. Wie Dem nun sei, wie er Abends nach Hause kam und uns noch da sah, so wünschte er, daß wir Augenblicks uns auf und davon machten. Wir baten nur, er möchte uns bis Morgen lassen. Endlich bewilligte er es uns, wir könnten die Nacht durch noch am Herde bleiben.

„Er war nun in der Wohnstube und Mistriß Spooner war zu Bett gegangen. Da kam Einer, Namens Reuben Old, in einem Geschäft zum Master Spooner, und bald darauf kam er zu uns raus und sagte uns, Master Spooner habe Furcht, daß wir ihn berauben würden, denn er hätte einen großen silbernen Löffel verloren und ein gut Theil feines Zinngeräth. Das verdroß uns, denn wir waren uns bewußt, daß wir keinen Gedanken hatten, ihn zu bestehlen. Hätten wir Das gewollt, da hätten wir so viel Gelegenheit gehabt, als Einer nur wünschen kann. Den Löffel fand er, wo er ihn hingelegt, und sein Zinn fehlte ihm auch nicht; Cumings zeigte es ihm.

„Master Spooner stieg die Treppe hinauf und brachte die Büchse herab, worin er sein Geld hatte, und legte sich auf den Flur zum Schlafen, die Büchse unter dem Kopfe. Alles, was Spooner sagte oder that, das hinterbrachte uns Reuben Old, und während Spooner schlief, setzte er sich zu uns ans Feuer in der Kuche, und wir waren Alle recht lustig miteinander. Was Reuben Old von mir, Buchanan, vor Gericht ausgesagt, als hatte ich vor ihm gesagt, ich wollte Master Spooner um 2 Kupferstücke in den Brunnen werfen, das ist falsch. Am Morgen, da sich keine schickliche Gelegenheit bot, Mistriß Spooner zu sehen, um von ihr Abschied zu nehmen, so gingen wir, Buchanan, Brooks und auch Cumings zu Mistriß Stratton in die Scheune, um dort

den Tag zuzubringen, bis wir eine Gelegenheit fanden, Mistriß Spooner Lebewohl zu sagen. Dort blieben wir den besten Teil des Tages. Nachdem Cumings von Mistris Spooner 5 Thaler erhalten, um seinen vermeinten Vetter damit zu tractiren, gingen wir in Cooley's Schenke und tranken, und von da in Doctor Forcroft's Schenke, wo wir blieben, bis Cumings kam und aussagte, Master Spooner sei zu Bett gegangen. Da kehrten wir nach dem Hause zurück, kriegten unser Abendbrot und Branntwein, schlichen uns dann in die Scheune und blieben dort die Nacht über. Am Morgen wurde uns Frühstück in die Scheune geschickt. Und da Mistriß Barry und Mistriß Tufts den Tag vorher dagewesen waren und mich zu sehen gewünscht hatten, so sagte ich, Buchanan, ich wolle hingehen und sie besuchen. Mistriß Spooner sagte, sie wollte auch dahin gehen, und so geschah es denn.

„Wir, Buchanan und Brooks, gingen, und wir Alle (mit Mistriß Spooner) blieben bei Green's (Verwandte der Spooner) und tranken da bis spät. Einige Schritte davon (doch wol beim Fortgehen) sagte sie, sie hätte ein Schnupftuch einem britischen Soldaten gegeben, der mit mir (Buchanan) einige heftige Worte gewechselt, und darauf stieg Brooks zu Pferde und ritt fort, und sie und ich, wir gingen nach Hause. Brooks verirrte sich auf dem Heimwege und kam erst einige Zeit nach uns. Aber er brachte das Schnupftuch nicht mit, denn der Soldat hatte gesagt, er wolle es nicht ausliefern, bis er Mistriß Spooner selbst sähe. Auch die Nacht blieben Buchanan und Brooks in der Scheune. Am Morgen gingen wir in Master Gilbert's Schenke, und als wir hinaustraten, kam Cumings uns auf einem von Spooner's Pferden entgegen. Er sagte uns, sein Herr wäre

in die Schenke gegangen und seine Herrin wünsche, wir sollten nun ins Haus kommen. Das thaten wir auch und kriegten unser Abendbrot. Die Nacht verbrachten wir in der Schenke und am Morgen ließ sie uns sagen, ihr Mann wäre über Land gegangen, um Hafer einzukaufen.

„Der Bursche Parker (?!) hatte Brooks vorgeschlagen, wenn er kommen wollte und Master Spooner treffen und ihn selbst, bei ihrer Rückkehr, dann wolle besagter Parker ihm helfen, Spooner das Leben zu nehmen. (Wörtlich übersetzt. Der Bursche Parker war in der Untersuchung bis da nicht vorgekommen; also noch ein intendirter Complice! Es gewinnt den Anschein, als wäre es eine allgemein bekannte Sache gewesen, daß Mistriß Spooner ihren Mann wollte todtschlagen lassen, und daß ordentlich dazu Freiwillige aufgerufen wurden.) Wir gingen nun, heißt es weiter, aus der Scheune in das Haus, und fanden, daß er fortgegangen war; da blieben wir denn den Tag über und ließen es uns wohl sein bei Essen und Trinken.

„In der Abenddämmerung kam Master Spooner nach Hause, sodaß wir leicht hätten überrascht werden können. Aber wir hörten ihn doch die Thür aufdrehen, und Brooks sprang in den Keller, ich aber hielt mich an die Hinterthür, bis er ins Wohnzimmer ging. Dann schlichen wir hinaus und wieder in die Scheune, wo wir den ganzen folgenden Tag blieben. Erst in der Nacht, als Master Spooner im Bette lag, schickte man nach uns und ließ uns ins Haus holen, wo wir Abendbrot und Branntwein erhielten, um uns zu einem andern Plane aufzumuntern, den Cumings und Parker — die für jetzt der Strafe entgangen sind — dem armen Brooks vorschlugen. Nämlich wir alle Drei sollten die

Treppe hinaufgehen und Brooks sollte ihm da das Leben nehmen. Dafür sollte er 1000 Dollars erhalten, Master Spooner's Uhr, seine Schnallen und von seiner Garderobe so viel, daß er eine vollständige Kleidung hätte. Aber Brooks hatte nicht das Herz dazu. Mistriß Spooner sagte, sie hätte nicht gedacht, daß er so schwachherzig wäre.

„Wäre Das geschehen, dann hätten wir ihn augenblicklich in den Brunnen geworfen, so wie wir ihn aus dem Bett genommen. Denn die Frau bemerkte: man würde dann denken, er sei hineingefallen, während er in der Nacht Wasser trinken wollen.

„Am nächsten Morgen brachte uns Cumings Frühstück. Er benachrichtigte uns, es sei von ihr ein neuer Plan entworfen, der so sei: Entweder Cumings oder Parker solle Master Spooner melden, eins seiner Pferde wäre krank, wenn er dann in die Scheune käme, ihn zu überfallen, todtzuschlagen und unter die Pferdehufe zu legen, damit die Leute glauben sollten, wenn sie ihn fänden, die Pferde hätten ihn umgebracht. Brooks aber sagte zu Parker, er möge Das dem Herrn nicht bestellen, sondern der Frau sagen, er hätte es bestellt, aber der Herr wolle nicht hinuntergehen.

„Parker that so. Wir blieben wieder den ganzen Tag und die ganze Nacht in der Scheune; auch den nächstfolgenden Tag, der ein Sonntag war. Sie kam über Nacht zu uns. Wir sagten ihr nun, nächsten Morgen würden wir fortgehen. Sie bat uns, wir möchten's doch nicht thun. Aber wir wollten nicht länger bleiben. Wir machten uns also auf den Weg nach Springfield. Unterwegs nahmen wir Arbeit an bei einem Schmied. Ich, Buchanan, arbeitete dort 3 Tage; aber da sich für Brooks nichts Rechtes fand, machten

wir uns auf den Weg nach Worceſter, um von da nach Hauſe zu kehren.

„Als wir eines Mittags an Spooner's Hauſe wieder vorüber kamen, grüßten wir Miſtriß Spooner und ſagten ihr, wohin wir gingen. Sie ſagte uns, ſie wurde uns am folgenden Tage nachkommen, um ihre Schweſter in Worceſter zu beſuchen; ſie freue ſich, daß wir ſo in der Nähe Arbeit gefunden hätten. Auch ſagte ſie, daß ſie zwei Geldnoten hätte, eine von 20 Pfund und eine von 300 Dollars, die wolle ſie einzuwechſeln ſuchen; davon ſollte ich, Buchanan, 100 Dollars haben, um mir zu kaufen, was ich wünſchte.

„Aber wir blieben doch die Nacht wieder in der Scheune und gingen erſt am Morgen nach Worceſter. Sie kam uns noch ſelbigen Tages nach und ſuchte uns, nach der Verabredung, bei Walkers auf. Sie trat herein und blieb da eine gute Zeit, und gab mir, Buchanan, eine Banknote, ſo viel Zeug, als zu einem Hemde nöthig, und 6 oder 7 Dollars, indem ſie ſagte, das käme Alles von M'Donalds, einer ihrer Bekannten. Dann ging ſie, ihre Schweſter zu beſuchen und ſagte uns, wir möchten nur warten, bis ſie zurückkomme. Das thaten wir denn auch, und ſie kehrte am Freitag Morgen um 10 Uhr zurück und blieb bei uns bis Nacht. Sie ſagte mir, Buchanan, ſie hätte nicht mehr Papiergeld, als was ſie mir gegeben. Aber ſie bat mich, ich möchte ihr doch etwas Gift verſchaffen, um es Maſter Spooner eingeben zu können.

„Da verſchaffte ich mir denn an dem Tage eine Drachme Calomel und vertheilte ſie in 20 Papiere. Am Morgen wollte ich ihr das eine geben; ſie ſagte mir aber, ſie würde ihm nie eins eingeben. Sie ging zu ihrer Schweſter ſpät Abends und kam zu uns des Mor-

gens, so um 10 Uhr. Ich trat an die Thur; sie wollte aber nicht hereinkommen, sondern bat mich, zu ihr nach Master Nazro's Laden zu kommen, dort wolle sie fur uns Draht kaufen (mit dem Brooks ein Geschäft betreiben wollte), da wir selbst nicht Geld genug dazu hatten. Sie fragte uns, wann wir denn wieder durch Brookfield kommen wollten? Ich sagte ihr, wenn sie wach bleibe, wollten wir Montags Nacht um 11 Uhr ansprechen. Sie sagte, sie wolle uns erwarten.

„Ich trennte mich da von ihr und sandte Brooks nach dem Laden. Aber als er ihr nachging, sah er, wie sie an der Thur vorüber ritt, und ging deshalb nicht hin. Wir blieben nun bei Walkers bis Sonntag Nachmittag und verließen dann Worcester. Um 8 Uhr Abends waren wir vor Spooner's Hause. Wir sahen Mistriß Stratten am Brunnen. Buchanan sprach mit ihr. Sie sagte ihm, es wäre Gesellschaft im Hause; aber sie wolle es Mistriß Spooner wissen lassen, daß wir da wären.

„Mistriß Spooner kam auch heraus und sagte uns, daß ein Master Roß im Hause wäre, der ein Paar geladene Pistolen hätte, und er hätte ihr versprochen, er wolle Master Spooner umbringen, sobald er aus der Schenke nach Hause kame. Nun wünschte sie, wir möchten doch hereinkommen, was wir auch thaten. Master Roß zeigte uns eine Pistole und sagte uns, Master Spooner solle durch die noch in der Nacht sterben. Entweder Brooks oder Buchanan aber sagten, das würde die Nachbarschaft aufwecken.

„Brooks sagte nun, wenn Roß ihm helfen wolle, dann wolle er ihn niederschlagen. Darüber wurde man nun einig, und im Wohnzimmer wurde eine kleine Luke frei gehalten, um zu sehen, wenn er käme. Mittler-

nagel, der allein Pferd und Wagen zusammenhielt, sich löste. Da er von leichtem Holz geschnitten und nur mit einem Steine festgekeilt wird, so ist jeden Augenblick die Gefahr vorhanden, und man muß beständig darauf Acht haben. Der zweirädrige Karren, der in sich keine Haltniß hat, fliegt ohne Rettung nach vorn oder hinten über, was, je nachdem man Bergauf- oder Bergab fährt, auf gleiche Weise verderblich werden kann. Zu unserm Glücke ereigneten sich diese Fatalitäten niemals bei den steilen Wänden, wo man mit dem sichersten Fuhrwerk nicht sicher ist. Auch die Zügel, in ganz Norwegen nur Stricke, können reißen, was aber minder gefährlich scheint, da keine Zucht in der Welt besser ist als die der Norwegischen Pferde.

Diese muthigen, starken Thiere überwinden Alles, was das Terrain an Schwierigkeiten darbietet. Sie erklimmen mit einer Anstrengung, die an krampfhafte Lust gränzt, die steilsten Höhen, laufen mit eben solcher Sicherheit gleiche Abhänge hinab und halten wohl mit ihrem Körper den vollen Karren zurück. Sie sind so gut gewöhnt, daß ein leiser Druck des kleinen Fingers sie regiert, und es übersteigt den Glauben

weile ward uns ein Abendbrot von Mistriß Stratten gebracht. Erst setzte man uns einen Flipp vor (Getränk aus Bier, Branntwein, Zitrone und Zucker) und dann etwas Rum, und dabei saben wir umschichtig aus der Luke. Wir sind ganz gewiß, die Stratten mußte Alles wissen, was vorging. Daruber mag denn nun das Publicum entscheiden. Endlich sahen wir Master Spooner kommen, und das war denn die Zeit für den Teufel, um seine Macht zu zeigen über Die, welche Gottes vergessen hatten.

„William Brooks ging hinaus und stand innerhalb der kleinen Thür, die in die Küche führte, und als Master Spooner durchging, schlug er ihn nieder mit der Faust. Er wollte noch sprechen, als er stürzte. Brooks aber hielt ihn an der Kehle, und zum Theil strangulirte er ihn.

„Roß und Buchanan kamen nun heraus. Roß zog Spooner's Uhr heraus und gab sie an Buchanan. Brooks und Roß nahmen die Leiche auf und warfen sie in den Brunnen, den Kopf zuerst. Aber ehe sie ihn fortschleppten, zog ich, Buchanan, ihm die Schuhe aus. Doch ergriff mich der Schrecken des Gewissens bald genug. Ich ging dann ins Haus und traf Mistriß Spooner im Wohnzimmer. Sie schien erschrecklich verwirrt. Augenblicklich ging sie nun hinauf und holte die Büchse mit dem Gelde. Da sie keinen Schlüssel hatte, foderte sie mich auf, sie zu zerbrechen, was ich auch that. Zur selben Zeit kamen auch Roß und Brooks herein. Sie gab zwei Noten, von 400 Dollars jede, an Roß, um sie zu wechseln und das Geld an Brooks zu geben. Aber sie fanden noch mehres Papiergeld (245 Dollars), welches Brooks empfing, und die Noten wurden dafur zurückgegeben. Zugleich gab sie aber auch an Roß 4 Noten, jede von 10 Pfund, um sich Camlet zu einem

Reiteranzuge zu kaufen. Roß gab Brooks seine Weste, Hosen und ein Hemde. Sie ging darauf und brachte Roß eine Weste, Hosen und Hemde aus ihres Mannes Kleidern. Als sie sich umgekleidet hatten, gab sie mir, Buchanan, 3 Acht-Dollarscheine und fragte mich, wann wir uns wiedersehen wurden. Ich sagte: in vierzehn Tagen; Gott aber hat es gefallen, daß wir uns eher wiedersehen sollten, und in einer schrecklichen Lage. Waren wir nur Alle augenblicklich des Todes niedergefallen und zur Hölle gefahrt, so ware Gott doch gerechtfertigt und wir waren mit Rechten verdammt.

„Um 11 Uhr in der Nacht machten wir uns auf nach Worcester. Um 4 Uhr Morgens erreichten wir Mistriß Walker's Haus. Mary Walker und ein Negermadchen waren drinnen. Wir sagten ihnen eine geborige Portion Lugen, um unsere plotzliche Ruckkehr zu erklaren. Am Morgen gingen wir ans Trinken, um die Gedanken an die schreckliche That wegzutrinken. Wir blieben den ganzen Tag dort, um in der Nacht uns auf den Weg zu machen; aber es hat Gott gefallen, es anders zu fugen. Denn Brooks, trunken, ging hinunter in Master Brown's Schenke. Als er da Master Spooner's Uhr zeigte und die Leute ihn mit Silberschnallen sahen, wurden sie argwohnisch auf ihn u. s. w."

Dieser Bericht ist wahr, dafur burgt seine Nairheit; es ist nur nicht die Wahrheit, nach der wir verlangen. Das psychologisch Unbegreifliche erscheint danach nur noch unbegreiflicher. Die durren Thatsachen, welche der Sergeant aufgefaßt, sind freilich entsetzlich, es sind aber nur die Knochen eines Gerippes ohne Gelenke, geschweige denn, daß man den Blutumlauf gewahrte, oder

die Seele, die dieſen anomalen Körper bewegte. Das Weib und ihre That ſteht nach wie vor als ein Räthſel vor uns da. Wenn ein geiſtiger Funke in ihr gelebt, der einigermaßen ihrer hohern Stellung im Leben entſprach, ſo iſt dieſe Gemeinſchaft und Vertraulichkeit mit ſolchen Geſellen, wie Buchanan's Schrift ſie uns ſchildert, ebenſo unerklärlich, als ſie uns ſchon als eine Strafe für ein Weſen erſcheinen kann, das, wir wiſſen nicht auf welchen Wegen, ſo aus der Art ſchlagen konnte.

Seine Erzählung iſt trocken; wie es von einer gemeinen Seele bei ſeinem geiſtigen Bildungsgrade zu erwarten, haftet die Auffaſſung an den unbedeutendſten Aeußerlichkeiten, während ſie über das Weſentlichſte hinwegſpringt. Zur Charakteriſtik der Zeit, der Menſchen, der That ſelbſt, iſt ſie aber, ihrer unbeholfenen Weitſchweifigkeit ungeachtet, von Intereſſe, weshalb wir ſie unverkürzt mittheilten. Wie die Todesgefahr über dem Haupte des erkorenen Opfers ihm unbewußt Wochen lang ſchwebt, wie er umgarnt iſt von der Banditenbande, an ihrer Spitze die treuloſe Gattin und mit ihr eine ganze Hausgenoſſenſchaft, wie er jetzt durch einen Giftbecher des Reiſegefährten, jetzt durch Erdroſſelung im Bette, jetzt im Stalle, jetzt durch einen Piſtolenſchuß umgebracht werden ſoll, und nur der fehlende Muth, den letzten Entſchluß zu faſſen, ihn zeitweilig rettet, das konnte an einen andern intereſſanten Fall unſeres Pitaval, „Die Mörder auf Reiſen", erinnern, wo das Todesurtheil längſt geſprochen war über das argloſe und hülfloſe Mädchen, aber Wochen und eine Entfernung von Berlin bis Augsburg dazu gehörte, um es in einer günſtigen Stunde zur Ausführung zu bringen.

Buchanan, ein Schotte von Geburt, Sergeant von Burgoyne's Armee, ein Mann von 30 Jahren, „von angemessener Bildung", wie es heißt, und schmuckem Aeußern, und Brooks, ein Engländer, gemeiner Soldat in derselben Armee, 27 Jahre alt, hatten Beide rein als Banditen, des Geldes wegen gehandelt und gemordet. Anders war es mit Reß, der, fast noch ein Knabe, Sohn geachteter Aeltern, wohlerzogen und, wie es scheint, von einem sonst guten Charakter war. Hier darf man annehmen, daß Leidenschaft, Verführung mit im Spiele waren, daß er möglicherweise daran gedacht hat, die von ihm bewunderte, geliebte schöne Frau aus einem argen, druckenden Verhältnisse zu erretten. Ueberhaupt vermissen wir hier in der Untersuchung ein Etwas, das uns auch bei andern englischen Criminalprocessen entgeht, ein Etwas aus der Vorgeschichte, worauf die Motive der That sich stutzen können. Wer war Spooner? Wir erfahren nichts von ihm, als daß er ein schwächlicher, möglicherweise kleiner, verdrießlicher Mann war, von beschränkten Gemüths-, vielleicht auch physischen Fähigkeiten, worauf der Ausdruck der Spooner deutet, als sie die Stirn der Leiche berühren mußte: „Armer kleiner Mann!" Aber gegen einen solchen pflegt ein so stolzes, ausgelassenes, alle Schranken überschreitendes Weib nicht in Todeshaß auszubrechen; sie verachtet ihn, aber sie ermordet ihn nicht. Es wird ihr ein Spiel sein, ihm zum Trotz, ihren Launen und Lüsten nachzugehen. Wo brauchte ein Weib von dieser Charakterfestigkeit eines Schutzes, einer Rettung gegen einen solchen Mann; und doch muß, kann man die Sache kaum anders betrachten. Wenn der ermordete Spooner nicht ein Haustyrann gewesen, oder wenigstens etwas Widerwärtiges, Drückendes in seinem Sein und Wesen gehabt, so läßt sich nicht

begreifen, wie ſeiner Frau die Hülfe, der Beiſtand faſt von ſelbſt und von allen Seiten entgegenkam, bis dahin, daß ſich ein ganzer Hausſtand zu ſeiner Vernichtung verſchworen, und wenn nicht ſelbſt dabei bethätigte, doch wußte, was vorging und dazu ſchwieg, aus dem Wege ging, ja nicht einmal flüſterte und Winke gab. Ohne dieſe Annahme laßt ſich pſychologiſch das Verhältniß in dem Hauſe gar nicht erklären ohne die andere Annahme, zu der uns aber gar nichts berechtigt, daß eine völlige moraliſche Depravation, eine Auflöſung aller ſittlichen, religiöſen und Rechtsbegriffe in der Geſellſchaft damals geherrſcht habe. Im Gegentheil, Maſſachuſetts war noch das Land der puritaniſchen Heiligen, wo der Buchſtabe des Geſetzes in voller, erſchreckender Gültigkeit war. Selbſt Bathſeba Spooner war nicht davon emancipirt. Indem ſie ihren Mann umbrachte, tröſtete ſie ſich damit, daß er nun im Himmel ſei.

Wie dem auch ſei, ſo viel iſt gewiß, daß der junge Ezra Roß allein, und die größte Theilnahme beim Publicum in Anſprache nahm. Er hatte lange gezaudert, ehe er den Verführungen der ſchönen Frau in dieſer Beziehung nachgab; es war augenſcheinlich, daß er nicht zu dem eigentlichen Complot gehörte, daß er erſt ſpäter, vielleicht zufällig zu der Ausführung hinzugekommen war, was freilich nicht ausſchließt, daß er doch ſelbſt ſchon früher mit dem Vergiftungsplane umgegangen war, und mit derſelben Rohheit und Gemeinheit wie die Andern, während die Leiche noch warm war, in deren Kleider ſich theilte.

Seine bejahrten Aeltern reichten eine rührende Bittſchrift ein, in der ſie für das Leben ihres geliebten Sohnes, der Stütze ihres Alters, baten. Die Familie hatte ſich ganz der Sache der Patrioten gewidmet. Von

17 Kindern waren ihnen nur sechs Söhne und drei Töchter geblieben, und von diesen sechs Söhnen hatten fünf die Waffen ergriffen für die Sache der Freiheit, darunter auch der unglückliche Esra, der mit Washington nach dem Süden marschirt war. So herzerschütternd der Ton der Bittschrift lautete, hatten die Aeltern jedoch keine andern Gründe für ihn als seine Dienste für das Vaterland, seine Jugend, die in die Stricke eines arglistigen, verführerischen Weibes gefallen, seinen anfänglichen Widerstand gegen ihre Pläne und seine tiefe Reue und Buße. Die Obrigkeit fand diese Gründe nicht genügend, um auch nur die Art der Strafe zu verwandeln, obgleich auch die Geistlichkeit seiner Parochie sich für ihn verwandte. Seine Hinrichtung ward zum Act der Erbauung für Viele, und der Tag, an dem sie erfolgte, ward in seiner Gemeinde als ein Bet-, Buß- und Fasttag gefeiert.

Aber der eigentliche Gegenstand des allgemeinen Interesse dieser schauerlichen Tragödie blieb das Weib, welches die eigentliche und alleinige Urheberin derselben war. Der bejahrte Geistliche von Worcester besuchte sie täglich und sie besprach mit ihm in freiester Art ihre That, aber sie konnte nicht dahin gebracht werden, die Gerechtigkeit des Urtheils anzuerkennen. Die Zeugen hätten ihr Unrecht gethan, sie habe wohl über die Sache nachgedacht, aber niemals gedacht, daß sie zur Ausführung kommen würde. Sie habe sogar eingelenkt, als sie gefunden, daß die Leute es ernst meinten. Sie schien dem Geistlichen verhärtet und alles Gefühls ermangelnd, indem sie nicht einmal von ihrer eigenen schrecklichen Lage gerührt war. Sie verlangte keine

Theilnahme von Andern und wies ſie ſogar entſchieden zurück; vollkommen ſich bewußt, daß ſie der Gegenſtand des allgemeinen Abſcheues ſei, wollte ſie ihm durch Verachtung und Gleichgultigkeit begegnen. Ihr ganzes Streben ging um deswillen dahin, ſich darauf vorzubereiten, daß man kein Zeichen weiblicher Schwäche an ihr bemerke. Doch bemerkte ſie gelegentlich gegen ihren Seelſorger, daß ſie mehr fuhle als ſie ausdrucken konne. Nur in einem Punkte zeigte ſie ſich angſtlich beſorgt. Sie erklarte — ſie fuhle und habe die Ueberzeugung, daß ſie bald werde Mutter werden.

Augenblicklich ward ein Antrag geſtellt, daß die Hinrichtung verſchoben werden möge. Der Geiſtliche Maccardy unterſtützte ihn, bezuglich aller Verurtheilten, mit Nachdruck, damit ſie Alle beſſer vorbereitet dem Tode entgegengehen möchten. Seiner ſchriftlichen Eingabe fügte Miſtriß Spooner eigenhändig die Worte hinzu: „Dieſer Antrag iſt auf mein dringendſtes Erſuchen geſtellt.“ Die erſte Bitte, zu der ſie ſich verſtand!

Der Rath ſchob die Hinrichtung um einen Monat auf, und der Sheriff erhielt den Befehl, die nothigen Schritte zu thun, die das Geſetz in ſolchen Fällen vorſchrieb. Demgemaß ward eine Jury erwahlt, beſtehend aus zwei Hebammen und 12 Matronen, um die Unterſuchung vorzunehmen. Ihr Verdict lautete: Die Gefangene ſei nicht ſchwanger.

Dieſe beruhigte ſich aber nicht dabei, ſondern kam mit folgendem Geſuche ein: „Möge es Euer Gnaden gefallen (mich anzuhören): Mit wahrhafter Dankbarkeit erkenne ich die Gunſt an, die mir letzthin bezuglich des Aufſchubs meiner Strafe gewährt worden. Ich muß noch einmal um die Erlaubniß bitten, demuthig zu Ihren Füßen zu liegen und Ihnen vorzuſtellen, daß, wiewol

die Jury der Matronen, welche meine Sache untersuchen sollten, nicht zu meinen Gunsten gesprochen haben, ich doch fest davon überzeugt bin, daß ich schwanger bin, und schon über vier Monate hinaus; und daß das Kind, welches ich unter dem Herzen trage, gesetzlich erzeugt ist. Es ist mein ernster Wunsch, daß man mich schonen möge, bis ich entbunden worden. Demuthig bitte ich Euer Gnaden, unbeschadet meiner großen Unwürdigkeit, meine beklagenswerthe Lage mitleidsvoll in Betrachtung zu ziehen. Das Wesen, was ich unter meinem Herzen trage und dessen Lebenszeichen ich deutlich wahrnehme, hat keinen Theil an den Sünden Derjenigen, die es tragt, und hat, sei es mir erlaubt, dies auszusprechen, ein Recht auf die Existenz, die Gott angefangen hat, ihm zu geben. Euer Gnaden menschliche, christliche Grundsatze mussen, dessen bin ich überzeugt, Ihnen selbst den Wunsch eingeben, lieber ein Leben zu retten, auch in solchem kleinsten Zustande, als es zu zerstören. Gestatten Euer Gnaden mir deshalb, Sie mit allem dringendsten Ernste noch einmal zu ersuchen, mir einen fernern Zeitaufschub zu bewilligen, damit wenigstens volle und gute Gelegenheit sei, in der Sache zu einer Gewißheit zu kommen, um was ich denn, schuldiger Maßen, wahrend der kurzen Zeit meines mir noch übrigen Lebens, bete und bitte."

Hat die Verurtheilte diese Eingabe selbst verfaßt, woran kein Grund zu zweifeln vorliegt, so zeigt sie uns die Verbrecherin in einem Bildungsgrade, welcher das Räthsel ihrer Aufführung statt zu lösen nur noch schwieriger macht. — Der Rath gestand die Bitte nicht zu. Maccardy selbst kam noch einmal mit einer dringenden Vorstellung ein: er sei der festen Ueberzeugung, daß die Matronen sich geirrt.

Die zwei Hebammen, welche die Unterſuchung geleitet, und eine der Matronen aus der Jury begleiteten eine Eingabe des Dr. Green, Bathſeba's Schwager, mit einem ſchriftlichen Gutachten, daß ſie jetzt glaubten, die Spooner ſei wirklich ſchwanger. Aber zwei andere Matronen aus derſelben Jury bekundeten, auf eine zweite Unterſuchung, daß ihre Meinung unverändert bliebe. — Der Rath blieb unerbittlich und ſetzte den Tag der Hinrichtung an.

Bathſeba Spooner hörte die Ankündigung mit vollkommener Ruhe an; aber ſie verharrte auf ihrer Angabe, ſie ſei ſicher, daß ſie ſich nicht getäuſcht, und, wenn ſie geſtorben, möge man ihren Leichnam unterſuchen.

Der 2. Juli 1778 war der Tag der Hinrichtung der vier Verbrecher. Eine ungeheure Menſchenmaſſe drängte ſich hinzu; auch aus den entfernteſten Gegenden. Aehnliches hatte man im Staate Maſſachuſetts nie erlebt. Ja die Obrigkeit hielt außerordentliche Anordnungen deshalb für nöthig, z. B. verordnete ſie, daß die Pocken-Hospitäler verſchloſſen würden, damit kein Neugieriger daraus unter die Menſchenmaſſe ſich dränge und die Anſteckung vermieden werde.

Die ungeheure Aufregung unter den wogenden Volksmaſſen bildete einen merkwürdigen Gegenſatz gegen die anſcheinende Ruhe der Frau, welche der eigentliche Gegenſtand der Aufmerkſamkeit war. Ja Bathſeba erſchien noch ruhiger als bisher, nur in ſich gekehrter, nachdenkender. Ihren Glauben an den Heiland der Welt, und daß ſie von ihm auch ihr Heil erwarte, bekannte ſie Denen, die ſie umgaben. Wenige Monate ehe ſie ihre Zelle verließ, ward ſie getauft. Nach den Gebräuchen

jener Tage ward dann vom Geistlichen Maccarty eine Predigt vor allen Gefangenen gehalten. Die Spooner aber konnte ihr, „wegen großer körperlicher Gebrechlichkeit" an dem Tage nicht beiwohnen.

Unter einer Begleitung von hundert Bewaffneten wurde die Verurtheilte endlich Nachmittags um 1½ Uhr auf den Richtplatz hinaus gebracht. Die drei Soldaten gingen zu Fuß; Mistriß Spooner ward, wegen ihrer außerordentlichen Schwäche, in einer Chaise gefahren.

Die Procession ging feierlich und ohne alle Störung vor sich, aber gerade im Augenblick, wo sie den Platz erreichte, brach eins der allerfurchterlichsten Gewitter los, dessen die ältesten Einwohner sich entsinnen konnten. Der Himmel ward buchstäblich schwarz. „Das war eine furchtbare halbe Stunde. Das laute Rufen der Officiere und Beamten inmitten einer Volksmasse von 3000 Köpfen: „„Platz gemacht! Platz da!"" das scheue Vordrängen der Pferde, das Kreischen und Jammergeschrei der Weiber in dem Tumult und der Verwirrung, die Verdammten langsam vorschreitend nach den verhängnißvollen Bäumen, ihre Särge ihnen vorangetragen, das Zucken der Blitze, die wie Feuermassen sich entluden und die dunkle Nacht plötzlich erhellten, gefolgt von lauten Donnerschlagen; alles Dies zusammengenommen, war eine Verschwörung der Natur und alles Dessen, was der Mensch Entsetzliches aufbieten kann. Schien es doch, als habe der Schöpfer solche Schrecken zur Bestrafung der Uebelthäter hervorgerufen, welche auch die verstocktesten Herzen erweichen konnen."

Endlich war es überwunden. Reß, Buchanan und Brooks bestiegen, nachdem ihnen das Todesurtheil vorgelesen war, das Gerüste. Reß betete laut; die beiden Andern still für sich. Die Spooner durfte bis zum letz-

an Pferdenatur, wenn man sieht, wie selbst die angeborne Scheu vor dem Wasser gänzlich verschwunden ist. An die Fähren geführt steigen sie über den oft Ellen hohen Rand ohne Wink aus und ein, und weder das Schwanken des Fahrzeugs, noch die weite Entfernung vom Ufer macht sie stutzig. Sie plumpen wie auf ein Commandowort ins Wasser ohne Rücksicht auf glatte Steine und reißende Strudel.

Diesmal schien indessen mein und meines Gefährten Lage noch etwas schlechter, als unerträglich. Es war ein Karren ohne Sitz und Lehne und bei der Eintheilung des Gepäcks hatte uns der Zufall gerade solche Felleisen zugeführt, auf denen man nicht sitzen konnte oder durfte. So war unsere Lage denn ein wirkliches Liegen, aber wenig ähnlich dem auf einem Ruhebett, wenn man bedenkt, daß der Weg fortwährend bergauf und bergab ging und wir im erstern Fall uns vorn anhalten mußten, um nicht hinten hinauszufallen, im letzteren, hinten, um nicht im raschen Satz voraus und über Wagen und Pferd unten anzukommen. Dazu war der Staubregen in einen Landregen übergegangen und wenigstens in jeder Viertelstunde ein-

ten Augenblicke, ihrer Hinfälligkeit wegen, im Wagen ſitzen bleiben. Man ſah, wie ſie oft anmuthig ſich zu Dem und Jenem neigte, den ſie früher gekannt. Als auch ſie gerufen wurde, ſtieg ſie mit einem ſanften Lächeln vom Wagen und dann, nicht ohne Anſtrengung, mit Knien und Händen ſich helfend, die Leiter hinauf.

Als die Geſichter der Verurtheilten verhüllt und Alles fertig war, bekannte die Spooner zum erſten Male: ihre Strafe ſei gerecht. Sie faßte den Sheriff an der Hand und ſagte: „Mein werther Herr, ich bin bereit. In weniger Zeit erwarte ich, in der Seligkeit zu ſein, und nur wenige Jahre werden verſtreichen, bis ich Euch und meine andern Freunde wieder zu ſehen hoffen kann.“

Am Abende noch des Tages ward, wie ſie es gewünſcht, ihre Leiche von Wundärzten ſecirt und unterſucht. Man fand einen wohlausgebildeten männlichen Fötus von fünf Monaten. Zu ſpät ward entdeckt, daß ein großer, humaner Grundſatz, der in den Geſetzen aller civiliſirter Nationen Gültigkeit hat, bei ihrer Hinrichtung verletzt worden*). Die allgemeine Beſtürzung war unbeſchreiblich.

---

*) Die Ausnahme in favorem prolis. Keine Handlung des Fanatismus unter der Regierung der blutigen Maria von England iſt mehr mit Recht verabſcheut worden, als eine an einem Weibe auf der Inſel Guernſey verübte Grauſamkeit. Ein ſchwangeres Weib wurde verbrannt. Als durch die Heftigkeit der Flamme das Kind am Pfahl aus der Mutter Leibe ſprang und von den Nebenſtehenden aufgegriffen ward, ſchleuderte man es, nach einer kurzen Berathung der Prieſter, die dem Autodafé aſſiſtirten, wieder in's Feuer, als eine Ketzerbrut. — So Blackſtone. — Chandler vertheidigt das Verfahren des Rathes von Maſſachuſetts bei

Die Erbitterung gegen die Mörderin war bis da fast ohne Grenzen gewesen. Es wirkte Vieles zusammen: die Scheußlichkeit des Verbrechens und der Motive; der politische Haß und das Vorurtheil gegen ihre Familie — hatte doch ihr Vertheidiger die Geschworenen warnen zu müssen geglaubt, daß ihr Abscheu gegen die Tochter des Royalisten und Verräthers bei der Beurtheilung des Criminalfalls nicht mitsprechen durfe —; ihre anscheinende Gleichgultigkeit, ihr Trotz, ihre offen zur Schau getragene Verachtung gegen das Publicum; sie hatte nicht um ihr Leben gebeten; sie weigerte sich auch, darum zu bitten. Ihre Angabe, daß sie schwanger sei, war allgemein bis da als die List eines ränkevollen Weibes angesehen worden, um nur den Tag ihrer Leiden noch aufzuschieben. Alles Das anderte sich nun, als das Gesetz in seiner ganzen Strenge an ihr vollzogen war, als man sich zuerst mit Entsetzen zuflusterte, dann für gewiß wußte, ihre Angabe sei wahr gewesen, und das Schwert der Gerechtigkeit habe ein unschuldiges Kind getroffen. Jammer, Reue, Verwünschungen, aber nicht mehr gegen die Verbrecherin, machten dem Abscheu gegen dieselbe Platz. Jede Mutter, welche die Spooner sterben gesehen, schauderte bei der Erinnerung; welche Gefühle mögen die Matronen, welche zweimal das Verdict abgegeben hatten, beschlichen haben! Es wird die Vermuthung ausgesprochen, daß nicht allein Unwissenheit und Vorurtheil, daß auch Bosheit im Spiel gewesen sein könne! — Der Schrecken und das Entsetzen gingen in Mitleid über. Sie war so ruhig zum Tode gegangen, so friedlich war

---

neswegs, aber er legt es dem noch ungeordneten Gemeinwesen der meisten amerikanischen Staaten während des Revolutionskrieges zur Last.

ihr Ende, daß man faſt vergaß, wie tief ihre Hände in Blut getaucht geweſen. Lange ward die Geſchichte des Trauerſpiels Abends an den Feuerherden erzählt und wieder erzählt, und über ihre Leiden als Mutter, ihre außerordentliche Schönheit, ihren Muth, Ausdauer, die Kraft ihres Geiſtes, ward beinahe die Scheußlichkeit ihrer That vergeſſen.

Peytel.

1838.

Der junge Notar Peytel, der sich vor Kurzem erst in Belley in Südfrankreich niedergelassen und verheirathet hatte, machte mit seiner Gattin gegen Ende October 1838 eine Vergnügungsreise nach Mâcon. Sie fuhren in eigenem Wagen, nur von einem Diener, Louis Rey, begleitet.

Um Mitternacht am 1. November wurden mehre Einwohner von Belley durch Lärm, Pochen und Geschrei erweckt. Peytel war zurückgekommen, er war es, der überall heftig anpochte, schrie, den ganzen Ort in Allarm zu bringen suchte und alle Symptome der entsetzlichsten, physischen und moralischen Aufregung verrieth. Er schrie, alle Aerzte der Stadt sollten ihm zu Hülfe kommen, ehe er noch den Grund gesagt, weshalb er ihre Hülfe anrufe, und man konnte noch an einen plötzlichen Wahnsinn des immer heftigen, leicht aufregbaren Mannes denken, als er endlich in abgebrochenen Worten das Unglück mittheilte, welches ihn in diesen Zustand versetzt habe.

Seine Gattin liege hingestreckt, sterbend in seinem Wagen. Auf der Straße nach Lyon habe sein schändlicher Diener sie durch einen Schuß ermordet; er, in der

erſten Wuth, habe den Mord durch Mord auf der Stelle vergolten. Auch Louis Rey liege nun blutend am Wege.

Man ſtürzte aus den Häuſern, der Wagen ſtand auf der Straße. Man fand, wie Peytel es ausgeſagt. Die junge Frau lag in dem Fuhrwerk ohne Lebenszeichen. Ihr ganzer Körper träufte, als wenn man ſie ins Waſſer getaucht hätte. Das Geſicht blutete wie von einer ſchweren Wunde. Ihre Röcke waren bis über das Knie aufgeſtreift, ſodaß Beine und Füße, trotz der kalten und regneriſchen Witterung, ganz entblößt lagen.

Ein Arzt, der ſie unterſuchte, erklärte, daß hier jede Hülfe zu ſpät komme. Sie ſei todt und erſtarrt. Den Körper des Dieners fand man ſpäter auf der Straße in ſeinem Blute ſchwimmend. Auch er war todt.

Den Bericht, welchen Peytel, nachdem er einigermaßen zur Beſinnung gekommen war, vor den Behörden abſtattete, genügte denſelben wenig und erregte ſehr bald einen Verdacht gegen ihn ſelbſt. Mit Uebergehung dieſer ſeiner erſten Ausſage über den Vorfall, ſtellen wir ſogleich diejenige her, welche er ſpäter vollſtändig vor Gericht ablegte.

Auf der Rückkehr von ſeiner Vergnügungsreiſe verließ er am 31. Oct. Mâcon, etwa um 11 Uhr Morgens. In Bourg kam er um fünf Uhr Abends an, und fuhr um ſieben weiter, um die Nacht durchzufahren. Die Reiſenden paſſirten Rouſſillon. Mann und Frau ſaßen im Wagen, der Diener vor ihnen, der die Pferde lenkte. Die Wolken ſtanden drohend am Himmel; der Regen fing ſchon an zu tropfeln.

Die Scenerie des Weges iſt nicht ohne Bedeutung; wir ſchicken ſie deshalb nach der Beſchreibung des Schriftſtellers Balzac, des ſpätern Vertheidigers des Angeklagten, hier voraus.

Von der kleinen Stadt Ambérieux aus, südöstlich von dem Fluß Ain, beginnt die große Alpennatur, durch die sich die Straße von Bourg nach Belley, an der savoyischen Grenze, schlangelt. Sie steigt von jenem Orte aus allmälig über einen langen Bergrucken, der den Ingenieuren wie von selbst zur Führung einer Straße hingestreckt scheint. Sie führt an einem kleinen See vorüber mit grünblauem Krystallwasser wie die meisten Alpenseen, mit hohen jähen Felsufern, ohne Geländer und Brustung, die, wie Balzac meint, von selbst zu einem Verbrechen einladen. Die Berge bilden hier einen weiten, schauerlichen Kessel.

Aber nicht hier ward der Mord verübt, sondern erst einige Flintenschusse vor dem Ziel der Reise, vor dem Städtchen Belley.

Nachdem sie ungefähr 500 Schritte die Brücken von Auderet, über den Fluß Furens, hinter sich hatten — so Peytel's Angabe — und den minder steilen Theil des Berges Darde zurückgelegt, rief Peytel seinem Diener, welcher munter darauf losfuhr, zu: nun möge er heruntersteigen und bis zur Höhe des Berges zu Fuß nebenher gehen.

Gerade in dem Augenblicke blies der Wind sehr heftig und ein starker Regen ergoß sich. Peytel hatte sich in den Winkel des Wagens, zur rechten Seite, gedrückt. Seine Frau hatte sich dicht an ihn geschmiegt und schlief, ihren Kopf auf seine linke Schulter lehnend.

Plötzlich hörte Peytel den Knall eines Feuergewehres; auch das Aufblitzen des Pulvers hatte er, einige Schritte von sich entfernt, bemerkt. Zu gleicher Zeit hatte seine Frau aufgeschrieen: „Ach mein armer Mann, nimm deine Pistolen!“

Im selben Augenblicke wurde das Pferd unruhig

und trabte fort. Peytel ſah eine Geſtalt nebenher auf dem Wege laufen. Er hatte ſein Piſtol ergriffen und auf die Geſtalt aus dem Wagen gefeuert. Noch wußte er es nicht, noch hatte er keine klare Beſinnung, aber die Ueberzeugung durchſchauerte ihn, daß ſeine Frau getroffen ſei. Es war ja Alles das Werk des Moments.

Da ſprang er von der einen Seite aus dem Wagen, ſeine Frau ſtürzte ſich von der andern Seite heraus. Peytel faßte wieder die Geſtalt ins Auge. Es war ſein Diener. Er ſchoß die zweite Piſtole auf ihn ab, aber ebenſo vergebens als die erſte. Wüthend flog, ſtürzte er auf ihn los und verſetzte ihm von hinten Schläge mit einem Hammer. Der Getroffene wandte ſich jetzt um zur Gegenwehr, er erhob die Piſtole, um auf ſeinen Herrn zu ſchießen; dieſer aber, ſchneller als er, traf ihn ſo mit dem Hammer, daß der Mörder, ehe er noch die Piſtole abſchießen konnte, auf ſein Geſicht zu Boden ſtürzte. Peytel verließ ihn, anſcheinend ohne Leben.

Jetzt zu ſeiner Frau. — Er rief. Keine Antwort. Er lief nach allen Seiten hin, er fand ſie nicht. Endlich ſtürzte er nach der Brücke von Auderet zurück. Dort entdeckte er ſie.

Sie lag im Waſſer, kalt, erſtarrt ohne Lebenszeichen. Er zog ſie mit Anſtrengung aller Kräfte auf die Böſchung des ſteilen Ufers. Er verſuchte ſie aufzurichten, auf den hohen Rand zu tragen; aber ſeine Kräfte verſagten ihm. Er fiel ſelbſt auf die Unglückliche, und hatte alle Mühe, ſie nur wieder aus dem Waſſer zu ziehen.

Da fiel ihm ein, daß in der Nähe ein Haus ſei. Er ſtürzte hin, klopfte; es koſtete Mühe, ehe er Jemand erweckte. Er mußte ſeinen Namen nennen, ehe man ihm öffnete, ehe man ſich entſchloß, ihm zu folgen, um

zu helfen. Endlich ruft der Sohn den Vater, einen Schmied, und Beide folgen ihm an den Fluß. Er ist nicht mehr im Stande, hinunter zu steigen. Die Beiden finden den Körper und erklären ihm, es sei der Körper einer Todten. Peytel ist von dem Augenblick an außer Stande, selbst Hand anzulegen, etwas zu thun. Die Beiden tragen die Leiche herauf. Sie holen den Wagen mit dem durchgegangenen Pferde zurück, sie heben die Leiche hinein. Kaum reichen seine Kräfte aus, daß er selbst in den Wagen steigt, und neben dem Leichnam der theuern Gattin Platz nimmt. Doch ergreift er die Zügel und fährt langsam des Weges. Er erinnerte sich, noch etwas auf dem Wege liegen gesehen zu haben, was er für einen Stock hielt, aber es war die Peitsche seines Dieners. Bald darauf scheut sein Pferd. Eine andere Leiche lag im Wege. Im Ingrimm will er Wagen und Pferd darüber wegtreiben; aber die Andern lassen es nicht zu. So kam er in Belley an.

Die Erzählung Peytel's erregte, kaum daß sie aus seinem Munde war, einen großen Verdacht gegen ihn selbst. Schon die Art, wie er sie vortrug, seine Affecte, die an Affectirtheit grenzten und doch von innerer Kälte zeugten, die Declamationsweise, sprachen nicht für die Wahrheit. Die Unwahrscheinlichkeit der Erzählung grenzte an die Unmöglichkeit. Wie hätte der Diener Louis Rey eine solche That wagen dürfen, zwei Büchsenschüsse von der Stadt entfernt, auf der großen Straße? Er, ein Einzelner, die Frau seines Herrn erschießen, in Gegenwart ihres Ehegatten; er neben dem Wagen laufend, während Beide drinnen saßen? Wenn er die Mordabsicht gehegt, so würden sich ihm viel bessere, sicherere Gelegen-

heiten dargeboten haben. Und weshalb? Es fehlte auch nur die Spur eines Motivs. Es war keine Rache, es konnte kein Raubmord beabsichtigt sein. Peytel selbst wußte auch nichts anzugeben, als daß er mit Rey unzufrieden gewesen, daß derselbe ihn übervortheilt habe. Wenn er auch eine Entdeckung, Bestrafung, ein Fortjagen gefürchtet, so würde ein sonst tadelloser, ruhiger Mensch nicht um deswillen die Gattin seines Herrn umgebracht haben. Daß wilde Begierde in ihm gegen die junge Frau erwacht gewesen, daß eine umgekehrte Potiphargeschichte ihn in Raserei versetzt, ward von keiner Seite behauptet. Auch konnte er seinen Herrn dadurch nicht zu tief kränken wollen, da es bekannt war, daß dieser, obgleich erst seit kurzem verheirathet, mit seiner jungen, erst 21jährigen Frau in einer keineswegs glücklichen Ehe lebte. Dieser Umstand führte ganz natürlich auf den Verdacht, daß Peytel selbst der Mörder sei, daß er sich ihrer entledigen wollen. Man wußte von vorangegangenen heftigen Scenen, auch daß Beide ihr Testament gemacht, und Jeder den Andern zum Erben eingesetzt hatte. Die Gemordete war im fünften Monat schwanger; dem Ehemann mochte die Aussicht auf eine Erbschaft lieber sein als auf einen Erben. Man traute ihm diese verbrecherische Neigung zu; von stolzem, auffahrendem, dunkelhaftem Wesen, war er nicht beliebt, als fremder Eindringling in diese Gegend sogar verhaßt. Er fand sich, trotz des entgegengesetzten Scheines, in drückenden Verhältnissen. Man erzählte sich von früheren Unterschleifen, die er begangen, daß er nur mit Mühe und Noth die Erlaubniß erhalten, als Notar zu praktiziren. Er war in der Meinung des Publicums ein Mann, zu dem man sich einer solchen That versehen konnte, und da bald noch mehre andere verdächtigende Indicien

hinzukamen, mußte mit seiner Verhaftung verfahren und die Untersuchung gegen ihn eingeleitet werden, welche ihrer Zeit ein außerordentliches Aufsehen erregte und so viel Licht über die Sache brachte, daß die Geschworenen ihr Verdict ohne Gewissensbangigkeit abgeben konnten; wiewol das Räthselhafte dieses Criminalvorfalls dadurch nicht vollständig gelöst ist, und der mysteriöse Schleier, der darüber ruhen blieb, das Interesse für den Fall noch sehr gesteigert hat.

Zu Bourg, vor den Assisen de l'Ain, ward der Proceß am 26. August 1839 verhandelt.

Pentel's Persönlichkeit erregte, wie immer, die gespannteste Aufmerksamkeit. Er war klein. Seine schwarzen Haare, nach hinten zurückgestrichen, ließen eine große und hohe Stirn sehen; ein dicker Bart umgab als Ringkragen Kinn und Backen eines etwas von den Blattern gezeichneten Gesichtes. Seine Physiognomie, ohne besonders auffällig zu sein, hatte nichts Wildes, vielmehr einen Ausdruck von Pfiffigkeit und Sanftmuth. Er war blaß, sichtlich bewegt durch die Zurufe und Verwünschungen, die ihm auf seinem Wege zu Ohren gekommen waren. Aber er gewann allmälig seine Fassung und Ruhe wieder, sein Gesicht färbte sich und durch Kopfnicken grüßte er einige Bekannte, die er unter den Zuhörern bemerkte. Er erschien in einem eleganten ganz schwarzen Anzuge, wie es bei Angeschuldigten der höhern Stände in Frankreich zur Sitte geworden.

Die Anklageacte berührte nichts, was nicht schon erwähnt wäre oder durch die folgenden Zeugenaussagen zur Sprache kam.

Die Zeugnisse über sein bisheriges Leben, seine Ver-

mal mußte ich das im Mantel aufgefangene Waſſer ausſchütten. Ueberdies mache man ſich von einem Norwegiſchen Karren keine zu geräumige Vorſtellung, indem ich mit meinem Franzöſiſchen Reiſegefährten trotz und bei aller Freundſchaft, nicht ſelten in einige Discuſſion über das Placiren der Gliedmaßen gerieth. Doch hörte das Gefühl des Mein und Dein am Ende mit dem Erſterben derſelben auf, was man begreifen wird, wenn ich verſichere, daß ich beim Ausſteigen meine Füße noch für den beneidenswertheſten Theil des Körpers hielt, welche doch unſer Skiutsbonde zu ſeinem Kiſſen und Kutſcherſitz erwählt hatte. Sie waren wenigſtens warm und trocken geblieben. Als der übrige Körper völlig hingeſtorben, endete jeder Streit über den Platz und wir begnügten uns mit dem unverfänglicheren über klaſſiſche und romantiſche Poeſie. Er deklamirte aus ſeiner Franzöſiſchen, ich aus meiner Deutſchen Ueberſetzung von Scotts Lady of the lake, ein Gegenſtand, der uns hier vollkommen hinzugehören ſchien, und ſo überwanden Gallien und Germanien alle Schrecken der Scandinaviſchen Natur, oder wie der geneigte Leſer ſonſt

heirathung und die möglichen Motive beſchäftigten zuerſt das Gericht.

Peytel war 35 Jahre alt. Er hatte die Rechte ſtudirt, einige Zeit in Paris gelebt, dann ſich um einen Notariatsposten in Mâcon beworben. Die Kammer der dortigen Notare hatte ihn aber nicht zulaſſen wollen: wie der Angeſchuldigte behauptete, weil er nicht die gehörigen Stadien vorher durchgemacht, indem er nur 15 Monate bei dem Notar Cernaton gearbeitet, und überdem weil er ſich mit andern Arbeiten beſchäftigt und beſonders die Literatur ihn etwas von den Notariatsarbeiten abgeleitet gehabt. Die Vermuthung, daß man ihn zurückgewieſen, weil ſich Zweifel hinſichts ſeiner Aufführung erhoben, wies er mit Entruſtung von ſich. Es ſei Verleumdung. Nie habe man ihm deshalb Vorwürfe gemacht, nie wenigſtens, daß ſie zu ſeinen Ohren gekommen. Wäre das der Fall geweſen, ſo wurde er ſich zu rechtfertigen gewußt haben.

Seine ermordete Gattin, Mademoiſelle Felicia Alcazar, hatte er bei deren Schwager, einem Herrn von Montrichard, kennen gelernt. Er hatte ſchriftlich bei ihrer Mutter um ihre Hand angehalten, nachdem er im voraus mit ihrem Schwager ſich darüber verſtändigt. Man hatte ihm vorgeworfen, daß er, um die Mutter zur Einwilligung zu bewegen, ſeine Vermögensumſtände für beſſer angegeben, als ſie waren. Er behauptete, er habe ſie eher zu gering angegeben. Aber er hatte im Heirathscontracte angeführt, daß er ſeine Notariatsſtube vollſtändig bezahlt habe, während er noch 18000 Francs ſchuldete. „Alſo eine Lüge!“ — Peytel mußte hierauf ſchweigen.

Felicia Alcazar hatte einige Abneigung gegen die Heirath gezeigt. Am Hochzeitstage ſelbſt ſollte es zu

heftigen Zwistigkeiten zwischen beiden Verlobten gekommen sein. Peytel konnte nichts darauf erwidern, als daß er sich der Sache nicht entsinne und es auch nicht glaube.

Aus der Voruntersuchung — Zeugen scheinen vor Gericht darüber nicht weiter vernommen worden zu sein — ergaben sich noch vielerlei Andeutungen eines heftigen und oft wiederkehrenden Zerwürfnisses. Vor den Augen des Publicums erschien Peytel voller Rücksichten und Achtung gegen seine Frau; im Hause war er von einer außerordentlichen Heftigkeit gegen dieselbe und flößte ihr nur Schrecken ein. Seine Wuth, sein Aufbrausen war dann von einer Art, daß sie oft ihre Seele Gott empfahl.

In Peytel's Papieren hatte man merkwürdige schriftliche Declarationen der Verstorbenen gefunden, in denen sie ihm absagt. Es hatte den Anschein, als habe er zur Zeit, wo er noch, was ihn verdächtigte, vernichten oder bei Seite schaffen konnte, gerade diese Papiere absichtlich zurückgelassen, damit sie den Richtern in die Hände fielen. Er gab darüber die Auskunft: „Meine Frau führte sich schlecht auf. Ich machte ihr Vorwürfe, ich drohte ihr mit einer Erklärung; darauf schrieb sie freiwillig diese Erklärungen.“ Man hielt ihm vor: das Unrecht, oder die Thorheiten, welche seine Frau begangen, wären gewiß nur leichter Art gewesen, wie sie denn darauf zu so feierlichen, förmlichen Erklärungen gekommen sei, als: „„Ich bitte und flehe dich an noch ein letztes Mal . . . Ich beschwöre dich bei der Asche meines Vaters . . . Wenn ich mich gegen diesen feierlichen Schwur vergehe, so mögest du mich einsperren, wo es dir gefällt.““ — Es sei ganz unglaublich, daß eine junge Ehefrau um geringfügiger Albernheiten und Ungezogenheiten,

willen zu einer solchen Sprache sich gezwungen fühlen dürfte. — Peytel wußte darauf nichts zu erwidern: er sei zu angegriffen, verwirrt, er könne sich jetzt nicht darüber erklären.

Ueber dieses seltsame Verhältniß werden wir durch die gerichtlichen Verhöre nicht besser unterrichtet. Der Vertheidiger Balzac gibt uns einige Winke. Er sagt: Felicia Alcazar fehlte alle Erziehung. Ihre Unordnung, ihr Ungehorsam, ihr Widerstand gegen alle seine Wünsche waren keine angenehme Mitgift für ihren Ehemann. Denke man, wie ein Mann von heftigem Temperamente, unfähig, seine Aufwallungen zu bemeistern, dessen Ehrgeiz war, sich in der ersten Gesellschaft des Landes, wo er eingebürgert, oben auf zu erhalten, sich zusammennehmen mußte, um seine Ungeduld und Entrüstung bei ihrem ungebührenden Benehmen zurückzuhalten, seine Vorwürfe zu unterdrücken und immer neue Vergebungen zu verzeihen, die bei einer jungen, erst seit wenigen Monaten verheiratheten Frau schwer genug sind! Schlecht erzogen, aber keineswegs blöde, doch verlegen bei ihrer Kurzsichtigkeit, immer gezaugelt und, kaum losgelassen, wieder albern und vordreist, war ihre Leitung für ihn eine harte Aufgabe.

Schon zwei Monate nach ihrer Verheirathung hatte er seine Frau aufgefodert, ihr Testament zu machen, und zwar zu seinen Gunsten. Junge Eheleute pflegen, ehe sie Kinder haben, darin nicht so hastig zu sein. Er erwiderte, er habe selbst sein Testament gemacht, weil — er ein sehr unruhiges Pferd gehabt! Als seine Frau dies erfahren, habe sie auch das ihre machen wollen; er habe sie dazu nicht gedrangt, sie sei bei ihm ganz frei gewesen.

Noch weniger Auskunft gaben die Verhandlungen

wie sie uns vorliegen, über ein mögliches Motiv, welches Peytel's Diener zur Mordthat konnte bewogen haben. Er hatte Louis Rey erst im Juli desselben Jahres in seine Dienste genommen. „Meine Frau drängte mich sehr dazu, ihn zu nehmen," heißt es, ohne daß auf diese Worte weiter Bedeutung gelegt wäre. Peytel konnte oder wollte nichts weiter anführen, als daß er sich über mehre Veruntreuungen desselben zu beklagen gehabt. Auf die Erwiderung des Präsidenten, daß die Instruction herausgestellt, wie Louis Rey ein durchaus rechtschaffener Bursch gewesen, sagte Peytel: „Aber ich hatte mich doch über ihn zu beklagen;" und er gab keine andern Vermuthungen an, als daß Rey ihn berauben wollen.

Ueber die Lustreise Ende Octobers nach Mâcon wissen wir aus dem Obigen die Hauptumstände, wie Peytel selbst sie erzählt; Zeugen waren bei der Mordthat nicht zugegen. Diejenigen, welche über die Vorfälle nachher ein Zeugniß ablegen konnten, stimmten mit Peytel's Angaben überein. Es waren aber Zeugnisse über einige Nebenumstände, die ihn schwer verdachtigten.

Peytel war Abends um 5 Uhr in Bourg angekommen, aber erst um 7 Uhr weiter gefahren. Das war sehr spät für eine so rauhe Jahreszeit und bei einem beschwerlichen Gebirgswege. Peytel gab als Erklärung dafür: weil er zuerst der Absicht gewesen, in Bourg zu übernachten, dann aber habe er sich besonnen, daß den Tag darauf ein Festtag sei, wo er seine Geschäfte auf der Präfectur nicht besorgen könne; weshalb er sich entschlossen, die Nacht durch zu fahren. In Bourg hatte man ihn gesehen seine Pistolen laden? Es sei geschehen, eben weil er die Nacht durch fahren wollen. — Zu Roussillon sollte seine Frau sehr lebhaft gewünscht haben,

daß ſie dort übernachteten. Er beſtritt es; gerade ſie habe gedrungen, weiter zu reiſen. Der Präſident verſicherte, daß das Gegentheil durch die Vorinſtruction erwieſen ſei.

Nach jener Erzählung von der tragiſchen Kataſtrophe, die Peytel in abgeriſſenen Worten gegeben, ſchien er wie von einer furchtbaren Aufgabe erſchöpft, und ſank auf die Bank nieder.

Der Präſident faßte die Unwahrſcheinlichkeit, ja materielle Unmöglichkeit, die in dieſer Angabe enthalten ſeien, zuſammen. Um Peytel zu berauben, habe der Diener den Mord begehen ſollen! Aber er hätte nicht allein unklug, ſondern mit einem unglücklichen Leichtſinn gehandelt. Denn er hatte nichts zur Flucht vorbereitet, er war ohne Geld, ohne Paſſe, Papiere. Er hätte doch auch an den Fall denken müſſen(?), wo ihm die That nicht gelang, und ſich verſehen, wie er dann mit heiler Haut davon komme. Selbſt im Falle, daß ihm die That gelungen, wäre für den Räuber und Mörder wenig Erfolg abzuſehen geweſen. Peytel führte ſieben Geldſäcke mit ſich; dieſe ſind ſchwer; auf welche Weiſe, wohin hatte er ſie fortſchaffen ſollen? Die Grenze war zwar nahe, aber ſtark beſetzt; die Aufſicht im Savoyiſchen iſt überall hin ſtreng, beſonders aber nach dem liberalen Frankreich zu. Er, ein einzelner Mann, mußte, um ſein Verbrechen zu vollbringen, zwei Perſonen umbringen, und dazu hatte er, wie ermittelt werden, nur eine Piſtole, nicht einmal zum Succurs einen Dolch, ein Meſſer. Eine Piſtole, einmal abgeſchoſſen, iſt ein nutzloſes Werkzeug. Auch das Ringen mit einem jungen und kräftigen Mann wäre ein thörichtes, verderbliches Unternehmen geweſen. Nach dem erſten Schuß ſollte der Diener, nach Peytel's Ausſage, die Flucht ergriffen haben;

aber ſtatt ſich links oder rechts in die Wälder zu werfen, welche ihm einen ſichern Zufluchtsort geſtatteten, hielt er ſich auf der breiten Straße, er lauft gerade vor ihm her, auf die Gefahr hin, einem Reiſenden zu begegnen, der ihn anhalten kann. Noch unbegreiflicher erſcheint es, daß Peytel den vor ihm Fliehenden allüberall eingeholt haben ſollte. Louis Rey war jung, kräftig, ſchlank und hoch gewachſen. Wenn er ſchon einen Vorſprung hatte und Peytel mußte erſt nach ſeinen Piſtolen greifen, dieſe aufziehen, abſchießen und dann vom Wagen herunterſpringen, wie ſollte er den jungen Menſchen, welcher ohne Zweifel ebenſo ſchnell als er lief, ſo erreichen, daß er ihn mit dem Hammer treffen konnte, und das in ſo geringer Entfernung von dem Orte des erſten Angriffs?

Peytel hatte auf alles Dieſes nichts zu erwidern, als daß er leicht beweglich ſei, gut laufen könne, und daß er glaube, ſein Diener habe in einem ſeiner Beine ein Hinderniß gehabt, er wiſſe nur nicht, in welchem. Wenn er, Peytel, nach dem erſten Schuſſe, der ſeine Gattin niedergeſtreckt, Zeit gehabt, ſeine Piſtolen zu ergreifen, ſie zu ſpannen und zu ſchießen, und er doch den Diener ſchon in ſo geringer Entfernung eingeholt, ſo ſei es ja möglich, daß der letztere eine Zeit lang nicht geflohen ſei und ihn erwartet habe.

Auf Befragen erklärte Peytel nochmals, ſeine Frau habe auf der linken Seite des Wagens geſeſſen, mit ihrem Kopf auf ſeiner, Peytel's, linken Schulter gelehnt, der Diener aber lief auf der rechten Seite des Wagens.

Dann aber hätte der Mörder, uber ihn, Peytel, hinweg in den Wagen, und auf ſeine Frau ſchießen müſſen!

Noch mehr: Die Piſtole muß faſt mit der Mundung ihr Ziel berührt haben; denn man fand die Augenwim-

vern und Augenbrauen vom Pulver angesengt oder ganz verbrannt. Um diese Wirkung hervorzubringen, hat die Pistole etwa drei Zoll vom Kopfe des Opfers abgedruckt werden müssen. In diesem Falle hatte aber der Meuchelmörder auch seinen Arm geradezu auf die Brust des Ehegatten lehnen müssen.'— Diese Unwahrscheinlichkeit grenzt schon an Unmöglichkeit, wenn man an Peytel's anderweitiger Aussage festhält.

Noch mehr: Die Leichenschau hatte ergeben, daß die Gemordete von zwei Pistolenkugeln getroffen worden. Ja diese zwei Kugeln waren von zwei Seiten und in verschiedener Richtung eingedrungen. Die eine war von oben nach unten gegangen, die andere horizontal, die eine von rechts nach links, die andere von links nach rechts; dergestalt, daß beide Kugeln bei ihrer entgegengesetzten Richtung sich möglicher Weise hätten treffen können. Hiernach ist es über allen Zweifel, daß der Mord das Werk zweier Schüsse gewesen. Diese beiden Kugeln konnten nicht bei einer Ladung und aus einem Kugelrohr hervorgehen, und der Mörder hatte nur einmal geschossen und nur eine Pistole!

Was antwortete Peytel darauf? — Es gäbe seltsame Combinationen in der Wirkung der Feuerwaffen!

Seine Frau hatte, seiner Aussage zufolge, nachdem der erste und einzige Schuß gefallen, ausgerufen: „Ach mein armer Mann, nimm deine Pistolen!" Das war aber nach dem Bericht der Sachverständigen unmöglich. Die Kugeln hatten das Nasenbein zerschmettert. Hiernach konnte sie, ein Mal getroffen, auch nicht ein einziges bestimmtes Wort mehr sprechen.

Die ermordete Frau hatte aber noch mehr gethan, nachdem sie erschossen war. Sie hatte sich, so lautete wenigstens Peytel's erste Aussage, nach seiner Ankunft

in Belley — nachdem der Schuß gefallen, aus dem Wagen gestürzt und war davon gelaufen, um erst am Rande des Wassers in dasselbe hineinzustürzen! — Im Verhor änderte Peytel seine Aussage. Er habe das nie als ein Factum angeführt, welches er selbst mit Augen gesehen, sondern als seine sehr natürliche Vermuthung.

Peytel war, als er nach Hülfe rief, die Straße zurückgelaufen, nach dem Hause des Schmieds. Auf diesem Wege wollte er auch seinen Wagen wieder gefunden haben, 600 Schritte von dem Orte des Mordanfalls. Es wäre aber höchst seltsam gewesen, wenn das Pferd, nach einem solchen Verfall, statt im Trabe gerad' aus zu laufen, nach Belley, wo sein Stall war, plötzlich aus freien Stücken Kehrt gemacht und die kaum zurückgelegte Reise von Neuem angefangen hätte!

Peytel meinte, es könne wol von selbst Kehrt gemacht haben; möglich aber auch, daß seine Frau, als sie aus dem Wagen gesprungen, an den Zügeln gerissen und dem Thiere eine falsche Richtung gegeben habe.

Als er die Frau angeblich aus dem Wasser zog, will er sie an dem grünen Abhange etwas auf die Seite niedergelegt haben; er hielt sie nur für ohnmächtig, nicht für todt. Durch die Untersuchung hatte sich aber ergeben, daß er sie mit dem Gesicht gegen die Erde niedergelegt. War dies geschehen, um sie schneller wieder zu sich zu bringen? Peytel entschuldigte sich, daß er nicht gewußt, was er gethan. Der Richter bemerkte, daß schon der Instinct, das Gegentheil davon zu thun, ihn gelehrt haben müsse. Er antwortete: „Mein Instinct war, sie aus dem Wasser zu ziehen, und das habe ich gethan."

Auch die sorglose Art, wie er sein verwundetes Weib in den Wagen werfen lassen, halb nackt, die Röcke

weit zurückgestreift, deutete sowol darauf, daß er überzeugt sein mußte, nicht eine Ohnmächtige, wofür er sie zu halten noch immer vorgab, sondern einen todten Körper neben sich zu haben, als auf eine entsetzliche Roheit und Gleichgültigkeit gegen eine Gattin, die ihm eben auf eine so gräßliche Weise entrissen war.

An der Stelle, wo der Leichnam des Dieners lag, hatte man nicht allein die Pistole gefunden, mit welcher derselbe angeblich auf die Frau geschossen, sondern auch ein Stück zerknülltes, graues Papier, und die schwere Decke, welche ihm während des Regens als Mantel gedient. Er mußte diese also um die Schultern geschlungen gehabt haben, als Peytel's Hammerschläge ihn niederstreckten. Dennoch wäre der verwegene Raubmörder, der mit nichts bewaffnet war, als einer Pistole, der zu einer so gefährlichen That der ganzen Spannkraft seines Körpers, der ganzen Leichtigkeit der Bewegungen bedurfte, vom Wagen mit der schweren Decke herabgesprungen, einer Decke, die er noch dazu mit der einen Hand beständig festhalten mußte, damit sie nicht herabfiel. So geht der Mörder an sein Werk. Peytel hatte keine andere Rechtfertigung dafür, als die Decke sei möglicher Weise vom Wagen heruntergefallen.

Der Verdacht, den die Anklage ausgesprochen, war: daß die größere Pistole, welche beim Leichnam des Dieners gefunden worden, Peytel zugehört, daß er dieselbe, um seine Erzählung zu unterstützen, absichtlich neben die Leiche des Dieners geworfen, und daß das graue Papier die Hülle gewesen, in welcher er das Mordwerkzeug bis zum entscheidenden Augenblicke verborgen gehabt. Nach der Benutzung habe er den Umschlag fallen lassen.

Es scheint bei diesem Processe Vieles in der Voruntersuchung abgethan worden zu sein, was man, gegen

sonstige Gewohnheit, nachher bei den Assisen nur historisch anführte, ohne die Zeugen deshalb noch einmal zum Erscheinen in dem entfernten Bourg zu nöthigen. Natürlich waren dies nur Umstände, auf die bei Beurtheilung der Sache kein besonderes Gewicht gelegt wurde. So hatte man die betreffende Pistole nach Lyon geschickt. Ein Trödler erkannte sie als eine Pistole, welche er selbst in seinem Magazin gehabt und an Jemand verkauft; an wen entsann er sich nicht, wol aber, daß er Peytel öfters in seinem Magazin gesehen, was dieser auch nicht bestritt.

Die Mehrzahl der vor den Assisen vernommenen Zeugen konnte nur über Nebenumstände berichten, über Peytel's früheres Leben; sie waren nur Vertreter der Meinung über ihn im Publicum, und da sie meist der Familie seiner ermordeten Gattin angehörten, nicht ganz unverdächtigt wegen Theilnahme, Mitgefühl und Voreingenommenheit.

Das Gutachten der Aerzte war sehr entschieden. Es lautete:

„Beide Verwundungen zeigten eine verschiedene Richtung und verschiedene Merkmale. Die Wunde an der linken Seite der Todten, die horizontal von der Linken nach der Rechten ging, hatte eine ziemlich regelmäßige Gestalt; die Haut ringsum hatte ihre natürliche Farbe behalten. Um die Verwundung an der rechten Seite, die von Oben nach Unten und von der rechten nach der linken Seite ging und von einer unformlichen Kugel hervorgebracht war, war die Haut schwarz und überstreut mit eingedrungenen Pulverkörnern, welche von einander etwa einen Zoll entfernt waren. Diese Körner, die bei einem Schuß aus einiger Ferne sich nothwendiger Weise ausbreiten müssen, waren auf einen ziemlich

die Freuden und Leiden unserer Lage benennen will.

Zwar erst kurz vor Mitternacht, also in allen Schrecken eines nächtlichen Gebirgsweges, von Regenströmen bis zur Schwelle begleitet, erreichten wir glücklicher Weise in Koorsegaard das beste Wirthshaus auf dieser ganzen Tour. Hier eröffnete sich eine Scene, die wir leider noch oft zu wiederholen genöthigt waren. Feuer! war erster Ruf, und bald flammte es in dem Kamine lustig in die Höhe, daß der Schein der Lampen und Talglichte dagegen trübe wurde. Aber mit dem Lichte kam nicht zugleich die Wärme. Fühlten auch die mit jedem Tage mehr gestärkten Körper sich bald behaglich; die wollenen Kleider, welche den ganzen Ingrimm des regnerischen Tages in sich aufgenommen, waren hartnäckiger in ihrem Trotze. Dazu bedurfte es in der That einiges Raumes, die durchweichten Mäntel, Röcke, bis respective zu den Strümpfen hinab, von fünf Reisegefährten, aufzuhängen, weshalb denn zuweilen die verschiedenen Rechte durch ein Prioritäts-Verfahren geschlichtet werden mußten. Gehörte doch solch ein freundlich kindlicher Streit recht eigentlich hierher in das patriarchalische

engen Raum zusammengedrängt. Die Wimpern waren verbrannt, die Augenbrauen aber nur noch ein schwarzer Staub, den man mit dem Finger abrieb. Aus diesen Wahrnehmungen ziehen wir den Schluß, daß beide Wunden durch zwei verschiedene Schüsse hervorgebracht sind, und daß der eine von ihnen fast mit der Mündung des Gewehrs am Kopfe selbst abgefeuert worden. Denn wäre es nur eine Abfeuerung des Gewehrs mit zwei Kugeln gewesen, so hätte die kleine Entfernung von der Pistolenmündung und der Wunde an der rechten Seite nicht gestattet, daß die Kugeln so weit auseinander gingen, als der Befund gezeigt hat. Uebrigens näherten sich die Kugeln in ihrem Ziele, statt sich zu entfernen. Desgleichen waren wir der Ansicht, daß der Tod des Opfers augenblicklich, oder doch wenigstens sehr bald nach dem Schusse erfolgen müssen, und daß der Schuß auf der rechten Seite ihn zunächst zur Folge gehabt hat."

Befragt, ob sie glaubten, daß die Dame Peytel durch ein Ertränken könne ums Leben gekommen sein, erklärten sie, daß ihre Kleider zwar durch und durch naß gewesen, aber weder Lunge noch Magen Anzeichen einer solchen Todesart an sich getragen. Nach der Verwundung habe übrigens die Ermordete weder aus dem Wagen steigen, noch deutliche Worte sprechen können. Wenn die erste Wunde ihr auch gestattet, noch einige unarticulirte Laute zu äußern, so habe doch die zweite dies ganz unmöglich gemacht.

Als Sachverständiger über die Wirkung der Schüsse ward auch noch ein Artillerieofficier vernommen. Zuvörderst erklärte derselbe, daß die kleinen Pistolen, welche Peytel bei sich geführt, die Wunden und übrigen Merkmale, welche der Leichnam der Ermordeten an sich ge-

tragen, nimmermehr verursacht haben konnten. Der Schuß, wenn er die Pulverkörner, wie hier bemerkt, in die Haut eintreiben sollen, habe höchstens 4 Zoll, die Mündung von dem Kopfe entfernt, losgefeuert werden müssen; um die Augenhaare zu verbrennen, gebe er als höchste Entfernung eine von 6 Zoll zu. Durch einen Ricochetschuß hätten nimmermehr solche Verwundungen entstehen können, als die Aerzte sie beschrieben. Diese ganze Annahme sei aber auch an und für sich nicht zulässig. Es wären am Wagen durchaus keine Merkmale sichtbar, noch die Einrichtung des Wagens danach angethan gewesen. Die Wunden selbst hätten, aller Wahrscheinlichkeit nach, nur mit der großen Pistole beigebracht werden können.

Die Reden der Advocaten boten weniger von dem Interesse, welches minder wichtige Rechtsfälle in Frankreich schon um der aufgewandten Beredtsamkeit willen berühmt gemacht hat. Diese erhielt der Fall, der freilich schon durch die Persönlichkeit des Angeschuldigten und das Räthselhafte der That die allgemeine Neugier erregt, erst durch die Vertheidigung eines namhaften Schriftstellers. Die Jury sprach, nach einer kurzen Berathung, das Schuldig aus, und der Gerichtshof die Todesstrafe über Peytel.

Während das Cassationsgesuch des Verurtheilten eingereicht wurde, trat der Schriftsteller Balzac als sein Vertheidiger durch eine besonders herausgegebene Schrift vor dem großen Publicum auf; ein Verfahren, was man ihm so verdacht hat, wie von Kobbe dessen Intervention für den Raubmörder Ramcke. Wir haben uns und unsere entgegengesetzte Ansicht in dem Bericht über

diesen Fall ausgesprochen *). Wo es das theuerste Gut eines Menschen retten gilt, das Leben eines Verurtheilten, hat nach unserer Ansicht Jeder, der sich von seiner Unschuld überzeugt hält und die Fähigkeit zutraut, das Wort für ihn zu führen, auch das moralische Recht dazu. Bei Balzac kam noch der Umstand hinzu, daß Peytel ihm früher in Paris befreundet gewesen.

Wie schwer oder leicht auch das Gewicht der von Balzac vorgebrachten Gründe sei, verdanken wir doch seiner Schrift einige Einblicke in die persönlichen Verhältnisse, welche in der Mittheilung der gerichtlichen Verhandlung uns entgingen.

Balzac, der Peytel in Paris kennen lernte, schildert ihn als einen Mann von sanguinischem Temperamente, lebhaft, von sich eingenommen, mit einer großen moralischen und physischen Kraft begabt, leidenschaftlich, unfähig seine ersten Aufwallungen und Gedanken zu bekämpfen, stolz, in einem gewissen eitlen Streben weit über die Wahrheit hinausgehend, wenn er einen ausgesprochenen Satz festhalten wollte, aber — von Herzen gut.

Er macht es der Untersuchung zum Vorwurf, daß sie mit Vorurtheil sein ganzes vergangenes Leben durchwühlt habe, um die Wurzel zu einem Verbrechen zu finden, welches ihr sonst nicht wohl erklärlich gewesen wäre. Er verallgemeinert diesen Vorwurf gegen die Gerichte, gegen die öffentlichen Ankläger, daß sie nur die Thaten und Begebenheiten aus einem abgeschlossenen Leben herausgriffen, welche der That entsprachen, nach deren Motiven sie suchen, während alle übrigen, denen

*) S. d. Fall Ramcke. Neuer Pit. Zb. VIII.

widersprechenden, Handlungen, Gedanken unbeachtet von ihnen bei Seite geworfen wurden.

Balzac rügt, daß die öffentliche Anklage Pentel Habsucht und Geldgier vorwirft, weil er ein Verbrechen begangen haben soll, dessen Motive sie nur in diesem Hange finden kann, und sein nächstes Bemühen ging deshalb dahin, auszuführen, daß er sich keine Unredlichkeit in seinem Leben zu schulden kommen lassen, und daß die deshalb verbreiteten Gerüchte von der Böswilligkeit seiner Gegner erfunden oder travarirt worden. — Wir glauben diese Punkte seiner Vertheidigung für unsere Leser übergehen zu können. Die subjectiven Ansichten von der Rechtlichkeit eines Menschen können sehr verschieden sein, und wären auch die Gründe, welche die Notariatskammer zu Mâcon bestimmten, ihn in ihre Reihen nicht zuzulassen, wie es den Anschein hat, keine vor ernsterer Prüfung Stich haltende, so mag uns das eine Factum ebensowenig eine entgegengesetzte Ansicht über ihn zu beibringen, womit Balzac seinem Freunde den Stempel der Rechtlichkeit aufdrücken möchte, nämlich daß, als in einer großen Kasse, die er zu Lyon zu verwalten gehabt, bei der Abnahme 1000 Francs gefehlt, er dieselben sofort aus seiner Tasche ersetzt, obwol bald nachher der Irrthum sich herausgestellt und von den Revisoren die 1000 Francs wirklich vorgefunden wären. — Wichtiger ist die Bemerkung, daß er sich selbst nicht für schuldig gehalten haben könne. Ein der Unredlichkeit wirklich Bezüchtigter, der nicht im eigenen Bewußtsein eine starke Stütze gefunden, würde ausgewandert sein, anderswo sein Glück zu versuchen. Das Factum, daß er dies nicht gethan, sondern in nächster Nähe von dem Mâcon, wo er jene Rüge erfahren, sprächen deutlich dafür, daß er sich von derselben nicht getroffen gefühlt. Und die

Probe dafür: daß er, der Rüge der Notare in Mâcon ungeachtet, doch als Notar in Belley aufgenommen worden. Irrthümer möge und werde er begangen haben; in einer chriſtlichen burgerlichen Geſellſchaft ſei es aber grade Aufgabe, den irrenden Jünglingen Mittel und Zeit zu gewähren, von ihren Irrthümern ſich los zu machen, und was ſie ſchlecht gemacht, wieder gut zu machen.

Balzac tadelt, daß bei der Unterſuchung nicht ſtrenger darauf gedrungen wäre, die einzelnen Acte anzugeben, welche ſeinem früheren Leben den Vorwurf der Unredlichkeit oder Taktloſigkeit zugezogen. Er macht hierbei eine eigenthümliche Bemerkung: „Man weiß gar nicht, wie ein Verdacht der Unredlichkeit, die Anſchuldigung eines unordentlichen Lebens oder einer ſolchen Geſchäftsführung auf die Geſchworenen von Wirkung ſind. Fehler in dem Soll und Haben vergeben ſie nicht. Ein Angeklagter, der in ſeinen Rechnungen eine gehörige Bilanz gezogen hat, erſcheint ihnen ſehr ſelten als ſchuldig. La Ronçiere's Schulden fielen ungeheuer ſchwer ins Gewicht bei ſeiner Verurtheilung . . . *).

Ein Weinhändler, ſein ehemaliger Schulcamerad, hatte geſagt: er würde Peytel auf Credit auch nicht eine Flaſche Wein verabfolgen laſſen. Dieſer Umſtand ſollte auf die Geſchworenen von großem Einfluß geweſen ſein, aber die Anführung war ein Scherz. Der Kaufmann in Mâcon brauchte Peytel keine Flaſche Wein verabfolgen zu laſſen, weil Peytel ſelbſt in Mâcon Weinberge beſaß! Dagegen

*) Siehe den Fall La Ronçiere. Neuer Pit. Th. VI. Mehr durfte ein Franzoſe nicht ſagen über einen durch die Jury abgeurtheilten Fall, als Balzac hier gethan, ohne ſich ſelbſt einer Anklage auszuſetzen.

hatte Pentel seit 12 Jahren ein und denselben Schneider, den er wie der wohlrangirteste Bürger bezahlte; aber dieser Schneider, Buisson, in Paris, reichte ihm die Rechnungen nur alle drei Jahre zur Saldirung ein, d. h. wenn er tausend Thaler zu erhalten hatte. Der Schneider, ruft Balzac, ist das Kriterium des Credites eines jungen Mannes.

Balzac selbst gibt ihm hinsichts seines Aufenthaltes in Paris, in den Kreisen der Literaten, das Zeugniß, daß er ein von der Verschwendung und dem Leichtsinn entferntes Leben geführt, und, statt Geld zu borgen, eher Geld an Freunde ausgeliehen habe, oft mit der Gefahr es zu verlieren. Ein Avanturier verspiele nicht sein, sondern Anderer Geld.

Ja der Schriftsteller und Defensor geht in dem Eifer der Vertheidigung hinsichts grade dieses Punktes der Rechtlichkeit seines Schützlings so weit, daß er wieder anklagt. Er fragt: Ihr Obrigkeiten und Richter, seid Ihr denn, bei Ausübung Eures Amtes, von allen den Gesetzen befreit, denen wir andere Bürger unterliegen? Jemand öffentlich des Schwindels beschuldigen, gibt diesem das Recht zu einem Injurienproceß. Der Injuriant hat nicht einmal das Recht, den Beweis zu führen, daß seine Anführung wahr sei; er wird ohne Gnade verurtheilt. Hat nun die öffentliche Anklage ausnahmsweise das Privilegium, eine Person der Schwindelei zu bezüchtigen, ohne verpflichtet zu sein, den strengen Beweis darüber zu führen? Wo sie es thut und nicht beweisen kann, begeht sie da nicht ein Unrecht, ein Verbrechen, während die Privatperson in der Regel nur eine Uebereilung begangen hat, wofür sie bestraft wird? — Eine Frage ernster Art, die über die Grenzen dieses Processes hinausgreift. Noch existirt in keinem Gesetzbuch ein

Geſetz, welches den unſchuldig Verdächtigten, Angeklagten, und den Dulder um fremde Schuld in integrum zu reſtituiren auch nur den Anſatz nähme!

Peytel ſtand in Belley in üblem Geruche, dies iſt ein Factum, welches unbeſtreitbar aus den Proceßverhandlungen hervorgeht. Balzac gibt ſich Mühe, den Grund davon nicht in den falſchen oder wahren Gerüchten über ſeine frühere Aufführung zu ſuchen, ſondern in ſeiner ſpeciellen und allgemeinen Stellung als ein Fremder aus Paris zu dem Provinzialen. Der Wucher erſchöpfe das Departement de l'Ain an der ſavoyiſchen Grenze. Dies zu beurtheilen, zu würdigen, wiſſe Niemand beſſer als der Notar. Peytel habe das Uebel ſofort erkannt und alle ſeine Anſtrengung darauf verwandt, die Laſt der unnatürlich hohen Zinſen zu verringern. Er habe dadurch vielen Einzelnen geholfen; das aber ſeien arme Landbauern, deren dankbare Stimme über der anderen Laſt ihrer ſauren Arbeit verhalle. Die Vermögenden, die vom Wucher gelebt, wären insgeſammt ſeine Feinde geworden; ſie hätten ihn mit ihrem Haß, ihren Anſchuldigungen verfolgt. Wenn einmal ein Pariſer mit ſcheelen Augen in einer Provinzialſtadt angeſehen werde, ſo ſei er verloren. Er ſei der Gegenſtand ununterbrochener boshafter Bemerkungen, Beobachtungen und Anſchuldigungen; was er thue, werde ihm übel ausgelegt. So hätten Viele in der Provinz im Concubinat gelebt, wegen der großen Koſten der Heirathscontracte. Deshalb habe er ſich gegen den Biſchof erboten, für die Armen die Heirathscontracte gratis auszufertigen, um die Sittlichkeit zu fördern. Sofort habe man ihn der religiöſen Heuchelei und des Jeſuitismus beſchuldigt. Um ihn bei den Liberalen anzuſchwärzen, hieß es, noch als er im Gefängniß ſaß, er habe keine Meſſe verſäumt; um die

Devoten von der Theilnahme abzuschrecken, man habe abscheuliche Dinge und Schriften bei ihm gefunden, die von einer zügellosen Unsittlichkeit sprächen!

So stand Peytel seinem Publicum gegenüber; da fand das tragische Ereigniß statt. „Einige Büchsenschüsse von der Stadt Belley entfernt, um 11 Uhr Abends auf der großen Straße, werden zwei Personen gemeuchelmordet, die Frau und der Diener. Eine Person überlebt den Vorfall. Auf einer von den Douaniers, der Grenze wegen, streng bewachten Straße, in geringer Entfernung von einem Flusse, wo die Leute Nachts heimlich fischen, zwischen dem Dorfe Rothonod und der Meierei la Bâty, nur 50 Schritte entfernt von dem Hause eines Schmiedes, will es der Zufall, daß gar kein Augen- und Ohrenzeuge zweier furchtbarer Mordthaten auftritt. Die Mordthaten sind übrigens vollführt mit einer oder zwei Pistolen und einem Hammer, welche Werkzeuge sämmtlich zum Gepäck der Reisenden gehören. Endlich nimmt der Ueberlebende die Verantwortlichkeit wegen des einen Menschenmordes auf sich. In Mangel vom andern muß man Peytel glauben, zumal wenn seine Erzählung Alles erklärt und die öffentliche Anklage, nichts erklärend, ans Absurde streift." (!?)

Ohne Grund und Ursach einen Mord begehen, verrathe eine Schwäche, Krankheit, eine Verirrung des Verstandes, die bei Peytel anzunehmen nichts Veranlassung gebe. Also habe man nach einem Grund, einem Interesse suchen müssen. Seinen Dienstboten, einen armen Findling, umzubringen, da ein Motiv zu finden, sei auch dem raffinirendsten Scharfsinn nicht möglich gewesen; also habe die Anklage herausgefunden, daß er seine Frau umgebracht, und demnächst den Diener, um die That zu verbergen.

Eine Frau könne man, nach den traurigen Grundsätzen unserer socialen Verhältnisse, nur umbringen, um ihr Vermögen zu erben, aus Abscheu, und um, in ehebrecherischer Liebe zu einer andern, sie los zu werden! — Um ein Motiv zu haben, seine Frau, ihres Vermögens wegen, umzubringen, sei es, nach Balzac's Ansicht, nothwendig, daß Peytel arm, verschuldet gewesen. Balzac rechnet nun aus, daß Peytel's Immobiliarvermögen, mit Hinzuschuß dessen, was er von seiner Mutter zu erwarten, an 97000 Francs betragen habe. Mit Hinzurechnung seines Mobiliars und andern beweglichen Vermögens, so wie seiner Einnahme, sei er ein Mann von 114000 Francs. Felicia Alcazar's Mitgift habe sich dagegen nur auf 60000 Francs belaufen. Wenn im Heirathscontract die Gütergemeinschaft zu Gunsten des Ueberlebenden bedungen worden, so sei dies auf ausdrückliche Zustimmung der Mutter der jungen Frau geschehen, weil man ihr begreiflich gemacht, daß diese mehr dabei gewonne, als ihr Mann. Demnach habe Peytel durch den frühern Tod seiner Frau schon nach dem Heirathscontracte wenig Vortheil für sich zu erwarten gehabt. Auch in Folge des Testamentes habe er, nach Abzug Dessen, was der Mutter zufiel, nur 8311 Francs 48½ Centimen gewinnen können. — Und um 8311 Francs 48½ Centimen sollte er seine Frau umgebracht haben!

Nun aber war Peytel's Frau schwanger. In drei Monaten ware sie niedergekommen. Starb sie, so hatte er dieselben Vortheile wie vom Morde gehabt, brachte sie ein Kind zur Welt, so wäre der im Testament der Mutter, der Madame Alcazar, reservirte Theil durch das Kind ihm anheimgefallen; außerdem hatte er durch das Kind einen Anspruch auf den vierten Theil des Ver-

mögens seiner Großmutter erworben! — Er habe demnach unklug gerechnet, wenn er um des Vortheils willen sein Weib umgebracht.

Sollte aber das Motiv der Abscheu gegen seine Frau gewesen sein? — Der Abscheu war aber auf Seiten der Frau gegen den Mann. Peytel suchte sie auf, und sie floh ihn; dies gehe aus allen Zeugenaussagen hervor. Ein Mann, der seine Frau nicht mag, suche eine oder mehre andere auf. Hierüber schweige aber die Anklage; Peytel habe in Belley ein ganz vorwurfsfreies Leben geführt.

Ja er sei gut gegen Felicia gewesen, und habe von ihrer Entbindung, der er mit Sehnsucht entgegengeblickt, eine vortheilhafte Veränderung für ihren Charakter erwartet. Ein Brief an seine Mutter drücke seine Freude, seine Hoffnungen aus. Sein ganzes Trachten sei gewesen, die Eintracht, eine geordnete Wirthschaft herzustellen. Die Anklage stelle ihn als stolz, übereitel, voller wilder Leidenschaften dar, deshalb von seiner Frau verachtet. Wenn dies der Fall gewesen, so hätte ein Mann wie er, Alles daran setzen müssen, ihren Widerwillen zu überwinden, ihr einen anderen Begriff von sich beizubringen. Durch den Mord konnte er sie nicht anders machen. Wer, wie er, sich an der pariser Civilisation abgetrieben (s'est frotté) wisse andere, sicherere Mittel. Eine Nebenbuhlerin wirke alsdann Wunder.

Demnächst geht Balzac die verhängnißvolle Reiseroute, die zur Sprache gekommenen Indicien durch. Wenn Peytel ausgereist gewesen, in der Absicht, seine Frau unterweges umzubringen, weshalb habe er denn die lockende Gelegenheit der Localität hinter Bourg verabsäumt, und die That erst kurz vor dem Ort ihrer Bestimmung ausgeführt, wo die angegebenen Hindernisse

Land alter Sitte, wo Noth und Bedürfniß den Menſchen zwingen, zuerſt an das Nächſte zu denken.

Hier nahmen wir Abſchied von dem Luxus des Norwegiſchen Lebens, und man wird mir keine ſchwelgeriſchen Geſinnungen vorwerfen, wenn ich ſage, daß der Luxus in dem ordentlich ausgebackenen Brod der Hauptſtadt beſtand. Ich habe nie geklagt über das ausgetrocknetſte Kleiebrod in ärmeren Gegenden unſeres Vaterlandes; ich habe mit guter Laune, in Frankreich, das vierzehn Tage alte Weizenbrod der Picardie-Bauern hinuntergewürgt, aber Brod bleibt für Reiſende ein Bedürfniß, das er in den nordiſchen Gegenden ungern vermißt. Das Schwediſche Knackebröd, eine Art Schiffszwieback, beſſer oder ſchlechter nach den dazu genommenen Materialien, mundet zwar zuerſt wenig dem an ein wohl und elaſtiſch ausgebackenes und geſundes Deutſches Brod Gewöhnten. Gegen ein Norwegiſches Flabröd iſt es aber Ambroſia, wie wir bei der Rückkehr nach Schweden empfanden. Nur in den größeren Städten backt man auf Deutſche Weiſe aus Roggen und Weizen unſer ſogenanntes Bäckerbrod. Im ganzen übrigen Nor-

die Ausführung erschwert und so leicht zur Entdeckung geführt hätten? Wo ein Schmied und sein Sohn ganz in der Nähe wohnen, wo die diebischen Fischer die Nächte durch auf den Kähnen, wo die Douaniers hinter allen Büschen auf der Lauer nach Schleichhändlern liegen, wo außerdem ein Dorf, ein Vorwerk in nächster Nachbarschaft sind und aus dem nahen Belley jeder späte Wanderer als einem Bekannten ihm begegnen kann? Weshalb nicht die That vollbracht an jenem Alpensee, wo er mit einiger Anstrengung seine beiden Opfer und den Wagen und das Pferd in den tiefen See hinabstürzen und auf immer habe verbergen können? (Weshalb begeht ein schlauer Verbrecher, der seine That vielleicht Jahre lang erwogen, vorausbedacht, im Augenblick der Ausführung, im Affect der Wuth und der Furcht, Verstöße, die ein Einfältiger vermieden hätte?)

Er habe doch nur nöthig gehabt, ein Opfer zu tödten? Weshalb habe er sich die schwere Aufgabe aufgeladen, zwei Menschen zu ermorden, da es ihm doch nicht an Gelegenheit könne gefehlt haben, mit der Frau allein zu reisen? Die Chancen im Kampf mit Zweien wären immer zu Ungunsten des einen Angreifenden. Hätte er sie ersäuft, so hätten die Sachverständigen schwerlich am Leichnam die Hand Dessen entdeckt, der sie ins Wasser stieß.

Wäre in jenem mysteriösen Kampfe, ruft Balzac ebenfalls mysteriös aus, Peytel von Louis Rey erschlagen worden, so wurden heute unfehlbar zwei Häupter auf dem Schaffote fallen. Sicherlich, es gabe kein Mittel, Madam Peytel und Louis Rey vor der Verurtheilung, vor dem Tode zu schützen. — — Wenn nun aber Louis Rey und Peytel Beide geblieben wären und Felicia Alcazar wäre allein lebend, die beiden Leichen neben

ſich im Wagen, in Bellev eingetroffen, wurde ſie nicht angeklagt worden ſein, den Tod des Gatten und des Dieners in einem furchtbaren Duell veranlaßt zu haben?“

Balzac drang auf eine neue Inſtruction, weil Unterſuchung und Urtheil fehlerhaft ſeien. Er rügt, daß jene nicht auf der Stelle auf der Straße die Fußtritte der drei handelnden Perſonen, gleich wie den Eindruck der Räder im Boden beobachtet und feſtgeſtellt habe; wie weit die Fußtritte Louis Rey's vom Wagen ab zu entdecken geweſen; ob Felicia Alcazar's Fußtritte vom Wagen ab bis zum Fluſſe zu verfolgen geweſen, ob ſie allein gegangen, oder in Begleitung?

Balzac's Intervention und Vertheidigung gehören weſentlich wenn nicht zu dieſem merkwürdigen Proceſſe ſelbſt, doch zur Geſchichte deſſelben; ein Proceß, der zum Theil noch heut mit einem Dunkel bedeckt iſt. Wir mußten ſie daher wenigſtens im Auszuge mittheilen. Abgeſehen von ihrer Nachhaltigkeit wirft ſie verſchiedene Lichter und Schatten auf Verhältniſſe, die nach den dürren Auszügen aus den gerichtlichen Verhandlungen uns unklar blieben.

Die Beurtheilung ihrer Kraft überlaſſen wir dem Leſer; ihre Wirkung auf das franzöſiſche Publicum hat ſie verfehlt. Man warf, vielleicht mit Unrecht, Balzac vor, daß nur Eitelkeit ihn dazu getrieben, daß er, um ein anderer Voltaire zu werden, ſich einen andern Jean Calas aufgeſucht habe, ohne die Unſchuld zu finden.

Das Fundament ſeiner Vertheidigung wird der Zubilligung keines Vernünftigen entbehren: daß er nämlich die Perſönlichkeit eines Angeſchuldigten gegen das Vorurtheil in Schutz nimmt, welches aus allen Handlungen

seines ganzen Lebens nur die Umstände herausſucht, die, allein betrachtet, ihn in ungünſtigem Lichte und demnach als einen Menſchen darſtellen, zu dem man ſich eines Verbrechens verſehen könne. Hierin wird nur zu oft gefehlt. In wie weit es ihm gelungen, kann Niemand aus der Ferne beurtheilen." Noch mislicher iſt dies hinſichts des verſuchten Beweiſes, daß er von dem Morde keinen Vortheil gehabt, es alſo an einem Motiv gefehlt. Aus der Beurtheilung der berühmteſten, vielfach durchgeſprochenen Criminalfälle, wie der des Fualdes, Fonk's, ſahen wir, wie ſchwierig es iſt, in verwickelten Vermögensverhältniſſen eine klare Anſchauung der Sachlage vor Gericht zu gewinnen. In dieſem Falle ſcheint aber darüber vor dem Gericht nichts ermittelt, und wir müßten Balzac's außergerichtlichen Berechnungen ohne weiteren Beweis Glauben ſchenken.

Den Gerichten ſcheint es aber, bei Vorlage der anderweitigen Thatſachen und Indicien, auf eine ſolche Ermittelung auch nicht angekommen zu ſein, und, angenommen, daß es Balzac gelungen ware, Peytel's Perſönlichkeit weiß zu brennen und ſelbſt auch die Motive des pecuniairen Intereſſe wegzuſchieben, ſo ſcheitert doch ſeine Vertheidigung an der Macht der Anzeigen, die vor einem Spruchcollegium wahrſcheinlich nur eine außerordentliche Strafe bewirkt hatten, aber ſchwerlich der moraliſchen Ueberzeugung der Richter, daß er ſchuldig ſei, nicht genügt hatten.

Entweder der Diener oder der Herr hatte die Frau umgebracht, eine dritte Möglichkeit war nicht gegeben. Jedes Motiv beim Diener fehlte, alle Wahrſcheinlichkeit ſprach dagegen; es war, unter den gegebenen Verhältniſſen, kaum möglich, die That als von ihm verübt ſich zu denken. Beim Herrn waren zwei Motive denkbar,

Zorn, Widerwille, Abſcheu und Intereſſe. Daß ein Mann ſeines Standes um einen Vortheil von 8000 Francs ſeine Frau ermorden ſolle, iſt zwar nicht wahrſcheinlich, aber nicht unmöglich, wenn andere Affecte hinzukommen. Der Gegenbeweis, daß er ſo reinen Charakters ſei, daß er darum nicht morden könne, iſt nicht geführt. Es ſteht feſt, die Ehe war unglücklich, ſie war, wie freilich alle Ehen in Frankreich, eine Conventionsehe, nach Berechnung, nicht nach Neigung und Prüfung der gegenſeitigen Stimmungen und Charaktere geſchloſſen. Sie haßte und fürchtete ihn, er verachtete ſie und mußte oft ſeinen gewaltigen Unwillen über die unerzogene, alberne, dreiſte (nach einer Andeutung möchten wir auch glauben häßliche) Frau überwinden. Er wollte ſeiner Bildung gemäß in den erſten Geſellſchaften glänzen und, ſein eigener Vertheidiger geſteht es, ihr Benehmen mußte ihn erröthen machen. Daß der Wunſch in ihm aufſtieg, ihrer los zu werden, iſt bei einem Mann ſeines Charakters und ohne tiefere ſittliche Grundſätze begreiflich; daß es in ihm zum Entſchluß, zur That wurde, gehört dem Seelenproceß an, über den der Richter ſelten einen vollſtändigen Aufſchluß gewinnt. Ihm genügt der Beweis der That und dieſer iſt durch eine Reihe von Indicien zur moraliſchen Gewißheit geführt.

Allerdings ſtreifen wir auch hier an das Gebiet des Unwahrſcheinlichen, welches Balzac vorzugsweiſe heraushebt, aber das Unwahrſcheinliche ſchließt nirgends die Wirklichkeit aus. Von einem klugen Manne ſcheint es kaum begreiflich, daß er nicht kluger zu Werke ging, aber der Klügſte irrt im Affect, und der Klügſte fällt durch eine zu fein geſponnene Intrigue durch. Dadurch, daß er ſich ſelbſt mit kleinen Terzerolen bewaffnete, und mit einem verborgenen größeren Piſtol, welches er nach-

mals neben der Leiche des Dieners hinwarf, den Mord vollbrachte, glaubte er den Verdacht von sich abzuwenden, und grade diese Vorsicht verrieth ihn. Es ist eine schwierige Aufgabe, sich zu denken, wie er es über sich nahm, zwei Personen zugleich zu ermorden, und auf einer großen Landstraße, wo er jeden Augenblick überrascht werden konnte. Man hatte keine Spur gefunden, daß ein Widerstand stattgefunden. Es sind aber Einzelzüge in seiner eigenen Darstellung, welche uns Winke geben, Einzelzüge aus der sinnlichen Natur, welche nicht erfunden werden. Seine Frau, sagt er, schlief, an seine Schulter gelehnt. Wenn nun auch der Diener auf dem Vordersitz geschlafen hätte? Man kann nicht anders annehmen, als daß er ihn zuerst erschlagen; denn würde derselbe nicht, wenn er den Schuß hinter sich gehört, der seiner Herrin das Gehirn zerschmetterte, aufgesprungen, vom Wagen gestürzt sein, geholfen haben, oder davongelaufen sein? Es hätte einen Kampf gegeben, in dem Peytel schwerlich so gesiegt, wenigstens nicht ohne Spuren desselben davongekommen wäre; denn Louis Rey war jung, frisch, größer als Peytel. Wahrscheinlich sah er ihn vor sich nicken, mit einem Hammerschlage von hinten betäubte er ihn, dann schoß er der noch schlaftrunkenen Gattin von oben in den Schädel. Möglich, daß alsdann der Diener halb zur Besinnung gekommen, daß er heruntergesprungen, daß Peytel ihm gefolgt und ihm den Rest gegeben. Die Gattin lebte noch, als er zurückkehrte, er lud noch einmal und endete ihre Qualen durch den Schuß in die linke Seite des Kopfes. Der halbe Versuch, nachher sie ins Wasser zu stürzen, bleibt freilich, wenn auch nicht unerklärlich, doch unerklärt, wie noch vieles Andere in diesem Processe.

Das Caſſationsgeſuch ward verworfen. Auch die Gnade des Königs, an die Balzac durch ſeine Schrift appellirt, indem er zum Schluſſe ſagt: „Peytel hat in den Händen Dritter zwei Briefe niedergelegt, die nur Demjenigen gezeigt werden ſollen, von dem ſeine Begnadigung abhängt", blieb aus. Es zweifelten Wenige an ſeiner Schuld, und Viele erwarteten ſein offenes Bekenntniß vor der Hinrichtung. Aber Peytel blieb ſtandhaft bis zum letzten Gange im Leugnen. Auch da glaubten noch Viele, daß er dieſes nur als eine Aufgabe des Heroismus zur Ehre der Seinigen betrachte, gleichwie auch Caſtaing noch auf dem Schaffot ſeine Unſchuld behauptete. So ſtarb er feſt und ruhig. Das Gerücht ging indeß, daß er ſeinem Beichtvater ein vollkommenes Bekenntniß abgelegt habe.

Die schöne Würzkrämerin.

1681—1701.

Eine junge reizende Frau, in Paris wohlbekannt unter dem Namen der schönen Wurzkrämerin, ward von ihrem Ehemann wegen Ehebruchs belangt. Das Gericht decretirte auf die schlagenden Indicien ihre Verhaftung. Da producirte Gabriele Perreau einen schriftlichen Erlaubnißschein ihres Mannes, der ihr gestattete, Ehebruch zu treiben, so viel sie wolle.

Auf Grund dieses Attestes appellirte Gabriele an das Parlament, und es hub ein Proceß an, welcher, merkwürdig sich ausspinnend, der pariser feinen Welt ein ungemeines Interesse gewährte und lange Zeit über das Modegespräch bei Hofe und in der Stadt blieb. Wie viele hatten die reizende Gabriele schon als junges Mädchen in dem Laden ihres Vaters, in der Straße St. Honoré, gekannt! Auch in der Handlung ihres Mannes, Louis Semitte, war sie kein verborgener und unbelauschter Schatz geblieben. Zwei angesehene und reiche Banquiers von Paris, Goy und Auger, hatten sich in ihre Gunst getheilt und keine Verpflichtung empfunden, ein Geheimniß über ein Vergnügen zu be-

wahren, welches sie vielleicht schon dadurch für hinlänglich bezahlt erachteten, daß sie Gabriele's Mann ihren Credit eröffnet und mit geholfen, ihn zu einem sehr wohlhabenden Manne zu machen.

Also schon der Persönlichkeit der Frau wegen war der Proceß interessant. Für die blasirten Pariser erhöhte das Interesse aber noch der Charakter des Mannes. Ein Spießburger der Rue St. Honoré, ein echter Epicier, erhob den lächerlichen Anspruch, eine liebenswürdige und ausgezeichnet schöne Frau, die er als Kaufmann den Augen des Publicums doch nicht verbergen konnte, für sich allein besitzen zu wollen. Aber unerhört war es, daß dieser selbe Mann sich ein schriftliches Attest ablocken lassen, in welchem er der Frau die Untreue erlaubte! Welche Erklärung man diesem Schein auch geben wollte, daß Semitte im Ernst ihn ausgestellt, oder nur im Scherz, so war die Sache in beiden Fällen neu und pikant, sie vollendete das Bild des Philisters, welcher Ausdruck dem Begriff des pariser Epicier sich allenfalls nähert. Daß ein solcher seiner Frau factisch die besprochene Erlaubniß gestattete, fand man in der Ordnung, daß er es aussprach und niederschrieb, überraschend und ergötzlich; daß er aber nachher noch den Eifersüchtigen zu spielen wagte, erschien gleich einem Lustspiel aus dem Leben, wie es die Phantasie der Dichter auf den Bühnen nicht hinzuzaubern verstände. Sei es aber auch nur ein Scherz, eine List der Frau gewesen, so war das aufgeführte Lustspiel um deswillen nicht weniger unterhaltend: der Mann hatte sich übertölpeln lassen, die Frau wagte, einen solchen Erlaubnißschein vor Gericht und aller Welt vorzuzeigen, und der Mann fürchtete nicht die Schande, den Spott und das Gelächter, er klagte doch über Etwas, worüber kein feiner Franzose

klagen würde, und ließ den Schein sich entgegenhalten, der in der Wirklichkeit etwas so Unerhörtes war, als in der Dichtung Shylok's Blutschein. Das Charakterbild des Epiciers war damit vollendet, sei es nun Scherz oder Ernst, der zum Grunde lag; kein Dichter konnte noch einen Zug hinzusetzen:

Mit gleichem Interesse wie die Gesellschaft nahmen die Juristen sich der Sache an. Es ward ein Proceß, in dem sie mit wahrer Lust und Liebe allen Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn aufboten und alle Bestimmungen des römischen Rechts über die Rechte der Ehegatten, die gesetzlichen Präsumtionen hinsichts der Kindererzeugung u. s. w. aus den Pandekten hervorsuchten; vielleicht weil Processe der Art durch die pariser Sitten zu einer Seltenheit geworden und sie die Gelegenheit nicht ungenützt wollten vorübergehen lassen, das reiche Material einmal zu benutzen, vielleicht auch, weil Gabriele's Gönner und Freunde tief in ihre Beutel griffen, um der Freundin oder des Scandals willen. Es ward ein Proceß der Juristen unter sich; diesmal werden uns die Leser daher auch in Spitzfindigkeiten derselben folgen müssen, wie gern wir auch in andern Fällen sie dieser Mühe entheben.

Louis Semitte war ein wohlhabender Bürger und als Gewürzkramer sogar reich geworden, nachdem er früher als Bediente bei einem vornehmen Herrn sich die Mittel zu seinem ersten Etablissement erspart. Um den Bedienten ganz vergessen zu machen, hatte er sogar den Detailhandel ganz aufgegeben, eine königliche Bedienstung sich erkauft und trieb den Handel nur noch im Großen, wobei der offene Credit, den beide genannte Banquiers ihm eröffnet, ihm nicht wenig half.

Sein Ehrgeiz verlangte aber noch mehr. Er wollte auch vor der Gesellschaft glänzen durch eine schöne Frau, und seine Augen fielen auf die allbewunderte Tochter des Kaufmann Perreau in der Rue St. Honoré. Sie wird uns geschildert als ein Mädchen von vollkommener Schönheit, dem reizendsten Wuchse, dem anmuthvollsten Benehmen und bezauberndem Witze. Piraval erzählt uns als einen Beweis seiner Verliebtheit, daß Semitte, als er sich um ihre Hand bewarb, mit der Mitgift von 4000 Livres zufrieden gewesen, ja: „er wäre mit dem Mädchen allein zufrieden gewesen, auch wenn sie ihm gar nichts mitgebracht hätte."

Gabriele war erst 16 Jahre alt; sie „fühlte, daß sie zum Gefallen gemacht sei". Die Ehe schien im Anfange glücklich; nur durch einige eifersüchtige Grillen des Mannes ward bisweilen die Seligkeit getrübt. Der Mann hatte damals noch keinen Grund.

Der Banquier Goy kam häufig in Semitte's Haus, um Geschäfte mit ihm abzumachen. Die Besuche drängten sich, anscheinend mit den Geschäften; sie erfolgten endlich fast jeden Tag. Gabriele's Reize hatten ihre Zaubermacht auf ihn ausgeübt. Ihr Hang zu Liebeshändeln war noch nicht entwickelt, aber der Trieb war da; sie war eine gelehrige Schülerin, und die unausstehlichen Eifersüchteleien des Mannes, der bis da gar kein Recht dazu gehabt und muthmaßlich kein Mann war, der auf die Dauer Achtung und Liebe einflößen konnte, wirkten zu Gunsten des reichen und feinen Verführers.

Gabriele war bald den Schulerjahren entwachsen. Der Genuß und seine Heimlichkeit schürte das schlummernde Feuer ihrer Sinnlichkeit an; sie ward bald eine vollendete Kokette. Auch der andere Banquier, mit dem ihr Mann Geschäfte machte, fand sich häufiger und mit

wegen knetet der Bauer aus einer Maſſe, in welcher, nach den verſchiedenen Provinzen, Gerſte und Hafer mehr oder minder über die edleren Kornarten vorwalten, einen Teig, der, in einer Uniform von einigen Ellen Ausdehnung mehr gedörrt, als gebacken, und, ſo lange er noch biegſam iſt, zur beſſeren Aufbewahrung oder Fortſchaffung nach Art unſerer Plinſen zuſammengelegt wird. Mit demſelben weißen groben Mehle überſtreut, gleicht dieſes Flabröd unſeren Pfefferkuchen, indem es bei jeder Berührung weiß färbt, ohne, durch den Geſchmack, für die Mühe des Brechens und Kauens zu belohnen. Es zu genießen, dazu gehört eine gewiſſe Würgekunſt, die der Fremde nicht ſogleich inne hat, wenn er ſich nicht ſchon gewöhnte, zuſammengebackene Hülſen zu kauen. Bei der warmen Speiſe verrichtet dies Brod eben ſo wenig die Dienſte des unſern, als man es, bei ſogenannter kalten Küche zu Butterſchnitten gebrauchen kann. Nur zum Einhüllen des Fleiſches und zur Abwechſelung, als die einzige trockene Nahrung zwiſchen dem Fetten und Feuchten, ſcheint es dem Fremden genießbar. Die äußere Geſtalt iſt in ſofern einem Gelehrten befreundet, als er es zuſammengelegt,

denſelben Abſichten im Hauſe ein. Auch er ward freundlich angeſehen, erhört, ein angenommener Liebhaber. Beide Begünſtigte hielten es für angemeſſen, untereinander kein Geheimniß von ihrer Eroberung zu machen, ſondern ſich in dieſelbe zu theilen, um nöthigenfalls ihre Rechte, dem Ehemann gegenüber, zu verbergen und zu hüten.

Aller Vorſicht ungeachtet, merkte Semitte bald, daß er jetzt wirklichen Grund zur Eiferſucht habe. Er legte ſich aufs Lauſchen, er wollte Beweiſe. Dazu mußte er ſeinen Unmuth verſchlucken; aber dies ward ihm am allerſchwierigſten. Er wünſchte nicht in der lächerlichen Geſtalt eines eiferſüchtigen Ehemanns aufzutreten, aber, eine kleine verdrießliche Seele, ging ihm die Kraft der Selbſtüberwindung ab. Ehe er ſich überzeugt hatte, um mit dem ganzen Zorn im Rechte des Ehemanns aufzutreten, überließ er ſich nur zu oft ſeiner Laune, ſeiner Verſtimmung. Er brummte, grollte, haderte und warf Anſpielungen hin, die in ſolchen Verhältniſſen nichts fruchten, als die Verſtimmung zu nähren und dem Gegentheil Waffen in die Hand zu geben.

Ein pikantes Gaſſenlied ward damals in Paris durch alle Gaſſen abgeleiert, welches mit dem Refrain ſchloß:

Sie verſtehen mich wohl.

Der Refrain war in Aller Munde, er wurde bei jeder Gelegenheit, paſſend oder unpaſſend, angewandt.

Semitte und Gabriele zogen ſich wieder eines Tages auf, halb Ernſt, halb Scherz. Sie neckte ihn mit ſeiner Eiferſucht, die er doch endlich einmal eingeſtehen ſollte. „Ich weiß doch, du biſt nicht der Mann, der mich wie Der und Der (die ſie nannte) machen ließe. Sie ver-

stehen mich wohl.“ Semitte, noch in der Grille, seine Eifersucht zu verbergen, setzte den Spaß fort. Er wäre wie Einer ein Mann von Welt, versetzte er, und in dem Punkte so gleichgültig, daß er ihr sogar eine schriftliche Erlaubniß geben wolle. — Das ist leicht gesagt, erwiderte sie achselzuckend, ich weiß, du wagst es doch nicht. — Ich weiß, daß ich es thue, sagte er, und in einer Laune ergriff er ein Stück Papier, das auf dem Tische lag, und schrieb darauf Folgendes: „Ich, Endesunterschriebener, erlaube meiner Frau, mit Jedem, wen sie will, sich einzulassen. Sie verstehen mich wohl. So geschehen, Paris den 4. Januar 1688.“

Die Frau entriß ihm das Papier, lachte laut auf und flog damit aus dem Comptoir in ihre Stube hinauf. Semitte rief ihr nach: „Sei keine Närrin; wirf den Zettel ins Feuer!“

Gabriele versicherte ihrem Mann, sie habe den dummen Wisch verbrannt; sie hatte ihn aber sorgfältig verschlossen.

Im Besitz dieses Papiers stieg ihr Uebermuth. Sie überließ sich ganz ihrer zügellosen Begierde, besuchte ohne Vorsichtsmaßregel ihre beiden Liebhaber und empfing deren Besuche. Ihr schien es jetzt unnöthig, noch einen Schleier über ein Verhältniß zu werfen, gegen welches der Ehemann in Folge seiner schriftlichen Erklärung nichts mehr einwenden dürfe.

Semitte gingen die Augen auf. Er ward aber auch auf eine andere, für ihn sehr empfindliche Art daran erinnert, daß seine Frau nicht mehr sein alleiniges Eigenthum sei, und krank, ergrimmt, reichte er eine Klage wider sie beim Lieutenant Criminel wegen ihres ehebrecherischen Lebens ein.

Gabriele Perreau war zu ihrem Vater geflüchtet.

Die ersten vernommenen Zeugen bekundeten aber so viel, daß der Richter schon nach diesen Aussagen ihre Verhaftung decretirte.

Gabriele appellirte an das Parlament von Paris. Ein Arrêt desselben änderte das erste Decret dahin ab, daß sowol die Frau als ihre zwei Liebhaber sich persönlich zum Verhore stellen sollten. Die Untersuchung ward dem Chatelet-gerichte übertragen.

Die Vertheidigung der Angeklagten ging in eine förmliche Gegenklage über; man sieht, daß sie in der Wahl ihrer Advocaten sehr wohl berathen war.

Semitte, hieß es, sei bei diesem ehelichen Zwiste der allein Schuldige. Er sei bis zur Habsucht eigennutzig und ausschweifend. Beides seien die Motive zur Anklage seiner unschuldigen Ehefrau; getrieben von ihnen habe er seine Ehre geopfert.

Er sei wohlhabend, er habe eine ansehnliche Mitgift von seiner Ehefrau erhalten; durch gute Geschäfte und die Wirthlichkeit der Frau wäre das Vermögen der Eheleute noch um ein Bedeutendes gewachsen. Dennoch sei der Zweck seiner Klage kein anderer gewesen, als ihr Eingebrachtes und ihren Antheil an dem gemeinschaftlichen Vermögen unter dem Scheine des Rechtes an sich zu ziehen.

Der Eigennutz allein wäre vielleicht nicht eine hinlängliche Triebfeder gewesen zu einem so unerklärlichen Verfahren. Aber er habe zeither ein ausschweifendes Leben geführt und sich nicht damit begnügt, außer dem Hause und auf die ekelhafteste Art seinen Begierden nachzugehen, sondern auch im Hause seine beiden Dienstmägde, die Semitte als Zeuginnen aufgeführt, zu Bei-

schläferinnen gehabt. Die eine, Jeanne Plisson, ward von Madame Semitte fortgejagt, als sie ihren Ehemann mit ihr auf frischer That ertappte. Catharine Labée, die andere, sei noch jetzt die Beischläferin des Klägers.

Weil er selbst auf diese Weise gegen die Pflicht und Treue gesündigt, sei Semitte auch dem Verdachte zugänglicher geworden. Ein Ehemann, der sich selbst einer lüderlichen Lebensweise hingegeben, schließe aus der eigenen oder der Schwäche derjenigen Personen, die sich ihm hingegeben, auf die Schwäche der Gattin. Er komme auf natürlichem Wege zur Einbildung, daß die beleidigte Frau trachten werde sich zu rächen, und, sich selbst Gerechtigkeit verschaffend, mit Untreue vergelten; denn sie kann nicht, wie der Mann (nach den damaligen französischen Gesetzen) die Züchtigung der Obrigkeit gegen die Galanterien des Mannes anrufen. Ein Mann, mit solchen Vorstellungen im Kopfe, betrachte nun jeden wohlgebildeten Mann, der sein Haus betritt, als einen natürlichen Rächer der Gattin, und die er selbst ins Haus geführt, sehe seine Furcht an, als von der Frau hereingelockt.

Wer so, ohne edleres Schamgefühl, die Liebe einer Dienstmagd der zärtlichen Zuneigung seiner schönen Gattin vorziehe, könne leicht von der Untreue zur Gleichgültigkeit, und von der Gleichgültigkeit zur Verachtung übergehen. In solchem Falle sei die Liebe allerdings nicht so stark, daß sie die Eifersucht hervorrufen könne. Ein solcher Ehemann lasse der Frau gern alle mögliche Freiheit, um auch seinerseits frei seinen Neigungen nachgehen zu können. Wenn er eifersüchtig schiene, geschehe dies mehr, um Gelegenheit zu haben, die ihn mit Recht treffenden Vorwürfe auf den andern Theil abzuwälzen.

Eifersucht, sonst die Wirkung übermäßiger Liebe, entspringe hier aus einem Mangel an Achtung. Ein Mann, der sich selbst so in Haß und Wuth hineingeredet, schreite von Phantasien zu Erfindungen, er ersinne Geschichten, vergrößere kleine Vorfälle, vervielfältige, was ein Mal geschehen, bis er falsche Zeugen aufstelle, oft die luderlichen Personen selbst, mit denen er gesündigt, um das Erlogene sich und Andern glaubhaft zu machen (?).

Ein sprechendes Zeugniß gegen Semitte's Charakter, seine Denk- und Handlungsweise, sei der Schein, den er seiner Frau ausgestellt; ein Document, welches gewiß nicht seines Gleichen habe.

Gabriele Perreau (fahren die Vertheidiger fort) sei überzeugt gewesen, daß ihr Ehemann ihr Das nicht erlauben könne, was Religion und Ehe ihr untersagten, daß, wenn er sie auch von ihren Pflichten gegen ihn lossprechen könne, er doch nicht der Macht sei, von Dem sie loszumachen, was sie Gott und sich selbst schuldig sei. Weit entfernt daher, sich weder durch die Erlaubniß, noch durch das Beispiel ihres Mannes zu ähnlichen Ausschweifungen für berechtigt zu halten, habe sie den Schein nur bewahrt, um einen schriftlichen Beweis in Händen zu haben, wie wenig ihr Gatte ihre Zuneigung achte und wie gerecht die Klagen wären, welche sie so oft in den Busen ihrer Freunde ausgeschuttet gehabt.

Diese Klagen seien der wahre Quell des ärgerlichen Processes. Gabriele wäre von ihrem Gatten als lästige Aufpasserin betrachtet worden, die man sich gern vom Halse schaffen wollte; der Mann, um mehr Freiheit zu haben, seine Magd und Concubine, um im Hause ganz als Frau zu walten.

Catharine Labée, die Dienstmagd, sei es, die das Ge-

muth des Klägers durch Hinterbringungen und Aufhetzereien in ſeine jetzige Stimmung verſetzt. Semitte, närriſch in dieſe Perſon verliebt, hatte mit Freuden alle dieſe Verdächtigungen aufgenommen. Beide hätten ſich darauf an Rabuliſten gewandt, welche, hier reiche Beute witternd, mit Gier auf den Proceß losgefahren waren und den vor dem äußerſten Schritte aber noch ſchwankenden Mann durch die vorgehaltene Lockſpeiſe völlig gewonnen, daß er durch das Reſultat des Proceſſes die Mitgift der Frau an ſich reißen und der alleinige Eigenthümer des gemeinſchaftlichen Vermögens werden könne.

Semitte klagte aber ſeine Frau nicht allein der Untreue und Ausſchweifungen an, ſondern daß auch er ſelbſt in Folge derſelben angeſteckt worden. Dieſe ſchändliche Anſchuldigung ſei durch keine Zeugen erwieſen (wie ſie denn überhaupt ſchwer zu erweiſen); wäre aber das zum Grunde liegende Factum, die Anſteckung, wahr, ſo ſei die Vermuthung dafür, daß der Mann der Urheber der Krankheit ſei. Er räume ein, er ſei angeſteckt; dies müſſe die Frau zu ihrem Beſten acceptiren, und ſie habe ein Recht, Alles, was zu ihrem Vortheil gereicht, daraus zu folgern.

Da Semitte ſeine Frau wegen Ehebruchs anklage, und poſitiv mit den Herren Goy und Auger, ſo müßten doch auch dieſe beiden Banquiers, die nach ſeiner Angabe mit Gabriele in genaueſter Verbindung gelebt, von derſelben Krankheit angeſteckt ſein, möge dieſelbe nun von der Frau dem Manne, oder vom Manne der Frau mitgetheilt worden ſein. Zur Subſtancirung ſeiner Klage müſſe er angeben, wann er angeblich von ſeiner Frau angeſteckt worden; demnächſt, wann die beiden Banquiers mit ihr Umgang gepflogen haben ſollten, und endlich demzufolge darthun, daß auch dieſe beiden Herren angeſteckt

seien. Dieses sei nothwendig, wenn er den Beweis ihres verbotenen Umgangs mit seiner Frau führen wolle; wiewol selbst der Nachweis, daß jene zu der Zeit an einer solchen Krankheit gelitten, noch kein Beweis dafür sei, daß sie dieselbe von Gabriele mitgetheilt erhalten, da nichts die Möglichkeit abschneide, daß sie auch durch Berührung und Umgang von einer andern Seite her inficirt worden. Wenn aber zu der Zeit die beiden Banquiers nicht von der Krankheit behaftet gewesen, so sei schon dadurch die Falschheit seiner Behauptung dargethan, und die ganze Klage zerfalle in sich, da nach derselben der vermeintliche Ehebruch nur auf Gabriele's Umgang mit Goy und Auger beruhe.

Bis jene Ermittelung zu seinen Gunsten ausgeschlagen, streite die Präsumtion gegen ihn: er hat einen liederlichen Lebenswandel geführt, er hat eine Magd im Hause zur Concubine, er hat durch Ausstellung des Scheins den Beweis geführt, daß alle Empfindungen der Ehre in seiner Brust erstickt sind; eheliche Liebe und Treue sind ihm so gleichgültig, daß er seine Gattin bevollmächtigt, Jeden, wen sie will, zum Liebhaber zu nehmen und nach Gefallen mit demselben zu wechseln. Also wäre er, wie die Sachen stehen, schon nach allgemeinen Grundsätzen abzuweisen; das römische Recht enthalte aber ganz positive Bestimmungen, nach welchen seine Klage zurückgewiesen werden müsse.

Semitte habe geklagt, weil er gewußt, daß beim Verbrechen des Ehebruchs der Mann den Vortheil hat, Ankläger seiner Gattin sein zu können, ohne befürchten zu müssen, von der Frau wieder angeklagt zu werden. Aber er habe vergessen, daß eine Ehefrau nach römischem Rechte zwar ihren Mann wegen seiner Ausschweifungen nicht geradezu anklagen dürfe, daß sie aber ein Recht

habe, sie zur Vertheidigung ihrer selbst geltend zu machen. L. 13 §. 5 sqq. ad leg. Jul. de adult. laute: Judex adulterii ante oculos habere debet et inquirere, an maritus pudice vivens, mulieri quoque bonos mores colendi autor fuerit. Periniquum enim videtur esse, ut pudicitiam vir ab uxore exigat, quam ipse non exhibeat. „Der Richter muß bei der Untersuchung eines Ehebruchs wohl ins Auge fassen und nachforschen, ob auch der Mann keusch und züchtig gelebt und so der Frau ein Beispiel guter Sitte gegeben. Denn es scheint sehr unbillig, daß der Mann von seiner Frau die Keuschheit fodere, die er selbst nicht übt."

Gesetzt nun — aber ihre Vertheidiger behaupten fast das Gegentheil — daß Gabriele Perreau so schwach gewesen, wie man sie anschuldigt, so müsse dieses Gesetz ihr zu Hülfe kommen; Semitte, als selbst einem liederlichen Leben ergeben, habe schon dadurch sein Recht verwirkt, sie anzuklagen. Um seine Anklage zu vernichten, sei nicht nöthig, daß er selbst den Ehebrecher bei der Gattin eingeführt, nicht nöthig, daß er ihr die schriftliche Erlaubniß ertheilt: sich Jedem preiszugeben, nicht nöthig, daß er es mündlich oder durch stillschweigende Einwilligung gethan, es genüge schon, daß er durch sein böses Beispiel seine Frau der Gefahr ausgesetzt, verführt zu werden.

Das römische Recht enthalte aber noch zwei andere Gesetze, welche noch deutlicher den vorliegenden Fall versehen. L. 47 sqq. Solut. matr. laute: Cum mulier viri lenocinio ad ulterata fuerit, nihil ex dote retinetur. Cur enim improbet maritus mores, quos aut ipse corrupit, aut postea probavit? „Wenn ein Weib durch die Kupplerei des Mannes zur Ehebrecherin wird,

darf er von der Mitgift nichts zurückbehalten. Denn weshalb rügt ein Ehemann den sittlichen Fehltritt, den er entweder selbst veranlaßte oder doch nachher billigte?" — Ferner: Si vir, infamandae uxoris suae causa, adulterum subjecerit, ut ipse deprehenderet: et vir, et mulier adulterii crimine tenentur, ex senatus consulto, de ea re facto. L. 14. §. 1 sqq. ad leg. Jul. de adult. „Wenn ein Mann, um seine Frau in Unehre zu bringen, selbst den Ehebrecher zu ihr läßt, damit er sie auf der That ertappe, dann ist der Mann ebensowol als die Frau des Verbrechens des Ehebruchs schuldig nach dem deshalb erlassenen Senatusconsulte."

Die Anwendung dieser Gesetze springe in die Augen. In diesem Falle sei aber der Mann allein der Verbrecher, weil die Gattin nicht in die Schlinge gefallen, die er ihrer Tugend gelegt. Sie sei unschuldig in Beziehung auf das Publicum, aber noch mehr in Beziehung auf ihren Mann, weil sie ihm den Schimpf nicht angethan, den sie ihm nach seinem Willen anthun sollen. Semitte müsse mit seinem Antrage vor einem französischen Gerichte mit weit mehrem Rechte zurückgewiesen werden, als es, in ähnlichem Falle, einst vor einem römischen geschehen konnen. Denn bei den Römern war der Ehebruch ein öffentliches Verbrechen, auf dessen Bestrafung Jeder dringen konnte, Ehemann, Verwandte und endlich jeder Burger. Dort wäre, wenn die Facta richtig, die Frau als Ehebrecherin, der Mann wegen des Verbrechens des lenocinium bestraft worden. Nach dem Herkommen im dermaligen Frankreich konne aber, insofern aus dem Ehebruch kein öffentliches Aergerniß hervorgegangen, nur der Ehemann denselben verfolgen. Aber nicht allein durch sein schlechtes Beispiel sei er nach dem fruhern Gesetze, sondern auch nach den letztallegirten

durch die der Frau ertheilte Erlaubniß, ihren Lüsten nach Gefallen sich zu überlassen, durchaus unfähig geworden, gegen seine Frau zu klagen. Da Semitte selbst demnach ausscheide, habe Niemand dazu ein Recht, indem der königliche Fiscal nur dann seine Stimme erheben könne, wenn es zur Unterstützung des klagenden Ehemanns geschehe. Wo dieser ausscheide, müsse jede Verfolgung wegfallen.

Beiläufig, und moralisch betrachtet, wie kann ein Mann, der selbst auf seine Ehre verzichtet, noch von Verletzung derselben reden und Genugthuung deshalb fodern?

Ferner griff der Vertheidiger die ganze Beweisführung des Klägers an, indem er zuerst nachzuweisen suchte, daß sämmtliche von ihm gestellte Zeugen als unglaubwürdig und verdächtig erschienen. Es begegnet uns hier, wie in so vielen anderen durch Pitaval mitgetheilten Processen, daß wir von diesem factischen Theil der Proceßgeschichte erst aus den Memoiren der Advocaten, und zwar denen des Gegentheils, Kunde erhalten. Das Versehen läßt sich nicht wieder gut machen.

Jeanne Plisson und Catharine Labée, die beiden Mägde in Semitte's Hause, bekundeten zwar von den angeblichen Ausschweifungen ihrer Herrin, aber zugleich gestanden sie ihre eigene Schande. Sie waren, nach ihrem eigenen Geständniß, der Frau behülflich, ihren Ehemann zu betrügen und sich dem strafbaren Vergnügen hinzugeben.

Die Plisson erhielt, nach ihrer Aussage, vom Banquier Goy Geld, damit sie ihm die Stunden anzeige, wo Semitte nicht zu Hause war. — Nachdem Gabriele und Goy einig geworden, habe sie abermals von Letzterem

wie ein altes Manuſcript in die Bruſttaſche ſtek-
ken kann, was denn auch häufig in Gegenden
geſchieht, wo auch ein Nichtgelehrter ſich auf
völligen Mangel gefaßt machen muß. In Hun-
gerjahren iſt es bekannt, daß man Mehl von
Baumrinden, in Milch geweicht, zu dieſem Bro-
de verbraucht, was glücklicher Weiſe ſeit einigen
Jahren nicht nöthig geweſen. Auf reicheren
Höfen backt man wohl zuweilen das ſogenannte
Kakabröd (Kuchenbrod); es hat die äußere Ge-
ſtalt unſeres Brodes, war für mich aber faſt
ungenießbarer, als das Flabröd, indem es, ver-
ſetzt mit Hefen, Anies und anderen künſtlichen
Ingredienzien, einen widerlich ſüßen Geſchmack
hat und meiſtens, was wir „klietſchig" nen-
nen, iſt.

Einmal beim Brode, wollen wir der Nor-
wegiſchen Koſt einen kurzen Ueberblick gönnen.
Wenn wir ſie als traurig für einen Reiſenden
ſchildern, kann man uns nicht den Vorwurf der
Leckerei machen, indem die Klage zunächſt auf
den Mangel des Nothwendigſten geht. Dem
Brode zunächſt ſteht die Kartoffel. Ihr Anbau
hat ſeit den letzten Jahren bedeutende Fortſchritte
gemacht. Bis in den höchſten Norden ſieht

Geld erhalten und ihn darauf eines Morgens, als ihr Herr vom Hause entfernt gewesen, in das Schlafzimmer ihrer Frau gebracht, als diese noch im Bette lag oder doch erst im Ankleiden begriffen war. Sie habe, so oft beide Verliebte im Schlafzimmer beisammen gewesen, an der Thür Wache gestanden, damit sie nicht vom Manne überrascht würden. Schlug die Stunde, wo er kommen mußte, so habe sie ihnen ein bestimmtes Zeichen gegeben. Mehre Male habe sie indeß das Zeichen umsonst gegeben, die Entzückten hätten sich nicht trennen können; dann sei sie ins Zimmer hineingetreten und habe den Banquier und ihre Frau in Stellungen gefunden, welche die Ehrbarkeit zu beschreiben verbiete. Einige Male sei aber Semitte zu schnell zurückgekehrt; dann habe sie Goy in ihrer Kammer oder sonst in einem Winkel versteckt, bis der günstige Augenblick sich fand, ihn hinauszulassen.

Hinsichts Auger's habe sie ungefähr Dasselbe ausgesagt, mit dem Bemerken, daß beide Nebenbuhler sich nie zusammen getroffen, was auf ein stilles Einverständniß deute. Zuletzt sei die Sache dem Ehemanne denn doch aufgefallen, und da er, richtig, vermuthet, daß die Liebeshändel nicht ohne Beihulfe der Magd stattfinden könnten, habe er diese, die Zeugin, fortgejagt.

Nach ihr trat Catharine Labée in Dienst. Diese schöpfte anfangs keinen Verdacht, noch ward sie von der Hausfrau in die Geheimnisse eingeweiht. Die wiederholten Besuche der beiden Banquiers erschienen ihr nicht verfänglich, da sie wußte, daß Beide nahe Freunde des Hausherrn waren, viele Geschäfte mit ihm hatten, auch oft als seine Gäste von ihm zu Tisch gebeten wurden. Endlich fing sie aber doch an Verdacht zu schöpfen wegen der langen, geheimen Unterredungen, welche auch

ihre Frau mit ihnen pflegte. Sie bemerkte, daß ein gewisser François Bertrand Briefe hin und her trug. Es kam ihr sonderbar vor, daß, wenn Semitte auf seinem kleinen Hofdienst in Versailles war, die Frau eine Kutsche kommen ließ, Wein, Speisen und Erfrischungen hineinpackte und abfuhr; sie erfuhr nicht, wohin. Wenn sie ohne dergleichen Vorrath abfuhr, gab sie dem Kutscher Befehl, am Hause des einen oder andern Banquiers zu halten. Ein anderes Mal sah sie beide Banquiers in einem Wagen ankommen; ihre Frau stieg ein und sie fuhren ab. Es war Morgens früh und erst spat Abends kam Gabriele von der frohen Landpartie zurück.

Als man merkte, daß die neue Magd heller sah, als man wünschte, bewarb man sich auch um deren Gunst und erkaufte sie mit gutem Gelde. Catharine erfuhr Alles und ward Wächterin und Spionin gleich der frühern Jeanne Plisson. Sie hörte, sah, that Dasselbe; ja, weil die Zusammenkünfte zwischen den Liebhabern und der Frau jetzt später am Tage erfolgten, mußte sie mehrmals, ehe der Mann zurückkam, in aller Eil das bei der Unterredung in Unordnung gerathene Bette wieder in Ordnung bringen.

François Bertrand, der dritte Zeuge für den Ankläger, war Semitte's Bediente oder mehr Laufbursche; er hatte die Geschäftsgänge zu besorgen und mußte daher oft zu Goy und Auger. Beide Herren fanden es daher angemessen, durch ein gutes Stück Geld ihn auf ihre Seite zu bringen. Er spielte, während er officiell in seines Herrn Diensten ausging, den heimlichen Liebesboten, und bekannt mit den Geheimnissen und Geschäften beider Theile fiel es ihm nicht schwer, für jeden Gang Vorwände und Ausreden zu finden. Er bestellte und

arrangirte auch die ländlichen Orgien; er schaffte die Miethskutschen, die feinen Lebensmittel und Erfrischungen dazu. Gewöhnlich gingen die Partien nach dem Boulogner Hölzchen. Er servirte, und wenn man seiner nicht mehr bedurfte, hieß man ihn sich in die Büsche verlieren. Aber mit der Zeit setzte man diese Vorsicht und Zurückhaltung außer Acht. Man war einmal vergnügt, man scheute sich nicht, es zu zeigen und Andern einen Theil daran zu gönnen. Man ließ den geschickten Diener mit an der Tafel auf dem grünen Rasen essen und trinken; man scheute sich auch nicht, in seiner Gegenwart den Ergüssen der Zärtlichkeit sich zu überlassen, und endlich ging man so weit, daß man, ohne seine Gegenwart zu beachten, sich allen Genüssen der Liebe und Wollust hingab.

Die Vertheidigung fragte: wenn man die Aussagen der drei Hauptzeugen überlese, die man doch, ohne die Schamhaftigkeit zu verletzen, nicht ganz nachschreiben könne, was man von Zeugen halten solle, die sich nicht scheuten, solche Dinge von und gegen sich selbst auszusagen? Die Zeugen erschienen als Complicen des Ehebruchs, ja gewissermaßen noch sträflicher als die leichtsinnige Frau, da sie geständlich dieselbe zweien Wollüstlingen verkauft und in gewisser Art einen Handel mit ihren Reizen getrieben hätten. Die Infamie brandmarke Negocianten dieser Art, und schon nach der allgemeinen Rechtsregel: Nemo creditur, propriam allegans turpitudinem, könnte ihren Aussagen vor Gericht kein Glaube geschenkt werden.

Ueberdies vernichteten sich diese Zeugenaussagen schon durch ihre eigene Uebertreibung. Sei eine solche Scene, wie Bertrand deren schildere, denkbar: daß eine gebildete Frau mit gebildeten Männern sich nicht entblöde, in

Gegenwart eines gemeinen Burschen und Dienstboten sich den äußersten Handlungen der Schamlosigkeit hinzugeben, und ohne einmal sich vorher der Treue, Anhänglichkeit und Verschwiegenheit des Dieners versichert zu haben? Sei es denkbar, daß eine kluge, eine schlaue Frau ihre gesammten Dienstboten, einen nach dem andern, ohne Weiteres zu Vertrauten solcher Heimlichkeiten werde gemacht haben, deren Bekanntwerden sie ins Unglück und Verderben stürzen mußte? Die allerfrechste, ausschweifendste Frau werde doch, so lange sie noch in der Gewalt des Mannes ist, gewisse Rücksichten beobachten und könne sich nicht, ohne Scham und Zurückhaltung einer so grenzenlosen Lüderlichkeit überlassen, als Gabriele nach den Berichten der Zeugen gethan haben sollte. Gesetzt, diese Dinge wären wirklich Wahrheit, so wären sie doch so unwahrscheinlich, daß jede Obrigkeit und jeder Richter daran zweifeln müsse. Die Zeugenberichte waren aber nicht allein ihrem Inhalt nach, sondern auch nach ihrer Form verdächtig. Dies gehe schon aus der Ordnung, der Reihenfolge hervor; sie wären nach gewissen Stufen so systematisch gegliedert, daß man die Composition merke, den Unterricht, der vorangegangen. Auch die wenige Verschiedenheit erweise sich als vorsätzlich, als eine Künstelei. So sei es auffällig, daß jeder Zeuge nur von einer Thatsache zeuge, kein einziges Factum werde von zwei Zeugen zugleich bekundet. Man habe vielmehr Jedem eine verschiedene Rolle zugetheilt und diese Rolle mit Fleiß und Kunst verschieden einzurichten gesucht. Während einerseits diese Veranstaltung durchblicke, sei andererseits der Beweis, auch zugegeben die Glaubwürdigkeit der Zeugen, nicht rechtsbundig geführt, da für jede Thatsache, die ein besonderes Verbrechen begreife, nur ein Zeuge auftrete, jeder also eine

besondere Geschichte erzähle, von der der Andere nichts weiß. Ein Jeder beweise also nichts als die Wahrheit: daß die Zeugen sämmtlich Lügner wären. (!?!)

Eine gelehrte und witzige Vertheidigung, offenbar mit Liebe fur die pikante Sache entworfen und der Absicht, der Advocaten Scharfsinn leuchten zu lassen: man kann sich aber des Gedankens schwer erwehren, daß ein satirischer Dämon hindurchblickt. Daß der Vertheidiger an die Wahrheit seiner Aufstellungen selbst nicht geglaubt haben kann, ergibt sich aus dem Verlauf der Sache.

Semitte's Advocat bestritt alle Motive, welche der Advocat der Verklagten seinem Clienten untergeschoben: den schmuzigen Eigennutz und die Absicht, sich einer lästigen Beobachterin zu entledigen, um seinen eigenen sundhaften Vergnügungen ungestört nachhängen zu können. Ein Gegenbeweis sei aber unnothig, da der Beweis dafur nicht gefuhrt, sondern das Ganze ein Gewebe leerer Anfuhrungen und Verleumdungen sei.

Wir übergehen die sentimentalen Versicherungen über Semitte's tugendhaften Charakter, seine aufrichtige Liebe und Hochachtung fur ein durch Gaben des Geistes ebenso wie durch Schönheit und Anmuth ausgezeichnetes Weib. Seine Auffuhrung in seinem ganzen Ehestande, seine Aufmerksamkeit, Gefalligkeit gegen die Gattin, und die Seelenmartern, die er uber ihre Vergehungen empfunden bis zu der Zeit, wo er sich gezwungen sah, ihre Untreue offentlich bekannt zu machen, seien die sichersten Bürgen fur die Reinheit seiner Sitten. (?) — Das Gegentheil von Allem, wodurch die untreue Gattin ihre Klage unkraftig machen wolle, sei in Paris notorisch.

Der unglückliche Ehemann habe kein anderes Motiv zur Anstellung seiner Klage gehabt, als die Ausschweifungen seiner Frau, und — die Publicität, welche dieselbe in Paris erlangt. Er habe seine Ehre retten müssen. Zwar nur ein bescheidener Bürger, der seinen Verhältnissen nach nur im engern Kreise seiner Freunde und Kunden bekannt gewesen, sei leider sein Name durch die Lebensart seines Weibes schon in ganz Paris bekannt geworden. Ein öffentlich bezeichneter Hahnrei, sei es ihm Pflicht gewesen, durch einen Schritt, der ohne Aufsehen nicht zu machen war, Das von Ehre zu retten, was noch gerettet werden konnte. Er wollte nicht, er durfte es nicht dulden, daß sein Haus einer zweiten Messaline zum Tummelplatz diene.

Er hatte eine noch näher liegende Pflicht dazu, eine Tochter, von seiner Frau in einer Zeit geboren, wo sie noch nicht vom Pfade der Tugend abgewichen war. Er durfte das Kind nicht länger das entsetzliche Beispiel einer solchen Mutter sehen lassen.

Die Gegenanschuldigungen, welche Gabriele gegen ihren Mann vorbringt, waren erdichtet. Daß sie selbst nicht viel darauf gäbe, beweise die Production des Scheines, durch welchen ihr Mann angeblich den Ehebruch in beliebiger Art ihr gestatte. Die Entstehung dieses Scheines sei ermittelt; er war das Product einer Schäkerei. Daß Gabriele ihn aufbewahrt, daß sie ihn vor Gericht vorgezeigt, daß sie ernsthafterweise glauben können, sich damit gegen den Zorn und die Rache ihres Gatten schützen zu können, spreche für eine Verirrung ihres Verstandes, die man ihrer ausgelassenen Sinnlichkeit zuschreiben müsse, und für ein durchaus verdorbenes Herz.

Was den allgemeinen Einwand gegen die Zeugen be-

treffe, daß ihre Aussagen in einer zu richtigen Folge auf einander geordnet und die Geschafte, die sie berührten, in allen Theilen zu genau zusammenhingen, daß der Eine von einem Umstande rede, von dem der Andere nichts aussage, und ihre Aussagen zusammengenommen doch ein vollkommenes Gemälde darstellten, so sei dies wol einer der sonderbarsten Einwände, welche je vor einem Gerichte gemacht wären. Weil die Wahrheit sich zu treu in den Zeugenaussagen abspiegele, solle sie nicht wahr sein! Der Einwand bedurfe keiner Entgegnung. Ebensowenig der noch auffälligere: daß, was die Zeugen über ihre moralische Unverschämtheit ausgesagt, zu unverschämt sei, als daß es wahr sein könne. In der Regel trieben allerdings wollüstige Weiber die Frechheit nicht so weit; doch habe es Messalinen zu verschiedenen Zeiten gegeben.

Endlich sei nach der Praxis ein Ehebruch auch schon dann als erwiesen anzunehmen, wenn die Wahrheit eines jeden Actes, woraus die Untreue zu entnehmen, auch nicht durch das Zeugniß zweier Personen dargethan sei, aber die mehren durch Indicien und einzelne Zeugen dargethanen Acte zusammenstimmten. Desgleichen seien Hausgenossen, Domestiken, ja selbst Helfershelfer bei diesem Vergehen, vermöge seiner geheimen Natur, als vollgültige Zeugen zuzulassen. Hier sei der Fall, wo das Zeugniß solcher Mitschuldigen nothwendig werde. Wenngleich die beiden Mägde bei dem Verbrechen hülfreiche Hand geleistet, so seien doch einmal Bediente zum Gehorsam bestimmt; man müsse sie daher entschuldigen, wenn sie die Aufträge einer ehebrecherischen Herrschaft nicht von der Hand wiesen, sondern deren Willen nachkamen.

Die Sache war wirklich notorisch. Das Erkenntniß des Chatelezgerichts vom 17. Februar 1693 konnte daher im Wesentlichen Niemand befremden.

Gabriele Perreau ward für hinlänglich überführt erklärt, mit Goy und Auger einen strafbaren Umgang gepflogen zu haben. — Strafe: sie sollte in ein Kloster oder anderes geistliches Haus gebracht werden, welches der Eheman benennen wurde, und dort durch zwei Jahre eingesperrt bleiben. Nach Ablauf dieser Frist stehe es beim Manne, ob er sie wieder zu sich nehmen wolle. Wolle er nicht, so sollten ihr nach Verlauf dieser zwei Jahre die Haare abgeschnitten werden und sie ihre ganze übrige Lebenszeit daselbst verbleiben. Demzufolge ward sie für verlustig erklärt ihres ganzen Einzebrachten, ihres Antheils am gemeinschaftlichen Vermögen und jedes ihr mit dem Heirathsvertrage zuwachsenden Vortheils.

Dasselbe Arrêt bestimmte hinsichts der Banquiers Goy und Auger, daß Beide vor Gericht zu fodern wären, dort wegen ihrer anstößigen Lebensweise einen öffentlichen Verweis zu erhalten hätten, ihnen jede fernere Gemeinschaft mit Gabriele Perreau bei Strafe untersagt werde und sie überdies jeder eine Geldbuße von 1000 Livres zum Besten der Unterhaltung der Chatelet-gefangenen zu entrichten hätten und dem Ehemann Semitte wegen aller ihm verursachten Schäden und Unkosten aufzukommen wären.

Aber auch Semitte ward mit einem Strafantheil bedacht, weil er durch Schrift und Unterschrift des Ehebruchsscheines einen Verstoß gegen Anstand und gute Sitten begangen. Der seiner Frau entzogene Vermögensantheil ward nicht ihm, sondern ihrer und seiner Tochter zugesprochen.

Gabriele appellirte natürlich. Gegen die Appellation

(d. h. doch wol nur gegen ihre aufschiebende Wirkung) that Semitte Einspruch und erlangte ein Arrêt, welches Gabrielen befahl, sich ins Parlamentsgefängniß zu begeben, und zugleich den beiden Banquiers, sich vor dem Parlamente zu stellen.

Gabriele sah, daß sie vor Gericht gegen ihren erzürnten Ehemann nichts durchsetzen werde; sie legte sich daher auf Unterhandlungen und auf List.

Durch ihre Mutter und eine ihrer Freundinnen, die Dame Pasdeloup, ließ sie ihren Mann um seine Einwilligung ersuchen, daß sie sich freiwillig in ein Kloster ihrer Wahl begeben dürfe und er dann für ihren anständigen Unterhalt sorgen möge. Semitte antwortete mündlich, er sei damit zufrieden.

Gabriele aber fürchtete, daß, der Appellation ungeachtet, das vorige Urtheil bestätigt werden würde, daß ihr Mann dann die Wahl des Klosters habe, in welches er sie einsperren könne, daß er gewiß nicht das bequemste und angenehmste für sie aussuchen und nach zwei Jahren ihr gewiß unbarmherzig die Haare werde vom Kopfe scheeren lassen. Sie traute daher der mündlichen Einwilligung nicht ganz und versuchte, sich eine zu Recht beständige zu verschaffen. Sie ging deshalb am 16. März zu einem Notar und erklärte hier zu Protokoll: daß sie ihrer Appellation unbedingt entsage, und daß der vielbesprochene Ehebruchserlaubnißschein von ihrem Ehemanne nur im Scherz geschrieben worden, nur so zu verstehen sei, und daß derselbe allen Ernstes geglaubt habe, sie hatte ihn längst verbrannt.

Aber das ganze Manoeuvre war nur eine List. Sie wußte, oder hatte gehört, daß eine Versöhnung wäre sie auch nur augenblicklich, den gegen sie erhobenen Ehebruchsproceß sofort aufheben und ganz zu Ende bringen

könne, insofern die Versöhnung nur vor dem Gerichte zu erweisen sei. Sie hoffte und sann auf eine solche Gelegenheit. Die Notariatserklarung sollte eine erste Schlinge für den armen Ehemann sein und vor Allem ihr Zeit gewinnen. Um sich aber nicht selbst in dieser Schlinge zu fangen, begab sie sich fast im selben Athem, wo sie jene Erklarung öffentlich vor einem Notar ausgestellt, zu einem zweiten und stellte hier im Geheim eine andere des Inhalts aus: daß sie gegen Alles, was sie im Protokoll des ersten Notars gesagt, protestire, als nur durch den Drang der Umstände ihr abgelockt.

Semitte aber war durch ein so langes Aufziehen hinlanglich gewitzigt, er kannte die Listen seiner Frau, und als er das erste Notariatsinstrument eingehändigt erhielt, protestirte er sofort, ebenfalls vor einem Notar, mit der Erklarung dagegen: er werde sich nicht im Geringsten daran kehren, sondern zu gehöriger Zeit und am rechten Orte darauf antworten.

Gabriele's Absicht war, irgendwo mit ihrem Manne zusammenzutreffen und ihn durch die Macht ihrer Reize zu einem Schritte zu bewegen, der für eine Aussöhnung gelten konnte. Nachdem verschiedene Versuche ihr mislungen waren, ward ein künstlicher Anschlag entworfen. Ihre Freundin Pasdeloup sollte Semitte unter einem scheinbaren Vorwande zu sich rufen lassen. In der Stube, in welche man ihn führen würde, wollte Gabriele plötzlich aus ihrem Versteck hervorstürzen, unter Thränen ihrem Ehemann und Verfolger um den Hals fallen, mit der schluchzenden Stimme der Verzweiflung ihn um Verzeihung bitten. Ihre Seufzer, Thränen, Blicke und Küsse, der Druck ihrer feinen Arme müßten ihn allmälig erweichen, seine Sinnenlust erwecken. Ein Ruhebett war in der Nähe an die Wand

man schon ihr grünes, uns wohlbekanntes Kraut auf den Feldern; noch ist sie aber keine eigentliche Nahrung des Volkes, und wo wir sie erhielten, konnten die Knollen mit wenigen Ausnahme keine Vergleichung mit unseren Märkischen Kartoffeln aushalten. Nichts von der nahrhaften mehligen Substanz, nichts von jenem weißen Fleische, das uns aromatisch und gesund, beim Aufbrechen aus der gelberen Rinde, entgegendampft. Das Fleisch ist fasericht und das helle Wasser quillt dazwischen hervor. Der Schieferboden mag zu fruchtbar, der morastige zu wasserhaltig für die Sandfrucht sein; indessen giebt es auch in Norwegen viele Sandfelder, z. B. ausgefahrne Felsstraßen, so daß eine Düngung der allzufetten Aecker mit Sand nicht unmöglich wäre. Der Ackerbau kann, wie in mancher Richtung, gewiß auch hierin noch Fortschritte machen.

Die Viehzucht blüht in dem Gebirgslande. Bei den fetten Kräutern der Thäler und Höhen ist die Milch vortrefflich. Dennoch scheint man die Kunst des Butterns noch in geringem Grade zu verstehen, und noch minder die des Käsemachens. Jene ist fast an allen Orten übersalzen, dieser erscheint zwar in den köstlichsten Thurmgebäuden,

gestellt. Er mußte in ihre Arme sinken, sie traute es sich zu. Aber neben dem Bette war eine unscheinbare Klingelschnur angebracht. In dem Augenblick, der keinen Zweifel über die wirklich erfolgte Versöhnung lassen konnte, wollte sie an der Klingel reißen. Ein von ihr gewonnener Polizeicommissair sollte dann mit zwei Zeugen in die Stube stürzen und sofort eine Registratur über eine Situation, die keine andere Auslegung erlaubt, aufnehmen.

Der Anschlag mislang; die Pasdeloup empfand Bedenken, als er zur Ausführung kommen sollte und weigerte ihre Beihülfe. Gabriele sah sich genöthigt, im Kloster der Benedictinerinnen ihren Aufenthalt zu nehmen.

Die Absperrung hier war nicht zu streng. Der Banquier Goy fand Mittel und Wege, zu seiner Maitresse zu dringen. Semitte erfuhr es, und hielt es nach seiner Pflicht als Ehemann angemessen, sich darüber bei der Priorin zu beschweren, worauf der Büßerin eine abgeschlossenere Zelle angewiesen ward.

Aber ihm schien das für das zügellose Weib noch immer nicht zu genügen. Er drang daher darauf und erhielt am 27. September 1693 ein zweites Arrêt vom Parlament, worin die Vollstreckung des erstern befohlen(!) und zugleich verfügt ward: Gabriele solle aus dem Kloster in das Parlamentsgefängniß gebracht werden; auch sollten Goy und Auger sich darüber nun wirklich gestellen.

Gabriele ward abgeholt und eingesperrt. Kein Ausweg, der den Proceß verschleppen konnte, ward von ihr unversucht gelassen. Sie trat abermals als Anklägerin in einem Zwischenverfahren auf. Sie beschwerte sich in einer weitläufigen Schrift über die harte Behandlung und den Schimpf, den man ihr auf dem Wege vom

Kloster nach dem Parlamentsgefängnisse angethan; ihr Mann sei der Urheber. Das Parlament wies indeß diese Intervention als zu keinem Proceßverfahren geeignet ab.

Unermüdlich in Listen und Anschlägen kam sie aber immer mit neuen Anträgen ein. Bald verlangte sie von der Klage losgesprochen zu werden und daß ihr Mann in 10,000 Livres Entschädigung verurtheilt, daß die von ihr vor einem Notar gegebene Erklärung vernichtet werde, bald erklärte sie, daß sie von allen Gegenklagen und Foderungen abstehe, denn sie habe ihrem Manne vergeben und sich völlig mit ihm ausgesöhnt.

Gabriele stand nicht mehr allein da, sie hatte unter den Gefangenen des Parlamentsgefängnisses einen Rathgeber und Freund gefunden, der auf ihre und die Geschichte ihres Processes von Einfluß wurde, einen in Sitten und Lebensart dem ihrigen verwandten Charakter.

Eustach le Noble, so hieß dieser Gefangene, war ein Mann, der seiner Zeit als Schriftsteller und öffentlicher Charakter viel, wenn auch nicht viel Gutes, von sich zu reden machte. Von altem Adel, in den glücklichsten Vermögensumständen, in der angesehenen Stellung als Generalprocurator zu Metz, hatte er sich doch Fälschungen in eigennütziger Absicht erlaubt, die entdeckt wurden und seine Verhaftung und Verurtheilung zur Folge hatten. Gegen das Erkenntniß, das ihn zur Kirchenbuße und zu neunjähriger Verbannung verurtheilte, hatte er damals gerade appellirt und befand sich deshalb im Parlamentsgefängnisse in Paris. Le Noble's ganzes Leben war eine Kette von Ungefügigkeiten, Unordnung, Luderlichkeit, Ausschweifungen und genialen Impulsen. Oft in der Schule der Trübsal, doch nie gebessert, im

Besitz von Geld und Vermögen, aber immer Verschwender und daher darbend, brachten seine Gelegenheitsschriften, historischen Abhandlungen, z. B. über die Republiken „Holland" und „Genua", über „die Munzen der Alten", über „das wahrhafte Geburtsjahr Christi" — „Uebersetzungen der Psalmen in Prosa und Versen, nebst Betrachtungen dazu", den Buchhändlern große Summen ein, während er selbst in seinen letzten Lebenstagen von wöchentlichen Almosen eines Louisd'or lebte, den ihm der damalige Polizeilieutenant d'Argenson auszahlte, und als er 1711 starb, auf Kosten des Kirchspiels begraben werden mußte. — Ein periodisches Werk Le Noble's: „Politische Unterhaltungen über die Begebenheiten gegenwärtiger Zeit", hatte eine Zeit lang wegen mehrer glücklichen Einfälle, aber auch trivialer Späße und Angriffe einen guten Fortgang. Aber es stieß die feinere Welt bald ab durch den gemeinen Ton, in den der Autor verfiel und der nur zu deutlich nach den Gesellschaftskreisen schmeckte, in die er durch seine Lebensweise versunken war. Doch ward ihm die Ehre, daß seine sämmtlichen Werke nach seinem Tode noch in 20 Bänden gesammelt erschienen. Auch die deutsche Literatur kann solche „Genies" nach dem populairen Ausdrucke aufweisen, es hat sich aber noch Keiner eine solche Ueberschrift unter sein Bildniß selbst verfertigt, wie Le Noble, der, auf seinen Adel und Namen anspielend, schrieb:

Nobilitas si clara dedit nomenque genusque,
Clarior ingenio, nobiliorque micas.
Invida fortunae sic spernens tela malignae
Per scopulos virtus saepius astra petit.

Ein solcher Mann war wie vom Schicksal für die reizende, witzige, intriguante und kecke Gabriele zum

Genossen ausersehen. Von einer imponirend schönen Gestalt, dem liebenswürdigsten Benehmen, einem lebhaften Kopfe, der anmuthigsten Redegabe, voller Lebhaftigkeit, frohendem Witz und schlauer Unternehmungslust, und ebenso sittenlos und ohne Grundsätze wie Gabriele, mußten beide Personen, schon durch ihre Schönheit und den lebhaften Blick in den Gefängnißräumen sehr bald sich begegnen, finden und verständigen. Die schöne Wurzkramerin war nämlich nicht mit den andern Frauen ein- und abgeschlossen. Sie saß in demjenigen Quartier des Gefängnisses, welches la pension genannt wurde und dessen Bewohner die Freiheit hatten, mit den andern Gefangenen nach Wohlgefallen Umgang zu haben.

Gabriele und Le Noble fanden und verstanden sich. Das Gefängniß ward für Beide ein Pathmos. Er ward ihr Liebhaber und Advocat. In Allem, was sie von jetzt an unternahm und that, war er die Seele und das Werkzeug.

Aber ihr Verhältniß hatte, ehe sie sich dessen gewärtigt, solche Folgen, auf welche Beide am wenigsten gerechnet. Sie befand sich in der Lage der Herzogin von Berry, und Alles kam ihr darauf an, aus ihren Blay herauszukommen, ehe es ruchbar würde. Deshalb ihre neue Eingabe, daß sie mit ihrem Manne ausgesöhnt sei, daß sie es beweisen wolle, und die Bitte, bis zum Austrage des Processes sich in ein Kloster oder zu ihren Aeltern begeben zu dürfen. Ein glücklicher Zufall wollte, daß der Referent ihres Processes, der Parlamentsrath Le Nain, eines Tages die Gefängnisse besichtigte; Gabriele fand Gelegenheit, sich ihm zu Füßen zu werfen. Ihre Schönheit, ihre Thränen rührten den Mann des Gesetzes, er brachte ihre Sache außer der Ordnung zum Vortrag und bewirkte ein Arrêt vom 15. Juli 1694,

welches Gabriele Parreau die Erlaubniß gewährete, sich in ein Kloster oder in die Wohnung ihrer Aeltern zu begeben, um von dort aus binnen drei Monaten den Beweis beizubringen, daß die Aussöhnung mit ihrem Mann wirklich erfolgt sei. (!)

Dennoch ward ihre Absicht nicht ganz erfüllt. Semitte stand immer auf der Wacht. Er brachte es durch Gegenvorstellungen dahin, daß die ihr im Arrêt gestattete Wahl wieder zurückgenommen und Gabriele in das Kloster Unserer lieben Frauen gebracht wurde.

Aber Le Noble hielt Wacht auf der andern Seite. Im Parlamentsgefängniß war der Gerichtsdiener Boursier durch ihn gewonnen. Dieser gewann für ihn die Tochter einer Hebamme, welche erstere ebenfalls im Gefängnisse saß, und diese ihre Mutter. Die Mutter, Hebamme, mußte sich unter irgend einem Vorwande als Kostgängerin im Kloster Unserer lieben Frauen einschleichen. Für die geheime Niederkunft Gabriele's war also gesorgt. Es kam nunmehr nur darauf an, für die Wegschaffung des neugeborenen Kindes Sorge zu tragen, was bei der strengen Bewachung des Klosters mehr Schwierigkeiten hatte.

Gabriele's Muhme, Katharina Passy, ward in das Geheimniß und das Complot gezogen. Sie mußte, als die Zeit der Niederkunft herannahte, täglich am Kloster vorbeigehen und Acht haben, ob nicht aus einem bestimmten Fenster ein bestimmtes Zeichen heraushänge. Am 14. September 1694 erschien der Stab mit dem Tuche am Fenster und die Passy begab sich ins Kloster, um mit einer andern Kostgängerin desselben, die gleichfalls in das Geheimniß eingeweiht war, zu sprechen. Die Paideck, so war deren Name, erschien im Sprachzimmer, das neugeborene Kind verhüllt mit sich bringend.

Es ward auf die Drehscheibe gelegt, die Passy empfing es und trug es fort. Das Kind ward bald darauf in der Stille unter dem Namen des Chevalier de Saint George getauft. Saint George hieß eine Baronie, welche Le Noble ehedem besessen. Die Pathen waren der Ehemann der Passy, ein gewisser Tachon und eine Nichte des Gerichtsdieners Bourßier, die Vertraute bei Le Noble's und Gabriele's Liebeshandel.

Der Proceß schlängelt sich noch in so vielfachen Windungen hin, daß wir aller Aufmerksamkeit bedurfen, den Hauptfaden nicht zu verlieren; es wird daher räthlich, manche Nebenpunkte im Voraus abzumachen. Pitaval erzählt uns die obige Geschichte der Niederkunft im Kloster und der Fortschaffung des Kindes so, wie man sie nach dem endlichen Schluß des Processes als ermittelt betrachten muß. Gabriele Perreau mußte sie dagegen nach ihrem Operationssysteme gänzlich in Abrede stellen, worvon des Weiteren die Rede sein wird. Er liefert alsdann die Beweise im Voraus, einmal daß Gabriele wirklich im Kloster niedergekommen, dann daß Le Noble sich gegen die Ammen als Vater des Kindes bekannt; wir halten es indeß nicht für nöthig, ihm auf diesen Nebenfaden zu folgen, die alle auf die große Straße zu einem bestimmten Ziele zurückführen.

Als Gabriele noch im Parlamentsgefängnisse saß, und selbst im Kloster, war sie bescheidener aufgetreten. Dort gestand sie, daß sie schwanger sei, aber es sei von ihrem Manne, der sich mehrmals zu ihr geschlichen; hier widersprach sie nicht geradezu, als die züchtigen Nonnen ein Aergerniß daran nahmen und verlangten, daß eine solche Person fortgeschafft werden solle. Sie

war an beiden Orten noch nicht sicher, ob sie ihre Niederkunft würde verheimlichen können. Kaum war sie indeß dieser Sorge durch die geschickte Fortschaffung des Kindes entledigt, als sie auch den Verdacht ganz vertilgen wollte. Sie reichte am 6. October 1694 eine neue Klageschrift beim Parlamente ein: daß ihr Mann ehrenschänderische Nachrichten auf ihre Rechnung ausstreue, nämlich sie sei schwanger gewesen, als man sie ins Kloster gebracht, und dort entbunden worden. Demnächst foderte sie Schadenersatz für ihre gekränkte Ehre.

Was Gabriele von jetzt ab in dieser Angelegenheit that, war nur Das, was Le Noble beschlossen hatte. Er leitete ihre Vertheidigung, ihre Angriffe, er führte sie aus, und gab der Sache mit einer Frechheit und Unverschämtheit eine Publicität, die uns schwer erklärlich ist, aber einen Beitrag zur damaligen Sittengeschichte liefert. Die vor ganz Paris Prostituirte gab eine Druckschrift heraus (natürlich von Le Noble verfaßt). In derselben heißt es:

„Im verwichenen Junius dieses Jahres (1694) fing Herr Semitte an, überall bekannt zu machen, seine Frau sei schwanger . . . . Da die Frau von Bretinieres, die Oberin des Klosters, für Vorurtheile sehr empfänglich, auch überdies für ihren Nutzen nicht unempfindlich ist, so kostete es besagtem Manne wenig Mühe, sich durch Geschenke von Zucker, gebrannten Wassern und andern Ausbeuten seines Ladens bei ihr in Gunst zu setzen. Er sagte ihr sodann, er werde seine Frau unter ihre Aufsicht geben, allein er müsse ihr auch melden, daß er gewiß wisse, seine Frau sei schwanger, und sie möge wohl Acht geben lassen, daß nicht etwa eine Hebamme heimlich ins Kloster gebracht wurde. Um auch der Oberin diese giftige Lästerung recht glaubwürdig zu ma-

chen, bediente er sich, auf Anrathen seines Procurators, der verabscheuungswürdigen List, und ließ durch gewisse Leute auch den Nonnen jenen schimpflichen Verdacht in die Köpfe setzen, und diese eröffneten nicht nur der Oberin Das, was sie dachten, sondern verbreiteten auch die eingebildete Schwangerschaft ihrer Kostgängerin mit ihren geläufigen Zungen so sehr, als sie konnten. Die Schrift lehrt uns, daß nichts heftiger sei, als der Zorn eines Weibes; allein man kann wohl sagen, daß die Lästersucht einer Nonne, die sich einmal vom Wege der christlichen Liebe entfernt hat, die heftigste Leidenschaft ist, die gefunden werden kann. Als der rechtliche Beistand der Frau Semitte von dieser boshaften Kabale Nachricht erhielt, vermochte er seine Clientin am 6. October, beim Parlamente ein Memorial einzureichen, worin sie anführte: es hätte ihr Ehemann schon seit drei Monaten das unwahre Gerücht verbreitet, sie sei schwanger; auch der schwache Kopf der Oberin sei von dieser verleumderischen Nachrede eingenommen worden, und sie hätte sich zum Werkzeuge der weitern Ausbreitung brauchen lassen. Indeß sei nichts ungegründeter als diese Beschuldigung, und es läge ihr, unter den Umständen, worin sie sich jetzt befände, Alles daran, die Welt vom Gegentheil zu überzeugen, und da sie mit der Nonne, die sie so verlästere, nicht länger unter einem Dache bleiben könne, so bäte sie, in ein anderes Kloster gebracht zu werden, oder die Erlaubniß zu erhalten, bei ihren Aeltern zu leben; auch hoffe sie, daß das Parlament die Gnade haben und ihren Ehemann zu einem solchen Ehrenersatz verurtheilen werde, der jener von ihm erlittenen groben Beschimpfung vollkommen angemessen sei . . . Dies war also der Augenblick, in welchem die Kabale in Verwirrung gebracht, der Ehren-

schänder niedergeschlagen wurde, und Alle bösen Künste des Herrn Semitte verunglückten. Jetzt sah er sich in der Enge — er mußte reden und sich erklären. Und was sagte er denn in diesem entscheidenden Zeitpunkte? Kann wol Jemand glauben, daß ein solcher frecher Verleumder, daß der Mann, der seiner Gattin Ehre auf das Schimpflichste angriff, die Wahrheit gezeuget haben sollte? — Und doch that er das, und sein Advocat erklärte in seinem Namen vor dem versammelten Parlamente, im Angesichte der Richter und vor den Augen des Publicums: er habe niemals gesagt oder gedacht, daß Frau Semitte schwanger sei. Hier hätte diese unglückliche Frau auf einer fürchterlichen Genugthuung bestehen können; allein sie begnügte sich an einem so feierlichen Geständnisse, und war viel zu gut gesinnt, als daß sie die Sache wider ihren Verleumder aufs Aeußerste treiben wollte."

Die saubere Schrift enthielt noch verschiedene Beilagen. In der einen redet ein angeblicher Benedictinermonch der Priorin in ihr Gewissen, daß sie der Wahrheit um Christi willen die Ehre geben und von der höllischen Lästerung gegen die unglückliche, verleumdete Frau abstehen solle. Es galt Le Noble, die Bigotten durch fromme Redensarten für seine Geliebte zu interessiren. Für das große Publicum gab er als Beilage einen Brief, den angeblich Gabriele an ihren Mann geschrieben haben sollte.

„Mein zärtlich geliebter Gatte!

„Wenn Du auch immer hartnäckig fortfahrest, mich zu verfolgen, so kann ich doch jenes heilige Band nicht vergessen, das uns vereinigt, und jemehr Du Dich be-

mubest, es zu zerreißen, deste eifriger suche ich, es noch fester zu verknupfen.

Konnten meine Martern mir endlich Dein Herz wieder gewinnen, so wollte ich sie mit größtem Vergnugen erdulden. Allein, bester Mann, muß es denn sein, daß Du mich immer tiefer zu unterdrucken suchest, je sehnlicher ich trachte, mich mit Dir von ganzem Herzen wieder auszusohnen? Haben denn meine Leiden Dich noch nicht ermüdet? Ich habe ein schimpfliches Urtheil anhoren mussen, habe meiner Appellation, so wie Du gewollt, entsagt; habe mich in das Kloster begeben, das Du gewählt hattest; Du hast mich ein zehnmonatliches Gefängniß aushalten, hast mich den bittern Kelch trinken lassen, in einem äußerst erniedrigenden Zustande vor meinen Richtern erscheinen zu mussen; Du hast mir in dem Kloster, wo ich jetzt bin, die geringsten Bedurfnisse versagt, hast eine neue schimpfliche Nachrede wider mich ausgebracht, und mich dadurch den Verfolgungen einer unbarmherzigen Oberin preisgegeben: und doch wollte ich alle diese herzergreifenden Drangsale für nichts achten, wenn ich Deine Liebe dadurch erkaufen könnte.

„Selbst das Parlament hat Mitleid mit Deiner so sehr verfolgten Gattin, und durch die Gerechtigkeit, die es mir widerfahren läßt, gibt es Dir deutlich genug zu erkennen, daß Dein hartes Verfahren wider mich ihm verhaßt sei, auch zeigt jede seiner Verfugungen zwischen uns, daß es keinen andern Endzweck habe, als jene Ruhe und Einigkeit, die wir so lange Zeit haben entbehren mussen, bei uns wieder herzustellen. Gott selbst will unsere Aussohnung; unsere Tochter, das Unterpfand unserer Zärtlichkeit, fodert uns dazu auf, und Dein Nutzen, der mir stets theuer ist und sein wird, verlangt einen solchen Schritt. Ich werfe mich also

ſchon die blaſſe Farbe deutet aber auf den nüchternen Geſchmack. Für den Freund und Kenner des Holländiſchen und Schweizerkäſes iſt er gar nicht zu genießen, aber ſelbſt der gewöhnliche Märkiſche Kuhkäſe iſt bei weitem aromatiſcher. In ſeiner farblos blaſſen Erſcheinung, ohne Aroma und würzige Kraft, trägt er allerdings den Charakter des höchſtens Nordens an ſich; doch bleibt es problematiſch, ob nicht mehrerem Fleiße auch hierin Verbeſſerungen gelängen, da man weiß, was die Induſtrie in England und Schottland bei minder ergiebigem Boden hierin gethan. Bemerkenswerth iſt jedoch, daß auch in Lappland von der fetteſten Rennthiermilch nur ſehr ſchlechter Käſe gemacht wird.

Fleiſch iſt, wie man ſich denken kann, in dieſen Gegenden ein ſeltener Artikel; ſelbſt Schinken darf nicht überall geſucht werden, da die Schweinezucht wenig ausgebreitet iſt. Geräuchertes Rindfleiſch kommt faſt gar nicht vor, dagegen ein feſtgedörrter Hammelſchinken. Daß das Wildbrett in Scandinavien eine wenig ergiebige Nahrungsquelle ausmacht iſt bekannt; bis auf einige delicate Auerhähne, aber auch dieſe nur in Schweden, erinnere ich mich keines

hiermit in Deine Arme; öffne sie, mein Geliebter, und empfange eine Gattin, die blos lebt, um Dir in Allem, was Du von ihr fodern kannst, gefällig zu sein.

„Wäre ich auch wirklich die Verbrecherin, wofür mich die Welt, nach Deinem Willen, ansehen soll, wurden alsdann nicht die Leiden, die Du mich so reichlich hast erfahren lassen, meine Vergehungen gebüßt haben, und sollte mein aufrichtiges Verlangen, Dir Genugthuung zu leisten, nicht Deinen Zorn entwaffnen? Laß uns also, liebster Gatte, alles Vergangene vergessen. Laß uns Dem zu Fuße fallen, der uns täglich weit größere Sünden vergibt. Ich bitte ihn unaufhörlich, daß er Dein Herz erweichen möge, und eben jetzt, da ich inbrünstig für Dich zu Gott gebetet habe, wage ich es, Dir diesen Brief zu schreiben, ehe noch die Sache weiter geht.

„Ich habe den Beweis unserer geschehenen Aussöhnung, der mir, wie Du weißt, rechtskraftig nachgelassen worden ist, blos deshalb noch nicht angetreten, weil ich wunsche und hoffe, Du werdest Dich zu einer nochmaligen, herzlichen und aufrichtigen Aussöhnung bereit finden lassen.

„Es liegt also blos an Dir, mein theurer, ewig geliebter Mann; mit thränenden Augen beschwöre ich Dich, laß meine Hoffnung nicht vergebens sein. Befiehl mir Alles, was Du willst, ich werde Dir gehorchen, wenn Deine, meine und unserer Tochter Ehre gesichert ist.

„So gewiß ich mir auch schmeicheln kann, daß das Urtheil gerechter Richter endlich für mich ausfallen werde, daß die bösen Anschläge Deiner Rathgeber scheitern müssen, so bin ich doch bereit, Alles aufzuopfern, um den Frieden wieder zu erlangen, um den ich Dich anflehe. Gewähre, liebster Mann, diesen Frieden einer

Gattin, die, ungeachtet der äußersten Strenge, mit der Du sie behandelst, dennoch leben und sterben wird als

Deine
Dich liebende, gehorsame und getreue Dienerin
Marie Gabriele Perreau."

So wurde also die Presse damals entweiht, in Privatprocessen die Stimme des Publicums zu gewinnen und zu verführen. Dagegen scheint die Censur nichts einzuwenden gehabt zu haben. Diese und andere Schriften in dieser Sache sind aber ein Zeichen, welche Theilnahme dieselbe im Publicum erregt haben mußte, und was es auch schon damals galt, die öffentliche Stimme für sich zu gewinnen. Dagegen kann man sich der Vorstellung nicht erwehren, daß Le Noble, von einem diabolischen Kitzel getrieben, durch die Schrift nicht sowol die Angelegenheit seiner Geliebten bessern wollen, sondern daß er mehr darauf ausging, ihren Ehemann an den Pranger zu stellen. So erzählt er eine Anekdote von dem Advocaten Audoyer, der Semitte bediente. „Ich bitte um Vergebung, meine Herren," hatte dieser einst zu einigen Advocaten gesagt, „daß ich Sie einige Zeit warten ließ; ich hatte einmal mein Vieh bei den Hörnern und konnte es nicht sogleich fahren lassen. Ich bin mit dem Hahnrei Semitte bei seinen Richtern gewesen." —

Gabrielens Beschwerden gegen die Priorin des Klosters wurden so heftig, daß man, durch ein Arrêt vom 22. October 1694, ihr abermals gewährte, und sie in ein anderes Kloster, dasjenige, in welchem sie bei ihrer ersten Verhaftung gewesen, hinüberschaffen hieß.

Aber ehe dieses Arrêt in Ausführung kam, gelang es ihr, zu entfliehen. Sie hatte allüberall keine Lust

mehr am Klosterleben und sehnte sich nach dem vollen Genuß der Freiheit. Am 4. December 1694 war sie entschlüpft.

Ihre erste Handlung war eine neue kühne List. Es galt ihr Alles, die Versöhnung mit ihrem Manne glaublich zu machen. Die Deduction, daß sie erfolgt sei, überließ sie ihrem Buhlen, der mit seiner Feder ebenso schnell fertig wurde, als mit seinem Gewissen. Sie nur hatte ihn mit Details, mit einzelnen Acten zu versehen, auf denen er bauen, an die er sich stützen konnte.

Der Pastetenbäcker Buguet, dessen Laden in dem Hause war, in welchem Semitte wohnte, hatte im ersten Stockwerke eine Wohnstube, welche an Semitte's Schlafstube stieß. Buguet war schon früher, oder jetzt, von Gabrielen ins Vertrauen gezogen. Er gewährte ihr in seiner Stube einen heimlichen Aufenthalt, damit sie, nach dem entworfenen Plane, am andern Morgen, sobald Semitte ausgegangen, mittels eines Nachschlüssels sich in dessen Zimmer begeben könne. Hier wollte sie sich schnell entkleiden und in das Bett des Mannes legen. Dann sollte Jemand, der im Complot war, sich auf der Straße von Gerichtsdienern verfolgen lassen. Er sprang in das Haus, er versteckte sich dort, die Gerichtsdiener mußten Haussuchung halten, dabei Semitte's Stube mit Gewalt öffnen und Gabrielen im Bette ihres Mannes finden, die dann empört aufgeschrieen hätte, was man sich unterstände! Sie habe die Nacht in den Armen ihres rechtmäßigen Mannes geruht, der nur eben aufgestanden und seinen Geschäften nachgegangen sei.

Semitte's Spurhunde hatten indeß Gabrielen beim Pastetenbäcker eintreten sehen. Er, jeder List von ihrer Seite gewärtig und stets auf seiner Hut, kehrte mit einem Policeicommissair und Notar in sein Haus unter gro-

ßem Larmen zu[illegible]nd Gabriele mußte nicht allein ihren Plan aufgeben, sondern sich noch glücklich schätzen, daß sie unter dem Schleier der Nacht entschlupfen konnte.

Indeß war Semitte jetzt in die äußerste Wuth versetzt, er wollte auch Die verfolgen, welche seiner ehebrecherischen Frau Vorschub geleistet, selbst Die, welche ihr zur Flucht aus dem Kloster behülflich gewesen, und bereitete deshalb Klagen vor gegen Gabrielens Schwager Allix und den Ehemann ihrer Muhme Passy, besonders gegen Letztern, welcher ihre Flucht aus dem Kloster mit 10 bewaffneten Männern unterstützt und geschützt haben sollte.

Diese ernsthaften Maßregeln erschreckten auch ein so frechos Weib, wie Gabriele war. Sie hielt es gerathen, auf einige Zeit vom großen Schauplatz zu verschwinden. Ihre abenteuerlichen Reisen durch Flandern, wo sie Le Noble's Schriften verkaufte, und entweder davon, oder was wahrscheinlicher, von ihren Reizen lebte, sind nur theilweise bekannt geworden.

Aber schon im April 1695 war es Le Noble gelungen, aus dem Parlamentsgefängnisse zu entwischen. Er hielt sich in Paris verborgen und ließ seine Geliebte gleichfalls dahin kommen. Unter verschiedenen, immer wechselnden, Namen bezogen sie hier verschiedene Wohnungen, immer als Mann und Frau lebend. Einmal hießen sie Herr und Madame de l'Isle, ein anderes Mal Herr und Frau v. Noyers.

Am 24. August 1696 kam Gabriele mit einem zweiten Kinde von Le Noble nieder, einer Tochter, welche in der Taufe (27. August) die Namen: Catharina Louise, Tochter von Eustach le Gentilhomme (Eustach Le Noble) Ritter, Herrn von Noyers und Marie Le Brun, seiner Gattin, empfing. Auch der Name Noyers

war eine Anspielung; Le Noble hatte vor Kurzem eine Posse: die Nußbäume (les Noyers) herausgegeben. — Die Versicherung Pitaval's, daß diese Geburt und Taufe nachmals durch verschiedene Zeugen, die Pathen, die Kirchenbücher und Anderes bewiesen wurde, wird uns genügen.

Aber gleich nach der Geburt und Taufe verließen und änderten sie schon wieder Namen und Wohnung. Wir finden sie im Hause eines Herrn Cuvier 1697 unter dem Namen Herr Le Brun des Bois und Gattin. Mehre Zeugen berichteten auch hier über das Zusammenleben der Beiden. Einer Hebamme erschien das Benehmen der jungen Frau, als sie von ihr zu Rathe gezogen wurde, so frech, daß sie ihre Verwunderung nicht verbergen konnte. Gabriele erwiderte: „Ich sehe wohl, meine liebe Frau, daß Sie nicht gewohnt sind, mit Damen von Stande umzugehen."

Im April 1697 ward Le Noble entdeckt, verhaftet und abermals ins Parlamentsgefängniß gebracht. Gabriele mußte nach Lyon verschwinden, bis es Le Noble gelang, nach einer demüthigenden Buße wieder auf freien Fuß zu kommen, worauf er nach wie vor mit seiner Geliebten als Mann und Frau lebte.

Inzwischen hatte Semitte, schon am 8. März 1697, ein Arrêt erhalten: daß seine Frau, sobald man ihrer habhaft werde, sofort ins Zuchthaus gebracht werden solle. Aber seine Kundschafter hatten lange Zeit vergeblich nach ihr gesucht, da, wenn sie endlich die Spur entdeckt, sie ein leeres Nest fanden und die Verfolgte unter einem andern Namen in einem entfernten Stadttheil ein neues Leben anfing.

Endlich ward sie in einer Garküche als eine Madame Destournelle, die eines Processes wegen aus Lyon gekom-

men, am 6. October 1838 ergriffen und ins Zuchthaus gebracht. Da aber Semitte auch wegen der neu hinzugekommenen Ausschweifungen seiner Frau eine Untersuchung verlangte, sollte sie abermals, und desgleichen Le Noble ins Parlamentsgefängniß gebracht werden.

Dies kam Beiden höchst ungelegen. Gabriele war gerade zum dritten Male schwanger; nach diesen Precedentien war es fast unmöglich, ihre Niederkunft vor den Augen der Obrigkeit und ihres Mannes zu verbergen. Le Noble wagte Gewalt. Mit einem Trupp von ihm bezahlter und bewaffneter Leute wollte er auf dem Wege vom Zuchthaus nach dem Parlamente die Gerichtsdiener überfallen und Gabrielen befreien. Aber Semitte war auch darauf vorbereitet. Auch er ließ die Zahl der Gerichtsdiener verstärken und bewaffnen und Le Noble mußte den Angriff aufgeben.

Gabrielens Schwangerschaft konnte kein Geheimniß sein. Als sie im Gefängniß entbunden ward, hatte Semitte schon durch ein neues Arrêt dafür gesorgt, daß das Kind, abermals eine Tochter, welches am 7. April zur Welt kam, ohne Vaters Namen, als Anna Catharina in einer Kirche des Parlamentskirchspiels getauft würde.

Le Noble war der Verhaftung entgangen. Aus seinem Verstecke schleuderte er neue Pamphlets in die Stadt, als gebe es für Paris keinen wichtigern Gegenstand als den Ehebruchsproceß zwischen dem Wurzkrämer Semitte und seiner Frau. Was später vor Gericht durchgefochten werden sollte, ward in diesen Druckschriften schon für das Publicum als sichere Thatsache aufgestellt: daß Semitte der wahrhafte Vater aller seit diesem ärgerli-

chen Processe mit Gabrielen erzeugten Kinder sei, daß er aber in unnatürlichster Versteckung seines Herzens allen Vatergefühlen Hohn spreche und die Kinder als Bastarde, von seiner Frau im Ehebruch erzeugt, darzustellen suche, um der heiligsten Pflichten, welche die Natur uns auferlegt, sich zu entäußern. Bestimmt ward ihm vorgeworfen, daß das am 24. August 1696 zu Paris geborene Kind, getauft am 27. unter den Namen Catharina Louise, unter dem fingirten Vatersnamen eines Eustach le Gentilhomme, nicht allein sein Kind gewesen, sondern daß er dasselbe noch oben ein durch seine Magd und Beischläferin bei Seite schaffen, vor die Thur eines Schuhmachers aussetzen und später ins Findelhaus bringen lassen! — Als Probe der Sprache, welche dieser freche Abenteurer zu führen wagte, hier nur eine Stelle.

„Die Thränen dieses unschuldigen weggesetzten Kindes flehen zu Gott um die Rechte seiner Geburt, die ihm die Beischläferin seines Vaters entrissen hat, und die ächzende Stimme der Mutter erbittet diese Rechte von ihren Richtern. Gott, der, nach dem Rathe seiner unerforschlichen Weisheit, oftmals den Verbrecher bei aller vermeinten Klugheit blind macht, hat auch hier es so gefügt, daß dieser widernatürliche Vater selbst ganz unwidersprechliche Beweise von der Geburt dieses Kindes hat an die Hand geben müssen. Sollte also die menschliche Gerechtigkeit bei den Klagen einer Mutter, die ihr unterdrucktes Kind zurückfodert, taub sein? Sollen Seufzer dieser bekummerten Mutter und dieses unglücklichen Kindes erstickt werden? Soll das Verbrechen eines ausschweifenden Mannes und einer liederlichen Vettel unbestraft bleiben? Necare videtur non tantum is, qui partum perforat, sed et is, qui abjicit . . . Die Gattin des Semitte ist in Gegenwart

ihrer Schwestern und mehr als zehn anderer Personen entbunden worden; sie hat ihr Kind öffentlich taufen lassen und über hundert Leute haben die Taufhandlung mit angesehen; hat man aber wol je gesehen, daß eine Ehebrecherin ihre Niederkunft so öffentlich abgewartet hat? Ist wol jemals die Frucht ehebrecherischer Ausschweifungen auf so eine Art zur Taufe gebracht worden?"

Wenn es, woran wir keinen Grund zu zweifeln haben, in ganz Paris bekannt war, daß Le Noble Gabrielens Liebhaber und der Vater ihrer Kinder war, so scheint die Zurücksetzung aller Scham und Schande in diesen Behauptungen freilich unglaublich, wenn man nicht annimmt, daß es diesem depravirten Genie mehr darum zu thun gewesen, seinen satanischen Witz spielen zu lassen gegen den armen Hahnrei und seine fruchtlosen Anstrengungen, vor einer erbärmlichen Gerichtsbarkeit sein Recht zu erlangen.

Endlich überreichte Gabriele Perreau am 20. Juni 1699 eine neue Eingabe (natürlich von Le Noble verfaßt und von ihm zugleich als Druckschrift publicirt), in welcher sie außer andern ihren Hauptantrag dahin richtete: „um rechtliches Gehör wider das Arrêt, in welchem untersagt worden, den Namen des Vaters ihrer am 6. April zur Welt gebrachten Tochter in das Taufregister einzuschreiben, vielmehr hoffe und erwarte sie, daß dem Parlamente gefällig sein werde, die in dem Arrêt besagte Anna Catharina und eine andere am 24. August 1696 geborne Tochter, Namens Louise Catharina, bei ihrem Stande und Namen, als wahre und eheliche Kinder von Louis Semitte und Gabriele Per-

reau, seiner Frau, zu schützen und zu erhalten, auch den Vater dahin anzuweisen und zu verurtheilen, daß er ihnen den gehörigen Unterhalt reichen solle, und diese Kinder unter unmittelbaren obrigkeitlichen Schutz zu nehmen. Auch bäte sie, daß Louise Catharina aus dem Findelhause genommen werden möge, nicht weniger die Veranstaltung getroffen werde, daß die Taufregister des Kirchspiels, wo diese zwei Kinder getauft worden, in Beziehung auf sie, abgeändert, und die Namen von Louis Semitte und Gabriele Perreau an die Stelle derjenigen, die durch Semitte's Bosheit eingeschrieben worden, gesetzt werden mögten; auch würde ihr Ehemann alle verursachten Unkosten zu bezahlen schuldig sein."

Die Klägerin gründete ihren Antrag auf drei Momente:

Erstens: Semitte's Verfolgungen gegen seine Frau hätten keine andere Quelle als seine Ausschweifungen. Er habe sie fruher geliebt, geachtet, dann sei er ihrer satt, sie sei ihm widerwärtig, verhaßt geworden; darum habe er sie von sich gestoßen.

Aber, zweitens: sobald er sie wieder gesehen, sei auch seine sinnliche Neigung wieder erwacht. Trotz seines Hasses, seiner Verfolgungen habe er keine Gelegenheit unbenutzt gelassen, wieder mit ihr Umgang zu pflegen, daher seien alle von ihr inzwischen zur Welt gebrachten Kinder seine Kinder, die Frucht einer zeitweiligen Aussöhnung zwischen den Ehegatten.

Drittens: streite dafur schon, auch ohne Beweise, die gesetzliche Präsumtion, das römische Gesetz: pater est, quem justae nuptiae demonstrant. Die Kinder einer verheiratheten Frau haben in den Augen des Gesetzes keinen andern Vater als den Ehemann der Mutter.

Wir übergehen den ersten Punkt, die Anschuldigungen gegen Semitte's Lebenswandel, die in ekelhaften Erörterungen sich ergehen, welche aber um so weniger von Bedeutung sind, als sie vom Gegentheil sämmtlich in Abrede gestellt und nicht bewiesen worden.

Aber sobald Semitte nach einer Abwesenheit von einiger Zeit seine Gattin wieder gesehen, sei sie in seinen Augen eine neue Eroberung gewesen. Doch kaum daß er seiner erhitzten Einbildungskraft durch den Genuß Genuge geleistet, als der vorige Haß sich wieder eingestellt habe.

Es galt nun, für die Geschichte dieser zeitweiligen Aussöhnung bestimmte Momente und Beweise aufzuführen.

Im März 1693 hatten, sagt Gabriele, beide Eheleute eine Zusammenkunft bei der schon erwähnten Freundin Pasdeloup. Sie speisten zusammen in einer Gesellschaft von 4—5 Personen, tranken sich gegenseitig Gesundheit zu und stießen mit den Gläsern an. Nach der Mahlzeit umarmte der Mann seine Frau in Gegenwart aller Anwesenden. Thränen flossen aus seinen Augen. Beide gingen darauf in das Schlafcabinet der Pasdeloup, blieben dort länger als eine Stunde eingeschlossen und als sie zurückkehrten, sah Jedermann, daß das Bette in Unordnung war. Semitte gab Gabrielen zwei Louisd'or — sagt Gabriele! — und führte sie am Arm in ihre Wohnung. Sie hatten später in demselben Hause noch mehre Zusammenkunfte der Art gehabt.

Semitte war zum Entschluß gekommen, seine Frau wieder zu sich zu nehmen. Nur sollte sie ihrer Appellation gegen das Erkenntniß des Chatelet entsagen und erklären, daß der Zettel, worin er ihr die Erlaubniß ertheilt „Sie verstehen mich wohl!“ von ihm nur zum

auf unſeren Tiſch gekommenen wilden Geflügels, an welchem doch ſonſt dieſe Bergſchluchten und Hochhaiden ſo reich ſind; aber auch nicht einmal das zahme Geflügel wird geſchlachtet und der Hunger auf Mehl- oder Körnerbrei, der Appetit auf Fiſche verwieſen.

Dieſe verlaſſen nicht die Tafel, von Chriſtianias Ebene an, bis zu den Lappländiſchen Moräſten. Nicht mehr jene delicaten Meeresfiſche mit reichem Fleiſch und wenigen Gräten, ſondern die ſpringende Forelle, die hier in jedem Gebirgsbach heimiſch iſt und bis zu einer bedeutenden Größe anwächſt. Wer auch kein Fiſchliebhaber iſt, muß an der Norwegiſchen Forelle Geſchmack finden, wer ſie aber zum Mittagstiſch, zum Abend, ja zum Frühſtück beim Kaffee, ſtatt des mangelnden Brodes hingeſtellt ſieht, vertauſchte gern dieſe Delicateſſe mit einem Stückchen Deutſchen Kommisbrod. Daß es hier kein Gemüſe giebt, bedarf wohl nicht erſt der Erwähnung. Fiſch, vortreffliche Milch, Eier und Käſe ſind die Artikel, auf welche der Reiſende ſo ziemlich in jedem Gaard rechnen kann.

Dazu kommt aber eine Erquickung, welche den Mangel des Obſtes beinahe vollſtändig er-

Scherz geschrieben sei. Die unglückliche Gabriele Perreau hoffte, aber zweifelte — sie unterschrieb den Schein, den ihr Mann aufgesetzt und durch die Pasdeloup ihr zugestellt — aber sie protestirte sogleich vor einem Notar dagegen. Als sie ihrem Manne den erstern Schein in seine Wohnung brachte, küßte und liebkoste er sie, sie mußte mit ihm zu Mittag essen und nach Tische erfolgte abermals eine Schäferstunde wie im Hause der Pasdeloup.

Beide wurden darauf einig — sagt Gabriele — daß es am besten sei, wenn sie einstweilen in ein Kloster gehe, bis der Lärm, den ihr Proceß gemacht, sich gelegt habe. Sie that es am 17. März 1693. Semitte besuchte sie dort mehr als einmal, unterhielt sich mit ihr aufs zärtlichste, küßte sie durchs Gitter und umarmte sie an der Pforte, und das in Gegenwart der Priorin und anderer Klosterfrauen.

Vor seiner Abreise nach Flandern nahm er im Kloster formlich von ihr Abschied, umarmte sie wieder und versprach ihr, nach seiner Ruckkehr sie wieder ins Haus zu nehmen. Aus Flandern schrieb er ihr einen Brief, von anderer Hand zwar, aber von ihm unterzeichnet.

Aber aus Flandern zurückgekehrt, war wieder die Liebe verraucht, der Haß loderte auf, die Verfolgungen fingen aufs Neue an.

Dies dauerte bis zum October 1695. Da war auch sein Haß wieder verraucht, er bekam dilucida intervalla seines Eifersuchtsfiebers (so Le Noble's Sprache) und spielte bei Herrn Alix, Gabrielens Schwager, darauf an, er sei bereit, sich mit seiner Gattin wieder auszusöhnen, wenn sie aus Flandern (wohin sie geflüchtet) zurückkehren wolle.

Sie kam zurück. Beide Ehegatten hatten verschiedene Zusammenkunfte bei Alix. In Folge dieser ver-

sehnlichen Zusammenkünfte ward sie schwanger und brachte am 24. August 1695 ein Kind zur Welt. Le Noble, damals 200 Lieues von Paris, in der Provence, entfernt, könne daher unmöglich der Vater desselben gewesen sein.

Ueber die folgende Aussöhnung, die vorgefallen sein sollte, als Gabriele zum zweiten Male in Verhaft gebracht wurde, geht die Schrift kurz hinweg. Dagegen führt sie eine vierte und letzte umständlicher auf. Die Unterhandlungen begannen am 6. Juni 1698 und dauerten bis Ende Juli. Der Beweis sei, — weil Gabriele am 7. April 1699 von einem Kinde entbunden worden! Geht man von diesem Zeitpunkte bis zum 7. Juli 1698 zurück, so seien es volle sieben Monate. — Ein anderes Indicium für diese Aussöhnung: daß die Zusammenkunfte zwischen den getrennten Eheleuten im Guerin'schen Hause stattgefunden, welche ganz auf Semitte's Seite gestanden und durch ihre Hülfe die Verhaftung am 6. Oct. 1698 zu Stande gebracht. Da Gabriele wußte, daß ihr Gatte einen Verhaftbefehl gegen sie in Händen hatte, da Guerin's seine Anhänger waren, würde sie sich blindlings in deren Hände geliefert haben, würde sie sich 25 Mal binnen zwei Monaten in deren Haus begeben haben, und in den Tagen und Stunden, wo ihr Mann dort war, wenn sie nicht auf eine völlige Aussöhnung mit demselben gerechnet hätte?

Dies die Ausführung über den zweiten Punkt, die angeblich eingetretene Versöhnung. Da uns Pitaval, wie in der Regel, keine Acten mittheilt, so müssen wir uns, was den geführten Beweis anlangt, mit der Anführung des klägerischen Theiles begnügen, später die Gegenanführung mit demselben Vertrauen oder Mistrauen anhören, und dann unser eigenes Urtheil aus

der Vergleichung beider und dem ergangenen Urtheil schöpfen. Aber ungleich wichtiger als dieser, sei es nun bewiesene oder noch zu beweisende Umstand ist das dritte Moment, der Rechtsgrundsatz, der seit dem römischen Recht unter allen gebildeten Nationen Eingang gefunden hat: pater est, quem justae nuptiae demonstrant.

Die Ehe ist der Beweis der Vaterschaft. Ein Kind in der Ehe geboren gilt für das Kind des Vaters. Der Mann mag immerhin zweifeln, auf wie starke Gründe gestützt, als es auch sei, das Gesetz glaubt an seiner Stelle und überhebt ihn der Mühe, seinen Zweifel zu untersuchen, denn auf welches Resultat er auch komme, das Gesetz hat das seine schon ausgesprochen.

Schon die Möglichkeit — sagt Gabrielens Anwalt — daß ein Ehemann mit seiner Gattin ehelichen Umgang gepflogen haben könne, ist hinlänglich, die in der Ehe zur Welt gekommenen Kinder bei den Rechten ihrer Geburt zu schützen. Der nicht widersprochene Umstand, daß die letzte von Gabriele Perreau geborene Tochter, Anna Catharina, ohne Vatersnamen (höchst unrechtmäßiger Weise, obgleich auf Parlamentsbefehl) getauft, von derselben während der noch bestehenden Ehe zur Welt gebracht worden, sei hinreichend, daß sie vor dem Gesetz als die rechtmäßige Tochter von Louis Semitte, dem angetrauten Ehemann ihrer Mutter, gelten müssen. Gesetzt, alle Richter der Welt wollten ihr heut ihre eheliche Geburt absprechen, so würde sie doch später und zu jeder Zeit von jedem gewissenhaften Richter solchen wider das gemeine und das französische Recht ergangenen Richterspruch anfechten und umstoßen können.

Angenommen selbst, sie sei des ehebrecherischen Umgangs mit Le Noble oder einem Andern, überführt, und selbst zu der Zeit, wo sie ihre Kinder empfangen haben

konnte; angenommen, sie hätte selbst den Ehebruch eingestanden und gegen ihre Kinder erklärt, daß der Ehebrecher deren Vater sei; ja angenommen, dieser genannte Ehebrecher hätte die Kinder für die seinen und durch eine förmliche Urkunde erklärt oder zu Erben eingesetzt, — so würde alles Das den festen angenommenen Grundsatz nicht umstoßen. Zu Gunsten der Kinder bliebe die Annahme bestehen: ihr Vater ist der rechtmäßig angetraute Mann ihrer Mutter.

Diese gesetzliche Annahme, die durch vielfache richterliche Entscheidungen, durch die Gutachten der berühmtesten Juristen festgehalten und bekräftigt ist, lasse sich nur dadurch umstoßen, wenn der Ehemann nachweise: daß er physisch unvermögend, oder daß es durch andere Umstände physisch unmöglich sei, daß er seiner Gattin in der bewußten Zeit habe ehelich beiwohnen können. Ohne diese positiven Nachweise könne nicht die größte Macht auf Erden, kein richterlicher Ausspruch, ja nicht die Machtvollkommenheit des Königs den während der Ehe von der Gattin zur Welt gebrachten Kindern ihre eheliche, rechtmäßige Geburt entreißen. Und wollten tausend Arrêts, eines immer feierlicher als das andere, sie für Bastarde erklären, so könnten diese Kinder selbst, wenn sie selbständig geworden, ihre Rechte geltend machen und die tausend Arrêts umstoßen lassen.

Dieser uralte römische Grundsatz, zum Heil des Familienlebens und des Staates aufgestellt, um die störende Ungewißheit zu entfernen, werde im christlichen Staate noch insbesondere durch die Würde des Sacraments unterstützt, die nicht erlaube, zu vermuthen, daß sich Jemand unterfangen werde, dessen Heiligkeit zu verletzen, die unverbrüchlichste Bundigkeit des feierlichsten aller Verträge, wodurch die Vermuthung ausgeschlossen

wird, daß die wechselseitige Treue beider Ehegatten, der Hauptpunkt des Vertrages, wankend sei. — —

Im Munde eines sitten- und ruchlosen Vagabunden, desselben Ehebrechers, welcher den unglücklichen Würzkrämer zum Hahnrei gemacht und die von ihm erzeugten Kinder demselben aufdringen will, klingen diese von Religiosität duftenden Tugendphrasen wie ein furchterlicher Hohn. Und wol auch überall, wenn man diese Bedeutung der Ehe mit der pariser Auffassung derselben im Zeitalter Ludwigs XIV. vergleicht. Und doch ist dies der stärkste Punkt in der Vertheidigung und dem Angriffe; der Grundsatz, wie er auch dem Gefühl und der Wahrheit widerstreiten mag, stand und steht noch heute fest, eine unheilige Fiction, an die das Gesetz sich klammert, um Wirrwarr und Zerwürfnisse zu vermeiden, die zu schlichten und zu ordnen es sich selbst nicht Stärke genug zutraut — eine Reihe merkwürdiger Fälle, in welchen französische Gerichte so zu Gunsten der ehelichen Geburt entschieden, wurden von Gabrielens Advocaten heraufcitirt. In einem derselben fand sich: Eingeständniß der Mutter zum Nachtheil der Kinder, Aufenthalt der Frau außer dem Hause ihres Mannes; böswillige Verlassung sogar verbunden mit Diebstahl; Niederkunft 11 Monate nach der Trennung vom Manne; ununterbrochene Wohnung der Mutter bei ihrem Liebhaber; freie Erklarung dieses Liebhabers, daß er Vater des im Ehebruch erzeugten Kindes sei und ein Vermachtniß für dieses Kind. — und dennoch erhielt das gerichtliche Erkenntniß das eheliche Geburtsrecht des Knaben aufrecht.

Semitte's Vertheidiger hatte die Aufgabe: die verschiedenen angeblichen Aussöhnungen zu widerlegen und

demnächst zu deduciren, daß jener gesetzliche Grundsatz bei der besondern Bewandtniß des gegenwärtigen Falles keine Anwendung finde. Denn auf den ersten Punkt, die Widerlegung der angeblichen eigenen Ausschweifungen des Ehemanns, welche die Frau veranlaßt haben sollten, endlich zur Wiedervergeltung zu schreiten, ließ er sich gar nicht ein, weil: sie nicht allein durch nichts erwiesen waren, sondern Gabriele auch nicht einmal den Beweis sich vorbehalten. Diese ganze Anschuldigung erschien als leer und aus der Luft gegriffen, um in der Verzweiflung aus Mangel an Gründen bei Vertheidigung einer ungerechten Sache doch ein Fundament zu finden.

Der angeblichen Aussöhnungen sollten vier vorgefallen sein.

Die erste im Jahre 1693. Semitte sollte da zum Entschluß gekommen sein, seine Frau wieder zu sich zu nehmen, nachdem er verschiedene vertrauliche Zusammenkunfte mit ihr gehabt, und dieser Entschluß sollte bis zu seiner Ruckkehr aus Flandern gedauert haben.

Im Anfange, was voraus zu bemerken ist, hatte Gabriele im Proceß nichts von dem Kinde erwähnt, welches am 16. September 1694 innerhalb der Klostermauern zur Welt gekommen war. Sie hatte sich damals geschmeichelt, daß ihre Niederkunft für Semitte ein undurchdringliches Geheimniß geblieben. Erst als sie erfahren, daß er auch davon Nachricht bekommen, stellte sie die Behauptung auf, daß er ihr im Parlamentsgefangnisse verschiedene Besuche gemacht und das Kind die naturliche Folge dieser Besuche wäre. Im Gefangniß mußten diese wirkungsreichen Besuche stattgefunden haben, sonst stimmte nicht der Zeitpunkt der Geburt und der Empfängniß. Aber den Beweis, daß

Semitte sie im Gefängniß besucht, mußte sie in Ermangelung aller Zeugen, wie man sich auch darum bemuht, aufgeben. Diese eine Vaterschaft blieb also im Ungewissen schweben.

Dagegen hatte sie vor der erfolgten Versohnung jene wirren Geschichten aufs umständlichste erzählt; von dem Mittagsessen bei der Dame Pasdeloup, der Entfernung mit ihrem Mann nach der Mahlzeit, dem in Unordnung gefundenen Bette, den zwei Louisd'or, welche er ihr für die Schäferstunde in die Hand gedrückt u. s. w. Solche umständliche und sonderbare Angaben durften doch nicht aus der Luft gegriffen sein; es waren so viele bekannte Personen als Zeugen genannt, daß man wenigstens auf einen Fonds von Wahrheit rechnen konnte, der nur von der phantasiereichen Frau und ihrem spitzfindigen Geliebten anders ausgeschmuckt und gedreht worden. Aber sämmtliche von ihr benannte Zeugen, die Pasdeloup, deren Ehemann, ein Herr Poussay de Fontenay und eine Demoiselle Croizat, wußten nicht mehr als Folgendes. Pitaval gibt es als Resumé!

„Nachdem das Chatelet das erste Urtheil gesprochen hatte, ließ Gabriele Perreau ihren Gatten bitten, er solle sie doch nicht einschließen lassen, sondern sie in ein Kloster bringen, wo sie Zeit Lebens bleiben wolle. Semitte schlug diese Bitte ab. Hierauf ließ sie ihm abermals hinterbringen, sie wolle ihrer Appellation entsagen, wenn er ihr den Aufenthalt in einem Kloster bewilligen wurde. Er antwortete Denen, die diese Botschaft ausrichteten: Sucht mir ein Kloster für sie aus, und macht alsdann, daß ich gar nicht mehr von diesem schändlichen Weibe reden höre. Eines Tages warf sie sich ihm vergebens zu Fußen und wollte um Vergebung bitten, allein er stieß sie mit Gewalt zurück. Sie suchte

die Pasdeloup dahin zu bringen, daß sie ihr eine Unterredung mit ihrem Manne verschaffe, sie einige Minuten allein lasse und alsdann zurückkommen solle: sie wolle sodann in dem Augenblicke, da die Pasdeloup in die Thüre treten würde, ihren Mann umarmen. Sie versprach für diese Gefälligkeit funfzig Louisd'or. An dem Tage, da sie in das Kloster ging, kam ihr Mann zur Pasdeloup und wollte dieser das Kostgeld für seine Frau aufs erste Quartal geben und sie bitten, selbiges im Kloster zu bezahlen. Wider Vermuthen fand er seine Frau noch da mit einigen andern Personen bei Tische sitzen. Als die Perreau ihren Mann hineintreten sah, stand sie auf und weinte, er hingegen sagte weiter nichts, als: das Weinen sei jetzt vergeblich, sie habe in ein Kloster verlangt und nun habe sie auch weiter nichts zu thun, als so geschwind wie möglich hinein zu gehen. Ehe sie sich auf den Weg ins Kloster machte, wollte sie ihn noch einmal umarmen, allein er sträubte sich und stieß sie von sich. Da sie im Kloster war, beschwerte sie sich, die Matratze, die er ihr ins Kloster geschickt, sei sehr schlecht, und er bekümmere sich gar nicht um sie. Er antwortete den Personen, die mit ihm von diesen Beschwerden redeten: sie sei ein schlechtes Weib, und die Sachen, die er ihr ins Kloster gegeben, wären für sie noch viel zu gut; er würde sich lieber aufhängen lassen, als sie wieder zu sich nehmen, und möge überhaupt gar nicht mehr von ihr reden hören."

Aber als sie im Kloster war, sollte er sich aufs zärtlichste mit ihr unterhalten, sie durchs Gitter geküßt und an der Pforte noch einmal umarmt haben; die Priorin und die andern Klosterfrauen hätten es gesehen. Die Priorin und die Nonnen, darüber vernommen, erzählten:

„Semitte sei eines Tages im Sprachzimmer gewe-

sen und habe sich mit dem Gesichte den Gitter genähert, sogleich habe seine Frau ihn kussen wollen. Die Nonnen hätten ihm hierauf stark zugesetzt, daß er sich mit ihr aussöhnen solle, allein er hätte damals und bei mehren Gelegenheiten ausdrücklich zu erkennen gegeben, er würde sie nimmermehr wieder annehmen, sondern verlange einen rechtlichen Ausspruch. Niemand im Kloster hätte jemals gesehen, daß er sie oder sie ihn geküßt, auch hätte Niemand ein Wort von einer Aussöhnung von Semitte gehört. Er hätte eines Tages Holz für sie anfahren lassen, und sei selbst mit ins Kloster gekommen. Da nun das Klosterthor eröffnet worden, um den Wagen hereinzulassen, wäre sie nebst der Oberin da gestanden, und diese hätte zu ihr gesagt: Umarmen Sie Ihren Gatten! Sie wäre auch, zu Folge dieses Befehls, auf Semitte zugegangen und habe ihn umarmen wollen, allein er hätte sie von sich gestoßen. Auch hätte sie sich im Kloster vielmals beklagt, daß sie verschiedene Briefe an ihn nach Flandern geschrieben, er ihr aber niemals geantwortet hätte."

Endlich hatte Gabriele zwar allerdings einen Brief aus Flandern producirt, den eine Flamländerin, Namens Lourct, die mit Branntwein handelte, an sie geschrieben, worin sie die Empfangerin versicherte, sie habe im Herzen ihres Gatten Empfindungen neuer Zärtlichkeit für sie entdeckt und hoffe bald eine völlige Vereinigung zwischen den Gatten zu bewirken; aber der Brief und die Briefschreiberin erschienen gleich apokryphisch und im besten Falle konnte der Brief nichts beweisen.

So stand es mit dem Beweise für die erste Aussohnung. Wir mogen über die folgenden kurzer hinweggehen. Le Noble wollte zur Zeit, wo das zweite Kind aus der ehebrecherischen Verbindung empfangen sein mußte,

fern von Paris in der Provence gelebt haben. Er hatte aber den Alibibeweis nicht geführt; im Gegentheil ergab sich aus verschiedenen von ihm ausgestellten Quittungen, daß er um jene Zeit in Paris im Versteck gelebt, auch kaum sich aus der Stadt entfernt gehabt. Die Zusammenkünfte Semitte's mit seiner Frau bei deren Schwager Alix stellten sich als reine Erdichtungen heraus, denen selbst jeder scheinbare Beweis abging.

Wenn eins der Kinder, welche die Perreau während ihres vagabundirenden Lebens erzeugt, wirklich die Frucht einer Aussöhnung zwischen ihr und dem Gatten gewesen, warum hatte sie denn nöthig gehabt, Schwangerschaft und Geburt so sorgfältig zu verbergen? Hätte sie nicht vielmehr ihre Schwangerschaft überall freudig bekannt machen und nichts sich eifriger angelegen sein lassen müssen, als die Geburt ihres Kindes anzukündigen, ein Unterpfand der Liebe, welches ihr die Vergebung alles Vergangenen sicherte? Wurde sie dann noch immer incognito mit Le Noble aus einer Wohnung in die andere, aus einer Namensmaske in die andere gezogen sein? Wurde sie nach ihrer Niederkunft abermals nach Lyon und andere Orte auf Abenteuer ausgezogen sein? Wurde sie, zuletzt wieder in Verhaft gebracht, im Verhör am 23. Februar 1699 angegeben haben, sie hätte weiter kein Kind als das, mit welchem sie eben schwanger ging? Wurde sie bis ins Jahr 1700 gewartet haben, ihre zwei frühern Entbindungen einzugestehen? — So wurde wenigstens keine Frau handeln, die sich mit ihrem Ehemann vollkommen ausgesöhnt hat.

Das am 7. April 1699 im Gefängniß zur Welt gekommene, ohne Angabe eines Vaternamens, auf Befehl des Parlaments getaufte Kind sollte die Frucht einer vierten Aussöhnung sein. Neun Monate zurückgerech-

ſetzt. Dies ſind die wilden Beeren, welche in ungemeiner Fülle in den Schluchten und hohen Bergfeldern wachſen. Die Gattungen, die wir in Deutſchland kennen, reichen nicht aus, ſelbſt nicht einmal unſere Namen, indem die Gattungen ſich wieder in Unter- und Abarten theilen. Auch wechſeln die Benennungen, ſo daß man in Gothenburg z. B. unter dem Namen Jorthron etwas Anderes verſteht, als in Jämteland. Die Zeit der Erdbeeren war faſt vorüber, doch ſchmeckten die letzten Reſte, die man uns in Chriſtiania bot, ſo aromatiſch und duftig, wie ſelten bei uns. Daſſelbe galt von den Himbeeren, die uns noch in reicher Fülle erquickten. Brombeeren waren ſeltener. Die Teyebeeren möchten wir am eheſten einer Art wilder Johannisbeeren vergleichen, von rother Farbe und ſaftig, ſäuerlichen Geſchmacks; auch dieſe ſind nicht allzu häufig. Das Einſammeln und Aufbewahren der einzeln wachſenden Beeren, mit einer äußerſt dünnen Haut, fällt überdies beſchwerlich. Die Ockerbeeren konnten wir nur in Stockholm als Confitüre auffinden, ſie ſind in Angermanland am meiſten zu Hauſe. Die trockenen Beerfrüchte, die rothen und blauen Heidelbeeren, die auch in

net, sei diese Aussöhnung vermittelst vielfacher Zusammenkünfte der Ehegatten im Guerin'schen Hause erfolgt. Aber diese Zusammenkünfte hatten nicht stattgefunden.

Die Guerin und ihr Mann, welche einen offenen Laden hielten, wußten zwar, daß Semitte um jene Zeit öfters zu ihnen gekommen, Gabriele und er hätten sich aber niemals, weder von ungefähr, noch auf Verabredung bei ihnen getroffen. Gabriele war nachmals in ihren Laden getreten; da Semitte dies wußte, hatte er später, bei seiner Rückkehr vom königlichen Hoflager in Versailles, die Guerin's gebeten, ihre Wohnung auszuforschen, was auch geschehen, worauf ihre Verhaftung erfolgt wäre. — Die Ehebrecherin und ihr Beistand mußten nun das Zeugniß der Guerin'schen Eheleute verdächtigen; sie konnten aber keine Beweise aufführen, daß sie unzuverlässigen und schlechten Charakters wären, im Gegentheil hatte sie sich selbst dadurch dem Zeugniß derselben unterworfen, daß sie darauf provocirt. Aus den früheren Versuchen der luderlichen Gabriele, bei der Pasdeloup und beim Pastetenbäcker Buquet eine Zusammenkunft mit ihrem Manne zu erschleichen, entspringe übrigens der Verdacht, daß sie auch bei Guerin's ein solches Zusammentreffen, oder wenigstens den Schein desselben zu erzwingen versucht. Der Umstand, daß sie, ohngeachtet sie gewußt, daß Semitte einen Verhaftsbefehl in der Tasche hatte und mit Guerin's befreundet war, sich bei den letztern öfters blicken lassen, werde wenigstens daraus erklärt, ohne daß man dem Vorgeben der Ehebrecherin darum Glauben zu schenken brauche, daß dies ein Zeichen ihres Glaubens und Vertrauens gewesen wäre.

Semitte's Anwalt zieht hieraus den Schluß: daß Semitte vom Augenblick an, wo seine Frau ihr Haus

verließ, sich nicht wieder mit derselben ausgesöhnt habe. Hören wir indeß ihn selbst sprechen, in der Stelle, wo er die Beschuldigungen gegen den sittlichen Charakter seines Clienten der Frau zurückgibt. Es sind kräftige Pinselstriche zur Zeichnung des sittlichen Charakters jenes goldenen Zeitalters. Le Noble hatte behauptet: nur schwarzgallichte Eifersucht sei der Grund des von dem Gatten gegen die Gattin erhobenen und mit so unnatürlicher Consequenz verfolgten Processes, während in guten Stunden Hochachtung und Liebe mit jenen Anfällen gewechselt habe.

„Was? ruft der Advocat Gillet, Eifersucht für Gabriele Perreau, die erklärte Beischläferin von Auger, Goy, Le Noble und hundert Andern? Für dieses schandbare Weib, bei dem die liederlichsten Jünglinge von Paris und Lyon ihre Lust büßten; diesen ekelhaften Auswurf des Parlamentsgefängnisses und der Garnisen zu Dornik; Hochachtung — für Gabriele Perreau, für ein Weib, deren Verstand zu nichts als Betrug und Intriguen geschärft ist, deren Seele die schmuzigste Wollust befleckt, und deren Herz so viele schändliche Leidenschaften völlig verdorben haben: für dieses Weib, deren Körper noch mit dem schändlichen Aussatze behaftet ist, den sie der unglücklichen Frucht ihrer ehebrecherischen Ausschweifungen, dem im Kloster geborenen Kinde, mittheilte?

„Was? Liebe in dem Herzen dieses Mannes für Gabriele Perreau, diesen unglücklichen Brand, der das Feuer der Zwietracht in seiner Familie angezündet hat; diese Betrügerin, diese Taschenspielerin, die immer auffaßte, ihn zu überraschen und zu hintergehen; die ihre Thränen, ihre Freundlichkeit, ihre falschen Liebkosungen blos anwendete, um ihre Untreue, ihre unverschämten

Entwürfe zu bedecken; dieſe berüchtigte Ehebrecherin, die ihn ſo öffentlich verunehret, zum Markein der Nation gemacht und ſein ganzes Vermogen zu Grunde gerichtet hat; dieſe Furie, die ſeine Ehre mit den ſchwärzeſten Läſterungen antaſtete und ſogar einen Verſuch machte, ihn durch eine teufliſche Schrift dem ſchmählichſten Tode zu überliefern, ja die ſich nicht ſcheute, öffentlich zu ſagen, ſie wurde noch Feuer und Schwert wider ihn brauchen? — —“

Die letztere Anſpielung bezog ſich auf ein Memorial ohne Unterſchrift, welches Le Noble dem Könige zugehen laſſen. Semitte wird darin begangener Blutſchande, Unterdrückung eines Kindes und des Kindermordes beſchuldigt. Le Noble ging darin ſo weit, anzudeuten, Semitte hätte ſich ſogar des Verbrechens der beleidigten Majeſtät im höchſten Grade ſchuldig gemacht. Der Verfaſſer der Schrift ward indeß ermittelt, und die Schrift blieb für den Denuncirten glücklicherweiſe ohne Wirkung.

Le Noble's Eifer in der Verfolgung dieſer Sache bleibt indeſſen immer rathſelhaft. Ein Charakter ſeiner Art verfolgt wol ſchlechte Dinge mit allen Mitteln und allem Ungeſtum, in der Ausdauer läßt er jedoch nach, wo ihm keine ſittlichen Motive zum Grunde liegen können, und ſobald die Erreichung des Zweckes ihm keine beſondern Vortheile mehr verſpricht. War ſeine Liebe für eine öffentliche Perſon, wie Gabriele geworden, wirklich von ſo nachhaltiger Leidenſchaft, oder intereſſirte er ſich ſo für die mit ihr erzeugten Kinder, die er doch zum Theil ausſetzen ließ, um für ſie Alles zu wagen, oder endlich gewahrte ihm die Sache an und für ſich weil ſie ſchlecht, kitzlich und gefährlich war, weil es galt, mit Raubliſtenkunſt die natürlichſten Dinge zum

Gegentheil zu verdrehen, eine so besondere Lust, daß er seine ganze Kraft, Zeit und Talent ihr opferte?

Eine Aussöhnung war nicht erwiesen, aber der Grundsatz damit nicht umgestoßen: daß der Gatte der Vater aller von seiner Ehefrau erzeugten Kinder bleibt, so lange nicht erwiesen ist, daß er überhaupt zeugungsunfähig ist, oder zur Zeit der Zeugung der Ehefrau nicht beigewohnt haben könne.

Auch diese Regel muß wie eine jede Ausnahmen haben, deducirt der Anwalt. Ohne eine solche würde sie den Ausschweifungen der Weiber ein weites Feld eröffnen; sie würden darin eine sichere Freistatt wider den rachenden Arm der Obrigkeit finden. Auch überführt, verurtheilt, durften sie nur, wie Gabriele Perreau, davon laufen, sich so viel Kinder als möglich, verschaffen lassen. Je größer deren Zahl, um so mehr wären sie gesichert, ihre ehebrecherische Lebensart ungestraft treiben zu können. (!)

Wenn je wo, tritt eine solche Ausnahme hier ein. Das Parlament selbst hatte schon darauf erkannt, als es verfügte, daß die letztgeborene Tochter der liederlichen Gabriele nicht auf des Vaters Namen getauft werden sollte.

Auch das römische Recht läßt schon Fälle zu, wo der Beweis des Gegentheils gegen den Grundsatz pater is est, quem nuptiae demonstrant, stattfindet. Im Titel der Digesten: de his, qui sui vel alieni juris sunt, heißt es: Sed mihi videtur, quod et Scaevola probat, si constat, maritum aliquamdiu cum uxore non concubuisse, infirmitate intervenionte, vel alia causa, vel si ea valetudine pater familias fuit, ut generare non possit, hunc, qui in domo natus est, licet vicinis scientibus, filium non esse.

„Doch scheint es mir, und auch Scävola ist der Meinung, wenn bewiesen wird, daß der Ehemann schon seit geraumer Zeit seiner Frau nicht ehelich beigewohnt, entweder weil eine Krankheit, oder eine andere Ursache ihn daran hinderte, oder weil er überhaupt von solcher körperlicher Beschaffenheit war, daß er nicht mehr Kinder zeugen kann, daß alsdann das Kind, welches sein Weib im Hause zur Welt bringt, wider Wissen der Nachbarn, nicht für das seinige zu halten."

Demnächst führte der Anwalt den Satz aus, daß eine wegen Ehebruch verurtheilte Frau alle Rechte der Ehe verliere, und zwar so, daß, außer dem Bande des Sacraments (nach katholischen Grundsätzen) ihren Mann weiter nichts an sie binde, und also Beide, die Unauflösbarkeit des Sacramentes abgerechnet, in Ansehung der bürgerlichen Befugnisse nicht mehr Mann und Frau wären. Eine Frau, des begangenen Ehebruchs überführt und deshalb verurtheilt, kann in Beziehung auf die bürgerlichen Wirkungen der Ehe nicht mehr als Ehefrau betrachtet werden. Der Verlust aller durch die Ehe erlangten Rechte ist ein Theil der Strafe für ihren Bundbruch; sie verliert nicht nur ihr Eingebrachtes, ihr Leibgedinge, den Antheil am gemeinschaftlichen Vermögen und jeden andern Vortheil, der ihr nach dem Ehecontract zustande, sondern auch alle Rechte der ehelichen Genossenschaft, der gemeinschaftlichen Wohnung und des Ehebettes. Wenn jene Vermuthung, aus welcher die Regel pater is est, quem justae nuptiae demonstrant entspringt, ein Vorzug und ein Vorrecht der Ehe ist, so muß demnächst eine Ehebrecherin dieses Vorrecht verlieren. Jener blinde Glaube des Gesetzes ist angenommen zur Beförderung der Ruhe im Hause, zur Sicherheit in den Familien; der Grundsatz ist ein Schutzbrief

für den Stand der Kinder. Er versichert ihnen, nebst den Familienrechten, auch die eines Burgers im Staate, deren sie durch den Eigensinn, die Grille eines Vaters, einer Mutter jeden Augenblick konnten verlustig gehen. Schon die Sittlichkeit, die Achtung, die ein Mensch dem andern schuldig ist, verlangt, daß man einen Ehebruch nicht vermuthe, wie man allüberall Tugend und Rechtlichkeit, nicht aber Laster und Ausschweifungen präsumirt.

Hat aber eine Frau einmal ihre Pflicht vergessen, ist der vollbrachte Ehebruch rechtserfoderlich erwiesen, dann kann man nicht mehr blindlings glauben, daß ein darauf von ihr zur Welt gebrachtes Kind das Kind des Ehemannes sei. Es tritt vielmehr gerechte Ursache zur Furcht ein, daß es die Frucht einer Vergehung sei; die Vermuthung streitet nicht mehr zu ihrem Vortheil. Die Vermuthung konnte ja nur auf Wahrscheinlichkeit begründet sein, und die Wahrscheinlichkeit entsprang aus der Natur der ehelichen Genossenschaft überhaupt, welche eine innige Vereinigung zwischen Mann und Frau, dieselbe Lebensart, ein Beieinanderwohnen bedingt. Daran denkt das Gesetz, wenn es ausspricht: daß der Ehemann, der immer bei seiner Frau gewesen, kein Gehör verdient, wenn er ein von ihr zur Welt gebrachtes Kind nicht für das seinige erkennen will. Es muß also ein wirkliches Beisammenwohnen, ein bleibender Aufenthalt vorhanden sein, wenn die Rechtsregel Gultigkeit haben soll.

Wenn nach dem Gesetz, bei sonst einträchtiger Ehe, lange Abwesenheit oder abgesonderte Wohnung hinreichen, die Vermuthung zu entkräften, und dem Gegenbeweise die Thur aufschließen, wie vielmehr wird dies bei einer uneinträchtigen und factisch getrennten Ehe der Fall sein, ja einer, wo der Mann durch richterlichen

Spruch berechtigt ist, sein Weib von sich zu stoßen und einsperren zu lassen.

Nach dem Wortlaut der römischen Gesetze schränkt sich der Gegenbeweis gegen die Regel auf zwei Punkte ein: auf natürliches Unvermögen (valetudo) oder physische Unmöglichkeit (absentia). Die letztere muß aber nach ihrem Sinne verstanden werden, und es finden sich selbst in den Gesetzstellen die abgesonderte Wohnung und das getrennte eheliche Leben erwähnt. Im gegenwärtigen Falle ist aber mehr, es ist eine vom Richter befohlene, eine legale Trennung vorhanden, die alle Verbindlichkeiten der Ehe auflöst, das eheliche Band zerreißt und verursacht, daß eine Vermuthung nicht mehr Platz greift, die sich nur allein auf das Bestehen dieses Bandes gründet.

Demnächst gilt nach Annahme der bewährtesten Rechtsgelehrten jener Grundsatz nur für die während des noch zu vollen Rechten bestehenden ehelichen Bandes geborenen und erzeugten Kinder. Die drei Kinder der Gabriele Perreau, von denen die Rede ist, wurden aber sämmtlich nach dem Urtheile, welches beide Eheleute von einander trennte, empfangen und geboren.

So steht im Princip fest, daß jener Grundsatz, eine schützende Mauer vor dem Heiligthum der Ehe, bei den hier gegebenen Bedingungen von selbst zusammenfällt; aber er wird durch den positiv gegebenen Fall von Gabrielens luderlichem Leben, ihrem Herumziehen und Zusammenhalten mit Le Noble in Grund und Boden erschüttert. Alle Welt wußte: sie ist seine Concubine, ein freches, bis auf die untersten Stufen der Gemeinheit herabgesunkenes Weib; ihr unverschämtes, luderliches Leben, ihre Intrigue mit ihrem Liebhaber Le Noble gegen den unglücklichen, verspotteten Ehemann sind der

Gegenstand des allgemeinen Gespräches. Wäre es der Raffinirtheit dieses verworfenen Menschen gelungen, seine und ihre Bastarde dem unschuldigen Ehemann aufzudringen, daß er sie als seine Kinder annehmen, erziehen und zu Erben einsetzen müssen, so wäre das materielle Unrecht im Verhältniß noch gering gewesen gegen das moralische; unter der Form der Gesetzlichkeit wäre es eine Verspottung, ein Hohn gegen Sitte und Gesetz gewesen.

Wir können nicht anders glauben, als daß Le Noble nur aus diesem Gesichtspunkte die Sache betrieb. Die Aufgabe, dem Gesetz, den Richtern und der Sitte eine Nase zu drehen, war ihm die Hauptsache; mit Tugendfloskeln, mit frommen Sprüchen, eine niederträchtige, offenkundig verwerfliche Sache vertheidigen. Der mit aller Welt verfallene, in sich zerrissene Mensch, wollte sich an der gesetzlichen Ordnung rächen, die ihn ausgestoßen hatte. Sonst, wenn es ihm um die Sache selbst Ernst gewesen, wenn er mehr gewollt, als sie hinziehen, und die Richter durch seine Kunststücke aufziehen und persifliren, würde er vielleicht anders, vorsichtiger, bescheidener aufgetreten sein. Sein Pathos, seine Betheuerungen von Gabrielens Tugend und Schamhaftigkeit tragen die Hörner des Schalkes zu deutlich an der Stirn.

Nebenher wollte er einen Gewinn, möglicherweise durch Einschüchterung einen erträglichen Vergleich; war es ja auch nicht unmöglich, wenigstens nicht vor einem französischen Parlamente, daß der von ihm allegirte Buchstabe des Gesetzes doch durchdrang und Gabriele den letztern Proceß gewann. Gewiß aber wollte er etwas in seiner Lage Wichtiges gewinnen, was ihm vollkommen gelang, Aufsehen, und durch das Aufsehen Ruf

und Geld. Der scandalöse langwierige Handel ward für ihn zu einer Goldgrube. Er überschwemmte die Buchläden mit immer neuen und neuen kleinen Druckschriften über den Proceß seiner Geliebten; sie wurden gekauft, verschlungen, und Le Noble und Gabriele lebten mehre Jahre lang von der Publication ihrer eigenen Schande und von der Spottlust der Pariser über den unglücklichen Ehemann. Welche Einblicke in eine Zeit, wo mehr als sechs Jahre lang die Pamphlets über den Criminalproceß gegen eine lüderliche Weibsperson die Hauptstadt Frankreichs, und unter Ludwig XIV. — und in welcher politischen Epoche! — so beschäftigen und interessiren konnten!

Wem noch ein Zweifel obschwebte, was Le Noble wollte, dem wird er verschwinden, wenn er seine doppelte Stellung als Advocat und Schriftsteller vergleicht. Als jener nannte er in Bittschriften, Defensionen und andern Proceßschriften Semitte: einen Träumer, der sich närrischen Einbildungen hingebe, um sich zu quälen; einen kranken Mann mit dem Eifersuchtsfieber behaftet, der seine schlimmen, aber auch seine guten Stunden habe; einen Narren, dessen Unsinn seine Ebbe und Fluth, seine intervalla lucida und obscura habe; einen unnatürlichen Vater, der seine eignen Kinder verleugne und verstoße. — Als Schriftsteller kann er aber zur selben Zeit diesen selben Semitte nicht lächerlich genug als Träger seiner offenkundigen Schande darstellen, da titulirt er ihn: „Herr Cornificius" — „Seigneur vom Ingberkasten" — „Marquis vom Pfefferfack" — „gehörnter Zimmetreiter" — „Hanswurst von der Wurstbuchse". Eine seiner Brochuren, die Semitte allein zum Gegenstande hatte, führte den Titel: „Die vier Haimonskinder, oder die Findelkinder, ein Büchlein, welches wunderseltsame Betrach-

tungen über das weisheitsvolle Betragen des berühmten Germificius enthält und zugleich zeigt, wie derselbe durch Herumschuttelung des Fullhorns, dessen wahrer Besitzer er ist, das sonderbare Glück gehabt hat, zwoo schöne kleine Nymphen herauszubringen, die ihm gleichen wie zween Tropfen Wasser." — In einem andern Sendschreiben, an Semitte gerichtet, sagte er: „Ein solcher Mann muß schlechterdings kein Gehirn im Kopfe haben, der Dasjenige entdeckt, woraus er ein ewiges Geheimniß machen sollte, und nichts dadurch erlangt, als daß das Publicum auf seine Kosten sich lustig macht." — Diese Frage wird manchem Leser von selbst aufgestoßen sein. Die Erklärung seines Vertheidigers: „Semitte hätte bei den Ausschweifungen eines solchen Weibes nicht gleichgültig bleiben können, wenn er nicht selbst hätte wollen infam und für den Unterhändler dieses Wollustteufels in weiblicher Gestalt gehalten werden", befriedigt uns nicht vollkommen. Sie könnte doch nur für den ersten Theil des Processes gelten, bis er durch einen Richterspruch ihrer ledig war. Daß er sie später auf Schritt und Tritt verfolgen ließ, rechtfertigt sich in unsern Augen erst dann, als er der Besorgniß sein muß, daß ihre inzwischen geborenen Kinder ihm aufgebürdet werden dürften. Aber gewiß wird selten ein Epicier von Paris zu ähnlichem Rufe gekommen sein, selten aber auch ein Schriftsteller zu ähnlichen Zwecken sein Talent vergeudet haben.

Endlich, am 1. December 1701, sprach das pariser Parlament das Schlußurtheil in dieser so lange hingezogenen Sache:

Gabriele Perreau ward verurtheilt, zwei Jahre

Deutschland so mannigfache Namen führen, scheinen hier eben so, ihrem Wesen nach, zu variiren. Was man in der Mark Beesinge nennt, Blaubeeren, Bückebeeren, giebt es auch hier, aber nicht in solcher Masse, wie auf dem sandigen Boden der Brandenburgischen Kieferwälder; dagegen tritt überall der Fuß auf eine schlechtere Abart, die wenig Saft und Fleisch haben, und durch einen wachholderartigen Geschmack unangenehm auf die Zunge wirken. Doch überdeckt eine edlere Art der rothen Heidelbeere (Preißelbeere) die trocknen Bergwände und die Gräben am Wege, daß die rothe Farbe der Beeren selbst vor dem Grün vorwaltet. Man kann sie allenfalls roh essen, ohne daß jedoch der Geschmack besonders wäre. Unter dem Namen Lingon kommen sie mit Zucker gedämpft auf den Tisch. Endlich von der Moltebeere, der Tochter der hohen Sümpfe, einem wohlthätigen Geschenke der Natur, die am reichlichsten von allen Beeren gefunden wird, bei einer anderen Gelegenheit.

Von Getränken kann man am sichersten darauf rechnen, überall und zwar in bester Qualität das Wasser zu finden, doch scheinen die Norweger es nicht zu begreifen, wie man Wasser

im Zuchthause von Paris, in genauer Verwahrung zu bleiben. Während dieser Zeit sollte es ihrem Mann freistehen, sie zu besuchen und nach Gutbefinden auch wieder zu sich zu nehmen.

Wenn er dies innerhalb zweier Jahre nicht gethan, sollte ihr das Haar abgeschnitten und sie auf Lebenszeit im Zuchthause eingesperrt bleiben.

Semitte sollte für sie jährlich 150 Livres zu ihrer Unterhaltung zahlen, und zwar aus dem Vermögen der Verbrecherin, wenn dieses nicht zureichte, aus seinem eigenen.

Gabriele ward aller Anrechte auf ihr Eingebrachtes, ihr Leibgedinge, den Antheil ihres gemeinschaftlichen Vermögens u. s. w. für verlustig erklärt. Dasselbe sollte ihrer und Semitte's minderjährigen Tochter zufallen. Auch das Parlament war der Ansicht des Chatelet, daß Semitte sein Anrecht darauf durch den berüchtigten Erlaubnißschein verwirkt habe.

Das von Gabrielen im September 1694 zur Welt gebrachte, als Charles de Saint Georges ins Taufregister eingetragene Kind, so wie ihre beiden Töchter, die im August 1696 und im April 1699 geborenen und Catharina Louise und Anna Catharina getauften Töchter, wurden für Bastarde und im Ehebruch erzeugte Kinder erklärt und ihnen untersagt, Louis Semitte's Namen zu führen.

Le Noble und auch die Banquiers Goy und Auger(!) wurden auf drei Jahre aus Paris, dessen Vorstädten und Weichbilde verwiesen und jeder mit 50 Livres gestraft, und Alle zur Erstattung der Kosten an Semitte verurtheilt!

Le Noble ward auferlegt, die benannten drei Kinder so lange zu erhalten und erziehen, bis sie im Stande

wären, ihr Brod selbst zu verdienen. Die in seinen Schriften (doch nur in den Acten?) wider Semitte gebrauchten ehrenrubrigen Ausdrucke sollten vertilgt werden.

Semitte fand sich nicht gemüßigt, seine Frau nach Ablauf der zwei Jahre wieder zu sich ins Haus zu nehmen. Sie blieb auf Lebenszeit eingesperrt; dagegen trat jene gewöhnliche Verwandlung ein, aus der Buhlerin ward eine Betschwester, und Gabriele starb zwar im Zuchthause, aber als vollendete Maria Magdalena.

Karl Grandisson.

1814.

In der Nähe von Heidelberg erregte in einem wenig von Reisenden besuchten Landstädtchen an einem Frühlingstage des Jahres 1802 die Ankunft eines herrschaftlichen Reisewagens großes Aufsehen, und was darauf folgte, ward für den kleinen Ort zu einer wirklichen Begebenheit, von der man noch lange Jahre nachher sprach.

Der Reisewagen, der vor dem ersten Gasthofe hielt, war nämlich von einer Eleganz, wie man sie hier von den deutschen durchreisenden Fremden selten gesehen hatte. Das Leder war mit Silber beschlagen, silberne Laternen waren am Bock angebracht, und große neue Koffer, von der feinsten Arbeit, hinten aufgeschnallt.

Das Ehepaar, welches ausstieg, um im Gasthof zu übernachten, entsprach in Kleidung, Blick und vornehmem, aber leutseligem Wesen dem Prunk und dem Reichthum der Equipage. Er eine edle Gestalt von gewinnenden Zügen, sie eine jugendlichschöne Frau mit einem ungemein gutigen und gefälligen Gesichtsausdruck. Beiden sah man eine gereifte Weltbildung an. Sie führten zwei kleine, allerliebste Kinder mit sich.

Um den Gasthof hatte sich eine Masse Neugieriger gesammelt, und nicht allein aus dem niedern Volke, sondern auch Honoratioren bewunderten die Schönheit und den Reichthum des Wagens und der andern Herrlichkeiten. Die Leute blieben auch nachdem die Herrschaften in das Haus getreten, vor der Thure stehen, um zu erfahren, was solche Reisende wol veranlaßt, in so fruher Stunde schon hier ihr Nachtquartier aufzuschlagen.

Der fremde Herr ging aus. Aber wohin ließ er sich fuhren? Nicht zum Amtmann, nicht zum Geistlichen; zu einem ganz unbedeutenden, kaum beachteten Menschen, zu einem Bruder des Apothekers im Orte, welcher erst vor kurzem aus der Fremde zurückgekehrt war. Was konnte solch ein Herr dort wollen? Warum ging er selbst zu ihm; warum ließ er ihn nicht zu sich rufen? Die ganze Versammlung vor der Gasthofsthur folgte ihm nach der Apotheke, und der Auflauf der Neugierigen vor derselben war noch im Wachsen. Viele drängten sich ein, die Uebrigen konnten die Rückkehr des glücklichen Menschen, den der Fremde zum Führer gewählt, kaum erwarten, um den noch neugierigern Frauen, Schwestern, Töchtern daheim Auskunft uber das Mysterium zu bringen.

Endlich war der Herr nach dem Gasthof zurückgekehrt, endlich hatte man hier seinen Führer erhascht, umringt, dort den Apotheker, und das Siegel ihrer Lippen gelöst. Am Abende wußte das ganze Städtchen Folgendes.

Der Fremde war aus Danemark, ob ein geborener Dane, wußte man nicht; aber als steinreicher Handelsherr daselbst zu Hause. Er hatte viele Schiffe in See, und Comptoirs in verschiedenen Ländern, durch welche er, besonders in Schweden und Rußland, einen ausge-

breiteten Handel mit Eisen, Hanf, Flachs und andern Dingen trieb. Nach dem Städtchen aber war er des—Essigs wegen gekommen. Der Apotheker desselben betrieb eine nicht unbedeutende Essigfabrikation, und der Bruder desselben hatte auf seinen Wanderungen mit ihm darüber gesprochen. Herr Grandisson, wie der reiche Handelsherr hieß, hatte sich dessen erinnert, und wollte beim Durchreisen mit dem Apotheker etwas Näheres über sein Geschäft erfahren.

Also seinem Essig verdankte das Städtchen die Ehre des Besuches dieses ausgezeichneten Fremden; aber einem andern Umstande sollte es die seines längern Verweilens daselbst verdanken.

Die Gattin des Fremden, eine Protestantin, war auf ihrer Reise von einem Kinde entbunden worden. Weil in der Stadt, wo dies geschehen, kein protestantischer Geistlicher war, hatte die Taufe aufgeschoben werden müssen. Da hier im Städtchen, wie der Fremde zufällig im Gespräch mit dem Apotheker erfahren, ein reformirter Prediger war, beschloß er, in dem freundlichen Orte Halt zu machen, und die Taufe seines Kindes zu vollziehen.

Dies geschah denn auch, eine neue Ehre für den Ort. Einer seiner Mitbürger ward zu Gevatter bei dem Kinde des reichen Dänen gebeten. Grandisson gab ein Fest und mehre Feste, und die Einwohner beeiferten sich, was in ihren Kräften stand, das liebenswürdige, edle Paar wieder zu bewirthen und ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Denn was konnte für das Städtchen interessanter und vortheilhafter sein, als wenn er recht lange durch seine Anwesenheit die Monotonie ihrs Daseins unterbrach?

Herr Grandisson hatte Sinn für schöne Gegenden

und angenehme Geselligkeit. Er leugnete nicht, daß er die Absicht habe, sich wenigstens einstweilen in Deutschland friedlich niederzulassen, wenn der Ort seinen Neigungen für die Reize der Natur und den Umgang entspreche. Ihre Hoffnung, daß der edle Mann ihren Ort selbst wählen durfe, mußten die Bewohner desselben indessen bald aufgeben, da die Familie des Prediger Z...., welche sich aufs Innigste den liebenswürdigen Gästen angeschlossen, sie auf die Reize des nahen Heidelberg aufmerksam gemacht hatte. Es gibt nur ein Heidelberg, versicherten die beiden Söhne des Predigers, und der Däne überzeugte sich davon bei einer Landpartie, welche er mit der Gattin dahin unternahm.

Der Entschluß stand bald fest. Grandisson's zogen, nach einem herzlichen, rührenden Abschiede von dem freundlichen Orte, nach Heidelberg, und miethteten sich hier in einem der Häuser ein, welche sich an der Lehne des Schloßberges erheben. Aus den Fenstern der Vorderseite hatten sie die entzückende Aussicht auf das Nekkarthal; mit wenigen Schritten aus der Hinterthür und aus dem Garten fand der Däne die Natureinsamkeit des Bergwaldes und wandelte unter den Trümmern der erhabensten Schloßruine der Vorzeit.

Der jüngere Sohn des Prediger Z...., schon verheirathet, und dessen Frau, die ein innges Freundschaftsbündniß mit Madame Grandisson geschlossen, miethteten sich in demselben Hause ein. Auch sein älterer Bruder, noch Candidat der Theologie, obgleich schon gegen 30 Jahre alt, war fast beständig zum Besuch bei Grandisson's, besonders von dem sanften Liebreiz der Frau und ihrer hinreißenden Unterhaltungsgabe gefesselt.

Das glückliche Leben dieser befreundeten Seelen, die sich hier zu einander gefunden, gefördert durch sorgenlose

Lage und den Zauber der Natur, ward indessen bald durch einen verdrießlichen Umstand gestört. Sie hatten eigentlich sehr eingezogen gelebt und wenig die Aufmerksamkeit der Heidelberger auf sich gezogen, als eine höchst unangenehme Diebstahlsgeschichte sie ins allgemeine Gespräch verwickelte.

Grandisson war bestohlen worden. Nach seiner gerichtlichen Angabe fehlten ihm in seiner Schatulle, die aus 4000 holländischen Ducaten, 1030 Stück französischen Laubthalern, 450 Stück brabanter Kronen, 60 Louisd'or und einiger Scheidemünze bestanden, hundert Ducaten nebst Silbergeld, im Ganzen an Werth 800 rheinische Gulden. Sie konnten ihm nur entwendet sein.

Der Verdacht fiel auf ein 16jähriges, bis dahin unbescholtenes, Dienstmädchen, welches Madame Grandisson für ihre Kinder angenommen. Die Brüder Z.... waren es, welche diesen Verdacht erregten und nährten. Zur Ueberzeugung zu gelangen, bediente man sich keiner löblichen Mittel! Sie ward scharf beobachtet. Man ließ einmal den Schlüssel in der gedachten Schatulle stecken und verbarg sich, während sie im Zimmer war. Als auch dies zu keinem Resultate führte, machte man eine Spazierfahrt, hielt plötzlich in einem Walde an, nahm sie bei Seite und inquirirte hier mit einer unziemlichen Heftigkeit gegen das arme Mädchen. Vergebens sank sie auf die Knie, ihre Unschuld betheuernd, der jüngere Z.... drohte ihr, wenn sie nicht auf der Stelle bekenne, mit dem Zuchthause. So brachte man aus ihr das Geständniß heraus, wenn sie es ja gethan haben sollte, sei es unwissend geschehen, indem Jemand sie habe unglücklich machen wollen, und ihr vielleicht das Geld in ein Bündelchen schwarzer Wäsche, das sie ihren Aeltern gebracht, versteckt habe.

Nach Hause zurückgekehrt, zwang man das Mädchen, dieses Bekenntniß schriftlich und in einem Briefe an ihre Aeltern zu wiederholen. Sie mußte sie auffodern, das ihnen gebrachte Geld herauszugeben. Die unglückliche Mutter fiel bei Empfang des Briefs in Ohnmacht. Der kranke Vater leugnete, sowie seine Frau, irgend etwas von der Sache zu wissen. Man wandte sich an die Polizei. Die Haussuchung ergab nichts. Als man das Haus schon wieder verlassen wollte, bemerkte der ältere Z...., daß ja ein Korb mit Lumpen in der Nebenkammer undurchsucht geblieben. Bei der Untersuchung fand man jetzt einen Ducaten darin.

Auf Grund dieses einen Ducatens und des Briefes wurden Mutter und Tochter in Verhaft gebracht; der Krankheitszustand des Vaters machte seine Arretirung unmöglich. Aber das Mädchen widerrief beim Verhör auch jenes so bedingt gegebene Geständniß, und erzählte unter Thränen, in welcher Art man es ihr im Walde erpreßt, und daß der ältere Z.... ihr den verrätherischen Brief unter den furchtbaren Drohungen in die Feder dictirt habe.

Die Gerichte hatten keinen Zweifel, jenes Geständnisses als erzwungen und daher als ungültig zu betrachten. Indessen traten alsbald mehre Umstände heraus, welche einen furchtbaren und dringenden Verdacht auf den ältern Z...., den eigentlichen Denuncianten selbst, warfen.

Wir wissen nicht, ob der Charakter dieses Candidaten der Theologie in der Art bekannt war, daß man sich böser Dinge von ihm versah; aber schon sein Benehmen bei der Haussuchung war dem Richter auffällig. Dazu kam: Z.... hatte seit einigen Tagen ungewöhnlich viel ausgegeben. Am Tage, wo die Ducaten entwendet sein

sollten, hatte er in einem öffentlichen Vergnügungsorte die Familie Grandisson bewirthet. Zum Wirthe hatte er bei der Bezahlung gesagt, er möge Grandissen die Ducaten, mit denen er zahlte, nicht sehen lassen. Grandisson selbst hatte er aufgefodert: beim kostspieligen Schlendrian der Justiz des Landes die Sache nicht weiter zu betreiben.

Endlich noch ein dringendes Indicium gegen einen Zweiten, welches aber erst später an den Tag kam. Der jüngere Z...., welcher, wie wir wissen, mit seiner Frau in demselben Hause mit Grandissons wohnte, hatte eine Dienstmagd, Therese. Sein Bruder foderte dieselbe auf, in dem schon früher durchstoberten Strohsacke der angeschuldigten Kindermagd noch einmal nachzusuchen. Therese fand nun auf den ersten Griff einen Frauenhandschuh, in welchem 48 Ducaten steckten. Als sie dieselben dem ältern Z.... einhändigte, bat er sie, es zu verschweigen, daß er ihr diese Nachsuchung befohlen, und handigte die Ducaten Grandissen ein.

Als Therese diese Anzeige machte, hatten sich indessen die Verhältnisse schon geändert. Die Familie Z.... war der über ihrem Haupte drohenden Gefahr durch eine freiwillige Anzeige zuvorgekommen. Der jüngere Z.... gestellte sich vor dem Gerichte und meldete, daß ein Brief seines unglücklichen Vaters ihm so eben angezeigt, wie sein älterer Bruder sich zu dem Diebstahl bekannt. Er sei aber schon entwichen.

Die Anzeige ward durch einen Brief des Predigers Z.... bekräftigt. Grandissen erklarte sich befriedigt, da er das Geld zurückerhalten, und das Kindermädchen ward mit ihrer Mutter sofort in Freiheit gesetzt.

Der jüngere Z.... bezahlte sämmtliche Gerichtskosten und gab sich, in Verbindung mit seiner Familie, alle

Muhe, die weitern gerichtlichen Schritte in dieser Sache zu hintertreiben. Aber da die Thatsache eines Diebstahls, und ein außergerichtliches Geständniß des Thaters vorlag, das Verbrechen nun nicht mehr als Hausdiebstahl zu betrachten war, mußten die Gerichte, in ihrer Eigenschaft als Wächter der öffentlichen Sicherheit und Rächer begangener Verbrechen, Steckbriefe gegen den entwichenen Candidaten Z.... erlassen.

Da wandte sich der Prediger Z.... mit einer zweiten Eingabe an dieselben, wodurch die schon verwickelte Sache eine völlig neue Gestalt gewann. Er überreichte einen Brief seines ältesten Sohnes, datirt von Amsterdam, in welchem derselbe erklarte, im Begriff nach Philadelphia sich einzuschiffen, nunmehr Licht über die ganze Sache verbreiten zu wollen: Die 100 Ducaten aus Grandisson's Vermogen habe er allerdings erhalten, aber nicht entwendet. Er sei von einer gluhenden, unaussprechlichen Liebe zu Madame Grandisson fast verzehrt worden. Wahrend einer kurzen Abwesenheit des Mannes hätten seine Leiden, die Verzweiflung seiner bis da hoffnungslosen Leidenschaft das Herz der Frau gerührt. Er habe schon am Ziele seiner höchsten Wünsche gestanden, als die plotzliche Ruckkehr des Ehemannes ihn gestört.

Da gab er das kleine Fest an dem öffentlichen Orte. Es ging schwelgerisch zu. Herr Grandisson betrank sich dermaßen, daß er nach Hause geleitet werden mußte. Seine Gattin schien von einem innern Abscheu gegen einen Mann, welcher sich so auffuhrte, erfüllt; ihre Liebe zu dem jungen Manne wuchs. Nachdem Beide ihn zu Bette gebracht, trat die Dame mit ihrem Entschlusse hervor: sie könne nicht mehr mit ihrem Manne leben, sie liebe den jungen Z.... unaussprechlich, sie wolle mit ihm entfliehen. Der Candidat wandte nun seine Ar-

trinken kann. Verlangten wir eine Flasche für fünf durstende Tischgenossen, brachte man uns nach langem Zaudern ein kleines Bierglas voll, freilich des schönsten Quellwassers; auf weiter gesteigertes Verlangen nach einer ganzen Karavine mußte man erst eine kleine Branntweinflasche ausspülen. Fünf Gläser zum Wasser zu erhalten, war aber auf der ganzen Reise Unmöglichkeit, nicht weil sie gefehlt hätten, sondern weil es den guten Leuten unerhört dünkte, um das klare Quellwasser so viel Umstände zu machen. Auch waltete gar nicht der Grund ob, den man in civilisirteren Ländern argwöhnen könnte, daß man uns zwingen wollte zu kostspieligeren Getränken; denn die Milch, das Einzige was man beständig anbietet, gilt in diesen Schluchten so viel als nichts. Bier (Oel) giebt es nach den Taxen zwei Arten, einfaches und Doppelbier; wenn der Reisende aber in den bessern Gaards ein saures Halbbier zur Stärkung zwischen dem ewigen Milchgenuß vorfindet, kann er sehr zufrieden sein. Auch kennt und fühlt jeder Gastgeber zu gut die Mängel des einheimischen Getränks, daß er es nie anbietet und ungern dem Fremden auf Verlangen vorsetzt. Branntwein,

muth ein. Da rief ſie aus: „Du biſt arm, ich aber bin reich. Mein Mann hat mir erſt dieſer Tage 1000 Ducaten geſchenkt. Sie bot ihm davon 100 Stück an; er weigerte ſich lange, endlich ſiegte — die Liebe. Er ward glücklich. Ob durch das Geld oder die Liebe, oder durch Beides zugleich, war in dem Briefe nicht deutlich ausgeſprochen.

Er leugnete in demſelben ſeine ſchändliche Intrigue gegen das arme Kindermädchen durchaus nicht. Alles aber ſei nur geſchehen, um die Ehre der Geliebten zu retten. Sein Vater erbot ſich, ihn zu geſtellen, wenn er einen Freigeleitsbrief für den Sohn erhalte.

Dies ward nicht angenommen, um ſo weniger, als auch dieſe Ausſage, abgeſehen von dem Widerſpruch mit der früheren, manches Unwahrſcheinliche enthielt. Denn nach dieſer Erzählung wollte er die Ducaten von der Dame Grandiſſon erſt *nach* jenem Feſte aufgedrungen erhalten haben, während er, der ganz dürftig war, ſchon beim Feſte den Wirth unter einer verdächtigen Aeußerung mit Ducaten bezahlte. Ueberdem enthielt ſie eine Anſchuldigung gegen eine Dame, gegen deren Ruf gar nichts conſtirte. Alſo wurden die Steckbriefe erlaſſen; jedoch ohne Frucht, wie denn überhaupt in dieſer verwickelten Sache auch ſpäter nicht viel mehr aufgeklärt wurde.

Die frühere faſt romanhafte Freundſchaft zwiſchen den Grandiſſon's und dem jüngern Z.... und ſeiner Frau hatte ſich jedoch in Folge jener Begebenheit in Haß und bittere Feindſchaft aufgelöſt. Beide blieben aber in demſelben Hauſe am Bergabhange wohnen und Herr Grandiſſon ſetzte ſeine einſamen Spaziergänge und Naturſtudien fort.

Eines Tages kam er blaß, ſichtlich verſtört davon

zurück. Er pflegte jeden Morgen in die Schloßruine zu steigen und dort zu seiner Gesundheit und Erquickung aus einer der mit Stein eingefriedigten Quellen einige Glaser frischen Wassers zu trinken. Während er heut dort unter den Ruinen gesessen, fiel ein Schuß aus einem der halb verschutteten, unterirdischen Gänge, eine Kugel zischte an seinem Kopf vorbei und streifte den obern Theil seines runden Hutes. Er machte sofort davon Anzeige bei den Gerichten und sprach geradezu seinen Verdacht aus, daß der Schuß eine Folge des tödtlichen Hasses zwischen ihm und dem jüngeren Z.... sei.

Es fehlte an allen Beweisen und Indicien; die Gerichte konnten nicht einschreiten. Grandisson's Gefühl war aber durch Das, was ihm in Heidelberg begegnet war, so verletzt, daß er nicht länger an dem ihm sonst so lieben Orte, weilen konnte. Nach ordnungsmäßiger Anmeldung bei der Polizei verließ er mit seiner Gattin und der ältesten Tochter die Stadt. Die jüngere war in Heidelberg gestorben und begraben worden. Man hatte daselbst die aufrichtigste Theilnahme für das doppelte herbe Misgeschick der liebenswürdigen Familie empfunden. Ob etwas Wahres an der Beschuldigung des Candidaten gegen Madam Grandisson gewesen, hatte Niemand erfahren. Die tief gekränkten Gatten hatten seitdem in Zurückgezogenheit, aber anscheinend in vollkommener Einigkeit gelebt. Gewiß ist, daß sie vor dem Publicum nicht an Achtung verloren hatten. Dies bezeugten zwei elegische Gedichte, worin ein Heidelberger Dichter die theilnehmenden Gefühle der Stadt für beide Gatten an den Tag legte. Sie reisten nach Straßburg, um dort, wie sie angaben, einstweilen ihren Wohnsitz zu nehmen. Später erfuhr man gelegentlich, daß

die Familie ſich nach Nancy und von dort nach Dijon begeben.

Sie waren dem Heidelberger Publicum aus den Augen entſchwunden. Eine Reihe ereignißvoller Jahre hatte, auch zu einer Zeit, wo die Fremden noch nicht in der Anzahl wie jetzt nach Heidelberg ſtrömten, die Erinnerung an die Familie Grandiſſon ganz in den Hintergrund gedrängt, als dieſelbe im Winter 1810 plötzlich wieder in jener Stadt erſchien.

Auch jetzt traten die Grandiſſon's in früherm Glanze auf. Eine höchſt elegante Equipage, koſtbare Pferde, ausgeſuchte Rothſchimmel davor, feine Koffer, die geſchmackvollſte, feinſte Tracht. Nachdem ſie einige Tage in dem erſten Gaſthofe luxuriös verweilt, dann, auf Andringen eines früheren Bekannten, als deſſen Gaſte in ſeinem Hauſe, entſchloſſen ſie ſich, ihr Domicil abermals in dem geliebten Heidelberg aufzuſchlagen, zu nicht geringer Freude ihrer dortigen, angeſehenen Bekannten. Die Aufnahme von Fremden war ſeit der franzöſiſchen Zeit in der Stadt ſchwieriger geworden, indeſſen genügten ihre Papiere der Polizei vollkommen; und wäre das auch nicht der Fall geweſen, ſo fehlte es nicht unter den angeſehenſten Einwohnern Heidelbergs an Bürgen, die aus früheren Jahren Herrn Grandiſſon als einen durchaus unbeſcholtenen und wohlhabenden Mann empfahlen.

Sie hatten ihr Quartier im Hauſe eines Apothekers aufgeſchlagen, und ſchienen faſt allein der Erziehung ihrer Kinder zu leben. Madame Grandiſſon beſonders widmete ſich faſt allein derſelben. Sie nahm die angeſehenſten Geiſtlichen und beſten Lehrer zum Privatunter-

richte an, und lebte, vielleicht eingedenk der bösen Nachreden aus der Zeit ihres frühern Aufenthaltes, sehr eingezogen. Oeffentliche Orte besuchte sie gar nicht mehr. Sie machte zwar Besuche und empfing sie wieder, suchte sich aber von einem nähern Umgange fern zu halten. Am meisten sah man sie noch bei kleinen Spaziergängen in den reizenden Umgebungen der Stadt. In der Unterhaltung vermied sie, über ihre und ihres Mannes Verhältnisse zu sprechen, erwähnte aber gern der weiten und schönen Reisen, die sie gemacht.

Ihr Gatte zeigte sich umgänglicher. Er besuchte öffentliche Orte und ließ sich auch gern in Gespräche ein. Hier konnte ein feiner Beobachter bemerken, daß er gern prahle. Lobte man seine Rothschimmel, so hatte er in seinem Gestüt deren weit bessere. Fand man seinen Wagen außerordentlich schön, so hatte er in Petersburg einen noch weit eleganteren stehen; ein anderer war in London in Arbeit, und wurde beide übertreffen. Kam man im Gespräch auf das Sinken der Staatspapiere, so machte Grandissen eine eigene, schmerzlich lächelnde Miene; er hatte auch einige 50,000 Gulden und mehr, er wußte selbst nicht genau wie viel, darin placirt. Indessen fiel diese Ruhmredigkeit in Heidelberg nicht auf; man war gewohnt, reiche Familien dort zu sehen, und Grandissen selbst war vor Jahren als sehr reicher Mann daselbst erschienen und seine Erscheinung jetzt zeigte nichts weniger als ein Abnehmen seiner Vermögensumstände.

Und wer wollte dem Manne eine kleine Ruhmredigkeit verargen, der so liebenswürdig und dienstfertig war? Schienen zwar diesmal die glänzenden Festlichkeiten und Schmausereien in seinem Hause weggefallen zu sein — man durfte annehmen, der erwachsenden Kinder wegen — so war er außer dem Hause die Zuvorkommenheit selbst

gegen Jeden, mit dem er in Berührung trat. Er wußte für Alles Rath, war mit der uneigennützigſten Bereitwilligkeit zu jeder Beſorgung erbötig, und wußte, beſonders in Allem, was den Luxus betraf, die beſten Adreſſen. Seine Equipage ſtand jedem ſeiner Bekannten zu Dienſten, und nicht zu Spazierfahrten allein, ſondern er drang ſie ihnen ſogar zu kleinen Reiſen auf.

Nur Etwas fiel auf. Grandiſſon war Kaufmann, was er keinen Hehl hatte, aber mit andern Kaufleuten ſprach er nie von ſeinem Geſchäft, und ebenſowenig von ſeinem eigentlichen Domicil und ſeiner Herkunft. Nur wenn das Geſpräch ihn dahin drängte, ließen hingeworfene Aeußerungen vermuthen, daß er bei einem großartigen Schmuggelhandel betheiligt ſei. Das umſchloß dazumal nichts, was ſeinen Charakter verdächtigen konnte. Zur Zeit der Franzoſenherrſchaft und Continentalſperre konnte dieſes Geſchäft ſogar als Patriotismus gelten.

Dagegen führte er, der reiche Kaufmann, der Equipagen, Pferde, Güter in allen großen Städten beſaß, faſt gar keine, wenigſtens keine kaufmänniſche Correſpondenz. Ferner bezog er ſeine Gelder weder durch Wechſel noch durch baare Rimeſſen. Dafür war er alle Augenblicke auf Reiſen.

Aber mit dieſen Reiſen ſah es auch wieder beſonders aus. Er ſprach ſehr viel davon, wenn ſie noch in Ausſicht ſtanden; bald wollte er nach Bruſſel, Königsberg, Paris, Kopenhagen, aber plötzlich war er abgereiſt und hatte Niemandem etwas davon geſagt, während er ebenſo unerwartet wieder eintraf, ohne viel von der Reiſe zu ſprechen. Uebrigens erfuhr die heidelberger Localpolizei nichts von dieſen Reiſen, oder vielmehr ſie hatte nichts mit der Beobachtung derſelben zu thun,

da ſie nach den geſetzlichen Beſtimmungen keine Fremdenpäſſe ertheilen durfte. Grandiſſon zog ſeine Päſſe von der Regierungsbehörde, die in der Regel auf ſechs Monate lauteten.

Ueber drei Jahre lebten die Grandiſſon'ſchen Eheleute ruhig, geachtet und anſcheinend glücklich in Heidelberg. Auch die ſehr Wißbegierigen gaben ſich mit der Vermuthung zufrieden, daß die Quelle ſeines großen Reichthums und zugleich der Grund ſeines Geheimhaltens darüber ausgebreitete Contrebandegeſchäfte wären. Doch kam auch noch eine andere Vermuthung hinzu, über die hinwegzugehen, man indeß jener Zeit für gerathen hielt. Da Grandiſſon einige ſeiner Reiſen nach den großen Truppenbewegungen jener Kriegszeit zu richten ſchien, auch einige Mal mit franzöſiſchen Officieren abreiſte und wiederkehrte, ſo mochte er wol einer der franzöſiſchen Emiſſaire ſein, von denen damals Deutſchland wimmelte; Grund genug, ſich mit ihm in wenn auch entfernter Freundlichkeit zu halten.

Grandiſſon war wieder verreiſt, als im Jahre 1814 ein Schreiben des Thurn- und Taxiſchen Oberpoſtamtes aus Frankfurt am Main vom 7. April, gerichtet an den Stadtdirector Pfiſter in Heidelberg, eintraf, welches plötzlich ein neues und trauriges Licht auf die Perſon des merkwürdigen Fremden warf. Dem Schreiben waren verſchiedene Requiſitorien an Polizeibehörden, deren Berichte u. ſ. w. beigefügt, aus denen wir nun den Inhalt in Kürze angeben.

Der Thurn- und Taxiſche Poſtwagen war innerhalb zweier Jahre auf der großen Tour zwiſchen Frankfurt und Eiſenach zwei Mal beſtohlen worden, indem wohl-

verwahrte und verſchloſſene Geldkiſten, die im Innern des Wagens angebracht geweſen, verſchwunden waren. Das erſte Mal, am 13. October 1812, waren auf dieſe Weiſe ſämmtliche nach Frankfurt beſtimmte Geldpackete; das zweite Mal, am 14. Februar 1814, aus dem Wagen von Frankfurt nach Eiſenach ein Packet mit 4947 Fl. 20 Kr. entwendet worden.

Der Verdacht fiel auf einen beſtimmten Paſſagier, deſſen der Conducteur und mehre Andere ſich wohl entſannen, der aber, nach den Ermittelungen deshalb, jedesmal unter einem andern Namen gereiſt und eingeſchrieben war.

Bei jenem erſten Diebſtahl war er unter dem Namen Griesbach in der Poſtwagencharte eingezeichnet. Griesbach war auf der Tour plötzlich verſchwunden; aber erſt nach der Ankunft der Poſt in Frankfurt war der Diebſtahl entdeckt. Als man im Februar 1814 bei der Ankunft in Eiſenach den zweiten Diebſtahl entdeckte, entſann man ſich, daß der Reiſende, welcher unter dem Namen Walter eingeſchrieben geweſen, mit jenem Griesbach vor zwei Jahren eine Aehnlichkeit gehabt, die auf eine Identität ſchließen laſſe.

Bei weitern Nachforſchungen ergab es ſich, daß derſelbe Walter ſchon am 7. Februar d. J. auf einer Reiſe von Frankfurt nach Caſſel unter einem andern Namen und dann unter einem wieder andern, nämlich als Schloßbruck, am 12. von Caſſel nach Frankfurt zurückgereiſt ſei. Am 24. kam der nämliche Paſſagier unter dem Namen Roſe von Fulda in Frankfurt an, zeichnete ſich im dortigen Pariſer Hofe als Kaufmann Groß aus Karlsruhe in's Fremdenbuch ein, und fuhr am folgenden Tage in Geſellſchaft zweier, angeblicher franzöſiſcher Emigrés mit einem Lohnkutſcher nach Heidelberg.

Wäre dieser beständige Namenwechsel nicht schon verdächtig gewesen, so war es das Betragen dieses Griesbach und Walter während der Reise. Die Fahrposten hielten damals lange auf den Stationen an; die Reisenden stiegen gern zur Erholung aus, und wurden auch dazu genöthigt. Die verdächtige Person zögerte aber nicht allein, sondern mußte auch oft durch die Conducteurs daran nachdrücklich erinnert werden. Während der Conducteur mit Abgabe und Uebernahme der Posteffecten beschäftigt war, sah man diese Person fast nie in den Gaststuben bei den anderen Passagieren. Oft fand man ihn ganz allein am Wagen stehend, wo er ohne Erlaubniß die Thure zu öffnen versuchte.

Den geheimen Nachforschungen der verschiedenen, darum requirirten Polizeibehörden war es indeß gelungen, den Faden noch weiter zu spinnen. Es fand sich, daß dieselbe, vielnamige, aber von Allen mit denselben Kennzeichen angegebene Person am 18. Februar zu Eisenach im Gasthofe zum Anker unter dem Namen Grandisson gewohnt, und ein Packet mit 50 Gulden unter eigener Adresse nach Heidelberg auf die Post gegeben hatte. Dieses Packet war in Heidelberg richtig an Madame Grandisson abgeliefert worden.

Das Signalement des verdächtigen Passagiers stimmte aufs genaueste mit der Persönlichkeit des in Heidelberg so wohlbekannten Herrn Grandisson überein. Außerdem wollte der Conducteur, von dessen Wagen das letzte Packet entwendet worden, den Menschen, auf den er Verdacht hatte, in Heidelberg selbst gesehen und es schon damals laut geäußert haben.

Der Stadtdirector war auch von diesen Verdachtsgründen so vollkommen überzeugt, daß er, des Ansehens, Rufes und Reichthums des Fremden ungeachtet,

ſofort zur Captur geſchritten wäre, wenn Grandiſſon ſich zur Zeit in Heidelberg befunden hätte. Eine andere Frage war es: ob er darauf auch ſeine Gattin ſofort einziehen dürfe? — Jene alte Geſchichte, die ihren Ruf antaſtete, war längſt vergeſſen; vielleicht hatte ein notoriſch nichtswürdiger Menſch ſie nur erſonnen, um ſich ſelbſt zu retten. Ihr jetziger Ruf war der einer beſcheidenen, liebenswürdigen Dame, die in der Stille, nur ihren Kindern lebend, jedes Aufſehen vermied. Wenn ihr Mann ein Verbrecher war, mußte ſie es ſein? Konnte er nicht auch ſie, wie ſo viele Andere getäuſcht haben? Zwar ſchien ſie, bei einer ermittelten Anfrage, über die lange Abweſenheit ihres Mannes etwas verlegen, aber ſie machte nicht die geringſte Anſtalt, ſelbſt abzureiſen. Ward ſie plötzlich arretirt, ſo mußte es ihr Mann erfahren, ja auch nur ein verſchneller Schritt konnte ſie veranlaſſen, ihn zu warnen, und alsdann war die Hoffnung, einen gewiß ſo gewitzigten Verbrecher einzufangen, vereitelt. Das Gericht beſchloß deshalb, einſtweilen nichts zu thun, als die Dame mit aller Vorſicht beobachten zu laſſen.

Die Entdeckungen folgten ſich indeſſen raſch. Von Seiten des frankfurter Oberpoſtamtes war ein Brief der Madame Grandiſſon an ihren Gatten unter deſſen wahrer Adreſſe, poste restante nach Würzburg gerichtet, eingefangen worden.

Die Gattin überſandte in dieſem Briefe ihrem Mann ein anderes Schreiben, welches inzwiſchen an ihn eingegangen und von ihr eröffnet war. Ihr Brief hatte faſt nur auf dieſes Schreiben Bezug, welches mit dem Namen Ludwig Fiſcher unterzeichnet war und ſie durch ſeinen räthſelhaften, geheimnißvollen Charakter offenbar

in die größte Unruhe versetzt hatte. So heißt es in ihrem sonst minder bedeutenden Schreiben:

„Seitdem ich diesen Brief gelesen, bin ich wahrlich krank; unfähig, etwas zu thun und zu denken; meine Ruhe ist dahin; ich bitte Dich, schreibe mir; kein Schlaf wird meine Augen decken, bis ich eine Antwort erhalten habe. Wer ist dieser Teufel? Was will er? Kenne ich ihn? Noch einmal, schreibe mir sogleich, beruhige mein bekümmertes Herz; denn sieh, ich habe Niemanden, dem ich meinen Kummer entdecken könnte; ich muß ruhig scheinen, damit meine Kinder nicht fragen: Was fehlt dir? — Komm bald zurück in die Arme Dei[illegible] Dich wahrhaft liebenden und bekümmerten Weibes."

Der mysteriöse, mit Ludwig Fischer unterzeichnete Brief war aus Bornheim bei Frankfurt vom 10. März 1814 datirt. In demselben kommen, nach einigen allgemeinen Stellen, folgende dunkle und verdächtige Stellen vor.

„Doch erfolgte eine gewisse Trennung, deren Ursache mir ein Geheimniß, für Sie aber daran erinnerlich wird, wenn Ihnen den Namen Denett bemerke; ein Päckchen fallen lasse, und mit dem Ellenmaße, das auf dem Tische lag, an den äußersten Theil, und vermittelst des Fußes an den Tisch wälze. So unbestimmt auch diese Erklärung ist, und eigentlich auf nichts deutet, so muß sie Ihnen doch an etwas erinnern, das Ihnen nicht angenehm ist. Die übrigen Vorfallenheiten, die ich mit überzeugenden Beweisen darbringen kann, lasse ich verschleiert, bis ich meine Bitte mit einem gewissen Erfolg gekrönt sehe."

Weiter heißt es:

„Ich will Ihnen daher etwas an Ihr sonst edles Herz legen, und im vollsten Vertrauen meine Lage schildern.

übrigens gesund aus nordischem Korn, und nicht wie bei uns aus jedem Beywurf gebrannt, findet sich häufig grade an den Orten nicht, wo der durchnäßte und erschöpfte Wanderer seiner am meisten bedarf. Wein giebt es nur in den Seestädten, dagegen Kaffee in jedem Hofe, ein theures Getrank, aber stark und durchaus unverfälscht zubereitet. Eigen ist die Sitte, daß er den Männern des Morgens von der Hand der Wirthin ins Bette gereicht wird. Man fühlt einen Schlag auf der Schulter und im nächsten Augenblick einen Präsentirteller und eine vollgeschenkte Tasse an den Lippen. Im höchsten Norden ist es beleidigend für den Gast, wenn die Wirthin dieses seltsame Weckungsgeschäft durch Dienstboten wollte besorgen lassen. Die Töchter des Hauses müssen auf die Schultern klopfen; den Kaffee präsentiren und fragen, wie der Gast geschlafen? So, unfern vom Nordpol, wo überhaupt, was für den Reisenden sehr peinlich, die Damen, und in völliger Eleganz, das Geschäft des Bedienens bei Tische übernehmen. Dies durch Domestiken verrichten lassen, verstieße gegen den Anstand.

Der folgende Tag brachte keinen Trost, ob-

„Sie, Herr Grandiſſon (wo Sie im Grund anders, und wenn ich nicht irre, Grandjean heißen, und aus der Gegend von Straßburg gebürtig ſind; doch was thut der Name zur Sache?) können mit ruhigem Gewiſſen Ihre holländiſchen Dukaten, die Sie von Ihrer lieben Frau Gemahlin erhalten haben, arbeiten ſehen, und haben ſich um das Leiden der Menſchheit nicht zu bekümmern; allein meine 14,000 Gulden, die mit saurem Schweiß von meinem Herrn Vater verdient, haben mir die Einquartierungslaſten geraubt, und ſind bis auf wenige hundert Gulden aufgezehrt. Ich verlange nicht wie ein Bettler, ſondern nur den beiläufigen Werth desjenigen, was Sie kennen..... Erkennen Sie dieſerhalb meine Vorſtellungen für gerecht, und thun Sie, was Sie billig finden. Sie dürfen glauben, daß ich die reinſten Beweiſe beſitze.....

„Ich unterſchreibe mich mit fremdem Namen, damit der Brief nach ſeinem Erbrechen beſtimmt von Ihnen geleſen werde. — Schreiben Sie unter untenſtehender Adreſſe (Ludwig Fiſcher) an mich, ſo müſſen Sie ſich des Ausdrucks poste restante bedienen, und unter dieſes noch p p p machen, damit, wenn ich, weil ich anders heiße, als Ludwig Fiſcher, nachfrage, mir der Brief einzehändigt wird. — Schreiben Sie mir aber nicht, ſo dürfen Sie ſo gewiß verſichert ſein, als Gott einſt meine Seele richtet, daß ich laut auftreten muß, und das werden Sie, um Ihrer Ehre und Anſehens willen, gewiß nicht verlangen. — Sie ſind nun überzeugt, daß ich Jahre lang ſtillſchwieg; allein Ihre eigene Vernunft wird Ihnen ſagen, daß man bei ſolchen Fällen nicht ehender ſprechen kann, als bis man die gehörigen Beweiſe hat. Haben Sie einſt nach der Billigkeit gehandelt, ſo werden Ihnen ſolche, von mir ſelbſt zernichtet,

zurückgeschickt, und folglich stirbt die That einst mit uns selbsten ab. Ich werde Ihnen noch mehreremal schreiben, ohngeachtet es Ihnen nicht lieb ist, wenn man Ihnen schreibt. Ich nenne mich ꝛc.“

Aus diesem Briefe erfuhr man den möglicherweise wahren Namen Grandisson's: Grandjean; daß er aus der Gegend von Straßburg gebürtig sein durfte; daß er früher in Gemeinschaft mit dem Schreiber, oder so, daß es zu dessen Kunde gelangt, ein Verbrechen begangen, oder doch eine ehrenrührige Handlung, deren Bekanntwerden für ihn verderblich sein mußte, und auf die hinaus Jener sich Erpressungen erlauben durfte. Hinlängliche Verstärkung des Verdachtes gegen Grandisson, obgleich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen blieb, daß irgend ein Schurke dies Manoeuvre, wie es oft geschieht, angestrengt, um, die Wissenschaft geringfügiger Umstände benutzend, einen Dritten in Angst und Schrecken zu setzen; aber gegen Grandisson's Frau ging nicht allein daraus nichts hervor, sondern eher das Gegentheil. Der anonyme Schreiber nannte ihren Namen mit Ehren, er bezeichnete sie als eine Dame mit eigenem Vermögen, von dem, nach seiner Ansicht, ihr Mann lebte, und die Frau selbst erschien durch die dunkeln, ihr ganz unverständlichen Andeutungen des Schreibers nur in Angst und Schrecken versetzt.

Gegen sie durfte der Richter also jetzt weniger als vorher einschreiten. Dafür ward Alles angestrengt, von ihren sonstigen Handlungen und namentlich ihrer Correspondenz etwas in Erfahrung zu bringen. Grade dieses letztere ward indeß durch Madam Grandisson's Vorsicht hintertrieben. Sie benutzte zu ihren Briefen fremde Siegel, sie brachte und ließ keinen Brief selbst oder durch ihre Domestiken auf die Post bringen, sondern er-

ſuchte den Geiſtlichen oder den Gymnaſialprofeſſor, der ihrer Tochter Unterricht gab, um die Gefälligkeit.

Endlich ward doch einer dieſer Briefe aufgefangen. Er war vom 1. und 4. Mai und gewährte dem Richter endlich einen hellen Blick in die Verhältniſſe zwiſchen Frau und Mann und dazu einen Wink, der zur vollſten Entdeckung und der Kataſtrophe führte. Der Hauptinhalt des Briefes lautete dahin:

„Es ſind heute 13 Tage, daß du mich verließeſt, und noch habe ich keine Nachricht von dir. Ich hoffe aber doch, daß du glücklich bei die Deinigen angekommen biſt.

„Schreibe mir die Nummer vom Hauſe, wo ich meine Briefe hin adreſſiren ſoll; das Uebrige weiß ich recht gut.

„Höre: ich habe überlegt, wie wäre es, wenn ich meine Sachen feſt einpackte, und ſie Hrn. Kleb zu verwahren gabe, und nur das Nothwendigſte mit mir nähme, bis ich beſtimmt wüßte, wo ich bliebe; denn ich muß erſt wiſſen, wie ich mir da gefalle, und ich glaube ſchwerlich, daß ich zu die Deinigen paſſe: Ihre Roheit, Unerſättlichkeit; ich habe es noch in friſchem Andenken.

„Höre! noch eins: Miethe mir doch lieber gleich eine Wohnung, bei brave, honette Leute, damit, wenn ich ankomme, ich bei dir ſein kann; denn es taugt ſelbſt für dir nicht, daß du bei die Deinigen wohnſt. Bei die Deinigen will und werde ich keineswegs, ſogar nicht eine Nacht, wohnen. Leb wohl!“

Der Zauber einer edlen Bildung, welcher Madam Grandiſſon umſchwebte, war damit verſunken; ſie erſchien, wenigſtens zum Theil in die Geheimniſſe ihres Mannes eingeweiht, und ging damit um, ihre Sachen einzupacken und aus Heidelberg zu entweichen.

Von jetzt ab ward ſie nur um ſo eifriger beobachtet.

In ihrem Weſen bemerkte man keine Veränderung, ſie hatte keine Ahnung, daß ihr Brief aufgefangen ſei, und beſchäftigte ſich in der Stille mit dem Einpacken ihrer Effecten.

Ungleich folgenreicher aber war der Brief durch einen Wink, den er zur Verfolgung Grandiſſon's ſelbſt gab. Die äußere Adreſſe lautete: „An Herrn Prinz in der Königsſtraße zu Berlin.“ Das war aber nur ein Umſchlag. Auf dem eigentlichen Briefe ſtand als Adreſſe: „Mademoiſelle Caroline wird erſucht, dieſen Brief an ihren Herrn Bruder Karl abzugeben.“ Grandiſſon war alſo in Berlin, er hatte dort eine Schweſter; in Berlin durfte man ihn ſuchen, und ein Requiſitorium des Frankfurter Oberpoſtamtes ging an die berliner Polizeibehörde ab.

Beim Kaufmann Prinz in der Königsſtraße in Berlin diente eine unverehelichte Caroline Grosjean, die unzweifelhafte Adreſſatin des Briefes, die Schweſter des geſuchten Verbrechers. Der in dem Fiſcher'ſchen Briefe erwähnte Name Grandjean war alſo wahrſcheinlich nur eine Entſtellung des Namens Grosjean.

Ein damit beauftragter Polizeiagent erkundigte ſich bei ihr nach ihrem Bruder Karl, und ſie räumte ein, daß er gegenwärtig in Berlin ſei, wollte ſich aber auf weiter nichts einlaſſen, bis Jener den erwähnten Brief vorzeigte. Caroline erkannte die Handſchrift ihrer Schwägerin und erbot ſich nunmehr, den ſo beglaubigten Mann zu ihrem Bruder zu führen. Der Agent aber war allein. Als Reiſender habe er den erſten Augenblick benutzt, ſagte er, um ſich nach der Adreſſe zu erkundigen, müſſe aber nun in ſeinen Gaſthof zurück, wo

er viele Geſchäftsbeſuche erwarte und es wäre ihm lieber, wenn Caroline ihm ihren Bruder am Nachmittag zuſende.

Der genau aus Frankfurt und Heidelberg ſignaliſirte Mann ſtellte ſich im Gaſthof „Zum Kronprinzen" auch richtig ein. Er blieb der unbefangene Gentleman, als der Agent ihm ſagte, daß er aus Heidelberg komme, ihm einen Gruß ſeiner Frau zu beſtellen habe und die Verſicherung geben könne, daß die Seinigen ſich wohlbefänden. Als Jener ihm aber den Brief überreichte, griff er in ſichtlicher Angſt danach, drückte ihn, nach flüchtiger Durchleſung mit dem Daumen ganz dicht zuſammen und ſchob ihn in die Taſche.

Der Agent erkannte, daß Grosjean ſich ſelbſt für verrathen anſah. Er ſchlug ihm daher vor, ſich mit ihm nach einem andern Orte zu begeben, wo er ſich näher erklären könne. Man ging. Als Grosjean vor der Thür zu entrinnen verſuchte, traten ihm zwei Polizeibeamte in den Weg. Von dem Augenblicke an machte er keinen Verſuch mehr weder zum Widerſtande noch zur Flucht, ſondern folgte wie ein Mann, der ſich mit Reſignation ſeinem Schickſal ergibt und nur den äußern Anſtand zu beobachten ſtrebt, den Beamten nach der Stadtvoigtei. Doch zog er unterwegs unbemerkt ein Raſirmeſſer aus der Bruſttaſche und ließ es in die Beinkleider gleiten.

In der Stadtvoigtei ſogleich unterſucht, fand man das Meſſer und nahm es ihm ſammt ſeiner Baarſchaft über 10 Thaler an Gelde fort. Es ergab ſich, daß der Gefangene bereits ſeit 8 Tagen bei dem Victualienhändler Grosjean unangemeldet gewohnt und daſelbſt einen eigenen Reiſewagen untergebracht hatte. Außer dem Wagen wurden gerichtlich in Beſchlag genommen:

50 Thaler Preußisch Courant, 54 französische Thaler, etwa 22 Louisd'or, 1 Carolin, 3 russische Silbermunzen, einiges Scheidegeld und 2 danische Obligationen von 1000 und 500 Gulden; außerdem eine goldene Repetiruhr und einige Pretiosen.

Man hoffte wol, nach seinem gelassenen resignirten Benehmen auf das freiwillige Geständniß eines Verbrechers, dessen Bildung ihm selbst sagte, wie bei so dringenden Indicien ein halsstarriges Leugnen nichts fruchte; als man aber am andern Morgen die Thur zu seinem Gefangniß mit einiger Muhe öffnete, sah man sich in jener Erwartung getauscht. Der Gefangene konnte keine Bekenntnisse mehr vor einem irdischen Richter ablegen. In buckender Stellung saß er mehr als daß er hing, mit seinem Taschentuche an dem Thurpfosten der Kammer erdrosselt. Der Schluß war richtig, daß er sich fur verloren gegeben; die Art, wie er den Selbstmord vollbracht, zeugte von einer außerordentlichen Willensstärke.

Den Hauptverbrecher hatte die Strafe durch seine eigene Hand ereilt, es kam nunmehr nur darauf an, seine Mitschuldigen zu entdecken und zu ergreifen. Aber auch diese berliner Mittheilungen genügten dem heidelberger Gerichte noch nicht, um gradezu gegen die Witwe des Verbrechers einzuschreiten. In solches Ansehen hatte sie durch den Zauber ihrer Persönlichkeit, durch die treue Sorgfalt für ihre Kinder sich zu setzen gewußt.

Der Director Pfister suchte sie in ihrer Wohnung auf. Er schien nur zu einer gelegentlichen Rücksprache mit ihr wegen ihres Mannes gekommen. Mit allem Anstand und Höflichkeit, aber mit sichtlicher Verlegenheit

erwiederte ſie, er ſei verreiſt, ſie wiſſe nichts vom Zweck der Reiſe, er ſei über die Zeit fortgeblieben, ſie ſei ſelbſt in großer Sorge. Noch immer zu ſchonender Rückſicht geneigt, erſuchte der Richter die Dame, ſich mit dem Amtsſchreiber nach dem Gerichtshauſe zu begeben, wo man ihre Ausſagen zu Protokoll nehmen müſſe. Ohne ein Wort des Widerſpruchs zog ſie mit völliger Ruhe ihre Handſchuhe an, nahm einen Shawl um und ging; beim Abſchiede von ihren Kindern verrieth ſie keine wahre Rührung.

Die Kinder, von Pfiſter befragt, weinten, ſie wußten nichts. Die Unſchuld ſtand auf ihren Geſichtern. Sie wurden der Pflege des Gymnaſialprofeſſors, der ihren Unterricht bis da geleitet, anvertraut, die Wohnung ward verſiegelt und die Inventur des geſammten Mobiliars aufgenommen.

Als die Frau auch vor Gericht in ihrem Leugnen verharrte, ward ſie in einer Chaiſe nach dem Criminalgefängniß abgeführt.

Die Inquiſition begann, man drang ſchärfer in ſie. Nachdem ihr eine Unterredung mit dem Stadtdirector unter vier Augen abgeſchlagen war, erklärte ſie endlich: das wiſſe ſie, ihr Mann heiße nicht eigentlich Grandiſſon, ſondern Grosjean, weiter nichts.

Aber wie heißen Sie? — Sie rieb ſich die Stirn. „Mein Gott, wie heiß' ich doch!“ Endlich kam die Antwort heraus: „Ich heiße Meinersin und bin aus Breslau.“ Nach langem Hin- und Herfragen und Drangen blieb das Reſultat dieſes erſten Verhörs: ihr Vater ſei in Breslau Regimentsſporer geweſen. Ihr Mann, aus Berlin gebürtig, wo ſein Vater eine Wollſpinnerei betrieben, habe ſie in Breslau kennen gelernt, ſich mit ihr vergangen und ſie darauf geheirathet. Er habe in Ber-

lin noch einen Bruder, der dort Victualienhändler sei, auch zwei Schwestern, eine dritte in Frankfurt an der Oder. Sonst wisse sie nichts, auch nicht wo Grosjean jetzt sei.

Die Geständnisse auch der folgenden Verhöre kamen nur stoßweise heraus. Sie war mit ihrem Manne, der viele große Handelsgeschäfte getrieben, weit umher gewesen. Sie wisse gar nicht, warum er die Narrheit gehabt, seinen eigentlichen Namen zu ändern; in Hamburg hatten sie doch noch unter seinem wahren gewohnt, aber als sie nach Petersburg reisten, hatte er sich plötzlich Grandisson genannt, und von da ab diesen falschen Namen behalten.

Endlich zeigte man ihr ihren Brief mit der Adresse an den Kaufmann Prinz. Sie mußte bekennen, ihn geschrieben zu haben; sie konnte dabei nicht stehen bleiben, sie mußte mehr bekennen. Schon vor längerer Zeit hatte sie durch den Lehrer ihrer Kinder, den Gymnasialprofessor, erfahren, daß es mit ihrem Manne schlimm stehen müsse; es heiße, daß er, wenn er zurückkehre, arretirt werden solle. Da wird, ungefähr vor 4 Wochen Nachts, etwas ans Fenster ihrer Schlafstube geworfen. So kündigte sich ihr Mann gewöhnlich an, wenn er Nachts von seinen Reisen zurückkehrte. Ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen. In ihrer Todesangst theilte sie ihm, was sie erfahren, mit, und beschwor ihn, nicht sie und ihre Kinder in Schimpf und Schande zu bringen, und sich sogleich zu entfernen. Er wollte es auch auf der Stelle thun, durch einen zufälligen Umstand verhindert, blieb er jedoch noch bis zur folgenden Nacht in ihrer Kammer versteckt und entfloh dann mit der Anweisung, ihm nach Berlin zu schreiben. Seitdem hatte sie ihn nicht wieder gesehen.

Einmal im Zuge des Bekennens ſchien nun ihre Zunge ſich von ſelbſt zu löſen. Sie fühlte ſich gedrungen, aufrichtig zu ſprechen. Ja, ihr Mann war ein ſchlechter Menſch und Böſewicht. Er hatte ſchon früher einmal geſeſſen, zu Berlin im Zuchthauſe; aber ſie hatte es erſt in Erfahrung gebracht nach ihrer Verheirathung. — Er blieb auch nachher ein ſchlechter Menſch. Sie wußte, daß alles Geld, was ſie ausgegeben, geſtohlenes Geld war. Sie hatte es längſt gewußt, war aber, wie es heißt, „nicht mehr im Stande, eine andere Partie zu ergreifen.“ — Noch weiter ging ihre Wiſſenſchaft: das Geſchäft und die Quelle des großen Erwerbes ihres Mannes war — die Poſtwagen zu beſtehlen. Immer als Paſſagier mitfahrend, benutzte er die Gelegenheiten; jedoch war er dabei ſtets allein, und handelte nur für ſich. Sie wollte ihn gewarnt, gebeten haben, davon abzulaſſen. Er erwiderte: „Auf den Poſtwagen trifft's nur die großen Herren. Denen ſchadet's nichts; ſie machen's auch nicht beſſer.“ Als ſie ihn das letzte Mal gebeten, zu fliehen, damit er ſie und die Kinder nicht in Schimpf und Schande bringe, hatte er geantwortet: „Wenn ſie mich bekommen, ſo bringe ich mich um, durch mich kommſt du doch nicht in Schimpf und Schande.“

Sie wußte noch nichts von dem Tode ihres Mannes; in einer Aufwallung von Bitterkeit ſetzte ſie hinzu: „Und nun hat der Hundsfott doch nicht Wort gehalten.“

Wenn ſie hier um eine Stufe von dem ſittlichen Bildungsgrade, den ſie bisher zu behaupten gewußt, herabſank, ſo ſuchte ſie ſich wieder dadurch zu heben, daß ſie das Gericht bat, ihre Lebensgeſchichte ſchriftlich aufſetzen zu dürfen. Demnach reichte ſie einen Aufſatz ein, deſſen Hauptinhalt folgender iſt:

„Ich war von sechs Geschwistern, worunter zwei Stiefbruder, die Jüngste. Nach dem frühen Tode meines Vaters übernahm der jüngere derselben dessen Geschäft. Er verschaffte uns sämmtlich eine gute Erziehung, ließ uns dies dagegen bitter entgelten; auch meine ältere Schwester benutzte die Gelegenheit, ihre üble Laune an mir auszulassen. Ich mochte ungefähr sechzehn Jahre alt sein, als ich meinen Mann, damals Tafeldecker beim Generale von Dolfs, kennen lernte. Ein Jahr etwa hatte diese Bekanntschaft gegen meiner Mutter und meines Stiefbruders Willen gewährt, als ein unglücklicher Zufall sie zur Einwilligung nöthigte, und ich ward sein Weib. Ich liebte meinen Mann, und lebte einige Monate sehr glücklich, als mit einmal, Gott! meine Glückseligkeit schrecklich zerstört ward. Eines Tages, da mein Mann mit seinem Herrn zur Revue verreist war, vernahm ich von des Kammerdieners Frau zu meinem Schrecken, daß dem General, ich weiß nicht mehr wie viele tausend Thaler entwendet worden. Bei des Generals Zurückkunft wurden der Kammerdiener mit seiner Frau, und einige Tage hierauf mein Mann arretirt. Nach Verlauf einiger Tage wurde ich in's Verhör berufen; zitternd, daß kaum meine Füße mich tragen konnten, erschien ich. Nach einigen andern Fragen ward ich befragt: Ob ich wisse, daß mein Mann schon einmal wegen eines dergleichen Vergehen im Zuchthause gesessen habe? O, das war für mich Arme zu viel! Ich sank ohnmächtig von meinem Sessel, ward wieder zu mir gebracht, und ging betäubt nach Hause. Meine durch meines Mannes Arretirung erkrankte Mutter weinte mit mir; mein Stiefbruder überhäufte mich mit Vorwürfen, in den Blicken meiner Schwester sah ich Schadenfreude. Der General, zu dem ich berufen ward, schlug mir Tren-

gleich wir bis Mittag gewartet, um, wenn das Wetter ſich irgend aufgeheitert, zu Waſſer weiter zu fahren. So mußten wir uns begnügen mit Waſſer, daß heißt unter Regengüſſen, den Weg zu Lande fortzuſetzen. Hedemarken iſt eine der reichſten Gegenden Norwegens. Die ſanften Ufergebirge des Mioeſen ſind nicht unfruchtbar. Auf Wohlſtand deutet die Tracht der Bauern und die Einrichtnng ihrer Häuſer. Hie und da wird das Flabröd von feinerem Teig und in Form wie unſer Oblat gebacken. Sehr ſeltſam dünkt es dem Reiſenden, wenn ihm hier mit einem Male elegante Cabriolets mit Federn, Polſter, Armlehnen und Kniedecken vorgeführt werden; und der Skiuts-Bonde ſich hinten wie ein Jokei aufſtellt, nachdem kaum auf troſtloſen Karren alle Körper und Koffer gerädert und gerüttelt worden.*)

*) Steffens ſagt in der oben erwähnten Schrift: „Die Einwohner in Hedemarken haben die große Einfachheit des Lebens, die jetzt nur noch in den entfernteſten Gegenden von Norwegen herrſcht, leider ganz verloren. Sie wider in jenen Zu-

nung von meinem Manne vor; meine Mutter redete mir zu, und ich war ſchon halb geneigt, als ein von meinem Manne abgeſchickter Prediger mir mein Unrecht vorhielt, und mich in ſein Gefängniß führte. Ich ſah ſeinen Jammer, ſeine Leiden, und verſprach Alles zu thun, um ſie zu lindern. Es wurde mir erlaubt, ihn täglich zu beſuchen, und nach meiner Niederkunft (ich war damals ſchwanger), entſchloß ich mich, ſein Gefängniß mit ihm zu theilen. O! er war glücklicher als ich; er hatte ein treues Weib, das ſich ſeiner annahm; ich habe Niemanden! Selbſt, wie es ſcheint, meine Kinder kümmern ſich nicht um Diejenige, welche Alles für ſie aufopferte. Mein Mann kam frei; ich eilte mit ihm zu meiner Mutter; ſie ſtarb einige Tage nachher; der Gram hatte ihr Herz gebrochen. Einſam und verlaſſen ſtand ich nun da, und entſchloß mich, mit meinem Manne zu ſeinen Aeltern nach Berlin zu reiſen. Dort fing mein Mann das Geſchäft ſeines Vaters an. Fünf bis ſechs Jahre lebten wir ruhig, ſogar glücklich. Er war fleißig; ich trug das Meinige dazu bei. Da meines Mannes Bruder ihm anlag, bei ihm in Hamburg zu wohnen, begleitete ich ihn mit unſern zwei Kindern dahin. Ich erkrankte, und ein bösiges Gallenfieber durchwühlte meine Glieder. Nach meiner Geneſung ſchlug mein Mann mir Kopenhagen als künftigen Aufenthaltsort vor. In Kiel ſchifften wir uns ein, und kamen in einigen Tagen, eine kleine Seekrankheit ausgenommen, glücklich an. Nach einigen Wochen reiſte mein Mann in Geſchäften nach Hamburg, und verſprach, auf das Allerlängſte in einem Monat wieder zurückzukommen; nahm alles Geld mit, und ließ mir nur einen einzigen Thaler zurück. Den Tag darauf reiſte ich, abermals ſchwanger, mit meinen jetzigen Wirthsleuten auf's

Land. Einige Monate vergingen mir, von diesen guten Menschen gepflegt, ohne alle Nachrichten von meinem Manne. Mein Unglück zu vermehren, erhielt mein Wirth, der Koch bei einem Grafen war, seinen Abschied; denn nun erklärte mir meine Wirthin, daß sie mich nicht länger bei sich behalten könne. Ohne Obdach, ohne Geld, hatte ich nicht einmal soviel, nach Kopenhagen zurückzureisen, um dort meine Effecten zu verkaufen. Mein Wirth aber streckte mir die Reisekosten und noch einige Thaler vor.

„In Kopenhagen nahm mich meine frühere Wirthin wieder auf. Eine im nämlichen Hause wohnende Dame, der ich mich entdeckt, brachte mich, nachdem ich alles Entbehrliche verkauft, bei einer Doctorswitwe unter. Da jedoch meine Niederkunft nahe, miethete ich mich in einem Spitale ein, kam dort nieder, verließ nach meiner Entbindung aber dies Haus wieder. Ich erkrankte von Neuem, entdeckte mich dem Doctor, und kehrte aus dem Hause der Witwe, wo ich nun wegen meines Kindes alle Tage Verdruß erlebte, zu meiner früheren guten Wirthin zurück. Ich war eben genesen, als mit einmal, gegen mein Vermuthen, mein Mann erschien. Er versprach, mich alle Mühseligkeiten vergessen zu machen, und schiffte sich mit mir nach Petersburg ein. Das Eis hinderte unsere Weiterfahrt, wir mußten in Ballesport, einem kleinen Hafen, landen, zu Lande nach Reval reisen, logirten daselbst einige Monate in einem Privathause, und setzten dann unsere Reise nach Petersburg fort; schifften uns aber, da meines Mannes Vorhaben, eine Fabrik dort anzulegen, mislang, schon nach einigen Monaten wieder ein.

„Nach diesem brachte mich mein Mann nach Baireuth (?). Dort kam ich mit einer zweiten Tochter nie-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING.G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 04032/048

der, und mein Mann kaufte seinen Wagen, unerachtet meiner Bitte, es nicht zu thun, da ich kein Dienstmädchen hatte, meine Kinder mühsam selbst auferzog, welches sich zu seinem Aufwande nicht schickte. Er verreiste abermals; wie lange er ausblieb, weiß ich nicht. Bei seiner Zurückkunft mußte ich gleich mit ihm abreisen. Von Baireuth brachte er mich nach Lindau am Bodensee. Da blieben wir aber nicht lange und reisten nach ...., (dem Landstädtchen, wo Grandisson's zuerst erschienen), wo ich mein Kind taufen ließ. Dann wohnten wir hier in Heidelberg. Von da reisten wir nach Straßburg, dann nach Nancy, wo ich noch drei Kinder bekam, meinen Sohn Eduard und eine Tochter, welche mir dort starb; so daß mir, da ich meine Mathilde schon früher in Heidelberg verloren, noch Eduard und seine Schwester blieben. — In Dijon trennte ich mich auf einige Jahre von meinem Manne wegen seines groben Betragens gegen mich. Er mußte mir die Hälfte von Allem, was da war, abtreten, und ging mit unserm Sohne nach Berlin. Nach einiger Zeit verließ ich Dijon, und wohnte ein Jahr in Auronne bei einem Marine-Offizier.

„Wie ich an allen diesen Orten lebte, ruhig, still und arbeitsam, und wie es mein einziges Bestreben war, mir einige Talente zu erwerben, um meiner Tochter eine gute Erziehung zu geben, daß wir unabhängig leben konnten, ist Gott bekannt. Ich erhielt öfters Briefe von meinem Manne; auch war er selbst noch einmal in Dijon gewesen, um mich zu überreden, mit ihm zu gehen; ich ging aber nicht. Dennoch bestimmte mich die unendliche Sehnsucht nach meinem Sohne noch einmal zur Wiedervereinigung. Wir reisten zusammen nach Rastadt; von da zum Abholen meines Sohnes nach Ber-

lin. Nachdem wir uns einige Monate dort aufgehalten, kamen wir zum zweiten Male nach Heidelberg, wo ich endlich an diesen Ort des Schreckens gebracht worden bin.

„Im Angesichte Gottes betheure ich, daß ich nie an einem Verbrechen theilgenommen, und mich keines schuldig gemacht; ich bin unglücklich; aber nicht schlecht. Ich habe einzig für meine Kinder gelebt, um sie zu rechtschaffenen Menschen zu bilden. Ich hatte mich von der ganzen Welt zurückgezogen; ich gehörte nicht unter sie; war unglücklich, ohne es sagen zu dürfen.

„Ich bitte Sie, Herr Director, auf meinen Knien, befreien Sie mich aus diesem Aufenthalte des Schreckens und der Verzweiflung. Ich habe nicht einmal Thränen mehr für mein Unglück. Sie sind Vater; lieben Ihre Kinder; Sie können urtheilen, wie schrecklich es ist, von ihnen getrennt zu sein. Geben Sie mich meinen Kindern und meine Kinder mir wieder! Vier Tage sind verflossen; heute ist der fünfte, wo ich sie nicht gesehen habe. Lassen Sie mich meine Kinder sehen; ich beschwöre Sie bei Gott!

— — — „Heute ist der neunte Tag, daß ich hier schmachte. Ich habe nie, das weiß Gott! ein Verbrechen begangen; keine Uebelthat belastet meine Seele.

— — — „Heute ist der zehnte Tag, und noch bin ich hier. Ich bitte Sie im Angesichte Gottes, der auch in diesen Kerker sieht; verbessern Sie meine Lage; lassen Sie mich meine Kinder sehen. Erlauben Sie, Herr Director, daß ich mich mit etwas beschäftigen darf; ich bin ungewohnt, so müßig zu gehen. Geben Sie mir eine Arbeit, was Ihnen gefällig ist.“

Nach den bisherigen Ermittelungen und diesen Geständnissen wäre über Grandisson's, alias Grosjean's, Straffälligkeit, wenn er noch zur Strafe gezogen werden können, kein Zweifel gewesen. Desgleichen schien daraus hervorzugehen, daß er der gefährliche Abenteurer und Dieb ganz auf eigene Hand gewesen, der keine Helfershelfer gehabt mit Ausnahme der passiven Theilnahme der Frau. Ueber den Grad dieser Passivität mußte die Untersuchung mehr Licht sich zu verschaffen ihre nächste Aufgabe sein lassen, um die Straffälligkeit der einzigen, jetzt noch angeklagten, Person zu ermitteln; wonächst die Untersuchung, mehr im Interesse der Wissenschaft und der civilrechtlichen Folgen (da die Bestohlenen ihre Rechte geltend zu machen anfingen, und aus dem gestohlenen Gute eine kleine Masse sich bildete) auch auf den ganzen Complex der verbrecherischen Thatigkeit des Todten sich zu wenden hatte, eine Untersuchung, bei der eine Unmasse von Indicien und Thatsachen herauskam, von denen wir nur eine gedrängte Uebersicht später geben werden. Hier muß uns zuvorderst die hinterbliebene, lebendige Complicin interessiren, und die Frage, ob sie nach ihren Geständnissen und den Ermittelungen als solche anzusehen sei?

Sie hatte von der verbrecherischen Thätigkeit ihres Mannes gewußt, sie hatte von deren Fruchten mitgezehrt; sie wußte, daß sie und ihre Familie ihr Leben vom Diebstahl fristeten. Aber sie erschien nach ihren Aussagen, und das bisher Ermittelte widersprach dem nicht, mehr als eine Martyrin der ehelichen Treue gegen einen verbrecherischen Gatten. Sie hatte davon erst Nachricht erhalten, nachdem ihr Ehebund geschlossen war. Es konnte als ein Act heroischer Pietat erscheinen, daß sie dennoch von dem nun Unglücklichen sich nicht trennen

wollte. Sie hatte ihn gewarnt, gebeten, daß er von dem schändlichen Gewerbe ablasse; sie hatte ihre Kinder vortrefflich erzogen und war die stillste, häuslichste, wirthlichste Frau gewesen, die Tugend aufs Höchste steigernd, daß sie auch einem solchen Mann noch in unterwürfiger Treue, ja Liebe anhing. Konnte es Pflicht für sie sein, ihn anzugeben oder ihn zu verlassen, wodurch er dem Verderben, sie und ihre Kinder der Schmach verfielen und aller Existenz beraubt wurden? Konnte ein Gesetz von einer Mutter solche Selbstverleugnung fodern? Und wenn das Gesetz es federte, so doch nicht die Moral. Und wenn sie auch gegen die gesündigt, so hatte sie diesen Fehl durch die langen qualvollen Jahre, in steter Angst verbracht, gebüßt.

Die Untersuchung führte aber doch auf etwas mehr. In ihrer schriftlichen Erzählung war eine große Lücke; von Petersburg war sie plötzlich nach Baireuth versetzt. Bei den Verhören ergab es sich, daß sie von Petersburg nach Emden, von da nach dem Haag und Amsterdam gereist waren. Von hier aus schien Grosjean seine systematischen, industriellen Postreisen erst begonnen zu haben. Von deren Erfolg wollte sie nichts wissen. Erst in Baireuth bei Anschaffung des kostbaren Wagens schien ihr Gewissen erwacht, als sie dem Manne wegen der Anschaffung desselben Vorwürfe machte. Er erklärte: „Das geht dich nichts an; es ist genug, daß ich für dich sorge. Wenn es dir nicht gefällt, magst du gehen, wohin du willst.“ Sie beruhigte sich. Zu sehr „alterirt“ wollte sie ihn nie gefragt haben, auf welche Art er die Postwagendiebstähle begehe; nur sei sie versichert, daß er es immer allein vollbracht. Er habe ihr selbst nicht getraut, und das Geld meist an verschiedenen Orten vergraben, ohne ihr dieselben zu nennen. Nach Heidel-

berg hatte er 6000 Gulden mitgebracht, und davon nur zwei Jahre gelebt; sie wurde, rühmte sie sich, viel länger damit gewirthschaftet haben. Später habe er dann von seinen Reisen noch immer etwas mehr Geld mitgebracht.

Der Grandisson'sche Hauslehrer, ein Professor am dortigen Gymnasium, hatte es, bald nach der Verhaftung der Frau, für seine Pflicht gehalten, ein versiegeltes, schweres, dem Anscheine nach, Geld enthaltendes Packet dem Gerichte zu überliefern, welches die Grandisson ihm zum Verwahren übergeben. Befragt, ob sie nichts von Geld oder Geldeswerth bei Seite gebracht oder bei Jemandem hinterlegt habe, leugnete die Verhaftete es anfänglich. Schärfer befragt, gestand sie das Factum ein. In dem Päckchen waren an Werth 2500 Fl. in doppelten sächsischen und preußischen Friedrichsd'or, dann zwei goldene Dosen, ein in Gold gefaßtes Damenportrait und einige Schaumünzen. Die Grosjean kannte sehr genau den Inhalt, ihr Mann hatte es ihr bei der Zurückkunft von seiner vorletzten Reise zum Aufheben gegeben; sie gestand, „daß sie natürlich gewußt", daß ihr Mann das Geld nicht auf rechtliche Weise erworben, und sie hatte es weggegeben: „damit es bei einer etwaigen Visitation nicht gefunden werde".

Sie gestand, daß ihr Mann ihr öfters von Reisen, auch außer dem nöthigen Gelde zum Betriebe der Wirthschaft, Sachen mitgebracht, „von denen sie gleich gewußt, daß er sie gestohlen habe". Z. B. einmal ein ganzes Pack Strumpfe, nachdem er ihr und der Tochter kurz vorher mehre Dutzend gekauft. Sie brauchte also die Strumpfe nicht. Er sagte ihr: „Hebe sie nur auf, wenn du sie auch nicht brauchst." Und sie hob sie auf!

Die Zeugnisse ihrer Bekannten in Heidelberg waren sehr günstig für die Frau. Der Professer und Hauslehrer und der Prediger, dem die Kinder zum Religionsunterrichte übergeben waren, konnten sie als Mutter nicht genug rühmen, wie sie für das Wohl und die gute Erziehung der Kinder besorgt gewesen, wie denn Sohn und Tochter unverdorben, sittlich und fleißig waren.

Auch ihr vorletzter Hauswirth rühmte sie wie ihren Mann. Als er aber einst bestohlen worden, wo (wie nachher angeführt werden wird) kein Anderer als der Mann der Thäter sein konnte, hatten beide Eheleute den Verdacht auf die Leute im Hause zu werfen gesucht.

Die Verhaftete hatte ausgesagt, ihr Mann sei oft sehr geheimnißvoll gegen sie gewesen, und habe sich in einem Kabinet eingeschlossen gehabt, und sie habe nie hineingehen dürfen. Die beiden Grandisson'schen Dienstmädchen und ihr letzter Hauswirth bekundeten dagegen: die Eheleute seien in dem Cabinet häufig beschäftigt gewesen, sie hätten auf den Schlüssel dazu ein besonderes Augenmerk gehabt, und beim Ausgehen, wenn er sich nicht sogleich vorgefunden, ängstlich danach gesucht. In dem Cabinet verwahrte Grandisson, wie anderweitig ermittelt ist, die gestohlenen Effecten und feilte außerdem Nachschlüssel.

Sie wollte nichts von den von ihrem Manne sich beigelegten falschen Namen, bis auf den Grandisson, wissen. Man zeigte ihr einen Paß, ausgestellt für den Negocianten Charles Grandisson aus Stettin, und seiner Ehefrau Rose, geborene Muller, aus dem Haag gebürtig, zu Auxonne in Frankreich wohnhaft. Dieser Paß führte ihre Unterschrift mit dem angenommenen, falschen Namen. Sie wußte nichts darauf einzuwenden, als daß ihr Gatte ihn wahrscheinlich ausstellen lassen

und ihr dann vorgelegt habe, mit der Weisung, einen Namen darunter zu schreiben, den er ihr genannt. Sie habe nichts Uebles dabei gedacht. Noch ein zweiter Paß mit denselben falschen Angaben fand sich vor. Sie erkannte, gefehlt zu haben, daß sie sich als aus Holland gebürtig angegeben.

Unter ihres Mannes in Berlin weggenommenen Papieren fand man mehre Briefcouverts mit der Adresse: An Madame Grandisson in Heidelberg. Sie waren augenfällig zu Geldsendungen an sie im Voraus eingerichtet, denn verschiedene Geldsummen waren darauf notirt, als: mit 120 Fl., zwei mit 500 Fl., eins mit 800 Fl. und ein letztes mit 820 Fl. Aber alle diese Adressen waren von ihrer eignen Hand geschrieben. Ihre Antwort, daß sie diese Couverts im Voraus für ihren Mann schreiben müssen, weil er eine sehr schlechte Hand schrieb, konnte man gelten lassen; aber dann mußte sie ja den Zweck seiner Reise im Voraus kennen, sie mußte erwarten, wo nicht wünschen und hoffen, daß er unterweges Gelegenheit zu fetten Diebstählen finden werde, um ihr diese bedeutenden Geldsendungen machen zu können. Hierauf hatte sie keine andere Antwort, als daß es doch möglich gewesen, daß ihr Mann noch anderswo Geld auszustehen gehabt!

Man hatte ein graues Säckchen voll gefeilter Schlüssel und Feilen schon am Tage der Verhaftung unter der Matratze ihres Bettes gefunden, und dies Bette pflegte sie, nach der Versicherung der Magd, immer selbst zu machen. Auch bekannte sie, daß ihr Mann, der diese Schlüssel wahrscheinlich in dem Kabinet zugefeilt, ihr den grauen Sack bei seiner letzten, heimlichen Anwesenheit in Heidelberg zum Aufbewahren zugestellt habe.

Auch in den Tagen der Vorzeit muß die Hedemark bevölkert gewesen sein, denn am Mioesen begegnen uns zuerst wieder in großer Anzahl die Denkmäler des alten Geschlechtes, die Hünengräber, hier Kiaempe Hoie (Kämpfer-höhen) genannt. Größer im ganzen als die,

---

stand zu versetzen, ist unmöglich, und die schwankende Halbcultur ist für die Religiosität, Sittlichkeit und jede geistige Fähigkeit grade die schlimmste. Der Landmann in Hedemarken, dem volkreichsten Distrikte in Norwegen, läßt seine Knechte und Mägde arbeiten im Felde und in den Sätereien (Sennhütten) der höheren Gebirgsgegenden. Er selbst führt fast durchgängig ein träges Leben, verwickelt sich in Prozesse, um doch etwas zu thun zu haben, trinkt Brantwein und raucht Tabak. Die patriarchalische Lebensweise des ächten Norwegischen Bauern, der, selbst wenn er reich ist, seinen Acker gemeinschaftlich mit seinem Knechte bearbeitet, der sich ihm gleich stellt und einen jeden Genuß mit ihm theilt, ist hier leider völlig verschwunden. Allenthalben haben sich Handwerker angesiedelt, deren Arbeiten, im Ganzen genommen, schlecht und theuer sind. Ja, die wenigen guten Handwerker scheinen eben für die Nothwendigkeit eines städtischen Vereinigungspunktes zu sprechen."

Auch hatte sie, worauf mit einem merkwürdigen Eifer inquirirt ward, aus den von ihrem Manne entwendeten Servietten die Zeichen ausgetrennt und neue eingezeichnet, um die Entdeckung des gestohlenen Gutes zu erschweren. Ihre Ausrede war, zu jeder Reise habe sie dem Manne Servietten aus der Wirthschaft mitgegeben, er habe aber in der Regel dafür andere zurückgebracht, welche sie dann als einen Ersatz der ihren betrachtet und umgezeichnet habe.

Die Zeugnisse von auswärts über die Aufführung der Grandissen lauteten sehr verschieden. Aus Baireuth schrieb man, daß, weil ihr Weißzeug und Silber mit einem fürstlichen oder adeligen Wappen versehen gewesen, man vermuthet, daß sie von hoher Abkunft und von ihrem Manne entführt worden. Sie sei sehr schön, gut, brav und tugendhaft gewesen, über des Mannes häufige Reisen sehr bekümmert, und als er den kostbaren Wagen bestellte, habe sie ihre Unzufriedenheit über die unnöthige Verschwendung deutlich an den Tag gelegt. Eine liebende, treue Gattin, habe sie sich noch besser als Mutter gezeigt und sei aus Baireuth unter Thränen geschieden.

Dagegen schrieben die französischen Behörden aus Nancy und Dijon, welche ihm, Grandisson, ein merkwürdig günstiges Zeugniß abstatteten, daß, wenn er sich bisweilen melancholisch gezeigt, wahrscheinlich das zügellose Leben seiner Gattin daran Schuld gewesen, welche, während seiner Abwesenheit, ganz ungescheut einen ihrer Verehrer besucht und ihren schamlosen Verkehr mit demselben nichts weniger als geheim gehalten habe.

Als man ihr im letzten Verhöre den Tod ihres Mannes mittheilte und wie er selbst die strafende Hand an sich gelegt, brach sie in Thränen aus und war tief er-

ſchüttert. Aber mit Ruhe erklärte ſie, nachdem die erſte Bewegung vorüber, daß ſie nun auch nichts mehr über die Verbrecherlaufbahn des Verſtorbenen anzugeben wiſſe.

Mehr ward nicht gegen ſie ermittelt. Mit Offenheit bekannte ſie, ſie habe gefliſſentlich mitgewirkt, ihren Mann den Händen der Obrigkeit zu entziehen. Sie glaube nicht, daß ein Geſetz exiſtire, welches von einer Frau fodere, daß ſie ihren Ehemann in die Hände der Obrigkeit liefere.

Wenn auch das nicht, ſo erſcheint nach dieſen Geſtändniſſen ihre Paſſivität bis an die äußerſte Grenze zur thätigen Beihülfe hinaus geführt. Das Lüſtre eines Heroismus fällt hinweg. Freilich als ängſtlich beſorgte Frau, daß es einmal plötzlich herauskommen möchte, warnt ſie gelegentlich den Mann, von dem ſchmachvollen Leben abzuſtehen; aber das ſcheinen mehr Gewiſſensblaſen geweſen zu ſein, welche dann und wann aus dem Sumpf der Trägheit und Sünde inſtinktartig aufſtiegen um die belaſtete Bruſt zu beſchwichtigen, als daß dieſe Regungen zu einer eigenen ſittlichen Willensthätigkeit geworden wären, ſich aus dieſem Sündenknäuel loszumachen. Die Liebe zu ihrem Manne war zugleich mit der Achtung längſt entſchwunden. Sie ließ ſich in Baireuth von ihm ſagen: Geh, wenn du willſt, ich halte dich nicht. Sie mag auch wol einige Mal Anſtalt gemacht haben, ſich von ihm zu trennen. Darauf deutet die myſteriöſe Geſchichte mit dem Candidaten Z...., darauf ihr ſelbſt von den franzöſiſchen Behörden gerügtes zügelloſes Leben zu Dijon, was ſie in ihrer Autobiographie zu beſtätigen ſcheint, indem ſie ſagt, ein Jahr in Auxonne bei einem Marineofficier gewohnt zu haben. Das ſittliche Band ihrer Ehe war längſt ge-

trennt und zerrissen; wenn es anscheinend durch die Aelternliebe für ihre Kinder wieder zusammengeknüpft wurde, so war der eigentliche Leim doch die gegenseitige Bequemlichkeit und der beiderseitige Vortheil. Er bedurfte einer schönen und liebenswürdigen Frau, um die Scheinrolle zu spielen, welche vor der Welt seinen wahren Charakter verbarg, und sie einer bequemen Existenz, an welche sie durch eine so lange Reihe von Jahren gewöhnt worden. Hätte er plötzlich aufhören wollen, zu stehlen, um mit ihr zu betteln, so wäre ihr Gefühl schwerlich dadurch befriedigt worden. Statt Anstrengungen bewiesen zu haben, aus der Schmach sich zu befreien, Anstrengungen, die zu einer sittlichen Wiedergeburt geleitet hätten, that sie mehr als der passive Gehorsam gegen den Mann foderte, um ihm in seinem Sündenbetriebe behülflich zu sein. Sie verbarg seine Nachschlüssel, sie schrieb für ihn Briefcouverts im Voraus, damit er den künftigen Raub ihr bequemer zusenden könne; sie versteckte und gab auswärts zur Verwahrung einen ansehnlichen Theil desselben, das Geldpacket, um es den Gerichten zu entziehen, und endlich, das Schlimmste, — war sie nicht unbetheiligt, wenn es galt, den Verdacht des Diebstahls auf fremde Personen zu wälzen. Das war mehr als Passivität, es war eine Activität, welche die Moral selbst von einer heroischen Treue gegen einen geliebten Mann nicht fodern wird.

Auch die frühere Geschichte, in welcher die Familie des Prediger Z.... verwickelt gewesen, kam bei der Untersuchung wieder in Anregung. Man scheint aber mit besonderer Zartheit, in Rücksicht auf die sonst achtbare Familie, darüber hinweggegangen zu sein. Der damalige Candidat Z.... war aus der Pfalz längst entschwunden, aber in einem andern Lande, wahrscheinlich

unter einem andern Namen, wie sein Vater, der Prediger, unvorsichtiger Weise verrieth, zu Ehren und Ansehen gediehen. Der Inquirent hielt sich nicht berechtigt, durch Aufrührung einer fast verschollenen Sache, einen jetzt geachteten Mann einen leichtsinnigen Jugendstreich schwer büßen zu lassen, und begnügte sich damit, daß der ehemalige Candidat Z .... die geständlich, ob durch Entwendung oder Schenkung aus dem Grandisson'schen Besitz acquirirte Summe, insoweit sie nicht damals schon zurückgezahlt war, jetzt in die Masse zurückerstattete. Nach dem jetzt Ermittelten durfte man annehmen, daß seine damalige, letzte Angabe die richtige gewesen. Er hatte sich in ein Liebesverhältniß mit der Dame Grandisson eingelassen; sie mochte daran gedacht haben, mit dem jungen Manne aus ihren sie drückenden Verhältnissen zu entfliehen und ihm die Ducaten als Mittel zum Zweck auch schon zu einer früheren Zeit aufgedrungen haben, als er in seinem Briefe angab.

Das erkennende Gericht, das Hofgericht zu Mannheim, erkannte die Straffälligkeit der Wittwe an, scheint aber auf die mildernden Gründe zu Gunsten einer vielgeprüften Gattin Rücksicht genommen zu haben, als es in seinem Urtheil vom 25. September 1815 die: Johanne Rosine Grosjean, geborne Meiners aus Breslau, wegen Antheils an den von ihrem Ehemann verübten Diebstählen zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurtheilte.

Das Gericht über den Todten war inzwischen durch mühselige Ermittelungen und weitläufige Correspondenz fortgesetzt worden, ohne zu einem ganz befriedigenden Resultate zu führen. Nur die Gewißheit erhielt man,

daß Grosjean, alias Grandisson, seine Thaten immer allein vollbracht, mit großer Geschicklichkeit, einem seltenen dauernden Glücke und nebenher mit einer an Manie grenzenden Leidenschaftlichkeit für das Stehlen. Demnächst die an Gewißheit streifende Vermuthung, daß eine große Anzahl gefährlicher Postdiebstähle und anderer Entwendungen, in einer langen Reihe von Jahren in verschiedenen Ländern verübt und nicht entdeckt, von ihm begangen worden.

Er erscheint, seine Thaten zusammengenommen, als einer der gemeinen Verbrecher, die nichts liegen lassen können. Sein Treiben von früher Jugend an war das eines Diebes, wie unsere Gefängnisse und Zuchthäuser davon zu Hunderten aufweisen. Daß er sich zu seiner eigenen Rechtfertigung eine Art Princip zurechtlegte, erfahren wir aus der Angabe seiner Frau, zu der er sagte: auf den Postwagen träfe es nur die großen Herren, denen schadete es nicht; sie machten's auch nicht besser. Auch dies ist nichts Ungewöhnliches; jeder Dieb macht sich eine ähnliche Rechtfertigung. Uebrigens blieb er diesem Principe nicht einmal getreu, denn er griff zu, wie wir sehen werden, wo er etwas fand.

Daß er dem Kitzel nachgab, die Rolle eines vornehmen und reichen Mannes zu spielen und die Genüsse des feineren Weltlebens zu theilen, ist eben so wenig eine Seltenheit. Es ist dabei ebenso viel Genußsucht als Berechnung, da er unter dieser Hülle, wenn sie geschickt angebracht war, den Verdacht von seiner eigentlichen Thätigkeit am besten ablenkte. So sehen wir ihn mit besonderer Vorliebe in Baireuth beschäftigt, seinen eleganten Reisewagen anfertigen zu lassen. Zum silbernen Beschlage desselben gab er Laubthaler, silberne Kaffeekannen, Gabeln, Messer, Vorlegelöffel, Salzfässer u. s. w.

her. Damit verſchwand das corpus delicti früherer Diebſtähle und es entſtand für ihn ein Document ſeines Reichthums und ſeiner Reſpectabilität. Abenteurer ſeiner Art eignen ſich auch fremde Sprachen an. So ſoll er mit Fertigkeit franzöſiſch, engliſch und holländiſch geſprochen haben.

Aber daß er in Heidelberg, einer Univerſitätsſtadt, durch lange Jahre, und bei einem zweimaligen Aufenthalt als feiner, gebildeter Mann, die beſſere Geſellſchaft um ſich ſehen konnte, ohne durch vorblitzende Züge innerer Rohheit und Gemeinheit zu enttäuſchen, oder auch nur einen Verdacht zu erregen, daß man ſeine Abreiſe als eine Calamität für die Stadt bedauerte, daß man ihn durch Gedichte feiern konnte, könnte verwundern, wenn wir in dem Zeugniß der franzöſiſchen Behörden aus Nancy und Dijon, wo er ſich viele Jahre aufgehalten, nicht eine Beſtätigung dafür erhielten, daß der gemeine Dieb ſich äußerlich einen feinen, undurchdringlichen Schonheitsfirnis umgelegt habe. Hier erſchien er als ein trefflicher Gatte und Vater, deſſen Weſen zwar etwas Räthſelhaftes an ſich gehabt, der aber nicht zur geringſten Klage oder zu einem ſchlimmen Verdacht Anlaß gegeben.

„Er war, heißt es, mit ſo vortheilhaftem Aeußern begabt, ſein Benehmen ſo freimuthig und offen, ſein Betragen ſo rechtlich, ſeine Sitten waren ſo ſanft und ſein Benehmen ſo delicat, daß er allen Perſonen, mit denen er in Beziehung geſtanden, Vertrauen und Intereſſe einflößte. Er war ſehr ſplendid, lebte höchſt anſtandig, jedoch ohne Verſchwendung, dabei äußerſt geregelt. Lecture und Umgang mit einigen rechtlichen Beamten füllten allein ſeine Mußeſtunden aus. Nur wenn er von ſeinen häufigen Reiſen zurückkehrte, ſchien er nachdenkend

und trübsinnig. Diese Melancholie schrieb man der unverzeihlichen Aufführung seiner Frau zu."

Wenn Franzosen einem Ausländer, und einem Deutschen, damals ein solches Lob spendeten, darf man sich nicht wundern, wenn er auch in seinem Vaterlande die feinere Gesellschaft bezaubern und täuschen konnte. Unter seinen Papieren fand man das Empfehlungsschreiben eines französischen Generals, worin er Armateur und Rentier genannt wird. Man konnte auch aus anderen Papieren nicht bezweifeln, daß er während seiner langen Verbrecher-Laufbahn an verschiedenen Orten eine bedeutende Rolle gespielt und sich die Achtung höherer Standespersonen erworben hatte. Eine angesehene Familie in einer fürstlichen Residenz drückte in ihren Empfehlungsbriefen für Grandisson nicht allein selbst die innigste Verehrung für ihn aus, sondern daß auch die regierende Familie von ähnlichen Gefühlen für den reichen, edlen, liebenswürdigen Mann erfüllt gewesen.

Aber uns fehlen alle Fingerzeige über die von ihm durchgemachte Schule.

Sein Taufschein gab ihn an als am 22. August 1763 zu Weilburg geboren. Seine Aeltern, die eine Zeugfabrik gehabt, waren mit ihm nach Berlin gezogen. Hier, sagte sein Bruder, der Victualienhändler Grosjean, aus, habe er die Friseurprofession erlernt, aber er habe sich früh von den Geschwistern getrennt und sei nur einige Mal in Berlin wieder erschienen, wo er dann eine vornehme Rolle gespielt, einmal als großer Kaufmann in Weingeschäften, ein drittes Mal sei er arretirt worden. Mehr wollte dieser Bruder nicht von ihm wissen. Aus den von Breslau aus mitgetheilten Polizeiacten ergab sich zwar, daß er 1791 wegen des beim General von Dolfs verübten großen Diebstahls (in der

Biographie ſeiner Frau erwähnt) wegen ermangelnder Beweiſe nicht habe geſtraft werden können, daß er aber, damals 24 Jahre alt und in Dolf's Dienſten als Tafeldecker, ſchon 8 Jahre früher, im 16. Jahre, zu Berlin wegen eines unter erſchwerenden Umſtänden verübten Diebſtahls, zu 4jähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt worden. Die berliner Gerichte beſtätigten, daß er als Friſeur daſelbſt an dem engliſchen Geſandten einen bedeutenden Diebſtahl verübt. In Hamburg, wo er ſpäter in Condition geſtanden, hatte er ſeinem Herrn, einem Edelmann, 3000 Mark entwendet, und war deshalb, doch fruchtlos, mit Steckbriefen verfolgt worden.

Von da ab erfuhr man wenig oder nichts von ſeinen größern, kühnen Unternehmungen, die er meiſtens im Auslande vorgenommen und ſich dabei gebildet haben dürfte. Die Fülle von holländiſchen Ducaten, mit denen er in Heidelberg erſchien, möchte ſich aus jenem Lande herſchreiben. Die Oberpoſtamtsbehörde zu Frankfurt am Main machte aus ihren Regiſtern eine ganze Reihe von Poſtwagendiebſtählen aus den Jahren 1800 — 1811 namhaft, wo die Vermuthung dafür ſprach, daß Grandiſſon ſie begangen. Bei einem derſelben grenzte ſie an Wahrſcheinlichkeit. Es fuhr nur ein Paſſagier in dem Wagen, ſein Signalement ſtimmte mit dem des ſpäter bekannten Diebes, er nannte ſich Walter, entfernte ſich plötzlich von der ſchon bezahlten Tour mit Extrapoſt und bei der Ankunft der Fahrpoſt an ihrem Ziele fehlten über 1100 Gulden. Bei Vernehmung der Conducteure und Vergleichung der Poſtcharten ergab ſich, daß derſelbe Paſſagier auf derſelben großen Tour von Frankfurt nach Leipzig immer verſchiedene Namen geführt, als Griesbach, Schloßbruck, Grandiſſon, Groß, Walter, Roſe, Oeffelmann,

Brandes. In Baireuth hatte er als Grandis gelebt.

Noch andere größere Diebstähle, an Mitreisenden gewöhnlich verübt, indem er mit ihnen gemeinschaftlich Extrapost nahm, übergeben wir als Tropfen in ein Meer gethan. Nur als Curiosum: Ein Kaufmann, der auf diese Weise mit ihm gereist, fand aus seinem eröffneten Koffer 105 Friedrichsd'or entwandt, dafür aber 9 Preuß. Thaler als Ersatz hineingethan! Mit einem jungen Edelmann aus Wien reiste er 1809 gemeinschaftlich von Frankfurt nach Leipzig. Unterweges in Weißenfels bemerkte der Edelmann den Verlust seiner ganzen Reisekasse, 33 Louisd'or 6 Ducaten, die im Sitzkasten des Wagens verschlossen gewesen. Nur Grandisson konnte sie genommen haben, der, als man in Erfurt einen Spaziergang machte, nicht daran Theil nehmen wollte und allein im Wagen zurückgeblieben war. Aber wer wagte auf ihn Verdacht zu werfen, als er in Weißenfels mit einem verächtlichen Lächeln seine Taschen leerte, 300 Louisd'or auf den Tisch schüttete und den Reisenden ersuchte, zehn Stück als Darlehn anzunehmen, um damit seine Reise nach Berlin zu bestreiten. Er warf den Verdacht auf den Kutscher!

Um alle Zweifel über die Großartigkeit des Grandisson'schen Geschäftsbetriebes zu heben, fand man, außer dem von seiner Frau im Bette aufbewahrten Sack mit Dietrichen und Feilen, im Abtritt seiner letzten heidelberger Wohnung einen Bund von 16 Hauptschlüsseln. Später wurden in Eisenach, gleichfalls aus dem Abtritt des dortigen Wirthshauses zum Anker, wo Grandisson nach dem letzten Postdiebstahl gewohnt, 24 verdächtige Schlüssel vorgezogen, von denen einer die Schlösser des Postwagens, auf dem der Diebstahl erfolgt war, öffnete.

Aber man fand auch in dem schon erwähnten Kabinette eine große Quantität von Zwetschenbranntwein, Essig, Cognac, Thee, Muscaten, Piement, Pfeffer, Senf, Mandeln, Rosinen, Reis, Perlengerste, Kaffee, Pfropfen, Schwämme! In diesem Kabinette waren nur gestohlene Sachen, und seine Frau hatte gar kein Hehl, daß alle diese Specereien von ihrem Manne entwender worden und zwar — ihrem eignen Hauswirthe!

Hier stoßen wir auf etwas Neues, was Zweifel hervorriefe, wenn es nicht durch die Acten beglaubigt wäre. Dieser großartige Räuber, der durch alle Welt reiste, um durch Erbrechung der Postwagenkasten Capitalien zu stehlen, zu dem Zwecke, als vornehmer Mann in seinem Hause zu leben und zu erscheinen, vergreift sich auch an Specereiwaaren, welche im Verhältniß zu seinen gewöhnlichen Erbeutungen von gar keinem Werthe sind. Er, der sich den kostbaren mit Silberbeschlag versehenen Wagen nach seiner Angabe mit dem gestohlenen Silber künstlich anfertigen läßt, um letzteres verschwinden zu machen; er, der das Silberzeug, welches in seinem eigenen Hause war, in Augsburg bestellt und bei Heller und Pfennig richtig bezahlt hatte, brauchte in seiner Wirthschaft, wie die Zeugen aussagten, viele Specereiwaaren, aber sie hatten nie bemerkt, daß die Grandisson's dergleichen einkauften! Er stiehlt Kaffee und Zucker und — bei seinem eigenen Hauswirth! Er, der kluge Mann, der seine Kunst über ein Vierteljahrhundert so geschickt ausgeübt, daß er seit der Meisterschaft nie ertappt worden, setzt dermaßen die Klugheitsregel gewöhnlicher Diebe außer Acht, daß er in seiner nächsten Nähe, in seinem Hause und seinem Hauswirth Gegenstände entwender und aufbewahrt, die sich schwer transportiren lassen und so leicht eine Entdeckung herbeiziehen können!

welche wir an den Germaniſchen Oſtſeeküſten erblicken, aber von derſelben Form, in derſelben Lage, längs ſanfter Höhenzüge am breiten Waſſerſpiegel, oder in kreisförmigen Rundungen eine Art Kirchhof bildend. Auch hier haben die Enkel nicht überall gewiſſenhaft die Grabſtätten ihrer Vorfahren geehrt. Wir ſehen manche vom hundertjährigen Pfluge breitgeriſſen, andere ſind mitten durchſtochen von der Landſtraße, und der Wagen rollt über die Stelle, wo ihre Aſchenkrüge geſtanden. Der höhere Gebirgscharakter läßt übrigens dieſe Hünengräber, trotz ihrer romantiſchen Lage, nicht ſo hervortreten, wie an flacheren Meeresküſten.

Mit jedem Schritte entfalten ſich mehr und mehr die Reize der ſchönen Hedemark. Daß ſchwere Wolken auf den Bergen ruhten und in die Thäler ſich ſenkten, ſtörte vielleicht weniger den Totaleindruck, als wir es geglaubt. Die Wolken, bei ſchwüler Luft, athmeten Fruchtbarkeit, und daran iſt man hier gern erinnert. Ueberdies thaten ſich immer mehr und mehr ferne Gegenden auf, Nebelduft und Sonnenſchein ſtritten, der See tauchte bald glänzend aus der Ferne, bald war er unſeren Augen ganz verſchwunden.

Warum das? — Wir hätten keine Antwort dafür, wenn sie nicht in den folgenden Thatsachen läge.

Seine Frau war wegen dieser unnützen Diebstähle aufs äußerste ängstlich und unzufrieden. Sie fragte ihn einst, was sie denn mit den vielen Specereien anfangen solle, die sich in der Kammer häuften und die sie doch in der Wirthschaft nicht brauche? Er sagte: „Verkaufe sie an unsern Hauswirth.“ An den Bestohlenen die gestohlene Sache verkaufen wollen, und unter diesen Umständen, grenzte, wenn Grandisson es nicht ironisch gemeint, an Wahnsinn!

Aber er stahl seinem Wirthe auch Taback, wenn er verreiste. Mit seinem früheren Wirthe einst auf einer Vergnügungsreise begriffen, übernachteten Beide in zwei Zimmern, die durch eine Thür verbunden waren. Am Morgen vermißte der Wirth seine goldene Repetiruhr mit Kette, um deren Wiedererlangung er alle mögliche Schritte, wiewol vergeblich, that. Grandisson hatte sie gestohlen und nicht für nöthig gefunden, sie zu verkaufen. Vielmehr war es dieselbe, die man ihm noch 1814 in Berlin bei seiner Verhaftung abnahm, und sie kam nach langem Zwischenbesitz, Reisen und Jahren an den rechten Eigenthümer zurück. Eine solche Uhr an sich zu tragen, verräth eine Kühnheit, die an Vermessenheit grenzt.

Aber er steckte auch silberne Löffel in den Wirthshäusern ein, wo er einkehrte, wo er und seine Familie bekannt waren. Vier derselben, die er dem Wirth in Darmstadt entwandt, fanden sich noch in seiner Wirthschaft vor. Er stahl auch Strümpfe für seine Familie, wenn sie deren brauchte oder auch nicht brauchte; 65 Paar einem Handelsmann in Frankfurt gestohlen, fanden sich gleichfalls bei der Hausuchung noch vor.

Diese Strümpfe requirirte derselbe Mann, von welchem der mysteriöse, Ludwig Fischer unterzeichnete, Brief herrührete, welcher zuerst dem heidelberger Gericht eine Spur angab, um den Verbrecher zu verfolgen. In dem offenen Laden des Handelsmanns zu Frankfurt war der reiche Herr Grandisson vor drei bis vier Jahren mehrmals vorgesprochen, um mehre Waaren zu kaufen, die er redlich bezahlte. Aber um diese Zeit waren dem Kaufmann auch viele Handschuhe, Strümpfe und Anderes fortgekommen. Zwar war nur Grandisson damals im Laden gewesen, aber wie konnte er nur einem Gedanken Raum geben, daß der immer reiche Handelsherr, der viele Schiffe zur See hatte, in der hamburger Bank allein 200,000 Mark baar liegen, der feinste Mann von der Welt, der als ein Fürst im Gasthofe logirte und mit der reichsten Equipage vor seiner Thür hielt, daß dieser Handschuhe und Strümpfe entwenden könne? Der Kaufmann erzählte ihm von seinem Verlust und Grandisson hatte lakonisch erwidert: „Man sagt nicht umsonst die Waare, d. h. man muß die Sachen wahren!“ Aber dennoch hatte ein anderer Bekannter, und nach dieser Warnung gesehen, wie Grandisson, mit dem Rücken an den Ladentisch gelehnt, mehre Handschuhe weggenommen und in die Rocktasche practicirt hätte. Man stellte ihn darauf auf die Probe. Richtig erfaßte er von vier Päckchen, die zu dem Experimente hingelegt waren, eines und steckte es unter den Rock auf die Brust. Als er merkte, daß man ihn beobachtet, wandte er sich nach der Thür: „Was es so stark schneit!“ Als der Kaufmann aber zusturzen wollte: „da vorne schneit es auch“, trat eine angesehene Kundin in den Laden, welcher der Kaufmann seine Aufmerksamkeit wenigstens auf einen Augenblick widmen mußte, und die-

sen benutzte Grandisson, das Packchen auf den Boden fallen zu lassen, mit der Elle auf dem Ladentisch es weit von sich zu schieben und eilig fortzugehen. In die Strumpfe war der Name Deneffe gewebt. Auf diesen Verfall bezog sich die Deutung in dem Briefe des Handelsmannes, der übrigens nicht der erste gewesen, aber wie die andern ohne Erfolg blieb. Zu seiner Frau hatte Grandisson einst, in Bezug auf diese Mahnbriefe, gesagt: „Deshalb kannst du ruhig sein, der Kerl ist noch weniger werth als ich!“ Und er trug die gestohlenen Strumpfe ruhig fort. In seinem Nachlaß in Berlin fanden sich noch drei Paar davon.

Genug zur Charakteristik eines Diebes, dem das Stehlen so zur andern Natur geworden, daß er nichts liegen lassen konnte, der, wenn er im Ueberfluß war, auch Geringfügiges nicht verschmähte und den das unerhörte Glück so erhoben hatte, daß er, die gewöhnlichsten Klugheitsregeln außer Acht lassend, um Dinge, die keinen Werth für ihn haben konnten, sich der Gefahr der Entdeckung aussetzte.

Seine Frau drückte dem durch ihre Versicherung das Siegel auf: das sei ihr das Allerpeinlichste an ihm gewesen, daß er nicht mehr aus Armuth oder Mangel, sondern gestohlen habe, nur weil er es nicht lassen können.

Der Thäter lag als Selbstmörder verscharrt unter dem Sande im fernen Berlin, seine Witwe büßte ihre Schuld im Zuchthause zu Bruchsal ab. Es blieben von der einst gerühmten, gefeierten, Familie Grandisson in Heidelberg nichts als die unglücklichen Kinder, eine wunderbar traurige Erinnerung an das gastliche Haus, und ein Gantproceß über.

Ein Concursproceß über das Vermögen eines notorischen Straßendiebes, der dieses Gewerbe ein Menschenalter hindurch getrieben, ist in unserer Criminalpraxis gewiß eine seltene, eigenthümliche Erscheinung. Indessen betrug die Activmasse durch Versteigerung des Mobiliars, der Wäsche, des Silberzeugs, der Equipage u. s. w. mit Einschluß des baar vorgefundenen Geldes doch gegen 7000 Gulden, unbeschadet derjenigen Effecten, welche von ihren Besitzern in natura reclamirt wurden. Dahin gehörte ein sehr interessantes, in Gold gefaßtes Portrait einer sehr jungen Dame, rothwangig, blauäugig, mit dunkeln Haaren à la Titus, weißem, stark ausgeschnittenem Kleide mit kurzen Puffarmeln, blauer Bandschärpe und einem blauen Bouquet von Vergißmeinnicht. Der regierende Herzog von Sachsen-Gotha vindicirte dasselbe als ihm zugehörig. Es war auf dem Postwagen von Gotha nach Frankfurt fortgekommen.

An dieser traurigen Erbschaft, über welche die Bestohlenen als Gläubiger sich streiten mochten, hatten die unglücklichen Kinder keinen Antheil. Zwei wohlerzogene Kinder, der Knabe schon Gymnasiast, das Mädchen wegen ihrer Sittsamkeit und Anmuth beliebt, bis da gefeiert als die Kinder glücklicher, reicher Aeltern, hatten mit einem Male Alles verloren, ihr Vermögen, ihre Aeltern, ihr Ansehen und mehr als Das — der Fluch eines gebrandmarkten Namens haftete auf ihnen für alle Zeiten. Die allgemeine Theilnahme über ein so grausames Schicksal scheint sofort für die Unschuldigen erwacht zu sein. Der berühmte Criminalist, Stadtdirector Pfister, Inquirent in dieser Sache, verschaffte der Tochter Mathilde, wie er sagt, „eine angemessene, ihr selbst erwünschte Versorgung". Ihres Bruders Eduard nahm

ſich „ein hochherziger deutſcher Prinz an, und ſorgte für ſeine Erziehung".

Zuweilen fühlen wir uns, wenn eine Geſchichte ſchon zu Ende iſt, gedrängt, zu fragen: was wird nun weiter daraus? Aber eine Darſtellung, die ſo abgeſchloſſen hätte, daß auch die Phantaſie nichts weiter zu bilden fände, wäre in der Kunſt wie in der Wiſſenſchaft über ihre Aufgabe hinausgeſchritten. Etwas muß der Phantaſie immer zu ergänzen, etwas Räthſelhaftes wird vielleicht bei jeder Gewißheit zurückbleiben. Hier bleibt Jedem überlaſſen, ſich zu fragen, wie war das Wiederſehen zwiſchen Kindern und Mutter, nachdem dieſe ihre kurze Zuchthausſtrafe überſtanden, und wenn jene in Kenntniß, Sitte und Tugend fortſchritten, wenn das dunkle Bild des Vaters allmälig aus ihren Augen verſchwand, in welcher Art begleitete ſie auf einer ehrenvollen Lebensbahn nicht das Bild ihrer Mutter, ſondern dieſe Mutter ſelbſt, die Trägerin einer Erinnerung und einer Schmach, unter der nicht bisweilen zu erliegen nur der höchſten geiſtigen Erhebung oder dem Leichtſinn möglich iſt.

Die Goldprinzessin.

1836.

In den Jahren 1835 und 1836 waren wol Wenige in Berlin, die nicht von der Goldprinzessin gehört hätten. Wer sie nicht selbst gesehen, hatte sich doch von Andern erzählen lassen, wie sie aussah. Der allgemeine Gegenstand der Unterhaltung, beschäftigte sie die höhern Kreise der Gesellschaft und war doch noch mehr Gegenstand der Neugier, der Bewunderung und des Staunens in den untern. Wenn ihr Wagen durch die Straßen rollte, raunte man sich zu: dort kommt sie. Wenn er vor einem Hause, einem Laden hielt, sammelten sich Neugierige in ehrerbietiger Entfernung, aber auch die umliegenden Fenster öffneten sich, und selbst Personen, welche sonst dem Kitzel für Wunderdinge mit ungläubiger Miene oder einem verächtlichen Achselzucken begegnen, widerstanden doch nicht, einmal den Kopf hinaus zu stecken, um zu erfahren, wie denn das Wunderkind aussah.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß Berlin, gleich andern großen Städten, wo viel Müßige sind, wenn nicht alljährig, doch Jahr um Jahr, zur Auffrischung aus dem Alltagsleben, einer allgemeinen Nahrung aus dem Reiche des Wunderbaren bedarf, und wenn dieses

Bedürfniß recht lebhaft geworden, bietet der Stoff sich von selbst dar. Es wäre nicht ohne Interesse, die Geschichte dieser Chimären, Hoare, wie der Engländer sie nennt, zu sammeln und in historischer Reihenfolge aufzuschreiben; wenn auch nur zum Belege dafür, daß die großen Wahnbilder, welche im Mittelalter Länder und Völker in Aufruhr brachten, mit unseligen, doch zuweilen auch heilsamen Folgen, in der modernen Zeit nicht ganz ausgegangen sind, daß Luft- und Dunstgestalten vielmehr noch immer strichweise eine Wirkung auf die Massen ausüben, die unsere Vernunft nicht erklären kann, als wolle so das von der Kritik geächtete Mysterium sich rächen. Wir erinnern nicht sowol an das Choleragespenst, den Wahnglauben von den inficirten Brunnen, der, von Petersburg und Moskau bis Madrid sich erstreckend, uns auf einen Augenblick aus unserer gewöhnten Civilisation in die finstersten Zeiten des Mittelalters versetzte. Wir erinnern nur an die kleinen Spukbilder der Phantasie, die neckend von Ort zu Ort ziehen, wie das von der Dame mit dem Todtenkopf. Sie tauchen aber auch in anmuthigerer, schalkhafter Gestalt auf, wie die Geschichte von der schönen Henriette, oder auf dem Gebiete der Visionen, der Panacern und für die Menschheit allgemein heilsame Erfindungen. Somnambule, Clairvoyante, kluge Schäfer müssen in einem Reigen mit Tänzerinnen, Sängerinnen oder Hochstaplerinnen den Heißhunger der Blasirten, Müßigen nach dem Pikanten befriedigen. Und die Verständigen werden mit fortgerissen.

Die Goldprinzessin in Berlin schien zu den Spukgestalten schalkhafterer Art zu gehören; sie war ein anmuthiges Märchen. Denn daß hinter ihrer Erscheinung eine Mystification ruhe, behauptete die Kritik, die mit-

ten im Fanatismus der Illusionen in Berlin thätig ist, schon bald nach ihrem Auftreten. Es war zu auffällig.

Aufgetaucht, man wußte nicht wie, entfaltete die junge Dame einen Glanz und Aufwand, der den Neid erregte. In der elegantesten Equipage fuhr sie durch die berliner Straßen und Spaziergange, anfanglich mit gemietheten Pferden und Wagen, bald darauf mit eigenen. Wenigstens hatte sie zwei schöne Pferde gekauft, deren Furagelieferung allein monatlich über 50 Thaler kostete und — bezahlt wurde. Außerdem mußten für eine gleiche Summe noch täglich zwei Pferde bei einem Fuhrherrn zu ihrer Disposition stehen. Sie hatte anfangs mit bescheidenen Wohnungen sich begnügt, bald miethete sie größere, kostbarere, eine ganze Villa, zuerst in Charlottenburg, dann im Thiergarten. Sie meublirte sie selbst mit den ausgesuchtesten Geräthschaften. Sie hielt einen Livreebedienten, der sehr im Vertrauen seiner Herrin zu stehen schien, einen Kutscher, Köchin, Dienstmädchen und — eine Gesellschafterin!

Man sah diese Equipage und die Dame mit ihrer Begleiterin Tag für Tag auf den Straßen; im Winter war sie fast alle Abende im Theater. Sie hielt Stunden lang vor den besuchtesten Modeladen und kaufte dort kostbare Zeuche, Bijouterien, Uhren, silberne Leuchter, Geschirr, auch Kunstsachen. Die Goldprinzessin war bald die gefeiertste Kundin für die Kaufleute, von ihnen aufgesucht, mit Anerbietungen, Anliegen bedrängt. Aber nicht von diesen allein. Mit den Wagenfabrikanten stand sie noch im lebhaftesten Verkehr. Sie tauschte ihren Wagen mehrmals auf deren Vorstellungen ein, um immer den elegantesten zu haben, und diese Fabrikanten und Kaufleute machten mit der liebenswürdigen Dame doppelt gute Geschäfte; sie war nicht schwierig im Han-

del und prodacirte dem Publicum die neuesten Moden. War doch ihre Equipage vor den Kaufläden schon zu einer Schaustellung geworden. Zugänglich, freundlich, verschaffte sie Dem und Jenem, der Capitalien bedurfte, dieselben, wenigstens hieß es so, und die Armen umlagerten ihre Thüre mit mündlichen und schriftlichen Bittgesuchen. Es verlautete, sie gibt Allen.

Man sprach von Reisen, die sie nach Brüssel, London unternommen; gewiß wußte man, daß sie mehrmals nach Hamburg und in die böhmischen Bäder gefahren war. Nach Karlsbad und Prag fuhr sie mit vier Pferden Extrapost. Von dort aus hatte sie reiche Geschenke mitgebracht, und auch in Berlin machte sie sehr kostbare, an silbernen Kronleuchtern, Uhren, Gemälden an ihre Bekannten. Der Gattin eines reichen jüdischen Banquiers, mit welcher sie früher in Verbindung gestanden, hatte ein Wagen beim Sattler Konrad sehr gefallen; die Banquierfrau stand mit ihm deshalb in Unterhandlungen. Als die Goldprinzessin dies erfuhr, kaufte sie den Wagen schnell für 1300 Thaler und bot ihn der Dame zum Geschenk an. Das Geschenk ward abgelehnt, die Geschichte aber verlautbarte. Sie hatte Bekannte, das wußte man, aber ihr eigentlicher Umgang entsprach doch dem Glanze nicht, mit dem sie auftrat. Sie kam in keine Gesellschaft, was man in der fashionabeln Sprache so nennt, noch sah sie Gesellschaft bei sich.

Dies konnte den Verdacht gegen sie bestärken, und der Grund, der dafür angeführt ward, war nicht geeignet, ihn zu schwächen. Man sagte, und Einige versicherten es, sie sei die Braut eines reichen brasilianischen Grafen — Villamor, der sich in Hamburg, Brüssel oder Baden in sie verliebt, mit ihr verlobt und sie jetzt reisen und in Berlin verweilen lasse, um sich für die

höheren Kreise, in die er sie einführen wolle, auszubilden. Nach Andern war es ein überaus reicher Senator in Hamburg, dessen Name damals viel in Berlin aus Grund einer andern Heirathsangelegenheit genannt wurde. Auch deutsche Grafen, ja sogar Fürsten hatten die Ehre, als Verlobte der interessanten Fremden genannt zu werden. Indessen hatte doch der Brasilianer die meisten Stimmen für sich. Daher ihr ungeheurer Reichthum, — sie sollte oft Weisungen von ihrem Bräutigam erhalten, sich von ihren früheren ökonomisch bürgerlichen Begriffen zu emancipiren und mehr auszugeben, als sie that — daher aber auch ihre anderweite Zurückhaltung von der Gesellschaft. Der brasilianische Graf kannte entweder die berliner Gesellschaft nicht, oder — er wollte seine Braut aus der Ferne beobachten und prüfen. — Henriette Wilke, diesen bescheidenen Namen führte die reiche Dame, war nicht schön; wenigstens lag in den gewöhnlichen Zügen ihres sonst regelmäßig hübschen Gesichtes nichts von einem ungewöhnlichen Zauber, der auf den ersten Blick fesseln kann. In den Gesellschaften, wo sie früher gesehen worden, galt sie für unbedeutend. Wie konnte ein reicher Graf sich so sterblich in sie verliebt haben, daß er mit so ungeheuern Kosten die junge Dame zum Heirathen sich erziehen ließ? Dafür wußte der Volksmund eine ausreichende Erklärung: Henriette hatte einen blendendweißen Teint und in's Röthliche streifende blonde Haare; Graf Villamor war ein Mulatte, oder gar ein Schwarzer. Man weiß, welche brennende Leidenschaft die Farbigen für weiße Frauen entzunden kann. Weiße Haut ist in Amerika Adel, Schönheit; der Farbige, auch reich, auch Graf, ist ein Wesen niederer Art, der seine Blicke zu keiner einheimischen weißen Schönheit erheben darf. Er muß Länder suchen, wo dieses Vorurtheil nicht

Das Blauarau der fernen Berge glänzte wunderbar, wenn ein heller Sonnenſtrahl darauf fiel, und die Beleuchtung wechſelte, bei den raſch dahin ziehenden Regenwolken, jeden Augenblick. Alle Reize und alle Fruchtbarkeit des Landes waren aber doch kein Regenſchirm — die unſrigen hatten wir längſt, wie dieſes auf Reiſen zu geſchehen pflegt, verloren, — und an jedem Orte, wo die Pferde nicht bereit ſtanden, konnten und mußten wir an das unterhaltungsreiche Trocknungsgeſchäft gehen. Es galt nur, den naſſen Froſt, während wir ruhig daſtanden, abzuhalten. Indeſſen kamen wir heut, wenn auch erſt um Mitternacht, nach unſerer zweiten Tagesfahrt bei erträglichem Regen, in das minder erträgliche Wirthshaus.

Die Lage eines ſolchen einſamen Norwegiſchen Bauernhofs, in den niederen Gebirgen, hat etwas Eigenthümliches. In den hohen Thälern, z. B. im Guldbrandthal, verſchwindet das Haus vor der Größe der Berge; die Gaards am Anfange des Mioeſen liegen ſo romantiſch angeneſtelt an deſſen lieblichen Ufern, daß auch hier jener Eindruck, den ich beſchreiben will, ausbleibt. Aber man denke ſich einen hohen, vom

herrscht. Wer an die andern weißen Bräutigams, Senatoren oder Grafen, glaubte, wußte von einer so abschreckenden Häßlichkeit derselben, daß es schon für eine Art Opfer galt, wenn ein einigermaßen wohlgebildetes Mädchen sich entschloß, ihnen die Hand zu reichen.

Alle diese Umstände erschienen als dringende Indicien, daß man einen weiblichen Glücksritter, eine Aventuriere vor sich habe. Es sprachen aber auch ebenso viele Indicien dagegen:

Henriette Wilke war keine Fremde, Unbekannte. Sie war ein berliner Kind, oder vielmehr aus Charlottenburg gebürtig. Von armen Aeltern, nachdem sie früh Vater und Mutter verloren, hatte eine sehr geachtete wohlhabende Familie, bei der ihre Großmutter als Wirthschafterin diente, sich ihrer angenommen und ihr eine Erziehung geben lassen, die über ihren Geburtsstand hinausging. Sie war von einem Familienmitgliede zum andern übergegangen, überall mehr als eine Pflegetochter, denn als Dienstbote behandelt. Nachdem sie als Bonne in einer jüdischen Banquierfamilie eine Zeit verbracht, auch hier dem Familienkreise näher stehend als es in der Regel bei Bonnen der Fall ist, war sie zu einer alten, unverheiratheten Dame nach Charlottenburg gezogen, von der noch viel die Rede sein wird, eine bejahrte Dame, die selbst des besten Rufes genoß, aus einer angesehenen Familie, mit ihr schon durch ihre Aeltern bekannt, und mit der sie, man wußte nicht in welchen Verhältnissen, aber doch auf dem vertrautesten Fuße lebte.

Schon die Namen aller dieser Familien und das Ansehen, dessen sie sich in Berlin erfreuten, waren für sie eine gewisse Bürgschaft, wenigstens in so weit, daß die Polizei keinen Anlaß hatte, sie mit lästigen Fragen und

ihre Reize konnte sie Niemand ins Garn locken wollen, da sie sich als Braut eines angesehenen Fremden ausgab, der jeden Augenblick kommen und sie abholen konnte. Außerdem traf sie auch nicht der leiseste Verdacht eines unsittlichen Wandels. Ihr ganzes Auftreten hatte vielmehr etwas Bescheidenes. Während sie ihre Gesellschafterin mit Ketten und Federn ausschmückte, ging sie verhältnißmäßig einfach gekleidet, doch in kostbaren Stoffen.

Was sie kaufte, bezahlte sie baar, sehr hoch; man kann eher nach den spätern actenmäßigen Ermittelungen annehmen, daß sie betrogen ward. Sie nahm, was ihr gefiel, sie fragte wenig nach dem Preise, und die Verkäufer wußten den Glanz des Reichthums, den sie um sich verbreitete, und die Wahrnehmung, daß das Geld, als etwas Neues, leicht in ihrer Hand saß, zu ihrem Vortheil auszubeuten.

Sie war auch außerordentlich wohlthätig. Die Armen, die ihre Thür belagerten, gingen nie mit leeren Händen fort. Sie gab nicht groschen-, thalerweis, sondern ihre einzelnen Almosen gingen bis in die Hunderte. So rettete sie einen verarmten Edelmann durch eine solche außerordentliche Gabe. Erst als der Ruf ihrer Großmuth sich durch die Stadt verbreitete und die Hülfsbedürftigen von nah und fern sich scharenweis zu ihr drängten, sah sie sich zu Einschränkungen, zu ernstern Prüfungen genöthigt. Auch in dieser Absicht sah man sie umherfahren. Ihre Kutsche hielt vor den Thüren der Armuth, und sie hörte die Bitten der Preßhaften selbst an, oder schickte ihre Gesellschafterin an deren Krankenlager. Selten oder nie fuhr sie ohne Gabe fort, wenn gleich diese Gaben allmälig kleiner wurden. Einer heruntergekommenen Familie hatte sie Hülfe versprochen, um wieder einen Erwerbszweig anzufangen,

wenn die Verhältnisse sich so fänden, wie sie dieselben vorgestellt. Die Verhältnisse fanden sich wirklich so, sie konnte aber nun nur 10 Thaler senden. Es geschah mit einem in edlem Stile abgefaßten Begleitschreiben: die Hülfe jedes Menschen, auch dessen, dem das Glück anscheinend vor Allem lächle, sei eine beschränkte, im Uebrigen müsse man Gott vertrauen und Den walten lassen, der unser bester Rath und Helfer sei.

Sie schämte sich ihrer armen Verwandten nicht; auch vor deren Thüren hielt oft ihr Wagen. Sie ging zu ihnen hinein, häufiger ließ sie dieselben zu sich herauskommen und pflog mit ihnen von ihrem Wagensitz aus freundliche Gespräche. Würde eine Glücksritterin das gethan, namentlich so öffentlich sich als Verwandte armer Leute aus den niedrigsten Ständen vor aller Welt gezeigt haben?

Alles dies sprach allerdings für sie. Und gegen zwei Jahre schon hatte diese Sache gedauert; der Glanz ihrer Erscheinung hatte sich nicht gemindert. Warum will man die einzige gegebene Erklärung nicht annehmen? Warum will man etwas Merkwürdiges und Ungewöhnliches für ein Märchen erklären, wo doch sonst keine andere vernünftige Erklärung ausreicht? Dies war die vorherrschende Stimme im Publicum geworden. Ihre Wohlthaten waren von den Armen laut gepriesen worden; man durfte sich daher nicht wundern, daß nicht allein Diejenigen, welche für das Wunderbare schwärmen, sondern auch die andern Gemüther für sie und ihre Wahrheit eingenommen waren. Von dieser Seite hörte man die Besorgniß aussprechen: Wenn der brasilianische Graf nur nicht das arme Mädchen fitzen läßt!

Andere von kritischem Sinne ließen sich dagegen durch keine Argumente ihren Zweifel ausreden. Sie hörten

mit sarkastischem Lächeln die Lobpreisungen der bekannten Unbekannten und antworteten darauf: daß ein Krug nur so lange zu Wasser geht bis er bricht, und der Tag werde schon eintreffen, wo die Polizei die bewunderte Prinzessin abholen werde.

Unter den gläubigern oder den sanfteren Gemüthern, die keinen Zweifel hegten, befand sich der Besitzer einer bekannten großen Meubelhandlung in Berlin, Schröder. Die Wilke hatte in seinem Magazin bedeutende Ankäufe zu ihrer Einrichtung gemacht. Sie hatte Alles baar bezahlt; er hielt sie für reich, und hatte sich eines Tages die Frage erlaubt: ob sie, die über so große Capitalien gebiete, auch ihm wol zur Vergrößerung seines Geschäftes einige tausend Thaler verschaffen könne? Die Wilke erwiderte, wenn sie majorenn wurde (sie war 23 Jahre alt), wäre sie gern bereit, es ihm selbst zu geben; doch wolle sie auch inzwischen sehen, ob sie es ihm vielleicht bei einer guten Freundin, deren Vermögen disponibel wäre, verschaffen könne? Schon am folgenden Tage kam die Wilke von selbst zu Schröder und eröffnete ihm, daß ihre mütterliche Freundin, die Demoiselle Niemann in Charlottenburg, gern bereit sei, ihm 5000 Thlr. und nur zu 4% und ohne weitere Sicherheit zu seinem Geschäft zu leihen. Das Geld aber liege in Pfandbriefen gegen aufgenommene 500 Thlr. irgendwo deponirt. Diese Pfandbriefe auszulösen, bedurfe sie aber grade dieser Summe und wenn Schröder dieselbe vorstrecken wolle, könne das ganze Geschäft alsbald abgemacht werden. Schröder erkundigte sich nach dem Ruf und den Umständen der alten Niemann, und nachdem er nur Vortheilhaftes und ganz Beruhigendes über dieselbe erfahren,

ging er selbst nach Charlottenburg und händigte die 500 Thlr. der alten Dame in Gegenwart der Wilke ein. Die 5000 Thlr. sollte er nun in einigen Tagen erhalten. Aber schon Tags darauf kam die Wilke wieder zu ihm: die Einlösung der Pfandbriefe lasse sich erst gegen Zahlung von 1000 Thlr. bewirken; die Niemann müsse daher noch 500 Thlr. haben; dagegen verspreche sie ihm statt der 5000 Thlr. ein Darlehn von 8000 Thlr. Schröder ließ sich, nach einigen Verhandlungen, auch zur Zahlung der zweiten 500 Thlr. bewegen, doch nur nachdem er die zuverlässigsten Nachrichten über die Solidität der Niemann eingezogen. Dieselbe verpflichtete sich dagegen schriftlich, ihm am 28. Juni 1836 ein Capital von 8000 Thlr. zu leihen und die 1000 Thlr. zurückzuzahlen.

Statt des Geldes kam abermals die Wilke zu ihm, und verkündete ihm, daß die Niemann sein Glück machen wolle. Sie habe sich mit ihrer Familie vereinigt, und statt 8000 Thlr. wolle sie ihm 20,000 Thlr. leihen; um den höheren Betrag der Pfandbriefe einzulösen, bedürfe sie aber noch 500 Thlr. Schröder wollte nicht; ein abermaliger Besuch bei den beiden Damen stimmte ihn indeß um. Er zahlte die dritten 500 Thlr. und dafür sollte ihm am 10. Februar ein Capital von 20,000 Thlr. ausgehändigt werden.

Der 10. Februar verstrich, aber das Geld kam nicht. Statt dessen die Antwort: daß er am nächsten Montag wenigstens 8000 Thlr. erhalten sollte. Am Montag erschien die Wilke, ohne Geld, aber mit der Nachricht, daß, da der Banquier ihrer Freundin die versprochene Zahlung nicht geleistet, werde sie es von einer andern Bekannten entnehmen. Schröder glaubte — wie sollte er die schon gezahlten 1000 Thlr. verloren geben! —

er glaubte auch so weit, daß er der Wilke noch 100 Thlr. zahlte, die sie zur Einlösung bedürfe. Auch über diese letzte Einzahlung von 100 Thlr. erhielt er, bei einem neuen Besuche, von der Niemann einen Schein, und der 13. Februar ward jetzt als Zahlungstag bestimmt.

Aber noch am selben Tage erfuhr Schröder, daß andere Personen, namentlich ein Futterhändler in Charlottenburg, aus den Händen der Wilke von den Cassenscheinen erhalten, welche er ihr oder der Niemann zur Einlösung der Pfandbriefe gegeben. Ja für einen der Scheine von 300 Thlr. hatte die Wilke zwei Pferde gekauft.

Er stürzte nach Charlottenburg und traf die Wilke und ihre Gesellschafterin Alfrede bei der Niemann. Auf seine heftigen Vorwürfe antwortete auch mit Heftigkeit die Gesellschafterin: er urtheile voreilig, ihm könne es doch ganz gleich sein, ob die Wilke ihre Privatschulden mit dem von ihm geliehenen oder mit ihrem eigenen Gelde ausgezahlt habe; die Wilke selbst schien zuerst verlegen, später empört. Die heftige Scene endete mit einer Aussöhnung, welche die Gesellschafterin bewirkte. Schröder ließ sich bereden, noch bis zum 27. Februar zu warten.

Als auch am 27. Februar kein Geld kam, erwuchs bei Schröder eine sehr begreifliche Angst. Er ging zur Polizei. Der damalige Präsident Gerlach fand keinen Grund gegen die Wilke und noch weniger gegen die anerkannt unbescholtene und wohlhabende Demoiselle Niemann, die noch dazu Eigenthümerin in Charlottenburg war, einzuschreiten, und auch der berühmte Polizeirath Duncker mußte von seiner entgegengesetzten Ansicht abstehen, als die Wilke sich vollkommen gegen ihn legitimirt hatte.

Schröder blieb nichts übrig als gegen die Niemann klagbar zu werden. Inzwischen verständigte man sich. Schröder beschränkte seine Foderung auf die Rückzahlung der 1600 Thlr. und auf ein kleines Capital von 8000 Thlr. Beides ward ihm zugestanden. Damit er aber kein weiteres Mistrauen hegen solle, foderte die Wilke die Demoiselle Niemann auf, ihm wenigstens das Geld zu zeigen, welches er erhalten solle. Die Niemann holte aus ihrem Schrank ein versiegeltes Packet mit der Aufschrift: 10,000 Thlrn. in pommerschen Pfandbriefen. Schröder verlangte die sofortige Uebergabe, die Wilke, die immer für die Niemann das Wort fuhrte, erklärte, daß dies wegen Familienverhältnisse nicht anginge, er könne die Pfandbriefe erst am 30. März erhalten.

Auch am 30. März erhielt er noch nicht sein Geld. Aber die Wilke kam mit ihrer Gesellschafterin zu ihm, und erklärte ihm: daß dieselben Familienverhältnisse auch jetzt es der Niemann noch immer unmöglich machten, ihr Versprechen zu erfullen. Zu seiner vollkommenen Sicherheit und damit er keinen Verdacht schopfe, händigte sie ihm aber Namens der Niemann das versiegelte Packet mit den 10,000 Thlrn. in Pfandbriefen ein, jedoch mit der Aufgabe: dasselbe erst am 5. April zu öffnen, wenn bis da keine anderweitige Zahlung erfolgt sei, die Pfandbriefe zu verkaufen, 1600 Thlr. für sich zurückzubehalten, 8000 Thlr. als Darlehn anzunehmen und den Ueberrest der Niemann zurückzuerstatten.

Alle Theile schienen nun befriedigt. Zwar hatte Schröder den Versuch gemacht, die Erlaubniß zur Oeffnung auf den 2. April schon zu erwirken; aber als er scherzhaft gedroht, es auch ohne Erlaubniß zu thun, hatte die Gesellschafterin, Demoiselle Alfrede, ihm das Unziemliche dieser eigenmächtigen Handlung ernsthaft vorgestellt:

es wurde dies die gute Niemann aufs äußerste beleidigen; sie halte ihn aber für einen so ehrlichen Mann, daß sie des Vertrauens sei, er werde es nicht thun. „Aber am 5. werde ich die Oeffnung in Gegenwart von Zeugen vornehmen", erwiderte Schröder. Bei dieser Aeußerung schien die Wilke und ihre Gesellschafterin sichtbar befangen.

Am 4. April ersuchte die Wilke den Schröder, das Packet bei der Niemann in Gegenwart ihrer Verwandten zu eröffnen. Schröder versprach es zwar, ging aber am 5. statt dessen, auf polizeiliche Anweisung, zu einem Notar, der die Siegel erbrach und statt der 10,000 Thlr. in Pfandbriefen in dem Couverte nichts fand, als — mehre Bogen leeres Papier.

So war das Räthsel denn mit einem Scherenschnitt bloßgelegt. Ein Betrug lag vor, der weit mehr ahnen ließ. Aber wer waren die Betrogenen, wer die Betrüger? Von jenen erschien auf dem Platze nur der Möbelhändler Schröder, dessen 1600 Thlr. aber unmöglich zu dem Aufwande der Wilke ausgereicht hätten, auch waren sie erst in letzter Zeit von ihm entlockt worden. Woher kamen ihr die Mittel zu ihrer Verschwendung bis dahin? Und war denn die Wilke die alleinige Betrügerin? Sie hatte ja nur als Vermittlerin für die Demoiselle Niemann gehandelt, diese hatte das Geld empfangen, diese darüber Verschreibungen ausgestellt, diese das Packet mit leerem Papier in ihrem Besitz gehabt und es Schröder gezeigt und später zugestellt. Die Gesellschafterin Alfrede hatte am lebhaftesten zu Schröder's Täuschung das Wort geführt.

Also erschien auf den ersten Blick hier ein ganzes Complot weiblicher Schwindler, welche insgesammt sofort hätten verhaftet werden müssen. — Dies geschah

aber nicht, und mit Recht, wie sich bald ergab. Die Auflösung, die kaum einer gerichtlichen Untersuchung bedurfte, erfolgte schon auf polizeilichem Wege, und so schnell, als der Betrug lange und mit unglaublichem Glücke geführt worden.

Ehe wir zu dieser Auflösung schreiten, gehen wir neun Jahre zurück, um die Hauptpersonen in der Tragikomödie kennen zu lernen. Das überwiegende Interesse an diesem Rechtsfall ist ein psychologisches. Man muß die Persönlichkeit der Betrogenen kennen, um das kühne, leichtsinnige und schamlose Intriguenspiel zu begreifen, welches jedem mit dieser Individualität nicht Vertrauten ganz unglaublich erscheinen mußte.

In Charlottenburg lebte in ihrem eigenen Hause eine 70jährige, unverheirathete Dame, die wir Niemann genannt haben. Es wäre möglich, daß ihre achtbaren, noch lebenden Verwandten durch Nennung des Namens bei einer ohnedies für sie traurigen Erinnerung unangenehm berührt wurden. Auch die jetzt verstorbene Demoiselle Niemann war eine durchaus achtbare, ganz unbescholtene Dame. Tochter eines längst verstorbenen Kriegs- und Domainenrathes, lebte sie von den Einkünften des ihr eigenthümlich zugehörigen Hauses und einem Vermögen von gegen 12,000 Thlrn., welches sie in Staatspapieren und Pfandbriefen selbst in Verwahrung hatte.

Sie lebte, von der Welt zurückgezogen, still und häuslich und genoß, weil sie Niemand wehe that und alle rechtlichen Verbindlichkeiten gewissenhaft erfüllte, die allgemeine Achtung, verbrauchte aber bei ihrer großen, dem Rufe nach an Geiz grenzenden Sparsamkeit

Wind durchfegten Gebirgsſtrich; kein Wald umher, ſelbſt kein Baum in der Nähe, und nun einſam eine Gruppe von Balken gezimmerter Häuſer, grau vom Wetter und der Zeit. Oede iſt es in dem Hofraum; ſelbſt wenn alle Bewohner zuſammen, herrſcht kein Leben in den weiten Räumen und das Gras grünt luſtig auf Flur und Dächern. Hier wohnte, kann man ſich vorſtellen, ohne an Thürme und Mauern zu denken, ein Held der alten Tage, im nordiſchen Trotz und nordiſcher Abgeſchloſſenheit. Er war ſich ſelbſt genug, wenn er hinaus ſchaute auf die Nebel ringsum, auf die Regenſchauer, die ſeinen Gaard umſauſten. Er ſchmiedete ſich den Harniſch, und ſeine Hammerſchläge auf dem Ambos waren am Tage, die Sagen der Vorzeit Abends am hell flackernden Heerde ſeine Unterhaltung. Selbſt wenn der friedliche Bauer heraustritt, mag die Phantaſie ſich gern den düſteren Hofraum in eine Burg umwandeln. Cedric, der Sachſe, wohnte — wenigſtens nach Walter Scotts Ivanhoe — ſehr geräumig in ſeinem hölzernen Waldkaſtell, aber gewiß nicht geräumiger, als ein Norwegiſcher Bauer dieſer Tage. Noch iſt das Holz wohlfeil. Der Wirth be-

nicht alle Einkünfte, sodaß ihr Vermögen im Verlauf der Jahre noch anwuchs. Sie galt für sehr reich.

Man konnte sie, auch wie die spätere Untersuchung ergab, nicht für eigentlich schwachsinnig erklären; aber das Alter, die Zurückgezogenheit von der Welt, hatten sie, die immer beschränkten Verstandes war, schwach gemacht. Während sie, wie das häufig bei so ganz zurückgezogen lebenden ältlichen Frauen der Fall ist, mistrauisch war gegen ihre nächsten Verwandten, deren Aufmerksamkeiten und Liebesbeweise erwartend, und doch gelegentlich darin nur Zeichen einer klugen Berechnung und Speculation auf die Erblasserin fürchtend, immer gekränkt in ihrem Selbstgefühl, eigensinnig im Kleinen, konnte sie ohne Ahnung von den Ränken und Listen, die in der Welt wirklich vorkommen, ihr Vertrauen fremden Personen zuwenden, die sie nicht kannte, also auch nicht fürchtete, wenn diese in glücklichen Momenten ihre Lieblingsneigungen und Schwächen zu benutzen wußten.

Pauline Henriette Wilke war ihr von ihrer Geburt an wohl bekannt, als Tochter eines Hausdieners bei einer nahen Verwandten. Die Niemann hatte bei ihr Pathenstelle vertreten und sich schon früh für das Kind interessirt, besonders als eine andere Dame, die sich ihrer Erziehung aus Mitleid angenommen, die Niemann auf dem Todtbette gebeten, nun ferner die Sorge für dieselbe zu übernehmen. Pauline war auch wirklich, nach dem Tode der Madame Sanderath, bei der Niemann aufgenommen worden, bis sich eine Stellung für sie als Bonne in einer reichen Banquierfamilie in Berlin fand. Das freundschaftliche Verhältniß änderte sich auch jetzt nicht, vielmehr hinterbrachte Pauline der alten Dame Alles, was sie erlebt, und erzählte ihr von den Herr-

lichkeiten in dem reichen Hause, den Spazierfahrten, welche sie mit der Familie gemacht, und manchen interessanten und — vornehmen Bekanntschaften.

Pauline hatte auch die der Fürstin Radziwill gemacht. Diese erlauchte Prinzessin, aus königlichem Geblüt, war wegen ihrer Leutseligkeit, ihrer Bildung und ihres Wohlthätigkeitssinnes bekannt. Daß sie sich einer jungen, angenehmen Waise annahm, hatte nichts Auffälliges; sie hat sich vieler derselben angenommen und für deren Erziehung und Fortkommen Sorge getragen.

Pauline Wilke hatte eine Erziehung über ihren Stand hinaus empfangen, sie war schon in den letzten Jahren an Kenntnissen und Weltbildung sehr vorgeschritten; für die in ihrer Einsamkeit eingeschüchterte alte Dame konnte sie eine ebenso liebenswürdige, als imponirende Erscheinung sein. Die Fürstin hatte Paulinen, auf deren Bitte, ganz in ihren Schutz genommen, um ihr bei einer auf Staatskosten zu errichtenden Schulanstalt eine Stellung zu verschaffen. Hierzu aber war, hatte die Fürstin erklärt, ein gewisser Fonds erfoderlich; vielleicht dürfte die Niemann denselben für ihre Pathe hergeben.

Die Niemann, um das Glück Paulinens zu begründen, gab 500 Thaler, welche diese mit Dank annahm, um sie der Fürstin zu überbringen.

Das innige Verhältniß zwischen der Pathe und dem Pathenkinde wuchs dadurch. Voll Dankbarkeit besuchte Pauline ihre Wohlthäterin nur noch öfter, sprach mit Lebhaftigkeit über die Schule, daß sie auf Veranstaltung des Ministers Maaßen (Finanzminister) jetzt examinirt worden, daß man sich über ihre Fähigkeiten gewundert hatte, daß ihre Anstellung unzweifelhaft sei, die Fürstin Radziwill aber gewünscht habe, daß Pauline noch etwas reise, um sich zuvor auszubilden.

Pauline reiste auch wirklich fort, und während ihrer Abwesenheit in Hamburg empfing die Niemann einen ersten eigenhändigen Brief von der Prinzessin Radziwill. Da die Correspondenz zwischen der Fürstin und der alten Dame späterhin sehr lebhaft wurde, können wir nur einige dieser charakteristischen Briefe mittheilen, halten es aber doch für angemessen, diesen ersten (soweit er sich aus den von Staub und Alter angefressenen Actenstücken herstellen läßt) als den Anfang derselben hier ganz herzusetzen, obwol er an Interesse manchen der folgenden nachsteht.

„Werthgeschätzte Mademoiselle Niemann.

„Erlauben Sie, daß ich Sie so nennen darf, denn ein Vertrauen verdient das andere. Ich wollte Ihnen nur zu wissen thun, daß die Sachen der Schulübernahme, unserer guten Jettchen betreffend, jetzt ganz (in Ordnung) sind, und daß Sie, gute Mademoiselle Niemann, die Sparkassenbücher, sowie die 100 Thaler vom Schuldepositorium am 1. October eigenhändig werden ausgeliefert bekommen. Empfangen Sie meinen, des Schulraths und der Stadt allerherzlichsten Dank; denn durch Ihre große Güte, liebe Mademoiselle, haben wir etwas Großes zu Stande gebracht. Das Mädchen hat einen außerordentlichen gescheidten Kopf, hellen Verstand, sodaß man bedauern muß, daß es kein Mann ist. Was besser für König und Vaterland wäre! — —

„Unser gutes Jettchen befindet sich jetzt in Hamburg bei Herrn Humbert; indeß wir erwarten sie alle Tage zurück. Wir haben nämlich noch eine kleine Schwierigkeit zu überwinden. Wir hatten nämlich die 500 Thaler zum Schulfonds bestimmt, allein es haben sich doch

noch einige Ausgaben eingefunden, auf denen wir nicht gerechnet hatten, sodaß uns jetzt noch 250 Thlr. übriggeblieben sind; der König, der mit dieser unserer Unternehmung außerordentlich zufrieden ist, und den Unternehmungsgeist des jungen unschuldigen Kindes bewundert und anstaunt, wünscht aber, daß der Fonds um 400 Thlr. vermehrt werden möchte, sodaß er doch aus 650 Thlr. bestehe; der König erbietet sich, alle halbe Jahre 6 Procent zu erstatten, damit diese Summe sobald als möglich abgetragen werden kann: So werde ich nun von Sr. Majestät, unserm gnädigen Könige, beauftragt, Sie, beste Mademoiselle, zu fragen, ob Sie bereit wären, dem Staate zu diesem Unternehmen auch diese Summe noch auszuzahlen. Der König bewundert Ihre Liebe und Güte und beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß er gern Höchstselbst Sie mit einem eigenhändigen Schreiben beehrt haben würde, wenn sich Se. Majestät nicht in Teplitz befänden. Der Herr Justizminister Maßen (!Es ist stark, daß die Fürstin Radziwill nicht einmal den Justiz- vom Finanzminister zu unterscheiden weiß!) wird Ihnen im Namen Sr. Majestät des Königs sobald als möglich seine Aufwartung machen, weil der König wünscht, daß diese Sache nur durch Sie, gute Mademoiselle Niemann, durch mich, durch (Name, der nicht zu lesen) und durch ihm abgemacht werden soll; weil es dann eine königliche Schule ist, und nicht allein dem Staate, sondern auch der jungen Unternehmerin einen unberechenbaren Nutzen einbringen kann. So habe ich nun den Antrag Sr. Majestät an Sie, beste Mademoiselle, ausgerichtet und hoffe im Vertrauen zu Gott und Ihre Liebe, daß das Unternehmen gesegnet sein möge. Sie erwarten Ihr Jettchen ganz gewiß, ihr erster Gang ist dann zu (Ih-

nen?), sowie sie aus dem Postwagen steigt, fährt sie nach Charlottenburg, bitte, aber ihr nichts vom Könige zu sagen, der König will durch ein eigenhändiges Schreiben überraschen, zeigen Sie ihr auch nicht diesen Brief, sondern sagen ihr, ich wäre bei Ihnen gewesen und hätte mit Ihnen darüber gesprochen. Wollen Sie nun gütigst des Königs Bitte erfüllen, so schreiben Sie gefälligst am Minister Maaßen ein Paar Zeilen, siegeln Sie die Staatsschuldscheine gut zu und geben Sie Beides der Jettchen und sagen Sie ihr, daß sie dies gleich zum Minister Maaßen bringt — — (eine unleserliche Zeile) denn wohl gute Mademoiselle Niemann, der Himmel segne Sie, ich werde nächstens so frei sein und Sie besuchen Jettchen soll mich den Tag zuvor bei Ihnen anmelden.

Louise

Fürstin Radziwill
Königl. Hoheit."

Wie hätte die alte, gerührte Dame einer fürstlichen Bitte, vorgetragen in einem so mehr als leutseligen Briefe, widerstehen können! Ihr Herz war erweicht, ein Acker, fruchtbar gemacht für weitere Aussaat. Sie that, um was sie gebeten war, schrieb an den Minister Maaßen, siegelte die 400 Thlr. ein und händigte ihrem Jettchen, das zu rechter Zeit kam, den Brief ein.

Bald darauf erhielt sie durch deren Vermittelung auf einem 15 Silbergroschen Stempelbogen folgende Quittung:

„Ein Königlich preußisches Schuldepositorio bescheinigt hiermit, daß es von Demoiselle Henriette Niemann aus Charlottenburg 900 Thlr. (schreibe neunhundert

Thaler) in Staatsschuldscheinen gegen 12 Procent Zinsen jährlich geliehen bekommen hat.

Berlin den 9. August 1834.

Ein Königl. Preuß. Schuldepositerium.
Unterschrift der Schulvorsteherin
H. L. P. Wilke.

Maaßen
Staatsminister."

Wenn noch ein Zweifel in der alten Dame obgewaltet hätte, müßte ein solches Document ihn vollständig beseitigt haben. Es war auf einem Stempelbogen, der Name eines Ministers stand darunter, ihr Jettchen hatte es schon als Schulvorsteherin mit unterzeichnen müssen und ihr waren 12 Procent Zinsen versprochen.

Aber Pauline (oder Jettchen, so ward sie gewöhnlich genannt) mußte sich weiter ausbilden, sie mußte weiter reisen. Eine Gräfin Osten Sacken, eine specielle Freundin der Fürstin Radziwill, nahm sie mit nach Frankreich und England. Doch kehrte sie schon Anfang October 1834 zurück, nachdem sie ihrer Pathe von Hamburg aus geschrieben, daß sie auf einem Schiffe in der Nähe dieser Stadt die Bekanntschaft des Grafen Villamor gemacht und sich mit demselben verlobt habe.

Ihre Erzählungen bei der Rückkehr flossen über von Seligkeit und Entzücken. Wie reich hatte der großmuthige Graf sie beschenkt; von seinem Gelde konnte sie eine eigene Wohnung miethen, eine bessere Einrichtung sich beschaffen. In einem halben Jahre wollte er sie abholen. Die Fürstin Radziwill hatte sich dahin geäußert, daß dem Könige der Graf Villamor bekannt sei. Aus der Schule durfte nun wohl nichts werden.

Pauline Wilke fuhr nun häufig zur Fürstin Radzi-

will, wo sie auch die Bekanntschaft des Königs Friedrich Wilhelm III. machte, eine für sie und die alte Niemann höchst einflußreiche Bekanntschaft, von der wir demnächst reden wollen. Zuvor müssen wir indeß die minder hohe mit der Fürstin Radziwill noch näher ins Auge fassen. Die alte Dame war ohne ihr Wissen und Willen in eine Correspondenz mit der edlen Fürstin gerathen, die immer inniger werdend, endlich in eine Art von Freundschaftsbund zwischen Beiden, die sich nur aus ihren Briefen kannten, ausging.

Die Briefe der Fürstin athmen sämmtlich eine Güte und Herzlichkeit, die auch in Romanen selten vorkommt, sich oft in weiblicher Schwatzhaftigkeit ergeht, doch aber auch hier und da ihre reellen Zwecke hat. So heißt es in dem einen (sie sind meistens ohne Datum):

„Meine gute, liebe Niemann, allemal freue ich mich, wenn mein Paulinchen mir einen Brief von Ihnen bringt. Aber gute Niemann, warum sagen Sie mir so vielen Dank für das, was ich an Sie zu thun schuldig bin, waren Sie denn nicht gegen mich so liebevoll und freundschaftlich! Das werde ich Ihnen nie vergelten können." Die Prinzessin verspricht ihr dafür nächstens Moirée zum Sophaüberzuge. Zum Schluß aber bittet sie, wenn die Niemann Pfandbriefe von verschiedenen kleineren Summen habe, ihr dieselben zu schicken, sie werde ihr dafür andere zum Silberbetrage „durch Fräulein von Langen (ihre Hofdame) zurückschicken. Fräulein von Langen möchte Sie so gern einmal sprechen."

Die Prinzessin schüttete aber auch ihr Herz vertrauensvoll gegen die neue Freundin aus, sie machte sie zur Mitwisserin ihres Kummers.

„Meine gute, liebe Mamsell Niemann, wie könnte ich es wol länger anstehen lassen, Ihnen zu sagen, was

für ein freundschaftliches Gefühl ich für Sie beste Seele in meinem Herzen trage! Sie nehmen an all meinen Schicksalen einen so innigen, so ungeheuchelten Antheil und ich sollte Ihnen meine Dankbarkeit dafür nicht an den Tag legen? Gerne wäre ich schon zu Ihnen gekommen, meine Beste, um an Ihrer Seite, an Ihrem theilnehmenden Herzen meinen Kummer auszuschütten, allein meine Umstände wollen es mir nicht erlauben, **auch eine Fürstin kann sich in einer traurigen Lage versetzt sehen, in einer solchen Lage, die sie Niemanden beschreiben darf, sondern ausharren muß, bis Gott sie ändert!** — Unser Jettchen ist eine **glückliche Braut!** Wohl ihr, sie verdient es, glücklich zu sein, sie ist ohne Falsch und ein gutes Kind, die kleinen Fatzereien habe ich von Herzen verziehen! Jetzt meine liebe Freundin will ich Ihnen Lebewohl sagen, bald werde ich einmal bei Ihnen sein, leider ohne mein Kind: schreiben Sie mir ein Briefchen und schicken Sie's mir durch das gute Jettchen, nicht mit der Post, indem ich die Briefe von der Post nicht selbst öffne, ich erwarte ihn mit Sehnsucht, könnte ich Sie doch nur erst sprechen, ich fuhr eines Tages vorbei und sah Sie mit einigen Damen vor der Thür stehen, ich wäre gern ausgestiegen, aber ich wollte Sie nicht stören, indeß ich habe keine Ruhe, bald werde ich bei Ihnen sein und mir Ihre Freundschaft ausbitten.

„Noch einmal leben Sie wohl, meine gute Mamsell Niemann, und erfreuen Sie bald mit einem Brief Ihre Sie aufrichtig liebende Freundin

Louise de Radziwill."

Ueber diesen seltsamen Brief mit der deutungsvollen Stelle: „Auch eine Fürstin kann sich in einer traurigen

Lage versetzt sehen" gab Pauline der alten Dame auf deren Befragen eine für die Niemann allerdings zuerst überraschende Aufklärung: die Fürstin liege mit ihrem Bruder, dem wohlbekannten Prinzen August, in einem Processe wegen Brillanten. Deshalb befinde sie sich in Geldverlegenheiten und gebrauche grade 700 Thlr., die sie nirgend auftreiben könne, wenn die Niemann ihr dieselben nicht verschaffen wolle.

Daß die edle Fürstin in einer solchen Lage sich befand, geht auch aus andern Briefen derselben an ihre Freundin hervor, die, beiläufig gesagt, wie die meisten Damenbriefe ohne Datum sind. In dem einen heißt es: „Daß Sie betrübt sind, liebe Gute, kann ich mir sehr gut denken und es Ihnen nicht verargen, denn es geht mir ebenso, ich muß mir das meinige erbetteln, und habe es vor Weihnachten nicht zu erwarten. Ich möchte gern reisen, auch hierzu weigert der Eigensinn des Monarchen mir zu zahlen."

Die gute Niemann half der Prinzessin aus ihrer Noth, indem sie derselben 700 Thlr. durch die Wilke übersandte, und es war dies nicht das letzte Mal. Die Correspondenz zwischen Beiden drehte sich von nun an um die drückenden Verhältnisse der Fürstin, um ihre Dankbarkeit, um ihre Geschenke, die sie der Niemann sandte, um ihre Wünsche, die edle Dame doch endlich einmal persönlich zu sehen, Wünsche, deren Realisirung aber immer etwas in den Weg trat. Da heißt es denn: „Von der Dankbarkeit Ihres Herzens bin ich fest überzeugt und es thut mir weh, wenn Sie mir danken für das, was ich Ihnen zu geben schuldig bin. Die Reihe zu danken ist an mir." — Die Prinzessin „nimmt sich die Freiheit", der Niemann etwas von ihrem Weihnachtstische zu schicken. Dann heißt es im Briefe weiter:

„Auch war ich so frei, für Sie, meine Gute, Thibet zu kaufen zu einem Oberrock, allein Jettchen ist so eigensinnig dieses Zeug nicht mitzunehmen, denn sie sagt Sie möchten sonst glauben, sie hätte mir gesagt dieses Zeug für Sie zu kaufen, was doch der Fall nicht ist; Ich bin auf Jettchen entsetzlich böse, denn ich will meinen Willen durchsetzen, sie soll es Ihnen übergeben. Was sagen Sie zu unserm guten Monarchen, er meint es so gut mit Sie und spricht so gern von Ihnen, er hat Ihren Herrn Bruder, den Bergcommissarius, den Sie am liebsten haben, die Sache anvertraut, bitte aber Jettchen nicht zu sagen, daß ich Ihnen dies geschrieben. Denn sie ist mit dem König sehr vertraut, was mir sehr viel Freude macht. Ende Mai wird der Graf Villamer hier sein, er wird sie überraschen, meine Freude ist groß. — Was mögen Sie von mir denken meine gute Niemann, — so oft habe ich versprochen Sie zu besuchen, oder Sie zu mir kommen zu lassen, indeß der passende Augenblick war immer noch nicht da doch bald wird er erscheinen. — Dann wollen wir manches Stündchen uns von den Bildern der Vergangenheit erzählen die noch so lebhaft vor Augen stehen. — Nur meine Elise fehlt dann — — Bitte Paulinchen den Kopf zu waschen, schicken Sie mir bald eine Antwort durch das liebe Mädchen."

Es hatte nicht an mancherlei Störungen dieses schönen Verhältnisses von anderweits her gefehlt. Nicht daß die Familie der alten Dame von deren Verbindung mit der Fürstin Radziwill oder der spätern mit dem Monarchen mehr als dunkle Andeutungen erfahren (allein durch Paulinens scherzhaftes Geluſt und Eitelkeit, denn mit loyaler Gewissenhaftigkeit beobachtete die Niemann, wie ihr anbefohlen, das unverbrüchlichste Schweigen); aber das immer engere Zusammenhalten ihrer Schwe-

gnügt sich nicht, wie bei uns, mit einem Wohnhause, und zwei oder drei Wirthschaftsgebäuden; alles was in seinem einförmigen Leben ein Recht fordert, bekommt ein besonderes Häuschen. Da ist das große Wohnhaus, neben an das Haus für die Fremden, zuweilen eines für die Knechte. Die Pferde haben ihr eigenes Gebäude, Kühe und Ochsen nicht minder, auch was man speciell, doch gewöhnlich als Deminutiv, ein Haus nennt, hat sein separirtes Fundament und Dach. Endlich ist für jede Getreideart ein thurmartiges Gebäude bestimmt, auf Pfählen errichtet und mit einer Art Zugbrücke davor; eine Vorrichtung, um die Zugluft unterhalb des Scheuers frei durchstreichen zu lassen und Mäusen und Ratten den Zutritt zu verwehren. Nimmt man dazu, daß die Bedeckung der Dächer mit Gras keine zufällige ist, sondern durchgängig, nur mit mannigfachen Variationen, in Norwegen sich findet, so wird man mir glauben, daß ein einsamer Bauernhof einen seltsamen Anblick gewährt.

Einigemal waren wir doch auch so glücklich, dicht am Mioesen hinzufahren, während ein heller Sonnenstrahl die jenseitigen Ufer beleuchtete. Man kam überein, daß die Vergleichung mit

ster und Tante mit Pauline Wilke hatte dem Bruder und den Nichten Besorgniß eingeflößt. Es fehlte nicht an Winken, Warnungen, Reibungen. Die Nichten konnten es nicht verbergen, daß Paulinens Anwesenheit bei der Tante sie in Unruhe versetzte, die von derselben ihnen übersandten kleinen Geschenke waren ihnen ein Aergerniß, es gab Verstimmungen, Reibungen.

Auch von diesen häuslichen Verhältnissen hatte die gütige Prinzessin Notiz genommen; auch hier griff sie als wahre Freundin rathend, tröstend ein. Da heißt es in einem Schreiben:

„Nun aber meine Freundin ein Wörtchen über meine Pauline, die mir jetzt mein Alles ist. Wie weh thut es mir, daß sie um Ihre lieben Nichten so kummervolle Tage verleben muß, wie traurig ist ihr Aufenthalt in Karlsbad gewesen (wohin sie damals eine Badereise gemacht) und wie grausam von Beiden ... (der zurückgebliebenen Schwester und Mutter ihrer Gesellschafterin Alfrede) sie nicht zu trösten und gut zu sprechen. Jene ihre (deren?) Liebe für Friedrikchen (?) ist grenzenlos. Was thun ... 's für Kabale und Hinterlist und nur aus Habsucht. Prüfen Sie doch selber, liebe treue Niemann. Sehen Sie doch zu, daß Sie das alte ehemalige Verhältniß wieder herstellen können und dringen Sie darauf, daß Pauline die Geschenke, die den beiden Damen bestimmt waren, abliefert, denn eben dies ist es, was ihr melancholisch macht. Genaue Nachrichten über Ihre Fraulein Nichten haben mir sie in einem schönen Lichte kennen gelernt, und ich glaube besser als Sie sie selbst kennen, da Ihnen rechtschaffene Leute zur Schilderung fehlten. Sagen Sie meiner Pauline, sie möchte nicht glauben was sie neulich gehört, es wäre nicht kalter, stolze ... der die beiden Damen beherrschte, es wäre

der treue biedere Sinn der Niemann'schen Familie, durch welchen sie den ersten ihrer Urväter noch ehren. (?) Gräßliche Verleumdung ist hier im Spiel von einer Seite, wo sie es gar nicht ahnten. Beachten Sie aber keine glatten Worte, eben diese sind es, die so gefährlich sind. Thun Sie mir die Liebe und sorgen Sie für meine Pauline, denn sie ist mein Alles! und meine Freude; sobald ich zurückkehre, treffe ich mit ihrer Umgebung eine Veränderung." — In einem andern Briefe heißt es: „Mit Ihrem Herrn Bruder kann ich wahrhaftig gar nichts anfangen, als Ihnen nur den Rath geben, daß Sie ihn nach vier Wochen ganz kühl behandeln, ebenso wie er (thut oder verdient?) nur auf solche Weise können Sie — — ihm zeigen, daß Sie keine Wünsche haben. Mein Name würde in seinem Munde eben solchen Affront erleiden, wie — — also über Alles Verschwiegenheit."

Wie unglücklich die gutige Prinzessin war, daß immer Hindernisse einer persönlichen Zusammenkunft zwischen ihr und der alten Dame in den Weg treten mußten: „Die Prinzessin der Niederlande wird heute erwartet, und da sind sämmtliche Damen vom Hofe bestellt selbige in ihrem Palais zu bewillkommnen. Sie, gute Niemann, werden mir die Freude machen, am Mittwoch ein Täßchen Kaffe bei mir zu trinken, und dabei soll uns Niemand stören. Paulinchen weiß noch von gar nichts, bitte ihr auch ja nichts zu sagen, denn das liebe Kind würde sich gewiß grämen. — — — Was sagen Sie zur Beleidigung, die Pauline wieder hat erleiden müssen. Das liebe Mädchen hat viel zu kämpfen!"

Solche familiaire Briefe wurden dann durch andere Briefe erwidert, in denen die gute alte Dame nicht Worte genug für ihre geruhete Dankbarkeit und Be-

schäumung zu finden wußte, wovon die Concepte (und auch die Originale!) sich ziemlich vollständig in den Acten wiederfinden. Ihr Charakter erscheint uns darin von einer ehrenwertheren Seite:

„Gott legt den Menschen Prüfungen auf (schreibt sie der Prinzessin, welche kurz vorher ihre Tochter verloren hatte), die wir mit Vertrauen zu ihm ertragen müssen, indem er die schöne Hoffnung des Wiederfindens in unsere Herzen gelegt hat, welches uns die Beruhigung gibt, daß sie für uns nicht verloren seien, sondern in einer bessern Heimath als verklärte Engel wieder begrüßen werden. Gott wolle Ew. Königl. Hoheit mutterliche Trauer auch darin lindern. — Die Verwandlung mit Paulinens Schicksal war mir sehr überraschend, es soll mir freuen wenn es zu ihrem Glück ist, oft ist es der äußere Glanz nicht; will nur wünschen daß ihr Gegenstand recht gut mit ihr meint, es ist ein starker Entschluß von ihr, so weit in ein fremdes Land zu gehen, wo sie Niemand kennt. Es scheint daß sie zu etwas außerordentliches bestimmt ist; ich hätte gewunscht, daß sie sich Ew. Königl. Hoheit früher entdeckt hätte, da lediglich Höchstdieselben den Weg zu ihrem Glücke bereitet haben."

Der Glaube in der alten Dame war übrigens erst durch Zeit und Umstände gewachsen. Zu Anfang schien es doch ihr selbst überraschend und kaum glaublich, daß ein so einfaches Mädchen wie ihre Pauline nicht allein Zutritt, sondern auch ein solches Vertrauen bei der Fürstin und in so kurzer Zeit sich erworben haben sollte. Während Paulinens erster Reise nach Hamburg hatte sie deshalb mit der Post zwei Briefe an die hohe Dame gerichtet, in denen sie, dunkel auf die Verhältnisse anspielend, um eine Audienz bat. Das erste Mal ward

ihr dieſelbe abgeſchlagen, weil die Fürſtin krank ſei, auf den zweiten erhielt ſie unterm 10. November 1834 folgende Antwort von der Hofdame der Fürſtin, Fräulein von Langen:

„Ew. Wohlgeboren muß ich im Auftrag Ihrer Königl. Hoheit ſagen, daß ihr leider der Brief, den Sie ihr geſchrieben, ganz unverſtändlich iſt. Die Prinzeſſin weiß nicht, wen Sie unter Jettchen verſtehen, auch hat ſie nichts erhalten, wie Sie es zu vermuthen ſcheinen. Sie erſucht daher Ew. Wohlgeboren, ihr deutlicher auseinanderzuſetzen, welcher Art Ihr Anliegen iſt und wer Jettchen iſt. Mit ꝛc.“

Ein ſolches Schreiben hätte der Niemann vielleicht die Augen geöffnet, aber ehe ſie es empfing, war Pauline von ihrer Reiſe zurückgekehrt. Sie kam plötzlich, wie in Affect zu ihr in die Stube mit der Nachricht: eben habe die Prinzeſſin Radziwill einen reitenden Jäger zu ihr geſchickt und ihr ſagen laſſen, ſie ſei in hohem Grade darüber aufgebracht, daß die Niemann ſich erdreiſte, direct durch die Poſt Briefe an ſie zu ſchicken und in Briefen, die, wenn ſie auf dieſem Wege ankämen, auch durch andere Perſonen erbrochen würden, von ihren gegenſeitigen Verhältniſſen zu ſprechen. Dadurch werde ein Geheimniß veröffentlicht, deſſen gewiſſenhafte Bewahrung Se. Majeſtät der König ausdrücklich verlangt habe. Sie, die Niemann, möge ſich nicht wieder unterfangen, ſei der ausdrückliche Befehl der hohen Frau, ſo wenig dem allerhöchſten Vertrauen des Königs zu entſprechen. Diesmal wolle ſie noch den gethanen Schritt vergeben; die Fürſtin habe ſich aber nicht anders zu helfen gewußt, als zur Täuſchung höchſtihrer Umgebungen ihre Verwunderung auszuſprechen und ihr

schreiben zu lassen, als wisse sie von dem ganzen Verhältnisse nichts.

Erst nach diesem Auftritte kam der Brief der Hofdame an. Nur wer ein Auge und Ohr in den geheimsten Zimmern der privatlichen Hofhaltung hatte, konnte die Sendung des Briefes und seinen Inhalt voraus wissen. Durfte sie nun auch an der Wahrheit von Allem, was Pauline ihr mittheilte, zweifeln? Und was wollten jetzt alle Warnungen, die verdeckter oder offener Weise von ihren Nichten kamen, bedeuten? Was die Notiz, die im Briefe einer dieser Nichten vorkommt: daß, als Jemand, der dem Dinge mistraute, sich beim Portier des Radziwill'schen Palais nach den Besuchen der Fräulein Wilke bei der Fürstin erkundigt und gefragt habe, ob sie denn wirklich zu jeder Stunde aus und ein ginge, wie sie behaupte? dieser Portier halb verächtlich, halb entrüstet geantwortet: Wie man sich denken könne, daß eine solche Person bei seiner Fürstin Zutritt habe! — Alles dies war Verleumdung, schändliche Verleumdung, angestiftet von ihren nächsten Anverwandten, die das Mädchen von ihr entfernen wollten. So hatte dieser eine von der Niemann selbständig gewagte Schritt, die Wahrheit zu erfahren, zur unmittelbaren Folge, daß ihr Glaube immer fester wurde. Die hohe Verehrung, welche sie für die Fürstin Radziwill hegte, die tiefste Ehrfurcht und Liebe, mit welcher ihr loyales Gemüth für den König erfüllt war, hielten sie von nun ab gefesselt und untersagten ihr, irgend etwas zu wagen, welches bei diesen hohen Personen ein Misfallen erregen könne. Bis zu welchem Grade diese Devotion der alten Dame ging, werden wir später sehen.

So stand Pauline Wilke's Verhältniß zur Fürstin Radziwill nach den Angaben der Niemann. Nicht so deutlich ist dasjenige, in welchem sie zum Könige Friedrich Wilhelm III. stand. Es ist bekannt, daß dieser Fürst, der bei einer spröden, ja herben Maske, von einem nichts weniger als passiven Humanitätsgefühl tief durchdrungen, in der verschwiegenen Ausübung desselben seine Lust fand, daß er in der Stille Wohlthaten im ausgedehntesten Maße austheilend, auch eine besondere Erholung darin suchte, als Pater Familias, deutscher Hausvater, in einem kleinen Kreise guter Vertrauter zu walten und zu beglücken. Den harmlosen Intriguen, welche in diesen kleinen Kreisen unter Anleitung eines alten erprobten Dieners spielten, hat man mit Unrecht eine schlimme Bedeutung gegeben. Wenn die Sinnlichkeit überhaupt in diesen Kreisen eine Rolle mitspielte, so war es doch nur eine Nebenrolle, sie war weder der Zweck, noch durfte sie frech auftreten. Dem Könige galt es, sich von der Last der Regierungssorgen und der ihm noch unangenehmeren Repräsentation unter jugendlich vergnügten frischen Gesichtern und Gemüthern frei zu sehen. Er erging sich dort als Mensch, seine Lust war zu beglücken, sein Herz trieb ihn dazu. In den Jahren, wo die stürmischen Leidenschaften vorüber sind, wollte er als geliebter Vater unter lieben Kindern, die Herzen der Andern erfreuend, sein eigenes erfreuen. Man hat viel von einer Camarilla gesprochen, die sich in diesen Kreisen gebildet; so war es wenigstens die unschuldigste Camarilla, die je existirt; sie beschränkte sich darauf, in der Coulissenwelt kleine Einschiebungen zu bewirken, Tänzerinnen, Schauspielerinnen zu Rollen, Gehaltserhöhungen zu verhelfen. Wenn es hoch kam, wurden hier die Seufzer eines unglücklichen Liebeswerbs

erwogen, und eine Braut, die nicht heirathen konnte, erhielt eine Aussteuer, ein Officier, der, lange verlobt, umsonst auf einen Zuschuß gehofft, die Anweisung darauf aus der königl. Chatoulle. Manche Gunst ist den einzelnen Glücklichen, die hier Zugang fanden, von der Huld des Fürsten zugeflossen, Niemandem ein Schade, oder nur eine Zurücksetzung; am wenigsten aber äußerten sich die Wirkungen auf die höheren Kreise des Staatslebens. Wenige Monarchen wußten mit ähnlichem Takt die eigenen Liebhabereien von Dem zu sondern, was ihre Pflicht, was das Bedürfniß des Staates erforderte.

Aber wer eine Thür zu diesen Kreisen offen fand, hielt sein Glück für gemacht; der günstige Augenblick, wenn er ihn zu erwarten, zu fassen verstand, blieb nicht aus für ihn. Schon es glauben zu machen, daß man dort zugelassen, aufgenommen sei, galt Manchem für ein Stück der Klugheit.

Die Wilke hatte den guten König bei der guten Fürstin Radziwill kennen gelernt; er hatte ein Wohlgefallen an ihr gefunden; er hatte sie oft gesehen; sie war in seinem Palais gewesen und hatte fortwährend dort Zutritt; er interessirte sich für sie und ihren Schulplan; später für ihre Verlobung, die er billigte, für ihren Bräutigam, den Grafen Villamor, den er kannte, wenigstens dem Rufe nach; sie durfte ihn „Papa" nennen, eine vertrauliche Benennung, die der König, dem allgemeinen Glauben nach, gern von den jungen Mädchen, für die er sich interessirte, hörte, eben wie sie auch die Fürstin Radziwill nur „Mama" nannte.

Dies Alles hatte die Niemann von Paulinen gehört, und sie durfte es glauben, denn es war nichts Unerhörtes, es war vielmehr in der Ordnung, sobald Pauline wirklich das Glück gehabt, dem Könige bekannt zu

werden und ihm zu gefallen, sei es durch ihre Anmuth, Frische, Witz, Natürlichkeit. Der König wollte in diesen Kreisen nichts, was Prätensionen machte, nichts Gelehrtes, Geistreiches, Vornehmes, der Zauber der Natur, des gesunden Menschenverstandes, der Schalkheit, der Herzensgüte zog ihn an. Wer ihn so gewonnen hatte, für den mochte er sich so bis in die Details seines Familienlebens interessiren, als wir es von der Fürstin Radziwill in den Paulinischen Briefen sehen.

Aber die Vertraulichkeit oder Theilnahme des Königs wuchs bis ins Unglaubliche. Und darüber blieb Pauline die Erklärungen schuldig, oder die alte Dame erinnerte sich mehr der Brücken, welche vom ersten Wohlgefallen bis dahin führten. Von Dem, was jener Zeit im Publicum über die Wundergeschichte erzählt wurde, daß die Wilke sich einmal als Geliebte, einmal als Tochter des Königs gegen die Niemann ausgegeben, findet sich in den Acten keine Erwähnung.

Genug, nachdem die Niemann schon sehr viel Geld zu verschiedenen Malen hergegeben, um den neuen Schulfonds zu dotiren, ward sie zu Opfern für noch größere Dinge gewürdigt. Pauline Wilke wußte vom Könige, daß es seine Absicht sei, ein Capital von einigen seiner Unterthanen aufzunehmen, um die sonst nöthige Erhöhung der Abgaben zu vermindern, und erklärte der Niemann, daß Seine Majestät von ihrem bekannten loyalen Charakter erwarte, daß sie nicht anstehen werde, wie sie zum Besten der Schulen von dem Ihrigen hergegeben, auch zum Besten des Ganzen ein Capital vorzuschießen. Fast zur selben Zeit empfing sie auch folgende Cabinetsordre:

„Wir von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm III. König von Preußen ꝛc. ꝛc.

„Thun der Mlle. Ch. Niemann hierdurch kund und zu wissen, daß Wir ihr für so viele Uns in treuer Freundschaft geleistete Dienste, wieder einen Freundschaftsdienst erzeigen wollen. Wir haben nämlich beschlossen, Ihnen die Abgaben, die Sie auf Ihrem Grundstücke und Aeckern erlegen möchten, abzuerlassen, und Sie werden denn daher solcher vom 1. Januar 1831 enthoben, und hierüber vom Polizeipräsident Gerlach eine Bescheinigung erhalten. Bitte aber bis dahin Niemandem von dieser Sache, sei es auch den nächsten Blutsverwandten, etwas wissen zu lassen. Unsere kleine Gesandte wird Ihnen wiederum eine dringende Bitte von Uns ans Herz legen, die Wir nicht gern zu Papier bringen möchten. Leben Sie wohl und noch lange zum Wohl meiner Unterthanen.

Ich verharre Ihr

in Freundschaft Ihr

Friedrich Wilhelm."

Die mündliche Bitte betraf ein Capital. In Unterwürfigkeit übergab die dadurch hochgeehrte Darleiherin ein Capital aus ihren Staatsschuldscheinen an die „kleine Gesandtin", um es dem Könige einzuhändigen.

Aber der König brauchte immer mehr Geld. Nachdem die Niemann ihre Staatsschuldscheine fortgegeben hatte, kamen ihre Pfandbriefe an die Reihe, und als auch diese zu Ende waren, ward sie bewogen, auf ihr Haus in Charlottenburg zuerst 4000, dann noch 3000 Thaler aufzunehmen — wahrscheinlich über den Werth des Hauses, Alles — für ihren König.

Sie oder Pauline Wilke empfing darüber gegen zwölf Briefe des Königs oder Kabinetsschreiben, alle eigenhändig,

— denn von diesem Geheimniß durfte Niemand wissen — und sie sind interessant genug, wenn nicht für die Geschichte des verewigten Monarchen, doch für die Geschichte der Zeit, und was in ihr noch geglaubt werden konnte, um hier in ihrer ganzen Gestalt Platz zu finden.

„Unserer lieben treuen Niemann
Unser herzliches Willkommen!

„Zuerst Unserer guten Niemann Unseren herzlichen Dank für die 3000 Thaler, die richtig in Unsere Hände gekommen sind, nicht im Stande sind Wir, Euch diese Gefälligkeit zu lohnen, wie sichs gebüret. Euch aber nach Euer Verdienst zu lohnen, schwöre ich, betheuern Wir Euch hiermit. Im Vertrauen auf Eure unbegrenzte Liebe und Gefälligkeit wagen Wir noch eine Bitte: Wäre es Euch wol möglich, Uns Euer Capital noch bis zum 1sten Januar in Händen zu lassen, worauf Wir Euch bei der Wiederkehr von Fräulein Pauline Wilke in vier Wochen 1000 Thaler auszahlen werden. Die Schulden der Elberfelder Feuerkasse haben die Gebrüder Rothschild unternommen zu decken. Der Kassenschaden darf nicht publicirt werden, d. h. müssen Wir Gelder aufnehmen, so fordern Wir denn auch das Capital der Fürstin Radziwill. Erhalten zu eben diesem Zweck.

„Willigen Sie ein, Unsere gute Niemann, so lassen Sie Uns bald durch wenige Zeilen wissen. Wir gehen nach Kalisch, Werden aber nur kurze Zeit dort sein. Wir bitten Euch aber, auch hierin, wie schon in den andern Angelegenheiten, die größte Verschwiegenheit zu beobachten, besonders gegen Eure Verwandte.

„Lebt wohl, gute Getreue, zürnt uns nicht, bei Unserer Rückkehr sprechen Wir Euch persönlich Unsern schul-

dem Rhein und deſſen Ufern nicht entfernt liege. Der See iſt oft nicht breiter, als unſer Hauptſtrom und die Uferberge haben dieſelbe Höhe und Senkung, wenn auch die Bekleidung, nämlich mit Weinreben und Burgruinen, nicht dieſelbe iſt. Letztere fehlen faſt noch mehr als jene in Norwegen. Aber bei Ringsager dicht am See wird die Täuſchung noch lebendiger, da eine gothiſche Kirche von Stein, mit einem Spitzthurme, wie er am Rhein gewöhnlich, in die grünen Bergwände hinaufſchießt. Der Ort iſt hiſtoriſch merkwürdig, indem König Oluf, der heilige Märtyrer dieſes Reiches, hier in einer Nacht ſeine heidniſchen Gegen-, oder Unterkönige überfiel. In aller Stille war er, unterrichtet von ihrer heimlichen Zuſammenkunft und Verſchwörung, mit ſeinen Getreuen den See heraufgerudert, und es gelang dem chriſtlichen Fürſten, mit einem Schlage die Anſtrengung ſeiner Widerſacher zu vernichten, indem er ſie insgeſammt gefangen nahm.

Erſt am Ausgange des Miösen, oder vielmehr an ſeinem Anfange, wo das Bette ſchmaler, ſtromartiger wird, ragen Klippen ſchroff an der Seite in die Höhe. Wir blickten uns

digen Dank aus, noch einmal lebt wohl, behaltet in gutem Andenken Euern Euch wohlgewogenen

König
Friedrich Wilhelm."

„Bewahret diesen Brief als Sicherheit, als Pfand Eures Vermögens von 16,000 Thaler (in Unsern Händen), so auch die 3000, die Ihr auf Euer Grundstück aufgenommen."

„Unserer treuen vielgeliebten Niemann
Unseren herzlichen herzlichen Gruß!

„Wir freuen Uns herzlich zu hören, daß es Euch, Unsere gute Niemann besser geht, und daher sind Wir gesonnen, Euch am Freitag oder Sonnabend auszuzahlen und zwar auf Unserem Palais zu Berlin. Wir würden es eher gethan haben, wäre Uns nicht ein treuer Freund abberufen worden, was Uns in tiefste Trauer versetzt hat. Gute Niemann, die Zinsen von Eurem Capital wollen Wir Euch gern in Staatsschuldscheinen auszahlen, es fehlen uns deren, haben Sie doch die Gute, Ihren Bruder darum durch ein Paar Zeilen ersuchen zu lassen, weil er selbst Uns gesagt, daß er welche hat, wenn Noth am Mann sein sollte. Pauline wird Ihnen sagen, wie Sie es anfangen sollen, da Wir sie gestern schon durch der Fürstin Radziwill Königl. Hoheit davon in Kenntniß haben setzen lassen.

„Lebet wohl, ich erwarte Euch Freitag!

Euer wohlgeneigter
König
Friedrich Wilhelm.

„Gott grüß Euch, liebe gute getreue Niemann! Unzählige Male haben Wir schon gewünscht, Euch kennen zu lernen und Euch bei Uns zu sehen! Was werdet Ihr von Uns denken, gute Niemann. Sie halten Uns für keinen gerechten Monarchen, doch Gott sei bei Uns, am Montag sollt Ihr es erfahren, daß Wir dennoch Einer sind. Montag Nachmittag, gute liebe Niemann, fahret hin zu unserer Cousine, der Frau Fürstin de Radziwill, trinkt dort Kaffee und kommt von da zu Uns mit Pauline. Die Fürstin ist auf Euren Besuch eingerichtet. Colmann könnt Ihr nicht eher kündigen, als am 1sten April, so ist es gerichtlich ausgemacht. Der Hermann dort ist eher ausgezahlt worden, als am Mittwoch oder Donnerstag. Am Dienstag kommen Sie noch einmal zu mir und zwar mit Ihrem Herrn Bruder, mit welchem ich sehr unzufrieden bin. Dafür zufriedener mit Sie. Eine zweite Niemann gibt es nicht, auch bringen Sie morgen Ihre Hausjungfer mit. Pauline oder Fräulein können — — — Bitte aber, sich übermorgen gegen 5 Uhr bei Uns einzufinden, nicht später. Uebermorgen werde ich Euch einen Brief, einen sogenannten Abbitte-Brief Eures Herrn Bruders überreichen. Ihr werdet bestimmt Alles von ihm wissen, wie er sich gegen Uns benommen und gewiß werden Wir dann Eure Verzeihung schon erhalten haben.

„In — — sehen wir uns.

Euer Euch wohlgewogener

König

Friedrich Wilhelm."

„Unserer lieben und getreuen Niemann
Hiermit Unsere treue Freundschaft!

„Nicht wahr, Unsere gute Niemann, Sie sind sehr böse auf Uns, daß Wir die Geldaffairen nicht einmal beendigen, allein mit dem besten Willen, es läßt sich nicht thun. Wir mögen es anfangen, wie Wir wollen. Verloren gegangener Staatsschuldscheine wegen muß die Austheilung der neuen Coupons noch einige Zeit Aufschub erleiden, was Uns Höchstselbst unangenehm ist. Doch Unsere treue Niemann trage dieserhalb keine Angst, Ihr Capital liegt in Unsern Händen, und gewiß so sicher wie in den Ihrigen! Ja, es würde Uns erstaunt wehe thun, wenn Wir hören würden, daß Unsere treue Niemann um Ihres Gutes wegen in Aengsten wäre! Gott soll mich strafen, wenn ich böse Absichten hegen wollte, nein, ich bin ein guter König und bin gerecht, ich werde auch gut und gerecht bleiben, bis mir Gott einst die Krone abfordern wird! Bitte meine treue Niemann, mir zu antworten, wenn es Ihnen keine Mühe macht.

„Ihr Ihnen bis an's Ende seiner Tage wohlgeneigter

König
Friedrich Wilhelm."

„Berlin, den 23/11.

„Wir thun Euch, Unsere vielgeliebte Pauline, hierdurch kund, daß Wir einige von den niedern Staatsschuldscheinen der Olle. Niemann die Coupons wechseln lassen. Wir würden es gern sehen, wenn Ihr, Unsere liebe Pauline, versuchtet, heute eine mitzunehmen, da-

mit ich sehe, ob man Euch gleich abfertigen wird, Ihr müßt aber den zu 5 Procent fordern, Beneke hat ihn bei Seite gelegt. Alle. Niemann kann Ihnen einen geben, was für einer es ist, sorget ja für die Fürstin ihre Papiere, sie verläßt sich ganz auf Euch. Wir haben für Unsere Niemann 14 zu 5 Procent angekauft. Dreizehn haben Wir uns besorget, Alles gut und zu beider Zufriedenheit.

Euer König

Friedrich Wilhelm."

„Unseren herzlichsten Gruß und die innigsten Wünsche für Dero dauernde Gesundheit zuvor! Wohl haben Sie Ursache, gute treue Niemann, bös und zornig auf Uns zu sein, doch Gott sei mein Zeuge, daß Wir nie schlechte Absichten zum Grunde hatten.

„Leider müssen Wir noch einmal, aber zum letzten Mal aufschieben. Sonnabend Nachmittag, eher kann ich Sie nicht sehen, hielten Wir dann nicht Wort, dann sind Wir nicht würdig, von der Erde getragen zu werden. Sie haben viel, ja sehr viel für Uns gethan und gewirkt, nie können Wir Dank genug für Sie haben, doch wie als Mensch Wir danken können, werden Wir Ihnen danken, dazu möge Gott Uns helfen. Nun bitten Wir herzlich, Pauline keine Vorwürfe zu machen. Es ist nicht ihre Schuld. Das Nähere wird sie Ihnen erzählen. Sie weiß Alles. Sie wird Alles in Ordnung bringen.

„Halten Sie Uns immerhin für ungerecht, Wir sind überzeugt, daß Sie am Sonnabend Ihr strenges Urtheil über das zurücknehmen. Viel Aerger und Verdruß haben Wir durch Ihren Herrn Bruder gehabt, besonders bei

der Aufnahme von 1000 Thaler — — —, den Gott möge selig haben. Noch einmal, treue Niemann, sein Sie Uns nicht böse, ich bitte Sie darum; zürnen Sie nicht Ihrem

Ihnen wohlgeneigten
König
Friedrich Wilhelm."

„Unsere gute Niemann!

„Ihren Pfandbrief von 8000 Thaler haben Wir richtig empfangen, auch dabei versprochen, Ihnen Staatsschuldscheine dagegen zu schicken, doch Wir ließen Ihnen am Donnerstag sagen, Uns noch einen desgleichen von 1000 Thaler zu übersenden, Sie sollen dann am Sonnabend zu Uns kommen und das Ihrige in Empfang nehmen. Durch Paulinchens Ungehorsam aber hat sich die Sache wieder verzögert. Wir sind ob diesem Ungehorsam sehr erzürnt. Lassen Sie sich dies genauer erklären und ertheilen Uns dann genauen Bescheid hierüber, was der Sache zum Grunde liegt. Wir haben bis jetzo väterlich gehandelt und werden nie aufhören, es fernerhin zu thun.

Euer wohlgewogener
König
Friedrich Wilhelm."

Berlin, den 21. December.

„Unserer vielgetreuen Niemann versichern Wir hiermit Unsere Liebe und Wohlwollen! Zu Unserem Bedauern haben Wir gehört, daß Ihnen die Fahrt nach Berlin

ein Unwohlsein zugezogen hat. Gott gebe, daß es bald beendet ist. Wir wollen Euch hierdurch bekunden, daß Wir gesonnen sind, Euch nicht allein dies der Jettchen geliehene Capital in Staatsschuldscheinen zurückzuliefern, sondern auch das der Fürstin und Uns geliehene. Da aber jetzt die neuen Coupons zu Wege gebracht werden müssen, so sind Wir entschlossen, Euch diese noch zu besorgen, da dies doch für Euch viele Umstände verursachen würde. Zu den übrigen Staatsschuldscheinen, die Ihr noch habt, werden Wir das noch hinzuschicken, damit der kleine Banquier nur abschreiben darf. Bitte, meine treue Niemann, Uns in ein Paar Zeilen zu schreiben, ob Unser Wille Euch gefällt. Zu Mittwoch bitten Wir Uns ein Schreiben von Euch, durch Unsere kleine Schatzmeisterin aus.

„Gott erhalte Euch und schenke Euch frohe und zufriedene Festtage und fanget mit einem eben solchen Herzen das neue Jahr an, dies ist der aufrichtige Wunsch Eures Euch wohlgewogenen

Königs
Friedrich Wilhelm."

„Einen schönen guten Morgen, meine gute Niemann! Ich habe ein großes Hokus-Bokus gemacht, am Sonnabend war ich so zerstreut, daß ich gar nicht wußte, wie Uns der Kopf stand, lade Sie anstatt zum Dienstag den Montag und haben statt morgen übermorgen geschrieben. Entschuldigen Sie mich durch ein Paar Zeilen bei meiner Cousine, bitte, ihr auch meinen Brief mitzuschicken. Befolgen Sie mein all meine Bitten streng, bleiben Sie wohl und gesund, damit morgen unser Verhaben keinen Aufschub leidet, denn Wir sind

in der heiligen Wochen. Mittwoch müssen Sie schon so gut sein, noch einmal zu mir kommen und bringen Sie an diesem Tag die Marie Schubert mit, damit sie sich bedankt.

Ihr Sie treu liebender
König
Friedrich Wilhelm."

„Also auch Sie, meine vielgeliebte Pauline, sind im besten Wohlsein wieder eingetroffen. Was Ihr Schreiben anbetrifft, so habe ich es eigenhändig erbrochen und auch selber gelesen, aber mit Verdruß, man merkt, daß Politik bei Ihnen mit im Spiel ist, daher benutzt man diese Gelegenheit, wo Wir Hohe im Trubel leben, und sucht durch einen Vormund Ihnen politische Geheimnisse zu entlocken. Lassen Sie sich nicht schrecken, wählen Sie einen Vormund, er sei, wer er sei. Verrathen Sie aber die Geheimnisse Ihres Königs und Ihrer Fürstin und Wohlthäter nicht. Fräulein ....., eine eben so kluge als berathene Person, wird Ihnen gewiß rathen und fürsprechen. Witzleben hat Verräther gespielt, er hat seinen Lohn, gehen Sie also so vorsichtig als möglich und nennen Sie durchaus keine hohe Person. Fräulein ..... werde ich dann ihre Bemühung hoch anrechnen. Vor allem muß die gute Niemann sehen, daß sie die 3000 Thaler zurückliefert, welches mich von einem groben Verdruß befreit. Nostiz wird Ihnen Bescheid darüber geben, dies muß aber vor dem 1sten geschehen. Ich befinde mich in der größten Verlegenheit. Grüßen Sie die gute Niemann, sie soll ihrem König nicht zürnen und ihm noch einmal zu Gefallen leben. In ein Paar Tagen werde ich ihr ein Schreiben

übersenden. Gehen Sie gleich nach Empfang dieser Zeilen zu Rostiz und zögern Sie keine Minute. Sprechen Sie mir dann jeden ihrer Wünsche aus, nur durch Erfüllung derselben kann ich ihr danken.

Ihr Ihnen wohlwollender

König

Friedrich Wilhelm."

Auch der König hatte in dieser Correspondenz die unglückliche Angewöhnung der Damen, seine Briefe selten zu datiren, so daß wir nicht gewiß sind, ob sie in der historischen Reihe aufeinander folgen. Wenn auch Mehres in diesen Cabinetsschreiben undeutlich ist, so spricht doch der Gesammtinhalt deutlich genug. Der König ist wie die Fürstin Radziwill mit Allem, was in dem Hause der alten Dame vorgeht, vertraut, er kennt alle Klatschgeschichten, den Zwiespalt der Familie, auch er warnt vor den Verwandten, er kennt die einzelnen Gläubiger und Schuldner der Niemann, er gibt ihr guten Rath, wie sie mit ihnen verfahren soll, er scherzt unmuthig über die kleinen Unarten der liebenswürdigen Abgesandtin, er schreibt mit derselben holdseligen Porularität und ist endlich eben so dienstfertig und ebenso in Geldbedrangnissen als die Fürstin Radziwill.

Zur Erklarung einzelner Stellen hier nur: daß Pauline der Niemann bei Abfertigung der Pfandbriefe gesagt hatte, sie waren schon verloost, aber der König wolle sich der Mühe unterziehen, die Sache wieder in Ordnung zu bringen; daher die feinen Anweisungen, wie sie die Papiere bei der Kasse präsentiren und zurückfodern solle.

Was die Elberfelder Bedrängniß, in der sich der gute König befand, anlangt, so war die Niemann davon auch durch ein Schreiben der Fürstin Radziwill unterrichtet, wo es heißt: „Paulinchen hat Ihnen gewiß schon von der Elberfelder Feuerkasse gesagt, und daß der gute König Willens ist, Ihr und mein Capital zu gebrauchen, bis zum ersten Januar, daß er Ihnen aber bei Paulinchens Zurückkunft aus Karlsbad 1000 Thaler Zinsen auszahlen will, dies wird er Ihnen schriftlich geben, auch daß er durch Herrn P. Rother die 3000 Thaler, die Sie auf Ihrem Hause aufgenommen haben, erhalten hat, willigen Sie aber nicht ein, fordern Sie mit Gewalt Ihr Capital, dann mache ich es auch so. Diesen Gefallen thun Sie mir noch, ich bitte Sie herzlich darum."

Die Niemann war jetzt ohne alles disponible, ja eigentlich ohne alles Vermögen, und erhielt nicht einmal Zinsen, weil immer etwas dazwischen kam, wenn der König ihr die Papiere zurückerstatten wollte. Jetzt sollte sie es erhalten, ehe der König nach Teplitz ginge, dann, wenn er zurückkehrte; dann hinderte der Besuch in Kalisch, dann sollte sie es zum 1. Januar 1836 haben.

Sie drang nun auf Rückzahlung, mehrmals, auch recht kurz und dringend. Wir lesen, wie der König sich selbst für einen unwürdigen König erklärte, wenn er es nicht wiedergebe; aber die Schuld war zu schwer für ihn, er konnte nur vertrösten.

Endlich erhielt die Niemann vom Könige durch die Wilke eine verschlossene Mappe mit dem dazu gehörigen Schlüssel, in welcher sich ihr Geld in Papieren befände. Aber zugleich ward ihr die Weisung ertheilt, daß sie sich ja nicht unterstehen solle, die Mappe zu öffnen, als bis

der König selbst ihr den Zeitpunkt bestimmen werde. Er werde deshalb, wenn er gekommen, den Kammergerichtsrath Ballhorn zu ihr schicken. Aber der Kammergerichtsrath Ballhorn wurde krank, und so zog sich auch dieser ersehnte Zeitpunkt von Woche zu Woche hin.

Demoiselle Niemann war stärker in ihrem Vertrauen und nicht von der weiblichen Neugier gerlagt, wie König Blaubarts Frauen. Obgleich sie den Schlüssel in Verwahrung hatte, obgleich die Wilke ihr gesagt, sie werde sich überrascht finden, wenn sie die Mappe öffne, denn der König habe sie königlich für ihr Vertrauen belohnt und anstatt der 19,000 Thaler, welche sie im Ganzen dem Staate geliehen, werde sie gegen 50,000 Thaler in Papieren finden, widerstand sie der Versuchung und öffnete nicht.

Der Luxus und Aufwand, den die Wilke machte, stach sehr auffällig von dem bescheidenen Haushalt der alten Dame ab, aber dies konnte das Band der Eintracht zwischen Beiden nicht stören. Die Niemann war so von ihrer Pathe eingenommen oder so durch das Glück bezaubert, welches ihren Liebling hob und trug, daß sie auch ihrerseits Alles that, ihr gefällig zu sein und das Leben angenehm zu machen. Sie glaubte ja dadurch nur ihrem König gefällig zu sein. Nicht allein mit ihrer Familie hatte sie sich um deshalb überworfen und mistrauisch von denselben zurückgezogen, sondern sie stiftete auch Versöhnung, wo ihre junge Freundin in Zwist mit anderen ihrer Bekannten gerathen war, z. B. mit ihrer Gesellschafterin und deren Familie. Es kam ihr nie in den Sinn, daß Pauline ihren Aufwand mit dem von ihr entnommenen Gelde bestreite. Sie war mit Allem zufrieden, sie glaubte Alles, was Pauline ihr sagte, sie folgte ihr in unterwürfiger Befangenheit in allen ihren wechselnden Angaben über den Quell ih-

freudig erſtaunt an, und riefen einander zu: „Hier beginnt Norwegen!“ Hinter dieſen jähen Ecken entfalten ſich die fernen Gebirgszüge, in aller mannigfaltigen Gruppirung und Schattirung des Blau. Ein hohes mächtiges Gebirgsland beginnt von der Gegend von Lillehammer an; aber das Norwegen, das wir geſucht, war es doch nicht.

Eigentlich ſollten gar keine Dichter und pittoreske Reiſende nach Norwegen gehen. Regierungen, die einmal den Vorſatz bekämen, auch die Poeſie zu Kunſt und Wiſſenſchaft zu rechnen und alſo etwas für ſie zu thun, ſollten das Reiſen dahin ganz verbieten. Welches Land mythiſcher Dunkelheit geht für den Deutſchen Dichter durch nähere Kenntniß Norwegens verloren! Calderon hatte, in jener glücklichen Zeit der Unwiſſenheit, noch Sachſen und Polen für ſeine Spanier, um dahin die fabulirten Könige und Helden ſeiner Phantaſie zu verſetzen. Was blieb dem kenntnißreichen Deutſchen, der die Stammtafeln aller Fürſtenhäuſer inne hat, der die Paßreglements aller Länder kennt und die Monturen aller Regimenter, was blieb ihm für ein Land übrig, um mit blauem Dunſt die Dämmerung

res Vermögens und in den Sprüngen ihrer Phantasie, welche ihr neue Lebenspläne eingaben. Anfänglich glaubte sie, daß ihr Geld von den Geschenken des Grafen Villamer herrühre, auch von einem Lotteriegewinnst, welchen Pauline in Hamburg gemacht haben wollte; später hatte sie es von „Mama" (der Fürstin Radziwill), dann von „Papa" (dem Könige) erhalten. Dies war auch nöthig, denn mit einem Male schienen die Heirathspläne mit dem Grafen Villamer in den Hintergrund zu treten. Er zögerte vielleicht zu lange, Brasilien war ihr zu fern, und sie hatte einen neuen Bräutigam, einen Adjutanten des Königs, Grafen von Witzleben, eine Partie, mit welcher der König anfänglich sehr zufrieden war. Sie blieb ja im Lande und in seiner Nähe. Sie hatte schon kostbare Ringe mit ihm gewechselt, die sie der alten Dame zeigte. Nur die Fürstin Radziwill war, wie wir aus einem ihrer Briefe ersehen, mit der Partie nicht einverstanden. Es heißt darin: „In Paulinchens Verlobung willige ich nicht ein, wie Sie schon wissen werden. Der Herr Graf von Witzleben ist — (der Grund am Rande des Papiers ist hier abgerissen). Ich habe einen Besseren für Paulinchen. — Thun Sie mir den Gefallen und verwahren den Ring noch acht Wochen." — Späterhin ging die Partie auseinander, weil — der Graf von Witzleben, der Adjutant des Königs! sich eines Hochverraths schuldig gemacht hatte!

Die Niemann glaubte Alles: auch daß ihr König, der bekanntlich in seinen Privatfinanzen stets, was man nennt, sehr wohl arrangirt war, immerfort Geld bedurfte, daß er, um der Elberfelder Assecuranzkasse beizuspringen, nöthig habe, eine Privatperson anzusprechen, daß er nie sein Wort halten konnte, das Geliehene zurückzuerstatten, daß es ihm nicht einmal möglich war, die Zinsen auf-

zubringen. Ja sie glaubte, als sie heftig wenigstens auf die Zinszahlung drang, daß Pauline ein Recht habe, was ihr streng untersagt war; denn diese öffnete jetzt mit dem Schlüssel die geheimnißvolle Marre und nahm ein Papier, angeblich 1000 Thaler heraus, um es zu diesem Zwecke zu versilbern, und sie blieb noch beim Glauben, als auch aus dieser Versilberung und Zinszahlung nichts wurde.

Und während die alte Dame schon die Entziehung ihrer Einkünfte schmerzlich zu empfinden anfing, fuhr ihre Pathe, das Glückskind, mit vier Pferden Extrapost, einer Gesellschafterin und Bedienten in den böhmischen Bädern umher und machte Ausflüge nach Prag. Ihre Briefe athmen Seligkeit über das freie wonnige Leben. Sie macht angesehene Bekanntschaften, sie sieht, besucht Alles, kauft ein und genießt das Leben wie die sorgenfreieste Person von der Welt. Geschenke werden gekauft, Einrichtungen für ihre Wohnung bestellt. Der Melnecker Wein schmeckt ihr besonders, sie will davon und eingemachte Forellen nach Berlin mitbringen, sonst aber nichts, ihre Verwandte und Freunde haben schon genug von ihr erhalten. Dafür aber überschüttet sie mit Erzählungen, Klatschereien und Liebesversicherungen ihre theure Niemann. Wie nur ein liebenswürdiges, unschuldiges Mädchen, das zum ersten Mal auf Reisen ist, berichtet sie Alles den Lieben nach Hause oder läßt es durch die Gesellschafterin schreiben. Alles, das Geringste, ist ihr von Wichtigkeit, sie erzählt die Sagen und Märchen des Karlsbader Thales, und wie sie von den Andern Glauben fodert, erscheint sie selbst gläubig. Man könnte eine verlorene Romandichterin in ihr bedauern. Auch dort, welche vornehme Bekanntschaften hat sie gemacht, die Tochter der Herzogin von Berry

hat ihr Kußhände zugeworfen, wo sie sie nur erblickte, der und jener Prinz war erfreut, sie zu sehen, zu sprechen, und leider mußte sie nur Rücksichten nehmen, dem lieben „Papa“ um den Hals zu fallen, der grade in Töplitz war.

Die Geldbedrängniß des Königs ward immer größer, das Geld immer knapper. Die 63jährige Magd der Niemann hatte ersparte 275 Thaler Staatsschuldscheine in Verwahrung liegen bei ihrer Herrin. Befragt, ob auch sie dieselben dem Könige leihen wolle gegen gute Verzinsung und eine angemessene Belohnung, willigte sie gern ein. Eine Köchin sollte die Ehre haben, ihrem Könige Geld zu leihen und dabei noch gewinnen! Sie willigte gern ein, warum sollte sie das nicht wagen, was ihre Herrschaft mit solcher Bereitwilligkeit that? Sie ward der Ehre gewürdigt und in das Geheimniß unter Angelöbniß tiefster Verschwiegenheit gezogen. Aber auch außerdem mußte sie der Wilke Geld borgen, etwa 30 Thaler von ihren Ersparnissen. In der letzten Zeit borgte diese überdies von ihrer Gesellschafterin, ihrem Bedienten; bei ihrer Verhaftung fand man nicht einen Thaler baares Geld vor!

Inzwischen hatte sich die Angelegenheit mit dem Möbelhändler angesponnen. Der Anfang war, wie derselbe ihn angegeben, er wünschte ein Capital zur Vergrößerung seines Geschäfts, die Wilke versprach es ihm zu besorgen.

Um Neujahr 1836 theilte Pauline ihrer mütterlichen Freundin mit, daß der König die Absicht habe, dem Möbelhändler Schröder ein Capital von 8000 bis 10,000 Thaler vorzuschießen, damit dieser im Stande sei, die Ausstattung für den Prinzen von Hessen-Darmstadt zu bewirken. Der König wolle indeß das Versprechen nicht im eigenen Namen geben, und wünsche, daß seine

immer bereite Freundin, die Niemann, statt seiner mit ihrem Namen vertrete. Die loyale Unterthanin war auch wirklich dazu bereit, obgleich sie diesmal nicht einmal eine schriftliche Zeile vom Könige erhielt; so fest war in ihr die Ueberzeugung, daß die Wilke nur der Mund des Monarchen sei.

Die weitern Verhandlungen gingen so vor sich, wie sie oben nach den Angaben Schröder's erzählt sind. Er konnte das Geld nicht bekommen, er mußte erst 500, dann noch zwei Mal 500 und endlich 100, in Summa 1600 Thaler vorschießen, damit — der König seine versetzten Pfandbriefe einlösen könne! Davon war die Niemann fest überzeugt. Sie selbst empfing die ersten 1500 Thaler aus Schröder's Händen, quittirte darüber und übergab sie Paulinen, um sie dem Könige nach dem Palais zu überbringen. Daß dies wirklich geschehen, war für sie über allen Zweifel. Aber der König löste nicht aus und zahlte nicht und Schröder wurde mit seinem Drängen sehr unangenehm, und ihr war es zur heiligen Pflicht gemacht, von dem wahren Verhältniß, von dem wirklichen Darleiher nichts zu verrathen.

Pauline vertröstete von Tag zu Tag, daß die Summe für Schröder nächstens vom Palais eingehen werde. Als indeß die Ungeduld der unglücklichen Alten, die nicht allein über die empfangenen 1600 Thaler quittirt, sondern auch die schriftliche Versprechung des großen Capitals gegeben, immer größer ward, sagte die Wilke, sie wolle ihrer Freundin helfen. Sie ließ sich die verschlossene Mappe des Königs geben, die doch nur der Kammergerichtsrath Ballhorn öffnen sollte, schloß sie auf und nahm ein Packet heraus, welches sie mit fünf Siegeln versah und die Aufschrift machte: „10 000 Thaler in Pommerschen Pfandbriefen für Herrn Schröder

in Berlin." Dieses Packet, von dessen der Aufschrift entsprechendem Inhalt die Niemann fest überzeugt war, ward dem Möbelhändler zuerst gezeigt, wie eben erzählt ist, dann von der Wilke ausgehändigt und der Termin zur Oeffnung bestimmt, der immer weiter hinausgerückt ward, weil kein Geld kam.

Erst am 5. April, dem letzten Termine, kam die Wilke mit einer seltsamen Aeußerung zur Niemann: Se. Majestät der König sei im höchsten Grade unwillig gewesen, daß sie, die Wilke, jenes Packet dem Schröder überliefert. In diesem Packete befänden sich nämlich leere Papiere und nicht Pfandbriefe. Se. Majestät hatten beabsichtigt, kunftighin in die Stelle dieses leeren Papieres Staatsschuldscheine zu legen, und hegten nun die Besorgniß, daß Höchstihr Name beim Oeffnen des Packets compromittirt werden konnte. Nun komme Alles darauf an, den Schröder noch zu bestimmen, daß er noch bis zum 9. April warte, bis wohin der König gewiß das Geld auftreiben werde.

Aber Schröder ließ sich eben so wenig bestimmen, als die Niemann auch jetzt nach dieser Entdeckung in ihrem festen Glauben erschüttert wurde. Schröder machte bei der Polizei, nachdem er noch einmal zu einem letzten Versuche nach Charlottenburg gestürzt war und wenigstens ein letztes schriftliches Anerkenntniß des Schuldverhältnisses von der Niemann ertrotzt hatte, Anzeige und das Ungewitter brach herein.

Der Polizeirath Dunker erschien plötzlich in Charlottenburg. Die Wilke mußte, wenn sie einigermaßen mit ihren Gedanken zu Rathe gegangen war, darauf vorbereitet sein. Von einer so gewandten, listigen Per-

son hätte man doch auch erwarten sollen, daß sie sich, wenn nicht auf eine Rettung, doch auf Ausflüchte müßte vorbereitet haben. Aber nichts davon. Als gedankenloses Kind des Augenblicks überließ sie sich dem Moment und seinen Eingebungen und die Spannkraft ihrer Phantasie schien mit einem Male versiegt.

Damals war zur eigentlichen und nächsten Kunde der Polizei nichts gekommen, als der an Schröder verübte Betrug. In diesem erschien, wie die Sachen lagen, die alte Demoiselle Niemann als wissentliche Betrügerin, als Hauptthäterin, die Wilke nur als Gehülfin, wahrscheinlich auch die Gesellschafterin Alfrede als solche. In den Befugnissen und gewissermaßen auch in der Pflicht des Polizeibevollmächtigten hätte es also gelegen, sich aller drei Personen zu versichern und sie verhaften zu lassen, um der Sache auf den Grund zu kommen, und jede Verschleppung und Durchstecherei zu verhüten. Es gehörte Duncker's psychologischer Scharfblick dazu, hier zu sondern und, indem er die eigentliche und allein Straffällige zum Bekenntniß nöthigte, zwei durch den verübten Betrug und durch ihre Leichtgläubigkeit schon hartgestrafte Frauen vor der Beschimpfung einer Arrestation zu bewahren.

Die Wilke leugnete, aber schwankte; die Niemann, die wir so schwach gesehen, erhob sich zu einer merkwürdigen Stärke in ihrem Glauben, sowol der Polizei als den Gerichten gegenüber. Schon hatte Duncker ausgeschickten Kreuz- und Querfragen richtige Blicke in das wahre Verhältniß geworfen, schon sagte er der alten Dame auf den Kerf zu, daß sie betrogen worden, daß die Pflicht der Verschwiegenheit, die sie vorschütze, ihr zum Verderben gereichen werde, da er sich alsdann in die Nothwendigkeit versetzt sehe, sie zu verhaften, als sie ihm erwiederte:

„Man mag mich für eine Betrügerin halten; ich weiß, ich bin es nicht. Man mag mich ins Gefängniß bringen und es schmerzt mich sehr, meine äußere Ehre gefährdet zu sehen, ich lasse mich aber getrost arretiren. Ich werde mein Geheimniß nicht verrathen, ich darf es nicht, und wenn es auch mein Leben mir kosten sollte. Sie, Herr Polizeirath, scheinen ein guter Mann zu sein und versichern, Sie könnten nicht anders handeln; ich will aber wünschen, daß Sie später selbst nicht bereuen, was Sie an mir thun und daß Sie sich nicht schaden. Ich weiß, daß ich wieder zu Ehren komme, ich habe einen Beschützer und Erretter, den ich nicht nennen werde, der aber meine Befreiung gewiß in wenigen Tagen erwirken kann und wird."

Noch hatte Pauline Wilke die Frechheit, in Duncker's Gegenwart darauf zur Niemann zu sagen:

„Sie müssen am besten wissen, liebe Niemann, ob Sie Ihr Geheimniß dem Herrn Polizeirath offenbaren dürfen. Es thut mir leid, daß Sie zu mir nicht offen genug gewesen sind, um mich in den Stand zu setzen, selbst zu wissen, was ich sagen kann und soll. Hätten Sie mir doch gleich gesagt, was Sie vorhatten, wie viel Gelder Sie besaßen und woher Sie dieselben bekommen haben! Nun habe ich immer nur nach Ihrem Willen gehandelt und kann deshalb selbst über nichts weiter Auskunft geben."

Die Niemann erwiderte darauf: „Sei ruhig und ängstige Dich nicht, mein Kind; ich verrathe nichts und bewahre unser Geheimniß."

Pauline Wilke war nicht so stark; sie legte schon vor dem Polizeirath ein ziemlich vollständiges, außergerichtliches Geständniß ab. Derselbe veranlaßte hierauf noch am selben Tage eine gerichtliche Verneh-

mung der alten Niemann. Auch hier erklärte sie zuerst: „Wo ich mein Geld habe, ist ein Geheimniß, welches ich nicht verrathen darf.“ Erst auf die dringende Vorstellung des Richters, daß es Geheimniß auch in den Acten bleibe, erklärte sie zitternd: „Ich habe es dem Könige in Verwahrung gegeben, er hat es, 12,000 Thlr., durch Pauline Wilke von mir fodern lassen; Pauline Wilke hat Sr. Majestät selbst auf dem Palais dieses Geld übergeben.“ Hierauf folgte die Geschichte, die wir kennen, in ihren Grundzügen, und sie schloß mit den Worten: „Ich bin ganz fest von der Redlichkeit der Pauline Wilke überzeugt, weil es unmöglich ist, daß sie die Handschrift von so hohen Personen, wie Sr. Majestät des Königs und der Fürstin Radziwill nachgemacht haben kann!“ Die Gerichtspersonen registrirten: Die Niemann erscheine in einem so hohen Grade von der Wilke eingenommen, daß sie nichts vom Glauben an ihre Redlichkeit abbringen könne. Ueber jede Miene von Ungläubigkeit, welche sie in den Gesichtern der Gerichtspersonen zu finden glaubte, ward sie entrüstet und foderte förmlich Verantwortung, weil die Ehre der Wilke dadurch gekränkt werde.

Endlich — die Wilke hatte jetzt erst das Bekenntniß abgelegt, daß sie auch sämmtliche Briefe der Fürstin Radziwill und des Königs selbst geschrieben — mußten ihr die Augen aufgehen. Mit dem Ausdruck des natürlichsten und tiefsten Schmerzes rief sie aus: „Wenn das so ist, da bin ich hintergangen. Ach Gott, ich bin um mein ganzes Vermögen betrogen!“

Und so war es. Die unglückliche Alte war durch ihr blindes Vertrauen nicht allein um ihr ganzes Vermögen gebracht, zur Bettlerin geworden und auf die Mildthätigkeit derselben Verwandten hingewiesen, deren Warnungen sie mit Entrüstung und verächtlich von sich gewiesen, mit denen sie durch die Intriguantin in ein gespanntes, feindliches Verhältniß versetzt worden, sondern überdem hatte sie sich zu einer schriftlichen Verpflichtung gegen den Möbelhändler Schröder verleiten lassen, der sie, von allen Mitteln entblößt, nicht mehr nachkommen konnte, ja sie hatte sich der nahen Gefahr ausgesetzt, als Betrügerin zur Untersuchung gezogen und gestraft zu werden. Wie diese Verbindlichkeit gelöst, oder wie sie derselben überhoben worden, ist uns weder bekannt, noch gehört es hierher. Dagegen beschäftigte eine andere Frage zur Zeit als diese Geschichte so großes Aufsehen erregte, die Gemüther in Berlin: ob nämlich der König der bejammernswerthen Dame, als Trost für ihre Leiden, als Belohnung für ihre mehr als loyale Aufopferung und blinde Unterwürfigkeit in seinen angeblichen Willen, ~~ihr~~ eine kleine Pension für die wenigen, ihr noch übrigen Lebenstage aussetzen werde? Ein Theil des Publicums hielt dies für gewiß, und menschlich betrachtet wäre es bei Friedrich Wilhelm's III. mildthätigem Charakter, der dem Leidenden, wo seine Mittel dazu ausreichten, gern, am liebsten im Stillen half, nichts Ungewöhnliches gewesen, zumal da die Geschichte fast unter seinen Augen, in seiner nächsten Nähe, in seinem geliebten Charlottenburg, vorgefallen war. Andererseits aber sprach ein zu gewichtiger Grund dagegen, welcher, so viel bekannt, veranlaßte, daß die Bitten deshalb entschieden abgewiesen wurden. Es wäre eine Aufmunterung für Betrüger

geworden, den Namen des Königs zu misbrauchen, wenn es bekannt geworden, daß der König sich verpflichtet halte, den Schaden zu ersetzen, der durch Misbrauch seines Namens den Betrogenen erwachsen. Es ist die Pflicht jedes Bürgers, sich vorzusehen, und eine blinde Loyalität, die auf die Winke und Wünsche des Monarchen lauscht, ohne eigene Prüfung, ist auch im Codex einer absoluten Monarchie nirgend als Tugend verzeichnet; im Gegentheil kann in einem christlich gesitteten Staate aus solcher Unterwürfigkeit schon gegen die Athemzüge der Macht ein unermeßliches Unheil entstehen. Eine solche Loyalität begünstigen und aufmuntern, lag dem strengrechtlichen Sinne Friedrich Wilhelm's III. fern. Dann aber fragte sich: ob, selbst subjectiv betrachtet, die Aufopferung der alten Demoiselle Niemann als tugendhaft betrachtet werden konnte? Abgesehen von den dunkleren Gerüchten, daß die Wilke ein minder ehrenvolles Verhältniß zum Könige gegen ihre Wohlthäterin fingirt, so gab sie doch nicht, ohne an das Nehmen zu denken. Daß der Minister Maaßen ihr 12 Procent für ihr Capital bewilligte, und der König bei der Rückgabe es mehr als verdoppeln wollte, vertrug ihr Patriotismus und ihre loyale Hingabe.

Wer denkt nicht unwillkurlich bei diesem merkwürdigen Proceß aus der Gegenwart an die Halsbandgeschichte? Es sind hier wie dort dieselben Wunder von Leichtgläubigkeit und dieselben Motive. Der Cardinal Rohan schenkte in eben der Art den von der Lamotte geschmiedeten Briefen der Königin und ihren persönlichen Hinterbringungen Glauben, als die Niemann den von der Wilke fabricirten und ihren Fabeln. Waren jene feiner geschmiedet, war die Intrigue mit mehr Wahrscheinlichkeit und Beachtung der Verhältnisse angelegt, so war

der Wirklichkeit ſo zu ſchattiren, daß ſein Dichter neue Geſtalten darauf malen kann? Welches andere Land, frage ich, als Norwegen? Nun geht auch dies dahin, und Capitán Parry hat noch kein anderes am Nordpol entdeckt, wohin die unglücklichen Yngurds, die Oerindurs, der wackere Sintram, und wie die Helden heißen, die uns in der Dichtung und auf der Bühne ſo oft erfreut, hinwandern könnten. Ja, wenn es nicht zu frevelhaft iſt gegen Deutſche Poeſie, ſo muß ich bekennen: das Reſultat meiner Forſchung iſt, daß der edle Sintram nie hat in Norwegen leben können, weder mit noch ohne ſeine Gefährten „Tod und Teufel," nie zechen in der Burghalle ſeines Vaters; alldieweil es keine Burghallen gab, obgleich ich Quellen gefunden, welche die überſtandene Fährlichkeit ſeiner Bärenjagd nicht unwahrſcheinlich machen. Die edlen Jungfrauen haben leider nicht trauern können auf den einſamen Wartthürmen am Meere, und eben ſo wenig konnten

Unſichtbare Schweſtern ſchirmen,
Freundlich aus verfallnen Thürmen
Des geliebten Jägers Haupt,

verhältnißmäßig, wenn man die Weltbildung, die Kenntnisse, den Geist und die mehre Vertrautheit des Betrogenen mit dem Hofleben in Anschlag bringt, der Betrug doch gröber und unglaublicher als die Täuschung einer alten, kränklichen Jungfer, die, einsam und verschlossen, nichts von der Welt wußte, sah, hörte, und doch einen ewigen Zug der Menschen- und besonders der Frauennatur nicht verleugnen konnte, den Hang nach dem Wunderbaren, als der eigenen Eitelkeit schmeichelnd. Die Niemann wie Rohan wurden von einer ungeheuern Eitelkeit zu einem blinden Glauben getrieben. Eine Fürstin ihre intime Freundin, ein König, der von ihr Geld borgte und sein Herz gegen sie aufschloß, das war mehr der Seligkeit für den Stolz der Alten, als des blasirten Rohan's galante Hoffnung, den Haß einer schönen Königin in Liebe und Gunst zu verwandeln.

Ihre Vertheidigung zu den Acten war einfach und natürlich. Sie hatte nie die Handschrift des Königs noch die der Fürstin Radziwill gesehen. Sie hatte kein Mistrauen gegen die Wilke, die ihr als Pathe, als mutterlicher Freundin, als Wohlthäterin zum innigsten Dank verpflichtet sein mußte! Wie konnte sie es als möglich denken, daß gerade diese Person sie so hintergehen, als ein Vampyr so an ihrem Herzblute saugen könne? Ihr vor fürstlichen und königlichen Personen in Ehrfurcht erstarrendes Gemüth hielt es für absolut unmöglich, daß Jemand, und am wenigsten ein so junges Mädchen, auf der keine Schuld bis da haftete, es sich unterfangen können, die Handschrift ihres Königs nachzuahmen, ein solches Majestätsverbrechen zu begehen. Sie berief sich ferner darauf, daß sie sich nie um Staatsangelegenheiten gekümmert, nie etwas von den dahin einschlagenden Verhältnissen gewußt, und daß die Wilke

nie in Verlegenheit gekommen, sondern stets mit der größten Bestimmtheit und Sicherheit ihre Angaben gemacht; auch daß sie auf die mehrfachen Verdächtigungen durch die Verwandten der Niemann und Andere nie die geringste Verlegenheit gezeigt, sondern immer mit völliger Ruhe geantwortet habe. Da ihr die tiefste Verschwiegenheit zur heiligsten Pflicht gemacht war, konnte und mochte sie mit Niemand daruber sprechen, und so war es möglich, daß sie so lange in ihrer Täuschung bleiben konnte.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß jede Rüge und Untersuchung gegen diese arme Betrogene unterblieb; sie war harter gestraft als ein Gericht sie strafen konnen. Ihre ganze äußere Existenz war vernichtet, und wenn die Alte noch Sinn dafur gehabt, mehr als Das. Ihr Alles, woran ihre Hoffnungen, Träume, ihre Eitelkeit, ihre Liebe zum Leben sich gerankt, war mit einem Male ausgerissen. Sie hatte eine Natter an ihrem Herzen genährt und geliebkost, die ihren letzten Blutstropfen ausgesogen, und nun, statt Bedauern fur ihren Schmerz, ihr Ungluck zu empfangen, hatte sie nichts als Lacheln und Gespott zu erwarten.

Auch gegen ihre Gesellschafterin Alfrede war kein Grund, einzuschreiten. Auch sie war benommen von der Vorstellung von Paulinens Rechtlichkeit, vielleicht auch vom Zauber des Wunderbaren, der selbst nach manchen bittern Sterungen oder Weibergeklatsch nicht entwichen war. Mit dem edlen Eifer, oder Leichtsinn, mit dem Frauen sich oft fur Dinge interessiren, die sie nicht verstehen, die aber ihr Gefuhl angeregt haben, trat sie als Kämpferin fur die Unschuld ihrer Gebieterin auf, glucklicherweise ohne sich fur dieselbe in Geldsummen und durch Handschrift zu verbürgen.

Nur Pauline Wilke blieb als Schuldige übrig. Alle einzelne Spuren, auf Mitschuldige deutend, die man emsig verfolgte, führten irre. Alles, was sie war, war sie durch sich selbst, Alles, was sie erreicht, verdankte sie ihrem eigenen Genius; es finden sich nicht einmal, mit einer einzigen Ausnahme, Andeutungen, daß sie Lehrmeister gehabt, lebende oder todte. Von ihrer Lectüre geschieht nirgend Erwähnung.

In einem violettseidenen Kleide, einem bunt brochirten Atlastuche, in feinen weißen Strümpfen und gestickten Parisern wurde dieselbe Pauline Wilke ins Stadtvoigteigefängniß abgeliefert, um mit gemeinen Frauen in ein und derselben Stube zu verweilen, die wenige Monate vorher mit vier Pferden Extrapost in Karlsbad eingezogen war und durch ihren Luxus, ihre Ausgaben und Vergnügungspartien die reichsten und vornehmsten Besucher des Badeorts ausgestochen hatte, in deren Gesellschaft umherzufahren angesehene Fremde sich zur Ehre und Vergnügen rechneten. Ihr Glücksstern war erblichen, um nicht wieder aufzuleuchten. Bis heute hat sie die Gefängnißmauern nicht wieder verlassen. Einige Blätter weiter, wo jene ihre kostbare Kleidung verzeichnet steht, finden wir schon ihre Bitte um etwas neue Wäsche; aber der Bericht darunter zählt so weniges Weißzeug als in Beschlag genommen auf, daß man vermuthen muß, sie habe, wenn es ihr nicht gestohlen worden, in den letzten Jahren bereits das Nöthigste veräußert, um nur zu leben!

Vor dem Richter scheint alle ihre intriguante Kraft entwichen. Sie macht ein vollständiges Bekenntniß, zuerst zaudernd, auf die ernsten Fragen raumt sie indeß Alles ein. Mit weiblicher Schlauheit und Eitelkeit sucht sie hier und da Einiges zu beschönigen, weniger das

Verbrecherische, als was sie in ungünstigem Lichte, als thöricht und unwissend darstellen konnte. Die Reihe ihrer unerlaubten Handlungen ward also durch die Untersuchung aufs vollständigste dargestellt, ohne daß wir nöthig haben, sie, nach der obigen Geschichtserzählung, noch einmal zu wiederholen. Es kamen noch einzelne versuchte Betrügereien zur Sprache, die ihr nicht geglückt und gegen die große, an der Niemann und dem Schroder verübt, unbedeutend, gegen die moralisch schändliche, am Sparpfennig einer armen alten Dienstmagd begangen, fast indifferent erscheinen. Das Maß ihrer Schuld war voll, und es kam deshalb auch nicht darauf an, ihre verdächtigen Reisen nach Hamburg strenger zu verfolgen, als geschehen. Auch dort war sie schon durch ihre Verschwendung der Polizeibehörde aufgefallen und hatte einmal wenigstens die Weisung erhalten, fortzugehen. Ob sie mit Sporen an den Füßen ausgefahren, einen Jockei als Vorreiter, und Cigarren im Munde, wie ein dortiger Wirth, bei dem sie gewohnt, behauptete, sie aber in Abrede stellte, thut zur Sache nichts, und wurde nur zu ihrer Charakteristik einen Zug mehr liefern. Als ermittelt ist nur anzunehmen, daß sie einem Schiffscapitain, für ein werthloses Geschenk von erotischen Früchten oder Spielereien, eine Tabackspfeife für über 10 Ducaten kaufte und schenkte, daß sie einen Platz zur Ueberfahrt nach Havre bezahlte, aber nicht mitfuhr, weil das Wetter stürmisch wurde und der Muth ihr ausging, woraus sie für ihre berliner Freunde die interessante Geschichte machte, daß das Schiff bei Curhaven gescheitert und mit 50 Passagieren untergegangen, sie also durch eine besondere Fürsorge des Himmels gerettet sei, in Summa, daß sie auch in der Hansestadt ihre prahlerische Rolle, aber ungeschick-

ter auf dem fremden Terrain, gefrielt hat, ohne doch daselbst erweislich und wahrscheinlich Betrügereien vorgenommen zu haben. Es bleiben Zweifel, wie oft, in welcher Absicht und mit wem sie in Hamburg und Ludwigslust gewesen, die durch die Untersuchung nicht vollständig erledigt scheinen. Um eine Strafe und deren Maß zu finden, bedurfte es indeß hierfur keiner weitern Ermittelung, da das Resultat wenigstens gefunden war, daß sie bei diesen hamburger Reisen nicht, wie es anfanglich schien, in Gemeinschaft mit andern Schwindlern gehandelt.

Und was war das Motiv eines so großen, mit solcher Ausdauer von einem jungen Madchen verubten Betruges? — Nichts von Habsucht, Eigennutz, Rachsucht oder andern Leidenschaften, durch eine machtige Sinnlichkeit angeregt. Diese, wie gesagt, spielt in ihrem Leben und ihrer Rolle gar nicht mit, bei der Untersuchung ward sie als unbefleckte Jungfrau erfunden! Es war ursprunglich nur der Kitzel, auch einmal zu glänzen und als vornehme Dame das Leben — zu genießen? Nicht ganz. Die **Genußlust** kam als Nebensache hinzu, das Principale war **die Lust zu scheinen**. Die Verbrecherin selbst gibt daruber den einfachsten Aufschluß in ihrer Aussage vom 4. Mai 1836:

„Zu den Betrügereien gegen die Niemann bin ich dadurch gekommen, daß ich durchaus keine Lust hatte, mir durch Conditioniren bei andern Leuten meinen Unterhalt zu verschaffen. Da ich selbst kein Vermögen besaß, kam ich auf den Gedanken, mir die Mittel zu einem selbständigen Leben durch Schwindeleien zu verschaffen. Als ich auf die Art erst einmal von der Niemann Geld erhalten hatte, wurde ich durch die Leichtigkeit, mit der ich das Geld von ihr erhielt, nur auf-

gemuntert, darin weiter fortzufahren. Anfänglich, und bis zu der Zeit, wo ich sah, daß die Niemann Geld auf ihr Grundstück aufnehmen mußte, hielt ich sie für sehr reich und glaubte, es machte auch keinen großen Schaden, wenn ich ihr von ihrem Ueberfluß abzapfte. Erst als sie auf ihr Haus mußte eintragen lassen, um das Geld zu bekommen, merkte ich, daß sie kein Vermögen mehr besäße, aber da war ich nun einmal drin, und konnte nicht mehr zurück."

Befragt, ob sie denn aber nie weiter gedacht, und daß ihr Betrug entdeckt werden müsse, antwortete sie mit völliger Unbefangenheit:

„Mir ist nie der Gedanke gekommen, daß mein Verfahren entdeckt werden könnte, und ich habe auch nie daran gedacht, daß meine Betrügereien doch einmal ein Ende nehmen müßten, und daß ich dann nichts hätte, wovon ich meinen Lebensunterhalt bestreiten könnte. — Ich habe Alles, was ich von der Niemann und Andern erhalten, ausgegeben, um meinen Hang, als große Dame in der Welt zu leben, ausführen zu können. Ich habe sehr viel Geld gebraucht, für meine Reisen, Wagen, Pferde, Dienstpersonal, für Geschenke an Reiche, für Almosen an Bedürftige, sodaß ich begreiflicher Weise nichts übrig behielt, als die paar Sachen, die man noch bei mir gefunden hat."

In dieser einfachen Darstellung dürfte die ganze Wahrheit ihres Seins und Treibens ausgesprochen sein. Zwar berichtete Duncker auf mehre Erkundigungen bei Paulinens Verwandten und frühern Bekannten, daß sie „von Jugend auf ein höchst lugenhaftes und freches Mädchen gewesen". Bei den gerichtlichen Vernehmungen hat sich aber ein anderes Resultat herausgestellt. Alle Zeugen, die sie früher gekannt, bekunden, daß sie

an ihr eine stille, ruhige Person bemerkt; ein hervorstechender Zug sei ihre Gutmuthigkeit gewesen. Diese bezeugt auch ihre Gesellschafterin und ihr Bediente. So charakterisiren sie desgleichen ihre Verwandte, die sie von früh auf gekannt. Man hatte sie immer für gut und ordentlich gehalten und keine Anlage zum Lügen wahrgenommen. Dagegen hatten sie wol gedacht, daß man ihr eine für die Verhältnisse, in denen sie zu leben bestimmt war, zu gute Erziehung gegeben habe. Diese habe ihrem Leichtsinn Nahrung gegeben und den Hang zum vornehmen Leben in ihr erweckt.

Und spricht sich nicht Dasselbe in der ganzen Geschichte ihres Glanzlebens aus? Es ist das Leben eines Schmetterlings, die Gedanken reichen nicht weiter, als im Sonnenschein zu spielen und von einer Blume zur andern zu flattern; ohne Sorge, ohne Vorausbedacht, daß nach dem Tage die Nacht eintreten muß. Ein von Jugend auf ränkesüchtiges Gemüth, eine freche Natur spinnt weiter gehende Plane. Davon hier auch keine Spur; im Gegentheil gehorcht Pauline Wilke nur dem Augenblick, und wenn sie im Juni ihre Hand nach den verbotenen Kirschen ausstreckt, ist ihr Sinn weit davon entfernt, schon an die Aepfelernte im October für den Winter zu denken. Die Gelegenheit macht Diebe, aber auch Speculantinnen ihrer Art; sie fangen klein an, durch Umstände und Glück fortgerissen, wagen sie sich an Größeres. Die Lust zur Intrigue wächst mit deren Gelingen, endlich ist ihnen das Spiel ebensoviel werth, als der Gewinn ist, den sie daraus ziehen; sie können nicht mehr ohne dasselbe leben. Ein Zeuge erklärte, er habe sie immer für eine gutmuthige, aber auch für eine beschränkte Person gehalten. Wie ihre Einbildungskraft, so entwickelte sich auch ihre Fähigkeit zum Intriguiren.

Sie hatte den Glanz, die Annehmlichkeit des vornehmen Lebens kennen gelernt, sie wollte nicht mehr dienen, das ist das Fundament, was feststeht. Aus einer Bonne wollte sie sich gern zu einer Gesellschafterin, einer Freundin ihrer Herrin erheben. Die Begünstigte, die Vermittlerin eines Königs ward sie erst, nachdem sie die Freundin, das geliebteste Schooßhündchen einer Fürstin geworden, und die Braut von Grafen und Herren erst da, als ihrem Ehrgeiz der Posten einer Schulvorsteherin nicht mehr genügte.

Wie ihre Phantasien Zug um Zug mit dem Glauben, den ihre Lügen fanden, mit dem Gelingen ihrer Listen, wuchsen und anschwollen, ist uns in den Acten nicht erzählt. Die Richter, mit Anderm beschäftigt, fanden keinen Anlaß, diesen psychologischen Entwickelungsproceß genauer zu verfolgen, und sie selbst, stets nur mit der Gegenwart, höchstens mit der nächsten Zukunft sich beschäftigend, noch weniger Vergnügen, dieser Vergangenheit sich so zu erinnern, daß wir eine vollständige Geschichte ihrer Entwickelung erhalten konnten. Aber in einer kleinen Nebenintrigue, die zu keinen Resultaten für den Richter führte, sind uns Züge geliefert, welche Lichter auf ihren Charakter werfen, die unsere Anschauung desselben rechtfertigen.

Im Hause des Banquiers, wo sie als Bonne in Diensten stand, hatte man durchaus keine Klage gegen sie während eines fünfvierteljährigen Dienstes. Sie galt wie überall für ein ordentliches, sittsames Mädchen, und ward nur entlassen, weil man eine französische Bonne nehmen wollte. Aber sie hing sich auch nach der Zeit an die Familie und entzückte durch kleine Aufmerksamkeiten, namentlich die Mutter ihrer frühern Herrin, die für dergleichen empfänglich war. Sie schickte zu den

Geburtstagen Kuchen mit Namenszügen, zu Weihnachten saubere Stickereien. Die Geschenke wurden erwidert durch seidene Kleider, durch ein Paar brillantene Ohrringe und dergl. So erhoben kam die Wilke fast täglich zu ihrer früheren Herrschaft wieder ins Haus, jetzt ein willkommener Besuch, denn sie war die angenehmste Gesellschafterin für die ältere Dame, welche der geselligen Heiterkeit gern opferte. Ihre Erzählungen, ihre Enthüllungen unterhielten und entzückten. Für diese Gläubigen war sie aufgenommen im Hause einer Baronin Dankelmann, aber nicht als Bonne, nicht als Gesellschafterin, sie war die — heimliche Braut des Sohnes der Familie, des Grafen Cäsar von Dankelmann. Sie selbst war ein uneheliches Kind des Herzogs von Modena! Sie rühmte sich des Umgangs mit den höchsten Personen (in diesem Kreise aber blieb die Fürstin Radziwill fort), besonders der vortrefflichen Prinzessin Wilhelm. Heirathspartien fehlten ihr gar nicht. Ein anderer gewisser Graf umschwärmte sie und ließ nicht ab, ihr seine Hand anzubieten, aber sie konnte sich nicht entschließen, den „Lump" zu heirathen. Ihr besonderer guter Freund war der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der ihr nicht allein zu ihrem Geburtstag den prächtigen Wagen, in dem sie fuhr, sondern auch — sein Lustschloß Monbijour (an der Spree, aber in der Mitte von Berlin) geschenkt hatte! (Beiläufig hätte der Prinz hier mehr verschenkt, als er verschenken konnte, da er Monbijour nur als ein ihm zuertheiltes Palais bewohnte; worauf es natürlich bei den Geschenken der Wilke nicht ankam.) — Noch mehr, oder wenn man will weit weniger: die Dame, welche an ihrer Gesellschaft so vielen Gefallen gefunden, hatte ihr einst eine Flasche Cardinal geschenkt, um sie ihrer Großmutter mitzubringen. „Wis-

sen Sie, wer den Cardinal getrunken hat? rief die Wilke triumphirend am andern Tage. — Der Prinz August; er ist bei mir gewesen." — Hier opferte das leichtsinnige Mädchen also selbst den Schein einer Tugend, die sie besaß, ihrer Eitelkeit, als Begünstigte eines durch seine galanten Neigungen bekannten Prinzen zu glänzen. — Uebrigens kannte sie überall ihre Leute, um ihre Lügen nach der Werthschätzung derselben von den Dingen und Verhältnissen einzurichten.

Erst als die Frau des Banquiers erfuhr, daß Pauline Schulden habe, kam sie auf den Gedanken, daß sie geprahlt habe und ihre Aussagen sich in Wahrheit nicht so verhielten! Da fuhr sie zur Gräfin Dankelmann und erfuhr von derselben, daß ein Graf Cäsar Dankelmann gar nicht existire, also nicht Bräutigam der Wilke sein könne; worauf der Wilke das Haus verboten wurde. Pauline versprach einst dem Friseur der Dame 100 Thlr. wenn er ihr wieder eine Zusammenkunft mit derselben verschaffe, worauf eine solche und eine Art Versöhnung auch im Garten von Monbijour wirklich stattfand und Pauline viel weinte u. s. w.

Wer erkennt hier nicht den Muthwillen eines jungen, eitlen Mädchens, das sich in Aufschneidereien gefällt, und ohne besondern Zweck unsinnige Prahlereien vorbringt; je mehr ihr geglaubt wird, um so Tolleres und Abgeschmackteres. Das sind Erscheinungen, die Jeder, der viel unter Menschen kam, an bekannten Personen gefunden haben wird, ohne um deswillen die Gefängnisse der Criminalverbrecher durchsuchen zu müssen.

Die Wilke selbst erklärte sich deshalb: es habe so ziemlich Alles seine Richtigkeit, so wie der Zeuge es vorgegeben. Nur weil die Dame ihren Erzählungen Glauben geschenkt, sei sie mit ihr, der ehemaligen Bonne, spa-

denn es gab in ganz Norwegen keinen Thurm, insofern die Dichter darunter solche von Stein wollen verstanden wissen. Noch schmerzlicher ist es für mich zu bekennen, daß das Geschlecht der Oerindur, von dem es doch heißt:

Das Geschlecht der Oerindur,
Unsers Thrones feste Säule,
Soll bestehn, ob die Natur
Auch damit zu Ende eile,

niemals hat eine Säule sein können, weder mit Patent, noch durch Geburt, da der feudalistische Nerus niemals in Norwegen aufkommen wollte. Die Dichter mögen sagen was sie wollen, es giebt seit König Nors Zeiten, den Müllner so besonders verehrt, nur freie Bauern, und was man mit diesen anfangen, oder wie man mit ihnen umspringen kann, mag man aus Steffens wahrhaftigern Novellen entnehmen. Uebrigens hat es seine Richtigkeit, daß diese Bauern sonst Schwerter und Harnische und Streitäxte getragen, daß sie sich anders gebährdet als jetzt, ja sogar einmal ihren König erschlagen haben, als er sie zu Christen machen wollte, so wie, daß unter Augen der kleinen Könige vor Harald-

zieren gefahren, und es hätte ihr doch viel Vergnügen gemacht, mit ihr spazieren zu fahren. „Warum hat sie dergleichen geglaubt! Ich hatte keine andere Absicht dabei, als mir einen Spaß zu machen.“ Sie wollte zu diesen Lügen hauptsächlich durch eine verstorbene Freundin Emilie A.....g angeregt sein, die sie dringend aufgefodert hatte, die eitle und stolze Närrin mit Lügen zu unterhalten und ihr etwas Tuchtiges aufzubinden.

Diese Erklarung klingt sehr wahrscheinlich. Die Niemann in ihrer altjungferlichen Aengstlichkeit und Abgeschiedenheit konnte ihren wohlgeordneten Lügen aus Unkenntniß mit der Wirklichkeit und loyaler Unterwürfigkeit Glauben schenken; die lebenslustige Banquierfrau, weit mehr vertraut mit dem Gange der Welt, hätte scharfer blicken mussen, und doch glaubte sie. Hier kitzelte Pauline ihre Eitelkeit, oder die Schadenfreude plagte sie, die, wie sie meinte, eitle und aufgeblasene Frau zu mystificiren. Geld, oder gar Capitalien ihr zu entlocken, war nicht wol möglich, es galt nur einer Lust fröhnen, der sie nicht widerstehen konnte, und sie gab sich ihr rucksichtslos hin. Dies wird auch durch die letzte Anführung vom Cardinal und dem Prinzen August bestätigt. Ein junges Mädchen, welches sich in höhere Kreise hineinschwindeln und auf Achtung Anspruch machen wollte, hätte nie gewagt, sich zu rühmen, daß der Prinz August sie besucht und bei ihr Cardinal getrunken habe.

Pauline Wilke spielte übrigens die wohleingelernte Rolle noch im Gefängnisse fort. Mit in einem Fingerhut gesammeltem Blute — wie sie behauptet, aus dem

Daumen einer Mitgefangenen — schrieb sie auf ein entwandtes Blatt Papier Folgendes:

„Eure Majestät unser allergnädigster König wollen huldvoll entschuldigen daß eine alte 70jährige Person es wagt vor Allerhochst Dero Thron eine Bitte zu legen. Von Ew. Majestät allbekannten Herzensgüte und Milde fest überzeugt hege ich schon im Voraus die feste Hoffnung daß Ew. Majestät sie mir erfüllen werden. — Ew. Königl. Majestät wird nicht unbewußt sein, wie vor einiger Zeit ein junges Mädchen mit Namen Wilke sowohl in Berlin, als auch in Charlottenburg, ihrem Wohnorte viel Aufsehen unter den Einwohnern erregte, weil sie von niederer Herkunft war und durchaus gar kein Vermögen besaß. Mit einem Mal trat sie auf, besaß ein Vermögen, lebte danach, theilte aber besonders reichlich davon unter den Armen aus, welches ihr die Liebe und Theilnahme Tausender zuzog. Auch hat sie sich nie einen Tadel oder Vorwurf zu Schulden kommen lassen, in Hinsicht eines schlechten luderlichen Lebenswandels. — Doch jetzt machte es ein Umstand nöthig, daß es ans Licht kommen mußte, wo sie dies Vermögen herbekommen hatte. Dies junge Mädchen war von Jugend auf nie an Abhängigkeit gewöhnt, denn sie wurde erzogen beim verstorbenen Geheimrath — — —, hernach von dessen Schwägerin, nach deren Tode ihr nichts übrig blieb, als bei anderen Leuten ihr Fortkommen zu suchen. Der Zufall führte sie zu mir nach Charlottenburg; ich bin ihre Pathe, sie suchte Zuflucht bei mir, ich schenkte ihr häufig bedeutende Summen Geldes, welches in ihr vorzüglich den Grund zu einem leichtsinnigen Charakter legen mußte. Dies freudenvolle Leben gefiel ihr, sie suchte von dieser Zeit an sich in den Besitz meines Ver-

mögens von 18,000 Thlr. zu bringen, dadurch daß sie mir vorspiegelte, sie stehe mit Ew. Königl. Majestät in Verbindung, Ew. Königl. Majestät wünschten dies Vermögen zu besitzen und brachte mir auch Schreiben von Ew. Majestät die sie aber selbst ausgefertigt hatte. — Jetzt befindet sich dies junge Mädchen in criminalischer Haft und Untersuchung, was mich tief, tief schmerzt und mich alte Person dem Tode nahe bringt, da ich die eigentliche Schuld bin mit meinem Gelde in ihr diesen Leichtsinn gebracht zu haben. Ew. Königl. Majestät Name ist gemißbraucht, doch allerhöchst Dero Gnade, die so manchem Uebelthäter schon das Leben schenkte, laßt mich mit fester Zuversicht hoffen, daß Ew. Königl. Majestät auch an diesem jungen Mädchen das Wort der Gnade und Milde werden ergehen lassen! ich bin alt, so lange ich noch leben werde, wird Gott mir durchhelfen, auch verlassen mich meine Verwandte, die vermögend sind, nicht; ich habe ihr vergeben was sie mir gethan hat, mein Tod würde es sein, wenn die Strafe an ihr vollzogen würde, die ihre Richter jetzt über sie verhängen. Ich werfe mich daher mit festem Vertrauen auf Ew. Königl. Majestät Gnade zu allerhöchst Dero Füßen und flehe Ew. Königl. Majestät an, diesem jungen Mädchen zu vergeben, die schwere Strafe von ihr zu nehmen und die Thüren ihres Kerkers zu öffnen! O! Ew. Majestät ich bitte Sie um Gotteswillen allerhöchst dieselben wollen mein Flehen erhören und mir die letzten Stunden meines Lebens durch dieses Gnadenwort versüßen! Um die Wunden und das Blut Jesu bitte ich Ew. Königl. Majestät um Erfüllung meiner Bitte! In tiefster Demuth verharre ich Ew. Königl. Majestät u. s. w. — —

Niemann."

Darunter ſtand:

„Liebe gute Alfrede, nur dieſe Zeilen können uns alle wieder in Ruhe bringen. Die Niemann muß dies wörtlich abſchreiben und Sie gute Alfrede müſſen dieſe Zeilen dann dem König im Namen der Niemann ſelbſt abliefern, ſollten Sie aber den König nicht perſönlich zu ſprechen bekommen, wozu Sie ſich bei Müller melden müſſen, ſo binden Sie Müller dies Schreiben auf die Seele und bitten um ſchleunige Antwort, denn es gilt ein Menſchenleben zu retten! oder ſehen Sie zu, daß Sie die Liegnitz ſprechen können. Doch wahrſcheinlich wird der König die Bitte das erſte Mal nicht gewähren können, dann verabſaumen Sie ja nicht zum zweiten und dritten Mal zu ſchreiben, aber nur ſo, daß jedes Schreiben ſich auf obigen Brief bezieht; ja keine Erwähnung von meinem fruheren Verhältniß, auch nicht bei einer perſönlichen Unterredung; wenn Sie eine ſolche haben ſollten, dann bitten Sie ja herzlich für mich; ſagen Sie daß meine Reue groß wäre und ganz in Melancholie überginge. Das Uebrige wird Ihnen Gott eingeben. Die Niemann iſt keinesweges um ihr Vermögen, ſobald ich frei bin, iſt ſie in Beſitz deſſelben, und wir alle glücklich; ich wollte keinen Verrath begehen, darum leide ich jetzt unſchuldig; ich durfte mich nicht anders benehmen, ich durfte nicht anders handeln, ich redete ſtets die Wahrheit zur Niemann; glaubt die Niemann, daß dies Unwahrheiten ſind und zeigt ſie dieſen Brief, ſo bin ich in drei Wochen todt und Alles iſt unglücklich, denn ich ſterbe unſchuldig, mit meinem Gott bin ich verſöhnt, ich ſehne mich nur nach ſeiner Wohnung. Befolgen Sie alles pünktlich und wir ſind glücklich.

Die Niemann ſoll ſich nicht grämen, was ihr verſprochen iſt, kriegt ſie, nur ich muß frei ſein; ſie

muß nur nicht nachlassen mit Bitten beim König, sie soll die Gerichte nur thun lassen, was sie wollen, sie soll nur ruhig sein, nur Verschwiegenheit über diesen Brief gegen Jedermann.

Pauline."

Der Inhalt bedarf keiner Erklarung. Die Sache ward durch eine Mitgefangene verrathen, der Zettel bei einer andern, als sie aus dem Gefängniß entlassen ward, vorgefunden. Die Schrift blieb naturlich ohne Wirkung, zeigt aber von ihrem Muth und ihrer Gewandtheit, die Intrigue auch aus den Mauern des Kerkers heraus fortzuspinnen; aber in welcher Art mußte das junge Mädchen die alte Dame mit ihrem Lügengewebe umgarnt gehalten haben, daß sie auch jetzt an die Möglichkeit dachte, sie noch einmal zu täuschen und dahin zu bringen, daß sie sich für die Person beim Könige verwandte, welche sie um ihr Alles gebracht.

Das erste Erkenntniß erschien am 21. Mai 1836. Nach preußischen Gesetzen ward der Betrug nur durch eine Geldstrafe im doppelten Werthe der Summe, um die der Verbrecher Jemand übervortheilt, und erst im Unvermögensfalle mit einer gleich abzuschätzenden Leibesstrafe gebüßt. Dieses Duplum schätzte der erkennende Richter auf 42,450 Thlr. und arbitrirte, bei dem notorischen Unvermögen der Wilke, dafur unter Anfuhrung der verschiedenen Verscharfungsgrunde eine 12jahrige Strafarbeit. In zweiter Instanz ward dieses Urtheil vom Kammergericht bestätigt.

Den rolicitilichen Antrag, die Betrugerin auch wegen der beleidigten Majestat zur Untersuchung zu ziehen und zu bestrafen, hatte das erkennende Gericht nicht berücksichtigt. Wir glauben mit Recht. Es war kein

Animus dem thörichten Mädchen beizumessen, weder den Landesherrn noch die andern hohen Personen zu beleidigen. Nur aus Eitelkeit und Prellerei handelte sie, und bediente sich dabei, ohne Rücksicht und Nachdenken, der Mittel, die ihr in den Sinn kamen. Was hatte diese gedankenlose Ephemere mit Politik zu thun, als, was ihr davon aufstieß und im Sinn blieb, zu ihren Zwecken zu gebrauchen. Wie man nicht Injurien begehen kann, ohne die Absicht zu beleidigen, sollte man auch die Majestät nicht beleidigen können, ohne daß der Wille und die Absicht der Verunglimpfung dargethan wäre. Hier streitet sogar die Vermuthung dagegen!

Im Zuchthause, fruher zu Spandau, jetzt in Brandenburg, wird die Aufführung der Verurtheilten so gelobt wie fruher, ehe sie den Verbrecherweg betrat. Sie beschäftigt sich mit Stickereien, die vortrefflich sein sollen. Ein vor einigen Jahren fur sie eingereichtes Begnadigungsgesuch mußte indeß zurückgewiesen werden, da gar keine Grunde obwalteten, eine so gefährliche Betrügerin früher zu entlassen. Auch wenn der Zeitpunkt ihrer Loslassung kommt, darf diese nicht eher nach dem Erkenntniß erfolgen, als bis der Vorgesetzte der Anstalt sich uberzeugt hat, daß sie durch die erlittene Strafe wirklich gebessert worden und, im Stande sich ehrlich zu ernahren, ihre Freilassung der öffentlichen Sicherheit nicht mehr schädlich sei.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Elfter Theil.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der
neue Pitaval.

Eine Sammlung
der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben
vom
Criminaldirector **Dr. J. E. Hitzig**
und
Dr. W. Häring (W. Alexis).

Elfter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1847.

Harfager und unter den Jarls nach ihm ſich ein ritterliches Gefolge gebildet haben mag, ohne daß deshalb ein Feudalverband erwachſen wäre.

Aber auf jedem Schritte wird es dem Auge klar, daß kein ſolches Norwegen je geweſen, denn es ſucht vergebens nach ſeinen Reſten. Keine Burg, kein Schloß, nicht einmal die Ruine eines Wartthurms grüßt uns von den Hügeln. Hier lockt ein dunkelgrüner Waldkorf, dort eine kahle Höhe das Thal beherrſchend; vergeblich! Unſere Vorfahren hätten ſtolz gethürmte Caſtelle darauf errichtet; hier, nicht der Grundſtein einer Mauer, kaum Spuren, daß je ein Fuß die Spitze betrat. Und doch wird das Auge häufig getäuſcht. Die Felſenſpitzen und ſcharfen Wände gleichen Mauern eines Raubneſtes, das aus dem Walddickicht vorſchielt. Es müßten Giganten darin gehauſt haben, denn kein menſchlicher Maaßſtab reichte hier aus. Die alten Helden und Könige bauten, ſo gut wie jeder Norwegiſche Bauer, nur von Balken und Brettern ihre Fürſtenſchlöſſer und Burghallen, und keine Berührung eines mächtigen Fußes konnte das ſtattliche Tannengebalk ſchützen vor dem mächtigern

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des elften Theiles.

	Seite
Der Duc d'Enghien. 1804.	1
Georges Cadoudal's Verſchwörung. 1804.	33
Major John André. 1780.	105
Die fünf Mörder auf der Eſperance. 1817—1820.	127
Lacenaire. 1835.	186
Die Müllerin von Fockendorf. 1689.	216
Euphemie Lacoſte. 1843—1844.	232
Obriſt Charteris. 1729—1731.	261
Delacollonge. 1835.	312
Der Jahrmarkt zu Leerdam. 1778—1787.	338
Der blinde Zeuge. (??)	356
Bletry. 1843—1845.	366

Vorwort.

Die beiden, in dieſem Jahre erſcheinenden Theile, XI und XII, unſeres Werkes bringen eine Reihe politiſcher Proceſſe aus der franzöſiſchen Revolutionszeit, deren Aufnahme anfänglich nicht in unſerm Plane lag. Die franzöſiſche Revolution erſchien uns ſelbſt als ein ungeheurer Proceß, mehr mit ſiegenden und unterliegenden Ideen, mit ſchuldig und unſchuldig vergoſſenem Blute, als mit Rechtsformen durchwebt und verkittet, ein Proceß, der in ſeiner Totalität aufgefaßt werden muß, nicht in ſeinen einzelnen Acten, und demgemäß weit über die Grenzmarken unſerer berühmten Rechtsfälle hinausragt. Die Theilnahme indeß, welche grade die einzelnen in das politiſch-hiſtoriſche Gebiet einſchlagenden und von uns in den früheren Bänden aufgenommenen Proceſſe beim Publicum fanden, und die Aufforderungen, von ſehr geachteten Stimmen, an uns ergehend, in dieſen Darſtellungen fortzu-

fahren, veranlaßten jene Geſchichtsperiode von unſerm Standpunkte aus näher ins Auge zu faſſen. Wäre es doch vielleicht jetzt in der Epoche eines großen Gährungsproceſſes in unſerm deutſchen Vaterlande grade für die Wiſſenſchaft an der Zeit, die Momente zu betrachten, wo die Streitfragen zwiſchen dem Privat- und dem öffentlichen Rechte in andern Völkern zu einer blutigen Löſung gelangten, um zu lernen, wie wir ſie friedlich und im Wege des Rechtes herbeiführen. Von welcher der ſtreitenden Parteien erſchallt nicht der Ruf: am Rechtsboden feſtzuhalten! Schade nur, daß die große Weltgeſchichte lehrt, wie ſie ihn überall, wo ſie vorwärts ging, verließ, wie das geſeſtetſte Feſte durch Wort und Schrift nicht Stich hielt, wo ein neuer Gedanke geboren ward, ein neuer Geiſt, um die Welt zu beherrſchen. Die Löblichkeit des Beſtrebens, auch in dieſen Umwälzungen an Satzungen und Formen zum Schutz gegen die Willkür ſich zu klammern, leidet um deswillen, daß die Geſchichte ſo ganz anders arbeitete, als unſere Rechtswiſſenſchaft für Recht hält, keinen Eintrag, wirke Jeder, was er kann; aber verhehlen können wir es uns nicht, daß dies Beſtreben auch zur Carricatur wird, und mehr als das, zum furchtbaren Hohn, wo die Macht nach Rechtsformeln ſucht, abgeſtandenen alten, oder neu erfundenen, um die nackten Acte ihrer grauſamſten Willkür einigermaßen zu verhüllen.

In dieſem Lichte erſcheinen die Proceſſe aus der Zeit des Terrorismus. Wenn wir aus dieſen endloſen Blutgerichten in der Folge einige auswählen, kann es formell nur des Beiſpiels, der Vollſtändigkeit wegen geſchehen, um ex ungue leonem zu erkennen; oder wo beſondere Perſönlichkeiten ein anderartiges Intereſſe für uns daran knüpfen. Die lange Reihe der Girondiſten auf der Guillotine iſt für uns nur ein hiſtoriſches Factum, eine große Tragödie, die Beſiegten unterlagen den Siegern, Siegern, welche die Ueberwundenen opfern mußten, die Proceſſe gegen ſie waren nur die Ausfüllung einer Chablone. Wenn wir dagegen den Proceß einer Charlotte Corday, eines Freiherrn von Trenck, vielleicht eines Danton und Anderer künftig aufnähmen, geſchähe es, weil beſondere Motive, perſönliche Intereſſen dieſen Opfern und dem Verfahren gegen dieſelben eine eigenthümliche Geſtaltung geben. Im Ganzen ſind wir in unſerer Annahme nur beſtärkt worden, daß die Criminalproceſſe der Revolution, trotz dem, daß die Wohlfahrtsausſchüſſe durch Geſchwornengerichte die Angeklagten richten ließen, und die neuen franzöſiſchen Sammler der causes célèbres ſie darunter aufnahmen, nicht als Criminalproceſſe in dem Sinne zu zählen ſind, von dem wir in unſerm Pitaval uns leiten laſſen.

Dagegen tritt nach der Beendigung des großen Blutgemäldes eine andere Reihe politiſch bedeutungs-

voller und durch ihre Intriguen, Incidenzpunkte und das beobachtete proceſſualiſche Verfahren höchſt intereſſanter Criminalfälle in den Verſchwörungen gegen Napoleon als Conſul und Kaiſer hervor, Fälle, die vollen Anſpruch haben, auch neben ihrer geſchichtlichen Bedeutung, durch ihre Verwickelungen, die Schwierigkeit der Ermittelung, die Charakteriſtik der handelnden Perſonen, als Einzelfälle in unſerm Pitaval aufzutreten. Der Proceß gegen die Urheber der Höllenmaſchine, ſchwierig und intereſſant durch den künſtlichen Indicienbeweis, der gegen Georges Cadoudal, ein coloſſales Nachtſtück voll romanhafter Situationen, gegen den General Malet, deſſen Intrigue und Verſchwörung faſt einzig daſteht in der Geſchichte, wären, auch wenn ſie ſich nicht als neckiſche Dämonen an den Siegeslauf des Heros anniſtelten, durch die Wucht ihrer eigenen Verwickelungen und Charaktere von criminaliſtiſcher Bedeutung. An dieſe in den beiden Bänden aufgenommenen Fälle ſollen ſich in den nachfolgenden einige der Proceſſe anreihen, welche unter der Reſtauration gegen die Anhänger des Bonapartismus und der Republik geführt wurden. Auch hier erſcheint die Juſtiz oft nur als Dienerin fanatiſcher Gewalthaber, und das vergoſſene Blut lockerte und düngte den Boden, um den Sturz des Thrones hervei zu führen und das Wunder der Julirevolution möglich zu machen. Dieſer Reihe von

Verſchwörungen und Proceſſen, die indeß nur kurz behandelt werden dürften, werden ſich einige der blutigen Proceſſe, entſpringend aus den Attentaten gegen Louis Philipp, anſchließen. Auch hier werden wir nur auswählen. Ob wir die beiden großen Königsproceſſe, die Verurtheilung Karl I. und Ludwig XVI., bringen, wozu wir vielfältig aufgefordert ſind, laſſen wir einſtweilen auf ſich beruhen. Beide ſchreiten aus dem Gebiete des Rechtsverfahrens in das der Geſchichte dergeſtalt über, daß ſie auch bereits in ihren Particularitäten in derſelben verzeichnet ſtehen. Dagegen ſoll ein nächſter Theil den vielfach begehrten Ehebruchsproceß vor dem Engliſchen Oberhauſe gegen die Königin Caroline enthalten, und den ebenfalls in das Gebiet der Politik überſpielenden Leuenmord in Luzern, deſſen Actenſtücke uns (von gütiger Hand geſammelt und vervollſtändigt) leider erſt zu ſpät zugingen, als daß wir ihn ſchon, wie unſere Abſicht war, in dieſem Jahre liefern könnten.

Hinſichts der Criminalfälle aus dem Privatleben hätten wir für unſere Leſer manche Bemerkungen vorauszuſchicken, wenn wir nicht bei der Durchſicht fänden, daß, was wir zu ihnen ſprechen wollten, ſchon in der Behandlung der einzelnen Fälle ſelbſt niedergelegt iſt. Sollte man Wiederholungen finden, ſo ſei nur bemerkt, daß die Fälle nicht immer in der Reihenfolge niedergeſchrieben ſind, wie wir ſie ſpäter zu unſerm Zwecke zuſammen-

ſtellten, und daß der Referent nicht annehmen darf, daß jeder Fall von jedem Leſer geleſen wird. Wir leugnen nicht den Einfluß ab, welchen oft der bewegte Augenblick auf die Darſtellung eines oder des andern Proceſſes aus der Vergangenheit übte, und daß die Frage über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichtsverhandlungen den Schreiber dieſes grade während mehrer in dieſen Bänden enthaltenen Fälle ſo lebhaft beſchäftigte, daß ſich in die Darſtellung eine Abhandlung einſchlich. Wer ſich für die Frage über die Geſchwornengerichte intereſſirt, ſei in dieſer Beziehung insbeſondere auf den merkwürdigen Proceß des Obriſt Charteris verwieſen, welcher uns deutlicher als irgend ein anderer über die oft beſtrittene Bedeutung Zeugniß abzulegen ſcheint, die das Geſchwornengericht in England, dem Buchſtaben des Geſetzes entgegen, gewonnen hat. Noch wichtiger für den Juriſten und Politiker iſt der außerordentliche Proceß, der unter dem Namen der Richter von Rhode Island, zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts, in dem eben zu ſeiner Freiheit gelangten Amerika über das Verhältniß der Staatsgewalt zur Juſtiz mit faſt erſchöpfender Gründlichkeit geführt ward. Beide Proceſſe, jener ein aus der Vergeſſenheit von uns hervorgezogener, dieſer in Chandler's trefflicher Sammlung der American trials enthalten, dürften der Mehrzahl unſerer Leſer ganz neu ſein.

Während wir für beide Fälle nur die Theil-

nahme der juriſtiſchen Leſer in Anſpruch zu nehmen wagen, und ſogar die Leſerinnen vor dem erſteren warnen zu müſſen glaubten, enthalten dieſe Theile auch eine Zahl anderer Proceſſe, welche pſychologiſch und criminaliſtiſch das allgemein-menſchliche Intereſſe, welches ſich an Perſönlichkeiten knüpfen will, beanſpruchen. Lacenaire, die Müllerin von Fockendorf, die Hereforth ſind jeder in ſeiner Art pſychologiſche, wenn nicht Räthſel, doch merkwürdige Verirrungen der Menſchennatur. Ein grauenvolles Nachtſtück, dem nur zu viel nahe Verwandtes voraufging, bietet Delacollonge; welche eigenthümlichen tiefen Blicke in das Menſchenherz dagegen, und wie Umſtände und Aberglaube die geſündeſten Charaktere zum Verbrechen hinreißen können, das von friſcher Meeresluft durchhauchte Seeſtück, die Geſchichte und die Bekenntniſſe der Mörder auf der Esperance. Die Ermordung Kügelgen's iſt, auch abgeſehen von der Berühmtheit ſeiner Perſon, ein an Incidenzpunkten reicher und durch ſeine Verwickelungen merkwürdiger Criminalproceß. In beider Hinſicht ſteht dieſer deutſche Fall indeß weit zurück hinter den beiden franzöſiſchen Proceſſen Bletry (halb franzöſiſch, halb deutſch) und dem unendlich verwickelten Marcellange'ſchen, die beide in ihrer Eigenthümlichkeit auch eine beſondere Behandlung erforderten. Das juriſtiſche und das große leſende Publicum

Anforderungen der Zeit. Es giebt keinen eigenthümlicheren Gegensatz, als das große Guldbrandsdal, die vierzig Meilen lange, enge, hohe Schlucht, mit dem kaum so langen Rheinthale. Hier grüßt uns die Vorzeit bei jedem Schritte; dort scheint nie eine Vorzeit ins Leben getreten, so öde so uranfänglich dünken uns diese weiten Bergeshöhen, eingehüllt in die Nacht nie gelichteter Tannenwälder. Nicht einmal ein Cruzifix auf dem einsam vorspringenden Felsrücken, keine Kapelle, kaum wenige Sommerhütten für die Hirten auf dem schroffen Abhange der höheren Waldregion. Und doch gab es eine stählerne Vorzeit, aber kein Mittelalter. Was für Stoff dazu im Volke, wanderte aus, wie einst das Gefolge mit den kühnen Abenteurern aus dem germanischen Mutterlande. Die Hausväter, der eigentliche Kern des Volkes, blieben sitzen auf ihren Höfen, und ließen ihre Vetter und Enkel, die ritterlichen Normannen, Reiche stürzen, schirmen, stiften. Im Norden folgte auf die mythische Heroenzeit unsere neue. Norwegen lag in einem langen Schlafe, keine Folge der Entnervung, bis es politisch erst nach den Revolutionsstürmen dieses Jahrhunderts erwacht ist.

werden es daher dem Referenten nicht verargen, wenn er den letzten Proceß ausnahmsweise in voller Ausdehnung mittheilte, wo bei einer mehren Verarbeitung die feinen Aederungen verschwänden, welche ihm für den Criminalisten und Psychologen Wichtigkeit geben.

Unser Pitaval, der mit diesem sechsten Jahre seines Bestehens die ersten zwölf Bände beschließt, hat beim Publicum und bei der Kritik eine Aufnahme gefunden, welche, wie den Unternehmern, so besonders dem Referenten nur zur Aufmunterung gereichte; sie stählte, sie frischte ihn an, wenn unter der Wucht und Masse des zu verarbeitenden Stoffes seine Kraft zu erschöpfen anfing. Je zwei Bände dieser Rechtsfälle umfassen schon eine Schreibearbeit, wie sie nicht jeder Richter in einem Spruchcollegium durch seine jährlichen Relationen bewältigt. Es versteht sich, daß hier von keinem Wege auf Rosen und Dornen die Rede ist, wo die Dornen zur Sache gehören; aber die juristische Darstellung muß oft auch durch lange Steppen wandern, um der Wahrheit getreu zu bleiben, sie muß den Wust durchackern und darf die Bagatelle nicht als Spreu bei Seite werfen, wo in der Steppe ein Fußtritt, ein verborgener Quell, in der Spreu ein ächtes Korn sich finden mag. Sie muß oft von dem Maße und Wege abweichen, die das ästhetische Gefühl als die richtigen angibt, und aus dem Gegen-

ſtande ſelbſt ein beſonders äſthetiſches Geſetz ſich herausziehen, wo bei der Mannichfaltigkeit der Fälle eine allgemeine Norm unzuläſſig iſt. Je mehr wir im Verlaufe unſerer Arbeit an Sicherheit zu gewinnen des Vertrauens waren, vielleicht auch, den Takt gefunden zu haben, in den ſo bunten und verſchiedenartigen Stoffen uns zurecht zu finden und unſere Darſtellungsweiſe und Schreibart den gegebenen Bedingungen jedes einzelnen Falles, nach ſeiner Zeit, Oertlichkeit und Bedeutung anzupaſſen, um ſo mehr mußte uns eine Kritik jüngſt in den Monatsblättern zur Augsburger Allgemeinen befremden, welche, bei Anerkennung unſerer Geſinnung, unſers Strebens und im Allgemeinen auch des gewonnenen Reſultates, doch Fehler zu rügen glaubt, welche ein gewitzter Schriftſteller ſchon mit den Kinderſchuhen abgelegt haben müßte. Die Rüge iſt — nichts weniger als kränkend, — aber ſubjectiv und objectiv ſo eigener Art, und ſo außerordentlich ernſt gehalten, daß wir ſie nicht übergehen mögen.

Der ungenannte Verfaſſer wirft uns neben dem Lobe, welches er dem Referenten wegen ſeiner Auffaſſung, freien Anſicht und Ueberzeugung, auch ſeiner unparteiiſchen Darlegung der Facta und ſogar wegen der dramatiſchen Belebung der Handlung ſpendet, zweierlei vor: einmal, daß er ſich bei einzelnen Fällen wundere, weshalb die Richter in Frankreich und England nicht ſo ſchnell bei Verdacht-

gründen zur Captur geschritten, als dies in Ländern mit dem alten Inquisitionsverfahren zu geschehen pflegt; dann, daß der Referent — mit einem Worte es auszusprechen, nicht correct schreibe, was bei einem Werke zu beklagen, welches doch bestimmt sei, über den Augenblick hinaus zu dauern.

Von jenem Fehler ist mir im Augenblicke nicht erinnerlich, wo wir ihn begangen hätten. Indessen will ich damit nicht in Abrede stellen, daß er nicht wirklich begangen ist, daß wir nicht darin ein oder mehre Mal geirrt. Ich ging vor sieben Jahren an das Werk mit andern Ansichten als heute, ich habe in der Arbeit viel gelernt, das Werk ist ein anderes geworden, als die Herausgeber beim Beginn gedacht, und auch Der, welcher es niederschrieb, ward ein Anderer. Wer diese zwölf Bände verfolgt, wird es herauslesen. Ich bin durch den Ernst dieser langen Arbeit zu der Ueberzeugung gekommen, nicht daß die Geschwornengerichte die besten Gerichte allüberall sind, aber daß diese Form die einzige ist, welche dem erwachten Rechtsgefühle der germanischen Völker entspricht, welche dem Einzelnen den meisten Schutz gegen Einseitigkeit, Willkür, Verdunkelung gewährt, daß, wenn Voreingenommenheit, Sinnentäuschung auch hier mitsprechen und Unrecht herbeiführen, dies unvermeidliche Uebel, bei der Schwäche der menschlichen Natur und ihrer Organe, für den Angeschuldigten aufgewogen wird

durch die freie Luft, das Tageslicht, den Anblick seiner Mitbürger, die Communication mit denselben. Ein Trost selbst für ein wirkliches Unrecht, das er erlitte, eine Appellation aus dem Bewußtsein an das Bewußtsein der Zehn oder Hunderte oder Tausende, die ihn hören, und von denen doch Einer vielleicht seine Ueberzeugung theilt. Wo wir also die Machtvollkommenheit des Inquisitionsrichters selbst, dieses Verstandeszauberers, der aus dem geheimnißvollen Bann seines Actenheftes heraus fernhintreffende Blitze schleudert, seine Angelruthe, seine Leimstange dahin auswerfend, wo die Opfer sich dessen am wenigsten gewärtig sind, wo wir also diese kunstvolle Art, die Wahrheit zu entdecken, nicht für die vollkommnere erachten, können wir auch die gefährlichsten Acte dieser Machtvollkommenheit nicht gutheißen. Wir können nicht unbedingte Lobredner desjenigen Verfahrens sein, welches schon bei geringem Verdachte sofort einer Person ihre Freiheit entzieht, um so weniger, als es oft nur in der Absicht geschah, nicht den Verhafteten zu sichern, sondern nur um durch den Schrecken zu wirken, oder gar nur eine Communication zwischen dem unschuldig Verhafteten und dem noch unverhafteten Schuldigen unmöglich zu machen. Die persönliche Freiheit erkennen auch wir als etwas Heiliges an, sich daran leichtsinnig zu vergreifen, nur um einem Verbrechen dadurch auf die Spur zu kommen, wird Niemand billigen, der

nicht der Moral iſt, daß der Zweck die Mittel heiligt. Fiel irgendwo in einem Falle unſer Urtheil anders aus, ſo widerrufen wir es.

Gegen den andern Vorwurf, daß unſere Arbeit nicht correct geſchrieben ſei, muß der Unterſchriebene, welcher ſie allein vertritt, mit einigem Lächeln ſich verwahren; und ſelbſt auf die ausgeſtoßene Drohung hin, daß der Kritiker, wenn die Stilſchnitzer, von denen jede Relation wimmele, nicht aufhörten, ſich nothgedrungen fühlen werde, künftig den Pitaval bei Seite zu legen, ſelbſt auf dieſe Gefahr hin kann er keine Beſſerung geloben. Was iſt für einen geübten Schriftſteller leichter bei der Ausbildung unſerer Sprachmittel, als der glatte, correcte Stil, den der Recenſent wünſcht. Wäre es uns darauf angekommen, ſo wäre unſere Arbeit eine weit leichtere geweſen; das Werk wäre aber ebenſo wenig Das geworden, was es ſein ſoll, im Ausdruck ein Abdruck des Inhaltes, als wenn ein Stiliſt es unternähme, Platon's Dialoge oder den Don Quixote in einer glatten deutſchen Proſa zu überſetzen, die jedem jungen Mädchen über die Lippen glitte wie Schiller'ſche Sentenzen. Es ginge durch eine ſolche Uebertragung nicht weniger verloren als eine Weſenheit, der charakteriſtiſche Ausdruck des Gedankens.

Ich lege hiermit das ſchreckenvolle Bekenntniß ab, daß ich ſeit den 25 Jahren, daß ich als Schrift-

ſteller aufgetreten bin, mich um die deutſche Grammatik gar nicht gekümmert habe. Ich kenne nur drei Geſetze, die mich leiten: den Wohllaut, den Gebrauch und die Deutlichkeit. Wer überhaupt meine Schriften lieſt, wird hoffentlich nichts dabei verloren haben. Hinſichts des Gebrauchs gehe ich ſo weit, daß ich auch provinzielle Ausdrücke nicht verſchmähe, in ſofern ſie meinem Ohre wohlklingen und dem Begriffe eine ſinnlich lebendigere Darſtellung gewähren als der allgemein in der Schriftſprache angenommene. Wenn ich deshalb in letzter Zeit auch von freundlichen Kritikern oft angegriffen worden, ſo hat mich dies weder geſtört, noch zu einer Beſſerung veranlaßt. Ich achte und ehre die Grammatiker, welche den Geiſt der Sprache unſerer Vorväter auf gewiſſe Geſetze zurückführen; aber wenn ſie mit den daraus gewonnenen Regeln und Normen auch die Gegenwart oder gar die Zukunft reguliren wollen, kommt mir dies mehr thöricht als anmaßend vor. Das deutſche Volk ſpricht noch, wie es Luſt hat, wie es ihm wohl klingt, wie es ſich am beſten verſtändlich macht, am lebhafteſten, anſchaulichſten ſeine Vorſtellungen ausdrückt. Die deutſche Sprache iſt für mich noch eine lebendige, ſich fort und fort geſtaltende, ebenſo reich an Wendungen, wenn nicht noch reicher, als an Wohlklang. Sie hat das Glück gehabt, von keiner Akademie geſeſtet zu werden,

deren Fesseln sie zu ihrer Fortentwickelung, wie die Franzosen, erst zu zerbrechen brauchte. Nur einige Schulmeister hatten versucht, ihr Zöpfe zu drehen und ihr Haar zur Perücke zu scheiteln. Glücklicherweise geschah dies so ungeschickt, in so barocker Weise, daß das Volk selbst darüber lachte, die regelgebenden Grammatiker waren in sich so uneinig, daß kaum eine Provinzialautorität daraus hervorgehen konnte. Ja es ist mein Glaubensbekenntniß, daß Akademien, die in irgend einer Wissenschaft etwas festsetzen wollen, so wenig zum deutschen Geiste passen, so widerstrebend der geistigen Freiheit sind, die unser Volk sich gerettet hatte, daß ich eine kleine Schadenfreude nicht bemeistern konnte, als jüngst eine Akademie (in Berlin) durch eine unbesonnene Demonstration in ihren Grundfesten erschüttert wurde; obwol diese Akademie aus vielen Ehrenmännern besteht, die nichts weniger im Sinne hatten, als der deutschen Sprache Gewalt anzuthun. Ja das Beste an dieser Akademie schien mir das, daß jeder Gelehrte für sich stand, dachte und schrieb; nur darin bis auf die letzte Zeit Alle einig, daß sie der Wissenschaft keine Gesetze vorschreiben wollten.

Schon in meiner Jugend kam es mir äußerst lächerlich vor, wenn der alternde Voß seinen Ingrimm gegen den Genitiv auf „n" ausließ, und mit entsetzlicher Wichtigkeit forderte, daß ein correcter Deutscher nicht schreiben müsse „Gesund und

frohen Muthes," ſondern „Geſund und frohes Muthes." Das Volk blieb frohen Muthes, weil es ihm beſſer klang, und wenigſtens ein guter Theil ſeiner Schriftſteller declinirt getroſt, wie er es aus dem Munde des Volkes hört, frohen Muthes den falſchen Genitiv fort. Was erregte den Grammatikern überhaupt der Genitiv des Volkes für Leiden, wenn es, mit dem falſchen „n" nicht zufrieden, auch noch das „von" des Ablativs für den Caſus borgte. Und alle deutſche Grammatiker unterdrücken dieſen Genitiv ſo wenig, als es ihnen gelang, die consecutio temporum unſerer freien Sprache aufzudrängen. Unſere Väter krümmten ſich eine Weile unter der lateiniſchen Feſſel, der Curialſtil kam ihnen dienſtbereit zu Hülfe*), bis das geflügelte Roß unſerer Sprache dem Joch entflog. Zuerſt bäumte es ſich in etwas übermüthigen Capriolen, unter den Romantikern, die da aus den

*) Die alleräußerſte Nothzüchtigung unſerer Sprache, das lateiniſche Rechenexempel: daß zwei Negationen eine Bejahung machen ſollen! fand auf dieſem Wege ſo Eingang, daß es heut aus der Schriftſprache nicht mehr auszumerzen iſt. In der Volksſprache werden in allen germaniſchen Stämmen, in Norwegen wie in Siebenbürgen und im Staate Ohio, die Negationen nach Luſt cumulirt, ohne daß es dem geſunden Sinne einfällt, daß 12 Mal Nein 6 Mal Ja mache. Und doch iſt die willkürliche uns aufgedrungene Regel, dieſe ſubtile Verſtandesſpielerei dermaßen auch in das Geblüt unſeres zweiten Verſtandes übergegangen, daß wir lächeln zu müſſen glauben, wenn ein Mund aus dem Volke kräftig und natürlich Deutſch etwas verneint.

Süd- und Nordländern die Freiheit borgten, vermeinend, sie sei in ihrer Heimath nicht zu finden, bis das Studium unserer alten eigenen Volkslieder, der rührend naiven Kernsprache unserer platt- und hochdeutschen Chroniken, Gesetzbücher und Schöppenordnungen, sie lehrte, daß die Freiheit auch bei uns zuhause gewesen, ehe die Römer, nämlich ihre Grammatik, uns unterjochten.

Unsere jüngern Dichter haben sich der Freiheit reichlich bedient, und wenn die Heine, Anastasius Grün, Lenau, wie ihre große Nachzüglerschaar, auch in nichts weiter sich um die Poesie verdient gemacht hätten, so halfen sie doch redlich mit, die Sprache aus der lateinischen Correctheit zu emancipiren. War es immer der Gedanke allein, daß ihr Lied dem Ohre so wohlgemuth klang, nicht vielmehr, daß ihre Art, mit der Sprache umzuspringen, an uralte Zustände mahnte, wie die Weise eines Kinderliedes den Erwachsenen an etwas Vergessenes, Ursprüngliches erinnert? Daß die Völkererziehung eine lateinische sein mußte, hat die Weltgeschichte so gefügt; nur das Lied fügte sich nicht, und selbst der lateinische Mönchsgesang rebellirte in seinen barbarischen Wendungen, die einem ciceronianischen Ohre furchtbar geklungen hätten; weit später erst sollte die Prosa sich frei machen. Wie nah ist unsere Sprache, wenn sie von dem lateinischen Periodenbau sich los macht, in ihrer natürlichen Gelenkig-

keit, mit der griechiſchen verwandt und doch hat ſie nie dort nach Muſtern, nach Beiſtand geſucht. Und wenn ſie an der Latinität feſthielt, warum blickte ſie niemals nach einer andern romaniſchen Tochter derſelben hin, nach der ſpaniſchen Sprache, die ſich in ihrer Proſa ſo eigenthümlich geſchmeidig und frei erhalten hat?

Wenn ich der ausgeſprochenen Anſicht als Schriftſteller überall gehuldigt habe, ſo wären der Gründe noch mehr, auch bei dieſen Rechtsfällen daran feſtzuhalten. Ohne an den langen und breiten Periodenbau des ältern Actenſtils zu denken, der die Relationen verwirrte, ſtatt ſie klar zu machen, und das eigenthümliche Gepräge platt drückte, ſtatt es plaſtiſch zu heben, — vielleicht durch die bekannte Formel „daß da" im Einklang mit dem Weſen des Inquiſitionsproceſſes — hat die juriſtiſche Darſtellung doch etwas Eigenes, was ſich mehr fühlen als beſchreiben und mit Dem, was ein ſogenannter glatter Stil iſt, nicht vereinigen läßt. Um Weitläufigkeiten zu vermeiden und doch deutlich zu bleiben, wird der Referent oft aus der directen in die indirecte Rede und umgekehrt überſpringen; beſonders bei verwickelten, ſich gegenüber ſtehenden Anſichten. Er wird einen Gegenſtand jetzt wie ein Geometer nach ſeinen Riſſen und Linien aufnehmen, jetzt als ein Landſchaftsmaler eine perſpectiviſche Anſchauung deſſelben geben, und plötzlich ſich in die Lüfte ſchwingen, um in

Aber auch maleriſch und geographiſch iſt es ein anderes Norwegen, als das der Vorſtellung. Selbſt hier, wo Rücken an Rücken ſich lehnt, wo die nackten Fielder heraustreten aus den Tannenfeldern der Hochberge, wo die Schneepics die Kämme der Fielder krönen, ſelbſt hier, wo tiefe Ravinen das bewohnte und gangbare Land bilden, iſt es nicht jenes Norwegen, mit ſchroffen Klippenwänden, an deren Fuße die ewige Brandung des weiten Oceans ſchaurig tönen ſoll. Keine ſtarren Felskegel trotzen mit unberührter Stirn dem Sturm, dem Sonnenſtrahl, dem Schneegeſtöber. Keine Riffe von abenteuerlicher Geſtalt ſenken ſich über, keine Zacken treten heraus, Trotz bietend den Wolken, die an ihnen vorüberſegeln. Nicht überall ſchwebt der dürftige Strandbewohner an dem Todesſeile, um das Neſt der Eidergans zu berauben, und nicht immer umweht nordiſcher Nebel dieſe Thäler und Höhenzüge. Eine großartige Natur wehe uns entgegen, aber Sinn und Auge müſſen ſich gleich kräftigen, das ungewohnte Bild aufzufaſſen. Das iſt das Charakteriſtiſche: es ſind nicht Bilder, ſondern es iſt ein Bild. Der Gedanke muß zu Hülfe kommen, da das Auge nicht ſo weit reicht, dieſe

schräger Richtung eine Vogelperspective zu skizziren. Wenn er darin schnell wechselt, so mag dies allerdings einem regelrechten Grammatiker incorrect und unerlaubt willkürlich erscheinen, der in einer solchen scenischen Anordnung weder eine innere Nothwendigkeit noch die Absicht erkennt, ermüdende Uebergänge und Marginalvermerke zu ersparen. Dem Referenten galt es als Aufgabe, für jeden einzelnen Fall die Auffassung und die charakteristische Sprache zu finden, die aus dem Gegenstande selbst, aus der Art des Verbrechens, der Persönlichkeit der dabei Betheiligten, der Zeit und dem Clima, in welchem die That sich ereignet, endlich aus dem Eindruck erwuchs, den sie auf ihn hervorgebracht. In der Regel brauchte er nicht lange zu suchen, sie ergab sich von selbst. Anders will ein Struensee, anders der Mörder Delacollonge, und die feine Hochstaplerin Miß Sophy Hereforth kann nicht in derselben Sprache behandelt werden, wie das dunkle Waldmärchen vom Mädchenschlächter Bichel. Unter allen Sammlungen berühmter Rechtsfälle kennen wir aber nur zwei, die stilistisch wie aus einem Guß erscheinen, wo die Subjectivität des Schriftstellers sich dermaßen des Stoffes bemächtigt und bemeistert hat, daß die Erzählungen als Schöpfungen seiner Phantasie erscheinen, es sind Feuerbach's: Merkwürdige Rechtsfälle und Chandler's select trials. Alle übrigen berühmten oder nicht berühmten Sammlungen kommen

Hinsichts der stilistischen Darstellung nicht in Betracht. Jene beiden Schriftsteller umfassen aber nur einen bestimmten kleinen Kreis von Fällen; Beider Werke sind mit bestimmten Intentionen gesammelt. Feuerbach liefert nur baiersche Rechtsfälle, mit denen er selbst, vermöge seiner amtlichen Stellung, in Berührung kam; seine Absicht aber ist, als Psycholog und Criminalist zu belehren. Unter seinem gewaltigen Griff schmilzt der Gegenstand zu der ihm beliebigen Form. Chandler sammelt nur die sparsamen Fälle berühmt gewordener Processe in seinem Vaterland Amerika zur Illustration desselben, und um zu zeigen, wie frühe schon der Geist der Gerechtigkeit und Mäßigung in den Colonien gewaltet habe. Wie Feuerbach kühn, bewußt einherschreitet, so bedächtig, bescheiden er. Er liefert sanfte Novellen, eine Art moralischer Erzählungen immer mit der Tendenz, zu beweisen, wie das Verkehrte und Böse bestraft wird, und, wenn man nur ausharrt, das Gute Belohnung finde. Da bildet sich ein geschmeidig wohlklingender Stil von selbst, und doch stößt auch er auf Brüche und Risse, wo seine überlieferten Acten nicht ausreichen. Dies Fragmentarische, welches er vermöge des angenommenen harmonischen Tones nicht bewältigen kann, sticht dann unangenehm gegen die Haltung des Ganzen ab.

Unsere Aufgabe war eine weit umfassendere und

andere, da ſie die berühmten Criminalfälle aller Länder, der verſchiedenſten Zeiten begreifen ſoll. Wie ließ ſich für dieſe alle ein Geſichtspunkt, ein und dieſelbe Behandlungsweiſe finden, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu verwiſchen. Wir wollen nicht dociren und die wirklichen Fälle als Exempel für unſere Theorie behandeln, es iſt vielmehr unſer Beſtreben, jeden Fall in ſeiner eigenen Weiſe und Berechtigung möglichſt plaſtiſch, zu klarer Anſchauung einem Jeden vorzuführen. Dann mag ein Jeder die Lehre, die Theorie ſich ſelbſt daraus entwickeln, welche ihm gefällig iſt, ohne daß wir es verſchwören, nicht dann und wann doch ſelbſt ins doctrinaire Element zu verfallen; es darf aber nur beiläufig geſchehen. Jene Aufgabe ſetzte voraus, daß wir uns der Quelle nahe hielten, Anſchauungsweiſen von dort gehen unwillkürlich über, ſelbſt von der Sprache haucht etwas herüber. Wer einen ausgewachſenen Baum verſetzen will, muß einen großen Klumpen Erde um die Wurzeln ins neue Erdreich mit hinübernehmen. In wie weit dies bei einigen der Fälle unſeres Pitaval geſchehen und auf die Darſtellung von Einfluß ward; wo, bei der Maſſe der Arbeit, wir hie und da fremder Hülfe bedurft, und wo unter der Bewältigung derſelben ein lapsus calami unbemerkt durchgeſchlüpft iſt, laſſen wir auf ſich beruhen, die ganze Verantwortung dafür auf uns nehmend, da wir es

für ungleich wichtiger hielten, jeden Fall in seiner eigensten Charakteristik, in seinem Gehalt und Wesen und angemessener Sprache hinzustellen, als auf die Polirung des Stils zum Nutzen für Lehrer und Schüler unsere ganze Aufmerksamkeit und unsere theure Zeit zu verwenden. So hielten wir's, so werden wir es halten, auch auf die Gefahr hin, daß um deswillen ein Revenant der grammatischen Zeit unwillig das Buch zuschlägt.

W. Häring.

Der Duc d'Enghien.

1804.

So viel über die Gefangennahme, die Verurtheilung und den Tod des Duc d'Enghien geschrieben worden, so viel Erklärungen, Proteſtationen der dabei angeſchuldigten Perſonen im Laufe der folgenden Jahrzehnte, wo es erlaubt und vielleicht Pflicht war, über das dunkle Ereigniß ſich zu äußern, abgegeben und erſchienen ſind, iſt doch noch heute der Tod des jungen Prinzen mit faſt eben ſo viel Geheimniß, Dunkel und Zweifel umhüllt, als der ſpäter und unter ganz andern Verhältniſſen erfolgte ſeines greiſen Vaters, des Herzogs von Bourbon-Condé, den wir in einem frühern Theile unſeres Pitavals brachten. Bei Prüfung der unzähligen Enthüllungen und Rechtfertigungen findet man, wenn man ſich für eine Darſtellung, die den Stempel der Wahrheit zu tragen ſcheint und durch neue Ausſagen unterſtützt wird, entſcheiden möchte, doch wieder ſolche Widerſprüche, daß wir auf das Feld des Zweifels zurückgeworfen werden.

Der Hauptzeuge, weil er der unleugbare Urheber der That iſt, iſt ſelbſt in einem ſolchen Widerſpruche begriffen. Napoleon ſagt in ſeinem Teſtamente:

„Ich ließ den Duc d'Enghien arretiren und verurtheilen, weil dies nothwendig war für die Sicherheit, das Interesse und die Ehre des französischen Volkes; als . . . geständlich sechszig Meuchelmörder in Paris unterhielt. Unter ähnlichen Umständen würde ich wieder so handeln."

Aber Napoleon hat an anderm Orte auch folgende Worte gesprochen:

„Der Tod des Duc d'Enghien wird Denen zum ewigen Vorwurfe gereichen, welche, von einem sträflichen Eifer fortgerissen, nicht die Befehle ihres Souverains abwarteten, um das Urtheil der Militaircommission zu vollziehen."

Einer der letzten Berichterstatter, der alle Publicationen verglichen hat und dessen Documentalmittheilungen wir benutzen, sagt, daß er nach der ernstesten Erwägung und Prüfung derselben nicht einmal die Frage: Ob die Verhaftung und Verurtheilung des Prinzen von Napoleon befohlen, die Ausführung aber von übereifrigen Dienern übereilt worden? mit Bestimmtheit bejahen und verneinen könne.

Die politische Frage werden wir erst im nächstfolgenden, dem großen Georges Cadoudal'schen Processe berühren, in den der gegenwärtige nur als eine Episode hineinspielt, aber eine Episode, welche als prägnantes Nachtstück dermaßen in der europäischen Geschichte heraustritt, daß wir ihr als Factum den Vortritt lassen, mit ihren Räthseln und Zweifeln; die von dem neuesten Historiker versuchte Erklärung wird dann in jenem Processe folgen. Ein eigentlicher Criminalproceß lag hier so wenig zum Grunde, als in dem nächstnachfolgenden Falle aus dem amerikanischen Freiheitskriege; es war ein Act der Gewalt, das Recht des Stärkern, ausgeübt über

den Schwächern, ein politiſcher Mord — mit oder ohne dringende Motive — aber auch dieſe uneigentlichen Criminalfälle gehören in unſere Sammlung (wie wir das Beiſpiel aller bisher erſchienenen ältern der Art für uns haben), in ſofern die Machthaber für ihre That geſetzliche Formen geſucht haben. Wenn uns oft in ganz andern Fällen, wo dieſe weit ſtrenger beobachtet ſcheinen, ein inneres Grauen bei der ſtillen Ueberzeugung überſchleicht, daß die Gewalt im Voraus das Urtheil ſprach und erſt nachher nach Gründen, Regeln, Formen ſuchte, ſo erſcheint ein Kriegsgericht, von dem wir im Voraus wiſſen, daß es verdammen ſoll, minder furchtbar. Die That, von der Nothwendigkeit oder der Willkür geboten, zieht ein Kleid an, in dem ſie vor der Welt erſcheinen kann, ohne zu fürchten, aus der Thür hinausgeworfen zu werden, als unanſtändig, geſetzlos, verworfen. Wir weiſen den nur zu oft uns antretenden Zweifel überhaupt von uns, ob alle Handhabung unſerer Strafgerechtigkeit nicht die Willkür, das Recht des Stärkern über den Schwächern, zum Grunde habe? Die Gewalt des Sittlichen zeigt ſich aber ſchon darin, wo wir für den Willen eine Form, ein Geſetz ſuchen; darum iſt es für die Geſchichte der Humanität intereſſant, auch die Uebergänge im Auge zu behalten, von den roheſten Anfängen, wo die Willkür nach einem Scheine des Rechtes ſucht, bis zu den Formen eines möglichſt vollſtändigen Rechtszuſtandes im Frieden einer durchgebildeten Nation. Auch ein Kriegsgericht, wo der Angeſchuldigte ſchon im Voraus verurtheilt iſt, wo er aber befragt wird, Rede und Antwort ſtehen muß, wo zuweilen ein Vertheidiger für ihn ſprechen darf, wo alſo die Möglichkeit nicht ganz ausgeſchloſſen bleibt, daß eine Wendung für ihn eintreten kann, welche ihn rette, ein

ſolches Kriegsgericht iſt ſchon ein Schritt weiter, ein ſich Beugen vor einer ſittlichen Macht, gegen das Willkürgebot des Tyrannen, der den Verurtheilten im Kerker erdroſſeln läßt. Selbſt die Hinrichtung mit militairiſchen Formen iſt eine Appellation an den freien Himmel, unter deſſen Gewölbe ſie geſchieht, ein Zugeſtändniß, eine Gunſt, ein Recht mehr für die Verurtheilten, als wenn ſie in den niedrigen, finſtern Höhlen des Markuspalaſtes ohne Zeugen, die ihre letzten Seufzer hörten, erdroſſelt oder, die Schwelle hinab, in den ſchwarzen Canal geſtürzt wurden. Waren nicht ſelbſt jene ſpaniſchen Kriegsgerichte, wo der General an die Verurtheilten die einzige Frage richtete: „Biſt du es, den ich verdammt habe?“ und wenn es bejaht wurde, ſchmetterten ihn die Kugeln nieder, ein Schritt zur Geſetzlichkeit, nach der wir ringen? Wenigſtens die Identität des Angeſchuldigten mit dem Verdammten ſollte feſtſtehen! Und ſelbſt dieſe, nur die erſte natürlich ſcheinende Anforderung, wird nicht auch ſie in der Hitze der Wahn- und Parteienkämpfe überſehen!

Der Herzog von Enghien hatte ſich im Jahre 1801, nachdem die Condé'ſche Armee aufgelöſt war, in Ettenheim, im Breisgau, zur Ruhe geſetzt. Er war damals 29 Jahre alt, und hatte vielfache Beweiſe ſeines militairiſchen Talentes und ſeines Muthes im Kriege abgelegt. Seinen Aufenthalt dort in der Nähe des Rheins hatte er mit Zuſtimmung des Cardinals von Rohan und der badenſchen Regierung gewählt. Er lebte daſelbſt in einer zärtlichen Verbindung mit der Prinzeſſin Charlotte von Rohan-Rochefort.

Daß der Aufenthalt eines ſo beliebten und kühnen

jungen Prinzen aus dem Hause der Bourbonen, dicht an der französischen Gränze, dem ersten Consul, dessen Blicke schon auf Frankreichs Kaiserkrone gerichtet waren, unbequem sein mußte, versteht sich von selbst. Sein Argwohn ward aber noch durch andere Umstände genährt.

In den Jahren 1803 und 1804 waren bedeutende Verschwörungen, theils republikanische, theils royalistische, gegen Napoleon's Leben oder gegen die Sicherheit des Staates entdeckt worden: die Höllenmaschine, der beabsichtigte Meuchelmord des ersten Consuls in der Oper, die Verschwörungen bei Gelegenheit des Concordates und endlich die noch schwebende von Moreau, Pichegru und Georges Cadoudal.

Bei Georges waren bedeutende Summen gefunden worden. Dieser Fund deutete darauf, daß das Unternehmen von weiter her und von hohen Personen unterstützt worden; denn es war augenfällig keine Verschwörung zu Gunsten der Republik. Aller Augen blickten vielmehr auf die Bourbonen, als die wahrscheinlichen Urheber.

Man sagte es dem ersten Consul, und der erste Consul sagte es sich selbst, daß es, wie damals die Dinge standen, ganz unmöglich sei, daß man ein so kühnes, weitaussehendes Unternehmen gewagt haben würde, wenn die Parteien und Verschworenen sich nicht um das Haupt eines Prinzen aus der Familie zu versammeln hoffen durften. Ja mehr noch; auch nach den Aussagen aller Verhafteten standen diese, oder glaubten zu stehen, unter dem Commando eines solchen, der in Frankreich erwartet ward. Welcher Prinz und woher dieser kommen werde, war unbestimmt, aber auf diesen Prinzen

Waſſer zu überwältigen, dieſe unendlichen Räume malerisch zu überſehen. Wo bietet ein Gebirge ein ſolches Schauſpiel dar, wie das Thal von Guldbrand, eine vierzig Meilen lange Schlucht, ohne Seitenblicke in Ebenen, in Fernen; höher und höher ſich erhebend, bis ſie ausläuft auf einen ſchneebedeckten Hochkamm. Aber es gehören überirdiſche Augen dazu, die ganze Größe des Schauſpiels zu faſſen. Ich wüßte keinen Standpunkt im ganzen Thale, der nicht erhaben und ſchön zu nennen wäre, wollte aber ein Maler ſich hinſtellen und die Natur abkonterfeien, ſo weit es der Raum der Leinewand geſtattet, es würde ein unverſtändliches Bild werden. Die Berge haben keine Form, könnte man in gewöhnlicher Sprache ſagen; ſie bilden keine niedlichen, romantiſchen Gruppen; alles iſt maſſenhaft. Das Waſſer, an deſſen große Rolle bei der Erdgeſtaltung wir doch hier im Norden zu glauben gezwungen ſind, hat ſie gleichmäßig abgewellt und ſelbſt die ſcharfen Kanten der ſchrofferen Felsriffe ſtumpf abgeſpült. Dennoch findet der Landſchafter hier Nahrung, und eine reiche, wenn er weniger an den Pinſel, als an den Geiſt denkt. Es iſt eine Form da, aber nicht

war Napoleon's ganze Aufmerksamkeit, sein Ingrimm im Voraus gerichtet.

Anfangs ging die Vermuthung auf einen der in London befindlichen Bourbonen, zumeist auf den Herzog von Berry, und daß er über See, auf einem Schleichhändlerwege durch die Normandie nach Paris kommen werde. Aber er kam nicht daher, er kam überhaupt nicht; er saß ruhig in London. Die andern Bourbonen saßen eben so ruhig in Warschau, wenig geeignet und geneigt zu verwegenen Unternehmungen. Nur die jüngern Condés schienen dazu geeignet, und wer unter ihnen zumeist, als der Herzog von Enghien, der jung, muthig, kriegserfahren, noch im englischen Solde, so nahe der französischen Gränze lebte? Statt über das breite Meer brauchte er nur über die Schiffbrücke von Straßburg zu gehen und er stand in Frankreich.

Eine Menge ungünstiger Umstände sprachen für diese Vermuthung. Es war in einer mysteriösen Verborgenheit, daß d'Enghien sich an den Ufern des Rheins aufhielt. Sein Muth, sein entschlossener Charakter, sein Ehrgeiz sollten sie ohne Träume und Plane sich bei Jagd und Liebe genügen lassen? Die Aussagen zweier Unteragenten Georges Cadoudal's hatten dazu einen Verdacht auf eine Verbindung zwischen diesem und dem jungen Prinzen geworfen, ohne daß sie bestimmte einzelne Thatsachen angeben können.

Der erste Consul wollte Gewißheit haben, er befahl, daß Jemand nach Ettenheim gesandt werde, um sich von dem Leben, den Verbindungen Enghien's zu unterrichten. Der dazu erwählte Agent war ein Unterofficier, der ehemals beim Prinzen von Condé in Diensten gestanden, daher den Prinzen kannte. Er schlich verkleidet bis in

das innerſte Hausweſen deſſelben, er ſprach ſeine Domeſtiken und erfuhr Dinge, die für ſeine Faſſungskraft verdächtig und überzeugend ſchienen. Man nimmt an, daß er ſchon in Straßburg erfahren, wie d'Enghien alle Woche incognito in dieſe Stadt komme, um das Theater zu beſuchen. Ja es kam eine Andeutung, daß er ſich früher, unter dem Directorium und als Bernadotte Kriegsminiſter war, verkleidet bis Paris gewagt habe. Der Agent zog den Schluß: Wer ſich ſo großen Gefahren ausſetzt, blos um das Theater zu beſuchen, hat auch keine Furcht, daſſelbe um größere Intereſſen zu wagen. Aber das Gefährlichſte war (dies nach Thiers. Mittheilungen), daß der Unterofficier von den Leuten im Hauſe erfuhr: daß d'Enghien einen Mann bei ſich habe, den man für weit bedeutender halte, als ihn ſelbſt. Der Agent hörte ſeinen Namen, aber aus dem Munde der deutſchen Dienerſchaft. In der ſchwäbiſch-pfälziſchen Ausſprache des Namens Thümery wurde daraus für das Ohr des franzöſiſchen Unterofficiers der ihm wohl bekannte Name Dumouriez.

Voll Eifer für ſeine Entdeckung und mit der Ueberzeugung, daß der Prinz mit Georges in Verbindung geſtanden, eilte der Agent nach Paris zurück und überreichte einen bündigen Bericht: der Duc d'Enghien führte ein geheimnißvolles Leben; er empfing eine große Anzahl Emigrirter, welche ſich von Offenburg aus bei ihm vereinigten, darunter, und der täglich bei ihm war, der berühmte, misvergnügte Dumouriez. Der Prinz war oft ganze Tage, zuweilen bis acht Tage, von Hauſe fort, ja ein Mal bis 10 oder 12 Tage, ohne daß Jemand wußte, wo er die Zeit verbrachte. Er mußte in der Zwiſchenzeit in Paris geweſen ſein!

Man nimmt aus allen Umſtänden an, daß dieſe

Vermuthungen und angeblichen Thatsachen falsch gewesen, daß der Prinz nicht allein die Reisen, welche man ihm beimaß, nicht gemacht, sondern daß ihm selbst die Existenz einer Verschwörung unbekannt gewesen. Kein Umstand leitet wenigstens auf das Gegentheil.

Napoleon aber glaubte, oder wollte glauben; das Nähere über das Warum im folgenden Processe. Hier nur Folgendes: Am 10. März war der Bericht des Agenten in Paris eingelaufen. Am selben Tage hätte (Thiers zufolge) erst die damit übereinstimmende Aussage Léridant's, des Georges'schen Dieners, stattgefunden. Sie lautete im Wesentlichen: Ja, es besteht ein Complot. An der Spitze desselben steht ein Prinz. Dieser Prinz wird ankommen, oder ist schon angekommen. Léridant glaubte Letzteres: er hatte einen jungen, wohlerzogenen, gutgekleideten Mann zu Georges kommen sehen; er war der Gegenstand allgemeiner Ehrerbietung gewesen.

Beide Berichte kommen zu gleicher Zeit an Napoleon. Seine Phantasie, heftig durch das Vorangehende aufgeregt, war dies Mal mächtiger, als sein durchdringender Scharfblick. Er combinirte statt zu trennen. Der junge, ehrerbietig empfangene Mensch konnte kein aus London gekommener Prinz sein, denn durch seine Spürhunde und Wächter wußte er, daß derselbe auf dem einzigen Wege über die Normandie nicht angelangt war. Es konnte nur der Duc d'Enghien sein, der in 48 Stunden von Ettenheim nach Paris kommen und nach kurzem Zwiegespräch mit den Verschworenen in gleicher Frist wieder nach Ettenheim zurückkehren konnte. Dumouriez's Anwesenheit bei diesem drückte der Sache das Siegel auf. Wie der Graf von Artois oder der Herzog von Berry mit Pichegru durch die Normandie, sollte Enghien

mit Dumouriez durch den Elsaß eintreffen, links und rechts die Bourbonen geführt durch zwei alte, berühmte Generale der untergehenden Republik!

Napoleon wäre, nach Thiers, in der heftigsten Aufregung gewesen. Den Staatsrath Réal, der den Georges'schen Proceß leitete, hätte er mit den bittersten Vorwürfen empfangen, daß er Umstände von der Wichtigkeit nicht früher in Erfahrung gebracht. Sein Entschluß war gefaßt, d'Enghien aufheben zu lassen, von dem ihn nicht das Meer, nur der Rhein und die Rücksichten gegen einen fremden Souverain trennten.

Er berief die Consuln, die Minister, Fouché, ließ Karten vom Rhein bringen, um den Entführungsplan sofort zu entwerfen. Diese Berathung schildert Thiers nach dem Berichte eines Augenzeugen so:

„Der Gedanke, den Prinzen und den General Dumouriez zu entführen, ohne sich um die Verletzung des deutschen Gebietes zu bekümmern, der Form wegen jedoch eine Entschuldigung an den Großherzog von Baden zu richten, wurde sogleich vorgelegt. Der erste Consul verlangte die Ansichten, aber mit allem Anscheine eines bereits gefaßten Entschlusses. Die Einwendungen hörte er jedoch geduldig an. Sein College Lebrun schien vor dem Eindrucke zu erschrecken, den ein solcher Vorgang in Europa machen werde. Der Consul Cambacérès hatte den Muth, sich dem vorgelegten Gutachten offen zu widersetzen. Er bemühte sich, zu zeigen, wie gefährlich ein solcher Entschluß sowol in Bezug auf das Inland, als in Bezug auf das Ausland sei, und in welchem gewaltthätigen Lichte er die Regierung des Ersten Consuls erscheinen lassen müsse. Insbesondere hob er folgende Rücksicht hervor: einen Prinzen aus königlichem Geblüte verhaften, verurtheilen, erschießen, würde, selbst wenn

er innerhalb des französischen Gebietes auf frischer That betroffen worden, noch höchst bedenklich sein; ihn aber auf fremdem Boden holen, heiße, abgesehen von der Gebietsverletzung, ihn ergreifen, während er allen Anschein der Unschuld für sich habe, und sich selbst allen Anschein eines abscheulichen Misbrauchs der Gewalt zuziehen. Er beschwor den ersten Consul, um seines persönlichen Ruhmes, um der Ehre seiner Politik willen, sich nicht eine Handlung zu erlauben, die seine Regierung wieder mit den revolutionairen Regierungen auf gleiche Stufe setzen werde, von denen sich zu unterscheiden er so sehr bemüht gewesen sei. Mit einer Wärme, die bei ihm ungewöhnlich war, wies er wiederholt darauf hin und schlug als Mittelweg vor, so lange zu warten, bis jener Prinz, oder irgend ein anderer, auf französischem Gebiete ergriffen werde, dann aber die damaligen Gesetze in ihrer ganzen Strenge auf ihn anzuwenden. Dieser Antrag drang nicht durch. Man antwortete ihm, es sei nicht zu erwarten, daß der Prinz, der durch die Normandie oder über den Rhein habe einschleichen sollen, sich noch sichern, unvermeidlichen Gefahren aussetzen werde, nachdem Georges und alle Agenten der Verschwörung bereits verhaftet seien. Hole man den, der zu Ettenheim sei, so nehme man überdies auch seine Papiere und seine Helfershelfer mit, erlange dadurch Beweismittel, die seine Strafbarkeit darthun würden, und auf den gewonnenen Augenschein gestützt, könne man dann mit Strenge verfahren. Geduldig zu leiden, daß die Emigranten unter dem Schutze eines fremden Gebieters an den Thoren von Frankreich Verschwörungen betrieben, heiße ihnen die allergefährlichste Straflosigkeit bewilligen; die Bourbonen und ihr Anhang würden tagtäglich wieder anfangen und statt ein Mal

müsse man zehn Mal strafen, während man, nachdem ein Hauptschlag gethan worden, wieder auf das dem ersten Consul natürliche System der Milde zurückkehren werde. Die Royalisten bedürften einer Warnung, und was die Gebietsfrage anlange, so müsse man den kleinen deutschen Fürsten eine Lection ertheilen, wie aller Welt, und man leiste überdies dem Großherzoge von Baden einen Dienst, wenn man den Prinzen nehme, ohne ihn darum zu fragen, denn es würde ihm unmöglich sein, einer Macht, wie Frankreich, seine Auslieferung zu verweigern, für deren Bewilligung würde er aber von Europa in den Bann gethan werden. Man fügte schließlich hinzu, am Ende handele es sich doch auch nur darum, die Person des Prinzen, seine Mitschuldigen und seine Papiere zu erlangen, nachher werde man sehen, was zu thun sei, wenn man ihn habe und wenn die Beweise und der Grad seiner Schuld geprüft worden seien.

„Der erste Consul hörte kaum darauf, was für oder gegen gesagt wurde; er hörte darauf, wie ein Mann, der seinen Entschluß gefaßt hat. Keiner konnte sich rühmen, auf seine Entscheidung Einfluß geübt zu haben. Er schien jedoch Herrn Cambacérès seinen Widerstand nicht übel zu nehmen. Ich kenne den Beweggrund, der Sie zum Reden bringt, sagte er; es ist Ihre Ergebenheit für mich. Ich danke Ihnen dafür, aber ich will mich nicht tödten lassen, ohne mich zu wehren. Ich werde jene Leute zittern machen und sie lehren, sich ruhig zu verhalten.

„Der Gedanke, die Royalisten in Schrecken zu setzen, sie zu lehren, daß sie einen Mann wie ihn nicht ungestraft angreifen, ihnen zu zeigen, daß das geweihte Blut der Bourbonen in seinen Augen nicht mehr gelte, als

das jedes andern erlauchten Mannes der Republik; dieser Gedanke und andere noch, an denen Berechnung, Rache, Stolz auf seine Macht gleichen Antheil hatten, rissen ihn mit Gewalt fort."

In Berthier's Gegenwart schrieb Napoleon die Befehle für die Obristen Ordener und Caulaincourt nieder. Schon am 11. März 1804 erhielt Ordener den seinen, Paris auf der Stelle zu verlassen und sich mit Extrapost, so schnell als möglich, ohne irgend einen Aufenthalt nach Straßburg zu verfügen. Von da sollte er sich über den Rhein nach Ettenheim begeben, den Ort von allen Seiten bewachen lassen und den Duc d'Enghien aufheben. Caulaincourt sollte nach der Aufhebung sich an den badenschen Hof verfügen, um ihm eine Note mit Erklärung über die eben begangene Handlung zu überreichen. Der Inhalt derselben verstand sich von selbst, der erste Consul habe so handeln müssen, weil man die Sammlung der Emigranten an der Gränze geduldet und die Nothwendigkeit, rasch und geheim zu handeln, habe es unmöglich gemacht, die badensche Regierung vorher davon zu unterrichten.

In Straßburg angelangt, sandte Ordener einen Commandanten der Gensdarmerie, Namens Charlot, und einen Quartiermeister desselben Corps nach Ettenheim. Verkleidet und unter falschen Namen sollten sie die Zugänge zur Wohnung des Prinzen auskundschaften und sich zu unterrichten suchen, ob derselbe im Falle eines Angriffs sich wol zu vertheidigen die Luft und die Mittel hätte.

Die Anwesenheit Beider in Ettenheim erregte jedoch Verdacht. Ein ehemaliger Officier der Condé'schen Armee, Namens Schmidt, erhielt den Auftrag, die verdächtigen Fremden zu sondiren. Dem Quartiermeister

Pferdsdorf gelang es indessen, Schmidt zu täuschen, der mit der Versicherung zurückkehrte, man habe von beiden Unbekannten durchaus nichts zu fürchten.

Inzwischen war auch schon ein Oberofficier aus der Consulargarde heimlich nach Ettenheim geschickt, um die militairischen Arrangements einzuleiten.

Der Duc d'Enghien hatte den ganzen 14. März auf der Jagd verbracht. Der beschwichtigende Rapport, welchen Schmidt gemacht, hatte merkwürdiger Weise auf den jungen, kühnen Prinzen, der der Gefahr überall ins Auge blickte, eine ganz andere Wirkung. Man weiß nicht, daß er besondere Gründe zum Argwohn hatte, aber wie von einer bösen Ahnung getrieben, die in ähnlichen Fällen so oft vorgekommen und die abzuleugnen vergebene Mühe wäre, faßte er plötzlich den Entschluß, Ettenheim schon am nächstfolgenden Tage zu verlassen.

Es war zu spät. In der folgenden Nacht, auf den 15. März, etwa gegen 1 Uhr Morgens, war das Haus, in welchem der Prinz wohnte, von allen Seiten umstellt. Er hatte sich eben zu Bette gelegt, als ihm gemeldet ward, daß man verdächtiges Geräusch um das Haus herum vernehme. Im Augenblick sprang er auf, und wie er war, im bloßen Hemde, ergriff er eine Flinte, sein Kammerdiener eine zweite; so, entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen, reißt er das Fenster auf und ruft hinaus: „Wer ist da?"

Charlot, der Commandant der Gensdarmen, gab draußen eine Antwort, worauf d'Enghien anlegte und Feuer geben wollte. Aber ein schon ins Zimmer gestürzter Officier legte Hand an den Lauf der Flinte und verhinderte ihn zu schießen, indem er ihn versicherte, aller Widerstand sei umsonst.

Eine kurze Berathung scheint im Zimmer darauf

stattgefunden zu haben. Einer seiner anwesenden Officiere, ein Baron von Grünstein, soll dem Prinzen, auf dessen Verlangen(?) — das Versprechen gegeben haben, wenn man den Duc d'Enghien fordere, sich selbst zu nennen. Während er abgeführt würde und bis die Entdeckung stattfinde, hoffte man, werde es dem Prinzen gelingen zu entschlüpfen.

In aller Hast zog d'Enghien Hosen an und einen kurzen Jagdrock. Aber ehe er noch Zeit hatte die Stiefeln anzuziehen, trat schon der Commandant Charlot mit mehren Gensdarmen ein, die Pistolen in der Hand fragte er: „Wer ist der Prinz?"

Alle blieben stumm; auch der Baron Grünstein hatte sein Versprechen vergessen. Der Commandant wiederholte seine Frage dringender. Man schwieg. Da antwortete der Prinz selbst:

„Wenn Sie kommen, um ihn zu arretiren, müssen Sie doch sein Signalement haben. Suchen Sie ihn sich selbst heraus."

Die Gensdarmen hatten kein Signalement. Die bourbonische Abkunft muß dem Prinzen nicht auf der Stirn gestanden haben. In ihrer Verlegenheit, da auch nicht einmal die Ahnung ihnen half, schritten sie dazu, die Anwesenden insgesammt zu verhaften. Alle wurden demnächst nach der Citadelle von Straßburg geführt, wo der Prinz muthmaßlich bald herauserkannt ward, doch zuvor einen Theil seiner Baarschaft unter seine Diener zu vertheilen Gelegenheit gefunden hatte. Nach Thiers, der über diese Katastrophe kurz hinweggeht, hätte sich der Prinz Denen, die ihn suchten, selbst genannt.

Man hatte einen Bericht nach Paris geschickt; beigefügt waren sämmtliche Papiere des Prinzen. Aber sie enthielten nichts von den wichtigen Dingen, die man

daraus zu ersehen gehofft, nur einen eigenhändigen Brief seines Vaters aus England, in welchem er dem Sohne Vorwürfe macht, daß er, wie man vernommen, in Straßburg gewesen oder gar vielleicht in Paris; das heiße unnütz sein Leben und seine Freiheit aufs Spiel setzen. „Obwol der Standpunkt, auf dem er sich befinde, ihnen (den Bourbons) höchst nützlich werden könnte," sei er doch zu nahe; er solle sich in Acht nehmen. Statt des wichtigen Generals Dumouriez hatte man den unwichtigen Marquis von Thumery ergriffen und noch einige gleich unbedeutende Emigranten.

Gar keine Beweise, nicht einmal Indicien, aber ein Gefangener, und ein unter solchen Umständen Gefangener, daß Frankreich, Europa, die Welt, auf die ungewöhnliche Rechtsverletzung ein ungewöhnliches Gericht und ein Siegel auf die That erwarten mußte, welches sie rechtfertigte, auf diese oder jene Weise. Thiers läßt Napoleon von folgenden Betrachtungen im Kreise seiner Nächsten ergriffen sein:

„Nun habe man einen von den Prinzen von Bourbon, die so leicht damit bei der Hand seien, Complote anzuordnen, und Unbesonnene und Thoren stets bereit fänden, sich mit ihnen zu gefährden. Man müsse ein schreckliches Exempel an ihm statuiren oder sich darauf gefaßt machen, ein Lächeln der Verachtung bei den Royalisten zu erregen, wenn man den Prinzen, nachdem man ihn einmal entführt, nun wieder loslasse. Diese würden nicht ermangeln zu sagen, nachdem man sich einer Unbesonnenheit schuldig gemacht und ihn aus Ettenheim holen lassen, habe man vor der öffentlichen Meinung, vor Europa Furcht gehabt, mit einem Worte: man habe den Willen, aber nicht den Muth zu einem Verbrechen besessen. Statt Lachen, sei es besser, Zittern bei ihnen zu erregen.

mit dem Winkelmaas zu erkennen. Der Maler muß die Höhenzüge durchſtreifen; er wird viel finden mit dem Bleiſtift einzutragen in ſein Skizzenbuch; aber er thut beſſer mit klarem Auge, friſchem Sinn und ohne Bleiſtift, wenigſtens das erſte Mal, dieſe Räume zu meſſen; die Früchte bleiben doch, wenn er ſie auch nicht ſchwarz auf weiß nach Hauſe bringt. Jedem Landſchafter, der mit echtem Kunſtſinn die Natur aufzufaſſen weiß, rathen wir zu den großartigen Studien der Norwegiſchen.

Dieser Prinz habe sich denn doch in Ettenheim, so dicht an der Gränze, unter solchen Verhältnissen wahrscheinlich nicht ohne irgend einen Beweggrund befunden. Ob es wol möglich sei, daß er, gewarnt, wie er es war (dies bewiesen die bei ihm vorgefundenen Briefe), ohne allen Zweck der Gefahr so nahe geblieben? daß er nicht in irgend einem Grade an dem Mordplane mitschuldig gewesen? Jedenfalls habe er sich ganz gewiß in Ettenheim befunden, um eine Bewegung der Emigranten im Innern zu unterstützen, um zum Bürgerkriege aufzureizen, um abermals die Waffen gegen Frankreich zu führen. Solche Handlungen würden insgesammt von den Gesetzen aller Zeiten mit strengen Strafen belegt: diese müsse man gegen ihn vollziehen."

Die Royalisten sind unverbesserlich; auf sie kann man nur durch den Schrecken wirken. Diese Maximen im Sinne, verordnete er, den Prinzen nach Paris zu bringen und ihn vor eine Militaircommission zu stellen, weil er Bürgerkrieg zu erregen versucht und die Waffen gegen Frankreich geführt.

Am selben Tage, wo d'Enghien nach Paris abgeführt wurde, reiste Bonaparte nach Malmaison. Stundenlang läßt ihn Thiers hier einsam auf- und abgehen, auf seinem Gesichte eine Ruhe zur Schau tragend, die sein Herz nicht empfand. Während acht Tagen dictirte er hier fast keinen Brief, ein Müssiggang in seinem Leben ohne Beispiel, ein Beweis seiner innern Aufregung. Josephine, der, wie Allen im Hause, die Sache kein Geheimniß war, zerfloß in Thränen. Mehrmals sprach sie mit ihrem Gatten von dem unglücklichen Prinzen. Was geschehen sollte, war nicht ausgesprochen, aber sie ahnte es und empfand ein inneres Grauen vor dem Vergießen königlichen Blutes. Er wies ihre Thränen, ihre Ver-

traulichkeit zurück: „Du bist eine Frau, du verstehst nichts von meiner Politik; deine Rolle ist Schweigen.“

Drei Tage nach seiner Arretirung früh Morgens am 18. März traten Gensdarmen in die Zelle des Gefangenen, erweckten ihn aus dem Schlafe und forderten ihn auf, sich augenblicklich anzukleiden.

D'Enghien wünschte, daß man ihm wenigstens gestatte, seinen Kammerdiener mitzunehmen. Die Antwort war: daß er dessen nicht bedürfen werde.

„Aber ich werde doch wenigstens der Wäsche bedürfen.“

„Zwei Hemden werden ausreichen,“ erwiderte der Officier.

Man ließ ihn in eine fest verschlossene Kutsche steigen. Sie rollte Tag und Nacht fort. Am 20. März um 4½ Uhr Abends war man an den Thoren von Paris, an der Barriere von Pantin. Hier begegnete ihnen ein Courier mit einem Specialbefehle. Der Wagen machte Kehrt und fuhr außerhalb der Mauern nach Vincennes.

Nach Thiers wäre der Wagen schon um zwölf Uhr Mittags an der Barriere gewesen und der Unglückliche hätte, wohl bewacht, in demselben bis Abends fünf Uhr sitzen müssen, weil einige Verwirrung in den Anordnungen stattgefunden. Nach Nougarède von Fayet wäre der Wagen in Paris hineingefahren und bis vor die Thür des Auswärtigen Ministeriums und erst von dort nach Vincennes beordert worden.

Murat war Commandant von Paris und Oberbefehlshaber der Division. Als solcher war es an ihm, die Militaircommission zu bilden und die Vollstreckung des

Urtheils anzuordnen. Er war von Schmerz ergriffen, als die Verordnung der Consuln ihm zukam. Die Expedition nach Ettenheim hatte er gebilligt; jetzt sank ihm der Muth, sein Herz lehnte sich auf. Zu einem Freunde soll er, auf die Schöße seiner Uniform zeigend, gesagt haben: „Der erste Consul will einen Blutfleck hinein machen." Er eilte zu seinem Schwager; dieser zeigte ihm aber nur seine eiserne Miene, warf ihm seine Schwäche vor und erklärte ihm entschieden: er wolle seine Feigheit bedecken und mit seiner Consulhand selbst die im Laufe des Tages nöthigen Befehle unterzeichnen.

Bonaparte übertrug Savary, die Execution des Prinzen zu besorgen. Oberst Savary war bis jetzt nur Soldat, das stumme Werkzeug seines Gebieters. Der erste Consul ließ alle Befehle abfassen, unterzeichnete sie selbst und befahl dem Savary, sie Murat zu bringen und selbst nach Vincennes zu gehen, um die Ausführung zu leiten.

Die Befehle waren vollständig und bestimmt, so wie sie zur Ausführung kamen.

Sie waren aber nicht in allen Punkten unwiderruflich, und Thiers sagt über das Mittel, welches geblieben wäre, den Prinzen zu retten, Folgendes:

„Der Staatsrath Réal sollte sich nach Vincennes begeben, um diesen ausführlich zu verhören und ihm abzulocken, was er von dem Complot wisse, an dem man ihn noch fortwährend mitschuldig glaubte, ohne den Beweis davon führen zu können. Murat gab selbst am Abend die schriftliche Weisung, nach Vincennes zu gehen, um dieses Verhör abzuhalten, in der Wohnung des Staatsraths Réal ab. Wenn Herr Réal den Gefangenen sprach, die wahrheitstreue Darlegung der Thatsachen aus seinem Munde vernahm, sich durch seine Offenheit, durch seine dringenden Bitten, dem ersten Consul

vorgeführt zu werden, gerührt fühlte, konnte Herr Réal den Eindruck, den er empfand, Demjenigen mittheilen, in deſſen mächtigen Händen das Leben des Prinzen lag. Es gab alſo, ſelbſt nach der Verurtheilung, noch ein Mittel, aus der gräßlichen Bahn, die man eingeſchlagen hatte, wieder herauszukommen, wenn man dem Herzoge von Enghien eine edel erbetene Begnadigung edel ertheilte."

Thiers ſucht den Beweis zu führen, daß Bonaparte auch nach den Befehlen, die er ertheilt, an dieſe Möglichkeit gedacht. Abends am 20. März ſaß er mit ſeiner Frau, ſeinem Secretair, einigen Damen und Officieren in der Abgeſchiedenheit von Malmaiſon. Er war zerſtreut und ſchien Ruhe zu heucheln. Zuletzt ſetzte er ſich an einen Tiſch und ſpielte Schach mit Frau von Remuſat. Dieſe Dame, die Zierde des Hofes, wußte, daß der Prinz angekommen, und bebte vor Angſt, was geſchehen könne. Sie getraute ſich nicht Bonaparte anzublicken, der in der Zerſtreuung mehrmals bekannte Verſe aus Corneille und Voltaire über die Milde vor ſich her ſprach. „Der charakterfeſte Mann war erſchüttert und kam auf die ſtille Betrachtung zurück, wie erhaben, edel es ſei, einem beſiegten und entwaffneten Feinde Verzeihung zu gewähren." Frau von Remuſat glaubte den Prinzen gerettet. Thiers hat dieſe Nachricht aus den ungedruckten Memoiren der Dame.

Um fünf Uhr war der Prinz bereits in ſeinem Gefängniſſe. Von Anſtrengung und Hunger erſchöpft, nahm er ein leichtes Abendeſſen ein und warf ſich auf ein ſchlechtes Bett in einem Entreſol, um augenblicklich tief einzuſchlafen.

Aber ſchon um Mitternacht ward er erweckt, indem man die Thüren aufriß. Man nöthigte ihn aufzuſtehen

und führte ihn dann in ein Gemach desjenigen Pavillons, der dem Walde von Vincennes gegenüberlag.

Dort sind acht Oberofficiere versammelt. Es ist sein Gericht. Ohne weitere Förmlichkeiten stellt man an ihn Fragen darüber, daß er in Waffen gegen sein Vaterland gestanden habe? Schrecken und Erschöpfung hatten ihn nicht eingeschüchtert; er antwortete mit stolzer Haltung und in der edeln Kraft seines Bewußtseins:

„Ich habe die Rechte meiner Familie vertheidigt; und es ist gewiß, daß, wie die Sachen stehen, ein Condé nur mit den Waffen in der Hand nach Frankreich zurückkehren konnte. Meine Geburt, meine Ansichten zwingen mich, für alle Zeiten ein Feind Ihrer Regierung zu sein."

Man unterrichtete ihn, daß das Kriegsgericht über ihn ohne alle Appellation Recht sprechen werde.

„Ich weiß es," sagte er, „noch verberge ich mir die Gefahr, in der ich mich befinde. Aber ich hoffe, daß man mir ein Gespräch mit dem ersten Consul nicht verweigern werde."

Eine falsche Hoffnung! Eine scheinbare Debatte erfolgte, die etwa anderthalb Stunden dauerte. Nach Beendigung derselben erfolgte ein einstimmiges Urtheil dahin:

Daß Louis-Antoine-Henri de Bourbon, Duc d'Enghien, schuldig sei:

1) die Waffen gegen die französische Republik getragen zu haben;

2) daß er seine Dienste der englischen Regierung, einer, dem französischen Volke feindlichen, angeboten;

3) daß er Agenten besagter englischer Regierung bei sich aufgenommen und sie förmlich empfangen, ihnen desgleichen Mittel verschafft, Verbindungen in Frankreich

anzuknüpfen und mit ihnen sich verschworen gegen die innere und äußere Sicherheit des Staates;

4) daß er sich an die Spitze einer Versammlung von Emigrirten gestellt, wie auch Anderer, die, im Solde Englands, sich an der französischen Gränze in Freiburg und Baden zusammengezogen;

5) daß er Verbindungen mit dem Orte Straßburg unterhalten, mit der Absicht, die umliegenden Departements aufzuwiegeln und eine England günstige Diversion zu machen;

6) daß er an den Verschwörungen gegen das Leben des ersten Consuls, welche von den Engländern angestiftet, Theil genommen und sie begünstigt, mit der Absicht, wenn sie gelungen wären, in Frankreich einzurücken.

Er war schuldig erkannt, es war nur noch die Frage hinsichts Anwendung der Strafe. Die Stimmen wurden gesammelt, und, abermals mit Stimmeneinhelligkeit, ward Louis-Antoine-Henri de Bourbon, Duc d'Enghien, wegen des Verbrechens: des Spionirens, verbotener Correspondenz mit den Feinden der Republik, des Attentats gegen die innere und äußere Sicherheit des Staats — zum Tode verurtheilt.

Nach dem erwähnten Geschichtsschreiber wußten die meisten Mitglieder der Militaircommission, Obristen von Napoleon selbst ernannt, nicht, um welchen Angeklagten es sich handele. Man sagte ihnen, er sei ein Emigrant, man nannte auch seinen Namen; diese Soldaten der Republik, Kinder noch als die Monarchie fiel, hätten jedoch kaum gewußt, in welchem Verhältnisse der Duc d'Enghien zur königlichen Familie stand. Dennoch war auch ihnen der Auftrag schmerzhaft; seit Jahren waren ja keine Emigranten verurtheilt worden. Seine stolze Erscheinung wirkte nicht ungünstig; aber, wiewol er jede

Theilnahme an dem Complot in Abrede ſtellte, antwortete er doch zu ſtolz, daß er gegen Frankreich gedient und, wenn die Gelegenheit komme, es wieder thun werde. Die Dreiſtigkeit, mit welcher er auf die Warnung des Präſidenten dieſe Erklärung wiederholte, machte einen ſchlimmen Eindruck auf erprüfte Militairs, die nichts Höheres kannten, als ihr Blut zur Vertheidigung des Vaterlandes zu vergießen. Dennoch fühlten die Soldatenherzen ſich durch ſeine Jugend, ſeinen Muth gerührt. Aber die Thatſache, daß er gegen Frankreich gedient, war eingeräumt und die Geſetze der Republik und aller Zeiten belegten ſie mit der Todesſtrafe. Die Vertheidigungsgründe, daß man ihn auf ausländiſchem Boden ergriffen, nicht mit den Waffen in der Hand, daß keine beſtimmte Intention, ſie gegen ſein Vaterland zu ergreifen, ihm nachgewieſen, daß man ihm keinen Defenſor gegeben, kamen kaum zur Sprache oder wurden doch vor den ſelbſt beſtürzten und über ihre Lage unglücklichen Richtern nicht mit Nachdruck geführt. So erfolgte der Todesſpruch, jedoch ſprachen die Meiſten den Wunſch aus, daß das Urtheil der Gnade des erſten Conſuls vorgelegt werde.

An der Spitze der Commiſſion ſaß der General Hulin, hiſtoriſch berühmt als Baſtillenerſtürmer, ſpäter als Commandant von Berlin. Nachdem das Urtheil geſprochen, ſetzte er ſich nieder, um einen Brief an den erſten Conſul zu ſchreiben. Mit Beiſtimmung der Mitglieder des Kriegsgerichts meldete er ihm den Wunſch des jungen Prinzen nach einer perſönlichen Zuſammenkunft mit dem erſten Conſul und beſchwor ihn zugleich, Namens aller ſeiner Collegen, von einer Strafe abzuſtehen, welche zu dictiren das Gericht in ſeiner Lage, obſchon gegen Aller Wünſche, nicht umgehen können.

In diesem Augenblicke, heißt es in den zurückhaltenden Berichten, trat ein Mann hervor, welcher seit dem Beginne der Sitzung den Saal keinen Augenblick verlassen hatte, und fragte den Präsidenten: was er da mache?

„Ich schreibe an den ersten Consul," erwiderte der General Hulin, „um ihm den Wunsch des Kriegsgerichts und den des Verurtheilten mitzutheilen."

„Ihr Geschäft ist zu Ende," erwiderte der Mann, indem er ihm die Feder aus der Hand nahm, „das Uebrige ist meine Sache."

Wer war diese mysteriöse Person? — Savary war der Vollstrecker des Willens des ersten Consuls und der, welcher nach der Execution sofort abreiste, um Bonaparte Bericht abzustatten. Thiers geht über die, dem Urtelsspruche folgende Scene kurz hinweg, mit der Bemerkung, daß die Befehle vom Morgen, die Alles in der Nacht abzumachen verordneten, zu bestimmt gelautet. Nur der Staatsrath Réal hätte der Sache eine andere Wendung geben können, aber er erschien nicht.

Als Resultat galt bald, unter allen Parteien, in Frankreich dies: das Urtheil war null, sowol der Form als dem Inhalte nach. Man hatte weder Zeugen abgehört, noch existirte eine bestimmte articulirte Anklageacte. Die Militaircommission war incompetent. Die Untersuchung und der Urtheilsspruch über die Verbrechen, deren d'Enghien beschuldigt, waren immer vor die gewöhnlichen Tribunale gezogen worden.

Endlich: obgleich es im Urtheil heißt, daß es in öffentlicher Sitzung gefällt worden, ist es doch ausgemacht, daß Verhör und Verurtheilung in der Nacht geschehen, in einem Gefängnisse, nur in Anwesenheit einiger Gensdarmen und einiger Gefangenwärter des Duc

d'Enghien. Es fehlte dem Gerichte daher jeder Charakter der Oeffentlichkeit.

Um vier Uhr Morgens ließ man den Prinzen durch eine enge steinerne Treppe, wo der feuchte Hauch der Grüfte ihn anwehte, niedersteigen. Offenbar war es eine Treppe, angebracht in der Dicke der Mauern. Er war der Meinung, daß man ihn in ein unterirdisches Gefängniß bringe. Aber bald beruhigte ihn ein frischer Lufthauch, der von unten ihm entgegenwehte. Er befand sich in den Gräben von Vincennes. Nach einigen Schritten vorwärts sah er ein Peleton Infanterie, welches, Gewehr in Arm, ihn zu erwarten schien.

„Ah! Gnade Gott!“ rief er aus, „so sterbe ich doch wenigstens den Tod eines Soldaten.“

Er wandte sich an einen der ihn begleitenden Gensdarmen und fragte: ob er nicht den letzten Beistand eines Priesters erhalten könne?

„Um die Stunde schlafen die Priester noch,“ erwiderte in seinem brutalen Tone der Gensdarm. „Willst Du denn wie ein Kapuziner sterben?“

Der Prinz sagte darauf nichts als das Wort: «Marchons!»

Man kam an den Fuß der Mauer des sogenannten Pavillons der Königin. Hier war ein Graben schon zwölf und mehr Stunden früher aufgeworfen; d. h. um einige Stunden früher als d'Enghien zum Tode verurtheilt, als das Gericht über ihn eröffnet, ja als er nur in Vincennes eingetroffen, war schon sein Grab gegraben!

Er mußte sich an den Rand des Grabens stellen. Er zog aus seiner Tasche eine Haarflechte, einen Brief

und einen Ring und wandte ſich an die Soldaten, ſeine beſtimmten Mörder. Mit vollkommen feſter Stimme fragte er: ob Einer unter ihnen es wol übernehmen wolle, dieſe Gegenſtände der Prinzeſſin von Rohan zu überbringen?

Schon ſtreckte ein Soldat den Arm vor, als Zeichen, daß er ſich des Auftrags unterziehen wolle, als ein Officier rief: „Niemand hier darf Aufträge eines Verräthers annehmen.“

Es war noch finſtere Nacht. Man hatte daher eine Laterne und mehre Lichter herbeigebracht, damit die Soldaten richtig zielen könnten. Ein Oberofficier auf der Bruſtwehr befahl einem Adjutanten jetzt Feuer! zu commandiren. Es geſchah und der Prinz ſank ſofort, von vielen Kugeln getroffen, zu Boden.

Die Gensdarmen näherten ſich dem Leichnam, hoben ihn, wie er war, auf und legten ihn mit ſeiner Kleidung und Allem, was er an ſich trug, in den Graben. Man ſchaufelte ſofort die Erde darüber und verwiſchte alle Spuren.

Der Tragödie fehlt nach Thiers auch ihr fataliſtiſcher Schluß nicht. Savary begegnete auf der Rückkehr dem Oberrichter Réal, welcher jetzt erſt ankam, um den Gefangenen zu verhören. „Durch eine Arbeit von mehren Tagen und mehren Nächten völlig erſchöpft, hatte dieſer Staatsrath ſeinen Bedienten verboten, ihn aufzuwecken. Erſt um fünf Uhr Morgens war ihm der Befehl des Erſten Conſuls eingehändigt worden. Er kam, aber zu ſpät. Dies war kein Kunſtgriff, der, wie man behauptet hat, darauf angelegt geweſen, dem erſten Conſul ein Verbrechen abzuliſten; durchaus nicht. Es war ein Zufall, ein reiner Zufall, wodurch dem unglücklichen Prinzen die einzige Möglichkeit, ſein Leben zu retten

Achtes Kapitel.

Lillehammer. Ein Waſſerfall des Lougen. Das Guldbrandsdal. Ein nächtliches Abenteuer. Ein Gaſtfreyhof im Innern. Das Normanniſche Geſchlecht. Moden. Tracht der Guldbrandsdaler. Nette Mienen. Der Telefurs. Die Naturerſcheinungen im tiefern Thale. Heiterne Gemüther. Die Schattirung des Dunkels. Die Waſſerfälle. Der nächtliche Gaſthof am See. Sinclairs Untergang bey Krimgelen. Der Grutafos. Wildere Schluchten. Waſſerſtürze. Die erſten Schneefelder. Uebergrünte Dächer.

Lillehammer, ein geräumiger Gaard, bildet einen Hauptpunkt auf der Strecke diesſeits Dofre. Hier will man, nach dem neueſten Storthingbeſchluß, eine Binnenſtadt gründen. Iſt auch genügender Platz zwiſchen den Bergen vorhanden, wird ſie doch ſchwerlich über den Rang eines Marktfleckens ſich erheben. Obgleich am Anfang eines Sees und am Ausfluß eines halb Norwe-

und dem ersten Consul eine glückliche Gelegenheit, seinem Ruhme einen Flecken zu ersparen, verloren ging. Das sind die traurigen Folgen einer Verletzung der gewöhnlichen Formen der Gerechtigkeit! Verletzt man diese unantastbaren Formen, welche die Erfahrung von Jahrhunderten erfunden hat, um das Leben der Menschen vor dem Irrthume der Richter zu schützen, so ist man ein Spielball des Zufalls, der Nachlässigkeit! Das Leben der Angeklagten, die Ehre der Regierungen hängen zuweilen von dem zufälligsten Zusammentreffen ab! Allerdings war der Entschluß des ersten Consuls gefaßt, allein er befand sich in einer Aufregung und wenn die Stimme des unglücklichen Condé, das Leben erbittend, zu ihm gedrungen wäre, würde sie ihn nicht gefühllos gefunden haben. Er wäre seinem Herzen gefolgt, er hätte sich gefreut, ihm zu folgen."

Oberst Savary kam sehr erschüttert in Malmaison an. Sein Erscheinen veranlaßte einen schmerzhaften Auftritt. Als Madame Bonaparte ihn erblickte, ahnte sie, daß Alles vorbei sei und brach in Thränen aus. Herr von Caulaincourt schrie laut auf vor Verzweiflung und sagte, man habe ihn entehren wollen. Oberst Savary ging in das Cabinet des ersten Consuls, der sich mit Herrn von Meneval allein befand. Er erstattete ihm Bericht, was in Vincennes geschehen war. Der erste Consul fragte ihn sogleich: hat Réal den Gefangenen gesprochen? Kaum hatte der Oberst mit Nein geantwortet, so erschien Herr Réal und entschuldigte zitternd seine Nichtausführung der ihm ertheilten Befehle. Ohne Billigung oder Tadel zu äußern, entließ der erste Consul diese Werkzeuge seines Willens, schloß sich in ein Zimmer seiner Bibliothek ein und blieb dort mehre Stunden allein.

Am Abend speisten einige Mitglieder seiner Familie in Malmaison. Die Mienen waren ernst und traurig. Man getraute sich nicht zu sprechen und sprach auch nicht. Der erste Consul war still wie Jedermann. Am Ende begann dieses Schweigen in Verlegenheit zu setzen. Nach Aufhebung der Tafel brach er es selbst. Herr von Fontanes, der in diesem Augenblicke angekommen war, führte allein mit dem ersten Consul das Gespräch. Er war entsetzt über die Maßregel, von der das Gerücht in ganz Paris sprach, hätte sich aber nicht erlaubt, an dem Orte, wo er sich befand, seine Meinung darüber zu äußern. Er hörte viel und antwortete selten. Fast fortwährend sprechend und die durch das Stillschweigen der Anwesenden entstehende Leere auszufüllen bemüht, redete der erste Consul über die Fürsten aus allen Zeiten, über die römischen Kaiser, über die Könige von Frankreich, über Tacitus, über die Urtheile dieses Geschichtschreibers, über die Grausamkeit, welche man oft den Staatsoberhäuptern beilege, während sie nur unvermeidlicher Nothwendigkeit nachgegeben hätten. Endlich kam er nach langen Umschweifen bei dem tragischen Tagesereignisse an und sprach folgende Worte: Man will die Revolution vernichten, darum greift man meine Person an; ich werde sie vertheidigen, denn ich bin die Revolution, ich, ich .... Künftighin wird man sich zwei Mal bedenken, denn nun weiß man, wessen wir fähig sind.

Der Eindruck, welchen die That in ganz Europa hervorbrachte, war außerordentlich. Vertheidigt ward sie von Keinem, von Napoleon's Gegnern vielfach benutzt, doch eigentlich ohne Erfolg. Ob der Schatten des Duc

d'Enghien mehr Rächerarme erweckte, als die Schatten Palm's und Hofer's, bleibt zweifelhaft. Die ungeheuern darauf folgenden Ereignisse riefen aus dem Blute der Völkerschlachten so viele hundert Tausende von mahnenden und drohenden Schatten der gegen Napoleon's Tyrannei erzürnten Nationen und Einzelnen, daß dieser eine blutige des jungen Prinzen sich darunter verlor. Niemand unter allen Parteien Frankreichs ist so brutal gewesen, auf das Andenken des Duc d'Enghien einen Stein zu werfen, aber seine Erinnerung blieb eine elegische. Man suchte den Grimm der Gemüther gegen Napoleon dadurch anzufachen, daß man den Gemordeten als einen Verehrer der Heldengröße seines Mörders darstellte; aber auch diese Wirkung, eine psychologisch poetische, fand keinen Eingang bei der Masse. Auch als Napoleon's Sturz sich näherte, als seine Feinde in Frankreich selbst den Kopf erhoben, tönte wol der Name d'Enghien, er ward aber zu keinem Schlachtruf, der wie Trompetenschall den Schlachtmuth erweckte.

Der Rechtspunkt war so viel und mannichfaltig in dieser Sache verletzt, daß auch die widervölkerrechtliche gewaltsame Aufhebung des Prinzen in einem fremden Lande unter der Masse des Widerrechtlichen verschwand. Das zerrissene Deutschland war damals Frankreichs compactem Willen gegenüber so schwach, als es zur Zeit der Reunionskammern gewesen. Vielfache Rücksichten hielten den Willen in Schach. Was hätte auch eine Remonstration des Reichstages gegen den Bruch des Völkerrechts genutzt, nachdem Der, dem sie galt, schon im Grabe lag! Als das Gerücht der Entführung sich verbreitete, hatten die Musketen in den Gräben von Vincennes längst zerkracht. Nur der Vertrag einer Quasi-Allianz zwischen Frankreich und Preußen, der unter dem Haug-

witz'schen Ministerium im Werke war, scheiterte daran entschieden.

Dennoch bezeichneten schon damals Viele in Frankreich, und selbst unter Denen, welche sich der neuen Regierung thätig angeschlossen, die Urtheilsvollstreckung als einen Meuchelmord. Man sprach zu laut davon, Napoleon habe sich und seiner Sache die Reste der Jacobiner, derer vom Berge und der Sansculotten dadurch sichern wollen, daß er zwischen sich und den Bourbonen einen Graben voll Blut gezogen, über den man sich nicht mehr die Hände reichen konnte. Andere behaupteten auch, Bonaparte sei betrogen worden. Der Tod des Duc d'Enghien sei großen Theils eine Machination der Royalisten, die gehofft hätten, daß ein solcher Justizmord die Reaction herbeiführen müsse, an der sie offen und im Dunkeln arbeiteten.

Man nimmt in Frankreich noch heute an, daß bei dieser Begebenheit mehr das Zusammentreffen ungünstiger Umstände als böser Wille im Spiele gewesen und daß das Resultat keiner Partei nützlich geworden. Es vermehrte die Zahl der Feinde Napoleon's und erweiterte die möglichen Aussichten einer Restauration für die Bourbonen. So rief die Königin Karoline von Neapel, als sie den Tod des Prinzen erfuhr, aus: „Welches Unglück! Er war der einzige Mann von Herz in der Familie!"

Napoleon war gestürzt, die erste Restauration eingetreten, aber noch hatte man nicht Zeit gefunden, sich mit den todten Opfern des Weltkampfes zu beschäftigen. Die hundert Tage mußten vorübergehen und die zweite Restauration eintreten, als im folgenden Jahre 1816 König Ludwig XVIII. befahl, den Körper des Duc d'Enghien in den Gräben von Vincennes aufzusuchen.

auszugraben und die seinem Range gebührenden, letzten Ehren seinen Resten widerfahren zu lassen. Noch lebten Zeugen der That, der Beerdigung. Es ward eine Commission eingesetzt, welche sich mit allen Förmlichkeiten und Beobachtung jeder Vorsicht dem Geschäfte unterzog. Ihr Bericht lautet so:

„Wir sind in die Gräben hinuntergestiegen, von den oben genannten Personen begleitet, zu welchen sich noch Herr Godard und der genannte Bonelet gesellten. Die beiden Letzteren führten uns zu dem Platze, den sie uns in ihrer Aussage angegeben hatten, am Fuße des Pavillon der Königin, und Bonelet begab sich mit unter die Arbeiter.

„Um mehrer Sicherheit willen haben wir geglaubt, das ganze Terrain in einer Ausdehnung von zehn Fuß aufdecken lassen zu müssen. Nach Verlauf von anderthalber Stunde hatte die Durchgrabung ungefähr vier Fuß Tiefe, als wir auf die Sohle eines Stiefels stießen, und von diesem Augenblicke an waren wir überzeugt von dem Erfolge unserer Nachsuchungen. Die Herren Aerzte Hericart de Montplaisir, Delacroix, Guerin und Bonnie stiegen in die Tiefe und leiteten persönlich die Nachgrabungen, welche mit der größten Behutsamkeit fortgesetzt wurden. Nachdem sie sich über die Lage des Körpers hinlänglich versichert hatten, haben sie sich daran gemacht, mit großer Vorsicht die Erde, die ihn bedeckte, zu kleinen Theilen abzuwerfen, und der erste Gegenstand, der sich ihnen darthat, waren die Knochen des rechten Fußes, welche sie zu sich nahmen. Nächst dem entdeckten sie ein Stück des Knochenbeines, welches zu diesem Fuße gehörte. Bei fortgesetzter Arbeit entdeckten sie den Ellbogen des linken Arms, welcher ihnen noch mehr Aufschluß über die Lage des Körpers gab und daß, weil die

Füße in größerer Höhe lagen, der Leib und der Kopf tiefer liegen müßten. Sie ließen von einer Seite der Richtung nach, welche der Körper haben mußte, weiter ſchaufeln, um Stück für Stück zu entdecken, und fingen zuerſt mit dem Suchen nach dem Kopfe an, den ſie zerſchmettert fanden. Unter den Fragmenten war der obere Kinnbacken gänzlich von den Knochen des Vordertheils des Kopfes getrennt und mit zwölf Zähnen verſehen. Die untere Kinnlade war in zwei Theile getheilt und hatte nur noch drei Zähne. In der Erde, welche die Knochen der Hirnſchale umgab, entdeckte man Haare. — Die Aerzte gewannen die Ueberzeugung, daß der Körper mit dem Bauche auf der Erde gelegen, der Kopf niedriger als die Füße. Nachher entdeckten ſie allmälig die Wirbelbeine des Halſes mit einer goldnen Kette, den linken Arm und die linke Hand, den übrigen Theil der Wirbelbeine, den rechten Arm und die Hand parallel mit dem Körper ausgeſtreckt u. ſ. w. Alle dieſe Gebeine waren gänzlich von allen weicheren fleiſchlichen Theilen entblößt, aber meiſtentheils ſehr gut erhalten. —

„Die Bruchſtücke der Kleidung hat man gleichzeitig geſammelt, worunter ſich die beiden Sohlen der Stiefeln befinden; auch einige Stücke des Casquettes des Prinzen, welche noch die Löcher der Kugeln anzeigen, die ſie getroffen. Dieſe Ueberbleibſel gleichwie die Erde, welche um den Leichnam als Hülle lag, ſind mit den Gebeinen in einem bleiernen Sarge geſammelt worden.

„Nach weiterer Forſchung hat man entdeckt:

1) Eine goldene Kette mit Ring, welchen Herr Chevalier Jaques erkannt hat als den, den er gewöhnlich trug und der unter ſeinen Wirbelbeinen in vertikaler Richtung wirklich aufgefunden worden iſt. Dieſe Kette und die kleinen eiſernen Schlüſſel, welche neben der

unten erwähnten Geldtasche lagen, wurden schon in voraus von dem Chevalier Jaques uns annoncirt, diesem treuen Kriegsgefährten des Duc d'Enghien, welcher sich mit ihm in der Festung Straßburg einschließen ließ und sich nicht eher von ihm trennte, bis der Prinz nach Paris geführt wurde, wohin es ihm nicht erlaubt war zu folgen;

2) Ein Ohrring, der andere ist nicht gefunden worden.

3) Eine Geldtasche mit den Wappen der Condé's, stark verrostet und oxydirt, nebst einem kleinen Schlüssel von Eisen oder Stahl.

4) Eine Börse von Maroquin, worin 11 Goldstücke und 5 Silber- und Kupferstücke.

5) 70 Goldstücke in Dukaten, Florenen und andern, wahrscheinlich ein Theil der Summe, die ihm im Augenblicke ihrer Trennung vom Chevalier Jaques eingehändigt worden, in Rollen eingehüllt und mit rothem Siegellack versiegelt, wovon man noch einige Fragmente vorgefunden hat.

„Nachdem die Ausgrabungen und Untersuchungen beendigt waren, haben sich die Commissarien und ihre Gehülfen nach dem Schloße begeben, der Leichnam getragen von Unteroffizieren der königlichen Garde, geführt von einer Ehrenwache und gefolgt von einer großen Anzahl Militairs von allen Graden."

Georges Cadoudal's Verschwörung.

1804.

Die Augen der Welt waren auf das Rieſenlager des erſten Conſuls in Boulogne gerichtet. Die Art- und Hammerſchläge der Schiff- und Hafenbauer von der eiſernen Küſte, wie Franzoſen und Britten ſie nannten, dröhnten über den Kanal, und in England ſelbſt fing man an, an den Ernſt Deſſen zu glauben, was vorhin, und zum Theil heute noch, als ein ungeheueres Spiel betrachtet ward, um die Aufmerkſamkeit von einem andern ungeheuern Ernſte abzulenken. Die Brücke über den Kanal ſchien durch 2000 bis 3000 flache Fahrzeuge geſchlagen, und im Februar 1804 erwarteten Napoleon's Vertraute den Verſuch, England ſeine Meeresherrſchaft durch einen Einfall in ſein Land, durch eine Eroberung zu entreißen. Dieſes Unternehmen, welches der Welt eine andere Geſtalt gegeben, mit unberechenbaren Folgen für ihre Geſchichte, wenn es gelungen, ſcheiterte an einer Verſchwörungsgeſchichte, an einem Criminalproceſſe.

Napoleon, deſſen Auge überall war, deſſen Gegenwart ordnend und belebend den Geiſt in das chaotiſche Treiben dieſer militairiſch induſtriellen Werkſtatt gebracht, war nach Paris zurückgekehrt und hier feſſelten ihn bald

solche persönliche und politische Sorgen, daß Boulogne und Brest und das eroberte England in den Hintergrund traten.

Fouché, den Napoleon dem Volkswiderwillen bei Uebernahme des lebenslänglichen Consulats geopfert hatte, war nicht mehr Minister, aber sein Polizeigeist fand keine Ruhe in der Ruhe. Er konnte nur leben, indem er Entdeckungen machte. Vortrefflich unterrichtet durch die fortgesetzte Verbindung mit seinen früheren Agenten, brachte ihn das fortdauernde Gehen und Kommen verdächtiger Personen, ehemaliger Chouans und Emigranten, auf die Ueberzeugung, daß ein neues Complot gegen die Person des ersten Consuls im Werke sei. Napoleon hielt sich ebenfalls davon überzeugt. Die gewöhnliche Polizei, unter dem Staatsrathe Réal, wußte zwar nichts darüber, aber die Gensdarmerieberichte stimmten mit Fouché's heimlichen Mittheilungen, und er selbst zog die Schlußfolgerung, daß die ihm feindlichen Parteien der Royalisten und Republikaner den Widerausbruch des Krieges als die günstigste Gelegenheit betrachten mußten, neue Versuche zu unternehmen. Mehre Chouans waren verhaftet worden, es regte sich in der Vendée, wo Conscribirte kleine Banden bildeten. Oberst Savary, mit mobilen Colonnen und einigen Mann der Elitegensdarmerie dahin geschickt, vertrieb sie zwar, doch ohne etwas von Wichtigkeit zu entdecken. Der Kern der Bewegung mußte anderswo sitzen; die Spuren führten auf Paris zurück und die Entdeckungen einer dunkeln, aber furchtbaren royalistisch-republikanischen Verschwörung folgten sich, langsam, aber überzeugend.

Der Criminalfall gehört in seinen Motiven den höchsten Regionen der Geschichte an, die Thatsachen sind längst an ihr Licht getreten; wir dürfen daher bei Auf-

zählung der Hergänge und Entdeckungen in den Hauptzügen ihr folgen, ohne uns dabei an die Schranken der actenmäßigen Mittheilungen zu ängſtlich zu halten, welche hingegen, wo es Beweisſtücke gilt, wieder in ihr volles Recht treten.

Ueber Exiſtenz, Zweck, Ausdehnung der Verſchwörung ſind nach den Eingeſtändniſſen des einen Theils der Angeklagten keine Zweifel, nur das iſt weder actenmäßig, noch hiſtoriſch erwieſen, von wem ſie ausging, welche Mächte daran Theil hatten und wie weit dieſelben mit den Mitteln und Zwecken der Verſchwörer einverſtanden waren.

Die Emigranten in London hielten alle Mittel für erlaubt, um die alte Ordnung und den alten Beſitz wieder herzuſtellen; die Geſchichte führt dieſe Annahme als Thatſache auf. In wie weit die Häupter der alten Bourbonen den Mordplanen ihrer fanatiſchen Anhänger zugeſtimmt oder ein Auge zugedrückt, wird nie zur hiſtoriſchen Gewißheit gebracht werden. Wenn man die Erbärmlichkeit der von uns in einem früheren Theile erzählten Verſchwörung von den „vergifteten Mohrrüben," die in Warſchau ſpielt, ins Auge faßt, darf man ihnen viel zutrauen. Und die Bourbonen in Warſchau waren der verſtändigere Theil der Familie.

Aber die franzöſiſchen Geſchichtsſchreiber weiſen die Schuld auch unmittelbar der britiſchen Regierung zu. In ihrer Angſt, um den drohenden Schlag von ſich abzuwenden, habe ſie zu allen Mitteln gegriffen, auch zu ſolchen, welche die Moral am wenigſten billigt. Gleich wie ſie, während des erſten Krieges, gegen alle Macht haber, die in Frankreich nach einander auftraten, Empö

gen durchfließenden Bergsſtroms, muß doch ihr Verkehr nur auf das nächſte Bedürfniß beſchränkt bleiben, indem der Lougen aufwärts gar nicht, der See und Glommen aber höchſtens bis Sarpen, ſchiffbar iſt. Vielleicht aber, daß die kleine Stadt der inneren Communication zwiſchen den Bergen einiges Leben giebt.

Von hieraus ſchließt ſich nun das Thal enger, die Berge werden höher, ſchroffer; uns ſchien es auch dunkler, aber der Regen mit ſeinen Nebelwolken mochte das Seinige thun, ein trübes Bild zu vervollſtändigen. Ein großartiges begegnete uns gleich auf der erſten Station. Zwar iſt der Lougen in ſeinem ganzen Laufe, wo er nicht zu kleinen Seen ſtagnirt, ein beſtändiger Waſſerfall, und die grüne Fluth quillt nur aus dem weißen Schaume hervor, aber in einer romantiſchen Schlucht bildet er einen bedeutendern Fall, der zwar namenlos und weder von einiger Höhe iſt, vergleichbar mit der des Glommen, noch durch einen ſo dunkkochenden Waſſerſtrudel, wie der Trollhetta, anzieht; dennoch die Vorſtellung eines wilden nordiſchen Katarakts, wie kein anderer, bei uns zurückließ. Zwiſchen den hohen dunklen Ufern, auf deren Klippen die

rungen angezettelt, alle Anführer der Vendée, der Chouans und der andern Emigranten auch im Frieden besoldet, habe sie auch um die Verschwörung gegen die Person des ersten Consuls, von der wir reden, gewußt, ihr zugestimmt, sie unterstützt und dadurch alle Grenzen des Völkerrechts überschritten.

Als Beweise dafür werden angeführt, was wir vorläufig erwähnen: aufgefangene Briefe einiger untergeordneter englischer Diplomaten und Agenten und die großen Geldsummen, welche man bei den Verschwornen fand. Von den bourbonischen Prinzen konnten dieselben nicht herrühren, da diese erlauchten Personen sich notorisch jener Zeit selbst in der größten Geldverlegenheit befanden.

Die englische Regierung und das englische Ministerium sind nie vor ein Criminalgericht deshalb gestellt worden; sie scheiden für uns deshalb aus diesem Processe aus. Ihre Anklage gehört vor das Weltgericht der Geschichte, wo sie sich pure, oder durch Recrimination, zu vertheidigen wissen werden, und es dürfte schwer auch dort der Beweis zu führen sein, daß ein Pitt oder Wyndham oder Addington Geld aus dem Staatsschatze hergegeben, in der bewußten Absicht, daß Napoleon damit in die Luft gesprengt oder erdolcht werde.

Georges Cadoudal, der furchtbare, talentvolle, einst glückliche, General der Chouans, lebte, nachdem er mit der Republik Frieden geschlossen und Napoleon's Anträge, in der Armee einzutreten, ausgeschlagen, in London. Er lebte in Ueppigkeit von dem Gelde, welches die englische Regierung ihm zufließen ließ für sich und die andern Emigranten. Obgleich Plebejer, Geburt und Gesinnung nach, war er deren Mittelpunkt; auch die Prinzen Artois und Berry suchten seine Gesellschaft.

Der Friede auf dem Continente nahm den Prinzen

und andern Emigranten die Hoffnung, mit der bewaffneten Macht des Auslandes wieder in Frankreich einzurücken. Auch von einem Bürgerkriege war nichts mehr zu erwarten; man konnte nur noch auf Complote hoffen. Sie lebten von Illusionen, die sich in ihren Augen in Wirklichkeiten verwandelten. Der neue Krieg mit England hatte ihre Hoffnungen wieder belebt. Sie träumten von der gesunkenen Popularität des ersten Consuls; die Legitimen sehnten sich von Natur, die Revolutionaire wegen der Tyrannei des neuen Herrschers nach einem Sturze seiner Macht. Das geringste Ereigniß mußte nach ihren Begriffen denselben herbeiführen. Auch wimmele die Armee von Männern, welche auf Bonaparte's Ruhm eifersüchtig, seine Höhe nicht ertragen könnten, und eben wie die Jacobiner seien die Generale gegen ihn erbittert. Alle diese sollten und konnten nur eine Partei werden, um Bonaparte zu stürzen und — die Bourbonen wiederherzustellen — das waren deren Träume.

Die Verschwörung ward in London mit altfranzösischem Ungestüme betrieben. Der Graf Artois ging eifrig und hoffend darauf ein. Ludwig XVIII. in Warschau blieb ihr fern; ebenso die Condé's, die zwar in London lebten, aber ohne Vertraulichkeit mit den Prinzen des älteren Zweiges. Sie galten nicht für Politiker, nur als gute Soldaten, stets bereit die Waffen zu ergreifen und an ihrem Platze zu stehen.

Der Plan war, Bonaparte zu vernichten. Mit ihm stürzte die Consularregierung. Nach Ansicht der Bourbonen blieb für Frankreich dann nichts übrig, als sie selbst. Zu einem offenen Aufstande fehlten die Mittel; die Vendée war erschöpft, entmuthigt, und braucht es noch des Beweises, daß die Vendée Frankreich nicht umkehren kann? Eine Höllenmaschine hatte sich als un-

praktisch erwiesen, ein vereinzelter Dolchstoß, wenn er glückte, blieb ein Meuchelmord.

Aber man fand ein neues Mittel, eine Art ritterlicher That, Bonaparte auf offenem Felde, in offenem Kampfe, Bewaffnete gegen Bewaffnete, zu erlegen. Dieser Gotteskampf mußte nur so eingerichtet werden, daß die Mehrzahl der Kämpfenden auf Seiten der Angreifenden war, um des Sieges gewiß zu sein. Der erste Consul fuhr gewöhnlich auf dem Wege zwischen Paris und Malmaison in Bedeckung von zehn oder zwölf Cavaleristen. Wenn Georges ihn auf diesem Wege mit hundert entschlossenen Männern angriff, konnte er des Sieges gewiß sein und es war doch ein offener ehrlicher Kampf — redete man sich ein.

Aber Georges Cadoudal hatte doch noch, in seinem militairischen Ehrgefühle, Bedenken. Um den Gedanken des Meuchelmords ganz zu entfernen, verlangte er die Gegenwart zweier, wenigstens eines Prinzen. Wenn diese, den Degen in der Hand, an seiner Seite standen, war es gewiß kein Meuchelmord, es war ein Kampf um die Krone ihrer Ahnen. Ein Ueberfall von Hundert gegen Zehn, aber geadelt durch die Gegenwart eines Bourbonen!

Georges war ein Meister in der Kunst solcher Ueberfälle; in den Wäldern der Bretagne hatte er sie geübt. Weil er Prinzen zu Mitschuldigen hatte, sagt Thiers, hegte er nicht die Besorgniß, den Werkzeugen gleichgestellt zu werden, deren man sich bedient, um sie nachher wegzuwerfen.

Aber wie nachher? — Alle Parteien hatten sich überlebt. Die Macht war nur noch bei der Armee; sie war der Revolution ergeben und haßte die Emigranten, welche so oft in den fremden Armeen ihr gegenüberstanden.

Die Armee mußte gewonnen werden und der Mann dazu fand sich in Moreau, der an militairischem Ruhme Napoleon beinahe gleichstand, an Selbstschätzung vielleicht über ihm. Moreau, ein tapferer Soldat, ein talentvoller, glücklicher Feldherr, ein liebenswürdiger Mann von einfachen Sitten und glühender Republikaner, war mit Bonaparte zerfallen. Der Bruch war öffentlich, die Gründe nicht geheim. Es war die Eifersucht, welche auch an dem ruhmgekrönten Leben eines Paoli nagte. Der Gleiche konnte dem Gleichen nicht vergeben, daß er so weit — durch die Macht der Umstände, durch das Glück, sagten Moreau und die Seinen — sich über ihn erhob. Es war die Abneigung des schlichten, gradsinnigen Republikaners, sagen Andere, gegen die Herrschsucht, gegen die wachsende Tyrannei des ersten Consuls. Wir lassen uns hier nicht auf alle die Erbärmlichkeiten, auf das Weibergezänk — Moreau stand unter dem Ehrgeize seiner Frau und Schwiegermutter — auf die Geschichten von nicht erwiderten Besuchen, nicht erfolgten Einladungen zu Bällen ein; uns genügt, daß Moreau in gekränktem Ehrgeize aus Bonaparte's Freund und Waffenbruder sein Neider, Tadler und Opponent in allen seinen Regierungsmaßregeln geworden und daß um ihn andere Unzufriedene und Republikaner, wie Bernadotte, sich sammelten, die still und laut murrten und Alles schlecht oder verkehrt fanden, was Napoleon begann. Napoleon fürchtete den vom Volke und der Armee geliebten, berühmten Feldherrn, sagen Moreau's Freunde; er verspottete ihn und behandelte ihn mit Geringschätzung, weil er wußte, daß er ihm nicht gefährlich war, sagen Thiers und die neueren Vertheidiger der französischen Nationalsache. — In Europa flossen alle Stimmen zur Zeit des Hasses gegen den Usurpator vor Bewunderung

und Begeisterung für den edlen, humanen Charakter Moreau's über; ob die unparteiische Nachwelt den Franzosen recht geben wird, die ihm Größe und Muth nur als Soldat und Feldherrn zugestehen, ihn aber als Menschen schwach nennen, von mittelmäßigen Gaben, unterworfen den Launen seiner Hausfrauen und eines Ehrgeizes, der von keiner echten Kraft des Geistes getragen war, wird die Geschichte erst später entscheiden. Das entrüstete Nationalgefühl der heutigen Franzosen kann es ihm noch nicht vergeben, daß er den Antrag der Verbündeten annahm und gegen Napoleon 1813 fechtend auch gegen sein Vaterland kämpfte.

Die Misvergnügten aller Parteien, die ihn umgarnt, nannten ihn den vollendeten Feldherrn, und priesen in ihm den vollkommenen Staatsbürger, während ihm gegenüber Bonaparte zum unbesonnenen, aber glücklichen Heerführer ward, ein Usurpator ohne Genie, der die Republik stürzen wolle, um auf den Thron zu steigen. Sein Unternehmen auf England ward ein Thorenstreich genannt; man müsse ihn zu Grunde gehen lassen und sich wohl hüten, um seinem Privatehrgeize zu fröhnen, den Degen zu ziehen.

Moreau mußte gewonnen werden; aber wie ihm ankommen, der nur von Republikanern umgeben war? — Die Mittelsperson fand sich in Pichegru. Der Eroberer Hollands, dann vom Directorium gerichtet und verbannt, als er die Fahne der Bourbonen aufpflanzen wollte, war geflüchtet und nach London gekommen. Er hatte die Absicht gehabt, vom ersten Consul die Rückberufung zu erwirken, aber der neue ausgebrochene Krieg vereitelte diese Hoffnung, die Royalisten umstrickten ihn, und fast wider Willen ward er in die Verschwörung gezogen. Voll Geist, Klugheit und Erfahrung, setzte er

wenig Hoffnung in deren Gelingen, aber die Emigranten sahen ihn als das allergeeignetste Werkzeug an, bei seinen Verbindungen mit Royalisten und Republikanern, bei seiner Freundschaft mit Moreau, durch ihn diesen zu bearbeiten und die gewünschte Verbindung der Parteien ins Werk zu setzen.

Georges sollte zuerst nach Frankreich und in Paris eine Schar Chouans bilden, mit welcher der Ueberfall zu bewerkstelligen wäre; Pichegru zunächst, um Moreau zu gewinnen. Wäre Beides gelungen, sollten erst die Prinzen erscheinen, deren frühere Anwesenheit leicht Verdacht erregt hätte.

Auf einem leichten Fahrzeuge der englischen Marine unter dem Capitain Wright schiffte sich Georges mit einem Trupp wohlbewaffneter Chouans und Wechselbriefen, zum Betrage einer Million! nach Frankreich ein. In der Bretagne konnte er nicht mehr landen, ihre Küsten wurden zu streng bewacht. Aber an der Küste der Normandie befand sich ein geheimer Schleichhändlerweg. In dem steilen Uferabhange zwischen Dieppe und Tréport, von Biville genannt, windet sich in einer Felsenspalte 200 bis 300 Fuß hoch eine Art Treppe hinauf, welche der Schleichhändler jedoch nur mit Hülfe eines Taues, das die heimlichen Wächter oben auf das Signal hinunterlassen, erklimmt; die Contrebande trägt er auf dem Rücken. Dies war der Weg, welchen die Royalisten schon länger ausfindig gemacht, um aus England heimlich in Frankreich zu landen; von da aus ging man etappenmäßig über gewisse Schlösser royalistischer Edelleute in der Normandie und abgelegene Höfe, meistens durch Wälder und entlegene Gegenden, bis Paris, ohne die Landstraße zu berühren. Um die Entdeckung dieses Schleichwegs zu verhindern, ward er jedoch nur von den

bedeutendsten Männern der Partei benutzt. Georges, der an dieser Schlucht von Biville am 21. August 1803 gelandet, kam auf diesem Wege nach Paris, wo er in einer Vorstadt einen sichern Zufluchtsort fand.

Aber er fand nicht, was seine Partei erwartete: den ersten Consul nicht unpopulair und weder Royalisten noch Republikaner geneigt, sich auf ein tollkühnes Abenteuer einzulassen. Indessen verlor er nicht den Muth. Er schickte Emissaire nach der Vendée, die aber wenig oder nichts ausrichteten. Das Volk hatte Muth oder Lust zum Umstreifen in den Gebüschen verloren; die Priester, welche es früher geleitet, neigten sich zum ersten Consul, der der Kirche sich wieder günstiger bewiesen. Selbst nur hundert alte entschlossene Chouans zu seinem eigenen Unternehmen aufzutreiben, ward ihm nicht möglich. Er brachte kaum 30 zusammen, die er heimlich bewaffnete, uniformirte und besoldete. Keiner wußte vom andern und jeder nur, daß es einen Schlag zu Gunsten der Bourbonen gelte.

Verdrießlich über seine unthätige und darum nicht mit weniger Gefahren verbundene Rolle, hatte Georges durch Dritte selbst Versuche angestellt Moreau zu sondiren, jedoch war das Resultat nicht befriedigend. Inzwischen hatten auch Pichegru's Agenten durch gewisse Proviantbeamte bei Moreau angeklopft. Man fragte ihn, ob er sich seines alten Waffengefährten wol noch erinnere und geneigt sein würde, sich für ihn zu verwenden, damit er die Erlaubniß zur Rückkehr erhalte. Moreau äußerte sich sehr günstig über Pichegru, daß er von Herzen seine Rückkehr wünsche, aber nichts dafür thun könne, weil er mit Bonaparte zerfallen und nicht mehr die Tuilerien betrete.

Man hatte nun seine feindliche Gesinnung gegen den

Machthaber aus seinem eigenen Munde erfahren und arbeitete weiter. Ein General Lajolais, ein Mann voller Intrigue und immer geldbedürftig, war durch Geld und Briefe Pichegru's gewonnen. Diesem Generale gelang es, Moreau's Gedanken und innerste Wünsche abzustehlen. Sie gingen, Thiers zufolge: „auf nichts Geringeres, als die Vernichtung der Consularregierung durch alle möglichen Mittel." Der Zwischenträger glaubte mehr als er erfahren und berichtete an Pichegru vielleicht noch mehr, als er glaubte. Moreau war für die Verschwornen in London so gut als gewonnen, als Lajolais selbst auf großen Umwegen dahin ging und seine Berichte, vielleicht noch vergrößert, mündlich im Kreise der Vertrauten vortrug. In unter diesen befand sich der Graf Artois selbst, der sich von der Freude hinreißen ließ, sein Incognito zu brechen und auszurufen: „Wenn unsere Generale einig sind, werde ich bald wieder in Frankreich sein." Die Freude der mitwissenden Emigrirten war so groß und ihre Selbstvorspiegelungen so lockend, daß der Agent, der zugegen gewesen, sagte: wenn der König von England auch da gewesen wäre, so hätte er mitreisen mögen. Thiers behauptet, auch dieses Datum mit gewissenhafter Treue aus dem unveröffentlichten Theile der umfangreichen Acten entnommen zu haben.

Beschlossen ward sofort, daß nunmehr Pichegru mit einer zweiten Abtheilung Emigranten nach Frankreich abgehen solle. Unter diesen waren bedeutende Parteimänner, der eine Polignac, der Herr von Riviere. Wenn Letzterer, welcher die meiste Kaltblütigkeit besaß, versichern würde, daß die Unternehmung zur Reife gediehen, sollten auch die Prinzen kommen. Am 16. Januar 1804 landeten auch diese Emigrirten an der Küste der Normandie, kletterten an der Schlucht von Biville aufs hohe

Ufer, dort von Georges, der ihnen entgegengekommen, empfangen, und schlichen sich auf dem angegebenen Striche durch die winterlichen Wälder nach Paris.

Georges, obwol ohne großes Vertrauen zur Sache und ohne sein kleines Heer vollständig zu haben, wäre zum Schlage bereit gewesen, aber es bedurfte zuvor einer definitiven Verständigung mit Moreau, einer positiven Erklärung desselben, was er thun wolle. Eine Zusammenkunft zwischen Pichegru und ihm ward verabredet; sie sollte in der Nacht auf dem Boulevard de la Madelaine stattfinden. Pichegru, kalt und vorsichtig, wäre gern allein erschienen, er hätte gern die Unterhandlung mit Moreau unter vier Augen gepflogen. Aber seine ungeduldigen Untergebenen oder ihm im Eifer sich gleichdünkenden Verschwornen wollten Zeugen sein. In der Mitte von Chouans erschien der feine Mann vor dem Republikaner, und Moreau, nachdem die erste Bewegung eines solchen Wiedersehens mit dem alten Freunde vorüber, ward betroffen und zeigte sich plötzlich kalt. Zumal Georges' Gegenwart, der mit eigenen Augen prüfen wollte, wie weit man auf Moreau bauen könne, machte ihn sichtlich misvergnügt und er sprach sein Unbehagen über ein solches Zusammentreffen unverholen gegen Pichegru aus. Man ging ohne Resultat auseinander, um sich anderswo wieder zu sehen.

„Das geht schlecht," sagte Georges; Pichegru fürchtete zu weit gegangen zu sein. Inzwischen ward die Unterhandlung mit Moreau durch Zwischenträger fortgesetzt. Es handelte sich um den Sturz des ersten Consuls, ohne daß die Mittel genannt wurden. Dagegen — sagt Thiers — hatte er nichts einzuwenden, nur zeigte er eine unüberwindliche Abneigung, für die Bourbonen zu wirken.

Endlich kamen Pichegru und Moreau in der Wohnung des Letzteren zusammen. „Es wurde Alles gesagt," sagt der Geschichtschreiber Napoleon's, und wir lassen ihn, der pflichtgetreu alle Documente, Memoiren und Ueberlieferungen geprüft haben will, hier selbst über diesen vielfach bestrittenen Punkt der Theilnahme Moreau's an der Verschwörung als Zeugen reden:

„Moreau verließ durchaus einen bestimmten Ideenkreis nicht. Er habe, behauptete er, eine beträchtliche Partei im Senate und im Heere. Wenn man dahin gelange, Frankreich von den drei Consuln zu erlösen, werde die Staatsgewalt sicherlich in seine Hände gelegt werden. Dieser werde er sich bedienen, um Denjenigen, welche die Republik ihres Unterdrückers entledigt hätten, das Leben zu retten, aber den Bourbonen werde man die befreite Republik nicht überliefern. Hinsichtlich Pichegru's, des ehemaligen Eroberers von Holland, eines der glorreichsten Generale Frankreichs, werde man mehr thun, als ihm das Leben retten: ihm werde man seinen Rang und seine Würde zurückgeben; ihn werde man zu den höchsten Staatsstellen erheben. Von diesen Ideen eingenommen, sprach Moreau Pichegru sein Erstaunen aus, ihn im Kreise solcher Leute zu sehen. Pichegru bedurfte Moreau's Bemerkungen nicht, um die Gesellschaft der Chouans, in der er lebte, unerträglich zu finden; Moreau war aber selbst ein Beweis, daß Jemand, der sich einmal auf Verschwörungen einlasse, kaum mehr vermeiden könne, sich der elendesten Umgebung preiszugeben; Pichegru war zu verständig, zu einsichtsvoll, um Moreau's Illusionen zu theilen, und er versuchte, ihn zu überzeugen, daß nach dem Tode des ersten Consuls nichts Anderes möglich sei, als die Bourbonen zurückzurufen. Dies war aber Alles zu hoch für Moreau's außerhalb des Schlacht-

nordische Tanne ihre schwarzen gezackten Kronen gerade aufwärts schießt, drängt sich der smaragdne Strom rasch vorwärts, bis wo er am breitesten, sein Felsbett sich rechtwinklich an mehreren Stellen senkt. In vielen Kaskaden schießt nun der arme Guß über die schwarzen Felsecken. Der Schneeschaum, das dunkle Grün, die schwärzer schattirten Wasserwände bilden ein romantisch wildes und doch zugleich wohlgefälliges Schauspiel. Im stärksten Regen mußten wir, von den Wagen springend, es bewundern, und das Auge wollte sich kaum davon trennen, als die Wassergüsse den abschüssigen Boden unter uns schon wegzuspülen anfingen.

Wild war die Umgebung, wild das Grün des Bergwassers, wild waren die grauen Regenwolken, die in den hohen Tannenästen, wie Spinnengewebe sich annesselten, aber die künstlerische Anordnung der vielen Kaskaden brachte die wohlgefällige Wirkung auf das Gemüth hervor. Um meine vergleichende Schilderung fortzusetzen, sage ich, es war der Kristallcharakter des Wasserfalls, der eigenthümlich im Gegensatz zu allem bisher Gesehenen anzog. Scharf glänzende Quadrate, in allen Schattirungen des Grün und

feldes mittelmäßigen Verstand. Er blieb fest bei dem Glauben, wenn General Bonaparte nicht mehr lebe, werde er erster Consul der Republik werden. Wiewol man vom Tode des ersten Consuls nie sprach, setzte man als Mittel zur Freimachung der Bühne von der Person, die sie einnahm, diesen Tod doch immer voraus. Uebrigens muß, ohne für diese verhängnißvollen Unterhandlungen Entschuldigungen aufsuchen zu wollen, zu ihrer richtigen Würdigung bemerkt werden, daß die Menschen damals so vielfach auf dem Schaffot oder auf dem Schlachtfelde hatten sterben sehen, so oft schreckliche Befehle ertheilt oder erhalten hatten, daß der Tod eines Menschen für sie nicht die Bedeutung und die Gräßlichkeit besaß, welche das Ende der Bürgerkriege und die Sänftigungen des Friedens ihm in unsern Tagen glücklicherweise wieder verliehen haben."

Pichegru gab alle Hoffnung auf. Auf dem nächtlichen Heimwege in sein Versteck sagte er zu dem Vertrauten, der ihn hingeführt: „Auch der hat Ehrgeiz! Auch er will Frankreich regieren! Der arme Mann! Er würde es nicht 24 Stunden regieren können!" Und Georges hätte darauf ausgerufen: „Wenns doch ein Usurpator sein soll, lieber der jetzt regiert, als dieser Moreau, der weder Kopf noch Herz hat." — Wir wiederholen, daß dies Thiers berichtet, dessen Aufgabe ist, Napoleon's Genius immer ins hellste Licht zu stellen; doch ist seine Auffassung die jetzt in Frankreich vorherrschende. Zur Zeit und nach dem Befreiungskriege war es die Aufgabe, Napoleon als den Ahriman, Moreau als den Ormuzd der Revolution darzustellen; da war Alles an jenem dunkel und schwarz, an diesem hell und licht.

Es fand noch eine Zusammenkunft mit Moreau statt; ebenfalls erfolglos. Georges, in dessen Hause, wahr-

scheinlich ohne daß Moreau um diesen Umstand wußte, sie stattfand, verließ sie früher mit einer bittern Bemerkung. Alle erkannten, daß sie Illusionen sich hingegeben. Riviere war trostlos. Er und Pichegru empfanden das ganze Unbehagen, sich in der Gesellschaft von Chouans zu befinden, sie dachten daran, nach der Bretagne, nach England zurückzukehren; nur Georges, der nicht mehr hoffte, war doch noch immer zum Anfalle bereit. Wenn die That vollbracht, könne man erwägen, was dann geschehen solle. Die Andern fragten sich, wozu ein nutzloses Attentat diene?

Da, im Augenblicke, wo nach sechsmonatlichen fruchtlosen Bestrebungen die Verschwornen im Begriff waren, ihr Vorhaben aufzugeben und zu entfliehen, war die Polizei erst, durch Fouché's Bemühungen, aufmerksam geworden und die Nachforschungen, von denen wir berichtet, traten ein.

Chouans waren in der Vendée, in Paris selbst verhaftet worden. Die Emigranten sind in Thätigkeit, sagte Bonaparte, und wollte, daß einige der Verhafteten ausgewählt und vor eine Militaircommission gestellt würden. Wenn sie verurtheilt würden, dürfte Einer oder der Andere vor dem Erschießen bekennen. Die Kriegsgerichte waren lange außer Anwendung gewesen. Da der Krieg wieder ausgebrochen, glaubte er sie benutzen zu dürfen, insbesondere gegen die Spione, die zur Beobachtung seiner Rüstungen gegen England kamen, von denen wirklich einige bereits mit dem Leben gebüßt hatten.

Napoleon ließ sich die Liste aller Verhafteten vorlesen und wählte selbst mit dem ihm eigenen Scharfblick

fünf Chouans, die um die Sache wissen müßten. Zwei davon wurden von der Commission freigesprochen, drei verurtheilt. Zwei starben, ohne auf Andere zu bekennen, doch unter den heftigsten Verwünschungen gegen den ersten Consul und mit dem Geständnisse, daß sie gekommen, um für die Sache des rechtmäßigen Königs zu arbeiten, die bald auf den Trümmern der Republik siegreich dastehen werde. Der Fünfte, zur Hinrichtung hinausgeführt, bekannte. Es war Der, auf welchen Napoleon besonders gerechnet hatte.

Sein Geständniß war so vollständig, als er es aus eigener Wissenschaft machen konnte. Er war mit Georges im August am Uferabhange von Biville gelandet, er hatte sich mit ihm durch die Wälder nach Paris geschlichen; er gab die einzelnen Lagerstätten an. Er wußte von der Absicht des bewaffneten Anfalls auf den Consul und seine Ermordung. Er nannte auch einige Weinschenken, bei denen Chouans von Georges' Corps wohnten.

Georges war also in Paris. Ein solcher Mann würde sich nicht um eine bedeutungslose Unternehmung sechs Monate in Paris den äußersten Gefahren ausgesetzt haben. Man kannte nun den Landungsplatz der Emigranten, ihre Etappenstraße nach der Hauptstadt.

Noch eine merkwürdige criminalistische Entdeckung. An jenem Landungsplatze von Biville hatte kürzlich ein Gefecht zwischen Gensdarmen und Chouans stattgefunden; es waren Flintenschüsse gewechselt worden und ein aufmerksamer Gensdarm hatte den Papierpfropfen eines der Chouansgewehre aufgelesen, auf welchem sich der Name Troche noch leserlich fand. Troche hieß ein Uhrmacher in Eu, dessen noch sehr junger Sohn, wie sich nach seiner Verhaftung ergab, die Correspondenz mit den Emi-

granten in London führte. Heimlich verhaftet und nach Paris gebracht, gestand er Alles. Er hatte nicht allein die Correspondenz geführt, sondern war auch bei allen Landungen der Emigranten zugegen und behülflich gewesen. Er wußte von dreien, der Georges' im August, einer spätern im December, der dritten im Januar, bei welcher vornehme Herren gewesen, die er nicht kannte (Pichegru, Riviere und Polignac); er wußte auch noch von einer vierten, die im Februar bevorstehe, wo er die Ankommenden empfangen und als ihr Führer dienen solle.

Die Polizei war in voller Thätigkeit, in der Normandie, auf der ganzen bezeichneten Etappenstraße, in Paris selbst. Hier faßte man einen jungen Bedienten von Georges, den unerschrockenen Chouan Picot, der mit Pistolen und Dolchen bewaffnet, auf die Agenten schoß und erklärte, für seinen König sterben zu wollen; ferner einen der ersten Officiere des Anführers, Bouvet von Lozier. Beide, wie Raubmörder bewaffnet, führten bedeutende Geldsummen in Gold und Silber bei sich. Beide, im Augenblicke der Verhaftung fanatisch, entschlossen sich allmälig zum Bekennen. Picot sagte nicht mehr aus, als was man schon von jenem fünften Chouan wußte.

In Bouvet von Lozier's Gefängnisse hörte man in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar einen Lärm. Der Gefangene hatte einen Versuch gemacht sich zu erdrosseln. Da er ihm nicht gelungen, verlangte er in einer Art Raserei, zu Protocoll vernommen zu werden. Er wolle, bevor er für die Sache seines rechtmäßigen Königs sterbe, den Treulosen entlarven, der rechtschaffene Leute unnützerweise gefährde und ins Verderben stürze. Die merkwürdige Aussage des Athanasius Hyacinth Bouvet von Lozier, Generaladjutanten der königlichen Armee,

wie er sich nennt, abgelegt in Gegenwart des Oberrichters und Justizministers, verdient eine wörtliche Aufnahme, weil sie den aufgeregten Gemüthszustand dieses Zeugen so lebendig schildert.

„Ein Mann, der aus den Pforten des Grabes kommt, noch mit dem Schatten des Todes bedeckt ist, verlangt Rache an Denjenigen, die durch ihre Treulosigkeit ihn nebst seiner Partei in den Abgrund gestürzt haben, in dem er sich befindet.

„Abgesandt, um die Sache der Bourbonen zu unterstützen, sieht er sich genöthigt, entweder für Moreau zu kämpfen oder auf eine Unternehmung zu verzichten, die der einzige Zweck seiner Sendung war.

„Monsieur sollte nach Frankreich kommen, um an die Spitze einer royalistischen Partei zu treten; Moreau versprach sich der Sache der Bourbonen anzuschließen. Als die Royalisten in Frankreich angelangt sind, nimmt Moreau sein Wort zurück.

„Er trägt ihnen an, für ihn zu arbeiten und ihn zum Dictator ernennen zu lassen.

„Die Anklage, welche ich gegen ihn erhebe, beruht vielleicht nur auf unvollständigen Beweisen.

„Folgendes sind die Thatsachen; sie zu würdigen, ist Ihre Sache:

„Ein General, der unter Moreau's Befehlen gedient hat: Lajolais, wird von diesem an den Prinzen nach London gesandt; Pichegru war die Mittelsperson; Lajolais stimmt im Namen und von Seiten Moreau's den Hauptpunkten des vorgeschlagenen Planes bei.

„Der Prinz rüstet sich zur Abreise; die Anzahl der Royalisten in Frankreich wird vermehrt, aber in den Besprechungen, welche zu Paris zwischen Moreau, Pichegru und Georges stattfinden, macht Ersterer seine Ab-

sichten kund und erklärt, nur für einen Dictator, nicht für einen König wirken zu wollen.

„Daher die Unschlüssigkeit, die Meinungsverschiedenheit und der fast gänzliche Untergang der royalistischen Partei.

„Lajolais war Anfangs Januar dieses Jahres beim Prinzen, wie mir Georges gesagt hat.

„Gesehen aber habe ich ihn am 17. Januar in der Poterie ankommen, am Tage nach seiner Landung mit Pichegru auf unserm Verbindungswege, den Sie nur zu gut kennen.

„Gesehen habe ich ebenfalls denselben Lajolais am 25. oder 26. Januar, als er Georges und Pichegru an den Wagen, in dem ich mich mit ihnen befand, auf dem Boulevard de la Madelaine abholte, um sie zu Moreau zu führen, der sie einige Schritte von dort erwartete. Auf den Champs Elysées fand zwischen ihnen eine Besprechung statt, die uns schon ahnen ließ, was Moreau in der folgenden, die er mit Pichegru allein hielt, offen vorschlug: es sei nämlich nicht möglich, den König wieder einzusetzen, und er trug darauf an, selbst unter dem Titel eines Dictators an die Spitze der Regierung gesetzt zu werden, sodaß er den Royalisten nur die Möglichkeit ließ, seine Gehülfen und seine Soldaten zu werden.

„Ich weiß nicht, welches Gewicht die Versicherung eines Mannes bei Ihnen hat, der vor einer Stunde dem Tode entrissen wurde, den er sich selbst gegeben hatte, und der den Tod vor sich sieht, den eine beleidigte Regierung ihm in Aussicht stellt.

„Allein ich bin nicht im Stande, den Schrei der Verzweiflung zu unterdrücken und einen Mann nicht anzugreifen, der mich in diese stürzt.

„Ueberdies werden Sie Dem, was ich aussage, ent-

sprechende Thatsachen im Verfolge dieses großen Processes auffinden, in den ich verflochten bin.

(Gez.) **Bouvet.**

Generaladjutant der königlichen Armee."

Bouvet glaubte, daß der Plan von Moreau ausgegangen, daß dieser einen seiner Officiere nach London geschickt, um die Verschwörung einzuleiten und daß er sie zu eigenen Zwecken habe benutzen wollen. Bei den Illusionen der Royalisten war dieser Glaube nichts so sehr Befremdliches und in der Art, wie Lajolais selbst darüber gesprochen, hatte er auch wol einen Grund zu diesem Glauben. Für die Regierung aber war die Aussage von ungeheuerer Wichtigkeit, da sie zuerst Pichegru und — einen Moreau als Mitschuldigen bezüchtigte.

Réal überbrachte diese wichtige Botschaft am frühen Morgen in die Tuilerien, als Napoleon sich eben rasiren ließ. Er schien nicht erstaunt, wollte jedoch nicht unbedingt an Moreau's Antheil glauben. Einschreiten gegen denselben könne man wenigstens erst dann, wenn Pichegru's Anwesenheit in Paris constatirt sei, da nur dieser das Bindeglied zwischen den Royalisten und den Republikanern sein könne.

Picot ward noch einmal vernommen. Man redete ihm mit Sanftmuth zu und er sagte Alles aus, was er wußte. Dies war nicht soviel, als Bouvet wußte, aber es bestatigte die Angabe dieses halb Rasenden. Er erklärte in der Nacht des 14. Februars zu Protocoll: daß die Führer gelooft, wer den ersten Consul angreifen solle; daß sie diesen, wenn sie ihn auf dem Wege von Boulogne träfen, entführen, oder ihn, bei Ueberreichung einer Bittschrift auf der Parade, oder wenn er ins Theater führe, ermorden wollten; daß er fest glaube, Pichegru sei nicht blos in Frankreich, sondern auch in Paris, er

habe ihn noch vor wenigen Tagen gesehen. Ferner sagte er: er habe Pichegru immer unter dem Namen Charles nennen gehört; man habe oft vom General Moreau gesprochen und die Führer hätten häufig in seiner Gegenwart gesagt, es thue ihnen leid, daß die Prinzen auf Moreau Rücksicht genommen.

Also Pichegru war in Paris und Moreau's Benehmen hatte Verstimmung, wo nicht Verzweiflung bis in die untersten Reihen der Verschworenen gebracht, dies war das positive Resultat der Aussagen.

In der folgenden Nacht ward in den Tuilerien eine Berathung gehalten, die Consuln, Minister und Fouché waren zugegen. Der Plan, den ersten Consul durch einen Haufen Chouans, Georges an der Spitze, anfallen zu lassen, war außer Zweifel. Zwei Parteien sollten mitwirken, Pichegru machte den Vermittler. Moreau's Schuld war noch nicht ermittelt; aber es war schwer zu denken, daß Bouvet in seiner Raserei und der Bediente Picot in seiner Einfalt den auffallenden Umstand ersonnen hätten: daß Moreau's Benehmen die Plane der Royalisten vereitelt habe. Moreau's Name mußte beim Fortgange der Untersuchung vielfach genannt werden; die Beschuldigungen gegen ihn mußten ruchbar werden. Wenn Bonaparte ihn nicht verhaften ließ, konnte es den Anschein gewinnen, als ob man Moreau heimtückisch verläumde oder sich vor ihm, als der zweiten Größe der Republik, fürchte. Napoleon sagte: Man soll nicht sagen, daß ich mich vor Moreau fürchte und ich will ihn fassen, wie jeden Andern, der sich auf Complote einläßt. — So läßt Thiers Napoleon argumentiren, um Moreau's Verhaftung zu rechtfertigen. Nach den Aussagen der beiden Verhafteten würde sie sich in ruhigen Zeiten vor jedem Criminalgerichte von selbst gerechtfertigt haben, zumal

da die andern Hauptbegünstigten noch auf freiem Fuße, unentdeckt waren, ihnen die Communication mit Moreau abgeschnitten werden mußte, sich außerdem denken ließ, daß sie, halb entdeckt, in der Verzweiflung den Mordplan beschleunigen konnten, eine schnelle Justiz daher sie in Schrecken zu setzen verpflichtet war.

Cambacérès wollte Moreau, als Militair, vor eine Militaircommission gestellt wissen, aus den höchsten Personen der Armee gebildet, weil es gefährlich sei, ihn der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit zu übergeben. Napoleon wollte es nicht, weil man sagen würde, er habe die Absicht, sich seines Rivalen durch seine eigenen Geschöpfe zu entledigen. Er sollte vor den Criminalgerichtshof der Seine gestellt werden, doch mit Suspension der Jury, ein Mittelweg, der später als Misgriff erkannt wurde.

Am Morgen darauf ward Moreau verhaftet, als er eben auf dem Wege nach seiner pariser Wohnung war. Zu gleicher Zeit der General Lajolais und die Proviantbeamten, welche als Vermittler bei Moreau gedient.

Moreau's Verhaftung brachte ein ungeheueres, aber das schmerzlichste Aufsehen bei den Anhängern der Regierung hervor, bei ihren Gegnern eine Art boshafter Freude. Ihnen war es eine Erdichtung der Polizei, ein Kunstgriff Bonaparte's, Besorgniß für sein Leben einzuflößen und eines glorreichen, hoch geachteten Nebenbuhlers sich zu entledigen. Der pariser Witz nannte es keine Verschwörung Moreau's, sondern eine Verschwörung gegen Moreau. Das Ganze sei eine Fabel, und Georges und Pichegru gar nicht in Paris.

Napoleon, fest gegen die wirklichen Mordplane, die ihn bedroht, ward wüthend über diese Aeußerung der Gesellschaftsmeinung in Paris. Ob es nicht genug sei,

das Ziel gräulicher Complote zu ſein, ob er, in Lebensgefahr ſchwebend, auch noch als Urheber ſolcher Complote gegen das Leben Anderer gelten ſolle? Mit Erbitterung warf er ſich auf die Entdeckung der Urheber, nicht aus Furcht, ſondern um ſeine Verleumder zu beſchämen und ſie als Ränkeſpinner darzuſtellen.

Sein Zorn warf ſich diesmal vorzugsweiſe auf die Royaliſten, obſchon er die Wahl zwiſchen ihnen und den Republikanern hatte. In dem frühern Complote, wo beide zuſammen thätig geweſen, hatte er die Letztern ſeine Strafruthe fühlen laſſen. Seitdem war er nur gnädig gegen die Royaliſten verfahren, er hatte die Emigranten zurückberufen, ſie wieder in Beſitz und Ehren eingeſetzt; wenn es auch mit der Abſicht geſchehen, für den neuen Thron, deſſen Stufen er ſchon betreten, altgültige Stützen zu gewinnen, ſo glaubte er doch auf ihren Dank rechnen zu dürfen. Er hatte es um ſie verdient, da er ſie gegen Rath und Wunſch ſeiner Getreueſten begünſtigt, gegen das noch lebendige, glühende Vorurtheil im ganzen franzöſiſchen Volke. Er hatte ſie ſo großmüthig behandelt, daß er ſeine Popularität aufs Spiel geſetzt, daß man ihm ſchon vorwarf, er denke an Wiedereinſetzung der Bourbonen. Und jetzt — zum zweiten Male — wollten ſie ihn auf der Landſtraße ermorden laſſen.

Der zu mächtige Zorn gegen die Undankbaren ließ nicht viel von Kraft übrig gegen die Republikaner. Thiers lieſt in Napoleon's Innern, daß es demſelben gar nicht unangenehm geweſen, ſeinen Rivalen Morrau in eine ſo beſchämende Lage gegen ſich gebracht zu ſehen, daß er aber keinen Haß gegen ihn empfunden, daß er vielmehr von Anbeginn der Entdeckung daran gedacht, ihn durch Großmuth und Gnade zu beſchämen. Aehn-

Weiß, ſtrahlender als der Kriſtall, weil, wie beim Chineſiſchen Feuerwerk, das Licht durch die ewige Bewegung nie aus der Brechung herauskam. Und dies Kriſtallgemälde denke man eingeſchloſſen in den geſchilderten dunkeln Waldrahmen. Vielleicht daß wer nach uns bei hellem Wetter denſelben Fall anſieht, einen ganz verſchiedenen Eindruck zurück bringt.

Der Weg führte ſteil in die Höhe, und wir glaubten von oben ins Thal zu ſehen, aber wir ſahen nur noch höhere Berge. Dies wiederholte ſich bei jeder Wendung. Heute ſollten wir die Größe dieſer Norwegiſchen Gebirgsſchlucht nur ahnen, denn die Wolken, häufig ſchon unter uns, gewährten nur einzelne Blicke, hinauf und hinab, letztere zwar oft den ganzen wilden Charakter dieſer Hochgegenden athmend, wenn ein Silberſtrahl durch Nebel und Tannenkronen tief unten auf das Bett des Lougen fiel. Wie klein, wie ſpielend für die ungeheure Schlucht, die ihm die Natur anwies. Man hört in Norwegen wenig von Ueberſchwemmungen und doch, wer dies enge Thal ſieht, ohne Abflüſſe als den einen, und die Hütten, ſcheinbar dicht unten am Ufer, ſollte denken, wenn er empfindet und hört,

liche Empfindungen, mit Mitleid gepaart, hätten ihn auch bald gegen Pichegru erfüllt.

Dagegen erhöhten die weitern Aufschlüsse über das wirkliche Complot und dessen Urheber seinen Zorn gegen die Royalisten zu einer Art Leidenschaft. Man fing immer mehr Chouans und Verdächtige ein. Zwar waren keine bedeutenden Personen darunter, noch wußten sie mehr von der Sache, aber aus Picot und Bouvet preßte man in den folgenden Verhören noch mehr heraus. Jetzt erst erfuhr man mit Gewißheit, daß unter den vornehmen nach Paris gekommenen Emigranten auch die Herren von Polignac und Riviere, die den bourbonischen Prinzen so nahe standen, sich befänden, Picot erklärte, die vierte, bedeutendste Landung sollte aus 25 Personen bestehen, und darunter der Herzog von Berry. Bouvet sagte (am 15. Februar) aus: er glaube, Pichegru und Moreau hätten seit langer Zeit in Briefwechsel mit einander gestanden, und nur auf die Gewißheit, welche Pichegru dem Prinzen gegeben, daß Moreau mit allen seinen Mitteln eine Bewegung zu ihren Gunsten unterstützen wolle, sei der Plan dahin im Allgemeinen festgestellt worden: Wiedereinsetzung der Bourbonen; Bearbeitung der Räthe durch Pichegru; eine Bewegung in Paris, unterstützt durch die Gegenwart des Prinzen; ein gewaltsamer Angriff gegen den ersten Consul; die Vorstellung eines Prinzen bei der Armee durch Moreau, der die Gemüther im Voraus bearbeitet haben sollte.

Also ein, oder gar zwei königliche Prinzen aus dem Hause Bourbon wollten sich, durch Pichegru's Vermittelung, mit den erklärtesten Republikanern verbinden und an der Spitze einer Meuchlerbande in einem Hinterhalte ihn ermorden. In diesem Lichte erschien Napoleon die dunkele Sache; in eine Wuth, die er kaum bis da ge-

kannt, gerathend, ergriff ihn der Wunsch, diesen Prinzen, der die Messer gegen seine Brust schleifen ließ, in seine Gewalt zu bekommen. Thiers läßt ihn sprechen: „Die Bourbonen glauben, man könne mein Blut vergießen, wie das der elendesten Thiere. Mein Blut ist jedoch ganz so gut wie das ihrige. Ich werde ihnen die Angst, die sie mir einjagen wollen, vergelten. Moreau verzeihe ich seine Schwäche und daß er sich von einer einfältigen Eifersucht hinreißen ließ, aber den ersten Prinzen, der mir in die Hände geräth, lasse ich ohne Gnade erschießen. Ich will sie lehren, mit wem sie es zu thun haben." — Was den Alten für Recht galt, die wahrscheinlichen Gedanken ihrer Helden in positive Reden derselben zu verkleiden, was sollte es den neuern Historikern entstehen. Thiers läßt sogar seinen Helden Aeußerungen der Art beständig während der Untersuchung im Munde führen, er war finster, unstät und arbeitete wenig.

Savary mußte sich verkleidet mit einer Abtheilung Elitegensdarmen nach der Normandie begeben, um den im Februar erwarteten Prinzen am Felsabhange von Biville zu erwarten und abzufangen. Tag und Nacht sollte er lauern und wenn der Fang ihm gelungen, die ganze Gesellschaft nach Paris senden. Den Prinzen, Berry oder Artois, hätte eine Militaircommission und die Füsillade erwartet.

Inzwischen hatte der verhaftete General Lajolais bekannt, daß er als Mittelsperson gedient, um Pichegru mit Moreau in Verbindung zu bringen, daß er nach London gereist, Pichegru mitgebracht und in Moreau's Arme geführt habe, aber — Alles sei nur geschehen, um Moreau zu bewegen, Pichegru's Rückberufung zu bewirken. Lajolais hatte nur seine eigenen Beziehungen

zu Georges verschwiegen und wußte nicht, daß man auf andere Art zur Kenntniß der Verbindungen Pichegru's mit Georges und den Prinzen gekommen, daß also, indem er Moreau's Zusammenkunft und Verbindung mit Pichegru zugab, er auch den Beweis angab, daß Moreau mit Georges in Verbindung gerathen war. Und Moreau, der nichts von Lajolais' Angaben und den Aussagen der Andern wußte, leugnete vor dem Oberrichter Reignier, daß er von Beziehungen zu Lajolais, Pichegru, Georges etwas wisse, und erklärte, er begreife nicht, weshalb man alle diese Fragen an ihn richte.

Dies wäre zu seinem Verderben gewesen. Denn Bonaparte, von dessen milder Gesinnung gegen Moreau wir schon sprachen, habe die Ansicht gehabt, ihn zu einem stillen Eingeständnisse zu bewegen. Wenn er, zu ihm in die Tuilerien gebracht, seine Schuld gebeichtet, würde er seine „durch eine Eifersucht, die weniger ihm selbst, als seiner Umgebung angehörte, veranlaßten Verirrungen" ihm vergeben haben. Aber „Alles eingestehen, d. h. sich dem ersten Consul zu Füßen werfen, war eine Demüthigung, die nicht wol von einem Manne zu erwarten stand, dessen ruhige Seele sich nur wenig hob, aber auch nur wenig erniedrigte." Zudem wäre ihm von Bonaparte der unrechte Mann, der Oberrichter Régnier, zugesandt worden, der, statt ihm vertraulich zuzusprechen, ihn mit kalter Höflichkeit in aller juridischer Form zu Protocoll vernahm.

Sei dies nun Wahrheit oder nur Vermuthung, das Resultat bleibt, daß Moreau Alles abstritt, Nichts zugestand, und statt nach den Tuilerien zu fahren, ins Gefängniß gebracht ward, wo sein Proceß mit aller juridischen Strenge geführt wurde.

Nun aber galt es, Pichegru und Georges zu ergrei-

fen. Man ergriff auch täglich neue Mitschuldige, die sämmtlich bekannten, aber nur Das, was man schon wußte. Man kannte demnach alle Thatsachen, aber man fand keinen der Anführer und bekannten Großen, deren Arretirung allein die Ungläubigen und Schadenfrohen überzeugt hätte. Savary meldete von der normannischen Küste, daß er Alles in Augenschein genommen, an Ort und Stelle geprüft, daß Alles richtig sei, wie die Verhafteten es angegeben, die Art des Landens, die Schlucht von Biville, der Weg, die Etappenörter nach Paris, daß auch fast jeden Abend ein kleines Fahrzeug an den Küsten entlang fahre, sich nähern zu wollen scheine, aber nie nähere. Wahrscheinlich finden die erwarteten Signale nicht statt, oder man habe sonst Warnungen aus Paris nach London geschickt. — Savary ward aber nicht abberufen, sondern angewiesen zu warten, bis die Prinzen kämen.

In der Hauptstadt glaubte man täglich die beiden Gesuchten zu verhaften. Man fand, so zu sagen, die Betten oft noch warm, in denen sie geschlafen, aber sie selbst waren entschlüpft, um ihr Haupt unter einem andern Dache niederzulegen. Der erste Consul trug beim gesetzgebenden Körper auf ein neues Gesetz an, des Inhalts: daß Jeder, der Georges, Pichegru und 60 ihrer Mitschuldigen, deren Signalement gegeben wurde, verberge, mit dem Tode bestraft werden sollte. Wer sie sähe, oder ihren Versteck kenne und nicht angebe, hätte sechsjährige Kettenstrafe verwirkt. Dieses barbarische Gesetz ward vom gesetzgebenden Körper nicht allein angenommen, sondern auch am selben Tage, wo es eingebracht worden, und — ohne Widerstand! Zu dieser Höhe des Begriffs von Menschenrecht und bürgerlicher Freiheit war man am Schlusse der Revolution gediehen, einer

Revolution, zur Erstreitung derselben begonnen, und welcher anderweitigen blutigen Uebergänge bedurfte es noch, bis wir dahin gelangten, wo Alle beim Gedanken an ein solches Blutgesetz ein Schauer ergreift.

Aber, publicirt, hätte das Gesetz vielleicht zur Folge gehabt, daß alle Verschworene Paris augenblicklich verlassen hätten, und man wollte ihrer habhaft werden, was es auch koste. Deshalb ward im Augenblicke der Publication Paris geschlossen. Jedermann wurde ein, Niemand hinausgelassen. Die Fußgarde besetzte die Thore, die zu Pferde ritt in Patrouillen um die äußern Mauern. Jeder, der hinüberstiege, sollte verhaftet, wer zu entfliehen suche, auf den sollte geschossen werden. Auf der Seine hielten die Gardematrosen in Kähnen Tag und Nacht Wache. Nur die Postboten der Regierung durften hinaus, nachdem sie vorher untersucht worden.

Man glaubte sich in die Zeiten des Wohlfahrtsausschusses versetzt, man sprach es laut aus, und Bonaparte, der es hörte, immer mehr erbittert, ließ sich zu immer neuen, gewaltsamen Maßregeln hinreißen. Sein Geschichtschreiber glaubt hier den Wendepunkt in Napoleon's Leben zu finden, wo er, der „bisher an der Spitze des Staates nur als Weiser sich gezeigt," sich vom Guten zum Bösen, von der Mäßigung zu Gewaltthätigkeiten gewandt; und Ursache davon die Aufstachelungen, die Intriguen seiner kleinlichen, durch keine Großmuth zu gewinnenden, durch keine Kraft in ihrer Zähheit zu überwindenden Feinde.

Die furchtbare Jagd ging in Paris los. Die Verschworenen irrten, zerfallen unter sich, ein Obdach für jede Nacht suchend und oft nicht findend. Angst und Entsetzen überall, Angst Derer, die verrathen zu werden fürchteten, und Derer, die Verräther zu werden sich ge-

zwungen sahen, um ihr eigenes Leben zu retten. Man zitterte vor jedem fremden Gesichte, das abendlich an die Thür klopfte. Züge der verworfensten Gemeinheit wechselten mit Zügen des aufopfernden Heroismus. Mancher der vornehmen Geächteten mußte ein Nachtlager mit 6000 bis 8000 Francs sich erkaufen. Georges, an solches abenteuerliche Leben gewöhnt, der oft mit den scharfen Wendepunkten seines Schicksals gespielt, auf der einen Seite der Tod auf dem Schaffot, auf der andern ein Siegerkranz, fand diese Lage minder gräßlich. Aber die Polignacs, Rivières, welche ihr feines Hofleben auch in der Emigration, so weit es sich thun ließ, fortgesetzt, welche mit den andern Emigranten von einer noch immer mächtigen, glühend am Alten hängenden Partei im Innern Frankreichs geträumt, denen der Erlöser sich nur zu zeigen brauche, und Alles müsse sich erheben, diese mußten in Trostlosigkeit umher irren, in ihrer dürftigen Verkleidung, in der feuchten Frühjahrsluft ohne Obdach, in schmuzigen Tavernen, begleitet von Mördern und Räubern, und selbst von Denen ihrer Partei mit Kälte, Verlegenheit, oder gar dem Tadel empfangen, welcher bei einer verfehlten Unternehmung immer vorausgewußt hat, daß sie nicht glücken könne. Sie mochten selbst jetzt das Entwürdigende der Lage empfinden, zu der sie sich herabgelassen. Wo keine Partei auf das zu gebende Zeichen aufgestanden wäre, standen sie selbst vor ihrem eigenen Gewissen als Verschworene zu einer Mordthat da.

Pichegru's Lage war vielleicht die allertraurigste. Dem Verständigsten, Besonnensten unter Allen, stand sie in voller Klarheit vor seinem Auge. Ein Ruhm war verloren gegangen, und statt ihn wieder zu gewinnen, war er noch tiefer gesunken. Das, wofür er gearbeitet, war nicht die

Sache seines Herzens, und für sich fand er nicht einmal eine Partei, keine Theilnahme, nur Mitleid. Als er Moreau's Verhaftung hörte, rief er, er sei verloren; der Umgang mit den Chouans war ihm so zuwider als seinen aristokratischen Verbündeten, unter denen er mit dem verständigen Riviere am nächsten zusammenhielt. In Verzweiflung wollte er sich eines Abends erschießen, Riviere entwand ihm das Pistol. — Ein anderes Mal, ohne Nachtlager, erfaßte ihn der ritterliche Gedanke, auf die Ritterlichkeit eines Mannes zu zählen, der nach Stand und Pflicht sein Feind und Angeber sein mußte. Er klopfte bei dem Minister Barbe Marbois an. Beide hatten zu den Geächteten des 18. Fructidor gehört. Marbois ehrte das Vertrauen und nahm ihn auf, freilich ohne ihn schützen zu können. Später bekannte er die That seinem Obern und Napoleon billigte sie. Welche Züge in dieser Geschichte für die künftige Dichtung!

Endlich spielte ein ihm zugetheilter Officier den Verräther. Nachdem er auf seinem Lager die Bücher, von denen er sich nie trennte, zugeschlagen und die Lampe gelöscht hatte, drang die Gensdarmerie in sein Versteck ein und warf sich über ihn, ehe er seine Waffen ergreifen konnte. Nach einem dennoch heftigen Widerstande ward er überwältigt und nach dem Temple gebracht.

Gleich darauf wurden auch Armand von Polignac, Jules von Polignac und von Riviere, nicht von ihren Anhängern verrathen, aber von der Polizei bei dem täglichen Wechsel ihrer Zufluchtsörter entdeckt und arretirt. Jetzt war man von der Wirklichkeit des Complotes überzeugt. So bedeutende Häupter der Emigrantenpartei konnten nicht um Kleines willen nach Paris gekommen sein und ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben.

Georges hielt sich am längsten, aber der Masse Ageu-

ten, die ihn Schritt für Schritt verfolgten, mußte auch er endlich erliegen. Mehre hatten ihn erkannt, der Wunsch, daß er verhaftet werde, war allgemein, denn der Chef der Chouans hatte die wenigsten Sympathien für sich; aber Niemand wollte, trotz des Blutgesetzes, sich dazu hergeben, ihn auszuliefern. Am 9. März Abends hatten mehre Polizeibeamte ein Haus umstellt, was durch das Aus- und Eingehen vieler schlecht gekleideter Leute verdächtig geworden. Es war Georges' letzter Zufluchtsort. Sein scharfes Auge bemerkte es. Um 7 Uhr gelang es ihm unergriffen hinauszugehen. Auch er hatte seine geheime Polizei um sich. Er sprang beim Pantheon in ein Cabriolet, dessen Kutscher ein entschlossener Chouan war. Aber die Polizeibeamten folgten ihm gestreckten Laufes bis zum Platze Bussy. Einer ergriff das Pferd am Zügel. Georges streckte ihn durch einen Pistolenschuß nieder. Indem er hinausſprang, feuerte er auf einen zweiten, der schwer verwundet ward. Aber das Volk umstand ihn, ein Schlächter ergriff ihn. Man erkannte den furchtbaren Georges. — Paris war von einer drückenden Beklommenheit, die durch viele Tage geherrscht, erlöst.

Die ersten Geständnisse Georges' und der Polignacs nach ihrer Verhaftung räumten jeden Zweifel hinsichts der wirklichen Existenz und des Zweckes der Verschwörung hinweg.

Georges Cadoudal erschien am offenherzigsten, er legte sogar mit einem gewissen Stolze sein Bekenntniß ab. Ein junger, kräftiger, breitschulteriger Mann, war sein volles Gesicht eher offen und arglos, als finster und boshaft. Man nahm ihm gegen 60,000 Francs in Gold

und Bankbillets ab, die er mit seinen Waffen, Pistolen und Dolch, stets bei sich trug. Seine Antworten im zweiten Verhöre sind charakteristisch:

— Seit wann sind Sie in Paris?

Seit ungefähr fünf Monaten; ich bin im Ganzen nicht vierzehn Tage darin geblieben.

— Wo haben Sie gewohnt?

Das will ich nicht sagen...

— Welcher Beweggrund hat Sie nach Paris geführt?

Ich bin in der Absicht gekommen, den ersten Consul anzugreifen.

— Worin bestanden Ihre Angriffsmittel?

Der Angriff sollte durch offene Gewalt geschehen.

— Wo dachten Sie diese Gewalt zu finden?

In ganz Frankreich.

— Gibt es denn in ganz Frankreich eine organisirte Gewalt, die Ihnen und Ihren Mitschuldigen zur Verfügung steht?

In diesem Sinne darf die Gewalt, von der ich vorher sagte, nicht verstanden werden.

— Was ist denn unter der Gewalt, von der Sie sprachen, zu verstehen?

Eine Vereinigung von Gewaltmitteln in Paris. Diese Vereinigung ist noch nicht organisirt; sie würde es erst geworden sein, sobald der Angriff definitiv beschlossen gewesen wäre.

— Welchen Plan hatten Sie und Ihre Mitverschworenen?

Einen Bourbon an die Stelle des ersten Consuls zu setzen.

— Wer war der dazu bestimmte Bourbon?

Charles Favier Stanislaus, vormals Monsieur, von uns als Ludwig XVIII. anerkannt.

— Welche Rolle sollten Sie bei dem Angriffe übernehmen?

Diejenige, welche einer der ehemaligen französischen Prinzen, der sich in Paris befinden sollte, mir anweisen würde.

— Also in Uebereinstimmung mit den ehemaligen französischen Prinzen ist der Plan entworfen worden und sollte er ausgeführt werden?

Ja, Bürger Richter.

— Sie haben sich also mit diesen ehemaligen französischen Prinzen in England berathen?

Ja, Bürger!

— Wer sollte die Geldmittel und die Waffen liefern?

Die Geldmittel hatte ich seit langer Zeit zu meiner Verfügung; die Waffen hatte ich noch nicht....

Georges war fast stolz auf die neue Art der Erfindung seines Complots, auf offener Straße, in einer Art Schlacht, sein Opfer anzugreifen. Die Gegenwart eines französischen Prinzen sollte jeden Gedanken an einen Meuchelmord abwenden. Und doch, als man ihm vorwarf, daß er Saint Réjent (1800) nach Paris geschickt, der die Höllenmaschine springen ließ, antwortete er: „Geschickt habe ich ihn; aber die Mittel, deren er sich bedienen sollte, habe ich ihm nicht vorgeschrieben.“ Dagegen war kein Geständniß bezüglich auf seine Mitverschworenen ihm zu entlocken; er wiederholte: „Es sind Opfer schon genug da; ich will ihre Zahl nicht vermehren.“

Die Rivière, Polignacs gestanden, wenn auch mit mehr Umschweifen, den wichtigsten Theil des Planes ein. Einen Mordanfall wollten sie nicht begünstigt haben, aber sie wären „zu einem Etwas,“ zu einer Art Bewegung, nach Frankreich gekommen, an deren Spitze ein

wie die Wolken oft wochenlang zwischen den Gipfeln ruhen und sich entladen, die halbe Bevölkerung müsse jährlich durch die Wassernoth alles verlieren. Aber das Auge legt nicht sogleich den gigantischen Maaßstab an. Die vom Regen geschwellten Wogen benetzen nur das, was uns von dieser Höhe herab Uferkies dünkt, und belecken selten die Schwelle der Häuser. Die Balken würden ihnen auch besseren Widerstand leisten, als Lehm und Fachwerk in andern Gebirgsgegenden.

Das Unglück führte uns mit dem Regen in einen Gaard, wo eben ein Pferdemarkt abgehalten war. Dergleichen Festlichkeiten gehen hier niemals ab, ohne daß die Branntweinfäßer die Daumprobe bestehen müssen. Es dauerte daher lange, ehe wir unsere Karren erhielten, eine Zögerung, die man sich gern gefallen ließ, um wenigstens die Strümpfe etwas am Feuer zu trocknen und das Wasser aus den Stiefeln auszuschütteln. Auch war die Aussicht auf den sehr hohen und isolirten Berg jenseit des Stromes mit dem Vordergrund der Balkenhäuser und Tenierscher Gruppen für das Auge belohnend. Aber, nachdem ich mich mit meinem Reisegefähr-

französischer Prinz auftreten sollte. Sie seien ihm nur vorausgereist, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob es nützlich und angemessen sei, daß er komme.

Rivière wollte nicht einmal wissen, welche Passagiere mit ihm auf dem Schiffe gewesen, „da das mich nichts angeht, weiß ich es nicht." — Als Absicht gab er an: „Ich wollte mir über die Lage der Dinge und den politischen wie den innern Zustand Gewißheit verschaffen, um den Prinzen Mittheilungen davon zu machen, die nach meinen Beobachtungen beurtheilt haben würden, ob es in ihrem Interesse liege, nach Frankreich zu kommen oder in England zu bleiben. Ich muß jedoch bemerken, daß ich in diesem Augenblicke keinen besondern Auftrag von ihnen hatte." Als Ergebniß seiner Beobachtungen führte er an: „Im Allgemeinen glaubte ich viel Egoismus, Apathie und ein großes Verlangen, Ruhe zu behalten, in Frankreich wahrzunehmen."

Armand von Polignac sagte von dem Prinzen, zu dem er in treuer Anhänglichkeit sich gebunden fühlte: daß der Graf von Artois den Plan gehabt, nach Frankreich zu kommen und dem ersten Consul den Antrag zu machen, daß er die Zügel der Regierung aufgebe, damit er, Artois, sie seinem Bruder einhändigen könne. Erst, wenn der Consul diesen Antrag verworfen, wäre der Graf entschlossen gewesen, einen gewaltsamen Angriff zu beginnen, um die Wiedereroberung von Rechten zu versuchen, die er als das Eigenthum seiner Familie betrachtete. Er, Polignac, sei vorausgereist, um seine Aeltern, seine Frau und seine Freunde zu besuchen. Im Augenblicke der Abreise habe er laut erklärt: wenn nicht alle Mittel das Gepräge der Ehrenhaftigkeit trügen, würde er sich zurückziehen und wieder nach Rußland gehen. Er wußte endlich, daß eine ernste Besprechung

in Georges' Hauſe zwiſchen dieſem, Pichegru und Moreau ſtattgefunden, das Ergebniß habe aber nur unangenehme Ungewißheiten gelaſſen.

Jules von Polignac, der ſonſt mit ſeinem Bruder ziemlich gleichlautend bekannte, fügte hinzu: „Da es ihm, ſowie auch ſeinem Bruder, geſchienen, daß Dasjenige, was man thun wolle, nicht ſo edel, wie ſie es natürlich erwarten mußten, hätten ſie davon geſprochen, ſich nach Holland zurückzuziehen.“ — „Er habe den Verdacht gehegt, daß es, ſtatt irgend einen Auftrag hinſichtlich einer Regierungsveränderung auszurichten, ſich darum handele, gegen eine einzelne Perſönlichkeit zu verfahren, und daß es der erſte Conſul geweſen, den Georges' Partei anzugreifen beabſichtigt habe.“

Alle alſo ſagten auf die Theilnahme eines Prinzen aus, um ſich ſelbſt durch dieſe Geſellſchaft in ein beſſeres Licht zu ſetzen, als worin ſie die Gemeinſchaft mit Chouans verſetzt, und durch das Factum getröſtet, daß dieſe Prinzen jenſeit des Meeres waren, in ſolcher Sicherheit, daß Bonaparte's Arm ſie nicht erreichen konnte. Sie ahneten aber nicht, daß dieſer Arm einen derſelben dennoch erreichen könne, der durch keinen Canal geſchützt war. Sie wußten auch nicht, welche Gefühle der Rache ſie in Napoleon gegen dieſe Prinzen dadurch erweckten, der laut ausgerufen haben ſoll: ein Bourbon gelte ihm nicht mehr als Moreau und Pichegru, ja ſogar weniger. In der Meinung, unverletzlich zu ſein, gefährdeten dieſe eitlen Menſchen nach Luſt und Belieben eine Menge Unglücklicher jeden Ranges und blieben ſelbſt wohl geſichert hinter dem Meere. Aber er werde ſchon Einen bekommen und den laſſe er erſchießen, wie jeden andern Miſſethäter und Verräther. — Niemand wagte dem Zornigen zu widerſprechen. Nur Cambacerès zeigte eine

stumme Misbilligung. Fouché, um Napoleon für immer mit den Royalisten zu entzweien, stimmte für die Nothwendigkeit eines Beispiels; Talleyrand zuckte die Achseln und sagte, Bonaparte habe zu viel für die Royalisten gethan, daß arge Zweifel bei den Männern der Revolution aufgestiegen seien, daher müsse er endlich streng strafen und ohne Ausnahme. — In diesem Augenblicke — Savary meldete aus der Bretagne, daß kein Schiff mit einem Prinzen landen wolle — fand Bonaparte, indem er sich die Mitglieder der königlichen Familie von Talleyrand aufzählen ließ, den Namen des Herzogs von Enghien, eines bourbonischen Prinzen, der am Rheine, dicht an Frankreichs Grenze, im Versteck zu liegen schien, und es erfolgte Das, was wir im vorigen Falle erzählt haben — eine kurze, rasche, schreckenvolle Episode des großen Processes, der sich noch lange hinzog in die daraus entspringenden Weltbegebenheiten hinein.

Die Wirkungen der Hinrichtung des Duc d'Enghien, in Paris schon in den Hintergrund tretend, dröhnten noch in der europäischen Politik wieder, und bereiteten Bonaparte Verwickelungen, welche die Fortsetzung des ungeheuren Processes gegen Georges, Moreau, Pichegru, die Polignacs und Rivieres nicht zu einem angenehmen Geschäfte machten. Es galt Opfer zu fordern, die unter zwei mächtigen Parteien, Republikanern und Royalisten, hoch geehrt waren, und deren Verdammung unberechenbare Nachrede und Verleumdung ihm zuziehen mußte. Aber auch wenn seiner Rache gegen die Royalisten durch des Prinzen Tod genügt war, mußte doch, auch unbeschadet der politischen Rücksichten, für die zur Sprache gekommenen Thatsachen Gerechtigkeit geübt werden.

Bonaparte's Stimmung war von Anbeginn der Entdeckungen, wie geſagt iſt, nicht feindlich gegen die republikaniſchen Elemente in dieſer Verſchwörung geweſen. Sie waren durch Unmuth, Neid oder den Fluch der Verhältniſſe hinein gerathen; ſie erſchienen ihm nur als Werkzeuge in den Händen der Royaliſten, die allein diesmal die Züchtigung empfinden ſollten. Er hatte Moreau wollen Gnade widerfahren laſſen und auch Pichegru. Die trübſelige Lage dieſes von der höchſten Glorie ſo tief geſtürzten Mannes, mit dem er überdies nie eigentlich in perſönliche Conflicte gekommen war, hatten ihn mit Mitleid erfüllt. „Unter Chouans! Ein ſauberes Ende für den Beſieger von Holland!“ hatte er zum Staatsrath Réal geſagt. — Er hatte einen Plan für ſeine Gnade entworfen. In Cayenne ſollte eine Colonie gegründet werden. Pichegru kannte das Land, da er als Verbannter daſelbſt gelebt. Er hielt ihn für fähig eine Niederlaſſung im großen Stile zu gründen und trug Réal auf, Pichegru im Gefängniß zu beſuchen und mit ihm darüber Rückſprache zu nehmen. Réal hatte den Auftrag ausgerichtet, Pichegru zuerſt aber nicht daran glauben wollen, oder er hielt es für ein Mittel ihn zu gewinnen, um gegen ſeine Unglücksgenoſſen auszuſagen. Als er ſich überzeugte, daß es Ernſt und Großmuth war, daß man keine Enthüllungen von ihm verlange, war er tief gerührt. Seine verſchloſſene Seele öffnete ſich, ſagt Thiers, er vergoß Thränen, und ging willig auf den Plan ein, der mit ſeinen eigenen Gedanken wunderbar zuſammentraf, weil er während ſeiner Verbannung oft gedacht, was man aus dem glücklichen Lande machen könne.

Aber der Staatsrath Réal hatte in dieſen Proceſſen ein eignes Unglück. Wie er in Vincennes zu ſpät ge-

kommen, um möglicherweise den Tod des Duc d'Enghien zu verhindern, so vernachläßigte er auch, durch tausend Sorgen in Anspruch genommen, den Kerker Pichegru's, entweder weil er ihn als einen schon Begnadigten betrachtete, oder weil aus dem kalten, entschlossenen und verständigen Manne doch nichts zu entlocken gewesen wäre, was dem Processe eine neue Wendung geben konnen.

Pichegru hörte nichts weiter von den Vorschlägen des ersten Consuls, dagegen von Enghiens blutig raschem Ende. Er verfiel in eine bei seiner Lage sehr begreifliche Melancholie. Die Versprechung war eine leere Täuschung, auch ihn erwartete ein so dunkles Ende. Den Tod fürchtete er vielleicht nicht; so, schuldbelastet, jämmerlich, ein so glorreiches Leben zu enden, Das war es, was ihn drückte. Auch, daß er zwischen Moreau und Georges auftreten, zeugen sollte. Er wollte sterben, aber ohne die öffentliche Schande.

Eines Morgens im April hörten die Wächter ein Geräusch in seinem Zimmer. Als sie eintraten, fanden sie ihn erstickt, das Gesicht roth, wie vom Schlage getroffen. Mit einer zusammengedrehten seidenen Halsbinde hatte er sich, durch einen Holzpflock, den er als Würgemittel gebraucht, erdrosselt. Er hatte in dieser Nacht noch mehre Stunden in Seneca's Schriften, die ihm Real geliehen, gelesen. Das Buch war an einer Stelle aufgeschlagen gelassen, wo vom freiwilligen Tode die Rede ist.

Aerzte und Gerichtspersonen, sogleich herbeigerufen, ließen keinen Zweifel über die Ursache seines Todes, die Parteiwuth wußte es aber anders. Pichegru war auf Napoleon's Befehl durch vier seiner Mamelucken erdrosselt worden und dann in die Lage gebracht, in der man

ihn fand. Georges ſollte in ſeinem Kerker, als er von Pichegru's Selbſtentleibung gehört, gebeten haben zu Protocoll zu nehmen: daß er ſich nicht ſelbſt ums Leben bringen werde; wenn man ihn einmal erhenkt fände, möge man ſicher darauf rechen, daß dabei andere Hände im Spiele geweſen. Napoleon's Motiv zu dieſem heimlichen Morde war nicht perſönlicher Haß gegen Pichegru, ſondern Furcht vor ſeinen Ausſagen vor Gericht, durch welche Moreau's vollkommene Unſchuld dargethan wäre. Beweis: weil Niemand ſich ſelbſt auf die angegebene Art zu erdroſſeln die ausdauernde Kraft und den ausdauernden Willen haben könne. Dieſe von den Royaliſten jener Zeit wahrſcheinlich ausgehende Deutung ward aber in Europa mit dem wachſenden Haſſe gegen den Tyrannen immer bereitwilliger geglaubt; ja wir finden ſie noch als eine höchſt wahrſcheinliche in hiſtoriſchen und biographiſchen Werken (unter andern in der bald nach dem Befreiungskriege erſchienenen Ausgabe des Converſationslexikons) aufgenommen. Nach Napoleon's Sturz, unter der Reſtauration, wo Alles hervorgeſucht wurde, ſein Andenken zu beflecken, würde man auch dafür Beweiſe geſucht und gefunden haben, wenn man ſich damit getraut hätte durchzudringen. Es iſt nicht verſucht worden. Und bedurfte es denn noch einer neuen Blutſchuld in dieſem Proceſſe, wo der Mord Enghien's mit blutigen Zügen in der Geſchichte niedergeſchrieben ſteht, von Niemand geleugnet, ja kaum ernſtlich vertheidigt? Daß die Parteiwuth in großen Kriſen, um Wuth, Abſcheu und Muth in Andern zu erwecken, Verbrechen erfindet, liegt in der Natur der Sache; es iſt nur auffällig, daß eine ſolche Fiction nöthig ſchien, wo die Wahrheit an Dem, was man bedurfte, reich genug war, und daß ein ſo

grausiges Ammenmährchen, wie von den Erdrosselungen durch die Mamelucken, sich so lange erhalten konnte.

Im Uebrigen ist erwiesen, daß Bonaparte vernünftigerweise durch Pichegru's Tod nicht gewinnen, nur verlieren konnte. Wenn es ihm vor Allem darauf angekommen wäre, seinen Nebenbuhler Moreau zu verderben, so bedurfte er dazu Pichegru's Zeugniß, des einzigen Mannes, der mit ihm umständlich verhandelt hatte, der seine vollen Ansichten kannte. Gegen Georges und die Chouans hatte und konnte ein Moreau sich nicht aufgeschlossen haben. Wenn ferner Bonaparte, ein solches Verbrechen zu begehn, sich damals gedrungen gefühlt hatte, warum verübte er es gegen Pichegru, gegen den er weder alten Haß hegte, noch den er zu fürchten brauchte, weil er von seinen Republikanern verlassen und verachtet, von den Royalisten noch kaum in Gnade aufgenommen war, warum nicht gleich gegen Moreau, der vor den Republikanern noch in unbeflecktem Glanze und voller Achtung dastand?

Napoleon war inzwischen aus einem ersten Consul der Kaiser der Franzosen geworden. Die Complote der Bourbonen hatten geholfen, den Weg zum Throne in der öffentlichen Meinung ihm zu bahnen. Ein verdrießlicher Rest aus der Revolution und Republik blieb ihm übrig, der Georges'sche Proceß. Mit dem royalistischen Elemente desselben konnte er leicht fertig werden; es waren solche Eingeständnisse da, welche das Urtheil nicht zweifelhaft machten. Die Sympathien für diese Verurtheilten im Volke waren gering. Dagegen waren die Beweise gegen Moreau zweifelhaft und die volle Sympathie, nicht allein der Republikaner, sondern der gan-

zen Nation, hob und unterstützte diesen Angeschuldigten. Er, der für Napoleon's Rivalen galt, jetzt auf der Bank der criminell Angeschuldigten, mit einer Anklage auf Tod und Leben, während sein glücklicher Nebenbuhler die Krone des Abendlandes auf seine Stirn drückte!

Am 11. Mai 1804 begannen die Gerichtssitzungen vor dem Criminalgerichtshofe der Seine unter dem Präsidenten Hemart. Die Vorlesung der Anklageacte nahm die ganze erste Sitzung hinweg; sie füllte 8 Beilagen des Moniteurs und 350 Seiten der über den Proceß herausgegebenen Bände. — Auf den Bänken der Angeklagten saßen 47 Personen! Wie wir hier nur die Häupter derselben nennen, wird man auch nicht von uns fordern, den ganzen Gang dieser Debatten, die 14 Tage wegnahmen, zu erzählen. In dem vorausgeschickten historischen Theile ist das Wesentlichste der Entwickelungen bereits gegeben. Es ist Das, was diesen Proceß interessant macht; die juridischen Details drehen sich, wo sie für uns wichtig werden, nur um den Punkt, in wiefern Moreau mehr oder weniger von dem Complot gewußt und seine Zustimung gegeben oder nicht. Nicht Alles ist, wie es freilich selten bei einem Processe der Fall sein wird, ans Licht gebracht; nach dem Ermittelten aber wird man schwerlich dem Urtheile des Gerichtshofes in diesem Punkte seine Zustimmung versagen, wie wenig derselbe auch auf der einen Seite dem Kaiser, auf der andern den Verehrern Moreau's genügte.

Diese Hauptangeklagten waren:

Georges Cadoudal, 35 Jahre alt.

Athanaze-Hyacinthe Bouvet de Lozier, 35 Jahre alt, der royalistische Officier, welcher nach einem Selbstentleibungsversuche die erste rachesch äumende Aussage gegen Moreau erhob.

François-Louis Ruzilion, 52 Jahre alt, aus Verdun in der Schweiz, welcher die Correspondenz der Royalisten besorgte, ihre Landungen begünstigte, ein sehr thätiger Royalist, welcher diese Katastrophe überlebte, um unter der Restauration seine Belohnung zu empfangen.

Armand Francois Heraclius Polignac, 31 Jahre alt, in Rußland angesessen, der als 15jähriger Knabe Frankreich verlassen.

Jules-Armand-Auguste Polignac, sein Bruder, 23 Jahre alt, derselbe, welcher 26 Jahre später aufs Neue als Hochverräther vor dem Pairshofe erscheinen sollte, der unglückliche, verblendete Minister Karls X. und, wie man jetzt in Frankreich allgemein annimmt, sein natürlicher Sohn.

Charles François Marquis de Rivière, 39 Jahre alt, angeblich Oberster in Portugiesischen Diensten.

Louis Picot, 28 Jahre alt, Georges' Bediente. Capitain unter den Chouans, und wegen seiner Grausamkeit so berühmt, daß er den Beinamen „Henker der Blauen" führte.

Jean Rolland, 45 Jahre alt, Lieferant der Armee und der Vermittler zwischen Lajolais und Moreau.

Frederic Lajolais, 39 Jahre alt, Exbrigadegeneral.

Der Abbé Pierre David, 55 Jahre alt, welcher Moreau's erste Verhandlung mit Pichegru in London vermittelt haben sollte.

Jean Victor Moreau, 40 Jahre alt.

Der Gerichtshof war gedrückt voll von Zuschauern. Die Angeklagten saßen in vier Reihen hinter einander. Georges und sein Anhang zeigten eine gesuchte Zuversicht. Sie waren stolz, Opfer, Märtyrer ihrer Ueber-

zeugung zu werden. Georges benahm sich fast zu energisch, was einigen Unwillen erregte. Moreau, auf dem Aller Blicke theilnehmend hafteten, für den die Bürgerschaft von Paris fast leidenschaftlich Partei nahm, schien unter seinem Ruhme gebeugt, er entbehrte der ruhigen Zuversicht, welche sein großes Verdienst im Kriege war. Sichtlich war es ihm peinigend, mit einer Reihe wilder Chouans auf denselben Anklagebänken zu sitzen. Selbst die Theilnahme der alten Soldaten der Republik, welche ihm Beifallsbezeugungen spendeten, schien ihn zu belästigen, und während die meisten Andern ihren Namen mit Nachdruck sprachen, sprach er seinen so leise aus, daß man es kaum verstand.

In den 6 ersten Sitzungen wurden 139 Zeugen vernommen, in der 7. und 8. die 16 Entlastungszeugen, die 6 letzten wurden mit den Reden der Anwalte, mit dem Requisitorium des kaiserlichen Procurators und mit den Reden der Angeschuldigten selbst gefüllt.

Die Royalisten hatten sich auf den Rath ihrer Vertheidiger, wie es heißt, dahin verständigt: Moreau in ihren Aussagen so viel als möglich aus dem Spiele zu lassen. Sie haßten ihn, aber es lag in ihrem Interesse ihn zu retten; ein Mal, weil Napoleon dadurch ein empfindlicher moralischer Schlag versetzt werde, wenn sein Nebenbuhler als Sieger aus dem Kampfe hervorgehe, natürlich dann ein ihm unversöhnlicher Feind. Zweitens aber, argumentirten sie, wenn Moreau nicht mit ihnen conspirirt habe, könnte eine Conspiration überhaupt in Zweifel gezogen werden, und wo keine Conspiration, sei auch kein Verbrechen, keine Schuldigen und keine Strafe.

So sagten Georges, die beiden Polignacs und der Marquis von Rivière: daß sie blos nach Paris gekommen wären, weil man ihnen die neue Regierung als

ten auf dem naſſen Brett des ſonſt nicht unanſtändigen Kabriolets trocken geſchichtet, bemerkten wir mit Schrecken, daß unſer Skiutsbonde völlig betrunken war. Bei allem ſeinen Freiheitsgefühl iſt der Norwegiſche Bauer doch ſehr beſcheiden gegen den Fremden; dieſer documentirte aber ſeine Begeiſterung ſogleich damit, daß er ſich zwiſchen uns niederſetzte, oder vielmehr einpreßte, verſichernd: wir hätten alle Drei vollkommen Platz. Dies war nun zwar nicht vollkommen begründet, indem ich z. B. von ſeinem Norwegiſchen Körper ſo in die Ecke gedrängt wurde, daß ich mit dem eigenen die Seſſellehne beinahe abbrach; indeſſen waren wir ja viri fortes, pejoraque passi, und da es hineingallopirte in Nebel, Nacht und Regen, mochten wir keinen Streit anfangen. Aber er wurde leider nöthig. Der Mann ſchonte weder Pferd noch Wagen, was wir ihm bei Tage und auf unverfänglicher Straße gern zugeſtanden hätten. Diesmal führte letztere jedoch längs jahen Abgründen; die Dammerung brach immer mächtiger herein, der Wald verwehrte überdies den Weg vor uns zu betrachten, und der Karren ſchwankte auf dem Steingerüll bald rechts, bald links. So ward es unſere Pflicht,

gänzlich in der Gunst des Volkes gesunken und die Gemüther als den Bourbons allgemein wieder zugewendet geschildert habe. Sie verbargen ihre Anhänglichkeit an die Sache des legitimen Fürsten nicht und ihre Geneigtheit, zu einer Bewegung mitzuwirken, wenn eine möglich gewesen wäre; allein, fügten sie hinzu, Moreau, welchen Ränkemacher als völlig bereit zum Empfange der Bourbons schilderten, dachte gar nicht daran und wollte auf keinen ihrer Vorschläge hören! Seitdem hätten sie nicht einmal ans Conspiriren gedacht. Als Georges über das Eigentliche des Anschlages befragt und ihm seine ersten Aussagen vorgehalten wurden, in denen er eingestanden hatte, daß er gekommen sei, um den Ersten Consul auf dem Wege nach Malmaison, mit einem französischen Prinzen zur Seite, anzufallen, erwiderte er verwirrt, daß man ohne Zweifel später darauf gekommen sein würde, wenn ein Aufstand passend geschienen hätte; allein da für den Augenblick nichts zu machen gewesen, habe man sich nicht einmal mit dem Angriffsplane beschäftigt. Man wies ihm die Dolche, die für seine Chouans bestimmten Uniformen, die neben ihm auf der Bank der Angeklagten sitzenden Chouans selbst; er wurde dadurch nicht gerade aus der Fassung gebracht, verhielt sich aber von nun an schweigsam und schien damit einzugestehen, daß das für seine Mitangeklagten und für Moreau ausgedachte System weder ein wahrscheinliches, noch würdiges sei.

Nur in einem Punkte blieben Alle in Uebereinstimmung mit ihren ersten Aussagen: über die Anwesenheit eines französischen Prinzen unter ihnen. Sie empfanden in der That, daß sie, um nicht in die Classe von Meuchelmördern gestellt zu werden, müßten sagen können, ein Prinz stehe an ihrer Spitze. Es machte für sie nicht

viel aus, daß sie die königliche Würde bloßstellten; ein Bourbon gab ihnen das Ansehen von Soldaten, welche für die legitime Dynastie fechten. Da übrigens jene unklugen Bourbons ihr Leben in London in Sicherheit brachten, ohne sich über ihre unglücklichen Opfer zu beunruhigen, so konnten diese Opfer in Paris wol versuchen, wenn nicht ihr Leben, doch wenigstens ihre Ehre zu retten.

Die Angeklagten widersprachen oft den Zeugen, doch ohne große Wirkung für sich selbst. Sie waren fast sämmtlich mit Dolchen und Pistolen in ihren Kleidern oder gar in der Hand ergriffen worden; sie hatten sich Pulver und andere Waffen zu verschaffen gesucht und im ersten Schrecken nur zu deutlich ihre Absicht ausgesprochen. Sie suchten zwar die frühern Zugeständnisse bei oder nach der Verhaftung zurückzunehmen, oder sie anders zu deuten, sie hätten in der ersten Bestürzung gesprochen, oder nur nach Hörensagen; aber die Thatsachen stimmten zu sehr ineinander und der Zeugen waren zu viele. Selbst die Advocaten konnten in den wenigsten Fällen die vollkommene Unschuld ihrer Clienten behaupten, sie begnügten sich, ihre Unerfahrenheit, Jugend, Unkenntniß der Gesetze hervorzuheben und sie der Milde des Gesetzes anzuempfehlen. Alle waren im Solde Englands, und dies war ihr größtes Verbrechen in den Augen des Publicums; es ließ sie strafbarer erscheinen als die Vendéer oder die Straßenräuber, welche, angeblich oder wirklich, im Dienste der Bourbonen plünderten und mordeten.

So war denn die eigentliche Untersuchung nur gegen Moreau gerichtet. Durch die ganze Stadt war es verbreitet, daß Napoleon ihn schuldig befunden, ihn zum Tode verurtheilt wissen wolle, um ihn nachher durch

seine Begnadigung zu demüthigen und den einzigen ihm gefährlichen Mann, den Liebling des Volkes, dadurch zu vernichten. Diese Annahme war nicht aus der Luft gegriffen, und die Aeußerungen der Theilnahme waren so lebhaft in Paris, daß der Kaiser es für nöthig hielt, durch eine verstärkte Militairwache die Zugänge zum Palais de Justice während der ganzen Dauer des Processes besetzen zu lassen.

Bouvet de Lozier's erste Angabe war das Fundament der Anklage gegen Moreau gewesen; man verfolgte sie auch in dem Zeugenbeweise.

Eine Dame Saint Léger hatte in der Vorstadt Chaillot Bouvet ein Haus vermiethet, in welchem Moreau, Pichegru und Georges nach Bouvet's weiterer Aussage eine Zusammenkunft gehabt hatten. Armand Polignac hatte diese Angabe bestätigt.

Bouvet bestätigte vor Gericht seine Aussage, aber er fügte hinzu: „Damals hatte ich geglaubt, daß der General Moreau seine Zustimmung zu dem Plane, dessen ich erwähnt, gegeben. Seitdem aber habe ich mich überzeugt, daß der General Moreau nicht seine Zustimmung zu dem Plane gegeben hatte, und daß der Prinz (Graf d'Artois) darin von einigen Intriguanten seiner Umgebung getäuscht worden."

Armand Polignac sagte: „Was meine Erklärung hinsichts des Generals Moreau betrifft (seine Zusammenkunft zu Chaillot mit Georges und Pichegru), so hatte ich das nur vom Hörensagen. Ich habe es aber nur sagen hören und ich kann die Thatsache selbst nicht versichern."

Couchery, einer der Angeklagten, sagte aus, daß er Pichegru in Chaillot in seinem Cabriolet aufgenommen und zu Moreau gefahren habe, wo diese beiden Generale

eine Zusammenkunft gehabt hätten. Moreau bestritt das Factum nicht, aber man habe nichts vom Complot bei dieser Zusammenkunft gesprochen. Er sagte:

„Es wäre lächerlich gewesen, Pichegru den Vorschlag zu machen, etwas zu wagen. Von der andern Seite aber noch viel lächerlicher, ausgesprochenen Royalisten und Anhängern des Hauses Bourbon vorzuschlagen, eine royalistische Bewegung ins Werk zu setzen, um mich an die Spitze zu bringen. Das wäre wirklich das äußerste Maß des Lächerlichen. Wenn ich denn aber in der That eine Bewegung für mich beabsichtigt hätte, wo sind denn meine Bundesgenossen? — Wo sind Die, die ich verführt habe, oder hätte verführen wollen? Ich sehe Niemand, ich kenne Niemand, der im Senate sitzt oder im Staatsrathe. Ich habe, seit der Friede geschlossen ist, aller Correspondenz mit der Armee entsagt, mit den constituirenden Behörden. Ich sehe Niemanden in Paris. Wo sind denn meine royalistischen Entwürfe seit 1798? — — Wenn ich zur Macht gelangen wollte, hatte ich eine bessere Gelegenheit. Man hat mir die Dictatur in Frankreich angeboten, vor Bonaparte, und ich schlug sie aus. — — Wenn Pichegru ein Beschützer der französischen Prinzen war, so ist es eine ausgemachte Sache, daß wir nicht einig waren. Ferner, wenn man annähme, daß ich die Partei da ergriffen, um mir eine zu machen, so wäre das so absurd wie lächerlich, daß ich nicht meine, daß irgend ein vernünftiger Mensch es glauben könnte... Da ich seit 10 Jahren, wo ich als Krieger gedient, nie etwas Lächerliches begangen habe, so wird wol die Vermuthung zu meinen Gunsten sprechen, daß ich mich auch auf die Lächerlichkeit nicht eingelassen habe."

Bei diesen Worten dröhnte der ganze Saal von lautem Beifall wieder. Georges rief höhnisch aus:

„Moreau kann nur die Bank der Angeklagten verlassen, um die Tuilerien zu beziehen!“

Bald nach seiner Verhaftung hatte Moreau sich bewogen gefunden, in einem Privatbriefe an den ersten Consul sein Benehmen zu rechtfertigen und sein Vertheidigungssystem auseinander zu setzen. Thiers behauptet, er sei unglücklicherweise zu spät gekommen, um auf Bonaparte die günstige Wirkung hervorzubringen. Er habe nun nicht mehr zurückgekonnt, ohne den Schein zu geben, als fürchte er die öffentlichen Verhandlungen. Moreau blieb bei jenem Vertheidigungssysteme vor Gericht. Er gab zu, Pichegru gesehen zu haben, allein in der Absicht, sich mit ihm zu versöhnen und um demselben die Möglichkeit zur Rückkehr nach Frankreich zu verschaffen. Nach Beschwichtigung der bürgerlichen Wirren habe er geglaubt, daß es sich der Mühe verlohne, den Eroberer Hollands der Republik zurückzugeben. Er habe ihn weder in öffentlicher Weise sehen, noch, da er allen Einfluß durch seine Zwistigkeit mit dem ersten Consul eingebüßt, direct um dessen Zurückberufung anhalten wollen. Keinen andern Grund habe die Heimlichkeit gehabt, mit der er sich umgeben. Man habe allerdings diese Gelegenheit benutzt, um von Anschlägen gegen die Regierung zu sprechen, die aber von ihm als lächerlich zurückgewiesen worden wären. Anzeige davon habe er nicht gemacht, weil er sie für ungefährlich hielt und überdies ein Mann seiner Art das Gewerbe eines Angebers nicht treibe.

Bei den Verhandlungen bewährte er überall die wahrhafte Geistesgegenwart, welche ihn im Kriege, in der Gefahr ausgezeichnet. Auf die Frage, wie es ihm hätte einfallen können, mit Pichegru, einem Verräther, den er

ſelbſt einſt dem Directorium überliefert, ſich auszuſöhnen und ihn nach Frankreich zurückzuführen, antwortete er: „Zu einer Zeit, wo Condé's Armee ſchon die Salons in Paris und die des erſten Conſuls erfüllte, konnte ich mich wol damit beſchäftigen, den Eroberer von Holland Frankreich zurückzugeben.“

Gegen ihn ſprach beſonders das Zeugniß des Mitangeſchuldigten Rolland, eines ehemaligen Armeebeamten, der in Pichegru's Namen Moreau um eine entſcheidende Antwort angegangen war. Mit innerm Widerſtreben, aber mit Feſtigkeit, blieb er dabei, daß Moreau ihm erwidert: „Ich kann mich nicht an die Spitze einer Bewegung für die Bourbonen ſtellen; ſie ſind Alle ſo ſchlecht berathen, daß ein ſolcher Verſuch nicht gelingen könnte. Wenn Pichegru in einem andern Sinne handeln wollte, in dieſem Falle habe ich ihm ſchon geſagt, daß der Conſul und der Gouverneur von Paris verſchwinden müßten. Ich glaube, daß ich eine ziemlich ſtarke Partei im Senate habe; ich würde mich derſelben bedienen, um ſeine Leute in Schach zu halten. Dann würde ſich ſchon zeigen, was es zu thun gäbe. Aber ſchriftlich verpflichte ich mich zu nichts.“

Vor Allem ward in die Wagſchale gegen ihn ſein anfängliches Ableugnen gelegt: daß er nichts von Pichegru's Anweſenheit in Paris wiſſe; daß nie von einer Verſöhnung zwiſchen ihm und dieſem die Rede geweſen. Weshalb hätte er dies leugnen ſollen, wenn er ſich nicht ſchuldbewußt gefühlt?

Aus einer Antwort Pichegru's ergebe ſich, daß Beide ſich verabredet, vor Gericht nichts von einander wiſſen zu wollen. Denn jener rief, als man ihn nach der Verſöhnung zwiſchen ihm und Moreau fragte, wie unwillig aus: „Eine Verſöhnung findet zwiſchen Militairperſonen

nur dann statt, wenn sie sich vorher arrangirt haben, und dazu hatten wir nicht die Gelegenheit!"

Desgleichen hatte er jede Zusammenkunft mit Georges in Abrede gestellt. Sie war aber außer Zweifel gesetzt. Weshalb dies Ableugnen, wenn er nicht die volle Verschuldung gefühlt?

Bouvet de Lozier hatte seine frühere Polizeiaussage vor Gericht allerdings gemildert. Er hatte immer nur ausgesagt, was er selbst von Georges erfahren. Dieser erklärte, er habe falsch verstanden und falsch gehört, folglich einen ungenauen Bericht gemacht. Nichtsdestoweniger blieb die nächtliche Zusammenkunft auf dem Boulevard de la Madelaine übrig, wo Moreau mit Pichegru und Georges zusammen gewesen. Wenn es weiter nichts gegolten, als Pichegru die Rückkehr nach Frankreich zu verschaffen, weshalb diese geheimnißvolle Zusammenkunft bei Nacht, und zugleich mit dem Haupte der Chouans, einem Georges Cadoudal, dem nur ein Royalist, auf keinen Fall ein Republikaner wie Moreau, ohne Gefährdung seines Charakters begegnen konnte?

Moreau war schuldig! sagte damals sein Ankläger im Widerspruche der ganzen Nation, und: Moreau war schuldig! wiederholt heute die Nationalstimme in Frankreich, nicht weil er damals schuldig oder unschuldig war, sondern weil er inzwischen sich den Alliirten angeschlossen und mit ihnen gegen Napoleon, Frankreichs Tyrannen, sagte er, gegen Napoleon, seinen Privatfeind und damit gegen sein Vaterland, sagen die Franzosen, die Waffen getragen hatte. — Ex post führt man den Beweis gegen ihn: weil er 1813 sich zum Verräther gegen den Kaiser Napoleon stempeln ließ, muß er auch 1804 ein Verräther gegen den ersten Consul und Frankreich gewesen sein!

Thiers' Argumentation kennen wir. Ihm galt es, seinen Helden, Napoleon, rein darzustellen; aber auf der Höhe des Historikers mußte er auch Moreau Gerechtigkeit widerfahren lassen und wir glauben, daß er in Darstellung der thatsächlichen Verhältnisse der Wahrheit ziemlich getreu geblieben ist; er galt ihm nicht als ein Opfer Napoleon's, sondern als eins der eigenen Unbesonnenheit und Schwäche. Er schwankt, ob er ihn schuldig nennen soll, aber er möchte es gern.

Ein anderer Referent des Processes aus der Neuzeit (in dem Repertoire général des causes célebres 1834) spricht gradezu sein Votum: Schuldig! aus.

„War Moreau, alles seines militairischen Ruhmes ungeachtet, ohne Ehrgeiz? Haßte er nicht etwa den Consul?

„Hatte die Freundschaft für Pichegru in ihm die Pflicht gegen sein Vaterland nicht schweigen lassen, als er, im Jahre V der Republik, durch 4 Monate den Verrath dieses Generals der Regierung verbarg? (Auch dieser Umstand der zu späten Anzeige der Unterhandlungen Pichegru's mit den Condés war in der Anklage ihm zum Verbrechen und zu einem Beweismittel gemacht worden, daß er auch jetzt fähig sei Verrath zu begehen.)

„Hatte er nicht auch in jener Epoche die bourbonischen Agenten, die Feinde Frankreichs, die Möglichkeit eines persönlichen Verrathes ahnen lassen?

„Hatte er mit Abscheu von sich gewiesen die Vorschläge des Abbé David (eines angeblichen früheren Unterhändlers zwischen ihm und Pichegru. Dies Verhältniß scheint nicht klar ermittelt; auch läßt es Thiers in dem ausführlichen Theile seiner Darstellung ganz fallen, der doch Alles aufgenommen, was Moreau gra-

viren konnte), die Lajolais' und den Briefwechsel mit Pichegru?

„Hatte er nicht den ersten dieser beiden Zwischenträger gedrängt, sich nach London zu begeben?

„Hatte sich nicht Pichegru, nachdem er durch Lajolais die letzten Zusicherungen Moreau's erhalten, eingeschifft und auch Georges und die Seinen veranlaßt, sich einzuschiffen?

„War nicht Pichegru, dessen politische Gesinnungen er kannte, den er endlich im Jahre V zu denunciren nicht umhin gekonnt, von ihm empfangen worden, und gleich nach seiner Ankunft?

„Hatte er nicht Pichegru, Georges und einige andere Verschwörer wiederholt gesehen?

„Wenn auch Pichegru, und Georges, und Lajolais, und Couchery, und Rolland, und die Andern ihm das Geheimniß der Verschwörung verborgen hätten, die Gegenwart aller dieser Verräther in Frankreich und ihre Vereinigung dieser an das Verbrechen gewöhnten Menschen, hätte ihm das nicht schon hinlängliche Nachricht über Das gewähren können, was sie vorhatten?

„Angenommen, daß es ihm an gesundem Menschenverstande gefehlt hätte, was nicht anzunehmen ist, um diese Elenden nicht zu durchschauen, hatte er dann nicht die Pflicht gegen den Staat, den Einbruch von Georges und seiner Bande in Paris anzuzeigen?

„Was er im Jahre V sich zu Schulden kommen ließ, beging er wieder im Jahre XII. In beiden Epochen hätte sein Schweigen sein Vaterland ins Verderben stürzen können."

Darum verurtheilt ihn der Patriot von 1834, nach dreißig Jahren, als schuldig!

Der nationale Haß, der hierin mitspricht, kann auf

uns keinen Einfluß üben. Wenn es ein Hochverrath in Frankreich damals geweſen wäre, wie es beim blutigen Buchſtaben unſerer Geſetze leider iſt, die Wiſſenſchaft feindlicher Anſchläge gegen die obrigkeitlichen Perſonen für ſich zu behalten und nicht auf der Stelle den Denuncianten zu machen, in dieſem Falle wäre Moreau allerdings des Hochverraths wenigſtens dringend verdächtig. Aber dies Blutgeſetz, aus der Barbarei der römiſchen Kaiſerzeiten, und von den Geſetzgebungen der neueren Zeit aufgefriſcht, exiſtirte wenigſtens nicht mit der Beſtimmtheit wie heut in dem neuen aus den Blutſtrudeln der Revolution auftauchenden Frankreich. Was Moreau erfahren, ſoweit die poſitiven Zeugenausſagen es darthun, konnte ihn noch nicht unerläßlich verpflichten, den Angeber zu machen. Es waren unbeſtimmte Plane, die bei Denen, welche ſie unternommen (mit Ausnahme des einzigen Georges) wahrſcheinlich ſelbſt noch nicht zu einer Klarheit, zu einem feſten Entſchluſſe gediehen waren. Sie waren in der Mehrzahl nach Frankreich gekommen, voll kühnen romantiſchen Eifers für die königliche Sache, aber ohne Kenntniß der Verhältniſſe, ohne einen feſten Plan. Dieſer ſollte ſich erſt im Verfolg ihrer Erfahrungen machen. Ein dunkler Drang, ein wilder Muth, ein blinder Glaube, Das war es, was ſie beſeelte, das Uebrige ſollte ſich finden. Darauf deutet aller Verſchworenen übereinſtimmende Ausſage: daß ſie die Prinzen erſt rufen wollten, wenn ſie wußten, was ſie finden, worauf ſie rechnen, was ſie unternehmen konnten. Wenn ſie, in ihrem eignen Innern ſo unklar, dieſe unklaren Begriffe gegen Moreau ausſprachen, wobei, wenn er den Verräther hätte ſpielen wollen, hätte er ſie faſſen, was denunciren ſollen! Man bedenke den damaligen Zuſtand Frankreichs! Durch 15 Jahre hatte ein je-

zu capituliren, zumal da die anderen Wagen schon weit vorauf waren. Der Trunkene wollte jedoch durchaus nicht darauf eingehen, wiewohl er sich sonst zu jeder Conversation geneigt zeigte. So mußten wir nach den Gründen zum Sturm schreiten, was uns aber auch schwerlich so bald und gefahrlos aufs Reine gebracht hätte, indem es wohl zu bedenken war, daß die einmal dem Fuhrmann entglittenen Zügel uns leicht über alle Gründe hinweg in den einen, nämlich einen Abgrund, geführt hätten. Noch war die Schlacht unentschieden, beide Partheien dachten wohl noch mitten im Ringen an einen gütlichen Ausgang, noch riefen wir mit aller Kraft unserer Stimme unsern vorausgeeilten Gefährten zu, inne zu halten, — die Nacht erlaubte uns kaum mehr ihre Fahne, den Regenschirm, auf ferner Bergkrümmung zu erkennen — als eine andere Stimme von hinten uns ein gebieterisches und ängstliches „Halt" zurief. Es war ein einsamer Reiter auf einem riesengroßen Pferde, und eingehüllt in einem weiten ledernen Regenmantel. Wir glaubten, die Gestalt früher im Gewühl der Marktleute bemerkt zu haben. Die Hände hielt er unter dem Mantel verborgen und doch muß

des eine Veränderung in der Verfassung, in den Ansichten von dem Geltenden hervorgebracht. Welcher rechtliche Bürger hielt sich für verpflichtet, wenn er eine dieser kaum aufgerichteten geltenden neuen Ordnungen wanken und in ihrer Geltung verlieren sah, um einer neuen Platz zu machen, sofort zu den Obrigkeiten zu stürzen, um Die anzugeben, welche für das Neue thätig waren? In so bewegten Zeiten wechselt der Begriff von Verschwörungen gegen die bestehende Ordnung. Was heute verbrecherisch ist, kann morgen gesetzlich sein. Wenigstens fällt die moralische Pflicht fort, die in ruhigen Zeiten jedem Gutgesinnten eingeprägt ist, die Obrigkeiten am Ruder vor Dem zu warnen, was morgen vielleicht am Ruder sitzen kann.

Lajolais' Angaben sind der eigentliche Grund zum intensiven Verdacht gegen Moreau. Schon Thiers mußte eingestehen, daß jener Zwischenträger mehr glaubte als er wußte, und, nach der Zwischenträger Natur, die ein Geschäft zum Abschluß zu bringen wünschen, mehr mittheilte, als er selbst glaubte. Und was besagten diese Angaben?

Dieser unzuverlässige Lajolais hatte geglaubt, daß sein Freund Pichegru und Moreau sich versöhnt hätten. Bei mehren persönlichen Zusammenkünften mit Moreau hatte er sich überzeugt, daß die Aussöhnung stattgefunden. Moreau wünschte Pichegru wieder zu sehen. Lajolais hinterbrachte diesen Wunsch dem in London befindlichen Pichegru, und dieser, der denselben Wunsch ausdrückte, schlich sich darauf nach Paris. Nach Lajolais' Wissen hatten nur 3—4 Zusammenkünfte zwischen Beiden stattgefunden; die erste auf dem Boulevard de la Madelaine, nächtlich im Freien, die andern in Moreaus' Pariser Wohnung Rue d'Anjou. Er war bei keiner zu-

gegen. Später hatte er Pichegru verschiedene Wohnungen verschafft. Sein einziger Zweck bei diesen Vermittelungen wäre gewesen, „diese beiden großen Männer zu vereinigen, in Willen und That, um Theil zu nehmen an den Werken, welche die Regierung des Hauptes dieser großen Republik auszeichnen."

Daß dies schöne Werke waren, daß er andre Zwecke gehabt, konnte freilich jedes Kind begreifen. Aber, nach unsrer Sprache, actenmäßig geht aus Lajolais' Aussage gegen Moreau nichts weiter hervor. Alle Chouans sagten freilich auch gegen Moreau aus, aber was? Sie hätten immer gehört, daß Moreau, Pichegru und Georges die Häupter der Verschwörung wären. Es ist begreiflich, daß man ihren Muth durch diesen Glauben zu stärken suchte.

Die einzige gravirende Aussage bleibt die Rolland's. Wir wiederholen sie: „Ich kann mich nicht an die Spitze einer Bewegung für die Bourbonen stellen; sie sind Alle so schlecht berathen, daß ein solcher Versuch nicht gelingen könnte. Wenn Pichegru in einem andern Sinne handeln wollte, in diesem Falle habe ich ihm schon gesagt, daß der Consul und der Gouverneur von Paris verschwinden müßten. Ich glaube, daß ich eine ziemlich starke Partei im Senate habe; ich würde mich derselben bedienen, um seine Leute in Schach zu halten. Dann würde sich schon zeigen, was es zu thun gäbe. Aber schriftlich verpflichte ich mich zu nichts."

Das ist ein Zeuge; freilich ein unverdächtiger. Aber was besagt die Stelle anders als von Verhandlungen, die zu keinem Abschluß gekommen sind; eine, freilich starke, Meinungsäußerung, aber von einem Manne, der sich ebenso berufen fühlte als Bonaparte, die Zügel der Regierung zum Wohle des Vaterlandes zu ergreifen, dem die

Nation wie jenem zujauchzte, und zu einer Zeit, wo jeder Tag einen neuen Machthaber an die Spitze brachte. Wäre Rolland's Aussage der Schlußstein einer Reihe anderer Beweise, dann hätte sie Bedeutung, aber nicht als Grundstein. Ein Mann kann sich in einem Zwiegespräche verhören, wie der andere im Eifer desselben über seine Absichten und wahre Meinung hinaus sich versprechen. Die flüchtige aufsprudelnde Rede im lebhaften Zwiegespräch zwischen vier Wänden involvirt noch kein consumirtes Verbrechen, wenn sie nicht durch eine entsprechende Thatäußerung gekräftigt ist. Rolland mag alle diese Ausdrücke, auch wörtlich, gehört haben, aber er mag sie anders zusammengefügt, Zwischensätze, die ihm entfallen sind, ausgelassen haben. Wenn wir uns diese Sätze getrennt, einverwebt in ein lebhaftes Gespräch über die Verhältnisse der Zeit denken, so kann auch Alles, was darin verbrecherisch klingt, einen andern Sinn gewinnen. Nehme man nur an, daß der Schlußsatz: „Aber schriftlich verpflichte ich mich zu nichts," nicht so direct gesprochen worden, daß es nur Rolland's Auffassung sei, der ganz gewiß verstanden und gehört hatte, daß Moreau sich schriftlich zu nichts verpflichten werde, aber nach so vielen Wochen sich die Erinnerung in directe Rede construirte, welchen Nachdruck verliert alsdann schon die ganze Anführung!

Moreau war unzufrieden mit der Consularregierung, mit Napoleon, das ist gewiß. Er beschäftigte sich mit dem Gedanken, wie es anders und besser werden könnte. Aber wer so offen wie er den Unzufriedenen spielt, seinen Mismuth in lauten Reden nicht verhält, ist kein Verschwörer; oder er müßte denn ein so feiner Intrigant sein, wie es Moreau nach seinem historischen Charakter nun und nimmermehr sein konnte. Daß er seinen

ehemaligen Freund Pichegru, einen großen Feldherrn, nach Frankreich zurückwünschte, war kein Verbrechen, daß er dazu that, damit es geschehe, wie die Verhältnisse standen, ebenso wenig. Napoleon hatte sehr viel Royalisten zurückgerufen, die alte Wuth gegen die Emigrirten war mit dem Revolutionstaumel erschlafft. Und Pichegru stand der neuen Zeit weit näher. Daß Moreau hoffte, mit diesem ehemaligen großen Generale der Republik Plane zu entwerfen, wie sein Vaterland von dem neuen militairischen Joche seines Consuls zu befreien wäre, mag man glauben, Beweise dafür fehlen.

Ihre Gespräche blieben vages Gerede, das schwerlich anderswo, unter den damaligen Verhältnissen Frankreichs aber auf keinen Fall zum Verbrechen gemacht werden konnte. Und Moreau sprang von der Unterhandlung ab, als er Pichegru von seinen royalistischen Planen reden hörte.

Der schlagendste Beweis für ihn bleibt Bouvet de Loziers' halb in der Raserei gethane Aussage. Weil Moreau nicht in ihre Plane eingehen wollte, gaben die Royalisten das Unternehmen auf. Er stutzte schon beim ersten Zusammentreffen am Boulevard de la Madelaine bei Georges' Anblick. Mit dieser Sache, mit diesen Leuten wollte er nichts zu thun haben. Er soll noch ein Mal später mit Georges zusammengekommen sein, und da soll Georges ebenso unzufrieden das Zimmer verlassen haben. Ein royalistischer Verschwörer war er nicht. Was aber denn für ein Verschwörer? Mit wem? Mit welchen Mitteln? Zu welchem Zwecke? In Pichegru hatte er einen von royalistischen Netzen umstrickten unfreien, unglücklichen Mann gefunden. Mit ihm konnte er nichts anfangen. Mit den Chouans wollte er nichts anfangen. Factum ist: eine royalistische Verschwörung hatte er ent

schieden von sich gewiesen, aber, sagten die Royalisten, er hätte wol eine andere für sich selbst gegen Bonaparte gern gestiftet! Beweise dafür? Sie hatten gehört, oder geglaubt gehört zu haben, daß er so etwas ausgesprochen. Ein einziger Zeuge hatte bestimmte Worte gehört, aber nichts als Worte. Die einzige That bleibt, er hatte keine Anzeige gemacht. Wenn das kein Verbrechen ist, würde ihn jeder pflichtgetreue Richter von der Anklage haben entbinden müssen.

Ueber die Aufregung, welche während des Processes in Paris herrschte, sagt Thiers: „Wir haben in unsern Tagen häufig die Aufmerksamkeit des Publicums durch einen Proceß gänzlich in Anspruch nehmen sehen. Dasselbe begab sich hierbei, allein unter Umständen, geeignet, um eine ganz andere Erregung als die der Neugier hervorzubringen. In Gegenwart eines triumphirenden und gekrönten Generals ein anderer General im Unglück und in Fesseln, welcher einer täglich absolutern Gewalt durch seine Vertheidigung den letzten Widerstand entgegensetzte; inmitten des Schweigens der nationalen Rednerbühne die Stimmen der Advocaten, die sich wie im freiesten Lande vernehmen ließen; berühmte Häupter, die einen der Republik, die andern der Emigration angehörend, in Gefahr: darin lag gewiß, was alle Herzen aufregen konnte. Man gab sich einem gerechten Mitleide und vielleicht auch einem heimlichen Gefühle hin, welches der glücklichen Gewalt Nachtheile wünscht, und ohne Gegner der Regierung zu sein, that man Wünsche zu Gunsten Moreau's."

In der 9. Sitzung, am 19. Mai erhielt Moreau das Wort und vertheidigte sich folgendermaßen:

„Meine Herren! Mein Vertrauen zu den Vertheidigern, welche ich mir erwählt, ist vollkommen. Ich habe

ihnen ohne Rückhalt die ganze Sorge, meine Unſchuld zu vertheidigen, übergeben. Ich wollte nur durch ihre Stimme zur Gerechtigkeit reden; aber ich fühle das Bedürfniß, zur Nation ſelbſt zu ſprechen.

„Unglückliche Umſtände, herbeigeführt durch den Zufall und vorbereitet durch den Haß, können auf Augenblicke das Leben des rechtlichſten Mannes verdunkeln. Mit viel Geſchicklichkeit kann ein Verbrecher den Verdacht von ſich entfernen und ſelbſt die Beweiſe ſeiner Verbrechen; aber ein ganzes Leben iſt immer der ſicherſte Zeuge gegen oder zu Gunſten eines Angeſchuldigten. So iſt es denn mein ganzes Leben, was ich den Anklägern, die mich verfolgen, entgegenſtelle. Es iſt öffentlich genug geweſen, um bekannt zu ſein. Ich werde nur an einige Epochen daraus erinnern, und die Zeugen, die ich anrufen werde, ſind das franzöſiſche Volk und die Völker, welche Frankreich beſiegt hat.“

Hierauf ging er in Kürze ſein politiſches Leben durch, ſeine Dienſte, welche er dem Lande erzeigt, und wies die Anſichten von ſich, welche die Anklage ihm unterlegte.

„Ich bekenne es, ſchloß er, geboren mit einem großen Freimuth des Charakters, habe ich dieſe Eigenſchaft des Theils von Frankreich, wo ich das Licht der Welt erblickte (der Bretagne), weder im Feldlager eingebüßt, wo Alles ihr vielmehr einen neuen Glanz gibt, noch in der Revolution, welche die Freimüthigkeit immer als eine Tugend des Mannes proclamirte und wie eine Pflicht vom Bürger forderte. Aber tadeln etwa Die, welche conſpiriren, laut Das, was ſie nicht billigen? Eine ſolche Freimüthigkeit verträgt ſich ſchwer mit den Myſterien und Unternehmungen der Politik.

„Hätte ich conſpiriren wollen, würde ich meine Ge-

fühle zu verstecken gesucht haben und ich würde nach Aemtern und Thätigkeit mich umgesehn haben, die mich wieder in die Mitte des Nationalheeres versetzt hätten. Um mir diesen Weg zu zeigen — bei meinem Mangel an politischem Genie, welches ich freilich nie besessen — hatte ich Beispiele vor mir, die alle Welt kennt, und die durch ihren Erfolg Bedeutung erlangt haben. Ich hätte vielleicht wol wissen können, daß Monk sich nicht von der Armee entfernt hatte, als es ihm einfiel zu conspiriren, und daß Cassius und Brutus sich dem Herzen Cäsar's genähert hatten, um es zu durchbohren.

„Herren vom Gericht! Ihnen habe ich nichts mehr zu sagen. So war mein Charakter, so war mein ganzes Leben. Im Angesicht des Himmels und der Menschen betheure ich meine Unschuld. Sie kennen Ihre Pflichten. Frankreich hörte Sie, Europa hat sein Auge auf Sie gerichtet."

Von Moreau's drei bestellten Anwalten sprach nur Einer. So beredt er die Sache seines Clienten führte, hatte man doch kaum darauf Acht, einen so mächtigen Eindruck hatten Moreau's eigene Worte hervorgebracht.

Am 9. Juni wurden die Verhandlungen geschlossen.

In diesen letzten Tagen vor der Fällung des Urtheils gingen Umtriebe vor, die Napoleon nicht im günstigsten Lichte zeigen. Thiers, sein Lobredner, kann sie nicht in Abrede stellen, aber er sucht sie zu beschönigen.

„Napoleon fühlte sich rein von jener niedrigen Eifersucht, deren man ihn zieh, und da er sehr wohl wußte, daß Moreau, ohne die Bourbonen zu wollen, seinen Tod gewollt habe, um in seine Stelle zu treten, glaubte er und sprach es laut aus, daß man ihm Gerechtigkeit

durch Verurtheilung eines Generals schuldig sei, der ein Staatsverbrechen begangen habe. Er wünschte diese Verurtheilung als seine eigene Rechtfertigung, nicht um das Haupt des Siegers von Hohenlinden auf einem Schaffot rollen zu lassen, sondern um die Ehre zu haben, ihn zu begnadigen. Die Richter wußten das und das Publicum ebenfalls."

Dann geht er rasch auf andere Bewegungen über. „Nachdem die Verhandlungen vierzehn Tage gedauert und während sich das Tribunal zur Berathung zurückgezogen hatte, verlangten mehre royalistische Angeklagte, die nun inne wurden, daß sie hintergangen waren und daß alle ihre Bemühungen zur Entlastung Moreau's ihnen nichts geholfen hatten, nach dem Instructionsrichter, um demselben wahrheitsgetreuere Eröffnungen zu machen. Sie redeten nicht mehr von drei Zusammenkünften mit Moreau, sondern von fünfen. Réal war, davon unterrichtet, zum Kaiser geeilt und dieser hatte auf der Stelle an den Erzkanzler Cambacérès geschrieben, damit man ein Mittel ausfindig mache, um an die Richter zu kommen. Das aber war schwierig, zudem nutzlos, und ohne sich zu neuen Mittheilungen herbeizulassen, fällten sie an demselben Tage, dem 10. Juni, ein Urtheil, das von keinerlei Einflüssen dictirt war."

Moreau's Biographen sprachen von diesen Einflüssen in anderer Weise, sie waren ebenso von vorgefaßten Meinungen zu Gunsten Moreau's und gegen Napoleon geleitet. Hören wir den neuesten Berichterstatter in den Causes célèbres Politiques par *Paul Robert*, der nicht eben zu Gunsten Moreau's gestimmt ist:

„Vom Morgen des 9. Juni an zeigte sich eine große Unruhe in Napoleon's Umgebung, der damals in Saint-Cloud war. Hochgestellte und sehr einflußreiche Perso-

nen machten viele Demarchen bei dem Präsidenten des Criminalgerichtshofes, und alle Augenblicke flogen Couriere aus Saint-Cloud und dahin zurück. Nachdem der Präsident die Stimmen bezüglich des angeschuldigten Generals eingesammelt, waren 7 für die Freisprechung, 5 für die Verurtheilung zum Tode. Thuriot, der Commissair der Regierung, bestand sogleich darauf, daß die Abstimmung noch ein Mal erfolge; er sagte: die Freisprechung des Generals würde das Signal zum Bürgerkriege werden, während seine Verdammung Alle versöhnen würde, weil ihm augenblicklich volle und gänzliche Begnadigung werde geschenkt werden.

„Da rief Einer der Richter aus, sein Ehrenname ist Clavier, «aber uns, wer wird uns denn Gnade schenken!»“

Die Berathung dauerte 16 Stunden; endlich am 10. Juni, Morgens 4 Uhr trat der Gerichtshof wieder in den Sitzungssaal und publicirte das Urtheil:

Angesehen, daß nach den gerichtlichen Ermittelungen wirklich eine Verschwörung bestanden, um die Republik durch einen Bürgerkrieg zu beunruhigen und von den Bürgern die einen gegen die andern zu bewaffnen und gegen die Ausübung der legitimen Gewalt, wurden Georges Cadoudal, Bouvet de Lozier, Armand Polignac, de Rivière, Lajolais, Picot und noch 13 Andere als Theilnehmer zum Tode verurtheilt, mit Confiscation ihrer Güter.

Jules Polignac, Jean Victor Moreau, Rolland und ein Leridant wurden, als auch schuldig, aber weil viele Umstände, die sie entschuldigten, aus der Untersuchung hervorgetreten, nur zu einer correctionellen Strafe von zwei Jahren Einsperrung verurtheilt.

Die andern 21 Angeschuldigten, meist nur deswegen,

weil sie die Verschwörer bei sich aufgenommen, wurden freigesprochen, oder wegen Uebertretung der Polizeigesetze vor die gewöhnlichen correctionellen Gerichte gestellt.

Das Cassationsgesuch der Verurtheilten ward zum Theil zurückgenommen, zum Theil verworfen.

Das Urtheil war ein unparteiisches zu nennen. Der Barbarei ward es nur von Wenigen angeklagt, Napoleon verursachte es dagegen, muß selbst Thiers eingestehen, „tödtlichen Verdruß." Im Zustande seiner Erbitterung schien es unsäglich schwer, Handlungen der Milde von ihm zu erlangen. Doch legte sich diese Aufregung schon während des kurzen Zwischenraums vom Tage des Urtheils bis zu dem des Cassationshofes und er ward den Gnadengesuchen zugänglich. Mit diesen beschließen wir den Proceß, der in seinen Wirkungen doch noch lange nachvibrirte.

Von Moreau später. Die royalistischen Verschwörer durften bei Napoleon's gegenwärtiger Gemüthsstimmung am wenigsten auf Gnade rechnen. Nur Georges flößte ihm, seines energischen Muthes willen, einiges Interesse ein. Aber er war sein unversöhnlicher Feind, ein unermüdlicher Verschwörer, ein Mörder; ihm durfte das Leben nicht geschenkt werden. Auch dachte die eigene Partei Georges Cadoudal's am wenigsten an dessen Rettung. Ihr volles Beileid war auf die Polignacs und Rivières, als Sprößlinge oder Stammhalter illustrer Familien, als dem Hofe der Bourbonen so nahe stehende, so theure Häupter, gerichtet, und wie sie auch deren tollkühnes Unternehmen tadelte, suchte sie doch Alles aufzubieten, ihr Leben zu retten.

Man wandte sich an die neue Kaiserin Josephine, deren Herzensgüte bekannt war, die in der Stille alte Neigungen für feudalistische Treue und sogar für das

ich den geneigten Lesern, die hier ein interessanter Abenteuer erwarten, vielleicht den bewußten Raubmörder, leider gestehen, daß ich aus Norwegen und Schweden fort bin, und noch nicht weiß, wer es gewesen. Er rief uns Halt zu, in wiederholten Malen, und der Grund wurde uns klar, als er auf das linke Rad unseres Karrens deutete. Es war im Zustande der Auflösung und noch zehn Schritte weiter wäre es völlig auseinandergegangen.

Der gespenstige Reiter hatte die Gefälligkeit, unsern nächsten Vorderkarren zurück zu citiren; dennoch blieb es schwer, dem betrunkenen Bauer begreiflich zu machen, daß er sein Recht, uns weiter zu fahren, verwirkt habe. Man lud die Felleisen auf die anderen Karren, von drei Menschen aber, mangelnden Raumes halber, nur den einen, der herausgelooft wurde, die Dienste eines Strickes zu vertreten. Die Sachen lagen nämlich so lose, daß sie bei jeder Erschütterung in Nacht, Regen und Vergessenheit hinuntergefallen wären, deshalb mußte Einer von uns hinten auftreten und überliegend mit ausgespreizten Armen die Effecten zusammenhalten. Bedenkt man, daß es dunkle Nacht war, ein immer abschüssiger

alte Königshaus im Herzen bewahrt hatte. Man wußte, daß, im Glanze ihrer neuen Würde, die Gedanken ihre Phantasie nicht verließen, wie dieselben Dolche und Schwerter, welche die alte Macht vernichtet, auch gegen ihr neues Glück aufblitzen könnten. Durch Frau von Remusat gelangte man zu Josephinen. Armand von Polignac's Frau ward in St.-Cloud eingeführt. Josephine versprach den Thränen der verzweiflungsvollen Gattin ihre Fürsprache; aber Napoleon wies diese Fürsprache barsch zurück. Da stellte Josephine Frau von Polignac in eine der Galerien des Schlosses, durch die der Kaiser aus dem Rathssaale kommen mußte. Sie warf sich ihm zu Füßen, sie bat unter Thränen um das Leben ihres Gatten. Napoleon warf einen strengen Blick auf Josephinen, aber er ließ sich erweichen. Er äußerte: „Daß es ihn sehr erstaunt, bei einem Mordanschlage auf sein Leben seinen ehemaligen Kameraden von der Kriegsschule, Armand Polignac, wiedergefunden zu haben. Sein Leben solle ihm geschenkt sein, um der Thränen der Gattin willen, doch wünsche er, daß diese Schwäche ihn zu keinen neuen Unbesonnenheiten ermuthige. Die Prinzen sind sehr strafbar," setzte er hinzu, „die das Leben ihrer getreuesten Diener bloßstellen und ihre Gefahren doch nicht theilen."

Es scheint nicht, als wäre dies nur ein verabredetes Schauspiel gewesen; man mußte Napoleon auch die Begnadigung Anderer auf verschiedenen Wegen entreißen und die Begnadigung war keine vollständige, obwol sie jener Zeit Thränen der Rührung entlockte, und Armand Polignac's Gattin für einen Augenblick eine Art Bewunderung für den Kaiser im Lager der Emigrirten erweckte.

Das Schicksal der Familie Polignac ist ein großer

historischer Roman. Der Parteieifer und die Parteiverblendung, welche Beide in ihrer Jugend hinriß, dauerten auch in ihrem Alter fort und sollten einst der europäischen Welt einen neuen Umschwung geben. Welcher Roman voller Nachtstücke und Abenteuer schon ihre Landung an den Felsenküsten der Normandie, ihr Weg durch die Wälder nach Paris, ihr immer gestörter Versteck daselbst. Beide Brüder fanden eine Zeitlang bei demselben Freudenmädchen eine Unterkunft und machten ihr Beide, sagen die Acten, abwechselnd den Hof. Dann ihre Gefangennehmung, Verurtheilung, die Thränen der treuen Gattin des Aeltern (Armand) zu Napoleon's Füßen; seine Begnadigung und Warnung, die nichts fruchtete. Josephine bewirkte auch die Milderung der Strafe des jüngeren Bruders (Jules). Die Todesstrafe ward bei Armand Polignac, wie bei dem andern, in die der Deportation verwandelt, welche aber erst nach vierjähriger Einsperrung eintreten sollte. Beide Polignacs wurden im Tempel, in Vincennes und in Ham eingesperrt, endlich erhielt der Jüngere die Vergünstigung, in einem Krankenhause der Rue du Faubourg Saint-Jaques seine Strafe abzubüßen. Acht Jahre später finden wir den Namen Polignac wieder in die Verschwörung des General Mallet verwickelt. Jules entkam der ihm drohenden Gefahr und war im Jahre 1814 einer der Ersten, der mit der weißen Cocarde in Paris erschien. Er ward Prinz, Mitglied der chambre introuvable und endlich zu seinem und der Bourbonen Unglück Minister. 1830 steht er noch ein Mal, des Hochverraths angeklagt, vor dem höchsten Gerichtshofe, und wird zu ewigem Gefängniß und dem bürgerlichen Tode verurtheilt. Er wandert noch ein Mal in die Festung nach Ham, bis die Gnade Louis Philipp's ihn erlöst und er in Baiern das neuerdings

so berühmt gewordene Indigenat erhält. Sein Bruder Armand stieg nicht so hoch nach der Restauration und verlor nach der Julirevolution nur die Pairie. Beide Brüder sind in der Zwischenzeit zwischen dem Schreiben und dem Druck dieses Artikels in Paris gestorben.

Bouvet de Lozier verdankte seine Begnadigung den Bitten seiner Schwester, welche Napoleon durch die Prinzessin Karoline, später Königin von Neapel, vorgestellt ward. Er verbrachte seine Strafzeit im Schlosse Bouillon, von Ludwig XVIII. ward er 1814 zum Marechal de Camp ernannt und zum Commandeur der Insel Bourbon.

Rouzilion aus Verdun, ehemals Major in Schweizerdiensten, erhielt nur mit Mühe durch General Rapp's Bemühungen Gnade, und zwar erst am Tage der Hinrichtung selbst. Napoleon war wüthend, als er den Namen hörte, und erklärte: diesen Schweizer für gefährlicher und schuldiger als Georges selbst. Rapp hatte keinen andern Grund für ihn anzuführen, als: weil er Familienvater sei. Der Banquier Scherer war Rouzilion's Schwager und hatte Rapp zur Fürbitte bewogen. Ungestüm entriß Napoleon dem General das Papier und bewilligte die Gnade; ein Courier mußte fliegen, um sie noch früh genug zu bringen. — Merkwürdig ist das Motiv, welches Rouzilion zu solchem Eifer für die Sache des Royalismus bewog — weil Ludwig XVIII. ihm das Ludwigskreuz geschenkt hatte, den Statuten des Ordens entgegen, denn Rouzilion war Calvinist!! Im Schlosse Lourde eingesperrt, erhielt dieser Verurtheilte schon im folgenden Jahre, auf neue Bitten von Frau und Tochter, seine Freiheit. Nach der Restauration ward er zum Obersten ernannt.

Lajolais erhielt Begnadigung auf die Fürbitten seiner ganzen Familie, die sich Napoleon zu Füßen stürzte.

Er ſtarb in ſeinem Gefängniſſe, im Schloſſe Belle-Garde, am Tage vor dem, wo er ſeine Freiheit wieder erhalten ſollte.

Der Marquis Rivière de Riſſardeau erhielt, nach Polignac, durch Joſephinen's, Murat's und der Prinzeſſin Karoline Fürbitte ſein Leben geſchenkt. Im Fort von Jour eingeſperrt, erlangte er erſt durch die Reſtauration ſeine Freiheit, um ſie durch blutige Verfolgungen der Bonapartiſten und Liberalen zu beflecken. Ihm ſchreibt man den Meuchelmord, an Marſchall Brune begangen, zu. In Corſica verfolgte er mit Erbitterung denſelben Mann, dem er ſein Leben verdankte. Er ſtarb im Juli 1828.

Außer dieſen wurden noch Rochelle de Brecy, d'Hozier und Galliard, Alle auf Fürbitten der weiblichen Familienmitglieder Napoleon's, begnadigt. Einige büßten ihre Strafzeit ab in dem furchtbaren, neuerdings durch einen Roman berühmt gewordenen, Felſenſchloſſe d'If, ſpäter gehörig durch die Bourbonen belohnt.

Alle dieſe waren vornehme Verſchwörer, für ſie war die Fürbitte, die Gnade thätig. Für die Chouans, an deren Händen Raub und Blut klebte, konnte ſie indeß kaum eintreten. Zwölf Chouans, an ihrer Spitze Georges Cadoudal, wurden am 24. Juni 1804 auf dem Greveplatze guillotinirt. Alle zeigten bis auf den letzten Augenblick Muth und Unerſchrockenheit. Für Georges regte ſich ein leiſes Bedauern; ſein Muth und ſeine militairiſchen Talente hätten ein beſſeres Schickſal verdient. Ludwig XVIII. ließ es nach der Reſtauration ſein erſtes Geſchäft ſein, Georges' alten Vater, Joſeph Cadoudal, mit allen ſeinen Nachkommen in den Adelſtand zu erheben.

Die bourboniſche Gnade erſtreckte ſich aber zuweilen

in seltsamer Weise auch auf andere Gesellen, welche mit den Chouans verwandt waren. Der Gerichtshof zu Rouen hatte im Jahre 1808 Jemanden zu 22 Jahren Einsperrung verurtheilt, weil er an der Beraubung einer Diligence Theil genommen und wissentlich einen Theil dieses gestohlenen Geldes empfangen hatte. Der Sträfling wandte sich nach der Restauration an den König mit der Angabe, daß er ein royalistischer Räuber gewesen — 1808, wo der Bürgerkrieg als längst beendigt anzusehen war. Er erhielt die Freiheit und die Restauration seines guten Rufes durch ein Cabinetsschreiben vom 18. August 1814: „Angesehen, daß diese Diebstähle und Raubanfälle politische Thatsachen wären, die sich an eine Conspiration knüpften, deren Zweck gewesen, die Bourbonen auf den Thron zu setzen, und wiewol 1807 keine königliche Armee in Alençon existirt habe, wo das Verbrechen begangen worden, so sei doch dies Verbrechen keine vereinzelte Thatsache gewesen, sondern habe sich angeknüpft an ein großes Complot zu Gunsten der königlichen Sache. Die Tribunale hätten zwar nicht gefehlt, indem sie nach den damals geltenden Gesetzen verurtheilt, aber die Wirkungen dieser Verurtheilung müßten in einem Augenblicke aufhören, wo man die Sachen besser zu würdigen wisse. Deshalb u. s. w." — Wer kann da noch verargen, daß man in dem Falle der Chouans von 1804 keine Begnadigung walten ließ.

Auch Moreau ward begnadigt; es heißt auf Bitte der Gattin desselben. Die Bedingung, daß er dafür auf der Stelle Frankreich verlasse und sich nach Amerika begebe, machte die Sache weniger zu einer Gnadenhandlung, als zu einem Vertrage, der beiden Theilen gleich genehm sein mußte. In wie weit Moreau sein Wort eingesetzt, ohne des Kaisers Erlaubniß nicht zurückzu-

kehren, ist eine streitige Frage; schriftlich scheint er es wenigstens nicht gegeben zu haben. Napoleon erleichterte ihm das Geschäftliche seiner Abreise, indem er Befehl gab, Moreau's Besitzungen zum höchsten Preise zu erstehen.

Wie man sich Mühe gegeben, in Frankreich Moreau's Andenken zu verunglimpfen, ist oben erwähnt. Von dem Augenblicke an, wo er auf Alexander's Ruf hörte und nach Europa überschiffte, war in Frankreich alle Erinnerung an seine militairische Größe, menschlichen und republikanischen Tugenden verschwunden; weil er zum Verräther an seinem Vaterlande geworden, war er auch früher ein Verräther gewesen und nur ein mittelmäßiger Feldherr und Charakter, den der Neid gegen Napoleon zum Unerlaubten getrieben. Ob sein Beitritt zu den Alliirten ein Verbrechen war, bleibe hier unentschieden, es ist wenigstens keins geworden, über das zu Recht gesprochen werden konnte. Was ihn bewog, den Frieden in Amerika zu verlassen, ist noch heute nicht bestimmt ermittelt. Nach den Einen hatte er eben mit tiefem Schmerze von der Vernichtung der französischen Armee in Rußland gehört und ausgerufen — „O dieser Mensch bedeckt den französischen Namen mit Schande und Schmach; seine Unwissenheit gleicht seiner Thorheit!" als Alexander's Boten zu ihm kamen. Nach Andern bewogen ihn Geldsendungen vom Fürsten Metternich oder Alexander dazu, die es ihm möglich machten, seinen lange gehegten Wunsch nach Rache zu erfüllen; auch das Zureden seines Freundes Bernadotte, des Kronprinzen von Schweden. Wie dem auch sei, — gewiß erscheint er nicht so groß und edel, als seine Verehrer ihn malten, und noch weniger so schwach und schwarz, als seine Feinde — man hatte sich getäuscht

von Seiten der verbündeten Monarchen (wie der Royalismus an dergleichen Täuschungen sehr reich ist), wenn man geglaubt, daß Moreau's Beitritt zu ihrer Sache einen großen Abfall in den französischen Heeren zur Folge haben werde. Die Veteranen der kaiserlichen Armee sahen den ehemaligen Genossen ihres Ruhmes, den geliebten Feldherrn, mit Entrüstung unter den Reihen der Feinde. Als er am 27. August 1813 auf den Höhen vor Dresden fiel, man behauptet von einer der ersten Kugeln aus den französischen Batterien getroffen, zwangen sich sogar viele Franzosen zu dem Glauben: „darin Gottes Finger zu sehen."

Ein sonst milderer Berichterstatter sagt: „Die Weisesten schlossen daraus, daß Haß und Rache schlechte Rathgeber sind, und daß die Gunst der Großen dieser Erde unmächtig ist, eine böse Handlung vergessen zu machen." Im Gegentheil raubten ihm die Bourbonen nach der Restauration durch die seinem Gedächtnisse dargebrachten Huldigungen noch den letzten Rest der Nationalverehrung für seine Großthaten. Zur Rache dafür sammelte man von der andern Seite alle Erinnerungen, die ihm schaden konnten; man brachte ihn nicht allein in Verbindung mit dem französischen Bunde der Philadelphen, mit General Mallet's Verschwörung, sondern auch mit einem chimärischen Plane, den einige Generale Napoleon's gehabt haben sollen, sich Spaniens und Portugals auf ihre Hand zu bemächtigen und kleine Königreiche darin für sich zu gründen, vielleicht unter der Oberherrschaft des Herzogs von Orleans.

Die Huldigungen der Bourbonen waren folgende. Bald nach seiner Rückkehr übersandte Ludwig XVIII. Madame Moreau (die 1821 gestorben ist) den Marschallsstab, welchen er ihrem Manne bestimmt gehabt;

sie solle alle Ehren genießen, deren die Frauen wirklicher Marschälle sich erfreuten!

Lanjuinais machte (1814) folgenden Antrag im Senate: „Der Senat erklärt, daß der General Moreau stets die öffentliche Achtung und den Dank des Vaterlandes verdient hat," und der Antrag ward angenommen.

Ein feierlicher Gottesdienst ward am 25. Juni zu Paris für die Generale Pichegru, Georges, Moreau und die 11 Personen, welche mit dem General Georges auf der Guillotine geblutet, in der Kirche Saint-Paul abgehalten. Frau von Polignac sammelte mit dem Marquis de Rivière in der übervollen Kirche eine Collecte ein. Die Kosten, welche von den Eltern des General Georges bestritten werden sollten, wurden vom Könige bezahlt, der dadurch seine Theilnahme an der Ceremonie zeigen wollte.

Endlich sollten 1816 Moreau und Pichegru Statuen errichtet werden. Sie waren den Bildhauern Beauvallet und Dumont übertragen. Beauvallet starb (auch darin erkennen die Franzosen ein Omen), nun ward die Arbeit dem Bildhauer Calderari übertragen. Die Sache zog sich hin. Das Ministerium hatte 140000 Francs dafür gefordert; nach langer Debatte in der Kammersitzung vom 22. Juli 1822 ward die Summe bewilligt; aber die Statuen blieben unvollendet im Atelier der Künstler. Die öffentliche Meinung sprach sich zu stark dagegen aus.

So viel erinnerlich, ist auch unter der Juliregierung der Versuch gemacht worden, Moreau's Andenken durch ein Standbild wenigstens in seiner Vaterstadt zu ehren; aber selbst sein Geburtsort protestirte dagegen. So stark ist die öffentliche Meinung in Frankreich gegen jede Handlung geworden, die als Verrath des Vaterlandes

ausgelegt wird. „Unsere Ueberzeugung ist in dieser Hinsicht so stark," sagt ein Schriftsteller, „daß wir keinen Zweifel hegen, daß wenn das Volk darüber befragt würde, es lieber dem Chouan Georges Cadoudal und seiner Bande Bildsäulen votiren würde, denn sie sind ihrem Charakter getreu geblieben als Aufwiegler zum Bürgerkriege und Straßenräuber."

Wie ungerecht dieser Haß auch in Bezug auf Moreau sein mag, darf doch nicht in Abrede gestellt werden, daß ihm eine sittliche Idee zum Grunde liegt. Nach so vielen Revolutionen fühlt der Franzose, daß er an etwas unerschütterlich fest halten, und etwas unerbittlich hassen muß; jenes die Liebe zum Vaterlande, dieses der Verrath an demselben. Die Emigration war eine große abschreckende Lehre für die Franzosen, und der Nationalgeist ist so erstarkt, daß es 1830 zwar noch einzelne Emigrirte gibt, daß aber Condé'sche Armeen im Dienste des Auslandes gegen Frankreich zur Unmöglichkeit geworden scheinen.

Major John André.

1780.

Ein Kriegsgericht bei hellem Tageslicht, abgehalten unter dem Frühlingsſtrahle der amerikaniſchen Freiheitsſonne, im Angeſichte zweier Völker, zweier Armeen, mit offener, freier Erwägung aller belaſtenden, aller entſchuldigenden Umſtände, mit dem uneingeſchränkten Rechte der Vertheidigung, mit Berückſichtigung aller Grundſätze der Humanität, und doch in ſeinem Ausgange kaum minder erſchütternd als das 24 Jahre ſpätere Kriegsgericht über den Duc d'Enghien.

Hier wie dort zwei große Männer, die an der Schwelle einer neuen Zeit ſtanden, Napoleon und Washington, als die, welche das Richtſchwert erhoben über — einen Unſchuldigen! Beide in gutem Glauben handelnd nach dem unerbittlichen Geſetze der Nothwendigkeit, der Pflicht in ihrer Lage, Beide ohne perſönlichen Haß gegen ihre Opfer, Beide, vielleicht, die Stimme ihres Herzens bekämpfend. Und doch wie verſchieden die Motive; Napoleon rang nach einer Krone für ſich, der Duc d'Enghien ſtand ihm im Wege; Washington wollte nur die Freiheit ſeines Landes und Volkes, und glaubte Die vernichten zu müſſen, welche den Muth hatten, einen Ver-

oder steiler Weg, der Regen strömte und die Entfernung des nächsten Quartiers unbestimmt, so wird man zugestehen, daß sich dies Abenteuer angenehmer lesen läßt, als es zu bestehen war. Ueberdies war das gesammte Schuhwerk der Reisegesellschaft nicht minder als das Rad im Zustande der Auflösung, was jede Fußparthie vor Drontheim zu einer kritischen Sache machte, vor allem aber wo, wie hier, Nacht, Regen und schon tiefere Pfuhle auf dem steinigen Wege, vor uns aber völlige Ungewißheit lag. Nächst der auf dem Cattegat, war dies die angreifendste Nacht unserer Reise. Zuletzt, als wir einen Hohlweg einschlugen, der uns seitwärts nach einem fernschimmernden Lichte führte, hatte der Angenagelte auch noch die Rolle des Wagenlenkers zu spielen; indem der wirkliche am Kreuzweg stehen bleiben mußte, die beiden Nachzügler aufzufangen. Hätten sie in der Dunkelheit der Regennacht sich noch weiter verirrt, möchte das Abenteuer in der Norwegischen Bergschlucht leicht zu weit gegangen sein.

Das fern schimmernde Licht in der Gebirgsschlucht, hätte vielleicht in Italien zu einem verfallenen Schlosse, oder in eine Banditenhöhle

rath unter den Seinen gegen diese Freiheit anzuzetteln. Napoleon glaubte dunkeln, zweifelhaften Angebern; vor Washington lagen die klarsten, unbestrittenen Thatsachen. Wenn d'Enghien eine Verschwörung gegen die Regierung seines Vaterlandes geleitet, begünstigt, was höchstens vermuthet werden durfte, so sprach ein persönliches Interesse mit. Der muthige junge Prinz aus königlichem Blute verfolgte eigne Zwecke; der ritterliche junge Major André gehorchte nur der strengen Pflicht als Militair, kein persönlicher Ehrgeiz war im Spiele. Und so denn auch das Gericht, die Vollstreckung verschieden. Dort eine völkerrechtverletzende nächtliche Arretirung, ein überhastetes nächtliches, formloses Gericht, eine bloße Spielerei, ohne Vertheidigung, ohne Beweise, ohne formale Anklagepunkte, endlich in den tiefen, feuchten Gräben einer alten Festung eine nächtliche Execution ohne Zeugen, bei Laternenschein. Hier eine durch die Kriegsgesetze gerechtfertigte Gefangennahme, ein ordentlich bestelltes Gericht, Anklage, Zeugen, Vertheidigung, Verurtheilung, reifliche Erwägung der Umstände, Verhandlungen der Parteien, eine dem Verurtheilten gegönnte, billige Frist, volle, herzliche Theilnahme aller seiner Richter, und endlich — eine schreckenvolle Execution, aber öffentlich, am hellen Tage, vor tausend Zeugen.

Im Jahre 1780, in der kritischsten Periode der amerikanischen Revolution, beschloß Benedict Arnold, Generalmajor in der amerikanischen Armee, die wichtige Festung West-Point am Hudson, deren Commandeur er war, in die Hände von Sir Henry Clinton, damals Commandirender in New-York, zu liefern. Welche Gründe einen bis da so verdienten und geachteten Offi-

cier zu diesem Anschlage bewegen konnten, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Nur soviel sei bemerkt, daß Arnold, von Natur eitel und leidenschaftlich, aus verschiedenen Ursachen bitter und misvergnügt geworden war, und es mit vollem Bewußtsein und allem Vorbedacht unternahm, eine Verrätherei zu begehen, aus welcher er für sich reichen Vortheil und volle Genugthuung für wirkliches oder eingebildetes Unrecht zu erlangen hoffte.

Von diesen Gefühlen beherrscht, machte General Arnold dem englischen Oberbefehlshaber ein directes Anerbieten, ihm West-Point zu übergeben. Sir Henry Clinton, der wol einsah, daß er diesen wichtigen Punkt durch Waffengewalt nie einnehmen würde, ging auf die ihm gemachten Vorschläge mit dem größten Eifer ein.

Es lag offenbar im Interesse beider Theile, daß die Unterhandlungen im größten Geheimniß und mit der äußersten Vorsicht geführt würden. Britischerseits ward der Major André, ein Mann von feinen Sitten, gebildetem Geiste, und strenger Redlichkeit, damit beauftragt.

André war zum Kaufmannsstande bestimmt gewesen, und hatte mehre Jahre auf dem Comtoir eines der ersten Londoner Häuser gearbeitet, als er für eine junge Dame eine nicht unerwiderte zärtliche Zuneigung faßte. Der Vater des jungen Mädchens widersetzte sich jedoch der Verbindung der Liebenden und verheirathete seine Tochter anderweitig. Von dieser Zeit an fühlte André sich in seiner Lage unglücklich und beschloß in dem Gewirre und der Gefahr des Krieges Vergessenheit und womöglich Heilung für seinen Kummer zu suchen. Er erhielt auch eine Lieutenantsstelle in der canadischen Armee, wurde jedoch schon im Herbste 1775 bei der Einnahme von St. Johns gefangen. Mit andern Gefangenen wurde

er nach Lancaster in Pennsylvanien geschickt, wo er einige Monate blieb, bis seine Auswechselung bewirkt werden konnte.

André's Geschichte, gleich wie die seines Processes, ist an und für sich so einfach, aber durch das tragische Schicksal rührend, daß auch seine Persönlichkeit ein Anrecht gewinnt, und die kleinen Züge, die uns von derselben erhalten sind, der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen. Seine Liebe war von einer Tiefe, daß auch die Stürme des Meeres und des Krieges sie nicht zu verwischen vermocht. Als er gefangen ward, hatte man ihn fast nackend ausgezogen. Nur das Bild seiner geliebten Honora, von ihm selbst gemalt, hatte er im Munde versteckt und gerettet. „Da ich dies erhielt, halte ich mich noch für glücklich," schrieb er nach seiner Ranzionirung an einen Freund. Man hat neuerdings ermittelt, wer die junge Dame gewesen, deren Liebe und Verlust ihn in den Krieg und seinen grausamen Tod trieb. Sie hieß Honora Sneyd, wurde an Richard Lovel Edgworth verheirathet und so die Stiefmutter der berühmten Schriftstellerin Maria Edgworth.

André, von Person schön und liebenswürdig, hatte auch, was damals unter dem Militair noch selten war, eine leidenschaftliche Neigung für Künste. Er zeichnete und malte mit Fertigkeit; ja er war auch Schriftsteller, wenn gleich er nie an den Druck gedacht hat. Sein Tagebuch, betreffend seinen Aufenthalt in Amerika, enthält lebendige und malerische Skizzen der Sitten, Wohnungen, Kleidungen, Vergnügungen, sowol der Amerikaner als auch der Indianer mit colorirten Zeichnungen und Planen der Städte, nebst landschaftlichen Ansichten. Er liebte Poesie und Literatur und seine Briefe zeigen von einem feinen Geschmack, einer lebendigen Einbildungs-

kraft und einer Eleganz und Leichtigkeit, die auf eine sehr gute Erziehung schließen lassen.

Sein Talent für Malerei und Poesie, in Verbindung mit seiner vielseitiger Ausbildung und dem Benehmen eines vollkommenen Gentleman, verschafften ihm Zutritt zu allen Kreisen und gewannen ihm viele Freunde. Er war der Liebling der Armee sowie der Gesellschaft, und seine Verdienste konnten daher seinen Vorgesetzten nicht lange unbekannt bleiben. Ohne irgend eine Empfehlung als seine Beliebtheit wurde er vom Generalmajor Gray zu seinem Adjutanten ernannt. Diese Stellung behielt André, bis Gray nach Europa zurückkehrte, und wurde auch von dessen Nachfolger, Sir Henry Clinton, darin bestätigt.

Letzterer setzte in André's Talent und Geschicklichkeit so hohes Vertrauen, daß er, als Lord Rawdon seinen Posten als Generaladjutant aufgab, jenem diese Stelle übertrug.

André war jedoch damals nur Hauptmann, und da der Generaladjutant Majorsrang haben mußte, wandte sich Clinton mit der Bitte um seine Beförderung an den Minister. Dieser fand, daß André für ein solches Arrangement ein zu junger Officier wäre. General Clinton erwiderte hierauf, daß er zum genannten Posten keinen geeigneteren Mann wüßte als André, und denselben daher darin belassen, und gar keine definitive Ernennung vornehmen würde. Dies wirkte. André erhielt den Majorsrang und Clinton wandte sich nun an den König um dessen Bestätigung als Generaladjutant der Armee in Amerika. Dies Gesuch ging erst drei Wochen vor André's Gefangennehmung ab, so daß die Bestätigung erst nach seinem Tode anlangte, obgleich er den Posten beinah ein Jahr lang bekleidet hatte.

Dies war der Officier, den Sir Henry Clinton beauftragt hatte, in einer Zuſammenkunft mit Arnold die Bedingungen feſtzuſetzen, unter denen dieſer ſeine Verrätherei ins Werk ſtellen wollte. Die Gefährlichkeit und Schwierigkeit des Unternehmens ward von beiden Seiten wohl erwogen, auch verſchiedene Auskunftsmittel vorgeſchlagen, zum Theil auch verſucht, jedoch ohne Erfolg. Unterdeſſen hatte Clinton, um die Verbindung mit dem amerikaniſchen Commandanten zu erleichtern, die Kriegsſloop „Vulture“ den Hudſon hinauf bis nach Tellers Point geſchickt. Arnold ſandte in der Nacht ein Boot an Bord und André kam in ſeiner Uniform, die ein Mantel verhüllte, ans Land. Die hierauf zwiſchen den beiden Officieren ſtattfindende Unterredung führte zu keinem definitiven Reſultate, und es ward daher beſchloſſen, daß André mit Arnold ſich nach dem innerhalb der amerikaniſchen Vorpoſten gelegenen Hauſe von Joſua H. Smith begeben ſollte. Hier gediehen am nächſten Tage die Verhandlungen zum Abſchluß, von deren Inhalt man übrigens nie etwas Näheres erfahren hat. Joſua Smith ward ſpäter auch zur Unterſuchung gezogen und kam zwar mit dem Leben, aber nur mit dem Verluſt ſeines bürgerlichen Rufes frei.

André erhielt von Arnold gewiſſe, auf die Lage und den Zuſtand von Weſt-Point bezügliche Papiere, welche er, auf jenes Rath, in ſeinen Strümpfen verſteckte, und wünſchte nun nach dem „Vulture“ zurückgebracht zu werden, aber Joſua Smith, in deſſen Hauſe er ſich befand und der ihn auch ans Land gebracht hatte, weigerte ſich, aus Gründen, die nie aufgeklärt worden ſind *).

*) Smith ſelbſt gibt in einer von ihm über ſeine Theilnahme an der Arnold'ſchen Affaire verfaßten Schrift an, er habe wegen

ihn wieder an Bord zu ſchaffen. André mußte ſich in das Unvermeidliche fügen, und entſchloß ſich, zu Lande nach New-York zurückzukehren. Man bewog ihn Civilkleider anzulegen und ſeine gefährliche Reiſe mit einem auf den Namen John Anderſon von Arnold ausgeſtellten Paſſe anzutreten. Als er den größten Theil des damals ſogenannten neutralen Gebiets zurückgelegt hatte und ſich nun dem Punkte näherte, wo alle Gefahr aufhörte, ſchien ihm ein Stein vom Herzen zu fallen. Er wurde lebhaft, ſogar fröhlich, und als ihn Smith verließ, ſetzte er ſeinen Weg mit dem Gefühle fort, daß ſein gefährliches Unternehmen geglückt ſei. Aber ſeine Hoffnungen ſollten auf eine ebenſo traurige als unerwartete Weiſe getäuſcht werden.

Nach einem damals im Staate New-York geltenden Geſetze, konnte Jeder ſich jeglichen Viehs bemächtigen, das vom Innern des Landes über eine gewiſſe Linie hinaus nach der Stadt New-York zu gebracht wurde. Der Kriegsgebrauch hatte dies Recht auch auf die Effecten der mit dem Vieh Betroffenen ausgedehnt. Gerade zu der Zeit, als André zurückkam, hatten ſich drei Männer, John Paulding, Iſaac van Wart und David Williams, in dem am Wege liegenden Gebüſche verſteckt, um daſelbſt auf Beute zu harren. Als ſie André ſahen, erſchien ihnen derſelbe verdächtig und ſie hielten ihn an. Gleich die erſten Worte, die er ſprach, enthüllten einen Theil ſeines

---

eines heftigen Anfalls von kaltem Fieber nicht auf das Waſſer gehen können. Dieſe Angabe iſt jedoch höchſt unwahrſcheinlich, da er André mehre Meilen zu Pferde begleitete. Ueberhaupt ſind Smith's Benehmen und Beweggründe ſtets dunkel geblieben. In Folge deſſen wurde er von beiden Parteien verachtet. Er mußte nach England fliehen, wo er denn auch in einer ſehr gedrückten Lage lebte.

Geheimnisses. „Meine Herren," sagte er, „ich hoffe Sie gehören zu unserer Partei." — „Zu welcher Partei?" — „Zur untern." Darauf setzte er unvorsichtiger Weise hinzu: „Ich bin englischer Officier, war in Privatgeschäften auf dem Lande, und hoffe, daß Sie mich keine Minute länger aufhalten." Man hieß ihn hierauf absitzen, er berief sich zwar auf den ihm ausgestellten Paß, aber seine Angreifer nahmen darauf, weil er sich selbst als englischen Officier bezeichnet hatte, keine Rücksicht, und begannen ihn zu durchsuchen. Hierbei wurden die in seinen Strümpfen versteckten Papiere gefunden. Nun bot André große Summen für seine Freilassung, aber vergeblich. Er bat daher, ihn nicht mehr mit Fragen zu behelligen, sondern ihn zum Commandanten des nächsten Postens zu bringen. Dies geschah. Seine Papiere wurden dem General Washington überschickt, und André in der Ueberzeugung, daß alles weitere Leugnen unnütz sei, richtete folgenden Brief an den Oberbefehlshaber der amerikanischen Armee:

Salem, den 24. Sept. 1780.

„Mein Herr! — Was ich bisher in Betreff meiner selbst gesagt habe, sollte nur dazu dienen, mich, wo möglich, aus der Gefahr zu ziehen. Ich bin jedoch zu wenig an Doppelzüngigkeit gewöhnt, als daß ich hätte Erfolg haben können. Ich bitte Ew. Excellenz überzeugt zu sein, daß weder Sinnesveränderung, noch Furcht für meine Sicherheit mich bewogen haben, an Sie zu schreiben, sondern der Wunsch, mich von dem Verdachte zu reinigen, ich hätte aus verrätherischen oder eigensüchtigen Absichten eine unwürdige Verkleidung angelegt. Eine solche Aufführung wäre sowol mit meinen Grundsätzen als mit meiner Stellung unvereinbar.

„Ich spreche nur für meine Ehre, nicht für meine

Sicherheit. Ihr Gefangener iſt der Major John André, Generaladjutant der engliſchen Armee. Auf einen Befehlshaber des feindlichen Heeres Einfluß zu gewinnen, iſt ein im Kriege erlaubter Vortheil. Als bei dieſer Gelegenheit in das Vertrauen Sr. Excellenz des Sir Henry Clinton gezogen, unterhielt ich eine ſolche Correſpondenz. Um meinen Zweck zu befördern willigte ich darin, Jemanden, der mir Nachrichten bringen ſollte, an einem zwiſchen den Vorpoſten beider Armeen gelegenen Orte zu treffen. In dieſer Abſicht ging ich mit dem Kriegsſchiff „Vulture" den Fluß hinauf und wurde in einem Boote ans Land geholt. Daſelbſt ſagte man mir, daß der Anbruch des Tages meine Rückkehr hindere, und ich daher bis zum nächſten Abende warten müſſe. Ich war in Uniform und hatte mich jeder daraus entſpringenden Gefahr bloßgeſtellt. Gegen meine Bedingungen, meine Abſicht, und ohne vorgängige Kenntniß wurde ich nach einem Ihrer Poſten gebracht. Meine Gefühle bei dieſer Gelegenheit werden Ew. Excellenz ſich vorſtellen können, ſowie meine Aufregung, als man mir den nächſten Abend verweigerte, mich zurückzubringen, wie man mich abgeholt hatte.

„So war ich ein Gefangener und mußte auf Mittel zur Flucht denken. Ich legte meine Uniform ab, und wurde in der Nacht auf einem andern Wege außerhalb der amerikaniſchen Vorpoſten auf neutrales Gebiet gebracht. Hier ſagte man mir wäre ich über den Bereich aller Streifpartien hinaus und überließ mir allein nach New-York zu eilen. Bei Tarrytown wurde ich von einigen Freiwilligen gefangen. Auf dieſe Weiſe, wie ich die Ehre gehabt habe, Ihnen zu berichten, wurde ich, der Generaladjutant der britiſchen Armee, durch Täuſchung in die niedrige Lage eines verkleideten Feindes innerhalb

Ihrer Postenlinie gebracht. Da ich eingestanden habe, ein englischer Officier zu sein, hatte ich nur über mich persönlich Eröffnungen zu machen, deren Wahrheit ich auf die Ehre eines Officiers und Gentleman versichere. Die Bitte, welche ich an Ew. Excellenz zu richten habe, und ich bin überzeugt, Sie werden sie mir nicht abschlagen, ist, daß man mir bei aller Strenge, welche die Politik gebieten mag, eine achtungsvolle Behandlung zeige, daß ich nichts Ehrenrühriges begangen habe, indem mein einziges Motiv der Dienst meines Königs und ich selbst unfreiwillig ein Betrüger war. Eine andere Bitte ist, daß es mir erlaubt werde, einen offenen Brief an Sir Henry Clinton und einen zweiten, um Kleider und Wäsche an einen Freund zu schreiben. Ich erlaube mir an die Lage einiger Herren zu Charleston zu erinnern, welche, obgleich theils auf Ehrenwort, theils unter unserem Schutze daselbst befindlich, sich in eine Verschwörung gegen uns eingelassen haben. Wiewol deren Lage der meinigen nicht gleicht, so könnten dieselben doch Gegenstand einer Auswechselung, die Behandlung, die ich erfahre, auf ihr Schicksal von Einfluß sein. Nicht weniger im Vertrauen auf Ihre Großmuth, mein Herr, als in Betracht Ihrer hohen Stellung habe ich es vorgezogen Sie mit diesem Briefe zu belästigen. Ich habe die Ehre u. s. w."

Man kann sich das schmerzliche Erstaunen und den allgemeinen Unwillen denken, den die Verrätherei eines so hohen Officiers im ganzen Lande, namentlich in der amerikanischen Armee hervorbrachte. Dennoch wurde der junge André wegen seines edeln und muthvollen Benehmens in dieser Angelegenheit mit der größten Rücksicht behandelt.

Zunächst versuchte Washington, sich des Verräthers zu versichern; da ihm dies aber nicht gelang, indem Ar-

nold auf das englische Kriegsschiff geflüchtet war, bemühte er sich den versuchten Verrath in seinen Folgen möglichst unschädlich zu machen, besonders aber mit aller Vorsicht zu ermitteln, ob der Abfall sich noch auf mehre Officiere ausgedehnt habe. In Betreff André's selbst beschloß er, so energische Maßregeln zu ergreifen, wie sie der Krieg und die Wichtigkeit des vorliegenden Falles nur irgend rechtfertigen konnten. Er ernannte eine Commission von sechs Generalmajors und acht Brigadiers unter dem Vorsitz des General Greene, welche ihm einen genauen Bericht über die André'sche Sache abstatten, und dabei ihr motivirtes Gutachten über die Strafbarkeit und Strafe abgeben sollte.

Diese Commission versammelte sich am 29. September 1780 zu Tappon im Staate New-York. Major André ward vor dieselbe gestellt, und dabei folgender Brief des General Washington verlesen:

„Meine Herren! — Major André, Generaladjutant des britischen Heeres, wird Ihnen behufs seines Verhörs vorgeführt werden. Derselbe kam wegen einer Unterredung mit General Arnold verkleidet in den Bereich unserer Vorposten und wurde innerhalb unserer Postenlinie verkleidet und mit einem auf einen falschen Namen ausgestellten Passe versehen, gefangen. Bei ihm versteckt fand man die anliegenden Papiere. Nach vorhergehender sorgfältiger Untersuchung werden Sie sobald als möglich einen genauen Bericht über die Lage seiner Sache abstatten, auch Ihre Meinung über das Licht, in welchem derselbe dabei erscheint, sowie über die von ihm verdiente Strafe abgeben. Der Auditeur wird dem Verfahren beiwohnen und der Commission noch verschiedene in seinen Händen befindliche, die Sache betreffende Papiere vorlegen. Ich habe die Ehre u. s. w.“

geführt, in Norwegen war es leider nur ein Gastgeber-Gaard, wo wir die stürmische Nacht sehr sicher und nur in einiger Gefahr, von den himmelhohen Deckbetten erdrückt zu werden, verbrachten. Sonst paßte auch das Aeußere des entlegenen Hauses, die Steinschwelle hinauf, der dunkle Flur, die riesigen uns entgegentretenden Gestalten, das dumpfe Geflüster, ganz zu einer Räuberherberge. Wir standen in einer großen Halle, triefend diesmal, im buchstäblichen Sinne des Wortes, und einige finstere bärtige Gesichter schienen uns aus der Dämmerung zu beäugeln, bis mit einem Mal ein heller Flammenstrahl die Nacht durchzückte und uns das ganze Schauspiel unseres kläglichen Zustandes und das Staunen unserer Wirthe offenbarte. Einige Reisigbündel flammten nämlich zugleich in dem gewaltigen Kamin in die Höhe und daraufgelegte Stämme versprachen auch für die Dauer Wärme und Licht. Alles trug hier den Charakter einer großartigen Wildheit und zugleich den roher Gutmüthigkeit. Es ist ein eigener Vortheil für den Reisenden, der die Volkssitten in Norwegen will kennen lernen, daß die Gastaebergaards fast in jedem Jahre wechseln. Wo sie zum ersten Mal

Demnächst wurden dem Major André die Namen der Mitglieder der Commission vorgelesen, und ihm eröffnet, daß man verschiedene Fragen an ihn richten werde, es ihm jedoch vollständig frei stehe, dieselben unbeantwortet zu lassen, oder sich gehörige Zeit zur Ueberlegung zu nehmen.

Auf die Frage, ob die in dem oben erwähnten Briefe Washington's enthaltenen Angaben richtig seien, erklärte er, seine im Briefe an den commandirenden General befindliche Darstellung sei wahrheitsgemäß. Der Brief wurde hierauf vorgelesen (s. o.)

Demnächst erzählte er in Kürze, was sich vom Augenblick seiner Landung an bis zu seiner Gefangennehmung mit ihm zugetragen hatte. Es erhellte daraus, daß er in der Nacht vom 21. September nicht weit vom Haverstraw-Berge gelandet war und zwar in einem Boote ohne Flagge; und daß er über seine Uniform einen Ueberrock gezogen hatte, denselben, in dem er auch gefangen wurde. Er gestand ein, den General Arnold am Lande getroffen und eine Unterredung mit demselben gehabt zu haben. Seiner Aussage nach wäre, als er den „Vulture" verließ, ausgemacht worden, daß er womöglich noch dieselbe Nacht zurückgebracht, wenn dies aber nicht anginge, den Tag über an einem sicheren Orte verborgen, und nächste Nacht wieder an Bord geschafft werden sollte. Den Tag darauf wäre ihm jedoch auf sein Andringen erklärt worden, er könne nicht nach dem Schiffe zurück und müsse den Landweg einschlagen. Erst dadurch daß ihn, als er ans Land kam, eine Schildwache anrief, sei er inne geworden, daß er sich innerhalb der amerikanischen Postenlinie befinde. Die Umstände bei seiner Gefangennehmung erzählte er durchaus so, wie wir sie oben mitgetheilt haben. Ebenso erkannte er die ihm

vorgelegten Papiere als die bei ihm gefundenen an, und gestand zu, daß er sich mit einem auf den Namen John Anderson ausgestellten Passe zu legitimiren versucht habe. — Während seines ganzen Verhörs behauptete André ein männliches, würdiges Benehmen, antwortete auf alle Fragen, die ihn persönlich betrafen, schnell, offen, und ohne seine Handlungsweise irgendwie zu bemänteln. In Bezug auf Dritte vermied er jedoch sorgfältigst nicht nur jede Nennung eines Namens, sondern auch jede sonstige Anspielung. General Greene sprach z. B. von Smith's Hause, als dem Orte, wo André mit Arnold zusammengetroffen wäre. Darauf bemerkte der Gefangene: „Ich sagte ein Haus, mein Herr! aber nicht wessen es war." — „Allerdings," antwortete ihm Greene, „auch sind wir nicht berechtigt, Sie danach zu fragen." Nach Beendigung des Verhörs erklärte André auf Befragen, daß er nichts mehr hinzuzufügen, noch zu bemerken habe, und wurde in sein Gefängniß zurückgeführt.

Nach langer und reiflicher Ueberlegung stattete die Commission folgenden, von jedem Mitgliede unterzeichneten Bericht ab:

„In Berücksichtigung des Schreibens Seiner Excellenz des Generals Washington in Betreff des Majors André, Generaladjutanten des britischen Heeres, des vom Major André abgelegten Geständnisses, sowie der ihr vorgelegten Papiere berichtet die Commission Sr. Excellenz dem Commandeur en Chef folgende auf den Major André bezügliche Facta: Erstens, daß derselbe in der Nacht des 21. Septembers d. h. von der Kriegsslopp „Vulture" behufs einer Unterredung mit General Arnold heimlicher Weise ans Land kam. Zweitens, daß derselbe innerhalb unserer Postenlinie seinen Anzug wechselte, und unter falschem Namen und verkleidet unsere

Werke zu Stony und Verplants-Points am Abende des 22. Septembers d. J. passirte, und am Morgen des 23. bei Tarrytown auf seinem Wege nach New-York in Verkleidung und im Besitze von, Nachrichten für den Feind enthaltenden, Papieren gefangen wurde. Nach reiflicher Ueberlegung dieser Thatsachen berichtet die Commission Sr. Excellenz dem General Washington, daß Major André, Generaladjutant der britischen Armee, als feindlicher Spion zu betrachten und nach ihrer Meinung dem Völkerrechte und Kriegsgebrauche gemäß, mit dem Tode zu bestrafen sei."

Dies Verfahren mit dem Major André verursachte in beiden Armeen eine heftige Aufregung, die endliche Entscheidung lag in Washington's Händen, und es sprachen für André so viele Umstände, daß sogar in der amerikanischen Armee mannichfache Hoffnungen gehegt wurden, der Oberbefehlshaber werde denselben wenigstens mit der Todesstrafe verschonen. Washington war jedoch, welches auch seine persönlichen Gefühle sein mochten, der Ansicht, daß der vorliegende Fall, wegen seiner außerordentlichen Wichtigkeit, eine exemplarische Strafe erfordere. Es gab nur eine Möglichkeit André zu retten, und das war, ihn gegen Arnold auszuwechseln, der sich zur englischen Armee geflüchtet hatte. Dies wurde Sir Henry Clinton indirect zu verstehen gegeben, derselbe weigerte sich jedoch durchaus hierauf einzugehen. Im Uebrigen wandte er aber alles Mögliche an, um einem so verdienten Officier, der unter so eigenthümlichen Umständen zum Tode verurtheilt worden war, das Leben zu retten, sandte sogar eine Deputation an den amerikanischen Commandirenden, welche Beweismittel „für Major André's Unschuld" überbringen und es versuchen sollte, die Sache in einem andern Lichte, wie die amerikanische

Unterſuchungscommiſſion, darzuſtellen. Auf Waſhington's Befehl fand ſogar eine Conferenz zwiſchen einem Mitgliede dieſer Deputation und dem General Greene ſtatt. Das Reſultat dieſer Beſprechung wurde Waſhington mitgetheilt, konnte jedoch in ſeiner Anſicht und ſeinem Entſchluſſe keine Aenderung bewirken.

Unterdeſſen war der Ausſpruch der Commiſſion dem Gefangenen noch an demſelben Tage mitgetheilt worden, wo er einſtimmig abgefaßt war. André bezeugte nicht die geringſte Verwunderung darüber, und benahm ſich überhaupt während ſeiner ganzen Gefangenſchaft ſo ruhig und hatte ein ſo anſprechendes Weſen, daß er die Liebe und Bewunderung Aller erregte, die ihn ſahen. „Ich ſehe mein Schickſal kommen," ſagte er zum Oberſt Hamilton, „und obgleich ich weder den Helden ſpielen noch behaupten mag, daß mir mein Leben gleichgültig ſei, werde ich mich doch in Alles ergeben, was nur geſchehen kann, denn ich habe das Bewußtſein, nur durch Unglück, nicht durch meine Schuld in dieſe Lage gerathen zu ſein. Es iſt nur eine Sache, die mich beunruhigt. Sir Henry Clinton iſt zu gut gegen mich geweſen, und hat mich mit zu vielen Freundlichkeiten überhäuft, auch ſchulde ich ihm zu viele Verbindlichkeiten und habe ihn zu lieb, als daß ich den Gedanken ertragen könnte, er möchte ſich ſelbſt oder Andere ihm Vorwürfe machen, in der Meinung, ich hätte mich durch ſeine Inſtructionen verbunden gehalten, mich in ſolche Gefahr zu ſtürzen. Ich möchte um Alles in der Welt nicht einen Stachel in ſeinem Herzen zurücklaſſen, der ihm ſeine künftigen Tage verbittern könnte." Thränen hinderten ihn weiter zu ſprechen, und erſt eine Weile darauf konnte er die Bitte ausſprechen, es möge ihm erlaubt werden, an Sir Henry Clinton zu deſſen Beruhigung zu ſchreiben. Sein Ge-

ſuch ward ihm gern gewährt. Folgendes iſt der Brief, den er an Sir Henry Clinton richtete:

„Mein Herr! — Ew. Excellenz iſt ohne Zweifel ſchon von den Umſtänden unterrichtet, unter denen ich gefangen worden bin, vielleicht auch bereits von dem ernſthaften Lichte, in dem mein Benehmen hier betrachtet wird, ſowie von dem ſtrengen Urtheile, das mir bevorſteht. Unter dieſen Umſtänden habe ich vom General Washington die Erlaubniß erhalten, dieſes Schreiben an Sie zu ſenden, deſſen Zweck es iſt, Sie durchaus von dem Gedanken zu befreien, daß ich mich durch Ew. Excellenz Befehle für verpflichtet gehalten hätte, mich, wie ich es gethan, der Gefahr auszuſetzen. Daß ich die feindliche Poſtenlinie überſchritt, und mich verkleidete, welches Beides mich in meine jetzige Lage gebracht hat, geſchah ſowol gegen meine Abſicht, als gegen Ihre Befehle, und der Umweg, auf dem ich zurückkehrte, wurde mir, vielleicht unvermeidlicher Weiſe, ohne ſonſtige Alternative aufgedrungen. Ich bin vollkommen ruhig und in jedes Schickſal ergeben, in welches mich der Eifer für meines Königs Dienſt bringen kann. Indem ich mich bei dieſer Veranlaſſung an Ew. Excellenz wende, drängt ſich mir das Gefühl der vielen Verpflichtungen auf, die ich Ihnen ſchulde, und der Dankbarkeit und Anhänglichkeit, die ich für Sie empfinde. Von ganzem Herzen danke ich Ew. Excellenz für die viele Güte und Freundlichkeit, die Sie für mich gehabt haben, und wünſche Ihnen alles Wohlergehen, das ein treuer und anhänglicher Untergebener nur wünſchen kann. Ich habe eine Mutter und zwei Schweſtern, für die der Werth meiner Stelle *) ein bedeuten-

*) In der engliſchen Armee wurden und werden bekanntlich die Officierſtellen verkauft.

der Gegenſtand ſein würde, da der Verluſt von Granada ihr Einkommen beträchtlich geſchmälert hat. Es iſt unnöthig noch über dieſen Gegenſtand mich weiter auszuſprechen, da ich von Ew. Excellenz Güte überzeugt bin. Ich empfange ſowol von S. Excellenz dem General Washington, als von allen andern Perſonen, unter deren Aufſicht ich geſtellt bin, die größten Aufmerkſamkeiten. Ich habe die Ehre mit der achtungsvollſten Anhänglichkeit zu ſein u. ſ. w.“

Außerdem richtete André noch einen Brief an Washington, worin er ihn in der würdigſten und beweglichſten Weiſe bittet, ihn nicht am Galgen ſterben zu laſſen. Washington aber, ſowie die von ihm zu Rathe gezogenen Officiere waren der Anſicht, daß, da André einmal als Spion verurtheilt ſei, auch kein Grund vorliege, ihn in einer andern, als der gebräuchlichen Weiſe hinzurichten. Freilich eine unnütze Grauſamkeit, jedoch konnten die Amerikaner auch dafür einen Grund anführen. In einer Unterhaltung, welche André bald nach ſeiner Gefangennahme mit dem amerikaniſchen Major Tallmadge hatte, fragte er dieſen Officier nach ſeiner Meinung über das Schickſal, welches ihm bevorſtände. Tallmadge ſuchte auszuweichen, als er ihn aber zu ſehr drängte, erwiderte er: „Ich hatte einen ſehr geliebten Commilitonen in Yale-College; er hieß Nathan Hale und trat 1775 in's Heer ein. Nach der Schlacht von Long Island bedurfte General Washington nähere Nachrichten über die Stärke, Stellung und die wahrſcheinlichen Bewegungen des Feindes. Hale, damals Capitain, bot ſeinen Dienſt an, und ging nach Brooklyn. Grade als er die Vorpoſten auf ſeiner Rückkehr paſſirte, ward er gefangen. Wiſſen Sie nun den Ausgang dieſer Geſchichte?“ fragte Tallmadge mit bedeutungsvollem Ausdruck. „Ja, erwiderte André,

er ward als Spion gehängt. Aber Sie halten doch seinen Fall nicht für denselben mit meinem?" — Jetzt erwiderte Tallmadge fest: „Ja ganz für denselben, und der Ausgang wird auch derselbe sein." Doch übte man auch darin ein Zartgefühl, dem Gefangenen bis zum letzten Augenblicke zu verschweigen, daß seine Bitte nicht gewährt worden.

Den 2. October 1780 Mittags sollte die Hinrichtung in Tappan vor sich gehen. Der Galgen war im Mittelpunkte, und von allen Seiten weithin sichtbar. Die ganze Scene wird von einem Augenzeugen in folgender Art auf das Lebendigste geschildert:

Der erste wachthabende Officier, der mit ihm stets in demselben Zimmer war, berichtet, daß, als ihm am Morgen die Stunde seiner Hinrichtung angekündigt wurde, er diese Nachricht ohne sichtliche Aufregung anhörte und seine ruhige und feste Haltung bewahrte, während alle Anwesenden sichtlich gedrückt waren. Als sein Diener weinend in das Zimmer trat, hieß er denselben hinausgehen, bis er sich mannhafter betragen könne. General Washington hatte ihm, wie täglich zu geschehen pflegte, Frühstück von seinem eignen Tische geschickt. André aß wie gewohnlich, rasirte sich dann, und zog sich an, worauf er seinen Hut auf den Tisch legte, und zu den wachthabenden Officieren freundlich sagte: „Meine Herren! ich stehe Ihnen jeden Augenblick zu Diensten." — Als die Stunde gekommen war, wurde eine bedeutende Truppenabtheilung in Parade aufgestellt, und eine unermeßliche Menge Volks versammelte sich; fast alle unsere Generale und Stabsofficiere waren zu Pferde gegenwärtig, Sr. Excellenz ausgenommen, sowie deren Stab. Alle waren traurig und niedergeschlagen; die Scene war rührend und schaurig. Während des feierlichen Zuges

nach der unheilvollen Stätte war ich nah genug, um jede Bewegung zu beobachten und an jedem Gefühle Theil zu nehmen, welches dieſes melancholiſche Schauſpiel erregen ſollte.

Major André ging von dem ſteinernen Hauſe, in welchem er gefangen geweſen war, aus, Arm in Arm zwiſchen zwei von unſern Subalternofficieren. Die Augen einer ungeheuren Menge waren auf ihn gerichtet, der über Todesfurcht erhaben, ſich ſeiner würdigen Haltung bewußt zu ſein ſchien. Er verrieth keinen Mangel an Feſtigkeit, und lächelte ſo freundlich, wie ſonſt. Einige Herren, die er kannte, grüßte er höflich, was mit Achtung erwidert wurde. Es war ſein ernſtlichſter Wunſch erſchoſſen zu werden, weil dies der den Gefühlen eines Soldaten angemeſſenſte Tod ſei, und er hatte gehofft, daß man ſeine Bitte gewähren würde. Als er daher plötzlich den Galgen erblickte, fuhr er unwillkürlich zurück und hielt einen Augenblick an. Als ihn einer der Officiere an ſeiner Seite fragte, woher dieſe Bewegung käme, ermannte er ſich ſofort und erwiderte: „Ich habe mich darein ergeben, zu ſterben, aber die Art verabſcheue ich.“ Als er vorm Galgen ſtand und wartete, bemerkte ich einige Zeichen von Erſchütterung an ihm; er ſetzte den Fuß auf einen Stein, und rollte denſelben; zugleich bewegte er ſeine Kehle als wenn er ſchlucken wollte. Sobald er jedoch bemerkte, daß Alles bereit wäre, ſtieg er ſchnell auf den Wagen, und in dieſem Augenblick ſchien er zu beben, richtete aber auf der Stelle ſeinen Kopf in die Höhe und ſagte kaltblütig: „Es wird nur eine kurze Qual ſein,“ und nahm aus ſeiner Taſche zwei weiße Schnupftücher, von denen er ſich, nachdem er Hut und Halsbinde abgelegt hatte, mit dem einen die Augen verband, während nicht nur ſein Diener, ſondern auch die

Menge der Zuschauer sich der Thränen nicht enthalten konnte. Der Strick wurde nun am Galgen befestigt. Er nahm die Schlinge, und legte sie um seinen Hals ohne Beihülfe des Henkers. Oberst Scammel sagte ihm darauf, daß er, wenn er es wünschte, jetzt sprechen dürfe. Er schob das Schnupftuch von den Augen und sagte: „Ich rufe Sie Alle zu Zeugen, daß ich mein Schicksal wie ein braver Mann ertrage!" Der Wagen fuhr unter ihm fort, „er hing und war augenblicklich todt."

So endete in seinem neun und zwanzigsten Jahre dieser ausgezeichnete Officier. Sein Schicksal wurde von denen beklagt, die ihn verurtheilt hatten, und gegen die seine Unternehmung gerichtet war. Kein Amerikaner kann diesen Theil seiner Geschichte lesen, ohne tiefes Bedauern zu empfinden, daß ein solches Opfer für nöthig gehalten wurde, und kein unparteiischer Engländer wird leugnen, sagt der Amerikaner, daß André überall nach Kriegsgebrauch gerichtet werden. Daß André als Spion behandelt werden mußte, folgte schon aus seinen eignen Angaben. Das strenge Recht ist daher keinenfalls verletzt worden, indem man ihn am Galgen sterben ließ. Ob es aber nicht Washington's würdiger gewesen wäre, dem Gefangenen seine letzte Bitte zu gewähren, ist eine andere Frage. Daß er ungerecht gehandelt habe, hat nicht einmal Sir Henry Clinton weder in seinem Berichte an die englische Regierung, noch in seinem André's Tod betrauernden Tagesbefehle zu behaupten gewagt. „Jedenfalls zeigt es von der Unnatur unserer Kriegsgesetze, sagt Chandler, daß ein allgemein geliebter und geachteter Mann einen frühen und schimpflichen Tod erleiden mußte, für eine Handlung, wegen deren ihn kein Soldat tadeln kann."

André ward im offenen Felde nicht weit vom Orte

seiner Hinrichtung begraben. Vierzig Jahre später wurden seine Ueberreste nach England gebracht, und in der Westminsterabtei bei dem ihm von Georg III. errichteten Denkmale beigesetzt.

Der berühmte englische Rechtsgelehrte Sir Samuel Romilly konnte in einem Briefe, den er zu jener Zeit an einen Freund schrieb, die Gerechtigkeit des kriegsrechtlichen Urtheils nicht geradezu anfechten, aber er sagt: daß das Mitleid für André mehr Grimm gegen die Amerikaner erweckt habe als irgend eine frühere Acte des Congresses. „Der Lobgesänge auf André giebt es eine Legion, sie nennen ihn den englischen Mutius, und sprechen davon, ihm Denkmäler zu errichten, aber seine Lage ist doch nicht von der Art, um so übertriebenes Lob zu rechtfertigen."

Anders spricht der Oberstlieunant Simcoe, als geschworener Feind der Amerikaner: „Er hatte ja nur seine Kleider gewechselt, um sich selbst zu retten, und man darf behaupten, daß kein europäischer General unter diesen Umständen die Blutschuld auf sich geladen hätte. Er fiel als Opfer für das, was man für zuträglich, nicht für das, was man für gerecht hielt; das, was nützlich schien, überwog das, was edel und würdig gewesen wäre, und wiewol er dadurch, daß er unvorsichtiger Weise Papiere bei sich führte, Denen, die Großbritannien von Amerika trennen wollten, einen Schein des Rechtes gab, auf seinen Tod zu dringen, so würde doch eine offene und großgesinnte Seele mehr Genugthuung darin gefunden haben, die feindliche Armee zu beschämen, als ein Urtheil zu vollstrecken, was vor der Welt nur als fruchtlose und unnöthige Rache erscheinen konnte. Man sagt übrigens, daß sowol die französische Partei, aus gewohnter Politik, als auch Washington's persönli-

auf entlegene, noch wenig von Fremden besuchte Gaards übergegangen, konnten wir das gute Landvolk in seiner schlichten Einfalt am besten kennen lernen. Dies war hier der Fall. Zwar waren, wie gesagt, schwere Wolkenbetten in zwei alatt gehobelten Balkenzimmern aufgethürmt; Kaffee war angeschafft, irdenes Geschirr, ja sogar silberne Löffel, und einige Mundgläser prangten auf der sorgfältig gedeckten Tafel; allein alles Uebrige verrieth noch die gänzliche Ungewohnheit, mit Fremden auf gut gastgeberisch umzugehen. Man stierte uns bei jeder Frage an und betastete neugierig unsere Sachen, sobald wir den Rücken gedreht. Talglichte kannten und besaßen die guten Leute; aber daß wir sie gebrauchen wollten, um die Stube damit zu erhellen, schien ihnen etwas Seltsames. Sie wurden aus einem großen Kasten hervorgeholt und auf einen mächtigen messingenen Leuchter gesteckt, der wenigstens aus den Zeiten der ersten Heidenbekehrer herrührte. Andere Geräthschaften mochten nicht jünger sein; ein Nachtgeschirr z. B. hatte wahrscheinlich bereits in der Hofhaltung König Harald Harfagers gedient. Die Gutmüthigkeit des gigantischen Geschlechts zeigte sich auch besonders

che Feinde in ihn drangen, und zwar gegen seine Neigung, um ihn unpopulair zu machen, wenn er André hinrichten ließ, und verdächtig, wenn er ihm verzieh."

Fennimore Cooper vertheidigt in einem längern Aufsatze unbedingt Washington's Recht und Gründe zur Hinrichtung, und weist darauf hin, daß André nicht durchaus unfreiwillig die persönliche Mission übernommen, welche, wenn sie ihm geglückt, einen reichen Lohn eingetragen hätte. — Ein anderer anonymer Reisender stellt die Vermuthung auf, daß André sich die Sache nicht so gefährlich gedacht, daß er von britischem Stolz erfüllt gewesen und deren Macht für dermaßen respectirt geachtet, daß sich Niemand an ihm zu vergreifen wagen werde. Er sprach geringfügig von den Amerikanern, er traute ganz auf die drohende Fürsprache des General Clinton, seines Gönners, bis dessen letzter Brief, den er in heftiger Aufregung las, ihn enttäuschte. Von da ab habe er seinen alten Vorurtheilen entsagt und nur dankbar über die zarte Behandlung sich geäußert, die man ihm angedeihen ließ.

Major André's Tod wird in Amerika noch immer als das tragischste Ereigniß der Revolutionsgeschichte betrachtet, und die Namen André und Arnold tönen bis in die Kinderstuben noch heute durch das ganze Volk.

Die fünf Mörder auf der Esperance.

1817—1820.

Bei Goodwinssand, an der Küste von Kent, machte eine Brig unter dänischer Flagge am 27. November 1817 die Nothsignale. Mehre Boote mit Lootsen eilten sofort von Deal aus zu Hülfe, und es gelang denselben, das Fahrzeug vom Sande abzubringen und wieder flott zu machen.

Es war auf dem Schiffe, welches den Namen L'Esperance führte, weder ein Capitain, noch ein Steuermann; aber der Untersteuermann Johannes Lorenzen hatte kaum die englischen Lootsen auf dem Schiffe, als er ihnen das Commando übertrug, und sie bat, Schiff und Mannschaft in den Hafen von Deal zu führen.

Gleich nach der Landung begab sich Lorenzen mit einigen Lootsen zu dem dänischen Viceconsul und machte ihm folgende Anzeige:

Die Brig, mit Ballast beladen, sei von Hamburg nach Messina bestimmt gewesen. Capitain war Jens Nielsen Holst, Obersteuermann der Sohn desselben Niels Hansen Holst. Auf hoher See, bei Beachyhead, brach eine Empörung aus. Die Meuterer, aus sämmtlichen Matrosen bestehend, warfen den Capitain

und seinen Sohn, den Obersteuermann, über Bord. Beide ertranken. Auch ihm, dem Untersteuermann, behauptete der Angeber, hätte dasselbe Loos gedroht, dem er nur dadurch entgangen, daß er den Meuterern schwören müssen: nunmehr der Mannschaft treu zu sein, und sie dahin zu führen, wohin sie verlange. — Er gelobte, um sein Leben zu retten, alles, was sie forderten. Widrige Winde zwangen das Schiff zu wenden und nach der Nordsee zu steuern. Aber Lorenzen benutzte absichtlich die Nähe der englischen Küste, und ließ das Schiff auf die Sandbänke von Goodwinsand treiben, um Hülfe von Deal aus zu erhalten, was ihm, wie erwähnt, vollkommen gelang.

Seine Anzeige hatte alle Wahrscheinlichkeit für sich, da auf dem Schiffe Capitain und Obersteuermann fehlten, und außer dem Untersteuermann und dem Cajütenwächter nur noch 7 Matrosen sich befanden. Der Viceconsul schickte sofort noch mehre Lootsen zur bessern Bewachung der Mannschaft auf die Brig, und veranlaßte später, daß alle 7 Matrosen auf ein englisches Kriegsschiff gebracht wurden.

Nachdem über den Vorfall nach London an den dänischen Gesandten und den Viceconsul daselbst berichtet worden, erschien der letztere in Deal und vernahm vorläufig die 7 der Mordthat bezüchtigten Matrosen. Sechs leugneten Alles, aber der siebente, Peter Klever gestand: Alle 7 hätten geholfen, den Capitain und dessen Sohn über Bord zu werfen; er, Peter Klever, sei gezwungen worden, daran Theil zu nehmen, um sein eigenes Leben zu retten, und er glaube, daß auch der Matrose Niels Hendricksen in demselben Falle sei. Nach seiner Meinung waren der Koch, der Zimmermann und noch ein Matrose die Rädelsführer.

Anfänglich waren die dänischen Behörden in England der Meinung, daß die Sache vor die englischen Gerichte, als vor das **forum delicti commissi**, gehöre; auch in England schien man diese Meinung zu theilen. Die Lords der Admiralität entschieden aber anders: das Verbrechen sei nicht auf englischem Territorium, sondern auf hoher See und in einem dänischen Schiffe verübt, demnächst könne kein englisches Gericht sich damit befassen. Auf einem kleinen englischen Kriegsschiffe wurden die Gefangenen, zugleich mit dem Untersteuermann und dem Cajütenwächter, die als Zeugen dienen sollten, nach Flensburg transportirt, wo Seitens der Schleswig-Holstein-Lauenburgschen Kanzlei eine Gerichtscommission zur Untersuchung niedergesetzt werden sollte.

Als Denuncianten traten der genannte Untersteuermann Lorenzen und der Cajütenwächter Waldvoigt auf. Nach der gerichtlichen Vernehmung des Erstern stellte sich das Sachverhältniß wie folgt:

Das Schiff gehörte einem hamburger Kaufmann, Holpgreve, und sollte eine Reise nach Messina und von da zurück machen. Lorenzen war zu der Fahrt vom Capitain desselben, dem ermordeten Holst, engagirt worden. Die Brig stach am 30. October 1817 in See. Nachdem sie einige Zeit auf dem Wasser gewesen, versetzte der Capitain den Matrosen Niels (Hendricksen) und Diedrich (Widow) eine Züchtigung mit einem Taue. Beide hatten sie, nach des Untersteuermanns Meinung, wohl verdient, aber das Tau, mit dem er gehauen, „sei wol zu dick gewesen.“ Dies war der Anfang des Streites. Der Zimmermann erklärte: kein Seeofficier schlage die Leute am Ruder; zuerst müsse der Capitain den Mann vom Ru

der ablösen lassen, alsdann erst könne er ihn schlagen. Außer diesen Beiden, erinnerte sich Lorenzen nicht, daß der Capitain Jemanden geschlagen, „er habe sie wol gestoßen und sehr stark geschimpft.“ Gegen ihn selbst hatte er keine Raubheit begangen, weil er seinen Pflichten aufs Pünktlichste nachkam.

Der Obersteuermann, der junge Holst, war das Gegentheil seines Vaters, ein guter, stiller Mann. Der Vater selbst war mit ihm unzufrieden, er warf ihm seine Langsamkeit, seine geringe Thätigkeit vor, und stellte ihm den Untersteuermann als Muster vor.

Mangel und schlechte Lebensweise konnten, nach des Denuncianten Meinung, nicht die Ursache der Unzufriedenheit unter der Mannschaft sein, denn die Lebensmittel am Bord waren gut, und wurden, nach Lorenzen's Dafürhalten, reichlich ausgetheilt.

Von einer eigentlichen Zusammenrottung oder den Anzeichen einer Verschwörung hatte der Untersteuermann Lorenzen nichts wahrgenommen. Nur als der Capitain den Matrosen Niels am Steuerruder geschlagen, hatte dieser die andere Mannschaft angerufen: sie möchten kommen und das Steuer für ihn nehmen, er wolle nicht am Ruder stehn und sich schlagen lassen. —

Eines andern Tages, als der Matrose Diedrich auf der Fockraae beschäftigt gewesen, rief der Capitain ihm zu: „er, so wie die Andern, die da beschäftigt wären, sollten sich rappen, (eilen) damit sie fertig würden; sie wären zu langsam.“ Der Zimmermann antwortete ihm darauf: „daß sie ihre Arbeit thäten, daß der Capitain sie nicht zu schelten brauche, sie wollten das nicht immer hören.“ Der Capitain erwiderte: „der Zimmermann solle schweigen, sonst wolle er ihn auf eine Stelle setzen, wohin ers nicht glaube, und er werde es

ins Journal eintragen." Der Zimmermann verſetzte: er möge es nur thun.

Beide Vorfälle fanden ſich umſtändlich im Schiffsjournal von des Capitains Hand vermerkt.

Eines Abends, am 26. November, als ſie im Canal, der Inſel Wight gegenüber, ſich befanden, und der Unterſteuermann in ſeine Kammer gegangen, um ſich mit Eſſig ſein krankes Bein zu waſchen, rief ihn der Capitain und ſagte ihm: die Mannſchaft verlange mehr Brod, er möge es ihr geben. Lorenzen fragte: ob es gleich geſchehen ſolle? Als aber der Capitain antwortete, es habe auch Zeit bis Morgen, dann wolle er ihm ſchon ſagen, wie viel ſie haben ſollten, ging er wieder in ſeine Kammer und legte ſich zum Schlafen nieder.

Nach 5 Uhr ward er durch ein kurzes, jämmerliches Geſchrei aufgeweckt. Er ſprang heraus und rief nach dem Capitain und deſſen Sohn, erhielt aber keine Antwort. Statt deſſen ward er von der geſammten Schiffsmannſchaft, mit Ausnahme des Cajütenwächters, der in der Cajüte geblieben, umringt. Wie es ihm geſchienen, waren ſie unbewaffnet, bis auf den Matroſen Jochim (von Ehren, aus Blankeneſe), welcher eine Merdelſpitze (ein gekrümmtes eiſernes Werkzeug, wie ein großer gebogener Nagel, gebraucht, um zwei Enden Tau ineinander zu fügen) in der Hand hielt.

Jochim und der Zimmermann (Utterberg) riefen ihm zu: er müſſe ihnen Treue ſchwören, ſonſt ſolle er denſelben Weg gehn, wie der Capitain und der Oberſteuermann. — „Welchen Weg?" fragte Lorenzen. — „Ueber Bord!" lautete die Antwort. Der Unterſteuermann wurde darauf ohnmächtig.

Nachdem er ſich erholt und wieder zur Beſinnung gekommen, erklärte er ſich bereit. Mit aufgehobenen

Fingern leiſtete er ihnen einen Eid: das Schiff dahin zu führen, wohin ſie wollten. Er hatte dabei der Hoffnung Raum gegeben, daß ſich wol ein Weg zur Rettung für ihn zeigen werde.

Auf ſeine Frage: wohin er das Schiff ſteuern ſollte, hatten ſie geſagt: nach Amerika. Lorenzen bedeutete ſie aber, daß dies, des contrairen Windes wegen, nicht angehe, ſie müßten ſeiner Meinung nach verſuchen, nach der Nordſee zu kommen worein ſie auch willigten.

Lorenzen ſelbſt war kein Augenzeuge der doppelten Mordthat geweſen, er wußte nicht, ob die Meuterer den Capitain und ſeinen Sohn lebendig über Bord geworfen, oder vorher getödtet hatten. Er wußte nur, daß der Koch (Wehrpupp), der Zimmermann (Utterberg) und der Jochim von Ehren die Rädelsführer geweſen und eigentlich das Wort geführt hatten.

Gleich nach der That und nach dem Schwure gingen die Meuterer ſämmtlich in die Cajüte. Da ſie die Schlüſſel zu den Schränken des Capitains nicht fanden, welche dieſer wahrſcheinlich in der Taſche gehabt, erbrachen ſie die Thüren, durchſuchten Alles, legten aber die Sachen ſämmtlich wieder hinein.

Der Unterſteuermann mußte ſich mit der Mannſchaft zum gemeinſchaftlichen Eſſen hinſetzen; nur glaubte er ſich wegen ſeines ſchlimmen Beines gegen ſie entſchuldigen zu dürfen, daß er nicht trank. Die That ward in der Unterhaltung beſprochen. Auf ſeine Frage: was ſie eigentlich mit dem Capitain und ſeinem Sohn gemacht? antworteten ſie ſämmtlich wie oben: über Bord! — Auf die Frage: warum, wenn ſie denn doch einmal Feindſchaft gegen den Capitain gehabt, ſie auch den Oberſteuermann, der ein ſo netter Menſch geweſen und ihnen nie etwas Böſes gethan, auch getödtet hätten? erklär-

ten ebenfalls Alle: daß ihnen das auch leid thue, daß er aber von einem Blute mit dem Vater geweſen. Wäre er ein Fremder geweſen, wie er, der Unterſteuermann, ſo hätten ſie das nicht gethan, ſondern würden ihn noch eine Weile haben leben laſſen.

Aber ſchon am nächſten Morgen, am 27. November, belauſchte er ein Geſpräch der Mannſchaft und hörte einen Plan, der nicht geeignet war, ihn zu beruhigen: man wollte auch ihn umbringen, wenn man auf der Höhe des Terels war, dann das Schiff verſenken und mit Booten ans Land gehen, nachdem man alles Geldwerthe hineingebracht. Der Cajütenwächter vertraute ihm nachher, daß er daſſelbe gehört.

Nun galt es, ſich ſelbſt zu retten. Mehrmals trieb er unvermerkt das Schiff auf die Küſte zu; auch kam ein Mal im Lauf des Tages ein Lootſen-Kutter mit 4 Mann dem Schiffe ziemlich nahe, und fragte: woher und wohin? Der Koch, der gut engliſch ſprach, antwortete: von Ferrol nach Copenhagen, und der Kutter entfernte ſich wieder. Ein ander Mal, als er wieder der Küſte nahe ſteuerte, bemerkte es der Matroſe Peter Klever, und er mußte wieder abhalten.

Endlich vor Abend gelang es ihm, das Schiff bei Goodwinsſand in eine ſo gefährliche Lage zu bringen, daß er die Nothſignale geben mußte und zwei Boote mit Lootſen ans Schiff geeilt kamen, deren jedes 8—9 Mann enthielt. Noch aber war für den Steuermann die Gefahr nicht vorüber. Die Meuterer wollten mit Handſpeichen die Lootſen abtreiben, als dieſe im Begriff ſtanden, auf das Verdeck zu klettern. Lorenzen redete ihnen dringlich zu, die Lootſen ſollten ſie ja nur aus den Sandbänken herausbringen, dann wäre es abgemacht und ſie könnten weiter fahren, wohin ſie wollten.

Die Meuterer waren Neulinge im Verbrechen, der scharfe Blick der Entschlossenheit fehlte ihren Anführern. Sie gaben nicht allein das zu, daß ein Lootse aufs Verdeck gelassen ward, sondern fügten sich auch in die vernünftig klingenden Vorstellungen des Untersteuermanns: daß, da sie ihn einmal zum Führer und Capitain erwählt, er auch nothwendig commandiren müsse, damit der Lootse keinen Verdacht schöpfe. Er commandirte, und nachdem er sie in Beschäftigung gesetzt, winkte er heimlich den übrigen in den Booten befindlichen Lootsen, die seine stumme Sprache verstanden, und sogleich, ihrer 14, aufs Verdeck sprangen. Mit wenigen raschen, leisen Worten unterrichtete er sie von Dem, was vorgefallen, ohne daß die Meuterer es merkten, und bat sie, das Schiff in den Hafen zu führen.

Es kam nicht mehr zu Erklärungen, wiewol der Verdacht unter der Mannschaft beim Anblick der neuen Besatzung sich regte. Der Zimmermann ließ den Steuermann in die Cajüte rufen; dieser lehnte es ab, er könne nicht vom Verdeck gehn. Der Zimmermann kam darauf selbst mit einem Beutel Geld und händigte ihn Lorenzen ein, um die Lootsen damit zu bezahlen, auf daß sie fertig würden.

Lorenzen zeigte ihnen auch das Geld und forderte sie laut auf, sich zu hasten. Sie antworteten: das sei schon gut, und führten das Schiff nach Deal, wo es um 9 Uhr Abends Anker warf. Die Unruhe war inzwischen unter den Meuterern gewachsen. Als Lorenzen (das Geld in der Tasche, welches er nachher dem Consul übergab) im Begriff stand ins Boot zu steigen, um nach der Stadt zu rudern, umringten ihn die Meuterer und fragten ihn: was er denn sagen wolle? Er erwiderte, er wisse es noch nicht, er werde Alles aufs Beste

machen und unterwegs werde es ihm ſchon einfallen. Nach einigem Beſinnen zogen ſie ihn bei Seite und forderten ihn auf auszuſagen: Capitain und Oberſteuermann wären in einem Sturme über Bord gefallen, während er, der Unterſteuermann, geſchlafen und der Koch, der Zimmermann und Jochim von Ehren die Wache gehabt. Bei dieſem Sturme, ſolle er weiter ſagen, ſei auch die Schiffsgalerie abgebrochen und ins Meer gefallen. Dies war kein in dem Augenblicke entworfener Plan zur Rettung, denn die Meuterer hatten wirklich dieſe Galerie ſchon vorher ins Meer geworfen. Lorenzen verſprach Alles, was ſie wollten, mit dem Hinzufügen: daß er nicht viel zu ſagen brauche, da ſie ja in wenig Stunden wieder fortſegeln dürften.

Es war ihm (was ſchwer zu glauben) gelungen, den Meuterern allen Verdacht auszureden, und ſie waren die Nacht über mit den 14 Lootſen an Bord ganz luſtig, beſonders da dieſe ihnen verſicherten, ihr Steuermann werde ſehr bald wiederkommen. Statt ſeiner näherte ſich am Morgen ein engliſches Kriegsſchiff der Brig, und die Verſchwornen wurden als Criminalgefangene auf daſſelbe gebracht.

So die Auslaſſung des Unterſteuermanns Lorenzen, der als der eigentliche Denunciant und Ankläger auftritt, vor dem beſtellten Criminalgerichte. Nur in einigen nicht weſentlichen Einzelheiten war dieſe Ausſage von derjenigen verſchieden, welche Lorenzen in England vor dem Viceconſul abgelegt und darauf in das Schiffsjournal eingetragen hatte.

Der zweite Denunciant, der Cajütenwächter Chriſtian Tobias Johann Waldvoigt, ſtimmte im Allgemeinen in ſeiner Ausſage mit dem Unterſteuermanne. Ueber die Motive zur That gab er aber genügendere Auskunft als

in der eifrigen Hülfsleiſtung, uns das Waſſer auszuringen und den Kleidern den vortheilhafteſten Platz anzuweiſen. Was Menſchenkraft, oder vielmehr die des Feuers vermochte, geſchah hier gewiß; aber das alte Waſſer war doch mächtiger, denn obwohl ſie die ganze Nacht röſteten, erinnere ich mich doch niemals, in Guldbrandsdalen am Morgen einen trocknen Mantel angezogen zu haben. Mitten unter den Scenen roher Eigenthümlichkeit kam es ſeltſam heraus, wenn das gute Mütterchen bei Tiſche die Dienſte des Garçons wie nur in den vornehmſten Reſtaurationen verrichtete, z. B. hinter den Stühlen ſtehen blieb und nach jeder Schüſſel Meſſer und Gabel reinigte. Einzelne Sitten traditionsweiſe herübergekommen aus den Städten; der Himmel wolle, daß, noch recht lange nichts Schlimmeres von daher in dieſe Thäler dringe!

In Guldbrandsdalen beginnt offenbar ein neues Geſchlecht, ein eigentlich Norwegiſcher Stamm. Nichts mehr von dem Miſchvolke um Chriſtiania, aus deſſen Geſichtszügen und Geſtalten der Norwegiſche Urſprung nicht deutlich hervorleuchtet. Gerade, hoch aufgewachſene Geſtalten, doch weniger ſchlank, als gedrungen, große

Lorenzen, an dessen Bericht, wenn er allein dastände, man schon um deshalb zu zweifeln geneigt wäre, weil die Beweggründe zu einer solchen That darin nichts weniger als hervortreten. Man ist eher geneigt zu glauben, daß er etwas hinweg gelassen, um eine ihm selbst anhaftende Schuld damit zu vertilgen, wenn nicht ein ganz stumpfer Sinn, der Mangel an aller psychologischen Beobachtungsgabe ihn unfähig gemacht, die Uebergangsglieder und Zustände wahrzunehmen, welche vom Zorn über eine erlittene Strafe bis zur Verzweiflung, zum Complot und zu einer doppelten Mordthat führten. Im engen Raume eines Schiffes, umschlossen von der objectlosen Monotonie des Meeres, ist jeder Mensch zur Beobachtung seiner Kameraden aufgelegt und wie von selbst berufen.

Waldvoigt hatte schon ein Mal, im selben Jahre, mit dem Capitain Holst eine Reise ins mittelländische Meer gemacht, ihn aber als einen Mann von der rohesten, jähzornigsten Art kennen gelernt. Er behandelte seine Leute sehr schlecht, schlug sie bei jeder Gelegenheit (freilich nur wenn sie sich etwas zu Schulden kommen ließen) mit einem dicken Tau oder einem dicken Knittel, der immer an seinem Bette stand. Er prügelte und schlug, ohne zu sehen oder zu denken, wohin er schlug, und seine Lippen sprudelten über von den ärgsten Schimpfworten. Deshalb wollte Keiner von seiner Mannschaft auf dieser zweiten Reise bei ihm bleiben. Waldvoigt, der ebenfalls von ihm mishandelt worden, entschloß sich nur auf heftiges Andringen eines hamburger Kaufmanns dazu.

Schon auf der Elbe war, nach Waldvoigt's Aussage, der Streit zwischen Capitain und Mannschaft losgebrochen, der die Reise durch fortgedauert. Holst schimpfte

und ſchlug. Namentlich fuhr er mehre Male auf Diedrich los, und ſchlug ihn mit einem Knittel dermaßen über den Kopf, daß er große Beulen davon trug. Diedrich nahm alles ruhig hin, aber die andere Mannſchaft wollte das nicht mehr leiden und erklärte laut: der Capitain ſolle nicht ſo ſchlagen.

Von einer Verabredung oder gar Verſchwörung aber wußte Waldvoigt nichts. Er hatte nur ſelten mit einem unter ihnen ſprechen dürfen; anſcheinend hatte aber die Mannſchaft immer zuſammen gehalten. Ueber den Proviant hatte dieſelbe auf dieſer letzten Reiſe nicht ſo wie auf der frühern zu klagen, nur forderte ſie mehr Brod.

Am Abende des Mordtages hörte er ein kurzes Jammergeſchrei in ſeiner Cajüte. Er ſprang mit dem Unterſteuermann, der vor ſeiner Cajüte ſchlief, hinaus. Da kam die Mannſchaft, ſo viel er ſich entſann, unbewaffnet, ihnen entgegen. Sie verhandelte mit Lorenzen ſo wie dieſer angegeben, der während dieſer Verhandlung zu Boden ſank. Ihn ſelbſt ſcheint man nicht ſehr beachtet zu haben. Beim Eſſen zwar verlangte die Mannſchaft, daß er ihr treu bleiben ſolle; ſie forderten indeſſen keinen Eid von ihm und kamen nur überein, daß Alle ſchwören ſollten, wenn ſie in der Nordſee wären.

Bei Tiſche ward von der That geſprochen und Einer wollte immer thätiger dabei geweſen ſein als der Andere. In der Seelenangſt, ſelbſt über Bord geworfen zu werden, und weil er bei Tiſche aufwarten mußte, bemerkte aber Waldvoigt nicht, wie die Ausdrücke fielen und was jeder Einzelne ſagte; ſo erinnerte er ſich auch nicht, was der Unterſteuermann geſagt. Man kam überein: daß Niemand mehr von der Sache ſprechen, und wer es doch thue, oder ſich betrinke, über-

Bord geworfen werden ſolle. — Letzteres erhellt auch aus den Ergänzungen zu der Ausſage des Steuermannes.

Im Laufe dieſes oder des folgenden Tages hatte er die Mannſchaft beherzt. Sie äußerten: wenn ſie nur erſt in der Nordſee wären und das Schiff in Stücken, ſollten der Steuermann und der Waldvoigt auch über Bord. — Mit jenem konnte dieſer auf der ganzen übrigen Fahrt kein Wort wechſeln, da ſie immer von Einigen belauert wurden. So wußte Waldvoigt alſo auch nichts von der eigentliche Abſicht des Steuermanns.

Dieſe beiden Ausſagen waren das Fundament der Anklage. Beide Männer, angenommen daß ſie als unverwerfliche Zeugen gelten konnten, bekundeten zwar nur über zwei Facta, welche ſie nicht ſelbſt mit Augen geſehen, nämlich 1) über ein Complot der andern Schiffsmannſchaft und 2) über die That des Doppelmordes: ihre in ſich übereinſtimmenden Ausſagen wurden indeß getragen und unterſtützt durch eine ununterbrochene Reihe anderer Indicien und Zeugniſſe und durch kein Gegenindicium entkräftet, dergeſtalt, daß, auch wenn die Angeſchuldigten die That hartnäckig geleugnet, die moraliſche Ueberzeugung von einem wirklich verübten Verbrechen, hervorgehen und auch eine richterliche Verurtheilung hätte darauf erfolgen müſſen, die nur Schwierigkeit Hinſichts der Vertheilung des Strafmaßes auf die Complicen hätte verurſachen können, denn: das Schiff war ohne Capitain und Steuermann im Hafen von Deal angekommen. Es wäre höchſt auffällig, wenn bei einem Sturme von der ganzen Mannſchaft allein der Capitain und der Oberſteuermann, noch dazu Vater und Sohn, verunglückt ſein ſollten. Von einem ſolchen Sturme conſtirte

nichts; das abgebrochene Schiffsgeländer hätte ohne begleitende Umstände einen mehr als zweifelhaften Beweis dafür abgegeben. Als der Lootsenkutter sich der englischen Küste näherte, war er mit einer falschen Angabe seitens Eines der Mannschaft abgewiesen worden, ein verdächtigender Umstand. Als das Schiff sich in den Brandungen von Goodwinsand befand, und die Lootsenboote auf das Hülfssignal sich näherten, bemerkten sie eine Abneigung der Mannschaft auf dem Verdeck, sie heraufzulassen, ja man machte Miene sie mittelst Handstreichen davon abzuhalten. Sobald sie oben waren, flüsterte ihnen der Untersteuermann zu: daß Mord am Bord begangen und daß er wünsche, das Schiff möge an die Seite eines Kriegsschiffes gebracht werden. So hatten die Lootsen in England bei ihrer Vernehmung ausgesagt. Nach ihrer Meinung war der Untersteuermann Lorenzen völlig unschuldig, und habe von den Sandbänken bei Goodwinsand hinlänglich Kenntniß gezeigt, als daß er jenes Tages anders als mit Absicht sein Fahrzeug zwischen dieselben habe treiben können. Zudem lag gar kein Motiv vor, welches den Untersteuermann habe bewegen können, eine falsche und eine solche Anklage gegen die Schiffsmannschaft zu erheben, und, endlich erklärte die Aussage des zweiten Anklagezeugen, des Cajütenwächters, die eigentliche Motive der That, durch nähere Darstellung der grausamen und emporenden Mißhandlungen, deren der Capitain gegen seine Leute sich zu schulden hatte kommen lassen, wodurch er ihren Zorn gereizt und schon beim Beginn der Reise ein Streit entstanden war, der in seiner Entwickelung bis zum Verbrechen führte.

Aber es bedurfte auch dieses Indicienbeweises zur Feststellung der Hauptthatsachen nicht, denn dem anfänglichen Leugnen der Verschwornen, folgte bald ein Einge-

ſtändniß des Verbrechens. Alle ſtimmten darin überein, der Capitain habe die Mannſchaft ſehr ſchlecht gehalten, ſtets geſcholten und geſchimpft, einige mit einem ungeheuerlich dicken Taue und einem Knotenſtocke, und ſogar am Ruder geſchlagen — endlich hätte er ihnen nicht hinlänglich Brod gegeben. Dies hatte ſie zum Entſchluß gebracht, ihn über Bord zu werfen.

Desgleichen waren Alle einig, daß ſein Sohn, der Oberſteuermann, ein guter, ſtiller Mann geweſen, der Keinem etwas zu Leide gethan; er war nur als Sohn, der natürliche Rächer des Vaters, und als zu fürchtender Verräther der That, geopfert worden. Welche beſondere Umſtände, welcher furchtbare Aberglaube dabei mitſpielten, wird ſich aus der Folge ergeben.

So vollſtändig dieſe Eingeſtändniſſe in der Hauptſache waren, ſchwankten ſie und widerſprachen ſich doch rückſichtlich der Entwerfung des Plans, alſo des eigentlichen Complotes, ſeines Anfangs und des Augenblicks, wo es reif wurde, ſo wie der Handleiſtungen und der Beihülfe der Einzelnen bei der Ermordung des jungen Holſt. Die verſchiedenen Ausſagen hierüber, die Confrontation der Complicen — daß es bei Verbrechern aus ungebildeten Claſſen eine gewöhnliche Erſcheinung iſt, wenn ſie das Weſentliche ihres Verbrechens eingeſtanden, mit aller Hartnäckigkeit den erſten Schlag und ſolche Handthätlichkeiten in Abrede zu ſtellen und auf Andere zu wälzen, welche in ihren Begriffen ſträflicher als der Wille und die Beihülfe zur That erſcheinen, bedarf nach ſo viel vorangegangenen Fällen kaum mehr erwähnt zu werden — die Unterſuchungen hierüber waren es, welche den Proceß ſehr in die Länge zogen; wozu im Verlauf deſſelben noch ein anderer Umſtand hinzukam. Einige der Mitgenoſſen beſchuldigten den Angeber und Haupt-

zeugen, den Untersteuermann Lorenzen selbst: daß er vor der That von derselben unterrichtet, also Mitwisser, ja daß er, wenn nicht Miturheber, doch „Mitveranlasser" der Mordthat gewesen.

Außer den 7 Complicen, die im Verlauf des Folgenden bestimmter auftreten werden, trat also noch ein achter hinzu, in der Person des Angebers, über den ebenfalls eine Art Untersuchung eröffnet und zu Recht gesprochen werden mußte.

Ueber die Förmlichkeiten dieses Processes kurz hinweg zu gehen, werden unsere Leser uns gestatten und es uns vielleicht danken. Aus dem Ramcke'schen Falle ersahen sie bereits, wie im Schleswig-Holsteinischen die alt deutschen Formen des gemeinen Rechts noch im Gebrauch sind. Das summarische Verhör ward erst im August 1818 geschlossen, und darauf erst vom Obercriminalgerichte zu Gottorf die Einleitung eines förmlichen rechtlichen Verfahrens angeordnet. Als peinlicher Ankläger ward der Ober- und Landesgerichtsadvocat L. A. Gülich bestellt (den wir aus dem Ramcke'schen Processe kennen, neuerdings durch seine Theilnahme beim Schleswigschen Provinziallandtage bekannt), durch dessen Schrift „Schuld und Strafe, oder Ermordung des Capitains Jens Nielsen Holst und dessen Sohnes Niels Hansen u. s. w. ein Auszug aus den Criminalacten u. s. w. Flensburg 1821" dieser Fall, der in den dänischen Staaten, namentlich aber in Holstein und Schleswig, seiner Zeit ein sehr großes Aufsehen erregte und große Theilnahme erweckte, auch im übrigen Deutschland bekannt wurde.

Gülich reichte als Fiscal eine peinliche Anklage gegen jeden einzelnen Inquisiten ein, und ebenso zerlegt er in seinem Werke die Darstellung nach einem kurzen Vor-

berichte in sieben Theile. Unsere Aufgabe ist es, die That als ein Ganzes aufzufassen, wie sie nach den Aussagen der einzelnen Complicen und anderen Ermittelungen actenmäßig feststeht, wobei aber der psychologische wie der historische Faden nur zu viel Lücken enthält. Es kam dem Ankläger mehr darauf an, die gesetzliche Straffälligkeit jedes einzelnen Angeklagten festzustellen, als den innern Zusammenhang der Motive mit der That in einem anschaulichen Gemälde darzustellen.

Es geht aus allen Aussagen hervor, daß eine Vorberathung zur That stattgefunden, auch daß daraus, aber erst kurz vor der That, ein wirkliches Complot geworden. Peter Klever hatte geständlich am Nachmittage vor der Ermordung (am 25.) zum Jochim von Ehren gesagt: „wenn der Obersteuermann einmal auf der Rüste säße, könne man ihn leicht über Bord bringen.“ Jochim bekundete sogar, Klever habe gesagt: „da wäre eine gute Gelegenheit gewesen, ihn über Bord zu bringen, als er auf der Rüste gesessen; man hätte nur mit einem Stücke Holz ihn auf die Hand zu schlagen brauchen, so hätte er das Tau loslassen müssen.“

Zwei oder drei Tage vor der That will er zuerst von dem Gedanken daran gehört haben. Am Tage der Ermordung, als die Mannschaft, mit Ausnahme des Niels, der am Ruder gewesen, beim Mittagstisch gesessen, sei über die Ermordung des Capitains „berathschlagt“ worden. Mann um Mann sei umgefragt worden, da habe denn Jeder seine Einwilligung gegeben, ihn über Bord zu werfen. Der Koch habe zuerst den Vorschlag gemacht, den Obersteuermann auch über Bord zu werfen

und da sei nochmals umgefragt worden, und Alle hätten eingewilligt.

Zu Niels Hendricksen hatte der Zimmermann gesagt: ob er wisse, daß der Capitain über Bord solle, und „wenn er in der Hinterhand bleibe, komme er denselben Weg.“ Niels hatte nun ja gesagt, aber wollte es nur in der Absicht gethan haben, um den Zimmermann zu dem Glauben zu bringen, daß er Theil nehmen werde; selbst aber sei er des Glaubens gewesen, daß nichts daraus werden würde, dies sei der alleinige Grund seiner Zustimmung gewesen und kein Haß gegen den Capitain. Niels, ein Däne, der nur dänisch sprach, bemerken wir in Voraus, genoß wenig des Vertrauens und der Zuneigung der Andern, ja er stand wegen seines beschränkten Geistes und eines anscheinend unangenehmen, lauernden Wesens bei ihnen in Mißachtung.

Franz Diedrich Widow, der besonders hart vom Capitain mißhandelt worden, ein Mal, weil er das Schiff „unverschuldeter Weise über Steg laufen lassen,“ mit einem dicken Knittel so über den Kopf, „daß er eine Beule, wie ein Gänsei dick, davon getragen und stark geblutet,“ hatte Alle von der Mannschaft äußern hören, „daß es besser sei, ehe man sich Arme und Beine entzwei und todt schlagen lasse, den Capitain über Bord zu werfen.“ Dies hatten sie etwa zwei oder drei Tage vor der That gesagt. Er meinte auch, daß es damit Ernst gewesen, nur wollte er gesagt haben: „sie dürften solches nicht thun.“ Am Mittage vor der That, als die ganze Mannschaft bei der Mahlzeit versammelt gewesen, hatte, nach diesem Mitschuldigen, der Koch und der Zimmermann zuerst ausgesprochen, daß am Abende der Capitain und sein Sohn über Bord sollten. Alle hatten, stumm oder laut, eingewilligt. Nur Einer, Mathias

(Kuhlmann), und er wollten gesagt haben: sie dürften den Obersteuermann nicht mit über Bord werfen.

Jener Kuhlmann, der Mathias genannt wird, erinnerte sich nicht, von wem er zuerst den Gedanken aussprechen gehört, daß der Capitain getödtet werden solle. Peter Meyer hatte nur davon gesprochen, ihm das Commando zu nehmen, ihn in eine Kammer zu setzen, und dann mit dem Schiffe in einen Hafen zu segeln. Er wollte sich dem widersetzt haben, weil das strafbar wäre. Dann aber sei der Vorschlag, er wisse nicht wie und von wem, gemacht worden, den Capitain und den Obersteuermann über Bord zu werfen. Das sei schon ausgemacht gewesen vor dem Mittagessen, wo sie die That festsetzten. Er selbst will, wie Diedrich Widow ihm schon bezeugte, gegen die Ermordung des Obersteuermanns protestirt und seine Einwilligung zur Ermordung des Capitains nur darum gegeben haben, weil er geglaubt, daß nichts daraus werden würde; denn Niemand dürfte es wagen wollen, den furchtbaren Mann anzufassen, vor dessen Worten sie schon davon liefen. Endlich räumte er aber doch ein, er habe eingewilligt „weil der Capitain schrecklich gewesen wäre, und die Mannschaft es nicht länger mit ihm hätte aushalten können." Dagegen blieb er bei seiner Behauptung, gegen die Ermordung des Obersteuermanns protestirt zu haben, wiewol, außer Diedrich Widow, die andere Mannschaft dies bestritt oder nicht gehört haben wollte.

Jochim von Ehren wollte erst, als der Zimmermann und Koch darüber gesprochen, „auf den Gedanken gerathen sein, den Capitain zu tödten. Aber erst am Mittage des Tages der Ermordung sei dieselbe fest beschlossen worden. Die ganze Mannschaft gab ihre ausdrückliche Einwilligung; wer zuerst, wußte er nicht.

Er, Jochim, hatte wol bedacht, daß er sich eines großen Verbrechens schuldig mache, aber auch gedacht, daß das Quälen vom Capitain nicht auszuhalten sei; und das, und weil sie nicht hinlänglich Brod erhielten, hatte ihn zum Entschluß gebracht. Niels Hendricksen stellt ihn als besondern, intellectuellen Urheber dar. Als er, Niels, Schläge am Ruder vom Capitain erhalten, habe Jochim zu ihm gesagt: „Du bist ein altes Weib, warum hast du Schläge genommen; schuppe ihn über Bord."

Jens Janssen Utterberg, der Zimmermann, der unterrichtetste und geistvollste unter Allen, sagte ungefähr dasselbe wie Jochim aus: wer zuerst den Vorschlag gemacht, wußte er nicht. „Im Logis" sei zuerst davon gesprochen worden, den Capitain zu tödten. Als die Sache zur Sprache gekommen, habe er gemeint, (denn unter den Mißhandlungen, welche sie erleiden müssen, war immer von Mangel und Hunger die Rede), es sei besser, die Proviantkammer aufzubrechen. Dies Gespräch war am Tage vor der Ermordung vorgefallen, aber erst bei der letzten Mittagsmahlzeit vor der Ermordung war die Mannschaft über die That einig geworden. Wer das erste Wort gesprochen, wüßte er nicht. Zum Koch wollte er gesagt haben, es dauere ihn um den Steuermann. Der Koch hatte erwidert: „ein Kind verläßt seinen Vater nicht." Utterberg hatte sich geständlich zum Verbrechen entschlossen: weil man weder bei Tage noch bei Nacht seines Lebens auf dem Verdeck sicher gewesen und weil man hungern müssen; es sei aus Feindschaft gegen den Capitain geschehen.

Janssen Utterberg erscheint aber als der eigentliche Urheber und erste Aufrührer, sogar nach seinem eigenen Geständniß.

Schon 10 Tage vor der That, als der Capitain ei-

Augen und Sammtblicken im Blicke. Ein entsetzliches Wort entfuhr dem Munde des Reisegefährten, beim Eingange des Guldbrandthales. Alle Achtung vor den schönen Damen, die wir in Christiania gesehen, vor den hübschen Mädchen dort und auf dem Lande; aber im Ganzen drückt die Schönheit in jenen südlichern Meeresstrichen, das weibliche Geschlecht am wenigsten. So mögen meine schönen Leserinnen, wenn meine Reisebeschreibung dergleichen gewinnen sollte, den Ausdruck vergeben: „die Häßlichkeit des schönen Geschlechts fängt sich hier an zu vermindern.“ — Wir sahen noch viele feine edle Gesichter. Blasse, interessante und munter rothwangige; aber so weit wir es durchstreift, das Land eigentlich weiblicher Schönheit dürfte Norwegen nicht genannt werden.

Wie stellt man sich wohl die Tracht dieser patriarchalischen Bauern vor, welche beim Kienspahn ihr schlichtes Mahl verzehren, und um den Herd gedrängt, die langen Winterabende verbringen, Bauern, abgeschieden, wie keine andern, von dem cultivirten Europa, in ihrem langen tiefen Thale? Erwartet man nicht, die ältesten Nationaltrachten und mit mehr Eigenthümlichkeit er-

nem Manne auf dem Fockraae zurief: er solle geschwinder sein, antwortete er: sie arbeiteten, Gott verdamme ihn, Alle, und der Capitain möge, Gott verdamme ihn, nicht denken, daß er ihn schlagen wolle, da es sein, des Capitains, oder des Inquisiten, Leben kosten solle. — Später stellte er den Capitain darüber zur Rede, daß er den Niels Hendricksen geschlagen. Er führte ein „sehr loses Maul," und wollte in Güte nicht gehen, als der Capitain ihn nach seinem Posten commandirte. Der Capitain mußte ihn dahin „schuppen." Auch nachher, als der Capitain einen Befehl wegen der Schrote ertheilte, raisonnirte er, ohne daß ihm ein Wort gesagt worden, gegen den Capitain: „er hätte geglaubt, sich an einen Capitain und nicht an einen Schinderknecht zu verdingen." Dies Alles hat er selbst eingeräumt und der Untersteuermann, Lorenzen, bekundet; im Journal fand sich aber noch von des todten Capitains Hand eingetragen, der Utterberg habe geäussert: „es solle Eines Leben kosten, des Capitains oder seines."

Nach Lorenzen's wiederholter und ihm ins Gesicht gemachter Aussage hatte er, schon 8 Tage vor der Ermordung, fluchend zu Niels Hendricksen gesagt: „wenn der Capitain nicht gegen die Mannschaft besser werde, so wolle er ihn lieber über Bord werfen, als sich von ihm schlagen lassen."

Hans Diedrich Wehrpupp, der Koch, war auf den Gedanken des Mordes gekommen, weil die Andern davon gesprochen, wer zuerst, wußte er sich nicht zu entsinnen. Zwei Tage vor der That etwa hatte er zuerst davon gehört, und wer bei der Mahlzeit den Antrag gemacht, wußte er nicht anzugeben. Er leugnete überhaupt jede eigene aufmunternde, oder bestimmt zubilligende Aeußerung im Speciellen und begnügte sich nur mit

dem Eingeständniß, „daß er mit der Ermordung des Capitains und des Obersteuermanns zufrieden gewesen und eingewilligt habe.“

Wehrpupp, der Koch, wird aber nebst dem Zimmermann, von den meisten übrigen Angeschuldigten als derjenige bezüchtigt, welcher den Gedanken, wenn nicht zu allererst, doch am bestimmtesten als Absicht ausgesprochen und die Andern damit vertraut gemacht. Aus den Bezüchtigungen des Zimmermanns und Jochims ging hervor, daß er etwa 6 Tage vor der That mit Niels Hendricksen und dem Zimmermann darüber gesprochen, daß der Capitain über Bord müsse. Als Jochim dazu gekommen, hatte er diesen gefragt: was er dazu sage? Ferner sagte Peter Klever gegen ihn aus, daß, als von der Ermordung des Obersteuermanns die Rede gewesen, Wehrpupp gesagt: er müsse auch über Bord, es komme auf Einen mehr oder weniger nicht an. Unter allen Angeschuldigten erscheint er der renitenteste im Zugestehen, was das Maß der ihm obliegenden Verschuldung moralisch nicht verkleinert, sondern eher den Verdacht erweckt, daß er sich am schwersten gravirt fühlte.

Dies ist Alles, was mühsam aus den einzelnen Aussagen über die Vorberathung und die Vorbereitungen zur That zusammen zu lesen war. Es wird noch schwieriger und verworrener, da die Matrosen in den Verhandlungen bei ihren wirklichen Namen genannt werden, in ihren eigenen Aussagen sich aber theils bei ihren Vornamen, ihren Professionen (Koch, Zimmermann) oder ihren unter sich angenommenen Namen nannten, wobei man vor Verwechselung sich in Acht zu nehmen hat. Eine klare Vorstellung wird man sich schwer daraus bilden. Es scheint nur so viel fest zu stehen: daß dumpfe Drohungen Einzelner, wegen der grausamen Behandlung, der

That lange voraus gingen; daß Keiner widersprach; daß es eine Sache für Alle war, die ihren Herzenswünschen entsprach und die sich von selbst dann machte; daß man wenige Tage vor der Ausführung, ernstlicher darüber redete; daß Einige, der Zimmermann, Koch, vielleicht auch Jochim und Klever, die Andern sondirten, daß sie Drohungen einfließen ließen und daß keiner Opposition machte. Nur Hinsichts der Ermordung des Obersteuermanns mögen einzelne Bedenken geäußert sein, die aber bald beseitigt wurden. Dann erscheinen Alle einig beim Mittagsmahle, welches der That vorausging. Auch über die Form, wie sie sich einigten, wie sie ihre Rollen unter sich vertheilten, erfährt man nichts. Es war nun ausgemacht, kein Widerspruch und bis morgen sollte der Capitain und sein Sohn todt sein.

Und warum? — Weil er sie grausam behandelt hatte und hungern ließ.

Letzterer Grund ward vor Allem angegeben; das Brod sei zu klein, die Gewichte wären nicht richtig, mit Löchern gewesen, in den Erbsen- und Grützeportionen sei es aber erst gar schlecht hergegangen. Endlich auf ihr immer lauteres Geschrei, daß sie hungern müßten, hatte der Capitain nachgegeben, daß ihnen mehr Brod geliefert werde, aber — sie warfen ihn über Bord, ehe die Thür der Proviantkammer aufgeschlossen worden. Die genauesten Ermittelungen ergaben nachträglich, daß sie in keiner Art an der üblichen, oder bedungenen Schiffskost verkürzt worden; die Gewichte stimmten bei der Nachwägung mit den Normalgewichten, auch war die Qualität des Brodes und der andern Kost nicht schlecht. Aber sie — glaubten verkürzt zu werden, Einige sogar zu hungern, entweder weil ihr Magen wirklich murrte, oder weil sich das Gerücht von frühern Reisen des Ca-

ritains auf die neue Mannſchaft übergepflanzt hatte, daß er mit falſchem Gewicht wöge, daß er ſeine Leute darben laſſe. Sie glaubten um ſo eher, weil ſie haßten.

Seine Grauſamkeit bliebe alſo eigentlich das einzige Motiv. Aber auch Hinſichts dieſes wußten die Mörder nicht mehr beſtimmte Facta anzuführen, als die ſchon genannten Fälle eines wilden, rohen Aufbrauſens und einer rückſichtsloſen, grauſamen Züchtigung. Dieſe Züchtigung hatte nur Einzelne, zwei oder drei getroffen. Sie überſchritt auch nicht das Maß Deſſen, was wol andere rohe Seecapitaine gegen ihre Mannſchaft ſich erlauben, ohne daß ihre Mannſchaft ſie immer darum über Bord wirft. Wie kam es nun, daß dieſe ganze Mannſchaft ſich dadurch ſo gekränkt, im Innerſten empört fühlte, daß ſie insgeſammt zu einer furchtbaren Rachethat ſchritt, von der ſie ſich ſagen mußte, daß ſie nur zu ihrem Verderben ausſchlagen könne? Hatte er neue Drohungen gegen die Andern ausgeſtoßen? — Dies wird zwar bekundet, jedoch ſind es Ausdrücke ſo allgemeiner Art, wie ſie bei rohen Gewalthabern überall vorkommen: „Ich will Euch Allen die Knochen zerhauen.“ „Ich will Euch kurz und klein ſchlagen.“ — „Es ſoll Einer daran glauben.“ Noch hatte Holſt ſich an keinen der Muthigern gewagt, weder an den Koch und den Zimmermann, noch an Jochim, nur an den trägen, verachteten Niels, an den unbedeutenden Diedrich. War es wahrſcheinlich, daß er ſeine Drohungen auch gegen jene zur Wahrheit machen werde? — Darauf deutet nichts hin. Auch ein ſolcher tobender Wütherich hütet ſich, an denen ſich zu vergreifen, von denen er Widerſpruch erwarten kann; er ſucht ſich lieber die aus, welche ſeine Gewaltthätigkeiten ruhig hinnehmen. Und hatte er nicht gewiſſermaßen

ſelbſt ſchon eingelenkt, als er dem Geſchrei nach Brod nachgab? Er verſchob es nur bis zum nächſten Morgen. Wer einmal nachgiebt, giebt auch öfter nach, wenn er ausdauernden Widerſtand erblickt. Alſo darf man annehmen, daß es weniger Furcht war vor dem Kommenden, was ſie in Harniſch brachte, als ein ſtiller Ingrimm und Haß. Die Parole ging ſchweigend von Einem zum Andern: unter dieſem Manne kann man es nicht aushalten! Und plötzlich war es eine ausgemachte Sache: er muß über Bord.

Das pſychologiſche Räthſel wird uns nur theilweiſe gelöſt, wenn wir annehmen, daß der Zimmermann oder der Koch oder Jochim wirklich bedeutende Charaktere geweſen, die ihr Alles daran geſetzt, die Mannſchaft aufzuwiegeln. Aber der Zimmermann war ein junger Menſch von 28, der Koch gar von 23 Jahren; dem Richter wie dem Geiſtlichen erſchienen ſie, gleich den Andern wie gutmüthige, friſche, unverdorbene Kinder der Natur, die nachmals mit den Uebrigen herzlich bereuten, daß ſie ſich zu dem Verbrechen hinreißen ließen. Alle — wir ſchöpfen aus dieſer ſpätern Kenntnißnahme — waren geſunde, junge Gemüther ohne Arg, halbe Kinder. Es war ein Dämon, ein Raptus über ſie gekommen. Möglich — das iſt eine Erklärung — daß der Dämon ſchon mit auf das Schiff kam — des Capitains Ruf: es kann es Niemand unter ihm aushalten. Nun ſtrafte er und fluchte über das Maß, ſie glaubten, er betrüge ſie um das Eſſen, ſie glaubten zu hungern. Einer ſprach es aus: es iſt nicht zum Aushalten und die Andern glaubten es. Prüfung, Kritik, Berechnung der Verhältniſſe, der That und ihrer Wirkungen waren hier nicht vorauszuſetzen.

Noch eine Möglichkeit: daß das Dämoniſche in der

Persönlichkeit des Capitains selbst lag, daß seine Blicke, sein Gesicht, der Ton seiner Stimme, sein Lächeln, seine Bewegungen widerwärtiger waren, als seine Grausamkeit emporend. Giebt es doch solche Individuen, deren Anblick allein uns schon ein Unbehagen einflößt. Und auf einem Schiffe eingeschlossen mit einem solchen Unhold, dem man nicht ausweichen kann, der unser unbeschränkter Herr, Oberer ist! Auf rohe Kinder der Natur wirkt dieses Dämonische mehr, als auf andere, die im Leben mit dem Dämonischen in allen Gestalten sich vertraut gemacht haben. Es sind nur Vermuthungen, aber beim Mangel an Gegebenem müssen wir auch zu denen greifen, um das schwer zu Begreifende uns näher zu bringen.

Die Ermordung des Capitains stand fest nach den Aussagen des Untersteuermanns, Lorenzen, der zwar nicht als Augenzeuge dabei gewesen, dem die Mörder aber indirect die That vielfältig eingestanden; durch die des Cajütenwächters, endlich durch das eigene Bekenntniß der Mannschaft.

Wer war bei dieser Ermordung thätig? — Wie erfolgte sie?

Peter Klever erinnerte sich nur, daß verabredet gewesen: er, der Koch, und Niels Hendricksen sollten den Obersteuermann, die Uebrigen mit Ausnahme des Mathias (Kuhlmann) den Capitain über Bord werfen.

Niels Hendricksen hatte nicht gesehen, wer zuerst Hand an den Capitain gelegt und ihn über Bord geworfen, doch glaubte er von Diedrich Widow gehört zu haben, daß Jochim von Ehren und der Zimmermann es gethan; er selbst habe keine Hand angerührt.

Aber er hatte Jemanden im Wasser mit den Händen schlagen gehört. Später gestand er, er habe den Capitain im Wasser plätschern gesehn.

Diedrich Widow erklärte, Jochim habe den Capitain zuerst ergriffen, indem er den Kopf desselben unter seinen rechten Arm nahm und ihn darauf in die Mitte des Schiffes schleppte. So sah er ihn angezogen kommen und begegnete ihnen „bei der großen Wand." Der Zimmermann war auch schon dabei. Dieser schlug den Capitain, ehe er ihn über Bord warf, mit einem Dreher zwei bis drei Mal, daß der Capitain schrie. Jochim, er selbst, und, so viel er sich erinnere, auch der Koch hätten den Capitain über Bord geworfen; das erinnerte er sich aber bestimmt: daß der Capitain im Augenblicke des Ueberbordwerfens einen Schuh verloren. Diesen habe ihm der Koch mit den Worten nachgeworfen; „den könne er auch mitnehmen."

Jochim von Ehren bestritt zwar, wie Andere aussagten, zur That mit den Worten: „Halloh, Jungens, greift an!" aufgemuntert zu haben, aber er gestand zu, daß er den Capitain angegriffen, den rechten Arm um seinen Hals geschlungen, und daß derselbe darauf von ihm, von dem Zimmermann, dem Koch und — Diedrich (Widow) über Bord geworfen worden.

Da der Capitain wahrscheinlich vor dem Obersteuermann ins Wasser geschleudert worden, und Jochim der Erste gewesen, der Hand an ihn gelegt, möglicherweise auch, wenn er es nicht gethan, die ganze Mordthat unterblieben wäre, so erscheint er als erster Beförderer und Ausführer derselben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er, wie Diedrich Widow und der Zimmermann bekunden, vor dem Morde: „Halloh, Jungens, greift an!" gerufen, und desgleichen, daß er, wie Diedrich Widow bekundet,

gedroht: wer sich zurückziehe, oder in der Hinterhand bleibe, solle mit über Bord.

Zur Erschwerung dieses Mitschuldigen trägt noch der Umstand bei, daß er, wie der Cajütenwächter Waldvoigt aussagt, diesen am Nachmittage vor der Ermordung gefragt: ob der Capitain viel Geld an Bord habe? Er hatte also auch gewinnsüchtige Absichten bei der That. Nach Peter Klever's Aussage war er beim Morde mit einer Mordelspize bewaffnet gewesen und hatte nachher geäußert: wer noch von des Capitains Tod spräche oder sich gegen seinen Eid vergінge und endlich, wer sich betrinke oder an der holländischen Küste noch Furcht zeige, solle über Bord geworfen werden. Endlich war er es, der nach der That die Schränke in der Cajüte erbrach, und den Untersteuermann Lorenzen bei der Brust faßte, um den Schwur von ihm zu verlangen, unter der Androhung, daß er sonst sterben müsse.

Der Zimmermann Utterberg räumte ein, daß er es gewesen, der mit Jochim, dem Koch und Diedrich den Capitain über Bord geworfen; aber geschlagen habe er ihn nicht. Er habe wol die Absicht gehabt und einen Dreher geführt, es aber nicht gethan, weil er sich besonnen. Doch habe er sich allerdings dessen gerühmt. Er bestritt, daß dem Steuermann gedroht worden sei, wenn er nicht Treue schwören wolle, denselben Weg zu gehen, wie er überhaupt alle Drohungen bestritt. Nach vollbrachter That habe er vielmehr Reue gefühlt; „seine Knochen hätten geschüttert und sein Herz geschlagen.“ Doch wird der Umstand, daß er den Capitain geschlagen, von drei andern Mitschuldigen wiederholt behauptet, nämlich von Peter Klever, Niels Hendricksen und Diedrich Widow. Zu Hendricksen hatte er gleich nach der That gesagt: „ich habe dem Alten noch ein paar gute Schläge

gegeben." Nach Diedrich Widow hatte der Zimmermann, nachdem Jochim den Capitain auf den Schiffsrand gelegt, diesem wenigstens zwei bis drei Schläge mit dem Dreher über Nacken und Kopf gegeben.

Einen Wink über die der Ermordung nächst vorangehenden Augenblicke giebt die Aussage des Kochs Wehrpupp.

Nach dem Mittagessen, wo der Beschluß zur That gefaßt wurde, scheint das letzte Gespräch mit dem Capitain wegen des Brodes stattgefunden zu haben, in Folge dessen letzterer mit dem Untersteuermann Lorenzen die erwähnte Abrede wegen der Mehrlieferung pflog, die aber erst morgen stattfinden solle. Darauf ging die Mannschaft nach der Leeseite des Schiffes zurück. Jochim von Ehren ergriff hier das Wort: „nun laßt uns sehen, wen wir nehmen!" Der Koch war angeblich während dessen in der Kabüse gewesen, um das Abendessen für den Capitain zu bereiten. Grade als er jene Worte hörte, war er aus der Kabüse herausgetreten, um einen Kessel Wasser zu holen. Nachdem er den Kessel übers Feuer gehangen, hatte er sich wieder unter die Mannschaft gestellt. Da fing Jochim wieder an: „Nun laßt uns sehen, welchen wir nehmen sollen." Peter Klever rief: „Ich nehme den Steuermann." Und der Koch rief: „Den nehme ich auch." Darauf war er zu seinem Geschäfte in die Kabüse zurückgekehrt und erst wieder hinausgetreten, als die Mannschaft ihr anderes, das Mordgeschäft, bereits angefangen hatte. Als der Capitain bis in die Mitte des Schiffes geschleppt war, legte auch der Koch mit Hand an. Ihm war früher zugetheilt, oder er hatte es übernommen, wie oben gesagt, den Obersteuermann anzufassen, aber — er hatte darüber nachgedacht und darauf den Obersteuermann nicht anfassen wollen, weil der

Sohn die Mannschaft nicht schlecht behandelt gehabt. Früher war er der Erste mit gewesen, der diesen auch dem Tode geweiht hatte! Noch wird von Wehrpupp erzählt, was er aber bestreitet, daß er nach der That nach dem Hintertheil des Schiffes gelaufen, um nachzusehen ob auch Keiner von den beiden ins Wasser Geworfenen sich hinten ans Steuer hänge und zu retten suche.

Hiernach kann man als ermittelt annehmen, wer bei der Ermordung des Capitains thätig Hand angelegt und wie sie erfolgt war. Laut Selbstbekenntniß war Jochim der Erste, der zugriff, der Zimmermann und Diedrich (Widow) thaten das Ihre und der Koch sprang auch noch hülfreich dazu. Streitiger ist die Ermittelung hinsichts des am Obersteuermanne verübten Mordes und — ein sehr merkwürdiger Incidenzpunkt taucht dabei auf, ein Punkt, welcher uns zuerst auf diesen Proceß aufmerksam gemacht hat.

Holst's Sohn, der Obersteuermann, war, nach der übereinstimmenden Aussage aller Betheiligten, ein freundlicher, stiller Mensch, ganz das Gegenstück seines Vaters, der Niemand etwas zu Leide that. Er war seinem grausamen tobsüchtigen Vater sogar zu stille und freundlich, weshalb dieser auch ihn gelegentlich hart anfuhr. Er hatte keine Macht, ein gutes Verhältniß zwischen dem Capitain und dem Volke herzustellen. Als Sohn blieb er der natürliche Rächer seines Vaters, der zu fürchtende Verräther. Wenn der Vater umgebracht wurde, mußte auch er das Leben verlieren; darüber waren Alle einig, es war eine traurige Nothwendigkeit.

Bei der Umfrage am letzten Mittagstische hatte, nach Peter Meyer's Aussage, der Koch zuerst das Wort aus

halten, als bei den Schwedischen Bonden, die in jeder Provinz darin das Herkommen ihrer Vorfahren bewahrten? Buch sah noch die Guldbrandsdaler in alten Röcken à la Marlborough, wir sahen nichts als moderne Fracks und moderne Hüte. Ich kann nicht genug versichern, wie unangenehm der Eindruck war, zwischen diesen Bergen, in deren Tannenfeldern das Leben erstirbt, und am Thorweg der einfachen Alpenhütten die kräftigsten Gestalten von der Welt in der albernsten Modekleidung zu erblicken. Der Stoff war derselbe, woraus auch die Jacken ihrer Vorältern gefertigt wurden, grobes, braun wollenes Zeug, Wadmel genannt; aber der Zuschnitt dieser „fipprigen" Fracks gehörte der vorletzten Mode an, vorn hoch ausgeschnitten, hinten mit langer Taille, und die Schöße fast bis an die Hacken. Nimmt man dazu, daß die kräftigen Bauernleiber sich in diesen karikirten Tanzmeisterröcken gar nicht zurecht finden wollen, so glaube man meiner Versicherung, daß jeder solcher Guldbrandsdaler mir lächerlicher vorkam, als die windigen Charaktere, denen man auf der Bühne diese Jammerfahnenröcke leihe. Dann noch Pantalons, die eben so wenig für die kräftig ausgebildeten Glied-

gesprochen: der Obersteuermann müsse auch über Bord. Alle hatten, nach dem möglichen Bedenken Einiger, ihre Zustimmung gegeben.

Als das Volk vor der That auf der Leeseite stand, um über den Angriff zur That eine letzte Rücksprache zu nehmen, ward, soweit Peter Klever sich erinnert, verabredet: daß er, der Koch und Niels Hendricksen den Obersteuermann auf ihre Part nehmen sollten. Er glaubte auch gewiß, daß, als sie den jungen Holst über Bord warfen, der Koch ihm geholfen.

Gewiß ist, daß sich Klever zu dieser That gedrängt, eine That, vor deren Ausführung wenigstens jedes gesunde Gemüth zurückschrecken mußte. Hier half keine Leidenschaft, die Stimme des Gewissens zu übertäuben, nicht Haß und Wahn; es war nur eine Pflicht der Nothwendigkeit, die auch jeder gern dem Andern überlassen durfte, so lange noch menschliche Regungen in ihm lebten. Aber Klever hatte seinen wolbewußten Beweggrund, einen alten Glauben, der bei der Gelegenheit zur Sprache kam, wir wissen nicht wo er seine Wurzel hat, ob zur See oder zu Lande, und ob nur in Holstein oder auch anderwärts. Klever glaubte: **der Mörder nimmt die Sünde des Ermordeten auf sich. Diese Sünde hat er, außer der eigenen, im Himmel zu vertreten.** Um deswillen drängte er sich, den unschuldigen jungen Menschen zu tödten, wodurch seine Sündenlast jenseits vor dem Richter weit geringer werde, als wenn er den alten Sünder, den Capitain, umgebracht!

Peter Klever steht also geständlich als Mörder des Obersteuermanns da. Zweifelhafter ist, wer seine Mordgehülfen gewesen. Alle Bemühungen bei der General- und Specialinquisition haben diesen Umstand nicht vol-

lich aufklären können. Es war ſchon ziemlich dunkel als die That geſchah. Klever glaubt, daß nur Zwei bei der Ueberbordwerfung des Oberſteuermanns wirklich Hand angelegt, er ſchwankte in ſeiner Ausſage, wer der Andere geweſen. Zuerſt meinte er, es ſei der Koch geweſen, dann Niels Hendrickſen; aber er hatte ihnen nicht ins Geſicht geſehen. Mathias (Kuhlmann) und Diedrich (Widow) hatten Nichts geſehen. Die Hauptaufmerkſamkeit war auf den Capitain gerichtet geweſen. Der Zimmermann wollte bemerkt haben, daß Niels Hendrickſen mit Peter Klever „ihn zu faſſen gehabt;“ dann meinte er: „daß Diedrich (Widow) mit Peter Klever ihn zu faſſen gehabt.“ Endlich kam er wieder auf Niels zurück und blieb dabei, obgleich dieſer es hartnäckig und ihm ins Geſicht leugnete. Niels hätte den Steuermann bei der rechten Lende, Peter beim linken Beine angefaßt und rücklings über Bord geworfen. Er betheuerte zuletzt noch feierlich: daß er ſich geirrt, wenn er einmal Diedrich genannt, Peter und Niels ſeien es geweſen und Keiner ſonſt, dabei werde er bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens bleiben. Jochim von Ehren hatte am Abend nach der That aus Niels Munde gehört: daß er geholfen, den Oberſteuermann über Bord zu werfen.

Es iſt alſo ſtreitig, wer dem Peter Klever geholfen? der Koch Wehrpupp ſollte es nach der Verabredung thun, er beſtreitet es aber gethan zu haben und erſt dazu gekommen zu ſein, als der Oberſteuermann über Bord flog. Da er bei der Ermordung des Capitains ſo ſehr beſchäftigt geweſen, und ſelbſt nachher noch ſeinem Unmuthe Spiel ließ, indem er ſich Zeit nahm, den Schuh ihm nachzuſchleudern, ſcheint ſeine thätige Beihülfe auch weniger wahrſcheinlich. Diedrich (Widow) ſcheint nur dabei geſtanden zu haben. Die größte Wahrſcheinlich-

keit bleibt also dafür, daß es Niels Hendrickſen geweſen, da die meiſten auf ihn ausſagen, und er es ſpäter freiwillig gegen mehre geäußert haben ſoll; obwol die gravirendſte Ausſage, die des Zimmermanns, um deswillen die verdächtigſte ſcheint, weil derſelbe bei der Ermordung des Capitains dermaßen beſchäftigt ſein mußte, daß er kaum Zeit gehabt, ~~und~~ im Zwielicht, die Gruppe der andern Ringenden genau zu betrachten. Auch kam dem Niels der Umſtand zu Hülfe, daß die beiden Hauptzeugen gegen ihn, der Zimmermann und der Koch, ſich während der ganzen Unterſuchung keineswegs als ſeine Freunde gezeigt hatten.

Zwiſchen Niels und dem Koch ſchwankt alſo der Verdacht der Thäterſchaft. Der Ankläger ſchließt ſeine weitläufigen Argumentationen über dieſen Umſtand mit der Bemerkung: daß der erwieſene Umſtand, daß der Koch den Capitain mit über Bord geworfen, die Wahrſcheinlichkeit keineswegs ausſchließe, daß er auch den Oberſteuermann mit getödtet. Der Capitain war früher als ſein Sohn ergriffen, aber der Kampf ſcheint länger gedauert zu haben. Er ward ſpäter, als der Oberſteuermann über Bord geworfen. Der Koch war nicht beim erſten Angriff auf den Capitain gegenwärtig, wol aber beim Ende der That. Es ſei daher ſehr möglich, daß er zuerſt, der unbeſtrittenen Abrede gemäß, dem Peter Klever geholfen, den Oberſteuermann zu werfen, und dann, des Mordens noch nicht ſatt, den Mord am Capitain mit vollendet habe. Die Angabe des Kochs: daß er ſich anders beſonnen, weil der Oberſteuermann die Mannſchaft doch nie ſchlecht behandelt, hält er für eine leere Ausflucht, nur angebracht, weil, bei ernſtem Nachdenken, ihm denn doch wie den Andern (mit Klever's Ausnahme) die Ermordung des jungen Menſchen weit

ſtrafbarer erſchienen, als die des Capitains, und weil — zwei Mordthaten einzugeſtehen, nach ſeiner Berechnung, ſein Strafmaß ungleich erhöht hätte.

Aber auch auf den Denuncianten, den Unterſteuermann, Lorenzen, war im Verlauf der Unterſuchung ein Verdacht gefallen.

Diedrich (Widow) hatte in ſeiner Vernehmung ausgeſagt: daß an dem Tage, wo der Capitain den Niels (Hendrickſen) geſchlagen, der Steuermann Lorenzen geſprochen: wenn der Capitain ſo bleiben und die Mannſchaft quälen wolle, wie bisher, ſei es am beſten, daß Rebellion im Schiffe gemacht und dem Capitain Arme und Beine entzwei geſchlagen würden, wozu er, der Steuermann, Handſpeichen und Dreher zurecht legen wolle.

Diedrich wollte die Worte ſelbſt gehört haben, Lorenzen habe damals an der Steuerbordſeite, bei der Pumpe, geſtanden. Er brachte dieſe Angabe aber erſt ſpäter bei der Unterſuchung vor, weil — er nicht darum befragt worden und es ihm früher nicht eingefallen ſei.

Jochim von Ehren ſprach von den Drohungen des Capitains gegen die Mannſchaft. Ein Mal hatte er gelobt: er wolle ſie Alle in Priſon ſetzen, ihnen Arme und Beine entzwei ſchlagen, ſie caput oder todt ſchlagen; das könne er verantworten. Er wolle aufpaſſen, daß die Mannſchaft keinen Schilling von ihrer Häuer erhalte; er könne es auch verantworten, wenn er Einen von der Mannſchaft auf dem Decke todt ſchlage. Da habe er denn auch den Steuermann Lorenzen einen „dummen Jungen und faul" geſcholten. Als hierauf

Jochim gesagt: es sei hart, sich so was in Gegenwart der Mannschaft sagen zu lassen! habe Lorenzen erwidert: der Capitain sei werth, daß man ihn einmal tüchtig durchprügle, und wenn sie wollten, wolle er ihnen schon die Knittel dazu zurecht legen; der Capitain sei werth, daß man ihm Arme und Beine entzwei schlüge, man müsse Rebellion im Schiffe machen.

Dazu bestritt Jochim von Ehren (und die Andern mit ihm), daß sie nach der That dem Steuermann gedroht, daß er, wenn er ihnen nicht Treue schwören wolle, denselben Weg gehen solle wie die Beiden.

Der Zimmermann Utterberg bezüchtigte Lorenzen ungefähr derselben Aeußerungen, von denen Jochim gesprochen: daß, als der Capitain ihn einen Faullenzer und dummen Jungen genannt, der Steuermann gesagt, er sei werth, daß man ihn tüchtig durchprügle, und er wolle schon die Knittel dazu zurecht legen.

Der Koch Wehrpupp hatte ein Mal, zu wem, erinnerte er sich nicht mehr, gesagt: daß der Steuermann Lorenzen Bescheid (vom Plan) wisse. Er erklärte aber, daß er das nur gesagt, weil von der Mannschaft vorher davon gesprochen sei, daß der Steuermann Lorenzen davon Bescheid wissen müsse, und daß Derjenige, welcher ihm zuerst begegnen würde, ihm Bescheid geben solle. Eine bestimmte Absicht wird dabei nicht klar, denn die: die Mannschaft dadurch zur That zu ermuntern, bestritt der Koch.

Aber es kamen noch erschwerendere Aussagen hinzu.

Der Zimmermann Utterberg behauptete: als am Tage vor der Ermordung die Mannschaft auf dem Deck darüber gesprochen, daß der Capitain über Bord solle, habe Lorenzen nahe dabei gestanden, und sei, ohne ein Wort zu sagen, weggegangen. Utterberg meinte, der Steuer-

mann müsse gehört haben, was sie gesagt; doch habe Niemand grade mit Lorenzen darüber gesprochen.

Er bestritt desgleichen, daß Jemand den Steuermann nach der That angefaßt und ihm gedroht habe, noch sei er erbleicht, als er von der That gehört. Vielmehr meine er, daß der Steuermann ebenso vergnügt gewesen, als sie Alle, daß der Capitain weg sei.

Ja Utterberg behauptete im Verlaufe des Processes: daß der Steuermann nicht allein Bescheid gewußt, sondern daß er selbst ihm auch am Abende vorher auf der Wache Bescheid gesagt, und Lorenzen nichts darauf erwidert, als: es sei doch eine zu schlechte Behandlung und auch er sei satt und müde davon.

Der Koch Wehrpupp wollte an dem Abende zu Lorenzen gesagt haben: „er glaube, wenn sie kein Brod erhielten, werde es verkehrt gehen und der Capitain und Obersteuermann über Bord geworfen werden." Darauf habe er Lorenzen angerathen, wieder in die Cajüte zu gehen, was dieser auch gethan, während die Mannschaft noch mit dem Capitain im Gespräch gewesen. Als die Mörder nach der That in die Cajüte hinunter kamen, habe Lorenzen auch eingestanden, daß „der Koch ihn gewahrschaut habe, daß er hinuntergehn möge." Und da habe er sich denn vom Jungen etwas Essig holen lassen, um seine Lenden zu waschen, als damit er ein Geschäft hätte, welches ihn hinderte aufs Verdeck zu kommen.

Peter Klever sagte sogar ausdrücklich: daß am Tage zuvor, als sie über das Ueberbordwerfen des Capitains gesprochen, er allein an den Untersteuermann getreten und zu ihm gesagt habe: „Steuermann Lorenzen, der Capitain soll ja über Bord!" Darauf hätte sich Lorenzen umgedreht, und sei mit den Worten: „das geht nicht" weggegangen.

Der Antheil des Untersteuermanns Lorenzen ist eine der mysteriösen Partien dieses Processes. Wäre alles Das wahr, was die Mitschuldigen ausgesagt, so stände wenigstens so viel fest, daß er um das Vorhaben gewußt, oder es wenigstens ahnen müssen, daß er nichts gethan, es zu hindern, ja daß er es vielleicht im Stillen nicht ungern gesehen, zufrieden, daß es geschehen, ohne daß er nöthig gehabt daran Theil zu nehmen. Aber dem steht entgegen: daß die Aussagen gegen ihn allein von geständigen Verbrechern, und zwar den schuldigsten und strafwürdigsten, herrühren, daher schon nach gemeinem Rechte diese Zeugen zu verwerfen wären, daß sie sich unter einander widersprachen und daß das Motiv der Rache bei ihnen Allen gegen den Mann, der als ihr Verderber, Denunciant und Hauptzeuge auftrat, sehr nahe liegt. Endlich steht das Factum ihnen entgegen: daß Lorenzen das Schiff an den Strand trieb, um die Entdeckung der Mordthat und die Festnehmung der Mörder zu bewirken. Wenn er wirklich schuldbewußt gewesen, wenn er eine Strafe gefürchtet, oder auch nur die Denunciationen der Andern gegen sich, so würde er es nicht gethan haben. So urtheilte der Richter, und sprach ihn, wie wir sehen werden, von dem Verdachte der Theilnahme frei.

Nichtsdestoweniger bleibt auch beim unbefangenen Leser ein starker Zweifel zurück, ob denn an den Aussagen seiner Mitschuldigen über Lorenzen's Betragen gar nichts wahr sein sollte? Diese Leute waren keine Intriganten, ihnen fehlte der Verstand und vielleicht auch der böse Wille, um Erfindungen zu machen, damit ein Anderer verdorben werde. Wenigstens scheint, daß sie im Glauben waren, sie könnten sich auf Lorenzen verlassen, daß er, wenn nicht selbst mitthätig sein, doch

nichts thun werde, es zu hindern, daß er nicht den Verräther ſpielen werde. Wenn ſie das nicht gedacht und nicht auch gegen ihn einen Mordplan in Voraus gefaßt, wie hätten ſie die That wagen ſollen? — Sie kannten ſeine eigene Unzufriedenheit mit dem Weſen des Capitains, daß auch er im Grunde des Herzens zu ſeinem Verderben nicke, aber ſeiner Stellung, ſeinem Charakter nach ſich in keine offene Verſchwörung einlaſſen könne. „Er wiſſe Beſcheid," mit dieſer dunklen Vorſtellung, die nicht aus nichts entſprungen ſein wird, begnügten ſie ſich. Wir deuteten ſchon an, daß Lorenzen nur als einer jener indolenten Charaktere erſcheint, die, bis es zum Aeußerſten kommt, nicht die Kraft haben, ſich zu entſcheiden. Er hatte nicht die Kraft für das gemißhandelte Volk in geſetzlicher Art zum Capitain zu ſprechen und ihn zur Vernunft zurückzubringen. Als er die Empörung des Volkes bemerken mußte, beruhigte er ſich vielleicht damit, daß ihn ja das nichts anginge, daß da kommen möge, was da kommen wolle, wenn er es nur nicht zu vertreten hätte. Wußte, rieth er mehr, ſo fehlte ihm die Kraft, den Empörern zu widerſprechen und auch die, ſeinem Obern Anzeige zu machen. Das emporte Schiffsvolk war jetzt furchtbarer als der Wüthrich. Vielleicht ſuchte er auch darin Troſt, daß es doch möglicherweiſe nicht zum Aeußerſten kommen werde.

Dieſer Annahme widerſpricht auch nicht ſeine Handlungsweiſe nachher. Da war ſeine Lage eine ganz andere. Mit ſeinem Bewußtſein war auch die Kraft hervorgerufen, die ein Jeder hat, wo es ſein Leben vertheidigen gilt. Er mußte ſich ſagen, daß ſeine zweifelhafte Rolle unter den Empörern jetzt unhaltbar war. Er konnte nichts mehr thun, wenn er es auch gewollt, um ſich ihnen gleichzuſtellen. Fuhren ſie doch ſchon mit

bösen Drohungen umher gegen die ihrer Mitgenossen, die nicht selbst mit Hand angelegt beim eigentlichen Acte des Mordes. Dieses Mißtrauen, dieser Verdacht mußte mit jeder Stunde wachsen. Er war also in einer verzweiflungsvollen Lage, und ihm blieb nur die Wahl: sich selbst zu opfern oder die Andern. Natürlich wählte er das Letztere. Wie seine Energie und sein Scharfblick sich da, wo es die eigene Rettung galt, schnell entwickelten, haben wir gesehen.

Die Gülich'sche Schrift deutet an, daß man auch damals im Publicum nicht der Ansicht der Richter gewesen, sondern dem freigesprochenen Untersteuermanne einen guten Theil der Schuld, für welche die Andern büßten, beimaß. Gülich sagt darüber in einer Anmerkung:

„Der Steuermann ist von dem Verdachte einer Theilnahme an dem Morde und einer Beförderung desselben durch die Urtel frei gesprochen. Die darüber vor Publication derselben, ziemlich allgemein stattgehabten Vermuthungen müssen also schweigen. Das aber darf Referent zu bemerken sich erlauben. Hätte der Steuermann in vollem Maße seine Schuldigkeit gethan, d. h. hätte er sich eifriger bemüht, den Beschwerden der Mannschaft bei dem Capitain Eingang zu verschaffen, hätte er, der ja zwischen Diesem und Jenen stand, den Mittelsmann gemacht, hätte er, als er auf die Ermordung zielende Aeußerung gehört, wie er selbst gestanden, sich kräftig widersetzt, hätte er die Sache nicht auf die leichte Achsel genommen, sondern die Mannschaft genau beobachtet und — konnte er der aufrührerischen Stimmung nicht anders wehren — den Capitain und den Obersteuermann aufmerksam gemacht und sie von seinen Beobachtungen unterrichtet, so — wer wollte zweifeln? — wäre das Verbrechen unterblieben!“

Die peinlichen Anklagen und Vertheidigungen wurden auf dem Flensburgischen Rathhause am 27. October, am 2. und 3. November 1819 vor der versammelten Commission, in Gegenwart der Inquisiten und eines sehr zahlreichen Publicums, vorgetragen, wobei alle Defensoren die Sache ihrer Clienten mit Wärme führten, Einige sich auch durch vorzügliche Eloquenz auszeichneten.

Aber erst am 14. October 1820 ward auf dem Rathhause, in Gegenwart der fesselfrei vorgelassenen, sämmtlichen Inquisiten, so wie der zu diesem Termine geladenen Defensoren derselben, auch des bestellten peinlichen Anklägers, in, von Zuhörern gedrängt vollem Saale „abgesprochen folgendes Urtel:"

In Sachen des Ober- und Landgerichtsadvocaten L. A. Gülich in Flensburg, als bestellten peinlichen Anklägers,

wider

die vormalige Mannschaft des dänischen Brigschiffs l'Esperance, namentlich die Inquisiten Peter Klever aus der Gegend bei Riga, Niels Hendricksen aus Nord-Ordrup bei Aalburg, Johann Bernhard Kuhlmann, sonst Mathias Andreas Lütgens genannt, aus Bethe im Großherzogthum Oldenburg, Franz Diedrich Widow aus Ströhen, Amts Rohden, im Westphälischen, Jochim von Ehren aus Blankenese, Jens Jenssen Utterberg aus Kopenhagen und Johann Diedrich Heinrich Wehrpupp, sonst Ludwig Prahl genannt, aus Hamburg, sämmtlich peinlich Angeklagte,

wegen gemachten Complots und in Folge desselben beschlossener, auch vollführter Ermordung des Schiffscapitains Jens Nielsen Holst und seines Sohnes des Obersteuermanns Niels Hanssen Holst, vom Schiffe l'Esperance und desshalb verwirkter Strafe.

maßen des Beinwalls passen und unanschicklich häufig bis über die Hacken reichen. Es konnte kein minder geeignetes Kostüm zum Bergklettern, Reiten und Roßlenken auf diesen Karren und diesen Wegen erfunden werden. Der Hut ziert zwar überall den Mann, aber die modern unförmlichen Bolivar-Hüte konnten mir hier auch nicht behagen. Sie widersprachen allzusehr der Natur rings um, die ihre Berge und Felsen nicht wie Armenische Turbans oben breit und unten schmal wachsen ließ. Die Verkehrtheit soll so weit gehen, daß einzelne reiche Bauerburschen in Hedemarken sich Röcke aus London kommen lassen. Sollten es aber die Prediger nicht für Pflicht halten, gegen diese Verkehrtheit zu eifern? Ihr Einfluß ist nicht gering und sie beweisen ihn häufig, bei andern Gelegenheiten, wo man wünschen möchte, daß sie weise Nachgiebigkeit predigten.

Nur zwei Stücke im Anzug haben sich erhalten, deren Ursprung sich einestheils wenigstens aus dem Alterthum herschreiben ließe. Wenn sie die Hüte zurücklassen, tragen die Guldbrandsdaler rothe Mützen, oder vielmehr Käppchen, ähnlich denen der Schiffer. Es giebt wo-

wird von der zur Untersuchung dieser Sache allerhöchst angeordneten Commission, nach abgehaltener General- und Special-Inquisition, mündlicher Verhandlung der eingelieferten peinlichen Anklagen und Defensionsschriften, auch schriftlicher Vertheidigung des Untersteuermanns vom gedachten Schiffe, Namens Johannes Lorenzen, aus Hoe, bei Werde, Amts Ripen, gegen die von einzelnen Inquisiten wider ihn in Hinsicht einer Theilnahme an dem verübten Verbrechen und einer Beförderung desselben vorgebrachten Beschuldigungen, so wie nach reiflicher Erwägung aller Umstände und in Folge Rescripts des Königlichen Schleswigschen Ober-Criminal-Gerichts auf Gottorff, vom 22. September 1820 hiemit für Recht erkannt:

daß die Inquisiten Johann Diedrich Heinrich Wehrpurr aus Hamburg, Jens Jenssen Utterberg aus Kopenhagen, Jochim von Ehren aus Blankenese, Peter Klever aus Riga, Franz Diedrich Widow aus dem Westphälischen und Johann Bernhard Kuhlmann aus dem Großherzogthum Oldenburg, wegen verabredeter und verübter Ermordung des Schiffscapitains Jens Nielsen Holst und seines Sohnes, des Obersteuermanns Niels Hansen Holst, vom dänischen Brigschiff l'Esperance, andern Gleichgesinnten zur Warnung, sich selbst aber zur wohlverdienten Strafe, auf Schinderkarren zum Richtplatze zu führen, daselbst mit dem Rade vom Leben zum Tode zu bringen, und demnächst ihre Körper aufs Rad zu flechten; der Inquisit Niels Hendrickfen aus Jütland, wegen Theilnahme an der Verabredung zu dem, an dem Capitain Holst begangenen Verbrechen des Mordes und daher zugleich wegen Meuterei, mit dem Beile zu enthaupten, sein Körper sammt dem Haupte auf dem Richtplatze zu verscharren, auch

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HÄRING, G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04033/049

ſämmtliche Inquiſiten die Koſten der Unterſuchung, ſo viel ihr Vermögen dazu hinreicht, zu erſtatten ſchuldig; der Unterſteuermann Johannes Lorenzen aus Hoe, bei Werde, Amts Ripen, aber von dem Verdachte einer Theilnahme an dem Morde, welcher an dem Schiffscapitain Holſt und an ſeinem Sohne verübt worden und einer Beförderung deſſelben gänzlich frei zu ſprechen ſei; alles von Rechtswegen.

Publicatum Flensburg in Curia, den 14. Oct. 1820.

Jedoch wird in Gemäßheit des vorgenannten Reſcript den Inquiſiten hiemittelſt angekündigt, daß das eben abgeſprochene Erkenntniß aus allerhöchſter Gnade dahin gemildert worden:

daß nämlich die Inquiſiten Widow und Klever auf gewöhnliche Art, von Ehren, Utterberg und Wehrpupp auf dem Schinderkarren zum Richtplatze zu führen, dieſe fünf Inquiſiten in der Ordnung, wie ſie ſo eben nach einander genannt ſind, mit dem Beile zu enthaupten, ihre Körper aufs Rad zu flechten und ihre Häupter auf den Pfahl zu ſtecken, daß aber die Inquiſiten Kuhlmann und Hendrickſen, Erſterer nach vorherigem Staupenſchlag, mit lebenswieriger Zuchthausſtrafe zu belegen ſei.

Der Proceß, das Urtheil und die nachfolgende Execution hatten in Schleswig und Holſtein ein großes Aufſehen, eine ungewöhnliche Theilnahme erregt, wie wir ſchon oben bemerkt. Der Fall lebt noch heute, als ein ganz beſonderer, dort in der Erinnerung, und ſo einfach die Thatſache auf den erſten Blick auch ſcheint, ward dieſe Aufmerkſamkeit doch durch mehre Umſtände gerechtfertigt und erklärt.

Es war seit lange kein Verbrechen der Art in der dänischen Marine vorgekommen; ein furchtbares, gefährliches in seinen Folgen, wenn es nicht entdeckt, wenn die Thäter unbestraft geblieben wären. Aber wer waren die Thäter? Junge, sittlich unverdorbene Leute, von blühendem Ansehen, von kernigter Gesundheit, wie Augenzeugen versichern. Furchtbare Mißhandlungen, eine canibalische Rohheit, die Verletzung ihrer Menschenrechte, hatte sie zu dem entsetzlichen Entschlusse gebracht; es war eine rasche That roher, entschlossener Naturen. Aber der Fluch der Schuld übte seine Zeugungskraft schon im Augenblicke, wo der Entschluß reif war. Wenn sie den Vater tödteten, mußten sie auch den unschuldigen Sohn todten, der ihnen nichts zu Leide gethan. Sie thaten es ungern, aber es blieb ihnen kein Ausweg. Und nun drängt sich Einer grade zu dieser unglückseligen That, vor der sie schaudern, aus — einem religiösen Aberglauben! Der Mörder nimmt für das Himmelreich die Schuld des Gemordeten auf sich. Es ist eine Erbschaft der Sünde. Er will der Mörder des Unschuldigsten werden, damit seine Schuld in jener Welt die geringste sei! Schon um dieses merkwürdigen Motivs willen beschäftigte dieser Fall seiner Zeit lange und schmerzlich die denkenden Gemüther. — Aber während man diese jungen Leute, sämmtlich reuig, bußfertig, in geistlicher Erhebung sich zum Tode vorbereitend, und mit Andacht und Erbauung den Beistand der Geistlichen empfangend, als halbe Märtyrer anzusehen geneigt war, die, dem Fluch der Schuld erliegend, durch ihre Erkenntniß und Reue ihr Verbrechen auszutilgen suchten, ohne daß sie doch ihrem Verhängniß entgehen konnten, wenn man nicht eine Gnade anrufen wollte, welche für die Disciplin in der Marine ein unheilvolles Beispiel abgegeben

nige Jahre Zuchthaus kosten würde. Wie wenigen Eindruck auch scheinbar das Urtheil auf ihn gemacht, zeigte er sich doch, dem Geistlichen gegenüber, äußerst entrüstet und glaubte sich im höchsten Grade ungerecht behandelt. Der religiöse Trost half nichts, der Prediger mußte von dem hohen Grade persönlichen Zutrauens Gebrauch machen, welches Jochim in ihn gesetzt. Das half; er ergab sich in sein Schicksal, sterben zu müssen, wiewol sein Ehrgefühl durch die Art, den Karren, das Liegen auf dem Rade, aufs Tiefste verletzt war. — Bei Wehrpupp wogte es fürchterlich im Innern. Als Schütt ihn bedauerte, rief er: „Ei was bedauern!“ und sein Auge rollte furchtbar. Erst am folgenden Tage kam ihm Jochim ruhig entgegen und sprach: „Mein Glaube an Gottes Gnade gibt mir Trost und Stärke.“

Die 5 Todescandidaten durften den letzten Tag über bei einander sein, was viel zu der Fassung beitrug, mit der sie in den Tod gingen. Sie trösteten sich gegenseitig und beschäftigten sich fast allein mit religiösen Betrachtungen. Als der Geistliche zu ihnen trat, ward er wie ein lieber Freund empfangen; der Eine holte ihm einen Stuhl, der Andere die Decke, sie unter seine Füße zu legen, ein Dritter machte die Fenster im Gange zu, damit keine Zugluft da sei. Der Prediger nennt die zwei Stunden, die er in der Mitte dieser, dem Tode Geweihten zubrachte, zwei der seligsten seines Lebens. Jeder der Todescandidaten war voll Hoffnung zu Gott und sprach mit Freudigkeit über seine baldige Erlösung. „Wer die Kraft der Religion in den bewegtesten Lebensstunden zu trösten und zu stärken bezweifelt, hätte hier zugegen sein müssen.“ — „Die freudige Stimmung Aller ließe sich gar nicht beschreiben. Man mußte es sehen, um sich eine Vorstellung zu machen.“

Montag am 16. October brachten die Todescandidaten eine seltsame Bitte vor. Im selben Gefängnisse befand sich ein anderer Verbrecher, Jürgen Jürgensen, der als Straßenräuber und eines Mordes wegen, obgleich er ihn nicht eingestanden, zum Tode verurtheilt war. Sie baten, daß Jürgen mit ihnen enthauptet werden möchte. Man gewährte die Bitte, ohne zu ahnen, welch einen psychologisch merkwürdigen Zwischenfall dies veranlassen sollte.

Die nunmehr zur Zahl 6 angewachsenen Todescandidaten empfingen zusammen das Abendmahl; alle tief ergriffen, innig erschüttert. Der zweite Geistliche, Pastor Valentiner, der an jeden Einzelnen bei der Absolution eine kräftige Anrede gehalten, fragte Jürgen mit besonderem Nachdruck: ob er das heilige Abendmahl auch würdig feiern könne, oder ob nicht eine Sünde, die er nicht bekannt, noch sein Gewissen belaste? — Ehe er antworten konnte, trat der Koch Wehrupp, der als der entschlossenste und wildeste unter den Seemördern früher erschien, und redete ihm mit einer Kraft und Wärme zu, die Alle in Erstaunen setzte, daß er keine Sünde auf dem Herzen behalten solle. Da ward das Herz dieses verstockten Sünders, der bis dahin weder durch den Zuspruch des Richters, noch des Geistlichen erweicht werden können, durch die Gewalt des Augenblicks, durch diesen unerwarteten Zuspruch dermaßen ergriffen, daß er Alles bekannte.

Die freudige, fast berauschte Stimmung der Todescandidaten dauerte den Tag über fort. Jochim schrieb geistliche Verse auf einen Brief seiner Mutter, die Hoffnung und Freude athmeten. Alle speisten gesellig zu Abend und schliefen ruhig die Nacht durch. Am Morgen frühstückten sie und tranken den letzten Wein. Sie

wünschten die Frau des Obervolizeidieners zu sprechen, um ihr ihren Dank für deren liebreiche Pflege auszudrücken. Als um 6 Uhr der Geistliche wieder kam, und sie mit einem: „Freuet euch, der Siegestag ist da! Preis, Lob und Dank sei Gott!“ begrüßte, stimmten Alle mit fester, freudiger Stimme ein: „Ja Preis, Lob und Dank sei Gott!“

Der 17. October 1820 war der Tag der Hinrichtung. Es war ein trüber Herbstmorgen. Um 7 Uhr wurden die Delinquenten theils auf Wagen, theils auf Schinderkarren, wie das Urtheil es vorgeschrieben, gesetzt. Als man sie bei Besteigung des Karrens trösten wollte, sagte der Eine: „Das ist meine Jacobsleiter, auf der ich zu meinem himmlischen Vater komme.“ Als ein Scharfrichterknecht beim Binden etwas Entschuldigendes zu Jochim sagen wollte, antwortete er: „Ach mache was Du willst, für mich ist jedes Erdenleid bald überwunden.“ Die beiden Geistlichen Schütt und Valentiner fuhren mit; Abtheilungen von Infanterie und Cavalerie bedeckten den Zug. Es war trotzdem, daß eine unzählige Menge Menschen vor dem Rathhause standen, als der Officier: „Marsch!“ commandirte, so still, daß nur der Tritt der Soldaten gehört ward.

Peter Klever, früher der Verzagteste, äußerte beim Hinausfahren: er wünsche, daß ihm vor der Enthauptung Hände und Füße möchten abgehauen werden, denn er wolle gern so viel wie möglich hier büßen, ehe er zu Gott komme.

Eine unzählige Menge Menschen begleitete sie, oder hatte sich am Wege aufgestellt, um den Zug vorbeikommen zu sehen, oder erwartete ihn in der Gegend der Schädelstätte. Männer, Weiber und Kinder weihten den Unglücklichen Thränen, sie aber trösteten die Weinenden

und ermahnten sie, ihr Beispiel sich zur Warnung dienen zu lassen. Als sie an den Platz gekommen, wo ihr Blut fließen sollte, trat die Sonne, bis dahin von Wolken verschleiert, vor, als wolle sie noch einmal Die mit ihren Strahlen erwärmen, die nur dies eine Mal noch ihr Antlitz schauen durften. Sie wurden in ein zu ihrer Aufnahme am Fuße des Hügels aufgeführtes Bretterhaus geführt, die Infanterie schloß einen Kreis um den Hügel, die Reiter ritten umher, um etwanigem Andrange zu wehren und die Execution begann mit der Stäupung des Johannes Bernhard Kuhlmann, der gleich, nachdem diese beendigt, zum Zuchthause abgeführt ward.

Das letzte schmerzliche Gefühl für sie war der Anblick der 5 Räder auf der Gerichtsstätte gewesen. Sie hatten geglaubt, daß nur Die, welche auf dem Schinderkarren fuhren, auf dem Rade liegen sollten, sie ergaben sich aber auch darein leicht.

Jürgen Jürgensen ward zuerst hinausgeführt. Alle nahmen herzlich von ihm Abschied, wie es bei Jedem, an den die Reihe kam, geschah. Ein Geistlicher führte diesen auf die Richtstätte, der andere blieb zum Trost der Uebrigen zurück. Als Jochim vom Koch und Zimmermann Abschied nahm, sagte er mit fester Stimme: „Ich komme vor Euch zu meinem himmlischen Vater. Ich will am Throne für Euch beten, daß Ihr eben so stark und fest sein mögt, als ich es bin.“ Draußen dankte er mit Händeschütteln dem Obervolizeidiener für alles Gute, was er bei ihm genossen. Als er entblößt, mit gebundenen Händen vor dem Blocke stand, die schwarze Binde über die Augen, betete er mit lauter, fester Stimme, aus der innersten Tiefe des Herzens:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das sei mein Schmuck und Ehrenkleid.

Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich nun werd zum Himmel gehn.

In dieser Fassung blieb er, gleich den Anderen, bis er auf dem Sandhügel niederkniete. — Von den Schrekken der Hinrichtung, die das Urtheil festgesetzt, unterblieb auch keiner. Die Körper wurden vorschriftsmäßig aufs Rad geflochten, die Häupter auf Pfähle gesteckt. Als Alles vorüber, ging die Versammlung so schweigend und ruhig nach Hause, als sie gekommen. Keine Unordnung, kein Exceß, weder vor, während, noch nach der Execution. Das gräßliche, erschütternde Schauspiel hatte, versichern alle Zeugen, eine Beimischung von Erhebendem, welches die freudige Haltung der Delinquenten ihm gab.

Ja diese freudige Haltung, dieser heldenmüthige Tod haben noch nachträglich so gewirkt, daß uns nach dreißig Jahren von mehren Holsteinern die Auftritte bei der Hinrichtung mit derselben Lebendigkeit und Genauigkeit wieder erzählt wurden, als sie nur von Zeitgenossen zu Papier gebracht sind. Ja sie kamen zuweilen schon aus dem Munde einer zweiten Generation. Seiner Zeit aber konnte man von dem merkwürdigen Proceß und der noch merkwürdigern Hinrichtung nicht genug lesen; nicht allein die Zeitungen füllten ihre Spalten damit, es wurden auch besondere Berichte darüber gedruckt und verbreitet. Wir glauben, daß Auszüge aus demjenigen des Pastor Valentiner auch für unsere Leser von Interesse sein werden, da sie uns so interessante als eigenthümliche Züge aus dem Seelen- und äußern Leben der Gefangenen liefern.

Erfahren wir doch aus demselben auch, daß die

nigſtens ein munteres Anſehn, wenn man dieſe Rothkäppchen in den Thälern und an den Bergesrükken, wie Grubenlichter in der Nacht der Stollen, umherſtreifen ſieht. Aelter gewiß iſt die Sitte, den Telleknif im Gurt an der rechten Seite zu tragen, an der Stelle, wo ſonſt der Dolch hing. Es iſt ein ſtarkes, breitrückiges, doch nicht langes Meſſer; urſprünglich, wie es ſcheint, mehr zum Stoßen, als zum Schneiden beſtimmt. Jeder Bauer verfertigt es ſelbſt und ſetzt ſeine Kunſt oder Geſchicklichkeit darin, den hölzernen Griff zierlich zu verarbeiten, oder doch den feſt eingeſtoßenen Stahl ſcharf und glänzend zu ſchleifen. Als Waffe wird er wohl nur noch ſelten gebraucht; doch ſteckt er ſo, daß er wie der alte Dolch jeden Augenblick mit der rechten Hand aus der Scheide gezogen werden kann. Häufig erlebten wir das fürchterliche Schauſpiel, wie er raſch in der Hand des Normannen blitzte — aber nur, um einen Stock, oder Keil im Buſch zu ſchnitzen. Nur der Lappländer braucht ihn noch zur blutigen That. Er ſpringt los auf ſein treues Rennthier und ſtößt ihm das Meſſer bis an den Heft in die Bruſt. Die blutdürſtige Abſicht iſt hier im buchſtäblichen Sinne

Geiſtlichkeit in Flensburg in corpore mit einem Gnadengeſuch beim Könige von Dänemark für die Verurtheilten einkam. „Wenn überall Verbrecher zur Begnadigung empfohlen werden dürfen, ſo iſt es uns, als ob dieſe es beſonders verdienten," heißt es darin. „Sie ſind in hohem Grade unglückliche Menſchen, reuevolle Sünder, denen ſchwerlich Jemand, wenn er ſie wie wir kennt, ſein Mitleid verſagen wird, die ihre That längſt verwünſcht, in ihrer jahrelangen Haft mehr als hundertfachen Tod bereits erlitten, und bei ihrem Sinn und und ihren Jahren für die Welt noch nützlich werden könnten."

Die That ward von ihnen jedoch nicht von Anfang an verwünſcht, vielmehr hatten ſie gegen ihre Seelſorger eine eigenthümliche Argumentation, die nach Valentiner's Bericht ein wahres Licht auf die Motive wirft. Er ſagt:

„In der erſten Zeit ihrer Gefangenſchaft konnten ſie es nicht einſehen, daß ſie ein ſchweres Verbrechen verübt hätten. Daß ſie Unrecht gethan, geſtanden ſie willig ein, aber ſie begriffen nicht, wie ſie ſich anders hätten helfen ſollen. Der Capitain war in ihren Augen ein höchſt verächtlicher Menſch. Mit dieſem Vorurtheil waren ſie auf ſein Schiff gekommen. Bei der Abreiſe von Hamburg hatten die Weiber der Männer, die früher unter ihm gedient, ihm geflucht und mit Steinen nach ihm geworfen; der Rheder hatte bei der Abfahrt zu ihm geſagt, er möge ſich nur gut gegen ſeine Leute benehmen, da er wiſſe, in welchem Rufe er ſtehe. Deſſenungeachtet habe er auf der Reiſe ſogleich die feindſeligſte Stellung gegen ſie angenommen. Sie hörten nichts von ihm als Scheltworte und Drohungen — ſo viele Jahre z. B. habe er darauf ſpeculirt, wie er ſeine Matroſen peinigen

wolle — sie fürchteten unter ihm Hungersnoth, und nach den ihnen vorgewiesenen Instrumenten, so wie nach den schon erlittenen Proben, die schwersten Mishandlungen erleiden zu müssen. Daher hielten sie zu einem Schritte, der so viel Schauder erregt, sich vollkommen berechtigt. Warum sie ihn nicht unschädlich gemacht und nachher auf dem Wege Rechtens gegen ihn verfahren hätten — schien ihnen eine lächerliche Frage, indem, nach ihrer Erfahrung, ein Matrose nie Recht über seinen Capitain erhalten habe — „meine Tasche," sagte Utterberg unter Anderm, „ist nur klein, des Rheders größer," und dieser nehme die Partei des Capitains; da hätten sie am Ende bei allem Rechte mit Schimpf ins Gefängniß wandern können. Dieser Mensch wollte in seiner Verkehrtheit von so vielen Bestechungen, Willkürlichkeiten und Gräueln an andern Orten wissen, wo die größten Schandthaten mit Geld zugedeckt, auf unschuldige, aber armselige Menschen geworfen wären, daß es ihm eine wahre Thorheit erschien, in seiner abhängigen Lage Recht beim Richter suchen zu wollen. Oft und noch nachdem er länger als ein Jahr gefesselt gewesen, schwur er, daß er, wenn er könne, den Capitain nicht wieder lebendig machen wolle, er werde, wenn er seinen Kopf hinlegen müsse, noch in dem letzten Augenblicke rufen, daß Holst wie ein elender Mensch, wie ein großer Taugenichts gefallen. Ich erzähle blos, was diese Menschen über den Capitain urtheilten, nicht wie ich urtheile, und Jenes, wenn es auch falsch ist, um die Verblendung zu erklären. Obgleich diese Hitze gemäßigt wurde, so zeigt ein Traum, den Utterberg in der letzten Zeit hatte, seine feste Ueberzeugung. Holst nämlich kommt, um ihn zu einer neuen Fahrt mit ihm zu bereden. Utterberg aber will nicht. Holst thut ihm Versprechungen, Utterberg antwortet:

Nein, nein, kurz! ich kenne dich. — Holst bittet ihn endlich, er möge wieder zu ihm kommen, denn er habe seinetwegen viel leiden müssen, und wünsche daher mit ihm versöhnt zu sein — — — So gleichgültig er also gegen das Schicksal des Capitains war, der, in seiner Sprache, keine Pfeife Taback werth gewesen, dem er eben darum manches Laster aufheften wollte, so daß er durchaus nicht begreifen konnte, wie das Leben eines so erbärmlichen Menschen so viel Aufmerksamkeit erregen könne: so wenig war ihm der Sohn gleichgültig, dem er das Leben gern wieder gegeben hätte. Diese Aeußerung, aber ebenfalls jene über den Vater, theilten sie mit mehr oder mindern Zusätzen Alle. So wie sie den ersten Schritt gethan und auch nur beschlossen hatten, so folgte der zweite, und obgleich sie diesen mehr bereuten, so glaubten sie ihn gewissermaßen entschuldigen zu können, ja meinten, daß unter solchen Umständen ohne Weiteres alle Theilnehmer des Capitains mit ihm hätten wandern müssen."

Der Geistliche rühmt Utterberg als einen jungen Mann voll lebendigen Ehrgefühls, der sogar in einem öffentlichen Institute in Kopenhagen eine gute Erziehung als Seemann genossen, später aber im Kriege in schlechte Gesellschaft gerathen war. Aehnliches gilt vom Koch Wehrpupp, der unter den Hanseaten gegen die Franzosen gedient. Sie fühlten sich entrüstet, als sie von dem Gerüchte hörten, daß viel baares Silber an Bord gewesen, daß man also eine Zeit lang geglaubt, sie könnten das Verbrechen aus Habsucht begangen haben.

Valentiner warf eine eigene Frage vor der Communion an sie auf: ob sie wol bei sich einig wären, wer unter ihnen der Schlechteste sei? Einhellig antworteten sie: das wüßten sie nicht. Sie hätten dieselbe Frage

schon unter sich verhandelt, könnten aber mit der Antwort nicht fertig werden. Die letzten Tage waren sie in einem Gemache, was ihnen ungemeine Freude machte. In diesen Stunden hat Keiner dem Andern Vorwürfe gemacht, Keiner über den Andern geseufzt. Wer also sollte, schließt der Geistliche, der Verführer sein? — Es wäre doch natürlich gewesen, meint er, daß Einer zum Andern gesagt hätte: daß du auch auf den unseligen Einfall kommen mußtest!

„Während ihrer Gefangenschaft, wo sie gewöhnlich ihrer zwei, nur nicht immer dieselben, beisammen waren, lebten sie unter sich friedlich, und die sich lange nicht gesehen hatten, grüßten sich beim Zusammentreffen sehr freundlich. Der einzige Hinrichsen ward nicht gern gesehen, und ich darf sagen, ward von den Uebrigen allen gehaßt, und am allerwenigsten konnte sich sein Landsmann Utterberg mit ihm vertragen. Diese Beiden durfte man am wenigsten in dem letzten halben Jahre zusammenführen, was allerdings merkwürdig ist, da Hinrichsen kein Deutsch sprechen und also mit Niemand als mit Utterberg sich unterhalten konnte. Jedoch hörte auch dieser Streit in den letzten Wochen gänzlich auf; und so wie man überhaupt mehr seinen Charakter — in dem man etwas Schleichendes, Heimtückisches und Kriechendes finden wollte — als sein Betragen in ihrer gemeinschaftlichen Angelegenheit tadelte, so beneidete man ihm auch sein milderes Loos in der Folge keineswegs.

„Die Zeit wußten diese Menschen sich ungeachtet ihrer beschränkten Lage recht gut zu vertreiben, und sie versicherten oft, daß die Langeweile sie nicht plage. Sie genossen aber auch einer guten Gesundheit, und fanden in Absicht auf Nahrung, Kleider und Pflege ihre Wünsche hinlänglich befriedigt. Genau wußten sie nicht nur die

Jahreszeit anzugeben, obgleich weder weiß noch grün sie daran erinnerte, sondern auch das Datum jedes Tages, das sie für jede Woche mit Kreide an ihrer Thür zeichneten. Die sich besonders liebten und das Talent scharfer Zähne besaßen, nagten sich Einer dem Andern den Bart ab, und wußten sich auf diese Weise so zu barbieren, daß man den geschicktesten Raseur bei ihnen hätte vermuthen sollen. Andere nahmen zu diesem Behufe einen kleinen Westenknopf, von der Größe eines silbernen Sechslings, der, unzähligemal am Fußboden geschliffen, als Rasirmesser dienen konnte. Ihren Körper wie ihre Kammern hielten sie von allem Ungeziefer rein, was abermals Zeitvertreib gewährte. Vor Allem belustigte sie der Mäusefang, und Wehrpupp's Versuch, der aber immer mislang, die gefangenen zu zähmen. Einmal waren sie nahe daran, Schach zu spielen. Zum Theil kannten sie, wenn auch nicht vollkommen, dies Spiel, und auf einer Bank war das Schachbret, hinreichend zum Spiel, gebildet. Da hätte es nur einiger Nachhülfe und Ermunterung bedurft, um ihnen hier eine große Beschäftigung zu geben. Aber, obgleich kein Vernünftiger dies hätte tadeln können, so war doch zu fürchten, daß ihnen dadurch die Zeit für das Höhere verdorben wäre. Sie sollten ihre Verirrungen und das daraus entsprungene Verbrechen kennen lernen, sie sollten sich auf den Tod vorbereiten, und überall den Nutzen zu erlangen streben, den das Gefängniß dem Sünder geben kann.

„Sie sollten Manches noch erlernen, besser ihren Unterricht benutzen, und besonders mit guten Büchern sich beschäftigen. Man mußte natürlicherweise ihren Geschmack und ihre Fähigkeiten, außer ihrem Bedürfniß, bei der Auswahl dieser Bücher zu Rathe ziehen. Und

da war es leicht herauszufinden, was ihnen zusagen mochte. Alles, was blos oder auch nur hauptsächlich für den Verstand geschrieben ist, Alles dabei, was zu künstlich vorgetragen wird, mochten sie nicht. Mehre Schriften der Art, die ihnen Anfangs zur beliebigen Auswahl vorgelegt wurden, verschmähten sie. Dagegen liebten sie, außer der Bibel, Johann Arend, Christian Scriver, Thomas a Kempis, Benjamin Schmolke und andere derselben Art, die ihnen nach Gefallen mitgetheilt wurden. Utterberg zerbrach sich den Kopf mit dem heiligen Kriege, einem mit vieler Mystik angefüllten Buche, was ihm aber, nachdem er den Sinn gefaßt zu haben glaubte, hohen Genuß gewährte. Klever übte sich neben dem Lesen in der letzten Zeit auch im Schreiben, und freute sich, wie schon das Todesurtel hier lag, es bald so weit gebracht zu haben, an seine Angehörigen in Riga selber schreiben zu können. Die Stärkeren, wie Wehrpupp und Utterberg, unterrichteten die Andern, welche noch Anfänger waren, und so verging ihnen bei Essen und Trinken, und Taback, der ihnen zum Kauen reichlich gegeben ward, unter Furcht und Hoffnung die Zeit.

Hoffnung hatten sie allerdings, oder vielmehr hegten sie, fast während der ganzen Dauer ihrer Gefangenschaft, und zum Theil noch nach bekannt gemachtem Urtel, Hoffnung, nicht blos aufs Leben, sondern sogar auf eine gänzliche Freilassung. Alle hätten sie eine lebenswierige Gefangenschaft dem Tode vorgezogen; die Meisten jedoch nur in der Hoffnung, daß nach Jahren die Freiheit zu erlangen wäre, denn sonst hätten, so bin ichs gewiß, die Meisten selbst für den Tod gestimmt. Wie hätte man so grausam sein können, ihnen alle Hoffnung für die Zeit zu benehmen, so lange sie das Werk ihrer Bekehrung nicht gradezu verhinderte.

„Sie waren mit Mehren aus der Zahl Derer, die vor Jahren falsche Bankozettel verfertigt, im hiesigen Gefängnisse bekannt geworden, und ebenfalls wußten sie von Kotzebue's Mörder, den sie den Studenten aus Deutschland nannten. Nach diesem wie nach jenen erkundigten sie sich daher oft — schienen doch Alle mit ihnen gleich verdammlich — und welche Freude, als ich ihnen sagte, von jenen seien 14 oder 17 (ich erinnere es mich nicht mehr) zum Tode verurtheilt, und — ich machte hier eine Pause — Alle sind begnadigt. Gewiß ist unsers Königs Gnade nie so gepriesen, als bei dieser Gelegenheit im Flensburger Gefängnisse. Um aber ihrer Ausgelassenheit, die mehre Zeit darauf deutlich, und also für sie nachtheilig wurde, vorzubeugen, trug ich kein Bedenken, kurze Zeit nachher zu sagen, des Studenten Schicksal sei entschieden: er sei zum Tode verurtheilt und das Urtheil sei an ihm vollzogen worden. Einige meinten zwar, hier habe nicht der König von Dänemark zu sprechen gehabt, und wollten sich der alten Hoffnung wieder hingeben, aber dem Leichtsinne war doch dadurch Grenze gesetzt. Widow neigte sich allemal am Ersten zum Ernst, und selbst in jenem Falle, der allgemeine Freude geweckt hatte, wußte er zu sagen, es könne aber auch wol in der Geschwindigkeit für sie Alle das Urtheil des Todes erfolgen.«

„Wie nun die Entscheidung für sie herannahte, und ich sie vorläufig erst als Muthmaßung, dann mit voller Gewißheit erfuhr, wurde die Bearbeitung immer ernstlicher, und von meiner Seite dem Gedanken an Lebenshoffnung auch nicht der mindeste Raum gegeben. Die schwerste Aufgabe war es, Klever, der übrigens am ersten und vielleicht am tiefsten die Reue gefühlt hatte, und bei dem jede Härte Grausamkeit gewesen sein würde,

zum Tode zu führen. Er hatte eine unbändige Luſt zum Leben, die an Raſerei grenzte. Dabei hielt er ſich durch die milde Behandlung und andere Vorzüge, die man ihm vor den Uebrigen eingeräumt hatte, mehr als irgend einer berechtigt, Gnade zu erwarten, und in ſeiner Vorſtellung war noch immer, wenn der Spruch zum Tode erfolgt ſein ſollte, eine Appellation oder Supplication möglich. Den Freitag Abend wußte noch Keiner, wie nahe ihr Urtheil ſei, und ohne ihnen dies zu ſagen, wurden ſie doch darauf vorbereitet. Sie hörten, dem Anſcheine nach, wie ſie des folgenden Tages vor Gericht geführt waren, mit großer Ruhe, was über ſie beſchloſſen war. Widow wagte, vor Gericht zu ſagen, er ſei der Meinung, daß noch etwas geändert werden könne: ich bitte aber, meine Herren, um mein Leben, und wie ihm von dieſen bedeutet wurde, daß eine Aenderung in ihrer Macht nicht ſtehe, ſo glaubte er, das Seinige gethan zu haben, und war von dem Augenblicke an eben ſo weit von aller Furcht als Frechheit entfernt. Er, dem Muth und Worte ſonſt gefehlt hatten, war jetzt — und blieb es — muthig und beredt. Klever war, ſo wie er ſein Gefängniß betreten hatte, der Ohnmacht nahe. Ich kann aber, ſagte er, nicht ſterben: mir muß noch eine Hülfe kommen, und ſollte ſie auch in der letzten Stunde erſt kommen. Es war dies ein herzzerreißender Auftritt. Im Todeskampfe, denn dieſen kämpfte er ſchon, fiel er mir um den Hals und bat, ich möchte ihn retten, zum Könige reiſen und deſſen Gnade fußfällig erflehen u. ſ. w. In dieſer angſtvollen Lage blieb er den ganzen Nachmittag und Abend bis den folgenden Sonntag Abend, da er anfing, ruhig zu werden. Es iſt nicht zu zweifeln, daß, wenn ſein Zuſtand ſich nicht verändert hätte, man ihn mit Gewalt zum Block hätte

ſchleppen müſſen, und daß er mit ſtarkem Geſchrei und unter den gräßlichſten Verzuckungen ſeinen Geiſt aufgegeben hätte. Utterberg, von Ehren und Wehrpupp fanden ſich in das Schickſal, und Jeder vergaß ſich ſelbſt über den bejammernswerthen Klever. Zum Kuhlmann, dem mit Staupenſchlag und lebenswierigem Zuchthauſe begnadigten, ſagte man, er würde ſie einſt, da ſie längſt vollendet wären, beneiden, wenn er unter harten Zuchtmeiſtern werde ſchmachten müſſen. Um Hinrichſen bekümmerte man ſich wenig. Bei ihrer Trennung, da die Hälfte nach den oberen Gemächern wieder wanderte, ſchieden ſie mit Complimenten, die wenigſtens in dem Tone, womit ſie vorgebracht wurden, eine nahe Verzweiflung verkündeten: Adieu Herr Widow, Adieu Herr von Ehren u. ſ. w., wir ſehen uns bald wieder! Von dieſer Zeit an ward der mit ihnen zum Tode beſtimmte und geführte Jürgenſen, dem ſie ſchon während ihrer langen Nachbarſchaft ihre Liebe oft thätig bewieſen hatten, ob er gleich wegen ſeiner mannichfachen und mit Vorſatz verübten Verbrechen ihnen nicht an die Seite geſetzt werden durfte, von ihnen vollkommen als Bruder behandelt."

Ich meine, daß dieſe Idylle aus einem ſolchen Gefängnißleben auch für Leſer von Intereſſe ſein wird, welche keines für die Perſonen und die Erinnerung haben. (Als Gegenſtück laſſe ich Lacenaire's Tod folgen.)

Peter Klever, der, wie wir wiſſen von dem entſetzlichen Aberglauben geleitet, daß der Mörder die Sünde des Ermordeten auf ſich nehme, ſich zur Ermordung des Oberſteuermanns gedrängt, war ſelbſt in den Todesſtunden noch nicht von ſeinen abergläubiſchen Vorſtellungen geheilt. Er wollte, obgleich er der Bußfertigſte unter Allen war, an der Communion nicht Theil neh-

men. Der Geistliche drang in ihn um eine Erklärung. Da bekannte er endlich, daß er unter den Einflüssen eines bösen Geistes stehe, der ihn versuchen könnte, in den Augenblicken der Feier selbst des Allerheiligsten zu spotten. Es kostete dem Prediger viele Mühe diesen bösen Geist zu beschwören. Darauf erst nahm er das Abendmahl und von da ab übertraf ihn Keiner an Muth, in den Tod zu gehen. Der Geistliche war so vernünftig, ihre Bitte, die ganze letzte Nacht mit ihnen zu beten, abzulehnen, da sie des Schlafes bedürften, um Kraft zum Sterben zu haben. „Wozu sollen wir schlafen?“ antwortete Einer. Diedrich Widow rief: „Wir können nachher genug schlafen.“ Indessen schliefen Alle vortrefflich. Einige, die an der Kraft des Glaubens, der sie beseelte, zweifelten, hielten die Heiterkeit und Festigkeit, mit der Alle den Hügel bestiegen, für Frechheit, Verzweiflung oder gänzliche Fühllosigkeit, alle Unterrichtete aber versichern, daß sie ihres Verstandes, wie ihrer Gefühle vollkommen mächtig gewesen. Sie erkannten das Thor beim Ausfahren wieder, durch welches sie vor drei Jahren in die Stadt gebracht worden, sie freuten sich, als die Sonne durch die trüben Wolken brach, daß sie noch auf ihren Sterbetag herabsehen wollte. Diedrich Widow zeigte wirkliche Ungeduld, bald auf der Richtstätte anzukommen. Es ist schon erwähnt, daß Klever gewünscht: man möchte ihm vorher Hände und Füße abhauen, Diedrich soll, nach Valentiner, denselben Wunsch ausgesprochen haben; wenigstens möchte man ihm doch nicht die Augen verbinden. Klever erklärte noch: er wünsche von unten auf gerädert zu werden. So gleichgültig sie gegen den Schmerz waren, so erfreut schienen sie über die allgemeine Theilnahme. Nur der Allerletzte, seinen Namen nennt der Berichterstatter nicht, schwankte beim letz-

wahr, denn diese grausame Art des Abschlachtens geschieht nur, um das Blutauslaufen zu verhindern, und dasselbe — ein Universal-Heilmittel nach dem Glauben der Lappländer — nachher behutsam aufzusammeln.

Die rothen Mützen sind das Wahrzeichen von Guldbrandsdalen; nur einzelne sieht man bis über den Dofrefield hinaus, dagegen dauert der Telleknif bis in den höchsten Norden und auch zum großen Theil in Schweden fort.

Immer größer, immer majestätischer erheben sich die Ufer, immer massenartiger werden die Gebirgszüge. Die Vergleichung fehlt zwar, da die Steigerung allmälig und dem Auge kein Rückblick auf das verlassene Flußbett gegönnt ist; aber der Eindruck ist doch an sich zu groß, um nicht zu überwältigen. Bald wird das Gefühl der Eingeschlossenheit rege, die Mauern werden, wenn auch nicht zu eng, doch zu hoch, man fühlt die schon in dieser Schlucht zurückgelegte Meilenzahl und wünscht einen der Berge zu erklimmen, um zu sehen, wie die Welt draußen ist. Aber die Höhe, die uns so nahe zu liegen scheint, würde, um sie zu gewinnen, Stunden for-

ten Tritte. Er fand nicht, wie er erwartet, die Körper seiner Gefährten, auch die Räder waren leer. „Wo sind die Andern?“ fragte er. Ein Funke von Lebenshoffnung mochte ihm aufglimmen. Aber schnell faßte er sich, ließ sich Hals und Schultern entblößen und legte sein Haupt auf den Block.

Noch einen dämonischen Zug haben wir aus mündlicher Mittheilung, der dieses Trauerspiel fatalistisch schließt. Wir geben ihn, ohne ihn verbürgen zu wollen. Der Scharfrichter aus Rendsburg war zur Hinrichtung requirirt. Doch gab man ihm, bei der großen Zahl der Delinquenten, noch einen Gehülfen. Er aber, auf seine erprüfte Geschicklichkeit trotzend, wollte das furchtbare Werk allein vollbringen. Alle 5 oder 6 Missethäter erlitten ihren kurzen Schmerz, ohne daß er durch schwache oder verfehlte Streiche erhöht wurde: aber der Scharfrichter erlag. Auf der Rückreise legte er sich Abends noch gesund ins Bette und ward Morgens als Leiche gefunden.

Lacenaire.

1835.

Die Witwe Chardon und ihr Sohn bewohnten in der Rue Saint Martin zu Paris, in der Passage du Cheval-Rouge, eine kleine Wohnung; Beide, dem Anschein nach, keine Personen, welche von Dieben, Räubern und Mördern heimgesucht zu werden pflegen. Indessen sind die Verhältnisse in Paris besondern Gesetzen unterworfen, welche die gesellschaftlichen Beziehungen oft wunderbar verrücken, und wenn wir unter Raubmördern Philosophen und Dichtern begegnen, wie dieser Proceß uns lehrt, warum sollten nicht auch Almosenempfänger und Diebe selbst als Gegenstände, des Diebstahls werth, von ihnen heimgesucht werden! Die alte 66jährige Chardon war im Bureau der öffentlichen Mildthätigkeit eingeschrieben; ihr Sohn, Jean François Chardon, war schon einmal wegen eines Diebstahls und eines Attentats gegen die Sittlichkeit in dem Gefängniß zu Poissy zwei Jahre eingesperrt gewesen. Dies hinderte ihn jetzt nicht den Frommen zu spielen und auf die Frömmigkeit zu speculiren. Er verkaufte Heiligenbilder, nannte sich frère de la charité de Sainte Camille und hatte in einer Eingabe an die Königin der Franzosen darauf gedrungen,

daß wieder in Paris ein Hospital für Männer errichtet werde.

Am 24. December 1834 sah der Portier des Hauses Mutter und Sohn zum letzten Male. Sie kehrten, von einem Gange in ihre Wohnung zurück, ohne wieder zum Vorschein zu kommen.

Am andern Tage fand man, als die Wohnung geöffnet wurde, ihre Leichname zerfetzt und blutig; den des Sohnes in der Küche, den der Mutter in einer daran stoßenden Kammer. Letzterer war fast begraben unter einer Masse von Decken, Matratzen und Kissen.

Ueber die Motive des Mordes konnte kein Zweifel obwalten, da man nichts mehr von Silberzeug und Geld fand; auch eine kleine Figur von Elfenbein war verschwunden, ein Mantel, eine seidene Mütze. Die Nachforschungen nach dem oder den Thätern fielen vergeblich aus, bis der Räuber und Mörder sich selbst meldete.

Es war ein der Justiz und Polizei wohlbekannter junger Mann — Lacenaire. Zufällig war dieser kühne Verbrecher, auf dessen merkwürdige Persönlichkeit wir noch vielfach zurückkommen werden, grade damals wieder verhaftet worden. Zwei Mordanklagen lasteten auf ihm. Da gefiel es ihm, den Chef der Sicherheitspolizei um eine Unterredung zu bitten, in welcher er ihm ohne weitere Auffoderung Folgendes über die Begebenheit in der Passage du Cheval-Rouge mittheilte.

„Am 14. December gingen Avril (der auch gefangen war) und ich zu Chardon, den wir in der Passage antrafen. Er war in Hemdsärmeln und hatte eine Bürste in der Hand. „„Wir wollten dich besuchen,““ sagte ich. Nur hinauf, erwiderte er. Oben in der Entrée angekommen, die zur Küche und zum Schlafzimmer zugleich diente, packte ihn Avril am Halse, und ich stieß

ihn mit einem Pfriem von Hinten. Dann versetzte ich ihm auch noch einige Stiche von Vorn. Indem Chardon, sich heftig sträubend, fiel, öffnete er, mit den Füßen strampelnd, die Thür eines kleinen Schrankes, worin das Tischgeschirr stand. Avril tödtete ihn vollends mit einer Art, daß das Blut auf ihn zurückströmte. Ich ging allein in die Kammer, wo die Mutter schlief. Ich schlug sie ins Gesicht, auf die Augen, die Nase und stieß sie mit dem Pfriem. Dabei rutschte der Pfropfen, den ich auf der andern Seite befestigt, hinunter und ich verwundete mir selbst einen Finger. Wir fanden 500 Francs in Geld und etwas Silbergeschirr. Letzteres band ich in ein Packet und übergab es Avril, der es nachher für 200 Francs verkauft haben will. Der erste Kaufmann hatte ihm gar nur 20 geboten. Den Mantel von Bronzefarbe nahm ich und hing ihn mir um; Avril nahm eine seidene Mütze, die er vier Tage bei sich behielt, wie ich ihm auch vorstellte, daß er sich von ihr losmachen sollte. Wir nahmen auch vom Kamin eine kleine Jungfrau in Elfenbein mit, die ich für ein werthvolles Stück hielt; aber da die Antikenhändler nur 3 Francs dafür zahlen wollten, sagte ich Avril, er möchte sie lieber ganz fortwerfen, als für solche Lumperei ein Stück auf der Welt lassen, was uns so leicht gefährlich werden konnte. Unsere Hände waren nach der That blutig, Avril hatte sich auch seine Hosen und seine Weste befleckt. Wir gingen deshalb auf der Stelle nach den türkischen Bädern und reinigten uns dort vom Blute. — Einige Tage darauf ward Avril wegen eines öffentlichen Mädchens verhaftet. Ich ging hin, um ihn loszumachen, aber der Officier sagte mir, daß er Befehl erhalten, Jedermann zu verhaften, der sich nach ihm erkundigen würde."

Gegen Lacenaire ſprach alſo ſein eigenes, freiwilliges Selbſtbekenntniß, und es ſtimmte vollkommen mit dem ſonſt ermittelten Thatbeſtande. Gegen Avril, der Alles leugnete, trat er als Ankläger auf, und man mußte geſtehen, daß ſeine Anklage viel für ſich hatte. Welches Motiv konnte ihn bewegen, um einen Andern zu verderben, ſich ſelbſt zu verderben? Dazu kamen noch die Zeugniſſe zweier andern Perſonen, eines Fréraud und des Mädchens Baſtien, Avril's Geliebte, die beide bekundeten: er habe ihnen vorgeſchlagen, an dem Mordüberfalle gegen Chardon Theil zu nehmen, man könne dabei wol 10,000 Francs gewinnen.

Gegen Lacenaire und Avril lautete daher die peinliche Anklage: daß ſie am 14. December 1834 zwei Meuchelmorde mit Vorbedacht und aus freien Stücken an Chardon und ſeiner Mutter begangen und darauf einen gewaltſamen Diebſtahl.

Es traf ſie aber auch noch eine andere Anklage: daß ſie am 31. December deſſelben Jahres einen Mordanſchlag gegen den Caſſendiener Genevay vorgehabt und des wirklichen Attentats.

Der Caſſendiener Louis Genevay, in Dienſten bei den Banquiers Mallet und Comp., ſollte in der Rue Montorgueil Nr. 66 bei einem Negocianten, Mahuſſier, der daſelbſt wohnte, eine Tratte von 865 Francs eincaſſiren. Genevay trug in ſeiner Geldkatze über 1000 Francs in Thalerſtücken und in ſeiner Brieftaſche in Banknoten über 10,000 Francs. Im Hauſe war kein Portier, bei dem er ſich erkundigen können; der Diener ſtieg alſo bis in das vierte Stockwerk hinauf, wo er den Namen Mahuſſier mit Kreide an der Thür einer Wohnung, die nach dem Hofe hinausging, angeſchrieben fand. Er klopfte. Zwei Männer öffneten und führten ihn in ein

Vorzimmer, das nicht meublirt war. Kaum aber, daß er über der Schwelle war, als der Kleinste von den Beiden die Thüre wieder schloß, sich hinter ihn stellte und ihn bei den Schultern nach der Thür zu einem zweiten, ziemlich dunkeln Zimmer führte. Auch der Andere hatte sich hinter ihn gemacht und forderte ihn mit der Hand auf, in das dunkle Zimmer zu treten, wo er auf einen anscheinend vollen Geldsack zeigte, der auf dem Tische lag.

Genevay schauderte etwas zusammen, er schlang seine Geldkatze um den Arm und ging auf den Tisch zu, als er fühlte, daß der hinter ihm die Katze ihm wegziehen wollte, aber im selben Augenblicke fühlte er auch schon einen heftigen Stich in der rechten Schulter. Genevay schrie mit aller Kraft aus: „Räuber!" Der Größere von den Beiden wollte ihn daran hindern und das Geschrei ersticken, indem er ihm die Finger in den Mund stecke. Als dies nicht gelang, hielten Beide ihr Stück für verloren, sie stürzten hinaus und schrien selbst aus Leibeskräften: „Räuber! Räuber! Da oben ist Mord!" Die Miether des Hauses erschienen augenblicklich auf der Treppe, aber zu spät oder bestürzt, und ließen die wirklichen Räuber und Mörder, die mit dem denuncirenden Geschrei hinunter liefen, vorüber. Sie entkamen. Genevay wollte ihnen nach, seine Wunde aber hielt ihn zurück. Sie war zwar nicht gefährlich, doch tief und schmerzlich, mit einer dreikantigen Feile beigebracht, die im Aermel stecken geblieben war.

Die ersten Nachforschungen der Polizei hatten keinen Zweifel gelassen, daß der Haupttäter kein anderer als Lacenaire sei. Als dieser gefangen war, fand er eben so wenig an, dieses Verbrechen offen einzugestehen, als er nur einen Augenblick zauderte Martin François, der

gleichfalls eingefangen war, als seinen Complicen zu nennen. Doch wollte er diesen François nicht von lange her kennen, sondern ihn erst am Abende vorher zu dem Abenteuer engagirt haben. — François leugnete hartnäckig und unter heftigen Betheuerungen. Lacenaire, sein Mitangeschuldigter, erscheint auch gegen ihn als Ankläger und zugleich als einziger Zeuge, unter denselben Modalitäten wie oben: was konnte einen Lacenaire bewegen, einen unschuldigen und unbedeutenden Dritten eines solchen Verbrechens zu bezüchtigen, wo er sich selbst, in seiner wunderbar freimüthigen Art, als Hauptthäter angab?

Diese zwei Verbrechen, wegen deren Lacenaire diesmal vor Gericht gestellt wurde, bildeten übrigens nur einen kleinen Theil seiner kurzen, aber so merkwürdigen Verbrecherlaufbahn. Achtzehn bis zwanzig Verbrechen ähnlicher Art waren ihm schon früher zugeschrieben und gegen dreißig Mal hatte er bereits vor Gericht gestanden.

Und Lacenaire war kaum 32 Jahre alt! Aus einer achtbaren Familie, hatte er selbst eine treffliche Erziehung genossen, und war mit einer merkwürdigen Fassungsgabe, Scharfblick und Kenntnissen ausgestattet. Im Jahre 1829 war er zum ersten Male zu einem Jahr Gefängniß, wegen Diebstahls und Vagabundirens, verurtheilt worden. Im August 1834, also kurz vor den letzten Vorfällen, die ihn jetzt vor Gericht forderten, war er, nach 13monatlicher Haft, aus dem Gefängnisse von Clairvaux entlassen worden. Damals suchte er — durch literarische Arbeiten sich Erwerbsmittel zu verschaffen. Er dichtete politische Lieder und fertigte einige Artikel für Journale. Aber das war ihm ein zu mühsamer, zu langwieriger Erwerb, er kehrte zu dem rascheren, ein-

träglichern des Verbrechens zurück, und die Anklagen von 1834 zeigen, welche Fortschritte seit 1829 in seiner Laufbahn gemacht.

Am 12. November 1835 standen Lacenaire, Avril und Martin François vor dem Assisenhof der Seine. Die Aufmerksamkeit des gedrängt vollen Saales war natürlich vorzugsweise auf den Ersteren gerichtet, einen Mann, der durch seine außerordentlichen Bekenntnisse, durch seine frühere Stellung zur Gesellschaft, die Nachrichten, welche von Mund zu Munde gingen, bereits einen wunderbaren Ruf erlangt hatte.

Man sah einen jungen, frischen, eleganten Mann, mit einem blühenden Gesicht, einer lachenden Miene, mit einem zierlichen Schnurrbart nach der damaligen Mode. Leicht mit einer gewissen Anmuth saß er auf der Bank der Angeklagten, und pflog alsbald ein lebhaftes Gespräch mit seinem Advocaten, welches er oft durch ein herzliches Lachen unterbrach. Den Debatten, die nun beginnen sollten, schien er ganz fremd, und seine Zuversicht stach in merkwürdiger Weise von dem düstern Schweigen seiner Schicksalsgenossen ab, die durch seine Anklage auf derselben Bank neben ihm einen Platz erhalten.

Während die Anklageacte vorgelesen ward, blieb er in seiner gleichgültigen Haltung, er schien sogar zerstreut. Doch hatte sein Lachen bisweilen etwas Convulsivisches, Gezwungenes. Den Kopf stützte er gewöhnlich im Arme auf die Schranke, aber eine unerschütterliche Heiterkeit schwebte in seinen Zügen. Nur zuweilen warf er rasche, forschende Blicke auf seine Mitangeschuldigten, wenn die Anklage auf ihre Theilnahme an den Thaten sich bezog.

Avril blieb ganz niedergeſchlagen und theilnahmlos. In Martin François dagegen, deſſen Geſicht bleich, deſſen Lippen zuſammen gekniffen waren, ſchien eine innere Wuth zu operiren. Zuweilen ſchleuderte er drohende Blicke auf Lacenaire.

Als die lange Anklageacte zu Ende geleſen war, ſchien der Hauptangeklagte beinahe eingeſchlafen. Er mußte ſich aus ſeiner Schlaftrunkenheit ordentlich aufreißen. Während ihm die lange Liſte der von ihm begangenen Mordthaten, Fälſchungen und Betrügereien vorgeleſen ward, ordnete er ſein Haar und der härteſte Ausdruck ſchien ihn nicht zu berühren.

Hierauf begannen die Fragen des Präſidenten. Da ſie eine lange Zeit einnahmen, forderte er Lacenaire auf, ſitzen zu bleiben, wofür dieſer durch eine Verbeugung dankte. Die Fragen berichteten keine neuen Thatſachen, und da ſie von Lacenaire ſämmtlich bejaht wurden, ſind ſie in der obigen, der Anklageacte entnommenen Geſchichtserzählung ſchon erſchöpft. Nur als der Präſident zum Schluß fragte: ob Lacenaire noch einiger beſondern Umſtände oder anderer Thatſachen von Wichtigkeit ſich entſinne, ſchien er nachzudenken und ſagte nach einer Pauſe:

„Nein — wirklich nicht. — Doch ja, da fällt mir ein, Avril kam zu mir, als ich in der Rue de Sartine Nr. 4 wohnte. Der Portier muß ihn geſehen haben. Ich nannte mich damals Louis Guérin. Es handelte ſich damals um einen Schein, von Rothſchild auf Guérin aviſirt. Da der Caſſendiener nicht kam, ſind wir fortgegangen, ohne etwas auszurichten. Ein Freund hatte mir dazu ſeine Stube abgetreten. Doch wußte er nicht, weshalb ich ſie von ihm miethete. Nachdem wir vier Stunden auf den Rothſchild'ſchen Diener gewartet, mach-

ten wir uns, wie gesagt, ohne Resultat auf den Weg. Avril nahm nur ein Paar Vorhänge aus der Stube meines Freundes mit."

Avril, der jetzt wieder vorgeführt ward, leugnete Alles. Da er leichenblaß war und vor innerer Bewegung zitterte, erlaubte ihm der Präsident sich zu setzen; er zog es aber vor zu stehen und schloß mit den Worten: „Alles, was Lacenaire vorbringt, ist falsch. Ich weiß nicht, warum er mich anklagt, oder — es ist eine Lüge aus Interesse."

Als er Letzteres in einem unübersetzbaren Ausdrucke der Gaunersprache vorbrachte, welcher auch dem Gerichte erst erklärt werden mußte, konnte sich Lacenaire vor Lustigkeit kaum halten.

Doch gestand Avril hinsichts des Attentats auf den Cassendiener Genevay Folgendes ein:

„Ich war mit Lacenaire einig, daß wir einen Diebstahl begehen wollten. Er hatte die Mittel in Händen, den Cassendiener anzulocken. Aber er wollte, daß man durch einen Mord sich seiner entledige. Das wollte ich aber nicht."

Und was waren Euere Gedanken dabei?

„Ich wollte, daß man ihm sein Geld nehme, und schlug vor, ihm ein Pechpflaster aufs Gesicht zu drücken, und dann seine Baarschaft ihm zu entreißen."

Ihr wolltet kein Blut vergießen, aber ihn ersticken?

„Keineswegs! Sobald wir ihm das Pflaster aufgedrückt und das Geld genommen hätten, wären wir fortgelaufen."

Ueber den Chardon'schen Mord in der Passage du Cheval-Rouge wollte Avril nichts eingestehen, er erklärte hartnäckig: Lacenaire habe geschworen, ihn zu verderben.

dern, und es bliebe ungewiß, ob nicht ein höherer Bergkamm sogleich wieder die Aussicht verböte. Seitwärts dieses mächtigen Thales hören übrigens, bis auf da, wo neue Schluchten sie bilden, die Wege auf, und selbst der Eingeborne weiß kaum über die hohen Fielder einen Weg anzugeben. Konnten wir uns doch auch mit dem Anblick der Naturschönheit im Thale und vom Thale aus begnügen. Die Natur der oberen Gebirgsstriche hatten wir nachher noch zur Genüge zu betrachten. Wie verschwand der Mensch vor dieser Natur, wie die Hütten vor den Bergwänden! Wären auch Städte hier unten statt der Gehöfte angesiedelt, ihr geräuschvolles Treiben verhallte, ihr bunter Anblick verbliche vor der Nacht dieser Tannenwälder, vor der Einsamkeit, die uns aus den schwarzen Klippen entgegenstarrt. Und unten der grüne Lougen, wie er Seen bildet, Spiegel zu fein für die gigantisch feierliche Scenerie.

Eine seltsame, doch nicht unerfreuliche Erscheinung bilden die kleinen hölzernen Kirchen, hie und da an den geräumigern Plätzen erbaut, wo der Fluß sich wendet. Sie tragen, soweit sich dies in Holz thun läßt, Gothische Form,

Im Gefängniß zu Poissy hatten sie mit einander Bekanntschaft gemacht:

„Lacenaire war ein Mann von Geist. Er hatte eine gute Erziehung und ich hatte wirklich die Absicht, als ich aus dem Gefängniß loskam, mich an ihn anzuschließen, indem ich mir sagte, daß uns bei seinen Kenntnissen manche Gaunerei glücken werde. Solche Gaunerstreiche auszuführen, das war meine Absicht. Aber als er mir von andern Dingen sprach, da habe ich mit ihm gebrochen. — Nachdem ich losgekommen, sah ich ihn eines Tages, er schlug mir vor, mit ihm in eine Wohnung, die er sich geliehen, zu gehen, um dort einen Gaunerstreich auszuführen. Wir gingen dahin. Lacenaire ging wieder aus und kam bald zurück, er brachte zwei Pfrieme mit, von denen er den einen auf den Fliesen schärfte, er forderte mich auf, mit dem andern dasselbe zu thun. Da sagte er: „es wird ein Cassendiener kommen, den wollen wir umbringen.“ Ich wollte da fortlaufen, aber er hielt mich zurück und sagte: «dann wolle er die ganze Absicht aufgeben.»“

Auch François Martin, der nun vorgeführt ward, verharrte bei seinem Leugnen. Am 31. December 1834 war das Attentat in der Rue Montorgueil vorgefallen; er behauptete, erst am 1. Januar 1835 Lacenaire kennen gelernt zu haben; früher hätte er gar keine Verbindungen mit demselben gehabt.

„Lacenaire hat viel mehr Mittel als ich, ich kann nicht lesen, nicht schreiben; er wird schon seine Vertheidigung so einrichten, daß ich die Schuld tragen muß. Er wird mich wie einen Handschuh umdrehen, aber das sind noch keine Beweise.“

Die erste Sitzung des Gerichtes schloß mit der langen Reihe Falschungen, deren wegen Lacenaire gleichfalls

vor Gericht stand. Er kürzte die Verhandlung ab, indem er sich auf jeden Punkt sofort für schuldig erklärte; dergestalt, daß das ganze Verhör über diese Punkte nicht länger als 10 Minuten dauerte.

Die folgende Sitzung war der Vernehmung der Zeugen gewidmet.

Lacenaire hatte die vorige Zuversicht und Heiterkeit sich erhalten. Er bat seinen Advocaten, mit dem er immer in lächelndem Tone sich unterhielt, ihm doch einige Journalblätter zu geben, in denen die gestrigen Debatten abgedruckt wären. Darauf durchflog der Angeschuldigte die langen Colonnen mit den Zeichen der Aufmerksamkeit und Zufriedenheit. Auch bat er um eine Feder und machte einige Notizen.

Avril und François dagegen waren todtenblaß und niedergeschlagen wie gestern.

Die Zeugenaussagen konnten natürlich bei dem vollständigen Eingeständnisse Lacenaire's, bezüglich auf diesen, von keiner großen Bedeutung sein. Der Arzt, welcher bei der Obduction der Leichen in der Passage du Cheval-Rouge gewesen, erklärte, er habe die Stiche des Messers erkannt und das Messer (welches?) habe vollkommen in die Wunden gepaßt. Lacenaire widersprach ihm mit vollkommener Ruhe: er erinnere sich sehr genau aller Umstände da; aber bei der Witwe Chardon habe man sich keines Messers bedient, und wenn das Messer in der Stube zerbrochen worden, so müsse man doch die Stücke gefunden haben. — Mit einem vergnügten Lächeln ließ er seine Blicke darauf in der Versammlung umherfliegen und beschäftigte sich wieder, seine Haare mit der Hand in Ordnung zu bringen.

Zur Charakteristik des Angeklagten war die Aussage des Chefs des Sicherheitsbureaus, Allard, wichtig:

„Als Lacenaire auf die Präfectur der Polizei geführt wurde, beeilte ich mich ihn zu sehen und begrüßte ihn mit den Worten: Nachdem, was man mir mittheilt, ist Ihre Sache ziemlich bündig. Er erwiderte lachend: „Ja, das weiß ich.“ — Sie sind einer beträchtlichen Anzahl Fälschungen angeschuldigt. — „Ach, die Hülle und Fülle! Wer redet von dem Zeuge! Wir haben andere Geschäfte mit einander. Das Starke verschlingt das Schwache.“ — Sie müssen Mitschuldige haben. Im Interesse der Gesellschaft müssen wir dieselben kennen lernen. — „Da werden wir schnell mit zu Rande kommen. Sie wissen ja, daß das meine Art und Weise ist.“ — Ich weiß, daß Sie sich darin immer auf eine loyale Weise benommen haben. Sie kennen auch meinen Charakter. Wenn ich irgend Etwas, was sich mit meinen Pflichten verträgt, für Sie thun kann, so soll es mit Vergnügen geschehen. — „Dann bitte ich Sie um eine Gunst.“ — Wenn es möglich ist, soll sie Ihnen gewährt sein. — „Man hat mich in Ketten gelegt. Das ennuyirt mich, Parole d'Honneur! Ich bin ein guter Gefangener. Ich denke ja nicht daran zu entweichen.“ — Ich ließ Lacenaire's Wunsch willfahren und er zeigte sich sehr zufrieden damit. Am andern Tage wiederholte er mir mit Bereitwilligkeit und Aufrichtigkeit alle Bekenntnisse des vorigen Tages.“

Lacenaire hatte das Alles angehört, ohne nur einen Augenblick die Augen von seiner Zeitung aufzurichten.

Allard berichtete noch, daß Lacenaire ihm von seiner Absicht gesprochen, ein öffentliches Mädchen, Namens Javotte, umzubringen, mit der er am Tage nach dem Attentat in der Rue Montorgueil getrunken. Auf Al-

lard's Verwunderung, wie er gegen ein hübsches Mädchen eine solche böse Absicht hegen könne, mit der er sich noch eben vergnügt, hatte Lacenaire lachend erwidert: die Javotte sei eine Hehlerin und er habe ihr von den gestohlenen Sachen verkauft. Aber er und sie hätten sich eines Bessern besonnen. Die Javotte würde sich gehütet haben ihn anzugeben, weil dadurch Manches zu ihrem Schaden hätte ans Licht kommen können.

„Uebrigens," setzte der Zeuge hinzu, „flößte mir Lacenaire unbedingtes Vertrauen ein. Ich habe mich selbst der Mühe unterzogen, über die Genauigkeit seiner Angaben Nachrichten einzuziehen, und fand Alles bestätigt, sogar in Bezug auf die einzeln von ihm entwandten Uhren, Kleider, Cravatten. Er schien sehr über François' Angaben gegen ihn entrüstet, und rief dabei aus: „Wie, dieser Mensch wagt es, mich zu denunciren, er, der mein Freund und Mitgenosse war!"

Erst bei diesen Worten richtete sich Lacenaire auf und sagte: „Ja, ich leugne nichts davon. Ich habe meine Angaben erst dann gemacht, als ich sah, daß meine Mitangeschuldigten mich verrathen hatten. Es ist aus Rache geschehen, ich leugne es nicht."

Die meisten der übrigen Zeugenaussagen beziehen sich nur auf Nebenumstände.

Der Cassendiener Genevay konnte sich weder der Kleider, noch der Gesichtszüge der Personen genau entsinnen, welche ihn in das dunkle Zimmer der Rue Montorgueil geführt, daher erkannte er weder Lacenaire noch François. Eine Frau, die unten im Hause wohnte, hatte drei Menschen, mit dem Rufe: „Räuber! Räuber!" fliehen sehen. Einen hielt sie an seiner Redingote fest, da sah er ihr scharf ins Gesicht, als er erkannte, daß sie eine alte Frau sei.

Waren Sie das? fragte der Präsident.

„Wahrscheinlich," erwiderte Lacenaire und notirte einige Zeilen. Andere hatten nur den Lärm gehört, viele Menschen durcheinander laufen gesehen, und mitgeschrien: „Räuber! Räuber!" ohne zu wissen wem es galt.

Die Aufgabe des Generalprocurators, die Straffälligkeit der Angeklagten, wenigstens des Hauptangeschuldigten, darzustellen, war keine schwierige, in sofern es eben nur die Thäterschaft und die Nothwendigkeit der Bestrafung galt: „Es gibt Menschen," schloß er, „für die der Mord keine letzte Nothwendigkeit ist, für die der Mord kein eintretender Zufall ist, nein, ein Geschäft, ein Geschäft wie jedes andere, ein Geschäft, wo man vorher ruhig die Mittel zur Ausführung prüft. Menschen gibt es, die, wenn die That an den Tag gekommen, sie diesen Versammelten hier mit dem allerruhigsten Blute von der Welt erzählen, Menschen, für die der Mord kein unglückliches einmaliges Ereigniß, sondern eine Gewohnheit, eine Profession ist;" eine Rede, zu ihrem Zwecke genügend, durch die aber das psychologische Räthsel, was hier vorlag, nicht erklärt wird. Der Generalprocurator forderte zum Ueberfluß die Geschwornen auf, bei der Bestrafung der Schuldigen eben so viel Muth zu zeigen, als diese bei der Vollführung ihrer entsetzlichen Thaten bewiesen.

Lacenaire's Anwalt dagegen hatte eine schwierige Aufgabe. Ob er sie vollständig gelöst, ist zu bezweifeln, da uns seine vollständige Defensionsrede nicht vorliegt. Er entwarf in scharfen Zügen ein Gemälde von der romanhaften Existenz seines Clienten, und suchte ihn als von einer Monomanie zum Betrügen, Stehlen, Rauben und Morden ergriffen darzustellen. Lossprechung konnte er auch im günstigsten Falle nach solchen Eingeständ-

nissen nicht erwarten, er bat daher die Jury, als einen Act der Gnade, ihn nur zu ewigem Gefängniß zu verdammen. — Lacenaire war mit der Vertheidigung zufrieden, er nickte seinem Advocaten über die Schranke, die ihn von ihm trennte, vergnügt zu.

François' Vertheidiger hielt eine sehr lange Rede, in welcher er alle Schuld auf Lacenaire schob, und diesen mit den heftigsten Beschuldigungen überhäufte. Lacenaire hörte sie nicht allein mit vollkommener Zuversicht an und einem spöttischen Lächeln, welches beständig auf seinen Lippen schwebte, sondern, als der Advocat einen Augenblick erschöpft inne halten mußte, bat er um eine kurze Aussetzung zur Erholung, da seine beiden Mitangeschuldigten seit dem frühen Morgen nüchtern wären. Nach dieser bewilligten Ruhe schloß der Vertheidiger seine Rede und beschwor die Jury, der Irrthümer zu gedenken, deren so viele Geschworne sich schuldig gemacht und ihr Gewissen schwer belastet, indem sie auf das Zeugniß von Verbrechern ihre unschuldigen Mitangeschuldigten verurtheilt hätten.

Dieser Proceß, an und für sich sehr einfach, hat durch die Haltung des Hauptschuldigen schon bisher etwas ganz Besonderes. Es ist aber wol selten oder nie vorgekommen, daß der Hauptangeschuldigte die Partie des Generalprocurators oder Präsidenten übernimmt, um die Klage gegen die Einwendungen der andern Angeschuldigten und ihrer Vertheidiger in allen Theilen aufrecht zu erhalten. Befragt nämlich, ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung anzuführen habe, erhob er sich und erzählte noch ein Mal in einer wohl gehaltenen Rede und in ruhig vertraulichem Tone, nicht seine Thaten, wie er sie gestanden, sondern alle Momente der Verhandlungen vor Gericht. In einem vollständigen Resumé zählte er alle

Anklagepunkte Schritt für Schritt auf, er prüfte die Beweise, die Kraft der Zeugen, die Gutachten der Aerzte, mit einer Schärfe, als wäre er selbst ein gerichtlicher Arzt, und zog endlich den Schluß, daß die Herren Geschworenen sich nach diesen zustimmenden und von ihm ins rechte Licht gestellten Beweisen, von der Richtigkeit seiner Anschuldigungen und Enthüllungen für überzeugt halten könnten. — „Ich verlange keine Gnade," schloß er, „mir liegt nichts am Leben. Doch sage ich auch nicht, daß ich Stoiker bin. Wenn die Gesellschaft mir alle Annehmlichkeiten des Lebens, wenn sie mir ein ausreichendes Vermögen böte, so würde ich es annehmen. Ich hänge nicht, meine Herren, wie ich schon sagte, an meiner Existenz; ich lebe in der Vergangenheit. Seit 8 Monaten schon sitzt meiner harrend, der Tod über meinem Haupte. Ich verlange keine Gnade, ich erwarte sie nicht, ich will sie selbst nicht ... sie wäre ganz unnütz."

Avril suchte sich selbst zu vertheidigen, indem er ein Papier ablas, welches, von ihm geschrieben, alle Thatsachen und Indicien gegen ihn zusammenstellte. Es warf kein neues Licht auf die Sache und machte keinen Eindruck.

Dagegen bat François das Wort ergreifen zu dürfen. Er sprach frei, zuerst mit gepreßter Stimme, dann aber, wie sie in Zorn überging, belebte sie sich mehr und mehr und verfehlte nicht des Eindrucks.

„Der Redner Lacenaire hat Ihnen eben den ganzen Proceß erzählt. Aber ich, meine Herren, will Ihnen seine Lügen zeigen." — Während er sich auf die Details einließ, verlor sich alle Befangenheit, er knirrschte mit den Zähnen und auf seinem Gesichte spielten die Leidenschaften. — „Elender! Du, der Du dem ganzen Menschengeschlechte Haß und Rache geschworen hast, Du fürchtest nicht die Gerechtigkeit der Menschen, aber auf

Deinem Wege zum Tode wirst Du vielleicht die Gerechtigkeit Gottes fürchten lernen, vor dem Du, mit Blut besudelt, erscheinen wirst. Auch diese Herren haben Rechenschaft abzulegen von ihren Thaten; sie werden doch zaudern, ehe sie neue Opfer zu denen fügen, die Dich dort schon, mit Blut bedeckt, erwarten! Wenn man mich verdammt, mich, einen ganz Unschuldigen, ach! ich fürchte nicht den Tod. Ich habe ihm hundert Mal ins Auge gesehen. Ich habe gegen edle Feinde gekämpft. Ich bin fünf Mal verwundet worden. Ich habe einem Kanonier am Fuße des Atlas das Leben gerettet, und durch eine ehrenwerthe Wunde habe ich drei Finger verloren! Du, elender Meuchelmörder, Feigling! Du willst Deine Hände in meinem Blute waschen! Aber heute noch kann ich meine Hand erheben, vielleicht zum letzten Male. Aber es geschieht ohne Schreck. Du, Du wirst wie ein jämmerlicher Schuft zucken im Augenblicke des Todes ... Memme Du!" — „Am Donnerstage, meine Herren, als ich vor Ihnen erschien, da war ich noch kein Criminalverbrecher. Heute bin ichs; denn ich habe meinem Vater den Tod gebracht, einem verehrungswürdigen Greise, und meiner Mutter auch, der besten aller Mütter. Die verleumderischen Anschuldigungen dieses elenden Lacenaire haben sie entehrt. Lacenaire ist zu Allem fähig, meine Herren. Er spricht — er ist ein großer Redner. Er hat Sie verstrickt mit seiner Kunst; Viele von Ihnen haben ihm Beifall gespendet .... Er wird aber auch noch andere Mitschuldige angeben ... er wird sie für Geld angeben; er wird suchen sein Leben zu verlängern. Sie werden sehen, ob ich lüge ... Ich fordere keine Gnade, meine Herren! Ich fordere volle Gerechtigkeit. Um mein Loos, um mein Leben kümmere ich mich wenig; aber in meiner feierlichsten

Stunde verlaſſe ich mich auf das Gewiſſen meiner Jury.“

Dieſe energiſchen Worte aus dem Munde eines Mannes, der noch eben erklärt hatte, daß er weder leſen noch ſchreiben könne, brachten in der Verſammlung einen wunderbaren Eindruck hervor. Man war erſtaunt und erſchrocken. François Martin aber ſank, als er geendet, völlig erſchöpft auf ſeine Bank nieder.

Lacenaire's Heiterkeit hatte ihn auch keinen Augenblick verlaſſen; er blickte ſeinen Mitangeklagten mit dem Lächeln des Triumphes an. Die Berichterſtatter verſicherten, es ſei unmöglich geweſen, dieſe „ſataniſche Scene“ zu beſchreiben. Mitten in dieſer allgemeinen Aufregung erklärte der Präſident die Verhandlungen für geſchloſſen.

Die Jury kehrte alsbald zurück. Der Vormann beantwortete alle Fragen über die einzelnen Verbrechen der Angeklagten mit Schuldig. Nur hinſichts Martin François' mit dem Beifügen: „Unter mildernden Umſtänden.“

Jetzt erſt ward Lacenaire blaß und ſchien niedergeſchlagen. Doch hörte er den Ausſpruch der Jury mit vollkommener Ruhe an. Avril ſchleuderte einen wüthenden Blick auf die Jury und ſtammelte dann: „Gnade!“ François Martin verbarg ſein Geſicht im Taſchentuche.

Da erhob ſich Avril wieder, noch ehe die Richter die Strafe verkündeten. Mit erhobener Stimme ſprach er: „Ich bin von der Jury verurtheilt. Ich verlange nicht Gnade; ich ziehe den Tod der ewigen Kettenſtrafe vor. Aber ich ſchwöre vor Gott: dies iſt ein Juſtizmord.“

François und Lacenaire ſchwiegen.

Der Präsident sprach nun das Urtheil. Lacenaire und Avril wurden zum Tode verurtheilt, Martin François zu ewiger Galeerenstrafe.

Lacenaire war ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden, das wollte er, ein Gegenstand der Bewunderung zu sein, war vielleicht das höher hinausgesteckte Ziel. Ein Gentleman, von guter Herkunft und Erziehung, als gemeiner Gauner, Dieb, Raubmörder, ein Mann, der das Verbrechen mit vollem Bewußtsein, als ein Geschäft betrieben und seine glänzenden Verstandeskräfte zur geschickten Verübung der schändlichsten Freveltaten verwandt hatte! Und ein Mann, der, wie plötzlich überdrüßig dieses freien Lebens, sich selbst angibt und seine Complicen, der in Kerker und Ketten hier wieder als vollendeter Gentleman, dort als Dandy, als blasirter Lebemann sich benimmt, der aber plötzlich erwacht zur alten Energie seines Geistes, um die vielleicht schwankend gewordene Anklage aufrecht zu erhalten, der mit allen Kenntnissen und dem Geschick eines ausgezeichneten Advocaten gegen sich und seine Genossen plaidirt, der in den entsetzlichsten, haarsträubenden Augenblicken lächeln, spielen, träumen kann, nicht in einem einzigen unbewachten Momente vor dem Looſe, welches seiner wartet, zurückschaudernd, und mit einer musterhaften Treue in allen seinen Aussagen bei der Wahrheit bleibend! Ausgestattet mit den Gaben feinerer Bildung, hatte er sich als Schriftsteller und Dichter gezeigt, aber die Freiheit und die Genüsse des Diebes, Räubers und Mörders waren ihm interessanter gewesen; nun er auch ihrer überdrüßig geworden, oder sie ihm mit mehr Beschwer-

sind sehr zierlich gearbeitet und die braune Farbe harmonirt mit ihrer Gestalt. Steinerne Kirchen gehören überhaupt zur größten Seltenheit in Norwegen; nur der Dom des heiligen Oluf zu Drontheim ist eine Reliquie des ehrwürdigen Alterthums. Was wollten aber auch stolze gothische Münster in diesem Thale gegen die ragenden Felsmassen und Dome der Natur bedeuten?

Ich fühle bei allem ihren Reichthum den Mangel unserer Sprache, indem ich den beständigen Wechsel, oder vielmehr die fortwährende Steigerung zum Erhabenen zu schildern versuche. Haben wir doch nur die Worte Stein und Fels, die wir durch die Nebenbezeichnungen Block, Klippe, Wand, Masse noch nicht so allgemein verständlich zu modificiren wissen, um damit Felsgebirge in ihrer Mannigfaltigkeit zu charakterisiren. Sage ich, daß die Uferberge immer höher, immer lebloser werden, so muß ich gleich darauf bekennen, daß selbst aus dieser öden Größe, bei der nächsten Wendung ein neues Bild des Lebens sich entwickelt. Noch wurzelt zwischen dem nacktesten Geschiefer ein dunkler Tannenwald bis zur Höhe; noch sind auch die Häupter umgrünt.

den und Gefahren verknüpft schienen, als das Vergnügen werth war, ging er eben so bereitwillig, gleichgültig der Verurtheilung und dem Tode entgegen. Und freiwillig; — denn wenn er nicht bekannt hätte, nicht als Ankläger gegen seine Complicen aufgetreten wäre, so war bei der Mangelhaftigkeit der andern Beweisstücke der Ausgang des Processes zweifelhaft. Ja bei seiner Begabung als Redner, Intrigant, bekannt mit den Praktiken der Gesetze, den Schwächen der Menschen, der Polizei, der Geschwornen, der Richter, wäre es ihm, wenn er Alles daran gesetzt, nicht möglich gewesen eine Freisprechung auch gegen stärkere Beweise zu ertrotzen, hätte er nicht eine Flucht durchsetzen können? — Also was war das Motiv seiner Handlungsweise? — Gewöhnlicher Lebensüberdruß? Dann pflegt man nicht den Tod auf dem Schaffot zu suchen. Eitelkeit? — Die Eitelkeit kam noch nicht vor, als gemeiner Dieb und Raubmörder Gerede und Ruhm zu erwerben; selbst Herostratus hätte dies verschmäht. — Aber einer seiner Mitschuldigen warf ihm vor: Haß und Rachsucht gegen das ganze Menschengeschlecht! Sein Benehmen gegen die tief unter ihm stehenden armen Sünder, die er verdarb, an deren Todesqualen er seine Freude zu haben schien, schienen dies zu rechtfertigen; aber seine ganze Handlungsweise, wie wir sie aus dem Bisherigen kennen und wie er sie in seinen Memoiren niederlegte, widersprachen dem. Wenn es wirklich derartige Menschenhasser gibt, würden sie andere großartige Racherlane entwerfen und sich nicht genügen lassen, diesem einen Geldbeutel zu stehlen, jenem armen Teufel die Kehle abzuschneiden und sich an der Todesangst zweier armseligen Verbrecher zu weiden, die in ihrem Ungeschick auch ohne seine Geschicklichkeit dem Gericht in die Hände gerathen wären. Und doch

glaubte man im Publicum etwas davon, an eine derartige Philosophie, welche ihn von Anbeginn geleitet und stark gemacht, so in den gewichtigsten Augenblicken seines Lebens aufzutreten. Doch hat schon damals eine gesunde Kritik in Paris das ganze Raisonnement verworfen und Lacenaire, der vergebens gehofft, ein Heros und Götze ganz neuer Art für das Publicum zu werden, ist mit seiner angeblichen Philosophie höchstens in einige Zerrbilder der Marktliteratur übergegangen.

„Man hat Lacenaire nach der Rolle beurtheilen wollen, lautet jenes Urtheil, welche er seit seiner Verhaftung angelegt. Man hat falsch verurtheilt. Nein, Lacenaire war nicht (wie er später den Schein angenommen) ein Mann, welcher sich durch die Schuld seiner Mitmenschen für unglücklich hielt, der zwischen Selbstmord und Verbrechen schwankte und sich endlich in die Arme des letztern warf, weil die Gesellschaft gegen ihn ungerecht und grausam war. Nein, er war kein systematischer Mörder, der etwa einen Wechselbrief gegen die Gesellschaft unterschrieben gehabt, seinen Kopf dafür zum Einsatz gegeben und sich verpflichtet hätte, mit dem Dolche zu arbeiten, wie Andere mit der Feder... Nein, Gott sei Dank, solche Menschen existiren gar nicht. Das ist nur der Lacenaire vor dem Assisenhofe; vielleicht wird es der sein, dessen die dramatischen und romantischen Dichter sich bemächtigen werden. Aber, — sprechen wirs zur Ehre der Menschheit aus, sprechen wir es aus, um die große, ganze Gesellschaft zu beruhigen, das ist auch nicht mehr der Mann, den wir auf dem Schaffotte sterben sahen. —

„Lacenaire," fährt jene Stimme fort, „hat sich ins Verbrechen gestürzt, weil seine Ausschweifungen, das Spiel, seine Faulheit und Vergnügungslust es ihm un-

möglich machten anderweitig die Mittel zu seiner Existenz zu finden. Er wurde Räuber, dann Meuchelmörder, nicht weil es ihm eine erlaubte Sache schien, sondern weil er den Leidenschaften Nahrungsstoff bieten mußte, den er durch ehrbaren Erwerb nicht beschaffen konnte, und weil er der Hoffnung war, — eine Hoffnung, welcher Alle seines Gleichen nachhängen — daß die Justiz ihn nicht erreichen würde. —

„Aber Lacenaire hatte, trotz seiner großen Eitelkeit, einen gebildeten Geist, geläuterte Kenntnisse, eine seltene Fassungskraft, und vermöge dieser Eigenschaften hat er die Nothwendigkeit begriffen, seinem Leben als Räuber und Mörder einiges Relief zu geben. Daher die Rolle, die er angelegt und die er wacker gespielt, so lange, als der Tod noch fern war, noch Hoffnung geblieben; daher der Charakter, den er sich gemacht hat, der weder der seine war, noch irgend Jemandes sonst. Er konnte sein Verbrechen nicht mehr leugnen, denn er war zu bekannt; er konnte es nicht rechtfertigen, denn die Details waren zu schrecklich. Da erst setzte, machte, componirte er sich zu einem eisernen Logiker, der zu einem Criminalverbrecher geworden, nicht durch moralisches Versinken, sondern aus System, welcher da stiehlt und tödtet, weil ihn sein erschöpfendes Studium der Theorie unserer Gesellschaft dahin geführt hat, Nichts von Wahrheit, ein abscheulicher Charlatanismus!... Und dieser selbe Mensch, den faselnde Berichte als eine Art von Philosophen uns vorgestellt haben, beeilt sich auch, dies Rettungsseil, was man ihm dummer Weise (in den Zeitungen?) zugeworfen, vor dem Untersinken zu ergreifen, und er, der Meuchelmörder, unter den Riegeln der Conciergerie, in dem engen Loche der zum Tode Verdammten, er macht sich zu einem Schriftsteller, er appellirt an die Oeffentlichkeit, er spricht

von seinem Talente .... er erfrecht sich: seine Memoiren zu schreiben! —

„Und Lacenaire, der Materialist, der lebensfreche und praktische Meuchelmörder, ist zitternd gestorben. Er, der an nichts glaubte und nichts bereute, erblaßte, er schauderte vor der Hinrichtung. Umsonst hatte er versucht, seine Rolle bis ans Ende zu spielen, die Kraft fehlte ihm dazu. Ja, seine Unruhe, seine Angst haben Etwas, was der menschlichen Gesellschaft wieder Vertrauen und Zuversicht einflößt.

„An seiner Seite war ein anderer Schuldbelasteter, ein Mann, der die ganze Größe seines Verbrechens eingestand, ein Mann, der aufrichtig bereute, der da nicht sagte, daß mit diesem Leben Alles aufhöre, dieser Mann ist mit Ruhe und Selbstbescheidung gestorben... Und dieser Avril rief noch von den Bretern des Schaffottes zu Lacenaire, dem Philosophen: — „Wohlauf! heute ists, wo man Muth zeigen muß. Ahme mir nach!“

Der Verfasser dieser eindringlichen Worte, bald nach der Hinrichtung geschrieben, hielt das Beispiel, welches beide Verbrecher durch ihre so verschiedene Haltung bei derselben gaben, für eine dem Volk gegebene heilsame Lehre. Wo ein Meuchelmörder in dieser Art der ganzen menschlichen Gesellschaft Hohn gesprochen, hätte es eines solchen schlagenden Beweises bedurft, daß ein Leben so ohne allen Glauben, entblößt aller Tugend, aller religiösen und sittlichen Grundsätze, mit solchen grauenhaften Theorien, die nur in einer kranken Einbildungskraft, einem vergifteten Herzen Wurzel schließen können, vor dem nothwendig dadurch bedingten Ende nicht stichhaltig befunden wurde.

Noch aber spielte Lacenaire um einige Wochen seine künstliche Rolle fort.

Am 9. Januar 1836 um 9 Uhr Abends öffnete sich in der Conciergerie die Thüre seines Gefängnisses und man benachrichtigte Lacenaire, daß er nach Bicêtre transportirt werden solle. „Wohlan!“ sagte er, „ich verlange nur eins: daß es mit Morgen zu Ende sei.“

Avril war in tiefem Schlafe, als dieselbe Meldung ihm kam. Auch er zeigte vollkommene Ruhe und drückte denselben Wunsch aus. Um 10¼ kamen Beide in Bicêtre an, man hatte ihnen den Grund, weshalb ihr Gefängniß vertauscht werde, verschwiegen, aber Beide erklärten: das könne sie nicht täuschen, sie wüßten sehr wohl, was ihnen morgen bevorstehe. Sobald sie angekommen, fangen sie die Parisienne. Gleich darauf wurden sie getrennt und Jeder in das für ihn bestimmte Gefängniß zur Aufbewahrung der zum Tode Verurtheilten (cabanon) gesetzt.

Um 11 Uhr Abends kam noch einmal der Chef der Sicherheitspolizei, und ließ Beide, getrennt, im Verhörzimmer vor sich erscheinen, um zu versuchen, ob er vielleicht noch neue Aufhellungen von ihnen erhalten könne. „Ich habe Alles gesagt, was ich wußte,“ erklärte Lacenaire, und auch Avril betheuerte nichts mehr zu wissen.

Beider Kammern waren von einander getrennt, aber wenn sie ihre Stimme erhoben, konnten sie sich doch verständigen. Man hörte nichts Bedeutendes; nur rief Lacenaire seinem Schicksalsgenossen zu: „Es ist kalt, es friert. Die Erde wird morgen gefroren sein.“

Am anderen Morgen um 6 Uhr wurden zwei Geistliche, Abbé Montès, Generalalmosenier der Gefängnisse, und der Abbé Azibert, zu den Gefangenen gelassen.

Lacenaire empfing den Abbé mit großer Höflichkeit: „Ich danke Ihnen aufrichtig, mein Herr, für Ihre Gefälligkeit, aber es thut mir sehr leid, daß Sie sich meinet-

wegen diese Mühe verursacht haben. Sie wissen nun einmal, daß Alles, was Sie mir sagen können, auf meine Art, die Dinge anzusehen, ohne Einfluß ist ... Ihr mir sehr schätzenswerther Besuch ist daher unnütz."

Und doch hatte Lacenaire am Abende vorher in der Conciergerie ein Gebet zu Gott gedichtet, dessen Schlußverse, wie sie den Dichter nicht verkennen lassen, noch ein etwas Mehr zeigen, was er in seinem anderen öffentlichen Auftreten zu verbergen gewußt. Es sind die merkwürdigen Verse:

Dieu que j'invoque écoute ma prière!
Darde en mon âme un rayon de ta foi.
Car je rougis de n'être que matière,
Et cependant je doute malgré moi ...
Pardonne-moi, si dans ta créature
Mon oeil superbe a méconnu ta main.
Dieu. — Le néant. — Notre âme. — La nature.
C'est un secret. — Je le saurai demain *).

La Conciergerie, 8. Janvier 1836.

Verse, welche Lacenaire's Andenken vielleicht überdauern werden.

Avril, ganz das Gegenstück zu Lacenaire, hörte mit innigster Ergebung den Abbé Azibert an und bezeugte die lebhaftesten religiösen Gefühle. „Erfüllen Sie mir einen Wunsch, Herr Abbé," sagte er, „und melden

*) Gott, dem ich rufe, höre an mein Beten,
Gieß einen Glaubensstrahl in meine Seele;
Nur Erd und Staub zu sein, macht mich erröthen,
Indeß ich dennoch mich mit Zweifeln quäle ...
Vergieb mir, wenn mein Aug' nicht hat erkannt
In dem Geschöpf die Schöpfung deiner Hand.
Gott — und das Nichts — das Alles ist verborgen —
Geist und Natur — ich werd es wissen morgen.

Sie morgen den anderen Gefangenen in Bicêtre, daß ich Alles bereue, was ich begangen habe. Sagen Sie ihnen, ich wünschte, daß mein Beispiel ihnen von Nutzen wäre. Ich bin schuldig, ich weiß es. Wäre ich nicht so früh meiner Familie beraubt worden, und als ich noch ganz jung war, so wäre ich nicht, wo ich jetzt bin." — Uebrigens hatte Avril schon 6 Wochen früher dieselben Gefühle in einem Briefe an seine früheren Cameraden im Gefängnisse zu Poissy ausgedrückt.

Um 6¼ wurden die Gefangenen in die Kapelle geführt, um ihr letztes Sterbegebet zu verrichten. Avril war ruhig und gesammelt; Lacenaire war bleich und suchte gleichgültig für Alles, was da geschah, zu erscheinen.

Nach dem Gebete forderte Lacenaire eine Tasse Kaffee und ein Glas Liqueur; er theilte Beides mit Avril. Avril ließ sich auch ein Glas Liqueur bringen, und bot auch die Hälfte Lacenaire an. Dieser sagte: „In dem Bischen Zeit, was uns noch übrig ist, muß man seine alten Gewohnheiten nicht aufgeben." Er zog eine Cigarre aus der Tasche und zündete sie an.

In dem Augenblicke zeigte sich der Scharfrichter mit seinen Gehülfen an der Thüre. Lacenaire folgte ihm schweigend bis in die Vorhalle, wo er seine Cigarre auf den Ofen legte und sich auf das verhängnißvolle Tabouret niedersetzte. Er war ganz blaß, seine Züge waren ohne alle Erhebung, matt, schlaff; der Glanz der Augen war erloschen, sie saßen tief in den Höhlen. Er versuchte wol zu lächeln und den Kopf anmuthig leicht zu werfen, aber man sah die Anstrengung. Nachdem er vorhin die noch brennende Cigarre auf den Ofen gelegt, leerte er die Taschen von dem Gelde, was noch darin war, mit den Worten: „suche Jeder, was er findet."

Als er den Director des Gefängnisses erblickte, sagte er: „Ah, Herr Becquerel, meinen herzlichsten Gruß. Ich hatte Sie zu heut morgen um etwas Papier und Dinte bitten lassen .... Man hat es vergessen .... nun denn auf morgen“... fügte er mit einem gezwungenen Lächeln hinzu.

Dann zum Generalinspector der Gefängnisse sich wendend, sagte er: „Herr Olivier Dufresne, ich bin sehr erfreut, Sie noch ein Mal zu sehen. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen, um mir in meiner letzten Stunde beizustehen.“ — Aber er sprach den Satz nicht mehr vollständig aus; die Kehle schien ihm durch eine krampfhafte Zuckung zugeschnürt.

Als sein Anzug fertig war, Hände und Füße herkömmlicherweise leicht gefesselt, ward er in die Gerichtsstube geführt. Auch dort gab er sich noch alle Mühe ruhig zu scheinen und die Stärke seines Charakters zu behaupten. Aber es gelang ihm doch nur mit halb erloschener Stimme die Wünsche und Anordnungen mitzutheilen, welche er in Bezug auf die Herausgabe seiner Memoiren zu machen hatte. Dann überließ man ihn sich selbst und Niemand sprach mehr mit ihm.

Von jetzt ab veränderte sich seine ganze Physiognomie; seine Backen wurden bald roth, bald bleich, die Augen verloren allen Glanz oder gewannen einen stieren Blick. Die Lippen wurden trocken und die Zunge schien umsonst in dem mehr und mehr austrocknenden Munde nach Feuchtigkeit zu suchen. Das innere Gähnen und Zucken, wie man es bei allen Verurtheilten, die nach dem Schaffotte gehen, bemerkt, ward schon sichtbar. Offenbar sank seine Natur bereits zusammen, nur der Wille widerstand noch, aber ohnmächtig. Doch gewann er es noch über sich, als er in den Wagen stieg, der ihn zum Richt-

platz führen sollte, auszurufen: „Von nun an ists also Sache der Pferde.“

Avril fragte seinerseits, als man ihn zur Hinrichtung umzog: „Wo ist denn Lacenaire? Ist er schon fort?“ Nach dem Herkommen richten die Diener der Gerechtigkeit, wenn es so weit gekommen, keine Worte mehr an Die, welche man als Todte betrachtet. Durch einen Wink zeigte man ihm an, daß Lacenaire in der Gerichtsstube sei. „Gut, gut,“ erwiderte er und versank in ein Hinbrüten, während er ruhig mit sich geschehen ließ. Aber als einer der Gehülfen mit der Scheere kam, um ihm die Haare abzuschneiden, rief er: „Ach, ich griff Ihnen ins Handwerk. Vorgestern schon, als ich etwas merkte, traf ich meine Anstalten ... ich habe mir selbst die Haare abgeschnitten — da — sehen Sie. — Ach setzen Sie mir die Mütze wieder auf — es ist ein kalter Morgen.“ Dann, plötzlich sich aufraffend, sprach er mit Lebhaftigkeit, die Anwesenden grüßend: „Wohlan denn auf den Weg. Adieu, meine Freunde!“

Beide stiegen zugleich in den Wagen. Lacenaire hatte, während er auf Avril wartete, schweigend und unbeweglich in der Gerichtsstube gesessen. Im Augenblicke des Aufbruchs überfiel ihn ein Frostschütteln, mit ungewissem Schritt folgte er Avril, und gewann es doch noch über sich beim Einsteigen jene Worte vorzustoßen. Es waren die letzten Zeichen von Muth.

Der Weg ward verlängert durch den schlechten Zustand der Wege. Beide Verdammte beobachteten ein tiefes Schweigen; nur Avril machte eine Bemerkung, daß es fürchterlich kalt sei, aber es dürfte ein schöner Morgen werden.

Es war noch nicht voll 9 Uhr, als der traurige Zug am Fuße der Guillotine ankam, die um 1 Uhr in der

Nacht beim Schein der Fackeln aufgerichtet worden. Lacenaire sprang rasch vom Wagen. Seine Bläſſe war erſchreckend, ſein Blick leer, unſicher. Seine Zähne ſchlugen zuſammen; er ſchien Worte zu ſuchen, aber die Zunge lieh ihm keine Laute mehr. Avril ſtieg nach ihm mit einem leichten, feſten Tritt herunter, und blickte das Publicum ruhig an. Vollkommen und ſeiner ſelbſt mächtig, näherte er ſich Lacenaire und umarmte ihn: „Adieu, mein Alter — ich werde den Marſch eröffnen.“ Noch mit feſtem Tritte beſteigt er die Stufen des Schaffottes. Man bindet ihn an das verhängnißvolle Brett ... noch ein Mal wendet er ſich um und ruft: — „Lacenaire, mein Alter, allons .... Muth .... ahme mir nach ...“ es ſind ſeine letzten Worte, — das Beil fällt und der Kopf fliegt auf die Bretter.

Lacenaire ſtand während deſſen am Fuß der Treppe. In zu großer Schonung ſuchte der Abbé Montés ihn umzudrehen, damit er den ſchrecklichen Augenblick nicht ſähe. „Ach was!“ erwiderte er mit einer völlig veränderten Stimme. Vergebens ſucht er noch Glauben an eine Stärke zu erwecken, die ihn längſt verlaſſen hat. „Iſt Herr Allard da?“ fragte er mit einer ganz ausgehenden Sprache. Der Souschef der Polizei beſaht es. — „Ach ich ... ich bin ... ſehr zufrieden.“ Es waren ſeine letzten Worte. Er hatte angekündigt, daß er zum Volke reden wolle; aber er hat keine Kraft mehr dazu. Seine Knie ſinken zuſammen, ſein Geſicht iſt völlig entſtellt. Er muß, von den Gehülfen des Scharfrichters unterfaßt, die Stufen zum Schaffot ſich mehr hinauf ſchleppen laſſen, als er geht, und das Fallbeil, das ſeiner Angſt ein Ende machte, ſchien einen gefühlloſen Körper zu trennen.

Das die wahren letzten Momente eines Verurtheilten. Sie ſcheinen der Aufbewahrung werth.

Eng umklammern ſich dort oben die Tannen und Fichten, den eiſigen Stürmen Widerſtand zu leiſten, und nur hie und da weiſen die Kämme entblößte Scheitel ihrer Berghäupter. Noch, wenn wir in raſcher Wendung in eine neue Schlucht blicken, können uns grüne Berge überraſchen und die todte Herrſchaft des Geſteins ſcheint noch einmal überwunden; noch tragen die von der Höhe herab ſikernden oder ſtürzenden Bäche den Charakter des Geſelligen; ſie ſpielen mit dem Steingerüll, ſie wälzen Mühlenräder und werden von hölzernen Kanälen über die Straße geführt. Noch giebt es kleine romantiſche Nebenthäler, die freilich wenig dieſen Namen verdienen, wenn man die ganze Guldbrandsſchlucht ein Thal nennt. Es ſind kleine Schrammen, geritzt in die Bergwand; ſo erſcheinen ſie wenigſtens im Verhältniß zu der langen unheuren Wunde, welche die Revolutionen in die Erde geriſſen, als das Guldbrandthal entſtand. Aber in dieſen kleinen Schluchten wälzen ſich zwiſchen bemooſtem Geſtein die anmuthigſten Waſſerfälle hinab, und der Landſchafter findet treffliche Stellen zu Bildern. Mich konnten dieſe Bilder hier weniger

Lacenaire hat nicht allein seine Memoiren geschrieben, sondern er fühlte sich auch berufen, das Lied selbst zu verfertigen, welches die wandelnden Ausrufer in Begleitung der Portraits großer Verbrecher in den Straßen verkaufen. Eines der Couplets lautete so:

Plus tard enfin, voleur, escroc, faussaire,
Tous les forfaits ne me coûtent plus rien.
Pour débuter on chippe une misere
Et, pour finir, on devient assassin.
Petits mioches,
En vos bamboches,
N'oubliez pas ce précepte moral:
Dans son menage
Faut être sage
Sans vouloir faire en tout temps carnaval.

Die Müllerin von Fockendorf.

1689.

Wie die Bauern im Altenburgiſchen, faſt die einzigen im mittlern Deutſchland, ihre uralte Tracht bis zu dieſer Stunde beibehalten haben, ſo hat ſich unter ihnen auch noch Manches erhalten, was dem Wechſel des Geſchmacks, der Gewohnheit und des Beſitzes widerſtand. Namentlich läßt ſich der Beſitz der Bauerngüter bei denſelben Familien durch viele Jahrhunderte nachweiſen; ja ſchon zu Ausgang des 17. Jahrhunderts rechnete man nach, daß gewiſſe Höfe und Mühlen durch dreihundert Jahre in directer Erbfolge von Vater auf Sohn übergegangen waren.

Im Dorfe Fockendorf an der Pleiße, unfern der Leipziger Straße, befand ſich eine ſolche Mehl-Mühle, welche erweislich ſeit 1450, und wahrſcheinlich noch länger der Familie Lange angehört und von ihr benutzt worden. Thomas Lange, ihr Beſitzer zu Ausgang des 17. Jahrhunderts, verheirathete ſich 1675, indem er ſein Weib Marie ebenfalls aus einer alten, ehrbaren und angeſehenen Bauerfamilie des Altenburgiſchen nahm.

Bei der Verlöbniß war der Braut ein Thaler von dem Verlöbnißgelde entfallen, was alle Anweſenden ſehr

erschreckte, und von ihnen als ein böses Zeichen aufgenommen ward.

Der Thaler hatte nur zu wahr gesprochen. Die Ehe war nicht glücklich, das Hauswesen ging nicht recht vor sich. Der Segen des langen Besitzes mußte entwichen sein, der Mann war träg, die Frau rührig, aber nicht, wie sie sein sollte. Auch die Müllergeschäfte gingen rückwärts. Uneinigkeit und Streit wurden so laut, daß sowol der Pastor als der Amtmann davon Notiz genommen zu haben scheinen. Der Mann schob die Schuld auf die Frau, die Frau auf den Mann. Jener sagte: die Frau halte ihn schlecht, sie behandle ihn verächtlich und laufe den Müllerknechten nach. Diese: der Mann sei dem Mühlen- und Hauswesen nicht gewachsen, und er wolle nie ihrem Rathe folgen.

Die Ehe hatte im Jahre 1689 schon 14 Jahre bestanden und war trotz der Uneinigkeit mit Kindern gesegnet.

Am Abende des Tages Mariä Heimsuchung, nachdem der Nachmittagsgottesdienst zu Ende war, stand Thomas Lange noch eine Weile vor der Dorfschenke und schlenderte dann langsam nach Hause. Er ordnete hier noch an, wie anderen Tages das Holz aus der Leine abgeholt werden solle, aß in der untern Wohnstube mit seinen Kindern und dem Gesinde zu Nacht, zog sich am Ofen Oberrock, Schuhe und Strümpfe aus, und sagte dann, er wolle zu Bette gehen, sie sollten sich auch bald fortmachen und das Licht auslöschen, da nicht viel Oel mehr da sei, und sich aufs Ohr legen.

Zunächst folgte ihm die Müllerin; dann die Magd und das Kindermädchen, die sich in das untere Nebenstübchen zu den 5 Kindern schlafen legte.

Am anderen Morgen, es war der 3. Juli, ein Mitt-

woch, standen die Hausfrau und das Gesinde zu rechter Zeit auf, und jeder ging an seine gewohnte Arbeit. Der Pferdeknecht soll Mehl nach dem benachbarten Dorfe Treben fahren, kann aber der Säcke allein nicht mächtig werden. Er rief der Müllerin, ihm beizustehen. Diese aber meint, das sei nicht ihre Sache, und heißt der Kindermagd: sie solle gehen und den Meister rufen und suchen, er werde wol, seiner lieben Gewohnheit nach, noch auf dem Heu liegen.

Das Mädchen suchte vergebens im Heuschuppen und Pferdestall, auf ihr Rufen durch das ganze Haus keine Antwort. Endlich stürzte sie aus der Geschirrkammer zurück und schrie: der Meister hat sich erhenkt. Die Müllerin und die Uebrigen stürzten hinauf und fanden wirklich Thomas Lange in der Geschirrkammer aufgeknüpft. Im Hemde hing er an einem in die Wand geschlagenen Nagel.

Sofort ward Lärm gemacht, die Müllerin lief schreiend zu den Geschwistern und Freunden ihres Mannes im Dorf: ihr Mann habe sich erhenkt; das sei aus Melancholie geschehen. Der Bruder des Müllers, Hans Lange, machte nun sofort Anzeige bei dem fürstlichen Amte, ebenfalls mit dem Bemerken, er glaube, daß sein Bruder aus Trübsinn sich ums Leben gebracht, und vom Amte deputirte Gerichtspersonen verfügten sich sofort in die Mühle und nahmen den Thatbestand auf.

In einer über dem unteren Nebenstübchen, worin die Mägde und Kinder schliefen, befindlichen Kammer, die nach dem Garten hinausging, und nur zur Aufbewahrung einiges Müllergeschirrs gebraucht wurde, fand man an einer Wand, bei dem ein wenig aufgemachten Fenster, den Müller aufgehenkt. Er war im bloßen Hemde; fast auf dem Boden knieend hing der Körper mit einem

Strick, einem alten Stück Leine, einfach um den Hals gewunden und auf der rechten Seite des Halses einmal zugezogen, an einer eisernen Zimmermannsklammer. Der Strick war um die eiserne Klammer drei Mal durchgeschlungen und zuletzt in eine Schleife gezogen. Die Hosen und die Mütze lagen neben dem Körper auf der Erde. Mit der rechten Seite des Halses hing der Körper an der Wand; auf der linken Seite, unweit der Kehle fanden sich zwei ziemlich schwarzbraune Flecke, und am übrigen Körper, nachdem er ganz entblößt worden, auf dem Rücken, fast zu Ende desselben, auf dem Rückgrad „sechs kleine Flecklein oder Läschchen," wo die Haut ganz weg war; sie waren aber weder blutig noch braun. Auch war der übrige Oberleib ganz weiß und unversehrt, der untere Leib aber und die Beine waren vom heruntergetretenen Geblüte „ganz braun angemerket." Auch lief etwas Geblüt aus dem Munde des Erhenkten, wie es bei allen, durch Strangulation Umgekommenen sich findet.

Vernommen wurden auf der Stelle alle im Hause Wohnenden; auch die nächst Angehörigen des Todten. Jene, seine Witwe, Marie Lange, die Kindermagd Sybille Gangloff, 15 Jahre alt, der Pferdeknecht Christoph Köhler, 18 Jahre alt, und Anna Rüger, die Magd, 34 Jahre alt, hatten sämmtlich in der Nacht kein verdächtiges Geräusch im Hause gehört, sie konnten daher nicht anders glauben, als daß der Müller nur aus Melancholie sich ums Leben gebracht. Desselben Glaubens waren Christoph Kresse, Anspanner zu Fockendorf, welcher am Abende mit dem Müller vor der Schenke gestanden und bemerkt, wie Thomas Lange träumerisch dem Tanze zugesehen und dann langsam nach Hause gegangen war. Auch der Bruder des Todten und mehre andere Perso-

nen hatten keine andere Meinung und keinen anderen Verdacht. Das Gericht verordnete daher, daß der Körper, als der eines Selbstmörders, durch den Caviller vom Strange geschnitten werde. Das fürstliche Consistorium aber verordnete, daß er zwar an einem abgesonderten Orte auf dem Gottesacker zu Treben begraben werde, weil er vom Pfarrer und dem Kirchspiel, seines geführten Wandels wegen, ein gutes Lob erhalten, jedoch — ohne Sang und Klang.

Die Bestattung des Müllers war längst geschehen, als man im fürstlichen Amte anderen Gedanken Raum gab. Das Protocoll über die Befundaufnahme gab zu manchen Bedenken Anlaß, auch lief im Dorfe ein Gerücht um, daß es mit dem Tode des Müllers wol nicht so zugegangen sein möge, als dort geschrieben stehe. Man vernahm verschiedene Personen über vorangehende und spätere Vorfälle und es stellten sich folgende verdächtigende Indicien heraus:

1) Das üble Verhältniß zwischen dem Müller und seiner Frau während ihres ganzen Ehestandes.

2) Die Müllerin stand mehr als im Verdacht, mit allen Mühlknappen immer in sehr vertrautem Verhältniß gestanden zu haben. Der Mann hatte unverholen sein Misvergnügen darüber geäußert.

3) Namentlich hatte sie mit einem Knappen, Martin Müller von Langen-Leube, der mehre Jahre in der Mühle gedient, in besonderer Vertraulichkeit gelebt. Der Verstorbene hatte sie selbst betroffen, und sich weinend darüber gegen seine guten Freunde geäußert.

4) Dieser Mühlknappe, Martin Müller, war um Weihnachten vorigen Jahres, 1688, abgezogen, hatte sich aber seitdem immer wieder in der Mühle eingefunden und zur Müllerin gehalten. Besonders verdächtig er-

schien, daß er am Sonnabend vor der Entleibung sich abermals in Fockendorf sehen lassen und die Müllerin in den Weinkeller geführt hatte.

5) Noch mehr, am 3. Juli 1689, also schon am Tage nach der That, war er der Erste gewesen, der nach dem unfernen Regis die Nachricht gebracht, daß der Müller in Fockendorf sich erhenkt habe.

6) Ja schon in der nächstfolgenden Nacht war er abermals in die Mühle gekommen und war bei der Müllerin in der Kammer geblieben. Noch einmal hatte man ihn auch des Tages dort gesehen.

7) Es stimmte ferner nicht zu der angeblichen Melancholie, daß Thomas Lange grade am Tage seines Todes den ganzen Tag über recht fröhlich gewesen, daß er Anstalten zum Holzabführen getroffen und sich in der Wohnstube ganz gemüthlich und ordnungsmäßig bis auf Hosen und Hemde entkleidet hatte.

8) Es fiel dem Gericht desgleichen auf, daß er deutlich gesagt, er wolle zu Bette gehen, aber des Morgens in einer Kammer gefunden worden, darin weder ein Bett noch er je geschlafen. (Etwas was sich freilich sehr leicht erklärte, wenn er wirklich die Absicht gehabt und ausgeführt, sich ums Leben zu bringen.)

9) Verdächtiger war die Art wie er aufgeknüpft gefunden ward, halb knieend, an einem nachlässig, seltsam umgeschlungenen Stricke, wie kaum Jemand sich selbst aufhängen können, dazu die Flecke auf dem Rücken, welche durch den Act der Aufknüpfung und ihre Folgen schwerlich entstanden sein konnten.

10) Endlich wie kam es, daß die Müllerin ihn des Nachts in ihrem gemeinsamen Bette nicht vermißt hatte, und er hatte doch beim Fortgehen aus der Wohn-

stube bestimmt erklärt, daß er sich in dies Bette zum Schlafen niederlegen wolle?

Diese Gründe zusammenfassend, hielt sich das Gericht für berechtigt, die Untersuchung gegen beide verdächtigte Personen zu eröffnen und zu deren gefänglicher Einziehung zu schreiten, welche theils von ihm selbst, an der Müllerfrau, theils durch Requisition eines benachbarten adeligen Gerichts an dem Müllerknappen ins Werk gesetzt ward.

Man erwarte hier keinen schwierigen Proceß, wo endlich durch künstliche Ausführung ermittelt wird, daß keine Selbstentleibung, sondern ein Mord stattgefunden hat, wie es beim Condé'schen Proceß versucht worden und noch von Vielen geglaubt wird. Das Interesse dieses an sich einfachen Criminalfalles, der in einer reichen Sammlung grauenhafter Mordgeschichten aus jener Zeit sich erhalten hat, liegt für uns in dem Geständniß selbst, welches sehr bald von Seiten der Müllerin, und dann auch, nach der Confrontation, von Seiten ihres Mitschuldigen erfolgte, und uns als Sittengemälde, von canibalischer Rohheit und Brutalität, die sich mit einer gewissen Gutmüthigkeit paart, zur psychischen Verbrechergeschichte von Werth scheint. In diesem alt achtbaren, reichen, erblichen Bauernstande finden wir schon eine freie Frau, welche mit einem fast kindlichen Unbewußtsein und, wenn man so will, einer naiven Unschuld, sich allen Lüsten und dem scheußlichsten Verbrechen hingibt, ohne daß, dem Anscheine nach, in jener fromm altgläubigen Zeit nur ein Mal vor der Entdeckung eine Regung des Gewissens in ihr erwacht. Desto ausführlicher und unumwundener bekennt sie, durch „die beweglichen

Vorstellungen und Ermahnungen" des Inquisitors betroffen, schon im ersten Verhöre Alles, und ermahnt auch ihren Mitschuldigen zum Geständniß. Wenn ein erstes ernstes Wort des Richters diese Umwandelung hervorbringt, so fragt man sich, ob denn in jener Zeit der unerschütterten kirchlichen Autorität nie eine Mahnungsstimme zu ihr gedrungen, welche den so leisen Gewissensschlummer dieses doch sinnlichen Weibes erwecken konnte, die durch das Verbrechen selbst und seine grauenhafte Wirkung sich in ihrem Wollustkitzel noch nicht stören ließ?

Nach ihrem Bekenntniß hatte sie die unglücklichste Ehe mit ihrem Manne geführt. Wenn der Mann auch sonst ein gutes Lob wegen seines Wandels von Andern erhalten, gegen sie habe er sich jederzeit übel erzeigt. Darum — war sie ihm auch nur 4 bis höchstens 5 Jahre treu geblieben, und hatte sich dann mit drei Mühlknappen nach einander eingelassen. Einer derselben hatte sie vor 9 Jahren zum Ehebruche verführt und mit ihr „auf der Treppe zu thun gehabt," nachher aber nicht mehr, ein andermal war sie mit einem Anderen „hinter dem Ofen durch ihren Mann ertappt" worden.

Mit Martin Müller, welcher Ostern vor zwei Jahren in die Mühle gekommen, fand die erste Vertraulichkeit ein Viertel Jahr nach seinem Anzuge statt. Das ging so zu. Als sie ihres kranken Kindleins wegen in der Stube geblieben, und er da auch auf der Ofenbank gelegen, machte sie sich an ihn, herzte und küßte ihn, ob ihm die Zeit auch lang sei? Da antwortete Martin: Wenn er nur eine Mühle bekommen könnte, er habe auch ein bischen Mittel, und thäte es ihm gar nichts, wenn er auch eine Wittib mit 6 oder 7 Kindern nehmen müßte. So ernsthaft nahm der Knappe das Ent-

gegenkommen, und es scheint, daß die Frau es gewesen, welche ihn vorläufig auf andere Gedanken brachte. In der Mandelkammer ward der Ehebruch zuerst zwischen ihnen begangen, hernach aber „fast unzählige“ Mal in des Müllers Ehebette. Für das erste Mal hatte ihr der Müllerknappe Geld „zu einem Pelze spendirt.“ Nachmalen aber geschah es immer unter den Wünschen: „daß doch der Müller ein Mal sterben möchte.“

Da nun der Müller gar nicht sterben wollte, war Martin Müller um Weihnachten 1688 abgezogen. Weshalb wird nicht angegeben. Der Meister hatte ihn ein Mal in „verdächtiger Conversation“ in der Mandelkammer mit ihr betroffen, aber nichts zu ihnen gesagt, als: was sie da machten? Martin verdung sich als Knappe in der Mühle zu Wolfftitz, dann in der zu Regis.

Da hatten sie die ganze Zeit über (daß sie getrennt gewesen) gar keinen Vorsatz gehabt, den Müller Thomas Lange umzubringen. Aber da wollte es der Zufall, oder wer sonst, daß sie Beide am 29. Juni, als am Sonnabend vor Mariä Heimsuchung, in Altenburg sich treffen mußten. Martin Müller war seiner alten Mutter halber von Langen-Leube, sie die Müllerin, aber, um einige Schweine zu verkaufen, nach der Stadt gekommen. Sie trafen sich in einem Bierhause und bestellten sich dann in den Rathsweinkeller.

Hier scheint abermals die Müllerin angefangen zu haben. Sie beklagte sich über ihren Mann, daß er sie übel halte und dem Hauswesen nicht vorstehe. Der Martin aber klagte: daß er gern freien möchte und doch nicht wisse: „wie es der Müllerin wegen werden würde.“

Nachdem sie nun so geklagt, gab Martin Müller den Anschlag: „daß sie den Müller Thomas Lange, weil er

fesseln, da sie die Aufmerksamkeit abzogen von dem einen Bilde.

Nicht unsere Sprache allein, auch unsere Farben sind ärmer als die Natur. Wir sind doch sonst so stark in Nachtgemälden und überbieten sie darin, nur Licht und Sonne vermögen wir nicht in der ewigen Heiterkeit und Klarheit wiederzugeben und schwelgen dafür in Nebel und Helldunkel. „Unsere Farben sind Koth" sagte einmal Friedrich zu mir, „Wer will mit Koth die Sonne malen?" Und doch auch dieses Dunkel des immer tieferen Thales vermag kein Pinsel in seiner Steigerung wiederzugeben. Selbst das Graubraun der Felsschichten würde im Spiegelbilde des Malers in kunstloser Einförmigkeit den Blick nicht fesseln, wo es doch in der Natur, noch immer in Schattirungen, den Sinn besticht. Noch immer aber fehlt der eigentliche ganz schroffe Charakter — und er fehlt vielleicht im ganzen Norwegen. Die eigentlichen Strandklippen um den Polarkreis bleiben Ausnahmen. Wohl treten hie und da graue, zuweilen fast dunkelschwarze Felsbastionen aus der Tannennacht der Bergabhänge schroff heraus, und mit der nackten Stirn trotzig in das Himmelsblau. Die

feſt ſchliefe, in ſeinem Bette erwürgen, und, als wenn er ſich ſelbſt erhenkt hätte, hinhängen wollten."

Die Müllerin, heißt es, hatte alsbald darein gewilligt; Beide beredeten ſich dahin, die That noch ſelbigen Abend zu bewerkſtelligen. Sie wollten zum Erwürgen des Mannes Flor gebrauchen, da ſich aber die Frau erinnerte, daß der zerriſſen ſei, kaufte ſie in Altenburg einen neuen Strick dazu. Dann ging die Frau voraus nach Fockendorf. Martin ſchlich ihr gegen Abend nach. Nachdem er den ordentlichen Weg an der Pleiße hin umſchweift und ſich eine Weile am Fockendorfer Wehr verborgen gehalten, ſchlich er ſich Abends nach 10 Uhr in den Kleingarten hinter der Mühle. Hier ſollte er die Frau erwarten.

Sie ließ ihn auch nicht lange warten, berichtete ihm aber, dieſe Nacht ging es nicht, weil Mahlgäſte da wären. Derohalben ſchliefe ihr Mann nicht in ſeinem Bette, ſondern unten in der Stube auf der Ofenbank. Zum einſtweiligen Troſt lud ſie ihren Liebhaber ein, ſich zu ihr hinauf in die Kammer zu ſchleichen, wo ſie im Ehebette die Nacht zubrachten, zwei Mal den Ehebruch begingen, und dann „anderweitig Verlaß genommen:" daß ſie den Mord, der nun einmal beſchloſſen, nicht aufgeben, nämlich zwei Tage darnach, am 2. Juli, als am Tage Mariä Heimſuchung, vollbringen wollten.

In dieſer wüſten Nacht ſcheint zum erſten Mal eine Regung von Gewiſſensangſt in der Müllerin erwacht zu ſein, die aber ſchnell in ſeltſamer Weiſe beſchwichtigt ward. Martin Müller tröſtete ſie: daß es keine Sünde ſei; habe doch Judith auch dem Holofernes den Kopf abgehauen! Darauf gab ſich die Müllerin zufrieden, und ſie beſchloſſen: ſo wollten ſie es denn in Gottes Namen thun.

Die Nacht des 2. Juli kam heran. Als Thomas Lange schon zu Bette war, harrte Martin Müller wieder um 10 Uhr im Kleingarten. Die Müllerin kam, benachrichtigte ihn, wie Alles gut stände, und sie wurden nochmals mit einander eins, daß sie den Mord vollbringen wollten. Die Müllerin hatte das „Eindeckelband zu Wege gelegt," Martin Müller aber hatte einen Strick mitgebracht. Diesem gab man bei der Prüfung den Vorzug; der in Altenburg gekaufte neue Strick scheint also verworfen worden zu sein. Mit dem Strick des Knappen ging die Müllerin in die Kammer hinauf, zog sich aus, legte sich zu ihrem Mann ins Bette und probirte, ob er auch fest schliefe. Er schlief fest.

Sie huschte wieder aus dem Bette heraus, warf sich den Pelz um, und schlich zu ihrem Geliebten hinunter. Da versprachen sie sich unten im Garten nochmals heilig die Ehe, und bereiteten sich im Namen Gottes zu dem Morde vor. Leise schlichen sie hinauf. Martin blieb vor der Kammerthür stehen, bis die Müllerin sich wieder ins Bett gelegt.

Sie lag auf seiner linken Seite; dann fuhr sie vorsichtig mit dem rechten Arme, in welchem sie das eine Ende des Strickes hielt, ihrem Manne unter dem Halse oder Nacken durch. Er regte sich, von der Berührung halb erweckt, ein wenig. Da umfaßte sie ihn, wie aus ehelicher Liebe und zog dabei den Arm wieder zurück, aber der Strick blieb durchgeschlungen. Er war wieder fest eingeschlafen.

Jetzt zog sie beide Strickenden über dem Halse zu einer Schleife zusammen; im nämlichen Augenblicke war auch Martin Müller in die Kammer getreten. Jeder von ihnen ergriff ein Ende des Stricks; sie zogen mit aller Kraft, und davon war denn der Müller, „ohne ei-

niges Zucken, außer daß er sich in den Seiten ein Weniges aufgeblähet," gestorben. Nur ein Paar Tröpflein Blutes waren auf die Pfülziechen gefallen, sie wußten nicht, ob aus dem Munde oder der Nase. Aus Vorsicht zog die Frau die Ziechen alsbald ab.

Nach dem Morde gingen Beide in die Küche, um Licht anzuzünden. Fürchtete sich der Eine zurückzubleiben? Dann, nach oben zurückgekehrt, faßten Beide die Leiche an, die Frau an den Beinen, der Knappe hinten am Kopf und schleppten sie, die Frau voraus, aus dem Bett und der Kammer, über das etwa 9 Schritt lange Gänglein, nach der Geschirrkammer, wo sie dieselbe anfangs auf eine Lehnbank setzten.

Trotz der langen Prämeditation, wie sie der That einen andern Schein geben wollten, hatten sie das Einfachste und Nöthigste vergessen, — den Nagel, an den der Körper gehängt werden sollte! Martin mußte erst die eiserne Zimmermannsklammer mit einer Art in die Wand einschlagen. Auch von diesem Getöse, welches das ganze Haus erschüttern mußte, erwachte Niemand! Sie waren ohne Sorgen bei ihrem schwarzen Werke. Der Körper ward aufgehängt, die Hosen und Mütze nachgeholt und auf die Erde geworfen. Von einer, dem Körper sonst angethanen Gewalt wußten beide Missethäter sich nichts zu erinnern, vermutheten aber, daß die „Läschen" wol beim Hinüberschleppen an der hohen Thürschwelle, oder beim Aufhenken an der hohen Lehnbank entstanden wären.

Wir stoßen noch auf einen canibalischen Zug, der aber nur die alte Wahrheit bestätigt, welche Feuerbach bei mehren Fällen mit seiner psychologischen Divinationsgabe ins hellste Licht setzt, daß Grausamkeit und Blutdurst mit der Wollust aufs Innigste verschwistert sind.

Die Mörder statt mit Entsetzen sich anzublicken, statt aufs Schleunigste von der Mordstätte zu fliehen, gingen in die Kammer zurück, um — ihrer Lust zu fröhnen. Doch scheint wenigstens ein Grauen, eine Scheu in ihnen obgewaltet zu haben. Sie mieden das vielleicht noch warme Bett, an dem der Todesschweiß und die Blutstropfen ihres Opfers klebten, sie vollzogen den Ehebruch, wie es in der Druckschrift noch heißt, auf einem zu Fuß des Bettes stehenden Kasten. Dann „nahmen sie den Verlaß," sie verabredeten, wie man am Morgen zu verfahren habe, daß die Müllerin das Kindermädchen rufen solle, nach ihrem Mann zu suchen, der gewiß aus Faulheit im Heu schlafen werde. Erst zuletzt sollte sie in der Geschirrkammer suchen und dann sei es ein Leichtes, wenn die Magd mit den Worten: der Meister hat sich erhenkt, herunter stürze, dies Allen im Dorfe glaublich zu machen. Einige Tage später sollte Martin Müller wieder als Müllerknappe bei ihr eintreten; dann wollten sie sich nach einiger Zeit heirathen, und Martin die Mühle übernehmen. So trennten sie sich nach Mitternacht.

Wie bereitwillig die Verbrecherin auch ihr Geständniß ablegte, und nirgends mit der Wahrheit zurückhielt, ward es doch zuerst schwer, sie von ihrem Unrecht zu überzeugen. Denn, sagte sie, ihr Mann habe zu übel an ihr gethan, und immer auf sie geflucht. Deshalb habe sie an ihm nicht unrecht, sondern „als wie an einem Vieh" gethan. Erst später ging sie, so wie ihr Mitschuldiger, in vollständige Reue und Zerknirschung über.

Der Schöppenstuhl in Jena, an welchen die Acten zur Urtelsabfassung verschickt wurden, erkannte, daß auf Grund ihres Eingeständnisses, Marie Lange, als Gattenmörderin in einen Sack gesteckt, ins Wasser gewor-

fen und ertränkt, Martin Müller aber mit dem Rade vom Leben zum Tode gestraft werde.

Die Verurtheilten bekannten bei der Publication nochmals ihre Missethat; sie „stellten sich kläglich an, erklärten jedoch, sie wollten gern sterben und fleißig beten." Ihrerseits scheint also auf eine weitere Berufung nicht angetragen zu sein; dem Gericht aber kam es bedenklich vor, daß das Weib gesäcket und dann „hiesiger Gewohnheit nach" auf dem Gottesacker, wenn auch an einen absonderlichen Ort, begraben werden solle, während Martin Müller (der wol nur als Verführter des wollüstigen Weibes erscheint) mit dem Rade hingerichtet und auf dasselbe geflochten werden solle, also comparativ härter als das Weib gestraft werde, die doch ihren Ehemann umgebracht. Trotz dieser wesentlichen Bedenken ging aber doch die Rückfrage an den Schöppenstuhl nur dahin: ob die Marie Lange nach der Execution zu begraben und ob Martin Müller auf das Rad geflochten werden solle oder nicht? Worauf die Antwort erfolgte: daß wiewol nach Römischem Rechte die Gattenmörderinnen gesäckt und dann ihnen kein Begräbniß vergönnt worden, dazumal auch die Strafe dadurch erhöht worden, daß man in den Sack lebendige Thiere gesteckt; so müsse man es doch billig, nach hiesigen Landesgewohnheiten, dabei belassen, daß so wie keine Thiere in den Sack gesteckt würden, der ertränkte Körper Abends wieder aus dem Wasser gezogen und durch den Scharfrichter unter dem Gericht verscharrt werden dürfe. Was Martin Müller betreffe, so verstehe es sich von selbst, daß wenn Einer zum Rade verurtheilt worden, auch seine Glieder auf das Rad geflochten werden müßten.

Nachträglich kam noch Martin Müller's Vater mit einer Eingabe um weitere Vertheidigung seines Sohnes

ein, welche von einem gelehrten Advocaten abgefaßt, in den Spitzfündigkeiten der Jurisprudenz ein Rettungsmittzu finden versuchte: nämlich es habe keine Section des Körpers des angeblich erwürgten Müllers stattgefunden, somit stände das corpus delicti nicht fest, die wirkliche Tödtung durch Suffocation, denn eine solche verursachte immer das Springen der Blase. Da eine solche nach allen Anzeichen nicht stattgefunden, so sei sogar die Vermuthung dagegen, daß der Verstorbene erwürgt worden. Ferner könne der Umgang seines Sohnes mit der Müllerin nicht als Ehebruch betrachtet werden, da sie notorisch und laut Geständniß eine Prostigata gewesen, die sich mit Jedem eingelassen. Endlich stehe seinem Sohne sein sonstiger, guter Ruf, dessen er sich erfreut, zur Seite; worauf der Vater den Antrag gründete, daß er eventuell mit der Strafe des Rades zu verschonen, und nur mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei. — Zwei Schöppenstühle, der von Jena und Leipzig, verwarfen gleichmäßig diese Defension mit vielen gelehrten Gründen, deren kurzer sehr vernünftiger Sinn der war: daß es gar nicht darauf ankomme, ob die Müllerin als öffentliche Person zu betrachten, da Martin Müller nicht wegen Ehebruchs, sondern wegen Mordes zum Tode verurtheilt worden, daß es in diesem Falle aber, nach gesetzlichen Bestimmungen, keiner Obduction bedurfte, das Zerspringen der Blase keine nothwendige Folge einer Erdrosselung sei und endlich, daß bei Zustimmung aller andern Umstände, wenn Einem ein Strick um den Hals gelegt und solcher zugezogen werde, er nothwendig davon sterben müsse. Der beste Ruf eines Menschen sonst, schließe aber die härteste Strafe nicht aus, wenn derselbe vorsätzlich und in gewinnsüchtiger Absicht einen Nebenmenschen umgebracht.

Ungeachtet aller dieſer Weiterungen ward der Proceß ſo ſchnell erledigt, daß die Hinrichtung ſchon am 17. Auguſt deſſelben Jahres ſtattfand. Nachdem beide Delinquenten vor dem öffentlich gehegten peinlichen Halsgerichte bei ihrem freiwilligen Bekenntniß verharrt, ward Marie Lange unweit Fockendorf auf dem Primmelwitzer Anger an der Pleiße in einen Sack geſteckt und erſäuft. Später ward ihr Körper auf der Gerichtsſtelle, an der Leipziger Straße vergraben. Martin Müller ward ebendaſelbſt mit dem Rade von oben geſtoßen und ſein Körper aufs Rad geflochten neben der Müllerin Grabe. Beide ſtarben bußfertig, unter Bezeugung herzlicher Reue.

Noch am ſelben Tage der Execution ward aus dem Fürſtlich Sächſiſchen Amte Altenburg ein Actenauszug gefertigt und in Druck gegeben, zur Beglaubigung der wahrhaften Thatſachen und Entfernung von Gerüchten, welche ſich dieſer viel Aufſehn erregenden Geſchichte bereits damals bemeiſtert und ihre Schreckniſſe noch vergrößert hatten.

Euphemie Lacoste.

1843—1844.

Henri Lacoste war ein reicher Grundbesitzer im Departement Gers in der Gascogne. Er lebte auf dem Schlosse Philibert, welches zur Gemeinde Riquepeu gehörte. Der jüngste überlebende von drei Brüdern, hatte er deren Vermögen, etwa 700,000 Francs, in seiner Hand vereinigt. Am 31. Mai 1841 heirathete er, selbst schon 68jährig, seine 22jährige Großnichte Euphémie Vergès, ein Mädchen von großer Schönheit. Er hatte sie erst im Jahre 1839 kennen lernen, als eine ihrer Schwestern ihre Hochzeit feierte; schon damals beschloß er sie zu heirathen, aber er hatte noch zwei Jahre gewartet, um ihr vorher die ihr noch fehlende Erziehung geben zu lassen. Sie war, im Verhältniß zu der Größe des Lacoste'schen Vermögens, unbemittelt. Man konnte demnach die Heirath als ein Glück, als eine Versorgung auf das Alter für die junge Euphemie betrachten, welche auch nichts unterließ, um ihre Zufriedenheit mit ihrem Schicksale auszudrücken.

Es herrschte anfangs das innigste Verhältniß zwischen den Gatten; Henri Lacoste war roh und, wie alle Menschen ohne sittliche Bildung, von willkürlichen Lau-

nen; er war außerdem geizig und trotz seines hohen Alters liederlich. Doch wußte seine Frau in alle seine Wünsche sich zu fügen; sie befriedigte alle ihm an sie zustehenden Ansprüche; ja sie ging noch weiter, sie leistete ihm Dienste, die gewöhnlich wol nicht aus Pflichtgefühl, sondern nur aus höchster Zärtlichkeit geleistet werden: sie rasirte ihn und wusch ihm die Füße. Henri Lacoste fühlte sich ganz glücklich, wie er es öfters zu seinen Freunden aussprach, und machte am 1. Juli 1843 ein Testament, worin er seine Frau zur Universalerbin einsetzte.

Aber bald nachher änderte sich die Stimmung unter den Eheleuten; schon ein Jahr nach seiner Verheirathung machte Henri Lacoste, wie er früher sein Glück ihnen nicht verschwiegen, jetzt seinen Bekannten über sein unglückliches Verhältniß nicht sparsame Mittheilungen, und in den härtesten Ausdrücken. Er wollte vielen Grund zu Beschwerden haben. Dahin gehörte, daß ihm seine Frau keinen Erben schenkte, den er sehnsüchtig wünschte.

So eifrig war der Siebziger darauf aus, noch ein Kind zu erhalten, auf welchem Wege es auch sei, daß er deshalb sein Glück bei Andern versuchte. So machte er sogar seinem Dienstmädchen wiederholte Anträge. Begreiflicherweise gab er seiner Frau auch seinerseits dadurch Grund zu Beschwerden. Von ihrer Seite wird es nicht sowol Eifersucht gewesen sein, als die Furcht, daß der Alte ein Kind bekomme, oder zu bekommen glaube, dem er sein Vermögen zuwende. Die beiderseitige Unzufriedenheit stieg immer höher, sodaß Henri Lacoste im April 1843 äußerte: er habe die Absicht, die Erbeseinsetzung seiner Frau aufzuheben.

Zu den Besuchern des Lacoste'schen Hauses gehörte damals der Schullehrer von Riquewer, Namens Meil-

han. Er war in demſelben Alter wie Lacoſte, und dem allgemeinen Rufe nach zu urtheilen, nicht von beſſern Sitten. Er wohnte bei dem Wirth des Dorfes Riqueyeu, Lescure. Die Eheleute Lacoſte ſtiegen, ſo oft ſie nach dem Dorfe kamen, bei Lescure ab und hatten daher bei jedem Beſuche Gelegenheit mit dem alten Schulmeiſter zuſammen zu treffen.

So geſchah es auch, als ſie Dienſtag am 16. Mai 1843 auf den Markt nach Riqueyeu gingen. — Lacoſte hatte dort noch mehrere Geſchäfte zu beſorgen, als er plötzlich von einem Unwohlſein ergriffen ward, das ihn nöthigte, ſchnell mit ſeiner Frau nach Hauſe zurückzukehren. Mehre Bekannte, welche ihm begegneten, ſahen es ihm an der Farbe und dem Ausdrucke ſeines Geſichtes an, daß er krank ſein müſſe, und er äußerte gegen Andere, es rühre von einem Glaſe Wein her, das ihm der verdammte Meilhan zu trinken gegeben.

Dieſer plötzliche Schmerzanfall war der Anfang einer Krankheit, die ſich vorzüglich in Kolik und Erbrechen äußerte. Madame Lacoſte pflegte ihn aufs Zärtlichſte, ſodaß ſie allein ihm nicht nur alle Arzneien, Getränke und Speiſen, die er zu ſich nahm, zubereitete und reichte, ſondern auch die Gefäße, die er bei ſeiner Krankheit brauchte, ſtets ſelbſt ausſchüttete. Doch wollte ſie lange keinen Arzt zuziehen, erſt am vierten Tage conſultirte ſie den Dr. Boullée in Vic-Fezenſac, einem Orte nicht weit davon, jedoch nur ſchriftlich; endlich am Sonnabend, dem fünften Tage, ließ ſie den Chirurgus Laſenolle holen. Dieſer begnügte ſich zuerſt einige leichte Mittel zu verſchreiben; als er aber am Montag, dem ſiebenten Krankheitstage (22. Mai), wieder kam, fand er Herrn Lacoſte viel ſchlimmer geworden. Er wollte deshalb einen wirklichen Arzt hinzuziehen, aber es war

Klippen bilden aber nirgend fortgesetzte Wände. Merkwürdig erscheint dagegen die steile fast senkrechte Abdachung der eigentlich fruchttragenden Berge. So weit der Pflug unter Leitung von Menschenhand gehen kann, findet man zwischen Klippen und Forsten aufgerissene Aecker; man glaubt, jeder Platzregen müsse diese Haferfelder abspülen, aber das Seltsamste ist die geradlinige Richtung, in welcher noch die Tanne wurzelt.

Die Namen der Wasserfälle zu nennen, wäre eben so ermüdend als unmöglich. Ihre ungeheure Ausdehnung ist merkwürdiger, als das einzelne Spiel ihres Falles, wie sie oben aus den Nebelbedeckten oder kahlen Höhen, ein weißer Streif, schräg hinabgleiten, dann in den schwarzen Tannenfeldern auf Augenblicke verschwinden und wieder zum Vorschein kommend ihren Lauf in sanften Halbbogen zu vollenden suchen. Zuweilen vereinigen sich mehrere noch auf der Höhe und dann gewahrt der Herabsturz, wie z. B. beim Olafoß, wo sich hoch in der Wolkenregion die schon breit schäumenden Gewässer auf der nackten röthlichen Felsabdachung zu einem breiten Schaumbette versammeln, einen imposanten Anblick. Sonst ist es weniger das Schauspiel,

ſchon zu ſpät; noch am Abend deſſelben Tages, ehe dieſer Arzt ankam, war Lacoſte geſtorben.

Unmittelbar nach ſeinem Tode, ſelbſt in Gegenwart ihres Mädchens, holte Madame Lacoſte das Teſtament ihres Mannes aus ſeinem Secretair und präſentirte es ſchon wenige Tage nachher. Sie fing an, ſich frei zu fühlen.

Meilhan hatte ſich ſogleich nach dem Tode Lacoſte's, während deſſen Krankheit er nicht ein Mal gekommen war, ſich nach dem Krankheitszuſtande zu erkundigen, auf dem Schloſſe eingefunden; die Sitte forderte es, daß alle Bekannte der Familie den Tag nach dem Tode im Trauerhauſe gemeinſchaftlich ſpeiſten. Meilhan war unter ihnen; er that es aber nicht allein an dieſem, ſondern fand ſich nun auch den folgenden Tag wieder ein und ſpeiſte diesmal mit Madame Lacoſte allein; er ſchien überhaupt mit ihr bekannter zu werden.

Als er einige Tage darauf dem Maire von Rigueren, Subazan, begegnete, führte er ihn in das Zimmer, wo er Schule zu halten pflegte, zeigte ihm eine Schuldverſchreibung eines gewiſſen Caſtera auf 1772 Francs, und erkundigte ſich, ob der Mann ſicher ſei? Er gab dabei an, es ſei ein Geſchenk von Madame Lacoſte. Zu Caſtera ſelbſt ſagte er dagegen, als er ſich die Verſchreibung auf ſeinen Namen von ihm umſchreiben ließ, es ſei kein Geſchenk, ſondern er habe die gleiche Summe Madame Lacoſte baar als Valuta gegeben.

Kurze Zeit darauf führte er Subazan, um ihm heimliche Mittheilungen zu machen, wieder in ſein Schulzimmer. Jetzt wollte ihm Madame Lacoſte eine Leibrente conſtituiren, und zwar von 500 Francs, wenn er den Wechſel auf Caſtera zurückgeben wolle, und von 100 Francs, wenn er ihn behielte. Subazan ſollte ihm

rathen, was zu wählen, und ihm ein Formular für ein rechtsgültiges Leibrentenversprechen aufsetzen. Subazan rieth ihm, sich mit 400 Francs zu begnügen und den Wechsel zu behalten, und schrieb ihm das Formular. Madame Lacoste hatte jedoch dieses Formular nicht benutzen wollen, und Meilhan zeigte deshalb kurz nachher die Verschreibung, wie die Witwe sie nach ihrem Willen geschrieben und mit ihrem Namen unterzeichnet hatte, an Subazan, um sich durch ihn zu vergewissern, daß auch nichts von den zur Gültigkeit nöthigen Formen fehle.

Meilhan bekam das Geld regelmäßig ausgezahlt. Grade ein Vierteljahr nach Lacoste's Tode, am 23. August, begegnete er Herrn Subazan wieder, schlug auf seine Tasche, daß man Geld darin klingen hörte, und äußerte, es sei die erste Zahlung der Rente.

Auch außer diesen Geldbeziehungen schien Madame Lacoste mit Meilhan sehr verbunden zu sein; so nahm sie sich seiner an, als sein Wirth Lescure, argwöhnend, daß Meilhan mit seiner Frau unerlaubten Umgang pflege, ihn aus seinem Hause entfernen wollte; sie vermittelte, daß er wieder aufgenommen wurde.

Uebrigens begann Madame Lacoste jetzt sich auf auffallendere Weise ihrer Unabhängigkeit und ihres Reichthums zu erfreuen. Sie ging nach Tarbes, einer Stadt, wo sie von ihrer Jugendzeit her Bekanntschaften hatte, wo namentlich ein junger Mann lebte, den die Welt als ihren früheren Liebhaber und baldigen zweiten Gatten bezeichnete. Sie empfing von demselben tägliche späte Besuche und in der Art, daß die Hauswirthin sich genöthigt sah, des Anstandes wegen ihr die Wohnung zu kündigen. Sie bewohnte dann ein elegantes Haus und hielt sich Wagen und Pferde.

Alles Das machte die Welt viel reden, man erzählte sich immer ungünstigere Geschichten, bis sich das Gerücht verbreitete, sie hätte ihren Mann vergiftet. Sie ertrug in der ersten Zeit dieses Gerede mit Ruhe; als es lauter ward, suchte sie es zu dämpfen, indem sie einigen Personen durch den Huissier anzeigen ließ, sie werde sie wegen Verleumdung vor Gericht ziehen, und als auch dies die öffentliche Meinung nicht zum Schweigen brachte, versuchte sie durch eine gerichtliche Untersuchung des Leichnams das Publicum von ihrer Unschuld zu überzeugen. Sie schrieb deshalb am 10. December 1843 an den Procurator des Gerichts zu Auch und forderte die Ausgrabung der Leiche ihres Gatten, damit festgestellt werde, was die Ursache seines Todes gewesen, und ob sich Spuren der Vergiftung an ihm vorfänden. In Folge dieses Briefes wurde am 18. December die Ausgrabung vorgenommen; die herausgenommenen Körpertheile wurden, erst von den Aerzten und Apothekern in Auch, dann von den berühmtesten Chemikern und Aerzten von Paris nochmals untersucht, und durch ihre übereinstimmende Aussage das Vorhandensein von Gift im Leichnam festgestellt.

Die natürliche Folge war zur Untersuchung gegen die Thäter zu schreiten. Als solche bezeichnete die öffentliche Stimme Madame Lacoste und als Gehülfen den Schullehrer Meilhan. Letzterer wurde verhaftet, Madame Lacoste hatte sich durch die Flucht der Verhaftung entzogen, versprach aber in einem Schreiben an den Procurator sich zur rechten Zeit zur Aburtelung des Verbrechens einzufinden, sobald die Voruntersuchung bis zur Anberaumung der öffentlichen Sitzung gediehen sei; nur für die Zwischenzeit wolle sie den Qualen des Gefängnisses und dessen nachtheiligen Folgen für ihre Gesund-

weit entgehen. In der That stellte sie sich am Morgen des 4. Juli 1844 freiwillig bei dem Gefängnißwärter; und schon wenige Tage nachher, am 10. Juli, begann das öffentliche Gericht vor der Jury von Auch. Die Anklage lautete gegen Meilhan: daß er am 16. Mai 1843 Henri Lacoste ein Getränk, das den Tod herbeiführende Substanz enthalten, gereicht habe, gegen Eugenie Vergès, verwittwete Lacoste: daß sie vom 16. bis zum 23. Mai 1843 ihrem Manne in Getränken oder auf andere Weise ebenfalls eine tödtliche Substanz gereicht, oder wenigstens an dem Attentat Meilhan's als Urheberin durch Versprechungen, oder als Theilnehmerin durch Hülfeleistung sich mitschuldig gemacht habe. Nach fünftägigen Verhandlungen, nach Vernehmung aller Zeugen und Sachverständigen, nach den Reden des Staatsanwalts und der Vertheidiger wurde am 14. Juli das Urtheil gesprochen, und beide Angeklagte für nicht schuldig erklärt.

Dies sind die theils zugestandenen, theils ermittelten Thatsachen. In den Debatten kam wenig Neues zum Vorschein, auch entbehrten sie des dramatischen Interesses, welches anderen celebren Fällen der Art vor den französischen Assisen ein so Pikantes gewährte, weshalb wir es im Interesse dieses Werkes und der Leser erachteten, das Thatsächliche vorweg kurz zusammenzustellen, und diesmal unsere Aufmerksamkeit mehr der juridischen Beurtheilung als der psychologischen zu widmen, für welche die actenmäßigen Mittheilungen uns weniger Anhaltungspunkte bieten. Es ist ein Fall mehr für Juristen, als für das größere Publicum.

Der Jurist wird nun gegen das Urtheil der Jury Bedenken haben, und er könnte nicht das unbedingte

Verdict: nicht ſchuldig, ausſprechen, ohne um deshalb die Geſchwornen zu tadeln, daß ſie in einem zweifelhaften Falle ihr Gewiſſen durch ein Schuldig nicht belaſten wollten. Für erwieſen muß er annehmen: den Thatbeſtand des Verbrechens, die Vergiftung. Aus Indicien während und nach der That entſpringt der dringende Verdacht der Thäterſchaft gegen die beiden Angeklagten, ein Verdacht, der durch Gegenindicien, ſtatt weggeräumt zu werden, eher verſtärkt wird. Der Alibibeweis iſt nicht geführt. Dagegen tritt in ſchauerlicher Stärke das Motiv zur That heraus. — Wir laſſen ausnahmsweiſe die juriſtiſche Betrachtung hier vorwalten, während wir in einem nah verwandten Falle, dem Marcellange'ſchen, das entgegengeſetzte Verfahren beobachten und die volle dramatiſche Entwickelung geben werden. Beide Proceſſe ſpielten um dieſelbe Zeit, beide haben denſelben Gegenſtand, den Gattenmord, in beiden gehören die Thäter der höheren Geſellſchaft an, in beiden laſſen die Ehefrauen durch Beihülfe Anderer ihre Ehemänner umbringen und beide Verbrechen im ſüdlichen Frankreich vorfallend, ſind offenbar die Kinder des Lafarge'ſchen Proceſſes, der die Verbrecherinnen, wenn nicht angelockt, doch gelehrt hat, wie ſie ſich der Polizei und den Gerichten gegenüber zu benehmen haben. Wie beide verſchieden ſind, daher eine ganz verſchiedene Behandlung bedingen, wird man aus der Vergleichung derſelben (der Proceß Marcellange erſcheint im folgenden Bande) entnehmen. Indem wir durch eine ſummariſche Auffaſſung des Lacoſte'ſchen Falles Raum gewinnen, verſparen wir denſelben für den ungleich intereſſantern und lehrreichern Marcellange'ſchen.

Henri Lacoste ist in Folge einer Vergiftung gestorben. Das Vorhandensein von Arsenik im Körper war unbestritten. Man hatte die Leber und Milz, und einen Theil der Schenkelmuskeln zur Prüfung genommen; man hatte vorher die Erde über und unter dem Sarge untersucht, um sich zu überzeugen, ob nicht vielleicht durch den Einfluß derselben der Leichnam giftige Elemente eingesogen habe. Die Erde war ohne allen Arsenik. Ebenso prüfte man den Apparat, mit dem man operiren wollte, vorher an einer gleichgültigen Masse, ob auch nicht der Apparat selbst Gift enthielte; er enthielt keins. Dann erst nahmen die Aucher Sachverständigen einen Theil der Organe des Lacoste'schen Körpers, kochten sie in Potasche, ließen sie verdunsten, bis sie den bloßen Rückstand behielten, verbrannten diesen erst mit Salpeter-, darauf mit Schwefelsäure, und fanden auf dem Marsh'schen Apparat die Flecke, die bekanntlich das Vorhandensein des Arseniks unzweifelhaft feststellen.

Mit dem übrigen Theile der Lacoste'schen Organe wurden dieselben Versuche von den Pariser Doctoren Pelouze, Devergie und Flandin wiederholt. Sie kamen zu demselben entscheidenden Resultate; ja sie fanden die Masse des Arseniks bedeutender, als sie sie zuvor in einem Körper gefunden hatten (und diese Sachverständigen sind bei allen berühmten Vergiftungsprocessen der neueren Zeit als Sachverständige zur Prüfung der Leichname zugezogen worden).

Dabei steht nun, wie sie in der öffentlichen Gerichtssitzung entwickelten, fest, einerseits, daß die Symptome des Arseniks durchaus sicher und zuverlässig sind, andererseits, daß im Normalzustande der menschliche Körper kein Gift enthalte. Es wurde ferner festgestellt, daß, wenn die Erde, in der der Sarg stand, giftige Bestand-

theile enthalten, wenn ſie durch den Sarg hätten durchdringen können, das im Körper gefundene Gift davon nicht herrühren konnte, denn rührte es davon her, ſo hätte die Leber oder ein anderes Organ des Unterleibes nicht mehr Gift enthalten können, wie die andern Theile des Körpers, was doch der Fall war. Dieſer Umſtand, daß das Gift in größerer Quantität in der Leber gefunden worden, beweiſt, daß der Arſenik nicht durch eine äußerliche Mittheilung, ſondern durch eine innere Abſorption in den Körper gekommen iſt, daß er alſo, da die Abſorption eine Lebensthätigkeit iſt, während ſeines Lebens von Lacoſte eingenommen ſein muß.

Arſenik fand ſich alſo in dem Körper des Verſtorbenen. Die zweite Frage iſt: ob er an dieſem Gifte geſtorben? Es war zwar im Laufe des Proceſſes als Vermuthung aufgeſtellt worden, daß er in Folge einer Indigeſtion oder eines Bruches geſtorben; Devergie widerlegte aber aufs Glänzendſte die Möglichkeit, daß das Eine oder das Andere ſeinen Tod veranlaßt haben könnte.

Eine Indigeſtion führt eine allgemeine Verſtimmung des Körpers herbei, äußert ſich in Uebelkeiten, Erbrechen, Schwäche, Veränderung der Geſichtszüge. Ein alter Mann kann freilich daran ſterben, denn wenn ſie ſich nicht bald beſſert, ſo erfolgt ein Fieber, eine Entzündung des Magens und der Eingeweide; es zeigt ſich ferner eine immer zunehmende Erſchlaffung. Dem Allen widerſpricht nun, was Madame Lacoſte auf die Fragen des Herrn Devergie ausgeſagt: Lacoſte trank und aß; keine Spur von Erſchlaffung.

Ein Bruch führt nur dann den Tod herbei, wenn eine Zuſammenziehung der Gedärme hinzutritt. Eine ſolche Zuſammenziehung hindert allen Stuhlgang; die Eingeweide rollen ſich wie um einen Knoten zuſammen

und verſtopfen jeden Ausweg. Der Kranke kann dann nichts genießen, weder Speiſe, noch Getränke, denn die Thätigkeit der Organe iſt paralyſirt, die ganze Oekonomie des Körpers vernichtet, die Circulation der Lebensſäfte aufgehoben. Die Kraftloſigkeit wird ſo groß, daß der Kranke das Bett nicht verlaſſen kann. Auch das war bei Lacoſte nicht der Fall, vielmehr, wie Madame Lacoſte ausdrücklich angab, konnte er nicht allein noch gehen, ſondern auch noch ſeinen gewöhnlichen Geſchäften obliegen. Außerdem hätte man, wäre Lacoſte an einem Bruche geſtorben, bei der Beſichtigung des Leichnams dieſe Zuſammenziehung der Gedärme noch vorfinden müſſen.

Während alſo alle Symptome den Krankheiten widerſprachen, die als mögliche Urſachen ſeines Todes angegeben worden, ſtimmen ſie aufs Genaueſte mit den Symptomen einer Vergiftung überein: Lacoſte war ein ſtarker Mann geweſen, hatte ſich ſtets wohl befunden; plötzlich fühlt er ſich krank, beklagt ſich über Kolik, ſeine Geſichtszüge verändern ſich auffallend, er hat Uebelkeiten, Erbrechungen, häufigen Stuhlgang; alles Zeichen einer Vergiftung. Man kann nicht ſagen, daß eine Vergiftung ſtets dieſe und nur dieſe Erſcheinungen aufweiſt, denn ſie äußert ſich auf die verſchiedenſte Weiſe, aber alle vorhanden geweſenen Erſcheinungen laſſen ſich am ungezwungenſten grade durch eine Vergiftung erklären.

So hatte man denn den Tod durch Vergiftung endlich ſelbſt von Seiten der Angeſchuldigten zugeſtehen müſſen, aber das Syſtem bei der Vertheidigung befolgt, dieſe Vergiftung nicht einem Dritten, ſondern dem Verſtorbenen ſelbſt zuzuſchreiben.

Madame Lacoſte behauptete nämlich, ihr Mann hätte ſchon lange vor ſeiner Verheirathung heimliche Krank-

heiten gehabt, die er ſich ohne Arzt durch Mittel, deren Anwendung er nur ſelbſt regelte, zu heilen geſucht. Dieſe Mittel, und zwar habe er ſowol innerliche als äußerliche gebraucht, müßten nun das gefundene Gift enthalten haben, und die Quantität deſſelben müßte endlich ſo bedeutend geworden ſein, daß die Folgen einer förmlichen Vergiftung eingetreten wären.

Das Vorhandenſein ſolcher heimlichen Krankheiten iſt aber keineswegs feſtzuſtellen gelungen; nur daß Lacoſte Flechten, namentlich auch im Geſicht, gehabt, iſt durch Zeugen bekundet worden. Selbſt ſein Arzt hat nur von Flechten gewußt. Man hat zwar die Verheimlichung dieſer Krankheiten daraus erklären wollen, daß er einen großen Abſcheu vor Aerzten gehabt, und mehrmals geäußert hat, „nur einen Thierarzt würde er zum Doctor nehmen.“ Aber, abgeſehen davon, daß das ein Scherz war, den ein roher Menſch, ſo lange er bei guter Geſundheit iſt, leicht ſich erlaubt, und ſobald er krank wird, noch viel leichter vergißt, ſo iſt es auch höchſt unwahrſcheinlich, daß man viele Jahre hindurch ſolche Krankheiten nicht blos den Aerzten, ſondern auch allen ſeinen Freunden, nicht blos verbirgt, ſondern auch zu verbergen im Stande ſein ſollte. Zudem beruhte die ganze Kenntniß der Angeſchuldigten von dieſen Krankheiten nur auf einer angeblichen Mittheilung ihres Vaters.

Ebenſo unſicher ſind die Nachrichten von den Mitteln, die er gegen dieſe ſeine Krankheiten gebraucht haben ſoll. Durch Zeugen ſteht nur feſt, daß er von Mitteln geſprochen, die er gegen ſeine Flechten brauche; daß er ein Buch mit Hausmitteln zu beſitzen angegeben, daß er etwa ein Jahr vor ſeinem Tode von einem Apotheker eine Auflöſung von Arſenik gefordert, aber nicht erhalten hat, die unter dem Namen Flower bekannt

iſt, und zu den ſtärkſten Giften gehört. Näheres über die von Lacoſte genommenen Mittel ließ ſich durch die Ausſagen der Lacoſte ſelbſt nicht ermitteln. Sie erklärte ihre Unkenntniß in dieſem Punkte damit, daß Lacoſte ſeine Mittel immer auf das Allerheimlichſte genommen und ſelbſt vor ihr ſorgfältig verborgen habe, nur verſtohlen habe ſie manchmal eine weißliche Salbe, mit der er ſich eingerieben, und eine Flüſſigkeit geſehen, die er Taſſenweiſe, nachdem er ſie mit einem Eßlöffel umgerührt, getrunken. Noch acht Tage vor ſeiner Erkrankung habe ſie ihn dieſe Flüſſigkeit trinken geſehen.

Daß dieſe Flüſſigkeit jenes Flower war, erſcheint unmöglich, denn ein Theelöffel voll tödtet ſogleich acht bis zehn Menſchen; wogegen freilich die Möglichkeit bleibt, daß es eine kleine Doſis Flower mit Waſſer vermiſcht geweſen, ſowie daß die Salbe Arſenik enthalten habe.

Betreffs der Frage nun, ob eine Vergiftung durch regelmäßigen Gebrauch von Arſenik enthaltenden Arzneimitteln möglich ſei, behauptete ein Arzt aus Auch, es ließe ſich denken, daß durch ſolchen ganz regelmäßigen Gebrauch ſich allmälig ſo viel Gift im Körper anhäufe, daß eines Tages die zu einer Vergiftung nöthige Quantität vorhanden ſei, und dann die Zeichen und Folgen einer Vergiftung einträten. Dem aber widerſprachen auf das Entſchiedenſte die Pariſer Sachverſtändigen, die Fürſten der Wiſſenſchaft; ſie wollten nicht anerkennen, daß ein Menſch, der Arſenikmittel nähme, ſich eine Art Mine im Leibe anlege, oder einen Schwamm in ſich trüge, der ſich allmälig mit Arſenik füllte, vielmehr da es eine allgemeine Tendenz der organiſchen Natur ſei, alle ſchädlichen Subſtanzen wieder auf organiſchem Wege zu entfernen, ſo würde Jemand, der Gift nähme, durch alle die Wege, die der Natur offen ſtehen,

als die Vorstellung, welche hier den Sinn ergreift. Die Silberbogen sind zu entfernt und selbst der Herabsturz giebt nur dann ein Bild für das Auge, wenn er von der Seite kommt, auf welcher unser Weg führt.

Malerisch bleiben mitten in der unmalerischen Größe des Thales die oft nicht unbedeutend sich erhebenden Vorberge. Ungeheure Schieferblöcke, mitten auseinandergesprengt, durch die nun der Weg hinführt. Auch verschwinden hier noch nicht die Hünengräber; ein Zeichen, daß dies Thal bis hoch hinauf schon in der Vorzeit bebaut wurde. Eine ausgezeichnet hohe Kampferhöhe, oder vielmehr schon ein Königsgrab — denn diesen Unterschied macht man hier — erhob sich noch so wohlerhalten, wie die Schwedischen Königsgräber bei Upsala, an einer geräumigen Wendung des Flusses; leider habe ich den Namen des Ortes, so wie den Helden vergessen, dessen Asche die Sage darunter ruhen läßt. Eine mächtige Fichte schießt aus der Spitze hervor, ihre Aeste weit hin als Wahrzeichen des königlichen Grundes, auf dem sie wurzelt, ausbreitend. Alle diese einzelnen Punkte bildeten für den Maler erwünschte Staffagen.

den Schweiß, Urin, die Secretionen, diese der Gesundheit und dem Leben gefährlichen Elemente in kurzer Zeit wieder verlieren. Diese Entleerung geht so schnell vor sich, daß 14 Tage, nachdem man Arsenik genommen, sich nicht ein Atom davon mehr im Körper befindet. Es verstehe sich von selbst, daß dies nur von den Fällen gilt, wo das Gift in mäßigen Dosen genommen wird, in Dosen, die nicht diese Lebenskraft des Körpers, welche eben allen schädlichen Substanzen jenen Widerstand entgegensetzt, aufheben, und daß es nicht im Räderwerke des menschlichen Organismus einen Stillstand hervorbringe. Wären freilich die Dosen so stark, das zu bewirken, so könne wol eine Assimilation des Gifts mit den Lebenssäften eintreten, und wenn auch nicht sogleich Krankheit und Tod erfolge, weil vielleicht das Gift noch keins der wichtigern Lebensorgane erreicht habe, so würden sich diese Folgen doch zeigen, sobald jene edleren Theile des Körpers erreicht würden und namentlich wenn mit diesem zu starken Gebrauche des Gifts fortgefahren würde. Aber dies Alles setze eben eine Anwendung von giftigen Mitteln ohne alle ärztliche Vorsicht voraus, die sich jedoch aus der Unkenntniß und vielleicht aus der Ungeduld eines Kranken, der sich selbst behandelt, wol erklären ließe, und in sofern sei eine Selbstvergiftung durch Arzneimittel überhaupt nicht undenkbar.

In diesem Falle steht dem aber entgegen, daß während man dann doch einen länger fortgesetzten Arsenikgebrauch bei Lacoste voraussetzen müßte, die Erscheinungen, die eine Arsenikkur begleiten, bei ihm nicht hervorgetreten sind. Ein Kranker, der Arsenik braucht, wird blaß und mager, Lacoste war bis zu jenem 16. Mai stark und von gesundem Aussehen. Er muß ferner, da

die Folgen der Vergiftung unmittelbar eintreten, ſobald durch den unmäßigen Gebrauch die tödtliche Quantität geſammelt iſt, mindeſtens bis zum 16. Mai und nicht blos bis zu dem Tage, wo ſeine Frau es zum letzten Mal geſehen haben will, Arſenik genommen haben, und doch hat man bei ſeinem Tode keine Spur weder von den Salben noch von den Flüſſigkeiten vorgefunden.

Der Anfang der eigentlichen Krankheitserſcheinungen, namentlich der Erbrechungen, ließ ſich im Proceß nicht mit Sicherheit feſtſtellen. Madame Lacoſte behauptete ſtets, die Erbrechungen hätten nicht am Dienſtag Abend (dem 16. ſelbſt), ſondern erſt am Mittwoch Abend angefangen, und nur bis zum Donnerſtag Abend gedauert. Von den Zeugen haben dagegen mehrere bekundet, daß, wie Lacoſte ihnen ſelbſt erzählt, er ſchon am Dienſtag Abend und in der Nacht vom Dienſtag zum Mittwoch gebrochen habe. Andere Zeugen haben freilich das Gegentheil ausgeſagt, nämlich, daß er am Dienſtag noch nicht gebrochen, ſondern nur Kopfſchmerzen gehabt. Zu den Erſteren gehörten, wie der Präſident, der die Gerichtsverhandlungen leitete, bemerkt, alle Zeugen aus dem Dorfe Riguepeu, während die Letzteren Individuen waren, welche im Dienſt von Lacoſte geſtanden hatten. Man könnte dieſe Differenz vielleicht daraus erklären, daß die Erſteren ihre Nachrichten eben aus Lacoſte's eigenem Munde, die Letzteren aus dem der Witwe geſchöpft haben.

Dieſer Punkt, nämlich der Anfang der Erbrechungen, ſchien von großer Wichtigkeit zu ſein, weil man glaubte, daß wenn in dem Wein, den Meilhan Lacoſte gereicht haben ſollte, das tödtliche Gift enthalten geweſen wäre, daß dann, nach der Natur des Arſeniks, die Folgen ſchon an demſelben Tage ſich zeigen müſſen und nicht auf ſich hätten warten laſſen bis zum folgenden.

Mag dies seine Richtigkeit haben, so behauptete die Anklage doch nicht, daß dieses Glas Wein die ganze Quantität Gift enthielt, die man Lacoste gegeben, sie stellte vielmehr auf, daß das Gift in verschiedenen Dosen, namentlich auch durch die von der Angeschuldigten dem Kranken gereichten Arzneien und Getränke, eingeflößt worden. Geht man von dieser Voraussetzung aus, so verliert jener Punkt natürlich alle Bedeutung. Diese Voraussetzung gründet sich aber und rechtfertigt sich aus dem ganzen Benehmen der Lacoste während und nach der Krankheit ihres Mannes.

Der Beweis des Thatbestandes des Verbrechens geht damit in die Indicien der Thäterschaft über.

Die Witwe gesteht zu, sie habe den Topf, in den der Kranke sich erbrochen, selbst im Keller geleert, sie habe sogar den Auswurf von der Erde selbst aufgehoben und aus dem Fenster geworfen. Woher diese Sorgfalt? Weshalb? — Aus dem Proceß Castaing wußte freilich jeder Franzose, wie man sich bei derartigen Vergiftungsgeschichten zu benehmen habe. Sie gesteht ferner, bald nach dem Anfang der Krankheit aus dem Alkoven, der ihnen gewöhnlich zum Schlafzimmer diente und neben der Küche lag, in der ein Dienstmädchen schlief, Lacoste's Bett nach einem innern Zimmer des Hauses gebracht zu haben, ohne irgend einen Grund dafür anzuführen. Es steht ferner fest, daß während Lacoste sehr wohl im Stande war, seine Geschäfte noch zu besorgen, doch viele Leute, die ihn sprechen wollten, abgewiesen worden. Es steht endlich fest, daß ärztliche Hülfe erst spät herbeigeholt worden ist. Erst am 4. Tage wurde ein Arzt schriftlich consultirt, erst am 5. Tage ein anderer, aber nur ein Chirurgus, wirklich herbeigerufen. Und zu diesem sprach Madame Lacoste von einer Indigestion, der sie

die Krankheit ihres Mannes zuſchreibe, indem ſie verſchiedene ſchwere Speiſen aufzählte, welche er den Tag vor dem Krankheitsanfall gegeſſen haben ſollte, und von denen es feſtſteht, daß er ſie nicht gegeſſen hat. Sie ſchilderte ihm den Zuſtand ihres Mannes ſo wenig bedenklich, daß er erſt nach zwei Tagen wiederkam; und als er nun ſelbſt erſchrak und einen geſchickteren Mann hinzuziehen wollte, ſtarb Lacoſte, ehe dieſer kam. So hat die Angeſchuldigte während dieſer ganzen ſieben Krankheitstage eigentlich auf ihre eigne Hand ihren Mann behandelt, ſie hat dabei die Pflege ganz allein ohne Hülfe irgend eines Domeſtiken beſorgt, die ekelſten Dienſte ſelbſt verrichtet. Letzteres ließe ſich aus großer Zärtlichkeit bei der Furcht vor einer Lebensgefahr ihres Mannes vielleicht erklären, bliebe aber ſelbſt bei der heftigen Liebe unerklärlich, ſo lange ſie nicht einmal die Gefahr für dringend genug erachtet, um einen Arzt zu rufen. So läßt ſich dieſe Excluſivität der Krankenpflege nur dahin deuten, daß ſie die Mittel, die ſie ihm gab, und ſeine Auswürfe den Blicken anderer Leute entziehen wollte; damit ſtimmt denn auch, daß ſie ihn in ein geheimeres Zimmer bringen, daß ſie ſo wenig Leute wie möglich zu ihm ließ.

Lacoſte's Natur war ſtark. Die Vermuthung tritt von ſelbſt heraus, daß die erſte Doſis, die er in dem Glaſe Wein von Meilhan bekam, ihn zwar heftig erſchütterte, ſo daß die Veränderung ſeiner Geſichtszüge Allen auffiel, daß er einen Anfall von Kolik bekam, aber daß ſie ihn nicht getödet, vielleicht nicht einmal ernſtlich krank gemacht hätte; Madame Lacoſte mußte ihm eine neue Doſis geben; er brach ſie aus, ſein geſunder Organismus ſträubte ſich gegen dieſen feindlichen Angriff; die Doſen mußten wiederholt werden, endlich unterlag er.

Speisen und Getränke, die er zu sich genommen, die er wieder von sich gegeben, Alles war sorgfältig bei Seite geschafft worden; der Arzt hat nichts von diesen Symptomen der Krankheit zu sehen bekommen, vielweniger war nach dem Tode von Lacoste noch etwas davon vorhanden. So konnte Madame Lacoste glauben, daß die Fabel, die sie auch nach ihres Mannes Tode vorbrachte, so oft von der Ursache seiner Krankheit die Rede war, wir meinen ihre Erzählung von den unverdaulichen Speisen, die er gegessen und die davon herrührende Indigestion, daß diese Fabel um so eher Glauben finden oder wenigstens unwiderlegbar bleiben würde.

Kaum war Lacoste gestorben, als, wie ihr eignes Mädchen naiv erzählt, sie einige Thränen vergoß und sich sogleich daran machte, das Testament zu suchen. Sie lebte von nun an in Freude und im Genusse, ja ohne das Andenken ihres Mannes nur soweit zu schonen, daß sie nicht mehrmals, fast unwillkürlich, einige Worte des Abscheus gegen ihn laut werden ließ, zugleich aber nicht ohne auch eine gewisse abergläubische Furcht vor ihm an den Tag zu legen. Sie zog nach der Stadt ihrer Jugendfreuden und empfing die Besuche von früheren Liebhabern, ohne, wie sie selbst nach der Aussage eines Zeugen sagte, sich um die Meinung der Welt zu kümmern.

Doch das führen wir nicht als einen verdächtigenden Umstand an; auch eine Andere, die ihren Mann nicht vergiftet, hätte vielleicht nicht rücksichtsvoller und klüger gehandelt. Dagegen nicht blos verdächtigend, schlagend, fast überführend erscheint der Umstand: daß sie unmittelbar nach dem Tode ihres Mannes in jene eigenthümlichen Geldbeziehungen zu Meilhan trat.

Was war ihr der arme, alte Schullehrer Meilhan?

Womit hatte er um sie solche Bezeugungen von Freigebigkeit verdient?

So viel ist von vornherein klar, daß sie Meilhan nicht ohne Grund Tausende von Francs geschenkt hätte; ein Grund zu Schenkungen ließ sich aber nicht auffinden, und so haben beide Angeschuldigte sich denn auch darauf beschränkt, diese Geldverhältnisse theils als ganz einfache und gewöhnliche Geschäfte, theils als blos fingirte darzustellen.

Betreffs des Wechsels auf Castera hatte Meilhan ausgesagt: etwa zwei Monate nach Lacoste's Tode sei er zu Madame Lacoste gekommen, als sie gerade beschäftigt gewesen, die Papiere ihres Mannes zu ordnen. Bei der Gelegenheit hätte er ihr angeboten, einen Wechsel auf Castera von 1772 Francs zu discontiren, und zwar weil die Lacoste geklagt, daß ihr verstorbener Mann immer mit baarem Gelde sehr knapp gewesen und sie sich daher augenblicklich in Verlegenheit befände. Das sei angenommen worden und er hätte ihr am folgenden Tage das Geld gebracht, und den Wechsel dafür cedirt erhalten.

Dabei bleibt aber, abgesehen von den kleinern und allenfalls erklärlichen Widersprüchen, daß nach der Aussage von Madame Lacoste er, Meilhan, ihr zuerst Geld angeboten, um es bei ihr anzulegen, und sie ihm erst in Folge dessen den Wechsel gegeben, ferner daß wie sich nachher herausstellte, dieser Vorfall nicht zwei Monate, sondern schon wenige Tage nach Lacoste's Tode vorgefallen ist. Abgesehen von diesen äußeren Widersprüchen bleiben die innerlichen unerklärt, warum Meilhan zu seinem Freunde Subazan gesagt hat: er hätte diesen Wechsel geschenkt bekommen. Die sehr natürliche Erklärung ist: er hielt Subazan für verschwiegen; und wirklich hat derselbe auch nur mit dem größten Widerstreben seine

Aussage über dieses Gespräch abgelegt. Es bleibt ferner unerklärt, wie es einem Manne, wie Meilhan, möglich war, sogleich eine so große Summe baar herbei zu schaffen. Es steht fest, daß, als er 6 Jahre vor dem Proceß nach Riguepeu kam, er von allen Mitteln entblößt war, daß er Alles, was er in einem langen Leben erspart, ausgegeben hatte, um seinen Sohn studiren zu lassen und ihn als Apotheker zu etabliren; daß sein Sohn ihn noch fortwährend um Geldunterstützungen drängte; daß ferner sein ganzes jährliches Einkommen höchstens 500 Francs betrug! Wie war es da möglich, aus diesem geringen Einkommen nicht allein seinen eignen Unterhalt zu bestreiten und seinen Sohn zu unterstützen, sondern auch so viel zu ersparen, um fast 2000 Francs sogleich bereit zu haben? Sparsamkeit, auf die sich Meilhan berief, kann das nicht möglich machen.

Noch viel seltsamer sind alle die mit der Constituirung der Rente von 400 Francs verbundenen Umstände.

Madame Lacoste behauptete nichts von dieser Rente zu wissen und Meilhan gab zu, daß sie wirklich nichts damit zu thun gehabt hätte: das Ganze sei nämlich ein Scherz von seiner Erfindung gewesen. Sein Sohn hätte ihn unaufhörlich mit Bitten um Geld geplagt; einige Zeit nach Lacoste's Tode hätte er wieder einen solchen Bettelbrief bekommen, den sein Sohn an den Pfarrer von Riguepeu geschrieben, und den dieser ihm durch Subazan hätte zustellen lassen. Um dieser Bitten seines Sohnes für immer los zu werden, hätte er ihn glauben machen wollen, daß er all sein Geld fest angelegt habe; hätte deshalb Herrn Subazan erzählt, Madame Lacoste wollte ihm noch eine Leibrente schenken, und ihn gebeten, ihm ein Modell zu einem Leibrentenversprechen unter dem Namen Lacoste anzufertigen; er hätte aber,

da dieſes Modell zu gut aufgeſetzt war, ein anderes Dokument nach ſeinem Willen mit der nachgemachten Unterſchrift „Witwe Lacoſte“ ſelbſt geſchrieben, und daſſelbe dann Herrn Subazan gezeigt. Dieſer ſollte nun ſeinem Sohne bezeugen, daß er keine flüſſigen Capitale mehr in Händen, ſondern Alles bei Madame Lacoſte angelegt habe.

Aber dieſe ganze Erklärung wimmelt von Widerſprüchen und Unwahrſcheinlichkeiten.

Zuerſt ſteht feſt, daß dieſer Brief, den Meilhan's Sohn an den Pfarrer von Riguepeu geſchrieben hatte, nicht kurze Zeit nach Lacoſte's Tode, ſondern ſchon lange vor demſelben in Meilhan's Hände gelangt war, daß er alſo nicht Veranlaſſung für Meilhan ſein können, dieſe Liſt zu erſinnen. Ferner: hätte er bis dahin ſeinem Sohne geſagt: er habe überhaupt kein Geld, und nun wollte er ihn glauben machen, er habe es als Leibrente feſt angelegt; und Subazan ſollte ſeinem Sohne erzählen, er habe alle ſeine Erſparniſſe angelegt, während er Subazan ſagte, er hätte die Rente geſchenkt bekommen.

Dann: zu welchem Zwecke will er ſich erſt ein Modell von Subazan haben ſchreiben laſſen, und nachher doch ſelbſt ein anderes Document verfertigt haben? weil das von Subazan geſchriebene zu gut war? um ſo eher hätte es ja gerade ſeinen Sohn täuſchen können. Viel wahrſcheinlicher iſt es, daß die Form, wie Subazan ſie vorgezeichnet, Madame Lacoſte nicht zugeſagt, und daß ſie deshalb eine andere Form nach ihrem Sinn gewählt hat. Wie unwahrſcheinlich ſchon, daß er aus Zufall grade Madame Lacoſte als Ausſtellerin des Rentenverſprechens gewählt habe! Wie viel natürlicher wäre es ferner geweſen, er hätte ſeine Liſt und die Motive dazu

ſeinem Freunde geradezu geſagt, ſtatt ihn durch eine künſtliche nachgemachte Unterſchrift zu täuſchen und glauben zu machen, er hätte dieſe Rente von Madame Lacoſte geſchenkt bekommen? Wie viel natürlicher, zumal da er die angebliche Wahrheit, — nämlich daß dies Document von ihm ſelbſt mit künſtlich nachgemachter Unterſchrift geſchrieben worden ſei, — einem andern Bekannten erzählt hatte, indem er gegen dieſen freilich als Motiv anführte, er wolle ſich Credit verſchaffen, um, wenn er zum Stundengeben zu alt ſei, deſto leichter in ein gutes Haus aufgenommen zu werden. Einem entfernten Bekannten ſollte er die Wahrheit geſagt haben, für den er, um ſie zu erklären, ein falſches Motiv erfinden mußte, während er ſeinem nächſten Freunde, auf deſſen Verſchwiegenheit er baute, der die Umſtände kannte, die ihn wirklich bewogen haben ſollen, während er dieſem eine Lüge vortrug! Viel wahrſcheinlicher, daß er, was wirklich die Wahrheit war, Subazan geſagt, von dem er glaubte, er werde nicht plaudern und zu dem er ſchon früher von Madame Lacoſte's Freundſchaft für ihn geſprochen; und daß er einem Dritten, dem die Wahrheit auffällig geweſen wäre, und der vielleicht nicht ſchwieg, lieber eine Lüge aufgebunden.

Endlich wie unglaublich war es, daß er mit ſeiner Liſt ſeinen Zweck erreichen würde! Subazan kam mit ſeinem Sohne nie zuſammen; daß dies doch möglich geweſen wäre, wie Meilhan auf die ihm deshalb gemachte Vorhaltung erwiderte, erſcheint als ein ganz nichtiger Einwand; dieſe Möglichkeit war zu gering, um eine ſo verwickelte und gefährliche Täuſchung deshalb vorzunehmen. Und dann, wenn nun einmal Subazan ſeinen Sohn geſprochen, wenn er ihm von dieſer Rente erzählt hätte, ſo müßte ja gerade das Gegentheil von Dem, was

Meilhan beabſichtigte, eintreten. Bis dahin hatte ſein Sohn immer gehört, der Vater hätte ein kärgliches Auskommen, das er ſich mit ſaurer Arbeit verdienen müßte; jetzt erfuhr er, er lebe ſorglos und mühelos von einer Leibrente! War das nicht mehr geeignet, ſeine Anſprüche anzureizen, als ſie zu vermindern? Meilhan wußte, als ihm das vorgehalten wurde, keine Antwort.

Und nun, mit welcher Conſequenz dieſe Erfindung nicht nur feſtgehalten, ſondern auch ausgeſponnen ſein ſollte! Ein Vierteljahr hinterher, als Subazan gar nicht mehr an die Rente denkt, erzählt er ihm, er habe eben die erſte Rate der Rente geholt, und klimpert zum Erweiſe mit dem Geld in der Taſche. Und das war gerade, wie wenigſtens der Staatsanwalt behauptet, Tag für Tag 3 Monate nach Lacoſte's Tod! Hatte Madame Lacoſte, als ſie die Vergiftung des Gatten verabredeten, ihm verſprochen, ihm vom Todestage an eine Rente zu zahlen, und hielt ihm pünktlich ihr Wort? Als er die erſte Zahlung empfangen, begegnet er Subazan, und theilt ihm, der doch ſchon in das Geheimniß ſeiner Geldverhältniſſe eingeweiht iſt, in der Freude ſein Glück mit.

Meilhan hatte ſich vorgeſehen, daß nicht durch das Document ſelbſt deſſen Echtheit bewieſen wurde. Er vernichtete es, als die Gerichte ihre Nachforſchungen anfingen. Er gibt als Grund dafür an, „weil es doch nichts galt.“ Aber wenn er bei ſeiner Anfertigung irgend einen Zweck damit hatte, würde er es doch wegen ſeiner Unechtheit nicht nachher zerriſſen haben; er mußte es vielmehr aufheben, um es ſeinem Sohne zeigen zu können. Zudem hatte er als Zeitpunkt, wo er es zerriſſen, einen früheren, als den, wo es wirklich geſchehen, angeben wollen; durch die Ausſage eines Zeugen, der es nach dem angegebenen Zeitpunkte noch geſehen, iſt

Der Abend kam und die Nacht folgte bald darauf, von der Natur des tiefen Weges bedingt. Wohl aber hätte ich gewünscht, auch einmal einen heiteren Sommerabend in dieser Schlucht zu erleben. Der geringe rothe Schein, welcher, der Abglanz eines von Wolkenschleiern bedeckten Abendroths, die höchsten Bergscheitel schwach färbte, gewährte schon einen so mild erfreulichen Charakter, unbeschadet der Erhabenheit. Kesselartig mündete sich hier mehrmals das Thal; wir glaubten uns nicht selten eingeschlossen am Ziel unserer Reise, bis eine unerwartete Wendung der immer engeren Schlucht einen weiteren Weg bahnte. Die feierlichste Stille wurde unsere Geleiterin, diese dunklen Tannenwände gewannen mit jedem Schritt eine Bedeutung, die sich mehr ahnen läßt, als aussprechen. Zwei Waldströme, die fast senkrecht hinabgleiteten, wie leuchtende Silberfäden auf schwarzem Sammt, brachten ein unbeschreiblich schönes Licht in diese Nachtlandschaft. Wer hätte es den Alten verargen, nein sogar, wer hätte es nicht von ihnen erwarten sollen, daß sie diese Bäche zu Nymphen umschufen.

Jetzt war es völlige Nacht. Ueber einen

aber die Falschheit seiner Angabe nachgewiesen worden. Er hatte das Zusammentreffen der gerichtlichen Untersuchung und die Vernichtung des Documentes nicht gern zu Tage kommen lassen wollen.

So schlagen die Aufklärungen, welche die Lacoste und Meilhan über ihre Geldverbindungen geben, zum Gegentheil von Dem um, was sie damit beweisen wollten. Meilhan hat bedeutende Geldgeschenke von Madame Lacoste erhalten, er muß ihr deshalb einen Dienst geleistet haben. Die gerichtlichen Ermittelungen sprechen von keinem andern Dienste, als daß er Dienstag am 16. Mai 1843 Abends in seiner Wohnung Lacoste ein Glas Wein gereicht, in dessen Folge Lacoste erkrankte und starb.

Meilhan hatte sein Alibi beweisen wollen. Er behauptete, er wäre den ganzen 16. Mai mit einem seiner Freunde, dem Capitain Mothe, zusammengewesen. Dieser hatte aber in der Voruntersuchung ausgesagt, daß Meilhan ihn um 3 Uhr verlassen gehabt, und grade zwischen 3 und 4 Uhr ist Lacoste im Lescure'schen Hause gewesen. Vor der Jury behauptete Mothe dagegen, daß er sich nicht mehr erinnern könne, ob das den 16. Mai oder acht Tage vorher gewesen! Der Alibibeweis ist damit weder durch die eine, noch durch die andere Aussage geführt.

Ist aber Meilhan's Schuld als erwiesen anzunehmen, so ist damit auch über Madame Lacoste der Stab gebrochen, man könnte die Letztere verdammen und den Ersteren freisprechen; das Gegentheil ist unmöglich.

Sie war die Einzige, die ein Interesse zur That haben konnte, und es ist auch nie von dem Vertheidiger versucht worden, auch nur einen Schatten von Verdacht auf einen Dritten zu werfen. Für sie liegen die Motive zur That auf der Hand.

Ihr Mann war alt und häßlich, gemein, liederlich, widerwärtig, geizig und eifersüchtig. Sie hatte ihn nur in Folge einer Familienverabredung geheirathet, während ihr Herz schon eine natürlichere Wahl getroffen. Ein Wunsch des jungen, südlich lebhaften, schönen Weibes, daß ihr Mann bald sturbe, ihr seinen Reichthum hinterließe und sie so als Ersatz für die Qualen einer verhaßten Ehe nachher desto größern Lebensgenuß in einer freien Wahl fände, liegt in der Natur der Verhältnisse, wo keine sittliche religiöse Kraft der Begehrlichkeit der Sinne Widerstand leistete. Daß sie zur Erbin eingesetzt wurde, hatte sie bald erreicht; doch ihr Mann schien noch nicht geneigt zu sterben. Wenn er aber noch lange lebte, bis ihre Jugend, und damit die Möglichkeit eines vollen Glückes vorbei war, was nützte ihr hinterher der Reichthum? So war die Lockung von selbst da, der Natur vorzugreifen. Und — Lacoste hatte sich geäußert, er wolle sein Testament umändern, weil seine Frau ihm keine Kinder gebar und er mit ihr unzufrieden war.

Mit ihrem Charakter, wie man ihn hieraus entnehmen möchte, stimmt auch ihr Benehmen während des Processes überein. Sie blieb fortwährend ruhig und entschieden, und selbst bei Scenen, die ein unschuldiges Herz wol bewegt hätten, bei der Vorzeigung der Reste ihres Mannes, ohne heftige Aufregung. Sie schien mit einer gesetzten Aufmerksamkeit den Debatten zu folgen, mehr als Zuschauerin, denn als Betheiligte; einmal schien sie sogar bei einer etwas drollig vorgetragenen Zeugenaussage große Mühe zu haben, mit ihrem Taschentuche ihr Lachen zu verbergen. Dabei versäumte sie keinen Augenblick eine wohlberechnete Koketterie; sie hatte ihren Schleier stets so weit vorgezogen, daß er

die Reize ihres Gesichts nicht verhullte, aber doch ihre Verlegenheit gesehen zu werden, beweisen sollte, sie hob ihn höher oder ließ ihn fallen, ganz wie sie es dem Eindrucke, den sie jedesmal zu empfinden scheinen wollte, für anpassend hielt; auch erreichte sie ihren Zweck so vollkommen, daß ein Mitglied der Jury einmal den Präsidenten bat, er möchte sie doch auffordern, ihren Schleier ganz aufzuheben, damit sie vollständig gesehen werden könnte.

Wir sind weit davon entfernt, von dem Benehmen eines Angeschuldigten auf seine Schuld oder Unschuld schließen zu wollen; wir wissen, wie unsicher solche Schlusse sind; was dem Einen als Zeichen der Schuld dient, kann dem Andern vielleicht mit gleichem Rechte als Beweis der Unschuld gelten. Die Persönlichkeit der Angeschuldigten ist dies Benehmen aber jedenfalls charakterisirend.

Meilhan war im Gegensatze zur Lacoste äußerst lebhaft; aber seine Lebendigkeit machte den Eindruck des Erkünstelten; er antwortete im Allgemeinen wenig und zurückhaltend; man bemerkte seine Vorsicht; was er aber sagte, sprach er mit einer gewissen satyrischen Verachtung. So oft ihn dagegen eine Frage oder Zeugenaussage in Verlegenheit setzte und er wollte sich herausreden, ward er fast leidenschaftlich, redete schnell, viel und durch einander, bald im gascognischen Patois, bald gebildet französisch, gesticulirte mit dem ganzen Körper, und lief dabei wild umher. Im Uebrigen war er guter Dinge, sprach und scherzte mit den Zeugen und seinen Bekannten, und musterte, indem er gegen das Licht die Hand über die Augen hielt, die Versammlung.

Der Eindruck, den die Verhandlung auf die Geschwornen hervorgebracht, war, daß sie die Angeklagten freisprachen

Ein Spruchcollegium wurde muthmaßlich nur eine Freisprechung von der Instanz verhängt haben. Die Beweise der Thäterschaft fehlten, und wurden durch die Indicien nicht ersetzt. Diese sind Hinsichts der Motive zur That, Hinsichts des Benehmens der Witwe während der Krankheit des Mannes, dringend, und werden durch das Verhältniß zu Meilhan, wo jede versuchte Aufklärung grade zum Gegentheile ausschlug, noch gravirender. Aber zu Beweisen, daß Eugenie Lacoste ihrem Manne Gift gereicht, werden sie nicht; nicht einmal zu dem, daß Meilhan in dem Glase Wein, welches er Lacoste in seiner Wohnung gereicht, eine tödtliche Substanz gethan. Grade diese Thatsache, daß Lacoste den vermeintlichen Giftbecher im Hause des Schullehrers trinken müssen, könnte, ohne die begleitenden Indicien, Zweifel erregen. Wenn es unter den Beiden beschlossen war, Lacoste zu vergiften, wenn Meilhan das Gift bereitete oder beschaffte, wenn Eugenie es ihm allmälig eingab, wozu da der Anfang der Vergiftung bei einer Reise und in dem Hause des Mitangeschuldigten, was unausbleiblich Verdacht gegen den Mann erregen mußte, ein Verdacht, der so leicht zu vermeiden war? Warum mischte Euphemie den Arsenik nicht in einem fremden, dritten Wirthshause in das Getränk, warum nicht allmälig im eigenen Hause? Der Leichtsinn, die Naivheit der Angeschuldigten, welche sie vor Gericht bewiesen, deutet auf Unschuld oder auf eine tiefe Depravation. Ist Letzteres der Fall, und wir sind geneigt es zu glauben, dann wird auch jenes leichtfertige, unvorsichtige Benehmen erklärt, als Indicium darf es aber nicht gelten; ebenso wenig als die sehr zweifelhafte Angst, welche Euphemie nach dem Tode ihres Gatten bei der Berührung von Gegenständen mitten in ihrer Ausgelassenheit em-

pfunden haben ſoll, welche ſie an ihren Mann erinnert. Noch ſpricht der Umſtand für die Angeſchuldigte, daß ihr Mann wirklich ein Mal ein gefährliches Gift vom Apotheker verlangt hatte. Die Möglichkeit war alſo nicht abſolut ausgeſchloſſen, daß er ſich ſelbſt vergiftet habe.

Dies Alles ſind aber nicht Gründe, welche uns einen andern Glauben aufdringen, noch vor dem Forum der Wiſſenſchaft die Kraft der angeführten vernichten. Die Aufgabe der Geſchwornen aber war eine andere; ſie haben nicht abzuwägen, für welche Meinung die Gründe überwiegen, ſondern ob die Gründe für die Schuld ſtark genug ſind, nicht blos um ihr in der Wahrſcheinlichkeit den Vorrang vor der Unſchuld zu geben, ſondern auch um eine ſichere Ueberzeugung von ihr zu erwecken, eine Ueberzeugung, die es über ſich gewinnen kann, die Strafe auszuſprechen. Die Gerichtsverhandlungen, im Proceß Lacoſte, zeigen von dem Geſchmack, den — bis jetzt noch — andere Völker vor uns in der Behandlung der Geſchäfte voraushaben. Der längere Genuß der Oeffentlichkeit offenbart ſich auch hierin. Wir übertragen im Allgemeinen den Ernſt unſerer Zwecke mit einer ängſtlichen Pedanterie auch auf die Ausführung derſelben; noch würden wir es für eine Entweihung einer Gerichts- oder politiſchen Sitzung halten, durch einen Scherz die Geiſter munter zu erhalten, wir würden die Feierlichkeit ſelbſt auf Gefahr der Erſchlaffung nicht ſtören wollen. Die Franzoſen und Engländer beweiſen uns täglich, und die Lacoſte'ſche Gerichtsverhandlung beweiſt es wieder, wie man mit einer gewiſſen Heiterkeit auch die wichtigſten Fragen beſprechen und ohne den Ernſt der Sache zu ſtören, der Form eine liebenswürdigere Leichtigkeit geben kann.

Dies im Allgemeinen, ein wahrer innerer Ernſt möchte grade dieſer Sache aber einen andern Ausſchlag gegeben haben. Daran ſind indeß nicht Richter, Advocaten und Geſchworne ſchuld; eine ſittliche Corruption tieferer Wurzel blickt durch das ganze Gemälde, durch die geſellſchaftlichen Zuſtände im Hintergrunde. Eine junge, ſchöne, lebhafte Frau hatte ſich von einem unausſtehlichen alten Manne etwas vor der Zeit losgemacht. Darum auf die Guillotine? Man freute ſich, daß ſie losgeſprochen ward, und damit war die Sache zu Ende. Glücklicherweiſe hat Madame Lacoſte keine Memoiren geſchrieben.

Obrist Charteris.

1729—1731.

Die Reports uber ältere englische Criminalproceſſe gleichen, wie ſie uns überliefert ſind, oft Steinſchriften, die wir zwar den Worten nach verſtehen, wo uns aber der Schluſſel zum Verſtändniß des Sinnes verloren gegangen. Was den Zeitgenoſſen klar geweſen, müſſen wir mühſam zwiſchen den Zeilen entziffern. Ein ſolcher Proceß iſt der im Jahre 1730 gegen den Obriſt Francis Charteris in London geführte, der wegen Nothzucht angeklagt und verurtheilt ward. Der Herausgeber der Old-Bailay-Trials ſagt ſchon 1742, daß er dieſen Proceß nur nach einem äußerſt ſeltenen Manuſcripte in ſeine Sammlung aufgenommen. Er fügt keine eigene Erklärung zu dem räthſelhaften Verdict hinzu; nur zwei Zeitungsartikel jener Zeit hat er angefügt, welche uns indeß ſo deutliche Winke zur Erklärung dieſes Räthſels geben, daß wir ſie hier verſuchen. Es iſt dieſes Räthſelhafte des Urtelſpruchs allein, welches dem Proceſſe, der, an ſich ſehr einfach, ſeiner Zeit aber eine cause célebre war, auch für uns eine größere Bedeutung gibt und zur Aufnahme deſſelben in unſern Pitaval veranlaßt.

Der Stoff ist von einer Art, daß wir in Rücksicht auf unser großes Leserpublicum mehrmals Anstand nahmen, den Fall zu erzählen. Umschreiben und verhüllen läßt sich das keuschen Ohren Anstößige nicht, ohne die Spitze abzubrechen und die Beurtheilung der streitigen Frage, die auf der Schärfe einer Messerspitze schwebt, unmöglich zu machen; diese Frage erscheint aber, namentlich für die gegenwärtige Zeit, so ungemein wichtig, daß wir von jener Rücksicht uns nicht abhalten lassen konnten, und uns daher begnügen, durch diese Bemerkung unser weibliches Publicum vor der Lectüre zu warnen. Auch eine eigentliche Verarbeitung der uns überlieferten Typen erscheint aus demselben Grunde unzulässig, und wir behalten uns unsere eigene Arbeit bis auf den Schluß vor.

In London lebte, in eigenem Hause (und dies allein schicken wir zum bessern Verständniß voraus) in dem fashionablen Hanoversquare, der Obrist Francis Charteris, ein reicher Mann, aus einer alten und angesehenen Familie in Schottland, wo seine Besitzungen lagen. Als Militair scheint er in Flandern gedient zu haben. Er war mit einer Dame aus einer gleichfalls sehr angesehenen Familie verheirathet, oder verheirathet gewesen, und seine Tochter aus dieser Ehe, verheirathet mit dem Earl von Weems, hatte bereits Söhne, von denen der zweite später der Erbe der großväterlichen Herrschaft wurde. Der Obrist war schon ein Mann von 57 Jahren, stand aber im Rufe eines Libertins und so ausschweifenden Roués, wie es nur in Frankreich zur Zeit der Regentschaft deren gab; diese französischen Sitten hatten, unter Königin Anna's Regierung und der der

erſten Hannoveraner über den Canal gekommen, in der engliſchen Ariſtokratie nur zu ſchnell Wurzel gefaßt. Das Haus des Obriſten in London war als ein Harem weit über die Nachbarſchaft hinaus verrufen.

Ein junges Dienſtmädchen, Anna Bond, die in ſeinen Dienſten geſtanden, bezüchtigte ihn, ihr Gewalt angethan zu haben, und nachdem die Groß-Jury ein wahres Verbrechen gefunden, lautete die Anklage: „daß Francis Charteris, von St. George, Hanoverſquare, Esq., nicht die Furcht Gottes vor Augen habend, ſondern angeregt durch Verführung des Teufels, am 10. November 1729 die unverehelichte Anna Bond, gegen den Frieden unſeres Königs und Herrn und gegen das für dieſen Fall erlaſſene Statut genothzüchtigt.“

Nachdem er eine Zeitlang, wie es ſcheint, um der Anklage zu entgehen, das Königreich verlaſſen, aber wieder zurückgekommen war, ward er gefangen und vor die Jury geſtellt.

Der Angeklagte erklärte ſich, auf die Frage des Richters, für „nicht ſchuldig“ und berief ſich vor dem Gericht: „auf Gott und ſein Vaterland.“

Die eigentliche Anklage, die uns nicht mitgetheilt iſt, lag in dem Zeugniß der Anklägerin ſelbſt. Doch hielt ihr Anwalt für nöthig, indem er Natur und Art des vorliegenden Verbrechens den Geſchwornen erklärte, vorauszuſchicken: daß, wiewol Thaten dieſer Art jetzt unter den vielen leichtſinnigen Perſonen für gar nichts geachtet würden, ſo hätte man ſie doch immer, unter allen civiliſirten Nationen, ja ſelbſt unter manchen barbariſchen, zu den allerſchrecklichſten Verbrechen gerechnet.

Anna Bond, ſo lautete ihr Zeugniß, war grade außer Dienſt und unwohl, als ſie auf einer Bank vor

ihrer Wohnung saß. Da kam eine ihr unbekannte Frau, setzte sich neben sie, fing von gleichgültigen Dingen ein Gespräch an und fragte sie, ob sie vielleicht wieder einen Dienst suche; wenn das wäre, so könne sie ihr wol helfen, da sie schon andern Dienstmädchen zu Stellen verholfen. Anna erwiderte, sie werde sehr gern wieder einen guten Dienst annehmen. Die Frau sagte, grade einen solchen wisse sie jetzt offen, bei einem Obrist Harvey. Anna ging sofort mit der Frau zu dem Herrn, den sie Harvey nannte, derselbe miethete sie auf der Stelle und noch die ersten drei Tage, daß sie hier im Dienst war, glaubte sie nicht anders, als daß ihr Herr Harvey heiße.

In diesen ersten drei Tagen ging es ihr sehr gut. Ihr Herr schickte seinen Bedienten mit ihr aus, damit sie sich einige Kleidungsstücke wieder einlöse, die sie zu versetzen genöthigt gewesen. Auch hatte der Obrist dem Diener Geld mitgegeben, um einiges Weißzeuch für sie zu kaufen. Sie schlug dies aber aus, indem sie vorgab, sie brauche es nicht. Aber kaum waren diese drei Tage vorüber, so fing er an, sie mit seinen andern Forderungen zu quälen. Er bot ihr eine Börse voll Geld an, versprach ihr schöne Kleider zu kaufen, ihr einen guten Mann zu verschaffen, ihr ein Haus zu schenken, deren er viele besitze, wenn — sie mit ihm zu Bette gehen wolle. Sie erwiderte, sie wolle kein Geld und könne auf solchen Vorschlag nicht eingehen; deshalb sei sie nicht gekommen, und wenn ihre Arbeit nicht nach seinem Sinne wäre, so möge er sie nur wieder fortschicken.

Bald nachher hörte sie, wie Jemand ins Haus trat und nach dem Obrist Charteris fragte. Da erfuhr sie vom Haushofmeister, daß ihr Herr so heiße, und will

weiten See, einaeschlossen von steileren Klippen, schimmerte uns das Licht des Gastgebers entgegen und wir krönten die Tagesreise noch durch eine romantische Wasserfahrt. Der Mond leitete uns bis in die mächtigen Räume des Tannenhauses, deren keine Burghalle eines Ritters sich zu schämen gehabt. Mehr als einmal bedauerte ich, kein Maler zu sein. Das Stillleben in diesen Balkenhallen und was hier alles beschienen von den Flammen des Herdes zum Vorschein kam, verdiente so gut vom Pinsel eines Mieris oder Gerhard Dow verewigt zu werden, als irgend eine Niederländische Schenkstube. Die Rennthierfelle, die Elendshörner, die blanken Kessel, das Zinn an den Wänden, die Brodscheiben, gereiht an einen langen Faden an der Decke. Die Bank-Betten an den Wänden, mit Schläfern in allen möglichen Stellungen, Kinderwiegen in der Mitte und nun der niedrige kaminartige Heerd, fast ein Sechstheil der Stube einnehmend, im Winkel. Die mannshohen und höheren Flammen lodern knisternd in den Rauchfang und beleuchten die kräftigen ausdrucksvollen Gestalten rings um, und jene bunten Gegenstände im tieferen Dunkel des Zimmers. Unwillkühr-

gegen ihn geäußert haben: sie hätte sehr viel Schlechtes vom Charakter des Obrist Charteris gehört, ihr wäre nicht wohl und sie müsse aus dem Hause fort.

Als ihr Vorsatz, fortzugehen, laut wurde, ward der Obrist wüthend und drohte sie todt zu schlagen. Sie ward nun wie eine Gefangene gehalten; sie durfte nicht aus dem Hause gehen, die Thür ward immer verschlossen gehalten, und wenn der Küchenmeister ausging, nahm der Haushofmeister oder der Kellermeister den Schlüssel an sich, „so daß ich nie ausgehen konnte, nach den ersten drei oder vier Tagen."

Am 24. October war sie ins Haus gekommen, einige Tage vor Ende des Monats mochte jener Vorfall sich ereignet haben; am 10. November riß der Obrist an die Klingel und befahl dem Küchenmeister, „das Lancashire-Mensch" ins Eßzimmer zu bringen. Als sie eintrat, hieß sie der Obrist das Feuer im Kamin anfachen. Während sie dies that, verriegelte er die Thüre, unterfaßte sie und warf sie auf das Bett, welches im Alkoven nahe am Kamin stand. Er warf sich auf sie und brauchte alle Gewalt. Sie sträubte sich und rang mit ihm, sie schrie aus Leibeskräften. Da riß er die Nachtmütze vom Kopf, stopfte sie ihr in den Mund und überwältigte sie fleischlich.

Der Gerichtshof begnügte sich auch mit dieser deutlichen Beschreibung noch nicht, er forderte die Anklägerin auf, einfach und klar die nackte Wahrheit zu sprechen: Hatte der Angeschuldigte seine Kleider an? — Er war in seinem Nachtkleide. — Hattest Du nicht Deine Unterröcke an? — Ja, aber er riß sie ab und drückte mich ins Bette. — Befragt: ob sie denn auch gewiß sei, daß er sie fleischlich erkannt habe? erwiderte sie: er habe sich auf sie gelegt — — — Befragt: wie es nachher

gewesen? antwortete sie, daß sie im Laken u. s. w. die deutlichen Spuren gefunden.

Als sie wieder aufsprang, erklärte sie ihm, sie wolle ihn wegen dieser Mishandlung belangen und werde alle gesetzlichen Mittel ergreifen, sich Recht zu verschaffen. Er suchte nun mit Versprechungen von Geld und einer Menge prächtiger Kleider sie zu beschwichtigen, wenn sie den Mund hielte. Aber sie wollte nichts davon annehmen. Da nannte er sie eine Schwefelhure und fluchte und schwor, er wollte sie zu Tode prügeln.

Und eine Stunde nachdem er bei ihr gelegen, ergriff er die Pferdepeitsche und peitschte auf sie los. Er schlug sie auch mit dem Stiel der Peitsche, und kein Diener kam, bis er die Thür öffnete. Dann kam der Kuchenmeister und er befahl ihm, ihr Alles zu nehmen, was sie hätte und die Schwefelhure zum Thor hinaus zu werfen. Als sie so auf die Straße geworfen war, ging das Mädchen zu einer Madame (Gentlewoman) und beklagte sich und bat sie mit ihr zurückzugehen, damit sie ihre Kleider wieder bekäme. Aber als Beide hingingen und baten, die Kleider des Mädchens herauszugeben, hieß der Obrist die Menschen über die Schwelle werfen, und schützte vor, das Mädchen hätte ihm 30, ein ander Mal sagte er 20 Guineen gestohlen.

Außer jener Madame, einer Mistreß Parsons, hatte sie noch später bei einem Master Biß, vielleicht einer obrigkeitlichen Person, darüber Anzeige gemacht. Zuerst war die Klage auf ein Attentat gerichtet worden, mit der Absicht sie zu nothzüchtigen; aber als der Vormann der Groß-Jury sie ernster über die Einzelnheiten befragt und erklärt, daß es keine Absicht geblieben, sondern schon zur That gekommen, ward die Klage darnach abgeändert.

Was wir eine Klagebeantwortung nennen, findet ſich in den engliſchen Acten nicht. Der Gefangene plaidirte: „nicht ſchuldig“ heißt es, und ihm ward freigeſtellt, durch Kreuzfragen die Anklägerin auszuholen und zu widerlegen. Aus dieſen Kreuz- und Querfragen und dem Inhalt ſeiner Entlaſtungszeugen entnehmen wir indeß Folgendes als Beantwortung.

Der Obriſt beſtritt keineswegs die Intention des fleiſchlichen Umgangs mit der Anklägerin, auch nicht eigentlich die That ſelbſt, wol aber die Gewaltthat. Anna Bond ſei von ihm nicht ins Haus gelockt worden, ſondern ſie habe, mit deſſen offen bekannten Myſterien wohl vertraut, ſich ihm angetragen, und zwar durch einen Brief, den ſie ihm überbracht. Die Art, wie ſie in ſeinem Hauſe gelebt, und die Situationen, in welchen ſie daſelbſt von dritten Perſonen geſehen worden, werde hinlänglich beweiſen, daß ſie, keine unſchuldige Landdirne, nicht mit Entſetzen im Hauſe des Verderbens und gezwungen verweilt, ſondern mit aller Frechheit und Luſt in demſelben zu alledem freiwillig ſich hergegeben habe, was man von ihr gewünſcht. Endlich habe ſie nicht entfliehen wollen, um ihre Unſchuld zu retten, welche ſie gar nicht ins Haus mitgebracht, noch empört über eine ihr angethane Gewaltthat, ſondern ſie ſei hinausgejagt worden, als er, ihr Herr, ſie auf einem Diebſtahle ertappt.

Die Kreuzfragen des Angeſchuldigten und die Antworten der Anklägerin lauten ſo:

— Lebteſt Du nicht vorher in Cockeram?

„Nein.“

— Sahſt Du mich nie in Lancaſhire, zu Cockeram?

„Nein.“

— Brachtest Du mir keinen Brief?

„Nein, ich brachte keinen Brief.“

— Wenn ich's Dir nicht beweise, will ich gehängt werden. Lebte Deine Schwester nicht auf meinen Gütern? Kanntest Du nicht meine ganze Herrschaft?

„Nein.“

— Lagst Du niemals im Bett zusammen mit Deinem Herrn?

„Nein. Ich war in dem Rollbett eine Nacht, als sie, die meine Bettgenossin darin war, bei Ihnen lag, und da riefen Sie mich, ich sollte auch zu Ihnen ins Bett kommen. Sie sagten: „Du, Lancashire-Mensch, komm zu mir ins Bett und leg Dich auf meine andere Seite, damit ich im Staat liege.“ Das war die fünfte Nacht. Und ich zog mir den Rock über und ging die Treppe hinunter und blieb da die ganze Nacht sitzen. Und man sagte mir, Sie hätten befohlen, ich sollte kein Bett mehr haben. Es war auch gar nicht mein Wille da zu liegen, aber sie sagten mir, Sie wären krank und ich müßte es. Die Diener waren auch alle auf.“

— Lagst Du denn nicht Nachts in dem Rollbette?

„Ich lag vier Nächte in dem Rollbette in des Obristen Zimmer mit einem andern Mädchen.“

— Brachtest Du mir nicht meine Hosen mit 50 Guineen, an demselben Tage, wo Du behauptest genothzüchtigt zu sein? Lagst Du nicht die Nacht vor Deiner angeblichen Schwächung im Rollbette? Warfst Du nicht die Schnupftabacksdose mit einer Guinee hinter den Kaminrost, als Du herauf gerufen wardst?

Die Anklägerin antwortete auf die meisten dieser Fragen: Nein. Sie fügte hinzu:

„Als ich rauf gerufen wurde, waren da zwei Herren bei Ihnen und Sie sagten, Sie hätten jetzt ein hübsches Lancashire-Mensch gekriegt, und die Herren gaben mir Jeder eine halbe Guinee.“

— Hast Du Dich bei meinen Dienern beklagt, daß es Dir schlecht bei mir ergangen wäre?

„Zu jedem Diener habe ich mich beklagt, daß ich schlecht behandelt worden.“

— Was war die schlechte Behandlung?

„Daß man mich genothzüchtigt und geweitscht hat.“

— Nahmst Du nicht eine Schnupftabacksdose an?

„Die kriegte ich schon am zweiten Tage, nachdem ich ins Haus kam. Ich sagte, ich brauchte sie nicht, ich wollte sie nicht haben. Sie sagten, ich sollte sie behalten. Steck sie in die Tasche, sagten Sie, wenn sie verloren geht, bist Du dafür verantwortlich.“

— Klagtest Du bei einer Obrigkeit an dem Tage schon, wo Du vorschütztest genothzüchtigt zu sein?

„Ich ging zu Mistreß Parsons, und sie unterrichtete Master Bliß davon und des Lord Oberrichters Verhaftsbefehl ward ausgefertigt.“

— Brachtest Du mir nicht den Nachttopf und hieltest ihn mir vor?

„Nein.“

— Sagtest Du nicht zu Einem aus meinem Hause, da ich so viel Silber hätte, sollte ich mein Instrument damit beschlagen lassen, sonst könnte es keinem Weibe mehr gefallen?

„Nein.“

Die von der Anklägerin berufenen Zeugen konnten eben nicht mehr sagen, als daß die Klägerin ihnen die

Sache grade so und schon am oder an den ersten Tagen erzählt habe, wie sie es vor Gericht angegeben. Zeugen für die That selbst hatte sie, nach der Natur der Umstände, keine. Verhält es sich so, wie sie angegeben, so mußte indeß einer oder der andere von des Obristen Leuten, die im Hause waren, doch so viel Kunde von der Sache haben, von dem Klingeln des Obristen, dem Bestellen des Mädchens in das Eßzimmer, dem Einschließen, ihrem Geschrei beim Actus und nachher beim Peitschen, ihrem darauf erfolgten Hinauswerfen, daß der Indicienbeweis bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit hätte geführt werden können. Diese Diener würden vor unsern Gerichten, und wahrscheinlich auch heut vor den englischen, über die ganze Lebensweise, den Charakter des Obristen, sein Benehmen gegen weibliche Dienstboten, aufs Strengste vernommen worden sein. Aber die Anklägerin hatte diese Dienstleute nicht zu Zeugen aufrufen wollen oder es nicht gewagt. Vor hundert und zwanzig Jahren war das Verhältniß zwischen einem großen Herrn und seinen Dienern dem alten Feudal- oder Clannerus noch sehr verwandt; auch der gemiethete Diener eines großen Hauses galt für einen Theil desselben. Anna Bond konnte von diesen von ihrem gewaltthätigen Herrn abhängigen und in dessen Interesse verwickelten Leuten, auch wenn sie ihrer Sache gewiß war, keine Aussage erwarten, die zu Ungunsten des Obristen ausfiele, die — sein Leben bedrohte!

Die Madam, Mary Parsons, an welche sie sich zuerst am Tage ihrer Hinausweisung gewandt, bestätigte allerdings, daß sie am 10. oder 11. November in großer Aufregung zu ihr gestürzt gekommen und mitgetheilt hatte, daß der Obrist sie wider ihren Willen überwältigt, dann auf Rücken und Schultern gepeitscht und ihr die

Kleider genommen. Darauf war die Zeugin mit dem Mädchen nach Charteris' Hause gegangen, um ihre Kleider zu fordern, der Obrist hatte aber seinen Leuten zugerufen: die Menscher zur Thüre hinauszuwerfen. Sie hatte Annen darauf an Master Bliß verwiesen.

Master Bliß bestätigte desgleichen, daß Anna Bond am 10. oder 11. November, so weit er sich entsinne, zu ihm gekommen und ihm Alles vorgetragen, wie es in der Klage enthalten. Nur hatte sie ihm gesagt, daß sie schon vor und dann nach der Nothzüchtigung von dem Obristen (den sie unter dem Namen Harvey kennen gelernt) durchgepeitscht worden. Auch daß sie in einem Rollbett in der Stube des Obristen schlafen müssen, weil man angegeben, der Obrist sei krank; sie habe aber ihre Unterröcke anbehalten. In der fünften Nacht habe er sie ein Lancashire-Mensch genannt, habe sie um 2 Uhr heraufrufen lassen, durchgepeitscht und ihr gesagt: sie solle ihm gehorchen, das wäre es, was sie verdiene und was sie zu erwarten hätte. Am 17. Tage endlich habe er sie heraufrufen lassen, die Thür verschlossen, sie aufs Bett geworfen, den Mund ihr verstopft u. s. w. Sie habe ihn, den Zeugen, dann gefragt, ob sie sich nicht an einen Richter wenden solle? und er ihr geantwortet: die Quarter Sessions wären vor der Thüre, und das würde der beste Weg sein. Als er sie nun vor die Groß-Jury geführt, habe man ihr bedeutet: das sei nicht nur ein intendirtes, sondern ein consumirtes Verbrechen. Ja, Einer von der Groß-Jury habe gesagt: der Obrist hätte auch einst seiner Schwester nachgestellt. Der gerichtliche Verhaftsbefehl ward alsdann erwirkt, aber da das Certificat noch an dem Abende nicht beschafft werden konnte, erhielt der Obrist davon Wind und entfernte sich aus der Stadt.

Man sollte denken, daß es bei dem notorischen Wandel und Menschenhandel des Obristen nicht an Zeugen darüber gefehlt haben würde, aber nur eine alte Wäscherin bekundete: daß einer von Charteris' Dienern sie eines Tages gefragt, ob sie nicht von hübschen Landmädchen wisse, die sie ihm in die Stadt schicken könne, aber sie dürfe nie seinen Namen nennen. Auch hatte er ihr aufgetragen, ihm eine andere Miß Betty zuzuführen, wofür sie eine Guinee erhalten.

Dies die Belastungszeugen. An Zahl weit überwiegend traten die Entlastungszeugen auf, aber sie gehörten meist dem Hausstande des Obristen an. Er suchte durch dieselben drei Umstände herauszustellen: 1) daß Anna Bond sich ihm aufgedrängt, durch einen Brief, den sie an ihn geschrieben; 2) daß sie während der ganzen Zeit ihrer Anwesenheit im Hause als seine Concubine ohne Widerspruch gelebt, und 3) daß an dem bewußten 10. November keine Gewaltthätigkeit der Art von seiner Seite vorgefallen sein könne, daß die vorgefallenen Heftigkeiten sich vielmehr allein auf einen Diebstahl an Geld bezogen, den Anna gegen ihn begangen haben sollte. Die Aussagen dieser Zeugen sind sehr dunkel und verworren aufgezeichnet. Wir können sie nur wörtlich wiedergeben, wie wir sie finden. Die herausblitzende Wahrheit spricht für sich selbst.

Ein Master Gordon unter Charteris' Dienern (welchen Posten er bekleidet, wird nicht gesagt) wußte, daß Anna Bond sich im Hause gemeldet, angebend, sie habe einen Brief hineingeschickt an Seine Gnaden und komme, um sich die Antwort abzuholen. Darauf sah er im

Sprachzimmer Master Irving (wahrſcheinlich einen andern obern Diener des Obriſten) den Brief leſen.

Befragt, was er über Anna Bond wiſſe? ſagte er, vermuthlich mit Bezug auf die Begebenheiten des 10. Novembers: „Seine Gnaden ſtanden Morgens ſehr früh auf. Anna Bond ging weg (?) und brachte die Hoſen und hielt ſie, während Seine Gnaden die Beine rein ſteckten. Das war um 2 Uhr Morgens.“

— Wo war es?

„Der Obriſt ſaß in ſeinem Sprachzimmer, ſie brachten Thee und der Obriſt ging wieder zu Bett, um 4 Uhr ſtand er wieder auf, und ging aus um 6 und kam wieder nach Haus um 10 Uhr.“

— Von welcher Farbe waren die Hoſen, welche Anna Bond brachte?

„Ich meine es waren braune Tuchhoſen, und dann vermißte der Obriſt ſein Geld. Mir war befohlen, das Weib herauf zu bringen, das bei ihm die Nacht gelegen; daß er Miß Bond rief (sic), aber ſie folgte ihm nicht, ſondern rannte nach dem Abtritt; daß er ihr folgte; daß ſie aber da nicht verweilte, um was zu verrichten, es war nicht mehr Zeit, als daß ſie hin und zurück konnte; daß ſie dann ins Schlafzimmer rannte und irgend was unter den Kamin that, und er ſah unter den Feuerroſt und fand eine kleine ſtählerne Doſe mit einer Guinee darin.“

— Waren nicht mehre meiner Diener in der äußern Halle?

Hier iſt eine Lücke, wie die ganze Zeugenausſage lückenhaft und der Abdruck äußerſt nachläſſig iſt. Gordon aber fährt fort, er glaube, es ſei um 10 Uhr geweſen, als der Obriſt nach Miß Bond gerufen und ſie wegen des Geldes gefragt. Um 2 oder 3 aber ſei ſie

aus dem Zimmer gekommen und habe des Obristen Hosen gebracht, und er habe gesehen, wie sie ihm beim Anziehen geholfen. Um 2 Uhr Nachmittags sei Miß Bond fortgegangen und hätte sehr vergnügt geschienen, bis er sie wegen des Geldes gerüttelt. (Völlige Verwirrung.)

— Wo schlief Anna Bond? fragte der Obrist.

„Sie schlief im Rollbette, und die ganze Zeit über, daß sie bei Ihnen im Hause war; und Mary White schlief nur zwei Nächte mit ihr in dem Bette."

— Wie äußerte sie sich über ihre Behandlung?

„Sie sagte, Sie wären sehr gütig; aber da Sie ein Mann von Gelde wären, sollten Sie sich Ihr Instrument versilbern lassen, denn sonst sei es nicht tauglich, um einem Weibe Vergnügen zu machen."

— Wo sagte sie dies?

„In der Küche vor allen Dienern und Mädchen und sie lachten darüber."

— Wo warst Du vom Augenblick an, wo ich aufstand, bis zur Zeit, wo ich ausging?

„In der Halle mit allen übrigen Dienstboten."

— Hörtest Du ein Geräusch?

„Nein."

Der nächste Zeuge, Master Irving, vielleicht der Haushofmeister, wenn nicht nur ein naher Bekannter, erinnerte sich, wie er am Sonntage vor des Königs Geburtstage beim Obristen im Zimmer gewesen, als der Bediente einen Brief herein brachte, den ein Frauenzimmer überbracht. Gewiß von einer Hure! rief der Obrist, „der kein Geheimniß über diese Dinge machte," und hieß Irving den Brief öffnen und lesen. Dann ließ der Obrist das Mädchen herein rufen. Miß Bond

lich überkommt uns hier das behagliche Gefühl einer glücklichen Wohlhabenheit, welche keinen Vergleich duldet zwischen einem Norwegischen und Norddeutschen Bauern. Daran erinnerte auch die mehr als kräftige Riesengestalt des Wirthes, die sich bei unserem Eintritt an den eisernen Eckpfeiler des Rauchfangs, übergossen von der ganzen Guth des Feuers, lehnte. Wir wurden an Eistein Biörn erinnert, jenen von Steffens so lebendig gemalten Sohn des Landes. Eine etwas störrige, verdrossene Natur that sich hier zwar zuerst kund, Zutraulichkeit aber weckte Zutraulichkeit, und mit diesem Medicament gegen Prellerei und Grobheit kam ich, als ich späterhin allein zurückreiste, besser, als mit dem besten Empfehlungsschreiben durch den Norden.

Ein schöner Morgen beleuchtete bei unserer Ueberfahrt die Felsen, welche indessen im Dunkel des Abends weit erhabener aussahen. Wo die Schlucht enger ward, sahen wir bei einer plötzlichen Wendung des Wagens ein hölzernes Kreuz. Die Inschrift ist verloschen, das Gedächtniß der That ist aber lebendig durch ganz Norwegen.

Im Jahre 1612 ließ Gustaf Adolph von

kam in einem Reithute, der Obrist rief nach Thee und fragte sie: wann sie vom Lande gekommen? Sie erwiderte: etwa vor drei Wochen. Der Zeuge mußte hinausgehen und als er wieder kam, saß sie noch immer in dem Stuhle, wo sie vorhin gesessen, und als darauf ein anderer Herr hereintrat, sagte der Obrist: „Nanny, nun geh in die Küche zu den Leuten und wenn ich Dich brauche, werde ich Dich rufen.“ Der Obrist hatte auch geäußert, er kenne sie recht gut von Cockeram her, sie gebe zwar vor ein sehr anständiges Mädchen zu sein, aber einer der Bedienten, wo sie gedient, hätte bei ihr geschlafen.

Befragt, ob sie einräume, daß Master Irving im Zimmer gewesen, als sie vom Obristen in Dienst genommen wurde, erwiderte Anna Bond: „Nein, er war nicht im Zimmer.“ Auch bestritt sie, einen Brief geschrieben und gebracht zu haben. Aber eben so stellte Irving in Abrede, etwas von dem Briefe im Gespräch des Obristen mit Annen gehört zu haben.

John Gourlay, ein unterer Diener im Hause des Obristen, war im Zimmer gewesen mit seinem Herrn und Master Irving, als ein anderer Diener den Brief hereinbrachte. Als er hinunterging, sah er Anna Bond an der Thür stehen, und sie sagte zu ihm: Ich kenne Euch sehr wohl, ich habe Euch schon in meiner Schwester Hause in Cockeram gesehen. Auch dieser Zeuge bekundete, daß der Vorfall am Sonntage, etwas vor des Königs Geburtstage, sich ereignet. Er war es, der am Tage darauf mit Annen ausgehen mußte, um ihre Kleider einzulösen. Auf diesem Wege befragte er sie nach verschiedenen Personen aus ihrer Gegend, denn er glaubte anfänglich, sie wäre eine kleine Betrügerin; aber sie wußte gut Bescheid.

Befragt: wo die Anklägerin geschlafen? sagte auch er: sie habe jede Nacht in ihres Herrn Zimmer geschlafen. Der Obrist habe ihm noch oft gesagt: er möge das Mädchen nur bei Zeiten herein schicken, damit sie ihn nachher nicht störe. Es habe eine sehr große Harmonie zwischen Beiden geherrscht, und sie ihren Herrn immer wegen seiner Güte gelobt.

Anna Bond erklärte dagegen auf Befragen: sie sei nicht an einem Sonntage, sondern an einem Montage zu ihrem Herrn gekommen.

Der fragliche Brief ward vorgelegt. Gourlay erkannte ihn für denjenigen, der offen auf dem Tische gelegen. Er habe ihn damals fortgenommen, gelesen, in seine Tasche gesteckt und ihn wieder aus seiner Tasche unter andere Papiere gelegt, als er einige Tage später nach Flandern gegangen. (?)

Irving glaubte, es sei derselbe Brief, welchen er in des Obristen Zimmer demselben vorgelesen. Die Anklägerin sei aber gewiß dieselbe Person, welche den Brief damals gebracht. Anna Bond verblieb dabei, Irving wäre, als sie zum ersten Male zum Obristen gekommen, nicht zugegen gewesen, später hätte sie ihn öfter gesehen. Eben so wenig habe sie den Brief dem Obristen gebracht, noch wisse sie etwas davon. Aufgefordert, ihn zu lesen, erklärte sie, nachdem sie lange hineingesehen, sie könne ihn nicht lesen. Ob sie denn schreiben könne? — Ein wenig. Man gab ihr eine Feder und ließ sie ihren Namen schreiben. Die Handschriften sahen sich nicht ähnlich. Aber durch der beiden Zeugen, Irving's und Gourlay's, Aussage ward für festgestellt angenommen, daß sie den Brief überbracht, und er ward deshalb vorgelesen:

„Ehrenw. Sir!

Ich vernehme, daß Sie in der Stadt sind, wenn es

Ihro Gnaden gefällig, würde ich gern Ihnen meine Aufwartung machen. Ich komme von Cockeram in Lancashire. Nebenan bei Master Jones bin ich abgetreten und würde sehr glücklich sein Ihnen meine Aufwartung zu machen, wenn es Euer Gnaden gefiele mir diese Freiheit zu gewähren. Ich bitte, vergeben Sie mir diese Freiheit, mit der vollkommensten Hochachtung und Unterwürfigkeit bin ich Ihre demüthige, gehorsame Magd

Anna Bond.

Ich warte an Ihrer Thür auf Antwort.
Mittwoch Nacht 3 Uhr.

James Davis, ebenfalls von der Dienerschaft, hatte Anna Bond jede Nacht im Zimmer seines Herrn liegen gesehen. Aber er war erst am 4. November in Charteris' Dienste getreten. Er hatte sie, als er sie zum ersten Male dort gesehen, gefragt: ob sie sich denn nicht schäme bei ihrem Herrn zu liegen? Sie hatte geantwortet: Nein; sie schäme sich nicht, denn sie wäre daran gewöhnt. Es war dem Richter auffällig, daß ein Dienstbote, welcher eben erst in den Dienst gekommen, schon am Morgen nach der ersten Nacht, welche er im Hause verbracht, in das Schlafzimmer seines Herrn dringen und Zeuge seiner Mysterien sein sollen? — Er antwortete: er habe seinen Herrn klingeln gehört, da habe er, ohne zu klopfen, die Thür geöffnet, und beim Eintreten Annen im Bett des Obristen gesehen. Dies schien dem Richter jedoch eine sehr unverschämte Aufführung von Seiten eines neuen Domestiken. Nach einigem Besinnen erwiderte der Zeuge: er habe selbst die Absicht gehabt bei Annen zu schlafen. Da er nun gehört, daß sein Herr ein hübsches Mädchen bei sich habe, so hätte er wol gefürchtet, es möchte Anna sein, und um sich zu

überzeugen, hätte er die Gelegenheit wahr genommen und sei ohne zu klopfen in die Stube getreten.

Eine weibliche Dienerin, Hanna Lipscombe, wir erfahren nicht in welcher Eigenschaft, hatte Annen die erste Nacht im Rollbette schlafen gesehen; in der zweiten lag sie im Bette ihres Herrn. Sie hatte sich davon überzeugt, als sie des Morgens zum Feueranmachen kam. Auch die schmutzige Aeußerung von dem mit Silber beschlagen hatte sie aus Annen's Munde gehört. Befragt: was das heiße, „im Staat liegen?" wollte sie zuerst nicht mit der Antwort heraus, sagte aber endlich, als man sie drängte: die gemeinen Leute verständen darunter, wenn ein Mann mit drei Weibern im Bette liege.

Der Sattler des Obristen, Robert Baur, war am 1. November 5 Uhr Morgens durch einen Stallknecht zu seinem Herrn beschieden worden. Der Diener öffnete ihm die Thür zum Schlafzimmer des Obristen, und als er eintrat, sah er Anna Bond im Bette bei ihrem Herrn liegen. Da streifte sie die Bettvorhänge bei Seite, steckte ihre Beine heraus und schlüpfte vor seinen Augen im Hemde heraus. Dann, rasch ihre Kleider unter den Arm nehmend, schlüpfte sie mit einer leichten Verbeugung an ihm vorüber, um sich im Nebenzimmer anzuziehen. Dieser selbe Zeuge war mehrmals beim Obristen, und immer sah er Beide in großer Vertraulichkeit mit einander. Auf seine Frage, ob sie ihren Herrn liebe, hatte Anna geantwortet: ihr Herr wäre sehr gütig gegen sie, aber — er sei ganz unfähig ein Weib zu befriedigen.

Es schien verdächtig, daß ein Handwerker des vornehmen Mannes zu so ungewöhnlich früher Stunde zu demselben gerufen und bei Situationen eingelassen wor-

den, die man auch vor näher ſtehenden Perſonen verbirgt. Der Zeuge erwiderte: ein Pferd des Obriſten hätte ſeinen Halter zerbrochen. Man bemerkte, er hätte das Pferd beſorgen können, ohne deshalb den Obriſten ſelbſt in der Morgenruhe zu ſtören. Der Sattler ſagte: der Obriſt habe ihm oft Artikel in der Rechnung durchſtrichen, weil er nicht ſelbſt dazu den Befehl gegeben; um deshalb hätte er für nöthig gehalten, ſeinen perſönlichen Befehl einzuholen.

Ein anderer Zeuge, Thomas Cooper, über deſſen Qualität man ebenſo wenig erfährt, wahrſcheinlich aber ſtand er in militairiſchen Bezügen zum Obriſten, war aus Flandern zurückgekehrt. In Dover fand er eine Botſchaft des Obriſten, ſchleunigſt zu ihm zu kommen. Als er in deſſen Hauſe in London verweilt, ward er am andern Morgen zu ſeinem Herrn heraufgerufen. Da ſah er Annen aufrecht im Bette des Herrn ſitzen, ihre Unterröcke um ſich. Er entfernte ſich ſchnell, um ſie beim Anziehen nicht zu ſtören.

Aber Hinſichts der Zeitbeſtimmung verwirrte ſich dieſer Zeuge. Er wollte am 1. oder 2. October in London angekommen und ſchon am nächſtfolgenden Morgen zu ſeinem Herrn gerufen ſein. Anna Bond war aber erſt am 24. October ins Haus gekommen. Er entſchuldigte ſich, daß er die Zeitrechnung im Kopfe nicht recht inne habe. Da er nicht gewußt, welche Fragen man an ihn richten werde, habe er ſein Journal nicht mitgebracht.

Die ſchon erwähnte Dienerin, und wahrſcheinlich Concubine des Obriſten, Mary White, gab Auskunft über die Begebenheiten des 10. Novembers, wo Anna aus dem Hauſe geſtoßen ward. Sehr viel klarer als Gordon's Ausſagen über dieſen Punkt iſt auch dieſe

Aussage nicht. Ungefähr um 2 Uhr (Morgens) brachte Anna dem Obristen seine Hosen — schwarze, so viel sie sich erinnerte. — Der Obrist ging um 6 Uhr aus und kehrte etwa um 10 zurück. Da vermißte er sein Geld. Er befahl Gordon die Anna Bond zu rufen. Da sagte er: entweder sie, die Zeugin, oder Anna Bond müsse das Geld genommen haben, weil Niemand sonst im Zimmer gewesen. Er wünschte: Anna Bond möchte es nur eingestehen; dann wolle er nichts davon zu ihrem Schaden verlauten lassen. Anna erwiderte: sie könne nichts eingestehen, wovon sie nichts wisse. Da befahl der Obrist, ihr ihre Kleider fortzunehmen und sie aus dem Hause zu jagen. — Hinsichts der Stunde, wo der Obrist sein Geld vermißt haben wollte, ward die Zeugin jedoch, auf näheres Befragen, unschlüssig; sie meinte es könne auch zwischen 8 und 9 Uhr gewesen sein. Sie selbst war während der ganzen Zeit, wo die Gewaltthat geschehen sein sollte, in der Halle draußen gewesen, wo sie Alles hätte hören müssen, sie hatte aber kein Schreien von Seiten Annen's gehört.

Der Tapezier des Obristen, Master Hambleton, war an jenem Morgen in der Wohnung desselben gewesen, um Vorhänge aufzuhringen. Er wußte aber nur, daß etwa Morgens um 9 Uhr der Obrist erklärt: er vermisse Geld, in seiner Tasche habe er noch vergangene Nacht 50 Guineen gehabt und nun fehlten ihm 20 Stück. Er hieß Gordon alle seine Leute heraufrufen. Der Zeuge sah 2 Schillinge auf dem Bette liegen.

Der Charakter der Anklägerin war durch die Entlastungszeugen angegriffen, ihr Rechtsbeistand hatte deshalb zeitig dafür gesorgt, daß auch Zeugen zu Gunsten desselben auftraten.

Ein Master Bell bekundete: daß sie ein Jahr bei

ihm gedient und ſich während der Zeit ehrbar und anſtändig betragen und er halte ſie deshalb für ein ſo achtbares und beſcheidenes junges Frauenzimmer, als je eins in einer Familie gedient. Sie habe ſich auch immer ſehr religiös gezeigt, und wenn ſie einmal nicht in die Kirche gehen können, ein gutes Buch in die Hand genommen.

Miſtreß Bell, wahrſcheinlich die Frau des Zeugen, gab ihr daſſelbe Lob, ſie hatte ſie, im Juli 1727, vom Lande, aus Lancaſhire, in die Stadt genommen, und hatte nie die geringſte Unziemlichkeit an ihr bemerkt. Sie konnte durchaus nicht denken: daß dies Mädchen einen Meineid ſchwören könne, um Jemanden ums Leben zu bringen.

Ein Maſter Harwood ſagte aus: Anna Bond habe bei ihm in Clepham durch 9 Monate gedient und ſich während der ganzen Zeit gut betragen. Sie ſei nur darum fortgezogen, weil ſie die Pöbelhaftigkeit einiger Leute nicht ertragen können. Immer beſcheiden, mäßig, habe ſie nie die Kirche verſäumt. Auch er halte ſie für ein höchſt anſtändiges, junges Frauenzimmer, welches unmöglich es übers Gewiſſen bringe, einen falſchen Eid abzulegen, um Jemanden damit an den Galgen zu bringen. Von ihm ſei ſie zu einem Maſter Allen in Dienſt gezogen, der ihr, wenn er nicht durch Krankheit zu erſcheinen verhindert wäre, ganz daſſelbe Zeugniß geben würde. Auch von dieſem Herrn ſei ſie nicht fortgekommen, weil man mit ihr unzufrieden geweſen, ſondern weil ſie ſich ſelbſt, aus einem andern Grunde, nicht gefallen habe.

Die Defenſionsrede iſt uns eben ſo wenig aufbewahrt, als die Schlußrede des Rechtsbeiſtandes der Anklägerin oder das Reſumé des Richters.

Die Jury trat ab und kam mit dem Verdict: Schuldig! zurück. Das Gericht sprach das Todesurtheil über den Obristen Francis Charteris aus.

Weiter erfahren wir aus den uns erhaltenen Acten nichts über den merkwürdigen Fall. Daß die Sache mindestens zweifelhaft ist, bedarf kaum einer Erwähnung. Ist ein corpus delicti da? Hat eine Nothzucht überhaupt stattgefunden? — Die Anklage hat keine andern Beweise dafür, als die Angabe der Klägerin: daß sie in des Obristen Dienst gelockt worden unter falschen Vorspiegelungen, daß sie dort festgehalten, daß er sie dann mit Brutalität überwältigt und endlich aus dem Hause gejagt. Kein entfernter Zeuge, kein entferntes Indicium unterstützt positiv diese Angabe. Der von ihr aufgestellte Beweis ist nur negativer Art. Nur durch künstliche Schlüsse soll die Ueberzeugung gewonnen werden, daß ihre Angabe richtig sei. Es spricht nämlich dafür, daß ihre Angabe keine schlau und bedächtig ersonnene Fabel sei, der Umstand, daß sie sofort, nachdem sie aus dem Hause gejagt worden, die Geschichte von der ihr angethanen Gewalt zweien Personen mitgetheilt, und daß sie auf der Stelle sich bereit erklärt hatte, gerichtlich gegen den Gewaltthäter einzuschreiten. Wenn es von ihrer Seite nur eine Fiction gewesen, in welcher Absicht, darf man fragen, konnte sie erfunden sein? Schwerlich aus Rache wegen einer anderweiten schlechten Behandlung; wahrscheinlich aus betrügerischer Absicht, um den reichen Wüstling zu einer reichlichen Abfindung zu nöthigen, die er gern hergeben mußte, um dem Scandale und den Eventualitäten eines solchen Processes zu entgehen. Mit einer solchen bewußten betrü-

gerischen Absicht schreitet aber ein darin gewitzigtes Mädchen nicht sogleich zum Aeußersten, sie scheut, so lange es geht, die Gerichte. Sie würde sich zuvörderst auf Drohungen und Unterhandlungen beschränkt, und erst, wenn diese nicht zum Ziele geführt, und nachdem sie sich ihrer Beweismittel versichert, zur gerichtlichen Klage entschlossen haben. Dadurch, daß sie schon am selben oder folgenden Tage zum Richter ging, daß sie einen Verhaftsbefehl gegen den vornehmen Mann auswirkte, mußte sie ihn erbittern, statt zu schrecken; sie versperrte oder verschloß sich also selbst den Weg zu ihrem Ziele. Es spricht für die Wahrheit ihrer Angabe die Aufgeregtheit und Entrüstung, mit welcher sie zu der ersten besten Frau gegangen und sich gegen sie ausgeschüttet, wie sie mit ihr zu einem andern Mann gegangen, dort dasselbe erzählt, und dann sofort vor die Obrigkeit, vor der, wie gesagt, Gaunerinnen, die eine Erpressung vorhaben, sich hüten; und überall hatte sie, mit denselben Umständen, dieselbe Erzählung wiederholt. Es spricht ferner dafür, daß sie erweislich nach einem Streite mit dem Obristen aus dessen Dienste und Hause fortgelaufen, und dieser notorisch ein Mann war, zu dem man sich dieser That versehen konnte. Endlich wird ihre Angabe durch die Zeugen unterstützt, welche sie für ein durchaus rechtliches und unbescholtenes Frauenzimmer erklärt haben.

Aber zugegeben, daß aus dieser künstlichen Beweisführung ein moralischer Glaube entspringe, so bleibt er doch, durch keine andern Umstände unterstützt, so schwach, daß eine Verurtheilung darauf höchst mislich erscheint. Im Gegentheil treten eben so viel Umstände auf, welche diesen Glauben nicht allein entkräften, sondern die Wahrscheinlichkeit bis fast zur andern Ueberzeugung herausstellen, daß keine Nothzucht stattgefunden, sondern die

Klägerin sich willig den Umarmungen des Obristen Preis gegeben habe, womit dann jede Gewaltthat, jedes corpus delicti verschwindet.

Betrachten wir zuerst ihre eigene Angabe.

Wenn ein junges, reines, unbescholtenes Mädchen Gewalt erlitten hat, wenn sie dann aus dem Hause gejagt ist, und entsetzt darüber einer Bekannten oder Unbekannten ihr Unglück klagt, wird es ihr erster Gedanke, ihr erster Schritt sein, mit dieser Frau in das Haus der Gewaltthat und Schande zurückzukehren, um — ihre zurückbehaltenen Kleider sich zurück zu fordern? — Es ist möglich, daß dieser Kleiderraub einem armen, unerfahrenen Landmädchen so wichtig, der Verlust an ihrer Habe in dem Augenblicke so groß erscheint, daß sie den Verlust der Ehre im Moment bei Seite läßt und nur ihre Röcke und Tücher zurückverlangt. Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich, wenn sie wirklich so reinen und unschuldigen Gemüthes war, als ihre früheren Herrschaften sie schildern.

Ferner, was würde ein unschuldiges Mädchen in ihrer Lage gethan haben, wenn sie zur Ueberzeugung gekommen, daß sie in ein Haus des Verderbens gerathen? — Schon die Art, wie sie hineingekommen sein will, klingt verdächtig und sie hat sie durch nichts erwiesen; sie scheint nicht einmal den Versuch angestrengt zu haben, die Kupplerin ausfindig zu machen. Statt ihrer stellt sie nur eine Waschfrau auf, der ein Mal der Antrag gemacht worden, Mädchen vom Lande für den Wollüstling zu beschaffen. Das war ein unnöthiger Beweis. Was in diesem Hause getrieben ward, wußte Jeder; denn Obrist Charteris hatte es gegen Niemand hehl. Anna selbst mußte es den ersten Tag schon aus dem Gespräche im Flur, in der Küche, aus den Scherzen der

Schweden, im Kriege mit Dänemark begriffen, in Schottland für sich werben. Unter andern führte auch der Obrist Sinclair gegen fünfzehnhundert Hochschotten nach Skandinavien. Aber die Dänen waren ihm zuvorgekommen und er fand alle Häfen und Zugänge im Süden dergestalt besetzt, daß es ihm nicht möglich war, zum Schwedischen Könige durchzudringen. Er schiffte deshalb an der ganzen Norwegischen Küste hinauf, bis er unterhalb Drontheim eine Landung erzwang. Bis in die Mitte des Landes, das heißt bis an die Guldbrandsdalerschlucht, gelangte er glücklich; an dem Orte aber, welcher Kringelen genannt wird, ereilte ihn das Schicksal, welches häufig regulirte Heere getroffen, die sich unvorsichtig in wilde und minder bekannte Gebirge hineingewagt. Die Bauern von Guldbrandsdal, sei es aus Patriotismus für ihren Dänischen Oberherrn, oder weil die Schotten wirklich grausam wütheten und es einen Krieg der Nothwehr und Selbsterhaltung galt, rotteten sich zusammen und erwarteten, versteckt auf den Höhen den heranziehenden Feind. Kinder, die auf der Wiese spielten, sollten, so berichtet die Tradition, als unverdächtige Kundschafter die bestimmten Zeichen

Mägde und Concubinen, der bereitwilligen Diener, aus den eignen Worten des Obriſten entnehmen. Und wenn ſie darüber noch einen Zweifel hegen konnte, ſo mußte ſie durch jenes von ihr ſelbſt angegebene Geſpräch mit den zwei Herren, die zum Beſuch kamen, überzeugt ſein. Der Obriſt ſagte: da habe ich ein hübſches Lancaſhire-Menſch gekriegt, und beide Herren approbirten es, indem ſie ihr Jeder eine halbe Guinee ſchenkten.

Anna nahm die Guinee und lief nicht fort, ſie bat auch nicht die beiden Herren ſie zu ſchützen, ſie aus dieſem Hauſe zu retten. — Sie blieb auch nach dem erſten Antrage und den Drohungen ihres Herrn, weil — man ſie nicht ausgehen ließ und das Haus verſchloß. Durch 10 Tage ſollte ſie keine Gelegenheit gefunden haben zu entſchlüpfen, ſich Jemandem zu vertrauen, wenn es ihr Ernſt geweſen, ihre Unſchuld zu bewahren, und in einem Hauſe, wo ſo viel Beſuch kam, in einer frequenten Gegend, einer der eleganteſten Londons, wo nöthigenfalls eine eingeſchlagene Fenſterſcheibe, ein Hülfeſchrei hinaus einen Auflauf vor dem Hauſe veranlaßt hätte! Obriſt Charteris war allerdings einer jener gewaltthätigen Ariſtokraten, die ſich auf ihren Reichthum, ihre Macht, ihren Einfluß und ihren Charakter verlaſſend, aus dem Pöbel und ſeinen Meinungen nichts machen, die ſogar eine Luſt darein ſetzen, ihm Trotz zu bieten. Auch in der Geſchichte der neueſten Tage haben wir noch Beiſpiele ſolchen ariſtokratiſchen Uebermuthes in England kennen gelernt. Aber Englands Geſetze gewährten auch damals der perſönlichen Freiheit und Unabhängigkeit ihr volles Recht. Ueberdem erſcheint der Obriſt, der mit offener Stirn der Sitte Hohn bot, der jeden Schleier über ſein ausſchweifendes Leben verſchmähte, nicht als einer der finſtern, wollüſtigen Tyrannen, welche

ihre Opfer bei Nacht und Nebel in ihre Feudalschlösser schleppten und hinter Eisengittern verwahrten. Er kaufte seine Lustgefährtinnen für Geld, er suchte sie nicht einmal mit besonderem Geschmack und wilder Leidenschaftlichkeit aus, er verschrieb sie, er ließ sie sich durch Kupplerinnen kommen. Sie meldeten sich und kamen von selbst, in solcher Ueberzahl, daß er ihre Briefe nicht selbst mehr zu lesen würdigte, sondern sie durch einen Vertrauten oder Diener öffnen ließ. Von einem solchen Lebemanne ist es ganz unwahrscheinlich, daß er sein Haus absperren lassen, damit ihm eine hübsche Landdirne nicht entfliehen sollte.

Wie kam es, daß Anna Bond in ihrer ersten Auslassung vor Geschwornen und Richtern nichts davon erwähnte, daß sie im Zimmer des Obristen geschlafen, obwol sie vor Master Bill es schon eingeräumt? Erst in den Kreuzfragen gab sie es zu; anfänglich nur eine Nacht, dann räumte sie vier Nächte ein im Rollbett im Zimmer des Obristen zugebracht zu haben. Sie fühlte selbst, daß dies Eingeständniß ihrer behaupteten Unschuld gefährlich werden könne. Sie will sich darein gefunden haben, weil man vorgeschützt, daß der Obrist krank sei, sie will doch vor Entsetzen über diese unsittliche Situation aufgesprungen, die Röcke sich übergeworfen und in die Küche gelaufen sein und dort die Nacht sitzend zugebracht haben, bis der Obrist ihr drohte, ihr gar kein Bett mehr zu geben. Aber sie konnte es dulden, daß ein anderes Mädchen, des Obristen Concubine, neben ihr lag, und, wenn der Obrist sie rief, in dessen Bett stieg! Dies soll, nach ihrer Angabe, schon in den ersten Nächten ihrer Anwesenheit im Charteris'schen Hause sich zugetragen haben, und doch — blieb sie, sie hat keinen Versuch gemacht zu entfliehen. Diese Zugeständnisse

allein ſchon werfen ein ſolches Licht auf ihren Charakter und ihre Handlungsweiſe, daß wenigſtens ein Vertrautſein mit der Unſittlichkeit, wo nicht eine Connivenz, mehr als wahrſcheinlich wird. Wäre ſie dies ſittlich reine, religiöſe Mädchen geweſen, ſo hätten dieſe Situationen, ohne alle Anträge des Obriſten, ſie dermaßen empört, daß ſie Alles daran geſetzt haben würde, aus dem Hauſe zu entkommen.

Wir verweilen noch bei ihrem Eingeſtändniß. Nachdem der Obriſt ihr Gewalt angethan, nachdem er ſie unmenſchlich geweitſcht, jagte er ſie unter dem Vorgeben, ſie habe ihn beſtohlen, aus dem Hauſe. Ein übermüthiger, gewaltthätiger Mann, der keine Rückſichten vor der öffentlichen Meinung hat, mochte das thun. Bei einem ſolchen Charakter iſt die gewöhnliche Klugheitsberechnung nicht zuläſſig. Aber er, der ſie früher eingeſperrt hatte, durch 14 Tage als Gefangene behandelt, um zu ſeinem Willen zu kommen, ſollte nun dieſe Haft nicht noch um einige Tage verlangert haben, um die üblen Folgen — die bis an ſeinen Hals gehen durften — abzuwenden! Wie ſchwer war ſie draußen zum Schweigen zu bringen und wie leicht drinnen, und er hatte ſie als halsſtarrig, ſagt ſie, kennen gelernt. Eine ſo Gefangene und einmal Entehrte konnte doch nun nichts Beſſeres, wenigſtens Geſcheiteres, thun, als, da ſie ihre Ehre nicht zurückerhalten konnte, wenigſtens das Geld nehmen, an welchem es der Gewaltthäter nicht würde haben fehlen laſſen. Aber er zog es vor, weil er ſeinen Willen gehabt, ihr noch ein Verbrechen aufzubürden, ſie zu peitſchen, ihre werthloſen Kleider zu nehmen, und ſie nackend aus dem Hauſe zu jagen, damit ſie aller Welt ihr Unglück und ihre Schande und ſeine Ruchloſigkeit verkünde!

Wir gehen zum Gegenbeweise, durch die Zeugen des Angeklagten, über.

Wären diese Zeugen unverwerflich, so wäre das Sachverhältniß durch ihre Zahl und ihre übereinstimmende Aussage vollständig aufgeklärt: Anna Bond hätte sich selbst dem Obristen als Magd und Beischläferin angeboten, er hätte sie angenommen, durch 17 Tage hätte sie als solche bei ihm gelebt und wäre endlich in Folge eines Streites — der Diebstahl der Guineen wäre auch dadurch nicht erwiesen — vom Obristen aus dem Hause gejagt worden; nicht unwahrscheinlich mit Schlägen.

Aber diese Zeugen waren des Obristen Bediente, Mägde, Hausbeamten und Ouvriers. Von ihrer Aussage hing sein Leben und Tod ab. Welches Interesse hatten sie, zu seinen Gunsten zu zeugen. Ueberdem war er ein reicher Aristokrat, mit den ersten Familien verwandt; man kennt deren Macht und Einfluß in England, und wer kann es ihnen menschlich verargen, wenn sie Alles aufboten, um Zeugen zu gewinnen, wodurch ihr Verwandter vor der Verurtheilung und einem, für einen Aristokraten doppelt schmachvollen, Tode gerettet wurde, und — um eines Verbrechens willen, das hundert Andere ebenfalls begangen und darum nicht gehängt worden, ein Verbrechen, welches beim ausschweifenden Leben der hohen Welt zum guten Ton gerechnet ward! Es war ja nur ein Landmädchen verführt; und wo sind die Grenzen der Gewalt bei dergleichen galanten Abenteuern? Man weiß, wie in London falsche Zeugen gewonnen werden, und endlich wurden einige dieser Zeugen auf offenbaren Widersprüchen ertappt.

Dennoch kann man, wenn man die Aussagen dieser Zeugen liest und vergleicht, dem Glauben nicht Raum

geben, daß alle diese Männer und Frauen wissentlich falsch ausgesagt und einen Meineid begangen hätten. Es wäre eine Injurie gegen die menschliche Natur, daß 9 Personen, und darunter einige mit sonst freier, unabhängiger Stellung, sich verschworen hätten, gegen ihr Gewissen etwas durchaus Falsches auszusagen und zu beeiden. Ihre Aussagen sind übereinstimmend und die einer jeden in ihrer Stellung motivirt. Sie stimmen überein, daß Anna sich in verdächtiger Weise beim Obristen gemeldet, daß sie in bester Harmonie mit ihm gelebt und jede Nacht in seinem Zimmer oder in seinem Bette geschlafen habe. Sie haben nichts von einem Widerstande, einem sich Sträuben, einer angethanen Gewalt gehört, was ihnen in ihrer Stellung und Nähe zu den betheiligten Personen nicht hätte entgehen können. Noch wichtiger aber ist die Angabe solcher Einzelnheiten, welche, der Natur abgelauscht, in Verbrechercomplotten nicht erfunden werden. Dahin rechnen wir den Eintritt und die Empfangsscene Annen's, sie tritt im Reitkut ein, der Obrist mustert sie, läßt sie sich neben ihn setzen und beordert Thee; auch daß er Irving den empfangenen Brief lesen läßt, weil er gewiß von einer Hure komme. Dahin die schmutzigen Reden und Situationen, die wir hier nicht wiederholen mögen. Wenn Anna Bond jene Aeußerung vom Versilbern nicht in der Küche gethan, welche Phantasie hätte sie erfinden mögen; wie hätten so viele Zeugen, unter denen doch ein rechtlich Denken der gewesen sein wird, sie einem reinen Mädchen einstimmig in den Mund legen können! Es wäre allerdings verdächtig, daß der Sattler zu so früher Stunde schon beim Obristen eingetreten und Zeuge einer solchen Scene geworden sein sollte, wenn wir nicht erfahren, daß in diesem Hause Alles gegen gewöhnliche Ordnung herging.

daß der Obriſt zuweilen ſchon um 2 Uhr in der Nacht aufſtand, und Hinſichts ſeines Umgangs mit Frauen keine Scheu und Scham kannte. Wie aber hätte die Einbildungskraft dieſes Zeugen oder eines andern für ihn, den Auftritt nur erſinnen können, daß Anna, als er eintritt, den Kopf zur Gardine herausſteckt, unbefangen in bloßen Beinen, im Hemde aus dem Bette ſteigt, ihre Kleider aufrafft, unter den Arm nimmt, an ihm vorüber nach dem Ankleidezimmer geht, und — im Vorbeigehen in dieſer Lage ihm aber noch einen Knix macht! Dieſe Wahrheit iſt ſo eigenthümlicher Art, daß ſie über alle Erfindung hinaus iſt.

Hält man dieſe Wahrheit, die aus den Ausſagen der Entlaſtungszeugen hervorgeht, mit den Ergebniſſen ihrer eignen Bekenntniſſe zuſammen, ſo wird auch der Zweifel verſchwinden, daß Anna Bond nicht bereitwillig ſich in die Arme des Obriſten geworfen haben ſollte; denn daß ſie früher ein anſtändiges und anſcheinend frommes Mädchen geweſen, ſchließt nicht aus, daß ſie ſeitdem eine Hure geworden, und iſt ſie in dieſer Eigenſchaft in das Haus des Obriſten gekommen, ſo fällt die Thatſache des Verbrechens von ſelbſt zuſammen.

Und doch ſprach die Jury das: Schuldig! und doch ward Obriſt Charteris zum Tode verurtheilt.

Wer uns bis hierher gefolgt und nicht weiter lieſt, könnte meinen, wir hätten einen Fall aus der Vergeſſenheit hervorgeſucht, um den Gegnern der Geſchwornengerichte neue Nahrung zu geben. Wir ſind davon weit entfernt.

Die Jury ſprach ihr Schuldig über einen Schuldi-

gen aus, wenn er auch in dem vorliegenden Falle vielleicht unschuldig war. Der Obrist Charteris war ein Sunder, der der Sitte, dem Gesetze und der öffentlichen Meinung im consumirten aristokratischen Dünkel Hohn sprach. Ein Verführer der Unschuld — welcher andern Verbrechen er bezüchtigt ward, davon nachher — mochte er das Verbrechen, dessen er im Februar 1730 vor der Jury angeklagt wurde, oft begangen haben, oder doch nah verwandte, ohne daß ihn der Arm der Gerechtigkeit bis da erreichen können. Entweder waren seine Opfer zum Schweigen gebracht, oder seine Macht, seine Verbindungen hatten ihn gegen die Verfolgung geschützt. Bei seinen Standesgenossen — die sittliche Corruption im englischen Adel, besonders am Hofe, in London, war sehr groß; es gab damals kein großartiges historisches, moralisches Interesse, welches die Geister hob und adelte — bei seinen Genossen galt die freche Liederlichkeit für Cavaliertugend; desto reizender, pikanter, wenn sie mit abenteuerlicher Gewaltthätigkeit verbunden war. Aus den Romanen der Zeit, den Richardson'schen, den spätern Fielding'schen, sehen wir, mit welcher brutalen Rohheit und Gewaltthätigkeit einzelne Adelige ihren Lüsten nachgingen. Es galt dem Gesetze ein Schnippchen schlagen; wem es gelang, stieg in der Achtung unter den Gleichgesinnten. Aber je verwegener jene ausgelassenen Großen der Sitte Hohn sprachen, um so erbitterter ward das Publicum gegen dieselben, und wer verarat es ihm, wenn es auf die Gelegenheit lauerte, einen dieser Missethäter der gesetzlichen Ahndung zu überliefern.

Obrist Charteris war einer dieser vornehmen Wüstlinge, an den das Gesetz sich noch nicht gewagt, und doch hatte die öffentliche Meinung längst ihr Verdict über ihn ausgesprochen. Wie er lebte, war notorisch.

Der Rechtsbeistand der Anklägerin glaubt die Geschwornen voraus darauf aufmerksam machen zu müssen, daß Verbrechen, wie das ihm schuld gegebene, in gewissen höheren Kreisen derzeit gar nicht als Verbrechen, sondern als Bagatellen betrachtet würden, von denen man nicht viel Aufhebens machen müsse. Endlich einmal ereignete sich ein Fall, wo die Gerechtigkeit einschreiten durfte, und sie griff mit beiden Händen zu.

Das Mädchen, als sie nach den erlittenen Mishandlungen aus dem Hause geflohen, hatte wahrscheinlich nicht die Absicht, den reichen Mann an den Galgen zu bringen, sie war nur empört über die ihr widerfahrene Behandlung, über die Schläge, über den Vorwurf eines begangenen Diebstahls, der ihr weiteres Fortkommen hinderte, über ihre zurückbehaltenen Kleider. Sie suchte Hülfe, um diese Kleider wieder zu bekommen, sie mußte einen Grund angeben, der sie vor achtbaren Leuten rechtfertigte, sie erlog — nehmen wir dies einstweilen an — die ihr angethane Gewalt. Die Frau oder Dame, welcher sie sich anvertraute, war auch empört, sie ward es noch mehr, als der Obrist sie mit der andern von seiner Schwelle fortweisen ließ und sie ein Mensch schalt. Sie führte das Mädchen zu einem achtbaren Manne, dem das Greuelleben des Obristen längst ein Gegenstand des Entsetzens war. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit der Beleidigten vor die bürgerliche Obrigkeit zu treten. Auch der Groß-Jury war das verbrecherische Sündenleben des Obristen bekannt, einer der Geschwornen hatte selbst die Erfahrung gemacht, daß Charteris seiner Schwester nachgestellt. Sie nahmen die Klage mit offenen Armen auf, sie erklärten der Anklägerin, die nur auf ein Attentat klagen wollen, daß es ein vollbrachtes Verbrechen sei, daß sie darauf ihre Klage

richten müsse, und der Verhaftsbefehl ward sofort erwirkt. Da floh Charteris aus der Stadt, und dies galt der Jury, dem Publicum als Eingeständniß seiner Schuld. Auch war die Flucht aller Wahrscheinlichkeit nach im vollen Schuldbewußtsein erfolgt, wenn es sich auch nicht auf diesen Fall allein bezog.

Anna Bond war in die Klage hineingerissen worden. Sie hatte sich deren Folgen bei ihrem ersten Schritte nicht gedacht. Aber Alles war so schnell gegangen, sie hatte ihre erste — in der Entrüstung vorgebrachte Aussage immer wiederholen müssen, bis vor Gericht, bis es eidlich geschah. Sie konnte nicht mehr zurück, ohne selbst eines schweren Verbrechens, einer falschen Anklage, eines falschen Eides bezüchtigt zu werden. Also mußte sie die Sache mit sich selbst, mit ihrem Gewissen arrangiren und dabei festhalten. Ja sie kam vielleicht noch so ziemlich mit ihrem Gewissen heraus und es ist möglich, wahrscheinlich, daß Alles, was sie vorbrachte, Wahrheit war, wenn auch nicht in der Ordnung, nicht in der persönlichen Beziehung. Möglich, daß die Nothzüchtigung, wie sie dieselbe vorbrachte, an einem andern Mädchen in dem Hause verübt worden, das sich dann mit Gelde abfinden lassen, möglich auch an mehr als einer; sie hatte die Geschichte erzählen hören, denn Geheimnisse gab es in diesem Hause nicht, und sie wandte sie schlau auf sich selbst an. Aber eben so möglich, daß auch Alles ihr selbst begegnet war, nur nicht in der Reihenfolge, die sie angab, und auf keinen Fall ohne eigene Verschuldung. Sie hatte sich im Hause gemeldet — ob mit oder ohne Brief, dieser Umstand bleibe im Zweifel — und wenn nicht vorher, was wahrscheinlicher, so mußte sie schon beim ersten Eintritt, bei der ersten Musterung und Begrüßung des Obristen —

die Theeſcene iſt charakteriſtiſch — ſeine Abſichten erkennen; er war kein Mann, der ſie verbarg. Sie mußte es aus dem Geſpräche der Domeſtiken wiſſen, zu welchem Zwecke man ſie im Hauſe aufgenommen, und ſie entfloh nicht, als das Haus noch offen ſtand, auch nicht, als der Herr ſie mit ſeinem Bedienten ausſchickte. Möglich, daß ſie ſich bei den erſten, ernſthaften Zumuthungen geſträubt hat, um die Spröde zu ſpielen, um mehr zu gewinnen, möglich, daß der Obriſt ſchon da durch einen ſcheinbaren Act von Gewaltthätigkeit zu ſeinem Ziele kam, daß er da ihr die Mütze in den Mund drückte. Es war ein halbes Spiel vielleicht von beiden Seiten. Gewiß fühlte ſie ſich nachher nicht gekränkt, nicht verletzt, ſie lebte in Harmonie mit dem — Verführer, wenn der Name auf ihn paßte, bis dieſe Harmonie aus einer der tauſend Urſachen zerriſſen wurde, die bei einem Weibe, und in ſolchen Lagen denkbar ſind. Möglich, wenn ſie ein reines Mädchen geweſen, daß Gewiſſensbiſſe in ihr ſich regten, daß ein Ekel über das ſchmutzig liederliche Leben ſie auf Augenblicke überkam, daß die Perſönlichkeit des Obriſten, das Zuſammenſchlafen mit einer andern Concubine, die widerwärtigen Dienſtleiſtungen, welche er von ihr forderte, dieſen Ekel ſo weit ſteigerten, daß ſie eines Nachts aus dem Bette ſprang, hinunterlief, und weinend über ihre verworfene Lage in der Küche ſitzen blieb. Dieſer Zug ſcheint Wahrheit. Aber der Ekel und Zorn ward überwunden. Und doch möglich, daß ſie auch dann ſich wieder ſträubte, daß dann erſt jene gewaltthätige Scene vorfiel, halb Ernſt, halb Scherz. Aber die Harmonie hatte endlich ihr Ende. Es iſt wahrſcheinlich, daß der Obriſt Geld vermißte, möglich, daß er den Verdacht auf Annen warf, möglich auch, daß ſie es genommen, gewiß aber, daß er ihrer über-

der Annäherung geben. Ehe Sinclair und ſeine Schotten es ſich verſahen, rollten Baumſtämme und Felsblöcke auf ſie nieder. Nichts half die hochländiſche Natur den Ueberfallenen, ſie hätten ſenkrechte Felſen erklimmen müſſen, oder auf ſo hohen Abhängen ſteil hinanſteigen, daß ſie den Tod wenigſtens hundertmal gefunden, ehe der Gipfel und mit dieſem die Feinde erreicht waren. Nach der Oertlichkeit zu ſchließen hätte auch kein einziger Bauer bluten dürfen, um dieſen Sieg zu erringen. Es bleibt zweifelhaft, ob irgend ein Schottiſches Feuerrohr über das ungünſtigſte, unſicherſte Terrain, bis da hinaufgetragen hätte, wo die Eingebornen ſich hinter Fels und Strauch verbergen konnten. Zu dem bedenke man die Unbehelfenheit der alten Donnerbüchſen, deren eine, angeblich Sinclair abgenommen, in Drontheim als Probe davon aufbewahrt wird, ſo wie die Verwirrung der tief unten auf ſchmaler Straße dahinziehenden. Es mußte ein Gedränge und Laufen ſein, während die Kloben und Klötze zerſchmetternd von oben herabpolterten, welches ein ruhiges Aufſtellen und ſicheres Zielen mit den Feuergewehren unmöglich machte, und es läßt ſich nicht denken, wie die Schotten,

drüssig, daß sie frech antwortete, und daß er, wahrscheinlich mit Schlägen, sie aus dem Hause jagte.

Die Jury sah in ihm einen Mann, zu dem man sich der That versehen konnte, einen wüsten Verbrecher, der so lange der strafenden Gerechtigkeit entgangen war, dessen freches Dasein die Unschuld noch von vielen Andern bedrohte; er war auf die Anklage entflohen; es constatirte, daß das Mädchen in seinem liederlichen Hause gewesen; daß er sie misbraucht, mit ihrem Willen sagten nur seine Diener aus; sie war, nach unverdächtigen Zeugen, ehemals ein unschuldiges Mädchen gewesen; und er hatte sie auf brutale Weise mit eigenmächtiger Selbsthülfe aus dem Hause geworfen, ein Verbrechen vorschützend, was er nicht beweisen konnte. Diese Umstände genügten den Geschwornen, ein Schuldig auszusprechen.

Einem deutschen Gerichte würden sie nicht genügt haben; aber eine englische Jury hat auch eine andere Aufgabe, als unser Richtercollegium. Zwar bestimmt der Buchstabe nur, daß sie über das Vorhandensein der Thatsache und die Thäterschaft entscheiden soll, die Praxis aber hat es längst anders gestaltet, und die Jury ist, durch Jahrhunderte, ja vielleicht seit ihrem Entstehen, mehr als das Instrument, was ja oder nein sagen soll, ob eine That begangen oder nicht, sie ist: die sittliche, politische, nationale Richterin über die Strafwürdigkeit einer That und eines Angeklagten in Bezug zu derselben und der allgemeinen Sitte.

Es wäre vergebliche Bemühung, diese factische Bedeutung, diesen realen Zustand der Jury ableugnen zu wollen. Und grade im Augenblicke, wo Deutschland im Begriff ist, zur Mündlichkeit, zur Oeffentlichkeit, später zum Jurygericht selbst überzugehen, wo also die ernste-

sten Fragen vorliegen, wäre es unrecht, sich darüber selbst täuschen zu wollen, vielleicht in der wohlmeinenden Absicht, um den Gegnern der Geschwornengerichte nicht neue Waffen in die Hand zu geben. Ein solcher Sieg wäre kein ehrbarer; er machte den ganzen Fortschrittsproceß bedenklich. Nein, gestehen wir uns offen ein: Die Jury ist überall, wo sie — wieder eingeführt worden, im Verlaufe der Zeit mehr geworden, als der Buchstabe ihrer Institutionen besagt; der lebendige Geist der Sittlichkeit und des im Volke geltenden Rechtsgefühls hat über den Buchstaben gesiegt, der von den achtbaren und kundigen Männern nichts mehr fordert, als daß sie mit gesundem Menschenverstande ihre moralische Ueberzeugung aussprechen, ob ein Angeschuldigter der Urheber und Vollbringer eines ihnen vorgelegten corpus delicti sei? Die Jury hat sich von selbst erhoben zu einer höheren moralischen Würde: sie beurtheilt nicht mehr allein, ob der Angeschuldigte der Thäter, sondern auch, ob seine Thäterschaft unter den obwaltenden Umständen und nach den in der Nation und Zeit lebendigen Rechtsbegriffen strafbar ist.

Daß dies bei politischen Processen in constitutionellen Staaten, wo die Grenzen zwischen der königlichen Macht und den Volksrechten noch nicht feststehen, der Fall ist, daß hier das Geschwornengericht als ein Palladium der Freiheit des Bürgers angesehen wird, leugnet Niemand mehr. Es klingt betrübend, wenn die Gegner des Institutes sagen: so spricht also auch in der Justiz die Parteiansicht; aber in der Praxis gleicht jene Supposition sich aus, und die ganze Weltgeschichte ist ein Beleg dafür, daß in derartigen Krisen auch die gelehrten Gerichte mehr oder minder dem Einfluß der herrschenden Macht unterworfen waren. In politischen Fragen haben

sie nach den Einflüsterungen der Regierung oder unter dem Luftdrucke der allgemeinen Meinung gesprochen. Die Sternenkammer in England hat nicht minder empörende Urtheile als die Revolutionstribunale in Frankreich oder die Ketzer- und Hexengerichte zu allen Zeiten erlassen. Wo der Wahn herrscht, hat mit der Vernunft auch Das aufgehört, was wir Gerechtigkeit nennen. Dann übersehe man doch nicht, daß diese Fälle meist einer überwundenen Vergangenheit angehören, wo eben jene Berechtigungen zwischen Regierung und Volk noch in Zweifel standen, noch im Kampfe der Parteien hin und her wogten. In dem heutigen England scheinen sie überwunden. Aber ist es damals auch nur einem Engländer in den Sinn gekommen, eine Aenderung des Geschwornen-Institutes zu wünschen, weil seine Partei, vielleicht er selbst, durch ungerechte Urtheile gedrückt wurde? Die Unterliegenden betrachteten das Volksgericht, was sie verurtheilte, als ein Gottesgericht, dem der Mensch sich fügen muß. William Russel, Algernon Sidney legten ihre Häupter auf das Schaffot nach dem ungerechtfertigten Verdict, durch dasselbe ward Hambden bürgerlich vernichtet; sie murrten nicht über das Unrecht und schlechte Gerichte. Sie fügten sich in das Unabwendliche und hofften für die Nachlebenden auf bessere Zeiten.

Aber auch im bürgerlichen Criminalproceß hat sich historisch die Bedeutung der Jury ganz anders entwickelt, als sie auf dem Papiere steht. Sie übt eine Art legislatorischer Macht, sie beugt, sie vernichtet das starre Gesetz, was zur Zeit nicht mehr paßt, was in seiner vollen Ausübung zum schreienden Unrecht würde; sie vertritt die Stimme des in der Nation, in ihrer Sitte lebendigen Rechtsgefühls, und demnach spricht sie die Frage: schuldig oder unschuldig? in einem höheren

ethischen Sinne fassend. Keine Parlamentsbill hat dies in England ausgesprochen; der praktische Engländer hält es nicht für nöthig darüber ein Gesetz zu erlassen, was schon unbestritten da ist, gilt. Der Geschworne deutet seinen Eid nicht nach den Worten, sondern nach dieser anerkannten Geltung. Niemand rügt es, selbst von den orthodoxen Kanzeln wird er darum nicht gescholten. Jener unglückliche Maler, dessen wir schon erwähnten, riß in ihn überkommender Wuth den Seiltänzer vom Seile, in dem er den Räuber, den Verderber seines einzigen Kindes erkannte. Vor Gericht gestellt, war allerdings die formale an die Jury gerichtete Frage nur: ob er schuldig der Tödtung oder nicht? und die Jury antwortete: nicht schuldig. Dies ist ein äußerster Fall, indem die Jury hier schon das Begnadigungsrecht ausübte, was der Krone vorbehalten ist; aber sie übte es, im vollen Bewußtsein, daß sie ein moralisches Unrecht beginge, den Mann auch nur formell zum Tode zu verurtheilen, der ein moralisches Recht hatte, den Bösewicht zu richten, welcher sein einziges Kind moralisch und physisch vernichtet hatte. Kraft der ihr gegebenen Machtvollkommenheit, das wahre Recht zu sprechen, dünkte es sie eine unnütze Spielerei mit dem Gesetz, zuerst den Mann zu verurtheilen, damit er nachher begnadigt werde. Und man hat die Jury nicht um diesen Spruch getadelt. — Die englischen Rechtsfälle würden noch eine ganze Reihe ähnlicher Entscheidungen liefern, die ein strenger Jurist als contra claram legem ergangen beurtheilen müßte. Was war die Abstimmung im Hause der Lords, durch welche sie den Proceß gegen die Königin Caroline auf 6 Monate zu suspendiren, d. h. ihn aufzugeben nöthigten, anders, als eine Freisprechung, obwol die Lords an die Schuld, welche der Fur-

ſtin beigemeſſen ward, ſehr wahrſcheinlich glaubten? Wer von ihren Richtern, geiſtlichen und weltlichen, hätte die Königin Caroline von aller Anſchuldigung rein ſprechen mögen? Aber ſie war ein Weib von heißem Blute. Ihr gegenüber aber ſtand ein königlicher Ankläger, deſſen ganzes Leben eine Kette von Sünden war; der Verirrung ſtand die Depravation gegenüber. Dieſer Mann hatte kein Recht dieſes Weib anzuklagen, zu ſtrafen. Die Richter hätten ein moraliſch größeres Unrecht begangen, wenn ſie ihm zur Genugthuung die minder Schuldige verurtheilt. Die Laſter Georgs IV. hätten über Carolinen's Schwachheit triumphirt. Deshalb ſprachen ſie die Königin, Kraft der ihnen beiwohnenden moraliſchen Ueberzeugung, frei, daß das Unrecht einer ſolchen Verurtheilung für die ganze Nation ein weit ſchreienderes Unglück, demoraliſirend, eine Verhöhnung der Sitte wäre, als daß eine Ehebrecherin der Strafe ledig ausging. Und die Biſchöfe des Reiches, die ſtrengen Wächter der kirchlichen Geſetze, gingen dieſer Entſcheidung voran. In England hat ſie Niemand darum getadelt.

Was iſt in Frankreich die Einführung des bedingten Verdicts: „mit mildernden Umſtänden“ als die geſetzliche Sanctionirung der arbitrairen Macht der Geſchworenen? Für den Begriff, der ſich in England von ſelbſt Gültigkeit verſchafft, braucht der Franzoſe einen Ausdruck, ein Wort. Mit mildernden Umſtänden ſpricht (auch über das moraliſch ſcheußlichſte Verbrechen) die Jury ihr Schuldig aus, wenn ihr die Möglichkeit gelaſſen ſcheint, daß der Verbrecher nicht ſchuldig ſei; mit mildernden Umſtänden, wenn die That über allen Zweifel erwieſen, aber das Geſetz ihr zu hart für die Uebertretung ſcheint. Sie corrigirt das Geſetz. Iſt es in

Deutschland anders; sehen wir nicht noch eben unter unsern Augen in Köln ein Beispiel, wo die Geschwornen weit über die ihnen vorgelegte Thatsache hinaus, aus einer ethischen Region ihr Verdict schöpften?

Wir werden den Oppenheimischen Proceß wahrscheinlich in dieser Sammlung nicht aufnehmen, weil Dasjenige, um was es sich handelte, durch Connivenz beider Parteien, hinter den Coulissen blieb. Aber die rheinischen Geschwornen wußten, was dies war, sie ließen sich durch Das, was man ihnen vorlegte, nicht täuschen. Die jungen Männer, von denen der eine als Angeklagter auf der Bank saß, hatten eine sträfliche Uebertretung gegen die Gesetze, ein schweres Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit sich zu schulden kommen lassen; aber die Anklage lautete auf Diebstahl. Es hätte nicht der gelehrten Erklärungen über die Erfordernisse zum Begriff Diebstahl bedurft, um zu beweisen, daß hier kein Diebstahl vorlag; die Geschwornen kannten die wahren Verhältnisse und sprachen, wie es die so gestellte Anklage fast von selbst bedingte, das Nicht-schuldig aus. Aber eine Strafe hätten die Uebertreter verdient, nicht wegen des Diebstahls, sondern wegen Beihülfe zu einer eigenmächtigen Selbsthülfe, wegen einer complottirenden List, schon wegen des falschen Namen geben, in arglistiger Absicht, der gewaltthätigen Contrectation einer fremden Sache, Acte, die zusammengenommen aber an und für sich schon ein Verbrechen umschließen, endlich wegen der Widersetzlichkeit verübt gegen die Autorität des Gerichtes. Auch davon wurden sie losgesprochen, was auf den ersten Anblick unbegreiflich scheint, es erscheint als eine Verhöhnung der Gesetze, der Behörden, der öffentlichen Sicherheit. Die Motive der Geschwornen sind unschwer zu entziffern. Die jungen Leute waren

ja nur die Inſtrumente, ganz andere Perſonen ſtanden im Hintergrunde, von denen verlockt, verblendet, angezogen, bewogen, ſie handelten. Sie ſollten büßen, während die eigentlichen dramatis personae unberührt blieben. Dies war gegen das Gerechtigkeitsgefühl; man muthete den Kölner Geſchwornen etwas zu, ähnlich wie den Straßburgern, welche Louis Napoleon's verführte Complicen und Diener beſtrafen ſollten, während man den eigentlichen Schuldigen ſtraflos hatte gehen laſſen. Wer da, hinter dem ariſtokratiſchen Vorhange, der eigentlich ſchuldige Theil war, ob nicht vielleicht ein ähnliches Verhältniß wie im Proceß der Königin Caroline obwaltete, war uns unbekannt; am Rheine, von dieſen Verhältniſſen unterrichtet, hielt man muthmaßlich die vornehme Perſon, die ſich wieder in ihre gekränkten Rechte ſetzen wollte, und deren Inſtrumente die jungen Männer geweſen, für die minder ſchuldige; am wenigſten aber fand man es rechtlich und billig, daß ihre Agenten für ſie und allein büßen ſollten. Und man durfte entrüſtet ſein, daß die öffentliche Anklage, gegen beſſeres Wiſſen nur den Buchſtaben der That herausgreifend, nur den Buchſtaben des Geſetzes anrief, um eine Strafe zu imploriren, welche zu den Motiven des Verbrechens, zur Intention der Thäter in keinem Verhältniß ſtand. Vor keinem Gerichte dürfte eine mala fides*) zu Recht be-

*) Hätte der öffentliche Ankläger, als Zeuge vernommen und befragt: Hältſt Du die That nach Deiner beſten juriſtiſchen Ueberzeugung für einen Diebſtahl? die Hand zum Schwur erheben und ohne Beſinnen „ja" antworten können? Aus der Anklageacte ſelbſt glauben wir es verneinen zu müſſen. Dieſe mala fides iſt natürlich keine perſönliche, ſie gehört der Amtspflicht an; der ſchwierigſte Theil eines jeden Amtes, gegen perſönliche Ueberzeugung handeln und doch mit ſeinem Namen die fremde, aufgedrun-

stehen; eine mala fides in der öffentlichen Anklage, um Schuldige noch schuldiger zu machen, ist aber etwas so das Rechtsgefühl Verletzendes, daß die Geschwornen, Kraft der ihnen gegebenen Machtvollkommenheit, nach ihrem Gewissen zu urtheilen, diese Unbill durch völlige Freisprechung rügten. Ihr Verdict in diesem Theile war eine Rüge gegen die Anklage.

Sogar schon in dem in Berlin ins Leben getretenen mündlichen Gerichtsverfahren, welches in der kurzen Zeit, daß es besteht, sich bereits so unerwartet günstig bewährt hat, trat ein Fall ein, in welchem diese arbitraire Macht der Geschwornen die bestehenden Gesetze corrigirte und zur allgemeinen Zufriedenheit. Es existirt ein Gesetz im Preußischen Allgemeinen Landrecht, welches die Kartenlegerinnen, gleich anderen Gauklern, Schatzgräbern und vermeintlichen Zauberern, mit harten Strafen belegt. Es ist noch nicht aufgehoben; aber die Sitte hat es bereits vernichtet, weil die fortgeschrittene Bildung das angebliche Verbrechen nur noch als Thorheit ansieht, in sofern es nicht mit betrügerischer Absicht verbunden ist. Auch hat der neue Gesetzentwurf dieses Verbrechen, als solches, beinahe ganz beseitigt. Eine arme, alte Frau ward als Kartenlegerin ertappt. Die Thatsache war nicht abzuleugnen, sie hatte mehren jungen Damen, jedoch auf deren Wunsch und von ihnen bestellt, die Karten gelegt. Vor dem alten Gesetze hätte der Umstand, daß sie keine Bezahlung dafür gefordert, sondern dieselbe nur als Geschenk genommen, keine Freisprechung begründet. Das neue Gericht sprach Kraft der ihm beigelegten moralischen Ueberzeugung die Kartenlegerin frei, weil, wo

gene Ueberzeugung vertreten, ein Urtheil unterzeichnen, ja ausarbeiten müssen, wogegen sich unser eignes Urtheil sträubt!

kein Verbrechen mehr ist, auch kein Verbrecher sein kann.

Juristen der strengen Schule, auch solche, welche sich dem Geschwornengerichte schon geneigt zeigen, werden und müssen die hier ausgesprochene Ansicht verdammen. Wir hören Einige uns antworten: wenn die Beurtheilung nicht allein der Thäterschaft, sondern auch der That und ihrer Strafwürdigkeit dem willkürlichen Ermessen von 12 geschwornen Männern überlassen werde, wozu dann überhaupt noch Formalien und Richter, wozu — Gesetze? Man spreche lieber aus, daß wir von der wissenschaftlichen Errungenschaft der Jahrhunderte, wo nicht der Jahrtausende, zur Empirik der Naturzustände zurückkehren wollen; 12 durch das Loos erwählte Männer sollen nach Gutdünken für jeden einzelnen Fall ein Gesetz machen, nicht nach alt bewährter Erfahrung und Prüfung der Weisesten, ja nicht nach Principien, sondern je nach der Meinung, Stimmung der Zeit, dem Wehen der Luft. Vernunft und Billigkeit statt des Gesetzes, und damit wird eine todte Wissenschaft aus der mit Wissen und Geschäften überlasteten Welt fortgeschafft. —

Wir brauchen uns hoffentlich gegen eine Ansicht, welche nicht die unsere ist, nicht zu vertheidigen. Wir sprechen von jenen äußersten Fällen, von jener Gränze, wo das summum jus zur summa injuria wird. In großen Krisen der Weltgeschichte, in Uebergangsperioden von einer Bildungsstufe zur anderen, kommen diese Fälle häufiger als sonst vor. Die Legislation geht bedächtig, langsam. Das Gesetz, welches die unschuldigen Kartenlegerinnen vor dem Zuchthause schützen soll, ist noch nicht sanctionirt und wird vielleicht noch lange nicht sanctionirt werden. Wer schützt, wer hilft da in diesen peinlich langen Intervallen gegen den eisernen Buch-

staben des verrosteten erdruckenden Gesetzes? — Gewiß kann es, und überall, wird jedes Gericht, welches seiner hohen Aufgabe sich bewußt ist: daß es nach dem Geist, nicht nach dem Buchstaben, daß es nicht allein Recht sprechen, sondern auch Gerechtigkeit üben soll. Aber die alten Gerichte entbehrten überall etwas, ist es die freie Luft, ist es der mütterliche Boden, was die rasche geistige Fortentwickelung der Nation schneller und weiter vorauf eilen läßt. Mit dem besten Willen vermochten sie dieses geflügelte Numen, den lebendigen Gott, in einer lebendigen Nation, nicht einzuholen. Ihr ganzer Apparat war, ist zu schwerfällig. Als der Buchstabe des Gesetzes den Ehebruch noch mit dem Tode bestrafte, und die Sitte sich doch gegen die Execution dieses Gesetzes als gegen eine offenbare Barbarei sträubte, welche saure Mühe hat es die Gerichte gekostet, sich zu drehen und zu wenden, um einen Weg zu finden für das nothwendig Gewordene, wo Geschworne durch ein Nichtschuldig sich sofort geholfen hätten. Oder sehen wir nicht wieder jene Schwerfälligkeit in der so wichtigen Angelegenheit des geistigen Eigenthums, welches längst im Gefühl, im Begriff der gebildeten Nation lebte, während die Gerichte sich zu demselben noch nicht erheben konnten, weil das neue Wesen in keine ihrer alten Formeln paßte, weil sie in zu großer Bescheidenheit sich die Macht, den Beruf nicht zutrauten, bildend, ergänzend den Rechtswachsthum zu fördern*)? Im

*) Nur ein Erkenntniß des geheimen Obertribunals in Berlin erkannte ein Eigenthumsrecht zu Gunsten des Autors an einer Schrift, ohne an Papier und Dinte zu haften, ohne sich an die dürftigen Bestimmungen des Landrechts, das nur den Buchhändler gegen den Nachdruck schützt, zu halten; dies trefflich durchgearbei-

den Himmelhoch von ihnen entfernten Bauern mit ihren Breitschwertern hatten zu Leibe gehen sollt. So kann man gern glauben, daß dreihundert friedliche Norweger vierzehnhundert kriegsgeübte Schotten erschlagen haben. Der Weg ist so schmal, daß kaum drei Bewaffnete neben einander gehen können, und so dicht am Abhange, daß jeder herunterrollende Stein tödten mußte. Sinclair soll zuerst gefallen sein. Er war nicht der erste und einzige aus dem alten Hause Saint-Clair, das sich Normannischen Ursprungs rühmt und lange Zeit die Orkney-Inseln beherrschte, welchen ein so trübes Schicksal niederwarf. Seine Familie ward als treue Anhängerin der Stuarts, nachdem sie alle Güter und Herrschaften verloren, geächtet und landflüchtig. Ein Zweig davon, aber unabhängig von dem in Norwegen gefallenen, blüht noch in Schweden. Nur funfzig Hochschotten, die nicht zerschmettert worden, sollen sich ergeben haben, dessen ungeachtet aber, nachdem man sie früher auf den einzelnen Höfen vertheilt, späterhin von der ergrimmten Volksmasse zusammengehauen sein.

Norweger und Schweden sehen die That nicht mit gleichen Augen an. Diese wollen die

römiſchen Rechte, als es noch ein lebendiges Recht war, auf dem Forum, vor aller Bürger Augen geübt, von der Erfahrung, Weisheit, Sitte unterſtützt, hätte ſich der Begriff des geiſtigen Eigenthums von ſelbſt gemacht. Der Prätor hätte dem in der Sitte Gültigen durch ſeinen Ausſpruch ſeine Sanction ertheilt. Unſere Gerichte erſchrecken vor dem Gedanken, über die ihnen gegebene Macht hinaus, eine legislatoriſche zu uſurpiren. Und doch herrſcht der Satz, unabweisbar: **res judicata jus facit.** — **Inter partes** wird er erklärt, aber er herrſcht über die Parteien hinaus, über die ganze gebildete Welt.

Wer ſchützt, wenn die Gerichte es nicht können, gegen das Furchtbare: **fiat justitia et pereat mundus?** Gerade wo der Mechanismus des Geſetzes zur höchſten Vollkommenheit gediehen iſt, wird in ſeinem Räderwerk das lebendige Recht nur zu oft erdrückt. Die höchſte menſchliche Weisheit kann nicht für alle Fälle voraus bedacht ſein; ſie darf es ſogar nicht, um ein zu complicirtes Räder- und Röhrenwerk zu vermeiden. Auch das feſtgehaltene reine Princip ſchützt nicht. Es übt zur äußerſten Conſequenz durchgeführt, tödtende Wirkung. Um die **summa injuria** zu vermeiden, ruft man die Gnade an, und wir ſind weit davon entfernt, dieſes Recht anfechten zu wollen. Es iſt, es muß, es wird bleiben, ein letztes Auskunftsmittel, um die erdrückende Härte des Geſetzes zu mildern; aber es iſt den Rechtszuſtand erſchütternd, gefährlich, wo es zu oft angerufen wird, und wo man anders helfen kann, ſoll man die natürlichen Mittel nicht übergehen. Aber neben dieſem

---

tete Erkenntniß konnte aber auf die Praxis von keinem Einfluß mehr werden, da bald darauf die Geſetzgebung einſchritt, und das Geſetz über das geiſtige Eigenthum erlaſſen wurde.

heiligen Rechte, verschwistert mit dem Begriff der Monarchie — und doch glaube ich, es hat noch festere Wurzeln als diese, es müßte bestehen bleiben, selbst wenn in der Weltordnung für die ferne Zukunft die Verwandlung der Monarchien in Republiken beschlossen wäre — hatte in monarchischen Staaten ein anderes Auskunftsmittel sich gebildet — die Cabinetsjustiz. Ueber sie ist nur eine Stimme; denn, angenommen daß bei Ausübung derselben der beste Wille immer obwaltet, so sind wir gelehrt hier die mangelhaftere Kenntniß von der wahren Lage der Verhältnisse und Bedürfnisse zu vermuthen. Und doch, wer möchte leugnen, daß auch dieses peinliche und gefährliche Mittel der Appellation an eine Macht außerhalb des Gesetzes, in vielen Fällen geholfen, gerettet, ja daß die Cabinetsjustiz in einzelnen Fällen auf den Rechtsgang wohlthätig zurückgewirkt hat, wie beim berühmten Müller Arnold'schen Processe!

Wenn wir Alle darin einig sind, daß es Fälle gibt, wo das Gesetz nicht ausreicht um das Recht herzustellen und daß diese Fälle immer wiederkehren, auch in der vollkommensten Welt, so sind wir auch darin stillschweigend einig, daß uns von der erdrückenden Regel nur die Willkür befreit. Wir sehnen uns Alle zuweilen aus dem unvollkommenen Endlichen nach einer Offenbarung von auswärts. Aber auch die strengsten Royalisten wagen nicht zu behaupten, daß in Justizsachen diese Willkür bei dem Throne gesucht werden muß, daß es der Autorität des Thrones selbst zuträglich wäre, sie ihm beizulegen. Nun finden wir ein natürliches Auskunftsmittel im Geschwornengericht, nicht wie es geschrieben steht, sondern wie es sich selbst gebildet hat. Ob gut oder schlecht, es ist da. Es hat allen Anfechtungen widerstanden, sie haben es sogar nur gekräftigt, die Völ-

ker, welche es beſitzen, hängen daran mit Leidenſchaft. Die Weisheit der Legislatoren, die es in enge Schranken legten, hat es geſprengt, ja es iſt, aus ſich herausgewachſen, ein Willkürgericht geworden, aber ein geregeltes Willkürgericht, welches mit dem Stempel der Autorität beſiegelt, anerkannt von den Nationen, uns vor der zügelloſen Willkür beſchützt. Denn auch dieſe iſt zu fürchten, wo die Saiten bei allzuſcharfer Spannung ſpringen. Auch das Lynchgeſetz iſt ein ſolcher dunkler blutiger Nothruf des Rechtsgefühls gegen das Geſetz, der aber, ſo hoffen wir, auf immerdar auf die äußerſten Gränzmarken zwiſchen Geſittung und Barbarei beſchränkt bleiben wird.

Wenn in einer überheizten Maſchine das Nothventil ſich öffnet und die Dämpfe nutzlos herausläßt, ſo iſt dies ein Verluſt, ein Schade, die geregelte Thätigkeit der Maſchine wird unterbrochen, aber die Maſchine ſelbſt vor dem Platzen bewahrt. So nur betrachten auch wir ſolche Urtelsſprüche der Geſchwornengerichte, welche gegen die beſtehenden Geſetze ſtreiten. Es iſt eine Unregelmäßigkeit, eine Störung, ein Unglück, aber ein kleines Unglück, um ein unendlich größeres zu vermeiden.

Obriſt Francis Charteris ward Kraft dieſer arbitrairen Macht der Jury verurtheilt. Niemand ſcheint den Urtelsſpruch, trotz ſeiner, in unſerem Sinn, ſchreienden Ungerechtigkeit, angefochten, nicht einmal bedauert zu haben. Trotz ſeiner hohen Verbindungen, ward beim Könige keine Gnade erwirkt, wir erfahren nicht einmal ob ernſtlich nachgeſucht; in einem ſo zweifelhaften Rechtsfalle — dafür ward er auch zu ſeiner Zeit angeſehen — etwas ſehr Auffälliges. Im Gegentheil ſcheint die öf-

fentliche Stimme auch selbst durch seine Hinrichtung noch nicht beschwichtigt gewesen zu sein.

Zur Zeit derselben erschien ein Blatt in Mezzotinto, überschrieben: Obrist Franciſko. Man ſieht ihn mit gebundenen Daumen vor den Gerichtsſchranken ſtehen und darunter die Verſe:

Blut! — — muß ein Obriſt, wie ein Lord ſo reich,
So unterliegen, einem Lumpen gleich?
Verhört, gefangen und verdammt — weswegen?
Weil er bei einer Hure mit Gewalt gelegen? — —
Hat man vor Ehrenmännern nicht Reſpect?
Selbſt beim Vergnügen wird man durch's Geſetz erſchreckt!
Bei jeder kleinen Luſt ſoll man in Zweifel
Sein, ob nicht die Geſchwornen — — Höll und Teufel!
Wer ſtürzt ſich noch in alle Schlechtigkeit
Und ruinirt Familien, ohne Reu' und Leid,
Um reich zu werden — wenn — nun ja zum Schluß —
Wenn man dafür am Galgen enden muß.

In einer Edinburger Zeitung vom 29. Februar 1731 findet ſich folgende Notiz: „Am 24. ſtarb Obriſt Francis Charteris von Amsfiel, Esq. in ſeinem 57 Jahre; er ſtammte aus einer alten und ehrenwerthen Familie dieſes Landes. Er war mit Miſtreß Helen Swinton, Tochter des Sir Alexander Swinton, verheirathet, von welcher er eine Tochter hatte, welche mit dem ſehr ehrenwerthen Earl von Weems verheirathet war, deſſen zweitem Sohne er ſeine ganze reiche Herrſchaft hinterlaſſen hat; andere große Theile ſeines Vermögens hinterließ er den andern Kindern, verſchiedene Legate an Freunde und Verwandte."

Schonend überging dieſer Zeitungsartikel die Art des Todes. Dagegen findet man bald darauf in verſchiedenen Zeitungen folgendes Epitaph:

Epitaph.

Hier liegt der Körper des Obriſten
Don Francisco,
Welcher mit unbeugſamer Standhaftigkeit,
Und unnachahmlicher Gleichförmigkeit der Lebenskraft
Ausharrte, trotz Alters und Schwachheit,
In der Ausübung eines jeden menſchlichen Laſters,
Mit alleiniger Ausnahme
Der Verſchwendung und der Heuchelei:
Sein unerſättlicher Geiz
Bewahrte ihn vor der erſteren,
Und ſeine unvergleichliche Unverſchämtheit
Vor der letzteren.
Auch war er nicht minder einzig
In jener regelmäßigen Laſterhaftigkeit,
Als erfolgreich in der Anhäufung von Schätzen,
Indem er ſich,
Sonder Treu und Glauben,
Ohne Dienſte, Handel oder Beſchäftigung,
Durch Beſtechungen und Veruntreuung
Erworben oder vielmehr geſchaffen hatte
Eine fürſtliche Herrſchaft.
Unter den Merkwürdigkeiten ſeines Lebens und Glückes
Sei auch das erwähnt:
Daß er der einzige Menſch ſeiner Zeit war,
Der betrügen konnte, ohne die Maske der Ehrbarkeit anzulegen,
Und der bei ſeiner urſprünglichen Gemeinheit verharrte,
Nachdem er ſchon 10,000 Pfund jährlicher Einkünfte bezog;
Und der, nachdem er an jedem Tage ſeines Lebens
Etwas begangen,
Was ihn des Galgens werth machte,
Eines Tages wegen Etwas verdammt war,
Was er nicht begangen hatte.
Meine nicht, entrüſteter Leſer,
Daß ſein Leben dem Menſchengeſchlecht nutzlos geweſen.
Die Vorſehung
Begünſtigte, oder beſſer, ſie nickte
Zu ſeinen fluchwürdigen Planen.

Damit er
Für diese und alle kommende Zeit
Ein warnendes Beispiel sei,
Wie gering geachtet erscheint
Der ungeheuerste Reichthum
Vor dem Allmächtigen;
Indem es ihm gefiel denselben zu verleihen
Dem aller Unwürdigsten
Unter allen Nachkommen
Adam's.

Deutlicher konnte das Urtheil des Publicums sich nicht aussprechen zur Erklärung und Rechtfertigung des Urtheils der Geschwornen. Erinnere man sich als Parallele des Falles: „Jonathan Wild.“ Auch dieser Diebesfänger ward um eine verhältnißmäßig unbedeutende Kleinigkeit zum Tode verurtheilt, weil das Gesetz um die Masse seiner andern schreienden Verbrechen ihn nicht anzufassen vermocht.

Smollet, in seiner Fortsetzung der Geschichte Hume's, erwähnt dieses Falles nicht, obwol er in jedem Jahre die merkwürdigsten Rechtsfälle aufzeichnet; auch konnten wir den Namen Charteris in andern Sammlungen der englischen causes célèbres nicht auffinden. Wir durften daher annehmen, daß er wie für die Geschichte so für die Erinnerung in den hundert zwanzig Jahren untergegangen, als wir zufällig gegen einen Schotten des Namens erwähnten. Sein Gesicht — er gehört einer strengen religiösen Sekte an — nahm einen eigenthümlichen Ausdruck an von Ernst und Scheu. — Erinnert man sich noch des Obrist Charteris in Ihrem Vaterlande? — „Es war der böseste Mann seiner Zeit,“

erwiderte er und wiederholte mit einem inneren Schauder das Wort: der böſeſte Mann! Der Schotte war ein glaubwürdiger Zeuge, denn er ſtammte von Mutterſeite ſelbſt von dieſem böſeſten Manne ab, deſſen Erinnerung allein einen Schauer in ihm hervorbrachte.

Delacollonge.

1835.

Frauen, welche eines Morgens in einem Teiche bei Sainte-Marie-Lablanche, einem Dorfe in der Nähe von Beaune, Leinenzeuch wuschen, bemerkten auf dem Wasser Etwas schwimmen, das wie ein Sack aussah. Nachdem sie es mit Stangen und Fängern ans Ufer gezogen, fanden sie in dem Sacke Glieder eines menschlichen Körpers. Erschrocken liefen sie zu der Obrigkeit und machten davon Anzeige. Augenblicklich schritt man zur Untersuchung und fand in dem Sacke, der mit einem B gezeichnet war, einen menschlichen Kopf, einen ganzen linken Arm und zwei Hüften mit einem linken Beine. Diese Gliedmaßen, welche schon in Verwesung überzugehen anfingen, waren unzweifelhaft die einer Frau, deren Alter man auf 30—35 Jahre schätzte. Sie mochte etwa 5 Fuß groß gewesen sein und ziemlich wohlbeleibt. Die Glieder konnten der Unglücklichen erst nach dem Tode abgeschnitten sein; wie sie indeß gestorben, davon fanden sich durchaus keine Spuren; nach dem Zustande des Fleisches zu schließen, hielt man sich anzunehmen für berechtigt, daß sie etwa vor einer Woche gestorben

sei. Ihre Gesichtszüge waren schon so verändert, daß man sie nicht mehr erkennen konnte. Die Augen, deren Farbe nicht mehr zu unterscheiden war, traten sehr hervor. An der Form der Hand und andern Merkmalen sah man, daß die Todte nicht den untersten Classen der Gesellschaft angehört hatte.

Dieser Fund ward am 31. August 1835 gemacht; vier Tage nachher fand man in demselben Teiche den rechten Arm, das rechte Bein und noch andere Theile, so daß zuletzt an dem Körper nur der untere Bauch mit den Eingeweiden, das Herz und die Lungen fehlten. Aber die Haut zeigte an keinem Theile eine Verwundung, Quetschung oder Pressung.

Offenbar war hier ein Verbrechen begangen, aber aller Nachforschungen ungeachtet, kam man demselben nicht auf die Spur; auch die immer in solchen Fällen thätige Vermuthung fand weder eine möglicherweise gemordete Person noch den Mörder heraus.

Aber am selben Tage (was sich jedoch erst später ermittelte), wo der Sack mit den Gliedmaßen gefunden worden, hatte sich der Pfarrer der Gemeinde Sainte-Marie-Lablanche, nachdem er von dieser Entdeckung Nachricht erhalten, plötzlich aus seiner Parochie entfernt. Jean Baptiste Delacollonge, so war sein Name, hatte Niemandem von seiner Abreise gesagt, selbst nicht einmal seiner alten Dienstmagd, Suzanne Bourgois.

Es verging fast ein Monat, ohne daß man das Geringste von ihm erfuhr. Er schrieb nicht, man wußte auch nicht, wohin er sich gewandt habe. Suzanne war sehr unruhig geworden; endlich, da sie gar nicht wußte, woran sie war, war sie nach Bagnols, im Departement der Rhone, gegangen, wo Delacollonge's Bruder wohnte, um sich nach ihrem Herren zu erkundigen. Der Abbé

war in der That hier gewesen, hatte sich aber nur kurze Zeit aufgehalten, ohne daß der Bruder wußte, wohin er sich auf den Weg gemacht. Möglicherweise, meinte indeß jener, daß er nach Lyon gegangen sein könne, um einen Arzt zu befragen, da er krank gewesen.

Suzanne kehrte nach Sainte-Marie zurück, ihr Herr, der Abbé, war aber auch da noch nicht zurück.

Erst nach der Heimkehr der Magd regten sich Vermuthungen, die den Abwesenden verdächtigten. Man erinnerte sich, daß man mehrmals ein Mädchen ihn in Sainte-Marie besuchen gesehen, die etwa 30 Jahre alt war. Sie war, dem Gerüchte nach, aus der Gegend von Lyon zu Hause, und der Abbé hatte sie für seine Cousine ausgegeben. Was eine solche Cousine bei dem Colibat unterworfenen Pfarrern bedeutet, ist in Frankreich wie in Deutschland kein Geheimniß. Diese Cousinen können den Pfarrern zu Zeiten sehr unbequem werden. Sie verschwinden bisweilen auf Zeit, es ist auch schon öfters vorgekommen, daß sie ganz verschwunden sind. Im Augenblicke, wo ihr Leichnam aufgefunden worden, war aber der Pfarrer selbst verschwunden, und schon über Monatsfrist. Alles hinreichende Gründe für die bürgerliche Obrigkeit, um einzuschreiten.

Bald ermittelte sich, daß die angebliche Cousine Fanny Besson heiße, aus Lyon sei, daß sie im Laufe des Jahres 1834 gegen 3 Monate zu Sainte-Marie bei ihrem angeblichen Vetter, dem Abbé, gewohnt, und daß sie auch in diesem Jahre, 1835, im August, ihn heimlich besucht hatte. Demnächst hatten mehre Personen den Abbé Delacollonge einsam um den Teich herum schleichen gesehen, in welchem der Sack mit dem Leichnam gefunden worden.

Der Polizei zu Lyon gelang es Delacollonge zu ver-

kriegerische Ehre und den Ruhm der That dem Schotten erhalten wissen, welcher mit wenigen hundert schlecht bewaffneten, durch eine lange Seefahrt erschöpften Leuten über starre Klippen, öde Fielder und enge Schluchten, durch ein ganz fremdes und ganz feindliches Land so weit gedrungen sei. Die Norweger dagegen preisen die Heldenthat der Guldbrandsdaler Bauern. Es war der einzige kriegerische Vorfall in der neueren Geschichte, wo der Norweger für sich allein gestritten und wer wollte es daher verargen, daß man den glücklichen Ausgang für eine gesiegte Heldenthat nimmt. Eine nationale war es gewiß; denn von Lindenaes bis zum Nord-Kap weiß sie ein jedes Kind zu erzählen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts ward auch eine Ballade darauf gedichtet, welche in den Kinderbüchern steht und von den Bauern gesungen wird. Unser eigener Skiutsbonde begann sie zu unserem Erstaunen, als er sah, daß wir mit Interesse sie im Buche nachlasen. Die Weise ist trüb wie bei allen nordischen Volksgesängen. Der Verfasser war nicht unbekannt; die Hoffnung unserer Freunde, welche die Quellen populärer Dichtungen gern im Nebeldunkel der autorlosen

haften, und zwar im Augenblicke, wo er ins Ausland, nach Genf, ſich auf den Weg machen wollte.

Der Abbé räumte ſogleich mehr ein, als man erwarten durfte, er legte ein, wenn nicht vollſtändiges, doch ein Bekenntniß ab, welches, was die Thatſache ſelbſt anbelangt, kaum vollſtändiger ſein konnte, nur Hinſichts der Zurechnung und der Motive die Schuldbarkeit abwies. Wir haben hier einen andern, einen franzöſiſchen, Pfarrer Riembauer *), vor uns, mit dem Unterſchiede, daß der deutſche Mörder ungleich großartiger als Verbrecher, Heuchler und Sophiſt gegen ſich ſelbſt und Andere daſteht, während der Südfranzos nur von dunkler Leidenſchaftlichkeit getrieben, ſeine That vielleicht ohne Berechnung begeht, ihren Folgen ohne Klugheit auszuweichen ſucht und in ſeiner Vertheidigung nach gemeiner Verbrecher Art das Groſſe hülflos zugibt, während er ängſtlich Strohhalme feſthält, um für ſein Verbrechen einen andern Schein zu gewinnen.

Wir erzählen die Geſchichte, wie die öffentliche Anklage ſie darſtellt, deren Fundament die Geſtändniſſe des Verbrechers ſind. Die anderweitigen Ermittelungen haben dieſen objectiven Thatbeſtand nicht umgerückt.

Jean Baptiſte Delacollonge war zu Bagnols im Rhonedepartement von armen Aeltern geboren. Die geiſtliche Laufbahn ſcheint er ohne beſondern innern Beruf ergriffen zu haben. Im Jahre 1820 erhielt er ein Vicariat in der Parochie St. Pierre zu Lyon. Seine Aufführung hier war ſehr regellos in mehr als einer Beziehung.

*) Siehe den Fall: Neuer Pitaval III.

Er machte unter andern auch die Bekanntschaft mit einer jungen Modearbeiterin, der Demoiselle Besson, die in einem Lyoner Magazin arbeitete und zugleich — sein Beichtkind war. Diese Bekanntschaft war inniger, vertrauter, als eine andere. Im April 1824 lieh er ihr sogar eine Summe von 2000 Francs, um selbst ein Modegeschäft anzulegen. Er war hier ihr fleißiger Besucher.

Als Delacollonge 14 Jahre später zum Geistlichen der Gemeinde Sainte-Marie-Lablanche ernannt war, besuchte ihn Demoiselle Besson daselbst und blieb drei Monate im Frühling und Sommer bei ihm. Sie galt, wie gesagt, als seine Cousine. Bei ihrer Abreise begleitete er sie nach Lyon. Im folgenden Jahre kam sie abermals zum Besuch, und blieb wieder drei Monate im Pfarrhause. Um jedoch alles Gerede zu vermeiden, ließ er sie nicht hier schlafen, sondern in einem andern Hause, bei einer Demoiselle Martin; indessen war seine Dienstmagd Suzanne Bourgois in die Geheimnisse des sträflichen Verhältnisses zwischen Beiden eingeweiht.

Als die Besson schwanger geworden, verließ sie Lyon und ging nach Dijon, wo Delacollonge sie unter dem Namen einer Madame Desgerennes einmiethete; er selbst gab sich für ihren Bruder aus und bezahlte mit 386 Francs jährlich ihre Wohnung, die er zum Theil meublirte. Er besuchte die angebliche Schwester oft und regelmäßig. Häufig kam er schon am Montage und ging erst am Sonnabend wieder fort. Ein Feldbett, worin er schlief, war in einer Kammer neben der Stube seiner angeblichen Schwester aufgestellt. Er war stets als Laie gekleidet, und nichts ließ annehmen, daß er dem geistlichen Stande angehöre. Zeugen, die später vernommen, sprachen von der innigen Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit, mit der er die Kranke behandelte.

Die Besson kam in Dijon mit einem todten Kinde nieder.

Die Einrichtung, das Wochenbett, dann die Reisen und die doppelte Wirthschaft verursachten Kosten, welche Delacollonge's Mittel überstiegen. Er hatte sich 100 Francs leihen müssen, aber auch diese Hülfe reichte lange nicht aus. Da erbrach er einen Schrank mit aufbewahrtem Gelde in der Sacristei, und nahm daraus eine Summe von 286 Francs. Er hat dieses Verbrechen eingestanden.

Doch alles Das konnte ihm in seiner Noth nicht helfen. Zwei Wirthschaften ließen sich nicht mehr unterhalten. Andererseits wurden seine Parochialen durch seine fortwährenden Reisen und die lange Abwesenheit von seiner Pfarre gegen ihn misgestimmt. Er mußte zurückkehren, sonst lief er die sichere Gefahr, sein Amt zu verlieren, auch selbst wenn sein Geheimniß nicht zur allgemeinen Kenntniß kam. In Erwägung aller dieser Umstände entschloß er sich, seine Concubine heimlich in das Pfarrhaus zu bringen und sie dort versteckt bei sich zu behalten.

Jenes geschah in der Nacht vom 7. auf den 8. August. Am folgenden Tage lieh er sich einen Einspänner und holte damit um 10 Uhr Abends ihre Sachen, zwei Mantelsäcke und einen Koffer mit Wäsche und ihren andern kleinen Effecten.

Die Sache blieb indessen nicht ganz geheim; 17 Tage später sagte ihm der Maire von Sainte-Marie, grade als Delacollonge zur Messe ging, er habe in Erfahrung gebracht, daß er seine Nichte bei sich versteckt halte. Er bäte ihn, sie bald fortzuschicken, denn wenn die Gemeinde es erführe, würde es für ihn eine üble Nachrede geben.

Delacollonge erklärte, das sei eine böse Verleumdung, die Cousine wäre nicht mehr bei ihm. Der Maire erwiderte ruhig: „Desto besser, wenn sie nicht da ist, ist sie aber da, so macht, daß Ihr sie fortschickt."

Diese Antwort entschied das Schicksal der unglücklichen Besson; sie war ihr Todesurtheil, argumentirt die Anklage. Er mußte sie loswerden, oder eine Last ferner tragen, für die seine Schultern zu schwach waren, unter der er in mehrfacher Beziehung erlegen wäre. Und — es war gar keine Gefahr dabei, wenn er sie verschwinden ließ. Die Arme stand allein auf der Welt, sie hatte keine Familie, kaum mehr Bekannte; er war ihr einziger, nächster Angehöriger. Wer würde nach ihr fragen, wenn Niemand sie wieder sah!

Zeugen, welche über die Mordthat selbst berichten konnten, waren nicht vorhanden. Was man darüber weiß, ist aus dem Munde des Mörders.

Es war am 24. August, daß der Maire jene Weisung und Warnung an Delacollonge ergehen ließ. Er kehrte in die Pfarrwohnung zurück und frühstückte mit der Geliebten. Sie bemerkte seine Verstimmung. Auf ihre dringenden Anfragen deshalb, sagte er ihr nur mit trockenem Tone, sie solle nicht so laut sprechen. Sie schwieg und weinte.

Nach dem Frühstück eröffnete er ihr, was der Maire ihm mitgetheilt. Zugleich theilte er ihr seinen Entschluß mit, daß sie nun die Pfarre verlassen müsse. Sie solle noch am selben Abend nach Beaune und von dort nach Chalon reisen.

Bei Eintritt der Nacht nahmen sie ihr letztes Abendbrod zusammen ein, dann pflogen sie eine einsylbige, traurige Unterhaltung in der Hinterstube, in welcher die Besson wohnte, in Erwartung der Stunde, wo die Abreise ohne Gefahr geschehen könnte.

Die Stunden verſtrichen langſam; die Vorbereitungen waren gemacht. Die Beſſen warf ſich, ihrem Schmerz nachgebend, auf ihr Bette. Es war aus vier Stühlen gemacht, über die man einen alten Thürflügel und darauf zwei Matratzen und mehre Decken gelegt hatte. Der Abbé ſtreckt ſich neben ihr hin. Bei einer etwas heftigen Bewegung, um ſich aufzurichten, bricht die alte Thüre.

Jetzt aber ſchlägt es 10; die Stunde zur angeblichen Abreiſe iſt da. Die Magd war ſchon zu Bett gegangen; ihr hatte man nichts davon geſagt.

Noch ein Mal beginnt zwiſchen ihnen ein Zwiegeſpräch. Jeder klagt an der Bruſt des Andern ſeinen Schmerz, ſeine Troſtloſigkeit. Delacollonge ruft: „Ach, wir wären weit glücklicher, wenn wir todt wären!“ —

Er glaubt, daß ſie erwidert habe: „Ja, wenn wir zuſammen ſtürben.“

Plötzlich ruft er aus: „Soll ich verſuchen, ob ich Dir weh thue, wenn ich Dich recht zerre und drücke?“

Und im ſelben Augenblicke faßt er ihren Hals mit beiden Händen; einem Impuls folgend, „den er ſich nicht erklären kann,“ drückte er ſie „und feſter als er geglaubt, daß es in ſeiner Kraft ſtände.“ Sie machte ein Zeichen ihres Schmerzes, indem ſie beide Arme erhebt, mit heftig zitternder Bewegung. Da hört er auch ſchon auf zu drücken (ſagt er), und wie er die Hände fortzieht, ſtürzt ſie zu Boden, ehe er ſie noch wieder faſſen kann.

Er hebt ſie auf und ſetzt ſie auf einen Stuhl; aber ſie gab nur noch einige Lebenszeichen. Dieſe benutzt er (wie Riembauer), um ihr die letzte Oelung zu geben. Darauf erfolgt der Tod. Er ließ einige Tropfen der Kerze auf ihr Geſicht fallen, aber ſie brachten keine Wirkung mehr hervor.

Schnell war er indeß mit kluger Berechnung zur Hand. Er benutzte die Augenblicke, wo der Leichnam noch warm war, und ehe die Glieder und Sehnen steif wurden, zog er sie aus, warf aus dem größten Koffer, der ihre Sachen enthielt, diese heraus und drückte den Leichnam hinein.

Es war jetzt 11 Uhr geworden. Er ging aus der Stube, verschloß sie, steckte den Schlüssel ein und trat in die Küche, wo die Magd schlief. „Ich gehe fort," rief er ihr zu, „schließe die Thüre zu."

Er ging auch wirklich mit einigem Geräusch fort, um die Dienerin glauben zu machen, daß er die Besson wegführe. Einen Theil der Nacht hindurch streifte er über Feld und einsame Wege, verbrachte einen andern Theil unter der Kirchthüre, und kehrte erst nach einem solchen Zwischenraume zurück, daß seine Magd wol glauben konnte, er habe inzwischen die Besson nach Beaune gebracht und sei wieder zurückgekehrt. Als er in sein Haus trat, hieß er sie ihm Licht bringen.

Die übrige Nacht beschäftigte er sich mit Briefschreiben. Um 6 Uhr Morgens trat er wieder zur Magd hinaus und hieß sie den zugesiegelten Brief auf die Post nach Beaune tragen. Er fügte noch andere Bestellungen hinzu, deren Ausrichtung ihre Abwesenheit nothwendig verlängern mußten.

Jetzt war er allein mit dem Leichnam seines Opfers, und es galt die Zeit nutzen, um den Körper zu zerlegen, damit er die einzelnen Theile besser fortschaffen könne.

Er nahm ihn aus dem Koffer und zerschnitt ihn mittelst eines Tisch- und eines Küchenmessers, die frisch geputzt und geschärft waren. Diese Instrumente reichten

indeß nicht aus, er mußte auch ein Gartenmeſſer zu Hülfe nehmen, um die Glieder von den Knochen zu trennen, und ſo wie eines abgelöſt war, warf er es in den Koffer, bis auf dieſe Weiſe der ganze Körper ſich wieder darin befand.

Das genügte ihm aber noch nicht, und ſo wenig überkam ihn das Entſetzen bei der gräßlichen Schlächterarbeit, daß er einzelne Theile abermals herausnahm und von Neuem an das Zergliedern ging. Er ſchnitt den Kopf ab, ſtieß das Meſſer in den Leib und riß ihn auf, um die Eingeweide herauszunehmen. Da ward es ihm plötzlich ſchwarz vor den Augen, ſein Blut ſtockte, ein Schauder machte ihn erbeben, er hörte eine Stimme draußen rufen: „Ach, der Unſelige! Er hat ſeine Dienerin umgebracht!“

Erſtarrt, ſeiner ſelbſt nicht mächtig, hält er inne, über die Haufen blutigen Fleiſches hingebeugt. Er wagt nicht die Augen nach dem Fenſter zu richten, das, zu ebener Erde, mit geöffneten Jalouſien, nach dem Garten hinausging. Jenſeits des Gartens erhob ſich ein Weinberg, von demſelben nur durch eine Hecke getrennt. Doch horcht er mit Entſetzen und Angſt, er kann auf einige Zeit nicht die Hände rühren. Inzwiſchen bleibt es todtenſtill, kein Blatt rührt ſich. Es war eine Sinnentäuſchung, eine Viſion geweſen, und er macht ſich wieder an ſeine gräßliche Arbeit. Jetzt riß er mit den Händen die Eingeweide heraus und warf ſie in eine Schüſſel, ſprang damit in den Hofgarten und that ſie in den Abtritt. Mit einer Schippe zertheilte er ſie vorſichtig und ſcharrte ſie unter den Unrath.

Von da ging er in einen Speicher und nahm einen Sack, in welchen die Beſſon ihre ſchwarze Wäſche zu ſtecken pflegte, that ihren Kopf hinein, den Rumpf und

die abgeſchnittenen Glieder, die bisher im Koffer gelegen, und trug ihn in den Keller, wo er ihn hinter leeren Weinfäſſern verbirgt. Er übt aber auch hier die Vorſicht, aus den vollen Fäſſern ſo viel Wein zu zapfen und mit ſich heraufzunehmen, als etwa während des Tages gebraucht würde!

Der Eſtrichboden der Kammer ſchwamm von Blut. Er wiſchte es mit Leinentüchern auf, die er nachher verbrannte. Daſſelbe that er mit der Haube des Opfers, ihrer Reiſeſchachtel und dem bluttriefenden Hemde, welches er ſelbſt bei der That am Leibe getragen.

Als nun Mittags die Magd aus Beaune zurückkehrte, war Alles vollbracht. Sie fand Delacollonge in ſeinem Zimmer ruhig vor ſeinem Schreibtiſche ſitzend. Sobald aber die Nacht eintrat, holte er den Sack aus dem Keller und ſtellte ihn im Garten neben der Ausgangsthür nieder. Der Magd ſagte er, er wolle ausgehen, um zu ſehen, ob er nicht 200 Francs irgendwo auftreibe, die er Demoiſelle Beſſon ſchicken könne.

Zwiſchen 9 und 10 Uhr ging er aus. Den Sack mit dem zerhackten Leichnam auf dem Rücken, ſtreift er in der tiefſten Dunkelheit einer ſtillen Nacht über die Felder; beſtimmt weiß er noch nicht, wohin. Er ſtrauchelt und fällt, der Sack reißt, er muß ein Glied herausziehen und es wieder feſt ſtopfen. So endlich kommt er an den großen Teich von Sainte-Marie. Er watete bis über die Knie ins Waſſer und warf dort getroſt ſeine Laſt ab. Die Arbeit hatte übrigens kürzere Zeit erfordert, als man hätte denken ſollen, denn ſie war in Zeit einer Viertelſtunde vollendet.

Da er früher zurückkehrte, mußte er ſich wieder mit einer Lüge helfen; er ſagte zu ſeiner Magd, der Regen habe ihn am Weitergehen verhindert.

Am andern Morgen ging er, um die Meſſe in einer benachbarten Gemeinde abzuhalten. Sein Weg führte ihn am Teiche vorüber, und zu ſeiner großen Befriedigung bemerkte er nichts auf der Oberfläche.

Das Gefühl ſeiner Sicherheit verſchwand aber nur zu bald, denn nach 6 Tagen fand man, wie oben erzählt, den Sack. Vom Schrecken gerührt und ſich nicht mehr Manns fühlend, um der drohenden Gefahr die Stirn zu bieten, dachte er nur an Rettung und beſchloß ſofort die Flucht. Er warf ſich in ſeine Laienkleider, ſteckte die einzigen 40 Francs, die er noch beſaß, in die Taſche, dazu drei Ringe und die Uhr der gemordeten Beſſon, auch einiges Silbergeräth derſelben, und machte ſich auf den Weg.

In Lyon kehrte er bei einem öffentlichen Mädchen aus früherer Bekanntſchaft ein. Er aß, ſchlief bei Demoiſelle Adelaiden, ließ durch ſie die Ringe, das Silberzeug und die Uhr der Beſſon verſilbern, unterließ aber zu gleicher Zeit nicht (wenigſtens behauptete er es ſelbſt) für die gemordete Françoiſe Beſſon Seelenmeſſen leſen zu laſſen!

Delacollonge wollte, indem er geſtand und viel geſtand, mehr als man durch Zeugenbeweiſe und Indicien ermitteln können, ſich als einen Mann der Wahrhaftigkeit darſtellen; er wollte, daß, weil er ſo Vieles eröffnete, was ohne ſein Zugeſtändniß auf ewig mit dem Schleier des Geheimniſſes wäre bedeckt geblieben, auch ſeinen anderweiten Ausſagen Glauben beigemeſſen würde. Er geſtand die Ermordung durch ſeine Hand ein, aber er wollte glauben machen, daß er unprämeditirt gehandelt, daß es der Schauer, die dämoniſche Macht eines Augen-

blicks gewesen, welche ihn, gegen seinen vorgefaßten Willen, handeln und seine Geliebte tödten lassen.

Schon seine eigene Aussage spricht dem entgegen. Das Unwahrscheinliche in der Erzählung, schon des Momentes selbst, springt in die Augen; aber auch Alles, was voranging und darauf folgte, trägt schlagende Belege dafür, daß er mit Vorbedacht gehandelt und daß nachher nichts von seiner Seite geschehen, um es wieder gut zu machen, wenn die Ermordung nicht in seiner Absicht gelegen hätte. Als das Opfer, seiner Angabe zufolge, von ihm erwürgt auf dem Boden lag und doch noch nicht todt sein konnte, was, wenn ihm die Besinnung erwacht wäre, die Reue ihn überkommen hätte, wäre das Erste gewesen, als hinauszustürzen, die Köchin zu wecken und der Erstickten alle mögliche Hülfe zu bringen!

So argumentirte die öffentliche Anklage, so urtheilte das Gericht, und so wird auch das Publicum urtheilen. Dagegen erblicken wir in der Angabe, daß er der Sterbenden noch die Absolution gereicht haben will, keine offenbare Heuchelei, wie die Staatsanklage that, wenn wir uns des ganz verwandten Riembauer'schen Falles erinnern. Stand Delacollonge auf demselben Punkte kirchlicher Frömmigkeit wie Riembauer, so konnte er auch glauben, daß, obwol Mörder, er noch die Verpflichtung und die Weihe habe, seinem Opfer diesen letzten Trost des Sacramentes, dieses letzte Viaticum auf ihren Weg zur Ewigkeit mitzugeben.

Der Thatbestand des Verbrechens stand fest, der Thäter war durch eigenes Bekenntniß ermittelt; dieses selbe Bekenntniß legte auch die Motive klar an den Tag. Der Vorbedacht der Handlung, welcher sie zum Morde stempelt, war eben so deutlich. Seine Vorsichtsmaß-

Volkspoesie sich verlieren sehen, muß ich daher niederschlagen, wenn ich sage, daß er Sturm geheißen. Die Ballade lautet:

Herr Zinklär zog wohl über die See,
Nach Norwegen ging es so muthig.
An Guldbrands Klippen fand er sein Grab,
Da setzte es Stirnen so blutig.

Herr Zinklär zog über das blaue Meer
Für Schwedischen Sold zu streiten:
So hilf dir Gott! der Normann wird
Dir bald ein Grab bereiten.

Der Mond schien auf die bleiche Nacht,
Die Wellen gingen so traurig,
Da stieg ein Meerweib aus der Flut,
Die sprach zu Herrn Zinklär so schaurig.

Wende um, wende um, Du Schottischer Mann,
Was willst Du denn beginnen?
Kommst Du nach Norweg, höre mich,
Du ziehst nicht wieder von hinnen.

Laß sein deinen Sang, du giftige Trold,
Sprichst nimmermehr vom Glücke,
Und fang' ich Dich, so glaube mir,
Ich laß dich hauen in Stücke.

regeln, mit kaltem Blute überdacht, bezeugen, daß es kein heißblütiger Impuls geweſen, ja der Verdacht ſteigt auf, daß Delacollonge ſein Opfer ſchon in der teufliſchen Abſicht aus Dijon nach Sainte-Marie gelockt, um den günſtigen Augenblick zu ergreifen, ſeiner loszuwerden.

Dennoch mußte ſchon die Anklage bedauern, daß bezüglich dieſes Punktes durch die Voruntersuchung nicht mehr ermittelt worden oder ermittelt werden können. Magen und Eingeweide waren nicht unterſucht worden, denn der Verdacht blieb nicht ausgeſchloſſen, daß der Verbrecher auch vielleicht Gift zuerſt verſucht, um auf bequemere Weiſe ſeine Concubine loszuwerden. Man hätte auch unterſuchen müſſen, ob nicht eine neue Schwangerſchaft, die den Mörder mit neuen Sorgen bedrohte, ihn zur Beeilung der That angetrieben. Aber alle Nachſuchungen, um dieſe Theile des Körpers aufzufinden, blieben vergebens. Wie man auch in Delacollonge drang, ob er ſie nicht irgend ſonſt wo verſteckt, als im Abtritt, da man in dem Miſt auch keine Spur davon gefunden, er blieb bei ſeiner erſten Angabe: „Wahrſcheinlich," ſagte er, „habe ich die Eingeweide, als ich ſie ausriß, dermaßen zerdrückt und zerſtückt, daß ſie ſich mit dem Blute und dem andern Unrathe vermiſcht haben." Dieſe Erklärung genügte aber den Sachverſtändigen nicht. Die fehlenden Organe, erklärten dieſelben, wären von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß ſie ebenſo wenig als die andern aufgefundenen ſich zerdrücken und vermiſchen, ihre Natur verändern und ganz verſchwinden könnten. Augenſcheinlich war daher, daß der Verbrecher in dieſem Punkte mit der Wahrheit zurückhielt und irgend ein Intereſſe dazu hatte.

Die Anklage gegen ihn umfaßte zwei Punkte:

1) Mit Vorbedacht einen Mord an der Modehändlerin Françoise (Fanny) Beſſon verübt, und

2) eine beſtimmte Summe aus der in der Kirche von Sainte-Marie-Lablanche verwahrten Caſſe argliſtigerweiſe entwendet zu haben.

Vor dem Aſſiſenhofe von Dijon ward der Proceß verhandelt. Delacollonge war ein Mann von 40 Jahren, hochgewachſen und wohlgebildet. Seine Hautfarbe war braun, ſeine Stirn hoch, ſeine Haare ſchwarz und kraus. Ebenſo ſchwarze Brauen beſchatteten die kleinen Augen von derſelben Farbe. Er trug einen braunen Ueberrock und einen Mantel darüber, den er, als er ſich auf die Bank ſetzte, überwarf. Er ſuchte ſein Geſicht zu bedecken, bald mit den Händen, bald mit dem Taſchentuche. Kleidung, Weſen und Haltung verriethen nichts von einem Geiſtlichen.

Während der Vorleſung der ganzen Anklageacte behielt er das Tuch vor dem Geſichte, ſo daß das Publicum nichts von dem Eindrucke, den ſie auf ihn vorbrachte, gewahren konnte. Nur zuweilen, wo der Greffier die Stellen verlas, bezüglich die grauſen Einzelheiten der Mordthat, verkündete ein Zittern ſeiner Gliedmaßen und ein ſtöhnendes Seufzen ſeine innere Bewegung. Unter den vorgelegten Beweisſtücken waren auch die beiden Koffer, in deren einem die zerſtückten Glieder gelegen. Auf die gewöhnlichen Fragen über Stand, Namen, Alter, hatte Delacollonge mit Ruhe geantwortet.

Vom Verhöre und den Zeugenausſagen werden wir nur Einiges aufnehmen, was außer den unbeſtrittenen und ſchon angeführten Thatſachen liegt. Bei der Unterſuchung über ſeinen früheren unſittlichen Lebenswandel

kam ſein Umgang mit öffentlichen Mädchen in Lyon zur Sprache. Er konnte ihn nicht ganz leugnen, behauptete aber, daß man in allen großen Städten und namentlich in Lyon, nur zu geneigt ſei, dem Geiſtlichen Schlingen zu legen, um ſich dann über ihn luſtig zu machen. So habe einſt ein junger Officier in ſeinem Cabriolet eine dieſer zierlichen Damen bis vor ſein Haus gefahren, unſtreitig in der Erwartung, daß er in die Falle gehen werde, da er das junge Mädchen doch nur geſehen und geſprochen, als ſie um ſeinen Rath und Beiſtand, weil er ein Geiſtlicher, und als angeblich unſchuldig Verführte bat.

Nichtsdeſtoweniger bekundete die erzbiſchöfliche Curie zu Lyon, daß Delacollonge wegen ſeiner böſen Sitten bekannt und deshalb aus dem Vicariat von St. Pierre in eine Art Pönitenzſtelle verſetzt worden. Sehr naiv lautete es in dieſem Aktenſtück: „Es ſteht feſt, daß Delacollonge der Klugheit ermangelt hat; er ſoll deshalb ohne Aufhebens die Diöceſe verlaſſen.“

Ueber den Hauptpunkt der Anſchuldigung lautete die Frage:

Als Sie die Beſſon am Hals ergriffen, hatten Sie da nicht die Abſicht, ihr den Tod zu geben und ſich dann ſelbſt umzubringen?

„Nein, Herr Präſident, ich habe nie die Abſicht gehabt, ihr den Tod zu geben.“

Räumen Sie aber wenigſtens ein die Urſache ihres Todes, wenn gleich ohne bewußten Willen, geweſen zu ſein?

„Ich kann mir dieſen unglückſeligen Tod nicht erklären. Ich kann nicht mit Gewißheit leugnen, daß ich nicht die gelegentliche Urſache geweſen, oder die, welche den Tod bewirkt hat; aber Das, was ich ihr that, konnte ihr den Tod nicht geben.“

Warum riefen Sie nachher nicht um Hülfe?

„Ich konnte meine Magd nicht rufen, weil ich mit ihr unzufrieden war. Ich konnte auch die Besson nicht verlassen, die in einem beklagenswerthen Zustande war. Aber da es nicht das erste Mal war, daß ich sie so sehr heftigen Krisen unterworfen sah, wie ich sie schon in Dijon einmal für todt in meinen Armen hielt, so beeilte ich mich, als ich sie wieder ohnmächtig sah, ihr Salz zu riechen zu geben; aber mitten unter diesen Sorgen sah ich sie todt unter meinen Händen. Ach mein Gott!... als diese furchtbare Gewißheit mich überkam, da goß ich ihr einige Tropfen von der Kerze, die in der Stube brannte, über das Gesicht... als das Unglück ausgemacht war, da wußte ich nicht mehr was zu thun, da war es unnütz noch Jemand zu rufen, und dann hatte ich auch Gründe... Ich konnte mich meiner Magd nicht anvertrauen, sie hatte wenig Discretion gezeigt, ich hatte so wenig Vertrauen zu ihr..."

Und doch scheint es, daß Sie Ihre volle Geistesgegenwart besaßen, denn Sie gaben der Besson die Absolution. Sie waren sogleich besorgt sie zu entkleiden, damit die Glieder nicht steif würden.

„Als ich sie im Sterben sah, war mein Erstes, ihr die Absolution zu ertheilen. Jeder Priester würde ebenso gehandelt haben, ich möchte sagen, wenn es auch gegen seinen Willen gewesen, d. h. im Augenblicke wo ich überzeugt war, daß es keine andere Hülfe mehr gebe."

Aufgefordert, den eigentlichen Moment der tragischen Katastrophe näher zu beschreiben, brachte Delacollonge die Hand an die Stirn; die Augen gen Himmel stieß er einen tiefen Seufzer aus und sprach:

„Der Tag war sehr traurig. Alles war zu ihrer

Abreiſe bereit. Ich zog meine geiſtlichen Kleider aus und zog dafür weltliche an. Wir waren in einer peinlichen, einer großen Spannung. Wir ſprachen über den Schmerz unſerer Trennung ... «Es ſcheint mir,» ſagte ich da zu ihr, «daß wir viel glücklicher wären, wenn wir todt wären.» — «Ja,» erwiderte ſie, «ach ja, das iſt ſehr wahr .... Aber wenn wir alle Beide ſtürben ...» Da ſagte ich denn ſcherzend zu ihr (ich kann keinen andern Ausdruck finden, als deſſen ich mich hier bedient habe): «Soll ich ein Mal verſuchen, indem ich dich recht am Hals drücke, ob ich dir weh thue?» — Ich hatte keine Abſicht ... ganz gewiß nicht ... es war ein unſchuldiges Spiel ... Sie ſagte: «Verſuche doch!» das ſagte ſie mit einem Lächeln auf den Lippen. Ich drückte ſie ... ich drückte ſie ein wenig ſtark, bis ſie mir ein Zeichen machte, daß es ihr wirklich weh thäte. Da ließ ich ſie ſogleich los, ohne zu denken, daß es die Folgen haben könne, die es gehabt hat. Sie fällt. Ich ſtrenge mich an ſie wieder aufzuheben. Ich halte ihr ſtarke Eſſenzen vor, die auf dem Kamin ſtehen. Ich ſehe, ſie kann ſich nicht mehr halten, ſie iſt im Sterben. Da gebe ich ihr die Abſolution und um mich zu verſichern, daß es kein mögliches Mittel mehr gibt, gieße ich einige brennende Wachstropfen auf ihr Geſicht. Auf dieſe Weiſe erhielt ich denn die Gewißheit, daß die Unglückliche todt ſei. Ich habe ihr die Abſolution gegeben!"

Dauerte die Agonie lange?

„Ich kann es nicht beſtimmen ... o nein, es war nicht lange ... o Gott, ich habe es ein Mal geſehen, und wiederholen kann ich es nicht; ich begreife nicht, wie Das, was ich ihr gethan, ihr den Tod geben können."

Aufgefordert über die Art und Weiſe, wie er den Leichnam ſecirt, Rechenſchaft zu geben, ſagte er:

„Brauche ich es denn auszusprechen, daß ich von der unerbittlichsten Nothwendigkeit gedrängt ward, vom Bedürfniß, meine, die Ehre der Besson zu retten? Niemand durfte von dem Leichnam erfahren, ohne daß zugleich ihr heimlicher Aufenthalt in der Pfarre bekannt wurde. Meiner Magd konnte ich mich nicht anvertrauen, ich habe es ja schon gesagt. Ich mußte fürchten, daß sie es ausplaudere, ich mußte fürchten, daß das Geheimniß ihres Besuchs bei mir verrathen werde... Den Körper aber mußte ich los werden ... ich dachte daran ihn zu verbrennen ... das schien mir aber unausführbar. Ich war gezwungen ... Ich mußte ... Wie wünschte ich, daß man mir diese Details ersparte ... Ich kann Ihnen gar nicht den schrecklichen Zustand schildern, in welchem ich mich in diesem Augenblicke befand ... ich war außer mir, in entsetzlicher Verwirrung ... ich weiß nicht mehr, wie diese Zerstückelung vor sich ging. In der Anklageakte hat man bemerkt, daß sie nach allen Regeln der Kunst gemacht sei. Das begreife ich nicht; die Art wie ich da zuschnitt, konnte nichts mit den Regeln der Kunst gemein haben.

„Endlich habe ich die innern Theile in den Abtritt geworfen. Die Stücke des Körpers wurden in einen Koffer gethan, dann in diesen Sack, in welchem ich sie in den Teich trug. Ich wusch dann den Fußboden, der von Blut schwamm, trotz der Vorsicht, die ich gebraucht, eine Schüssel unterzusetzen, wo ich schnitt. Es war Mittag, um 1 Uhr hatte ich diese furchtbare Operation beendet. Ich blieb in meiner Stube, ich erwartete meine Magd. Der Ankläger hat sich getäuscht, wenn er behauptet, daß ich ruhig da gesessen hätte. Ich mußte ja im Stillen an meiner Pein würgen. Meine Magd sollte nichts von Allem wissen. Ich setzte mich an den Tisch,

aber ich aß nicht ... Meine Lage war nicht zu ertragen. Ich ging hinaus, ich ging im Garten spazieren; aber ich konnte meine schwarzen Gedanken nicht zerstreuen ... Dieser Leichnam so nahe bei mir ... diese Frau ... Alles drängte sich vor meine Augen auf die fürchterlichste Weise zusammen, auf die schrecklichste, entsetzlichste.

„Es war an diesem Abende, wo ich sie in den Teich trug, ohne eine Vorsorge, daß sie nicht wieder oben auf dem Wasser zum Vorschein käme."

Trotz dieser anscheinend abgebrochenen, verwirrten Reden wird bemerkt, daß der Angeklagte die unerschütterlichste Kaltblütigkeit gezeigt habe. Er sprach in den besten Phrasen und Worten und mit einer merkwürdigen Selbstbeherrschung. Doch hatte ihn die Darstellung angegriffen und er sank nach dem Reden auf die Bank, wo er seinen Kopf mit beiden Händen stützte. So verharrte er auch, in anscheinender Gleichgültigkeit, als die ärztlichen Gutachten über die Anzeichen einer durch Strangulation erfolgten Erstickung mitgetheilt und bemerkt worden, daß von 5 Merkmalen 3 hier sich gezeigt hätten.

Auf die Frage des General-Advocaten, wie er den Hals seines Opfers angefaßt, und daß er durch Zeichen sichtlich mache, wie er dabei verfahren, sagte er:

„Ich legte eine meiner Hände, die linke, hinten in den Nacken, die rechte von vorn; dann drückte ich beide Hände zusammen. Als sie ein Zeichen des Schmerzes machte, ließ ich aber beide Hände wieder los."

Es hätte aber hingereicht, wenn Sie nur eine Hand losgelassen, sie würde alsdann nicht auf die Erde gefallen sein.

„Ich glaubte gar nicht, daß sie fallen würde."

Der Präsident bemerkte, daß, wenn es sich nur um

einen Scherz, eine alberne Neckerei gehandelt, eine Hand hingereicht hätte, um zu versuchen, ob der Druck schmerze. Er stellte darauf an den Arzt die Frage: ob ein einfacher Druck, wie der vom Angeklagten geschilderte, hinreiche, um eine Erstickung hervorzubringen. Die Antwort lautete, daß es zwar nicht gewöhnlich, aber doch möglich sei. Der Tod erfolge zwar in der Regel nicht auf der Stelle durch Entziehung der Luft mittelst der Strangulation, doch könne er beschleunigt werden durch die Einwirkung des Schreckens. Der Präsident aber meinte, in diesem Falle könne von einem Schreck nicht die Rede sein, da die Besson nur an einen Scherz gedacht, worauf ein Geschworner bemerkte, daß ja die Rede davon gewesen, daß Beide mit einander sterben wollen. Der Arzt bestätigte dies in soweit, als diese Wirkung schon durch den Schmerz und in dem Augenblick eingetreten sei, wo das Mädchen gefühlt, daß es sich nicht mehr um einen Scherz handle.

Hinsichts der Bestehlung der Casse in der Kirche, die gegen das Hauptverbrechen sehr in den Hintergrund tritt, und deren Details in dem uns vorliegenden Berichte übergangen sind, erfährt man nur nach der Aussage des Maire, daß dieser, als er davon Nachricht erhalten, es für klüger erachtet, darüber zu schweigen, weil man ihm die Versicherung gegeben, daß in diesem Falle das Geld alsbald werde zurück erstattet werden, was auch 14 Tage nach der Entwendung wirklich geschehen.

Der öffentliche Ankläger enthielt sich in seiner Schlußrede aller declamatorischen und herausfordernden Floskeln, die so nahe zur Hand lagen. „Die Gesellschaft fordert vom Angeschuldigten Rechenschaft über den Tod

und die Zerſtückelung eines Weibes, das, ein Opfer unerklärlicher Begebenheiten, gefallen iſt, hierüber iſt vom Angeſchuldigten Rechenſchaft zu geben.

„Ohne Zweifel, auch wenn man ſich nur an ſeine eigenen Bekenntniſſe hält, darf die öffentliche Gerechtigkeit eine ſtrenge Genugthuung fordern. Denn er geſteht, daß er freiwillig an der Perſon der Fanny Beſſon Gewaltthätigkeiten verübt hat, welche ihren Tod bewirkt, wiewol er angibt, nicht die Abſicht ſie zu tödten gehabt zu haben.

„Demnächſt, meine Herren, wenn man ſich nur und allein an die Zugeſtändniſſe Delacollonge's halten wollte, wäre er ſchon ſolcher gewaltthätigen und freiwillig verübten Handlungen ſchuldig, welche den Tod bewirkt, ohne daß er die Abſicht gehabt ihn zu geben; er wäre alſo ſchon danach den Strafen verfallen, welche das Geſetz über die Urheber dieſer Verbrechen verhängt (?). Aber ich frage mich demnächſt, ob der Tod der Fanny Beſſon ein natürlicher oder ein gewaltſamer geweſen? — Natürlicher! ſo wäre vom Angeſchuldigten dies zu beweiſen, denn die ihn anſchuldigende That iſt da. Aber er hat ſich ſelbſt dieſen Beweis geraubt, indem er den Körper zerſtückelt und die Juſtiz in die Unmöglichkeit verſetzt hat, die wahrhafte Todesart zu ermitteln. Beweiſt er daher, daß der Tod ein natürlicher geweſen? Er wagt ſelbſt es nicht einmal zu verſichern, und die Aerzte, die über die Hypotheſen urtheilen, welche er ihnen vorſetzte, ſind nicht im Stande zu ſagen, ob in dieſem Falle der Tod durch Erſtickung oder durch einen Schlagfluß erfolgt ſei.“

Unabhängig von den materiellen Beweiſen, hob der Ankläger alle die moraliſchen Gründe hervor, welche die Vorſtellung eines natürlichen Todes zurückweiſen, und

zog den Schluß: „es liegt also ein gewaltsamer Tod vor, ein Tod bewirkt durch Strangulation, ein aus freiem Willen bewirkter Tod.“

Er suchte und fand darauf alle Anzeichen, daß das Verbrechen mit Vorbedacht verübt sei, und daß dieser Vorbedacht sehr weit zurückdatire, mindestens bis zum Augenblicke, wo der Maire dem Angeschuldigten jene Warnung gab.

„Die Gesellschaft fordert eine schlagende Genugthuung, schloß die Rede, für diese Verletzung eines Gesetzes, das schon die Natur selbst gegeben. Können Sie es ihm verweigern? Nein, Sie werden diesen schwer Schuldigen verurtheilen. Sein Name, an die Seite Mingrat's *) gestellt, wird die Liste jener besondern Verbrecher um einen vermehren, deren Genius, der Hölle entstiegen, dem Verbrechen einen neuen Typus geliehen, und die Liste jener verworfenen Priester, welche dann und wann auftauchen, wie bestimmt, um durch den Contrast den Glanz der Tugenden jener frommen Seelenhirten noch zu erhöhen, die mit Begeisterung ihre heilige Mission erfüllen.“

Während dieses Vortrags erschien Delacollonge wie von innern Qualen zerrissen; seine Hände preßten die Stirn so fest, daß, wenn er sie losließ, rothe häßliche Spuren zurückblieben, ein kalter Schweiß perlte auf seinem Gesichte, und sichtlich bezwang er nur mit Mühe die innere Bewegung, die gewaltsam heraus wollte. Dann wieder lehnte er sich ganz mit dem Körper an seinen Advocaten und flüsterte ihm etwas ins Ohr, um gleich darauf abermals in einen Zustand anscheinender Gleichgültigkeit und Erstarrung zu verfallen.

Der Vertheidiger hatte zum besondern Gegenstande

*) Siehe den Fall Mingrat. Neuer Pitaval VIII.

Er segelte nun der Tage drei
Mit seinen gemietheten Schergen,
Norwegen sieht er am vierten früh,
Ich darf's Euch nicht verbergen.

An Romsdals Küsten landet er,
Als Feind erscheint der Wilde.
Ihm folgen vierzehn hundert Mann,
Alle nur Böses im Schilde.

Gesengt, gebrennt, wohin sie ziehn,
Sie haben Krieg mit Allen,
Das schwache Alter rührt sie nicht
Und nicht des Kindes Lallen.

Das stille Kind in der Mutter Schooß
Verschont selbst nicht die Bande,
Bis Noth und Jammer endlich trieb
Die Männer aus dem Lande.

Nothfeuer brannten und Boten flogen aus
Von jedem Hof, jeder Höhe;
In der Schule verkroch kein Knabe sich,
Das erfuhr Herr Imklär mit Wehe.

Der Soldat ist fern bei des Königs Heer,
Selbst gilt es das Land bewahren,
Verdammt in Ewigkeit wäre der,
Der hier sein Blut wollte sparen!

ſeiner Aufgabe, darzuthun, daß der Tod ein natürlicher geweſen, durch einen Schlagfluß in Folge der halb unwillkürlichen, halb ſcherzhaften Berührung von Seiten Delacollonge's erfolgt. Wäre dies gelungen, fiel der Vorbedacht und der Mord von ſelbſt fort, und es blieb, Hinſichts dieſes Verbrechens, nur die unmenſchliche Behandlung der Leiche übrig, die aber durch die beſondere Lage des Abbé wenigſtens zu entſchuldigen war. Allein auch der Vertheidiger hatte ſo wenig als die Anklage andere Beweismittel, als die eigenen Angaben des Angeſchuldigten.

„Iſt die Beſſon durch Strangulation umgebracht? — Gewiß iſt, daß ſie nicht durch Gift geſtorben. Aber ebenſo wenig hat ſie durch Strangulation ihr Leben verloren, denn — man hat an ihrem Körper nicht die geringſte Verletzung, noch Spuren einer geſchundenen, verwundeten Haut gefunden. Iſt nun der Druck, den Delacollonge's Hand auf Fanny Beſſon's Hals ausgeübt, die beſtimmende Urſache geweſen, oder nur die hinzutretende, zufällige, beim Tode dieſer Unglückſeligen? — Hier iſt ein Myſterium, das ſchwer zu durchdringen iſt. Wenn Präſumtionen zu Gunſten Delacollonge's ſprechen, ſo entſpringen ſie daraus, daß man an ihrem Halſe keine Verletzung gefunden; daß ferner Fanny Beſſon ſich längſt in einem kränklichen Zuſtande befunden; daß ſie ein kleines Herz hatte, häufigen und heftigen Schwindeln und beſtändigen Kopfſchmerzen unterworfen war. Es iſt durchaus nichts Unmögliches oder Unwahrſcheinliches, daß ein Schlagfluß allein bei ihrer körperlichen Beſchaffenheit ihren Tod bewirkt hat.“

Der Advocat citirte hier eine Menge berühmter Schriftſteller, welche, geſtützt auf eben ſo zahlreiche Beiſpiele, von ſolchen Erſtickungen durch Schlagfluß handeln, na-

mentlich bei Personen von der Anlage wie die Besson, und wo durchaus keine äußern Spuren zu finden gewesen. Er citirte andere Beispiele, wo ein einfacher Faustschlag, ein Umdrehen des Korkes, ein Schlag auf die Ohren, ja eine bloße Ohrfeige den Tod bewirkt haben. „Dies sind Erfahrungssätze der Medicin, sie sind nicht erst und blos für diesen Fall zusammengelesen. Die Wissenschaft der Medicin erfindet nichts, sie macht nicht Romane. Niemand auf der Welt, der strengen Gewissens ist und Alles prüft, was bis jetzt hier vorliegt, wird, die Hand aufs Herz, sagen können, daß er überzeugt sei, Fanny Besson's Tod könne nicht die Folge eines Schlagflusses sein." Wenn man auch dies zugibt, wird man es doch nicht, wenn er daraus die Schlußfolgerung zieht: daß die einzige vernünftige Vermuthung, bei der ein nicht voraus eingenommener Sinn haften könne, die sei, daß Fanny Besson's Tod die Folge eines Schlagflusses sei.

Wichtiger ist sein Argument: da alle Beweise gegen Delacollonge allein aus seinen Erklärungen hervorgingen, müsse man auch seine Erklärungen nehmen wie sie gegeben sind. Nichts in der Instruction habe sie Lügen gestraft; im Gegentheil hätten alle Ermittelungen ihre Richtigkeit dargethan. Delacollonge habe sich gewissermaßen selbst der Gerechtigkeit überliefert, er habe vom ersten Augenblicke an die Wahrheit gesagt, und sei von Dem, was er ein Mal gesagt, nie abgewichen. Nun dürfe man seine Bekenntnisse nicht theilen; Einiges, was ihm zum Schaden gereiche, für wahr nehmen, Anderes, was ihn vertheidige, für unwahr; um so weniger, als alle Umstände, über welche anderweitige Beweise sich gefunden, als richtig sich bewährt hätten. Wenn er mit Vorausbedacht gehandelt, würde er anders gehandelt

haben. Wie leicht wäre es für ihn gewesen, in jenen einsamen Feldern, jenen stillen Nächten, Fanny Besson aus dem Pfarrhause zu locken, sie an die Ufer des Teiches oder sonst wohin zu führen und ihre Leiche verschwinden zu machen! Wenn er mit Vorausbedacht gehandelt, würde er auch zu ihrer vorgeschützten Abreise ostensiblere Anstalten getroffen haben.

Im Civilproceß würde nach den französischen Gesetzen jene Ansicht obgesiegt haben. Wer auf eine Erklärung eines Gegners seine Klage oder Beweise gegen ihn gründet, muß auch die in derselben Erklärung gegen sich enthaltenen Angaben vorbehaltlich des Gegenbeweises gelten lassen. Criminalgerichte, auf welchem Boden auch ruhend, würden indeß schwerlich die Unschuld am Morde daraus haben gelten lassen. Die Geschwornen erklärten, nach einiger Berathung, den Angeklagten für schuldig, in Bezug auf die Mordthat, verneinten aber den Vorausbedacht; Hinsichts des Diebstahls sprachen sie ebenfalls das Schuldig aus, doch mit mildernden Umständen.

Der Gerichtshof verurtheilte Delacollonge zu den Galeeren auf Lebenszeit und zu einstündiger Ausstellung am Pranger.

Der Verurtheilte blieb während der Verkündigung seines Urtheils wie ein vom Blitz Getroffener, er bedeckte sein Gesicht wieder mit dem Taschentuche und saß wie ein schon Todter, bis die Gensdarmen ihn abführten.

Der Jahrmarkt zu Leerdam *).

1778—1787.

Im südlichsten Theile der Provinz Holland, am linken Ufer der Alten Maas, liegt eine Insel, „das Land Putten" oder „das Brielsche Eiland" genannt. Auf demselben, nicht weit von der hier sehr breiten Maas, befindet sich ein Dorf, Namens Spykenis, und demselben gegenüber, auf dem rechten Ufer, das Dorf Hoogvliet. Zwischen beiden liegen zwei angeschwemmte Inseln, von denen die eine, welche mehre hundert Morgen fruchtbares Land hält, mit einigen Häusern besetzt ist. Das Städtchen Geervliet, der Hauptort des Landes Putten, ist von Spykenis ungefähr eine Stunde Wegs entfernt.

An einem Sommerabende im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts kamen nach dem eben erwähnten Dorfe Hoogvliet, am rechten Maasufer, zwei Fußrei-

*) Aus den Verhalen van geheime Misdaden. (Groningen 1830.) unter dem Namen „Nemesis." Wir möchten diesen Fall zu den apokryphischen, wie die „Beiden Nürnbergerinnen," der „Blaue Reiter" rechnen, wo eine verarbeitende Hand sichtbar geworden, der Kern aber echt und von einer pikanten Wahrheit ist, daß er aufbewahrt zu werden verdient.

sende, ein Mann von mittlerem Alter und ein Jüngling von vielleicht 26 Jahren, und wollten nach dem linken Maasufer übergesetzt werden.

Beide waren den Leuten im Fährhause unbekannt. Nur entsann man sich später, daß der jüngere dem älteren Reisenden anscheinend nur aus Freundschaft das Geleit gegeben hatte. Denn nachdem sie drüben im Dorfe Spykenis angekommen waren, trennten sie sich im Wirthshause daselbst, und der Jüngere kehrte mit dem Boote nach Hoogvliet zurück, von wo er allein, man wußte nicht wohin, seines Weges ging.

Einige Tage darauf kam ein herumziehender Krämer nach Spykenis und verlangte mit seinem kleinen Hunde übergesetzt zu werden. Gewöhnlich ließ man sich, wenn man von Spykenis, also vom linken Maasufer, kam, nur bis nach dem einen der oben erwähnten Werder rudern, von wo man dann auf der andern Seite ein zweites Fährboot nach Hoogvliet bestieg. Als die Fährknechte mit diesem zweiten Boote abstoßen wollten, bemerkte der Krämer, daß sein Hund, der ihn sonst nie verließ, sich nicht im Boote befand, sondern am Ufer im Schilfe stand und laut bellte. Nur durch heftiges Rufen und Androhen von Schlägen war der Hund zu bewegen in die Fähre zu kommen. Kaum war er aber darin, als er die Gelegenheit ersah, wieder hinaus sprang und ans Land schwamm, wo er an derselben Stelle, wie vorher, von Neuem aufs Heftigste zu bellen anfing. Dies erregte denn doch die Neugierde des Krämers und der Fährleute. Man stieg aus, folgte dem Hunde und fand, daß ein nackter, zwischen dem Schilf verborgener, Leichnam der Gegenstand war, welcher den Instinkt des Thieres an den Platz gefesselt hielt. Der Körper verrieth deutliche Spuren äußerer Gewalt. Zwar war er

noch nicht in Verwesung übergegangen, aber doch so steif, daß man schon auf ein längeres Ableben schließen konnte. Nach einigem Berathschlagen, zu dem man auch den Bewohner des nächsten Pachthofes nebst seinen Söhnen gezogen, ließ man den Leichnam unberührt auf derselben Stelle liegen und der Krämer, der nach Spykenis zurückkehrte, machte beim Schulzen Anzeige. Die Leiche ward nun nach dem gedachten Dorfe gebracht und in dem Gemeindehause von Aerzten untersucht. Alle Bemühungen, den Ermordeten ins Leben zurückzurufen, waren jedoch umsonst, und die gerichtliche Leichenschau erfolgte, deren Resultat, so weit es hier von Interesse ist, weiterhin wird erwähnt werden.

Unter den Neugierigen, welche das Ereigniß in das Gemeindehaus gelockt, befand sich auch der Wirth der Schenke, in welcher jene beiden Reisenden von einander Abschied genommen hatten. Dieser erkannte in dem Ermordeten einen und zwar den jüngeren derselben.

Das Gericht von Putten, aus dem Ruwaard und neun Lehnmannen bestehend, hielt damals grade seine Sitzungen in Geervliet und eröffnete, so wie die erforderlichen Anzeigen der Ortsbehörde von Spykenis eingegangen waren, die Criminaluntersuchung.

Durch einen Zufall war um dieselbe Zeit der andere, ältere Reisende wieder nach Spykenis gekommen, ward vom Wirthe sogleich erkannt und mußte seine Wissenschaft von der Sache vor Gericht ablegen. Es ergab sich aber, daß auch er den jungen Mann an jenem Tage, wo sie zusammen über die Maas gesetzt, zum ersten Male gesehen und auf dem Wege kennen gelernt. Doch wußte er von ihm, daß der Ermordete Munter hieß, aus Amsterdam gebürtig, ohne alle Verwandte, Besitzer eines bedeutenden Vermögens und damals auf einer Vergnü-

gungsreise begriffen gewesen sei. Ueber Ort, Art und Thäter des Mordes konnte er so wenig als ein Anderer Auskunft geben, da er erst jetzt bei seiner Rückkehr nach Spykenis von der That die erste Kenntniß erhalten.

Nur so viel wurde durch Vernehmung verschiedener Personen ermittelt, daß der Mord nicht an jenem Tage, wo die Reisenden sich getrennt, begangen worden, wogegen auch schon der frische Zustand der Leiche sprach, daß vielmehr der Ermordete vier Tage, nachdem er in Spykenis von seinem lebenden Gefährten sich getrennt hatte, wieder nach Hoogvliet gekommen war und ungefähr eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang verlangt hatte, nach Spykenis übergesetzt zu werden, damit er noch bei guter Zeit Geervliet erreiche, wo er übernachten zu wollen erklärt hatte.

Die Fähre von Hoogvliet war von der Besitzerin des Wirthshauses gepachtet. Da die Passage aber wenig lebhaft war, so war man auch nicht auf einen sehr pünktlichen Dienst bedacht. Die Leute der Wirthin befanden sich sammt und sonders auf dem Felde, zum Theil auf sehr entfernten Aeckern, von wo sie abzurufen viel Zeit erfordert haben würde. In dieser Verlegenheit erboten sich zwei Schifferknechte, die mit ihrem Kahne auf der Maas lagen, und sich zufällig in der Herberge befanden, den Fremden gegen das übliche Fährgeld überzusetzen. Die Wirthin hatte ihre Einwilligung gegeben, worauf sich die Schiffer mit dem jungen Manne entfernt hatten.

Beide Schiffsknechte befanden sich noch in Hoogvliet, wo sie mit dem Fahrzeuge die Rückkehr des nach Amsterdam verreisten Schiffers erwarteten. Vernommen über den Fall, bekundeten sie: daß sie den Fremden an dem Tage wirklich über den Fluß und an der andern Seite

wohlbehalten ans Land gesetzt hätten. Weiter wußten sie nichts von ihm. Diese Erklärung wurde durch die Aussage von drei oder vier Leuten bestätigt, welche zwischen Spykenis und Geervliet, doch näher dem ersteren Orte, einem Individuum begegnet waren, dessen Kleidung mit der, welche der Verstorbene getragen, übereinstimmte, und dessen Gesichtszüge, so viel ihnen nach einer einmaligen flüchtigen Begegnung erinnerlich war, mit denen der Leiche Aehnlichkeit hatten.

Inzwischen konnte sich Niemand in Geervliet erinnern, den Fremden daselbst gesehen zu haben, auch hatte derselbe in keinem der dasigen Wirthshäuser übernachtet. Es wurde daher höchst wahrscheinlich, daß der Unglückliche diesen Ort gar nicht betreten, sondern auf dem Wege dahin sein Leben eingebüßt hatte. Diese Vermuthung erhielt noch mehr Gewicht durch den Umstand, daß an jenem Tage, kurz nach Sonnenuntergang, ein heftiges Unwetter losgebrochen war. Natürlich hatten sich deshalb nur sehr wenig Menschen auf dem Wege befunden, so daß das Verbrechen ohne Gefahr der Entdeckung oder Ueberraschung hatte ausgeführt werden können. Hiermit stimmte auch das Gutachten der Aerzte. Nach ihrer Erklärung mußte von der That bis zum Augenblicke, wo die Leiche gefunden worden, ein Zeitraum von etwa 24 Stunden verflossen sein. Uebrigens besagte das Gutachten, daß am Kopfe mehre tödtliche, von einem stumpfen Werkzeuge herrührende Wunden sich befanden, welche aller Wahrscheinlichkeit nach den Tod zur Folge gehabt hätten. Der Umstand, daß die Leiche auf jener Insel im Schilfe gefunden war, ließ sich leicht erklären. Nach vollbrachter That war der Körper von den Mördern ins Wasser geworfen und dann von der Fluth, welche in diesen Gegenden wegen der Nähe des

Meeres sehr bedeutend ist, an das Land gespült worden. Daß der Leichnam fast nackt gefunden war, ließ über die Beweggründe zur That keinen Zweifel.

Zu einem weiteren Resultate führte die Untersuchung, trotz allen angewandten Eifers, nicht. Zwar glaubte man mehrmals den Schuldigen auf der Spur zu sein, zog auch verschiedene verdächtige Subjecte ein, sah sich jedoch wegen gänzlichen Mangels an Beweisen, oder wegen überzeugend dargethaner Unschuld genöthigt, dieselben wieder zu entlassen.

Die Nachforschungen von Seiten des Gerichts hörten allmälig auf, und es gewann den Anschein, als wenn die Mörder, wie sie im Gewittersturm die That verübt, auch durch die Sturmwolken und Finsterniß den Augen der Gerechtigkeit entrückt wären und der Strafe ihrer Missethat auf immer entgehen sollten.

Mehre Jahre später ließ sich in Leerdam, einem im südöstlichen Theile der Provinz Holland gelegenen, dem Erbstatthalter gehörigen Städtchen, ein Mann, Namens Christoph Bleeker, nieder und richtete eine kleine Materialwaarenhandlung ein. Noch in der Blüthe des männlichen Alters, war er doch von mürrischem, abstoßendem Wesen. Stets in sich gekehrt und allen Verkehr mit seinen Mitbürgern, so viel es sein Geschäft zuließ, vermeidend, ließ er sich fast nie außerhalb seines Hauses blicken, ausgenommen in der Kirche, welche er, sowie mehre Conventikel, mit dem größten Eifer besuchte. In diesen letzteren zeichnete er sich durch die Heftigkeit aus, mit der er gegen die unschuldigsten Vergnügungen sprach.

Man begreift, daß ein so ungeselliges Wesen, wie der „grimmige Stoffel" (dies war der **Beiname**, den man ihm in Leerdam gab), in einer kleinen **Stadt** anfänglich der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und vielen Geredes war. Niemand konnte sichere Auskunft darüber geben, von wo Bleeker gebürtig und was sein Gewerbe gewesen sei, bevor er sich in Leerdam ansiedelte. Indeß war bekannt, daß er nur auf Verwendung des Erbstatthalters, als Herrn der Stadt, die Erlaubniß bekommen hatte, sich daselbst niederzulassen. Hieraus schlossen Einige, daß er früher in irgend einer Eigenschaft bei Hofe gedient habe; Andere dagegen meinten (und dies war aus verschiedenen Umständen wahrscheinlicher), daß er in Seedienſten gestanden und der Schlacht bei Doggersbank beigewohnt habe, wodurch er sich ein Recht auf die Fürsprache des Fürsten erworben. Alles Dies waren jedoch nur Vermuthungen, denn Bleeker selbst ließ sich nie über seine frühere Lebensweise aus.

In der Umgegend von Leerdam werden viele und gute Pferde gezogen, so daß sich auf den dasigen Jahrmärkten immer viele Pferdehändler aus verschiedenen Gegenden und Ländern, namentlich aus Frankreich und Brabant einzufinden pflegen. Mit einem dieser Pferdehändler, der auf allen Märkten daselbst, wie in der Nachbarschaft, anzutreffen war, lebte Bleeker auf einem ziemlich vertrauten Fuße. Dies mußte Verwunderung erregen, denn so still und frömmelnd Bleeker war, so lärmend und zügellos war Zeegers; und während Ersterer mit einem verdrießlichen Gesichte hinter dem Ladentische stand, und mit den frömmsten Worten seinen Abscheu gegen alle Weltlust zu erkennen gab, auch wol die tiefe Gesunkenheit Derjenigen beklagte, welche das Haus des Verderbens, nämlich das gegenüberliegende Wirths-

Aus Wasser, Luft und aus Lem
Sieht man die Bauern in Rotten
Die Art auf den Schultern nach Bredebyad gehn,
Zu sprechen mit den Schotten.

Ein Justicia läuft dort unten fort
Man nennt ihn meiß nur Kringen;
Der Lougen schießt an ihm vorbei,
Da legt man dem Feinde Schlingen.

Der Fels hängt nicht mehr über den Weg,
Da sitzen grauhaarige Schützen.
Nach Beute gierig, taucht auf der Nix
Und seine Augen blitzen.

Herrn Zinklär traf der erste Schuß,
Er brüllt zum Tod getroffen,
Die Schotten schrei'n, als ihr Oberst todt:
Hier steht die Hölle offen!

Auf, Nordens Söhne, Bauern, auf,
Schlagt sie in ihrem Blute!
Da wünschten sich die Schotten heim,
Ihnen war nicht wohl zu Muthe.

Der Hohlweg war von Leichen voll,
Die Raben konnten sich sätt'gen;
Das Blut der Jugend, das hier floß,
Beweinten die Scholtischen Mädchen.

haus, besuchten, — saß der Pferdehändler die halbe Nacht in dieser Schenke und kehrte nicht selten betrunken in seines frommen Freundes Haus zurück, wo, wenn er in Leerdam war, er immer wohnte und zuweilen mehre Tage hintereinander blieb.

Bei solchen Gelegenheiten schüttelte der „grimmige Stoffel" wol den Kopf, weigerte sich aber niemals, seinen liederlichen Freund, der mit seinem Lärmen die ganze Nachbarschaft weckte, in sein sonst schon um 9 Uhr verschlossenes Haus einzulassen. Dabei glaubten die aufmerksam beobachtenden Leerdamer bemerkt zu haben, daß Bleeker gegen seine Gewohnheit vergnügt war, sobald Zeegers sein Haus verlassen hatte, und daß er seine Gastlichkeit gegen denselben gegen seinen Willen ausübte.

Der Pferdehändler sprach meistens von seinem Freunde mit Verachtung, nannte ihn, wenn in der Schenke die Rede auf dessen strenges, eingezogenes Leben fiel, einen Schleicher und Heuchler. Ja, er ließ sich einige Male in der Trunkenheit die Aeußerung entschlüpfen, daß sein Gastfreund so wenig wie er selbst dem Teufel entrinnen würde. Doch blieb es dabei. Fragte man ihn im nüchternen Zustande, was er damit gemeint, wurde er heftig, und stieß solche Drohungen aus, daß man sich hütete, ihn weiter zu behelligen, da er wegen seiner Stärke und Geschicklichkeit im Gebrauche des Messers bekannt war.

Bleeker mochte vier bis fünf Jahre in Leerdam gelebt haben, und war ein gewöhnlicher Bürger geworden, um den man sich nicht mehr Mühe gab, Muthmaßungen aufzustellen, als er von Neuem anfing die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Um jene Zeit fielen die erneuten Streitigkeiten zwi

schen der republikanischen und der oranischen Partei. Stadt und Grafschaft Leerdam, als dem Erbstatthalter gehörig, waren, wie es sich damals verstand, ganz oranisch gesinnt. Niemand war aber ein eifrigerer Anhänger des Prinzen, als Bleeker, welcher sich gegen die sogenannten Patrioten mit einer Heftigkeit aussprach, die man bei seiner sonstigen Gleichgültigkeit gegen alles Irdische nicht erwartet hatte. Die politische Aufregung hatte sogar, wie es schien, auf seine Lebensweise und seinen Charakter einigen Einfluß. Er besuchte öfters die Versammlungen der „Prinzgesinnten" und war sogar einmal, zum Erstaunen von Stadt und Grafschaft, ins Wirthshaus gekommen. Bei solchen Gelegenheiten erklärte er denn die Patrioten ohne Weiteres für Landesverräther und Gottesleugner. Der Pferdehändler kümmerte sich weniger um Politik, schien sich jedoch eher zu den Patrioten hinzuneigen.

Die Zeit des Jahrmarktes war wieder herangekommen, und mit ihm viele Fremde aus allen Theilen Hollands, unter denen sich auch nicht wenige Patrioten befanden. Bei der durch das Anhalten der Prinzessin von Oranien bei Chonjan-Verwellen-Fluis aufs Höchste gesteigerten Gereiztheit der Parteien, kam es mehrmals zu Streitigkeiten und selbst zu Thätlichkeiten.

Am Abend des Markttages war eine zahlreiche Gesellschaft, aus Einheimischen und Fremden bestehend, in einer Schenke am Schoonwertschen Thore versammelt. Unter ihnen auch Zeegers und Bleeker, welchen Letztern sein Freund und Gast wahrscheinlich überredet hatte, ihn nach dem Hause des Verderbens zu begleiten.

Man sprach, wie damals überall, nur von Politik.

Bleeker führte das große Wort und brach in seine gewohnten Verwünschungen der Patrioten aus. Dies mochte manchem seiner Zuhörer wol rauh in die Ohren klingen, da aber die Gesinnung der Leerdamer bekannt war, wagten die Patrioten nicht, ihm so entgegenzutreten, wie sie unter andern Umständen gethan haben würden. Nur Zeegers erlaubte sich dann und wann einzelne spöttische Bemerkungen, und ließ endlich, als Bleeker immer in demselben Tone fortfuhr, einige scharfe Worte fallen, welche, obwol ihr Sinn den Uebrigen aus der Gesellschaft unverständlich war, auf Den, an den sie gerichtet waren, einen tiefen Eindruck zu machen schienen. — Ein heftiger Wortwechsel entstand zwischen Beiden, und hätten sich die Uebrigen nicht ins Mittel gelegt, wäre es wahrscheinlich zu Thätlichkeiten gekommen. Mit vieler Mühe gelang es, die Freunde zu versöhnen. Sie reichten sich wenigstens die Hand und spülten ihren Groll mit dem Glase hinunter. Von Zeegers' Seite war anscheinend die Versöhnung aufrichtig gewesen, er sprach vergnügt und lustig weiter, lachte viel und schien die ganze Sache vergessen zu haben.

Nicht so Bleeker. So eifrig er vorher am Gespräche Theil genommen hatte, so stumm und schweigsam war er jetzt. Er sah vor sich hin und schien sich um die Gesellschaft nicht mehr zu kümmern. Nur von Zeit zu Zeit heftete er seine Augen mit einem eigenthümlichen Ausdrucke des Hasses auf den Pferdehändler, schauderte, und trank darauf sein Glas mit einem Zuge aus. So wenigstens sagten später die anwesenden Gäste, als Zeugen vernommen, aus.

Gegen 1 Uhr brach die Gesellschaft auf, und es zeigte sich hierbei, daß Zeegers nur mit Anstrengung gehen konnte. Auch sein Gastfreund war ziemlich an

getrunken. Beide entfernten sich nicht mit den Uebrigen, sondern verweilten noch einige Minuten in der Schenke.

Um dieselbe Zeit befanden sich auch in dem Wirthshause, Bleeker's Hause gegenüber, noch einige Gäste. Sonst schien ganz Leerdam in tiefem Schlafe zu liegen. Da aber die Laden des Wirthshauses geschlossen waren, konnte man von außen nicht bemerken, daß noch Licht im Zimmer war. Plötzlich hörten die Gäste einen lauten Schrei und gleich darauf einen dumpfen Fall, wie wenn ein schwerer Körper auf die Erde geworfen würde. Da gleich darauf Alles wieder still wurde, hätte man vermuthlich auf den ganzen Vorfall nicht weiter geachtet, wenn nicht zwei Gäste, welche nach Hause gehen wollten, so wie sie aus der Thür der Schenke traten, ein leises Stöhnen vernommen hätten, welches von der Mitte der Straße her zu kommen schien. Sie mochten sich nicht getrauen selbst nachzusehen, sondern sprangen ins Haus zurück, um den Andern ihre Wahrnehmung mitzutheilen. Der Wirth mit der ganzen noch anwesenden Gesellschaft trat mit einer Laterne auf die Straße, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen.

Der Gegenstand, von welchem das Stöhnen ausgegangen, ward auch sofort entdeckt. Ein Mensch lag ausgestreckt auf der Straße, dessen Gesicht so mit Blut bedeckt war, daß man die Züge desselben nicht unterscheiden konnte. Mit Mühe ward der Unglückliche in das Haus getragen, wo man dann bei der helleren Erleuchtung des Gastzimmers in ihm den Pferdehändler Zeegers erkannte. Er war ganz bewußtlos und das Blut strömte noch immer aus einer großen Kopfwunde. Da man aus allen Schenken der Stadt taumelnde Gäste in die Nacht der Straßen wanken gesehen, glaubte man

Anfangs, er ſei im Rauſche gefallen, auf das Pflaſter niedergeſchlagen und habe ſich ſo die Verletzung ſelbſt zugezogen. Als aber die Wunde durch einen Wundarzt verbunden war, kam er allmälig zu ſich, und fragte endlich, ſich furchtſam umſehend: „Wo iſt er? Wo iſt mein Mörder?“

Er erholte ſich endlich ſoweit, um, wiewol mit einiger Anſtrengung, ſeinen Mörder nennen zu können. Dieſer war kein Anderer als Bleeker. Er habe ihn auf dem Wege nach ſeinem Hauſe, ohne irgend eine Veranlaſſung, plötzlich überfallen und mit einem dicken Knittel niedergeſchlagen. Kaum daß er dieſe Erklärung abgegeben, als er wieder in Ohnmacht fiel.

Da der Arzt die Wunde für unbedingt tödtlich erklärte, und der Anſicht war, daß der Verwundete nur noch wenige Stunden zu leben habe, hielt es der Wirth für ſeine Pflicht, dem Gerichte auf der Stelle Anzeige zu machen. Als er in dieſer Abſicht über die Straße ging, hörte er in Bleeker's Hauſe Geräuſch. Gleich darauf öffnete ſich die Thür, und ein Mann trat heraus, welcher ſich eilenden Schrittes entfernte. Augenblicklich rief der Gaſtwirth einige ſeiner Gäſte zu Hülfe, und es gelang ihnen, den Flüchtling noch am Ende der Straße einzuholen. Es war Bleeker, der, in Reiſekleidern und ein Päckchen unter dem Arme, die Stadt verlaſſen zu wollen ſchien. Sie ergriffen ihn und im erſten Schrecken ließ Bleeker einige Worte fallen, die ſeine Schuld faſt außer Zweifel ſetzten. Als er in dem Wirthshauſe ſeinen Freund im Blute liegen ſah, verging ihm aller Muth zum Leugnen und er gab ſich ſelbſt als Mörder an. Am andern Mittage ſtarb Zeegers, doch hatte er noch ſo viel Beſinnung wiedergewonnen, daß man ihn zu Protocoll vernehmen können.

Diese Aussage des Sterbenden war von einer größern Wichtigkeit, als man erwartet; denn er klagte nicht allein seinen Freund, sondern auch sich und ihn zugleich einer andern, früher begangenen Mordthat an. Er, Roolf Zeegers, und Bleeker hatten gemeinschaftlich vor etwa neun Jahren einen Reisenden beim oder nach dem Uebersetzen über die Maas ums Leben gebracht und beraubt. Auf diese das Selbstbekenntniß eines Mordes umschließende Aussage war Zeegers gestorben, und die fiscalische Klage gegen den überlebenden Mörder Bleeker lautete nunmehr dahin: daß er nicht nur den Pferdehändler Roolf Zeegers ums Leben gebracht, sondern auch in Gemeinschaft mit demselben vor beinahe neun Jahren den Friedrich Christian Munter auf dem Deiche zwischen Spykenis und Geervliet ermordet und beraubt habe.

Die erste Beschuldigung räumte Bleeker auch vor Gericht ein und führte zu seiner Vertheidigung nur an, daß er berauscht gewesen, und auf dem Wege nach Hause von Zeegers so schwer beleidigt worden, daß er seiner nicht habe Herr bleiben können und den Pferdehändler mit einem Stocke über den Kopf geschlagen habe. Die verderblichen Folgen dieses Schlages hätten aber ganz außer seiner Absicht gelegen.

Was dagegen den zweiten Anklagepunkt betraf, so leugnete er jede Mitthäterschaft und Mitwissenschaft an dieser That, und behauptete, Zeegers habe diese Beschuldigung nur erhoben, um sich an ihm zu rächen.

Da weiter durchaus keine Beweise gegen Bleeker vorlagen, als die Aussage des todten Zeegers, die in der Todesangst abgegeben worden; da eine nochmalige Vernehmung der bei Gelegenheit jener halb vergessenen Mordthat abgehörten Zeugen, wenn sie noch am Leben

waren, schwerlich zu einem näheren Resultate geführt hätte, so konnte Bleeker nur wegen des Mordes am Pferdehändler verurtheilt werden, und hierbei hoffte er auf Grund der von ihm behaupteten mildernden Umstände nicht nur mit dem Leben, sondern auch mit einer geringen Strafe davonzukommen.

Das Gericht war aber der Ansicht, daß das Verbrechen nicht in Folge der Trunkenheit begangen wäre, sondern mit Vorausbedacht, und daß der Angeklagte sich durch den übermäßigen Genuß geistiger Getränke nur zur Vollbringung Muth trinken wollen. Die Zeugen, welche dem Streite in der Schenke beigewohnt, die über Bleeker's früheres Leben in Leerdam, über sein sonderbares Verhältniß zu Zeegers und dessen gelegentlich entfallene Aeußerungen vernommenen Einwohner von Leerdam schienen die Ansicht zu rechtfertigen, daß ein längerer und tieferer Grund des Widerwillens zwischen Beiden obgewaltet. Dazu kam noch Manches, was zum Nachtheil des Schuldigen sprach. Er hatte behauptet, mit Zeegers vor seiner Hausthür in einen heftigen Streit gerathen zu sein, in Folge dessen er denselben, doch gegen seinen Willen, erschlagen habe. Keine von den Personen, die sich zu dieser Zeit im gegenüberliegenden Wirthshause befanden, hatte auch nur das Mindeste von einem solchen Streite gehört, was bei der nächtlichen Stille doch unausbleiblich gewesen wäre, besonders da Zeegers' Schrei und Fall so deutlich gehört worden war. Noch wahrscheinlicher wurde es, daß der Mord aus anderen Beweggründen, als den vom Angeschuldigten angegebenen, geschehen sei, wenn man erwog, daß er sich kurz zuvor nach einem scharfen Wortwechsel, der beinah zu Thätlichkeiten geführt hätte, nur gezwungen mit dem Ermordeten versöhnt hatte. Aus diesen Gründen hielt

das Gericht den Angeklagten des prämeditirten Mordes schuldig und verurtheilte ihn zum Tode.

Dieses so ganz gegen seine Erwartungen ausgefallene Erkenntniß machte einen tiefen Eindruck auf Bleeker. Er versank eine Zeit lang in völlige Apathie. Die Tröstungen eines Geistlichen wies er von sich, und weigerte sich beharrlich, irgend eine Auskunft über die Beweggründe zu geben, welche ihn vermocht hatten, seinen Freund zu ermorden. Erst als der Tag seiner Hinrichtung heranrückte, bat er um ein nochmaliges Verhör. In demselben legte er folgendes Geständniß ab:

Er und Zeegers, von gleichem Alter, waren aus demselben Dorfe bei Herzogenbusch gebürtig. Sie hatten zusammen auf Flußschiffen als Knechte gedient. Eines Tages, vor neun Jahren, als sie mit ihrem Schiffe auf der Maas lagen und ihren Schiffer erwarteten, befanden sich Beide im Wirthshause zu Hoogvliet, als Munter ankam und übergesetzt zu werden verlangte. Wie schon oben erzählt, erboten sich die beiden fremden Schifferknechte den Reisenden überzufahren. Der Vorschlag ward angenommen. Ehe sie sich aber mit Munter entfernten, nahm dieser aus seinem Ränzel eine, wie die Schiffer wohl bemerkten, mit Geld reichlich gefüllte Börse und ließ sich von der Wirthin ein Goldstück wechseln. Sie brachten den Fremden in ihrem eigenen Boote über den Fluß, verweilten aber, nachdem derselbe sich schon landeinwärts entfernt hatte, noch einige Zeit am Lande. Sie sahen einander mit forschenden Blicken an. Da hatte, nach Bleeker's Worten, der Teufel eine solche Macht über sie gewonnen, daß sie sich augenblicklich verstanden. Ihr Beschluß war gefaßt, den Reisenden zu ermorden und zu berauben. Ein aufsteigendes Unwetter

und die immer mehr hereinbrechende Dunkelheit begünstigten die Ausführung ihres Vorsatzes.

Kein Mensch war auf dem nach Geervliet führenden Deiche zu erblicken. Bald hatten sie den jungen Mann, obgleich er des nahenden Gewitters halber seine Schritte verdoppelt hatte, eingeholt, und ehe er nur vermuthen konnte, daß ihm Jemand nachkäme, mit einem dicken Knittel auf den Kopf geschlagen, daß er bewußtlos niedersank. Dann schleppten sie ihn vom Deiche nach dem Rande des Flusses. Hier tödteten sie ihn vollends, entkleideten ihn und warfen den Leichnam in den Strom. Die Kleider und das Ränzel des Ermordeten banden sie zusammen, beschwerten das Bündel mit einem großen Steine und versenkten es. Alles Dies war in wenigen Minuten vollbracht. Inzwischen war es fast ganz dunkel geworden. Kein menschliches Wesen war ihnen auf ihrem Wege begegnet. Sie ruderten darauf so schnell als möglich nach ihrem Schiffe zurück, wo sie die Beute, welche ihre Erwartungen weit übertraf, theilten und verbargen. Das heftige Gewitter, welches ihre Gegenwart auf dem Schiffe erforderte, war für sie eine hinreichende Ausrede, daß sie nicht nach der Schenke zurückgekehrt waren. Da ihnen Niemand auf dem Wege begegnet war, und so auch Niemand ihr Boot am Lande ohne die Knechte gesehen haben konnte, waren sie ziemlich ruhig, obgleich die gerichtliche Aufforderung an sie, selbst Zeugniß in dieser Sache abzulegen, ihnen damals einige Bangigkeit eingeflößt hatte. Es war jedoch nicht der mindeste Verdacht auf sie gefallen, und lange, ehe die Untersuchung zu Ende war, hatten sie sich schon mit dem Schiffe vom Schauplatze ihres Verbrechens entfernt. Bald darauf verließen Beide den Dienst des Schiffers, und Zeegers wurde Matrose auf einem Kauffahrer, wäh-

rend Bleeker auf einem Kriegsschiffe Dienste nahm. Nachdem Letzterer seinen Abschied bekommen, ließ er sich in Leerdam nieder. Ein seltener Fall in der Verbrechergeschichte, besonders unter dieser Menschenclasse, sie hatten, selbst als Matrosen, unter den Lockungen der Seestädte, ihren Raub nicht schnell verprasst, sondern zu Rathe gehalten, und von seinem Antheil legte Bleeker seine Materialwaarenhandlung an. Von nun an trachtete er durch eine strenge und wenigstens äußerlich fromme Lebensweise sein Gewissen zum Schweigen zu bringen und sich die Achtung seiner Mitbürger zu erwerben. Nicht wenig beunruhigend war es für ihn, daß Zeegers, der sich bald nachher auf den Pferdehandel gelegt, so häufig zu Leerdam sich sehen ließ. Theils erinnerte er ihn durch seine Gegenwart immer wieder an sein Verbrechen, theils flößte er ihm Furcht ein. Denn bei seiner unbändigen Lebensweise, namentlich seiner Trunksucht, konnte er so leicht wider Willen zum Verräther werden. Dennoch war er gezwungen auf einem äußerlich freundschaftlichen Fuße mit Zeegers zu bleiben, und grade dieser Zwang erzeugte einen Widerwillen, der bis zum Haß sich steigerte, als Zeegers seinen Spott mit Bleeker's Frömmelei trieb, und ihn zuweilen nicht undeutlich merken ließ, daß er durch dies gemeinschaftliche Verbrechen ganz in seiner Gewalt sei.

An jenem unglückseligen Abende im Wirthshause war durch Zeegers' doppelsinnige Worte aufs Neue seine Furcht rege geworden, daß der Trunkenbold ihn und sich verrathen möchte, und, von dieser Vorstellung verfolgt und geängstigt, gab er ihm vor seiner Wohnung den tödtlichen Streich. Anfangs hatte er in der Stadt bleiben wollen. Man konnte ja glauben, die Wunde sei die Folge eines Falles. Erst als er die Ueberzeu-

Auch keine lebende Seele kam heim,
Zu erzählen in Schottlands Wäldern.
Wie gefährlich es ſei, mit Krieg zu beziehn
Die da wohnen auf Norwegs Fieldern.

Ein Denkmal ward errichtet dort,
Die Feinde mögen trauen,
Und wer ein Normann bleibt dort ſtehen,
Sobald ſeine Augen es ſchauen.

Hoſenloſe Bergſchotten, die in einer Schlucht, nahe den Polarregionen, widerſtandlos den Tod finden, welchen ihre Vorfahren ſo oft kühnen Eindringern im eigentlichen Hochlande bereitet, ſind gewiß etwas Poetiſches. Aber tragiſcher dünkt der Untergang ihres Anführers. Selbſt aus dem Blute ihrer alten Fürſten ſeine vergeſſene Abkunft rühmend, muß er ruhmlos fallen von Bauernhand im Lande ſeiner mythiſchen Väter. Man erinnert ſich gern, was Walter Scott in ſeinem Lied des letzten Minſtrel von dem tragiſchen Verhängniß des Hauſes Saint Clair ſingt. Wie ſanft und ſchön iſt die Ballade Roſabelle, und wenn ſie auch nur den Untergang eines zarten Fräuleins aus dieſem Hauſe beſingt, die ihren Tod, Angeſichts der väterlichen Burg in den

gung hatte, daß man den Verwundeten gefunden und in das Wirthshaus gebracht hatte, bekam die Furcht vor Entdeckung die Ueberhand. Er floh in unüberlegter Eile, ward, wie wir sahen, auf der Stelle ergriffen, verhaftet, verurtheilt und sühnte, bald nach seinem letzten Bekenntniß, seinen Doppelmord auf dem Schaffot.

Der blinde Zeuge.

?..?

Der Herausgeber des vervollständigten Pitaval, der Parlamentsadvocat Richer, berichtet uns folgenden Criminalfall aus Rouen, ohne Zeitangabe und Namen; da Richer aber immer nur aus den Acten geschöpft, darf man ihn als beglaubigt annehmen. Wir nehmen ihn gewissermaßen als Anhang zum vorigen auf, als einen jener merkwürdigen, für den Criminalisten lehrreichen und für die Lesewelt interessanten Fälle, wo Zufall und besonderer Scharfblick, in außergewöhnlichem Wege die Entdeckung eines Verbrechens begünstigen.

Ein Italiener aus Lucca hatte als Kaufmann in England sein Glück gemacht. Nachdem er seine ansehnlichen Geschäftsverbindungen abgeschlossen, wollte er sich zur Ruhe setzen und den Rest seiner Tage im Vaterlande verbringen. Er hatte deshalb nach Lucca geschrieben, ihm ein Haus einzurichten; sechs Monate nach dem Datum des Briefes wollte er daselbst eintreffen.

In Begleitung eines französischen Dieners reiste er wirklich aus England ab, seine werthvollsten Sachen und viele Wechselbriefe mit sich führend.

Er ging über Frankreich, verweilte mehre Tage in Rouen und nahm von dort aus den Weg nach Paris.

In Paris war er nicht angekommen; vielmehr blieb der Italiener spurlos verschwunden. Man erinnerte sich nur, daß an dem Tage, wo er Rouen verlassen, ein furchtbares Gewitter losgebrochen war. Den Reisenden durfte es vielleicht auf der Straße in der Nähe des Ortes Argenteuil, auf einem Berge, überrascht haben.

Doch beschäftigte sich eigentlich Niemand mit diesen Vermuthungen; denn der Italiener war in Rouen und Paris unbekannt. Erst nachdem die 6 Monate längst abgelaufen waren und er in Lucca nicht eintraf, auch keine schriftlichen Nachrichten von sich gab, wurden seine Verwandten unruhig und schickten endlich einen Bevollmächtigten ab, um sich nach ihm zu erkundigen. Dieser ging zuerst nach London und erfuhr hier, was wir wissen; auch dort hatte man seit des Italieners Abreise nichts von ihm erfahren. Er ging nach Frankreich und verfolgte die Spuren der Anwesenheit des Verschollenen in Rouen. Sie wiesen ihn nach Paris. Dort fand er zwar, daß die Londoner Wechsel des verschollenen Kaufmanns vorgewiesen und ausgezahlt waren, von ihm selbst ließ sich aber nichts entdecken, und es war die höchste Wahrscheinlichkeit, daß nicht der Italiener, sondern ein anderer Dritter das Geld erhoben habe.

Also sprach Alles dafür, daß er auf der Straße von Rouen nach Paris verschwunden, es war eine dringende Vermuthung, daß er von Räubern überfallen und bei Seite geschafft worden.

Der Bevollmächtigte machte beim Parlamente der Normandie eine förmliche Anzeige, und dasselbe übertrug dem Criminallieutenant von Rouen die nöthigen Nachforschungen in der Stadt, dem Generaladvocaten Biget

aber dergleichen in der Umgegend, namentlich auf der Straße nach Paris hin anzustellen.

Der Criminallieutenant, ein sehr thätiger Beamter, nahm sich der Sache mit besonderem Eifer an. Er ließ über alle Personen, die seit der Zeit des muthmaßlichen Mordes nach Rouen gekommen, und sich dort niedergelassen, genaue Erkundigungen einziehen. Wiewol die Vermuthung, daß, wenn ein Raubmord wirklich vorgefallen, der Raubmörder sich grade nach Rouen begeben und dort niedergelassen haben sollte, auf nichts beruhte, es vielmehr weit wahrscheinlicher war, daß ein solcher mit seiner Beute sich weit weg begeben haben würde, fügte es sich doch, daß ein fremder Kaufmann sich wirklich in der Zwischenzeit in Rouen angesiedelt hatte und der Spürhund des Beamten auf denselben Verdacht warf, weil Niemand eigentlich wußte, wer er war und woher er kam.

Wir dürfen annehmen, daß der Verdachtgründe mehr waren, als uns angegeben sind, um das sonderbare Verfahren des Gerichtsbeamten zu rechtfertigen. Genug, dieser glaubte, den rechten Mann gefunden zu haben, und Das sich erlauben zu dürfen, was er that.

Es kam ihm darauf an, den Mann in seine Gewalt zu bekommen. Ein Grund lag nicht vor, er schmiedete also einen solchen, in einer Art und Weise, wie sie kaum für einen Polizeibeamten', geschweige denn für einen richterlichen Beamten, sich schickt. Er ließ eine Schuldverschreibung aufsetzen, in welcher sich der fremde Kaufmann verbindlich machte bis den und den die Summe von 200 Kronenthalern zu zahlen, widrigenfalls er sofortiger Einsetzung in das Schuldgefängniß sich unterwarf. Die fingirte Frist war abgelaufen, die Schuldverschreibung war dem angeblichen Aussteller präsentirt,

der in Feuer und Flamme gerieth, jede Verbindlichkeit bestritt, die Schrift und Unterschrift ableugnete, aber auf Andringen des vorgeschobenen Gläubigers sofort ins Gefängniß gebracht wurde.

Mehr wollte der Criminallieutenant nicht. Wir erfahren auch nicht, ob er nun Haussuchung bei ihm halten ließ. Wenn es geschehen, mußte sie ohne Resultat geblieben sein. Dagegen zeigte der Kaufmann, der noch vorhin so trotzig seine Unschuld behauptet, eine befremdende Unruhe grade bei der Verhaftnehmung. Er bat mit ängstlicher Stimme die Gerichtsdiener, ihm zu sagen, ob die vorgebliche Schuldverschreibung die einzige Ursache sei, weshalb man ihn arretire.

Der Verdacht des Criminallieutenants wuchs dadurch. Er ließ den Arrestaten vor sich führen, und unterhielt sich mit ihm ohne Zeugen, ohne Beisein eines Actuarius. Er war die Freundlichkeit selbst; und plötzlich, im vertraulichen Gespräche, sagte er ihm: um die Schuldverschreibung solle er sich keine Sorgen machen. Er gestand ihm, daß dieselbe nur fingirt, daß es ein Mittel gewesen, ihn in Haft zu bringen und — es sei keinem Zweifel mehr unterworfen, daß er den Italiener aus Lucca umgebracht und beraubt, die hinlänglichen Beweise seien gesammelt, und seine Verurtheilung sei so gewiß als er vor ihm stehe. Indessen, fügte er freundlich hinzu, solle er den Muth nicht sinken lassen, ans Leben werde es ihm nicht gehen, wenn er bereitwillig mit einem offenen Geständniß ihm entgegen komme. Der Ermordete sei ein Ausländer gewesen, hier ohne Anhang, bei gutem gegenseitigen Willen werde sich die Sache schon mit Gelde schlichten lassen.

Der Gefangene war überrascht, eine solche Wendung hatte er nicht erwartet. Der Criminallieutenant lächelte

ihn so schlau und gutmüthig an, er war zwar entdeckt, aber er sah, es galt hier nur eine Erpressung. Mit Gelde konnte er loskommen, diesen Augenblick noch; wahrscheinlich waren damit alle Weiterungen vermieden, und er gestand also in derselben Vertraulichkeit, daß er den Italiener ermordet.

In dem Augenblicke ließ der Criminallieutenant seinen Actuar eintreten. Er ermahnte noch mit derselben freundlichen Miene, daß er bei der Wahrheit bleibe, und hob ihm sanft den Arm in die Höhe, um den nach dem alten Gerichtsverfahren üblichen Eid zu schwören, daß er nur Wahres vorbringen wolle. Aber schnell genug war dem Verhafteten die Besinnung zurückgekehrt, er erkannte die Schlinge, die man ihm gelegt. Er weigerte sich zu antworten, er erklärte, was er vorhin dem Lieutenant gesagt, für falsch, durch Drohungen und Versprechungen erpreßt, er schrie über Gewalt und Unrecht und sagte dem Richter ins Gesicht: daß er betrügerisch und ehrenschänderisch mit ihm verführe.

Da der Criminallieutenant nichts, weder durch Güte noch durch Strenge, aus ihm hervorbringen konnte, mußte er ihn wieder in das Gefängniß zurückbringen lassen. Hier wuchs der Muth des Angeschuldigten. Seine Mitgefangenen redeten ihm zu und riethen ihm, an das Parlament zu appelliren. Er legte demnächst Appellation ein gegen die weitere ungebührliche und ungerechte Haft und verklagte zugleich den Criminallieutenant und Gerichtsdiener wegen eines gegen ihn geschmiedeten Falsums, Concussion, ehrenrührigen Verfahrens und willkürlicher Verhaftnehmung.

Der Criminallieutenant mußte sich vor dem Parlamente verantworten. Er konnte seine Handlungsweise weder leugnen noch rechtfertigen, nur mit seinem guten

Glauben und dem dringenden Verdachte entschuldigen. Er erhielt einen starken Verweis, daß er sich einer so niedrigen und einer obrigkeitlichen Person unanständigen List bedient, und den Befehl von allem weiteren Verfahren gegen den Kaufmann abzustehen. In Anbetracht seiner allgemein bekannten Redlichkeit ward ihm jedoch seine Uebertretung verziehen. — Nicht überall würde ein Richter, der solcher Listen sich zu schulden kommen läßt, mit so leichter Strafe davon kommen.

Indessen befahl das Parlament nicht den Verhafteten frei zu lassen; es stand gegen ihn ein außergerichtliches Bekenntniß fest. Es ward daher nur verordnet, daß er in leidlicher Verwahrung zu behalten, bis weitere Ermittelungen über ihn eingezogen wären.

Diese betrieb der Generaladvocat Bigot. Er reiste von Rouen nach Paris und zog an jedem Orte, in jedem Wirthshause, Erkundigungen ein. In Argenteuil berichtete ihm der Richter des Dorfes, daß vor so und so viel Monaten in den Weinbergen ein menschlicher Leichnam, schon in Fäulniß übergegangen, oder woran die Fleischtheile bereits ganz verzehrt waren, gefunden worden. Man hatte nicht weitere Nachforschungen darüber angestellt, jedoch vor der Verscharrung eine Registratur über den Vorfall aufgenommen.

Bigot ließ sich eine Abschrift dieser Registratur anfertigen. Während dies in der Wirthsstube geschah, und die Anwesenden sich über den Vorfall laut unterhielten, trat ein blinder Bettler mit seinem Hunde herein, um Almosen einzusammeln. Er hörte von der Anwesenheit des Generalprocurators und dem Grunde derselben. Er ward nachdenkend, fragte nach einigen Umständen und erklärte dann, es müsse wol sein, daß er von der That wisse und — auch den Mörder kenne. Er erzählte Folgendes:

Muthmaßlich an dem Tage, wo der Italiener verschwunden, war der blinde Bettler unter Leitung seines Hundes auf der großen Straße gegangen. Nachdem das Gewitter sich entladen, erreichte er die Höhe des Berges Argentevil. Sein Hund ward unruhig und stieß ein heiseres Bellen aus. Darauf hörte er unfern ein schwaches Aechzen. Aber es mußte noch Jemand in der Nähe zugegen sein. Er fragte: Was geht denn hier vor? die Stimme des Mannes in seiner Nähe antwortete: er habe einen Reisegefährten bei sich, dem unwohl geworden, da sei er ein wenig bei Seite gegangen. Beruhigt durch diese sehr wahrscheinlich klingende Erklärung, war der Bettler seines Weges weiter gegangen, und hatte sich nicht mehr um die Sache bekümmert.

Aber es war nur zu wahrscheinlich, daß er den Mörder auf frischer That betroffen, daß das Opfer noch gelebt. Der Ort auf der Straße, welche der Italiener gezogen, das Gewitter, das Aechzen in den Weinbergen, die Antwort des Anderen, das ängstliche Bellen des Hundes, endlich die Auffindung eines menschlichen Cadavers in den Weingärten daselbst erhoben die Vermuthung fast zur Gewißheit.

Allein der Zeuge, der den Mörder wieder erkennen sollte, war blind; er hatte ihn nie gesehen, nur ein Mal seine Stimme gehört. Aber der Hund hatte ihn doch gesehen? — Wenn man hier unwillkürlich an den Hund des Aubry erinnert würde, so sei vorausgeschickt, daß bei aller Curiosität des Verfahrens doch an eine solche Beweisführung nicht gedacht wurde. Der Hund ward mit dem Gefangenen nicht confrontirt, er blieb ganz aus dem Spiele; dagegen versicherte der Blinde, wenn man ihm nur den Menschen vorführe, der damals ge-

redet, und ihn nöthige zu ſprechen, ſo wolle er ihn noch heute an der Stimme wieder erkennen.

Der Blinde ward als Zeuge angenommen. Bigot ließ ihn nach Rouen bringen und dort gerichtlich vernehmen. Man ging indeß mit Vorſicht zu Werke. Der Blinde ward dem gefangenen Kaufmann vorgeſtellt. Um ſich zu verſichern, heißt es, daß kein Vorurtheil bei der Ausſage des Blinden obwalte, ließ man zuerſt Keinen von Beiden in des Andern Gegenwart ein Wort reden, und nachdem man dem Arreſtanten Zeit genug gelaſſen, den Blinden hinlänglich in Augenſchein zu nehmen, ward Letzterer abgeführt.

Der Richter befragte hierauf den Angeſchuldigten, ob er Einwendungen gegen den blinden Mann zu machen habe? — Die Antwort beſtand in den bitterſten Beſchwerden, wie man mit ihm verfahre. Eine Hinterliſt folge der andern. Es ſei wider alle Rechtsregeln, wenn man ihn einer That, die nur durch Zeugen, welche mittelſt der Organe des Geſichts beobachtet, bekundet werden konne, überführen wolle mittelſt der unvollkommenen ſinnlichen Wahrnehmungen eines blinden Mannes.

Jetzt erſt ward die Verſuchsprobe angeſtellt. Der Blinde ward vor dem vollſtändig beſetzten Gerichte vorgeführt, und nach und nach mußten an 20 Perſonen erſcheinen, und in ſeiner Gegenwart ſprechen. Sobald jeder geſprochen, ſchüttelte er den Kopf und verſicherte, das ſei nicht die Stimme des Mannes auf dem Berge bei Argenteuil. Zuletzt ward der Angeklagte vorgelaſſen. Sobald er den Mund geöffnet und die erſten Worte vorgebracht, rief der Blinde aus, das ſei der rechte Mann.

Man begnügte ſich aber nicht mit der einen Probe, man ſtellte ſie noch zwei Mal mit immer wechſelnden

Personen und in anderer Reihenfolge an, und jedes Mal erkannte der Bettler die Stimme vom Berge bei Argenteuil heraus, wenn der Gefangene sprach.

Diese Beweise genügten dem Parlament. Der Proceß ward wieder aufgenommen, ohne daß etwas Mehres ermittelt worden wäre. Das Endurtheil sprach die Todesstrafe durch das Rad über den Angeschuldigten aus.

Wir brauchen nicht Richer's Bedenken gegen ein solches Urtheil zu wiederholen: daß es unüberlegt abgefaßt worden, daß die Aussage des Blinden kaum als ein Indicium gelten konnen; daß, als er auf dem Berge bei Argenteuil mit dem Manne gesprochen, dessen Stimme er wieder erkennen wollen, von einem ermordeten Menschen gar nicht die Rede gewesen, noch er von einem Morde etwas gewahr geworden; und wenn, so wäre damit nicht erwiesen, daß der Sprechende auch der Mörder sein müssen; daß endlich viele Menschen jenes Tages auf dem Wege gegangen sein könnten. Die französischen Parlamente haben wol oft auf schwächere Indicien ein Todesurtheil ausgesprochen. Es läßt sich indeß zur Rechtfertigung des Parlaments der Normandie annehmen, daß es auch Gewicht auf das außergerichtliche Geständniß vor dem Criminallieutenant gelegt und daß möglicherweise noch andere Verdachtsgründe gegen die persönlichen Eigenschaften des Angeschuldigten obgewaltet haben, die man niederzuschreiben für überflüssig gehalten hat. Uebrigens scheint ein sehr naheliegendes Beweismittel gar nicht versucht worden zu sein, obgleich dasselbe immer nur ein Indicium mehr abgegeben hätte, nämlich die Confrontation des Angeschuldigten mit den Banquiers oder Wechslern in Paris, bei welchen die Wechsel des Italieners präsentirt und ausgezahlt wurden.

Das Urtheil ward an dem Angeschuldigten vollzogen,

Wellen gefunden, so erinnert doch eben das Thema auch an dieſen Abkömmling. Die Erbgruft auf Ravensheuch röthet ſich geheimnißvoll, wenn ein Saint Clair draußen ſtirbt.

Ueber Roßlin ſah die ſchaurige Nacht
Man wunderbaren Glanz zumal,
Wohl breiter ſchien's als Wächtenfeu'r
Und röther als der Mondenſtrahl.

Es glomm auf Roßlins Felſenſchloß,
Und röthet die bebuſchte Schlucht;
Man ſah's von Drydens Eichenhain
Und auch aus Hawthorns tiefer Bucht.

Es ſcheint als brenne die Kapelle,
Wo Roßlins Herr'n ruhn ohne Sarg,
Und jeden Freiherrn in der Erde
Nur ſeine ehrne Rüſtung barg.

In Feuer ſcheint die Sakriſtei,
Daß ſelbſt der Altar drinnen flimmert,
Der Pfeiler Laubwerk leuchtet roth
Und ſelbſt der Todten Rüſtung ſchimmert.

Es flammt die Zinne, flammt die Bruſtwehr
Und wo heraus ein Pfeiler trat,

aber es war kein ungerechtes. In seiner Todesstunde legte er öffentlich ein vollständiges Bekenntniß ab.

Er war der französische Diener, welcher den Italiener von London aus begleitet hatte. Er war mit ihm in Rouen gewesen, er war mit ihm auf der Straße nach Paris weiter gewandert. Den Plan, seinen Herrn zu ermorden und zu berauben, hatte er vielleicht schon früher gefaßt, der feste Entschluß und die Gelegenheit hatten sich erst auf diesem Wege eingefunden. — Das furchtbare Gewitter überraschte sie; die Straße war verlassen, so weit das Auge reichte, kein Mensch zu sehen. Der Diener versetzte seinem Herrn plötzlich mehre tödtliche Stiche und plünderte ihn mit aller Geschwindigkeit aus. Nachdem es geschehen, schleppte er den mit dem Tode Ringenden in die Weinberge, so weit er konnte, und warf ihn dort hin. Dann kam der Blinde, fragte, und ward mit der Antwort, die wir kennen, abgewiesen. Ein Blinder konnte ihn nicht verrathen. Der Mörder setzte seinen Weg, mit dem Raube in den Taschen, fort, und beeilte sich, bei seiner Ankunft in Paris alle auf den Namen seines Herrn lautenden Wechsel zu Gelde zu machen. Weshalb er dann grade Rouen, einen Ort so nahe der Mordstätte, zu seinem Aufenthalt wählte, wird uns nicht gesagt.

Bletry.

1843 — 1845.

Wir nehmen in unsere Sammlung hier einen Proceß aus der jüngsten Vergangenheit auf, der an Berühmtheit keinem der bisher erzählten nachsteht, in einem Interesse aber sie vielleicht alle überbietet, in dem des Räthselhaften. Der ganze Rechtsfall ist eigentlich nur ein großes Räthsel. Durch die Entscheidung der Geschwornen ist für die Welt nichts entschieden, als daß gegen die Angeklagten, nach den vorliegenden Beweisen, keine Verurtheilung stattfinden konnte; eine Entscheidung, die nach Lage der Acten wahrscheinlich auch von jedem andern gewissenhaften Gerichte gegeben wäre. Es ist aber damit auch nichts weiter entschieden; man ist nicht einmal zur moralischen Ueberzeugung gekommen, daß hier objectiv ein wirkliches Verbrechen, eine begangene Mordthat vorliegt, während man subjectiv dem Beweise der Thäterschaft so nahe war, daß wenig an einem Schuldig, einer Verurtheilung der angeblichen Mörder fehlte. Im Vergleich zu diesem Processe Bletry, der im Elsaß auf altem deutschen Grund und Boden unter einer französisch gewordenen Bevölkerung nach französischem Rechte geführt wurde, treten die andern

räthſelhaft gebliebenen Rechtsfälle aus dem ältern wie aus dem neuern franzöſiſchen Criminalrecht zurück. Im Proceß Fualdes, Fonk, La Ronciere, Lafarge bleibt uns Vieles unerklärt, aber die moraliſche Ueberzeugung hat ſo viel Grund und Boden, daß ſie, darauf fußend, ein ſubjectiv gültiges Urtheil fällen kann; in dieſem Falle ſchwimmt Alles durch einander, je mehr Anzeichen vorgebracht ſind, je mehr Zeugen auftreten, um ſo ungewiſſer wird das Urtheil, und mit derſelben Berechtigung läßt ſich der grauenhafte Zuſammenhang einer vollendeten Mordthat componiren und bis ins kleinſte Detail ausmalen, und die ganze Sache, als ein phantaſtiſches Mährchen, aus Luft und Nebel willkürlich gebildet, dem ſogar der Kern, die That ſelbſt fehlt, darſtellen.

Man könnte uns einwenden, die Sache ſei noch zu friſch, um ſie ſchon in unſere Sammlung der vollendeten Rechtsfälle einzuregiſtriren. Das ſetzte indeß voraus, daß ſie noch nicht fertig wäre, daß ſie noch wachſen konnte. Wie uns aber die Sache vorliegt, nach einer zweijährigen Dauer, nach einem alle Fäden abſchneidenden Endurtheil, ſo iſt der Proceß, welcher die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, damit zu einem Ende, einem Abſchluß gekommen. Hier iſt Alles erſchöpft und es läßt ſich kaum mehr etwas hinzudenken; es iſt dieſer ſo entſtandene, ſo gewachſene, ſo fertig gewordene Proceß, der uns als eine Vergangenheit intereſſirt. Das ſchließt freilich die Möglichkeit nicht aus, daß in der Folgezeit doch noch ein Mal unerwartet ein neues Licht auf die Sache fiele, daß die Perſon der Ermordeten ermittelt würde, daß Spuren auf den Thäter führten, ſei dieſer aber eine bisher unbetheiligte Perſon, oder leite die neue Spur auf die ſchon hier Betheiligten zurück, ſo wurde das jedenfalls (inſofern gegen Letztere über

haupt noch eine Untersuchung zulässig wäre) ein neuer Proceß werden, welcher dem besondern Interesse des abgeurtheilten, als einer vollendeten Thatsache, keinen Abbruch thäte. Auch wäre es ja nicht undenkbar, daß, wie schon einige der von uns aufgenommenen Fälle zu Berichtigungen und Erklärungen über bis da dunkel gebliebene Umstände Anlaß gaben, auch dieser räthselhafte Fall künftigen Lesern in die Hände fiele, welchen sich Spuren zu einer Entdeckung zeigten. Zwar lebte er durch zwei Jahre schon in den Zeitungen fast der ganzen Welt und außerdem in besondern Schriften, aber in den Zeitungen tödtet das Neue das Alte rascher und absoluter als anderwärts; und daß ein Zeuge, der zwei Jahre lang von allen Zeitungsnachrichten entfernt, erst durch dieses Buch wieder an die vergessene Sache gemahnt würde, ist zwar nicht wahrscheinlich, aber nicht unmöglich.

Bei der Behandlung dieses ganz ungewöhnlichen Falles, wo die Indicien und Thatsachen wie Atome im Sonnenschein durcheinander schwimmen, sehen auch wir uns genöthigt, von unserer gewöhnlichen Darstellungsart in mancher Beziehung abzuweichen, was wir unsern Lesern vorauszusagen für Pflicht halten, wenn sie eine regelmäßige Fortentwickelung des historischen Zusammenhanges vermissen. Unseres Wissens hat man auch in den Zeitungen seiner Zeit eine solche zu geben nicht versucht, sondern sich damit begnügt, die Zeugenaussagen von jeder Sitzung getreu zu referiren, was aber bei dem bunten Durcheinander ihrer Auslassungen und Widersprüche erst wahre kaleidoskopische Bilder hervorgerufen hat, welche eine eigentliche Relation in unserem Sinne unmöglich machen.

Im Juni 1843 hatte man auf einer Station der Straßburg-Baseler Eisenbahn in einer Kiste die Leiche einer dem Anschein nach ermordeten Frau gefunden. Der Verdacht der Thäterschaft fiel auf einen in Mühlhausen angesiedelten Mann, Namens Bietry, welcher, sonst von guter Familie, in schlechtem Rufe stand, und in seinen Vermögensverhältnissen heruntergekommen, mit seiner Concubine eine gemeine Schenke hielt. Dem Gerüchte nach war diese Schenke zugleich ein Gelegenheitshaus. Der Zustand dieses Hauses, Blutflecken überall, die Aussagen einer Mitbewohnerin und verschiedene andere Zeugenangaben verstärkten diesen Verdacht dermaßen, daß Bietry, seine Geliebte und noch zwei andere Personen, eine Dienstmagd und ein Weinkufer, verhaftet und in Anklagestand versetzt wurden.

Die ersten Verhandlungen fanden vor den Assisen des Oberrheins im September 1844 statt. Die meiste Schwierigkeit und die meisten Zweifel veranlaßte der Umstand, daß zwar ein corpus delicti, der Korper der Ermordeten, da war, aber alle und jede Spur fehlte, wer diese Todte gewesen sein könne. Trotz aller Bekanntmachungen meldete sich Niemand, der sie kannte, keine Familie, kein Freund, Niemand, der eine ihm angehörige, bekannte Person vermißte. Vermuthungen wurden zwar aufgestellt, wer es sein könne, Jeder suchte dazu beizutragen, aber keine dieser Vermuthungen hielt bei näherer Betrachtung, Stich, und von den 17 Schlachtopfern, die man allmälig aufgefunden, fand es sich, daß sie entweder noch lebten, oder gar nicht existirt hatten, oder anderweitig ums Leben gekommen waren. Endlich glaubte man ermittelt zu haben, daß die Todte eine gewisse Adele Bulart gewesen, die mit Bietry früher in genauen Verhältnissen gestanden, Bietry sei der Vater

eines natürlichen Kindes, welches Adele zur Welt gebracht; er habe sie nun ermordet, um ihrer Belästigungen los zu werden. Dies blieb nicht allein Vermuthung, sondern Zeugen waren aufgetreten, die den allgemeinen Glauben durch positive Aussagen unterstützten. Sie glaubten in der Leiche (der Kopf war in Spiritus aufbewahrt) Adelen wieder zu erkennen, auch unter den Sachen im Hause, namentlich unter den Kleidungsstücken der gegenwärtigen Concubine Bletry's, Stücke wieder zu erkennen, welche der ermordeten Bulart zugehört hätten. Daß plötzlich ein Brief der Adele ankam, konnte nichts verschlagen, denn es konnte eine List der Angeklagten und namentlich der Familie Bletry sein, welche ihren Einfluß und ihr Vermögen daran setzten, die Ehre ihres Verwandten zu retten. Da erschien aber plötzlich die todtgeglaubte Adele Bulart selbst vor Gericht, aus einer Entfernung von 120 Lieus hergereist, um ihre Identität, nicht mit dem Leichnam, sondern mit der angeblich ermordeten Geliebten vor dem Gerichte zu constatiren.

Hiergegen war kein Zweifel, Adele Bulart war nicht ermordet, aber damit weder aufgeklärt, wer der Leichnam sei, noch der Verdacht gegen Bletry und seine Mitangeklagten im geringsten geschwächt. Aber auf den Antrag der Vertheidiger der Angeklagten selbst wurden hierauf diese ersten Verhandlungen vertagt und der Proceß an die Assisen von Colmar verwiesen, wo die Verhandlung der Sache am 10. März 1845 aufs Neue begann.

Die ehemalige deutsche Reichsstadt wimmelte von Fremden, die von weither zuströmten, um den Verhandlungen beizuwohnen, und Berichterstatter von allen namhaften Pariser Zeitungen waren zugegen, um die

Kunde von jeder Sitzung so schnell als möglich nach der Hauptstadt zu senden.

Wir lassen die Anklageacte hier vollständig folgen; sie ist das einzige Document, worin, von einem bestimmten Gesichtspunkte aus, die zur Sprache gekommenen Momente in einen Zusammenhang gebracht sind.

„Am Morgen des 10. Juni 1843 bemerkten die Beamten der Eisenbahn auf der Station Fegersheim, bei Straßburg, plötzlich einen starken Leichengeruch, der aus einer Kiste hervordrang, welche am 5. desselben Monats bei der Ankunft eines Zuges dort abgeladen, und von Niemand in Anspruch genommen war. Die Kiste wurde von den Gerichtsbehörden geöffnet, und man fand darin die gräßlich verstümmelten Reste einer Frau von 40 bis 50 Jahren. Der Leichnam hatte am Hals eine große, klaffende Wunde; die Beine, welche in der Kiste keinen Platz gehabt hätten, fehlten. Dieselben waren in den Gelenken abgenommen, und die Ablösung verrieth einige wundärztliche Kenntniß. Das Gesicht hatte an der rechten Wange einen kleinen fleischigen Auswuchs oder Warze, von der Größe einer Linse, und einen ähnlichen am Kinn. Die in der Kiste gefundenen Kleidungsstücke deuteten darauf, daß die Leiche zu der ärmeren Klasse der Gesellschaft gehört haben mußte, während der Zustand des Körpers, und besonders der Hände, auf einen höheren Stand schließen ließen.

„Der Leichnam wurde ärztlich untersucht. Die Aerzte erklärten, die Wunde sei der unbekannten Person im Leben beigebracht worden; sie sei die einzige Ursache des Todes gewesen, welcher sofort erfolgen mußte, da die Pulsadern durchschnitten waren. Augenscheinlich lag

hier ein Mord vor. Die Verwundung geschah mit einem sehr scharfen Werkzeug, unten am Halse, und mit einem einzigen Stoße, den eine sichere Hand mit großer Kraft führte. Die Waffe drang bis in die Wirbelsäule ein; das Opfer hat keinen einzigen Schrei ausstoßen können. Man fand an dem Körper keine Spur eines Kampfes, keine Quetschung oder Wunde, die auf einen Widerstand hindeutete. Wenn die ermordete Frau nicht während ihres Schlafes überfallen wurde, so mußten mindestens zwei Personen Theil an der That genommen haben; die eine hielt sie, während die andere die Waffe führte. — So weit die ärztliche Erklärung.

„Die Kiste, in welcher die Leiche gefunden worden, gab in Bezug auf den Ort der That eine Andeutung, die um so wichtiger war, als man sich augenscheinlich bemüht hatte, die Spur derselben zu verwischen. Auf der Kiste befand sich nämlich ein Streifen Papier, mit den Worten: von Dornach nach Fegersheim. Das Wort Dornach war mit Bleistift geschrieben, und noch vollkommen lesbar; obschon deutlich zu sehen war, daß man es mit nassem Finger hatte auslöschen wollen.

„Die Beamten der Eisenbahnstation zu Dornach erklärten: am 5. Juni, einige Minuten vor Ankunft des Zuges, der um 9 Uhr 39 Minuten anlangt, seien zwei Frauen auf die Station gekommen; die eine sei ungefähr 25 Jahre alt gewesen; die andere, 40 bis 45 Jahre, von starkem Körperbau, breitschulterig, mit stark geröthetem Gesicht, die Nase etwas breit und platt. Sie hatten eine Kiste bei sich, welche der Saalwärter ihnen abnahm. Die ältere ließ die Kiste nach Fegersheim einschreiben, und nahm für sich selbst einen Platz im Waggon dahin; sie sprach französisch und deutsch im dortigen Volksdialekte, und trug die dort übliche Tracht. Ihre

Gefährtin sprach nur deutsch; sie sagte dem Saalwärter, ihr Nacken breche ihr fast vor Müdigkeit; sie komme vom Oberthor zu Mühlhausen.

„Hiernach mußte man den Ort des Verbrechens in Mühlhausen suchen; doch blieben die Nachforschungen dort ohne Erfolg. Nur fand man jetzt in dem Hohlwege bei Pfastadt, eine Stunde von Bletry's Wohnung, die Beine des Schlachtopfers; und allem Vermuthen nach hatte man sie aus Furcht vor einer Haussuchung dorthin gebracht. Die Beine waren in ein großes Taschentuch gewickelt, das mit den Buchstaben B. G. gezeichnet war, gerade wie ein in der Kiste gefundenes Tuch.

„Hierauf brachte man in Erfahrung, daß am 5. Juni, zwischen 8 und 9 Uhr Morgens, mehre Leute gesehen hatten, wie ein Wagen mit einem Pferde von der Altkircher Brücke kam, in deren Nähe Bletry's Haus liegt, und nach dem Oberthore zu fuhr. Pferd und Wagen gehörten, wie man Beweise dafür hat, dem Freunde Bletry's, Martin Schulz. Auf dem Wagen saßen Franziska Lallemand, die seit einigen Jahren in enger Verbindung mit Bletry steht, und Fritz Weidenbacher, Bletry's Knecht; auch bemerkte man auf dem Wagen eine Kiste, welche der zu Fegersheim gefundenen ähnlich war.

„Bald darauf wurde Bletry's Haus, das schon längst in üblem Rufe stand, von den Behörden durchsucht. Alles verrieth hier eine Unordnung, die sich nicht dadurch hinreichend erklären ließ, daß man gerade dort die Wäsche hatte. Man fand zwei Servietten, mit denselben Buchstaben B. G., welche, nach der Aussage Bletry's, auf allem Weißzeuch seines Vaters stehen, der mit einer B.... Götz verheirathet war.

„Eine Frau Lacour, die in den Mansardenzimmern

des Bletry'ſchen Hauſes wohnte, ſagte aus, ſie habe, als ſie das Weißzeug Bletry's und ſeiner Leute gewaſchen, die Spuren einer blutigen Hand auf einem Mannshemde bemerkt, habe dieſen Flecken der Magdalena Dinicher gezeigt, die ſeit Kurzem in Bletry's Dienſten ſtand, und dieſe habe bei dem Anblicke eine große Angſt verrathen. Andererſeits glaubten die Zeugen Dehur, Einnehmer an der Eiſenbahn zu Dornach, und Brigué, Saalwärter daſelbſt, in dieſer Magdalena Dinicher daſſelbe Weib zu erkennen, welches am 5. Juni die Kiſte, in welcher ſich die Leiche fand, begleitet hatte. Im erſten Augenblicke erkannte ſie Brigué ausdrücklich und beſtimmt; ſpäter äußerte er es zwar nicht mehr mit derſelben Gewißheit, blieb jedoch beharrlich dabei, daß er glaube, ſie ſei es.

„Noch andere Zeugniſſe erhärteten, daß Magdalena Dinicher am 5. Juni Morgens auf dem Wege vom Oberthore nach Dornach eine Kiſte, die der zu Fegersheim gefundenen ähnlich war, getragen, bald eine andere Perſon, welche die Kiſte trug, begleitet habe. Vergeblich ſuchte ſie ein Alibi zu beweiſen.

„Aus allen dieſen Anzeichen ergab ſich die Wahrſcheinlichkeit, daß Bletry's Haus der Schauplatz des Verbrechens geweſen. Bald kamen neue hinzu. Man erfuhr, am 3. Juni ſei eine Frau von ungefähr 40 Jahren, die in Ausſehen, Benehmen, Sprache und Tracht eine Frau aus den höhern Klaſſen verrieth, zu verſchiedenen Stunden in mehren Stadtvierteln von Mühlhauſen bemerkt worden; ſie trug ein dunkelfarbiges Kleid, ſchwarzen Hut und Schleier, weiße Strümpfe, und um Hals und Bruſt eine ſehr ſchöne goldene Kette. Sie erkundigte ſich bei mehren Perſonen nacheinander, wo Bletry wohne. Einige dieſer Perſonen beobachteten, daß die Haare der Frau bereits ins Grau ſpielten; andere

So flammt es einſt, wenn das Verhängniß
Dem hohen Stamm der Saint Clairs naht.

Zwanzig von Roslins kühnen Freiherrn
Ruhn in der hohen Prachtkapelle,
'Nen jeden hält das Erbbegräbniß,
Das Meer die holde Rosabelle!

Und jedem Saint Clair ward die letzte Ehr'
Mit Buch und Klang und Kerzenhelle,
Doch der Seegrottenklang und der Stürme Geſang
Grablied der holden Rosabelle.

Das zum Gedächtniß der That errichtete Kreuz, auf welchem eine einfache Anzeige des Vorfalls, oder vielmehr die Anzeige vom Tode des Schottiſchen Obriſt Sinclair geſtanden, wird morſch; und die Norwegiſche Regierung, jetzt mehr als je bedacht, alles zu unterſtützen, was das nationale Gefühl erwecken kann, läßt einige hundert Schritte davon ein marmornes Denkmal errichten, was aber noch nicht fertig war. Ueber die Identität der eigentlichen Mordſtelle kann wohl kein Streit obwalten, indem der Kampf, der Natur des Ortes nach, ſich über eine geraume Strecke Weges ausgedehnt haben muß.

erinnern sich, daß sie an einer Wange einen kleinen fleischigen Auswuchs hatte. Man bemerkte sie zuerst um 10 Uhr Morgens; um 1 Uhr sah man sie zum letztenmal, in dem Augenblick, als man ihr von der Alekircher Brücke aus Bietry's Haus zeigte, das nahe dabei liegt, und wohin sie ihre Schritte richtete.

„Am nämlichen Tage, um 7 Uhr Abends, sahen zwei andere Zeugen eine Frau, deren Personalbeschreibung ganz mit derjenigen übereinstimmt, die man von der erwähnten Dame hat, aus dem Hause Bietry's in den kleinen Garten gehen, welcher an dasselbe stoßt.

„Obschon indessen Bietry und seine Mitangeklagten zugestehen, sie seien am Nachmittage des 3. Juni zu Hause gewesen, so leugnen sie doch, daß eine fremde Dame ins Haus gekommen sei. Sie geben mehre Personen an, welche vielleicht an diesem Tage zu ihnen gekommen: allein diese Letzteren leugnen die Thatsache ab; und außerdem haben sie nicht die geringste Aehnlichkeit mit der gegebenen Personalbeschreibung der unbekannten Dame. Hingegen trifft dieselbe so sehr mit dem vorhandenen Kopfe des Leichnams überein, daß die meisten Zeugen, welche mit jener Dame gesprochen, sich davon aufs Höchste überrascht zeigten: denn der Kopf hat denselben fleischigen Auswuchs an der rechten Wange, und die Haare spielen ebenso ins Graue über.

„Das Ableugnen des Besuches einer solchen Frau am 3. Juni steigert den Verdacht gegen die Angeklagten; dieser Verdacht wird aber unendlich verstärkt durch die Aussagen der Frau Lacour. Die Letztere war am Sonnabend, 3. Juni 1843, in der Küche, die sich in den Mansarden des Bietry'schen Hauses befindet, als sie in dem Zimmer, das gerade unter der Küche liegt, einen erstickten Schrei hörte, welchem ein dumpfes Geräusch folgte, als

wenn ein schwerer Körper auf den Boden fiele. Wenige Augenblicke nachher hörte sie Franziska Lallemand aus diesem Zimmer kommen; ihr Gesicht war ganz verstört, ihre Stimme bewegt; sie konnte sich kaum aufrecht halten. So stieg sie einige Stufen der Treppe hinauf, die zu den Mansarden führt, und verlangte eine Feder. Frau Lacour gab ihr einen ungeschnittenen Kiel.

„Nach einigen Minuten öffnete Bletry die Thüre dieses Zimmers, und rief mit einer Stimme, die eine tiefe Erschütterung verrieth, seinen Knecht Fritz, den er beauftragen wollte, einen Brief auf den nach Mümpelgard abgehenden Eilwagen zu besorgen.

„Bei der Haussuchung entdeckte man denn auch die noch leicht zu erkennende Spur einer blutigen Hand auf dem Treppengeländer, grade an der Stelle, wo Franziska Lallemand in tiefer Erschütterung stehen geblieben war. Dann fand man unter dem Kanapee, das in der erwähnten Stube stand, und wegen seiner großen Schwere nicht von der Stelle gerückt werden konnte, einen starken Blutflecken, der trotz des Aufwaschens des Zimmers geblieben war. An dem Fußboden der Stube und an der Decke des darunter liegenden Zimmers konnte man sehen, welche Mühe man sich bei dem Aufwaschen gegeben. Damit das viele Wasser geschwinder abfließe, hatte man in dem Fußboden eine Menge Löcher gebohrt; und man hat einen Bohrer aufgefunden, welcher, nach dem Gutachten der Sachverständigen, derselbe ist, der hierzu gebraucht worden. Diesen Bohrer hatte Franziska Lallemand, nach verschiedenen Zeugnissen, am Morgen des 5. Juni entlehnt; also an demselben Tage, wo die Leiche fortgeschafft wurde, zwei Tage nach der Mordthat.

„Bletry selbst, durch alles Dies gedrängt, gestand zu,

er habe am 3. Juni, Abends um 9 Uhr, die Frau Lacour um eine Feder ersuchen lassen; da er sie jedoch nicht habe brauchen können, habe er sich des Stieles seines Federhalters bedienen müssen. Er kann indessen keinen wahrscheinlichen Grund dafür angeben, was ihn veranlaßt habe, in diesem Augenblicke zu schreiben. Der Zeuge Fisson, Tischgenosse und vertrauter Freund Bletry's, erklärt, daß am Abend des 3. Juni Bletry, gegen seine Gewohnheit, seine (Fisson's) Gegenwart im Hause abzulehnen suchte. Andere Zeugen erklärten, daß an diesem Abend Bletry's Haus Jedem verschlossen war, während dasselbe, als Herberge, doch Allen hätte offen stehen sollen. Fritz Weidenbacher und Magdalena Dinicher wehrten den Besuchenden den Eingang.

„Ferner ist erwiesen, daß die Kiste, in welcher man den Leichnam fand, der Franziska Lallemand angehörte; sie war im Besitz derselben schon ein Jahr vorher, als Bletry dies Mädchen in einer Erziehungsanstalt zu Mühlhausen unterbrachte. Zwar behauptet Franziska, sie habe damals eine ganz andere Kiste in jene Anstalt mitgebracht: allein diese letztere Kiste ist von keiner der Personen, die mit ihr in Berührung waren, als ihr gehörig erkannt worden; Alle behaupten, dieselbe nie gesehen zu haben.

„Ferner ist erwiesen, daß Bletry lebhafte Besorgniß in Betreff eines Schlüsselbundes geäußert hat, welchen er auch bei Seite zu schaffen wußte; als die Behörden dessen Vorzeigung verlangten, brachte er einen Schlüsselbund herbei, der augenscheinlich ein ganz verschiedener war. Auch berichten mehre Zeugen Aeußerungen der Angeklagten, die man nur in Beziehung auf das verübte Verbrechen deuten kann.

„Da solchergestalt die Beweise der That feststehen,

erscheint es überflüssig, nach deren Beweggründen zu fragen. Dieselben lassen sich schon deshalb nicht mit voller Bestimmtheit nachweisen, weil, trotz aller Nachforschungen, der Name des Schlachtopfers nicht entdeckt werden konnte. Indessen lassen sie sich dennoch hinreichend herausstellen. Vor dem 3. Juni befand sich Bletry in so großer Geldnoth, daß er aufs Aeußerste gebracht schien; er mußte Geld für das tägliche Brot borgen. Nach dem 3. Juni kehrt plötzlich der Ueberfluß ins Haus ein; Ausgaben ohne Noth und ohne Zweck geschehen Tag für Tag; die vertrautesten Freunde Bletry's sind in Erstaunen darüber und können sich diese plötzliche Aenderung nicht erklären. Bletry selbst vermag keine Auskunft darüber zu geben; die einzige Erklärung findet sich in der Bereicherung durch die Mordthat." —

Doch sind auch dieser Klageschrift, die alles Faßbare umfaßt, mehre Momente entgangen, welche später erst in den Zeugenverhören zu Bedeutung auftauchen, d. h. zu der Bedeutung, welche man hüben oder drüben ihnen beilegt. Die Materie, mit der man es hier zu thun hat, ist weich, ein Fluidum; erst durch die subjective Berührung, Anschauung, Beleuchtung gewinnt sie Gestalt, Farbe und Wesenheit.

Die vier Angeklagten auf ihrer Bank hatten die Aufmerksamkeit mehr gefesselt, als die Anklageacte, deren Inhalt aus den ersten Verhandlungen und aus hundertfachen Zeitungsnachrichten den Zuhörern bereits bekannt war. Neues von Bedeutung war, aller Sorgfalt der Behörden ungeachtet, in letzter Zeit nicht hinzugekommen.

Bletry, der Hauptangeklagte, mit Vornamen Jean, Nicholas, Sosthenes, war ein Mann im Alter von 45

Jahren; er gab sein Gewerbe als Handelsmann an. In geschmackvoller Kleidung, von kleiner Gestalt, schwarzen und lebhaft blickenden Augen, sah er eher einem Südfranzosen ähnlich, als einem Elsasser.

Franziska Lallemand, seine Geliebte und Haushälterin, aus Sevenans bei Belfort, wird als ein hübsches, blondhaariges Mädchen geschildert, 24 Jahre alt.

Friedrich Weidenbacher, Bletry's Diener, früher Küfer, 46 Jahre alt, und aus Birgheim in Würtemberg gebürtig, erscheint in den Verhandlungen gewissermaßen als die lustige Person der Tragödie, wenigstens passiv. Sein apathisches Gesicht, von dem es heißt, daß es einen bedeutenden Mangel an Verstand ausdrücke, lächelt beständig. Von Angst, Schreck und andern Affecten keine Spur. Als Trinker bekannt, drückt er während der Verhandlungen nur einen Schmerz aus, daß er in der langen Gefangenschaft seiner einzigen und Hauptneigung zum Weine entsagen müssen. Er spricht nur schwäbisch deutsch. Fragen und Antworten müssen daher durch einen Dolmetscher (in einer deutschen Stadt!) mitgetheilt werden. So spielt das rein deutsche Element hier im Processe die traurige Rolle, welche es nur zu oft an dieser Grenze zu spielen verdammt ist.

Magdalene Dinicher, eine Zeit lang in Bletry's Diensten, ist ein elsasser Bauermädchen, 40 Jahre alt, aus Schlettstadt gebürtig, die französisch und deutsch spricht.

Neben den Advocaten für die Angeklagten hatte noch eine Person Platz genommen, welche nicht unwichtig auf den Proceß einwirkte, obgleich sie während den Verhandlungen nicht das Wort genommen hat. Es war Bletry's Bruder, der seine Stelle als Staatsanwalt zu Mümpelgard aufgegeben hatte, um die Vertheidigung des ange-

klagten Bruders zu unterstützen. Der Advocat Baillet rühmte in seiner Vertheidigungsrede von ihm, daß er ein edles Beispiel brüderlicher Hingebung gezeigt, indem er auch sein Vermögen, das mühsam erworbene Erbgut seiner Väter, 97,000 Francs, hingeopfert, um Mittel zu schaffen, seines Bruders Unschuld zu beweisen.

Es bleibe dahin gestellt, wie viel davon oratorischer Schmuck ist, denn die Anführung geschah, um bei den Geschwornen das Interesse für die Leidenden zu erhöhen. Als Resultat bleibt, daß hier außerordentliche Mittel versucht wurden, für die Angeklagten zu wirken. Wenn ein Staatsbeamter um deswillen sein Amt niederlegen, sein Vermögen wirklich opfern mußte, so kann ein Zustand nur bedauert werden, welcher Angeklagten nur unter solchen Bedingungen Mittel gewährt ihre Unschuld zu beweisen. Ein Angeklagter, dem sie nicht zu Gebote standen, hätte also unter gleichen Umständen verurtheilt werden können! Aber unser Trost könnte sein, daß hier besondere Umstände mitgespielt haben. Von der einen Seite scheint man es als eine allgemeine Ehrensache betrachtet zu haben, daß der Flecken von der im Elsaß sehr angesehenen Familie Bietry — der verstorbene Vater des Angeschuldigten in Belfort wird als eine besonders in Ansehen und Achtung gestandene Notabilität erwähnt — abgenommen werde, während die Anklage es ebenso hervorhebt, daß ein Verbrechen nicht um deshalb unbestraft bleibe, weil der Thäter den höheren Kreisen der Gesellschaft angehöre. Wir wissen nicht, in wiefern die Familie Bietry der Gegenstand des Neides und des Hasses in der Bevölkerung gewesen, welche Parteikämpfe dabei im Spiele waren, oder ob es allein die Lebensart und das Gewerbe des angeklagten Bietry war, die Widerwillen und Haß gegen ihn persönlich erzeugt hatten.

Der Generaladvocat bemerkt nur in seiner Anrede an die Geschwornen, daß ihre Aufgabe „unter dem Schwanken der öffentlichen Ansichten, in der Hitze des Meinungsstreites, in der drängenden Bewegung mannichfacher Leidenschaften" eine schwierige sei. Daß auf der gegnerischen Seite eine Voreingenommenheit mit im Spiele gewesen, daß auch hier der Volksglaube mit thätig war, daß ein endemischer Wahn Vermuthungen erweckte, steigerte und in dieser Dunstatmosphäre Zeugen aufwuchsen, die ihren Glauben an die Sache für Kenntniß von derselben nahmen, scheint so wenig in Abrede gestellt werden zu können, als bei den vielen ähnlichen Processen, die unser Pitaval mittheilte, und über die wir unsere Ansicht des Weitern im Fualdes'schen Falle ausgesprochen haben. Wo ein solcher Volkswahn gegen Angeklagte kämpft, gehören freilich ungewöhnliche Mittel und Anstrengungen dazu, ihm zu widerstehen.

Die Apparate zur Verhandlung entsprachen der schreckhaften Erwartung, die man nach dem bis da Bekannten hegen durfte.

Am Fuße der Gerichtstafel sah man auf einem Tische eine kleine Kiste von gelblicher Farbe, dieselbe, in welcher der Leichnam gefunden; das Gestell des Kanapee's, auf welchem der Mord geschehen sein sollte; das Hemd, welches man an der Leiche fand, mit den Buchstaben B. G. gezeichnet; dann zwei große Taschentücher mit denselben Buchstaben; endlich mehres Weißzeuch, im Hause Bletry's gefunden.

Nachdem die Anklageschrift verlesen worden, ward eine Kiste herbeigebracht, in welcher sich eine genaue Nachbildung des Bletry'schen Hauses befand, die Bletry selbst im Gefängnisse anagefertigt hatte. Das Haus, wie schon erwähnt, liegt in der Nähe von Mühlhausen, zwi-

schen dem Wege nach Altkirch und der Eisenbahn von Basel nach Straßburg; es hat ein Erdgeschoß mit einem oberen Stockwerke, und Mansarden über dem letzteren. In dem Zimmer, das rechter Hand im oberen Stocke liegt, ist, wie die Anklage sagt, das Verbrechen begangen worden; es war das Wohnzimmer der Geliebten Bietry's, Franziska Lallemand. Bietry wohnte in dem gegenüberliegenden Zimmer.

Hierauf hielt der Generaladvocat eine Anrede allgemeinen Inhaltes an die Geschwornen, und nachdem die Zeugen aufgerufen worden — 130 an der Zahl! — hieß der Präsident die Kiste auf dem Tische öffnen, und man erblickte in einer gläsernen Kugel einen scheußlich aussehenden, fast unkenntlichen Kopf.

Bietry mußte näher treten. Befragt, ob er den Kopf kenne, antwortete er mit fester Stimme: Nein, Herr Präsident. Er verrieth, als er sich wieder hinsetzte, nicht die geringste Erschütterung.

Die Verhandlungen gingen zum Verhör der Angeklagten über. Wir finden keine vollständige Auslassung, weder des Hauptangeklagten, noch seiner Mitangeschuldigten, was sich aus der Sachlage von selbst erklärt. Für sie gab es keinen Zusammenhang; sie konnten nur die einzelnen sie gravirenden Thatumstände ableugnen, oder ihnen eine andere Bedeutung geben, als die, in welcher die Anklage sie aufführte.

Bietry beschuldigte die Anklage eines vollständigen Irrthums. Man habe, seit er im Gefängnisse sei, alle seine Handlungen angegriffen und die reinsten Thaten seines Lebens gegen ihn gekehrt.

Wenn eine schwarze Dame am 3. Juni zu wieder-

holten Malen nach ihm gefragt, ſo wiſſe er nichts davon, und könne doch nicht verhindern, daß Jemand ſeinen Namen nenne und nach ihm frage. Weder ſei eine ſolche Dame an dem Tage in ſein Haus getreten, noch ſei, oder konne ſie an dem Nachmittage in ſeinem Garten ſpazieren gegangen ſein. Moglich wäre es, daß eine ſolche Dame in dem offenſtehenden Garten ſeines Nachbarn ſpazieren gegangen.

Die Angabe der Lacour von dem Vorfalle am Nachmittage des 3. Juni (einem Sonnabend) ſtellte er jedoch nicht abſolut als Lüge oder Einbildung in Abrede. Nur könne ſie keinen Schrei gehört haben. Er habe an dem Nachmittage krank darnieder gelegen. Er habe nach Franziska mit lauter Stimme gerufen. Auch das Geräuſch, den Fall, den die Lacour gehört haben wollte, wies er ganz ab. Das Geräuſch werde daher gekommen ſein, daß er einen Ziegelſtein zerbrochen, welchen er in ein Paket thun wollen, das einen Brief an ſeinen Bruder nach Mümpelgard enthielt. Ihm ſei ein Gerichtsbefehl, abſichtlich ſpät, übergeben worden, er habe nicht gewußt, daß es ein Endurtheil ſei, welches, wegen einer Forderung, den Arreſt gegen ihn verfügte. Nachdem er den Brief an ſeinen Bruder geſchrieben, habe er einen halben Ziegelſtein in das Paket gelegt, damit daſſelbe das vorſchriftsmäßige Gewicht von einem Kilogramm erhalte, um von der Diligence mitgenommen zu werden. Der Beweis, daß ſein Brief ſehr dringend geweſen, ergebe ſich daraus, daß, nachdem er am Sonnabend Abend geſchrieben, die Antwort des Bruders ſchon am Montag (5. Juni) eingetroffen wäre.

Der Präſident bemerkte, wie es auffällig ſei, daß er dieſe Erklärung erſt nachträglich gegeben, während er früher den Schrei und das Geräuſch anders zu erklären

versucht. Bletry erwiderte: daß ihm tausend Umstände in dieser Sache jedesmal erst wieder bei Gelegenheit ins Gedächtniß kämen.

Ihm ward ferner bemerkt, daß der damalige Gerichtsbefehl gar nicht so dringend gewesen, als daß er um deswillen, und noch dazu krank, sofort an seinen Bruder schreiben müssen, um dessen Rath zu erholen. Bletry entgegnete: von 5 bis 6 Verhaftsbefehlen gedrängt, mit der Aussicht auf den Bankrutt, der vor der Thüre stehe, werde man beim unbedeutendsten Gerichtsbefehl ängstlich; überdem habe ihm der Gläubiger, der ihm diesen letzten Befehl behändigen lassen, besondere Beweise seines Hasses gegeben, sodaß er, wenn auch noch nicht auf der Stelle den Verhaft, doch die Beschlagnahme seines ganzen Hausgeräthes zu gewärtigen gehabt.

Seine Betrübniß am 4. Juni (Sonntag), die von Vielen bemerkt worden, erklärte Bletry als sehr natürlich nach so vielfachen Bedrängnissen von Seiten seiner Gläubiger; dann aber habe er seit dem 31. Mai an einem heftigen Halsübel gelitten, weshalb er sich öfters Blutegel setzen müssen.

Von Blutflecken in seinem Hause, in seiner Wäsche wisse er nichts. Wenn dergleichen gefunden worden, möchten sie von den Blutegeln, oder auch von den Hämorrhoiden herrühren, an denen er gelitten und die oft Blutverluste veranlaßt hätten.

Die mit B. G. gezeichneten Tücher, welche bei der Leiche gefunden, kenne er nicht, er habe sich überhaupt um sein Weißzeuch sehr wenig gekümmert. Uebrigens könnten viele hundert Personen Namen haben, welche mit diesen Buchstaben anfingen: „bin ich schuldig, so sind diese es auch.“

Am Morgen des 5. Juni, Montags, waren nach

Hoch im maleriſchen Falle ſtürzt ſich nicht weit von der Stelle der Grútafoß durch eine enge, ſchwarze Felsſchlucht in den Lougen. Eine Rauchſäule ſteigt auf und ſein feiner Staubregen beſprützt die ganze Straße. In der Morgenbeleuchtung gewährt er einen ſo reizend großartigen Anblick, daß meine Reiſegefährten ihn für das ſchönſte Bild aller bisher geſehenen Waſſerfälle erklärten.

Aber die Sonne hörte bald auf zu ſcheinen. Sie gehörte auch nicht mehr in die Regionen, die wir betraten. Immer öder, kahler, bedeckt mit ſchwarzen Schlacken, wurden die ſteilen Höhen. Eine Revolution durch Feuer ſchien hier ihre Reſte zurückgelaſſen zu haben, mitten in den Gegenden, die das Waſſer unverkennbar gebildet. So aſchenartig bedeckten die Schieferſtücke die Bergwände, während kohlenartig ſchwarze Felsblöcke aus dem Grau hervorragten. Ungeheure, zuſammengerüllte Felsklumpen glichen den Hünengräbern eines Gigantengeſchlechts. Anziehender für uns wurde der erſte Anblick eines Schneeberges. Zwiſchen den jähen Uferbergen grüßte uns ein dritter, iſolirter aus weiter Ferne. Eine Perlenkrone von Schnee umkränzte ſeinen

der Anklage seine 3 Mitbeschuldigten auf einem Wagen auf dem Altkircher Wege gesehen worden. — Dieses bestritt Bletry auf das Bestimmteste. Weidenbacher und die Dinicher hätten an dem Tage das Haus nicht verlassen; er aber sei an dem Montage mit seiner Geliebten, Franziska, nach Basel mit der Eisenbahn gereist.

Bletry hatte ein Bund Schlüssel bei Seite geschafft, welches er seinem Freunde, dem Commissar Fisson, übergeben, um die Schlüssel einzeln wegzuschaffen. Unter denselben sollte auch der zur Kiste gewesen sein, in welcher sich die Leiche befand. Der Angeklagte erklärte, er habe es gethan, weil er nicht geglaubt, daß er zwei Jahre im Gefängniß schmachten werde, auch damit ein anderer Bekannter, Galisser, nicht belästigt werde. Uebrigens habe er Fisson auch gebeten 200 Francs in Golde, die Franziska ihm unbewußt gehabt, mitzunehmen, damit sie ihr nicht gestohlen würden.

Daß Franziska nach der That so viel Geld besaß, war auffällig, da kurz vorher im Hause und in der ganzen Wirthschaft eine so große Dürftigkeit geherrscht. Bletry konnte darauf nichts anführen, als daß er von ihrem Gelde nichts gewußt, da er nicht gewohnt sei in den Sachen anderer Personen nachzusuchen.

Es sei ermittelt, erklärte der Präsident, daß Bletry vor dem 3. Juni im größten Mangel sich befand; seinen Holzbedarf kaufte er jedesmal für 4 bis 5 Sous ein. Am 3. Juni hatte er nur 7 Sous, während an den nachfolgenden Tagen ein plötzlicher Wohlstand eintrat; denn er habe verschiedene Ausgaben gemacht, ein Schild und Anderes eingekauft, sei nach Basel und anderswohin gereist, ohne daß ein besonderer Zweck dieser Ausflüge klar geworden.

Bletry erwiderte darauf, daß er ein Handelsmann

sei, aber es sei unwahr, daß er im Mangel gewesen. Wenn er seinen Gläubigern nicht Vertrauen eingeflößt, wurde er nicht noch jetzt eine Masse von 138,000 Francs besitzen. Jedenfalls sei er nicht ohne Hülfsquellen gewesen.

Dieser Vermögenspunkt, seine Schuldverhältnisse, also das Motiv der That, scheint durch die Untersuchung am wenigsten erschöpft und aufgeklärt, gleich wie auch im Fualdès'schen Processe dieser Punkt im Dunkel blieb. Hier mögen die Unterstützungen und Bemühungen der Familie den Bankrutt aufgehalten und das Licht, was daher kommen durfte, verdunkelt haben. Daß aber ein wirklicher, wenn auch nur augenblicklicher, großer Mangel da war, scheint durch die Zeugenaussagen außer Zweifel gesetzt.

Die Aussagen der drei andern Angeklagten stimmen im Wesentlichen mit der Bletry's überein; wobei aber zu bemerken, daß sie, nach der Entdeckung der Leiche und bis zu ihrer Verhaftung, Zeit genug hatten, sich zu verständigen; ja, daß sie auch noch im Gefängniß in der ersten Zeit mit einander communicirten. Ein Gefangenwärter ward deshalb seines Amtes entsetzt.

Franziska Lallemand erklärte mit der zuversichtlichsten Ruhe, daß sie unschuldig sei. Auch sie wußte nichts von einer fremden, schwarz gekleideten Dame, welche am Nachmittage des Sonnabends in ihr Haus gekommen und im Garten spazieren gegangen sei; ja, sie versicherte mit Bestimmtheit: „es ist keine andere Dame gekommen." Sie nannte mehre Frauen, die wol gekommen sein dürften, die aber von den Zeu-

gen gekannt waren und die, nach Ausſage derſelben, keine Aehnlichkeit mit der Fremden gehabt.

Die Geſchichte mit dem Aufſchrei, dem Fall, daß dieſer von einem Ziegelſteine hergerührt, den Bietry zerbrochen, erzählte ſie ganz in Uebereinſtimmung mit dieſem Letzteren. Aber auch ſie hatte dieſe Erklärung erſt bei den ſpätern Verhören abgegeben. Warum? „Wenn man unſchuldig iſt, denkt man nicht an Alles.“ Sie wußte nichts davon, daß ſie ſehr aufgeregt geweſen, als ſie aus der Stube auf die Treppe trat, und nichts von einer blutigen Hand. Den Brief, oder vielmehr das Paket, das Bietry geſchrieben, habe ſie ſelbſt an dem Abend nach der Diligence getragen, weil Fritz Weidenbacher zu langſam ſei.

Auch Franziska war am Sonntage (4., der Pfingſttag) ſehr traurig geweſen, und man hatte an ihr die mehr als nachläſſige Tracht an dem Feſttage auffällig bemerkt. — Sie wollte in der Küche mit häuslichen Arbeiten beſchäftigt geweſen ſein.

An dieſem Pfingſtſonntage ſollte, der Anklage zufolge, Niemand in das Haus eingelaſſen worden ſein. Franziska behauptete, es habe Jedem offen geſtanden, und weder habe ſie dem einen Zeugen, der es behaupte, den Eintritt verwehrt, noch Herrn Fiſſon in der Wirthsſtube zurückgehalten, da Bietry ſelbſt unten geweſen, der Fiſſon keineswegs entfernen wollen.

Franziska leugnete nicht, daß Blut im Hauſe, vielleicht in der Wäſche, vielleicht auf den Möbeln geweſen, aber dieſe Blutflecken könnten nur von ihrer Schweſter herrühren, die eine Zeit bei ihr gewohnt und krank geweſen. Der Präſident machte ſie darauf aufmerkſam, daß Blutflecken auch über dem Kanapee, auf der Tapete und dem Getäfel gefunden worden;

wenn ihre Schwester Blutverlust gehabt, hätte doch dies Blut nicht so hoch spritzen können.

Die beiden Tücher, mit den Buchstaben B. C., deren eins bei der Leiche, das andere um die später entdeckten Beine als Umschlag gefunden worden, wollte sie nie gesehen haben.

Montag am 5. Juni sei sie früh bei einem Herrn Decker gewesen, um ihren Miethsvertrag einschreiben zu lassen. Nach dem Frühstück sei sie mit Bletry nach Basel gefahren, um ein Wirthshausschild zu kaufen. Es sei daher unmöglich, daß sie mit der Dinicher und Fritz Weidenbacher über die Altkircher Brücke gefahren, oder eine der beiden Frauen gewesen, welche die Kiste nach Fegersheim brachten.

Die ihr vorgewiesene Kiste, in welcher die Leiche gefunden worden, erklärte sie nie besessen, oder vorher gesehen zu haben. Auch der Umstand, daß eine Schwester Flavia und andere „Schwestern von der Vorsehung," bei denen sie früher in Unterricht gegangen, die Kiste für die ihrige erkannt, konnte sie nicht umstimmen: „Wäre dem so, ich würde es nicht leugnen." — Mehre Zeugen hatten die Kiste, welche Franziska als die ihr zugehörende angab, dafür nicht erkannt. Sie hatte darauf nichts zu erwidern.

Fritz Weidenbacher erklärte sich für ebenso unschuldig. Er hatte am 3. Abends nichts Besonderes bemerkt. Bletry hatte ihn um 8 Uhr gerufen, von Franziska eine Feder, von ihm einen Ziegelstein gefordert, um ein Paket zu machen, welches Franziska nach Mühlhausen auf den Eilwagen getragen. Am Abende sei sie mit Bailly (dem Franziska auf dem Rückwege von der Post begegnet sein wollte) zurückgekehrt. Von der schwar-

zen Dame wußte er nichts. Er hatte nie Blutflecken im Hause, im Zimmer oder auf dem Kanapee bemerkt. Dagegen hatte auch er oft heftiges Nasenbluten gehabt, und auch in dem bewußten Zimmer. Vom Generaladvocaten befragt: warum er den Umstand nicht bei der Untersuchung angegeben, antwortete er: „Ich wohnte in dem Zimmer, wo man Blut gesehen hat, ehe Magdalene Dinicher ankam; vorher aber hat Franziska's Schwester darin gewohnt. Diese litt an geschwollenem Zahnfleisch und ließ sich Blutegel ansetzen, welche sie zu Mühlhausen gekauft hatte; das Blut spie sie auf den Boden aus. Wahrscheinlich kommen hiervon die Blutspuren. Dies Mädchen hatte gesagt, sie wolle Bletry und ihre Schwester nicht wissen lassen, daß sie sich Blutegel anlegen ließ."

Um Pfingsten hatte man auch ihn traurig gesehen. Fritz wollte nichts davon wissen. Ebensowenig hatte er am 3. oder 4. Juni Abends verschiedenen Personen, welche bei Bletry trinken wollen, den Eingang verwehrt. Nur zu einem Thomas und Andern, die in Abwesenheit Bletry's und Franziska's gekommen wären, hatte er gesagt, da er die Schlüssel zum Keller nicht habe, könne er ihnen mit nichts aufwarten.

Fritz räumte ein, daß er einen mit einem Schimmel bespannten Wagen, auf dem eine Kiste war, gefahren, aber das sei für Herrn Schulz geschehen, und nicht Montag am 5. Juni, sondern Dienstag am 6. Nicht wie der Zeuge (der ihn am 5. gesehen haben wollte) sage, habe er da einen blauen, sondern einen weißen Kittel angehabt, den er von Herrn Bletry hatte.

Davon, daß er zu mehren Personen nach dem 5. Juni gesagt haben solle, es sei kein Geldmangel mehr im Hause, wußte er nichts. Die Kiste kannte er nicht.

Magdalene Dinicher war erst gegen Ende Mai 1843 in Bletry's Haus gekommen. Sie war nach Mühlhausen gegangen, um von Franziska Lallemand, welche von Magdalenen's Schwager Bierkrüge gekauft, die Bezahlung einzufordern, und blieb dann einige Tage dort, doch ohne in Bletry's Dienste zu treten.

Sie schlief in dem Zimmer, wo das Kanapee stand (früher hatte Franziska darin gewohnt), hatte aber keine Blutflecken bemerkt. Fritz Weidenbacher sah sie wol ein Mal an der Nase bluten, es war aber auf dem Hofe. Am 3. Juni wollte sie allein mit häuslichen Arbeiten beschäftigt gewesen sein, und hatte daher ebenfalls keine schwarze Dame eintreten gesehen; nur einen Herrn, der Herrn Bletry ein Papier durchs Fenster gereicht (der Gerichtsbote, welcher Bletry, nach dessen Aussage, den verdrießlichen Executionsbefehl überbrachte). Eben so wenig wußte sie von einer Dame, die im Garten spazieren gegangen wäre.

Sie wollte nachher nicht bemerkt haben, daß die Wäsche unrein, d. h. mit Blut befleckt war, auch nicht ein blutbeflecktes Hemde der Frau Lacour gezeigt haben. Die Wäsche habe nur Flecken von Weinhefen und Rost gehabt. Dagegen hatte auch sie gehört, wie Bletry Franziska Lallemand rief und eine Feder forderte; sie sah wie Franziska deshalb zur Frau Lacour ging; sie horte wie Herr Bletry von Fritz einen Ziegelstein verlangte und zerbrach, um ihn in ein Paket zu legen, welches am nämlichen Abende nach dem Eilwagen besorgt ward.

Montag (5.) Morgens sei sie nicht und könne auch nicht auf der Station Dornbach gewesen sein; denn an dem Tage „gingen Fritz (?) und Herr Bletry nach Basel," sie sei zu Haus geblieben, und mehre Personen

gekommen. Da habe auch der Postbote um 10 Uhr ein Paket gebracht (die angebliche Antwort des Procurators Bletry), wofür sie 1 Franc und 10 Centimes bezahlt. Die ihr vorgelegten Tücher kannte sie nicht; wußte dagegen, daß die Schwester der Franziska, als sie ins Haus gekommen, großen Blutverlust gehabt hätte.

Sie allein unter allen Angeklagten gerieth in Affect, und auf die Frage: ob sie dabei beharre, nichts vom Verbrechen zu wissen, rief sie mit bewegter, immer heftigerer Stimme: „Ich weiß nichts davon, ich bin unschuldig. Ich bin mit Bletry nicht verwandt. Wenn ich von seiner Schuld wüßte, so hätte ichs gesagt. Ich weiß nichts; ich kann nichts aussagen, und bin nun schon zwei Jahre im Gefängniß!"

So die Aussagen der Angeschuldigten, die merkwürdig übereinstimmen, so merkwürdig in geringfügigen Umständen, daß das Zusammenspiel, die gegenseitige Verabredung in die Augen springt. Wie wäre es denkbar, daß vier Personen zugleich, und nach einem so langen Zwischenraume an Zeit, sich von selbst und dergestalt genau des Umstandes von dem zerbrochenen Ziegelstein und was damit zusammenhängt, entsinnen sollten! Bei der ersten Untersuchung fehlte die Aussage der Lacour, also auch der unterdruckte Schrei, der Sturz oder Fall und das Hinausstürzen Franziska Lallemand's. Nachdem diese Aussagen dem Processe ein neues Fundament, und eine für die Angeklagten gefährliche Wendung gegeben, mußte von ihrer Seite Alles geschehen, sie entweder zu entkräften, oder ihr eine unschädliche Auslegung und Wendung zu geben. Das Erstere scheint nicht zutreffig gewesen zu

sein, es schwebte eine Macht der Wahrheit darüber, die sich nicht wegleugnen ließ. Da wird — wir sagen nicht ersonnen, aber aufgestellt — die fabelhafte Geschichte von einem Briefe, der schnell beantwortet werden muß, und von einem Ziegelsteine, mit dem der Brief beschwert wird, um ein paar Centimes Porto in einer Angelegenheit zu sparen, wo das Wohl und Weh eines Hausstandes auf dem Spiele stand. Je öfter sie wiederholt wird, um so seltsamer klingt uns diese Geschichte. Aber zugestanden, daß es so gewesen, daß in Bletry's Kopfe dieses Auskunftsmittel entsprungen, daß es in den gesellschaftlichen Kreisen dort nichts Ungewöhnliches wäre; wie kommt es, daß nach Verlauf so vieler Monate nicht er und Franziska allein, daß auch die Dinicher und selbst der stumpfe Fritz Weidenbacher sich so genau aller Details bei diesem gleichgültigen und unbedeutenden Vorfalle erinnern! Von der Dinicher erfahren wir aus deren Verhör, daß sie erst im Februar 1844 die Thatsache erwähnte. Auf die Frage: warum sie so lange über diesen Umstand geschwiegen? erwiderte sie: man habe keine Erklärung von ihr darüber verlangt. — Und dann, nach Ablauf eines Jahres, entsann sie sich: wie Herr Bletry (Nachmittags am 3. Juni) Franziska Lallemand gerufen; wie er eine Feder verlangt; wie Franziska darauf zur Frau Lacour gegangen; wie Bletry von Fritz einen Ziegelstein verlangt; wie er ihn zerbrochen; wie das geschehen, um ihn in ein Paket zu legen; und wie dies Paket noch am nämlichen Abend auf den Eilwagen besorgt worden. Es ist ganz unmöglich, hier über die Annahme einer Verabredung, einer Einflüsterung hinweg zu kommen. Ruhte das Gewicht der Anschuldigung allein auf diesem Punkte, und wären nicht in dem ganzen Gebäude derselben andere Widersprüche und Lücken,

die es wieder zerfallen machen, so wäre grade diese Uebereinstimmung in ihrer Ausrede aufs Höchste für die Angeschuldigten gravirend. Das populaire qui s'excuse s'accuse läßt sich nicht abweisen. Wenn sie, in reiner Unschuld, sich durch die Aussagen der Lacour gar nicht getroffen gefühlt hätten, würden sie darüber vornehm gelächelt und ihren Verstand nicht angestrengt haben, dem Geräusch, das jene gehört haben wollte, eine so complicirte Deutung zu geben. Ihnen wären, bei einem ganz unbefleckten Gewissen, die gleichgültigen Vorfälle jenes Nachmittags längst aus dem Sinne entschwunden. Der combinirende Scharfsinn, sie auf die angegebene Art zu erklären, umschließt das Schuldbewußtsein, daß die Lacour wirklich Etwas gehört, und das Gehörte nichts durchaus Gleichgültiges gewesen.

Uebersehen darf übrigens nicht werden, daß die Klarheit, Entschiedenheit und Uebereinstimmung in den Antworten der Angeschuldigten, welche im Allgemeinen zu ihren Gunsten spräche, nicht allein das Resultat geheimer Besprechungen war, sondern daß sie sämmtlich schon ein Mal vor Gericht gestanden und durch die ersten öffentlichen Verhöre eine Uebereinstimmung in ihren Aussagen sich bereits gemacht hatte. Jeder wußte officiell, was die Anderen in der Hauptsache gesagt, wie weit er daher in seinen Aussagen zu gehen habe, um weder sich, noch seine Genossen zu compromittiren.

Wir gehen nun zu den Zeugenvernehmungen über, einer schwierigen Arbeit wegen des Durcheinander ihrer Aussagen. Um uns und unsere Leser möglichst zu einer Anschauung der Indicien und des Gewichtes, welches ihnen beizulegen, zu bringen, die in der Art, wie die Zeugen vernommen wurden, den Geschwornen sehr erschwert wurde, werden wir die Momente, welche die

Anklage hervorhebt, in chronologischer Folge einzeln durchgehen und, die Zeugenaussagen trennend, zu jedem dieser Punkte die darauf bezüglichen Auslassungen herausnehmen und zusammenstellen.

Die Leiche entdeckt. Wer sie abgeliefert.

Der Einnehmer an der Bahnstation Fegersheim wiederholte über die Auffindung der Kiste nur Dasjenige, was uns aus der Anklageschrift bekannt ist. Die Kiste war, weil Niemand sie in Anspruch nahm, in das Stationshaus gebracht worden. Man konnte den Ort, woher sie kam, nicht gleich lesen, weil er mit Bleistift geschrieben und wieder zum Theil ausgelöscht war. — Nachdem der üble Geruch die Aufmerksamkeit auf diese Kiste gelenkt, wurde sie in Gegenwart des Friedensrichters eröffnet.

Der Bahnwärter aber hatte, nach Anzeige des Einnehmers, um die Station einen Mann in einem sammtenen Oberrocke, blauen Pantalons und einer Mütze oft umher schleichen gesehen. Er sei stark, kurz und von dunkler Gesichtsfarbe gewesen.

Später erklärte dieser Bahnwärter, Leopold Sens, selbst vor Gericht: „Am 5. Juni 1843 wurde unter andern eine schwere Kiste auf der Station abgeladen und einstweilen aufbewahrt. Am 9. Juni Nachmittags sah ich einen Mann in sammtenem Oberrocke und schmutzigen Hosen. Seine Mütze war tief in die Augen gedrückt; seine Stiefeln waren voll Koth und abgetreten. Er trug einen starken Backenbart wie ein Band rund um das Gesicht; seine Nase war stark. Er begab sich

braungrauen Scheitel. Er gehörte einer neuen Region an, die wir noch zu betreten hatten.

Jetzt gewinnt mit jedem Schritte die Gegend ein verändertes Ansehn. Zusehends treten wir aus dem Thal heraus, welches nur eng schien, so lange wir uns unten befanden. Der Weg, immer steigend, windet sich durch graues, verwittertes Geklüft. Das dunkelgrüne Guldbrandsdal hinter uns, dünket uns, wo wir es von der Höhe gewahren, eine paradiesisch liebliche Flur. Die Schlucht wird eng, die Luft empfindlich kalt. Am Rande eines schroffen Abgrundes windet sich die Straße, die Schlucht eines Bergstroms hinauf, den wir, glaube ich, nicht mehr mit vollem Rechte, Lougen nennen dürfen, und das Wasser unter uns tobt dergestalt, daß wir schreien müssen, um uns zu verstehen. Und dies ist kein einzelner Fall, sondern dauert, während einer langen Strecke Weges, wo man zur Erleichterung der Thiere absteigt. Habe ich früher von Abgründen am Wege gesprochen, so bereue ich den Ausdruck, da unsere Sprache keine Steigerung für den gesteigerten Begriff enthält. Hier, wenn man in diese tiefste Tiefe blickt, und der nie gedämpfte Zorn des Wassergeistes mit tau-

in den Wartesaal und warf einen Blick hinein. Seine Hände waren gelb; der kleine Finger an einer Hand war steif. Auch am 10., nach der Ankunft des ersten Straßburger Zuges, kam er wieder auf die Station, und machte es wie den Tag zuvor. Am folgenden Tage wurde die Kiste, weil sie sehr übel roch, in Gegenwart des Friedensrichters geöffnet. Diesen Tag kam derselbe Mann wieder auf die Station, ging im Wartesaale auf und nieder, und entfernte sich, ohne wieder zu kommen. Ich bemerkte, daß sein Bart den letzten Tag geschnitten war. Er verbarg das Gesicht immer mit der Mütze."

Als der Präsident Bietry aufzustehen nöthigte, erkannte Sens in ihm die Hautfarbe, den Bart, das gelbe, glänzende Gesicht, die Nase wieder. Daher habe er schon, als er ihn zu Altkirch das erste Mal im Gefängniß wiedergesehen, zu ihm gesagt: „Sie habe ich zu Fegersheim gesehen." — Bietry zuckte die Achseln: zu jener Zeit, wo Sens ihn gesehen haben wolle, sei er ununterbrochen in Val-Dieu gewesen. Uebrigens zeigte er, daß er jeden Finger bewegen könne.

Allerdings sagten zwei Zeugen, daß er in Val-Dieu vom 7. bis 15. Juni gewesen, wohin auch Franziska ihm nachgereist. Der Unternehmer öffentlicher Arbeiten, Schulz, hatte ihn engagirt, seine Bücher zu führen. Ein anderer Zeuge hatte ihn aber am 10. Juni zu Mühlhausen gesehen, und sein eigener Wirth an jenem Orte sagte, daß er manchmal im Laufe des Tages abwesend war. Bei der schnellen Verbindung durch die Eisenbahn (Val-Dieu liegt nur 2 Stunden von der nächsten Station) konnte er leicht an ein und demselben Tage an sehr verschiedenen Orten gesehen werden.

Der Professor Tourdes aus Straßburg wiederholte seinen Bericht über die von ihm vorgenommene Leichen-

schau in Kürze dahin: „Man fand in der Kiste an Kleidern und Weißzeuch: einen Frauenrock, ein Bettuch mit den Zeichen E. S. T., ein linnenes Hemd, dessen Aermel und Vordertheil zerrissen waren; ein Taschentuch mit den Buchstaben B. G., ein Stück Strohflechte, ein langes violettes Band, eine Chemisette, Stücke Zeuch von verschiedenen Farben. Daß die Wunde am Hals der betreffenden Person noch im Leben beigebracht worden, ergibt sich aus der Zusammenziehung der Muskeln an dieser Stelle; denn im Tode findet eine solche Zusammenziehung nicht Statt. Die Ohren waren nicht durchbohrt; die Finger hatten keine Spur von getragenen Ringen. Die Hand war fein und zart; die Nägel kurz geschnitten und am Rande schwarz. Einige der Kleidungsstücke zeugen von Wohlstand, andere von Armuth. Die bei Pfastadt gefundenen Beine gehörten zur Leiche. Die Frau war ungefähr 40 bis 50 Jahre alt. Der Tod erfolgte durch die Halswunde plötzlich und auf einmal; da keine Spur eines Kampfes zu finden, so geschah die That wahrscheinlich, während die Frau schlief. Wenn sie wachte, so müssen wenigstens zwei Personen an dem Verbrechen Theil genommen haben, sonst hätte ihr diese Wunde so nahe am Brustbeine, in fast senkrechter Richtung vom Hals nach dem Nacken, nicht beigebracht werden können. Die Beine sind nach dem Tode abgelöst worden. Nach dem Zustande von Fäulniß, in welchem sich die Leiche befand, muß der Mord zwischen dem 2. und 5. Juni 1843 geschehen sein."

Näher befragt, ob in ihm doch keine Vermuthung aufgestanden, daß das Schlachtopfer zur geringeren Volksclasse gehört haben möge, sagte er, daß ihr körperlicher Zustand widerstreitende Vermuthungen hervorgerufen. Ihr Haar war schön und dicht, die Zähne dagegen fast ver-

dorben; die Hände fein und zart. Das Schwarze am Rande der Nägel möchte vom Staube hergerührt haben, der in die Kiste eingedrungen, die Nägel an den Füßen dagegen wären in schlechtem Zustande gewesen.

Nachträglich erklärte Dr. Tourdes beim Verhör auf die Frage: ob wol das Hemde, das man an der Leiche fand, wirklich das der Gemordeten gewesen? ihm sei wahrscheinlich, daß sie es im Augenblicke der Ermordung getragen, wenn man die große Menge des Blutes erwäge, welche das Hemde in der Gegend des Halses gezeigt.

Es sei möglich, daß das Schlachtopfer, weil im Schlafe überfallen, nicht geschrieen habe, wenn sie aber erwacht, müsse sie, wenn auch nur einen Augenblick vor dem Tode, aufgeschrieen haben.

Die Kiste war durch zwei Frauen am Morgen des 5. Juni (Montag) auf der Station Dornach abgeliefert worden. Wenn sie von Bletry's Hause kam, mußte sie, obgleich dieses Haus dicht an der Eisenbahn liegt, doch erst durch die Stadt Mühlhausen getragen werden, um nach dem Stationshofe Dornach gebracht zu werden.

Die Magd Ursula Meyer (im Dienst bei einem Freiherrn von Heckeren zu Sulz) sah am 5. Juni Morgens zwischen 7 und 8 Uhr zwei Frauen durch Mühlhausen eine Kiste tragen. Sie *glaubte*, eine derselben war Magdalene Dinicher. Einen alten blauen Rock (der der Dinicher gehörte, von dem sie aber behauptet, daß er zu schlecht wäre, als daß sie damit ausginge) erkannte sie als das Kleid, welches die Frau damals trug. Die Kiste auf dem Tische war dieselbe, welche die Frauen trugen.

Der Arbeitsmann Zurban sah zur selben Zeit eine Frau eine Kiste durch Mühlhausen tragen. Die Tage-

löhnerin Wachter sah ebenfalls zwei Frauen, von denen eine eine schwere Kiste trug. Doch erkannte sie diese Frauen in der Dinicher und Lallemand nicht wieder. Aehnlich die Aussage der verehelichten Rehm und der Witwe Lambert.

Am wichtigsten ist die Aussage des Einnehmers Duhour auf der Station Dornach: „Eine Frau und ein Mädchen brachten die Kiste auf die Station. Die Frau nannte sich Frau Brücker. Als der Koffer gewogen wurde, frug ich: „Was ist darin?“ Sie gab keine Antwort. Ich frug: „Ist Leinenzeuch und Kleidung darin?“ Sie sagte darauf: „Ja!“ Sodann stieg die Frau in einen Waggon; der Saalwärter lud den Koffer auf. Als man am 10. Juni mich wegen des Koffers befrug, war mein Gedächtniß noch frisch; ich wußte noch Alles. Als ich hierauf nach 14 Tagen der Haussuchung bei Bletry beiwohnte, sagte ich sogleich, als ich Magdalena Dinicher sah: „Sie sind Frau Brücker!“ Sie antwortete mir: „Sie irren sich.“ Als hierauf in dem Hause verschiedene Gegenstände mit Beschlag belegt wurden, glaubte ich den Rock, den die angebliche Frau Brücker trug, zu erkennen; meine Frau erkannte den Rock ebenfalls. Ich erkenne Franziska Lallemand nicht; aber ich erkenne Magdalene Dinicher ganz bestimmt für die angebliche Frau Brücker, der ich ein Billet nach Fegersheim einhändigte.“

An Glaubwürdigkeit gewinnt diese Aussage dadurch, daß Duhour versicherte: daß die Zahl der Reisenden mit dem Zuge am 5. Morgens nicht beträchtlich gewesen und daß in Dornach nur diese eine Kiste aufgegeben worden. Er sah die Frau, die er in der Dinicher wieder erkennt, in den Waggon einsteigen und sich nieder-

setzen. Möglich sei es, gab er zu, daß sie nachher wieder ausgestiegen, obschon nicht leicht.

Die Aussage der Frau des Einnehmers bekräftigt jene noch durch Anführung solcher Nebenumstände, welche nicht leicht erfunden werden: „Am 5. Juni 1843 sah ich vom „Sträßel" her zwei Frauen kommen, deren eine nach dem Stationshause einen schweren Koffer trug. Beide schienen todtmüde. Ich bat den Angestellten Brigué, ihr beim Aufheben der Kiste zu helfen. Brigué nahm die Kiste; die Frau nahm ein Billet nach Fegersheim unter dem Namen Frau Brücker. Sie sprach den Namen so aus, daß er mit dem Namen Brigué Aehnlichkeit hatte; darüber machte ich einen Spaß. Sie trug ein blaues Kleid, eine weiße Mütze und ein dunkles Tuch. Ich erkenne Franziska Lallemand nicht; die andere Frau gleicht an Gestalt und Umfang der Magdalena Dinicher. Ich sah die Frau in den Waggon steigen."

Der erwähnte Bahnwärter Brigué bestätigt dasselbe. Nur sah er, daß die schwere Kiste auch ein Mal von der jüngeren der beiden Frauen auf dem Kopfe getragen worden. Die ältere und dickere glaubte er in Magdalena Dinicher wieder zu erkennen, „jedoch nicht mit Gewißheit." Franziska erkannte er nicht. Die Kleidung beschrieb er wie die andern Zeugen. Die dicke und ältere sah er in den Waggon steigen, und — als der Zug schon in Bewegung — sich niedersetzen. Es war an dem Tage nur ein Billet nach Fegersheim ausgegeben worden! — Daß die Frau nach der Abfahrt von der Station ausgestiegen sein sollte, hielt er für nicht wahrscheinlich; auf seiner Seite hätte er es sehen müssen, auf der andern war kein Tritt.

Die Vertheidiger begründeten auf diese Aussage den

Alibibeweis: daß Magdalena Dinicher, die man bald darauf, wo nicht zur selben Zeit, in Mühlhausen, im Dietry'schen Hause gesehen, nicht um 9 Uhr 35 Minuten mit der Eisenbahn von Dornach nach der nächsten Station könne gefahren und wieder nach Mühlhausen zurückgekehrt sein. — Der Präsident bemerkte indessen, daß der Eisenbahnzug beim Anfang eine so langsame Bewegung habe, daß das Aussteigen wenigstens nicht unmöglich sei.

Nach diesen Aussagen (die noch durch mehre andere Zeugen unterstützt werden, deren Auslassungen wir indeß übergangen, weil sie durch die angeführten an Vollständigkeit und Bestimmtheit überboten werden) steht also fest: daß Montags früh die verhängnißvolle Kiste durch zwei Frauen, welche theils in Mühlhausen gesehen worden, theils auf dem Wege von Mühlhausen nach Dornach, nach letzterer Station geschafft worden; ferner: daß einige dieser Zeugen mit mehr oder minderer Bestimmtheit in der einen dieser Frauen die Magdalene Dinicher erkannt haben.

Aber dieser Beweis ward plötzlich durch ein Intermezzo erschüttert, welches beide Theile zu überraschen schien. Während Niemand daran zweifelte, daß die Kiste wenigstens durch zwei Frauen in Dornach abgegeben worden, wenn auch über deren Identität noch Zweifel herrschen konnte, trat ein anderer Zeuge auf, welcher behauptete: er habe die Kiste dorthin getragen und abgeliefert. Die Aussage und die Entwickelung ist so merkwürdig und von so dramatischem Interesse, daß wir nicht anstehen, sie vollständig hier abzudrucken.

Georg Heckmann's Intervention.

Der Arbeitsmann Georg Heckmann nämlich ſagte: „Am Pfingſtmontag war ich zu Hauſe, als ich drei Mal rufen hörte: „He! Mann!“ Es war eine Frau; ich frug ſie: „Meinen Sie mich?“ Sie frug mich, ob ich ihr helfen wollte, die Kiſte fortzubringen, die ſie auf dem Korfe trug. Ich wollte die Kiſte ſo einfach abheben; ſie war aber ſo ſchwer, daß ich ſie beinah fallen ließ. Sie bot mir 10 Sous Trägerlohn. Sie ſchwitzte ſtark und ſchien ſehr müde. Ich frug, woher ſie komme; ſie ſagte: „Vom Sträßel“ (zu Mühlhauſen). Als ich an Künny's Haus ankam, ruhte ich ein wenig aus. Dort frug ich die Frau, wohin ſie die Kiſte ſchicke; ſie antwortete, daß ſie in die Nähe von Straßburg reiſe. Als ich in das Stationshaus zu Dornach kam, trat ich ein; Brigué nahm die Kiſte ab. Die Frau wollte mich bezahlen; da ſie in der einen Taſche nur Fünffrankenſtücke fand, ſuchte ſie in der andern nach Münze und gab mir 10 Sous.

Präſident. Die Frau hat Sie bis zur Station begleitet?

Heckmann. Ja. Ich ruhte unterwegs mehrmals aus.

Präſident. Meine Herren Geſchwornen, dieſer Zeuge iſt der einzige, der die Kiſte genau beſchrieb, ehe er ſie geſehen, und hat ſie nachher gleich erkannt. — Heckmann; um welche Stunde kam die Frau zu Ihnen?

Heckmann. Ich gab grade meinen Kindern zu frühſtücken. Es war ein Viertel vor acht. Nachher ging ich in die Fabrik, wo man mich frug, warum ich ſo ſpät käme. Ich erkenne Magdalena Dinicher für jene Frau; Beide haben auch denſelben Leibesumfang, wegen deſſen man Magdalena immer die dicke Kochin

hieß. Ihr Gesicht war damals durch die schwere Last hoch geröthet.

Magdalena Dinicher. Der Zeuge hat nicht für mich, sondern für irgend eine Andere die Kiste getragen.

Heckmann. Aber ich erkenne sogar die Stimme noch für dieselbe.

Briguè (mit dem Ausdruck der Entrüstung). Wie, Sie wagen zu behaupten, daß Sie die Kiste gebracht haben? Sie lügen! Eine Frau hat mir die Kiste übergeben.

Heckmann. Ich habe Ihnen die Kiste übergeben.

Briguè. Das ist ja schändlich! Das ist erlogen; ich habe Sie nie gesehen.

Duhour. Ich weiß nicht, welchen Zweck Heckmann mit seiner Aussage verfolgt. Ich habe ihn nie gesehen; eine Frau hat die Kiste auf die Station gebracht.

Präsident. Unzweifelhaft ist, daß Heckmann die Kiste getragen; wie weit, das ist die Frage.

Heckmann. Ich habe Duhour auf der Station nicht gesehen; ich habe die Kiste an Briguè gegeben.

Präsident. Sie wollen die Gerechtigkeit hintergehen; wenn Sie nicht zur Wahrheit zurückkehren, werde ich gegen Sie als einen falschen Zeugen einschreiten.

Heckmann. Ich habe nach bestem Wissen die Wahrheit gesagt.

Der Vertheidiger Yves. Heckmann, welcher die Kiste und Magdalena Dinicher erkennen will, kann doch wahrlich nicht zum Vortheil der Angeklagten die Wahrheit verdrehen wollen!

Urban, Fabrikaufseher. Heckmann, der bei uns arbeitet, hat mir gesagt, er habe die Kiste nur bis an Künn's Haus getragen.

Heckmann. Herr Urban hat mich misverstanden;

ich sagte ihm nur, ich hätte an Künny's Haus ein wenig ausgeruht.

Marianne Hartmann. Als ich eines Abends aus der Fabrik heimkam, besuchte ich die Frau Heckmann. Ich hörte, wie sie zu ihrem Manne sagte: „Wenn wir nur nicht so arm wären!" Heckmann antwortete: „Sei ruhig; wenn wir die 2000 Francs haben, die Bletry mir versprochen hat, wollen wir in unsere Heimath gehen und dort leben." Sie sagte darauf: „Du bist sehr dumm, daß Du vor einer Fremden so sprichst." Er sagte: „Da hast Du recht."

Heckmann. Seit mehr als fünf Jahren ist die Hartmann nicht in meine Stube gekommen.

Veronika Braun, verehelichte Walter, im Sträßel zu Mühlhausen wohnhaft. Am Pfingstmontag sah ich eine Frau, die auf dem Kopfe eine Kiste trug, die sie nachher von Heckmann tragen ließ. Es war ungefähr 8 Uhr Morgens.

Der Zeuge Rickel. Nachdem die Sache herausgekommen, sagte Heckmann zu mir: „Die Kiste mit dem Leichnam habe ich getragen, aber nicht bis zur Station. Man hat sie mir abgenommen und hingetragen." Heckmann sagte genau dieses Wort: „man."

Frau Harnisch. Heckmann sagte mir, er habe die Frau ganz genau wieder erkannt, die ihm die Kiste zu tragen gab; er nahm Gott zum Zeugen der Wahrheit. Er sagte mir nicht, daß eine Frau, sondern daß zwei Frauen ihm die Kiste gegeben hatten.

Der Präsident läßt dem Zeugen Heckmann durch den geschwornen Uebersetzer Wengel den Artikel 361 des Strafgesetzbuches vorlesen, welcher die Strafen gegen falsche Zeugen enthält.

Heckmann beharrt dabei, daß er nicht von zwei

Frauen gesprochen habe, sondern von einer, und daß diese eine die Köchin Dinicher gewesen.

Der Vertheidiger Baillet. Die Zeugin Veronika Walter hat auch nur eine Frau gesehen.

Theresia Fleury, verehelichte Gerber. Ich bin Heckmann's Nachbarin. Am Pfingstmontage sah ich zwei Frauenzimmer, die eine Kiste trugen. Es mag um 7 oder 8 Uhr Morgens gewesen sein. Die eine glaube ich an ihrer Dicke für Magdalene Dinicher zu erkennen.

Präsident. Hat man Sie nicht bedroht?

Therese Gerber. Man hat mir mit Schlägen gedroht, wenn ich sagte, was ich weiß. Ich glaube, in Franziska Lallemand das andere Frauenzimmer zu erkennen; aber damals war sie sehr erhitzt.

Seraphin Gerber, Ehemann der Therese Gerber. Herr Choppart drohte meiner Frau mit Schlägen, wenn sie aussagte, was sie wüßte.

Daß Heckmann beim Transport der Kiste thätig gewesen, wäre danach kaum zu bezweifeln, und nur ein Zweifel darüber, wie weit er sie getragen, ob er sie selbst an die Eisenbahnbeamten abgeliefert, oder schon früher, wie es einige Male unterwegs geschehen, abgelegt und eine der Frauen sie zuletzt wieder aufgenommen? Denn daß seine Angabe von nur einer Frau nicht richtig und doch erklärlich ist, geht aus den Aussagen der Zwischenzeugen hervor. Bei der bestimmten Angabe der Eisenbahnbeamten läßt sich annehmen, daß er wenigstens hinsichts der Ablieferung in einem Irrthume war. Die Rede seiner Frau, welche die Zeugin Hartmann gehört haben will: „Du bist sehr dumm," und seine Antwort: „Da hast Du recht," werfen einiges Licht in diese Controversen.

Heckmann's Angabe ward später noch durch die Aus-

send Stimmen heraufdröhnt, kann den einsamen Wanderer ein Schwindel ergreifen. Der Geist ruft auch nicht vergeblich; seine Vasallen stürzen, über uns, seitwärts, vor uns, hundert kleine und größere Wasserfälle, wie Silberfransen über das trübe, graue Gewand, hinunter zu ihrem Herrn. Man hat ihnen Brücken und Bogen gebaut, sonst gönnten sie dem Wanderer auch nicht einmal diesen schwindlichen Steg. Ein Weg mit diesen Schrecknissen, in solcher Ausdehnung findet sich wohl in den wenigsten Gebirgsgegenden. Das alte Wasser ist noch zu mächtig auf diesen Höhen. Nur jenseits des Dofre begegneten wir einer Schlucht, die diese noch an schauerlicher Größe übertrifft.

Noch einmal erreichten wir ein grünes Bergplateau. Die Natur des Strombettes verschwand mehr und mehr. Es war ein flach dahin rieselnder Gebirgsbach. Einzelne, mit dem dichtesten Tannenholz bekleidete Berge zeigten, wie hoch die nordische Vegetation der Eisluft und den Stürmen trotzet. Der Norwegische Bauer unterscheidet sehr genau zwischen Bergen und Fjeldern. Jene so lange Erdreich und Lage den Wuchs von irgend einem Holze gestatten, wenn

sage des Zeugen Choppart bestätigt, die aber wieder neue Zweifel in die Sache bringt: „Am Pfingstmontage, zwischen 7 und 8 Uhr Morgens, sah ich Heckmann vorübergehen; ich sprach mit ihm über seine Armuth. „Heute habe ich 10 Sous verdient," sagte er; „heut kann ich meinen Kindern Kartoffeln geben." Am nämlichen Tage, zwischen 9 und 10 Uhr Morgens, sah ich eine Frau eine tannene Kiste tragen; sie war lang und platt. Ihr folgte eine andere, kurz von Gestalt, schwarz gekleidet, ich glaube, in Taffet. Die Frau, welche die Kiste trug, brach fast zusammen unter der Last."

Heckmann hatte ihm gesagt, daß er eine Kiste zur Eisenbahn getragen. Aber zwischen der Zeit, wo Heckmann von dem Tragen einer Kiste nach der Eisenbahn gesprochen, bis zu der Zeit, wo Choppart zwei Frauen (die eine gar in Taffet gekleidet!) mit einer schweren Kiste gehen sah, lagen mehre Stunden. Hiernach wäre von zwei verschiedenen Handlungen, von zwei verschiedenen Kisten, die nach der Bahnstation transportirt wurden, die Rede. Aber auf der Bahn war nur eine Kiste abgegeben worden.

Eine Zeugin bei der ersten Untersuchung hatte ausgesagt, daß Choppart geäußert: in den beiden Frauen habe er die Dinicher und Franziska Lallemand erkannt. Er bestritt dies aufs Bestimmteste, unter heiliger Betheuerung; jene Person, die er einst ins Haus genommen und sie dann wieder ausweisen müssen, habe es ihm aus Rache fälschlich nachgesagt. Choppart galt als ein für die Angeklagten voreingenommener Mann; wahrscheinlich liegt in seinen Wahrnehmungen, die mit den andern so wenig stimmen, ein Irrthum.

Noch bestätigte übrigens ein anderer Zeuge, Johann Claus, daß es eine Frau gewesen, die mit der Kiste

an der Station angekommen und ihn gebeten, sie ihr abheben zu helfen, worauf er sie an Brigué gewiesen. Die Frau erkannte er in den Angeklagten nicht wieder. Die, welche die Kiste getragen, sah er zu Fuß vom Stationshause nach Dornach zurückgehen. (Also im Widerspruch mit den Eisenbahnbeamten!) Die verehelichte Strobel bestätigte Claus' Aussage, nur sah sie noch eine andere Frau auf dem Fußwege warten, die mit der Trägerin nachher sprach.

Das Alibi der Magdalene Dinicher.

Die Frau, welche die Kiste nach dem Stationshause von Dornach getragen, könne nicht die Dinicher gewesen sein, denn diese sei am Montage nicht ausgegangen, und um dieselbe Zeit, wo sie in Dornach sein sollte, im Bletry'schen Hause gesehen worden, war die Behauptung der Angeklagten.

Die Frau, welche die Kiste überbracht, war mit dem Zuge sofort nach Fegersheim weitergefahren, behaupteten die Beamten; andere Zeugen das Gegentheil. Das Gericht schien der Annahme zu huldigen, daß sie nur zum Scheine eingestiegen, gleich darauf aber wieder ausgestiegen sei.

Der Roßhaarflechter Alonsi aber war am Pfingstmontage bei Bletry, weil dieser ihn gebeten, mit ihm nach Basel zu fahren. Um 9 Uhr Morgens sah er dort die dicke Köchin Magdalena Dinicher und Franziska und sah sie noch dort, als er um 10 Uhr mit Bletry nach der Eisenbahn ging; ja sie hatte ihm während seiner Anwesenheit im Hause den Kaffee gebracht. — Als Bedenken gegen diesen Zeugen ward hervorgehoben, daß er Franziska's Schwester heirathen wollen. Er gestand nur zu, daß er ihr ein wenig den Hof gemacht.

Ein anderer Roßhaarflechter, Villaume aus Zillisheim, hatte gleichfalls das Bletry'sche Haus an dem Morgen besucht. Um 9½ Uhr ließ er einem Hungrigen dort zu essen geben, und die dicke Köchin, die Dinicher, trug es auf.

Auch ein anderer Zeuge, Hotzinger, war mit Villaume bei Bletry eingetreten, um einen Schoppen zu trinken, und sah zur selben Zeit die dicke Köchin dort.

Drei Zeugen sahen sie also bei Bletry im Hause, in ihren gewöhnlichen Verrichtungen; während eine noch größere Zahl anderer Zeugen sie, keuchend unter einer schweren Kiste, auf dem Dornacher Bahnhofe zur selben Zeit ankommen sahen. — Den Werth der Zeugen abzuwägen steht nur Richtern zu, welche diese persönlich kannten, sahen, hörten. Ein verzeihlicher Irrthum wegen der Zeitbestimmung konnte aber nicht obwalten, da die Zeit durch regelmäßig abgehende Bahnzüge bestimmt war. Die drei Zeugen sahen die Dinicher noch im Bletry'schen Hause, als Bletry, Alenfi und Franziska sich nach dem Bahnhofe begaben, um den Zug nach Basel, der um 10 Uhr 40 Minuten abging, zu erwarten.

Der Einspanner mit dem Schimmel.

Am 5. Morgens (bestimmt wie sie sich erinnerte am Pfingstmontage) hatte das Mädchen Neuschwander zwischen 8 und 9 Uhr einen Bankwagen gesehen, mit einem weißen Pferde bespannt, der von der Altkircher Brücke kam, in deren Nähe Bletry's Haus liegt und nach dem Oberthore zufuhr. Die Neuschwander erkannte mit derselben Bestimmtheit auf dem Wagen die Franziska Lallemand, die zur Linken saß, die andere, die Dinicher, erkannte sie nicht so genau. Fritz Weidenbacher kutschirte. Auf dem Wagen stand eine gelbe Kiste, ähnlich der zu Fegersheim

gefundenen. Nachher war die Neuschwander in die Schenke der Franziska gegangen, „wo ich ein Rendezvous hatte," und war ganz erstaunt, die Franziska schon wieder da zu sehen. Sie will zu ihr gesagt haben: „da hast Du keine lange Reise gemacht." Der Polizeisoldat Groß, der auf der Altkircher Brücke Wache stand, bestätigte diese Aussage; doch gab er die Zeit schon auf Morgens 7 Uhr an, und hatte Franziska Lallemand nicht so bestimmt erkannt. — Zur nämlichen Zeit aber sah er Bietry's Freund, Bailly, eine Matratze tragen, ein Umstand, auf den auch Gewicht gelegt worden. Bailly, sagte man ihm, habe vorher mehr als ein Glas mit Bietry getrunken. Bailly behauptete die Matratze von Bietry geliehen erhalten zu haben; das sei aber vor dem 28. Mai gewesen. — Der Wagen mit dem Schimmel sollte Bietry's Freunde, dem Entrepreneur Martin Schulz, gehört haben.

Dieses Factum, auf welches man bei der ersten Untersuchung mehr Gewicht gelegt, scheint bei den letzten Assisen minder berücksichtigt zu sein. Einestheils, weil auf diese Fahrt, mit der Kiste, weniger ankam, wo so viel Zeugen für das Hintragen der Kiste sprachen; auch darin ein anscheinender Widerspruch lag, der sich jedoch leicht auflösen läßt, wenn man annimmt, daß man diese schwere Kiste durch verschiedene Mittel fortzuschaffen bemüht war. Außer den beiden Frauen hatte ja auch der Arbeitsmann Heckmann sie eine Strecke tragen müssen.

Dann aber, weil die erste Quelle eine sehr unreine war. Das Mädchen Neuschwander stand notorisch im schlechtesten Rufe, die Angeklagten und ihre Vertheidiger behaupteten, daß durch ihr Gerede der erste böse Leumund über Bietry und die Andern gekommen, sie

gaben zu verstehen, daß Bletry's Feinde sich dieses erkäuflichen Mädchens bedient, um ihn zu verderben; sie hatte selbst eingestanden, daß, als sie von der Kiste mit dem Leichnam gehört, sie sich entschlossen, ihre Wahrnehmung dem Polizeiagenten Roy zu sagen, der später die andern Zeugen auftrieb, und von Bletry als sein Hauptverderber angeschuldigt wird; die Polizei mußte auch einräumen, daß die Neuschwander seit der ersten Anzeige mehrmals in Verhaft gebracht worden; endlich ward behauptet, daß man ihr eine polizeiliche Sicherheitskarte und 25 Franks gegeben, um sie zu Aussagen zu vermögen. Zwar leugnete dies der Polizeicommissar Rouetta, der Friedensrichter von Mühlhausen selbst aber erwähnte, daß er von 20 Francs gehört, die man ihr bezahlt. Gründe genug, daß man auf ihr Zeugniß vor den Assisen in Colmar weniger gab.

Bletry's Freund, der Entreprenneur Schulz, erklärte, nur ein Mal seinen Wagen an Bletry geliehen zu haben, aber niemals einen Bankwagen.

Fritz Weidenbacher erklärte wol einen Bankwagen, aber nicht am 5., sondern 6. Juni gefahren zu haben, am Dienstage, und da habe er Getraide für Herrn Schulz nach dem Mühlhausener Markte gefahren. Der Bäcker Benner zu Mühlhausen bestätigte auch, daß er am 6. Juni (einem Markttage) Getraide zu Mühlhausen gekauft, welches Fritz für Rechnung der Frau Schulz dahingefahren.

Dagegen hatte der Fuhrmann Brunner, der am Pfingstmontage aus dem Steinbruche des Herrn Köchlin Steine fuhr, Morgens um 7½ Uhr Franziska Lallemand gesehen, wie sie einen angespannten Schimmel führte. Zum Scherz gab er ihr einen leichten Peitschenhieb, sie schimpfte ihn. Als er zurückkam, sah er den

Schimmel, mit dem grün angestrichenen Bankwagen wieder vor Bletry's Hause, es mochte 3 Stunden nachher gewesen sein. — Der Zeuge Roßflechter Alonsi, der etwa zur selben Zeit bei Bletry war, hatte keinen Schimmel vor dem Hause stehen gesehen. Dagegen wird Brunner's und Groß Aussage dadurch bekräftigt, daß andere Zeugen sich erinnern, wie Beide zu ihnen schon am selben Tage sich gelegentlich über ihre Wahrnehmung geäußert hatten. Auch hatte eine Frau Bodinot Fritz Weidenbacher gesehen, wie er am Montage einen Bankwagen mit einem Schimmel fuhr.

Franziska Lallemand behauptete ihr Alibi, indem sie am Pfingstmontage früh Morgens zwischen 7 und 8 Uhr bei Decker's gewesen, um ihren Miethcontract einzeichnen zu lassen; nach 10 Uhr sei sie mit Bletry nach Basel auf Einkäufe gefahren.

Die Einspännerfahrt mit dem Schimmel bleibt jedenfalls mehr in zweifelhaftem Lichte, als der Transport der Kiste durch zwei Frauenzimmer nach dem Dornacher Bahnhofe.

Die Beine im Pfastadter Hohlwege.

Bald nach Auffindung der Leiche fand auch der Fabrikarbeiter Spehner aus Pfastadt mit zwei Kameraden auf einem frühen Morgengange in einem Hohlwege bei Pfastadt etwas Schweres, in Leinwand eingewickelt. „Sacrement, wie riecht das so schlecht!" rief er aus, und fand in der Leinwand 2 abgeschnittene Beine. Sie wurden dem Bürgermeister überbracht; wie sie als Theile des Leichnams erkannt wurden, ist oben angeführt.

Wie sie in den Hohlweg kamen, ist dagegen völlig unermittelt. Es ist nur Vermuthung, daß man sie nach

Fortſchaffung der Leiche, dahin geworfen. Weshalb aber nicht ins Waſſer, nicht ins Gebüſch, weshalb ſie nicht verſcharrt? Weshalb ſie in ein Leinentuch hüllen, das noch dazu mit Buchſtaben gezeichnet war, und — in einen Hohlweg werfen, wo die Vorübergehenden ſie auf den erſten Blick entdecken mußten?

Die Vertheidigung ſchöpfte hier Athem. Dies ſchien das Werk eines Irrſinnigen, nicht eines ſo ſchlau berechnenden, ſo keck ſich vertheidigenden Mannes wie Bletry.

Ein Student der Medicin zu Straßburg, Juſſerand, der mehre Zeichen von Geiſtesverwirrung gegeben, hatte ſich ſelbſt ermordet. Es entſtand die Vermuthung, er könne die That begangen, und dann aus Gewiſſensbiſſen ſich ſelbſt getödtet haben. Den Selbſtmord beging er in einer Herberge, nahe bei Pfaſtadt und dem bewußten Hohlwege. — So nach Angabe des Friedensrichter Ritter zu Mühlhauſen.

Nach andern Ausſagen ergab ſich, daß Juſſerand ſich zu Pfaſtadt grade um die Zeit getodtet, wo die Beine im Hohlweg gefunden wurden. Die Beine lagen auf einem Kiſſen, und waren mit Zweigen und Laub umgeben; es ſah aus als lägen ſie auf einem Altar. Man hatte Juſſerand eine Zeitlang für den Mörder gehalten, beſonders, weil die Abtrennung derſelben eine kunſtgeübte Hand verrathe.

Sonderbar genug; es iſt aber dies auch das Einzige, was über dieſen Incidenzpunkt in den Verhandlungen zur Sprache gekommen iſt, und man muß geſtehen, daß es nicht ſtark genug iſt, um den anderweitigen Verdacht abzulenken. Woher wären dem wahnſinnigen Studenten, der in der Gegend umher irrte, die Mittel gekommen, nicht ſowol den Mord zu begehen, als die Leiche in einer Kiſte und durch die mehren, dabei betheiligten Perſonen

nach der Eisenbahn schaffen zu lassen. Hier, wenn es die Einzelthat eines Wahnsinnigen gewesen, der nur nach derselben sich Gehülfen zur Vertuschung derselben zu verschaffen gewußt, mußte es der Familie Bletry bei ihren Mitteln möglich geworden sein, Spuren zu finden. War es ein Verbrechen, eine Kiste mit einem todten Körper nach einem Ort zu tragen, wenn man ganz unschuldig an dem vorangegangenen Verbrechen war? Die Familie selbst scheint diese Spur ganz fallen gelassen zu haben. Viel wichtiger schien es ihr, die positiven Indicien zu entkräften.

Möglich doch übrigens, daß die Hand des Studenten dabei im Spiele war. Wer aus Bletry's Hause, oder wo der Mord geschah, die Beine fortgeworfen, wird sie nicht wie ein heidnisches Opfer umkränzt haben. Es ist denkbar, daß der irrsinnige Student sie im Wege fand, und so ausschmückte, wie man sie fand; auch denkbar, daß er, in Feld und Wald umherschweifend, sie an einer andern Stelle entdeckte und von dort nach dem Hohlwege schleppte, wodurch sich dann auch die oben aufgestellten Fragen beantworten und der allerdings räthselhafte Umstand erklären ließe.

Die schwarze Dame.

Der Friedensrichter bekundete, daß nach seinen Ermittelungen es ihm unzweifelhaft sei, daß eine fremde fein gekleidete Dame am 3. Juni (dem Mordtage) in Mühlhausen an verschiedenen Orten nach Bletry's Wohnung gefragt, und später Abends in dem Garten hinter seinem Hause spazieren gehend gesehen worden.

Durch die vielen Zeugen, welche über diesen Umstand vernommen wurden, scheint diese Thatsache, trotz des

heftigen Ableugnens der Angeklagten und trotz des Versuches, aus der fremden Dame eine bekannte und noch lebende zu machen, über allen Zweifel hinaus erwiesen. Wir führen, statt der vielen Zeugen, nur die hauptsächlichsten an.

Der Polizeisoldat Peter Gickor sagte aus: „Am 3. Juni 1843 hatte ich die Wache am Baseler Thore. Eine Dame frug mich, wo Bletry wohne; ich wußte es nicht. Sie trug schwarze Kleider, einen altmodischen schwarzen Hut, und eine goldene Kette. Sie sprach französisch, aber mit deutschem Accente. Sie hatte weiße Strümpfe an. Ich habe ihre Waden gesehen, die wahrhaftig nicht mager waren. Obschon der Kopf hier im Glase sehr entstellt ist, so glaube ich ihn doch zu erkennen; er hat viele Aehnlichkeit mit dem Kopfe jener Dame. Sie mochte ungefähr 45 bis 50 Jahre alt sein.

Der Schenkwirth Mootsch hatte diesem Gespräche beigewohnt. Es hatte zwischen 9 und 10 Uhr am Morgen stattgefunden. Nach ihm sprach aber die Dame gut französisch, ja sogar wie eine Pariserin. Die Urtheile über gut und schlecht französisch sprechen, mögen verschieden sein. Es war ihm vorgekommen, als ob die Dame etwas Besonderes im Gesichte gehabt.

Der Eisenbahnbeamte Loreaux hatte am Nachmittage eine schwarz gekleidete Dame gesehen, die ihn nach Bletry's Wohnung fragte. Als er ihr geantwortet, daß er deutsch nicht verstehe, wiederholte sie die Frage französisch.

Den Bahnwächter Seub an der Eisenbahn zu Mühlhausen frug eine Dame am selben Tage zwischen 3 und 3½ Uhr Nachmittags nach Bletry's Wohnung. Sie war wohlgebaut, schwarz gekleidet, mit weißen Strümpfen; den Hut trug sie, wie er sich zu erinnern glaubte, in der Hand. Sein Kamerad sagte noch zu ihm: „Sieh

doch, was die Dame für ein schönes Bein hat.“ Er glaubte in dem Kopf im Spiritus den ihrigen zu erkennen.

Der Acciseaufseher Haßlinger, den am selben Tage eine Dame nach dem Hause des Herrn Stengel Sohn gefragt, hatte eine Warze an der rechten Wange der Dame bemerkt. Den Kopf konnte er jedoch nicht mehr erkennen. Ein anderer Acciseheamter, Leiber, der neben Haßlinger stand, sagte ihr, es gäbe zwei Stengel, Vater und Sohn. Sie antwortete, sie meine Den, neben welchem Bletry wohne. Die Dame war zwischen 40 und 50 Jahre, trug schwarze Kleidung und einen schwarzen Hut.

Die schon erwähnte Dienstmagd des Freiherrn von Heckeren hatte am Sonnabend auf der Landstraße gewartet, weil ihre Herrschaft Besuch aus Basel erwartete. Da hatte die Dame zwischen 40 und 50 Jahren auch sie nach Bletry's Hause gefragt. Sie trug ein Kleid von schwarzem Taffet, einen Hut, hervorstehende Zähne, eine Warze an der Wange, grau gemischte Haare und sprach französisch mit deutschem Accent.

Am bestimmtesten lautet die Aussage der Magdalena Henky. „Am Freitag oder Samstag vor Pfingsten, ungefähr um 2 Uhr Nachmittags, kam eine Dame ins Haus der Frau Bodinot, wo ich arbeitete, und frug nach Bletry's Hause. Ich erbot mich, sie hinzuführen, und ging bis halbweges dahin. Als ich zurückkam, sagte ich zu Frau Bodinet: «Es ist eine von jenen Frauen, die gern ein Stelldichein annehmen.» Sie trug einen altmodischen schwarzen Hut, schwarze Kleidung, und eine mit Fransen besetzte Tasche. Ich war neugierig, zu sehen, ob sie bald aus Bletry's Hause zurückkommen wurde; und nachdem ich eine halbe Stunde gewartet, ohne sie wiederzusehen, ging ich wieder zu Frau Bodinet.“

auch der Wind die oberen Scheitel kahl gefegt hätte. Im Guldbrandsdal ließ er noch keine Fielder zu. Hier beginnen ſie. Es ſind keine Felſen, wiewohl die wörtliche Ueberſetzung ſo lauten könnte, keine iſolirte Felsberge, keine Klippen. Braune Höhenzüge mit Kuppen und Abdachungen, mögen ſie mehr aus nacktem Geſtein, oder aus Schiefergerüll, überzogen mit Moos und Moraſt, beſtehen, nur mit dem beſtimmten Abzeichen, daß die Waldnatur aufhört, werden Fielder genannt. Gemeinhin liegen weiße Schneelager auf den braunen Wänden, ohne ſie jedoch, bis auf einige der höchſten Fielder, ganz zu bedecken. Ein unbeſchreiblich trauriger und doch ſchöner Anblick, wenn der Nebel längs dieſer Fielder hinzieht, und das matteſte Sonnenlicht durch ſeinen leichten Schleier die Schneefelder beleuchtet und die ſchwarzen Regenwolken, die auf den Scheitein der weiten Kämme ruhen. Hier mit dieſen ewigen Schneefeldern verändert ſich der ganze Charakter des Gebirgslandes; und aus den unteren treten wir in die hohen Regionen des Dofrefeld.

Ehe wir aber dieſe beſteigen, noch ein Blick auf die letzten Gehöfte. Die Häuſer werden

Die Henky hatte schon früher, und ehe sie den Kopf des Leichnams gesehen, erklärt: sie würde den Kopf der Dame an der Nase, einem hervorstehenden Zahn und einer Warze an der Wange erkennen. Sie hatte ihn dann, vor den ersten Assisen, erkannt, und behauptete auch jetzt noch, der Kopf sei der der schwarzen Dame.

Die Verklagten behaupteten: die Henky sei, eben wie die Neuschwander, eine von ihrem Feinde, dem Polizeiagenten Roy, gewonnene Creatur, sie habe vor vielen Personen zu Altkirch gesagt: „Ich weiß, daß die Anschuldigung erlogen ist; ich hätte als Zeuge in der Sache dienen können, habe aber nicht gewollt;" auch habe sie bereits wegen Diebstahls gesessen. Letzteres war richtig, sie bekannte 14 Tage einmal im Gefängniß gewesen zu sein; aber der Präsident bezeugte ihr: daß sie sich nicht aus freien Stücken vor Gericht gestellt, und ihre Aussagen erst dann gemacht habe, als die Bodinet sie in letzter Zeit an alles Vorangegangene erinnert habe.

Selbst wenn die Henky als verdächtige Zeugin wegfiele, scheint die Thatsache: daß eine anständige, eine fremde Dame, von dem und dem Alter und der und der Kleidung am Sonnabend vor Pfingsten in Mühlhausen nach Bletry's Haus sich erkundigt und da hineingegangen, durch so vieler Zeugen Mund zur Evidenz ermittelt. In welcher Absicht sie in die ordinaire Schenke gegangen sein könnte, darüber scheint in Mühlhausen nur eine Meinung obgewaltet zu haben, welche sich zum Theil schon in den vorangängigen Zeugenaussagen ausspricht. Deutlicher noch drückt sie sich in einem Dictum aus, welches der Friedensrichter, freilich nur von Hörensagen, wieder erzählte. Jemand sagte, als die Rede von der Dame war: „man meint, es sei niemals eine ordentliche

Person bei Bletry; da ist aber doch ein Mal eine anständig gekleidete Dame dort zu sehen."

Auf die Anrede des Präsidenten: wie er danach doch noch behaupten könne, es sei am 3. Juni Niemand Fremdes zu ihm ins Haus gekommen? rief Bletry: „Wenn auch hundert tausend Zeugen die Thatsache bekräftigen wollten, so würde ich doch sagen, es ist nicht wahr."

Die Damen, welche er und seine Hausgenossen als solche nannten, die möglicherweise an dem Tage bei ihm ins Haus eingetreten und später im Garten gesehen wären, waren den Zeugen entweder bekannt, oder diese bestritten bei der Confrontation mit denselben, daß es eine der Frauen gewesen, welche sie gesehen.

Dieselbe schwarze Dame, welche während des Tages in das Bletry'sche Haus getreten, sollte aber auch am Abende in dem Garten desselben spazierend gesehen sein. Nur mußte sie sich im Costüm etwas verändert haben.

Der Wachtposten des Bahnwärter Ehrard ist, vermuthlich auf dem Damme der Eisenbahn, so hoch gelegen, daß er den ganzen Bletry'schen Garten übersehen konnte. Am Sonnabend Abend sah er eine Dame mit einem Hute in dem Garten spazieren gehen. Sie war so gut gekleidet, daß er sie aufmerksam ansah. Sie trug ein blaues Kleid.

Madame Stengel (vermuthlich Bletry's Nachbarin) sah Abends zwischen 6 und 7 Uhr eine Frau aus Bletry's Hause kommen, die dann im Garten spazieren ging. Ein Zugwärter, der bei ihr stand, sagte: „Sehen Sie, man sagt, es komme nie etwas Rechtes zu Bletry; dies ist aber doch eine hübsche Dame." Die Stengel antwortete: „Ja, es muß aber wol seine Schwester sein." Sie trug ein dunkelblaues Kleid und — glaubte die Zeu-

gin, — einen Rosahut. Sie war groß gewachsen und ungefähr 40 Jahre alt.

Die Familie Stengel hielt Bletry für seine gefährlichsten Feinde; mit dem Ehemann der Zeugin lebte er im Proceß. Die Uebereinstimmung aller dieser Zeugnisse hebt aber die Schwächen der Einzelnen, und Bletry's hartnäckiges Leugnen über diesen Punkt mußte den Verdacht gegen ihn verstärken.

Die Frau des Factor Fisson, von dem noch öfters die Rede sein wird, war Abends, am Pfingstmontage, in Bletry's Hause. Sie ging, da sie weder ihn, noch Franziska antraf, in den Garten und pflückte Blumen; aber sie trug keinen Hut, nur eine Haube. — Man wollte auf eine Verwechselung des Tages, die Seitens der Zeugen möglich gewesen, hindeuten. Aber die Zeugen kannten die Fisson und erkannten in ihr die schwarze, oder jetzt blaue, Dame nicht wieder.

Die Bewohner verstört; die Gäste fortgewiesen.

Die Physiognomie der Bletry'chen Wirthschaftsgenossen am Pfingstsonntage nach dem Mordtage erschien später als ein Indicium ihres Schuldbewußtseins; desgleichen wird der Umstand zur gravirenden Anzeige gemacht, daß die Schenke verschlossen gewesen oder wenigstens mehre Personen, die sie besuchen wollten, abgewiesen worden. Es scheint indeß, daß die Anklageacte hier mehr Data aufgenommen, als sie später durch Zeugen darthun konnte, oder darzuthun für nöthig erachtet; es ist dies auch mit der so wichtigen Haussuchung, die wir zunächst berühren werden, der Fall. Durch die zweimalige Verhandlung und ungewöhnlich lange Hinschleppung des Processes scheint man der wiederholten Aufführung

einzelner Umstände überdrüssig geworden und nahm sie als bekannt genug an, was auch vor Geschwornen, als Richtern, seine Richtigkeit haben mochte.

Lacour, der Mann der schon erwähnten Frau Lacour in der Mansarde, deren wichtiges Zeugniß erst später zum Vorschein kam, sah, daß Fritz Weidenbacher am Pfingstsonntage sehr traurig war. Er lag in Stroh auf einem Fußsacke. Auf Lacour's Frage gab er zur Antwort: Herr Bietry sei bankrutt erklärt, sein Hausgeräth verkauft worden.

Der Gärtner Thomas und der Arbeitsmann Petitjean traten am Pfingstsonntage Abends in die Schenke, um einen Schoppen zu trinken. Fritz wies sie zurück, weil er die Schlüssel nicht habe. Er war sehr traurig.

Die verehelichte Salome Müringen wollte am Pfingstsonntage bei Bietry Geld für einige bestellte Sachen abholen. Sie fand Franziska sehr traurig, nachdenklich und sehr schlecht gekleidet, in der Küche, was „sie in großes Erstaunen versetzte." Franziska erwiderte, daß sie den ganzen Tag in der Küche beschäftigt gewesen. Das Pfingstfest pflegt sonst, auch bei wenig kirchlichem Sinne, zumal in den Provinzen und auf dem Lande, wenigstens nicht mit häuslichen Arbeiten verbracht zu werden.

Noch ein oder der andere Zeuge wußte von Hörensagen, daß Leute aus Bietry's Schenke an den Pfingsttagen fortgewiesen worden, und darauf gedroht hatten, so würden sie auch nicht wieder kommen.

Daß in einer lüderlichen Wirthschaft, wie die Bietry's, die Herrschaft ein Mal fortgegangen sein und die Schlüssel mitgenommen haben kann, hätte an sich nichts Auffälliges. Ordentliche Leute, hörten wir schon, kehren ja doch nicht ein, und das Gesindel kommt wieder, wo

nur geschenkt wird. Bletry's Sache war auf nichts gestellt, selbst seine Franziska, welche die ganze Wirthschaft noch zusammenhielt, wurde von ihrer Mutter zurückgefordert; was sollte er sich und in einem Augenblick, wo seine Gläubiger so heftig auf ihn eindrangen, Mühe geben die schlechte Wirthschaft im Stande zu erhalten! Für die Trauer, den Schmutz und die Unordnung war Grundes genug in den angedeuteten Verhältnissen, ohne daß man um deshalb allein darauf schließen müßte, daß die obere Stube in Blut schwamm und im Keller ein Leichnam lag und verstümmelt ward.

Das blutige Haus.

Nach Entdeckung der Leiche war der Polizeiagent Roy in Bletry's Schenke getreten. Er ließ sich einen Trunk reichen, als er aber bezahlen wollte, nahm Franziska Lallemand das Geld nicht an, indem sie sagte: sie sehe die Leute von der Polizei gern bei sich. — Dies, behauptet Roy, habe den Verdacht genährt, der schon durch die Anzeige der Neuschwander bei ihm rege geworden.

Er schickte deshalb die Neuschwander in die Bletry'sche Schenke, wo diese in Franziska eine der beiden Frauen wieder erkannte, welche sie am Pfingstmontage auf dem Einspänner mit dem Schimmel gesehen hatte. Seitdem wurden in der Stille Zeugen vernommen und alle Anzeichen gesammelt, bis es zur Pflicht wurde, mit der Hausbesichtigung und der Verhaftung der Angeschuldigten zu verfahren.

Ueber die Hausbesichtigung haben wir keinen vollständigen und zusammenhängenden Bericht, wie er in Processen mit schriftlichem Verfahren erfordert wird. Die einzelnen Polizeibeamten, vor den Assisen vernommen, ge-

ben nur Rede und Antwort auf die ihnen vorgelegten Fragen. Die Verhandlungen darüber sind zerrissen, Manches ward auch, weil es schon bei dem ersten Proceß zur Genüge behandelt schien, bei Seite gelassen. Am wenigsten finden wir eine chronologische Ordnung über die Verfahrungsweise. Dagegen hören wir aus dem Munde eines der Vertheidiger, daß bei jeder neuen Haussuchung das Vorhandensein neuer Gegenstände vermerkt worden, die bis dahin nicht gesehen waren, eine Thatsache, die der Präsident für leider wahr erklären mußte!

Der Friedensrichter Ritter bekundete: daß bei verschiedenen Nachsuchungen in Bletry's Hause viele Blutspuren, im Keller eine feuchte Stelle, wo sich Würmer fanden, und der Abdruck einer blutigen Hand sich deutlich am Treppengeländer gezeigt habe; außerdem überall Unordnung im Hause.

Als Unordnung kam zur Sprache, daß in den Betten die Matratzen fehlten. Am Pfingstmontag hatten Zeugen den Accisebeamten Bailly eine Matratze forttragen sehen. Bailly war Bletry's Freund; Beide gaben vor, daß jener die Matratze von diesem geliehen gehabt. Bailly will sie aber schon vor dem 28. Mai sich geholt haben. Ein Zeuge sah ihn sie grade am Pfingstmontage forttragen.

Mit Blut befleckt erschienen bei der polizeilichen Untersuchung mehre Gegenstände in und am Hause, als: die Seitenwände des Kanapees, es waren mehre, aber nur kleine Flecke; ein Küfermesser; ein Stück vom Getäfel der Wand, über dem Kanapee mit einem braunrothen Flecken und einer Reihe ebenso gefärbter Tröpfchen; mehre Dielen; ein Schenktisch mit zwei Aufschlagklappen, auf dem gegen 10 Flecke auf der Vorderseite sichtbar wurden, mehres Wäschzeuch, unter anderm 2

Nachthauben, welche hinter einer Kommode vorgezogen wurden.

Siebzehn Monate nach der muthmaßlichen That, als die Untersuchung durch Sachverständige und die chemische Analyse der befleckten Gegenstände statthatte, fanden jene nicht mehr überall die sichtbaren Blutspuren, welche bei der ersten Besichtigung bemerkt worden. Durch Einwirkung der Zeit und die Feuchtigkeit des Zimmers konnten sie nicht verschwunden sein, möglicherweise aber durch Abwaschen. Unzweifelhaft ergab sich bei der Analyse nur noch: daß das Getäfel der Wand über dem Kanapee, die Seitentheile des Kanapees, und der Schenktisch und 3 Nachtmützen wirkliche Blutspuren trugen. Die Sachverständigen räumten aber, auf die Frage eines Geschwornen, ein: daß auch bei Ermangelung der chemischen Charaktere des Blutes, die Flecken dessen physische Anzeichen trugen.

Die feuchte und kothige Stelle im Keller, wo Würmer sich gezeigt und ein starker Leichengeruch verspürt worden, nahm man als den Ort an, wo die Leiche bis zur Fortschaffung niedergelegt war. Bletry erklärte die Feuchtigkeit dadurch, daß Regen und Spülwasser in Menge in diesen Theil des Kellers dringe. Uebrigens habe er Essig bereitet, wozu man Pflanzenstoffe brauche, aus denen bekanntlich Würmer entständen.

Eine spitzfindige Erklärung, die, unabhängig von ihrer Haltbarkeit in sich, wenigstens verräth, daß Bletry eine feuchte Stelle mit den Würmern, die auch wol in anderen Kellern vorkommt, für wichtig genug hielt, um die Erklärung zu übernehmen oder zu versuchen. Es frage sich nur, ob ein Leichnam, der Abends am 3. Juni noch warm war und schon Montag am 5. Morgens, in eine Kiste verpackt, versendet wird, in einem Zeitraum von etwa

30 Stunden schon Würmer erzeugen kann; die auf dem Boden, wo er lag, zurückblieben? Der erste Theil des Sommers 1843 war nicht heiß, sondern regnerisch. In den Verhandlungen ist diese Frage nicht behandelt.

Bletry bestritt auch, daß am Treppengeländer der Abdruck einer blutigen Hand zu sehen gewesen, ein Punkt, auf den wir noch ein Mal zurückkommen. Daß Bohrlocher in den Dielen des Mordzimmers gewesen, um das viele mit Blut gemischte Wasser beim Scheuern schneller in die unterliegenden Gemächer zu vertreiben, müssen wir als Thatsache der Anklageacte glauben. Vernommen scheint vor diesen Assisen Niemand darüber zu sein; nur bekundet eine Frau Widmann, daß Bletry sie am Pfingstmontage um einen Bohrer und Hobel bitten ließ.

Die Frau Lacour, in der Mansarde des Bletry'schen Hauses wohnend, wusch für Bletry nach Pfingsten. Als sie die Wäsche einseifte, fand sie ein Hemde mit einem Blutflecken am Kragen. Sie zeigte es der Dinicher, die zu ihr sagte: „Da müssen Sie stark reiben." Aber der Flecken verschwand nicht gänzlich. Bletry behauptete, die Flecken in seiner Wäsche wären durch die schlechte Asche gekommen, die man zur Lauge genommen.

Eine Zeugin vom Hörensagen trat in Karoline Riefenecker auf, von der bemerkt wird, daß sie ein äußerst schönes, geschmackvoll gekleidetes Mädchen sei: „Am 20. Juni 1843 kam Frau Decker zu mir, und sagte mir, Bletry's Haus sehe aus wie ein Schlachthaus. Frau Decker erzählte mir, sie habe Blutflecken auf dem Fußboden, dem Hausgang und im Garten gesehen. Eines Tages wollte Bletry's Hund in Gegenwart der Frau Decker Blut auflecken; Franziska stieß ihn mit einem Fußtritt weg, damit er nicht toll werde. Franziska sagte der Frau Decker, all dies Blut käme

von dem heftigen Nasenbluten, woran Fritz leide; er verlöre besonders häufig Blut im Frühjahr, weil er sehr gern und viel trinke." Ein Zeugniß, auf welches nur um deshalb Gewicht gelegt ward, weil die angeführte Frau Decker (eben wie der Entrepreneur Schulz und der Factor Fisson) zu Bletry's nächsten Freunden gezählt wurde, welche Alles gethan haben sollten, die Sache zu verdunkeln und die Spuren zu verwischen. Die Decker selbst scheint grade über diese Rede nicht vernommen zu sein.

Vor den ersten Assisen hatte eine Zeugin, Frau Reinder, die in Colmar nicht mehr erschien, Folgendes ausgesagt: „Ich erhielt von der Frau Hahn, der Schwester von Magdalena Dinicher, einen Bündel Weißgeräthe zu waschen; mehres von dem Geräthe hatte Flecken, die ich für Blutflecken hielt, und die nach dem ersten Waschen nicht verschwanden. Als Magdalena Dinicher verhaftet worden, sprach ich darüber mit Frau Hahn. Diese sagte zu mir: „Glauben Sie denn, daß die schwarze Dame viel Geld hatte?" Ich entgegnete: „Ja, sie hatte mehre tausend Francs." Darauf sagte die Hahn: „Ah bah! sie hatte nur 4 Francs." — „Woher wissen Sie das?" frug ich. Bei diesen Worten wurde Frau Hahn, die Schwester der Dinicher, ganz bleich und niedergedonnert; sie schloß mir ihre Thüre zu."

Die Dinicher gerieth bei Verlesung dieser Aussage in Heftigkeit: es sei schändlich, daß Zeugen ohne Gewissenhaftigkeit sprächen, und die Hand vor dem Crucifixe erhöben, um zu lügen. — Werth ist auf diese und Zeugnisse der Art von Hörensagen allerdings nicht viel zu legen; daß Weibergeklatsch in dem Processe eine bedeutende und verderbliche Rolle gespielt hat, ist nicht wegzuleugnen.

Aber das Blut selbst ward von den Verklagten auch gar nicht weggeleugnet, wenigstens nicht vor den Colmarer Assisen. Die Flecken und der Geruch mußten zu bedeutend geworden sein, daß ihre Klugheit ihnen eingab, nicht beim Bestreiten von einem Etwas zu beharren, was da war und geglaubt wurde. Vor den zweiten Assisen nahm ihre Vertheidigung daher eine andere Wendung: sie räumten ein, ja es mögen Blutflecken in unserem Hause gefunden sein, es ist sogar hier viel Blut geflossen, aber es hat einen natürlichen, unschuldigen Grund. Nicht weniger als vier Quellen wurden angegeben: Blutegel, Hämorrhoiden, Nasenbluten und ein weiblicher Blutfluß. Fritz Weidenbacher litt beständig am Nasenbluten, Bletry an Hämorrhoiden und einem Halsübel, zu dessen Cur er immerwährend Blutegel bedurfte, und endlich trat eine neue Intervenientin auf, Franziska's Schwester, welche, krank, an Blutverlusten mannigfacher Art gelitten haben wollte. Waren diese Krankheitszustände und Thatsachen erwiesen, so verlor das furchtbare Indicium der Blutflecken seine beweisende Kraft. Zum Ueberfluß entsann sich Bletry, daß er oft gemalt, die Flecken auf dem Weißzeug könnten von Farbe oder auch von Ochsenblut herrühren, das er oft in seiner Haushaltung gebraucht.

Daß Bletry selbst 1843 an einem Halsübel gelitten, weshalb ihm Blutegel gesetzt worden, und zwar noch wenige Tage vor seiner Verhaftung, bekundeten zwei Aerzte. Er behauptete, wegen seiner Vollblütigkeit oft zu diesen Hülfsmitteln schreiten zu müssen.

Daß Fritz Weidenbacher an Nasenbluten früher gelitten, ward von Zeugen bekundet, dagegen hatte er im Gefängnisse niemals Nasenbluten, was sich jedoch daraus erklären ließ, daß er, der den Wein über den Durst liebte,

klein, aber sie wachsen an Zahl so an, daß man glaubt, jede Kuh bekomme ihr eigenes Haus. Den wunderbarsten Anblick aber gewähren die Dächer, denn hier begnügt sich der Bauer nicht mehr damit, sie mit Gras und Moos bewachsen zu lassen. An einigen Stellen sah ich Kohlgärten oben. Hier um den Dofrefield scheint man aber die Kultur der Kamillen darauf zu pflegen. Jenseit des Berges wachsen sogar Bäume auf den niedrigsten Hütten, und man sieht nicht selten sogar einen Wald, [illegible]iner fruchttragender Eberäschen auf den Dächern.

während seiner beinahe zweijährigen Haft nur Wasser zu trinken bekam. Wird aber der Knecht des Hauses, wenn das Nasenbluten ihn überkam, das Blut in den Wohnzimmern haben fließen lassen?

Das wichtigste Blutzeugniß ist das von Franziska's Schwester, Magdalena Lallemand, wir stellen es daher ausführlich her: „Im April 1843 bat mich meine Mutter, ich solle zu Bletry gehen, und meine Schwester Franziska bitten, wieder zu uns zurückzukehren. Ich that dies; Bletry wollte es nicht leiden. Er wurde wüthend, und sagte zu Franziska, er habe nur noch seine Herberge zum Lebensunterhalt; sie dürfe ihn nicht verlassen. Drei Tage nach meiner Ankunft wurde ich krank; ich hatte heftiges Halsweh und einen Fluß. Ich wollte mir Blutegel ans Zahnfleisch setzen lassen, um die Geschwulst zu vertreiben; meine Schwester wollte es nicht leiden. Am Tage darauf nahm mein Uebel zu; ich verlangte abermals nach Blutegeln. Bletry aber wollte es durchaus nicht zugeben, weil das bei der Entzündung schädlich sei. Hierauf entfernte sich Bletry von Hause; Franziska ging ihm bald nach. In ihrer Abwesenheit bat ich Fritz, mir zwei Blutegel zu Mühlhausen zu kaufen. Er that es. Einer derselben biß nicht an; da bat ich ihn, mir noch zwei zu kaufen. Diese Blutegel bissen tüchtig an, nachdem ich sie ans Zahnfleisch gesetzt. Da ich weder Topf noch Schüssel genommen hatte, so spie ich das Blut, das mir den Mund füllte, an den Fuß des Kanapee's. Ich wollte aber das Blut gern wegwischen, damit Bletry und Franziska nicht sähen, daß ich gegen ihren Rath Blutegel angesetzt. Da nahm ich, weil ich nichts bei mir hatte, im Nachttische zwei Leinenstücke, und wischte Alles damit ab, ohne aufzuwaschen. Als ich sie genau ansah,

waren es zwei Nachthauben. Ich warf dieselben hierauf hinter ein Möbel.“ Außerdem wollte sie auch Blutverlust gehabt haben, weshalb sie sich von Franziska ein Paar Unterbeinkleider geliehen.

Die Zeugin ist eine Schwester der auf Leben und Tod angeklagten Franziska! Warum hatte sie den wichtigen Umstand, daß sie sich Blutegel angesetzt und das Blut an den Fuß des Kanapees gespieen, bei ihrer frühern Vernehmung nicht erwähnt? — Sie antwortete: weil man sie damals nicht darüber befragt! — Warum sie zu einer so zarten und kitzlichen Verrichtung wie das Blutegelansetzen im Munde grade Fritz Weidenbacher zugezogen, warum sie nicht, was so natürlich war, die Hülfe der Lacour, die im Hause war, beanfrucht habe? — Weil sie der geschwätzigen Zunge der Lacour nicht getraut habe. Endlich wollte sie schon am Himmelfahrtstage (15. Mai) nach Hause zurückgekehrt sein, und der Generaladvocat behauptete, daß das Kanapee erst an diesem Tage zu Bletry gebracht worden. Da erklärte Magdalena schnell: sie wisse nicht genau, an welchem Tage sie heimgekehrt sei, es werde nur so ungefähr um den Himmelfahrtstag gewesen sein, aber sie sei noch im Hause gewesen, als das Kanapee gebracht worden.

Auch wenn man Magdalenen's Aussage volle Glaubwürdigkeit schenkte, wäre damit in unserm Sinne nichts ermittelt, wo das Maß, die Ausdehnung, die Intensität der aufgefundenen Blutflecken nicht feststeht. Sah es so blutig aus, wie die Anklageacte sagt, daß man nicht Alles fortscheuern konnte, mußte man sogar den Bohrer und Hobel zu Hülfe nehmen, um das Blut zu bewältigen, so würde das Ausspeien und der Blutfluß schwerlich zur Erklärung ausreichen. Aber, wie gesagt, jenes Maß fehlt uns; ob die Geschwornen es hatten,

wissen wir nicht. Daß Magdalena so ängstlich vor ihrer Schwester und deren Geliebten gewesen, damit diese nichts von ihrer Selbstcur erführen, scheint wenig motivirt; daß sie zum ersten Besten gegriffen, selbst zu Hauben, um das Blut fortzuwischen, daß sie diese nachher hinter der Kommode versteckt, und man sie selbst bei der Wäsche nicht aufgefunden oder vermißt haben sollte, klingt wenigstens nicht wahrscheinlich.

Dr. Tourdes erklärte: die Blutspuren könnten wol durch einen Blutfluß oder in Folge des Ansetzens von Blutegeln entstanden sein; jedoch die Blutströpfchen an der Wand keinesfalls von einem Blutfluß aus dem Unterleibe herrühren; eine Erklärung, zu der man grade kein Sachverständiger zu sein braucht. Der Vertheidiger behauptete, das Zimmer sei so eng, daß schon bei einem heftigen Nasenbluten das Blut überall an die Wände sprützen müssen. Alsdann freilich konnte es auch beim Ausspeien nach einer Blutegelcur im Munde noch leichter an die Wand sprützen. Aber es wäre ungewöhnlich, wenn man das Blut aus dem Munde lassen will, über ein Kanapee hinweg es an die Wand sprühen zu lassen.

Das Unbegreiflichste bei dieser natürlichen Erklärung aber bleibt, daß sie erst 18 Monate nach der ersten Entdeckung gegeben wurde. Bletry erklärte mit der ihm eigenen Ruhe oder Frechheit: „Bei den ersten Verhandlungen sagte ich, ich wisse nicht, wie man Blutspuren in dem Zimmer habe bemerken können. Jetzt erklärt sich Alles durch die Krankheit Magdalenen's und durch die Blutegel, die sie sich anlegen ließ. Ich hatte nichts davon gewußt, da dies Zimmer nicht das meinige war."

Wo Blut das Fundament war, wo Blutspuren überall gefunden oder gesucht wurden, wo den Angeschul-

digten Alles darauf ankam, sie zu vertilgen, wo unter ihnen eine Einigkeit herrschte, die nur durch lange, innige Verabredung entstehen kann, wo sie über die geringfügigsten Umstände, die jeder Andere, namentlich jeder Unschuldige, längst vergessen hätte, wo sie im Plan ihrer Vertheidigung, im Alibibeweis sich so geschickt verständigt hatten, da sollte ihnen ganz zuletzt erst eingefallen sein, wie das Blut auf die natürlichste Weise auf Boden, Wand und Mobilien gekommen sei; und Magdalena Lallemand mußte wie die Andern zur Antwort geben: ich habe es früher nicht gesagt, weil ich nicht darum befragt wurde!

Die Wahrnehmungen der Frau Lacour.

Alles Bisherige waren entferntere Indicien, aneinandergekettet durch eine Reihe von Vernunftschlüssen. Das Siegel ward ihnen erst durch die — späte Aussage der Lacour aufgedrückt, eine Frau, die mit ihrem Manne in den Mansarden des Hauses bei Bletry zur Miethe wohnte und, dem Anschein nach, von diesem und seinen Hausgenossen gelegentlich zu Arbeiten und Dienstleistungen angenommen ward. Sie lautet:

„Am Tage vor Pfingsten, den 3. Juni Abends, war ich in der Küche im Mansardenstockwerk, wo ich wohnte, und kochte das Abendessen für meinen Mann, den ich erwartete; da hörte ich einen Schrei und dann ein dumpfes Geräusch. Ich glaubte, Franziska Lallemand weine. Ein paar Augenblicke nachher lief Franziska Lallemand die Treppe herauf; sie zitterte und bebte, und war ganz erschüttert. Sie verlangte eine Feder von mir; ich suchte danach. Mein Kleiner hatte eine; die gab ich ihr. Darauf ging Franziska wieder hinab.

„Der Schrei kam aus dem Zimmer, wo das Kanapee ſtand. (Es war ein erſtickter Schrei, den die Zeugin vor den Geſchwornen nachahmte. Auch das dumpfe Geräuſch, das darauf folgte, ſuchte ſie nachzuahmen, indem ſie mit dem Fuße mehrmals zaghaft aufſtieß.) Schrei und Geräuſch waren beinah eins, der Schrei war deutlich von dem Rufe Bletry's nach ſeinem Knechte Fritz zu unterſcheiden. Gleich darauf lief Franziska die Treppe herauf.

„Sie zitterte und bebte; ſie keuchte, ſo! Sie ſagte zu mir: „Frau Lacour, Frau Lacour, eine Feder, geben Sie mir eine Feder!“ Das kam mir komiſch vor, daß Jemand von mir eine Feder forderte. Aber mein Kleiner hatte in der Schule eine Feder gefunden, und er hatte mich ſogar gebeten, ihm ſeine Feder nicht wegzunehmen. Ich gab die Feder der Franziska; die brachte ſie hinunter. Hernach hörte ich Herrn Bletry den Fritz rufen. Er ſchrie ſo (mit heftigem Tone): „Fritz, beſorge dieſen Brief geſchwind, ſogleich.“ Fritz antwortete ihm laut (deſſen Stimme nachahmend): „Es regnet; ich kann jetzt nicht.“ Es war auch wirklich ſehr ſchlechtes Wetter. Weiter ſah ich nichts; es war ſchwarze Nacht; ich hatte kein Licht. Ich blieb auch oben.“

Es war beinah 9 Uhr Abends, als die Lacour dieſen Schrei und dies Geräuſch hörte.

Wenn es noch der Argumente bedürfte, daß ein mündliches Verfahren, um den erkennenden Richter in volle Kenntniß zu ſetzen, vor dem ſchriftlichen Vorzüge habe, liefert ſie dieſer Fall. Wie läßt ſich ein nachgemachtes Geräuſch und Geſchrei auf dem Papier wiedergeben? Was die ſinnliche Wahrnehmung eines Momentes eingibt, kann auch durch die allerſorgfältigſte Beſchreibung der Feder nicht erſetzt werden. Daß auch

die sinnliche Wahrnehmung täuschen könne, ist eine Sache für sich; wo ist aber diese Täuschung nicht, und wo sind mehr Mittel gegeben, sich gegen dieselbe zu wahren! Nach der schriftlichen Aufzeichnung müssen wir annehmen, die Lacour habe jene Töne richtig wiedergegeben. Konnten aber mit gesundem Menschenverstande und psychologischer und physischer Erfahrung ausgestattete Geschworne nicht grade in ihren Mienen, ihren Bewegungen eine unrichtige Auffassung entdecken, kleine Züge, die sich in Worten nicht auffassen lassen und die doch auf das Zeugniß den Stempel der innern Unwahrheit drücken?

Der erste wichtige Einwand gegen dieses Zeugniß ist: daß es so spät erst zum Vorschein kam. Statt der Lacour finden wir den Generaladvocaten auf diesen Einwand antworten: sie sei im ersten Augenblicke so voll Schrecken gewesen, daß sie Alles vergessen habe, sie habe nicht begriffen, wie wichtig gewisse Umstände seien, die ihr unbedeutend erschienen. Erst nach und nach kamen sie ihr ins Gedächtniß zurück. Für sie spricht, daß sich darin auch kein Schatten eines Widerspruchs finde.

Der Polizeicommissar Rouetta sagte: als er die Lacour zum ersten Male verhört, sei sie voller Schrecken gewesen und habe zu ihm gesagt: „Lassen Sie mich in Ruhe, ich weiß von nichts.“

Das beste Zeugniß für die Richtigkeit des Zeugnisses der Lacour gibt das Benehmen der Angeschuldigten. Sie lassen alle Wahrnehmungen der Frau bestehen und geben ihnen nur eine andere Deutung. Hiermit ist schon von selbst der spätere Versuch, die Glaubwürdigkeit der Frau anzugreifen, abgewiesen. Bietry berief sich zwar auf ihren früheren Lebenslauf, man antwortete

ihm aber, es sei nicht das Geringste zu ermitteln gewesen; Seitens der Angeschuldigten ist auch nichts Haltbares vorgekommen. — Sie habe beständig in ihren Anklagen geschwankt. Darauf erwiderte der Ankläger: Warum die Lacour denn nichts von der schwarzen Dame gesagt und gewußt! Wenn sie nach Eingebung der Phantasie rede, oder gar als wissentlich falsche Zeugin, werde sie die Punkte in den Vordergrund gestellt haben, von denen Jedermann in Mühlhausen zu wissen geglaubt, während grade sie nur Dinge bemerkt, die kein Anderer gesehen. Er schilderte sie als eine Frau von reizbaren Nerven und zarter Beschaffenheit; aber bei einer solchen Körperbildung irre man sich in nichts (?), was sich auf die sinnliche Auffassung bezieht.

Wenn es auch sehr problematisch ist, daß eine so nervos reizbare Frau sich in nichts irren sollte, so ist doch ihr Wahrnehmungsvermögen gewiß schärfer, welches sich auch bei der Lacour so weit erstreckte, daß sie Ahnungen hatte und Gespenster, wenn nicht sah, doch hörte. Sie mußte noch vor den Assisen eine Gespenstergeschichte erzählen, die ihr vor der Mordthat begegnet war.

„Ich lag mit meinem Manne zu Bette, als ich plötzlich drei Schläge hörte, so: Tok! tok! tok! Ich sagte zu meinem Manne: „Klopft vielleicht Du so?“ Er sagte: „Bist Du's denn nicht?“ Ich sagte: „Wenn ich es wäre, so früge ich nicht.“ Mein Mann stand auf und sah nach, ob vielleicht der Hund an der Thüre wäre. Drauf sagte ich: „Die Schläge kamen aus dem Zimmer, nicht aus dem Hausgange; ich habe drei schwache Schläge gehört; vielleicht ist es ein Gespenst.“ Mein Mann sagte darauf: „Närrin! es gibt keine Gespenster.“ Ich wollte Anfangs nicht davon reden; aber an einem fraieren Tage, wo wir mit Franziska und

Fritz Weidenbacher erklärte: er habe einmal eine Wunde an der Hand gehabt; möglich, daß der Abdruck davon hergerührt.

Mehr Zeugenaussagen darüber finden sich in diesen Assisenverhandlungen nicht vor. Daß der Abdruck einer Hand, von Blut herrührend, auf dem Treppengeländer sichtbar gewesen, scheint nicht allein dem öffentlichen Ankläger, sondern auch dem Präsidenten für eine ermittelte Thatsache gegolten zu haben. Der Friedensrichter Ritter hatte bekundet: daß der Abdruck einer blutigen Hand deutlich am Treppengeländer zu sehen gewesen.

Die Vertheidiger der Angeklagten rügten, daß man nicht auch das Treppengeländer selbst als Beweisstück herbeigebracht habe. Diese Sache gehöre wie so viele andere zu der Legion von Einbildungen, an denen der Proceß leide. Uebrigens hätten alle Untersuchungen des angeblichen Handabdruckes weiter nichts ergeben, als daß man zwei Flecke gefunden, die über ein Metre auseinander gestanden. Ein anderer Anwalt der Angeklagten erklärte: das Haus sei ganz neu, er habe es besichtigt und nichts gefunden. — Und wir finden nichts weiter darüber in den Verhandlungen! Daß die Chemiker in den Flecken am Geländer kein Blut entdeckt, ist schon oben angeführt.

Bietry's Deutung der Wahrnehmungen und die Alibibeweise.

Bietry will am Nachmittage des Pfingstsonnabend krank gewesen sein, und angezogen im Bette gelegen haben. Durch das Fenster habe ihm der Gerichtsbote einen Haft- oder Arrestbefehl überreicht. Erschreckt über dessen nur vermutheten Inhalt, denn [illegible]de ihn nicht

eröffnet, habe er schnell an seinen Bruder, den Staatsprocurator, um Rath oder Hülfe zu schreiben beschlossen, deshalb nach einer Feder zur Frau Lacour hinaufgeschickt (weil seine eigenen Federn von vielem Briefschreiben stumpf gewesen) und, um den Brief noch an dem Abend mit der Diligence befördern zu können, nach einem Ziegelstein (zu Fritz) gerufen, diesen durchbrochen, was das Geräusch, den Fall verursacht, und in ein Paket gelegt, welches Franziska noch am selben Abende nach der Diligence gebracht.

Die Vorladung und deren Einhändigung durchs Fenster herein hatte ihre Richtigkeit. Der Gerichtsvollzieher Gissinger bekundete: am 3. Juni Abends Bletry von der Straße aus durch das Fenster ein Urtheil behändigt zu haben, welches ein Herr Steiner gegen ihn erwirkt. Es enthielt aber keinen Verhaftsbefehl, sondern nur eine einfache Insinuation. — Die Richter begriffen nicht, wie eine so wenig dringliche Zufertigung Bletry, der an solche gerichtliche Verfügungen nur zu gewohnt war, dermaßen in Schreck setzen können, daß er sich nicht aus und ein gewußt und augenblicklich an seinen Bruder schreiben müssen, als hänge sein Leben davon ab. „Gissinger war der pünktlichste Gerichtsvollzieher," sagte er, „dem fast alle Verhaftungen in Schuldsachen übertragen werden, so mistraute ich ihm; und ich halte meine Besorgniß noch für gegründet."

Was die Forderung nach einer Schreibfeder, einem Ziegelsteine anlangt, so stimmen die Aussagen der Zeugen aufs Haar mit der Bletry's, aber die Zeugen — sind seine Mitschuldigen.

Bletry erklärte, auf Befragen, daß er zwar angezogen zu Bette gelegen, aber nicht in Stiefeln, sondern in Pantoffeln. Die aber konnte er mit Pantoffeln das

Neuntes Kapitel.

Der Dofrefeld. Nebel, Schnee, Gewäſſer. Hohe Moorhaiden. Wilde Jagd. Fußwanderung. Leichte Tracht. Ein Geſpenſt der Kuſtenlander. Moorbäche, Vegetation, Isländiſch Moos. Das Hodviz Jerke. Deutſche und Franzoſen und das Genießen. Der Sneehetta und der Engländer im Schneegeſtöber. Nebel. Gränzſcheide abwarts nach Norden. Abſchuſſiger Weg. Das furchterliche Driventhal.

Man kann annehmen, daß die ganze ſüdweſtliche Wendung des hohen Kiölenzuges, welche das ſüdliche Norwegen vom nördlichen trennt, unter dem Namen des Dofrefelds ſeine allgemein verſtändlichſte Bezeichnung findet. Speciel mag darunter wieder der höchſte Kamm verſtanden werden, über den die Heeresſtraße ſich ſchlangelt. Doch iſt man nicht ſehr ſtreng in der Na-

Geräusch mit den Füßen gemacht haben, welches die Lacour gehört und er nicht ableugnete! „Mein Haus,“ antwortete er, „iſt eine wahre Laterne, man hört jedes Geräuſch von oben bis unten.“ — Aber noch ſonderbarer erſchien es, daß Bietry, nachdem er den ihn in ſolche Angſt verſetzenden Gerichtsbefehl empfangen, ſich noch ein Mal zu Bette gelegt haben ſollte. — Er erklärte es durch ſeine große Aufregung wegen ſeiner Verhältniſſe, auch habe er den Gerichtsbefehl nicht ſogleich geleſen. Sein Zimmer habe er nachher nicht mehr verlaſſen.

Fiſſon, Factor einer Buchdruckerei in Nancy, der zum Beſuch in Mühlhauſen war, und ſeit Kurzem auf dem freundſchaftlichſten Fuße mit Bietry ſtand, erzählt von dieſem Sonnabend: „Um Pfingſten 1843 ſagte ich zu Bietry, ich wolle die Feſttage in Straßburg zubringen. Samſtags, um 2 Uhr, ging ich zu ihm, und traf ihn leidend; er ſagte mir, er leide ſchrecklich an Halsweh. Gegen 8 Uhr Abends holte ich zwei Briefe ab, die ich ihm nach Straßburg mitnehmen ſollte. Er gab mir die Briefe etwas ſpäter, und ſagte mir, er würde ſich legen, weil er krank ſei. Ich erwiderte hierauf: „Da thun Sie recht; Sie ſehen nicht wohl aus.“ Es war zwiſchen 7 und 8 Uhr Abends, am 3. Juni.“ Was von Fiſſon's Glaubwürdigkeit zu halten, darüber unten.

Bailly, ein anderer Freund Bietry's, bei ihm in Koſt, beſtätigte Franziska's Angabe Hinſichts des abendlichen Ganges nach dem Diligencebureau. Sie war in großer Eile, er begleitete ſie und kam mit ihr zurück. Franziska trug dann das Abendeſſen auf; auch Fritz aß mit am Abendtiſch.

Dieſer trauliche Abendtiſch nach einer Mordthat, wo die Leiche noch im Zimmer liegen [redacted] Dielen noch

von Blut schwimmen mußten, hätte allerdings etwas Befremdendes, wenn — der Zeuge volle Glaubwürdigkeit hätte!

Aber noch seltsamer erscheint die Sache, wenn man eine andere Entlastungszeugin hört, die Frau Decker, die aber nebst ihrem Manne und dem Factor Fisson, gleichwie Bailly und Schulz, zu Bletry's Freunden gehört, denen man sämmtlich zutraute, daß sie dem Angeklagten allen Vorschub geleister.

„Ich kam am 6. Juni in Bletry's Haus; der Polizeiagent Roy trank dort ein Glas Bier. Bletry rauchte in einer Ecke des Zimmers seine Pfeife. Er schuldete mir 30 Sous; Franziska lieh ihm dieses Geld, damit er mir es zurückzahlte. Nach dem Abendessen, um 8 Uhr, bat Bletry meinen Mann, ihn zum Gerichtsvollzieher Gissinger zu begleiten; sie kamen erst um 10 Uhr Abends wieder. Montag Morgens, am 5. Juni, kam Franziska zu uns; es war ungefähr 6 Uhr Morgens. Sie wollte einen Miethsvertrag, worin die Möbeln des Bletry'schen Hauses auf ihren Namen eingetragen waren, einschreiben lassen; aber mein Mann bemerkte ihr, es sei etwas Regelwidriges darin. Sie bat unsern Kleinen, den Vertrag zu Bletry zu bringen, um ihn zu verbessern. Mein Kleiner kam gegen 8 Uhr wieder; er trug sodann aus Gefälligkeit den Vertrag auf das Einschreibungsamt. Während dieser Zeit blieb Franziska bei uns. Der Kleine kam um 9 Uhr zurück; hierauf ging Franziska mit ihm nach Freschwald, um Kuchen zu kaufen. Um 10 Uhr ging ich zu Bletry; er war schon nach Basel fort."

Hiernach wäre nicht allein am Abende des Mordtages im Bletry'schen Hause ruhig und wie gewöhnlich zu Abend gegessen worden, sondern ein Besuch, eine

Frau seiner Bekanntschaft, wäre den ganzen Abend freundschaftlich dort geblieben; man hätte geraucht, Bier getrunken, abgerechnet, gespeist wie im tiefsten Frieden, und Bletry wäre am späten Abend noch in Geschäften ausgegangen. Danach wäre nicht allein die Aussage der Lacour unrichtig, sondern auch die Franziska's, Fisson's und Bletry's selbst. Wo wäre die Angst wegen des Verlustbefehls, Franziska's Hast den Brief zu besorgen, wo bliebe Bletry's Krankheit, der im Bette gelegen haben und, nachdem er den Brief fortgeschickt, nicht mehr ausgegangen sein will.

Wie faßte ein Richter, fernab von jeder persönlichen Anschauung, auf solche Zeugenaussagen ein Urtheil fällen? Nur Richter, welche die beiden Frauen von Angesicht sahen, ihre Stimme hörten, welche sich anderweitig von ihrem Charakter und Ruf unterrichten konnten, konnten auch über das Maß ihrer Glaubwürdigkeit ein Urtheil sich selbst machen. Für diesen Fall kommt uns indeß ein Gespräch oder eine Scene in etwas zu Hülfe, welche in den Verhandlungen der Aufnahme für werth erachtet ist.

Der Generalanwalt hielt es zur Erforschung der Wahrheit für nützlich, die Lacour noch ein Mal vorführen zu lassen, um Näheres über einen Zank zu erfahren, den die Decker mit der Lacour in Bletry's Hause gehabt. Es heißt:

„Bei diesen Worten äußert Frau Decker einen großen Schrecken; sie geräth in Zittern und weint. Ihre Beine wanken; man bringt ihr einen Stuhl.

Frau Lacour nähert sich der Frau Decker; diese vermeidet ihren Anblick und hält den Kopf gesenkt.

Frau Lacour. Nach Bletry's Verhaftung war ich oben; ich hörte Geräusch, ging hinunter, und sah Herrn

Decker und Frau. Ich bat Frau Decker um die Rückgabe eines Korbes, den ich der Franziska geliehen; ich that dies in aller Ruhe. Da schimpfte sie mich, und sagte: „Du wirst Deinen Korb schon wieder kriegen, Lumpenmensch, verfluchte H...; Du sollst schon sehen! Bald wird Bletry wieder freikommen und Dich aus dem Hause jagen.“

Der Generaladvocat. Sie hatten die Frau Decker nicht beleidigt?

Frau Lacour. Nicht im Entferntesten.

Frau Decker. Ich will mit diesem Weibe nicht streiten; ich vermags nicht.

Der Generaladvocat. Also steht fest, daß Frau Decker die Frau Lacour wegen ihrer Aussage bei der Untersuchung geschimpft hat.“

Die Glaubwürdigkeit der Decker scheint nach dieser Aussage wenigstens nicht zu wachsen.

Dagegen erscheint durch den letzten Theil der Aussage der Decker Franziska's Alibi am Morgen des Pfingstmontags erwiesen. Die Decker führt hier specielle Umstände auf, über die man sich nicht leicht irrt (wenn nicht ein geflissentlich falsches Zeugniß angenommen würde), und eine Louise Nancey bestätigte, daß Franziska an dem Morgen im Decker'schen Hause gewesen. Ueberdies sind die Zeugenaussagen, welche Franziska beim Transportiren der Leichenkiste zur Eisenbahnstation mit betheiligen wollen, viel ungewisser und schwankender als diejenigen, welche die Betheiligung der Magdalene Dinicher darthun.

Gravirend für sie ist nur die Aussage der Lacour, ihr Verhältniß zu Bletry, als dessen innigste Vertraute, Mitwisserin und Helferin sie erscheint, und der ihr zugemuthete Besitz der gelben Kiste, in welcher der Leich-

nam gefunden ward. Die Zeugenausſagen für und gegen dieſen wichtigen Punkt ſind folgende.

Die gelbe Kiſte.

Gehörte die gelbe Kiſte, in welcher die Leiche auf der Station gefunden worden, Franziska Lallemand?

Der Mann der Lacour erkannte ſie „ungefähr;“ ſeine Frau „ganz genau.“ Sie hatte ſie immer in Franziska's Stube geſehen; der Deckel ſtand immer offen; Franziska hatte ihr geſagt, dadurch blieben die Kleider luftig.

Franziska behauptete: nie eine ſolche Kiſte beſeſſen zu haben, die ihrige ſei drei Mal größer, mit Schweinsleder überzogen, der Deckel mit einem Stück Tapete beklebt; auch habe ſie nie eine andere gehabt.

Man brachte die zwei Kiſten in den Saal, welche nach Bletry's Angabe in ſeinem und Franziska's Beſitze geweſen. Die Lacour betheuerte, dieſe Kiſten nie bei Bletry erblickt zu haben. Schon als ſie, in den erſten Tagen des März, mit ihrem Manne in das Haus zog, ſah ſie dagegen die gelbe Kiſte, indem Franziska ſie rief, ihre Kleider ſich zu beſehen, die in der Kiſte lagen.

Bletry hatte im Jahre 1840 die junge Franziska Lallemand bei den Schweſtern zur Vorſehung in Mühlhauſen untergebracht, um ſie leſen zu lehren. Die Schweſter Flavia bezeugte, daß Franziska damals eine Kiſte gehabt: „die grade ſo ausſah wie dieſe hier (die gelbe), eben ſo groß, eben ſo geſtaltet, von dieſer Farbe, nur dunkler.“ Es ward bemerkt, daß der Koffer ſeitdem öfters gewaſchen worden. Flavia erklärte, ſie habe ſich die Sache ſeit ihrem erſten Verhöre genau überlegt, ſie habe die Nachbarn gefragt, wo Franziska

geschlafen; Alle hätten gesagt, Franziska habe nur einen gelben Koffer gehabt und das sei dieser hier.

Durch das Zeugniß eines Kaufmanns in Mümpelgard wird erwiesen, daß Franziska den Koffer, mit Schweinsleder überzogen, von ihm gekauft (über das wann finden wir keine Notiz), warum, ruft ihr Vertheidiger, hätte sie, schon im Besitze des gelben, noch des schweinsledernen bedurft!

Aber sie hatte den gelben, als sie zu den Schwestern der Vorsehung kam, und als sie im Herbst desselben Jahres die Schwestern wieder verließ, hatte sie ihn auch noch. Sie bat die Schusterin Ott die gelbe Kiste bei ihr einstweilen niederstellen zu dürfen, und die Ott erkannte in der Leichenkiste Franziska's gelbe Kiste wieder, die einst bei ihr zur Verwahrung gewesen.

Die Eheleute Hengel erkannten in der gelben Kiste „unzweifelhaft" den Koffer der Franziska Lallemand. Nur hatte der Ehemann geglaubt, die Handhaben wären von weißem Leder, während die, welche er jetzt sähe, von braunem wären.

Dagegen erkannte die Schwester Caskmir aus dem Kloster zur Vorsehung die Kiste nicht für die, welche Franziska gehörte. Sie wußte nur von einem Köfferchen, welches die Kostgängerin damals besessen; das Köfferchen fand sich nicht unter den ihr vorgezeigten Kisten. Auch die Schwester Oswald erinnerte sich eines kleinen mit Schweinsleder überzogenen Koffers; die gelbe Kiste war ihr fremd. Schwester Flavia erinnerte sich nunmehr, daß die Franziska auch ein solches Köfferchen mit Schweinsleder gehabt, blieb aber fest bei ihrer frühern Aussage.

Welcher Richter gleicht diese Widersprüche aus! Wer sagt dem Urtheilskosser, dem nichts als Acten vorliegen,

nur das, ob der Schweſter Flavia, oder der Schweſter Oswald mehr zu trauen ſei, welche von Beiden ſchärfere Augen, beſſere Beobachtungsgabe in andern Dingen bewieſen, welche von Beiden ſich mehr um die junge Koſtgängerin und ihre Sachen bekümmert? Eine gelbe Kiſte iſt kein Unicum, es können zwei ſich ſo ähnlich ſehen, daß der Verfertiger ſelbſt ſich darüber täuſcht, aber dieſe Fälle gehören zu den Seltenheiten, und das Urtheil einer Schuſtersfrau, die in dergleichen Dingen einen ſcharfen Blick haben dürfte, die in dieſem Falle beſonders qualificirt erſcheint, da ſie die Kiſte bei ſich in Verwahrung gehabt, in einer wahrſcheinlich engen Wohnung und die, von weiblicher Neugierde angeregt, die Kiſte des hübſchen Mädchens weck mit Auge und Hand geprüft und geſchätzt haben dürfte, dieſes Urtheil beſonders dürfte in der Sache nicht ohne ein Gewicht ſein, welches durch die andern Ausſagen noch um ein Bedeutendes verſtärkt wird.

Motive der That.

Bletry war dem Ruin nahe vor der That, ihm fehlte das Nothwendigſte, und bald nach der That ſieht man ihn im Beſitz von Geld; er unternimmt Reiſen und macht Einkäufe, welche, wenn grade nicht auf Ueberfluß, doch darauf deuten, daß er jetzt nicht mehr nöthig hatte zu ſparen. Die natürliche Schlußfolgerung: er hat ſein Opfer, um ſie zu berauben, umgebracht und ſie wirklich beraubt, daher das Geld nachher bei ihm.

Aus allem bisher Mitgetheilten, aus allen Zeugenausſagen, ſelbſt denen ſeiner Freunde, die er als Entlaſtungszeugen berief, geht ſeine drückende Lage hervor. Er ſtand auf dem Punkte zum zweiten Male Bankrutt

zu machen. Arrestschläge und Verhaftsbefehle umschwirrten ihn von allen Seiten in so erschreckender Gestalt, daß er aus Angst die Zusendungen nicht mehr öffnete, weil er den trüben Inhalt derselben voraus wußte. Und doch, im Widerspruch damit, pocht er in seinen Verhören darauf, daß man ihm unrecht thue, er sei damals nicht am Bankrutt gewesen, nicht am Bettelstab, denn noch jetzt sei der Bankrutt nicht ausgebrochen. Man begreift den sonst so klugen Mann nicht; konnte er glauben, nur einen unter seinen Richtern damit zu täuschen, welche mit den Verhältnissen an Ort und Stelle besser als wir in der Ferne bekannt sind, denen diesmal aus den gegebenen lückenhaften Mittheilungen seine trostlose Lage doch hell genug in die Augen springt? Wenn auch durch Zuthun seiner Familie nachmals sein zweiter oder letzter Bankrutt aufgeschoben oder vermieden wurde, so geht doch schon aus seinen eigenen Eingeständnissen hervor, daß er damals, in der drückendsten Lage, am Rande des Verderbens schwebte.

Freilich mußte ihm Alles daran liegen, sich vor den Richtern in eine bessere Lage hinein zu lügen, um auch das Motiv zur That zu entfernen, aber sein Verstand hätte ihm sagen müssen, daß, so widersprechenden und deutlichen Zeugnissen gegenüber, der Beweis ihm nicht gelingen könne, und der Versuch, ihn zu führen, den Verdacht gegen ihn nur noch vermehren müsse.

Am heftigsten ward er bei der Aussage der Lacour, die mit ihrer schwatzhaften Zunge der schrecklichen Geschichte vom Pfingstsonnabende noch eine andere hinzufügte:

„Zwei Tage nachher traf ich Fritz; er kam von der Stadt mit einem Paket Bonbons zurück, die er für Franziska gekauft hatte. Da sagte ich: »Fritz, das ist

was Gutes; aber es wird Dir an der Nase vorbeigehen.» Er antwortete: «Ja wol, Frau Lacour.» Dann sagte er noch: «Jetzt wird's nicht mehr an Geld fehlen.» Ich muß Ihnen sagen, daß Herr Bletry, als ich ihm vor Pfingsten meine Miethe bezahlte, ein Börschen hatte, worin nur noch 7 Sous waren. Er sagte mir, meinem Manne ginge es besser, als ihm, weil er eine gute Besoldung habe. Herr Bletry sagte mir, er habe Alles eingebüßt. Er kaufte sich Holz für ein paar Sous ein. Ich habe selbst Holz für ihn geholt; und Frau Stengel sagte zu mir: «Wenn Sie für Bletry Holz holen, so gebe ich Ihnen keins mehr.» Nach Pfingsten kauften Bletry und Franziska eine Menge Sachen ein; ich weiß aber nicht, ob sie es bezahlt haben."

Da rief Bletry erzürnt aus: „Es ist nicht wahr, daß ich mir Holz für 4 bis 5 Sous einkaufte; es ist nicht wahr, daß ich nur noch wenige Centimes hatte. Die Wirthschaft ging auf Rechnung der Franziska Lallemand; ich war bei ihr in Kost. Man öffne Franziska's Wirthschaftsbuch, und sehe! Ich brauchte kein Geld."

Aber die Lacour ließ sich nicht irre machen, und versicherte: Bletry habe es ihr gesagt, als er ganz allein auf der Schwelle seiner Thür stand und seine Pfeife rauchte; er müsse sich ja selbst daran erinnern. — Die Decker, seine Freundin, hatte im Zeugniß zu seinen Gunsten gesagt, daß er ihr nicht 30 Sous bezahlen können, welche Franziska dann für ihn hergab. Magdalene Lallemand, deren Blutverluste das aufgefundene Blut erklären sollten, hatte bekundet, daß Bletry beim Gedanken, Franziska zu verlieren, wüthend geworden, denn er habe nur noch seine Schenke zum Lebensunterhalte. Bletry und Franziska sprachen von oftmaligem Gold- oder Silbereinwechseln bei dritten Personen vor der Ka-

ſtrophe, aber dieſe Perſonen wollten ſich dieſer Geſchäfte mit Beiden gar nicht entſinnen. Nach der That war dagegen Geld vorhanden, ſo hatte Fritz ſchon geſagt.

Am Pfingſtmontage kaufte er in Baſel bei der Reiſe dahin mit Franziska ein Wirthshausſchild mit der Aufſchrift: „Zur Burgunder Weinleſe," eine Mütze und andere nicht eben nothwendige Gegenſtände. Vor der Heimkehr ſagte er zum Zeugen Alonſi, welches dieſer bekundet: „Wir müſſen ſehen, ob wir auch genug zur Rückkehr haben." Alſo war mit dem Gelde auch der Muth wieder da, die Wirthſchaft aufs Neue in Gang zu bringen.

Endlich, ſo fanden ſich in der Kommode 200 Francs in Gold, welche Bletry's Freund, Fiſſon, nach der Verhaftung des Erſteren und im geheimen Auftrage deſſelben an ſich nehmen und verwahren ſollte. Beide Verklagten, Bletry wie Franziska, behaupteten, ſie gehörten der Letzteren; es wären ihre Erſparniſſe, ſagte dieſe, und Bletry wollte davon nichts gewußt haben, da es nicht ſeine Sache ſei, in Anderer Kiſten zu blicken oder um ihre Angelegenheiten ſich zu kümmern. Aber zwiſchen Beiden herrſchte eine ſo vollkommene Einigkeit, und nicht allein Bletry war von ſeinen Gläubigern aufs Aeußerſte gedrängt, ſondern auch Franziska, als dem Namen nach Beſitzerin der Schenke, war vielfach zur Bezahlung kleiner Schulden aufgefordert und zog die Mahnenden hin. Es iſt möglich, daß ſie einen Nothpfennig ſich aufſparen, ihn nicht angreifen wollen; aber das Factum bleibt verdächtigend beſtehen, daß nach der Kataſtrophe Geld da war, von dem Bletry ſelbſt erklären mußte, daß er vor der Kataſtrophe nichts davon gewußt.

Sonſt ſchweigen alle Nachrichten über den Gegenſtand, die Größe des vermutheten Raubes. Ein Schatz

menagehung. Seitwärts erſtrecken ſich viele einzelne Fielder, ausgedehnter oder iſolirter, und links erhebt ſich der Sneehetta, Norwegens höchſter Punkt, der aber auch wieder keinen alleingültigen Namen zu führen ſcheint.

Von dem letzten Gaard, von dem man uns ſagte, daß er am Fuße des Dofrefield liege, ging ich mit unſerm Schweizer Reiſegefährten zu Fuß hinauf. Aber es bedurfte nicht der Kunſt eines Gemſenjägers. Wir ſahen nicht einmal einen Berg vor uns; ſo allmählig führte die breite Straße bis zu den weiten Moorflächen, welche man uns zu unſerer Verwunderung nachher als die Höhe des Dofrefields bezeichnete. Wir waren ja ſchon von Chriſtiania an den Berg hinauf geſtiegen.

Es war der 15te Auguſt, aber November Wetter und Klima. Unermeßliche Kieferwälder breiteten ſich zu unſerer Rechten und Linken aus, die Wolkennacht lag auf der Tannennacht, und nur ſeltene Blicke in die düſtere Ferne, wo hie und da ein glänzender Schneefleck, unter uns oder zur Seite, die Höhe verrieth, auf der wir uns befanden. Die Wolken regneten nicht mehr,

kann es nicht geweſen ſein. Einen Schatz wird eine einzelne in Modehut und Taffentkleid umher wandernde (oder reiſende) fremde Dame nicht bei ſich geführt haben. Ein Schatz würde nachher aufgeleuchtet haben; aber es kommen nur ein Wirthshausſchild, eine Mütze, ein Pomvadour und außerdem 200 Francs zum Vorſchein. Hatte ſie aber Goldſtücke bei ſich? Ward ihre goldene Kette, die übrigens in den Zeugenausſagen vor den letzten Aſſiſen ebenſo wie die durchbrochenen Filethandſchuhe wieder verſchwunden iſt, vielleicht bei der Reiſe nach Baſel verſilbert? — Das Reich der Vermuthungen iſt groß, aber ſelbſt die aufgeregte Einbildungskraft der Bewohner von Mühlhauſen hat hier auch nicht eine Spur entdeckt.

Fiſſon und die untergeſchobenen Schlüſſel.

Gensdarmerielieutenant Schleretter hatte ausgeſagt: „Bei der Hausſuchung in Bietry's Wohnung fand man einen Bund Schlüſſel, mehr als 20, die alle hell glänzend ausſahen, über dem Spiegel hängen. Später wurden ſtatt derſelben andere Schlüſſel untergeſchoben. Der Gefangenwärter zu Mühlhauſen beging die Nachläſſigkeit, daß er die Angeklagten mit einander verkehren und zuſammen trinken ließ. Er wurde deshalb abgeſetzt.“

Man hat bei der Unterſuchung ſehr viel Gewicht auf dieſen Umſtand gelegt und zur Ermittelung deſſelben alle Kraft aufgewandt. Bietry erwiderte auf die Anſchuldigung vor den Aſſiſen: „Es ſind keine anderen Schlüſſel untergeſchoben worden. Mit Erlaubniß des Herrn Staatsanwaltes zu Altkirch ließ ich durch Fiſſon Schlüſſel holen, um dadurch dem Herrn Galiſſer zu

Straßburg Unannehmlichkeiten zu ersparen; denn diese Schlüssel öffneten drei Koffer, die bei demselben niedergelegt waren. Diese Schlüssel hat ich Fisson zu nehmen; aber es sind keine untergeschoben worden. Im Gefängnisse hatte ich Tag und Nacht zwei Wächter bei mir; wie konnte ich da mit den andern Angeklagten verkehren?" Und in dieser Antwort ist schon das Summum der Schuld und des Ermittelten ausgesprochen. Es zeigt, daß die erste Untersuchung nicht mit der nöthigen Sorgfalt und Strenge geführt ist, um Verschleppungen und Verdunkelungen zu verhüten. Daß man dem Gefangenen erlaubt hat, durch einen Freund sich Schlüssel aus seiner Wohnung holen zu lassen, um damit irgend wie zu operiren, gehört auch zu den Unbegreiflichkeiten, an denen dieser Proceß so reich ist. Der Generaladvocat bemerkte, daß grade der Schlüssel zum Koffer, der von Bletry bei Herrn Galisser in Straßburg niedergelegt worden, von Fisson nicht mitgenommen, sondern im Bletry'schen Hause zurückgeblieben sei, wogegen die Vermuthung sich aussprach, daß Bletry Fisson beauftragt den Schlüssel verschwinden zu lassen, welcher zur gelben Leichenkiste paßte.

Ermittelt ist nichts weiter, der Schlüssel zur Kiste hat sich nicht gefunden, unter Bletry's Sachen und Koffern ist nichts entdeckt worden, was über seine Schuld oder Unschuld in der Hauptsache Aufschluß gäbe. Wir verschonen unsere Leser deshalb mit den weitläufigen Verhandlungen, Fragen und Antworten über diesen Punkt. Das einzige Resultat, welches daraus hervorgeht, daß Bletry's Schritte ein Schuldbewußtsein ausdrücken, steht auch sonst schon fest. Er braucht aber um deswillen noch kein Räuber und Mörder gewesen zu sein, wenn er, vom Gefängniß aus, Versuche macht, einen Theil

seiner Sachen den Augen und Händen der Gerichte zu entziehen. Dies erklärte sich schon aus seiner pecuniairen Lage, dicht am Bankrutt, den er aus vielen Gründen zu verbergen suchte. Seine eigene Angabe: um einen Freund in Straßburg, welcher seine Koffer in Verwahrung gehabt, nicht zu belästigen, spricht freilich eher gegen als für ihn.

Namentlich ist der Factor einer Buchdruckerei in Nancy, Fisson, Bletry's Freund, und als Mitwisser oder Helfershelfer verdächtigt, darüber aufs Strengste inquirirt worden. Seine Aussage über eine Zusammenkunft mit Bletry am Pfingstsonnabend ist schon oben angeführt. Fisson war am 4. Juni (Pfingstsonntag) nach Straßburg gereist und erst am 21. nach Mühlhausen zurückgekehrt, wo er von einem höchst vergnügten und muntern Mittagessen berichtet, welches er mit seiner Frau, der Madame Galisser aus Straßburg, und Franziska bei Bletry eingenommen habe. Am Tage darauf war Bletry verhaftet worden, Fisson schwur, daß es ein höllisches Complot sei. Auf einen Brief Bletry's aus dem Gefängnisse, besuchte er diesen in demselben, völlig von seiner Unschuld überzeugt, und that, was er konnte, ihn zu trösten und ihm zu helfen. Seine Frau brachte ihm Essen; er trank mit ihm 2 Flaschen Limonade gazeuse, was zu dem Gerüchte Anlaß gegeben, daß Bletry und seine Freunde im Gefängniß in Champagner schwelgten. Er übernahm es für Bletry in dessen Keller nach dem Weine zu sehen, auch für Franziska die 200 Francs in Gold aus der Kommode zu nehmen. Er fand bei dieser Gelegenheit ein kleines Medaillon, was er ihr brachte. Auch bat ihn Bletry aus dem Schlüsselbund, das über dem Spiegel hinge, die 3 Schlüssel, welche die Koffer bei Galisser öffnen, fortzuthun.

damit dieſe braven Leute nicht in ſeine Sache verwickelt würden. „Thun Sie an die Stelle dieſer Schlüſſel andere," ſagte Bletry. Hiedurch wird Bletry alſo in dieſem Nebenpunkte durch ſeinen eigenen Freund einer Unwahrheit geziehen!

Fiſſon verkehrte ſpäter wegen der Schlüſſel und des Geldes mit dem Staatsprocurator Bletry, der ihm rieth nichts von der Sache zu ſagen, „weil es unnütz ſei und die Unterſuchung nur verlängere." Indeſſen war es durch Andere ſchon ruchbar geworden, und Fiſſon legte darauf vor dem Friedensrichter Ritter ein vollſtändiges Bekenntniß ab, was ihn indeß vor einer bei ihm vorgenommenen Hausſuchung nicht ſchützte. Sein Principal, der Buchdruckereibeſitzer Barré, gab ihm das Zeugniß, daß er zwar leichtſinnig und fähig ſei, ſich unbedachterweiſe in gefährliche Sachen einzulaſſen, übrigens ſittlich, von reinen Geſinnungen und als rechtlicher Mann, der die Wahrheit nicht verhehlen könne, ſich nur in gutem Glauben und mit Redlichkeit in dieſer Sache betheiligt haben werde. Nur ſcheint eine Stelle des Briefes, den Fiſſon nach ſeiner erſten Vernehmung an den Staatsprocurator Bletry ſchrieb, um dieſen davon zu unterrichten, etwas bedenklich:

„Ich muß noch hinzufügen, daß ich ausgeſagt, dieſe Vertauſchung der Schlüſſel habe nur zum Zwecke gehabt, den Schlüſſel eines Koffers wegzuſchaffen, der ſeit einem Jahre in Straßburg iſt. Adieu! Gott wird für uns ſein. Ein Gruß aus dem aufrichtigſten Herzen."

Im Lichte eines Complicen, wenn gleich eines in gutem Glauben handelnden, erſcheint Fiſſon danach jedenfalls, und es rechtfertigt den Verdacht, den man gegen ſeine und ſeiner Frau Ausſagen hegte, wenn gleich dieſelben, wenigſtens was dieſen Punkt anlangt, eher zu

Ungunſten der Angeklagten, oder beſſer des nachläſſigen erſten Polizei- und Gerichtsverfahrens, ein Zeugniß ablegen. Wie ſollte in einer Unterſuchung die Wahrheit ermittelt werden, wo den auf Tod und Leben Angeklagten verſtattet war, die Beſuche ihrer Freunde anzunehmen, ihnen Beſtellungen zu ertheilen, in ihrem Hauſe Anordnungen zu treffen, fortzuſchaffen, was nicht gefunden werden ſollte, umzuwechſeln, Botſchaften auszurichten und ihnen zu überbringen und hinterbringen, was ihnen angenehm war!

Hiermit waren die Ausſagen der Zeugen geſchloſſen, die, wie ſchon angedeutet, bunt durcheinandergingen, daß es Mühe koſtete, ſie in der von uns verſuchten Ordnung, alle ein Factum betreffenden zuſammenzufügen und zu ſchichten. Wir glauben nichts, was ein Licht auf die Sache werfen könnte, übergangen zu haben, und wenn wir zu ausführlich, zu viel unbedeutende Details aufgenommen zu ſein ſcheinen, ſo bedenke man, daß der ganze Proceß eine Perlenſtickerei iſt, oder ein Verſuch aus Atomen, die unter der Hand wieder verſchwinden, ein Bild, ein Gewebe zu entwerfen. Ein Hauch hat Wichtigkeit, wenn wir ihn richtig erfaſſen, und ein Stäubchen, das wir fallen ließen, konnte das ganze Gebäude verrucken.

Aber indem wir mehre Wochen lang dieſe Maſſe Spreu mit der Feder zuſammenkehrten, wird uns wieder klar, wie ſchwach es überhaupt mit der ſchriftlichen Auffaſſung der Wahrheit ſteht. Was iſt das Reſultat, auf das wir bauen können? Worauf beruht die Wahrheit, die wir abſtrahiren? Auf einem Rechenexempel, wenn wir uns danach zutrauen, es zu ziehen; während

eine einzige sinnliche Anschauung uns die volle moralische Ueberzeugung eingabe. Hätte ein Daguerreotypist den Moment erfaßt, wie Franziska aus dem Zimmer stürzt, die Treppe hinauf eilt und zitternd sich an das Geländer hält, dieser einzige Blick sagte uns, was diese vielen Berichte vergebens darzustellen sich bemühen.

Das Benehmen der Angeklagten während der Verhandlungen war sehr verschieden.

Bletry warf schon in der ersten Sitzung auf die Zuhörer lebhafte Blicke, in denen sich die Verwegenheit seines Charakters spiegelte. Franziska Lallemand zeigte sich traurig und niedergeschlagen, und blieb es während des ganzen Processes.

Als der Friedensrichter Ritter bei den ersten Vorverhandlungen zu ihm gesagt, daß Magdalena Dinicher als die Person erkannt worden, welche am Pfingstmontage mit der Kiste auf dem Wege nach Dornach war, antwortete ihm Bletry: „So mag sie zusehen, wie sie sich herauszieht.“ Als dieses Dictum vor den Assisen ihm zur Erklärung vorgehalten ward, rief er trotzig: „Ich kann den Herrn Friedensrichter nicht hindern, Unwahres zu berichten.“ Der Friedensrichter rief mit erhobener Stimme: „Ich beschwöre, daß dem so ist.“

Bletry bewahrte durch alle Sitzungen dieselbe Geistesgegenwart, obgleich die Gründe, die er dann und wann für sich geltend machte, weit hergeholt waren. So ließ er sich von zwei Belastungszeugen bezeugen, daß er auch ein Mal einem armen Manne, der auf der Straße dem Hungertode nahe gewesen, mit Hülfe bereitwillig beigesprungen sei.

Magdalena Dinicher vertheidigte sich beständig im Tone der Entrüstung, Gott zum Zeugen ihrer Unschuld anrufend. Einmal rief sie mit kräftiger Stimme: „Ich fürchte die Polizei nicht; ich hatte nie mit ihr zu thun. Ich stehe nur unter Gott, meinem Herrn. Und selbst Gott habe ich hier nicht zu fürchten; denn mein Gewissen ist rein."

Das gutmüthig dumme Gesicht Fritz Weidenbacher's schien der Anklage, daß er ein Mordgehülfe sei, selbst zu widersprechen.

Die Reden des öffentlichen Anklägers und der Vertheidiger sind französisch, d. h. das declamatorische Element überwiegt, was uns in einem Falle, wo die Gefühle, die Leidenschaften und die Phantasien ohnedies aufgeregt waren, besonders überflüssig erscheint, wo vielmehr es Aufgabe war, mit Kälte und Scharfblick die unsichtbaren Fäden zwischen den sichtbaren Punkten aufzufinden und ins Licht zu stellen. In jenen großen Fällen, wo Frankreichs erste Redner glänzten, wie der La Roncière'sche und andere, fehlt zwar dies Element auch nicht, aber bei großen psychologisch moralischen Fragen ist es an der Stelle; es ist dort nur der Schaum, den ein gewaltiger Wellenschlag, welcher die Tiefe berührte und keine Stelle ungesichtet läßt, auftreibt. Das war hier nicht der Fall. Und dann, es ist ein deutsches Gefühl; an einem Orte, wo früher nur deutsche Laute tönten, wo auch heute der Mehrzahl nach uns nur deutsche Namen begegnen, in französischer Sprache die Verhandlungen geführt zu sehen, die deutsch redenden Angeklagten und Zeugen nur durch Hülfe eines Dolmetschers in ihrem eigenen Vaterlande verstanden zu wissen, und mit fran-

zösischem Formelwesen leichthinweg über Klage und Vertheidigung sprudeln zu sehen. Es ist nicht das Geschwornengericht, es ist noch weniger die öffentliche Verhandlung, gegen die wir im Entferntesten eine Rüge aussprechen, es ist, daß wir den deutschen Ernst auf einem deutschen Boden vermissen. Aber es scheint, daß man der Sache überdrüssig geworden, man sah den Ausgang, die Stimmung der Geschwornen voraus, ermüdet eilte man zu dem Ende hin, welches, wie die Dinge standen, wahrscheinlich vor jedem Gericht dasselbe gewesen wäre.

Aus der Schlußrede des öffentlichen Anklägers nur einige Momente: „In der Thatsache eines Schlachtopfers ohne Namen, eines gemordeten Weibes, das Keiner zu den Seinigen zählt, findet sich das Geheimniß der Schwierigkeiten, welche dies verwickelte Verfahren bot; deshalb forderte es so gebieterisch die gewissenhafte Aufmerksamkeit, die Sie ihm gewidmet. Der Name des Schlachtopfers wäre in der That der Schlüssel der Thatsachen, die dem Verbrechen vorangingen, und dasselbe herbeiführten. Jedoch kann der Mangel des Namens den Lauf der Gerechtigkeit nicht hemmen; wenn die Gesetze der öffentlichen Sicherheit jedes menschliche Wesen verpflichten, so beschützen sie auch jedes menschliche Wesen, wer es auch immer sei. In einem Worte, wir wissen, daß ein Verbrechen vorliegt. Wir zeigen Ihnen einerseits diese gräßlichen Reste eines Menschen, und andererseits die Bank der Angeklagten."

Also das corpus delicti war da. Umschließt es denn aber in seinem Dasein auch die That, das Verbrechen, einen begangenen Mord? — Man hat später die Vermuthung aufgestellt: es sei wol eine Leiche dagewesen, aber keine Ermordung. Der Körper möchte aus

einer anatomischen Schule verrühren, die aus Gründen die Leiche hätte wieder los werden wollen, möglicherweise sei auch ein Scherz dabei im Spiele. Irgendwo glauben wir sogar gelesen zu haben, es sei ein Spaß deutscher Studenten der Medicin, welche der Welt und den französischen Gerichten ein Räthsel aufgeben wollen und so die verpackte Leiche auf die Eisenbahn auf das Gerathewohl geschickt. Wenn ein Scherz möglich war, ist es denkbar, daß man ihn so weit treiben können, daß die lustigen Thäter sich nicht gemeldet, oder auf andere Weise intervenirt hätten, wo es sich um Ruf, Freiheit, Leben von vier Unschuldigen handelte! Das würden, die Erfahrung hat es selbst gelehrt, selbst Mörder gethan haben, auf denen die wirkliche Blutschuld gelastet hätte. Nicht daß man von ihnen den Heroismus verlangt, sich selbst anzugeben; aber durch Winke aus der Ferne würden sie sich angetrieben gefühlt haben, den Irrthum der Richter zu verstören. Wenigstens finden wir von diesem Humanitätstriebe in allen Verbrechergeschichten einzelne Züge. Ohne Rachegefühl, ohne das motivirte Gefühl der Schadenfreude und ohne sich etwa dadurch selbst zu sichern vor der Verfolgung, sieht auch ein verhärteter Verbrecher Unschuldige nicht gleichgültig wegen eines von ihm begangenen Verbrechens zum Tode führen. Hier kam kein solcher Wink, keine anonymen Briefe. Aber die Leiche zeigte auch keine Spuren einer anatomischen Behandlung; sie war vollständig erhalten, und nach dem Gutachten der Straßburger Aerzte hatte das Opfer durch einen Stich in den Hals sein Leben eingebüßt. So lange kein Grund da ist an der Richtigkeit dieses Gutachtens zu zweifeln, bleibt also eine Ermordung bestehen.

Und die Thäter! — Aus „der Unermeßlichkeit der

Einzelheiten" weiß uns der Ankläger auf keinem zuverläſſigern Wege, als den wir gingen, zu einem feſten Ziele zu führen. Eine Abſicht, die Gerechtigkeit zu täuſchen, geht aus den Vorgängen zu Fegersheim ohne Zweifel hervor. Aber was war die unausgeſprochene Abſicht der Mörder mit der Leiche? Die Anklage vermuthet, daß man die Kiſte in den Rhein oder die Ill werfen wollen, und ſie ſei nur durch Zufall auf der Station Fegersheim ſtehen geblieben. Aber es bleibt Vermuthung. Die fremde Geſtalt, welche die Kiſte umſchwebte, und in der der Bahnwärter Bietry erkannt haben will, hat ihre geheimen Intentionen nirgends ausgeſprochen. Warum blieb ſie dort ſtehen, warum war ſie nicht weiter, nach einer entfernten Station, adreſſirt? Wollte ſie Jemand dort abholen? Dann mußte er ſich legitimiren. Wollte er ſie heimlich fortholen, ſtehlen? Eine ſchwere, unbehelfene Kiſte, unter der ein ſtarker Träger faſt erlag! Unwahrſcheinlichkeiten und Räthſel auf jedem Schritte.

Das Opfer war die ſchwarze Dame, deren Exiſtenz, ihre Erſcheinung in Mühlhauſen, ihr Eintritt in Bietry's Haus zur Evidenz erwieſen iſt. Sie war da und iſt nicht wieder zum Vorſchein gekommen. „Meine Herren, wenn ein großes Verbrechen begangen worden, wenn eine That geſchehen, die allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen Hohn bietet, verbreitet ſich in Europa die Entrüſtung darüber; und Alles fragt nach dem Schuldigen und forſcht nach dem Schlachtopfer. Es entſteht eine Art elektriſche Bewegung, welche keine Entfernung des Raumes kennt. Ja, meine Herren, als man erfuhr, es ſei eine weibliche Leiche in einer Kiſte auf Station Fegersheim gefunden worden, war die Aufregung allgemein. Es iſt dies eine Anerkennung, die man der menſchlichen

aber ihr feuchter Schweiß durchnäßte. Die Bäche rauſchten im Grunde, ſonſt Todtenſtille.

So erreichten wir nach ungefähr zweiſtündigem Steigen, ohne andere Beſchwerde, als die des aufgelöſten Weges, die freie Fläche. Bis dahin hätte ein Märker an manchen ausſichtsloſen Stellen ſich gut und gern in irgend einen Kieferabhang der Müggelsberge verſetzt dünken können. Von hier eine durchaus veränderte Natur, weite Striche, wie man ſie in keinem Gebirge des mittleren oder ſüdlicheren Europa findet. Nichts Gigantiſches, als die Räume, nichts Schönes, als die weißen Schneeflecke; aber etwas, das mehr, als alles dieſes auf das Gemüth wirkt, das Bild einer fürchterlich großen Einſamkeit.

Es war Abend geworden. Der matteſte rothe Schein, wie er ſich ſelbſt bei keinem grauen Wetter verdrängen läßt, außer von dauernden Regengüſſen, hauchte über die öde Fläche. Kein menſchliches Weſen weit und breit. Hier den Weg verlieren, war ſo gut als den Untergang finden; denn auf der ungeheuren Strecke des Doſefeld giebt es nur vier bewohnte Plätze, an der Heerſtraße, ſeitwärts nichts als unermeß-

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.H.
3-598-51043-8
FN. 04034/050

Sittlichkeit zollen muß. Das wolle Gott nicht, daß es jemals anders sei! Kein Palast, keine Hütte, wo man nicht von dem namenlosen Schlachtopfer sprach. Wie sollte man glauben, jetzt, wo die Rechtssache alle Geister seit zwei Jahren beschäftigt, daß jene schwarze Dame, wenn sie noch am Leben wäre, sich nicht wieder gezeigt hätte! Wahrlich, wenn sie noch lebte, wenn sie nicht gemordet wäre, so würde diese Frau, welche Hütte sie auch bewohne, in welchem Palaste sie heimisch wäre, sie würde sich gezeigt, sie würde zu den Angeklagten gesagt haben: «Ihr armen Unglücklichen! für mich habt Ihr geduldet; ich komme, daß ich Euch der Freiheit wiedergebe.» Aber die schwarze Dame erscheint nicht; und es ist nichts mehr von ihr vorhanden, als diese gräßliche Leiche."

Im Schluß der Rede finden wir folgendes auffällige Argument: „Der Gedanke des Rechts soll jetzt durch Sie zur Wirklichkeit werden. Es ist hochwichtig, der elsässischen Bevölkerung, die noch zu der Meinung geneigt ist, daß gewissen Ständen Vorrechte ankleben, zu beweisen, daß in diesen Hallen mit gleichem Maße Allen gemessen wird, und die Strafe keine anderen Gränzen hat, als die der Strafbarkeit."

Der öffentliche Ankläger ließ die Anklage gegen Magdalene Dinicher und Fritz Weidenbacher zum Schlusse fallen, in Bezug auf Franziska Lallemand glaubte er, daß mildernde Umstände konnten geltend gemacht werden.

Somit fühlte also die Anklage selbst den Boden unter sich wanken, und ehe noch die Vertheidiger ihre Batterien spielen lassen; auf solche Anzeigen gestützt, hatten diese leichtere Arbeit. Der Advocat Koch sagte: „Nie hat noch eine Rechtssache die öffentliche Meinung lebhafter beschäftigt; aber es hat sich auch noch nie eine

seltsamere Rechtssache in den gerichtlichen Jahrbüchern irgend eines Jahrhunderts und irgend eines Landes gezeigt." Das Verbrechen ließ er bestehen, aber mit unbekannten Motiven, wie die Leiche ohne Namen war. Auf die Angeklagten habe aber nur die unglückselige Zusammengesellung von Umständen, unerheblich in ihrer Vereinzelung, doch mit giftigem Schein in ihrer Zusammenstellung, das Ungewitter herangezogen. Das Gerücht allein habe dieses Wetter beschworen, das Gerücht, allein entstanden aus dem unreinen Munde einer öffentlichen Dirne. Die Neuschwander habe eigentlich die Anklage geschaffen, die von der öffentlichen Meinung geliebkost worden, welche sich immer in tragischen Elementen, um so mehr, wenn sie vom Schleier des Geheimnißvollen umgeben seien, gefalle. Der Vertheidiger charakterisirt den ganzen Proceß: „Welches Chaos, wie viel Verwirrung, wie viele Widersprüche, wie viele verschiedenartige Erscheinungen in diesem Wortkampfe! Einen Augenblick lang scheint der Angeklagte an den Rand des Abgrundes gedrängt, und findet im nächsten ein Rettungsbrett. Hier eine bestimmte Erkennung; dort wieder ein vollkommen erwiesenes Alibi; dann Zeugen, die einander aufs Beharrlichste Lügen strafen. So ist das traurige Schauspiel dieser langen, ins Kleinste gehenden Verhandlungen. Dies allein sollte schon genügen, um die Anklage zu Fall zu bringen: wenn die Unwahrscheinlichkeiten, deren sie übervoll ist, wenn erwiesene thatsächliche Unmöglichkeiten (?) sie nicht noch obendrein bekämpften; wenn der Thatbestand selbst, der ihr zur Grundlage dient, sie nicht förmlich Lügen strafte. (?)"

Er hebt den Umstand hervor, daß von den zwei Frauen, welche die Leichenkiste auf der Eisenbahn abgegeben, die eine auf keinen Fall nach den Ermittelungen

Franziska gewesen. Also müsse noch eine andere Person in die Sache verwickelt sein, der nachzuforschen man unterlassen; eine fünfte, zwischen der und den Angeklagten gar kein Zusammenhang nachgewiesen worden. Dies ist unbedenklich ein zweifelhafter Punkt. Seine Bedenken, daß die Identität der schwarzen Dame mit der Leiche nicht erwiesen sei, scheinen, wenn man den Zeugenaussagen traut, weniger begründet.

Der zweite Vertheidiger, Baillet, setzte auseinander, wie Leidenschaften, Feindschaft, Haß, Angeber, oder die Polizei, die sichs zur Aufgabe gestellt, daß kein Geheimniß für sie undurchdringlich bleibe, kurz Alles herbeigestürzt sei mit seinem Zoll wichtiger und unbedeutender Offenbarungen, das einmal aufgetauchte Gerücht zu nähren und die Anklage zu unterstützen. Aber die Last jeder Beschuldigung habe ein furchtbares Gegengewicht gefunden, und die Anklage selbst sei (schon in den vorigen Assisen) wankend geworden, weil ihr die eigene Ueberzeugung gefehlt.

Kaum einen günstigern Grund und Boden konnte die Vertheidigung finden als die Vorgeschichte mit Adele Bülart: „Während der Untersuchung erfährt man mit einem Male, das Opfer, die geheimnißvolle schwarze Dame, sei eine gewisse Adele Bülart. Eine Menge Zeugen werden abgehört. Nicht nur sie wird von allen Zeugen aufs Förmlichste erkannt; man erkennt auch ihre Kleider, Schmucksachen, die ihr angehörten, und Anderes mehr. Die Anklage thut nun dar, daß ehemals zwischen Adele Bülart und Bletry Verhältnisse bestanden; Bletry war der Vater eines natürlichen Kindes, welches dies Mädchen gehabt. Er hat Adele gemordet, um ihrer Verfolgungen, ihrer Belästigungen los zu werden. Da

bringt eines Tages zu Adele Bülart die Nachricht ihres Todes. Sie erhebt eine Beschwerde. Man will ihr nicht glauben; es ist ein listiger Anschlag der Angeklagten. Da muß endlich das Mädchen 120 Meilen weit herreisen, und sich dem Untersuchungsrichter vorstellen, und all den vielen Zeugen, die ihren Leichnam erkannten! Was wäre geschehen, wenn Adele Bülart, anstatt in Frankreich zu wohnen, in fremden Landen gewesen, oder in irgend einem Winkel Frankreichs unbeachtet gestorben wäre? Ein Schauder fasse uns! Ein Gerichtsmord wäre geschehen, und hätte den Beifall der öffentlichen Meinung erhalten."

Wo eine solche Täuschung vorangegangen war, wo der Wahn so nahe daran gewesen, ein Opfer zu fordern, mußte diese Warnung besonders erschütternd zu den Richtern sprechen, und auffordern, lieber einen Schuldigen ungestraft aus dem Gericht gehen, als einen Unschuldigen der Härte der Strafe verfallen zu lassen. Der Wahntragödien waren so viele vorangegangen in Frankreich, und die Worte eines Vertheidigers während der Verhandlungen: „Jetzt spricht diese Zeugin bestimmt, daß sie es gesehen, vor einem Jahre sprach sie: Ich erinnere mich dieser Sache wie eines Traumes! Aber so ist es mit allen Zeugen: im Anfang sehen sie es wie einen Traum an; nachher geben sie es als Wirklichkeit!" — mögen nicht ohne erschütternden Einfluß auf die Versammlung geblieben sein. Das französische Blut hat vor nichts sich mehr, als vor dem Wahne zu hüten. —

Es ist geschehen. Einer der Vertheidiger, Yves, der es zuletzt darauf angelegt, die Persönlichkeit der Angeschuldigten vor ihren Richtern im Gewande der Unschuld hinzustellen und für ihre Demuth, Geduld, Hingebung

und religiösen Gefühle die Sympathie zu erwecken, nimmt, was uns bei französischen Assisenverhandlungen sehr ungewohnt erscheint, einen religiösen Anlauf. Er sagt: „Augenscheinlich ist es, — unzweifelhaft für mich, für Jeden, — daß die Vorsehung zu gewissen Zeitpunkten sich darin gefällt, uns unwiderlegliche, fürchterliche Beweise zu geben, wie mangelhaft und irrig die Urtheile unseres Geistes sind. Dazu wählt sie vorzugsweise den Augenblick, wo irgend ein großes Verbrechen begangen worden; sie umgibt es mit einem undurchdringlichen Geheimniß; und um uns die Nichtigkeit unseres Verstandes recht zu offenbaren, überläßt sie uns unsern eigenen Kräften, und stellt uns allein die ganze Lösung des blutigen Räthsels anheim. Man möchte sagen, daß sie alsdann die Gabe, die uns ihrem göttlichen Wesen näher bringt, uns entzieht. Wie mit einem Schwindel behaftet, stürmen wir über zwanzig Pfade hinweg nach der Entdeckung der Wahrheit, und finden als unser erreichtes Ziel zwanzigmal den Irrthum; aber bald ermüdet unsere hochmüthige Ungeduld. Aergerlich, daß wir das erstrebte Licht nirgends finden, begnügen wir uns mit einem trügerischen Schein, welchen der Zweifel unter unsere Schritte hingeworfen, und verirren uns in Finsternissen. Da fassen wir aufs Gerathewohl das unglückliche Opfer, welches vom Verhängniß unserem Vorurtheil preisgegeben scheint, und schlagen los auf dasselbe: denn der Schwindel verblendet uns; und das Licht von oben erleuchtet uns nicht mehr."

Die Geschwornen nahmen diese Weisung entgegen. Aber auch eine andere, welche der Vertheidiger Baillet ihnen gab, die Warnung, nicht mit ihrem Gewissen einen Vergleich abzuschließen: „Zweifeln heißt freispre-

chen. Dieser Grundsatz des heiligen Ludwig wird heutzutage von Niemand mehr bestritten; und dennoch ist es leider nicht selten, daß ein Vergleich zwischen dem Zweifel und der Besorgniß vor der Ungestraftheit eines großen Verbrechens geschlossen wird. Mehr als ein Geschworner hat dem Angeklagten nur deshalb die Wohlthat der mildernden Umstände zuerkannt, weil er sich für nicht genugsam überzeugt hielt. Es ist dies ein unberechenbares Unglück, eine gottlose Abfindung des Gewissens; muß aber nicht das Gewicht dieses Zweifels, der so unselig durch ein «Ja, mit mildernden Umständen,» ausgedrückt ist, ewig auf dem Gewissen Desjenigen lasten, der einen solchen Spruch gab?"

Hier lesen wir also eine förmliche Protestation gegen die Anwendung einer jüngst in der französischen Criminalpraxis aufgekommenen Formel, welche, ein Surrogat für unsere außerordentliche Strafe, eigentlich das ganze Wesen, die Weise des Geschwornengerichts, über den Haufen wirft. Der Vertheidiger will keine mildernden Umstände, er will ja oder nein, weil er des Neins gewiß ist. In andern Fällen wird er gern auf die mildernden Umstände antragen.

Wenn noch etwas fehlte, die Herzen der Geschwornen weich zu stimmen, so geschah es durch die Schlußworte jenes frommen Advocaten, der, im Namen der Angeklagten, allen Denen, welche sie so schwer gekränkt hatten, als der Marie Neuschwander, der Therese Fleury und dem Polizeiagenten Roy, verkündete, daß ihnen vergeben sei: „Ich hebe Sie alle aus Ihrer Unwürdigkeit empor. Ich löse Sie von der Verantwortlichkeit, die auf Ihrem Gewissen lastet. Erfahren Sie aus meinem Munde, daß diese Unglücklichen Ihnen vergeben."

In der siebenten und Schlußsitzung fragte der Prä-

sident den Angeklagten Bietry: ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung hinzuzufügen habe? Bietry antwortete mit fester Stimme bei tiefer Stille im ganzen Saal:

„In einem so feierlichen Augenblicke, in einem Augenblicke, wo jedes Wort heilig ist, bin ich es mir selbst und meiner Familie schuldig, bin ich es der Stadt schuldig, in der ich geboren ward, und in der nie ein Mörder heimisch war, laut zu erklären, daß ich unschuldig, vollkommen unschuldig bin. Das beschwör' ich, die eine Hand auf dem Evangelium, die andere auf meinem Gewissen. Noch mehr, ich rufe das Zeugniß meiner Mitangeklagten auf."

Den Geschwornen wurden 8 Fragen vorgelegt:

Ist Jean Nicolas Bietry schuldig, am 3. Juni 1843 einen freiwilligen Todtschlag an der Person einer Frau begangen zu haben, die 40 bis 50 Jahre alt war, und deren Name unbekannt blieb; und zwar mit den erschwerenden Umständen, daß der fragliche Todtschlag geschah, erstens, mit angelegter Hinterlist; zweitens mit Vorbedacht; drittens, daß das Verbrechen zum Zweck hatte, einen Diebstahl zum Nachtheil dieser Frau zu begünstigen und zu erleichtern, welcher Diebstahl auch vollführt worden ist?

Drei Fragen in denselben Ausdrücken wurden in Bezug auf die drei Mitangeklagten vorgelegt; sodann vier andere Fragen in Betreff der Mitschuld eines jeden unter den vier Angeklagten.

Die Geschwornen kehrten schon nach 10 Minuten zurück. Der Obmann antwortete, die Hand auf dem Herzen mit fester Stimme: „Bei meiner Ehre und meinem Gewissen, vor Gott und Menschen, nein, auf alle Fragen."

Da erklärte Bietry, eine Freisprechung genüge ihm nicht, er verlange eine Ehrenerklärung. Er sei berechtigt, die Wiederherstellung seiner bürgerlichen Ehre zu verlangen: „Nur ein Wort der Ehrenerklärung, Herr Präsident, darum bitte ich Sie."

Der Präsident erwiderte: „Wir haben Sie freigesprochen, weiter können wir nichts thun."

Ob unsere Leser mehr thun können, wird jeder mit sich selbst ausmachen. Wir vermögen es nicht. Geurtheilt hätten wir als Richter wie die Geschwornen; vor uns selbst würden wir uns für incompetent erklärt haben, wo uns der Blick fehlte in das Herz und in Verstand und Fassungsgabe der Zeugen, von denen die Einen beschworen, es sei schwarz, was die Andern, die Hand aufs Herz, für weiß erklärten.

Wenn wir aber mehr zum Glauben an eine Schuldbarkeit Bietry's hinneigten, so tritt uns die Frage entgegen: wie ward es dem von seinen Gläubigern bedrängten, fast bankrutten Manne möglich, wenn er den Vorsatz gefaßt, eine herumvagirende fremde Abenteuerin um ihrer allem Anscheine nach nur geringen Habseligkeiten willen, umzubringen, wie ward es Bietry möglich, nicht allein seine Geliebte, sondern auch zwei Dienstleute, dem Anscheine nach gesunde ursprüngliche Naturen, dahin zu gewinnen, daß sie mit ihm verschlungene Hände machten, zum gräßlichen Verbrechen? Welchen Mordlohn konnte er ihnen bieten? Mit welchen Versprechungen ihre Treue und Verschwiegenheit bezahlen? Wars um einen Schluck Branntwein, ein Lächeln aus seinem Munde? Uebte er so gewaltigen Zauber auf die Gemüther seiner Umgebungen? Oder welche tiefste moralische Depravation oder welcher andere räthselhafte Zusammenhang hätte dies seltene Verbrecherband der aller-verschiedensten Naturen

so lange zusammengehalten, ohne daß ein Wort, ein Blick, ein Wink sich oder die Andern verieth!

Im Augenblick, wo wir diesen Aufsatz zum Druck absenden, erhalten wir von einem Schweizer, der von Basel aus den Proceß Schritt für Schritt begleitet hat, noch einige Notizen. Der Proceß schien ein Gemeingut aller Bewohner des obern Rheins, er ward für Frankreich (Elsaß), Baden und die Schweiz geführt; aus allen drei Ländern waren Zuschauer hingeströmt, denn man hoffte oder fürchtete überall eine Entdeckung, welche jedes dieser Länder anginge. Daher eine gespannte Erwartung über die Enthüllungen jedes Tages. Die allgemeine Stimme hielt Bletry für schuldig, sein Ruf war zu schlecht; sein finsteres heruntergekommenes Ansehen widersprach der Meinung nicht. Aber wenn man die Zeugen ins Auge faßte, ward man wieder irre; sie erschienen fast sämmtlich als ein Gesindel, zu allen Thaten und Aussagen fähig.

Aber seine Freisprechung half ihm nichts gegen das öffentliche Urtheil. Es verdammte ihn nach wie vor gegen das Verdict der Geschwornen. Wo er sich später an öffentlichen Orten zeigte, an einer Wirthstafel niederlassen wollte, wich man vor ihm aus, oder nöthigte ihn, als einen bescholtenen Mann, sich zu entfernen. — Bald darauf verschwand er; man glaubt, daß er nach Amerika gegangen ist. — Letzthin war eine neue Muthmaßung über die Person des Opfers aufgetaucht. Man nannte ein Frauenzimmer, welches verschwunden war, und die zu den zahlreichen Frauen gehört, mit denen Bletry in Liebesverhältniß gestanden. — Auch das Haus, wo die Mordthat wahrscheinlich verübt worden,

liche Moräste, Schneefelder, Ravinen und Felsbänke. Aber obgleich an manchen Stellen so grundlos, daß wir es vorzogen, im offnen Moor an der Seite zu waten und häufig ganz durchrissen vom Wasser, war doch der Weg nicht zu verfehlen. Er führt den Namen der Königsstraße; ich weiß nicht, ob vom gegenwärtigen Könige, zu dessen Ehren und Gebrauch er vor mehreren Jahren ausgebessert und erweitert worden, als nämlich Carl Johann von Christiania nach Drontheim sein neu erworbenes Königreich durchzog. Es wird das einzige Mal gewesen sein, wo ein Wagen mit vier Pferden auf diesen Bergstraßen zu sehn war. Wenn der Fremde sich über ihre schlechte Beschaffenheit beklagt, ist es der Refrain des Norwegers, daß ja der König auf diese Weise passirt sei. Uebrigens ist der Weg uralt und schon, ich glaube, um 1200 gangbar gewesen. Einer der älteren Könige Norwegens ließ die vier bewohnten Stellen, denen der Name von Hospitzen etwas verschwenderisch gegeben ward, anlegen.

Wir steuerten mit rüstigen Schritten, bedingt durch Kälte, Nässe und das nahende Dunkel, auf das erste Hospiz los. Bären, die es

hat ein Fluch getroffen. Niemand wollte es kaufen, darin wohnen. Noch vor einem Jahr sah es ein Reisender von der Eisenbahn aus, vom Wetter verwüstet mit geschlossener Thür, mit zerschlagenen Scheiben oder mit Brettern vernagelten Fenstern, eine moderne Ruine, am Wege liegen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Zwölfter Theil.

Der
neue Pitaval.

Eine Sammlung
der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben
vom
Criminaldirector Dr. J. E. Hitzig
und
Dr. W. Häring (W. Alexis).

Zwölfter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des zwölften Theiles.

	Seite
Die Höllenmaschine. 1800 — 1801.	1
Der General Mallet. 1812.	61
Der Chevalier de Gouault. 1814.	124
Rob. Roy. 1703 — 1740.	140
Die Ermordung des Hrn. v. Marcellange. 1840 — 1842	168
Gerhard von Kügelgen's Ermordung. 1820 — 1821	376
Winckelmann's Ermordung. 1768.	422

STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Die Höllenmaschine.

1800 — 1801.

Am 24. December 1800 gegen 8 Uhr Abends (3. Nivose) fuhr Napoleon Bonaparte, damals erster Consul der französischen Republik, aus den Tuilerien nach der Oper. Die Grenadiere der Consulargarde, welche dem Wagen vorausritten, fanden den Eintritt in die Rue Saint-Nicaise versperrt durch einen kleinen Wagen, der verquer aufgestellt war, und so die eine Hälfte der Straße unfahrbar machte, die andre Hälfte war durch einen Fiaker eingenommen. Ein Grenadier ließ diesen letztern aus dem Wege fahren. Fast im selben Augenblicke brauste auch schon der Wagen des ersten Consuls heran, und schoß pfeilschnell durch die Lücke fort, welche der eben in Bewegung gesetzte Fiaker gelassen. Aber kaum war er einige Schritte aus dieser engen Passage hinaus, als ein fürchterlicher, prasselnder Donner vernommen ward.

Im selben Augenblicke flog und regnete es von Steinen, Ziegeln, Glas, Schornsteinen, die auf das Pflaster niederplatzten und umher splitterten, Rauch, Pulverdampf, Flammen. Die Zerstörung des Momentes war furchtbar. Mehrere Personen waren auf der Stelle todt,

andere mehr oder minder verwundet; 46 Häuser der engen Straße wurden in Grund und Boden eingerissen, oder mehr oder minder beschädigt.

Es war eine Pulverexplosion. Sie rührte, davon überzeugte man sich im Augenblick, von dem kleinen Karren her, welcher verquer auf der Straße gestanden, darin ein Pulverfaß mit Schrot und Kartätschen gemischt, gewesen. Man mußte das Feuer im Augenblick daran gebracht haben, wo der Wagen des ersten Consuls vorüberfuhr. Napoleon schien nur durch ein Wunder gerettet.

In dem Memorial von St. Helena spricht er selbst folgendermaßen über dieses Attentat:

„Diese höllische Erfindung wurde von den Royalisten ausgeführt nach einem von den Jacobinern entworfenen Plane.

„Etwa ein Hundert wüthender Jacobiner, die Reste der Septembermörder, der Schlächter vom 10. August, hatten sich entschlossen, den ersten Consul wegzuschaffen. Sie hatten dazu eine Art Haubitzen erfunden, 15 bis 16 Pfund im Gewicht, die in den Wagen geworfen, zerspringen und alles umher zerschmettern sollten. Um ihres Wurfes sicher zu sein, wollten sie eine Anzahl Fußangeln in den Weg werfen, welche die Pferde hemmen und den Wagen stillstehen machen sollten. Der Handwerker, bei welchem man diese Fußangeln bestellte, schöpfte indessen Verdacht und benachrichtigte die Polizei davon. Man kam diesen Leuten bald auf die Spur und ergriff sie auf der That selbst, als sie außerhalb Paris, am Jardin des Plantes die Wirkung dieser Maschine, die furchtbar war, probirten.

„Der erste Consul, der es sich zum System gemacht, von den zahlreichen Verschwörungen, deren Ziel er war,

so wenig möglich Aufhebens zu machen, wollte auch nicht, daß man diese verfolge; er begnügte sich damit die Schuldigen einsperren zu lassen. Bald ließ man von der anfänglichen Strenge gegen sie nach, und, der einsamen Haft entlassen, erhielten sie im Gefängniß eine gewisse Freiheit. In demselben befanden sich auch einige Royalisten, welche den ersten Consul mit Windbüchsen hatten erschießen wollen. Diese beiden Banden fraternisirten, und diese waren es, welche ihren Freunden draußen den Plan zu einer Höllenmaschine mittheilten, die allen übrigen Mitteln vorzuziehen wäre.

„Es ist merkwürdig, daß der erste Consul am Abende der Katastrophe einen Widerwillen auszufahren empfand. Man gab ein Auditorium. Madame Bonaparte und Einige seiner Vertrauten wollten durchaus, daß er hingehe. Er aber war schon auf dem Kanapee eingeschlafen und es kostete Mühe, ihn zu erwecken. Einer brachte ihm den Degen, der Andere den Hut. Im Wagen selbst fiel er wieder in Schlaf. Als er die Augen öffnete, glaubte er im Tagliamento zu schwimmen. Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß er, einige Jahre früher, als General der italienischen Armee, des Nachts in seinem Wagen den Tagliamento passirt hatte, und gegen die Meinung Derer, die um ihn waren. Im Feuer der Jugend, und von Hindernissen nichts wissend, hatte er diesen Uebergang versucht, umgeben von hundert Bewaffneten mit Fackeln und Feuerbränden. Aber plötzlich fing der Wagen zu schwimmen an. Er lief die größte Gefahr und hielt sich wirklich für verloren. Daher, als er in diesem Augenblicke mitten unter Flammen und einer furchtbaren Erschütterung erwachte und den Wagen unter ihm sich erheben fühlte, kehrten alle die Eindrücke der nächtlichen Fahrt über den Tagliamento ihm zurück.

doch noch hier in ſolcher Anzahl giebt, daß man das Fleiſch ihrer Tatzen zu Norwegens Delikateſſen zählt, begegneten uns nicht, ſelbſt nicht einmal ein Wolf lief über den Weg. Sonſt bewohnt kein vierfüßiges Wild — vielleicht wenige Elendthiere ausgenommen — die Schluchten des Dofre. Dagegen wimmeln dieſe naſſen Höhenſtriche von wildem Geflügel. Häufig ſchwirrten zu unſeren Füßen die Auerhähne in die Luft. Die Schwärme der Schneehühner ſind zahllos. In alten Balladen lautet der Refrain, ein Zeichen, wie alt die Bevölkerung, oder Bekanntſchaft dieſes Hochgebirges ſei:

„die Helden reiten auf dem Dofreфeld"

Gegenwärtig ſieht man keine Ritter ſich hier im Nebel und Schnee herumtummeln, dagegen liegen Engländer, Wochen, ja Monate lang, der Jagd wegen, in den Hospizen.

Dieſe ſteht Jedermann frei. Es giebt keine Förſter und keine Gehäge. Wem wollte man es auch von Obrigkeitswegen zumuthen, Moorhaiden zu durchſtreifen, wo nie ein Menſchenfuß hingekommen. Hier muß noch das urſprüngliche

Es dauerte aber nur eine Secunde, denn jetzt dröhnte der entsetzliche Knall. Wir sind in die Luft gesprengt, waren seine ersten Worte, die er an Lannes und Bessieres richtete, die im selben Wagen fuhren. Diese wollten augenblicklich halten lassen, aber er rief ihnen zu, sie möchten sich hüten. Der erste Consul kam in der Oper an, als wäre nichts vorgefallen. Er war gerettet worden durch die Kühnheit und Schnelle seines Kutschers. Die Maschine erreichte nur einen oder zwei Leute (von seinen Dienern oder den Grenadieren?).

„Die aller trivialsten Umstände wirken oft die ungeheuersten Folgen. Der Kutscher war betrunken, und es ist sicher, daß diese Trunkenheit die Tage des ersten Consuls verlängert hat. Der Kutscher hielt diese furchtbare Explosion für Salutschüsse!“

Ein solches Ereigniß, voller unseligen Folgen, durfte nicht auf dem, von Napoleon neuerdings wieder beliebten Polizeiwege behandelt und unterdrückt werden, es mußte an die Oeffentlichkeit des Gerichts kommen. Es erweckte zu gleicher Zeit die Untersuchung wegen anderer Complotte, die er gern hätte ruhen lassen, wie die gegen Aranda und andere Verschwörer, welche einen Meuchelmord am ersten Consul in der Oper verabredet, der auch schon bis zum Conat gekommen war. Diesen letzten Fall selbst, einfach im Complott, ohne interessante Umstände in dem Prozesse, halten wir für nicht geeignet zur besondern Aufnahme in dieser Sammlung. Wie nach allen Kriegen Maraudeurs und ausgelassenes räuberisches Gesindel sich zeigt und die Straßen belästigt, pflegt jede überwundene Revolution einen Bodensatz unbefriedigter Abenteurer zurückzulassen, die brodlos oder ohne Beschäftigung für ihren Ehrgeiz und ihre überlebte Parteiwuth, sich auf eigene Hand sträflichen Unternehmungen

hingeben oder jeder Partei feil sind, die etwas Gefährliches durchsetzen will. Zu diesen Classen gehörten Aranda und seine Genossen; die Werkzeuge des teuflischen Complottes, von dem wir reden, desgleichen. Wo die Wurzeln beider Verschwörungen waren, ist gerichtlich nicht vollständig ermittelt. Daß Jacobiner und Royalisten in der Ausführung verschlungene Hände machten, darf nicht abgestritten werden, beiden war Frankreichs neuer Machthaber gleich verhaßt, beiden ein Umsturz gleich erwünscht, beide waren in gleicher Verzweiflung und Wuth, wie die Dinge sich gestaltet hatten. Daß die Emigrirten die Hände im Spiele hatten, hat Niemand abgeleugnet, sehr Hochstehende darunter, die geheimsten Räthe der vertriebenen Prinzen, trifft ein dringender Verdacht, die Geschichte der Georges'schen Verschwörung hat es dargethan, die französische Politik aller Zeiten, bis auf die gegenwärtige, findet es aber angemessener, den Ursprung dieser meuchelmörderischen Complotte auch bis in das britische Ministerium und auf englisches Geld zurückzuführen.

Die Polizei war überaus thätig, und fand nicht allein die Spuren der Thäterschaft dieses höllischen Complotts, sondern verfolgte dieselben auch bis nach England, wo der furchtbare Chouanchef Georges die Seele derselben war.

Die Zerstörung in der Rue Saint-Nicaise war so furchtbar, daß die Explosion alle Nachweisungen, welche auf die Thäter führen können, mit in die Luft gesprengt zu haben schien, aber dem Auge der Criminalpolizei entgingen doch nicht gewisse Anzeigen, welche, systematisch

weiter verfolgt, endlich ein sehr helles Licht auf den Zusammenhang warfen.

Jeder Stein, jede Glasscherbe, jedes Stück verbranntes Holz, welches sich auf der Wahlstatt fand, ward sorgfältig gesammelt, gerüft, jeder Laut, der vernommen worden, ward attestirt und zu Protocoll genommen, und bald leiteten die anfänglich dürftigsten Spuren auf bestimmte Thäter.

Das Pferd, welches vor dem verdächtigen Karren gestanden, ward auch in dem Zustande, in welchem man es wieder fand, von dem erkannt, welcher es verkauft hatte. Dieser gab das Signalement des Mannes, der es von ihm erkauft. Man gelangte auf diesem Wege bald zu dem Fruchthändler, welcher den Hafer geliefert hatte, mit dem das Thier gefüttert worden, auch bis zu dem Faßbinder, der das Pulverfaß in Reifen geschlagen; dann zu dem, welcher den Karren verkauft. Dann zur Straße, wo der Karren in der Remise gestanden, zum Portier, zum Eigenthümer des Hauses, endlich bis zu dem Trödler, bei dem die Urheber des Verbrechens sich ihre blauen Blousen angeschafft, mit denen sie bei der Vorbereitung zu und bei der Ausführung des Verbrechens bekleidet gewesen.

Endlich gewann man solche Nachweise, welche allen Verdacht auf einen gewissen François Carbon warfen. Man drang in das Haus seiner Schwester, wo er vor der That und nach derselben gewohnt. Diese und ihre Nichten wurden verhaftet. Sie gaben das neue Asyl an, in das er sich geflüchtet, auch die Personen, welche ihn aufgenommen. Diese waren eine Frau v. Gouyon, ein Fräulein v. Cicé und eine ehemalige Nonne.

Als Carbon, ein alter Seemann, der unter dem Namen Le petit François oder Constant unter den

Chouans gedient, sich von den Verkäufern des Wagens und des Pferdes recognoscirt sah, gestand er Alles, oder wenigstens so viel, als er in seiner Angst für nöthig hielt.

Man erfuhr demnach, daß ein gewisser Limoléan (wie sich später herausstellte, war sein Name Joseph-Pierre Picot-Limoelan de Beaumont-Bourleroi) ein gewesener Chouanchef, ein Agent Georges Cadoudal's in London, nachdem er kürzlich aus England zurückgekehrt, sich mit Carbon verständigt hatte, daß dieser ihm die nöthigen Gegenstände zur Ausführung des projectirten Verbrechens verschaffen solle. Limoelan kaufte das Pulver und die Blousen, die zur Verkleidung dienen sollten; Carbon unterzog sich dem Geschäft des Ankaufens des Pferdes, des Wagens, des Fasses, des Wagenplanes. Er war es auch, der das Faß, bestimmt zur Explosion, mit Reifen umschlagen ließ.

Ein drittes Individuum, mit Limoelan aus London angekommen, Saint-Rejant hatte sich anheischig gemacht, das Feuer an die Maschine anzulegen. Der Name dieses Saint-Rejant, wie sich später ermittelte, war eigentlich Pierre Robinault; er ward aber auch abwechselnd Pierrot genannt, oder Sairt-Rejant, oder Pierre Saint Martin, auch Soyer und Sellier. Er war ehemals Marineofficier gewesen und später Divisionschef in Georges Cadoudal's Armee. Er war es, der in der Rue Saint-Nicaise die Oertlichkeit genau gerüft und die Entfernungen abgemessen hatte. Morgens, am 24. December 1800, war er in seine Wohnung bei der Witwe Jourdan zurückgekehrt. Am Abende vorher hatte die Tochter seiner Wirthin ihm Zündschwamm kaufen müssen. Er hatte sich diesen Schwamm zerschneiden lassen, je einen Zoll breit und drei Zoll lang. Am selben

Tage hatte er Pulver auf den Kamin gestreut und daran ein Stück Zündschwamm gelegt. Dann hatte er den Schwamm angezündet und, die Uhr in der Hand, berechnet, wie viel Zeit erforderlich bis der Schwamm verzehrt sei und das Pulver Feuer fange.

Wir verlassen hiermit die polizeilichen Nachforschungen und gehen zur Anklageacte über, welche sie specieller reproducirt. Diese mitzutheilen, wenigstens in ihren Hauptzügen, scheint für den vorliegenden Fall nöthig. Außer den criminalistischen Details liefert sie die Anschauung der damaligen Regierung von dem Zusammenhange der That selbst zu den weitern politischen Verhältnissen. Den declamatorischen Schwulst, von welchem dieses Actenstück überfüllt ist, beseitigen wir; nach der laconischen Sprache der officiellen Acte während der Republik scheint man es plötzlich für nöthig gehalten zu haben einen blumenreichen, orientalischen Stil anzunehmen, um den Uebergang zu einer Monarchie und einem Kaiserthum anzudeuten. Der öffentliche Ankläger ist nicht mehr der Mund des starren Gesetzes, sondern der devote, in Bewunderung verzuckte Diener des großen Consuls. Wir werden nur Bruchstücke daraus zur Probe einschalten.

Am 3. Nivose (24. December 1800) um 8 Uhr 3 Minuten Abends hörte man in Paris ein entsetzliches Geräusch. Ohne Zweifel, riefen die zahllosen Bewohner dieser ungeheuren Gemeinde, verkündet uns dies einen glorreichen Frieden! Welche Idee konnte natürlicher sein; so lange Opfer hatten sie vorbereitet, so zahllose Triumphe unserer unerschrockenen Vertheidiger, der Muth, die Talente und die Klugheit ihres ritterlichen (vaillant) Ober-

hauptes, eine lockende Idee, die natürlich die Erinnerung an all die Wunder erwecken mußte, welche seit 18 Monaten gewirkt sind, wecken, wachsen lassen unser grenzenloses Vertrauen zu einer Regierung ohne Tadel! — O tröstende Hoffnung, wie grausam wardst Du in dem verhängnißvollen Augenblicke enttäuscht! — Nein, Bürger-Geschworne, nicht der rollende Donner unserer Triumphschüsse war der glückliche Vorläufer des Friedens. Auf diese starke, langaushaltende Erschütterung folgte eine bange Stille. Schon weicht die Ungewißheit der Hoffnung, die Unruhe der Freudigkeit. Man möchte und man fürchtet sich doch zu erfahren, was es ist. Der erschreckte Bürger verläßt sein Asyl. Aber kaum im Freien, tönen die Worte: Explosion, Mord, Brand, Zerstörung; sie zerstören die Ruhe seiner Seele. Er geht weiter, und bald vernimmt er, daß der Platz, auf welchem das Gouvernementsgebäude gelegen ist, das Theater eines Auftritts des Entsetzens geworden u. s. w. (Bedurfte es noch der Worte, fragen wir uns, um den Eindruck des Entsetzens in Paris zu steigern?)

Man konnte nicht zweifeln (fahren wir in der Uebersetzung der bombastischen Sprache der Anklageacte fort), daß ein Verbrechen zum Grunde lag, ein vorbedachtes. Drei Secunden später wäre das Haupt der Republik als Opfer gefallen, derjenige, den der Sieg nie zu begleiten unterlassen hat, auf den Gipfeln der Alpen und in ganz Italien, ja bis in die Mauern der alten Hauptstadt der Welt, der, den der Genius der Menschlichkeit über die Felsen Tyrols geführt hat, um seinen unglücklichen Bewohnern Nahrung zu bringen, obgleich sie unsre Feinde waren, und um einen Friedensvertrag unter den Mauern der Hauptstadt des deutschen Kaiserreichs zu unterzeichnen! (Dieser Lobpsalm geht noch einige Seiten

weiter, Napoleons ganze Kriegsgeschichte wird den Geschwornen erzählt, um — sie zu bestimmen, die Mörder für schuldig zu erklären!) „Denket, Franzosen, drei Secunden später und Eure erste Obrigkeit wäre als Opfer gefallen, eines feigen und niederträchtigen Meuchelmords! Aber wenn es die Hölle drei Secunden kostete, um ihr Verbrechen zu vollenden, so kostete es nur einen Blick Dem, welcher die Ewigkeit mißt, um ihm vorzubeugen. Er hat gesprochen: daß der Abgrund sich schließe, und der Abgrund schloß sich." (Man hielt es also auch schon für angemessen, in affectirt religiöser Sprache die Vorsehung anzurufen.)

Nachdem der Ankläger die Strafruthe des Himmels noch eine Weile angerufen, um endlich die Verbrecher zu züchtigen, geht er über auf den Bürgerkrieg im Westen, auf die Wunden, welche die Chouans dem Vaterlande geschlagen. Diese Plage, so lange Zeit von einem wühlenden und bestechenden Cabinet (dem englischen) genährt, fortzuschaffen und die Wunden zu heilen, sei die ernste Sorge der Regierung gewesen. Sie ging sanft zu Werke; sie ließ nicht die Wälder verbrennen und die Häuser zerstören, den Plünder- und Räuberschaaren sandte sie disciplinirte Truppen unter klugen und menschlichen Generalen entgegen, und vor dem Anblick der Kraft, der Vernunft und der festen Principien kamen die Verirrten und Verschwornen selbst zur Vernunft und unterwarfen sich der Amnestie, als sie erkannten, daß die Freiheit, welche allen Religionsculten zugestanden, keine Chimäre mehr sei.

Aber Einige von wildem, ungestümem Charakter, fanatisch und unfähig sich unter das Joch der Vernunft zu beugen, blieben zurück, und ihnen reihten sich solche Individuen an, welche nur in der Unordnung, im wüsten

Verbrecherleben Befriedigung finden. Statt der royalistischen Heere bildeten sich Räuberbanden. Aber die ehemaligen Prinzen und ihr sogenannter Hof verschmähten es nicht, auch dieser Elemente zu ihren Zwecken sich zu bedienen. Diese Vertheidiger des Königthums und der Religion raubten und plünderten auf der Landstraße, brachen nächtlich ein, hielten die Diligencen an, zogen Reisende aus und meuchelmordeten öffentliche Beamte. Alles zu Ehren von Thron und Altar. An ihrer Spitze stand Georges, unter dem stolzen Titel eines Commandanten der königlichen und katholischen Armee, „der doch nicht mehr ist als ein Räuberhauptmann.“ Unter seinen Getreuen war auch Limoelan, der in der Vendée und dann unter den Chouans in der Bretagne gedient und commandirt hatte, ein Mann von wildem Charakter und verschlossenem Geiste. Außerdem Saint-Rejant, unerschrocken überall, wo es einen Angriff auf seine Mitbürger galt, und Carbon, der alle Kriege der Chouans mitgemacht hatte. Er ward zum Recrutiren gebraucht, und außerdem, wegen seines besondern Geschicks zum Anfall auf die Diligencen verwandt. Demnächst Saint-Hilaire und Joyau und Andere, die sich allmälig, ohne bestimmten Zweck, nach Paris zogen.

Dies der traurige Hintergrund, die ersten Skizzen zu dem Gemälde. Wenn ich nun zu den Einzelheiten übergehe, so werden sie denen vielleicht kleinlich erscheinen, die da nicht wissen, daß es nichts Unnützes gibt, wo es sich darum handelt, die Existenz eines Verbrechens zu constatiren oder den Triumph der Unschuld zu proclamiren.

Im Laufe des Monats Fructidor hatte Georges geäußert: wenn er wolle, so würde er Bonaparte in die Luft sprengen, und wenn es gelte, Bonaparte in die

Luft zu sprengen, so werde er nach Paris schon solche zuverlässige Leute schicken, die keinen Fehlgriff thäten.

Bald nachher kamen Saint-Hilaire und Jovau nach Paris. Einer von ihnen ward auf die Empfehlung Bauders hier untergebracht. Bauder, Einer der Angeschuldigten, war aber (nach einer aufgefangenen Correspondenz) Einer der Zuverlässigen, welche die Royalisten auswärts mit Nachrichten versahen und von ihnen Anweisungen empfingen.

Den beidgenannten folgte Limoelan, der Rue St. Honoré beim Pastetenbäcker Leclerc wohnte. Ein Verwandter, Micault-Lavieuville (unter den Angeklagten) hatte das Quartier ihm angewiesen. Limoelan sah von hier aus seinen Anhang. Er bedurfte eines ganz zuverlässigen Instruments und fand Carbon. Dieser besorgte von nun ab alle seine Aufträge.

Allen von der Partei war durch Limoelan angezeigt worden, daß ein großer Streich bevorstehe. Man erwartete Lemercier, Georges Generallieutenant, der aber inzwischen gestorben war. Dafür kam Saint-Rejant an, am 6. oder 7. Limoelan und Jovau verschafften ihm eine Wohnung in der Rue des Prouvaires bei der Frau Leguillour (unter den Angeklagten). Saint-Rejant und Limoelan kauften Waffen ein. Dieser bezahlte für ein Waffenbesteck 50 Louisd'or. Man versuchte die Waffen im Boulogner Hölzchen. Versammlungen der Parteimänner. Ein erstes Project, den ersten Consul mit Winddüchsen zu tödten.

Dies beschäftigte lange die Gemüther, doch gab man es, anscheinend am 15. dieses Monats, auf und ging zur Höllenmaschine über. Dieses erforderte noch größere Vorsicht. Saint-Rejant (Rue des Prouvaires wohnend) mußte noch eine andere Wohnung als Asyl haben.

Man führte ihn bei einer Frau, Jourdan, ein, wo er in der Stille eine Stube bezog, die früher ein Engländer Girod (seitdem auch arretirt) bewohnt hatte.

Doch schlief er die ersten Nächte nicht dort, sondern in seiner alten officiellen Wohnung bei Frau Lequillour (Rue des Prouvaires). Nun mußte man sich Pulver verschaffen, Fässer dazu, Blousen, um sich zu verkleiden, einen Karren, Tonnen und mancherlei. Es fand sich Alles. Man mußte die Localitäten, ihre Entfernungen genau prüfen. Es geschah.

Carbon muß Alles besorgen. Zuerst muß man einen Karrenwagen haben. Der Bürger Brunet, an den er sich zuerst wandte, hatte keinen solchen, er wies ihn an den Getreidehändler Lambel, und begleitete ihn selbst zu diesem. Man zeigte ihm den Wagen (der zur Explosion gedient hat), auch ein Pferd dazu. Man fordert für beide 300 Francs; er bietet 150, endlich ward man einig auf 200 Francs. Es ward 1 Louisd'or Angeld gezahlt. Auf dieses Angeld werden sofort in einer Schenke 6 Francs verfrühstückt von Carbon, Brunet (dem Unterhändler), Lambel (dem Verkäufer) und dem Weinhändler Morisset. — Dies steht durch das übereinstimmende Zeugniß der 3 letztgenannten fest, welche alle Carbon recognoscirt haben.

Der Karren mußte bedeckt werden, es bedurfte dazu der Reifen. Sie wurden auf Brunets Rath bei einem Stellmacher in der Straße Menilmontant bestellt. Andern Tages kam Carbon wieder zu Lambel, machte den Kauf richtig und ging dann zum Stellmacher, der die Reifen auf den Wagen gespannt hatte; aber sie waren zu lang und Brunet verkürzte sie um einen Fuß.

Zum Karren mußte man auch eine Remise haben. Der Verkäufer Lambel hatte die seinige angeboten, aber

Naturverhältniß obwalten; aber merkwürdig bleiben die Jagdgesetze so gut in Norwegen, wie in den meisten Ländern. Der einfachste, natürliche Grundsatz, daß der Herr des Bodens auch Herr des Wildes sei, das er darauf anzutreffen weiß, fast nirgends gültig. In den germanisch feudalistischen Reichen ward das Jagdrecht einigen Wenigen, mit mehr oder minderer Bedrückung des Eigenthumsrechtes an Grund und Boden, aufbewahrt. Die Englischen Jagdgesetze erholen sich kaum von der blutigen Barbarei, mit welcher Wilhelm des Eroberers stählerne Hand sie niederschrieb. Im demokratischen Norwegen und zum großen Theil auch in Schweden herrscht der entgegengesetzte Grundsatz, welcher die Jagd, wie man sie dort mit Vorliebe hegte, hier zu vernichten droht. Jedermann hat das Recht, an jedem Orte zu jagen, und der Eigenthümer nicht einmal das so natürlich scheinende, ihn von seinem Grund und Boden abzuhalten. Will er dies, so muß er sich die Freiheit seines eigenen Grundstücks von der Regierung erkaufen. So ist das edlere Wildbrett aus Norwegen fast ganz verschwunden, obgleich der ehrliche Landmann nicht die Jagdluft der Göttinger Bürger und

sie hatte Carbon nicht angestanden, weil Lambel ihm nicht den Schlüssel dazu einhändigen konnte. Denn er, als herumziehender Krämer, wofür er sich ausgab, komme mit seinem Karren oft zu ungelegener Zeit nach Paris, und müsse dann einen Ort haben, wo er zu jeder Zeit mit seinem Wagen und Pferde unterkomme und auch selbst ein Obdach finde. Uebrigens bleibe er immer nur 3 oder 4 Tage in Paris.

Am 28. fand Carbon eine andere Remise, die ihm zusagte, in der Rue de Paradis-Poissonniere. Der Portier wußte nicht den Preis, er verwies ihn an den Eigenthümer, Herrn Mesnager. Dieser aber wollte die Remise nicht auf 3 oder 4 Tage vermiethen, wie Carbon wünschte, sondern nur für ein ganzes Jahr, wofür er 100 Francs forderte. Carbon versprach 25 (wahrscheinlich auf ein Vierteljahr) und zahlte auf der Stelle 9 mit dem Versprechen, den Rest am nächsten Morgen zu bringen.

Am 29. Abends sucht Carbon wieder seinen Wagen auf und bedeckt ihn mit einem sehr groben Leinwandplan, der schmutzig und feucht war. So kommt er, in Begleitung zweier andrer Individuen, mit Wagen und Pferd in der gemietheten Remise, in der Paradiesstraße an. Saint-Rejant ist der Eine derselben.

Nachdem sie Karren und Thier eingebracht, verschließen sie die Remise hinter sich, haben aber vorher ihre Laterne am Licht des Portiers angezündet. Diese Leute waren einer Miethern im Hause verdächtig erschienen; sie glaubte solche Contrebandiers in ihnen zu erkennen, welche den Branntwein in Paris einschmuggeln. Die Neugier trieb sie, durch eine Mauerritze zu sehen, was wol die Leute in der Remise vornähmen. Sie konnte bei dem ungewissen Scheine des Talglichts in der Laterne

allerdings wenig erkennen, aber sie sah doch, daß Einer von den Dreien in den Wagen stieg und ihn mit außergewöhnlicher Sorgfalt prüfte. Erst nach ¾ Stunden war er wieder herausgekommen.

Am Morgen kam Carbon wieder und fragte die Portierfrau nach einem Faßbinder. Sie wußte keinen anzugeben, endlich fand Carbon den Böttcher Barour, der ihm eine Tonne binden mußte, eine Arbeit, worüber der ganze Morgen hinging.

Im Laufe des Tages kam Limoelan ins Haus. Des Scheins wegen fragte er im lautgeführten Gespräch, an welchem Tage Carbon abreisen werde? Seine eigentliche Absicht war die Arbeit zu besehen. Ihm schien die Tonne nicht zu gefallen. Carbon kaufte eine andere und sagte zum Böttcher, daß er Farinzucker einkaufen werde. Er that dies auch wirklich, und die Tonne ward nun mit 4 eisernen Reifen umschlagen, die am andern Morgen um 5 Uhr, wo das Faß abgeliefert werden sollte, von Carbon mit 5 Francs bezahlt wurden.

Limoelan hatte inzwischen Pulver und Blousen gekauft. Einige dieser Blousen wurden zur Frau Vallon (unter den Angeklagten) gebracht, wo Carbon wohnte. Bei dieser Frau Vallon besuchte Limoelan Carbon. In ihrer Gegenwart ertheilte er an Carbon seine Aufträge.

Seinerseits war inzwischen Saint-Rejant in das Haus der Frau Jourdan gekommen. Eines Tages war er in ein Cabriolet gestiegen und hatte sich nach dem Place du Carrousel fahren lassen. Er hatte die Miene angenommen, ins Hotel Longueville eintreten zu wollen, in der That aber hatte er das Gouvernementspalais beobachtet und, die Uhr in der Hand, die Entfernungen gemessen. Am Abende fuhr er in demselben Cabriolet dahin, und betrug sich ganz in derselben Weise.

Am selben Tage wurde in das Haus der Frau Jourdan ein Faß Pulver gebracht und einige blaue Blousen.

Am andern Morgen (3. Nivose) war Limoelan in die Remise der Paradiesstraße gekommen und hatte den Wagen besichtigt. Er ließ von „dem Mann der Portierfrau", Roger, der seines Gewerbes ein Stellmacher war, zwei Löcher in die Deichseln des Wagens bohren. Die Deichsel hat sich aus Brand und Explosion erhalten, und man erkennt noch das gebohrte Loch.

An diesem Tage ließ Saint-Rejant in seiner neuen Wohnung durch die Tochter seiner Wirthin Jourdan sich Zündschwamm kaufen. Er ließ ihn in 3 Streifen schneiden, 3½ Zoll lang und 1 Zoll breit. Die kleine Jourdan muß ihn auf Holzspähne legen. Man macht daraus eine Art Sack und zwei derselben Art. Am nämlichen Tage noch hatte Saint-Rejant auf den Kamin Pulver gestreut und daran ein längliches Stückchen Schwamm gelegt. Die Uhr in der Hand, zündete er den Schwamm an, um zu sehen, wie lange der Schwamm brenne, bis er das Pulver erfasse. Er sagte: es wird gerade 3 Secunden dauern; aber der Schwamm war erst nach 20 Secunden verbrannt. Er wiederholte 3 Mal diesen Versuch. Dann ging er fort und speiste zu Mittag bei der Wittwe Leguilleur, seiner ersten Wirthin (Rue des Prouvaires). Gleich nach dem Essen ging er wieder aus.

Der uns vorliegende Abdruck der Anklageacte ist hinsichts der Data sehr incorrect, wie dies leider in allen Sammlungen französischer Rechtsfälle von Pitaval an der Fall ist, und selbst in den Berichten der Gazette des tribunaux vermißt man oft die chronikalische Genauigkeit und muß die Kritik zu Hülfe rufen.

Am Morgen des 3. Nivoſe hatte Carbon in die Remiſe der Paradiesſtraße einen ſehr ſchweren Korb, in der Form eines Fiſchkorbes gebracht. Am ſelben Tage (wann iſt hier nicht geſagt, in den Zeugenausſagen heißt es am Abend) fuhren Carbon und Limoelan, beide in blauen Blouſen, mit dem Karren aus dem Hauſe in der Paradiesſtraße fort. Auf dem Wagen lagen 2 Tonnen und der erwähnte Korb. Man hatte darauf Stroh gelegt und allen Miſt, der im Stalle zuſammengekehrt werden konnte. Carbon hatte den Leinwandplan nach hinten zu doppelt gelegt, damit Niemand ſehen konnte, was darin war.

Man kann den Weg des Karrens verfolgen von der Paradiesſtraße aus nach der Straße St. Denis. Dort kommen zwei Perſonen mit einer Tonne. Sie nehmen eine der Tonnen auf dem Wagen fort, und heben die mitgebrachte dafür hinauf.

Mit den beiden Perſonen iſt auch Saint-Réjant erſchienen, und begleitet von nun ab Limoelan und Carbon.

Carbon will nur bis zur Rue des Prouvaires mitgegangen ſein. Alle Ermittelungen ſprechen aber gegen dieſe Behauptung.

Man findet den Wagen wieder auf der Place du Carrouſel. Er iſt aufgeſtellt am Eingange in die Rue Saint-Nicaiſe. Die Urheber des Verbrechens wußten, „daß man an dieſem Abende das Meiſterſtück eines Mannes von Genie aufführen werde.“ Man wußte, daß der erſte Conſul nicht unterlaſſen werde, der Aufführung beizuwohnen. Weil man ſeine Neigungen kannte, hatte man dieſen Tag erwählt und den Weg, den er nehmen mußte, um die Höllenmaſchine ſpringen zu laſſen.

Der Conſul fuhr durch die Rue Saint-Nicaiſe pünktlich, wie es berechnet war, um 8 Uhr 3 Minuten.

Die Explosion erfolgte, sie ereilte aber den Consul nicht mehr.

Dies die Indicien, welche der That vorangingen, hier die darauf folgenden:

Kurz nach der Explosion kam Saint-Rejant bei der Wittwe Lequilleur, seiner ersten Wirthin, in der Rue Prouvaires an. In welchem Zustande? Der Arzt Collin (unter den Angeschuldigten) gab darüber folgende Auskunft: „Ich fand ihn in einem Zustande furchtbarer Aufregung. Er spuckte Blut, es floß ihm aus den Nasenlöchern. Er athmete kaum. Der Puls schlug furchtbar. Aber äußerlich keine Spur von Verletzung oder Contusion. Er litt an entsetzlichen Unterleibsschmerzen; die Augen waren angegriffen und das linke Ohr taub."

Bald nach Saint-Rejant kam auch Limoelan. Man spricht davon, es müsse ein Beichtvater, ein Arzt gerufen werden. Die Frau Lequilleur weiß nicht, wo ein Beichtvater zu finden ist. Limoelan geht, um einen aufzusuchen, die Lequilleur dagegen geht und holt den Arzt Collin.

Collin kommt, macht die obigen Wahrnehmungen und verordnet die nöthige Hülfe. Limoelan bringt jetzt auch den Beichtvater. Sie verbringen die Nacht bei Saint-Rejant. Bei ihm ist auch (der Mitangeklagte) Bourgeois.

Auch Carbon, welcher schon in der Rue Prouvaires von Limoelan und Saint-Rejant sich getrennt haben will, ist erst nach der Explosion in seine Wohnung zurückgekehrt. Zum folgenden Tage hatte ihm (nach seinem Eingeständniß) Limoelan ein neues Rendezvous bestimmt. Er trifft mit diesem zusammen, und Limoelan gibt ihm 2 Louisd'or und den dringenden Rath sich zu verstecken

und still zu halten, auch nichts zu thun, als was er ihm vorschreiben werde.

Saint-Rejant, trotz seines qualvollen Zustandes, hält es in seiner Wohnung bei der Wittwe Lequillour nicht aus, sondern läßt sich in seine zweite Wohnung, zur Frau Jourdan tragen. Die Angst überwältigt also noch die Schmerzen.

Dort kommen noch einmal die muthmaßlichen Häupter des Complottes zusammen, Limoelan, Bourgeois, Joyau, Saint-Hilaire und Andere. Sie pflegen Rath.

Limoelan geht darauf zu Carbon. Er sieht dort ein Fäßchen; er befiehlt es zu zerschlagen, was auch geschieht. Da bemerkt man, daß es noch etwas Pulver enthält und indem Limoelan mit hilft, es zu zerstückeln, sagt er leise zu Carbon: „Man wird dies den Jacobinern zuschreiben; aber indem man die Einen sucht, könnte man die Andern finden." — Zu den Töchtern Ballon sagte er: „Da habt Ihr Holz, verbrennt es. Es ist theures Holz."

Carbon und Limoelan hatten noch einige Zusammenkünfte. Dieser bot jenem ein Asyl bei sich an. Carbon nahm es an, und am 7. trafen sich Beide vor der alten Kirche von Saint-Sulpice nnd gingen alsdann nach der Wohnung des Fräulein Champion de Cicé (unter den Angeklagten).

Limoelan ging allein hinauf. Bald darauf kam das Fräulein v. Cicé die Treppe herunter, und es hat den Anschein (sagt die Anklage) als habe sie der verwittweten Gouyon de Beaufort und deren beiden Töchtern (unter den Angeklagten) den Mann gezeigt, der unten an der Thüre wartete. Gewiß ist, daß diese 3 mitangeklagten Damen, indem sie aus der Thür heraustraten, Carbon winkten, ihnen zu folgen. Sie führten ihn

in ihre Wohnung (eine Art geistlichen Stifts) Rue Notre Dame. Dort wandte sich die Gouvon an die (mitangeschuldigte) Vorsteherin Anne Duquesne, um Carbon unterzubringen. Aber die Duquesne konnte ihm keine Stube geben. Da nahm die vornehme alte Dame einen Menschen wie Carbon in ihren eigenen beschränkten Gemächern auf, und ließ ihn in ihrem Vorzimmer auf einem Sopha schlafen! So die erste Nacht; für die folgende ward ihm durch die Sorge der Duquesne eine Kammer bereitet.

Die Anklage bemerkt, daß die Explosion am 3. Nivose stattgefunden, daß diese Aufnahme aber erst am 7. statt fand, wo ganz Paris von dem höllischen Complott unterrichtet und von Entsetzen erfüllt war, und die Polizei die strengsten Befehle gegeben hatte, auf alle Verdächtige zu achten und keinen Unbekannten bei sich aufzunehmen. So ward Carbon, präsentirt von Limoelan, avisirt von der Demoiselle de Cicé, von der Frau v. Beaufort und deren Töchtern geleitet, von derselben und der Duquesne aufgenommen und den Blicken der Polizei und Justiz entzogen.

Andrerseits hatte man sich beeilt, den Obrigkeiten durch Anzeigen zu Hülfe zu kommen, denn der gerechte Unwille in Paris gegen die Verbrecher, die ein so furchtbares Unheil angestiftet, war groß. Die Verkäufer des Wagens und Pferdes, die Vermiether der Remise, die, welche für Carbon gearbeitet, hätten sich beeilt, Anzeige davon zu machen. Alle Beschreibungen stimmten überein und trafen auf den der Polizei schon fast bekannten Carbon. Da entdeckte man, daß er früher bei seiner Schwester, der Frau Ballon gewohnt, und schon 2 Monate in Paris war. Man ging Schritt für Schritt seinen frühern Wegen nach. Die Ballon, deren Töchter

und Carbon ſelbſt wurden verhaftet, gaben ſein jetziges Domicil an und er ward dort aufgeſucht, gefunden und gefangen.

Dies geſchah am 28. Januar. Carbon hatte ſich aus ſeinem Zimmer geflüchtet, aber man entdeckte ihn in einem andern. Er war eben aus dem Bett geſprungen. Daneben fand man ein Billet von Limoelan, in welchem dieſer ihn bat, ja ſich ruhig zu verhalten, er werde ihn nicht verlaſſen. Demoiſelle de Cicé hatte es ihm überbracht und ihm geſagt, wenn er darauf antworten wolle, habe er ſich nur an ſie zu wenden.

Als dieſe Verhaftung ſtadtkundig ward, verbreitete ſich unter den anderen Mitſchuldigen große Angſt. Saint-Réjant, der ſich bis da in ſeiner zweiten Wohnung bei der Frau Jourdan inne gehalten, hatte eine ängſtliche Verahnung und eines Tages nach dem Abendbrod das Haus verlaſſen, um wieder nach der Rue des Prouvaires, ſich zu begeben. Inzwiſchen kamen die Mitverſchwornen Caſtor und Saint-Hilaire zur Frau Jourdan, um ihr die Nachricht von Carbon's Verhaftung zu bringen. Da ſie ihn nicht mehr fanden, ſchrieb Caſtor (Saint-Victor), ihm einen Zettel, den die Jourdan ſogleich an Saint-Réjant überbrachte. Dieſer ward wüthend, ſtampfte mit dem Fuße vor Zorn, und beklagte ſich, daß man dieſen Menſchen (Saint-Victor), den er für verdächtig hielt, ſein Verſteck angezeigt habe. Bourgeois ſchlug ihm vor, zu ihm zu kommen, und Saint-Réjant wechſelte ſeitdem jede Nacht ſein Quartier. Ueberhaupt ſcheint der Schreck auf die Mitſchuldigen ſo gewirkt zu haben, daß Keiner mehr dem Andern vollkommen traute. Limoelan zog ſich von dem Augenblicke von den Andern zurück und verſchwand endlich ganz.

Saint-Réjant, von Allen verlaſſen, ward am 8. Plu-

viose, als er in der Rue du Four aus dem Hotel du Nord trat, ergriffen und vor den Richter geführt.

So die Anklageacte. Der öffentliche Ankläger führte noch zuletzt an, daß er in derselben 2 Personen Maturin Jules Micault-Lavieuville, ehemaligen Militair, jetzt Agenten für eine milde Anstalt, und dessen Frau übergangen, die gleichfalls arretirt und angeklagt sind, weil sie Limoelan früher bei sich eine Wohnung gegeben, mit ihm aufs Innigste vertraut gewesen, in ihrem Hause die von Limoelan und Saint-Rejant gekauften Waffen aufgenommen und bei der Haussuchung eine Cassette Limoelans noch bei ihnen gefunden worden.

Auf den Bänken der Angeklagten saßen Carbon; Pierre Robineau, genannt Saint-Rejant; die Frau Leguillour; ihr Mann (Courier der Malle-Post); die Demoiselle Adélaide-Marie Champion de Cicé; Marie-Anne Duquesne, ehemalige Nonne; die Frau Vallon (Carbon's Schwester); ihre beiden Töchter Madeleine und Josephine, Schneidermamsells; Aubine Louise Gouyon, Wittwe von Gouyon de Beaufort, Rentiere; ihre beiden Töchter Angélique-Marie-Françoise und Reine-Marie-Aubine; der Arzt Collin; der Schuhmacher Baudet; Micault Lavieuville und seine Frau.

Mit angeklagt aber flüchtig waren: Joseph-Pierre-Picot-Limoelan, genannt Beaumont-Bourleroi, der Mechaniker Bourgeois, Castor (Saint-Victor genannt), Lahaye (Saint-Hilaire), Joyou und Songé.

Sämmtliche Angeklagte hatten entweder jede Theilnahme in Abrede gestellt, oder sie nur auf ein gewisses zu entschuldigendes Maß herabzusetzen versucht. Ihre

gerichtlichen Auslassungen sind eingestreut in die Zeugenvernehmungen, zu denen darauf vorgeschritten ward.

Der Getreidehändler Lambel erkannte in dem Angeklagten Carbon den Mann, welchem er unter den angegebenen Umständen Karren und Pferd verkauft und in den ihm vorgewiesenen Trümmern des Karrens Stücke des von ihm früher besessenen. Carbon hatte ihm seinen Namen nicht genannt, und sich nur für einen ausländischen Krämer angegeben, der mit Leinwand handle.

Carbon räumte dies Alles ein. Karren und Pferd habe er aber nur auf Rechnung Limoelan's gekauft, der ihm damit ein Geschenk zu machen versprochen, wenn er seinerseits davon Gebrauch gemacht. Er räumte ferner ein, unter den Chouans gegen die Truppen der Republik gedient, dann die Remise in der Paradiesstraße gemiethet zu haben, wo ihn Limoelan und Saint-Rejant besucht hatten; daß er Reifen zum Wagen besorgt und Leinwand zum Plan gekauft. Zum Böttcher hatte er gesagt: die Tonne sei zu Farinzucker. Nach Saint-Rejant's und Limoelan's Befehl hatte er die Tonnen umgetauscht und sie mit eisernen Reifen beschlagen lassen. Aus der Rue Montorgueil hatte er den schweren Korb in die Remise getragen, dessen Inhalt nachher in die Tonne gepackt ward; aber es wären Erbsen und Linsen gewesen, die er bei Lambel gekauft. — Aus der Remise fuhr er mit dem Wagen Abends zwischen 4 und 5 Uhr fort. An der Porte St. Denis kamen zwei Commissionaire, durch welche Limoelan eine Tonne aus dem Wagen fortnehmen und dafür eine andere hineinlegen ließ. Er selbst, dabei beharrte er, habe den Karren mit Limoelan und Saint-Rejant nur bis zur Rue Neuve Saint-Eustache gefahren; da habe ihn Limoelan fortge-

Studenten theilt. Nur das Geflügel lebt in aller Freiheit und Fülle; selbst wenn England die ganzen Schaaren seiner Fuchsjäger und Schnepfenschießer nach Norwegen schickte, würden die geflügelten Bewohner der Hochfielder nicht auszurotten sein. Als neuer Herkules wird ein Master Lloyd gerühmt, welcher seit Jahren in den Wäldern von Angermannland haust und den Bären den Krieg erklärt. Er sollte bereits 23 erlegt haben. Andere begnügen sich damit Jahr aus Jahr ein dem schuldlosen Lachs, in den Gewässern um Drontheim, nachzustellen.

Der Vorwitz, der uns zur abendlichen Promenade in diesen Wüsteneien verleitet, hätte bald sehr übel ausschlagen können. Zwar war der Weg, so lange ein Tagesschein durch die Regenwolken drang, nicht zu verfehlen, aber schon sagte uns unsere Uhr, wir müßten an Ort und Stelle sein und noch war kein Gehöft, kein Dach von Fogsdun auf der braunen Haide zu unterscheiden. Obgleich Beide aus Gebirgsländern, konnten doch Schweizer und Schlesier sich keines scharfen Gesichtes rühmen. Wir gingen mit verstärkten Schritten auf der nächtigen und immer nassern Straße weiter, als uns an einem kleinen Was-

ſchickt, und er ſei — bis 8 Uhr Abends ſpatzieren gegangen! — Auch räumte er ein, daß er zu ſeiner Schweſter Vallon das Pulver getragen, welches ſich dort noch fand, und Limoelan ihm gegeben. Nach der Exploſion hatte er ſich bei dieſer ſeiner Schweſter verborgen. Limoelan ſuchte ihn daſelbſt auf und führte ihn ſpäter zur Cicé, von wo er durch die Damen Gouvon und Duquesne die Unterkunft fand.

Zu ſeiner Vertheidigung wußte er nichts anzuführen, als daß er geglaubt, er ſolle den Karren nach Verſailles zu Limoelan's Mutter fahren. Verſteckt habe er ſich nicht aus böſem Gewiſſen, ſondern weil er ſeine Papiere nicht für in Ordnung gehalten und endlich habe er gefürchtet, daß die Damen Gouvon ihn für einen Emigranten halten könnten.

Saint-Rejant, darauf vom Präſidenten über Carbon's Erklärung ſich auszulaſſen aufgefordert, leugnete Alles. Er ſei ſeit 10 Monaten mit Georges völlig gebrochen, und nur nach Paris gekommen, um eine ſchwere Krankheit curiren und ſeinen Namen von der Emigrantenliſte ausſtreichen zu laſſen. Joyou hatte ihm eine Wohnung bei der Leguillour verſchafft. Er ſei mit Keinem der andern Angeſchuldigten zuſammen geweſen und habe nur von Einem oder dem Andern gelegentlich Krankenbeſuche erhalten. Nur ein oder zwei Mal habe er Freunde zum Mittageſſen eingeladen. Eine zweite Wohnung (bei der Frau Jourdan) habe er nur der geſunden Luft wegen, die in der Rue d'Agueſſeau ſei, genommen. Den Engländer Girod, welcher vorher darin gewohnt, wollte er weder gekannt, noch geſehen haben.

Zündſchwamm habe er ſich allerdings kaufen laſſen, aber nicht am 2. Nivoſe, ſondern am 19. oder 20.; das ſei aber nur geſchehen, weil er nach amerikaniſcher Weiſe

zu rauchen pflege, nämlich mit Cigarren, dazu habe er den Zündschwamm gebraucht.

„Dazu braucht man gerade keinen Zündschwamm," entgegnete der Präsident. Saint-Rejant aber behauptete es.

Er räumte ein, einen anonymen Brief empfangen zu haben, der ihm Carbon's Verhaftung anzeigte. Er wollte aber nicht wissen, welche Motive den ihm unbekannten Schreiber zu diesem Schritte bewogen hätten. Castor (Saint-Victor genannt) hatte den Brief geschrieben, den die Jourdan ihm überbrachte, und er hatte sich sehr ergrimmt gegen die Briefträgerin ausgelassen. Er entschuldigte es damit, daß er aufgebracht gewesen, weil man einem Mann seine Wohnung gesagt, mit dem er nie gut gestanden. Zu fürchten habe er sich aber gehabt, weil er hinsichts der polizeilichen Anmeldungen und seiner Papiere nicht in der Ordnung gewesen. Auch sei es thöricht, wenn Saint-Victor geglaubt, daß er ihm einen großen Dienst mit einer Nachricht erweise, die ihn gar nichts anging.

— Dennoch schliefen Sie von da ab nicht mehr bei der Wittwe Jourdan. Die Nachricht hat Sie also doch, allem Anschein nach, berührt.

Saint-Rejant sagte: er wisse, daß er verdächtig gewesen, und jeder Verdächtige ergreife Maßregeln, um nicht ergriffen zu werden.

Am Abende des 3. Nivose gegen 8½ Uhr räumte er ein, in de[illegible]kranken Zustande bei der Frau Leguilloux angekommen zu sein. Die Geschichte mit der Probe des Schwamms und Pulvers, wie sie am 2. Nivose vorgefallen sein sollte, bestritt er und behauptete, die Tochter der Jourdan lüge. Er habe nur gesagt: ein guter Schwamm müsse in 3 Secunden verzehrt

sein, und Pulver habe er nicht auf den Schwamm gelegt.

Desgleichen bestritt er in der Paradiesstraße gewesen zu sein, dort Carbon's Remise besehen und den Auftrag gegeben zu haben, eine andere Tonne zu kaufen. Daß man ein kleines Pulverfaß mit 1½ Pfund Pulver bei ihm gefunden, sei nichts Außerordentliches; Jonau und Saint-Hilaires hätten es ins Haus gebracht, Leute, die, wie er wisse, vom Präfecten ihres Departements die Erlaubniß gehabt, Waffen zu tragen. Wer Erlaubniß ein Gewehr zu tragen habe, müsse doch auch Pulver haben.

— Aber es war Pulver, bestimmt die Höllenmaschine damit zu füllen.

„Ich halte diese Leute für unfähig, sich in ein solches Geschäft einzulassen."

Die Blousen, die man bei ihm ins Haus gebracht, hielt er für bestimmt zum Carneval. Sie hatten es ihm gesagt. — Aber es war nicht Carnevalzeit.

Aufgefordert, den Geschwornen über seine Aufführung am 3. Nivose Rechenschaft zu geben, bat er, ihm erst die Herrn Geschwornen zu zeigen, da er nicht die Ehre habe sie zu kennen. (War dies Hohn?) Er behauptete am Abende des 3. Nivose aus seiner Wohnung Rue des Prouvaires ausgegangen zu sein, um das Theater zu besuchen. Auf dem Wege nach dem Theater Français (damals Théâtre de la République), wo man ein neues Stück la Création du nouveau monde geben wollen, sei er gerade in der Rue de Malte an einem Durchgange gewesen, der nach dem Palais-Royal führt, als die Explosion erfolgte. „Ich ward arg zugerichtet, wie auch verschiedene andere Personen, die sich in der Nähe befanden. Zwei Personen, deren Namen ich nicht kenne, einer war in der Uniform eines Gensdarmen, faßten

mich unter dem Arm und fragten mich, wo ich wohne? Ich sagte es ihnen, sie führten mich nach der Rue des Prouvaires und fragten, ob ich nicht etwas zu mir nehmen wolle? Ich dankte ihnen und kam nun zu meiner Wirthin. Das ist meine ganze Geschichte vom 3. Nivose."

— Sie waren also nur aus Zufall dort?

„Gewiß, nur aus Zufall, denn ich wäre gewiß nicht da gewesen, wenn ich es gewußt hätte."

— Es hat aber doch den Anschein, als hätten Sie das Feuer angelegt. Die Proben, welche Sie am Morgen mit dem Schwamme und dem Pulver gemacht und die Lunten, welche in 2 Secunden losgehen sollten, Alles dies deutet an, daß Sie das Feuer an die Maschine gebracht. Sie ließen sogar 2 Lunten machen; und am andern Morgen hatten Sie nur noch eine.

„Das war Alles blos zum Rauchen. Man raucht sehr gut mit Schwamm en rouleau."

Man hatte in der Wohnung der Frau Leguillour, nach Saint-Rejant's Verhaftung, verschiedene sehr verdächtige Briefe gefunden. Saint-Rejant wollte nichts von ihnen wissen. Der eine lautet:

»Mein lieber Soyer (Beiname Saint-Rejant's). Durch Deine zwei Freunde erhalte ich Nachrichten von Dir. Was Dich betrifft, so hast Du noch nicht schreiben gelernt. Helas! Vierzehn Tage sind nun verstrichen; Die Begebenheiten schreiten in erschreckender Art vor. Wenn das Misgeschick so fortgeht, was soll denn aus uns Allen werden? Auf Dich allein ist unsere ganze Hoffnung, unser ganzes Vertrauen gesetzt. Deine Freunde empfehlen sich Dir. Sie legen ihr Schicksal in Deine Hände. Dein treuer Freund

Gédéon.

»Mit jedem Courier erwarten wir Neues von Dir.«

Dieſer Gédéon war kein Anderer als Georges Cadoudal in London. Die Sachverſtändigen bekräftigten eidlich, daß es ſeine Handſchrift ſei. Es ſcheint, ſagte der Präſident, daß Georges noch nichts vom Reſultat der Höllenmaſchine wußte, daß er ungeduldig war, Neues darüber zu erfahren, und daß er deshalb geſchrieben. Im ſelben Zimmer fand man auch einen Entwurf zu einer Antwort auf dieſen Brief.

— Man fand ferner unter Ihrem Bette ein Schreiben mit verſtellter Hand, in welchem, nachdem in vaguer Art über einige Handelsgegenſtände Nachricht gegeben iſt, eine umſtändliche Schilderung der Exploſion vom 3. Nivoſe geliefert wird. Man ſetzt die Gründe auseinander, weshalb die Wirkung der Erwartung der Urheber nicht entſprochen hat. Der Schreiber verräth eine beſondere Bekanntſchaft mit dem Hergange:

„„Das Individuum, welches die That ausführen ſollte, ward, ohne die Nachrichten, die man ihm geben mußte, von der Ankunft des erſten Conſuls erſt dann unterrichtet, als es ihn ſah. Der Conſul hatte nicht, wie man verſicherte, eine Avantgarde vor ſich. Indeſſen wollte es doch ſeinen Vorſatz ausführen. In dem Augenblicke warf es das Pferd eines Grenadiers gegen die Mauer, was es verwirrte. Doch erholte es ſich auf der Stelle und legte das Feuer an. Das Pulver war nicht ſo gut, wie es gewöhnlich iſt. Es brauchte drei Secunden mehr als es nach der Rechnung ſollte. Sonſt wäre der Conſul unerrettbar umgekommen.““

— Dieſer Brief fand ſich in dem von Ihnen bewohnten Zimmer.

„Und ſeit einem Monat hatte ich keinen Fuß in dies Zimmer geſetzt.“

— Sie schliefen dort am 3. Nivose. Das Zimmer enthielt die Gegenstände, welche Ihnen gehörten.

„Mir gehörte nichts in dem Zimmer. Ich war seit dem 3. Nivose nicht hineingekommen. Ich habe diesen Brief nie gesehen. — Man beweise es mir. — — Ich hörte seinen Inhalt zum ersten Mal bei meinem Verhöre."

— Sie können nicht bestreiten, daß jener erste Brief, datirt vom 29. December 1800, nicht an Sie gerichtet ist. Er fängt mit den Worten an: „Mein lieber Soyer." Unter diesem Namen hatten Sie sich bei der Wittwe Leguillour eingemiethet. Ebenfalls haben Sie eine falsche Sicherheitskarte auf diesen Namen ausgestellt.

„Das ist kein Grund. Feinde können Briefe an uns adressiren, so viel sie wollen. Beweise man mir, daß ich die Briefe wirklich empfangen habe."

— Der Beweis ist, daß sie sich in Ihrer Stube vorfanden.

„Sie können Gegenstände an Ihrem Leibe tragen und wissen es nicht. Wie nun erst in einer Stube, in der Sie nicht einmal wohnen!"

Er wollte nicht wissen, wer ihn an dem traurigen Abende besucht habe; es sei möglich, daß Bourgeois darunter gewesen, daß er auch die Nacht in seinem Zimmer geschlafen habe; seine Wirthin Leguillour werde darüber die beste Auskunft zu geben wissen. Seine Kleidung habe jenes Abends (auf die Frage eines Geschwornen) in grauen Pantalons, einer schwarzen Weste und einer kleinen Jacke à la Carmagnole bestanden. Er hatte damals angegeben von heruntergefallenen Ziegelsteinen am Kopfe verwundet worden zu sein, aber man hatte keine Contusionen am Kopfe gefunden; zum Arzt Collin hatte er nur gesagt, daß er sehr krank sei ohne einen Grund anzugeben. Saint-Rejant antwortete: in seinem

damaligen Zustande wäre es nicht auf Erklärungen angekommen, sondern darauf, gepflegt zu werden. Taub sei er von je auf dem einen Ohre gewesen.

Vergebens suchte der Präsident ihm zu beweisen, daß alle Indicien dafür sprächen, daß er weder durch fliegende Ziegelsteine, noch durch einen Fall in Folge der Erschütterung verwundet worden, und daß seine Taubheit und die Blutcongestion daher rührten, daß er selbst das Feuer an die Maschine gelegt und nicht Zeit gehabt, sich schnell weit genug zu entfernen. Darauf deuteten seine ersten Reden bei der Rückkehr nach Hause, wo er nichts davon geäußert, daß er von Steinen getroffen und von der Explosion erreicht sei, darauf der bei ihm gefundene Brief, worin die genaue Schilderung des Vorganges und der Explosion enthalten; darauf auch der Umstand, daß man ihm zur Ader gelassen.

Einräumen mußte er, daß Limoelan und Saint-Hilaire ihn am selben Tage in seiner zweiten Wohnung, bei der Wittwe Jourdan besucht, auch daß man da im Allgemeinen von der Begebenheit des vorigen Abends gesprochen.

— Nein, man sprach in einer sehr bestimmten Weise. Man sagte: Zwei Mal ward der erste Consul verfehlt, das dritte Mal soll es nicht mehr geschehen. Die Tochter der Jourdan hat es bekundet.

„Die Tochter der Jourdan ist eine Lügnerin. Diese Herren haben das gewiß nicht gesagt."

Saint-Rejant mußte, nach einigem Widerstreben, einräumen, daß Carbon ihm Wein gebracht, als er bei der Leguillour wohnte, und diesen Wein hatte ihm Limoelan geschickt. Es sei dabei nichts Besonderes, da sie beide zusammen als Soldaten gedient, und Limoelan gewußt, daß er in seinem kranken Zustande der Stärkung bedürfe.

Man hatte Saint-Rejant seit dem 3. Nivose, während er bei der Wittwe Jourdan wohnte, 500 Francs geschickt. Er wollte sie durch ihm unbekannte Personen als Darlehn von Limoelan erhalten haben, aber nicht einräumen, daß ihm dieses Geld durch zwei ehemalige Nonnen überbracht worden.

Die Wittwe Vallon, Carbon's Schwester, hatte für mehre der Angeklagten die Wäsche besorgt, sie erklärte Alles, was ihr Bruder gesagt, so weit sie es wisse, für wahr, habe aber nichts von den gefährlichen Unterhaltungen gehört.

Die Mademoiselle de Cicé räumte ein, Carbon der Sorge der Anne Duquesne empfohlen, ihn auch später einmal besucht zu haben, um zu sehen, wie ihre Empfehlung aufgenommen worden. Dagegen bestritt sie (trotzdem daß Carbon es ihr ins Gesicht sagte), daß ihr derselbe durch Limoelan empfohlen worden und ebenso, daß sie ihm von Limoelan einen Brief gebracht, und geäußert, sie wolle seine Antwort besorgen. Carbon blieb fest bei seiner Angabe, die Cicé desgleichen: „Es ist ja eine unschuldige Handlung, einen Brief zu überbringen, warum sollte ich es leugnen? Wenn Carbon nicht eine böse Absicht dabei hat, so hat er sich selbst getäuscht."

Sie wollte die Person, welche ihr Carbon empfohlen, nicht nennen: „Man hatte mir gesagt, daß der arme Mensch sich ohne Legitimationspapiere befände, oder daß sie nicht in Ordnung wären. Er forderte nur für einen Augenblick ein Asyl. Ich weiß nicht einmal, ob es nicht nur für eine Nacht war, so wenigstens verstand ich es. Wenn Madame de Gouyon nicht gerade bei mir gewesen, so hätte ich ihm die Wohnung gar nicht verschafft. Aber Madame de Gouyon war da; da sagte die Person, deren ich erwähnt: Wollen Sie nicht Madame Duquesne

vorschlagen, diesem armen Menschen, der sich in Verlegenheit befindet, ein Unterkommen zu verschaffen. Ich fragte: ob es ein ehrlicher, zuverlässiger Mensch wäre? Man antwortete Ja. Da sagte ich es Madame de Gouyon, und das ist Alles."

Man wandte ihr ein, wie Alles darauf hindeute, daß die Zusammenkunft der Gouyon's und Carbon's in oder vor ihrem Hause eine voraus verabredete gewesen, um letzteren zur Duquesne zu führen. Sie erwiderte, ein deutlicher Gegenbeweis sei, daß die Duquesne keine Stube bereit gehabt, um Carbon aufzunehmen, und daß er in der oben erzählten Art untergebracht worden. Sie räumte ein, von dem schrecklichen Ereigniß des 3. Nivose Kunde gehabt und es herzlich beweint zu haben.

— So hätten Sie nicht so leichtsinnig einen Menschen aufnehmen dürfen, den der Verdacht traf (?) dabei betheiligt zu sein.

Sie behauptete nur aus Christenpflicht gehandelt zu haben. Man hatte auch mehre verdächtige Briefe bei ihr gefunden. Der eine handelte von der Hoffnung „nächstens in Frankreich wieder eine ehemalige (geistliche) Corporation eingeführt zu sehen." Sie meinte, das habe nur Bezug auf eine derartige, religiöse Gesellschaft in Italien oder Deutschland. Den Schreiber des Briefes wollte sie nicht nennen: Man hatte eine Börse bei ihr gefunden mit der Aufschrift: Bourse de ces Messieurs. Seit der Wiedereinführung des Gottesdienstes hatte sie sich mit frommen Collecten beschäftigt. Diese aufzunehmen, behauptete sie, sei jene Börse bestimmt gewesen.

Man hatte auch ein Billet, auf feiner Gaze geschrieben, gefunden. Darin die Worte:

«Der Abbé de B. ist hier zu denselben Zwecken wie M. B. Er hat zwei gute Compagnons erworben.»

Die Demoiselle de Cicé wollte dies sich so erklärt haben: Der Abbé de Broglie habe sich mit der Bildung jener Gesellschaft, die in Italien oder Deutschland gestiftet werden solle, beschäftigt. Warum der Brief auf Gaze geschrieben worden, könne sie sich nicht erklären, überbracht sei er ihr durch eine Freundin, die sie nicht nennen wollte, die aber aus London gekommen. In dem Briefe fand sich aber ferner eine mysteriöse Stelle:

«Je crois, que ceux de la morale sont très bons, mais s'accorderont-ils avec la R..... et l'ancienne équité?»

Die Cicé erklärte das R..... für Religion. Aber im Eingange des Briefes war von Handelsgegenständen die Rede! Augenfällig wollte man etwas verbergen. Weder der Präsident noch die Cicé wußten dem mysteriösen Briefe eine Erklärung zu geben, welche in die Sache Licht gebracht hätte.

Die Frau Leguilleur, Saint-Rejant's erste Wirthin, wußte nichts von Erheblichkeit: Saint-Rejant war ihr unter dem Namen Sollier von Joyau vorgestellt worden. Limoelan, Saint-Hilaire, Joyau und Bourgeois hatten ihn oft besucht. Was gesprochen wurde, hatte sie nie gehört. Von Limoelan hatte sie am Abend des 3. Nivose gehört, daß Saint-Rejant geklagt, er wäre von einem Pferde umgeworfen worden.

Die Wittwe Gouyon de Beaufort bestätigte Alles, was Fräulein de Cicé über Carbon's Aufnahme ausgesagt. Da Madame Duquesne erst für den andern Tag eine Stube zusagte, hatte sie für die erste Nacht Carbon in ihrem Vorzimmer aufgenommen. Sie selbst gestand ein, daß sie erst ganz vor kurzem mit einer großen Anzahl Chouans aus London zurückgekehrt sei und der Demoiselle de Cicé Briefe überbracht habe, wollte

ſerfalle ein Bretterſchauer, wie jenen Griechen der Triangel im Sande, auf Menſchennähe aufmerkſam machte. Glücklich entdeckten meine Gläſer beim Umſehen jetzt eine Schneefläche und gegen das helle Weiß ein braunes Dach. Es war Fegsdun, das einige hundert Schritte abwärts vom Wege liegt. Das nächſte Hospiz iſt davon drei unſerer Meilen entfernt. Wären wir darauf zugegangen, hätten wir es vielleicht am nächſten Morgen erreicht, wenn nicht die Kälte der Nacht, ein fürchterlicher Regenſchauer, das Grundwaſſer, ſo wie Erſchöpfung uns ſchon früher ein anderes Ziel, was wahrſcheinlicher iſt, hätte finden laſſen.

Herr von Buch führt an, man könne in dieſen Hospizen auch warme Kleider geliehen erhalten, und hierauf hatte ich mich verlaſſen, als ich in der leichteſten Sommertracht die Schneeregion beſtieg. Die Leute wußten aber nichts von dieſem Pfand- und Leihgeſchäft. Zwar ließ es ſich noch ganz gut in dünn leinenen Reiſebeinkleidern, einem grünen Sommerrock von Circaſſienne und einem Strohhut hinaufgehen. Beim Fahren in den folgenden Tagen ſchützte aber ſelbſt ein tuchner Mantel nur wenig gegen die

aber weiter keine Auskunft über ihre Verbindungen mit den Chouans in der Bretagne und Paris geben.

Die Dame Duquesne selbst machte die vollständigste Aussage. Seit langen Jahren stand sie einer weiblichen Stiftung vor, wahrscheinlich einem frühern Kloster, wo die Schwestern noch beisammen wohnten (die soeurs de St. Michel), wo aber, in einem andern Hofe, auch fremde Personen zur Miethe aufgenommen wurden. Die Demoiselle de Cicé kannte sie schon seit 15 Jahren, und dieselbe war sehr oft bei ihr zum Besuch gewesen. Wenn sie auf der Präfectur ausgesagt, daß sie glaube, die Cicé habe ihr schon vorher die Ankunft Carbon's angekündigt, so sei das in einem Augenblicke gewesen, wo sie im ersten Schrecken über ihre Verhaftung den Kopf verloren und kaum gewußt, was sie spreche. Sie habe aber in der That nichts vorher gewußt: eines Abends wären die Damen Gouyon mit Carbon zurückgekehrt, und hätten sie um Aufnahme eines Mannes gebeten, den Demoiselle de Cicé ihnen empfohlen; er sei ohne Unterkommen und seine Papiere nicht in bester Ordnung. Anfangs hatte sie sich durchaus geweigert. Aber da es schon so spät war und heftig regnete, hatte die Gouyon gesagt, sie wolle ihn für die Nacht in ihrem Vorzimmer aufnehmen. Später, als sie hörte, daß es nur auf ein Paar Tage gelte, hatte sie sich entschlossen, ihm eine Art Rumpelkammer anzuweisen. Später war ihr allerdings der Verdacht gekommen, ob er nicht an dem entsetzlichen Verbrechen Antheil haben könne und mit aller Freimüthigkeit hatte sie ihn danach gefragt. Er aber hatte es mit aller Ruhe abgestritten, und ihre Ansichten anscheinend gebilligt: daß man ein Tedeum für die Errettung Bonaparte's singen müsse, dessen Regierung doch eine wahre Erholung nach

der Schreckensregierung wäre. Darauf ward sie beruhigt. Aber als er weit länger blieb, als sie erwartet, fing die Unruhe wieder an. Sie brauchte das Zimmer, und Carbon sagte ihr, daß er nächstens nach Versailles abgehen werde. Da ward er verhaftet. Sie betheuerte, auf die unschuldigste Weise in den Handel verwickelt zu sein, da sie das begangene Verbrechen verabscheue, nichts gethan, als was die Menschlichkeit gebiete, und sich sogar, als ein Verdacht in ihr aufstieg, sich zu versichern gesucht, ob der Fremde auch kein gefährlicher Verbrecher sei. Endlich habe sie gar kein Geheimniß hinsichts seiner Aufnahme gemacht.

Die Aussagen der beiden Töchter der Frau Vallon, so wie die der Töchter der Frau v. Gouyon waren unerheblich. Jene bekundeten nur, daß Limoelan ihren Onkel Carbon besucht, daß er das Pulverfaß zerbrochen und daß sie ihrem Oheim, als er bei der Duquesne gewohnt, Wäsche gebracht, was aus Carbon's eigenen Geständnissen zur Genüge bekannt ist.

Der Arzt Collin hatte schon 14 Tage vor der Katastrophe Saint-Rejant behandelt. Bourgeois hatte ihn zu ihm geführt, Collin aber, behauptete er, Saint-Rejant's wahren Namen nicht gekannt. Als er am 24. December (3. Nivose) eiligst von Bourgeois zu Saint-Rejant gerufen ward, fand er ihn in dem angegebenen Zustande. Keine Verwundung, keine Verletzung war sichtbar, aber sobald er sich nur bewegte, kam Blut aus Mund und Nase, „er befand sich in dem Zustande wie ein Kranker, der in 2 bis 3 Stunden einen heftigen Blutsturz bekommen soll.“ Collin ließ ihm zur Ader und empfahl ihm Diät. Vom andern Tage ab besuchte er ihn bei der Wittwe Jourdan in seinem neuen Quartier, wo er besonders in Folge der Diät zusehends besser wurde.

Collin war selbst angeklagt, weil: er als Arzt wissen müssen, daß Saint-Rejant's Zustand, namentlich seine Taubheit und die Affection der Augen, nicht von einem Falle herrühren können, wie er angab, sondern die Folgen der Erxlesien sein müssen und demnächst weil: ein Bruder Collin's unter den Chouans gedient und in deren Kriegsrathe mit gesessen.

Auf den ersten Vorwurf erwiderte er: „Ich besuchte ihn, wie ich jeden Kranken besucht haben würde, nach meiner Pflicht als Arzt und Mensch. — — Das Ziel, welches ein Arzt sich vorschreibt, ist alle Nachrichten einzuziehen, um seine Diagnose zu unterstützen. Vom Augenblicke an, wo er sich genug unterrichtet hat, um die Krankheit zu erkennen und seine Mittel anschlagen, hat er seinen Zweck erfüllt und nichts weiter zu fragen." — Sein Bruder, von dem er schon seit 11 Jahren getrennt, habe allerdings unter den Chouans gedient, lebe aber seit dem Frieden und der Amnestie, d. i. seit 4 Jahren im Schooße seiner Familie als Advocat.

Der Mitangeschuldigte Micault Lavieuville hatte nur Limoelan eine Wohnung beim Pastetenbäcker Leclerc besorgt, angeblich mit ihm bekannt, weil er mit seiner Frau verwandt sei. Außerdem waren durch Carbon 2 Cassetten in sein Haus gebracht worden, von denen eine noch von der Polizei gefunden wurde. Man vermuthete, daß diese Cassetten früher zur Höllenmaschine bestimmt gewesen wären. Im Uebrigen waren die Aussagen beider Ehegatten unerheblich. Lavieuville's Frau erklärte, sie habe gegen Limoelan keinen Verdacht hegen können, da er mit der Regierung seinen Frieden geschlossen und die Miene eines Mannes gehabt, der vom Polizeiminister sehr begünstigt werde. Er hatte sie gebeten, die beiden Kisten in ihrem Hofe zu nehmen und sie hatte nichts Arges

dabei gehabt; die Kisten wurden sogar eines Abends gebracht, wo sie Gesellschaft im Hause hatte.

Zum Schluß dieser ersten Sitzung wurden noch Carbon und Saint-Rejant scharf verhört, ohne daß aus ihren Auslassungen etwas für die Hauptsache Wesentliches hervorging.

Carbon räumte ein von den Chouans einmal aus dem Gefängniß zu Mons befreit worden zu sein und von da ab unter ihnen gedient zu haben. Er besorgte bald für Herrn v. Chateauneuf, bald für Saint-Rejant Geschäfte und half auch die Verwundeten verbinden.

Saint-Rejant: daß er seit Ende September in Paris sei. Nie habe er Waffen gekauft, nie im Boulegner Hölzchen sie versucht. Er habe nicht im Hotel de Deux-Ponts einer Versammlung beigewohnt, wo man den ersten Consul mit Windbüchsen zu erschießen beschlossen; er habe auch Niemand nach Georges abgesandt und ihm 5 Louisd'or in die Hand gegeben. „Wenn ich dem ersten Consul an's Leben gewollt, hätte ich ihm zuerst eine Kugel durch den Kopf gejagt und dann mir."

Am 1. Nivose hatte er sich in einem Cabriolet zur Frau Jourdan fahren lassen. Er ließ den Cabrioletführer über den Carrousselplatz fahren, obgleich derselbe bemerkt, daß man durch die Rue Saint-Nicaise näher komme. Am Hotel Longueville war er ausgestiegen und hatte nach Jemand gefragt, der gar nicht dort wohnte (weil man ihm eine falsche Adresse gesagt); er wollte nicht dabei das Tuillerienschloß beobachtet haben. Er leugnete nicht geradezu die Uhr in der Hand gehabt zu haben, als er aus dem Hotel herauskam, aber er hätte sich dabei nach einem Kaffehause umgesehen. — Eben desgleichen bestritt er mit Unwillen, an 2 genannten Tagen den Plan gehabt zu haben die Diligence bei

Charenton anzugreifen (etwas, wovon in der Anklageacte nichts gesagt ist). „Dies ist nicht meine Art Krieg zu führen.“

Nachdem in der ersten Sitzung die Mitangeklagten, wurden in der zweiten die Belastungszeugen vernommen. Wir können ihre weitläufige Aussagen auf kurze Andeutungen beschränken, da sie ziemlich getreu der Wiederhall Dessen sind, was in der Anklage schon erzählt worden. So die Aussagen über den Verkauf des Wagens und des Pferdes und die Vermiethung der Remise in der Paradiesstraße.

Die neugierige Frau, welche am ersten Abende durch eine Mauerritze in die verschlossene Remise geblickt, Frau Thomas, hatte im Wagen 2 oder 3 kleine Kasten schon beim Einfahren gesehen. Einer von den Dreien, welche den Wagen gebracht, aber nicht Carbon, war mit einer kleinen Laterne auf den Wagen gestiegen und hatte einen der 3 Kasten, an dem ein Schloß gewesen, besonders geprüft. Sie sprachen dann so leise, daß sie nichts gehört. Nur aus ihren Zeichen verstand sie, daß sie da ganz zufrieden wären. Am Morgen stand immer Einer Schildwache auf dem Hofe, während die Andern drinnen arbeiteten. Am 3. Nivose, gegen Abend, fuhren sie aus. Auf dem Karren waren ein Korb, Tonnen und Stroh.

Carbon bestritt durchaus, daß auf dem Wagen Kasten und gar einer mit einem Schlosse gewesen wären. Er sei es gewesen, der an dem Abende in den Wagen stieg, aber nur um die Leinwand zurecht zu machen; drinnen wäre damals nur Stroh, Heu und Hafer gewesen. Die Frau Thomas widersprach ihm ins Gesicht. — Carbon bestritt

ferner, daß er und die Andern ſich in der Remiſe eingeſchloſſen. Die Frau betheuerte es. Die bei Lavieuville gefundene Kiſte erkannte die Thomas jedoch nicht für eine derjenigen, die auf dem Wagen gelegen.

Carbon hatte zwar zugeſtanden, am Morgen denjenigen Korb ins Haus und in die Remiſe getragen zu haben, welcher Abends auf den Wagen gelegt war, und in dem man Kartätſchen vermuthete; er behauptete aber, dieſer Korb ſei nicht ſo ſchwer geweſen, als man ihn machen wollen, höchſtens 25 Pfund ſchwer. Wenn Kartätſchen darin geweſen, hätte er ihn nicht tragen können; übrigens wiſſe er nicht, was ſich darin befunden.

„Er weiß ſehr wohl, was darin war, rief die Zeugin, denn als er aus der Remiſe herauskam, ſtand der Korb leer vorn am Wagen und er brachte Korb und Wagen heraus.“

Die Portierfrau Roché aus der Paradiesſtraße ſagte über die Vermiethung, die Ankunft Carbon's mit Wagen und Pferd, den Kauf, das Bereifen der Tonnen u. ſ. w. aus, wie es in der Anklage ſteht. Nachdem die Tonne gebunden war, lieh ſich Carbon von ihr eine Taſſe, „um Farinzucker in dieſelbe zu thun.“ Als er ſie am Abend wiederbrachte, kam es ihr vor, als wäre Pulver darin geweſen. Indeſſen ſpülte ſie die Taſſe ſogleich aus. Carbon gab ſich viel Mühe, die Tonne, die noch etwas feucht war, zuerſt am Kamin der Portierfrau, dann an einem in der Remiſe angezündeten Strohfeuer zu trocknen. Um Pulver aufzunehmen, mußte ſie ſchnell ganz getrocknet werden. Die Roché wußte desgleichen, daß die Drei am Abend und ſpäter in der Remiſe ſich eingeſchloſſen hatten. Dagegen wagte ſie in dem ihr vorgewieſenen Saint-Rejant nicht eine der drei Perſonen, welche in die Remiſe gekommen, wieder zu erkennen.

Ihr Mann, ein Stellmacher, hatte zwei Löcher in die Deichsel des Wagens bohren müssen. Dabei hatte er eine Tonne im Innern des Wagens bemerkt. Deshalb durfte er beim Bohren den Wagen nicht niederlassen, sondern Carbon hielt ihn selbst in die Höhe. Der Zeuge erkannte die ihm vorgewiesene verbrannte Deichsel für diejenige an, in die er das Loch gebohrt.

Der Faßbinder und sein Gesell bestätigten Alles, was die Klage über ihre Thätigkeit angibt. Carbon hatte ihnen gesagt, er wolle in die Tonne Farinzucker thun. Noch mehre andre Zeugen aus demselben Hause bestätigen die Aussagen der genannten Personen. Keine von ihnen recognoscirt aber Saint-Réjant.

Der Gardegrenadier zu Pferde Durand gab folgende Auskunft über den Vorfall selbst.

Durand war unter der Escorte, welche der Kutsche des ersten Consuls voraufritt. In der Rue Saint-Nicaise sah er den bewußten Karren verquer stehen; er nahm beinahe die Hälfte der Straße ein, das Pferd mit dem Kopf gegen die eine Häuserreihe. Zugleich stand auf der andern Seite ein Fiaker. Durand war etwa 20 Schritte von der Kutsche. Er mußte ihr Platz machen. Mit dem Säbel ihm drohend, zwang er den Fiaker rasch vorwärts zu fahren; wenn er ihn zurückgetrieben, hätte dies für die Kutsche des Consuls einen weit längern Aufenthalt veranlaßt. Durand trieb sein Pferd an und es preßte sich durch beide Wagen durch, wobei es an den Schenkeln eine Verwundung erhielt. Als der Fiaker fortfuhr, setzte die Escorte ihren Weg fort. Durand blickte hinter sich und sah, daß auch der Kutscher des Consuls einen Augenblick gehalten hatte, als er das Hinderniß bemerkt, bald aber war er dicht hinter der Escorte.

Als sie etwa 15 Schritte in der nächstgelegenen Straße de la Loi gefahren waren, krachte es los. Durand sagte zu seinen Cameraden: Das ist ein Kartätschenschuß. Andre sagten: Nein, gewiß Freudenschüsse; sie gelten der Einnahme von Mantua. Durand wiederholte: Das ist eine Stutzbüchse aus einem Hause abgefeuert, oder eine Kartätschenladung aus einer Kanone! Sie kamen bis an's Theater der Republik. Da preschte er rechts und links, weil er die Kartätschen deutlich über seinem Kopfe pfeifen gehört; auch fielen schon Ziegel und Glasscherben auf sie nieder. Er besorgte, daß der Schuß wiederholt werden könne.

Beim Theater der Republik ließ der Consul anhalten und den die Escorte commandirenden Officier an den Wagen reiten. Er fragte, ob Jemand verwundet wäre? Man antwortete ihm: „Nein; nur ein Grenadier hätte eine leichte Verwundung an der Hand durch einen herabfallenden Ziegelstein erhalten." (Eine unrichtige Antwort. Es waren mehre Mann getroffen.)

Sie fuhren nun ungefährdet bis zur Oper. Dort hörte Durand, daß die Kutsche im Augenblick der Explosion geschwankt. Sie habe sich ein wenig auf das Rad gelehnt, als wolle sie umschlagen. Die Fenster waren zerbrochen.

In der Straße hatte Durand Steine bemerkt, wie um die Passage zu hindern. Auch Carbon gestand ein, daß er etwa gegen 7 oder 8 große Steine im Eingange der Rue Saint Nicaise bemerkt.

Die wichtigste Zeugin gegen Saint-Rejant war die Tochter seiner zweiten Wirthin, die Schneidermamsell Jourdan. Sie kannte ihn vollkommen, da er 32 Tage in ihrem Hause gewohnt. Am Tage der Explosion kam er gegen Mittag und streute Pulver auf den Kamin,

dann ließ er sich kleine Stückchen von Zündschwamm machen, indem er sagte: es sei, um auf amerikanische Art zu rauchen. Andern Tages kam er wieder, und Jouau, Saint-Hilaire; Limoelan, Collin fanden sich auch ein: „Er sagte, er hätte einen Katarrh im Kopfe und ein Reißen in der Seite."

Das Verhör mit dieser Zeugin, die Saint-Rejant für eine Lügnerin erklärte, ward mit besonderer Genauigkeit vorgenommen. Die erheblichen Momente ihrer Aussage sind folgende:

Saint-Rejant hatte bisweilen einige Unruhe verrathen. Er sagte, wenn sich nur nicht unter ihnen (den obengenannten Besuchern) ein Polizeispion befindet. — Er hatte mit dem Zündschwamm mehre Versuche gemacht. Er schnitt zwei Lunten vom Schwamm ab und sagte dabei: wenn der Schwamm gut wäre, müßte er in 2 Secunden das Pulver fassen. Er probirte aber 3 Mal. Statt 2 Secunden brauchte er deren 20. Er hatte Zünder von Glas. Indem er sie zerbrach, sprang das Feuer heraus. — Auf dreimalige Frage wiederholte die Zeugin mit vollkommener Bestimmtheit, daß sie bei diesen Proben zugegen gewesen. — Er hatte den Schwamm am Abende vorher zugleich mit einem Compas und einer Scheere kaufen lassen. — In der Jourdan'schen Wohnung hatte er auch ein Pulverfaß und eine Blouse. — Beide wurden am Abende vor dem Attentate fortgeholt. — Sie erkannte die ihr vorgezeigte Blouse wieder. (Uebrigens waren alle Blousen, die von Carbon getragene, die bei seiner Schwester Vallon mit Beschlag belegten und die, welche wahrscheinlich Saint-Rejant getragen, einander völlig gleich, wie eine Art Uniform.) — Saint-Rejant hatte ein Paket an seine Schwester in Rennes geschickt oder schicken wollen, wozu

er der Zeugin auftrug, ihm bei der Frau Leguillour einen zuverläſſigen Courier zu beſorgen; die Leguillour hatte geſagt, ſie wiſſe ſchon einen. — Später als die Nachſuchungen erfolgten und Carbon eben verhaftet war, trug ſie mit ihrer Mutter das Billet, welches Saint-Victor (Caſtor) an Saint-Rejant geſchrieben, und worin er ihm von jener Verhaftung Nachricht geben wollte, zu demſelben. Sie trafen bei der Wittwe Leguillour anfangs nur Bourgeois. Als Saint-Rejant kam und das Billet las, war er höchſt unzufrieden, daß die Jourdan Saint-Victor vertraut, wo er, Saint-Rejant, jetzt wohne. Er ward blaß, zitterte und ſchien von der äußerſten Unruhe geplagt. — Saint-Rejant waren nach dem Attentat 500 Francs überbracht worden. Die Ueberbringerinnen waren ehemalige Nonnen geweſen, doch erkannte die Zeugin dieſelben in den Damen Duquesne, de Cicé und den Andern nicht wieder. — Saint-Rejant hatte ſich ſchon vor der Exploſion über ſeinen Geſundheitszuſtand beklagt. Den Zeugen erſchien es daher nicht befremdend, daß er ſich nachher ſo krank fühlte.

Der Cabrioletführer Thierot beſtätigte, daß er am 1. und 2. Nivoſe Saint-Rejant nach der Rue Saint-Nicaiſe und (zwei Mal) vor das Hotel Longueville fahren müſſen. — Der Angeklagte ſelbſt gerieth in Verwirrung, als er über die Mittel zu ſeiner Subſiſtenz Auskunft geben ſollte. Dem Anſcheine nach ward er allein durch Limoelan unterhalten.

Die dritte Sitzung (12. Germinal) begann mit der Vorleſung eines ſehr wichtigen Briefes. Am Schluſſe der vorigen Sitzung hatte Saint-Rejant von zwei ihm

empfindliche Naßkälte. Das Rütteln und Stoßen der Karren ersetzte einigermaßen die wärmende Bewegung des Gehens. Doch habe ich diese leichte, bequeme Kleidung nicht bereut. Die Eingebornen, welche sich Winter und Sommer in ihr dickes Wadmel von Kopf bis Zehe hüllen, konnten sich zwar nicht genug darüber verwundern. Dennoch würde ich sie jedem Reisenden wegen ihrer großen Bequemlichkeit anempfehlen, und ihm nur rathen, sich mit einem Mantel oder Pelz von gröberem Stoffe und wollener Jacke und Strümpfen zu versehen. Der Reisebeschreiber wenigstens hat nie eine wohlthätigere Einwirkung auf seine Gesundheit empfunden, als von der Nordischen Kälte bei südländischer Bekleidung, wobei indessen die körperlichen Anstrengungen nicht zu vergessen sind.

Die Art des Reisens in Skandinavien ist auch darin von der unsern verschieden, daß man sich von Vormännern mit einem Verzeichniß aller Wirthshäuser versehn muß, auf welchem die guten, mittelmäßigen und schlechten angegeben sind. Hiernach richtet man die Tagesreisen ein. Fogsdun war nicht als der Ort bezeichnet, wo die Reisenden die Nacht am bequemsten verbringen

vorgelegten Schreiben das eine anerkannt, das andere, an ſeine Schweſter (aus Rennes herübergekommen) gerichtet, abgeleugnet. Dieſes lautete:

„Meine theure Schweſter!

„Ich bitte Dich, alle Mittel aufzuwenden, um die Erlaubniß zu erhalten mich zu ſprechen. Wenn es Dir nicht möglich iſt, ſelbſt zu kommen, ſchreibe wenigſtens Jemandem von Deiner Seite. Ich habe Vieles zu ſagen, was ich nur mündlich ausſprechen kann. Ich habe mit Betrübniß gehört, daß Du auf dem Wege krank geworden, und vor Allem, daß ich vernehmen mußte, wie meine Cameraden nicht wüßten, in welcher Art ich mich aufgeführt und wie ich es bis auf dieſen Augenblick thue. Ich kann Dich verſichern, daß, ſeit ich arretirt bin, ich wie ein Märtyrer gelitten habe und daß ich nichts ausgeſagt, weder gegen meine Cameraden, noch gegen meine Partei, ob man mich gleich zwei Mal auf die geheime Folter gebracht hat. Du weißt nicht, was das für eine Art von Folter iſt; ich werde Dir es mündlich ſagen. Man hat mir, nach allen dieſen Leiden, eine Stelle als Brigadegeneral und 50000 Francs angeboten, wenn ich nur ausſagen wollte: daß es die Perſonen wären, die Du kennſt, welche mich mit dieſer Angelegenheit beauftragt! Ich antwortete ihnen, ich wiſſe nicht, was es heiße, mich durch eine elende Lüge zu retten. Das war meine Antwort.

„Ich glaube, daß Du mich genug kennſt, um zu glauben, daß ich immer Deiner würdig bleiben werde, wie auch meiner alten Cameraden.

„Ich bin mit Achtung und Freundſchaft Dein Freund für ewig.

„Du kannſt mir durch den Cameraden, der mir

Deinen Brief überbracht, etwas zuschicken lassen. Nur etwas auf einmal.»

Der Brief war ohne Unterschrift. Doch erkannte ihn Saint-Rejant jetzt als von seiner Hand geschrieben an. Gestern Abend habe er ihn beim Kerzenlicht nicht genau gesehen; der andere, den er erkannt, wäre deutlicher geschrieben gewesen. Er habe diesen Brief an seine Schwester geschrieben, um etwas Geld zu erhalten, womit er seine Vertheidiger bezahlen könne; auch um sie und die Andern zu beruhigen, daß er keinen seiner Cameraden verrathen habe.

Eine Menge Zeugen bekundeten nur unwesentliche Nebenumstände, solche, die von Andern schon ins Licht gestellt waren oder die traurigen und entsetzlichen Wirkungen der Explosion. Eine Frau Devigner war im Augenblicke der Erschütterung bei den Vallons. Als sie ausrief: Welch ein Gräuel! antwortete die Mutter Vallon: Gewiß eine Fete für Bonaparte! Der Pastetenbäcker Leclerc hatte Limoelan als Miether aufgenommen, weil er einen Miether gerade suchte. Carbon hatte einige Zeit als Diener Limoelan's auch bei ihm gewohnt. Eine Frau Penson sagte aus, daß man ihrer Tochter 12 Sous gegeben, um das Pferd des Wagens in der Rue Saint-Nicaise zu halten. Das Mädchen war in der Luft verschwunden, man fand ihre Glieder nicht wieder. In mehren Kaffeehäusern in der Nähe fanden sich alle Anwesenden plötzlich ohne Besinnung; als sie erwachten zerschmettert, ihrer Gliedmaßen, Augen, Nasen beraubt; wer nicht größere Wunden davon getragen, war doch betäubt, blind und kleine Glasstücken waren am ganzen Körper ins Fleisch eingedrungen. Eine Frau hatte sich an die Mauer gedrückt, als sie den ersten Consul vorüberfahren sah. Sie hörte ein betäubendes Krachen, sah

Feuerschein und sank zu Boden; als sie nach ungefähr ¾ Stunden erwachte, lag sie nackt da, die Kleider waren zu Staub verbrannt, inmitten der Cavallerie, die einen Kreis geschlossen; mit etwa 30 Wunden, ohne Finger, ward sie ins nächste Kaffehaus getragen. Ein 19jähriger junger Mensch drückte sich so aus: „Bürger! ich ging durch die Rue Saint-Nicaise; ich habe nichts gesehen, aber ich habe Alles gefühlt. Ich wünschte, daß der die Maschine erfunden hat, sie in seinem Bauche hätte." Andere Krüppel hatte der Präsident nicht einführen lassen, um das Gefühl der Anwesenden nicht zu schrecklich zu verletzen. Die Mehrzahl der so Verunglückten scheinen junge Frauen und Mädchen gewesen zu sein.

Ein Berichterstatter erwähnt, daß während die Richter, Zuschauer und die übrigen Angeklagten beim Anblick dieser furchtbar entstellten Krüppel ihre Rührung vielfach ausgedrückt, man mit Schrecken bemerkt, wie Carbon und Saint-Rejant kalt und ohne Regung sie angeblickt hätten.

In der vierten Sitzung wurden 58 Entlastungszeugen vernommen. Sie Alle bekundeten zu Gunsten der Nebenangeklagten, des Arztes Collin, der Damen Gouyon de Beaufort, deren Tochter, der Demoiselle de Cicé, der Duquesne, Leguillour, Vallon, ihrer Tochter, Baudets und Lavieuvilles; sie wären von Character eben so rechtlich, als in der Politik von ertravaganten Meinungen entfernt. Collin ward sogar bezeugt, daß er am 3. Nivose einem Cursus über die Hebammenkunst beigewohnt habe, zur Stunde, wo die Explosion statt hatte. — Die

Hauptangeklagten, Carbon und Saint-Réjant, scheinen gar keine Zeugen für sich aufgerufen zu haben.

Der öffentliche Ankläger erhub wieder, diesmal durch einen Substituten, seine Stimme, eine Schlußrede, die, sich vorzugsweise im Gebiet der Politik bewegend, an declamatorischen Floskeln der Anklageacte nichts nachgab. Auch diese fiscalischen Reden vor Gericht können als Wettergläser der politischen Stimmung und für den Historiker der innern Entwickelungsgeschichte Frankreichs dienen. Daß er alles Odium auf die halsstarrigen Emigrirten, auf die unverbesserlichen Royalisten in der Umgebung der ausgewanderten Prinzen schleuderte, welche, nachdem sie ihre Hoffnungen auf einen Umsturz der Dinge in Frankreich aufgeben müssen, nur durch Verleumdungen, gedungene Straßenräuber, Meuchelmörder und Brandstifter gegen die bestehende Ordnung ankämpften, verstand sich von selbst. Daß er ihre Thorheit an den Pranger stellt, durch solche grauenvolle Mordthaten eine Wendung zu ihren Gunsten in der öffentlichen Meinung erzielen zu wollen, ist eben so natürlich. „Aber, ruft er aus, feige Meuchelmörder, Ihr hättet Euer Verbrechen damit nicht vollbracht. Wenn Ihr es vollbracht, hättet Ihr nur ein noch entsetzlicheres Uebel hervorgerufen. Nur mit Entsetzen durchfliegt das Auge den grauenvollen Abgrund, vor dem der Gedanke erstarrt. Ihr hättet aus diesem Unheil keine Früchte gewonnen. Habt Ihr denn vergessen, daß noch leben, daß noch da sind, diese Männer, theuer dem Vaterlande, welche dieser tugendhafte Obere (ce magistrat vertueux) seinen Arbeiten beigesellt hat? Denkt Ihr denn, daß sie feig und lässig das Steuerruder des Staates würden haben aus den Händen gleiten lassen? Habt Ihr vergessen, daß noch dieser Senat existirt, gebildet aus „den Veteranen

der Vernunft und der Freiheit," welche Alle den Eid geleistet, die Constitution des Jahres VIII. aufrecht zu erhalten, und die Alle auf ihren curulischen Stühlen lieber dem Tode getrotzt hätten als ihren Eid gebrochen." — Klingt es doch fast wie Persiflage, wenn man aller der Eide gedenkt, welche diese selben Veteranen auf die Aufrechthaltung der sich abwechselnden Verfassungen geleistet! Noch war etwas von der republicanischen Tugend in der Mode und schon ward sie wieder mit etwas Religion gemischt, wenn er schließt: „Endlich, Ihr Gottlosen, habt Ihr denken mögen, daß der, welcher den Abgrund unter dem Fuße der ersten Magistratsperson der Republik schloß, die Tugend ohne Rächer gelassen haben würde!"

Wie anders spricht Carbon's Vertheidiger, Roussiale, der gleich den Uebrigen, Bonaparte's Verdienste in den Vordergrund stellt, um Terrain zu seiner Vertheidigung zu gewinnen:

„Das Schiff des Staates, unter einem nebelgrauen Himmel, ohne Masten, Segel, ohne Piloten und ohne Ruder, war ein Spiel der sich widerstrebenden Winde geworden; schon lange fluthete es hin und her auf einem Meere von Unglück. Man konnte den Augenblick hinhalten, wo es in den Grund versank, aber sein Untergang schien doch ausgemacht. Plötzlich erscheint ein glücklicher, geschickter, unerschrockener Pilot, und alles Unglück weicht. Das Steuerruder gehorcht seiner Hand, der Himmel klärt sich auf, das Meer beschwichtigt sich, und das Schiff, seine Segel geschwellt vom günstigsten Winde, nahte sich majestätisch dem Hafen. In dem Augenblicke prallt ein Brander, gefüllt mit allen möglichen Werkzeugen der Zerstörung an seine Flanken. Es ist um Frankreich geschehen, ohne den Genius, der sein Auge

für seine Erhaltung offen hat. — Und welche Hand, Geschworne, hat diesen Brander abgeschickt? — —"

Bedurfte es denn überhaupt einer Ausmalung, fragen wir uns, um die That in ihrer Gräßlichkeit darzustellen? Genügte es nicht, wenn das doch sein mußte, die verstümmelten Schlachtopfer vorgeführt zu haben, welche Alle unschuldig, ohne Zweck geopfert wurden, um den Einen umzubringen, der der Opferung entging?

Der öffentliche Ankläger trug, nachdem er die Beweismittel gegen die Einzelnen zusammengefaßt, auf die Verurtheilung Aller an, mit Ausnahme Lavieuville's und seiner Frau.

Die Vertheidiger hatten einen schweren Standpunkt. Das Verbrechen war zu groß, der Abscheu in der ganzen Bevölkerung zu mächtig, als daß sie ihre Vertheidigung auf andere Umstände richten können, als darauf, daß der Beweis der Thäterschaft nicht geführt sei.

Hinsichts Carbon's war auch dies kaum möglich, da sein Eingeständniß so weit ging. Sein Advocat (der genannte Roussiale) mußte sich darauf beschränken, ihn als einen willenlosen Diener seines Herrn, Limoelan, darzustellen, der wieder auch nur der Diener eines größeren Verbrechers und Verschwörers sei. Auf diese politischen Häupter der blutigen That müsse der Sinn sich richten, wenn man das Verbrechen messen wolle, bis hinauf zu den Bourbonen und den Engländern, Frankreichs ewigen Feinden, nicht aber die Strafe die armen Verführten, in feudalistischem Gehorsam geknechteten Armen büßen lassen. „Carbon war nur das Instrument, das schlechteste, elendeste Instrument, dessen die Verschwörer sich bedienen konnten." Der Vertheidiger fühlte, daß er bei diesem Thema nicht zu lange verweilen dürfe,

schnell stieg er zurück zur politischen Atmosphäre zum Lobe des ersten Consuls: „Möge der Schutzgeist Frankreichs lange wachen über den Tagen dieses jungen Heros, der ohne Zweifel dem Jahrhunderte seinen Namen geben wird, der sich schon so weit hinausschwang über die Andern, daß er ihnen zum Ziel dienen kann! Umsonst will man ihn vergleichen mit so vielen andern berühmten Männern, die ihr Zeitalter illustrirt haben: unsere Revolution ist keiner von denen zu vergleichen, die so oft die Erde verändert haben; keine der in der Geschichte verzeichneten Begebenheiten ist denen vergleichbar, die unter unsern Augen sich ereignet haben. Sei er groß, Bonaparte, wenn, nachdem er Frankreich errettet, er es die süßen Segnungen des Friedens genießen läßt; es leiten wird zu dem hohen Grade von Glückseligkeit, der ihm verheißen ist. Ein Eroberer hat gesagt, das Universum sei zu klein, um ihn zu fassen. Welche Eroberung kann Bonaparte noch in dem ungeheuren Reiche des Ruhms machen? Die Regierung und der erste Consul, ich habe es Euch gesagt, Bürger, haben der Rache nicht nöthig. Straft die Schuldigen, aber straft sie allein. Nach Euch kommt die öffentliche Meinung, nach der öffentlichen Meinung wird die Nachwelt kommen. Die Zeit spielt oft seltsam voraus. Gegen Euch, die Ihr richtet, könnten sich Klagen erheben, man würde Euer Urtheil richten. Euch vielleicht ist die Aufgabe gestellt, die Franzosen zu belehren, daß in jedem Criminalfalle, welches Interesse auch dabei mitspiele, in welcher Verbindung derselbe auch zur Regierung stehe, es die Justiz ist, die Justiz allein, die unabhängige Justiz, welche das Urtheil fällt; daß die Zeit gekommen ist, sage ich, wo alle Parteien sich in eine einzige verschmelzen werden, und wo endlich alle Franzosen an die Pforte des Janus-

tempels ſich drängen werden, die der erſte Conſul mit ſeinem Siegerarm ſchließt.“

So wenig als dieſe Vorausſetzung eingetreten iſt, wird es Carbon's Vertheidiger gelungen ſein, die Jury durch ſeine politiſche Deduction zu Gunſten ſeines Clienten umzuſtimmen. Saint-Réjant's Vertheidiger durfte dieſen Weg nicht betreten. Er begnügte ſich, ſeinen Angeſchuldigten als einen Chouanchef darzuſtellen, der voll Eifers für ſeine gute Sache, von Herzen gut und wohlwollend geweſen, und den republicaniſchen Soldaten, welche in ſeine Hände fielen, das Leben gerettet habe. Nach Paris ſei er nur gekommen, um zu bewirken, daß ſein Name aus der Emigrantenliſte geſtrichen werde. Dann beſchränkte er ſich darauf, die Mangelhaftigkeit der Beweiſe darzuthun. Saint-Réjant ſei weder der Urheber des Verbrechens, noch ein Mitſchuldiger. Limoelan hatte ihn geſehen, ihm aber nichts vertraut. Alles, was gegen ihn erhoben werde, ſei ungenügend und nur von der Abgunſt gegen den ehemaligen Chouan vom Vorurtheil ſo ausgedeutet. Die Vertheidiger der übrigen Angeklagten ließen vor Allem die Unbeſcholtenheit ihrer Clienten in den Vorgrund treten.

Die öffentliche Anklage ſcheint gegen den Schluß der Verhandlungen ſelbſt bedenklich geworden zu ſein, ob die vorgebrachten Beweiſe Stärke genug haben würden? Dies leuchtet aus der Anrede des Präſidenten an die Geſchwornen hervor, aber auch daraus, daß man eben zum Schluß gegen Saint-Réjant und Carbon noch andere Anſchuldigungen vorzubringen ſuchte. Jener, ſehen wir, wird wegen eines projectirten Anfalls auf die Diligencen befragt, ohne daß jedoch Beweiſe vorgebracht wurden. Carbon ward in der Sitzung vom 15. Germinal überwieſen, daß er ſchon zu 20 Jahr Kettenſtrafe

wegen eines 1792 mit einem gewissen Ledour begangenen nächtlichen Einbruchs in die Kirche von Mantes verurtheilt worden: er war entwichen.

In seiner Schlußrede sagte der Präsident zu den Geschwornen: „Sie werden nicht vergessen, daß das Gesetz nur an Ihr Gewissen seine Fragen richtet. Ihnen ist keine Regel vorgeschrieben. Niemand hat das Recht, von Ihnen Rechenschaft zu fordern über die Mittel und Wege, mittelst deren Sie zu Ihrer Ueberzeugung gelangt sind. Aus der Totalität der Debatten, aus der Vereinigung aller Umstände, die dem Verbrechen vorangingen, die es begleitet haben, und ihm gefolgt sind, aus den Antworten der Angeschuldigten, aus ihrer sonstigen Aufführung und Moralität müssen Sie Ihre Gründe schöpfen, sei es zum Zweifel — sei es zur Ueberzeugung. — — Wenn das Resultat Ihrer Berathungen Ihnen Schuldige zeigt, so werden Sie dieselben den Organen des Gesetzes angeben, und das scheuslichste aller Verbrechen wird bestraft werden; vielleicht aber werden Sie auch den Tribunalen den süßen Trost gewähren, die Unschuld auszusprechen, und ganz Frankreich zeigen, daß, wenn auch das Verbrechen Alles zu fürchten hat, die Unschuld mit eben solcher Zuversicht der Entscheidung der Gerichte entgegenblicken darf."

Noch ward den Geschwornen der Artikel des Code des délits et des peines vorgelesen, in welchem es ausdrücklich heißt:

„„Das Gesetz sagt nicht zu den Geschwornen: Ihr werdet jede Thatsache für wahr halten, die durch so und so viel Zeugen bekundet ist. Noch weniger aber sagt es zu ihnen: Ihr werdet einen Beweis nicht für gehörig substanciirt halten, welcher nicht durch die und die gerichtlichen

Aussagen, diese Actenstücke oder durch so viel Zeugen oder so viel Indicien unterstützt wird. Das Gesetz richtet an dieselben nur diese einzige Frage, die alle Maßgebung ihrer Pflichten in sich schließt: Habt Ihr eine innige Ueberzeugung?""

Von der besondern Vorsicht, mit welcher man in diesem Falle zu Werke ging, zeigt auch die Reihe der 92 Fragen, welche an die Geschwornen gestellt wurden. Wir geben nur die ersten:

1) Hat ein Complot zu Anfang des Nivose vorigen Jahres existirt, mit der Absicht, den ersten Consul zu ermorden?

2) Existirte ein Vorrath, zusammengebracht von Pulver, Kartätschen, Steinen und dergleichen, um das Complot ins Werk zu setzen?

3) Haben diese Vorräthe gedient, um eine mörderische Maschine zusammen zu stellen?

4) Ward diese Maschine zusammengestellt, um das Complot ins Werk zu setzen?

5) Ist François Jean Carbon, genannt le Petit François, auch Constant, überführt, an diesem Complot Theil genommen zu haben?

6) Hat er es gethan, in der Absicht, die Ausführung zu erleichtern?

7) Ist Pierre Robinault, genannt Saint-Réjant, auch Pierret, auch Soyer, auch Sollier, auch Pierre Martin, überführt, an diesem Complot Theil genommen zu haben?

8) Hat er es gethan, in der Absicht, die Ausführung zu erleichtern?

Dieselben Fragen werden hinsichts aller übrigen Angeklagten aufgeworfen. Die zweite Serie der Fragen, von der 37sten anhebend, bezieht sich auf die Ausführung.

würden, und die Courevoute hatte nicht getäuſcht, allein der Beobachter konnte doch hier wieder einen Blick werfen in das häusliche Leben dieſer Bergeinſiedler. Kein ſchönes Geſchlecht, aber mit feinen ausdrucksvollen Zügen und geiſtreich ſprechenden Augen; wie man dies häufig bei abgeſchiedenen Siedlern in Gegenden findet, wo kein allzu unfruchtbarer Boden die ganze Kraft der Seele und des Leibes zur Erhaltung des Nothdürftigſten in Anſpruch nimmt. Das abendliche Kaminfeuer ſtrahlte auf einen geſchäftigen Familienkreis und beleuchtete wirklich intereſſante Frauengeſichter. Wir erhielten eine hübſch gezimmerte Balkenſtube mit halb gewölbtem, niedrigem Dach. Die Wände mit allerlei Schüſſeln geſchmückt, der Boden nach Nordiſcher Weiſe mit Tanger beſtreut. Aber ein Geſpenſt, das uns durch ganz Norwegen gejagt, und den Ermüdeten faſt keine ruhige Nacht gelaſſen, ſchreckte uns auch hier.

Nur eine Vorſtellung. Peinigen aber Vorſtellungen nicht oft mehr als das wirkliche Uebel? Napoleon war über die Vorſtellung hinweggekommen und der unreine Geiſt begleitete ihn ſein ganzes Leben durch, ohne daß die Geſchichte

37) Ist das Feuer am vergangenen 3. Nivose, in der rue Nicaise an die Mordmaschine angelegt worden?

38) Ist das Feuer in der Absicht angelegt worden, um einen Angriff, mit der bestimmten Absicht, die Person des ersten Consuls zu tödten, ins Werk zu stellen?

39) Sind verschiedene Personen durch die Wirkung der Explosion getödtet worden? (!)

40) Sind verschiedene Personen durch die Wirkung verwundet worden?

41) Ist Pierre Robinault, genannt Saint-Réjant u. s. w. der Urheber dieser Handlung?

42) Hat er es gethan, in der Absicht, den ersten Consul zu tödten?

43) Hat er den Schuldigen in den Thatsachen Hülfe geleistet, welche der Ausführung dieser That vorangingen?

44) Hat er den Schuldigen in den Handlungen, welche die Ausführung der That erleichterten, Hülfe geleistet und beigestanden?

45) Hat er es wissentlich gethan, und in der Absicht, ein Verbrechen zu begehen?

Dieselben Fragen wurden bezüglich Carbon's aufgestellt, so wie der Andern, nur mit einzelnen Modificationen.

Nach 24 Stunden kehrten die Geschwornen mit der Erklärung zurück, daß sie sich nicht mit Einstimmigkeit über die ihnen vorgelegten Fragen vereinigen können. Sie wurden in ihr Sitzungszimmer zurückgeschickt, um nun eine absolute Majorität über die zweifelhaften Fragen zu gewinnen.

Nach einer neuen 4 stündigen Berathung brachten sie folgende Antwort mit absoluter Majorität zurück:

Es hat zu Anfang des letzten Nivose ein Complot bestanden, mit der Absicht, den ersten Consul zu ermorden.

Es ist ein Haufen Pulver, Kartatschen u. s. w. angesammelt gewesen, bestimmt zur Ausführung des Complots.

Diese Vorräthe haben gedient, um eine mörderische Maschine zu bereiten.

Diese Maschine ist zur Ausführung des Complots gebildet worden.

Carbon (u. s. w.) ist überführt, an diesem Complot Theil genommen zu haben. Er hat es in der Absicht gethan, die Ausführung zu erleichtern.

Desgleichen ist Pierre Robinault, genannt Saint-Réjant, überführt; er hat es in derselben Absicht gethan.

Die Frau Vallon, Carbon's Schwester, ist überführt, auch daran Theil genommen zu haben; aber nicht überführt, es in der Absicht gethan zu haben, die Ausführung zu erleichtern.

Für Nichtüberführt wurden erklärt: die Demoiselle de Cicé, die Frau Legeuilleur, die Frau von Gouyon de Beaufort, die Duquesne, die Tochter der Gouyon und der Vallon, der Arzt Collin, Baudet, die Lavieuville'schen Eheleute.

Auf die zweite Serie Fragen lautete die Antwort:

Ja, das Feuer ist am 3. des letzten Nivose an die Mordmaschine angelegt worden.

Es ist angelegt worden, um einen Angriff mit der bestimmten Absicht, die Person des ersten Consuls zu tödten, ins Werk zu setzen.

Viele Personen sind getödtet und verwundet worden u. s. w.

Pierre Robinault, genannt Saint-Réjant, hat es in der Absicht gethan, den ersten Consul zu tödten.

Er hat Hülfe geleistet und beigestanden den Schuldigen in den Thatsachen, welche die Ausführung der Handlung vorbereitet haben.

Er hat beigestanden und Hülfe geleistet den Schuldigen in den Thatsachen, welche die Ausführung der Handlung erleichtert haben.

Er hat es mit Wissen und in der Absicht gethan, ein Verbrechen zu begehen.

Carbon hat Hülfe geleistet und beigestanden den Schuldigen in den Thatsachen, welche die Ausführung der Handlung vorbereitet haben.

Er hat beigestanden und Hülfe geleistet den Schuldigen in den Thatsachen, welche die Ausführung der Handlung erleichtert haben.

Er hat den Schuldigen die Werkzeuge verschafft, die zur Ausführung dieser Handlung gedient haben.

Er hat es mit Wissen und in der Absicht gethan, ein Verbrechen zu begehen.

Dieselben Fragen wurden mit Bezug auf die Vallon negativ beantwortet. — Aber: sie hat Carbon bei sich beherbergt, und hat ihn auf der Mairie nicht gemeldet.

Hinsichts aller Uebrigen verstand sich die negative Beantwortung der zweiten Frage von selbst, da sie bereits hinsichts der ersteren entlastet waren. Nur die Legouillour ward schuldig befunden: Saint-Réjant bei sich als Miether aufgenommen, und davon keine Meldung gethan zu haben. Desgleichen die Gouyon de Beaufort und Duquesne in Bezug auf Carbon. — Collin war nur schuldig erklärt, als Arzt Saint-Réjant behandelt, und davon dem Polizeicommissär seines Bezirks keine Nachricht gegeben zu haben.

Zuerst wurden die völlig Freigesprochenen vorgelassen, und ihre Freisprechung ihnen verkündet; demnächst die von der Anklage am Hauptverbrechen Losgesprochenen, und, nach kurzer Verhandlung, die Frauen Vallon, Legouillour, die Wittwe Gouyon de Beaufort, und die Du-

quesne wegen gesetzwidriger Aufnahme fremder Personen zu 3 Monat Zuchthaus, der Arzt Collin, wegen Nichtmeldung seiner Kur desgleichen, und zu 300 Francs Strafe, verurtheilt.

Demnächst wurden Carbon und Saint-Réjant vorgeführt, und das Verdict der Jury ihnen verkündet. Beide wurden zum Tode verurtheilt, und in rothen Hemden zur Richtstätte geführt zu werden.

Nur Carbon protestirte noch ein Mal gegen die Gerechtigkeit des Urtheils. Er habe gar keine Kunde und Wissenschaft von den Dingen gehabt, und habe nur im Auftrag gehandelt, als er Wagen und Pferd kaufte.

Saint-Réjant erklärte, nicht appelliren zu wollen, er bat, innerhalb 24 Stunden hingerichtet zu werden. Später besann er sich eines Andern, und legte das Cassationsgesuch ein, welches am 29. Germinal (19. April) verworfen ward. Am selben Tage hatte die Hinrichtung Statt.

So lang die Kette der Indicien gegen beide Angeklagte ist, in wie helles Licht auch die Motive, die Vorbereitungen, die That selbst und die nachfolgenden Anzeigen der Thäterschaft gestellt sind, wird man sich doch nicht abstreiten können, daß viele und wesentliche Mittelglieder fehlen, um den Beweis der Thäterschaft, namentlich was Saint-Réjant betrifft, vollständig zu machen. Hätten die Zeugen aus dem Hause in der Paradiesstraße Saint-Réjant wieder erkannt als eine der Personen, welche die Remise besucht, welche die nächtliche Beschauung des Wagens bei verschlossenen Thüren vorgenommen haben, und als den, welcher den Auftrag bezüglich der Tonne gab, dann wäre der Beweis so gegliedert, daß auch wohl ein Richtercollegium das Schuldig ausgesprochen hätte. So kam allerdings Alles auf

die moralische Ueberzeugung mit dem Hinblick auf das ganze Sachverhältniß an, und wir glauben, daß auch unsere Leser diese Ueberzeugung theilen werden, ohne daß wir nöthig hätten, sie mit einer Gliederung dieser Indicien zu ermuden. Es ist dies um so weniger nöthig, als wir aus dem Proceß über die Georges'sche Verschwörung (im vorigen Theile) wissen, daß Georges selbst einräumte, in seinen Zwecken Saint-Réjant nach Paris geschickt zu haben, d. h. also mit der Absicht, daß er Bonaparte an's Leben solle. Nur die Art, wie Saint-Réjant verfahren, wollte er in seinen Eingeständnissen nicht vorgeschrieben und nicht gebilligt haben.

Zu der Zeit, wo der gerechtfertigte Haß der unterdrückten Völker gegen Napoleon Alles aufgriff, was zu seinem Nachtheil gesprochen wurde, liehen auch sonst Verständige, von der allgemeinen Strömung überwältigt, ihr Ohr den Erfindungen, welche von den Emigrirten und den kleinen Höfen der bourbonischen Prinzen und Prätendenten zu seinen Unehren ausgesprengt wurden. Damals hörte man auch die Stimme: die ganze Höllenmaschine sei eine Erfindung Napoleon's gewesen, um die Bourbonen und ihre Anhänger als Meuchelmörder vor der Welt zu verdächtigen, und dem Haß der Pariser gegen sie noch mehr Preis zu geben; nebenbei mit der Absicht seiner Baulust zu fröhnen, indem er eine Gelegenheit finde, eine häßliche kleine Gasse, die ihm den Weg zum Theater verleide, abbrechen zu lassen! — Daß so etwas ausgesprengt und geglaubt werden konnte, gehört mit zur Geschichte des Fanatismus, dessen Strömungen auch durch die lichthellsten Zeiten wehen!

Montgaillard sagt in seiner 1827 erschienenen Histoire de France: „Es ist schon seit geraumer Zeit ermittelt, daß ein Emigrirter Couzié (ehemals Dragoner-

capitain, dann Bischof von Arras und endlich Mitglied des Rathes des Grafen d'Artois (Karl X.) einer der zuerst Emigrirenden, der den Prinzen nach Schottland begleitete, und das Centrum aller Verschwörungen gegen die Regierungen in Frankreich ward) die erste Idee zu der Begebenheit vom 3. Nivose faßte, daß das englische Ministerium sie billigte (???) und daß Emigranten mit hohen Titeln es übernahmen, die zur Ausführung geschicktesten Agenten zu wählen, und zu bestellen. Die Höllenmaschine verursachte den Tod von 22 Personen, und verwundete und verstümmelte 56 Personen mehr oder minder schwer."

Ein anderer französischer Schriftsteller sagt: „Dies waren die Waffen, mit denen die Bourbonen den Thron wieder zu besteigen suchten, den die ganze Nation ihnen abstritt. Die Nation hat sie vertrieben, sie hat ihre Meuchelmörder bestraft, und doch hat sie die Erfahrung nicht corrigirt. — — Welche Uebel verdankt das Menschengeschlecht gewissen Königshäusern! Freuen sie sich der Krone, dann bedürfen sie des Despotismus, der Gefängnisse, der Schaffotte. Haben sie die Krone verloren, ist ihnen nichts zu theuer, um sie wieder zu gewinnen, nicht Verrath, nicht Menschenleben, nicht Bürgerkriege. Und die Völker werden doch nicht müde!"

Carbon's und Saint-Réjant's Hinrichtung fand auf dem Greveplatze unter ungeheurem Zulauf einer, gegen die Verbrecher zähneknirschenden Menge, statt. Carbon schien gefaßt. Saint-Réjant, während des Processes so kühn, kurz, entschlossen, war traurig, niedergeschlagen. Er konnte sich kaum aufrecht halten, und schien kaum ein Bewußtsein von Dem zu haben, was um ihn vorging. In diesem Zustand kamen sie auf dem Richtplatz an, und bestiegen das Schaffot.

Kann man einem französischen Berichterstatter unrecht geben, wenn er noch 1846 ausruft: diese Strafe war eine ungenügende Sühne für ein solches Verbrechen; sie rächte nicht, und stellte nichts wieder her. Man sah noch lange nach der entsetzlichen Begebenheit die unglücklichen Einwohner der rue Saint Nicaise sich wie Gespenster längs der Schutthaufen ihrer zerstörten Häuser hinschleichen, ohne Arme, Beine, mit furchtbar entstellten Gesichtern. Viele waren völlig kindisch oder stumpfsinnig geworden. Erst 1811 starb eine Frau auf ihrem Schmerzenslager, Madame Pasquier, welche eine der schönsten und liebenswürdigsten in Paris gewesen. Die Explosion hatte sie mit ihrem Kinde im Arm gegen die Decke des Zimmers geschleudert. Das Kind war bald gestorben, sie selbst war ein Scheusal von Häßlichkeit geworden, behaftet mit fortdauernden Leiden, daß sie sich den Blicken der Menschen entziehen mußte. „Alles das, weil einige Fanatiker einen Mann ums Leben bringen wollten, den sie (damals) nicht kannten!“ — Von Staatswegen kam man den Verunglückten zu Hülfe; ihre Wunden wurden dann in der Art, wie es in der englischen Armee herkömmlich, abgeschätzt: 4500 Francs das Maximum, 25 Francs das Minimum. Wittwen und Waisen erhielten Pensionen.

Der General Mallet.

1812.

Während Napoleon gegen den russischen Koloß sein Riesenheer geführt hatte, und Europa bang nach den moskowitischen Ebenen blickte, wo über das Schicksal seiner Völker, und, so meinte man, seiner Freiheit gestritten ward, hatte der Kaiser in seinem Frankreich einen Feind zurückgelassen, den er kaum kannte. Im Winkel eines Gefängnisses saß ein Mann, der ihm furchtbarer werden sollte, als Rußland und seine Alliirten, denn in einem Tage war er drauf und dran, ihm Krone und Reich durch einen kühnen Handstreich, durch eine unerhörte Täuschung und einen verwegenen Muth, unterstützt von kaltblütiger Berechnung, zu entreißen.

Dieser Mann war der General Mallet, der seit langen Jahren als Unzufriedener und Verschwörer, ohne Urtheil und Recht, zuerst in verschiedenen Festungen und Gefängnissen, dann in einem Krankenhause zu Paris von der Gewalt des Kaisers eingesperrt gehalten wurde.

Claude-François Mallet stammte aus einer alten adeligen Familie der Franche Comté. Geboren 1754, war er früh in den Militairstand eingetreten. Schon Capitain, als die Revolution ausbrach, widmete

er sich ihren Diensten mit allem republikanischen Eifer. Er blieb Republikaner, als Napoleon's Macht sich erhob. Auch er war rasch gestiegen, durch Thätigkeit, Muth und militairische Talente. Als Commandeur des ersten Bataillons seines Departements war er an die Gränze geschickt worden, und hatte sich ausgezeichnet; im Mai 1793 war er Generaladjutant, am 14. August 1799 Brigadegeneral geworden, und befehligte darauf eine Division unter dem Commando von Championnet.

Sein enthusiastischer Freiheitssinn hatte eine Ahnung, wohin Bonaparte's Ehrgeiz strebe, sagen die Einen, Andere: „Mallet wollte regieren, die Meinung beherrschen, er trachtete selbst danach, in Ansehn, auch in Furcht zu stehen... Sein Gemüth war herber Natur, seine Seele ein verschlossener Herd, wo man kein heiliges Feuer der Freundschaft anzünden konnte.“ Er sei ein unruhiger, ehrgeiziger, rachsüchtiger Geist gewesen; immer bereit, ein geltendes Princip niederzustürzen, ohne von festen Grundsätzen geleitet zu werden, um ein anderes dafür aufzubauen. — Mallet ist als ein Räthsel gestorben, das Niemand lösen wird.

Bonaparte kannte seine politischen Meinungen; wenn er sein Treiben auch nicht fürchtete, so war es ihm doch unbequem. Nachdem er ihn einige Zeit im Innern beschäftigt, sandte er ihn nach Rom, wo Mallet eine bekannte Rolle spielte. Weil er sich mit dem Generalgouverneur nicht vertragen konnte, ward er zurückgerufen.

Er kochte innerlich über diese Behandlung, und im Jahre 1808, als der unglückliche Krieg in Spanien auflohte, hielt er den geeigneten Augenblick für gekommen, um sich, oder Frankreich, an dem neuen Alleinherrscher zu rächen. Er commandirte das Lager zu Dijon, und zettelte hier in Verbindung mit alten Anarchisten eine

Verschwörung an, der man als Zweck beimaß, den Kaiser aufzuheben oder zu ermorden. Auch diese Sache ist nie klar geworden. Unter seinen Mitverschwornen werden die Namen Bazin, Gindre, Camaille und Lamare genannt. Man ging mit Vorsicht zu Werke, die Zusammenkünfte fanden abwechselnd, jede in einem besondern Hause, statt. Dennoch fand sich ein Verräther; ein späterer Berichterstatter, der Abbé Lafon, der, selbst darin verwickelt, die Geschichte der zweiten Verschwörung des General Mallet geschrieben (1814), nennt den Exgeneral Guillaume. Mallet ward verhaftet, aber nur er allein. Man ließ die andern Verschwörer laufen, und stellte auch ihn nicht einmal vor Gericht. Napoleon liebte nicht die gerichtlichen Verfolgungen, wenn sie nicht durch ein eclatantes Factum oder dringende Gefahr nöthig wurden. Sein Polizeiminister half ihm die politischen Demonstrationen und Entwürfe in einer Art unschädlich machen, die an die lettres de cachet der alten Könige erinnerte, ihm aber sehr zweckdienlich schien, weil sie wenig Gerede machte.

Mallet ward zuerst in Vincennes, dann im Gefängniß La Force eingesperrt. Er gab seine Plane nicht auf, er hatte sogar die Unvorsichtigkeit, den neuen Entwurf zu einer Verschwörung gegen den Kaiser zu Papier zu bringen. Auch von diesem zweiten Plane weiß man nicht mehr, als daß er nicht gelang, und die Papiere der Regierung in die Hände geriethen. Die Minister legten kein Gewicht darauf; was sollte ein General ohne bedeutenden Kriegsruhm auf ein für den Kaiser begeistertes Heer für Einfluß haben; überdem war damals der politische Horizont ungetrübt. Napoleon, der die Papiere las, urtheilte über den Urheber des Entwurfes anders, und in einer Vorahnung Dessen, was er von ihm

berichtete, daß er gerade dadurch unglücklich gewesen wäre. Dieser Geist war bei ihm, seit seinem ersten Glorientage, als er bei Toulon die Kanonenbürste aus der schweißtriefenden Hand des Kanoniers fortriß. Die Norweger werden davon häufig von der Wiege an bis zum Sarge geplagt, ohne die Plage zu fühlen. Vor allem sind ihr die Strandbewohner unterworfen. Der ununterbrochene Fischgenuß, so wie der Trahn- und fettige Geruch, der ihre unsauberen Kleider, Hütten und deren Umgebung beständig erfüllt, hat diesen Ausschlag zur unausbleiblichen Folge. Das Militair leidet viel davon, aber auch bis in die höheren Gegenden greift der Arm der ekelhaften Krankheit. Einige halten die Norwegische Art für eine minder ansteckende und gefährliche, als in den Binnen-Ländern, wo sie die Tochter der gewöhnlichen Unreinlichkeit ist. Man will sie sogar, gleich der Berserkerwuth, als ein nothwendiges Erbtheil gewisser Familien betrachtet wissen. Sicherer ist, daß der Fremde ihr durch große Reinlichkeit entgehen kann. Man rechne: als Präservativ häufiges Waschen mit frischem Schneewasser, so wie das Baden in den kalten Becken der Wasserfälle. In dies

besorgen könne, verordnete er, daß er für immer als Staatsgefangener eingesperrt bleibe.

Aber Mallet war bald vergessen; er stand ja ganz ohne Anhang da. Wer konnte vor einem mittellosen, wenig gekannten General aus der Republik Besorgniß hegen, als Napoleon mit einem Heere von einer halben Million nach Rußland zog. Mallet aber rechnete aus, daß auch ein Napoleon mit allem seinem militairischen Genie dem Clima der Nordländer erliegen müsse, wenn er einen Winterfeldzug zu machen genöthigt sei. Er machte auch seinen Plan zu einem Winterfeldzuge gegen den Kaiser, dessen Auge, Geist und Macht 800 Lieues von ihm entfernt war; es konnte keine gelegenere Zeit dazu kommen.

Aber das Gefängniß La Force war ein schlechtes Hauptquartier. Er stellte sich kränkelnd, und es gelang ihm, vom Polizeiminister die Erlaubniß zu erlangen, in ein öffentliches Krankenhaus gebracht zu werden, wo Bewachung und Aufsicht natürlich minder streng sind. Er kam in die Anstalt des Docter Belhomme nahe an der Barriere du Trône.

In demselben Hause befanden sich auch die beiden Brüder von Polignac, ein Herr von Puyvert und der Abbé Lafon, der im mittäglichen Frankreich als royalistischer Agitator sich bekannt gemacht.

Mallet entwarf oder vollendete in diesem Hause seinen tief durchdachten, schlauen und kühnen Plan, der übrigens in seinen Hauptzügen, wie ein Zeitgenosse versichert, mit jenem frühern, der durch Ergreifung der Papiere entdeckt ward, derselbe gewesen sein soll. Die Polizei hätte also darum gewußt, ihn jedoch, weil die Ausführung ihr eine Chimäre schien, vergessen! — Unaufgeklärt bleibt aber, wer ihm bei dem Plane half, auf

welche Mittel er rechnen konnte, und — in welchem Sinne er ihn entwarf. Seine republikaniſchen Tendenzen werden von den Einen behauptet, von den Andern abgeleugnet. Dieſe Letztern behaupten, daß ſich bald zwiſchen Mallet und ſeinen royaliſtiſchen Mitgefangenen im Krankenhauſe eine Verbindung zu gleichem Zwecke von ſelbſt gemacht. Es galt Napoleon's Sturz, darin waren beide einig, das Wie überließ man Mallet. Die Royaliſten verſchmähten es nicht, wenn ſie ihres Feindes durch die Kräfte der Republikaner ledig würden. Ob aber Mallet von den gefangenen Royaliſten bekehrt worden, und wirklich in ihrem Sinne, oder nur ſcheinbar für ſie operirt habe, iſt, wie geſagt, unermittelt; wir werden ſpäter beide Anſichten ausführlicher mittheilen.

Hier kommt es zuvörderſt nur auf die That an, und die nachfolgenden Ermittelungen haben nicht dargethan, daß die Herren von Polignac an der Ausführung unmittelbaren Antheil genommen haben. Sie ließen ſich vielmehr nach einem andern Krankenhauſe bringen, da ſie, gewitzigt durch die Georges'ſche Verſchwörung, nicht zum zweiten Male ihr Leben aufs Spiel ſetzen wollten. Sie wollten den Erfolg abwarten. Nur der Abbé Lafon nahm einen thätigen Antheil.

Mallet entwarf, in der Stille ſeines Gefängniſſes mehre Schriften, von welchen folgende das Fundament ſeiner Operationen ward, ein Senatus-Conſult in aller Form. Es lautete:

„Sénat conservateur.

Sitzung vom 22. October 1812.

Die Sitzung ward um 8 Uhr Abends eröffnet, unter dem Vorſitz des Senator Sieyes.

Die außerordentliche Verſammlung des Senats hat

die Anzeige des Todes Kaiſer Napoleon's, die unter den Mauern von Moskau am 9. dieſes Monats erfolgte, ſich vorlegen laſſen.

Der Senat, nachdem er reiflich ein ſo unerwartetes Ereigniß in Berathung genommen, hat eine Commiſſion ernannt, um während ſeiner Sitzung die Mittel ausfindig zu machen, das Vaterland in dieſer bevorſtehenden, drohenden Gefahr, zu retten, und nachdem er den Bericht der Commiſſion vernommen, hat er Folgendes decretirt:

Artikel 1. Da die kaiſerliche Regierung nicht die Hoffnung Derer erfüllt hat, die den Frieden und das Glück der Franzoſen davon erwarteten, ſo wird dieſe Regierung ſammt ihren Inſtitutionen hiermit vernichtet.

2. Die Großwurdenträger, ſowohl Civil als Militair, welche ihre Gewalt unter dieſen Titeln ausüben wollen, um die Wiederherſtellung der Republik zu hintertreiben, ſind außer dem Geſetz erklärt.

3. Die Ehrenlegion wird beibehalten; die Kreuze und großen Cordons ſind abgeſchafft, die Glieder der Legion tragen nur das Band.

4. Iſt eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt, aus 15 Mitgliedern beſtehend.

Die Herren: Moreau, Präſident; Carnot, Exminiſter, Vice-Präſident; der General Augereau; Bigonet, Exgeſetzgeber; Deſtutt-Tracy, Senator; Florent Guyot, Exgeſetzgeber; Frochot, Präfect des Seine-Departements. Montmorency (Mathieu) Mallet, General; Noailles (Alexis) Truguet, Vice-Admiral; Volney, Senator; Garat, Senator.

5. Dieſe Regierung iſt beauftragt, über die innere und äußere Sicherheit des Staates zu wachen, und ſofort mit den kriegführenden Mächten Friedensunterhand-

lungen einzuleiten; das Unglück Spaniens aufhören zu lassen, und den Völkern von Holland und Italien ihre Unabhängigkeit wieder zu geben.

6. Sie wird so bald als möglich einen Constitutions-Plan der vereinigten Volksversammlung Frankreichs vorlegen.

7. Es wird eine Deputation an Sr. Heiligkeit den Papst Pius VII. geschickt, ihn im Namen der Nation anzuflehen, daß er die Uebel, die er erdulden müssen, vergesse, und ihn einzuladen, vor seiner Rückkehr nach Rom, nach Paris zu kommen.

8. Die Minister legen ihr Amt nieder, und liefern ihre Portefeuilles an ihre General-Secretairs ab. Jeder nachfolgende Act ministerieller Thätigkeit stellt sie außer dem Gesetz.

9. Die öffentlichen Beamten, sowohl im Civil, Richterstand und Militair, setzen ihre Amtsverrichtungen fort, aber jedes Unternehmen, die neue Ordnung der Dinge zu hemmen, würde sie außer dem Gesetz stellen.

10. Die Verordnungen über das Aufgebot der Nationalgarde treten wieder ins Leben: Diejenigen, welche nach diesen Verordnungen berufen waren, sind ermächtigt, ihre Stellen wieder einzunehmen.

11. Die Nationalgarde wird auf der Stelle organisirt, in allen Regierungsbezirken vom Gemeinderath, ganz nach den frühern Gesetzen über diesen Gegenstand.

12. Die Militairs in allen Graden, welche die kaiserliche Garde, die Garde von Paris ausmachen, und die Truppen, die gegenwärtig in Garnison stehen, werden die Garde der Regierung bilden. Ein vollkommener Abschied wird Allen ertheilt, die ihn verlangen.

13. Es wird eine General-Amnestie bewilligt, für alle Vergehungen, die aus politischen Meinungen und

militairischen Vergehen entsprungen, selbst den Deserteuren nach fremden Ländern; jeder Emigrant, Verwiesene, der hiernächst nach Frankreich zurückkehren will, wird angewiesen, sich bei dem ersten Gemeinderath an der Gränze zu stellen, und seine Erklärung nieder zu legen, um einen Paß nach dem Ort, wo er hin will, zu erhalten.

14. Das außer dem Gesetz Stellen, führt außer der Strafe an Leib und Leben, auch noch die Einziehung aller Guter nach sich.

15. Die Freiheit der Presse ist wieder hergestellt, mit Vorbehalt der Verantwortlichkeit.

16. Der General Lecourbe ist oberster Befehlshaber der Central-Armee, welche bei Paris, aus 50000 Mann bestehend, zusammen berufen wird.

17. Der General Mallet ersetzt den General Hulin als Commandant von Paris sowohl, als in der ersten Division. Er hat das Recht, die verschiedenen Officiere im Generalstabe zu ernennen, die ihm zur Seite stehen sollen.

Seine vorzügliche Aufgabe ist, die verschiedenen Glieder der provisorischen Regierung zu versammeln, sie in ihre Stellen einzusetzen, über ihre Sicherheit zu wachen, alle polizeilichen Maßregeln zu ergreifen, die ihm nöthig scheinen, und ihre Garde zu organisiren.

Er ist ermächtigt, allen Staatsbürgern und Militairs, die ihm zur Seite stehen, Gratificationen zu ertheilen, wenn sie sich in dieser Krisis durch ihre Vaterlandsliebe ausgezeichnet haben.

Dieserhalb werden ihm 4 Millionen aus der Staats-Tilgungscasse zu Gebote stehen.

18. Es soll eine Adresse an das französische Volk und die Armeen erlassen werden, um sie in Kenntniß der Gründe zu setzen, welche den Senat bewogen haben,

die Beſchaffenheit der Regierung zu verändern, ſie in ihre, ſo oft verletzten Rechte wieder einzuſetzen, und ihnen die ſo lange vergeſſenen Pflichten ins Gedächtniß zurückzurufen. Der Senat widmet ſich dem Vaterlande, und iſt der Ueberzeugung, daß er muthig und ſtandhaft von den Burgern und den Armeen unterſtützt werden wird, um der Nation ihre Unabhängigkeit, ihre Freiheit und ihr Glück wieder zu verſchaffen.

19. Gegenwärtiges Senatusconſult wird ſogleich durch den General Mallet in Paris proclamirt, demnächſt an alle Regierungsbezirke und Armeen von der proviſoriſchen Regierung geſendet werden.

Die Präſidenten und die Secretaire.

Gezeichnet: Sieyes, Präſident,
Lanjuinais, Gregoire, Secretaire.

Beſtätigt, gleichlautend mit gegenwärtiger Schrift unter meinen Händen

der Diviſions-General, Commandant der Hauptarmee von Paris, und der Truppen der erſten Diviſion.

Gezeichnet: Mallet."

Dieſe Schrift, welche beſtimmt war, den Truppen, Officieren und Beamten vorgelegt zu werden, war in täuſchender Form abgefaßt; die Unterſchriften der Senatoren, die Siegel des Senats waren ſo vortrefflich nachgemacht, daß kein Verdacht, wenigſtens nicht beim erſten flüchtigen Anblick, entſtehen konnte.

Außerdem hatte er einen Tagesbefehl aufgeſetzt, und eine Proclamation geſchrieben, die er in mehren tauſend Exemplaren drucken ließ. Beide werden an ihrer Stelle mitgetheilt werden. Wie es ihm möglich geworden, den Druck der Proclamation zu beſorgen, iſt, wie vieles An-

dere in dem merkwürdigen Processe durch die Untersuchung nicht aufgeklärt.

Am 22. October 1812, Abends um 10 Uhr, entschlüpfte Mallet, nachdem er den ganzen Abend sehr ruhig Karten gespielt, mit noch vier Andern aus dem Krankenhause. Der eine war der Abbé Lafon, der andere ein Corporal, Namens Rateau, den er zu seinem Aide de Camp ernannt hatte. Nach Saulnier's Angabe, (der damals Generalsecretair des Polizeiministeriums war, und unter der Juliregierung eine Schrift über die Mallet'sche Angelegenheit herausgegeben) hatte Mallet nicht mehr als 12 Francs in der Tasche. Damit wollte er den Kaiserthron umstürzen! Er ging zu einem spanischen Mönche, den er im Gefangniß La Force kennen gelernt. Hier fand er seine große Generalsuniform vor, die von seiner Frau am Abende vorher dahin gebracht worden. Waffen und Uniformen für seine Gefährten waren ebenfalls bereit. Aber es regnete, es goß in Strömen, und die Pariser Gassen schwammen von Wasser. Es ist schon bemerkt worden, daß der Regen in Paris oft sehr nachtheilig auf die Emeuten und wohlthätig für die Ruhe gewirkt hat. Mallet und die Seinen konnten sich erst nach Mitternacht auf den Weg machen, ja Einige der Verschwornen langten erst Morgens um 6 Uhr an ihrem Bestimmungsorte an. Unbedenklich hat dieser Umstand der schnellen Entwickelung der Verschwörung geschadet, möglicherweise hat er allein das Gelingen verhindert. Alles war auf das Dunkel der Nacht, auf die Verwirrung in derselben berechnet. Man hatte die ganze Thatkraft der Regierung durch die Ermordung sämmtlicher Minister lähmen wollen; aber was in der Nacht sich von selbst gemacht hätte, wagte man beim Tageslichte nicht mehr zu vollbringen.

In der Nacht gegen 2 Uhr Morgens erschien Mallet in der großen Generalsuniform mit einem Vertrauten, in Polizeiuniform gekleidet, in der Caserne von Popincourt, ließ sich in das Zimmer des Commandanten Soulier führen, und erklärte diesem, der, wie es den Anschein hatte, halb krank, im Bette lag, daß er der General Lamothe sei, mit einem wichtigen Auftrage an ihn abgesandt. Er überreichte ihm einen versiegelten Brief folgenden Inhalts:

„Der Divisionsgeneral, Commandant en Chef der bewaffneten Macht von Paris und der Truppen der ersten Division, an Herrn Soulier, Commandant der zehnten Cohorte.

Generalquartier auf dem Place Vendôme
den 23. Oct. 1812 ein Uhr Morgens.

Herr Commandant! ich befehle dem Herrn General Lamothe sich mit einem Polizeicommissär nach Ihrer Caserne zu begeben, und dort vor Ihrer Cohorte den Senatsact zu verlesen, worin der Tod des Kaisers und die Aufhebung des Kaiserthums verkündet wird. Derselbe General wird Ihnen auch den Tagesbefehl der Division mittheilen, woraus Sie Ihre Beförderung zum Brigadegeneral sowohl, wie auch die von Ihnen zu erfüllenden Obliegenheiten ersehen werden.

Sie werden die Cohorte in möglichster Eile und möglichster Stille die Waffen ergreifen lassen. Um diesen doppelten Zweck zu erreichen, werden Sie die Benachrichtigung der nicht in der Caserne anwesenden Officiere verhindern. Die Feldwebel werden die Compagnien befehligen, wo keine Officiere vorhanden sein sollten. Mit Tagesanbruch werden die Officiere, die sich in der Caserne einfinden, nach dem Greveplatze geschickt werden,

um dort die Compagnien zu erwarten, welche sich daselbst sammeln werden, nachdem sie die Befehle des Generals Lamothe ausgeführt haben, welchen auch Sie nachkommen und nach Kräften unterstützen werden.

Nach Ausführung dieser Befehle werden Sie Sich nach dem Grèveplatze begeben, und das Ihnen, in dem Tagesbefehle übertragene Commando, übernehmen. Sie werden folgende Truppen unter Ihren Befehlen haben:

1) Ihre Cohorte.

2) Zwei Compagnien des zweiten Veteranenbataillons.

3) Eine Compagnie des ersten Bataillons des Pariser Garderegiments.

4) Fünfundzwanzig Dragoner von der Pariser Garde.

5) Die Garde, welche Sie daselbst schon aufmarschirt finden werden.

Sie werden die nöthigen Dispositionen treffen, um das Stadthaus nebst seinen Zugängen zu bewachen. Sie werden bei dem Glockenthurme von St. Jean ein Detachement lassen, um im Falle der Nothwendigkeit Sturm läuten zu können.

Nachdem Sie diese Anordnungen getroffen haben, werden Sie Sich beim Herrn Präfecten, welcher im Stadthause wohnt, melden, und ihm das beiliegende Paquet überliefern. Sie werden in Verbindung mit demselben einen Versammlungssaal für die provisorische Regierung, und eine bequeme Localität für meinen Generalstab einrichten. Letzterer wird mit mir um acht Uhr anlangen.

Falls sich bei Ihnen Commissarien, als von mir gesandt, einfinden sollten, werden dieselben eine, mit demselben Stempel, wie diese Ordre, versehene Karte bei sich haben. Sie werden mit denselben diejenigen Maßregeln ergreifen, welche die Umstände während meiner Abwesenheit erheischen dürften.

Ich verlasse mich für alle, in dieser Instruction nicht vorhergesehenen Fälle, auf Ihre Vorsicht, Ihre Erfahrung und Ihren Patriotismus, dessen man gegen mich mit dem besten Lobe erwähnt hat. Ich setze daher volles Vertrauen in Ihre Anordnungen.

Wenn Sie diesen Befehl pünctlich ausführen, Herr Commandant! sind Sie sicher, Ihrem Vaterlande einen nützlichen Dienst zu leisten, für den dasselbe dankbar sein wird.

(Abdruck eines runden, mit L. bezeichneten Stempels.) (Gez.) Mallet."

Nachdem der Commandant Soulier diese Briefe gelesen, überreichte ihm Mallet (als General Lamothe) das oben bereits mitgetheilte Senatusconsult und den Tagesbefehl für die erste militairische Division, für die Tage vom 23. und 24. October. Er lautete:

„Im Namen des Senats werden die Truppen benachrichtigt, daß der Kaiser Napoleon am 7. d. M. zu Moskau den Tod gefunden hat.

Alle Maßregeln sind getroffen, um die Ueberreste der Armee zu retten.

Der Senat hat diese Gelegenheit ergriffen, um eine drückende Regierung zu ändern, welche unter der Herrschaft eines Kindes nur schlimmer werden konnte. Er hat eine provisorische Regierung eingesetzt, deren Mitgliedern das ganze Vertrauen der Truppen zu Theil werden muß. Die Urkunde, welche diese Veränderung regelt, wird denselben in ihren Casernen durch Generale oder Generalstabsofficiere in Begleitung eines Polizeicommissars mitgetheilt werden.

Der General Hullin hat durch unbedachtes Beneh-

sem Quartier überfiel uns die Hälfte der jünge-
ren Familie, welche sich auf Schemeln an das Kaminfeuer setzte, um hier ohne Scheu dem Geschäft des Kratzens und Juckens obzuliegen. Solche Bewegungen wirken ansteckend, und die Furcht arbeitete so auf die Einbildungskraft, daß, wie die Reisegefährten sich später gestanden, wenigstens einmal ein Jeder sich von dem Uebel ergriffen wähnte, das wir im euphemistischen Aberglauben nur bei seinem Französischen milderen Namen „la gale" benannten. Alle Besorgniß blieb ungegründet.

Ein dichter Staubregen begrüßte uns wieder am Morgen. Bei vollem Tagesschein sollten wir heut die vasten Oeden kennen lernen. Der Weg senkte sich weder, noch hob er sich besonders. Ein trostloses Hochplateau. Der braune Mantel eines Bettlers, aus dessen Löchern das weiße Hemde überall vorblickte; so hätte ein Humorist das feuchte Braun der Moorgründe, der Hügel, der Fielder mit den weißen Schneelagern darauf bezeichnen mögen. Aber der Humor vergeht beim Anstaunen dieser unermeßlichen Traurigkeit. Eine Vorahnung jener Lappländischen Gegenden, wo die Natur in Zwiespalt liegt, zwischen dem

men bei einer ähnlichen Gelegenheit das Vertrauen des Senats verloren: Er ist durch den General Mallet im Commando der Pariser Truppen und der ersten Militairdivision ersetzt worden. Letzterer wird sein Hauptquartier im Stadthause haben.

Der Divisionsgeneral Desnoyers ist zum Chef des Generalstabes dieser Division ernannt worden.

Der Adjutant-Commandant Doulcet ist zum Brigadegeneral und Unter-Chef des Generalstabes ernannt worden.

Der Divisionsgeneral Payle-Hardi ist zum Commandant der Artillerie ernannt worden; er wird sein Hauptquartier im Schlosse zu Vincennes aufschlagen.

Der General Guidal wird das Commando der im Palast Luxembourg zum Schutze des Senats versammelten Truppen übernehmen.

Der General Soulier, Chef der zehnten Cohorte, wird das Commando der zum Schutze des Stadthauses zusammengezogenen Truppen übernehmen.

Da die Cohorten der Nationalgarde entlassen werden sollen, wird der General Chiner das Commando der leichten Infanterie-Depôts der Division haben.

Der General Rabbe wird das Commando der Linieninfanterie-Depôts haben.

Alle andern jetzt in der Division angestellten Generale werden ihren Dienst ebenso fortsetzen.

Der General Lecourbe ist zum Commandant en Chef der Centralarmee ernannt worden, welche sich um Paris versammeln wird.

Der Divisionsgeneral Lahorie wird Chef ihres Generalstabes sein.

Die Generalstabsofficiere vom Platz und von der ersten Division, sowie die Officiere der daselbst befindli-

chen Truppen, können, falls der General Mallet sie wegen ihrer, einem Staatsbürger angemessenen Führung (conduite civique) dessen würdig hält, zu höheren Graden befördert werden.

Die Unterofficiere werden desselben Vortheils theilhaftig.

Bei der Entlassung der Cohorten werden deren Officiere und Unterofficiere, welche weiter zu dienen wünschen, dem Generalstabe attachirt werden, bis sich Stellen für dieselben finden.

Die Truppen aller Waffen, welche in Paris stehen, werden von heute an einen erhöhten Sold von täglich 20 Sous für den Füsilier, von 25 Sous für den Corporal der Brigadiers, von 30 Sous für den Sergeanten oder Maréchal de logis; die Officiere werden doppelten Gehalt beziehen.

Die Truppen werden sich in ihren Casernen bereit halten, auf den ersten Befehl zu marschiren. Wenn sich, im gegenwärtigen Tagesbefehle nicht erwähnte Minister oder Generale, bei denselben einfinden sollten, so würden sie nach Artikel 2 und 9 des gestrigen Senatusconsults für außer dem Gesetz erklärt werden.

Die Wachen werden nicht abgelöst werden; die Lebensmittel werden ihnen von den Casernen gebracht.

Die Ritter der Ehrenlegion werden, in Erwartung einer neuen Decoration, nur das Band tragen.

Da der neue Zustand der Dinge es von der Weisheit und Vorsicht des provisorischen Gouvernements erfordert, daß es sich einiger gefährlichen und verderbten Menschen versichere, welche durch ihren Einfluß ihm Hindernisse in den Weg zu legen bemüht sein würden, so fordert der General Mallet die zu diesem Dienste zu verwendenden Truppen auf, denselben mit Ordnung und

Mäßigung, aber mit aller Energie zu vollziehen, welche eine, durch die öffentliche Sicherheit und Ruhe gebotene Maßregel erfordert.

In Gemäßheit einer solchen Aufführung wird er die Officiere, Unterofficiere und Soldaten der versprochenen Beförderungen und Belohnungen würdig halten.

Abdruck eines runden, mit L bezeichneten Stempels.)

Der Divisionsgeneral-Commandant en chef der bewaffneten Macht von Paris, und der Truppen der ersten Militairdivision.

Gez: Mallet."

Der Commandant Soulier, aus dem Schlafe erweckt, krank wie wir sagten, oder wie er selbst später vorgab, zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit der Nachrichten, welche ein General ihm selbst überbrachte, und an der Authenticität der ihm überlieferten Documente. Er beeilte sich daher, Alles zu thun, was ihm befohlen war.

Dasselbe, was in der Caserne von Popincourt geschehen, ereignete sich auch in den beiden Casernen des Minimes und der de Picpus; das Senatusconsult, der Tagesbefehl und noch eine Proclamation, welche hier folgt, wurden beim Fackelschein verlesen. In welcher dieser Casernen Mallet selbst auftrat, oder wo er seine Mitverschwornen die Rolle spielen ließ, darüber variiren die Berichte.

„Der Divisionsgeneral-Commandant en chef der bewaffneten Macht von Paris, und die Truppen der ersten Militairdivision.

Bürger und Soldaten!

Bonaparte ist nicht mehr! der Tyrann ist gefallen

unter den Schlägen der Rächer der Menschheit! Dank sei ihnen! Sie haben sich um das Vaterland und um das Menschengeschlecht verdient gemacht.

Wenn wir erröthen müssen, so lange an unsrer Spitze einen Fremden, einen Corsen geduldet zu haben, sind wir doch zu stolz, um an seiner Stelle ein Kind, einen Bastard zu ertragen.

Es ist also unsre heiligste Pflicht, den Senat in seinem edeln Entschlusse, uns von aller Tyrannei zu befreien, zu unterstützen.

Eine aufrichtige und glühende Vaterlandsliebe wird uns die nöthigen Mittel eingeben, um diese dringende und letzte Revolution zu vollbringen; aber nur Eurem Muthe, Eurer gänzlichen Einigkeit, Eurem gegenseitigen Vertrauen können wir einen rühmlichen Erfolg verdanken.

Bürger! an diesem ewig denkwürdigen Tage gewinnt Eure alte Thatkraft wieder! entreißt Euch der Schande, schimpflicher Sclaverei! die Ehre und der Vortheil gebieten es Euch: Es gilt, eine unterdrückende Regierung zu vertreiben; es gilt, die Freiheit wieder zu erobern, und sie nie wieder zu verlieren.

Werft nieder, was sich Eurem Nationalwillen widersetzt; beschützt, was sich demselben unterwirft.

Soldaten! dieselben Motive müssen auch Euch beseelen; doch habt Ihr ein noch dringenderes: nicht mehr Euer Blut in ungerechten, endlosen, grausamen, der nationalen Unabhängigkeit hinderlichen Kriegen zu vergießen. Beweist Frankreich, Europa, daß Ihr nicht mehr die Soldaten Bonaparte's, als die Robespierre's wart. Ihr seid und werdet immer sein die Krieger des Vaterlandes, welches Euch die so lange entzogene, Euren Diensten angemessene Beförderung wiedergeben wird.

Glieder der Ehrenlegion, Bürger und Soldaten! Eure Institution wird aufrecht erhalten; wir sind ohne Zweifel dieſe ausgezeichnete Gunſt dem Eide ſchuldig, den wir geſchworen haben, die Freiheit, die Gleichheit zu vertheidigen, und die Feudalität mit allen Mitteln zu bekämpfen. Das iſt unſer Eid, er muß in Euer Herz gegraben ſein. Als Einer Eurer Anführer fordre ich Euch auf, denſelben zu erfüllen. Aber erinnert Euch, daß es keine wahre Freiheit gibt, als die, welche eine Frucht der Vernunft und der Tugend iſt; keine andre Gleichheit, als die aus den Geſetzen hervorgehende. Jede andre Vorſtellung wäre nur eine Narrheit, welche nur mit einer unvermeidlichen Tyrannei endigen würde, und es würden ſich noch Menſchen finden, feig und verderbt genug, um dieſelbe für nothwendig zu erklären.

Laßt uns alſo in Gemeinſchaft an der öffentlichen Wiedergeburt arbeiten! Seien wir durchdrungen von dieſem großen Werke, welches denen, die daran Theil nehmen, die Dankbarkeit der Mitwelt, die Bewunderung der Nachwelt erwerben, und die Nation in den Augen Europas von den Schändlichkeiten des Tyrannen rein waſchen wird.

Vereinigen wir unſre Anſtrengungen, um eine das Glück der Franzoſen ſichernde Conſtitution zu erlangen! Möge ſie auf die Vernunft und die Gerechtigkeit gegründet ſein, und wir ſind ſicher, ſie zu erreichen.

Meine braven Cameraden! Das Feld des wahren Ruhmes iſt Euch eröffnet; des Ruhmes, der Euch die Achtung und die Liebe Eurer Mitbürger erwerben, und Euch gerechte Nationalbelohnungen ſichern wird. Ergreift eine ſo ſchöne Gelegenheit, Euch des franzöſiſchen Namens würdig zu beweiſen; ſterben wir, wenn es nöthig iſt, für das Vaterland und die Freiheit, und

versammeln wir uns stets beim Rufe: Es lebe die Nation!

(Gez.) Mallet."

Ueberall hatte Mallet, der noch immer persönlich unter dem Namen General Lamothe auftrat, Glauben und Gehorsam gefunden, und die nöthigen Mannschaften erhalten, mit denen er die Plätze und Straßen, nach seinem Operationsplane, besetzen ließ. Die gedruckten Proclamationen wurden an mehren Plätzen angeschlagen; doch blieben sie nicht lange an den Mauern.

Um 6 Uhr Morgens rückte er, an der Spitze einer ansehnlichen Truppenmacht vor das Gefängniß La Force, immer noch als Delegirter seiner selbst, als General Lamothe, eine Persönlichkeit, die übrigens durchaus nicht in das Complot verwickelt war, und von ihm nur genannt wurde, um der Sache ein mehres Ansehn zu geben. Man nimmt auch an, daß es Mallet mit der provisorischen Regierung, die er in dem Senatusconsult ernannt, durchaus kein Ernst gewesen; er habe sie nur aus den Notabilitäten der verschiedensten politischen Färbung zusammengesetzt, um diese verschiedenen Parteien zu gewinnen.

Dem Director des Gefängnisses wurde das Senatusconsult und der Tagesbefehl vorgelesen, und er mußte die, im Tagesbefehl genannten Generale Guidal, Lahorie und den Corsen Bocheiampe, die als Staatsgefangene hier waren, nebst andern Officieren sofort frei geben. Mallet theilte seine Truppen in 4 Detachements, von denen er eines selbst behielt, die andern unter die Befehle Guidal's, Lahorie's und des genannten Corsen stellte.

Guidal und Lahorie marschirten nach dem Polizeiministerium, wo es ihnen gelang, nach heftigem Widerstand

und Drohungen, den Polizeiminister Savary, Herzog von Rovigo, und den Chef der ersten Division, Desmarets, zu verhaften. Zur selben Zeit war auch der Mitverschworne Boutreux auf der Präfectur der Pariser Polizei angelangt, und hatte den damaligen Präfecten, den jetzigen Kanzler der Pairskammer, Pasquier, überrascht, arretirt, und nach dem Gefängniß La Force geschickt.

Mallet selbst begab sich an der Spitze von 150 Mann nach dem État-major de la place, in der Absicht, sich des Platzcommandanten zu bemächtigen, der ebenfalls, wenn er sich weigerte einen Tagesbefehl zu unterzeichnen, welcher die Operation erleichtern sollte, in das Gefängniß abgeführt werden sollte. Der Graf Hullin weigerte sich ganz entschieden und energisch, und Mallet, um kürzer zum Ziele zu kommen, oder weil kein anderer Ausweg im Augenblick ihm möglich schien, drückte ihm die Pistole ins Gesicht ab. Hullin stürzte blutend zu Boden; Mallet glaubte ihn todt, er hatte ihm aber nur die Kinnlade zerschossen.

Darauf eilte der Anführer nach dem Hotel des État-major-général. Aber ehe er daselbst ankam, war ein vorangehendes Schreiben von ihm, folgenden Inhalts, an den commandirenden Adjutant Doulcet, angelangt. Es lautete:

„Der Divisionsgeneral, Commandant en chef der bewaffneten Macht von Paris und der Truppen der ersten Division an Herrn Doulcet, Brigadegeneral, Unterchef des État-major-général.

Im Hauptquartier auf dem Stadthause
am 23. Oct. 1812 5 Uhr Morgens.

Herr General!

Sie sind zum Brigadegeneral befördert worden, dieses Avancement verdienten Sie sowol für Ihre langjährigen

Dienſte, als für die ſeltene Redlichkeit, welche Sie in allen revolutionairen Stürmen ſtets auszeichnete. Man muß hoffen, daß dies der letzte ſein wird. Dazu bedarf es aber der Einheit und des Zuſammenwirkens aller braven Soldaten: ich rechne auf Sie.

Ich ſende Ihnen anliegend die Senatsacte, welche den Tod des Kaiſers und die Aufhebung der kaiſerlichen Regierung verkündet, den Tagesbefehl, welchen ich hierüber erlaſſe und welcher die in der Diviſion anzuſtellenden Generale enthält, und meine Proclamation.

Sie werden die Güte haben, dieſe Actenſtücke den Generalſtabsofficieren, ſowie den Soldaten auf Wache und auf Ordonnanz vorzuleſen. Dieſe Maßregel iſt durchaus nothwendig, um alle Reibungen zu verhüten, welche die Folge der Unwiſſenheit ſein könnten.

Ich ſchicke ein Detachement, um ſich der Perſon des Generals Hullin zu verſichern. Obgleich dies nur eine reine Vorſichtsmaßregel iſt, habe ich nicht geglaubt, Sie mit Uebernahme der Ausführung dieſes Befehls beauftragen zu müſſen, ſowol aus Delicateſſe, als wegen der dienſtlichen Beziehungen, die Sie mit dem General gehabt haben. Ich erwarte nur, daß Sie die Verhaftung nicht hindern werden.

Was Herrn Laborde betrifft, ſo iſt er zu ſehr beim Militair verhaßt, als daß es vorſichtig wäre, wenn er ſich ſehen ließe. Um ihm alle Unannehmlichkeiten, und vielleicht auch etwas Schlimmeres zu erſparen, werden Sie ihm ſofort Arreſt geben, und eine Schildwache vor ſeine Thür ſtellen laſſen.

Ich werde Ihnen den General Desnoyers ſenden, welcher die Functionen als Chef des Generalſtabes übernehmen ſoll. Dieſe Maßnahme iſt nur vorübergehend, und werden Sie bald Ihre Functionen als Chef wieder ergreifen.

Unterdeſſen werden Sie folgende Befehle vorbereiten: den Befehl, daß jede der vier Cohorten 1, 8, 9, 12, ſofort 300 Mann nach dem Luxembourg zum Schutze des Senats ſende. Sie werden ſich daſelbſt unter den Befehlen des Diviſionsgenerals Guidal befinden. Der Ueberreſt der vier Cohorten wird ſammt dem Commandeur in den Caſernen bleiben, um meine etwaigen Befehle zu erwarten.

Sie werden die Wachen der Barrièren, von der von Clichy bis zu der des Bons-Hommes, und auf dem linken Seineufer von der Barrière de la Ennette bis zu der de la Gare, d. h. aller Barrièren dieſes Theils, verſtärken. Die Uebrigen habe ich vom Pariſer Garderegiment beſetzen laſſen.

Sie werden bei allen dieſen Barrièren den Befehl geben, Niemand hinaus zu laſſen, als die Landleute, welche Eßwaaren bringen, und welche man ſchützen muß. Der Eingang wird dagegen frei bleiben, ausgenommen für bewaffnete Truppen, welchen es nur auf meine Ordre geſtattet wird. Sie werden Generalſtabsofficiere die Ronde von allen dieſen Barrièren machen laſſen, damit ſie die pünctliche Ausführung dieſer Befehle controlliren, und ſehen, ob man ſich keine Eigenmächtigkeiten erlaubt.

Zu Vollziehung dieſer ſämmtlichen Befehle werden Sie jedoch die Ankunft des Generals Desnoyers erwarten, welcher ſie gehörig unterſiegeln, und Karten geben wird, damit Ihre Ordonnanzen in Paris frei circuliren, und die Generalſtabsofficiere erkannt werden können; denn es iſt Befehl gegeben worden, alle, welche nicht mit dieſem Siegel verſehen ſind, zu arretiren, und werden Sie dieſen Befehl in allen Ihren Ordres wiederholen.

Die 10. Cohorte des Depôt des 32. Regiments, und das Regiment Paris ſind ſchon verwendet, theils auf

Sicherheitsposten in Paris, theils bei den Detachements, welche die Haftbefehle gegen den Polizeipräfecten, den Polizeiminister, den Kriegsminister und Cambacérès ausgeführt haben; welche Maßregeln sowol durch die Vorsicht, als durch die Sorge für die eigene Sicherheit der Verhafteten geboten waren.

Sie werden daher auf diese Truppen, bei Besetzung der Barrièren, nicht rechnen. Sie werden dem Dragonerregiment Paris Befehl ertheilen, fünfundzwanzig Mann nach dem Luxembourg zur Schutzwache des Senats, unter den Befehlen des General Guidal, zu senden; fünfundzwanzig nach dem Stadthause zum Schutze des provisorischen Gouvernements; zehn nach der Polizeipräfectur als Ordonnanzen. Es wird gut sein, einige an die Hauptbarrièren zu postiren, um schnell von allen Vorgängen unterrichtet zu sein.

In den Befehlen werden Sie alle Detachements benachrichtigen, daß ihnen durch die Sorge ihrer Anführer die Lebensmittel und eine Flasche Wein auf den Mann geliefert werden. Sie werden den Commandeurs anzeigen, daß ich zu diesem Zwecke ihnen außerordentliche Fonds zustellen werde.

Sobald Sie alle diese Befehle mit dem General Desnoyers ausgefertigt haben, werden Sie mit einem Generalstabsofficier zu mir nach dem Stadthause kommen, um daselbst für den Augenblick ein Bureau einzurichten.

Der General Desnoyers wird Ihnen die besondern Instructionen, die er Ihnen zu geben hat, mittheilen, und beauftrage ich ihn, Ihnen ein Bon über hunderttausend Francs für Ihre außerordentlichen Ausgaben zu übergeben.

Sie werden, Herr General, die Wichtigkeit der angegebnen Maßregeln fühlen. Ich zweifele nicht, daß die

Werden und Vermodern. Dort unter den zerriſſenen Schneelagern ſenkt ſich wohl eines zwiſchen zwei Bergwänden gletſcherartig nieder. Oben beſuchten es die Regenwolken, unten quillt ein Bach hervor, um in einem Sturz über jähere Klippen, ſich mit den Waſſern der Haide zu vermengen. Hier, in tauſend und aber tauſend kleinen Fällen ſikert es aus den feuchten Mooskuppen hinab in die Tümpel, aus denen alle die reißenden Moorbäche ihre Nahrung empfangen, welche in ſchroffen geraden Linien breit die Haide durchfurchen und große Seen, dort neue Moräſte bildend, ſich verlieren. Oft iſt die Straße durchſchnitten, oft fließen tiefe Gräben ihr zur Seite. Nur hie und da vereinzeltes Knieholz, eine traurige, verkrüppelte Birke am Wege. Ein einziges Mal führte der Weg, wo er ſich tiefer zwiſchen zwei Höhenzügen an einem langen Tümpel fortſchlängelte, durch eine Art Wald oder Buſch. Welche Satire aber, dieſe dünnen zähen Stämme, dieſer zitternde Körperbau mit dem ſaftloſen Grünbraun der kleinen Blätter, gegen einen hochſtämmigen Laubwald, deſſen Kronen ſich frei in der Luft ſchütteln. Hier iſt nur heimiſch das Isländiſche Moos, mit ſeiner traurig helleren

ſelben mit aller erforderlichen Vorſicht und Schnelligkeit, deren ich Sie für fähig halte, ergriffen werden.

Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen.

(Gez.) Mallet.

N. S. Sie werden dem zweiten Veteranenbataillon Befehl ertheilen, ſogleich zwei Compagnien zum Schutze der proviſoriſchen Regierung nach dem Grèveplatze zu detachiren."

Wahrſcheinlich hatte Mallet, wie er bisher als General Lamothe aufgetreten war, hier als General Desnoyers erſcheinen wollen; aber das Glück wandte ſich ſchnell, ſtatt des blinden Glaubens, den er bisher getroffen, ſtieß er hier auf die Kritik, welche das Unternehmen in einem Augenblicke ſcheitern machte. Sein Brief verrieth ihn. Doulcet prüfte denſelben ernſter, er ließ Herrn Laborde rufen, und beide witterten etwas von Verſchwörung. Als Mallet ſelbſt erſchien, waren beide Officiere zwar noch nicht mit ſich einig, aber es erfolgte ein heftiger Wortſtreit, der in einen thätlichen überging, in welchem es Laborde gelang, Mallet's Herr zu werden. Seine Soldaten, die ihm bis da gefolgt waren, verließen ihn auf der Stelle, er war ein Gefangener und die Sache damit beendet.

Die Berichte des erwähnten Saulnier liefern eine, wenn auch nicht klare, doch viel Licht und Leben in das verwickelte Nachtſtück bringende Darſtellung und ein Bild der Verwirrung, welche das Impromptu dieſer Verſchwörung in Paris veranlaßte.

Mallet hatte, erzählt Saulnier, ſobald er die Generale Guidal und Laberie und die andern Officiere aus dem

Gefängniß befreit, Laborie zum Polizeiminiſter ernannt, auch der Polizeipräfect Pasquier war durch einen der Verſchwornen erſetzt worden. Nachdem er in einer kurzen Beſprechung allen ernannten Würdenträgern ihre Aufträge ertheilt, eilte Mallet zum General Hullin, wirklich in der Hoffnung, auch dieſen zu täuſchen. Als dies nicht gelungen, glaubte er ihn als einen Todten zurückzulaſſen, und ließ es nun ſeine ganze Sorge ſein, die oberen Patzadjutanten zu bearbeiten.

Er hatte ſchon eine lange Unterhaltung mit Doulcet gepflogen, und die Hoffnung noch nicht aufgegeben, ihn zum Beitritt zu bewegen, als der Adjutant Laborde hinzukam. Dieſer weigerte ſich entſchieden. Es war ein Glück für Laborde, daß er zufällig in den Spiegel blickte, und einen Piſtolenlauf in der Hand des Generals glänzen ſah. Im ſelben Augenblicke warfen er und Doulcet ſich auf ihn, und mit Hülfe dreier Soldaten, die auf ihr Rufen hereinſtürzten, gelang es ihnen, Mallet zu entwaffnen.

Die Verſchwörung war mit der Verhaftung ihres Hauptes und des einzigen Geiſtes, der ſie leitete, zu Ende. Zwar hätten Guidal und Laborie, die noch an der Spitze einer anſehnlichen und ihnen gehorchenden Truppenmacht ſtanden, das Verlorene wieder herſtellen können, aber ſie waren nicht die Männer dazu. Mallet ſcheint ſehr unglücklich in der Wahl ſeiner Inſtrumente geweſen zu ſein, oder, was wahrſcheinlicher, er hatte keine Auswahl und mußte ſein Werk in die Hände zweier misvergnügten Generale legen, die ohne Entſchloſſenheit und Talent waren.

Guidal, der, angeklagt einer Verbindung mit engliſchen Agenten und den Aufſtändigen im Süden, in einigen Tagen vor eine Militaircommiſſion geſtellt werden

stellte, und daher mit vollem Eifer zu der Verschwörung gegriffen, die sich ihm darbot, erfuhr, bald nachdem er Savary in das Gefängniß La Force abgeliefert, daß Mallet gefangen sei. Er gab augenblicklich die Sache verloren, lief fort und versteckte sich bei einem ehemaligen Freunde, der ihn aber noch am selben Tage der Regierung verrieth.

Der General Laborie, der neu ernannte Polizeiminister, war, nach Saulnier's Meinung, selbst für einen Verschwornen zu schlecht, ein Mensch ohne alle Fähigkeiten. An der Spitze der Polizei bediente er sich auch keiner einzigen der Künste, welche eine solche Stellung von selbst darbietet, um der Verschwörung aufzuhelfen. Er schien sich wie ein Kind in einem neuen Kleide zu gefallen, kümmerte sich um nichts, zog keine Erkundigungen ein, und unterhielt sich nur mit albernen Späßen während der kurzen Minuten seiner Macht und Würde. Ihn wie Guidal beseelte nur ein Gefühl, das des fürchterlichsten Hasses gegen Napoleon, der ihn willkürlich seit dem Proceß gegen Moreau gefangen gehalten hatte. Endlich, nach acht Jahren, sollte seine Befreiungsstunde schlagen, es war ihm gestattet worden, das Gefängniß zu verlassen, um nach Amerika sich einzuschiffen. Da siegte das Verlangen nach Rache und er ließ sich von Mallet als Bundesgenoß anwerben.

Saulnier, der Generalpolizeisecretair, erfuhr erst gegen 8 Uhr Morgens in seiner Privatwohnung durch Savary's Secretair dessen Verhaftung. Der Bote war so verstört und entsetzt, daß er kaum sprechen konnte. Aber auch Savary's Verhaftung hätte verhindert und damit vielleicht das Complot auf der Stelle unterdrückt werden können, ohne einen unglücklichen Umstand, der auch in andern historischen Fällen wichtig mit gespielt hat — das

Schlafen eines Miniſters. Der Polizeipräfect Pasquier war früher als ſein Miniſter verhaftet worden. Er hatte eilends einen Agenten an dieſen geſchickt, ihn von der Rebellion zu benachrichtigen. Das Polizeiminiſterium war noch nicht beſetzt. Aber der Huiſſier wollte weder den Miniſter noch deſſen Secretair wecken, weil — es ihnen verboten worden ſie im Schlaf zu ſtören!

Saulnier ſtürzte, da bei den Polizeibehörden nichts mehr zu thun war, zu dem Erzkanzler Cambacérès, dem Präſidenten des Miniſterconſeils in Abweſenheit der Kaiſerin. Er wußte noch nichts davon, und, wie auch vertraut mit den politiſchen Stürmen, ſchien er doch aufs Aeußerſte davon ergriffen. Um mehr zu erfahren, eilte Saulnier zum Gouverneur Hullin, aber er fand ihn mit zerſchmetterter Kinnlade, unter heftigen Schmerzen, die ihm kaum einige Worte vorzubringen erlaubten. Von da ſtürzte er zu dem Oberadjutanten des Platzes, aber die Soldaten ließen ihn nicht ein.

Als er zu Cambacérès zurückkehrte, war ſchon eine glückliche Veränderung vorgegangen. Durch den Oberadjutanten Laborde hatte der Erzkanzler Mallet's Verhaftung erfahren. Die Höflinge des mächtigen Mannes, die ſich erſt, nachdem die Gefahr vorüber, gezeigt, hielten ſich ſchon über dieſelbe auf, und ſpotteten über die unſinnigen Pläne des Verſchwörers, die ſie nicht kannten. Cambacérès ward „wegen ſeiner bewunderungswürdigen Gegenwart des Geiſtes“ in dieſer Kriſis beglückwünſcht.

Saulnier erinnerte ſie, daß, bis man nicht aller 3 Generale, die an der Spitze der Verſchwörung zu ſtehen ſchienen, habhaft geworden, man noch gar nicht wiſſen könne, ob man ſich zur Beendigung der Revolution Glück wünſchen dürfe. Die Blicke der Höflinge wurden

mit einem Male wieder sehr ernst, der Witz schwieg, Saulnier macht die boshafte Bemerkung, daß man sich ins Ohr geflüstert, wahrscheinlich berathend, wie man sich mit Anstand zurückziehen könne, bis der Ausgang entschieden.

Er selbst eilte mit dem Adjutanten Laborde nach dem Polizeiministerium, um mit eigenen Augen zu beobachten, wie die Sachen dort ständen. Obgleich die Eingänge von Soldaten und Bajonetten nimmelten, verwehrte man ihnen doch nicht den Zutritt; es schienen gar keine Anordnungen getroffen. Der neue Polizeiminister empfing sie mit großer Höflichkeit und fragte sie, was ihm die Ehre ihres Besuchs verschaffe? — Der General Mallet ist verhaftet! Laborie hatte so wenig seine Macht benutzt, daß er keine Agenten ausgesandt; er wußte nichts davon, und verbarg auch nicht den heftigen Schreck, den die Nachricht ihm verursachte. Noch weniger dachte er daran, die bewaffnete Macht, die ihm gehorchte, zu Hülfe zu rufen. Entsetzt blieb er stumm auf alle Fragen. Laborde und der Polizeisecretair erklärten ihn für verhaftet und übergaben ihn der Bewachung einiger Ehrenschildwachen. Sie schickten das Gardedetachement in seine Caserne zurück; es gehorchte, gegen ihr eignes Erwarten, ohne Widerrede. Der Zauber hatte sich gelöst, die Täuschung ihre Kraft verloren.

Aber noch nicht überall. Laborde und Saulnier verließen das Polizeiministerium, um im Gefängniß La Force den eingesperrten Polizeiminister und Polizeipräfecten (Savary und Pasquier) zu befreien. Unterwegs fanden sie ein Linienbataillon auf dem Grèveplatze aufmarschirt. Saulnier fragte den Commandirenden (offenbar den unglücklichen Soulier, nach dem Vorigen, obgleich er ihn nicht nennt) weshalb er hier stehe? — Die

Antwort war: auf Befehl des General en Chef Mallet, der ihm die Bewachung des Stadthauses und den Schutz der proviſoriſchen Regierung anvertraut, welche baldigſt zuſammen kommen werde, da der Kaiſer todt und ſeine Regierung geſtürzt wäre. — Saulnier ſagte ihm, er ſei betrogen vom General Mallet, dieſer ſei eben als Chef der Rebellen verhaftet worden. — Der Officier aber, der wenige Stunden zuvor erſt zum Brigadegeneral ernannt worden, wollte dieſe ſüße Täuſchung noch nicht aufgeben. Vielleicht glaubte er an eine neue Täuſchung. Er widerſtand allem Andringen der beiden Beamten und wollte ſeine Truppen nicht in die Caſerne zurückmarſchiren laſſen.

Aber — er that nichts weiter. Wenn er entſchloſſen geweſen wäre, die Sache, die er für wahr hielt, oder der er ſich geweiht hatte, aufrecht zu erhalten und mit aller Kraft zu vertheidigen, ſo hätte er beide Beamte, die ihn von ſeiner Pflicht abbringen wollten, auf der Stelle als verdächtig verhaften müſſen. Ja, da ſeine Truppen ihm gehorchten, hätte er allein die ſchon gefallene Verſchwörung wieder heben und halten können, indem er die gefangenen Generale befreite. Man hatte ſeinem Bataillon damals nichts entgegen zu ſetzen, als einige berittene Gardegrenadiere, einige Elitegensdarmen, die weit zerſtreut waren, und die Invaliden, die Mallet in ſeinen Dispoſitionen ganz außer Acht gelaſſen. Aber er ließ die beiden nicht verhaften, ſondern ihres Weges gehen, wahrſcheinlich durch die unerwartete Nachricht verwirrt.

Noch dröhnte durch die Stadt nur die erſte Kunde, als Saulnier ins Stadthaus getreten war, denn der Präfect der Seine, der Graf Frochot, welcher ihn hier aufſuchte, lief ihm in voller Aufregung entgegen: „Ach

der Kaiser ist todt!" Auch dieser hochgestellte Beamte hatte sich täuschen lassen, an die Echtheit des Senatusconsults geglaubt, schon verschiedene Befehle des General Mallet ausgeführt und sich jetzt aufs Stadthaus begeben, in Erwartung der Commission der provisorischen Regierung, die sich hier constituiren und ihn installiren werde. Saulnier enttäuschte ihn, sagte ihm aber mehr, als er verantworten konnte, indem er ihn versicherte, daß der Kaiser noch lebe, denn seit 25 Tagen hatte das Ministerium keine directen Nachrichten von demselben. Als er ihm bemerklich machte, daß, auch wenn der Kaiser todt sei, dessen Sohn doch noch lebe, erwiderte der Graf: „Ihre Bemerkung ist ganz richtig, aber diese Todesnachricht hatte meinen Geist ganz verwirrt."

Besser, als mit dem Commandanten Soulier gelang es Saulnier und Laborde im Gefängniß La Force. Obgleich dasselbe von Mallet's Soldaten stark besetzt war, ließ man sie ohne Weiteres ein und der Gefangenwärter lieferte ihnen auf ihren mündlichen Befehl ohne Weigerung den Polizeiminister und Polizeipräfecten aus. Der Strenge nach hätte weder er, noch der Commandant des Postens es thun dürfen ohne ausdrücklichen Befehl des General Mallet; aber Beide hatten geglaubt, daß es nur eine Transportation in ein anderes Gefängniß gelte.

Und doch war auch damit die Verwirrung noch nicht ganz gelöst. Der Baron Pasquier hatte auf seine Präfectur zurückgewollt. Die Soldaten, welche die Präfectur bewachten, waren dieselben, welche ihn am Morgen nach La Force gebracht. Sie erkannten ihn wieder, und legten an auf ihn, als auf einen Flüchtling, und er konnte sich kaum in ein benachbartes Haus retten. Laborde, dahin geschickt, — es war schon Mittag geworden — um die Ordnung herzustellen, ward von den Rebellen

ergriffen und als Gefangener nach dem Hotel des État major général gebracht, von dem ſie glaubten, daß General Mallet es beſetzt hatte. Noch ein Mal erwachte daher einige Bangigkeit. Aber als man dort erfuhr, wie es ſtand, kam Laborde bald frei und es gelang ihm jetzt, die aufſäſſigen Detachements in ihre Caſernen zu ſchicken.

Das Complot und der Aufſtand waren damit in Paris unterdrückt, aber ſie konnten ihre Verzweigungen auswärts haben, die Empörung konnte in den andern großen Städten zu gleicher Zeit ausgebrochen ſein. Der wieder in Freiheit und ſein Amt eingeſetzte Polizeiminiſter Savary ließ die Häupter der Gefangenen ſofort in Gegenwart der ſeinem Miniſterium beigegebenen Staatsräthe vernehmen.

Mallet bekannte ſich auf der Stelle als Urheber der Verſchwörung, auch daß er eine Proclamation im Namen der Freiheit und Gleichheit erlaſſen und die Truppen durch ein falſches Senatusconſult, durch die erdichtete Todesnachricht des Kaiſers und das Verſprechen eines erhöhten Soldes zu gewinnen verſucht. Dagegen wollte er über ſeine Mitſchuldigen gar keine Auskunft geben.

Laborie konnte nicht in Abrede ſtellen, daß er auf Mallet's Veranlaſſung die Freiheit erhalten und ein Commando unter ihm angenommen; aber wie hätte er, der eben im Begriff war, ſein Gefängniß zu verlaſſen, um in den Vereinigten Staaten die lang entbehrte Freiheit wieder zu finden, noch ein Mal ſo thöricht ſein ſollen, ſein Leben aufs Spiel zu ſetzen, wenn er nicht Mallet's Verſicherungen und den ihm vorgewieſenen Documenten getraut hätte. Wie hätte er auch zweifeln ſollen, da er Mallet an der Spitze der Garniſon geſehen.

Er habe nicht anders als an den Tod des Kaisers geglaubt, und daß es nur einen Umsturz seiner Regierung gelte, die der Senat befohlen. Daher sei er getrost gefolgt, wie zu einem andern 18. Brumaire.

Savary und Laborie waren einst befreundet gewesen. Darauf hoffte jetzt Laborie, als seine Ausrede den Polizeiminister nicht zu befriedigen schien. Er vertraute ihm, daß er ihn, nur in der Absicht sein Leben zu retten, nach La Force gesandt; denn wäre er Mallet's Befehl nachgekommen, hätte er ihn tödten müssen. Savary schien wirklich bewegt, er dankte ihm, rügte es aber, daß er so hartnäckig in seinem Glauben an Mallet geblieben, auch als er selbst ihn über seine Täuschung aufklären wollen.

Guidal erschien, als der Dritte, mit lächelndem Angesicht. Er hatte sich von der Verschwörung losgesagt, wie er meinte, und dies müsse ihm zu gut gerechnet werden, obgleich er am Morgen im Ministerium gegen den Minister den Degen gezogen und ihn nach dem Gefängniß gebracht hatte. Als er merkte, daß ihm dies nichts hülfe, wuchs seine Angst sichtlich. Jetzt suchte er Fürsprache um deswillen, weil er Savary auf dem Transport zu verstehen gegeben, daß er wünschte, er möge entfliehen, und nur die drohenden Mienen seiner Soldaten hätten ihn verhindert mehr zu thun. Savary gab zu, daß Guidal ihm Winke zur Flucht gegeben, aber sie seien schwerlich ernst gemeint gewesen, da seine Leute durchaus nicht Miene gemacht, sich ihr zu widersetzen.

Die gefangenen Generale und einige andere wurden die Nacht über im Polizeiministerium bewacht, um schon am nächsten Morgen vor die Militaircommission gestellt zu werden.

Ehe wir zu diesen Verhandlungen übergehen, noch

einige Privatmittheilungen Saulnier's, die wenigstens etwas Licht auf Mallet's räthselhaftes Beginnen werfen.

Saulnier ging am folgenden Tage durch den Saal, wo Mallet zu Mittag aß. Er beklagte sich, daß der wachthabende Gensdarme ihm das Messer genommen habe. Als ihm dasselbe auf den Befehl des Polizeibeamten wieder gegeben wurde, schien er davon gerührt und antwortete mit mehr Bereitwilligkeit auf dessen Fragen, als den Richtern, gegen welche er sich äußerst laconisch benommen hatte. Als Saulnier ihm seine Zweifel ausdrückte, wie er nur auf einen Erfolg seines verwegenen Unternehmens rechnen können, da er bei dem allgemeinen Abscheu in Frankreich vor einer Republik, deren blutige Fußtapfen die Massen noch immer schreckten, nur wenig Anhänger im glücklichsten Falle gewonnen hätte, erwiderte er: „Ich hatte schon auf meiner Seite drei Regimenter, die mir gefolgt waren. Bald würden auch die mir zugeströmt sein, die müde des Napoleonischen Joches, nach einer neuen Ordnung der Dinge verlangten. Uebrigens, um mit seinen Partisanen aufs Reine zu kommen und den meinigen eine Bürgschaft meines Willens und meiner Kraft zu geben, würde ich ihn zu Mainz haben erschießen lassen. Denn darüber war ich in keinem Zweifel, daß er, ob nun Sieger oder besiegt, auf die erste Nachricht von der Verschwörung zurückgeeilt wäre, einer Verschwörung, die nur durch die Erbärmlichkeit der Generale Guidal und Laborie mißglückt ist. Ich hatte mich auch entschlossen, um alle Schwierigkeiten zu überwinden, 50000 Mann in Chalons sur Marne zu sammeln, damit Paris von der Seite gedeckt würde. Wenn die Krisis vorüber, hätte ich alle Conscribirte in die Heimath zurückgeschickt, wie ich es versprochen. Ich hätte um so treuer daran

Farbe, die einzige Schattirung in dem einförmigen Wüsten-Braun.

So erreichten wir gegen Mittag Jerke, das beste Hospiz der Höhe. Wir hatten auf dem Wege dahin alle Schrecken der Einförmigkeit Norwegischer Hochfielder kennen gelernt. Jerke selbst ist ein sehr geräumiges Gehöft, freundliche Wirthe, große Zimmer und Reinlichkeit findet hier der Fremde, muß sich aber, wie billig ist, damit begnügen. Der Hauch war gegen Mittag in der Mitte August im geheizten Zimmer zu sehen, und außer warmer Milch und Forellen, die, kaum aufgetragen, schon kalt wurden, war nichts Stärkendes und Wärmendes für die Durchnäßten im ganzen Hospiz zu finden. Ein Rest saures Dünnbier, den ich mir ohne alle Zuthaten und unbeneidet von den Wirthen und der Französischen Partei, heiß machen ließ, war jedoch in diesen Nebelhöhen ein größeres Labsal, als der vortrefflichste Ananaspunsch unter den Bequemlichkeiten der Heimath.

Ueberhaupt stand die Französische und Deutsche Partei in ihren Lebensansichten über das, was gerade am nothwendigsten zu demselben gehört, sich feindlich gegenüber. Schon über den

gehalten, da dieſes Verſprechen, mehr als alles Andere, die Regimenter bewogen hatte, mir zu folgen.“ In ſeinen Verhören hatte er dieſe Aufklärung nicht geben wollen, um den Herzog von Rovigo nicht zu ſtolz zu machen!

Als der erſte Schrecken vorüber war, hatten die Miniſter und Großwürdenträger ſich als Staatsrath beim Erzkanzler verſammelt, wo ein Beſchluß redigirt ward, daß die Urheber und Theilnehmer der Verſchwörung von einer Militaircommiſſion gerichtet werden ſollten. Zugleich ward an allen Ecken folgendes Placat für das Publicum angeſchlagen, in welchem man ſorgfältig das Wort Verſchwörung vermieden hatte.

„Miniſterium der allgemeinen Polizei.

Paris, den 23. October.

„Drei Ex-Generale, Mallet, Laborie und Guidal, haben einige Nationalgarden betrogen und ſie gegen den Miniſter der allgemeinen Polizei, den Polizeipräfecten und den Platzcommandanten von Paris geführt. Sie haben Gewaltthätigkeiten gegen dieſelben verübt. Sie verbreiteten fälſchlich das Gerücht vom Tode des Kaiſers. Dieſe Ex-Generale ſind arretirt; ſie ſind des Betruges überführt; man wird die Gerechtigkeit walten laſſen.“

Am 28. October hielt die Militaircommiſſion ihre erſte öffentliche Sitzung. Der Graf Dejean präſidirte, Beiſitzer und Richter waren 2 Generale, 2 Obriſten, 1 Major und 1 Capitain. Die Anklage lautete auf eine Verſchwörung und ein Attentat gegen die Sicherheit des Staates. Die ihr zum Grunde gelegten Documente waren 1) zwei Berichte des Oberadjutanten Doulcet,

einer des General Hullin und ein Brief seines Adjutanten, 2) das Schreiben des angeblichen Divisionsgenerals Mallet an Doulcet, 3) das angebliche Senatusconsult vom 22. October, 4) der Tagesbefehl vom 23. October, 5) die Proclamation des Senatusconsults, 6) ein Brief, unterzeichnet Mallet, welcher sich in dem Portefeuille desselben gefunden, addressirt an Rabbe, Obrist des ersten Regiments der Pariser Garde, 7) ein Brief des nämlichen an den Obristen des 32. Regiments, 8) das Protokoll des Polizeicommissar Chopin bezüglich des Einbruchs in das Gefängniß La Force, 9) die Verhöre Mallet's und der Andern in der Voruntersuchung.

Die Angeschuldigten wurden fesselfrei vorgeführt. Es waren der Zahl nach 24, von denen wir nur die vornehmsten nennen.

Claude-François Mallet, Brigadegeneral, Commandant der Ehrenlegion. Victor-Claude-Alexander Fanneau de Lahorie, Exbrigadegeneral. Maximilian-Joseph Guidal, Exbrigadegeneral. Gabriel Soulier, Commandant der 10. Cohorte der Nationalgarden. Joseph Louis Bocheiampe (nur als Staatsgefangener aufgeführt). Pierre Borderieux, Capitain im Gardeinfanterieregiment. Jean-François Rabbe, Obrist desselben. Jean-Auguste Rateau, Corporal in demselben. Antoine Piquerel, Adjutant-Major der 10. Cohorte. Die übrigen waren Unterlieutenants, einige Capitaine und Sergeant-Majors.

Mallet räumte in offener, kurzer, männlicher Weise Alles ein, ohne ein Wort mehr zu sagen als nöthig war. Keine Antwort, welche seine Mitangeklagten verrathen konnte, war ihm zu entlocken, im Gegentheil trat er bei jeder Gelegenheit als Advocat für dieselben ein, indem er alle Schuld auf sich allein nahm.

Wie kräftig er, so kläglich stehen dagegen diese seine Mitangeschuldigten da, und man kann, wenn man Beide vergleicht, sich des Gedankens nicht erwehren, daß es nur ein, sein Geist war, der den ganzen verwegenen Plan entworfen und zur Ausführung gebracht, und die Uebrigen wirklich nur seine, durch Furcht und andere Leidenschaften mit fortgerissenen, Instrumente gewesen, die in gewisser Beziehung schuldlos waren, vom Militairgericht also zu streng behandelt wurden.

Zur Verständigung müssen wir diese Verhandlungen voll Jammer und Klagen vollständiger mittheilen.

Lahorie beklagte sich bitter, daß man ihm seine Papiere fortgenommen, die ihm nothwendig seien, um sich mit seiner Vertheidigung zu beschäftigen. In denselben befände sich sein ganzes Leben dargelegt, und wenn man ihm die Papiere nicht wiedergebe, heiße es, ihn verurtheilen ohne ihn zu hören. Ihm ward erwidert, daß es sich hier nicht um sein früheres Leben und vorangängige Anschuldigungen handle, sondern um die eine einzige letzte Thatsache, die klar zu Tage liege und mit seinem frühern Leben nichts zu thun habe; diese habe er zu vertheidigen, sonst nichts. Vergebens replicirte Lahorie, daß der Untersuchungsrichter, der Staatsrath Réal ihn die Wurzel der Verschwörung genannt habe. Wenn man ihn als solche betrachte, müsse er auch auf die Vergangenheit zurückgehen dürfen, um seinen Charakter zu vertheidigen; der Präsident erklärte ihm, daß es sich vorm Gericht um keine frühere Verschwörung handle, sondern nur um das jetzt fragliche Attentat gegen die innere Sicherheit des Staates. Lahorie erklärte, daß er, wenn man bei der Weigerung verharre, nichts zu sagen habe.

Nach einer Zwischenvernehmung resumirte der Präsi-

dent die Laborie zur Laſt fallenden Ermittelungen und forderte ihn zur ſpeciellen Erklärung darüber auf: „Es erhellt: daß Sie, dem Gefängniß La Force entlaſſen, Kenntniß hatten von dem Senatusconſult, von einer Proclamation, einem Tagesbefehl und andern Befehlen, welche der General Mallet an verſchiedene Corps erlaſſen; es erhellt ferner aus Ihren Verhören und Geſtändniſſen, daß Sie auf das Miniſterium der Polizei geführt wurden; daß Sie thätig waren bei der Verhaftung des Polizeiminiſters, um Ihren Abſichten förderlich zu ſein; daß Sie nach der Verhaftung des Polizeiminiſters deſſen Stelle eingenommen und mehre Verordnungen in der Eigenſchaft als Polizeiminiſter unterzeichnet haben. Sie ſind aller dieſer Thatſachen geſtändig und überführt. Was haben Sie zu Ihrer Vertheidigung anzuführen?“

Laborie entgegnete: „Ich glaubte nicht, daß der angeſchuldigte Mallet der Urheber aller dieſer Dinge ſei. Ich glaubte nur den Befehlen des General Mallet gehorchen zu müſſen, der eine höhere Gewalt über mich habe. So ging ich hin, den Miniſter zu verhaften. Was den Miniſtertitel anlangt, den ich angenommen hatte, ſo geſchah es darum, weil, als der wirkliche Miniſter verhaftet war, eine ſolche Gährung unter Allen herrſchte, und ich wirklich um ſein Leben beſorgt werden mußte, wie der Miniſter mir auch ſelbſt bezeugt hat; da hätte ich jeden Titel angenommen, um ihn nur unter dieſer Formalität in ein ſicheres Haus zu ſchaffen. Das war nach meiner Anſicht das einzige Mittel, um ihm ſein Leben zu retten. Da ich nun keinen andern Titel fand, ſo nahm ich dieſen. Das war mein einziger Beweggrund und mein einziger Zweck. Man kann auch gar nicht darüber in Zweifel ſein, denn ſonſt habe ich als Polizeiminiſter gar nichts gethan... Wenn ich mich

wirklich als Minister betrachtet, so hätte ich ja vom ersten Augenblicke an ganz anders gehandelt; ich hätte ja die Gefangenen in La Force, mit denen ich eingesperrt war, losgelassen. Man kann mir gar keine Handlung zur Last legen, die ich als Polizeiminister begangen hätte, außer denen, zu welchen ich in der Lage nothgedrungen war, oder solche, welche meine außerordentliche Großmuth bekunden; denn es war eine große Großmuth von mir, daß ich mich zwingen ließ den Titel eines Polizeiministers zu usurpiren, nur um dem wirklichen Minister das Leben zu retten. Sobald ich ihn in meiner Gewalt hatte und er vor mir erschien, waren meine ersten Worte: „Du hast nichts zu fürchten, Savary, Du fällst in großmüthige Hände.“ Aber die Aufregung war sehr groß, und da sagte ich zu ihm — und meine Richter mögen wohl bedenken, daß der Herzog von Rovigo das bestätigt hat — ich sagte zu ihm: „Du kannst hier nicht in Sicherheit bleiben. Ich sehe gar keinen andern Ausweg, als Dich nach La Force zu senden.“ Da ich nun nicht wußte, wie ihn der Kerkermeister anders aufnehmen würde, mußte ich irgend einen Titel annehmen.“

Der Präsident machte ihm bemerklich, daß er unterrichtet und gebildet genug sei, um nicht auf den ersten Blick die Falschheit der Actenstücke zu erkennen, die ihm vorgezeigt worden.

„Mein Herr Präsident, erwiderte Lahorie, ich bin aus dem Gefängniß auf die gewöhnliche Weise entlassen. Der Gefangenmeister kündigte mir meine Freiheit an, wie man sie herkömmlicherweise ankündigt. Als ich aus La Force herauskam, fand ich den General Mallet. Er gab mir ein Couvert, er sprach zu mir von dem Senatusconsult und von dem Uebrigen. Alles sehr schnell,

und in dem Augenblicke in der Nacht konnte ich es nicht lesen. Ich öffnete wol das Couvert, sah aber nur den Titel der Actenstücke an mit der Angabe, was sie enthielten. Ich glaubte an eine neue Regierung; ich meinte, diese neue Regierung bilde sich eben und wolle die alte übern Haufen werfen; endlich glaubte ich, daß ich bei einer neuen Revolution mithelfen sollte, aber gewiß nicht bei einer Verschwörung. Unter dieser Annahme werden Sie nichts Außergewöhnliches darin finden, daß ich den Befehlen nachkam, die mir die legalen schienen. Ich glaubte an die Existenz zweier Regierungen, die sich einander bekämpften, und in dem Augenblicke habe ich an keiner Verschwörung mit gearbeitet. Ich glaubte, Mallet sei Divisionsgeneral und commandire die Armee und ich könnte von ihm Ordres annehmen."

— Aber Sie kannten den Ex-General Mallet, Sie wußten, daß er mit Ihnen in La Force gesessen?

„Nein, ich habe den General Mallet seit 12 Jahren nicht gesehen, ich habe seit der Zeit mit ihm nie gesprochen; es gab gar keine Verbindung zwischen uns. Ich wußte von gar nichts, was vorging. Ich war ja im Begriff, das Gefängniß zu verlassen, als man mir die Freiheit ankündigte. Ich bin vielleicht mehr zu entschuldigen als ein Anderer, daß ich mit zu leichtgläubiger Hoffnung zu der neuen Wendung zugriff, die mir wenigstens einen Wechsel versprach in all den Leiden, welche ich seit so langen Jahren ertragen. Neun Jahre lang in meinem Vaterlande proscribirt, aber im Begriff ein Staatsgefängniß zu verlassen, um, mit Zurücklassung meiner Güter, verbannt zu werden, hinausgeworfen in ein fremdes Land, hatte ich vielleicht einige Rechte, eine neue Ordnung der Dinge zu wünschen. Ich habe nichts vorbereitet, ich habe nichts dazu gethan, ich hatte keine

Verbindung mit Mallet vorher. Ich will gar nicht meine Leichtgläubigkeit vor Ihnen entſchuldigen, ich ſage nur vor Denen, die das menſchliche Herz kennen, daß man einen erſten Augenblick des Irrthums entſchuldigen muß, zumal bei einem Menſchen, der nur einen Augenblick zum Nachdenken hatte. General Mallet ſagte zu mir: es iſt kein Augenblick zu verlieren. Ich bitte ihn, daß er es mir beſtätige. Ein ſolches Vertrauen kann lächerlich erſcheinen, es ſetzt wenig Ueberlegungskraft voraus. Das muß ich mir gefallen laſſen, denn weil es die Wahrheit iſt, wiederhole ich es mit der Freimüthigkeit, die nun einmal in meinem Charakter liegt. — Ich habe den 18. Brumaire geſehen, eine Revolution, die ſich ganz auf dieſelbe Weiſe machte. Eine große Maſſe Truppen gehorchten dem General Mallet, nicht wie ein zuſammengelaufener tumultuöſer Haufe, ſondern wie Militairs, die einer ordentlichen Regierung gehorchen. Das können mir alle Officiere, die hier ſind, bezeugen. Nichts im ganzen Corps, was ein Zaudern, das geringſte Zweifeln andeutete. Paris war vollkommen ruhig. Es war heller Tag geworden. Ich konnte mit einigen Compagnien durch die Stadt ziehen, nach dem Stadthauſe, der Polizei, ohne auf irgend ein Hinderniß zu ſtoßen. Andere Truppen paſſirten links und rechts, nach allen Richtungen, ohne den geringſten Widerſtand zu zeigen. Ich konnte mich täuſchen; ich konnte glauben, daß der Senat verſammelt wäre, ich konnte glauben, daß er eine neue Regierung bilde. Ich habe mich getäuſcht. Fragen Sie das ganze Officierscorps, was hier zugegen iſt, ich zweifle gar nicht an ihrem guten Willen. Sie waren Alle im Zuſtande abſoluter Gläubigkeit. Wenn man etwa auf Talent und Verdienſt meinerſeits ſich beruft, um beweiſen zu wollen, daß ich mich nicht hätte täuſchen

können, ſo misbraucht man gegen mich einen Irrthum, in den ein Mann wohl fallen kann."

— Man klagt Sie auch nicht als Urheber der Verſchwörung an, ſondern man beweiſt Ihnen aus poſitiven Thatſachen, daß Sie Beihülfe geleiſtet.

„Das leugne ich auch nicht, daß ich geholfen habe, und zwar zu einer Handlung, die ſich jetzt als Verſchwörung herausgeſtellt hat. Ich glaubte aber nicht bei einer Verſchwörung zu helfen." Nachdem er wiederholt, daß er an einen andern 18. Brumaire gedacht und daran nach den Umſtänden habe denken können, fuhr er fort: „Durch dieſe Erinnerungen getäuſcht, konnte ich eher als ein Anderer in den Irrthum verfallen. Ich würde ja gern mein Unrecht bekennen. Ich weiß, daß mein Kopf verfallen iſt, ich rede nicht, um ihn zu retten. Ich ſage offen und freimüthig, was ich denke und glaube. Man wird vielleicht ſagen, daß ich eine halsſtarrige Leichtgläubigkeit affectirte, daß ich den Schalk im Nacken trüge, daß ich Alles wüßte. Ich weiß nichts von Allem. Wenn man irgend etwas finden kann, in allen meinen Verhören, in allen meinen Auslaſſungen, in allen Papieren, die man bei mir fand, nur eine Thatſache, nur ein Indicium, was auf meine Wiſſenſchaft ſchließen ließe, man bringe es vor!"

Auch die Wiederholungen ſcheinen uns hier von einiger Wichtigkeit für die Beurtheilung der Sache. Man wird ſie uns daher zu Gute halten; wir kürzen noch Das, was die franzöſiſchen Berichterſtatter aufgenommen haben. Nachdem der Präſident ihm abermals vorgehalten, daß es ſich nicht darum handle, ihn als Urheber des Complottes darzuſtellen, ſondern darum, wovon poſitive Beweiſe vorhanden wären, daß er mit dazu geholfen, rief er aus:

„Ich glaubte aber nicht zu conspiriren, ich glaubte einer vollständig gebildeten Regierung zu gehorchen. Ich glaubte an die Existenz des Senatusconsults; ich glaubte an den Tod des Kaisers. Der versammelte Senat bildete die Basis, den Typus eines neuen Gouvernements. Warum will man denn durchaus nicht, daß ich geglaubt habe? Ich hatte keine Mittel, mich von Dem zu überzeugen, was ein ganzes Officiercorps glaubte. — Warum will man, daß ich allein nicht soll betrogen worden sein, wo so viele Andere in demselben Zustande des Irrthums waren? — Was nun meinen Titel als Polizeiminister anlangt, so erweist mir der Herr Minister selbst die Gerechtigkeit, daß ich Alles gethan, was ich konnte, um sein Leben zu erhalten, und daß ich nichts Anderes, als das im Auge hatte. Es war eben kein Act der Dankbarkeit, denn ich hatte mich genug über die Polizei zu beklagen."

— Das ist durch keine Handlung in dem Sinne, wie Sie es wünschen, bewiesen. Uebrigens handelt es sich hier nicht um den Minister, sondern um das Attentat gegen die innere Sicherheit des Staates. Der Minister ist nur ein secondaires Wesen.

„Aber auch unter der Annahme, daß kein Zusammenhang zwischen dem Attentat gegen den Minister und dem Attentat gegen die Sicherheit des Staats bestehe, auch unter der Annahme der Commission, die Beide trennt, erkläre ich auf Ehre und Gewissen, daß ich positiv an die Existenz des Senatusconsults geglaubt habe. Freilich konnte ich es nicht lesen, um es zu beurtheilen. Das ganze Officiercorps hier, vor dessen Augen man mir das Paquet einhändigte, kann bezeugen, ob ich nur eine Minute Zeit hatte, es zu durchfliegen. Sie werden sagen, daß in Dingen von dieser Wichtigkeit ein Irrthum

nicht entſchuldigt werden darf, daß ich mich hätte überzeugen müſſen. Ja, ich gebe Ihnen ja zu, ich hatte Unrecht, ja, ich hatte Unrecht. Ich bin ſchuldiger als ein Anderer; aber ich bin es vermöge eines Grund- und urſprünglichen Irrthums, der aus der politiſchen Lage entſpringt, in die man mich verſetzt hatte. — Ich kann ich muß, — fuhr er nach einer Unterbrechung fort — den Abriß meines Lebens aus meinen Papieren haben, er iſt zu meiner Vertheidigung nöthig. Es muß mir darauf ankommen, daß Sie mich beurtheilen, wie ich bin. Die Ausſichten, welche mir ſonſt gelächelt, der Rang, den ich anderweitig hätte bekleiden können, alle dieſe Umſtände zuſammen genommen können erſt eine Schätzung der Rolle abgeben, welche ich bei einer Operation geſpielt, die, wie ſie iſt, nur für einen Act der Verrücktheit gelten kann. Aber wenn man ſie nicht ſo anſah, wie ſie war, iſt es nicht mehr dieſelbe Sache."

Vor jedem andern, als einem Militairgerichte, würde man dieſe Bitte ihm zugeſtanden haben. Aber er war ſchon gerichtet, er ſollte in wenigen Stunden nicht mehr leben. Die Militaircommiſſion ſprach als Jury nach moraliſcher Ueberzeugung und zugleich als eine Juſtiz-Dictatur. Als jene hatte ſie Niemandem als ihrem Gewiſſen Rechenſchaft zu geben, ob ſie an die Verführung Laborie's glaube oder nicht; in dieſer Eigenſchaft glaubte ſie nach dem alten Satze ne quid detrimenti res publica capiat vielleicht ſogar, Einen, deſſen Schuld nicht erwieſen war, dem öffentlichen Wohle opfern zu dürfen. Wir wollen annehmen, daß ſie als Jury mehr von der Perſönlichkeit des angeſchuldigten Laborie wußte, als wir aus den veröffentlichten Acten; daß er vor ihrem Gewiſſen als ſchuldbewußt daſtand, während er uns nach den geſchriebenen Mittheilungen nur als ſchuldig durch Fahrläſſigkeit

Namen konnte man nicht einig werden. Daß der **Deutsche, wenn er zum Essen und Trinken auffordert, zum Genießen einladet, kam dem Franzosen** höchst seltsam vor. Vom Französischen Genuß wollten sie durchaus Trank und Speise ausgeschlossen wissen, da die Deutschen sich nicht berufen fühlten, in den Norwegischen Gebirgen, **den Rechten ihrer Muttersprache zu vergeben, die Franzosen aber auch dort selbst ihre angeborne Artigkeit nicht verläugnen konnten**, so ward ein friedliches Abkommen dahin geschlossen, daß man jede Mahlzeit ein jouir nannte. Eine große Belustigung der Gesellschaft, wenn zufällig alles Aufgetragene ungenießbar war. Dagegen hielt die Vereinigung schwerer über das Wesen, das Essen und Trinken selbst. Die Franzosen **wollten es nur als ein nothwendiges Uebel, als** ein Geschäft betrachtet wissen, das man abmachen müsse, damit die Reise im Gang bleibe. Ehe daher die tribuni plebis zum Besten der Allgemeinheit mit anderen Vorschlägen durchdrangen, wurde Abends einmal und Morgens einmal „genossen;" dergestalt, daß wir etwa Nachts nach später Ankunft, um elf Uhr den langgenährten Hunger stillten, und dann nach vier Stunden,

erſcheint. Seine Sprache vor den Richtern hat, trotz ihrer Wiederholungen, eine Farbe der Wahrheit, einen Ton der Ueberzeugung; die Schlußfolgerungen ſind ſo richtig, wenn man das erſte Kettenglied zugibt; ſelbſt ſeine nachherige Unthatigkeit ſcheint für ihn, für den Umſtand zu ſprechen, daß er ohne Plan in die Sache hineingerieth, ohne eigentlich zu wiſſen wie? Gar nicht ſcheint man eine Frage, die für jeden andern Richter von Wichtigkeit geweſen ware, ermittelt zu haben: wie der Gefangenmeiſter am frühen Morgen Laborie fand, als er ihm ſeine Befreiung ankündigte; ob er ihn aus dem Schlafe wecken mußte, oder ob er angezogen, zum Ausgehen bereit, in ſeiner Uniform ihm entgegentrat?

Guidal beſchränkte ſich auf ſeine Ausſagen in der Voruntersuchung. Es war das gemeinſame Syſtem aller Angeſchuldigten, ſich nur als Werkzeuge und Betregene von Mallet darzuſtellen. Nach der kräftigen Ausführung dieſer Vertheidigung des Laborie iſt die der Andern nur ein Nachhall.

Der Commandant Soulier, von der 10. Cohorte, ſpielte die kläglichſte Rolle. Man erinnert ſich, daß er es war, vor dem Mallet als General Lamothe zuerſt erſchien und ihn mit ſeiner überraſchenden Nachricht aus dem Bette trieb. Soulier wollte erſt am Tage vor der Gerichtsſitzung erfahren haben, daß der General, welcher in der Nacht mit den Briefen und Documenten vor ihn trät, der General Mallet geweſen.

— Haben Sie die Ihnen vorgelegten Acten ſelbſt geleſen? fragte der Präſident.

„Nein, mein Herr, man hat ſie mir vorgeleſen. In dem Zuſtande von Fieber und Gliederreißen, in dem ich mich befand, konnte ich nichts verſtehen. Ich hatte ſchon die Ehre vor Sr. Excellenz, dem Miniſter der Po-

lizei zu erklären, daß ich nichts davon verſtanden hätte."

Soulier verrieth während der ganzen Dauer der Debatten die äußerſte Unruhe und Aengſtlichkeit. Er gab zu, daß man auf ſeinen Befehl die 10. Cohorte verſammelt und ſuchte ſich nur damit zu entſchuldigen, daß die Neuigkeit von Napoleon's Tode ihn dermaßen verwirrt und beſtürzt gemacht, daß er in Zeit einer Viertelſtunde vier Mal das Hemde habe wechſeln müſſen.

Sein Adjutant-Major, der mitangeſchuldigte Piquerel vertheidigte ſich nicht männlicher: „Mein Adjutant weckte mich um 3½ Morgens. Er ſagte mir: Eilen Sie aufzuſtehen, Herr Major, der Commandant läßt Sie zu ſich rufen. Um 3½ oder 3¾ Morgens begab ich mich zum Commandanten, der mir ſagte: Mein Capitain, ich habe Ihnen eine traurige Neuigkeit zu melden. — Was denn, mein Commandant? ſagte ich. — Den Tod des Kaiſers! — Ich war entſetzt, ich hielt mich kaum auf meinen Füßen. Er ſagte: Man wird Ihnen ein Senatusconſult vorleſen; der Herr General hier wird es Ihnen durch Jemand mittheilen laſſen. Darauf ſagte der Commandant zu mir: Nun ſchnallen Sie Ihren Degen um. Ich bemerke nur, daß der Adjutant mich nicht verlaſſen hatte. Er ſagte darauf: Schnell zurück ins Quartier, laſſen Sie die Cohorte mit dem Gewehr antreten. Sobald ſie in Reihe und Glied ſteht, fordern Sie, daß man das Senatusconſult vorlieſt. Das that ich denn auch. Der Adjutant ließ die Herren Officiere nach dem Befehle benachrichtigen. Den nächſten Augenblick kam auch der General ins Quartier und befahl, daß die Soldaten nicht ein Quarrée formirten, ſondern in Hufeiſenform zuſammenträten, um Allen Kenntniß von Dem zu geben, um was es ſich handelte. Das

geschah. Da erfuhr ich den Tagesbefehl vom 23. zum 24. Die Soldaten waren sehr ruhig und hörten die Vorlesung ohne Murren an. Demnächst habe ich die Ehre zu bemerken, sagte der Commandant zu mir: Sobald Alle bereit sind, brechen Sie mit 5 Compagnien auf. Sie lassen mir nur eine im Quartier zurück, die mir als Escorte dienen soll, wenn ich aufbreche."

Befragt, ob er in Allem diesem nur nach den Befehlen seines Commandanten gehandelt? bejahte es Piquerel.

Der Präsident richtete dieselbe Frage an Soulier, ob er überall den Befehl ertheilt? Da näherte sich ihm Mallet und flüsterte ihm etwas ins Ohr, worauf Soulier erwiederte: „Ich habe wirklich ein so schwaches Gedächtniß, daß Herr Mallet bemerkt, er sei es gewesen, der den Befehl ertheilt."

„Ja, ich war es, rief Mallet, der den Befehl zum Abmarsch aus der Caserne gab."

Soulier erklärte, er habe nur den Befehl zum Ablesen des Senatusconsultes ertheilt; weiter habe er keine andre Ordre gegeben. Der den Abmarsch befohlen, stehe ja vor ihnen. Es entspann sich darüber eine Debatte. Der Präsident und der Berichterstatter suchten den unglücklichen Soulier aus seinen Aussagen zu beweisen, daß er nur allein den Befehl zum Abmarsch könne gegeben haben. Da unterbrach sie Mallet und hub an:

„Wollen Sie mir einen Augenblick das Wort gönnen, um die Sache aufzuklären? Als ich bei dem Herrn Commandanten ankam, fand ich ihn krank im Bette. — Alles, was er selbst gesagt hat, ist buchstäblich wahr. — Während der kurzen Zeit, daß ich bei ihm war, mußte er zwei Mal die Wäsche wechseln. Ich war es, der forderte, daß die Cohorte ins Gewehr trete, um das Senatusconsult, den Tagesbefehl und die andern Acten-

ſtücke vorleſen zu hören. Da erſt ließ er den Major Adjutanten rufen und hieß ihn ſeine Leute ins Gewehr rufen und die Cohorte unter meinen Befehl ſtellen, ſobald als die Actenſtücke verleſen wären. Weil ich dem Herrn Commandanten die Befehle ertheilt hatte, die Cohorte antreten zu laſſen, war es auf meinen Befehl erfolgt. Der Herr Commandant befand ſich unter meinem Commando, ſo gut als wenn ich wirklich ein vom Senate geſandter General geweſen wäre. Dieſe Rolle ſpielte ich in dem Augenblicke dort. Er mußte mir gehorchen, und wenn er nicht gewollt, ſo würde ich gewußt haben, mir Gehorſam zu erzwingen."

— Wenn er ſeiner Inſtruction und dem Geſetze gefolgt wäre, würde er Sie haben arretiren laſſen, ſagte der Präſident.

„Ich hatte alle Mittel angewandt, um zu beweiſen, daß ich nach höhern Befehlen handelte. Ich glaube, er konnte gar nicht anders, als gehorchen, wie er gethan hat. Ich allein habe den Commandanten in ſeinen Irthum verſetzt, dazu hatte ich Alles gut vorbereitet, wie Sie aus meinen Ausſagen wiſſen."

Dies die wichtigern Verhandlungen. Es drehte ſich um die Frage: ob dieſe Militairs in gutem Glauben gehandelt haben und ob ſie, nach den beſtehenden militairiſchen und Staatsgeſetzen, ſo handeln durften? Die erſtere Frage kann nach den Acten nur bejaht werden. Sie waren getäuſcht und gehorchten im Glauben, daß ſie gehorchen mußten. Ob dies Letztere richtig oder falſch war, iſt eine Frage, die in keinem Staatsrecht beantwortet wird. Es gibt nur eine Macht, die darüber zu Recht ſpricht — den Erfolg.

Piquerel gab demnächſt noch Rede und Antwort über ſeinen Antheil an der Verhaftung des Polizeiminiſters,

die er mit bewirkt hatte. Doch habe nicht er ihn, sondern der General Guidal, nach dem Gefängniß La Force abgeführt. Als Herr Laborde ihm später zugerufen: „Zurück in Ihre Quartiere, der Kaiser lebt!“ habe er mit allen seinen Leuten aus voller Kehle gerufen: „Es lebe der Kaiser!“ und sei auf der Stelle dahin zurückgekehrt, sehr zufrieden, eine solche Botschaft mit sich zu nehmen.

Die Mehrzahl der andern Angeschuldigten erschienen als passive Instrumente Mallet's; ihre Antworten waren ohne Belang zur Beurtheilung der Sache. Nur der Obrist Rabbe und der Sergant-Major Rateau verdienen noch besonders gehört zu werden.

Rabbe erklärte die betreffenden Actenstücke zum Theil gehört zu haben. „Dies ging so zu. Um 7½ oder 7 Morgens kam der Adjutant zu mir, ganz außer Athem und hielt ein Couvert in der Hand. — Viel, viel Neues. — Er konnte nicht sprechen, es verging eine Weile, bis er lesen konnte. Endlich fing er an zu lesen. Bei den ersten Worten hörte ich ihn sagen, daß der Kaiser sein Leben unter den Mauern von Moskau verloren, und daß man suchen wolle, die Reste der Armee zu retten.... Bei den Worten machte ich eine Bewegung; ich weiß nicht, in welcher Lage ich mich fand, ich stützte mich gegen den Kamin. Als ich weiter gehört, war ich in einer Lage, die ich Ihnen nicht beschreiben kann. Ich sagte: „Was machen wir? Wir sind verloren!“ — Nachdem er über die Dispositionen, die er darauf ergriffen, Rechenschaft gegeben, fuhr er fort: „Im Augenblicke, wo ich mich ankleide, um auf den Platz Vendôme zu gehen, kommt Herr Laborde zu mir und sagt: Wie! Ich begegne verschiedenen Ihrer Compagnien, die sich nach links und rechts hin begeben! —

Ich ſage darauf: Nun was gibt es denn? Ich laufe nach der Caſerne. Als ich ankomme, hatte Herr Laborde ſchon einige Compagnien zurückmarſchiren laſſen. Ich fand mehre Officiere verſammelt und ſagte: Was gibt es denn? Ich gebe Ihnen eine Ordre und Sie führen ſie nicht aus? Die Disponibeln treten zu links und rechts an. Ich ſage: Nun Rappel geſchlagen für die, welche noch da ſind. Als wir auf dem Platz Vendôme ankamen, ſagte mir der General Doulcet: Aber in Teufels Namen, was haben Sie denn gethan, Rabbe? — Ich ſagte: Mein General, ich bin ganz verblüfft. Aber ich ſchickte ſchon Ordre an alle Detachements, daß ſie kehrt machen ſollten."

Nachdem er darüber Rechenſchaft abgelegt, antwortete er auf die Frage des Präſidenten: warum er nicht überhaupt ſeine Befehle zurückbehalten:

„Das iſt mein Fehler. Ich habe ihn auf der Stelle erkannt. Mein Kopf hatte mich verlaſſen. Ich kann Ihnen gar nicht die Aufregung beſchreiben, welche die Nachricht auf mich hervorgebracht. Ich habe dieſe Befehle kaum angerührt. Der Adjutant hat ſie geleſen. Aber ſobald ich nur vom Tode des Kaiſers ſprechen hörte, und daß man auf die Mittel dächte, die Reſte der Armee zu retten, ſo ſchoß das mir wie ein Donnerſchlag durch den Leib. Ich ſagte: Wir ſind verloren! Man fuhr fort zu leſen, und ſtatt meine Befehle zurückzunehmen, verlor ich alle meine Geiſtesgegenwart. Ach, ich habe einen Fehler begangen. Ich habe ihn nur zu ſpät bemerkt!"

Rateau, der Sergeant-Major, deſſen Mallet ſich als Aide de Camp bedient, erklärte, er habe den General 4 oder 5 Mal vor der Nacht geſehen, wogegen Mallet dieſen Mann nur ein Mal geſehen zu haben behauptete.

— Man darf mit Wahrſcheinlichkeit ſchließen, ſagte der Präſident zu dieſem Angeklagten, daß, auch angenommen, Mallet habe Sie nicht in alle ſeine Projecte eingeweiht, er Ihnen doch einen guten Theil davon mitgetheilt hat?

„Ich bitte um Vergebung, mein gnädiger Herr.“

— Aber er hat Sie zu ſeinem Aide de Camp ernannt.

„Ich bitte um Vergebung. Er hat mir niemals etwas davon geſagt bis nachher. Ich war 3 Wochen lang nicht bei ihm geweſen.“

— Er gab Ihnen aber ein Rendezvous?

„Nein, mein gnädiger Herr, das war Bouteaur, der mir ſagte, wir wollten uns einmal einen Abend amüſiren; da nahmen wir einen Urlaub auf 24 Stunden, um uns in Paris zu amüſiren. Und das war der Abend, wo wir uns nach der Rue St. Pierre begaben — ich weiß aber wirklich nicht einmal, ob die Straße ſo heißt — und da war auch der General Mallet.“

— Es kommt hier nur darauf an zu conſtatiren, ob Sie den angeſchuldigten Mallet mehre Male geſehen haben?

„Ich ſah ihn 5 oder 6 Mal; ich ſah ihn aber nur durch Vermittelung des Herrn Lafon.“

— So lautete ſchon Ihre Erklärung. Sie müſſen indeſſen ſchon vorher darauf vorbereitet geweſen ſein, die Uniform eines Aide de Camp anzuziehen?

„Ich bitte um Vergebung. Das war erſt im Augenblicke, wo der Herr General es mir ſagte; ich hatte eben ſehr gut dinirt. Er ſagte zu mir: Sie müſſen die Uniform eines Aide de Camp anziehen. Sie werden mein Aide de Camp ſein, Sie werden zu meinem Befehle ſtehen und mir gehorchen.“.

Nachdem der Berichterſtatter eine Ueberſicht aller ermittelten Thatſachen geliefert, ward den Angeſchuldigten und ihren Vertheidigern das Wort gegönnt zu ihrer Vertheidigung.

Mallet erhob ſich und ſprach nichts als jene denkwürdigen Worte, mit der vollkommenſten Ruhe ohne alles declamatoriſche Zurſchautragen:

„Ein Mann, welcher ſich ſelbſt zum Vertheidiger der Rechte ſeines Vaterlandes conſtituirt hat, bedarf keiner Vertheidigung. Er triumphirt, wo er ſtritt.“

Laborie und die Andern brachten nur daſſelbe vor, was wir aus ihrer Vernehmung wiſſen. Ihr gemeinſchaftlicher Vertheidiger, der Advocat Coubert, faßte es in ſeiner Rede zuſammen. Er war aber erſt, wie er ſagte, ſeit einigen Stunden zur Vertheidigung berufen.

Er ſtellte die Mehrzahl der Angeklagten als unglückliche Verirrte dar, verirrt durch ihre eigene Unklugheit, in deren Herzen aber auch kein Körnlein wirklicher Schuldbarkeit ſei. — Wichtig ſei der juriſtiſche Punkt, daß im vorliegenden Falle von einer eigentlichen Verſchwörung, im geſetzlichen Sinne, nicht die Rede ſein könne. Es handle ſich nur um einen Handſtreich. „Wenn wir dies annehmen, wie man wol nicht anders kann, wird die Vertheidigung ſehr einfach. Die Leichtgläubigkeit, der die Unglücklichen ſich hingegeben, iſt natürlich. Fordern Sie etwas Anderes von Leuten, die vermöge ihres Standes ſo weit entfernt von der Regierung ſtehen, die gar keine Kenntniß von der Handſchrift der vornehmen Senatoren beſitzen konnten, welche das angebliche Senatusconſult unterzeichnet hatten?“ — Es könne nur ein Handſtreich ſein. Wäre es eine vorausbedachte Verſchwörung geweſen, unter einer großen

Anzahl Verbündeter, so hätte die Pariser Polizei bei ihrer bekannten Thätigkeit davon Kunde haben müssen.

Ferner müsse man beachten, in welchem Zustande sich an dem verhängnißvollen Morgen die Mehrzahl seiner unglücklichen Clienten befunden. Um 3 Uhr in der Nacht, wo der Schlaf noch keine Erholung bewirkt, habe man sie erweckt; die Schlaftrunkenheit habe noch auf ihre geistigen Fähigkeiten ihren Einfluß geübt. Dann wären sie überrascht worden von der furchtbaren Nachricht: der Kaiser ist todt; dies hätte völlig lähmend, verwirrend auf sie wirken müssen. Wenn sie schon auf jeden guten Franzosen einen außerordentlichen Eindruck hervorbringen müssen, wieviel mehr auf alte Soldaten, die nur in der Idee ihres Kaisers lebten. „Wie können Sie nur denken, meine Herren, daß sie in diesem Augenblicke die nöthige Geistesklarheit sich bewahrt, um Das zu beurtheilen, was man sie thun ließ. — — Alle gehorchten nur Dem, was man ihnen befahl."

„Bis zu welchem Punkte muß der Gehorsam eines Soldaten gehen? — An mir ist es nicht dies zu entscheiden. Sie, meine Herren, die Sie alle über Soldaten das Commando geführt, wissen es besser als ich. Sie wissen, daß der Soldat durchaus und vor Allem gehorchen muß, daß er nicht urtheilen darf, daß er selbst nicht berathen und überlegen kann. Und konnten sie in dem Augenblicke Rath pflegen, überlegen, nachdenken, disputiren? Es war rein unmöglich."

„Es bleibt nur ein Einwand übrig. Man hat behauptet, daß jeder Soldat, indem er dem Kaiser Treue schwört, zugleich auch der Constitution und Demjenigen Treue schwöre, welcher nach derselben den Thron erben müsse. — Wie, meine Herren, ist der Kaiser auf den Thron gelangt? — Durch den Wunsch aller Franzosen,

ein Wunſch, der ausgeſprochen ward durch ein Senatusconſult. Dem Senatusconſult mußte jeder Franzoſe gehorchen, dem Senatusconſult, welches echt und wahrhaft in den Augen derer iſt, welche ſeine Falſchheit nicht kennen. Ein Senatusconſult konnte ſolche Perſonen täuſchen, welche weder Geſchäftskenntniß, noch Rechtskenntniß haben. Sie gehorchten nur dem Senatusconſult."

Der Vertheidiger forderte demnach Nachſicht für ſeine Clienten, welche nicht ſträflich, ſondern nur unklug gehandelt. Das Reſultat dieſes Complottes, welches die größte Thorheit geweſen, die man ſich nur denken könne, werde ſein, daß Seine Majeſtät der Kaiſer ſich von der vollen Huldigung der Liebe und Treue aller ſeiner Unterthanen, und aller ſeiner braven Soldaten, mehr und mehr überzeugt fühlen müſſe.

Die Angeklagten verlangten nicht mehr, ſie empfahlen ſich der Nachſicht ihrer Richter. Einer von ihnen, der Capitain Rouffe, ſtand auf und wollte ſprechen, aber die Stimme verſagte ihm. Ein Anderer ſprach für ihn: „Gnädiger Herr, ſeit der Verhaftung hat dieſen unglücklichen Capitain ſein Schickſal dermaßen angegriffen, daß er nicht mehr weiß, was er ſpricht."

Nur Rateau wollte noch das Wort ergreifen, und ſich beklagen, daß er in eine Schlinge gefallen, die man ihm gelegt. Da ergriff Mallet das Wort für ihn:

„Herr Präſident! Rateau's Vertheidigung geht mich perſönlich näher an, als meine eigene. Rateau kam in das Krankenhaus, in dem ich mich befand, um einen Landsmann oder Verwandten zu beſuchen. Ich glaube, man ſagte mir, es war ein Verwandter. Ich ſah ihn 4 oder 5 Mal. Bei einer Gelegenheit ſagte ſein Freund zu mir: Wenn Sie können, ſo verſuchen

Schlag vier, geweckt wurden, um von neuem den unwilligen Magen für den ganzen folgenden Tag mit harten Eiern, Lachs, Forellen, Hammelschinken und ungenießbarem Käse abzufertigen, auf daß kein Hungriger die Tageskarriere durch ein zweites Frühstück oder Mittagsbrod stören wolle. Wir Deutsche dagegen, obgleich keine Epicuräer, hielten dafür, daß der Leib, auf den bei einer beschwerlichen Reise so viel ankommt, bei guter Laune erhalten werde. Es genügt nicht, seine nöthigsten Bedürfnisse auf eine rohe, barsche Weise zu befriedigen. Kein Theater Direktor darf seinen Schauspielern die contraktmäßige Löhnung ohne ein gutes Wort hinwerfen, wenn er sie anders bei Humor erhalten will. So verlangt auch der Magen und Appetit einige Achtung und Berücksichtigung, und es war gewiß ein Sieg der guten und der Deutschen Sache, als wir es dahin brachten, daß der Frühstücksgenuß auf die Mittagszeit verlegt wurde. Zum völligen Frieden wirkte die Neigung beider Nationen, der Franzosen zum Lachen und der Deutschen mit philosophischer Ruhe sich auslachen zu lassen.

Von Jerke aus nimmt man Pferde, um

Sie doch durch Ihre Bekanntſchaften ihm ein Avancement zu verſchaffen. Sie würden mich perſönlich verbinden. — Die Gelegenheit zeigte ſich. Ohne Rateau zu vertrauen, fragte ich ihn nur, ob er Luſt habe zu avanciren? Er antwortete, das wäre wol der Wunſch aller Militairperſonen; es gälte ja nur das. Ich ſagte ihm: Mein Freund, die Gelegenheit wird ſich vielleicht bald machen; dann werde ich es Ihnen anzeigen. — An dem Abende, wo ich ihn traf, theilte ich ihm nur mit, daß ich vom Senat beauftragt ſei, gewiſſe Befehle auszuführen, und, wenn er mein Aide de Camp ſein wolle, werde es ihm an der Beförderung nicht fehlen, nach der er trachte. Er nahm es an, die Dinge gingen ihren Weg. Er trat mit mir in das Haus; er legte dort die Uniform eines Aide de Camp an. Weiter wußte er nichts. Das iſt die volle Wahrheit, was Rateau anlangt."

Als die Angeſchuldigten durch ihre militairiſch Vorgeſetzten entfernt werden ſollten, erhob ſich noch eine Scene voller Jammer, wie man ſie unter andern Umſtänden bei Kriegern, die ſo oft dem Tode muthig ins Auge geblickt, kaum erwartet hätte.

Die Mehrzahl verbarg nicht ihre innere Angſt. „Mein gnädiger Herr! rief der Commandant Soulier aus, wir ſind Verirrte! Wir ſind Alle unglücklich, Alle alte Militairs, Alle Familienväter, wir haben kein Vermögen. Unſre Kinder, unſre Frauen, Alles iſt für uns verloren! Haben Sie Mitleid mit uns alten Militairs!!!" — Borderieux betheuerte ſeine Anhänglichkeit für Napoleon. Mitten in ſeinem Schmerze rief er aus: „Was ſoll aus mir werden, ich, der ich unter den Fahnen geboren bin." Noch in der Thür rief er aus: „Ich bin dem Kaiſer ergeben. Es lebe der Kaiſer!"

Die Richter wurden weder durch den Jammer der Angeklagten, noch durch die Gründe ihres Vertheidigers bewegt. Eigene Angſt und Staatsrückſichten mochten mitſprechen. Wer wußte, bei Mallet's geheimnißvollem Schweigen, welche Verzweigungen die Verſchwörung hatte, wo der Boden unterminirt war; und der Kaiſer ſtand im fernen Rußland mit dem Kern des Heeres, von dem man nicht einmal wußte, ob es noch exiſtirte, und Frankreich war nur wenigen Truppen, denen man unbedingt trauen durfte, zur Bewachung überlaſſen. Durch ein Blutbad, das den Unſchuldigen mit dem Schuldigen opferte, glaubte man ſchrecken zu müſſen. — Im andern Falle hätten für die Mehrzahl der Verführten wenigſtens Rückſichten geſprochen. Wenn ein hoher Beamter, wie der Präfect der Seine, der Graf Frochot, an das Senatusconſult glaubte, wenn er bereit war, von der neuen Regierung Befehle zu empfangen, wenn ſelbſt er erklären mußte: ich hatte den Kopf verloren! wie konnte man von einfachen Soldaten des Kaiſers fordern, daß ſie, unter ſolchen Umſtänden, ihn behalten ſollen, wo ihr Kaiſer nicht mehr exiſtirte!

Die Commiſſion fand ſich am andern Morgen um 4 Uhr wieder im Sitzungsſaale ein, wo der Präſident das Urtheil, in Abweſenheit der Angeſchuldigten, ausſprach. Dann wurden diejenigen der Angeſchuldigten beſonders vorgeführt, welche mit dem Kreuz der Ehrenlegion geſchmückt waren. Es waren Mallet, Rabbe, Soulier, Piquerel, Borderieux und Lefebre. Der Präſident erklärte ihnen, da ſie gegen die Ehre gefehlt, daß ſie aus der Ehrenlegion ausgeſtoßen wären. Sie hörten ſchweigend zu, nur Mallet lächelte verächtlich, kaum aber daß die Formel geendet, als Alle, und Rabbe zumeiſt, ſich dem Ausbruche der furchterlichſten

Verzweiflung überließen. Nur Mallet blieb würdig und fest.

Um 10 Uhr wurde allen Angeschuldigten in der Abtei, wohin sich der Berichterstatter begab, ihr Urtheil publicirt.

Der Ergeneral Mallet ward einstimmig als schuldig erklärt des Verbrechens gegen die innere Sicherheit des Staates, mittelst eines Attentates, dessen Zweck gewesen die Regierung und die Thronerbfolge zu stürzen und die Bürger und Einwohner gegen die kaiserliche Autorität aufzureizen und zu bewaffnen. Als Mitschuldige wurden einstimmig erklärt: Lahorie, Guidal, Soulier, Piquerel, Rateau, Bordereur und noch 5 Andere, im Ganzen 12. Durch Stimmenmehrheit noch Rabbe, Boccheiampe, also Summa 14 Personen. Sie wurden zum Tode verurtheilt und zur Confiscation ihres Vermögens. Andere 10, darunter der Capitain Rouffe, der sich die Sache so zu Herzen genommen, daß er die Stimme verloren, wurden freigesprochen.

Nachmittags um 4 Uhr sollte die Hinrichtung statt finden.

In den wenigen Stunden bis dahin sparte man keine Mühe, keine Versprechungen, verhieß ihnen zum Theil eine vollständige Begnadigung, zum Theil eine Umwandlung ihrer Strafe, wenn sie das Geheimniß der Verschwörung verrathen wollten. Denn man konnte es nicht glauben, und es war wirklich unglaublich, daß ein Mann wie Mallet allein, der Freiheit beraubt, ohne alle Geldmittel, die Regierung des Kaisers, wie es geschehen, bis an den äußersten Rand des Abgrundes geführt haben sollte. Man wußte außerdem, daß Mallet in seinem

Kerker und ſpäter im Geſundheitshauſe immer die neueſten und beſten Nachrichten von der Armee gehabt, ja daß ihm Aufſchlüſſe von der höchſten Wichtigkeit communicirt waren. Aber Mallet wies alle Anerbietungen mit kaltem Lächeln zurück. Auch ſeine Unglücksgefährten waren nicht zum Sprechen zu bringen, entweder weil ſie ihr Leben nicht durch die Schmach des Verrathes erkaufen wollten, oder, was wahrſcheinlicher, daß ſie ſelbſt nichts von dem Geheimniß wußten, was man ihnen entlocken wollte.

Gegen 3 Uhr Nachmittags öffneten ſich die Gefängnißthüren. Eine Reihe Wagen hielt davor, die Todesopfer zu ihrer letzten Fahrt aufzunehmen. Sie ſtiegen ein, und eine anſehnliche Cavalerieescorte geleitete ſie nach der Ebene von Grenelle, wo ſie erſchoſſen werden ſollten.

Der Zug hatte ſchon mehre Straßen durchzogen, als ein Ordonanzofficier nachgeſprengt kam und Halt commandirte. Wenn die Unglücklichen neue Hoffnung geſchöpft, wurden ſie bitter getäuſcht. Nur hinſichts Zweier brachte der Officier den Befehl zum Aufſchub der Todesſtrafe und ließ ihre Wagen nach dem Gefängniß kehrt machen. Die Kaiſerin Regentin hatte den Befehl, welcher die Ausſetzung der Strafe für den Obriſten Rabbe und den Corporal Rateau verfügt, eigenhändig unterzeichnet. Weſſen Vorſtellungen und welche Gründe gerade für dieſe beiden Individuen ſprachen, wird uns nicht mitgetheilt. Im Gegentheil erſcheint Rateau, der ſchon ſo lange und oft mit Mallet conferirt, der ihn als Adjutant bei allen ſeinen Unternehmungen perſönlich begleitet hatte, mehr in das eigentlich Verbrecheriſche der That verwickelt, als die unglücklichen Regimentscommandeure und Officiere, welche,

plötzlich aus dem Schlafe geweckt, sich durch den falschen Staatsbefehl täuschen lassen. Wenn endlich Rabbe Nachsicht und Gnade verdiente, warum nicht auch Soulier, der unter denselben Umständen sich täuschen und hinreißen ließ?

Die Andern setzten ihren Weg fort.

Der Muth und die Kaltblütigkeit, welche Mallet vor Gericht gezeigt, verließen ihn auf demselben keinen Augenblick. Nach der Heiterkeit seines Gesichtes, dem Feuer, das seine Blicke schossen, hätte man ihn für einen Helden angesehen, der sich freiwillig für das allgemeine Wohl hinopfert. Als er in der Straße Grenelle eine Gruppe Studenten bemerkte, die sehr traurig schienen, beugte er sich aus dem offenen Wagenfenster zu ihnen hinaus und rief mit lauter Stimme: „Junge Männer, erinnern Sie sich des 23. Octobers!"

Endlich langte der Zug auf der zur Hinrichtung bestimmten Stelle an.

Saulnier sagt: die Generale gleich wie die andern Verurtheilten, welche auf dem Schlachtfelde so oft dem Tode kühn ins Auge geschaut, zeigten in diesem verhängnißvollen Augenblicke dieselbe Unerschrockenheit. Einige riefen: „Es lebe der Kaiser!" andere, die Minderzahl: „Es lebe die Republik!"

Ein anderer speciellerer Bericht malt die furchtbare Scene etwas anders.

Mallet verbot, daß man ihm die Augen verbinde, und erbat sich außerdem, daß man ihm gestatte, selbst Feuer zu commandiren. Es ward ihm gestattet und mit einer festen, accentuirten Stimme begann er:

Peloton! Gewehr auf!

Die Soldaten, selbst heftig bewegt von der traurigen Katastrophe, der sie ihren Arm leihen mußten, gehorch-

ten dem Commando, aber die Ausführung war ſchlecht und nicht gehörig à tempo.

„Das iſt ſchlecht! rief Mallet. Ihr müßt Euch zu überreden ſuchen, daß Ihr vor dem Feinde ſteht .... Fangen wir alſo nochmal an .... Achtung! .... Gewehr auf!“

Dieſes Mal war die Bewegung regelmäßiger.

„Das iſt weniger ſchlecht, ſagte der General, aber es iſt noch nicht gut; indeſſen wollen wir damit zufrieden ſein .... Achtung alſo fur das Letzte, und ich ſage Euch, daß Eure Flinten nur einen einzigen Schuß hören laſſen .... Es iſt ganz gut für Euch, daß Ihr lernt, wie brave Leute ſterben .... Alſo Achtung!“

Aber beinahe eine Viertelſtunde fuhr der eiſerne General in dieſer Art fort ſich im letzten Commando zu üben. Er ließ jedes Tempo bis 3 Mal wiederholen. Vielleicht hätte es noch länger gedauert, denn Niemand dachte daran, ihn zu unterbrechen, aber Mallet warf jetzt einen Blick auf ſeine Unglücksgenoſſen und hatte Mitleid mit dem beklagenswerthen Zuſtande, in welchem ſie ſich befanden. Mehre waren ohnmächtig geworden, und ſie waren nicht die am meiſten zu beklagenden; Andere waren in ſchreckliche Convulſionen verfallen.

„Und doch, ſagt der Berichterſtatter, iſt es ausgemacht, daß ſie Alle auf dem Schlachtfelde als Tapfere gefallen wären.“

Da commandirte er zum Schuß. Diesmal ging es raſch und beim Commando Feuer! ſtürzten die 10 andern zu Boden, um ſich nicht mehr zu erheben. Mallet allein ſchwankte noch aufrecht ſtehend einige Secunden, obgleich ſein Körper von mehren Kugeln getroffen war. Dann ſank er ohne einen Laut zuſammen, mit ſich in das Grab das Geheimniß dieſer unglaublichen Verſchwö-

rung nehmend, die so nahe daran gewesen, der Weltgeschichte eine andere Wendung zu geben, und der Aehnliches dieselbe kaum etwas wird aufzuweisen haben.

Dieses Geheimniß ist noch heute nicht gelost, man streitet sich selbst noch darum, ob Mallet die Verschwörung in republicanischem oder in royalistischem Interesse unternommen. Nach Saulnier handelte Mallet nur als Republicaner. Der Abbé Lafon, welcher damals den Verfolgungen, seiner Theilnahme ungeachtet, entgangen war, hat eine andere Ansicht. In seiner 1814 unter der Restauration herausgegebenen Brochure sagt er über Mallet's Verschwörung: „Mallet war ein Patriot von 1789, er hatte die Reform der Mißbräuche gebilligt.... Aber als er das revolutionaire System auf den Ruinen einer weisen und die wahre Freiheit beschützenden Constitution sich erheben sah, fühlte er, daß die monarchische Regierung die einzige ist, welche sich für die Franzosen schickt. Die überzeugenden Raisonnements der Herren de Pavant und de Polignac bekehrten ihn vollends zu dieser Wahrheit .... daß es für die Völker kein wahrhaft solides Glück gibt, als unter einem legitimen, guten und gerechten Könige. Diese glückliche Verarbeitung seiner Gefühle, Absichten und Gedanken war die Frucht dreier segensvollen Jahre. Sie konnte nur eine Revolution hervorbringen, die so sanft sein mußte, als die vorangehenden heftig und grausam gewesen waren. Aber der Unglückliche, der Alles aufs Spiel setzte, um diese große Bewegung hervorzurufen, sollte sich seines Werkes nicht erfreuen! .... Er arbeitete mit einer Emsigkeit und einem Eifer, der über alles Lob erhaben ist, an dem Sturze Buonaparte's (so durfte ein guter Royalist zu Anfang der Restauration nur den Namen Bonaparte schreiben) und an der Wieder-

herſtellung der Dynaſtie der Bourbonen, und man kann wohl ſagen, daß der ganze Ruhm dieſes ſchönen Unternehmens ſeinen Anſtrengungen und denen ſeiner kühnen Mitarbeiter gehört, ein Unternehmen, zu welchem, ohne es zu wiſſen, ſo viele Leute geholfen haben, und welches, einfach in ſeinem Plane, ſehr leicht in ſeiner Ausführung geweſen wäre, wenn eine der Parteien den Inſtructionen gefolgt wäre, welche man ihr ertheilt hatte."

Dieſe weiße Salbe, womit der Royalismus ſich ſelbſt lobt, iſt auch außerhalb Frankreichs bekannt. Sie iſt freilich erſt in letzter Zeit ſo verbraucht, daß ſie nicht mehr bekehrt; aber auch an und für ſich ſcheint ſie nicht von der Kraft, um einen Mann, wie den General Mallet von ſeinen vorgefaßten Meinungen zu curiren. Mallet erſcheint in ſeinen Proclamationen als Republicaner, ſo erſchien er vor Gericht; die Bourbonen, welche nach der Reſtauration einen Pichegru und ſogar Moreau wieder zu Ehren bringen wollten, haben dies für Mallet nicht verſucht, ein Zeichen, daß ihnen der ihm aufgebürdete Royalismus oder gar Bourbonismus mehr als zweifelhaft dünkte. Geſetzt aber auch, daß ein Mann von ſeinem Verſtande, Geiſt und Entſchloſſenheit wirklich zur Ueberzeugung gekommen war, daß rein republikaniſche Inſtitutionen für Frankreich nicht paßten, ſo läßt ſich eben von einem Geiſte, wie der ſeine, nicht annehmen, daß er ſich von Männern, wie die beiden Polignacs, werde haben bekehren laſſen. Haß gegen Napoleon und ſeine Tyrannei mag die Wurzel ſeiner Thatkraft geweſen ſein, genährt durch eignen Ehrgeiz. Er wollte ihn ſtürzen, und dazu gebrauchte er alle Kräfte, die ſich ihm darboten. Nicht die Polignacs und Lafons konnten einen ſolchen Geiſt am Gängelbande führen, er ließ ſie gewähren es zu glauben, während er ſie brauchte.

Was er nachher bezweckte, iſt freilich ein undurchdringliches Geheimniß; denn ſeine innerſten Gedanken hat er, wie er ſie den Richtern verbarg, auch vor ſeinen Bundesgenoſſen gewiß zu beherrſchen gewußt.

Aber in Frankreich gilt es, ſeit der Juliregierung, für die Oppoſition als Aufgabe, allen Haß auf England zu wälzen, Vergangenheit und Gegenwart müſſen dazu contribuiren. So hat man denn auch Mallet, der ſo lange als Republicaner galt, den Saulnier neuerdings wieder als ſolchen geſchildert, zu einem bekehrten, wiedergewonnenen, reuigen Sohne der guten, alten Zeit, zu einem Bourboniſten, gewonnen durch engliſches Geld, gemacht. Allerdings zeigten ſich zur ſelben Zeit an mehren Orten Aufſtände, in Lyon, Marſeille, Bordeaux, Montauban, Touloufe, meiſt mit bourboniſtiſcher Färbung. Möglich, daß ſie mit Mallet's Complot in Verbindung ſtanden; der royaliſtiſche Rückſchlag zeigte ſich ja an vielen Orten. Aber der Referent dieſes Proceſſes in der St. Edme'ſchen Collection ſagt geradezu: „Mallet gehorchte nicht allein dem Haſſe, den er gegen Napoleon im Buſen trug, er hat auch dem Einfluſſe aus der Fremde gehorcht. Die Engländer haben ihm die Waffen in die Hand gedrückt. Rühme man ſeinen Muth; wir ſtimmen ein. Aber ſeinen Patriotismus! Niemals werden wir der Lüge das Wort gönnen.“ Wenn ihm denn die Engländer die Waffen in die Hand drückten, warum drückten ſie ihm nicht auch Geld hinein, wie ſie doch Georges Cadoudal gethan? In deſſen Taſchen fand man hundert Tauſende, Mallet hatte 12 Francs in den ſeinen; damit wollte er einen Kaiſerthron umſtürzen! Und nicht einmal eine zuverläſſige Leibwache hatte ihm das engliſche Gold verſchafft. Nicht 10, nicht 5, nicht 3 ſichere Leute hatte er bei

ſich, ſonſt würden ihn Delaborde und Doulcet nicht haben packen und überwältigen können. Seine Generale, ſeine Adjutanten, ſeine Miniſter ließen ihn im Stich. Der große Verſchwörer konnte ſich auf Nichts verlaſſen als auf ſeinen Geiſt, ſeine Erfindungskraft und ſeine Entſchloſſenheit. Sie blieben ſeine einzigen Verbündeten, aber treue Verbündete bis in ſeinen Tod.

Auch in Mallet's Verſchwörung, welch' ein Stoff für künftige Tragödiendichter der Franzoſen. Nur muß die Zeit den Stoff verklären.

Napoleon erfuhr dieſe Verſchwörung während ſeines Rückzuges in Rußland, in einem Augenblicke, wo er kein Heer mehr hatte. Er nannte es ein ſchmachvolles Unglück, und wiewohl die Sache ihn tief betrübte, ſprach er doch nur mit Verachtung davon, oder mit einer Art düſtern Scherzes. Dies bewog ihn, augenblicklich nach Paris zurückzukehren und zwar gegen den Rath einiger ſeiner erſten Generale. Es war auch zum erſten Male, daß ſie eine ſolche Oppoſition gegen ihn wagten.

Napoleon billigte nicht das Verfahren gegen die Angeſchuldigten. Zum Erzkanzler Cambacérès ſagte er: „Was haben Sie mit dem Blute meiner Soldaten angefangen, warum es ſo leichtſinniger, unkluger Weiſe vergeſſen? Hatte ich Sie nicht autoriſirt, die Execution eines jeden Todesurtheils zu ſuspendiren? Ich weiß, Sie haben es mit Obriſt Rabbe gethan, aber das war nicht genug. Nur die Häupter des Complots hätten ſterben müſſen."

den Sneehetta zu beſteigen. Ob ein menſchlicher Fuß ſchon ſeinen höchſten ſchneebedeckten Pic erreicht, bleibt zweifelhaft, da man unter den verſchiedenen Spitzen noch uneinig über die höchſte iſt. Bei den Engländern ward der Beſuch bereits Modeſache. Es wimmelt von ihren Namen und poetiſchen und proſaiſchen Exclamationen im Tagebuche. Von einem erzählt man als authentiſch eine Geſchichte, die er aber nicht ſelbſt eingetragen hat. Einem jungen Britten war in ſeiner Reiſeroute vom Vormunde als Hauptmerkwürdigkeit der Sneehetta aufgeſchrieben. Nun mußte er ihn ſehn. Aber es ſchneite und ſchneite den ganzen Tag lang und man konnte von Jerke aus nicht zehn Schritte weit die Gegend ſehen. Doch der Engländer mußte den Sneehetta ſehen und gerade an dieſem Tage ihn ſehen. Der Wirth ſchüttelte den Kopf, der Führer proteſtirte, der Britte beſtand darauf. Der Bauer betheuerte, ſie liefen bei jedem Schritt Gefahr, in einen Abgrund oder in ein Moorloch zu ſtürzen, der Engländer mußte auf den Sneehetta. Als er endlich mit Prügeln auf der einen Seite drohte und mit Banknoten auf der andern lockte, ſetzte der Bauer ſeine Regenkappe auf und Beide ſchrit-

Der Chevalier de Gouault.

1814.

Aus der Reihe gefährlicher Verschwörungen, welche Napoleon's Macht, während er seinen Arm nach der Phantomkrone einer Weltherrschaft ausstreckte, von Innen heraus angriffen, oft mittelst eines Schlages sie zu erschüttern, zu vernichten drohend, haben wir die drei bedeutendsten in diesem und dem vorigen Theile unsern Lesern vorgeführt. An einem Haare schwebte Frankreichs und Europas Geschick; es entschieden darüber die 3 Secunden, welche die Höllenmaschine zu spät explodirten. — Georges' Verschwörung, in welcher dieser verwegene Mann selbst eine nächtliche Heldenrolle spielen wollte, hätte wegen der unnatürlichen Combinationen und falschen Berechnungen auch ohne Zutritt ungewöhnlicher Ereignisse zusammenfallen müssen. Für die Weltgeschichte ward sie bedeutungsvoll, weil mit Moreau die letzte moralische Stütze der republicanischen Partei in Frankreich sank und durch das Blut des Herzogs von Enghien der ewige Bruch zwischen dem jungen Heros und der alten Dynastie ausgesprochen war. Mallet's Complot endlich, eines der kühnsten Rechnungsexempel, durch die kleinsten Mittel die ungeheuerste Macht an-

greifend, räthſelhaft durch und durch, ſehr zweifelhaften aber doch möglichen Erfolges, mit Folgen, die aller Berechnung Hohn ſprechen, ſteht faſt einzig da in der Weltgeſchichte. Um ſo merkwürdiger, als Das, was im Jahre darauf die vereinte Macht Europas durch Ströme Blutes, Leichenberge und einen nie vernommenen Geſchützdonner von Völkerſchlachten ertrotzte, durch den ſchlauen Muth eines faſt vergeſſenen Staatsgefangenen in einer Nacht ins Werk geſetzt worden wäre!

An dieſe drei großen weltgeſchichtlichen Ereigniſſe reihen ſich viele kleinere Verſchwörungen und Mordverſuche an, die weder eine hiſtoriſche noch eine criminaliſtiſche Bedeutung haben, höchſtens eine pſychologiſche wie der von Friedrich Stapß. Mehr traditionell als hiſtoriſch trägt man ſich unter uns noch mit verſchiedenen andern Verſuchen, dem Kaiſer, als einem Weltfeinde, ans Leben zu gehen, wie z. B., daß ein Förſter im Thüringiſchen auf einem Felſen an der Heerſtraße ſchon das Rohr gezückt gehabt hätte, um Napoleon zu erſchießen, und nur ein Zufall dazwiſchen getreten wäre.

Dieſe embryoniſchen Anſchläge liegen uns fern; zum Schluß jener großen Kette von Verſchwörungen zeigt ſich aber noch eine verunglückte, ein letzter Nachhall derſelben, der aber als Schlußſtück des langen bourboniſchen Pygmäenkrieges gegen den Rieſen ein Anrecht zur Aufnahme hat. Noch ein letztes Mal, als die Alliirten ſchon Frankreichs Boden ſiegreich betreten hatten, wagten Einige jener Unverbeſſerlichen und Unvergeſſenden das Lilienpanier zu erheben, im Wahne die gute alte Zeit habe nur gewartet, um wieder zu erſcheinen, ſie brauchen nur ihre Embleme aufzuſtecken und das ganze enttäuſchte Volk der Franzoſen müſſe jubelnd ihnen zuſtürzen. Sie wurden ſchnell enttäuſcht; der Umſturz, der

erfolgte, beruhte auf ganz andern Weltgesetzen. Der auf den Tod verwundete Löwe faßte sie noch mit seiner Kralle und erdrückte die Unbesonnenen.

Ende Januars 1814 war schon ein großer Theil Frankreichs von den Alliirten besetzt und mit forcirten Märschen näherten sie sich der Hauptstadt.

Am 3. Februar kam Napoleon in Troyes an, und nahm sein Quartier im Hause des Kaufmann Duchatel-Bartholin. Die Nachrichten, die er aus Paris empfing, waren nicht zufriedenstellend. Der Herzog von Rovigo meldete ihm von einer Mißstimmung gegen ihn und seine Regierung, die in der Hauptstadt selbst gefährlich zu werden drohe. Der Polizeiminister sprach es gerade heraus, daß die Unzufriedenen nicht unter der Classe Derer zu suchen wären, die man verachten oder einschüchtern könne, sondern daß sie unter den ersten Würdenträgern des Reiches, unter den höchsten Beamten, ja im kaiserlichen Palaste selbst sich befänden.

Savary nannte sie bei Namen. Man drang in den Kaiser, mit polizeilicher Strenge gegen sie zu verfahren. Napoleon's Memoiristen und Lobredner lassen ihn antworten: „Was wollt Ihr? — Sie sind närrisch geworden." — Er wußte, was an der Zeit war, was sich noch wagen ließ und was nicht mehr.

Drei Tage später, am 5. Februar, verließ er Troyes, um dem Feinde den Weg nach Paris abzuschneiden. Die alten Mauern der ehemaligen Hauptstadt der Champagne schienen ihm noch stark genug, um die Verbündeten aufzuhalten. Aber er hatte sich kaum nach Nogent gewandt, als die Municipalität von Troyes den Russen

ihre Thore vermittelſt einer Capitulation öffnete. Am 7. Februar zog Kaiſer Alexander ein.

Die folgenden Züge aus der allgemeinen Geſchichte, welche zum Verſtändniß unſeres Falles nöthig ſind, geben wir nach der Darſtellung der franzöſiſchen Hiſtoriker, unvorgreiflich der Kritik, welche ſie von anderer Seite erfahren dürften.

Zu Nogent erhielt Napoleon vom Herzog von Vicenza, ſeinem Bevollmächtigten beim Congreß zu Chatillon die Bedingung, welche die Alliirten ihm ſtellten, um Frieden zu erhalten. Nachdem er die Depeche geleſen, ſchloß er ſich in ſein Zimmer. Nur der Fürſt von Neufchatel und der Herzog von Baſſano werden vorgelaſſen. Sie drängen ihn, auf die Note ſeines Miniſters zu antworten. Er will nichts davon hören. Sie werden dringender und ſprechen von einer nothwendigen Verſtändigung. Napoleon nimmt endlich das Wort:

„Und wie! rief er mit Heftigkeit aus. Ihr wollt, daß ich einem ſolchen Vertrage beitrete? Wollt Ihr denn, daß ich den Schwur, den ich vor Gottes und der Menſchen Angeſicht bei meiner Krönung ausgeſprochen, mit Füßen trete, den Schwur, die Integrität des Territoriums der Republik aufrecht zu erhalten, und zu herrſchen nur mit einer Rückſicht, — für das Intereſſe und den Ruhm des franzöſiſchen Volkes? Nun wohl, weil denn unerhörte Rückſchläge mir das Verſprechen entriſſen, den Eroberungen zu entſagen, die ich gemacht, wollt Ihr, daß ich auch denen entſage, die vor mir gemacht worden? Daß ich das mir anvertraute Depoſitum verletze? Daß ich Frankreich beſchränkter zurückempfange, als es geweſen? ... Nein, tauſend Mal Nein, das wäre Feigheit, ein Verbrechen gegen die Nation! ...“

Nach einer Weile fuhr er ruhiger fort.

„Man möchte mich überreden, daß die Bourbonen auf die Verbündeten rechnen, um einen Thron wieder zu besteigen, den sie prostituirt haben. Ich glaube nicht daran. Sie sind im Geiste der Nation ruinirt. In den Augen von Frankreich haben sie aufgehört Franzosen zu sein. Sie haben sich selbst proscribirt. Nur einige alte Perückenköpfe träumen noch von ihnen. Es ist nur eine kleine Zahl arroganter und eitler Menschen, die auf etwas ebenso Thörigtes als Lächerliches hoffen. Uebrigens wehe Denen, die da hoffen könnten, mit Hülfe der Fremden und der Feinde des Vaterlandes diese Familie zurückzurufen. Gegen sie würde ich ohne Mitleid sein! — Nein, nein, Savary und diese Leute täuschen sich. Sie sind närrisch geworden, sage ich Euch.“ —

Da Napoleon dem Herzog von Vicenza keine neuen Instructionen geben wollen, zerschlug sich der Congreß von Chatillon. Die Franzosen sagen: es war die Absicht der Verbündeten. Aber der Minister der Polizei und seine Agenten hatten sich nicht getäuscht. In dem Maße, als die Alliirten in Frankreich vorrückten, suchte die bourbonische Partei, wie schwach sie auch war, durch alle möglichen Mittel das Andenken an die alte Dynastie wieder zu erwecken.

Zu Troyes machten zwei Royalisten, der Marquis von Vibranges und der Chevalier de Gouault, ehemalige Emigrirte, einen Versuch zu Gunsten des legitimen Princips.

König Friedrich Wilhelm hatte sich mit dem Kaiser Alexander vereinigt. Da begab sich der Marquis de Vibranges zum Erbprinzen von Würtemberg und bat ihn, ihm doch einige Nachrichten über die Absichten der verbündeten Mächte, bezüglich auf die Restauration der

Familie Bourbon, mitzutheilen. Der Prinz ſuchte auszuweichen, der Marquis ließ aber nicht ab. Endlich ſagte dieſer:

„Aber, mein Herr, wie ſollen wir uns für die Bourbonen ausſprechen? In allen Städten, durch welche wir kamen, iſt kein Wort davon geſprochen worden. Die verbündeten Mächte ſind entſchloſſen durchaus keine Initiative in der Wahl des neuen Souverains zu ergreifen. Wenn Sie glauben, daß die Bourbonen in Troyes Anhänger haben, ſo geben Sie den Impuls. Das kann vielleicht eine gute Wirkung hervorbringen.“

Der Marquis erwiderte, daß er einer ſolchen Bewegung nicht ſicher wäre. Der Prinz entließ ihn darauf mit Artigkeit, doch ohne ihm Hoffnung zu machen oder ſich auf irgend ein Verſprechen einzulaſſen.

Die beiden Emigrirten verloren aber um deshalb nicht den Muth. Sie wandten ſich an den Grafen von Rochechouart, der im Generalſtabe der ruſſiſchen Armee eine hohe Stellung bekleidete und an einen Generaladjutanten, der, einſt Moreau's Aide de Camp, ſeit deſſen Tode in derſelben Eigenſchaft beim Kaiſer Alexander ſtand.

Der Graf Rochechouart ſagte zum Marquis: „Es iſt Zeit ſich auszuſprechen. In vielen Städten, in einer großen Zahl von Schlöſſern haben die alten Ludwigsritter ihr Kreuz wieder vorgenommen und auch das Volk hat ſchon in einigen Departements die weiße Kokarde wieder aufgeſteckt.“

Nun gehen ſie ans Werk. Die Herren von Vidranges und Gouault knüpfen das Ludwigskreuz an ihr Knopfloch, und die weiße Kokarde am Hut ziehen ſie durch die Straßen — ohne Nachfolger zu finden. Man gafft ſie an, ſchweigt, flüſtert und zieht ſich zurück.

Dies ſchreckt ſie nicht ab. Gleichgeſinnte finden ſich doch unter dem alten Adel, der ſich in Troyes aufhält. Ein royaliſtiſches Comité findet ſich zuſammen, es conſtituirt ſich. Eine Proclamation wird redigirt, zu Gunſten Ludwig XVIII. Der Marquis de Vidranges läßt ſie drucken, austheilen, an den Straßenecken anſchlagen.

Der Feldmarſchall Barclay de Tolly wird für die Sache intereſſirt, und durch ſeine Vermittelung gelingt es endlich dem Comité, eine Audienz beim Kaiſer Alexander zu erlangen.

Am 11. Februar erſchienen die Herren de Vidranges, de Gouault, de Richemond, de Montaigu, Manjan de Salabert, Guelon, Delacourt, Bureau und Picard vor dem Czaren.

Vidranges führte das Wort:

„Sire, als Organe der Mehrzahl aller rechtlichen Leute der Stadt Troyes (des honnêtes gens, das damalige Modewort) ſind wir hier, um zu Eurer kaiſerlichen Majeſtät Füßen die Huldigung des tiefſten Reſpectes niederzulegen, und mit der Bitte gnädigſt die Wünſche anzunehmen, welche wir für die Wiederherſtellung des Hauſes Bourbon auf dem Throne von Frankreich ausſprechen.“

„Meine Herren, entgegnete Alexander mit ſeiner gewohnten Liebenswürdigkeit, ich ſehe Sie mit Vergnügen bei mir. Ich danke Ihnen auch für den Schritt, den Sie damit thun, aber ich glaube, daß er etwas vor der Zeit gethan iſt. Die Wechſelfälle des Krieges liegen außer Berechnung. Es würde mir unendlich leid thun, Männer wie Sie compromittirt zu ſehen und vielleicht ſchlimmſt gefährdet. Wir kommen nicht nach Frankreich, um ihm unſererſeits einen König aufzudringen. Wir

wollen Frankreichs Abſichten kennen lernen. Frankreich allein kann ſich darüber ausſprechen."

„Aber, Sire, erwiderte der Marquis, ſo lange es unter der Meſſerſchneide iſt, wird es nicht wagen ſich zu Gunſten ſeines legitimen Souverains auszuſprechen. Nein! ſo lange Bonaparte noch Autorität hat, wird auch kein Winkel in Europa Ruhe haben."

„Um deshalb muß man ihn ſchlagen — ihn ſchlagen — ihn ſchlagen," erwiderte der Kaiſer jedesmal das Wort ſtark accentuirend.

Damit hatte Alexander den Gegenſtand, um deſſen willen die Herren gekommen, abgebrochen, und ließ ſie nicht wieder auf denſelben zurückkehren. In raſchen verbindlichen Wendungen ſprach er von der guten Stadt Troyes, ihrer Lage, ihren Mitteln, Bedürfniſſen, Hoſpitälern, dem Druck der Zeit und — die Audienz war vorüber.

Ludwig XVIII. war nicht zum Könige von Frankreich in Troyes proclamirt worden und das royaliſtiſche Comité zog ſich in ſich ſelbſt zurück, ohne wie General Mallet Miniſter zu ernennen und Regierungsdecrete zu erlaſſen.

Der Marquis de Vidranges, von dieſer Audienz wenig befriedigt, verließ Troyes und reiſte nach Baſel, wo inzwiſchen der Graf von Artois angekommen war. Er ſtattete ihm Bericht von der Lage der Dinge in Troyes ab und von den Antworten des Kronprinzen von Würtemberg und des Kaiſer Alexander. — Welche Wirkung ſein Bericht dort hervorbrachte, weiß man nicht. Ein Mann, wie der Graf von Artois konnte auch auf die Handvoll Royaliſten in Troyes hoffen. Jedenfalls war durch dieſe Miſſion etwas gewonnen, wenn nicht für die Royaliſten im Ganzen, doch für

einen Royaliſten. Der Marquis de Vidranges war gerettet.

Alexander hatte richtig in die Zukunft geblickt. Die Wechſel des Krieges traten ein. Die mehr oder minder für Napoleon erfolgreichen Schlachten von Champ-Aubert, von Montmirail und Montereau führten ſein Heer wieder vor Troyes. Am 23. Februar ſtanden noch die Ruſſen darin. Ueberraſcht von den Franzoſen hatten ſie die Thore verbarricadirt.

Aber auch ſie trauten ſo wenig als die Municipalbehörden ruhig auf den Schutz der alten Mauern. Nachdem der Kampf mit dem Einbruche der Nacht geſchwiegen, und Napoleon, wie man ſagt, um die Stadt zu ſchonen, ſich zu einer Art Waffenſtillſtand in die Faubourg de Nours zurückgezogen, benutzten die Ruſſen dieſen Ruheſtand, um nächtlich durch die nach Paris zu gelegene Vorſtadt auszuziehen. Dieſe Vorſtadt ward von ihnen in Brand geſteckt.

Die franzöſiſchen Geſchichtsſchreiber laſſen den Kaiſer mit trübem Blick dieſes nächtliche Gemälde voll Brand, Plünderung, Wehgeſchrei und Unheil anſchauen, und dabei folgende Worte ſprechen:

„Und das Alles iſt noch nichts. Wenn ein Mal die Fackeln des Bürgerkrieges angezündet ſind, dann ſind die Militairhäupter nichts mehr als die Mittel zum Siege. Die Maſſe iſt es allein, welche dann regiert.“

Der Tag brach an. Napoleon marſchirte in die Stadt. Er hatte Mühe das ihm angewieſene Quartier zu erreichen, ſo ward er von Frohen, Theilnehmenden umringt, die mit lautem Jubelruf den Feldherrn und Kaiſer wieder zu erblicken, ihn zu begrüßen ſich drängten. Verſchwunden waren die weißen Kokarden, die Ludwigskreuze.

Aber nicht die Wirkung, welche ſie auf die Mehrzahl der Bevölkerung geübt. Ein Murmeln geht durch die Maſſen. Man fängt an laut zu klagen, man ſchimpft auf die Verräther. Man nennt bekannte Namen.

Die Einwohner von Troyes hatten 17 Tage unter Laſt fremder Einquartierungen und im Kriege, gelebt. Das Volk war außer ſich, heißt es, über die Gewaltthätigkeiten und den Hochmuth der Fremden. Der Ruſſen und der Preußen, heißt es; wir wollen nicht abſtreiten, daß dies möglich war, obwohl erwieſen iſt, daß preußiſcher Seits das Vergeltungsrecht für die erlittenen Einquartierungsunbilden immer nur verhältnißmäßig ſchwach geübt iſt.

Aber das Gefühl der Bevölkerung unter dem erſten, ihm noch ganz unbekannten Druck der Fremdherrſchaft wird begreiflicherweiſe ein erbittertes geweſen ſein, und unter dieſen Umſtänden hatten zwei Mitbürger ſich an die Befehlshaber und Fürſten dieſer fremden Truppen gewandt, um durch ihre gütige Vermittelung die Abſetzung des Kaiſers Napoleon und die Einſetzung der vergeſſenen oder verachteten Bourbonen zu erwirken. Der Oſten Frankreichs, auch die deutſchen Provinzen, lieferte bekanntlich die eifrigſten Republicaner und Bonapartiſten. Auch in Troyes war die überwiegende Mehrzahl von patriotiſchen Gefühlen erfüllt. Sie hatte die angeſchlagenen Proclamationen der Herren von Vidranges und Gouault mit höhniſchem Achſelzucken geleſen und nur die Anweſenheit der fremden Truppen hatte bis jetzt den Zornausbruch zurückgehalten.

Faſt auf jedem Schritte angehalten, erfuhr Napoleon, noch auf dem Pferde, aus dem Munde vieler, und darunter der achtungswertheſten Einwohner der Stadt, was unter ihnen eine ſolche Entrüſtung hervorgebracht hatte.

ten hinaus in das Schneegeſtöber, welches ſo ſtark war, daß man nicht die Hand vor ſich ſehn konnte. Drei Stunden führte der Bauer den Lord ungefähr einige hundert Schritte entfernt immer bergauf, bergab um die Hütte, und als er nun erklammt und erſtarrt in die Hütte zurückkehrte, war ſein Gewiſſen zufrieden. Ein anderer Engländer war ſo entzückt über alles was er auf dem Dofrefield und Sneehetta ſah, daß er durchaus zum Andenken daran einen alten Waſchtiſch in Jerke kaufen mußte. Er erſtand ihn von der erſtaunten Wirthin für eine enorme Summe und bezahlte vielleicht noch das Sechsfache für den Transport bis Drontheim und von da nach England. Bei allen dieſen Beſuchen der Anglomanie iſt die Einfachheit der Leute oben zu bewundern. Ein Beutel von geblümtem Manchester, in welchem einige Reiſeutenſilien zuſammengepackt waren, erregte die Aufmerkſamkeit aller Bewohner und ſo die kindliche Freude der Wirthin, daß ſie den Sammet wie ein Kind ſtreichelte und küßte.

Es ſchien als hätten wir bis hieher genug geſehn von der traurigen Einförmigkeit, denn am Nachmittag überzog ein glänzender Nebel der-

Er versprach Allen, daß die strengste Gerechtigkeit gehandhabt werden solle. Kaum, daß er in seiner Wohnung abgestiegen, ließ er einen Kriegsrath zusammen berufen und den Polizeicommissair der Stadt vor sich bescheiden.

Es war nicht mehr eine Thorheit, eine gewöhnlich bourbonisch-royalistische Spielerei, wie so viele der alten bourbonischen Anhänger in den Zeiten ihres ersten Exils, ja wie wir deren noch jetzt in ihrem letzten mit Lächeln beobachten; in den 17 Tagen hatte sich Mehres geändert. Von allen Seiten tauchten Versuche der Art auf; die Intriguen der royalistischen Agenten hatten einen ernsthaften Charakter angenommen. Napoleon war endlich gezwungen werden an einen Ernst zu glauben, wo er bisher nur von Narrheiten gesprochen hatte. Der Graf von Artois war in der Franche Comté und seine Söhne hatten sich an den entgegengesetzten Küsten gezeigt. Ludwig XVIII. hatte auf geheimnißvolle Weise in Paris eine Adresse „an die guten Franzosen" verbreiten lassen, in welche auf geschickte Weise eine Menge von Versprechungen eingestreut waren. Eine Reaction der öffentlichen Meinung hatte sich schon an vielen Orten im südlichen Frankreich kund gegeben, besonders in Bordeaux. Alles dies hatte Napoleon aus dem letzten Berichte Rovigos aus Paris erfahren, und in der natürlich daraus hervorgehenden Stimmung empfing er die Nachricht von dem vorangegangen Treiben der Royalisten in Troyes.

Der Polizeicommissarius erschien und Napoleon ließ ihn vor sich. In seinem kurzen Tone redete er ihn an:

„Mein Herr, Sie haben in Ihrer Stadt 8 Personen, die öffentlich mit dem Sanct-Ludwigskreuz an der Brust und einer weißen Kokarde am Hute durch die Straßen gezogen sind."

„Um Vergebung, Sire, ich fürchte, daß Euer Majeſtät unrichtige Nachrichten empfing. Es ſind deren nur zwei.

„Wer ſind ſie? — Ihre Namen?“

„Ehemalige Edelleute, Sire, die Herren Marquis de Vidranges und der Chevalier de Gouault.

„Ihre Moralität?“

„Ich kann Euer Majeſtät verſichern, daß ich über dieſelbe nur Gutes reden gehört.

„Möglich; aber ich beauftrage Sie, dieſe beiden Perſonen auf der Stelle zu verhaften.“

Der Commiſſair verbeugte ſich und ging.

Napoleon wandte ſich an Berthier:

„Mein Herr General Major ſehen Sie nach, ob der Kriegsrath conſtituirt iſt. Sie werden augenblicklich vor denſelben die beiden Individuen geſtellen laſſen, die beiden ſchlechten Franzoſen, wiederholte er mit Nachdruck, die der Commiſſair Ihnen nennen wird. Sie ſollen zum Exempel dienen!“

Zum Baron Fain gewandt, ſprach er: „Sie ſetzen ſich an dieſen Tiſch und ſchreiben, was ich Ihnen dictire. Es iſt ein Decret.“

Der erſte Cabinetsſecretair ergriff die Feder, und nachdem der Kaiſer eine Zeit lang ſtillſchweigend, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, auf- und abgegangen war, wiederholte er:

„Schreiben Sie!

„Napoleon von Gottes Gnaden u. ſ. w.

„Artikel 1. Es wird eine Liſte aller der Franzoſen angefertigt werden, welche im Dienſte der verbündeten Mächte, die Armeen des Feindes bei der Invaſion des Territoriums des Kaiſerreiches ſeit dem 20. December 1813 begleitet haben. Sie ſollen gerichtet und nach den Geſetzen

verurtheilt werden. Ihre Güter verfallen den Staatsdomainen.

»Artikel 2. Jeder Franzoſe, welcher die Zeichen oder Decorationen der ältern Dynaſtie getragen hat, wird als Verräther des Vaterlandes erklärt .... (Unterſtreichen Sie die Worte: Verräther des Vaterlandes, fügte Napoleon hinzu) und als ſolcher von einer Militaircommiſſion gerichtet und verurtheilt werden. Seine Güter werden confiscirt zum Vortheil der Staatsdomainen. Alles in Uebereinſtimmung mit den beſtehenden Geſetzen.

»So geſchehen und gegeben in unſerm Hauptquartier zu Troyes, am 24. Februar 1814.«

„Fertigen Sie ſogleich eine Expedition an, die ich unterzeichnen kann, fuhr er fort. Durch Eſtaffette wird ſie nach Paris geſchickt. Das Decret muß ſo ſchnell als möglich in den Moniteur eingerückt werden."

Hierauf ließ Napoleon einen ſeiner Aides de Camp, Herr von Flahaut, hereinkommen. Er übergab ihm verſchiedene ſchon früher niedergeſchriebene Inſtructionen, mit denen er ihn, nach einem mündlichen Geſpräch, nach Bar-ſur-Aube ſandte, wo ſich jetzt das Hauptquartier der Verbündeten befand. Dann von den Anſtrengungen übermüde, zog er ſich in ſein Cabinet zurück, um ſich einige Zeit auszuruhen.

Der unglückliche Chevalier de Gouault war in Troyes geblieben. Umſonſt hatten ihn ſeine Freunde gedrängt und beſchworen, die günſtige Zeit zu benutzen und während die Ruſſen noch die Stadt hielten, zu entfliehen. Er hatte ſich von ſeiner Frau nicht trennen wollen. Außerdem glaubte er klug zu rechnen, wenn er von Napoleon, auch in dieſem Augenblick der Aufregung erwartete, daß er keinen öffentlichen Schritt gegen eine Partei

unternehmen werde, die ganz zu ignoriren in solcher Zeit die Politik ihm geböte.

Er hatte falsch gerechnet. Gensdarmen umstellten sein Haus; er übergab sich ihnen ohne Widerstreben und wurde nach dem Stadthause geführt. Hier saß bereits die Militaircommission, und schritt sofort zu seiner Vernehmung und Verurtheilung. Die Thatsachen waren klar und deutlich und wurden nicht in Abrede gestellt. Es war kaum eine Stunde vergangen, als er vernommen, überführt und zum Tode verurtheilt war.

Napoleon hielt die Sache bei der Lage der Dinge für so wichtig, daß er dieses Mal von seinem Entschluß nicht abweichen und sich nicht erbitten lassen wollte. Es war vorauszusehen, daß die Angehörigen des Verurtheilten kein Mittel würden unangestrengt sein lassen, um seine Gnade zu erbitten. Daß er oft solche Bitten gewährt hat, wissen wir aus unserer eigenen Geschichte, wenn wir auch die Behauptung eines französischen Berichterstatters, „daß er niemals solchen Bitten widerstehen können," auf sich beruhen lassen. Diesmal wollte er sich gegen sich selbst waffnen, und schloß sich in sein Schlafzimmer ein, mit dem Befehle, daß keiner seiner Diener ihn störe.

So war es 11 Uhr Abends geworden, als die Familie Gouault ihr Schicksal erfahren hatte und in äußerster Verzweiflung vor der Wohnung des Kaisers erschien, um seine Gnade anzuflehen. Der diensthabende Stallmeister, Herr von Mosgrigny, selbst aus der Champagne, wünscht seinem Landsmanne beizustehen. Auch die andern Officiere des Hauses zeigen sich willfährig. Man bemüht sich die Bitten der trostlosen Gattin bis zum Kaiser gelangen zu lassen. Aber jede Annäherung ist unmöglich in Folge der voraus getroffenen Anordnungen.

Endlich am frühen Morgen, als er erwacht, bringt man in sein Zimmer und das Erste, was geschieht, ist, daß man ihm die schriftliche Suppliк der Familie in die Hand gibt. Nachdem er sie gelesen, wendet er sich an den General Major im Dienst und fordert eine Feder.

„Es wird doch noch Zeit sein, den unglücklichen Menschen zu retten?“ sprach er, nachdem er das Begnadigungsgesuch unterzeichnet.

Der Fürst von Neufchatel sah nach der Uhr.

„Sire, erwidert er mit trauriger Miene, es ist schon 6¼, das Urtheil wird schon vollstreckt sein.“

„Wie! Schon? rief Napoleon mit Lebhaftigkeit. Man muß wenigstens davon sich überzeugen. Schnell! Auf der Stelle sende man Jemand dahin.“

Ein Ordonnanzofficier sprengte durch die Straßen.

Um 5¼ hatte der Verurtheilte das Stadthaus verlassen. Ein Canonicus der Kathedrale, den er in der Nacht rufen lassen und eine Abtheilung Gensdarmen begleiteten ihn. Auf der Brust trug der Unglückliche eine Tafel, auf welche mit großen Buchstaben die Worte geschrieben waren: Verräther des Vaterlandes. Man konnte sie beim Flammenschein der Fackeln lesen.

Als der traurige Zug auf dem gewöhnlichen, zu den Hinrichtungen bestimmten, Platze angekommen, wollte man dem Chevalier die Augen verbinden. Er verbat es sich.

Gouault bewährte seinen Muth bis zum letzten Augenblicke: „Ich werde für meinen König zu sterben wissen,“ hatte er zum Adjutanten gesagt, der die Hinrichtung befehligte. Er gab selbst das Signal zum Feuern durch den Ruf: „Es lebe Ludwig XVIII.!“

Der Ordonnanzofficier hatte vergebens sein Pferd

angeſpornt, er kam erſt an, als der zerſchmetterte Leichnam am Boden lag.

Napoleon war während ſeiner kurzen Abweſenheit „von der quälendſten Unruhe gepeinigt.“

„Nun, wie ſteht es?“ fragte er den Eintretenden.

— Sire, es war zu ſpät!

„Zu ſpät! Zu ſpät!“ wiederholte der Kaiſer mehrmals, mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehend.

Dann, düſtere Blicke um ſich werfend, ſetzte er hinzu: „Das ſcheint nun einmal ausgemacht zu ſein. Es gibt Befehle, bei denen man ſich nur allzuſehr beeilt ſie auszuführen, während es andere gibt, die ich niemals zur Ausführung bringen kann.“

Er blieb noch einige Augenblicke, wie in tiefe Gedanken verſunken, dann rief er plötzlich, den Kopf lebhaft aufhebend, aus:

„Und was iſt's! Das Geſetz hat ihn verurtheilt!“

So nach franzöſiſcher Schilderung das letzte Gericht, welches Napoleon über einen letzten der Verſchwörung gegen ihn angeklagten Franzoſen abhielt, mit einem ähnlichen fataliſtiſchen Schluſſe wie der Fall des Duc d'Enghien. Ein Opfer, umſonſt einer verlornen Sache gebracht. Wie viel daran actenmäßige Wahrheit iſt, wird ſchwerlich ermittelt werden. Die Neigung der heutigen tonangebenden franzöſiſchen Hiſtoriker, die Erinnerung ihres größten Helden auch mit einem menſchlichen Nimbus zu umgeben, iſt begreiflich und verzeihlich.

Rob Roy.

1703 — 1740.

Der Held in Walter Scott's berühmtem Romane, Rob Roy, iſt weder eine erfundene Perſon, noch in der Wirklichkeit eine minder berühmte und intereſſante Erſcheinung, als ihn der Dichter in ſeinem Meiſterwerke darſtellt. Er war der letzte, größte Räuber, oder Freibeuter, oder Abenteurer Schottlands — Worte, die übrigens alle für die eigenthümlichen Zuſtände der Zeit und Rob Roy's perſönliche Lage nicht ganz paſſen. Denn er war zugleich ein freier Grundbeſitzer, Territorialherr, Abkömmling alter Clanhäuptlinge, ein gefeierter Nationalheld, ein Rächer alter Unbill an ſeinem Volke, ein politiſcher Charakter, dabei ein ſehr gewitzigter feiner Intriguant, ſo ſchlau als tapfer, Held, Dieb, und nebenher, ſein ganzes Leben durch, ein geſchickt ſpeculirender Viehhändler. Ein Charakter, wie ihn nur die ganz beſondern Verhältniſſe ſeiner Zeit und ſeines Landes ausbilden konnten, ein Räuber, welcher der Gerechtigkeit ein ganzes Menſchenalter hindurch ein Schnippchen ſchlug, gegen den die Polizei gar nichts ausrichtete, und von dem die bewaffnete Macht mit blutigen Köpfen oft heimkehren mußte, und der doch, ſein Leben hindurch, eben-

sowol durch Schlauheit als durch Tapferkeit und entschlossene Benutzung des Augenblicks sich in einem gewissen bürgerlichen Ansehen zu erhalten wußte, und endlich, reich an Jahren und Erfahrungen, friedlich zu seinen Vätern heimging und wie ein guter Bürger in der Kirche beigesetzt und mit einem Denksteine geehrt ward.

Ein eigentlicher Criminalprozeß ist gegen ihn persönlich — wol aber gegen seine Kinder und Nachfolger — nicht geführt worden, denn er ließ sich nie fangen oder wußte immer wieder zu entkommen. Aber seine Thaten, oder Verbrechen, leben nicht allein in Liedern und Erzählungen der schottischen Hirten und Bauern, sondern man hat sie auch so authentisch und in historischer Reihenfolge als möglich gesammelt, und die Engländer haben sie in der Reihe ihrer celebrated trials ohne Bedenklichkeit aufgenommen. Wir bedienen uns derselben Freiheit, ohne einen Vorwurf unserer Leser deshalb zu besorgen. Einen Helden, den die Dichtung gefeiert hat, ist das natürliche Verlangen auch in seiner Wahrheit zu sehen, und wenn die Wahrheit noch bunter und abenteuerlicher ist als die Dichtung selbst, wird man nicht darüber zürnen, besonders wenn in einem solchen kleinen Bilde das einer ganzen, entschwundenen Zeitepoche uns vor Augen gerückt wird.

Der Clan der Macgregors, einst ausgebreitet, mächtig und stark, bewohnte die romantischen Wildnisse und die jener Zeit fast unersteiglichen Schluchten und Thäler von Balquhidder und der Trosachs, welche einen Theil der jetzigen Grafschaften Argyll, Perth, Dumbarton und Stirling umfaßten. Diese Gegenden hießen das Land der Macgregors. In frühern Zeiten ward hier kaum

Ackerbau getrieben. Die wilde Bevölkerung lebte faſt nur von der Viehzucht, von geſchlachteten Thieren und geſchoſſenem Wilde. Da ſtrenge Winter oft ihre Heerden und die Thiere des Waldes aufzehrten, mußten ſie ſich in der Nachbarſchaft nach andern umſehen. Geld zum Bezahlen hatten ſie nicht; man ſtahl und raubte daher. Der Viehdiebſtahl gehörte mit Jahrhunderten zu der natürlichen Beſchäftigung der Clangenoſſen. Man kam ſich gegenſeitig darin zuvor (natürlich nur Clan gegen Clan) und übte dann ein ſtrenges Vergeltungsrecht.

Aber die Macgregors traf eine furchtbare Rache, weil man ſie für die gefährlichſten Diebe hielt. Die Regierung in ihrer Schwäche ſchleuderte Bannſtrahlen gegen die Unverbeſſerlichen und von den benachbarten Clans wurden dieſelben mit Feuer und Schwert executirt. Der Stamm war nahe daran, nicht allein ausgerottet zu werden, ſondern mit ſeinem Namen unterzugehen. Die Macgregors wurden verfolgt, niedergehauen, wo ſie ſich fanden, bis ſie ermüdet durch die immerwährende Verfolgung und die ſtets wachſende Zahl ihrer Feinde ihre fruchtbarern Thäler und Niederungen zwiſchen den Bergen verließen und ſich auf die höheren Berge von Perth und Argyll zurückzogen, wo oft Höhlen und finſtere Wälder ihre Wohnungen und Stätten wurden. Auch dort duldete ſie die Rache ihrer ergrimmten Feinde nicht. Der Earl von Argyll als ein wahrer Henker und Schlächter machte auch in dieſen Moorgründen, Klippen und Haiden auf ſie Jagd, und es war nahe daran, daß von dieſem großen Clan der ſchottiſchen Hochlande kaum Jemand mehr als unmündige Kinder überblieben.

Und die Macgregors hatten verhältnißmäßig nicht mehr verbrochen als andere Clans der Hochlande, ſagt jetzt die unparteiiſch abwägende Geſchichte. Sie hatten

Vieh gestohlen, gelegentlich geplündert, gebrandschatzt, gemordet, immer das Recht der Wiedervergeltung übend.

Für die schottischen Hochlande gab es bis spät in die moderne Zeit hinein keinen andern Rechtszustand, als die Selbsthülfe; der Stärkere und Entschlossnere war der Richter, der Schwächere der Gerichtete. Die Macgregors hatten Jahrhunderte hindurch gerichtet, bis sie gerichtet wurden.

Dieser Vertilgungskampf dauerte von den Zeiten Karls I. bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinein.

Unter diesen Stürmen der Verfolgung wuchs Robert Macgregor auf, der später von seinem rothen Haare den Beinamen Roy erhielt, das ist auf Celtisch, der rothe. Robin der Rothe, Rob-Roy, ist der Name, unter welchem dieser kühne Macgregor in den Hochlanden und durch ganz Schottland berühmt ward. Noch heut ist es in den Hochlanden gebräuchlich, nach äußern Abzeichen und Eigenschaften einem Mann einen Beinamen zu geben, der bei der Gleichheit der Stammnamen aller Clansgenossen zur Unterscheidung im Leben nöthig wird, und den Mann auch über Landes durchs Leben begleitet.

Rob Roy war der Sohn Donald Macgregors, aus der Familie Glengyle, eines königlichen Obristlieutenants, seine Mutter war eine Campbell von Glenlyon; er daher von Vater- und Mutterseite adliger Geburt. Seine Erziehung war für seine Zeit und die Umstände gut. Natürlich galt Alles der Ausbildung der Körperkräfte und jener Klugheit, welche auch in patriarchalischen Zuständen den vollkommenen Mann macht.

Rob Roy's Körper war mit besonderer Kraft von der Natur ausgestattet, und schon sein Aeußeres von einer Besonderheit, die ihn auf den ersten Blick kenntlich machen

gestalt Weg und Berg, daß man kaum von einem Karren den andern erblicken konnte. Es senkte sich allmälich; doch blieb die Straße breit und eben. Wir befanden uns noch immer auf dem Hochplateau. Mitten aus dem grauen Dunst trat eine hohe Ehrenpforte uns sonderbar genug in dieser Oede entgegen. Es war aber nur das Gränzmal zwischen dem Aggerhusstift und Drontheimstift. Erst unweit Kongswold, der nächsten Station, zeigten sich aus dem Nebel pitoreske Felsblöcke. Ein grelles Gelb und Roth des Mooses wechselte mit dem grauen Braun ihrer sonstigen Bekleidung, ohne durch dies bunte Kleid, ihnen und der Scenerie ihr düsteres Ansehn zu nehmen. Dazu vereinigten sich die Moorbäche zu einem reißenden Gießbach, der, eine tiefere Schlucht zu unseren Füßen bildend, uns hinabführte. Wir waren unmerklich über die Gränzscheide des hohen Dofrefeld gekommen. Die Bäche rauschten jetzt nach Norden, und der Rückweg in das südliche Norwegen war ihnen auf ewig durch steile Felsberge untersagt. Nach Drontheimstift zu, nimmt der Dofrefeld eine steilere, schroffere Gestalt an, wovon uns die abschüssigen Wege nur zu bald unterrichteten.

mußte, was für einen Abenteurer, der ſich oft verkleidet unter Fremde einſchleichen, wenigſtens unbekannt zu bleiben wünſchen mußte, keine förderliche Zugabe war. Außer ſeinem rothen Haare und dahin ſpielender Geſichtsfarbe, hatte der ſonſt nicht große, aber dafür deſto feſter in der Bruſt und in den Gliedern gebaute Mann, ſo bis zur Ungeſtaltung lange Arme, daß, wenn er aufrecht ſtand, er mit den Fingern ſeine Knieſcheiben berührte. Allein dieſe Urangutang-Arme waren von einer rieſenmäßigen Stärke. Es war kaum möglich ihm etwas aus den Händen zu entwinden, und es war bekannt, daß er einen Hirſch bei den Hörnern faſſen konnte und ihn feſthielt. Das Breitſchwert, die eigenthümliche Waffe der Hochländer ſchwang und handhabte er mit einer Geſchicklichkeit, in der ihm Niemand gleich kam. Sein Auge hatte Adlerſchärfe und die Muskelkraft ſeiner Glieder war ſo außerordentlich, daß er wie eine Gemſe an ſteilen Berg- und Felſenwänden hinaufkletterte.

Und doch beſaß er, bei ſeiner Abhärtung und verwegenen Kraft ſehr gefällige Sitten, und war der umgänglichſte Mann, wenn er nicht herausgefordert ward. Doch ſobald Gefahr erſchien, ſprang der Held wie durch einen elaſtiſchen Stahldruck aus der weichen Hülle hervor. Er war ebenſo berühmt wegen ſeiner Kenntniß der menſchlichen Natur als wegen ſeiner kühnen Unternehmungen und glücklichen Wageſtücke.

Grundbeſitzer, Edelleute wie Pächter, trieben damals wie jetzt die Viehzüchterei und den Viehhandel als Geſchäft. Rob Roy ſcheint es in großer Ausdehnung und mit vielem Eifer in ſeinem früheren Leben betrieben zu haben, ſo daß bis im erſten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts nichts von räuberiſchen oder ſonſt abenteuerlichen Unternehmungen ſeiner Seits verlautbarte.

Er ſtand, nach hochländiſcher Sitte, die damals freilich ſich noch über die Hochlande hinaus auf die Bewohner der brittiſchen Flachländer erſtreckte, unter dem Schutze eines ihm befreundeten Patrons, des in der Geſchichte jener Zeiten wohlbekannten Herzogs von Argyll. Mit deſſen Erlaubniß nahm er ſeiner Mutter Namen an, wie aus einem erſten Document über ihn vom Jahre 1703 erhellt, wo er Robert Campbell von Inverſnait, ſeinem Erbgut, genannt wird. Unter ſeinen Blutsfreunden aber blieb er ein Macgregor, der wohlbekannte Rob Roy.

Er hatte in ſeinem Viehhandel einen Compagnon, in den er ein unbedingtes Vertrauen ſetzte. Dieſer betrog ihn, ging mit einer bedeutenden Summe Geldes durch und Rob Roy fand ſich in einer augenblicklichen, ſo drückenden Geldverlegenheit, daß er genöthigt war, ſeine Güter dem Herzog von Montroſe zu verkaufen. Es geſchah jedoch unter der Bedingung, daß es ihm frei ſtehen ſolle bis zu einer gewiſſen Zeit ſie wieder einzulöſen. Alſo auch hier ein Schatten des mittelalterlichen germaniſchen Pfandbeſitzes von Land, des wiederkäuflichen Quaſiverkaufs von Grundbeſitz, der ſo heilig geachtet wurde, daß er unter allen Gräueln und Stürmen jener Zeiten nur ſelten angetaſtet ward. Montroſe hatte nur einen Theil des bedungenen Preiſes bezahlt. Nach einigen Jahren fand Rob Roy ſich wieder in beſſeren Finanzverhältniſſen, er wollte ſein Land wieder haben. Montroſe hatte keine Luſt es fahren zu laſſen; ſie unterhandelten und Rob Roy gab definitiv ſeine Anſprüche auf.

Aber ſehr bald kam er zur Ueberzeugung, daß der Herzog ihn übervortheilt habe, er hatte einen ſchwachen Augenblick des warmblütigen Mannes benutzt. Rob Roy war nicht der Mann, ſo etwas und ein Recht, welches er

zu haben vermeinte, zu vergeben. Namentlich maß er die Schuld dem Factor des Herzogs, einem Graham von Orchil bei, und sein Entschluß war gefaßt, bei nächster Gelegenheit dafür Vergeltung zu fordern.

Graham von Orchil hatte einen Rundritt gemacht, um die Renten für seinen Herrn einzucassiren. Aus üblicher Artigkeit begleiteten ihn mehre Edelleute aus der Gegend, und speisten im Wirthshause von Chapel-Arroch in Aberfoil mit ihm zu Mittag. Unerwartet fand sich auch Rob Roy ein. Er kam aber mit 20 Bewaffneten, die er in einem nahgelegenen Busche versteckte, mit dem Befehle auf ein gewisses Signal zu warten. Er selbst schritt, seinen Sackpfeifer vor sich aufspielen lassend, unbefangen in das Wirthshaus. Der Factor dachte nicht daran, daß Rob Roy etwas im Schilde führe, da er seine Claymore ablegte, was als ein Zeichen des Friedens galt. Der ungebetene Gast nahm herzlich und lebhaft am Gespräche Theil und ließ seinen Pfeifer wilde Pibrochs anstimmen, die jedes Hochlandsherz erfreuten.

Rob Roy hatte keine Bewegung Graham's außer Acht gelassen und gesehen, daß er sein eincassirtes Geld in einem Mantelsack, der im Zimmer stand, niedergelegt hatte. Kaum war das Mittagsessen vorüber, als er seinem Pfeifer befahl, eine neue Weise anzustimmen, und einige Augenblicke darauf umringten schon Rob's Leute das Haus und sechs drangen mit gezogenen Schwertern ins Zimmer. Rob ergriff sein eigenes und forderte den Factor auf, das gesammelte Geld herauszugeben, denn es gehöre ihm. Widerstand war unmöglich. Der Factor mußte so triftigen Gründen weichen, zahlen, erhielt von Rob Roy's Händen eine Quittung darüber, aber nicht die Freiheit. Denn im Streite stellte sich für diesen ganz

klar heraus, daß Graham es geweſen, der die Vertragsverletzung verſchuldet, er nahm ihn daher mit ſich, und ſperrte ihn auf einer kleinen Inſel am weſtlichen Ende des Loch Katturine (Loch Katrine) ein. Hier mußte er mehre Wochen als Gefangener ſitzen. Als Rob Roy ihn nach mehren Wochen frei ließ, ermahnte er ihn, nie mehr in jener Gegend Renten einzuſammeln, das wolle er ſelbſt künftig ſtatt ſeiner übernehmen. Denn dieſe Länder hätten ſammt und ſonders urſprünglich den Macgregors gehört, welche ſie ein Mal verwirkt. Aber, argumentirte Rob Roy, eine ſolche Verwirkung ſei ungeſetzlich, weil ſie auch das Recht der kommenden Generation beeinträchtige. Er wolle ſie für dieſelben wieder in Beſitz nehmen.

Von einer wirklichen, dauernden Beſitzergreifung kann natürlich nicht die Rede geweſen ſein, aber ſein vorgeſchütztes Anrecht gab ihm und den Macgregors Anlaß zu beſtändigen Plackereien und Feindſeligkeiten gegen die Clans der Graham, Drummond und Murray, welche dieſe Ländereien in Beſitz genommen hatten, Streitigkeiten, in denen ſein ferneres Leben verſtrich. Charakteriſtiſch genug ſchon für jene Zeit iſt, daß Rob Roy's erſte Gewaltthat (wenigſtens die zuerſt bekannt gewordene) zu keinen gerichtlichen Verfolgungen Anlaß gab, ſo daß nicht einmal Anſtrengungen gemacht zu ſein ſcheinen, jenen eigenmächtig gefangen genommenen Verwalter zu befreien. Bis es zum Aeußerſten kam, hielt man für gerathener ſich auf Vergleiche einzulaſſen.

Als einer ſeiner furchtbarſten Feinde erſcheint bald der Earl von Athol. Wir erfahren, daß Rob Roy in den benachbarten Diſtrict von Athol häufige Einfälle gemacht hatte, nächſter Zweck: Rinderheerden fortzutreiben, Rechtstitel: Die alte Unbill von denen von Athol

an den Macgregors begangen, zu vergelten. Es floß dabei auch oft Blut; gegen die Macgregors war man noch grausamer gewesen! Aber er mußte das Maß der Vergeltung überschritten haben, der Earl setzte Alles daran, seiner habhaft zu werden. Eine Streiftruppe zu Pferde, plötzlich in die Berge einbrechend, überraschte ihn in seinem Hause zu Monachaltuarach in Balaubidder und nahm ihn gefangen. Er ward auf ein Pferd gesetzt, um nach Stirling gebracht zu werden. Aber in einem steilen Defilé ersah er die Gelegenheit vom Pferde zu springen und ehe ihn ein anderer Reiter fassen konnte, kletterte er die Bergwand hinan, wo die Reiter natürlich nicht folgen konnten.

Lord Athol sandte ein zweites Mal 20 Mann aus, ihn zu ergreifen. Rob Roy sah sie von fern ankommen und floh — vermuthlich durch eine günstige Lage geschützt — nicht. Obgleich er allein war, vertraute er auf seine Stärke, Geschicklichkeit und den Ruf, den er schon erworben. Er rief ihnen entgegen, er wisse, weshalb sie kämen, aber wenn sie nicht auf der Stelle ruhig Kehrt machten, sollte Keiner von ihnen heil nach Hause kehren. Sie kehrten Alle unverrichteter Sache um.

Wenn es sich auch nicht buchstäblich so verhalten hat, — wie der Kritik oft selbst bei actenmäßigen Darstellungen zu zweifeln erlaubt ist — so ward die That doch so wieder erzählt und geglaubt. Sein Ruf, die Furcht vor ihm wuchs.

Rob Roy schuldete eine bedeutende Summe Jemandem in dem schottischen Niederlande. Es war über die Forderung seines Gläubigers rechtskräftig erkannt; aber die Rechtskraft half nichts, wo es keine executive Gewalt gab. Endlich erbot sich Jemand, wenn man ihm nur 6 zuverlässige Leute mitgebe, wolle er durch die ge-

sammten Hochlande ſtreifen und Rob Roy, oder wen man ſonſt verlange, feſtnehmen. Der kräftige und entſchloſſene Menſch ſchien ganz der Mann dazu, und es ward ihm eine anſehnliche Belohnung zugeſichert für den Fall des Gelingens. Aber weder ſein Muth, noch daß er ſeine Leute von Kopf bis zu den Zehen beraffnete, half ihm vor einem jämmerlichen Mißglücken ſeiner Expedition.

Er beging die Unvorſichtigkeit, in dem damaligen einzigen Wirthshauſe von Balquhidder ſich nach dem Wege nach Rob Roy's Hauſe zu erkundigen. Wahrſcheinlich ward er dem Häuptling durch deſſen weit verbreitete Freunde verrathen. Ein Mann vor der Schwelle wies ihn freundlich in's Haus. Als dieſer Mann aber, Rob Roy ſelbſt, ihn fragte, was er von ihm wolle, erſtarrte der unglückliche Executor und konnte kaum ein Wort ſtammeln, als vier Rothſchenkel ihn ergriffen, und kurzen Proceß mit ihm machend, ihn in den vor dem Hauſe vorbeifließenden Bach warfen.

Zwar rettete er ſich, ſo gut wie ſeine 6 Leute, die ſofort Reißaus genommen, aber alle 7 hatten nichts Eiligeres zu thun, als, der Schnelligkeit ihrer Füße vertrauend, aus den Bergen auf den Weg nach Stirling zu laufen. Dort machten ſie eine ſo furchtbare Schilderung von der Grauſamkeit und den Meuchelmorden der Macgregors, daß der Gouverneur des Schloſſes dem Unweſen ein Ende zu machen beſchloß und eine Compagnie Soldaten in die Hochlande ſandte, um ſich des gefährlichen Freibeuters Robert Macgregor, genannt Campbell zu bemächtigen.

Dieſe militairiſche Expedition fiel noch kläglicher aus. Eine Schaar Macgregors, die auf Plünderung an den Ufern des Firth ausgezogen war, bemerkte auf ihrem mit Beute beladenen Rückzuge das militairiſche Detache-

ment, welches gerade auf das durch W. Scott's Schilderungen berühmt gewordene Dorf Callender zu marschirte. Ihr Gewissen sagte ihnen, was es galt und Rob Roy war sofort durch Schnelläufer unterrichtet. In wenigen Stunden war das ganze Gebiet der Macgregors durch Botenumlauf von der nahen Gefahr unterrichtet. Wer sich zu fürchten hatte, floh mit seinen Heerden und seiner beweglichen Habe in die tiefsten Wälder, Moorbrüche oder in die höhern Berge, Schildwachten wurden überall ausgestellt, um von jeder Bewegung der Soldaten Nachricht zu geben. Die Soldaten fanden nur verlassene Gehöfte mit alten Frauen und Kindern, kaum einen männlichen Macgregor, und darunter Keinen, der noch die Waffen tragen konnte, am wenigsten aber den sie suchen gegangen, Rob Roy selbst. Nach mehren Tagen fruchtlosen Umhersuchens, müde von der ungewohnten Arbeit des Bergekletterns und Umherstreifens durch Moräste und Wälder, lagerte sich eines Nachts die ganze Compagnie in einem leeren Gebäude, nachdem sie, um wenigstens einmal weich zu schlafen, Haidekraut gepflückt und sich davon Lagerstätten bereitet hatte. — Der Uebermuth trieb die Macgregors aus ihrem Versteck von den Bergen, sie wollten den Soldaten wenigstens einen Denkzettel geben, daß man nicht ungestraft sie in ihren Bergen stören dürfe. Sie steckten das Haus in Brand. Die Soldaten stürzten in wilder Verwirrung hinaus und auf die Flucht, Einige verwundeten sich im Gedränge selbst, Einer ward durch eine zufällig losgehende Muskete erschossen; eine große Anzahl ließ ihre Gewehre zurück.

Die Macgregors waren frei in ihren Bergen. Die Regierung scheint sich nicht gedrungen gefühlt zu haben, für die Verhöhnung ihrer Autorität Rechenschaft zu fordern.

Der Freibeuter schatzte auch durch Contributionen gelegentlich das umliegende Land. Ein Campbell von Abruchil pflegte sich durch eine jährliche Abgabe mit ihm abzufinden. Da dies aber einige Jahre unterlassen war, begab sich Rob Roy an der Spitze seiner bewaffneten Leute nach dem Schlosse des Laird, um die Restforderung einzutreiben. Während fünf Männer in einem Versteck blieben, pochte er allein an das Thor und verlangte ein Zwiegespräch mit dem Laird. Man erwiderte, daß verschiedene große Herren bei ihm zu Tische wären, und daß kein Fremder vorgelassen werde. „Sagt ihm dann, rief der Freibeuter, daß Rob Roy Macgregor vor seinem Thore steht und ihn sprechen muß, und wenn der König selber an seiner Tafel säße.“ Aber der Thorwart kehrte zurück und sagte: sein Herr wisse nichts von einer solchen Person und wünsche, daß er sich auf und davon mache. Da brachte Rob das Mundstück des großen Hornes, das an seiner Seite hing, an seine Lippen und stieß einen Ton heraus, vor dem das Schloß und seine Wächter erbebten. Campbell und seine Gäste fuhren erschreckt vom Tische auf, und der Wirth stürzte hinunter. Aber schon stürzten Rob's Getreue von allen Seiten herbei, um sich auf seinen Befehl der Kühe auf der Weide zu bemächtigen. Indessen ließ der ungebetene Gast sich besänftigen, als der Laird sofort das Thor öffnete und seinen „besten Freund“ über die Schwelle lud, die Unhöflichkeit seines unverständigen Dieners entschuldigend. Die rückständige Schuld ward gezahlt und sie schieden mit herzlichem Händedrücken.

Rob Roy trat auch als Ritter für Befreundete und unschuldig Unterdrückte auf. Einer seiner Clangenossen hatte auf der Herrschaft des Earl von Perth eine Pachtung. Der Factor des Grafen, ein Drummond, bob sie

unter irgend einem Vorwande auf und der Pachter ſollte das Gut räumen. Als Rob Roy davon hörte, begab er ſich auf der Stelle nach Drummond-Caſtle, wo der Earl reſidirte. Die erſte Perſon, die er vor dem Schloſſe ſah, war der Factor. Ohne ein Wort zu ſprechen, ſchlug er ihn nieder und ſchritt ins Thor. Der Earl hatte ihn ſchon vom Fenſter aus erkannt und machte gute Miene zum böſen Spiel, indem er ihm mit einem herzlichen Willkommen entgegen trat. Aber Rob Roy, wiewohl ſonſt zu ſolchen Vertraulichkeiten auch mit Gegnern gern geneigt, wollte ſich diesmal auf nichts einlaſſen, ſondern erklärte rauh und derb heraus, er komme nicht als Gaſt, ſondern damit das ſeinem Clangenoſſen widerfahrene Unrecht auf der Stelle wieder gut gemacht werde, ſonſt werde er ſeine Schaaren auf die Herrſchaft des Earl loslaſſen. Rob Roy war auf dem Culminationspunkte ſeiner Macht, der Graf mußte nachgeben, der Pachtcontrakt ward erneuert, und Rob ſetzte ſich dann ruhig nieder und nahm mit ſeinem Wirthe ein Frühſtück ein.

Rob Roy war der trefflichſte Oekonomiebefliſſene. Er pflanzte und ſäete ſelten oder nie auf ſeinem eigenen Lande und es fehlte ihm doch nicht an Korn und Mehl. Wenn er oder einer ſeiner Leute, oder auch ſonſt ein Armer, der ſein Mitleid erregt, des Brodes bedurfte, machte er einen Abſtecher nach dem großen Vorrathshauſe des Herzogs von Montroſe in Moulin. Er forderte vom Aufſeher, ſo viel als er bedurfte, ließ es meſſen, aufladen, gab darüber eine Quittung und ließ es dann durch die Pächter des Herzogs mit deren Pferden nach ſeinem Hauſe, oder wohin ſonſt er es verlangte, bringen. Uebrigens nahm er nicht Korn, ſondern, der Bequemlichkeit wegen, ſofort Mehl. Mehl

und Hornvieh waren in der Regel das Ziel ſeiner Beutezüge.

Alle celtiſchen Häuptlinge pflegten ſich in den entfernteſten und unzugänglichſten Schluchten oder Höhen für die Zeiten der Noth einen Zufluchtsort, ein Verſteck zu ſichern, wohin ſie vor der Gewalt der Verfolgung ſich zurückziehen konnten. Es war ein Thurm, eine verborgene Hütte, ein Steinbruch oder eine Höhle. Rob Roy hatte ſich am Fuße des Ben Lomond, am Ufer des Sees eine ſolche Höhle ausgeſucht, die noch heute ſeinen Namen trägt und von den Beſuchern der Hochlande aufgeſucht wird. Der Eingang war dicht am Waſſerrande unter ungeheuren Felsſtücken, welche von dem Gipfel des mächtigen Berges gelöſt, hier phantaſtiſch übereinander gethürmt ruhen und von Moos, Strauchwerk und wilden Schlingpflanzen üppig übergrünt ſind, wie Scott in ſeiner Lady of the Lake maleriſch ſchildert:

Es iſt die ſeltſam wildſte Bucht,
Die je ein Flüchtling aufgeſucht.
Wie auf des Kriegers Bruſt die Wunde
Gähnt dieſe Höhle aus dem Schlunde.
Zur Urzeit ſtürzte mit Gewalt
Felsblock auf Block in dieſen Spalt,
Herab vom Bergesrand geſtürmt,
Und ſchuf, durch Zufall kraus gethürmt,
Im wunderbaren Schichtenwerk
Die Höhle in dem Waldesberg u. ſ. w.

Die Zeit ſollte bald eintreten, wo er hier Zuflucht mit ſeinen Getreuen, deren wenigſtens immer 12 — die Zahl der Paladine tritt alſo auch hier ein — um ihn waren ſuchen mußte.

Die Regierung that noch nichts. Ihre Schwäche zeigte ſich in Schottland nur dann und wann durch eine unangebrachte, die Gemüther erbitternde Strenge. In

Von Kongswold an eine völlige Charakterveränderung in der Gegend. Man nöthigte drei unserer Reisegefährten zu reiten, die anderen beiden blieben, als Schutz und Schirm der Sachen, bei den Karren. Das Regenwetter hatte mir nicht so gelächelt, daß das Reiten als eine Lustpartie erschienen wäre; ich sollte indessen auf meinem Karren alle Qualen ausstehn, die nächst dem Rädern, einem Menschen auf Rädern begegnen können. Was aber wollte alle diese Pein gegen das gigantische Schauspiel, das unser wartete, bedeuten.

Eine schaurige, fürchterliche Schlucht mit den schroffesten Felswänden öffnete sich vor uns. Die tiefe Einöde, das verwitterte Grau, mochte ihr Anfangs, wo sie noch weiter ist, einen Ossianischen Charakter leihen. Dann aber, je tiefer der Weg eindrang in die schreckenvolle Nacht, je höher die schwarzen Kuppen mit ihren Schneelagern über unsern Köpfen drohend vorragten, je mehr Wasserbäche sich herabstürzten, reichte dieser Begriff schauriger Wehmuth nicht mehr aus. Die gigantischen Schrecken der Natur finden im Ossian keine Bezeichnung mehr. Ein Uebersehen dessen, was wir zu sehn hatten, war

die wilden Hochlande reichte ihr Arm nicht, sie ließ die Dinge dort gehen; zufrieden, wenn die Clans und Häuptlinge sich durch gegenseitige Furcht und Feindschaft in Schach hielten. Die Regierung that nichts, aber der am meisten durch die Einfälle Rob Roy's geschädigte Herzog von Montrose, das Haupt der Grahams, wollte nicht mehr sein Mehl dem kühnen Freibeuter umsonst liefern, noch seine Heerden länger von ihm weggetrieben sehen. Er beschloß sich selbst zu helfen. Er rief eine ansehnliche Zahl seiner Clangenossen auf, gesellte eine Schaar tüchtiger Soldaten ihnen zu und schickte sie unter dem Befehle eines erprobten Graham in die Berge. Die Expedition überfiel sein Haus, aber es war leer. Rob Roy war, diesmal von der ihm drohenden Gefahr ununterrichtet, zufällig auf eine andere Unternehmung ausgezogen. Sie erfuhren indeß den Weg, den er genommen und erreichten bei Tagesanbruch Grinlarach, wo er über Nacht in dem Wirthshause von Strathfillan zugebracht. Rob Roy hatte im Hause selbst geschlafen, seine Leute in einer Scheune daneben. Ohne sich anzumelden, erbrachen die Graham die Thüre des Wirthshauses, aber vom Geräusch erweckt, war auch Rob Roy sofort aufgesprungen und hatte sein Breitschwert entblößt. Mann für Mann, wie sie der Thüre sich näherten, empfing er sie, streckte sie nieder oder hielt sie auf, bis das Getös seine Leute in der Scheune gleichfalls weckte. Diese machten sofort einen stürmischen Anfall auf die Graham von hinten, bei dem Viele verwundet und das ganze Corps zum Rückzuge gezwungen wurde. Nachdem Rob Roy, frei und unverwundet, sie durch einige Gläser Whiskey gestärkt, kletterte er mit seinen Leuten die Berge nach Glenfallach hinauf. Die Feinde hatten sich zwar nach der ersten Bestürzung wieder ge-

sammelt und kehrten zur Verfolgung um, doch nur zu ihrem Schaden. Einige Soldaten wurden erschossen und ein Graham in einem Mühlbach ertränkt. Obgleich die Feinde fünf Mal stärker waren, blieb Rob Roy Sieger und die Executionsarmee mußte sich schimpflich zurückziehen.

Jetzt galt Macgregor für unüberwindlich. Montrose hielt es für gerathen, einstweilen nichts gegen ihn zu unternehmen; aber Rob Roy für desto gerathener, sein gewonnenes Ansehen zu benutzen zu einem größeren Beutezuge. Er fiel mit aller seiner Macht in das Niederland ein, und schleppte aus der Gegend von Balfran alles Hornvieh und bewegliche Eigenthum in die Gebirge. Widerstand war nicht möglich.

Dies war Rob Roy's großartigste und glücklichste Expedition. Ihr Gedächtniß lebt noch heute im Volke unter dem Namen der hirriship of Kilrain. Aber es war seine unbesonnenste Unternehmung, da sie endlich die Aufmerksamkeit der Regierung ernstlich auf den verwegenen Häuptling lenkte. Der öffentlichen Anklage wegen dieses seines größten Verbrechens folgte eine Verurtheilung vor der Untersuchung. Es ward ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Die Freiwilligen aus den westlichen Grafschaften wurden entboten und zahlreiche Trupps zu Fuß und Roß marschirten auf allen Wegen in die Hochlande, um „die Unverschämtheit Rob Roy's und seines diebischen Clans," wie es in den öffentlichen Bekanntmachungen hieß, zu züchtigen.

Dieser Macht konnte Rob Roy nicht widerstehen. Er mußte sich in die Wälder zurückziehen und brachte viele Monate in seiner Höhle am Loch Lomond zu. — Ein Glück, daß es damals noch keine romantische Reisende gab, ein Beweis, in welchem Zustande der Wildniß

und Unbekanntheit jene Gegenden für die Regierung sein mußten, daß sie mit allen militairischen Mitteln und selbst den Spürhunden aus der Nachbarschaft, innerhalb eines verhältnißmäßig kleinen Distrikts einen Versteck nicht zu entdecken vermochte, den heute jedes Kind weiß. Freilich auch ein Zeichen der patriarchalischen Treue unter den Clangenossen, daß auch nicht ein Verräther sich fand, der die Höhle anzeigte.

Aber es kam die Zeit, wo ihm auch die Höhle nicht mehr sicher dünkte. Er irrte von Ort zu Ort. Er hielt sich für verloren, obgleich sein Muth noch nicht sank. Seine Familie schaffte er heimlich hinüber nach den damals unwirthlichen Bergen von Argyll, auf die Höhen von Glenfine. Hier war er, unter den Camrbells, sicher. Aber die Gegend war ihm zu entlegen, unbehaglich, sein unruhiger Geist sehnte sich nach der Heimath und nach Thätigkeit. An eine dauernde Besetzung der unwirthlichen Höhen dachte man damals bei den Streifzügen zur Züchtigung räuberischer Clans ebenso wenig als ehemals die Römer sich in den Hochlanden festzusetzen Lust hatten. Als man der Verfolgung müde war, kam er gemach von den schwarzen Bergen von Argyll herunter und wohnte wieder ungestört unter den schönen seiner Heimath. Man hatte das Seinige gethan, ihn fahnden zu wollen; da man ihn nicht gefahndet hatte, ließ man ihn bis auf Weiteres gewähren.

Aber er hatte nichts weniger als die Lust zu seinem alten, freien Leben aufgegeben. Im Herzog von Athol stand ihm ein neuer, gefährlicher Feind auf. Dieser mächtige Nachbar beschloß in Person eine Expedition gegen ihn zu unternehmen, um ihm für immer seine Räubereien zu verleiden. Im eignen Interesse und besser von den Verhältnissen und Oertlichkeiten unterrichtet

als die Anführer des Regierungsaufgebotes, auch mit mehr Autorität als Häuptling eines mächtigen Hochlandclans überzog er mit hinlänglicher Begleitung zu Pferde den District von Balquhidder. Ein großer Theil desselben mit den darin wohnenden Macgregors gehörte damals zu Athol, diese waren die Vasallen des Herzogs geworden. Er erließ ein plötzliches Aufgebot an dieselben, dem sie, vermöge ihrer Clanspflicht, wenn auch schon gegen ihre Neigung, folgen mußten. Auf diese Weise verhinderte er, daß Rob Roy zeitig Nachricht von seinem Anrücken erhielt, und es gelang ihm vor des Räubers Haus zu rücken, ehe es diesem gelungen war zu entschlüpfen.

Rob Roy wußte vollkommen was es galt, er wußte, daß Flucht und Widerstand diesmal unmöglich waren. Mit rascher Gegenwart des Geistes schnallte er sein Schwert um und begrüßte den Earl am Thorweg seines Hauses. Es war gerade ein Trauerhaus, die betagte Mutter des Freibeuters war gestorben, die Familie, Weiber, Kinder, die Klageweiber waren zur Leichenbestattung versammelt. Rob Roy grüßte den Grafen mit aller ihm eigenen Höflichkeit und sagte, er fühle sich unendlich Seiner Herrlichkeit verbunden, daß er ungebeten zu seiner Mutter Begräbniß komme, und wolle diesen unerwarteten Freundschaftsdienst ihm niemals vergessen. Der Earl aber erwiderte kurz: er komme nicht darum, sondern ihn selbst um seine Reisegesellschaft nach Perth zu bitten. Eine lange, zwar friedliche, aber vergebliche Verhandlung erfolgte. Athol war unerbittlich, und Rob Roy ergab sich endlich und folgte ihm unter herzzerreißendem Geschrei und Thränen seiner Schwestern und Verwandten.

Aber plötzlich schien auch er von dem Schmerzgeheul

überwältigt. Er riß sich los, warf mit seiner Riesenkraft einige seiner Begleiter nieder, riß sein Schwert aus der Scheide und stürzte fort. Athol's Leute kannten — sie fürchteten, oder sie liebten ihn, und zauderten. Da griff der Earl selbst nach der Pistole im Halfter und feuerte sie auf den Flüchtling ab. Im selben Augenblicke fiel Rob Roy, doch nicht von der Kugel getroffen, sondern weil er strauchelte. Aber die Weiber glaubten, er sei todt und ihr entsetzliches Geschrei erfüllte die Luft. Eine seiner Schwestern jedoch, in der Rob Roy's kühne Seele lebte, schrie nicht. Die Lady von Glanfellach, ein Mannweib, wollte den Bruder nur beklagen, indem sie ihn rächte. Wie eine Furie sprang sie auf den berittenen Athol los, faßte ihn am Kragen und zog ihn im nächsten Augenblick vom Sattel herab auf den Boden. Hier preßte sie mit ihren kräftigen Händen die Kehle des Earl dermaßen, daß er in wenigen Minuten wahrscheinlich sein Leben aufgegeben hätte, wenn nicht der Mann, den er noch eben tödten wollen, zu seiner Rettung zu rechter Zeit herbeigesprungen wäre. Athol's Gefolge wagte oder wollte nicht seinem Herrn beispringen. Wer schämte sich nicht einem Krieger gegen ein Weib beizuspringen: Rob Roy, wie gesagt, war es, der ihn vor dem Tode durch Erstickung rettete. Der Earl von Athol und die Seinen machten sich darauf still und schleunig auf und davon. Zu ihrem Glück. Denn, wenn sie gewartet hätten, bis der ganze Clan zur letzten Ehre der alten Mutter Rob Roy's sich versammelt, so würden, nimmt man an, schwerlich der Laird noch seine Getreuen mit dem Leben davon gekommen sein.

Die Zeiten der hirriship of Kilraine kehrten nicht wieder. Rob Roy hatte seine Freiheit und Unabhängigkeit gerettet, aber er war behutsamer geworden, und obwohl sich bald die günstigste Gelegenheit für einen Mann von seinem Einfluß zeigte, eine weit bedeutendere Rolle als bisher zu spielen, entsagte er doch den Verlockungen des Ehrgeizes.

In den Clans des Hochlandes war, wie man weiß, die Anhänglichkeit für die vertriebenen Stuarts nicht erstorben. Dieselben Stämme, welche unter ihrer Geisel geblutet, derweil dies Haus in Macht war, oder die zur beständigen Rebellion gegen dasselbe sich erhoben, wetteiferten in Treue für die Königsfamilie, die außer Landes war, sei es auch nur aus Oppositionsgeist gegen die Regierung der Oranier und Hanoveraner. Bei jenen verunglückten Versuchen in den ersten zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts, das Banner für den Prätendenten in Frankreich aufzuschlagen, wo Seitens der Hochländer die Parteiergreifung nur theilweise erfolgte, verhielt Rob Roy sich ruhig. Als es zum offenen Aufstande unter dem Earl von Mar kam, und derselbe, an der Spitze eines Heeres misvergnügter Hochländer, aufbrach, wurden von Seiten der Regierung Befehle nach Edinburg gesandt, sich auf der Stelle gewisser Personen zu bemächtigen, welche als dem Könige feindlich gesinnt betrachtet wurden. Rob Roy wurde ausdrücklich genannt. Den sie als Räuber hatte walten lassen, gegen den ergriff sie als politischen Feind ernsthaftere Maßregeln; was nicht ohne Vorgänge in der Geschichte der englischen Rebellionen und Revolutionen ist. Es war indeß unnöthig; Rob Roy handelte bei dieser Gelegenheit mit aller Vorsicht eines klugen, politischen Charakters, eines Mannes, der den eigenen Vortheil und den der Seinen in

die erste Reihe stellt. Möglich daß er vermöge seines praktischen, die Verhältnisse richtig würdigenden Verstandes die misslichen Aussichten des unzeitigen Aufstandes richtig abwog; Andere behaupten, sein Herz habe damals lebhaft für die Sache der legitimen Aufrührer geschlagen, aber da der Herzog von Argyll, sein Freund und Gönner, sich offen für König Georg erklärte und mit Entschiedenheit dessen Sache führte und entschied, habe er sich, wiewohl mit Schmerzen, dem fügen müssen. Das Benehmen des rohen Freibeuters war bei dieser Gelegenheit würdig eines Mannes, der aus der besten diplomatischen Schule hervorgegangen. An der Spitze seiner getreuen Macgregors, war er auch mit in das Niederland gezogen, und zeigte sich bald bei dem einen, bald bei dem andern Heere, Rath gebend, zusprechend, horchend. Er war ein Mann, dessen Entscheidung schon einiges Gewicht in die Wagschalen geworfen hätte, aber er entschied sich nicht, er sprach sich nicht aus. Beim Treffen von Sheriff-muir, welches, zwar auch ohne entscheidenden Ausgang, doch die Folge hatte, daß die hochländische Armee sich zerstreute, war er ein ruhiger Zuschauer geblieben.

Aber seine Macgregors verschmähten es gar nicht, von den günstigen Umständen Vortheil zu ziehen. Sie waren ein Mal im Niederland, wohl bewaffnet und gerüstet und wollten ihre Macht geltend machen, ehe sie sich wieder in ihre Schluchten zurückzogen. So besetzten sie Foulkland und trieben ansehnliche Contributionen, meist von den Anhängern der Regierung ein. Erst als Argyll's Truppen vordrangen, zogen sie sich mit reicher Beute zurück, und blieben mehre Jahre hindurch in Waffen stehen. Sie meinten, die Regierung sei ihnen Dank schuldig, daß sie sich nicht für die Sache der Re-

bellen erklärt hatten. Sie dankte ihnen für die erste Zeit dadurch, daß sie sie nicht verfolgte.

Dadurch mußte der Uebermuth der verwegenen Freibeuter für die Nachbarn bald so empfindlich werden, daß man sie von dem allgemeinen Pardon ausschloß, welcher den Theilnehmern am Aufstande gewährt wurde. Es geschah mit den Worten: „Ausgenommen alle Personen des Namens und Clans von Macgregor, wie solche erwähnt sind in der ersten Parlamentsacte des Parlaments von Schottland unter der Regierung Karl's I., als welchen Namen Jeder oder Alle von besagtem Clan Macgregor führe, annehme oder darunter bezeichnet werde." Namentlich schloß der Pardon aus die Person „Robert Camrbell's, alias Macgregor, gewöhnlich genannt Robert Roy."

Rob Roy bedurfte des Pardons nicht, er half sich selbst. Noch lange Jahre nach jenem unglücklichen Aufstande und seinem politischen Auftreten lebte er, muthmaßlich wie bisher, wahrscheinlich mit größerer Vorsicht, fort. Von abenteuerlich verwegenen Thaten ist uns nur noch eine aufbewahrt, von der es zwar nicht ermittelt scheint, in welchen Zeitraum seines Lebens sie fällt, die aber charakteristisch für seine Persönlichkeit ist.

Trotzdem daß er ein notorischer Räuber war, blieb er doch dabei auch ein Kaufmann, ein Viehzüchter und Viehhändler. Er machte seine soliden Geschäfte, er führte auch wahrscheinlich seine Bücher in seiner Art. Dabei verstand es sich von selbst, daß er von seinen Kunden besucht ward und sie wieder besuchte. Scott macht irgendwo die Bemerkung, daß man in jenen unruhigen Zeiten und im vielbewegten Leben des Grenzlandes zwar nicht gern die Gesellschaft eines Räubers gesucht, aber sie doch als einen natürlichen Bestandtheil des bunten

gesellschaftlichen Treibens betrachtet habe. Man wich ihm aus, wenn es sich ohne Aufsehen thun ließ, wie man heut einem Trunkenbold ausweicht, und zischelte sich etwa zu: „das ist ein Räuber!“ wie man sich heut ins Ohr sagt: „das ist ein Spieler oder Krakeler!“

Rob Roy hatte in Edinburg einen schlechten Schuldner, der, wie man wußte, wohl die Mittel hatte zu bezahlen, aber nicht bezahlen wollte. Er hatte sich in das Asyl der Abtei geflüchtet und lachte, wie mancher Schuldner auch heut zu Tage in London und Paris des Eifers seiner Gläubiger. Ob Rob Roy vorher mit ihm processirt und ein Erkenntniß für sich hatte, wissen wir nicht; aber der Räuber Rob Roy war so fest von der Rechtsgültigkeit seiner Forderung, von der Schurkerei des Schuldners und seinem guten Vermögen überzeugt, daß er sich selbst als Executor nach Edinburg begab; diesmal ohne seine Clansleute, allein auf sich selbst vertrauend. Es ist uns auch nicht gesagt, ob er unter fremdem Namen und verkleidet in Edinburg einschlich, nur daß es das letzte Mal gewesen, wo er sich daselbst zeigte.

Rob trat friedlich in die Abtei ein, wie es Jedermann gestattet ist, er sah seinen Mann, und kaum daß er ihn gesehen, umschlang er ihn mit seinen langen Armen. Auch der Schuldner war ein sehr starker Mann, aber dem Drucke Dessen, der den Hirsch am Geweih ergriff, vermochte er nicht zu widerstehen. Rob Roy zog, zerrte, hob ihn bis über den Sicherheitsstrich, wo das Asylrecht aufhört, und übergab ihn hier zweien Gerichtsdienern, welche er schon vorher bestellt hatte. Der böse Schuldner mußte sich geben und — zahlte. Mit seiner eincassirten Schuld und wohl erhaltenen Freiheit machte sich der größte Freibeuter unangefochten auf seinen Weg.

Fordert man ein charakteriſtiſcheres Bild vom Rechtszuſtande einer vergangenen Zeit! Und es iſt keine graue Vorzeit. Rob Roy ſtarb in dem Jahre, wo Friedrich der Große den Thron beſtieg. — Friedlich, im Kreiſe der Seinen, ſtarb an Altersſchwäche, der furchtbare, verwegene Freibeuter Rob Roy Macgregor, den das Geſetz nie berührt hatte, auf ſeinem Landhauſe zu Inverlacharigbez, in den Braes von Balquhidder. Auf dem Kirchhof der Gemeinde ward er in allen Ehren, tief betrauert von den Seinen, beigeſetzt.

Ein einfacher Stein deckt ſein Grab, ſeine Erinnerung lebt aber, wie die von Helden und Königen im ſchottiſchen Volke. Verehrer haben nachher das rohe Bild eines Breitſchwertes auf den Stein eingekratzt.

Es gibt noch eine minder ehrenvolle Erklärung für die ungewöhnliche Stellung, welche Rob Roy in ſeiner Zeit einnahm, wenigſtens für das ſeltene Glück, deſſen er ſich rühmte, während eines ſo langen Lebens ungeſtraft ſeine räuberiſche Freiheit ausgeübt zu haben. Durch 30 Jahre führte er mit der Familie Montroſe Krieg, verwüſtete ihre Felder, trieb ihre Heerden fort, caſſirte ihre Renten ein; und ſie hatten keine Macht, ihm zu begegnen! Es war der unverſöhnliche Haß, ſagt die Geſchichte, welcher ihn wegen des einmal ihm zugefügten Unrechts entflammte. Andere ſtellen ihn nicht ſo frei hin, als man annimmt. Rob Roy ſei nicht allein der Freund, ſondern gewiſſermaßen das Werkzeug ſeines Gönners Argyll geweſen. Dieſer Große, welcher unter der Regierung der Königin Anna und Georg I. eine ſo bedeutende Rolle ſpielte, ſah in dem Herzog von Montroſe einen gefährlichen Rivalen Hinſichts des Einfluſſes, den er auf die Grenzlande ausübte. Die Macht dieſes Gegners zu dämpfen, ſah er es gern, daß ihm Rob Roy

beim Eintritt nicht möglich, die Schlucht wendet sich zu oft, und die Vorberge im Eingange verhindern die Aussicht, und doch überkam Jeden von uns die Ahnung, daß wir außergewöhnlichen Schrecknissen der Natur entgegeneilten. Ueber diese kleinen Vorberge, oder vielmehr das Steingerüll, welches aus einer späteren Revolution mitten in der Schlucht liegen geblieben, führt der Weg, und hier, so wie im ganzen Thale, begegnet die große Königsstraße Schwierigkeiten, welche selbst Simplonbaumeister zurückschrecken möchte, weil die Schwierigkeit, eine Chaussee aufzuführen, nicht von der Erhabenheit des Gedankens getragen wird. Es gälte nämlich, eine Unmasse unansehnlicher, bröckliger Felsen zu sprengen und wegzutragen, um nur einen festen Boden zu gewinnen; denn diese Steinhügel sind oft von so schmalem Rücken, daß sich kaum ein breiter Fußsteig darauf anlegen ließe. Man muß alle zehn Schritte bergauf, bergab und doch häufig unten durch den stagnirenden Bergstrom fahren. Der wochenlange Regen hatte, was noch von Weg übrig war, völlig aufgelöst, die Reiter waren vorauf und ich kutschirte mit meinem unverdrossenen Gaul über Stock und

beständig auf dem Nacken saß. Diesem Umstande verdankte er einen unsichtbaren Schutz, der, ein fast unerhörtes Beispiel, einen Räuberhauptmann durch 31 Jahre sein Geschäft glücklich betreiben und ihn in Frieden enden ließ.

Rob Roy selbst erlebte nicht mehr den großen Aufstand von 1745. Wo das ganze Hochland sich erhob für den ritterlichen Sohn des Prätendenten, würde auch sein hochländisches Herz wahrscheinlich über die diplomatischen Rücksichten den Sieg davon getragen haben. Seine nächsten Verwandten und sein Clan nahm dafür desto lebhaftern Antheil.

Es sind uns einzelne Thatsachen davon aufbewahrt, die wir hier nur kurz erwähnen, als Beiträge und Ergänzungen zu dem Bilde des Rechtszustandes von damals!

Rob Roy's Söhne wurden, nach dem Abbilde des Vaters, Viehzüchter und Freibeuter. Das Schicksal zweier von ihnen ist tragisch. Der jüngste Sohn Rob Roy Macgregor Og, der Junge, hatte das Unglück als 12jähriger Knabe durch das unvorhergesehene Losgehen einer Flinte einen Vetter zu erschießen. Nicht die Intention, die That ward an ihm gerichtet, wie im Fall der Adebar und Schlieffen in Colberg. Dreihundert Jahre hatten im patriarchalischen Zustande der Hochlande keine Aenderung der Gesetzesbegriffe hervorgebracht. Doch verlangte man nicht sein Blut, weil er noch so jung war, aber er mußte nach Frankreich fliehen, wo er bis 1745 blieb, und mit Karl Eduard zurückkehrte. Auch er ward später gefangen, angeklagt und vor Gericht gestellt. Aber es fehlte an Zeugen. Er mußte auch vor den von

Parteiwuth geleiteten Gerichtshöfen freigesprochen werden. Da klagte man ihn später eines andern Verbrechens an, weil man die Macgregors unter jeder Bedingung verderben wollte. Er hatte eine junge Wittwe entführt und geheirathet. Sie hatte sich freiwillig entführen lassen, sie bekannte es laut. Nichts deste weniger ward er aufgehoben, nach Edinburg gebracht, ihm der Proceß als Entführer gemacht, und Rob Roy Og am 6. Februar 1754, nach seiner Frauen Tode gehenkt. Jedermann wußte, daß man nicht den Entführer, sondern den Sohn Rob Roy's, den Macgregor, den Rebellen von 1745 in ihm richtete.

Sein Bruder James, James Drummond genannt, führte als Major 6 Compagnien Macgregors dem Prinzen Karl Stuart zu; da sein Schenkel in der Schlacht von Preston durchschossen ward, konnte er ihm nicht nach England folgen, kämpfte aber wieder an seiner Seite in der Schlacht von Culloden. Als Hochverräther unter Anklage, saß er im Schloß von Edinburg als Gefangener. Die Geschichte von Lavallete, Antonio Perez und so vieler Andern trug sich auch hier zu; diesmal war es seine Tochter, die ihn befreite. Sie kam als Schuhmacher verkleidet zu ihm mit einem Paar geflickter Schuhe. Nachdem Macgregor rasch die Kleider gewechselt, erhob sich im Gefängniß ein lauter Streit darüber, daß der Schuhmacher den Gefangenen übertheuere. Der vermeintliche Schuhmacher flog, wie von dem entrüsteten Manne hinausgeworfen, aus der Thüre und an der Schildwache vorbei. Macgregor entkam nach Paris, wo er 1754, also im Jahre, wo sein Bruder in Edinburg gehenkt wurde, starb.

Ein Neffe Rob Roy's, Gregor Macgregor von Glengyle, celtisch Ghlune Dhu, oder der mit dem schwarzen

Knie, wegen eines schwarzen Fleckens auf demselben, würde, wenn er länger gelebt hätte, wahrscheinlich den Ruhm seines Oheims noch überstrahlt haben, da es sein eifriges Bestreben war ihm nachzuahmen. Er war oft der kühnste Gefährte und Unteranführer bei seinen Expeditionen gewesen. Beim Aufstande 1745 hatte er mit seinem Vetter James, dem oben genannten James Drummond, mit 12 Mann das Fort von Inversnaid genommen und 89 Gefangene gemacht. Nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges mußte er, wie so viele Andere und der königliche Prinz selbst zwischen den Wäldern und Bergen der Hochlande sich Schlupfwinkel suchen. Eine Streifpartei von Campbells verfolgte ihn einst in den Wildnissen von Glenlednick über die Uferberge des Loch Tay. Er rettete sich, indem er einen der Verfolger, die ihm zunächst waren, und einen Hund erschoß, der ihm schon auf den Fersen saß. Da er es für gerathen hielt, nicht länger in der Nähe seiner Heimath zu weilen, floh er mit seinem einzigen Begleiter und Clansmann hinüber in die unwirthlichen Haiden und Moorgründe von Athol. Nachdem sie mehre Tage diese öden Wildnisse durchwandert, erreichten sie in der Tiefe eines wüsten, schauerlichen Thales die Hütte eines Schafhirten, wo sie blieben, wie sie hofften unentdeckt.

Aber der Herzog von Athol hörte dunkle Gerüchte, daß zwei Menschen, der eine mit einem schwarzen Zeichen am Knie in jener Hütte verborgen wären. Athol gehörte zu den Verfolgern, vielleicht auch zu den persönlichen Feinden des Sohnes von Rob Roy. Er bestach den Schäfer, daß er durch eine List die Flüchtlinge zu fangen suche.

Macgregor und sein Clangenoß waren eines Tages auf die Jagd ausgegangen, um zu ihrem Lebensunter-

halte einen Hirsch im nächsten Walde zu erlegen. Gregor, durchnäßt von einem triefenden Landregen, war nach Haus gekommen und hatte sich ans Feuer gesetzt, um sich zu trocknen. Das Wasser strömte aus seinen langen Haaren. Die Schäferfrau erbot sich, es zu kämmen und zu trocknen. Während sie damit beschäftigt war, schlang sie das lange Haar unvermerkt um ihre Hand und riß dann plötzlich den Helden rückwärts zu Boden. Im selben Augenblicke stürzte auch der Schäfer mit seinen versteckten Gesellen hinein. Ghlune Dhu rief seinen Gefährten zu Hulfe. Er riß sich auf, beide entwickelten herkulische Kräfte, der entsetzlichste Kampf entbrannte in der engen, niedrigen Hütte; aber schon nach wenigen Minuten waren die Flüchtlinge Sieger. Die Verräther lagen todt oder verwundet und zertreten am Boden. Noch versuchte das wilde Haidenweib mit satanischer Wuth mit einem Messer an der Thür sie aufzuhalten. Die Waffe ward ihr aus der Hand gerissen und die Verrätherin an einem Querbalken der Hütte aufgeknüpft. Schwer verwundet, gelang es beiden Flüchtlingen Glengyle wieder zu erreichen, aber die Wunden und die Anstrengung überwältigten Macgregor's gigantische Natur. Er starb am dritten Tage nach seiner Ruckkehr.

Die Ermordung des Hrn. v. Marcellange.

1840 — 1842.

In dem alten Herrenschlosse von Chamblas, in der Nähe der Stadt Puy in Süd Frankreich, saß am Abende des 1. September 1840 der Herr von Marcellange, der gegenwärtige Besitzer desselben, in der großen Schloßküche zu ebener Erde am Kamin, während seine Leute, ihrer acht an Zahl, daselbst in gewohnter Weise das gemeinschaftliche Abendessen einnahmen.

Chamblas, in abgelegener waldigter Berggegend, noch mit der Räumlichkeit, und den Schauern eines ehemaligen Feudalsitzes war nicht das Stammgut des gegenwärtigen Besitzers. Er hatte dasselbe erst mit seiner Frau, der Tochter des Grafen von Chamblas, erheirathet. Aber er lebte jetzt, in Processe mit derselben verwickelt, allein auf diesem Gute, während die Frau mit ihrer Mutter in der Stadt Puy ihren dauernden Aufenthalt aufgeschlagen hatte.

Herr von Marcellange, in seinen besten Jahren, 34 alt, beschäftigte sich in dieser ländlichen Einsamkeit sehr eifrig mit dem Ackerbau und noch eifriger mit dem Viehhandel. Er war ein guter Oekonom; zu gut, sagten die ihm nicht wohl wollten; ein sehr leutseliger, lieber

Mann, der sich mit allen Leuten gut stand, sagten nachmals unzählige Zeugen aus der Nachbarschaft. Der Umgang mit den Landleuten und Denen, welche Pferde und Hammel von ihm kauften, scheint ihm genügt und das Bedürfniß nach vornehmern oder gebildetern Bekannten ihn nicht beschlichen zu haben.

Wie allabendlich geschah, pflog er auch an diesem Abende vertrauliche Gespräche mit seinen Dienern, indem er sich auf einem Stuhle am Kamin, mit dem Rücken in schräger Richtung nach dem Hoffenster, schaukelte. Der Abend war finster, es war um 8½ eigentlich schon Nacht, und der Wind heulte draußen heftig in den Wäldern und um die Schloßgebäude, — ein Zeuge sagte später, es war „eine Nacht wie ein Höllenschlund" — als gerade um halb neun der Knall eines Feuergewehrs, das in nächster Nähe mußte abgedrückt sein, Die am Tische aufschreckte. Als man das Aufblitzen des Feuers, den Pulverqualm, das Klirren der Scheiben wahrnahm, sah man auch schon die Wirkung des Schusses. Der Herr von Marcellange war lautlos vom Stuhle gesunken, sein Gesicht fiel halb in die Kohlen. Er war schon todt, als man sich um ihn bemühte. Mehre Kugeln hatten die rechte Lunge und das Herz durchdrungen.

Die ärztliche Hülfe, wenn man sie auch in der Nähe gehabt, wäre umsonst gewesen. Schreck und Verwirrung herrschten dermaßen unter allen Anwesenden, daß keiner wußte, was man thun müßte. Obgleich sie ihrer acht zusammen waren, scheint sich ihrer auch eine Furcht bemeistert zu haben, daß keiner hinauszustürzen wagte, um den oder die Mörder zu verfolgen. Als es geschah, war keine Spur zu entdecken. Und wohin hätte man ihnen nachgehen sollen, in der Nacht, im Sturm und wo rings umher Wald und Berg war?

Offenbar war es ein Meuchelmord aus Rache, oder irgend einer persönlichen Absicht gegen Herrn von Marcellange. Wer konnte der Mörder sein? — Man wußte nichts von persönlichen Feinden des Gutsherrn, der, selbst gebürtig aus einer fernen Provinz — seine Familie war im Bourbonnais, in Moulins ansässig — erst seit seiner Verheirathung 1835 hierher gekommen, und, wie aus dem Erwähnten ersichtlich, sich in die politischen oder Parteien- und Familienkämpfe und Zwistigkeiten nicht gemischt hatte. Er war sehr populair, sogar in den Augen Einiger vulgair.

Ein Waldhüter war vor einigen Monaten hier erschossen worden und man hatte den Thäter nicht ermittelt. Dieser Verdacht, nachmals von den Angeklagten zur Vertheidigung wieder hervorgesucht, ohne substancirt werden zu können, kam damals kaum zur Sprache.

Ein einziger Mann, ein ehemaliger Unterpächter in der Herrschaft Chamblas, war als dem Gutsherrn feindlich gesinnt bekannt. Weil er einige Restzahlungen schuldete, hatte Herr von Marcellange ihn gerichtlich streng verfolgt. Deshalb verbarg dieser Mann gar nicht seinen Widerwillen gegen seinen strengen Gläubiger, und als er von dem Tode desselben hörte, rief er laut aus: „er wäre nur viel zu spät gekommen.“ Indessen fehlten alle andern Indicien, der Mann wies ein unwiderlegbares Alibi nach, und selbst der Umstand, daß er so unverholen seine Freude über Marcellange's Tod ausgesprochen, widersprach dem Verdacht eines Meuchelmordes. Er schied deshalb, nachdem die Gerichte kaum davon Notiz genommen, schon wieder aus dieser Proceßgeschichte aus. Zwei andere Personen, die man als Vagabunden ergriffen, weil sie möglicherweise die That begangen haben konnten, mußte man in Abwesenheit aller Indicien und Motive

wieder entlassen, obgleich der Eine unbegreiflicherweise lange in Verhaft gehalten worden.

Schon am Tage nach der Mordthat flüsterte man sich dagegen einen ganz andern Verdacht in die Ohren, und es blieb bald nicht beim Geflüster, sondern es ward eine laute und lautere Anschuldigung, die endlich die ganze Provinz bewegte, aufregte und der Justiz es zur Pflicht machte einzuschreiten.

Man wußte, daß der todte Marcellange in einer keineswegs glücklichen Ehe gelebt hatte. Um unsern Lesern von vornherein wenigstens ein allgemeines Bild der Verhältnisse zu geben, welche in Puy, in der Umgegend von Chamblas, Jedermann bekannt waren, greifen wir schon etwas aus Dem heraus, was actenmäßig erst durch die Untersuchung ans Licht gestellt ward.

Die Ehe zwischen dem Herrn von Marcellange und der Tochter des Grafen von Chamblas war eine Convenienzehe gewesen; möglicherweise durch ein Heirathsbureau gemacht. Es ist nicht deutlich gesagt, aber man liest es heraus, daß sich für das Fräulein Theodora de la Rochenegli de Chamblas, trotz ihres Vermögens, trotz ihres hohen Standes und alter Abkunft, keine annehmbaren Freier gefunden hatten. Sie war sehr häßlich, auch schon 31 Jahr, also um einige Jahre älter als ihr Bräutigam; ihre Mutter stolz, herrschsüchtig und intriguant. Aber ihr Vater, schon hoch bejahrt, ein friedlicher guter Mann, wünschte seine Tochter verheirathet zu sehen, ehe er aus dieser Welt ginge. Da fand sich, oder ward gefunden, oder präsentirte sich Herr Louis Villebardin de Marcellange. Nach seinem und dem Namen seiner Verwandten zu schließen, gehörte auch er einer adeligen Familie an, wenn gleich dieselbe an Rang und Alter der Familie Chamblas nachgestanden haben mag. Vielleicht

war sie nicht reich, und dem todten Louis Villehardin ward nicht allein der Vorwurf noch ins Grab verflechterweise nachgeworfen, daß er ein unbedeutender Mensch gewesen, seine kläglichen Vermögensverhältnisse durch eine solche Heirath bessern, seine alten Schulden bezahlen wollen, sondern daß er sich auch vorher in, für solche aristokratische Verbindung sehr unwürdigen Verhältnissen befunden, nämlich in einer Anstellung als unterer Accisebeamter, oder gar als Visitator bei einer Steuerregie. Deutlich ist es nicht ausgesprochen, noch durfte es ausgesprochen werden. Wenn die Vertheidigung sich darauf berufen, hätte sie einen Verdachtsgrund gegen sich eingeräumt.

Indessen vergingen die ersten Jahre der Ehe ziemlich glücklich. Die unschöne Theodora hatte einen Mann, Marcellange eine Frau mit einem guten Auskommen. Zwei Kinder wurden geboren und der alte Graf von Chamblas war, wenn es nöthig geworden, der Friedensvermittler. Aber er und die Kinder starben, und statt beider kam die Stiefmutter, die Gräfin de La Rochenegli de Chamblas ins Haus, in das Schloß Chamblas.

Von diesem Augenblicke an änderten sich die Dinge, die stolze, herrschsüchtige Mutter öffnete ihrer Tochter die Augen über ihren Mann. Sie fing den Mann, den sie früher vielleicht zu lieben geglaubt, an, zu verachten und aus der gründlichen Verachtung entsprang ein tödtlicher Haß. Es ist nirgend angedeutet, daß Frau von Marcellange den Geist besessen, welcher ihrem Manne wahrscheinlich abging. Aber ihr aristokratisches Blut sagte ihr, daß sie sich unter ihrem Werthe fortgeworfen an einen Gatten von ordinairer Gesinnung. Er mochte sie über seine Familienverhältnisse, über seine früheren Umstände getäuscht haben, vielleicht auch über sein Vermögen.

Er bemächtigte sich der Wirthschaft mit einer für sie und die Mutter sehr lästigen Oekonomie, um, so vermuthete sie, seine alten Schulden zu bezahlen.

Die Zwistigkeiten gingen in einen offenen Streit über. Kein Verbindungsglied, kein Vermittler; dafür in der stolzen Schwiegermutter ein Wesen, das die Zwietracht immer heller anschürte. Aber während Mann und Frau sich gründlich verachteten oder haßten, war doch keiner von beiden Theilen geneigt, sich eines Rechtes zu begeben. Als sie es nicht mehr miteinander aushalten konnten, bezogen die Damen allein die Wohnung in der Stadt Puy, während Marcellange nach dem Schlosse ging. Man müsse auseinander, darin scheinen beide Theile einig gewesen zu sein; aber über die Vermögensauseinandersetzung nicht. Die Frau klagte vor den Tribunalen auf Trennung der Güter, der Mann widersetzte sich mit allen Kräften. Schon dieser Proceß gab ein ärgerliches Aufsehen in der Gegend, aber Marcellange siegte und die Klägerin ward abgewiesen.

Der Krieg ging im Stillen fort. Marcellange wirthschaftete auf dem Gute, wie es ihm gefiel; er fällte Holz, verkaufte Vieh und verpachtete Ländereien. Die Damen in Puy sahen dem Treiben mit misgünstigen Augen zu, sie fürchteten, daß, was sie als ihr Eigenthum betrachteten, verschleudert werde; auch mag der ökonomische und gegen sie aufgebrachte Ehemann mit seinen Geld- und Naturallieferungen, zu denen er doch wohl verpflichtet war, etwas säumig und knickerig gewesen sein.

Seinerseits fühlte auch er sich in der Einsamkeit und unter den Wäldern von Chamblas nicht behaglich. Es überkamen ihn finstere Ahnungen von einem bevorstehenden Unglück. Geheimnißvolle Warnungen wären ihm

Block, durch Regen, Pfützen und Wassertümpel, bis mich ein fast senkrechter Abhang, auf dem schmalsten Wege, den je ein Wagen passirte, stutzig machte. Eine zwei Ellen breite Fahrstraße, zu beiden Seiten Tiefe und der Weg selbst ellentiefer Morast. Sollte ich abspringen oder nicht? Da ich nicht wußte, wo ich hätte gehn sollen, blieb ich sitzen, mein Gaul blieb muthig. An ein eigentliches Fahren war nicht zu denken, daher setzte sich das Thier auf die Hinterfüße, mitten in dem Koth, und machte indessen mit den Vorderfüßen einen Satz von ein bis zwei Ellen, wo es wieder mit den Hufen Posto faßte. Der Karren rutsche oder fiel vielmehr nach, und meine Aufgabe war es, mich mit den Füßen fest zu stemmen und mit dem Körper so hinten über zu balanciren, daß der Karren nicht den Einfall bekam, nach vorn überzuschlagen. Dergestalt bin ich eigentlich stehend den gefährlichsten Abhang hinuntergefahren. Wir kamen glücklich über diese schwierigste Passage des Dorfs; wie es aber möglich geworden, eine Königliche Karrosse mit vier Pferden, darüber wegzuschaffen, bleibt mir noch heut ein Räthsel. Hier dankten wir unserm Freiheitssinn, welcher uns

zugekommen; er schrieb selbst Briefe an seine Familie, welche dieses Vorgefühl eines schweren, ihm drohenden Geschickes deutlich in Worten ausdrückten. Er verzweifelte an einer Wiedervereinigung mit seiner Frau — ja er glaubte vielleicht schon an mehr als das, an einen gemachten und mislungenen Versuch, ihn umzubringen; und in dieser Stimmung, während er nur bewaffnet ausging, war sein Entschluß gefaßt, einen Aufenthalt, der ihm mehr und mehr zuwider ward, zu verlassen, das Gut zu verpachten und sich zu seiner Familie in der Nähe von Moulins zurückzuziehen. Schon hatte man auf dem Familiengute, der Domaine, den Brandons, Vorbereitungen zu seinem Empfange gemacht, als die Katastrophe vom 1. September eintrat.

Der Verdacht wies nach dieser Darstellung weit und hoch zurück; aber es war ein Verdacht, welcher sich nur auf Muthmaßungen stützte und um die vornehmen Personen zu erreichen, anderer Mittelglieder bedurfte. Ein Memorial, welches von dem Anwalt der Familie Marcellange, Herrn Guillemin, in Paris geschrieben, gedruckt und vertheilt worden, hatte diese Muthmaßung, diese Ansicht der gekränkten Familie vermuthlich zuerst in ähnlicher Art zusammengefaßt und aufgestellt. Es ist in den veröffentlichten Verhandlungen nicht mit aufgenommen worden. Jener bestimmtere Verdacht der eigentlichen Thäterschaft richtete sich gegen 2 Personen aus der unmittelbaren Nähe und vertrauten Dienerschaft der Damen von Chamblas (wie Frau von Marcellange und ihre Mutter, die Gräfin Rochenegli de Chambles collectiv genannt werden), von denen jedoch nur eine so bezüchtigt ward, daß sie der Verhaftung und öffentlichen Anklage unterfiel.

Es war dies Marie Boudon, die Kammerjungfer

der Damen, anscheinend schon in Jahren, und ein Diener des Hauses Chamblas, Jacques Besson, der, selbst zwar nicht älter als der ermordete Marcellange, doch schon seit 17 Jahren im Dienste des Hauses stand. In seiner räthselhaften Erscheinung — räthselhaft bleibt allerdings sehr Vieles in diesem Proceß — kann er uns als eine jener mit angeborner, feudaler Treue für seine angeborne Herrschaft begabten Geschöpfe gelten, von denen wir anzunehmen gewohnt sind, daß die Gattung, wenn sie überhaupt in Wirklichkeit existirt hat, in Frankreich ausgestorben sei; Geschöpfe, welche aus Anhänglichkeit für ihre Herrschaft Verbrechen, selbst einen Mord begehen, und, ohne sie zu verrathen, Ketten und Banden ertragen, ja schweigend ihre Treue bis auf das Schaffot mitnehmen. Er „kann dafür gelten" sagen wir, denn es ist noch eine andere Erklärung möglich, ein sinnliches Verhältniß, welches in den Verhandlungen sich nur leise angedeutet findet.

Marie Boudon wie Jacques Besson hatten dem armen Herrn von Marcellange das Leben sehr verbittert, seit die Schwiegermutter im Hause war. Sie waren die treuesten Hinterbringer aller Nachrichten, die gehorsamsten Kundschafter und Boten für die Damen gegen den Hausherrn, den sie, wie ihre Damen, für einen unverschämten, unberechtigten Eindringling in ein reiches vornehmes Haus ansahen, in das er nicht gehörte, wenn er nicht leider durch den Segen der Kirche und Ehecontract zum Herrn desselben gemacht worden wäre. Es läßt doch etwas wenigstens von zäher Kraft und Entschlossenheit auf Seiten des unglücklichen Mannes annehmen, wenn er gegen ein solches Complot von Frauen und Dienerschaft seine Rechte sich erhielt.

Aber Besson's insolentes Betragen bei jeder Gele-

genheit hatte ihn denn endlich doch so empört, daß er ihn aus seinem Dienste jagte. Es hat den Anschein, als wäre Besson, auch nachdem schon eine freiwillige Trennung der Eheleute statt gefunden, als eine Art Spion in Chamblas geblieben. Als er darauf fortzog, nahmen ihn die Damen in Puy in ihren Dienst. Er hatte auf dem Gute als Feldarbeiter gedient, was sollte der Bauer und Knecht in der städtischen Haushaltung der eleganten Damen?

Man hatte ihn aber mehrmals wieder auf dem Gute gesehen. Ja einige Personen wollten in einem Manne, welcher am Abende des 1. September vor 8 Uhr auf Waldwegen aus der Stadt nach dem Schlosse Chamblas schlich, ihn erkannt haben. Dazu kamen noch mehre Umstände, verfängliche Reden, vor und nach der That geführt, die ihn verdächtigten, welche später im Zusammenhange aufgeführt und so oft bei Prüfung derselben wiederholt werden müssen, daß wir sie hier übergehen.

Kurz die öffentliche Stimme bezüchtigte Jacques Besson so deutlich und bestimmt als den Mörder des Herrn von Marcellange, dieser Verdacht ward durch so viele Umstände unterstützt, daß die Gerichte zu seiner Verhaftung und zur Untersuchung schreiten mußten. Die öffentliche Meinung bezüchtigte allerdings auch die Damen von Chamblas als die eigentlichen Urheberinnen des Verbrechens, Jedermann war überzeugt, daß ohne ihren Auftrag, Wunsch, ohne ihr Interesse daran, Jacques Besson das Verbrechen nicht begangen haben würde, aber, wiewohl Besson's Verbindung mit den Damen, und daß er ohne sie nichts war, zu Tage lag, so fehlten doch die anderen speciellen Indicien, um auch diese vornehmen Damen mit zu verstricken. Gewiß erwartete man, daß, wenn Besson's Schuld sich durch die Untersuchung her-

ausſtelle, auch Gründe zum Einſchreiten gegen die Gräfin und ihre Tochter ſich herausſtellen würden, und behielt ſich die Anklage gegen dieſelben vor. Indeß verlauteten auch damals viele Stimmen in Frankreich, welche den Verdacht ſchon ſo begründet fanden, daß ſie die Verhaftung des Inſtrumentes der That, während die Urheberinnen frei gelaſſen wurden, um alle Mittel zur Verdunkelung der Wahrheit ſpielen zu laſſen, für eine ungerechtfertigte Begünſtigung des Standes und Reichthums erklärten.

Die Voruntersuchung, ein ſeltener Fall, hatte faſt zwei Jahre gedauert, und auch in derſelben hatte, bei Beſſon's ſtarrem Leugnen, ſich kein ſo dringender Verdacht gegen die Damen ergeben, daß die Gerichte auch ſie in Anklageſtand zu ſetzen ſich bewogen gefunden hätten. Erſt am 14. März 1842 wurde der Proceß vor den Aſſiſenhof der Obern Loire zu Puy gebracht, und das Aufſehen, welches der Fall durch ganz Frankreich, und darüber hinaus verurſacht, hatte, wie ſich erwarten ließ, Zuhörer von allen Seiten herbeigelockt, welche den Gerichtsſaal anfüllten. Namentlich waren für ſehr viel elegante Damen Plätze reſervirt. Seit dem Fall der Lafarge, der übrigens noch kaum beendet war, ſah man hier, wenn auch nur hinter dem Schleier einer andern Anklage, die erſte vornehme Dame wieder, beſchuldigt einen widerwärtigen Gatten umgebracht zu haben; ein Gegenſtand, der unter allen Arten von Criminalfällen für Franzöſinnen vom größten Intereſſe ſcheint, und vielleicht nicht Franzöſinnen allein. Das Intereſſe „des Dramas, welches ſich vor ihren Augen entwickeln ſollte,“ ward noch durch die Nachricht erhöht, daß ein Pariſer

Advocat, Herr Guillemin, hergekommen sei, um für die Familie Marcellange zu sprechen, welche, so hieß es, als Civilpartei in diesem Processe neben dem öffentlichen Ankläger auftreten wolle. Auch dadurch ward es erhöht, daß man versicherte, die Justiz sei, trotz der 19 Monate dauernden Untersuchung, trotz der mehr als 500 Zeugen, die vernommen worden, zu keiner Gewißheit über die Mysterien gelangt, welche die Mordthat umhüllten. Man sprach von bestochenen Zeugen, von furchtbaren Einschüchterungen, durch welche Andere zum Schweigen gebracht wären.

Auf den vorderen Bänken sah man die Familienglieder des Ermordeten, zwei Herren von Marcellange, einen Bruder, einen Vetter, und eine Witwe, Frau von Tarade, seine Schwester. Sie waren als Zeugen geladen, aber sie wollten selbst handelnd als Rächer des Ermordeten auftreten, was die Aufmerksamkeit und das Interesse für diese schwarzgekleideten Blutzeugen ungemein erhöhte.

Da man voraussah, daß die Debatten, der Untersuchung entsprechend, sich sehr in die Länge ziehen würden, ließ man außer den 12 noch 2 Supplementargeschworne herausloosen. Die Verhandlung fing mit der Anklageacte an, aus der wir die Umstände, welche schon oben erwähnt sind, übergehen.

Die Ehe zwischen Louis Villehardin de Marcellange, aus Moulins, und der Mademoiselle Theodora de la Rochenegli de Chamblas, am 1. Juli 1835 geschlossen, war, nach Angabe des öffentlichen Anklägers, begründet auf den convenances de famille, de fortune et d'éducation und schien alle Bürgschaften für einen glücklichen

Ausgang darzubieten. Das Glück ward aber augenblicklich mit der Uebersiedelung der Schwiegermutter in das Haus der Jungvermählten gestört. Von da ab ein Bund zwischen Mutter und Tochter gegen den unglücklichen Marcellange, dem sie Gleichgültigkeit und Kälte zeigten.

Zwei Kinder wurden geboren, beide starben in einer Woche. Das letzte Bindemittel war damit hin, die Kälte und Gleichgültigkeit ging in offene Feindschaft über. Herr von Marcellange beklagte sich mit Bitterkeit über die Geringschätzung, mit der ihm im eignen Hause begegnet ward, er theilte seinen Freunden seinen Kummer mit, er deutete in Briefen an seine Verwandten den unseligen Einfluß an, den die Gräfin Chamblas und die beiden Domestiken, Bessen und das Kammermädchen Jeanne Marie Boudon auf seine Frau ausübten.

Düstere Vorahnungen verdunkelten sein Gemüth.

Eines Tages, als er, von einer Reise zurückkehrend, an einer heftigen Kolik litt, hielt er sich durch das Essen vergiftet, welches ihm die Domestiken in Gegenwart seiner Frau vorgesetzt.

Seine Familie in Moulins glaubte an einen wahren Grund für diese Vorahnungen. Als er lange Zeit verreist gewesen, ohne Nachrichten von sich zu geben, war sie in lebhafte Unruhe versetzt worden, und sein Bruder schrieb an Frau von Marcellange: sie werde über sein Verschwinden Rechenschaft zu geben haben, wenn er nicht wieder käme.

Höher konnte der Verdacht zwischen zwei Eheleuten kaum steigen, ein gemeinschaftliches Leben war demnach nicht mehr möglich. Darauf erfolgte die vorläufige Trennung, der Ehemann ging nach Chamblas, die Frau und die Gräfin Mutter blieben in Puy. Der scandalöse

Proceß, welchen Madame de Marcellange auf Trennung der Güter anstellte, fiel zu ihrem Nachtheil aus. Herr von Marcellange fühlte sich um deswillen nicht weniger sorgenvoll. Die grauen Mauern des alten Schlosses, die Schauer der Einsamkeit, das Rauschen der Wälder umher, Warnungen mancher Art drängten ihn fort. Er beschloß das Gut zu verpachten und sich zu seiner Familie nach Moulins zurückzuziehen, wo Mörderhände ihn schwerer erreichen konnten.

Es war also die höchste Zeit, wenn ein Mord verübt werden sollte.

Es war um 8½ Uhr Abends, am 1. September 1840, als die That, wie oben erzählt ist, verübt wurde. Sämmtliche Diener des Schlosses, 8 Köpfe, saßen beim Abendessen, der Mörder konnte also sicher draußen operiren. Auch dies ein Beleg dafür, daß es ein von den Verhältnissen des Hauses wohl unterrichteter Mann sein mußte.

Aber ein noch sichrer Beweis, daß es ein in Haus und Hof sehr bekannter Mensch gewesen: die Hunde im Hofe, immer wachsam, zumal aber bei Anbruch der Nacht, hatten nicht gebellt. Der Mörder war während der allgemeinen Verwirrung, und begünstigt durch die Nacht, spurlos verschwunden.

Nachdem der Ankläger alle Gründe durchgegangen, weshalb der Verdacht gegen Andere, als einen mit allen Gewohnheiten des Hauses nah vertrauten Domestiken, nicht Platz greifen könne, fuhr er fort:

Am selben Tage, ward, bei Sonnenuntergang, von 3 Personen nach einander ein Mensch gesehen, bekleidet mit einer weißen Blouse und bewaffnet mit einer Flinte, der über die Felder nach dem Schlosse zuging. Zwanzig Minuten vor dem Schuß sah man ihn in den Wald

gehen, welcher das Schloß umgibt. Der Richtung nach schien er aus der Stadt Pun zu kommen.

Die allgemeine Stimme nannte sogleich Jacques Besson. Er diente seit 16 Jahren der Familie von Chamblas, und, obgleich einfacher Domestik, hatte er über seine Herrschaft doch schon lange einen solchen Einfluß gewonnen, daß er als ein Vertrauter anzusehen war. Indeß war seine Bemühung vergebens gewesen, auch auf Herrn von Marcellange denselben Einfluß zu üben, den er über den alten Grafen behauptet. Der neue Herr hatte ihn auf seine frühere Stellung zurückgewiesen. Dies — (?) die Quelle des Hasses, der sich in gelegentlichen Drohungen, in ehrenrührigen und cynischen Worten Luft machte. Als Mann und Frau unter einander zerfielen, ward dies immer ärger; er fachte die Flammen, die im Busen der Gattin gegen den Gatten schon loderten, nur noch heftiger an.

Marcellange selbst kannte nur zu wohl den gefährlichen Charakter dieses Besson. Er traute ihm Alles zu, wie er denn in den Briefen an seine Verwandten diese Befürchtungen unumwunden aussprach. Zu einem Andern hatte er gesagt: er gehe nie aus ohne zwei Pistolen, weil er Jacques fürchte. Er hatte gleichfalls erzählt: einst habe er Besson daran hindern wollen, eine Flinte von der Wand des Schlosses zu nehmen; der aber hätte sie mit den Worten genommen: „peut être il (le fusil) vous servira!“

In der Ernte 1838 war Besson einst sehr spät zur Arbeit gekommen. Als Herr von Marcellange ihm Vorwürfe machte, hatte er arrogant geantwortet und sich eine schmutzige Geste gegen ihn erlaubt. Darauf ward er entlassen; zur Belohnung für diese gute Aufführung nahmen ihn die Damen von Chamblas in ihre Dienste.

Von nun ab war er eine Art Factotum, ein Mann vom größten Ansehen im Hause der Damen. Er kaufte für sie ein und verkaufte für sie: Sehr oft, unter verschiedenen Vorwänden kam er wieder nach Chamblas. Häufig sah man ihn, mit einer Flinte über die Schulter, in der Gemeinde Saint-Etienne-Lardeyrol, zu welcher Chamblas gehört.

Einst sprach er im Dorfe Lacoste bei seinem dort wohnenden Bruder Antoine Besson an. Jemand hatte ihr Gespräch gehört. Antoine sagte zu Jacques: Warum bist Du nicht da geblieben? — Jacques erwiderte: „Einer von uns beiden, er oder ich, müssen fort." — Sprich doch nicht so, sagte der Bruder.

Eines andern Tages kaufte Besson in Puy Holz für seine Herrin. Was! rief der Bäcker Gimbert, der ihm begegnete, Ihr kauft Holz, und es steht an Eurem Schloß so dick, daß es faulen könnte? — „Ja, erwiderte Jacques, aber jetzt ist Herr von Marcellange der Herr. Er zieht die Früchte des Gutes; er läßt uns nichts. Aber er wird nicht immer leben..."

Gimbert meint jetzt, daß diese Unterhaltung im Jahre 1839 statt gefunden. — Aber ein Zeuge, der sie von ihm erzählen gehört, behauptet, daß, nach Gimbert's damaliger Angabe, Besson noch gesagt: „Das wird in 14 Tagen oder 3 Wochen aufhören," und daß er hinzugefügt, dies stimme ganz mit der Zeit des begangenen Verbrechens.

Besson war aber schon in frühern Versuchen thätig. Er hatte den Plan gefaßt, Marcellange zu vergiften!

Im Jahre 1839 hatte er einen jungen Schäfer André Arfac, der in Marcellange's Diensten stand, mit Geld zu bestechen gesucht, daß er Gift in die Suppe seines Herrn streue. Arfac leugnet zwar, etwas davon zu

wiſſen, oder daß überhaupt ſo etwas ſich zugetragen. Aber er hat es außergerichtlich ſelbſt verrathen und zwei unverdächtige Zeugen, die es aus ſeinem Munde gehört, bekunden es. Die Wahrheit wird auch noch durch andere Indicien bekräftigt. Eines Abends hatte er im Schloſſe, wie ſehr beängſtigt, zu den andern Dienſtleuten ausgerufen: „Ach wenn Ihr wüßtet, was ich weiß!“ — Zu ſeinem Oheim Matthieu Maurin hatte er zur ſelben Zeit mehrmals geſagt: „Seinem Herrn werde etwas zuſtoßen, was nicht gut ſei.“ — Einige Tage vor dem Morde ſagte er wieder zu einem Zeugen: „Wenn Jemand auf den Herrn von Marcellange eine Flinte losknallen wollte, könnte ihm das ein hübſches Handgeld verſchaffen.“

Arſac beſtritt aufs Hartnäckigſte etwas der Art geäußert zu haben und das, was er einräumte, ſei nur im ſcherzenden Tone geſchehen. Ein Zeuge Jacques Soulon machte ihn während der Voruntersuchung darauf aufmerkſam, daß er ſich durch ſein Ableugnen ſelbſt compromittire. Da erwiderte er: es ſei ihm unmöglich die Wahrheit zu ſagen, weil er Jacques Beſſon und deſſen Bruder Antoine fürchte. — Zu noch einem Zeugen hatte er geäußert: „Ich weiß wohl was, aber ich wills nicht ſagen.“

Die Indicien gegen Jacques Beſſon werden dringender. Er hatte im Sommer 1840 die Pocken gehabt; die Krankheit hatte ihn einige Tage an's Bette gefeſſelt. Hierauf gründet er ſeinen Alibibeweis. Aber er war in der völligen Geneſung. Schon 4—5 Tage vor der Mordthat hatte man ihn in der Stadt Puy umhergehen ſehen.

Am 2. September, am Tage nach der Ermordung, kam einer der Diener von Chamblas, Louis Achard,

in Christiania die Aufforderung einen eigenen Wagen zu kaufen, zurückweisen ließ.

Wo diese Steinhügel aufhören, wird die Schlucht enger, höher und romantischer, wenn dies Wort noch alle Eindrücke des Erhabenen und Schauerlichen bezeichnen darf. Wir befanden uns in einer Vorhalle zum Tempel des Naturgeistes, wo er in aller seiner Erhabenheit thronen möchte. Selbst der Schweizer mußte erklären, keine ähnliche Schlucht in seinen Kantonen gefunden zu haben. Wenn ich sage, daß tausend Gießbäche fast senkrecht von den steilen Wänden herabrauschten, so ist dies keine Metapher, ja die Zahl möchte nicht ausreichen, wenn man alle kleinen mitzählt. Die beiden Riesenwände strotzen von Wasserzüssen; nicht mehr ein Herabfließen, wie im Guldbrandsdal, sondern ein Herabstürzen. Dabei die Enge der Schlucht, daß auch das Rauschen von der andern Seite das schon von diesseits betäubte Ohr traf. Dicke Regenwolken schlossen oben dieses Thal, und so schienen die Bäche halb aus den Wolken, halb aus dem Schnee auf uns herabzustürzen. Die Spitzen der Berge und Felsen sah man nur selten; der Weg wand sich jetzt in schwindlicher

nach der Stadt mit der Todesbotschaft. Er brachte einen Brief des Maire von St. Etienne an Frau von Marcellange. Marie Boudon ließ den Boten ins Haus.

Was war natürlicher, als daß diese Kammerfrau, sobald sie die Nachricht vernahm, Zeichen des Entsetzens von sich gegeben hätte. Das mußte sie auch dann thun, wenn sie mit in das Geheimniß, in das Complot verwickelt war. Aber Marie Boudon hatte kaum einige Worte über diesen Gegenstand mit dem Boten Achard gewechselt, als sie sich beeilte, ihm von der Krankheit ihres guten Jacques Besson zu erzählen: „Ach unser Besson ist recht krank. Er hat die Pocken gehabt. Wollt Ihr ihn nicht sehen?" Sie führte ihn dann zum Bette des Dieners.

Jacques Besson machte auch eine Aeußerung des Erstaunens über den Tod des Herrn von Marcellange, aber gleich darauf unterbielt er ihn über seine Krankheit und wollte ihm, und unaufgefordert seine Beine zeigen, die noch ganz enthäutet wären. Er sagte zu ihm, er könne sich kaum aufrecht erhalten. Und doch hatte er am Tage vorher geständlich das Bette verlassen und war einen Theil dieses Tages spatzieren gegangen.

Auch stand er jetzt wirklich auf und fuhr nach Chamblas in Begleitung des von Frau von Marcellange dahin gesandten Geschäftsführers. — Vor der Leiche des ermordeten Marcellange machte er keine Aeußerung, die eine Betrübniß darüber verrathen hätte ... (das ließe sich aus einem Gefühl der Unschuld, bei fortgährendem Hasse gegen den Todten erklären, aber) er spricht nur von seiner eigenen Krankheit. Seine ganze Sorge ist sichtlich darauf gerichtet, daß man ihn für compromittirt halten könne. „Zu etwas ist doch auch ein Unglück gut, ruft er. Wäre ich nicht krank gewesen, so hätte man

gewiß mich angeſchuldigt. Auch da will er ſogleich Jedem ſeine Füße zeigen. Selbſt vor der Polizeibehörde, welche den erſten Thatbeſtand aufnimmt, und vor die er nur als Zeuge geladen worden, führt er dieſelbe Sprache. Als ein Dritter in ſeiner Gegenwart meinte: Herrn von Marcellange's Leben ſei wohl für einen voraus beſtimmten Preis verkauft worden, fuhr er unbefragt auf: „Davon weiß ich nichts; ich denke auch nicht, daß man mich nennen wird. Seht doch, wie ich bin. Ich kann mich ja kaum auf den Beinen halten.“ Noch 14 Tage nachher äußerte er daſſelbe gegen den Maire von St. Etienne-Lardenrol.

Während der Voruntersuchung ermittelt ſich, daß die Frau Taris kurze Zeit vor dem Schuß einen Mann mit einer Flinte in dem Gehölze um das Schloß geſehen. Als Beſſon davon gehört, redet er die Frau auf einem Platze in der Stadt Puy an, klagt ihr wieder, daß er ſehr krank geweſen, und fragt ſie dann: ob ſie ſchon vorgefordert wäre, und ob ſie den Mann wohl erkannt hätte, dem ſie am 1. September begegnet. — Als die Taris dies verneint, fragt er weiter: „Aber wenn Ihr ihn erkannt hättet, würdet Ihr ihn der Juſtiz beſchreiben und angeben?“ — Gewiß! ſagte die Taris. — „Wie, rief Beſſon darauf, Ihr würdet Euch kein Gewiſſen daraus machen, ihn um ſeinen Kopf zu bringen!“

Alles dies war in der Vorinſtruction, ungeachtet vieler Hinderniſſe, allein durch die Kraft der Wahrheit, ermittelt worden. Es ſtand gegen Beſſon feſt: ſein unverſöhnlicher Haß gegen ſeinen ehemaligen Herrn; — ſeine Drohungen und unziemlichen Reden gegen denſelben; — ſein Verſuch ihn vergiften zu laſſen; — der hartnäckige Widerſpruch des Zeugen Arfac gegen ſehr glaubwürdige andere Ausſagen, begründet durch die Furcht,

welche die Gebrüder Beſſon ihm einflößten, oder auch durch Beſtechungen, die ihm den Mund ſchloſſen; — Beſſon's verdächtige Vorſorge gegen Jedermann ſeinen Krankheitszuſtand hervorzuheben, welcher ihm die Theilnahme oder Ausführung der Mordthat unmöglich gemacht habe; — ſeine ihn noch mehr verdächtigende Anſprache zur Frau Taris. Soweit erſchien er ſchon danach als Urheber oder doch als Theilnehmer des Meuchelmordes, als jetzt eine neue Enthüllung erfolgte, die ſeine Anweſenheit in dem Walde um Chamblas, kurz vor der Mordthat feſtſtellte.

Der Bauer Claude Reynaud grub am 1. September Kartoffeln auf einem Felde, inmitten eines Waldes, auf einem Hügelabhang gelegen, 3 Kilometer von Chamblas entfernt. Um Sonnenuntergang bemerkte er am Waldſaume, oberhalb ſeines Feldes, einen Mann mit einer Doppelflinte, in weißer Blouſe, ein Kasket auf dem Kopfe, und in Hoſen von Olivenſammet. Reynaud wollte ſich ihm nähern, aber der Mann wandte ihm den Rücken. Indem er einen Stein in das Gebüſch warf, wie um das Wild aufzuſcheuchen, verſchwand er am Waldſaume fortgehend. Sein Geſicht war von Pockennarben ganz bedeckt, ſeine Lippen aufgeſchwollen.

Claude Reynaud dachte ſchon damals, es könne Jacques Beſſon geweſen ſein. Er wollte dahinter kommen, verließ deshalb das Kartoffelfeld und blieb auf einem Höhenpunkte ſtehen, von wo er den Punkt überſehen konnte, auf welchem, ſeiner Meinung nach, der Mann wieder herauskommen müſſe. Er ſah ihn auch bald darauf wieder und zu ſeiner großen Verwunderung benutzte er ſein Ackerfeld, um ſich in eine Schlucht hinunterzulaſſen. Am Ausgange dieſer Schlucht erſchien der Unbekannte wieder und machte auf einige Augenblicke Halt, indem er

den Arm auf die Flintenmündung stützte. Dabei sah er forschend umher, gleich wie Jemand, der sich überzeugen will, ob er auch nicht bemerkt werde. Claude Reynaud schlich darauf in sein Haus zurück, theilte seiner Frau seine Wahrnehmung mit, bewaffnete sich mit einer Art und ging wieder aus, indem er sich an einem Ort versteckte, wo er vermuthete, daß die verdächtige Person vorüber müsse. Er mußte lange warten, aber plötzlich war der Mann ihm fast Gesicht gegenüber Gesicht; denn ungefähr 4 bis 5 Schritt vom Lauscher entfernt, ging er, anscheinend unschlüssigen Schrittes, vorüber. Jetzt sah er seine Züge ganz deutlich und erkannte in ihm Jacques Besson, der, nachdem er über einen kleinen Bach gesprungen die Richtung nach Chamblas durch das Gehölz einschlug.

Claude Reynaud machte diese Anzeige allerdings sehr spät. Mehrmals vernommen, hatte er die ersten Male gesagt, er habe den Fußgänger nicht erkannt, doch war er in allen Nebenumständen nie von seiner ersten Aussage abgewichen. Die Furcht hatte ihm bis da den Mund geschlossen, Jacques Besson selbst mit Namen zu nennen. Diese Furcht findet sich in Criminalprocessen, welche auf dem Lande spielen, nur zu oft; es ist dieselbe Furcht, welche Arsac den Mund verschließt.

Noch ein anderer Zeuge, Matthieu Reynaud, ist am selben Abend, ungefähr um dieselbe Zeit auf demselben Wege dem Manne mit der Flinte begegnet. Er war nur 15 Schritt von ihm entfernt. Zwar erkannte Matthieu seine Züge nicht genau, aber ihm fiel auf, wie seine Lippen ungewöhnlich angeschwollen und aufgeworfen waren.

Endlich sah die Frau Taris (Jsabeau, geborne Delaigne) etwa 20 Minuten, ehe der Flintenschuß fiel, einen

Mann, der durch einen tiefen Bach sprang, dann den Weg kreuzte, welchen diese Frau ging, und sich in einem kleinen Fußsteige verlor, der durch das Holz nach dem Schlosse führte. Da er sehr rasch ging und es schon dunkel war, konnte ihn Isabeau nicht erkennen; aber sie muthmaßte doch, daß es Jacques Besson gewesen sei, und hatte dies auch ihrem Manne gesagt.

Erst auf diese Aussagen scheint man zu Besson's Verhaftung geschritten zu sein.

Noch ein Umstand unterstützt wesentlich den Verdacht, welcher aus Claude Reynaud's Aussage entspringt. Als Claude den Mann mit der Flinte am Waldsaume bemerkte, waren es namentlich seine olivenfarbenen Sammethosen, welche seine Aufmerksamkeit anzogen. Er wußte, daß Besson solche Hosen trug und kannte diese ganz genau. Als er mit Besson in dessen Gefängniß confrontirt wurde, erkannte er diese Hosen wieder; mit ihm noch ein anderer Zeuge Touzet. — Aber diese Olivensammethosen sind seitdem verschwunden; man hat sie aller Orten, im Gefängniß, in Besson's Hause vergebens gesucht. Wie sie fortkamen, weiß Niemand zu erklären, der Umstand deutet aber darauf hin, daß Besson, in seiner gerechten Besorgniß, die Hosen könnten gegen ihn sprechen, Mittel gefunden, dieselben aus dem Gefängniß fortzuschaffen.

Dies die Indicien gegen Besson. Zu seiner Vertheidigung hat er den Alibibeweis versucht, welcher von ihm schon vorbereitet scheint, ehe ihn noch ein Verdacht traf. Einige Zeugen haben allerdings erklärt, ihn am Abende des ersten Septembers, ungefähr um die Stunde, wo der Mord vorfiel, in Puy gesehen zu haben; sie werden aber durch eine weit größere Zahl Gegenzeugen und die ineinander gefügten „Kettenglieder der moralischen Be-

weiſe und die Enthüllungen poſitiver Thatſachen" widerlegt.

Die Anklage lautete daher gegen Jacques Beſſon: daß er am 1. September 1840 den Herrn Louis Villebardin de Marcellange in ſeinem Schloſſe Chamblas mit Wiſſen und Vorbedacht umgebracht. Wurde er aber nicht als Urheber des Verbrechens angeſehen, ſo lautete ſie ſubſidiariſch: 1) daß er durch Geſchenke, Verſprechungen oder andere ſträfliche Kunſtſtücke zu dieſer That angereizt, 2) angewieſen, wie das Verbrechen zu begehen und 3) mit Wiſſen und Willen dem, oder den Urhebern in Ausübung der That beigeſtanden habe.

So lautete der Inhalt der erſten Anklageacte; denn in dieſem Proceſſe kommen mehre Anklageacten vor.

Beim Verhör antwortete Beſſon mit der Ruhe, welche man an ihm aus der Voruntersuchung her gewohnt war. Er war 34 Jahre alt und hatte etwa 17 in der Familie Chamblas gedient. An den Zwiſtigkeiten zwiſchen Mann und Frau wollte er niemals Theil genommen haben, auch nie mit Herrn von Marcellange in Streit gerathen ſein, bis auf den einen Vorfall während der Ernte 1838, wo er zu ſpät zur Arbeit gekommen, Herr von Marcellange ihn geſcholten und er allerdings ſich zu einer unziemlichen Antwort hinreißen laſſen. Aber auch da habe ſein Herr ihn nicht fortgejagt. Eben ſo verneint er eine ganze Reihe verdächtiger Aeußerungen, die von Zeugen gegen ihn bekundet worden, immer mit der beſten Haltung und Zuverſicht. Den Schäfer Arſac wollte er erſt 14 Tage nach der Ermordung des Herrn von Marcellange kennen gelernt haben.

Aufgefordert zu erzählen, wie er den Tag, an wel-

chem die That verübt, verbracht, sagte er: „Ich war noch schwach von der Krankheit, die mich im August befallen hatte. An dem Tage stand ich etwa um 8 oder 9 Uhr Morgens auf und machte nach dem Frühstück eine kleine Promenade. Ich ging nach der Barriere von Vienne, wo ich mich hinsetzte und mit einem Handlungsdiener einige Zeit mich unterhielt. Um 5 Uhr kehrte ich in das Haus der Frau von Chamblas zurück, ich sprach noch mit verschiedenen Personen und um 8 Uhr stieg ich in meine Kammer hinauf, um mich wieder schlafen zu legen. Auf der Treppe begegnete ich einer Dienerin der Madame Cartel, die mich anredete."

Wenn Claude Reynaud ihn um die Zeit im Walde von Chamblas gesehen haben wolle, lüge er. Doch wisse er kein Motiv weshalb, denn er kenne ihn kaum. — Zugab er, daß er bei mehren Gelegenheiten Furcht geäußert, compromittirt zu werden; das sei aber sehr natürlich gewesen, da das Gerücht schon seit dem 2. September ihn als Thäter bezeichnet und man angefangen habe gegen ihn zu intriquiren. Deshalb habe er allerdings von seiner Krankheit gesprochen. — Fest verneinte er, weder an dem Tage, noch am folgenden, wo er mit dem Bevollmächtigten seiner Herrin nach Chamblas gefahren, olivenfarbene Sammethosen getragen zu haben — denn er habe überhaupt niemals solche Hosen gehabt.

In der nächsten Sitzung (15. März) wurden mehre Belastungszeugen verhört.

Herr von Marcellange, der Bruder des Ermordeten, machte Hinsichts der Vorahnung des letztern und der vorangängigen Andeutungen, daß man zu seinem Untergange sich verschworen, folgende merkwürdige Aussage:

„Eines Tages sandte mein seliger Bruder zwei

Arbeitsleute zu mir, Arfac, den Vater und seinen Sohn. Als ich sie sehr freundlich aufnahm, schien ihr Herz gerührt zu werden und der Vater Arfac sagte plötzlich zu mir: «Ach mein lieber Herr, ich bitte Sie, sagen Sie Ihrem Bruder, daß er augenblicklich Chamblas verlassen soll; es könnte ihm sonst ein Unglück zustoßen.» Er wechselte darauf mit seinem Sohne bedeutungsvolle Blicke, die mich erschreckten. — Lieber Freund, rief ich, wenn Ihr was wißt, so sagt es; ich werde Euch nach Verdienst dafür erkenntlich sein. Da aber stieß ihn der junge Arfac mit dem Ellenbogen; der Alte besann sich, und sagte nur: «Ich habe nichts ausdrücklich gehört, ... ich will es Ihnen auch blos der Notiz wegen sagen, weil ich weiß, daß ihn seine Schwiegermutter für 50 Francs tödten oder vergiften lassen wird.» — Eines andern Tages, weiß ich, daß mein Bruder, nachdem er gegessen, eine schreckliche Kolik bekam, was ihn glauben ließ, daß er vergiftet sei. Seine Frau und ihre Mutter verriethen dabei die allergrößte Gleichgültigkeit. Eines Tages bat ich ihn, mir doch seine vorzüglichsten Feinde zu nennen, und er nannte mir außer anderen, einen Herrn Devaur de Chamalière und Jacques Besson. Die Familie de Chaumouroux habe ihn vor denselben gewarnt."

Madame de Tarrade (auch de Taranne genannt), die Schwester des Ermordeten, in tiefer Trauer, einen schwarzen Schleier vor dem Gesicht, klagte, daß ihr Bruder schon 18 Monate vor seinem Tode ernste Besorgnisse wegen des Schicksals, das ihm bevorstehe, gehegt, und sie hätte dieselben leider nur bestätigen können, da sie gewußt, wie die Damen von Chamblas gegen ihn erbittert gewesen. „Als er eines Tages nach einer langen Fahrt nach Chamblas zurückkehrte, forderte er eine Suppe

und einen Eierkuchen. Kaum aber, daß er ihn genossen, bekam er eine heftige Kolik und fühlte alle Symptome der Vergiftung. «Ich bin vergiftet,» sagte er zu seiner Frau und Schwiegermutter. — Sie täuschen sich, das ist nicht möglich, erwiderte diese ruhig. Da griff mein Bruder nach seinen Pistolen und rief: «Wenn ich fühle, daß ich sterben muß, dann soll mein letzter Augenblick für Sie beide verhängnißvoll sein. Auch gegen seine Schwester hatte er die beiden oben erwähnten Personen als diejenigen genannt, vor denen er sich fürchten müsse. Besson, sagte er, trachte danach, Herr im Schlosse Chamblas zu werden.

Obwohl diese beiden Aussagen einen großen, augenblicklichen Eindruck auf die Versammlung hervorbrachten, müßte man doch die nahe Verwandtschaft mit dem Ermordeten, ihren Beruf als seine Rächer aufzutreten und ihre sichtliche leidenschaftliche Erregung in Anschlag bringen, wenn aus ihren Aussagen überhaupt mehr hervorginge, als der traurige Glaube, den ihr Bruder gehabt und den schon damals Viele mit ihm theilten. Im Uebrigen ward diese Aussage zum Theil durch die Erklärung des Herrn von Choumoureour und seiner Frau widerlegt, die aufs Kräftigste sich dagegen verwahrten: dem todten Marcellange ein Mistrauen gegen Besson und dessen Gebieterinnen angerathen zu haben.

Andere Zeuginnen sagten aus, daß Frau von Marcellange einst, als ihr Mann auf einer Reise lange fortgeblieben, geäußert: „Wenn der Wagen meines Mannes in einen Abgrund gestürzt wäre, würde ich mich auch nicht darüber betrüben.“ Eine andere, daß Marie Boudon gesagt: „Wenn der Herr zu Hause wäre, wäre der Teufel da, wenn er fort wäre, wären Alle zufrieden.“ — Doch mögen wir über alle diese, in den 3 ersten

Sitzungen vernommenen, Zeugen hier weggehen, da ſie zur Beurtheilung der Sache von keinem unmittelbaren Einfluſſe waren, indem in der Sitzung vom 17., wie ſogleich wird berichtet werden, das ganze Verfahren ſiſtirt und, in Folge eines unerwarteten Zwiſchenfalls, vor eine nächſte Sitzung und andre Geſchworne verwieſen ward, der ganze öffentliche Prozeß daher von Neuem angefangen werden mußte. — Jedoch ſeien einige naive Ausſagen hier ſchon erwähnt, weil man ſpäter ſich auf die Art, wie ſie vor dieſen Aſſiſen abgelegt worden, berief.

Ein Zeuge wollte an einem Tage im Auguſt Beſſon an einem beſtimmten Orte geſehen haben. Der Präſident machte ihm bemerklich, daß er damals nach ärztlichem Zeugniß an den Pocken krank im Bette gelegen: „Es iſt alſo nicht wahrſcheinlich, daß Sie ihn an dem Tage zu Brives werden begegnet ſein.“ — Dann, rief der Zeuge aus, iſt es das Myſterium der heiligen Dreieinigkeit! Ich bin gewiß, ich habe ihn geſehen und geſprochen. — Dies Myſterium tritt nur zu oft bei Zeugenausſagen in franzöſiſchen Criminalprozeſſen ein, namentlich beim Beweiſe über das Alibi! — Ein anderer Zeuge verſicherte, daß Mathieu Reynaud, der ſeitdem geſtorben, nie die Perſon nennen wollen, welcher er im abendlichen Walde begegnet war, aber er habe ihm verheißen: am großen Tage der Gerechtigkeit Alles zu enthüllen.

Der Zwiſchenfall, welcher den ganzen Prozeß aus ſeinen Fugen brachte, entſtand durch das kecke Leugnen des jungen Schäfers André Arſac. Die Sache kam ſo unwillkürlich zu einer dramatiſchen Entwickelung, daß wir ſie auch in ihrer dramatiſchen Form wiedergeben.

Der Zeuge Jean Hoſtein bekundete: „Ich ſage hiermit aus, daß Arſac mir geſagt hat, daß Jacques

Höhe und neben jähen Abgründen, schmal wie eingehauen an den Felsen hin. Für uns war es eine fortdauernde Nacht. Gegen den wirklichen Abend erreichten wir waldigere Bergufer, die ich, so mild sie mir hier erschienen, mit den wildesten Gründen in den Ardennen vergleichen möchte. Der Strom, der diese Schlucht bildet, heißt Drivenelf, die Schlucht Driventhal.

Beſſon ihm 600 Francs verſprochen, wenn er Gift in die Supre des Herrn von Marcellange thäte. — Jacques Beſſon aber hat zu mir geſagt, gerade als er aus Puy zurückkam, und ich ihm klagte, was für Verdruß mir meine Schwiegermutter verurſache: „Wenn ich an Deiner Stelle wäre, würde mich eine Hand voll weißen Mehles auf der Stelle frei machen.“ (Beſſon verdächtigte dieſen Zeugen, der ihn haſſe, weil er ihn einmal beim Holzdiebſtahl betroffen.)

Marie Badiou. Eines Tages hütete ich mit Arſac die Schafe. Er kam gerade von den Herren, welche ihm vorgeſchlagen, nach Saint-Etienne-Lardeyrel zu ziehen. Arſac wollte nicht und ſagte mir dann: „Ich weiß wohl etwas, aber man ſoll mich nicht zwingen, es zu ſagen.“

Marguerite Maurin, Arſac's Tante: Mein Neffe ſagte mir ein Mal, daß man ihm eine große Summe verſprochen, wenn er Herrn von Marcellange vergiften wolle. Aber ich that mein Mögliches, um ihm abzureden.

Der Vertheidiger des Angeklagten bemerkte, daß die Zeugin erſt beim dritten Verhör von dieſer ſonderbaren Vertraulichkeit geſprochen habe. Sie erwiderte, es ſei geſchehen, um ihren Neffen nicht zu compromittiren. Jetzt erſt ward Arſac ſelbſt herein gerufen. Er rief ſogleich: „ich erinnere mich an gar nichts, was die Ermordung betrifft, als daß ich den Schuß hörte, der ihn getroffen hat.“ Dringend forderte ihn der Präſident auf, mit der Wahrheit nicht zurückzuhalten.

Präſident. Gingt Ihr zuweilen nach dem Schloſſe Chamblas ſeit dem Tode des Herrn von Marcellange?

Arſac. Ein einziges Mal.

Präſident. Habt Ihr dort gegeſſen?

Arfac. Nein.

Präſident. Indeß behauptet die Kammerfrau, daß ſie Euch zu eſſen gab. Mit wem ſpracht Ihr denn im Schloſſe?

Arfac. Mit der Kammerfrau der Frau von Marcellange.

Präſident. Sagtet Ihr nicht zu Hoſtein, daß man Euch 600 Francs angeboten, wenn Ihr Herrn von Marcellange vergiften wolltet?

Arfac. Wenn ich es geſagt, ſo erinnere ich mich deſſen nicht mehr.

Präſident. Hoſtein! Erinnert Ihr Euch der Sache als ganz gewiß?

Hoſtein. Ich bin meiner Sache ganz ſicher. (Er ſuchte dabei Arfac die einzelnen Umſtände des Geſprächs ins Gedächtniß zurückzurufen.)

Präſident. Wie kommt es, daß Ihr zaudert, Arfac? Ihr könntet doch ſicher ſein, daß Ihr die Worte nicht zu Hoſtein geſprochen. Statt zu antworten: „wenn ich es geſagt, ſo erinnere ich mich deſſen nicht mehr,“ müßtet Ihr laut und offen betheuern können, daß Ihr nie ſo zu ihm geſprochen habt.

Arfac. Wenn ich's ſagte, war's ganz unſchuldig, blos zum Spaß.

Präſident. Sagtet Ihr auch nicht zu Eurer Tante, Marguerite Maurin, daß man Euch viel Geld angeboten, wenn Ihr Euch entſchlöße, Gift in die Suppe des Herrn von Marcellange zu werfen.

Arfac. Nein.

Präſident. Haltet Ihr Eure Tante für eine brave Frau, unfähig die Gerichte zu belügen?

Arfac. Nein.

Auf den Wink des Präſidenten trat Arfac's Tante,

Marguerite Maurin vor. Mit südfranzöſiſcher Lebhaftigkeit rief ſie:

„Ach Herr Präſident, laßt ihn in's Gefängniß ſchmeißen, er iſt's, der die Kette des Hundes hielt, am Tage, wo ſie den Herrn von Marcellange umbrachten.“

Präſident. Ihr verharrt alſo dabei, Frau Maurin, daß er zu Euch jene Worte, in Betreff der Vergiftung des Herrn von Marcellange geſprochen?

Die Maurin. Ja, Herr Präſident.

Präſident. Arſac! habt Ihr zu Eurem Oheim, Pierre Maurin geſagt: „Ich weiß was, und das ſage ich nicht, und wenns mir den Kopf koſtete!“

Arſac. Ich ſagte es ihm aus Spaß, um mit meinen Freunden aus einem Tone zu krähen, die auch ſo ſpaßten.

Präſident. Maurin! Nahmt Ihr das für Spaß?

Maurin. Ich nahm es ſehr für Ernſt.

Präſident. Arſac! Sagtet Ihr nicht zum Brigadier Geran, der Euch ermahnte, nur die Wahrheit zu ſprechen: „Ich kann noch nichts ſagen.“

Arſac. Nein. (Und doch beſtätigte Geran ſeine Angabe.) Ich kann mich an all das nicht erinnern. Den Tag war ich ganz kraus und wirr. Ich mußte ſo viel antworten, daß ich den Kopf verlor.

Präſident. Habt Ihr nicht zu Eurem Vater geſagt, daß Ihr Furcht hättet vor Jacques Beſſon und ſeinen Brüdern und daß alles Das nichts Gutes zu Wege bringen würde?

Arſac. Nein.

Präſident. Sagtet Ihr auch nicht zu Jacques Soulon, daß Ihr Euch vor Jacques Beſſon und ſeinen Brüdern fürchtetet?

Arfac. Ich weiß nichts mehr: ich hatte den Kopf verloren. (Soulen beſtätigte jene Angabe.)

Präſident. Sagtet Ihr nicht zu Duillon: Wenn Jemand eine Flinte auf Herrn von Marcellange abfeuern wollte, konnte er einen ſchönen Lohn dafür haben?

Arfac. Nein.

Präſident. Sagtet Ihr nicht zum Brigadier Paul, daß Ihr ſchon Alles ausſagen wolltet, wenn man Euch nur eine gute Stelle gäbe?

Arfac. Nein. (Der Brigadier Paul wiederholte ſeine Ausſage.)

Präſident. Arfac! Ihr müßt einſehen, daß es ſich hier um falſche Zeugen handelt. Ihr leugnet, was ſo viele Andere behaupten. Ihr begreift auch, daß das Gericht Euer Zeugniß nicht als lauter und rein annehmen kann. Seht Euch wohl vor und ſprecht die Wahrheit.

Arfac. Das thue ich. Auf dem Wege habe ich ſie nicht geſagt, aber hier ſage ich die Wahrheit.

Alle Ermahnungen blieben vergebens. Da erklärte der Präſident den Zeugen Arfac für verhaftet als falſchen Zeugniſſes verdächtig, und der Vertheidiger des Hauptangeſchuldigten trug darauf an, daß, bis zur Erledigung dieſer Sache, der Prozeß gegen Beſſon inhibirt werde. Das Gericht entſchied nach einer langen Berathung und zum großen Misvergnügen der von weither gekommenen Neugierigen, daß der Prozeß erſt bei den nächſten Aſſiſen zur Sprache kommen ſolle.

Dadurch verwickelte ſich die Sache ſchon in den Vorbereitungen ungemein. Arfac legte gegen das Arrêt, welches ihn zur Unterſuchung wegen Meineides zog, ein

Caſſationsgeſuch ein. Zugleich brachte Beſſon's Vertheidiger ein Geſuch an, daß die Unterſuchung gegen ſeinen Clienten dem Aſſiſenhofe der obern Rhône entzogen und einem andern Hofe übertragen werde. Der Pariſer Caſſationshof entſchied auf das erſte Geſuch, daß es bei der Unterſuchung gegen Arſac verbleibe; Beſſon's Antrag ward dagegen berückſichtigt. Man nahm an, daß in Puy, bei der aufgeregten Stimmung der Bevölkerung und der Voreingenommenheit für oder gegen die betreffenden Familien Einflüſſe auf Richter und Geſchworne obwalteten und verwies deshalb die Sache vom Aſſiſenhofe der obern Rhone vor den von Puy-de-Dôme, welcher in der Stadt Riom abgehalten ward. Zu dieſer Entſcheidung des Caſſationshofes wirkte aber auch insbeſondere der Umſtand mit, daß die Familie Marcellange jetzt wirklich als Civilpartei aufgetreten war. In Riom alſo mußte der Prozeß von Neuem angefangen werden, Angeſchuldigte, Zeugen, Ankläger und Vertheidiger hinüber bürgern, wenn es nicht vorgezogen ward, andere Advocaten für den Prozeß in Riom zu wählen. Das konnte aber auch nicht ſofort geſchehen, denn der Prozeß gegen Arſac ſollte noch vor dem Aſſiſenhofe in der Stadt Puy abgeurtheilt werden, und deshalb mußten viele Zeugen in Puy bleiben, unter ihnen der Angeſchuldigte in der Hauptſache, Beſſon, ſelbſt; dergeſtalt, daß die Sache ſich vom März bis zum Auguſt verzog, was die Spannung auf den außerordentlichen und dunkeln Fall noch ungemein vermehrte.

Am 10. Auguſt begannen die Verhandlungen zu Puy über den Incidenzpunkt des großen Prozeſſes, über die Anklage gegen den Schäfer André Arſac: daß er ein falſches Zeugniß abgelegt habe. Der ſeitdem erwachſene Verdacht: daß Arſac auch Theilnehmer am Hauptverbre-

chen geweſen, die neuen Enthüllungen, die man erwartete und „tauſend umlaufende Gerüchte über einen andern Zuſammenhang dieſer myſteriöſen Angelegenheit“ hatten womöglich die Erwartung noch geſteigert, welche auf den Geſichtern einer gedrängt vollen Verſammlung ſich ausſprach.

Der Bruder des Ermordeten, Herr de Turchy-Marcellange, jetzt Civilpartei, iſt mit ſeinem Anwalt, dem aus dem Lafarge'ſchen Prozeſſe berühmten Advocaten Bac, zugegen.

Arſac ward vorgeführt; es war ein junger, kaum 24jähriger Mann mit lebhaften, tiefliegenden Augen. Seine kleinen und etwas verzerrten Lippen gaben ihm einen Ausdruck von Feinheit und Verſchlagenheit und ſchienen auf einen nicht gewöhnlichen Grad von Verſtand zu deuten.

Man wird die Wiedergabe der Anklageakte, welche die Geſchichte des Hauptverbrechens umfaßt, nicht fordern; wir beſchränken uns daher auf die ſpeciellen Punkte, welche die Anklage wegen falſchen Zeugniſſes begründen:

Jacques Beſſon ſollte in ſeinen Streitigkeiten mit Herrn von Marcellange ſich ungebührliche Drohungen und Aufwallungen haben zu Schulden kommen laſſen. In einem Streite hatte Beſſon ſeinen Herrn mit einer Heugabel verfolgt. Arſac, damals Schäfer in Chamblas, war zugegen und hatte den Vorfall ſeinen beiden Oheimen Michel Soulier und Mathieu Maurin erzählt. Selbſt als Zeuge im Hauptprozeß deshalb vorgefordert und beeidet, hatte er das Factum in Abrede geſtellt und, mit ſeinen beiden Oheimen confrontirt, es ihnen ins Geſicht geleugnet, daß er ihnen dergleichen geſagt. Wenn er von ſo etwas geſprochen, ſei es nur vom Hörenſagen geſchehen, oder er habe es gar nur erfunden.

Im Jahre 1839 sollte Besson Arsac den Vorschlag gemacht haben, für eine Summe Geldes seinen Herrn zu vergiften. Arsac hatte dies gegen seine Tante Marguerite Maurin (Frau des Michel Soulier), gegen Jean Hostein und gegen Antoine Perrier geäußert. Die Tante Marguerite hatte noch besonders erwähnt: der Vorschlag habe gelautet, den Herrn von Marcellange mittelst einer weißen Brühsuppe zu vergeben. Arsac leugnete zuerst hartnäckig, je eine solche Aeußerung gemacht zu haben; später erklärte er: er entsinne sich der Sache nicht mehr; endlich: seine Aeußerung beziehe sich auf Vorschläge, die einem gewissen Chabrier gemacht worden, von dem seine Tante zu ihm gesprochen.

Die Tante Marguerite blieb aber bei ihrer ersten Angabe; ja im Verlauf der Verhandlungen fügte sie noch mehr hinzu: Am 1. Morgen nach der Mordthat, „oder vielleicht auch einige Tage später," hatte ihr Arsac Flintenkugeln mit den Worten gezeigt: „Da, die Kugeln sehen so aus wie die, welche Herrn von Marcellange tödteten." Auch gab er ihr zur Verwahrung die Kette des Hofhundes von Chamblas, „der wahrscheinlich am Abende des 1. September gehalten oder angebunden worden, während man auf seinen Herrn schoß." Arsac leugnete Kugeln der Tante gezeigt, oder eine Hundekette ihr zur Verwahrung übergeben zu haben.

Drittens bekundeten mehre Zeugen, daß Arsac Reden gegen sie geführt, welche andeuteten: daß er von einer furchtbaren Sache Wissenschaft habe, die er nicht nennen dürfe; — daß man auch mit Gewalt sie ihm nicht entreißen würde; — daß er die Gebrüder Besson fürchte; — daß er schon sprechen würde, wenn man ihm nur eine gute Stelle zusichere. Arsac bestritt alle diese

Aeußerungen gemacht zu haben. — Alſo ward er verdächtig ein falſches Zeugniß abgegeben zu haben.

Die Zeugen gegen ihn blieben in der Vorinſtruction bei ihren Angaben; ja Einige erweiterten dieſelben noch. Tante Marguerite gab noch an: ſie hätte in Arſac's Kleidern eine Fayencebuchſe gefunden mit weißem Pulver darin und Arſac hätte ihr eingeſtanden, daß Beſſon ihm das Pulver gegeben, um ſeinen Herrn damit zu vergiften, indem er ihm eine weiße Suppe koche.

Arſac aber war in ſeinem Leugnen verblieben, doch gab er vor dem Inſtructionsrichter ſo viel zu: daß wenn er dergleichen geſprochen, wäre es ſehr ungeſchickt geweſen. Er räumte auch ein die Hundekette im Beſitz gehabt zu haben, aber er habe ſie neben ſeiner Schafhürde gefunden. Endlich geſtand er auch zu, gegen Hoſtein von einem ihm gemachten Vorſchlage, Herrn von Marcellange zu vergiften, geſprochen zu haben, aber er habe es nur gethan, um mit Hoſtein aus einem Tone zu krähen, der ſchlecht von ſeinem Herrn geſprochen.

„Solche Widerſprüche, Abänderungen, lächerliche Ausreden, ſolches halsſtarrige Leugnen beweiſen, daß er mit dem Gericht ſein Spiel treibt und ſeinen Eid gebrochen hat und die Wahrheit, die er weiß, nicht ſagen will.“ Deshalb wurde er wegen — falſchen Zeugniſſes zu Gunſten des einer Mordthat beſchuldigten Beſſon angeklagt.

So die Anklage. Im Verhör vor den Geſchwornen, wobei die Zeugen entfernt wurden, blieb Arſac hartnäckig dabei: daß er vor dem 1. September Beſſon gar nicht gekannt; und als er bei Herrn von Marcellange in Dienſte getreten, Beſſon ſchon fort geweſen. Möglich ſei es, daß er zu einigen Perſonen von einer Summe

von 600 Francs gesprochen, die man zur Belohnung geben wolle, wenn er Gift in Marcellange's Suppe thun wolle. „Ich konnte ja wie alle Welt von Gift sprechen, aber niemals habe ich gesagt, daß Besson mir Geld angeboten, um meinen Herrn zu vergiften. Ich konnte es nicht sagen, weil es nicht so ist. Wenn ich es gesagt hätte, wäre ich ja ein größerer Brigand, als die Brigands, die meuchelmorden." —

— Habt Ihr auch nicht zu Eurer Tante Marguerite gesagt, daß Besson Euch viel Geld versprochen, wenn Ihr Euch entschlößt Herrn von Marcellange eine weiße Suppe zu kochen?

„Ich konnte es wohl sagen, aber es war nur Spaß."

Dagegen bestritt er entschieden, seiner Tante Kugeln und eine Fayencebuchse mit weißem Pulver gezeigt zu haben: „Meine Tante ist eine Närrin. Wenn Sie ihr glauben wollen, wird sie Ihnen noch weit mehr vorschwatzen." — Die Hundekette wollte er gefunden haben, als er die Heerde des Maire weidete. Er habe es früher in Abrede gestellt, weil er nicht gewußt, daß es die Kette des Hundes von Chamblas gewesen. — Möglich, daß er einmal in der Küche des Schlosses zu seinem Oheim Maurin und Andern gesagt habe: „Ich weiß etwas Ungeheures, aber man könnte mir den Kopf abschneiden, und ich sage es nicht;" das sei aber alles blos Spaß gewesen. — Möglich auch, daß er jenes Tages, als er mit Marie Badiou die Schafe hütete und drei Männer ihn in eine Schenke nöthigen wollten, zu dem Mädchen nachher gesagt: „Ich weiß was, aber man wird mir's nicht abzwingen," indeß entsinne er sich der Rede nicht, wohl aber, daß die drei Personen ihn absolut in die Schenke nöthigen wollen, wobei sie ihm die Jacke zerrissen, er habe aber nicht

gehen wollen, weil er sie für verkleidete Gensdarmen gehalten. — Auf weitere Fragen darüber: was er denn gefurchtet, daß die Gensdarmen in der Schenke ihm abfragen können? rief Arsac endlich voll Zorn: „Man hat mich beinahe toll gemacht; man hat mich halb umgebracht im Gefängniß. So bringe man mich ganz um, wenn man will!“

Wir gehen nur kurz über die Vernehmung derjenigen Zeugen hinweg, welche nicht mehr als über die verfänglichen und drohenden Aeußerungen Kunde geben, von denen Arsac selbst einräumte, daß er sie möglicherweise gethan habe, denen er aber einen spaßhaften Sinn unterlegen wollte.

Michel Soulier, der Ehemann der Tante Marguerite, wußte, daß sein Neffe eines Tages die Hundekette von Chamblas ins Haus getragen und gesagt, er habe sie bei der Hürde gefunden. Später habe er sie wieder gefordert; seine Frau dieselbe aber nicht herausgeben wollen. Als sein Neffe, nach der Ermordung des Herrn von Marcellange, wegen eines Vergehens im Walde von Chamblas gefaßt worden, war derselbe, wie er ihm gesagt, zu Frau von Marcellange gegangen, um deren Verzeihung zu erbitten. Sie hatte ihm zu trinken geben lassen und gesagt: „Sprich doch nicht von Dem, was im Schlosse vorgegangen ist, Du sollst dafür hübsch belohnt werden.“

Arsac bestritt dies seinem Oheim ins Gesicht: die gnädige Frau hätte ihm sein Vergehen nicht vergeben, vielmehr habe sein damaliger Herr (der Maire) das Pfandgeld, was er zahlen mussen, ihm von seinem Lohne zurückbehalten. Damals habe sie auch nicht mehr zu ihm gesagt, als: er solle nicht falsch, wie seine Tante, zeugen!

Zehntes Kapitel.

Weg vom Doſrefield nach Drontheim. Die Schneeketten des Hochgebirges zeigen ſich. Veränderte Geſtaltung. Zierlicher Schmuck der Häuſer. Tapetenmahlerei. Ein „ſanftes" Thal. Das Okladal. Das Seegnadal. Der Paſtor Bull. Nordiſche Ebenen.

Bis zum letzten Hoſpiz, tief im Driventhal gelegen, hatte uns die trübe Witterung nicht verlaſſen. Erſt am nächſten Morgen fing die Sonne an, hie und da durch die ziehenden Regen- und Nebelwolken einzelne Blicke auf das fortwährend ſchaurige Thal zu werfen. Die einzelnen Schneeflecken auf den Fieldern, in deren Region wir uns noch immer befanden, leuchteten jetzt in ganz anderem Lichte, als wenn ſie geiſterhaft aus dem trüben Nebel vorſchimmerten. Ein Wetter, wie das erlebte, mochte vielleicht zum Charakter des

Mathieu Maurin, sein Oheim, hatte vor Marcellange's Ermordung die Worte aus Arsac's Munde gehört: „Ach Oheim, dem Herrn von Marcellange wird was begegnen, was nicht gut ist.“ Desgleichen hatte er zu Maurin von der Feindschaft zwischen Besson und seinem Herrn gesprochen, und daß jener diesem mit einer Heugabel gedroht.

Marguerite Maurin, verheirathete Soulier, die Tante des Angeklagten, hatte eines Tages in Arsac's Taschen eine kleine Fayencebüchse gefunden; sie war oben mit einer Karte und einem Faden zugemacht und enthielt ein weißes Pulver. Ihr Neffe öffnete die Büchse vor ihren Augen, und sagte ihr, das Pulver sei Gift, welches Besson ihm gegeben, um damit eine weiße Suppe für Herrn von Marcellange zu bereiten. „Ach hüte Dich, sagte ich ihm, und wenn Herr von Parron (der Generaleinnehmer) meinen ganzen Tisch mit Goldstücken bedeckte, ich thäte es doch nicht.“ — Später fand sie diese Büchse leer. Arsac sagte ihr: er hätte das Gift fortgeworfen. — Auch hatte sie in ihres Neffen Taschen 4 Flintenkugeln gefunden. Er sagte ihr, daß Besson sie ihm gegeben, und mit solchen Kugeln sei Herr von Marcellange getödtet worden. — Hinsichts der Hundekette wiederholte sie nur, was ihr Mann schon gesagt. Als sie Arsac die Rückgabe derselben verweigerte, schien ihn das in Unruhe zu versetzen. — Befragt: wann Arsac die Hundekette gebracht? erwiderte sie: „Am Abende ward Herr von Marcellange umgebracht, am Morgen darauf brachte mir Arsac die Kette.“

Marguerite's Aussage erschien so wichtig, daß sie einem sehr ernsten Scrutinium seitens der Vertheidiger unterlag, die auf mannigfache Widersprüche darin aufmerksam machten, wie auch, daß einzelne der von ihr

angegebenen Thatsachen, hier vor Gericht zum ersten Male von ihr vorgebracht würden. Man erfährt aus den Debatten, daß der Bruder des Ermordeten, Herr von Turchy-Marcellange, einige Monate nach dem Tode des erstern das Schloß Chamblas in Besitz gehabt (was bis da nie erwähnt war). Besson's Vertheidiger stellte nun die Frage: ob Marguerite nicht zu jener Zeit ins Schloß beschieden worden und von jenem Geld erhalten? — Sie bejahte, daß der Herr sie allerdings rufen lassen, ihr aber nur einen Franc für den Weg gezahlt habe.

Die Fayencebüchse hatte Marguerite zuerst (wann?) ins Feuer geworfen, dann aber, weil sie doch vor den Gerichten von Nutzen sein könne, wieder gerettet und einem Dritten zugestellt, um sie dem königlichen Procurator zukommen zu lassen. Sie fand sich noch vor, Marguerite erkannte sie wieder, Arsac aber wollte sie weder im Besitz gehabt, noch je gesehen haben.

Ernstlich vom Präsidenten befragt, ob ihr Neffe ihr gesagt, von wem er die Büchse erhalten? erwiderte Marguerite nach einigem Zaudern: sie glaube, Arsac habe ihr gesagt, daß Besson die Tasse von den Damen von Chamblas habe.

Da rief Arsac mit Heftigkeit: 's ist falsch! Niemals habe ich so etwas gesagt!

Der Zeuge Antoine Perrier bekundete: Arsac hatte ihm einst gesagt, daß Besson ihm 600 Francs geboten, wenn er Gift in die Suppe des Herrn von Marcellange schutten wolle. In der vorigen Märzsitzung hatte Arsac ihm, dem Zeugen, mit Schlägen gedroht, weil er dieses vor Gericht ausgesagt.

Der Zeuge Hostein war eines Tages beim Graben beschäftigt gewesen, als Arsac, damals Schäfer in Chamblas, vorüberging. Er sagte zu ihm: „Du arbeitest Dich

ab; hättest Du solch ein Glück wie ich gefunden, so hättest Du nicht mehr nöthig zu arbeiten." — Hast Du denn einen Schatz gefunden? erwiderte Hostein. — „Das nicht, erwiderte Arsac; aber Besson hat mir 600 Francs versprochen, wenn ich Gift in Herrn von Marcellange's Suppe thun will."

Arsac konnte auch dies nicht ableugnen, aber: er habe nur so gesprochen, weil Hostein übel von Herrn von Marcellange geredet, und um aus einem Tone mit ihm zu krähen! — Hostein leugnete dagegen jemals schlecht von Herrn von Marcellange gesprochen zu haben, der ihm stets nur Gutes erwiesen.

Pierre Maurin (nicht mit Mathieu Maurin zu verwechseln; Verwirrung hinsichts der Namen findet sich nur zu oft; von den anscheinend wechselnden Berichterstattern der Zeitungen werden die auftretenden Personen und Zeugen verschieden genannt) bekundete: Eines Abends im Schlosse von Chamblas sagte mir Arsac, damals Schäfer des Schlosses, und in Gegenwart von 5 bis 6 Personen: „Ich weiß etwas Ungeheures; man könnte mir den Kopf abschlagen und ich sagte es doch nicht." Darauf stieß Jemand Arsac und sagte: Bah! Du weißt nichts! — Arsac erwiderte: „Wenn ich es Euch sagte, würde der Muthigste blaß werden."

Marie Badiou, ein 13jähriges Schäfermädchen, sagte aus, wie die Anklageakte angibt. Während sie mit Arsac die Schafe hütete, waren 3 Männer gekommen, welche Arsac in eine Schenke ziehen wollen, sie gaben ihr einen Sous, damit sie Arsac's Schafe währenddeß beaufsichtige. Arsac aber ließ sich nicht bewegen mit in die Schenke zu gehen, sagte ihr darauf, als die Männer fortwaren: „Ich weiß wohl was, aber mit Gewalt soll man's mir nicht abfragen" und nahm ihr den Sous

weg. — Arſac meinte, die Kleine ſpreche nur ſo aus Rache, weil er ihr den Sous genommen.

Zu einem Brigadier der Gensdarmen, der auch als Zeuge auftrat, hatte er, auf deſſen Vorſtellung, daß er um den Mord wiſſe, geſagt: „Ich kann noch nichts ſagen.“ — Arſac dagegen behauptete, der Brigadier habe ihm gedroht und Geld geboten, daß er eine Ausſage machen ſolle.

Ein anderer Brigadier bekundete: daß Arſac in dem Zimmer, wo die Zeugen verſammelt geweſen, einſt zu ihm geſagt, wenn man ihm nur eine gute Stelle verſpräche, ſo wolle er Alles ſagen, was er wiſſe! — Arſac erwiderte: das könne wohl ſein, aber er hätte nichts gewußt.

Der Zeuge Soulon hatte Arſac, in Begleitung des Vaters Arſac, in ſeinem Gefängniſſe beſucht. Der Gefangene geſtand ihm, daß er vor den Gebrüdern Beſſon Furcht habe, aber er bat ſeinen Vater, daß er ja nichts davon dem königlichen Procurator ſage.

Claude Reynaud, der Hauptzeuge im Hauptprozeſſe, hatte beim Hinausgehen aus der Meſſe aus Arſac's Munde die Aeußerung gehört: „Wenn die Giftgeſchichte ſich aufklärte, das wäre verflucht.“ — Eines Nachts hatte ein Unbekannter an die Thure dieſes Zeugen geklopft und hineingerufen: „Ihr wißt wohl was, aber ſagt nichts davon; man wird Euch mehr geben, als Ihr glaubt.“

Der uns ſchon bekannten Frau Taris hatte Arſac 5 oder 6 Wochen nach Marcellange's Tode geſagt, Beſſon habe ihm Gift gegeben, um es in die Suppe des Herrn zu thun. Aber er hatte ſich bald wieder beſonnen und ſagte nun, es wäre nur Aſche geweſen. Beim Auseinandergehen bat er die Frau nicht davon zu ſprechen.

Ja er kam noch am nächsten Morgen zu ihr an den Brunnen (wo?) um ihr nochmals zu empfehlen, daß sie ja schweige.

Zu einer andern Zeugin hatte er sich gerühmt, daß ihn die Damen von Chamblas sehr liebten, daß, so oft er nach Puy käme, er bei ihnen speise, und daß sie ihn immer Das wiederholen ließen, was er vor dem Instructionsrichter ausgesagt. Die Zeugin, obgleich sie es zu einer andern Frau geäußert, wollte sich des Umstandes nicht recht entsinnen. Die als Zeugin aufgerufene Witwe des Ermordeten, ward auf Protestation von Arfac's Vertheidiger nicht zum Zeugniß gelassen, weil sie ihm nicht als Zeugin zu rechter Zeit angemeldet worden, und Arfac selbst bestritt das Factum, indem er nur zugab, daß Frau von Marcellange ihm ein Mal habe zu trinken geben lassen. Doch bemerkte man, daß er beim Erscheinen der Witwe bestürzt war.

Die Reden der Advocaten, der Ankläger und Vertheidiger dauerten noch 6 Stunden. Die Geschwornen kehrten aber nach einer kurzen Berathung mit dem Verdict: Schuldig! zurück, jedoch unter mildernden Umständen.

Der Gerichtshof verurtheilte André Arfac wegen falschen Zeugnisses zu 10 Jahr Einsperrung und öffentlicher Ausstellung.

Was man gehofft, indem man in ihm einen Complicen der Mordthat entdeckte, breitere Spuren, die zum eigentlichen Geheimniß leiteten, zu finden, war fehl geschlagen. Er redete sich mit einer Schlauheit und Zurückhaltung aus, welche man bei einem jungen Menschen seines Standes und seiner Lebensweise nicht erwartet, wahrscheinlich bei natürlicher Klugheit durch Winke von außen unterstützt, an denen es in diesem Processe über-

haupt nicht gefehlt hat. — Und man mag die Vorstellung nicht ganz abwehren, daß Arsac im Rechte sein könne, wenn er das Ganze für albernes Küchengeschwätz erklärt, und daß er sich nur ein Vergnügen gemacht, in das allgemeine Gespräch von Vergiftungsversuchen einzustimmen und den Schreck und die Spannung der Andern zu seiner Lust noch zu erhöhen. Sollte ein so schlauer Bursch, fragt man sich, der auf diese Weise vor Gericht sich vertheidigte, so dumm vorher gewesen sein, es einem Jeden aufbinden zu wollen, daß er zum Vergiften bestochen worden, oder daß er wenigstens ein Mitwisser eines entsetzlichen Geheimnisses sei? Möchte nicht vielmehr diese ganze Vergiftungsgeschichte aus dem gewiß ungegründeten Verdachte des todten Herrn von Marcellange entstanden sein, der einmal, nachdem er einen Eierkuchen gegessen und unwohl ward, sich einbildete vergiftet zu sein? Das erste Wort war da gefallen und zündete. Es müssen schlimme sittliche Verhältnisse im Schlosse Chambtas gewesen sein, daß der Gedanke nun nicht fort wollte, daß ein Jeder sich desselben bemächtigte, die Einen zum Spaß, die Andern im Ernst. Denn wer hielt es für unmöglich, daß die beständige Furcht des Herrn von Marcellange, die er gegen so Viele äußerte, daß man ihm nach dem Leben trachte, zuerst den Entschluß bei seinen Feinden zur Reife brachte, aus dem Gespenst eine Wirklichkeit zu machen?

Es ist etwas Naturwahres in Arsac's Aeußerung, man hätte ihn mit Fragen toll gemacht; an einfältigen Personen, mit denen man sich einen Spaß machen konnte, scheint es auch in seiner Umgebung nicht gefehlt zu haben; nichts destoweniger bleibt die Vorstellung nur eine Vermuthung, welche vor der Uebereinstimmung so vieler Zeugen, und darunter so nahe ihm verwandter Personen

verſtummen muß. Endlich bekraftigt ſie der grauſenvolle Mord, der in ſeiner Exiſtenz auch Vorbereitungen und verunglückte Verſuche wahrſcheinlich macht.

Am 22. Auguſt 1842 begannen wieder vor den Aſſiſen zu Riom die Verhandlungen in der Hauptſache. Die Neugier war wo möglich noch höher geſpannt, weil Arſac, jetzt ſchon ein verurtheilter Verbrecher, als Zeuge auftreten ſollte; mehr noch, weil auf Antrag der mit klagenden Civilpartei die Damen von Chamblas auch vorgeladen waren. Ueberdem waren weit über hundert Zeugen nach Riom geladen. Bei der ſpätern Vorleſung des Greffier antworteten 109, die vom Fiscus aufgeſtellt wurden, 29 auf Antrag der mit klagenden Civilparteien und 12 Entlaſtungszeugen.

Der Berichterſtatter der Gazette des Tribunaux ergeht ſich in einer lebhaften Schilderung, wie am Vortage des Gerichts die Straßen und Spaziergänge von dieſen Zeugen aus der Auvergne gewimmelt hätten. Man erkennt ſie an ihren gaffenden Blicken, ihrem müßigen Umherſchlendern, ihrer eigenthümlichen Tracht; an den großen runden Hüten und den noch unförmlicheren Dreimaſtern, die ſich über die Köpfe der Männer thürmen; noch mehr die Frauen in ihren kleinen Hüten, die hinten mit ihren bunten Bändern dick umwunden, in ſeltſamer Nadelform ausgehen. Auf den glänzenden grünen Promenaden um Riom ſieht man ſie in lebhaften Gruppen zuſammenſtehen, aber Alle haben nur einen Gegenſtand der Unterhaltung, es iſt der, um deſſen willen ſie hier ſind. Außerdem erkennt man ſie an ihrem romaniſchen Patois, was den Bürgern ganz unverſtändlich iſt. Aber mit ihrer lebhaft kreiſchenden Stimme, welche den Au-

vergnaten für das Ohr des Pariſers ſchon von fern erkennen läßt, ſtoßen ſie die Namen: Arſac, Chamblas, Marcellange und Beſſon aus. Alle Wirthshäuſer ſind bis unter das Dach gefüllt. Man glaubte in der kleinen Stadt Tulle zu ſein, im Augenblicke, als der Proceß Lafarge anfing; denn die Wohlhabenden ſind aus ihrer reizenden Villeggiatur, die rings auf den grünen Anhöhen das Auge erfreut und den Sinn lockt, in die heiße Stadt gekommen, um dem noch reizendern Schauſpiel eines ſolchen Proceſſes beizuwohnen.

Der Proceß Marcellange war ſchon eine Volksſache in den ſüdlichen Provinzen geworden; die Bevölkerungen des Bourbonnais und der Auvergne von Moulins bis Puy nahmen Partei, es wird uns nicht geſagt, in welcher Art, mit welchen Motiven, wodurch Manches, was dunkel bleibt, vielleicht aufgeklärt würde.

Auch hier erſchien neben ihrem Bruder, Herrn von Turchy-Marcellange deſſen und des Ermordeten Schweſter, Frau von Tarrade, in tiefer Trauer, obwohl ſchon zwei Jahre vorüber waren, ſeit das Opfer gefallen. Aber die Rächerin für die Familienehre hielt es noch nicht genug, ſelbſt zu erſcheinen, ſie hatte auch neben ſich ihre zwei jungen Töchter!

Aller Blicke richteten ſich indeß zumeiſt auf den Angeklagten, weniger in Abſcheu als in Theilnahme. Jeder erkennt in Beſſon mehr das Werkzeug eines fremden Willens, als einen Mörder aus Haß und Rachſucht, und fragt ſich: welche Motive konnten ihn bewegen, ſeinen Arm zu leihen, ſich ſelbſt zum Opfer zu bringen? Nichts in ſeinem Aeußern, ſeinen Zügen, ſprach von einem Verbrecher; ſein Geſicht hat eher den Ausdruck von Güte. Noch ſieht man darauf die Narben der Pocken, von denen er wenige Wochen vor dem Attentate

vefallen worden. Seine Kleidung ist die eines Bauern aus der Auvergne, nur in allen Stücken feiner, geschmackvoller; so wird bemerkt, daß seine Schuhe in Vergleich zu den schweren der Bergbewohner in der Auvergne für Tanzschuhe gelten können, ein Umstand, der bei Beurtheilung der Verhältnisse nicht ganz ohne Bedeutung ist.

Arsac saß hinter Besson zwischen zwei Gensdarmen, in dem gewöhnlichen Sonntagsanzuge der Bauern um Puy. Nach der dortigen Sitte fallen seine glatt gekämmten Haare so tief auf die Stirn, daß sie einen Theil seiner Augen verbergen, ohne denselben darum den Ausdruck von Schlauheit und List zu entziehen. Man wollte bemerken, als er vor Besson vorübergeführt ward, daß beide sich einen raschen Blick gegenseitiger Verständigung zuwarfen.

Die Debatten begannen mit Besson's Verhör. Er gab ruhige, klare, zurückhaltende Antworten, ohne sich zu Widersprüchen verleiten zu lassen. Entweder leugnete er Alles, oder wollte sich der Sache nicht entsinnen:

Die 16 oder 17 Jahre, daß er bei der Familie Chamblas in Dienst gestanden, sei er nur als Diener dort gewesen, durchaus nicht als Geschäftsführer. Herr von Marcellange hatte ihm einige Jahre seinen Lohn ausgezahlt, seit Weihnachten 1837 geschah dies durch Frau von Chamblas. Nach der Trennung der Eheleute, hatte er Sonntags in Puy gewohnt und war nur die Woche über zum Arbeiten auf das Gut hinausgegangen. Er habe von Frau von Marcellange keinen Auftrag gehabt, die Handlungen ihres Mannes zu überwachen; nur ein Mal später hatte sie ihn geheißen hinauszugehen, um sich umzusehen, wie viel Holz Herr von Marcellange schlüge. Er hatte sich allerdings ein Mal, als er zu

ſpät zum Heumachen gekommen, mit dem Herrn überworfen, behauptete aber von demſelben nicht eigentlich aus dem Dienſte gejagt zu ſein; auch habe der ihm nie verboten wieder nach Chamblas zu kommen. Alle Aeußerungen, die eine Drohung oder Geringſchätzung ausſprächen, ſtellte er in Abrede, und wollte überhaupt die letzten 3 Jahre kaum ein Mal nach Schloß Chamblas hinausgekommen ſein und auch da nicht mit einer Flinte. Er wußte nicht wann und wie die Zwiſtigkeiten zwiſchen den Ehegatten angefangen, hatte auch nicht mitgeredet, noch mit dem Kammermädchen darüber Rath gepflogen, aber gehört hatte er oft die Streitigkeiten im Hauſe, während er im Garten arbeitete.

Wir übergehen die Fragen und Antworten über die einzelnen ihm zur Laſt gelegten Reden und Handlungen, aus denen Motiv und Vorbereitung zur tödtlichen Intention gefolgert worden, man wird ſie zum Ueberfluß in den Zeugenvernehmungen wieder vorgebracht finden.

Beſſon wollte am 6. oder 7. Auguſt von den Pocken befallen worden ſein, 5 oder 6 Tage vor dem 1. September habe er wieder angefangen auszugehen. — Am Morgen des 1. September ſtand er ungefähr um 8 oder 9 auf und ging ein wenig aus, um friſche Luft zu ſchöpfen. — Vielleicht mit Girard. An der Barriere von Vienne hatte er ſich hingeſetzt, etwa zwiſchen 4 und 5 und vor dem Nachhauſegehen noch mit dem dortigen Zollbeamten geſprochen. Dann ſchlich er nach Hauſe, ſprach noch auf der Straße um 7 Uhr mit einer Marie Berriol, trat in's Haus, nahm eine Suppe ein und ging darauf zu Bett.

Es ward bemerkt: daß er beim erſten Verhöre vor dem Inſtructionsrichter vorgegeben, er wäre am 1. September gar nicht ausgegangen.

Gebirges gehören, — wenigstens nach hergebrachter Vorstellung vom nordischen Charakter; aber ein Schauspiel, welches im Seyndale aufging, war wieder so belohnender Art, daß man doch nicht den Wunsch unterdrücken konnte, die ganze Gebirgskette in dem Lichte erblickt zu haben, wie uns nur ein Strich derselben zu Gesicht kam. Am zweiten Gaard, schon in einer weit geräumigern Vergebene, wurde uns das feenartige Schauspiel, daß der Vorhang aufging von der Scenerie, die wir, ohne ihre Schönheit zu ahnen, kaum verlassen; die grünen Vorberge lachten schon im freundlichsten Sonnenschein, als dahinter in der blauen Ferne die Schneepunkte zu Schneestrichen wurden, die Striche zu Schneelagern und aus den Lagern sich weite Schneefelder entwickelten. Die Wolkendecke lüftete sich, ein strahlendes Weiß, statt des bisherigen Grau überraschte das Auge. Immer höher und höher erhob sich die Wolke, wir lernten zum ersten Mal die Höhe des Dofrefield durch das Auge kennen, bis jetzt das klare Blau des Himmels das strahlendste Weiß der Kämme und Pics begränzte. Zum ersten Mal gezackte Formen, Wölbungen, tiefe Einschnitte und schroff erhobene Spitzen. Was

Er trug, nach seiner Angabe, blaue Tuchhosen, eine blaue Blouse und entweder einen Hut oder eine Mütze. — Er bestritt, daß er spät in der Nacht zurückgekehrt sei, noch wisse er, ob eine der Damen gegen Mitternacht nach Hause gekommen. — Niemand könne ihn an dem Abende in der Nähe des Schlosses Chamblas gesehen haben, da er nicht aus Stadt und Haus um jene Zeit gewesen. Am Morgen des 2. September hatte er zuerst durch Louis Achard, der als Bote hereinkam, von dem vorgefallenen Morde gehört; er kannte Louis Achard nur oberflächlich und hatte ihn seit Monaten nicht gesehen. Er lag, als Achard eintrat, im Bette; die Bourdon führte diesen in seine Kammer. — Er wollte Achard seine noch von den Blattern wunden Füße nicht geflissentlich gezeigt haben. Nur, da jener längere Zeit im Zimmer geblieben, sei er aus dem Bette aufgestanden um sich anzuziehen. Bei dieser Gelegenheit fielen Achard's Blicke auf die Beine, und da erst habe er zu ihm gesagt: „Sehn Sie meine armen Beine, wie die Pocken sie zugerichtet haben. Sehn Sie, wie sie ganz mager geworden sind." — Die Beine wären noch ganz voll blatternder Geschwüre gewesen, daß er viel Schmerzen gehabt.

— Ihr konntet demnach nicht gehen?

„Nein, gewiß nicht."

— Wie aber kommt es, wenn Ihr so krank wart, daß Ihr Euch noch am selben Tage, am 2. September, nach Schloß Chamblas bringen ließet?

„Weil es nothwendig war den Geschäftsmann der gnädigen Frau dahin zu begleiten."

— In welcher Fußbekleidung geschah es?

„Ich nahm meine Stiefeln."

— Man pflegt nicht Stiefeln anzuziehen wenn man Beine voller Geschwüre hat und Schuhe besitzt.

Besson erklärte, daß es auch Mühe genug gekostet, die Stiefeln nachher auszuziehen. — Er räumte ein, daß er bei diesem Besuche in Schloß Chamblas von seiner Krankheit gesprochen, und daß es in der Absicht geschehen, die Leute zu überzeugen, daß er es nicht gewesen sein könne, der Herrn von Marcellange umgebracht. Das sei aber nur geschehen, als er gemerkt, daß man ihn der That beschuldigen wollen. Uebrigens habe man schon in Puy davon gesprochen; er hörte solche Stimmen, als er den Wagen bestellte.

Er leugnete jemals olivenfarbene Sammethosen getragen zu haben; ja er habe nicht einmal Sammethosen je in Besitz gehabt. Er habe immer tief blaue oder schwarze Tuchhosen getragen.

Zeugen hatten ausgesagt, daß, als er vor die Leiche des Herrn von Marcellange geführt worden, er dieselbe mit einem drohenden finstern Blick angesehen. Besson antwortete auf die Frage, ob dem so sei? lachend mit einem Nein!

Die Zuhörer mußten die Kaltblütigkeit und vollkommene Ruhe des Angeschuldigten bewundern, die ihn während des sehr langen Verhörs keinen Augenblick verließ.

Man wird weder fordern noch wunschen, daß wir die Aussagen der 150 Zeugen mittheilen. Andrerseits bietet gerade dieser Fall durch die in kleine Theile, ja in Atome zersplitterten Indicien eine besondere Schwierigkeit, den Inhalt der Aussagen in einer Erzählung zusammen zu fassen. Es ginge dadurch jede Handhabe verloren, damit der Leser selbst die zweifelhafte Sache greifen kann. Selbst der Ausweg, den wir in ähnlichen

Fällen versucht, die einzelnen Indicien zu trennen und die Für- und Gegenbeweise und Aussagen zusammenzustellen, ist hier nicht anwendbar, weil in den einzelnen Sitzungen sich neue Momente entwickelten, die zu neuen Untersuchungen Anlaß gaben. Wir sind deshalb darauf zurückgeführt, in der historischen Reihenfolge den Verlauf der Debatten mitzutheilen, wenn auch dadurch viele Wiederholungen entstehen. Um die Aufmerksamkeit unserer Leser nicht zu sehr zu ermüden, werden wir indeß über die Aussagen, welche schon ganz Bekanntes enthalten oder Thatsächliches, welches im Wesentlichen eingeräumt ist, kurz hinweggehen, oder die verschiedenen, das Gleiche bekundenden Auslassungen zusammenfassen, wofür dann das dramatische Element an seinem Orte sich entfalten mag.

Der Diener im Schlosse, Pierre Souchon, hatte am Abende des 1. September mit den andern am Gesindetische gesessen. Der Herr saß im Stuhle am Feuer, da blitzte es auf, eine helle Flamme und er fiel. Die Hunde bellten nicht. Auch die beiden Jagdhunde, welche unter dem Tische lagen, schlugen nicht an.

— Besson! habt Ihr mit diesen Windhunden gejagt?

„Zuweilen, o ja, während ich bei Herrn von Marcellange in Dienst war. Aber es werden wohl nicht dieselben Hunde gewesen sein."

Souchon hatte wohl den Knall der Flinte gehört, aber nicht, daß Jemand im Hofe fortgelaufen wäre.

Ein anderer Diener, Pierre Picard, der Herrn von Marcellange aus Moulins nach Chamblas gefolgt war, berichtet ebenso. Die Suppe wurde gerade aufgetragen, als die Küche ganz wie in Feuer stand, er hörte

einen Knall und ſein Herr fiel in das Kaminfeuer. Picard warf ſich auf ihn, um ihn aufzurichten, aber das Blut ſtürzte ihm aus dem Munde und er athmete nicht mehr. Er ſtürzte zur Thür hinaus, aber ging nicht weit: „Ich verhehle es Ihnen nicht, ich fühlte mich ſchwach; ich konnte mich nicht rühren, ich hatte nicht Muth, nicht Kraft, ich hatte gar nichts. Man wollte zu Pferde einen Arzt rufen, es wäre unnöthige Mühe geweſen; der Herr war todt, auf der Stelle.“

Während der Zeuge in Erinnerung der Schreckensſcene, noch jetzt von Angſt erſchüttert, kaum ſprechen kann, bleibt Beſſon in unbeweglicher Ruhe.

Picard konnte nicht genug Lobes von ſeinem todten Herrn ſagen. Nicht allein in ſeinem Hauſe, in aller Welt hätte man ihn geliebt, und er hätte keinen Feind gehabt als Beſſon und einen ehemaligen Pächter. Picard hatte von Anfang an auf Beſſon vermuthet, dazu aber keinen andern Grund, als daß er in Feindſchaft mit dem Herrn gelebt. Doch hatte er davon reden gehört, daß man Beſſon bisweilen Nachts in den Wäldern von Chamblas ſtreifen geſehen. Man ſagte, er thue es um im Auftrage der Damen von Chamblas die Holzwirthſchaft zu überwachen. Mit den andern Dienſtleuten erklärte er, ſich nicht darüber unterhalten zu haben, „da er, aus dem Bourbonnais, nicht deren Sprache verſtände!“ — Auch er hatte weder den Hofhund, noch die Jagdhunde unter dem Tiſche bellen gehört: „und Sie wiſſen wohl, daß die Jagdhunde ein ſcharfes Ohr haben.“ Der Hofhund war nicht gerade bösartig, aber er bellte bei jedem Geräuſch und zumal des Nachts. — Am Morgen darauf war er nicht mehr an der Kette, ſondern fort. Picard erkannte die ihm vorgelegte Kette als die des Hundes an. — Der Hund hatte übrigens die Ge-

wohnheit dem Schäfer Arfac zu folgen; er machte sich deshalb oft los. Der Herr war immer darüber unwillig; aber man brauchte nur bei Arfac nachzusuchen, so fand man ihn.

Von der Tochter des Antoine Maurin hatte er eines Tages gehört, daß die Dinge in Chamblas nicht gut gingen. Die Frau von Marcellange hätte einmal, als ihr Mann verreist war, gesagt: „Ich wollte, daß mein Mann, die Pferde und der Wagen in einem Abgrunde lägen."

Die Magd Chabrier gab ganz dieselben Data von der Schreckensnacht. „Ach es war eine entsetzliche Verwirrung. Man lief nicht gleich hinterher. Die Nacht war schwarz, und der Nordwind blies so heftig. Der da geschossen hatte, hatte gut Zeit zu fliehen. — Und ein so guter Herr, und ein so schrecklicher Schuß, so unerwartet!"

Der Arzt Borie, welcher am nächsten Morgen aus Puy gerufen war, vermuthete, daß Marcellange durch zwei Schüsse getödtet worden. Die Wunden rührten von einer Kugel und von zwei Schrotkörnern her. Die Details des ärztlichen Berichts sind hier nicht nöthig, das Resultat war, daß Marcellange auf der Stelle todt gewesen sein müsse. „Bemerken muß ich übrigens, daß ich nie ähnliche Verwüstungen in einem menschlichen Körper durch einen Schuß beobachtet habe. Die Lunge war wie gekocht."

Der Tischler Esbrayat wußte sehr viel über verschiedene Umstände. Herr von Marcellange hatte einst zu ihm gesagt: er würde mit seiner Frau sehr gut stehen, wenn nur nicht Besson und die Kammerfrau wären. Ein andermal, nachdem seine Kinder gestorben: er ärgere sich sehr, daß er die Kinder nicht obduciren lassen, weil er

überzeugt wäre, daß seine Frau sie vergiften lassen. (!?)

Am Johannistage des Jahres, wo der Mord vorfiel, hatte Esbrayat gehört, man habe Besson aus der Scheune des Schlosses kommen gesehen. Er theilte es Herrn von Marcellange mit. Dieser erwiderte: „Ach, ich weiß es, es ist nicht das erste Mal. Man sah ihn schon öfters dort. Sie lassen mich ausspioniren."

Als Esbrayat eines Tages eine Strecke Weges mit Besson ging und sie von Herrn von Marcellange sprachen, sagte dieser: „Wartet nur, wir wollen ihn schon runter kriegen." (Lou dévalourint ben.)

Nach der Mordthat hörte dieser Zeuge in einem Gespräche folgende Aeußerungen eines Müllers: „Claude Reynaud wird wohl schweigen, denn da sind ihrer zwei oder drei, die mit ihm abfahren würden, wenn er plauderte. Man hat mir gesagt, ich sei ein schlechter Zeuge, weil ich was wüßte und es verschwiege. Ach was, hab ich erwidert, wenn ich spräche, würde man mich blaß machen, wie man den armen Herrn von Marcellange blaß gemacht hat."

Esbrayat verhehlte nicht seine Furcht, da er von einem Verwandten Besson's das Wort gehört: Alle, die in diesem Processe zeugten, wären Canaillen, „und darüber kann ich nicht ruhig sein, denn ich bin auf der Straße Tag und Nacht in meinem Geschäfte."

Der Eigenthümer Marie Goux, in einer benachbarten Gemeine vom Schlosse Chamblas, gab Nachricht über die trüben häuslichen Verhältnisse des Ermordeten. Er hatte ihn oft gesehen und sich vertraulich mit ihm unterhalten und rühmte ihn als einen äußerst achtungswerthen, guten, mildthätigen Mann, den man im Lande noch lange bedauern werde. „Etwa ein oder zwei Jahr

vor seinem Tode saß ich mit ihm zu Tische und die Unterhaltung kam auf die Trennung mit seiner Frau. Er schob alle Schuld auf seine Schwiegermutter, die Frau von Chamblas. Er beklagte sich darüber, daß man in seinem Hause zu Puy mehr Umstände mit Jacques Besson mache, als mit ihm selbst. Die Domestiken weigerten sich insolenter Weise ihm zu gehorchen und beleidigten ihn sogar in Gegenwart der Damen, die durch ihr Schweigen sie dazu aufzufordern schienen. Er erzählte uns auch, daß er sich eines Tages für vergiftet gehalten und die ganze Nacht über in schrecklichen Convulsionen verbracht habe. — — Besson hält man überall für den Thäter und behauptet, daß er einst gesagt: „Es ist nöthig, daß Einer von uns beiden daran glaubt!“ — Auch dieser Zeuge hatte von Einschüchterungen und Drohungen gegen die Zeugen sprechen gehört; desgleichen davon, daß die Damen von Chamblas sich durch Geschenke Freunde zu machen suchten. Daß Besson's Verwandte Alles thaten, die Zeugen einzuschüchtern, wußte er aus eigener Kenntniß.

Auch hatte man ihm gesagt, daß einer seiner, des Zeugen, Pächter, der Schenkwirth Bernard zu Montferrat das Gespräch zweier Gäste in seiner Schenke belauscht, von denen der eine zum andern gesagt: „Wir haben ihn jetzt verfehlt, wir werden ihn ein andermal kriegen.“

Gouy's Frau sagte dasselbe hinsichts der häuslichen und ehelichen Verhältnisse Marcellange's wie ihr Mann aus. Der Verstorbene schob die ganze Schuld auf seine Schwiegermutter, die ihn nicht leiden könne und das Vermögen ihrer Tochter so viel als möglich zu vermehren suche.

Der Eigenthümer Denis de Marcellange, ein

Vetter des Ermordeten hatte aus dem Munde desſelben ähnliche Klagen gehört. Eine ſeiner größten Beſchwerden war, daß ſie einen Domeſtiken, den er fortgejagt, und der ihm ſogar mit einem Flintenſchuſſe gedroht, bei ſich mit beſonderer Zuvorkommenheit aufgenommen habe.

Der Canonicus Floriment zu Puy wußte daſſelbe aus dem Munde des Todten. Bitter hatte er ſich auch gegen dieſen über die Gleichgültigkeit ſeiner Frau beklagt. Als er ſich, wie oben angegeben, durch einen Eierkuchen vergiftet glaubte und ſeinen Argwohn laut ausgeſprechen, hatte ſie ruhig erwidert: „Du glaubſt? ... 's iſt nichts ... Wie kann man auch nur denken, daß das möglich iſt?“

Dieſer Zeuge, früher im Vertrauen beider Marcellangeſchen Eheleute, ſchien nur ungern Auskunft über Dinge zu geben, welche er nur vom Hörenſagen wußte, ein Umſtand, worin er ſich von den übrigen Zeugen dieſes Proceſſes ſehr unterſcheidet; der Verſtorbene äußerte oft den Wunſch, ſich mit ſeiner Frau wieder auszuſöhnen. Sie dagegen äußerte einſt beim Tode eines ihrer Kinder: „Ach dies arme Kind iſt glücklich, daß es todt iſt, denn, mein Gott, wie wäre es von ſeinem Vater erzogen worden!“ Marcellange hatte ſich beim Canonicus beklagt, daß man ihm nicht einmal den Tod des einen Kindes angezeigt habe! — Ein andermal führte er ihn die Treppe hinauf in eine verräucherte Vorrathskammer, die man ihm als Wohnung angewieſen, und ſagte, man ſuche was man nur könne auf, um ihm Geringſchätzung und Verachtung zu zeigen. Floriment ſah auch nach der Trennung beide Eheleute. „Ich ward in beiden Lagern empfangen — denn es waren wirklich zwei feindliche Lager. — Indeſſen merkte ich nur zu bald, daß die Damen wünſchten, ich ſolle mich von Herrn von Marcellange

ganz zurückziehen. Als sie sahen, daß ich darauf nicht einging, wurden sie kalt. Sie beobachteten zwar noch alle Rücksichten der Höflichkeit, aber die vorige Vertraulichkeit hörte auf."

Von Hörensagen wußte er, das vor Kurzem ein Herr Delorme mit der verwitweten Frau von Marcellange eine eigene Unterhaltung gehabt; der Gegenstand war natürlich der, wovon in Puy und Riom jetzt alle Welt spricht. Die Witwe hätte zu Delorme gesagt: „Man hat einige Zeit vor meinem Manne einen Feldhüter, Namens Colombet, umgebracht. Was hat man sich nicht für Mühe gegeben zu suchen und hat doch die Urheber des Verbrechens nicht gefunden!" — Delorme habe ihr darauf entgegnet: „Aber dieser Colombet war ein einzeln stehendes Wesen ohne Anhang. — — Er setzte darauf hinzu: Mit Herrn von Marcellange ist es nicht derselbe Fall; er hat einen Bruder, er hat eine Schwester, welche seinen Tod werden rächen wollen; er hat eine Familie, welche den Mörder verfolgen muß. Ist das Verbrechen die That eines einzigen Schuldigen, so wird man vielleicht nichts finden, ist sie aber das Resultat eines Complots, so muß alles enthüllt werden." Als Delorme diese Worte aussprach, habe er bemerkt (das sind seine Ausdrücke), daß Frau von Marcellange in tief düstres Nachdenken versunken geschienen.

Dieser Herr Delorme scheint nicht aufgefunden, oder doch aus andern Gründen nicht als Zeuge aufgestellt worden zu sein.

Die Köchin des Canonicus Floriment hatte aus Marie Boudons Munde gehört, daß dieses Kammermädchen einst in Folge eines Wortwechsels Herrn von Marcellange ins Gesicht gesagt haben wollte: „Sie sind sehr glücklich, Herr von Marcellange, daß Sie eine Frau haben, wie

die Ihrige; ich, wäre ich an ihrem Platze, würde mir selbst Recht verschaffen." Auch hatte die Boudon der Köchin zugestanden: ihre Damen wären sehr unglücklich, und daran sei nur Herr von Marcellange Schuld. Sie ständen nie von Tische auf, ohne ihren Teller mit Thränen benetzt zu haben.

Der Notar Granzion aus Montferrat hatte oft Geschäfte mit dem Ermordeten gehabt und gab ihm das Zeugniß, daß er sich in seinen Geschäften mit andern stets zur Zufriedenheit Aller, mit denen er verkehrte, benommen. „Ich kenne Niemanden im Lande, der ihm übel gewollt; im Gegentheil war er allgemein geliebt und geachtet. Unsre Bauern fanden bei ihm eine solche Herzensgute, solches Wohlwollen und ein solches Entgegenkommen, was ihnen heute fehlt. Niemand konnte es darin weiter treiben, als er." Auch zu diesem Notar hatte Herr von Marcellange oft gesagt, daß, wenn nicht die Schwiegermutter wäre, er mit seiner Frau bald versöhnt sein werde, die er aufrichtig liebe. — Hinsichts der Gerüchte über den eigentlichen Thäter, so berichtete dieser Zeuge, daß der Verdacht zuerst auf einen gewissen Magnan, dann auf Villedieu, dann auf Jean Maurin, genannt Boudoul, und zuletzt erst auf Jacques Besson gefallen wäre.

Ein Geschworner unterbrach hier Namens der Andern die Reihenfolge, um durch den Präsidenten eine nochmalige genauere Vernehmung des Zeugen Picard über den Hofhund in Chamblas zu veranlassen. Das Resultat dieser abermaligen Vernehmung des ehemaligen Dieners des Verstorbenen war:

Als Picard, nach Besson's Entlassung, um Weihnachten in dessen Stelle bei Herrn von Marcellange trat, war der Hund noch jung, etwa ein Jahr alt, aber im

lesten Wachsthum. Er war bös gegen Jeden, den er nicht kannte, besonders wenn es dunkel ward, und gegen Bettler stürzte er los, so wie sie nur erschienen. Ob, wie man behauptet, er sich still verhielt, wenn 2 oder mehr Personen sich näherten, war Picard nicht bekannt. Wenn man ihn liebkoste war er dagegen schmeichlerisch wie alle Hunde, und man konnte sich seiner kaum erwehren. Die Kette des Hundes war am Morgen fort und man hatte sie nicht wieder gefunden. Besson ward erst im November verhaftet. Im nächsten Januar, also 4 Monate nach dem Morde, fand man den Hund im Walde erschossen. Niemand wußte, wer es gethan.

Der Eigenthümer Froment zu Moulins war, bei Herrn von Marcellange's letzter Reise nach seiner Heimath einst mit diesem spazieren gegangen. Marcellange schüttete gegen den alten Bekannten sein Herz aus. Er sprach es geradezu aus, er sei dessen gewiß, daß er bald würde ermordet werden. Als Froment über diese chimärischen Befürchtungen scherzte, erwiderte er: „Ich weiß ganz sicher, daß ich durch Meuchelmord fallen werde, und das wird sich nicht mehr lange hinziehen." Als der Zeuge ihn fragte, weshalb er solche Gedanken nähre, sagte er, er fürchte 3 Personen, er habe 3 Feinde: „Ich bin ganz überzeugt, daß ich in kurzer Zeit ermordet werde."

— Sagte er nicht, daß seine Schwiegermutter ihn werde ermorden lassen?

„Er nannte den Namen seiner Schwiegermutter nicht."

— Sprach er auch nicht speciell davon, daß man ihn vergiften wollen?

„Er erzählte mir, daß das Kammermädchen Marie Boudon eines Tages, als er von einer Reise zurückgekehrt, ihm eine Suppe und einen Eierkuchen aufgetragen.

Kaum daß er ſie gegeſſen, ſei er von der heftigſten Kolik befallen worden. »Ich bin ganz gewiß, ſetzte er hinzu, daß ich an dem Tage vergiftet worden.«

— Alſo ſagte er Ihnen doch, daß er auf Marie Boudon einen Verdacht geworfen?

„Ich wiederhole, daß er nicht von Verdacht ſprach, ſondern daß er ſeiner Sache gewiß ſei.“

Ob er Gegengifte genommen hatte er nicht erwähnt. (Es geſchieht deren auch in andern Zeugenausſagen keine Erwähnung.)

Dagegen ſprach er oft, Thränen in den Augen von ſeinen Kindern; er hatte es kein Hehl, daß ſie vergiftet wären. „Meine Frau und ihre Mutter wollen mir ans Leben; ſei es! Aber dieſe unglücklichen Kinder ... was haben ſie ihnen gethan?“

Die Amme Malanſſon, welche eines der Marcellangeſchen Kinder genährt hatte, bekundete: daß Frau von Marcellange einſt zu ihr geſagt — ſie ſolle nur mit Beſſen ſprechen, ſich nur an dieſen wenden, denn dieſer ſei Alles; ihr Mann wäre nur ein Strohmann, eine Null.

Jacques Soulon, ein Landmann, war eines Tages Jacques Beſſen auf der Straße begegnet, als dieſer noch in Marcellange's Dienſten ſtand. Er ließ Soulon auf ſeinem Wagen aufſitzen. Als Soulon eine Bemerkung über die ſchönen Pferde machte, erwiderte Beſſon: „Das meine ich, und wenn der Herr von Marcellange ſie anrührte, ſo wollte ich ihm ja ſeinen Bart ſtutzen.“

Ein Jahr etwa vor der Ermordung hatte Herr von Marcellange Milch gefordert, worauf der Schäfer Arſac in impertinenter Weiſe lachte: „Ach wenn ich ſagen könnte, was ich weiß!“ Als man ihn nun fragte, was er damit meine, ſagte er: „Und wenn man mir den

Hals abschnitte, sagte ich es doch nicht." — Doch wußte Soulon dies nicht als Augenzeuge, sondern hatte es von Pierre Maurin gehört.

Dagegen hatte er, im Frühjahr 1840, aus Herrn von Marcellange's eignem Munde über Besson die Aeußerung vernommen: „Er lebt von meinem Gute und ist doch mein Feind."

Ein anderer ehemaliger Diener gab Kunde von heftigen Streitigkeiten zwischen Besson und seinem Herrn. Ob es bis zum Schlagen gekommen, wußte er nicht. Von einem andern Zeugen, Obrier, wußte er von Besson's Aeußerung: „Einer von uns beiden muß fort."

Hiermit wird die erste Sitzung geschlossen.

Die folgende, am 23. August, fing schon früh am Morgen an. Man erzählte sich, daß die Damen von Chamblas am gestrigen Abend angekommen, aber die Neugier sie zu sehen sollte noch unbefriedigt bleiben, da sie erst in einer folgenden Sitzung erscheinen würden.

In der gegenwärtigen wurden zuerst die Oheime des Schäfers Arfac vernommen, deren Wissenschaft wir schon aus dem Separatproceß gegen den letztern kennen, wir mögen daher nur das Nöthigste hier aufnehmen.

Michel Soulier, ein Bauer von Lachalus, sprach nur im Patois, weshalb seine Aussage durch einen Dolmetscher übersetzt werden mußte. Er berichtete: wie sein Neffe die Hundekette ins Haus gebracht und die Tante Marguerite in den Taschen desselben die Kugeln gefunden. Arfac war später wegen eines Forstvergehens in Untersuchung gezogen worden. Da war er hingegangen zu den Damen von Chamblas, die ihn sehr gut aufgenommen, ihm zu essen und trinken gegeben und ihm eingeschärft hätten,

ja nicht zu ſagen, daß er zu ihnen gekommen. Arſac hatte zu dieſem Oheim geſagt: „wenn Beſſon ſeinen Proceß gewinne, werde er, Arſac, ſein Lebelang Brod haben und nicht zu arbeiten brauchen.“ Desgleichen hatte Arſac ihm von dem Vorfalle zwiſchen Beſſon und Marcellange erzählt: „daß jener dieſem mit einer Heugabel zu Leibe gehn wollen.“

In einer Schenke ſollte Arſac zu zwei Perſonen (Simon und Perrin) geäußert haben: man hatte ihm 7000 Francs geboten, wenn er Herrn von Marcellange tödte. Einer der beiden ſollte da geſagt haben: „Ei ſieh, die alte Maurin (Tante Marguerite) hat doch nicht gelogen als ſie ſagte, ſie halte es mit ihrem Neffen.“ (?) Doch hatte Soulier davon nur durch einen Dritten gehört.

Dagegen bekundete er mit mehr eigener Wiſſenſchaft von Verſuchen (der Damen von Chamblas) Zeugen für ihre Sache zu gewinnen. Jean Maurin (Boudoul) hatte ihm einſt eine Schrift vorgelegt und hatte darauf ſeinen und ſeines Schwagers Namen verzeichnen laſſen, mit dem Angeben, ſie den Damen von Chamblas zeigen zu wollen. Das ſei wohl geſchehen, um ſie als Entlaſtungszeugen aufzuführen. Ein andermal traf Boudoul Soulier's Frau und zeigte ihr Geld, um ſie zu hindern, daß ſie Zeugniß ablege, oder auch, daß ſie ihren Neffen Arſac daran verhindere.

Matthieu Maurin, der andre Oheim Arſac's, wiederholte die Aeußerung ſeines Neffen, die er einſt auf der Straße von ihm gehört: daß dem Herrn von Marcellange was paſſiren könne, was nicht gut ſei; desgleichen die Geſchichte von der Heugabel.

Nach der Mordthat hatte ein Claude Pouzols ihm eine Unterhaltung wieder erzählt, welcher dieſer zwiſchen

Arfac und dem Maire von Saint-Etienne-Lardeyrel vertauscht. Sie ward in einer Schenke geführt, und Pouzols hatte, „um besser zu verstehen und den Andern kein Arg zu geben, sich betrunken gestellt.“ Arfac hatte zum Maire gesagt: „Man hat mir 3000 Francs geboten, um Herrn von Marcellange umzubringen;“ worauf der Maire erwidert: „Ei man hätte Dir auch 6000 gegeben.“

„Ich ließ mir's drei Mal von Pouzols wiederholen, um gewiß zu sein, daß ich recht gehört, sagte der Oheim. Auch war Taysset, genannt Borren, zugegen.“

Beide erwähnte Personen, **Claude Pouzol** und **Claude Taysset**, ein Zimmermann, wurden später vernommen; es wird aber von ihnen nur bemerkt, daß sie die Aussage eines andern Zeugen bestätigt hätten, der von Arfac die Worte gehört: „Wer Herrn von Marcellange einen Flintenschuß versetzte, könne eines guten Handgeldes gewiß sein.“ Wie der Maire **Berger**, der in diesem Processe eine sehr zweifelhafte Rolle spielt, sich darüber äußert, kommt erst später vor.

Bei einem Gespräche mit seinem Neffen selbst drang Maurin in ihn, er müsse doch etwas über den Tod des Herrn von Marcellange wissen. Aber Arfac gab nur Zeichen mit dem Kopfe.

Einst in der Stadt Puy traf er wieder auf den erwähnten Boudoul. Dieser ermahnte ihn, ja sich auf Seite der Damen zu halten. Wenn er oder seine Familie etwas bedürfe, werde man es ihm nicht fehlen lassen, auch könne er Arbeit haben. Er fragte ihn, ob er schon gezeugt hätte, und als Maurin ja sagte, aber es wäre eben nichts von Wichtigkeit gewesen, drückte ihm Boudoul den Daumen und sagte: „Das wird man schon erfahren, aber nimm Dich in Acht, verfluchter Kerl Du.“

Ein andermal ermahnte Arfac seinen Oheim ja nichts

zu sagen, und brauchte dabei die Worte: „Fürchtet Ihr denn nicht Jemandem Noth zu bereiten?“ — Als er, in Diensten des Maire Berger das Forstvergehen sich zu schulden kommen lassen — er hatte nämlich seine Schafe im Walde weiden lassen — war er zu den Damen von Chamblas gegangen, die sich gerade im Schlosse befanden. Dort war er so aufgenommen, wie der andere Theim bekundete und hatte darauf zu diesem gesagt: „wenn der Proceß dieser Damen gewonnen ist, werde ich für alle meine Lebtage mein Brod haben.“ — Es schwebte damals noch kein anderer Proceß als der gegen Besson; die Damen betrachteten also denselben, schloß der Anwalt der Civilpartei, als den ihrigen.

Ein andermal hatte ein Bauer Michel zu diesem Zeugen gesagt: „Ach Ihr seid 120 Zeugen! Aber ich kenne einen, der, stärker als Ihr Alle, ausreichte, um Jacques Kopf springen zu machen.“ (Michel selbst scheint nicht vernommen.)

Eine Cousine des Ermordeten, Frau Elisabeth-Charlotte-Villehardin de Marcellange, bestätigte Alles, was wir über die ehelichen Zerwürfnisse wissen, so wie über ihres Cousins immerwährende Furcht, seit er Besson aus dem Dienste gejagt. Bei dem Vorfalle mit dem Eierkuchen hatte Frau von Marcellange mit spöttischer Miene gesagt (wußte die Zeugin durch Hörensagen?): „Ach mein Gott, wer sollte Dich denn vergiften?“ Ihr Cousin hatte 48 Stunden furchtbar gelitten und man kümmerte sich nicht um ihn. Desgleichen wußte die Zeugin von dem vielbesprochenen Warnungsbriefe, den ihr Mann an Frau von Marcellange geschrieben, als deren Gatte lange Zeit abwesend war, ohne Nachrichten von sich zu geben.

Claude Riffard, der Eigenthümer eines ländlichen

Grundstücks, war im Frühjahr 1840 nach Puy gegangen, um einen Arzt für seine kranke Schwester zu holen. Unterwegs traf er Besson, mit dem er über den Proceß der Eheleute Marcellange sich unterhielt, und daß die Scheidung wohl bald werde erwirkt werden. Da gebrauchte Besson wieder die Worte: „Wir wollen ihn schon runter kriegen.“ (Lou devaleron ben.) Riffard, aus Furcht oder andern Rücksichten, legte sichtlich nur ungern das Zeugniß ab, daß er diese Worte wirklich gehört habe. Er wollte sich anfanglich nicht deutlich der Sache entsinnen, oder meinte nur, es könne wohl so gewesen sein. Endlich war er, da andere Zeugen bekundeten, daß er den Vorfall gegen sie in derselben Weise vorgetragen, genöthigt die Sache wie angegeben einzuraumen. Verdachtigt wird sein Zeugniß durch dieses Bedenken auf keinen Fall.

Bald nach Marcellange's Ermordung hatte Riffard, als er, gerade beim Kartoffelgraben auf seinem Felde beschäftigt, die Nachricht davon erhielt, ausgerufen: „Sieh da, was Besson gesagt, ist bald eingetroffen; sie haben ihn gut runter gekriegt!“ Riffard selbst meinte, er könne es wohl gesagt haben, aber er entsinne sich dessen nicht. Zwei Personen, die zugegen gewesen, bekundeten es aber aufs Bestimmteste, indem sie der Oertlichkeit und aller Umstände dabei sich entsannen, und er mußte zugestehen, daß die Zeugen rechtschaffene Leute wären.

Riffard mußte endlich bekennen, daß er zu einer der Zeuginnen geäußert, nur die Furcht habe ihn daran verhindert zu sprechen. Seine Auslassungen verriethen, daß er noch jetzt in Furcht schwebte, und doch, wollte er nichts von Drohungen und Einschuchterungen, die man gegen ihn versucht, bekennen.

Der Bauer Jean Arnaud war im Frühjahr 1840

in der Schenke von Rivet, wo getanzt ward. Sein Schwager, Louis Achard war mit ihm und gesellte sich unter die Tänzer. Jacques Besson saß mit Arnaud, wie es scheint, an einem Tische beim Trinken und sagte zu dem ehemaligen Feldhüter Champagnac, daß Arnaud es hörte: „Wäre es nicht um die Furcht vor der Justiz, so sollte es mit Marcellange bald aus sein.“

Champagnac, auch als Zeuge vorgeladen, räumte ein, daß er an dem Tage in der berußten Schenke gewesen, mit Besson und dessen Bruder sich unterhalten, auch daß Arnaud zugegen gewesen, wollte sich aber nicht erinnern, die gedachte Aeußerung gehört zu haben. — Arnaud blieb bei seiner Aussage. Champagnac schimpfte in dem sich entspinnenden Wortwechsel Arnaud einen Lügner, einen falschen Zeugen, einen Betrüger, der ihn getäuscht, und gerieth in eine Wuth, die bis zu Thätlichkeiten übergegangen wäre, wenn nicht auf Befehl des Präsidenten die Gensdarmen dazwischen getreten, und ihn auf seine Bank zurückgezwungen hätten. Obrigkeitliche Personen des Wohnorts Beider bekundeten, daß gegen Arnaud's Moralität nichts einzuwenden sei, Champagnac dagegen wegen eines Attentats gegen die Schamhaftigkeit einige Monate eingesperrt und seines Dienstes als Feldhüter entlassen worden.

Der Bäcker Gimbert bekundete genau wie die Anklage besagt, daß Besson im Jahre 1839 oder 1840, als er gegen ihn seine Verwunderung ausgedrückt, daß er Holz kaufen wolle, während das Holz in den Wäldern von Chamblas faule, geantwortet: „Herr von Marcellange ist Herr, er gibt den Damen kein Holz; aber er wird nicht immer leben.“

Der Bauer Gras war, ebenfalls in Puy, einige Zeit vor der Mordthat Besson begegnet, als dieser Kohlen

kaufen wollte. Ohne Wagen? fragte Gras. Als Besson erwiderte, er wolle nicht Steinkohle, sondern Holzkohle, sagte der Zeuge: „Daß Dich, das ist doch curios. Ehedem verkauftet Ihr sie und nun kauft Ihr sie.“ — „O das wird sich andern, es wird sich andern,“ entgegnete Besson, doch ward es ohne Bosheit gesprochen.

Ein andermal war der Zeuge auf dem Wege nach Chamblas Besson, eine Doppelflinte über den Arm, begegnet, mit einer grauen Blouse und einem Kaskette auf dem Kopfe. Es war etwa um den Johannistag. Besson bestritt diese zweite Begegnung.

Jean Boiron, ein Grundbesitzer zu Sceaux-d'Edde, einem Dorfe, welches auf dem Wege von Puy nach Chamblas muß gelegen sein, bekundete über zwei wichtige Umstände.

Herr von Marcellange hatte ihn einst in einer Geschäftsangelegenheit zu sich beschieden. Er erinnerte sich genau des Tages, wenn auch nicht des Datums, und als er am Montage, der Verabredung gemäß, in Chamblas eintraf, fand er Marcellange in großer Aufregung, deren Grund er nicht verbarg. Man hatte ihm den nichtswürdigen Vorschlag gemacht: für ein Stück Geld ihn auf immer von Besson zu befreien. Marcellange hatte, wie er sagte, diesen Vorschlag mit Entrüstung von sich gewiesen: „er wolle es wie der liebe Gott machen und das Böse mit Gutem vergelten.“

Marcellange sagte zu Boiron, daß er Puy und Chamblas so bald als möglich zu verlassen wünsche. Boiron erwiderte, daß er daran sehr wohl thue und daß er es je eher so lieber thun möge. „Denn er bewohnte ein wahres Loch in Puy. Die Thüre schon war wie eine Thür zum Tode. Sie führte auf einen kleinen, verlassenen Fußsteig. Man hat sehr un-

recht gethan, den Streich in Chamblas auszuführen. In Puy wäre es weit leichter und gefahrloser gewesen."

Jean Boiron wußte aber noch mehr über einen andern wichtigen Umstand, der in diesen Assisen noch nicht zur Sprache gekommen war.

Ein Hauptmoment des Beweises für Besson's Thäterschaft ist, daß drei verschiedene Personen denselben am betreffenden Abende, kurz vor dem Mordanfalle in den Wäldern von Chamblas und auf dem Wege von Puy nach dem Schlosse, mit einer Doppelflinte bewaffnet, einsam und verdächtig auf Fußpfaden schleichend, durch Ravinen und über Ackerfelder brechend, gesehen haben wollten. Claude Reynaud und die Frau Taris lebten noch und konnten ihre eigne Wissenschaft bekunden, der dritte, Matthieu Reynaud, war inzwischen gestorben, aber er hatte seine Wissenschaft gegen mehre Personen verrathen. Jean Boiron war einer davon. Wir hören seine Worte selbst, weil es auf die Beurtheilung der Glaubwürdigkeit dieses Zeugen ankommt:

„Matthieu Reynaud bewarb sich um meine Tochter; aber ich wollte sie ihm nicht geben, weil er Soldat war. Wir blieben aber darum doch gute Freunde. Als wir eines Tages zu Bellevue bei Puy eine Flasche Wein zusammen tranken und auf den bewaffneten Menschen zu sprechen kamen, den Claude Reynaud so genau angegeben hatte und den Matthieu Reynaud, als er von Combriol kam, auch gesehen haben wollte, sagte ich zu Matthieu: Wie, ein so feiner Kerl wie Du, Du hast den Menschen nicht erkannt, den Du so nahe bei Dir gesehen hast? — Er erwiderte: «Ich habe ihn wohl erkannt, aber ich will es nicht sagen.» Da erzählte er mir denn, daß er dem „Individuum" Gesicht ins Gesicht gesehen, als er um eine Mauerecke am Kreuz von Creaux d'Ebde

dünkt uns edler, schöner, die Gesichtsbildung wird oval, die Stirn ragt höher hinaus, die Nasen werden länger. Die Tracht, wenn auch nicht national, ist doch weit entfernt von den lächerlichen Modesetzen, mit denen sich die Guldbrandsdaler behängen. Eng anschließende kurze Beinkleider und Jacken, welche den kräftigen Gliederbau wohlgefällig zeigen und der Behändigkeit und Geschicklichkeit freien Spielraum lassen. Auch das Ansehn der Frauen ist munter und wohlgefällig, die Drontheimerinnen haben den Ruf der Schönheit. Aber ihr Körperwuchs bleibt durchgängig klein und hält keinen Vergleich aus mit den hohen edlen Gestalten, welche am Mälar und Schwedens Ostküste stolz umherwandeln. Dagegen Gutmüthigkeit und Seele in den freundlichen Augen.

Die Häuser sind eben so geräumig auf dieser Seite des Berges, als jenseits; ein mehrerer Geschmack mag von Drontheim bis in diese Schluchten heraufgekommen sein. Portäler, mit dem zierlichsten Holzschnitzwerk, schmückten den Haupteingang fast jedes Hauses, und ich erinnere mich keines, wo nicht eine hölzerne Treppe mit Geländer und Bänken, zur Thüre hinaufgeführt

gebogen. Das „Individuum" ging in der Richtung nach Chamblas zu, nachdem es vom Berge von Freyeillet herabgestiegen. Das Gesicht war mit Blatternarben bedeckt. — Matthieu Reynaud hat mir nie positiv gesagt, daß er Besson erkannt, aber ich verstand sehr wohl, daß er mir ihn bezeichnen wollte. — Er hatte ihn sehr gut erkannt, ja so gut, daß er mit ihm gesprochen hatte. Er beschrieb ihn so deutlich mit seinen großen aufgeschwollenen Lippen und seinen Blatternarben, daß er gar nicht zu verkennen war. Da er nun todt ist, habe ich die Sache wieder erzählt."

Ueber Boudoul hatte der Zeuge als Gerücht gehört, daß er es gewesen, welcher den Hund gehalten. — Boudoul sei ein sehr schlechtes Subject gewesen. — Nach Marcellange's Tode trat er in die Dienste der Damen von Chamblas.

Hier wurden die Verhandlungen abermals durch einen Zwischenfall unterbrochen. Der Huissier Perrin zeigte, auf Anfrage des Präsidenten und von demselben, kraft seiner discretionairen Macht zum Zeugen in diesem Augenblicke berufen, an: daß ein in dieser Stadt fremdes Individuum, aus Puy, zwei Zeugen aus der Halle fort und nach der nächsten Schenke geführt habe. Er, der Huissier, war ihnen auf der Stelle nachgestürzt. Als das Individuum ihn sah, rettete es sich, was es laufen konnte. Man hatte dem Huissier gesagt: das Individuum wäre Besson's Bruder. Er ließ ihn laufen und trieb seine beiden Zeugen zurück, die sich vermuthlich unter den andern wieder verliefen, denn er versprach nur dem Präsidenten, sie gelegentlich wieder aufzufinden. (Unter welchen merkwürdigen Umständen dies geschah, davon nachher.)

Pierre Gras, genannt l'Homelet, aus einer klei-

nen Commune bei Saint-Etienne-Lardenrel, war 16 Tage vor der Ermordung, es war am Morgen vor Unser lieben Frauentag, nach Puy gegangen, in Gesellschaft Claude Belon's. Sie begegneten Besson. Claude Belon blieb mit ihm stehen, sie unterhielten sich eine Weile. Als Claude dem vorangegangenen Gras nachkam, fragte ihn dieser: was er denn mit Besson gesprochen? Belon sagte: Besson habe ihm mitgetheilt, daß noch vor Herbst er, Belon, seine Reisigangelegenheiten mit Chamblas in Richtigkeit bringe, denn bis dahin würden die Damen von Chamblas wieder Herrinnen sein, und daß es nöthig sei, daß die Sache auf diese oder andre Weise zu Ende gebracht werde.

Nach dem Mordfalle sprach Gras, es war gerade vor der Kirche, mit Belon über denselben. Er äußerte: der das gethan sei ein Schuft und verdiene, daß ihm der Kopf abgeschnitten werde. Belon erwiderte: „Herr von Marcellange ist todt. Er wird uns nicht mehr Reisig geben. Besson sitzt, er wird uns noch weniger geben. Was nun die Damen anlangt, die sind heute Herrinnen ... aber sie werden es bald gewesen sein..."

— Vor dem Assisenhofe zu Puy, sagte der Präsident, hat die Vertheidigung, um zu beweisen, daß jene Unterhaltung gar nicht statt gefunden haben kann, behauptet: daß Jacques Besson am Morgen Unser lieben Frauentage nicht auf der Brücke von Brives, eine halbe Meile von Puy gewesen sein könne, weil er an dem Tage an den Pocken krank im Bette gelegen. Der Zeuge hat darauf in einer sehr romantischen Weise geantwortet, die ich nicht wiederholen will, damit er sie selbst wieder vorbringen mag. Was also habt Ihr da erwidert?

„Ich sagte, daß ich vollkommen überzeugt wäre, Jacques Besson mit Belon auf der Brücke von Brives

am Morgen unſrer lieben Frauentages im Auguſt, vierzehn Tage und zwei Sonntage vor Herrn von Marcellange's Tode, geſehen zu haben, und daß, wenn er zu der Zeit krank an den Blattern im Bette gelegen, dies ein Myſterium der heiligen Dreieinigkeit wäre!"

— Schien er leidend? fragte ein Geſchworner.

„Ganz und gar nicht. Man hat mir geſagt, er wäre erſt einige Tage nachher von den Pocken befallen worden."

Der vom vorigen Zeugen bezeichnete Claude Belon, ein Bauer aus Saint-Etienne-Lardeyrel, ward bald darauf ſelbſt vernommen, wollte aber von Allem nichts wiſſen. Nicht daß er Gras und Andere, welche dieſelben Aeußerungen von ihm gehört haben wollten, der Lügen zieh, ſondern er hatte nur eine Ausrede: „Ich erinnere mich nicht." Auf alle dringenden Kreuz- und Querfragen des Präſidenten, auf alle Vorſtellungen Gras' und der Andern, welche ihm Zeit, Stunde, Oertlichkeit der betreffenden Aeußerungen ins Gedächtniß riefen, entgegnete er nur: „Aber ich erinnere mich nicht." Noch als der Präſident ihn abgehen hieß, wiederholte er auf dem ganzen Wege wie den Refrain eines Liedes: „Ich erinnere mich nicht, ich erinnere mich nicht," was an ein anderes berühmtes: Ich erinnere mich nicht, non mi ricordo, im Proceß der Königin Caroline erinnert. Allerdings wenn er, wie man annimmt, ſich vor den Folgen ſeiner Zeugenausſagen fürchtete, ein ſicherer Ausweg als der von Arſac eingeſchlagene.

Der Vater des kleinen Hirtenmädchens Marie Badiou bekundete, außer der Geſchichte ſeiner Tochter mit Arſac, daß er Beſſon oft in olivenfarbenen Hoſen geſehen. Als Beſſon einwandte, daß dergleichen Hoſen bei

ihm zu Lande gar nicht gebräuchlich wären, bemerkte der Präsident, daß er selbst unter den anwesenden Zeugen aus Puy mehre Hosen der Art sehe.

Der Geometer Obrier hatte Besson sichtlich bestürzt gesehen, als man in seiner Gegenwart, in einem Gespräche über Marcellange's Tod, geäußert: „Wie konnte man auch nur einen so braven Mann umbringen!“ Man meinte, wenn er sich nicht schuldig fühle, würde er nicht Jeden mit einem Gespräche darüber angegangen sein. Doch hatte derselbe Zeuge einen andern Mann, Namens Barenne, äußern hören: „Ich wette meinen Kopf, daß es Besson nicht ist, der den Schuß gethan. Der kommt von einer andern Seite.“

Derselbe Zeuge hatte aus Perrin's Munde, als dieser nach dem Mordfalle 100 Francs (vermuthlich eine Pacht) den Damen von Chamblas brachte, folgende Worte der Frau von Marcellange gehört: „Wir werden nun bald mit Besson nach Puy gehen, und wir wollen recht hübsch (joliment) alle die Zeugen verfolgen, die gegen ihn ausgesagt haben.“ — Perrin selbst später vernommen, wollte sich der Reden nicht erinnern.

Ein anderer Besson, aber kein Verwandter des Angeklagten, François Besson, genannt Galouzac, Eigenthümer zu Lacoste, hatte vor 2 Jahren, als Jacques Besson zum Besuch bei der Familie nach Lacoste gekommen, ein Gespräch belauscht; Jacques, aus der Scheune kommend, sagte zu seinem Bruder: „Sacre dieu! ich bin im Zorn. Er oder ich müssen fort.“ — Der Bruder entgegnete ihm: „Sprich nicht so!“ — Galouzac hatte geständlich einst Besson's Mutter geprügelt und war dafür zu 14 Tage Gefängniß verurtheilt worden. Doch betheuerte er, daß ihn kein Haß bei dieser Aussage bewege.

Ein ehemaliger Geſchäftsführer des Ermordeten, Pierre-Antoine Maurin (der Maurin's kommen unter den Zeugen wenigſtens 3 vor, daß man vor Verwechſelung ſich in Acht nehmen muß) erklärte: daß der ſelige Herr von Marcellange im Lande geliebt worden, wie der liebe Gott ſelbſt. Uebrigens habe derſelbe, vor ſeinen argliſtigen Feinden gewarnt, Chamblas ſchon nach 6 Tagen verlaſſen wollen, indem er, der Zeuge, in Marcellange's Auftrag, ſchon Alles zu ſeiner Aufnahme in ſeinem ererbten Gute, den Brandons, vorbereitet gehabt.

Herr von Chaumouroux, Grundbeſitzer, erklärte den Ermordeten ebenfalls für einen vortrefflichen, allgemein geliebten Mann. Die Ehe ſei, ſo lange der alte Herr von Chamblas gelebt, auch vollkommen glücklich geweſen. Die Gräfin von Rochenegli möchte wohl allein die Anſtifterin des Unfriedens geweſen ſein. Möglich auch, daß er, der Zeuge, ein Mal ſich hinreißen laſſen zu ſagen: „Die fatale Schwiegermutter ſei an Allem ſchuld.“ Er habe daran aber gar keinen andern böſen Gedanken geknüpft. — Uebrigens liebte Herr von Marcellange ſeine Frau aufrichtig. Ja einige Tage, nachdem er ſeinen Proceß gegen ſie gewonnen, äußerte er: „Und wenn ich ihr auf der Straße begegnete, würde ich ihr um den Hals fallen.“

Auch dieſem Zeugen wurden ſeine Ausſagen gewiſſermaßen erpreßt; die geheime Furcht iſt zwiſchen den Zeilen zu leſen, welche ihn wie ſo viele andere beherrſcht, die auf einflußreiche Verbindungen der hinter dem Angeklagten ſtehenden Perſonen deutet, und in dem ſchreckenvollen Ende des Herrn von Marcellange ſelbſt einen nur zu gewichtigen Beleg hat.

Der Notar Demans reiſte eines Tages zu Pferde,

er traf auf dem Wege mit Herrn von Marcellange zusammen, welcher desſelben Weges ritt. Demans bemerkte, daß ſein Diener die Piſtolen im Halfter ſtecken gelaſſen. Scherzhaft ſagte er zu ſeinem Begleiter: Wenn man uns anfällt, können wir uns vertheidigen; wir ſind Beide bewaffnet. — Herr von Marcellange erwiderte: „Wenn man Sie angreift, geſchieht es, um Ihres Geldes willen. Wenn ich angegriffen werde, ſo iſts ein ſchlechter Domeſtik, den ich fortgejagt und der mir an's Leben will."

Auf Verlangen des Anwalts der mitklagenden Civilpartei ward der Geſchäftsführer Pierre-Antoine Maurin noch einmal über einige Umſtände auf den Tod des Kindes bezüglich, vernommen. Er bekundete: daß ſein Tod dem Vater, den man in einer elenden Dachkammer allein gelaſſen, ungemeldet geblieben (der Zeuge ſagt ſogar a été cachée), daß er es geweſen, der ihm die erſte Nachricht davon gebracht und dann einen Abbé Paul aufgeſucht habe, um den unglücklichen Vater zu tröſten.

Jetzt wurden einige der Zeugen, die wir ſchon aus dem Separatproceß gegen Arſac kennen, vernommen. Zur Vervollſtändigung iſt es nöthig wenigſtens die wichtigſten Ausſagen, zumal, wo ſie vervollſtändigt erſcheinen, auch hier wieder anzuführen.

Pierre Maurin (nicht Arſac's Oheim, der Mathieu heißt, auch nicht Pierre-Antoine Maurin, Marcellange's ehemaliger Geſchäftsträger), ein Grundbeſitzer im Dorfe Mout, wiederholte Arſac's ſeltſame Reden in der Küche des Schloſſes Chamblas vor der Mordthat.

Vor 4 oder 5 Perſonen ſagte er: „Ich weiß etwas Ungeheures!" — Du wirſt es ſchon ſagen, wenn man

Dich nur ordentlich drängt? bemerkte Jemand. — „Nein, und wenn man mir den Kopf abſchnitte, würde ich es nicht verrathen," entgegnete Arſac. — Der Zeuge bemerkte zu einem Cameraden: Die Rede iſt merkwürdig genug. Was ſoll es wohl bedeuten? — Da ſtieß Jemand Arſac und ſagte ihm: Ach was, ein Einfaltspinſel wie Du weiß nichts, Du weißt gar nichts. — Arſac erwiderte: „Wenn ich es Euch ſagte, würde der Bravſte blaß werden."

Pierre Maurin bekundete auch, daß „Gras" (ob dieſer Gras identiſch mit dem vorhin vernommenen Pierre Gras, genannt l'Homelet, wird nicht geſagt) ihm folgende Aeußerung der Frau von Marcellange mitgetheilt habe. Es handelte ſich darum Grenzenpflanzungen in einem zu Chamblas gehörigen Felde vorzunehmen. Die Dame ſagte: „Ich werde alles das in einiger Zeit in Ordnung bringen, wenn ich ſelbſt nach Chamblas komme. Ich werde wieder Herrin ſein; mit Geld gelangt man zu jedem Ziele." (Wann dieſes Geſpräch ſtatt gefunden, finden wir eben ſo wenig erwähnt, als ob dieſer „Gras" ſelbſt aufgefunden und vernommen worden.) Vor den Aſſiſen von Puy hatte der Zeuge hinzugeſetzt: „Nach der Ermordung habe ich wohl daran gedacht."

Wie Arſac zur Marie Badiou, zur Frau Tarris oder hier Tary genannt), zu Antoine Perrier (hier Perrin), zu Jean Hoſtein (hier Hoſtaing genannt) ſich über ſeine Wiſſenſchaft geheimnißvoll geäußert, mag man in der ihn betreffenden Epiſode nachleſen; die Ausſagen dort ſind meiſt vollſtändiger, als vor den Aſſiſen von Riom.

Hoſtaing, als Eigenthümer zu Roulſac bezeichnet, begegnete einſt Beſſon, der nach Chamblas ritt. Dieſer ließ jenen mit aufſitzen. Im lebhaften Geſpräch fing

der Zeuge an, ſich über ſeine Schwiegermutter zu beklagen, die immerfort mit ihm zanke. Beſſon ſagte zu ihm: „Du biſt nicht bös; ich, wenn ich an Deiner Stelle wäre, würde zwei Finger voll weißen Mehles in ihre Suppe thun, und dann würde ich ſie bald los ſein.“ — Hoſtaing erwiderte ihm: Wenn ſie nicht andern Todes ſterben ſollte, als an dem, ſo könnte ſie hundert Jahre nach mir leben.

Indeß fügte dieſer Hoſtaing auch ſeiner zu Puy abgelegten Ausſage gegen Arſac noch einiges hinzu, welches er früher, wie er angab, um deswillen zurückbehalten, „weil er Arſac's großen Stock gefürchtet.“

Als Arſac zu ihm der 600 Francs erwähnt, welche Beſſon ihm verſprochen, wenn er Gift in die Suppe des Herrn von Marcellange thun wolle, ſetzte er hinzu, da Hoſtaing von ſeinen Geldnöthen geſprochen: „Wenn Du es thun willſt, wird man Dir es auch geben.“

Die Vernehmung der Tante Marguerite (Maurin, verehelichte Soulier), ſetzen wir wörtlich her, um ihre Perſönlichkeit dem Leſer näher zu bringen. Was ſind freilich die todten Buchſtaben gegen die lebendige Anſchauung, welche die Geſchwornen vor ſich hatten!

„Ich fange damit an, daß ich beinahe vergiftet wäre. Arſac zeigte mir die Büchſe mit Gift. (Sie weinte.) Ich habe nur die Wahrheit geſagt.“ (Sie ſchluchzte, und mitten im Schluchzen fuhr ſie im Patois fort, was ſie in franzöſiſch angefangen, aber mit einer ſteigenden Schnelligkeit, welcher die Schreiber nicht folgen konnten.)

— Wie waret Ihr beinahe vergiftet worden?

„Vor den Aſſiſen in Puy.“

— Meine Herren Geſchworenen, ich muß Ihnen erklären, daß dieſe Frau, nachdem ſie ihr Zeugniß in dem Proceſſe gegen Arſac vor dem Gerichtshofe in Puy ab-

gezeigt, ein Paket mit weißem Pulver in ihrer Tasche fand. Sie war sehr erschreckt darüber, aber man ermittelte, daß es nur Mehl war. Sie hatte ausgesagt, daß ihr Neffe, vor Herrn von Marcellange's Tode ihr Kugeln und eine Büchse mit weißem Pulver gezeigt. Besson hatte ihm das Pulver, Boudoul die Kugeln gegeben.

„Am andern Morgen, fuhr Tante Marguerite fort, deren Patois übersetzt ward, brachte mein Neffe die Hundekette zu uns. Ich brauchte sie für unsere Ziege."

— Als Herr von Marcellange getödtet war, wen hatte man im Verdacht?

„Das ganze Land dachte, es wäre Jacques Besson und ich dachte es auch."

— Was sagte seine Schwägerin zu Euch?

„Sie sagte: Nehmt Euch in Acht! Jacques ist heftig; und wenn er Euch begegnet, konnte er Euch kochen."

— Hat sich Jacques, nach Herrn von Marcellange's Tode, nicht in Chamblas installirt, und hat er nicht dort den Herrn gespielt?

„Ja, mein Herr, an dem Tage selbst hat er sich als Herr hingesetzt. Er theilte Almosen aus, er gab Pflaumen Jedermann, er that als wäre er bei sich zu Hause."

— Was sagte Arfac über das Geld, das er empfangen hätte?

„Eines Tages sagte er: O Ihr, die Ihr so aufs Geld seid, wenn Ihr alle die Goldstücke und Silberstücke gesehen hättet, die ich gesehen habe; da war doch so viel, um den ganzen Tisch vollzumachen. — Um mir's recht begreiflich zu machen, gab er mir zwei Geldstücke in die Hand. — Jacques Besson hat mir geben wollen 3000 Stück von 20 Sous, und ich habe sie nicht gewollt. — Ich fragte ihn nun, was man denn thun müsse, um alle diese 20 Sousstücke zu gewinnen? Er erwiderte:

Gift in Herrn von Marcellange's Suppe thun. Ich sagte: Ich bin arm, aber wenn auch Herr von Perron (der Generaleinnehmer) meinen ganzen Tisch mit Goldstücken belegte, das würde ich nicht thun."

„Die Kugeln fand ich in den Taschen meines Neffen. Da er nicht Jäger ist, fragte ich ihn, was er damit machen wolle? Er antwortete nicht gleich, aber da ich in ihn drang, sagte er endlich: «Nun ja, das sind die Kugeln, die Herrn von Marcellange getödtet haben.»"

— Blieb das Gift nicht einige Tage in Eurem Hause?

„Ja, mein Herr, er hatte es unter einen Stein versteckt. Nachher hat er es fortgenommen."

Jetzt ward Arfac als Zeuge vorgeführt. Da er ein Cassationsgesuch eingelegt, das Urtheil gegen ihn also noch nicht in Rechtskraft getreten, konnte er, obgleich wegen Meineides verurtheilt, noch zum Schwur gelassen werden!

— Durch ein feierliches Urtheil, redete der Präsident ihn an, ist Alles, was Ihr in Puy gesagt, für Lüge erklärt worden. Indessen, faßt es wohl, das Mitleid kann sich Eurer noch annehmen, wenn Ihr zu besseren Gesinnungen zurückkehrt; wenn Ihr die Wahrheit sagt, kann Euer Verdammungsurtheil gemildert werden, die Stimme Eurer Reue wird von der Justiz vielleicht unterstützt werden, und es ist nicht unmöglich, daß von höherer Seite der Eure Strafe in eine sehr milde Züchtigung umgewandelt wird. Das ist meine Vorhaltung für Euch, Arfac, bedenkt Euch also wohl, ehe Ihr zu den Herren Geschwornen sprecht.

Die Ermahnung war ohne Wirkung. Mit dem größten Phlegma von der Welt sprach André Arfac folgende Worte:

hätte. Innen iſt es behaglicher. Die Kunſt hat ihre Hand gereicht, das Leben zu verſchönern und das trübe nordiſche Grau durch bunte Eindrücke zu verſcheuchen. Nicht allein die Balken ſind mit grellen Farben ſchön beſtrichen und mit Bibelſtellen oder erbaulichen Zauberſprüchen beſchrieben, welche das Haus, vermöge ihrer Reime, vor Feuerbrand, Waſſersnoth und Peſtilenz bewahren ſollen; ſondern auch die Schränke und Schornſteine dienen zu gleichem Zweck. Merkwürdiger iſt noch eine Art Tapeten, welche die Wände bedecken. Neben der Italieniſchen und Niederländiſchen wüßte ich nicht, daß man in der Kunſtgeſchichte auch noch der Norwegiſchen Malerſchule gedächte, und ſie iſt gewiß ganz eigenthümlich. Wenn auch die keck hingezeichneten Geſtalten an den kühnen Schwung des Italieniſchen Pinſels erinnern, ſo mahnt doch wieder der exakte Fleiß, mit welchem die drei, oder vier Farben, welche dieſe Schule kennt, überall gleichmäßig aufgetragen ſind, an die Genauigkeit und geleckte Reinlichkeit der Niederländer. Dazu ſind die Umriſſe aller Formen fingerdick mit Schwarz aufgetragen, ſo daß kein Verſchwimmen und Vernebeln zu befürchten ſteht. Das modern-

„Am 1. September hörte ich von meiner Hürde aus einen Flintenschuß. Ich glaubte, Herr von Marcellange hätte geschossen. Einige Zeit nachher sagte man mir, daß er getödtet worden.

— Und habt Ihr gar nichts hinzuzusetzen?

„Ich weiß nichts weiter."

In den trockensten, abgemessensten Worten gab er auf alle Anfragen Antwort, daß man an eine wohl durchgemachte Schule im Gefängniß bei mitgebrachten guten Anlagen glauben darf. — Er hatte niemals einen Streit zwischen Besson und seinem Herrn beobachtet; möglich, daß er mit seinen Oheimen darüber gesprochen, aber dann habe er nur wiederholt, was öffentlich überall gesprochen worden; Herr von Marcellange habe nie zu ihm gesagt, daß er Besson fürchte; er erinnere sich nicht, als derselbe einmal Milch verlangt, ironisch gelächelt und die verdächtigen Worte geäußert zu haben; nichts von der Aeußerung in der Küche: daß, wenn er spräche, der brave Mann blaß werden würde. Plötzlich rief er, aus seinen monotonen Antworten in eine Gefühlsaufwallung ausbrechend:

„Man ennuyirte mich mit den Albernheiten; ich wußte nichts mehr zu sagen und zu antworten auf all das Geschwätz. Da antwortete ich, wie ich auch sonst geantwortet hätte, um von ihnen loszukommen."

— Ihr habt auch nicht zu dem Maire, Herrn Berger, gesagt, daß man Euch 3000 Francs geboten, wenn ihr Herrn von Marcellange umbringen wolltet? — Und Herr Berger hat Euch nicht erwidert: Ei, man würde Euch auch 6—7000 Francs gezahlt haben?

„Ich habe das nicht gesagt, und man hat mir auch nicht, was Sie da sagen, geantwortet."

Er hatte kein Gift in einer Büchse, keine Flinten-

kugeln, wol aber die Hundekette ins Haus seiner Tante gebracht, die er in seiner Hürde gefunden.

— War der Hund des Herrn von Marcellange sehr gut mit Euch bekannt?

„Ein wenig."

— Und es ist doch bekannt, daß er sehr oft zu Euch lief und bei Euch in der Hürde schlief.

„Das ist richtig, und weil Herr Berger nicht wollte, daß er immer von seinem Herrn liefe, schlug man den Hund und er kam nicht wieder."

— So ist also wenigstens ausgemacht, daß der Hund von selbst zu Euch lief, um bei Euch in der Hürde zu schlafen. — — Arfac, entweder sagt Ihr heute die Wahrheit, und dann seid Ihr das Opfer eines beklagenswürdigen richterlichen Irrthums, oder Ihr seid gerecht verurtheilt worden und Ihr fahrt in Euren falschen Zeugnissen fort.

„Ja gewiß, ich bin ein richterlicher Irrthum (je suis une erreur judiciaire). Ich bin so gewiß unschuldig, als man fünf Finger an der Hand hat."

— Eure Hartnäckigkeit erweckt andere Gedanken. Wenn Ihr Jacques Besson's Mitschuldiger seid, so begreift man, daß Ihr ihn nicht anschuldigen wollt, weil Ihr Euch selbst anschuldigtet. Wenn Ihr aber von einem fremden Willen beherrscht werdet, wenn Ihr denkt, daß irgend Jemand, wer es auch sei, Euch schützen könne gegen die Gerechtigkeit und ihre Beschlüsse, so seid Ihr in einem großen Irrthum.

„Ich spreche die Wahrheit."

— Erwägt Euren wahren Vortheil, Arfac. Wenn man Euch glauben gemacht, daß einige Personen mächtig genug seien, Euch zu beschützen, eine Revision Eures

Urtheils durchzusetzen, Euch später Begnadigung zu erwirken, daß Ihr das Gefängniß verlassen konntet, so hat man Euch schwer betrogen. Unter allen Rathschlägen, die man Euch ertheilen konnen, ist das der Schlimmste. Wenn Ihr dagegen auf diese fremden Einflusterungen nicht mehr horcht, wenn Ihr nur auf Euer Gewissen hört, dann habt Ihr nur eine Hoffnung Eure Strafe gemildert zu sehen, und die beruht darauf, daß Ihr die Wahrheit sprecht, nichts als Wahrheit, die ganze Wahrheit. Das allein ist der Weg, der einzige Weg, um aus dem Gefängniß los zu kommen.

„Ich spreche die Wahrheit," sagte Arfac kalt.

Ueber das Forstvergehen, als er seine Schafe im Walde von Chamblas weiden ließ, befragt und ob Frau von Marcellange ihm nicht verziehen? antwortete er:

„Frau von Marcellange sagte mir, sie wäre nicht Herrin des Waldes; sie könne mir nicht verzeihen, das ginge Herrn Giron an, den Avoué und Administrator.

— Sie ließ mich nicht frühstücken, nur einmal trinken."

— Aber man ließ Euch Strafe zahlen fur Eure Uebertretung?

„Mein Herr Berger behielt das Geld zurück auf meinen Lohn. Ich weiß nicht, ob er es dann gezahlt hat. Er behielt 20 Francs zuruck für die Kosten und den Proceß."

Der Anwalt der Civilpartei bemerkte, daß gar keine gerichtliche Verfolgung stattgefunden.

— Woher hattet Ihr die 100 Francs, die nach Eurer Angabe Euch gestohlen wurden? (Ein ganz neuer Umstand.)

„Ein Mensch, wie ich, kann doch wol 100 Francs besitzen, das ist doch keine bedeutende Summe."

— Diese Damen haben Euch also wirklich nicht

Verzeihung angedeihen laſſen, unter der Bedingung, daß Ihr den Mund hieltet?

Arſac gerieth jetzt zum erſten Mal in Hitze: „Dieſe Damen haben mich blos aufgefordert, die Wahrheit zu ſagen, die ganze Wahrheit, und es nicht zu machen, wie das Plappermaul, meine Tante ... Tauſendſakkerment! (Fichtrrre!)“

Der Avoué Giron, der zugegen, erklärte, daß ihm, als der Rechtsſtreit über die oder einen Theil der Marcellange'ſchen Verlaſſenſchaft ausgebrochen, die proviſoriſche Adminiſtration übertragen worden. Der Maire Berger ſei damals allerdings zu ihm gekommen, um wegen des Forſtvergehens mit ihm Rückſprache zu nehmen, ſpäter auch Arſac, der um Verzeihung gebeten, weil er nur aus Irrthum gefehlt. Giron hatte ihm erwidert, daß er nur Adminiſtrator ſei, Frau von Marcellange aber die Herrin, und daß er der Familie nichts vergeben dürfe. So weit er wiſſe, habe keine Verfolgung ſtattgehabt.

Arſac ſollte abgeführt werden, nachdem er wieder zu ſeiner vollkommenen trockenen Ruhe zurückgekehrt war. Plötzlich wandte er ſich noch einmal an den Präſidenten:

„Herr Präſident, gibt es auf der Welt keine Gerechtigkeit mehr für mich?“

— Was habt Ihr noch anzuführen?

„Ich habe anzuführen, daß ich ein ſchweres Uebel an den Beinen habe, und noch konnte ich es nicht erlangen, daß der Arzt mich beſuchte.“

Der Arzt des Gefängniſſes ſaß unter den Geſchworenen, darum konnte er den Kranken noch nicht beſuchen, aber er gab die Verſicherung, daß eine der barmherzigen Schweſtern demſelben alle Sorgfalt angedeihen laſſe.

Pierre Arsac, des Schäfers Vater, deſſen ſchon in den erſten Aſſiſen erwähnt wurde, indem er von der ihm erwieſenen Freundlichkeit des Bruders des Ermordeten gerührt, ihn gewarnt und gebeten haben ſollte, ſeinen Bruder aus Chamblas zu entfernen, gab jetzt als Zeuge begreiflicherweiſe, wo es mit über das Schickſal ſeines Sohnes ſich handelte, nur ſehr beſchränkte Antworten. Er meinte, daß die öffentliche Stimme ſich gegen Herrn von Marcellange ausgeſprochen, weil er mit den Damen Proceß geführt. Da habe er auch zum Bruder des Ermordeten geſagt, daß die Sache zu nichts Gutem führen würde. — Da konne er es denn auch nicht leugnen, daß er Herrn Trüchy de Marcellange gerathen, daß ſein Bruder aus Chamblas fortgehen möchte. Davon, daß ſein Sohn Gift bekommen, hätte er von mehren Perſonen gehört: „Aber es war nicht wahr. Ich habe es immer meinem Sohne geſagt, der mir geſagt, es wäre falſch. Ich ſpreche die Wahrheit, ſehn Sie, ich thue es! Ich fürchte nichts. Das iſt eine abſcheuliche Geſchichte, dieſe — hätte ich was davon gewußt, da wäre ich ja der Erſte geweſen, der zu Herrn von Marcellange gelaufen wäre und es ihm geſagt, denn es war ein ſehr braver Mann.“

Der Bauer Antoine Houillon hatte aus André Arſac's Munde gehört: daß der, welcher dem Herrn von Marcellange einen Flintenſchuß verſetzte, eines guten Handgeldes gewiß ſein könnte.

In der dritten Sitzung, am 21. Auguſt, war, nach Verſicherung der Berichterſtatter, das Intereſſe des Publicums noch gewachſen, noch mehr Zuhörer drängten ſich in den Saal. Als das undurchdringlichſte Myſterium dieſes richterlichen Dramas ſei aber für Alle die

Phyſignomie des Angeſchuldigten erſchienen, ein Geſicht voller Güte und vollendeter Ruhe. Während ganzer Stunden ſaß er ohne Bewegung auf der Bank, als wäre er völlig fremd alle dem, was um ihn vorging. Arſac, der, 24 Jahre alt, der öffentlichen Ausſtellung und einer Einſperrung von zehn Jahren entgegen ſah, ſtand Beſſon an Gleichmuth in nichts nach.

Das gravirendſte Indicium gegen Beſſon war, daß man ihn am Mordabende bewaffnet durch die Wälder nach dem Schloſſe Chamblas ſchleichen geſehen. Es beruhte auf der Ausſage dreier Zeugen, von denen der Bauer Claude Reynaud der Hauptzeuge war. Dieſer ward heute zuerſt vernommen. Es verſtand ſich, daß man ſeiner Auslaſſung mit der ins Kleinſte gehenden Aufmerkſamkeit folgen mußte, eine Aufgabe, vor der wir ebenfalls nicht zurückſchrecken dürfen, auch auf die Gefahr hin, den nicht juriſtiſchen Theil unſerer Leſer durch die Wiederholungen zu ermüden.

„Ich war am 1. September auf meinem Felde, indem ich Kartoffeln ſammelte. Da ſah ich einen Mann in einer Blouſe mit einer Flinte vorübergehen. Ich hielt ihn ſogleich für Jacques Beſſon, war aber meiner Sache nicht gewiß. Ich ging ihm darum etwa drei Schritte näher. Er warf einen Stein in die Gebüſche, wie ein Jäger, der den Haſen aufſcheuchen will; dann wandte er ſich ab, und ich ſah ihn nicht mehr. Ich ſagte zu mir, da ſteckt etwas dahinter. Ich ſtieg von meinem Acker in die Höhe und verſteckte mich im Walde. Bald darauf ſah ich ihn aus dem Walde (in den er gegangen) wieder herauskommen, er kreuzte meinen Acker und ſetzte ſeinen Weg fort. Ich kehrte in mein Haus zurück, ſagte es meiner Frau, nahm mein Beil und machte mich wieder auf den Weg. Bald ſah ich ihn

wieder vorübergehen. Da hielt er an, ich blieb versteckt. Er setzte seine Flinte auf die Erde und stützte sich mit der linken Hand auf die Mundung. Dann nahm er das Gewehr wieder auf und hing es über den rechten Arm. Ich sprach zu mir: Ich will doch wissen, wo du hingehst, ich will dich kennen lernen; und ich muß dich doch kennen. Ich setzte also meinen Korb mit Kartoffeln nieder, und das Beil bei mir behaltend, kreuzte ich den Weg, den er kommen mußte. Ich sprang über den Bach, mich rechts und links umsehend, ob ich denn meinen Mann nicht wieder fände. Bald gewahrte ich ihn denn auch, er stand fünf oder sechs Schritte von mir. Ich weiß nicht wie er dahin gekommen war. Er setzte sich wieder in Bewegung, er sprang über den Bach. Ich erkannte ihn vollkommen und sagte zu mir: Du bist recht dumm gewesen, den Weg da gemacht zu haben, um ihn wieder zu sehen; er ist es ja, ich hatte mich nicht getäuscht."

— Als Ihr den Mann auf Eurem Kartoffelfelde sahet, wie spät war es da?

„Die Sonne war noch nicht unter, aber sie ging unter."

— Habt Ihr nicht die Spuren seiner Fußtritte auf dem umgeworfenen Acker beobachtet und sie mit Euern Fußtritten verglichen?

„Ja wol, mein Herr, ich hatte es vorhin zu sagen vergessen. Am nächsten Morgen, wo wir von Herrn von Marcellange's Tode hörten, sagte ich mir so in meinen Gedanken: Das ist mein Mann von gestern, der den Schuß gethan hat. Ich muß doch mal nachsehen, wo er vorüber ging. Da kehrte ich auf mein Feld zurück. Und ich sah sehr deutlich seine Fußtritte über eine Ecke des Feldes, wo Rüben standen. Da bemerkte ich, daß er keine Nägel unter den Sohlen hatte.

— Wie war der abgedruckte Fußtritt?

„Nun es war ein Fußtritt, wie ein Mann ihn hat. Beinahe wie meiner, aber ich konnte nicht gut meſſen, denn ich hatte keine Schuhe an.“

Der Präſident bemerkte gegen die Geſchwornen, daß Claude Reynaud in ſeinen früheren Vernehmungen nicht erklärt, daß er Jacques Beſſon erkannt; erſt in ſeinen letzten habe er ſich dahin ausgelaſſen: „Endlich, der Stimme meines Gewiſſens nachgebend, muß ich Ihnen ſagen, daß ich vollkommen den Mann erkannt habe, und als Jacques Beſſon, den ich auf meinem Felde geſehen.“

Der Präſident legte darauf den Geſchwornen einen genauen Situationsplan vor, auf welchem der muthmaßliche Weg verzeichnet war, den Jacques Beſſon nach Schloß Chamblas zurückgelegt, und ermahnte ſie zur angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit hinſichts dieſes wichtigen Punktes.

— Ging der Mann ſchnell?

„Nein, nicht ſchnell.“

— Wie viel Zeit verſtrich wol zwiſchen dem Augenblick, wo Ihr ihn zum erſten Mal erblicktet und dem, wo er etwa ſechs Schritte von Euch ſtand?

„Eine gute Viertelſtunde.“

— Ihr beobachtetet auch ſeine Hoſen?

„Es waren Sammethoſen, geſtreift, Olivenfarbe, und ein Kasket, nach hinten zurückgeſchoben.

— Faßtet Ihr auch ſeine Flinte genau ins Auge?

„Sie war doppelläufig. Die Farbe war wie Fiſchbein (oder Wallfiſch, baleine). Das Viſirkorn glänzte ſehr.“

— Sahe Ihr ſein Geſicht?

„Ich ſtand ſo weit wie von dem Herrn da. Er ſah mich nicht, aber ich ſah ihn. Das ganze Geſicht und

besonders die Lippen waren aufgeschwollen, wie von den Pocken. Ich hatte Zeit genug ihn für Jacques Besson zu erkennen."

Eine allgemeine Bewegung. Jacques Besson lächelt verächtlich.

— Ihr seid ganz gewiß, daß es Jacques Besson war?

„Ganz gewiß. — Ohne Zweifel, es war der wahrhaftige Jacques Besson."

— Ihr seid geschworen, vollständig die Wahrheit zu sagen. Faßt das wohl auf. Ihr seid sieben oder acht Mal befragt worden. Wenn Ihr den geringsten Zweifel hegt, müßt Ihr es erklären.

„Ich habe keinen Zweifel. Ich habe in Puy die Wahrheit gesagt, ich sage sie hier auch. Es war Jacques Besson."

Bei diesen Worten bemerkte man, daß Besson, der von Anfang an die Augen auf den Zeugen gerichtet hatte, den Kopf auf seinen linken Arm stützte.

— Noch ein letztes Mal, Ihr habt keinen Zweifel?

„Keinen Zweifel."

Besson mußte vortreten, man verglich seine und Claude Reynaud's Füße. Besson trug feine Stiefeln, Reynaud dicke Schuhe mit Nägeln. Besson's Füße waren augenscheinlich kleiner, als die Reynaud's. Der Präsident bat aber die Geschwornen den Unterschied des Schuhwerks Beider in Erwägung zu ziehen, ehe sie über die Aehnlichkeit der Füße urtheilten.

Hierauf wurden vom Greffier die sieben früheren Auslassungen Claude Reynaud's vorgelesen; die letzte lautete so:

„Ich erkläre, indem ich über den Inhalt meiner früheren Auslassungen nachdenke, indem ich alle meine Er-

innerungen ſammle und durchdrungen von der Pflicht, in der ich war, den Gerichten Alles zu ſagen, was zur Aufklärung dienen kann, daß ich jetzt zur Ueberzeugung gekommen, ich müſſe alle Rückſichten überwinden und mich frei machen von der Einſchüchterung, die mich bewogen, gewiſſe mir bekannte Umſtände zurück zu behalten.

«Das iſt meine freie und aufrichtige Erklärung, die ich der Gerechtigkeit über das unglückliche Ereigniß ſchuldig bin.»

Der Präſident hielt dem Zeugen vor, daß er bei einer Vernehmung am 18. November 1840 ausgeſagt: er glaube der Mann, dem er im Walde begegnet, ſei nicht Jacques Beſſon, ſondern ein Michel Beſſon geweſen.

„Ich wagte damals nicht Jacques Beſſon zu nennen, trotz meiner Ueberzeugung, wegen der Drohungen, die ich erhalten."

— Im Verhör vom 26. Mai ſprachet Ihr von zwei Individuen, die Ihr auf Euerm Felde geſehen. Saht Ihr zwei?

„Ja mein Herr!"

— Und warum das jetzt erſt?

„Der Zweite war ſehr entfernt, er ſtand weit höher als ich. Er rührte ſich nicht von der Stelle. Ich dachte mir, es wäre Einer, der den Mann auch beobachtete, wie ich es that, der alſo nicht zu der Geſchichte gehörte und darum glaubte ich nicht nöthig zu haben, von ihm zu ſprechen."

— Kamen nicht drei bewaffnete Leute an einem Abende zu Euch, um mit Euch zu ſprechen?

„Ja, mein Herr, es war neblicht und regnete. Einer kam heran und wünſchte mich zu ſprechen. Meine Thür war verſchloſſen; ich wollte nicht aufmachen. Aber

romantische Helldunkel muß hier der classischen Bestimmtheit der Formen weichen. Ueberhaupt bleibt jede Schattirung und perspectivische Verkleinerung unserer Vorstellung überlassen, und es spricht ganz für den hoch einfachen Sinn der Meister in dieser Schule, daß sie alle weiße Parthien so weiß gelassen haben, wie die Natur, das heißt, das graue Tapetenpapier sie uns giebt. So lernten wir an den Wänden mit unaussprechlichem Vergnügen die ganze Königliche Familie in Lebensgröße kennen, und wir zweifeln nicht, daß der König, die Königin, der Kronprinz und die angebetete Kronprinzessin sich auf den ersten Blick wiedererkannt hätten. Häufig klebt an der Wand David, wie er den Riesen Goliath erschlägt, Goliath, als großer Schwedischer Grenadier mit schönen, gelben, glänzenden, weiten Hosen und der kleine David, als ein beherzter Norwegischer Landkadet. Die heiligen drei Könige traten gewöhnlich in Nankinghosen und Dragonerstiefeln auf, die Jungfrau Maria hatte ein Madonnengesicht von ganz eigener Erfindung, was man in der Mark mit dem Namen „Dickplastrig" bezeichnen würde. An Josuas großer Traube wollten meine Reisegefährten aus dem

der Mann sprach in so sanftem Tone, daß ich mich wieder beruhigte. Ich sagte zu mir: Der wird dir nichts Böses thun, er hat eine zu weiche Stimme. Ich sagte also: Wartet nur einen Augenblick, ich öffne gleich; ich will nur erst das Feuer anfachen. Der Mann antwortete: »Es lohnt sich nicht das Feuer anzufachen, ich habe Euch nur ein Wort zu sagen. — Da trat der Mann ein und sagte mir: Ich müßte nichts von dem sagen, was ich gesehen und wen ich gesehen, und daß man mir viel Geld dafür geben würde. Dann ging der Mann wieder fort und mich stach die Neugier, daß ich wissen wollte, welchen Weg er einschlüge. Ich schlich mich also in meinen untern Hof und über die Mauer sah ich, daß noch zwei Männer draußen auf den dritten warteten und dann verschwanden sie alle drei im Walde."

— Spracht Ihr über diesen Vorfall mit Jemand?

„Ja, mein Herr, mit Arnaud, Roch und Büren."

— Einer dieser Zeugen hat bekundet, daß, als er Euch von dem Individuum in der weißen Blouse sprechen gehört, er zu Euch gesagt: Ach wenn du seine Blouse gesehen und was für Farbe sie hatte, hast du ihn auch gut erkannt, worauf Ihr, Claude Reynaud, erwidert hättet: „Ach vielleicht kenne ich ihn nur zu gut."

„Ich wollte nicht sagen, wer es war, aus Furcht vor Jacques Besson's Bruder."

Weiter scheint man ihn über diese Angelegenheit nicht befragt zu haben. Dagegen stellte der Anwalt der Civilpartei die Frage: ob Claude Reynaud nicht letzthin in der Schenke Prügel bekommen wegen seiner Aussage, worauf er antwortete:

„Ja, ich habe Prügel bekommen von Berger, dem Maire von Lardenrol, und von Jean Maurin, genannt Boudoul. Ich sagte zu ihnen: »Ach Schufte!

Ich habe nichts gethan, was ſchlagt Ihr mich!» — Wirklich, wir haben immer in Freundſchaft zuſammen getrunken, wenn wir aus der Meſſe kamen."

— Sprachen Berger oder Boudoul es wirklich aus, daß ſie Euch wegen Eurer Zeugenausſage ſchlügen?

„Nein, aber ich glaubte wol, das ſie aus Eiferſucht (jalousie) wegen meiner Ausſage losſchlugen.

Hier trat ein neuer Zwiſchenfall ein. Der Anwalt der Familie Marcellange zeigte ein Factum aus eigener Wahrnehmung an. Als er geſtern aus der Verſammlung getreten, ſah er in den Gruppen eine Frau, die in der lebhafteſten Aufregung ſchien. Als ſie ihn ſah, ſtürzte ſie auf ihn zu und ſagte: Arſac's Vater habe gedroht, ſie todt zu ſchießen wegen ihrer Zeugenausſage. Auch der Greffier bemerkte, daß der Zeuge Champagnac einen andern Belaſtungszeugen brutal behandelt. — Der Vertheidiger des Angeklagten bedauerte ſolche Exceſſe, wünſchte, daß dagegen eingeſchritten werde, beſchwor aber die Geſchwornen, keine ungünſtigen Schluſſe daraus gegen ſeinen Clienten zu ziehen, der ſeit beinahe zwei Jahren gefangen und abgeſperrt keine Schuld daran habe.

Die zweite Zeugin des Hauptindiciums, die Frau Taris (Iſabella Delaigne), ward jetzt vernommen. Sie war am 1. September von einer Reiſe zurückgekehrt. Als die Sonne ſchon unter war, und ſie an dem Bache La Leche vorüber ging, kreuzte Jemand den Weg, in einer Blouſe und mit einer Flinte. Obgleich ſie ihn nicht erkannte, vermuthete ſie doch, daß es Jacques Beſſon geweſen und ſagte es bei der Nachhauſekunft ihrem Manne und einem andern Zeugen, fügte aber hinzu, daß ſie ihrer Sache nicht ſicher wäre. — „Einige Zeit nachher, fuhr ſie fort, kam Jacques Beſſon in Puy auf

mich zu, es war auf dem Platze du Marturet, und fragte mich, ob es wahr sei, daß ich den Mann erkannt, dem ich damals begegnet? Ich sagte: Nein. Aber, fragte er, wenn Ihr ihn erkannt hattet, würdet Ihr ihn der Justiz nennen? — Ich sagte: Ja. — Ihr machtet Euch also kein Gewissen daraus, ihm den Kopf abschlagen zu lassen! sagte er und ging fort."

Man hörte inzwischen wieder mehre Zeugen ab, die über Drohungen und Einschüchterungen, meist jedoch von Hörensagen sprachen. Man schien aber kein Gewicht darauf zu legen, da sich die Meinung festgestellt, daß zwar einzelne Drohungen und Einschüchterungen vorgefallen, aber die ganze Gegend sich in einem kranken Zustande, in einer Drohung sich befinde, wo auch zufällige Begegnungen als solche ausgelegt worden.

Der dritte Zeuge über Besson's Schleichen durch den Wald, Mathieu Reynaud, der Soldat, war seitdem verstorben. Aber er hatte schon vor dem Instructionsrichter Aussagen gemacht und seine Wissenschaft Andern mitgetheilt. In der ersten Vernehmung hatte er nur ausgesagt: daß er am 1. September Abends einen Flintenschuß vernommen und geglaubt, sein Oheim habe geschossen, weiter wisse er nichts. — Seine bessere Erkenntniß war aber sehr bald gekommen und seine zweite zu Protocoll genommene Aussage lautete:

„Nach meiner Vernehmung, am 3. Nov. dieses Jahres, sprach ich meinen Oheim André Reynaud und Jacques Vidal, Beide haben durch ihre Erklärungen mir die Vorgänge besser ins Gedächtniß zurückgerufen. Ich erkläre also der Justiz, daß ich am 1. September vorigen Jahres, als ich aus Cambriol zurückkam, einen Fremden sah, dessen Erscheinung mich stutzig machte. Er kreuzte den Wald, durch den ich des Weges kam, indem er aus dem

Gehölz von Fresillis kam und in den Wald von Chamblas eintrat. Er hatte eine weiße oder graue Blouse an. Unter der Blouse trug er etwas Langes; ich konnte nicht unterscheiden, ob es eine Flinte oder ein Stock war. Auf dem Kopfe eine Kaskette oder Mütze. Er ging einen guten Schritt. Deutlich sah ich, daß er dicke, aufgeworfene Lippen hatte. Er war häßlich und hatte einen bösen Blick. Als ich zu meinem Oheim kam, sagte ich ihm, daß ich Jemandem begegnet, der mir nicht gefallen. Ich erzählte es noch ein Mal beim Abendessen. Während wir um den Tisch saßen, hörten wir einen Schuß. Das veranlaßte Jacques Vidal scherzweise auszurufen: Das hat mich nicht getroffen."

Jacques Vidal, als Zeuge vernommen, bestätigte im Wesentlichen die Aussage des todten Mathieu Reynaud. — Mathieu war bald darauf zu seinem Regiment gegangen. Als er, zum Zeugen citirt, zurückkam, mahnte ihn Vidal: Du, wenn Du nicht die Wahrheit sagst, denuncire ich Dich dem Procurator des Königs! — Mathieu hatte erwidert: „Wenn der Tag des Gerichts kommt, werde ich Alles sagen."

— Sprach er es nicht deutlich gegen Euch aus, daß dieser Mann Jacques Besson gewesen?

„Ja, im Laufe des Tages hat er es mir gesagt. Aber er beschwor mich, es nicht wieder zu sagen."

— Wißt Ihr nicht noch etwas?

„Doch! In Puy, als sie zu Gericht saßen, sprach ich mit einem von Jacques Besson's Brüdern, mit Mathieu Besson. Er fragte mich, wie denn das wol enden würde? — Was sonst, sagte ich, das wird damit enden, daß man ihm den Kopf abschneidet. (Der Angeklagte, Besson, nahm bei diesen Worten sehr ruhig eine Prise Taback.) — Das sind diese verwünschten Damen, »

sagte Mathieu, die ihn dann angestiftet haben. Eine Schande wirds sein für die Familie ... Indeß," fuhr er fort, „ah bah, was ists! Man wird auch nicht zu streng drauf losgehen. Dieser Herr von Marcellange war doch nicht besser als ein Commis."

— Hat der todte Mathieu Reynaud Euch nicht gesagt, daß er von den Damen von Chamblas Geld empfangen?

„Nein! Er hat mir nur gesagt, daß man ihm unter der Hand ein Handgeld zugeschoben. Als ich eines Tages in der Schenke zu ihm darüber sprach, sagte er: „Halt, Bruderherz, davon wollen wir aufhören. Am Tage des Gerichts wollen wir davon sprechen. Jetzt — trinke, esse und kümmere Dich um nichts. Es sind die Damen, die bezahlen."

— Ihr seid ganz gewiß, daß Mathieu Reynaud so gesprochen?

„Ja, mein Herr, 's ist mir, als hörte ich es noch heute."

Noch mehre Zeugen bestätigten, aus des todten Mathieu Reynaud Munde jene Umstände gehört zu haben, mit mehr oder minder deutlicher Hinweisung auf Jacques Besson. Am deutlichsten sprach der Zeuge Boiron, um dessen Tochter Mathieu gefreit. Seine Aussage ist schon vorhin wiedergegeben.

Der Soldat Joseph Tambourg, ein vertrauter Freund des Todten, hatte sogar noch mehr von ihm gehört. Als Tambourg für seinen Kameraden die Citation empfing und sie ihm übergab, erzählte ihm dieser den Vorfall, über den er zeugen solle, in folgender Art: „Ich bin im Walde vor Cambriol einem bewaffneten Menschen begegnet, der mir Furcht einflößte. Ich fragte ihn (!?) wohin er ginge? Er sagte: Er ginge jagen.

Ich wünſchte ihm Glück, und wir trennten uns. Als ich bald darauf zu meinem Oheim kam, hörte ich zwei Schüſſe. Ich lief Augenblicks hinaus, um zu ſehen, ob er getödtet hatte (s'il avait tué) und ich ſah Jacques Beſſon, der ſchnell durch eine Schlucht ſprang und ſich in den Wald ſtürzte."

Hier alſo ein erſtes Zeugniß, daß Jacques Beſſon auch nach der That, auf dem Rückwege, geſehen worden! — das Zeugniß erſcheint aber, wenn nicht verdächtig, doch etwas verwirrt. Auch fragte der Präſident dieſen Zeugen:

— Sie ſcheinen ja ſehr viel zu wiſſen? Sind Sie auch Ihrer Erinnerung ganz gewiß?

„Ich bin ganz gewiß über das, was ich ſage; ich begreife die ganze Wichtigkeit."

Mathieu Reynaud hatte dem Zeugen, als er im Hoſpital auf dem Tode lag, ſeine Uhr vermachen wollen, dieſer aber ſich geweigert ſie anzunehmen.

Frau Roſe Eſtravat, Schenkwirthin in Cambriel, war in ihrer Ausſage eine lebendige Chronik aller verfänglichen Reden, die in der Gegend über die Mörder, deren Anhang und die angewandten Drohungen geführt werden. Alles vom Hörenſagen. Charakteriſtiſch iſt nur eine Aeußerung, die ſie von vielen ihrer Gäſte vernommen. Als die Witwe, Frau von Marcellange, in ihr Schloß Chamblas zurückkehrte, hatte ſie mit lauter Stimme gerufen: „Ich habe kein Eigenthum mehr, kein Schloß mehr, keinen Wald mehr; ſeht doch nur, wie das Schwein (ihr todter Mann) alles zugerichtet hat!"

Pierre Eſtravat, vielleicht der Mann der Vorigen, aber nicht zu verwechſeln mit dem vorhin vernommenen Tiſchler Eſtravat, beſtätigte Claude Reynaud's Ausſage in ſofern, als dieſer ihm ſchon am Abende des

1. September sein Abenteuer im Walde erzählt hatte, aus frischer Erinnerung, ohne jedoch dabei Besson zu nennen. Seine Erzählung ist, wenn auch nicht als Beweisstück, doch in anderer Art charakteristisch. Mehre junge Leute waren am Mordabende auf einer „Soirée" bei Arnaud in Nieu. Man war sehr lustig und bewirkte das dadurch, daß man sich gegenseitig Furcht machte. Da kam Claude Reynaud, und sagte: „Was! Ihr sprecht von Furcht, und ich habe heute eine wirkliche schauderhafte Furcht gehabt." Nun erzählte er die Begegnung mit dem Manne. Die Furcht wirkte fort, als Alle mit der Nacht sich schlafen legten. — Varennes, der neben ihm lag, fragte ihn: Schläfst Du? — Nein, ich kann nicht schlafen, antwortete Estravat. — Am Morgen weckte sie die Wirthin, Frau Arnaud, mit der Botschaft: Herr von Marcellange ist ermordet! Das Grauen, mit dem sie gespielt, überkam sie als Wirklichkeit. Sie saßen blaß da und Keiner fand Worte. Nur Varennes sang ein Lied und sagte: „Wäre ihm das nur ein bischen früher geschehen, dann hätte er nicht meine 600 Francs verschlucken sollen!" — Es war derselbe Pachter, welcher dieser Aeußerung wegen in Verdacht gerieth.

Bei dieser unterhaltenden Soirée war auch der Soldat André Estravat gewesen, ein Soldat und jetzt Zeuge, welcher zwar auch mit Furchtmachen gespielt, aber betheuerte, daß er selbst keine Furcht gehabt. Zu diesem hatte Claude schon damals gesagt: Der Mann im Walde sei nach seiner besten Ueberzeugung kein anderer gewesen, als Jacques Besson. Dieser Soldat Estravat wollte kurz vor Herrn von Marcellange's Tode die Aeußerung aus seinem Munde gehört haben: Er sei dessen gewiß, daß seine beiden Kinder vergiftet worden! (?)

Noch ließen ſich mehre Zeugen vernehmen, deren Ausſagen hier aufzunehmen überflüſſig iſt, da ſie nicht mehr bekunden, als daß Claude Reynaud ſchon anfangs, wenn man ihm zu Leibe ging, keinen Hehl hatte, daß er in dem Manne im Walde Jacques Beſſon erkannt habe. Einer derſelben, André Gras, hatte ihn einſt gefragt: weshalb, da er eine ſo äußerſt wichtige Sache wiſſe, er dieſelbe den Gerichten nicht anzeige? Er handle ſo nicht als rechtlicher Mann und verletze ſeinen Schwur. Claude Reynaud hatte erwidert: „Ich werde es ſchon ſagen, ich werde es gewiß ſagen, aber ſpäter. Ich warte nur, daß Einer anfängt zu ſprechen. Ich will nicht der Erſte ſein, der losbricht.“

— Trug man ſich nicht damit, daß Herr von Marcellange für einen beſtimmten Preis ermordet worden?

„Ach man ſprach außerordentlich viel und auch das!“

Noch ein Anderer, ein vierter oder fünfter Maurin, André Maurin aus Mont, war am 1. September früh nach Chamblas zum Arbeiten gegangen und traf unterwegs auf Antoine Beſſon (den Bruder des Angeklagten), der ihn fragte: ob Herr von Marcellange im Schloſſe wäre? Maurin bejahte es und fragte Antoine, woher er komme? — Dieſer ſagte, er kehre von einem Beſuche bei ſeiner Schweſter zurück und ſei vorhin einem mit einer Flinte bewaffneten Menſchen begegnet. André Maurin ſah auch wirklich einen ſolchen Menſchen, nachdem er einige Schritte gegangen, ſtehen, der ſich aber dergeſtalt ſeitwärts wendete, als wolle er nicht erkannt werden.

Auch mehre andere Zeugen hatten an dem Tage unbekannte Männer mit Flinten auf den Wegen um Chamblas geſehen; es ſcheint aber, als waren dieſe Zeugen, wenn nicht durch die allgemeine Ordnung angeſteckt,

eher von der Gegenwärtei aufgestellt, um eine dem Angeschuldigten günstige Verwirrung hervorzubringen.

Die Zeugenaufnahme hinsichts des Abenteuers im Walde war damit erschöpft; man ging zu anderen Zeugen über.

Jerome Cugin in Puy bekundete, daß sein Haus in der Stadt an dasjenige gränzt, welches die Damen von Chamblas bewohnten. In der Nacht, wo der Meuchelmord vorgefallen war, nach Mitternacht, gegen ein Uhr, hörte er die Thür dieses Hauses öffnen und wieder schließen. — Doch hörte er keine Stimme.

— Kehrten vielleicht die Damen oder sonst Jemand der im Hause wohnt, in der Regel um diese späte Stunde zurück?

„Gewöhnlich geschah es um 10, spätestens um 11 Uhr. — Die Thüre ist ein großer Thorweg, der sehr knarrt. — Im Hause wohnte außer den Damen nur noch der Abbé Cartal.

Während neun Zeugen sich noch nachträglich darüber ausließen, daß sie an Besson olivenfarbene Hosen bemerkt, erklärte sein Gefangenwärter in Puy, Liotard, daß er keine solche Hosen an ihm bemerkt, als er eingebracht worden, keinenfalls könne er aber dieselben aus dem Gefängnisse fortgeschafft haben. — Als er arretirt ward, sagte Besson zu Liotard, den er von früher kannte: es verwundere ihn nicht, daß es geschehn, nach dem was überall geschwatzt werde, aber es werde nichts auf sich haben, da er beweisen könne, zur Zeit des Mordes sehr krank gewesen zu sein, es daher unmöglich, daß er den langen Weg nach Chamblas gemacht hätte. — In das Gefängniß schickten ihm die Damen von Chamblas täglich eine Schüssel von ihrer Küche; auch hatten sie ihm vom ersten Tage ab eine Matratze zukommen lassen.

Der Maréchal-des-Logis der Gensdarmerie zu Puy, Baptiſte Decrouan, hatte am Tage nach dem Morde, am 2. September, den königlichen Procurator nach Chamblas begleitet. Man ſetzte ihnen etwas zu eſſen vor. Decrouan ſaß neben dem Inſtructionsrichter. Beide faßten einen Menſchen ins Auge, der ihnen bei Tiſche aufwartete. Er hatte einen Krepp am Hute, aber eine ſehr pfiffige Miene. Der Inſtructionsrichter flüſterte Decrouan ins Ohr: „Sehn Sie den da ſchen mit dem Krepp um den Hut, und ich wollte doch wetten, daß er nicht ſehr unzufrieden mit dem iſt, was ſich zugetragen hat.“ — Decrouan erfuhr jetzt erſt, daß es Jacques Beſſon ſei. Er dachte bei ſich: Nun vielleicht erhältſt du bald Ordre den Patron da zu arretiren, du mußt ihn doch ordentlich ins Auge faſſen. — Er betrachtete ihn daher wohl, und bemerkte, daß ſeine aufgeſchwollenen Lippen noch immer die Spuren der Pocken an ſich trugen. Er hatte einen läſſigen Gang und trug Filzſchuhe an den Füßen, an den Beinen Hoſen — von geſtreiftem olivenfarbenen Sammt. Als es auf dem Tiſche an Meſſern fehlte, ſprang der Maréchal-des-Logis ſelbſt auf und ging nach der Küche. Hier — lag die Leiche des unglücklichen Herrn von Marcellange! Es fiel ihm auf, daß ſie in einem ſo ſchlechten Sarge lag. Er ſagte zu einer Frau, die in der Küche beſchäftigt war: Nun an Holz fehlt's doch nicht in Chamblas, wie kann man da keinen beſſern Sarg zurecht gemacht haben?“ — „Ach“ erwiderte die Frau, Thränen vergießend, „darum wird er auch nicht wiederkehren!“ — Als er ſich umwandte, ſtand Beſſon dicht hinter ihm und es hatte den Anſchein, als wenn er ihm überall folge, um zu ſpioniren, was er thue und rede.

Ein anderer Maréchal-des-Logis der Gensdarmerie,

Weinlande merken, daß Norwegen kein Weinland sei, gegen die Aehnlichkeit der Leiter, welche Jacob einst im Traume gesehen, wußte aber Niemand etwas einzuwenden.

Von jetzt an hörte der Charakter der Bergschluchten auf und Thäler traten an deren Stelle. Während wir zwischen schönen nordischen Tannen und grünem Laubgebüsch auf vortrefflichen Wegen mehr hinunterrollten als fuhren, öffnete sich zur Rechten ein Thal, wie man es in ganz Europa vergeblich suchen möchte. Ich fühlte zum ersten Mal, was es heißt, in eine Tannennacht hinabschauen. Der Himmel war heiter, die Sonne beschien die fernen braunen Fielder im Hintergrunde mit den letzten Schneeflecken, und doch war es unter mir Nacht. Ein unermeßliches Thal, ohne schroffe Klippen, ohne steile Wände, mit sanft sich abdachenden Seiten, so daß Kornfelder darauf hätten wallen mögen; aber so dicht und ebenmäßig mit Tannen bewachsen, daß, so weit das Auge reichte, man nur ihre scharfen Wipfel aus dem Schwarz herauftauchen sah. Ein ewiges Schweigen herrschte in diesem Thale. Es schien, als hätte noch kein Beil darin gewüthet; so von gleichem Wachsthum, gleicher Höhe starr-

Faure, von Thyby, gab Rechenschaft darüber, wie schwer es der Justiz geworden, gute Zeugen aufzutreiben. Die Einschüchterung ware zu groß gewesen. Zu diesen Zeugen hatte Arsac einst die Worte gesagt: wenn man ihm nur eine gute Stelle verschaffe, wolle er Alles berichten.

Ein Sachverständiger aus Puy, der den Situationsplan gefertigt, hatte bezüglich auf den von Besson versuchten Alibibeweis die Entfernungen zwischen Puy und Chamblas gemessen. Man brauchte, mäßig gehend, von der Stadt bis zum Kartoffelfelde Claude Reynaud's 2 Stunden und 5 Minuten; vom Felde Reynaud's bis zum Bache La Leche, wo Mathieu Reynaud Besson begegnet wäre, 35 Minuten; von da nach Cambriol 9 Minuten, von Cambriol bis Chamblas 15 Minuten.

Der Abbé Cartal, Priester in Puy, der mit den Damen von Chamblas, also auch mit Besson in einem Hause wohnte, sah Letztern noch 4—5 Tage vor dem Morde mit außerordentlicher Mühe gehen und so, daß er sich kaum auf den Beinen hielt. Auch noch zwei Tage vorher war er schwach. — Von da ab war der Abbé bis zum 3. September verreist gewesen. Als er zurückkehrte und von der Mordthat erfuhr, hielt er es für seine Pflicht, die Damen unter diesen Umständen zu besuchen und zu trösten. Er fand Frau von Marcellange in Thränen schwimmend. Sie sprach: „Wenn ich sagte, daß ich mit meinem Manne glücklich gewesen wäre, würde man das mir nicht glauben, aber was mich unglücklich macht, ist die Art seines Todes. So sterben ohne Zeit zu haben, sich selbst zu erkennen ... mit sich selbst abzuschließen! ...“ Besson's Aufführung lobte der Abbé durchaus.

Die ehemalige Haushälterin dieses Abbé Cartal,

Marie Rour, tritt zuerſt entſchieden als Entlaſtungszeugin auf. Sie will am Abende des 1. Septembers um 8 Uhr Jacques Beſſon die Treppe hinauf ſteigend geſehen und ihn gefragt haben, weshalb er nicht zur Abendzuſammenkunft mitkäme? worauf er geantwortet: er ſei zu erſchöpft. — Die Zeugin hatte dieſe Angabe erſt ſehr ſpät gemacht, wollte ſich aber im Tage nicht irren. Der Präſident machte ihr bemerklich, da ſie ein ſo außerordentliches Gedächtniß habe, werde ſie ſich auch wol entſinnen, daß man die Thüre um Mitternacht geöffnet habe?

„O nein! gewiß nicht," rief ſie lebhaft aus, „man hat ſie nicht geöffnet."

Dieſe Zeugin wußte alſo mehr, als ſie eigentlich wiſſen konnte.

Eine Andere, abermals die Köchin eines geiſtlichen Herrn, Marie Gibert, hatte ſchon früher erklärt und wiederholte hier ihre Ausſage, daß ſie Jacques Beſſon am Abende des 1. September gegen 7½ Uhr auf der Straße ſitzend gefunden, den Kopf auf die Hand geſtützt und anſcheinend in leidendem Zuſtande. Sie hatte ihm ihren Arm gereicht, um ihm beim die Treppe hinaufſteigen behülflich zu ſein.

Zur Unterſtützung ihrer Ausſage erſchien ihr Dienſtherr, der Abbé Broſſet aus Puy. Die kleine Zwiſchenſcene iſt zur Beurtheilung nicht ohne Wichtigkeit:

„Ich komme nur hierher," ſagte der Abbé, „um Aufſchluß über die Moralität meiner Dienerin zu geben, und ich erkläre, daß ich ſie einer Lüge für unfähig halte. Schon in dem Augenblick, wo Beſſon verhaftet ward, ſagte meine Köchin, Marie Gibert, zu mir: ‚Ach das iſt eine Ungerechtigkeit — ich wiederhole die Ausdrücke, meine Herren, ohne deren Sinn beizuſtimmen —

daß ſie den armen jungen Menſchen arretirt haben! Er hat nicht den Schuß gethan, er konnte ihn gar nicht thun, denn ich habe ihn ja geſehen und geſprochen, am Tage wo der Mord vorfiel, um halb acht, das war ja, wo der Mord geſchah.«"

— Dieſer Umſtand kam erſt nach Beſſons Verhaftung zur Sprache.

„Da ich ihn für wichtig hielt, glaubte ich ihn der Familie mittheilen zu müſſen."

— Welcher Familie?

„Der Familie ..... den Herrſchaften ..... den Herrſchaften Jacques Beſſon's."

— Und warum das nicht ganz kurz: Den Damen von Chamblas! Ich geſtehe Ihnen, daß dieſes Zaudern, dieſe Verwirrung uns an einem Manne von Ihrem Stande ſeltſam erſcheint.

„Ich habe durchaus nicht gezaudert, ich habe es ſogleich den »Perſonen mitgetheilt, in deren Dienſten Beſſon ſtand.«"

Eine dritte Frau, Jeanne Cornu (geborne Carriol), wollte Beſſon am 1. September um 6½ Uhr Abends am Fluſſe geſehen haben, wie er, dem Hauſe der Frau von Marcellange gegenüber, mit „den" Schneidern ſprach.

— Sind Sie gewiß, daß dies Dienſtag Abends am 1. September war?

„Ja, deſſen bin ich gewiß."

— Dann ſind Sie in Widerſpruch mit den Schneidern (Girard) ſelbſt, welche dieſes Geſpräch auf den Abend vor dem 1. September, auf Montag den 31. Auguſt ſetzen. — Sahen Sie Beſſon im Gefängniß?

„Ja, mein Herr. Ich fragte ihn, ob er nicht bald wieder 'raus käme. Er antwortete mir, man wiſſe wol wenn man rein kommt, aber nicht, wenn man 'raus

kommt. Ich ſagte ihm: Ach das iſt ein rechtes Unglück für Sie, denn Sie ſind unſchuldig, davon bin ich überzeugt. Ich erzählte ihm auch, daß ich ihn ja an dem Tage, wo das paſſirt war, geſehen hätte und daß ich ihn am Abend um 7 Uhr geſprochen, und ich fragte ihn: warum er denn das nicht geſagt. Da ſagte er: er wollte es ſagen."

Der Schneider Antoine Segalon, wollte Beſſon am Montage und am Dienſtage, 31. Auguſt und 1. September, in den Straßen von Puy ſpatzieren geſehen haben; einen Hut auf dem Kopfe.

— Seltſam, Beſſon, eine vorige Zeugin wollte Sie ſitzend geſehen haben und ſo matt, daß Sie kaum gehen konnten und mit einer Mütze auf dem Kopfe! Dieſer Zeuge ſah Sie ſpatzieren gehend und mit einem Hut auf dem Kopfe.

Dafür hatte aber der Schneider Segalon zum öftern den Angeklagten in olivenfarbenen Beinkleidern geſehen.

— Segalon, haben Sie ſich nicht ſelbſt als Zeuge gemeldet?

„Nein, Marie Boudon, die Kammerfrau der Damen von Chamblas, forderte mich auf zum Zeugen. Sie ſchrieb meinen Namen auf die Liſte."

Endlich erſcheint als Zeuge der ſchon ſo oft genannte Maire der Gemeinde Lardeyrol, Berger, deſſen Benehmen, nach den bisherigen Zeugenausſagen, etwas zweifelhaft iſt. Seine Ausſagen heben dieſe Zweifel keineswegs, ſeine Vernehmung iſt aber wieder ſo charakteriſtiſch, daß wir ſie ganz herſetzen müſſen.

„Meine ganze Wiſſenſchaft iſt, daß ich 14—18 Tage nach dem Mordfalle Jacques Beſſon begegnete, der mir von dem Unglück erzählte. Ich fragte ihn: Haſt Du gar keinen Verdacht auf Jemand? Je nun, erwiderte er, man hat wol ſo Verdacht, aber gewiß iſt,

daß man keinen auf mich werfen kann, denn ich war krank in Pun, und grade an dem Tage habe ich mit den Schneidern geſprochen."

— Mein Herr Maire, haben Sie ſich nicht etwas zu eifrig mit der Beſſon'ſchen Sache beſchäftigt?

„Ich habe mich weder für noch gegen damit beſchäftigt."

— Haben Sie nicht zum Zeugen Beſſon, genannt Galanjac, der von dem Haſſe geſprochen, welchen Jacques Beſſon gegen Herrn von Marcellange hege, geſagt, Sie riethen ihm, nicht davon zu ſprechen?

„Nein, mein Herr."

— Hatten Sie keinen Streit in der Schenke mit Claude Reynaud bei Gelegenheit ſeiner Zeugenausſage?

„Ja, mein Herr, das war aber meines Sohnes wegen. Man hat ſich nicht gerugelt, aber am Ende war man auch nicht zufrieden. Es war da wie ein kleiner Aufſtand. Man hat mir Fußtritte verſetzt."

— So behandelt man die Autorität in Ihrem Lande?

„Ja, mein Herr, aber Claude Reynaud war noch nicht da. Er kam ſpäter. Claude Reynaud miſchte ſich in die Sache, er hat mich nicht wie einen Maire, nein, wie einen Hund behandelt. Er hat mir gedroht. Ich ſagte zu ihm: Ich bin ſtärker als Du, und wenn ich wollte, würde ich Dich ſchon zur Vernunft bringen; aber es lohnt ſich nicht um Dich. Da begnügte ich mich denn damit, daß ich ihn auf die Erde warf. Er hat mir meine Weſte zerriſſen, aber ich habe ihm nichts zu Leide gethan."

Man erinnert ſich, daß bei einem Geſpräch in einer Schenke, wie der Zeuge Pouzol ausgeſagt, der ſich, um es beſſer zu belauſchen, trunken geſtellt, Arſac zu Berger geſagt haben ſollte: daß man ihm 3000 Francs

verſprochen, wenn er den Herrn von Marcellange vergiften wolle. Der Maire habe darauf erwidert: Ei, man würde Dir auch 1000 gezahlt haben! — Der Maire Berger leugnete entſchieden, je ein ſolches Wort geäußert zu haben und forderte männiglich auf, es ihm ins Geſicht zu ſagen. — Auf den Ruf des Präſidenten erſchien Pouzzol wieder und ſagte dem Maire wirklich ins Geſicht, daß er wahr und wahrhaftig eine ſolche Rede geführt. — Dieſer ſchalt ihn einen Lügner und dabei blieb es! — Eine ſprechende Probe von dem geſellſchaftlichen Zuſtande um Schloß Chamblas.

Der nächſte Zeuge, Louis Achard, derjenige Diener des Schloſſes, welcher die erſte Meldung von dem Mordfalle nach Puy am nächſten Morgen gebracht, bekundete nichts mehr, als was die Anklageacte darüber angibt. Es ſcheint ein ſtumpfſinniger Menſch ohne bedeutende Wahrnehmungskraft. Die Kammerfrau Marie Boudon hatte ihn, ehe er noch ſein Frühſtück erhalten, mit den Worten: Unſer Jacques iſt recht krank; wollt Ihr ihn nicht ſehen, zu dieſem hinaufgeführt, und dieſer ihm dann ſeine Beine gezeigt (bei welchem Anlaß ſagt er nicht), mit den Worten: Sieh doch, wie die Pocken meine Füße zugerichtet haben! — Die Kammerfrau übrigens war bei ſeiner Botſchaft blaß geworden, und die Damen ſchienen, nach ſeiner Meinung, ſehr betrübt, hatten aber nicht geweint! — Während Achard ſeine Suppe gegeſſen, hatte Beſſon geſagt: „Dieſer arme Mann kommt mir immer wieder in den Sinn. Er liebte mich nicht, aber das iſt gleichgültig, ich bedaure ihn doch.“

Der Maire einer benachbarten Gemeinde, Georges de la Colombe, gab dem todten Herrn von Marcellange daſſelbe Lob eines trefflichen, wohlthätigen, allge-

mein beliebten Mannes, das wir schon aus dem Munde so vieler Zeugen gehört, und daß das öffentliche Gerücht seinen Tod — dieses brachte er nur nach vielem Zaudern hervor — einem Familienarrangement zwischen Jacques Besson, der Kammerfrau und den Damen von Chamblas zuschreibe. Vom Curaten der Gemeinde Lardeyrol hatte er einst, im Gespräch darüber, gehört: daß viele Zeugen aus Puy erklärt hätten, sie würden nicht den Mund aufthun, wenn man nicht Jacques Besson und Marie Boudon arretire, weil sie sich fürchteten, daß diese an ihnen dasselbe thun könnten, was sie an Herrn von Marcellange gethan. Der Maire hatte zum Curaten darauf gesagt, daß er es ihm nicht verübeln könne, wenn er davon dem königlichen Procurator sofort Bericht abstatte.

Der Curé, Jacques Legat, war selbst als Zeuge zugegen, und bestätigte Alles, was der Maire gesagt. Außerdem stattete er Bericht von einer seltsamen Unterhaltung ab, welche zwischen seiner Pfarrköchin und der Kammerfrau Marie Boudon stattgefunden. (Jene Köchin selbst scheint nicht als Zeugin citirt zu sein.) Marie Boudon richtete die Fackeln zur Leichenfeier des Ermordeten zu und reinigte sie selbst mit großer Sorgfalt. Die Pfarrköchin sagte: Ja, bei uns auf dem Lande hat man seine Noth und Sorge, wenn man was nett machen will; 's ist nicht wie in der Stadt. Marie Boudon sagte, ja, da hätte sie Recht. Die Pfarrköchin fuhr fort: Man muß doch sagen, die den Herrn von Marcellange ermordet haben, sind Canaillen! — Marie Boudon erwiderte: „Sind etwa ...“ Der Zeuge stockte hier, und wünschte eine Umschreibung für Das zu finden, was er zu sagen hätte.

— Das ist nicht nöthig. Sie blieben stehen ...

Sie müssen Alles aussprechen. Marie Boudon erwiderte also?

„Marie Boudon erwiderte: «Sind etwa auch unsere Damen von Chamblas Canaillen?» — Meine Köchin nahm das Wort: «Meiner Treu, ob's Damen oder Bäuerinnen sind, Herren oder Knechte, die da getödtet haben, oder haben tödten lassen unsern armen Herrn von Marcellange, sind abscheuliche Canaillen.»"

Es war nur noch eine Zeugin unter denen, welche der öffentliche Ankläger aufgerufen, zu vernehmen — Marie Boudon, die Kammerfrau der Damen von Chamblas. — Man hatte sie nicht auffinden können. Niemand wußte, wo sie geblieben war. — Es wird noch viel von ihr die Rede sein. Einstweilen ging man zur Vernehmung der von der Civilpartei aufgerufenen Zeugen über.

Die verwittwete Frau von Marcellange ward vorgerufen. Allgemeine Spannung. — Die Antwort erschallt: Die Damen sind noch nicht angekommen. Der Advocat Bac erklärt: er wisse, sie seien schon gestern in Riom angekommen. Der Präsident befiehlt, daß die Damen auf der Stelle gesucht werden.

Inzwischen soll der Landmann Claude Gras vernommen werden. Aber nachdem er kaum die Worte vorgebracht: „Eines Tages .. eines Tages in Puy ... sprach ich mit Besson ..." geräth er in ein solches convulsivisches Zittern, daß der Präsident ihn sich niedersetzen heißt. Aber auch da bringt er nicht mehr hervor, als daß Besson ihm gesagt: „wenn ich nicht krank wäre, hätte man mich angeklagt," und ihn dann gewarnt, nichts davon zu sagen. Vergebens erklärt der Anwalt der Civilpar-

tei, er habe davon Kunde, daß Besson grade diesem Zeugen merkwürdige Mittheilungen gemacht habe; es ist indeß unmöglich diesem Manne noch ein Wort zu erpressen. — Wenigstens ein Beweis für die Angst, welche in den Gemüthern herrscht.

Da erschien die Gräfin de la Rochenegli de Chamblas. Alles richtet sich auf, Alles drängt hinzu, sie zu sehen; der Huissier, der sie führt, kann sie kaum durch die Menge durchführen. Besonders sieht man die Damen auf der Tribune sich überbeugen, um ihre Züge zu erkennen.

Auch die Toilette gehört zu einem französischen Criminalproceß. Die Comtesse ist eben so elegant als einfach gekleidet, in einem seidenen Kleide von Bigognefarbe, mit einem blauseidenen Korkaufsatze, dessen detaillirte Beschreibung uns nicht recht verständlich, von dem ein sehr einfacher Tülleschleier herabhängt. Doch sieht man darunter schwarze Haarlocken; der Mund ist klein, die Lippen sind etwas verzogen und gehen tief in den Winkeln hinab, ihr Blick ist lebhaft, ihr Gang leicht, sie gibt sich für 38 Jahre alt aus.

Aus ihrer langen Vernehmung ergibt sich zur Sache bis auf einen zweifelhaften Umstand nichts, als daß sie wohl vorbereitet erschienen ist, um durch kurze Antworten alle Angriffe und Versuche, aus ihr etwas zu erpressen, zu vereiteln. Wir geben nur Bruchstücke aus dem monotonen Dialog zwischen ihr und dem Präsidenten, die ihre Persönlichkeit hinlänglich charakterisiren.

— Wissen Sie etwas über die Umstände, welche den Tod Ihres Schwiegersohnes begleiteten?

„Ich weiß nichts."

— Zur Zeit der Vermählung Ihrer Frau Tochter waren Sie mit Ihrem Gatten vereinigt?

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 04035/051

ren die Tannenwipfel dem Auge entgegen. Sie bewegte kein Windeshauch; auch der Sturm, wenn er, von den Schluchten des Dofre herab, über das breite Thal sich ergossen, hätte vergeblich gegen diese geschlossenen Reihen gewüthet. Unten bespült die Wurzeln ein grüner Waldstrom. Er gewährt den einzigen Lichtstrahl in der ganzen Nacht des Thales, ohne daß er die Todtenstille durch sein leiseres Rauschen zu stören wagte.

Ich weiß nicht ob dieses Thal einen besonderen Namen führt; den Reisegefährten blieb es durch einen Streit über die qualitative Benennung lange erinnerlich. Ich nannte es unvorsichtiger Weise ein „sanftes" Thal, damit nur die sanften Abhänge der Berge bezeichnen wollend, denn vielleicht giebt es in keiner Gegend der Welt eine schaurige Gegend, die so ohne alle schroffe Formen, durch lauter sanft auslaufende Linien gebildet worden. Der übereilte Ausdruck empörte aber dergestalt den Französischen Freund, daß er mitten auf abschüssigem Wege, von seinem Cabriolet herunter, an meines heransprang, und, wenn es in seiner Macht gestanden, es mitten im Hinunterschießen festgehalten hätte. Nur um

„Nein, mein Herr.“

— So ward die Heirath in Ihrer Abwesenheit gefeiert?

„Ja.“

— Nachdem Sie gemeinschaftliche Wirthschaft mit den jungen Leuten gemacht, waren Sie da nicht Zeugin von Streitigkeiten?

„Zuweilen.“

— Traten Sie nicht bisweilen bei diesen ehelichen Zwisten mitthätig auf?

„Im Gegentheil.“

— Hatten Sie auch nicht selbst Dispute mit Ihrem Schwiegersohne?

„Niemals.“

— Doch schwebte ein Civilproceß. Weshalb klagten Sie?

„Meine Witwenrechte zu reclamiren.“

— Weshalb verließ Herr von Marcellange die gemeinschaftliche Wirthschaft und schlug ein eigenes Domicil auf?

„Vermuthlich, weil er es seinem Vortheile angemessen hielt.“

— Doch scheint sein wahrer Vortheil gewesen, mit seiner Frau in gemeinsamer Wirthschaft zu leben?

„Ich weiß es nicht.“

— Wissen Sie auch nicht, daß Herr von Marcellange an seine Frau geschrieben, daß sie zu ihm komme und sich wieder an die Spitze der Wirthschaft stelle?

„Ja, er hat ihr eine solche Art Zuweisung einmal geschickt.“

— Und was hat sie erwidert?

„Sie hat nicht gewollt.“

Der Präsident erwähnte der angeblichen Vergiftungs-

geſchichte mit dem Eierkuchen. — Wiſſen Sie etwas davon?

„Niemals haben wir davon auch nur ſprechen gehört — niemals — niemals.“ (Der einzige Moment wo die Zeugin lebhafter wird.)

— Hat Marie Boudon nicht eines Tages geſagt: «Es iſt ſehr glücklich, eine Frau wie dieſe zu haben. Wenn ich es wäre, würde ich mir ſchon ſelbſt Gerechtigkeit verſchaffen?»

„Bei mir waren die Domeſtiken immer auf dem Platze, der ihnen zukommt. Sie miſchten ſich nicht in die Familienſtreitigkeiten.“

— Hat Ihre Frau Tochter nicht die Pocken gegen Ende Juli gehabt und ward Beſſon nicht von ihr im Monat Auguſt angeſteckt?

„Ja, mein Herr.“

Nach ihrer Angabe war Beſſon gegen Ende Auguſt wieder in der Geneſung, er war am ganzen 1. September in Puy, war am Tage etwas, aber nicht weit, ſpazieren gegangen, am Abende nicht aus dem Hauſe fortgeweſen, ſondern hatte ſich um 8 Uhr zu Bette gelegt. Sie und ihre Tochter waren um 9 Uhr von einem Beſuche zurückgekehrt, und während der Nacht war das Haus nicht mehr geöffnet worden. — Beſſon, erklärte ſie, ſtand ſeit der factiſchen Trennung der Eheleute in ihren Dienſten; ſie hatte ihn allerdings — wenn er zur Arbeit nöthig war — einige Mal nach Chamblas geſchickt, doch nicht mehr, ſeit ſie von dem Streit zwiſchen ihm und ihrem Schwiegerſohn gehört.

— Glauben Sie, daß Ihr Schwiegerſohn Feinde in der Gegend hatte?

„Ich kannte weder ſeine Gewohnheiten, noch die Perſonen, mit denen er umging.“

Faſt unbeſcheiden neugierige Blicke folgten der Gräfin, als ſie ſich auf die Zeugenbank niederſetzte; aber auch dagegen bewahrte ſie eine vollkommene Ruhe und Gleichgültigkeit.

Ein Umſtand wird in dieſem Verhöre erwähnt, der ſehr unſchuldig ſein kann. Die Anſteckung durch Pocken bei Bewohnern deſſelben Hauſes iſt durchaus nichts Ungewöhnliches; aber in Verbindung mit den zwei folgenden Zeugenausſagen fällt ein bedenkliches Licht darauf, welches indeſſen — aus Schonung oder aus Mangel vollgültiger Beweiſe? — auch von der Anklage nicht ausdrücklich benutzt iſt. Wußte man an Ort und Stelle mehr und hütete ſich nur es auszuſprechen?

Jeanne Maria Chamard erklärte: ſie ſei eines Tages, nach der factiſchen Trennung beider Eheleute, Jacques Beſſon begegnet, wie er mit beiden Damen von Chamblas in einem Walde ſpatzieren ging. Die Damen gingen rechts und links, jede an ſeinem Arme hängend.

Mehr ſagte dieſe Zeugin hier nicht aus; aber Baptiſte Dutin, ihr Dienſtherr, ein Eigenthümer, ſagte: daß die Chamard, ſein Dienſtmädchen, ihm einſt erzählt, ſie habe Beſſon geſehen, wie er Frau von Marcellange ſeinen Arm gereicht und „Dinge gemacht, die man nicht machen ſoll.“ Eine weitere Erklärung gab der Zeuge nicht ab. (Iſt ſie auch nicht von ihm gefordert worden?)

Jetzt erſchien die eigentliche Hauptperſon des Dramas, die verwittwete Frau von Marcellange, von Aller Blicken begreiflicherweiſe noch mehr geſucht, als ihre Mutter. Ihre ganz ſchwarze Kleidung mit einem langen Schleier ſind jedoch noch beſſere Schutzwaffen gegen die Neugier der Verſammlung. Sie gibt ſich für 38 Jahre alt aus; ſcheint aber älter. Die letzten Stürme, ihre angſtvolle Lage und die noch ſehr ſichtbaren

Verheerungen der Blattern mögen dazu gewirkt haben. Ihre Aehnlichkeit mit der Mutter ist auffallend. Ihre Antworten, zuerst mit schwacher, schüchterner Stimme gegeben, werden allmälig sicherer und fester.

— Können Sie uns einige nähere Umstände über den Tod Ihres Gatten mittheilen?

„Ich habe gar keine Kenntnisse davon."

— Wissen Sie auch nicht, ob Ihr Gatte Feinde in der Gegend hatte?

„Nein, ich war schon zu lange von ihm getrennt."

— Aber es hatten Zwistigkeiten zwischen Ihnen stattgefunden?

„Das war, als meine Mutter ihre Ansprüche geltend machte, und Herr von Marcellange wollte sich von mir trennen, weil ich bei meiner Mutter zu bleiben wünschte."

— Ihr Gatte hat Sie aufgefordert zu ihm zurückzukehren und Sie haben seinem Wunsche nicht entsprochen?

„Meine Gesundheit erlaubte mir es nicht. Es ist in Chamblas sehr kalt, und ich wollte den Winter in Puy bleiben."

— Während der Lebzeiten Ihres Herrn Vaters fanden noch keine Zwistigkeiten zwischen Ihnen und Ihrem Gatten statt?

„Das war nicht gut möglich, denn Herr von Chamblas führte die Wirthschaft; es dauerte freilich nur kurze Zeit."

— Sie wurden schwanger nach dem Tode Ihres Vaters?

„Lange nachher."

— Dann gingen Sie nach Lyon, um die Niederkunft bei Ihrer Mutter abzuwarten?

„Ja."

— Auch da hatten Sie noch keine Streitigkeiten mit Ihrem Manne?

„Nicht bedeutend, aber doch einige. Ich hoffte, daß die Gegenwart meiner Mutter das gute Einverständniß wieder zurückführen würde, besonders als sie ihre Einkünfte mit den unseren zusammen that."

— Aber seit dieser Vereinigung wurden die ehelichen Zwistigkeiten erst recht lebhaft?

„Ich glaube, daß man sie sehr vergrößert hat."

— War nicht Ihr seliger Vater mit der Verwaltung Ihres Gatten sehr zufrieden?

„Das kann ich nicht sagen."

— Und doch hat Ihr Vater vor seinem Tode durch einen unbestrittenen, rechtsgültigen Act die Herrschaft Chamblas seinem Schwiegersohne, und zwar zu für denselben sehr günstigen Bedingungen verpachtet.

„Das geschah auf meine Verwendung."

— Ihr verstorbener Gatte hat mehrmals bei seinem Leben versichert, daß er mit Ihnen im besten Einverständniß gelebt haben würde, ohne die Rathschläge, welche Ihnen Ihre Mutter ertheilte.

„Das ist falsch."

Mit Entschiedenheit bestritt Frau von Marcellange hierauf, was man über ihre Gleichgültigkeit beim Tode ihrer Kinder vorgebracht hatte.

— Hat Besson nicht bald nach Ihnen die Pocken bekommen?

„Ja, mein Herr, etwa den 7. oder 8. August."

— Und wann genas er davon?

„Ende August."

Mit mehr Klugheit oder Tact als ihre Mutter und andere compromittirte Zeugen beantwortete sie die anderen Fragen. Sie wußte nicht anzugeben, ob Besson noch

am Abend des 1. September ausgegangen, aber sie hatte ihn um 8 Uhr zurückkehren, seine Suppe essen und sich schlafen legen gesehen. Sie wußte nicht, ob um Mitternacht Jemand ins Haus gekommen, denn sie hatte geschlafen. Ebenso wenig wußte sie, ob Marie Boudon die Aeußerung gethan: „Wenn ich einen solchen Mann hätte, würde ich mir selbst Recht verschaffen.“ Sie hatte nie zuvor von der Geschichte vom vergifteten Eierkuchen auch nur gehört.

— Waren Sie nicht einst in Chamblas, als in der Scheune Korn gedroschen ward, und sagten Sie nicht zu Obrier: «Ich wünschte wol, daß mein Mann auch so gedroschen würde.»? (Ein Factum was nicht vorgekommen.)

„Ich kenne selbst nicht einmal den Mann, den Sie da nennen.“

Der Zeuge Obrier ward wieder vorgerufen, und blieb mit der größten Bestimmtheit bei dieser Angabe, indem er sich bemühte alle Details bei diesem Vorfalle der Frau von Marcellange ins Gedächtniß zu rufen. Sie blieb in der vorigen Ruhe:

„Ich weiß nicht, was der Mann damit sagen will; ich kenne ihn nicht. Es wäre eine große Dummheit, die ich da gesagt hätte.“

Desgleichen bestritt sie die Aeußerung: „Ich wollte, daß mein Mann, die Pferde und der Wagen in einen tiefen Abgrund hinunter kullerten. — Die Zeugin Marie Anna — Maurin verblieb, vorgerufen, bei ihrer Aussage.

„Ich kenne nicht einmal von Person diese Frau!“

Was! Sie kennen mich nicht, rief diese, und ich habe doch Ihre Küche gehütet.

„Möglich, aber ich kenne sie nicht. Uebrigens würde

ich doch nie solche Worte zu einer solchen Frau aussprechen. Ich bin von Natur nicht gesprächig, am wenigsten mit Domestiken."

— Kennen Sie diesen anonymen Brief, der an Herrn von Marcellange, den Vater, in Moulins geschrieben worden?

„Ich kenne ihn nicht."

— Und doch gleicht diese Schrift sehr der Ihrigen. Sehen Sie besonders im Anfang das große M. — Haben Sie nicht Besson, als er verhaftet ward, Bettzeug und Speise geschickt?

„Ich sandte sie ihm."

— Und doch wußten Sie, daß er angeklagt war, Ihren Gatten ermordet zu haben!

„Aber ich habe nie daran geglaubt."

— Und warum nicht?

„Weil ich ihn Abends 8 Uhr bei uns seine Suppe essen sah." (Aus keinem andern Grunde!!)

— Hat sich Arsac nicht bei Ihnen gestellt, um Verzeihung wegen eines Forstvergehens zu erlangen?

„Das war das erste Mal, wo ich diesen Menschen sah, ich verwies ihn an Herrn Giron, den Avoué."

— Ließen Sie ihm zu essen und trinken geben?

„Da Herr Berger (Arsac's damaliger Herr) dieselbe Aufmerksamkeit für meine Dienstboten hat, ließ ich ihm zu essen und zu trinken geben."

— Wiesen Sie ihn nicht an, vor der Justiz das nicht auszusagen, was er wisse?

„Sicherlich habe ich ihm so etwas nicht gesagt."

— Auch nicht, daß Sie die Zeugen wohl kannten, welche gegen Jacques Besson sprechen würden, und daß Sie dieselben verfolgen wollten?

„Nie sprach ich dergleichen aus."

Sie bestritt auch, auf die Frage des Anwalts der Civilpartei, eine Liste der Entlastungszeugen dem königlichen Procurator zu Puy eingereicht zu haben, obgleich dieser doch eine solche, von ihrer Hand geschrieben, besitze, und der eigne Advocat des Angeklagten schien es zu bestätigen, indem er ausrief: „Und diese Liste der Entlastungszeugen kam im selben Augenblicke an, wo die Familie Marcellange eine Liste der Belastungszeugen anfertigte!“

— Kann uns Frau von Marcellange den Sinn eines Briefes erklären, welchen sie an den Maire Berger bei Gelegenheit der von Arsac begangenen Forstübertretung geschrieben hat:

«Je ne suis pas dupe des motifs, qui font agir contre nous et les nôtres; si tout cela me regardait, cela se terminerait bien autrement.»? —

„Ich konnte doch wol glauben, daß man verborgene Motive gegen mich habe, wo man von allen Seiten gegen mich losfuhr.“

Sie verneinte, was doch ihre Mutter zugegeben; daß Einer ihrer Verwandten (Herr von Chaumourour) den Versuch gemacht, das gute eheliche Verhältniß wieder herzustellen; ferner, daß sie jemals einer Aeußerung wie die von einer Zeugin bekundete, „daß ihr Mann im Hause eine Null wäre,“ sich bedient habe.

— Und machten Sie auch keine Spaziergänge mit verschlungenen Armen mit Besson?

„Niemals. Ich ging nur mit meiner Mutter aus, und wenn ich eines Armes bedurft mich zu führen, würde ich sie oder meine Kammerfrau untergefaßt haben.“

— Sie haben, zu Protocoll vernommen, ausgesagt, daß Sie Besson am 1. September, Abends 8 Uhr gese-

hen, wie er eine Suppe gegessen. Es ist nöthig, daß Sie sich darüber bestimmter ausdrücken.

„Ich sah ihn allerdings seine Suppe essen, es war in der Küche, um 8 Uhr Abends, am 1. September. Ich ging damals grade über den Corridor aus meiner Stube, indem ich ausgehn wollte, um meine Mutter bei einer unserer Bekannten anzutreffen."

— Ist Ihnen davon nichts bekannt, daß man zur Zeit, wo Sie mit Ihrem Gatten in Proceß lagen wegen der Scheidung, ein Mädchen von schlechtem Rufe zu Ihrem Manne nach Puy absandte?

„Davon ist mir nichts bekannt."

— Sie klagten auf Trennung der Güter. Weshalb?

„Weil mein Mann unser Besitzthum verschlechterte, und mir das Nothwendigste versagte."

— Haben Sie nicht geäußert, daß Ihr Mann nicht mehr wäre, als eine Art Commis?

„Ich habe nie so etwas geäußert. Ich hörte nur, daß de Marcellange gar nicht sein Name wäre, daß er einfach Villehardin heiße. Das war aber schon vor der Heirath und hat sie nicht verhindert."

— Haben Sie auch nicht Herrn von Marcellange's Umgang getadelt?

„Das konnte ich nicht, denn ich habe mich nie darum gekümmert."

Mehr war aus der Witwe nicht herauszubringen. — Wenn wir unsere moralische Ueberzeugung fragen, wird sie uns antworten: daß wir von einer Frau, die unter einer solchen moralischen Anklage stehend, sich vollkommen rein und schuldlos fühlt, eine andere Sprache erwartet hätten.

Noch ward in derselben Sitzung zum Schluß eine be-

glaubigte Erklärung des Präfecten, Baron Mechin zu Moulins, verlesen, des Inhalts: daß die Schwester des Ermordeten, Frau von Tarade, ihm schon bei einer frühern längern Abwesenheit ihres Bruders ihre ernste Besorgniß mitgetheilt, daß er wol durch Meuchelmord sterben werde. Am folgenden Tage hatte sie zwar Nachricht erhalten, daß er noch am Leben, ihn aber zum Vertrauten ihrer keineswegs beschwichtigten Angst gemacht. „Sie gab mir sehr umständliche Details über die Verhältnisse ihres Bruders, besonders seiner Stellung der Schwiegermutter gegenüber. Ihr Bruder sei fortwährend von den allertrübsten Vorahnungen geplagt, und, über seine Lage erschreckt, wolle er nach dem Bourbonnais zurückkehren. Er glaube ganz bestimmt, daß er durch Meuchelmord sterben werde; und oft habe er deshalb zu ihr, der Frau von Tarade, gesagt: „Aber wenn ich durch Meuchelmord falle, räche mich.“ Indem Frau von Tarade diese Sprache gegen mich führte, schien sie aufs tiefste bewegt, vergoß Thränen und Alles sprach von einer tiefen Ueberzeugung. — Als die Nachricht von dem nun wirklich erfolgten Meuchelmorde nach Moulins kam, dachte ich lebhaft an diese Unterhaltung, und leugne nicht, daß ich gegen mehre Personen deren Erwähnung gethan.“

Die folgende Sitzung, am 25. August, war reich an spannenden Begebenheiten. Sie hub an um 8 Uhr vor einer kleinern Zahl Zuschauer und endete um 2 Uhr vor einer gedrängt vollen Menschenmenge, die bis vor der Thür, ja bis nach den Boulevards Queu mahten.

Besson erschien wie umgewandelt; er war niedergeschlagen, das Blut stieg ihm zu Kopf, sein Gesicht war

mir zu ſagen, wie ich nichts vom Bergcharakter verſtände, wie dies das ſchaurig wildeſte ſei, was er je geſehen, wie allein ſchon die ungemeſſenen Räume auf jeden nicht ganz abgeſtumpften Sinn einen ſolchen Eindruck machen müßten, daß er das Thal eher poſſirlich als ſanft nennen könnte. So weit iſt man in der Kenntniß unſerer Sprache im Auslande vorgeſchritten! Aber der Wagen rollte abwärts. Ich hörete ihn nur noch drohen; wenn ich dies Thal, Deutſch, als ein ſanftes drucken ließe, wolle er Franzöſiſch eine Rezenſion drucken, die, nicht ſanft, meine verirrte Sanftmuth zurechtweiſen ſollte.

Ein abſchüſſiger Weg unterbrach, wie geſagt, den Streit. Jener war aber ſo glatt und das Wetter dabei ſo luſtig und heiter und die Pferde ſo munter, daß wir nicht mehr auf einem Norwegiſchen Bergwege zu rollen, ſondern durch einen paradieſiſchen Sommergarten zu fliegen ſchienen. So ſchoſſen die Karren fort und fort, bis denn doch ein zu jäher Abhang mit von keinem Geländer geſchützten Gründen zur Seite die Muthigſten ſtutzig machte. Wir ſtiegen aus, und führten unſere Gäule am Zaum, um ſie in ihrer Berſerker Wuth des Hinunterſtürzens zu

purpurroth, seine Augen geschwollen. Während der ganzen ernsten Debatte saß er, den Kopf auf den linken Arm gestützt.

Der erste heut vernommene Zeuge, ein Verwandter des Ermordeten, der Maire Maylin, ein ehemaliger Notar, sprach zumeist nur von seinen eigenen Gefühlseindrücken, als er am 2. September zur Versiegelung nach Chamblas kam. Besson bediente, wie wir schon wissen, bei Tische, und der Zeuge konnte sich eines geheimen Grauens beim Anblick des Mannes nicht erwehren, der bei Lebzeiten seines unglücklichen Verwandten demselben so vielen Verdruß gemacht. Man wollte Besson mit der Beaufsichtigung der angelegten Siegel beauftragen, wogegen der Notar sich aber entschieden sträubte. Wenn er auch das volle Vertrauen der Frau Theodore von Marcellange habe, worauf man sich berief, so habe der selige Mann ihm dafür sein vollkommenes Mistrauen gezeigt. — Als er die Wendeltreppe im Thurm hinab ging, begegnete ihm Besson, eine Flinte im Arm, die dem Todten gehört hatte. „Das schien mir sehr seltsam und brachte eine peinliche Bewegung in mir hervor."

Den alten Herrn von Chamblas, den Schwiegervater, konnte dieser Zeuge nicht genug loben, sein Tod sei ein großer Verlust gewesen; Herrn von Marcellange habe er väterlich geliebt gehabt, und Alles gethan, das gute Einverständniß zu erhalten.

Ehe man zur Vernehmung der Entlastungszeugen überging, welche nun an der Reihe war, machte der Anwalt der Familie Marcellange den Antrag: daß die Damen von Chamblas noch einmal citirt würden, um ihnen Fragen über das seltsame, plötzliche Verschwinden ihrer Kammerfrau, Marie Boudon, vorzulegen, ein Antrag, der Aufsehen erregte, dem aber der Präsident sofort nachgab.

Bis sie erschienen wären, wurden einige der Zeugen, welche der Angeklagte citiren lassen, verhört.

Die Vertheidigung stützte sich besonders auf zwei Punkte, einmal auf den Alibibeweis, und daß Besson an dem Tage nicht im Stande gewesen, in Chamblas zu sein und den Mord zu begehen, dann darauf, daß die Belastungszeugen, namentlich diejenigen, welche ihn im Walde von Chamblas gesehen, unzuverlässig oder verdächtig wären.

Der Arzt Urba, welcher Besson während der Pocken behandelt, bekundete, daß der Anfall sehr heftig gewesen, da er von dem Kranken aber schon am 20 Tage (also etwa den 27. August) fortgeblieben, weil er in guter Genesung war, konnte er über die letzten Tage keine genaue Auskunft geben. — Er glaubte aber nicht (je ne le pense pas), daß Besson bereits am 1. September den Weg von Puy nach Chamblas und in der Nacht wieder zurückmachen können.

— Das ist Ihre moralische Ueberzeugung? fragte der Vertheidiger.

„Ja, mein Herr."

Das Zeugniß des Beichtvaters, welchem Besson in seiner Krankheit am 17. August gebeichtet hatte, ist für die Sache selbst nicht von Bedeutung, das Verhör dieses Abbé Hedde, Vicars an der Kathedrale zu Puy, wirft indeß einiges Licht auf die Communicationen des Gefangenen.

Der Abbé war zur Zeit der Mordthat verreist gewesen und erst Mitte September nach Puy zurückgekehrt. Als er Besson wieder sah, klagte ihm dieser, wie er das zu mehren gethan, über die traurigen Zustände in Chamblas, „die ihm vielen Verdruß machten." Später, nach Besson's Verhaftung, war der Abbé im Gefängniß, an-

geblich nur eines andern Gefangenen wegen. „Ich glaubte aber doch nur meiner Pflicht zu genügen, wenn ich auch Besson besuchte, um ihn zu trösten. Ich kann versichern, ohne das Beichtgeheimniß zu verletzen, daß ich immer in ihm einen Menschen von gutem Charakter gefunden, treu in seiner Pflicht, und nie sprach er irgend ein unziemliches Wort gegen irgend Jemand."

— Wann trafen Sie Besson in seinem Gefängniß?

„Ungefähr einen Monat nach seiner Verhaftung."

Der Gefangenwärter hatte ausgesagt: daß Besson während der ersten zwei Monate seiner Haft mit Niemandem Communication gehabt! Er ward hierauf noch ein Mal vorgerufen und bestätigte seine erste Aussage.

— Aber der Herr Abbé Hedde erklärt, daß er schon im ersten Monat der Gefangenschaft mit Besson Umgang gehabt?

„Ich glaube, daß das nicht möglich war."

— Herr Abbé, hatte Besson Sie rufen lassen?

„Nein, mein Herr, allein ich glaubte, da ich ein Mal seine Beichte empfangen, daß ich mich ihm vorstellen dürfe, um ihm den Beistand der Religion und den Trost anzubieten, den mein Amt gewähren kann."

— Und wie sind Sie bis zum Gefangenen gedrungen?

„Ich bin nicht eigentlich bis zu ihm gedrungen. Ich ging durch einen der Corridore, und über die Querriegel einer der Thüren nach dem Hofe sah ich Besson und sprach mit ihm."

Der Gefangenwärter erklärte, daß er davon nichts wisse, und daß es jedenfalls ohne seine Autorisation geschehen sei.

„Ich glaubte die Pflichten meines Amtes erfüllen zu müssen."

„Ich bin dessen ganz gewiß," fuhr der Gefangenwärter fort, „Besson konnte gar nicht, oder es mußte durch eine List und Ueberraschung geschehen, mit Jemand communiciren."

— Mein Herr Abbé, im Gefängniß war ein Almosenier, Ihr Besuch war deshalb weniger nothwendig.

„Ich dachte jedoch, da ich ihm ein Mal die Beichte abgenommen .... Man hat mehr Vertrauen zu seinem Beichtvater ..... Uebrigens schien mir Besson gar nicht in strengem Verschluß. Da waren mehre Gefangene, welche mit ihm im Hofe spatzieren gingen."

„Der Herr Abbé täuscht sich," fuhr der Concierge auf, „während zweier Monate war Jacques Besson von allem Umgang abgeschnitten und isolirt."

Diese kleine Episode spricht für sich selbst. Wie ein Geistlicher zu dem Gefangenen gedrungen ist, ohne daß der Aufseher davon wußte, können wenigstens auch seine Olivenhosen aus dem Gefängnisse verschwunden sein, ohne daß eine officielle Kunde davon existirt.

Eine Madame, Toussaint Fabre, hatte, gleich den mehren Pfarrköchinnen und den Schneidern, Besson am 1. September Abends zwischen 7½ und 8 Uhr in Puy gesehn, als er in seine Wohnung zurückkehrte.

— Warum haben Sie dieser Zeugin früher nie erwähnt, Besson, da Sie die anderen so genau anzugeben wußten?

„Ich wußte damals noch nicht, daß sie mich gesehn."

Der Geschäftsführer der Damen von Chamblas, Herr Aubrun, war bekanntlich am Tage, wo die Nachricht von der Mordthat in Puy eintraf, mit Besson sogleich nach Chamblas hinausgefahren. Aubrun behauptete nun, daß Besson an jenem Tage noch außerordentlich leidend ausgesehn und daß es ihm ordentlich widerstanden habe,

ihn neben sich im Wagen sitzen zu haben. Ferner hatte Aubrun gesehen, daß Besson an dem Tage schwarze Hosen trug, wobei er sich dann gedacht: siehe da, der ist schon in Trauer!

Aber der Kutscher Teyssier, welcher den Wagen gefahren, hatte schon früher ausgesagt, daß Besson an dem Tage Olivensammethosen angehabt, und er verblieb dabei in der Confrontation mit Aubrun.

— Herr Aubrun, nach Ihrer Angabe war Besson so entstellt, daß er Ihnen Widerwillen einflößte, als er sich neben Sie setzte; und doch hat er Ihnen bei Tische in Chamblas am selben Tage aufgewartet!

„Deshalb ist meine Beobachtung doch wahr; ich hatte auch einen Ekel vor seiner Berührung."

Der Notar Harent aus Puy war in Chamblas bei der Beerdigung des Ermordeten. Er fand Besson sehr leidend, er ging nur mit Beschwerde „und konnte seinen ehemaligen Herrn nicht einmal bis zu seiner letzten irdischen Wohnung begleiten."

— Fiel Ihnen dieser Umstand gar nicht auf?

„Nein, mein Herr."

— Begleiteten nicht alle andere Leute aus dem Hause die Leiche?

„Ja, mein Herr, aber Besson war nicht im Stande."

— Aber er konnte recht gut gehen. Mehre Tage vorher sahen wir ihn in den Straßen von Puy spazieren gehen. Wie weit ist es vom Schlosse Chamblas bis zum Kirchhofe?

Man gab die Entfernung auf eine viertel bis eine halbe Stunde an.

Der Geschäftsführer der Damen von Chamblas bemerkte hier, daß Besson ihn gefragt: ob er zur Beerdigung mitgehen solle, worauf Aubrun ihm erwidert: es

muß doch Einer im Hause zurückbleiben. — Der Präsident aber zog den Schluß:

— So ist doch ein Factum ausgemacht: daß, während alle Diener der sterblichen Hülle ihres Herrn nach seinem letzten Hause folgten, Jacques Besson allein nicht mitgegangen ist!

Zwei barmherzige Schwestern vom Orden des heiligen Johannes von Jerusalem, auf ihrer Brust weiß und roth gestickt das Kreuz ihres Ordens, erschienen als Zeuginnen von der Vertheidigung aufgestellt, ohne doch eben mehr bekunden zu können, als eitles Geschwätz, welches sie von einigen anderen Zeuginnen bei ihrer Pflege im Hospital vernommen.

Die Schwester, Saint-Maurice, hatte den Soldaten Mathieu Reynaud auf seinem Todtenbette gepflegt, einen der drei Zeugen, welche den Mann mit der Flinte im Walde gesehen. Nun hatte auch die barmherzige Schwester aus seinem Munde gehört, daß er einen solchen Mann gesehen, daß er ihn aber nicht erkannt; was indeß nichts weiter beweist, als daß er ihr nur dies und nichts mehr von seinen Vermuthungen mitgetheilt.

Dagegen hatte diese Schwester Saint-Maurice und die Schwester Saint-Hippolyte außerordentlich viel Geschwätz aus dem Munde der Frau Maurin (der Tante Marguerite, Arsac's Tante) gehört, welche entweder als Besuch, oder wahrscheinlich auch zu ihrer Pflege eine Zeitlang im Hospital gewesen. Der Mund der geschwätzigen Alten war von Mittheilungen übergeflossen, als: daß die Damen von Chamblas eine Anweisung von 10,000 Francs an Jacques Besson und an den Schuhputzer Besson, genannt Manjan, überreicht, welche jetzt in den Händen des königlichen Procurators wäre;

daß dieser Schuhputzer Besson, genannt Magnan, der eigentliche Mörder sei; daß Jacques Besson eine weiße Suppe für seinen Herrn bereitet gehabt und Hände voll Thaler geboten, wer sie ihm einrühren wollen; auch daß die beiden Damen die beiden kleinen Kinder der Frau von Marcellange vergiften lassen und daß Jacques Besson dafür einen Schein von 15,000 Francs erhalten, der auch in den Händen des Herrn Procurators sei.

Was konnte dadurch zu Gunsten des Angeklagten bewiesen werden! Daß die Tante Marguerite eine alte, leichtgläubige Schwätzerin von verwirrten Begriffen, deren Angaben nur sehr bedingt Glauben zu schenken war, ging schon aus den früheren Vernehmungen hervor. Dagegen bekundeten beide Schwestern, daß die Kammerfrau Marie Boudon mehrmals während Tante Marguerite's Anwesenheit ins Hospital gekommen, wenn auch nicht als Prinzessin oder sonst verkleidet — wie ein Zeuge angegeben, — vielmehr in ihrer gewöhnlichen Tracht, aber doch muthmaßlich um zu versuchen, wie etwa diese geschwätzige Zeugin zu behandeln wäre.

Für dieses freilich nicht angenehme Zeugniß war die Schwester Hippolyte auf der Zeugenbank von der Tante Marguerite mit einem drohenden Blick und groben Worten belohnt worden. An solchen Drohungen, Schimpfreden und kleinen Fehden zwischen Zeugen mit dem lebhaften Blute der Südfranzosen fehlte es überhaupt nicht während der Gerichtsverhandlungen, und selbst unter den Augen der Richter.

Hierauf ward als Entlastungszeuge Jacques Bernard, ein kleiner Schenkwirth zu Brives bei Puy vernommen. Er hatte einige Zeit vor dem Morde drei ihm unbekannte Männer in seiner Schenke beim Gespräch

behorcht, von denen der Eine gesagt: „Diesmal konnten wir ihn nicht haben, aber das thut nichts; er wird auch schon dran kommen.“ — Dies war jedoch das minder Wichtige. Aber Bernard war der Zeuge, den die Vertheidigung aufgestellt, um den Hauptzeugen der Anklage, Claude Reynaud, zu verdächtigen oder ganz zu vernichten, und seine Auslassung, an und für sich von anscheinend sehr großer Wichtigkeit, sollte es durch die Folgen, die sich daraus entspannen, noch mehr werden, weshalb wir wieder die dramatische Entwickelung in ihren Hauptzügen hersetzen.

Durch jene Angabe, daß der Schenkwirth Bernard vor dem Morde drei Individuen, die er damals nicht kannte und auch jetzt unter den Anwesenden nicht wieder erkannte, in dunkeln Ausdrücken über etwas, wie eine Mordthat, reden gehört, sollte der Möglichkeit Raum gelassen sein, daß Herr von Marcellange noch andere heimliche Feinde gehabt, als diejenigen, auf welche der Verdacht gefallen war. Die Glaubwürdigkeit Claude Reynaud's ward aber mehr als erschüttert, wenn dieses Zeugen Bernard hier folgende Angabe richtig war:

„Etwa ein Jahr nach Herrn von Marcellange's Tode beklagte ich mich über die schlechten Zeiten, daß ich zu Brives nicht mehr fortkäme und daß ich das Land wol verlassen müßte. Da sagte mir Claude Reynaud, ich thäte besser, wenn ich mich unter die Zeugen aufnehmen ließe gegen Jacques Besson. Das sei der beste Weg, um eine Anstellung als Feldhüter zu erhalten und Freund zu werden mit dem königlichen Procurator. Ja, Claude machte zu mir die Bemerkung: »Man weiß doch nicht, was da werden kann, und man steht gar nicht schlecht, wenn man sich gut steht mit dem Herrn Procurator des Königs.«“

— Das ist ein schweres Zeugniß, Jacques Bernard. Ihr befindet Euch in directem Widerspruch mit Claude Reynaud, einem der allerwichtigsten Zeugen in dieser Sache. Denkt an Euren Schwur. Erinnert Euch des Schicksals, das Arsac getroffen. Er hat ein falsches Zeugniß abgelegt und ist zu 10 Jahren Einsperrung und öffentlicher Ausstellung verurtheilt.

„Ich lege kein falsches Zeugniß ab; ich sage die Wahrheit, ich fürchte nichts ... und ich weiß noch viel mehr.

— Fahrt fort, wiegt aber vorher Eure Worte wohl ab.

„Claude Reynaud hat auch ein Mal Einen, der Masson heißt, aufgefordert, daß er Zeugniß ablegen solle in der Sache gegen Jacques Besson, und er sollte sagen, daß er ihn zu Labrousse gesehen in der Nacht des 1. Septembers. Masson hat mir's wol gesagt, Masson wollte nicht dran; er sagte: wie könnte er denn ein solches Zeugniß abgeben, da er doch Jacques Besson nicht gesehen, noch sonst Jemand. Aber Claude Reynaud hat zu ihm gesagt: «Schafskopf, Du hast auch gar nicht zu sagen, daß Du Jacques Besson gesehen hast, Du brauchst blos zu sagen: Ich habe im Walde, in der Nacht, einen bewaffneten Menschen gesehen, den ich nicht erkannt habe.»"

Claude Reynaud ward wieder vorgeführt und ihm die Aussage mitgetheilt.

„Der Kerl lügt, ich habe ihm nicht ein Wort davon gesagt."

— Auch das nicht zu Masson, was Jacques Bernard angibt?

„Nie sagte ich ein Wort davon zu Masson."

Bernard. Du hast mir's wol gesagt und daß Du zum Beweise einen Sack mit Mehl da hättest.

Claude Reynaud. Ein schöner Beweis!

Bernard. Und daß Du sprachst, als Du mir ihn zeigtest: Sieh da, Mehl! Und wenn ich nicht so gesprochen hätte, wie ich gesprochen habe, so hätte ich nichts gehabt, um mir Brot zu backen.

Claude Reynaud. Der verfluchte Lügner. Nie hab' ich ihm ein Wort davon gesagt. Er hat's erfunden. Ich habe Zeugen, die schon aussagen werden, daß diese Damen von Chamblas 600 Francs geboten haben, um falsche Zeugen zu gewinnen.

Bernard. Ach was! Ach was! Das ist falsch!

— Bernard, seid Ihr darüber in der Instruction vernommen worden?

„Ja, mein Herr!"

— Wiederholt Eure Aussage.

„Ich will's zwanzig Mal thun, wenn es sein muß: Claude Reynaud hier, der da, hat zu François Masson gesagt, der's mir wieder gesagt hat, wenn er bezeugen wollte, daß er Jacques Besson in der Nacht da in den Wäldern von Chamblas gesehen, so sollte 's ihn nicht gereuen. Masson erwiderte: Aber ich habe ihn nicht gesehen. — Das ist gleichgültig, sagte Claude Reynaud, Du wirst ebenso angesehen werden. Du brauchst blos zu sagen, daß Du ein Individuum gesehen hast, an Dir vorübergehen, und daß Du es nicht erkannt hast. Das hat mir Masson gesagt, und vor vielen Leuten, ich kann die Zeugen nennen."

Die Sache ward ernst. Der Präsident ließ Jacques Bernard jeden einzelnen Punkt seiner Aussage nochmals vorhalten, und darüber einen procès-verbal aufnehmen.

— Bernard, habt Ihr noch etwas hinzuzufügen?

„Ja, Masson sagte zu mir: als er nun merkte, daß ich nicht darauf eingehen und das nicht sagen wollte,

hemmen. Aber die Thiere verſtanden es ſelbſt beſſer. Alle fünf Schritt ſtemmten ſie mit ihren Vorderfüßen gegen den Boden und ließen weder ſich noch den Karren in verderblichen Schuß bringen. Ein deutſcher Wagen hätte ſelbſt mit allen Hemſchuhen nicht gewagt, hier hinunter zu fahren. In welcher heiteren Tiefe befanden wir uns plötzlich! Eine breite Schlucht, durchſtrömt von einem breiten Waſſer mit ſteilen, ſehr hohen aber ganz grünen Ufern. Während wir jenſeits langſam die Höhe gewannen, überraſchte uns zum erſten Male die mannigfach wechſelnde Beleuchtung des Bergarüns im klarſten Hellblau des nordiſchen Himmels. Wenn ſchon unſer Norddeutſcher Aether dem Italiener farblos dünkt, wie erſt dieſes durchſichtige Weiß des Hochnordiſchen an den ſeltenen hellen Sonnentagen. Es liegt ein eigener Zauber in dieſer durchſichtigſten Verklärung der Luft. Alle Gegenſtände, ſelbſt das zitternde Blatt am höchſten Zweige der Eſche, erſcheinen dagegen ſchwerfällig. Nur auf die Sinne des Südländers, der Duft und Fülle auch in der Luft verlangt, um zu athmen, möchte er nicht wirken. Das üppige Wieſen- und Waldgrün des unteren Gebirges begleis

da rief Claude: «Oh Du großes Vieh! Es gibt auch noch Andere, die ihn dem Henker überliefern werden, die viel pfiffiger sind und resoluter als wir ... lauf Du Deiner Wege!»"

— Ueberlegt es wol, Bernard! Drei Mal habt Ihr vor dem Instructionsrichter Eure Aussage niedergelegt und habt davon doch nie ein Wort gesagt.

„Doch, beim Proceß gegen den Schäfer Arsac."

— Hier liegen die Voracten im Proceß Arsac. Wenn Ihr es da nicht vorgebracht, müssen wir glauben, daß Euer Zeugniß falsch ist ... bedenkt Euch wol, Bernard; Ihr seid Familienvater!

„Ja, und was für einer!"

— Man könnte Euch arretiren lassen, drei Monate einsperren, bis Ihr Euer Urtheil hört. — Der Präsident ließ ihm die Strafen für falsche Zeugen vorlesen. — Seht Bernard, Ihr könnt zu 5—20 Jahren Galeeren verurtheilt werden!

„Thut, was Euch gefällt; ich sage die Wahrheit. Das Alles habe ich auch dem Herrn Dugonne, dem Instructionsrichter in Puy, gesagt. Er hat's nicht aufschreiben wollen."

— Das ist nicht möglich.

„Aber so wahr, daß der Schreiber, — wie nennen Sie den? — ja der Greffier, die Haare aus dem Gesicht zurückstrich, um die Halsstarrigkeit des Herrn Instructionsrichter zu sehn, der das nicht aufschreiben wollte, was ich sagte."

Der procès-verbal ward noch durch diese letzten Worte vervollständigt.

Claude Reynaud bat den Präsidenten, noch zwei Zeugen darüber vernehmen zu lassen, daß Besse's Bruder bei ihnen gewesen und ihnen gesagt: man habe schon

Zeugen, um seine, Claude Reynaud's, Aussage zu Schanden zu machen. „Da stehn Sie, Herr Präsident!“

Etienne Obrier und Etienne Touzet aus Lardenrol wurden darüber vernommen. Zu beiden hatte Bernard sich dahin geäußert und zu letzterm namentlich, vor etwa drei Wochen, gesagt: Claude Reynaud wäre ein falscher Zeuge. „Und Bernard hat doch Unrecht das heute zu behaupten, sagte Touzet, da er noch vor einem Jahre zu mir sagte: er wäre beim königlichen Procurator gewesen, und wisse doch nichts für, nichts gegen anzuführen.“

Bernard. Ich habe es auch erst vor einem Jahre erfahren, 14 Tage vor Sanct Michael und ein Jahr nach Herrn von Marcellange's Tode. Uebrigens habe ich das auch gar nicht einmal vor Touzet gesagt.

Touzet. Du hast mir's gesagt!

Bernard. Ich hab' Dir's nicht gesagt, Sakkerment!

— Also 14 Tage vor Sanct Michael habt Ihr das mit Claude Reynaud gesprochen? — Das ist der 14. September?

Bernard. Ja.

— Dann mußtet Ihr das also am 5. October schon wissen. An diesem Tage wurdet Ihr vernommen und habt nichts davon gesagt; und nachher noch habt Ihr zu Touzet gesagt, daß Ihr vernommen worden und nichts für und gegen anzuführen gehabt hättet!

Beide Streitenden gaben hierauf Ihre Zeugen zu Protocoll.

Der Präsident wandte sich an den Gerichtsdiener: ob es nicht zu seiner Kenntniß gelangt, daß Jacques Bernard noch zu Riom mit Besson's Bruder Verkehr gehabt?

Bernard (aufschreiend). Ich hab' ihn nicht einmal gesehen.

Der Gerichtsdiener faßte den Zeugen ins Auge: „Wartet doch ein wenig .... Aber, wahrhaftig Ihr seid es, der gestern so schnell hinauslief mit einem der Brüder Besson! Ich mußte Euch ja nachlaufen, und führte Euch zurück.“

Bernard. Ihr täuscht Euch. Das war ich nicht. Ihr werdet mich mit einem Herrn verwechselt haben, der auch einen weißen Hut wie ich trug.

— Bernard, noch einen letzten Rath. Ihr könnt noch zurücknehmen und werdet dann nicht arretirt. Das Gesetz verstattet es, die Menschlichkeit gebietet es mir. Ihr seid Familienvater, Ihr raubt Eurer Frau und Euren Kindern die Mittel zur Erhaltung, die Gegenwart eines Vaters. Erwägt nicht allein Euer, sondern auch das Schicksal Eurer Angehörigen. Ihr werdet sehr lange vom Hause entfernt bleiben, und wenn Ihr, wie ich fürchte, vor der Justiz eine Lüge ausgesagt habt, denkt an die Strafe, welche gegen Arfac ausgesprochen ist. Noch könnt ihr zurücknehmen ... nehmt Ihr zurück? — — Noch ein Mal, ehe ich die schrecklichen Worte aussprechе, die Euch Eurer Freiheit berauben!

Bernard war stumm und trotzig geblieben: „Ich habe die Wahrheit gesagt.“

Ein Gensdarm näherte sich ihm, um ihn zu arretiren, nachdem der Präsident einem der Räthe die Specialuntersuchung gegen Bernard wegen falschen Zeugnisses übertragen. Bernard rief aus: „Wie der liebe Gott will!“

Der Zwischenfall erregt unter den Zuschauern und auf der Bank der Geschwornen ein gleiches Aufsehen. Ein Murmeln läuft durch den Saal. Einer der Geschwornen, der sechste, klappt mit den Händen zusammen. Auf der Bank der Vertheidiger hört man ein Geflüster: Er hat applaudirt!

Nach einigen Zwischenreden, ob Bernard zum Vortheil der Vertheidigung bleiben oder gehen solle, erhebt sich der Advocat des Angeschuldigten, Rouher und fordert das Wort über einen sehr ernsthaften Zwischenfall, der sich soeben ereignet habe. Er erhält es und spricht:

„Es liegt der Vertheidigung nicht ob, über den Zwischenfall, der sich vorhin ereignet, zu entscheiden. — Die Vertheidiger wurden aber durch ein neues Ereigniß aufgerufen, die ernsteste Aufmerksamkeit selbst demselben zu widmen und sie von den Richtern zu fordern. Ich begehre deshalb vom Herrn Präsidenten, daß das Verhör auf einige Minuten ausgesetzt werde, damit die Vertheidigung ihre Anträge über das Factum formiren kann."

Der Gerichtshof sistirte auf eine halbe Stunde die Verhandlungen. Die Aufregung in dieser Zwischenzeit machte sich auf die verschiedenste Weise Luft. Im Zuhörerraum brach die südfranzösische Lebendigkeit in Sprache, Blick, Gesten los, das provençalische Patois dröhnte durch die Halle; näher den Richterbänken stritt man mit demselben Eifer in französischer Sprache. Das Thema war hier: Jacques Bernard arretirt und Claude Reynaud in Freiheit. Für und gegen. Unter den obrigkeitlichen Personen ist es ein anderes Thema: Die Manifestation des sechsten Geschwornen. Einige haben darin eben nur eine lebhafte Bewegung, von der Aufregung des Augenblicks entlockt, gesehen; Andere behaupten, es sei ein vollkommenes Applaudissement gewesen. Das Gespräch hierüber, was mehr für den gesetzkundigen, feineren Theil der Versammlung Interesse hat, wird nur mit leiser Stimme geführt, aber sichtlich mit derselben Lebhaftigkeit. Man sieht mehre die Geste des Geschwornen nachahmen, indem sie einen Schlag in ihre Hand thun.

Als die Sitzung wieder eröffnet war, richtete der Vertheidiger ſeinen Antrag dahin: daß die Unterſuchung ſiſtirt und auf eine nächſte Sitzung der Aſſiſen verſchoben werde, und zwar aus drei Gründen:

1) Wegen der Verhaftung eines Zeugen (wie es ſchon in Puy geſchehen, nach der Verhaftung André Arſac's).

2) Wegen des hochwichtigen Widerſpruchs zwiſchen den Zeugen Reynaud und Bernard, der auf die Entſcheidung in der Hauptſache vom größten Einfluß ſei.

3) Weil Einer der Herrn Geſchwornen ſeine Meinung ſchon während der Debatten geäußert, indem er zur Verhaftung des Zeugen Bernard Beifall geklatſcht, was die unparteiiſche Lage, die ein Geſchworner behaupten müſſe, verrücke.

Ein neuer Proceß in dem großen. Der Vertheidiger, und jetzt Ankläger, ward aufgefordert, den Geſchwornen zu nennen, welcher ſich der betreffenden Handlung ſchuldig gemacht. Herr Rouher hatte es nicht ſelbſt geſehen. Er machte zwei Zeugen namhaft; aber der bezüchtigte Geſchworne erhob ſich ſelbſt.

„Ich bin es, Herr Präſident, den man meint."

— Und haben Sie applaudirt?

„Ich kenne die Achtung, welche ich der Juſtiz und der Lage des Angeklagten ſchuldig bin, und niemals würde ich mir erlaubt haben zu applaudiren. Es war weder meine Abſicht, Beifall noch Misfallen zu erkennen zu geben. Die geſpannte Aufmerkſamkeit auf den Zwiſchenfall hatte mich lange in einer Lage gefeſſelt, die mir unbequem war. Als die Sache entſchieden war, fuhr ich aus dieſer unbequemen Stellung auf, und es iſt möglich, daß ich eine Bewegung mit der Hand gemacht habe, die ſo gedeutet werden könnte; aber, ich

wiederhole es, in den Sinn ist es mir nicht gekommen, dadurch ein Zeichen des Beifalls oder des Misfallens geben zu wollen."

Eine Debatte zwischen dem Vertheidiger, dem Anwalt der Civilpartei und dem Generaladvocaten fand darauf statt, die ein zu speciell juridisches Interesse hat, um hier aufgenommen zu werden. Die letzteren protestirten gegen die Verweisung, weil durch die legale Erklärung des Geschwornen feststehe, daß er nicht die Absicht gehabt zu applaudiren und die Verhaftung eines Zeugen während der Verhörung dem Gerichtshofe wol die Macht gebe, den Proceß aufzuschieben, ihm aber nicht die Verpflichtung dazu auferlege, da in diesem Falle es in der Willkür jedes Angeschuldigten stehen würde, seinen Proceß von einer Sitzung zur andern zu verzögern, indem er nur zu jeder Sitzung irgend einen aus der großen Zahl von Vagabunden zu citiren brauche, deren Gewissen feil ist. Durch Verschreibung meineidiger Zeugen könne sich also jeder Verbrecher immerfort der Strafe entziehen. — Der Vertheidiger führte zwar an, daß ein solches Verfahren recht wohlthätig wirken dürfte, indem auf diese Weise die ganze niederträchtige Zunft der falschen Zeugen, an denen das Land so reich sei, allmälig auf die Galeeren wandern würde, indessen verwarf der Gerichtshof seine Ansicht und seinen Antrag und erkannte darauf, daß auf der Stelle weiter verfahren werde.

Ehe die wieder berufene Witwe von Marcellange erschien, wurden noch einige Zeugen von keiner Bedeutung vernommen. Der Bauer, Jean Antoine Arnaud, wollte mit dem von Bernard erwähnten Masson gesvro-

chen haben, der zu ihm von Claude Reynaud's Verſuch erzählt, ihn, Maſſon, zu dem Zeugniſſe zu bewegen, daß er Beſſon in der Mordnacht im Walde betroffen. Maſſon ſollte ſich deſſen geweigert haben.

Ein anderer Arnaud (Jacques) ſollte durch ſeine Ausſage glaubwürdig machen, daß Herr von Marcellange wol noch andere Feinde gehabt! Nämlich der Selige habe einſt zu ihm geſagt: „Ich verkaufe meine Hammel an 20, 30 bis 40 Perſonen und kann nie zu meiner Bezahlung kommen. Ich muß ſie hart anlaſſen und das macht mir Feinde. Glücklicherweiſe habe ich keine Furcht und trage immer Piſtolen bei mir, um mich zu vertheidigen."

Als einer der letzten Zeugen erſchien der ſchon mehrmals erwähnte Namensvetter des Angeklagten, Michel Beſſon, ein Schuhputzer und Bettler, genannt Magnan, der zu Anfang der Mordthat mit angeſchuldigt geweſen und deshalb ein ganzes Jahr in Verhaft ſitzen müſſen! „Ich weiß gar nichts," erklärte er. „Ich bettelte damals, weil ich, wegen einer Augenoperation, nicht arbeiten konnte. Im Moment, wo Herr von Marcellange am 1. September nach Schloß Chamblas zurückkehrte, bat ich ihn um ein Almoſen und zeigte ihm, zu meiner Beglaubigung, meine Papiere. Er ſagte, das lohne ſich nicht erſt nachzuſehen und gab mir einen Franc. Dann hieß er einen Domeſtiken mich meines Weges führen, und deshalb — ward ich arretirt und blieb ein Jahr lang eingeſperrt!"

Die ſchwarze Erſcheinung der Frau Theodore von Marcellange rauſchte jetzt wieder durch die Verſammelten und trat bis dicht vor die Richter. Sie wird angeſtiert, beißt es wieder, mehr mit Neugier als Schicklichkeit.

— Madame! Eine der wichtigsten Zeugen in diesem Falle, Marie Boudon, Ihre ehemalige Kammerfrau, hat die Citation erhalten und ist nicht erschienen. Man hat sie vergebens gesucht. Können Sie der Justiz über diesen Punkt Auskunft geben?

„Ich weiß nicht, was aus dieser Frau geworden ist."

— Und Sie wüßten gar nichts von ihr?

„Seit sie meinen Dienst verlassen, weiß ich nicht, was sie macht."

— Ist es schon lange her, daß Marie Boudon Sie verließ?

„Ja es ist schon lange her ..... (sich besinnend), seit sie uns verlassen, mußte ich eine Reise unternehmen, und seitdem habe ich sie nicht wieder gesehen."

— Aber Sie haben doch von ihr reden gehört. Sie suchten doch Nachrichten von ihr zu erhalten, oder haben sie erhalten?

„Nein."

— Ihre Gegenwart war doch sehr nöthig zu diesen Debatten. Wie lange ist es schon her, daß Sie Ihre Kammerfrau zum letzten Male sahen?

„Sie verließ mich vor sechs Wochen. Seitdem sah ich sie nicht wieder."

— Ist denn Marie Boudon nicht mit ihrer Herrschaft von der Reise zurückgekehrt?

„Nein, sie kehrte nicht mit mir nach Puy zurück."

— In welcher Gegend ließen Sie denn Ihre Kammerfrau zurück?

„Ich war in den Bädern von Aix (Savoyen), dort ließ ich sie zurück."

— Wie! dieses Mädchen, das Ihnen so lange Zeit treu gedient, das Sie begleitet hat, um Sie auf einer

langen Reise zu pflegen, das haben Sie in einem fernen fremden Lande so verlassen!

„Sie selbst wollte da bleiben."

— Zugegeben, daß es so sei, so haben Sie Ihre Zustimmung geben können, daß sie dort in der Fremde zurückbliebe und haben sich nicht weiter um sie bekümmert?

„Sie gefiel sich sehr in dem Lande dort."

— Dieses Mädchen, Frau von Marcellange, welches Ihnen bis dahin mit so außerordentlichem Eifer ergeben und anhängig war, wäre plötzlich von Ihnen abgesprungen und hatte Sie ohne Domestiken zurückkehren lassen!

„Ich sage Ihnen, Marie selbst wollte dort bleiben." (Die Antwort befriedigt nicht, sie steigert nur sichtlich die Neugier.)

— Sie geben mir zu, daß das wenig wahrscheinlich ist. Man kennt die Liebe der Bauern für ihre Berge, ihr Heimweh. Man würde auch nicht Einen auffinden, der isolirt in der Fremde mit Vergnügen bliebe.

„Sie hat's gewollt."

— Und Sie willigten ein, und in einem Augenblicke, wo Sie sehr gut wußten, daß sie als Zeugin würde vorgeladen werden, und daß ihr Zeugniß so wichtig war?

„Es war nicht an mir, ihren Entschluß zu bekämpfen."

— In Aix in Savoyen haben Sie Marie Boudon zurückgelassen?

„Ja, mein Herr."

Diese Antworten genügten dem Anwalt der Civilpartei für seine Schlüsse, er begab sich daher des Rechts weiteren Befragens. Demnächst ward die Mutter, Gräfin Rochenegli de Chamblas, wieder vorgerufen, um ziemlich dieselben Fragen zu beantworten! Diese Antworten charakterisiren hinlänglich den Unterschied zwischen Mutter und Tochter:

— Welches Gefühl, Madame, hat Sie bewogen, sich von Marie Boudon zu trennen?

„Wie! Welches Gefühl verlangen Sie, daß ich für ein solches Mädchen hegen soll?“

— Wo und wie haben Sie dieselbe verlassen?

„Sie hat uns verlassen.“

— Aber die Beweggründe! Hat sie Ihnen denn nicht einige angegeben?

„Der Kummer um den Tod ihrer Mutter hatte sie so überwältigt, daß sie zu nichts mehr zu gebrauchen war.“

— Und darauf haben Sie das Mädchen in der Fremde zurückgelassen, ein Mädchen, das zu nichts mehr zu gebrauchen war, ließen Sie entblößt von aller Hülfe zurück?

„Sie schied von uns ihrer Gesundheit wegen. — Sie war krank.“

— Aber wie soll das ihr gut gethan haben, daß Sie sie verließen, und in einem fremden Lande?

„Die Ruhe des Geistes wird ihr gewiß gut gethan haben.“

— Die geistige Ruhe wird gewiß auf jeden Kranken wohlthätig einwirken, aber die erste Bedingung ist doch, daß er Mittel habe um zu leben, und wo diese fehlen, ist die Wirkung der geistigen Ruhe sehr zweifelhaft. Ich finde keine Existenzmittel, welche Sie dem armen Mädchen gelassen hätten.

„Bei ihrem Charakter, glaube ich, wird sie überall Mittel finden, sich durchzuhelfen.“

— Aber Sie werden ihr doch etwas Geld zurückgelassen haben?

„Nicht das geringste, mein Herr.“

— Sie sprechen das sehr bestimmt aus. Ihre Worte werden niedergeschrieben.

tete uns noch lange, auch das Thal wand sich dergestalt, daß es uns mehrere Mal in immer veränderter Gestalt überraschend vor Augen trat. Okladalen ist ein Name, den es, wenigstens an mehreren Stellen, führt. Der Wassercharakter ist nicht vorherrschend, eben so wenig der des Gesteins. Dagegen überraschten oft, wenn wir auf der einen Seite dahinfuhren, die ungeheuren steilen Berglehnen voll Wälder, Wiesengrün, Aecker und Gärten drüben. Etagenartig hatten sich in Waldhauen die niedlichsten Gehöfte angesiedelt, und schloßartige Gebäude grüßten uns in hellen bunten Farben herüber aus dem Dunkelgrün; nur lag eine undurchdringliche Schlucht dazwischen. Aber eben diese ersten Wohnungen, mit den Spuren feinerer Cultur, nach den Oeden des Dofrefield und mitten in diesen Waldlehnen, so nahe und so unerreichbar im Abendschein drüben, hatten etwas Feenmärchenartiges.

Daran erinnerte nun zwar nicht das erste Nachtquartier auf dieser Seite des Gebirges. Es war äußerst dürftig und unreinlich; schon der nächste Gaard im Soeanadal rettete aber die Ehre der diesseitigen Wirthshäuser. Hier, in

„Sei es."

Die übrigen nachmals an sie gerichteten Fragen beantwortete die Gräfin mit derselben Entschiedenheit verneinend: daß sie nie zu Besson und Marie Boudon gesagt, sie allein sei Herrin und sie hätten sich um die Befehle des Herrn von Marcellange nicht zu kümmern; daß sie nie ihren Schwiegersohn einen Lügner und Betrüger gescholten; daß sie nicht zum Abbé Paul beim Tode eines Kindes gesagt: es ist glücklich, denn wie wäre es erzogen worden. (Sie machte bei Nennung des Abbé Paul, eine vornehm verächtliche Miene.) Auf die Frage: Ob Herr von Marcellange während seines Lebens nicht mehrmals den Verdacht ausgesprochen, daß seine Kinder vergiftet worden? entgegnete sie lebhaft: „Darauf kann man gar nicht antworten."

Die an Zwischenfällen so reiche Sitzung sollte noch durch einen unerwarteten unterbrochen und geschlossen werden. Als der Generaladvocat Moulins kaum begonnen, die vorliegenden Thatsachen zusammenzufassen, zitterte er, erblaßte und mußte sich niedersetzen. Er fiel in eine vollständige Ohnmacht, was den Präsidenten nöthigte, die Sitzung aufzuheben.

Kein Proceß, selbst der vor Kurzem beendete Lafargesche nicht, hatte so viel dramatische Entwickelungen und Zwischenfälle, welche das Interesse spannen mußten, dargeboten, die Neugier des Publicums auf die Lösung war daher auf den Gipfelpunkt gestiegen, und zur folgenden Sitzung des 26. Augusts war aus den benachbarten Städten eine noch größere Menschenmenge hereingekommen, um Platz in den Sälen zu suchen, welche doch nur den geringsten Theil der Wißbegierigen fassen konnten

Mit französischer Galanterie hatte man indeß dafür gesorgt, daß wenigstens die Damen Plätze in dem Trauerspiele erhielten. — Doch erschienen zu ihrem Verdruß die eigentlichen Hauptpersonen des Dramas, die Damen von Chamblas, an diesem letzten Tage nicht mehr auf der Scene.

Besson, welcher zwar bei Bernard's Auftreten wieder einigen Muth geschöpft, was sich in seinem Aeußeren gestern schnell gezeigt, war nicht mehr derselbe gleichgültige zuversichtlich mit der Gefahr spielende Mensch. Er versuchte wol noch zuweilen spöttisch aufzulächeln, aber convulsivische Zuckungen, die über seine Lippen flogen, verriethen nur zu oft den Zustand seiner Seele.

Der Generaladvocat Moulins war wieder hergestellt, mußte aber seinen Vortrag noch sitzend halten. Wir finden darin wenig neues Licht auf den dunkeln Fall geworfen. Er zeigt uns nur, wie Besson vom Schweinetreiber bei seiner oder seinen Herrinnen allmälig bis zum Vertrauten gestiegen. Ob dies Vertrauen noch weiter gegangen, berührt er nur durch die Worte: „Besson wollte, daß Marcellange nicht mehr Herr sei, damit er in seine Stelle rücke; vielleicht mögen auch andere Leidenschaften ihn angeregt haben.“ Demnächst sucht er den nächsten positiven Grund des Hasses, den Besson gegen Herrn von Marcellange trug, nur durch die falsche Stellung zu motiviren, welche Frau von Marcellange ihm gewährt, und die er noch unter der Herrschaft des Ehemannes zu behaupten versuchte, dieser aber ihm nicht gewähren durfte. Es galt in diesem Processe nur ein Verdict gegen Besson als Thäter und unmittelbaren Urheber zu erhalten. Er hebt zwar schon hervor, wie die Art, in welcher die Damen von Chamblas die Todesnachricht am Morgen des 2. Septembers durch den

Brief des Maire Berger empfangen („ein Maire, welcher so viele Sorgfalt getragen, die Thatsache der Ermordung zu constatiren und so wenig angewandt hat, nach den Urhebern zu suchen"), darauf hindeute, daß sie ihnen nicht ganz unerwartet gekommen, ja wie Vieles darauf deute, daß sie schon vorbereitet gewesen, aber er läßt die vielen Fragen ruhen, da „wir hier nur einen einzelnen Menschen anklagen; aber, meine Herren Geschwornen, verstehen Sie uns wol, wir berühren hier schon alle moralischen Seiten des Processes." Zu dieser scheint er auch Arsac's Verhältniß zu rechnen. Arsac sei von dem Gerichtshofe zum Maximum der Strafe verurtheilt, welche das Gesetz auf das Vergehen gesetzt, dessen er nominell angeschuldigt worden; aber in der Arbitrirung dieses höchsten Strafmaßes liege schon die Hinweisung auf ein größeres Verbrechen, und er spreche es hier unumwunden aus: daß Arsac Jacques Besson's Mitschuldiger gewesen, der ihm bei Ausführung des Verbrechens wissentlich geholfen, indem er den Hund während der That gehalten und dann laufen gelassen. Daß Zeugen auch in diesem Processe aufgetreten wären, welche mehr aussagten, als sie wüßten, schien er nicht in Abrede stellen zu wollen, behauptete aber, es sei notorisch, daß in Criminalfällen die falschen Zeugenaussagen sich in der Regel nur zu Gunsten des Angeklagten, und nur in den seltensten Ausnahmefällen gegen denselben vernehmen ließen. Endlich hub er als Motiv, warum die That grade am 1. September geschehen und zu einer Zeit, wo Besson möglicherweise noch etwas leidend an den Pocken war, hervor, daß es der letzte Augenblick gewesen, wo durch Herrn von Marcellange's Ermordung für Besson und die Damen von Chamblas ein wirklicher materieller Vortheil erzielt wurde. Der Verstorbene wollte das

Gut verpachten, am 2. September sollte der Pachtcontrakt abgeschlossen werden und am 5. oder 6. wollte er Chamblas verlassen, um sich zu seiner Familie nach dem Bourbonnais zu begeben, wo die Kugel eines Mörders ihn schwerer erreichte, wenn es aber geschah, den Abschluß des Pachtcontraktes nicht mehr unmöglich machte, nicht mehr löste. — Also war die Nacht auf den 1. September der letzte Termin, und die Unbequemlichkeit, welche dabei wegen der noch andauernden Krankheitsschwäche überwunden werden mußte, ward durch den Umstand compensirt, daß diese Schwäche im Falle des Argwohns zum trefflichen Vertheidigungsmittel sich gebrauchen ließ.

Die Schlußrede des Anklägers hatte 5½ Stunde gedauert!

Der Vertheidiger, Rouher, ward mit seiner Vertheidigungsrede nicht einmal in dieser Sitzung fertig, sie mußte in der Sitzung des 27. August fortgesetzt werden.

Er machte die Geschwornen zuerst darauf aufmerksam und beschwor sie, dem Umstande den vollen Ernst ihres Nachdenkens zu widmen, daß in diesem Falle ein Vorurtheil im Voraus im Publicum obwalte, daß heftige Leidenschaften in dem Gericht, welches die öffentliche Meinung bereits dictirt zu haben schien, mitsprächen. Diesem Umstande sei es beizumessen, daß zufolge höherer Bestimmung der Angeschuldigte seinen natürlichen Richtern, die seine Persönlichkeit und die Verhältnisse näher kennen, den Geschwornen in Puy entzogen und vor die parteilosen Geschwornen des entfernteren Riom gezogen worden. Ihre Aufgabe sei es, jede Leidenschaftlichkeit, jede Voreingenommenheit zu verbannen, und die Thatsachen, wie sie sich darstellten, der strengsten Prüfung zu unterwerfen. Er klagte darüber, daß auch durch

Druckſchriften, die von der Familie Marcellange ausgingen, das Vorurtheil hinaus über die Bevölkerung der Gegend von Puy, ja durch Frankreich ſelbſt zu Ungunſten ſeines Clienten genährt worden, und ſelbſt nicht ohne Einfluß auf die Jury geweſen ſein könne.

Der Vertheidiger ſtellte die eheliche Uneinigkeit der beiden Marcellange'ſchen Gatten nicht in Abrede, aber er hielt ſie durch die Verhältniſſe für begründet. „Louis de Marcellange, 28 Jahre alt, Unterbeamter in einer Adminiſtration, hatte ſich mit der Erbin einer edlen, reichen und angeſehenen Familie vermählt. Die Vortheile einer ſolchen Verbindung ließen ihn überſehen, daß ſeine Frau häßlich war. Die Heirath ließ im Voraus wenig Glück erwarten. Der Mann brachte Schulden mit, um ſie zu bezahlen bedurfte es einer außerordentlichen Oekonomie. Die Mutter ſeiner Frau, ſo vielfach angefeindet, hatte ſich ihres Vermögens beraubt (?) und hatte ſich nur einen Theil des Nießbrauchs bedungen, und doch hatte Herr von Chamblas ſeinem Schwiegerſohne das ganze Gut zu, für dieſen, vortheilhaften Bedingungen verpachtet. Zwei Damen, an alle Annehmlichkeiten des Lebens und Luxus gewöhnt, ſahen ſich auf das Nothwendigſte beſchränkt. Konnte da Friede und Eintracht beſtehen?“

Die Gemüther erbitterten ſich gegenſeitig bis zu einer Höhe, daß Herr von Marcellange es für möglich hielt, daß er ſelbſt vergiftet worden, ja daß auch ſeine Kinder und von ihrer Mutter! vergiftet wären.

Am 4. September, führt der Vertheidiger an, als ſchon der Verdacht der That auf Beſſon gefallen, habe man ſeine Flinte unterſucht und ſie ihm wieder zurückgegeben, „nachdem man ſich überzeugt, daß ſie neuerdings nicht gebraucht worden.“ — Als er am 19. No-

vember verhaftet worden, ſei er freiwillig, ruhig, ohne eine Bewegung dem Gensdarmen gefolgt, und ſo ruhig ſei er dieſe zwei Jahre durch im Gefängniſſe geblieben, wie nur das Gefühl der Unſchuld es einem Verfolgten dictiren könne.

Man ſpreche von geheimnißvollen Einflüſſen mächtiger Perſonen außerhalb des Gefängniſſes. Wer hätte dieſe üben ſollen! — Die unglücklichen Damen von Chamblas, welche die Verleumdung dermaßen verfolgt und zerknickt habe, daß ſie kaum den Kopf erheben und den Namen ohne Erröthen ausſprechen könnten, den ſie von ihren Vätern ererbt! (Ein beachtenswerthes Zugeſtändniß!)

Er rügte, daß man ſich auf das Zeugniß einer thörigen Schwätzerin, wie die Tante Marguerite, ſtützen konne, und wenn man es thue, daß man nicht auch ihre anderweitigen Ausſagen vor dem Inſtructionsrichter den Geſchwornen vorgelegt habe, die, durch und durch abſurd, von der reichen Phantaſie dieſer leichtgläubigen Frau ein Zeugniß ablegten, welches ihr anderweitiges mehr als verdächtige.

Auf wie ſchwachen Füßen die Anklage gegen Jacques Beſſon ruhe, gehe ſchon daraus hervor, daß man früher zwei andere Perſonen, Einen Rameus Villadieu, und den Schuhputzer Beſſon, genannt Magnan, angeſchuldigt und lange in Verhaft gehalten habe; ja der Name Beſſon habe allein ſchon genügt, um einen Menſchen zu verdächtigen. Ferner verrathe die Anklage auch darin ihre Schwäche, daß ſie Beſſon zuerſt als Urheber, und dann, als getraue ſie ſich ſelbſt nicht recht, ihn ſubſidiariſch als Complicen bezüchtige.

Worin beſtehe denn das große Vertrauen, welches die Damen ihrem Diener Beſſon bezeugt! Gründlich er-

wiesen sei nichts, als daß er für sie Holz und Kohlen gekauft und mit einigen Verwaltungsaufträgen betraut gewesen. — Er sei ein gemeiner Diener und, in der Erziehung vernachlässigt, ein ungeschliffener Mensch. Leute dieser Art pflegten sich für ihre lange Erniedrigung gelegentlich durch grobe, impertinente Aeußerungen zu entschädigen, für die kriechende Unterwürfigkeit in Gegenwart des Herrn zu rächen durch Schimpfreden hinter ihrem Rücken. Wenn Besson sich dergleichen erlaubt, wären das Indicien, daß er mit der Intention umgegangen, ihn zu ermorden?

Der Vertheidiger ging auf die Möglichkeit über, daß der Mord durch Andere verübt worden. 14 Tage vor Herrn von Marcellange's Tode war der Feldhüter Colombel, wahrscheinlich aus Rache, erschossen worden. Niemand weiß von wem; aber in seiner Sterbestunde hatte er zum Arzte Allirol die Worte ausgestoßen: „Herr von Marcellange wird auch so umkommen!“ Der unglückliche Feldhüter, ein glaubwurdiger Mann, habe dabei nur auf Herrn von Marcellange's bekannte Strenge gegen Uebertreter der Wald- und Feldordnungen angespielt. — Von diesem Umstande erfahren wir erst in der Vertheidigungsrede; in den weitläufigen Verhandlungen ist nichts davon mitgetheilt. Wenn die Vertheidigung es nicht für nöthig gehalten, darüber Beweis aufnehmen zu lassen, so muß der Umstand von keiner Erheblichkeit erschienen sein.

Arsac sei wegen Meineides verurtheilt worden; er habe volle Achtung vor dem Richterspruch, der aber für die hiesigen Geschwornen, die nur ihrem Gewissen zu folgen hätten, keinen Maßstab abgebe. Sehe dieser junge Mensch wie ein Meineidiger aus, dem hier die Gnade geboten worden und dort 10 Jahre Einsperrung, und

der mit einer moralischen Kraft ohne Gleichen bei seiner ersten Erklärung geblieben und die Worte wiederholt habe: Die Menschen sind ungerecht, Gott wird mich richten! — Auf Arsac's Verurtheilung die Anklage festigen zu wollen, sei mehr als mislich.

Der todte Soldat, Mathieu Reynaud habe, feierlich von dem Richter vernommen, bei seinen Lebzeiten erklärt, daß er den Mann im Walde nicht gekannt, nun wolle man den Aussagen einiger Zeugen mehr glauben, vor denen er gesagt haben soll, daß er in ihm Besson erkannt, Hinterbringungen eines Zeugengeschwätzes mehr Glauben beimessen, als einer eidlichen Aussage zu Protocoll!

Ebenso focht er die Glaubwürdigkeit Claude Reynaud's an, der seine Zeugnisse immer nach den Bedürfnissen und Wünschen der öffentlichen Anklage und der Instructionsrichter accommodirt habe. Er habe die Furcht vorgeschützt, aber die Furcht bewege nur zum Schweigen, nicht zum falschen Angeben und er habe wie so viele Andere zuerst Michel Besson, genannt Magnan, als den Mann angedeutet, den er im Walde gesehen haben könne, dann, als man von zwei Thätern gesprochen, und Jacques Besson genannt, habe er zwei Männer im Walde gesehen, der eine im Vorgrunde sei zu Jacques Besson allmälig geworden, der andere im Hintergrunde Michel Besson geblieben. Erst im neunten Verhör habe er positiv erklärt, daß er in dem Manne mit der Flinte Jacques Besson erkannt. Wie komme man nun darauf, gerade diese neunte Aussage für die allein richtige zu erklären? Positiv habe dieser Zeuge nicht ein Mal, sondern mehrmals gelogen; wenn er früher wahr gesprochen, so jetzt; wenn er jetzt die Wahrheit sage, in seinen acht früheren Aussagen. Jedenfalls sei er danach kein glaubwürdiger Zeuge, seine Glaubwürdigkeit sei durch seine ei-

genen Widersprüche vernichtet. Der Vertheidiger wollte weder dem königlichen Procurator, noch der mitklagenden Familie Marcellange die Anschuldigungen zurück geben, welche diese auf die Familie Chamblas geworfen, daß sie Zeugen geworben, bestochen habe; aber ein lügenhafter Zeuge sei und bleibe Claude Reynaud und, wenn er nicht für baares Geld gelogen, so habe er doch mit der Speculation auf künftige Belohnung gelogen, wie Fälle der Art häufig vorkämen. Wenn man ihm Glauben schenke und auf sein Zeugniß hin Besson verurtheile, werde zwar die ehrenhafte Marcellange'sche Familie schwerlich Claude Reynaud belohnen, wo er etwa mit offener Hand an ihrer Schwelle erschiene, sie würde ihn vielmehr mit Verachtung abweisen, wenn er sagte: Mir habt Ihr's zu verdanken, daß Besson verurtheilt ward, aber das furchtbare Unglück, die Folge des falschen Zeugnisses werde um deswillen nicht rückgängig gemacht, daß man den Zeugen mit Verachtung von sich stoße.

Zum Schluß suchte der Vertheidiger den Alibibeweis als vollständig geführt darzustellen. Acht Zeugen hatten das Alibi bekundet, und daß man nicht gewagt „diese bejahrten, vom Alter und der Frömmigkeit gekrümmten Jungfern (die Pfarrköchinnen) zu verhaften," und sie, wie Arsac und Bernard wegen falschen Zeugnisses zur Untersuchung zu ziehen, spreche zu deutlich von dem Zweifel, der auch die Richter beschlichen und eine Verurtheilung unmöglich mache.

Die Sitzung schloß erst Abends um 7 Uhr und der Schlußbericht des Advocaten der Familie Marcellange mußte bis zur folgenden aufgeschoben bleiben.

Diese letzte Sitzung vom 27. August füllte die Rede des Advocaten Bac. Ihr pathetischer Eingang, bei der besondern Stellung des Redners zur Sache, diesmal vielleicht angemessen, lautete:

„Als Louis Villebardin de Marcellange, von düsteren Vorahnungen ergriffen, im Schoße seiner Familie seine Schmerzen und Befürchtungen ausschüttete, rief er aus: „Wenn ich sterbe, rächt mich.“ Und 8 Monate darauf ertönte dieser selbe Schrei, aus dem Wiederhall der Wälder von Chamblas zu dem Bruder und zur Schwester, aber dieses Mal ertönte er aus einem Grabe. Der Bruder und die Schwester haben sich an den Rand des Grabes ihres Bruders gesetzt, in ihrem tiefen Schmerze eine Rache erwartend, die so lange gezögert hat. Sie haben sich gelobt, den Wunsch des ermordeten Bruders zu erfüllen und seit zwei Jahren gehen sie der so lange verschobenen Erfüllung dieses Gelübdes entgegen. Endlich kommt der Tag. Einer von Denen, die sich als ein Hinderniß dazwischen erhoben, ist schon gefallen unter den Schlägen der Gerechtigkeit. Was die betrifft, welche noch übrig sind ... Gott allein weiß, wann auch für sie der Tag der Gerechtigkeit kommen wird ...“

Bac's Ausführung enthielt vieles Neue, viele Mittheilungen aus den Familienpapieren, welche auf die zum Grunde liegenden Verhältnisse neues Licht werfen. Er bewies, daß die Darstellung des Vertheidigers, nach welcher die Ehe von Anfang an, und durch die Schuld des Ermordeten, eine unglückliche gewesen, falsch sei. Mehre Briefe der Frau von Marcellange bekunden, daß der so verleumdete Mann auch seiner Frau durch sein Benehmen etwas von der Neigung einzuflößen gewußt, welche sein Schwiegervater ihm geschenkt hatte. In einem die-

einem romantischen Thale, gebildet von mehreren zusammenstoßenden Schluchten, erfuhren wir zum ersten Mal die Gastfreundschaft eines Norwegischen Pfarrers, der uns, nachdem nur Einer der Gesellschaft einen beiläufigen Besuch gemacht, sogleich sämmtlich in das reinliche Pfarrhaus citiren ließ und, trotz der harrenden Wagen und des schon eingenommenen Frühstücks, noch einmal an dem vollauf getragenen Theil zu nehmen zwang. In den nördlichen Provinzen in Schweden sowohl, als in Norwegen ist jeder Fremde eine eben so willkommene Erscheinung, als dem erschöpften Reisenden selbst die bei gastlichen Wirthen. Ich habe nie ein reitzender gelegenes Pfarrhaus gesehen. Ein wohlgeordneter Garten, hoch gelegen über den nächsten Wiesen, Büschen und Bächen, umgiebt es, während man nach allen Seiten eine amphitheatralische Aussicht auf die malerisch gruppirten, meist mit Laub übergrünten Bergesseiten gewinnt. Die Wände sind fast überall steil, aber nicht schroff und nirgends so hoch, wie im Guldbrandsdal, daß der liebliche Charakter durch den erhabenen ausgeschlossen wäre. Es schien ein glücklicher Familienkreis

ſer Briefe, vom 15. Juni 1836, heißt es: „Es iſt mir immer angenehm an Dich zu denken, lieber Freund; ich fühle, daß ich Dich wahrhaft liebe, weil mein Herz durch Deine Abweſenheit leidet. Von ganzer Seele verwünſche ich dieſe gegenſeitige Furcht, die meine Qual iſt, und die mir die Rückkehr zu einer Perſon ſo peinlich macht, an die zu denken mir das Herz zerreißt.“

Indeſſen ſieht man bald, daß die ökonomiſchen Angelegenheiten bei dieſer zärtlichen Gattin eine Hauptrolle ſpielen. In einem Briefe vom 9. Juni 1837 an ihren Gatten heißt es: „Unſre Briefe kreuzten ſich, lieber Freund. Mit Vergnügen ſehe ich, daß Du Dich mit unſeren Angelegenheiten beſchäftigſt. — Ich bin gar nicht verwundert darüber, daß Du mit ruhiger Ueberlegung fühlſt, wie Du Deine Anſtrengungen vermehren mußt, da Deine Vaterpflichten mitſprechen. Du biſt zufrieden mit dem Verkaufe Deiner Hammel. Es iſt kein Jahr, um großen Vortheil zu ziehen. Du haſt ſie nicht für 18 Francs das Stück verkaufen wollen. Mich dünkt, Du haſt auch beim letzten Verkaufe nicht mehr eingenommen. Indeſſen iſt es immer gut, daß Du doch etwas dabei gewonnen haſt. — — Ich bin gar nicht über Berger's (des Maire?) Cabalen, Dich aus dem Municipalconſeil zu entfernen, verwundert; hatte er es doch mit meinem armen Vater eben ſo gemacht; aber er war weniger glücklich und hatte das unangenehme Nachgefühl, daß die vergebliche Mühe ihm noch 150 Francs gekoſtet hatte.“

Die Briefe tragen, bald nachdem die Schwiegermutter ins Haus gekommen, einen ganz andern Charakter. So ſchreibt er am 13. April 1838 an ſeinen Vater: „Alle Tage quäle ich mich, um endlich mit meiner Schwiegermutter zu Stande zu kommen. Aber w. es

Verwandte gibt, und vor allem solche, die als Erben Ansprüche machen und fürchten, daß ihnen die hübsche Erbschaft entrissen werden könnte, da muß man von ihrer Seite auf Alles gefaßt sein. Der Krieg, den sie mit mir führen, ist kein offener Krieg, denn sie wissen recht gut, daß sie Einen finden, der ihnen antworten würde. Sie sind daher, Stirn gegen Stirn, unendlich artig gegen mich, aber sobald ich ihnen nur den Rücken gedreht, überhäufen sie meine arme Frau mit tr[illegible] und hinterlistigen Rathschlägen. Die Tante, ein[illegible] geschickte und ehrgeizige Frau, bietet alle Künste auf, um meine Frau es bereuen zu lassen, daß sie sich ohne ihren Rath verheirathet hat. Da sie die Schwäche meiner Frau kennt, fängt sie damit an, ihr alle mögliche Theilnahme zu zeigen und dann nestelt und klammert sie sich an Alles an, um etwas gegen mich oder meine Familie aufzufinden. Wohin alles, über Moulins hinaus, hat sie sich in Correspondenz gesetzt. Sie ist so weit gegangen zu sagen, daß ich gar nichts besäße, und daß ich mein Glück auf Kosten meiner Frau machen wollte. Um endlich auf unsre Geschäftsangelegenheiten zurückzukommen, so haben wir Jeder einen Schiedsrichter genommen, und, im Augenblick, wo nun Alles geschlichtet sein sollte, wollten die Damen von nichts Anderm mehr hören, und ich sehe, daß ihre Absicht ist, Alles ruhen zu lassen, wie es ist ..."

Aber seine Lage verschlimmerte sich. Bald darauf schreibt er: „Heute muß es enden, so oder so, denn in der Lage kann ich nicht bleiben. Alles stürzt auf mich ein, und seit Frau von Chamblas bei uns ist, will sie Alles leiten. Nur wenn es zahlen gilt, werden die Rechnungen mir zugeschickt. — — Im Ganzen würden wir uns noch mit Frau von Chamblas vereinigen, wenn

es nicht die unglückſeligen Geldintereſſen wären, wenn ich die Augen zu ihren Ausgaben ſchlöſſe, wenn ich Alles bezahlte, ohne je den Mund aufzuthun, auch wenn ſie die Einkünfte überſtiegen. Dann wäre ich ein lieber, guter Mann."

In einem Briefe vom 10. Juni heißt es: „Lieber Vater, wir ſtehen noch immer auf demſelben Punkte. Meine Frau verſteckt ſich vor mir; aber ich weiß nur zu gut, daß ſie mit ihrer Mutter eines Sinnes iſt, mich auf den knappſten Etat zu ſetzen. Ihre Mutter hat ihr verſprochen, Alles anzuſtrengen, um auf meine Koſten ihr Paraphernalgut zu vergrößern. Seit ich verheirathet bin, habe ich doch die Einkünfte meiner Frau jedes Jahr um mehr als 2000 Francs erhöht. Jetzt, wo ich dieſe Einkünfte vermindert ſehe, muß ich doch, um mit Ehren unſeren Geſchäften vorzuſtehen, unſern Haushalt verringern. Wir haben 10 Domeſtiken; ich will nur die Hälfte behalten, und, wie es komme, ich werde es durchſetzen. ... Die Damen ſcheinen ganz erſtaunt, wie ich ihnen gegenüber handle. ... Daher fordere ich denn ein Inventarium über Alles, was Herr von Chamblas hinterlaſſen hat, an Mobilien und Immobilien. Vor Allem ſoll Das ausgeſchieden werden, was meiner Schwiegermutter zukommt, und ſie ſoll ihre Revenuen verzehren können, wie ſie Luſt hat. Sie möchte gern unſer Haus zur Hälfte haben, das verweigere ich, es muß jedes Stück Einem oder dem Andern gehören, damit Eintracht bleibt. Ich biete ihr an, eine Penſion zu zahlen, oder ſie ſoll mir zahlen; ich laſſe ihr die Wahl, aber ſie will nicht. ... Meine Frau iſt ſehr gegen mich aufgebracht, daß ich die Ausgaben einſchränke. Ich weiß, ſie hat Dir geſchrieben, ich ſei ein Egoiſt, ein Despot. Weiß ich doch nur zu gut, daß, wo es ſich darum handelt, die Wirth-

schaftsausgaben zu mindern, das allen möglichen Verdruß gibt. Schreibt meine Frau Dir wieder ein Mal, um sich zu beklagen, stelle ihr dann nur die Frage: Wieviel bleibt Euch an Einkünften und wie viel habt Ihr im Jahre ausgegeben? Sie führt unsre Rechnungsbücher; sagt sie Dir die Wahrheit, so muß ihre Antwort meine Rechtfertigung sein. — Jetzt bin ich auch überzeugt, daß meine Frau mit daran schuld ist, daß die Theilung mit der Schwiegermutter solche Schwierigkeiten macht. Man hat ihr in den Kopf gesetzt, daß, je mehr ihre Mutter von dem Eigenthume ihres Vaters herausziehe, um so mehr würden ihre Paraphernalgüter sich vermehren. Sie könnte dann für sich ökonomiiren, während ich durch den Heirathscontract verpflichtet wäre, für alle Ausgaben des Hauses und der Wirthschaft zu sorgen. Das ist der gordische Knoten! Lebe wohl, theurer Vater."

Die Sachen wurden immer schlimmer, wie man aus einem Briefe des Vaters an den Sohn (vom 18. Juli 1838) ersieht, in welchem jener als letzte Hoffnung eines guten Einverständnisses die erwartete Geburt des zweiten Knaben ansieht: „Hoffentlich werden dann Mutter und Großmutter sich in Deine Wünsche fügen, um Dir das Leben unter ihnen nicht mehr zum Ekel zu machen; denn ohne dies wäre es nicht mehr zum Aushalten, und es würde mich nicht verwundern, wenn Du in einem Augenblicke des Mismuthes Dich entschlössest den Frieden bei uns zu suchen. Ich bitte Dich aber zu diesem Aeußersten erst dann zu schreiten, wenn Du es gar nicht mehr aushalten kannst."

Beide Kinder waren — „unter unerklärlichen Umständen," wirft der Anwalt hin — gestorben, und der eheliche Zwist war bis zum gerichtlichen Proceß gediehen,

als Herr von Marcellange, der Vater, einen anonymen Brief, datirt vom 27. Mai 1840, erhielt. Er lautet:

„Mein Herr!

„Zur Zeit der Verheirathung des Fräulein von Chamblas hieß es allgemein, daß sie betrogen sei; daß sie im Glauben gewesen, eine passende Verbindung zu schließen, aber daß ihr Zukünftiger nur ein Bureauschreiber, ein Kellerschnüffler sei. Diesen Winter haben Schlächter, welche mit Herrn von Marcellange einen Streit gehabt, ihm diesen Beinamen gegeben, der denn auch bald durch die ganze Stadt lief; sie nannten ihn auch einen Abenteurer, selbst einen Bastard. Andere wohl unterrichtete Personen sagten, daß Fräulein von Chamblas in eine Familie von Narren heirathe, und daß sie sehr unglücklich sein werde. Da diese Gerüchte die Wißbegier mehrer Personen erregte, so suchten sie Nachrichten über die Familie dieser zweideutigen Person einzuziehen. (Hier berührte der Schandbrief Umstände über andere, noch lebende Mitglieder der Familie Marcellange, von so injuriöser Art, daß der Anwalt darüber fortging.) ... Im Allgemeinen wundert man sich, daß Ihre Kinder Ihnen so wenig gleichen. Auch begreift man nicht, daß Sie nicht mehr Anstrengungen machen, Ihren Sohn von dem schlechten Wege abzuziehen, auf welchen er sich geworfen hat. Vielleicht kennen Sie nicht seine beklagenswerthe und scandalöse Aufführung. Er verzehrt das Vermögen seiner Frau, welcher er Alles entzieht, während er gegen Andere den Großmüthigen spielt. Sie muß bei den Kaufleuten Rechnungen aufsummen lassen, die dann keine Bezahlung erhalten können und Ihren Sohn verklagen, der ihnen dann die Zahlung verweigert. Dann legen die Kaufleute Beschlag auf die Pächte, um zu ihrem Gelde zu kommen. Es

scheint, daß diese Dame, da sie die schlechte Verwaltung ihres Mannes nicht länger aushalten kann, auf Trennung der Güter angetragen hat. Alle Abonnenten im Cirkel kennen alle seine häuslichen Zänkereien, alle seine angeblichen Beschwerden gegen seine Schwiegermutter. Er theilt ihnen auch alle seine Speculationen mit, wie er seine Hammel, seinen Klee verkauft. Seine glücklichste Speculation war aber doch seine Heirath. Die Leute können es gar nicht aushalten, wie er über Alles schwatzt, was ihn interessirt. — — — — — Er hat zu aller Welt geplaudert, daß sein Vater ihn veranlaßt, sich von seiner Frau zu trennen. Dieser Rath schien sehr seltsam. Der Name Marcellange wird schon sprüchwörtlich in unserer Stadt, wenn man von einer schlechten Haushaltung sprechen will. Vielleicht hat Ihr Sohn, der es vor Allem liebt, von sich sprechen zu machen, es sich vorgesetzt, als schlechter Ehemann zu einer Celebrität zu gelangen, da jede andere ihm doch versagt ist. Einige von Herrn von Marcellange's vermeintlichen Freunden sind, was man sagt, recht gemeinen Schlages, aber wie sie auch sind, würde es ihnen doch schwer werden, ihm die Stange zu halten in seinen gemeinen Gesinnungen. Man nennt unter ihnen zumeist einen ehemaligen Schlächter, der in Lumpen und Fetzen umhergeht, und was daran hängt. Diese achtbare Personage promenirt häufig mit Herrn von Marcellange in den öffentlichen Spaziergängen. Wenn man unsern Herrn von Marcellange in so guter Gesellschaft sieht, zeigt man mit dem Finger auf ihn und spricht: „Seht doch, seht den Schwiegersohn des Herrn von Chamblas. Ein solcher Frischling verdiente doch nicht in dieses Haus Eintritt zu erhalten."

„Ein Gefühl von Mitleid bewegt mich, Ihnen diese

traurigen und für das Herz eines Vaters so betrübenden Wahrheiten mitzutheilen.

„Ihr ergebenster Diener."

Dieser malitiöse Schmähbrief könnte viel Licht auf die Verhältnisse werfen, wenn derselbe nicht, aller Wahrscheinlichkeit nach, von der Hand der jetzigen Witwe Theodora von Marcellange selbst geschrieben wäre. Der Anwalt der Familie behauptete es, es wäre kein Zweifel, wenn man die Handschrift, das Papier, die Art des Couverts mit den anerkannten Briefen der Dame vergliche. Auch so werfe er ein Licht auf den Charakter der Briefstellerin. Ihre anderen Briefe beweisen, daß sie keine Commère von der Bildungsstufe der fingirten Schreiberin war, der Wille und die Kunst dies zu fingiren wären aber nicht minder sprechende Ankläger gegen sie.

Außer diesem neuen, in den Verhandlungen wenigstens nicht vorgekommenen Factum hob der Civilanwalt noch einen andern unerwähnt gebliebenen Umstand hervor. Der Vermögenszustand der Damen von Chamblas sei bekannt, ihre Einkünfte wären mehr als hinreichend für ihre Bedürfnisse, besonders seit der gräßlichen Katastrophe. Dennoch hatten sie seit den Assisen zu Pun nicht weniger als 30000 Francs als Darlehn aufgenommen und auf ihr Gut hypotheciren lassen. „Das alte Schloß Chamblas ward entehrt durch diese Brandmarkung, welche das Mistrauen des Darleihers immer auf hypothecirtes Eigenthum aufdrückt." (?) Und wozu? — Um Zeugen zu erkaufen, Stillschweigen bei Denen, die man durch Schrecken nicht zwingen konnte. „Vor Allem ist dadurch der Alibibeweis erkauft worden." — „Diese stolze Theodora, ruft der Redner aus, welche so eben in Ihrer Gegenwart in hochmüthigem Tone ausgerufen,

daß bei ihr die Domestiken an ihrem Platze blieben, sie konnte so weit ihre Würde vergessen und ihren Stammbaum herabwürdigen, Alles um diesen Menschen da, um einen Knecht, den die allgemeine Stimme verurtheilt und den die Gerechtigkeit ergriffen hat. Sie selbst hat die Liste der Zeugen für sein Alibi an den königlichen Procurator eingesandt. — Als er gefangen, muß ihm täglich sein Diner gebracht werden, er muß auf einem weichen Bette ruhen! — Die Beweise werden dringender, ein Arrêt des königlichen Gerichtshofes stellt ihn als verdächtig des Mordes von Louis von Marcellange vor die Assisen, und doch läßt die Witwe und Schwiegermutter des Ermordeten keinen Augenblick in ihrer liebevollen Sorgfalt für den Angeschuldigten nach. Ja ihr Interesse für ihn steigt, je schwerer der Verdacht auf ihn fällt; für einen des entsetzlichsten Verbrechens beschuldigten Menschen setzt Eine wie die Andere ihre Ehre, ihr Vermögen daran!" — Warum aber, fragt er, da Besson's Vertheidigung ihnen Alles galt, da sie Zeugen für ihn warben, beschwichtigten, beseitigten, weshalb setzten sie auf die Listen der Entlastungszeugen, eingereicht dem Procurator, nicht voran ihre eigenen Namen? Warum nicht den Namen ihrer Kammerfrau Marie Boudon? War das Selbsterkenntniß und kannten sie so genau den Credit, den ihr Wort haben mußte?

Dann verweilte der Ankläger bei einem als Beweisstück zweifelhafteren Umstande, Besson's Benehmen in Gegenwart der Leiche: „Er trat in das Zimmer, wo der Leichnam lag, er näherte sich ihm und sein Blick haftete noch drohend auf dem starren Körper. Der Marechal-des-Logis rief unwillkürlich aus: „Das ist der Schuldige!" und die beiden Gensdarmen, welche jenen begleiteten, riefen zugleich: „Dieser Mensch muß der

Meuchelmörder ſein!“ Gensdarmen mögen ſehr gute Pſychologen ſein, es wäre aber doch gefährlich, auf ihre Diagnoſe hin einen Menſchen für ſchuldig zu erklären. Verdacht zu haben, zu nähren iſt ihre Aufgabe, ihr Geſchäft.

In dem Pathos, mit dem er begonnen, ſchloß der Redner: „Seit zwei Jahren hat die ehrenwerthe Familie, deren Schmerz ich theile, keine Ruhe; ſeit zwei Jahren ſieht ſie jeden Tag in ihren Träumen das blutende Geſpenſt Louis' von Marcellange, das ihnen zuruft: Ich bin ermordet ... rächt mich! — Die Rache wird ihm werden, denn die Familie wird nicht ruhen, bis ſie dieſelbe gefunden hat. In ihrem Suchen wird ſie endlich auf den Gipfel kommen. Sie weiß, daß die Gerechtigkeit langſam geht, aber ſie weiß auch, daß die Rache, früh oder ſpät, den Schuldigen ereilt. — Am Tage des göttlichen Gerichtes ſpricht der Berg zum Hügel: Die Fluth wird Dich bedecken, vor mir weicht ſie ſcheu zurück. Die Fluth bedeckt die Ebene, bald ſteigt ſie auch über den Hügel und leckt an die Seite des Berges und dann überfluthet ſie ſeinen Gipfel. — Wir haben eine Pflicht zu erfüllen, wir werden ſie zum Ende erfüllen. Louis von Marcellange fordert eine dreifache Sühne. Arſac iſt ſchon gefallen ... Heut kommt die Reihe an Beſſon ... Morgen an die Damen von Chamblas!“

Das Publicum ſuchte dieſe Damen vergebens in den Reihen der Zeugen, ſie waren verſchwunden.

Der öffentliche Ankläger Moulins erklärte, er habe nach Herrn von Bac's Meiſterrede nichts hinzuzufügen, nur machte er die Geſchwornen darauf aufmerkſam, daß, wie die Sache läge, nichts ſie beſtimmen könne, ihr Schuldig unter mildernden Umſtänden auszuſprechen.

Auch der Vertheidiger Reuher überhäufte den Advo-

caten Bac mit seltsamen Lobsprüchen wegen einer Rede, welche durch die Macht der Eloquenz seinen unglücklichen Clienten zu erdrücken bestimmt scheine. Seine Kräfte wichen vor solcher Allgewalt; solle er nun, wo jener die Verdammung auf andere, dritte Personen schleudere, zu dem Nothbehelf greifen und ausrufen: „Wenn Besson schuldig ist, so darf doch sein Haupt nicht fallen, denn er war nur das Instrument des Hasses einer andern. Besson's Haupt darf nicht fallen; er muß aus Gnade sein ganzes Leben, die Kugel am Fuß, arbeiten, arbeiten sein langes, langes Leben, ohne Schlaf, ohne Hoffnung, unter Qualen und Schmerzen! — — Ich will diesen Boden der Vertheidigung nicht betreten, auf den man mich hin nothigt; aber sagen würde ich, wenn die Sache sich so verhielte, wie die Civilpartei sie darstellt: wohlan! dann darf Jacques Besson nicht auf das Schaffot, denn wenn — um mich des Bildes meines Gegners zu bedienen — wenn der Berg von der Sturmfluth noch nicht überdeckt ist, könnt Ihr den Hügel nicht treffen; wenn es andere Schuldige gibt, wenn Frauen, deren Herz vom Hasse vergiftet ist, das Verbrechen vorbereitet haben, wenn wirklich, wie man behauptet, die Verführung so furchtbar minirt hat, dann würde ich sagen: Ihr habt vor Euch nur einen unglücklichen Fanatiker, dieser Mann verdient wahrhaftig nicht die äußerste Strafe." Aber, erklärte er, er wolle diesen Boden nicht betreten; er fordere nur Gerechtigkeit und suche nur die Wahrheit. Auch die Damen von Chamblas müsse er vor dem gehässigen Verdacht vertheidigen, welchen mehr die Civil- als die öffentliche Anklage auf dieselben geworfen; er sehe aber in diesen Angriffen gegen edle Damen nur eine Selbsttäuschung, ja eine Hinneigung, leicht erklärlich, zu den demokratischen Tendenzen, welche es so gern sehen, wenn

beim Pfarrer Bull; eine gewiſſe deutſche Gemüthlichkeit, wirthſchaftliche Geſtalten, und zart gebildete Frauen, mochten ein trauliches Leben in dieſe ſchöne Einſamkeit bringen. Leider daß die Deutſche Sprache auch unter den Gebildeten faſt ganz verſchollen war. Nur der alte, aber noch ſehr rüſtige Vater war in ſeiner Jugend außerhalb Norwegen geweſen; indem er, wie alle ſeine Landesgenoſſen, damals in Kopenhagen ſtudiren müſſen. Seine Söhne hatten ſchon die Früchte der Norwegiſchen Unabhängigkeit geerntet, indem ſie auf der neu errichteten Univerſität zu Chriſtiania gebildet waren. Das Deutſch des Vaters war mehr und mehr in das Norwegiſche übergeklungen, welches er indeſſen ſo deutlich redete und mit einer ſo angenehmen melodiſchen Betonung, daß wir ihm ſehr gut folgen konnten. Seine Studienzeit auf der Kopenhagner Univerſität fiel zwar in eine Epoche der Deutſchen Litteratur, die um einige Jahre rückwärts liegt, doch kann man denken, daß wir einigen Stoff zur Unterhaltung fanden, als der Pfarrer uns frug: ob denn ſeit Zimmermanns Werk über die Einſamkeit noch viel in Deutſchland geſchrieben worden?

Hochgestellte gedemüthigt werden und gezwungen von der Höhe, auf welche die Geburt sie hingestellt, hinabzusteigen. — Der Vertheidiger schloß mit einer bewegtlichen Anrede an Besson, er solle beten, wie seine alte Mutter in diesem Augenblicke bete und weine, daß er nicht das Opfer eines richterlichen Irrthums werde.

— Jacques Besson, fragte der Präsident, habt Ihr selbst noch etwas zu Eurer Vertheidigung zu sagen?

„Ich werde unschuldig verfolgt, ich schwöre es."

Um 4 Uhr verließ die Jury den Saal, aber schon 25 Minuten nachher tönte die verhängnißvolle Klingel, die anzeigt, daß die Geschwornen ihr Verdict gefunden. Eine lange, peinliche Erwartung war auf allen Gesichtern zu lesen.

Die Antwort der Jury auf beide Fragen lautete: Schuldig. — Der Vorsitzende schwieg, es folgten keine mildernden Umstände.

Als Besson wieder hereingeführt ward, sah man ihm an, daß das düstere Schweigen ihn bereits von dem Urtheil unterrichtet hatte. Eine Leichenfarbe überzog sein Gesicht, der Rand um seine Augen war mit Blut unterlaufen. Während der Vorlesung stützte er das Haupt in beiden Händen und schien von convulsivischen Zuckungen ergriffen. Dann suchte er mit irren Blicken nach seinem Vertheidiger. Herr Rouher aber war schon fort. Der Präsident sprach selbst mit einer Stimme, bewegt von innerer Erschütterung, das Todesurtheil aus. Besson stürzte zu Boden, zwei Gensdarmen mußten ihn aus dem Saale tragen.

Dann schleppten sie ihn mehr als daß sie ihn führten nach dem Gefängniß. Den Kopf auf der Brust

niederhängend, schien er nichts von den tausend Neugierigen zu bemerken, welche schweigend neben her liefen, bis die Thüren sich hinter ihm schlossen. Hier fiel er in eine vollkommene Ohnmacht, aus der ihn das Salz, welches die barmherzigen Schwestern ihm vorhielten, nur mit Mühe erweckte. Mit stumpfen, glanzlosen Augen sah er sich dann um und lehnte es ab, etwas zu sich zu nehmen. Ein Pfarrer aus der Stadt, gebürtig aus Chamblas, der Besson von dorther persönlich kannte, besuchte ihn und bot ihm seinen geistlichen Trost an, den er auch mit Dank anzunehmen schien. Als der Gefangenwärter dem Verurtheilten die Ketten anzulegen kam, mußte er seine Stiefeln ausziehen. Da Schuhe fehlten, zog der würdige Geistliche seine eigenen aus und gab sie dem Unglücklichen.

In dem Verschluß, in welchen Besson jetzt gebracht ward, befanden sich schon 2 Delinquenten, die vor 8 Tagen zu lebenswieriger Galeerenstrafe wegen eines Mordes, an ihrem Schwiegervater vollbracht, verurtheilt waren. Sie suchten ihn in ihrer Art zu trösten; sein Schicksal sei, mit dem verglichen, welches sie erwarte, noch beneidenswerth. Der Eine, Pradet, hatte hinzugefügt: Uebrigens bin ich ganz unschuldig; ich bin ungerecht verurtheilt worden. Da hatte Besson zum ersten Mal wieder gesprochen: „Protestiren ist leicht, es hilft zu nichts; das Urtheil ist gesprochen, man muß sein Schicksal ertragen."

Unsere Leser werden uns beipflichten, daß bei dem bunten Durcheinander der Indicien, welche sich nach allen Seiten hin in geringfügige Details, ja fast in Atome zersplittern, oft nur in Aeußerungen bestehend,

die man durch Hörenſagen vom Hörenſagen erfährt, eine zuſammenhängende Erzählung mittelſt Auszuges ſich nicht liefern ließ, ohne undeutlich zu werden oder den Charakter des eigenthümlichen Falles zu verwiſchen, und dem Leſer die Möglichkeit zu rauben, ſelbſt urtheilen zu können. Letzteres aber möglich zu machen, ſcheint uns, bei zweifelhaften Proceſſen dieſer Art, auch die Aufgabe des Erzählers wie des Referenten, inſofern die Quellen dazu ſo reichhaltig und urſprünglich genug ſind, was freilich nicht immer zutrifft. Auch meinen wir, daß gerade in dieſem Falle die hiſtoriſche Darſtellung des Proceßverfahrens ſo reich an dramatiſchem und ſpannendem Intereſſe iſt wie ſelbſt berühmtere franzöſiſche Criminalproceſſe es nicht darbieten, ſo daß man uns gern durch das chaotiſche Labyrinth der Zeugenvernehmungen, über anſcheinend die unbedeutendſten Nebenumſtände, gefolgt iſt, trotz den Wiederholungen, welche doch immer wieder einen kleinen neuen Anſatz an dem großen Stein des Ermittelten zurücklaſſen. Nachdem wir aber den geſchichtlichen und ſceniſchen Hergang möglichſt getreu wiedergeben, müſſen wir zu unſerer eigenen Rechtfertigung wenigſtens verſuchen, den rothen Faden aus dieſem wirren Knäuel von Geſpinnſten der Wahrheit und des Truges zu entdecken.

Außer Zweifel iſt, durch Eingeſtändniſſe und Zeugenausſagen, daß die Ehe zwiſchen Herrn von Marcellange und ſeiner Frau eine höchſt unglückliche geweſen. Eine Erbitterung ſeitens der letzteren gegen den erſteren herrſchte ob. Sie verachtete, ſie haßte, ſie fürchtete ihn. Verachtung, weil ſie ihn für einen Mann unter ihrem Stande hielt, der durch Täuſchungen ihre Hand erworben hätte, weil er einer Lebensweiſe oblag, die ihrem ariſtokratiſchen Stolze zuwider war. Haß, weil er auf ſeine

Rechte zu ihrem Schaden bestand, weil er haushielt, wo sie luxuriös leben wollte. Furcht, weil er im Begriff stand, das Gut zu verpachten, wodurch ihr Einfluß auf lange Zeit vernichtet worden wäre. Die gemeinen Geldinteressen erscheinen aber als die eigentliche Wurzel dieses unversöhnlichen Hasses.

Einen solchen widerwärtigen, gemeinen Ehemann, der noch dazu die Ehefrau um ihr väterliches Vermögen zu bringen droht, sich wie es sei vom Halse zu schaffen, wo nach den Gesetzen die Ehescheidung unmöglich ist, gilt dort vor einer gewissen Moral mehr für ein Wagestück als für ein Verbrechen. Beweis eine lange Reihe von Processen, zuletzt der der Lafarge. Eben erst abgeurtheilt, kannte man ihn in jeder Haushaltung, in den Palästen und den Hütten. Diesen Umstand muß man wohl im Auge behalten. Die Lafarge war gestraft worden. Nicht die Vergiftung des plumpen Mannes, der sie betrogen hatte, ward ihr zum Verbrechen gemacht, sondern daß es zu einem so öffentlichen Scandal gekommen, zum Proceß, daß sie verurtheilt werden, und daß in diesen Proceß noch eine gemeine Diebstahlsgeschichte hineinspielen mußte, die sie um Ehre und Reputation brachte. Hätte sie es erreicht ohne Proceß, ohne Scandal, ohne zu lautes Gerücht, und vor Allem ohne den Verdacht eines Diamantendiebstahls, so würde man vor der schönen, schlauen Frau viel Scheu empfunden, vor ihrem näheren Umgange sich gewahrt, im Uebrigen aber ihr das Zugeständniß gemacht haben, daß sie eine Frau sei, welche sich ihr Recht zu verschaffen gewußt.

Hatte Marie Chapelle Beweggründe, was mehr die Frau von Marcellange, wo es bereits zum offenen Bruche zwischen den Ehegatten gekommen; wo ihre divergirenden Ansichten und Interessen zu Tage lagen; wo mit jedem

Tage in ihren Augen die Gefahr ſtieg, daß ihr Mann ihr Vermögen verſchleudere und einen unerſetzlichen Verluſt ihr verurſache; wo eine ſtolze Mutter ihr Herz vergiftete und gegen Gefühlsregungen ſtählte, und eine für ihre Rechte fanatiſirte Dienerſchaft das Feuer des Haſſes durch Hinterbringungen immer wieder anfachte! — Ein Motiv zur That war da. Und auch zu einer raſchen Vollbringung derſelben.

Ueber die That ſelbſt iſt kein Zweifel. Es war ein Meuchelmord, bei dem keine unmittelbar gewinnſüchtige Abſicht zum Grunde gelegen.

Wer war der Thäter? — Nur ein Mann konnte es ſein, der genau mit den Localitäten und Gewohnheiten des Hauſes bekannt war. Die Hunde hatten nicht gebellt, der Hofhund war, aller Wahrſcheinlichkeit nach, während der That feſtgehalten oder vorher losgelaſſen und entfernt worden.

Das allgemeine Gerücht nannte Jacques Beſſon, und eine lange Reihe von Indicien, moraliſcher und materieller Natur, ward aneinander gekettet oder auch nur loſe geknüpft; Indicien, die der That vorangehen, ſie begleiten, ihr nachfolgen. Wir wiederholen ſie nicht, wir deuten ſie nur an.

War ein Motiv für Jacques Beſſon da? — Dies iſt eine der ſchwierigſten Fragen. Nicht, daß er den Ermordeten haßte, dies Factum iſt erwieſen und kaum abgeleugnet; aber welches Motiv dieſen Haß bis zu dem Grade ſteigern konnte, daß ein geſunder junger Menſch ſich zum Meuchelmorde entſchloß? Der öffentliche Ankläger will den Beweggrund in perſönlich gekränkter Eitelkeit ſuchen, im Vortheil, den Beſſon vor Augen ſah, wenn Marcellange fiel, dann ward er Vertrauter, Adminiſtrator, Herr in der Wirthſchaft. Er war von ſei-

nem Herrn gekränkt worden, das war aber nur leicht gegen die Kränkungen, Drohungen, welche er jenem zugefügt, gegen ihn ausgestoßen. Hier mußte ein anderer, heimlicher, gewaltiger Trieb des Hasses die Seele entzünden. War es nur fanatische Treue für seine angestammte Herrschaft? Davon leben noch Elemente in Frankreich, welche wir dort wenigstens für längst ausgestorben halten. Oder belebte ihn ein anderes sinnliches Interesse für seine Herrin? Er war im Hause auferzogen. Wenn eine Neigung, ein Verhältniß da war zu der älteren, unschönen Herrin, so müßte man annehmen, daß dies älter war, aus einer früheren Zeit sich herschrieb. Dann erklärte sich auch sein Ingrimm gegen den fremden Mann, den vielleicht der Wille des Vaters seiner Tochter aufgedrungen, weil er das Verhältniß nicht länger dulden mochte, weil er sie als verheirathete Frau in der Welt zurücklassen wollte; es erklärt sich seine Wuth gegen den fremden Mann, der seine Rechte ihm zwiefach entrissen hatte. Doch dies sind nur Vermuthungen; Gerichte und Ankläger gingen schonungsvoll über die sparsamen Andeutungen hinweg; das Publicum wußte vielleicht mehr.

Genug, ein Motiv war da auch für Jacques Besson, und — schon vor der That traute man ihm zu, daß er sie begehen könne. Marcellange selbst ahnte es. Ob Besson gegen Einen, oder Mehre, dunkle Reden geführt, die auf eine solche Intention hindeuten, ob er nächtlich in den Wäldern, in den Scheunen des Schlosses seinem Opfer aufgelauert, durch viele Zeugenaussagen ist es wahrscheinlich gemacht; aber bei dem zweifelhaften Charakter der vielen Zeugen in diesem Processe, die, wenn nicht durch schlimmere Beweggründe geleitet, doch, von der Dröhnung angesteckt, mehr sagten, als was sie wußten, nämlich auch was sie glaubten, mag man kein zu

großes Gewicht darauf legen. Allein so viel ist erwiesen und ausgemacht, daß Marcellange, der kein Träumer und Phantast war, sich einer solchen That versah, und gerade von Seiten dieses Besson. Ein praktischer Mann, wie er, mußte seine Gründe dafür haben, eine Erfahrung, die sich als Gefühlsüberzeugung ausgeprägt hatte. Er reiste nur mit Pistolen bewaffnet, weil er Besson fürchtete, er sagte, er schrieb es mehre Male an seine Verwandten: Man wird mich ermorden, und wenn ich falle, rächt mich! Er wollte sogar, in der vollen Ueberzeugung, daß seine Ahnung ihn nicht täusche, Schloß Chamblas verlassen. — Und die That selbst drückte seiner Vorahnung den Stempel auf!

Dieses Vorgefühl und diese Vorsicht nebst den vielen empörenden Scenen aus dem häuslichen Leben gelten uns nicht sowol als Beweise für die Vorbereitungen zum Verbrechen, vielmehr dienen sie nur, das Terrain, den üppigen, giftigen Moorboden zu bezeichnen, auf dem ein solches Verbrechen Wurzel schießen konnte. — Wir lassen es moralisch in Zweifel, ob Arfac wirklich von Besson den Auftrag erhalten, seinen Herrn zu vergiften, die juristischen Beweise sind fest geschlossen; genug, Dinge und Verhältnisse standen so, daß man im Schlosse überall davon sprach, daß man es glaubte, vielleicht — daß man es natürlich fand! Wir hegen noch stärkere Zweifel, daß Herr von Marcellange wirklich durch die Suppe und den Eierkuchen vergiftet worden oder werden sollen, und endlich erscheint es uns mehr als zweifelhaft, daß seine Gattin, eine Mutter, ihre eigenen beiden Kinder vergiftet haben sollte, und aus keinem andern Grunde, als weil sie Kinder ihres Vaters waren. Ein solches widernatürliches Verbrechen bedarf der allerbündigsten Beweise, ehe man dem Glauben daran Raum schenken darf.

Aber Herr von Marcellange glaubte es, er, der Mann ohne Phantaſie, der ſeine Frau nicht einmal wirklich ſo ſehr haßte — das wiegt als ein ſchweres Indicium für die ſittliche Verderbtheit, aus der die That entſprang.

Wir ſtellten es als bloße Vermuthung hin, daß im Augenblicke, wo Jemand das Wort ausſprach, in einem Andern der Gedanke zündete. Herr von Marcellange ſprach ſeinen Verdacht unbefangen, vielleicht ungerecht aus, daß er vergiftet worden, aber der Funke fiel auf trockenen Zunder; die Andern griffen ihn auf: das iſt ja das Mittel, um ſeiner los zu werden!

Wer den Gedanken faßte, wer ihn zum Beſchluß brachte, iſt mit dem Schleier des Geheimniſſes verhüllt. Die Volksſtimme ſagte: Es ward in der Familie beſchloſſen. Aber gewiß iſt, der Beſchluß iſt gefaßt worden, ſonſt wäre Herr von Marcellange nicht, nicht auf dieſe Weiſe, ermordet worden.

Hier nun eine große Lücke zwiſchen den Motiven und der That. Es folgt aber ſogleich darauf das gravirendſte Indicium, ohne welches in unſerm Sinne kaum eine Unterſuchung gegen das verdächtigte Individuum rechtlich begründet war: Jacques Beſſon ward in der Mordnacht von 3 Perſonen, von einer beſtimmt, von zweien mit höchſter Wahrſcheinlichkeit, geſehen, wie er auf dem Wege von der Stadt nach dem Schloſſe, eine Flinte im Arm, oder ſie verbergend, und unter verdächtigen Bewegungen ſchlich.

Iſt dieſe Anzeige zur Thatſache erhoben, verhält ſich die Sache, wie Claude Reynaud ſie vorträgt, ſo wäre Beſſon, auch ſchon nach den Vorſchriften des gemeinen Rechts, der Thäterſchaft dermaßen dringend verdächtig, daß in Verbindung mit den anderen Indicien wenigſtens

eine außerordentliche Verurtheilung von jedem deutſchen Spruchcollegium zu erwarten ſtände.

Iſt Claude Reynaud ein glaubwürdiger Zeuge? — Wer kann das entſcheiden, der ihn und ſeine Verhältniſſe nicht kennt, der ihn nicht vor Augen geſehen hat, nicht mit eignem Ohr ihn reden gehört! Die Richter, die Geſchwornen in Puy, ſeine pares kannten ihn; ſchon, nachdem die Sache in eine andere Provinz, vor ein anderes Gericht, vor andere Geſchworne verrückt ward, änderte ſich dieſes Verhältniß. Was mehr, wo man nur nach ſeinen niedergeſchriebenen Ausſagen urtheilen kann! Hier liegt einer der Fälle uns vor, wo das ganze Gewicht, die volle Bedeutung eines Geſchwornengerichts auch dem ſtrengſten Zweifler klar werden dürfte. Welcher gelehrte Richter, abgeſchloſſen in ſeinen vier Wänden, ohne unmittelbare Kenntniß der Verhältniſſe, der lebendigen Gegenwart, vermag, wagt zu ſagen, ich, nach den dürftigen Buchſtaben, die von Nachſchreibenden, und wären es auch noch ſo intelligente Richter und Protocollführer, aufgezeichnet worden, ich kann die Wahrheit aus dieſen Symbolen des lebendigen Schauſpiels beſſer erkennen, als Diejenigen, welche mit Zuziehung aller ihrer Sinne das Schauſpiel ſelbſt vor ſich aufführen ſehen? Schließt es denn aus, daß dieſe Zuſchauer nicht auch Intelligenz, Unparteilichkeit mitbrachten, aber zu dieſer urſprünglichen Mitgift kommt für ſie noch die lebendige Anſchauung hinzu. Wo es die Wahrheit in ſo ſchweren, verwickelten, ſtrittigen Verhältniſſen zu erkennen gilt, wer iſt da ſo hochmüthig, auch nur eines der Mittel zu verwerfen, welche ihm dargeboten ſind, geſchweige denn ein ſo wichtiges, als die ſinnliche Auffaſſung darbietet, und blos deshalb, weil die Sinne uns täuſchen können? Lieſt denn nicht auch der Richter die Akten mit ſinnli-

chem Vermögen, muß er vermittelst desselben, wenn er es sich auch nicht gesteht, nicht Vieles zwischen den Zeilen ergänzen, um zu einem Verstandesurtheil zu gelangen? Und ist da nicht auch eine Täuschung, vielleicht eine gefährlichere Täuschung zu besorgen?

Unbedenklich da, wo es sich um falsche Zeugen handelt. Seit der kurzen Zeit, wo das öffentliche Verfahren in Berlin eingeführt ist, hat man erst die traurige Erfahrung gemacht, wie viel falsche Zeugnisse vor Gericht abgelegt werden. Solange jeder Proceß, jedes Aktenstück, eine abgeschlossene Puissance, gewissermaßen ein Geheimniß für sich war, und nur Kanzleimittheilungen zwischen dem einen und dem andern statt fanden, konnte dies nicht zu Tage kommen. Jetzt lernt man die falschen Zeugen, die von Hunderten von Augen betrachtet, controlirt werden, kennen. In Hindostan sind falsche Zeugen an der Tagesordnung, sie kommen in jedem Processe vor, sie bekunden Alles, was eine Partei bekundet wünscht, aber sie schaden nicht mehr. Durch langjährige Praxis haben Richter und Geschworne diese gefährlichen Menschen kennen gelernt. Die Kunde theilt sich mit, man weiß schon bei ihrem Erscheinen mit den Fingern auf sie. In Frankreich, besonders aber im mittäglichen, ist leider diese Plage eine gewöhnliche Erscheinung, über welche die Gerichte bittere Klagen führen. Daß auch in diesem Processe viele Zeugen aufgetreten sind, welche mehr und Anderes, als sie wußten, bekundeten und beschworen, ist gewiß. Ja es sind hier nicht sowol solche falsche Zeugen, die sich von ihrer Einbildungskraft, vom festen Glauben an die Sache fortreißen ließen (wie im Fualdes'schen Proceß), als die gefährlicheren, welche durch Bestechung oder Furcht, Hoffnung, Haß verführt, geradezu gegen ihr Gewissen ausgesagt haben; wir

Die Gegend, je weiter wir hinunterkamen, wollte wenig dem freundlichen Eindruck vom Soegnadal entsprechen. Bald wurde sie eben, und nur die Rückblicke auf das felsige Vorgebirge gewährten hie und da recht malerische Punkte. Aber die Vegetation sprach doch deutlich, daß wir uns schon im hohen Norden befanden, das helle Wiesengrün, das Laubholz mit den kleinen Blättern und das Verschwinden so vieler Arten desselben. Obst schon lange nicht mehr. Keine Linden, keine Buchen, keine Eichen. Um die einsam dastehenden, uns sehr frostig bedünkenden Häuser, die, je näher wir Drontheim kamen, ein immer zierlicheres Ansehn gewannen, waren spärlich einige Birken und Eberäschen gepflanzt; ein Baum, welcher in diesen Gegenden zur höchsten Cultur gediehen scheint. Daß die Eberäsche hier sogar auf den Dächern wächst, ist oben bemerkt worden. Es findet sich aber kein Gehöft, wo nicht wenigstens ein solcher Baum mit seinen rothen Früchten prangt. Wo sie, wie in Obstgärten, zusammenstehen, um die Stelle der edleren Fruchtbäume zu ersetzen, gewähren sie einen ungemein traurigen Anblick. In diesem breiten, nach der Hauptstadt sich erstreckenden Thale,

der kaum erhörte Umstand beweist, daß der große Proceß durch zwei Zwischenprocesse wegen falschen Zeugnisses unterbrochen werden mußte!

Auch Claude Reynaud ward als falscher Zeuge bezüchtigt. Nach Lage der Akten halten wir ihn für glaubwürdig. Erstens hat Bernard, der ihn zu verdächtigen suchte, schon in der Art, wie er seine Aussage abgab, den Verdacht gegen sich, daß er spät, mit bestimmter polemischer Absicht, damit herausrückte; die Richter setzten Bernard in Anklagestand, und vorausgeschickt sei es, daß er selbst, noch vor der Untersuchung, die Unwahrheit seiner Aussage reuig eingestand. Zweitens findet der gerügte Umstand, daß Claude Reynaud erst so spät, im 9. Verhör, mit dem vollen Eingeständniß, er habe in dem Mann im Walde Besson bestimmt erkannt, vortrat, in den unwiderlegbaren Einschüchterungen und Drohungen der mächtigen Familie oder der Verwandten Besson's seinen vollen Beweggrund. Niemand zeugt gern, wo er einen Andern aufs Blutgerüst durch sein Zeugniß bringt, und noch weniger beeilt er sich, wo er weiß, daß die Rache der Verwandten ihn selbst in Todesgefahr bring. Auch hatte Claude Reynaud die ganze Begegnung schon früher erzählt, nur damit, daß er die Gewißheit habe, der Mann sei wirklich Besson gewesen, zauderte er. Wo ist die Grenze zwischen der Gewißheit und dem Glauben in solchen Dingen; er konnte es bei seinem Gewissen verantworten, wenn er anfänglich sein Wissen auf ein bloßes Glauben, eine Muthmaßung reducirte. Drittens trägt seine ausführliche Erzählung, mit so vielen kleinen Nebenumständen, die nicht erfunden worden, den Stempel der Wahrheit an sich. Endlich wird sie durch die Aussagen der beiden anderen Zeugen, des todten Soldaten Matthieu Reynaud und der Frau Taris aufs Bün-

digste unterstützt. Jener, bei Lebzeiten von derselben Scheu, wie Claude Reynaud, zurückgehalten, hatte auf seinem Todbett einem Cameraden deutlich gesagt, er habe in dem Manne Besson erkannt, ein Bekenntniß, welches mit seinen Reden und Winken vor seinem Tode gegen Andere vollkommen übereinstimmt.

So stände es als erwiesen fest, daß Jacques Besson, eine Flinte über der Schulter, oder sie unter der Blouse versteckend, abendlich durch die Wälder schleichend, auf dem Wege von Puy nach Schloß Chamblas gesehen wurde, mit verdächtigen, scheuen Bewegungen. Die Zeit stimmt zusammen; gegen 8 Uhr durfte er im Schloß Chamblas eingetroffen sein. Man hörte den Schuß. Man weiß was er bedeutet. Daß ein Zeuge von einem Andern gehört haben will, wie dieser nachher einen Menschen, Besson, athemlos durch die Wälder stürzend gesehen, lassen wir auf sich beruhen. Wir wissen von seinem Rückwege nichts, als daß der Nachbar des Hauses, in welchem Besson wohnte, ungewohnter Weise um Mitternacht in dem stillen Hause die knarrende Hausthüre aufgehen und wieder zumachen gehört. Die Bewohner desselben kehrten geständlich in der Regel früh, schon um 10, spätestens 11 Uhr, nach Hause zurück. Dieses Zeugniß des Nachbars, eines Hausbesitzers, der von speciellen Wahrnehmungen spricht, ist nicht versucht worden zu verdächtigen.

Am Morgen nach der That klopft der Bote mit der Hiobspost an das Haus, und die Damen von Chamblas begnügen sich, den Brief, worin ihnen der Maire die Ermordung ihres Gatten und Schwiegersohnes mit wenigen Zeilen meldet, zu lesen, ohne den Boten selbst hereinzurufen, ohne zu ihm hinauszustürzen, um sich nach den näheren Umständen des entsetzlichen Ereignisses

bei dem Augenzeugen zu erkundigen. Entsetzt stellte sich doch selbst Lady Macbeth, und war es, als man ihr den Tod des Königs, den sie ermorden ließ, meldete! — Der Bote bekam zu essen, aber nicht die Damen zu sprechen; nur die Schwiegermutter kam gelegentlich in die Küche und äußerte gelegentlich ihre Verwunderung über den unbegreiflichen Mord. — Dagegen hatte Marie Boudon — in solchem Augenblicke — nichts Eiligeres zu thun, als dem Boten zu sagen, daß ihr armer Jacques Besson noch recht an den Pocken leide und ihn zu demselben hinaufzuführen, um sich davon zu überzeugen; als ob die überstandene Pockenkrankheit eines Dieners im Augenblicke, wo der Herr gräßlich ermordet als Leiche dalag, ein Gegenstand von Wichtigkeit sei! Daran knüpft sich die ängstliche Bemühung Besson's und seines Anhangs, gegen Jedermann, auch wer sich gar nicht dafür interessirte, von seiner Krankheit zu sprechen, seinen leidenden Zustand herauszuheben!

Diese Morgenscene im Hause der Damen von Chamblas zu Puy ist ein furchtbares moralisches Indicium.

Dagegen ist der Alibibeweis versucht, wie die Vertheidigung behauptet, geführt worden. Wenn es wäre, schlüge dieser Beweis alle bisherigen und folgenden Indicien nieder. Besson hat an den Pocken, die ihn Anfangs August befielen, gelitten, stark gelitten; aber sein Arzt verließ ihn schon nach Mitte des Monats, weil er seiner Sorgfalt nicht mehr bedurfte. Er hat ihn seitdem nicht mehr gesehn. Befragt, ob er glaube: daß Besson am 1. September schon so weit hergestellt gewesen, um den langen Weg nach Schloß Chamblas an einem Abende hin und zurück zu machen? hat er geantwortet: er glaube nicht. — Welcher Arzt, der blos über seinen Glauben gefragt wird, und wo es einen Menschen zum Tode

zu verdammen oder ihn zu retten gilt, würde unter diesen Verhältnissen, bei einer so gestellten Frage, und wenn er nicht die entgegengesetzte, feste Ueberzeugung hätte, anders geantwortet haben? Von Bessen wußte er, seit er ihn verlassen, nichts mehr, ein gewöhnlicher Patient würde nach des Arztes bisherigen Erfahrungen am 1. September noch nicht so weit wieder hergestellt gewesen sein, er würde wenigstens sich noch gepflegt, keine solche Anstrengung gewagt haben. Durfte er da nicht mit gutem Gewissen antworten: er glaube nicht, daß Besson im Stande gewesen, nach Chamblas zu gehen. Weiter besagt das ärztliche Attest nichts; nichts von den moralischen Impulsen, die ihn zu einer außerordentlichen Anstrengung, auch über das gewöhnliche Maß seiner Kräfte angeregt haben konnten.

Aber verschiedene Frauen wollen ihn am Abende des 1. September gesehen haben, auch andere Personen. Das heißt, alle diese glaubten ihn am Abende des 1. September schwach, über die Straße schwanken, oder kraftlos auf einem Steine sitzend gesehen zu haben. Wann glaubten sie dies, aber beschworen ihren Glauben? — Zwei bis drei Monate nachher, oder gar Jahre nachher. Wie es da mit der Erinnerung an gleichgültige, alltägliche Ereignisse, und zumal bei gemeinen Leuten, aussieht, brauchen wir nicht zu wiederholen. Gewiß haben sie ihn ein und mehre Male schwach hinschleichen gesehen, kraftlos auf der Bank sitzend, aber welche Pfarrköchin, welcher Schneider hat sich den Tag in seinem Kalender bemerkt? Man fragte sie: war es nicht an dem Tage, wo er den Kopf auf die Hand stützte, wo Du ihn die Treppe hinaufführtest; und was sollte eine weiche Seele, der der wirkliche Umstand ins Gedächtniß gerufen ward, und man nannte ihr neben dem Ort auch die Zeit, die

ſo ziemlich zuſammen traf, darüber grübeln, ob ſie auch ganz zuſammentreffe? Galt es doch eines jungen Menſchen Leben zu retten! Es ſind zumeiſt Köchinnen geiſtlicher Herren, dieſer Umſtand iſt nicht zu überſehen, durch welche das Alibi bewieſen werden ſollte, und daß die geiſtlichen Herren (mit alleiniger Ausnahme des Canonicus Florimont) in dieſer Geſchichte eine ſehr zweideutige vermittelnde Rolle geſpielt, iſt aus dem Hergange erwieſen. Auch erfahren wir aus den ſpäteren Verhandlungen vor den Aſſiſen von Lyon, daß der Cardinal Bonald mit den Damen von Chamblas in genauer Bekanntſchaft geſtanden. — Ueberdem ward einer dieſer Zeugen überführt, daß er ſich poſitiv in dem Tage geirrt.

Dagegen ſpricht nun, daß Beſſon ſchon am folgenden Tage ſo ſtark ſich fühlte, für ſeine Herrſchaft einen Wagen zu beſorgen, ſich hineinzuſetzen und mit dem Geſchäftsführer nach Schloß Chamblas hinauszufahren, daß er dazu Stiefeln anzog, während ſeine Beine angeblich noch ganz geſchunden waren, daß er den ganzen Tag über in Chamblas auf den Beinen war, daß er bei Tiſche bediente (was er doch gewiß nicht nöthig hatte) und am Nachmittage von einem Zeugen mit der Flinte überm Arm im Freien geſehen ward.

Scheint hiernach der Alibibeweis ſchon verunglückt, ſo wird er ſehr verdächtig nnd rückſchlägig gegen Beſſon ſelbſt durch die gefliſſentliche Art, wie er und das Kammermädchen jede Gelegenheit vom Zaune griffen, um auf ſeine Krankheit, ſeinen bettlägrigen Zuſtand zu ſprechen zu kommen. Das Zeichen des böſen Gewiſſens iſt da, und der Gegenbeweis nicht geführt.

Dies die Hauptindicien. Von den entfernteren deuten wir nur an: daß er allein von der ganzen Dienerſchaft der Leiche des Ermordeten nicht zum Grabe folgte;

sein hartnäckiges Ableugnen olivenfarbene Sammethosen getragen zu haben, während das Gegentheil als erwiesen angenommen werden muß; das Verschwinden derselben aus dem Gefängniß; die vielen hie und da entfallenen verdächtigen Aeußerungen, besonders die Hindeutungen, daß der Zustand in Chamblas sich ändern, daß die Damen bald wieder daselbst befehlen würden, Aeußerungen, die immerhin zur großern Hälfte vergrößert, ins Arge übersetzt sein mögen, von denen aber doch so viel zurückbleibt, ihn stark zu graviren; dann die erwiesene Einschüchterung der Zeugen durch Versprechungen, mehr noch durch Drohungen, so daß mehre kaum mit Zittern vor Gericht den Mund aufzuthun wagten; ja daß Scenen der Art noch vor Gericht selbst sich ereigneten; die Bemühungen einiger Geistlichen zu Gunsten des Angeschuldigten; die Art, wie die Damen vor Gericht antworteten; endlich das auffällige, durch nichts motivirte Verschwinden der mitbezüchtigten Zeugin, der Kammerfrau Marie Boudon. Daß die Damen von Chamblas diese Person in dem Augenblicke verschwinden ließen, ist ein schlagendes Indicium, für wie gefährlich sie die Sache für sich selbst und damit für Besson hielten, für so bedenklich, daß sie zu ihrer Rettung Alles auf eine Karte setzten.

Zweifel bleiben in der Sache mannigfacher Art zurück, keiner unserer Leser wird aber wohl die Geschwornen einer Ungerechtigkeit beschuldigen, wenn sie nach ihrer moralischen Ueberzeugung das Schuldig aussprechen.

Anfangs September ward aus Puy gemeldet, daß Bernard ein vollständiges Bekenntniß abgelegt; er habe falsch gezeugt, aber er habe es nur aus Mitleid für

Besson's Brüder gethan. Besson selbst war wieder ruhig und still in seinem Gefängniß. — Erst am 16. September ward Arsac's Cassationsgesuch vom Pariser Cassationshofe verworfen, und am 15. October büßte er einen Theil seiner Strafe, die öffentliche Ausstellung am Schandpfahl, zu Puy ab. Eine Nonne hatte ihn bis auf das Gerüst begleitet und ihm Geduld und Gleichmuth anempfohlen. Die geistliche Ermahnung schien unnöthig. Arsac zeigte am Pranger dieselbe Indolenz wie vor Gericht. Ein feines, moquantes Lächeln schwebte um seine Lippen, als wäre er mit sich selbst zufrieden. Eine zahllose Menschenmenge füllte den Platz; in den ersten Reihen aber standen die elegantesten Damen.

Aber der große Proceß war damit noch nicht beendet. Auch Besson hatte ein Cassationsgesuch eingelegt, und am 29. September 1842 erklärte der Cassationshof von Paris das Urtheil des Gerichtshofes zu Riom für ungültig, und verwies die Sache aufs Neue, zur dritten Aburtheilung, vor den Assisenhof des Rhonedepartements zu Lyon. Als formeller Grund ward angeführt: daß ein Versehen hinsichts der Abnahme des Zeugnisses begangen worden, welches der Präfect Baron Mechin schriftlich zu Moulins abgelegt. Worin dies Versehen bestanden, dürfte unsere Leser weniger interessiren, da es sich auf detaillirte Bestimmungen der französischen Proceßgesetze bezieht und eine weitläufige juridische Deduction erforderte. Wir lesen aus dem Arrêt, welches eine nochmalige Untersuchung verfügte, entweder die Zweifel heraus, ob Besson wirklich schuldig, oder die Hoffnung, durch die letzte Untersuchung vielleicht den wahren Urheber des Verbrechens statt des Instrumentes ans Licht zu bringen. — Andererseits ward angedeutet: die Jury zu Riom habe nur um deswillen ihr Schuldig

gegen Besson ausgesprochen, weil sie erwartet, daß die Todesangst ihm die Lippen öffnen würde. Weil er in düsterm Schweigen verharrte, habe der Cassationshof die Sache vor neue Assisen verwiesen.

Unsere Leser werden es uns erlassen und vielleicht auch nicht hoffen, daß wir sie mit dem vollen Inhalte dieser letzten Verhandlungen unterhalten, wie hoch interessant und dramatisch auch dieselben waren. Wir werden nur das Nöthigste, Neue, mittheilen. Die französischen Blätter werden in ihren Berichten noch ausführlicher, noch genauer; der Proceß Marcellange war die celebreste aller causes célèbres geworden, und abgeurtheilt ward er vor dem Gerichte der zweiten Stadt Frankreichs. Der Zudrang zu den Sitzungen war ungeheuer, alle Notabilitäten Lyons und seiner Umgegend waren zugegen und die gesammte Pariser Zeitungspresse hatte ihre Abgesandten dahin geschickt, welche an eignen Tischen mit denen der Lyoner Zeitungen den Widerhall der Worte aufnahmen. Neue öffentliche Ankläger, neue Vertheidiger treten auf; nur Bac erschien wieder für die Familie Marcellange, und abermals saßen der Bruder und die Schwester als Verfolger in ihrem Rächeramte auf den Bänken; diesmal hatte jedoch Frau von Tarrade ihre Töchter zurückgelassen, weil es keine Ferienzeit war!

Man fürchtete und hoffte. Die Gräfin de La Rochenegli de Chamblas zählte nahe Verwandte und mächtige Freunde unter der hohen Lyoneser Aristokratie. Die Familie hatte ein Memoir im Druck herausgeben lassen: Quelques observations sur l'affaire Marcellange, et en particulier sur les principales depositions, verfaßt von einer früheren Magistratsperson zu Puy, angeblich für

Besson, in Wirklichkeit aber zu Gunsten der Damen von Chamblas geschrieben, um die Volksmeinung, die sich überall entschieden gegen sie erklärt, umzustimmen.

Aber die Schrift half ihnen wenig, denn man wußte, sie würden nicht erscheinen. Die Familie Marcellange hatte sie als Zeugen citiren lassen, desgleichen der Angeklagte selbst, aber die Citationen hatten sie nirgends erreicht. Sie verbargen sich, wie Marie Boudon. Man schuldigte die öffentliche Anklage sogar sträflicher Nachlässigkeit an; so wichtigen Zeugen nicht ernstlicher nachforschen zu lassen, zumal als man zu wissen glaubte, daß sie ganz in der Nähe versteckt wären, von Allem Kunde hätten, und nur gefliſſentlich der Citation aus dem Wege gingen. —

Die Verhandlungen begannen am 19. December 1842. Besson war sichtlich verändert. Gefängniß und Schreck hatten tiefe Spuren auf seinem Gesichte zurückgelassen. Seine Augen hafteten fast immer auf dem Boden; doch gewann er bald wieder seine vorige Ruhe. Daß er zwei Schritte nur vom Grabesrande gestanden, konnte Jeder ihm anmerken, und doch erfuhr man, daß er die Nachricht von der Cassation seines Urtheils weder mit großem Erstaunen, noch großer Freude hingenommen.

Nachdem die Anklageacte verlesen, wurden 3 Mal mit lauter Stimme die fehlenden Zeugen, die Gräfin de La Rochenegli de Chamblas, die Frau Theodora von Marcellange und Marie Boudon aufgerufen. Sie antworteten nicht, der Greffier zeigte an, daß man sie nirgends antreffen können. — Der Generalprocurator erklärte: es sei ganz unmöglich, daß sie bei der Notorität des Falles nicht Kunde von ihrer Citation und dem Anfang der Verhandlungen erhalten hätten, er trug des-

halb darauf an, sie zur Strafe für Zeugen, die sich nicht gestellen, zu verurtheilen.

Besson's Vertheidiger, Lachour, aber trug darauf an, daß die ganze Verhandlung ausgesetzt, d. h. abermals vor neue Assisen verwiesen werde, vor denen die Damen gestellt würden, indem ihr Zeugniß für den Angeschuldigten von der äußersten, von unberechenbarer Wichtigkeit sei. Die Damen seien nicht erschienen, weil sie in der Angst lebten, selbst als Angeklagte behandelt zu werden, im Angedenken der Qualen, welche man ihnen bei ihrer Anwesenheit in Riom bereitet, wo die unglücklichen Damen, so zu sagen, vom Publikum und den Richtern fast gekreuzigt worden. Sie zitterten, sie wagten nicht mehr sich öffentlich zu zeigen, aber ohne sie könne er seinen Clienten nicht vertheidigen. Uebrigens sei es Pflicht der öffentlichen Anklage die Damen zu gestellen, und sobald man wolle, werde man sie auffinden; so wunderbar scharf sei der administrative Mechanismus.

Der Advocat der Familie Marcellange, Bat, erklärte, sobald es gewiß sei, daß der Aufschub die Gestellung der Damen bewirke, habe er gegen den Antrag des Vertheidigers nichts einzuwenden; aber man werde sie nicht finden, weil sie sich nicht finden lassen wollten. Um deshalb habe er schon eine Klage gegen sie angemeldet wegen falscher Zeugenaussage.

Der Generaladvocat erklärte: Der Lauf eines solchen Processes könne nicht wegen des Eigensinnes einiger Zeugen unterbrochen werden. Ebenso wenig könne die Abwesenheit der Damen von Chamblas Besson zu unverwindlichem Nachtheil gereichen, da sie nur sein Alibi bekunden sollten, und für diesen Umstand, wenn es darauf ankomme, eine Anzahl anderer Zeugen gestellt wären.

ſtößt man übrigens auch hie und da auf abgeſpülte Sandberge, von denen Strecken des immer flacheren Landes bedeckt ſind. Der Charakter des Grünen herrſcht aber vor. —

Der Gerichtshof entschied darauf, daß Jede der beiden Damen und Marie Boudon zu 100 Francs Strafe verurtheilt würden, daß im Uebrigen ihre Abwesenheit nicht von der Wichtigkeit sei, um dadurch die Enthüllung der Wahrheit zu verhindern, demnächst mit der Untersuchung fortzuschreiten wäre.

Besson's langes Verhör ist im Ganzen nur eine Wiederholung der Verhöre in Puy und Riom, aber in gedrängteren Worten. Er hatte nicht vergessen, was er geantwortet hatte, was er antworten mußte. — Aber es kamen in dieser dritten Untersuchung auch Nova vor.

— Besson, fragte der Präsident, nachdem der Angeklagte seinen Reconvalescentenspaziergang am 1. September Abends bis zur Barriere von Vienne geschildert: — Hat Euch nicht ein Zeuge, Bory, an jenem Abende, noch weiter hinaus vorm Thor, in der Richtung nach Chamblas gesehen? Hat er Euch nicht eine Prise Tabak angeboten?

„Es ist nicht wahr."

— Und doch hat Euch der Zeuge sehr wohl erkannt. Ihr wart genöthigt Euren Arm von der Blouse loszumachen, und er hat gesehen, daß Ihr eine Flinte unter dem Arme trugt!

„Es ist nicht wahr."

Hierauf Erwähnung der 3 bekannten Zeugen, die ihn in den Wäldern von Chamblas sahen.

— Noch ein Zeuge, Bernard, sah Euch von Chamblas nach Puy zurückkehren. Er hat Euch erkannt.

„Es ist nicht wahr."

— Leugnet Ihr auch eine Aeußerung gegen einen gewissen Penrussel, dessen Tochter Ihr heirathen wolltet?

„Ich habe Niemand heirathen wollen, und ich kenne keinen Peyrussel.“

— Habt Ihr ihm auch nicht gesagt, weil er Euch seine Tochter nicht geben wollte, daß Ihr Einen aus dem Wege geräumt, der stärker gewesen als er?

„Ich weiß nicht, was das bedeuten soll.“

— Sagtet Ihr auch nicht zu ihm: Ich könnte es mit Dir auch so machen, wie mit dem Andern?

„Das hab ich zu Niemandem gesagt.“

Dies also Nova. Es wurden hundert und einige dreißig Zeugen vernommen. In der Mehrzahl sagten sie wie zu Riom aus, mit wenigen unwesentlichen Abweichungen. Aber auch hierbei fehlte es nicht an überraschenden Enthüllungen, an dramatisch spannenden Entwickelungen. Unter den Beweisstücken hatte man auch den Stuhl hergeschafft, auf dem Herr von Marcellange den Todesschuß erhielt; in der Lehne befand sich ein rundes Loch, durch welches die Kugel gegangen.

Der Arzt Borie, der den Leichnam obducirt, sprach von heftigen Unterleibsschmerzen, über welche der Ermordete, wenige Tage vor seinem Tode, sich gegen ihn beklagt und geäußert, sie rührten von einer Vergiftung her; er glaube aber nicht, daß er Recht gehabt.

Der Canonicus Florimont berichtigte Einiges in seiner früheren Aussage, insofern es die Zeitungen falsch wiedergegeben hätten. Seiner Angabe nach hatte der selige Marcellange allerdings den Tod seiner Kinder seiner Frau zur Last gelegt, aber nicht, daß sie dieselben vergiftet, sondern durch übertriebene Sorgfalt oder falsche Behandlung umgebracht habe. — Man erinnert sich, was Florimont über ein Gespräch erzählt, welches ein gewisser Delorme mit Frau von Marcellange nach dem Tode ihres Gatten gepflogen. Als Delorme ihr gesagt: Der

Ermordete habe Verwandte und dieſe würden ihn rächen, wäre ſie traurig und ſtumm geworden und hätte die „Miene eines eingeſperrten Hundes“ plötzlich angenommen. Dieſer Delorme war in Riom nicht vernommen worden. Florimont hatte dieſe Ausſage von ihm auf die Sacramente erhalten. Später erſchien Delorme ſelbſt, ein 78jähriger Greis, der 22 Jahre im Hauſe von Chamblas gedient, und Alles beſtätigte, was der Canonicus ausſagte, nur Das nicht, daß er behauptet: Frau von Marcellange wäre traurig und ſtumm geworden wie ein eingeſperrter Hund. Dieſer Zeuge gab übrigens nachträglich dem todten Marcellange noch ein außerordentliches Lob: Im ganzen großen Lyon wäre wol kein ſo wohlthätiger Menſch zu finden. Oft ging er, einen Korb am Arm, zu Kranken und Armen, um ihnen Pflege und Eſſen zu bringen!

Der Canonicus Florimont tritt aber auch plötzlich als eine Art Entlaſtungszeuge auf: — Er hatte davon gehört, daß Marcellange einſt auf ein junges Mädchen geſchoſſen, die er in ſeinen Wäldern betroffen. Der Vater derſelben ſollte darauf geſagt haben: „Wenn ich ihn treffe, werde ich auch ſchießen, und ich werde nicht in die Luft ſchießen.“ — Florimont hatte mit dem Ermordeten darüber geſprochen und ihn gewarnt: er möge bedenken, daß der Canton von Sertenil (in dem Chamblas liegt) berühmt ſei wegen ſeiner Flintenſchüſſe und Dolchſtöße!

Dagegen bekundeten andere Zeugen, daß Beſſon mehrmals mit einer Doppelflinte bewaffnet in der Nähe von Chamblas, oder im Orte ſelbſt verſteckt geſehen worden, mindeſtens, daß Herr von Marcellange davon überzeugt geweſen, daß es ſich ſo verhalte; daß er ſtets, aus Furcht vor Beſſon, mit zwei Piſtolen bewaffnet,

ausgegangen; und daß er einſt zu Einem der Zeugen geſagt, als Beide Beſſon in einiger Entfernung vorübergehen ſahen: „Er wird ſich hüten uns nahe zu kommen, wir ſind nicht gute Freunde. Er wird mich einſt erſchießen, oder ich ihn.“ — Auch bekundeten Mehre, daß ſich einſt ein Mädchen von verdächtigem Weſen bei dem Todten einzuſchleichen geſucht, die er aber ſchnöde fortgeſchickt. Man war allgemein der Anſicht, daß ſie von den Damen von Chamblas zu ihm geſandt worden. (Um einen Grund zur Klage gegen ihn zu haben?)

Herr von Chaumouroux ſagte hier aus, wie der eheliche Zwiſt ſo betrübend geweſen, daß ſelbſt der Erzbiſchof von Lyon ſich bewogen gefunden, durch den Beichtvater der Damen auf dieſelben einwirken zu laſſen, aber es habe nichts gefruchtet.

Der Landmeſſer Etienne Obrier, ſchon früher vernommen, berichtete hier zum erſten Male über einen Streit zwiſchen Beſſon und dem Todten, dem er beigewohnt. Beſſon wollte eine Flinte, die Herr von Marcellange forderte, nicht herausgeben: „Spielen Sie nur nicht den Stolzen, die Flinte wird Sie ſchon bedienen“ hatte er geſagt. — Jemand, verſicherte derſelbe Zeuge, hatte Herrn von Marcellange angeboten, ihn, für 10 Kronenthaler, von ſeinem einzigen Feinde, Beſſon, zu befreien, Marcellange aber hatte zu ihm, dem Zeugen geſagt, daß er nie ein ſolches Anerbieten annehmen werde.

Noch mehr Zeugen als zu Riom verſicherten, daß Beſſon öfters die Drohung ausgeſtoßen: Herr von Marcellange verdiene nichts als einen Flintenſchuß; oder: Nur ein Flintenſchuß könne die Einigkeit in der Ehe wieder herſtellen.

Die Zeugin Chamard erklärte aufs aller Beſtimmteſte Beſſon ins Geſicht: daß ſie ihn geſehen, Arm in

Arm, mit Frau von Marcellange im Walde ſpazieren gehen; er wollte nur zugeben, daß dies wol ein Mal in der obern Stadt geſchehen ſei, aber nie im Walde. Dagegen beſtritt die Chamard, was ſie früher gegen ihren Dienſtherrn geſagt: daß ſie geſehen, wie die beiden unanſtändige Dinge getrieben. Ja, ſie hatte ihrem Herrn gedroht, ihn als falſchen Zeugen zu belangen, wenn er das von ihr ausſage. — Man ſieht wenigſtens daraus, daß die Parteien auf dieſen Umſtand Gewicht legten.

Jacques Bernard hatte ſich, wie wir wiſſen, als falſcher Zeuge bekannt und war inzwiſchen zu 2 Jahr Einſperrung verurtheilt worden. Der Bauer Houillon, ein neuer Zeuge, hatte von ihm, als er nach Riom zu den Aſſiſen ging, die Aeußerung gehört: „Na, da will ich doch wie ein Holzhäher ſchnattern, und Claude Reynaud's große Ausſage ſoll zu einer dicken, leeren Null werden.“

Jemand hatte in einer Schenke, als er von Beſſon's Verurtheilung zu Riom erfuhr, ausgerufen: „Ach wie ſchade, übrigens iſts gar nicht ungerecht, denn er hat zu mir, der ich ſein guter Camerad war, einmal geſagt, daß, wenn Herr von Marcellange ſtürbe, die Dame ihn wol zu ihrem Manne nehmen würde, oder wenigſtens zu ihrem Kutſcher.“ Aber dieſer Jemand, Namens Dufour, und der es von ihm gehört, der bekannte Soulier, Arſac's Onkel, waren in der Schenke gänzlich betrunken geweſen und Dufour konnte ſich nachher kaum ebenſo der Umſtände entſinnen, als die Familie des Schäfer Arſac ſtark im Glauben und Wiederſagen war.

Auch der andre Oheim Arſac's, Matthieu Maurin, zeigte ſich in dieſem Verhöre als der ſchwatzhaften Familie würdig. Doch wirft ſeine Ausſage durch ihre Verbindungspartikeln einiges Licht mehr auf die Ver

hältniſſe. Seine Schweſter, die bekannte Tante Marguerite, war, nachdem ſie vor den Aſſiſen zu Puy ihr Zeugniß abgelegt, beim Herausgehen dermaßen geſchlagen und mishandelt worden, daß ihr Bruder die Gensdarmerie zu Hülfe rufen und ſie ins Hospital gebracht werden mußte. Um unſeren Leſern nur noch beiläufig einen Blick in die Verwirrung der erſten Zeugenausſagen, oder vielmehr der verſchiedenen Zeugenparteien werfen zu laſſen, ſchalten wir ein: daß Tante Marguerite ſchon damals gegen einen Beſſon ausgeſagt, aber gegen François Beſſon, genannt Galanzac. Galanzac hatte ſein Alibi bewieſen und nun fielen ſeine Verwandte gegen Tante Marguerite los. Dies hinderte übrigens nicht, daß François Beſſon, genannt Galanzac, demnächſt als einer der heftigſten Zeugen gegen Jacques Beſſon auftrat und auf einer Seite mit der Tante Marguerite focht.

Dieſe lag im Hospital, wo wir ſie ſchon früher gelegentlich trafen, zur Pflege ihrer Wunden, als ihr Bruder Matthieu Maurin auf dem Wege zu ihr der Marie Boudon begegnete, die ſich „ſehr fein angezogen hatte," um auch dahin zu gehen und die Tante Marguerite zu ſprechen. Marie erzählte Matthieu Maurin (ſagt er): „daß die gnädige Frau ihr den Anzug gegeben, um ſich zu verkleiden, damit ſie beſſer überſchwatzen könne die alte Schwätzerin, die ſchlechte Frau von Lardeyrol, welche die Damen von Chamblas ſo ſehr genire." Während dieſer ſehr auffälligen Vertraulichkeiten Marie Boudon's kannte übrigens (ſagt immer noch Matthieu Maurin) das Kammermädchen gar nicht den Mann, zu dem ſie ſprach, und als er eine kleine Straße hinaufſtieg und er es ihr nun ſagte, daß er der Bruder der alten Schwätzerin ſei, „wie war ſie da verdutzt. Mein guter Mann, ſagte ſie, ich hole einige Vorräthe, komme mit mir."

Tante Marguerite, die ſchon ſeit Jahren durch die Zeitungen zu einer Celebrität geworden, erregte durch ihre Erſcheinung kein geringes Aufſehen in der Verſammlung. Obgleich ſichtlich krank floß ihre Zunge dennoch, beſonders wenn ſie im Patois ſprach, von Mittheilungen über; auch von neuen!

So wollte ſie jetzt 13 Mal vergiftet worden ſein (wenn nicht das Ohr des Pariſer Berichterſtatters das provencaliſche tres (3) für das franzöſiſche treize (13) genommen hat), d. h. 13 Mal Gift in ihrer Nähe gefunden haben. Sie wollte das weiße Giftpulver, das ſie in der Porcellanbüchſe oder Taſſe fand, ſofort ins Feuer geworfen haben; ſie klagte ſich an, daß es von ihr unrecht ſei, nicht früher Herrn von Marcellange gewarnt zu haben, und daß ſie es um ihren Neffen Arſac nicht verdient habe, ſo behandelt zu werden, da ſie ihm nur Liebes und Gutes erwieſen. Sie wiſſe von Arſac, daß die Taſſe und das Pulver von der jüngeren Dame an Beſſen gegeben worden; und der Advocat der Familie Marcellange bedauerte, daß die Taſſe nicht ſelbſt unter den Beweisſtücken herbeigeſchafft worden, da ſie eine „antike Reliquie, ſichtlich aus einem edlen Hauſe," wohingegen der Vertheidiger verſicherte, daß ſie eine „gewöhnliche Porcellantaſſe" geweſen. — Ja, als man der Tante Marguerite die Kugeln vorhielt, welche ſie in der Taſche ihres Neffen gefunden, erkannte ſie jetzt (im December 1842) diejenige mit vieler innerer Bewegung heraus, welche dem unglücklichen Marcellange den Tod gegeben! —

Die Vertheidigung behandelte die Tante Marguerite als eine völlig unzurechnungsfähige Närrin. Hinſichts der neu von ihr vorgebrachten Data, bemerkte der Präſident: daß Marguerite jetzt erſt die volle Wahrheit ſage,

nachdem, wie Allen bekannt, ihr Beichtvater ihr dies zur Pflicht gemacht. Der öffentliche Ankläger erklärte: daß die sorgfältigsten Instructionen feststellten, daß die alte Frau vollkommen bewußt und zurechnungsfähig sei, ja daß Grund zu vermuthen sei, daß sie weniger aussage als sie wisse, aus natürlicher Schonung gegen einen so nahen Blutsverwandten.

Plötzlich unterbrach ihn Marguerite: „Was da! Nein, nein! Ich habe nicht die volle Wahrheit gesagt. Ich will ja Alles sagen, wenn Ihr es wollt!"

Ein tiefes Schweigen der Ueberraschung, des Erstaunens herrschte in der Versammlung. Die Geschwornen erhoben sich, um besser zu verstehen, selbst Besson fiel aus seiner Rolle der Gelassenheit und Gleichgültigkeit, er hielt das Ohr hin und seine innere Bewegung war sichtbar. Nachdem der königliche Procurator die alte Frau beim Bilde des Gekreuzigten ermahnt, ohne Scheu und Rücksicht die volle Wahrheit zu sagen, die sie ihrem Schwure und dem Gesetze schuldig sei, hub sie an:

„Ja, ja, ich habe noch nicht die ganze Wahrheit gesagt. Als Besson hinging, um Herrn von Marcellange zu tödten — Arsac, mein Neffe, hat mirs gesagt — da suchte er Arsac auf bei seiner Hürde, die auf dem Wege war. Da hat er ihm die Flinte auf die Brust gehalten und hat gedroht, er wolle ihn todtschießen, wenn er nicht mit ihm gehe und den Hund hielte. Da mußte Arsac wol mitgehen und er ist mitgegangen. Als sie nun in Chamblas waren, da hat Arsac den Hund gehalten, der ihn kannte. Besson wollte auch, er sollte schießen, Arsac aber sagte, er könnte nicht zielen ... und Besson hat losgeschossen."

— Wer hat Euch das gesagt?

„Lieber Gott, wer mir's gesagt hat! Das war

der Mund meines eignen Neffen. Arſac hat's mir geſagt."

— Wann?

„An dem Tage, wo ich die Kugeln in ſeinen Hoſentaſchen fand, als ich ihn fragte, wo die herkämen? Sehn Sie da, ich ſchmeichelte ihm, daß er mehr ſagen ſollte. — Ich wollte es nur nicht ſagen, ſehn Sie. Mein Beichtvater hatte mir geſagt, ich ſollte die ganze Wahrheit ſagen; aber ſehn Sie, ich wollte das nicht ſagen. Beim letzten Jubiläum ſagte ich meinem Beichtvater, ich hätte Alles geſagt, nur eins nicht. Da ſagte er mir, ich ſollte auch das ſagen, das war letzten Freitag, eh ich her kam. Er hat mir's geſagt, und ich habe Ihnen auch Alles geſagt. Nun kann ich nichts mehr Ihnen ſagen."

Sie ſchloß mit einem langen, tiefen Seufzer, als wäre ihr Gewiſſen jetzt erleichtert.

— Meine Herrn Geſchwornen, ſagte der Präſident, ich brauche Sie nicht darauf aufmerkſam zu machen, daß dieſer letzte Theil der Erklärungen der Frau Maurin ſchwerer wiegt, als alles Vorige. Und Arſac iſt ihr Neffe, ihr Pathenkind. Und ſie iſt die einzige Depoſitarin des Geheimniſſes.

„Die Einzige! Vielleicht auch nicht! rief zum erneuerten Erſtaunen der Verſammelten Marguerite aus. Hier iſt noch ein Zeuge, der vielleicht davon weiß, das iſt Jacques Esbravat von Cambriol. Arſac hat es auch Esbravat erzählt, er ſagte es mir wenigſtens. Er hat zu ihm geſagt: ſeine Tante allein wiſſe Alles, was ihn verderben konne."

Esbravat ward wieder vorgerufen. Er erklärte: Arſac habe zu ihm geſagt: „Ich glaube nicht, daß man meiner Tante glauben wird, aber wenn man ihr glaubt, iſt es genug, um mir den Kopf abhauen zu laſſen."

Marguerite schien verwandelt, ihre Geschwätzigkeit wich; sie gab die klarste Auskunft über ihr Gespräch mit Arsac, als sie die Kugeln gefunden. Als sie ihm gesagt, daß er lüge, als sie ihm ins Gewissen geredet, hatte er zu weinen angefangen, und sie hatte auch geweint. Unter gegenseitigen Thränen hatte er das Geständniß abgelegt: „Das unglückselige Kind, er ist verloren. — Ein Narr, weil er nicht den Mund halten konnte, es mußte 'rum laufen wie ein Feuer durchs Land. — Der Unglückliche, der sich selbst auf die Galeeren brachte!"

In der heftigsten Bewegung, unter einem Thränenstrome brachte sie diese Worte hervor, die einen fast ähnlichen Eindruck auf die Versammlung hervorbrachten. Besson erhob sich noch einmal, auf die Frage des Präsidenten, was er dazu zu sagen habe, und sprach kalt:

„Wenn Arsac das gesagt hat, hat er falsch gesagt. Es ist Alles nichts als Lüge."

Dann aber, als sein Vertheidiger die Wahrhaftigkeit der Aussage der alten Frau, wie es scheint mit nicht siegenden Gründen zu bekämpfen suchte, glaubte man auch seine Kaltblütigkeit ihn verlassen zu sehen. Ein kalter Schweiß lief über sein Gesicht und mehrmals strich er mit den Händen über die Stirn.

Arsac ward vorgeführt. Er hatte nichts von der vorangängigen Scene gehört. Mit der vollkommensten, an Frechheit grenzenden Ruhe hatte er die Rede des Generaladvocaten angehört, der seinen Fall den Geschwornen ins Gedächtniß rief, ihn zur Wahrheit ermahnte und erklärte, daß der Justiz, nach den letzten Enthüllungen mit seiner Verurtheilung als falscher Zeuge noch nicht genügt sei; ja wie mit den Richtern spielend erklärte er auf die ersten Fragen, daß er kein Wort französisch sprechen könne, aber rief, als Einer der Rich-

Elftes Kapitel.

Drontheim. Sein Golf. Einzug. Quartier. Reinlichkeit und Behaglichkeit. Der Dom des heiligen Olaus. Gottesdienst, liturgische Formen. Alterthümer. Der Leuchs. Der Lachsfang. Drontheims gebildeter und geselliger Charakter. Handel. Sammlungen. Der Gouverneur. Munkholm. Grosswald. Ein Deutscher Chirurgus, der neueste Gefangene.

Die Wagen rollen über lange, hohe Torfmoore, welche für die Zukunft reiche Ausbeute versprechen, denn eben erst fängt man an, sie zu bearbeiten. Der Ausdruck „rothe Haide," den man mir häufig nicht gestatten wollte, findet hier seine Bestätigung. Im Westen, links von diesen braun-rothen Hochsteppen, die ersten Blicke auf den Fiord von Drontheim; zwischen grauen verwirrten Felsklippen die ersten Streifen eines Meeres, das herüberspült von Grönlands Küsten und Islands Vulcanen. Noch eine Höhe

ter ihm vorhielt, daß er ja eine ganze Viertelſtunde ſich mit ihm ſehr gut im Gefängniß unterhalten, im geläufigſten Franzöſiſch: „Was eine Viertelſtunde! Der Herr war ja nicht mehr als 10 Minuten bei mir.“ — Mit derſelben Frechheit, die gegen Beſſon's entſchiedenes, aber feineres Weſen abſticht, wies er alle Fragen von ſich ab, ſchalt wiederholt ſeine Tante ein altes, närriſches, abſcheuliches Weib, die in jedem Termine mehr wiſſe, verſiflirte ſie, und beharrte bei der Confrontation mit derſelben in ſeinem Trotze. Jeder betheuerte, daß er die Wahrheit ſage und Beide kehrten ſich, diesmal jedoch ohne heftigen Auftritt, den Rücken. Auch dieſer Dialog iſt von dramatiſchem Intereſſe, der Raum gebietet uns, ihn zu übergehen, obgleich aus der ganzen Haltung des frechen Menſchen für den Pſychologen die Ueberzeugung von ſeiner Schuld durchblitzt.

In der nächſtfolgenden, vierten Seſſion, verriethen Beſſon's Züge, daß er ſich durch den geſtrigen Vorfall für gerichtet gab. Er ſaß hingeſunken, wie vernichtet. Der 23. December war ein ſo düſterer Nebeltag, daß der Präſident am Morgen der Eröffnung Wachskerzen anzünden und vor die Geſchwornen und Advocaten mußte hinſtellen laſſen, was den peinlichen Eindruck, den Beſſon's Haltung bei den Verſammelten hervorbrachte, noch vermehrte. Zum Ueberfluß riefen in dem Augenblicke Schreier durch die Gaſſen eine neueſte Neuigkeit aus: „Die große Verurtheilung zum Tode des Jacques Beſſon, welcher geſtern um Mitternacht der Juſtiz ein vollſtändiges Bekenntniß ſeines Verbrechens abgelegt hat.“ Der Vertheidiger erhob ſich mit Unwillen über das unbegreifliche Ereigniß, und der königliche Procurator

stimmte ihm bei, daß es einer polizeilichen Nachforschung bedürfe, nachdem der Gerichtspräsident erklärt, daß er seinerseits nichts dazu thun könne, als die Geschwornen ermahnen, sich von allen derartigen unerlaubten Einflüsterungen von außen unberührt zu erhalten.

Aus den Zeugenvernehmungen dieses Tages ging hervor, daß der Maire Berger, dessen Benehmen in zweifelhaftem Lichte schon in Riom erschien, ein entfernter Verwandter von Besson war. Bald nach der Mordthat hatte er sich in das Schloß begeben, sofort 3 Briefe geschrieben, an den königlichen Procurator, den Friedensrichter und die Familie, dann Alles verschließen lassen und war bis Mitternacht im alten Gebäude geblieben, hatte aber nichts gethan, um die Entdeckung oder Verfolgung des Mörders zu bewirken: „Denn ich war wie vom Blitz getroffen und mochte mich nicht zu sehr in die Angelegenheit mischen.“ Folgenden Tages fuhr er nach Puy und blieb dort 4 Tage! Der königliche Procurator warf ihm geradezu vor: „Sie haben nicht Ihre Pflichten erfüllt, mein Herr Maire, Sie haben gegen das Amt gefehlt, welches der König Ihnen anvertraut hat, indem Sie mit einer Art von Nachsicht und Wohlwollen den Mann umgaben, den die öffentliche Stimme als Urheber der Mordthat bezeichnete.“

Ein Schenkwirth, Gerbier und seine Frau, bekundeten, daß sie Besson in ihrer Schenke zu Charousac gesehen und mit ihm gesprochen, nachdem er die Pocken gehabt, deren ekelhafte Reste noch ihm anhafteten, und vor der Ermordung des Herrn von Marcellange, sogar vielleicht 8 Tage früher; ein Umstand, wodurch sein Krankheitszustand als erheuchelt erschiene, und sein Alibibeweis zusammenfiele. Mann und Frau betheuerten sich nicht zu irren. Gerbier hatte in der Instruction nicht so

bestimmt gesprochen. Später wollte er sich erst eines Bessern besonnen haben. Sein Beichtvater hatte zu ihm gesagt: „Lasset ruhen, wer schläft. Wenn man Euch aber vor Gericht ruft, so sprecht.“ Und da habe er sich entschlossen, Alles auszusagen. — Scheint es doch, als hätte die Geistlichkeit, von denen einzelne Mitglieder sichtlich früher zu Gunsten der Damen von Chamblas operirt, seitdem die Sache von einer andern Seite ins Auge gefaßt, möglicherweise auf höhere Weisung, um ärgerlichen Vorwürfen zu begegnen.

Ein erhebliches Novum! Der Schneider Pierre Bory aus Pun war eines Tages, Nachmittags gegen 5 (daß es den 1. September 1840 gewesen, erhellt aus dem Folgenden) vor dem Thore spazieren gegangen. Er begleitete einige Spanier (wahrscheinlich Emigrirte) bis an die Chartreuse, wo sie etwas Leinenzeug waschen wollten. Auf der Brücke über die Chartreuse hatte er sich niedergesetzt und seine Pfeife angezündet. Ein Bauer, der des Weges kam, fing ein scherzhaftes Gespräch mit ihm an, das nicht hergehört, aber die genaue Erinnerung daran soll die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu verstärken dienen, als der Bauer plötzlich einen Dritten anrief, der vorüberging. Dieser Dritte hatte eine sehr ausgebleichte Blouse an und trug unter der Blouse etwas wie eine Flinte. „Guten Morgen, Jacques, rief der Bauer, wo geht Ihr denn hin?“ — „Nach Fay,“ antwortete der Blousenmann und setzte seinen Weg fort. — „Eh, Jacques, sagte der Bauer, wir nehmen doch eine Prise vorher?“ Der Fremde hielt darauf an, ließ seine Flinte nieder, welche Bory zu Gesicht bekam, weil jener seinen Arm frei machen mußte, um die Prise zu nehmen. „Ihr seid ja entsetzlich eilig; fast hätt' ich Euch nicht mehr erkannt. Und wie stehts mit meiner Commission, wann

werdet Ihr die ausrichten?" — „Morgen, erwiederte das Individuum, wenn die Damen aufgestanden sind, kommt zu mir nach Puy, und dann soll Alles in Richtigkeit kommen." — „Nun ich sehe, es geht mit Euch jetzt doch besser?" sagte der Bauer. Der Fremde erwiderte: „Ein klein wenig." Dann ging er, und der Bauer setzte hinzu: „Wenn der nach Fay geht und noch heut nach Puy zurück will, muß er gut marschiren."

Auf Bory's Frage: wer der Mann sei, gab der Bauer zur Antwort: „O der Mann steht sicher, der hat es gut; 's ist der, der bei den Damen von Chamblas Alles thut."

Alles das paßte auf Jacques Besson. Sein Gesicht hatte ein krankhaftes Ansehen, es war mit Pockennarben getupft, doch nicht die Lippen; die Blouse ursprünglich blau, aber nicht ausgewaschen; Hosen von Sammet; die Flinte kurz, wie abgestutzt, ohne Visirkorn, mit schwarzem Tragriem, der Lauf couleur de baleine.

Und der Abend war der des ersten September. Woher erinnerte sich der Zeuge so genau dieses Tages? — Weil er am Tage darauf die Ermordung des Herrn von Marcellange erfahren hatte!

Bory hatte früher Besson nie gesehen; mit ihm jetzt confrontirt, betrachtete er ihn lange aufmerksam, konnte aber mit gutem Gewissen nicht sagen, daß er ihn wieder erkenne. Der Bauer, welcher dem Fremden eine Prise gegeben, war ihm auch unbekannt, und nicht aufzutreiben gewesen. Es erschien auffällig, daß Bory diese Wissenschaft so spät erst vorbrachte, zwei Jahre nach der That, die bis in ihre kleinsten Details doch jedem Kinde in Puy bekannt war. Indessen behauptete er, es sei ihm erst spät eingefallen, jene unbedeutende Begegnung mit der großen Geschichte in Verbindung zu bringen, ferner

hatte er dem Gefangenaufseher Liotard schon früher diese Erinnerung mitgetheilt und ihn gefragt, ob er die Sache für wichtig genug halte, sie zur Sprache zu bringen, und endlich hatte Bory den Ruf eines unbescholtenen Mannes.

Die Aussagen des Hauptzeugen Claude Reynaud wichen in nichts von seinen letzten zu Riom ab, außer daß er noch einige Notizen gab, wie man ihn mit Drohungen verfolgt habe und noch immer verfolge. Er hatte mehrmals in der Dunkelheit einen Mann mit einer Flinte um sein Haus schleichen gesehen, Nachts bellten die Hunde unheimlich auf seinem Hofe, und noch auf dem Rückwege von den Assisen zu Riom war er wieder hart mit dem Maire Berger zusammengerathen. Die Anzeigen gegen diesen nachlässigen oder parteiischen Maire häuften sich dermaßen, besonders der Verdacht, daß er es gewesen, der die Zeugen mit eingeschüchtert und die gegen Claude Reynaud aufgemuntert, daß der Generalprocurator ihm in den schärfsten Ausdrücken eine neue Strafrede hielt.

Nachdem noch mehre andere Zeugen vernommen waren, trat wieder einer jener dramatischen Incidenzpunkte ein, an denen dieser Proceß so überreich ist; oder vielmehr eine unwillkürliche Kraft der Wahrheit oder der Verzweiflung unterbrach die künstlichen Fäden des Processes.

Der Generalanwalt hatte die Abführung Besson's verordnet, um eine letzte Ermahnung an Arfac zu halten. Er redete dem verstockten Burschen zum Gewissen, er bewies ihm, daß er nicht die Wahrheit sage; da riß die Geduld des Schäfers, wenn man ihn für unschuldig halten kann, oder eine dämonische Kraft des Selbsterhaltungstriebes übermannte ihn, und immer mehr sich selbst erhitzend, rief er:

„Ich sage sie, ich habe sie immer gesagt. Guter Gott! wann wird es denn eine Gerechtigkeit geben für Alle! Ich habe meine Fehler eingestanden, lieber Himmel, ich hatte auch Fehler. Ich that, was Alle um mich her thaten. Das war ja ein Geschwätz ohne Ende. Alles schwatzte, schwatzte, nun ja, ich that wie die Andern, leere Plapvereien, und nichts weiter. Und ich habe das Alles eingestanden, und dafür hat man mich zu 10 Jahren verurtheilt. Zu 10 Jahren, guter Gott! — Wann endlich wird es für uns Alle eine Gerechtigkeit geben, für die Armen wie für die Reichen!“

— Wen versteht Ihr unter den Reichen?

„Von den Reichen, die Lügen ausgesagt haben, und man hat sie nicht arretirt, und man hat mich armen Teufel zu 10 Jahren verurtheilt ... zu 10 Jahren! Verstehen Sie wohl, mein Herr Präsident? — Diese 10 Jahr, ich werde sie aushalten, ohne mich zu beklagen. Guter Gott, was ist an mir armem Teufel gelegen! Aber mein alter Vater! Meine alte Mutter! Wer wird sie unterhalten, wenn sie noch älter sind. Ich bin unglücklich, aber meine Strafe werde ich ausstehen, aber mein armer Vater, gestern weinte er hier wie ein Kind, wer wird ihm zu Hülfe kommen!“

Halb Patois, halb Französisch gewannen seine Worte den Ausdruck wahrer Beredtsamkeit, seine sonst unbeholfenen, gemeinen Geberden bekamen einen edlen, dramatischen Schwung, und seine tönende Stimme füllte den großen und hohen Saal.

„Ich, ich weiß nicht wie die Andern zu sprechen, Du bist ein Verbrecher, ein Lump, Du hast vor den Gerichten gelogen. Ich habe nicht gezaudert und gestammelt. Ja geschwatzt, dummes Zeug habe ich gesprochen. Unnütz geschnattert, das habe ich, wie die

Frauen thun. Wie der ganze Schwarm um mich her habe ich mit ihnen wie ein Schwarm Holzhäher geschnattert; und nachdem ich mein Gewissen rein gemacht, sagte ich: die Gerechtigkeit ist für mich. Und die Gerechtigkeit hat mich zu 10 Jahren verurtheilt. Das ist die Gerechtigkeit des Armen. Aber das ist es nicht; es ist die Kette (die Hundekette). Man will mir den Hals abschneiden, weil ich sie auffraffte an meiner Hürde, ohne was dabei zu denken. Ja, Herr Generalprocurator, ich habe die Kette aufgerafft, wie Sie einen Louisd'or aufgerafft hätten. Der Herr Generalprocurator würde sich bücken, um einen Louisd'or aufzulangen, aber er würde sich nicht bücken, um ein paar schlechte Stücken Eisen aufzulangen. Ich bückte mich um ein solches Stückchen Eisen, das ist mein Verbrechen!"

Als der Generalprocurator darauf drang den Halsstarrigen abzuführen, erhob Arsac noch ein Mal seine tönende Stimme: „Nein, ehe ich 10 Jahre schweigen muß, will ichs noch ein Mal sagen: es gibt nicht eine Gerechtigkeit für Alle, denn ich weiß nichts, und man will mich darum verdammen, weil ich nichts weiß. Macht mit mir, was Ihr wollt, schlagt, verurtheilt mich, ich werde nicht mehr sprechen, weil ich nichts mehr zu sprechen weiß."

Als ein Gensdarm ihn barsch erfassen und umdrehen wollte, flehte er noch ein Mal zur Gnade des Präsidenten. Sie ward ihm gewährt. Er brachte, mit beredten Lippen, indessen nichts Neues hervor, als die Bitte um Das, was jede Justiz in solchen Fällen gewähren soll, nicht auf die That, die Zeugnisse des Augenblicks zu sehen, sondern das ganze Leben zu betrachten. Er bat wörtlich „die Wurzeln seiner Tante" und seine eignen zu erforschen, und dann zwischen seiner Anklägerin und

ihm zu entſcheiden. Dringender, flehender, beweglicher ſchloß er: „Wie wenig franzöſiſch ich auch verſtehe, doch habe ich gehört, wie der Advocat der Familie Marcellange ſagte: Dieſer Arſac, ſeht, er weiß ſich nicht zu vertheidigen, ſeht Ihr ihn da dieſen Arſac, ſeht dieſen Arſac, blaß, zitternd, hingeworfen. Seht wie er zittert, ſeht ſein Verbrechen! Und ich war ſtill, ganz ruhig, wiewol ſehr unglücklich. Ich zitterte, ja, wie ich jetzt zittere, und ſehen Sie, ich zittere, indem ich Sie bitte. Iſt's nicht ſeltſam, daß ich zittere! Aus Barmherzigkeit noch ein Wort. Ach wenn ich es fände, um Sie zu bewegen. Aber nein, ich fühle das Alles, doch wills mir nicht aus der Kehle heraus. Aus Mitleid nur Gerechtigkeit auch für mich wie für die Andern! — Es kann ja nicht 4 oder 5 Gerechtigkeiten geben für die verſchiedenen Stände. Ich fordere nur die Gerechtigkeit für Alle. Wenn nicht um meinetwillen, doch für meine arme, rechtliche Familie, die Tag und Nacht um ihren Sohn weinen, der ſie in Unehre bringt. — — Reißt mir die Augen aus, hackt mir die Hände ab, ich kann nicht mehr ſagen."

Woher kam dem Schäfer Arſac dieſe Sprache? War es nur die Beredtſamkeit der Verzweiflung? Sie machte einen wunderbaren Eindruck auf die Verſammlung?

Zu den 3 bekannten Zeugen, welche Jacques Beſſon in der Mordnacht auf dem Wege von Puy nach Chamblas in den Wäldern geſehen, kamen bei dieſem Proceſſe noch andere. Mehre Perſonen wollten verdächtige Geſtalten bemerkt haben, z. B. einen Menſchen, der mit einer Flinte bewaffnet, in der Nähe des Schloſſes, über eine Mauer geſetzt, und bald darauf war ein heftiger Schuß, wie von einem überladenen Gewehre erfolgt. Aber dieſe Zeugen hatten die Geſtalten nicht erkannt; es

ſollten alſo Defenſionalzeugen ſein, und durch ſie der Beweis geführt werden, daß auch andere Perſonen, als Beſſon, in der blutigen Nacht auf dem Wege beobachtet worden.

Dagegen ſchien in dem Matratzenmacher Jean Berard aus Puy eine Unterſtützung für Claude Reynaud aufzutreten. Er hatte am 1. September beim Curé von Lardeyrol Matratzen geſtopft. Beim Rückwege nach der Stadt ſah er, als er gerade über eine hängende Brücke ging, Jemanden in einer weißen Blouſe. Er rief ihn an: Guten Abend Jacques! Kennſt Du mich nicht? — Der Jemand antwortete nicht, ſondern ging wie ein Schatten vorüber. „Es war Jacques Beſſon.“

— Aber es war ſchon dunkel?

„Nicht ſo dunkel, als daß ich ihn nicht erkannt hätte. Aber er ging ſchnell vorüber.“

— Ihr Zeugniß iſt von der äußerſten Wichtigkeit. Sie müſſen Ihrer Sache ganz gewiß ſein.

„Das bin ich.“

Berard ließ ſich durch keine Einſchüchterung zurückweiſen, er habe 15 Jahre Beſſon gekannt, obgleich dieſer ſeine Bekanntſchaft ableugnete; die Ausſage habe er erſt ſo ſpät gemacht, weil er längere Zeit von Puy entfernt geweſen. Für ihn unglücklicher Weiſe erklärte aber der Curé von Lardeyrol und verblieb bei ſeiner Behauptung, daß Berard wohl bei ihm Matratzen gefertigt aber gerade nicht am 1. September, wie er ſich ganz beſtimmt erinnere, und der in dem Proceſſe ſehr thätige Marechal des Logis der Gensdarmen, Faure, erklärte Berard geradezu als einen verdächtigen Zeugen. Die Ankläger nahmen demnach Berard's Zeugniß zurück, und betheuerten, daß wenn ſie früher über dieſe Umſtände unterrichtet geweſen, ſie dieſen Mann nie citirt

haben würden. Der Vertheidiger dagegen provocirte desto entschiedener auf das Factum: daß ein solcher verdächtiger Zeuge sich mit aller Gewalt zugedrängt, gegen den Angeschuldigten auszusagen, ein Factum, welches Lichtes genug auch auf die anderen Zeugen werfe!

Der Generalprocurator und der Civilanwalt der Familie Marcellange bestanden jetzt beide, zur Ehre der Anklage, darauf, daß dieser falsche Zeuge arretirt und zur Untersuchung gezogen werde, gleich wie man mit den Zeugen verfahren, welche zu Gunsten der Vertheidigung auf Unwahrheiten betroffen worden. Sein Verbrechen sei aber, wenn erwiesen, noch schändlicher, da er durch dasselbe nicht Jemand retten, sondern ihn verderben wollen. Berard ließ es nicht dazu kommen. Auf die feierliche Anrede des Präsidenten, bei Zeiten in sich zu gehen, stammelte er zuerst Entschuldigungen, und gestand alsdann, daß er durch einen Müller verleitet worden, zu zeugen, wie er gethan, indem dieser ihm eine Belohnung von 600 Francs in Aussicht gestellt. Aber dieser Müller Roiron, schon als Zeuge gegenwärtig, strafte ihn sofort Lügen; er habe ihn wol ermahnt, wenn er etwas wisse, zum königlichen Procurator zu gehen und Alles anzugeben, aber nur wie es recht war, und weder von Anleitung noch Bestechung sei die Rede gewesen. Berard (nicht mit dem falschen Zeugen Bernard zu verwechseln) mußte schweigen, und ward einstweilen in Haft gebracht.

Ein anderes Novum zerfiel in sich selbst. Ein alter 78jähriger Uhrmacher zu Pun, Peroussel, um dessen Tochter, Rosette, Besson angehalten habe, sollte sie ihm zur Ehe verweigert haben, worauf Besson gedroht: er habe Einen aus dem Wege geräumt, der stärker sei als er, und werde es mit ihm eben so machen. Der alte

erreicht und ein neues Schauſpiel öffnet ſich zu unſeren Füßen, wie uns der Norden kein ähnliches gewährte.

Die alte, durch die Poeſie vielfach gefeierte Stadt Drontheim, an der Bucht des Nordmeeres, welche von ihr den Namen führt. Wir hielten inne und ließen Herz und Auge lange an dem entzückenden Panorama zu unſeren Füßen weiden. Hiergegen verſchwand Kopenhagen, Gothenburg, Chriſtiania. Selbſt das majeſtätiſche Stockholm mit ſeinem wunderbaren Inſel- und Uferbau ſchreibt den wohlgefällig ſchönen Eindruck nicht von einem einzigen Anblick her, wie er hier bei Drontheim den Sinn beſticht. Alt iſt nichts mehr, denn den Dom gewahrt man nicht ſogleich, aber in poetiſchem Glanze tritt uns noch jetzt Drontheim entgegen. Unter dem drei und ſechzigſten Grad nördlicher Breite, abgeſchieden von der übrigen Welt, gegen hundert Meilen durch unwegſame Hochgebirge, ſelbſt vom eigentlichen Nordmeere noch an dreißig Meilen entfernt, liegt eine Stadt von Germaniſcher Cultur im Winkel eines tief verſchlungenen buchtenreichen Fiords. Wäre es nicht eben die Cultur, die für den Menſchen das leuch-

Uhrmacher, ſelbſt vernommen, erzählte allerdings, daß ſolche Geſpräche zwiſchen ihm und Beſſon, in ſeinem Weinberge ſtatt gefunden, daß Beſſon aber keine derartige Aeußerung gemacht, als er, Perouſſet, ihm geſagt, er ſolle ſich die Gedanken auf ſeine Roſette vergehen laſſen. Beſſon ſelbſt, der früher in Abrede geſtellt, einen Uhrmacher Perouſſet zu kennen, erkannte zwar jetzt in ihm einen alten Schneider, mit dem er zwar dann und wann, ſo wie mit ſeinen 3 Töchtern, den Schneidermädchen, allerhand geplaudert, es ſei ihm aber ebenſowenig im Ernſt eingefallen, um die Hand einer derſelben anzuhalten, als er eine Drohung gegen den alten Mann ausgeſtoßen.

Noch iſt es Pflicht, der Ausſage Louis Achard's des Boten der Hiobspoſt nach Puy, zu erwähnen, weil ſie vor den Lyoner Aſſiſen charakteriſtiſcher iſt, als die vor den Aſſiſen zu Riom. Nachdem er Berger's Brief an Marie Boudon abgegeben, und dieſe ihn zu Jacques Beſſon hinaufgeführt, der ihm ſeine Pockennarben zeigte, war gar keine Nachfrage ſeitens der Damen vom Hauſe nach dem Boten! Sie verlangten ihn nicht perſönlich zu ſprechen, den Hinterbringer einer ſolchen Nachricht, ſie ſtürzten nicht herbei, aus ſeinem Munde die Details des entſetzlichen Vorfalls zu vernehmen; wenn keine Theilnahme, ſo hätte doch die Neugier ſie anregen müſſen. Die trocknen, kurzen Zeilen des Maire genügten ihnen. Niemand im ganzen Hauſe erkundigte ſich nach den Umſtänden. Nur der Gräfin Mutter begegnete er gelegentlich in der Küche, und Alles, was ſie, nach Louis Achard's Angabe, ſagte, war: „Ich kann gar nicht begreifen, wie das zugegangen iſt!“

Der Nachbar des Hauſes der Damen von Chamblas hatte bekanntlich um Mitternacht nach dem 1. September

die Hausthür des Hauses derselben aufmachen und heftig wieder zuschlagen hören. Er gab eine genügende Erklärung darüber, wie er jenes Umstandes und des Datums sich so genau entsinne. Von heftigen Zahnschmerzen geplagt, saß er in jener Nacht am Kamin mit seiner Frau und bähte sich. Die Frau äußerte noch, als sie den ungewöhnlichen Lärm in der stillen Nacht hörte: „Da ist auch Einer froh, daß er drin ist.“ Auch sie hatte ihr eidliches Zeugniß darüber abgegeben.

In Lyon wurden noch mehr Entlastungszeugen als in Riom vernommen, eine ganze Schaar von Alibizeugen tauchte auf. Schneider, Glöckner, Köchinnen, Spitzenklöpplerinnen, Wäscherinnen, Personen, welche nach fast drittehalb Jahren sich mit einem Mal entsinnen wollten, daß sie Besson am Abende des 1. September 1840 um 7 oder 8 oder 9 Uhr vor seiner Hausthür, oder vor der Küche, oder in der Küche sitzend gesehen! Die Meisten hatten es frommen Schwestern, Geistlichen wieder gesagt, Andere gehört, daß Jemand gehört, wie Jemand gehört u. s. w. Wenn deren Zeugnissen Glauben beizumessen war, so hätte die Freisprechung Besson's sofort erfolgen müssen. Einigermaßen zu beachten wäre das Zeugniß eines unverdächtigten Mannes in Puy, der oft den im Hospital verstorbenen Soldaten Matthieu Reynaud gesehen, und diesem beimaß: Wenn er gegen Mehre sich dahin geäußert, er habe Besson in dem Manne im Walde erkannt, so sei dies von Seiten des Todten nur geschehen, um länger in Puy zu bleiben, da er wenig Lust gespürt, in seine Cantonnirungen als Soldat zurückzukehren. — Der Marechal des Logis Faure wurde bezüchtigt, durch Geldaustheilungen Zeugen gegen Besson geworben zu haben, rechtfertigte sich aber genügend, sodaß auch die Vertheidigung von ihrer Anschuldigung

gegen ihn abstehen mußte. Faure war der ortskundige Mann, bei dem man sich Rathes über den Charakter der Zeugen erholte, und er verhehlte nicht, daß er kein großes Vertrauen in die Tante Marguerite setze, was die Vertheidigung mit Freuden acceptirte. Dagegen stellte er dem neu aufgetretenen Zeugen Bory, welcher das verdächtige Individuum auf der Brücke über die Chartrouse gesehen, ein gutes Attest aus, wiewol auch dessen Zeugniß angefochten ward, weil er in früheren Aussagen den Umstand nicht erwähnt, daß der Bauer ihm gesagt: jener Jacques sei bei den Damen von Chamblas in Diensten.

Dies sind die hauptsächlichsten Nova, welche bei der Untersuchung, oder vor den Assisen zu Lyon zu Tage kamen. Um unsere Leser nicht zu sehr zu ermüden, geben wir sie größtentheils nur summarisch. Es wäre unmöglich gewesen, ohne einen ganzen Band dieses Werkes zu füllen, den Leser durch alle Details über den Alibibeweis und durch die Debatten über die Glaubwürdigkeit jedes einzelnen Zeugen, der darin aussagte, zu führen. Ebenso wenig ließ sich der von der angeklagten Partei angestellte Versuch, die Ankläger zu verdächtigen wegen ihrer Mittel des Zeugenanwerbens, verfolgen; denn ein Kampf zweier Parteien liegt uns hier unbedenklich vor, Parteien, die gegenseitig, und nach allen Seiten hin Hülfstruppen anzuwerben suchen. Trotz der Nova, welche die Anklage in Lyon vorbrachte, hatte die Partei der Damen von Chamblas offenbar seit den Assisen zu Riom an Terrain gewonnen. Sie betrachtete auch vielleicht den Boden zu Lyon als für sie günstiger. Wir gewannen schon vorhin einen eignen Einblick in die Verhältnisse, als wir sahen, wie die Geistlichkeit sich für die Sache der Damen bemühte, jetzt erfahren wir, daß die Lyoneser

Aristokratie fur sie interessirt ist, der Name des Erzbischofs von Lyon, des wohlbekannten Cardinals de Bonald, schlüpft durch die Zeilen. Die ehemalige Magistratsperson, welche für die Familie Chamblas das oben erwähnte Memoire herausgegeben, ist ein Legitimist, der 1830 seine Stelle niedergelegt hat, weil er der Juliregierung den Eid nicht ablegen wollen; auch ward schon erwähnt, wie der Defensor auf demokratische Tendenzen der Zeit gegen die hochstehenden Angeklagten deutete. Aber die öffentliche Stimme mochte dennoch gesiegt haben, man hatte den Scandal gefühlt und gefürchtet, der durch die vielen falschen Zeugenaussagen, durch die falschen Eide auf die Sache der Religion und Kirche zurückfiel, und die Geistlichkeit hatte Anweisung erhalten, den Zeugen ins Gewissen zu reden, daß sie jetzt nur die Wahrheit aussagen sollten. Ihrerseits hatten sich der königliche Procurator und die Gerichte in Lyon ebenfalls der Sache, und weit ernsthafter als die in Riom angenommen, ja der Präsident zu Lyon erscheint, mit der einen Ausnahme seines freundlichen Benehmens gegen Arfac, entschieden gegen Besson voreingenommen zu sein. Bei diesem gefährlichen Stande der Dinge hatten die eigentlichen Angeklagten, die im Hintergrunde standen und den Augen der sie aufsuchenden Gerechtigkeit verschwunden waren, kein Mittel gespart. Wenn dort Zeugen gegen Besson geworben waren, wie es ging, so wurden sie nun in Schaaren aufgetrieben, um nicht allein jene Belastungszeugen zu verdächtigen, sondern auch die ganze Verfolgung als eine Machination böswilliger und übereifriger Beamten darzustellen. Und in der That schien ihnen etwas davon gelungen, als der eine Belastungszeuge, Berard, als falscher Zeuge zurücktreten mußte, als jene ganze Schaar von Wäscherinnen und Schneidern

für Besson Front machte, und beschwor, ihn am 1. September in Puy krank gesehen zu haben, und eine beträchtliche Zahl anderer Zeugen bekundeten, daß die Gensdarmen Zeugen für die Familie Marcellange geworben hätten. Daß viel schlechtes Gesindel auf beiden Seiten vortrat, ward gar nicht in Abrede gestellt. Und endlich machte Arsac's lebhaftes, natürliches und zugleich dramatisches Auftreten, wie er mit der vollen Sprache der Entrüstung seine Unschuld beschwor und die Ungerechtigkeit der Menschen anklagte, einen unerwarteten Eindruck.

Aber die Kraft der alten Beweise löschte es nicht aus; und weshalb hatten die Damen von Chamblas sich geflüchtet? In Lyon waren sie doch sicher. Sie erschienen auch dann nicht, als am Schlusse der Verhandlungen ihre Namen noch ein Mal laut gerufen wurden. — Was half der weitschichtige Alibibeweis, von Scheidermamsells und Schneidern und Pfarrköchinnen geführt, wenn die Gräfin von Rochenegli und Chamblas und ihre Tochter, Besson's beste Zeugen, nicht wagten, für ihn in die Schranken zu treten!

Es bleibt uns kein Raum übrig für die langen Advocatenreden, welche aber der Bedeutung des Falles entsprechen. Bac's Rede in Lyon ist, wie auch der vorgebrachte Beweis, im Verhältniß zu der, welche er in Riom gehalten, gründlicher und vollständiger. Er behauptet, daß die Marcellange'sche Ehe vollkommen ebenbürtig und passend gewesen. Während Theodora von Chamblas einen schönen Namen, ein brillantes Vermögen mitgebracht, habe Herr von Marcellange in beiden Dingen ihr nicht nachgestanden; seine Geburt sei edel

gewesen und seine Vermögensaussichten noch großer. Aber die Gräfin de La Rochenegli und leider auch ihre Tochter hätten die Liebe zum Golde bis zur Thorheit, und den Stolz auf ihre Geburt bis zum Lächerlichen getrieben. Sie hätten es nicht vergessen können, daß Herr von Marcellange einst als Unterbeamter (Commis) in der Administration zu Lyon gearbeitet, und dann, daß er selbst sein Zuchtvieh zu Markt gebracht und sein Land bewirthschaftet, ohne die Damen darum zu fragen. Ein Brief des erwähnten Herrn von Chaumouroux, eines Verwandten der Familie Chamblas, an den todten Marcellange gerichtet, gebe darüber die beste Auskunft:

Issengeaux, den 20. Mai 1838.

„Ich beklage Sie aufrichtig wegen aller der Unruhe, welche Ihre Schwiegermutter Ihnen verursacht. Ich sah Alles das voraus, als ich sah, wie Theodora sich dagegen sträubte, sie kommen zu lassen. Wie sollte sie mit ihrem Schwiegersohne in Frieden leben können, da sie es nicht mit ihrem Manne gekonnt, dem besten, würdigsten aller Menschen. — — Nichts ist schlimmer, als wenn eine Frau, die das Leben in vollen Zügen genossen hat, nachher bigott wird. Sie macht das Unglück ihrer ganzen Umgebung."

Erschütternd war der Schluß der Bac'schen Rede, wo er den Angeschuldigten ansprach: „Unglücklicher! Daß Deine Ergebung nicht bis zur Thorheit gegangen wäre! — — Du hast nun gesehen, wie sie Dir mit Undank lohnen! (Die Damen sind nicht erschienen, ihn zu vertheidigen.) Möchtest Du begreifen, daß man im tiefsten Geheimniß der Brust heute vielleicht wünscht, daß Dein Haupt auf dem Schaffot falle, weil Dein Tod das Schweigen verbürgt, und Dein Schweigen ist ihre Un-

geſtraftheit, ich ſage nicht ihre Ruhe. Schuldbewußte haben keine Ruhe!“

Das Reſumé des Generalanwalts vertheidigte die Anklage gegen den Vorwurf, daß ſo viele Belaſtungszeugen erſt ſo ſpät ihre Wiſſenſchaft dem Gerichte mitgetheilt. Man müſſe den Charakter, die Verhältniſſe dieſer Bergbewohner ins Auge faſſen. Dieſe unwiſſenden, beſchränkten Leute, im Entſetzen über ein Verbrechen, das unter ihren Augen begangen, hätten nicht gewagt, unter den Augen mächtiger Familien, von denen zum Theil ihre Exiſtenz abhängt, den Mund aufzuthun, und ebenſo habe die nicht unbegründete Furcht vor der Rache beleidigter Verwandten ihn ſo lange geſchloſſen gehalten, bis die Juſtiz ihre Macht entfaltet und ſie zum Reden gezwungen, was auch da noch von Vielen nur mit Zittern und Zagen geſchehen ſei. — Der öffentliche Ankläger ſprach übrigens ſeine Meinung aus, daß Beſſon das Verbrechen nicht allein ausgeführt haben könne, ohne den Verdacht auf beſtimmte Individuen, außer Arſac lenken zu wollen.

Der Vertheidiger glaubte ausführen zu können, 1) daß der Beweis, daß Beſſon der Thäter geweſen, nichts weniger als geführt ſei, daß alſo ſchon deshalb die Losſprechung erfolgen müſſe, und 2) daß Beſſon ſein vollſtändiges Alibi erwieſen habe. Er verglich die beiden Lager der Zeugen. Sei mehr Glaubwürdigkeit bei einer Marguerite Maurin, einem Born, einem Claude Reynaud, oder der ganzen Schaar „unverdächtiger“ Zeuginnen und Zeugen, welche Beſſon am Abende in Puy geſehen? Sämmtlich wären es unbeſcholtene Frauen, Mädchen, Männer, zum Theil im Dienſte der Kirche! Wenn die Anklage, wenn das Gericht auf deren Zeugniß nichts geben wolle, ſo müſſe ſie dieſelben nothwendig wegen

falschen Zeugnisses zur Untersuchung ziehen, wie sie mit Arfac, Bernard und Berard gethan; aber es sei davon auch nicht einmal die Rede gewesen, die Anklage bezüchtige sie nicht einmal der Unwahrheit. Es sei auch unmöglich den geringsten Zweifel gegen diese Phalanx von Zeugen zu erheben! (?) Der allergewichtigste Zeuge aber sei Arfac selbst, dieses Kind der Natur, dieser einfältige, stumpfsinnige Schäfer, den das Gefühl des unerhörten an ihm begangenen Unrechts zu einer Energie des Geistes erweckt, zu einer Beredsamkeit der Verzweiflung und der Unschuld begeistert habe, daß es keinem Kenner der menschlichen Natur entgangen, wie er in einem Augenblicke sogar die Beredsamkeit des Advocaten Bac überwunden. — Wenn aber auf die Zeugnisse der Born, Claude Rennaud und der Hinterbringungen von letzten Geständnissen des todten Soldaten Mathieu Rennaud etwas zu geben wäre, wenn diese wirklich Jacques Besson gesehen, aus Puy mit der Flinte ausgehend, durch die Wälder schleichend, Berge erklimmend und in Abgründe sich stürzend — denn es sei der unwegsamste Weg gewesen, kaum zu passiren für einen Mann, der eben vom Krankenlager erstanden, wenn das wäre, so müßte er, Besson, diese gefährlichen Zeugen doch auch gesehen haben, und welche Verwegenheit, ja Dummdreistigkeit, supponire das, daß er trotz dem von seinem Vorhaben nicht abgelassen, es nicht aufgeschoben habe, wo er, ein Mensch von Verstand, gewiß sein mußte, daß deren Zeugniß ihn verrathen mußte! (War, oder erscheint uns Besson nicht im Lichte eines Fanatikers von Diensteifer und Treue? Bei einem Fanatiker fällt diese Berechnung hinweg. Ueberdem war es der letzte Tag, wo die That mit Vortheil für die Familie Chamblas verübt werden konnte!)

Der Vertheidiger behauptete, daß schon die Ermitte-

lungen dieſes Proceſſes auf Spuren einer Thäterſchaft hinleiteten. An Geſindel, das den Mord aus freien Stücken, aus Rachſucht begeht, wie ſolches, das ſich zu einer ſolchen That dingen läßt, fehle es leider in jener Gegend nicht; wie auch das unbeſtrittene Factum bezeuge, daß ein oder zwei Individuen ſich bei dem todten Marcellange gemeldet, die ſich erboten, für zehn Thaler ihn von ſeinem Todfeinde, Beſſon, zu befreien, ein Anerbieten, welches der rechtliche Mann mit Entrüſtung von ſich gewieſen. Wie nun, wenn nun dieſelben Individuen, aus Rache wegen dieſer Abweiſung, oder aus Furcht, von Marcellange einſt denuncirt zu werden, ſich ſeiner durch den Flintenſchuß entledigt hätten! Uebrigens ſei es Sache der Anklage, nicht der Vertheidigung andre Thäter zu finden.

Rouilhac erklärte, mit Bangigkeit ſei er an die Vertheidigung gegangen, weil die Anklage ihm zu ſchwer erſchienen, aber mit Vertrauen ſchließe er, weil das Facit der Ermittelungen nur zu Gunſten ſeines Clienten ausgefallen ſei.

Und faſt ſchien es, als theilten Beſſen und Arfac ſeine Hoffnungen. Als die Sonnabendſitzung geſchloſſen ward, um am Sonntage nach der Kirche wieder eröffnet zu werden, fiel ein plötzlicher Platzregen grade im Augenblicke, wo die Zuſchauer aus dem Gerichtshauſe gingen. Aber in einem Momente ſpannten ſich Hunderte von Regenſchirmen aller Farben aus und die Berichterſtatter erwähnen, daß man von den Fenſtern aus keinen Menſchen mehr, wol aber eine Legion römiſcher Soldaten unter einer Teſtudo von Schilden zu ſehen geglaubt. Das Schauſpiel war für Beſſon ſo anziehend, daß er am Fenſter ſtehen blieb und Arfac winkte, und Beide ſchienen außerordentlich über das nie geſehene Bild erfreut

Der Vertheidiger hatte in einem beredten Vortrage die Anſchuldigung ſträflicher Verleumdung auf die Familie Marcellange geſchleudert, auf ihr Haupt, Herrn Truchy de Marcellange. Er hatte geſagt, daß ſie mit raffinirter Bosheit einen ihnen gleichgültigen Dritten verfolgten, um hinter dieſem Schilde zwei arme hülfloſe Frauen der Wuth der öffentlichen Meinung preis zu geben, welche die Unglücklichen ſchon zerriſſen hätte; aber der Tag der Vergeltung werde auch für dieſe jetzt verfolgende Familie anbrechen, der Tag, wo ſie von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt, von der Juſtiz werde verfolgt werden.

Darauf antwortete der Advocat Bac in einer flammenden Rede: „Arme Frauen nennt Ihr die Damen von Chamblas! — Arm, ohne Unterſtützung! — Welche Mittel habt Ihr, das glauben zu machen? — Wenn ſie arm wären und ohne Unterſtützung, brauchten ſie nur an ihre Ahnen zu appelliren. Deren Namen allein hätten ausgereicht, ſie zu vertheidigen. Frauen ohne Unterſtützung! Ihre alte Familie iſt weithin verzweigt, bis in dieſe Stadt hinein. Sie ſind umgeben von den weiſeſten, von den einflußreichſten Rathgebern. Ihre Blutsverwandten, ihre Freunde, ihre Anwalte, ihr Ruf von Frömmigkeit, Alles, bis zur Majeſtät der Religion, denn ihre Verbindungen mit dem Klerus ſind wohl bekannt, Alles beſchützte ſie. — Wer hat ſie in die Flucht geſagt? — Die Verleumdung? — Gegen die hätten die Tribunale ſie geſchützt. — Die Furcht verhaftet zu werden? — Nun, bei Gott, wäre ich ihr Rathgeber geweſen und von ihrer Unſchuld überzeugt, ich hätte zu ihnen geſagt, die Ehre iſt Euch nöthiger, als das Leben. Tretet der Anklage entgegen, Stirn geboten der Verleumdung. Die Unſchuld verliert nie

tende Wahrzeichen abhebt im Chaos des Geschaffenen, es könnte eine Aufgabe sein, Drontheim in diesem Felsenlabyrinthe seiner ungeheuren Fiords zu suchen. Daß sie wirklich Seeluft athmet und hinausschaut auf einen weiten Golf, unterscheidet ihre schöne Lage durchaus von der reizendern Christianias. Dort sind die Ufer die Hauptsache, der silberne, also farblose Fiord schlängelt sich nur dazwischen, um die grünen Vorgebirge, Landzungen und Inseln auffällig für das Auge zu trennen. Hier ist es der weite, blaue Meeresraum selbst, der Aug' und Sinn fesselt; die Ufer-Felsen mit scharf abschüssigen Wänden umklammern, wie mit zwei Armen, vom Lande aus den Golf. Weiterhin verlieren sie sich in blaue Ferne, ohne daß man jedoch durch die grauen Felskrümmungen die Richtung nach der offnen See verfolgen könnte. Aber die Meeresluft weht uns entgegen und beim Anblick der tiefen und von allen Seiten wohlgeschützten Rhede glauben wir daran, daß hier einst die Flotten der alten Seekönige gerüstet lagen, in alle Welt den Ruf der Normannen zu tragen. Wer hätte sich nicht ein düstres Bild von dieser Stadt aus dem grauen Alterthume im farblosen Norden ent-

ihre Rechte, aber das Verbrechen allein versteckt sich vor der Justiz. — Die Damen von Chamblas erschienen nicht, wie oft sie auch gerufen sind. Ich begreife nicht den Seelenzustand dieser Frauen, welche Erziehung sie empfingen, daß sie zittern können, wenn ihr Gewissen sie rein spricht. Ihr seid fromm, sagt man, Ihr habt Vertrauen zu Gott, und Ihr zittert! Ihr wißt, in Eurer Brust ist die heilige Ueberzeugung, daß Besson unschuldig ist, und Ihr schweigt doch, und Ihr werdet nicht zum Sprechen bewogen, wenn Besson's Kopf vom Schaffot zu Puy bis vor Eure Hausthür rollt!"

Der Vertheidiger Lachaux antwortete bis zur äußersten Erschöpfung, bis mit seiner Stimme die Kräfte ausgingen, und die Sitzung noch ein Mal bis zum folgenden Montag, den 29. December prorogirt werden mußte.

Auch an diesem letzten Tage, auch nach Bac's eindringendem Aufruf erschienen die Damen von Chamblas nicht, wiewol man glaubte, daß sie in Lyon selbst versteckt wären, und obgleich man später erfuhr, daß einer ihrer Rathgeber sie dringend dazu aufgefordert hatte. Aufrichtige Freunde, hieß es, hätten sie überall aufgesucht und nicht gefunden. Man habe aber in den zahlreichen Klöstern der Stadt nicht nachgesucht, setzt die Gazette des tribunaux hinzu.

Die letzten Reden der Ankläger und der Vertheidiger sind mehr als glänzende oratorische Arbeiten, man glaubt in der Wärme, die aus Beider Worten hervorgeht, in Beiden eine vollkommene Ueberzeugung der Wahrheit ihrer Darstellung zu finden. Nur mit Bedauern enthalten wir uns Lachaux' letzte Zusammenstellung mitzutheilen.

Um 1 Uhr nach Mittag gingen die Geschwornen in ihr Berathungszimmer. Die Zwischenzeit ward benutzt, um die Namen der Zeugen zu verlesen und ihre Diäten und Reisegebühren ihnen auszuzahlen. Es hatte etwas, das Gefühl Beleidigendes, zu sehen, wie sie zum Geldtische stürzten, ihre Silberstücke einsteckten, und dann schaarenweise hinauseilten, als ginge eine Sache sie weiter gar nichts an, deren wegen sie innerhalb zweier Jahre drei Mal von Hause fort durch lange Tage in der Fremde vor Gericht gestanden. Die Zeugen liefen fast frech fort, während die Zuschauer in banger Erwartung saßen.

Unter diesen war auch Besson's Bruder, Etienne der bei keiner der vielen Gerichtsverhandlungen gefehlt hatte. Er glich ihm dergestalt, daß man an die Menschwerdung gemahnt wurde. Ein Umstand, der vor Gericht nicht zur Sprache gekommen scheint.

Nach einer Stunde kehrten die Geschwornen zurück. Der Vorsitzende sprach:

„Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und vor den Menschen, so ist die Erklärung der Jury:

„Der Angeklagte ist schuldig am Abende des 1. September 1840 freiwillig einen Mord an der Person des Herrn Villehardin de Marcellange in seinem Schloß Chamblas begangen zu haben.

Mit Majorität der Stimmen — ohne mildernde Umstände."

Besson hörte blaß, fast leblos — schon beim Beginn dieser letzten Sitzung hatte er sich beim Gehen auf die Geländer stützen müssen — den Spruch an, während Todtenstille im Saale herrschte. Auf die Frage ob er noch etwas anzuführen habe, schwieg er, ließ den

Kerf sinken und weinte. — Sein Vertheidiger war fortgegangen.

Das Gericht sprach das Todesurtheil aus, zu vollstrecken auf dem Marktplatze von Puy.

Die Gensdarmen mußten ihn hinausschleppen; im Vorsaal schlug er sich heftig die Stirn und man hörte die Worte: „Und doch ist Alles wahr, was mein Vertheidiger gesagt hat."

Ob seit 5 Jahren etwas mehr über diesen mysteriösen Fall ermittelt worden, ist uns unbekannt. Es hielt schon schwer das Material über die drei Gerichtssitzungen zu beschaffen. Die von so vielen Actenstucken durch zwei Jahre ermüdete öffentliche Aufmerksamkeit mußte sich mit Gerüchten und vagen Zeitungsnachrichten befriedigen lassen. Wenn wir noch später — in diesem Augenblicke sind wir durch den vorschreitenden Druck gedrängt, — Zuverlässiges erfahren, werden wir es in einem Nachtrage bringen. Nur Folgendes glauben wir als gewiß anführen zu können: Bessen starb auf dem Schaffot, ohne zu bekennen, das Räthsel mit sich ins Grab nehmend. Die Damen von Chamblas aber, vom Arme der Gerechtigkeit nicht erreicht, flohen vor der sie anklagenden Stimme des Publicums, dahin, wohin sie Marie Boudon vorausgeschickt hatten, nach Savoyen. Daß ihr Familiensitz, das alte Schloß Chamblas, wie es hieß, von ihnen vorher verkauft worden, ward als Gerücht behauptet, aber auch wieder bestritten.

Gerhard von Kügelgen's Ermordung.

1820 — 1821

Der, seiner Zeit, in Sachsen ebenso hoch als Künstler gefeierte, wie seines edlen Charakters und seiner liebenswürdigen Persönlichkeit wegen als Mensch allgemein geschätzte Maler Gerhard von Kügelgen, lebte in Dresden in so glücklichen und heiteren Verhältnissen, wie es selten Jüngern der Kunst gewährt ist. Liebe und Anerkennung kamen ihm überall entgegen, bei Hofe, den Großen, im Publicum, in den geselligen Kreisen; er war der glücklichste Gatte und Vater, und befand sich durch die Schöpfungen seiner Kunst in dem Wohlstande, welcher die gewöhnlichen Sorgen des Künstlerlebens ausschloß; aber auch die tieferen, welche der Künstlerbrust entspringen, die nach dem Höchsten trachtet, und, in größerem oder geringerem Maße, sich immer gestehen wird, daß sie das Erstrebte nicht erreicht, scheinen Kügelgen weniger berührt zu haben. Sein klarer Verstand, seine ruhige Seele, sein tief religiöser Sinn, und vielleicht der Umstand, daß er ja der Erste war und keinen Größern neben sich sah, bewahrten ihn vor der Unbefriedigung.

Um sich ein Atelier zu einem größern Werke, einem

für einen Freund in Riga bestellten Altarblatt, zu schaffen, kaufte er an der Elbe einen Weinberg, auf dem reizendsten Punkte der sogenannten Loschwitzer Pflege, mit der schönen freien Aussicht auf die niedrigen Elbufer jenseits und auf die böhmischen Gebirge. Hier wollte er ein neues, bequemes Wohnhaus für sich und seine Familie bauen, und dieser Bau, als eine ganz neue Thätigkeit für seinen Geist, beschäftigte ihn ungemein. Er schrieb im November 1819 an seinen Bruder: „Dies Häuschen soll uns ein Feenpalast werden, bis die Zeit kommt, wo wir, durch ein noch kleineres, engeres Haus die Thüre finden zu dem großen Hause des himmlischen Vaters, wo viele Wohnungen sind, und wo sich einmal wieder die ganze Familie wird beisammen finden. Sollte es Gott gefallen, mich bald nach Hause zu rufen, so hat Lilla (seine Gattin) einen Witwensitz, von wo sie die Erziehung der Kinder leicht vollenden kann, da die Stadt nur eine Stunde Weges entfernt liegt."

Es war eine Vorahnung. Kügelgen sollte, ehe er die Schwelle dieses Feenpalastes betrat, in das kleinere, engere Haus eintreten.

Die Charwoche des nächsten Jahres 1820 traf ihn in einer besonders religiös geweihten, heitern Stimmung. Er war Katholik, hatte aber seinen Sohn protestantisch einsegnen lassen. Die Feierlichkeit hatte ihn gerührt und erhoben. Als ein Freund sich über seine glückselige Stimmung freute, äußerte er mehrmals: „Ich weiß, so finde ich es im Himmel wieder."

Am 27. März, am Tage nach jener Einsegnung, ging er, wie gewöhnlich, am Nachmittage nach seinem Weinberge hinaus, um nach dem Baue zu sehen. Er fragte einen seiner Schüler, ob er ihn begleiten wolle,

dieser aber mußte, durch Geschäfte behindert, es ablehnen. So ging Kügelgen allein.

Er kam gegen 5 Uhr an, ordnete und besorgte, was nöthig war, zahlte die Arbeiter aus, bestellte junge Birken für den Weinberg und ging zwischen 6 und 7 Uhr fort, um nach Dresden zurückzukehren.

Die Landstraße von Dresden nach Bautzen ist allen Lesern bekannt, welche die erstere Stadt besucht. Wenn sie gleich über den Mordgrund führt, eine tiefe Felsschlucht, die sich nach der Elbe mündet, ist sie doch, an den anmuthigen Elbvillen, an dem Linke'schen Bade, Findlaters u. s. w. vorüberführend, einer der frequentesten, sichersten Spaziergänge; auch als Landstraße ist sie fast nie menschenleer. Auf der Höhe hingeleitet, ohne tiefe Einschnitte, kann man sie fast überall leicht übersehen und es war ein mondheller Abend.

Aber Kügelgen kam nicht nach Haus. Die beunruhigte Familie sandte Boten aus. Der 17jährige Sohn machte sich selbst mehrmals auf den Weg, nach dem Weinberge und zurück, ohne andere Nachrichten einzuziehen, als die wir oben gaben, und ohne Spuren des verschwundenen Vaters zu finden. Bei Kügelgen's regelmäßiger Lebensweise war gar kein Grund seines Ausbleibens auch nur zu vermuthen. Die Polizei ward in Kenntniß gesetzt, aber auch den vereinten Nachforschungen derselben und der Familie gelang es die ganze Nacht hindurch nicht, irgend etwas zu entdecken.

Erst am folgenden 28. März gegen 9 Uhr fand der junge Kügelgen, als er in Begleitung eines Gensdarmen noch ein Mal an dem unten nach der Elbe zu belegenen Fußwege, der aber von dem ausgetretenen Flusse überschwemmt war, entlang ging, in einer Vertiefung des daselbst befindlichen Röhrenlagers, hinter einem ihn

deckenden Feldraine einen entſeelten Körper. Es war ſein Vater.

Bis auf die Unterhoſen und das blutige Camiſol nackt, lag der Körper, die Arme nach der Bruſt zu, auf dem Geſichte. Am Finger war noch ein goldener Ring (mit dem Namen Lilla). Das Geſicht war von mehren Schlag- und Stichwunden entſtellt, der linke Augenwinkel, die linke Unterkiefer und das linke Schlafbein zerſchmettert; auch das rechte Schlafbein war zum Theil eingedrückt und zerbrochen.

Fußtritte — es ſchien von zwei Perſonen — gingen von der Bautzner Straße her über einen Sturzacker, an deſſen Rande die Leiche gefunden. Nach allen Anzeigen ſchien der Mordſchlag auf der Chauſſee ſelbſt verübt und der Erſchlagene erſt dann über den Acker weg nach dem Röhrenlager geſchleppt und hier entkleidet und beraubt worden zu ſein. Denn, daß ein Raubmord vorlag, war vom erſten Augenblicke an kein Zweifel. Kügelgen's Mütze fand man bald darauf auf demſelben Felde, etwa 24 Schritte hineinwärts nach der Stadt.

Das Aufſehen, der Schreck, welchen die Nachricht in Dresden verbreitete, waren außerordentlich. Es war wol Kügelgen's Perſönlichkeit, als das Sicherheitsgefühl der Dresdener, welches in den nächſten Umgebungen ihrer friedlichen Stadt durch Mord und Raub bedroht ſchien, was hier zum Herzen eines Jeden mitſprach. Etwa 180 Schritte von dem bekannten Marcoliniſchen Vorwerke, einige hundert Schritte von dem Linke'ſchen Bade war die That geſchehen! Und Kügelgen hatte keine Schätze bei ſich, als friedlicher Spaziergänger war er nach ſeinem Weinberge gewandert. Wer war da noch ſicher, vielleicht in der Stadt ſelbſt!

Ja noch mehr des Schreckens; jetzt trat eine Raub- und

Mordthat, die vor einigen Monaten, auch in der Nähe desselben Stadtheils, an der Landstraße verübt worden, und die man beinahe zu vergessen geneigt gewesen, weil sie keinen Gerhard von Kügelgen, sondern einen armen Tischlergesellen betroffen, wieder lebhaft aus ihrem Dunkel hervor. So war es gewiß, geheimnißvolle Mörderhände umschwebten die Stadt und belauerten ihre harmlosen Opfer, um nach der That zu verschwinden.

Schon am folgenden 29. März setzte die Regierung auf den Vorschlag des Justizamtes einen Preis von 1000 Thalern auf die Entdeckung des Mörders.

Noch am selben Tage fanden Kinder, die beim aufgefahrenen Schutt hinter dem Accishause vorm schwarzen Thore spielten, unter den Steinen einen blauen Tuchmantel. Es war der Mantel Kügelgen's, in welchem er nach dem Weinberge gegangen. In der Tasche fand man noch das kleine Gebetbuch, welches er stets bei sich führte.

Also mußte der Raubmörder in die Stadt geschlichen sein. Wahrscheinlich hatte er nicht gewagt, das große Kleidungsstück durch das Thor in seine Wohnung zu bringen. Darum verbarg er es an dem Orte, in der Absicht, es ein anderes Mal unbemerkt auf die Seite zu schaffen. — Der Raubmörder war also wahrscheinlich ein Bewohner der Stadt!

Vom 29. März bis 4. April blieb die Publication der Regierung ohne Wirkung, obgleich man sie wiederholt durch Anschläge und die Zeitungen bekannt gemacht und eine genaue Beschreibung der fortgekommenen Kleidungsstücke und der Uhr gegeben, welche Kügelgen an dem Tage getragen.

Einige Personen, die um die Zeit der That auf der Landstraße gesehen worden, konnten weder Auskunft ge-

ben, noch verdächtigt werden. Auch ein Maurer und ein Baumhändler, mit dem Kügelgen am Abende des 27. März auf dem Weinberge gesprochen, der Geld von ihm ausgezahlt erhalten, und dann, ob er wol früher als Kügelgen seinen Rückweg nach Dresden angetreten, doch hinter ihm hergegangen war, — der also wol verdächtig erschien, mußte beim Mangel aller anderen Anzeigen wieder entlassen werden.

Man nahm seine Zuflucht zu den Ermittelungen des früheren Mordanfalls, um hier vielleicht auf eine Spur zu gerathen.

Am 29. December 1819 hatte ein Fuhrmann auf der von Dresden nach Großenhayn führenden Chaussee, ungefähr 900 Schritte von dem Gasthofe zum wilden Mann (es war die alte Bergstraße, deren sich mancher Reisende von Berlin nach Dresden noch erinnern wird; besonders des Punktes, wo man bei einer plötzlichen Wendung des Weges Dresden malerisch zu seinen Füßen erblickt) Abends nach 6 Uhr — abermals in einer mondhellen Nacht — den Körper eines Ermordeten und Beraubten gefunden. Es ermittelte sich, daß der Todte ein Tischlergeselle, Namens Winter, sei. Er war noch mit Stiefeln, Strümpfen, Hosen und dem Hemde bekleidet; sein Hirnschädel war zerschlagen. Ueber den Thäter fehlte aber jede Spur; nicht einmal Fußtritte waren entdeckt worden.

Dagegen hatte man später erfahren, daß die Frau eines Tagelöhners am 28. December, also am Tage vor dem Morde, ebenfalls in der Gegend des wilden Mannes, von einem Unbekannten, der mit einem Soldatenmantel und Mütze bekleidet gewesen, angefallen worden. Er hatte sie aber wieder freilassen müssen, als ein Wagen ankam, und war über die Felder, nach dem schwar-

zen Thore der Neustadt und den Casernen zu entfernungen.

Die Angst der Dresdner schien also jetzt wirklich einen Grund zu gewinnen: daß ein dämonischer Unhold vor den Thoren der Neustadt am Wege lauere und einsame Wanderer überfalle. Wenn man betrachtete, daß er nicht nur Künstler, sondern auch Handwerksburschen todt schlug und auszog, ja sogar arme Tagelöhnerfrauen anfiel, so schien es mehr eine Art rasenden Mordgeschäftes zu sein, als räuberische Absicht, was ihn trieb.

Der Soldatenmantel, der Weg nach den Casernen, zeigte aber wenigstens eine Spur, freilich eine sehr zweifelhafte, denn jeder Soldatenmantel gleicht dem andern, und mußte es grade ein Soldat gewesen sein, konnte nicht auch ein anderes Individuum sich in einen Soldatenmantel hüllen? — Indeß fing man an zu glauben, daß der Mörder ein Soldat war, und die nächsten Ermittelungen schienen es zu bestätigen.

Am 4. April — nachdem noch am 3. das Publicandum mit genauer Bezeichnung der Kleidungsstücke und der Uhr wiederholt worden — übergaben zwei jüdische Handelsleute in Dresden dem Stadtgerichte eine silberne Uhr, welche mit der Beschreibung stimmte. Sie sagten aus, die Uhr wäre ihnen am 28. März, Morgens vor 9 Uhr — also ehe noch Kügelgen's Ermordung ruchbar geworden — von einem Menschen verkauft worden, den sie, seiner Kleidung nach, für einen Artilleristen gehalten. — Die Uhr gehörte Kügelgen.

Auf Ersuchen des Amtes ließ die Militairbehörde sämmtliche Artilleristen in den Casernen antreten; die Juden gingen die Reihen hindurch, konnten aber keinen

worfen! Uns lächelte das Glück, und wir sollten sie in aller Glorie poetischer Verklärung durch einen heiteren Abendhimmel erblicken. Es war ein Gemälde von blau und violett. Blau das weite Bassin, darauf schwimmend weiße Segel mastenreicher Kauffahrer, vom Meere bespült die Häuser der Stadt, alle von munterer Farbe, und ringsum im violetten Dufte die grauen Felsmauern. Darüber lagerte eine Sonntagsstille. Merkwürdig bleibt es, daß das weit südlicher gelegene Bergen ungleich mehr den düstern Charakter des Nordens an sich trägt.

Wir stiegen den Berg hinunter. Die ersten aepußten Spaziergänger, hier und da an der Seite ein öffentlicher Garten mit Vogelstangen und Schaukeln, paßten zwar wenig zur Residenz der alten Seekönige, aber es war doch auch etwas Wunderbares nach den Guldbrandsdaler Schluchten. Beim Einzug ins Thor that sich mit einemmal wieder der drei und sechzigste Grad kund, trotz dem freundlichen Sonnenschein auf den zierlichen Rasenwällen. Drontheim ist nämlich eine Festung und hat manche Belagerung von Seiten der Schweden ausgestanden, bei welchen der Dom ein oder zweimal in Feuer aufgangen; einmal

der Soldaten als den Verkäufer der Uhr wieder erkennen.

Am selben Tage begegneten in der Stadt drei Juden, unter denen der Eine Käufer der Uhr, einem Soldaten in bürgerlicher Kleidung. Es war der Unterkanonier Johann Georg Fischer. Der Käufer glaubte in ihm den Verkäufer der Uhr zu erkennen. Sie redeten ihn wegen der Uhr an und gingen in lautem Gespräch eine Strecke Weges mit ihm fort, so daß mehre Menschen ihnen folgten und sich um sie sammelten. Fischer stand Rede und sprach auch von seiner Uhr, es scheint aber in einer Art, wie wol Soldaten zu gemeinen Juden zu reden pflegen. Fischer erklärte (in seinen immer wechselnden Aussagen), er habe geglaubt, sie sprächen von seiner Uhr, die er in einem Wirthshause gekauft. Er gab unpassende Antworten, faßte den Juden, der ihn molestirte, am Arme und verlangte, daß er mit ihm gehen solle.

In dem Augenblicke kam ein Gensdarm hinzu, der, als er hörte, wovon die Rede war, den Kanonier Fischer arretirte und auf die nächste Polizeiwache führte.

Die Juden hatten den Verkäufer der Uhr erkannt, es war ein Soldat, wie die Frau des Tagelöhners ausgesagt, er hatte verworrene Antworten gegeben, er war arretirt worden. Im Volke war es ausgemachte Sache, daß der Kanonier Fischer Kügelgen's Mörder sei, und es kam nur noch darauf an, ihn zum Geständnisse zu bringen.

Daß er ein solches abgelegt, verlautete auch alsbald, aber es hatte eine eigene Bewandtniß damit. Sofort am 4. vernommen, leugnete er beharrlich, die Uhr den Juden verkauft zu haben. Es machte ihn aber sehr verdächtig, daß er behauptete, kaum von dem Raubmorde

an Kügelgen sprechen gehört zu haben, eine Begebenheit, die doch jedes Kind in Dresden wußte. Desgleichen wollte er auch den Anschlag mit den 1000 Thalern Belohnung nicht gelesen haben, was ebenso unglaubwürdig schien. Aber schon am folgenden Tage, am 5. April, gestand er ein: ja, er habe die Uhr den Juden verkauft, den Kügelgen aber habe er nicht ermordet und die Uhr nicht geraubt, sondern dieselbe — vor dem schwarzen Thore gefunden!

Dies schien das gewöhnliche Stadium gemeiner Verbrecher, die nie mit einem Male gestehen, sondern stufenweise, aus denen man indeß sicher ist, endlich das vollständige Bekenntniß zu entlocken. Indessen bemerkte man schon da, daß Fischer von sehr beschränkter Urtheilskraft war.

Gleich nach jenem Geständniß widerrief er dasselbe und gestand später, daß er durch die plötzliche Verhaftung gar zu sehr in Angst gesetzt worden, und da ihm der Polizeigensdarm so sehr zugeredet und ihm gesagt, daß er so am besten wegkommen würde, hätte er dann den Verkauf eingeräumt und vorgegeben, daß er die Uhr gefunden.

Noch am selben Tage mußte er seine Uniform anziehen und ward so mit den beiden Juden confrontirt. Da erklärten Beide einstimmig, daß sie in ihm den Verkäufer der geraubten Uhr nicht wieder erkennten. Fischer habe zwar mit ihm gleiche Länge und blondes Haar, allein „das Gesicht sei nicht dasselbe."

Hiermit fielen alle Indicien gegen den Kanonier Fischer bis auf seine unverständige Selbstangabe fort. Dennoch, vom Militairgericht an die bürgerliche Criminalgerichtsbarkeit abgegeben, blieb er in Haft. Das Publicum oder das Volk glaubte an seine Thäterschaft;

die Gerichte glaubten vielleicht, durch verlängerte Haft doch noch Geständnisse aus ihm herauszubringen. Er ward auf die gewöhnliche Kost der Verhafteten gesetzt.

Nachdem er 14 Tage so gesessen, zeigte der Amtsfrohn am 18. April Abends an: Fischer habe ihm soeben eingestanden, daß er den Herrn von Kügelgen umgebracht.

Noch in der Nacht ward vor ordentlich besetztem Gerichte ein Verhör mit ihm vorgenommen und Fischer bekannte: daß er den Herrn von Kügelgen ermordet und beraubt. Den Tischlergesellen Winter wollte er aber nicht ermordet haben.

Am 19. des Morgens kam der Amtsfrohn mit einer neuen Meldung: gleich nach Abführung vom Verhör habe er mit dem Gefangenen ein Gespräch gehabt und derselbe habe ihm auf seine eindringlichen Vorstellungen denn endlich bekannt, daß er auch den Tischler Winter ums Leben gebracht.

Sofort ein neues Verhör und was Fischer in der Nacht im einsamen Gefängniß dem Frohne bekannt, räumte er bei Tageslicht vor besetztem Gerichte ein. Er gab auch die Localumstände an.

Am folgenden Tage, 20. April, ward er auf die Chaussee nach Bautzen, auf den Sturzacker und das Röhrenlager und auf die Chaussee nach Großenhayn am wilden Mann geführt und räumte auch hier, unter Gottes freiem Himmel, auf den Mordstellen die doppelte Mordthat, wie vorher zu Protocoll, ein.

Aber schon am nächsten Tage, 21. April, erfolgte wieder ein Umschlag. Er widerrief beide Geständnisse. Motiv derselben sei gewesen: „Weil er doch so ganz unschuldig in Verdacht gekommen, habe er gern sterben wollen.“ Man hielt ihm vor, daß sein jetziger Wider-

ruf mit diesem Wunsche sich nicht vereinigen lasse. Da rief er aus: „Ach, er wolle auch jetzt noch gern sterben, und man möge ihn martern, wie man wolle; es kämen ihm alle Abende so viele Gedanken ein, daß er keine Ruhe habe.“ Ein anderes Mal äußerte er: er habe sich gefürchtet, sein Arrest würde immer noch schwerer werden, daher habe er Alles eingestanden.

Indeß brachte der Amtsfrohn eine dritte Anzeige: Fischer habe gegen ihn alle seine frühern Geständnisse wiederholt. Am 23. April that er dies auch vor Gericht, widerrief sie aber schon am 27. April.

Was hätte ein Richter, wie ein Geschwornengericht, wenn keine andere Ermittelungen erfolgt wären, darauf sprechen sollen? — Wir antworten, daß ein Geschwornengericht den Mann selbst vor Augen gehabt hätte, um dessen Aussagen, die wir nur aus doppelter Vermittelung durch Schrift und Druck kennen, nach Beurtheilung seiner Persönlichkeit zu würdigen. Auch wird in den Acten, wenn sie mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit geführt sind, doch mehr dazu vorliegen, als in den uns mitgetheilten Auszügen enthalten ist. Man ließ, bei den spätern Aufklärungen, diesen psychologisch merkwürdigen Theil der Untersuchung fallen.

Am 21. April war von Gerichtswegen eine nochmalige Bekanntmachung erfolgt, durch welche die Kügelgen und Winter geraubten Kleidungsstücke noch genauer beschrieben wurden.

Da zeigte der jüdische Handelsmann Löbel Graf am 24. April an: Am 3. Februar 1820 habe er von dem Unterkanonier Kaltofen einen stahlgrünen Oberrock und am 4. April einen dunkelblauen Tuchoberrock,

an Oelflecken kenntlich, gekauft, sowie auch ein Paar lange Beinkleider. Da ihnen beide Oberröcke nunmehr verdächtig vorgekommen, weil die Beschreibung der geraubten Stücke in den Zeitungen mit denselben zu stimmen scheine, hätte er den Verkäufer Kaltofen darüber zur Rede gestellt. Der habe viele Ausflüchte gemacht und sich dabei widersprochen, endlich aber angegeben: er hätte beide Oberröcke von dem verhafteten Kanonier Fischer gekauft.

Johann Gottfried Kaltofen, ein 24jähriger junger Mensch, der als einem Officier zugeordneter Bursche nicht in den Casernen wohnte, ward sofort verhaftet. Freimüthig gestand er sogleich ein, daß er dem Löbel Graf beide Oberröcke verkauft, und ferner, daß Fischer ihm dieselben überbracht habe; er sei jedoch sonst mit Fischern nicht weiter bekannt.

Fischer, vorgeführt und über den Verkauf befragt, wiederholte anfangs seine frühere Behauptung: daß er Winter's Sachen an einen Juden verkauft habe. Dann gerieth er wieder ins Leugnen und betheuerte: er wisse von diesen Sachen ebenso wenig etwas, als von den Sachen des ermordeten Herrn von Kügelgen. Und niemals in seinem Leben habe er einen Rock an einen Kanonier verkauft.

Es wurde sofort (24. April) eine erste Haussuchung in Kaltofen's Wohnung vorgenommen und man fand drei Schlüssel versteckt, welche als Kügelgen's Eigenthum erkannt wurden. Anfangs wollte Kaltofen von diesen Schlüsseln nichts wissen: er begreife nicht, wie sie an den Ort gekommen, wo man sie gefunden haben wolle. Dann aber, nach Confrontation mit Fischern, wo dieser bestimmt leugnete, die zwei Röcke an Kaltofen verkauft zu haben, rief Letzterer aus: jetzt ent-

sinne er sich, die Schlüssel hätten in dem blauen Rocke gesteckt, den Fischer ihm verkauft.

Fischer, der aus dem Verhör entlassen war, forderte in diesem Augenblicke wieder vorgelassen zu werden. Jetzt gestand er aus freien Stücken: ja, er habe die von Kaltofen angegebenen Sachen, namentlich den Rock des Tischlers Winter, wirklich an Kaltofen verkauft.

Als man ihn über die einzelnen Kleidungsstücke und Schlüssel zu Protocoll vernahm, stockte plötzlich wieder der Fluß seiner Bekennungslust und noch ehe das Protocoll vorgelesen wurde, nahm er auch dies Geständniß wieder zurück, wiederholte die Erklärung, daß er gar nichts an Kaltofen verkauft, und brach endlich in die Worte aus: „Nun kann ich gar nichts mehr sagen, mein Verstand steht mir still.“

Bei dieser Erklärung seiner Unschuld, am 24. April 1824, blieb er von da ab beharrlich. In jedem neuen Verhöre erklärte er aus freien Stücken: das Frühere habe er immer nur gesagt aus Furcht vor noch schwererem Arreste, und er habe weder den Herrn von Kügelgen, noch den Winter ermordet und beraubt. Es ist merkwürdig, wie die Lust, sich selbst anzuschuldigen, immer in den vier Mauern seines Kerkers, und wenn er mit den Polizeigensdarmen oder dem Frohn länger verkehrt, in diesem schwachsinnigen Unglücklichen erwuchs, wogegen er vor den Richtern bald wieder zur Besinnung kam. Der Frohn glaubte wie das Volk in Dresden noch nachher an Fischer's Mitverschuldung; einen Menschen wie er zu bearbeiten, muß nicht zu schwierig gewesen sein. Ob eine Untersuchung gegen die Gefängnißwärter stattgefunden, ist nicht bekannt geworden.

Da hatte ſich, während jener Verhöre, am 27. April ein dritter Kanonier als Denunciant gemeldet, augenſcheinlich in der Angſt, durch längeres Verſchweigen als Mitſchuldiger angeklagt zu werden, und wol auch von zu rechtfertigenden Gewiſſensbiſſen geſtachelt.

Der Kanonier Kießling, der Compagnieſchuhmacher, vertraute zuerſt ſeinem Sergeanten, dann auf deſſen Anzeige dem Gerichte Folgendes: Kaltofen war heute Mittag bei mir, kurz vor ſeiner Verhaftung, da entfuhr es ihm: „es laſſe ihm keine Ruhe, er wiſſe nicht mehr, was er machen ſolle, da er habe den Herrn von Kügelgen mit einem Beile ermordet und auch noch den Hoſenträger und ein Weſtchen deſſelben in ſeinem Quartiere verſteckt. Aber er wolle Alles auf Fiſchern ſchieben und ſagen, daß er die Sachen, welche er an einen Juden verkauft, von Fiſchern gekauft habe.“

Alſo ein erſtes außergerichtliches Eingeſtändniß, in ſofern Kießling glaubwürdig war. Zur Bekräftigung ſeiner Ausſage gab er noch vor Gericht folgenden Umſtand an: vor 14 Tagen hatte ihm Kaltofen ein Paar Kommißſtiefeln zum Beſohlen gegeben. Heute Nachmittag, während Kießling abweſend war, hatte er ſie wieder unbeſohlt abgeholt und dafür ein Paar andere, feinere Stiefeln zurückgelaſſen. Dieſe Stiefeln wurden als diejenigen anerkannt, welche Kügelgen am Tage ſeiner Ermordung getragen.

Kaltofen, vorgelaſſen, leugnete ruhig und entſchieden, daß er jene Aeußerung gegen Kießling gethan; dagegen räumte er ein, am heutigen Tage die Stiefeln umgetauſcht zu haben. Die Stiefeln, die er zu Kießling getragen, habe er neu auf dem Markte gekauft.“

Am 25. April ward eine abermalige Nachſuchung in Kaltofen's Hauſe veranſtaltet und jetzt fand man in

einer Bodenkammer den größten Theil der den Erschlagenen, Winter und Kügelgen, geraubten Gegenstände vor. Sie wurden, zusammen aufgereiht, Kaltofen vorgezeigt und Aller Augen hafteten auf dem jungen Manne, der bis dahin durch seine phlegmatische Ruhe und seine wohlgefällige Bildung die Aufmerksamkeit und Verwunderung seiner Richter in Anspruch genommen. Man hatte gefürchtet, ebenso wenig aus ihm zu entlocken, als es leicht geworden, Fischern zu jedem Geständniß zu bewegen. Der Anblick der Stiefeln besonders, welche sein eben noch zu Protocoll gethanes Vorgeben, daß er sie neu auf dem Markte gekauft, auf der Stelle widerlegten, überraschte ihn sichtlich. Er hatte die Fassung verloren, aber statt in Jammer und Verzweiflung auszubrechen und mit dem Bekenntniß seiner Schuld anzufangen, fuhr er auf Kießling los, den er mit Vorwürfen über seinen Verrath überhäufte. Erst nachdem er sich so Luft gemacht, legte er ein vollständiges Bekenntniß ab. Er bekannte, daß er den Tischler Winter und den Herrn von Kügelgen angefallen, ermordet und beraubt. Sein Geständniß wich von dem Fischer's in mehren wesentlichen Punkten ab; auch sprach er Fischern von aller und jeder Theilnahme an beiden Mordthaten gänzlich frei.

Der Inbegriff seiner mehrfach abgelegten und nicht widerrufenen Geständnisse war folgender: — Weil er Geld brauchte, war er in einer Woche, am Ende December 1819, drei Mal ausgegangen, in der Absicht, den Ersten, der ihm begegnete, wenn es mit Sicherheit geschehen könnte, zu erschlagen und zu berauben. Zu dem Zwecke hatte er ein Beil unter den Mantel gesteckt und den Weg auf der Chaussee nach dem wilden Manne gewählt. Am 29. December war Winter, den er nicht kannte, desselben Weges gekommen, er erwählte ihn zu

seinem Opfer, ließ ihn an sich vorübergehen, holte ihn dann wieder ein, ging eine Strecke mit ihm und versetzte ihm plötzlich, ohne ihm zuvor sein Geld abzufordern, einen Schlag mit dem Rücken des Beils auf die rechte Seite des Kopfes. Als der Arme sofort niedergesunken, versetzte er ihm noch zwei tödtliche Schläge auf den Kopf und ging dann an den Raub. Er nahm ihm einen Halskragen, Oberrock, Hut, Halstuch, Uhr, 1 Thlr. 10 gGr. Geld, 2 Bücher und einiges Handwerkszeug. Stiefeln und Beinkleider hätte er gern auch genommen, aber es machte ihm zu viel Mühe, dieselben auszuziehen; überdies ward er durch einen Wagen, der vom wilden Manne herkam, gestört, und er schlug sich nun mit seiner Beute rasch über die Felder rechts nach der Neustadt zurück und in sein Quartier. Den Hut ließ er durch Kießling verkaufen, die andern Sachen verhandelte er an Juden.

Ob auch er es gewesen, der den Anfall auf die Tagelöhnerfrau am Tage vorher gemacht, darüber schweigen die gedruckten Mittheilungen.

Auf selbe Weise verhielt es sich mit der an Kügelgen verübten Mordthat. — Er brauchte wieder Geld. Am Montag vor dem Osterfeste 1820 ging er mit dem Beile unterm Mantel die Bautzner Straße hinaus, um — Jemanden aufzulauern und ihn zu ermorden. Als der Mond bereits hell geschienen, begegnete ihm da, wo es nach dem Meilensteine aufwärts geht, ein unbekannter Mann in einem blauen Mantel. Er ließ ihn eine Weile vorüber und folgte ihm dann. Eine Frau, die mit Kügelgen in selber Richtung ging, aber schneller als dieser, ließ er voraus, bis sie an den ersten Häusern verschwunden war. Dann näherte er sich, immer hinter Kügelgen, leise demselben und, ohne ihn anzureden, ver-

setzte er ihm von hinten einen Schlag mit dem Beile auf die rechte Seite des Kopfes. Kügelgen stürzte besinnungslos zur Erde. Rasch packte er ihn am Kragen und schleppte ihn von der Chaussee quer über den Sturzacker bis in die Vertiefung, wo er gefunden ward.

Der Unglückliche hatte sich gleich nach dem ersten Schlage nicht mehr gerührt, keinen Laut von sich gegeben, viel weniger um Hülfe geschrien; dennoch versetzte er ihm, zu mehrer Sicherheit, hier noch einige Schläge mit dem Beile. Nachdem er ihn anscheinend völlig leblos gelassen, sprang er noch einmal nach der Chaussee zurück, da er sich erinnerte, daß der Ermordete seinen Stock dort hatte fallen lassen, damit man dadurch der That nicht auf die Spur komme. (Vielleicht daher die im Sturzacker bemerkten Spuren von zweier Männer Fußtritten.) Zurückgekehrt, fing er an ihn auszuziehen. Da bewegte sich der Körper noch ein Mal vorwärts, als wenn er sich aufrichten wolle. Kaltofen gab ihm noch einige Schläge mit dem Beile auf den Kopf und Kügelgen richtete sich nicht mehr auf.

Hier ging der Raubmörder in seinem Raubgeschäft sorgfältiger zu Werke. Er zog ihm Mantel, Rock, Hosen, Weste, selbst das Hemd aus, zog den erstarrenden Füßen die Stiefeln ab und knüpfte ihm das Halstuch ab. Außer der Uhr fand er an Metall nur 3 Thaler 17 gGr. Mit seinem Raube schlich er unten an der Elbe am Röhrenlager fort, machte sich jedoch noch vor dem Linke'schen Bade wieder nach der Chaussee hinauf, versteckte den Mantel am schwarzen Thore unter einem Steinhaufen und begab sich mit der andern Beute unangefochten in seine Wohnung.

Alles dies war deutlich und klar, obwol der Umstand, daß er den todten Körper so leicht entkleidet und

mußte auch der Feind unverrichteter Sache umkehren; dennoch ist die unglückliche Lage der Festung von solcher Art, daß man von der nächsten Höhe Steine mit der Hand über die Wälle schleudern möchte. Auch das eine Fort, seitwärts auf einem Felsen, hat eine festere Stellung, als daß es der Stadt Nutzen bringt; denn die Kanonen bestreichen über das ungünstige Terrain nicht einmal den Hauptweg. Selbst zu Wasser fürchtet man, vor einem etwanigen Ueberfall nicht gesichert zu sein, weil in dem tiefen Golf sich auch die größten Kriegsschiffe, sobald sie den Weg durch die Krümmungen des Fiords gefunden, bis auf Schußweite der Stadt nähern können. Das kleine Fort Munkholm auf einer Klippe müßte bald von dem Feuer eines Linienschiffes rasirt sein. So kam es denn, da Drontheim eine Festung ist, daß unserer langen Karavane am Thore eine Schildwacht, das Gewehr in der Hand und blonde Locken aus dem Czakot über die Schultern wallend, entgegentrat. Seit Monaten mochte dem Posten hier kein Mensch in den Weg gelaufen sein, den der Pflichtgetreue nach Stand und Namen zu fragen nöthig gehabt; gewiß aber war es das erste Mal, daß zu

namentlich ihm die Stiefeln ausgezogen hatte, den Verdacht erregte, daß er doch Beihülfe gehabt. Doch auch darüber gab er in der Beschreibung, wie er es vollbracht, genügende Erklärung. Aber über das Motiv der That gab er nicht mehr an als: er habe Geld gebraucht, um sich Kleider zu kaufen und seinen Quartalzins zu bezahlen.

Sein Geständniß ward durch mehre andere Umstände bekräftigt. Der am 26. April noch ein Mal vernommene Kießling berichtete über das außergerichtliche Geständniß des Mörders, am 24., mit denselben Umständen, fast mit denselben Worten, wie es Kaltofen vor Gericht gethan. Kaltofen hatte dabei gegen Kießling geäußert: er begreife nicht, wie Fischer dazu gekommen, sich vor Gericht jener Mordthaten zu rühmen, da er gar nicht dabei gewesen. — Ferner fanden sich bei einer dritten Nachsuchung in Kaltofen's Hause in einem mit Schutt angefüllten Winkel unter dem Dachstuhle noch die den beiden Ermordeten geraubten Halstücher und andere Gegenstände. Kaltofen räumte ein, die Uhr am Morgen des 28. März den beiden Juden verkauft zu haben, und sie erkannten, durch eidlich bekräftigte Aussage, in ihm den Verkäufer derselben an. — Endlich bekannte sich Kaltofen selbst noch als zweier Diebstähle schuldig, von denen er den einen mit Kießling gemeinschaftlich verübt hatte.

Somit stand That und Thäterschaft, was Kaltofen betrifft, fest, und auch hinsichts Fischer's schien dargethan, daß er außer Schuld sei. Bei allen Verhören hatte Kaltofen wiederholt erklärt, er habe mit ihm nie Umgang gehabt und derselbe sei ganz unschuldig.

Auch Fischer selbst blieb vom 24. April ab beharrlich bei seinem Leugnen. Am 2. Mai nochmals ver-

nommen, wiederholte er, daß er nur und allein aus Furcht und Angst vor noch schwererer Haft eingestanden habe. Es ward bewiesen, daß er weder mit Kießling, noch mit Kaltofen näheren Umgang gehabt. Verdächtig war allerdings: daß er bei seiner ersten Vernehmung vorgegeben, er habe von dem Morde des Herrn von Kügelgen gar nicht reden hören, daß er die öffentlichen Anschläge nicht gelesen, daß er nichts von der ausgesetzten Prämie gewußt, noch von der feierlichen Beerdigung des Ermordeten. Es ward dies Vorgeben um so verdächtiger, als sich nachher ergeben, daß Fischer dieser Beerdigung selbst beigewohnt hatte! — Er wußte dafür keine Entschuldigung, als seine außerordentliche Bestürzung, und wiederholte immer dieselbe Antwort: „damals sei er über seine Verhaftung so in Schrecken und Angst gewesen, daß er nicht gewußt, was er sagen solle." — Auch hatte er die Localumstände, den Weg betreffend, gewußt, den er nach Winter's Ermordung entsprungen sein sollte? — Er wollte ihn vom Amtsfrohn erfahren haben. Dieser habe ihn um Gottes willen gebeten, zu gestehen, weil es so besser für ihn sei. Nachdem er nun deshalb Kügelgen's Ermordung eingestanden, hätte der ihm so dringend zugeredet, daß er nun auch Winter's Ermordung eingeräumt.

Der Amtsfrohn konnte unerlaubte Einwirkungen nicht ganz in Abrede stellen. Er hatte Fischern eine Nacht in die Pretzel bringen lassen — eine Fessel für gefährliche Verbrecher, die beide Hände oder Füße nahe zusammenhält, die jedoch nur durch die Länge des Gebrauchs zur Folter wird. Der Frohn entschuldigte sich: das sei nur geschehen, weil Fischer gedroht, er wolle sich das Leben nehmen; auch sei es erst einige Wochen nach dessen zweitem Geständnisse geschehen. Fischer behauptete,

er habe ſchon in der Nacht vom 21. zum 22. April, nach ſeinem erſten Bekenntniſſe, in der Pretzel liegen müſſen.

Keinem Richter konnte entgehen, daß Fiſcher ein höchſt beſchränkter, einfältiger Menſch war, ohne Gegenwart des Geiſtes, den jede unerwartete Frage in Verlegenheit brachte oder außer Faſſung ſetzte. Er war 30 Jahre alt, aus ſeinen frühern Verhältniſſen ließ ſich ihm nichts Nachtheiliges nachſagen, aber während ſeines 13jährigen Soldatendienſtes hatte er ſtets für einen ſtupiden Menſchen gegolten, der ſich immer zum Beſten haben laſſe. Dabei hatte er ſich ordentlich, friedfertig betragen und war immer ein guter Wirth geweſen. Der Phyſicus fand bei ihm einen Andrang des Blutes nach dem Kopfe, Ohrenſauſen, Kopfſchmerzen, daher rühre ſein düſterer Blick und ſeine trübſinnige Gemüthsſtimmung. — Der beſonnene Kaltofen ſagte ſelbſt: Fiſchern könne nur die Angſt zu ſolchen Geſtändniſſen getrieben haben. Seine Gedächtnißſchwäche zeigte ſich bei mehren Gelegenheiten und eine beſondere Schwermuth trat heraus, als man ihm ankündigte, daß er am 12. Mai in Folge ſeiner erſten Bekenntniſſe und Widerſprüche aus den Liſten des Artilleriecorps ausgeſtrichen worden.

Wie beſtimmt dagegen Kaltofen als ausgeprägte Perſönlichkeit daſtand, blieb das Motiv ſeiner Handlungsweiſe doch immer noch räthſelhaft, wenn nicht für den Richter, doch für den Pſychologen. Erſt 24 Jahre alt, hatte er einen ziemlichen Schulunterricht genoſſen, 5 Jahre lang treu und redlich an verſchiedenen Orten gedient und war dann in den nächſten 5 Jahren Soldat. Im Aeußern kräftig, wohlgebildet, hatte er eine muntere Geſichtsfarbe, und Nichts in ſeiner Erſcheinung wie in ſeiner frühern Aufführung deutete auf einen Hang zum

Verbrechen. Er hatte sich das Zutrauen seiner Obern ebenso durch sein gefälliges Aeußere, wie durch sein gutes Betragen erworben und genoß daher manche Vergünstigungen.

Es ließ sich kein Umgang mit verdächtigen Leuten nachweisen. Nur mit Kießling hatte er in letzter Zeit zusammen gehalten und mit ihm einen Diebstahl durch gewaltsamen Einbruch, und zwar an seinem Wohlthäter, verübt, ein Verbrechen, welches bei diesem Processe ans Tageslicht kam und welches Kießling später mit 6jähriger Strafarbeit im Festungsbau büßen mußte. Aber Kaltofen hatte in letzter Zeit auch gespielt und den Ausschweifungen der Wollust sich ergeben. Daher reichte sein Geld, bei sonst guter Einnahme, niemals aus und dieser Mangel war die nächste Ursache zu seinem Verbrechen.

Dennoch ist ein großer Sprung von einem Spieler, der im kleinen Spiel sein Geld verliert und dessen zu neuem Spiel und Ausschweifungen bedarf, bis zu einem Menschen, der auf die Landstraße ausgeht, mit der Absicht, den ersten Besten zu tödten, gleichviel ob derselbe viel, wenig oder gar kein Geld bei sich führe. Ob Menschenhaß, Rachsucht oder was sonst diesen brutalen Drang in ihm genährt, darüber ist weder von den Gerichten noch von dem Geistlichen etwas ermittelt. Er bekannte, wohl gewußt zu haben, was für ein schweres Verbrechen der Mord sei, aber er wußte sich's nicht zu erklären, wie er denselben wiederholt habe begehen können. Doch sagte er mehrmals vor Gericht: er danke Gott, daß seine Schandthaten ans Licht gezogen wären; sonst hätte er wol noch mehre verübt, da er so ganz verblendet gewesen. — Er wollte von Niemand verführt sein: er hätte zwar manche böse Beispiele vor sich gesehen, dennoch hätte er anders denken sollen.

Allmälig kamen mehre bedenkliche Eigenschaften zur Sprache. Er war immer ein sehr einsylbiger Mensch gewesen; dann wollte man auch etwas Tückisches in seinem Benehmen bemerkt haben. Wenn von den Mordthaten gesprochen ward, zeigte er sich gleichgultig und unbefangen. Festigkeit des Charakters war ihm nicht abzusprechen, aber er war gefuhllos und eitel. Ueberall that sich das phlegmatische Element kund, welches, verbunden mit korperlicher Stärke, an das Bootische grenzt und sich auch bei spätern Unterredungen, sagt sein Beichtvater, durch eine gewisse Taktmäßigkeit zeigte, die sich gern mit Eitelkeit paart. Aus einigen seiner sparsamen Aeußerungen über sein früheres Leben ließ sich vermuthen, daß er die Kunst, seine Umgebungen zu täuschen, in hohem Grade verstanden. Er gewann das Zutrauen durch seine glückliche Bildung. „Das Spiel mochte die Fühllosigkeit in ihm ausgebildet haben, welche das Gräßlichste ruhig vollzieht, wenn nur die augenblickliche Begierde dadurch gestillt wird. Ohne rauh gegen Andere zu sein, vielmehr gefällig im Umgange, betrachtete er doch die Menschen mit thierischer Gleichgültigkeit.“ Nur kurz vor der ersten Mordthat und bei Kügelgen's Begräbniß will er eine Anwandlung von Gewissensrührung gespürt haben. So gemüthlos blieb er auch in den letzten Wochen seines Lebens.

Der Thäter war also bekannt, geständig, und geständig, die That allein verübt zu haben. Zudem erklärte er bestimmt, daß Fischer nicht den geringsten Antheil daran gehabt. Fischer selbst bestritt, im freien Zustande, jede Theilnahme, es lagen gegen ihn gar keine Indicien vor, als seine eigenen frühern Aussagen, welche durch seine

Gemüthsstimmung damals und seinen schwachen Verstand hinlänglich gerechtfertigt erschienen. Außerdem sprach für ihn eine 15jährige unbescholtene Dienstzeit. Der untersuchende Richter trug auf seine Freilassung an.

Das Gericht war anderer Ansicht. Seine Widerrufe, seine schwankenden Aussagen verdächtigten ihn noch immer. Außerdem gab es Gründe, weshalb man annehmen konnte, daß Kaltofen wenigstens den Mord an Kügelgen nicht ohne Mitschuldige verübt habe. Außer den Schlagwunden des Ermordeten hatte man in dessen Gesicht auch tiefe Stichwunden gefunden, die wenigstens nicht mit dem Beile, dessen Kaltofen sich allein bedient haben wollte, herrühren konnten. Endlich wollte er den Körper des Erschlagenen über den Sturzacker in der Art geschleppt haben, daß er ihn am Kopf oder Kragen ergriffen und so auf der Erde fortgeschleift. Nach dem zu Protocoll genommenen Befunde war aber nichts von solchen Spuren eines Schleifens bemerkt und, wenn man den Umstand hinzunahm, daß man zweier Männer Fußtritte auf dem Sturzacker entdeckt, so erwuchs der Verdacht, daß Kaltofen mit einem Mitgenossen den Körper über den Acker getragen habe. Nach andern Nachrichten will man indeß die Spuren des Schleifens noch am folgenden Tage gesehen haben. Jedenfalls schien es dem Gerichte von Wichtigkeit, den Umstand, ob Kaltofen einen Gehülfen bei der Mordthat gehabt, genauer zu erforschen. Fischer erschien durch die vorangegangenen Eingeständnisse verdächtigt und es ward deshalb auch gegen ihn mit der Specialinquisition verfahren.

Beide Inquisiten blieben in den articulirten Verhören bei ihren bisherigen Geständnissen. Fischer gewann sogar, trotz dem, daß er auch hier häufige Spuren seiner großen Verstandesbeschränktheit und Gedächtnißschwäche

zeigte, an Sicherheit in seinen Aussagen und seiner Vertheidigung wegen der frühern Eingeständnisse: „er habe von den Umständen beider Mordthaten sprechen hören und dann die Umstände so nach seinen Gedanken angegeben. Ihm sei's doch unerträglich gewesen, Jahre lang im Gefängniß zu sitzen. Da habe er gefürchtet, noch mehr geschlossen zu werden; darum habe er gestanden, allein auch dann keine Ruhe gehabt und deshalb Alles widerrufen." — Wie aber konntest du den Weg bezeichnen, fragte man ihn, den du nach Winter's Ermordung genommen haben wolltest? — „Ich sagte erst," entgegnete Fischer, „ich wäre links gegangen. Da meinte aber der Amtsfrohn, ich würde wol rechts gegangen sein, und da sagte ich: rechts!" — Ein Beispiel von einer Zeugenbearbeitung, das nur auf zu viele Fälle paßt! — Wir werden indeß sogleich mehr erfahren.

Während beide Angeschuldigten von ihren bestellten Defensoren vertheidigt werden sollten, trug der Fischer's, der Rechtsconsulent Eisenstuck, welcher die unglücklichen Selbstanklagen seines Clienten lediglich von der ihm in der Amtsfrohne widerfahrenen Behandlung herleitete, in einer sehr scharfsinnigen und gründlichen Vorstellung darauf an, daß Fischer aus der Amtsfrohnveste fort und auf das Rathsstockhaus zur Verwahrung abgegeben werde, wo er bald in eine Krankheit verfiel.

Kaltofen blieb in jenem Gefängniß unter der Obhut des Amtsfrohnes zurück.

Die Sache schien zum Spruche reif; man hatte nichts hinsichts eines Gehülfen bei beiden Mordthaten ermittelt. Die mehren Bande Acten wurden am 12. September zu Abfassung des Endurtheils an den Schöppenstuhl in Leipzig eingesandt. Beigefügt ward das Mordbeil zur Beurtheilung der Schlag- und Stichwunden.

Aber die Acten mußten bald wieder aus Leipzig zurückgefordert werden, ehe der Spruch erfolgt war, da einer der merkwürdigsten Zwischenfälle die Wiederaufnahme der Untersuchung nöthig machte.

Am 5. October zeigte der uns wohlbekannte Amtsfrohn an: daß Kaltofen ihm eröffnet, daß Fischer an beiden Mordthaten Theil genommen.

Kaltofen, am 6. October vernommen, bestätigte dies; derselbe Kaltofen, welcher durch ein halbes Jahr, in gerichtlichen und außergerichtlichen Geständnissen, bei denen er die eigene Schuld frank und frei mit allen Umständen bekannte, auf das Bestimmteste erklärt hatte, daß Fischer unschuldig und unbetheiligt sei; der seine Verwunderung ausgedrückt, was den Menschen bewogen haben könne, sich als Mörder in einer Sache anzugeben, von der er nichts gewußt — derselbe Kaltofen gab jetzt ein dem ersten in dieser Beziehung völlig entgegengesetztes Geständniß ab: Fischer sei mitschuldig beider Mordthaten und sein Gehulfe bei denselben gewesen. Er habe das bisher nur um deswillen verschwiegen, weil er und Fischer sich gegenseitig verschworen, einander nicht zu verrathen.

Fischer, der Controlle des Amtsfrohnes enthoben, hatte diesmal keinen Rückfall. Er blieb fest und standhaft dabei: daß er bei keiner der beiden Mordthaten geholfen, daß er nichts von ihnen wisse. Confrontirt mit Kaltofen, sagte er es ihm ruhig ins Gesicht, ohne jedoch den noch ruhigern Kaltofen in seiner Angabe wankend zu machen.

Die Sache ward mit der allerstrengsten Genauigkeit und Sorgfalt untersucht.

Nach Kaltofen's neuern Angaben hatten er und Fischer am 26. März, in der Vormittagsstunde zwischen

9 und 10 Uhr beim Spaziergange in der Neuſtädter Allee den Mordraub des folgenden Tages verabredet.

Aber es ermittelte ſich aus vielen Zeugenausſagen und andern Indicien, daß Fiſcher an dieſem 26. März, in der gedachten Stunde auf der Magazinwacht geſtanden hatte. Er war erſt um 12 Uhr Mittags zurückgekommen.

Ebenſo wurden andere von Kaltofen angegebene Umſtände als unwahr erwieſen.

Die Sache war überaus peinlich und zweifelhaft, denn welcher vernünftige Grund konnte Kaltofen zu dieſer Unwahrheit, zu dieſer falſchen Denunciation gegen einen ihm gleichgültigen Menſchen veranlaßt haben, welche denſelben aufs Blutgerüſt bringen mußte, ohne ihn ſelbſt zu retten! Es kam daher Alles darauf an, über Fiſcher's Verhalten während der Zeit beider Thaten Auskunft zu erhalten, und es ward von Gerichtswegen Alles gethan, um für den beſchränkten Menſchen, der ſelbſt wol nicht daran dachte, den Alibibeweis zu führen.

Am 27. März, Abends gegen 8 Uhr, war Kügelgen angefallen und erſchlagen worden. Fiſcher war an dieſem Abende auf ſeiner Stube in den Caſernen, ſowol beim erſten Verleſen, um 6 Uhr Abends, als bei dem zweiten, nach 8 Uhr zugegen geweſen. Allerdings war er nach 6 Uhr, wie gewöhnlich, ausgegangen, jedoch bald nach 8 Uhr und vor dem Zapfenſtreiche, der damals 8½ Uhr geſchlagen wurde, zurückgekehrt. Später war er nicht wieder ausgegangen, ſondern hatte ſich zu Bette gelegt.

Es ward die Entfernung des Ortes, wo die That um 8 Uhr Abends geſchehen war, von der Stadt genau gemeſſen. Sie betrug bis zum ſchwarzen Thore 3487 Schritte, ein Weg, den man in 25 Minuten gehen kann.

Unter einer halben Stunde Zeit würde also Fiſcher, falls er Kaltofen's Mordgehülfe geweſen, in den Caſernen nicht wieder haben eintreffen können. Er war aber, wie geſagt, nach 8 Uhr jedenfalls vor dem Zapfenſtreiche vor 8½ Uhr wieder in den Caſernen geſehen worden. — Was wir von derartigen Alibibeweiſen halten, wo gewöhnliche Menſchen über gewöhnliche Lebensereigniſſe nach langen Wochen und Monaten dazwiſchen mit völliger Beſtimmtheit eine Ausſage hinſichts Zeit und Ort machen zu können glauben, und wirklich machen und beeiden, haben wir ſchon bei Gelegenheit anderer Fälle ausgeſprochen. Wenn Fiſcher's Unſchuld durch nichts Anderes feſtſtände, als durch dieſen letztern Alibibeweis: daß ſeine Kameraden ſich Mitte October erinnerten, wie Fiſcher vor beinahe 7 Monaten, grade am 27. März, und grade vor dem Zapfenſtreiche um 8½ Uhr in den Caſernen unter den hundert Andern ſich befunden und ſich gleich darauf zu Bette gelegt habe, ſo würde uns, als Geſchworne, dies wenig beſtimmen können, darauf ein Nichtſchuldig zu motiviren.

Hinſichts der Winter'ſchen Ermordung, die noch früher vorgefallen, ließ ſich gar kein Alibi nachweiſen.

Fiſcher ſelbſt gab im Verlauf der Verhandlungen eine ſehr treffende Bemerkung, die erſte, die man von ihm in dieſem Proceſſe gehört: als wie Kaltofen ihn anfangs ganz falſch angegeben, daß er, Fiſcher, die Sachen der beiden Erſchlagenen an ihn, Kaltofen, verkauft habe, ſo könne er auch jetzt ſagen, daß er, Fiſcher, mit dabei geweſen bei dem Mord und Todtſchlag. Eins ſei ſo unwahr als das Andere.

Fiſcher's Vertheidiger, Eiſenſtuck, ſuchte in einem Nachtrage zu ſeiner Vertheidigungsſchrift die Schuld, oder den äußern Anlaß dieſer merkwürdigen Angabe

Landes eine Karavane von fünf Reisenden aus drei Nationen, mit vier Karren und allerhand Effecten, Reisende, denen man ansah, daß sie keine Kaufleute waren, das Thor passirten. Als unser Französischer Karavanenführer sich Kapitain nannte, mußte die betroffene Schildwacht auch noch während der ganzen Thor-Eingangs-Unterhandlung die Hand an dem Schirm halten. Der Platz am Thore wimmelte bald von Neugierigen, und in der That war der Aufzug von fünf Reisenden im seltsamsten Kostüm, verwildert und verstört durch solche Gebirgsfahrt, geeignet, die Aufmerksamkeit auch einer minder stillfriedlichen Stadt zu erregen. Man geleitete uns bis auf den Markt, und eine andere Schildwacht mußte uns sogar folgen, um unser Absteigequartier in Augenschein zu nehmen. Die Fenster waren besetzt und die Arbeiter vor den Häusern hielten inne, als zöge ein Bärenführer über den Platz. Unsere Recommandation, die uns nicht aufnehmen konnte, oder auch vielleicht nicht wollte, weil der Anblick eines solchen Trosses für die friedliche Wittwe zu erschreckend war, verlangerte noch durch ihre höfliche Unterhandlung das Schauspiel auf dem Markt von Drontheim.

Kaltofen's auf den unerlaubten Ueberdienſteifer des Amtsfrohnes zu ſchieben. Gleich wie dieſer in der feſten und ehrlichen Ueberzeugung, in Fiſcher den Thäter vor ſich zu ſehen, dieſem ängſtlichen und einfältigen Menſchen das furchtbare Geſtändniß abgepreßt oder beſſer eingepreßt habe, ſo könne er auch jetzt auf Kaltofen eingewirkt haben. Indem er den ihm entriſſenen Fiſcher nun einmal durchaus zum Mordgehülfen habe haben wollen, wäre er in Kaltofen mit ſeiner neuerdings geſchöpften Privatmeinung eingedrungen, nämlich: daß ſich beide Mitſchuldigen verſchworen hätten, einander nicht zu verrathen.

Aber wie ſollte ein Charakter wie der Kaltofen's ſo leicht wie Fiſcher zu einem Widerruf und wahrheitswidrigen Geſtändniß gebracht werden, noch dazu, da für ihn gar keine Beweggründe da waren! Doch führte Eiſenſtuck einige Thatſachen an, die dafür gelten konnten.

Kaltofen's Vater und Schweſter hatten ihn im Gefängniſſe beſucht und zur Reue ermahnt. Kaltofen war wirklich gerührt worden und weinte heftig. Als er ſich darüber beklagte, daß die Sache ſo lange dauere, bemerkte die Schweſter gegen ihn: man glaube, daß er die Mordthat nicht allein verübt. „Sie denken," ſagte ſie, „ihr habt euch verſchworen." Sie ſtellte ihm vor, daß er eine große Sünde begehe, wenn er, ohne Alles geſtanden zu haben, aus der Welt ginge. Kaltofen hatte darauf erwidert: er habe Alles geſtanden, wie es geweſen ſei. Und einige Zeit nach dieſer Unterredung machte der Amtsfrohn die Anzeige, daß Kaltofen ſein Geſtändniß geändert und nun Fiſchern als ſeinen Mitſchuldigen angebe. Hatte der Amtsfrohn die Augenblicke der Rührung und Reue benutzt und das warme Eiſen geſchmiedet? — Wäre Kaltofen ein Schwärmer geweſen oder geworden,

hätten fromme Verwandte, pietistische Geistliche auf ihn eingewirkt, wäre vom Amtsfrohne selbst bekannt, daß er diesen Neigungen gehuldigt, daß er die christliche Zerknirschung und Bußfertigkeit seiner Gefangenen zu erwecken versucht, daß er ihnen das Leben als die Hölle vorgemalt, und den Tod, auch auf dem Schaffot, als den Eingang in die ewige Seligkeit, dann ließe es sich erklären, daß auch ein Kaltofen von der Idee berauscht worden wäre, außer sich selbst noch einem Andern durch seine falschen Aussagen den Weg ins Himmelreich, zur ewigen Seligkeit zu eröffnen. Aber es ist nichts bekannt, daß einer von allen diesen Personen mystischen Inspirationen nachgehangen. Der Frohn hatte es sich nur in den Kopf gesetzt, mit Recht oder mit Unrecht, daß Fischer auch des Mordes schuldig sei, und seine Meinung ward von der allgemeinen Meinung getragen. Er war überdies in seinem Selbstgefühl gekränkt, daß der so trefflich und oft von ihm bearbeitete Fischer ihm doch wieder aus dem Netz gegangen; daß die Richter seine Ansicht verwarfen, daß es dem Defensor gelungen, Fischern seiner Haft zu entreißen und anderwärts unterzubringen. Er war es sich selbst, seinem gekränkten Ehrgefühl schuldig, den Richtern und dem Publicum zu beweisen, daß er doch im Recht gewesen. Da war es denn sehr begreiflich, wenn auch nicht recht, daß er alle Mittel in Bewegung setzte, um wenigstens Kaltofen zu einem Geständnisse zu bewegen, welches seinen Argwohn rechtfertigte. Ohne irgend eine boshafte Absicht anzunehmen, ist der Stolz, die Vorliebe für eine einmal gefaßte Meinung so menschlich; psychologisch und historisch weiß man, wohin eine solche anticipirte Meinung führen kann, ist sie doch eine der Hyderwurzeln des Wahnes, der Länder und Völker angefressen und verzehrt hat, daß subjectiv in den Anstren-

gungen des Frohnes gar nichts Ungewöhnliches vorliegt. Deſto mehr objectiv. Denn ſein Gegenſtand war kein weiches Wachs. Kaltofen war vielmehr eine phlegmatiſch böotiſche Natur, die allen moraliſchen Eindrücken von außen widerſtand, eher gewöhnt, durch Täuſchung auf Andere einzuwirken. Hier fehlt alſo jedes Medium, jedes Agens, wenn es nicht von innen herauskam. Kaltofen war tückiſch, aber nicht bis zu dem Grade ſataniſch boshaft, um ſich zu freuen, wenn er Unſchuldige in ſein Geſchick verwickelte. Wenigſtens deutet aus der Geſchichte ſeines Proceſſes Nichts darauf hin. Es iſt mithin gar kein Grund anzunehmen, daß er ſpäter ſolchen diaboliſchen Einflüſterungen nachgegeben und mit einem Male ſich vorgeſetzt habe: da ich ſterben muß, ſoll der dumme Menſch auch ſterben!

Und Kaltofen blieb, ſeit dem 5. October, bis zu dem letzten Augenblicke, hartnäckig bei ſeinem Vorgeben, daß Fiſcher ſein Mitſchuldiger ſei! — Noch mehr: er hatte ſpäter (wann, wird nicht angegeben) in einem Schreiben aus dem Gefängniſſe an die Seinigen eines Mitſchuldigen gedacht, jedoch ohne ihn zu nennen.

Somit beſtanden, als die Acten aufs neue am 18. December an den Leipziger Schöppenſtuhl eingeſchickt wurden, die Anzeigen gegen Fiſcher in folgenden Punkten:

1) Daß die tiefen Stichwunden in Kügelgen's Geſicht nach dem Sectionsbericht von einem zweiſchneidigen Inſtrumente herrühren ſollten. Kaltofen wollte ſich aber nur eines Beils bedient haben.

2) Daß es Kaltofen müſſe ſchwer geworden ſein, den Körper von der Chauſſee bis zum Röhrenlager zu ſchleifen, ohne in dem Sturzacker bedeutende Spuren des Schleifens zurückzulaſſen; daß es alſo wahrſcheinlich werde, er habe den Körper mit Hülfe eines Andern

getragen, worauf auch die doppelten Männerfußtritte im Sturzacker deuteten. Dem wird entgegen behauptet, daß solche Schleifspuren allerdings sichtbar gewesen und daß die doppelten Fußtritte von dem Umstande herrühren konnten, daß Kaltofen noch ein Mal nach der Chaussee zurücklief, um den fallengelassenen Stock zu holen. — Auf dieses Indicium scheint man überhaupt wenig zu geben. Von den vielen hin und her suchenden Neugierigen wird auch der Sturzacker am Morgen des 28. März vielfältig betreten sein und bis die Justizbehörde kam, um den Befund aufzunehmen, mag der ursprüngliche Zustand nicht mehr da gewesen sein; auch scheint die erste protocollarische Aufnahme nicht grade ihre besondere Aufmerksamkeit darauf gerichtet zu haben.

3) Daß es Kaltofen schwer geworden sein müsse, allein den todten Körper zu entkleiden, namentlich ihm die Stiefeln auszuziehen. — Diese Schwierigkeit beantwortet und erledigt sich auf allen Schlachtfeldern. Uebrigens hatte Kaltofen in seinen frühern Aussagen die Sache zur Genüge des Untersuchungsrichters erklärt und wahrscheinlich ad oculos den Beweis geführt, daß es sich thun lasse.

4) Sagte eine Zeugin vor Gericht aus, daß sie am 27. März Abends in der achten Stunde zwei Menschen auf der Straße nach dem schwarzen Thore zu habe kommen sehen, die sie für Kanoniere gehalten. Der Eine habe etwas unter dem Mantel getragen und sei durch die Allee des Linke'schen Bades, der Andere durch die Allee vom Komödienhause hergekommen. — Es fragt sich sehr, wann die Frau diese Aussage zuerst gemacht? Ob bald nach der That oder Monate später, wo die entsetzliche Mordthat auf Markt und Gassen der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs

geworden und Jeder sich abmühte, etwas zur Entdeckung beizutragen oder eines Umstands sich zu entsinnen, der darauf Bezug haben konnte. Man weiß aus andern Fällen, wie fruchtbar thätig in der Selbsttäuschung bei dergleichen Ereignissen die Phantasie, namentlich in schwachen Frauengemüthern, arbeitet.

5) Daß Kaltofen aus seinem Gefängnisse in einem Briefe an die Seinigen eines Mitschuldigen gedacht, ohne ihn zu nennen.

Dies sind die Indicien, welche allüberall auf eine Complicenschaft bei Kügelgen's Ermordung schließen ließen. Sie erschienen sehr verständigen Juristen durchaus nicht unwesentlich, so daß auch bei Denen, welche von Fischer's Unschuld überzeugt waren, der Verdacht haften blieb, daß Kaltofen noch einen Genossen und Mitwisser gehabt. Theilweise erhellte dies schon aus seinem Umgange und seiner Vertraulichkeit mit Kießling. Gegen Fischer aber insbesondere sprachen folgende Umstände:

6) Sein erstes Leugnen, etwas von Kügelgen's Ermordung gehört zu haben, während es festgestellt war, daß er bei seiner Beerdigung zugegen gewesen.

7) Seine mehrmals wiederholten Eingeständnisse, daß er beim Morde mit geholfen; daß er von den Localumständen dabei wenigstens eine dürftige Kenntniß verrathen.

8) Kaltofen's letzte Aussage und Beschuldigung. Daß er bei derselben bis zum letzten Augenblicke verblieb, ist das eigentlich Fischern Gravirende.

Die Gegenindicien, zu Gunsten Fischer's, sind hinlänglich in unserer ganzen Darstellung angedeutet. Er war keine Person, zu der man sich nach seinem frühern Leben einer solchen That versehen konnte. Die ganze Art seiner wiederholten und wieder zurückgenommenen

Bekenntniſſe zeugt von dem Einfluſſe, welchen der Amtsfrohn und möglicherweiſe noch andere Perſonen, Haft und Behandlung, Angſt, Schreck und Furcht auf ſeine beſchränkten Geiſteskräfte ausgeübt haben können. Für ihn ſpricht die feſte, klare Behauptung Kaltofen's durch 6 Monate vor Gericht, daß Fiſcher unſchuldig ſei; mehr noch als dieſe ſeine durch Kießling bekundete, außergerichtliche Aeußerung gegen denſelben: daß er nicht begreife, wie der Menſch, Fiſcher, dazu komme, ſich als Thäter anzugeben! Wenn nicht Kießling, der gar nicht ohne Schuld daſteht, als ein verdächtiger Zeuge betrachtet wird, wenn nicht angenommen wird, daß ein größeres Complot zum Grunde liegt, und daß es damals in Kießling's wie in Kaltofen's Intereſſe gelegen, den Verdacht von Fiſchern abzulenken, ſo müßte dieſe gelegentliche, unbefangene Aeußerung des Schuldigen zu einem Halbſchuldigen über den wahren Verlauf der Sache von der höchſten Wichtigkeit ſein. Dafür, daß hier kein verabredetes Spiel geſpielt worden, zeigt das Benehmen Kaltofen's am 24. April, als ihm Kießling's Ausſage vorgehalten ward und er in die äußerſte Wuth gegen den Verräther ausbrach.

Noch eine jedoch entfernte Anzeige, die dafür ſpricht, daß Kaltofen allein gehandelt, alſo zu Gunſten Fiſcher's. Man hatte ſämmtliche Effecten, die dem erſchlagenen Winter und die Kügelgen geraubt worden, ermittelt — mit Ausnahme einer Weſte des Erſtern, die verſchwunden war — und dieſe ſämmtlichen Effecten hatte Kaltofen entweder noch bei ſich in Verwahrung oder, geſtändlich und erweislich, ſelbſt verkauft. Kügelgen's Mantel hatte er verſteckt, Winter's Hut er dem Kanonier Kießling zum Verkauf übergeben. — Möglich blieb freilich, wenn eine Complicenſchaft angenommen

wurde, daß die Schuldgenossen die Sachen Kaltofen übergeben hatten, weil er nicht in der Caserne wohnte, wo die fremden Sachen Aufsehen erregt hätten, und daß nur das geraubte Geld oder der Erlös der verkauften Effecten unter ihnen vertheilt worden.

Mehr ward nicht ermittelt. Wir bemerken indeß, daß uns nicht die wirklichen Acten zugänglich gewesen, sondern nur der Actenauszug, welcher Hasse's Leben Gerhard's von Kügelgen beigefügt ist; zwar von geschickter Hand sorgfältig entworfen, der aber in juristische Auffassung und Sprache wieder zurückübersetzt werden mußte, wobei sich manche Lücke offenbarte, welche ein ursprünglicher juridischer Referent vermieden hätte.

Die königlich sächsischen Schöppen zu Leipzig erkannten am 4. Januar 1821 zu Recht: daß Kaltofen wegen doppelten begangenen und eingestandenen Raubmordes mit der Strafe des Rades zu belegen und sein Körper auf ein besonderes Rad zu flechten: „Hiernächst — die Worte des Urtheils — ist wider Johann Georg Fischer wegen der ihm beigemessenen Theilnahme an der Ermordung Winter's und des von Kügelgen, in Mangel Verdachts, weiter nichts vorzunehmen, derowegen derselbe von der Inquisition wieder zu entbinden und nach Leistung des Urphedens der gefänglichen Haft zu entlassen."

Hinsichts des Amtsfrohns und des Polizeigensdarmen ward verordnet, daß sie: wegen des zu Schulden gebrachten Ungebührnisses von Gerichtswegen nachdrücklich zu verweisen.

Kaltofen ergriff das Rechtsmittel der weitern Vertheidigung, das zweite Urtheil der Juristenfacultät der Universität Leipzig bestätigte indeß am 26. März 1821 das erste Erkenntniß.

Durch seinen Vertheidiger flehte er die Gnade des Königs um Milderung der Strafe an, indem er sich auch hier wieder darauf stützte: daß er nicht der alleinige Thäter sei. Auch erklärte er noch am 4. April vor Gericht: daß er noch auf dem Schaffot aller Welt es sagen werde: „daß Fischer dabei gewesen sei." — Der König verwandelte die Strafe des Rades in die des Schwertes.

Das Urtheil des Leipziger Schöppenstuhls hatte ein außerordentliches Aufsehen erregt. Nach der sächsischen Criminalpraxis war es noch nicht vorgekommen, daß Jemand gänzlich freigesprochen worden, mit dem ausdrücklichen Vermerk: in Mangel allen Verdachts, nachdem man gegen ihn die Special-Inquisition verfügt hatte, was gesetzlich immer nur dann geschehen kann, wenn ein dringender Verdacht vorhanden ist.

Fischer war durch das erste Erkenntniß freigesprochen, der Schöppenstuhl hatte ausgesprochen, daß Kaltofen's Aussage unbedingt Fischern nicht graviren könne, und doch zauderte man noch, die Untersuchung hinsichts seiner für geschlossen anzusehen. Der Amtsfrohn war nur ein Organ der Volksmeinung gewesen, auch viele Juristen theilten dieselbe. Indessen war der Urtelsspruch zu klar und deutlich; nach demselben mußte Fischer, sobald er „den Urpheden" geschworen, nicht allein aus der Haft entlassen werden, sondern sofort in alle Rechte eines sächsischen Unterthanen wieder eintreten. Hierin erlaubte man sich von Regierungs- und Polizeiwegen eine Beschränkung; in Erwägung der allgemeinen Stimmung und des obwaltenden Verdachtes hatte man ihn, indem man ihn

entließ, durch ein Reſcript vom 1. Februar 1821 unter polizeiliche Aufſicht geſtellt.

Er kam bald darauf aus ſeinem Geburtsorte nach Dresden zurück, um durch ſeinen Vertheidiger ſein Abſchiedsgeſuch übergeben zu laſſen. Da er ohne Paß war, ward er daſelbſt von der Polizei verhaftet und feſtgehalten. Der Oberſteuerprocurator Eiſenſtuck, ſein Vertheidiger, richtete eine Immediatvorſtellung an den König, daß dem Urtheilsſpruch ſein volles Recht und Fiſcher in volle Freiheit geſetzt, auch ihm die mit keinem Makel behaftete Verabſchiedung aus der Artillerie werde, auf die er Anſpruch habe, nebſt Ertheilung der üblichen Penſion. Dieſem völlig geſetzlichen Verlangen mußte endlich entſprochen werden. Einſtweilen ward Fiſcher am 19. April 1821 der polizeilichen Haft entlaſſen und nach ſeiner Heimath zurückgeſchafft. — Auch dies half ihm, wie wir ſehen werden, in der Volksmeinung nichts.

Der Geiſtliche, Magiſter Jaspis, Diaconus an der Kreuzkirche, hatte inzwiſchen Kaltofen zum Tode vorbereitet. Aus ſeinen im Druck erſchienenen Mittheilungen erfährt man das Meiſte, was zu einer nähern pſychologiſchen Charakterkenntniß des Verbrechers dienen kann, ohne doch das eigentliche Räthſel zu löſen.

Als er ihn, bald nach dem 24. April 1820 in der Abſicht beſuchte, ihn zum Geſtändniß von Theilnehmern zu bewegen, an die man von Anfang an dachte, nahm er an ihm eine kalte, entſchloſſene Bosheit wahr, die einer tief erſchütternden Behandlung bedurfte. Er ſprach über ſein Verbrechen mit gefühlloſem Leichtſinn. Er leugnete, daß irgend ein Anderer um das Verbrechen gewußt. Auf Jaspis' Bemerkung, daß ja doch ein Anderer dieſelben Mordthaten bereits eingeſtanden habe, entgegnete er kurz: „Ich bin es allein geweſen.“

Später, nachdem er im October Fischer als seinen Mitschuldigen angegeben, erinnerte ihn der Geistliche absichtlich an jene erste Unterredung; er wollte sich ihrer aber nicht erinnern. Indeß zeigte er in den letzten Tagen eine größere Rührung. Er zeigte ein richtiges Urtheil und Selbsterkenntniß. Ein Buch für Leidende, was ihm geliehen worden, legte er mit der Bemerkung bei Seite: „Dies sei für unschuldig Leidende geschrieben; für ihn passe es deshalb nicht.“ Aber von solchen Betrachtungen, die ihn ganz zu der Erkenntniß seines Seelenzustandes hätten führen können, ließ er sich durch die Besuche der Neugierigen gern abhalten. Seine Eitelkeit fand dabei Befriedigung. Er meinte gewöhnlich nachher: „es wären recht hübsche Leutchen.“ Als er gehört, daß der Geistliche am Sonntage vor seiner Hinrichtung in der Predigt darauf angespielt, wünschte er sie zu lesen: „Ich möchte wohl wissen, was Sie gesagt haben?“ Der Prediger las sie ihm vor, aber auch die ergreifendsten Stellen (sagt der Prediger) erweckten in ihm keine besonders tiefe Gemüthsbewegung.

Sichtlich lag ihm viel an der Meinung Anderer. Der Gedanke schien ihn zu beunruhigen, daß man seine Angabe: einen Mitschuldigen gehabt zu haben, für eine Unwahrheit halten könnte. Doch erklärte er oft, daß er der eigene, verantwortliche Urheber der That sei und den Tod verdient habe. Oft drückte er den Wunsch aus, daß sein Beispiel recht lebhafte Eindrücke zurücklassen möchte. Doch blieb seine schroffe Kälte auch dabei unbesiegbar. Der Geistliche sah ihn jedoch drei Mal weinen. Nach der letzten Betstunde am Abende vor seiner Hinrichtung, wo jeder Anwesende tief erschüttert war, ergriff er, wie er es nach jeder Unterredung that, seine Pfeife und ließ sich in fremdartige Gespräche ein.

Bei Frau Oeding in einem großen aber öden Hause, dessen hohe Thüren, Zimmer, Fenster und Griechische Portalsäulen ihm ein pallastartiges Ansehn gaben, wiewohl es nur von Holz war, fanden wir endlich ein geräumiges Unterkommen. Wir mochten hier seit Monaten die ersten Gäste sein, und können das Quartier allen Reisenden, wegen des freien Spielraums zu allen Leibesübungen und wegen der Aufmerksamkeit empfehlen, welche die Wirthin den Fremden erweist, nicht aber wegen der Rechnung, gegen welche die mit doppelter Kreide geschriebenen noch mäßig erscheinen. Da es kein eigentlicher Gasthof ist, — es giebt in Drontheim überhaupt keinen solchen — so findet, wo alles aus Gefälligkeit geschieht, keine obrigkeitliche Taxe statt. Ein seltsames Gemisch zwischen Eleganz und roher Einfachheit des Lebens hier wie in den meisten Häusern. Gardinen an den Fenstern und fast unmöblirte Zimmer. Kaum Stühle genug für fünf Reisende und doch einige Himmelbetten. Die Frauen in Seide und den feinsten Schottischen Zeugen, während die Wände der Gastzimmer kaum behobelte Tannenbalken sind. Sonst herrscht eine große Reinlichkeit, frischer

Noch in der letzten Nacht schlief er ruhig 5 Stunden und griff wieder zur Pfeife, nachdem er schon das Armesünderhabit angezogen. Doch war die Ruhe kein stumpfsinniges Erstarren; er zeigte vielmehr noch in diesen letzten Tagen wie bei mehren früheren Anlässen viel Verstand und Ueberlegung. Im Augenblicke, wo der Geistliche in die Stube trat, um ihn zum letzten Gange abzuholen, übergab Kaltofen ihm einen Zettel mit einer Art Bekenntniß. Es mußte ihm sehr darum zu thun sein, denn als die erste Abschrift beim Trocknen am Lichte angebrannt war, hatte er eine zweite gefertigt. In diesem Bekenntnisse nannte er: „mit Hochachtung die Namen der würdigen Männer, Teller und Lavater, welche ein Buch für schwere Verbrecher und zumal für einen Mörder herausgegeben, das den tiefsten Eindruck auf sein Herz gemacht, ihm Beruhigung gewährt und ihn, so wie die kräftigen Ermahnungen des Geistlichen, bis zu dem letzten Hauche seines Lebens gestärkt habe. — Wollte Gott, heißt es am Schlusse, daß es mehre und zumal Mitschuldige mit wahrer Andacht lesen und zugleich eine ebenso rechtschaffene Reue haben möchten. Dieses wünschet ein mit Gott versöhnter und zu seinem Tode vorbereiteter Verbrecher. Johann Gottfried Kaltofen. Dresden, den 11. Juli 1821." Als Aufschrift stand: „Dieses habe ich 4 Stunden vor meinem Tode geschrieben."

Vor dem auf dem Marktplatze öffentlich gehegten peinlichen Gerichte beharrte Kaltofen bei seinem Geständnisse, die beiden Mordthaten in der von ihm angeführten und durch alle Anzeigen erwiesenen Art verübt zu haben, ohne bei dieser Gelegenheit Johann Georg Fischern einer Theilnahme zu beschuldigen. Er sprach jedoch das erstere Ja, welches den an Winter verübten Mord be-

traf, rascher und entschlossener aus, als das zweite Ja, auch bemerkte der Geistliche dabei an ihm einige Aenderung der Gesichtszüge. Auf dem Wege zum Richtplatze weinte er und sagte ohne alle Veranlassung zu dem Geistlichen, der ihn begleitete: „Mir ist wohl.“ An den Stufen des Schaffots richtete er seine Blicke auf die Menge, dann bestieg er das Blutgerüst mit hastiger Eile. Auf demselben wurde ihm nach gesprochener Beichte die Absolution ertheilt. Er hatte die Beichte stotternd hergesagt und überhaupt war jetzt seine Todesangst nicht zu verkennen. Allein nach der gewöhnlichen Einsegnung ermannte er sich, stand auf und sprach die Worte: „Meine Herrschaften, Fischer hat dieselbe Strafe verdient, die ich jetzt erleide.“ Dann setzte er sich gefaßt nieder, strich die Haare aus dem Nacken und empfing den Schwertstreich.

Diese Worte waren vom Volke gehört worden. Sie brachten eine ungewöhnliche Aufregung hervor. Wer konnte an der Wahrhaftigkeit dieses 24jährigen, wohlgebildeten Verbrechers zweifeln, der die Theilnahme Aller, besonders der Frauen, durch seinen gefälligen Anstand, durch die von aller Frechheit entfernte Ruhe in seiner Haltung in hohem Grade erregt hatte! Derselbe Fischer, der sich früher selbst als Mordgehülfe angegeben, den der so fromm sterbende Kaltofen nun in seinem letzten Augenblicke als solchen denuncirte, war vom Gerichte völlig freigesprochen und mehr als das — er ging in diesem Augenblicke, zum Hohne für das Rechtsgefühl frei in Dresdens Straßen umher!

Fischer war wirklich gerade an diesem Tage (12. Juli) wieder in Dresden. Man hatte ihn gesehen, erkannt; man wußte, er war in die Wohnung seines Vertheidigers, des Obersteuerprocurators Eisenstuck gegangen, um

ſich nach ſeinem Abſchiedsgeſuche zu erkundigen. In ſeiner aufgeregten Stimmung rottete ſich das Volk zuſammen und beſetzte die Zugänge. Eiſenſtuck ließ ſich aber nicht ſchrecken und wandte das beſte Mittel an, die Maſſe, die wol ſelbſt nicht wußte, was ſie eigentlich wollte, in Reſpect zu halten. Er ließ einen Wagen vorfahren und ſtieg offen und vor Aller Augen, ſeinen Clienten neben ſich, mit demſelben hinein. So fuhr er mit ihm ruhig durch die Menge fort, die ſtumm, oder wenigſtens unthätig, zuſah.

Erſt nachdem Fiſcher lange in ſeiner Heimath war, ward endlich ſein Schickſal in geſetzmäßiger Art entſchieden und ſicher geſtellt. Erſt am 26. Auguſt 1822 erhielt er, auf Befehl des Königs „weil er durch das Urtheil völlig abſolvirt und wider ihn, in Mangel Verdachts, weiter etwas nicht vorzunehmen ſei," in gewöhnlicher Art ſeinen Abſchied. In demſelben ward ausdrücklich erklärt: „daß er ſich während ſeiner mehr als 16jährigen Dienſtzeit als Unterkanonier ſowol im Lande als im Felde (den Feldzügen 1813, 14 und 15) jederzeit gut und zur Zufriedenheit ſeiner Officiere betragen habe." Die frühere Streichung ſeines Namens aus den Liſten ward zurückgenommen und er als ein treuer Diener allen Behörden empfohlen. — Eiſenſtuck erntete Lob und Ruhm durch Fiſcher's Vertheidigung.

Und eines Sterbenden letzte Worte waren geweſen, die letzten feierlichen eines bußfertig und mit aller Faſſung Sterbenden: „Fiſcher hat dieſelbe Strafe verdient, die ich jetzt leide." Wie läßt ſich das erklären? Es iſt unerklärt geblieben. Das Leichtere iſt, an die Wahrheit ſeiner Worte zu glauben. Dann bleibt nur der Widerſpruch, wie derſelbe Kaltofen durch 6 Monate feſt und unerſchütterlich bei der entgegengeſetzten Behauptung habe

bleiben können? Wenn er jetzt die Wahrheit sprach, man weiß nicht durch welche Motive bewogen, welche Motive bestimmten ihn vorher zur Unwahrheit? War es Mitleid für den armseligen, einfältigen Menschen, eine Art Stolz, ihn, einen solchen nicht als Bundesbruder vor den Augen des Publicums bekennen zu wollen? Wollte er's allein tragen und kümmerte sich nicht um den Schatten, der ihm nachschlich? War es ein Schwur, der sie beide verbunden? Aber welcher Beweggrund erstarrte das Mitleid, überwand den Stolz und löste den Schwur am 5. October? Wenn dafür eine Antwort wäre, das Andere, daß gegen Fischer sonst keine Indicien vorliegen, daß sein sogenanntes Alibi erwiesen worden, wäre leicht zu beseitigen. — Das Schwierigere bleibt die Annahme, es wäre unwahr; Kaltofen habe am 5. October gelogen, sei in dieser Lüge versteinert durch 9 Monate bis zum 12. Juli geblieben und habe ihr das Siegel durch die freche, fürchterliche Betheuerung, durch seine letzten Worte auf dem Schaffot aufgedrückt. Welche Motive könnten hier gewirkt haben? Entweder ein plötzlich auftauchender Haß und Widerwille gegen den glücklichern Fischer, der auch angeschuldigt, verdächtigt, nun losgesprochen und frei von Strafe war, während er zur Richtstätte mußte? — Oder ein allgemeiner, satanischer Menschenhaß, ein tiefer Hohn und Widerwille gegen das Menschengeschlecht, seine Gesetze und Einrichtungen, denen er einen Schlangenstich, einen nagenden Wurm zur Vergeltung habe dafür zurücklassen wollen, daß sie ihn zum Tode schickten? — Für beide Annahmen fehlt jede positive Begründung. Er hatte nie gegen Fischern Haß gezeigt, höchstens Verachtung. Ein starker Charakter pflegt Den, den er verachtet, nicht verderben zu wollen. Auf der andern Seite ist gar kein Grund, anzunehmen, daß

der 24jährige Kanonier Kaltofen ein solches meyhistopheliſches, kaltherziges Ungeheuer geweſen, eine ſolche Byron'ſche Natur, wie ſie Byron ſelbſt nicht zu zeichnen gewagt hat, der ſich ins Fäuſtchen gelacht hätte, der Juſtiz ein Schnippchen zu ſchlagen und der Regierung und dem Publicum als Teſtament nach ſeinem Tode eine Nuß voll Gewiſſensbiſſen zum Knacken zurückzulaſſen. Stand es auch mit ſeiner eigentlichen Bekehrung ſehr zweifelhaft, und ſpielte die Eitelkeit darin, ſo wie in ſeinem letzten Auftreten, noch eine bedeutende Rolle, ſo wäre es doch noch weiter abwärts vom Natürlichen, noch grauenvoller dämoniſch, annehmen zu wollen, daß er, um vor der Welt eine ſonderbare Rolle zu ſpielen, alſo aus Eitelkeit, dieſe unwahren Worte geſprochen und den Funken eines grauenvollen Verdachtes in die Maſſen geſchleudert haben ſollte.

Anzunehmen, daß er ſich ſelbſt geirrt, iſt noch weniger Grund vorhanden. Wir meinen keinen gewöhnlichen Irrthum durch Sinnentäuſchung, ſondern den pſychologiſchen Proceß der Selbſttäuſchung, der im Leben häufiger vorkommt, als der Rationalismus zugeben will, der in langer Einſamkeit zwiſchen dumpfen Kerkermauern ſo leicht genährt wird. Aber auch zu dieſen diaboliſchen Proceſſen gehört ein beſtimmtes Naturell. Wie dies beſchaffen ſein muß, iſt hier nicht Aufgabe aus einander zu ſetzen, gewiß iſt aber, daß die kalte, phlegmatiſche Natur Kaltofen's, verbunden mit ſeinem Verſtande und ſeiner Eitelkeit, am wenigſten eine ſolche phantaſtiſche Selbſttäuſchung vermuthen oder zulaßt.

Es bleibt ein Räthſel.

Der Geiſtliche, Magiſter Jaspis, hat eine Zwiſchenerklärung verſucht, die er aber auch nur ſehr hypotheriſch hinſtellt: Nimmt man an, daß Kaltofen von Fiſchern in

rig glaubte, dieser habe, wegen seines eigenen, zweimaligen Geständnisses, wirklich irgend ein schweres, vielleicht früher begangenes Verbrechen auf seinem Gewissen; — ferner daß Kaltofen, dieser eitle Mensch, nicht gern allein als gebrandmarkt und als Verleumder dastehen wollte; — erwägt man zugleich, daß Kaltofen davon unterrichtet war, daß seine Aussage ohne bekräftigende Nebenumstände kein vollgültiges Zeugniß sei und ohne Effect bleibe, so verliere seine letzte, im Augenblicke des Todes ausgesprochene Erklärung: „daß Fischer dieselbe Strafe verdient habe, die er jetzt erleide," wenigstens etwas von ihrer Schändlichkeit; er sagte hier wenigstens nicht geradezu aus, daß Fischer an beiden Mordthaten Theil genommen. Etwas für sich dadurch zu bewirken, einen Aufschub der Hinrichtung, sei ihm aber nicht eingefallen; denn die lange Haft sei ihm eine Qual gewesen und er habe zu sterben gewünscht.

Es ist hier eine Möglichkeit gegeben, die Einbildungskraft kann manche Verhältnisse, Bilder sich daraus entwerfen: — daß Fischer bei der oder den Mordthaten nur zufällig hinzugekommen, oder als scheuer, halb gezwungener, entfernter Gehülfe; daß er nicht eigentlich mit Hand angelegt, aber schon durch passive Theilnahme gravirt, was Kaltofen später erst sich herausgerechnet; daß dieser anfangs ihn durch furchtbare Drohungen zur Verschwiegenheit gezwungen und in Vergeltung dafür auch seinerseits geschwiegen; daß er sich aber nachher eines Andern besonnen, als Niemand ihm selbst auf ähnliche Weise zu Hülfe kam; daß unter den Kanonieren der Caserne und außerhalb gefährliche, verbrecherische Verbindungen existirt, wo Einer den Andern bald mehr, bald weniger ins Vertrauen zog — wie denn der Umstand höchst merkwürdig ist, daß der kalte, verschlossene

Kaltofen in einem aufgeregten Augenblicke gerade Kießling zum Vertrauten seiner Mordthat machte — daß manches Verbrechen von Mehren zugleich, andere von Einzelnen begangen worden, wozu die Andern nur schweigend gewirkt und ihren Antheil erhalten haben. Doch schreitet dies Alles nicht aus dem Bereich der bloßen Vermuthungen heraus und das Räthsel bleibt Räthsel.

Das Trauerspiel von Kügelgen's Ermordung und der zweifelhaft gebliebenen Thäterschaft zwischen einem und zwei Mördern hat noch zwei Nachspiele, eine Farce und eine neue grauenhafte Tragödie des Wahnes.

Zuerst kurz die Posse. Die Dresdener Judenschaft, beseelt von derselben Entrüstung, welche die ganze Stadt über den Mord erfüllte, hatte den Beschluß gefaßt, die Entdeckung der Mörder auch ihrerseits zu einer allgemeinen Ehrensache zu machen, zu einer Bürgerpflicht, und war deshalb übereingekommen, daß, wenn eines ihrer Mitglieder zu dieser Entdeckung beitrage, sie auf die Prämie von 1000 Thalern Verzicht leisten wolle. Wenigstens hatte einer der ersten jüdischen Denuncianten gegen Fischer eine solche Aussage zu Protocoll gegeben. — Nachdem aber der wahre und vermeintliche oder auch wirkliche andere Mörder entdeckt war, meldete sich Hirschel Mendel, der Anzeiger der Uhr, und beanspruchte die 1000 Thaler. Gleich darauf kam auch Löbel Graf und forderte dasselbe Geld, weil er die beiden Erschlagenen geraubten Oberröcke angegeben. Statt der Prämie zu entsagen, processirten Beide gegen einander über den früheren oder späteren Anspruch. Diese Sache ward durch einen Vergleich geschlichtet; die Denuncianten theilten sich in die Prämie. — Man wird schwerlich ar-

men Handelsleuten verdenken, daß sie einen rechtlichen Gewinn, der sie in ihrer Lage aus aller Noth riß, nicht von der Hand wiesen, weil Andere für sie im ersten Impuls des Ehrgefühls einen großmüthigen Beschluß gefaßt hatten, der übrigens Niemand zum Vortheil gereichte.

Die Tragödie ist folgende. Kaltofen's Hinrichtung war für das Volk in Dresden ein Fest gewesen, wie es nicht sein soll. Statt abzuschrecken, hatte sie sinnlichen Zauber geübt. Der junge, hübsche Mensch war auf so vornehme Weise, wie ein großer Herr, mit allem möglichen Gepränge, von einem Geistlichen begleitet, vom Leben zum Tode gebracht worden. Alle Welt hatte sich um ihn bekümmert, seiner Eitelkeit war geschmeichelt worden, ein Geistlicher hatte ihn begleitet, also — er war fromm gestorben, was man so nannte — war vom Schaffot durch eine leichte, rasche Todesart direct in den Himmel gekommen. Unter die Thränen, die dabei vergessen wurden, stahl sich mancher Seufzer, auch so rasch, unter solchem Beistande, solchen Festlichkeiten, an der Hand eines ehrwürdigen Predigers, öffentlich zu sterben; es erschien als ein Glück, ein Vorzug, der dem Verbrecher vor dem Unschuldigen ward, der vielleicht langsam, qualvoll, in dunkler Hütte, auf faulem Strohlager, von keinem Theilnehmenden besucht, der Erlösung entgegenschmachtete.

Auf die Phantasie eines unglückseligen, sittlich verderbten Weibes hatte die Hinrichtung einen unverlöschlichen, bezaubernden Eindruck gemacht. Sie wollte auch so „gottselig" sterben. Vier Wochen nach Kaltofen's Hinrichtung, am 12. August 1821, hatte sie ein Mädchen, eine verlobte Braut, zu sich eingeladen und sie bewirthet. Als das Mädchen darauf eingeschlafen war, ermordete

ſie dieſelbe im Schlafe. Sie reinigte den Leichnam und die Mordwerkzeuge und gab ſich dann nach wenigen Stunden bei der Polizei ſelbſt als Mörderin an. Freimüthig bekannte ſie als Motiv, daß ſchon früher bei zwei andern Hinrichtungen, im Jahre 1804 und 1809, der Gedanke in ihr rege geworden, auch einen Mord zu begehen, um auch ſo ſterben zu können. Nach Kaltofen's herzerhebender Hinrichtung konnte ſie dem Wunſche nicht mehr widerſtehen. An ihrer Stubenthür hatte ſie das Datum der Execution verzeichnet, um immer daran erinnert zu werden.

Eine furchtbare Warnung für die Abſchreckungstheoretiker. Namentlich eiferte man in Schriften gegen den unpaſſend gewordenen Gebrauch, daß Geiſtliche den Delinquenten zum Schaffot begleiten müſſen, was von da ab in Sachſen unterblieb, oder wenigſtens eingeſchränkt wurde.

Winckelmann's Ermordung.

1768.

Der an Gerhard von Kügelgen verübte Raubmord erweckte ſeiner Zeit lebhaft die Erinnerung an die nicht minder ruchloſe und in ihren Einzelheiten noch ſchreckenvollere Ermordung Winckelmann's in Trieſt. In Dresden, wo jener Raubmord vorgefallen, war zwei Jahre vorher der actenmäßige Bericht über Winckelmann's Tod, aus dem Italieniſchen des Roſetti überſetzt und mit einem Vorwort Böttiger's begleitet, erſchienen, eine Schrift, wodurch viele, auch noch jetzt im Umlauf befindliche, falſche Gerüchte über die letzten Lebensmomente des großen Archäologen widerlegt wurden. Begreiflicherweiſe gewann die kleine Schrift unter jenen Umſtänden eine neue Bedeutung; man ſtellte Vergleiche an zwiſchen den Opfern, den Thätern und den die That begleitenden Umſtänden. Aehnlichkeiten laſſen ſich überall ſuchen, und wenn es in anderer Beziehung auch ſchwer halten dürfte, zwiſchen Kügelgen und Winckelmann eine geiſtige Verwandtſchaft zu finden, ſo bleibt es allerdings doch ein eigenes Zuſammentreffen, daß beide friedliche, nur der Welt ihrer Ideen lebende Männer, Beide hochgeehrt unter ihren Zeitgenoſſen, beſtimmt waren, durch die Hand gemeiner

Tanger wird täglich in aller Frühe auf Flur und Treppe gestreut und die Spucknäpfe werden mit Blumen geziert.

Der Abend war nur noch zu benutzen, um die Straßen kennen zu lernen. Vielleicht, daß eben sein wunderbarer Schein dazu beitrug, die hölzernen Paläste zu verschönen. Uns dünkte aber schon eine Stunde nach unserer Ankunft die alte Ballade von den beiden Königsbrüdern, deren einer dem andern um Drontheims Herrschaft nach dem Leben trachtete, nicht zu lügen, wenn der Refrain sagt:

„in Drontheim ist gut wohnen"

und wir legten uns mit dem Spruche nieder, noch ehe wir die Gastlichkeit ihrer Einwohner kennen gelernt. Alle Häuser kann man gut gebaut und von gutem Ansehn nennen, viele sind sogar Paläste, obgleich nur, wie die Masse, von horizontalen Balken gezimmert und mit senkrechten Latten von außen bedeckt. Man hat wohlgefällige Farben gewählt, sehr dienlich als Gegengift gegen das melancholische Herbstgrau, welches doch den größten Theil des Jahres in dieser Schlucht regieren muß, denn der wolkenlose Sommertag, der uns am nächsten Morgen wecken sollte, ward

Böſewichter grauſam zu enden, Böſewichter, die nichts von ihren Gütern lockte, die nichts an ihnen zu ſchätzen wußten, als die paar Geldſtücke, welche ſie in ihren Taſchen vermutheten.

Der Proceß gegen Kügelgen's Mörder iſt an und für ſich ein höchſt merkwürdiger Rechtsfall, der ſein Intereſſe auch dann behielte, wenn Kügelgen eine minder berühmte Perſon geweſen. Arcangeli's Mordthat wird nur dadurch zur cause célèbre, weil ſie den großen Winckelmann traf. Aber ſie iſt es, hat daher ein Recht zur Aufnahme in unſere Sammlung und findet am beſten ihren Platz als Anhang zum vorigen Falle. — Was ihr an Verwickelung und Spannung fehlt, wird durch einzelne pſychologiſche Züge und ein furchtbares Bild, das des ſterbenden Winckelmann, erſetzt. Wir könnten eine Art Spannung erzielen, wenn wir Winckelmann's Ankunft in Trieſt ſchilderten und den ſeltſamen Freundſchaftsbund mit Arcangeli, aus dem ein Zwiſt ſich entſpinnt, Dolchſtiche, Blut, Tod und die Flucht des Mörders, bis ſich ergibt, daß der Freund kein Freund geweſen, ſondern ein Vagabund, der auf irgend ein Opfer lauerte, und daß dieſer Vagabund, der einen Winckelmann durch ſein Geſpräch eine Woche lang allein zu feſſeln gewußt, ein verſchmitzter, aber ungebildeter, unwiſſender Menſch geweſen, der, ſeinen Richtern gegenüber, in nichts ſich von den gemeinſten Verbrechern unterſchied. Stoffes genug zu einem novelliſtiſchen Eingange oder einer trübſeligen Betrachtung, wie große Geiſter, die auf dem Wege nach Wahrheit und Schönheit Andern die Fackel vorauf tragen, nicht ſelten in gewöhnlichen Lebensverhältniſſen in die vlumveſt gelegte Schlinge ſich verſtricken laſſen. Doch ziehen wir es vor, lieber von vorn herein, aller romantiſchen Umhüllung

baar, die einfachen Sachverhältnisse einfach und wenn man will plastisch klar darzustellen, wie sie freilich erst nach Winckelmann's Tode durch die Geständnisse des Mörders sich allmälig herausstellten. Es handelt sich um einen Winckelmann, der Wahrheit und nicht Ueberraschung will; von Schönheit ist in diesem Bilde allüberall nichts zu finden.

Am 1. Juni 1768 kam der große Winckelmann, Morgens etwas vor 12 Uhr, allein in einer Postkutsche von Wien in Triest an.

Es haben seltsame Verhängnisse über Winckelmann's letzte Lebenstage, und despotisch, gewaltet. Ein unbestimmter, nicht Sehnsucht, aber ein innerer Drang, für den er sich kein Herzensbedürfniß anzugeben wußte, trieb ihn aus Rom nach Deutschland zurück. Es war, wie gesagt, keine Sehnsucht nach der Heimath, nach den Freunden, es war nur ein unruhiges Pflichtgefühl, auch Diesen, die einen Anspruch, was für einer es auch sei, auf ihn hatten, den Zoll der Dankbarkeit oder der Schuldigkeit abzutragen. Den Wunsch, wenn es Wunsch war, sein Vaterland wieder zu sehen, hatte er lange aufgeschoben, bis er sich auf der Reise befand, ohne sich recht sagen zu können, warum er auf der Reise war.

Er wollte nach seinem Vaterlande Preußen und dann nach Sachsen. Kaum aber auf deutschem Boden, verletzten bekanntlich sein Schönheitsgefühl die spitzen Dächer unserer Häuser, selbst schon in den Alpengegenden, wo sie doch noch flächer sich italienischer Sitte zuneigen. Er verfiel in Schwermuth. In München und Wien mit Ehren empfangen und überhäuft, überschlich es ihn mit düsterer, unwiderstehlicher Gewalt, daß er zurück müsse

nach ſeinem geliebten Rom. Freundſchaft, Vernunftgründe, die ihn nach dem Norden lockten, vermochten nichts mehr über die gewaltige Unruhe, die ihn wieder über die Alpen trieb.

Er eilte, mit Blitzesſchnelligkeit ſagte man damals, zurück, aber auf einem Wege, welcher für ſein Kunſtgefühl der unangemeſſenſte, ſogar unangenehm und unbehaglich war, ja es war nicht einmal der möglichſt kürzeſte. Er eilte von Wien nach Trieſt, um von hier aus zur See nach Venedig, von dort wieder zur See nach Ancona und von Ancona nach Rom zu reiſen.

Mit Blitzesſchnelligkeit, ſagen wir, wollte er reiſen, und war auch ſo in Trieſt angekommen, als eine unerwartete, unbegreifliche und ſich widerſprechende Indolenz ſeiner ſich bemächtigte und ſo lange fortdauerte, als zu ſeinem Verderben nöthig war.

An eben dem Tage, an welchem Winckelmann Wien verlaſſen, um über Trieſt nach Venedig zu gehen, war aus Venedig ſein Mörder in Trieſt angelangt. Winckelmann hatte gar keinen nothwendigen Grund, in Trieſt einen Ruhepunkt zu machen, denn er konnte unmittelbar nach Venedig gehen und von dort aus ſich nach Ancona einſchiffen. Arcangeli hatte ebenſo wenig einen beſtimmten Zweck, ſich nach Trieſt zu begeben, als um Gelegenheit nach einem Dienſt oder Verdienſt zu ſuchen, und der Zufall führte den großen Mann vom erhabenſten Geiſte und den Lump ohne allen Geiſt als die gewöhnliche Pfiffigkeit in demſelben Wirthshauſe, in demſelben Stockwerke, in einem Zimmer neben dem andern, zuſammen

Winckelmann war in dem großen, ſtädtiſchen Gaſthofe am Petersplatze abgeſtiegen und hatte im zweiten Stockwerke das Zimmer Nr. 10. bezogen, welches aus zwei Fenſtern die Ausſicht auf den innern Hafen, Man-

drachio, und aus einem dritten die auf den Hof des Hauses hat.

In dem kleinen Nebenzimmerchen Nr. 9., dessen Thür von der Winckelmann's keine 7 Fuß entfernt war, wohnte seit 2 Tagen ein unbedeutender Fremder, der ohne Geld und Gepäck, muthmaßlich zu Fuß aus Venedig angekommen war; aber er hatte den nothdürftigsten äußern Anstrich eines Gentleman.

Es war Francisco Arcangeli, ein Mann von mittlerer Größe, von dickem, rundem, braunem, etwas pockennarbigem Angesicht, mit schwarzen Haaren und Augenbrauen, grauen Augen, kleiner Nase, niedriger Stirn und geschwinder Sprache. Er war 38 Jahre alt. Seine nachmaligen Richter haben nichts Außerordentliches an ihm zu entdecken vermocht, bis auf jene Frechheit und Geläufigkeit, welche Abenteurern der untern Classe eigen zu sein pflegt. Ebendesgleichen hatten seine früheren Richter nichts in ihm gefunden, als einen gemeinen Schelm und Verbrecher, der in seiner Jugend Koch, dann Bedienter, von einem vornehmen Herrn zum andern übergegangen, mehre derselben ansehnlich bestohlen hatte, in Italien, Deutschland, Ungarn, vier Jahre in Eisen gesessen, dann begnadigt worden (leider zu früh), darauf wieder gestohlen, quasi geheirathet hatte und sich nun in den Küstenstädten umhertrieb, um irgend eine Gelegenheit aufzuspüren, wo es etwas zu verdienen gäbe.

Auf Mord ging Arcangeli nicht aus, er war kein Bandit, vielmehr einer jener durch Faulheit und Umhertreiben erschlafften Gesellen, die selbst das Verbrechen nicht mehr zu einer rechten Thatkraft aufschnellte; er nahm, wo er etwas fand, und schmeichelte sich ein, wo er etwas zu gewinnen hoffte. Weit voraus zu denken, scheint seine Sache nicht gewesen zu sein.

Immer aber, mit Zorf und wenn auch abgeſchabtem Rocke, konnte Arcangeli hier als ein Herr paſſiren; es war ihm gelungen, in dem vornehmſten Wirthshauſe Aufnahme zu finden, und an der Mittagstafel ſaß er aus Zufall an der Seite des neuangekommenen Gaſtes, Winckelmann's. Ihre erſte Bekanntſchaft machte ſich, als Winckelmann den Wirth fragte: ob kein nach Venedig ſegelfertiges Schiff zu finden wäre? — Der Wirth wußte keins, Arcangeli aber nannte ſogleich einen Schiffer Stephan Reguſini, der nach Venedig geladen. Auf Winckelmann's Bitte zeigte er ihm nach aufgehobener Tafel aus dem Fenſter das Schiff im Hafen.

Winckelmann ſoll nun zuerſt die Bekanntſchaft weiter betrieben haben, indem er Arcangeli erſucht hätte, ihn nach dem Hafen zu begleiten, um den Schiffspatron ſelbſt aufzuſuchen. Es geſchah; Reguſini war indeß noch nicht ſegelfertig; aber ein anderer Schiffer wollte noch in derſelben Woche nach Ancona und Winckelmann wollte nun mit dieſem contrahiren. Da er nicht zur Stelle war, ging er mit dem gefälligen Arcangeli, nachdem Beide im Wirthshauſe ihre Sieſta gehalten und eine Weile mit einander im Fenſter gelegen, wieder nach dem Hafen, fanden jetzt den Schiffer, der nächſten Sonnabend, ſpäteſtens Sonntag, ſegelfertig zu ſein verſprach, und Winckelmann ſchloß mit ihm ab, indem er ihm noch ein Ertrageſchenk von 2 Ducaten verſprach, wenn er ſein Wort halte.

Es war Winckelmann weder um die Seefahrt, noch wahrſcheinlich um Ancona zu thun, es war ihm nur daran gelegen, fort und ſchnell nach Rom zu kommen; und doch wählte er nicht den Landweg, ſondern wartete mehre Tage, und gab noch mehre Tage zu, die er müßig in Trieſt verbrachte, um nur die Gelegenheit zu benutzen,

auf welche er zuerst seinen Sinn gesetzt. — Beim heutigen Zustande eines Reisenden und den Gelegenheiten, die sich ihm bieten, wird dies ängstliche Beharren bei dem einmal gefaßten Plane noch auffälliger.

Winckelmann war erfreut, diese Gelegenheit gefunden zu haben. Arcangeli war ihm dazu wenigstens mittelbar behülflich gewesen, es schien ein guter, ruhiger, sehr verträglicher Mensch, er wußte überall Bescheid, er wohnte Thür an Thür mit ihm im selben Wirthshause; was Wunder, kann man sagen, daß der arglose Winckelmann, der in Triest keine Bekanntschaften suchte, noch weniger wünschte, daß sein berühmter Name bekannt würde, sich diesem Menschen anschloß. Geistreiche Männer sind auf Reisen nicht immer wählerisch im Umgange. Gehört es doch mit zum Reiz des Reiselebens, in den Bekanntschaften zu wechseln und in alle Kreise sich hinabzulassen oder zu erheben. Selbst ein in der Heimath uns unausstehlicher Mensch kann — oder konnte uns in der alten Zeit des Reisens — in fremder Luft, in fremder Umgebung für den Augenblick interessant werden. Auch ein Arcangeli, der unwissende Küchenjunge, der spitzbübische Bediente, der kaum von seinem Eisen losgelassene Dieb und Herumtreiber, dessen höchste Hochstapelei bisher gewesen, daß er sich für einen ungarischen Edelmann ausgegeben, vermochte es, durch ein schmeichelndes, natürliches Gespräch einen Winckelmann so zu fesseln, daß er ihm nicht schon nach den ersten Stunden den Rücken drehte, sondern Stunden, Tage lang mit ihm umherging, mit ihm aß, trank und sich unterhielt! Auch die verständigsten und geistreichsten Menschen, bemerkt Rosetti, besonders unter uns die, welche sich ihres hohen Kunstsinnes wegen auszeichnen, pflegen bisweilen unbedeutende Schwätzer um sich zu leiden.

Sie tranken an dem Tage in einem Wirthshause mit einander Kaffee, trennten sich, indem Arcangeli allein durch die Stadt spazieren ging, fanden sich wieder im Wirthshause, plauderten mit einander im Fenster, bis die Dämmerung eintrat und Licht gebracht werden mußte, und ließen sich endlich das Abendessen nach Arcangeli's Stube bringen. Winckelmann selbst nahm aber, nach seiner Gewohnheit, nichts zu sich als Brot und Wein.

Durch Arcangeli's Aussage und später vernommene Zeugen ist jeder Tag und fast jede Stunde mit ihren Vorfällen bekannt; sie sind weder an sich von Bedeutung noch dadurch, daß sie zur Ermittelung der That beigetragen hätten, wir gehen deshalb kurz darüber hinweg. Denn Das, was uns interessant wäre, Winckelmann selbst in seinen letzten Betrachtungen über Dinge und Verhältnisse kennen zu lernen, ja auch nur seine Kunst, mit einem Geschöpf wie Arcangeli sich zu verständigen, und diesem etwas zu entlocken, was ihm in den Augen des großen Mannes einige Bedeutung gegeben hätte, dies kann uns nicht gewährt werden, wo uns Winckelmann eben nur durch das Medium oder das Organ eines Arcangeli vorgeführt wird, und dieser wiederum nur vermittelt durch die Worte, welche der triestiner Actuar in seinem Protocolle von ihm aufgezeichnet hat.

Genug, sie gingen täglich mit einander des Morgens spazieren, nahmen im Kaffeehause zusammen ihr Frühstück ein, fanden sich dort auch noch öfters im Laufe des Tages ein, saßen jeden Mittag an der Wirthstafel zusammen und nach dem Abendspaziergange stellte sich Winckelmann regelmäßig in Arcangeli's Zimmer zum Abendessen ein. Jeder bezahlte für sich, oder wie es in den Kaffeehäusern geschah, einer für den andern abwechselnd.

Arcangeli war nun schon 3 Tage mit Winckelmann

umgegangen — denn der Abgang des Schiffes verzögerte sich — und obwol er dringend selbst des Geldes bedurfte, um seine Gentlemanrolle fortzuspielen, wozu er von einem entfernt ihm bekannten Geistlichen nur mit großer Mühe ein kleines Darlehn hatte erhalten können, hatte er doch noch keine Gelegenheit gefunden, seinem Freunde etwas abzugewinnen, ja er wußte noch nicht einmal, ob der fremde Mann wirklich ein Subject sei, an dem es sich lohne seine Kunst zu versuchen, er wußte nicht, was er bei sich führte, nicht seinen Stand, nicht einmal seinen Namen.

Der Schurke mußte, da er kein anderes Mittel fand, seinen Begleiter auszuforschen, zur directen Frage schreiten: wer er sei? die er mit der Lüge zu entschuldigen suchte, daß er nur frage, um die Neugier der Wirthsleute zu befriedigen.

Winckelmann nahm arglos Alles für Wahrheit, er erklärte ihm beim Spazierengehen, „er sei kein verdächtiger oder schlechter Mensch," und Abends beim Nachhausekommen zeigte er ihm seinen Reisepaß und Empfehlungsschreiben auf ansehnliche Handlungshäuser in Venedig. Damit erfuhr Arcangeli freilich nichts, was ihn unmittelbar interessiren konnte; wohl aber, als Winckelmann ihm weiter erzählte, daß er wegen eines wichtigen Geschäftes nach Wien geschickt worden, dort eine Audienz gehabt bei Maria Theresia und dem Fürsten Kaunitz und — daß er von ihnen eine goldene und zwei silberne Schaumünzen geschenkt erhalten!

Arcangeli verlangte die Schaumünzen noch nicht zu sehen, er wollte seinen Mann erst ganz ausstudiren. Er erzählte aber Anderen, als dem Kaffeeschenken Griol, schon wieder, was sein Herz bewegte: daß der Fremde schöne Gold- und Silber-Schaumünzen besitze, daß er

Geld haben müſſe und eine verſiegelte Schachtel für den Cardinal Albani mit ſich führe. Er halte den ſeltſamen Menſchen für einen Juden, möchte doch aber gern wiſſen, wer er eigentlich ſei? Dieſelbe Frage richtete er an den Wirth des Hotels, ohne auch hier Auskunft zu erhalten. Man erfährt alſo aus der Zeugenausſage beider Männer, wie die Lüſternheit nach dem Beſitze der goldenen und ſilbernen Münzen den Böſewicht geſtachelt, er aber doch ſeiner Sache noch nicht gewiß war.

Dann ſoll ihm Winckelmann, nach Arcangeli's Angabe, einſt erzählt haben: er ſei nach Wien geſchickt worden, um der Kaiſerin eine Kabale zu entdecken; die Kabale ſelbſt hatte er aber nicht genannt. Er ſei in Wien ſehr gut aufgenommen, zur Kaiſerin in demſelben Rocke, den er trug, über die Hintertreppe und durch das Frauenzimmer vorgelaſſen worden und habe mit ihr ganz allein geſprochen; und ſei endlich mit dieſer Reiſe und Entdeckung ſehr zufrieden.

Das iſt natürlich nur Winckelmann in der mehr als freien Ueberſetzung einer italieniſchen Bedientenſeele. Ohne Intriguen konnte ſich ein Arcangeli nicht vorſtellen, daß ein ſolcher Mann vor den Großen der Erde Zulaß erhalten habe, und der Bube hatte noch vor Gericht die Frechheit zu behaupten: wie er Winckelmann eine zurechtweiſende Bemerkung gemacht, daß es von ihm nicht klug ſei, ſolche Geheimniſſe einem Jeden, auch wem nichts daran gelegen ſei, zu erzählen, worauf Winckelmann erwidert hätte: er vertraue ſich ja auch nur ihm an, weil er ihn für einen ehrlichen Mann halte!

Das wenigſtens ſcheint wahr: Winckelmann hatte dem Menſchen mehr vertraut, als eine billige Vorſicht erlaubte, und Arcangeli hatte die Gelegenheit benutzt, ſeine Aufrichtigkeit durch Fragen weiter auszubeuten. — Endlich

hatte Winckelmann dem unermüdlichen Gesellschafter die Schaumünzen selbst gezeigt; Arcangeli gibt an, daß Winckelmann selbst die Initiative dabei ergriffen und ihn eines Morgens in sein Zimmer genöthigt habe, um die Münzen zu sehen und sich bei ihm nach deren Werth zu erkundigen. Arcangeli wollte sie auf 10 und auf 17 Ducaten abgeschätzt haben.

Wann in dem Buben der Entschluß reif geworden, läßt sich aus seinen Angaben nicht ermitteln, da er hinsichts der Zeitbestimmung verwirrte Antworten gibt und man die chronologische Ordnung aus anderen Umständen zu entziffern genöthigt ist. Aber Sonntag am 5. Juni, wo der Schiffer spätestens fertig sein sollte, hatte er noch nicht fertig geladen und Winckelmann war so ungeduldig auf die Abfahrt gerade mit dem Schiffe, daß er noch nicht die Geduld verlor, darauf zu warten, und statt andere Gelegenheit zu nehmen, nur immerwährend den Schiffer überlief und ermahnte, wobei Arcangeli ihm redlich beistand. Die Zeit benutzte er über die Art nachzubrüten, wie er seinen Münzenraub ausführe.

Bald schien es ihm klar, daß ein Mord dabei mit unterlaufen müsse. Gewiß ist, daß er am 7. Juni im Handlungsgewölbe von Pfneisel und Comp. ein spannenlanges, einschneidiges Messer mit Scheide kaufte. Mit dem Messer in der Tasche fand er sich wieder im Kaffeehause ein, um mit seinem Freunde Winckelmann Kaffee zu trinken, den dieses Mal Winckelmann bezahlte. Ihre Unterhaltung war lebhaft; sie galt der Reise nach Venedig, den Schaumünzen, dem Cardinal Albani und dem Fürsten Kaunitz. Nach den Aussagen eines Zeugen, der indeß das Gespräch nur theilweise behorcht, war Winckelmann's Ungeduld dermaßen gestiegen, daß er schon davon sprach, lieber zu Lande nach Venedig zu fahren.

von den Einwohnern zu den Seltenheiten des Jahres gerechnet. Jedes anständige Haus hat doch ein kleine Treppenflucht; vielleicht ein Altangeländer und Säulen davor; überall blinken uns die blankgescheuerten Messingklinken entgegen. Hie und da steht ein alter Ahornbaum mit so hoher Krone, daß sie des Nordens spottet, vor einem zierlichen Gebäude, und auch ihr Schatten mag in den heißen Sommertagen unter, drei und sechzig Grad nicht unerfreulich sein. Außerdem zeichnet Reinlichkeit die breiten wohlgepflasterten und sehr ehrbaren Straßen von Drontheim aus.

Unsere liebste Ausflucht des Abends blieb nach dem Hafen. Denke man sich aber kein reges Gewühl der Schiffer, Kaufleute und Packträger, kein buntes Gemisch aller Sprachen unter den Matrosen aller Nationen. Hier in dem äußersten Thule ist kein Stapelplatz; nur selten sucht ein verschlagener Nordfahrer Zuflucht zwischen den bergenden Felsen, es liegen nur die Kauffahrer darin, welche auf bestimmte Ladung rechnen oder sie gebracht haben. Die Zeit der gefahrlosen Seefahrt in diesen Gegenden war bald vorüber. Eine feierliche Todtenstille herrsche

Möglich, daß erſt dieſe Aeußerung Arcangeli zu einem letzten, ſchnellen Entſchluſſe bewog.

Das Meſſer war ihm nicht Sicherheit und Bürgſchaft genug. Abends gegen 6 Uhr ging er zur Krämerin Mariane Derin und kaufte ſich hier für 3 Soldi 3 Klafter Bindfaden (nach Ausſage eines Zeugen geſchah auch jetzt erſt, um 7 Uhr, der Ankauf des Meſſers). Beide Mordwerkzeuge in der Taſche trank er aufs neue mit Winckelmann Kaffee und zahlte die Schuld vom Morgen zurück. Vor der Dämmerung nach Hauſe eilend, drehte er die Bindfaden zu einer Schnur zuſammen und fertigte daraus eine Schlinge oder einen Strang, und verbarg beide Mordwerkzeuge unter ſeinen Kleidern auf dem Stuhle, doch dergeſtalt, daß er ſie im Augenblicke vorziehen konnte.

Zur gewöhnlichen Stunde des Abendeſſens kam Winckelmann wieder in das Zimmer und aß ſein Brot und trank ſeinen Wein unter harmloſem Geſpräch, während Arcangeli ſein Abendeſſen verzehrte. Es ſollte Winckelmann's letzter Lebensabend geweſen ſein, war die Abſicht ſeines Mörders; aber der Muth verließ ihn noch ein Mal, er ſchob die That bis zum nächſten Morgen auf und Winckelmann kehrte in ſein Zimmer zurück, um hier eine letzte Nacht zu ſchlafen.

Das Natürlichſte, ſollte man denken, wäre geweſen, daß Arcangeli nun die Nacht zu ſeinem dunkeln Werke benutzen wurde; aber auch er legte ſich ruhig zu Bette, geſtandlich mit dem feſten Vorſatze, nunmehr am andern Morgen unerſchrocken daran zu gehen. Am Morgen des 8. Juni ſchlich Arcangeli allein aus dem Hauſe, vielleicht um durch die friſche Luft und die Einſamkeit ſich Muth zu machen. Er kam allein zum Kaffehauſe und ging fort, ehe Winckelmann eintraf. Dieſer, ſo an ihn gewöhnt,

daß er nur mit Arcangeli Kaffee trinken konnte, fragte nach ihm und ging, um ihn zu suchen.

Arcangeli war im Hafen umhergelaufen, um sich ein Fahrzeug zu verschaffen, einen Nachen, der ihn, nach der That, nach den Bädern von Monfalcone übersetze. Es war ihm nicht gelungen, was aber seinen Muth, ja auch anscheinend seine Laune nicht getrübt hatte, denn ins Wirthshaus zurückgekehrt, scherzte er mit der deutschen Stubenmagd, Eva Tusch, die in seiner Kammer aufbettete, und rief ihr im gebrochenen Deutsch zu: „Jungfer, Jungfer, schenken Sie mir 20 Ducaten."

Dann erst ging er zu seinem Nachbar. Winckelmann hatte seine Oberkleider, die Halsbinde und die Perücke abgelegt. So saß er am Schreibtische, der zwischen den beiden Fenstern gegen die Meerseite stand, und hatte eben einige Worte geschrieben. Er erhob sich, als der Italiener eintrat, ging ihm freundlich entgegen und sprach mit ihm von seiner Freude, daß er nun endlich an diesem Abende fortkommen werde; das Gespräch scheint wieder sehr lebhaft gewesen zu sein. Winckelmann's Herz floß über seine Zunge, wenn er von Rom sprach; sein Interesse am Gegenstande war so lebhaft, daß er während des Gesprächs Notate machte. Ja, wenn wir Arcangeli glauben dürfen, lud er ihn, in der Fülle seiner Freude, sogar dahin ein, erzählte ihm vom Palaste seines Gönners, des Cardinals Albani, und versprach ihm, wenn er nach Rom komme, ihm diesen Palast zu zeigen und ihm dort zu beweisen, wer er eigentlich sei und in welchem allgemeinen Ansehen er stände.

Beide gingen bei diesem Gespräche im Zimmer auf und nieder und die schon erwähnte Stubenmagd Eva Tusch, welche jetzt in Winckelmann's Zimmer das Bett zurecht machte, bemerkte, obwol sie kein Wort von

der italienisch geführten Unterhaltung verstand, aus den Mienen und dem Tone der Sprechenden, daß sie von heitern und freundlichen Dingen sprechen mußten. Die Eva ging um 9½ aus dem Zimmer; eine andere Magd, Thereſe Baumeiſter, fand, als ſie um 9¾ einen vergeſſenen Leuchter aus dem Zimmer holte, noch Beide in dem Geſpräche begriffen.

Dann iſt Arcangeli in ſeine Kammer zurückgekehrt, hat das Meſſer ohne die Scheide in die Taſche ſeines Kamiſols geſteckt und iſt unter dem Vorgeben, daß er ſein Schnupftuch vergeſſen, wieder in Winckelmann's Zimmer getreten. Hier, nach ſeinem Vorgeben, fragte er ihn, ob er heut bei der Wirthstafel die Schaumünzen zeigen würde? Winckelmann antwortete: er wolle kein Aufſehen erregen. Da fragte Arcangeli: warum er nicht ſagen wolle, wer er eigentlich ſei? — Winckelmann, dem dieſe Zudringlichkeit jetzt vielleicht misfallen mochte, ſagte kurz, er wolle ſich nicht zu erkennen geben, und ſetzte ſich, ohne weiter auf ihn zu achten, an ſeinem Schreibtiſch nieder.

Dies war der verhängnißvolle Augenblick; Arcangeli warf ihm plötzlich den Strang von hinten um den Hals und zog ihn mit aller Kraft zuſammen. Aber Winckelmann war ebenſo plötzlich aufgeſprungen und hatte den Mörder mit einem kräftigen Stoße von ſich geſchoben. Arcangeli griff nun mit dem Meſſer an. Noch faßte Winckelmann muthig mit einer Hand das Meſſer bei der Klinge, mit der andern den Mörder ſelbſt an der Bruſt. Vielleicht hätte der ſtärkere Deutſche trotz ſeiner Wunden und halben Erdroſſelung geſiegt, aber Beide bewegten ſich im Ringen bis über die Mitte des Zimmers nach der Eingangsthür zu und hier, als Arcangeli ſchon zitterte, glitſchten Beide auf dem Boden aus und ſchlugen

nieder. Winckelmann fiel unglücklicherweise rücklings und zu unterst, Arcangeli nur auf ein Knie und auf ihn. Dem Schurken blieb das Messer frei in der Hand und er konnte dem schon ermatteten und halb durch die Erdrosselung erstickten Winckelmann noch 5 Stiche ungehindert versetzen.

Inzwischen hatte das Stampfen der Ringenden und das Getöse ihres Falles einen Zeugen, den Kammerdiener Harthaber, in dem darunter liegenden Speisezimmer aufmerksam gemacht. Er sah zum Fenster hinaus, ob Jemand oben schreie. Es war still geworden. Dennoch machte er sich auf den Weg, die Treppe hinauf. Er lauschte an der Thür und hörte ein Aechzen und Röcheln wie von Jemand, der sprechen will und daran gehindert wird.

Der Mörder hatte keinen Augenblick gewonnen, die Thür zu verschließen. Als Harthaber öffnete und eintrat, sah er Arcangeli auf einem Knie, mit beiden Händen auf Winckelmann's Brust. Im Moment des Thüraufmachens war der behende Italiener aber auch schon aufgesprungen, hatte den Kammerdiener mit Gewalt bei Seite gestoßen und war ohne Rock und Hut die Treppe hinunter gestürzt, ehe Jemand sonst ihn gesehen und Harthaber selbst sich bewußt geworden, was er sah.

Die uns aufbewahrten Nachrichten uber die nächstfolgenden Minuten geheren zu dem Entsetzlichsten, was uns je in einem Criminalberichte aufgestoßen ist.

Harthaber ist auf Winckelmann zugestürzt, um ihn aufzuheben, dieser ist aber schon von selbst aufgestanden. Harthaber fragt ihn: was denn vorgegangen? Winckelmann öffnet das Hemd auf der Brust, aus welcher vieles Blut floß, und spricht mit gepreßter Stimme: „Sieh, was er mir gethan!“ — Der Kammerdiener, immer noch

im Glauben, es ſei ein blutiger Streit zwiſchen zwei Freunden, ermahnt ihn ruhig zu bleiben, während er nach dem Wundarzt gehen wolle. — Winckelmann, in Todesängſten, geht ſelbſt dem Cameriere nach, die Treppe hinunter bis in den erſten Stock, um Leute, um ſchleunige Hülfe zu ſuchen. Mit der erdroſſelnden Schlinge um den Hals kann er nicht mehr rufen!

Unten will gerade die Stubenmagd Thereſe Baumeiſter über den Gang in die Küche. Da hört ſie hinter ſich eine leiſe, gebrochene Stimme ächzen: „Jeſus! Jeſus!“ Erſchrocken dreht ſie ſich um und ſieht wie ein Geſpenſt hinter ſich den guten Herrn Winckelmann mit blaſſem, blau angelaufenem Geſichte, mit blutiger Bruſt und blutenden Händen wankend ihr nachgehen. „Thereſe! Thereſe!“ er winkt ihr flehend mit der Hand, daß ſie ihm helfen ſolle. Aber das 19jährige Mädchen ergreift bei dem Anblicke ein ſolcher Schrecken, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr traut, ſie ſtürzt, ſtatt zu helfen, die Treppe hinunter und ſchreit zu allen Leuten: Herr Winckelmann bricht Blut! Ohne zu wiſſen wohin, läuft ſie nach einem Beichtvater, einem Arzt, endlich nach der Küche, wohin ihr Herr und ſeine Frau gegangen. Das Mädchen war von dem Anblick ſo erſchüttert worden, daß, als ſie nach Hauſe zurückkam, ſie ſelbſt zu Bett gebracht und ihr zur Ader gelaſſen werden mußte.

Für Winckelmann noch keine Hülfe. Den erdroſſelnden Strick um den Hals, ſchleppte er ſich bis zur Thür des Wirthszimmers. Sie war verſchloſſen. Er mußte zurück, um ſich mit der Linken an das Treppengeländer zu halten, während er mit der Rechten die Bruſtwunde ſich zudrückte. So ſteht er eine Weile unbeweglich, ächzend, zitternd, bis Eva's Geſchrei und Flucht die übrigen Mägde herbeiruft. Auch dieſe gaffen ihn, erſchrocken,

schüchtern an; sie halten ihn für irre, daß er sich selbst verwundet habe.

Endlich gewahrt ihn ein Mann, Antonio Panino, aber auch der meint, hier sei nichts zu thun und nichts noth, als ein Beichtvater; so stürzt er über Hals und Kopf die Treppe hinunter. Francesco Pontini kommt zunächst; ihm wird beim Anblick des blutenden Mannes so übel, daß er fort muß, um nicht selbst in Ohnmacht zu fallen. Ein dritter Mann, sogar der Jäger eines Edelmanns, Joseph Sutter, war ebenso wenig ein Mann in der Noth. Er hielt die Schlinge, welche von Winckelmann's Halse herabhing, für dessen aus dem Unterleibe herausfallende Gedärme und statt beizuspringen, rannte er die Treppe einige Mal hinauf und herab, um seinem gnädigen Herrn von Allem, was er sah, Nachricht zu bringen.

Endlich kam ein umsichtigerer und entschlossener Mann, der Cameriere Movio, der Winckelmann's Winken mit der Hand begriff. Er löste ihm die eng zugezogene Schlinge um den Hals und warf sie, blutig wie sie war, auf den Boden. Genau ist nicht ermittelt, wie lange der unglückliche Mann in dieser bewußten Qual des Erstickens zugebracht, die Zeit kann aber nicht gering gewesen sein, da der Cameriere Harthaber inzwischen den Weg zum Hause des Wundarztes hin und zurück gemacht hatte — doch ohne ihn zu finden — und Winckelmann erst bei seiner Rückkehr vom Strick erlöst wurde. Seine erste Frage war nach dem Wirthe, dann begann er zu sinken; unterfaßt von zwei Männern, ward er wieder die Treppe hinauf in sein Zimmer gebracht und auf das Kanapee gesetzt.

Endlich war auch ein Wundarzt da. „Sind sie tödtlich?" fragte Winckelmann mit schmerzhaftem, aber

ruhigem Blicke. Der Arzt verſchwieg die Wahrheit nicht: Zwei ſind es vor Allen. Winckelmann ſchwieg. Man mußte ihn auf eine Matratze am Boden legen, wo erſt ein Riechfläſchchen ihn wieder zur Beſinnung brachte. Die erſte deutliche Antwort, welche er dem neben ihm knienden Ritter Cajetan Vanucci gab, war: „Der da hat mich ermordet, der neben meiner Stube wohnte.“

Die herbeigeeilten Gerichtsperſonen mußten abwechſelnd mit den Geiſtlichen und Aerzten die letzten Aeußerungen des Unglücklichen, der vor Schmerz und Blutverluſt oft in Ohnmacht verſank, ihm abſtehlen. Die vollſtändigſte Erklärung, die man endlich über den Vorfall von ihm erhielt, lautete, in italieniſcher Sprache:

„Jener Verräther, der hier in der Kammer nebenan wohnte, machte ſich mit mir bekannt und ſtellte ſich, als wäre er mein Freund. Ich ließ ihn einige von meinen ſilbernen Schaumünzen ſehen und zwei goldene. Darunter war eine große, mit dem Bildniſſe des Fürſten von Lichtenſtein, welche die Kaiſerin mir in Schönbrunn verehrte. Dieſen Morgen iſt der Verräther wieder in mein Zimmer gekommen und bat mich, daß ich ihm noch ein Mal dieſe Münzen zeigen und ihm ſagen ſollte, wer ich wäre? Und nachdem ich ihm erwidert: daß ich kein Aufſehen erregen wolle, noch mich hier nennen, da warf er mir plötzlich eine Schlinge, oder einen Strick, um den Hals und wollte mich damit erdroſſeln. Da ich mich nun vertheidigen wollte, ſo gut ich konnte, und um Hülfe rufen, verſetzte er mir mit einem Meſſer Stiche, ich weiß nicht wie viele, und darauf entfloh er und ließ mich in dem Zuſtande zurück, in dem ich mich befinde.“

Auf die Frage: ob er den Menſchen kenne? antwortete er, nach einer durch ſeine Beklemmung verurſachten Pauſe, nur die Worte: „Der Wirth muß es wiſſen,

fragt ihn darüber." — Auf die Frage: wer er selbst sei? verwies er nur auf seinen Paß.

Die Mordwerkzeuge, die Schlinge und das Messer, welches Arcangeli nach der That im Zimmer niedergeworfen, wurden von den Gerichten an sich genommen. In Arcangeli's Zimmer fanden sie noch auf dem Stuhle unter seinen Kleidungsstücken die Scheide des Messers.

Der Sterbende fand bekanntlich noch so viel Besinnung, um sein Testament zu Protocoll zu geben, in welchem er den Cardinal Albani zu seinem Haupterben ernannte; auch soll er, nach der Vertheidigungsschrift für Arcangeli, noch in seinen Todesqualen sein Bedauern für den Mörder ausgesprochen und das Gericht um Milderung seiner Strafe gebeten haben. In den Acten ist nichts davon enthalten.

Nachdem das Testament vollendet, was er aber nicht mehr Kraft hatte zu unterzeichnen, nahmen die Todesqualen des Unglücklichen wieder zu und nach kurzen Zügen hauchte der große Winckelmann Nachmittags um 4 Uhr sein Leben aus.

Wir übergehen den ärztlichen Befundbericht, der nur die schreckliche Gewißheit ausspricht, daß der edle Mann durch die Art, wie der Mörder mit dem Messer in seinem Leibe wühlte, den schmerzensvollsten Tod erlitt, um uns zu diesem Elenden in Kürze zu wenden.

Arcangeli war entflohen. Durch den Cameriere Harthaber entdeckt, durfte er keinen Augenblick Zeit verlieren und weder sich um die gehoffte Beute umthun, noch in seine Kammer zurückkehren, um sich nur anzukleiden. Ohne Rock und Hut, mit Blut befleckter Hemde und Kamisol stürzte er aus dem Hause. Es war die helle Morgenstunde, wo der Platz und die Straßen am volkreichsten sind, und in einer Stadt, wo die Polizei äußerst

wachsam ist, wo sein offenkundiges Verbrechen sofort ruchbar werden mußte, gelang es ihm unverfolgt zu entkommen! Er schlug sich in die Gebirge, auf Seitenwegen nach Capo d'Istria zu. Auf die Hauptstraße gelangt, erhält er von einem Straßenaufseher den guten Rath, nicht dahin zu gehen, weil man ihm dort schon aufpasse! Der Beamte rieth ihm, sich in einer Bauernhütte zu verbergen, um sich den folgenden Tag nach Isola zu begeben. Es ist für uns gleichgültig, wie lange und unter welchen Verkleidungen es dem Schufte gelang, seinen Verfolgern sich zu entziehen, bis er, auf dem Wege nach Krain ergriffen, vor dem Kreishauptmann in Adelsberg schon beim ersten summarischen Verhöre sein Verbrechen im Allgemeinen gestand und darauf, wie im Triumphe, geschlossen auf einem Wagen nach Triest zurückgebracht wurde. Charakteristisch ist nur, daß jener Straßenaufseher nicht der einzige Mann war, der in ihm einen Mörder erkannte, einen von der Gerechtigkeit verfolgten Mörder, und doch, statt ihn zu ergreifen, ihn mit Rath und That unterstützte, damit er ihren rächenden Armen entgehe. Wir befinden uns in Italien, die Theilnahme galt nicht dem Diebe, sondern dem poverino, dem das Unglück begegnet war, in Wallung zu gerathen und sein Messer einem Andern in die Brust zu stoßen!

Diese Rolle suchte Arcangeli auch noch in der Untersuchung, ungeschickt genug, fest zu halten. Mit empörender Gleichgültigkeit nannte derselbe auch seine Mordthat ein Geschäft, eine Begebenheit (l'affare, il caso, il fatto delle coltelletto). In allen Stadien seines Leichtsinns, seines Trotzes und seiner Reue erscheint er als eine enervirte, lascive Bedientenseele, der jede Spannkraft zu einem moralischen Ernste, selbst zu einem ern-

sten Zorne, abgeht. In jeder Aeußerung, die er thut, entsetzt man sich, daß ein solcher Lump es gewesen, der, nicht einen Winckelmann ermordet, aber in dessen alleiniger Gesellschaft ein Winckelmann die letzte Woche seines Lebens verbringen mußte.

In den vier ersten Verhoren wandte er seine ganze Verschmitztheit an, das Ereigniß so einzukleiden, als wäre es ein im Raufhandel begangener Mord gewesen. In Widerspruche sich verwickelnd, ward er indeß bald widerlegt. Psychologisch merkwurdig ist nur die Veranlassung seines endlichen wahrhaften Geständnisses. Während er hartnäckig behauptet hatte, daß er den Strick, mit dem er Winckelmann erdrosselt, in dessen Zimmer gefunden, daß also keine Prämeditation dabei statt gefunden, sagten drei unverdächtige Zeugen aus, daß er diesen Strick am Abend des 7. Juni, 6 Uhr, im Gewölbe des Seilers Bozzini gekauft habe. Dieser Umstand war, trotz dieser Zeugenaussage, falsch; woher die Täuschung der Zeugen gekommen, die vollkommen aufgeklärt ward, ist für uns gleichgültig und zu weitläufig, hier zu erzählen. Aber Arcangeli gerieth durch die Vorstellung, auf erlogene Zeugenaussagen für überwiesen erklärt zu werden, in ein solches Gemisch von Aerger, Wehmuth und ohnmächtiger Rache, daß er weinte und lieber Alles gestand, als er Denen, welche er für Verleumder hielt, den Triumph gönnen wollte, ihn zu verderben.

Er hatte nun Alles bekannt, aber er mußte doch etwas zu seiner Rechtfertigung, Etwas, was zur Milderung seiner Strafe dienen könne, anführen. In diesen Vertheidigungsgründen zeigte sich Arcangeli wo möglich noch erbärmlicher als in seiner Handlungsweise: er habe nie Winckelmann gesucht, sondern dieser habe ihn gesucht; dieser habe 8 Tage seine Dienste benutzt; nie habe er

rings um den Strand; die Nacht lagerte schon auf dem weiten Golf, das dunkelste Violett färbte die amphitheatralischen Felsenmauern, indessen noch dahinter ein glühendes Braunroth der lange dauernden nordischen Abenddämmerung lag. Die stahlgraue Wasserfläche ward unruhiger. Der Hauch des Meeres wehete uns entgegen, während der feuchte Sand unter den Füßen ausglitt. Wir bemerkten zum ersten Mal den Einfluß der Ebbe und Fluth, worauf auch die Speicher und Vorrathshäuser, erbaut auf ungeheuren Holzpfeilern, deuteten. Mein Fenster führte auf den Golf. Als ich um elf Uhr in der Nacht eines späten Augusttages es öffnete, erblickte ich noch den letzten Schein der Abendröthe über den Felsen des Golf.

Das Geläute vom alten Dome weckte uns am Morgen, auf der ganzen Reise der erste volle mächtige Glockenklang, feierlich und erhebend nach solchen durchmessenen Wüsten. Ein klarer Sonnenhimmel erhöhte die sonntägliche Stimmung und wir folgten den versprateten Kirchengängern nach dem Dome. Er liegt seitwärts von der Stadt, und nichts stört, wenn wir zwischen den letzten Häusern heraustreten, deren eines ein Kloster gewesen, uns am vollen Anblick der ehrwürdigen Reliquie.

ihn gebeten, ihm seine Schaumünzen zu zeigen. Aus Dem, was Winckelmann über seine Sendung nach Wien gesprochen, habe er Verdacht gegen seinen Charakter und seine Eigenschaften geschöpft; er habe gemuthmaßt, „daß Winckelmann ein Spion oder sonst ein unbedeutender Mensch wäre." Darauf war er auch um deswillen gekommen, weil er ihn für einen Juden oder Lutheraner hielt, und dies vermuthete er wieder daher, weil Winckelmann nie mit ihm zur Messe oder in die Kirche gehen wollte, noch den Hut abzog, wenn sie an einer Kirche vorübergingen, und — weil er oft in einem großen Buche las, das weder deutsch, noch französisch, noch italienisch, sondern in einer andern, ihm ganz unbekannten Sprache gedruckt war.

Endlich war Winckelmann selbst schuld, weil er ihm die unseligen Münzen vorgezeigt; demnächst der Teufel, der ihn verblendet, sie dem fremden Manne zu rauben, was er übrigens eigentlich nur aus Liebhaberei gethan, und schließlich trug einen guten Theil der Schuld der Cameriere Harthaber, der die Thür geöffnet, aber dort verdutzt und wie ein Gimpel stehen geblieben und dem Ringen zugesehen; wenn er zugesprungen, hätte er wol den Mord verhindern können!

Fand doch der gerichtliche Vertheidiger auch keinen andern Vertheidigungsgrund als den Einfluß des Teufels!

Am 16. Juli verurtheilte das Stadt- und Landgericht von Triest den Mörder Arcangeli zum Tode durch das Rad. Er hörte das Urtheil mit Entsetzen an und geberdete sich mit großer Angst wegen der Todesart; dagegen benahm er sich mit aller Fassung und Ergebung an dem Tage der Execution selbst, am 20. Juli. — Sie fand am selben Wochentage, zur selben Tagesstunde, wo das Verbrechen verübt worden, und auf demselben Peters-

platze, dem Gasthofe gegenüber statt, wo Winckelmann's Blut vergossen worden.

Man hatte Winckelmann bei seinem Tode und Begräbnisse keine jener Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen gewährt, die man einem Manne seines Ansehens und seiner Verdienste sonst schuldig zu sein glaubt. Archäologie und Kunstkritik waren für die damaligen Bewohner von Triest unbekannte Dinge. Winckelmann war ihnen ein unbekannter Name. Erst nachdem er in der Erde ruhte, kam von allen Seiten Kunde, welcher Mann in ihren Mauern ermordet worden. Man suchte die frühere Versäumniß gut zu machen durch den Eifer, mit welchem man den Proceß des Mörders betrieb. Dennoch ließ man die Gebeine des großen Archäologen ohne Denkstein, der Vergessenheit zum Raube. Wo sie ruhen, war schon im ersten Decennium dieses Jahrhunderts zweifelhaft, aber man bereitete im zweiten Decennium wenigstens ein Denkmal vor.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urban Grandier

oder

die Beſeſſenen von Loudun

von

W. Alexis.

Erſter Band.

Berlin, 1843.
Buchhandlung des Berliner Leseinstituts.

BIBLIOTECA
REGIA
GENEVENSIS

Die Beſeſſenen von Loudun.

— Aus dem großen Buche vom Wahnſinn, das in immer neuen, vermehrten Auflagen gedruckt wird, das in jedem Zeitalter, in jeder Nation, Zuſätze erhält, iſt dieſer Auftritt nur eine ſchwarze Pagina. Aehnliches freilich iſt ſelten vorgekommen, Verwandtes dagegen oft; es kommt noch heute vor.

Urban Grandier. Zweiter Band.

Vorrede.

Ob, was ich hier dem Leſer übergebe, ich Roman, Novelle, Geſchichte nennen ſoll, bin ich in Zweifel. In ganz andern Studien begriffen, ſtieß ich auf dies erſchütterndſte Trauerſpiel, das der Wahn in Frankreich aufführte. Ich wollte darüber hinweg gehen; ich konnte es nicht. Der Wahn hat ſo zahlloſe furchtbare Trauerſpiele in Frankreich aufgeführt, er ſpielt noch immer, nur in neuen Masken und Kutten fort, und dort nicht allein, und umhängt das Ewige, Göttliche mit ſeinen Dunſtmänteln; was quälten mich gerade dieſe bluttriefenden, Feuer und Schwefel duftenden Phantasmagorieen täglich und nächtlich, bis ich jene Studien und andere Arbeiten plötzlich bei Seite warf und — die Geſchichte niederſchreiben mußte, oder das Gedicht dichten,

wie man will. Der Leſer mag darüber urtheilen, ob es nur ein Dunſtbild geweſen oder eine Inſpiration.

Wie es mir vor der Seele ſtand, ſchnell ausgebildet in allen Theilen, ſchrieb ich es nieder, ſchneller als ich ſonſt arbeite; ſo möge man es beurtheilen.

Roman iſt es nicht. Es iſt Alles wahr, von der documentirten Geſchichte, von Akten, von zahlloſen Schriften beglaubigt. Keine der handelnden Perſonen, keiner ihrer Akte iſt ein erfundener. Es iſt Wahrheit bis in die kleinſten Details, ſelbſt bis zur unſcheinbaren Quelle der Tragödie hinauf, dem albernen Spiele junger Mädchen, die nicht ahnten, welche entſetzliche Verhängniſſe ihre Kinderei in's Leben rief. Aber die Wahrheit ſtand ſo dürr da, das Gräßliche ſo nackt; die abſcheulichſte Intrigue allein ſollte die Wunder in's Leben gerufen haben! Hier glaubte ich, nach einer andern Wahrheit, die nicht geſchrieben ſtand, ſuchen zu müſſen, nach dem pſychologiſchen Prozeſſe, nach der pſychi-

ſchen Quelle, die das Unerhörte, das Unglaubliche aus dem alleinigen Gebiete der Willkür und canibaliſchen Bosheit reiße. Dies iſt der Roman der Geſchichte. Ob er ein gelungener, ob er ein verfehlter iſt, mögen Andere beurtheilen, ich habe noch nicht die Ruhe dazu gewonnen. Aber ich glaube, es iſt ein wahrer Roman. Die Geſchichte aller Verirrungen des Glaubens, aller Greuelherrſchaften des Wahns und des Fanatismus lehrt uns, daß die Intrigue immer nur eine ſecundaire Rolle ſpielte und das Heft alsbald denen aus der Hand fiel, welche es zu führen meinten und eine dämoniſche Gewalt es aufgriff, deren Walten außer aller menſchlichen Berechnung iſt.

So ſpielt der Teufel nicht mehr auf Erden! Will man mir den Einwand gegen die Zeitgemäßheit des Thema's machen? Ich meine, der Beſeſſenheiten in unſerer Zeit ſind viele, auch ohne an die von Prevorſt, Orla u. A. zu erinnern; und wo man mit dem eiſernen Zollviſitatorſtabe nicht mehr nach dem Teufel, ſucht

man vielleicht damit nach dem ewigen Gott in den Herzen der Menschen. So meine ich, wird die Geschichte noch für lange Zeiten Gültigkeit behalten, bis zu der spätern, goldenen, vielleicht tausendjährigen, wo es zum Frevel wird, das Ewige in der Menschenbrust einer irdischen Controlle zu unterwerfen.

Dies für meine Freunde, denen gerade diese Arbeit von mir eine unerwartete sein dürfte, da sie mich ganz von Studien der brandenburgischen Vorzeit beschäftigt halten. Ich konnte nicht anders, ich mußte sie unterbrechen, obwohl auf den „falschen Woldemar" schon ein Nachfolger wartete. In der Vorstellung ist seit längerer Zeit ein anderer Roman fertig, welcher, im Wendepunkt des Mittelalters und der neuern Zeit, die Reformationsgeschichte in der Mark zum Hintergrunde hat. Ich erwarte eine ruhigere Zeit, um ihn so auszubilden, wie ich wünsche, daß er vor dem Publikum erscheinen soll.

Der Dom des heiligen Oluf, jenes Königes und Martyrers, von dessen Andenken fast jeder Ort in Norwegen spricht, liegt auf einer sanften Erhöhung, umgeben von den Grabeshügeln der Drontheimer. Eine echt Gothische Kirche, gewaltig in ihrer Anlage, ohne durch großartige Einfachheit ihrer Form, einen ähnlichen Eindruck zu machen. Zweimal brannte der alte Dom nieder und zweimal erhob er sich wieder aus der Asche. Die letzten Restauratoren verstanden es aber nicht, oder hatten nicht die Mittel dazu im Geiste ihrer Vorfahren zu bauen. Von außen begegnet uns ein Gothischer Styl aus allen Zeitaltern und kein himmelanragender Thurm spricht den Hauptcharakter des Gebäudes aus. Nachdem seine Höhe von Schwedischen Kugeln niedergestürzt worden, hat man ihn abgestumpft und ein unpassendes Dach darauf gesetzt. Geräumige Seitenflügel sind bei dem neuen Auf- oder Zusammenbau ganz unbenutzt geblieben und schließen sich nun, verwittertes Gemäuer mit Unkraut überwachsen, den wohlerhaltenern mit Strebepfeilern, Unterdächern und hohen Chorfenstern geschmückten Wänden seltsam an. Dennoch bleibt der ganze Dom ein erhe-

Die Herren, welche beim Präſident Barot um den Kamin verſammelt waren, wurden in ihrem Geſpräch oft durch den Lärm und das laute Gelächter von Mädchenſtimmen im Nebenzimmer unterbrochen. Die Luſtigkeit, nur durch eine dünne Wand von ihnen getrennt, ſchien wenig zu dem Gegenſtande der Unterhaltung und dem Ernſt ihrer Mienen zu paſſen. Der Präſident ſaß mit überſchlagenen Füßen im Lehnſtuhl, den Kopf im Arm geſtützt und ſchien nur auf die verglimmenden Kohlen Acht zu haben. Der Canonicus Mignon ſtand hinter einem andern Stuhle, und wiegte ſein jüngeres, glänzendes, ausdrucksvolles Geſicht auf der Lehne, indem ſeine lebendigen Augen auf den Lippen eines jeden, der ſprach, forſchend hafteten. Ein Dritter, den ſeine Kleidung als einen Mann der Robe verrieth, ein

blasses, altliches Gesicht, saß näher dem Feuer, die Unterlippe mit den Zähnen beißend, während die mageren Finger mit den Manschetten spielten. Die Uebrigen gehörten in die zweite Reihe; sie horchten auf die Sprecher und gaben nur ihre Beistimmung zu den geführten Reden durch stummes Kopfneigen. Diener waren nicht zugegen. Die Kerzen brannten düster auf dem Seitentische, da keine Hand sich um sie kümmerte; und das unheimliche Dunkel in dem alterthümlichen Zimmer ward durch die Art und Weise, wie die Herren ihre Unterhaltung führten, nicht gemindert. Nur in dem einen stattlichen Mann, der buntgekleidet seitab am Fenster saß, seinen Degen auf dem Schooße, erkannte man den lebhaften Franzosen, den die unfranzösische Art ungeduldig stimmte.

„Es ist nicht mehr auszuhalten,“ sagte der Mann in der Robe, als jetzt im Nebenzimmer Stühle umgeworfen wurden und ein schallender Lachchor von der immer wachsenden Lustigkeit der jungen Mädchen Kunde gab.

Herr von Duthibaut, der am Fenster sitzende,

lachte auch auf: „Die Schelmerei der Kinder, oder unser verteufelter Ernst?“ fragte er.

Der Canonicus neigte den Kopf zum Präsidenten: „Ob mein verehrter Oheim vielleicht seine Stimme zu den kleinen Unarten will ertönen lassen?“

Der Präsident schüttelte den Kopf.

„In der That meine ich, sagte der Generalprocurator Trinquant, der blasse, verdrüßliche Mann, die Kindereien reimen sich schlecht mit dem Zwecke unserer Zusammenkunft.“

„Mein theurer Oheim, entgegnete der Canonicus, ist die Güte selbst gegen alle seine Anverwandten. Er kann es nicht übers Herz bringen, irgend einem ein erlaubtes Vergnügen zu schmälern. Die Kinderspiele erheitern sein Alter. Was auch, in einem Zeitalter wie dieses, kann uns besser zum Trost gereichen, als der Anblick der Unschuld, die in ihrer harmlosen Heiterkeit verräth, daß es wenigstens noch etwas giebt, das von der Arglist der Welt nicht berührt ist.“

„Mich dünkt, es sind recht große Kinder drunter,“ sagte Trinquant ärgerlich!

„Ich bitte Sie um Entschuldigung, meine Herren, nahm der Präsident das Wort. Sie mögen Recht haben, daß es sich vielleicht für meine Jahre und meinen Stand nicht schickt, Kindergesellschaften in meinem Hause zuzulassen. Indessen war es das einzige Vergnügen meiner seligen Frau. Ich kann nicht dafür, daß sie sich noch immer im Hause eines grämlichen, alternden Wittwers gefallen.“

„Und es ist bewundernswerth, fiel der Canonicus ein, wie alle Kinder meinen Oheim lieben.“

Trinquant runzelte die Stirn: „Kinderlustigkeit ist die Vorschule des Verderbens. Junge Mädchen gehören ins Pensionat, ins Kloster. Niemand weiß, wo die Verführung anfängt. Ein erster Blick, ein erster Händedruck entzündet schon in dem eitlen Kinde unbekanntes Verlangen. Mit dem zehnten Jahre, lieber noch früher, die Mädchen ins Kloster, aus dem sie erst der Ehemann fortführt.“

„Ich bitte Sie nochmals um Entschuldigung, meine Herren, sagte der Präsident, indem er sich

mit einiger Würde aufrichtete. Wenn Sie es mir nicht um meiner oder der Kinder willen gestatten wollen, so ersuche ich Sie um meiner Nichte willen. Es erheitert sie in ihrer Melancholie.«

Alles schwieg, der Präsident fuhr fort, doch in milderem Tone: »In der That, sie bedarf der Aufheiterung. Doch wir wollen uns durch die lustigen Kinder nicht von unserm ernsten Thema abbringen lassen.«

In der Nebenstube war es wieder stiller geworden; grade das schien aber auch die Herren zu veranlassen, leiser zu sprechen. Trinquant und der Canonicus führten abwechselnd das Wort, der Präsident nickte dazu, oder schüttelte den Kopf.

»Meine Freunde! sprach der Letztere, indem er den Kopf wieder lebhafter aufrichtete. Meine Person bleibt bei dieser Angelegenheit aus dem Spiele. Ich wiederhole es nochmals. Wenn er nur mich beleidigt hätte, vielleicht würde ich es ihm vergeben, vielleicht — doch wie gesagt,

das gehört nicht hierher. Es ist nur des allgemeinen Aergernisses willen.«

»So ist er immer, flüsterte der Canonicus zu einem Dritten, der neben ihm stand, doch nicht leis genug, daß es nicht die Andern auch gehört hätten. Er denkt nie an sich, wenn er in seiner Familie ist, und wieder nicht an sein Haus und seine Familie, wenn es das allgemeine Beste gilt.«

Der Präsident machte eine sanft abwehrende Bewegung: »Wozu das, lieber Neffe? Was bedarf es denn hier, nach den Motiven zu suchen und fragen, ob wir für den oder jenen, aus diesen oder den Rücksichten handeln, wo das eine, was noth thut, im Interesse Aller geschieht, unserer Familie, aller Familien, der ganzen Stadt, ja der beleidigten Sitte und Ehrbarkeit.«

»Amen!« riefen mehrere Stimmen.

»Er hat mich grob, schmählig beleidigt, fuhr der Präsident fort. Es geschah in einer so hochmüthigen Weise, daß, wäre ich jünger gewesen, bei der Ehre eines Franzosen, ich hätte seinen Priesterrock —«

„Was Gott verbietet hat!“ fiel Mignon ein.

„Dieſer laſterhafte, elende, heuchleriſche Prieſter! Der Präſident war aufgeſtanden und ging auf und ab. Wo iſt er? Was ſind ſeine Anſprüche? Wie iſt ſein Wandel? Und mir, mir, das ins Geſicht zu ſagen. Und dieſer hohniſche, verachtliche Blick! Der Cardinal ſelbſt —“

„Den Gott erhalte!“ ſprach der Canonicus, den Kopf neigend.

„Richelieu ſelbſt konnte nicht ſo herabblicken auf die niedrigſte Creatur in ſeiner Antichambre, die ſich unterſtände eine Meinung zu äußern. Wer in aller Welt, frage ich, hat ihm das gegeben, mit den Vornehmſten der Stadt umzugehen, als wären ſie nicht werth, ſeine Schuhriemen zu löſen! Er, der kaum beſſer als ein Bettler in die Stadt geſchneit kam, mit keinem Menſchen verwandt, keiner Magiſtratsperſon, keiner Familie empfohlen —“

„Und doch ſogleich die zwei reichſten Pfründen in der Stadt erhielt,“ fiel der Canonicus ein.

„Die Weiber ſinds, die Weiber allein, fuhr Trinquant fort. Kein vernünftiger Menſch hätte

von ihm ein Aufheben gemacht, wenn er sie nicht bebert hätte durch seine Gesichter, Grimassen und Phrasen. Sie, durch ihre Tollheit und Verkehrtheit, haben ihn in die Mode gebracht, daß er wirklich auswärts eine Art Ruf hat, über den man sich schämen muß. Als hätte Loudun keine Priester bis da gehabt, die Messe lesen können und predigen. Das scherzt beim Kamine und beim Kafe, und erzählt weiter, wie er die Augen verdreht und mit der Stimme gorgelt hat, bis Eine es der Andern glaubt, und jede es im Glauben und in der Bewunderung den andern zuvor thun will. So sind die Weiber Alle —"

"Mit Ausnahmen, Herr von Trinquant, sprach der Canonicus rasch und fest. Ich kenne eine Dame —"

"Still, lieber Neffe —"

"Nein, mein Oheim, diesmal vergönnen Sie mir, Ihnen ungehorsam zu sein. Es sind nicht alle Frauen in Loudun, wie sie der Procurator vielleicht in gerechtem Zorne schildert. Noch giebt es auch solche, die die Würde ihres Geschlechtes, ihres Standes vor diesem gottvergeßnen Priester

zu schützen wissen. Ich sehe noch den entsetzten, zornglühenden Blick, den meine Cousine auf den Elenden schleuderte, als er sich diese Behandlung gegen ihren Oheim erlaubte. Ja, mein würdigster, väterlicher Freund, erlauben Sie mir das auszusprechen, Ihre Nichte fühlte tiefer als mein Oheim selbst die Kränkung der Familie. Wenn sich der hochfahrende Mensch dies in einem der ersten Häuser der Stadt, gegen das allgemein verehrte Haupt desselben, erlauben kann, welcher Schutz bleibt da den Niedrigern!«

Trinquant runzelte die Stirn: »Eine Beleidigung kränkt jeden, der sie empfindet, auf gleiche Weise. Und wer am meisten gekränkt ist, das ist hier nicht die Frage.«

»Sehr richtig, über die Frage sind wir längst hinaus, sprach Dutbidaut. Meine Herren, es fragt sich allein, was wir zu thun haben.«

Es trat wieder eine Pause ein. Jemand, mit dem der Canonicus leise gesprochen, unterbrach sie:

»Wenn er noch Beichtvater bei den Ursuline-

rinnen wird, so ist es um alle Zucht und Sitte geschehen.«

Ein boshafter Zug schwebte um Duthibauts Lippen: »Das früge sich denn doch. Wenn er dort zu thun bekäme, so könnte er sich weniger um die Stadt bekümmern. Mich dünkt, die Väter und Ehemänner sollten sich dieses Ableiters freuen.«

»Nimmermehr!« sprach Mignon und kreuzte die Arme.

»Nimmermehr!« wiederholte der Präsident und die Andern sprachen es ihm nach.

Der bisherige Beichtvater der Ursulinerinnen in Loudun, Mousant Du Fresne, war gestorben. Er war ein würdiger Geistlicher gewesen, der sich eben so um das Seelenheil der ihm anvertrauten Religiosen verdient gemacht, als um die Sicherung ihrer äußern Stellung. Die letztere Sorge war unstreitig die größere. Denn obgleich Töchter aus den ersten Familien in den Orden getreten waren, selbst eine Verwandte des allmächtigen Richelieu und seines mächtigen Vertrauten, des Staatsrath Laubardemont, waren sie doch

benber Anblick. Schon als große Steinmasse, geschwängert mit tausend Erinnerungen aus dem Alterthum steht er ehrwürdig da unter den Holzbauten des letzten Jahrhunderts; aber außerdem sind seine Formen keineswe ges unschön. Die vielen Portäler, die Spitzbögen, in reinem Styl und feiner Arbeit, die verschlungenen Windungen der schlanken Fenster die glänzenden Metall-Dächer sprechen von einem Sinn für Mannigfaltigkeit, welcher in dem kunstlosen Norden wohlgefällig auf das Gemüth wirkt. Dazu die imposante Lage, und der Dom von Drontheim wird für den Reisenden der eherne Gedächtnißpfeiler einer Vergangenheit, nach deren Spuren man in dem neuen Norwegen oft vergeblich sucht.

Nur der eine Chorflügel ist im Inneren vollständig erhalten oder vollständig restaurirt. Schlanke Säulen mit luftig durchbrochenen Capitälern und Spitzbogen umgeben hier den Hochaltar. Der übrige Theil des Flügels ist fast allzusehr mit Logen-Reihen verbaut, doch hat der ganze Flügel immer ein ehrwürdig alterthümliches Ansehn. Besonders gewann er dies für uns, als wir während des Gottesdienstes durch eine kleine Nebenpforte an der Seite des Hochaltars eintraten und, um nicht

sehr arm. Die reichen Familien betrachteten die Klöster als eine treffliche Einrichtung, um einzelne ihrer Tochter ohne Schmälerung des Erbtheils der übrigen zu versorgen, aber die Freigebigkeit, mit der ein früheres Zeitalter die Klöster ausgestattet hatte, war damals nicht mehr in der Mode. Es bedurfte eines besonderen moralischen Impulses, daß die Reichen bedeutende Spenden darbrachten; die großen Familien glaubten durch ihre Opfer in den religiösen Bürgerkriegen das Ihrige für das Heil der Kirche gethan zu haben. Die Beichtväter konnten nur im Stillen und langsam wirken. Um durch Erbschaften frommer Frauen zu einem Vermögen zu kommen, bestand das Kloster in Loudun noch zu kurze Zeit; also bedurfte die Gemeinschaft der dortigen Nonnen besonderer Fürsorge und großer Oekonomie, um sich nur erhalten zu können. Sie hatten noch kein eigenes Gebäude, sondern man hatte ein altes, halb verfallenes Bürgerhaus für sie miethen müssen, welches so eng war, daß die Schwestern kaum Raum genug für ihre Schlafstellen hatten. Ihren nothdürftigsten Unterhalt verschafften ihnen

die weltlichen Pensionairinnen, mit deren Unterricht sie sich, der Aufgabe ihres Instituts gemäß, beschäftigten. Ohne eine außerordentliche Beihülfe sah man voraus, daß das ganze Institut, ehe es eigentlich noch Bestand gewonnen, sich wieder auflosen würde.

Indessen beschäftigten sich alle angesehenen Einwohner mit der Sorge für dieses Kloster. Der Ursulinerinnenorden, erst seit wenigen Jahren in Paris gestiftet, hatte schon rasche Fortschritte durch Frankreich gemacht. Die Städte betrachteten es als eine Ehrensache, einen Convent in ihrer Mitte zu haben. Für das alte, kleine Loudun war es besonders schmeichelhaft, daß Töchter aus den vornehmsten Familien des Landes grade in ihrer Stadt das Gelübde genommen. Ein Fräulein von Sazilli war die Cousine Richelieu's; es befanden sich dort zwei Fräulein aus dem berühmten Hause Nogaret, eine Tochter des Marquis de la Mothe-Barace, ein Fräulein von Escoubleau, aus der Familie des damaligen Erzbischofs von Bordeaux, und die Priorin war Jeanne von Belfiel, die Tochter

des Marquis von Cese und Nichte des Staatsraths Laubardemont. Die Mehrzahl der Nonnen, auch die Priorin, waren noch sehr jung, einige sehr schön; um so großer das Interesse für den Orden. Dennoch liebte man es damals wie heut in Frankreich, Institute, die zum Ruhm und zur Ehre eines Gemeinwesens beitrugen, lieber aus allgemeinen, als aus der eigenen Kasse zu fordern.

Ein angesehener Geistlicher, der, von Beredsamkeit, Einfluß auf die Gemüther und eine bestechende Persönlichkeit verbaut, war das sicherste Mittel, einem mittellosen Kloster Mittel zu verschaffen. Also drehte sich die Sorge der angesehenen Einwohner von Loudun um die Wahl eines Beichtvaters für die Ursulinerinnen, welcher dem Orden das gewünschte Ansehn verschaffe. Stand zwar die Wahl eines solchen ihnen nicht zu, so war doch ihr Wunsch und Rath dabei von Einfluß, und von vielen Seiten war der Priester als der geeignetste Mann in Vorschlag gebracht, welcher als der Gegenstand der Unterhaltung und des Abscheu's in der Versammlung so eben er-

schien, die sich im Hause des Präsidenten Barot versammelt hatte.

„Zu diesem Amte gehört ein frommer Mann, der nicht allein mit der trügerischen Gabe der Kanzelberedsamkeit prangt, der nicht allein seine Rechte, sondern auch die Anderer mit Eifer versieht. Aber vor allem ein Mann von Gott wohlgefälligem Wandel —“

„Und den Leuten,“ fiel Duthibaut dem Präsidenten ins Wort.

„Ueberdem Einer, dessen gesellschaftliche Stellung das Vertrauen, das die edelsten Familien Frankreichs unserm Kloster schenken, rechtfertigt.“

Der Canonicus blickte zum Himmel: „Es wäre entsetzlich, Ruf und Ehre dieser zarten Geschöpfe einem Wolfe anvertrauen!“

„Nimmermehr, fiel der Präsident ein. Es muß ein Mann sein, dessen Grundsätze, dessen Familienverbindungen Vätern und Müttern eine Bürgschaft sind.“

„Und der Mann ist gefunden,“ sagte der vorige Sprecher. Trinquant und die Anderen

griffen Mignons Hand und schüttelten sie, wie derselbe auch Mühe nahm, sich ihnen zu entziehen.

„Meine Herren, sprach Mignon nach einigem freundlichen Wortstreit, weiß es meine allerheiligste Fürbitterin im Himmel, daß ich mich auch dann noch ganz unwürdig dieser schwierigen Aufgabe achtete, wenn meine hohen geistlichen Obern sie mir übertrügen. Und wenn ich das Amt übernähme, geschähe es nur und allein, damit das hochwichtige, schwierige Geschäft nicht in die Hände eines Unwürdigen, ja ich darf sagen, eines schlechten, eines verworfenen Menschen, fiele. Bedenken Sie, welche Verantwortung darauf ruht. Diese eitlen Töchter aus Häusern voll Reichthum und Luxus, diese Kinder der Welt zu ihrem ewigen Heil zu führen. Ist der Funke der Gottseligkeit in ihnen genährt? Vermochte mein Vorgänger — ich wollte sagen, der würdige, selige Mousant Du Freone, den Saamen des Ewigen in ihre Gemüther zu streuen? Er hat wie ein redlicher Sämann gewirkt, aber welcher Boden für diese Koralein! Den Glanz, die Lustigkeit, die Frivolität aus dem älterlichen Hause noch im

Köpfe, wurden sie in das dumpfe, enge Haus gesperrt, das man ihnen lockend mahlte durch die Vorstellung, aus der Obhut einer gramlichen Gouvernante oder verdrüßlichen Tante unter muntere Gespielinnen zu kommen. So sehen sie noch heut die Sache an. Ihr Kopf steckt voller Neckereien und Kinderspiel. Nicht das Ewige, die gefällige neue Klostertracht erscheint ihnen als eine Abwechselung, als eine neue Mummerei. Der himmlische Bräutigam ist ihnen eine andere Art Puppe, mit der sie spielen wollen. Verstehen Sie mich wohl, ich will damit Niemand etwas Böses nachsagen, noch ihre frühere Erziehung tadeln; sie war ganz in der Ordnung. Aber ich spreche nur von der unermeßlich schwierigen Aufgabe, diese unschuldigen Wesen auf den rechten Pfad der Erkenntniß zu führen. Wenn da nicht eine höhere Erleuchtung mir hilft, mit meinen Kenntnissen, mit meinem guten Willen fühlte ich mich zu schwach.«

In den Mienen der Uebrigen zeigte sich wenig, was dem Ernst entsprach, welcher über das Gesicht des Canonicus einen heiligen Schein ver-

breitet hatte. Man ſchien es für eine abgemachte Sache zu halten, und gratulirte ihm. Nur Duthibaut nicht. Er griff nach Hut und Stock.

„Es ſoll ja ſpuken im Kloſter. Der verſtorbene Du Fresne geht um, ſagen die Weiber. Da kann der neue Beichtvater die allerbeſte Erleuchtung durch den Geiſt ſeines Vorgängers erhalten.“

„Albernes Gerede!“ ſagte der Procurator.

„Auch ich hörte davon, entgegnete Mignon. Nehmen wir nichts zu leicht, wobei dieſer gottloſe Menſch ſeine Hand im Spiele haben kann. Wo bisher gelang ihm etwas nicht, was er wollte, und welche Mittel verſchmäht er!“

„Iſt das nun Alles? ſagte der ungeduldige Duthibaut. Ich meine, iſt das Eure ganze Weisheit? Das das ganze Reſultat, um das wir zuſammen kamen? Herr Präſident und Ihr Andern, bei meiner Großmutter Seeligkeit, darum lohnte es ſich nicht, die Schuhſohlen abzutreten auf dem verfluchten Pflaſter dieſer Stadt. Daß Ihr Neffe bei den Urſulinerinnen Beichtvater wird, ſchiert mich das? Iſt das Genugthuung, iſt das

Vergeltung für den Affront, der beim Blut eines Franzoſen um Rache ſchreit! Kocht Euch Eure Waſſerſuppen ſelber, aber wo man Feuer und Schwefel rühren ſoll, nehmt andere Leute an.“

„Vorſicht! Um aller Heiligen willen Vorſicht!“

„Die behaltet für Euch, rief Duthibaut. Bringt Eure heiſere Lunge keinen anderen Schrei hervor, weiß Eure Pfennigsſchlauheit keinen anderen Rath, Eure Sperlingswuth keine andere Rache, ſo ſpart ſie für Euern Theil. Ich werde für mich allein agiren. Der Schurke, der Verführer, der hergelaufene Jeſuit, der Baalspfaffe, wo ich ihm begegne, will ich mit ihm ſprechen, wie's meine Art iſt, ich Franzisque Marie Duthibaut. Wär' er ein Cavalier, mit dem Degen, da er keiner iſt, hol' mich der Geier, Euren Baillis und Criminallieutenants zum Trotz, mit dem Stocke, mit dieſem Stocke, Ihr Herren, Gott befohlen!“

Der heftige Mann hatte mit ſeinem Rohrſtock ungeſtüm auf die Diele geſtoßen. Jetzt ſtülpte er den Federhut auf den Kopf, und ver-

ließ das Zimmer. Einige waren unruhig, Andere mißbilligten entſchieden dies Benehmen und meinten, ein ſolcher Bundesgenoſſe konne ihrer Verbindung Schaden bringen.

„Laſſen wir ihn ſeine eigenen Wege gehen, ſagte der Canonicus. Wir Alle, die zu einem heiligen Zwecke hier vereint, ſind weit von den Motiven entfernt, welche dieſen leidenſchaftlichen Mann zu perſonlicher Rache antreiben. Indeſſen, wer weiß, wie der Herr ihn nur zum Werkzeuge braucht, den Böſewicht zu ſtürzen. Denn darin hat er Recht, es iſt damit nicht gethan, daß wir ihm die Stelle bei den Urſulinerinnen vorweg nehmen. Bis er nicht vernichtet, wenigſtens aus der Stadt entfernt iſt, iſt nichts gethan. Die Stadt wird ein Sodom und Gomorrha, ſo lange er in ihren Mauern iſt.“

„Aber wie ihn entfernen!“ ſagte der Präſident.

„Nach den Aeußerungen, die wir ſo eben von dem wackern Duthibaut hörten, können wir ein hartes Zuſammentreffen erwarten. Duthibaut rennt, wenn er im Zorn iſt, gegen Mauern, Ur-

ban hat aber nicht allein eine Stirn von Eisen, er ist auch der Mann, um wieder zu stoßen. Affront gegen Affront, ein öffentlicher Skandal ist die sehr wahrscheinliche Folge, eine Untersuchung und wenigstens eine pönitenciäre Versetzung die nächste.«

Der Procurator biß die Unterlippe heftiger zusammen, als genüge auch ihm diese Aussicht wenig. In dem Augenblicke wurde es aber im Nebenzimmer so laut, und ein Name und Worte schallten deutlich daraus hervor, daß der Präsident heftig aufsprang, die Thür aufriß und mit einem Ungewitter unter die jungen Mädchen fuhr. Das Ungewitter hatte sich längst gesammelt, es bedurfte nur eines Anlasses, daß es sich entlade. Einer und der Andere der Anwesenden folgte ihm; die übrigen hielten es für gerathen, sich still zu entfernen, da ihre Conferenz ohnedem abgebrochen schien.

Nur der Canonicus und der Procurator blieben in einer Fensternische zurück und setzten ein leises Gespräch fort.

zu hören, durch die geräumten Reihen der Chorpfeiler die gefüllte Kirche überschauten. Der reine Klang einer volltönenden Orgel wirkte, so dünkte uns, ganz anders in der reinen nordischen Luft, als in ungleich höheren aber dumpfen Gewölben unserer Kirchen. Die Logen und das Schiff waren voll ehrbarer Gesichter, und von der Kanzel herab eiferte, uns freilich ziemlich unverständlich, ein junger Diaconus mit schwarzem krausen Haar und dickrothem Gesicht, welches vielleicht noch vollblütiger schien durch die steife Halskrause, welche es nach alter Art von dem schwarzen Talare trennte. Die Art seines Vortrags, ein kreischend heftiger Ton, ein rauhes Accentuiren der Worte, wenig der gebildeten Sprache der Norweger entsprechend, und ein starkes Aufpauken auf die Kanzel fast nach jedem Satze, stimmten übrigens nicht mit dem feierlichen Eindrucke der ganzen Scene. Doch störte noch etwas Anderes jenen Eindruck, den wir, wiewohl mit Unrecht, einen Katholischen nennen, indem grade in den Kirchen dieser Confession jene Unruhe recht eigentlich zu Hause ist. Die Norweger haben die unangenehme Gewohnheit des Tabakkauens, welche sie zu einem immerwährenden

„Wie können Sie Dubibaut's Benehmen billigen und mich tadeln?“ sprach der Letztere.

„Weil ein kluger Mann nicht dasselbe darf, was einem Hitzkopf erlaubt ist.“

„Wer hat mehr Recht, entrüstet zu sein, als ich.“

„Und wer hätte mehr Ursach, mein hochverehrter Herr, seine Entrüstung zu verbergen! Sie argwöhnen, Sie glauben; sei es, Sie sind überzeugt, daß er eine Schmach über ihr Haus gebracht hat. Rächt sich so etwas durch Ungestüm, durch laute Anklage, durch das unglückselige Aufsehn, das Sie der Sache gaben?“

„Herr Canonicus — Sie sind kein Vater.“

„Als Vater, wenn ich ein Italiäner wäre, — doch das ist geschehn, und nicht mehr zurückzurufen. Sie haben den Prozeß verloren, und mehr verloren, Herr Trinquant! Ihr Gegner hat gesiegt, und außer dem Spruch des Gerichts die Lacher auf seiner Seite. Verstehen Sie wohl, in der Sache hat er triumphirt, er steht fest da, er blickt spöttisch auf Sie herab —“

„Beim allmächtigen Gott —“

„Der in die Herzen ſchaut, und Ihren Groll gerecht finden wird, aber die böſe Welt urtheilt anders. Sie, mein Herr, ſind doppelt an uns gebunden, als gekränkter Vater um Ihrer Tochter willen, aber noch mehr jetzt als — Sie erlaſſen mir das. Sie thaten im Herzen den Schwur, ihn zu verderben; aber öffentlich dürfen Sie nicht als ſein Feind auftreten. Unſere Sache iſt rein —“

Der Procurator grinſte ihn an. Mignon ließ ſich nicht ſtören.

„Sie dürfen nicht mehr klagen. Sie müſſen öffentlich unpartheiiſch, auch rein daſtehen. Die leidenſchaftliche Führung verdirbt jede Sache. Nur den Partheigängern iſt ſie erlaubt; von denen ſagt man ſich los, wenn es mißlingt. Sie haben ihm vergeben — vor der Welt. Sie können ſich ſogar großmüthig zeigen, das Wort für ihn führen, indem Sie ſich von Ihrem Irrthum überzeugt haben. Das allein bringt Sie wieder zu Anſehn, zu dem Anſehn, was in der moraliſchen Weltordnung nöthig iſt, um Richter oder Ankläger zu werden. Das Weitere — nun, das

Weitere wird der Himmel fügen. Gegen einen ſo außerordentlichen Frevler wird er — auch Wunder thun.“

„Was poltert dort der Präſident?“

„Es iſt ſeine Art. Wir brauchen auch Polterer, um die träge Maſſe in Bewegung zu ſezzen. Alle Kräfte muß die gute Sache aufbieten. Denn es iſt entſezlich, ja anſcheinend übernatürlich, wenn man erwägt, wie dieſer Menſch es möglich gemacht, dies Anſehn in London zu gewinnen.“

Der Präſident polterte, weil er etwas ſah und hörte, was er nicht erwartet hatte. Die jungen Mädchen hatten ein neues Spiel in ihrem Muthwillen erſonnen. Sie ſpielten Kirche. In andächtigem Kreiſe ſaßen und knieten die kleinen Schelme um einen Stuhl, auf dem ein junges Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren ſtand, die aus Hemden und Tüchern ſich eine Art Prie-

sterhabit zurecht gesteckt hatte, und mit beiden Armen auf die hohe Stuhllehne, wie auf das Kanzelpult schlug, während sie im Predigerton einen Vortrag hielt, der mit bemerkenswerther Geläufigkeit von ihren Lippen floß. Der sie nur hörte, mochte auf Augenblicke getäuscht werden, so geschickt wußte sie den Ton eines Lieblingspredigers der Stadt nachzuahmen. Wer aber die Augen aufschlug und dem blonden Lockenkopf in die schalkhaften Augen sah, mußte das Spiel des Ernstes aufgeben, und mehr als ein Mal brach die ganze kleine andächtige Versammlung, die noch eben sich Mühe gegeben, die betrübtesten Mienen anzunehmen, in ein lautes Gelächter aus.

„Ihr lacht! rief die Predigerin, ohne sich stören zu lassen. Ei, meine Geliebten, lachet, aber nicht über mich. Wie! ich, der in Euren zerknirschten Herzen mit Euch blutet, der ich Euch begleite, als ein sanfter warnender Freund durch die Irrwege dieser lockenden Welt, um Euch die Pfade zu zeigen nach dem Heil, über mich, Du schönes Weib, über mich, Du edle Jungfrau, über mich, meine süßen Freundinnen, werdet Ihr

nicht lachen. Ich will Euch zeigen, ſo Euch der Kitzel treibt, über wen Ihr lachen mögt.“

Nun hob die launige Predigerin ihre Arme in die Höh', daß die Kapuze weit zurück fiel, ballte ihre kleinen Hände und verzog ihr hübſches Geſicht. Mit heiſerer, kreiſchender Stimme ergoß ſie darauf einen Salm von Sinn und Unſinn, von Drohungen und Verwünſchungen der beredteſten Art. Die Zuhörerinnen ſchütteten ſich aus vor Lachen.

„Lachet nicht!“ fiel Marie Aubin, ſo hieß die Predigerin, wieder in den vorigen, ernſten Ton, und ſuchte ihrer Stimme alles Metall zu geben, deſſen ſie fähig war. „Lachet nicht, weint vielmehr, daß ſolche Lehrer in Euer Vertrauen ſich ſtahlen. Weinet, daß ſolche Comödianten über die Schwelle des Tempels, in das Heiligthum des Beichtſtuhls ſich ſchleichen mochten. So treiben die Carmeliter, die Dominicaner, die Franziscaner, ihr freches Gewerbe. Mit ſolchen Kunſtſtücken umgürten ſie das Herz, das gute, ſchwache Herz meiner geliebten Kinder. Nein, weinet Ihr nicht die Thränen überlaſſet mir, daß das möglich war.

möglich in einer Stadt, deren Frauen, die Zierde Frankreichs, an Sanftmuth, wahrem Glauben und Sehnsucht nach dem Höchsten, ihres Gleichen suchen. Möglich, daß solche unwissende Bettelmönche nach ihrem Heil dürstende, edle Gemüther sich unterthänig machen konnten. Aber —« und abermals hob sie die Stimme — »wahrlich, ich sage Euch, es soll anders werden. Ihre Beichtstühle sollen leer werden, in ihren Kirchen soll Gras wachsen, ihr 'gestohlner Ruhm soll verschwinden wie die Spreu vor dem Winde. Die Kirche soll gereinigt werden. Wir wollen die Fenster lüften und die Kerzen sollen wieder rein und herrlich auf dem Altar brennen. Die Kanzel soll wieder tonen von ächter Weisheit, und der Beichtstuhl ein Heiligthum werden, vor dem das bekümmerte Herz der Edeln sich vertrauenvoll ausschüttet.«

Das waren ungefähr die Worte, welche der gefeierte Prediger am letzten Sonntage von der Kanzel gesprochen. Es war aus einer seiner Zornpredigten gegen das Treiben der Bettelmönche, welche bis da in London sich des größten Anhangs erfreut und die Kanzeln fast allein inne gehabt

hatten. Der Neid der Weltgeistlichen in der Stadt hatte vor ihrem Einfluß schweigen müssen, da Keiner sich einer überwiegenden Rednergabe erfreute. Erst diesem Geistlichen war es gelungen, durch seine bedeutende Persönlichkeit und eine gewaltige Rednergabe die Kirchen und Beichtstühle der Carmeliter und Dominicaner zu entvölkern. Wir sagen, es war ungefähr seine Rede, denn die kleine Marie, eine aufmerksame Zuhörerin, mochte als gute Schauspielerin davon genommen und dazu gethan haben, was für ihr Mädchenpublicum sich eignete.

Das Schluchzen, die verhimmelnden Blicke, welche die Zuhörerinnen der Kanzelredneria zuwarfen, waren vermuthlich auch nur eine Copie der Wirklichkeit vom vorigen Sonntag. Als sie nach dem Segen, die Augen gen Himmel, die Arme auf der Brust gekreuzt, gravitätisch herabstieg, stürzten und drängten sich die Kinder um sie. Die griffen nach ihrer Hand, die nach ihrem Rocke, sie zu küssen; andere warfen sich auf die Knie, ihr in den Weg, und baten noch einmal um ihren Segen. Marie spielte aber ihre Rolle besser, als

die Andern, die in ihrer Ausgelassenheit auch noch mit dieser Parodie eines Vorfalls, der neulich statt gefunden, nicht zufrieden waren. Sie bestanden vielmehr darauf, Marie solle sich im Triumph umhertragen lassen. Auf einem Tabouret war sie, ihres Widerstrebens ungeachtet, schnell in die Höhe gehoben, und die Ausgelassenen trugen sie unter dem wiederholten Geschrei: „Urban Grandier soll leben!“ in einem stürmischen Schritt, der zu keiner Prozession paßte, in der Stube umher.

Das war der Augenblick, als der Präsident Barot die Thür aufriß. Der falsche Urban Grandier breitete noch eben seine Hände wie segnend aus, und die Mädchen riefen: „Heil Urban Grandier! Er soll Papst werden.“

„Wer!“ rief der Präsident mit einem Blicke und einer Stimme, welche die Kleinen und die Erwachsenen von dem Kinderfreunde nicht gewohnt waren.

„Unser Urban Grandier,“ lachte eine Kleine, die ihm vermuthlich noch nicht in sein zornglühendes Gesicht geblickt hatte.

Barot hatte in einer Aufwallung des Un-

muths rasch nach dem einen Fuß des Tabourets gefaßt, wodurch die auf demselben Sitzende das Gleichgewicht verlor und hinunter fiel. Der Fall war bei dem Gedränge der anderen Kinder nicht gefährlich. Nur die priesterliche Garderobe gerieth in Unordnung, und der Präsident war eben drauf und dran, in seinem Zorn auch noch an dem Scapulir seine Wuth auszulassen, das er in die Hand bekommen hatte, als ein anderer Arm ihn zurückhielt. „Papa Barot hat unsern Urban Grandier beschimpft, riefen Mehrere lachend. Dulden wir das?“

Die kluge Marie Aubin war die Erste, welche bemerkte, wie die Sachen standen, und daß für den Scherz die Zeit vorüber sei. Sie näherte sich mit demüthig bittender Gebehrde dem aufgebrachten Manne, der sich in einen Armsessel geworfen hatte.

„Das fehlt noch, rief er, daß die Kinder zu unserm Aerger das spielen, was wir von den Erwachsenen sehn müssen.“

„Es sind Kinder,“ flüsterte ein Verwandter, der mit in dem anderen Zimmer gewesen war.

„Es sind nicht mehr so kleine Kinder, sprach eine junge Dame, welche aus einer anderen Thür, durch den Lärm herbeigezogen, eingetreten war daß sie nicht wissen sollten, was sich zum Spielen schickt und was sich nicht schickt.“

Marie Aubin wandte sich nach der Sprecherin um, und als sie in Madeleinens Gesicht den Ernst bemerkte, den sie da vielleicht nicht erwartet hatte, senkte sie sich auf die Knie vor dem Präsidenten, und kreuzte demüthig die Hände auf der Brust.

„Wer hat die Kinder das gelehrt?“ rief der Präsident.

„Hast Du das von Deiner Priorin?“ fragte Madeleine.

„Nein,“ antwortete die kleine Sünderin.

„Von den frommen Schwestern Ursulinerinnen?“

„Ach nein,“ seufzte Marie.

„Welcher vernünftige Mensch, Du kleiner Muthwille, hat Dir die Thorheit eingegeben? Denn von Dir allein geht es nicht aus. Du bist sonst so verständig. Von ernsten und heiligen Dingen

den Spucken und Speien nöthigt. Je höher man nach Norden hinaufkommt, um so ärger wird diese Unart. Auch die Kirche macht keine Ausnahme, und während der andächtigen Versammlung werden die Fliesen des Schiffs zu einem großen See, eine widrige Erscheinung für den Fremden. Besonders können die Engländer nicht entrüstet genug davon sprechen.

Das Glück wollte, daß uns an demselben Sonntage eine Probe fast aller kirchlichen Verrichtungen der Geistlichkeit werden sollte. Als der schwarze Prädicant von der Kanzel gestiegen, trat ein Probst im reichen, roth und goldenen Meßgewande und weißem Scapulir mit entblößtem Haupte vor den Altar, um die liturgischen Formen bei der Messe, nach dem ältesten katholischen Ritus zu verrichten. Schien es uns doch wirklich, während er knieete, sich umdrehte, sich kreuzte, respondirte und den Becher weihte, als wären wir tief in einem Römisch-katholischen Lande. Auch war das Gesicht des Geistlichen ausdrucksvoll und edel, doch fehlte jene Andacht, jenes gläubige reflexionslose Versunkensein darin, welches nicht davon getrennt sein darf, soll dieser Ritus nicht zur bloßen Form ausarten.

verſtehen Kinder nichts; damit müſſen ſie kein Spiel treiben.«

»Unſinn! rief der Präſident. Aber ereifre Dich nicht, Madeleine! Von dieſen Kindern geht es nicht aus. Da ſtecken Andere hinter. Geſchieht doch Alles in dieſen Tagen, um uns auf's Blut zu ärgern. Was in der Wirklichkeit vorgeht, daß wir aus der Haut fahren möchten, muß man uns noch als Poſſenſpiel in das eigene Haus tragen. Aber es ſoll, es muß anders werden.«

»Ach ja, Papa Barot,« ſtöhnte die Knieende.

»Was weißt Du, Gelbſchnabel, davon?«

Die Kleine hatte, trotz ihrer beſtürzten, reuigen Miene, mit ihren ſchlauen Augen jede Bewegung in dem Geſicht des Präſidenten verfolgt:

»Ach, Papa Barot, haltet mir zu Gnaden, was ich that. Da ſtecken Andere hinter, als ich unſchuldiges Geſchöpf; Ihr habt ganz recht es getroffen.«

Der Hausherr beugte ſich über, mit beiden Armen ſich auf die Lehne ſtemmend: »Wer ſteckt dahinter?«

»Der böſe Feind.«

„Was haſt Du mit dem zu ſchaffen!“

„Das ſag' ich ja auch, was hat er mit mir zu ſchaffen! Meine Gedanken ſind rein als eines Kindes. Ich habe ihn nicht gerufen. Was mußte er zu mir kommen.“

„Albernes Gerede! rief Madeleine. Es iſt Zeit, daß die Kinder nach Haus gebracht werden.“

„Ach, es iſt ſchlimme Zeit, fuhr Marie fort, wenn der böſe Feind nicht zufrieden iſt mit den Leibern der Gottloſen, wenn er ſeinen Sitz in den Herzen der Unſchuld aufſchlägt.“

„Wem plapperſt Du das nach?“ fragte der Präſident, der zur Beſinnung gekommen ſchien, und einſehen mochte, daß dieſe Inquiſitionsſcene für ſeine Würde und ſein Alter ſich gleich wenig ſchicke. Auch Marie war aufgeſtanden und hielt ihr Taſchentuch vor die Augen.

„Das iſt's ja eben, Papa Barot, daß ich Alles nachſprechen muß, was der Herr Pfarrer Urban predigt! Die Lection, die mir die Priorin aufgiebt, die bringe ich nicht in den Kopf, und wenn ich ihn mir auch noch ſo reibe, und ſie mir's auch noch ſo oft vorſpricht. Aber die Predigt von

zeihst, dann habe ich keine ruhige Nacht. Bedenke doch, daß ich nur das unschuldige Werkzeug bin, das der Böse gebraucht, und damit er operirt, wie er Lust hat. Ist das nicht erschrecklich, daß er sich sogar in Kinder wirft; wie sollten die ihm widerstehen, wo er mit großen, ausgewachsenen Leuten hantiert, als wie die Köchin mit dem Borstwisch. Sie sagen, man muß mit Besessenen umgehn, wie mit einem rohen Ei. Das wäre ja grausam, wer Kindern das wollte entgelten lassen, wofür sie nicht können. Nicht wahr, Papa Barot?«

Die Kleine wartete die Antwort nicht ab, sondern sprang auf und fiel dem Präsidenten um den Hals. Da der Kinderfreund sie nicht mehr zornig von sich stieß, folgten die anderen ihrem Beispiel. Es war ein Hangen, Küssen und Streicheln, davon das Gesicht des alten Mannes seine Runzeln verlor. So endete hier der anstößige Auftritt in Lust, Herzlichkeit und Wohlgefallen.

Madeleine leuchtete ſelbſt dem tollen, kleinen Schwarm die Treppe hinunter. Auch da gab es noch Knixen, Kußhände und Schmeicheleien.

Marie Aubin ſprang einige Stufen wieder zurück: „Ich will Dir noch was Geheimes ſagen, Madeleine.“ Als Madeleine das Ohr neigte, flüſterte ſie ihr hinein: „Ich bin Dir ſehr gut; verrathe es aber Niemand.“

Die junge Dame faßte raſch Mariens Hand, als dieſe wie ein Pfeil die Treppe hinunterſtürzen wollte: „Ich will Dir auch was vertrauen, Marie. Du begleiteſt mich auf mein Zimmer.“

Das Kind warf einen ſchlauen, ſchmeichelnden Blick auf Madeleine, wie das böſe Gewiſſen, wenn es Strafe erwartet. Aber es zog die Hand nicht zurück, entweder in Erwartung, daß die Strafe gelind ſein werde, oder, wie ihr überhangendes Köpfchen verrieth, als ſinne ſie auf eine neue Liſt, um dem erſehnten Uebel zu entgehen.

Madeleinens Zimmer lagen in einem entfernten Seitengebäude, welches, wie ein viereckiger, weitläufiger Thurm, auf die Stadtgärten hinausging. Das Gebäude mochte in früherer Zeit zu

den Vertheidigungswerken der Stadt gehört haben. Jetzt waren die düsteren Zimmer mit ihren dicken Mauern, in denen die Fensternischen kleine Cabinette bildeten, mit allem Geschmack und Luxus jener reichen und üppigen Zeit eingerichtet, und stachen sehr ab gegen die morsche, alte Holzgallerie, welche längs dem verfallenen Seitenflügel in den Thurm führte.

„Madeleine! wie kannst Du da allein wohnen? Hier graute ich mich zu Tode,“ sagte Marie, als sie an des Fräuleins Hand über den düsteren Gang schritt, dessen morsche Bohlen unter ihren Fußtritten stöhnten. Einige Nachtvögel flatterten aufgeschreckt um die Holzpfeiler der Gallerie, und die Aussicht seitwärts auf die engen Höfe war nicht erfreulicher.

Aus dem großen Thurmzimmer schlug ihnen dagegen die prasselnde Kaminflamme lustig entgegen, und fing das hohe Zimmer allmälig zu erleuchten an. Die beiden Wachskerzen auf dem mit den reichsten Teppichen von Arras bedeckten Tische hatten nur wie matte Nachtlichter geflammt, zu schwach, um die düsteren Räume zu durchdrin-

gen. Aber bei den aufflackernden Holzbränden sah man die Goldrahme der großen Bilder flimmern, auch die reichgewirkten, damastenen Tapeten über dem braunen Täfelwerk und bald auch die überreiche Stukkaturarbeit an der Decke, einen Kampf der Liebesgötter darstellend. Eine gewisse Behaglichkeit war über das Zimmer ausgebreitet, insofern nichts Leeres und Kahles das Auge beleidigte, aber es war eine Behaglichkeit, in der sich nicht Jeder wohlgefühlt hätte. Einer muntern, lebhaften Pariserin hätten die mächtigen Schatten, die Bilder, Copien und Originale aus den besten Schulen, aber meist Heiligengeschichten, Märtyrer in ihren Qualen, unheimlich gedünkt. Alles war reich, mit einer eigenthümlichen Phantasie ausgestattet, aber einer Phantasie, die in Erinnerungen lebte, welche nur Seelen zusagen, die über das Gewöhnliche des Lebens erhaben sind. Die kleinen Annehmlichkeiten und Toilettenspielereien, welche ein Damenzimmer schmücken, fehlten entweder ganz oder waren in die Winkel und Nischen zurückgedrängt.

Auch hier fühlte sich Marie nicht ganz behag-

lich. Sie flüchtete ſich ſchnell von Madeleinens Hand an den Kamin, wo das Kammermädchen mit dem Anfachen der Flamme beſchäftigt war. Madeleine lächelte, als das Kind einen Reiſigbündel über den andern ins Feuer warf, daß eine brennend helle Gluth alle Gegenſtände erleuchtete.

„Du wirſt das Haus anzünden.“

„Ich will es nur hell machen. O, komm her, Madeleine, ſetz' Dich hier auf das Tabouret. Da im Zimmer iſt's noch viel zu dunkel für mich. Du ſiehſt wie eine Zauberin aus. Wie Du die Arme verſchlungen haſt und ſo ernſt daſtehſt! Ich fürchte mich vor Dir.“

Die Dame näherte ſich dem Kamin und winkte dem Kammermädchen, das Zimmer zu verlaſſen.

Marie ſprang von der Fußbank auf: „Clementine ſoll fort! Nein, Clementine bleibt,“ und mit der ſchmeichleriſcheſten Miene umfaßte ſie Madeleinen: „Nicht wahr, Clementine darf bleiben?“

„Clementine geht fort,“ ſagte Madeleine.

Das Kammermädchen verließ mit einem komiſch-drohenden Blicke auf die Kleine den Kamin und das Zimmer. Als ſie die Thür zugeſchlagen

hatte, hielt sich Marie die Hände vor's Gesicht, und setzte sich, wie nach einem Entschluß, auf den Fußschemmel.

Sie seufzte schwer auf: „Jeder Mensch muß sich in sein Schicksal finden.“

„Kleiner Affe, Deines ist wohl sehr schwer?“ sagte die ältere Freundin.

„Schwerer, als Du denken kannst, Madeleine. Mit den Ursulinerinnen umgehn, das lernt sich nicht so leicht; das kostet mir viel Nachdenken, wie ich es anfangen muß. Denn sieh mal, sie wissen selbst nicht recht, was sie wollen. Sie sind viel zu jung, die meisten. Und die wollen nun Lehrerinnen sein! Wenn ich sie viel frage, dann werden sie verwirrt, und wenn sie verwirrt sind, schelten sie mich naseweis; ich wolle Alles besser wissen. Ja, wenn ich es nun aber besser weiß! Man hat mich doch ins Kloster gethan, daß ich lernen soll.“

„Die Priorin ist Dir so gut. Sie ist ein schönes Mädchen.“

„Ja, schon ist sie, beinahe wie Du, Madeleine. Nein, aber doch nicht so. Deine Augen sind

viel freundlicher und ſchöner, die ſind wie zwei Sterne; in die möchte ich immer ſehn.«

»Sie iſt ein liebes, freundliches Mädchen —«

»Ja, das wohl, aber —« die Kleine tippte mit dem Finger an die Stirn, und ſchüttelte den Kopf. »Die ſpricht auch Alles nach, was ihr der Beichtvater ſagt, und die Schweſter Claudia, und wen ſie hört. Sie hat gar kein eigen Urtheil.«

Madeleine warf einen verwunderten Blick auf die Kleine: »Ei, da erzählſt Du mir etwas ſehr Neues. Ich glaubte, bei den Urſulinerinnen wäre kein Mädchen, das nachredete, was andere ſprechen.«

Marie wurde etwas roth. Sie umfaßte raſch die Knie ihrer Freundin, und legte ihr Köpfchen in den Schooß: »Ich weiß doch, Du biſt die gute, liebe Madeleine, Du biſt mir nicht bös und wirſt mir immer lieb bleiben, wenn ich auch ein bischen zu viel rede. Ich möchte von Niemand lernen, als von Dir, und Niemand nachreden, als Dir allein. Ach, allerſchönſte, allerbeſte Madeleine, wenn ſie mich aus dem alten, häßlichen Kloſter fortnähmen und zu Dir thäten, da würde noch was aus mir.«

Aber es war alles sonst protestantisch, die Geistlichen und die Gemeine; einige Frauen weinten bei Austheilung des Abendmahls. Zeigten doch selbst die Stiefeln des Probstes, das daß bunt goldene Meßgewand nur übergeworfen war. Nach dem Abendmahl kam eine Taufe. Eine goldene Karrosse, mindestens aus den Zeiten Ludwigs XIV., mit niedrigen Rädern und zuckerhutartigem Thurmbau, rollte vor die Nebenpforte, und drei kleine Wesen wurden mit allen ihren Pathen herausgetragen, um in der jetzt leerer gewordenen Kirche die heilige Weihe zu empfangen. Jetzt schienen die Geschäfte des Priesters vollendet, als der Küster ihm das Meßgewand abnahm und das schwarze Priesterkleid zum Vorschein kam. Aber draußen schloß sich der Probst einem neuen Feierzuge an, der sich still einem aufgeworfenen Hügel im Winkel des Kirchhofs näherte. Es galt eine Beerdigung. Hier spielten die Chorknaben die Hauptrolle. Ein kurzer Gesang bei bedeckten Häuptern, dann senkte man den Sarg in das Grab. Der Todtengräber gab dem Probst eine Schaufel Erde in die Hand und dieser schüttete sie auf den Sarg. Aus Staub bist du geworden, Staub warst du, Staub wirst du wer-

„Meinſt Du?“

„Ganz gewiß. Wie gut und geſcheit würde ich, und was konnte ich von Dir lernen.“

Madeleine ſah mit wehmüthigem Ernſt das Kind an, und ſchüttelte den Kopf: „Nein, Marie, von mir darfſt Du nichts lernen, bei mir darfſt Du nicht bleiben. Die guten Urſulinerinnen ſind viel frömmer und beſſer, als ich. Sie werden Deinen leichtfertigen Sinn von den Dingen dieſer Welt abziehen, und Dich zur Gottſeligkeit führen. Die Einſamkeit und viel Arbeiten thut Dir gut. Hier ſaheſt Du nur Dinge, die Dich zerſtreuen, begegneteſt Menſchen, die Du nicht ſehen darfſt. Man läßt Dich ſchon jetzt zu viel aus dem Hauſe. Das weckt Deine Eitelkeit und nährt Deine neckiſche Luſt, Dich auf Koſten Anderer zu unterhalten.“

Marie hatte ein ſehr gelangweiltes Geſicht bei dieſer Ermahnungsrede gemacht und ungeduldig den Kopf geſchuttelt, wie Eine, die es beſſer weiß. Sie gähnte und wollte aufſtehn: „Nun will ich nach Haus gehn.“

„Nein, jetzt ſollſt Du mir erſt Rede ſtehn,

Du kleiner, boſer Schelm. Wer hat Dich das gelehrt?«

Der veränderte, heitere Ton, in dem die Lehrmeiſterin dies ſprach, verrieth, wie ſie ſchnell erkannt hatte, daß der Ernſt einer Präceptorin bei dieſem neckiſchen Geſchöpf nicht angebracht war. Eben ſo ſchnell kehrte die Munterkeit bei Marien zurück.

»Was gelernt! Ich hab's gehört, Madeleine. Du haſt ja auch den Urban predigen gehört. Und dann that ich's auch, weil ich weiß, daß die häßlichen Herren den Urban nicht leiden können. Ich mochte ſie necken.«

»Du haſt ſehr übel gethan,« ſprach Madeleine ernſt. Wenn aber noch eine Strafpredigt auf ihrer Zunge ſchwebte, ſo verſchluckte ſie dieſe ſchnell nach der eben gemachten Erfahrung, daß eine ſolche auf ihre Zuhörerin keinen Eindruck mache. »Du haſt ſehr übel gethan, und ich hoffe, Du wirſt als ein verſtändiges Mädchen künftig Deine Laune zügeln, wenn Du durch ſo böſen Scherz Jemandem wehe thun kannſt. Aber woher, ſage mir, haſt Du die unſinnigen Reden, mit denen Du

meinen guten Oheim aufzogst? Denn das thatest Du, böser Schalk!«

Marie Aubin lachte auf und drehte sich auf ihrem Hacken um: »War's nicht prächtig, Madeleine?«

»Wem schwatztest Du nach? Die Weiber auf der Gasse konnten nicht häßlichere Reden ausfinden.«

Marie lachte noch immer: »O, das ist ja eben der Spaß, Madeleine. Grade so spricht die Schwester Claudia, die alte, häßliche, weißt Du, die in der Hinterstube liegt. Die glaubt, der Gott sei bei uns ist ihr in den Bauch gefahren, und wenn wir die nicht hätten im Kloster, so wär's doch gar zu langweilig.«

»Es freut mich wenigstens, daß die Reden nicht aus Dir selbst kommen.«

»Aus mir selbst, Madeleine! Das möcht' ich doch wissen, wie der Teufel das anfinge, daß er in mir hauset, wenn ich ihn nicht einlassen will. Ich hab's der Schwester Claudia auch gesagt. Herr Gott, was schrie die auf: »»Der böse Feind, mein Kind, kommt Dir unversehens, wie ein Staubfä-

ſerchen, in den Mund, wenn Du die Lippen aufthuſt. Und wenn Du an eine Blume riechſt, ſo iſt er Dir durch die Naſe in den Leib gerutſcht, und Du merkſt es erſt, wenn er in Dir grunzt. In die Unſchuldigen aber, die ſein nicht Acht haben, iſt es recht ſeine Luſt einzufahren. Denn in den Herzen und Leibern der Böſen, da weiß er, wie es ausſieht, als ein Soldat, der lange in demſelben Quartiere lag, und es giebt nicht mehr viel zu beißen und zu brechen. Die Leiber der Gottſeligen, die ſind ihm ein neu Quartier, in denen er es ſich hübſch zurichtet, und es koſtet Mühe, daß man ihn herausbringt.“ So ſagte die alte Schweſter Claudia. Es iſt recht erſchrecklich anzuhören, wenn ſie ſich in ihrem Bette wälzt.“

„Man ſollte Kinder nicht zu der Unglücklichen führen.“

„Das hab' ich auch geſagt. Aber die Schweſtern ſagen: man könne nicht früh genug den Teufel kennen lernen in ſeiner Bosheit. Aber willſt Du wiſſen, Madeleine, was ich meine? Ich glaube gar nicht, daß der Teufel in der Schweſter Claudia ſteckt. Denn wenn der Teufel Luſt hat nach

einem neuen Quartier, warum ſucht er es ſich grade bei der alten, häßlichen Schweſter Claudia, warum fährt er nicht in Dich, Madeleine, oder in die ſchöne Jungfer Prierin?«

»Ueber ſolche Dinge ſollteſt Du gar nicht nachdenken.«

»Da muß man wohl denken, wenn die Andern nicht denken, und doch ſchwatzen ſie den ganzen Tag darüber dummes Zeug. Ich glaube, ſie bildet ſich's nur ein. Sie war immer faul und machte ſich gar keine Bewegung, und dazu liegt ſie in der engen Hinterſtube, wo die Wände ſchwitzen. Davon wurde ſie krank und kriegte böſe Träume. Und früher gab ſich Keiner viel mit ihr ab, weil ſie gar zu altern iſt, und immer ſtohnte. Nun aber iſt's mit einem Mal anders. Da wird ſie von früh bis ſpat beſucht, da ſchmeichelt man ſie, weil ſie ſo viel leidet, giebt ihr die beſten Koſtbarkeiten und fragt ſie aus, als ob ſie eine geſcheite Perſon wäre. Und wenn der Böſe jetzt fort wollte, ich glaube, ſie ließe ihn nicht. Sie wäre auch eine Thorin, denn dann kümmerte ſich wieder kein Menſch um ſie.«

Madeleine wollte das geſchwätzige Mädchen ſchelten, aber ihre Vorſtellungen von den Leiden und Krümmungen der beſeſſenen Nonne waren ſo poſſirlich und das Urtheil des Kindes ſo hell und nach ihrer Einſicht richtig, daß ſie wider Willen lächeln mußte. Der Unfug, der ſchon anfing ſtadtkundig zu werden, war erſt ſeit dem Tode des vortrefflichen Mouſant Du Freſne eingetreten. Es war eine Vereinigung unerfahrener, zum Theil junger Mädchen, die ſich ſelbſt nicht zu rathen und helfen wußten, und deren klöſterliche Einrichtung und geiſtliche Würde den Rath und Zuſpruch erfahrener Frauen von ſich ausſchloß. Ihre jugendliche Phantaſie, verbunden mit der Einſamkeit, mußte all' die Uebelſtände vermehren, welche in jeder geſellſchaftlichen Verbindung von Frauen unter ſich vortreten, wo eine Autorität fehlt. Madeleine ſprach zu Marien wie zu einer älteren Freundin, und daß der neue Beichtvater, den die geiſtlichen Obern für das Kloſter wählen dürften, die vernünftige Ordnung wieder einführen werde. Sie bat die kleine Freundin, alsdann nur auf dieſen würdigen und erfahrenen Mann zu hören,

und Alles zu thun und zu glauben, was er sagen würde.

Mariens Augen leuchteten auf: „Ach darauf freuen wir uns Alle schon recht von Herzen.“

„Auf was?“

„Auf den Pfarrer Urban. Der muß in unser Kloster. Wenn der uns predigt, da wird Keine mehr einschlafen. Ach, Madeleine, das wird herrlich sein.“

Madeleine wurde bloß.

„Was weißt Du davon?“

„Für den thun die Schwestern, was er will. Es haben ihn wohl noch nicht alle gesehen; aber sie sind schrecklich neugierig. Und wenn er sein schwarzes, großes Auge aufschlägt, und mit der Hand auf die Brust schlägt und dann anfangt zu sprechen, das ist wie die Orgel. Madeleine, ich sage Dir, sie werden alle toll werden. Da wird jede alle Woche beichten wollen.“

„Was Ihr Euch einbildet, alberne Kinder!“ sagte Madeleine, ins Kaminfeuer blickend. „Die Weisheit des Bischofs wird Euch einen Beichtvater bestimmen, der sich für das Kloster schickt.

Urban Grandier wird es nicht werden, er darf es nicht werden.«

Marie Aubin ſah eine Weile forſchend und mit unverholenem Mißvergnügen auf die Freundin: »Das iſt häßlich von Dir, Madeleine. Ich hatte es gar nicht geglaubt, daß Du auch ſo biſt. Ich weiß wohl, Ihr mögt ihn nicht leiden hier. Darum könnt Ihr ihn doch uns gönnen.«

»Du verſtehſt das nicht.«

»O ich verſtehe genug. Der häßliche Herr Trinquant und Dein Oheim möchten ihm zu Leibe, aber —«

»Reſpect vor meinem Oheim, Marie!« entgegnete Madeleine ernſt, und ſtand auf.

»Ich weiß doch, was ich weiß, lachte die Kleine auf, aber nun ſage ich es Dir nicht.«

»Was weißt Du?«

»Ja, wenn Du freundlich gegen mich wärſt, die alte, gute Madeleine, dann ſagte ich es Dir wohl, und wenn Du mich auch noch ſo ſehr ſchiltſt. — Etwas will ich Dir doch ſagen. Wir brauchen auch keinen Beichtvater. Wenn wir wollten, wir könnten allein die Beſeſſenen heilen.«

Marie und Madeleine ſaßen wieder am Feuer, die erſtere wie ein Beichtkind zu Füßen der andern, das Köpfchen auf ihrem Schooß. Madeleinens Finger ſpielten in den blonden Locken des Wildfangs.

„Du böſes, böſes Kind!“

„Die Madelon, die Novize, hat es angegeben. Aber ſie wollten es ja nicht anders haben, die Nonnen. Warum haben ſie uns erſchreckt! Darum erſchrecken wir ſie wieder. Neulich, Abends nach der Vesper, ſtürzten die Priorin und die Schweſter Clara vom Boden herunter, ſo blaß wie der Tod. Er kommt! ſchrie die Eine. Er iſt hinter uns! die Andere. Wir ſaßen im Refectorium, und nickten, denn die Schweſter Agathe las eine Legende; dabei ſchlafen wir immer ein. Wer kommt denn? riefen wir. Die Eine ſah hinter ſich, die Andere ſtürzte auf ihre Knie und ſchrie: Der todte Du Fresne! Nun hörten wir einen Schlag gegen die Thür, und da ſtürzten wir Alle auf die Erde, und das war ein Zähneklappen und Beten. Ach, Madeleine, es iſt ſchrecklich, wenn man Geiſter fürchtet. So habe ich in

meinem Leben nicht geſchauert, daß mir nur ſo die Zähne klapyten.«

»Aber der todte Beichtvater kam nicht?«

»Wenn er nur gekommen wäre! Da hätte man doch gehabt, um was man ſich fürchten kann. In der Nacht trugen wir alle unſere Betten ins Refectorium, aber geſchlafen hat keine bis zum Morgen. Zuerſt beteten wir und dann ſangen wir, und als es nun ſtille blieb eine Weile, und eine oder zwei anfingen zu ſchnarchen, da erhob die Schweſter Claudia ihre Unkenſtimme: »»Ja, ich ſehe ihn, da iſt er, da kommt er!«« Und da konnte man wieder nicht ſchlafen. Sie erzählte, warum der fromme Du Fresne umgehn müſſe, nämlich weil der Teufel in ihm ſitze, und eher würde er keine Ruhe finden, als bis der Teufel ausgetrieben ſei. Da ſtöhnten ſie los —«

»Und Du ſchliefſt doch ein?«

»Ja, vor langer Weile. Nun denke Dir, Madeleine, am andern Tag kam's wieder ſo. Anfangs ſchämten ſie ſich zwar, und keine wollte davon ſprechen. Die Sonne ſchien hell. Wir trugen die Betten an ihre alten Orte, und die Non-

dam! waren die einzigen Worte, dem Todten aus des Priesters Munde nachgesandt. Man faltete einen Augenblick schweigend die Hände, nachdem man den Kopf enthlößt, setzte den Hut wieder auf und die Feierlichkeit war zu Ende. Kein Wort des Trostes, nichts von Erhebung, es schien, als wäre das Begräbniß ein Nachklang aus der Heidenzeit, wo der ruhmlos Dahingeschiedene nichts zu erwarten hatte, als die Vergessenheit.

Merkwürdigkeiten und historische Erinnerungen sind vielfältig mit diesem Münster verknüpft. Schon der Name, der Dom von Drontheim, erweckt eine ganze Reihe poetischer Bilder. Oehlenschlägers „Axel und Wallborg“ spielt fünf Akte hindurch in dem Dome. Die Zeit der Kämpfe des Christenthums mit dem Heidenthum hat um ganz Drontheim ihr classisches Terrain, besonders aber noch in diesem Tempel und dem daran gränzenden Kongsgaard (Königshoff), einem alterthümlich quadrirten Gebäude vom festesten Stein. Bei dem Ringen und Kämpfen zwischen Hakon Jarl, dem heidnischen Beherrscher Norwegens, und dem christlichen Kron-Prätendenten Olaf dienten beide Ge-

nen gingen wieder auf den Boden, wo die Wäsche trocknet. So lange es Tag blieb, ging es auch ganz gut. Aber wie es dunkelte, da war er mitten unter den Hemden und Laken, die Schwester Clara hatte seine funkelnden Augen gesehen, die Eusebia seine dürren Hände. — Madeleine, ich will's Dir gestehen, ich war auch oben, ich glaubte auch, ich hätte ihn gesehen. Wie wir da runter stürzten, flogen, purzelten und fielen. Noch weiß ich nicht, wie wir mit gesunden Gliedern runter kamen. Eine hatte die Andere gefaßt und Einer graufelte vor der Andern. So hab' ich mich noch nie in meinem Leben geschämt, als am Morgen drauf. Ich hätte mir Ohrfeigen geben mögen, denn was war es anders, wir hatten uns auf dem dunklen, alten Boden gefürchtet. Das Fürchten steckt an. Und am nächsten Tage ging's wieder so. Das ist kein Spaß, wenn man Nachts die Nonnen muß heulen hören und nicht schlafen kann, und alle Morgen muß man sich schämen und die schweren Betten forttragen. Das ist eine dumme Arbeit. Am Ende ward's uns zu viel, der No-

vize und mir; sie hatten uns in Angst gejagt, nun wollten wir sie auch ängstigen.«

»Ihr schlimmen Mädchen!«

»Ach, Madeleine, wie da Nachts die drei leeren Tonnen von der Bodentreppe runter kamen! Ganz von selbst, nicht wahr? Die überschlugen sich, gegen die Wände, rechts, links, eine übers Geländer an die Thüre, an die Fenster krachte es bis auf den Flur. Den Angstschrei hättest Du hören müssen, und die Novize und ich schrieen mit, und Alles aus den Betten und kroch wieder hinein. Das kostete Zeit, bis die Priorin ein Herz faßte. Da mußten Alle raus, wie sie waren. Sie, das Crucifix in der Hand, und drei mit geweihten Kerzen. So faßten sie sich unter, eine am Rockzipfel der andern, wie Schafe, wenn der Hund treibt, und keine wollte voraus.«

»Und haben Dich nicht entdeckt?«

»O, das war zu fein für die angefangen. Den Bindfaden unter der Thür, wer hätte den entdeckt. Madelon und ich, wir schliefen in einem Bette. Erst wie sie Alle schnarchten, stießen wir uns an. Die Novize prustete auf, ich mußte ihr

den Mund halten. Es that Noth, daß ich mir auch meinen zubielt; beinahe wär's da verrathen worden. Ach, Madeleine, so luſtig hat mir nie das Herz geſchlagen. Und die Novize, die ſchüttelte ſich im Bette. Jetzt! ſagte ich. Nein, noch nicht! ſagte ſie. Nun richteten wir uns auf, und ſchauten uns um, wie die Nonnen lagen; die eine ſeitwärts die andere auf dem Rücken. Wir wetteten: wer wird zuerſt auffahren? Wie wird die ausſehn, wie wird die aufſchrei'n! Darüber hätten wir uns beinahe gezankt. Na nu! ſagte die Novize. Da wird mir mit einem Male ſo entſetzlich bang, ſo bang iſt mir in meinem Leben nicht geweſen. Ach, lieber Gott, was kann draus werden! dachte ich, und faßte nach ihrer Hand, da war's aber ſchon geſchehen, ſie hatte den Bindfaden losgelaſſen — und oben rollte es. Ich fuhr, daß ich's Dir nur ſage, unters Kiſſen, und mir ward ſo heiß, als ſäße ich in einem Backofen. Und wie es nun immer entſetzlicher dröhnte, krachte und polterte und ſich überſchlug, und herunter kam, da war's mir, als ob der Donner über mir rollte und die ganze Stadt ſtürzte in Trümmer zuſam-

men und Alle drinnen und ich mit. Ich bat die heilige Jungfrau, daß es nicht wäre, daß ich nur geträumt haben möchte. So entsetzlich war mir.«

Madeleine stieß einen schweren Seufzer aus. War es Mitgefühl für Mariens Angst, waren es eigene, schwere Träume, aus denen sie erwachte? Sie forderte die Kleine auf, weiter zu erzählen, ohne, wie diese erwarten konnte, sie zu schelten, aber auch ohne durch Zeichen der Theilnahme sie aufzumuntern. Sie saß, den Kopf im Arm gestützt, während nur die andere Hand wie gleichgültig in Mariens Locken spielte. Das schelmische Kind war aber an Liebkosungen und Aufmerksamkeit gewöhnt. Sie richtete den übrigen Theil ihrer Beichte kürzer und trockner ein, und schloß plötzlich: »Weiter weiß ich nun nichts.«

Wenn gleich Marie Aubins Aussage die Hauptquelle für diesen ersten Theil unserer Geschichte ist, — und sie hat in ihrem hohen Alter, als fünfundsechszigjährige Frau, noch oft deren Wahrhaftigkeit versichert — so ist dieser neckische Anfang einer großen Begebenheit doch auch sonst genügend bekannt, daß auch wir die anderen Ein-

zeinheiten nur kurz zu berühren brauchen. Dies erste Spiel der leichtfertigen Mädchen war so über Erwarten glücklich ausgefallen, daß es ihnen Lust machte, es fortzusetzen. Das nächtliche Gepolter blieb fast keine Nacht, auf diese oder jene Weise, im Ursulinerinnenkloster aus. Die Tische und Bänke spazierten, die Besen und Scheuerfässer tanzten und an den Fenstern klirrte es, bis auch die furchtsamsten Nonnen sich daran gewöhnten und in ihre Schlafkammer zurückkehrten. Um ihre Furcht aufzufrischen, ersannen die losen Mädchen, die noch eine dritte oder vierte in das Vertrauen gezogen hatten, neuen Schabernack. Sie kletterten bis aufs Dach, was nach der Bauart der Häuser in London eine leichte Sache war, und ließen durch die Schornsteine Ziegeln und Scherben in die Kamine regnen; auch tönten dumpfe Stimmen mit Weh und Ach herunter. Als auch diese Stimmen ihre Kraft verloren hatten, öffnete sich die fest am Abend vorher verschlossene und verrammelte Thür der Schlafkammer, der todte Beichtvater trat herein, schritt an den Betten der erstarrten Nonnen vorüber, nahm ihre Unterröcke

auf und warf sie draußen über das Treppengelander. Daß es nur in solchen Kammern geschah, wo eine der mitwissenden Pensionairianen schlief, die heimlich, wenn sie die andern in festem Schlafe wußte, aufstand und leise dem Gespenst die Thür öffnete, entging der Kritik der armen, geängsteten Religiosen, die es überhaupt nur mit dem Glauben und gar nicht mit der Kritik zu thun hatten.

Madeleinens Benehmen wäre allen denen aufgefallen, welche sie kannten. Sie schalt Marien nicht. Als diese ihre Erzählungen geendet hatte, sagte sie: „Es ist nun hohe Zeit, daß Du nach Hause gehst,“ schellte dem Kammermädchen und befahl, daß der Diener mit der Laterne sich bereit halte.

Marie hatte das nicht erwartet. Auf ernste Zurechtweisungen hatte sie sich gefaßt gemacht, und wohl war eine neue Schelmerei oder Liebkosung in der Kleinen Brust bereit, womit sie Madeleinens Zürnen begütigen wollte. Ihr Schweigen, ob Gleichgültigkeit, oder was war es? machte sie betroffen. Sie schielte seitwärts nach ihr auf und faßte ihre Hand.

„Du mußt was ſprechen, Madeleine, ſonſt fürchte ich mich auf dem langen Wege. Sage, ich war unartig; ich weiß es wohl, ich war es. Aber was iſt's denn großes?“

„Und weißt Du, was draus wird!“ entgegnete, noch immer in Gedanken verſunken, Madeleine. „Man muß nie ſcherzen mit den böſen Mächten. Mir war's, als hörte ich auch die Tonnen, die Ihr umſtürztet, rollen, und ſie rollten immer weiter, immer entſetzlicher. Gute Nacht.“

„Madeleine, Madeleine!“ Das Kind ſchmiegte ſich an die Freundin und umklammerte ihre ſchöne Geſtalt: „So mußt Du mich nicht fortlaſſen. Habe ich Böſes gethan, ſo ſage mir, was ich thun muß. Nur nicht den Nonnen, denen ſage ich es nicht. Sie ſind gar zu albern, und ſie glaubten's auch nicht.“

„Sprich mit dem neuen Beichtvater; vertraue ihm Alles, Marie, und was er Dir ſagen wird, das thue unverbrüchlich.“

Als Marie gegangen war, blieb Madeleine noch lange am Kamin ſitzen. Wunderbar! die ernſteſten Gedanken ſchienen in dem edlen Weſen

„durch die Erzählung von dem albernen Spiele aufgeregt. Selbſt Clementine, ihre Vertraute, konnte durch ihre freundliche Zuſprache die Runzeln von ihrer Stirn nicht verſcheuchen, und das Lächeln nicht wieder auf die Lippen, die es ſo zierte, zurück bringen. Erſt als ſie ihre Herrin entkleidet hatte, ſchien dieſe aus ihrem Starrſinn zu erwachen, und plötzlich umſchloß ſie ihr Kammermädchen mit einer der feurigſten, liebeglühendſten Umarmungen, ſie drückte hundert Küſſe auf ihre Lippen, ihre Wangen und ihre Stirn, und ſprach: „Was wäre ich, wenn ich Dich nicht hätte!“

Aus den Fenſtern in Madeleinens Zimmer hatte man einen Blick über die Stadtgärten und Wälle bis auf das weite Feld. Das entlaubte Gebüſch, die Wälder und Aecker boten an einem trüben Herbſttage eben kein erfreuliches Bild. Graue Regenwolken drückten den Horizont, die Krähen ſchwärmten um die Dächer und Wipfel

der Bäume in den Gärten, und ſchüttelten die letzten welken Blätter ab. Dennoch war das landſchaftliche Bild nicht todt und einſam, denn auf den Wällen ſchaufelten und karrten Hunderte von Arbeitern, während andere mit Hacken und Art an dem alten Mauerwerk hämmerten. Links in der Ferne war das Zerſtörungswerk noch ſichtlicher dem Auge. Die alte Citadelle von Loudun wurde abgetragen und geſprengt. Sie war, gleich anderen Feſtungen, im Innern oft der Haltpunkt geweſen, wo rebelliſche Vaſallen ſich mit ihren Kriegsleuten hinein warfen, und der Krone trotzten. Richelieu's Politik war in voller glücklicher Arbeit, die Macht dieſer großen Feudalherren zu brechen. Seine Vorſicht wollte ihnen aber auch für die Zukunft die Mittel abſchneiden, und ſein gewaltiger Wille ließ überall im Innern von Frankreich die alten Feſtungen niederreißen und die Mauern der Burgen brechen. Die Seigneurs ließen es, in ſchüchternem Schweigen, in verbiſſenem Groll, geſchehen; die Bürger in den alten Städten waren meiſt gleichgültige Zuſchauer. Auch die Citadelle und die Schanzen von Loudun waren an die Reihe

gekommen. Seit einigen Wochen arbeitete man eifriger an dem Werke, da es verlautete, daß ein Commissair aus Paris zur Besichtigung kommen werde. Der Cardinal war mit der bisherigen Langsamkeit unzufrieden.

Madeleine de Brou sah so gleichgültig wie die Bürger der Stadt dem geschäftigen Treiben zu, als ihr Oheim sich melden ließ.

„Du wirst an Aussicht hier gewinnen," sagte der Präsident, der sich zu ihr ans Fenster setzte.

„Was ein Priester vermag!" erwiderte sie lächelnd. Der Ernst ihrer Gesichtszüge ging schnell in die Heiterkeit über, welche ihre Züge gewöhnlich im Gespräch verriethen. Sie galt für eine der liebenswürdigsten Damen, der angenehmsten Gesellschafterinnen in der Stadt.

Ihr Oheim sah sich unwillkührlich um: „Vorsichtig, liebe Nichte."

„Hier hat der Cardinal keine Späher. Und wenn er uns behorchte, so dünkt mich, der allmächtige Mann müsse es für ein Compliment achten. Auf sein Wort fallen alle Festungen in dem großen Frankreich, vor denen die großen Capitaine

häude zu Schutz und Schirm für den Tyrannen und den Bedrangten. So zeigt man in der Kirche Olufs Quell, einen in der That merkwürdigen Brunnen, der, schroff in Fels gehauen oder ausgemauert, wie ein schmaler Treppenthurm neben der Sakristei, tief in die Erde geht. Manche Geräthschaften werden dem heiligen Könige zugeschrieben; merkwürdiger bleiben aber die hohlen Mauern des Doms durch welche schmale, dunkle Wege und enge Winkeltreppen in labyrinthischem Gewirr nach einem kleinen Gemache führen, das dem späteren Märtyrer als Versteck gegen Hakon Jarls Nachsuchungen gedient haben soll. Im Kongs-Gaard residirte der Letztere, und auch hier weist die Sage Treppen und Winkel, merkwürdig durch einige Mord- oder Unthaten des heidnischen Herrschers. Aber man zeigte uns mit mehr Sicherheit ein Loch, wo vor einem hundert Jahre eine Hexe gesessen habe. Herrscht doch überall die Tradition aus der rohen Zeit späterer Erfindungen vor jener poetischern, historischen Sage. Drontheims Bewohner standen sonst in dem Ruf einer seltenen Intelligenz für die abgeschiedene Lage ihrer Stadt von allem wissenschaftlichen Verkehr, auch zählt es jetzt ge-

und Feldherren der alten Zeit, ich weiß nicht, wie lange lagen.“

„Darüber lasse Andere nachdenken. Es thut nicht gut für uns in einer Provinzialstadt. Man weiß nie, welche Meldungen von unsern Feinden darüber nach Paris gemacht werden. Ueberhaupt —“

Er brach ab und schien unschlüssig, wie er das vorbringe, um was er gekommen war. Madeleine mochte es ahnen; eine leichte Röthe flog über ihre Wangen.

„Madeleine, ich achte Deinen Character, ich achte auch die Unabhängigkeit, in welche das Testament ihres Vaters die Tochter meiner Schwester versetzt hat. Aber weshalb zwischen so nahen Verwandten, wie wir, verschweigen, was man denkt! Du bist schön, liebenswürdig, sehr unterrichtet, man nennt Dich geistreich, Du wirst angebetet, wo Du Dich willst anbeten lassen, Du bist mehr als das, ein vortreffliches Wesen, aber Du stehst allein da — ich weiß wohl, Du bedarfst, Du meinst wenigstens keines Schutzes zu bedürfen — allein, sage ich, denn alle Deine Gespielinnen verließen Dich, seit drei, fünf, ja seit zehn Jah-

ren, und es kurz zu sagen, Du bist vier und zwanzig Jahre alt. Wo irgend eine junge Dame in Frankreich auf eine anständige Verbindung kann Ansprüche machen, wird sie in diesem Alter längst ihren Namen vertauscht haben, und welches Mädchen in der Stadt hatte mehr Ansprüche auf eine glänzende Partie, als Madeleine von Brou.«

»Ich glaubte, lieber Oheim, das Thema hätten wir längst abgesprochen. Sie versprachen mir —«

»Dir vollkommene Freiheit zu lassen, wie sich das von selbst versteht. War ich gleich Dein Vormund, so hatte doch Dein auf seinen alten Adel stolzer Vater es angeordnet, daß mir die meisten Rechte eines solchen abgingen, weil ich aus einer Familie stamme, die nur den Adel der Robe hat. Kannst Du klagen, daß ich mir mehr anmaßte?«

»Sie waren immer der gütigste, gefälligste Vormund.«

»Um so weniger mache ich auf mehr Ansprüche, seit Du majorenn bist. Aber als Dein nächster Freund, Dein erster Verwandter, ist es meine

Pflicht, Dich auf Deine sonderbare Lage aufmerksam zu machen. Wir leben nicht in Paris, wir leben in einer kleinen Stadt, wo Neid und Schmähsucht jeden Schritt beobachtet. Ich weiß, die bösen Zungen haben Deinen Ruf noch nicht angetastet; aber was schlimmer ist, Deine Sprödigkeit hat die Neugier angeregt. Niemand begreift Dich, darum bist Du der besondere Gegenstand der Aufmerksamkeit Aller. Und wenn es nur bei der Aufmerksamkeit bliebe! Aber jede Besonderheit weckt den Neid! Nichts unterminirt mehr das Glück der Glücklichen, als wenn Einer von Allen gepriesen wird, um seiner Vorzüge willen, die den Anderen abgehen, und er wird doch nur von Wenigen geliebt.«

Madeleine holte tief Athem. Die Bewegung verging aber wieder, und sie hörte fast lächelnd dem Oheim zu, als er fortfuhr.

»Wärst Du eine Heilige, und Dein Sinn nur auf das Ueberirdische gerichtet, so thäte es auch nichts. Die Leute fänden einen Grund. Aber Du schwärmst für Kunst und Wissenschaft. Du liebst Gesellschaften und Vergnügungen, den

Scherz und die Luſt, Dein Blut iſt nicht eiskalt —“

„Nun, mein Oheim! —“

„Für dieſen Fall“ — der Präſident ſtockte. „Ich bin nicht mehr Dein Aufſeher und noch weniger ſteht es mir zu, ein Sittenrichter zu ſein. Aber ich mache Dich wiederholt aufmerkſam, daß wir in dem kleinen London leben. Eine Unverheirathete iſt hier den altväteriſchen Anſichten unterworfen. Ja, wäre es in Paris! Wenn es mir gelänge und die Gnade des Cardinals mich in die Stelle, die ich wünſche, verſetzte —“

„So gönnten Sie mir, ſo frei zu leben, wie die berühmten ſchönen Frauen dort. Nein, lieber Oheim, vom Hofe der Mediceerin hole ich mir nicht das Vorbild, nach dem ich leben will.“

Der Präſident faßte die ſchöne Hand ſeiner Nichte und drückte ſie mit franzöſiſcher Galanterie an die Lippen: „Ich weiß, Du biſt characterſtark, Du biſt edel und rein. Auch nur die Aeußerung des Verdachts muß Dich beleidigen. So meinte ich es nicht. Nur in der Berührung mit den Verhältniſſen, ſind die Reinſten und Feſteſten

oft gezwungen, einen Schein anzunehmen, um einen Schein zu vermeiden.“

„Wenn mich nun der Verdacht wenig kümmerte, so wenig, daß ich es nicht der Mühe werth hielte, um einen Schein mich zu bemühen! — Lassen wir das gut sein,“ brach sie kurz ab. „Eine Heilige bin ich so wenig, als — sehn Sie, dort scheinen sie wieder eine Mine zu legen. Wir wollen vom Fenster gehn, wenn sie auffliegt klirren die Scheiben und meine Bilder werden unruhig an der Wand.“

Aber der Präsident ging nicht; er nahm nur auf einem anderen Stuhl, mehr in der Mitte des Zimmers, seinen Platz. Die Nichte sprach von dem Sprengen und der Verschwendung von Pulver dabei, ein Gegenstand, welcher sonst Barot nahe genug ging, da er selbst die Unternehmung besorgte, diesmal aber schien er ihm unangenehme Erinnerungen zu erwecken, und von der Sprengungsgeschichte fiel er, kaum einen Uebergang machend, wieder in das vorige Gespräch, dessen letztes Ziel unzweifelhaft ein Heirathsproject war.

„Du warst in der letzten Zeit auch gegen den Marquis de la Boutonne ziemlich kühl!“

„Weil er mich langweilt.“

„Der Chevalier Lestrigueres blieb bis letzthin unermüdlich. Es war zu verwundern, nachdem Du ihn so abgefertigt hattest.“

„Verlangen Sie, daß ich einen Mann achten soll, der sich das gefallen läßt?“

„Das nicht, aber daß Du mit Deinem hellen Verstande die Verhältnisse im Auge behalten möchtest. Ein Weib bedarf nur dann keines Schutzes, wenn sie, wie jene vornehmen Damen, sich über Verhältnisse, Ruf und Sitte hinwegsetzt, und selbst in ihrer Freiheit sich einen Staat schafft, Unterthanen ihrer Laune, die der Sitte gehorchen, welche ihr Witz, ihr Vergnügen aufstellt. Diese freien Frauen sind freilich Königinnen, die unter ihren Vasallen und Sclaven umherschreiten, und den in ihre Arme winken, der ihnen grade wohlgefällt. Sie können stolz das Auge aufschlagen und gebieterisch dem Pöbel zurufen: Hony soit qui mal y pense! Diese Frauen, statt des Schutzes zu bedürfen, können noch andere in ihren nehmen; sie

sind von großem Einfluß, ja oft bei uns von fürchterlicher Macht. Du verschmähst diese Freiheit; wohlan, so bleibt Dir nur der Weg der bürgerlichen Tugend und Sitte, auf dem jede Frau eines Schutzes bedarf. Mein Einfluß ist beschränkt, ich kann sterben; Dein Vermögen, mit dem meinen verschmolzen, ist ansehnlich, aber nicht ansehnlich genug, Dich gegen Ränkeschmiede, gegen den Haß und die Gewalt der Mächtigen, zu schützen. Wir haben schon Neider und Feinde, ihre Zahl muß wachsen, je mehr ehrenvolle Anträge Du von Dir weisest."

„Du magst recht haben. Wenn ich nun aber den Muth in mir fühlte, diesen Feindschaften zu trotzen."

„Weshalb, Madeleine? Alles muß einen vernünftigen Grund haben. Du bist keine von den eigensinnig grillenhaften Geschöpfen, die mit der ganzen Welt anbinden, und die Dinge auf den Kopf stellen möchten. Du fühlst lebhaft. Sollte Dein Herz noch nie berührt, sollten Deine Sinne noch nie angeregt sein — unmöglich!"

Der Oheim warf einen bangen, forschen-

den Blick auf die Nichte. Madeleinens Busen hob sich.

„Ich bin ein Weib, ein Weib wie andere, Oheim, nicht schlechter und nicht besser.“

„Dann wäre es unnatürlich —“

„Wenn ich nicht Gefühlen huldigte, wie Ihr alle.“

„Diese aber führen, nach Deiner Gesinnung, nur zu einer vernunftigen Heirath.“

„Wenn ich den fand, den ich für wurdig hielt, den ich meiner werth achtete, dann reich' ich ihm meine Hand. Beim allmächtigen Gott, wenn das ist, mein Oheim, dann sollen mich keine Rücksichten abhalten. Wer es sei, dann trotze ich dem Gerede der Welt und ihren Verhältnissen.“

Sie war rasch aufgestanden. „Vielleicht solltest Du zufrieden sein, Oheim, daß es nicht so ist,“ sprach sie, an den Kamin gelehnt. „Das könnte Deine Ruhe stören. Wie, wenn ich nun den Herrn von Senanges wählte. Er gefällt mir zuweilen. Sieh, Oheim, schon ein Calvinist störte Dich in Deinen Planen. Und könnte ich nicht noch schlimmer wählen! Ich dächte, wir brächen

von dem Geſpräche ab, das weder Dir noch mir Freude macht.«

Der Präſident war nicht dieſer Anſicht. Er blieb im Armſeſſel, und ſprach noch über den und jenen, der ſich um Madeleinens Hand beworben. Er wägte ihre Vorzüge und ihre Mängel ab, ſcheinbar mit Unpartheilichkeit, aber das Reſultat war immer, daß die letzteren die erſteren überwogen.

»Meinſt Du indeſſen,« ſchloß er, »daß ſie anderswo beſſer ſind? Die Zeiten der Ritter ohne Furcht und Tadel ſind eben ſo vorüber, als die der Troubadours. Uevvig, ausſchweifend, ſittenlos, was die bürgerliche Welt ſo nennt, ſind heut alle junge Manner aus guten Familien. Wer ſich in dieſer Zeit zu den gewöhnlichen, bürgerlichen Tugenden bekennte, würde ſich dem Spott der Andern ausſetzen. Ja, ich zweifle, ob junge Damen ſelbſt ſich glücklich ſchätzten, einen frommen und keuſchen Jüngling zum Gemahl zu erhalten. In Paris wenigſtens riethe ich ihnen nicht, ſolchen Gatten dem Hofe, den Geſellſchaften zu präſentiren. Auch vernünftige Eltern denken ſo. Ein

junger Mann, der seine Leidenschaften noch nicht austoben ließ, welche Bürgschaft verspricht er für die späteren Jahre. Die menschliche Natur will ihr Recht.«

Madeleine hatte sich dem Stuhle des Präsidenten wieder genähert, und blickte ihn verwundert an:

»Meinen Oheim als Lobredner der Lasterhaftigkeit der Zeit zu hören, ist mir neu.«

»Aendern wir, was ist! Der Verständige schickt sich in das Unvermeidliche und sucht nur dem Schlimmen die besten Seiten abzugewinnen. Wir können schon zufrieden sein, daß das gegenwärtige Geschlecht besser ist, als das vorangegangene, daß die ruchlosen Gewaltthaten mächtiger Edelleute jetzt von der Sitte gemißbilligt, von dem Gesetze verfolgt werden. Die Lagerungen an den Heerstraßen haben doch fast ganz aufgehört, die Seigneurs schleppen nicht mehr junge Mädchen wider ihren Willen in ihre Schlösser. Der große Cardinal verfolgt mit unerbittlicher Härte die Trotzigen, welche sich selbst ihr Recht schaffen.«

»Damit zufrieden, sollen wir uns über die

wiß noch viel unterrichtete Männer; das Studium des vaterländischen Alterthums dürfte sich aber noch bedeutenden Succurs aus Kopenhagen holen. Wir stöberten mehrere Male durch den Dom mit allen seinen Gängen, Winkeln und Grüften; wir besahen die Leichensteine, nie, zur Ehre des Landes, in Latein, sondern in der Sprache desselben abgefaßt; aber auf genügende Erklärungen und Erläuterungen konnten wir bei allem Wohlwollen unserer gebildeten Führer nicht rechnen. Wie man mit frevelnder Hand die grauen Pfeiler und Wände weiß übertünche hat — zur Ehre des Königs bei seiner Krönung! — so ist das graue Alterthum auch ziemlich in dem Andenken erloschen.

Die ausgezeichnetste Naturmerkwürdigkeit um Drontheim ist der berühmte Leerfoß, einer der bedeutendsten Wasserfälle Skandinaviens. Seine Größe, Schönheit, die lieblichen Ufer und die Nähe der Stadt machen ihn zu einem Lieblingsspaziergange der Drontheimer. Noch im späten August lernten wir beim Nachmittagsspaziergange dort hinaus eine nordische Sommerhitze kennen. Unsere eingebornen Begleiter schwitzten so stark, daß sie die Röcke ausziehen mußten; ich glaubte

kleinen Ruchlosigkeiten freuen,« entgegnete frostisch das Fräulein, »und es als ein Glück preisen, daß die Kraft des französischen Adels an den lasterhaften Höfen, in den lüsternen Vergnügungen der Hauptstadt gebrochen wird. Daß aus blutdürstenden Tigern entartete Wüstlinge werden! Mich dünkt, mein Oheim, die gewaltthätigen Edelleute der Vorzeit, die um ihre Begierde ihr Leben wagten, konnte man eher lieben, als diese verwüsteten, feinen, eitlen — was geht es uns an!«

Es entstand abermals eine Pause. Der Präsident erhob sich langsam.

»Mich freute es neulich, daß Du den jungen Laubardement nicht so schnöde, wie den Chevalier Lestrigunieres abwiesest.«

»Er ist wenigstens offen in seiner Schlechtigkeit.«

»Er macht allerdings seinem Vater Verdruß. Aber er ist der Liebling der Mutter; und der Staatsrath, so allmächtig er ist, hängt doch, unter uns gesagt, ganz vom Willen seiner Gattin ab. Er hat noch alle seine Schulden bezahlt, ihn aus allen Händeln losgewickelt.«

„Auch aus dem mit der armen Marie Caille?“

„Auch aus dem. Du magst daraus Laubardemonts Einfluß beim Cardinal erkennen.“

„Gütiger Gott! die er auf der offenen Straße St. Honoré, mitten in Paris von seinen verlarvten Spießgesellen aufgreifen ließ. Ihr Diener wurde gefährlich verwundet. Vier Tage war sie spurlos verschwunden, bis sie eines Abends zu ihren trostlosen Eltern —“

„Allerdings in einem Zustande zurück kam, der für diese nicht viel tröstlicher war. Auch das ist durch den Cardinal ausgeglichen, obgleich er dem Vicomte de Caille für einige Dienste dankbar ist, und ihm gern wohl wollte. Aber Laubardement ist ihm wichtiger. Der Vicomte ist Huguenot und man konnte ihm einige Verbindungen mit La Rochelle nachweisen. Er mußte schweigen, und seine eigene Sicherheit diesmal mit der Ehre seiner Tochter erkaufen. Bei der Untersuchung, die man anstellte, fehlte es an Zeugen, der verwundete Diener war auch ein Huguenot. Der junge

Laubardemont mußte auf ein Jahr Paris verlaſſen. Damit iſt die Sache abgethan.“

„Ich hoffe, er wird Marie de Caille heirathen.“

„Heirathen! die er aus den Händen ſeiner Spießgeſellen empfing und ihnen wieder überließ, als er ihrer ſatt war! Heirathen, der Sohn des Staatsrath Laubardemont, die Huguenottin, die kaum Vermögen hat! Er verdürbe ſich ſeine glänzende Carriere um die Phantaſie einer Nacht. Ueberdem, wenn ich nicht irre, iſt ſie ſchon geſtorben. Wie geſagt, dieſe Sache iſt vollkommen und glücklich beendigt. Der junge Laubardemont hat mit Auszeichnung in Deutſchland bei den Schweden gedient, und wenn er fruher glucklich war, ſo tritt er in Paris jetzt als ein Eroberer auf. Eine Hiebwunde uber die Stirn und die Erinnerung an jenes kuhne Abentheuer mit Marie de Caille macht ihn bei den Damen, ſagt man, unwiderſtehlich. Indeß wünſchen ihn ſeine Eltern jetzt anſtändig zu verheirathen. An jungen Damen, an ausgezeichneten Familien, die ſich eine ſolche Verbindung zur Ehre rechnen würden, fehlt es nicht

in Paris und noch weniger in den Provinzen. Laubardemont braucht nur für ſeinen Sohn zu wählen.«

»Ich wünſche ihm eine Gattin, die ſeiner würdig iſt,« ſagte Madeleine.

»Auch ſein Vater hat wild in der Jugend gelebt. Was der Staatsrath wurde, verdankt er eigentlich ſeiner klugen, ſtolzen Frau, die ihn in kurzer Zeit völlig umgewandelt hat. Dieſe Macht iſt verſtändigen, ſchönen Frauen eigen und Frankreichs Geſchichte weiß davon leuchtende Beiſpiele. Laubardemont kommt her —«

»Der Staatsrath?«

»Mit ſeinem Sohne, denk' ich. Vielleicht ſchickt er den auch früher her.«

»Guyot Laubardemont! Was will der ausſchweifende Jüngling in dem kleinen Loudun, da ihm das große Paris mit allen ſeinen Sirenengärten nicht groß genug war!«

»Wenn er die Circe nun in Loudun gefunden hätte, die ihn aus ihren magiſchen Netzen nicht losläßt.«

Madeleinens Stirne röthete ſich. Es war mehr Ueberraſchung als Zorn.

„Du würdeſt doch eine gute Eigenſchaft an ihm entdecken, die Ausdauer. Daß er nach ſo vielen glücklichen Abentheuern noch an Dich denkt, verriethe einen beharrlichen Sinn.“

„Der Staatsrath ſelbſt kommt her?“

„Er kommt.“ Des Präſidenten Stimme hob ſich dabei nicht; er ſenkte vielmehr das Auge.

„Kommt,“ rief Medaleine, „um die Feſtungsbauten zu reviſiren, und nachzuforſchen, woher die lange Verzögerung! Der Kriegsminiſter iſt ungehalten, und man ſpricht von Lieferungen von verdorbenem Pulver. Wie dort der Vicomte die Ehre ſeiner Tochter austauſchte für ſeinen entdeckten Briefwechſel mit den Rebellen in Rochelle, ſo konnte hier ein Kaufgeſchäft für ſchlechtes Pulver mit der Hand einer Nichte abgeſchloſſen werden.“

Der Präſident war aufgeſtanden: „Das Pulver war nicht ſchlecht — es war von der beſten Qualität — nur durch langes Liegen, — es war in den Kaſematten feucht geworden.“

„Ich unterſuche nicht Ihr Pulver, das wird der Cardinal, der Kriegsminiſter thun, der Staatsrath Laubardemont.“

„Und Du weißt, wie dieſe Unterſuchungen ſind, Madeleine. Wem man wohl will, hat immer Recht, wem man übel will, und zeugten die Heiligen ſelbſt für ihn, er bekommt Unrecht. Ich bekenne Dir, die Sache geht mir im Kopfe um, und es iſt doch wohl von einem Oheim nicht zu viel gefordert, wenn ich Dich bitte, freundlich gegen ihn zu ſein.“

„Ich glaube an Ihre Rechtlichkeit, mein Oheim,“ ſagte Madeleine freundlich. „Was ich thun kann und darf, ſoll geſchehen. Aber beim Himmel, ich bin der Meinung, daß der Präſident Barot um dieſes geringfügigen Handels willen nicht nöthig hat, ſo viel zu bieten oder zu opfern. O fort mit den Runzeln von Ihrer Stirn. Muthig, mein Oheim! Laubardemont iſt nur ein Diener des Geſetzes und des Cardinals.“

„Aber dieſer Name allein, der das Mark durchſchüttert!“

„Ich wußte damals den wüſten, tollen Jüngling in den Gränzen des Anſtandes zu erhalten. Er iſt nicht ganz ohne ritterlichen Sinn. Er traf wohl nur noch auf Frauen, die ihn nicht der

Mühe werth hielten, oder über die er leichte Siege erfocht.«

»Du ermüdest mich wieder. Ueberhaupt, Madeleine, suche wieder Deine alte Heiterkeit hervor, die Dich unwiderstehlich macht. Du liest zu viel, Du sitzest zu viel inne, die Umgebung hier taugt nichts für Dich. Wir wollen wenigstens zum Fasching nach Paris. Was wäre es eine Aufgabe für Dich, aus diesem wüsten Jünglinge einen würdigen Cavalier zu bilden. Wenn Du Keinen fandst, würdig Dein Gatte zu sein, so erschaffe Dir einen als Künstlerin, als ein neuer Prometheus.«

»Ich will darüber nachdenken,« lächelte Madeleine.

In dem Augenblicke sprang eine Mine. Eine Bastion sollte in die Luft fliegen; die zu starken alten Mauern leisteten einen heftigeren Widerstand, als man erwartet, und mit um so erschütternderm Getöse fuhr die Explosion aus der Kluftung, die sie gerissen. Die Mauern des Zimmers drohnten, die Scheiben klirrten, die Gemälde an der Wand bewegten sich heftig, und ein kleines, das

vielleicht versteckt hinter einem andern gehangen, fiel und verschwand hinter einem Möbel.

Der Präsident blickte mit dem Stolz der Selbstzufriedenheit aus dem Fenster: „Man wird doch zugestehen, daß mein Pulver von Wirkung ist.“

Als er sich umsah, stand Madeleine etwas entfärbt da. Sie gab dem Oheim auf seine Frage nicht ordentlich Antwort. An ihm war jetzt das Lächeln.

„Ich glaubte, Du wärst schon daran gewöhnt. Fiel da nicht etwas?“

„Nichts, lieber Oheim,“ entgegnete sie rasch. „Es war nur eine Schwachheit der Nerven; sie wird, wie so manches andere, vorübergehen.“

„Das erwarte ich von meiner Nichte,“ sagte der Präsident. „A propos, wir sind auf Donnerstag zur Marquise Chavigny geladen. Ich hoffe Dich dort so munter zu sehen, wie es sonst der Fall war. Man trifft freilich immer auf Gesellschaft der wunderlichsten Zusammensetzung, wie diese Frau es selbst ist, die nicht genug Zerstreuung und Abwechselung um sich haben kann. Es kommt mir darauf an, daß man grade in diesem Hause

keine Veränderung an uns bemerkt. Ihr iſt Alles gleich und recht, was ſie nur amüſirt. Mir ſind eigentlich die huguenottiſchen Geſichter, die man dort trifft, ein Anſtoß, indeſſen man muß ſich überwinden.«

»Was ich beinahe vergaß,« wandte ſich der Präſident noch ein Mal an der Thüre um, »Du hörteſt doch ſchon, daß Dein Vetter Beichtvater bei den Urſulinerinnen wird.«

»Mignon! Wirklich, grade Mignon!«

»Urban Grandier wird nicht wenig toben. Sollte auch er am Abend bei der Marquiſe anſprechen, ſo nimm Dich zuſammen, liebe Madeleine. Begegne ihm mit Höflichkeit.«

»Es wird mir ſchwer fallen.«

»Dein kaltes, faſt verächtliches Benehmen, als wir ihn das letzte Mal ſahen, mußte ihn reizen.«

»Was anderes ſtand mir zu gegen Jemand, der ſo meinen nächſten Anverwandten gekränkt hatte!«

»Es iſt thörig, Jemand beleidigen ohne beſtimmten Zweck, aber noch thöriger, eine Beleidi-

gung fortzusetzen, ohne die Mittel zu haben, den Feind unschädlich zu machen. Dieser stolze Priester ist zu Allem fähig. Wenn er Laubardemonts Ankunft benutzte, konnte es für uns gefährlich werden. Darum darf er jetzt nicht noch mehr gereizt werden. Seine Zeit wird kommen.«

»Ich werde mir Mühe geben, nach Ihrem Willen zu handeln.«

»Noch etwas,« sagte der Präsident, als Clementine den Kopf zur Thür hereinsteckte, und sie wieder zumachte, da sie den Besuch gewahrte. »Dein Mädchen nimmt Besuche an. Die Leute sprechen davon. Es ist das zwar bei Geschöpfen dieser Art nichts Besonderes, und gehört gewissermaßen zum Leben einer Zofe, aber da sie Dir so nahe steht, könnte es den bösen Zungen Nahrung geben. Ich rathe Dir deshalb, entferne sie mehr von Dir, wie es der Anstand fordert. Du bist zu gütig gegen eine Magd; wenn der Abstand zwischen Dienern und Herren verrückt wird, werden jene zu Herren. Man merkt dies schon an Clementinens Wesen gegen die übrigen Hausgenossen.«

dagegen auch im glühenden Sonnenstrahl einen feinen Polar-Hauch und die verdünnte Luft zu spüren. Der Foß kündigt sich schon weither durch ein gewaltiges Getöse an. In der Stille der Nacht kann man ihn selbst in Drontheim hören. Zu dem wenig Schritte von ihm entfernten Wirthshause im anmuthig grünen Thale bildet er die ununterbrochene Concertmusik, wiewohl man den gewaltigen Musikanten aus den Fenstern, eines erhöhten Gebüsches wegen, noch nicht zu Gesicht bekommt. Es wimmelte von frohen Sonntagsgästen, Damen und Herren zu Pferde und in Cabriolets, darunter auch Deutsche Kaufleute, welche im Sommer häufig die Norwegischen Küsten durchstreifen. Schon war der Mund-Vorrath beim Müllerwirthe von ihnen aufgezehrt. Ein reger Natursinn herrscht, und nicht ganz ohne Bewußtsein, in der glücklichen Stadt.

Man klettert durch das Gebüsch bis unten an die Mühle, um hier den vollsten Anblick zu haben. Ich möchte dem Leerfoß vorzugsweise gegen die übrigen Fälle Norwegens das Prädicat der Schönheit beigeben; Einheit, Fälle und ein glänzendes Weiß charakterisiren ihn. Breit im

Madeleine wollte antworten, aber sie schwieg. Als sie den Präsidenten bis an die Gallerie begleitet hatte, und Clementine mit ihr eintrat, mochte sie in deren Gesicht lesen, daß sie das Gespräch belorcht hatte. Sie faßte deren Haud und legte sie an ihr Herz: „Vergieb ihm um meinetwillen.“

In der Stadt Loudun gab es in diesen Tagen nur ein Gespräch, daß der Pfarrer von St. Pierre, der Canonicus an der Collegialkirche zum heiligen Kreuze, Urban Grandier, mit seiner Bewerbung um die Stelle als Beichtvater bei den Ursulinerinnen, durchgefallen war. Es war das erste Mal, daß diesem einflußreichen, vom Glücke begünstigten, Geistlichen etwas mißlungen war. In gewissen Kreisen hatte man es für unmöglich gehalten, und war um so mehr davon überrascht, theils freudig, theils unangenehm. Er, der gewaltige Redner, der, wo er auftrat, alle Reden-

buhler überwunden, die Kirchen der anderen Prediger, auch der früher beliebtesten Volksprediger aus dem Carmeliterorden leer gemacht, er, der, obgleich ein Fremder in der Stadt, sich in allen bedeutenden Familien Zutritt verschafft hatte, und wo er den gewonnen, bald als das Orakel der Familie galt, ohne den nichts geschah, noch unterlassen wurde, Urban Grandier war einem Geistlichen nachgesetzt worden, von dem man, obgleich er ein Stadtkind war, nichts Besseres zu sagen wußte, als daß er im ehrgeizigen Bestreben dem stolzen Priester, aber nicht an Gaben des Geistes und der Natur gleich kam.

Die Partheien erhoben ihre Häupter. Urban hatte, wie wir bereits wissen, viele Feinde; die erbittertsten unter den Mönchen, welche er um ihr ganzes Ansehn gebracht; die stilleren, aber gefährlicheren, unter den Weltgeistlichen der Stadt, die er auch durch starres Festhalten auf seine Rechte, durch Prozesse, die er mit unerbittlicher Härte verfolgte, gegen sich reizte. Die in den angesehenen Familien ihn mit Neid und Haß betrachteten, wurden zum Theil von solchen geheimen Gründen

dazu getrieben, welche die Klugheit wieder zu verbergen rieth. Das unkluge Beispiel, welches der Königliche Procurator Trinquant gegeben, mußte sie nur noch vorsichtiger machen. Jetzt aber war eine erwünschte Gelegenheit da, ihren Gefühlen Luft zu lassen. Es verlautete, daß der Bischof von Poitier, in dessen Sprengel Loudun lag, ein Prälat, der bis da schweigend den Zwistigkeiten in Loudun zugesehen, von Urbans Feinden gewonnen, gegen ihn entschieden habe. Es hieß, auch diesen Oberen habe der unerträgliche Stolz des Pfarrers endlich empört. Ein Bischof war stets ein gefährlicher Feind für einen Priester, der sein Untergebener ist, auch wenn der Priester ein Jesuit war.

Anders wirkte die unerwartete Nachricht unter den Frauen, die fast alle schwärmerische Verehrerinnen des großen Kanzelredners waren. Man fand es empörend, daß einem solchen Mann ein Ehrenamt versagt worden, auf das er die begründetsten Ansprüche habe. Ein Amt, das Keiner so befähigt sei auszufüllen. Um dieses Thema drehte sich die Unterhaltung heut Abend im Kreise der Damen bei der Marquise. Die gesellschaftlichen

Witzesspiele, die geistvollen Charaden, die man sich sonst hier aufgab und mit Feinheit loste, erregten nicht die Aufmerksamkeit. Auch die Herren fanden für ihre Galanterieen kein Gehör. Man fand hier das Benehmen des Bischofs von Poitier empörend.

„Was sollte man anders von dem verdrüßlichen Manne erwarten! Wenn er einmal predigt, ist es, als hörte man eine Unkenstimme.“

„Ich glaube, er war nie verliebt,“ sagte eine Zweite.

Alle lachten.

„Das wollte ich nicht beschwören,“ fiel ein Cavalier ein. „Aber er bereut allemal seine Liebe, wenn ihn das Podagra daran mahnt, daß er einmal verliebt war.“

Die Zweite sagte: „Man sollte nur liebenswürdige Geistliche zu Bischöfen machen.“

Der Cavalier spitzte die Lippen: „Meine schönen Damen, Sie verlangen zu viel Tugend von einem Bischofe. Des Pfarrer Urban Stimme klingt Ihnen wie Orgelton, wie Engelsstimmen, während Sie die des ehrwürdigen Prälaten mit

Aalen und Eulen vergleichen. Da müßte ſelbſt ein Heiliger, wenn er die Tonſur hat, aus der Faſſung gerathen.«

Die Wirthin trat in dieſen Kreis: »Sie thun dem ehrwürdigen Biſchof unrecht, meine Damen, Urban iſt freiwillig von ſeiner Bewerbung abgeſtanden.«

Man war darüber verwundert. Einige ſchüttelten den Kopf, Andere erklärten gradezu ihre Zweifel.

Die zweite Dame, von anmuthiger Schönheit, aber mit einem ſpottiſchen Anflug um den Mund, flüſterte ihrer Nachbarin zu: »Die Marquiſe freilich muß es am beſten wiſſen.«

Ein Gerichtsbeamter beſtritt es: »Der Pfarrer Grandier ſteht von nichts freiwillig ab.«

»Was ihm wichtig iſt,« ſagte die Wirthin. »Um unbedeutende Dinge und Perſonen kümmert er ſich freilich nicht viel.«

Vielleicht war es ein Hieb, welcher der Frau von Survillier galt. Wenigſtens ſchoß ein drohender Blick der zweiten Dame gegen die Sprecherin, aber er ging in ein ſüßes Lächeln über,

als ſie ſagte: „Herr Grandier kümmert ſich aber um Vieles und um Viele. Wo die Aufmerkſamkeit eines großen Geiſtes ſo zerſplittert iſt, kann ihm das Unbedeutende auch wohl einmal bedeutend erſcheinen.“

„Wer wollte ihm das nicht zugeſtehen,“ entgegnete die Marquiſe, die ſich mit der holdſeligſten Miene neben Frau von Survillier geſetzt, und vertraulich den Arm um ſie ſchlang. „Ich finde es auch nicht recht, daß er ſich aus ſo vielen Familien zurückzieht. Freilich iſt er überhäuft mit Anträgen und Geſchäften. Aber die kleinen Seelenſorgen meiner kleinen Sürvillier hätte er immer übernehmen ſollen. Ich bat ihn darum, aber er iſt manchesmal eigenſinnig.“

Eine bittere Entgegnung ſchien auf den Lippen der Dame zu ſchweben, die ihre Zorn-Röthe nicht verbergen konnte, als der Eintritt neuer Gäſte das peinliche Geſpräch unterbrach. Es war der Präſident Barot und ſeine Nichte.

Die Marquiſe wandte ſich raſch zu den Herren und Damen, die um ſie ſtanden und ſagte leiſe: „Ich bitte Sie, nichts davon mehr. Sie

wiſſen, Barot geräth in Wuth, wenn er den Namen hört. Dennoch hoffe ich ihn herum zu bringen. Er hat geſiegt über ſeinen Gegner; das muß ihn großmüthig ſtimmen. Vielleicht kommt auch Grandier. Stehn Sie mir bei, meine Freunde.“

Eine liebenswürdigere Wirthin, die es ihren Gäſten leichter machte, ſich zu vergnügen, konnte man in Paris nicht finden. Sie wußte im Vorüberfliegen Jedem etwas Angenehmes, Anregendes zu ſagen. Einen geliebten Vater hätte ſie nicht herzlicher bewillkommt, als den Präſidenten. Madeleinen ſchloß ſie in ihre Arme, wie eine theure Schweſter, die Jahre lang ihr fern geblieben. Ihre Augen leuchteten, als ſie dieſelbe wie im Triumph in die Geſellſchaft führte.

Einen boſen Flüchtling ſchalt ſie Madeleinen, den ſie unter Obacht der Chevaliers ſtellen wolle, daß er nicht wieder entſchlüpfe. Wochen, Monate lang ſich der heiteren Luſt zu entziehen, ſie die Göttin ſelbſt aus ihrem Tempel fliehen, wo ihre Prieſter und Anbeter troſtlos zurückgeblieben wären, ob das erlaubt, ob es zu verzeihen ſei!

Man hätte an ihre Aufrichtigkeit glauben können, so gutmütig glänzten ihre Augen Madeleinen an, so herzlich umfaßte sie dabei die Freundin, wenn die schöne Frau nicht bald darauf, wenn nicht daſſelbe, doch Aehnliches einer Zweiten und Dritten, die eintrat, verſichert hätte. Die Marquiſe war keine Feindin der Wahrheit, aber das allgemeine Vergnügen war ihr im Augenblick die wichtigere Sorge. Das Fräulein von Brou ging in ihre Wünſche mit unerwarteter Bereitwilligkeit ein: deutete doch darauf ſchon ihr heller, freundlicher Anzug, während ſie in der Regel ſchwere, dunkle Kleider trug nach dem Muſter der Frauen auf den alten, reichen Bildern in ihrem Zimmer. Sie war heut die erſte bei den Spielen, welche man nun ſchnell ins Leben rief, ſie war die munterſte und behendeſte im Fragen und Antworten, ſo im Haſchen und Jagen, als im Fangen und Werfen. Es war eine glückliche Zeit, wo der blutige Ernſt des Lebens in ſeiner Kehrſeite eine Fröhlichkeit und Spiele duldete, die unſer humane Ernſt nur noch der Kindeswelt gönnt.

Der Ernſt war freilich auch in dieſer Geſell-

schaft. Bärtige Herren mit feierlichen Mienen ſahen dem Spiele zu, ohne eine zu verziehen. Die Linke am Degen, die Rechte in der Bruſt, unbeweglich das Kinn in der Halskraufe, vergegenwärtigten ſie das trotzige, wilde, rachſuchtige Geſchlecht, das mitten unter dem Jubel der Hochzeitsfreuden die Sturmglocke ziehen, die Brandfackel ſchwingen und die Dolche zucken konnte zum Meuchelmord. Geiſtliche Herren, Officiere mit Wundenmalen, die wahrſcheinlicher aus den Bürgerkriegen ſtammten, als aus Feldſchlachten mit dem Landesfeinde, feierliche Gerichtsbeamte, ſtanden und wandelten umher in ihren ſchwarzen oder grell bunten Kleidern, während die munteren Mädchen um ſie her mit Behendigkeit und Grazie ſprangen und ſich haſchten. Es war ein buntes Bild der Geſelligkeit in grellen, leuchtenden Farben, deren Mannigfaltigkeit, uns verſchwunden, nur noch auf den alten Gemälden lebt.

Dazu ſtimmte die würdige, ſchwere Ornamentur der hell erleuchteten Zimmer. Es war eine reiche Haushaltung. Auf den mit gewirkten Teppichen behangenen Tiſchen ſtanden koſtbare Auf-

ſätze von Silber und Glas mit Früchten, Confect und Backwaaren; ſchmalhälſige, hohe Flaſchen, und noch höhere Trinkgläſer, um den perlenden Wein zu füllen. Diener in Gold und Silber durchwirkten Röcken trugen die Erfriſchungen umher.

Niemand ſchien zufriedener als die Wirthin ſelbſt. Die Marquiſe war eine ſchöne Frau, im Anfang der Dreißiger, von üppigen Formen, die durch ihren reichen, geſchmackvollen Anzug noch gehoben wurden. Sie hatte nur einen Gedanken, einen Wunſch, und der war erfüllt. Ein Weib, ſchien es, in das man ſich heut ſterblich verliebt, und morgen iſt es möglich, daß man es vergeſſen hat; ein Weib, das ſo mit ihrer ganzen Seele für den Tag glüht und lebt, daß der Gedanke an Morgen in dieſer luſterfüllten Seele auch nicht das geringſte Plätzchen findet.

Sie ſah überall, was ſie wollte, und ihr helles Auge, der feine Mund, die glatte Stirn ſpiegelte ihre Gedanken Jedem wieder. Nur in einem Nebenzimmer ſah ſie einen ſchwarzen Fleck, der zu dem großen, bunten Gemälde nicht paßte.

Mehrere Herren ſtanden um einen wohlbe-

Verhältniß zu seiner Höhe, heiter, so weit Heiterkeit sich mit Größe verträgt, und mit Ufern von so saftigem Grün, als das Weiß seines Schaumes glänzt. Was kümmert einen malerischen Reisenden die Berechnung nach Fuß und Ellen. Zwei Häuser hoch — will ich es nennen, und thue vielleicht dem Falle dadurch noch Schaden, — zwei Häuser hoch stürzt sich eine Lichtmasse herab den schroffen Abhang eines dunklen Tannenberges in der lebendigsten Schattirung des weißen Schaumes, wenn Weiß durch Weiß schattirt werden kann. Es ist ein großer Guß, vom Himmel kommt er; denn unten stehend sieht man oben über der scharfen, geraden Metallinie — wo das Wasser bricht, um sich sogleich in Schaum aufzulösen, — den blauen Aether, und die weißen Lämmerwölkchen küssen die Wasserschwelle. Es ist ein großes Gedicht, ohne Episoden; es ist ein großes Schauspiel, wo alle Kräfte hinwirken auf das Ganze. Wir lagen stundenlang unten am Rande, bis das Brausen unserem Ohr so vertraut wurde, daß die Natur uns nachher todtenstill däuchte. Und doch bei aller Schönheit und Größe etwas Zartes und Feines. Die Bildung des Schneeschaums, jeden

leibten, ältlichen Mann, der ſich gemächlich vor einer Flaſche mit funkelndem Weine in einen Armſeſſel niedergelaſſen hatte, und mit eben den Kennermienen den Nektar auf der Zunge zu prüfen ſchien, als ſeine klugen Augen die Reden der Anderen, aber offenbar mit mehr Wohlgefallen. Sein röthlicher Bart, ſeine breiten Backenknochen verriethen, ſo wie ſeine breite Ausſprache, daß er kein Franzoſe war; aber die Sicherheit, mit der er ſeine Ausſprüche hinwarf, und die Reden der Anderen kappte, daß er auf dem fremden Grund und Boden feſt ſtand. Es war der Arzt Marcus Duncan, ein ſchottiſcher Edelmann, der in Saumur in Anjou den Lehrſtuhl der Philoſophie bekleidete, und als Haupt des dortigen proteſtantiſchen Collegiums galt. Sein Ruf als Arzt war weit in Europa verbreitet, und ſein König, Jacob der Erſte von England, hatte umſonſt verſucht ihn wider in ſein Vaterland und an ſeinen Hof zu ziehen. Die um ihn ſtanden, gehörten zu den erſten Männern von Loudun, mehrere angeſehene Edelleute, der Bailli der Stadt, der Polizeileute-

nant und der Criminallieutenant. Ein Geiſtlicher war nicht in dieſem Kreiſe.

Man ſprach über die Vorfälle im Urſulinerinnen-Kloſter. Was Marie Aubin neulich ihrer Freundin erzählt hatte, war inzwiſchen ſtadtkundig geworden. Das Gerücht hatte die Vorfalle noch weiter ausgeſchmückt, vielleicht war ſeitdem auch noch mehr geſchehen.

„Ein Scandal für die Stadt!“ ſagte der Bailli.

„Es bringt die armen Mädchen ins Gerede,“ ſetzte der Polizeilieutenant hinzu.

„Das ſollte Euch lieb ſein,“ ſagte der Schotte. „Was kann einem armen Kloſter Beſſeres begegnen, als daß die Leute davon ſprechen.“

„Wenn es Gutes iſt.“

„Pah!“ rief der Schotte. „Was Aufſehn erregt, iſt gut in dieſer Welt. Ich machte mein erſtes Glück durch eine ſchlechte Cur. Die Aerzte in Glasgow ſchimpften und predigten gegen mich; ſie hauten über die Schnur. Das machte die Unbefangenen auf mich aufmerkſam; man meinte, es ſei Brodneid. Ich ließ mich nicht einſchüchtern,

ſondern vertheidigte meinen Satz mit aller Logik. Es läßt ſich jeder Satz vertheidigen, wenn es um den Hals geht.“

„Marcus Duncan gefällt ſich in Widerſprüchen,“ ſagte der Criminallieutenant. „Wo andere Aerzte guten Muthes ſind, verzieht er die Brauen, und wo ſie den Kranken aufgeben, verſpricht er ihm Geneſung.“

„Aber es iſt bekannt, daß er ſein Verſprechen hält,“ ſagte der Bailli, ein freundlicher, ältlicher Mann mit der Brille auf der Naſe.

„Ein Strick hält bis er reißt,“ erwiederte Duncan. „Nur der Satz iſt feſt: das Leben beſteht aus lauter Widerſprüchen. Eine völlige Harmonie iſt der Tod.“

„Wenn das Unweſen ſich nicht bald legt, muß ich eine Unterſuchung anſtellen,“ ſagte der Polizeilieutenant.

„In weſſen Intereſſe?“ fragte Duncan.

„Der Vernunft.“

„Bezahlt die gut? Ich nehme nur Aufträge von Leuten an, die ſolvent ſind.“

„Wenn man nicht das Gegentheil wüßte,“ ſagte der Bailli.

„Ich will Euch was aus meinem Leben erzählen, Ihr Herren,“ hub der Schotte mit ſchlauem Blicke an, nachdem er mit Behaglichkeit den Bodenſatz eines Kelchglaſes geſchlürft hatte. „Reſpect! es betrifft eine königliche Perſon; wir ſind ja wohl hier unter uns? Als ich in London war, und die Leute meinten, ich ſei ein Mann von Ruf, weil ich einen Lord und zwei Gräfinnen, die ſich einbildeten krank zu ſein, auf die Beine gebracht, — die Schuhflicker und Keſſelflicker, die ich auf den Kirchhof geſchickt, zählte man nicht — alſo weil die Leute ſich zuflüſterten, ich ſei etwas und könne etwas, hatte mein allergnädigſter König Jacob — dem Gott den ewigen Frieden ſchenke, — die große Gnade, mich bisweilen in ſeine Studirſtube und ſein Laboratorium zu rufen. Da ließ ſich lernen, Ihr Herren, ein gelehrter König! Ueber den Taback hat er geſchrieben, daß er ein abſcheuliches Laſter ſei, und die Geiſter kannte er, wie kein König vor ihm; nicht die Geiſter ſeiner Unterthanen, ſondern die in ſeine Unterthanen fah-

ren konnten, wenn ihnen der Appetit dazu kam. Bei Namen alle, ihren Stammbaum, ihre Lüſte, Launen, Lächerlichkeiten, wie man ſie ruft und wie man ſie bemalt, das meinte er zu wiſſen. Nun traf es ſich, daß ein gewiſſer Mann, ein Untergärtner auf einem ſeiner Schlöſſer, lange Zeit von drei Teufeln geplagt wurde. Die klügſten Leute wußten ſich nicht zu rathen, nicht zu helfen. Grade wenn er arbeiten wollte, brummten ſie in ihm, kreiſchten auf, warfen ihn zu Boden, und wälzten ihn auf der Erde. König Jacob gab ſich ſo viele Mühe mit dem Manne, als nicht mit ſeinen Unterthanen; ja es ſchien, als ginge der Mann ihm mehr ans Herz, als ſein eigener Tochtermann, der ſogenannte Winterkönig von Böhmen, den er allen Teufeln überließ, die ihn plagten, und ſchickte ihm nicht einmal einen Grenadier zu Hülfe. Um dieſen Gärtnersmann citirte und beſchwor er Geiſter, und wachte bei ihm Nächte lang und ſchrieb ſeine Ausſagen nieder, und reichte ihm ſelbſt die Medicin. Aber die Teufel wollten nicht fort, ob doch die Könige von England von Gott die Gnade haben, daß, wenn ſie die Hand

auflegen, die bösen Geister aus den Besessenen weichen. Da hatten Seine Majestät die Huld, mich zu befragen. Jacob war bisweilen sehr gnädig gestimmt, zumal gegen seine schottischen Landsleute. Ich beugte mich bis auf die Erde: Majestät, ich wüßte wohl — Er fiel ein: Nur kein Aber; wir sind unter uns. — Haben denn Euer Majestät alle Conjurationes —? Nach dem Ritual vorgenommen — antwortete er rasch, und zuckte die Achseln. Es ist mir unbegreiflich. Grade der erste Teufel, der Behemot, will sich nicht rücken und rühren. — Majestät, sagte ich, haben wohl auch geruht, zuweilen in den Komödiantenbuden dem Spiele der scheckigen Burschen zuzuschauen. Majestät nickte: Was soll das? Ich muß Euch Herren nämlich sagen, daß dazumal in London die vornehmen Leute so wie jetzt in Paris zu den Schauspielern gingen, und man sah und hörte daselbst gar curiose Dinge agiren und tragiren. Wie bei Euch der Peter Corneille und wie sie heißen, gab es in London auch verteufelte Kerls, die Actionen ausersannen, welche ihre Spießgesellen auswendig lernen mußten und hersagen. So

natürlich machen ſie's, daß Einem das Herz ganz warm wird. Namentlich war Einer da, Shakeſpeare hieß er, der ſprützte die Könige und Prinzeſſinnen aus ſeiner Feder auf die Bretter, daß man nach einer Viertelſtunde, wenn man zugehorcht, ſich den Kopf reiben mußte, ob denn das ein Traum wäre, oder wirklich, was ſie ſagten. Schad' um den Menſchen, daß er nichts Geſcheites wurde. In einer ſeiner Poſſen wird auch ein Beſeſſener vor ſeinen König gebracht, und der läßt ihn über einen Schemel legen und durchhauen, bis der Beſeſſene auffſpringt, und der Teufel iſt fort. König Jacob war, wie geſagt, an dem Tage guter Laune. An einem anderen Tage hätte er mich wohl zur Thür hinausgeſchickt. Er ſchmunzelte: Meint Ihr? — Es käme auf einen Verſuch an, lispelte ich. Seht, Ihr Herren, da haben wir es verſucht. Vier hielten den Beſeſſenen, ſo über einen Schemel hin, und der Fünfte — der exorciſirte auf die neue Art. Und wollt Ihrs mir glauben, die Manier des unwiſſenden Komödiantenſchreibers brachte zu Wege, was der König von England mit aller Gelahrtheit und allen Büchern, die er

ſchrieb und las, nicht gekonnt. Der Kerl exorciſirte, oder wie der dumme Menſch es nannte, er droſch noch nicht fünf Minuten, ſo knurrte, kreiſchte, winſelte und heulte der Teufel in dem armen Gärtner dermaßen, daß es ein Erbarmen war. Es waren aber noch nicht acht Minuten, ſo war der Behemot aus ihm und zum Fenſter, das ich ſchnell aufriß, ausgeflogen. So habe ich Seine Majeſtät nie ſchmunzeln geſehen. Er ſaß im Lehnſtuhl und rieb ſich vor Vergnügen die Knie. Der arme Gärtner rieb ſich auch, nur wo anders. Natürlich, der Plagegeiſt war nicht ohne Widerſtreben fortgegangen, hatte ſich feſtgehalten und gekniffen. — Iſt er denn auch ganz gewiß fort? fragten Seine Majeſtät. Der arme Menſch kreuzte ſich und ſchrie faſt: So gewiß als ich Euer Majeſtät ein langes Leben wünſche. Aber nun iſt noch der Aſcheroth und der Purlefanz in ihm. — Dieſe, mein königlicher Herr, ſagte ich, ſollen bei einer verſtärkten Doſis des Exorcismus morgen und übermorgen, ſo Ew. Majeſtät will, aus dem unglücklichen Menſchen weichen. Der König lachte, der Gärtner wurde leichenblaß und kriegte das

Zittern. Da ſah ich ſchon, die Teufel ſchickten ſich an zum Ausziehen. Etwas Zeit muß man, der Billigkeit gemäß, auch ſolchen Geſchöpfen gönnen. Wer zieht über Hals und Kopf aus einem Quartier, das er ſo lange bewohnt hat. Ein billiger Wirth kündigt vorher.«

»Und vermuthlich waren,« fiel der Criminallieutenant ein, ſchon am andern Morgen Aſchereth und Purlefanz über alle Berge.«

Ohne allen Exorcismus, meinte der Arzt aus Saumur.

Ein Herr lächelte: »Hält unſer Profeſſor der Philoſophie denſelben Exorcismus auch bei den Nonnen im Stift für anwendbar?«

»Ihr Menſchen hört mich nicht aus. Nachmalen ging ich ein Mal durch die Gärten des Schloſſes und ſah einen blaſſen, abgehärmten Menſchen mit dem Grabſcheid ſtehen, den ich nicht ſogleich erkannte. Er aber grüßte mich mit einem ſchiefen Munde. Das war mein Gärtner. Nun wie geht's dir? — Wie ſolls unſer Einem gehn! — Die Teufel biſt du doch los? — Aber die Kinder hab ich. — Teufels Kinder? — Ach

nein Herr Doktor, meine eigenen. Statt froh zu ſein, daß er den Behemot, den Aſchereth und Purlefanz los geworden, klagte der Menſch bitterlich; Teufel wären es zwar geweſen, aber er hätte ſich doch nun mal an ſie gewöhnt gehabt, und derweil ſie in ihm ſteckten, hätte der König für ihn geſorgt und ſeine fünf Kinder ernährt, und er brauchte nicht zu arbeiten. Nun er ſie aber los, wäre alles vorbei. Von Morgens bis in die Nacht müſſe er arbeiten und hätte nichts davon, und ſeine Kinder auch nicht, und der König auch nicht. Der ſähe ihn immer verdrießlich an und wende ihm den Rücken, wenn er vorüberſpaziere, und früher hatte er ihn geſtreichelt und ſein großes Buch von der Dämonologie von ihm vollgeſchrieben, während er jetzt ihm nichts ſei als ein unnützer Knecht. Ihr Herren, und ſo war es. König Jacob war ſehr verdrießlich; denn er hatte gerade keinen Beſeſſenen und ſein ſchönes Buch, daran er ſchrieb, ſtockte. Der Gärtner hungerte, der König war verdrießlich und ich war wie einer, der halb in Ungnade iſt. Alſo Ihr Herrn —a

Augenblick zerstebend und wieder wachsend; der zarte Wuchs der schlanken jungen Tannen, die mit ihren feinen Spitzen die Luft berühren, das frische Laub- und Wiesengrün unten an den Beraen, alles hatte etwas ungemein Wohlgefälliges. Trotz der Größe war das Ganze ein Bild, das sich in Glas und Rahmen fassen läßt, und nimmt man den heiteren Abendhimmel hinzu, die Töne der frohen Gesellschaften hinter uns, so glaubte man, eher überall sonst zu sein, als in gleicher Breite mit dem südlichen Island und schon nördlich tief hinein in Grönland.

Es ist noch ein possierliches Schauspiel, welches die Drontheimer, besonders des Abends, herauslockt, das sogenannte Lachsspringen. Am Falle, wie an den meisten Norwegischen, ist ein Fang für diese Thiere angebracht, und die geringe Mühe verzinst sich sehr gut. Diese schönen Meerbewohner schwimmen zu gewissen Jahreszeiten, wie es heißt von unerträglichen Schmerzen durch Ungeziefer geplagt, in die Flüsse und mit tollem Eifer bis zu deren Fällen und Quellen. Im Kampfe mit dem reißenden Wasser wollen sie die Läuse abspülen und suchen daher mit Lust die reißendsten Strudel auf. Oft tief und hoch im Lande

Der Bailli lachte auf: „Ich glaube Doctor, Ihr war't ſo gottlos und riefet die Teufel zurück.“

Duncan öffnete wie erſchrocken ſeinen breiten Mund und ſtierte mit ſeinen großen Augen an die Decke: „daß ein Chriſtenmenſch ſo etwas mit Gemüthsruhe einem andern ſagen kann! — Ich, Teufel rufen, der als Arzt und Philoſoph weiß, wie die Teufel ungerufen kommen! — Nein, aber ich ſah gerade drei Raben auf einer Fichte ſich niederſetzen. Da gebot mir die Menſchlichkeit, dem Gärtner zu ſagen: du, nimm dich vor den dreien in Acht. Wo der Teufel einmal ausfuhr, da kehrt er gern wieder ein, wenn nicht der Menſch beſonders acht hat. Meint Ihr Herren nun, es ſei meine Schuld, daß der Gärtner wieder beſeſſen wurde? Er hat nicht auf meine Warnung gehört, hat ſich nicht in Acht genommen.“

„Alſo er ward wieder beſeſſen?“

„Vollſtändig. Alle drei zogen ein und brachten noch zwei mit. Alles ging in der alten Ordnung. Die Kinder haben nicht ſolche Freude, wenn der Storch im Frühjahr wieder kommt, als in der Familie war. Sie bekam eine königliche

Penſion, die Kinder hungerten nicht mehr, der Mann brauchte nicht mehr zu arbeiten; denn wenn er nur Hand anlegte, grunzten die fünf Teufel wie kleine Schweine; König Jacob war ſeelenvergnügt, er laborirte und exorciſirte und katechiſirte ganze Nächte durch und manche Tage dazu. Und ich war auch froh, denn er war wieder gnädig gegen mich. Strafte mich nicht wegen meines Vorwitzes von neulich, denn ich gab mich ganz bei ihm in die Lehre und ich verſichre Euch, Ihr Herren, ich habe viel da gelernt.«

Ein feines ſarcaſtiſches Lächeln ſchwebte auf Aller Lippen; nur Marcus Duncan blieb außerordentlich ernſt. Es war dieſer Augenblick, wo die Marquiſe ins Zimmer trat. Der lachende Blick der ſchönen Frau flog auf Allen umher, um auf Mienen und Lippen zu leſen, was hier vorgefallen. Auf ein Studium kam es ihr nicht an; ihr genügte ein Vorwarf, um ihrer Laune Luft zu machen.

»Was treibt Ihr Herren hier im Dunkeln? Cabala oder ſchwarze Magie, oder iſt's eine atheiſtiſche Verſchwörung?«

„Wir berathen einige Beförderungsmittel zum Seelenheil der Menſchheit,“ ſagte Duncan, ſich etwas aus ſeinem Stuhle erhebend.

„Hört nur nicht auf den Ketzer,“ ſprach die Marquiſe, indem ſie ihm halb den Rücken wandte. „Iſt's nicht ſchon ein Aergerniß, daß man einem ſolchen die Wohlfahrt des unſterblichen Leibes anvertrauen muß!“

„Gnädigſte Frau, er bekehrt ſich vielleicht noch,“ ſagte Jemand.

„Es giebt kein fügſamer Gemüth, als ſeines,“ ein Anderer.

„Wenn ich nur gute Lehrmeiſter erhalte,“ ſprach der Schotte, die Hände zuſammenſchlagend.

„Davon hat er uns eben das ſicherſte Beiſpiel gegeben,“ ſagte der junge Herr von Senanges. „Wenn ihm ein Jeſuit beweiſt, daß es zu ſeinem Wohle beiträgt, fügt er ſich wohl noch dem allgemeinen Beſten und kehrt in den Schooß der Kirche zurück.“

Der Scherz war nicht ohne bittern Stachel. Der Sprecher war ein Reformirter; ſtreng und eifrig, wie er jung und ſchön war.

„Ich ſehe, ich gerieth hier in ein Wespenneſt von Spöttern,“ ſagte die Marquiſe. „Was wundre ich mich! Es riecht ja ganz calviniſtiſch. — Wenn Ihr Eure rebelliſchen Conventikel halten wollt, wählt andere Häuſer als meins. Ich bin eine gute Katholikin. Iſt das Euer Dank, Ihr Herren, daß ich gutmüthige Frau meine Zimmer Euch aufſchloß, und der Schweizer frägt Keinen, ob er in die Meſſe geht?“

„Es ſind auch Rechtgläubige hier,“ lächelte der Criminallieutenant. „Die laſſen die Ketzer ihre falſche Weisheit ausplaudern und behalten ihre wahre in der Bruſt.“

„Schweigt mir, Ihr ſeid Alle Heuchler und angeſteckt vom Irrglauben. Wenn Ihr gute Chriſten wärt, ſo lachtet Ihr und grübeltet nicht. Mir die Heiterkeit mit Eurem ſchwarzen Gewäſch zu ſtören! Mein Feſt der Freude und des Friedens in eine Disputirſtube zu verderben! Aber Ihr ſollt mich nicht ins Gerede bringen; ich zeigte Euch dem Polizeilieutenant an, wenn er nicht, Schande genug, unter Euch wäre; ja ich verleugne Euch Alle, wenn mich die Polizei fragt. Nein,

nicht Alle,“ ſagte ſie, mit einem freundlichen Blick auf Herrn von Senanges. „Der iſt noch jung; man muß ihn noch nicht verloren geben. Ihren Arm, Herr von Senanges, ich will Sie aus dem Kreiſe der Spötter führen. Ihr Andern thut, was Ihr Luſt habt. Um Euch bekümmere ich mich nicht.“

Erröthend reichte ihr der junge Edelmann den Arm; mit einem komiſch-verächtlichen Blicke auf die Andern zog ſie ihn in die lärmenden Säle.

„Wird ſie ſeine Seele retten?“ fragte ſpöttiſch der Criminallieutenant.

„Wenn durchaus bekehrt werden ſoll, antwortete Duncan, ſo nehmt Euch in Acht, daß er ſie nicht bekehrt.“

Die Herren gingen allmälig in den hellen Saal. Die letzten waren der Criminallieutenant und der Arzt.

„Ein Wort in Ernſt, Meiſter Duncan,“ ſagte Jener: „Was halten Sie von den Vorfällen bei den Urſulinerinnen?“

„Ich bin ja ein Proteſtant!“

„Ich frage Sie als verſtändigen Mann.“

„Das iſt freilich eine andere Sache. In dem Betreff antworte ich: Ihr mögt von Glück ſagen, daß Urban Grandier nicht ihr Beichtvater wurde, aber von Unglück, daß Mignon es geworden.“

„Sie ſind Proteſtant.“

„Gnädiger Herr, wir haben unter uns auch Jeſuiten.“

„Die Sache geht mir im Kopf um. Der Staatsrath Laubardemont wird erwartet. Was wird er dazu ſagen! Die Priorin iſt ſeine eigene Couſine, und ein junges, unerfahrenes Ding. Wenn die Polizei zu rechter Zeit eingriffe —“

„Müßte ſie ſich gefaßt machen, zu finden —“

„Was?“ unterbrach der Lieutenant.

„Was diejenigen wünſchen, daß gefunden werde, die dasjenige, was gefunden werden ſoll, hingelegt haben.“

„Sie meinen —“

„Ueber was mich nichts angeht, habe ich gar keine Meinung.“

„Man ſagt, Sie zweifeln überhaupt an Beſeſſenheiten?“

„Ich, Marcus Duncan, an Beſeſſenheiten! Glaubt Ihr, ich leugne die große Weltgeſchichte? Zeigt mir doch den Menſchen, der nicht beſeſſen iſt. Wo nicht von Gicht, Geiz, Lüſten oder einer Tollheit, ſo iſt er doch vom Phlegma beſeſſen.“

„Aber Sie leugnen die Macht der Dämonen in die Körper der Menſchen zu fahren, oder gar, als Philoſoph, beſtreiten Sie, ſo behauptet man, die Exiſtenz dieſer Dämonen.“

Marcus Duncan trat einen Schritt ſeitwärts, und blickte die Magiſtratsperſon mit einem halb ſcheuen, halb zornigten Blicke an. Seine Augen riß er weit auf und blies die Backen auf, indem er mit der einen Hand gegen die Bruſt ſchlug, mit der andern ſeinen Hut zittern ließ. Schwerlich glaubte aber der Criminallieutenant an den Ernſt ſeines Zornes.

„Mir das, Herr von Cerisy! — Ich, Marcus Duncan, ſollte nicht an Dämonen glauben! Da wäre ich ja der undankbarſte, unloyalſte Unterthan, den mein allergnädigſter hochſeligſter Ko-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARTAG.G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04036/052

nig, Jacob der Erſte von England, Schottland und Irland, in ſeinem Buſen genährt hat. Meinen König, der an Dämonen glaubte, wie kein König vor ihm, und ein Buch, ſo dick, drüber geſchrieben hat, den ſollte ich ſchlechter Menſch verleugnen, und mit meiner beſchränkten Unterthaneneinſicht etwas beſſer wiſſen wollen, als mein Souverain! Herr von Ceriſy, das verzeihe ich Ihnen; er war nicht Ihr König. Aber bin ich eine undankbare Creatur, ich, der der loyalſte Menſch auf Gottes Erdboden, allen Geſetzen gehorſam iſt, wo nur welche aufzufinden ſind, ich ſollte mich unterſtehen, hier in dem goldenen Frankreich, das mich gaſtfreundlich aufgenommen hat, wo man ſo überaus gütig iſt, auf meinen Rath zu hören, wo Jeder mehr weiß, als ich, ich ſollte mich erdreiſten, hier an die Exiſtenz von Geiſtern zu zweifeln, wo die hohe Obrigkeit, Parlament und Geiſtlichkeit daran glaubt! Herr von Ceriſy, ich glaube an Wehrwölfe, Wichtel, Incubus, Kobolde und Hexen, und wären ihrer ſo viel, daß ſie im weiteſten Glauben einer Privatperſon nicht Platz haben, ſobald es ſich

schickt und nothwendig ist. Das ist mein Glaubensbekenntniß.«

Der Criminallieutenant lächelte: »Mich dünkt, Sie sind schon ein Jesuit. Doch still! Sie stören den süßen Flötenbläser. Wir gerathen da in ein allgemeines Spiel.«

Die Gesellschaft spielte Blindekuh. Zuerst hatten nur die jüngeren Leute daran Theil genommen, aber die Marquise betrieb es zur großen Freude derselben, daß auch die Aelteren mitspielen mußten. In der großen Gesellschaft war athemlose Stille, denn ein beliebter Flötenbläser der Stadt blies zu dem Spiele. Er gab der Blindekuh durch stärkere oder gelindere Accorde das Zeichen, ob sie dem Gegenstande sich nähere oder entferne. Alles lauschte im Doppelgenuß mit stillem Entzücken auf die sanften, melodischen Töne. Es war eine Zeit, wo das Leben in rauhen und wilden Accorden dahinrauschte, aber in der Kunst

gefunden, bezeugen sie, welche Kraft der Schmerz dem Thiere giebt, die bedeutendsten Fälle zu überspringen. Ueber den steilen Leerfoß können sie freilich nicht hinweg, dagegen treiben sie unten ihr tolles Spiel, zwischen den kleinen Fällen des kochenden Strudels. Man sieht die dunklen Rückenflossen unter der schäumenden Welle; mit einem Male schießt das schwere Thier mit dem Kopfe heraus, zeigt frei in der Luft seine glänzenden Flossen und springt dann wieder auf die nächstkommende Welle. Man sieht und fühlt die Anstrengung, aber oft ist sie doch nicht stark genug gegen die Welle und das arme Thier wird kopfüber wieder zurückgeschleudert, ohne sich deshalb einen neuen Versuch verdrießen zu lassen. Häufig lagern ganze Gesellschaften auf den Mühlenbalken, hinüber nach der entgegengesetzten Seite, wo der Fang angebracht ist, starrend, und wenn der Fisch beim kühnen Satze umpurzelt und zurückgeschleudert wird, erschallt ein lautes Gelächter, ohne das Mitleid, welches doch sonst verunglückte Unternehmungen kühner Helden begleitet. Uebrigens darf man das Auge keinen Augenblick abwenden, wenn man keinen Sprung der Thiere versäumen will. Das Zählen gehört mit zum

horchte man mit Vergnügen auf die ſanften Töne einer Flöte. Die Janitſcharenmuſik ſpielte dazu das eigene Blut.

Frau von Survilliers war Blindekuh. Der Flötenſpieler gab den lauteſten, ſchrillendſten Ton, deſſen ſein Inſtrument fähig war, und die hübſche kleine Frau hielt den Arzt Duncan mit ihren beiden Armen umfangen, ehe noch derſelbe eine Ahnung hatte, was es bedeute, und in welche Gefahr er ſich unwiſſend begeben. Sein Widerſpruch, daß er zu ſolchem Spiele zu alt und ungeſchickt ſei, wurde von den Fröhlichen überſchrieen; „Sie müſſen!“ „Er muß!“ rief es unter ſchallendem Gelächter von allen Seiten.

„Heut darf ſich Niemand ausſchließen, bei meinem Zorne!“ rief die Wirthin.

„Meine gnädigſte Freundin, ſoll ein Mann in Ehren und Würden in Ihrem Hauſe verſpottet werden!“

„Den Spötter ſoll man verſpotten,“ entgegnete die heitere Frau. „Sie haben mein Feſt vorhin geſtört. Sie haben es wieder gut zu machen.“

„Geben Sie ſich geduldig Preis, Herr von

Duncan,« lachte Frau von Survilliers. »Eine Respectsperson nimmt sich auch als Blindekuh ehrwürdig aus.«

Rasch hatte sie die Binde über den Kopf gerissen, und schnürte sie, auf einen Stuhl springend, fester, als es nöthig schien, um die Augen des Doctors, dem andere Damen den Arm hielten, daß er sich nicht wehren konnte. Es regneten Sticheleien von den schönen Lippen, als die vorige Blindekuh ihn in die Mitte des Kreises führte, und dort fortschleuderte: »Such, Blindekuh!«

Die schwerfällige, mehr ins Breite, als in die Länge gezogene Gestalt des schottischen Edelmannes wurde durch das Ausstrecken seiner Arme nicht verschönert. Wiewohl er auf großen Füßen stand, schien das natürliche Verhältniß ihm doch bei seiner peinlichen Lage nicht fest genug zum Auftreten. Er ging deshalb breitbeinig und prüfte, ehe er den Fuß niedersetzte, vorsichtig den glatten Boden. Wenn er aber Jemand zu fassen glaubte, stürzte er wie ein Bär auf denselben los, was die allgemeine Lustigkeit jedesmal zu einem schallenden Gelächter steigerte.

Der Flötenbläser übte seine Kunst während dieser Blindekuh umsonst; vor dem Getös der Lachenden hörte man nicht die sanften Töne. In die Schönen war eine südländische Wuth gefahren; als wär es ein Stiergefecht im heißen Spanien, glühte die Lust auf ihren Wangen, das Opfer ihres Spottes zu necken. Hier lockte ihn eine mit den süßesten Tönen, der Hauch ihrer Lippen berührte fast seine Wange, aber immer schneller enteilte sie dem Vordringenden: „Gnade, Barmherzigkeit! Sie haben mich!“ rief sie bittend, und war unter seinen ausgestreckten Armen schnell fortgeschlüpft, während Duncan mit Heftigkeit den Kaminsimms faßte. Eine Andere zupfte ihn am Rockschooß; er wandte sich rasch um, aber sie zupfte ihn schon wieder an der anderen Seite. Eine Dritte flüsterte mit sanfter Stimme ihm ins Ohr: „Ich will Sie ablösen; aber verrathen Sie mich nicht.“ Der Vertrauensvolle griff zu und hielt ein Tabouret in seinen Armen, das ihm der Schalk hinhielt.

„Er kann sehn! Er kann sehn, der Schelm!“ rief ein Complott, als er wirklich eine Dame in

den Winkel getrieben hatte, und ſie ſchien verloren.

Er proteſtirte dagegen und erklärte, er werde noch drei Stunden nachher nicht ſehen können, ſo feſt habe man ihn geſchnürt.

„Ein Philoſoph ſieht mit ſeinem innern Geſicht!“ rief man ihm zu; aber während deſſen war die Dame entſchlüpft, und er erkannte zu ſpät die Kriegsliſt. Er umarmte dafür einen Herrn, der ſich ſtatt der Dame in den Winkel geſtohlen hatte. Es war gegen die Spielgeſetze.

„Hab' ich Dich gefaßt, ſchöne Bosheit! Du ſollſt es mir büßen!“ rief er, und wollte einen Kuß auf die Lippen drücken, als aus dem bärtigen Munde eine Baßſtimme ihm zuſchrie: „Fehlgeſchoſſen, Meiſter Duncan!“ zwei kräftige Arme ihn umdrehten und wieder in die Mitte des Kreiſes ſtießen. Der Arzt behielt kaum das Gleichgewicht, um nicht zu ſtürzen.

Der Jubel überſchritt alle Gränzen. Der helle Schweiß ſtand auf dem Geſichte des Doctors. Auch als er nach einem neuen Kriegsplane, ſtatt ſich von den trügeriſchen Stimmen bald hier,

bald dorthin locken zu lassen, an den Wänden des Zimmers entlang tappte, wo, wie seine Logik ihm sagte, die älteren Personen der Ruhe pflegen mußten, ging es ihm übel. Man kletterte über die Stühle, ja man schwang sich in muthwilligem Spiele über ihn selbst fort.

Madeleine von Brou sah sich unter den jungen Mädchen um, ob keine sich des älteren Mannes erbarmen wolle. Der Muthwille glühte noch auf allen Gesichtern; keine hatte ein Verlangen, von ihm umarmt zu werden, und einen Kuß, das Recht des glücklichen Jägers, auf ihre Lippen gedrückt zu erhalten. Sie selbst erbarmte sich.

Auch sie erhob sich rasch, wie die andern, als er ihrem Stuhle nahe kam, um scheinbar zu entfliehen, aber eine Falte ihres Kleides blieb an einer Nadel im Polster haften; sie bückte sich mit einem leisen Schrei es los zu machen, und der Arzt hatte sie in seine Arme geschlossen.

„Ach, die arme Madeleine!“ seufzten die jüngeren Mädchen, als der Doctor die Binde mit Mühe herunterriß und seinen unschönen Mund auf die Rosenlippen der blassen Madeleine drückte. Ihr

selbſt kam er nicht ſo unſchön vor, als Duncan ihr zuflüſterte: „Ich erkenne Ihre Güte, und Sie ſollen keinen Undankbaren erlöſt haben. Möge Ihnen das Glück bald den Rechten zuführen, holdes Fräulein!“

Wäre es auf den Willen der jungen Männer angekommen, ſo wäre Madeleine bald erlöſt worden. Aber wo ſich einer ihr in den Weg ſtellte, riſſen ihn die ſchalkhaften Frauen zurück. Sie wollten das ſchöne Spiel nicht ſo bald unterbrechen, dem Alle mit Vergnügen zuſahen. Die Scene hatte ſich völlig geändert. Statt des Bärentanzes war es ein Grazientanz geworden. Die Flöte übte wieder ihre Herrſchaft, und Madeleine ſchwebte in der lautloſen Verſammlung nach ihren Tönen bald langſam, bald raſch, bald ſchnellte ſie vorwärts, bald in anmuthiger Bewegung, wie ein Pfeil, ſeitwärts, rückwärts. Sie tappte mit ihren Fingern wie auf unſichtbare Luftſeiten und ſtreckte ihre Arme wie verlangend aus, um ſie ſofort, wenn die Flöte leiſe Klagetöne von ſich gab, in harmoniſcher Bewegung zurückzuziehen.

„Ach, wie ſchön ſie iſt!“ flüſterte hier eine

Dame. „Ihre Füße berühren kaum den Boden,“ eine andere. „Wer wird der Glückliche sein?“ seufzte ein Cavalier.

Das Knarren eines Thürflügels schnitt greß in die steigenden Cadencen der Flöte. Madeleine, vielleicht schon ermüdet vom Spiel, verfolgte mit mehr Heftigkeit die Richtung, welche die Musik angab, und hielt Jemand fest, der ihr nicht entwich. Das allgemeine Aufathmen des Erstaunens, das fast wie ein Schrei des Schreckes herauskam, verriethen, daß hier etwas Ungewöhnliches, wenigstens Unerwartetes geschah.

Der Mann, den sie umfaßt hielt, war bis jetzt nicht in der Gesellschaft gewesen. Er war eben erst durch die Thür eingetreten, und ward so unerwartet, als vorhin der schottische Arzt, in das Spiel verwickelt. Es war eine große, schöne, vornehme Gestalt, von den kräftigsten und vortheilhaftesten Verhältnissen. In der hohen, ausdrucksvollen Stirn, und den großen, schwarzen Augen, die schön, aber fast unheimlich leuchteten, wenn er umherblickte, aus den Augenwimpern traten, paßte der wohlgebildete Mund mit etwas

ſpöttiſch aufgeworfenen Lippen, unter denen das Kinn fein ſich wölbte. Ein Geſicht, dem man nicht alle Tage begegnet; aber wer es einmal ſah, vergißt den Eindruck nicht wieder. Ein glattes Wohlbehagen lagerte auf ſeiner Außenſeite und ein zufriedenes Lächeln ſpielte um den Mund. Aber wer die Linien ſeiner Stirn verfolgte und die Mundwinkel näher betrachtete, ſah, daß dieſe behagliche Ruhe nur der äußere Schein war, unter dem die heftigſten Leidenſchaften toben mochten. Vor Allem eine — der Stolz. Die Augen konnten ihn ſelbſt im Zuſtande der Ruhe nicht verbergen; aber ſie mußten fürchterlich leuchten, wenn dieſer Mann in Zorn gerieth.

Seine dunkle Kleidung war geſchmackvoll und fein, aber einfach; reich, aber nicht geſucht. Die Zeichen ſeines geiſtlichen Standes verbarg er nicht, aber ſie traten beſcheiden zurück, wie Weltgeiſtliche, die Geſellſchaften beſuchen, ſie zu tragen pflegen.

Madeleine riß im ſelben Augenblicke, wo ihre Hand ihn berührte, die Binde vom Auge. Sie erblaßte und ihr Arm ſank zurück.

Der Name Urban Grandier ging im Geflü-

ſter durch die Anweſenden. Er brachte ſehr verſchiedene Eindrücke hervor. Mit Gleichgültigkeit ward er von Keinem aufgenommen.

„Sie verzeihen, ſchönes Fräulein,“ hatte er leicht ſich verbeugend geſagt, „ich gehöre nicht in Ihr Spiel.“ Doch in demſelben Augenblicke wankte Madeleine, und wäre, von einem Schwindel ergriffen, hingeſunken, wenn nicht Duncan, der in der Nähe ſtand, ſie umfaßt, und in einen Stuhl geſetzt hätte.

„Verfluchtes Poſſenſpiel!“ rief der Schotte mit einem böſen Blick auf den Prieſter. „Das kommt davon, wenn man Einen zu ſehr erhitzt!“

„Ich will nicht hoffen, daß das Fräulein von Brou eine Ohnmacht —“

„Von Ihrem Hoffen iſt nicht die Rede,“ unterbrach ihn der Arzt. „Schaffen Sie lieber eine Biſambüchſe!“

Madeleine richtete ſich wieder auf: „O es wird nicht nöthig ſein, es iſt nichts.“

„Gewiß nur ein vorübergehender Schwindel,“ ſagte Urban mit einem Lächeln, das dem Schotten ſehr boshaft vorkam.

Die Biſambüchſen wurden aus allen Taſchen der Damen hervorgeſucht; Madeleine hätte für Lebenszeit an dem ſtärkenden Geruch genug gehabt, wenn ſie davon Gebrauch gemacht, was glücklicherweiſe nicht nöthig war. Sie ſtand wieder auf und lächelte den theilnehmenden Arzt und die Umſtehenden freundlich an.

„Das kommt davon,“ wiederholte Duncan, „wenn man Leute zum Spielen preßt, wie Matroſen zum Dienſt. Sie, mein Fräulein, haben doch noch einige Biſamriechbüchſen und Theilnahme davon; wäre mir aber das paſſirt, und beim Himmel, ich war nahe daran, ich hätte nur Spott und Gelächter gehabt.“

„Es iſt hier zu heiß zum Spielen,“ ſagte der fremde Gaſt, und entfernte ſich mit einer leichten Verneigung um die Wirthin zu begrüßen, die vor dem Andrang der Damen und Herren um die Ohnmächtige ſelbſt nicht zu ihr gekonnt. Vor Urban wich man zurück.

„Es thut mir ſehr leid,“ ſagte er, ſich vor der Wirthin verneigend, „daß ich unſchuldiger Weiſe Ihr heiteres Spiel ſtören mußte.“

Vergnügen der Zuschauer und erfordert einige Uebung, denn während man auch nur in Gedanken den eben herübergesprungenen Lachs notirt, blitzt schon wieder ein zweiter oder dritter pfeilschnell vorüber. Auch täuscht die Phantasie bei gespannter Erwartung. Man will wohl in einer Stunde eben so viel Lachse, als Minuten, zählen; und doch ist der Fang am Leerfoß nur die Aehrenlese eines weiter unten angebrachten, wo man im Dunkel der Nacht, mit Feuer, Netzen und Angeln, die mit den Landpraktiken unerfahrnen Thiere in ihr Verderben lockt. Ein Lachs ist übrigens auch in diesen Regionen kein wohlfeiler Artikel, und der Lachsfang, wie der am Leerfoß, ein anständiges Capital.

Einmal bei der Drontheimer Thierwelt, will ich einer andern Erscheinung nicht vergessen, die uns an demselben Abend bei der Rückkehr aus der Stadt befremdete. Das Geschlecht der Vögel, wenigstens der Gesangvögel, war schon lange für uns ausgestorben. Das Reich der Adler und der Fischreiher scheint ausschließlich in diesen kälteren Regionen zu regieren. Jeder kleine Vogel, den wir irgend am Wege im Laube gewahrten, kam mir längst wie ein verirrter

Die Marquise antwortete kurz: »Und mir thut es um Madeleine leid,« und entfernte sich, ohne ihm Rede zu stehen.

Das Spiel war unterbrochen, die laute Heiterkeit verschwunden, als hätte Urbans Gegenwart wie eines feindlichen Dämon störend darauf gewirkt. Die Anwesenden theilten sich in einzelne Gruppen. Aber man würde ihm Unrecht gethan haben, wenn man seine Person als unverträglich mit der geselligen Unterhaltung gescholten hätte. Der kleine Kreis, der sich um ihn sammelte, wurde durch sein belebendes, feines Gespräch auf das munterste unterhalten. Er saß neben der hübschen Frau von Survilliers, an die er mit aller Galanterie, die einem Geistlichen erlaubt ist, seine Reden richtete. Sie lachte, er lächelte. Ihr Gesicht belebte sich, während seines die Ruhe der Ueberlegenheit behielt. Nur dann und wann flogen seine Blicke umher, die Gesellschaft zu mustern, um die er sich bis da wenig gekümmert hatte. Frau von Survilliers erzählte dem liebenswürdigen Mann von den Vorfällen des Abends; auch er lachte jetzt.

„O Sie hätten den Schotten sehn sollen, wie er umher tappte! Es war um vom Stuhle zu fallen.“

„In den Schulen der Huguenotten lernt man freilich nicht Artigkeit,“ sagte der Priester, und sein Blick fiel auf den Arzt, der heran kam. Er hatte die letzten Worte gehört.

„Aber man lernt mancherlei sonst,“ entgegnete Duncan, der sich vor ihm hinstellte. „Zum Exempel wie man sich gegen Frauen beträgt, wenn man sie erschreckt hat. Nach meinem Katechismus läßt man sie nicht liegen und geht nicht fort.“

„O das ist zum todt lachen, wenn der Doctor von Galanterie reden will!“ lachte die Survillier auf, um ein ernstes Aneinanderkommen der Herren zu verhüten. In ihrer Befürchtung rief sie noch andere Umstehende heran: „Entscheiden Sie, meine Herren! Ein Priester und ein Huguenot zanken sich, wer am meisten von Galanterie versteht.“

Auch Urban war aus seiner nachlässigen Stellung aufgestanden. Ein leichtes Runzeln der Stirn

verrieth, daß ihm die Wendung des Gespräches unangenehm war. Er sprach mit Ernst:

„Ich hege so viel Achtung vor der Wissenschaft des erprüften Meisters, daß ich meine, ein Arzt kennt am besten die Natur des Weibes; ihm überlasse ich daher die Behandlung desselben mit vollem Vertrauen, ohne mich darum zu kümmern.“

Es lag etwas Schneidendes in dem Tone, doch ohne den schottischen Arzt zu beleidigen, gegen den Urban sich leicht verbeugte, der Frau von Survillier etwas Scherzhaftes oder Schmeichelhaftes zuflüsterte, und sich, den Andern den Rüken kehrend, nach einer andern Gruppe wendete.

Duncan sagte zum Criminallieutenant: „Dieser zum Exempel, Herr von Cerisy, ist auch besessen, und zwar von einem einzigen unversezten und unvermischten Teufel, den mein König Jacob pure — den Hochmuthsteufel nennen würde.“

Herr von Senanges zupfte ihn am Aermel: „Doctor! Er ist ein einflußreicher Priester und wir sind Protestanten in einem katholischen Lande.“

Der Präsident Barot stand mit einigen Be-

kannten im Winkel, anſcheinend in keiner guten Laune.

„Mich wundert, daß Mignon nicht kommt,“ ſagte Trinquant, nach der Uhr ſehend.

„Iſt nicht ſchon genug Kränkung für meine Familie bei dieſem ſchönen Friedensfeſte?“ entgegnete der Präſident. „Was ſoll noch Mignon ſich über die Taktloſigkeit ärgern, uns mit dem Böſewicht zuſammen zu laden.“

Trinquant zuckte die Achſeln: „Sie kennen die Marquiſe!“

„Wäre ich vorhin an meiner Nichte Stelle geweſen,“ ſagte Barot, „ich glaube, ich hätte ihm —“

Trinquant flüſterte ihm Stille zu, ja er trat ihm, da der Präſident in ſeinem Unmute noch nicht acht hatte, auf den Fuß. „Still, ſeyn Sie doch.“

Urban Grandier kam durch die offene Rebenthür grade auf die Sprechenden zu. Noch meinten ſie, es ſei ein Verſehen, und wollten durch eine halbe Rückenwendung ihm das unbemerkte Vorbeigehn erleichtern, aber Urban trat entſchie-

den auf Barot zu. Ihm folgte mit frohe: Miene die Wirthin:

„Herr Präsident!“ sprach er, „unser kleiner Wortwechsel neulich ist von Ihrer, wie von meiner Seite doch wohl vergessen. Sollte aber noch ein Funke Groll gelodert haben, so hoffe ich, er ist seit vorgestern erstickt. Aus Achtung für Ihre Person habe ich meine Mitbewerbung bei den Ursulinern aufgegeben. Ich wünsche Ihrem Herrn Neffen alles Glück.“

Ehe der Präsident sich dessen versah und ehe er antworten konnte, lag seine Hand in der des Pfarrers. Urban verneigte sich wieder und ging. Die Marquise nickte mit frohem Gesicht dem Präsidenten zu, und wollte an der Thür den Priester aufhalten:

„Wohin? Sie bleiben doch? Nun ist ja Alles in Frieden.“

„Vollkommen,“ entgegnete Urban.

„Bei einem frohen Abendmahl spülen die Herren den letzten Groll aus mit einem Glase schäumenden Weines.“

„Mich rufen dringende Geschäfte nach Hause.“

„Aber hier?“ Sie ſah noch zweifelhaft auf die Herren, die unbeweglich im Winkel ſtanden.

„Sind ſie abgethan.“ Mit einer tiefen Verbeugung gegen die ſchöne Frau entfernte ſich Urban.

„Ein eigenſinniger Menſch, ein Starrkopf, nicht wahr, dem aber Niemand grollen kann?“ ſagte die Marquiſe zu den Herren. „Nun, Herr Baron, keine Runzeln mehr auf Ihrer Stirn! Sie ſind verſöhnt, und lachen den Thoren aus. Man lebt nur ein Mal. Wer plagt ſich muthwillig mit Grillen die guten Tage!“

Der Präſident hatte die Hand der ſchönen Frau an ſeine Lippen gedrückt, und ſaß wieder nachdenklich im Stuhle. Trinquant neben ihm:

„Ein eigenſinniges Vergnügen, Leute an einander ſchmieden wollen, die nicht zu einander gehören! Ich möchte ſie immer auseinander treiben. Das iſt das beſte Friedenswerk, wenn es denn doch auf den leidigen Frieden hinaus ſoll. Aber es iſt eine Unwahrheit und gegen die Natur. Der Halm, die Staude, kaum daß ſie aus der Erde kommen, theilen ſich, jeder buhlt um ſei-

nen Antheil Luft und Sonne für ſich. Die Thiere laufen auseinander, und der Menſch etwa anders? Die Geſchichte des Menſchengeſchlechts iſt ein fortgeſetzter Krieg, Bruder gegen Bruder, ſelbſt Söhne gegen Väter. Erſt in den Partheien finden ſich die Getrennten wieder zuſammen. Das iſt die einzige, eigentliche, wahre Vereinigung; weil kein dummes Wohlgefallen, keine albernen Gefühlsregungen ſie aneinander binden, ſondern jeder weiß, was er will, und weil die andern daſſelbe wollen, ſo ſind ſie eins.«

»Es war zu arg,« ſprach der Advocat Menuau, ein unterſetzter Mann mit einem leidenſchaftlichen Ausdruck und lauernden Zügen. »Ich habe Sie bewundert, Präſident, wie Sie ſich zuſammen nahmen.«

»Mich!« fragte Barot aufſtarrend.

»Ich weiß, Sie thaten es nur aus Artigkeit gegen die Wirthin.«

»Er bat ja den Affront ab,« ſagte Barot.

»Abbitten!« lachte Menuau, und Tinquant b..ckte höhniſch den Präſidenten an.

»Das war ein Abbitten, wie ein Vater ſei-

nem Kinde eine Ohrfrige giebt, und ſagt: Ich bitte Dich, komm mir nicht wieder ſo.«

Mennau fuhr auf: »Ein Abbitten! Höll' und Teufel! Er ſah Sie ja an, wie der Biſchof ſeinen Thürſteher. Ein Ton, ein Blick — ich hätte dem Pfaffen ins Geſicht geſchlagen.«

»Ich ſah ihn nicht ſo genau an.«

»Ich aber ſah die Höllenfreude in ſeinen Augen, daß er einen Ehrenmann, dem er ſchon einen Schlag ins Geſicht gegeben, nun noch mit Füßen treten konnte. Wie ſein Mund grinſte, als er Sie überliſtet hatte, und Sie ihn gutmüthig um Vergebung baten!«

»Ich habe ihn nicht gebeten.« Der Präſident erhob ſich.

Mennau ſagte: »Sie reichten ihm die Hand, während er ſeine nur halb geöffnet hinhielt, als ſpräche er: Sieh, ich bin großmüthig. Noch iſt es Zeit. Schlag' ein, und es iſt möglich, daß ich vielleicht wieder gnädig werde. Glauben Sie mir, Präſident, ſo ſieht er es an. Und nächſten Sonntag verkündet er es wohl von der Kanzel, wenn er das Thema ableiert: Vergebet Euren Fein-

den und thuet wohl denen, die Euch Uebles thaten.«

Das Leiden, um zu Tisch zu gehen, kam dem Präsidenten diesmal sehr gelegen. Menuan und Trinquant folgten ihm langsam.

»Dieser Teufel!« grinste Menuan. »Wahrhaftig, ich glaube, wenn er sich herabgelassen hätte, mit dem — guten Manne nur eine Viertelstunde zu schwatzen, hätte er ihn herumgebracht. Es ist ein Elend, mit weibischen Seelen zu thun zu haben!«

»Desto besser sind sie zu behandeln,« entgegnete Trinquant. »Unser Teufel aber läßt sich nicht herab. Das ist seine einzige gute Eigenschaft, weil sie uns hilft. Unsere gedankenlose, schöne Wirtin scheint nicht einmal die Beleidigung gemerkt zu haben. Wie ein Prinz von Geblüt trat in die Gesellschaft zu treten, und nachdem er einige gnädige Worte mit dem und jenem gewechselt, wieder fortzugehen. Man müßte auch sie —«

»Darauf aufmerksam machen!« lachte Menuan. »Auf wie lange! Was zum einen Ohr hinein geht,

fährt zum andern hinaus. Nur keine Weiber in unſern Bund, oder er iſt geſprengt.«

»Und doch meine ich —«

»Daß ohne Weiber nichts gelingt,« entgegnete Menuan, »wenn man ſie zu brauchen weiß, aber nur als Werkzeuge.«

»Warum kommt Mignon noch nicht?«

»Das will ich Ihnen noch nicht verrathen,« lächelte Menuan ſchlau. »Auch unter Freunden ſind Ueberraſchungen erlaubt.«

»Er kommt aber doch?«

»Er kommt, aber erſt zum Nachtiſch, wenn der Wein die Gemüther erquickt hat.«

Das Tiſchgeſpräch war weniger belebt, als die Wirthin wünſchte. Auch war ihr nicht angenehm, daß die anweſenden Proteſtanten ihre Plätze neben einander ſuchten. Sie hatte mit unermüdlichem Eifer am ganzen Abend verſucht, dieſe Trennung zu hintertreiben. Jetzt ſchien in einem

Fremdling vor. Wie erstaunten wir daher, als wir in der Nachtdämmerung einen ganzen Chor von Luftsängern auf dem freien Marktplatze der schon still nächtlichen Stadt vernahmen. Sie schaukelten sich in zufriedener Sicherheit auf den Aesten, und nach der Vollstimmigkeit des Chors zu schließen, waren Aeste und Zweige des starken Eberäschenbaums dicht besetzt. Der Gesang nahm sich ganz anmuthig aus; doch ließen unsere Begleiter uns nicht lange rathen, zwischen Nachtigallen, Lerchen und Zeisigen, indem sie die Sänger der Nacht für Krammetsvögel erklärten. Das war wirklich etwas Nordisches, und wir zweifelten nicht, daß dieser Drosselgesang von den Runenkundigen der alten Tage wäre verstanden worden, und die Vertrautheit dieser scheuen Thiere mit den Menschen und dem Leben der Städte ließ sich noch heut beweisen, indem sie nicht einmal aufflatterten, als wir mit Deutschen und Französischen Kehlen in den Wipfel hineinschrien, sondern ruhig sich wiegend ihr Abendlied fortsetzten.

Von den Thieren zu den Menschen, die in Drontheim ungleich interessanter für den Fremden sind. Der gastfreundliche Charakter seiner

Augenblicke die Frucht ihrer angestrengten Bemühungen vereitelt. Sie war mißmüthig und ward es noch mehr, als man auf der andern Seite des Tisches sich zuflüsterte: Grandier sei wohl so früh der Gesellschaft wegen gegangen, die er hier gefunden, und Mignon komme deshalb gar nicht.

Doch trat der letztere, der kaum mehr erwartet wurde, zum Schluß der Tafel ein. Die Marquise schalt ihn und setzte doch freundlich hinzu: „Je später der Abend, um so schöner die Gäste.“

Aber der perlende Wein, der reichlich auf ihren Befehl floß, erheiterte nicht sein ernstes Gesicht. Er flüsterte mit seinen Nachbarn, und jeder sah ihm an, daß eine bedenkliche Sorge ihn drücke.

„Wenn wir nachher unter uns sind,“ sagte er über den Tisch auf einige Fragen der Wirthin, mit einem Seitenblicke nach dem Theil des Tisches, wo die Protestanten saßen. Eine Verstimmung trat sichtlich ein. War es Neugier der Wirthin, oder bemerkte sie auf der reformirten Seite Unzufriedenheit; sie gab das Zeichen zum Aufbruch.

Die Mehrzahl der Gäste entfernte sich schneller, als es sonst zu geschehen pflegte. Die Feste der Marquise galten für die lustigsten in der Stadt, und der Wein, der hier reichlicher sprudelte, als es heut französische Sitte ist, und selbst die reizenden Frauen belebte, hielt die Gäste gewöhnlich noch spät zusammen bei Gesang und Spiel. Auch von zarteren Abentheuern, welche die Dämmerung begünstigt, flüsterte man sich zu.

„Die Huguenotten brechen ja auf, als fürchteten sie eine neue Bartholomäusnacht," flüsterte Mennau dem Canonicus Mignon zu.

Mignon lächelte, und wies auf die Marquise, deren Hand Herr von Senanges feurig an die Lippen drückte: „Den wenigstens würde unsere Königin verschonen, wenn die Glocken stürmten."

Der Polizeilieutenant, der Bailli, der Criminallieutenant und andere Katholische mit ihren Frauen und Töchtern waren mit den Reformirten fortgegangen, vielleicht um den gehässigen Schein einer Partheitheilung zu vermeiden.

„Nun, was giebts?" fragte die Marquise,

nachdem sie die Abschiednehmenden schneller entlassen, als es ihre Art war.

„Nichts, gnädige Frau, was vor die Ohren dieser Ungläubigen und Spötter taugt,“ sagte Mignon. „Denn gute katholische Christen haben schon Mühe, sich von der Wirklichkeit dessen, was ich sah, zu überreden. Ich komme von den Ursulinerinnen.“

„Ah das! Spukt es noch immer? — Ich glaubte vorm neuen Beichtvater müsse der alte Platz machen. Wie aber — Sie sehen so blaß aus — ist etwa auch Ihnen der todte Du Fresne auf der Treppe begegnet?“

„Das sind Kindereien — ich halte es wenigstens dafür,“ sagte Mignon, dessen Blick sich mit dem seiner Cousine Madeleine begegnete. „Wie sollte ein frommer Geistlicher der rechtgläubigen Kirche durch des Allmächtigen Rathschluß verdammt sein, gleich einem Unseligen auf dieser Erde umher zu irren! Es war gewiß Trug der Sinne dabei. Die Kostgängerinnen, ja auch einige der Nonnen sind ja noch halbe Kinder, sie haben sich in ihrer aufgeregten Phantasie etwas eingeredet,

möglich auch, daß sie in kindlichem Muthwillen die Andern erschrecken wollten, obgleich man sich fragen darf: wer gab diesen unschuldigen Kindern den Gedanken ein? Auch da war es mittelbar der böse Geist, welcher der Urheber alles Uebels ist, somit auch von dem, dessen Eindruck noch jetzt meinen Geist verwirrt.“

Mignon sah sehr blaß aus. Zum Präsidenten gewandt, sagte er: „Ich wünschte, lieber Oheim, Sie hätten sich nicht für mich um die Stelle verwandt. Wie soll da meine schwache Kraft ausreichen, wenn nach diesem Anfange zu schließen, das Uebel wächst.“

„Bei der Gebenedeiten!“ sprach die Marquise, „was ist es eigentlich, wenn es nicht der todte Beichtvater ist?“

Mennau sagte: „Die Schwester Claudia ist wirklich besessen.“

Mignon athmete auf und legte seine weißen Hände auf die Brust: „Wer kann sagen, daß er es nicht ist, wer sagt voraus: über mich hat er keine Macht! Die uralte, ewige Kraft des Bösen ist es, die unergründliche dem schwachen Men-

schengeist, welche auf Wegen arbeitet, die unser Auge nicht entdeckt, durch die Luft zuckt, in der Flamme blizt, und noch athmen wir frei als Gottes Creatur, so vermeinen wir, und im nächsten Augenblick liegen wir gefesselt, ein erbarmungswürdiges Geschopf, ein Gefäß Gottes vorhin, und nun ein Trog, darin der Menschenfeind seinen Unrath warf. Einen Possenreißer auf dem Seile sehn zarte Gemüther schon mit Schrecken an, wenn er die Glieder verrenkt und auf dem Kopfe steht; welches innere Grauen aber überfällt uns, sehn wir eine edle Menschennatur, ja die schöne Form des Weibes in solchen widernatürlichen Verzückungen. Kaum noch ein Abbild Gottes, den Rosenhauch der Jugend und Unschuld auf ihren Lippen, Gebete murmelnd, die wie Blumendüfte gen Himmel kräuseln, und gleich darauf verzerrt sich der Mund, die Augen verrenken sich, man sieht nur das Weiße, die Haare stehn zu Berge, das Gesicht eine Fratze voll Wuth und Stumpfheit. Eine canibalische Lust durchschießt den Leib, die züchtige Jungfrau schleudert ihre Glieder, eine gräßliche,

heiſere Stimme krächzt Blasphemieen und eine andere brüllt Flüche, die unſern Sinn zerreißen.«

Er hielt erſchöpft inne.

»So tobt die unglückliche Schweſter Claudia?« fragte Barol.

»Es iſt ja noch eine Zweite angeſteckt,« ſagte Tonquant. »Wenn ich recht hörte, die Schweſter Clara.«

Mignon blickte bewegt auf und ſchöpfte Athem: »Ich ſollte eigentlich auch gegen Sie noch davon ſchweigen. Aber wir ſind ja wohl unter uns. Dringend bitte ich Sie inſonderheit nichts gegen den ſchottiſchen Arzt davon zu erwähnen. Was mich ſo mit Entſetzen erfüllt und mit unheimlicher Furcht durchſchauert, iſt die Wahrnehmung, daß Niemand in den Mauern des bedauernswürdigen Kloſters davon frei iſt; auch die reinſte, heiligſte, unſchuldigſte nicht. Wer könnte nur bei der lieblichen Angelica, bei der heitern Suſanna geheime Lüſte vermuthen, die den Böſen locken!«

»Jeſus Maria! die Alle ſind angeſteckt.«

»Wer ſagt das! Die düſtere Wolke, die über ihren Häuptern ſchwebt, hat ſich noch nicht

entladen, aber hier und da zuckt eine electrische Flamme auf sie nieder. Doch davon schweige ich, ich habe ja das ärgste gesehen.«

»Mein Gott, was!« rief die Marquise.

»Heut in der Dämmerstunde begab ich mich ins Zimmer der Priorin, mit ihr über den bedenklichen Zustand des Klosters zu conferiren. Das schöne, junge Mädchen saß an ihrem Tische, ihre beiden Hände umfaßten das kleine Crucifix; krampfhaft umklammerten es die Finger. Mich sah sie starr an und nickte mir nur zu. Ich setzte mich neben sie, und mußte allein das Wort führen. Sie hörte mich scheinbar aufmerksam an, aber die aufsteigende Röthe ihres Gesichtes deutete an, daß sie mit etwas kämpfte, etwa wie ich bei Kranken wahrgenommen, die einen Krampf, eine Regung der Natur niederdrücken wollen. »Sind Sie unwohl, würdigste Mutter?« fragte ich. »Ich komme zu einer günstigern Stunde wieder.« Sie schüttelte den Kopf: ««Fahren Sie nur fort, es wird vorübergehen,«« sagte sie mit einer ängstlichen, belegten Stimme, die mir völlig fremd war. Ich redete weiter, aber ich nahm wahr, daß es mit

aller Aufmerksamkeit vorüber war. Ihre Augen stierten leblos auf die Wand; sie spitzte ihre Lippen und riß den Mund wieder weit auf, und ihre schönen, weißen Zähne grinsten mich an. Plötzlich kam ein Ton aus diesen reinen Lippen, daß es mir durch Mark und Bein rieselte, die Zunge schnalzte, sie meckerte wie eine Ziege; und ehe ich es mich versah, war die züchtige Jungfrau mit einem Satz auf den Schemel, wo sie bis da gesessen, und mit einem zweiten auf dem Tische. Hier saß sie, wie wir die indischen Pagoden abgebildet sehen, und lachte ununterbrochen, so gräßlich, meine Herren und Damen, daß die Vorstellung allein mich eiskalt überläuft. „„Du Schurke!““ rief sie mir nach, als ich nach Hülfe eilte, „„mit Dir will ich schon fertig werden!““

„Entsetzlich!“ rief die Marquise, am ganzen Leibe zitternd und schmiegte sich an Madeleinen, die den Canonicus, ihren Vetter, unverwandten Blickes ansah.

„Ach, meine Freunde, als wir wiederkehrten, dieser Anblick! Das holdseligste Mädchen, dem der Himmel selbst in dem Unbewußten die Hoheit

verliehen, um ſchon in ihren Jahren die hohe Würde auszufüllen, tanzte, brüllte, ſchoß Purzelbäume im Zimmer. Mit unſerer vereinten Kraft war es kaum möglich, ſie auf ihr Bett zu bringen, und hier nun —«

»Vetter Mignon!« rief Madeleine. »Es iſt das Fräulein Jeanne Belſiel, von dem Du vor dieſen Anweſenden ſprichſt.«

»Das habe ich bedacht, Couſine. Aber und wär' es die geringſte Bauerdirne geweſen, ich hätte gethan, was meines Amtes war. Unvorbereitet, wie ich war, ſtellte ich den Exorcismus an, und wenigſtens gelang es mir, die wildeſte und gräßlichſte Wuth des Satans zu beſchwichtigen. Ihre Ausſagen waren verworren, noch konnten wir kein Bild ihres innern Zuſtandes faſſen. Nur ſo viel deuteten ihre abgebrochenen Antworten an, daß ſie erſt vor wenigen Stunden, urplötzlich, und nach einer der unſchuldigſten Handlungen von der Welt von der geheimnißvollen Macht ergriffen worden.«

»Was war das?«

»Sie hatte von einem Monatsroſenſtock drei Roſen abgepflückt. Die Dornen ritzten ſie, und

von dem Augenblicke an war in ihrem Blute eine Veränderung vorgegangen. Es kochte, siedete, stieg ihr zu Kopfe, und deutlich hörte sie ein fremdes Wesen in ihrem Leibe, eine fremde Stimme, die durch ihren Mund sprach.«

»Heiligste Mutter Gottes!« rief die Marquise. »So darf man keine Blume pflucken, ohne davor sicher zu sein, daß der böse Feind in uns fährt.«

»Niemand ist vor irgend etwas sicher!« entgegnete Mignon. »Wer ergründet das Unbegreifliche! Wenn wir nur athmen, mögen wir die Atome des Verderbens einsaugen, wenn wir lachen, schlüpft er durch unsere Mundwinkel. Irgend ein Pact ist von dem lauernden Zauberer in der Luft geschlossen, und wir erkennen es erst, wenn es zu spät ist.«

»Mein Gott, Cousin!« rief Medaleine, »und Sie verließen das unglückliche Mädchen in dem Zustande?«

»Glücklicherweise gelang es meinen Beschwörungen, wie ich schon sagte, die ärgste Wuth zu beschwichtigen. Sie schlief darauf ein, und als sie

Bewohner und die edle Bildung, welche hier vorzugsweise vor den übrigen Norwegischen Städten herrschen soll, werden, und nicht mit Unrecht, in den Reisebeschreibungen gerühmt. Der gebildete Fremde ist freilich eine seltene Erscheinung, der Wirth im Norden ist mehr als anderwärts über den Besuch erfreut, welcher einen Wechsel in die Einförmigkeit seines Lebens bringen kann; aber in der Art der Aufnahme des Gastes — und darin liegt doch eigentlich die Annehmlichkeit für den Reisenden — findet man wohl selten Aehnliches. Fern von aller Ostentation drückt sich darin nur das Wohlgefallen aus und das ächte Bestreben, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Eher zu viel Sorgfalt, zu viel Bemühung, den Fremden alles sehnen zu lassen, als irgend eine Miene, welche den Zwang der Sitte verriethe. Uns schien die ganze Stadt eine große freundliche Verbrüderung, wo der der Standesunterschied de facto aufgehört, ohne daß dabei beleidigende Principien zur Sprache gekommen wären. Zum Wohlwollen gesteigerte Gutmüthigkeit möchte man fast in Aller Gesichtern lesen; daneben Nordische Ruhe und Zufriedenheit mit ihrem Zustande, aber auch eine prak-

erwachte, wußte sie von allem mit ihr Vorgegangenen nur wie man sich eines wüsten Traums erinnert.«

»Nannte sie den Pakt, den Zauberer?« fragte Trinquant.

Mignon zuckte die Achseln: »Davon lassen Sie mich noch schweigen. Die Sache fordert die ernsteste, besonnenste Untersuchung, ehe man achtbare Namen compromittirt.«

Der Präsident Barot war aufgestanden und trat mit entschiedener Miene auf Mignon zu: »Und ich hoffe, Du wirst überhaupt davon schweigen. Sie ist Laubardemonts Nichte —« flüsterte er ihm zu — »Unbesonnener, was fängst Du an? Bei meinem ganzen Ernste sage ich Dir, das unterlasse! Davon, bei meinem Zorne, kein Wort mehr, Kind des Unglücks, wohin kann uns das stürzen!«

Zu den Andern gewandt, sagte der Präsident: »Ich hoffe, meine Freunde, was wir vom Canonicus vernahmen, ist nur die unglückliche Aufwallung einer gereizten Phantasie. Was ist natürlicher, als daß das junge Mädchen, plötzlich

aus den glänzendſten Verhältniſſen in die dumpfen Kloſtermauern verſetzt, ohne Leibesbewegung, vielleicht in einer ungeſunden, feuchten Schlafkammer, angeſteckt von den anderen kranken Nonnen, und dazu der Schreck von dem umgehenden Du Freſne, daß ſie Viſionen hatte! Es waren Krämpfe, die ſich bei einer vernünftigen Behandlung, wie ſie mein Neffe beobachtete, wieder legten. Wir ſchweigen Alle davon, nicht meine Freunde? Wer wollte unſer Kloſter, wer unſere Stadt in den Beruf bringen! Ein unverbrüchlich Geheimniß bis auf Weiteres. Nicht wahr, lieber Mignon, Du getrauſt Dich mit Zuziehung eines verſtändigen Arztes ſie dauernd wieder zur Beſinnung zu bringen, ſie ganz wieder herzuſtellen. Wenn der Staatsrath, ihr Oheim, uns beſucht, muß Alles vergeſſen ſein. Ich hoffe, ich erwarte es.“

Der Neffe begleitete den Oheim bis an die Thür. Hier hörte Menuau, der das Ohr an die Wand legte, von einem ernſthaften Zwiegeſpräch nur noch die Worte: „Das bedenke wohl, es handelt ſich um Deinen Erbtheil.“

„Ich bin ganz der Anſicht meines Oheims,“

sagte Mignon zu der zurückgebliebenen Gesellschaft. „Die Sache wird gewiß zu unser Aller Zufriedenheit, ohne gewaltsames Aufsehn sich lösen. Ich hätte auch kein Wort darüber verloren, wenn ich nicht meine Freunde hier, und Ihre Verlegenheit kennte.“

Auch er empfahl sich jetzt von der Wirthin. Zu Menuan und Trinquant, welche ihn mit besonderen Blicken anschauten, sagte er im Vorbeigehen: „Nun thut Ihr das Eure. Von einem Sturm fällt keine Eiche. Man muß auch die Würmer zu Hülfe rufen. Wenn sie gebohrt und gefressen haben, und der Baum ist noch nicht gefallen, so kommt der Sturm wohl wieder und vollendet das Werk.“

Die Marquise hatte nur ungern die letzten von der Gesellschaft entlassen. Wäre es nach ihr gegangen, so hätte sie dieselben bei sich behalten und die Nacht durch verplaudert. Mignons Er-

zählung hatte sie unangenehm aufgeregt. Die Oede und Stille in den noch kaum so belebten Zimmern, die verlöschenden Lichter und verglimmenden Kohlen in den Kaminen, die Schatten der Möbel, Alles wirkte eine bange Stimmung in ihr. Der Regen schlug gegen die Fenster und strömte von den Traufen. Sie trank ein Glas Wein, sich zu ermuthigen; umsonst. Die grauenvollen, heraufbeschwornen Bilder tanzten an den Wänden und kamen immer wieder. Sie fürchtete sich vor ihrem einsamen Lager und fürchtete doch auch die Einsamkeit in den leeren, großen Zimmern. Die Einsamkeit war für sie ein halbes Gespenst.

Sie rief die Dienerin ihr in die Bettkammer zu leuchten und hieß sie einen großen Ritterroman mitnehmen, in dem sie ihr bis zum Einschlafen vorlesen sollte. Aber als Frau von Coarigny die Thür zur Bettkammer öffnete, kam ihr ein Lichtstraht entgegen. Sie fuhr zurück. Dann winkte sie dem Kammermädchen stumm zurückzukehren und trat allein in das Gemach, dessen Thür sie rasch hinter sich zudrückte. Das Kammermädchen verzog etwas den Mund und kehrte lächelnd mit der

Kerze, und den Folianten im Arm wiegend, in ihre eigene Bettkammer zurück, wo sie den Roman auf den Boden warf, froh, wie es schien, der Arbeit überhoben zu sein, daraus Jemandem vorzulesen, der nicht hören, sondern schlafen wollte.

An dem Bette der Marquise stand ein Tisch; auf diesem Tische eine Kerze, daneben lag ein aufgeschlagenes Buch, in welchem Jemand, den Kopf im Ellenbogen gestützt, las. Dieser Jemand, eine große, kräftige Gestalt, saß, ein Bein über das andere, bequem im Lehnstuhl. Das Kerzenlicht spiegelte sich in Urbans glänzenden Augen, die er, aufgeschreckt durch das Geräusch, der Eintretenden zuwandte.

„Unerhört!“ rief die Marquise nach einem bangen Athemzuge. „Wer gab Ihnen die Erlaubniß?“

„Sie luden mich ein.“

„Zur Gesellschaft, mein Herr, nicht hierher.“

Er schlug lächelnd das Buch zu, und stand auf.

„Gut, daß Sie sich entfernen wollen. Glück auf den Weg nach Hause.“

„Sie werden mich doch nicht in den Gußtor

gen hinaus schicken?« sagte er, ihre Hand ergreifend. »Ich hatte Vieles mit meiner Freundin zu sprechen.«

»Vorhin schien es doch nicht!«

»In der Gesellschaft hatten wir nichts mit einander zu sprechen.«

»Wir nicht, nein, da nicht,« sagte sie schnell wieder in der Laune, in welcher wir sie kennen, und beschäftigte sich im Zimmer, als wäre nichts vorgefallen, und kein unerwarteter Gast, der sie stören könnte, gegenwärtig. »Sie hatten so viel mit der kleinen Survilliers zu sprechen, daß Sie auf Andere nicht füglich Acht geben konnten.«

Urban blickte sie lächelnd an: »Ist das Ihr Ernst, meine Freundin?«

»Nein,« sagte sie, ihn wieder forschend anblickend. »Darin traue ich Ihnen doch zu viel Geschmack und Verstand zu.«

»Darum rechnete ich auf Ihren Dank, nicht auf Ihren Tadel.«

»Das war Maske,« fiel sie ein. »Das erkannte ich wohl. Da mögen Sie recht haben, und davon kein Wort mehr. Aber ehe es zum

Dank kommt, mein sehr würdiger Herr, fordere ich Rechenschaft über Ihr anderes Benehmen. War das eine Art, so in meine Gesellschaft zu treten, so von oben herab auf meine Gäste zu schauen, so meine Freundlichkeit zu lohnen, und so davon zu gehen?«

Sie hatte sich neben ihn gesetzt. Urban schwieg.

»Halten Sie es nicht der Mühe werth, sich zu verantworten?«

»Ich wollte erst Ihre volle Klage anhören.«

»Unerhört!« fuhr sie fort. »War das auch Maske, wie Sie gegen meine Freundin sich benahmen?«

»Ach, Sie meinen das Fräulein von Brou.«

»Ja, ja, mein Herr! O, ich hätte Sie mögen — Sind Sie Franzos? Sie fiel in Ohnmacht, weil Ihr Anblick sie erschreckt, und Sie schritten vorüber, wie ein König in seinem Triumphwagen, dessen Rad eine Bettlerin überfuhr.«

»Ich bin kein König, Katharine, und sie ist keine Bettlerin.«

»Aber meine Freundin, Herr Pfarrer Urban,

und ein ſo edles Weſen, als in London kein zweites iſt —"

"Edel!" ſagte Urban in einem Tone, als könne es Zweifel, oder Frage ſein.

"Ja edel, überaus edel, Du übermüthiger, ſtolzer Mann! Die ſich nicht hingäbe einem Verführer, die auch einem Zauberer, wie Du, widerſtände! Der Gedanke allein würde ihre keuſche Seele beleidigen. Und dieſe, meine edle Freundin, würdiger, als daß wir mit unſern Lippen ihren reinen Namen beflecken, haſt Du heut beleidigt, in meinen vier Wänden; an dem zarten, ſchönen, lieben Weibe haſt Du aus niederer Rache gegen ihren Oheim Deinen Uebermuth ausgelaſſen. Dafür —"

"Willſt Du mich ſtrafen, Katharine? Strafe! Es giebt nichts Reizenderes, als den Zorn ſchöner Frauen. Schwinge eine Geiſſel in Deinem weißen Arm, ich will meinen Rücken entblößen. Kein Schmerzenslaut, kein Seufzer ſoll von meiner Lippe. Schwinge ſie unbarmherzig, bis die Riemen blutig werden; ich wollte immer ſehnſüchtig Lacheln in Deine zornglühenden Augen blicken.

Oder willst Du nur schmähen? Ich will vor Dir knieen, stumm gebückt, bis Dein Zorn sich ergossen hat. Nur gönne mir auf Deine Lippen zu sehen, auf die blitzenden, weißen Zähne. Oder gönnst Du mir das nicht, so will ich mich hinstrecken auf die Erde. Tritt mich mit Füßen. Aber die Laute Deiner Silberstimme höre ich doch. Du kannst, arme Katharine, keine noch so schmerzhafte Strafe ersinnen, die nicht zur Wollust für mich wird, wenn sie von Dir ausgeht.“

Sie schwang keine Geißel, sie ließ ihre Hände im Schooße ruhen, und warf nur abwechselnd Blicke auf ihn, zwischen Furcht und banger Lust.

„Wenn ich Dir den Mund schließen konnte, fürchtete ich mich gar nicht vor Dir. Sage, was es ist, Urban, das Dich so furchtbar macht? Wie die Schlange, von der die Seefahrer erzählen, daß die Vögel ihren Blick nicht ertragen. Bist Du ein Zauberer, daß wer Dich hassen muß, sich an Dich hängt?“

„Du mich hassen, Katharine?“ und er hielt seine Hand hin. Sie zauderte, und doch lag ihre unversehens in seiner, während sie sprach:

„Als ob ich nicht wüßte, daß Du — o pfui, Urban! das gestehen zu müssen! Du liebst noch wie viel andere! Und an den Trost muß unser Stolz sich wärmen, daß Du die andern nur eben so liebst und nicht mehr. Gleichgültig bin ich Dir, wie dem Kinde reicher Eltern eins seiner vielen Spielsachen; es spielt damit, wenn es ihm in die Hände geräth, und wirft es weg, wenn ihm ein anderes besser gefällt. Vertheidigen Sie sich, vertheidigen Sie sich, Herr Urban!“

Urban schwieg eine Weile: „Ich könnte ja auch anklagen.“

„Wer giebt Dir ein Recht?“ sprach sie leicht erröthend.

„Ich rechte mit Niemand, Katharine! Die Erde ist so reich und so schön an Blumen. Wer sagt zur Biene: genüge dich; du saugtest den Duft der Rose, was willst du am Jasmin? — Die Luft ist frei. Die Sonne bescheint Alle. Der Herr goß aus die Wonne über seine Welt, nicht daß wir die Augen zumachen, den Mund schließen —“

„So spricht der Verführer, nicht der Diener der Kirche.“

tische Bildung, die nicht ohne Belesenheit ist, und wie man sie selten so allgemein verbreitet in Städten von lebendigerm Verkehre vorfindet. Daß die Deutsche Literatur bis hier ihren Arm ausstreckt, erwähnten wir bereits; auch unsere Journalistik macht — in der Person der Zeitung für die elegante Welt — bis in diese Stadt einen Abstecher. Aber man würde mit Unrecht die Bildung der Drontheimer aus den Tagesblättern hervorgegangen nennen. Wie sie in diesen glücklichen Golf gedrungen, oder, besser, sich fortgeerbt hat aus den Erinnerungen des Alterthums, darüber historisch-psychologische Untersuchungen anzustellen, will ich anderen Reisenden überlassen; ein Factum, das diese anführen, mag indessen viel dazu beigetragen haben, nämlich: daß die früheren Dänischen Gouverneure ausgezeichnet gebildete Männer gewesen. Der gegenwärtige Norwegische steht im schönsten Einklang mit dem allgemein herschenden Sinn.

Drontheim ist eine Handelsstadt, aber der kaufmännische Geist waltet nicht vor dem vaterländischen ob. Es ist nicht überall so in Europa. Den Kaufleuten in Bergen und Christiania wirft man den mehr kosmopolitischen Sinn

„Die Kirche iſt die heilige, milde Mutter, die unerſchöpflichen Troſt, unermeßliche Gnade hat für die irrenden Kinder der Sünde. Wer nie ſündigte, wird des Troſtes nicht theilhaft. Nimm Dich in Acht, Katharine, vor den Huguenotten! Das kleine, kalte, matte Licht, das ihre ſtolze Vernunft unter dem Sternenhimmel anzündete, leuchtet nicht weit. Solch ein armer Calviniſt, wenn die Stürme durch die Nacht toben, die Wälder ſtöhnen, die Tannen auf den Bergen krachen! Er hält beide Hände vor ſein Lichtſtümpfchen; ſein Herz ſchlägt bang, er wagt nicht ſich davor nieder zu werfen, wie wir vor dem Bilde der gnadenreichen Mutter am Wege, im alten Baume. Das reißt kein Sturm um, das glänzt in Ewigkeit, ſo ſchlecht es der Maler pinſelte; das Auge leuchtet durch die Finſterniß und wärmt das Herz mit heiliger, ſüßer Gluth, auch wenn der Eiswind Deine Glieder erſtarrt hat.“

Die Aequinoctialſtürme tobten draußen mit neuer Gewalt, Regenſchauer peitſchten gegen die Fenſter, und die Traufen ſpeiten Waſſerfälle auf den Hof.

Aengstlich blickte die Marquise sich um: „Predige jetzt nicht, Urban.“

„Predige ich denn! Wenn ich es auf der Kanzel thäte, würden sie mir zuströmen? Ich hauche aus die heiligen Gefühle, von denen Gott und Natur mich durchschauert. Die allmächtige Liebe, den allmächtigen Zorn, die durch die Schöpfung weben. Die Calvinisten predigen, wir nicht; sie drechseln, kneten, sondern, und das abgeblaßte Bild des Ewigen auf ihren farblosen Lippen, in ihren tonlosen Worten, das heißen sie Gottes Wort. Hörtest Du keine Predigt vom Herrn von Senanges?“

„Thor!“

„Predigt er nicht, wenn er spricht, und wenn er auch nicht die Lippen öffnet, predigt nicht sein Auge? Buße, Entsagung? Du schönes, liebliches Weib, in deren hellem Auge der wolkenlose Himmel sich spiegelt, und Deine volle Brust schlägt der Lust entgegen, ohne Sünde und ohne Gedanken, was Sünde ist, was willst Du mit dem Puritaner?“

„Er iſt ein edler, ſittenreiner Jüngling, Herr Pfarrer Urban.“

„Ich gönnte ihm den Heiligenſchein, wenn die Calviniſten Heilige brauchten. Du, Katharine, wahre Dich vor ihm.“

„Eiferſüchtig, Herr Urban?“

„Auf ihn, Katharine! Eiferſüchtig bin ich auf die Unſchuld Deiner Natur. Du biſt die Blume, die ſich dem Sonnenſtrahl hingiebt, der ſie wärmt. Er könnte der finſtre Geiſt werden, der in Dir Gedanken weckte, die der Blume fremd ſind. Aus dumpfer Bruſt könnte er Dir zuflüſtern: Schließe Deinen Kelch, Blume, denn es iſt buhleriſche Luft, was die Sonne hinein gießt. Schlinge Deine welken Blätter um Deine volle Knospe, denn Dein Anblick verführt. Du kannſt ihn nicht bekehren, darum fürchte, daß er Dich bekehrt.“

Der Maraniſe wurde das Geſpräch läſtig: „Sind die Hugenotten dem großen Urban ſo furchtbar? Die armen, höflichen Leute, die jedem guten Katholiken aus dem Wege gehn, und tief den Hut abziehen. Mir iſt's immer, als denkt

Jeder, wenn er eine Kapuze sieht, an die Bartholomäusnacht.“

„Und wer bürgt dafür, daß die Nacht nicht wiederkehrt.“

Sie blickte ihn verwundert an.

„Der Himmel ist noch durstig,“ sprach er vor sich hin. „Die blutigen Atome fliegen durch die Luft. Was der trunkene Aberwitz braut, sieht kein Verständiger voraus. Der Blut leckte, verlangt noch mehr Blut; ich sehe noch viel Noth und viele Brandfackeln in dem künftigen Frankreich. — Wie wenn das Spiel sich umkehrte, wenn die düstern Bilderstürmer, die kalten, finstern Zeloten —“

„Was lieseſt Du da für ein Buch?“ unterbrach ihn die Marquise.

Auch Urban schien mit der Unterbrechung zufrieden. Er reichte es ihr lächelnd. Sie warf es ärgerlich fort:

„Lateinisch. Kam der ehrwürdige Pfarrer her, um ein Ritual zu lesen!“

„Wohl ist's ein Zauberbuch, Katharine. Ein mächtiger Beschwörer ist der Dichter. Johannes

Secundus nannte man ihn. Das sind Verse, die der glühende Hauch in die Luft warf, und es wurden Blumen. Er besingt das Schönste, womit die Natur den Sohn des Staubes beschenkte, den Vorgenuß der Himmelsseligkeit. Weißt Du, wie die Rosen entstanden? Ich will Dir sein Lied vorsagen.«

»Ich kann nicht lateinisch, mein Herr!«

Er recitirte in einer wohllautenden, französischen Uebersetzung das Lied des alten Dichters: »Und aus den Küssen wurden Rosen.« Er hatte, ihre Hand festhaltend, den Handschuh abgestreift und drückte feurige Rosen auf den weißen Arm der schönen Frau.

»Der Regen läßt nach,« sagte sie, sich abwendend. »Ihre Beichtkinder brauchen nicht für die Gesundheit ihres Seelsorgers zu fürchten, wenn Sie jetzt nach Haus gehn.«

»Mein Dichter singt noch viele schöne Lieder!«

»Die ich viel zu müde bin zu hören. Urban! —«

»Einen Dichter unterbrechen, ist grausam, im

vollen Strom der Begeisterung ihn vor die Thür werfen!«

»Urban!« rief sie aufstehend. »Kein Wort mehr. Ich bitte, ich beschwöre Sie. — Du hast viel Feinde — man hat Argusaugen auf Dich — auch auf mich —«

»Fürchtet Katharine von mir einen Verrath!«

»Nein, Du lieber, edler, wunderbarer Mann,« rief sie an seinem Halse. »Du würdest schweigen, unter Martern und Tod. Ich weiß, ich kenne Dich, und doch muß es enden. Mir zu Liebe, nicht wahr? Wir bleiben Freunde.«

»Ich will an Deinem Lager sitzen,« flüsterte er, »und süße, heilige Lieder singen, bis Du einschlummerst.«

»Das Gespräch hat mich schon eingeschläfert.«

»Dann, wenn der Mond Deine Schläfen küßt, schleiche ich mich sacht fort. Am Morgen, wenn Katharine erwacht, war es lieblicher Traum, der fort ist, wenn sie mit ihrer weißen Hand über die Wimpern streift.«

»Nein, Lieber, in der Nacht mußt Du fort.

Der Mond darf Dich nicht mehr auf der Straße ſehn.«

»Der Mond wird zaudern. Er iſt Liebenden hold.«

»Urban! Um der Gebenedeiten willen! Fort, böſer Mann! Ach, wäre Alles ein Traum geweſen, und ich erwachte — aber ich will nicht mehr träumen. Es iſt, es war mein feſter Entſchluß, bei der himmliſchen Mutter, Urban!«

»Laß unſre Arme verſchlungen zur Himmliſchen beten!«

»Ich rufe mein Kammermädchen. Sie ſoll Ihnen auf der Hintertreppe leuchten.«

Sie wollte ſich aus ſeinen Armen losmachen, und nach der Klingelſchnur greifen. Er folgte ihr, doch ehe ſie die Schnur ergriffen, hatte er die Kerze ausgelöſcht.

Das Kammermädchen ward durch kein Anziehen an der Klingel in dieſer Nacht geweckt.

In einer früheren Stunde, als die Marquise gewöhnlich Besuche annahm, stand Herr von Senanges am nächsten Morgen in ihrem Vorzimmer. Er ward gemeldet, und hörte ihre Stimme im Nebenzimmer: „Herr von Senanges! Nimmermehr!“

„Und warum erschreckt Sie mein Name?“ sprach der junge Edelmann, der schnell durch eine andere Thür trat. „Fliehen Sie nicht vor mir.“

Er faßte ihre Hand, die sie ihm entziehen wollte.

„Um aller Heiligen Willen! Was wollen Sie? Ich war für Niemand zu sprechen.“

„Und Sie müssen, Sie werden es für mich sein. Ich komme nicht um Unwichtiges.“

Sie warf einen ängstlichen, forschenden Blick in sein Auge. Frauen lesen schärfer in diesen Dingen als Männer. Sie entdeckte das nicht, was sie fürchtete, und den jungen Mann in einem Zustande von Aufgeregtheit, welcher ihre eigene nicht entdecken konnte. Ihre Brust athmete bang, ihr Auge blieb halb niedergeschlagen, und nur halbe Blicke von unter den Seidenwimpern beob-

achteten den Gast. Und doch, wer Beide aus der Ferne geſehen neben einander ſitzend, würde in ihr die vollkommene Ruhe einer Dame wahrgenommen haben, die einem leidenſchaftlichen Jünglinge zuhört, welcher in der Unruhe ſeines Herzens mit den Worten ringt, um etwas vorzubringen, was ihn drückt.

„Nach einem Jahre, ſagte ich, Herr von Senanges; und es ſind noch kaum zwölf Stunden vergangen.“

Senanges erröthete: „Ihr Wunſch iſt mir heilig. Das lange, lange Jahr ſoll zwiſchen mir und Ihnen ruhen wie ein Abgrund, über den nur die Blicke und Seufzer dringen. Und auch dann, wenn der letzte Tag vorüber, iſt mir dann mehr erlaubt als eine Frage? Kann mich eine Antwort nicht jählings in den Abgrund zurückwerfen, und dann auf ewig, ohne Hoffnung, ohne Ausſicht.“

„Mein Freund, Loudun iſt zu klein für Sie. Sie müßten nach Paris. Beſſer ins Ausland. Warum reiſen Sie nicht, warum nehmen Sie nicht Kriegsdienſte in Deutſchland?“

„Es giebt Krieg in dieſer Stadt. Darum, meine Freundin, kam ich.“

„Wie!“ lächelte ſie. „Rüſten die Huguenotten wieder? Steht ein neuer Coligny und Biron auf? Wollen Sie aus unſerer geſprengten Citadelle ein neues La Rochelle machen? Hüten Sie ſich. Sie haben es mit einem Richelieu zu thun!“

„Es iſt kein Scherz. Eine finſtre, gemeine, ruchloſe Verſchwörung iſt im Werke. Der Zufall wollte, weiß Gott gegen meinen Wunſch, daß ich in der Nacht die Reden der Verſchwörer belauſchte. Ich ſaß mit dem ſchottiſchen Arzt in einem Wirthshauſe; vielleicht achtete man auf uns nicht als Huguenotten. Auch ging ihre Wuth über alle Gränzen; man hätte Vieles von dem, was ſie ſprachen, auf der Straße hören können.“

„Was ſoll das mir? Zeigen Sie es dem Polizeilieutenant an.“

„Ich glaube auf dem richtigen Wege zu ſein,“ ſagte Senanges, den Blick zu Boden. „Das Complott betrifft eine Perſon, die davor bei Zeiten gewarnt werden muß. Ich rühme mich nicht des Glückes, ſie näher zu kennen. Sie iſt nicht von

vor; den Drontheimern den Stolz auf ihr Alterthum, ihre Gesinnung; sie hielten sich für die ächten Norweger. Bei Gelegenheit der streitigen Frage, welche von den drei Handelsstädten zur Hauptstadt ernannt werden müsse; soll sich diese stolze Ansicht besonders hervorgethan haben. Uebrigens hängen wohl alle drei Städte jetzt mit gleicher Liebe an der neuen Verfassung. Drontheim hat aus jenem Prozeß außer der Königskrönung nur die neu errichtete Bank errungen. Sein Handel beschränkt sich auf die Ausfuhr von Brettern und das Kupfer von Röraas, beide aber ein bedeutender Artikel; zumal da letzteres aus seiner Grube am Fuß des Kölen keinen anderen Weg zu Handelsplätzen findet, als über Drontheim. Der Handel ist sicher und beschäftigt eine gewisse Anzahl von Kaufleuten. Auch die Einfuhr fremder Artikel, meist von Hamburg her, hat ihren ziemlich regelmäßigen Gang, so daß hierin ebenfalls die eigentliche Spekulation — überhaupt dem Norwegischen Charakter fremd — wenig um sich greift. Der Handel mit Papieren hat in der Nähe des Nordpols keinen bedeutenden Markt — man meint, weil die Courierwege so schlimm sind, und wenn

meiner Kirche; sie ist sogar eine Feindin, eine Verächterin derselben. Das Complott betrifft den Canonicus an der heiligen Kreuzkirche, den Pfarrer Grandier.«

Die Marquise fuhr auf: »Urban! — Er hat Feinde,« setzte sie nach einer Weile hinzu. »Viel Feinde, was kümmert es uns! Er ist der Mann, sich ihrer zu erwehren.«

»Ich will es ihm wünschen,« sagte der Edelmann.

»Er gab nach wegen der Ursulinerinnen, und nun ist die Sache abgethan.«

»Wäre sie es!« sagte Senanges. »Wär' er mein Feind, ich könnte doch für ihn zittern, denn eine solche Feindschaft erweckt Theilnahme.«

Die Marquise horchte jetzt aufmerksamer und mit steigender Bewegung, was Senanges berichtete. In der dunkeln Hinterstube einer Schenke, wohin Duncan, der diese Vergnügungsorte des Volkes liebte, den jungen Edelmann geführt, hatten sie einige Leute aus den untersten Classen gefunden; doch schien ihnen, als ob Vornehmere als Rathgeber im Hintergrunde das Ganze leiteten.

Der Wein, der reichlich floß, und die Zunge loste, verrieth mehr, als in der Stube selbst gesprochen werden sollte, den draußen unwillkührlich Horchenden. Es galt eine der furchtbarsten Anklagen, die vor dem Official des Bischofs gegen Grandier vorgebracht werden sollte, und zwei gemeine Leute wurden instruirt, wie sie sich zu benehmen, welche Zeugen sie aufzurufen hätten. Der genaue Inhalt dieser Anklage gehörte nicht vor die Ohren einer Dame. Es genügte eine Andeutung des Inhalts, um die Marquise schaudern zu machen.

„Furchtbar, entsetzlich!“ fuhr sie auf. „Solche Schurken müßte die Polizei ergreifen! O, Herr von Beauvoges, eilen Sie zum Bailli, zum Polizeilieutenant!“

„Das wäre nicht der Weg,“ entgegnete der junge Heelmann. „Die Klage selbst wird ihren Weg dahin richten. Für die betreffende Person käme es nur darauf an, vorher unterrichtet zu sein, was ihr droht —“

„O so eilen Sie zu —“ sie stockte. Ihre Blicke trafen sich; die Marquise schwieg und senkte die Augen.

Herr von Senanges war aufgeſtanden und rückte den Stuhl fort: „Ich glaubte, gnädige Frau, meiner Pflicht genügt zu haben, wenn ich — doch noch etwas. Dem Pfarrer Grandier droht nicht allein die ſchmähliche Anklage. Die Verſchworenen ſind unter ſich nicht einig. Der geſetzliche Weg dünkt Einigen zu langſam. Wenn die Thätigkeit dieſer grimmigen Menſchen in der Ausführung ihrer Wuth in der Vorbereitung entſpricht, ſo wird ſie furchtbar. Sie, gnädige Frau, ſind — bekannt mit Grandier. Ich überlaſſe es Ihrer Klugheit, ihn zu benachrichtigen, zu warnen.“

Frau von Chavigny kämpfte einen ſchweren, innern Kampf: „Was iſt Ihre Meinung?“

„Uneinigkeit der Feinde, eine Wuth, die ſich ſelbſt nicht halten kann, iſt die beſte Waffe für einen Angegriffenen, der ſie zu handhaben weiß.“

„Die Bettelmönche und die Laienprieſter lagen ſich von je an in den Haaren,“ ſagte die Marquiſe. „Das macht Partheien in einer kleinen Stadt. Unſre Sache iſt es nicht, Herr von Senanges.“

Der Edelmann blickte ſie ernſt an: »Und das iſt nicht die Stimme Ihres Herzens.«

»Sie ſind Proteſtant. Sie ſollten ſich freuen. Was kümmert Sie Urban?«

Er ſchwieg eine Weile. »Was dieſer Prieſter mich angeht, darüber ſchweige ich in Ihrer Gegenwart. Der Gedanke, der ſich zu den Lippen drängte, wäre ſchon ein Frevel. Nein, wo ſo unmäßiger Ingrimm einen Mann verfolgt, den die gemeine Geſinnung ſo furchtbar und unabläſſig angreift, der muß kein gewöhnlicher Menſch ſein. Meine edle Freundin, ja ich bekenne es, der Anblick dieſes Mannes flößt mir ein unbegreifliches Gefühl ein, eine unſägliche Wehmuth erfaßt mich, wenn ich ihn anſehe! Es iſt nicht Liebe, es iſt nicht Haß. Er ſchreitet unter uns wie ein Weſen höherer Art. Die Gewöhnlichen nennen es unerträglichen Hochmuth. Mir iſt er anders, als trüge er in ſich den ganzen Stolz des Schmerzes, der eine Welt niederdrückt. Ihn erhebt dies Gefühl. Als lohne es nicht, dem Unvermeidlichen zu widerſtreben, ſchreitet er umher. Seine glühenden Augen mit dem Himmelslicht koſend, wirft er nur

gelegentliche, gleichgültige Blicke auf die Dinge und Menschen, als wie uns bedauernd, daß wir uns so unnütze Mühe geben und ringen um was nicht zu erreichen ist. So predigt er; diese Gluth der Inbrunst, die aus seiner Brust sich löst und zu Zauberworten wird, ist verführerische Musik. Sie betäubt, entzückt, aber sie tröstet nicht. So seine Unterhaltung. Er bezaubert, aber er ist nicht bei uns. Während er gefällig in unsere Gedanken einzugehen scheint, fliegen seine weit abwärts. Wir sind ihm gleichgültige Wesen, mit denen er spielt; aber er ist so freundlich, angenehm mit uns zu spielen, damit wir glauben könnten, wir ständen ihm gleich, und er ist unser Despot.«

Die Marquise seufzte auf.

Senanges fuhr fort: »Mein Großvater Gaston blutete, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, in jener gräßlichen Hochzeitsnacht für seinen Glauben. Ich habe ihn nicht gesehen, aber in unserer Familie lebte seine Erinnerung. Man hat ihn mir deutlich beschrieben. Er war ein Mann, der die Welt und ihr Urtheil verachtend unter seinen Feinden mit einer königlichen Stirn umher schritt. Wo

die Mönche das Volk anhetzten, wo die Liguisten ihre Dolche wetzten, trat er kaltblütig unter sie; er fachte ihre Wuth durch kalten Hohn nur noch mehr an. Vergebens warnten ihn Freunde und Verwandte. Unsere Geistliche beschworen ihn: das sei Versuchung Gottes, nicht Gottvertrauen. Er achtete ihre Reden nicht; er hörte auf Niemandes Rath. Weil es ihm so oft geglückt, den Stricken der Feinde zu entgehen, weil er aus allen Gefechten unverwundet entkommen war, hielt er sich für auserwählt von Gott. Man hatte auf unserm Schlosse dunkle Winke von dem, was in Paris gebraut wurde, Weib, Kinder, Bruder beschworen ihn. Sie umfaßten seine Knie noch im Hofe. Sein Pferd scheute, sagen die alten Leute. Es ward stätisch auf der Brücke und drehte mit ihm. Das ist Gottes Stimme, Gaston! riefen sie ihm zu. Es ist des Teufels Lockung! sprach er, und setzte die Sporen dem Pferde in die Weichen. Seine Familie sah der stolze Mann nicht wieder. Auch da noch in Paris warnte ihn ein reformirtes Weib, seine Wirthin: Gehet nicht aufs Schloß, Ritter Gaston, ich weiß, es ist Euer Aller Tod.

Er lächelte mit dem ſtolzen Blicke, der ihm eigen: Gute Frau, mir wie Dir geſchieht nichts, als was Gott über uns verhängt. „„Muß ich ſterben, ſo ſterbe ich zur ſelben Stunde unter Deinem niedrigen Dache, in meinem Bette ohne Urſach, oder an den Stufen des Louvre, von den Händen von Meuchelmördern. Aber der Herr ſchirmt ſeine Erwählten.““ Das war nicht der reine Glaube, den unſere Geiſtlichen billigen. Gaſton ſtarb im Louvre. Er ſtarb entſetzlich. Ein Schuß traf ihn in der Schulter auf der Treppe; er ſtürzte, man ſchleifte ihn hinunter, man zerriß ihn, langſam, furchtbar, mit kaltem Hohn. Sein Bild hangt in unſerm Schloſſe. Es iſt ſeltſam, meine Freundin, ſo oft ich Urban Grandier ſehe, muß ich an Gaſton denken. Das ſind ſeine dunklen, großen, vorſpringenden Augen.“

Die Marquiſe war haſtig aufgeſprungen. Sie trat ans Fenſter, ſie eilte nach der Thür und riß an der Klingel: „Muß ich denn nur Schreckliches hören, heut wie geſtern! Was die Sinne verwirrt! Urban, ich laſſe ihn rufen — Thorheit! Thorheit! — Nicht wahr, Herr von Senanges?

Was konnen ſie ihm anhaben? Er iſt ein guter Katholik.«

»Ich wußte, daß er Ihnen werth iſt —«

»Sie wiſſen —«

»Nichts weiß ich,« rief der junge Edelmann, ſie raſch unterbrechend, indem er ihre Hand erfaßte, »nichts, als was Ihr Auge mir ſagt, herrliche Katharine. Auch ich verachte die Zungen der Welt, wie Urban, wenn dieſe hellen Sterne mir ſagen: die Welt lügt! Sie lügt, ich will's vertreten vor jedem Läſterer. Ich fordere die Welt nicht heraus, Katharine, gleich dem ſtolzen Prieſter. Aber die ſüße, heilige Ueberzeugung erfüllt mich, Katharine von Chavigny iſt —«

»Mich dünkt, Jemand kommt —«

»Vor aller Welt will ich es ausforechen —«

»Um aller Heiligen willen ſchweige!«

»Deine Heiligen wachen über Dich, ſchöne Frau, denn der Geiſt Deiner Unſchuld, Du ſelbſt, bewachſt und hüteſt Dich. Knie vor dem Zauberer wie die Andern, bete ihn an. Ich bin nicht eiferſüchtig, ich freue mich aus voller Seele, daß

die Erwählte meines Herzens für das Höchste und Heiligste schwärmt, wenn auch das Bild dafür —«

Sie hatte sich von ihm losgemacht und die Thür rasch aufgerissen, durch die Urban Grandier eintrat. Sie hatte auch schärfer gehört, als der Jüngling. Der Priester musterte mit ruhigem Blick, was hier vorgegangen, aber die Todtenblässe auf Katharinens Gesicht, die Ohnmacht, mit der sie kämpfte, sah er nicht; denn sie hatte seine Hand gefaßt und drückte, in gebeugter Stellung, ihre Lippen darauf, um eben das zu verbergen, was Niemand sehen durfte. Aber Urban fühlte es am Zittern ihrer Hand, an ihren brennenden Lippen. Er legte leicht segnend seine Rechte auf ihren Scheitel.

Ein eigenes Lächeln schwebte um seine Lippen, als er im Armstuhl sitzend, ohne sie zu unterbrechen, das anhörte, was ihm die Marquise im Wechselgespräch mit dem jungen Herrn von Senanges mitgetheilt.

»Ich bin Ihnen verbunden, Herr von Senanges,« sagte er mit einer gefälligen Verneigung. »Man ist von allen Seiten sehr gütig gegen mich.

Ich war aber ſchon davon unterrichtet und eben auf einem Gange in dieſer Angelegenheit begriffen. Indeſſen konnte ich es nicht unterlaſſen, im Vorbeigehen vorher bei unſrer gemeinſchaftlichen Freundin anzuſprechen, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Ich mußte geſtern ſo früh das ſchöne Feſt verlaſſen. Ich hoffe es ging ſo heiter aus, als es begonnen. Gewiß war der Schottiſche Sonderling auch beim Abendtiſch die Seele der Verſammlung. Ich höre ihn nicht ungern an. Es giebt Menſchen, denen man Alles verzeiht.“

„Sind Sie ein Menſch, Urban, oder —“ Die Marquiſe war aufgeſprungen.

„Mich dünkt, es iſt eine ernſthafte Anklage,“ ſagte der Edelmann.

„Man will Sie ja vernichten, Urban.“

„Das will man. Das hat man längſt gewollt, meine Freunde. Ich bin hier Vielen im Wege. Verlangen Sie, daß ich dem Wunſche meiner Feinde begegnen, und ihnen den Platz räumen ſoll? Oder daß ich vor der Wucht ihrer Anklage erſchrecken, und vor ihrer ſchäumenden

auch ein Banquier zweckdienliche Estafetten zur gehörigen Zeit besorgte, man ihm doch nicht glauben würde. Dennoch steigen die Norwegischen Staats-Papiere. Aber eben diese Entfernung und die Ruhe und Sicherheit im Handel mag dazu beitragen, das einer kaufmännischen Stadt anhaftende Unangenehme zu entfernen. Auch die reicheren Häuser in den Norwegischen Städten entfernen sich nicht zu sehr von einer patriarchalischen Einfachheit.

Wir waren fast ohne Empfehlung hergekommen, denn meinen Creditbrief gab ich erst so spät ab, daß mir die Empfehlung an das Handelshaus keinen Nutzen mehr für den Aufenthalt gewähren konnte, und dennoch waren die Reisenden schon nach einem halben Tage so bekannt, daß man nicht mehr Gesellschaft für die kurze Zeit wünschen durfte. Wer nicht irgend wie in das öffentliche Leben tritt, hat das Recht, von Kritikern und Reisebeschreibern nicht bei Namen genannt zu werden. Die Publicität ist bei uns jetzt so etwas Eigenes geworden, daß — umgekehrt von den landwirthschaftlichen Verhältnissen — die Gränzhecken des Privatbodens wegfallen und eine allgemeine Weidegerechtigkeit für

Muth erblassen soll? Mehr verlangen sie selbst nicht.“

„Mich dünkt, sie wollen mehr,“ sagte Herr von Senanges.

„Ich kenne sie Alle,“ sprach Urban, der nun auch aufstand, und mit würdiger Haltung einige Schritte auf- und abging. „Ich weiß mehr als Sie von der niederträchtigen Anklage. Ich habe ihr Entstehen, ihren Fortgang verfolgt, und wundre mich nicht, daß sie jetzt so plötzlich, unerwartet vorbricht. Mir ist sie das Zeichen ihrer eignen Ohnmacht. Meine größeren Feinde verzweifeln, die Barots, Trinquants! Auch sie sind nur die Werkzeuge von andern. Es sind meine eignen Amtsbrüder, die Collegen meines Stiftes, die Domherren vom heiligen Kreuze, denen ich unbequem bin. Die Gemeinheit ihrer eigenen Gesinnungen suchen sie in mir, der ihren Anmaßungen unerschütterlichen Widerstand leistet. Ihre treuen Verbündeten sind die Bettelmönche, die ich um ihren schwatzhaften Ruf gebracht; dessen rühme ich mich. Ich habe den Deckmantel gelüftet, unter dem sie unverschämt mit dem Vertrauen der Bür-

ger Handel trieben. Sie sind vom Markt gejagt durch mich. Wohlan, laß sie in den Winkeln und Buden mit ihren großen Verbündeten gegen mich Verschwörungen anzetteln. Sie bearbeiten die Bürger von den Kellern bis unter den Dächern. Soll ich davor erschrecken? Soll ich nur widersprechen? Ich vergäbe mir selbst.«

»Herr Canonicus, Sie kennen nicht die Stimmung, die Ihre Feinde schon unter den Bürgern erregt haben.«

»Ich kenne sie. Ich bin ein Fremder in dieser Provinz. Ein Fremder, der zwei große Pfründen in einer Stadt erlangte, wo so viele Bürgersöhne danach den Hals umsonst ausstrecken. Das ist freilich ein Frevel, der mir nicht vergeben werden darf. Darum — es ist unnöthig darüber noch ein Wort verlieren, wenn man das Gesindel ins Auge faßt, das sie auf mich loslassen. Charbonneau heißt der eine, Bougreau der andere, den sie mietheten. Der eine ein zwei Mal bankerotter Krämer, der andere soll auf der Galeere gedient haben. Diese saubern Menschen müßten mit der Weisheit des Allmächtigen begabt sein, sie müß-

ten mich wie Wächter einen Gefangenen durch Tag und Nacht begleitet haben, wenn sie das vernünftigerweise wissen konnten, was sie befohlenerweise aussagen sollen. Ich hätte keine Religion, ich betete nie mein Brevier, ich studirte Nachts in ketzerischen Zauberbüchern, ich — Genug! Wie, meine Freundin, darüber sollte ich erschrecken! Sollte ich nicht lieber, wenn die Sache nicht so abscheulich wäre, mich freuen, ja lachen, daß die Ohnmacht meiner Gegner so ersichtlich ist! Ich bin ein Mensch wie andre, ein Sünder vor dem Herrn! Wie, hätte ich keine wirklichen Fehler, die sie ausspüren, ins Schwarze malen könnten! Nein, davon stehen sie ab, und ihre unfruchtbare Phantasie heckt das albernste, dümmste Mährchen aus, so in die Augen springenden Unsinn, daß ein Kind —"

Er ging unmuthig auf und ab, indem er plötzlich inne hielt. Sein Unmuth und sein Schweigen mochte einen andern Grund haben, den er nicht aussprechen durfte. Wer sich vertheidigt, erkennt den, vor dem er sich vertheidigt, als Richter an. Urban Grandier stand hier vor einem

falschen Gerichte. Eine leichte Röthe überflog seine Stirn, dann zuckte ein stolzes Lächeln um seinen Mund:

„Zürnen Sie mir nicht, meine Freundin,“ sprach er, „daß dergleichen Albernheiten mich nur einen Augenblick die Pflicht der Artigkeit vergessen ließen, die die unangenehmen Geschäftsgespräche aus der Gegenwart der Frauen verbannt. Haben Sie schon gehört, die Geister bei den Ursulinerinnen sind plötzlich vor Mignons Beschwörungen gewichen. Das wird ihm ein großer Ruhm sein. Meinen Sie nicht auch?“

Herr von Senanges griff nach seinem Hut, um zu gehen. Urban grüßte ihn mit kalter Höflichkeit. Zwei Schritte schon entfernt, näherte sich der junge Mann noch einmal dem Priester:

„Hochwürdiger Herr, auf die Gefahr zudringlich von Ihnen gescholten zu werden, erlaube ich mir noch eine Warnung. Ihnen droht noch eine andere Gefahr. Ein Mann, den ich in der Dunkelheit nicht deutlich erkannte, hatte sich während der Verhandlungen mit den anderen überworfen; er schalt sie saumselige, feige Zauderer, die ihn

mit einem Papierwisch hingehalten. Er nannte Sie einen —« dies flüsterte der Edelmann dem Pfarrer zu. — »Er schrie im allgemeinen Getöse, er wolle Sie in Ihrer eigenen Wohnung aufsuchen, und, sei es in der Kirche selbst, Sie von der Stufe des Altars herunter reißen. Mein Herr, der Mann zitterte vor Wuth, und wenn es der ungestüme Duthibaut ist, so ist er der Mann, sein Wort zu halten.«

Die Zornesader auf Urbans Stirn schwoll zum ersten Male und sein Auge funkelte: »Sieh, Duthibaut!«

»Um Maria Josef! Der Mann ist's fähig!« rief die Marquise »Gehn Sie nicht allein aus, Urban! Lassen Sie Ihr Haus bewachen.«

Die Ruhe war im nächsten Augenblick auf der Stirn des Pfarrers zurückgekehrt. Nur um seinen Mund schwebte noch ein böses Lächeln:

»Die Kirche ist Gottes Haus, meines steht Jedem offen und die Straße gehört der Obrigkeit. Meinen Sie, daß Duthibaut Lust hat mich zu einem Märtyrer zu machen. Wie, oder Duthibaut, der verrufene Zänker in einer Waage, und

ich in der andern, meinen Sie, daß unsere Gerichte blind sind? Ein solcher Gegner macht eine Sache gewonnen.«

»Vorsicht! Um der Gebenedeiten willen Vorsicht, Urban. Vor dem Manne schützt Sie nicht Ihr Kleid —«

»Dies Kleid ist nicht meins,« sprach er mit Würde. »Es ist das Kleid der Kirche. Wer es verletzt, den straft das Gesetz der Kirche und des Staates. Es ist unbefleckbar. Selbst wenn ein Ketzer es anlegte und seine unheiligen Handlungen damit verrichtete, bliebe es rein wie vordem. Sein Sie unbesorgt, gnädige Frau.«

Er ging, aber wandte sich noch ein Mal zu dem Edelmann um.

»Mein Herr, ich ehre Ihre freundliche Gesinnung; ich achte den Menschen, in welchem Kleide er geht. Sie hörten vorhin aus meinem Munde harte Aeußerungen gegen andere Geistliche dieser Stadt. Daß ich sie vor Ihnen aussprach, sei Ihnen ein Zeugniß meines Vertrauens, wie Sie mir einen Beweis von Ihrem gaben. Der Mensch kann irren, der Diener der Kirche nicht; die Per-

ſon kann befleckt werden, der geweihte Prieſter bleibt rein vor Gott wie vor den Augen der Menſchen. Dem Gläubigen iſt das kein Geheimniß; vor dem Verirrten von dem wahren Wege war dies auszuſprechen, zu meiner Rechtfertigung, zu ſeiner Belehrung, meine Pflicht.«

Die Anklage gegen Grandier beſchäftigte die ganze Stadt. Ihr Inhalt entſprach dem Charakter ihrer Angeber, zweier Perſonen aus den verworfenſten Claſſen des Pöbels. Sie bezüchtigte den Geiſtlichen außer jenen vagen, unmöglich zu beweiſenden Behauptungen hinſichts ſeiner Rechtgläubigkeit auch ſolcher gemeinen, empörenden Handlungen, die kein vernünftiger Mann für möglich hielt. Sie war, dem Augenſchein nach, nur auf das von den Mönchen bereits gegen ihn aufgehetzte Volk berechnet. Die Vornehmeren unter ſeinen Feinden hielten ſich deshalb ſtill im Hintergrunde.

Der Polizeilieutenant Chauvet und der Oberpfarrer Gilles Robert waren vom Fiscal des Bischofs von Poitiers commissarisch mit der Untersuchung beauftragt. Urban erschien vor ihnen, und vertheidigte sich mit einer Ruhe, die man von ihm nicht erwartete. In allen Prozessen, die er bisher geführt, war er mit großer Heftigkeit aufgetreten, und hatte sein Recht mit Ungestüm, ja beleidigendem Hohne durchgesetzt. Seine Freunde fürchteten es, seine Feinde hofften es auch hier. Er begnügte sich, die Thatsachen abzustreiten, und ließ im Uebrigen seine erwählten Vertheidiger sprechen.

Der Polizeilieutenant sagte nach einem Verhöre zu ihm, als der ihm weniger günstige Oberpfarrer gegangen war: „Ich bewundere Ihre Kaltblütigkeit, und zweifle doch, daß Sie Ihren Zweck erreichen.“

„Was soll die Anklage anders,“ entgegnete Urban, „als den Pöbel gegen mich in Wuth bringen! Kann nur ein Verständiger ohne bitteres Lächeln die Punkte nachsprechen, die man gegen mich vorbringt. Man häufte so Abscheuliches,

Furchtbares, Ekelhaftes, daß es die Sinne der großen Masse berauschen muß, die feinerer Eindrücke unfähig ist, und geschickter ausgesponnenen Planen nicht folgen kann. Man wünscht und erwartet nichts anderes, als daß ich, in gerechtem Zorn, die Besonnenheit verlieren soll. Man hofft vielleicht, ich werde von den Kanzeln gegen sie predigen, daß sie mich dann zerreißen. Ich will will meinen Feinden diesen Triumph nicht gewähren.«

»Ihre Gegner kennen Sie; dem Pöbel imponiren Sie nicht durch Ruhe und Schweigen. Er hört auf den, der am lautesten schreit.«

Urban richtete sich mit einem seiner stolzen Blicke auf, der bedeuten konnte: ich rechne Dich für nicht sehr entfernt von dem Haufen, von dem ich spreche: »Lassen wir das,« sagte er. »Ich fürchte nicht das Volk.«

»Ich fürchte,« sagte nach einigem Schweigen der Beamte, »Ihre Furchtlosigkeit. Sie spielen mit dem Zorne Ihrer Feinde. Sei es; ich traue Ihnen zu, daß Sie deren Kräfte kennen. Aber

ist es nicht schon ein großes Unglück für Sie, daß unser Bischof gegen Sie gewonnen ist?«

»Weil ich einen Ehedispens ertheilte, der nothwendig, dringend war, ohne ihn zu befragen.«

»Gleichviel, er ist gegen Sie gewonnen.«

»Ich handelte als Priester, als Geweihter Gottes, was ich vor dem, dem heiligen Vater und dem ganzen Concilium verantworten kann.«

»Die man nicht darum befragen wird,« entgegnete Herr von Chauvet. »Es handelt sich darum, daß Sie in ihrem Oberen einen heimlichen Feind haben.«

»Ich möchte ihn nicht zum Freunde haben, den kleinlichen Hypochonder. Wäre er mir nicht zu gering, ich hätte längst bei unserm Erzbischof in Bordeaux solche Dinge gegen ihn vorbringen können, daß Herrn de la Roche auf seinem Bischofstuhle übel geworden wäre.«

»Auf der Bank der Angeklagten werden Sie zum Ankläger. Nur Louis Chauvet hörte es, nicht der Polizeilieutenant. O mein Herr, ich verletze auch darin meine Pflicht, daß ich Sie warne —«

»Sie sind Obrigkeit, Richter! Halten Sie

die Schriftsteller mehr und mehr erwächst; man weiß nicht mehr, wo die Publicität gefürchtet und wo sie noch gewünscht wird. In Norwegen ist dies anders; die Deutsche Presse kann in Drontheim keinen Schaden verursachen, und unsere Gastfreunde dort werden es nicht verargen, wenn wir in das Grau der Haidesteppen unserer Tagesfahrten durch ihre freundliche Namen einige Farbe bringen. Flüchtig an einen Lieutenant Flohr adressirt, hielt dieser es sogleich für Pflicht, nachdem er die Reisenden in einige Häuser geführt, uns weiter an einen Kaufmann Flor, seinen Namensverwandten, zu adressiren. Die Sitte der Stadt bringt es mit sich, daß jeder Fremde jeden anständigen Eigenthümer besucht. Ein offener Händedruck empfängt ihn, und die Wirthin bringt einige Gläschen Liqueur, Zucker und Gebackenes, von denen er wenigstens, will er nicht beleidigen, eines der Ersteren auf die Gesundheit der Wirthe leeren muß. Die Höflichkeit wird dann fordern, daß der Wirth den Gast selbst zu seinem Nachbar geleite, wo ihm derselbe Prozeß bevorsteht, was einem nicht nordländischen Körper auf die Dauer etwas lästig wird. Sonst herrscht nichts von Ceremonie und jeder

mich für ſchuldig? — Ihr Blick ſagt mir: Nein. Nun wohlan, halten Sie die Geſetze Frankreichs, ſeine Regierung für ſo ſchwach, daß ſie einen unſchuldigen Prieſter nicht gegen die Ränke ſeiner Feinde, und gingen ſie durch das ganze Reich, ſchützen ſollten! Wie, Sie ſchlagen die Augen nieder! Giebt es nicht Gerichte in jeder Stadt, nicht Parlamente, den König! Ein Geiſtlicher, wenn ihm ſein Stift kein Recht giebt, kann er nicht an ſeinen Biſchof gehen, und wäre der ſchwach, nicht an den Erzbiſchof? Iſt ihm der Weg nach Rom verlegt?“

Der Polizeilieutenant blätterte unter ſeinen Papieren. Er ſuchte nichts, er fand nichts. „Mein Herr, wir leben in einem Lande, das eine Geſchichte hat, und eine blutige Geſchichte. Wenn die Richter und die Parlamente und die Könige immer recht geſprochen, und die Biſchöfe und Prälaten immer das Gute und Rechte gewollt, wäre dieſe Geſchichte anders. Die Wuth und den Wahnſinn des Volkes konnten die beſten nicht zügeln.“

„Gegen die Ketzer,“ unterbrach ihn Grandier.

„Wer iſt Ketzer, mein Herr? Wer denen, welche ſich für die Rechtgläubigen halten, widerſpricht. Sie trauen ſich die Macht zu dies Volk zu beherrſchen vermöge ihrer geiſtigen Ueberlegenheit. Sie haben den Triumph, daß es ihnen zuläuft, die Frauen beten Sie wie einen Heiligen an. Halten Sie es für unmöglich, daß dies Schauſpiel ſich umdreht, daß aus dieſen anbetenden Frauen Hyänen werden, die ſich an Ihrem Unglück weiden? Die Gunſt der Frauen iſt wandelbar.“

„Ich ſtudirte den Menſchen,“ ſagte Urban.

„Aber wer, mein Herr, hat die Natur des Volkes ſtudirt, und kann ſagen: ich kenne es. Wer weiß, was dem tauſendköpfigen Ungeheuer morgen gefällt, wenn er auch dem Haufen ablauſchte, was ihm heute behagt. Es iſt nichts ſo ungewiß als Volksgunſt, nichts ſo albernes, verkehrtes, was nicht der Wahn emportragen mag. Ich ſprach vorhin den Schottiſchen Arzt. Ich vertheidigte da vor ihm Ihre Meinung. Er ſchüttelte den Kopf: wer das Volk täuſchen will, ſagte er, kann es nicht grob und plump genug anfan-

gen; Ihr Priester soll auf seiner Hut sein. Er hat es mit Feinden zu thun, die furchtbar sind, da sie sogar die Klugheit bei Seite schieben.«

Einen Augenblick schien Urban nachdenklich: »In gewissen Dingen haben diese Ketzer einen scharfen Blick.«

»Er hat das Volk in seinem Vaterlande studirt.«

»Und doch nur bis dahin, fuhr Urban fort, wo ihrer Kurzsichtigkeit die Einsicht verschlossen ist. Hat mein Richter noch einen Befehl für mich?«

»Nur eine Bitte.«

Er ergriff Urbans beide Hände: »Vertheidigen Sie sich, sprach er mit Wärme, in der Sprache, die zum Herzen dringt; nur diese Sprache gewinnt die Herzen.«

»Herzen!« rief Urban. »Was handelt es sich hier um Herzen.«

»Sie wollen mich nicht verstehn. Nun wohl, sei es daß Sie mit kalter Verachtung vor dem Gericht auf Ihre Ankläger herablicken, hier weiß man die edlen Motiven zu würdigen. Aber das Volk weiß sie nicht zu würdigen, es begreift

ſie nicht; es misdeutet ſie. Nur dieſe Wochen über hüllen Sie ſich, wenigſtens öffentlich, in das Gewand der Demuth?«

»Dies Kleid iſt nicht auf mich angepaßt,« ſagte Urban. »Mein College Mignon und die anderen, tragen es überdem ſo geſchickt, daß man in mir den Anfänger bald bemerken würde. Gönnen Sie mir darum, daß wie ich immer ich ſelbſt bin, ich es auch diesmal bleibe.«

Der Polizeilieutenant ſah ihm ernſt, faſt wehmüthig nach.

Am Nachmittage deſſelben Tages begab ſich Grandier aus ſeiner Reſidenz nach der Kirche zum heiligen Kreuz um Meſſe zu leſen. Er war im vollen Prieſterornat; zwei Chorknaben gingen ihm vorauf. Es gab einen näheren Weg durch Winkelgaſſen, er zog heute den weiteren durch die Hauptſtraße vor, um durch das große Portal in den Dom zu treten. Unfern der Kirche ſtanden mehrere Leute verſammelt, die, in lebhaftem Geſpräch begriffen, den herankommenden Prieſter wohl ſahen. Wenn es ihm feindlich Geſinnte waren, wie ihre finſteren Mienen verriethen, ja wenn ſie

gegen ihn complottirt hatten, so wich doch ihr böser Muth vor dem Anblicke des Geistlichen. Sie traten nach links und rechts zurück und ließen schweigend dem Priester, der um keinen Schritt von der Mitte des Dammes wich, freien Durchgang.

Nur Einer blieb unbeweglich stehen, in mehr stolzer und trotziger als vornehmer Haltung. Er war nicht vom Pöbel, wie auch die zunächst um ihn zu den höheren Ständen gehörten. Eine Feder wehte um seinen Hut und reiche Bänder und Schleifen fielen von den Achseln des goldbordirten bunten Rockes. Auf den großen Silberknopf seines Rohrstockes lehnte er sich mit dem Arm und und sah mit einer herausfordernden Miene auf den Ankommenden. Die Chorknaben wollten seitwärts gehen, aber Urban rief ihnen zu: gradaus! Sie sahen sich zweifelhaft nach ihrem Herren um, während der vornehme Mann höhnisch lachte.

„Platz vor dem Diener der Kirche," sagte Urban.

„Die Straße ist Jedes" entgegnete Duthibaut, ohne sich zu bewegen.

Die Zornader schwoll auf Urbans Stirn:

»Platz vor dem Geweihten des Herrn, sag' ich Dir in Güte.«

»Deine Güte für Dich, ich behalte meinen Platz« rief Dutoibaut.

»Achtung vor dem Kleide.« —

»Zieh es aus, dann will ich die Reverenz vormachen. So lange Du es trägst, ist es befleckt.«

Urban's Augen rollten furchtbar; seine Zähne bissen durch die Lippen, er hob den Arm und schritt auf ihn zu: »Elender! so sag' ich Dir denn« —

Einige meinen, es sei Urbans Absicht gewesen, an ihm vorüber zu gehn, Andere, daß er, gewohnt daß Niemand vor seinem Anblick aushalte, einen letzten Versuch gemacht den andern einzuschüchtern. Es war später Niemand in London, der nicht Dutoibaut und auch Urban tadelte; nur mit dem Unterschiede waren beide strafbar, daß diesen die Hitze des Zorns hinriß, die auch ein Priester im Amtskleide bewältigen muß, jener aber mit der Vorabsicht zu beleidigen, sich in den Weg gestellt hatte.

Was noch an Worten gewechselt worden,

darüber waren die zugegen Gewesenen uneinig. Einige wollten gehört haben, daß Grandier seinem Feinde noch einige bittere Schmähungen zugerufen, die diesem allein verständlich waren, und dies habe ihn erst in den entsetzlichen Zorn versetzt. Andere sagen, Duthibaut habe sofort, als der Geistliche sich ihm näherte, den Stock erhoben, und geäußert, er wolle das besudelte Kleid auskloppen. Gewiß ist, daß er sein Rohr aufhob, und ehe der stärkere und größere Priester, der sich dessen nicht versah, es fassen konnte, ihm zwei bis drei heftige Streiche über Kopf und Schultern gab. Der wüthende Mann hätte sich vielleicht auch damit nicht begnügt, wäre ihm nicht der Procurator Trinquant in den Arm gefallen.

Mit Hohngelächter, und indem er noch Schmähungen gegen den Gemißhandelten auf der Straße ausstieß, ging dann Duthibaut langsam seines Weges, und die Mehrzahl der Anwesenden folgten ihm wie einem Sieger, der im Triumph fortzieht, während Urban allein zurück blieb. Selbst seine Chorknaben waren vor Angst fortgelaufen. Von der Wucht des Schlages, oder vom Schreck

des Unerwarteten war er von der Mitte der Straße an die Seite getaumelt, und lehnte sich blaß und blutend an einen Eckpfeiler; hier stand er eine Weile, bis Frauen aus der Nachbarschaft einen Apotheker herbei riefen, der ihn in seinen Laden führte und verband.

Der Vorfall war in den nächsten Minuten stadtkundig. Die Bürger traten in Gruppen auf der Straße zusammen und alles eilte nach dem Platze vor dem Dome und besah die Stelle wo es sich zugetragen, als müsse Stein und Luft noch von dem Unerhörten Zeugniß geben. Der Canonicus Mignon aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit einem großen Gefolge jüngerer Clerici und Eherknaben nach der Kirche zu gehen und statt Urbans dort die Messe zu lesen. Er schritt nicht hoch aufrecht, sondern mit gebeugtem Haupte, nicht in der Mitte des Dammes, sondern wo er Leute sah, wich er ihnen schon von fern aus, und schmiegte sich seitab und lief an den Mauern mit demüthiger Haltung und freundlich jeden grüßend.

Als nach Verlauf einer Viertelstunde der

Criminallieutenant mit einem Schreiber in den Laden des Apothekers trat, war Urban noch blaß, aber er hatte seinen stolzen Blick wieder gewonnen. Der Beamte fragte den Apotheker nach dem Zustande der Wunde. Dieser erklärte sie für ganz unbedeutend. Nur der Schrecken des unerwarteten Auftritts könne den Priester so benommen haben. Es hätte keiner künstlichen Behandlung bedurft, ein nasser Lappen, mit dem die erste beste Frau ihn gewaschen und verbunden, hätte ausgereicht. Ein Mensch von gemeinem, rothem Gesichte lachte dabei laut auf. Der Criminallieutenant verwies es ihm, sein Blick auf Urban war indeß kaum freundlicher. Er hieß die andern sich entfernen und vernahm ihn in Kürze über den Vorfall.

„Ich antwortete aus Achtung vor dem Diener des Gesetzes“ sagte Urban am Schluß, „obwohl ich nur meiner geistlichen Behörde, und, wen sie verordnet, Rede zu stehen habe. Ihre Bemerkungen, was mein Betragen angeht, muß ich indessen als durchaus ungehörig zurückweisen.“

„Allerdings“ sagte der Beamte, „es ist nicht

meines Amtes Sie zu warnen, und es war vom Ueberfluß, nachdem Sie Herrn von Chauvets freundliche Ermahnungen in den Wind schlugen. Kraft meines Amtes muß ich Ihnen aber von nun an, bis zum Austrag Ihrer Sache, jede öffentliche Ausübung Ihres Amtes untersagen, ja um nicht Aergerniß zu erregen, daß Sie sich auch nicht im Meßgewande auf den Straßen zeigen.«

»Sie mir!«

»Im Auftrag des bischöflichen Officiats und Ihres Kapitels. Die Zuschrift werden Sie in Ihrer Wohnung vorfinden. Hochwürdiger Herr, Ihr Betragen —«

»Was denn Ihres Amtes ist und nicht mehr,« unterbrach ihn Grandier. »Kraft dieser Ihrer Eigenschaft fordere ich von Ihnen, daß mein Anwalt bei Duthibauts Vernehmung zugegen ist, auch daß Niemand bis dann in seiner Haft zu ihm gelassen wird.«

»Haft!« sagte der Criminallieutenant. »Sie täuschen sich, es hat Niemand auf seine Verhaftung angetragen. Duthibauts Anwalt forderte **Ihre Verhaftung**, die nicht zulässig gefunden

Fremde, dem natürliche Unbefangenheit noch werth ist, muß sich in Drontheim gefallen. Wenn reiche Handlungshäuser, deren Herren lange im Auslande lebten, sich mehr den Sitten der Fremde anschließen, sind dies nur Ausnahmen.

Unser Aufenthalt dauerte leider nur wenige Tage, doch verging fast keine Stunde, wo wir nicht einen freiwilligen Cicerone bei uns hatten. Namentlich sind wir dem Kaufmann Flor für eine ganz besondere Aufmerksamkeit Dank schuldig. Er schifft fast in jedem Jahre nach Hamburg, und wir wünschten, daß er von Deutschland dasselbe sagen könnte, was wir von den Gestaden des Nordmeers rühmen müssen. Zufällig verweilte auch ein junger Maler Deutscher Abkunft, wiewohl seiner Geburt nach ein Pole, seinem Domicil nach ein Däne, und seiner Bestimmung nach ein Russe, ein Herr von Plötz, in der Stadt, um durch Portraitirung der feinen Gesichter unter drei und sechzig Grad seiner Kunst eine eigenthümliche Bahn zu brechen, und wir zählten auch in ihm einen freundlichen Begleiter auf unsern Partieen.

Eine Bibliothek, ein Antiken- und Natura-

ward, da, wenn Sie auch der Angreifer waren, es doch wahrscheinlich ist, daß er der stärkeren Waffe sich bediente. Die Zeugen sind über den eigentlichen Verlauf des Handgemenges noch nicht vernommen.«

»Sie werden ihn nicht einsetzen lassen!« Urban hob unwillkürlich den Schemel, auf dem er gesessen, ließ ihn aber wieder langsam nieder.

»Nein, mein Herr. Er giebt heute Abend ein großes Bankett, bei dem auch der Bailly sich einfinden wird.« Urbans Mienen verzogen sich zu einem häßlichen Spott. »Unter den obwaltenden Umständen fand ich es nicht schicklich die Einladung anzunehmen.«

»Doch nicht in Rücksicht auf mich. Ich will Herrn Duthibaut nicht seine würdigsten Gäste entziehen.«

Der Beamte winkte dem Schreiber mit dem Papiere vorauszugehen. Dann trat er näher an den Priester. »Ihre gereizte Stimmung soll Sie vor mir entschuldigen; aber, unglücklicher Mann, wo soll das hinaus mit Ihnen? Feinde, wo Sie sich umschauen, mehr offene, lauernde, als Sie

Anbeter und Anbeterinnen gewonnen. Die helfen Ihnen nichts. Und warum zuletzt sich noch mit dem übermuthigen Mann überwerfen! Den die Justiz kaum anzufassen wagt, der einen Gerichtsdiener die Treppe mit dem Fuße hinunter stieß, und sie mußten schweigen, denn der Cardinal schützt ihn. Man glaubt er muß ihn schützen wegen gewisser Dienste. Haben Sie das Capitel, den Bischof hinter sich, daß er den Bannstrahl gegen ihn schleudere? Allein stehn Sie, ganz allein. Sei Gott mit Ihnen, und führe Sie den rechten Weg, denn Sie wissen nicht mehr aus und ein.«

Urban war allein. Selbst die Chorknaben hatten sich verkrochen. Er richtete sich stolz auf und ging hinaus. Die Hausleute wichen in die Winkel des Flures zurück, wie vor einem Verpesteten. Nur Einer stand an dem Thürpfeiler, der häßliche Mensch mit dem rothen Gesichte, und sah ihn mit schadenfrohem Gesicht an. Als Urban, vorüberschreitend, ihn erblickte, fuhr der stolze Mann unwillkührlich zusammen. Er schlug die Augen nieder und ging rasch über die Schwelle, ohne sich umzusehen. Ein heiseres, häßliches Ge-

lächter schallte ihm nach. »Wir sehen uns wieder!« rief eine höhnende Stimme.

»Allbarmherzige Jungfrau Maria!« sagte des Apothekers Weib. »Manouri, er ist doch ein Priester, und die Sache kann schlimm werden.«

»Priester hin, Priester her,« sprach der Mann mit dem rothem Gesichte.

»Unser Cardinal, wie wird er's aufnehmen!«

»Pah!« rief Manouri, »dafür sorgen Andere!«

»Ein Christenmensch sollte nicht so rachsüchtig sein.«

Der Mann sah sie grimmig an, und schlug sein Besteck zusammen; er war ein Barbier, oder Wundarzt:

»Gevatterin! Darum riefst Ihr mich! Der Hund, der Pfaff, der Verführer, daß er Prügel bekam, ist das Rache! Hätt' ich können mit meinem Messer in seine Hirnschaale graben, es wäre etwas gewesen, aber noch nicht Rache!«

»Joseph Maria, Du bringst Dich um Dein Brod, Manouri, wenn Du so redest.«

Der Mann schob das Besteck unter seinen Arm: »Ihr habt Recht Gevatterin! Bin nur ein

getretener Wurm, aber wer sich krümmt, kann auch stechen. Stechen! O! ich wollte langsam stechen. Die Teufel sollten mich beneiden.“ Mit einem schweren Fluch zwischen den Lippen ging der Barbier fort.

Urban Grandier war gefallen. Wie wäre sonst das Fest bei Duthibaut, am Abende nach der That, so besucht gewesen! Die Hälfte der Vornehmen war geladen und erschienen. Man sah die Mehrzahl von denen, welche in der Gesellschaft bei der Marquise de Chavigny geglänzt, nur diese selbst nicht. Auch fehlten die Protestanten und der Criminallieutenant. Der Präsident Barot entschuldigte seinen Neffen Mignon, der zu schmerzlich von dem berührt sei, was zur Schmach seines Standes und des Collegiums, dem er angehöre, heute vorgefallen. Madeleine war zugegen, aber sie sah sehr blaß aus. Die gesellschaftlichen Spiele hatten keinen Fortgang. Für die

Frauen war überhaupt kein Ort hier. Die Herren steckten die Köpfe zusammen; überall nur ein Geseräch, ein Flüstern, das oft in lautes Lachen überging. Duthibaut schritt mit aufgeblasener Miene umher und nahm die Händedrücke wie ein Sieger im Kampfspiel entgegen.

Herr von Chauvet, der Polizeilieutenant, näherte sich dem Fräulein von Brou. Auch auf seinem Gesichte drückte sich ein Unbehagen aus:

„Die Thörigen," sagte er, „verbergen kaum ihre Freude über ein Etwas, das für unsere Stadt von unberechenbar üblen Folgen sein kann."

„Ich verstehe das nicht," sagte Madeleine. „Aber mir erscheint es grausam, wenn die Menschen sich zusammen über ein Mißgeschick freuen, das einem Einzelnen begegnet ist."

„Das ändern wir nicht, die Masse will ihre Opfer haben, der Pöbel wie die Hochstehenden. Für die Verfolgung wie für die Anbetung suchen wir nach Gegenständen. Aber Sie sind so mild und verständig. Ihr Wort gilt bei Ihrem Oheim. Mein werthes Fräulein, wenn Sie es vermöchten, den Präsidenten davon zu überreden, daß

Grandier ihm nicht der Feind iſt, den er in ihm vermuthet. Ich weiß beſtimmt, daß dieſer hartnäckige Prieſter, der auch im Verhör ſeine ſtarren Anſichten nicht verbirgt, gegen Ihren Oheim nicht die gehäſſige Geſinnung hegt, welche er ihm unterlegt. Er bereut im Ernſte das harte Wort, das ihm neulich entſchlüpfte. Könnten, wollten Sie —"

"Was ſoll mein Oheim?"

"Die Andern ſind nicht zu bedeuten. Sie ſind ergrimmt; er allein iſt ein beſonnener, würdiger Character, der durch verſöhnliche Stimmung über die unſeligen Riſſe eine Brücke bauen könnte. — Sie wenden Ihr Geſicht ab! Mein Gott, wenn nicht die wenigen Verſtändigen in unſerer Stadt zum Frieden reden, was ſoll daraus werden."

"Ich bin des Präſidenten Barot Nichte," ſprach Madeleine mit unterdrückter Stimme. "Und Grandier iſt ſein Beleidiger. Sie fordern zu viel von mir."

"Welt!" rief der Beamte für ſich, als Madeleine fortgegangen. "Wenn ſo die Edelſten und

Besten denken, wer knüpft dann die morschen Bande zusammen!«

In dem Kreise um den Präsidenten Barot sah man vergnügte Gesichter. Das Verdammungsurtheil gegen Grandier war hier nicht allein schon unterschrieben, sondern man beschäftigte sich damit, ihm einen Nachfolger in seinen Pfründen zu bestellen. Ein anderer Verwandter Barots wurde genannt, und der Präsident empfing die Zusicherung der Einzelnen, daß man diesen würdigen, jungen Geistlichen aus allen Kräften unterstützen wolle.

»Doch nehmen Sie die Sache nicht zu leicht,« sagte Menuau. »Er wird, er muß gestürzt werden, aber vorher vertheidigt er sich aufs Aeußerste, er theilt Wunden aus, tödtliche, wie der sterbende Tiger.«

Andere bestritten dies: »Es war auch ihm zu viel. Er schlich wie vernichtet, eine halbe Leiche nach Hause.«

»Aber er ist einer der Geister, die keinen Augenblick ohne Thätigkeit sind,« sagte Menuau.

„Warten wir ab, was er noch vielleicht in dieſer Stunde unternimmt.“

Darauf warteten in der That die Verbündeten. Die Speiſen rauchten ſchon auf der Tafel, und noch harrte man auf Nachricht, die ein Kundſchafter aus Urbans Hauſe bringen ſollte. Die Nachricht kam, und ſchien nach den ernſten, verwunderten Blicken einen unerwarteten Eindruck auf die Herren hervor zu bringen. Die Hungrigen mußten noch mehrere Minuten warten, bis man zu Tiſche ging; aber einer der Gäſte ſetzte ſich nicht mit. Der Procurator Trinquant eilte fort, und es hieß, er reiſe nach Paris; denn Urban hatte Poſtpferde genommen und war dahin noch in dieſer Nacht geeilt, um ſich dem Könige zu Füßen zu werfen, und von ihm Recht zu erbitten. Trinquant eilte ihm nach, um wenn nicht vor ihm, doch zugleich in der Hauptſtadt einzutreffen.

Die Gläſer klirrten auf Trinquants erfolgreiche Reiſe.

„Er kennt das Parlament von Paris, und weiß, was ſich dort machen läßt,“ ſagte Jemand.

Menuau lächelte ſchlau: „Was ſoll das Par-

lament, wir gewinnen einen andern Bundesgenossen in Paris.“

„Wen?“

„Wenn Urban sich dem Könige zu Füßen wirft, und etwas erlangt, so ist der Cardinal wider ihn. Ich, meine Herren, ziehe die Freundschaft Richelieus der Gunst des Königs vor.“

Urban Grandier war es gelungen, Zutritt zur Majestät zu erhalten. Er hatte sich dem Könige zu Füßen geworfen, und Ludwig XIII. gerieth über den Frevel, der einem Diener der Kirche, im Ornate, auf offener Straße widerfahren, in gerechten Zorn. Er verhieß ihm seinen Beistand und entließ ihn in Gnaden. Aber des Königs Wort war nur ein Hall, wenn die Lippen des Cardinals stumm blieben. Urban hatte Gründe, vielleicht war es nur Stolz, den mächtigen Staatsmann nicht anzugehen. Er verließ sich auf sein Recht, und erschien mit des Königs Worte vor dem Parlamente.

Das Parlament hörte ihn, aber, wie billig, auch seinen Gegner. Trinquant brachte eine Schrift der gehässigsten Beschuldigungen vor, in welcher die Farben bei der Entfernung von dem Orte der That, ohne Gefahr der augenblicklichen Entdeckung, noch stärker aufgetragen werden konnten, als bei der Anklageakte in Loudun. Das stärkste Gewicht gab derselben indessen ein Decret des Bischofs von Poitiers, Chateignier de la Roche, welches, intervenirend, Grandier als einen überführten Uebelthäter vor das geistliche Gericht des Prälaten vorlud.

Unter diesen Umständen hielt das Parlament es für angemessen, daß Grandiers Klage gegen Duthibaut ruhen solle, bis er sich vor das geistliche Gericht gestellt und wegen der ihm angebürdeten Verbrechen gereinigt haben wurde. So war seine Reise nach Paris umsonst. Es war das erste, und Einige sagen das einzige Mal in seinem Leben, daß Urban erblaßte, als ihm das Arret des Parlaments publicirt wurde. Duthibauts Gewaltangriff hatte ihn überrascht, aber nicht geistig niedergeworfen. Das höchste Gericht

Gemälde sind zusammen mit einer kleinen Bildergallerie unter einem Dache unter Leitung eines freundlichen Aufsehers vereinigt. So bekamen wir alle vier und zugleich die schöne Welt der Hauptstadt zu sehen. Man benutzte die Gelegenheit, die selten eröffneten und mit Staub überdeckten Schätze zu betrachten und zu befühlen. Das Vergnügen des unterhaltungsreichen Morgens verkürzte nur auch hier der Umstand, daß die Damen keine andere, als ihre Muttersprache redeten. Das Gespräch in gebrochenem Norwegisch und mit allen Mitteln der Zeichensprache gewürzt, belustigt zwar, ist aber doch für die Dauer nicht ausreichend. Die jungen Officiere, unter denen ich schöne geistreiche Gesichter bemerkte, sprachen wenigstens gebrochen Deutsch. Mit den Kaufleuten kann man sich durchgängig Deutsch oder Englisch unterhalten. Unser Vergnügen unterschied sich darin von dem unserer freundlichen Wirthe, daß uns die mangelhaften Exemplare südlicher Thierarten weniger anziehen konnten, als was aus den Polarregionen herstammte, und dem Einheimischen sehr gewöhnlich dünkte. Die Antiken-Sammlung enthält manches interessante Stück, kann jedoch mit der Kopen-

des Reiches wollte ihn nicht schützen, ob er gleich das Wort des Monarchen für sich hatte; es überlieferte ihn zurück in die Gewalt seiner Feinde, die er kannte, und gegen die er kaum Waffen hatte, welche sie verwunden konnten.

Es war an einem trüben Novembertage, als er sich anschickte, nach Loudun zurückzureisen. Sein Weg führte ihn durch die engen, kothigen Gassen vor der Notre-Dame vorüber. Das Gedränge der Marktleute, Höker, Bettler und Verkäufer von heiligen Bildern und geweihten Kerzen war groß. Unter dem Portal faßte ihn eine weiche Hand. Eine verhüllte, weibliche Gestalt zog ihn bei Seite, und ein Paar leuchtende Augen winkten ihm unter dem braunen, groben Tuche, das Gesicht und Oberleib fast ganz bedeckte, ihr zu folgen.

„Mein Kind,“ lächelte schmerzlich der schöne, hohe Fremde, der an dergleichen Begrüßungen in Paris gewöhnt war, „ich bin nicht hier um solche Dinge.“

„Doch um Dein Glück?“ lispelte die Verhüllte.

„Wo ist mein Glück?“ fragte er.

„Folge mir und Du sollst es erfahren.“

Im engen, dunklen Flure eines der baufälligen und winklichten Bürgerhäuser, welche dazumal der Kirche gegenüber standen, wohin ihn die verhüllte Schöne gezogen, hielt sie still, und blickte ihn fragend an. Der Glanz ihrer Augen leuchtete wunderbar im Dunkel, aber als sie keine Erwiderung in seinen Augen erblickte, und seine Hand ruhig in ihrer blieb, ließ sie ihn bald unwillig los und wies ihn in eine Thüre.

„Thor, wenn Du es nicht bei mir willst, suche Dein Glück bei meiner Großmutter.“

Er trat in das niedrige Gemach einer Kartenlegerin, die vor einem Tische saß, ganz vertieft in ihrem Geschäfte. Sie bäufelte schmutzige, alte Karten, rechnete und murmelte dabei unverständliche Worte. Beim Scheine des dürftigen Lichtstümpfchens, das auf einem Drahtleuchter brannte, sah er nicht sogleich, daß außer ihm und der Alten noch Jemand in der Stube war, die füglicher eine dumpfe Höhle genannt wurde. Das Klirren seiner Sporen und das Knacken des morschen Stuhles, von dem der Mann eben aufstand, ver-

rieth ihm zuerſt die Gegenwart deſſelben. Ein höhniſches Lachen paßte wenig zur Heimlichkeit des Ortes.

„Hah, ein Pfaff!“ rief der Cavalier, der ſeinen Mantel jetzt umſchlang und den Federhut feſt aufſtülpte. „Ein Pfaff zur Hexe! das ſchickt ſich gut. Nur habt Ihr Euch verſehen, ehrwürdiger Herr, denn eine ſo einfältige Hexenmutter, die ſo ſchlecht ihr Metier verſteht, trefft Ihr in ganz Paris nicht mehr.“

Er warf ihr ein Silberſtück auf den Tiſch: „An's Waſchfaß, verpfuſchte Frau von Endor, denn mit Deiner Kunſt verdienſt Du kein Geld. Wär nicht das Blitzmädchen, Dein Kind, mit dem man ſich eine Viertelſtunde auf dem Schooß vergnügen mag, ſo müßteſt Du Deine Karten kauen, um nicht zu verhungern.“

„Meine Karten lügen nicht,“ brummte die Alte.

„Sie lügen wie der Teufel, wenn er ſich blank mahlt. Schick mir heut Nacht Deine Dirne ins Haus. Wenn ſie recht lieb iſt, vergeß ich's vielleicht, daß Du einem Cavalier ſagteſt, ſein

Weg führe ihn bis dicht unter den Galgen. Bei Sanct Dionys, ich konnte sonst Dein Nest dem Polizeilieutenant anzeigen. Hast Du Lust zu brennen?„

Ohne zu grüßen, und ohne das Geheimniß zu achten, welches Häuser der Art fordern, stürmte der Cavalier hinaus, und schlug die Thür hinter sich zu. Hätte die Alte nicht ihre dürren Finger vorgehalten, wäre das einzige Licht verlöscht. Bei seinem dürftigen Scheine erkannte Urban, daß der ungestüme Mann wenigstens in einer Beziehung Recht hatte. Ihr Geschäft mußte der Kartenlegerin nicht viel abwerfen. Rings umher war nur Armuth und Schmutz, Spinnweben, mit Papier verklebte Fensterscheiben, abgebröckelte, feuchte Mauern und morsches Geräth; auch der wurmstichige Tisch, an dem sie saß, wackelte. Sie selbst war eben so wenig mit dem feierlichen Apparat umgeben, mit dem Frauen ihres Gelichters wenigstens ihre Person auszuschmücken, die mit der Dürftigkeit der Umgebung absichtlich in grellem Gegensatz stehen soll. Kein bunter Turban, keine wallende Toga, keine Schärpe mit Characteren. Unter der

schlechten Pelzmütze kam das greise Haar zum Vorschein, eine verrostete Brille saß auf der Nase und zerlumpte Kleidungsstücke hingen um den Leib.

Sie winkte Urban, als verstände sich das von selbst, auf den Schemel, den der Cavalier verlassen, und häufelte und vertheilte wieder unter Husten und Gemurmel ihre Karten.

„Sie wollen doch die Wahrheit wissen?“ sagte sie, indem sie jetzt zum ersten Mal den neuen Gast anblickte, und dabei die Brille aufhob.

„Ohne Umstände,“ entgegnete er.

Die Stimme der Alten wurde ängstlich: „Ach, Sie sind ein geistlicher Herr.“

„Das störe Dich nicht. Frage Deine Karten wie über jeden Andern.“

Aber die Alte schien doch von der Vorstellung gestört. „Wenn man den vornehmen Herren nicht zu Recht aussagt, sind sie wirrsch, und wer kann Allen Recht machen. Da drohen sie gar wie der wilde Cavalier, und ich sage doch nur was meine Karten sagen.“

Urban warf einen Kronenthaler auf den Tisch. Die Alte schüttelte den Kopf:

„Du liebes Leben! Und würfst Du volle Hände mit Geld hier, ich kanns doch nicht anders machen.“

Sie legte und mischte wieder die Karten und schüttelte den Kopf und brummte Unverständliches:

„Nehmen Sie Ihr Geld zurück. Sie sind ja ein gelehrter Herr, und glauben doch nicht an meine Pique- und Coeurdamen. Nehmen Sie's und gehen, und lassen eine alte Frau in Ruh. 'S ist hart, 's ist bitter, wenn man voraus weiß, wie man endet.“

„Lieseſt Du Dein eigen Schickſal in den Karten?“

„O Herr, wir müssen Alle brennen in den Flammen; ob eine uns voraus ein bischen leckt schon auf dieser Erde, was ist's! Ein Augenblick mehr in der Ewigkeit. Aber wer denkt gern dran. Sie sind kein Abbé, wie die hier, die nicht viel denken. Nehmen Sie Ihr Geld zurück, gnädiger Herr, oder schenken's einer armen Frau; aber gehn Sie fort.“

„Ich bin ein Geistlicher aus der Provinz,

hier ohne Ansehn und Bekanntschaft. Du brauchst nicht besorgt zu sein. Frage Deine Karten.«

Die Alte legte aufs Neue:

»Ohne Ansehn willst Du sein! Ohne Bekanntschaft hier! Ei, was will denn immer wieder der König. Du bist dem Könige vertraut. Was willst Du bei der armen Frau?«

»Sie mag es gehört haben,« murmelte Urban. »Weiter! Was wissen Deine Karten weiter von mir?«

Sie schüttelte den Kopf und blickte ihn immer ängstlicher an:

»Du bist mehr als Du sagst. Du bist ein großer — o Du bist ein Mann, vor dem muß ich mich fürchten. Du bist ein Zauberer. Der König ist fort — aber die Damen, die Damen, alle Damen fliegen Dir zu —«

»Weiter!«

»Und immer wieder die Eine!« Sie schob die Brille zurück und hielt das Licht mit ihrer dürren Hand ihm näher. »Bist Du wirklich ein Priester, oder — Du bist ja verheirathet!«

»Vielleicht bin ich ein Hugenottenpriester.«

Sie schüttelte den Kopf. Sichtlich zitterte sie, und legte plötzlich die Karten fort:

„Ich kann nicht mehr, mein Herr, gehn Sie, gehn Sie!“

„Ich bezahlte, Du nahmst es an. Der Pakt ist geschlossen. Du mußt antworten.“

Die Alte erhob sich und faltete bittend ihre Hände: „Beim Allbarmherzigen, der auch in die Flammen sehn wird, und doch dann und wann von seiner Gnade einen Lufthauch blasen in unsere Qualen, mein Herr, verschonen Sie mich — fliehen Sie!“

„Hast Du mir nichts Andres zu sagen?“

„Fliehen Sie, mein Herr!“ sprach sie mit erhobener Stimme. „Um Gottes Willen fliehen Sie auf der Stelle, über Meer und Land, auf der Stelle, mein Herr. Ihnen droht Gefahr, große, entsetzliche Gefahr. Gefängniß! Ach viel Aergeres!“

Plötzlich schob sie den morschen Tisch bei Seite, und sank vor ihm auf die Knie, wie ein Gerippe mit Lumpen umhüllt. Sie streckte ihre

knöchernen Arme zu ihm auf. Urban überrieselte es kalt.

„O Du großer Meister, Du willst Deine Magd versuchen! Was trittst Du in meine niedrige Hütte! Die Flammenzunge leckt schon daran. Wenn sie mich umzingeln und pfeifen wie Schlangenlippen, dann lächle mich an und rufe mir Muth zu. Ich kann nicht mehr flehn, ich bin zu alt und arm. Du aber kannst noch flehen. Nimm mich mit. Nein, nimm mich nicht mit, Du gehst zu in den Tod.“

„Fliehe! fliehe!“ hörte Urban noch die Stimme des wahnsinnigen Weibes, als er, von Grauen übermannt, sich von ihr losgerissen und die Thür gefunden hatte. Im dunklen Flure faßte ihn wieder die weiche Hand und leitete ihn durch die Nacht der winklichten Gänge und Treppen, bis wo der matte Tageoschein durch die Hausthür eindrang. Hier hielt sie still.

„Wer war der Cavalier? Ich muß ihn schon gesehn haben,“ fragte Urban mit bewegter Stimme.

„O eines großen Mannes Sohn!“ flüsterte

das Mädchen. „Sie nennen ihn Laubardement. Er iſt fürchterlich und wild. Ach, ich ginge lieber mit Dir durch die ganze Welt, als eine Stunde bei ihm.“

Er fühlte heiße Küſſe auf ſeine Hand gedrückt und Thränen. Urban reichte ihr ein Goldſtück und eilte aus dem Hauſe.

Er wollte fliehen. Der Entſchluß war in ſeiner Bruſt. Er wollte nicht nach Loudun zurück, ſondern nach Brüſſel. Die Nebelluft drückte ihn wie Blei. Da tönte die Orgel in der Kathedrale, der Chorgeſang des Hochamtes. Er trat unwillkührlich ein. Hell ſtrahlte von tauſend Kerzen das große Schiff der Notredame. Der Erzbiſchof und das ganze Kapitel thronten in voller Pracht im Chor, ein Anblick, der die Seele eines Prieſters laben kann. Der Geſang war geendet, die Orgel ſchwieg, ein alter Prieſter trat auf die Kanzel und predigte von den Leiden der Martyrer: „Waren es Leiden, meine Zuhörer,“ rief er. „Nein, es waren Wonnen, unſterbliche Luſt, die Krone der ewigen Seligkeit durch wenige Zuckungen deſſen, was der Menſch Schmerz nennt, zu erwerben!

hagener nicht den Vergleich aushalten, und wenn man eine Sammlung Nordischer Alterthümer gesehn, kann die Wißbegier befriedigt sein, indem der Kunstsinn eben nicht viel damit zu thun hat.

Nicht genug können wir die Gefälligkeit und den gastfreundlichen Sinn des Gouverneurs von Drontheim, des General Birk, rühmen. Wir waren ihm nicht im geringsten empfohlen; dennoch empfing uns der liebenswürdige Mann, als wir ihm unsere Aufwartung machten, wie längst erwartete Gäste. Was noch in Drontheim unter militairischer Anweisung zu sehn war, wurde uns gezeigt, und hier, wie bei unseren anderen Freunden, schien man immer nur zu bedauern, daß es nicht mehr war. Wir sahen bei ihm an Stichen und Rissen was bisher über Schweden und Norwegen aufgenommen war; aber eben dies erregte den Wunsch, daß die Künstler sich eine andere Manier aneigneten, die Räume zusammenzuziehen, um Bilder nicht allein für den Gedanken, sondern auch für das Auge zu liefern. Eine Schwedische Gegend darf nur illuminirt wiedergegeben werden; als ausgedehnte Skizze im Steindruck verliert sie ihren eigenthümlichen Reiz und es bleiben nur Linien übrig.

Seht ihre Bilder an, betrachtet ihre Gesichter! Nennt Ihr das Verzerrungen der Qual? Es sind Verzückungen der Lust, Wonneschauer der Ahnung von Freuden, wofür Du arme Welt keine Worte hast und keine Gefühle.«

Er ging über von den Märtyrern unter den alten Heiden zu denen, die noch jetzt litten in dem gräulichen Ketzerkriege, der über dem Rheine tobe. Er citirte der Phantasie der Zuhörer schreckhafte Bilder, erfundene oder wahre, von den Peinigungen, welche die frommen Bewohner von deutschen Klostern unter den Händen wüster Banden erlitten. »Waren das keine Märtyrer!« rief er »Und sind unter uns keine Märtyrer! Ihr seht sie nicht, weil keine Flammenscheite, übereinander gethürmt, zum Himmel loderen. Ihr hört nicht ihre stummen Seufzer, der verleumdeten, verredeten Priester, die unter Abtrünnigen, Gleichgültigen, unter satanischen Feinden wandeln, lebendig geröstet, geschunden, zermartert, von den Zungen der Bösen! O wie nagt der Natter Biß an ihrem Herzen, doppelt schrecklich, denn sie dürfen nicht schreien, wo ihre Feinde lächeln, sie müssen das Unvermeidliche

über sich ergehen lassen, stumm. Und was tröstet diese Märtyrer? — Daß ihr Leiden schon hier einst erkannt werde? Daß man sie aus ihrer Vergessenheit hervorziehen wird, daß sie leuchten werden unter den Ersten? Daß das Pallium dereinst ihre Schulter umschlingen, die Jaful ihre Hand erheben, die Mitra ihren Scheitel zieren, oder gar ein Cardinalshut ihn beschatten werde? Ach nein, Ihr Christen, wie wenigen gelingt das, und fragt Ihr, ob den würdigsten? Ich weiß es nicht. Das weiß ich: diese Märtyrer erhebt das Wonnegefühl, das berauschende Bewußtsein, daß sie Helden sind, auf deren Thaten eine Welt, nicht diese hier, die Welt der Seligen, bewundernd blickt. Das sind Zuschauer und Hörer, die nicht flüstern und gähnen und nach der Sackuhr sehen, wie spät es sei. Denen gelt keine That, wie gering sie sei, verloren, kein Wort, keine Regung des Herzens; die rufen ein Vorwärts! zu den muthigen Pilgern auf dem Dornenwege und bereiten den Müden, Zermarterten des Himmels Seligkeit. Vorwärts, Ihr starken Heiligen! ruf auch ich Euch zu. Der Schmerz dieser Welt ist kurz, trinkt aus

den Thränenbächen, aus den Feuerquellen den Rausch der Himmelswonne, denn nur die sind fähig, sie ganz zu genießen, die hier Schmach, Marter und Verkennung erfuhren, und nicht erlagen.«

Auf wen diese bittere Predigt des Pariser Kanzelredners gemünzt war, und ob er sich selbst zu den verkannten und nicht gewürdigten Dienern des Herrn zählte, und den stolzen Prälaten und Kirchenfürsten ein Capitel lesen wollte, kümmert uns hier nicht. Aber sie traf einen der fremden Zuhörer, den der Zufall in die Kirche geführt. Hinter einem Pfeiler stehend, hörte Urban dem alten Prediger, wie einem Evangelium, zu. Nicht mit der lächelnd hohen Miene, wie er anderen Predigern zuhörte; man sah das Urtheil immer auf seinen Lippen schweben. Er stand noch unbeweglich, als der Gesang erstarb, die Orgeltöne verhallten, und die mächtigen Glocken der Notredame durch die Gewölbe dröhnten. Er sah den Erzbischof sich erheben und mit den rauschenden Gewändern die Prälaten und Domherren langsam vorübergehen. Er prüfte den Stolz ihrer Blicke

und seine eigenen richteten sich auf. Er war allein in der Kirche, und schritt, der letzte, hinaus.

„Ach, das ist auch ein großer, schöner Herr!“ flüsterten die Weiber am Eingang. „Der wird es weit bringen!“

Urban ging nicht nach Brüssel, sondern nach Loudun zurück. Er wollte nur seine Sachen dort anordnen, um sich dann in Poitiers als Gefangener zu stellen. Man kam ihm zuvor. Er ward am 15. November arretirt und nach Poitiers gebracht.

Man erfuhr wenig von ihm, denn sein Gefängniß war streng. Wie verlautete, saß er in einem dunklen, traurigen und feuchten Behältnisse, wo er kaum den nothdürftigsten Schutz gegen die rauhe Witterung hatte. Seine Feinde hielten ihren Sieg für so entschieden, daß unter ihnen selbst neue Partheien sich bildeten über die Besetzung seiner Pfründen. Gegenüber Barots Parthei,

welche die Einweisung des jungen Boulieu in Rom betrieb, der kaum das canonische Alter hatte, bildete sich eine andere, welche einen Verwandten des reichen Duthibaut unterstützte. Dies brachte Zerwürfnisse hervor, welche für die Verbündeten empfindliche Folgen hatten. Jeder Criminalprozeß kostete den Anklägern damals viel Geld. Man hatte eine gemeinschaftliche Casse gebildet, aber Urban vertheidigte sich mit einer Hartnäckigkeit und Ruhe, die man von dem hitzigen Manne nicht erwartet hatte. Schritt um Schritt machte er Grund und Boden streitig, und gegen jeden Zeugen, den man aufgetrieben, und mit schweren Kosten in Poitiers erhalten mußte, stellte er andere Zeugen auf. So zog sich die Sache in die Länge, die Zahl der zu unterhaltenden Zeugen vermehrte sich mit jedem Tage, und die Einschüsse in die Casse wurden geringer. Die Einen waren des Zahlens überdrüssig, da sie meinten, ohnedies des verhaßten Mannes erledigt zu sein, die Andern wollten nicht mehr geben, weil der mittelbare Vortheil einem andern zu Gute kam. Duthibaut

erklärte lachend: „Von mir hat er Prügel; das ist mehr als Geld.“

Madeleine von Preu hatte, zur Wiederherstellung ihrer angegriffenen Gesundheit, eine Reise nach Bordeaux unternommen. Böse Zungen behaupteten, es sei nicht sowohl um der milden Seeluft, als um beim Erzbischof von Bordeaux im Interesse ihrer Familie für den jungen Boulieu zu wirken. Sie war mit der Familie Escoubleau, welcher der Erzbischof angehörte, befreundet, man wußte, sie hatte mit dem würdigen Prälaten mehrere Male gesprochen, und — die interimistische Einweisung ihres Vetters Boulieu in Grandiers Aemter war wirklich erfolgt. Auf spöttische Reden deshalb in der Gesellschaft erwiderte sie unbefangen: Andere würden in ihrer Lage dasselbe gethan haben. Jeder müsse für seine Familie sorgen. Ihr guter Vetter Boulieu sei nicht unbedeutender als Andere, die man in die Pfründen schieben wolle. Die Marquise de Chevigny interessirte sich für den Candidaten der Partei Duthibaut mit dem Eifer, womit die liebenswürdige Frau die Laune des Augenblicks auf-

griff, und die von vorgestern schon gestern zu vergessen anfing. Urban war ein aufgegebner Mann. Madeleine erinnerte sie, daß die Sache noch nicht entschieden, Grandier noch nicht verurtheilt sei.

„Er geht in ein Kloster!“ rief die Marquise.

„Nur wenn man ihn zwingt!“ sagte Madeleine.

„Ihr seid Barbaren!“ erwiderte die schöne Frau, der die Erinnerung unangenehm war. Das Gespräch störte sie in einer kleinen Intrigue, die sie in dem Augenblick mit Lebhaftigkeit verfolgte, um ihrem Candidaten eine bedeutende Stimme zu gewinnen. „Nicht zufrieden damit, daß Ihr den armen Mann verfolgt, und um Ruf und Ehre bringt, wollt Ihr ihn in ein Kloster sperren! Wär er mein Feind, wie Eurer, meine Rache wäre doch nun befriedigt. Aber ihn in eine härne Kutte binden, ihn zwingen sich zu casteien! Wenn es nicht so abscheulich wäre, so wär's zum Lachen!“

Madeleine lachte nicht; sie blickte mit ernster Verwunderung die Sprecherin an. Der Marquise war nichts mehr zuwider als dieser Ernst. Beide

waren in dem Augenblick geſchieden. Aehnliche Spaltungen traten wie in allen Kreiſen ein, wo viele Partheien daſſelbe Ziel verfolgen, aber der Sieg ihre Spannkraft lähmt, und Jeder ſich in ſeinen beſonderen Neigungen gehn läßt. Barot und die Seinigen ſchienen am Ziele, Duthibaut wandte den Andern übermüthig den Rücken, Trinquants Eifer war raſtlos, aber nicht aufmunternd; die Marquiſe hatte andere Gedanken im Kopf als Vereinigungsgeſellſchaften.

Da erſchien im Anfange des folgenden Jahres das Urtheil des biſchöflichen Gerichtes. Es verdammte Urban Grandier, drei Monate lang jeden Freitag bei Waſſer und Brod zu faſten. Zugleich wurde ihm das Meſſeleſen und jede andere kirchliche Verrichtung im Sprengel von Poitiers auf fünf Jahre, in Loudun aber auf immer unterſagt.

Weder der Angeklagte noch ſeine Feinde waren mit dieſem Urtheil zufrieden. Während Jener vom Biſchof an ſeinen Erzbiſchof, appellirten dieſe an das Parlament zu Paris wegen zu gelinder Beſtrafung des verruchten Mannes. Das

Parlament übertrug den weltlichen Gerichten in Poitiers commissarisch die Untersuchung, und alle schon abgehörten Zeugen wurden noch ein Mal vernommen. Hierbei ergaben sich ganz andere Resultate, als bei dem ersten Prozesse. Mehrere widerriefen ihre früheren Aussagen geradezu, indem sie Einschüchterungen Seitens der Richter, oder daß diese ihre Aussagen falsch zu Protocoll genommen hätten, vorgaben. Gegen die Glaubwürdigkeit Einiger, die bei ihren Aussagen beharrten, traten Andere auf, und der Prozeß wuchs in dem Maaße, als der Muth seiner Feinde sank. Vergebens reichten Duthibaut und Barot sich wieder die Hände, vergebens durchstöberten Trinquant und Menuau die verdächtigen Häuser und Schenken nach neuen Zeugen, und vergebens ermahnten die Bettelmönche von den Kanzeln herab die Einwohner, daß wer etwas Schlimmes von Urban wisse, nach Poitiers wandern und gegen den falschen Priester zeugen solle, dessen Gegenwart allein wie ein Alp auf dem guten, katholischen Londun laste.

Die Gerichte von Poitiers sprachen nach ei-

ner langen, ſtrengen Unterſuchung Urban Grandier vorläufig frei. Es traf wie ein Wetterſtrahl ſeine Feinde. Der junge Boulieu, der ſeine Pfründen bekleidet, unternahm ſchnell eine Reiſe, um der Beſchämung zu entgehen, unter dem Geſpött der Leute aus dem Amte, das er mit der ſicherſten Miene bekleidet, ausgewieſen zu werden. Denn Spötter fehlten in Loudun nicht.

„Es iſt doch noch nicht Alles verloren,“ ſagte Mignon. Die Verbundeten waren beim Präſidenten verſammelt.

„Meine Prügel allerdings nicht,“ ſagte Duthibaut, „die hat er weg und behält ſie bis an ſein Ende.“

„Und glauben Sie, daß er ſie Ihnen nicht gut notirt hat!“ rief Barot, der unruhig auf- und abging. „Das eben iſt es. Seine Rachſucht iſt furchtbar.“

Duthibaut blies die Luft aus dem geöffneten Munde.

„Sie pochen auf Ihre Verbindungen am Hofe. Ah, mein Herr, es weiß Niemand, wo er verwundet iſt.“

In Drontheim verdankten wir Herrn General Birk vor allem die Besichtigung der kleinen Inselfestung Munkholm, wohin er uns durch einen Capitain und Lieutenant auf einem Ruderboote, bemannt mit zwölf Marine-Soldaten, führen ließ. Es sah seltsam aus, wie die zwölf uniformirten Matrosen mit ihren Rudern gewißermaßen präsentirten und dann, wie auf Commando der Officiere, in die Wellen schlugen. Die leichte Besuchskleidung, die wir angelegt, um bei der Rückkehr sogleich aus dem Boote zum Thee beim General zu eilen, wurde uns im buchstäblichen Sinne versalzen. Denn kaum, daß wir vom Lande abgestoßen, verfinsterte sich der ganze Himmel, und während uns Munkholms weiße Mauern schon munter entgegen lachten, überkam plötzlich die Fahrenden ein Nebel, Sturm und ein solches Regengestöber, daß das alte Gefühl der Seekrankheit rege wurde. In manchen Augenblicken sahen wir weder Munkholm noch die Stadt, das Boot flog auf den Wellen in die Höhe und hinab und das Salzwasser spritzte auf Frack und Sommerhosen. Eine Warnung, daß man an den Küsten des Nordmeers sich auch im heißen August mit einem warmen Mantel

Der Advocat Menuau bemerkte, daß er ja nur vorläufig frei gesprochen sei. „Also bleibt ein Flecken an ihm haften. Sein Wandel liegt zu Tage, und Urban ändert sich nicht. Das Aergerniß, das er gestern gab, wird er morgen wieder geben. Wenn man dann —“

„Väter und Ehemänner auftreibt,“ fiel Mignon ein, „die gegen ihn schwören und toben, so verstummen sie plötzlich, wenn sie ihm vor Gericht gegenüber stehn.“

„Trinquant zeugt so oft wir wollen,“ sagte Menuau mit spöttischer Miene.

Trotz ihrer Stimmung lachte die ganze Versammlung auf. Madeleine, die bei einer weiblichen Arbeit am Fenster gesessen, benutzte den Augenblick an die Herren heranzutreten.

„Ist er denn wirklich so rachsüchtig, wie Sie ihn glauben? Ich sollte meinen, die lange, schwere Haft wird den Mann milder gestimmt haben. Er wird sich des Ausgangs freuen.“

„Madeleine, Sie kennen den Mann nicht,“ sagte Mignon aufseufzend. „Wäre er denn so fürchterlich, wenn er nicht so consequent wäre in

seiner Ruchlosigkeit! Und er muß. Er muß uns vernichten, wenn er nicht vernichtet werden soll.“

Das Fräulein wurde blaß. Sie ließ ihre Stickerei sinken. Barot faßte sie in seine Arme: „Du bist noch immer schwach von Deiner Krankheit, Du nimmst zu lebhaft Theil an den Familienangelegenheiten. Aber Du brauchst für die Deinen nicht zu fürchten. Mignon sieht zu düster. Wir sind noch stark mit einander, um ihm die Spitze zu bieten.“

„Es wäre entsetzlich, wenn er wahr redete,“ sagte Madeleine.

„Ich täusche mich nicht,“ fuhr Mignon fort. „Ich kenne ihn. Noch nie vergab er eine Beleidigung; noch nie beugte ihn ein Unglück, es erhob ihn stets zu größerem Hochmuth, zu keckerem Wagen. Er ist kein Mensch. Und was diesmal vor Allem mich besorgt macht, ist die düstre Verschlossenheit, mit der er durch Monate die Kerkerpein aushielt. Er klagte gegen Niemand, er schenkte Keinem, der die Gefängnisse besuchte, einen Blick, der eine Bitte verrieth. Stolz schritt er in den Freistunden unter den andern Pönitenten

zierten umher, ohne ein Wort zu wechseln. Sie mögen es mir glauben, wenn er wiederkommt kommt er furchtbarer, als er ging.«

Alle schwiegen.

Trinquant trat hastig ein. Seine Miene verkündete nichts Gutes: Er zögerte nicht mit der bösen Botschaft, deren Ueberbringer er war.

Der Erzbischof von Bordeaux, Herr von Escoubleau, war unerwartet nach Poitiers gekommen. Er hatte in der ersten Stunde seiner Ankunft den bischöflichen Official und mehrere Gerichtspersonen zu sich bestellt. Er hatte sich die Akten des Prozesses vorlegen, und von seinem geistlichen Secretair daraus vorlesen lassen. Noch am selben Tage war der Pfarrer Grandier beschieden worden, und hatte eine Audienz bei ihm gehabt, die über eine Stunde gedauert, und aus der Grandier mit vergnügter Miene zurückgekehrt war.

»Wir dürfen Alles fürchten,« schloß Trinquant.

Menuau stampfte auf den Boden. Duthibaut pfiff zwischen den Zähnen und spielte mit seinem Stocke. Mignon stand auf:

„Was noch fürchten, meine Herren! Sobald die Sache an den Erzbischof kam, war sie abgemacht. Er läßt den Jesuiten aus der Schule von Bordeaux nicht fallen. Urban wird wie ein Triumphator in die Stadt ziehen; seine Anhänger werden ein Tedeum in der Kirche anstimmen; von der Kanzel wird es donnern und blitzen gegen seine Verläumder. Das aufgeregte Volk will sein Opfer. War er ein Märtyrer, so sind wir die Verfolger. Also los auf uns! Ducken Sie unter, verkriechen Sie sich, oder wenn Sie das nicht mögen, meine Herren, so schicken Sie sich an, ihm abzubitten. Das ist am Ende das gescheiteste.“

Die Versammlung war aufgehoben. Beim Fortgehn sagte Mesnau zu Mignon: „Und was ist Ihre Meinung?“

„Er ist ein Teufel. Ein Mensch wäre nicht aus diesen Stricken losgekommen. Wie man einen Teufel austreibt, das ist aber eine andere Frage, zu der der Mensch höherer Weisheit bedarf.“

Es kam, wie Mignon erwartet. In der Untersuchung, welche der Erzbischof durch seine Officialen anstellen ließ, ergaben sich Resultate, die noch günstiger für Urban Grandier ausfielen, als die vor den weltlichen Gerichten von Poitiers. Durch den erzbischöflichen Spruch ward er von allen ihm zur Last gelegten Verbrechen völlig freigesprochen, und in alle Rechte des priesterlichen Standes und seiner Pfarrei wieder eingesetzt.

Nach einer überjährigen Abwesenheit wurde Urban wieder in Loudun erwartet. An einem Abende durchlief das Gerücht die Gasse: morgen zieht er ein! Was muß man thun? — Duthibaut ging nicht mit seinen Pfauenschritten durch die Gassen. Mignon schlich nicht mit gekreuzten Armen und gesenktem Blicke, vor Jedem sich verneigend; er war in der Stille abgereist, um eine Gemüthskranke auf dem Lande zu besuchen. Barot war unpäßlich und hütete das Bett. Dumpfes Gemurmel lief durch die Straßen, und die Weiber, Alte und Junge, erhoben ein Geschrei: man müsse ihm entgegen ziehen, dem heiligen Märtyrer, abbitten müsse man ihm die Schmach und die

Verfolgung; nicht genug könne die Stadt thun, damit der große Prediger und heilige Mann versöhnt werde. Das Volk will seine Opfer, aber auch seine Götzen. Aus den Opfern können Götzen werden, und aus den Götzen Opfer. Die Verwandlung ist nicht schwer.

Die Opfer, welche wohl hätten fallen mögen, waren entwichen, der Götze stand vor den Thoren und wich ihrer Verehrung nicht aus. Auf eine Meile zog man ihm entgegen. Man belagerte das Haus, in welchem er übernachtet, man bestürmte die Hausgenossen mit Fragen, wie er aussähe, was er sage, ob er vergeben habe, ob er noch zürne? Einige kletterten an die Fenster, um die ersten zu sein, die ihm ins Gesicht schauten. Als er nun heraustrat, hörte man seine Stimme nicht vor dem Schluchzen der Weiber; die Wenigsten sahen ihn, denn Alle drängten ihn von Nahe zu sehen, seinen Rock zu küssen, und die unzählbare Menge ließ nicht von ihm auf dem weiten Wege bis zur Stadt.

Am Thore warteten seiner Abgeordnete des

Rathes und der Zünfte. Die Bürger, Einige sagten die Frauen, hatten den Aeltesten keine Ruhe gelassen. Nur wenige jüngere Geistliche waren dabei; der Polizeilieutenant stand abseits unter dem Thore.

So hatten sie Urban Grandier nicht erwartet. Bleich sah er noch aus, die eingefallenen Wangen verriethen die Gefängnißmauern, die ernsten, sorgenvollen Nächte; aber er kam nicht wie ein Büßer zurück, dem Gnade geworden, sondern wie ein Feldherr, der in eine Stadt einzieht, die ihn tief gekränkt hat, und sein siegreiches Heer folgt ihm. So mag Marius, auf die Thore von Rom geblickt haben, dachte Chauvet. Ein Lächeln zuckte um seine Lippen, als der Prevot der Kaufleute ihn anredete und die Freude ausdrückte, daß er unschuldig befunden worden, und die Bosheit seiner Feinde zu Schanden gemacht sei. Ein Lächeln zuckte um seine Lippen, aber ein dunklerer Glanz glühte in seinen Augen, die gleichgültige, fast verächtliche Blicke umherwarfen, indem er wenige allgemeine Worte dem Prevot erwiederte.

Da kniete ein junges Mädchen nieder und überreichte dem Priester einen Palmenzweig.

Der Polizeilieutenant wollte danach greifen: „Was soll das!“ Aber Urban hatte ihn ergriffen und hielt ihn hoch:

„Ein Zeichen sei es, daß ich in Frieden heimkehre in die Stadt, die den Gesalbten des Herrn im Zorn ausstieß.“

„Friede allen Guten und Gerechten!“ sprach er, den Palmenzweig vor sich tragend, und schritt vorüber. Von den Fenstern wehten tausend Tücher. Die Stimmen des Willkomms erstickten in Thränen. „Wie schön er ist!“ — „Wie ein Gott!“ — „Wie ein Heiliger!“

Nur Urban veränderte nicht die Miene. Wie abgestorben den Gefühlen, die er erregte, nur sich selbst lebend und den Gedanken, die in ihm wogten, neigte er sich leise hier und dorthin, wo der innigste, lauteste Jubel ihm entgegen scholl. Sein Dank war der eines Mannes, der weiß, daß man ihm Dank schuldet.

„Hier geht der Weg,“ sprach der Polizeilieu-

tenant, und wollte den Zug links abführen nach der Reſidenz des Pfarrherrn.

„Dort!“ ſprach Urban, und ſchritt, den Palmenzweig hoch vor ſich bebend, nach dem Platz vor dem Dome hin. Chauvet ſchüttelte den Kopf, der Prevot und die Aelteſten ſahen ihn bedenklich an: „Wozu das!“ aber der Strom riß ſie mit fort.

Auf der Stelle vor dem Portal, wo Duthibaut die Frevelthat begangen, hielt er und ſtreckte die Arme gen Himmel, ſein Geſicht las in den Wolken. Alle verſtanden, was es bedeutete. Die Frauen und Mädchen, ſo viel ihrer da waren, ſtürzten auf die Knie, eine riß die andere mit, und die Frauen ihre Männer. Es ſank die ganze Verſammlung bis auf wenige auf den feuchten Boden, wo kaum der Schnee zertreten war.

Urban ſprach ein kurzes Gebet; dann breitete er ſeine Arme ſegnend über die Knieenden: „Groß iſt der Herr und ewig ſeine Gnade! Sein Friede ſei mit Euch, die Ihr den Frieden wollt und ſeine Gebote achtet. Auch ich wollte ihnen vergeben, den Uebelthätern, aber wer an den Dienern des

Herrn Hand anlegt, legt die Hand an den Herrn. An dieſer Stätte ward der unerhörte Frevel verübt; ſo wahr ich meine Arme erhebe zu ihm, dem Einen, der ihn ſah, und ihn niederſchrieb, ſo wahr wird er gebüßt werden und an dieſer Stelle. Stehet auf und folget mir!«

Er ging in die Kirche. Einen gewöhnlichen Prediger hatte man vor dem allgemeinen Schluchzen nicht verſtanden. Aber Urbans Stimme rollte wie Orgeltöne durch die Gewölbe des Münſters. Die Leute, die keinen Platz gefunden, hörten ſie draußen. Die Frauen ſagten, er habe gepredigt wie ein andrer Elias. Auf ſeinen Lippen ſchwebte ein Geiſt, den ſie noch nicht kannten, in ſeinen Augen ſtrahlte ein Feuer von einem Glanze, den ſie noch nicht geſehen.

»Gelobt ſei der Himmel,« ſagte der Polizeilieutenant zum Criminallieutenant am Abende, »daß der Tag ſo vorübergieng. Es hätte in ſeiner Macht geſtanden, einen Kreuzzug zu predigen.«

»Oder eine neue Bartholomäusnacht,« ſagte Herr von Ceriſy. »Dieſer Prieſter iſt furchtbar.«

»Andern, oder ſich,« ſprach Chauvet.

verſehe. An den nackten Felſen des kleinen Forts empfing uns der commandirende Officier, um der Anweiſung des Gouverneurs auf die liebenswürdigſte Weiſe nachzukommen.

Munkholm war ehemals ein Kloſter, wie ſchon der Name ſagt. Ein vortrefflicher Sitz zum beſchaulichen Leben gelehrter Mönche. Auch für Poeten, die einen 24ſten Februar, einen 29ſten, oder auch die Schuld dichten wollen, ein vortrefflicher Ruhepunkt. Schöne Momente bei ſchönem Wetter, die Ausſicht auf den ganzen Golf, Drontheim und die Felſenketten ringsum, bei trübem Nebel ſchäumende Wellen und ferne Riffe. Der Wind, der Sturm ſauſt unaufhörlich um die nackte Schäre, und die Brandung bietet bei der leiſeſten Bewegung des Meeres unten an den rothen Klippenbänken der Feſtung ein impoſantes Schauſpiel. Auch mag das Glockengeläute vom Dom herſchallend durch Nebel und Sturm ſeine eigenthümliche Wirkung haben auf Mönche und Poeten, aber ich glaube nicht, daß es beſonders ſchauerlich auf Feinde wirken möchte, denen es in den Sinn käme das kleine Fort in Grund und Boden zu ſchießen.

Wir haderten nicht mit dem trüben Wetter;

Nicht stolze Freudentage, wie man erwartet, folgten dem Einzuge. Statt die Gelegenheit zu ergreifen, auf der Kanzel wider seine Feinde zu predigen, und sich dem Volke bei feierlichen Gelegenheiten zu zeigen, verschloß sich Urban. Er zürnt noch, hieß es. Er will sich rar machen, und gebeten sein, sagten die Spötter. Er fürchtet sich doch vielleicht noch, murmelten seine Feinde.

Urban fürchtete sich nicht. Er war rastlos thätig, seine zerrütteten Angelegenheiten zu ordnen. Ihm galt es wichtigeres, als die Gesellschaften besuchen, die man ihm zu Ehren, zur Versöhnung geben wollte, — selbst Barot hatte ein Fest veranstaltet, zu dem auf Mignons Rath der Pfarrer eingeladen war. Er lehnte es ab zu erscheinen. Der Präsident war sehr beunruhigt.

„Um unser Ansehn ist es gethan. So viel Lichter angesteckt sind, so viel werden mich verhöhnen. Alle Welt weiß, um was es geschah, und so viel Augen da sind, so viel Spott und Vorwurf für uns. Ich hätte es auch nicht versucht, was auch Mignon vorstellte. Seine Klugheit geht zu fein. Dir, Madeleine, traute ich.

Du biſt eine Menſchenkennerin. Aber Du kennſt nur die guten, nicht die ſchlechten.«

Madeleine ſaß auf ihrem Armſeſſel, den Kopf in der Hand. Sie konnte die Thränen nicht verbergen, die durch die Finger ihren ſchönen Arm netzten.

»Es iſt eine böſe Welt, Oheim. Wo wir nichts als Schlechtes um uns ſehn, iſt es da Sünde, ſich der Täuſchung hingeben, daß Einer ſich über die Andern erhebt, daß er edler iſt als die Menge. Woran ſollen wir uns denn halten!«

»Er will ſich an uns Alle halten,« ſagte der Präſident, auf- und abgehend. »Es werden Prozeſſe werden, die uns verzehren. Er kann nicht Schreiber genug bekommen. Aus Saumures und Poitiers hat er drei Advocaten zu ſich beſchieden.«

»Was hatten Sie von ihm zu fürchten! Gegen Sie wird er nicht klagen.«

»Wo hört ein rachſüchtiger Menſch auf! Er iſt wie der Tiger, wenn er Blut leckt. Sogar die armen Chorknaben, die damals fortliefen, hat er züchtigen laſſen.«

»Ich hörte nur, daß er ſie fortgeſchickt. Wür-

den Sie nicht auch den Diener entlaſſen, der Sie bei einem Anfall im Stich ließ?«

»Ich ehre Deinen milden Sinn, liebe Madeleine, aber betrachte, was die Marquiſe mit ihrer fieberhaften Luſt, Verſöhnungen zu ſtiften, ausgerichtet hat. Von beiden Seiten wird ſie verſpottet. Aut-aut heißt es hier. Er hat die Hand, die ich ihm zur Verſöhnung reichte, ausgeſchlagen. Das heißt Krieg, unerbittliche Feindſchaft. Madeleine, ich denke ernſtlich daran, wir ziehen nach Paris. Mir iſt ſeine Nähe, ich darf es Dir vertrauen, unheimlich, grauenhaft. Ja, träte er mir offen entgegen, aber dieſe ſeine Zurückgezogenheit, wir wiſſen nicht, was dahinter lauert, was er vorbereitet. Er muß Lauſcher haben überall. Was wir hier ſprechen, er erfährt es wieder.«

Mignon war mit Menuau eingetreten, und hatte die letzten Worte gehört; Madeleine ſprang auf und fiel dem Oheim um den Hals: »Nur nicht nach Paris, mein Oheim — nicht nach Paris!«

Sie ſchien mehr ſprechen zu wollen, aber ein Thränenſtrom erſtickte ihre Sprache. Sie eilte

hinaus. Mignons Geſicht ſchien das grade Widerſpiel von der ſchmerzlichen Aufregung, die Madeleine überwallte.

»Ich ſtimme diesmal meiner Couſine bei,« ſagte er lächelnd. »Was wollen Sie in Paris?«

»Mich retten.«

»Und uns ließen Sie zurück. Ei, mein Oheim, warum plötzlich ſo verzagt?«

»Ich fühle, mir geht die Kraft aus, dem gegenüber. Du wirſt Dich ſelbſt vertheidigen.«

»Ich hoffe auch meine Freunde.«

»Dein Geſicht glänzt, als brächteſt Du gute Nachrichten.«

»Ich habe nur eins gefürchtet. Einen Sturm. Dem Fanatismus des Pöbels hätten wir erliegen mögen. Er hat ihn nicht benutzt. Sein Hochmuth kam uns zu Hülfe. Sein Dämon hat ihn in ein ſtolzes Sicherheitsgefühl eingelullt. Er ſchreibt und proceſſirt. Das fürchte ich nicht.«

»Weißt Du, welche unſichtbaren Hände in Paris mithelfen? Wer kennt den Ausgang eines Prozeſſes?«

»Ein Urban, der durch Prozeſſe uns über-

wältigen will, hat von ſeiner Kraft verloren. Oheim, gewahren Sie nicht, wie er ſich ſelbſt in den Augen aller Vernünftigen durch ſeine Heftigkeit und den unerbittlichen Sinn ſchadet? Aber alles das iſt nichts im Vergleich zu der Entdeckung, die ich bringe.“

Der Präſident blickte ihn verwundert an.

„Er iſt verheirathet.“

„Der Prieſter!“

„Sie wiſſen ſeine Anſichten über das Cölibat. Er hat ſie nie verhehlt.“

„Das könnte ihn ſtürzen.“

„Konnte!“

„Wer ſchafft Dir Beweiſe! Er iſt wie alle Prieſter verheirathet. Zehnfach, hundertfach. Wer ſchlägt ein Schild an die Häuſer, wo eine Frau des gottloſen Menſchen lebt! Soll ihm doch erſt jetzt, ſeit ſeiner Rückkehr, eine Bürgerdirne ins Haus gelaufen ſein, die er als Wirthſchafterin aufnahm.“

„Die Sache iſt ernſthafter, Oheim. Ich weiß gewiß, der Erzbiſchof rieth ihm ſeine Pfründen zu vertauſchen. Er ſchlug es aus. Den Grund

verrieth er ihm freilich nicht, weshalb er von Loudun nicht fort will.«

Menuau lächelte: »Rathen Sie doch, Herr Präſident!«

»Ich ſollte ſie kennen?«

Mignon wiegte ſich wohlgefällig in ſeinem Stuhl: »Die Marquiſe de Charigny.«

»So ernſthaft wäre das Spiel!«

»Es iſt ſo.«

»Nein, unmöglich die!«

»Keine andre.«

»Sie that ja nicht den Mund für ihn auf nach ſeinem Sturz. Es paßt nicht. Sie intriguirte für Duthibauts Schwager.«

»Weiberliſt! Sie wollte uns ſicher machen. Ich täuſche mich darin nicht leicht, und das einzige, was ich bewundere, iſt, daß ein Charakter wie ihrer dieſe lange Ueberwindung üben konnte.«

»Sie nicht,« lächelte boshaft Menuau. »Sie iſt die Puppe; er iſt der Odem. In dieſer Kraft die Weiber zu beherrſchen, muß man ihn bewundern.«

»Ich ſehe aber nicht ab, was damit für uns

gewonnen iſt,“ ſagte der Präſident. „Willſt Du eine neue Klage beim Official anſtellen? Wenn Ihr für alle ſeine offenkundigen Schandthaten keine vollſtändige Zungen auffindet, wie wollt Ihr Beweiſe für ein Verhältniß ſchaffen, das, wenn es unter geſetzlichen Formen geſchloſſen wurde, gewiß mit dem Siegel des Geheimniſſes bedeckt wurde. Schrieb man, ſo wars mit unſichtbarer Dinte; waren Zeugen da, ſo leben ſie in andern Welttheilen; ſprach eines Prieſters Mund den Segen, ſo war es der eines Sterbenden. Iſt's aber nur eine Phantaſieehe, mit heiligen Betheurungen, Ringewechſeln und dergleichen abgeſchloſſen, was ſoll das uns, was täglich vorkommt, wovon jeder Bettelmönch Abſolution ertheilt! Unglückſeliger, Du bringſt die ganze Familie, ihre Freunde wider uns auf, ein neuer Lärm und Staub wird aufgerührt ohne Ziel und Zweck.“

„Das ſei fern von mir,“ ſagte Mignon. „Ich gönne ihm die ſchöne Marquiſe, und will die Heirath nicht ſtören. Aber es iſt unermeßlich viel gewonnen, daß wir endlich die Seite fanden, wo dieſer Mann angreifbar iſt. Ueberlaſſen Sie mir

das Uebrige, Oheim. Muthig' ich höre schon Ihre Gäste kommen.«

»Die Chavigny ist ein Weib,« sagte Mennau, als der Präsident fort war. »Sie werden sich an sie machen, mit aller Kunst, das bin ich überzeugt. Sie werden ihr Gewissen ängstigen, oder ihrem Leichtsinn Geständnisse entlocken, Sie werden hinter seine Plane kommen, wie er bisher auf unbegreifliche Weise hinter die unsern kam, aber sie ist ein Weib, nicht nur gegen uns, auch gegen ihn. Ein Blick von ihm, ein drohend Wort, und sie zittert, sie verräth uns, und die Miene ist gesprengt.«

»So stehn wir auf der Bresche als unverzagte Männer und gegen einen Feind, der unterliegen muß. Wenn Sie das fassen, wie ich es faßte, so sind wir sicher.«

»Weil Sie noch eine Contremine haben, Herr Canonicus: aber sie ist furchtbar und kann Sie selbst in die Luft sprengen.«

»Für die Kirche muß der Geweihte auch das wagen. Die Luft muß von dieser Pest rein werden.«

Urban Grandier hatte, was wir nach dem Vorangegangenen kaum erwarten durften, wahre Freunde. Es waren nicht solche, die ihm die Hände schüttelten, wo sie ihm begegneten, die ihm Feste gaben und sein Lob als Prediger, gleich den entzückten Weibern, auf Straßen und Märkten ausschrieen. Es waren stille, angesehene Männer, die selten mit ihm zusammen kamen, die seinen Wandel nicht billigten, aber seinen Geist ehrten und seine Gaben bewunderten; Männer, welche mit ahnungsvoller Bangigkeit die Gährung der Stadt, die Intriguen seiner Feinde und seinen Hochmuth, der immer wieder neues Oel in die Flamme goß, verfolgt hatten. Sie kannten die Wuth seiner Widersacher, sie wußten, daß sein jetziges Verfahren dieselbe bis zum Siedepunkt steigern mußte; sie sprachen ernst, offen, warm, aber sie kannten den Mann nicht, vor dem sie sprachen, oder verkannten ihre Kräfte. Er hatte ihnen ruhig sein Ohr geliehen, mit der Ruhe der Ueberlegenheit, welche aus den Argumenten der Widerpart neue Waffen für sich schmiedet. Jetzt nahm er das Wort:

»Sie räumen ein, meine Gegner ſind nicht zu verſöhnen, und mir predigen Sie Frieden! Sie räumen ein, meine Feinde ſind nicht zu entwaffnen, und mir rathen ſie an, die Waffen niederzulegen!«

»Wie ſteht ein Mann feſter, als auf ſein Bewußtſein geſtützt!« ſprach Einer der Beſucher, er wollte hinzuſetzen: »und auf ſeinen makelloſen Wandel,« er verſchluckte es.

»In Zeiten, wo das Paradies war,« entgegnete Urban. »Vielleicht in Zeiten, die kommen werden. Das wird ſpät ſein. Wir leben in Frankreich, meine Herren, in dem durch blutige Brüderkämpfe zerrütteten Frankreich; noch dunſten die Brandfackeln von den Kriegen der Ligue, von der Pariſer Hochzeit, noch raucht das Blut unſerer Edelſten, worin zwei Italiänerinnen ihre Hände waſchen. Genug; Sie kennen unſere Geſchichte; dieſe Geſchichte iſt noch lange nicht zu Ende. Nur der Starke ſiegt, entweder durch die Entſchloſſenheit der That, oder der Schlauheit. Der zumüthige Mann, der ſich dem Glauben hingab, es werde ſich Alles von ſelbſt zum beſten löſen,

hatten wir doch von hieraus zum ersten Mal in Norwegen den Anblick eines nordischen Meeres. Die Wolken verbargen die Mauern des Golfs, und die Phantasie der Poeten konnte frei hinüberseglen bis nach dem gelobten Island. Zwei lagen am Strande und rissen das Meergras vom Felsen und suchten nach Muscheln zur Erinnerung. Ob es das erste Mal war, daß ein Französischer Dichter auf diese Weise nach Sturlesons Vaterland verlangend hinüberblickte?

Munkholm wird von den Fremden besucht, um das Gefängniß des berühmten Dänischen Reichskanzlers Gryffenfeld zu sehen. Gegen zwanzig Jahre lebte der Unglückliche hier in einem runden, fast lichtlosen Thurm-Gemach. Die romantische Poesie war damals noch nicht erfunden, und so konnte den Einsamen nicht einmal der Sturm trösten, wenn er in den Kaminen heulte. Sein gebeugter Ehrgeiz nagte an der Erinnerung erlittener Ungerechtigkeit. Als man sein Gefängniß nach Drontheim selbst, zur Milderung der Strafe, verlegte, starb er bald an einer schmerzlichen Krankheit, der Folge seines Kerkers. Viele Reliquien seines Aufenthalts zeigt man noch jetzt; auch schrieb er Schmerzens-Verse

der vermitteln wollte, erlag, er mußte erliegen. Es iſt keine Zeit zum Vermitteln. Dem Mann iſt nur die Wahl gelaſſen, als Sieger hierdurch durch dieſes Meer von Schlechtigkeit oder in Ehren zu fallen. Ich habe gewählt. Meine Feinde kämpfen durch Ränke, ich will ſtreiten mit allen Mitteln, welche die Geſetze mir bieten; ich gebe keinen Fingerbreit nach.“

„Sie ſprechen wie ein Großer, der in die Kämpfe des Hofes und der Partheien verwickelt iſt; wir reden von der kleinen Stadt Loudun und deren Zwiſten.“

„Es hat der kleinſte Bürger den Beruf, in ſeinem Kreiſe groß zu ſein.“

„So beſchwöre ich Sie als Prieſter unſrer heiligen Kirche,“ ſprach der Bailli der Stadt. „Bedenken Sie das Aergerniß vor den Reformirten.“

„Grade vor denen handle ich, wie ich handeln muß. Nur durch Feſtigkeit des Willens imponirt man dieſen Verirrten. Vertrüge ich mich, gäbe ich nach, um des lieben, zerriſſenen Friedens willen, dann hätten ſie Recht zu ſagen: was iſt das

für eine Kirche, wo die Sünden vertuscht werden, wo das Recht nicht zu Recht kommt auf grabem Wege! Ich will sie niederbeugen, meine jämmerlichen Feinde, Druck um Druck, so lange meine Sinne frei sind, meine Sehnen Kraft haben, ich will den Fuß auf ihren Nacken setzen. Sie sollen knirschen, Zeter schreien, abbitten. Ihr Abbitten ist der Schrei des Wurms, den ich zertrete; ich höre ihn nicht. Die Glorie meiner Kirche ist ewig; die Flecken und die Sünden ihrer Diener beflecken sie nicht. Aber sie fordert auch Männer, die es wagen, von dieser ewigen Glorie auf ihrer eigenen Stirn wiederspiegeln zu lassen. Sie ist reich und mächtig, das ist nicht genug, sie fordert wieder Märtyrer. Ich wage den Kampf auf das Gewinnen, meine Herren; ich zage aber auch nicht, wenn ich fallen sollte.«

Der Zweck der Zusammenkunft war verfehlt. Die Freunde gingen mit betrübten Blicken.

»Eines wenigstens erwarten, hoffen wir von Ihnen,« wandte sich der Bailli noch ein Mal an den Pfarrer. »Wir sind dessen gewiß von Ihrem edlen Sinne. Wie verlautet ist Duthibaut vom

Parlament verurtheilt. Sie werden nicht darauf bestehen, daß der Spruch executirt wird, Sie werden nicht verlangen, daß er Ihnen öffentliche Abbitte leistet.“

„Ich werde fordern, was der Spruch bestimmt.“

„Das ist Rachsucht.“

„Nennen Sie es Klugheit. Niemand glaubte, daß ich etwas freiwillig erließe; man legte es mir als Furchtsamkeit aus.“ —

„Sie gehen mit einer schlimmen Meinung von mir weg, meine Herren,“ sagte er nach einer Pause. „Mit den Meinungen kämpfe ich nicht. Wäre ich ein König, ich gäbe alle Meinungen frei. Nur durch die Kraft der Gesinnung, durch die entschlossene That bekämpft ein Character das Gerede und den Leumund. Nennen Sie das Egoismus, wohlan, ich bin ein solcher Egoist, und nehme die Folgen meiner Handlungsweise auf mich allein.“

„Und zerrütten dadurch den Frieden, das Wohlsein einer Stadt,“ sagte der Bailli.

„Machen Sie das mit dem aus, der König,

Fürſten und Volker ſchuf, und die Geſchichte geſchehen ließ, wie ſie mit Blut und Brand geſchrieben ſteht. Die Männer mit Character und Willen haben dieſe Geſchichte gemacht. Hätte es der Herr des Himmels nicht ſo beſtimmt für ſeine Erde, ſo lebten wir noch im Paradieſe.“

Urban ſchrieb einen Brief, und was er zu den Herren geſprochen, ſtand faſt wörtlich auf dem Papiere. Ueberleſend ſchüttelte er lächelnd den Kopf, falzte und verſiegelte ihn ſauber, und zog an einer Klingelſchnur. Ein junges Mädchen trat herein, und ſtellte ſich demüthig neben ſeinen Stu . Es war dieſelbe, welche ihm beim Einzuge den Palmenzweig überreicht hatte. Damals glühte ihre Wange und ihr Auge, ſie ſah wie eine Verzückte aus; heute ſtand ſie vor ihm wie eine ſchüchterne Magd, freundlich, ſelig, mit niedergeſchlagenen Augen, ein Ausdruck nicht unähnlich den kindlichen Marien, wie ſie die alten deutſchen Maler abbilden. Sie war blond, von heller Geſichtsfarbe und mit hellblauen Augen, ein Frauengeſchlecht, wie man es noch heut in Frankreich nicht

häufig, aber doch findet, ein merkwürdiger Gegensatz zu den pikanten Brunetten.

Urban gab ihr den Brief. Sie empfing ihn gebückt und küßte dankend seine Hand.

„Deiner Schwester, als sie lebte, hätte ich den Auftrag nicht gegeben,“ sprach er, sie still betrachtend, und legte die Hand auf ihren Scheitel.

Sie hatte den Brief in ihrem Busen verborgen. „Mir kannst Du trauen!“ sprach sie erglühend, die Hand auf ihrem Herzen.

„Ich weiß es, Margot. Kaum bist Du eine Woche bei mir, und mir ist, als wäre kein Geheimniß zwischen uns.“

„O die selige Schwester hätte Dich auch nicht verrathen. Lieber Vater und Mutter als Dich.“

Er lächelte: „Und diese Briefe hätte ich ihr doch nicht geben dürfen. Sie war so heftig wie Du sanft bist. Wir hatten manche böse Stunden miteinander. Von Heftigkeit und Schluchzen — die Leute nennen es Eifersucht — wurde sie oft krank. Hat sie nie bös von mir gesprochen?“

„Damals war ich noch klein.“

„Aber jetzt hörst Du oft Boſes von mir ſprechen?“

Margot hielt die Hand vors Auge: „Ich glaube es nimmer.“

Die Thränen ſtürzten vor, ſie ſank auf ihre Knie und barg ihren Kopf in ſeinem Schooße: „Ach Urban, es muß heraus, es platzt mir die Bruſt ſonſt, ich wollt' es verhalten, aber —“

„Du kannſt mir nichts Schlimmeres ſagen, als ich weiß. Nicht wahr, ich ſei ein gottloſer Menſch, der Dich beſchwatzt, aus dem Hauſe der Mutter fortgelockt, der Dein Verderber iſt —“

„Nein, nein!“ rief ſie und hielt ihm die Hand an den Mund. „Das iſt nicht wahr. Ich kam zu Dir, aus freien Stücken; was gäb' es denn Seligeres auf der Welt, als wer Dir dienen kann! Die Mutter iſt auch nicht bös drüber. Sie hielt mich früh ſchon zur Küche an, daß ich bei einem geiſtlichen Herrn dienen könnte. Die Mädchen hätten es doch noch am beſten da, ſagte ſie.“

„Aber die Leute ſagen doch, ich hätte Dich armes Kind bethört, wie Deine Schweſter? Nicht

wahr, ich hätte Dir Liebestränke gegeben? — Mir sei ein böser Geist dienstbar, den sende ich in den Leib unschuldiger Mädchen, daß sie in Liebesgluth gegen mich entbrennen. Glaubst Du das?«

Sie richtete das Gesicht auf und schaute ihn halb an, und schüttelte den Kopf: »Ich glaub's nicht, Urban.«

»Ei wer weiß das, Margot!« fuhr er lächelnd fort. »Sie sprechen wieder von den bösen Geistern, die bei den armen Ursulinerinnen die Kostgängerinnen und Nonnen zwicken und zwacken. Die soll ein böser Zauberer ihnen eingeblasen haben. Wär' ich nun ein solcher Zauberer? Hast Du nicht einen Blumentopf? Als Du am Goldlack rochst, vielleicht saß in der Knospe mein Kobold. Oder schlug nicht eine Nachtigall an Deinem Fenster, Du lehntest Dich hinaus, mit entfesseltem Busen, und horchtest und schlürftest mit vollen Sinnen die süßen, wollüstigen Nachtlaute in Dein offenes Ohr. Und ich war's, ich stahl mich in Dein unbewachtes Herz.«

»Die Nachtigall wars nicht,« sagte sie kopfschüttelnd. »Seit ich aufwuchs, ich war noch nicht

ſo groß, und Du kamſt in unſer Haus, ach Urban, mir war's, als wenn ein Heiliger über die Schwelle trat. Und wenn Du mir auf die Backen ſtreicheltеſt, das fühlte ich eine Woche lang; ich wuſch mich nicht, daß ichs nicht abriebe. Und wie ich größer ward, und die Mutter ſagte, ich ſolle Dir die Hand küſſen, da zitterte ich, mir kam das zu viel Ehre vor. Ach, ich küßte die liebe, ſchöne Hand in Gedanken alle Tage, und — das war wohl nicht recht von mir — ich beneidete die Schweſter, daß ſie des Morgens und Abends die Hand küſſen konnte. Nein, ich beneidete ſie nicht, ich ärgerte mich über ſie, ich hätte bitter bös auf ſie werden mögen. Sie klopfte Dich auf die Schulter und konnte, wenn Du ihre Hand ergriffſt, ſie wegziehen. O ſie that mit Dir, als warſt Du —«

»Was, Margot?«

»Ein Menſch, wie andre Menſchen.«

»Und bin ich das nicht?«

Sie blickte ihn mit bewundernden Blicken an: »Nein, Urban, Du biſt, ich weiß nicht was, aber wenn Du ein Menſch biſt, biſt Du der größte,

verklärte — und Dich — o diese böse, böse Welt! — daß sie Dich so verläumden können, das Abscheuliche von Dir sagen!«

»Zerbrich es aus!«

»Du hättest meine Schwester vergiftet.«

Urban hatte das nicht erwartet. Er lehnte sich im Armstuhl zurück. Sein Auge glänzte trüb; bald aber spielte ein verächtlicher Zug wieder um seine schönen Lippen.

»Und wer sagt das von mir?« Er war aufgestanden. »Ich frage Dich nicht, Margot, ob Du es glaubst. Wenn Du es glaubtest, wärst Du nicht bei mir.«

»Urban, Urban!« flüsterte sie an seiner Brust, »und wenn ichs glaubte, ich glaube, ich wäre doch bei Dir. Und wenn Du mein satt wärst, meines jungen Lebens, und gäbst mir Gift zu trinken. Ich tränke es doch; es käme ja von Dir.«

»Und wenn nun mir Jemand Gift reichte!« sprach er.

Sie sah ihn erschreckt an: »Urban, versprich mir, trinke nirgend, wo nicht Andere vorher tran-

len. Ich will von jeder Schaale nippen, ehe Du ſie an die Lippen bringſt.«

»Ihr Gift iſt von anderer Art, mein Kind,« lächelte er.

»Geh nie allein aus! — Ach Du mußt wohl gehen! — Doch das verſprich mir, thue immer dann den Bruſtharniſch um, der hinter Deinem Bücherſchrank ſteht. Immer, Urban!«

»Meine Feinde haben ſchärfere Waffen, Margot. Ein ſtählerner Harniſch ſchützt nicht dagegen. Sie brauchen keine Meſſer.«

»Doch Einer.«

»Wer!«

»Ach Gott, ach Gott! Urban, ich ſollte es, ich wollte es nicht wieder ſagen. Hüte Dich vor dem Manouri. Er hat geſchworen, einen fürchterlichen Eid auf dem Grabe meiner Schweſter, ſein Meſſer ſolle in Dein Fleiſch ſchneiden, wie Du in ſein Herz geſchnitten.«

Des Prieſters Geſicht überzog ein Ernſt, der ſeine Würde nicht vermehrte.

»Es iſt italiäniſches Blut in ihm,« ſagte er, auf- und abgehend. »Der Thor! Sie hat ihn

in lateinischer Sprache an die Wände. Nach diesen suchte aber unser Führer vergebens, wiewohl er sie vor mehreren Jahren noch ziemlich erhalten gelesen hatte. Man hatte die Wände übertüncht, ohne Grund wie es scheint, denn das Zimmer wird nicht gebraucht. Aber man verfährt noch sehr gewissenlos in dieser Beziehung mit dem Alterthum.

Auch späterhin wurde Munkholm als Staats-Gefängniß gebraucht. Jetzt sitzt darin nur ein unglücklicher Todesverbrecher. Ein Wundarzt, der, nach langgenährtem Ingrimm gegen seine Aufwärterin, sie bei lebendigem Leibe secirt hatte. Als halb Wahnsinnigem war ihm die traurige Gnade des Königs nicht entgangen, seine Todesstrafe in lebenswierige Einsperrung verwandelt zu erhalten. Die ganze Gesellschaft trat ein in die dürftige Klause, wo eine herkulische Gestalt sich mühsam vom Lager aufrichtete und den tageslangen Schlaf abschüttelte. Ein Kopf doppelt so groß, wie ein gewöhnlicher, ein roth aufgedunsenes Gesicht mit Kupfer belegt, kleine blinzelnde Augen, graues, spärliches Haar und zwei Arme an diesem Riesenleibe, welche Eisenthore hätten sprengen können, dazu die lallende Sprache eines

nie geliebt! — Thorheit! Mir ist nicht bestimmt, von dem Messer eines Barbiers zu sterben.«

»Aber den Panzer, Urban, legst Du an?«

»Mein Panzer ist meine Brust, meine Waffe mein Blick. Wenn ich ihn ansehe, schrickt er zurück.«

»Aber es ist doch möglich.«

»Gegen die Möglichkeiten waffnet sich nur der Feige. Setze Dich zu mir, Margot. Würdest Du einen Mann lieben, der, wenn er ausgeht, nach den Dächern schaute, ob kein Ziegelstein ihm auf den Kopf fiele? Ein giftiger Wurm saß vielleicht auf einer Blume; würdest Du sie darum nicht pflücken? Der Herr des Himmels goß seine Wonnen und seine Schönheit auf die Erde aus, daß wir uns freuen und genießen sollen, so lange das Blut in uns pulst. Dem Einen mehr, dem Andern minder. Soll der reiche Mann den Armen zum Vorbild nehmen? Dann würde es eine Bettlerwelt. Die wollte der Herr nicht, als er die Schönheit erschuf. Soll ich auf weichem Moose ruhend, vom Sonnenlicht umspielt, umduftet von würzigen Kräutern, mich nicht hin-

ſtrecken, weil eine Schlange unter den Krautern zängeln kann! Oder ſoll ich Dich nicht umfangen, mein Kind, nicht den ſüßen, geſunden Athem von Deinen Lippen ſchlürfen, nicht Deines Herzens Schläge unter Deiner wogenden Bruſt fühlen, weil ich weiß, daß dieſe Schläge einſt aufhören werden, der ſchwellende Buſen verſinken, die Roſenlippen werden verwelken, und nichts bleiben, als die Perlenzähne — aus einem Todtengerippe.«

»O ſprich nicht ſo, Urban.«

»Küſſe ſie fort, die häßlichen Gedanken, Margot. Heftiger — zerdrücke die Worte, laß mich gar nicht reden. Elende Furcht — keinen Panzer um die Bruſt, ſo lange mein Herz an einem warmen Herzen ſchlagen kann. Das iſt Sünde, Vergeudung der Gaben des Herrn, einen Augenblick der Gunſt verlieren, die er uns ſchenkte!«

Ein rauher, unangenehmer Wintertag war derjenige, an welchem Duthibaut dem Urtheil des Parlaments genügen ſollte. Er erſchien mit ſei-

nem ganzen übermüthigen Anhange, in der bunteſten Tracht vor dem Dom. Sie mochten vorher in einer Weinſtube ſich Muth getrunken haben. Hohnlachend mit frechen Mienen machten ſie ſich durch die Volksmenge Platz. Aber ihre lärmenden Reden verſtummten bald vor dem Ernſt in den Mienen, vor den Choraltönen, die aus der erleuchteten Kirche ſchallten.

Möglich, daß Duthibaut und die Seinen etwa gedacht hatten, durch ihren reichen Aufzug, ihre Waffen und ihre Menge die Andern einzuſchüchtern. Das Volk war zahlreicher, ſeine Stille war ſprechender als die wonnetrunkenen Reden der rohen Geſellen. Das verletzte Recht, die Heiligkeit des Ortes überwogen. Der Schnee fiel in dicken Flocken. Bald waren Alle, Volk und Cavaliere, Arme und Reiche in daſſelbe weiße Gewand gehüllt. Wie ſie auch mit den Zähnen knirſchten, und vor Ungeduld die Arme über die Bruſt ſchlugen, ihre ſeidenen Röcke wurden durchnäßt, ihre Federhüte waren keine Pracht mehr. Das Volk ziſchte, wenn Einer den Mund aufthat, und wenn Einer fortwollte, verſperrte man ihm den Weg.

Viele, auch die Urban nicht freund waren, mochten es dem übermüthigen, reichen Manne gönnen. Wer ihm ins Gesicht sah, traute ihm zu, daß auch er Manchen vor seiner Thür und länger hatte warten lassen.

Es dauerte eine halbe Stunde bis der Choral schwieg und die Kirchenpforte sich öffnete. Der Stolz der reichen Leute war schon erweicht, als die Kirche in ihrem ganzen sich zeigte. Zwölf Knaben im Chorhemde mit duftenden Weihrauchkesseln und brennenden Kerzen gingen voran, die Geistlichen der Kirche und das ganze Kapitel vom heiligen Kreuze folgten in ihren strahlenden Meßgewändern. Es konnte auffallen, daß sich keiner der Domherren ausgeschlossen hatte, selbst Mignon nicht; in diesem Augenblicke trat vielleicht die tiefe Feindschaft vor dem berauschenden Gefühl zurück, einen Frevler vor der Autorität der Kirche büßen zu sehen.

Urban war der letzte, der aus der Pforte trat, er allein im schlichten Predigerrocke. Mit auf der Brust gekreuzten Armen, den Kopf zu Boden, neigte er sich in der Reihe vor seinen

Collegen, als wolle er zeigen, daß ihnen und nicht seiner Person diese Ehre würde. Aber als er vor Duthibaut trat, erhob er sich in seiner vollen Größe, auf seinem Gesichte ein Stolz und ein Ernst, gegen welche die Pracht umher verschwand.

Der Criminallieutenant überreichte die schriftliche Formel dem Verurtheilten.

„Es wird wohl unter diesen Umständen genügen," sprach er, „wenn Herr Duthibaut den Hut nur lüftet und das Knie beugt."

Urban wandte sich zu den Kapitelherren zurück: „Im Spruch des Parlamentes steht es, dünkt mich, anders."

Der Syndicus des Kapitels las: „„Den Hut zur Erde, den Kopf gebeugt, auf beiden Knieen.""

„In meiner Macht ist es nicht, an dem Spruch des Parlamentes auch nur ein Tüttelchen zu ändern," sagte mit kalter Stimme Urban.

Der Schnee lag über einen halben Schuh tief. Man mochte an den Fall gedacht haben. Einer von Duthibauts Anhängern legte ein reichgesticktes Kissen vor ihm auf die Erde.

„Steht das im Urtheil?" fragte Urban.

„„Auf der Erde,““ las der Notar.

„Wir Prieſter,“ ſagte Urban, „liegen auf kaltem Stein, auf nacktem Boden, wenn wir zum Herrn flehen, um die Sünden dieſer Welt. Mögen meine hochwürdigen Brüder entſcheiden, ob der reiche Mann, der gegen die Kirche ſündigte, unter Baldachinen und auf Teppichen knieen ſoll, wenn er für den ärgſten der Frevel mit einer leichten Abbitte davon kommt.“

Keiner ſprach ein Wort. Ein Mann aus dem Volke riß das Kiſſen fort. Duthibaut warf ſich in den Schnee. Zitternd vor Zorn oder vor Kälte las er die Abbitteformel, die man im Kanzleiſtiel jener Tage nicht zu kurz abgefaßt hatte.

Mit unverändertem Geſichte, ohne den Kopf auch nur zu neigen, hatte Urban zugehört. Kein freundlicher, verzeihender Blick traf den noch Knieenden. Er faltete die Hände in einem ſtummen Gebet nach oben, wandte Duthibaut den Rücken, verneigte ſich wieder tief nach rechts und links zu den Chorherren und verſchwand in die Kirche. Die Knaben ſchwenkten die Weihkeſſel um das

Haupt des Büßers, und alle folgten dem Prieſter in den Dom, deſſen Pforte ſich wieder ſchloß.

Noch kniete Dutoibant. Er ſchien die Sprache und den Gebrauch ſeiner Glieder zugleich verloren zu haben. Seine Freunde riſſen ihn auf.

„Ich ſah den Teufel!“ ſchrie er.

Manouri, der Barbier, lachte laut: „Siehſt Du ihn jetzt erſt? Ich habe ihn längſt geſehn.“

Montag, am 11ten October 1632, ließ ſich der Pfarrer von Venier, Granger, bei dem Bailli der Landſchaft, Guilliaume de Guierniere, und beim Polizeilieutenant Louis de Chauvet feierlich melden. Granger war, obgleich weniger betheiligt bei den Partheikämpfen in der Stadt Loudun, doch ein wichtiger und gefürchteter Mann. Er galt für die rechte Hand des Biſchofs von Poitiers, und hatte ſich der vollkommenſten Gewalt über den ſchwachen, argwöhniſchen Verſtand dieſes Prälaten bemäch-

tigt. Von hartem, herrschsüchtigen Geiste, benutzte er sein Ansehen, um sich furchtbar zu machen. Er zeigte sich selten, um wo er auftrat, einzuschüchtern. Er strebte nicht nach Pfründen und äußerlichen Ehren, aber die Geistlichkeit des ganzen Sprengels haßte und fürchtete ihn, weil er ihr Aufseher und heimlicher Angeber beim Bischofe war. Sein Ehrgeiz, sagten sie, war ohne andere Grenzen, als die des Scheines, den er sorgfältig vermied. Im schlichten Priesterrocke war er doch der Bischof im Geheimen. Mit Urban Grandier lebte er anscheinend in gutem Vernehmen.

Granger meldete in aller Förmlichkeit den beiden Beamten, daß in dem Kloster der Ursulinerinnen zwei Nonnen vom Teufel besessen wären. Er selbst habe, wiewohl das ärgerliche Gerücht schon lange in der Stadt umlaufe, bisher daran gezweifelt; aus Schonung für den Ruf zweier Diener der Kirche, die beide, je nachdem die Sache wahr oder falsch sei, als Verläumder, oder als Verbrecher dabei betheiligt wären. Er habe sogar das Seine gethan, die Sache zu unterdrücken. Es stehe aber nicht mehr in seiner Macht, seit

der Teufel mit einer Frechheit auftrete, welche alle Begriffe übersteige, und jetzt fordere es seine heilige Pflicht, und das Vertrauen, welches der hochwürdige Bischof ihm schenke, zu sprechen. Er habe sich selbst von dem Unfug überzeugt. Eine der Nonnen, die nur ihre Muttersprache kenne, antworte auf alle Fragen, die man ihr vorlege, lateinisch. Davon hätten sich mehrere der würdigsten Geistlichen, der angesehensten Einwohner Loudons, überzeugt, und somit wurde es Pflicht der Obrigkeit, sich selbst in das Nonnenkloster zu begeben, und in einer Angelegenheit zur ernsthaften Untersuchung zu schreiten, welche so angethan sei, daß sie das größte Aufsehn erregen dürfe.

Man konnte an dem Benehmen des Bailli und des Polizeilieutenants bemerken, daß ihnen die Sache nicht neu, daß sie schon längst vorbereitet war. Das Protocoll war aufgenommen, unterzeichnet, und der Geistliche wollte sich entfernen.

Louis Chauvet begleitete ihn bis an die Thür:

„Sie erwartete ich nicht als Angeber!-

Mit unveränderter Miene entgegnete Granger ernſt: „Und was berechtigt den Polizeilieutenant von Loudun, an der Pflichttreue des Pfarrers von Venier zu zweifeln?“

„Sie wiſſen, wie ich, auf wen es abgeſehen iſt.“

„Ich weiß nichts, als was der Augenſchein mir zeigt, der Glaube mich lehrt, und meine Pflicht mir gebietet.“

„Mein Gott! mein Gott!“ rief Chauvet. „Warum will man denn einen Menſchen verderben, der uns nichts Böſes that! Sie ſind Urbans Freund.“

„Sie reden von dem Pfarrer Grandier,“ lächelte der Anklager kalt. „Ich wünſche ihm alles Glück in ſeinen Zwiſtigkeiten mit den andern Stiftsherren, und freue mich, daß ich nicht Richter bin zwiſchen den Unverträglichen, die um irdiſche Güter hadern. Wo es aber dem Satan gilt, der auf Erden leibhaftig umwandelt, kenne ich keinen Freund, und wäre er mein Bruder. Im Uebrigen thue ich nur, was die Pflicht des Officials unſeres hochwürdigen Biſchofs iſt. Ich

Kindes und ein geistiges Bewußtsein, welches mit dem Körper eingeschlafen schien. Beim Anblick der vielen militairischen und fremden Gestalten schrak er sichtlich zusammen, und die trokkenen protokollarischen Fragen eines unserer juristischen Reisegefährten konnten ihm den gewiß aufsteigenden Wahn nicht schwächen, daß eine Commission gekommen, mit der Absicht, ihm doch ans Leben zu gehen. Erst als er hörte, daß wir Deutsche waren, erholte er sich; denn auch der Unglückliche war, in Stralsund geboren, unser Landsmann und hatte die vaterländischen Töne nicht so vergessen, um nicht mit einer gewissen Zufriedenheit Deutsch die Unterhaltung mit uns fortzusetzen.

täuſche mich doch nicht in dem Polizeilieutenant Chauvet, wenn ich von ihm erwarte, daß auch er durch keine Rückſichten ſich abhalten läßt.«

»Ich werde unterſuchen, ſtreng unterſuchen.«

»So thun wir Beide unſere Pflicht,« ſagte der Geiſtliche, ſich kalt verneigend und ging.

Noch am ſelben Tage begab ſich der Baili mit dem Polizeilieutenant nach dem Kloſter. Der Beichtvater der Urſulinerinnen, der Canonicus Mignon, empfing ſie, angethan mit dem Chorhemde und der Stola, feierlich an der Thür, und führte ſie in das unten gelegene Sprechzimmer.

»Meine Herren,« hub er an, »es wäre thörig von mir, nach dem Grunde Ihres Beſuches zu fragen, verwegen, Sie fortzuweiſen. Ich ſehe mich in die Nothwendigkeit verſetzt, der Obrigkeit die Thore dieſes geheiligten Aſyls zu eröffnen; ſo ſchmerzhaft, ja demüthigend für mich der Grund Ihres Beſuches iſt. Wer verſucht nicht, wenn in ſeinem Hauſe ein Brand ausbricht, ihn zuerſt ſelbſt zu löſchen, ehe er die Nachbarn ruft, aber wenn die Flamme übermächtig wird, begeht er ein Verbrechen, wenn er ſchweigt. Ich verſuchte es, das

Unheil zu erſticken, ehe es zum öffentlichen Aergerniß würde, ich arbeitete Tag und Nacht, ich rang auf meinen Knieen im Gebet, daß der Herr mir Kräfte gebe, ſeinen Widerſacher aus dieſem heiligen Hauſe, aus den unſträflichen Leibern dieſer heiligen Jungfrauen zu verbannen. Wie hätte der Satan Macht gehabt, den heiligen Namen zu widerſtehen, die wir anriefen! Er floh, aber um wiederzukehren. — Wohlan denn, ich will, ich muß der Obrigkeit das andere überlaſſen.«

»Und was?« fragte der Bailli, ſcharf den Canonicus anblickend.

»Zu prüfen, damit auch die Zweifler und Kurzſichtigen die Macht des Satans erkennen. Dabei Ihnen zu helfen, liegt noch in meiner Befugniß; darüber zu urtheilen, ſtelle ich Höheren anheim.«

Der Canonicus berichtete, während der Polizeilieutenant ein Protocoll aufnahm, daß faſt ſämmtliche Nonnen des Kloſters vierzehn Tage hindurch von Erſcheinungen der ſeltſamſten Art und furchtbare Geſpenſter geplagt worden. Es habe ſich auf die ſorgfältigſten Ermittelungen dar-

gethan, daß dies nicht Visionen gewesen, sondern wahrhafte böse Geister, die sich in den Leib zweier Nonnen und der Priorin festgesetzt hätten. Mit Hülfe zweier Carmeliter habe er die Teufel nach bestem Wissen beschworen, und dabei so viel herausgebracht, daß der Teufel, der in die Priorin gefahren, Astaroth, der in der zweiten Nonne sitze, Jubulon heiße. Der neue Bund sei vermittelst dreier Rosen geschlossen, während schon ein früherer durch drei schwarze Dornen bewerkstelligt worden. Endlich hätten die Teufel ihren Abzug nehmen müssen, und seien auch acht bis zehn Tage fortgeblieben, aber in der Nacht vom letzten Sonntag auf den Montag wären sie beide zu gleicher Zeit wiedergekehrt und hätten in entsetzlicher Art gewüthet. Erst seit einigen Stunden ruhten die armen Besessenen, und er müsse deshalb die beiden Herren bitten, ihnen diese Ruhe zu gönnen, um an einem andern Tage wiederzukehren.

Der Bailli stand unwillig auf, während der Polizeilieutenant das Protocoll schloß.

„Ich hoffe,“ sprach Jener mit Nachdruck,

„daß Ihre Geister nicht allemal sich vor dem Anblick der Obrigkeit zur Ruhe begeben werden, die ich übrigens den Geistern, so wie den armen Nonnen und Ihnen selbst, Herr Canonicus, von Herzen wünsche.“

In dem Augenblicke stürzte eine Kostgängerin des Klosters, die uns wohl bekannte Marie Aubin herein. Das junge Mädchen war sichtlich in großer Bestürzung. Sie eilte, als sie die fremden Herren sah, auf den Beichtvater zu, und flüsterte ihm etwas ängstlich ins Ohr.

„Mein Kind,“ sprach Mignon, „ich darf in diesem Augenblicke nichts hören, was nicht auch die Obrigkeit der Stadt vernehmen dürfte.“

Scheu blickte Marie den Bailli und Lieutenant an: „Sind Sie aber auch vom rechten Glauben? Man weiß nicht, wie der Teufel oft in eines Menschen Herz fährt!“

„Verzeihen Sie, meine Herren, diesem unschuldigen Kinde,“ wandte sich der Canonicus an die Beiden. „Sie war Zeuge so entsetzlicher Offenbarungen, daß man auch ihrem Mißtrauen gegen edle Männer Nachsicht schenken kann. Was

iſt es, Marie! Ich befehle Dir, ſprich die reine Wahrheit.«

Marie ſchüttelte den Kopf und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen: »Ach es iſt gräßlich. O Onkel Mignon, wenn Sie diesmal nicht helfen, dann bringen die Teufel die armen Mädchen um.«

»Sie ſind wieder los?« fragte haſtig der Canonicus.

»Ach mehr als los! Man ſieht recht die Tücken dieſer abſcheulichen Geiſter, daß ſie ſich nicht ein bischen vor jungen Mädchen geniren. Hören Sie doch.«

Man hörte gräßliche Laute aus dem obern Stockwerk. Eine Stimme quikte wie ein junges Schwein; dann brüllte eine andere wie ein Ochs, während eine dritte ein erſchütterndes Gelächter ausſtieß. Mignon flüſterte den betroffenen Beamten zu: »Es iſt die Priorin allein. Erbarme ſich Gott der armen Duſderin!«

Sie waren die Treppe nach der Schlafkammer der Conventualen im obern Stockwerk hinaufgeſtiegen. Hier befanden ſich ſieben Betten. In dem einen lag die Priorin, in einem andern

die Schweſter Clara. Um das der erſteren ſtanden mehrere Carmelitermönche, und ſämmtliche Nonnen in Zittern und Entſetzen über den Anblick ihrer Oberin. Er war allerdings furchtbar. Die Priorin war, wie wir wiſſen, eines der ſchönſten Mädchen in Loudun; aber ihre Züge waren ſo entſtellt, daß ſie ein Entſetzen erregen konnte. Sie wälzte ſich in krampfhaften Verdrehungen und warf ſich wie eine Raſende. Als die Beamten mit Mignon eintraten und ihr Blick ſie traf, verzerrte ſich das Geſicht zu einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Wuth und Stumpfheit. Der aufgeſperrte Mund ward ſchief, die Augen traten heraus, und ein hölliſches Gelächter erſtarrte zu einer widerwärtigen Grimaſſe. Nach einem Geſchrei, von dem die Fenſterſcheiben zitterten, ſchnellte ſie auf, und wäre vielleicht mit einem Satz aus dem Bette über die Köpfe der Umſtehenden geſprungen, wenn die Karmeliter, der Canonicus Mathurin Rouſſeau und der Wundarzt Manouri ſie nicht mit aller Anſtrengung ergriffen und in die Kiſſen niedergedrückt hätten.

Entſetzt davon wollte Louis Chauvet ſich um-

wenden. Der Baili faßte seine Hand: „Das wäre ja, was sie wünschen,“ flüsterte er ihm zu.

Mignon sagte: „Erschrecken Sie nicht, es ist ein gutes Zeichen. Der Dämon in ihrem Leibe fühlt die Qualen voraus, die unsere Operation ihm bereiten wird; darum gebärdet er sich in dieser Art. Seine Macht ist Blendwerk; er ist nur mächtig durch den Schreck, den er auf die Schwachen wirkt.“

Rousseau nickte ihm zu: „Der böse Geist theilt die Schmerzen, welche ihm durch Anrufung des Namen Gottes und durch Anrührung heiliger und geweihter Gegenstände verursacht werden, den Gliedern der Besessenen mit. Sie wanken schon; wenn man ihn mit Ernst anfaßt, ist seine Kraft gebrochen.“

Mignon schritt, ein Reliquienkästchen in der Hand, muthig vor, und steckte zwei Finger der Besessenen in den Mund, indem er, kaum vernehmbar, eine lateinische Formel sprach. Die Perlenzähne der Jungfrau, die unablässig bis da wie im Heißhunger zugebissen hatte, zogen sich zurück, und mit triumphirender Miene gegen die

Beamten, zog auch der Canonicus ſeine Hand heraus.

Die Beſchwörung begann in der Ordnung, welche das Ritual vorſchreibt. Die Priorin lag in Schweiß gebadet, und ihre Lippen gaben auf die in lateiniſcher Sprache vorgelegten Fragen in derſelben Sprache Antworten, die Chauvet mit unſicherer Hand in das Protocoll aufnahm.

„Quam ob causam," redete Mignon mit feierlicher Stimme den Dämon an, „ingressus es in corpus huius virginis?" (Aus welcher Urſach biſt Du in den Leib dieſer Jungfrau gefahren?)

„Causa animositatis." (Aus Haß.) antwortete eine dumpfe Stimme.

„Per quod pactum?" (Durch welches Bundesmal?)

„Per flores." (Durch Blumen.)

„Quales?" (Welcher Art.)

„Rosas." (Roſen.)

„Quis misit?" (Wer ſandte ſie?)

Ihre Stimme würgte. Der Exorcismus mußte noch ſtärker angewandt werden. Endlich

brachte die Priorin unter großer Anſtrengung den Namen „Urbanus" hervor.

„Die cognomen." (Nenne ſeinen Zunamen.)

Die Qual der Beſchworenen ſchien noch ſtärker zu werden. Ihre Lippen bebten, ihre ſtarren Augen verdrehten ſich, man mußte ihre Glieder halten, bis ſie das Wort „Grandier" verbrachte.

„Die qualitatem." (Nenne ſeinen Stand.) fuhr mit unerſchütterlicher Miene der Beſchwörer fort.

„Sacerdos."

„Cuius ecclesiae?" (An welcher Kirche?)

„Sancti Petri." (An Sanct Peter.)

Sie ſchien nun erſchöpft. Nachdem ſie kaum das Wort heiſer und mit Widerſtreben hervorgebracht, ſank ſie zurück wie in Starrſucht, und antwortete auf keine Fragen mehr. Aber als habe die Beſchwörung ihr wohlgethan, verſchwand der unangenehme Ausdruck ihrer Züge, die Lippen ſchloſſen ſich wieder, ein Lächeln kehrte zurück, ſie wehte eine Fliege fort, die ſich auf ihre Stirn geſetzt, wandte den Kopf um auf dem Kiſſen, und

verfiel bald darauf in einen anſcheinend ruhigen und ſüßen Schlaf.

Der Bailli und der Lieutenant waren ſchweigend ans Fenſter getreten. Mignon näherte ſich ihnen: „Iſt dies nicht eine Wiederholung,“ ſprach er, den Schweiß von der Stirn wiſchend, „der entſetzlichen Geſchichte vom Prieſter Gaufridi?“

Gaufridi war vor Alters durch einen Spruch des Parlaments von Aix zum Feuertode verurtheilt und verbrannt worden.

Der Polizeilieutenant meinte, man habe die Priorin wegen des Haſſes befragen ſollen, den ſie als Grund angeführt, weshalb der böſe Geiſt ihr in den Leib geſchickt worden. Mignon erwiederte, ihm ſei bei den Beſchwörungen durch das Ritual jede vorwitzige Frage verboten.

Man wollte nun zum Exorcismus der zweiten Schweſter ſchreiten. Auch ſie war ein ſchönes Mädchen, aber ihr Geſicht war kaum weniger als das der Priorin entſtellt. Die Bewegungen ihrer Glieder waren auch convulſiviſch, aber ſie ſchien mehr von innerer Angſt bewegt, als von dem hölliſchen Feuer, das die Priorin durchzückte. Auf

Zwölftes Kapitel.

Der hohe Norden des Landes. Wege nach Schweden. Ueber- und Untergang der Herrr. Der Fiord von Drontheim. Tuttero. Kirchen. Levanger. Stordalen. Stickleſtad. Konig Olufs Bautaſtein. Der Paſtor Brand. Garnen am Fuß des Kolen. Norwegiſches Militair. Sitten der Bauern. Der alte Weg und die neue Straße über das Hochgebirge. Große Reitercavalcaden. Hochmoraſte, Urwälder, romantiſche Fälle und Unfälle. Die vegetationsloſe Höhe. Empfang in Schweden.

Von Drontheim führen zwei Wege nach Schweden, der eine geht über Röraas und wird der fahrbarſte genannt, weil er bis jetzt der einzige iſt, auf dem ein Wagen allenfalls unzerbrochen durch die fürchterlichen Schluchten des ſteilen Kölen ſich Bahn bricht. Das berühmte Kupferbergwerk, ſo wie eine Anſiedelung von Lappen,

alle Fragen bebte sie zusammen, barg ihr Gesicht in die Kissen, und streckte die Hand fort: „Alteram! Alteram!" war das einzige Wort, welches sie vorbrachte.

„Wunderbar!" sprach ein Karmeliter. „Selbst wo der Teufel die Obermacht hat, waltet der ewige Respect vor den geheiligten Obern. Die Schwester will nicht antworten, wo ihrer Priorin das Wort gebührt."

„Dies ist es wohl nicht," fiel Mignon rasch ein. „Aber das arme Mädchen ist durch die lange Bewältigung Satans erschöpft. Sie unterläge vielleicht physisch der Anstrengung unseres Exorcismus, zu dem ich jedoch auch auf diese Gefahr schreiten würde, insofern die weltliche Obrigkeit es verlangt."

Die Beamten verlangten es nicht. Louis Chauret schien heftig von dem Auftritt angegriffen, als er an der Seite des Bailli fortging: „Ich weiß es zu bestimmt," unterbrach er auf der Straße das lange Schweigen. „Sie kann kein Wort lateinisch."

„Aber ich weiß," entgegnete der ernste Bailli,

»daß dieser selbe Auftritt schon mehre Male, Wort für Wort so, in Gegenwart des Stadtvoigts Grouard und des Procurator Trinquant, wiederholt worden!«

Die Beamten zeigten eine unermüdete Thätigkeit, wie es bei einem so ernsten Falle ihre Pflicht war. Es versteht sich, daß der ganze Vorfall längst stadtkundig geworden. Auch das Ergebniß des Verhörs war wie ein Lauffeuer durch Loudun verbreitet. Man wußte bald mehr als der Bailli und der Lieutenant bei ihrer amtlichen Anfrage erfahren hatten. Nämlich, daß die Priorin jetzt nicht weniger als sechs Teufel im Leibe habe, deren vornehmster Astaroth heiße. Der Bund sei durch viele Vermittelungen geschlossen; Urban habe die höllischen Rosen, in die er die Geister, seine Verbündeten, gebannt, einem Bürgerssohn übergeben, dieser habe sie einem Mädchen, seiner Geliebten, zugestellt, und das Mädchen hätte sie über die Gartenmauer ins Kloster

geworfen. Dies sei in der Nacht zwischen einem Sonnabend und Sonntag geschehen, zwei Stunden nach Mitternacht.

Schon am folgenden Tage, am 12. October, begaben sich beide Obrigkeiten, von ihren Schreibern begleitet, zum zweiten Male ins Kloster. Sie stellten dem Beichtvater vor, da die Sache ein ungewöhnliches und unglückliches Aufsehn mache, sei es schlechterdings nothwendig, daß die Beschwörungen nur in ihrer Gegenwart vorgenommen würden. Er selbst müsse sich derselben enthalten und die Exorcisten dürften nur von der Obrigkeit gewählt werden. Dies fordere dringend sein eigener Ruf, da die Priorin auf Urban Grandier als den Urheber des Uebels ausgesagt habe, und Mignon in so nahem Verwandschaftsverhältniß mit den erbitterten Feinden desselben stehe.

Mignon erwiederte mit ruhiger Würde, wenn es nach seinen Wünschen gehe, so werde er ganz bei der unglückseligen Angelegenheit zurücktreten; aber er müsse sich willenlos den Bestimmungen derer fügen, die ihm zu befehlen hätten und Vertrauen in ihn setzten. Die Gegenwart der Ge-

richtsbehörden bei den Beſchwörungen werde und könne ihm nur willkommen ſein.

Bei dieſem Morgenbeſuche wollten die böſen Geiſter keine Antwort geben. Sie ſtöhnten nur, warfen auf alle Fragen einzelne Brocken hin, und blieben trotzig. Auch als am Nachmittage der Exorcismus wiederholt wurde, ſtreckte die Priorin zwar die Zunge aus dem Halſe wie eine Schlange, geiferte und ſchäumte, aber die Antworten der Geiſter blieben unbefriedigend. Auf die letzten Fragen ſtammelte ſie mit einer abwendenden Handbewegung ein Wort. Einige verſtanden finis, Andere finit. Der Exorciſt hörte ſchnell mit der Beſchwörung auf. Eine Stimme, man wußte nicht wer, rief in dem halb dunklen Zimmer: „Ihr Latein iſt zu Ende.“

Der Prieſter ſtellte das Ciboire, das Behältniß der geweihten Hoſtie, der Beſeſſenen auf den Kopf unter Gebeten und Formeln aus der Litanei. Noch that es keine Wirkung. Aber bei den Namen des heiligen Auguſtinus, Hieronymus, Antonius und der Maria Magdalena war ſie ſichtlich angegriffen. Der Exorciſt befahl ihr, in trö-

ſtendem Tone, Herz und Seele Gott zu übergeben; ſie ſchlug die Augen demüthig nieder und neigte den Kopf.

„Wohlan denn!“ rief er. „Auch Deinen unſträflichen Leib überlaſſe ihm.“

Sie ſchrie auf und zückte fieberhaft: „Der gehört dem — —, ich habe nichts dran.“

Doch mit einem Male kam ſie wieder vollkommen zu ſich; ihr Geſicht wurde heiter und ruhig, als wäre nichts vorgegangen. Man fragte ſie, ob ſie ſich des Geſprächs erinnere? Sie wußte von nichts, aber ſie ſei hungrig und verlangte zu eſſen.

Nun drang der Bailli ernſter in ſie, ſich über ihre Bezauberung, von der ſie auch im wachen Zuſtande zu Mehren geſprochen, zu erklären. Die Priorin ſeufzte auf, wie unter den Wehen einer ſchmerzlichen Erinnerung, die ſie gern von ſich entfernt gehalten. Sie blickte Mignon an:

„Sie werden ſich erinnern, Hochwürdigſte,“ ſagte dieſer.

„Es war die Dämmerſtunde, ja da war es — ich dachte an Etwas — es waren mehre

Schwestern im Zimmer. Ich sah Niemand, nur in die Winkel sah ich, da wirbelten graue Nebel. Ich griff nach dem Rosenstock und wollte eine pflücken. Habe ich sie gepflückt, oder nicht? — Plötzlich mußte ich aufschreien, ach es war ein eigener Schmerz, aber auch Lust dabei. Es drückte meine Hand zu, und da stach es mich, und als ich sie aufthat, waren drei Dornen drinnen. Meine Hand blutete und seitdem —«

»Saben die gegenwärtigen Personen etwas davon?« fragte der Polizeilieutenant. Der Bailli fiel ein:

»Hörten Sie sie schreien?«

»Mich dünkt, wir müßten zuerst fragen, an was die Jungfrau in dem Augenblick als die Bezauberung eintrat, dachte, sagte Mignon rasch. Dachten Sie an einen leblosen Gegenstand, oder an einen lebendigen? Wenn es ein lebendiger war, an ein Thier oder an einen Menschen? Und wenn ein Mensch, war es ein Weib oder ein Mann? Wir fordern Wahrheit von Ihnen, hochwürdigste Mutter, beim Bilde des Gekreuzigten, an wen dachten Sie?«

Die Priorin ſchauderte zuſammen, und öffnete den Mund. Aber die andre Beſeſſene verfiel aufs Neue in Convulſionen. Der Beichtvater hob das Ciboire in die Höhe und ſprach mit feierlicher Stimme:

„In nomine Dei, die: an was dachte die züchtige Jungfrau?“

„Ich dachte an ihn — den —

In dem Augenblicke, wo Aller Augen auf den bebenden Lippen der Priorin haften, ſtörte ſie ein heftiges Geräuſch, das wie vom Himmel kam. Es raſſelte und kreiſchte im Rauchfang, und ein ſchwarzer Körper kam herunter geſchoſſen. Nachdem er die Aſche am Heerde umhergeſtreut, war er in zwei Sätzen zum Schrecken Aller auf den Betthimmel geſprungen. Hier blieb er ruhig ſitzen und ſeine feurigen Augen glühten auf die Anweſenden herab. Es war nur ein Gedanke, daß dies, obgleich ſichtlich ein Kater, ein böſer Geiſt ſei, den die Hölle in dem Augenblick herabgeſchickt, um das Geſtändniß der Nonne, von dem ſo viel abhing, zu verhindern. Einige kreuzten ſich, andere murmelten Gebete. Aber ein Schreiber

war an der Wand sacht hinaufgestiegen, hatte die Katze am Fuß gegriffen und sie heruntergezogen. Während zwei beherzte Männer sie auf dem Bette der Priorin festhielten, griff ein Karmelitermönch sie mit einer der kraftigsten Beschwörungen an, denen der böse Geist bis jetzt noch immer gewichen war. Die Katze rührte sich nicht, sie schien ganz behaglich da zu liegen, wo sie schon öfters gelegen, und statt die Augen wild zu rollen, spielte sie mit den Pfote, knurrte und spann. Ueber das Gesicht der Priorin flog ein Lächeln, das sich bei mehreren verbreitete, als sie unter dem Exorcismus wieder zur Besinnung gekommen waren. Denn sie erkannten in dem bösen Geiste die friedliche alte Hauskatze des Klosters. Marie Aubin, die zugegen war, nahm das Tyier auf ihren Arm, und streichelte es. „Murr ist viel zu gescheit; in den fährt kein böser Geist.“

Diesmal schloß die Beschwörungsscene mit einem kaum zurückgehaltenen Gelächter. Die Karmeliter verbrannten zwar noch feierlich einen Strauß verwelkter Rosen, als aber auch diese kein Geknister und keinen Gestank von sich gaben, so schien

auch Mignon in Zweifel, ob der böse Feind darin gesessen; denn ohne Gestank ist kein Teufel.

Es war ein stürmischer, unfreundlicher Herbst des Jahres 1632. In die engen Gassen der alten Stadt Loudun blickte selten das Licht der Sonne; die Wolken zogen in allerhand schreckhaften Bildungen, von den Winden gepeitscht über die Giebelhäuser. Nie hatten die verrosteten Wetterhähne so gekräht als in den langen Nächten der Tages- und Nachtgleiche; nie die Drachentraufen mit so furchtbarem Getös Wasserschwälle ausgespieen. Die Furchtsamen hörten überall Geisterstimmen, in den Kellern und auf den Böden und sahen Gespenster in der Luft und in den Winkeln. Auch hatte nie ein Winter in dem geselligen Loudun so unfreundlich und ungastlich angefangen. Zu den vielen Zwistigkeiten zwischen Katholiken und Hugenotten, den Anhängern dieser und jener Parthei, dieses und jenes Geistlichen, kam noch eine neue Partheiung zwischen der Geistlichkeit und der bürger-

lichen Obrigkeit, über die Art und Weise, wie der scandalöse Prozeß über die Besessenen geführt werden solle. Jene, deren Seele Mignon geworden, stützte sich auf die Gunst des Bischofs, diese, den Bailli an ihrer Spitze, hatten den größeren Theil der unbefangenen Bürgerschaft auf ihrer Seite. Der Bailli, der Polizei- und Criminallieutenant und die Beisitzer des Voigteigerichts waren geachtete Männer, von ernster und gemäßigter Sinnesart; denn Richelieus Politik wollte keine Fanatiker in einer Stadt, die zum Asyl so vieler angesehenen und reichen Familien der Reformirten bestimmt war. Aber nicht weniger mächtige Gegner standen auf der andern Seite. Barots und Duthibauts Anhänger verstärkten sich durch die ganze bischöfliche Parthei, die immer entschiedener auftrat, seit man die Willensmeinung des Oberhauptes durch das Miterscheinen seines Vertrauten, des Pfarrer Granger, zu kennen glaubte. Auch durch den Zutritt mehrerer Exellente vom Lande gewann sie an Ansehn und Stärke.

Und was konnte für eine Provinzialstadt Furchtbareres sich ereignen, als daß der anerkannt erste

die aber hier Finnen genannt werden, hätten uns allein auf diesen Weg locken können. Wir hatten aber alsdann den schönen Hochnorden Schwedens, Jämteland, Herjedalen und die Gränzen der Lappmark versäumt, auch war einmal die Reise dem Norden zugewandt, und so schlugen wir gern den andern ein, welcher uns den Polarregionen um etwas näher brachte. Herr General Birk war es freilich nicht minder, der uns dort hinauf zog und gegen unseren Wunsch früher aus Drontheim forttrieb.

Nordwärts von Drontheim, dessen einheimischen Namen, Trondhjem, eine Reisebeschreibung doch auch anführen muß, verengt sich Norwegen zu einem schmalen Küstenlande, zwischen dem schroffen Kölen und den unabsehbaren Schären des Nordmeers. Kaum weiter hinauf als bis zur nördlichsten Spitze des Drontheimer Fiords erstreckt sich die Cultur und mit ihr die Ansiedelungen auf dem Festlande. Der ungeheure Streif, der, fast länger als ganz Italien, sich nach dem Nordkap unter dem Namen der Finnmark hinzieht, und um diese Spitze im arctischen Meer wieder südlich bis hinter Wardö und dem Warangerfiord nach Rußland

Geistliche, ein berühmter Kanzelredner, den die Frauen vergötterten, den die Männer mit Bewunderung oder Neid anhörten, der Schaaren von Andächtigen oder Neugierigen nach Loudun zog, des entsetzlichsten Verbrechens angeklagt wurde, welches die Zeit kannte. Ein katholischer Geistlicher, nicht von den Gegnern seiner Kirche, sondern er, der eifrigste Prediger gegen den Irrwahn der Reformirten, ein Zögling und der Stolz der Jesuiten, von seinen Amtsgenossen; und unter den Augen der Tausende von Reformirten, denen dieses Aergerniß, diese Zerwürfnisse in einer Kirche, welche ununterbrochen an ihrem Untergange arbeitete, eine Freude sein mußten!

Ein düsteres Schweigen, beobachtende Blicke herrschten in allen Zusammenkünften, man flüsterte nur in den Winkeln und prüfte die noch nicht gesprochen hatten, bis die Partheien gesondert waren. Dann ward es in den Kreisen, welche an die Besessenheit und Urbans Schuld glaubten, zum Verbrechen, auch nur dem Zweifel Raum zu geben. Denn, wenn die Beschuldigung falsch war, fiel sie auf die unglücklichen Mädchen, die Klosterjungfrauen

zurück. Sie waren eines eben ſo entſetzlichen Verbrechens angeklagt, eines Verbrechens, das mit ..m Scheiterhaufen endete. Man wußte geſchickt den Namen des gefürchteten Laubardemont einzuverweben, deſſen angedrohter Beſuch ſich zwar noch verzögerte, aber ſein wilder Sohn war angekommen, als Bürgſchaft dafür, daß ſein Vater ihm folgen werde. Andere meinten freilich, es ſei nur eine ehrenvolle Verbannung, die ihm der Vater zudictirt, um ihn vor neuen Uebelthaten in Paris zu bewahren. Die Lebensluſtigen ertrugen nicht dieſen Zuſtand peinlicher Verſtimmtheit; mehre Adlige zogen zu der ungewohnten Jahreszeit aufs Land, auf ihre Güter, Andere gingen nach Paris.

Aber die Zahl der Gläubigen war doch vielleicht noch die geringere. Es waren zu viele Proteſtanten in Loudun, auch mehre heimliche. Der Geiſt des Zweifels hatte auch in den katholiſchen Familien ſeinen Sitz aufgeſchlagen; bei den wenigſten gab er ſich freilich als Unglauben an die Möglichkeit von Beſeſſenheiten kund; deſto unverholener aber als Spott über die Art, wie die Dämonen ſich äußerten. In der Unterhaltung, auch ſchon in

Bonmots, in Satiren und Pasquillen sprach sich die unüberwindliche Spottlust aus, eine uralte Macht in Frankreich, gegen welche selbst Richelieu, der Ueberwinder aller seiner Feinde, trotz seiner Bastille, ja trotz seines Goldes, nichts ausrichtete.

Die Beschwörungen hatten indessen ihren Fortgang; ihren regelmäßigen kann man nicht sagen, denn Mignon und der Karmeliterprior exorcisirten gegen den Befehl des Bailli, ohne Zuziehung der Obrigkeit. Im Anfange entschuldigten sie sich: daß man nicht warten dürfe, wo es gelte, die Macht des Bösen austreiben, bis die Menschen es erlaubten. Später wurden sie dreister. Sie bestellten, um dem Buchstaben der Verordnung nachzukommen, den Bailli und die andern Beamten auf einen bestimmten Tag. Aber wenn sie kamen, hieß es entweder, der Teufel wolle sich noch nicht zeigen, oder die Nonnen wären noch in der Communion. Man wollte sie eines Tages nicht einmal ins Kloster lassen, sondern führte sie in eine gegenüberliegende Schenkstube. Als sie sich dies gefallen ließen, hieß es plötzlich, der Prior habe inzwischen den Exorcismus verrichtet und man er-

zählte ihnen von den erſtaunlichen Dingen, welche dabei vorgefallen wären.

Der Bailli gerieth in Zorn. Er erklärte, er ſei erſtaunt, wie ſie ſich unterfangen können, die Obrigkeit in corpore eine Stunde warten zu laſſen, und gerade während der Zeit heimliche Beſchwörungen vorzunehmen! Da Urban Grandier jetzt öffentlich der Zauberei beſchuldigt ſei, wäre es ihre erſte Pflicht geweſen, auch ohne den Befehl, nicht das geringſte auf andere Art vorzunehmen, als unter den Augen der Obrigkeit und des Publicums, ohne ſich des ſchändlichſten Betruges verdächtig zu machen.

Mignon zuckte die Achſeln; der Karmeliterprior aber erklärte mit geiſtlichem Stolze: ſein Obrer ſei nicht der, welcher in der Stadt gebiete, ſondern ſein Biſchof, der ihm befohlen die Nonnen zu beſchwören. Was Gott befehle, da könne kein Menſch ihn hindern.

Die Verhandlungen über dieſen Streit beeinträchtigten beinahe die Aufmerkſamkeit auf den eigentlichen Gegenſtand des Prozeſſes. Mit gleichem Eifer, nur auf der einen Seite mit mehr

Schlauheit, auf der andern mit mehr Entschlossenheit und Hartnäckigkeit, bekämpften sich beide Theile. Auch unter den obrigkeitlichen Personen waren mehre, die an die Bezauberung und die Schuld des bezüchtigten Priesters glaubten; aber im Interesse ihres Standes verfochten sie die Rechte desselben gegen die Geistlichen, unter denen wiederum einer oder der andere von Urbans Schuldlosigkeit überzeugt sein mochte, ohne um deshalb den Gerechtsamen des Clerus, bei Beschwörungen nach eigenem Gutdünken zu verfahren, etwas vergeben zu wollen. So gewährte auch dieser Streit nur ein Bild der gährenden Verhältnisse eines großen Gemeinwesens, wo viele von Alters Berechtigte noch nach der Stelle suchten, die sie in dem neu erwachsenden Staate einnehmen sollten. Richelieus Gedanken, damals in den höchsten Regionen der Politik beschäftigt, fanden für diese kleinen Dinge noch keine Muße.

So erfolgten Befehle, Verweigerungen, Protestationen und Appellationen; aber jeder Theil that nur, was er Lust und was er Kraft hatte durchzusetzen. Der Bailli untersagte das Exorci-

ſieen ohne Beiſein der Gerichte; die Geiſtlichen exorciſirten aber fort, und beriefen die Obrigkeit nur, wenn es ihnen gut dünkte. Der Bailli verordnete, auf Antrag des Angeklagten, daß die vorgeblich Beſeſſenen aus dem Kloſter genommen, jede bei einer ſicheren Bürgersfrau untergebracht und dort von obrigkeitlich beſtellten Frauen bewacht, von zuverläſſigen Aerzten beobachtet und von andern Geiſtlichen beſchworen werden ſollten. Jede Communication mit den andern Nonnen, ihren Familien und den bisherigen Exorciſten ſollte, um die Wahrheit zu ermitteln, verhindert werden. Dagegen ließ man die vornehmſten Beſeſſenen, die Priorin ſelbſt, proteſtiren, indem ſie ſich auf ihr Gelübde berief, und erklärte, nun und nimmermehr in den Bruch ihrer Clauſur zu willigen, noch daß ſie oder eine ihrer Nonnen aus dem Kloſter in ein Bürgerhaus geſchafft und ihre geweihten Perſonen unter die Obhut Weltlicher geſtellt würden. Die Obrigkeit hatte keine Macht ihre Befehle durchzuſetzen. Auch von dieſer Seite erkannte man, wenigſtens ſtillſchweigend, die Autorität des Biſchofs im vorliegenden Falle an; wenn aber der

Angeſchuldigte ſich auf ihn berief, verwies der Biſchof die Sache an die ordentlichen Behörden zurück. Ward von den letzteren eine Berufung auf das Parlament angedroht, ſo erhob der ganze Clerus ſeine Stimme, daß dieſe rein geiſtliche Angelegenheit nicht vor das Parlament gehöre. Die Ungewißheit, in welchem Lichte der große Staatsmann, der ſeine Schultern auf Frankreichs Thron lehnte, die Sache betrachten könne, ließ beide Partheien es noch nicht zum Aeußerſten treiben.

Die große Hauptfrage: waren die Nonnen wirklich von Teufeln beſeſſen, und war der Pfarrer Urban der Zauberer, welcher ſie ihnen in den Leib gejagt? wurde zwar durch die fortgeſetzten Beſchwörungen auf das beſtimmteſte bejaht; aber es trug ſich dabei Mancherlei zu, was auch die Muthigſten und die Zuverſichtlichſten bedenklich machte. Zwar wiederholten die Priorin und die Schweſter Clara in den Stunden ihrer Beſeſſenheit ihre erſte Ausſage, und in jeder folgenden Sitzung mit immer mehr Beſtimmtheit. Sie bekamen Krämpfe, wenn nur der Name Grandier genannt wurde. Zu andern Zeiten riefen ſie ihn ſelbſt mit einem teuf-

liſchen Gelächter. Auch ſuchten die gewiſſenhaften Exorciſten keiner Zweideutigkeit Spielraum zu laſſen. Als die Priorin auf die Frage: Welcher Magier überbrachte Dir das Bundeszeichen? den Namen Urban geantwortet, frug der Beſchwörer weiter: „Quis Urbanus? Est ne Urbanus papa?“ Welcher Urban? War es nicht vielleicht der Papſt Urban; denn Urban VIII. ſaß damals in Rom auf dem päpſtlichen Stuhle. Aber der Teufel im Leibe der Nonne antwortete deutlich „Grandier!“ Auf die weitere Frage: „Welchem Stande gehört er an?“ folgte die Antwort curatus; wobei nur der Fehler vorging, daß der Teufel aus dem franzöſiſchen Worte curé, Pfarrer, ein lateiniſches machte, welches in den oberweltlichen Lexicis nicht vorkommt. Noch beſtimmter antwortete er auf die fortgeſetzte Frage: „cuias est ille magus?“ Woher iſt dieſer Zauberer gebürtig? „Cenomanensis,“ aus Mons. „Cuius dioecesis?“ Aus welchem Sprengel? — „Pictaviensis.“ Aus Poitiers. Aber als man ihn fragte: sub quo episcopo ille Grandier tonsuram accepisset? Unter welchem Biſchof dieſer Grandier

die Tonsur erhalten hätte, antwortete der Teufel treuherzig: „Nescio.“ Ich weiß es nicht.

Daß der Teufel in einem Punkte unwissend war, konnte der Verherrlichung des Namens Gottes, auf welche es die Exorcisten abgesehen, natürlich keinen Abbruch thun. Aber der Teufel zeigte sich auch in andern Punkten nicht allein unwissend, sondern auch ungeschickt, was doch einige Bedenken erregte. Wie oft nämlich auch der Karmeliter und Mignon versprochen hatte, das nächste Mal, an dem und dem Tage, würden sie bestimmt die bösen Geister austreiben, so kam immer etwas dazwischen, und sie wollten nicht ausfahren. Der Bailli verlangte, die Teufel sollten, statt lateinisch, auch ein Mal griechisch antworten. Aber die Geistlichen erklärten, daß der Teufel nicht gezwungen werden könne, in einer Sprache zu reden, die ihm nicht geläufig sei. Hierüber entstand ein lebhafter Wortwechsel. Der Bailli behauptete: nach dem Ritual müsse ein echter Teufel das Vermögen besitzen, fremde Sprachen zu reden, und Dinge, die in den entferntesten Ländern vorgingen, im Augenblick, wo sie sich begäben, anzei-

gen. Dies ſei noch immer das untrüglichſte Merkzeichen einer wirklichen Beſeſſenheit geweſen.

„Ohne Zweifel,“ ſagte Mignon. „Aber wie es ſchon ſchwer hält mit den vernünftigſten Vorſtellungen einen eigenſinnigen Menſchen zu bewegen, im Intereſſe der Wahrheit und zu ſeinem eigenen Vortheil zu ſprechen, um wie viel mehr einen Geiſt, der mit allen Grillen und Tücken der Hölle gegen uns ankämpft.“

„Aber da ſo viele Zweifel,“ entgegnete der Bailli, „im Publicum ſind, wegen der allgemein bekannten und bequemen lateiniſchen Sprache, ſo würde man es für ein noch ſichreres Zeichen annehmen, wenn der Teufel ſich bewegen ließe, in irgend einer andern Sprache zu antworten. Er, der in allen Ländern ſein Reich zu vergrößern trachtet, muß doch auch die modernen Sprachen kennen.“

„Wer beſtreitet es!“

„So kann er gewiß auch ſchottiſch!“ rief eine wohlbekannte Stimme, die man in dieſen Verſammlungen noch nicht gehört hatte. Es war der Profeſſor Marcus Duncan, den die wunderbare Geſchichte wieder aus Saumur zum Beſuch nach

zu senkt, ist von dem Normannischen Geschlechte fast unbewohnt, und nur die Lappen treiben hier von den Fieldern herab ihre Rennthierheerden der Salzsee zu. Der Schwede und Norweger hat nämlich für das Meer keinen andern Namen, als diese technisch genaue Bezeichnung, wie es auch in der Ballade vom Sinclair wörtlich heißt:

Herr Zinklair kam über die salzige See.

Die Germanische Bevölkerung hat sich vom Festlande nach den unzähligen Schären gezogen, auf denen im Schutze der senkrechten Felsufer sich hie und da ein recht reges Leben zusammendrängt. Die Landschuß-Einrichtung hört schon einige Meilen nördlich von Drontheim auf, wofür aber der sogenannte Seeschuß eintritt, vermittelst dessen der Reisende von Schäre zu Schäre bis nach dem Nordkap hinaufgerudert wird. Eine romantische Fahrt, längs der berühmten Eiderdaunen-Riffe des Nordmeers, nicht ohne Schrecken, Lust und Gefahr, die aber von den Wochen in die Monate übergehen kann. Dennoch nähert es sich jetzt schon einer Mode unter reiselustigen Engländern, den gastlichen Normannen in der arctischen Stadt Hammerfest einen Besuch abzustatten. Doch

Londun gelockt hatte. „Sie glauben nicht, meine Herren, was der Teufel in meinem Vaterlande wirthschaftet! Da ist kein altes Schloß, kein verfallenes Haus, ja keine Ritze in einem Steine, woraus der Wind pustet, wo nicht eine Muhme, oder eine Gevatterin von ihm sitzt. Spricht der Mensch, ich wollte sagen, der Unmensch, eine menschliche Sprache, so muß er schottisch verstehen.“

Duncan fragte laut, im Ton der Beschwörer, den er wohl verstand: „Durch aqua ist er jüngst in Dich gefahren, purissima mater! Die nune, sprich im Namen aller der Heiligen, welche die würdigen Väter Dir genannt, wie heißt Wasser auf Schottisch?“

„Nimia curiositas!“ rief die Priorin auf. „Das ist sträflicher Vorwitz.“

„Beim allmächtigen Gott, es ist ein sträflicher Vorwitz!“ schrie nun Mignon. „Obgleich Satan die schottische Sprache so gut wie jede andere kennen wird, so gehorcht doch auch er einer andern Macht, welche ihm verbietet, auf ungebührliche Fragen eines Ungeweihten zu antworten.

Was wäre ihm sonst angenehmer, als in einer ketzerischen Sprache zu reden.«

»Doch wird er sich nicht versagen können, hebräisch zu antworten,« sagte schnell der Bailli, einem unangenehmen Wortwechsel vorzubeugen. »Es ist eine todte Sprache, die älteste unter allen; diese muß der böse Geist besser als die übrigen verstehen und geläufig reden können.«

Die Versammlung gab dem Vorschlage Beifall. Mignon senkte die Blicke. Der Exorcist sah sich gezwungen, der Besessenen die Frage zu stellen: »Wie heißt Wasser auf hebräisch?«

Sie athmete wie eine Rochelnde. Endlich glaubten Einige, während sie mit leiser Stimme etwas flüsterte, die französischen Worte zu hören: »Ah! je renie!" Ach ich widerrufe. Aber plötzlich drängte sich ein junger Karmelitermönch, der in einiger Entfernung gestanden, durch die näher Stehenden, hob beide Arme und rief: »Habt Ihr gehört! Sie rief Zaquaeq. Das heißt auf Hebräisch: effundi aquam, ich habe Wasser ausgeschüttet.«

Von den obrigkeitlichen Personen verstand Niemand hebräisch, und es schien auch nicht, als

legten die Geistlichen auf diese Erklärung Gewicht. Beschwörungen, welche sich um ein und denselben Punkt drehen, ermüden endlich; denn auch in der dämonischen Welt ist ein Fortschritt nöthig, wenn kein Rückschritt eintreten soll. Aber die bösen Geister blieben bei ihren früheren Antworten, und rückten nicht fort. Wie viel Geheimes, Entsetzliches mußte dem Bündniß vorangegangen sein, aber weder davon, noch von Urbans Treiben und Thun verriethen die Teufel etwas anderes, als was Jeder in Loudun wußte. Die Spötter behaupteten, um deshalb, weil Urban seit dem Anfange des Prozesses sich in strengster Abgeschlossenheit hielt, und kein Ohr und Auge eines Lauschers in seine Wohnung ließ. Nur bei gottesdienstlichen Handlungen erschien er öffentlich, unverändert in Blick und Stimme. Auch das sei des Teufels Werk, erklärten seine Feinde, aber das Publicum wollte Wunder, um zu glauben, und die Wunder blieben aus, wie auch Teufel und Exorcisten sich anstrengten.

Eines Tages überkam eine Besessene die Se-

herkraft: »Ich ſehe ihn, den Verderber,« erhob ſie ſich, »ich ſehe ihn, meinen Herrn und Meiſter.«

»Wo?« fragte der Exorciſt. Die Nonne beſchrieb Urban, wie er im Hausrock in ſeinem Zimmer ſitze, vor einem großen aufgeſchlagenen Buche. Der Bailli zog ſeine Uhr heraus, und alle Anweſende thaten daſſelbe, um Stunde und Minute des Geſichtes genau zu behalten. Zugleich ward eine Commiſſion zuverläſſiger Leute abgeſchickt, welche ihn aber nicht in ſeinem Hauſe fanden, wo ihn Jeder erwarten durfte. Er war vor einer Stunde auf das Schloß zum Gouverneur berufen. Erſt auf ſeinem Rückwege begegneten ihm die Abgeordneten.

Dieſe und mehre andere Kränkungen widerfuhren dem Teufel nur durch die Gegenwart der Beamten. Wenn die geiſtlichen Herren die Beſchwörungen unter ſich vornahmen, erwies er ſich ſo artig und folgſam es man von ſeiner Natur erwarten konnte. Die Beſeſſenen erklärten deshalb, ſie wollten durchaus nicht mehr in Anderer Gegenwart exorciſirt ſein. Eine Erklärung, welche bei den betheiligten Geiſtlichen unbedingten Bei-

fall fand. Ja als die ganze ehrenwerthe Commission, der Bailli, der Polizei- und Criminallieutenant, der Königliche Procurator, der Lieutenant von den Voigteigerichten und zwei Actuare, die Akten unterm Arm, mit allen Zeichen ihrer Würde, eines Tages an die Klosterthür pochten, um, trotz der Protestation, einer angesetzten Beschwörung beizuwohnen, ließ man sie eine ganze Weile stehen. Endlich erschien die Jungfrau Pförtnerin an der Thür, und gab ihnen den kurzen Bescheid, man würde sie nicht einlassen. Sie wären verdächtig und hätten in der Stadt ausgesprengt, es sei mit den Besessenen nichts als Erdichtung und Betrügerei. Damit schlug sie den gerichtlichen Würdenträgern die Thür vor der Nase zu.

Der Scandal konnte füglich kaum weiter getrieben werden. Eine Behörde, die ersten Beamten der Stadt, erfuhren eine solche Beleidigung, auf offener Straße, von einem jungen Mädchen. Dennoch sollte er damit noch nicht zu Ende sein. Der Lieutenant des Voigteigerichts pochte und stürmte so heftig, bis man drinnen das Aeußerste

man ihn wie 'einen Störer der öffentlichen Ruhe und Aufrührer behandeln. Mignon, der nicht minder die Besonnenheit und seinen angenommenen Character vergessen hatte, knipste mit den Fingern und schrie: er hätte ihm auch nicht so viel zu befehlen, und schlug nun auch heftig die Thür zu.

Es war dieser ärgerliche Vorfall, über den einige junge Leute in einer Weinstube sich besprachen. Den wohlhabenden Bürgersöhnen, Edelleuten und jungen Aerzten schien der Streit, in welchem die zwei Stände, Geistliche und Juristen, sich in die Haare gerathen waren, eine Fundgrube des Ergötzens. Beiden gönnte man, daß sie mit ziemlich weniger Ehre davon gekommen waren. Erst nachdem man sich herzhaft ausgelacht, kam das Gespräch auf den eigentlichen Gegenstand des Streites zurück. Der Modegeist der Zeit hatte wenig mit Theorien zu schaffen; er nahm das Gegebene hin und faßte nur die gebotene Erscheinung

ins Auge. Ein junger Grammatiker gab von einer Schreibtafel alle sorgsam aufnotirten Fälle zum Besten, wo Satan sich in seinen Antworten gegen die Gesetze der Latinität und den Donat unverzeihlich versündigt hatte. Unter dem schallenden Gelächter, was die vielfachen Verwechselungen des Nominativs und des Accusativs, so wie des Genus veranlaßt hatte, blieb nur der erst später eingetretene Arzt Marcus Duncan ernsthaft.

„Ihr seid insgesammt junges Blut und begreift nicht, daß auch dem Teufel sein Respect gebührt. Dieser Mann ist kein Kind, über das man sich lustig machen darf. Er ist ein Fürst, der immer im Stillen auf Eroberungen aus ist; und wenn man bedenkt, daß er plötzlich unser legitimer Souverain sein kann, man weiß nicht wie, so gebietet die gewöhnlichste Klugheit schon, daß man auf den Fall im voraus Bedacht nimmt, und mit denjenigen Egards von ihm redet, die ein Souverain von einem loyalen Gemüthe erwarten darf. Was Euch mit Lachen erfüllt, das erfüllt mich mit Betrübniß. Das ist freilich nicht zu

leugnen, daß es mit der Latinität dieser Teufel sehr schlecht aussah, denn auf die Frage: quis enim est ille, quem adoras? mit dem Vocativ Jesu Christe! zu antworten, ist kaum einem Vocativ erlaubt! Und eben desgleichen zeigten sie sich mit Erlaubniß in andern Beziehungen als recht ungeschickte Bengel. Ich sage ungeschickt, denn ungeschliffen das ist ihre Art, die ich auch nicht grade billigen will, ein Teufel, der fein und anständig zu Werke geht, kommt leichter zum Ziel. Aber gegen eine angenommene Praxis revoltire ich nicht. Nun kann man eben so wenig fordern, daß in einem Staate alle seine Diener klug und pfiffig sein sollen; denn wir Alle waren ein Mal, ehe wir so klug wurden, als wir jetzt sind, Tirronen oder Schulbengel, die mit dem Schabernack lieber zu thun hatten, als mit der Weisheit, und wir kriegten dafür ad posteriora von unsern Schulmeistern manche monita, oder argumenta ad hominem. In der Hölle, die wir uns doch als ein geordnetes Gemeinwesen denken müssen, wird es eben so zugehn. Da ist es denn wahrhaftig zu beklagen, wenn Satanas zu einem so wichtigen

Werke solche ungewaschene Jungen raufschickte, die, was man wohl sagen kann, ihm seine Arbeit verderben, was mir zu allerhand ernsthaften Conjecturen Anlaß giebt.«

Man war begierig, diese Conjecturen zu hören.

»Liegen sie nicht auf der Hand, Ihr Herren? Wir leben zwar nur in einer Provinzialstadt, aber die Sache ist denn doch von einer solchen Ernsthaftigkeit, daß uns der Höllenfürst geschicktere Arbeiter hätte schicken sollen. Also schließe ich daraus, daß er seine wissenschaftlich gebildeten Staatsmänner und routinirten Diplomaten anderwärts nöthig hat, an den Höfen und Cabinetten, wer weiß wo! Das ist eine sehr ernsthafte christliche Betrachtung, meine Freunde. Aber ich will doch Niemand gerathen haben, dem weiter nachzuspüren. Denn wo der Teufel mit voller Seele wirkt, schlägt er dem ein Bein, der ihm auf die Fährte kommt. Mancher große Staatsmann oder Fürst hat schon im Geheimen eine Alliance mit ihm geschlossen, und Gottes Name, und der Name aller Heiligen, stand oben auf geschrieben. Meint

wählt man lieber den Weg zur offenbaren See und ſegelt auf einem Kauffahrer von Bergen oder Drontheim aus. Dazu gehört indeſſen eine günſtigere Jahreszeit, und wer, gleich uns, erſt mit Anfang des Herbſtes den vier und ſechzigſten Grad erreicht, muß ſchon auf ſeine Rückkehr bedacht ſein, will er nicht zwiſchen Dofrefield, Kiölen, den Finnmarkiſchen Moräſten, oder den Klippen des Nordmeers von Schnee, Eis und Winterſtürmen überraſcht werden.

So mußten wir uns mit gedruckten und mündlichen Berichten über jenen Norden beruhigen. Was vom funfzigſten Grad aus wie lauter Wunder erſcheint, verliert, vierzehn Grad näher getreten, ſchon viel von ſeiner Frenkraft, weil man auf der Vorſchwelle ſchon ſo vieles Material ſieht und befühlt. Auch kann bei der ungeheuren Ausdehnung der Charakter der Einförmigkeit ermüden. Jenſeit der Loffoden und des Mälſtroms verlieren ſich wieder die rieſenhaften Felsmauern der Inſeln, und kleinere, formloſe Felskuppen und Riffe treten aus den ungemeſſenen Waſſerräumen hervor. Die lebendige Farbe verſchwindet mit der Vegetation, und alles wartet auf den Winter, wo in der wenigen

Ihr, daß man es dem dankte, der das Siegel mit dem Pferdefuß den Leuten zeigte! Auf die Galeeren mit ihm, in die Baſtillen, oder ein kleines Pülverchen in die Suppe. Denn Satan läßt nicht mit ſich ſpaßen. Was geheim bleiben ſoll, dafür hat er ſeine Polizei.«

»Baſtillen!« rief Jemand. »Marcus Duncan, hütet Eure Zunge!«

Der Schotte ſperrte den Mund auf: »Was! Ihr denkt doch nicht, daß ich an die Baſtille in Paris gedacht habe! Hat man nicht in Italien und Spanien auch Baſtillen? Säße ein Teufel in meinem Leibe, ſo konnte ich Euch auch ſagen, wie die Baſtille auf Schwediſch heißt. Nein, meine Herren, das kann mir wohl nicht in den Sinn kommen, auf unſer geliebtes Frankreich anzuſpielen. Haben wir nicht einen Cardinal zum erſten Miniſter! Wo kann man alſo vor dem Teufel ſicherer ſein. Bei meiner Ehre, als Edelmann und als Doctor, ich glaube, der infernaliſche Potentat zitterte am ganzen Leibe, wenn er mit Richelieu eine Alliance ſchließen ſollte.«

Ein ſtilles Lächeln ging durch die Verſamm-

lung. Jeder ſah den Andern an, ob es der Andere nicht geſehen hatte.

„Eigentlich ſollte der zufrieden ſein, den der Teufel nur, was man ſagt, en bagatel behandelt,“ fuhr der Schotte fort. „Aber wer erträgt es, wenn er ſich auch nur vom Teufel zurückgeſetzt ſieht. Glaubt nur, Ihr Herren, die Sache iſt nicht ſo gering, wie ſie ausſieht. Ein Scheiterhaufen, pah, das iſt Nebenſache; es iſt ſchon Mancher verbrannt worden, und nachher hat man eingeſehen, daß man ein Licht verbrannt hat, und es hat von den Flammen nur noch heller geleuchtet. Aber, meine Herren, hier handelt es ſich ja um den Ruf von Menſchen; was ſag' ich von Menſchen! Von Gelehrten. Könnte nicht in dieſem Loudun eine wiſſenſchaftliche Exorciſtenſchule ſich aufthun? Der Cardinal konnte, wie in Paris eine Academie, eine Univerſität ſtiften. An Talenten und gutem Willen fehlt es wahrhaftig nicht.“

„Aber bei ſolchen lumpigen Teufeln geht der Ruf der Exorciſten zum Teufel,“ fiel Jemand ein.

„Vorſichtig, Ihr Herren! Ich vermuthe viel-

mehr, daß es junge Teufel vom Stande sind. Kinder vornehmer Herren in der Hölle, die man, ehe sie ausstudirt haben, auf die Ambassade zu schicken pflegt, in Anbetracht ihrer Geburt. Nun will ich, wo die hohen Familien im Auslande bekannt sind, gegen diese löbliche Observanz nichts einwenden; was hilft es uns aber, oder vielmehr dem Höllenfürsten, daß er dumme Jungen statt Diplomaten geschickt hat! Wir wissen es nicht zu unterscheiden, und seine Ehre kommt dabei in Unehre. In der That, ich weiß kaum zu sagen, wer mir in dieser Angelegenheit am meisten leid thut, die armen, kleinen Teufel, die sich so blamiren, oder der erhabene Fürst in der Tiefe, der wahrscheinlich nur aus Rücksicht für seine Würdenträger, was man sagt recht contre coeur, die ungekämmten Laffen herauf ließ, oder endlich — und das ist freilich das aller schmerzlichste, unsere vortrefflichsten Freunde die Patres und Fratres, die ihre schwere Gelehrsamkeit solchen teuflischen Jungen an den Kopf warfen, die ihnen die Ehre nicht einmal danken, welche ihnen dadurch erwiesen wird.“

„Und Urban?“ fragte Jemand.

Duncan hatte ſein Glas geleert und war ſchon aufgeſtanden: „Sie meinen den Pfarrer von Saint Pierre, den ich nicht die Ehre habe naher zu kennen.“

„Halten Sie es für möglich —“ fragte der Herr von Senanges.

Duncan machte ein poſſirlich erſchrecktes Geſicht: „Daß dieſe Teufelchen in den Nonnen von ihm kommen! Meine Herren, wenn dieſer Mann etwelche ausſchickt, dann ſein Sie verſichert, die ſind von anderem Fleiſch und Blut. Der Urbanus würde ſich mit radebrechenden Stehaufmännchen begnügen! Ich ſage Ihnen, er iſt ein Zauberer, der, wenn er zaubern wollte, und nebenher zaubern konnte, zum wenigſten den Weibern diplomatiſche Teufel in den Leib jagte, die reinen Mund hielten wie ihr Meiſter.“

Ihr Geſpräch wurde durch Lärm auf der Straße unterbrochen. Der junge Laubardemont kam zu Pferde mit mehren wilden Geſellen von der Jagd zurück. Mit klirrenden Sporen, die Peitſchen in der Hand und die Hunde voraus,

drangen ſie in die Stube, ohne ſich um die bereits Anweſenden zu kümmern. Laubardemont warf ſich in den Ehrenſeſſel, den Duncan eben verlaſſen, und ſchleuderte wie zur Begrüßung der Geſellſchaft ſeinen Handſchuh in die Luft, damit ihn die Hunde auffingen, was für ihn und die Seinen ein ergötzliches Schauſpiel ſein mochte, den Andern aber durch das Geheul und die Sprünge der Thiere wenig zum Behagen gereichte.

Der junge Mann wandte ſein wüſtes Geſicht zu den andern, die verſtummt waren, und ſchien ſie zu muſtern.

„Man iſt nicht im Weinhaus um zu ſchweigen, ich bitte, wenn's gefällig, fahren Sie in Ihrer Unterhaltung fort. Es ſind doch keine Geheimniſſe? Garcon, Wein! Die Herren ſind meine Gäſte! — Nicht wahr, von den Teufeleien war die Rede — Was Neues? — Denn das Alte hab' ich zum Ueberdruß. Da iſt ja der Philoſoph von Saumur. Ihre Meinung, Meiſter Duncan? Sind die Beelzebubs Marktſchreier wie die Aerzte, oder weiſe Leute wie die hungrigen

Schotten, die mager nach Frankreich kommen und mit vollem Bauche fortziehen?«

»Gnädigſter Herr, es kommt auf die Race an,« entgegnete Duncan. »Wir unterhielten uns eben, meine Freunde und ich, über die muthmaßlichen Species, die man uns nach Loudun ſchickte.«

»Sie ſind ein Kenner in Teufeleien.«

»Nur von meiner Sorte.«

»Alſo Ketzer. Hoffentlich ſind das rechtgläubige Teufel in unſern Nonnen!«

»Ohne Zweifel. Denn wir kamen überein, daß es Söhne aus großen Familien ſein müſſen; alle große Familien ſind jetzt rechtgläubig geworden, und die Tugend der Väter geht auf die Kinder über.«

»Warum von vornehmen Familien?«

»Weil die Söhne gemeiniglich zu Hauſe nicht viel taugen, ſenden die Eltern ſie in die Fremde.«

Die Uebrigen ſahen erſchrocken auf den kecken Redner, der, indem er faſt demüthig vor dem jungen Edelmann ſtand, ihm eine ſehr verſtänd-

liche Grobheit ins Geſicht ſagte. Aber Laubarbemont legte ſeinen beſpornten Fuß auf den Polſterſtuhl vor ſich, obgleich in der Stube nicht ſo viel Seſſel waren, daß Alle nur ſitzen konnten, und lachte ihn an: „Woher wißt Ihr das, Meiſter Duncan?“

„Das iſt ſo in der Art auf der Erde; alſo muthmaßlich auch in der Hölle. Und wenn man's bei Lichte beſieht, iſt es eine gute Art. Denn was an einem Orte nichts taugt, kann an einem andern ſehr nützlich werden. Abgeſehen davon, daß ſie ſich die tollen Hörner abreiben, was ein genereller Vortheil für die Menſchheit iſt, ſo bringen dieſe vollblütigen Höllenjunker Geld und Leben unter die Leute. Wovon ſollten die armen Provincialſtädte Nahrung haben, wenn die Hauptſtadte nicht von dem, was ſie überflüſſig haben, abgäben! Ueberdem weiß man, daß zu gewiſſen ſpeciellen Miſſionen junge Leute aus guten Häuſern weit geſchickter ſind, als die gelehrteſten Diplomaten. Ich frage Jeden, wenn die Hölle einen Hugo Grotius hätte, wie würde der ſich im Leibe eines jungen Mädchens zu ſchicken wiſſen.

Oder vielmehr, wie käme er hinein mit ſeiner Perücke und ſeinem ſchweinsledernen Folianten vom jus belli atque pacis? Die hübſchen Kinder ſchrieen ja auf, und wenn er ſich zehnmal in eine Roſe verwandelte. Zu ſolchen mißlichen Affairen gehört Jugend. Silberſporen an den Stiefeln, wilde Locken, ein duftendes Lächeln und ein fixirender Blick, ſolche extraordinaire Ambaſſadeure ſchickt die hölliſche Diplomatie, wo ſie hingehören, und verfehlt nie ihren Zweck.«

Einige ſahen nach ihren Degen; ſie erwarteten nichts anders, als daß Laubardemont auffſpringen werde, den Spötter zu züchtigen. Aber er hielt ſein Kelchglas hoch und ließ es durch den Wirth von ſchäumendem Weine füllen.

»Dem Meiſter Duncan! Bringt's ihm. Ich trink's ihm zu, wie ſie's in Deutſchland thun, und er ſoll's auf meine Geſundheit leeren.«

»Das ganze Glas für mich allein!«

»Was Ihr nicht trinkt, ſoll der Teufel in Euch ſchlürfen.«

Duncan leerte, nachdem er das Maaß mit prüfenden Blicken betrachtet, und ſich gegen den

Geber verneigt, das Glas ohne abzusetzen bis auf den letzten Tropfen.

„Gnädigster Herr,“ sprach er, sich gravitätisch gegen Laubardemont verneigend, mich gehorsamst für zu große Huld zu bedanken. „Wenn etwas in meinen schwachen Kräften steht, Dero Herrn Vater, dem erlauchten Staatsrath, oder Dero Frau Mutter, oder der ganzen Familie zu Diensten zu sein, so bitte über mein dankerfülltes Herz zu commandiren. Ich kann curiren von allerhand Krankheiten, im Geheimen und öffentlich, bin verschwiegen wie der Tod, und treibe, wenns verlangt wird, auch Teufel aus. Halte aber dafür, daß es am gescheitesten ist, man läßt sie, wo sie sind. Denn wo sie ein Mal saßen, kommen sie gar zu gern wieder.“

Senanges warf einen verächtlichen Blick auf ihn, als der Doctor sich entfernte. Laubardemont rief ihn an der Thür zurück.

„Sie sind mein Mann. Man läßt die Teufel stecken, wo sie sind. Und bei meiner Seligkeit, wo könnte es ihnen besser gefallen als bei den hübschen Nonnen.“

Der Wüſtling brach in ein ſchallendes Gelächter aus: „Iſt's nicht koſtbar, Tarvieu, Maroſque! ſich zu denken dieſe Mädchen mit Taubenherzen, die erſchrecken wie die Sinnpflanze, wenn ein kühner Blick ſie trifft, die wie ein Reh davon laufen vor einem Männertritt, und vor dem Teufel ſtehn ſie da, wie Eva, eh' ſie aus dem Paradies lief. Was! Eva konnte noch Geheimniſſe haben vor der Schlange. Die jungen Teufel ſitzen ja in ihnen, wie der Vogel im Neſt. Was, wie der Vogel! Wie das Eichhorn im Käfig, wie die Ratte in der Falle. Und meine ſchöne Couſine, das verſchämte Täubchen, die einmal am Fenſterkreuze hing, als ich um einen Kuß ihr nachjagte, und wollte hinausſpringen. In deren zartem Leibe fünf oder ſechs ſchwarze Schornſteinfegerjungen mit Krallen und Pferdefuß!„

Er ſchüttelte ſich vor Gelächter, daß der Stuhl knackte: „Erklärt mirs, Doctor, wie haben die Teufelsjunker Platz? Wenn ſie ſich balgen und mit den Hörnern ſtoßen! Wahrhaftig, es wäre ſchade um meine hübſche Couſine, ob ich ſie

Tageszeit, die nicht von der nordischen Nacht verschlungen wird, der helle Schnee die Schönheit der Polargegenden bildet. Die Macht der Gestirne am nächtlichen Himmel scheint größer, die flammenden Nordlichter zeigen dem Rennthiere die Wegespur durch die häuserhoch überschneiten Gründe. Aber wie behaglich weiß der Normann dort oben sich in den Schnee zu betten. In seinen hölzernen Häusern trotzt er dem Frost und dem Sturme, und bei der Punschbowle, dem Tabaksdampf und einem Robber Whist vergißt er den Norden und die weite Kluft, die ihn von Germanischer Kultur trennt. Der Engländer Capell Brook, auf dessen interessante und neueste Beschreibung wir bei Gelegenheit der Lappen zurükkommen werden, verlebte in Hammerfest fast einen Winter, und nach seiner Schilderung möchte auch ein Süddeutscher einige Zeit ganz gemüthlich dort verweilen. Wohlwollen und Treuherzigkeit charakterisirt den Normann. Die Damen, welche der Engländer mit seltener Höflichkeit insgesammt Ladys nennt, sollen fein und wohlgebildet sein, und in der Stadt, die, nach Buch, kaum siebenzig Bewohner, nach Brook, der im Anfange der zwanziger Jahre da war, aber

ſchon neulich kaum wieder erkannte, wie ſie das Geſicht verzerrte.«

»Das Zungenherausſtrecken,« bemerkte der Arzt, »iſt nach dem Ritual ein untrügliches Zeichen der Anweſenheit des Satans.«

»Bei meinem Heiligen, dann hatte meine Couſine Jeanne Belfiel von je an Liaiſons mit ihm. Denn ſie pflegte ſchon als Kind die Zunge auszuſtrecken, was ihre weiſen Lehrerinnen für ein untrügliches Zeichen der Albernheit hielten. Mich aber hielt es nicht ab, dem hübſchen Kinde bisweilen nachzuſetzen, um ihm auf den niedlichen Mund einen verwandtſchaftlichen Kuß zu drücken. Weil aber meine Eltern meinten, man müßte nicht zu nahe Verwandtſchaft ſchließen, mußte das arme Weſen ins Kloſter. Nun frage ich Jeden, was iſt ſchlimmer: ſechs Teufel im Leibe oder ein Couſin im Arme?«

»Herr von Laubardemont vergißt, daß dies alles in maiorem dei gloriam geſchieht,« ſagte Duncan. »Alle Verſuchungen geſchehen nur, um aus den Verſuchten Heilige zu machen. Loudun wird in großen Ruf kommen.«

„Es verdient auch eine Entſchädigung für die vielen Ketzer, die es herbergt.“

„Man wird dereinſt zu den Gräbern dieſer verfluchten Nonnen wallfahrten.“

„Dieu de bataille! ſo wär es ja ein gutes Werk mit zu verſuchen. Ich möchte nähere Bekanntſchaft mit dieſem Verſucher ſchließen. Wie heißt doch der Menſch.“

„Urban Grandier.“

„Meine Freunde, wie wärs! Wir machen ihm auf der Stelle einen Beſuch, und fragen ihn, wie er es anſtellt, ſich in ſo ſchöne Quartiere einzulogiren.“

Duncan zuckte die Achſeln: „Es wird Niemand ſeit geſtern zu ihm eingelaſſen.“

„Was!“

„Man hat ihm ſelbſt ein Quartier gegeben, wo es ihm nicht ſo wohl behagt,“ ſagte Jemand. „Herr Mareſcot, der Almoſonier Ihrer Majeſtät der Königin, der geſtern ankam, verwunderte ſich, daß die Sequeſtration des Angeſchuldigten nicht längſt geſchehen iſt. Seitdem ward ſie verfügt.“

„Wollen wir durchbrechen, meine Freunde?“ ſprach Laubardemont aufſtehend. „Ich nehm's auf mich.“

„Um einen hochmüthigen Prieſter zu ſehn? ſagte Manosque. Da lohnte ſich auch ein Wageſtück! Wenn's noch ein ſchönes Mädchen wäre!“

Der Einfall des Augenblickes war im Augenblicke aufgegeben.

„Schade, daß die Hexen alt und rothäugig ſind, rief Laubardemont, ich wollte zum Ritter an ihnen werden und alle befreien! — Warum trinken Sie nicht, Herr von Senanges?“

Der junge Edelmann hatte zum zweiten Male den Becher von ſich gewieſen, den der Wirth auf Laubardemonts Weiſung den Anweſenden voll ſchenkte.

„Weil ich nicht durſtig bin.“

„Die Huguenottenſeelen bedenken nie das Fegefeuer!“ lachte Manosque.

„Auch nicht auf eine ſchöne Frau, Herr von Senanges? fuhr Laubardemont fort, ihn fixirend. Auf die ſchönſte in Loudun! Wär' ich ein Teufel, und hätte die ſüße Miſſion, in ihr zu ſtecken, ich

wollte ein gut Wort für Sie einlegen. Auf Treu und Glauben, Herr von Senanges, wär's nicht eine Teufelsluſt, ein chriſtlich Fräulein mit einem Huguenotten verkuppeln?«

Senanges hatte die Hand am Degen. Das edle Geſicht des jungen Mannes glühte. Aber er ſtieß den Stahl wieder in die Scheide.

»Ein andermal, Herr von Laubardemont.«

Mit einem Blick, halb Zorn, halb Verachtung, ging er, den Mantel über die Schulter werfend, an ihm vorüber und zur Thür hinaus.

Der wüſte Jüngling hatte ſich auf den Tiſch geſetzt, und ſah ihm hohnlachend nach: »Kann Einer mir ſagen, warum der feine Cavalier, wenn er mit mir zu ſprechen hat, es auf ein andermal verſchiebt? Ich ſtehe Jedermann zu jeder Zeit Rede.«

Duncan erhob den Zeigefinger: »Pſt! Der Cardinal.«

Unwillkührlich fuhren auch die Uebermüthigſten bei Erwähnung des Namens zuſammen. Richelieu's Edict gegen die Zweikämpfe war in noch zu blutiger Erinnerung durch einige jüngſt erfolgte Hin-

richturgen. Adel und hohe Verwandtschaften schützten nicht vor einer Handhabung des Gesetzes, wie sie nicht vorher nicht nachher mit gleicher Strenge geübt worden.

„Diese Reformirten! grinste Laubardemont mit Hohngelächter. Erst stießen sie wie die Böcke, und nun er sie geschoren und geschnitten hat, laufen sie ihm wie die Lämmer geduldig nach und lecken ihm noch die Hand, die sie züchtigte. Ich gebe ihm nicht Satisfaction.“

„Einen Fußtritt!“ sagte Manosque.

„Vorsicht! rief Tardieu. Zieh einen Panzer an, Laubardemont, wenn Du Abends allein ausgehst. Obs ein reformirt, oder ein katholisch Messer ist, durch die Rippen dringt es doch.“

Mit einem hochmüthig verächtlichen Blick sprang Laubardemont vom Tisch: „Der!“ Er gab seinen Hunden ein Zeichen und kaum mit dem Kopfe zu den Uebrigen nickend, ging er hinaus.

In ſeinem Arbeitszimmer im Kloſter der Urſulinerinnen ſaß Mignon vertieft in Gedanken, als die kleine Marie Aubin zu ihm eintrat. Sie ſchlich auf den Zehen, und ehe er ſie bemerkt, hatte ſie ſich gebückt, und ſah ihm lachend ins Geſicht:

„Es wird ſchon alles gut werden, Onkel Mignon.“

Er wollte ſie zu ſich ziehen, indem er die Hand auf ihren Nacken legte. Sie wich einen Schritt zurück.

„Das thue nicht, Onkel Mignon. Der böſe Geiſt ſchleicht überall um, und Niemand weiß, wo er Einen beim Nacken faßt.“

Er biß ſich in die Lippen und ſah die Kleine forſchend an, welche, die Arme verkreuzt, einige Schritt von ihm mit faſt poſſirlichem Ernſte ſtand.

„Nun, mein kleiner Geheimrath, was haſt Du ausgerichtet?“

„Ja es läßt ſich viel drüber ſagen; aber mit einfältigen Menſchen iſt doch ſchrecklich ſchwer umgehen.“

„Eben in die Seelen der Einfältigen fährt Satanas am liebſten, mein Kind. Die, weiß er,

kann er ganz beherrſchen. Vor Klügern, wie Du und ich, hütet er ſich.“

„Das iſt doch noch die Frage, Onkel Mignon; denn manchmal, wenn's um mich her ſo wirbelt und quirlt, fängts in mir auch an zu quirlen und zu rumoren.“

„Davor bewahre Dich der Himmel und ſeine Heiligen!“

„Das ſage ich auch. Denn wenn er mal in mir ſitzt, ach Gott, das wird ſchrecklich ſein, was ich alles ausſagen werde. Das Latein iſt gar nicht ſo ſchwer; ich fühl' es ordentlich ſchon auf der Zunge. Ich würde weit beſſer reden als die Prieria.“

„Heiligſte Jungfrau! rief Mignon. Du tändelteſt früher mit Urbans Namen, Du haſt ihn mit den kleinen Mädchen geſpielt, Deine Phantaſie war mit Vorſtellungen von ſeiner verführeriſchen Rednergabe erfüllt. Unglückſeligſtes Kind, weiß er ſchon damals böſe Saat in Deine Träume—“

Sie ſchüttelte ruhig den Kopf: „Ach nein!“

„Wie manches Gift erſt ſpät wirkt —“

„Nein, Onkel! daher gar nichts. Wenn ich

mal beſeſſen werde, da hat mir Jemand anders die Geiſter rein geſchickt.«

»Wer?«

»Ich träumte neulich, Du ſtandſt an meinem Bette und legteſt mir die Hand auf die Bruſt. Erſt warſt Du ganz ſchwarz, und plötzlich, wie ein Räucherkerzchen, wurdeſt Du ganz roth, da brannte es auf meiner Bruſt. Ich ſchrie auf, und dabei wachte ich auf und Du verſchwandeſt in Dunſt. Aber ich ſah noch zuletzt Deine Augen, die flimmerten ganz grünlich.«

»Unſinn!« rief Mignon ärgerlich.

»Das ſage ich auch, erwiderte Marie. Und wär's nicht ſchrecklich, wenn ich nun lateiniſch gegen Dich ausſagte, Du hätteſt mich verzaubert. Die Leute müßtens mir doch glauben, wenn ſie das Exorciſiren ordentlich verſtehen.«

»Ich unterſage Dir das Alberne—« rief der Beichtvater, indem er aufſprang. Aber er unterbrach ſich ſchnell und ſetzte freundlich hinzu: »Mit dem Teufel haſt Du nichts zu thun, Marie, aber der Schelm will Dir nicht aus dem Nacken. Und bei ſo ernſten Dingen!«

Marie hatte ſich auf einen Fußſchemel gekauert und hielt das Kinn in ihren beiden Händen: „Das iſt wohl ſehr was Ernſtes, Onkel Mignon, und darüber läßt ſich viel nachdenken. Denn wie iſt das gekommen? Erſt mochte ich Dich gar nicht, und nun haſt Du mich ganz rumgekriegt. Mit rechten Dingen iſt das doch nicht zugegangen.“

„Mein liebes, liebes Kind! ſprach Mignon vor ihr, die Hände an die Lippen faltend. Ich bitte Dich um Aller Heiligen willen, gieb ſolchen Gedanken nicht Raum. Die kommen vom Teufel, gradeswegs von ihm. So verführt er die Reinſten, ſo ſtreut er durch Grübeleien die Saat des Mißtrauens aus. Vertrauen und Glaube helfen allein.“

„Ja, wenn nun der Urban auch ſo geſprochen hätte damals!“

„Der Urban, und immer der Urban! Mein Kind, habe ich Dir denn nicht geſagt, daß der Gedanke an dieſen furchtbaren Menſchen allein ſchon gefährlich iſt! Seine Macht iſt erſchrecklich durch das lange Bündniß mit dem Böſen. Wo alle Zeugniſſe ſchreiend gegen ihn ſprechen, wo

alle Richter ihn verdammten, da noch verließ ihn Satanas nicht, da noch — o es iſt entſetzlich zu denken! — hatte er Macht ſelbſt am Hofe eines Erzbiſchofes! Er verblendete ſeine Diener, er verblendete den hohen Prälaten ſelbſt, wer weiß durch welche Vorſpiegelungen! Er ward frei geſprochen, ganz frei. Bedarf es denn danach noch eines Beweiſes vor den Vernünftigen!«

»Da haſt Du ſchon Recht, Onkel Mignon. Der Urban iſt ein Zauberer; und weil er ein ſo böſer Menſch iſt, und ſo liederlich, darum wehrt ſich der Teufel ſo, und darum muß man ihn ſo hart angreifen. Aber wenn Du nun auch ein Zauberer wärſt. Du würdeſt Dich auch wehren.«

»Seh ich denn wie ein Zauberer aus, Marie?«

»Manches Mal nicht, aber manches Mal doch. Und da denke ich denn, Du würdeſt uns noch viel mehr Mühe machen, als der Urban. Denn der iſt nur ſtolz, aber Du biſt pfiffig. Mit den dummen Teufeln, wie unſere hier im Kloſter, wird man ſchon fertig, aber wenn die Teufel gar auch pfiffig werden wollen — Was ſiehſt Du bös aus, Onkel Mignon!«

schen über zweihundert Jahre, bei festlichen Gelegenheiten im feinsten Pariser Modeschmuck und mit eleganter Turnüre erscheinen. Diese feierlichen Gelegenheiten sind die Bälle, wo zwar von Seiten der Herren mit rindsledernen Stiefeln, aber mit aller Lust des Südens getanzt wird.

Die statistisch-merkantile Bedeutung von Hammerfest soll, nach Buch, nicht den Erwartungen entsprochen haben, die man bei ihrer Anlage hegte. Auch Steffens redet ihr wenig das Wort; doch scheint der hier getriebene Zwischenhandel, nach Capell-Brooks Darstellung, von weit mehr Gewicht und einer großen Wohlthat für die geringe Bevölkerung dieser traurigen Landstriche. Der Fischfang an den Küsten, die einzige Nahrungsquelle der am Strande wohnenden Fischerlappen und der Normannen auf den Inseln, ist ungemein ergiebig. Keine Vegetabilie bringt hier Früchte; eine Seltenheit, wenn, außer dem Rennthier, ein genießbares Hausthier überwintert wird. Aus dem Verkauf der Fische lösten die Bewohner der Finnmark die Mittel zur Erhaltung ihrer anderen Lebensbedürfnisse. Dazu mußten sie aber die gesammelte Beute bis nach Bergen schaffen, wo der Kaufmann ihnen den Preis

„Ich bin nicht hier, um auf Dein Geſchwätz, ſondern auf Deine vernünftige Rede zu hören.“

„Ach ſo!“ ſagte Marie und ſchüttelte den Kopf: „'S iſt nichts. — Der Teufel hat an der Eudoria noch nicht recht angeſaugt. Sie möchte wohl, aber ſie fürchtet ſich.“

„Wovor?“

„Das weiß ſie wohl ſelbſt nicht. Ich ſagte ihr: Eudoria, dadurch wird der böſe Menſch in ſeiner wahren Geſtalt erkannt, das Land wird von ihm befreit, und er wird vielleicht ſelbſt zur Buße und Rückkehr zu Gott gebracht.“

„Vortrefflich. Und ſie?“

„Ja ſie hatte wohl recht Luſt, aber dann weint ſie wieder: wenns nun raus käme! Albernes Mädchen, ſage ich ihr, was ſoll denn raus kommen?“

„Du haſt ihr das doch ausgeredet?“

„Freilich, aber was hilfts! Sie iſt nicht geſcheiter als die Priorin, aber die weiß doch, wozu es gut iſt. Die Eudoria aber, die begreift's nie. Ich hab's ihr ſo vorgemacht, wie ſich die Andern werfen und purzeln und die Augen verdrehn.

Anfangs machte es ihr auch Spaß und ſie warf ſich ſo ſchön, und der Teufel brachte auch ſchon recht hübſche lateiniſche Vocabeln vor. Aber wie ſie das Bein nach der Decke rauf ſtreckte, ſtieß ſie mit einem Zeh an den Nagel und ritzte ſich. Und mit einem Male ſchrie ſie auf und heulte und weinte: Gott will es nicht. Sie werden uns verbrennen.«

»Dummheit!« ſagte Mignon.

»Das ſagte ich auch. Warum ſoll denn der liebe Gott nicht wollen, daß die Böſen geſtraft werden! — Dafür werden ſchon Andre thun, ſagte ſie. Ja ich mochte noch ſo viel reden, was das Kloſter dadurch gewinnen könnte.«

»Das hätteſt Du nicht nöthig gehabt.«

»Man will doch das Seinige thun. Nun verſuchte ich auch das, Onkel Mignon, wie Du mit der Priorin geredet haſt. Wie das ein herrliches Mittel wäre, die Ketzer, die Huguenotten zu widerlegen und zu verwirren, wenn ſie ſähen, daß unſere allerheiligſte Kirche die Mittel beſitzt, die böſen Geiſter aus den Beſeſſenen auszutreiben. Da würden ſie ſich wundern und in ſich

geben und ſich taufen laſſen. Ach, Gott bewahre, das ſchlug gar nicht an. Was gehn mich die Huguenotten an, ſagte die Eudoria!«

»Du haſt ſehr vorwitzig geſprochen,« rief Mignon, indem er unwillig auf- und abging. »Was bei der Priorin raßte, was brauchte das die Eudoria zu hören. Es war Unrecht von mir, daß ich einem Kinde ſo etwas vertraute.«

Er hatte ſich wieder nachſinnend in den Stuhl geworfen. Marie Aubin ſchien auf ihrem beſcheidenen Sitze zu maulen. Sie hielt die Hände vors Geſicht.

»Das ſteht bei Dir, Onkel Mignon,« fing ſie nach einer Weile Schweigen wieder an. »Du biſt ja ein gelehrter Mann und ein großer Beſchwörer, was brauchſt Du kleine Mädchen? Du wirſt allein ſchon mit dem Teufel fertig werden.«

Er ſeufzte, den Kopf im Arm, tief auf: »Es ſteht ſchlimm, ſehr verdrießlich.«

Marie war aufgeſtanden und näherte ſich ihm: »Ja, Onkel Mignon, es ſteht ſchlimm, das iſt ſchon richtig. Der böſe Feind iſt recht mächtig; er wird immer mächtiger. Die Priorin hat ein

gar zu ſchlecht Latein geſprochen, und die Schweſter Clara, davon nur gar nicht zu reden! Ich habe es ihnen aber auch recht eingegeben. Iſt denn Latein ſo ſchwer! Ich habe die Zeit über ſo viel gelernt, als die ſechs böſen Geiſter nicht wiſſen; und habe mir dabei auch nicht ſo viel Mühe gegeben. Das fliegt Einem von ſelbſt in den Kopf, wenn er nicht vernagelt iſt. Nein, ſage ich, die Schüler in Serta wiſſens ja beſſer, und die ſoll dabei ein Teufel beſtehen! Die Leute auf der Gaſſe lachen uns ja aus. Und nun wußten ſie nicht ein Mal, wie viel Huguenotten in der Stube waren. Wenns nicht beſſer kommt, Onkel Mignon, dann iſts am geſcheitеſten, wir laſſen die Sache gehn.«

Der Canonicus konnte ſich bei allem verdrießlichen Ernſte des Lächelns nicht enthalten: »Du magſt Recht haben,« ſagte er nach einer Weile. »Bekümmere ſich, wer Luſt hat, um die armen Beſeſſenen. Ich habe nur Undank davon.«

Das junge Mädchen ſah ihn zweifelhaft an. Endlich ſchüttelte ſie den Kopf: »Wenn Du nicht, wer hat denn Luſt, ſich drum zu bekümmern?«

mern! Aber ich ſage Dir, geſchehen muß was. Und was Großes, was Keiner glauben kann; ſonſt iſt es mit dem Teufel hier aus. Das wäre doch recht ſchrecklich, Onkel Mignon, wenn die Leute nicht mehr an den Teufel glaubten! Wie ſollten ſie denn gottesfurchtig werden? Die Proteſtanten ſollen auf nicht recht viel auf ihn halten. Du liebe Welt, 's iſt doch viel Elend in der Welt! Wenn ich König wäre oder Cardinal, ſo befohle ichs Allen: ſie müßten an den Teufel glauben.«

»Es ſoll, es muß auch etwas geſchehen,« ſagte Mignon. »Da Du nun einmal, liebe Marie, mein Vertrauen beſitzeſt, und ich hoffe, daß Du es zu würdigen weißt, ſo wiſſe auch, daß wir mit Gottes Hülfe und des hochwürdigen Beichtvaters Ihrer Majeſtät der Königin, des Herrn Marescot, nun ans Werk ſchreiten wollen. Der ſchändliche Prieſter iſt endlich in Arreſt gebracht. Da gilt es, ihn genau beobachten, jede ſeiner kleinſten Handlungen und Aeußerungen —«

»Ach, das iſt prächtig! Da werden unſere

dummen Teufel doch auch etwas erfahren, und sich nicht immer irren.«

»Ich vertraue sehr viel auf Deine Klugheit und Dein Geschick, mein liebes Kind. Gott hat Dich wunderbar in Deinen jungen Jahren gesegnet; ja ich kann wohl sagen, Du scheinst eine recht Erwählte von ihm zu sein.«

»Ins Kloster geh ich aber doch nicht, Onkel Mignon. Das ist gar zu langweilig.«

»Der Wege zum Himmelreich sind Viele. Welche Lust muß es Dir gewähren, welcher Stolz für Dein ganzes Leben, wenn Du Dir einst sagen kannst, daß Du es warst, welche die Macht des Teufels in dieser alten Stadt gebrochen hat. Wenn dem bösen Priester die Larve vom Gesicht gezogen wird; wenn er beschämt abtritt, aus dem Lande flieht; wenn er in sich geht, und als ein bußfertiger Sünder stirbt; vielleicht als ein Märtyrer, Heiliger! Wenn die Protestanten zittern, und erschreckt vor der Allmacht Gottes, die sich so wunderbar bewiesen hat, ihren Irrthümern abschwören und in den Schooß der Kirche zurückkehren.«

„Aber verbrannt wird Keiner.“

„Dummes Zeug!“ sagte Mignon. „Es kommt jetzt nur Alles darauf an, die garstigen Leute abzuhalten, die mit dem Stolz ihrer weltlichen Weisheit die Sache stören wollen. Marescot und die Priorin und der Bischof und Granger werden zwar Alles thun, diese lästigen Menschen fern zu halten, in deren Gegenwart die bösen Geister tückisch werden, und schlecht antworten, oder gar schweigen. Aber diese Gerichtspersonen sind unausstehlich neugierig und pochen auf ihre weltlichen Gesetze, und immer möchten sie Protocolle schreiben. Das ist eine Wuth in ihnen, wie bei den bösen Geistern, die immer toben müssen. Sie werden immer wieder Mittel finden einzudringen. Da gilt es nun sie abzuschrecken.“

„Ach ich wünschte wohl, der Teufel erschiene mal dem alten Bailli, und schüttelte ihn recht ordentlich!“ rief das Mädchen.

„Dazu kann Rath werden,“ lächelte der Canonicus. „Der Teufel soll immer geheime Dinge wissen, wie das ganz recht ist. Er weiß auch recht gut, wie es beim Bailli und beim Herrn

von Chauvet ausſieht. Wenn nun eine der Beſſenen auf ihre vorwitzigen Fragen ihnen Dinge ſagte, von denen ſie ſich nichts träumen ließen, das könnte wohl das große Aufſehn machen, von dem meine liebe, verſtändige Marie ſpricht.“

Marie horchte aufmerkſam zu und wiegte ihr Köpfchen, während Mignon ſeinen Plan ihr mit der Vertraulichkeit mittheilte, die er für angemeſſen hielt. Zum Schluß glänzte ihr Geſicht hell auf, ſie klatſchte in die Hände und drehte ſich auf dem Hacken um: „Das iſt ſchön, das iſt ein guter Gedanke!“ rief ſie. „Da werden ſie mal Mund und Naſe aufſperren. Ohne Sorgen, Onkel Mignon. Den Baili mit der Brille können ſie ohnehin nicht leiden, ach Gott, und der Polizeilieutenant, was iſt denn der! Dafür laß mich ſorgen. Da ſoll der Teufel mal den Mund aufthun.“

Mignon ſtreichelte ihre Stirn und empfahl ihr das tiefſte Schweigen. Sie ward ärgerlich: „Das mußt Du mir nicht immer wieder ſagen, als ob ich ein Kind wäre! Freilich weiß ich,

was wir zuſammen haben, das gehört nicht auf die Gaſſe.«

»Aber auch nicht vor das Ohr einer noch ſo lieben Freundin. Auch meine Couſine Madeleine, ſo gut und verſtändig ſie iſt, darf nichts davon ahnen.«

Marie blickte nachdenklich nieder, und ſchüttelte dann den Kopf: »Nein, die auch nicht.«

»Um ſo weniger jetzt, wo ſie, ſehr zu meinem Mißfallen, den jungen Senanges mit beſonderer Aufmerkſamkeit behandelt.«

»Ja, Onkel Mignon,« ſagte Marie, »das hat mir auch ſchon manches Kopfbrechen gemacht. Hübſch iſt er, auch recht gut, aber nicht beſonders klug. Madeleine muß einen ſehr klugen Mann haben.«

»Er iſt ein Huguenot.«

»Schrecklich! Aber es thäte doch nichts. Wenn man nur die Huguenotten ordentlich zu ziehen weiß. Wenn man mit den Teufeln umgehn muß, warum nicht auch mit den Reformirten.«

„Wer sie von dem Gedanken abbrächte, dem würde ich recht sehr dankbar sein.“

„Vielleicht bekehrt sie ihn.“

„Der läßt sich nicht bekehren. Sein Gesicht ist ein langer Psalm.“

Marie ward wieder nachdenklich: „Neulich reichte sie ihm eine Rose, die er auf sein Lab steckte.“

Mignon lächelte: „Das ist kein Zauberpakt.“

„Nein, das sollte es auch nicht sein. Aber der Herr von Laubardemont, nicht wahr, der stand daneben?“

„Was meinst Du damit?“

„Der sah sehr bös aus. Er schoß einen fürchterlichen Blick und sie wurde ganz roth. Ich habs, Onkel Mignon, ich habs.“

Sie klatschte wieder in die Hände, und drehte sich lustig in vielen Kreisen umher.

„O ich kenne Madeleinen! Die wird solchen stillen Menschen — nein, Onkel, nein! Das war nur Verstellung. O Madeleine kann sich auch verstellen. Wenn die mal besessen wird, die

machte. Diese lange Ueberfahrt geschah in offnen Böten, und abgesehn von dem großen Zeitverlust auf einer mehr als hundert Meilen weiten Seereise, konnte man rechnen, daß in jedem Jahre mehrere Schiffe mit ihrer Mannschaft auf der gefährlichen Klippenfahrt untergingen, ein Menschenverlust, welcher, bei der geringen Bevölkerung, nachtheilig auf die Cultur zurückwirken mußte. Durch Anlegung der Handelsstade ist den armen Fischern diese gefährliche Reise erspart, zugleich aber durch den mit Rußland hierdurch eröffneten Verkehr dem ganzen arctischen Norden eine große Wohlthat erwachsen. Vom weißen Meere bringen die Russischen Strandbewohner ihr eigenes Korn, oder das aus den inneren fruchtbaren Ebenen auf leichte Weise herbeigeschaffte nach Hammerfest und nehmen dafür ungeheure Ladungen Stockfisch zurück, welcher als nothwendige Speise für die Griechische Fastenzeit bis nach Petersburg und in das südliche Rußland geführt wird. So ist der hohe Skandinavische Norden jetzt hinreichend mit Getreide versehen und kann sogar dem südlichern Norwegen damit aushelfen. Beide Regierungen, die Russische wie die Norwegische, begünstigen diesen ge-

wird lateiniſch ſprechen und griechiſch auch. Da werden wir erſtaunen, wenn ſie ſich verdreht und die Arme ſchwenkt'«

»Thöriges Kind, was verredeſt Du meine Couſine?«

»Nein, ich verrede ſie nicht; aber ich kenne ſie. Die nimmt ihn nicht. Das iſt Alles nur gemacht, von wegen des Laubardemont. Den mag ſie nicht, wenn ſie auch freundlich gegen ihn iſt. Und darum thut ſie, als wenn ſie dem Senanges gut wäre. Denn, lieber Gott, ſie iſt ſchon fünfundzwanzig Jahr und hat noch keinen Liebhaber. Was ſollen denn die Leute davon denken! Wenn ich ſo alt würde, da ginge ich doch aus Verzweiflung ins Kloſter. — Ja ſie hat zu lange gewählt. Das iſt nicht gut. Man kann wählen, man muß aber auch zugreifen, ſonſt bleibt man ſitzen. Nun ſchämt ſie ſich. Den Laubardemont mag ſie nicht; ſie fürchtet ſich vor ihm. Darum verſtellt ſie ſich, denn ſie muß doch einen Grund angeben, warum ſie ihn nicht will. Gewiß, Onkel Mignon, da brauchen wir uns nicht zu fürchten, daß wir in die Huguenotten

hinein heirathen. Der Herr von Senanges iſt nur eine Puppe.«

Mit immer heiterem Geſichte hatte Mignon zugehört. Er ſchien von den Gründen der kleinen Rednerin überzeugt und beruhigt, und ſeine Gedanken gingen auf Gegenſtände über, welche ſeine Aufmerkſamkeit in ernſtern Anſpruch nahmen.

Die ganze Stadt Loudun war abermals in einer nicht geringen Aufregung von einem Auftritte, welcher bei einer letzten Beſchwörungsſcene ſich ereignet hatte. Ein Anweſender hatte an die Beſeſſene die Frage geſtellt: ob ſie jedem der Gegenwärtigen ſeine geheimen Sünden ins Geſicht ſagen könne? Sie hatte ja! geantwortet, und entweder ſtand zufällig der Polizeilieutenant ihr zunächſt, oder durch ein geſchicktes Manövre wurde ihre Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt. Genug der Teufel in ihr ſchrie auf: »Ich kenne Dich, Louis Chauvet. So ſtandeſt Du nicht an

jenem Freitag, als Du den Boten des Grafen von Soiſſons an den Herzog von Montmorenci in Deiner Erkerſtube verbargſt. Du liehſt ihm Deinen Mantel und Deinen Federhut, und ſchaffteſt ihm ein Pferd. So kam er aus der Stadtmauer zu den Rebellen — Soll ich Dir weiter erzählen, wie Du der Königin Mutter, Maria von Medici —“

Hier wurde ſie unterbrochen. Der Vorfall gehörte einer längſt vergangenen Geſchichte an, und es bedurfte keines beſondern Scharfblicks des Teufels, wenn er etwas ausſagte, wovon Viele in Loudun wußten, ja was ein Mal nicht viel weniger geweſen war, als ein öffentliches Stadtgeheimniß. Hatte der Polizeilieutenant damals etwas gewagt, was ihm Richelieu's Gunſt entziehen können, ſo war darüber längſt Gras gewachſen, und in den vielgeſtaltigen Partheikriegen im Innern Frankreichs hatten die Perſonen ſo oft ihre Stellung gewechſelt, und das Neue verzehrte dermaßen das Alte, daß auf eine geringfügige Entdeckung der Art nicht viel ankam. Aber die Beſeſſene konnte vielleicht mehr ausſagen. Louis

Chauvet verfärbte sich und wurde sichtlich verstört, als der Bailli mit entschiedener Miene dazwischen trat, und dem Exorcisten das weitere Fragen untersagte.

„Mit welchem Rechte?“ fragte Mignon. „Ist das eine gerechte Beschwörung, wo man dem Dämon nur das gestattet auszusagen, was der Obrigkeit gefällt?“

„Mit dem Rechte,“ entgegnete der Bailli, „welches der weltlichen Obrigkeit gebietet, über den guten Ruf der Bürger zu wachen. Denn Ihrem Dämon kann es einfallen, jedem Ehrenmanne Gesinnungen und Handlungen beizumessen, die ihm in den Kopf kommen. Der Dämon braucht nicht zu beweisen, und der rechtlichste Mann kann auf seine Angabe in den schlimmsten Verdacht gerathen. Der Lästersucht des Pobels sollen diese Exorcismen nicht neue Nahrung geben, wenigstens nicht so lange ich Bailli dieser Landschaft bin. Um deshalb untersage ich Ihnen, formlich und feierlich hierdurch im Namen des Gesetzes und des Königs an diese unglücklichen Weibsbilder, in meiner, oder ohne meine Gegenwart, Fragen

zu thun, die irgend eine lebendige Person, weß Standes, Würden und woher sie sei, betreffen, ohne die, um welche es sich handelt.«

Vergebens verlangte der Polizeilieutenant, welcher sich wieder ermannt hatte, man solle die Besessene nur weiter nach seinen Sünden ausfragen; er fürchte sich nicht vor dem, was sie an den Tag bringen werde. Der Bailli untersagte es, und die Gerichtspersonen entfernten sich auf seinen Befehl.

Mignon wandte sich mit einer betrübt heiligen Miene zum Beichtvater der Königin: »Bedarf es noch mehr! Liefern uns unsere Gegner nicht selbst die Klage in die Hand? Ist es möglich, nach den Gesetzen der Kirche vorschriftsmäßig weiter zu verfahren, wenn die Obrigkeit selbst, die wir die von Gott eingesetzte nennen, uns so die Hände bindet.«

„Judicia iniqua!" stöhnte die Besessene.

»Das muß der Teufel selbst rufen!« fuhr Mignon fort. »Unsere einzige Hoffnung ist auf den frommen, erleuchteten Sinn unseres Bischofs

gesetzt. Berichten Sie ihm, würdigster Herr, wie man unsre Hände band.“

„Ich werde es!“ sprach Maresçot, seinen Hut ergreifend. „Ich gehe über Poitiers nach Paris. Auch der Hof meiner Königin, die sich sehr für diese Angelegenheit interessirt, soll von den Gräueln erfahren, die mich in tiefster Seele schaudern machen.“

Urbans Freunde fürchteten für ihn nach diesem Ereigniß. Ihre Furcht schien nur allzu gerechtfertigt, als nach einigen Tagen der Bischof eine Commission aus Poitiers sandte, mit dem Auftrage, die Untersuchung gegen Urban in Verbindung mit den bisherigen Exorcisten, dem Canonicus Mignon und den bekannten Karmelitern fortzusetzen. Die Commissarien, der Dechant von Champigny und der Dechant von Touars, waren nahe Verwandte von Urbans bekannten Feinden, und ihre erste Handlung war, seine Sequestration

in noch strengere Haft zu verwandeln. Was konnte man also für den Angeklagten erwarten?

Es waren die besten Anstalten getroffen, jetzt die Beschwörungen in aller Ruhe und Gemächlichkeit und ohne lästige Aufpasser und Widersprecher fortzusetzen, und Urbans wenige thätige Freunde überlegten, mit mehr Besorgniß als Hoffnung, welche Mittel ihnen blieben, um die Sache vor den König oder den Cardinal nach Paris zu bringen, als unerwartet der Herr von Escoubleau de Sourdis, der Erzbischof von Bordeaux, in seiner Abtei bei Loudun eintraf. Man hatte ihn nicht erwartet, da er, mit dem Befehl über die französische Flotte in der Bai von Biscaya beauftragt, wie man meinte, jetzt zur See war.

Mignon erblaßte, als er die Nachricht bekam, daß der Leibarzt des Prälaten in das Ursulinerkloster geschickt sei, um die convulsivischen Bewegungen der Besessenen zu beobachten. Am nächsten Abende kamen die Verbündeten in der Stille zusammen, und als der Arzt am Morgen an die Klosterpforte pochte, erhielt er zu seiner und aller Verwunderung die trostvolle Nachricht, daß die

Gewalt des Teufels plötzlich ein Ende genommen hätte. Die Nonnen waren wunderbarer Weise in einer einzigen Nacht von den höllischen Geistern verlassen worden. Der Arzt fand die Besessenen ruhig, zufrieden, ohne die geringste Spur von Convulsionen, und kaum schienen sie sich zu erinnern, daß etwas Außerordentliches sich mit ihnen ereignet hatte.

Die Untersuchung, welche der Erzbischof anstellen ließ, war sehr kurz; desto umständlicher war die Ordonanz, welche er am 27sten December 1633 erließ. Sie ließ sich wenig auf die vergangenen Vorfälle ein, setzte aber das Verfahren auf das Genaueste fest, welches in Zukunft für den Fall, daß die bösen Geister sich abermals zeigen würden, beobachtet werden solle.

Darin ward verordnet, daß die Beschwörungen, statt von den bisherigen Exorcisten, umschichtig von zwei namhaften Jesuitenpatres, die aber in Loudun keinen Anhang und Freunde hatten, vorgenommen wären. Die Besessenen sollten aus dem Kloster in ein besonders für sie zu miethendes Haus gebracht wer..., abgeschlossen von aller

Gesellschaft und unter der Obhut einer unverdächtigen, vom Teufel noch nicht angefochtenen Nonne. Zwei bis drei der geschicktesten katholischen Aerzte sollten sie beobachten, ihnen nur die von ihnen selbst bereitete Arzenei und gesunde Speisen geben, und die genaueste Untersuchung anstellen, ob die angebliche Besessenheit nicht in der Phantasie, in dickem Blute und schlechten Säften, oder gar in Bosheit und Betrug ihren Grund habe. Im letztern Falle wären Drohungen, oder nach Befinden auch eine Disciplin anzuwenden, um der Cabale auf die Spur zu kommen.

Erst wenn man untrügliche Merkmale einer wirklichen Besessenheit fände, solle man zum Exorcismus schreiten! Dahin ward gezählt, wenn die Besessenen Sachen aussagen könnten, die ein Exorcist dem andern heimlich ins Ohr flustere. Ferner, wenn sie Dinge anzeigen könnten, die sich in derselben Minute, da man mit ihnen redete, an verschiedenen entfernten und unverdächtigen Orten zugetragen hätten. Ferner: wenn sie ein Gespräch von acht bis zehn richtig zusammengesetzten und verbundenen Worten, in verschiedenen Sprachen,

in denen sie niemals unterrichtet worden, halten könnten. Endlich, wenn sie, nachdem man ihnen Hände und Füße gebunden, und sie auf eine Matratze gelegt worden und Jeder sich um sie herum postirt hätte, im Stande wären, sich mit dem ganzen Körper frei, ohne sich irgendwo anzustemmen, in die Luft zu heben, und eine geraume Zeit dort sich schwebend zu erhalten. Alsdann solle man den Exorcismus alle mögliche Versuche anstellen, ein sichtbares und unverdächtiges Zeichen von dem Ausfahren des Teufels zu erlangen. Uebrigens solle, außer den Ernannten, sich kein Priester bei Strafe des Bannes unterstehen, in diese Sache sich zu mischen, mit den Besessenen zu reden, oder sie nur anzurühren. Damit aber auch den Ungläubigen und Freigeistern der Mund gestopft werde, solle der Bailli und der Criminallieutenant zu allen Beschwörungen zugezogen und unter ihrer Aufsicht das Protocoll geführt werden.

---

genseitigen Verkehr. Der Hafen von Hammerfest ist tief und sicher, und außer den Russischen Schiffen, welche ihn selten verlassen, sieht man jetzt auch schon häufig Englische vor Anker liegen. *)

Auf dieser ungeheuren Strecke von Kéraas über den Polarkreis bis in die Eisregionen giebt es nur einen Paß über den Kölen. Wir sahen ihn in der guten Jahreszeit; hiernach auf die schlimme zu schließen, muß er im Herbst, Winter und Frühling nicht besser zur Communication

*) Wer aber sollte denken daß er einst von Piraten nicht allein beunruhigt, sondern sogar genommen worden! Der genannte Englische Gewährsmann berichtet diesen seltsamen Umstand. Die kleine Bevölkerung wehrte sich tapfer von ihrer Batterie aus, mußte aber, nachdem die Lappen beim ersten Schuß die Kanonen heulend verlassen, sich ergeben. Welcher Nation diese Seeräuber angehörten, erzählt Brook nicht; wagen sich aber die neuern Cleveland's, nach Beute gierig, bis in diese Eishöhe, so tritt das Romanenfactum in Van der Velde's Isländischer Novelle, welcher Barbareskken auf diesem Eiland landen läßt, auch aus dem Gebiet des Mährchenhaften heraus.

An demselben Tage, an welchem diese Ordonanz erschien, wurde Urban Grandier aus seiner Haft entlassen und zum Erzbischofe geführt. Herr von Escoubleau, ein noch rüstiger Mann trotz seinen weißen Haaren, und mit hellen lebhaften Augen in einem klugen Gesichte, das von früheren Leidenschaften und auch jetzt noch von heftigen Bewegungen sprach, empfing ihn in seiner Arbeitsstube, ohne den fürstlichen Apparat, den er sonst um sich bei Audienzen liebte.

Sie waren allein auf des Prälaten Willen, der, das Gesicht in der Hand gestützt, den eingetretenen Priester lange forschend, und wie es den Anschein hatte, mit wachsender Verwunderung anschaute. Urban stand, nachdem er sich tief verneigt, grad aufrecht, ohne die Lippen zu bewegen; die glänzenden Augen fest auf den Erzbischof gerichtet.

Plötzlich sprang dieser auf: „Sind Sie der Teufel, oder was sind Sie?“

„Ich nahe mit den innigsten Gefühlen des Dankes dem erhabenen —“

„Davon ein ander Mal,“ unterbrach ihn der

Prälat. „Ich sah Sie schon sonst, es ist lange her; aber jetzt glaubte ich Sie anders zu sehen.“

Urban, statt sich zu beugen, richtete sich auf. Er meinte, der Prälat fordere, daß er demüthiger vor ihm auftrete. Herr von Escoubleau schien seine Gedanken zu lesen.

„Nichts davon! Ich meinte, wen sie so gezwickt und gezwackt — aus dem Gefängniß sah ich noch immer verkümmerte Jammergestalten schleichen, verbissenen Grimm in den matten Augen. Sie aber sehen wie ein Triumphator aus, Ihre Augen glänzen. Ist das ein Stück Hölle, oder Märtyrgloríe, aus dem Himmel gestohlen?“

„Wem kann ich die Entscheidung vertrauensvoller überlassen, als dem hellen Geiste meines Erzbischofs.“

„Ich hasse diese Höllengeschichten. Wir haben der Teufeleien und schlechten Gesindels genug auf Erden, daß die infernalischen Puissancen zu Hause bleiben können. Was mußte das noch, und grade jetzt aufgeregt werden! Es ist mir sehr verdrießlich, es kommt mir äußerst ungelegen. Sie würden in mir, statt einen Gönner, einen

Feind finden, einen unerbittlichen Feind, Herr Grandier, erführe ich, daß Sie die geringste Schuld tragen. Jetzt, wo wir kaum diese hochmuthigen, eitlen, selbstgefälligen Huguenotten niedergeschmettert haben, wo der Cardinal, mein erhabener Freund, alle Hände voll zu thun hat, den Daumen auf den Nacken der großen Herren, da Front zu machen gegen die Prinzen von Geblut, da gegen die Intriguen der alten Königin Mutter, gegen die Gemahlin des Königs, gegen die Feinde von außen, gegen das Haus Habsburg, da solche unnütze Stänkereien anzufangen! Vertheidigen Sie sich.«

»Mein Erzbischof!« hub Urban mit einer tiefbewegten Stimme an. »Ich bin ein Mensch. Ich habe kein Verbrechen begangen; aber Schwächen habe ich. Will mein gnädiger Oberherr meiner Beichte das Ohr leihen?«

»Dazu bin ich nicht hier. Wenn die Kirche für alle diese Schwächen ihrer Diener ihr Ohr leihen wollte, hätte sie viel zu thun. Diese Schwächen machen Sie mit Ihrem Gewissen ab. Zu Verbrechen werden sie erst, wenn sie zum Ho-

ſtlichen Aergerniß kommen; und ich hoffe, Herr Grandier, daß Sie dies Verbrechen nicht begangen haben. — Still! Ich weiß es. Sie haben ſich während beider Unterſuchungen klug und ſtandhaft benommen; darum ſchätze ich Sie. Die Kirche iſt nicht von Gott auf die Welt geſetzt, um Armeſündergeſichter zum Ergötzen des Pöbels zu machen. Sie ſoll glänzen, ſtrahlen, um die Schwachmüthigen zu erheben. Die Meßgewänder ſind von ſtarken Stoffen, mit Gold und Silber verbrämt, um die gebrechlichen Leiber darunter zu verbergen. Das Volk will Troſt von uns, darum dürfen wir nie ſelbſt jämmerlich ſcheinen.«

Ein wohlgefällig Lächeln ſchwebte um die Lippen des Erzbiſchofs. Urban mochte wiſſen, mit welchen Vorſtellungen ſeine Gedanken ſich beſchäftigten.

»Und hätten keine andere Rückſichten mich bewogen zu ſchweigen,« ſagte er, »ſo war es um dieſer Proteſtanten willen. Wir bekämpfen ſie nicht mit Gründen; nur durch die Autorität.«

»Glauben Sie mir,« fuhr der Erzbiſchof in ſeiner wohlgefälligen Stimmung fort, »es war der

erhabenſte Augenblick in meinem Leben, als ich mit meinem Admiralſchiffe — volle Ladung — an ihren Batterieen vor Rochelles vorüber ſtrich. Eine Schanze, zwei Kanonenböte niedergeſchmettert, raſirt in vier Minuten! So ſollte die Kirche immer auftreten; das heißt wo man ihr Trotz bietet. Die Armenſündergeſichter, wie die Pſalmiſten ſie jetzt zeigen, möchte man laufen laſſen. Sie dienen nur als Folie zu unſrer Gloria.«

»Um ſo ſchlimmer —« wollte Urban ſagen, aber der Erzbiſchof fiel ihm ins Wort. Er ſprach, indem er haſtig auf- und abging.

»Ich weiß Alles. Sie haben ſich gut vertheidigt, würdig. Ich bewundere Sie. Sie haben ſich geſchont, und Ihre Feinde zugleich. Ihre Perſon haben Sie ſo wenig als möglich dem Eclat ausgeſetzt; ſich wenig während der Zeit öffentlich gezeigt. Nur durch Advocaten gefochten, kräftig, mit entſchiedener Sprache. Das hat günſtig für Sie gewirkt, im Lande und bei den Parlamenten. Aber was hilft es! Hier iſt nicht Ihr Platz. Sie ſind in einem Orte, wo Sie keinen Anhang haben, nur Neider und Feinde. In d-

nem Wespennest wehrt sich der Stärkste nicht, wenn er allein ist und nicht durchbricht. Das Complott, ich kenne es, ist zu verschlungen, zu stark. Sie müssen fort. Ich will Sie in andere, bessere Pfründen versetzen. Das ist mein Wille, Herr Grandier.«

Der Priester warf sich dem gnädigen Prälaten nicht zu Füßen, wie dieser vielleicht erwartet, er neigte sich nicht einmal: »Und mein Stolz ist es, hier zu bleiben.«

»Das ist Stolz!« sagte der Erzbischof, der sich wieder gesetzt hatte, und blickte Urban aufmerksam an, doch ohne Zeichen des Unwillens.

»Und vielleicht Pflicht, gnädigster Herr. Was würden meine Feinde sagen, nachdem ich mit Ehren und durch Ihre Gnade über ihre Ränke gesiegt, wenn ich das Schlachtfeld verließe, und irgendwo ein Asyl suchte!«

»Kein Asyl,« sagte der Erzbischof. »Lassen Sie es meine Sorge sein, Ihnen eine Stellung von Einfluß und Ehren zu verschaffen.«

»Und hier ließe ich meine Ehre zurück. Gnädigster Herr, ich bin stolz auf diese Ehre, die ich

mir ſelbſt errungen. Es ſind meine Batterieen von Rochelles: entſchuldigen Sie das Gleichniß. Ich ſehe aus meinem Fenſter die zerſchmetterten Schanzen und Kanonenboote, und gönnen Sie mir die Freude daran. Ohne Siegesjubel, ohne die Kraft des Bewußtſeins lebt ſich ſchlecht auf dieſer Erde. Und wir leben nur ein Mal, und das Siegen iſt ſchwer.«

»Ich verarge Ihnen dieſe Wolluſt nicht. Aber nach einem Siege in die Vergeſſenheit fallen, iſt ein druckendes Gefühl. Wie mancher Feldherr machte ſich ſogar lächerlich, wenn er immerfort an ſeinem Siege zehrte, und bei jeder Gelegenheit ſelbſt die vergeſſene Erinnerung daran aufweckte! Das iſt aber noch nicht das Schlimmſte. Jeder Sieg weckt neue Feinde, und endlich unterliegt die Kraft des Menſchen.«

Urban athmete auf; der Erzbiſchof aber ließ ihn nicht ausſprechen.

»Sie ſind ein Thor! Wer hat diesmal Ihre Feinde geſchlagen? Hätte ich Sie nicht längſt ſchätzen lernen, kannte ich nicht Ihre Geſinnungen, Ihre Talente, hätte mich nicht das Aergerniß her-

gerufen, würden Sie allein Ihre Feinde überwunden haben? Antwort!«

»Gnädigster Herr, es ist auch ein süßes Gefühl, mit Ehren zu erliegen.«

»Die Wollust beneide ich Ihnen nicht. Doch darüber ist nicht streiten. Ueberlassen Sie die den Creaturen, die nicht handeln können. Die mögen Ruhm erwerben durch Leiden. Wer zur That berufen ist, begeht eine Sünde gegen den Herrn, der ihn berief, wenn er nichts thut. Ohne Beistand ist der Einzelne verloren. Sie haben jetzt, Sie hatten schon einmal meinen mächtigen Beistand. Sind Sie dessen auf alle Zeit gewiß? Macht und Ansehn wachsen schnell in diesem Lande. Weiß ich, ob, wenn eine neue Noth Sie drängt, ich dann noch die Gunst unseres Cardinals besitze; ja ob Richelieu selbst noch am Ruder ist! Der Riesenkampf mit seinen Feinden zehrt an seiner zarten Gesundheit. Sie nehmen meinen Vorschlag an.«

»Jeder Stein, den ich hier berühre, erregt mir Schmerzen, und doch ist dies Loudun mir lieb. Ich möchte, ich kann es nicht verlassen.«

Der Prälat warf einen ſchlauen Blick auf ihn: „Man ſagt, Sie hätten etwas ſehr Liebes in dieſen Mauern. Man ſagt, es wäre eine ſehr ernſte Neigung, Sie hätten eine Schrift gegen das Cölibat verfaßt — Still, Herr Grandier, ich will weder Ihr Geheimniß, noch in Ihre canoniſchen Grundſätze dringen. So lange Sie dieſe verbergen, gehn Sie mich nichts an. Und das werden Sie, das müſſen Sie — Setzen Sie ſich zu mir, ich habe ernſte Dinge mit Ihnen zu ſprechen.“

Urban ſaß neben dem Prälaten, der in einen ruhigen, vertraulichen Ton überging, mit leiſerer Stimme, um der möglichen Nähe eines Lauſcherohrs zu begegnen.

„Schätze ſind an keinen Ort gebunden, meine ich,“ ſagte er lächelnd. „Man kann ſie da und dorthin mit ſich nehmen; vorausgeſetzt, daß es mit Vorſicht und Anſtand geſchieht. — Hören Sie mich ruhig an. Der Cardinal geht mit einem Lieblingsplane um. Zwar hat er die Huguenotten überwunden, aber ſie exiſtiren noch. Nicht mehr gefährlich, aber als eine abgeſonderte Gemein-

ſchaft. Er will ein einiges Frankreich, aus einem Guß, mit derſelben Verfaſſung, mit demſelben Glauben. Bekehren kann man die Reformirten nicht, aber ſie mit den Katholiſchen verſchmelzen. Ihn ſelbſt beſchäftigen andere Sorgen; aber wer ihm dieſe Arbeit abnähme! Sie iſt ſchwierig, jedoch, inſofern ſich der Mann dazu fände, nicht unausführbar. Es käme nur darauf an, den halsſtarrigen Menſchen in blühender Rede den geringen Unterſchied der Meinungen darzuſtellen. Man gäbe nach in Ausdrücken. Richelieu iſt kein Fanatiker, das beweiſt er durch ſein Bündniß mit den Schweden; man fände neue Worte für die anſtößigen alten. Verſprechungen, einige Belohnungen würden dem Arbeiter, um den zerrütteten Weinberg herzuſtellen, für die Willigen zugeſagt. Und es wäre ein ſehr gutes und ſehr lohnendes Werk.«

»Aber ich nicht der Mann dazu.«

»Grade Sie, der die Aufmerkſamkeit der Proteſtanten durch die Verfolgungen ſeiner eigenen Glaubensgenoſſen auf ſich gelenkt hat. Ihnen würde man mit einer halben Neigung, wenn nicht

tungen, als ein Schneeberg mit glatten Eiswänden. Und doch iſt dieſer alte Weg bis jetzt der einzige zwiſchen Schweden und Norwegen; doch wird in der Stadt Levanger, nördlich von Drontheim, ein bedeutender Markt abgehalten, wo der Jämteländer mit dem Norweger ſeine Waaren austauſcht und der Lappe ſeine wenigen Handelsartikel hinbringt, um ſich einmal dafür in Branntwein zu berauſchen. Doch ſahen dieſe ſtarren Felskämme ſchon ganze Heere mit Reiterei und Artillerie-Parks durch den Moraſt ihrer Schluchten waten und hinabgleiten und hinaufklimmen an ihren ſteilen Wänden. Die Weltgeſchichte bewahrt das Gedächtniß vom Untergange des Schwediſchen Heeres unter General Armfeld. Während Carl XII. vor Friederichshall ſeinen verrätheriſchen Tod fand, mußte Armfeld das Heer von Drontheims Wällen zurückziehen, und, überfallen von Schnee und Froſt in den Schluchten des Kölen, fand es den fürchterlichen Untergang. Die Stelle weiß man jetzt nicht mehr genau anzugeben; nach der Natur des Gebirges zu ſchließen, wird es aber nicht eine Stelle geweſen ſein, ſondern die Soldaten fanden, von den Nebeln überkommen, hier und

mit Vertrauen entgegen kommen. Bedenken Sie wohl —«

»Daß ich mit diesen nüchternen, dürftigen Verstandesmenschen mich nie verständigen kann,« fiel Urban ein. »Man sagt, ich hasse sie. Nein. Sie sind mir aber in der Seele unangenehm. Ein Frösteln durchschüttelt mich in ihrer Gegenwart; meine wärmsten Gefühle erkalten. Müßte ich vor einer protestantischen Gemeinde predigen, würde die Inbrunst, die Seligkeit in mir vor ihren hagern Mienen, vor ihren vernünftigen Blikken erstarren. Wer nicht das Heiligste, das zu uns kam aus dem Unterirdischen, mit den Organen erfaßt, wie es unter uns trat, nicht den lebendigen Gott sieht in Fleisch und Blut, in seinen ewig lebendigen Wundern und von Himmelswonne durchströmten Traditionen; wem die Heiligen nicht winken, der Gesang der Engel die Seele nicht durchschauert, wie soll der das Unaussprechliche ergreifen, wie von ihm durchglüht werden! Was soll unsere Kirche mit ihrer Würde und Fülle, in der Glorie ihrer Tradition, ein kostbarer Teppich, an dem die Sinne von Jahrhunder-

ten wirkten,' mit dieſen Menſchen voll Zerknirſchung und bettleriſchem Dunkel, denen ihr Gewiſſen keinen Vollgenuß erlaubt, die auch nicht den Abgeſchmack der Seligkeit kennen, weil ſie vor der Sinnlichkeit wie vor einer Armide fliehen, ſtatt die ſchöne Zauberin in ihre Arme zu faſſen und ſie zu zwingen, die Sandwüſte in blühende Gärten für die Seligen zu verwandeln. Nein, gnädigſter Herr, nicht die in den Schooß unſerer Kirche, nicht mir den Auftrag, der ſchon das Gezücht der Bettelmönche für überflüſſig hält.«

Der Erzbiſchof ſchwieg, in Gedanken vertieft. Er mochte nur den erſten Theil der Rede gehört und ſich dabei überzeugt haben, daß fernere Dringen in dieſer Sache ohne Erfolg ſein werde. Aber er ſchien nicht unzufrieden und ſein Geſicht lächelte.

»Und doch dürfen ſolche Gaben der Kirche, dem Vaterlande nicht verloren gehen. Das ſind Jämmerlichkeiten hier für Ihren Geiſt. Sie haben die Mittel, eine große Rolle in der Welt zu ſpielen. Ich will Ihnen den Durchweg brechen. Sie müſſen nach Paris.«

„Nach Paris?“

„Nach Paris, dem Cardinal vor Augen. Was blicken Sie mich so verwundert an? Es ist nichts Kleines, was ich mit Ihnen beabsichtige. Richelieu braucht Vertraute, die ihn verstehen und in seinem Geiste handeln.“

„Mein Gott, er hat —“

„Den Pater Joseph. Der ist gut zu politischen Verhandlungen, zu gewissen; aber nicht zu allen. Ueberdem dieser seltsame Intriguant heuchelt eine Verachtung der Welt, er kasteit sich und schläft auf einer Holzbank. Das mag gut sein zu einigem, nicht zu allem. Er braucht auch Lebemänner, die nicht allein den Schweden und Protestanten, sondern auch den Weibern gefallen. Diese sind seine gefährlichern Feinde. Er braucht Unterhändler mit den Frauen und Töchtern der Großen, mit den Hofdamen, mit der schönen Königin selbst. An den Italianischen Höfen, selbst im Vatican kann er den dürren, langen Pater Joseph nicht gebrauchen, er hat kluger, wohlgefälliger, schlauer Männer noth, solcher, die durch ihre Blicke regieren. Verstehen Sie mich?“

„Gnädigſter Herr — ich ein Geiſtlicher aus der Provinz, ohne große Familie!“

„Was war Richelieu ſelbſt! Die Du Pleſſis ſind erſt groß geworden durch ihn. Hatte er ein Auge wie Sie, eine Geſtalt, die Aller Blicke auf ſich zieht? Er mußte ſich ſchlängeln und winden; bei allen denen gekrümmten Rückens an der Thüre ſtehen, die er jetzt beherrſcht, die in der Baſtille ſchmachten, die er außer Landes verwieſen. Selbſt die Königin Mutter, Marie von Medici, die ihn hob, ſchützte, groß machte, ſelbſt ſie zittert vor ihm, und er wirft ihr Almoſen zu. Lockt Sie das nicht, Herr Grandier? — Noch mehr, Richelieu kränkelt, ſein raſtlos thätiger Geiſt verzehrt ſeinen Körper, wer wird ſein Nachfolger? Der König kann nicht regieren. Er braucht einen ſtarken und gewandten Geiſt. Wehe Frankreich, wenn ein Schwächling ans Ruder käme. Seine Größe, ſeine Rieſenplane lägen zertrümmert.“

„Gnädigſter Herr, ich ſähe den Würdigſten vor mir.“

„Nichts von mir. Ich kenne mich. Die Hofluft iſt nicht für mein heftiges Temperament.

Ich hätte früher anfangen müssen. Auch da vielleicht nicht. An mir ist ein Soldat verloren. In meinem Sprengel, auf der See will ich regieren. Ich hätte nie gelernt den Rücken so lange bücken wie der ehemalige Prior von Coussai. Es gehört Verstellung dazu, so wie Sie jetzt, Herr Grandier, vor mir sich verstellen, und doch leuchten Ihre Augen, doch hebt sich Ihre Brust vor Verlangen. Sie verbergen es mir nicht. Sie wären nicht, den ich in Ihnen vermuthe, wenn nicht ein wohlthätiger Ehrgeiz in Ihrer Brust sich regte.«

Urban wollte sprechen, der Erzbischof verhinderte ihn.

»Noch eins. Richelieu ist in der Nothwendigkeit, einen Stellvertreter, einen Nachfolger sich aufzuziehen. Der Mazarini ist ihm zur Hand. Ich hasse diese Italiäner. Frankreich soll nur durch Franzosen regiert werden. Also, Herr Grandier, erwägen Sie wohl die Pflichten, welche Sie rufen. Die erste — Sie selbst. Ihr Ehrgeiz muß Sie treiben, Sie sind ein Mensch wie wir Alle. Die zweite — das Vaterland. Die dritte — die Dankbarkeit. Es sollte mir gefallen, wenn

Frankreich durch mich einen Regenten erhielte. Im Uebrigen iſt Alles vorbereitet. Richelieu iſt neugierig auf den Geheimſchreiber, von dem ich ihm gemeldet. Nur Ihren Namen weiß er noch nicht. Ich denke ſtatt des Namens ſende ich Sie ſelbſt.«

Man ſah Urban Grandier zum erſten Male zittern. Er biß ſich in die Lippen, ſein Geſicht wurde blaß und er ſtrich mit der Hand über die Stirn.

»Schweigen Sie ſchon beim Gedanken,« lächelte der Erzbiſchof, »wie Sie Ihre Verfolger hier in die Baſtille ſchicken werden?«

»Gnädigſter Herr! Ein Etwas, ein unbedeutender Vorfall — den ich Ihnen mittheilen muß. Als der Cardinal noch Prior in Couſſai war, geriethen wir über den Vortritt bei einem feierlichen Aufzuge in Streit.«

»Und Sie ließen ihn doch vorangehn?« fragte raſch der Prälat.

»Ich war im Rechte.«

»Aber Sie ließen ihn voraufgehen!«

»Ich ſtieß ihn mit dem Ellenbogen zurück.«

Der Erzbischof fuhr einen Schritt zurück. Jetzt war es sein Gesicht, das erblaßte: „Unglückseliger Mensch, und er kennt Sie!“

„Er wird mich nicht vergessen haben.“

„So vergessen Sie sich selbst. Das ist das einzige, beste, was ich Ihnen rathen kann. Fliehen Sie, verbergen sich irgendwo, vielleicht daß ich Ihnen, — daß Sie an der lothringischen Gränze in einem Winkel eine Pfarre finden. Mich nennen Sie nicht als Ihren Gönner. Und von Allem, was wir sprachen, da rechne ich auf Ihre Verschwiegenheit — um der Freundlichkeit willen, Herr Grandier, die ich Ihnen bewies. Darauf Ihren Handschlag?“

Der Priester gab dem Erzbischof die Hand. Als dieser ging, richtete sich Urban leuchtenden Blickes auf. Er schien um einen Kopf größer, er der Kirchenfürst und jener der dienende Priester, als Herr von Escoubleau durch die Thüre noch einmal forschend und halb bittend zu ihm blickte.

„Ich werde nicht fliehen,“ sprach Urban vor sich.

An diesem Tage gingen viele Leute im Barol'schen Hause ein und aus, und doch war es still. Man flüsterte nur in den Winkeln. Am verdrießlichsten sah der Präsident aus, der ein heftiges Zwiegespräch mit seinem Neffen Mignon in seinem Cabinet gehabt. Der Canonicus war ein Anderer geworden. Die schlauen Blicke aus den süßen Augen, die hin und her züngelten und dann still vergnügt auf den glänzenden, vollen Backen ruhten, waren verschwunden. Er schlug sie nieder. Wange und Stirn waren blaß mit aschgrauer Schattirung, er verbiß die Lippen. Trinquant und Menuau zuckten die Achseln, wenn er ihrem stillen Zwiegespräch näher trat. Duthibaut hatte sich verleugnen lassen, als man ihn besuchte. Das einzige heitere Gesicht in dieser allgemeinen Verstimmung war das des jungen Herrn von Senanges, der hinter Madeleinens Sessel stand und ihre Arbeit bewunderte. Auch sie lächelte zu seinen Galanterieen, die wie heitere Schneeflocken in den allgemeinen Frost fielen. Der junge Laubardemont saß vor ihr. Er sprach we-

nig, aber seine Blicke ruhten auf ihr, wie die eines Drachen, der seinen Schatz bewütet.

„Mein Gott!“ rief sie. „Herr von Laubardemont, Sie zerpflücken ja Ihre schönen Manschetten.“

„Pah!“ rief er und riß die kostbaren Brüsseler Spitzen vom Aermel und warf sie weg. Sie fielen auf Senanges Schuh. „Lumpen zu einem Haufen!“

Laubardemont sprang auf und ging. Madeleine ergriff ängstlich seine Hand.

„Herr von Laubardemont! Sie versprechen mir — wir müssen noch ein Mal mit einander reden. Sie versprechen mir nichts zu thun, nichts zu unternehmen, bis wir uns gesprochen haben.“

„Wann?“

„Morgen.“

„Ich bin morgen früh bei Ihnen.“

Ohne die Andern eines Blickes zu würdigen, nur mit einer flüchtigen Kopfneigung gegen den Präsidenten, wollte er hinaus. Aber Barot faßte seine Hand heftig und schüttelte sie mit seinen beiden.

„Sie thun mir das nicht an. Meine herzlichsten, herzlichsten Wunsche für Ihr Wohlergehn.“

„Ich gehe nach Paris,“ sprach der Präsident, und warf sich wieder mit einem tiefen Athemzuge in den Armstuhl.

„Doch nicht eher,“ sagte Mignon mit einem bittern Lächeln, „als bis die Pulvergeschichte abgethan ist. Man konnte sonst —“

Der Präsident preßte krampfhaft mit beiden Händen die Armlehne: „Unsinniger! Nun kommt die Bescheerung.“

„Ja, der Staatsrath Laubardemont kommt.“

„Und findet seine Cousine Belfiel —“

„Die Teufel sind fort.“

„Aber ihr Gestank blieb. Das Kloster, seine Jungfrauen, der Gegenstand des Spottes und Gelächters. Wir der Ränke bezüchtigt. Ein vornehmer, rachsüchtiger Mann, des Cardinals Günstling, in seiner Familie beschimpft! O das ist ein Werk des Teufels werth!“

„An dessen unmittelbares Wirken hierbei auch kein Vernünftiger zweifeln kann, mein Oheim.

dort in den weiten Moräſten, vereinzelt den Tod. Die Schlitten, um welche der Schwediſche General den Gouverneur des Feindes in Drontheim durch Eilboten erſuchte, konnten nur wenige retten. Es ſind aber nicht ſowohl die Höhe und die ſchroffe Klippen-Natur des Gebirges, welche dieſe Unwegſamkeit hervorbringen, ſondern die Waſſer-Natur, indem man Bergſtröme, Waſſerfälle und tiefe Moräſte, auf den Hochflächen und auf den ſenkrechten Abhängen, bei jedem Schritt überwinden muß. Auch neuerdings paſſirten ganze Truppenkorps die unwegſame Handelsſtraße, z. B. 1809 die Dänen und Norweger in dem für Schweden verhängnißvollen Finnländiſchen Kriege. Daſſelbe geſchieht noch jetzt von Jämteländiſchen und Norwegiſchen Regimentern zu gegenſeitigen Manoeuvren und Luſtlagern.

Die Nothwendigkeit einer fahrbaren Straße wird mehr und mehr ſeit der Vereinigung Norwegens mit Schweden gefühlt; deshalb iſt man von beiden Seiten über die Anlegung einer ſolchen, übereingekommen. Norwegiſcher aber dem Beſchluſſe noch wenig nachgekommen. Der Storthing zeigte auch hierin den traurigen Knicker-

Aber daß er ſo ſtark, ſo furchtbar ſtark iſt, daß er mitten in unſrer Familie ſein Ohr, ſein Auge haben muß, das dürfte uns nur zu noch größerer Kraftanſtrengung anſpornen.«

Mit einem wüthenden Blicke ſprang Barot auf: »Ich glaube, Du raſeſt. Kein Wort mehr davon, oder —«

»Bis die Zeit gekommen iſt,« ſagte Mignon zu den Andern, als der Präſident hinaus war.

»Sie geben die Hoffnung noch nicht auf?«

»Bin ich ſchon todt,« entgegnete der Canonicus. »Wodurch mißlang es? Kann nicht das Ungefähr auch ein Mal zu unſern Gunſten ſpielen! Wie ein Freund ihm unerwartet kam, kann nicht unerwartet ein Feind ihm aufſtehen! Jetzt müſſen wir ſchweigen, unſere ermatteten Sinne durch Ruhe ſtärken, aber in der Ruhe nicht unthätig bleiben.«

Als Madeleine mit Senanges allein war, ergriff ſie plötzlich deſſen beide Hände, und ein unausſprechlich freundlicher, ſeelenvoller Blick ſtrahlte in ſein Auge: »Gott lohne es Ihnen.«

„Könnte ich alle Sorgen von Ihrer ſchönen Stirn verbannen.“

Sie ſeufzte: „Ich meinte, die Ritterzeit wäre vorüber, und Sie beweiſen mir, mein Freund, daß der zarteſte, edelſte Ritterdienſt erſt anfängt.“

„Schöne Madeleine, ich habe eine ſeltſame Bitte. Aber ſeltſam iſt ja unſer ganzes Verhältniß.“

„Sie iſt im Voraus gewährt.“

„Erlauben Sie mir dieſe Nacht, in einem Winkel Ihres Hauſes verborgen, in Ihrer Nähe zu wachen.“

„Bei den Allerheiligſten, ich verſtehe Sie nicht.“

„Sahen Sie ſeinen Blick, beim Abſchied?“

„Laubardemont?“

„Er ſpie Feuerflammen.“

„Sie dürfen ihm nicht begegnen, um Gottes willen nicht, lieber Senanges, bis ich ihn ſprach. Er kommt morgen früh zu mir. Bis da —“

„Iſt eine dunkle, ſtürmiſche Decembernacht. Sie wohnen allein, in dem abgelegenen Thurme.

Sein Blick galt nicht mir, mich verachtet er, er galt Ihnen. Es lauerte die wüſteſte, wildeſte Begier darin. Denken Sie an die unglückliche Marie Caillé.«

Madeleine war nur einen Augenblick betroffen: »Sie irren ſich, Herr von Senanges; er iſt wild, aber das wagt er nicht — er wagt es nicht gegen mich. Sein Sie unbeſorgt, ganz unbeſorgt um mich. Ich fürchte nur eins, ein unglückliches Zuſammentreffen zwiſchen Ihnen und ihm. Ich beſchwöre Sie, vermeiden Sie das, meinetwillen thun Sie es, daß nicht eine doppelte, eine Blutſchuld auf mir laſte.«

»Sie haben über mich zu gebieten,« ſagte der junge Mann, ſeinen Mantel um ſich ſchlingend, und verneigte ſich.

»Nein, ſo nicht!« rief ſie ihm nacheilend. »Ihre Hand darauf, Senanges, Sie gehen, fort in Ihre Wohnung, in die entfernteſte Stadt. Schworen Sie mir, unter keinem Vorwande, ſchwören Sie bei Allem, was einem Proteſtanten heilig iſt, daß Sie nicht in meinem Hauſe, nicht in der Nähe wachen wollen. Mein Ruf, meine

Seligkeit hängt davon ab. Beim allmächtigen Gott, Herr von Senanges, ich will mich selbst beschützen.«

Verwundert über ihre Heftigkeit reichte er ihr die Hand: »Dies wird genügen, Madeleine. Möchten Sie es nicht bereuen!«

Die Nacht des drei und zwanzigsten Decembers war dunkel und stürmisch. Die Fensterscheiben klirrten, von den Dachern praſſelten die Ziegel, und der Wind, der sich in den Hofen wie in einem Sacke fing, rüttelte in den alten Baulichkeiten und brach heulend in die leeren, hohen Dachböden, wo er in gräßlichen Lauten raste. Selbst die festen Mauern, welche Madeleinens Thurm umschlossen, schienen zu beben, und der feine Luftzug, der durch die Fenster drang, ließ die Kerzen auf dem Silberleuchter flackern. Auch das Feuer im Kamin brannte unruhig.

Madeleine schien gedankenlos auf das Buch

zu ſtarren, das ſie in der Hand hielt. Ihr Kammermädchen trat mehrmals ein, um nach dem Feuer, oder nach dem Fenſter zu ſehen, das nach den Gärten hinaus ging. Beſorgte Blicke warf ſie dabei auf ihre Herrin.

„Der Sturm wird immer ſchrecklicher,“ ſagte ſie, und hatte dabei das Fenſter leiſe geöffnet.

Madeleine ſah ſie mit einem lächelnden Blicke an; aber es war ein eigenes Lächeln; ein Lächeln der Angſt oder der Seligkeit. Sie ſprach kein Wort, ſie winkte ihr zu gehen. Aber als Clementine hinaus war, warf ſie das Buch fort, und eilte ſelbſt ans Fenſter. Sie bog den Leib heraus, ſie fühlte die Stärke des Windes, ſie faßte das Weingeländer, das, bis zum Fenſter ragend, von ihm geſchüttelt wurde. Wie voll Angſt, in plötzlichem Entſchluß, lief ſie nach dem Tiſch, und wollte die Kerzen auslöſchen. Aber noch einmal lief ſie ans Fenſter, prüfte noch ein Mal, und jetzt ſchienen ihr die Stäbe feſter; ſie drückte den Fenſterflügel wieder zu und warf ſich vor ihrem Betpult auf die Knie. So feſt hatte ſie vielleicht

nie die Hände gedrückt, ſo voll inbrünſtigem Gebet nie vor der Himmelskönigin gelegen.

Der Sturm übertönte das Geräuſch, welches ein Mann machte, der jetzt in Bruſthöhe vor dem Fenſter ſchwebte; er war auf dem Spalier hinaufgeklettert. Er drückte leiſe das nicht verriegelte Fenſter auf, und nachdem er ſich vorſichtig im Zimmer umgeſchaut, faßte ſein Knie auf der Brüſtung Platz, und mit geſchickter und raſcher Bewegung ſtand der Ritter gebückt in der Fenſterniſche und war mit einem leichten Satze im Zimmer. Ein Ritter war es von der ſchönſten Geſtalt, und im ſchönſten Mannesalter. Der dunkelſeidene Mantel verbarg nicht die feine, modiſche Tracht, den verbrämten Reck, die geſchlitzten kurzen Beinkleider, mit Bändern und Schleifen um das Knie befeſtigt, die ſeidenen Strümpfe und die Schuh mit bunten Roſetten geſchmückt. Der Degen hing ſchlank und zierlich an ſeiner Seite; eine breite feine Halskrauſe von dem edel gebauten Halſe über die Schultern. Nur der Bart fehlte um ſeine Lippen und der Federhut auf dem Kopfe.

Wahrſcheinlich hatte der Wind ihm denſelben beim Heraufklettern fortgeriſſen.

So leiſe er beim Sprunge den Boden berührte, dies hatte Madeleine gehört. Sie war aufgeſprungen. Ein erſterbender Schrei der Freude, ein Ach! ein Erröthen und ein Erblaſſen, als der Ritter auf ſie zueilte, und ſie lag ſprachlos in ſeinen Armen. Clementine hatte leiſe die Thür geöffnet, ſie drückte ſie beſcheiden wieder zu, um nicht Zeugin von dem zu werden, was kein Mund wieder erzählt, keine Feder beſchreibt.

Die Glücklichen mußten ſich lange nicht geſehen haben, denn immer und immer wieder riſſen ſie ſich aus der Umarmung und betrachteten ſich, einer den andern, mit ſtummen, ſeligen Blicken, und fanden nicht Worte, nur Küſſe.

„Mein holdes, herrliches, göttliches Weib!“ rief endlich der Ritter.

„Mein — Gatte!“ ſprach ſie und verſtummte wieder, in ſein Anſchaun verſunken. Sie war immer ſchön, eine blaſſe, reizende Schönheit; aber von der Gluth, die jetzt ihre Wangen röthete, von dem dunkeln, feurigen Strahl ihres Auges,

wie ihr Busen sich hob und senkte, mit neuem Reize die schlanke, liebliche Gestalt anhauchend, hatte nie ein Auge, wenn sie in allem Schmuck der geselligen Festlichkeit prangte, etwas erblickt.

»Arme Könige!« sprach er, »was können sie bieten für solchen Augenblick! Den erlebt zu haben, o Madeleine, was vermögen alle Schmerzen der Welt um den Genuß zu vergällen!«

»Immer Dein altes Thema, böser Mann. Wir werden ihn noch oft erleben.«

»Den, Madeleine? Nein! Wir pflücken die Blüthen der Zeit. Sie blühen mannigfach, aber jede hat eine andere Farbe, einen andern Hauch und Duft. Wie, oder willst Du, böses Weib, daß ich wieder, Wochen, Monate lang, von Dir getrennt, im Kerker schmachten, ich nach Dir, Du nach mir sich bangen soll, um dieselbe Empfindung noch ein Mal zu genießen? Und dann wäre sie doch eine andere, wie diese eine andere ist, als jene, wo ich aus Poitiers zurückkam.«

»Du bist frei, Urban, frei! O göttliche Freiheit, und in alle Deine Ehren eingesetzt;

Deine Feinde liegen beſchämt, vernichtet zu Deinen Füßen. O glückſelige Zukunft!«

»Fordere ſie nicht heraus, Madeleine. Die Zukunft! Was iſt die Zukunft? — Wir leben für den Augenblick, was wir ſo leben nennen. Die Pulſe, die in uns ſchlagen, die Luſt, die uns berauſcht, die wiſſen nichts von dem, was kommt. Wir jubeln und klagen nach den ewigen Naturgeſetzen nur mit dem Athem, der uns jetzt entſtrömt. Wie bang, wie ſchmerzlich, wie ſchrillend vor Entzücken dieſe Athemzüge in einer Zeit, die wir nicht kennen, ſehen, meſſen, ſein werden, das gehört der Berechnung an. Pfui, Berechnung! Die Liebe berechnet nicht, ſie ſchlürft in gierigen Zügen die Wonne, die der Herr ihr ſchenkte.«

Liebende und Gatten, die ein grauſames Geſchick lange Zeit trennte, und die Zeit, der Raum, die Gefängnißwände vermehrten nur ihre Liebe, ſie haben ſich viel zu ſagen, zu fragen; ſie ſpringen von einem Gegenſtande, von einer Seligkeit, von einer Furcht zur andern über. Es iſt nicht an uns, den wilden Bergſtrom ihres Geſpräches von Satz zu Satz zu verfolgen.

„O wann, wann, Urban!“ rief das glückliche Weib. „Werden wir nie ganz glücklich werden! Mir iſts, als trüg ich ein Mieder mit Stecknadeln. Daß ich, den Schleier des Geheimniſſes, die Bande der Verſtellung zerreißend, ſtolz, ſelig vor aller Welt ausrufen könnte: mich hat er gewürdigt, ich bin ſein Weib!“

„Würdeſt Du glücklicher ſein! O läſtre nicht das ſüße Geheimniß. Es gießt Oel ins Feuer. Der Schleier der Nacht, die Seligkeit der Erwartung, das Herzpochen, die Angſt, der kurze Genuß, die Bangigkeit der Trennung, der Wonneſchmerz des Abſchieds, das ſind die Geiſter, welche um unſere Liebe einen ſüßen Zauber breiten. Dann ſchüren ſie an die Pein, die Angſt der Verſtellung —“

„O ſie verzehren mich!“

„Madeleine! Wir werden Alle verzehrt, nur früher, nur ſpäter; der von Leidenſchaft, der vom Ehrgeiz, der von der Herrſchſucht. Wen achteſt Du glücklicher, unſern blaſſen, knabenhaften König, der ohne Begier und Streben, mit ſeinen Lebenstagen geizt, ohne Luſt, ohne Schmerz; oder Riche-

heißt, der seine neusten Sitzungen leider bezeichnet. Die angewiesene Summe ist so unbedeutend, daß der regste Eifer der mit dem Bau beauftragten Behörden in Drontheim dadurch gelähmt wird. Der Nutzen der Straße springt in die Augen, er läßt sich selbst berechnen, so daß es nicht einmal eines Sinnes für das Große bedarf. Der König will, wie wir in Stockholm durch Privatmittheilungen erfuhren, aus seiner Schatulle, zur schnelleren Beendigung des Baues, das Mangelnde zuschießen. Wenn die Schweden ihrer Seits schon bis zur Gränze mit der Straße fertig sind, so darf nicht vergessen werden, daß ihre Arbeit ein Spiel ist gegen die riesenmäßige, welche auf der andern Seite erfordert wird. — Diese sollten wir vollständig kennen lernen; denn die Einladung des Generals Birk ging dahin, ihn auf einer Inspektions-Reise nach dem Straßenbau zu begleiten.

Doch sollten wir diese große Bergerpedition erst am Fuße des Kölen treffen. Die kleinere Norderpedition brach daher allein von Drontheim auf, um über Levanger den Rendevouz-Platz zu erreichen. Der Weg führte meistentheils längs der Ufer des Drontheimer Fiords. Die Insel

lieu, der täglich über ſeine großen Plane Jahre ſeines Lebens verzehrt? Er ſchweigt. Ich könnte ihn beneiden! Nein, ich beneide ihn nicht, ich habe Dich. O der ſeligen Luſt, wenn der Tag ſich neigt, wenn die Giebel immer längere Schatten werfen; wie verwünſch ich den Mond, wie blick ich mit Verdruß auf die Sterne, wenn ſie zu hell ſtrahlen; wie heiß ich den Sturm und die Wolken willkommen, die dichten, klatſchenden Regengüſſe, die meine Tritte nicht widerhallen laſſen. Es iſt ein Spaziergang wie am ſchönen Maienabend. Dies leichte, ſchöne Ritterkleid giebt mir Flügel.«

»Haſt Du auch den Harniſch um? — Nein, Du haſt ihn wieder fortgelaſſen, Urban. Das iſt unrecht von Dir. Du hatteſt es mir ſo gewiß verſprochen. Auch Margot haſt Du es verſprochen —« Sie ſenkte leicht erröthend ihre Augenwimpern.

»Ich ſterbe von keinem Barbiermeſſer!« lächelte Urban. »Wenn ich ſterben muß, ich fühl es, werde ich leuchtender von dieſer Welt ſcheiden. Danach war mein Leben. — Sieh, auch der Gedanke,

daß an der Ecke eine verhullte Gestalt auf mich lauern kann, daß ein Messer unterm Mantel gezückt ist, erhöht die Lust, die ich empfinde, wenn ich am Spalier, an dem alten Mauersims zu Dir heraufklettere.«

»Und Du wärst weniger glücklich, Urban, wenn Du auf offner Straße, bei hellem Tageslicht zu Deinem Weibe kommen dürftest.«

Er hielt ihre Hand gefaßt und blickte sie ernst an.

»Ich sollte Dich tauschen, und antworten: ich wäre eben so selig. Nein, Madeleine, Du bist der Wahrheit würdig. Wozu mischte der Schöpfer Schmerz, Bangigkeit und Unglück in dies kurze Leben, als um die Wollust der glücklichen Stunden zu erhöhen? Ein süßer, stiller Fluß ungetrübter Glückseligkeit ist nur ein schöner Gedanke. Er schenkte uns von seinem Götterwein, von dem Rausche, um den es sich lohnt, die Qualen der Welt ertragen.«

»Urban, Du bist ein Christ.«

»Und ein Priester des Glaubens, dessen göttlicher Verkünder in Qualen starb, wie wir mit der

Zunge dieſer Erde ſprechen. Die Engel ſingen anders. Er ſtarb in Himmelsſeligkeit. Was wollen die Dornen und Nagel und Lanzenſpitzen gegen den Rauſch, der ſeine Seele entzückte, gegen das Wonnegefühl, er hatte geſiegt, der Gottesſohn, die Erde lag erobert zu ſeinen Füßen, das Menſchengeſchlecht war durch ihn errettet. Sein brechendes Auge ſtrahlte anders, als die armſeligen Künſtler es ſich gedacht, die in des Gottes Züge die Verzückung ihres eignen kleinen, jämmerlichen Erdenſchmerzes legten. Sein Todesſtöhnen war ein Poſaunenſtoß des Triumphs, den zu faſſen, den wieder zu empfinden, auch die reichſten Sinne zu arm ſind.«

»Immer wieder das, Urban! So kurz ſind unſere Augenblicke, was mußt Du grade da in ſo ſchrecklichen Gedanken ſchwelgen!«

»Du haſt Recht, und doch auch nicht Recht, Geliebte. Die Viſionen erſchrecken mich nicht. Die höchſte Luſt trägt ihre Vernichtung in ſich, und Wolluſt und Schmerz ſind Zwillingsſchweſtern.«

»O Du biſt nicht glücklich, Urban!«

„Selig, über alle Seligkeiten, die die Erde bietet, selig, wenn Deine Bruſt an meiner ſchlägt, wenn der Glanz aus Deinem Auge in meines dringt, der Hauch aus Deinen Lippen mit meinem Athem ſich miſcht. Mein treues, herrliches Weib, ſo wonneſelig, daß die Phantaſie nur noch Schrekken malen kann, denn noch mehr Entzückungen zu denken, iſt ſie unfähig.“

„Urban — ich habe keinen Panzer um.“

„Wenn die Decke einſtürzte, der Sturm dieſe feſten Mauern umriſſe, wären Deine Küſſe darum minder ſüß, Deines Buſens Schläge gegen das ſchwache Mieder weniger wonnig? — Tauſchung! ein leeres Wort! Täuſche ich Dich, täuſchest Du mich, jetzt wo Deine Lippe an meiner bebt, weil ich weiß, daß in ſo und ſo viel Jahren dieſe ſchwellenden Lippen Staub und Moder ſind, und ein Schädel den Schädel angrinſt? Sieh dort jene Venus, die aus dem Meere ſteigt. Es iſt Deine Geſtalt. Wenn ich ſie lange anſehe, möchte ich hinſpringen, ihre Knie umfaſſen und den Schaum des Meeres von ihren ſchönen Füßen küſſen. Weil ich weiß, daß es nur grobe Lein-

wand iſt, ausgeſpannt in einem goldenen Rahmen, iſt darum mein Entzücken eine Täuſchung? So läßt der Schöpfer zu unſerm Wohl eine Täuſchung der andern folgen. Wer die Zauberbilder von ſich weiſt, mit klugelndem Verſtande nur die graue, leere Wand ſieht, an der ſie vorüber gaukeln, verſündigt ſich an ihm. Wie ein Selbſtmörder tödtet er ſeine Luſt, des Herrn Gabe, wie ſie für unſre unvollkommene Natur paßte.«

»Ach Urban, lieber theurer Mann, die grauen, leeren Wände Deines Kerkers, in denen Du ſchmachteteſt!«

»Sie waren nicht grau und leer. So deutlich wie ich dort die Venus ſehe, ſah ich Dich. Da war kein Fleck der Wand, wo ich Dich nicht hinmalte. Da, wo ich Dich zum erſten Male ſah, und Du wurdeſt blutroth und ſenkteſt das Kinn auf die Bruſt und ich fühlte Dein unſichtbares Zittern. Da, der erſte, ſelige Moment, im ſtillen Erkerſtübchen, die Nachtigall ſchlug draußen, die warmen Lüfte ſpielten durch den Nußbaum, wo Du widerſtandlos in meinen Arm ſankſt. Ich ſteckte meinen Ring auf Deinen Fin-

ger. Der große Dom des Himmels war das Kirchengewölbe, die Heiligen sangen den Brautgesang, die Millionen Sterne waren Zeugen, sie hörten Deinen und meinen Schwur der ewigen Treue. — Der Wärter klopfte einen Nagel in die Wand, weißt Du, woran ich dabei dachte? An damals, als Du den großen Nagel am Fenster draußen einschlagen ließest. Du standest selbst dabei und fühltest und rütteltest ihn mit Deinen zarten Fingern und der Schlosser konnte ihn nicht fest genug eintreiben. Er schüttelte den Kopf und meinte, es konnten zehn Zeisigbauer daran hängen. Ach, rief Dein Mädchen, das gnädige Fräulein hat ihren Zeisig gar zu lieb. Du lächeltest verschamt und wandtest den Kopf ab. Ich sprang hinzu und fühlte, und erklärte, er sei fest genug.

„O solche Verstellung!“

„Nur der Gang der Natur. Die Taube fliegt in ihr Nest, die Schlange kriecht, wär ich ein Wurm, ich wäre die glatte Mauer hinaufgeklettert. Nun bin ich nur ein Mensch, dessen Gedanken freilich fliegen, wenn sie zu Dir wollen,

aber den ſchweren Körper hätten ſie nicht von der letzten Sproſſe bis ins Fenſter getragen ohne den Nagel, an den ich mich halten konnte.«

»Ach wie Du auch an das Kleinſte denkſt.«

»Erinnerungen ſind das Glück des Lebens.«

Es lagen aber auch trübe Erinnerungen hinter ihnen; denn ſie ſaßen Arm in Arm, Hand in Hand mit ernſten Blicken, mit geſenkten Mienen, nachdem der erſte Wonnerauſch des Wiederfindens mit gierigen Zügen ausgeſchlürft war. Was ſie ihm berichtete von dem Haß und den Ränken ihrer Familie, ſchien er gleichgültig anzuhören; aber als er von dem Erzbiſchof ſprach und was ihm der Prälat geboten, leuchtete ihr Auge auf, ſie verſchlang die Worte, bis eines ihre Hoffnung niederſchlug.

Sie bedeckte ihre Augen: »Urban, Du thatſt es meinetwegen. Iſt das recht?«

»Um was ich es gethan, ich weiß, was ich that!«

»Das war ein erſtes Ablehnen, ein Vorſchlag, auf den man ſpäter zurückkommt? Nicht? Geliebter, was konnte ein größeres Glück für

mich sein, als den theuren Gatten sicher, von seinen unversöhnlichen Feinden entfernt, in hohen Ehren zu wissen. O Urban, Dich, vielleicht Cardinal, Regent von Frankreich — Bedenke meine Freude! Ich konnte auch nach Paris; mein Oheim ist längst des Willens. Dort in der volkreichen Stadt ist das Geheimniß leichter zu hüten, wir können uns öfter, ohne Gefahr sehen. — O, und muß es denn ein Geheimniß bleiben! Wenn Du so mächtig bist, ein zweiter Richelieu, der beugt ja auch das Gesetz, er macht Gesetze, denen der Clerus, so unwillig er ist, sich fügen muß. Er droht dem Papst sogar. O mein Gatte, Deine Schrift gegen das Colibat —«

»Bleibt beschriebenes Papier,« unterbrach er sie aufstehend. »Sie gäbe meinen Feinden nur neue Macht. Das wäre nichts. Ein Held bleibt nur dann ein Mann, wenn er für Mögliches kämpft. Täusche Dich nicht, vor den Richtern dieser Welt wird unsre Ehre niemals anerkannt. Ich will Dich auch in dem andern nicht täuschen. Klage nicht, es ist umsonst. Ich werde nicht Cardinal, nicht Regent, nicht Bischof, ich gehe

nicht nach Paris. Abgebrochen, zerrissen ist Alles mit dem Erzbischof. Es war der letzte Dienst, den er mir geleistet.«

Sie wandte sich mit ihrem Schmerze kämpfend ab. Doch hatte sie schnell gesiegt, bückte sich, ergriff seine Hand und küßte sie: »Der Wille meines Gatten ist mein Gesetz.«

»Gern wäre ich groß um Deinetwillen, Madeleine; nun mußt Du mit dem Urban, wie er ist, zufrieden sein.«

»Habe ich je gemurrt, je geklagt?« sprach sie mit silberreiner Stimme. »Wärst Du mir größer im Purpur oder in der Tiara?«

Er umfaßte sie: »Du bist das herrlichste Weib, das ein Gatte auf dieser Erde finden konnte. — Widersprich nicht, denn wo fände ich eine, die dem Gatten den Leichtsinn, wie die Welt es nennt, das Schmetterlingsgelüst mit Treue vergilt.«

Sie sah ihn hell an: »Urban, nur Dir — Zauberer! Keinem Anderen.«

»In deren Armen ich von andern Wonnen sprechen kann, und Du senkst nur lächelnd die

Augenlieder, und drohst schmollend mit dem Finger, und küssest doch wieder die treulose Lippe, als wolltest Du es abbitten, daß Du neidisch warst.“

„Und nennst mir nie einen Namen, wie ich Dich auch bitte.“

„Soll ich ein doppelter Räuber sein?“

„Nein, mein Urban! Ihre Namen gehören Dir nicht. Ich war unartig, unbescheiden. Wer ist des Glückes, der Gunst so werth, die wir Schwache Dir entgegen tragen, als Du. Ich gönne es Dir! O daß ich nicht selbst so viel gewönne, daß ich — auch opfern konnte, um ärmer zu werden an Seligkeit und Dich reicher zu machen!“

Ob das Lächeln auf Urbans Lippen der Selbsttäuschung der Schwärmerin galt? Das Lächeln ging bald in ein stilles Sinnen über. Er blickte sie ernst, forschend an, und legte seine Hände auf ihre Scheitel:

„Eine ernsthafte Frage, Madeleine! Meine Aussichten, mein Glück habe ich von mir gestoßen. Hier blühen nur Dornen für mich. Meine Feinde

Tuttero darin erregte zuerſt unſere Aufmerkſamkeit. Ihre Lage iſt, wenn auch nicht romantiſch, doch eine der begünſtigſten von der Natur. So nämlich iſt ſie von den Klippen-Ufern des Fiords vor Nord- und Oſtſtürmen geſchützt, daß ſie in dieſer fruchtarmen Gegend die ſchönſten Kirſchen reifen läßt, während man weit ſüdlicher vergeblich nach härterem Kernobſt ſucht. In Drontheim hatten wir täglich eine Schüſſel davon auf dem Tiſche. Die Frucht gleicht unſerer Glaskirſche an Geſtalt und Farbe, verräth ſich jedoch als Kind des hohen Nordens durch das mangelnde Aroma.

Der Norden verleugnet ſich nicht in der Vegetation am Fiord. Zwar überall grün, aber nichts mehr von Duft und Saft, keine Ueppigkeit des Laubes und der Wieſen. Dieſe ſchimmernd blaß, ein getreuer Reflex des matt blauen Firmaments. Vor allem aber thut ſich im Laubholz das kalte Klima dar. Nichts von ſchwellenden Baumkronen, kein wollüſtiges Schaukeln der Gipfel, kein lüſternes Ineinandergreifen der Zweige. Jeder Baum ſteht für ſich da, „innen im Marke die ſchaffende Gewalt,“ aber er läßt ſie nur ſparſam aus. In ſich zuſammengedränge

versöhnen sich niemals mit mir. Ich weiß mehr als Du mir sagen könntest von ihrer unversöhnlichen Wuth. Mehr noch, ich kenne ihren Character. Was wäre Mignon, wenn die Intrigue seinem erschöpften Geist nicht immer neue Nahrung reichte. Sie müssen mich vernichten, sonst sind sie selbst in der Achtung vernichtet. Ich fürchte sie nicht die harten Kämpfe, die mir drohen. Gern stände ich ihnen als Mann, aber wenn meine Gattin dem Schmerz erläge, ich weiß nicht, ob ich Mann bliebe. Madeleine, ich gehe ungern vom Kampfplatz, auf dem ich in Ehren keinen Fußbreit wich, doch um Dich auch Flucht, bei Nacht und Nebel, wohin es sei! Liebe fesselt mich nicht mehr an dies Frankreich; es ward ein ödes Land für mich. In der andern Welt über dem Ocean haben die Engländer in den Urwäldern Colonieen gegründet. Ihre vertriebenen Sekten haben sich dahin geflüchtet; auch unsre Kirche wird dort stark. Es soll lieblich wohnen sein und Friede unter dem Rauschen der Riesenbäume, die vom Paradiese sprechen, und ihre Wurzeln haben Kunde von der Schöpfung. Das Thier der Wild-

niß naht ſich noch zutrauenvoll dem Menſchen, und in den tauſend Stimmen des Waldes und der Lüfte verſtummt der Wahn. Der Haß von hier ſtirbt auf den Wogen des Oceans. Wir ſind dort frei, ſicher, glücklich. Willſt Du? Wir fliehen, je ſchneller um ſo beſſer, nach einem Hafen in der Bretagne. Schiffe tragen uns nach England, von England nach Amerika.“

Madeleine hatte mit Entzücken dem Redner zugehört. Ihre Wangen rötheten ſich, ihr Auge ſtrahlte:

„Urban! In einer Hütte dort mit Dir, am ſtillen Heerde ich Deine Pflegerin, und Du gehſt nicht aus mit einer Larve unter Deine Feinde, und ich brauche nicht zu zittern, nicht zu heucheln. Kein Geheimniß in der großen Natur, die allen Menſchen die Liebe gönnte. Die Liebe ſchuf uns ja. Die allmächtige Himmelskönigin wird auch dort gnädig auf uns herabſehn. Was iſt mir Frankreich! Nichts. Für mich iſt es hier leerer, ausgeſtorbener, als Dir.“

Sie lehnte ſich an ſeine Bruſt, ſie barg ihr glühendes Geſicht, ihre fiebernden Pulſe an ſeinem

Herzen, aber sein Herz schlug ruhig, der Widerdruck seines Armes war schwach. Seine Stimme klang ihr fremd.

„Du willst es, und es ist beschlossen. Unsre Namen lassen wir den Tigern hier zurück. Sie mögen sie zerfleischen.“

Er machte sie sanft von sich los.

„Deinen Namen, Urban! Ich dachte nicht an Deinen Namen.“

„In den Urwäldern braucht der Mensch keinen Namen.“

„Aber Dein Name klang herrlich! Maria Josef! Das habe ich nicht bedacht. Du hast ihn nicht geerbt, er ist Dein Werk, Dein schönes Werk.“

„Ich war stolz darauf. Es ist hin.“

Eine stumme Pause trat ein, auch der Sturm draußen schwieg. Urban saß in einem Sessel. Seine Augen suchten nicht das geliebte Weib, sie waren auf die Diele geheftet. Sie kämpfte einen zweiten Kampf und hatte ein zweites Mal gesiegt. Sie kniete zu seinen Füßen nieder und

legte ihr Haupt in seinen Schooß. Es war ohne Leidenschaft, als sie sprach:

„Urban, ich gehe nicht nach Amerika. Ich habe Muth hier zu bleiben. Du warst mein Abelard, ich will nicht schlechter sein als Heloise. Damals, als es noch möglich war, daß ein Priester heirathete, schlug sie die Ehe mit ihm standhaft aus, sie opferte ihre Ehre der Liebe für seinen Ruhm. Widersprich nicht, Geliebter; das Opfer ist nicht so groß. Es ist mein fester Wille, mein weiblicher Stolz. Madeleine von Brou kann das Urtheil der Welt verachten, aber nimmermehr einen Gatten lieben, von dem seine Feinde sagen, er sei aus Furcht vor ihren gerechten Anklagen entflohen. Es wäre mein Tod, Urban, wenn in die Wälder drüben ihr Hohngelächter schallte. Ich liebe nicht allein in Dir den schönen, herrlichen Mann, schon und kräftig sind viele, Deinen edlen, freien Geist, Deine Worte, Deine Thaten, Deinen Ruf, darauf bin ich eitel. Nimmermehr darf ich das vernichtet sehn, was mich stolz macht. Du bleibst, Du zeigst Deinen Feinden die Stirn. Ringe mit ihnen. Jeder

Sieg wird mich entzücken, mit Seligkeit berauschen, und wenn Du unterliegst, Urban, ich werde doch stolz sein. Es ist beschlossen; ich habe auch gesiegt.«

Er antwortete nicht, er hob ihren Kopf auf und sah ihr mit immer glänzendern Blicken in das schöne Antlitz: »Heloise!« rief er endlich. »Ich habe mich in Dir getäuscht. Wohlan denn, mein Heldenweib, rüsten wir uns zum Kampfe.«

— »Was soll das, Urban!« sprach Madeleine, als er sie nach dem kleinen Betaltar in der Nische führte, auf dem ein Crucifix von Elfenbein, sauber geschnitzt und mit Gold ausgelegt, stand.

»Waffen zum Kampfe!«

»Lästre nicht. Du sollst Priester sein und nicht Zauberer.«

Er hatte das Crucifix gefaßt: »Ich bins. Hier schwöre mir den feierlichsten, heiligsten Eid, daß Du nie, gegen Niemand, nicht Freund nicht Feind, nicht Deinem Beichtvater, mag geschehen, was es sei, auch dann nicht, wenn es ein Leben zu retten gilt, — wessen Leben es sei — daß Du gegen keinen Sterblichen unsern Bund ver-

rathen, ja nur merken laſſen willſt, daß zwiſchen uns eine Vertraulichkeit herrſcht. Du mußt —«

Sie trat erblaſſend einen Schritt zurück; eine Thräne ſtand in ihrem Auge: »Urban, das mir! Mißtrauen in dieſem Augenblick!«

Er ſchüttelte den Kopf: »Mißtraun, mein Weib! Nein.«

»Iſt das Wort, das Deine Heloiſe Dir gab, nicht eben ſo heilig; ſollte es Dir nicht heiliger ſein? Habe ich es gebrochen?«

»Heilig mir, Heloiſe! Aber die Natur iſt ſchwach. Wir müſſen Hülfe anrufen in den höchſten Nöthen von oben. Beim allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde, ich traute Dir mehr als mir. Aber ich muß. Es iſt mein Wille: ſchwöre!«

Zitternd legte ſie den Schwur, die Finger auf das Crucifix legend, ab.

„Einſt erhältſt Du Rechenſchaft von mir, Geliebte; ich wünſchte mir, Dir, daß ich es nicht nöthig hätte.“

Sie faßte den Sinn der Worte: „Urban, wenn Du untergehſt, ich überlebe nicht Deinen Fall.“

Das Crucifix war verhangen, der trübe Ernſt verſcheucht. Auf ſeinem Schooße ruhend, an ſeinem Halſe hangend, wollte ſie die Runzeln von ſeiner Stirn glätten. Die Runzeln verſchwanden von ſelbſt. Urban war ein Anderer geworden. So ſahen wir ihn noch nicht, ſo hatten von dieſem Leben, von wunderbarer Heiterkeit noch nicht ſeine Augen geglänzt. Und ſeine Lippen, ſchön geformt, aber gewöhnlich wenn er ſprach, herb und ſcharf, umſpielte ein ſüßes, verführeriſches

Lächeln, wenn der Strom seiner beredten Worte floß, wenn er mit ihr scherzte und aus ihren Fingern den süßen Bissen, den sie ihm vom Confektteller reichte, auffing, oder neckend den Finger ihr selbst fest hielt. Auf dem bunten Teppich des Tisches standen in lockender Anordnung, wie man es auf den Bildern der Maler aus jener Zeit sieht, Schaalen und Fruchtteller, Krystalle und Silber, und Kelche hochgefüllt mit funkelndem Weine. Sie waren selbst ein Bild aus jener Zeit, wenn sie mit verschlungenen Armen die Gläser kreuzten, und wenn jeder aus dem Glase des Andern trank, dauchte ihnen der Wein in Nektar verwandelt.

„Wir schwelgen, Urban! —“

„Noch nicht genug. Wer wie wir für den Augenblick lebt, muß seine Wonnen schlürfen in vollen Zügen —“

„Wir sind wie die Kinder —“

„Des Olymps, mein göttlich Weib. Die

Götter ſpielten anders als die Menſchen. Noch dieſes volle Glas, Lippe an Lippe —«

»Ich glühe —«

»Wir ruhen ſanft nachher. Und nun noch eine Bitte.«

»Unerſättlicher Urban, was kannſt Du noch fordern? Ich bin ja ganz arm vor Dir.«

»Die Schönheit iſt unerſchöpflich reich, und immer neu kann ſie ſpenden. Mein trunkenes Auge will Wunder ſchauen, die Göttin, die aus dem Meere ſteigt, ich will ſie lebendig ſehn. Götterfaſtnacht iſt. Ich drücke zu das Aug', ich will nur ahnen die heilige Nähe. Das ſchon beſeligt mich. Hebe warſt Du mir, nun erſcheine mir als Venus im Meeresſchaume.«

Sie wandte ſich erröthend ab. Er lag zu ihren Füßen und umfaßte ihre Knie.

»Das iſt nicht der Platz für Jupiter,« flüſterte ſie.

„Juviter, ja, ich bins. Juviter befiehlt, die Wolken ſinken und die Schleier fallen.“ —

Der erſte Hahn krähte in den noch dunkeln, von zerriſſenen Wolken umlagerten Himmel, als der Ritter fertig gekleidet ſtand. Clementine ordnete vorſichtig ſeinen Mantel und ſchnallte ihm den Degengurt zu. Den Finger auf dem Mund, öffnete er noch einmal leiſe die Gardine und hauchte einen Kuß auf die Schläferin. Dann mit Diebesſchritten nach dem Fenſter gehend, öffnete er es, ſchwang ſich hinaus, und nachdem er freundlich winkend dem Mädchen die Hand gereicht, verſchwand er. Sie ſah ihm einen Augenblick nach, dann drückte ſie leiſe das Fenſter zu, und blieb eine Weile, den Mund am Finger, horchend ſtehen.

Sie hörte deutlich einen Sprung auf die Erde, aber im ſelben Augenblicke ein Geraufch

bis zähen Aeſte, die Blätter, die man zählen kann. Daher kein Walddufft, überall ſcharfe Umriſſe, wie in den Bildern eines Anfängers. Auch das Waſſer, mit dem kalten Wintergrün harmonirend, glänzt geiſterbleich. Die Witterung war kühl und wurde feucht.

Unſere Freunde hatten uns das Geleit bis zur erſten Station gegeben. Die Ufer in ihrer krauſen Mannigfaltigkeit entfalteten ſich erſt, als wir Stordalen vorüber waren, einen großen Kirchgaard mit hohem weißen Thurme. Die Einblicke durch die tauſend kleinen Buchten auf den weit ausgedehnten Fiord boten jedesmal ein anderes Schauſpiel. Bald reizende Ufer, idylliſche Fleckchen, bald ſenkrecht ſteile Schieferwände und nackte vom Meer umbrandete Klippen. Bald näherten wir uns dem Waſſer, ja die Räder wurden benetzt von den Wellen einer Bucht, bald ſtiegen wir hinan in eine ſo tiefe enge Waldſchlucht, daß wir glaubten, uns auf immer vom Meere zu entfernen. Aber der Drontheimer Fiord ſchneidet mit eben ſo ſeltſamen Krümmungen tief in's Land, als ſeine Ufer reich an Abwechſelungen ſind, oft da plötzlich vorblickend, wo man ihn am wenigſten vermuthet. Hier

und Fußtritte. Rauhe Worte schallten herauf, im nächsten Augenblicke klirrten Schwerter. Der Sturm, der wieder mächtig anhub, ließ sie nicht mehr vernehmen, aber er schlug den nur angelehnten Fensterflügel mit solcher Heftigkeit in die Stube, daß mehrere Scheiben zersplitterten.

Ein furchtbarer Schrei, das Schwertergeklirr horte auf, ein Degen rollte klirrend fort. Madeleine war aufgefahren im Bette, geisterblaß, halb im Traume, sprang sie auf und wollte nach dem Fenster; aber Clementine kam ihr zuvor. Sie lehnte selbst sich hinaus, sie breitete ihre Arme aus und schrie: »Mein Geliebter! Mein Geliebter, wer hat Dich ermordet!«

Der Sturm hatte die Wolken fortgetrieben und das Morgengrau warf das Licht auf das warme Dunkel unten. Ein Verwundeter, brüllend und fluchend, wälzte sich am Grunde; Bewaffnete stürzten hinzu, ein Anderer, von ihnen verfolgt, sprang über eine Hecke.

Madeleine faßte krampfhaft ihren Arm, sie

zog ſie zurück, nicht um ſelbſt hinauszuſchauen, die Kräfte verließen ſie, ſie ſank zu Boden: „Er iſt todt; ich hörte ſeinen Todesſchrei!“

„Er lebt,“ flüſterte Clementine ihr ins Ohr, „er entfloh, unerkannt — ein Anderer —“

Die Beſinnungsloſe hörte nicht mehr den Troſt, oder faßte nicht den Sinn der Worte.

Gedruckt bei C. Feister.

Urban Grandier

oder

die Beſeſſenen von Loudun

von

W. Alexis.

Zweiter Band.

Berlin, 1843.

Buchhandlung des Berliner Lesecabinets.

Die Beſeſſenen von Loudun.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARTAG.G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 04037/053

— Aus dem großen Buche vom Wahnſinn, das in immer neuen, vermehrten Auflagen gedruckt wird, das in jedem Zeitalter, in jeder Nation, Zuſätze erhält, iſt dieſer Auftritt nur eine ſchwarze Pagina. Aehnliches freilich iſt ſelten vorgekommen, Verwandtes dagegen oft; es kommt noch heute vor.

Urban Grandier. Zweiter Band.

Das Conseil im Louvre war zu Ende. Von den hohen Würdenträgern des Reiches, den Fürsten und Pairs hatte sich die Mehrzahl entfernt; mit tiefen, wiederholten Verneigungen vor dem Könige rückwärts zur Thüre schreitend. Aber diese Rückenbeugungen waren nur Formen, das Gesicht drückte nichts von der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit, die der geschmeidige Körper heuchelte, aus. Doch wo sie an dem Cardinal vorüber kamen, durchzuckte die Miene eine Ehrfurcht und Scheu, das Auge ganz Hingebung und Bitte, die Lippe bald wie Gebet, schienen um Verzeihung zu flehen, daß der Rücken sich hier nicht tiefer beugte, als die Hofsitte in Gegenwart des Monarchen erlaubte.

Statt der Großen, die sich entfernt, waren unvermerkt Andere eingetreten, deren Rang und Stellung ihnen nicht gestattete, bei dem Reichsrathe gegenwärtig zu sein. Aber wahrnehmen

mochte man an ihrem sichern Auftreten, ihren lächelnden Gesichtszügen, ihren lauernden Augen, und wie sie den und jenen keck begrüßten, daß sie hinter den Tapetenthüren gelauscht, und von Allem unterrichtet waren, was hier vorging; oder vielleicht waren sie die Stimme gewesen, die in ein Sprachrohr blies, und in dem Saale schallte es so kunstvoll natürlich wieder, daß man meinte, einer der Anwesenden habe gesprochen.

Es waren viele Gruppen, und in jeder ward mit minder oder mehr Eifer gesprochen, hier leises Geflüster, dort lauter Wortwechsel je nach den hohen Personen, den Sonnen, um welche die andern Sterne als Planeten sich bewegten.

Der glänzendste Kreis war um den König; hier ward am lebhaftesten gesprochen, auch gelacht. Und doch nicht ohne eine gewisse Scheu; denn die Blicke wandten sich plötzlich, wenn einer der Höflinge eine beißende Bemerkung gemacht, nach dem Hintergrunde des Saales, ob es dort vielleicht eine andere Person gehört habe, um die ein nicht minder großer Kreis stand. Der blasse König saß in der Nähe des Fensters, das auf den Platz ging,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARTAG, G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 03992/008

halb in ſeinem Lehnſtuhl verſunken. Nur ſein Arm lag auf der Fenſterbrüſtung, und die Hand ſpielte mechaniſch an den Fenſterſcheiben. Seine Oberlippe ſog dann und wann die Unterlippe ein; der kalte, theilnahmloſe Blick glitt hin und her, ohne wie es ſchien von einem Gegenſtand gefeſſelt zu werden. Er hörte Alles, doch keine Bewegung des Geſichtes verrieth einen Antheil, nicht Mißbilligung nicht Beiſtimmung. Nichts war auf dieſem kranken, ausdrucksloſen Geſicht zu leſen, zu entziffern, nicht Luſt nicht Neugier, nicht Leidenſchaft und nicht Erwartung; vielleicht Ueberdruß, aber Keiner wußte worüber. Das monotone Spiel der Finger an dem Glaſe blieb ohne Abwechſelung daſſelbe, und er ward es nicht überdrüſſig.

Die um ihn ſaßen und ſtanden, waren doch geeignet, eines jungen Königs Aufmerkſamkeit zu erregen. Und wer ſäumte, wenn des Monarchen Blick ihn traf, alle Segel aufzuſpannen, um der höchſten Gnade ein günſtiges Lächeln abzugewinnen! Strahlende Kleider, funkelnder Witz! Des Höflings Auge belauſcht die noch nicht gebornen

Gedanken, um sie im Triumph zu empfangen. Eine Königin, in der Reife vollkommener Schönheit, saß ihm gegenüber. Sein Auge sah über ihre Reize so gleichgültig weg, als über ein Marmorbild, das er täglich an der Wand erblickt; es würde ihn nur wundern, wenn man es ein Mal von seinem Gestell verrückt hätte. Der kecke, buntgekleidete junge Mönch, halb noch ein Knabe, der sich jetzt an seinen Stuhl lehnte und ihm etwas zuflüsterte, dann aber wie in neckendem Muthwillen sich wieder entfernte, ehe er des Königs Antwort gehört, war wohl ein angehender Favorit. Auch nickte ihm Ludwig bisweilen zu, aber es sprach auch darin nur die Gewohnheit sich aus. Das zarte Fräulein, das hinter der Königin saß, eine kaum aufblühende Rosenknospe, hatte allein das Glück, daß der König öfter und länger das Auge auf ihr ruhen ließ. Denn mochten auch die Höflinge dieses Gesicht bewundern, das von himmlischer Güte und irdischer Holdseligkeit strahlte, das ohne zu erröthen, mit jungfräulicher Unbefangenheit die Blicke des Königs ertrug, aber vergebens suchten sie in diesem nach den Spuren einer

Neigung, die mehr war als kalte Bewunderung, als ein Hinstarren auf ein Etwas, das einem stumpfen Sinne neu ist, und darum ihn anzieht. Nur wenn sie naiv und mit Takt auf des Königs Fragen antwortete, umzog ein leises Lächeln des Wohlgefallens die weichen Lippen.

Ein Mann in schwarzem Sammet, nur einige goldene Ketten um den Hals, sonst in Anzug und Wesen weit einfacher als die bunt und glänzend ausgeputzten Gestalten des Hofes, hatte sich eben tief vor dem Könige verneigt und seinen Abschied genommen. Ludwig sah ihm nicht unfreundlich nach; die Königin neigte ihren schönen Hals nur so weit es die Etikette forderte, wo eine Königin den Gesandten einer befreundeten und großen Macht entläßt. Ihr Gesicht war dem Marmor ähnlich, ihr Auge vielleicht strenger als vorher, um ihren Mund spielte ein verächtlicher Zug. Der ernste Mann gehörte vielleicht durch Geburt, Bildung und Ansichten nicht in den glänzenden Kreis, den eine gefeierte Königin um sich zaubert, und die Königin sah ihn mit Mißvergnügen wie einen Eindringling an. Aber das

milde Gesicht, die feinen Züge, die klugen Augen in dem Fremden, verriethen einen Adel, der überall Zutritt findet und Achtung gebietet, außer in den Kreisen ausgelassener Spötter. Und Anna von Oestreich mußte an Männer dieser Art und Würde gewohnt sein; denn Richelieu gestattete ihr nicht als eine Zauberin ihre eigenen Kreise nach Lust und Wohlgefallen um sich zu ziehen. Wenn er der frivolen Hofluft auch einigen Athem gönnte, den Spöttern verschloß sein eiserner Blick den Mund. Die Königin mußte gewohnt sein Männer um sich zu sehen, denen nicht der Adel der Geburt, sondern der Adel des Verdienstes Zutritt in diese höchsten Kreise gewährte. Es mußte also einen andern Grund haben, weshalb sie dem Schwedischen Gesandten das herbe Gesicht einer Monarchin zeigt.

„Ein Flamänder ja wohl?“ fragte die Königin.

„Ein Holländer, aus Delft, Majestät,“ entgegnete ein Höfling.

„Man sieht es ihm an,“ sagte die Fürstin.

Ein anderer Höfling lächelte: „Er hat so

viele dicke Bücher geschrieben, die von den Gelehrten sehr bewundert werden. Es meinen aber Andere, der Unglückliche habe dazu seinen ganzen Witz verbraucht, dergestalt, daß er jetzt —«

»Den Schweden für gut genug gilt, um an unsrem Hofe Gesandter zu werden.«

Der rasche Einfall der Königin durchzuckte electrisch die Anwesenden. Man war nicht gewohnt, daß die Königin Einfälle hatte; noch weniger, daß der Witz sich an diesem Orte und in Gegenwart des Gefürchteten laut machte. Einer sah den Andern besorgt an, und Alle schielten über die Schultern, nicht nach dem Schwedischen Gesandten, sondern nach dem Manne, der auf der andern Seite im Kreise seiner Staatsräthe saß, und zu dem der Fremde jetzt mit festen Schritten ging. Auch der König schenkte der Königin einen verwunderten Blick; um in dem Gleichniß von vorhin zu bleiben, etwa wie ein Mann, der ein steinern Bild täglich ansieht, ohne etwas dabei zu denken, und dieses Bild öffnet plötzlich den Mund und spricht. Aber die Verwunderung dauerte nicht lange; das gleichgültige, theilnahmlose

Lächeln ſpielte bald darauf wieder um die Lippen, als wollten ſie ſagen: Willſt Du auch eine Meinung haben?

Die Königin war ſelbſt erſchrocken. Ein Anflug von Röthe verrieth es. Aber im Kreiſe des gefürchteten Mannes wandte Niemand den Kopf um, und keine Bewegung zeigte, daß man auf dieſen Kreis am Fenſter Acht hatte. Alſo kehrte die Ruhe auch in den Kreis zurück.

Ein Jeſuit, der Beichtvater der Königin, ſprach leiſe, den Kopf zur Fürſtin vorbeugend, was als Billigung deſſen gelten konnte, was die Königin eben geſagt und doch, nachdem es kaum ausgeſprochen war, gern ſelbſt wieder verſchluckt hätte: „Allerdings iſt es wunderbar, daß der Schwediſche Kanzler grade einen Holländer zu uns als Geſandten ſchickt, und noch dazu Einen, den ſeine eigenen Landsleute um ſeiner ketzeriſchen Meinungen willen verbannt haben. Aber unter dieſen Ketzern herrſchen ſeltſame Grundſätze, inſofern man überhaupt bei ihnen von Grundſätzen reden kann.“

„Ihr Grundſatz iſt,“ ſagte die ermuthigte

Königin, „das Reich Gottes und seine allerheiligste Kirche zu vernichten.“

„Ihre Majestät sprechen da eine sehr richtige und scharf eindringende Bemerkung aus. Wollte der himmlische Vater, daß diese Erleuchtung allen Potentaten käme, und auch denen, in deren Hände der Gott des Himmels und der Erde das Schicksal dieser irdischen Reiche legte.“

Die Königin stieß einen tiefen Seufzer aus. Die Hofdamen und Hofleute seufzten auch, wie es der Anstand forderte.

„Wie heißt doch der Schwedische Kanzler,“ sagte Anna, „mit dem unaussprechbaren Namen?“

Der Beichtvater gab sich Mühe, den Namen Oxenstierna französisch auszusprechen.

„Und dieser Mann regiert, als wenn er ein gesalbter König wäre. Unglaublich!“

„Sehr treffend, Ihro Majestät, es ist fast unglaublich! Er regiert im Namen eines unschuldigen Kindes, der Königin Christina, die ihm freilich nicht widersprechen kann. Aber wenn sie erwachsen wäre, dürfte man doch hoffen, daß sie

das unerträgliche Joch dieſes herrſchſüchtigen Miniſters zum Wohl ihrer Völker abwürfe.«

»Und der ganzen Chriſtenheit!« ſetzte die Königin hinzu.

»Iſt der Oxenſtierna auch Cardinal?« fragte eine Hofdame.

Man erſchrak zum zweiten Male. Noch unruhiger blickte man jetzt nach der andern Gruppe. Der König warf einen lächelnden, etwas boshaften Blick auf die arme Hofdame, deren blutrothes Geſicht erkennen ließ, daß ſie ſich ſelbſt einer dummen Frage bewußt war. Der Beichtvater erklärte ihr kurz und raſch, daß es unter den Kezzern keine Cardinäle gäbe.

»Die Cardinäle ſind eingeſetzt, um als Fürſten für das Heil und Beſtehen der allgemeinen, heiligen katholiſchen Kirche zu wachen. Wo dies nicht geſchieht, müſſen wunderbare Irrungen in der Natur vorgehen.«

Ein ängſtlicher Höfling ergriff raſch das Wort: »Wie wir auch unſerm erlauchten Cardinal, dem Gott ein langes Leben ſchenke, die Un-

terdrückung der übermüthigen Calviniſten in Frankreich verdanken.«

»Sind die Schweden Calviniſten?« fragte die Königin.

»Sie ſind Ketzer, wie die Andern,« entgegnete der Jeſuit. »Die Streitigkeiten ihrer Secten unter ſich ſollte uns wenig kümmern, wenn ſie ſich ſelbſt vertilgen. Aber das iſt das Herzbetrübende, wenn Katholiſche mit Ketzern einen Bund ſchließen, um gemeinſchaftlich gegen die katholiſche Sache zu fechten.«

»Der Tod ihres Königs, dort in Sachſen,« ſagte Anna von Oeſtreich, »hätte ihnen doch ein Fingerzeig Gottes ſein ſollen, daß der Allmächtige die katholiſchen Fürſten mit ſichtbarer Hand beſchützt.«

»Um was mehr für uns, Ihro Majeſtät!«

»Es wäre mit den Schweden längſt aus, wenn ſie nicht von daher Hülfe erhielten, wo man es am wenigſten erwarten ſollte.«

»Von wo?« rief der König. Es war ſeine erſte Lebensäußerung.

Die Königin ſah den Beichtvater erſchrocken

an. „Seine Majestät sind heute nicht gnädig,“ flüsterte man.

„Was meint Ihro Majestät?“ wagte die Königin ihn anzureden, aber Ludwig schien wieder in die vorige Apathie versunken, oder seine Gedanken waren auf einen andern Gegenstand gerichtet.

Der Cardinal de la Valette nahm das Wort: Obwohl Richelieus fügsamer Anhänger, war er doch auch in den Cirkeln der Königin als ein geschmeidiger Hofmann, wenn nicht geachtet, doch gern gesehen. „Seine Majestät sind der Meinung, daß uns der Glaube der Schweden nichts angeht Auch sind sie nicht unsere Bundesgenossen, sondern unsere Söldner, die wir bezahlen, damit sie sich für uns todtschlagen lassen. Bei Soldaten sieht man nicht so genau darauf, ob sie in die Messe gehn. Sie sind Futter für das Pulver, sagen die Generale.“

„Cinq-Mars!“ fragte leise der König den muntern Edelknaben. „Spricht er gnadig mit ihm?“

„Mit wem, Majestät?“

taucht auf ein Wellenmeer von Waldknollen, dort ein noch seltsameres von abgestumpften Felskuppen. Niemals aber weiß man, ob man in einem Gebirge hinauf oder aus einem Gebirge hinunter steigt, so oft wechseln Berg und Thal. Levanger liegt wieder am Fiord, nachdem er längst aus unserem Angesicht verschwunden. Zur Zeit des Jahrmarkts herrscht ein buntes Leben, und der kleine Flecken zählt mehrere Wirthshäuser. Die Schweden erhandeln hier eine große Anzahl Norwegischer Pferde, und viele dieser unvergleichlichen Thiere werden bis in den Süden nach den Gothländischen Provinzen geführt.

Noch nördlicher von dieser nördlichsten Stadt im bewohnten Norwegen liegt Sticklestad, dessen historische Bedeutung wohl einen Abstecher von einer halben Meile verdiente. Auf dem Wege dahin wird noch der Flecken Werdal berührt, kein anmuthiges Bild, wie das freie norwegische Bauernleben sich in Dörfern concentrirt. Aus Rennthierleder werden hier in der Gegend weit umher berühmte Handschuh gefertigt. Sie sind weit entfernt von einer netten Form und auch nicht billig, doch dauerhaft. Die

„Mit dem Holländer?“

„Er läßt ihn ſtehen.“

„Ich hab's mir wohl gedacht. Er kann den Hugo Grotius nicht leiden.“

„Ich auch nicht,“ ſprach der kecke Knabe.

„Warum?“

„Wer zu viel denkt, den verlaſſen die Grazien.“

Der König drohte ihm mit dem Finger: „Sag's nicht dem Cardinal. Mit wem ſpricht er denn?“

„Er ſchaut verdrießlich vor ſich. Bei St. Denis, ſo ſah ich ihn noch nicht.“

„Der Cardinal verdrießlich! Cinq-Mars, ſieh zu, was Du beherchſt? Es iſt mir unangenehm, wenn der Cardinal verdrießlich iſt, ſehr unangenehm.“

Der Edelknabe war fortgeſchlüpft.

„Der König iſt nicht heiter,“ flüſterte die Königin zu ihrem Beichtvater. „Er hat ſogar ſeinen Liebling fortgeſchickt.“

„Die ketzeriſche Verbindung liegt ſeinem gläubigen Sinn ſchwer auf dem Herzen,“ ſagte der

Beichtvater. „Wenn Seine Majestät nur einen Vertrauten gewönne, gegen den sie ihr Herz ausschüttete.“

Anna blickte wohlgefällig auf das junge Mädchen: „Liebe Lafayette, Sie sind so stumm. Drückt etwas Ihr kleines Herz?“

Die Lafayette schlug ihr helles, klares Auge auf: „Nichts, Ihro Majestät, als was das allgemeine Leiden ist der sündigen Menschheit. Der liebe Gott hat die Welt so schön gemacht, und die Menschen sehn doch so trüb darin. Da denk ich manch Mal wohl, woher sie denn so trüb sind, und das macht mich auch trüb.“

Die Königin hatte diesmal das Rechte getroffen, wenn es ihr darauf ankam, des Königs Aufmerksamkeit zu erregen.

„Woher sind die Menschen trüb?“ fragte Ludwig.

„Euer Majestät,“ antwortete das Fräulein, „ich denke mir, das sind böse Zauberer, welche die Menschen die Dinge anders sehn lassen, als Gott sie gemacht hat. Als wir Alle im Paradies waren, sahen wir anders aus als jetzt. Die

ſündige Welt hat an uns gearbeitet in allerhand Dingen, daß es anders iſt als es ſein ſollte; darum ſind wir unzufrieden. Aber wir haben keinen rechten Grund dazu; denn wenn wir uns nur anſtrengten und Mühe gäben, daß wir die Dinge ſähen wie ſie ſind, nämlich wie ſie vom lieben Gott kommen und ſeinen Heiligen, alsdann müßten wir Alle froh ſein.«

Der Cardinal de la Valette hob ſchelmiſch drohend den Finger: »Die kleine Lafayette iſt mir eine gefährliche Philoſophin. Das iſt ja ärger wie Ketzerthum. Will uns die Kleider ausziehn, daß wir wieder gehn wie im Paradieſe. O hochwürdiger Bruder,« wandte er ſich an den Beichtvater, »es geht bei dieſer kleinen Ketzerin um Ihre Kutte ſo gut, wie um meinen Cardinalshut.«

»Mit Vergunſt,« lächelte der Jeſuit, »das Auge der Unſchuld ſieht oft ſcharf. Die Zauberer ſind da, die mit ihren Phantasmagorieen von beſſeren Welten uns zur Mißſtimmung und Unzufriedenheit gegen diejenigen verleiten, auf welche der Schöpfer uns ſetzte. Wir ſehen ſie nur nicht, oder drücken ein Auge zu. Es ſind gefährliche

Zauberer, die das offenbar Böse uns als Tugend hinstellen, und durch trügerische Schlüsse zum Sündhaften hinreißen. Wie wäre es ohnedem möglich gewesen, daß das Ketzerthum sich nur so ausbreiten, wie, daß es sich immer wieder erhalten konnte! Was ist das Wort Politik anders, als eines ihrer Trugbilder, um uns vom graden Wege auf die krummen abzulenken. Wie oft sagen sie uns, die Politik fordert dies und das, wo der Glaube, die Kirche, das Gesetz grade das Entgegengesetzte fordern. Dies sind die Zauberer des Fräulein Lafayette, welche die Dinge und Verhältnisse anders machen, als sie von Natur sind, und die allergefährlichsten unter diesen Zauberern sind die, welche sich in ein geistliches Habit unter die Kapuze, oder gar unter einer Bischofsmütze oder einem Cardinalshut verstecken.«

Der junge Cinq-Mars war eben zurückgekehrt und hatte dem Könige etwas ins Ohr geflüstert.

»Vom Hexenmeister sprachen sie!« rief der König, wie verwundert.

»Von dem großen Zauberer Urban,« wieder-

holte der Page ſo laut, daß es auch die Andern in dieſem Kreiſe hören konnten. »Iſts nicht zu verwundern, Majeſtät, daß wo ein Hugo Grotius auf die Audienz warten muß, ein Hexenmeiſter vorgelaſſen wird.«

»Was geht ihn der Hexenmeiſter an!«

»Vielleicht weil er allein hexen will,« antwortete Cinq-Mars. »Es klingt erſchrecklich, was ſie wieder Neues aus Loudun erzählen.«

Die Damen hatten aufmerkſam zugehört und beugten neugierig die Köpfe vor. Es war ein Gegenſtand des Geſpräches, welcher überall in Frankreich in Hütten und Palläſten die lebhafteſte Theilnahme erregte, und wo davon die Rede war, wollte es nie enden. Urbans Bildniß ward in vielen tauſend Abbildungen in den Provinzen verkauft, und man machte weite Reiſen, um den wunderbaren Mann oder die beſeſſenen Nonnen zu ſehen, und ſich ſelbſt davon zu überzeugen, ob die Gerüchte, an die das Volk glaubte, und die ſich mit jeder Meile vergrößerten, begründet wären.

Was Cinq-Mars am andern Ende des Zim-

mers belauscht hatte, wußten schon Mehre in diesem Cirkel und fügten noch andere Nachrichten hinzu. So wußte man, daß alle die Teufel, welche durch die Ordonanz des Erzbischofs von Bordeaux verjagt worden, inzwischen aufs Neue mit noch größerm Lärm und sogar in verstärkter Gesellschaft zurückgekehrt seien. Außer der Priorin und der Schwester Clara waren jetzt noch fünf andere Nonnen besessen, sechs mit teuflischen Anfechtungen geplagt und drei behext; Unterscheidungen, welche nach dem Beschwörungsritual sehr genau inne gehalten wurden. Aber die Teufelei hatte schon epidemische Fortschritte gemacht. Man sprach von mehren Bürgerfrauen und Töchtern in der Stadt, die arg an den höllischen Anfechtungen litten; ja sogar schon außerhalb der Mauern von Loudun waren einzelne, bedenkliche Fälle vorgekommen. Selbst in dem mehre Meilen entfernten Städtchen Chinon sollten plötzlich zwei achtbare Damen von verdächtigen Anfällen heimgesucht sein und deutlich in ihrem Paroxysmus auf den einen bekannten Urheber ausgesagt haben.

„Entſetzlich!“ rief die Königin, und alle Damen wiederholten: „Entſetzlich!“

„Wenn das ſo fortgeht, iſt ja Niemand mehr ſeines Lebens ſicher,“ äußerte eine Marquiſe.

„Was, des Lebens!“ ſagte eine andere. „Aber was ſchlimmer iſt, ſeiner Seele!“

„Und das eben iſt das Furchtbare,“ bemerkte die Marquiſe, „daß nicht Tugend und Keuſchheit, auch nicht ein Mal das Gebet hilft.“

„Ich möchte nur wiſſen, ob es ein angenehmes oder ein unangenehmes Gefühl iſt,“ ſagte die Herzogin von Aiguillon.

„O furchtbar!“ ſagte die Eine. „Entſetzlich!“ die Andere.

„Wer weiß das!“ fiel die muntere Herzogin von Aiguillon ein. „Die Nonnen ſollen nachher immer großen Appetit haben und dann ruhig ſchlafen. Während der Beſeſſenheit aber ſpringen und jauchzen ſie. Alſo fühlen ſie nichts; oder was ſie fühlen iſt Luſtigkeit. Ich kann mir denken, daß es iſt, als wenn man ein Glas von dem ſchäumenden Wein zu viel getrunken hat.“

„Herzogin!“ rief erschreckt die Marquise. „Die unsterbliche Seele!“

„Was kann denn mit der geschehen, liebe Marquise! Kann der Satan sie uns fortführen? Daran ist nicht die Rede. Nicht wahr, Herr Desneyers?“

„Wir dürfen allerdings annehmen,“ sagte lächelnd der Beichtvater, „daß die Weisheit des Allmächtigen dies nicht zulaßt. Wenigstens weiß man noch von keinem Beispiel, wo eine Besessene in ihren Verzückungen gestorben wäre; denn in der Regel werden die Zusprüche der Geistlichen von Wirkung sein.“

„Also was ist es!“ fuhr die Herzogin fort. „Ein interessanter Besuch bei den armen Mädchen. Sonst wurden sie von der Langenweile, nun werden sie von den Teufeln geplagt. Was ist besser! Ich sehe für solche armen Geschöpfe nichts so gar Schlimmes darin. Sie können sogar als Heilige sterben. Ohnedem sterben sie, und Niemand spricht von ihnen.“

„Was sagt unsere kleine Lafayette dazu?“

fragte die Marquise. „Ich meine nicht, daß sie den Besuch gern annähme.“

„Wie der liebe Gott will,“ antwortete das Fräulein. „Wenn er mich der Versuchung werth hält, werde ich die große Gnade mit Dank anerkennen. Aber wenn er mich mit dem garstigen Besuch verschont, so will ich ihm auch auf meinen Knieen dafür danken.“

„O pfui!“ rief die Königin. Meine kleine Lafayette eine Besessene! Lieber geht sie in ein Kloster.“

„Ihro Majestät sind sehr gütig und sprechen nur meinen eigenen Wunsch aus. Aber leider hat ja auch da der böse Feind Zutritt.“

Die Königin mußte sich zu spät besinnen, daß die ärgerlichen Auftritte grade in einem Kloster vorgefallen waren. Rasch ergriff sie wieder das Wort und wollte mit einer allgemeinen Bemerkung das Gespräch schließen; daß die Macht des Bösen von der Weisheit des Allmächtigen gelenkt werde, und daß er sich an Personen aus distinguirten Familien nicht vergreifen könne. Unglücklicher Weise mußte grade jetzt der Herr von

Laubardement eintreten, der zwar nicht auf diesen Kreis zukam, vielmehr mit seinen Papieren sich dem des Cardinals näherte; aber seine große, breite Gestalt, und das affectirt würdevolle Ansehen zog unwillkührlich die Blicke auf diesen Vertrauten und dienstbaren Handlanger Richelieus. Jeder wußte, daß die Prioria in Loudun seine Nichte war, und die Königin war abermals geschlagen.

„Ach,“ jammerte die Marquise, „daß selbst ein Herr, der unserm Cardinal so nahe steht, seine Nächsten nicht davor wahren kann! Was schützt uns Andere!“

„Es giebt denn doch noch mächtigere Fürsprecher, liebe Marquise, als ein Cardinal, der mit den ketzerischen Schweden im Bunde steht,“ sagte stolz und mit Bitterkeit die Königin. „Auf der Seite, die unser allerheiligster Vater in Rom beschützt, und zu der meine Verwandten in Spanien und Deutschland gehören, wußte man doch von einem solchen Falle noch nichts.“

Der Cardinal de la Valette schlug die Hände faltend zusammen: „Gott schütze uns Alle vor

classische Gegend von Stickestad that sich bald durch eine große Anzahl von Kämpferhöhen kund. In weiten Halbkreisen, wie gewöhnlich, auf kreisförmigen Hügelstrichen, entfalteten sie sich zu beiden Seiten des Weges. Auch hier hat der Pflug, dessen Arbeit doch in diesen Regionen fast aufhört, die Denkmäler des Alterthums nicht verschont. Ausgezeichnet schöne Weiden, mit einem nordischen Anstrich der Trauer, stimmten mit der Bedeutung des Ortes. Bei einer Biegung des Weges trat uns jetzt auf einer Höhe der Bautastein entgegen, der den Ort bezeichnet, wo vor achthundert Jahren der Martyrer des Christenthums, König Oluf der Heilige, im Kampfe mit seinen eigenen Unterthanen fiel. Der Bautastein, ein unförmliches spitzes Felsstück mag aus jener Zeit herrühren, ein eisernes Kreuz hat man später darauf befestigt. Daneben errichtete die neuere eine polirte Granitsäule, welche in Norwegischer Sprache ausspricht, was der runenlose Bautastein besagen soll. Die Inschrift lautet:

Kong
Oluf Haraldsen

der Versuchung, und vor Allem unsere allergnädigste Königin!«

»Wie! Sie meinen —« rief Anna von Oesterreich.

»Daß der geringste, wie der höchste, wenn Ihro Majestät vergönnen, nicht sicher ist vor Stricken und Anfechtungen. Ja ich glaube, daß der Satan sich recht eigentlich diejenigen aussucht, die sich am sichersten wähnen, sei es nun durch ihre Tugend, ihren heiligen Stand, oder ihre hohe Geburt. Die ihm ohnedies gehören, oder wahrscheinlich zufallen, bei denen giebt er sich keine Mühe. Ihm ist es ja, nach den sichersten Nachrichten, nur um Ausbreitung seines Reiches zu thun.«

»Abscheulich!«

»Ein gräßlicher Gedanke, daß selbst die geheiligte Person der Majestät —!«

»Thorheit!« rief die Königin. »Desnoyer, widersprechen Sie dem Cardinal.«

»Der Beichtvater,« sagte der Cardinal, »ist für jede verlorne Seele verantwortlich, und ich vertraue —«

„Daß Ihro Majestät Beichtvater,“ fiel der Jesuit etwas heftig ein, „nichts unterlassen wird, was die unsterbliche Seele der ihm anvertrauten allerhöchsten Person vor gefährlichen Einflüssen schützt. Aber freilich, die Macht der Ansteckung ist groß, und wenn der Beichtvater täglich Personen —“

„Sie halten es also doch für möglich, Desnoyers?“

Die Miene des Beichtvaters, der die Hände auf der Brust kreuzte, konnte nicht zur Beruhigung der Königin beitragen.

„Wenn die Macht der Zauberer größer ist, als die der Beichtväter!“

„Allerheiligste Jungfrau!“ rief die Königin.

„Selbst die schützt nicht,“ fiel die Marquise ein. „Ein junges Mädchen soll den bösen Mann nur ein Mal gesehen haben, bei einer Prozession, denken Ihro Majestät, bei einer heiligen Handlung, und sie verfiel gleich darauf in Verzückungen; der Mann wollte ihr nicht aus den Augen. Des Tags blickte er zu ihr ins Fenster, des

Nachts saß er auf ihrem Bette, bis die arme Unglückliche —«

»Genug, genug!« rief die Königin. »Hat man ihn denn gefangen, in Ketten gelegt, den Verführer?«

»Nein, Ihro Majestät, er lacht aller seiner Verfolger, ihm ist Macht gegeben, daß er von der Kanzel herab, im Beichtstuhl, am Krankenbett fortzaubert und verführt. Niemand weiß, wo das enden soll, denn alle Gerichte sprechen ihn frei.«

Die Königin hatte sich etwas erhoben und eine Bewegung gemacht, welche als ein Versuch der Annäherung an den König gelten sollte; die aber dieser so wenig erwiederte, daß auch Anna sich wieder auf ihren Sessel niederließ. Nichts desto weniger brachte sie ihren Antrag vor:

»Euer Majestät können das unmöglich ruhig angehört haben, was uns von diesem furchtbaren Menschen in Loudun erzählt wird; und es ist ganz gewiß, denn ich habe mich von der Wahrheit durch meinen Almosenier Mareseot unterrichten lassen. Er verzaubert und bestrickt die Unschuldigsten und die Edelsten, da ist keine Familie,

in die das Gift nicht dringt und wenn nicht schnell Hülfe kommt, so ist nicht abzusehen, bis wohin das Uebel sich erstrecken wird. Ew. Majestät hören doch? Davor ist Niemand gesichert, auch die allerhöchsten Personen nicht. Es wäre furchtbar, wenn wir selbst im Louvre der Art Fälle hätten, wenn vor Euer Majestät geheiligter Person eine Besessene aufträte. Und welche abscheulichen Redensarten führen diese unglücklichen Weibsbilder! Sie wälzen sich in Stellungen, daß man davor schaudert.«

Der König drehte sich etwas um: »Ist hier eine schon besessen!«

»Daß Gott erbarm!« rief die Marquise. Mehre kreuzten sich. Ludwig aber fuhr fort am Fenster zu trommeln.

»Euer Majestät, mein Herr und Gemahl, aber das Land ist in Schrecken, da ist keine Familie, die nicht um ihre Töchter zittert. Die Besessenheit steckt an wie das Fieber, und auf Euer Majestät sehn Alle, als auf den, der allein helfen kann. Denn die Richter weiß er wie die Weiber zu bezaubern. Er wird überall frei gesprochen,

von weltlichen und geiſtlichen. Solche Gerichte ſetzte ich auf der Stelle ab, wäre ich Eure Majeſtät. Gerichtsperſonen, welche die Unſittlichkeit nicht mit Feuer und Schwert ausrotten, müßte ein König richten. Soll das ſchöne, blühende Frankreich ein Krankenhaus werden für Beſeſſene? Auf meinen Knieen flehe ich Euer Majeſtät an um ein Machtwort, ich flehe im Namen meines ganzen Geſchlechts, um die Tugend der Jungfrauen, um die Ehre der Frauen, die um ihr Theuerſtes kommen, um ihre Unſchuld vor ihrem Herrn und Heiland. Nein, Euer Majeſtät dürfen das nicht dulden, ein Machtſpruch gegen den ſchändlichen Verführer, gegen einen Zauberer, dem keine Tugend widerſteht!«

»Wie heißt der Zauberer?« fragte Ludwig.

»Urban Grandier.«

»Ich dachte Buckingham,« ſagte der König und ließ ſich gemächlich wieder in ſeinen Stuhl.

Es war ein häßlich boshafter Blick, mit dem der König das ſagte, und er ſchoß wie ein Pfeil auf die ſchöne Konigin. Sie erblaßte. Noch ein-

mal ſchlug ſie ihr Auge groß auf, halb Verwunderung, halb Schreck. Dann ſchloß ſie es, ein brennendes Roth lagerte auf dem Geſicht. „Das iſt zu arg!“ Sie ſank in einer ohnmächtigen Anwandlung zurück.

Um dieſen Auftritt zu verſtehen, iſt es nöthig an etwas zu erinnern, was vor langen Jahren an demſelben Hofe vorfiel. Der Herzog von Buckingham war als Engliſcher Botſchafter und Brautwerber für Karl I. um die Hand der Prinzeſſin Henriette, König Ludwigs Schweſter, in Paris erſchienen. Aber die Eitelkeit verführte den witzigen und galanten Lord nicht allein als Liebesbote für ſeinen königlichen Herrn, ſondern zugleich für ſich ſelbſt bei des Königs ſchöner, jungen Gemahlin aufzutreten. Man ſagte, daß Anna die Huldigungen des liebenswürdigen Engländers nicht gleichgültig angeſehen habe. Aber Buckingham beging in ſeinem Liebestaumel ſo viele Thorheiten, daß man franzöſiſcher Seits dem ärgerlichen Spiele nicht länger zuſehen durfte, und zur Aufrechthaltung der Ehre der Krone dem Her-

zog die ernſte Weiſung ertheilt ward, das Land zu verlaſſen.

Daß Ludwig der Dreizehnte jemals eiferſüchtig geweſen, wird nicht behauptet. Wer unfähig zu lieben iſt, iſt auch unfähig eiferſüchtig zu ſein. Seine Gattin galt ihm ſeitdem nicht weniger und nicht mehr; aber in den leeren Kammern ſeines kalten Herzens lagen die Erinnerungen aufgeſpeichert, die er je nach Gelegenheit vorzog, um ſie zur Unterhaltung zu gebrauchen.

Die Hofdamen waren um die Ohnmächtige mit Riechbüchſen beſchäftigt, während Ludwig ſich ruhig zum Edelknaben wendete: „Was hat Ihro Majeſtät geſagt?“

„Es wäre ihr etwas Arges vorgekommen,“ erwiederte Cinq-Mars.

„Sieht der Cardinal her?“ fragte der König.

„Nein, Majeſtät, die Herren ſind zu eifrig im Geſpräch, um auf die Damen Acht zu geben.“

Die Königin hatte ſich leicht wieder erholt und ſprach von einem Schwindel, der ſie befallen.

„Nichts natürlicher,“ ſagte der Cardinal de la Valette. „Die Unterhaltung über Zaubereien

und Besessene mußte die zarten Nerven Ihrer Majestät angreifen. Ihro Majestät sollten sich zur Ruhe begeben.«

»Ja zur Ruhe,« sprach plötzlich der König. »Ihro Majestät die Königin ist unwohl. Man muß die Aerzte rufen. Nicht die Aerzte allein, auch ihren Beichtvater, Exorcisten —«

»Exorcisten?« fragte verwundert der Cardinal de la Valette.

»Die Königin kann einen Anfall haben von Besessenheit,« fuhr der König fort. »Sie sprach selbst, daß Niemand davor sicher sei. Bei meinem Zorn, ich wills — Glaubt Jemand, daß es etwas Anderes sei?«

Wer wagte das zu glauben! Die Königin ging am Arme der Herzogin von Aiguillon, und auf die kleine Lafayette gestützt, fort, während der König am Fenster bei seiner vorigen Beschäftigung blieb. Cinq-Mars hielt sich das Tuch vor den Mund, um sein Lächeln zu verbergen.

Der Aufbruch der Monarchin hatte auch die Kreise der Politiker auseinander gesprengt. Richelieu stand bald darauf vor dem Stuhle des

Monarchen. Hinter ihm der Pater Joseph und einige Räthe mit Akten in der Hand. Ludwig seufzte.

„Ich begreife Euer Majestät Schmerz,“ sagte der Cardinal. „Indessen da Ihro Majestät, die Königin, sich sonst einer so ausgezeichneten Gesundheit erfreuen —“

„Ist ein solcher Unfall um so schmerzlicher, aus heiler Haut —“ fiel Ludwig ein. „Was halten Sie, Cardinal, von den Besessenheiten?“

Richelieu stutzte über die Frage.

„Ich meine über die in Loudun?“ fuhr der König fort.

Ludwig der Dreizehnte war nicht gesprächig, am wenigsten in den Conferenzen mit Richelieu. Er ließ den Cardinal reden, fragen und am liebsten auch statt seiner antworten. War es nun die unerwartete Wahrnehmung, daß sein Herr und Gebieter über das Maaß sprach, oder eine andere Erinnerung, die eine tiefe Runzel über die Stirne des Staatsmannes zog. Ludwig bemerkte sie und holte tief Athem:

„Ich meine, die Sache müsse dem Conseil

vorgelegt werden. Nicht die von Loudun, die von dem Herenmeister. Ich will keine Zauberkünste in meinem Reiche.«

»Unter Euer Majestät glorwürdigen Regierung empfängt Jeder sein Recht, der Geringste wie der Höchste.«

»Die geringste wie die höchste,« wiederholte Ludwig.

Richelieu trug wichtige Angelegenheiten dem Könige vor. Sie betrafen Fragen der auswärtigen Politik; das mißliche Verhältniß zu Savoyen, der Krieg in Mantua und im Veltelin. Er beschwor die ganze Aufmerksamkeit seines Herren für die Deutschen Angelegenheiten. Alle Gründe der Gegner im Conseil über die Frage, ob man den Herzog von Weimar in französische Dienste ziehen solle, führte der Staatsmann mit anscheinendem Eifer vor, um sie mit noch schlagendern Gründen für die Nothwendigkeit zu widerlegen. Er war nach einer langen, gedrängten Rede fertig. Sein Gesicht glühte von einer unheimlichen Röthe, als er, das Papier niederhaltend, endete: »Von Euer Majestät Weisheit hängt es nunmehr

som
udbridte Christendommen
over hele Norrig,
Hvor han regierede 15 Aar
Faldt her i slaget
Med en misfornoiet Almue
den 29 Juni 1033.
35 Aar gammel
siden kaldet
den hellige *)

Nur wünschte man, das neuere Denkmal wäre so am Fuß des alten angebracht, daß es die Ansicht des letztern nicht hinderte. Unverzeihlich hat auch hier die Skandinavische Uebertünchungslust gewüthet, indem der ganze alte Stein mit Kalk glänzend weiß abgeputzt ist. Er leuchtet nun freilich weit in die Berge hinein, aber mehr

*) König Oluf, Haralds Sohn, welcher das Christenthum ausbreitete über das ganze Norwegen, wo er regierte 15 Jahr, fiel hier in der Schlacht mit den misvergnügten Bauern den 29 Juni 1033, 35 Jahr alt, seitdem genannt der Heilige.

ab, ob wir uns der scharfen Waffen dieses erprüften und glücklichen Kriegsmannes gleich unserer eigenen bedienen sollen, Waffen, Leute, Vertrauen, Ruhm, Zuneigung und einen glücklichen Feldherrn, Alles uns feil für Geld, oder ob wir einer falschen Rücksicht weichen, die uns alles dies aufopfern heißt, weil dadurch eine Versöhnung mit dem Hause Oestreich leichter würde. Eine Versöhnung sage ich, die nur dann Seitens unseres Feindes aufrichtig ist, wenn wir ihn in den Stand gesetzt, wo er uns nicht mehr schaden kann. Er wirbt seine Bundesgenossen im Herzen von Frankreich, wir bluten an Bruderblut. Bekämpfen wir ihn mit gleichen Waffen, daß wir Deutsche gegen Deutsche fechten lassen. Euer Majestät Weisheit wird das Richtige entscheiden.“

Der König hatte, starr die Augen auf das Fenster gerichtet, keine Miene während des langen Vortrags verzogen. Sein Blick ruhte selten auf dem Redner, der zu ihm sprach, nie aber begegnete er dem seines ersten Ministers, wenn dieser Vortrag hatte. Ludwig drehte sich mit einer Miene um, in der mehr Leben war, als er heute

noch verrathen, halb war es Freude, halb Bosheit, als er ausrief: „Nun hat er ihn doch.“

„Wer, mein Königlicher Herr?“

„Der Schornsteinfeger den Jungen.“

Ludwig der Dreizehnte klopfte wieder ans Fenster, jetzt mit einer zufriedenen Miene, und wies dem neugierigen Cinq-Mars einen kleinen Straßentumult, in dessen Mitte ein Schornsteinfeger einen Savoyardenknaben, der ihn vermuthlich vorher geneckt, ergriffen, aufs Straßenpflaster geworfen hatte und durchprügelte.

Auch Richelieu warf einen Blick aus dem Fenster. Es war ein eigner Blick des großen Mannes.

„Befehlen Euer Majestät, daß der Hauptmann der Schloßwache hinunterſendet, um den Knaben von den Mißhandlungen zu befreien?“

„Das hat noch Zeit,“ sagte der Monarch. „Der Schornsteinfeger hat ihm auch lange nachlaufen müssen.“

„Demnächst, Euer Majestät, werden wir nach Dero Königlichem Willen, dem ich mich ohne Wi-

derrede füge, die doppelten Ausfertigungen des Vertrages an den Herzog von Weimar ſchicken. Euer Majeſtät werden im Conſeil morgen mit der Bekanntmachung Ihres Willens noch die Gnade haben, den Staatsräthen die beſonderen Gründe auseinander zu ſetzen, welche meinen Königlichen Gebieter für eine Maaßregel beſtimmen, die uns, Euer Majeſtät untergebenen Dienern bei unſern beſchränkteren Einſichten von einem gewiſſen Standpunkt aus noch immer mißlich erſcheint.«

»Gewiß,« ſagte der König. — »Er prügelt ihn noch immer.«

Aber die Scene hatte ſich verwandelt, als Richelieu ſchneller als gewöhnlich abgebrochen und mit einer tiefen Verneigung ſich von ſeinem Herrn entlaſſen hatte. Auch ſchien es, als ſchlage die Thür raſcher hinter ihm zu als gewöhnlich.

»Was war denn dem Cardinal?« fragte Ludwig unruhig. »Er hat doch meinen Willen.«

»Seine Eminenz befinden ſich ſeit einiger Zeit unwohl,« ſagte ein Höfling.

»Das Geſchrei unten hat vielleicht ſein Ohr verletzt. Er kann nicht Kindergeſchrei vertragen.«

„Sie sollen den Schornsteinfeger binden!“ fuhr der König auf. „Ich will nicht, daß man meine Diener beleidigt. Sie dienen dem Staate. Es ist als wenn man mich beleidigte. Ich will eine strenge Untersuchung gegen den Schornsteinfeger. — Meine Leibärzte sollen zum Cardinal, sich nach seinem Befinden zu erkundigen.“

Man brachte nach einiger Zeit die Nachricht, daß der Cardinal Niemand vor sich lasse. Durchs Schlüsselloch sah man, wie er unruhig im Zimmer auf- und abgehe, oder den Kopf im Arme mit finsterm Gesichte im Armsessel ruhe. Selbst seine Lieblinge würden nicht vorgelassen; nur der Pater Joseph und Laubardemont wären berufen, müßten aber noch im Vorzimmer warten.

Die Nachricht trug nicht zur Beruhigung des Königs bei. Cinq-Mars lächelte schlau. Ludwig winkte ihm und der Edelknabe sagte ihm etwas ins Ohr.

„Die Marquise von Combalet!“ rief der König aus. „Die Marquise ist sehr schön, und des Cardinals Nichte. Ich gönne ihr die beste Partie.“

„Dennoch habe ich leider Grund zu zweifeln,“ ſagte de la Valette, „daß der Deutſche Eiſenfreſſer ſich geneigt zeigen dürfte, um ihre Hand zu bitten.“

Der König ſaß nachdenklich: „Dieſer Bernhard von Weimar prätendirt aus einem ſouverainen Fürſtenhauſe zu ſein. Wie viel Schock ſolcher Fürſten giebt es über dem Rheine?“

Niemand wußte eine Antwort.

„Wozu ſo viel kleine Fürſten?“ fuhr der König fort. „Der Cardinal liebt ſie nicht. Nicht wahr, er liebt die kleinen Fürſten nicht?“

„In Frankreich nicht, Euer Majeſtät,“ antwortete Jemand. „Aber in Deutſchland. Er meint, die kleinen Fürſten in Deutſchland machen Frankreich groß.“

Ludwig ſaß wieder in ſeinem Armſeſſel verſenkt. Er brummte kaum verſtändliche Worte vor ſich: „Was kümmern den Cardinal die kleinen Fürſten! — Er kann ſich ja ausſuchen, wer ihm gefällt. Es muß etwas Anderes ſein, was den Cardinal drückt.“

Er ſah umſonſt nach einer Antwort ſich um.

Und doch lag in dem Gesichte des Einen und des Andern ein eigener, scheuer Ausdruck, ein unterdrücktes Bekenntniß, daß er wisse, was er nicht sagen dürfe. Dieser Ausdruck theilte sich unwillkührlich Allen mit. Alle Anwesende wußten, nur der König wußte nicht.

Ludwig schien die Bedeutung zu fühlen; eine Regung von gekränktem Stolz stieg in ihm auf. Er öffnete den Mund, um ein Wort zu sprechen, aber das Wort: „Ich befehle," erstarb auf den Lippen im dunkeln Bewußtsein, daß er nichts zu befehlen hatte, wo der Cardinal schon befohlen. Wie ein Ungeweihter saß er in einem Zauberkreise, und wagte das Wort nicht zu sprechen, welches die gebannten Geister entfesselte. Eine ähnliche Vorstellung mochte ihm vorschweben, wahrscheinlich in Erinnerung an das vorige Gespräch, als er ausrief: „Sind schon Besessene in Paris? Fühlt der Cardinal sich angegriffen?"

La Valette lächelte: „Mit diesen Geistern, Euer Majestät, wird der Cardinal als guter katholischer Christ ohne merkliche Anstrengung fertig werden. Es sind andere Geister, die ihn plagen."

„Alſo nicht die von Loudun?“

La Valette ſpielte mit den Fingern, die Augen niederſchlagend. „Doch vielleicht, Majeſtät,“ ſprach er leiſe. „Wenn nicht die Beſeſſene, ſo iſt es die ſchöne Schuſterin von Loudun, die ihm nicht aus dem Sinn will.“

Dem König ging ein Licht auf. Das Räthſel war gelöſt. Er ſah den geiſtlichen Hofmann mit einem eigenen Blicke, gemiſcht aus Verwunderung, Freude und Bosheit, an. Die Nachricht war viel werth: dem Cardinal wollte etwas nicht aus dem Sinn, der Cardinal ärgerte ſich, er hatte vor etwas Furcht. Der König gönnte ihm die Furcht und den Aerger. Und die Luſt koſtete dem Könige nichts, nicht ein Mal die Beſorgniß, daß der Cardinal ihm zürnen werde; die Sache lag außer dem Bereich der ernſthaften Dinge, welche täglich zwiſchen Beiden verhandelt wurden. Wohlbehaglich wiegte er ſich in ſeinem Stuhl.

„Dem wird es ein Mal ſchlimm gehn,“ murmelte er vor ſich hin.

„Dem Verfaſſer des Pasquills, Euer Maje-

stät?« sagte la Valette. »Wie viel Mühe wir uns auch geben, er ist noch nicht ermittelt.«

»Gab Richelieu sich so viel Mühe?«

»Ich will das nicht ausgesprochen haben, Majestät. Der Cardinal, mein erhabener Freund, ist ein zu großer Mann, um solcher kleinen Dinge willen sich viel Mühe zu geben.«

»Ja er ist ein großer Mann!« entgegnete der Monarch.

Alle verbeugten sich und schwiegen. »Aber große Leute,« fuhr Ludwig fort, »fühlen Mückenstiche mehr als kleine Leute. Es sollte mir leid thun, wenn das Spottgedicht meinem Minister weh gethan. Und das Bild davor! Ein lustig Bild, aber ein abscheulich Bild.«

»Einige behaupten, die Züge des Cardinals seien in dem Holzstich unverkennbar,« sagte ein Hofmann. »Das grade soll Seine Eminenz am meisten verdrießen.«

Ein Anderer fügte hinzu: »Auch einige der fingirten Gespräche in dem Gedicht will man aus dem Munde des Cardinals gehört haben, wenn

man ſchon nicht beſtimmt weiß, ob er ſie an die ſchöne Schuſterin aus Loudun richtete.«

»Cinq-Mars!« ſagte leiſe der König zum Edelknaben, »bring mir heut Abend das Gedicht noch ein Mal mit, aber daß es Niemand ſieht! — Wie nennt man doch ſolche Bilder?« ſagte er laut.

»Karikaturen, Euer Majeſtät.«

»Abſcheulich!« ſagte der König, »daß man Karikaturen auf meine Diener macht!«

»Und noch dazu ſo beißende.«

»Ich ſehe gern ſolche Bilder. Was davon auf den Markt kommt, ſoll man mir bringen.«

»Ich werde dem Cardinal Staatsminiſter Euer Majeſtät Willen zu wiſſen thun,« ſagte la Valette, »und er wird gewiß nicht ſäumen, dem allerhöchſten Wunſch nachzukommen.«

Das war es freilich nicht, was der König wollte. Er fiel raſch ein: »Wie ſtraft man die Leute, welche ſolche Bilder machen?«

»Die Juriſten ſind darüber uneinig, Euer Majeſtät. Nach dem älteren römiſchen Rechte riß man ihnen die Zunge aus, oder ließ ihnen

die Hände abhauen. Andere wurden jüngst verurtheilt, daß sie das Papier, worauf die Schmähschrift stand, aufessen mußten.«

»Sagt meinem Minister, ich will ihm Genugthuung schaffen. Sie sollen mit dem Leben büßen, sie sollen exemplarisch bestraft werden.«

»Doch wenn die Verfasser, wie man vermuthet, in Euer Majestät nächster Umgebung sich befänden?«

»Auch dann — ich liebe, — ich will meinen Minister geliebt, geachtet — sagen Sie ihm das wieder. Der Drucker, der Maler werden doch nicht in meiner Nähe sein?«

»Gewiß nicht. Diese kleinen Leute wird man wohl entdecken, fangen und strafen können.«

»Tausend Kronenthaler soll man öffentlich ausbieten, hören Sie, La Valette! tausend, zwei tausend Kronenthaler, wer die Verbrecher angiebt. Sagen Sie das Richelieu.«

Der König hatte sich erhoben zum Fortgehen. Der Cardinal de la Valette wagte noch ein Wort:

»Euer Majestät halten zu Gnaden, Dero er-

zum Zeichen der Thorheit einer neuern, als zur Glorie der alten Zeit. In der Umgegend finden sich noch mehrere Bautasteine, deren Sinn nicht zu entziffern ist.

Bei dem alten würdigen Pastor Brand, der einer ausgebreiteten und reichen Parochie vorsteht, fanden wir wieder die ganze Gastlichkeit des Nordens und die angenehmste Tischgesellschaft, welche, wenn sie auch nicht viel über die Alterthümer dieses Nordens mittheilen konnte, uns doch ein höchst erfreuliches Bild von dem geselligen Leben desselben gewährte. Deutsch, Französisch, Lateinisch mit dem Pfarr-Adjuncten, und etwas Norwegisch mit den Damen, die leider nach der Sitte hier wieder nicht aus dem Bedienen herauskamen, mischte sich zu einer lustigen Tafel-Unterhaltung. Trotz der Sprachverwirrung waren jedoch Alle in der frohen Laune, und darin einig, daß der Bordeauxwein des Predigers vortrefflich sei, den er direkt von seinem Bruder an der Garonne in diesen Fiord heraufgeschickt erhält. Ein Niederschlagpulver zu dem trefflichen Rebenblute war freilich die Aeußerung des Predigers: ächte Lappen möchten wir wohl treffen, wenn wir bis zur Russischen Gränze un-

lauchter Wille geſchehe, doch meine ich nicht, daß damit dem Cardinal ein Gefallen geſchieht. Er denkt zu groß, um wünſchen zu können, daß man ihn für klein hält. Eine ſolche öffentliche Aufforderung wäre zugleich eine öffentliche Bekanntmachung des Frevels. Noch mehr, ſie wäre dem Publicum ein ſichtbares Zeichen, daß dem Cardinal ſolche Angriffe unangenehm ſind. Das würde erſt eine rechte Anlockung ſein, um neue heran zu rufen. Endlich ſie verriethe Furcht von ſeiner Seite. Ich wage zu behaupten, Richelieu fürchtet nichts mehr, als daß man ihn der Furcht zugänglich hält.“

„Aber es muß etwas geſchehen,“ ſagte Ludwig. „Es ſoll Niemand ſagen, daß ich eine ſolche Schmach auf meinem Miniſter ruhen laſſe. Man ſoll alle Karikaturen verbieten.“

„Und man würde doch ſagen, es geſchähe um Richelieus Willen.“

„So ſoll es in dem Edict heißen, um der öffentlichen Sittlichkeit willen, um die empörenden Verunglimpfungen gegen Diener der Religion und Kirche.“

„Das iſt Richelieu auch.“

„Majeſtät,“ flüſterte Cinq-Mars dem Könige zu, „dann kann ich Euer Majeſtät nicht mehr die hübſchen Bilder bringen.“

Der König ſchüttelte vertraulich den Kopf: „Heimlich malen ſie doch.“

La Valette erhob noch einmal ſeine Stimme: „Euer Majeſtät Wille iſt unſer Geſetz. Aber Richelieu willigt nie darin, ſo lange er Miniſter iſt. Steht des Königs Vorſatz unerſchütterlich feſt, ſo wage ich im Namen meines erhabenen Freundes auszuſprechen, daß er lieber alle hohe Aemter, die Euer Majeſtät Huld ihm übertrug, zu Dero Füßen niederlegt, als einem Act ſanctioniren, den er für Unrecht hält. Der Cardinal, mein Freund, mag irren, aber Euer Majeſtät wiſſen, wie unerſchütterlich feſt ſein Charakter iſt.“

„Wir wollen dem Conſeil die Sache vorlegen,“ ſagte der König und ging. So viel und ernſthaft hatte der König lange nicht geſprochen.

„Denkt Richelieu in der That ſo?“ fragte der Großſiegelbewahrer von Chateauneuf den Car-

dinal de la Valette, als Beide allein zurückgeblieben waren.

„Er muß so denken,“ war die Antwort. „Oder besser, er ist in die unangenehme Lage versetzt, den Schein behaupten zu müssen, als seien dies seine Gedanken. Dieser Doppelkampf von Aerger über die Sache selbst, und vor Verdruß darüber, daß er diesen Aerger verbergen muß, ist es, was ihn ungewöhnlich angreift.“

„Er hat nie eine persönliche Kränkung vergeben,“ sagte der Herr von Chateauneuf.

„Auch diese wird er nicht vergessen. Aber die Sache ist anders.“

„Was anders,“ rief Chateauneuf. „Er denkt immer groß und muthig, aber er hat nie großmüthig gedacht.“

„Doch vielleicht einst,“ entgegnete La Valette. „Er liebt und schätzt die Künste und Wissenschaften. Es war sein aufrichtiger Wille, daß er sie hebe, ihnen Ansehen in der Welt verschaffe. Er hoffte damit die Starrheit des Adels zu erweichen; darum wollte er sie frei wissen. Das will er auch noch. Er darf wenigstens nicht zu-

rückgeben. Im Anfang mochte er glauben, diese Scribler und Pinselhelden würden sich an ihn selbst nicht wagen; er sah mit demselben Vergnügen wie der König die Bilder auf ihn, die Spottbilder auf seine Feinde, auch wohl auf den König selbst. Nun aber ist es anders, seit seine Feinde sich derselben Waffe wider ihn bedient haben. Die vielen Satiren, Pamphlete und Bilder ärgern ihn aufs Blut. Er schäumt vor Wuth, wenn er in seinem Cabinet ist, er zerreißt die Papiere, knittert sie zusammen und schleudert sie an die Wände; aber wenn ein Besuch eintritt, zeigt er ihm wohl ein Blatt, auf dem er als Iltis, Fuchs oder Luchs abgebildet ist, und fragt lächelnd: Finden Sie mich ähnlich? Er lobt das Talent der Verfertiger und wünschte nur ihre Namen zu wissen, um ihnen eine Anstellung, eine Belohnung zu geben.«

»Ich ließe sie hängen,« sagte Chateauneuf.

»Er ist Richelieu,« entgegnete der Cardinal. »Selbst seinen Vertrautesten verbirgt er sich in dieser Wuth. Was man darüber weiß, kam immer nur durch das Schlüsselloch.«

„Braucht man gegen Canaillen großmüthig zu sein?“

„Wenigstens zu scheinen, das ist Richelieus Ansicht. Sein Glaube ist, daß ein Staatsmann nie Furcht zeigen und was er ein Mal aussprach, nie zurücknehmen darf. Sie werden sehn, er wird die Schriftsteller, deren scharfe Feder er fürchtet, nach Kräften unterstützen, belohnen, auszeichnen; aber ein Verbot gegen sie wagt er nicht, so mächtig er ist.“

„In der Bastille ist noch Platz.“

„Auch die Bastille, so hoch ihre Mauern, so tief ihre Gräben sind, schließt die Gedanken nicht ein. Was nicht heut, kann morgen gedruckt werden. Was er bei seinen Lebzeiten unterdrückt, kann, wenn er schlafen gegangen, an allen Mauern mit ellenlangen Buchstaben angeschlagen werden. Richelieu denkt weit in die Zukunft. Mit der Vergangenheit hat er sich als ein kluger Staatsmann abgefunden.“

„Dennoch weiß er es Jedem einzuträufen, der gegen ihn sprach.“

„Gewiß. Es ist nicht die Politik allein, die

ihn grade gegen Lothringen so in Harnisch bringt. Weil in Nancy die Mehrzahl der Flugschriften gegen sein Regiment gedruckt werden, wird er nicht ruhen, bis die Stadt unser ist.«

»Glück zu!« rief Chateauneuf. »Möchten doch von Straßburg bis Köln, aus allen Städten Pasquille gegen ihn fliegen, daß der ganze Rhein französisch würde!«

»Sein Sie versichert, Herr von Chateauneuf,« fuhr der Cardinal fort, »auch gegen das unschuldige Loudun hat er jetzt eine stille Wuth. Der Staatsrath Laubardemont, der morgen hingeschickt wird, um den Abbruch der Festungswerke zu beschleunigen, geht nicht allein deshalb.«

»Er soll die Besessenen untersuchen.«

»Pah! darüber lacht Richelieu. Aber er möchte seiner neuen Stadt, die seinen Namen trägt, Handel, Wandel und Einwohner zuwenden. Das alte Loudun ist die nächste Stadt, die soll sein Richelieu beerben um Ruf, Gewerbe und den reichen Adel, der sich in Richelieu so gut langweilen kann als in Loudun. Aber Loudun soll büßen um der schönen Schusterin willen.«

„Haben Sie Vermuthungen, Cardinal, von wem das Pasquill iſt?“

„Das wird nie ermittelt werden. Die Spuren führen nach Brüſſel, wo die ehemalige Schuſterin noch immer in Gunſt bei der verbannten Königin Mutter lebt. Was kümmerts uns! Maria von Medici iſt uns nicht mehr gefährlich, ſeit ſie nur noch mit Pasquillen gegen uns ficht. — Warum ſo nachdenklich, Herr von Chateauneuf?“

„Sie ſind alſo gewiß, Cardinal, daß der wahre Verfaſſer nie entdeckt wird?“

„Gewiß, ſo lange die Königin Mutter verbannt bleibt. Und das wird ſie, bis ſie oder Richelieu ſtirbt.“

„Vortrefflich!“ rief Chateauneuf. „So iſt eine vacante Stelle, in die man einen guten Freund befördern könnte.“

„Gewiß,“ entgegnete der Cardinal. „Man braucht nur Richelieus Verdacht geſchickt zu lenken, und der gute Freund iſt ſicher dereinſt ein Halseiſen zu finden oder ein Quartier, wo ihn die Sonne nicht incommodirt.“

„Und das beste ist, er kann sich nicht vertheidigen, da er von der Anklage nichts weiß.“

„Haben Sie einen so geliebten Freund, an dessen Beförderung Ihnen viel liegt?“

Der Großsiegelbewahrer fuhr über die Stirn: „Ich hätte Mehre.“

„Schade, die Stelle eignet sich nur für Einen.“

„Der Marquis von Senecey ist mir sicher,“ fuhr der Großsiegelbewahrer halb im Selbstgespräch fort. „St. Preuil hat mich auf den Tod beleidigt, ich werde auch ohnedies Gelegenheit finden. Aber —“ er verschluckte einen Namen — „steht mir im Wege. Er soll das Pech von Londun angefaßt haben.“

„Schade,“ lächelte der Cardinal, „Sie machen die Zeche ohne den Wirth. Ich habe auch einen Freund, dem ich die Stelle längst zudachte.“

„Das ist freilich etwas Anderes,“ sagte Chateauneuf. „Zwei —“

„Haben Platz in einem Gefängniß, aber machen nicht zusammen ein Pasquill.“

„So ſtreiten wir um die Priorität des Gedankens.“

„Was ſtreiten, wo kein Richter iſt! Wir überlaſſen die Entſcheidung dem Zufall, Herr von Chateauneuf. Sie beſuchen mich heut Abend, und bei einer Flaſche feurigen Inſelweins würfeln wir, weſſen Candidat gewinnt.“

„Und der gewinnt —“

„Iſt gewiß verloren,“ antwortete lachend der Cardinal, und beide Freunde ſchritten Arm in Arm aus dem Louvre.

„Sie kennen meinen Willen,“ ſprach der Cardinal, der mit ſtarken Schritten, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf- und abging.

„Vollkommen!“ entgegnete Laubardemont, der faſt zu koſtbar ausgeputzt und mit einem Anſtand, wir möchten ſagen, wie ein bürgerlicher Unteroffizier, an der Wand ſtand. „Vollkommen, gnädiger Herr, in dieſem Punkte.“

„Ich gebe Ihnen deshalb keine schriftlichen Ordres mit.“

„Ich würde sie als ein Mißtrauen in meinem Eifer ansehen, der Person meines gnädigen Gebieters zu dienen.“

„Loudun ist eines der ältesten Nester. Ich weiß nicht, was den Provinz-Adel verlockte, grade da seine Retraite zu suchen.“

„Die neue Stadt, welcher Euer Eminenz die Gnade haben, Ihren Namen zu schenken, ist weit angenehmer und vortheilhafter gelegen; näher der Loire. Ihr Name prophezeiht ihr, daß sie ein reicher Ort werden wird.“

„Reisen Sie mit Gott, und sparen Sie kein Pulver. Ich vergaß mich zu erkundigen: wie fanden Sie Ihren Sohn?“

„In der Genesung. Der Degen des Mörders ging ihm durch die Seite, aber glücklicher Weise hat er keine edleren Theile verletzt.“

„Und der Mörder?“

„Ist endlich eingefangen, will aber nicht bekennen.“

„Wie heißt er?“

sere Reise ausdehnten. So wenig kümmert sich hier der Einwohner oft um das Nächste, wenn es außerhalb seines täglichen Geschäftskreises liegt. Wir vertrösteten uns mit dem Versprechen des General Birk, einige Lappen, wenn wir sie nicht von selbst auf den Hochfieldern träfen, dorthin commandiren zu lassen.

Nach einigen sogar anmuthigen Gegenden im nordischen Sommer-Abendschein wurde Garneß, ein Gaard zu den Füßen des Kiölen, erreicht. Schon wimmelte der entlegene Hof von kräftigen Gestalten in allen Uniformen der Norwegischen Armee. Man empfing die Reisenden mit Freundlichkeit und quartirte uns, da Garneß die Zahl der beamteten Gäste kaum fassen konnte, in einen benachbarten Hof, von wo wir jedoch sogleich zu einem militairischen Reisethee im Hauptquartier umkehren mußten. Diese Abend- oder, wie es kam, Mittag- und Frühstücks-Gelage waren eben so unterhaltend als lehrreich. Sie erinnerten in der bunten Composition der Gesellschaft, wo ein Adjutant an der Theekanne die Wirthin machte und so manches fehlende Apparat durch die Bäuerin ein seltsames Surrogat erhielt, wo die Rennthierkeule umherging,

„Herr von Senanges, ein Calviniſt. Es ſind indeß ſo viel Zeugen gegen ihn, daß ihm ſein Leugnen nichts helfen wird.“

„Vergeſſen Sie nicht, Laubardemont, daß auch Ihr Sohn als Mitſchuldiger auftritt. Einmal konnte ich ihm die jugendliche Unbeſonnenheit vergeben, den ärgerlichen Vorfall in der Straße St. Honoré. Aber hier darf ich nicht nachſehen. Das Edict über das Duell muß ſtreng vollzogen werden. Wo ich einen Montmorenci um einen frechen Zweikampf hinrichten ließ, darf ich auch Ihrem Sohne nicht verzeihen. Handeln Sie deshalb klug.“

„Ich bin deshalb unbeſorgt, mein gnädigſter Herr. Durch Zeugen wird ſich herausſtellen laſſen, daß mein Sohn in der Nacht meuchelmörderiſch angefallen wurde, und nur die Pflicht der Nothwehr übte.“

„Machen Sie, daß ich von der verdrießlichen Sache nichts mehr höre. Es giebt vielleicht andere Anklagepunkte gegen den reformirten Edelmann, und Sie kommen doch zu Ihrem Rechte.“

„Ich nehme mit gerührtem Danke dieſen Wink hin.“

„Was wollen Sie noch?“ fragte Richelieu raſch, als Laubardemont noch nicht ging.

„Mein gnädigſter Herr, ich habe in Loudun auch eine Couſine.“

Richelieu machte eine raſche, abwehrende Bewegung, und ſein Geſicht nahm einen veränderten Ausdruck an: „Davon kann ich, davon will ich nichts hören. Ein für alle Mal, Herr Staatsrath, behelligen Sie mich nicht mit den Albernheiten. Dafür will ich es nehmen. Wo nicht, müßte ich eine Intrigue meiner Feinde darin gewahren. Wahrhaftig, ich habe Anderes zu thun. Das fehlte noch, um die Verwirrung, die Arbeit voll zu machen.“

„Wie bedauern wir, daß der einſeitige Bericht des Erzbiſchofs von Bordeaux Euer Gnaden voreingenommen hat.“

„Der Herr von Escoubleau hat recht gehandelt. Ich will dieſe Teufeleien mir vom Hals geſchafft. Das wäre rechtes Futter für die Betſchweſtern und Beichtväter am Hofe. Die Köni-

gin hatte heute ſchon Luſt die Litanei anzuſtimmen. Mir noch die Hollengeiſter auf den Hals geſchickt, Inquiſitionen, Verfolgungen, einen Religionskrieg in Frankreich! Das iſt nicht nach meinem Geſchmack, Herr von Laubardemont. Ich hatte genug zu thun mit unſern Hugenotten. Dem Himmel ſei Dank, von der Seite ward ich frei. Jeder mag an ſeinen Teufel glauben ſo viel er Luſt hat.“

„Wenn nur nicht hinter den Teufeln Menſchen ſteckten!“

„Mit den Menſchen will ich fertig werden. Ich weiß was Sie andeuten. Ich erinnere mich wohl dieſes arroganten Prieſters. Er hat mich einſt beleidigt. Aber ich will ihm nicht den Gefallen thun, daß der Miniſter ſich für die Beleidigung rächt, die dem Prior von Couſſai zugefügt wurde. Sein Uebermuth wird ihn ohne mein Zuthun in die Grube fallen laſſen. Ich gebe ihm nicht den letzten Stoß. Verſtanden, Herr Staatsrath. — Handeln Sie vernünftig, Laubardemont,“ ſetzte er hinzu, „und bringen Sie die Sache zum

Schweigen, um Ihrer Nichte willen. Glückliche Reise!“

Laubardemont hatte sich mit einer tiefen Verbeugung entfernt. Richelieu ging noch immer auf und ab. Er wollte plötzlich an die Klingelschnur greifen, als habe er sich besonnen und ihn gereue etwas. „Ich hätte ihm doch vielleicht grade jetzt den Gefallen thun sollen,“ murmelte er vor sich, als ein hagerer, großer Mann in der Kapuze der Dominicaner durch eine Tapetenthür eintrat. Der Pater Joseph war in seiner Erscheinung, in seinem Wesen das grade Gegenstück zum vorigen Besuch. Nichts von der weltmännischen Fülle, dem Putz und der Behaglichkeit des Staatsrathes, nichts von dem Stolz, der in seiner ganzen Haltung sich aussprach, ein an Uebermuth gränzender Stolz, der aber nur auf Richelieus Gunst gebaut war, und in dessen Gegenwart zur tiefsten Devotion erstarrte. Pater Joseph, der einflußreiche, kluge, feine Staatsmann, wollte in seiner Erscheinung nichts als ein demüthiger Kapuziner sein; er vertauschte nie das härne Gewand, den Strick um die Hüften und den Rosenkranz mit einem

Hofkleide, ſei es, daß er in der Audienz oder bei glänzenden Hoffeſten erſchien. Er war ein Geſpenſt unter der lachenden Pracht. So war er auf dem Reichstage zu Regensburg aufgetreten, ſo vor dem Schwedenkanzler; ſo hatte er verhandelt mit dem Kurfürſten von Baiern und den Katholiſchen Fürſten der Ligue. Ein Mönch in dieſem Aufzug der Entſagung konnte auch für die Proteſtanten unterhandeln, und gute Katholiken brauchten nicht die Stricke des Teufels zu fürchten.

Ein merkwürdiger Knochenbau war dies Geſicht, nicht ſchön, nicht häßlich. Man dachte nicht, dieſen Maaßſtab daran zu legen. Auch nichts Ehrfurcht Gebietendes oder Heiliges lag in dieſen länglichen Zügen, dieſer vortretenden Naſe, der hohen, kahlen Stirn und den nackten Knochen, Züge, die, wenn er die Augen niederſchlug, dem Grabe abgeſtohlen ſchienen. Aber ein Paar dunkle Augen belebten ſie wieder, Augen, die tief in die Menſchenbruſt drangen, Augen, denen ein flüchtiger Strahl genügte, um, wie bei den neueren Lichtbildern eine Vorſtellung in ſich aufzunehmen. Dieſe Augen hätten gebieten können, aber ſie zo-

gen es vor nur zu beobachten. Die Strenge des Geſichtes verlor von ihrer Herbheit durch den anſcheinend milden Ausdruck der Augen, und durch das ſanfte Lächeln, welches um den Mund ſchwebte, wenn der Pater ſprach, zuweilen auch, wenn er ſchwieg.

Mit einer weltmänniſchen Leichtigkeit, die Laubardemont nicht beſaß, ehrerbietig aber nicht unterwürfig, nahte er ſich dem Cardinal mit einem Paket Akten und fing ohne weitſchweifige Einleitung ſeine Vorträge an. Seine Rede floß ohne Schmuck und beſondere Harmonie; ſie ging ſogleich auf das Weſentliche der Sache. Mit kurzen Worten hatte er ein Bild von dem Zuſtande gegeben, und eben ſo kurz und ſcharf ſprach er ſeine Anſicht aus, die in der Regel auch die des Miniſters war, denn Richelieu nickte in den meiſten Fällen nur mit dem Kopfe, und der Pater legte das Aktenſtück auf den Tiſch, um ein neues zu ergreifen.

„Hier iſt das Privatſchreiben an den Herzog von Weimar. Wenn Euer Eminenz es genehmi-

gen, wartet der Eilbote, um es noch heute nach dem Elsaß zu bringen.“

Richelieu las es und las es wieder. Er unterzeichnete rasch und reichte das Papier dem Pater.

„Die Sache ist eingeleitet, sie muß nun durchgeführt werden; aber mir sind Bedenken aufgestiegen. Ich fürchte, wir binden uns eine Ruthe auf.“

„Ich bin nicht der Meinung. Einen unabhängigen, glücklichen, gefürchteten und geliebten Partheigänger, der uns gefährlich werden konnte, so lange er selbstständig war, fesseln wir an unsere Sache.“

„Wir haben noch nicht unsere französischen Prinzen von Geblüt, ja noch nicht ein Mal alle trotzigen Feudalherren so gebändigt, daß sie nicht eines Tages wieder die Kette zerreißen, und klaffend uns zwischen die Beine fahren, und nun vertrauen wir einem fremden Prinzen von diesem Namen, Ruhm, Anhang, ein großes Heer!“

„Bernhard von Weimar wird unser Söldling; damit ist sein Zauber gebrochen. Er dient

uns, für unser Geld. Der Deutsche Fürst, der Liebling und Held des Volkes dort hat mit dieser Dienstbarkeit sein Ansehn in Deutschland verloren. Seine Ahnen bis Wittekind sind damit gestrichen. Womit will der Fremde in Frankreich sich das erwerben, was er in Deutschland verlor. Er ist fortan unsere Creatur.«

»Sie vergessen, daß mancher Condottiere von dunkler Herkunft Fürstenhäuser stiftete. Im Elsaß, in Lothringen wird er angebetet.«

»Ich hielte es für kein Unglück,« fiel der Pater Joseph ein, »wenn am obern Rhein ein eigenes Reich sich bildete, wie vormals Burgund, ein Zwischenreich zwischen Frankreich und Deutschland, nicht zu schwach, aber auch nicht zu stark. Eines, das vermöge seines Ursprungs immer feindlich zum Deutschen Reiche stände, denn von diesem müßte es seine besten Provinzen losreißen; und wegen dieses selben Ursprungs bliebe es in beständiger Abhängigkeit von Frankreich; denn ihm verdankte es sein Entstehen. Vielleicht, um diese Abhängigkeit noch enger zu knüpfen, ließe man den Herzog Bernhard mit einer Französin

ſich vermählen. Ich würde nicht rathen mit einer Prinzeſſin von Geblüt. Dies könnte ſeine Anmaaßungen ſteigern. Aber eine Tochter aus unſern edlen Familien. Dies würde ihn beſtändig an ſeine Abhängigkeit erinnern. Convenirte ſpäter dem Regenten Frankreichs dieſes ſelbſtſtändige Reich nicht mehr, ſo würden ſich leicht Vorwände finden, es einzuziehen und zur Krone zu ſchlagen.“

Richelieus Auge verweilte auf dem Geſicht des Redners. Zwiſchen dieſen Männern genügte ein Blick ſich zu verſtändigen; aber an dem Untergeordneten war es gewiß, Gegenſtände nur andeutungsweiſe zu berühren, und es dem Oberen zu überlaſſen, ob er ſie deutlich ausſprechen wolle.

„Wenn er nun nicht will!“ ſagte der Cardinal.

Der Pater Joſeph ſchwieg einen Augenblick: „Es wäre unvernünftig, aber es iſt möglich, da er ein Deutſcher iſt.“

„Was, dann! Was, wenn er mit unſerm Gelde ein Heer von Prätorianern um ſich geſammelt hat, für die kein ander Geſetz gilt als ſein Wort, wenn das Landvolk, die Städte am Rhein,

die vielen Proteſtanten ihm zufallen, wenn er, in unſerm Dienſt, unſere Schwächen kennen gelernt hat und die offene Fahne der Empörung aufpflanzt! Wie dort jener Wallenſtein nicht üble Mienen macht gegen ſeinen kaiſerlichen Herrn. Möge es dazu kommen! Aber was ich unſerm Feinde gönne, davor bewahre uns der Himmel.“

„Wallenſtein iſt ein furchtbarer Feldherr,“ ſagte der Pater. „Aber wenn er ſeinen Herrn verräth, ſo iſt er ſelbſt verrathen. Ich meine, Eminenz, die Zeiten ſind vorüber, wo die Condottiere Fürſten wurden. Wagt Bernhard das, was mein Cardinal mit ſcharfem Blick vorausſieht, ſo werden unſerer gerechten Sache die Mittel nicht fehlen, den Empörer zu ſtrafen, oder, wenn die Politik es fordert, den gefährlichen Mann aus der Welt zu ſchaffen.“

„Ich liebe dieſe Mittel nicht,“ ſagte Richelieu leiſe.

„Auch ich nur, wenn ſie nothwendig ſind,“ ſetzte der Pater Joſeph hinzu, und ging zu einem andern Vortrage über.

Die Vorträge waren beendet, der Pater legte

und die Punschbowle dampfte, ein lustiges Feldlager. Wir glauben, hier den Charakter des Norwegischen Militairs, vorzugsweise und zwar nur von vortheilhafter Seite kennen gelernt zu haben. Die Offiziere sprachen größtentheils Deutsch, mehrere Französisch. Unsere Sprache gehört eben so zu ihren Dienstkenntnissen, wie die Englische zu der ihrer Seeleute. Die Verständigung war somit nicht zweifelhaft, wenn auch häufig ungewöhnliche Ausdrücke gegenseitig die Unterhaltung würzten.

Der militairische Kastengeist, wenn er überhaupt noch wo existirt, ist hier durchaus verschwunden. Das Ansehn des Norwegischen Militairs ist bei weitem kriegerischer, als das der Dänen, wiewohl lange nicht so militairisch im neueren Sinne, als das der Schweden. Eine gewisse Behaglichkeit, die den Charakter des Norwegers verwandter mit dem Deutschen macht, als den Schwedischen, kann sich auch im Anzuge, wie in der Körperhaltung nicht verleugnen. Die Offiziere waren größtentheils wohlbeleibt; wiewohl in Drontheim auch sehr elegante Gestalten mit denen auf irgend einer Wachtparade der Welt wetteifern können.

die Akten zuſammen, und nahm ſie unter den Arm, um ſich zu entfernen.

„Keine neue Nachrichten?“ fragte Richelieu.

„Nichts von Bedeutung, mein Cardinal. — Doch,“ ſprach er, wie ſich beſinnend. „Freilich nichts von Bedeutung. Dem Verfaſſer des Pasquills wäre ich auf der Spur; oder beſſer, er iſt heraus.“

„Wer?“

„Eine ganz unbedeutende Perſon. Wir haben ohne Noth in der Sache eine politiſche Intrigue geſucht. Die gute Königin Maria in Brüſſel iſt daran unſchuldig. Der Verfaſſer lebt in Frankreich, ein müßiger, zankſüchtiger Pfarrer, der, um ſeiner Grille Beſchäftigung zu gönnen, zuweilen Verſe macht. Er lebt in Loudun und heißt Grandier.“

„Urban Grandier!“

„So heißt er.“

„Beweiſe!“

„Sind vollſtändig da. Die Hämon, die ſchöne Schuſterin, welche der Gunſt der Königin Maria ſich erfreut, war, wie bekannt, früher in Loudun.

Grandier war ihr Beichtvater, er war wahrscheinlich noch mehr dem schönen, witzigen Weibe. Er hat sie später auch in Blois und Paris besucht; sie schenkte ihm ihr ganzes Vertrauen, vermuthlich auch ihre Heimlichkeiten, die in das Gedicht entstellt übergegangen sind. Er correspondirt noch jetzt mit ihr, und wenn ein zweites Gedicht, wie das erste verheißt, diesem nachfolgt, werden wir aus seiner feinen Feder wohl noch mehr Interessantes erfahren. Doch, Entschuldigung, daß ich meines Cardinals Ohr mit diesen Kleinigkeiten belästige. Einen solchen Feind kann man verachten.“

„Gewiß!“ sagte Richelieu. „Empfehlen Sie dem Boten an den Herzog Bernhard Eile.“

An der Thüre wandte Pater Joseph noch ein Mal um:

„Verzeihung, mein Cardinal, daß ich nur beiläufig noch an Etwas erinnere. Der Unfug mit den Besessenen in Loudun wird zu arg. Wir kämpfen gegen die öffentliche Meinung, wenn wir nicht einschreiten, und ernsthaft untersuchen. Schon behauptet man, es sei Euer Eminenz Interesse,

die Sache gehn zu laſſen; der Erzbiſchof von Bordeaux handle ſo unverzeihlich nachſichtig in Ihrem Auftrage. Ich ſtimme durchaus dafür, daß man eine Commiſſion hinſchickt, und da grade der Staatsrath Laubardemont zu anderm Zwecke ſich hin verfügt, ſchiene es gerathen, ihn mit dieſer Commiſſion zu beauftragen. Will mein Cardinal ſich nicht mit der Sache befaſſen, ſo will ich es auf mich nehmen; ich will den Großſiegelbewahrer beſtimmen, das zu thun, was nicht mehr unterlaſſen werden darf. Wirklich, die Sache ſchreit, nach der Volksmeinung, zum Himmel; Euer Eminenz werden unpopulair, wenn Sie noch länger zaudern.“

„Wenn Sie meinen, muß man die Sache unterſuchen.“

„Mehr fordere ich nicht. Das Commiſſorium werde ich ausfertigen.“

„Das ſei Ihre Sorge, Pater. Es geſchieht auch dadurch der Königin ein Gefalle,“ ſagte Richelieu. „Sie hält mich für ihren perſönlichen Feind. Es ſoll mir lieb ſein, wenn ich ihr dadurch beweiſe, daß ihre Wünſche, wo ſie das

Wohl des Staates bezwecken, auch die meinigen sind.«

»Es handelt sich hier nur um das Wohl des Staates,« entgegnete der Pater.

»Aber nichts halb gethan! Sie kennen darin meinen Willen.«

Das Commissorium war ausgefertigt. Laubordement, der noch nicht abgereist war, empfing es aus den Händen des Paters, bei dem ein Official des Dominicanerordens gegenwärtig war.

»Rechnen Sie auf meinen aufrichtigsten Dank,« sprach der Staatsrath, die dürre Knochenhand des Kapuziners in seine vollen Hände drückend. »Meine Familie ist aufs tiefste gekränkt; ich bin es ihr, der Ehre des gesammten Ursulinerinnenordens, ich bin es allen geistlichen Orden in Frankreich schuldig, als strenger Richter zu untersuchen. Aber ich weiß, hochwürdigster, edelster Freund, daß ich diesmal die Gnade, die Gerechtigkeit des Cardinals

nur Ihrer Verwendung, Ihrer besondern Freundschaft verdanke.«

»Thor!« rief der Pater, als Laubardemont sich entfernt, ihm verächtlich nachsehend. »Deine Freundschaft wiegt zu leicht, um dafür etwas Außerordentliches zu thun.«

»Ich erkenne es an,« sprach der Official, »mein geliebter Bruder, daß Sie es allein zur Ehre und Aufrechthaltung unseres heiligsten Ordens thun. Aber auch die andern Bettlerorden, gegen welche dieser Priester beständig frevelt, werden Ihnen aufrichtigen Dank wissen.«

»Darum? — Vielleicht!« antwortete der Pater. »Aber nicht allein darum. Die innere Wuth des Cardinals verzehrte ihn fast. So sahen ihn nie auch seine ältesten Vertrauten. Es bedurfte einer bestimmten Abe.tung dieses Grimms, sonst entlud er sich gegen den ersten Unglücklichen, der ihm in den Weg trat, und« — setzte er lächelnd hinzu — »das konnte ich so gut sein wie jeder Andere.«

Als auch der Official gegangen war, blätterte der Pater in den offenen Papieren auf Ri-

cheliens Schreibtisch. Mit bösem Lächeln überflog er ein Schreiben aus Bordeaux: „Der sehr gütige Herr Erzbischof wird wohl mit seiner Empfehlung nicht durchdringen. Dieser Urban konnte mir gefährlich werden. Er allein!“

Am Abende des 6. December 1633 hielt vor einem Hause der Vorstadt vor Loudun ein unansehnlicher Reisewagen. Tief in seinen Mantel verhüllt, stieg ein großer Mann ab, und ward von einem andern, der ihn im dunkeln Flur zu erwarten schien, rasch in die obern Zimmer geführt. Der Wagen rollte fort, als hätte er hier nur einen blinden Passagier abgesetzt und seine eigentliche Bestimmung gehe weiter. Es ward kein Licht in dem unscheinbaren Hause angezündet, in der Küche prasselte kein großes Feuer, um für den späten Gast ein Mal zu bereiten, wie es ein Reisender nach der Erkältung eines rauhen Tages, nach einem weiten Wege wünschen mußte; aber

ſchon nach einer Stunde hatte Alles in dieſem Hauſe ein anderes Anſehen.

In einem mäßigen Hinterzimmer brannten mehre Kerzen, aber erſt nachdem alle Fenſterläden ſorgfältig verſchloſſen waren. Wir ſehen in dieſem Zimmer mehre uns bekannte Männer um den angekommenen Fremden verſammelt, der kein anderer war als der Staatsrath Laubardemont. Daß er die Hauptperſon in dieſem Kreiſe war, verrieth der erſte Blick. Hingeworfen ruhte er im Lehnſtuhl in der reichen Tracht, welche der eitle Mann auch im Hauſe und auf der Reiſe ungern ablegte. Für das lange Incognito, welches Laubardemont nicht liebte, entſchädigte er ſich durch die Ehrerbietung, welche ihm von allen Seiten dargebracht wurde. Er nickte nur, er lächelte nur. Es war ein ganz anderer Mann, als wir ihn im Zimmer des Cardinals geſehen. Richelieu im Kreiſe ſeiner zitternden Untergebenen erſchien klein gegen den großen Laubardemont im Kreiſe der ſtolzen und reichen Männer von Loudun. Da waren die Barot, Trinquant, Menuau und noch andere der

verschworenen Feinde des Priester Grandier; nur Duthibaut fehlte.

Trinquant las das Commissorium, welches der Cardinal dem Staatsrathe ertheilt hatte, in welchem ihm: freie Macht gegeben wurde, dem Canonicus Grandier und seinen Mitschuldigen den Prozeß zu machen, und zwar nicht nur wegen Zauberei und eingegangenen Bundes mit dem Teufel, sondern auch wegen aller andern Verbrechen, die ihm zur Last gelegt werden konnten, doch mit Ausschluß des Endurtheils; und solle er sich dabei weder einigen Widerspruch, noch Protestiren und Appelliren, es sei woher oder wohin es wolle, gefallen lassen, noch davon irren oder aufhalten lassen, vielmehr solle ihm frei stehen und er befugt sein, den besagten Grandier und seine Mitschuldigen arretiren und in sichern Gewahrsam bringen zu lassen, wobei zugleich allen Befehlshabern der Marechaussee und männiglich befohlen wurde, die Anordnungen des Commissairs nöthigenfalls mit gewaffneter Hand zu unterstützen.

Ein Lächeln des Wohlgefallens auf den Gesichtern steigerte sich bei der Vorlesung zu einer

vollkommenen Freude. Aller Augen glänzten und blickten mit Bewunderung auf den Mann, welchem dieſe Macht übertragen war, und welcher den Einfluß beſaß, ſich dieſelbe zu verſchaffen.

„Was bedarf es dann noch,“ rief Menuau, „dieſer Heimlichkeit! Mit dieſer Schrift in der Hand und wir können offen auftreten. Er iſt vernichtet.“

Man erwartete eine Antwort aus dem Munde des großen Mannes, auf dem Aller Augen ruhten. Aber Laubardemont fand es angemeſſener nicht ſelbſt zu ſprechen. Er winkte mit der Hand dem Canonicus Mignon: „Erklären Sie es den Herren.“

„Dieſe Heimlichkeit iſt noch immer nöthig,“ erklärte Mignon, „um der Sache Gottes einen ſchnellen und entſcheidenden Sieg zu verſchaffen. Denn lehrt uns nicht die Vorgeſchichte unſeres Prozeſſes, welche Macht der Teufel übte, um ſeinen geliebteſten Diener, das Werkzeug, das er ſich erkoren hatte, um auf Erden ſein Reich zu erweitern, aus den Händen der Gerechtigkeit loszureißen? Wie oft hatten wir ihn ſchon verſtrickt,

überführt, das Schwert schwebte über seinem Haupte, und durch irgend einen Fehlgriff, ein Zaudern, eine falsche Rücksicht, eine Plauderei, entging er uns wieder. Bedenken Sie, meine Herren, daß wir nicht für uns, daß wir für den Frieden Gottes auf Erden handeln, und er wies uns auf die Klugheit der Schlangen, um sein Reich zu fördern. Deshalb haben wir Duthibaut diesmal ausgeschlossen: seine Heftigkeit konnte Alles verderben. Deshalb darf kein weibliches Ohr, wie nahe, theuer die Besitzerin uns auch sei, davon wissen. Denn unzweifelhaft hat der Böse wicht durch seine teuflische Macht über alle Frauenherzen, unserm Verstande in unbegreiflicher Weise, bisher alle unsere Rathschläge erfahren und ist ihnen zuvorgekommen.«

»Aber, mein Gott,« rief Trinquant, »alles dies zugegeben, welchen deus ex machina konnte er gegen die klare Schrift aufrufen!«

»Aber einen Diabolus ex machina,« entgegnete Mignon. »Kennen Sie die Teufel in allen Gestalten, Herr Procurator? Meine Kenntniß reicht nicht so weit. Kann er nicht das Dach auf-

Mehr als im Aeußern mag mit der Lösung Norwegens von Dänemark, im Innern eine Umgestaltung vorgegangen sein. — Die Lust, jetzt ein selbstständiges Reich zu bilden, spricht sich als ein edler Stolz aus. Die Verfassung kann nirgends eifrigere Freunde zählen, als in diesem Stande. Man spricht gern davon, sie bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen. Das Selbstgefühl erscheint wohlthuend, weil alles hier noch frisch ist, voller Keime zur Entwikkelung, und nirgends verhärtete Eitelkeit beleidigt. Treuherzigkeit und Wohlwollen erfreuten uns nicht minder, als der Sinn für Bildung, oder die Bildung selbst, vorherrschend bei diesem Militair. Als ich um Mitternacht vor der Abreise aus Drontheim noch Einiges in mein Tagebuch nachtrug, störte mich im Nebenzimmer ein lebhafter Wortwechsel auf. Aus dem Dampfen der Pfeifen, dem Klimpern der Gläser und den mathematischen Zahlen, hörte ich mit einem Male den Namen Fiesko und Schiller herausklingen. Wer hätte nun einem Deutschen Literaten das Horchen verargt. Man stritt über die Auffassung der Geschichte in Schillers Trauerspiel. Ein Kapitain versicherte uns auf dem

decken, während wir das Haus umſtellt haben, als ein feuriger Drache hinunter fahren, und ſeinen geliebten Zögling durch die Wolken entführen?«

»Auf die Gefahr hin will ich es wagen,« entgegnete Trinquant.

»Oder wenn nicht als Drache,« lächelte Menau, »was ein unangenehmes Aufſehn machen würde, als ein ſchönes Weib.«

»Unnütze Bedenken, er weiß nichts und ahnt nichts. Auf der Stelle mit der Marechauſſee vor ſein Haus gezogen, ihn im warmen Neſt überfallen, aus dem Bette, oder aus dem Arme ſeiner Köchin geriſſen und ins Gefängniß geworfen. Wir bemächtigen uns aller ſeiner Papiere, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir nichts von Teufeleien darin fänden!«

Alle ſahen auf den großen Mann, in Erwartung, daß er dem vernünftigen Vorſchlage beiſtimme. Laubardemont aber wies abermals mit dem Finger auf Mignon: »Sagen Sie den Herren, weshalb es nicht unſer Wille iſt.«

»In der Nacht ihn überfallen, hieße unſerer

guten Sache einen ſchlechten Schein geben,“ ſagte der Canonicus. „Bei dem Anſehn, das er ſich erworben, bei dem großen Anhang, den er hat, kommt Alles darauf an, durch einen augenfälligen Schlag ihn in der öffentlichen Achtung zu vernichten. Eine Klage wider ihn haben wir diesmal nicht, noch würde ſie uns jetzt von Nutzen ſein. Es iſt weit wichtiger, daß das ganze Verfahren vor dem Publicum den Anſtrich gewinnt, als gehe es unmittelbar vom Könige aus. Im Namen des Monarchen muß er vor allem Volke als Zauberer ergriffen werden. Das wird ſeine Wirkung nicht verfehlen. Morgen wenn zur Frühmette geläutet wird. Ueber das wie wird der Herr Staatsrath beſchließen. Im ſelben Augenblick, wo wir ihn, ergreifen wir auch ſeine Papiere. Wenn er keinen Wink bis dahin erhält, iſt es ſo gut, als geſchehe es jetzt. Es kommt nur darauf an, daß wir die tiefſte Verſchwiegenheit bis dahin beobachten. Bedarf es dazu eines Schwurs unter uns?“

Laubardemont ſah mit ſeinem nichtsſagenden Lächeln beiſtimmend auf die Andern.

„Es frägt ſich nur, wem der Verhaftsbefehl aufzutragen iſt,“ ſprach Menuau.

„Alle Formen müſſen dabei beobachtet werden,“ fiel Mignon ein. „Mehr als in jedem andern Falle, meine Herren. Das Publicum ſieht uns ſcharf auf die Finger. Täuſchen wir uns nicht, wir haben es nicht allein mit dem Zauberer, ſondern auch mit der öffentlichen Meinung zu thun!“

„Was iſt das!“ ſagte höhniſch der Staatsrath.

„Gnädigſter Herr, es iſt das Gift der freien Rede, die den Glauben verdirbt. Ein furchtbares Uebel, aber ein Uebel, über das kein Gewalthaber ſich hinwegſetzt. Er darf es nicht bekämpfen, er muß es zu bearbeiten verſuchen. Es iſt das Gift des Zweifels an unſern guten Abſichten, ausgeſtreut durch den Zauberer, genährt und gepflanzt durch die vielen Huguenotten in dieſer Stadt. Durch dieſe ketzeriſchen Einflüſſe iſt die öffentliche Meinung in Loudun wider uns. Die Spötter haben das Oberwaſſer. Den Spott kann man wohl ſtrafen, aber nicht verbieten. Dagegen kön-

nen wir nur ſiegen durch die ſtrengſte Beachtung des Rechtsganges. Ihm muß Alles bewieſen, er muß überführt werden.«

»Gewiß,« rief Menuau, »das ſchließt aber nicht aus, daß wir uns aller der Mittel bedienen, welche das Commiſſorium dem Herrn Staatsrath in die Hand giebt.«

»Unbedenklich,« ſagte Mignon und Trinquant fügte hinzu:

»Seine Haft muß die allerſtrengſte ſein. Während derſelben wird das Monitorium von den Kanzeln doch Zeugen aufrufen, welche beſſer beſtehen, als die in den früheren Prozeſſen.«

»Wir laſſen keine zu,« fiel Menuau ein, »die wir nicht früher geprüft und feſt gefunden haben.«

»Auch,« murmelte Mignon, »bearbeiten wir unſerſeits die armen Beſeſſenen jetzt in einer Art, daß die Teufel uns endlich Rede ſtehn werden.«

»Vortrefflich!« ſagte Menuau. »Es fragt ſich nur, wer ſoll ihn verhaften? Der Polizeilieutenant?«

»Nimmermehr!« riefen Alle einſtimmig.

»Der Criminallieutenant.«

„Er iſt ein eigenſinniger Mann, und glaubt nicht daran.“

„Der Bailli!“

„Die Sache wäre verloren.“

Man berathſchlagte über einen Nebenpunkt, an den die Verſchwornen nicht gedacht, und der manches Bedenkliche hatte. Der Präſident Barot konnte allenfalls kraft der Commiſſionsvollmacht dieſen Auftrag ſelbſt ausführen. Aber es verſtieß gegen ſeine Würde und hätte, bei ſeiner nahen Betheiligung an der Sache, einen gehäſſigen Anſchein gegeben. Man ſchlug einen anweſenden Edelmann Memin de Sillay vor, der in einem Theil der Stadt eine Art Gerichtsbarkeit hatte. Mignon war auch dagegen:

„Keiner von uns! Es muß ein ganz — wenigſtens in den Augen des Publicums unbetheiligter Mann ſein, ein unbeſcholtener Gerichtsbeamte, auf deſſen Gewiſſenhaftigkeit und Verſchwiegenheit wir uns zugleich verlaſſen können.“

Trinquant flüſterte Mignon einen Namen zu.

„Herrlich!“ rief dieſer. „Guilhaume Aubin Herr de la Grange, unſers Freundes Trinquant

Schwiegersohn. Er bekleidet jetzt die Prevotlieutenantsstelle. Das ist der Mann.“

Niemand hatte etwas gegen ihn einzuwenden, und Trinquant sagte mit einem boshaften Blicke: „Ich glaube mein Schwiegersohn wird das Geschäft nicht ungern übernehmen.“ Er entfernte sich vor den Andern, auf deren Gesichtern ein stilles Lächeln bei der Versicherung des Procurators schwebte.

Auch Laubardemont nickte gnädig den Andern zu, ein Zeichen, daß er sie entlasse. Er war müde und verbarg es nicht. Zu Mignon sagte er: „Verlassen Sie sich darauf, ich bin Morgen dabei.“

Der Präsident Barot hatte wenig in der Versammlung gesprochen. Ein Mann, der gewohnt ist in seinem Kreise der erste zu sein, findet sich unbehaglich, wenn er in einem andern Kreise einen anderen diese Rolle spielen sieht. Vielleicht drückte den Präsidenten noch etwas anderes.

„Die angesehenen Einwohner der Stadt werden es Euer Excellenz nie genug danken können,

daß Sie Ihre viel beſchäftigte Zeit unſerer Sicherheit opferten.«

»Ich komme nicht darum allein.«

»Daß Sie unſer Wohl aber Ihr erſtes Geſchäft ſein ließen, wo die Vaterliebe für einen edlen Sohn Ihre erſten Gefühle in Anſpruch nahm, bürgt uns für den wohlwollenden Geiſt, mit dem Sie kommen. Möchten Sie von morgen an mein Haus wie das Ihre betrachten.«

»Wie das! Wollen Sie Ihr Haus verkaufen? Man ſagt, Sie wollen nach Paris ziehen.«

»Mein gnädigſter Herr,« ſtotterte der Präſident, »das iſt ein Irrthum!«

»Irrthümer ſind ſehr gefährlich, Herr Präſident — ſehr gefährlich, wenn man ſich nicht bald verſtändigt« —

»Excellenz — ich glaube — ich weiß — ich hoffe —«

»Daß wir uns verſtändigen werden. Gute Nacht«

Die Gattin Guilhaume Aubins, des Herrn de la Grauge, war eine große, schöne Frau. Sie war noch jung, aber die erste Blüthe war von ihren blassen Wangen entwichen. Statt dieser Frische lagerte ein eigener Zauber auf den ernsten Zügen, war es ein Zauber des Schmerzes, des Stolzes, der Bitterkeit oder der Entsagung, ein Etwas, das Wüstlinge vielleicht zurückscheucht, Andere aber dafür desto ernster fesselt. Ihr schwarzes Lockenhaar, ihr dunkles Auge glänzten noch dunkler, vielleicht unheimlich für den, der sie jetzt an der Wiege ihres kranken Kindes beim matten Schein einer Nachtlampe sah.

Sie ist nur eine vorübergehende Erscheinung in unserm schon von so vielen Gestalten, die einst gelebt hatten, bewegten Gemälde. Wir können nur eine kurze Stunde in der Nacht bei ihr verweilen.

Sie war Mutter und hatte ein krankes Kind; aber der Arzt hatte seine Genesung versprochen. Der Schmerz, der unter diesen schönen Augen Ringel gezogen, war älter. Sie war die Gattin eines geachteten Mannes; aber sie achtete nicht

dieſen Mann. Das wenigſtens ſchien der gleichgültige Blick auszuſprechen, den ſie dem Herrn de la Grange ſchenkte, als derſelbe jetzt eintrat. Sie reichte ihm ihre Hand; ſie war kalt und unbewegt. Er drückte ſie mit einer Heftigkeit an die Lippen, welche von einer tiefen, inneren Bewegung zeugte.

„Muthig, Herr de la Grange,“ ſagte ſie. „Der Arzt verſichert, die Kriſis iſt vorüber. Morgen hofft er, iſt unſer Glück gerettet.“

Der Gatte antwortete: „Ich hoffe auch.“

„Sie ſind vielleicht dem Arzte begegnet.“

„Ich bringe den Arzt mit. Unſer Kind, ich weiß es, iſt gerettet. Ob unſer Glück, ob Du mir gerettet biſt, Marguerite, das hängt von dieſer Stunde ab.“

„La Grange,“ ſprach die Gattin, ruhig ſeine Hand faſſend, „wozu dieſe immer erneute Gemüthsaufregung, welche Sie aufzehrt. Zwiſchen uns kann keine andere Veränderung eintreten, als welche die Zeit mit ſich bringt. Wir haben uns nichts Neues zu ſagen, wir kennen uns, und ſind ehrlich gegen einander. Es iſt ein trauriger Bund,

wo Liebe und Achtung nur auf einer Seite ſind. Laſſen Sie uns unſere Kräfte ſparen, um wenigſtens vor der Welt dieſe Wunden zu verbergen. Laſſen Sie uns allein leben für unſer Kind. Für das müſſen wir, wenn es groß geworden, uns anſtrengen, glückliche Gatten zu ſcheinen, damit es keinen Blick thut, der arme Knabe, in die finſtere Kluft. Vielleicht, wenn unſere Haare grau wurden, unſere Geſichter mit Runzeln gefurcht, wird uns die ſchwere Aufgabe leichter werden. Das kommt wohl früher als wir vermuthen.«

»Herrliches Weib!« rief der Gatte. »Und daß Du ſo ſprechen mußt, daß die Pracht Gottes in dieſen ſterblichen Leib gelegt, nur auf die Verkümmerung ihrer Schönheit, auf die Hinfälligkeit des Alters hofft. Du berufen zu glänzen, dieſe andern ſtolzen Weiber zu überſtrahlen, mit dieſer großen Seele, die die Lüge als die ärgſte Sünde haßt, Du, die ſo —«

»Still, la Grange, unſer Kind könnte erwachen. Sie wiſſen, was ich Ihnen mitbrachte, was ich Ihnen gab, fordern Sie nicht mehr. Ich habe nur Einen geliebt, ich werde keinen Andern wie-

Kisten, wo die Vegetation ringsum erstorben, er lese jedes Jahr sämmtliche Schillerschen Tragödien durch, dies sei ihm zum Bedürfniß geworden; aber auch Göthes Egmont und Götz von Berlichingen seinen vortreffliche Stücke!

In Christiania ließ uns der Zufall einem kleinen Maneuvre, veranstaltet von der, freilich nur 700 Mann starken Besatzung beiwohnen. Das Tirailliren ging munter vor sich, und bald knallte man uns so um die Ohren, daß wir vor Pulverdampf wenig von den größeren Bewegungen sahen. Zwei Batterien, die aber seltsamer Weise tief im Thale gegen eine Höhe aufgeworfen waren — vermuthlich nur zur Ersparung des Terrains — wurden von den muthigen Jägern genommen. Das Schauspiel, so oft ein Lüftchen den Pulverdampf stellenweis verwehete, war weit reizender als alle Wouvermannschen Schlachtgemälde, in dem zum Hintergrunde die silberne Bay von Christiania aus dem Qualm vortauchte. Bezeichnend war auch die Höflichkeit, mit welcher die oberen Officiere und Polizeibeamten das Publicum ersuchten, den nöthigen Platz zu machen. Von dem Bataillon der Schneeschuhtirailleure in Drontheim konnten wir keine

der lieben. Ich gab ihm, was ich beſaß, ich liebe ihn noch, ich könnte ihm — o allmächtige Jungfrau, bewahre die Mutter vor dem Frevel! Genug, Herr de la Grange, Sie waren mit dem, was ich Ihnen geben konnte, zufrieden, Sie nahmen Trinquants Tochter wie das abgelegte Kleid eines glücklichern Mannes, weil es Ihnen in Ihrer Verzückung noch glänzend und zu koſtbar ſchien, um es fortzuwerfen.“

„Nein, Marguerite,“ unterbrach er ſie, „ich empfing es mit Bewunderung. Ja, es war Sinnentaumel, als ich zitternd um Deine Hand flehte, und die Läſterzungen umſchwirrten Deinen Ruf. Aber als Du in jener Stunde ſo hoch vor mir ſtandſt, zu mir ſprachſt, wie eine Göttin, die ſich herablaßt, einen Sterblichen ihres Vertrauens zu würdigen, als Du den geheimnißvollen Schleier fortzogſt und ſagteſt: So bin ich! da ſank ich vor Staunen nieder, ich wollte Deine Knie umfaſſen, meine heiße Lippen auf Deine Fußſpitzen drücken. Wie eine allmächtige, eine ungewohnte Gottheit, die ſich auf die Erde verirrt hat, ſtandſt Du vor mir im Kleide der Reinheit und Schönheit —

mein Herz pulste von nie gefühlten Wonneschlägen, einen solchen Schatz mein nennen zu dürfen, ich glaubte es noch nicht —«

»Und jetzt sind diese Wonneschauer vorüber. Ich bin Ihre Gattin, Hausfrau, Mutter, ein Weib wie andere. Die Zeit hat das, was die Welt einen Fehltritt nennt, über die vielen neuen Fehltritte vergessen, welche den bunten Teppich unseres Lebens bilden. Man sagt, ich sei auch eine gute, gewissenhafte, treue Frau. Es ist gut für Sie, La Grange, daß die Welt so denkt. Ich aber habe nicht vergessen, ich denke daran täglich, stündlich, ich lebe von der Erinnerung an mein Glück, ich will sie in mein stilles Grab mitnehmen. — Armer Mann, auch da ist kein Platz für Sie. Richten Sie sich auf, La Grange, suchen Sie wenigstens die Achtung der Welt sich zu erringen. Was ist ein Mann, der ewig in Entzückungen taumelt, und um einen Gegenstand, der die Gefühle nie erwiedert.«

La Grange hielt die Hand vor's Gesicht: »Und doch, Marguerite! Die Kluft ist furchtbar. Nie, ich weiß es, vermag ich sie zu füllen. Wüßte

ich, Du wärſt nicht die treue Gattin, die Du biſt, Du gehorteſt ihm noch ganz an, wie damals, dem Furchtbaren, hinter meinem Rücken koſteſt Du mit ihm, und entwürfeſt ſchwarze Plane zu meinem Verderben; auch dann, Marguerite, legte ich ruhig mein Haupt in Deinen Schooß, in den Schooß meiner Delila, meiner Jael und Judith. Es wäre ein ſeliger Tod, von Deinen Händen ſterben. Es iſt Verzauberung, Marguerite, ich bin es mir bewußt, daß ich in Deiner kalten Umarmung immer zu neuer Gluth erwarme. Unheimliche Mächte beherrſchen mich zu meinem Unglück, wie ſie den Furchtbaren umſchweben, daß alle Frauen vor dem Blick ſeines Auges hinſinken. Ich lobe es nicht, aber ich kann's nicht ändern. Ich weiß, Deine Liebe kann ich nie gewinnen, aber ich werbe um Anderes.«

»Laſſen Sie uns aufhören. Was helfen Worte.«

»Vielleicht Thaten. Noch ſehe ich Deinen Blick, Marguerite, als ich nach Deinem beſeligenden Ja aufſprang und in Deinen Augen lag halb Verwunderung, halb Schreck, ein Zug von Ver-

achtung spielte um Deine Lippen. Sprich es aus, Marguerite, so offen, klar, wie jenes Geständniß, daß Du mich verachtest.«

Sie schwieg eine Weile: »Wär' ich ein Mann, ich hätte anders gehandelt, Herr de la Grange! — Ich liebte Sie um meinetwillen, um des Vaters meines Kindes willen, lassen Sie uns davon abbrechen.«

»Du bleibst noch!« rief er mit halb strengem Ton, als sie gehen wollte. »Ich gebe die Hoffnung nicht auf, einst noch Deine Achtung zu erwecken.«

»Ich wußte es zu schätzen, daß Sie die Anträge seiner Feinde zurückwiesen.«

»Pfui, ein Complott! Marguerite, aber wenn die Wuth meiner wieder Herr geworden, wenn ich an ihm, dem Verderber, dem Verführer, dem Räuber meines Glückes, ihm, dem Störer, der nächtlich, täglich, zwischen mich und dich tritt, dessen Bild unsichtbar an allen Wänden meines Hauses hängt; an den Dielen ist es befestigt, wenn Du vor dich hinstarrst, vielleicht auf dem Gesicht meines Kindes, wenn Du es liebäugelnd betrachtest,

wie, wenn ich geschüttelt von den Teufeln der Eifersucht, ihm, dem Erzteufel, das Messer in die Brust bohrte.«

Sie athmete erschreckt auf, ihr Auge glänzte: »La Grange, ich würde dich hassen, aber ich glaube nicht, daß ich dich mehr verachtete.«

Er schien zu schwelgen in der Purpurröthe, die mit der Blässe auf ihrem Antlitz wechselte, er sah mit der Lüsternheit eines Verliebten auf die Schläge, die ihre Brust hoben.

»Das Messer ist geschliffen, sprach er tonlos. Man hat es mir in die Hand gedrückt. Ich kann mich rächen; in wenig Stunden ist es geschehen.«

Sie stieß einen unterdrückten Schrei aus. Ihr Auge haftete an ihm, wie an einer Erscheinung, an deren Wirklichkeit der Aufwachende noch zweifelt.

»So spät noch!«

»Die Rache schmeckt um so süßer.«

Sie fragte ihn nicht nach dem Messer, wie scharf es sei, nicht wer es ihm in die Hand gedrückt; sie fragte nur: »Wirst du ihn ermorden?«

Er antwortete: „Nein!“ und ſtand auf.

Sie athmete wieder tief auf, ſie fuhr über ihre Stirn, und dann verfolgte ſie ängſtlich die Schritte, die Bewegungen, die Blicke des Gatten, der ihr zum erſten Mal im Leben nicht gleichgültig war.

„Ich bin entſchloſſen das Meſſer fortzuwerfen, und wenn es dann ein anderer ergriffe, um es in meine Bruſt zu ſtoßen.“

Sie ſaßen neben einander; traulich hätte Jemand ſagen können, der ſie durch die Thürritze belauſchte; ſie hingebeugt, ſeine Hand faſſend, jeden Laut aus ſeinem Munde verſchlingend.

„Täuſchen wir uns nicht, ſchloß er, diesmal iſt ſein Verderben gewiß. Der Cardinal ergreift nie eine ernſte Maßregel, die er nicht durchführt. Es iſt alles heimlich vorbereitet. Nur die Engel des Himmels, mit denen er keinen Verkehr hat, könnten ihm Nachricht zuflüſtern. Iſt er aber ein Mal gefangen, nach Angers abgeführt, ſo iſt er verloren. Die Kerkerthüren öffnen ihm ſich erſt wieder, um zum ſchimpflichen Tode abgeführt zu werden. Flucht, allein Flucht, und noch in dieſer

Nacht, kann ihn erretten. Wer ihm die Nachricht brächte, würde sein Engel.«

»Guilhaume Aubin! sprach sie. Wer soll ihm die Nachricht bringen?«

»Ich bin der Diener des Königs.«

»Auch wenn Jemand aus deinem Hause es wagte, würde es auf dich zurückfallen.«

»Ich würde die Folgen zu tragen wissen.«

»Die gesetzlichen. Aber auch den Zorn des Cardinals.«

»Auch den, Marguerite.«

»Er zürnt furchtbar. Jahre lang grollt er, und wartet auf die Gelegenheit um seine Feinde auf die Bastille, vielleicht — auf das Schaffot zu schicken.«

»Ich glaube, mein Weib würde mich achten, wenn ich darum mein Haupt unerschrocken unter das Beil legte.«

»Und Du würdest Deinem Weibe nicht zürnen, wenn sie selbst — «

»Der Diener des Königs darf nichts wissen, was gegen des Königs Befehl ist. Handle jeder, wozu ihn seine Ueberzeugung treibt. Ich bin

müde, Marguerite. Mein Dienſt fordert, daß ich morgen früh aufſtehe. Bleibe Du noch bei dem Kinde, wenn es Dir nöthig ſcheint. Gute Nacht.«

Er ſtand auf, aber ſie lag zu ſeinen Füßen; ſie hatte ſeine Hand gefaßt und preßte ſie an ihre Lippen und netzte ſie mit ihren Thränen. Das Wort »Engel« hauchte von den Lippen der Frau.

Nie war Guilhaume Aubin de la Grange ſo aufgeregt in ſeine Schlafkammer getreten. Er ſah ſich im Spiegel, und es ſchien ihm, er ſei ein anderer geworden. Er warf ſich wie Einer, dem eine Laſt vom Herzen iſt, wie ein Mann nach einer guten That in den Armſtuhl.

»Einen Engel nannte ſie mich!« — flüſterte er; aber ſeine Stirn zog ſich unmerklich in Runzeln. »Und doch iſt etwas Teufliſches dabei. Wenn er flieht, verfolgt, geläſtert, und in der Fremde verkümmert, dann iſt er ja nicht mehr gefährlich. Auf dem Schaffot lebte er als Heiliger und Märtyrer fort.«

Durch die stürmische kalte Nacht schlich in einen kurzen Mantel gehüllt, die Kappe über den Kopf geschlagen, eine Frau durch enge Quergassen dem Platz zu, auf welchem die Wohnhäuser oder Residenzen der Domherrn stehen. Solche einsame, nächtliche Fußgängerinnen waren um diese Zeit nichts ungewöhnliches in jener Gegend. Der Bürger, der etwa noch in der Hausthür stand, trat, wenn sie vorüber schlüpften, in den dunklen Flur zurück, aber er steckte lächelnd den Kopf hinaus, um zu sehen, wessen Domherrn Thüre auf das leise Klopfen sich öffnete, und wo die flüchtige Erscheinung verschwinden werde.

Eine Stunde darauf ist uns ein Blick in Urbans Wohnung vergönnt. Die einsame Frau, welche vor einer Stunde an seine Thür gepocht, war noch in seinem Zimmer, aber ihr Gespräch war kein süßes Gekose der Liebe gewesen, so verführerisch schön die Frau in ihrem Schmerze, so lockend dazu das stille, warme Zimmer schien. Die röthliche Flamme der Studirlampe auf dem Tische zeigte verweinte Augen in ihrem Gesicht,

und in dem des Prieſters ernſte, wehmüthig feierliche Züge.

Sie lehnte ſich ſchluchzend an die Kiſſen des Ruhebettes: „Sonſt hörteſt Du auf meine Bitten.“

„Das Sonſt und Jetzt! ſprach er vor ſich ſinnend. Ein Liebender hätte nicht in dem Ton geſprochen. Ich ward ein anderer Mann, Marguerite.“

„Und ich blieb die ich Dir war! rief ſie mit einer Beimiſchung von Bitterkeit. Das iſt mein Fluch!“

„Du biſt Gattin, Mutter!“

„Grauſamer! Trinquants Tochter, die Tochter Deines Feindes, die reichte einem andern Mann die Hand, Marguerite vergaß nie ihren Schwur, im Angeſicht des Himmels, in jener Sternennacht. Wie ich auch kämpfte, Dein Andenken zurückzudrängen, immer mächtiger, allmächtig drängte ſich Dein Bild vor. Wie eine Schlange hielteſt Du mich gefaßt und nun —“

Er faßte nicht ihre Hand, die ſie ihm hinhielt. Betend die Hände vor ſich haltend, ſah er

nähere Nachricht einzuziehen, als sie Capell-Brook in dem erwähnten Buche mittheilt. Von dem furchtbar langen Ganginstrumenten, die man mit Unrecht Schrittschuh nennen würde, sahen wir zwar Exemplare, doch erklärlicher Weise nicht ihren Gebrauch, da sie nur bei hohem und schon festem Schnee anwendbar sind.

Die Expedition nach dem Kiölen in Garneß bestand aus allen Truppengattungen, denen sich auch Civilisten angeschlossen. Außer dem Gouverneur von Drontheim ein Obristlieutenant von den reitenden Jägern, ein Husaren-Rittmeister und mehrere Officiere, welche die Infanterie und Artillerie repräsentirten. Dazu kam ein Kammerrath aus der Stadt, der Pfarrer von Stordalen und endlich der bekannte Mineralog, Herr Professor Esmark aus Christiania. Letzterer fand es bequem, eine mineralogische Exkursion nach den noch ungemessenen, ja fast noch unbetretenen, Höhen des Gränzgebirges in Gesellschaft dieser amtlichen Commission mitzumachen. Die meisten Herren waren übrigens eben sowohl Inspicienten als Mitentreprenneurs der neuen Straße.

Bis eine solche Suite, wenn gleich eine militairische, aufbrach, vergingen etwas mehr Zeit

es nicht: »Marguerite, ich bin ein Sünder vor dem Herrn, aber seine Barmherzigkeit ist groß!«

»So versuche ihn nicht, jetzt nicht, wo er mich als Bote seiner Gnade zu Dir sendet. Urban, theurer, lieber Mann, benutze die kostbaren Augenblicke, entfliehe! Hier ist mein Schmuck, wenn Du der Mittel bedarfst. Einen Hafen der Bretagne, oder Bordeaux erreichst Du noch, während deine Freunde falsche Gerüchte ausſprengen. In einer andern Richtung sollen sie Dich verfolgen. Seine Barmherzigkeit ist groß. Bist Du ein Sünder, mache Dich ihrer würdig, aber dazu gehört Zeit, Buße. Nicht im Kerker, frei in einem fremden Lande.«

Er war aufgestanden: »Ich fliehe nicht! Seine Engel haben schon zu mir gesprochen, ich habe im Donner seines Zorns seine Stimme gehört. Diese Welt und ihre Schönheit, ihre Lust und ihre Wonne hat er mir zu kosten gegeben, mehr als Einem — nun wohlan, wen er so in der Lust würdigte, der darf, wenn er Schmerzen sendet, nicht wanken.«

„Sie wollen Dir an's Leben. Sie tödten, ſie martern Dich — “

„Ich kenne meine Feinde!“

„O wärſt Du ein Zauberer, wie ſie Dich verſchrieen, daß Du die Ketten ſprengteſt, die Mauern niederſänken, daß er Dich, der Mächtige, auf Feuerſäulen entführte — dann — “

„Würdeſt Du nicht zuſammen ſchaudern?“

„Allbarmherzigſte Himmelskönigin, ich glaube, ich jauchzte auf.“

„Ueber den Sieg der Hölle, Marguerite! Rede nicht ſo, armes, bethörtes Weib. Der Schöpfer ſezte uns auf die Erde, um mit den Dämonen zu ringen, die in ihren Elementen weben und ſchaffen und unſern Sinn bethören. Das Leben iſt, es ſoll ein ewiger Kampf ſein; aber wehe dem, der im voraus ſpricht: ich bin zu ſchwach, ich will mich ihnen ergeben. Nur durch den Kampf erringen wir die Seeligkeit. Den Feigen öffnen ſich nicht die Thore ſeines himmliſchen Reiches. Der Kampf iſt mannigfach, Marguerite. Auf verſchiedene Poſten ſtellte uns der Herr. Der muß mit Anfechtungen ringen, ſein Leben

hindurch; ein anderer darf die kleinen Sünden des Blutes wie Mückenſtiche in einer heißen Schlacht verachten, denn der Herr würdigte ihn mit größeren Feinden zu ſtreiten. Mein Kampfplatz iſt entfernt von Eurem. Meine Dämonen ſind Giganten. Ich brauche andere Kraft. Hilft mir der Herr, ich hoffe zu beſtehen. Ich fliehe nicht.«

»Dein Sterben iſt mein Tod; ich fühle es, Urban. Es giebt keine Seeligkeit für mich auf Erden. Gebiete mir, du mächtiger Herr, dem meine Seele dient, wie ſoll ich ſterben? Gift, Waſſer, Dolch — ich gehorche Dir auf's Wort. Sollſt Du brennen, ich ſtürze mich mit Dir in die Flamme.«

»Damit meine Feinde zum Volke rufen: Seht er iſt ein Zauberer. Wer kann nun noch zweifeln! So hat er die armen Seelen ſeiner Geliebten in ſeine hölliſchen Bande verſtrickt, daß ſie freiwillig für ihn ſich opfern.«

»Du biſt mein Gebieter, Du allein. Was Du ſprichſt, iſt mein Gebot. Das Reden der Leute kümmert mich nicht.«

„Bin ich es noch, so gelobe mir zu gehorchen.“

„Ich gelobe.“

„Du lebst weiter Muthig, armes Weib, des Himmels Gnade ist groß, auch auf dieser Erde schon. Wer nur einen dürstenden Sinn hat danach, auf den träufelt sein Balsam herab. Ich war zu durstig, zu brennend war mein Verlangen. Du hast ja nur Einen geliebt. Nun wird er Dir entrissen; war er es aber Dir nicht schon längst? Du mochtest es ertragen. Der Gott der Gnade gewährte Dir mancherlei, und Du willst es schnöde von Dir weisen? Die Lästerzungen sind verstummt, ein Gatte, der Dich anbetet, streut Blumen auf Deinen Weg, ein holder Knabe streckt nach der schönen Mutter bittend seine Arme aus — vor Dir ist die Zukunft klar. Und um der einen Wolke willen, die über den sonnenhellen Aether zieht, um bald zu verschwinden, sagst Du, Du könnest das Leben nicht ertragen! Ich gebiete Dir, Marguerite, als Dein Bote des Heils, Du sollst Dich rüsten zum Kampf. Stehe auf!“

Nach einer Weile, während sie noch vor ihm

lag, fuhr er mit anderer, weicherer Stimme fort: „Ich bitte Dich darum. Mein Kampf wird leichter. Er wäre sehr schwer, wenn der Herr mich fragte, wo ließest Du Marguerite?“

Sie drückte einen langen Kuß auf seine Hand: „Du gebietest, Du bittest. Ich habe keinen Willen gegen Dich.“

Er legte segnend seine Hände auf ihren Scheitel.

„Eine Bitte habe ich aber noch,“ lispelte sie.

„Sie ist im voraus gewährt.“

„Wenn das ärgste kommt, wenn Du Deinen letzten Gang antrittst, den Trost mir, Urban, denke an mich! O wäre der letzte Blick, der letzte Seufzer, der letzte Gedanke an mich. Dann, Urban, dann wollte ich muthig leben; denn Du lebst mit mir.“

Der Priester entfärbte sich. Sie sah nicht den zitternden Blick. Rasch hob er sie auf, und drückte einen Kuß auf ihre Stirn: „Ich gedenke Dein, Marguerite. — Wann ist die Stunde?“

„Morgen, wenn Du zur Frühmette gehst.“

„Sie sollen mich bereit finden. Nun eile,

ehe der Morgen graut, Marguerite. Der Bäcker drüben öffnet früh seinen Laden. Nicht um Dich um mich, Geliebte. Die Späheraugen sind früh wach, der letzte Tag meiner Freiheit darf den Lästerern keinen neuen Stoff geben.«

Er ergriff selbst die Lampe sie die enge Treppe hinunter zu leuchten. Margot, die am Geländer stand, wies er mit einem stummen Wink zurück. Er verhüllte an der Hausthür sorgfältig das schöne Weib, das in ihrer Aufregung die Kappe nur leicht übergeworfen hatte.

»Ein erster Windstoß konnte Dich verrathen.«

»Wirst Du Dich auch so gegen Deine Feinde verwahren?«

»Mein Leben ist Kampf. Nimm den Trost mit; ich werde mich gegen sie vertheidigen mit allen Waffen, die das Gesetz und lange Erfahrung mir bieten. Schritt für Schritt, auch auf dem letzten noch will ich muthig sein.«

»So hoffst Du auf Sieg?«

»Ein Feiger nur giebt die Hoffnung auf, und Gottes Macht ist groß.«

„Sieg!“ rief sie, und stürzte sich zum letzten Male an seine Brust. *)

Muthig sah der Priester Urban nicht aus, als er wieder in seinem Zimmer stand.

„Ich sah den Sturm voraus, ich glaubte ihm eine trotzige Stirn bieten zu können. Warum nun nicht? — Weil ich das arme Weib mit einer Lüge entließ? — Diese Lüge war eine Wohlthat. Die Wahrheit hätte sie vernichtet. — Das ist es nicht. — Allmächtiger Schöpfer dieser tausend Freuden, ich glaubte darum gerechtfertigt vor Dir erscheinen zu können. Die Blumen, die ich auf Deiner Wiese knickte, würden mich nicht verklagen. Aber diese klagt und schreit laut in ihrem stummen Jammer.

*) „Der Lieutenant des Prevot, Guillaume Aubin, Herr de la Grange, gehörte nicht zum Complott, und ließ daher im Geheim eine Nachricht von seinem Auftrage an Grandier ergehen. Allein dieser ließ ihm zwar für seine Großmuth herzlich danken, allein auch dabei versichern, er vertraue auf seine Unschuld und auf Gottes Barmherzigkeit und würde keinen Schritt aus der Stadt thun.“

Ich zertrat sie herzlos. Ein Prachtwerk der Natur, durchhaucht von Deinem Geist, und nur in übermütiger Spielerei habe ich sie geopfert meiner Eitelkeit! Sie hat ein Recht. Ihr Genius wird als mein Ankläger vor Deinem Thron erscheinen. Ich kann mich nicht damit vertheidigen, daß ihre sehnenden Blicke mir begegneten; ich fühlte nichts als den Kitzel der Lust, daß das schönste Weib wie die andern machtlos in meine Arme sank. Ich habe sie nie geliebt; ich bin verdammt.«

Er sank vor seinem Betpult nieder. Margot hatte ihn nie so inbrünstig beten gesehen: »Und dieser heilige Mann,« flüsterte sie, »soll ein Zauberer sein!«

Er stand wie neu gekräftigt auf, aber ihr schenkte er keinen Blick, als er mehre Mal im Zimmer auf- und abging. Dann schrieb er einen Zettel, versiegelte ihn und übergab ihn dem Mädchen:

»Verwahre ihn unter Deinem Herzen, Margot, und morgen, wenn ich von der Mette nicht

zurückkehren sollte, überbringe ihn ihr. Heimlich, wie immer. Es hängt viel daran ab, Mätchen.«

»Urban, Du kennst mich.«

»Lieber lasse Dein Leben.«

»Was mein ist, gehört Dir. Aber, um Gott, Urban, was ist?«

»Stürme, vielleicht gehn sie vorüber. Du bist in Deiner Niedrigkeit gesichert. Aber hier vor dem Crucifix einen heiligen, letzten Schwur, Margot.«

»Daß ich Dir gehören und treu sein will bis in den Tod?«

»Mir und Jener. Daß nie von Deinen Lippen, wie sie Dich auch fragen, ängstigen, ein Laut des Verrathes kommt. Vergiß ihren Namen, vergiß ihr Gesicht, die Wege, die Du als meine Botin zu ihr machtest. O ich traue Dir zu, Margot, Du überständest die Folter aus Liebe zu mir.«

»Ich schwöre, Urban, nichts von Deinen Geheimnissen —«

»Um die andern spreche ich Dich frei. Nur sie, Margot.«

„Ich schwor ja schon, Urban. Was kann die Zeiter mir thun. Ich werde Dich sehn, wie Du auf mich niederlächelst, und es soll nicht schmerzen.“

Er legte seine beiden Arme auf ihre Schulter, und schaute ihr in das Aug', das ängstlich besorgt in seinem zu lesen suchte:

„Der Himmel, der die Unschuldigen in seine Kreise aufnimmt, thue sich über Dir auf! Du gehst rein zu ihm ein. Wahrhaftig, solche Liebe, als Du geübt, ist selten unter der Sonne. Auf Dich harmlos Kind hatte mein Zauber keine Macht. Der, welchen Gott Dir gab, war mächtiger, und als reine Maid trittst Du vor ihn, und schüttelst den Staub ab von dem langen Wege, und wirst drüben erwachen, von seiner Hand berührt als ein seliger Engel.“

So weich hatte er nie gesprochen. Was er weiter redete, verstand sie nicht. Er hieß sie zu Bette gehen, aber sie hörte ihn die übrige Nacht die Schränke auf- und zuschließen und im Papier kramen. Das Feuer prasselte im Kamin und er mußte Vieles verbrannt haben. Gegen Morgen wollte Urban noch einige Papiere ins Feuer wer-

als bei Reisenden, welche nur an das Fortkommen und nicht an Messungen, Abschluß von Contrakten und Revidirung eingereichter Rechnungen zu denken hatten. So ward uns genügende Muße, auch hier das Leben der Bauern kennen zu lernen. Die Wohlhabenheit verläßt den Bauern auch bis in diese communicationslose Schluchten nicht. Es giebt Tapetenstuben, Bierkrüge mit silbernen Schaustücken, Betten in einer Anzahl, die uns in Verwunderung setzte. Die Lebensmittel sind freilich noch dürftiger als auf dem Dofrefield; selbst die Eier werden Seltenheit, und nur auf Flabröd und vortreffliche Milch kann man rechnen. Unser Schweizer-Gefährte fand dagegen, was er gesucht — eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen den Sitten seiner Landsleute und der Skandinavischen Bergbewohner. Der sogenannte Kiltgang z. B. und das ganze uns unsittlich dünkende Verhältniß der jungen unverheiratheten Leute beiderlei Geschlechts, findet sich hier gerade so wie im Berner Oberlande. Nur führt dort die Sitte weit sicherer zu einer gesetzlichen Verbindung, sobald der Bursch sieht, daß das Mädchen ihn zum Vater machen wird. Nur der ist ehrlos, der sie alsdann

fen. Er durchflog namentlich eine Schrift, es waren Verse von seiner Hand. Schon hielt er sie über die Flamme, als er sie plötzlich wieder zurückzog:

„Weshalb?“ rief er. „Es steht kein Name darauf. Es enthält nur meine Gedanken — vielleicht meine Grundsätze. Ich will meinen Feinden nicht den Gefallen erweisen, mich vor ihnen zu fürchten. Nur was Andern schaden konnte, verbrannte ich, was mir schadet, ich gönne ihnen die Lust, ihren Scharfsinn daran zu probiren.“

Am Morgen des siebenten Decembers, als Urban Grandier zur Frühmette ging, nur vom Sacristan und einem Oberknaben begleitet, ward er, dicht vor der Kirchenthür von dem Prevotlieutenant Guilbaume Aubin Herrn de la Grange im Namen des Königs wegen Zauberei und anderer, vielfacher Verbrechen, verhaftet. Eine große Menge Volkes war auf dem Platze, darunter alle von den

Familien Barot, Trinquant, Menuau und Duthibaut. Seine Feinde wollten sich an der Demüthigung des verhaßten Mannes weiden, außerdem aber ein wachsames Auge auf das Benehmen der Gerichtsbeamten haben. Unter dem niederen Pobel war die Nachricht verbreitet, Satan, der durch einen neuen Bund aufs engste mit seinem Schüzling verbunden sei, werde sich auf eine oder die andere Art seiner annehmen und durch einen Staubwirbel, einen Platzregen oder ein Donnerwetter ihn entführen. Von alledem geschah nichts. Urban hörte mit Ruhe den Arrest-Befehl an, und erklärte: „Ich unterwerfe mich in Ehrerbietung dem Willen meines durchlauchtigsten Königs und dem Gericht, das seine Gnade über mich bestellt; denn ich bin unschuldig der Verbrechen, deren man mich zeiht.“

Auch in sein Haus verlangte er nicht noch ein Mal, wie man erwartet, zurückgeführt zu werden, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Dagegen ward er unter ungeheurem Zulauf von Neugierigen vor das stattliche Haus geführt, in welchem der Staatsrath Laubardement jezt abgestie-

gen, und vor dem ein großes Gedränge von Packwagen, Kaleschen, Reitern und Dienern war, denn der Commissarius hatte seinen ganzen Hausstand mitgebracht, und die Beborden und angesehensten Adligen und Bürger der Stadt waren herbeigeeilt, um dem Königlichen Beamten ihre Aufwartung zu machen. Bis diese sämmtlich vorgelassen worden — auch sie mußten warten, bis der Staatsrath sein Frühstück zu sich genommen — stand der gefangene Priester im rauhen Wetter, auf dem schmutzigen Markte unter offenem Himmel, ein Schauspiel für den Pobel, in seinem Meßgewande. Er äußerte kein Wort der Ungeduld, man sah keinen Blick des Zornes und Mißvergnügens. Dagegen verrieth er auch nichts, was auf Niedergeschlagenheit, Zerknirschung und Reue deutete. Er blickte erst vor sich nieder, und nur zuweilen fiel ein gleichgültiger Blick auf die Massen. Die Bürger hielten sich scheu zurück. Die Landleute, die zu Markt gekommen, sahen ihn mit Verwunderung an, Einige mit Entsetzen, Andere naherten sich ihm mit Ehrfurcht. Er trug ja noch das heilige Kleid, er konnte kein Zauberer sein. Einzelne

Bauerinnen nahten sich ihm schüchtern und baten um seinen Segen; andere schlichen verstohlen heran, und küßten sein Kleid.

Der Herr von Laubardemont und seine wohlbeleibte Gattin erschienen endlich auf dem Balcon des Hauses, und sahen, jener mit einem Glase, auf den verhafteten Priester herab. Etwa wie ein wohlhabender Gutsherr, dem man ein Pferd oder ein Stück Vieh vor die Augen führt. Es war nichts gespart zur Demüthigung des Mannes, den man verderben wollte. Drei Trommelschläger schlugen einen Wirbel, und hierauf verlas ein Gerichtsbeamter noch einmal mit lauter Stimme vor allem Volke die Anschuldigungen gegen Urban. Man sollte denken, es war eine Demüthigung, welche seinen Feinden genügt hatte. Aber ein hagerer Mann mit grimmigem Gesichte, der sich durchdrängend ihn in die wohlverschlossene Kutsche schob, rief ihm mit höhnischem Lächeln zu: „Wir sehen uns nicht zum letzten Mal.“ Urban schlug die Augen nieder, es war ein Unglücksgesicht für ihn. Der Wundarzt Mauouri aber schlug den Kutschenschlag hell lachend zu, und schob an

den Riegeln. Dann folgte er den Gerichtsbeamten, welche das Haus des Priesters durchsuchten.

Wie eine Rotte erfahrener Räuber in einem Schlosse haust, von dem das Gerücht große Schätze ihnen versprach, erbrachen sie Kisten und Schränke, Laden, selbst das Täfelwerk und einzelne Dielen. Im Suchen nach dem Ungewöhnlichen ließen sie Anderes, was sich ihnen von selbst bot, zuerst unberührt liegen. Aber weder die Kisten, noch die Schränke, noch die Winkel auf dem Boden lieferten, was man eigentlich suchte. Es fand sich kein Talar, keine Gürtel mit sonderbaren Characteren, nicht Todtenknochen und nicht Zauberbücher. Mignon und noch einige Geistliche gaben sich umsonst Mühe, in der Bibliothek Buch für Buch aufzuschlagen; selbst von jenen verdächtigen Werken, die der Romische Index verbietet, und die sich dessenungeachtet bei den Geistlichen häufig vorzufinden pflegen, entdeckte man nur wenige.

Mit getäuschter Erwartung schritt man zur Inventur und Versiegelung. Da ergriff Mignon unter den umher gestreuten Papieren, auf die man eben, weil sie offen dalagen, die geringste Auf-

merksamkeit gewandt, ein Heft in Versen, und seine Mienen verzogen sich zu einem wohlgefälligen Lächeln, als er darin blätterte: „Ei sieh da, eine Abhandlung gegen das Cölibat, in saubern Versen, von ihm selbst geschrieben. Wie zart klingen die Schlußreime:

Si ton gentil esprit, prend bien cette science,
Tu mettras en repos ta bonne conscience.

Schade daß man nicht erfährt, welcher liebenswürdigen Frau dieser gentil esprit angehört. Die Charigny ist es nicht, wie ich mich überzeugt habe.“

„Es ist gescheiter, wir lassen eine Nachsuchung darüber fallen, die uns nur in unangenehme Verwickelungen führen könnte,“ sagte Menuau. „Wir brauchen Teufel, aber nicht Frauen.“

„Und haben den Cardinal für uns,“ lächelte Trinquant. „Was braucht es mehr!“

„Doch darf man,“ entgegnete Mignon, „bei einem Prozesse wie dieser, kein Mittel unangewandt lassen, und diese Anfechtung der Grundsätze unserer heiligen Kirche schmeckt doch auch nach den Eingebungen des Dämons.“

Manouri ſtreifte eben ſo vergeblich durch alle Winkel und Treppen des ihm wohlbekannten Hauſes. Er hoffte Margot wenigſtens zu finden, aber ſie war entflohen. Hier riß er ein Bild von der Wand und trat es mit Füßen; dort fand er ein altes vergeſſenes Frauenkleidungsſtück; es war verſchoſſen und mit Staub bedeckt. Er nahm es herab. Einſt gehörte er der, die er liebte, die er ſeine Braut nannte. Vielleicht in dieſem Kleide war ſie in das Haus des Verführers gegangen. Er küßte es, er zerriß es, er ſtampfte es mit Füßen, lachte, und wie ein Raſender fuhr er in den Zerſtörungswerken fort. Glücklicher als die Andern fand er einen verborgenen Schrank mit Scripturen. Fand er auch darin nicht was er ſuchte, ſo machte es ihm doch Freude, Documente zu vernichten, Briefſchaften, Atteſte von Urbans Obern, Verzeichnungen und Belohnungen, die künftig zu ſeiner Vertheidigung dienen konnten. Daß der Verklagte, der ſich auf ſie berief, ſie im Proceß nicht herbeiſchaffen konnte, ward ſpäter ein Gewicht für die Anklage und ihm verderblich.

Vier Monate saß Urban Grandier im Schlosse von Angers gefangen. Sein Beichtvater dort, der Canonicus Pierre Bacher giebt ihm das Zeugniß, daß sein Seelenzustand nichts verrathen hätte, was auf einen Umgang mit bösen Geistern deute. Seine Beschäftigung sei gewesen, Gebete und Betrachtungen nieder zu schreiben. Die zu den Akten gekommenen Papiere enthalten fromme Betrachtungen über die Liebe Gottes, die sich grade im Sünder am allmächtigsten zeige, und Aeußerungen seiner völligen Ergebung in den Willen desselben. Mehre Geistliche in Poitiers nahmen daraus später Anlaß, von der immer wachsenden Macht Satans auf Erden zu predigen, der nicht mehr im alten Kleide mit Schwanz und Pferdefuß umschleiche, woran ihn Jeder erkennen müsse, sondern selbst durch solche religiöse Betrachtungen die Gemüther der Gläubigen zu verführen wisse, in denen auch ein Theologe nichts Arges wahrnehmen könne. Die Frage, ob der Teufel volle Macht habe, die Sprache der Frommen zu sprechen, ward damals nicht entschieden.

Urban hatte Nachricht von den Willkührlich-

keiten und Gewaltsamkeiten, mit denen man in Loudun verfuhr, es sterte aber seine Ruhe nicht. Man vernahm die Zeugen wider ihn mit einer stürmischen Eilfertigkeit, welche ohne Beispiel war. Er wußte, daß der Advocat Fornier, der bei der Königlichen Commission als Procurator auftreten sollte, seine Stelle freiwillig niedergelegt aus Aerger über das gesetzwidrige Verfahren anderer Gerichtspersonen, die Zeugen abzurichten. In dem Monitorium von den Kanzeln herab, durch welches Alle, welche von dem Verbrechen Kunde hätten, zur Angabe aufgefordert wurden, war nicht allein, gegen das Herkommen, der Name des Angeklagten genannt, sondern es waren auch alle Sünden und Verbrechen, deren man ihn beschuldigte, mit so schlüpfrigen Ausdrücken und Bildern bezeichnet, daß ein keusches Ohr erschrak. So ward Alles angewandt, um die öffentliche Meinung gegen ihn einzunehmen. Urban hatte Freunde, angesehene Manner, die Vorstellungen dagegen wagten, aber der Commissar verschloß sein Ohr gegen alle Widersprüche. Er zerriß die eingereichten Appellationsschedula gegen die einzelnen Akte des Verfah-

rens mit eignen Händen und verbot den Gerichtsdienern bei Strafe fernere Schriften anzunehmen und ihm einzuhändigen. Die von den Zeugen ausgesagten Umstände, welche zu Urbans Rechtfertigung beitragen konnten, ließ er nicht protokolliren, sondern entließ die Zeugen mit solchen Drohungen und Verweisen, daß andere dadurch abgehalten wurden. Eben so wenig kümmerte sich der Bischof um die frühere Ordonanz des Erzbischofs und ließ seine geistlichen Diener nach eigener Willkühr bei den Beschwörungen verfahren.

Erst im Februar des folgenden Jahres 1634 begab sich die Commission nach Angers, um den Gefangenen zu vernehmen. Das Verhör dauerte sieben Tage und Grandier antwortete mit einer Ruhe, Klarheit und ohne sich je zu widersprechen, daß seine Richter, wenn sie es noch nicht waren, von dem sichtbaren Beistande Satans immer mehr überzeugt werden mußten. Nur die Abfassung der Schrift gegen das Colibat räumte er mit vollkommener Freimüthigkeit ein. Ein neuer Beweis von der Schlauheit des Erzfeindes, der einen verhältnißmäßig geringfügigen Umstand zugab, um auf sein übri-

verläßt. Hier wird geklagt, daß das Ehrgefühl der jungen Männer keine so feine Unterscheidung mache. Die Kirchspiele sind zu ausgedehnt — das von Stordalen z. B. soll zwischen 8 und 9000 Seelen zählen — als daß der Pfarrer durch persönlichen Zuspruch auf die Veredelung der Sitten wirken könnte. Doch darf man nicht über Rohheit oder Mangel an Bildungssinn klagen, in einem Gebirgslande, wo jedermann schreiben und lesen kann, obgleich keine Schulen bestehen und die wandernden Schullehrer höchstens so lange auf den Gehöften verweilen, daß die Kinder 6 Wochen im Jahr ihren Unterricht genießen. Ein Pfarrer lachte, als ich ihn fragte, ob er alle seine Parochialen kenne und sie nach der Reihe besuche? Er lerne sie nur kennen, war die Antwort, wenn sie ihren Zehnten brächten. Und doch ist der Einfluß der Geistlichen auf ihre Gemeinden bedeutend.

Garneß ist der letzte Ort, bis wohin die Schuß-Einrichtung reicht. Kaum eine Viertelmeile weiter kann man mit Wagen und Karren dringen. Für andere als Norwegische Pferde hörte von dort selbst der Weg auf. Wir bestiegen daher sämmtlich große und kleine Klepper,

ges Leugnen einen Lichtschein von Wahrhaftigkeitsliebe zu werfen.

Nach diesem Verhör begab sich der Staatsrath Laubardemont nach Paris, wo er gegen zwei Monate blieb, was die Untersuchung ins Stocken brachte, und auf beiden Seiten mannigfache Vermuthungen hervorrief. Bacher machte bei seinem Beichtkinde einen Besuch, und suchte ihn durch Gerüchte zu erheitern, welche unten in der Stadt umgingen. Man meine, das Parlament in Paris habe von einer Sache Notiz genommen, welche vor sein Forum gehörte und ihm widerrechtlich entzogen sei. Urbans Feinde in Loudun seien in nicht geringer Sorge, daß der große Gerichtshof durch ein Arret die ganze Sache hier aufheben und vor seine Schranken ziehen werde. Um deshalb sei Laubardemont so rasch nach der Hauptstadt abgereist.

Urban lächelte ungläubig: „Welche Macht hat das Parlament dem allgewaltigen Manne gegenüber! Hat dieser meinen Untergang beschlossen, so ist mein Schicksal bestimmt. Warum, mein Freund, machte man die Rechtsformen von

Eisen? Damit meine schwache Kraft sie nicht biege. Aber eine starke krümmt sie, wie es ihr gefällt. Mein Trost bis da war allein die Hoffnung, daß ich dem Cardinal zu unbedeutend sei. Die ganze Art des Prozesses überzeugt mich vom Gegentheil. Nun," setzte er heiter hinzu, "lassen Sie mich das einen Trost werden, daß ich so groß bin, daß der große Mann eine seiner ersten Creaturen gegen mich auszusenden für werth hält."

"Schätzen Sie das Parlament nicht zu gering. Mehre seiner Mitglieder sind durch ihren Feuereifer für das Recht bekannt."

"Sie waren es, Lieber! Darum berief man sie einst nach Paris. Nun hat das Alter, die Gewohnheit, der Respect vor der Macht an ihren freien Gesinnungen gezehrt. Es blieb nur noch der Ruf davon. Diese Gerichtshöfe sind die lebendige Geschichte der menschlichen Schwäche. Sie mochten für das immer gelten, was sie einst waren; aber da sie es nur konnen, wenn sie dem Hofe oder dem Minister sich fügen, so beschwichtigen sie ihr Gewissen durch Trugschlüsse. Ihr erster Zweck sei, das Recht zu erhalten. Was aber

iſt das Recht? Das Beſtehende? Und was beſteht in Frankreich? Das, was der Miniſter will. Richelieus Wille iſt das höchſte Geſetz, vor dem ſie im Staube liegen.“

„Mit Ausnahmen. Wie manchem lis de justice haben ſich die Parlamente mit Trotz widerſetzt. Ließen ſich ihre Präſidenten und Räthe nicht gefangen ſetzen, verweiſen!“

„Wo es ihre eigenen Corporationsrechte galt. Da erwacht die egoiſtiſche Natur, da krümmt ſich der Wurm. Aber das ewige Recht des Menſchen nicht. Um einen armen Prieſter werden ſie ihre fetten Stellen nicht aufs Spiel ſetzen.“

Der wackere Geiſtliche hatte noch mehre Troſtgründe. Er ſetzte ſie nach ſeiner Anſicht auseinander. So einfach ſie waren, um ſo ſchlagender konnten ſie auf Jemand wirken, der noch der Hoffnung Raum gab. Er ſchloß: „Eine offenbare Ungerechtigkeit darf auch der Cardinal nicht wagen.“

Urban ſchwieg eine Weile. Das Abendroth drang durch das einzige Fenſter in der dicken Mauer wie ein mächtiger Feuerſtrahl ins Gemach

und röthete sein Gesicht. Er sah wie eine feuerglühende Gestalt aus.

„Und doch werde ich sterben! Ich weiß es,“ sprach er mit metallreicher Stimme und erhob sich. „Auf ein solches Leben darf kein gewöhnlicher Tod folgen. Hinzusiechen auf dem Krankenbette, jede Minute etwas zu sterben, um endlich todt zu sein, wenn der Arzt es den Umstehenden erklärt, und für sie lebte er längst nicht mehr, ist das ein Glück? Wie ein mächtiger Strom, der im Sande verrinnt! Nein, mein Freund, ich fühle es durch meine Adern zücken, mir ward ein andrer Ausgang bestimmt.“

Die wilden, irren Blicke des Gefangenen erschreckten den Beichtvater. Seine Augen funkelten wie Sterne der Nacht. Die Gluth, welche diese Stirn umfachte, erschien dem Beichtvater wie Ausbrüche dämonischen Feuers. Ihm war unheimlich zu Muthe.

„Eines allein fürchte ich,“ sprach Urban, aus dem Fenster starrend.

„Denken Sie allein an das Heil Ihrer Seele.“

„Durch die Flammen wird sie gereinigt zu ihrem Schöpfer gehen. Aber ich fürchte, daß Ihre Gründe richtig sind. Ich fürchte, daß man nicht wagen wird Hand an mich zu legen. Verderben muß man mich, nachdem man so weit gegangen ist. Aber man wird aus Scheu vor der Welt es heimlich thun. Wozu sonst den langen Aufschub? Man will mich vergessen machen. Dann vielleicht ein Pülverchen, ein Strick, und Monate nachher dichtet man mir einen jämmerlichen, boshaften Tod an.“

„Was bringt Sie, Unglücklicher, auf diese Gedanken?“

„Der Kaiser drüben konnte seinen Feldherrn, den er fürchtete, nicht des Verrathes überführen, oder er wagte es nicht. Ließ er nicht durch die Partisanen gedungener Mörder in einer dunkeln Schlafkammer einen Mann umbringen, der werth war auf dem höchsten Schaffot des Reiches, in Purpur gehüllt, sein Leben zu lassen! Wie viel Wochen sind es her, daß Wallenstein so bejammernswerth sein großes Dasein endete?“

„Man billigt auch nicht die That.“

„Aber die sie thun ließen, freuen sich ihrer. Es ist ein großer Mann weniger für die kleine Welt. Da athmen die Kleinen auf, die immer der Anblick der Größe drückt.“

„Das ist nicht die Stimmung, mein Bruder in Christo, sich zu dem vorzubereiten, was Sie für unvermeidlich halten. Es ist Hochmuth, den Gott nicht liebt.“

„Er schuf mich so.“

„Und benutzten Sie nicht die vielen einsamen Stunden Ihres Gefängnisses, um all die Fältchen aufzuglätten, in denen dieser Stolz sich verbirgt? Da Sie erkennen, daß er die Wurzel des Uebels ist, forderte Sie Ihr Geist nicht auf, den ersten Keim zu finden, und dann weiter zu forschen, wo Sie ihn pflegten, statt ihn auszumerzen?“

„Und wenn ich es nun gewollt hätte! Ich suchte nach einem Größeren, und fand nur Kleinere. Wo ich zurücktreten wollte, kam man mir entgegen. Wo ich mich weigerte, drang man mir die Gunst auf. Wie sollte ich da den Ruf des Herrn verkennen. Baustoffe warf er hin, in den Gebirgen, in den Wäldern, nicht daß sie liegen

blieben, verwitterten und faulten, er wies sie dem schaffenden Geiste des Menschen an, daß er sie benutze, um Gebäude, Schlösser, Festungen aufzuführen. Der stolzen Kraft gab er die Welt, nicht der Demuth, die sich aus Scheu in Lumpen hüllt. Jener Cardinal regiert Frankreich und die Welt. Er erkannte seine Mission. Ich versah es darin, daß ich mich nie gebückt habe. Ist er besser als ich!«

»Vielleicht kommt auch seine Stunde. Ihre, mein verehrter Bruder, ist gekommen, wie Sie es selbst gestehen. Er strafte Sie mit einer furchtbaren, hoffentlich ungerechten Anklage, er ließ es zu, daß Sie in Kerkermauern eingeschlossen wurden, Ihr Ansehn draußen ist nun vernichtet, denn, auch wenn Sie von der Beschuldigung der Zauberei frei gesprochen würden, ist so viel von Ihrem Lebenswandel zur Sprache gekommen, daß man Ihnen nur eine Pönitenzstelle gönnen würde. Ist Ihre Mission damit nicht zu Ende?«

»Nein!« sprach Urban mit einem eigenthümlichen Ausdruck, mit einer Unruhe, die der Geistliche bis da nicht an ihm bemerkt hatte. Der

Angeklagte bedeckte sein Gesicht und legte es eine Weile auf den Tisch.

„Glauben Sie, mein Bruder, an die Anklage?“ sprach er in einem veränderten Ton.

Der Beichtvater stotterte eine Antwort vor.

„Ich glaube jetzt daran,“ entgegnete Urban. „Ich bin ein Zauberer! Dämonische Gewalten haben Macht über mich, ich kenne sie nicht, ich begreife sie nicht, ich weiß nicht woher sie kommen, und sie sind da, unwiderlegbar da. Bin ich noch der aufrechte, schöne Mann, der der Frauen Sinn entzünden konnte? Gehe ich noch stolz einher in der Priesterracht? Meine Wange ist eingefallen, mein Haar ergraut, ich schleiche oft nur. Mein Auge ist trub. Ich kann nicht mehr deutlich bis drüben über die Loire sehen, und mein Auge verfolgte sonst den Adler bis in die Lüfte, wo des Jägers geübter Blick ihn verlor. Und doch ward des Thurmwärters Tochter, ein frisches, kräftiges Mädchen, als ich herkam, blaß und blasser. Sie wolle nicht mehr in meine Kammer, sagte der Vater lachend, denn ich behexe sie. Der Schelm meinte, an eines Thürmers Tochter sei nicht viel

verderben, und wenn es mir Spaß mache, ſolle ſie doch kommen. Meine Gedanken waren fern von ihr. Ich wehrte es ab. Nun ſehe ich oft Abends, wenn meine Lampe brennt, ein Auge am Schlüſſelloch. Ich bete laut, ich ſinge, ich ſcheuche ſie fort, und doch kommt ſie wieder.«

»Das Mädchen iſt krank.«

»Wer erklärt dieſer Krankheiten Urſache! Wenn ich Abends ans Fenſter trete, den Scheidegruß der Sonne auf den erwachenden Feldern zu ſehen, bleiben die heimkehrenden Landmädchen ſtehn und blicken zu mir herauf. Es könnte Neugier ſein, aber was iſt ſie nicht mit ein, zwei Mal befriedigt! Warum immer dieſelben wieder, hinter Büſchen und Mauern verſteckt? Was winkt mir die eine zu, wenn ſie ſich unbeobachtet glaubt, was legt die andere die Hand aufs Herz, und die dritte kommt und hebt die Arme zum Himmel, als wolle ſie für mich beten! Ich trat viele Tage nicht ans Fenſter, wenigſtens nicht um die Stunde; aber bald hatten ſie wieder die Zeit gemerkt, wo es geſchah. Das alte Schauſpiel fing von Neuem an. Sie machten Zeichen, ſie wären traurig ge-

weſen, und nun wären ſie froh. Und nicht allein Bauerdirnen. Blumen ſtreut man unter das Fenſter; ein Kranz erreichte ſchon das Eiſengitter. Dort hängt er noch. Aus der Stadt ſendet man mir Süßigkeiten, mit feurigen Blumen umwunden, mit ſinnvollen Zeichen und geheimnißvollen Sprüchen. Gilt dies nur dem Märtyrer? Es waren Viele Märtyrer, und man warf ihnen Steine und Koth nach. Zum Verfluchen iſt das Menſchengeſchlecht ſtets bereit; zum Lieben — ſagen Sie, Pater — iſt das Gottes Werk allein, oder legte ein Dämon, dem Menſchen unbewußt, eine Anziehungskraft, einen Magnet ihm in die Bruſt; die unbewachten Herzen kommen auf ihn zu, wie die ſchlecht geſteuerten Schifflein auf die Klippe. Die Klippe kann nichts dafür, daß ſie an ihr ſcheitern.«

»Das ſind nur Spiele einer böſen Einbildungskraft, mein Bruder in Chriſto. Ihre Phantaſie, genährt von ſo vielen glücklichen Erfolgen, zaubert ſich jetzt in der Kerkerluft die eitlen Spiele der früheren Jahre wieder vor. Gewohnt, daß

die allenfalls ohne Führer den Weg gefunden hätten. Gegen zehn Uhr Morgens setzte sich eine Cavalcade von ungefähr zwanzig Reitern und einigem Troß von Führern und Trägern in Bewegung, und bald erreichten wir einen schäumenden Bergelf, längs dessen hinansteigenden Ufern man an der neuen Straße arbeitete. Sie wurde hier von den Felswänden losgesprengt und ihr steil aufgemauerter Damm von den Wellen des klaren Elfs bespült. Bald verläßt sie jedoch den Strom und führt im Zickzack an kleineren Seitenbächen, oder schräg durch die Hochmoräste nach neuen Höhenzügen. Begierig sucht sie jede Fläche auf, so daß man von jenen ununterbrochen schroffen Berglehnen, welche, nach den geographischen Nachrichten, Schweden zu einem Kastell machen, zu dem man von Norwegen aus, über einen fast senkrechten Felswall klettern muß, wenig sieht. Ueberhaupt ist es der Charakter des Kiölens, daß seine Vorgebirge so bedeutend sind und der Hauptkamm in keiner so ununterbrochenen Linie fortläuft, daß man von unten eine Anschauung des ganzen Gebirgszuges gewönne, und etwa das Kiölengebirge so klar als blaue Mauer vor sich liegen sähe, wie das Schlesische

Frauen und Mädchen Ihnen entgegen kamen, rufen Sie jetzt ihre Bilder in den einsamen Kerker.«

»Ich bin nicht einsam,« sprach Urban. »Ich verlange keine andre Gesellschaft als die eine« — setzte er für sich hinzu — »von der die dicken Mauern mich nicht trennen. Ich höre sie sprechen, ich sehe sie so deutlich vor mir. Dort steht sie — herrliches Weib — die Siegespalme schwingst Du in Deinem Arm.«

»Bewahre uns der Herr vor Anfechtungen aller Art,« rief der erschreckte Geistliche.

»Ha!« rief Urban und stürzte ans Fenster.

Es schlug etwas gegen die Scheiben und flatterte auf.

»Jesu Maria! Josef!« Der Pater Bacher zitterte. Die Sonne war im Untersinken, und Urbans Schatten bedeckte die ganze Länge der Zelle; der Kopf ragte riesenmäßig bis an die gegenüberstehende Wand. Er hob, der Schatten, die Arme auf, und es war dem Pater, als wolle der Damon ihn fassen.

»Urban! Urban! Sie treiben böse Künste.«

»Künste!« sprach der Gefangene. »Es ist

die Macht der Natur,« und drückte leise ans Fenster.

»Gott sei gnädig Ihrer Seele! Ich will nicht mehr sehen.« Der Pater eilte aus dem dunkelnden Gemach zu entkommen.

Urban rief ihn nicht zurück, er winkte ihm nicht. Aber als er hinaus war, öffnete er das Fenster und wieder flatterte es herab, und an die Gitterstäbe hielt sich eine Taube, die er durch einen sanften Druck hereinzog. Von ihrem Halse löste er ein Bändchen, an dem ein Papier hing. Das Abendroth erlaubte ihm noch die Schriftzüge zu lesen. Er küßte das Papier, und seine Züge verklärten sich.

Der Beichtvater hatte keine Taube, er hatte einen schwarzen Raben gesehen, der an die Scheiben schlug. Er gab den Mann verloren, der sich selbst sein Urtheil gesprochen. Wenn er ihn noch besuchte, geschah es wie ein Arzt, der einen unerrettbaren Kranken besucht; er versucht ihn zu trösten, aber nur in der milden Absicht, seine letzten Stunden auf dieser Erde nicht zu trüben. Retten kann er ihn nicht mehr. Bacher aber war

ein edler Mann, er machte von ſeiner Wahrnehmung keine Anzeige.

Seiner Beſuche waren indeß nur noch wenige. Urban ward einem andern Arzte übergeben. Die Reiſe des Staatsrath Laubardemont nach Paris hatte zum Zwecke ein neues Arret des Conſeils zu erlangen, welches ihn zum unumſchränkten Herrſcher über Urbans Schickſal mache. Das Arret lautete, daß alle Appellationen, Proteſtationen und ſonſtige Verſuche und angewandte Rechtsmittel, die Sache an das Parlament zu bringen, für null und nichtig im Voraus erklärt würden. Auch ward darin gegen das Parlament wie gegen jeden andern Richter im Königreiche das ſtrengſte Verbot erlaſſen, ſich in dieſen Prozeß zu miſchen.

Laubardement, auf dieſe Weiſe gewiſſermaaßen Herr über Leben und Tod des Angeklagten, ließ es ſein erſtes Werk ſein, ihn von Angers nach Loudun zu bringen, wo er in dem Hauſe eines Gerichtsdieners Namens Bontems untergebracht wurde. Das Haus war mehr als ein Gefängniß, denn ſeine Wände hatten Ohren. Bontems war früher Schreiber beim Procurator Trin-

quant geweſen, alſo eine dienſtbare Creatur des Complottes. Seine Frau aber war ein liſtiges Weib, das unter dem Schein von Gutmüthigkeit und Theilnahme für den Gefangenen jeden Schritt und Tritt deſſelben belauſchte. Sie hörte ſeine Reden bei Tage, ſeine lauten Träume bei Nacht, und das Gerücht ſagt, daß ein Rapport von ihr jeden Tag zu Mignon ging, und von Mignon in das Kloſter der Urſulinerinnen.

Hier konnten keine Tauben an die Scheiben fliegen und Briefe überbringen.

In früheren Jahrhunderten war Loudun eine volkreiche, angeſehene Stadt geweſen. Sie war im Verlauf der Zeit durch die bürgerlichen Kriege und das Aufblühen anderer Nachbarſtädte herunter gekommen. Als die Huguenotten noch eine politiſche Macht waren, hatten ſie hier ihre Convente und kleinen Reichstage gehalten; viele ihrer angeſehenern Familien hatten ſich niedergelaſſen.

Dies hatte weder die Volkszahl bedeutend vermehrt, noch Handel und Gewerbefleiß gehoben; im Gegentheil hatte das Asyl der Stadt an ihrem Rufe in dem katholischen Frankreich geschadet. In diesem Jahre schien Loudun ein neues Heil zu erblühen, denn in dem Verhältniß wie die Zahl der Teufel anwuchs, strömten Fremde zu, um das Wunder mit eigenen Augen anzusehen, und außer den Fremden ganze Schaaren Geistlicher, um sich als Exorcisten zu versuchen.

Zur Behandlung der neun vollständig besessenen Nonnen und Laienschwestern meldeten sich so viel Beschwörer, daß nur der geringere Theil derselben Beschäftigung fand. Die berühmtesten waren vier Kapuzinermönche, die Patres Lucas, Tranquillus, Protasius und Elias, dann zwei Carmelitermönche, die Väter Sanct Thomas und Sanct Mathurin, und der durch seine Erfolge noch berühmtere Franziscaner Pater Lactantius. Man behauptete sogar, daß später auch der Pater Joseph incognito aus Paris eingetroffen sei, um sich in der Beschwörungskunst zu versuchen, und seinen Namen, der groß in der

Diplomatik war, auch durch die Beschwörung des Teufels, der sich nicht versteckt, zu verherrlichen. Aber die Beobachtung, daß Satan in den kleinen bürgerlichen Kreisen sich zu ungeschickt benähme, soll ihn bewogen haben, darauf zu verzichten und wieder zu dem Diplomatischen zurück zu kehren, wo man ihn immer in Ehren hält, auch wenn man ihn überwindet, weil eine Zeit kommen kann, wo man ihn wieder braucht.

Während die Straßen von Kutten wimmelten, hörte man die Namen so vieler Teufel nennen, die sich in den Besessenen gezeigt, daß eine wahre Sprachverwirrung entstand. In den Speisehäusern und Schenken konnte man sich über ihre Aussprache nicht einigen, indem die aus dem Süden und die aus dem Norden kommenden Beschwörer sie anders aussprachen, und jener ihren hebräischen, dieser einen griechischen Ursprung behauptete. Für den Patrioten war das vielleicht eine Beruhigung, daß sich kein französischer darunter befand.

Aber der französische Character machte sich auch hier geltend. Was wir heute als ein entsetzliches Unglück den Augen des Publicums gern

verbergen würden, ward als ein großes, feierliches Schauspiel Allen vorgeführt. In den vier Hauptkirchen der Stadt wurde mit den Beschwörungen verfahren. In jeder derselben arbeitete einer der Exorcisten mit den ihm zugetheilten Gehülfen an den Besessenen, welche auf seinen Antheil gefallen waren. Es galt, wer das größte Publicum in seine Kirche lockte, wer die erstaunenswürdigsten Vorfälle hervorbrachte. An der Seite der Geistlichen standen als Sachverständige, Aerzte, Wundärzte und Apotheker, welche ihre Ansichten den Gerichtspersonen zu Protocoll gaben oder selbstständige Berichte abfassen mußten. Aber man war nicht nach der Vorschrift des Erzbischofs von Bordeaux bei deren Auswahl zu Werke gegangen, sondern hatte Barbiere, Dorfärzte und Marktschreier, einige von sehr verdächtigem Lebenslauf, bestellt. Die geschickteren Aerzte von Loudun hatten sich zum Theil geweigert; die wenigen, welche zugegen waren, wurden von den andern überschrieen. Die sechs und zwanzig ärztlichen Berichte, welche während des Prozesses eingereicht wurden, erklärten sich im Wesentlichen dahin: daß

ſie Dinge geſehen, die alle Grundſätze der Heilkunde überſtiegen.

Und, wunderbar, wo ſo viel geſchah, den Feind zu locken, daß er ſich in ſeiner Macht offenbare, verſchmähte es derſelbe, in ſeiner gigantiſchen Größe und Herrlichkeit aufzutreten. In demſelben kleinen Spiele wie bei der vorigen Unterſuchung gefiel es ihm, auch jetzt ſich zu zeigen. Was er durch den Mund der Nonnen verrieth, hätten auch Andere verrathen können, die durch die Frau Bontems gehört, was am Tage vorher im Gefängniß vorgefallen war. Sämmtliche Dämonen ſprachen noch jetzt in ſo ſchlechtem Küchenlatein als vorhin und verſtanden ſehr oft die Fragen falſch.

Als an einem Apriltage die Priorin aus der Kirche zum heiligen Kreuze zurückgeführt wurde — viel Volkes zog ihr nach, — gerieth ſie an dem Hauſe, wo Urban gefangen ſaß, in Verzückungen und wäre niedergefallen, wenn ihre Begleiter ſie nicht hielten. Sie ſchrie, alle Macht der Erde könne ſie nicht bewegen, nur einen Schritt weiter zu thun, bis der Zauberer ſeinen Arm zurückziehe. Der unglücklichen Nonne antwortete ein allgemei-

nes Gelächter, denn statt daß Urban seinen Arm durch das kleine Fenster streckte und die Faust ihr entgegen ballte, wie sie behauptete, sah der Kopf der Frau Bontems heraus, die vergebens einem der Begleiter der Nonnen zugewinkt hatte und jetzt dem Nächststehenden zuflüsterte: „Der Pfarrer schläft.“

„So wirkt schon seine Nähe! Selbst im Schlafe weiß er Trugbilder den Sinnen der armen Bezauberten vorzugaukeln!“

Aber das Volk schien anders zu urtheilen als Mignon; es begleitete mit anhaltendem Gelächter die Priorin, welche plötzlich wieder gehen konnte, und rascher als vorher, um dem Publicum aus dem Gesicht zu kommen.

Der kleine Vorfall wirkte unangenehm auf die Verbündeten. Einer schalt den andern. Lanbardemont fuhr sie am nächsten Tage in einer der vertraulichen Audienzen, die er ihnen ertheilte, zornig an:

„Achtet man so des Königs Befehle, so den Beschluß des Conseils, der die Sache einer speciellen Untersuchung werth hielt, und durch die

erſten Beamten des Staates! Wenn Eure Teufel nicht gehorſamer und Eure Beſchwörer nicht geſchickter ſind, ſo macht die Sache mit Euch ſelbſt aus; mein Herr, der Cardinal, läßt nicht mit ſich ſpotten. Still! Ich weiß, was die Herren immer zu ſagen haben. Einer ſchiebt es auf den andern.«

»Gnädigſter Herr!« ſprach Mignon achſelzuckend, »wir haben es mit dem Teufel zu thun.«

»Wenn mein Herr, der Cardinal, von einem Teufel etwas verlangt, ſo will ich dem Teufel gerathen haben, daß er es ihm giebt.«

Alle verneigten ſich ehrerbietig.

»Wie! zweifelt man an ſeinem ernſthaften Willen! Ich bin hier für den Cardinal; ſein alter ego. Dafür ſieht Seine Eminenz mich an, und ich will hoffen, daß die Herren von Loudun mich nicht für etwas anderes anſehen, als der Cardinal mich will angeſehen haben.«

Alle verbeugten ſich noch tiefer.

»Der Pater Lactantius ſagt, es gäbe Teufel, die unwiſſender waren, als der dümmſte Bauer,« wagte Mignon dem erzürnten Herrn zu entgegnen.

Riesengebirge vom Schmiedeberger Thal aus. Man steigt auf und ab, und nur der Gang der Quellen und das Absterben der Vegetation verräth die Höhe. Auch von den hohen Kuppen des Kiölen aus wird man den Gang der Straße selten überschauen.

Wenn unsere Thiere beim Beginn der neuen Straße Dämme zusammengerollter scharfer Steine, ohne Decke und Verbindung hinaufstiegen, glaubten wir schon, daß sie etwas Außerordentliches thäten. Sie sollten am selben Tage noch weit mehr auf dem alten Wege leisten, und doch war dies wieder nichts gegen die Anstrengungen des darauf folgenden. Jener alte Weg sucht sich in krummen Richtungen die trockensten Stellen aus und führt daher oft über steile und glatte Schieferplatten, während der neue geradlinig durch die Moräste gezogen wird, um so viel möglich ebene Fläche zu gewinnen.

Man senkt Stämme von Tannenbäumen in paralleler Lage dicht neben einander in den Moorgrund, und diese bilden das Fundament der neuen Straße. Ein kostspieliger Bau für ein anderes Land. Hier kostet der Regierung

„So jagt den Pater Lactanz zu ſeinen dummen Teufeln. Sind wir hier um Eurer Zänkereien willen? Die Beſeſſenheiten nehmen täglich zu, aber Eure Weisheit nimmt täglich ab. Von Kutten und Glatzen wimmelt es, als ſolle ein Spektakel der Albernheit vor ganz Frankreich gegeben werden. Aber ich ſage Euch, entweder Ihr vertragt Euch, und ſchafft, was es ſoll, oder man wird mit Euch ſchaffen, wie uns gefällt. Mein Herr und Freund, der Cardinal, hat Wichtigeres zu thun, als den Herren von der Tonſur um den Bart zu ſtreichen. Er will etwas Großes, Entſcheidendes. Wohlverſtanden, er will den Satan auf den Kopf geſchlagen, aber nicht geneckt. Er will ein Ende, aber nicht den Anfang. Er wird Verdienſte zu ſchätzen wiſſen, aber die nur ihren Verdienſt ſuchen, und dadurch die Sache verlängern, denen wird er ſein Antlitz zeigen — meine Herren, ich hoffe nicht, daß Einer von Ihnen es mit ſeinen Augen ſehen muß!“

Die Pulverminen unter den Mauern der alten Citadelle krachten heut beſonders laut, als der Staatsrath in ſeiner Prachtcaroſſe vor der Thür des Präſidenten hielt, gleich wie zu ſeinem Empfange, ob doch auch ſonſt nichts geſpart war, ihn feierlich und ehrerbietig zu machen. Die gallonirten Diener flogen zur Linken und Rechten, beide Thürflügel wurden aufgeriſſen, und vor der, mit Teppichen bedeckten, und mit Blumentöpfen beſtellten Treppe ſtürzte der Präſident Barot ſelbſt herab, um dem vornehmen Gaſt den Wagenſchlag zu halten.

„Allein! rief er wie beſtürzt. Die Frau Marquiſe doch nicht unpäßlich?“

„Sie kann ſich an das Clima von London noch nicht gewöhnen.“

„Meine Freude iſt nur halb.“

„Haben Sie ſo viel Grund ſich zu freuen?“ fragte der Staatsrath mit einem Blicke, der nicht aufmunternd war.

Der Präſident beugte ſich tief: „Die Ehre einen ſolchen Gaſt über meine Schwelle treten zu ſehn, überwiegt alle andern Gefühle.“

Durch die geschmückten Zimmer, durch die Reihen der festlich gekleideten Gäste ging der Staatsrath wie ein großer Herr, der die Huldigungen hinnimmt, als eine Schuldigkeit, und in Entfaltung der gleichgültigsten Miene die Freude, die es ihm gewährt, zu verbergen sucht. Er sprach mit wenigen und fixirte Andere, ohne mit ihnen zu sprechen. Er verwechselte die Namen der ihm vorgestellten Personen und überließ das Erröthen den Andern. Nach wenigen Minuten hatte er sich in ein Eckzimmer zurückgezogen mit einer Miene, die es deutlich machte, daß er der Gesellschaft nicht bedürfe, um sich besser zu unterhalten.

Hier lag er in einem Fauteuil, die weit ausgestreckten Beine übereinander, mit der Dose spielend, und nur gelegentliche Blicke den Gästen in den andern Zimmern schenkend. Von den Erfrischungen berührte er nichts; nur wie von ungefähr nahm er den Fruchtteller dem Laquaien aus der Hand und wog ihn in der Hand, als wolle er die Schwere des Silbers prüfen.

„Sie haben viel Freunde bei sich,“ sprach er zum Wirthe.

„Die ich doch vielleicht nur der Gunſt verdanke, welche der Staatsrath Laubardement durch ſeinen Beſuch mir ſchenkt.“

„Sie wollen nach Paris überziehen, ſagt man.“

„Eine Stadt, wo ich ſo viele Kränkungen erfuhr —“

„Glauben Sie, daß man in Paris ohne Sorgen lebt! Wenn Sie ſich an einen andern Ort überſiedeln wollen, rathe ich Ihnen nach dem neu aufblühenden Richelieu. Der Cardinal weiſt guten Familien gern Bauſtellen an.

Der Präſident hatte das nicht erwartet. Er machte ehrerbietige Einwendungen, daß ſein Entſchluß noch nicht feſt ſtände, daß es von Umſtänden abhinge.

„Dieſe ſind doch da, Herr Barot. Die Gunſt des Cardinals weiſt man nicht von der Hand, wenn man ſeiner Gnade bedarf.“

„Mein Gott, ich glaubte, —“

„Daß, weil ich ſo lange ſchwieg, ich die Rechnungen nicht revidirt hätte.“

„Das Pulver kam aus der beſten Fabrik —“

„Im ſchlechteſten Zuſtande durch Ihre Hände.“

„Ich will durch Zeugen —“

„Die ich fragen und prüfen werde, wenn dazu Zeit iſt. Sie ſind doch nicht mehr ſo jung, Herr Präſident, um nicht zu wiſſen, was Prozeſſe bedeuten, wenn der Cardinal, mein erhabener Freund, ſeine Hand auf die Akten legt. Er will Ordnung im Staate, Genauigkeit, er will nicht mehr das wüſte Durcheinandertreiben der Cliquen, Familien, daß Einer die Hand des Andern wäſcht. Gerechtigkeit iſt ſein Wille, und wie er die Häupter der Montmorency, der Marillac, der Rohan und Biron auf das Schaffot brachte —“

„Mein Pulver, gnädigſter Herr —“

„Wer fragt nach Ihrem Pulver! Davon ein ander Mal. Aber hier gefällt es mir nicht, hier muß Vieles anders werden, und wenn die Erſten, die Angeſehenſten der Stadt mir nicht vorgreifen, zum Guten, ſo ſehe ich mich zu Maasregeln genöthigt —“

„Die doch unmöglich mein Haus —“

„Ihres! rief Laubardemont aufſpringend. Laſſen Sie die Thüren ſchließen. — Ich bin ſehr un-

zufrieden, Herr Präſident. Heißt das die Autorität achten, den Willen des Cardinals, Mordanfälle, Duelle, Geheimniſſe, Verſtecke, Winkel, Unterſchlechereien, Kammermädchen, die man vorſchiebt, um die Schande der eigenen Tochter zu verbergen!«

»Mademoiſelle de Brou iſt meine Nichte!« fiel der erblaſſende Präſident ein.

»Gleichviel! Im Garten Ihres Hauſes geſchah mir der Affront, auf Ihrer Hausſchwelle ward mein Sohn meuchelmörderiſch angefallen. Wie lange iſt es her! Und noch nichts entdeckt!«

»Ich war der erſte, der auf ſeinen Hülferuf aus dem Bette ſprang, ich trug ihn ſelbſt — Ja ich ließ ſogleich das Kammermädchen meiner Nichte verhaften. Sie leugnet auch nicht den nächtlichen Beſuch eines Geliebten, der aller Wahrſcheinlichkeit nach der Mörder iſt.«

»Aber nennt einen fremden, hergelaufenen Gascogner Edelmann, der in alle Winde iſt, wenn er je exiſtirte, und die Gerichte ſind ſo gutmüthig ihr zu glauben, und wohl im Begriff ſie frei zu laſſen.«

„Euer Gnaden Befehl wird die unzeitige Freilaſſung hindern.“

„Was kümmert mich eine Kammerkatze im Arreſt.“

„Der Herr von Senanges, auf den der Verdacht fiel, und der, um ihn zu beſtärken, auf ſo merkwürdige Weiſe gleich nach der That verſchwand, iſt ja nun auch eingefangen.“

„Maskenſpiel!“

„Gnädigſter Herr, dieſe Angelegenheit wird mit jedem Schritte weiter zur Entdeckung immer dunkler. Ihr Herr Sohn, der ſeit ſeiner Geneſung mein niedres Dach wieder mit ſeinen Beſuchen beehrt, erklärte neulich, es ſei nicht der calviniſtiſche Edelmann, der den Degen auf ihn gezückt.“

„Weil er als Cavalier von ſeinem Gegner eine andere Genugthuung wünſcht, als Büttel und Schaffot gewähren.“

„So wäre es, bei des Cardinals unerbittlicher Strenge gegen Duellanten, gerathener, die Sache in ihrer Dunkelheit zu laſſen.“

Der Staatsrath ſchoß auf ihn einen zornfun-

kelnden Blick: „Es wäre am gerathenſten geweſen, daß ich mich nicht überreden ließ, meinen Namen in dieſe Sache zu miſchen, aus der meinem Hauſe nur Unglimpf erwächſt, wie ſie auch ausgehe. Wenn eine Mutter zu zärtlich, ein Vater zu gut iſt, und ein Oheim zu nachgiebig in das Verlangen der Kinder, ſo ſind das die Früchte. Still, mein Herr, ich ſetzte ein Mal meinen Fuß über Ihre Schwelle, ich ließ mich überreden, in dieſe Stadt zu kommen, nun bin ich da, und will mit der Ehre hinaus, die meinem Namen und Stande gebührt. Ich willS und wenn alle die Herenmeiſter, die hier ſpuken, in Ihrem Dienſte ſtänden. Es giebt eine Kunſt, mein Herr, die ſie Alle zu Boden ſchlägt, und ich bin der Mann dazu, Herr Präſident Barot. Kennen Sie mich?“

Der Wirth ſtotterte unter einer tiefen Verbeugung Vieles, was nicht deutlich herauskam, doch ſo viel bedeuten ſollte, daß er den mächtigen Mann kenne.

„Ein Affront meiner Familie, damit war es nicht genug. Man häuft hier Inſulten auf Inſulten, man legt es darauf an, grade mich zu be-

leidigen. Derſelbe Zauber, der meine Couſine, die Priorin, zum Gegenſtande des Spektakels macht, fuhr auch wohl in meinen Sohn, daß er ſich, ſeinen Vater, meinen Freund, den Cardinal, und die Ausſichten vergißt, die ihm am Hofe blühen. Er könnte in den erſten Familien Frankreichs wählen; ſelbſt der Cardinal ließ einen Wink fallen, daß er ihn mit der Hand einer ſeiner Nichten beehren könne. Und was verblendete den Raſenden, dieſer Gnade zu entſagen —“

„Mein gnädigſter Herr!“

„Sie ſind nicht daran Schuld, nicht wahr? Das ſagt hier ein Jeder, wenn etwas fehl ſchlägt. Aber wer trägt die Schuld? Wer wühlte den Staub grade in dieſem Loudun auf, daß die Ordnung zu Grabe getragen ſcheint!“

Der geängſtigte Präſident warf ein Wort hin, man meine daß die vielen Reformirten den Zorn Gottes auf die Stadt herabgerufen.

„Albernheit!“ entgegnete Laubardement. „Sie wiſſen des Cardinals Willen, daß man gegen dieſe Verirrten ſich des Spottes und der Angriffe enthalte. Und was hätte dem Satan Macht gege-

ben über meine Couſine, die aus einem ſo frommen Katholiſchen Hauſe iſt als eines in Frankreich! Wo hätte diſer Prieſter, auf den Ihr alle Schuld abwälzt, anſchwellen können wie ein Giftbaum, wenn er nicht aus Euren Sünden und aus Eurer Anbetung das Gift ſog. Da wurden die Unſchuldigen, welche nur in ſeinen Arm flogen, ſofort angeſteckt, wie die zuerſt die Peſt ergreift, welche aus einer geſunden Luft in den inficirten Ort kommen. Sie ſind mir Rechenſchaft ſchuldig für meine arme Nichte wie für meinen Sohn.«

»Wenn wir gefehlt haben darin, daß wir den Greuel zu lange anſahen, ſo geſchah es aus Reſpect vor einem Diener der Kirche, ob doch gleich —«

»Bekennen iſt leicht, wie aber wieder gut machen?«

»Gnädigſter Herr, mein Amt, mein Haus, mein Kopf ſind des Königs, wenn er befiehlt. Was ich erſparte, gehört meiner Schweſter Kindern.«

»Kindern? Ich glaubte, Sie hätten nur eine Nichte?«

jeder Stamm von der Breite des Weges und verhältnißmäßiger Stärke kaum über sechs Pfennige, nach unserem Gelde. Ganz versenkt im offnen Wasser, oder doch wenigstens dauernder Feuchtigkeit ist dieser Knüppeldamm vor der Fäulniß gesichert. Auf solche Unterlage werden Schieferstücke und Steingerüll gebreitet, hierüber Tanger und Moos hoch aufgethürmt. Ist dieses in Verwesung übergegangen, so wird erst Mörtel und Kies darübergelegt und zur eigentlichen Straßenoberfläche festgestampft. Auf diese Weise sind die meisten künstlichen Gebirgsstraßen in beiden Schwester-Reichen entstanden. Alle ungemein fest und von gutem Ansehn; aber je älter der Weg wird, um so mehr macht die walzenartige Grundlage sich auch auf der Oberfläche kund, und indeß man die schönste Kunststraße erblickt, fühlt der Körper des Gefahrenen deutlich und auch wohl schmerzlich den Knüppeldamm unter sich. Bis zu so vollendetem Zustande ist jedoch die Kiölenstraße noch nirgends gedrungen; streckenweise kann man schon darauf reiten, wenn auch das Pferd tief über die Knöchsel in der ersten, verwitterten Moordecke versinkt und die ganze Balkenbrücke wankt. Gefährlich ist der Uebergang, wo der

„Zwei Neffen außer Madeleine von Brou. Der eine iſt der Canonicus, und auch der andere dem geiſtlichen Stande gewidmet.“

„Für die Geiſtlichen ſorgt die Kirche und der Staat Ein guter Bürger und Edelmann ſorgt, daß ſein Vermögen zuſammen bleibt und bei denen, welche ſeine Familie fortſetzen. Davon ein ander Mal, Herr Präſident Barot, wir haben noch viel mit einander zu ſprechen. Ein ander Mal. Hier kommt Ihr Neffe.“

Mignon war durch die Seitenthür eingetreten.

„Wo anders konnte ich meinen Oheim erwarten als bei dem Manne, der uns allein aus den Widerſprüchen und der Trübſal errettet, in die Bosheit und übereilter Eifer die gute Sache ſtürzten. Wüßten Sie, theuerſter Oheim, wie der Staatsrath Laubardemont ſich unſer annimmt, wie wir ihm allein die Unterſtützung verdanken, welche der Cardinal uns gewährt, wie nur er es iſt, der uns Muthloſe aufrichtet, wenn wir vor Satans Bosheit verzagen, Ihre Dankgefühle würden keine Worte finden gegen den Mann, der in

seiner Bescheidenheit die Miene annimmt, als vollziehe er nur in stummem, widerstrebendem Gehorsam die Befehle eines Andern. Ohne ihn hätte längst das Parlament sich des Prozesses bemeistert, vor dem nicht Gottes Gerechtigkeit, sondern das Recht der Juristen gilt. Wie hätten die Avocaten sich der Sache bemächtigt, und es wäre Zehn gegen Eins, die Frage stände anders. Er, der Ruchlose, wäre vielleicht der Ankläger und wir Alle säßen auf der Bank der Verklagten. Würdigster Mann, was lange mein Herz mich hieß, hier unter vier Augen, nur in Gegenwart dessen, der mir näher steht, als ein zweiter Vater, vergönnen Sie mir es auszusprechen, wie es von Dankgefühlen für Ihre Güte überfließt.«

»Von dem Pulver also ein anderes Mal!« sagte der Staatsrath zum Präsidenten mit einer Miene, auf der wieder einiges Wohlbehagen sich lagerte, die dem andern indessen andeutete, daß er für diesmal genug mit ihm gesprochen hatte.

»Wäre es mir gelungen, meinen Gönner wenigstens davon zu überzeugen, daß wir keine faule Arbeiter sind,« sagte Mignon nach einer vertrau-

lichen Rede. „An Eifer und gutem Willen fehlt es Keinem; einem solchen Feinde gegenüber aber bedarf es mehr. Satan arbeitet zur Verbreitung seines Reiches mit andern Kräften als der Mensch. Will der ihm beikommen, so muß er ihn mit gleichen Waffen angreifen. Die Exorcismen, mein gnädigster Herr, die Beschwörungsformeln, die Anrufungen heiliger Namen, wirken, wo Satan, so zu sagen, noch in seinem natürlichen Zustande ist, der abgefallene, in die Hölle geschleuderte Geist. Den mag der allerheiligste Name allein in Verzückungen bringen; aber wir haben es mit einem durchgebildeten Teufel zu thun, der durch die Praxis von Jahrtausenden alle Künste der Täuschung sich zu eigen gemacht, der mit dreifachem Erz, einer undurchdringlichen Rhinoceroshaut umgeben ist. Diese Haut muß man erst aufzuweichen, dieses Erz zu schmelzen versuchen; dann erst, wenn er in seine Natürlichkeit zurückversetzt ist, werden die heiligen Namen wirken.“

„Hm!“ sagte der Staatsrath, der ihn nicht verstand, aber eine sehr verständige Miene machte.

„Euer Gnaden werden mir unbedingt zuge-

ben, daß Satan durch falſche Wunder, alſo durch Täuſchungen, durch betrügeriſche Vorſtellungen auf die einfaltigen Gemüther am meiſten einwirkt. Denn zeigte er ſich in ſeiner Wahrheit, wer glaubte ihm!«

»Er iſt der Erzbetrüger.«

»Sie ſprachen es aus. Auf dieſem Felde muß man ihm begegnen. Wie er die Menge durch falſche Wunder fangt, muß man ſie wieder fangen, natürlich nur im Intereſſe Gottes und der Wahrheit. Einer ſeiner Kunſtgriffe iſt, daß er ſich dumm, ungeſchickt, unwiſſend anſtellt. Dadurch will er unſere Kunſt vor den Augen der Menſchen zu ſchanden machen.«

»Das iſt Eure Sache, wie man ihn zwingt, daß er ſich in ſeiner Natur zeige.«

»Indem man ihm wieder Stricke und Fallen legt. Aber dazu müſſen wir Alle mitwirken. Jeder muß das Seine thun. Es darf ſich Keiner für zu gut, zu vornehm halten.«

Der Staatsrath Laubardemont machte ein ernſtes Geſicht, aber es verzog ſich in ein ſchelmiſches Lächeln.

„Ich weiß Sie zu unterscheiden, Herr Canonicus, von den Andern. Ich liebe verständige Männer.“

„Die schlaue Bontems muß besser seine Bewegungen beobachten. Sie hat guten Willen, leider aber nicht Bildung genug.“

„Der philosophischen Feinheiten bedarf es auch nicht. Das Volk will Augenfälliges sehn, ein Wunder, das Jeder begreift.“

„Gewiß, gnädigster Herr, aber vorher kommt Alles darauf an, weniger die Dämonen in den Besessenen, als den anzugreifen, der sie schickte. Es ist die physische Kraft dieses Ungeheuers, offenbar vom Erzfeind herrührend, welche gebeugt werden muß, ehe wir mit Erfolg an die Behandlung der Unglücklichen gehen können. Diese stolze Gestalt muß geknickt werden, gebrochen, wenn nicht zertreten. So lange er mit dem Imperatorhalse über die Andern wegschaut, mit diesen glühenden Augen die Weiber anblickt, kommen wir ihm nicht bei. Seine Blicke beherrschen wie die Schlange die ängstlichen Vögel, die zitternden Weiberherzen.“

„Man kann ihm doch vor dem Urtheil nicht die Augen ausstechen.“

„Doch sie ein wenig matter machen,“ flüsterte Mignon dem Staatsrath ins Ohr; und was er weiter flüsterte, bewirkte einen Ausdruck auf Laubardements Gesicht, den man mit vollem Recht satanisch nennen konnte.

Als der große Mann sich der Gesellschaft wieder zeigte, war er freundlicher. Er sprach mit diesem und jenem, und lächelte sogar ein Mal wohlgefällig den Wirth an, als eine Mine sprang, von deren Erschütterung die Wände bebten. Barot lächelte wieder. Er unterhielt sich mehre Minuten mit dem Fräulein von Brou und sagte, seine Gattin würde sich freuen, ihre liebenswürdige Bekanntschaft zu machen.

„Was bedeutete das?“ fragte der Präsident, als die Gesellschaft gegangen war, seinen Neffen.

„Ein Schauspiel, Oheim.“

„Will er uns verderben?“

„Nur erschrecken.“

„Zu einem Zweck, oder aus Muthwillen?“

„Vielleicht aus Beidem.“

„Mignon,“ ſagte Barot, ſich erſchöpft hinwerfend. „Ich ertrage nicht den ſtürmiſchen Wechſel dieſer Tage. Hätten wir den ſtolzen Prieſter ſich ſelbſt und ſeinem Hochmuth überlaſſen. Er hat mein Hausweſen, mein Glück zerrüttet.“

„Er wollte der erſte in Loudun ſein, und Sie wollten es auch. Es geht in der ganzen Welt nicht anders. Im Kampfe, wo der Eine ſiegt, muß der Andere unterliegen.“

„Und der Staatsrath, um der Gebenedeiten willen, was will er?“

„Auch gern der erſte ſein. Da er es in Paris nicht kann, iſt er es in Loudun. Da er vor Richelieu mit der Stirn den Boden berührt, reckt er den Hals vor meinem Oheim bis an die Balken.“

„Will er die Verbindung mit Madeleinen, oder will er ſie nicht?“

Mignon lachte auf: „Welche große Familie gäbe gern ihre Tochter ſeinem Sohn! Selbſt Richelieu hat ihm erklärt, ihn damit nicht zu behelligen. Iſt meine Couſine, mit ihren väterlichen Ahnen, nicht eine ſehr wünſchenswerthe Par-

thie für den Sohn eines Mannes, deſſen Großvater Notar war, den die großen Familien als einen aufgeblaſenen Emporkömmling haſſen, und den auch Richelieu nur braucht, wo es mit Frechheit die Thüren einzurennen gilt. Iſt meine Couſine nicht reich.«

Barot ſeufzte und ſah Mignon bedenklich an.

»Ich verſtehe Sie, und habe auch etwas vom Geſpräch behorcht. Er will das ganze Erbtheil meines Oheims meiner ohnedies reichen Couſine zugewendet. Darüber ließe ſich ſprechen, aber erſchrecken darf es Sie nicht. Es giebt claufulirte Verträge und Juriſten, die an Pfiffigkeit den Staatsrath überbieten. Uebrigens wenn Herr Laubardemont einſt einen Biſchofshut zu vergeben hätte, ſo gönnte ich ihm gern den Theil, den die Güte meines Oheims mir beſtimmte. Doch, wie geſagt, das liegt fern. Jetzt iſt ſeine Abſicht und ſein Vergnügen nur, daß Sie um Gottes Willen von ihm etwas erbitten ſollen, was er ſelbſt von ganzem Herzen wünſcht. Gönnen Sie ihm die Schwachheit.«

»Aber war das eine Art?«

„Er wollte nur poltern. Die Luſt kleiner Seelen, die immer unter dem Druck Anderer, und im Gefühl, daß ſie für ſich nichts ſind, jede Gelegenheit benutzen, ihre eigene Wichtigkeit zu Markt zu bringen. Die Tyrannei, die er hier ſpielt und ſpielen wird, ſoll ihm eine Entſchädigung ſein für die langen Tage und Nächte, wo Richelieu ihn an der Wand ſtehen und fühlen läßt, daß er nur eine Creatur iſt, die ſein Fuß zertritt. Troſt für die gnädigen Blicke, mit denen ſogar der ſchlaue Pater Joſeph ihn behandelt. Konnte dieſem Subalternen eine köſtlichere Gelegenheit geboten werden, als ein ſolches unbedingtes Commiſſorium! Vielleicht wollte Richelieu ihn entfernen, ihn für eine Demüthigung entſchädigen. Die Roſette auf ſeinem Schuh, die Knieſchnalle ſelbſt fühlt das ſelige Gefühl, unumſchränkter Herr zu ſein. Ach, und der Arme iſt es doch nicht, ſelbſt hier nicht. Wahrſcheinlich hat ſeine Gattin vorhin, um des lieben Sohnes willen, mit ihm gepoltert, er hat ſchweigen, abbitten, verſprechen müſſen, und ſeine unterdrückte Galle hat er gegen meinen Oheim entladen. Ein ſchuldloſes Vergnügen für Jemand,

der nur ein Mal vielleicht in seinem Leben der Erste ist, und den einen Augenblick will er nutzen.“

Fast hatte es den Anschein, als wären außer den Dämonen in den Besessenen noch andere Dämonen in der Nähe, die zum Zeitvertreib Alles verdarben und zu Schanden machten, was jene angaben.

Lateinisch und französisch hatte einer der Sieben in der Priorin auf die Beschwörung des Pater Lactanz verheißen, er wolle die arme Jungfrau am siebenten Mai zwei Fuß hoch von der Erde in die Luft heben. Aber er hielt nicht Wort, wie furchtbar, mit schon heiserer Kehle, der Pater ihn auch beschwor. Man sah wohl die Anstrengung der Unglücklichen, aber plötzlich sank sie ohnmächtig nieder, und mußte fortgetragen werden.

Man gab viel grade auf dies Zeichen. Denn Lactanz beschwor noch ein Mal die beiden Teufel in der Schwester Clara — ein Fräulein aus dem

Damm schroff abreißt, und ein tiefes Moor oder ein stilles Grabenwasser uns entgegenblickt. Dann stehen die Pferde und strecken die Hälse aus, bis plötzlich eines vom Geist getrieben einen kühnen Satz versucht und, bis über den Bauch versinkend, sich nach festerem Grunde hinaufarbeitet. Man kann denken, daß zwanzig Pferde bei solchen Uebergängen den Boden noch mehr aufwühlen, und jeder Nächstfolgende eine schlimmere Passage findet als sein Vorgänger. Der Moorgrund wird dabei bis in die Wolken gespritzt. Noch schlimmer ist häufig der Ausweg aus solchen Tümpeln und Tiefen zu einem neuen Wegdamm, wenn die Vorderhufen des Thieres von den glatten nassen Balken ausgleiten und das Pferd selbst auf den Hinterfüßen nicht feststeht.

Deshalb bleibt man lieber auf dem alten Wege, oder reitet im offenbaren Moor. Zwar hindern auch hier nicht selten die verfaulten und ausgerissenen Knüppel, doch findet man immer wieder Steingrund, und es gränzt an das Unglaubliche, wie die Norwegischen Thiere auf den glattesten, abschüssigsten Platten zu fußen wissen. Einige Pferde zogen den gefährlichen aber doch festen Steinboden vor, während andere lieber

berühmten Hause Nogaret — und beide Teufel, Cazas und Cerberus, versprachen, sie wollten diese Schwester morgen in die Luft heben. In der Stadt verbreiteten die Mönche, sechs der stärksten Männer würden nicht im Stande sein, die Besessene fest zu halten, wenn sie sich erheben wolle. Eher würden alle sechs, wie vom Blitz getroffen, zu Boden sinken. Wer hätte danach wagen sollen sie anzufassen! Der Tag kam, Lactanz beschwor nach dem Ritual, und die Nonne verdrehte ihr Gesicht, sie hob sich auch in die Höhe, aber Jemand lüftete etwas den Rock, und rief: „Sie geht ja auf den Zehen.“ Zornig sahen ihn die Geistlichen an, ein Murmeln ging durch die Versammlung, aber man wagte gegen den Frevler nicht einzuschreiten.

Da trat ein Mann vor, den vielleicht unsere Leser hier nicht erwarteten, der Schottische Arzt Marcus Duncan, und rief: „Unsinn! Hochverehrte Herren, glaubt Ihr denn, daß der Teufel nicht natürlichen Gesetzen unterworfen ist? Wenn die Gans fliegen will, meint Ihr, daß sie nur ihre Flügel ausspannt, und dann ist sie in der

Luft? Ich habe noch keine Gans fliegen gesehen, die nicht vorher ihre Gansefüße gesperrt und mit den Vorderzehen oder Krallen die Erde berührt hatte, dann erst flog sie auf. Hier ist nun ganz derselbe Casus. Der Ehren Cazas oder Cerberus hat nicht versprochen, daß die fromme Jungfrau fliegen soll wie ein Adler, sondern eben nur wie eine Gans, nämlich ein Paar Fuß hoch; also ist es ganz in der Ordnung, daß sie sich zuerst sperren und stemmen muß, und wenn das der Herr nicht gehindert hatte, so sahen wir sie jetzt in der Höhe der Kirchensäule flattern.«

Die Gegenwart und Einmischung des Kegers war den Geistlichen nicht erwünscht, aber der Schein von Oeffentlichkeit, welchen man dem Prozesse gab, verbot die Ausschließung der Zweifler. Konnten auch diese durch die That überwunden werden, so war viel gewonnen. Die Erklärung des Arztes sprach überdem zu ihren Gunsten. Der gelehrte Schottische Exorcist führte aus eigener Erfahrung und mit der ernstesten Miene Dinge an, was den Pater Lactanz, der ihn noch nicht kannte, zum

Glauben bewog, er habe es mit einem aufrichtigen Verehrer ſeiner Kunſt zu thun.

„Ich bin ganz überzeugt,“ fuhr er fort, „die Kloſterjungfrau, wo anders der Cazas kein Lump und Aufſchneider iſt, fliegt über meinen Kopf weg, wenn der ehrwürdige Pater ſo fort exorciſirt. An der Formel iſt gar nichts auszuſetzen.“

„Aber Sie halten ja die Jungfrau am Arm feſt.“

„Kehren Sie ſich nicht daran, frommer Vater, und wenn Sechs ſie hielten, ſie fliegt aus aus den Händen fort.“

Lactanz beſchwor von Neuem, mit den kräftigſten lateiniſchen Formeln. Die Schweſter Clara hob und krümmte ſich, ihr Geſicht ward gluthroth und blaß: Sie arbeitete ihre rechte Hand aus dem Druck des Schottiſchen Arztes zu befreien, aber vergebens. Endlich ſchrie ſie auf: „Ich kann nicht, er hält mir ja den Arm.“

„Laſſen Sie ihr den Arm frei,“ riefen mehre Geiſtliche. „Wie ſoll ſie denn fliegen, wenn Sie ſie nicht loslaſſen.“

„Wenn ſie den Teufel im Leibe hat, muß

der mit ihr und mir fortfliegen, denn wenn er's iſt, iſt er ſtärker als wir Beide.«

Es war ein ärgerlicher Auftritt, und aus der Beſchwörung ward ein theologiſcher Disput. Mignon behauptete, ein Dämon ſei freilich ſtärker als Duncan und ſie Alle zuſammen genommen, aber wenn er ſich in einem fremden Leibe aufhalte, nehme er die Natur und Stärke des Körpers an, in welchem er ſich befindet. Denn, wie Duncan ſelbſt vorhin richtig bemerkt, ſei auch der Teufel durch die unerforſchliche Weisheit den natürlichen Geſetzen unterworfen. Duncan dagegen erinnerte an den Evangeliſten Lucas, der die Beſeſſenen die ſtärkſten Stricke und Ketten zerreißen läßt und berief ſich auf das Ritual, dem zu Folge das ſicherſte Merkmal der Beſeſſenheit eine Stärke ſei, die das Alter und die ſonſtige Leibesbeſchaffenheit weit überſteige. Man argumentirte, drohte, bis eine wohlthätige Ohnmacht der Schweſter Clara den Streitenden zu Hülfe kam und einen Auftritt endete, der wie viele ähnliche zu keinem Schluß kommen konnte.

Auch ein anderes Wunder verunglückte. Der

Pater Lactanz hatte verſprochen, von den ſieben Teufeln in der Priorin, in der großen, offenen Kirche zur Ueberzeugung von männiglich, und jedem ſichtbar, drei auszutreiben, die er namentlich nannte, den Asmodi, den Grefil und den Amon. Jeder ſollte bei ſeiner Austreibung eine Wunde in der linken Seite der Beſeſſenen, ein Loch in ihrem Hemde, im Unterleibchen und im Gewande zurücklaſſen. Gottes Ehre forderte, was unſer Sittlichkeitsgefühl unterſagt hätte, daß die Aerzte in der Sakriſtei die Jungfrau unterſuchten, und ſie bezeugten, daß ſie keine Wunde in ihrer Seite, keine durch und durchgehende Oeffnung in ihren Kleidern und in den Falten ihres Habits kein ſchneidendes Inſtrument wahrgenommen hätten. Zwei Stunden krümmte ſich darauf das arme Mädchen in einer Weiſe, welche zwar die Akten vollſtändig beſchreiben, aber die Geſetze der Kunſt uns verbieten anzumalen. Sie ächzte furchtbar, rief den Namen „Urban!“ mit entſetzlichem Geſtöhn, und endlich, nachdem ſie wie ein Knäuel auf der Erde ſich umgewälzt, ſchoß ſie, ohne mit den Händen die Erde zu berühren, aufrecht in

die Höhe, riß die rechte Hand aus dem Busen, und streckte ihre blutenden Finger aus. „Sie hat überwunden!“ schrieen die Mönche. Die Sachverständigen stürzten hinzu und fanden das Habit, das Leibchen und das Hemde an drei Orten durchschnitten, auch unter der linken Brust drei gerißte Wunden, die alle Blut gegeben.

„Wunderbar!“ rief Duncan. „Kaum durch die Haut und drei Teufel sind doch heraus! Es müssen artige Teufel sein.“

„Man hat ihr aber nicht die Hände gebunden, wie man versprach,“ rief der Chevalier de la Porte, ein angesehener Fremder, den die Beschwörungsgeschichte nach Loudun gelockt. „Man hat es verheißen, man hat uns getäuscht.“ — Der Protocollführer sah in dem allgemeinen Geschrei auf den Staatsrath, welcher mit nicht eben zufriedener Miene da saß. Der Pater Lactanz war erschöpft und blaß auf eine Bank gesunken. „Sie hat überwunden!“ schrieen die Mönche im Chor. „Täuschung!“ die Andern. „Sie hat sich selbst verletzt. Seht ihre Nägel an.“

„Es ſind geſchnittene Wunden!“ riefen die Aerzte.

„Aber wo der Teufel ausfährt, hinterläßt er Brandwunden.“

„Zu viel verlangt! Wie kann man unter dem Rock ein glühend Eiſen tragen!“ rief eine Spötterſtimme aus dem Haufen.

Laubardemont hob die Sitzung auf: „Es hinkt,“ ſprach er leis zu Mignon mit einem böſen Blicke, als ein Schrei aus einem andern Theile der Kirche die Aufmerkſamkeit dahin lenkte. Ein junges Weib, eine Reformirte, die Frau eines geachteten Bürgers, war in Krämpfen zu Boden geſunken. Sie ſträubte ſich gegen die, welche ſie aufheben wollten. Laut ſchrie ſie: „Gott ſei gnädig meiner Seele!“ und krümmte ſich in Verzückungen. Die Zuredungen ihres Mannes blieben ohne Wirkung. Einer der Exorciſten hatte ſich raſch hinzugedrängt, er hob das Crucifix über die Unglückliche und donnerte ſie mit einer Beſchwörungsformel an. „Antworte ihm nicht,“ rief der aufgebrachte Mann, „denke an Deinen Gott,“ und wollte ſie am Arm fortziehen. Aber das

Weib riß ſich los: „Ich muß, Marieaux, ich muß. Sie ſind meiner mächtig.“ — Sie ſtürzte mit dem Geſicht zu Boden vor den Kapuziner:

„Weib! Wer ward Deiner mächtig?“

„Die Beiden!“ ſtöhnte ſie.

„Ihre Namen!“

„Asmodi und Greſil!“

„Wie fuhren ſie in Dich?“

„Wie der Blitz vom Himmel.“

„Wann?“

„Als die Nonne aufſtand.“

„Wer ſandte ſie in Deinen Leib?“

Sie winſelte, und rang umſonſt mit der Sprache. Ihr Mann, zornroth im Geſicht, ergriff ſie mit beiden Armen:

„Das kommt mir zu, mein Weib zu fragen. Wer ſandte den Teufel in Dich, Louiſon?“

Sie rang die Hände auf den Knieen, ſie wollte die Füße ihres Mannes umfaſſen, und ſank doch in Entſetzen zurück: „Er — er — Gott ſei mir Armen gnädig — Der Fürchterliche — Urban!“

Der Auftritt verfehlte auch auf die Spötter

fahren. In der allgemeinen Verwirrung schleppte Marwaur, unterstützt von einigen Bürgern, seine Frau aus der Kirche. Auch die Ohnmächtige ward hinausgetragen.

„Sind Sie nun zufrieden?“ lachte Laubardemont beim Hinausgehen.

„Sind Sie es, gnädiger Herr? Ein Sieg über die Spötter, den der Zufall uns schenkte. Aber der Spott ist der schlimmste Teufel. Er erholt sich nach jeder Niederlage, um desto ärger zu wüthen. Es bedarf vor diesen Ungläubigen sichtbarerer Wunder.“

Laubardemont lachte auf und schlug an seine Perücke: „Meinethalben, sie sollen sie sehen!“

Es kann nicht unsere Absicht sein alle Wunder, durch welche die Dämonen ihre Anwesenheit darthaten, unsern Lesern wieder zu erzählen. Es sind dicke Bücher darüber gedruckt und die Akten des merkwürdigen Prozesses der Nachwelt nicht

gerade zu in den Moorgrund plumpten, wo sie zwar sinken aber nicht ausgleiten konnten. „Laß das Pferd gehen wie es will," ist die erste Regel, und der Drontheimer Kammer-Rath mit dem wir uns nur auf Englisch verständigen konnten, rief uns beständig zu: don't mind your horse! Ein langer steiler Abhang nur aus abschüssigen Felsdächern bestehend, zwischen deren Fugen Gießbäche in ein tiefes Thal rollten, zeigte uns heute schon, was wir auf diesen Thieren wagen konnten. Jeder Fehltritt schien das Leben zu kosten, aber die wir auf den Pferden blieben, bereuten es nicht, es ihnen vertraut zu haben.

Hier und da wurde mitten in den wildesten Gebirgsschluchten gerastet, indem die Bauern aus den nächsten Gehöften, die aber deshalb noch nicht nahe liegen, mit ihren Anträgen zur Weiterführung des Straßenbaues auf den Gouverneur warteten. Unter freiem Himmel, am Rauschen eines Wasserfalls, und indeß die berittene Suite die Contrahenten umgab, wurden Contrakte geschlossen, welche die schnelle Förderung des Weges versprechen und den Grundeigenthümern den einzig möglichen Gewinn aus ihren Wäldern bringen. Als die Reisenden am zweiten Abende ih-

verloren; aber mehr als geſchrieben und gedruckt iſt, ward davon erzählt, die Offenbarungen der Geiſterwelt liefen durch ganz Frankreich von Mund zu Munde, ſie wurden mit Entſetzen auch in den benachbarten Ländern vernommen. Die wenigen Zeitungen jener Tage wie der Mercure francais, enthielten darüber Betrachtungen und Berichte, welche auf Augenblicke die großen, furchtbaren Ereigniſſe auf dem Europäiſchen Kriegstheater in den Hintergrund drängten. Die Zweifler und Spötter, die wir ſo laut und keck ihre Stimmen in der eignen Stadt aufthun ſahen, wo die Geſchichte ſpielt, verſtummten, je entfernter Loudun war, denn um ſo angeſchwollener kam das Gerücht von dem Ungeheuren dahin, und in der Fremde ſah man mit Schaudern, wie der Satan mitten in einem friedlichen Lande — denn das war Frankreich damals im Vergleich zu den verwüſteten Nachbarländern — ſeine Macht mit unbegreiflicher Kühnheit ausbreitete.

Bei der Menge von Fremden, mitthätigen und neugierigen, welche in Loudun zuſammen geſtrömt waren, kann es nicht verwundern, wenn

wir in der dunkeln Hinterstube einer schmutzigen Schankwirthschaft angesehene Männer treffen. Wirthshäuser und Bürgerhäuser waren überfüllt. Die Herren waren in ihre Mäntel gehüllt; für sie schickte sich ein Ort wenig, wo in der Schenkstube nebenan Handwerker, Bettelmönche, Soldaten und Herumtreiber laut ihr Wesen trieben, und unter Flüchen die Gläser auf die Tische stampften.

„Von Ihnen hätte ich das nicht erwartet,“ sagte der Polizeilieutenant Chauvet, den Mantelkragen noch fester um die Schultern ziehend.

„Sie schlagen die Macht des Teufels zu gering an,“ erwiederte ruhig der Arzt Duncan, aber mit einem ernsten Tone, den wir noch nicht an ihm kennen. „Er ist furchtbar, wenn man sich vor ihm fürchtet, und furchtbarer, wenn man mit ihm spielt.“

„Auch ein solcher, der sich bei jedem dritten Worte irrt,“ entgegnete Jemand. „Der neulich nicht ein Mal Ihren Namen wußte, aber in seiner dummen Gutmüthigkeit oder gutmüthigen Dummheit den Ihres Collegen aus Saumur nannte, und

als der nicht recht war, in der ganzen Reihe von Aerzten aus Saumur herumrieth. Wem da nicht die Augen aufgingen —«

»Der wird noch mehr sehn, mein Herr. Diese Taschenspieler-Kunststückchen, dies Prophezeihen, Schweben, diese Burzelbäume, das Ausspeien von Federposen und Nägeln aus dem zarten Munde sind nur die Vorläufer seiner Thaten.«

»Was kann denn noch kommen!«

»Nach dem Futter fürs Volk die große Mahlzeit für uns Andere, an der wir unsre Zähne zerbeißen. Ich wiederhole Euch, es ist nichts so dumm, was nicht möglich würde, wenn der Satan in uns eingeheizt hat und die Vernunft ist vertrocknet, aber die Phantasie brennt lichterloh in dem allgemeinen Brande, den man bei uns in Schottland Wahn nennt.«

»Was unsern Duncan neulich der Fall mit der Frau Marwaur erschreckt hat! Er wurde blaß, als steckte ihm selbst ein Dämon in der Kehle.«

»Das Weib hat sich versehen,« sagte ein Anderer. »Der ganze Spuk hatte ihre Nerven

angegriffen. Ihr Mann wird ſie durchprügeln, und ſie wird wieder geſund.«

»Und wer ſchwingt den großen Prügel, Ihr Herren, in dem Tollhauſe, Welt genannt, um Alle, deren Phantaſie ſich verſehen hat, zur Ordnung zu bringen! Ich habe gelacht, ja; nun rieſelt's mir über die Haut. Ein Kranker iſt nicht gefährlich, auch hundert nicht, auch tauſende nicht, wenn die Obrigkeit ſie dafür erkennt und in die Krankenhäuſer ſchafft. Aber wenn das hitzige Fieber im Stillen fortſchleicht, wenn der ſchon angeſteckt iſt, der noch eben darüber lacht — Genug, Ihr Herren, lobt Gott den Meiſter, aber ſpaßt nicht mit dem andern Potentaten. Ja hätten wirs mit Männern zu thun, aber das hier, die Fibern, die Nerven der Weiber! Betet, oder packt Eure Ränzel, oder umgürtet Euch mit dem Schwerte, denn Niemand weiß, wo Satans Eroberungen aufhören.«

»Wenn Marcus Duncan den Muth verliert!«

»Peitſcht ins Meer, und ſeht zu ob es Euch gehorcht.«

„Wollen Sie Loudun verlaſſen, Doctor?“

„Ich habe nicht Luſt zu brennen.“

„O ein köſtlicher Spaß!“ rief ein junger Mann, den wir ſchon früher in Duncans Geſellſchaft in einer anderen Weinſtube ſahen, und der jetzt erſt zur Geſellſchaft trat. Er kam aus der Kirche, wo ein abermaliges Wunder, das vorher verkündet war, viele Zuſchauer angelockt hatte. „Der Teufel Beherit, der unter den Vieren, die in der Priorin ſitzen geblieben, den Vorſitz hat, hatte doch geſtern verſprochen, dem Herrn Staatsrath Laubardemont mitten in der Kirche die Perücke vom Kopf zu nehmen, und ſie ein Weilchen in der Luft ſchweben zu laſſen. Ja ſo genau war es beſtimmt, die Perücke ſolle ſo lange ſchweben, als man Zeit brauche, um den Pſalm Miserere zu beten. Ein Teufel, der ſo mit den heiligen Schriften vertraut iſt, verwunderte doch Viele. Die Kirche war übervoll. Die Kerzen brannten in der Stickluft düſter. Die Beelzebubs gurgelten zur Verwunderung ſchön im Leibe des Fräuleins von Nogaret und der guten Priorin. Sogar das Latein klang etwas erträglicher, und der

Beherit, der Sokkies, der Abimelech und wie die Jungen heißen, führten einen Chor auf wie zwölf Nachteulen aus der Hölle. Sie schnalzten verliebte Seufzer nach ihrem Zaubermeister Urban und schimpften und höhnten und fragten den armen Laubardemont, ob sein Kopf schon wackele, er solle sich in Acht nehmen und dergleichen. So dunkel es war, sah ich aber doch, daß der große Staatsrath diesmal nicht an seiner gewöhnlichen Stelle saß, man hatte vielmehr seinen Sessel mehr in die Mitte der Kirche gerückt, und er, der sich immer auf dem Stahle wipt, saß diesmal wie angegossen, und nickte weder noch schüttelte er den Kopf. Das kam mir merkwürdig vor und ich sah mich weiter um. Da entdeckte ich, daß grade über seinem Kopfe oben im Kreuzgewölbe das Loch ist, durch welches die Seile mit den Kirchenleuchtern gewunden werden. Die Kerzen brannten an diesem Kronleuchter nicht, und dieser war höher aufgezogen als gewöhnlich. Natürlich, dachte ich, um der Perücke des Herrn Staatsrath Platz zu machen. Nun beschwor Pater Lactanz, daß uns die Ohren gellten, und die Satans antwor-

teten: „Ja ich will Dich faſſen, ich will Dich zauſen. Kahlkopf, Kahlkopf!“ Der großmächtige Herr wurde kein Kahlkopf, aber wahrhaftig ſein Geſicht ſah mir wie ein Kalbskopf aus. Der Pater ſtampfte auf den Boden und krümmte ſich, die ganze ehrenwerthe Bande mit ihm, und ihre Augen, ich ſah es, klebten an dem Loche. Endlich kamen die Teufel, aber in ganzen Schaaren, über unſern Köpfen raſchelte es und ſtampfte und kreiſchte. Es konnten auch Mäuſe und Ratten ſein, denn in was weiß der Teufel ſich nicht zu verwandeln. Eine wilde Jagd, ein Hu, Hallo, Gelächter und plötzlich fegte es die Thurmtreppen herab. Meiner Nachbarin rieſelte es eiskalt über die Haut, in meiner Bruſt aber ſchlug auch ein Teufel und lachte laut auf, und Zehn lachten mit.“

„Und was wurde?“

„Die Perücke blieb auf dem Kopf des Staatsrathe.“

„Und weiter?“

„Was weiter! Mignon bekam einen Schwindel. Boherit hatte ſich verſehen, und ſtatt der Perücke den Canonicus gepackt. Da brach Alles

auf, die Sacriſtane löſchten ſchnell die Lichter aus, und das war gut, daß man die rothen Geſichter nicht ſah. Es ſchrie und kreiſchte durch einander, und das war auch gut, daß man die Flüche nicht hörte. Und noch beſſer, ich gab dem Lactanz einen Schub in die Nieren und trat dem Mignon auf den Fuß. Das iſt eine gute Cur für den Schwindel. Was ſonſt in der Dunkelheit der Kirche verfiel, mag auch ganz gut für die geweſen ſein, die bei hübſchen Nachbarinnen ſaßen. Ich zum Exempel fand den Mund meiner niedlichen Krämerstochter, als wäre es heller Tag geweſen, und, was doch auch ein Wunder war, die Teufel hatten alle Sprödigkeit ſo mit ſich fortgenommen, daß ſie mich auf heut Nacht in ihren Garten beſtellt hat, um ihr das Wunder, was ihr noch dunkel geblieben, zu erklären. Freunde, wenn die Beſchwörungsgeſchichten in der Art ſo fortgehen, ſo iſts der luſtigſte Carneval.«

»Aber der Aſchermittwoch kommt noch,« ſprach Jemand.

Die Geſellſchaft hatte ſich entfernt. Nur Duncan war unbeweglich auf ſeinem Platz geblie-

den und ſtarrte vor ſich auf den Tiſch, als ſähe er auf der morſchen Eichenplatte Geiſter. Louis Chauvet war aufgeſtanden und wollte ihm die Hand zum Abſchied reichen. Im Winkel ſaß ein junger Mann, noch tiefer als der Beamte in einem unſcheinbaren Oberrocke verhüllt.

Der Schotte ſchluz mit beiden geballten Händen auf den Tiſch, und drückte die Stirn auf die Hände:

„Mein Herr und Heiland, was iſt das für ein Volk! Was das Herz durchſchneidet und die Nieren zerreißt, iſt ihm eine Luſtbarkeit. Morden, ſchinden, verbrennen und Blut ſaufen, wir ſind Alle Canibalen, wenn das Licht des Herrn, die Vernunft in uns verlöſchte. Aber im Schmetterlingsleichtſinn mit dem Menſchenblut die blaſſe Wange zum Faſtnachtsſpiele ſchminken, das können nur Franzoſen!“

„Sie ſind in Frankreich. Vorſichtig!“ flüſterte Chauvet und klinkte die Thüre feſter zu.

„Hat das Land keine Obrigkeiten?“

„Um Gottes Willen!“

„Regieren ſie um des Teufels Willen?“

„Marcus Duncan, ich kenne Sie nicht wieder. Sie kennen unsere Verhältnisse, besser als ein Fremder.“

„Ich kenne sie, aber auch die Natur des Menschen! — Barmherziger Gott, regt sich denn keine Ritternatur in dem gelobten ritterlichen Frankreich, um die Lanze für die Vernunft zu ergreifen.“

„Der Cardinal brach die Spitzen. An den Mönchskutten gleitet der Stahl ab.“

„Es gab doch Einen,“ brummte Duncan. „Nein hier zu Lande nicht. Verbrennt sie und ersäuft sie. Euer großer Mann hat Recht, es muß Einheit in dem Lande werden. Wer regiert, das ist gleichgültig, Gott oder der Teufel, wenn nur Einer regiert. Bitt' um Verzeihung, Herr Polizeilieutenant. Ich meinte ein Mal, die Richter und Magistrate müßten das verlassene Ritteramt übernehmen, ein alberner Gedanke. „Einer sei König allein,“ sagt der alte Homer. Laßts den Satan sein. Wenn er allein herrscht, wird Ordnung in der Welt, er kennt die Menschen aus seiner langen Praxis besser als wir, weiß

ren Besuch im Hauptquartiere abstatteten, mußten sie erfahren, daß ihr Hauptzweck dieser nördlichen Kiölen-Reise verfehlt sei. Die vom General vorausgesandten Boten hatten keine Lappen da gefunden, wo sie gewöhnlich übersommern. Aus Furcht vor den Wölfen hatten sie sich, wie wir später erfuhren, weiter nördlich auf höhere Fielder zurückgezogen. Schon waren wir entschlossen, zur Aufsuchung dieser Europäischen Nomaden, unsere angenehme Gesellschaft zu verlassen, und querfeldein am nächsten Tage nach einem ihrer bezeichneten Lagerplätze zu reisten. Aber so unwegsam sind die Wälder und Sümpfe, daß kein Bauer sich getraute, uns abwärts von dem alten Wege, vielleicht drei Meilen weit zu führen. Damals dünkte uns dies Unwissenheit und thörichte Besorgniß; nachdem wir indessen die folgenden Tage die Natur der eigentlichen Kiölenhöhen kennen gelernt, wurden die Bauern gerechtfertigt. Es blieb zweifelhaft, ob wir zu Pferde hingedrungen und nicht Klippen und Ravinen uns in den Weg getreten wären, über die kein Menschenfuß und Pferdehuf dringt. Schien es uns doch fast, als wäre der Ritt selbst über den alten Weg ohne unsere mi-

wie er ſie gängelt. Verzeihung, Herr von Chauvet. Waſcht Eure Hände, Ihr ſüßen Pilati, laßt ihn allein ſchaffen, walten. Es ſtört nicht die Verdauung und giebt einen guten Nachmittagsſchlaf. Gute Nacht!«

Louis Chauvet ergriff nicht die dargebotene Hand, aber er faßte ihn am Arm:

»Marcus Duncan, ich meine, Sie kennen meine Geſinnungen. Könnte ich —«

»O und wenn Ihr noch dazu wolltet, da würde das Himmelreich auf Erden blühen. Noch etwas, ein guter Rath! In Deutſchland drüben, ich glaube in dem feſten Neſt Magdeburg, das der Tilly zu Ehren Gottes anſengte, ſoll ein Bürgermeiſter an einer Maſchine arbeiten, womit er die Luft auspumpen will. Das iſt eine herrliche Maſchine für Obrigkeiten. Wenn Satan das zu Wege brächte, daß man einem ganzen Volke die Lebensluft auspumpte, wie leicht ließe ſich dann regieren. Einſtweilen wäre für Obrigkeiten ſchon viel gewonnen, wenn ſie eine kleine Pumpe ſich herſtellten, um die unangenehmen Erinnerungen aus dem Gedächtniß zu pumpen.

Pumpt Ihr Obrigkeiten von Loudun, bis Euer Hirn leer wird. Man kommt weit in der Welt mit einem leeren Gehirn. Vor Allem Euch, Herr von Chauvet, rathe ich, legt Euch aufs Vergessen. Vergeßt, daß Ihr den Priester für unschuldig haltet, vergeßt, was Ihr für ihn vormals gethan, und noch besser, vergeßt, daß Ihr an Hexen und Teufel nicht geglaubt habt. Glaubt, glaubt, der Glaube hilft über Berge, warum nicht über Dienstverhältnisse, die Euch einst ein Mal schaden konnten. 'S ist nicht mein Spaß. Die Bachanten zerreißen Euch als einen Ketzer. 'S ist gar nicht so schwer. Der Teufel will nur ein bischen kajolirt sein, so thut er Euch den Gefallen, wie der Betschwester, die in ihrem Bekehrungseifer ganz vergessen hat, daß sie vorher eine Buhlerin war.«

Der Polizeilieutenant war durch eine Hinterthür fortgeschlichen. Der junge Mann im Winkel näherte sich dem Arzte. Mit bewegter Miene faßte Herr von Senanges die Hand des Arztes und drückte sie: »Edler Mann, ich habe Sie verkannt.«

»Paß!« sagte Duncan. »Was will der

Flüchtig! Redensarten. Mit Phrasen kommt man am besten durch die Welt.«

»Doch fürchte ich Ihre Beredsamkeit drang nur zu einem Herzen, aber aus dem Herzen kommt sie nicht wieder heraus.«

»Hast Du auch wieder Lust, mein junges Blut, Deinen Degen zu ziehen für eine Sache, die Dich nichts angeht. Du umwickele Deine Ritterſporen, daß ſie nicht klirren.«

»Ich freilich kann hier nichts thun. Aber von Ihnen, Duncan, hoffe ich es, ich erwarte es. Obgleich unſeres Glaubens, ſteht Sie in Frankreich hoch in Ehren. Ihr Gutachten gilt in allen Facultäten. Sie ſtehen unter dem Schutz des Marſchall von Brezé; zudem ſind Sie ein Fremder, was kann Sie hindern, mit Wort, Schrift und That gegen den Unſinn zu kämpfen!«

»Was! Hält mich der Herr von Senanges für den Spaniſchen Romanenhelden! Ich bin ein Mann von Fleiſch und Blut und ſuche mir nicht Drachen und Rieſen auf. Habe genug zu thun, wenn ich den giftigen Wurm zertrete, der mich beißen will. Das fehlte noch, daß ich als Don

Quixote für eines Pfaffen Unſchuld mir die Stirn einrennte. Laßt ſie ihn verreden, foltern, verbrennen, was kümmerts mich. Der Mann verdient es.“

„Das iſt nicht Ihr Ernſt.“

„Mein klarer, heller Ernſt. Junger Herr, wer gegen allen Unſinn in der Welt das Schwert ziehen will, gehört ins Tollhaus. Und gar hier gegen dieſen! Was kann uns denn Lieberes begegnen, als daß die Pfaffen ſich unter einander in die Haare kriegen. Verdient etwa der gräuliche Zaubermeiſter, der Rattenfänger unſer Mitleid? Sah er nicht auf uns herab wie die Ceder vom Libanon auf den Yſop, der an der Wand wächſt? Ging nicht auch manche Reformirte in ſein Netz, wenn er in die Pfeife ſtieß! Wär' er Biſchof, er träte uns mit Füßen; wär' er Cardinal, er ließe uns zerreißen, rädern, lebendig ſieden und verbrennen, wie weiland die Albigenſer. Ihm geſchieht ſchon Recht. Das darf man nur nicht ausſprechen vor den Katholiken, ſonſt laſſen ſie ihn am Ende frei uns zum Tort. Goldener Herr von Senanges, wir müßten uns ja eigent-

lich von ganzer Seele freuen, daß unſere Verfolger ſich in den Haaren liegen wie verbiſſene Hunde. Immer zu ſie gehetzt, eingeheizt, laßt ſie loshauen und brennen und ſtechen; wir ſehen zu wie König Ludwig, das Kind, aus dem Fenſter im Louvre. Uns thun ſie diesmal nichts. Ein Gläschen getrunken auf die neue Bluthochzeit, zur Revange für ein gut proteſtantiſch Herz.«

Der Jüngling ſah ihn betroffen an. Unwillen röthete ſein edles Geſicht. Er ſchlang den Mantel um die Schultern: »Ich irrte mich. Gott befohlen.«

»Danke für den frommen Wunſch, mochte aber wohl noch ein Weilchen mit Euch reden. Kaum aus der Klemme, unter Hochgericht und Galgen fort, und ſchon ſolche ſtolze Sprache, ſolchen inneren Trieb die Rippen zu brechen um was uns nichts angeht! Setzen Sie ſich noch ein Mal, Herr von Senanges, wir konnten uns ja noch verſtändigen.«

»Ich zweifle, Doctor. Meine Ahnen lebten und ſtarben in Ehren —«

»Das heißt, ſie wurden abgeſchlachtet als

Huguenotten, ins Genick geſchoſſen als Verräther von Verräthern, nackt auf die Straße geſchleift und den Hunden vorgeworfen.«

»Aber ſie hinterließen mir als Erbtheil das Gefühl, daß ein Edler, dem Gott Kraft gab, ſie daran ſetzen ſoll, Unſchuldige zu retten. Der Degen thut es hier nicht, der Tapferſte iſt ohnmächtig gegen Unſinn und raſende Bosheit. Hier hilft allein das allmächtige Wort, die Wiſſenſchaft, die Feder. Und Schmach denen, die dieſe Kräfte zu gebrauchen wiſſen und die Hände in den Schooß legen.«

»Lieber, junger Freund, wenn dieſe nun wüßten, daß ſie dadurch das Uebel nur ärger machten!«

»So ſpricht eine Stimme in der Bruſt: lieber mit dem Bewußtſein untergehn, daß man das Rechte gethan, und für die gute, helle, heilige Sache geſtritten, als von dem nagenden Bewußtſein ſein Lebelang geplagt werden, daß man dem Unrecht zuſah und das Beſſere wußte.«

»Ja, wenn man jung iſt! 'S iſt ein ſchönes Gefühl, kopfüber in einen Strom ſtürzen,

wenn man Einen ertrinken ſieht, ſo man auch nicht ſchwimmen kann. Der Andere ertrinkt freilich, aber wir ertrinken auch. Mit dem freien Wort, mit der Kraft der Wahrheit kämpfen, die Berge erbauen ſoll, das iſt ein berauſchend Gefühl, vom Wirbel bis zur Zeh pulſirend, wir fliegen auf Wetterwolken der Morgenröthe zu. Schade nur daß es in Wahrheit ein langſam Fortkommen iſt. Die Morgenröthe iſt fort, ehe Du es Dich verſiehſt, ein feuchter Nebel iſts, grau, die Blätter fallen, und wenn er fort zieht, gähnt unter Dir ein Grab. Wie viel tauſend Gräber werden noch gegraben werden, gefüllt mit Knochen von Märtyrern, überwachſen mit Raſen, Sträuchern, Bäumen, bis — bis was weiß ichs! Ich bin Arzt in Saumur, Profeſſor am Königlichen Collegium, ein loyaler Unterthan, und was mein Herr der König befiehlt, das iſt wohlgethan.«

»Sie thun wohl, Doctor. Doch riethe ich Ihnen, bei dieſen Geſinnungen Ihre Gefühle beſſer zu beherrſchen als vorhin.«

»Dank für den guten Rath, Herr von Senanges. Alter ſchützt vor Thorheit nicht. Als

meine Mutter mit mir ſchwanger war, begegnete ihr auf der Haide, dort in unſern Bergen, eine Hexe, die weinte. Meine Mutter fragte ſie: warum weinſt Du, Weib? Sie ſagte ihr, ſie habe das andre Geſicht und wiſſe, ſie werde einſt brennen. Da erſchrak meine Mutter und weinte. Nachher weinte ſie noch ein Mal, als die Alte in Stirling auf den Scheiterhaufen kam. Davon kommt das auch bei mir. Wenn meine Augen manchmal naß werden, beim Gedanken ans Verbrennen, Rädern, Foltern um des Glaubens willen, ſo ſind das nicht Thränen. Glaubts ja nicht, es iſt der Angſtſchweiß der alten verdammten Hexe, der mir als ſalzige Perlen aus den Augen tropft. Ihr habt ganz recht, Herr von Senanges, Marcus Duncan muß die Thorheit unterdrücken. Ich bin ein luſtiger Mann, ich möchte immer lachen. Das iſt eines Arztes Schuldigkeit.“

„Wie ſtehts mit Euch?“ fragte er nach einer Pauſe. „Darf der Herr von Senanges ſich bald öffentlich ſehn laſſen?“

„Nur vor mir ſelbſt nicht,“ murmelte Senanges und wollte gehen.

Duncan faßte ihn am Mantel: „Laubardemonts Sohn hat den Großmüthigen geſpielt.“

„Daß ichs ihm danken dürfte, Degenſpitze gegen Degenſpitze!“

„Weiße Hände kränken nicht. Hätt' ichs doch kaum für möglich erachtet, daß eine Frau einen Ritter entführen kann.“

„Duncan!“

„Meine Zunge iſt wie der Tod. Ja, als Ihr damals ſo plötzlich verſchwandet, grade als der Verdacht Euch traf, ſagte ich gleich: die Sache iſt nicht richtig. Senanges läuft nicht fort, wenn er nicht fortgelaufen wird. Wie, Ihr wollt Euch doch nicht mit der ſchönen Marquiſe duelliren, weil ſie Euch ſanft aufgreifen ließ, eine Kappe übers Geſicht ziehen und im verſchloſſenen Wagen auf eins ihrer alten Schlöſſer bringen. Rinaldo lief zwar auch fort, wie Ihr nachher, als Ihr von der Anklage hörtet, aber er betrug ſich ſehr manierlich bei der ſchönen Armide. Ich hoffe, Herr von Senanges that das auch.“

„Ich hoffe, Marcus Duncan, daß Sie in gebührender Hochachtung von der Marquise de Chavigny denken. Im andern Fall würde ich mich erinnern, daß Sie von Geburt ein Edelmann sind, und würde Sie auffordern, mir Rede zu stehen für die Verunglimpfung einer Dame, die ich für die edelste ihres Geschlechts halte.“

„Ich glaube, der junge Herr ließe mich ruhig verbrennen, wenn ich mich unterstände anders zu denken. Ist die Liebe nun nicht auch ein Wahnsinn! Sie möchte alle Welt zu ihrem Glauben bekehren und bindet mit Jedem an, der nur zu zweifeln wagt.“

„Aus dem reinsten Perlenthau, den der Himmel auf die Blumen träuft, ist ihre Seele, eine Seele, um die Engel sie beneiden; ein Spiegel Gottes ihr Auge, in dem die lachende Welt sich wiederspiegelt, nur anmuthiger, reiner, als sie ist. So ist sie, ob Du und alle Dämonen des Zweifels auch dazu grinsen. So sah ich sie, so habe ich sie erkannt in ihrer aufopfernden Liebe, und mit einem glühenden Eisen möcht ich die bösen Gedanken ausbrennen, die einst an ihrer göttlichen

lländische Escorte nicht gut räthlich gewesen. Wenigstens wäre uns mit den Ravinen und Morästen der Hunger in den Weg getreten, indem die auf solche Wildniß Unvorbereiteten sich mit nichts versehen hatten, und ihre Unterhaltung nur aus dem Reisevorrath der Gesellschaft zogen.

Ein dichter Staubregen begrüßte am zweiten Morgen den Aufbruch. Er war heut noch phantastischer, da Mäntel und Regenkappen jeder Art zum Vorschein kamen. Ueberröcke, Kragen und auch Beinkleider von Ziegenleder sind in ganz Norwegen, besonders aber in diesen Gebirgsgegenden gebräuchlich. Sie sind in den offnen Cabriolets ein nothwendiger Panzer für den Oberleib. Eine Trommel wurde gerührt, man spielte auf dem eigenthümlich Norwegischen Instrumente der Lur, ein Kuhhorn ließ sich hören, und so setzte sich der bunteste Zug in Bewegung, um gleich hinter dem Hause die Kunstfertigkeit der Pferde zu probiren, welche einen durchweichten Lehmpfad hinanklettern mußten. Jetzt erst betraten wir die Region der an schroffen Berglehnen hängenden Urwälder. Selten oder nie lichtete hier die Art. Was nicht mehr stehen kann bei verfaulten Wurzeln, oder vom Sturm umge-

Natur in mir Zweifel erregten. Lächeln Sie, Duncan, ſo viel Sie wollen, den Spötter, den Zweifler gab ich mir nicht die Mühe zu bekehren; aber ſo verehre ich ſie und bis zu meinem letzten Athemzuge ſoll dieſe Verehrung dauern, die mehr iſt als Leidenſchaft.“

Duncan verneigte ſich tief: „Junger Mann, habe ich gezweifelt! Wenn Ihr ſie anbetet, alsdann iſt es was anders, ſie iſt ein Gegenſtand des Glaubens. Eine Gottheit, der eine Seele opfert, wird Marcus Duncan niemals mit Zweifel antaſten, und wär's der Moloch ſelbſt, und der Cardinal befähle, man ſollte ihn verehren anſtatt der Jungfrau Maria, ich würde zwar keine Hymnen auf den Moloch dichten, aber wenn ich an ſeinem Tempel vorbei ginge, zöge ich zehn Schritt vorher ſchon den Hut ab. Solch ein Reſpect iſt mir angeboren vor Allem, was die Menſchen glauben.“

Auch Duncan war jetzt aufgeſtanden und legte vertraulich die Hand auf des jungen Edelmannes Schulter: „Alphonſo! Ich liebe Euch. Thut mir einen Gefallen — glaubt, was Ihr glauben wollt,

und der Himmel schütze Euch dabei, bis an Euer seliges Ende. Aber mischt Euch hier nicht in diese Geschichten. Ihr seid zu gut dazu, mit den Teufeln und den Jesuiten Euch zu befassen, zu edel, vielleicht, verzeiht, auch zu leichtgläubig. Das überlaßt Andern. Und wenn Ihr den Rath eines alten Freundes hören wolltet, macht Euch fort aus dieser Gegend, vielleicht aus diesem Lande. Anderwärts scheint die Sonne auch. Für die Reformirten ist hier kein Boden, er wird täglich ihnen mehr beschnitten, und die Sonne ging wieder blutig auf.«

»Wer sind die Andern, denen man es überlassen soll?«

»Jeder thut nach seinen Kräften.«

Er zog aus der Brust ein langes Roßhaar, an dem eine kleine Angel hing.

»Was soll das?«

»Das Ding hätte viel thun können. Mirakel hätten sie geschrieen, und des Teufels Macht in Loudun stand fest. Da saß unten in der Kirche, wie Ihr gehört, der Herr Staatsrath Laubardemont und seine Perücke wackelte vor Lust in der

Luft zu ſchweben. Am Teufel hat's auch nicht gefehlt, der kniete oben auf dem Gewölbe, ein dienender Bruder Kapuziner. Wär er nur nicht geſtört worden der gute Teufel, ſo hätte er durch das Loch die Perücke mit dieſem kleinen Inſtrumente geangelt, Niemand hätte in der Dunkelheit es geſehen. Aber der Teufel, der das arrangirt, hatte nicht reinen Mund gehalten, und etwas von dem Wind war zu einem guten Freunde von Euch gekommen, den ich nicht nennen will. Item der veranlaßte andere Teufel, daß ſie dem Kapuzinerteufel ins Handwerk fielen. Da hat man ſich oben auf dem Kirchengewölbe etwas gehetzjagt, die Angel ward erbeutet, die Perücke des Staatsraths blieb auf ſeinem Schädel ſitzen, das gute Volk von Loudun kam um ein Wunder und der Teufel für diesmal um ſeinen Ruf. Aber baut nicht darauf, er iſt mächtiger als wir denken. Wollt' es Euch nur geſagt haben, damit Ihr einſeht, daß Ihr das Ding Andern überlaſſen könnt.«

Senanges ſah ihn mit Rührung an; er ſchloß ihn plötzlich in die Arme und rief: »Vergebt mir,

Duncan, daß ich Euch verkannte. Mein Herz brennt — ich muß Luft schöpfen.«

»Armer Junge!« rief ihm der Arzt nach. »Sein Herz brennt, und meines — Wie würde es erst glühen und verzehrt werden von höllischen Flammen, wenn er so klar sähe, als er warm fühlt. Wer war hier der Hexenmeister! Und die Philosophen wollen nicht glauben, daß der Teufel in der Welt sein Spiel hat!«

Auch in der Küche der Schankwirthschaft hatten sich die lärmenden Gäste verloren. Nur einer, der nicht mitgelärmt — er war erst später gekommen — saß noch am Feuer, die Beine überschlagen, die Arme gekreuzt. Es war der finstere Manoni.

»Nun, Mutter Kupplerin, ist bald Alles in Ordnung!« rief er der Wirthin zu, welche die leeren Gläser in die Schränke stellte, und aus der Schürzentasche das kleine Geld handvoll herausholte und es auf dem Tische zählte.

„Ach Du liebes Kreuz,“ antwortete ſie. „Schöne Ordnung!“

„Deine Taſchen klingen ja von Verdienſt. Solche Zeit haſt Du nicht erlebt, ſeit Loudun ſteht.“

„Wäre ſchon gut, Herr Manouri, wenns nur anders wäre.“

„Haſt keine Töchter mehr zu verkuppeln? Miethe Dir andre.“

„Pfui! Herr Manouri, bin eine ehrliche Frau. Habe mein Lebtage auf Ehrbarkeit gehalten und Gottesfurcht. Ja lacht nur, es iſt doch wahr. Der Pfarrer kanns mir auf meinen Leichenſtein ſchreiben laſſen.“

„Der Urban!“

„Ach, daß Gott erbarm! Wer hätte das gedacht! —“ Die Frau hielt die Schürze an die Augen. — „Na, ich ſage doch, was man erleben muß! So ein Prediger, es floß ihm wie Honig von den Lippen, als wenn die lieben Engel im Himmel ſängen! Wenn er Einem die Hand auflegte, das war wie 'ne warme Stube im Winter, wenn man aus dem Froſt kommt. Manche weiß

ich, die hat nur hinten an ſeinen Rock gefaßt, und es fuhr ihr durch wie lauter Luſt und Liebe. Und der muß nun den lieben Heiligen abſchwören, und Gott Vater, Sohn und heiligen Geiſt. 'S iſt 'ne arge Welt, Herr Manouri, 'ne ſehr arge Welt!«

»Wo's was zu verdienen giebt, iſt die Welt gut. Nicht ſo, Mutter Kupplerin?«

»Der Verdienſt iſt auch danach. Was verzehren denn die Schlucker, die Bettelmönche! Man muß ihnen noch umſonſt eins einſchenken, ſonſt verſchreien ſie einem die Wirthſchaft.«

»Und Dich als Hexe.«

»Herr Manouri, ich verbitt's mir. Ich habe nichts mit dem Gott ſei bei uns zu thun. Mein Lebtag hab ich nichts mit ihm zu ſchaffen gehabt. Das weiß mein Beichtvater. Und meine Töchter hab' ich immer zur Gottesfurcht angehalten, und daß ſie Tag für Tag in die Frühmette gingen.«

»Du haſt ſie zur geiſtlichen Zucht gut zugezogen. Das muß Dir der Neid laſſen. Und hätteſt Du noch zehn Töchter gehabt, Du hätteſt gewußt, wie ſie anzubringen waren.«

„Herr Manouri, das iſt unrecht von Euch, daß Ihr immer darauf anſpielt. Wie kann unſereins für ſeine Kinder ſorgen! Wo iſt meine Tochter beſſer untergebracht, als bei einem geiſtlichen Herrn? Kann ſie nur gut kochen, für das Uebrige ſorgt der. Weiß unſereins immer, was der rechte Glaube iſt? Haben wir Geld, daß wir ſie können zeitlebens in die Schule ſchicken? Meiner Muhme ihre Töchter draußen in Rochelles, die wurden calviniſtiſch, Gott ſei's geklagt! Warum? Weil ſie heirathen wollten, und die Männer waren Huguenotten. Da kriegte ſie der Böſe rum. Das hat keine zu fürchten, die bei einem geiſtlichen Herrn dient, und ihm Alles abſieht. Und wie werden ſie gehalten! Beſſer als mancher reiche Bürger ſeine angetraute Frau hält. Ein ſeiden Kleid hat die Köchin von dem Prälaten drüben; und ſieht aus, wenn ſie in die Kirche geht mit dem Brevier, wie eine gnädige Frau, ſo fromm und gut und anſtändig, und ſchenkt jedem Armen was. Und der heilige Umgang, was lehrt der ſie immer tugendhaft ausſehn und ſo ſittſam ſprechen. Manche vornehme Dame in den gro-

ßen Gesellschaften könnte davon lernen. Nein, Herr Manouri, darin habt Ihr Unrecht. Für große Herrschaften, da mag das was anders sein; aber für uns geringe Leute, da ist das eine große Ehre, und mache ich mir daraus auch gar nichts, daß Ihrs verredet. — Ja spuckt nur ins Feuer, darin hab ich Recht und Ihr habt Unrecht.«

»Worin?«

»Daß Ihr damals so wild wart. Wärt Ihrs nicht gewesen, die Charlotte war Euch noch immer gut, und hättet Ihr nur ruhig zugesehen ein Paar Jahre, so hätte sie Euch der Herr Pfarrer wohl zur Frau gegeben mit einer guten Mitgift, da hättet Ihr können eine Barbierstube kaufen —«

»Und meine Frau vor die Thür setzen als Wahrzeichen: Zur Pfarrers —!«

»'S ist schon manche Frau so unter die Haube gekommen und mancher Mann so zu seinem Glücke, und nachher wurden's die reputirlichsten Leute, hatten eigene Kirchenstühle und die halbe Stadt folgte ihnen zur letzten Ehre. Aber Ihr wolltet's nicht abwarten, Ihr wurdet rabiat, da wurde die Charlotte, die nun Mal ein wilder

Schummel war, auch wild. Na und so kams denn, und nun habt Ihr keine Barbierstube und zieht im Lande rum, wo es was zu schneiden und zu stechen giebt und seid ein wilder Mann worden. Was wollt Ihr anfangen.«

»Enden,« rief der Wundarzt, und sprang auf. »Was macht die Margot?«

Die Wirthin brachte die Schürze wieder an die Augen: »Ach das Gott erbarm, das liebe Kind. Mit der ists wohl aus.«

»Weils mit ihrem Liebsten aus ist.«

»Die kam zu früh in den Dienst, aber sie wollte ja absolut. Kochen konnte sie wohl, das ist schon recht, aber es war ein zu weiches Ding. Die nahm sich der Gottesfurcht zu sehr an, und sie hing an ihm wie ein Federchen am Hauche, der aus dem Mund läßt. Und nun mußte ihr geistlicher Herr sich dem Satan ergeben, da, fürchte ich, hat das Kind sich ihm mit ergeben. Und wie sieht sie aus!«

»Bei Tage schläft sie?«

»Und bei Nacht rennt sie aufs Feld und kommt wieder mit Blumen und hat sich Kränze

gemacht. Kind, sage ich, was soll das? Mutter, sagt sie, das ist mein Brautkranz. Margot, sag' ich nun, wer ist Dein Bräutigam? Du bist närrisch. — Er ist mein Bräutigam, sagt sie, der herrliche, der mich erwählt hat. Nun merke ich, wen sie meint, und frage sie, wo wird denn Hochzeit sein? Im Himmelreich, sagt sie, die Engel singen schon und warten auf ihn, und mich wird er von Allen zuerst hereinrufen und in seine Arme schließen und sprechen: Du hast wahr geliebt. — Solche arme geschlagene Mutter bin ich, Herr Manouri, und wohl zu bedauern. Wer wird sie nun heirathen!«

»Der Urban wird sie nicht ausstatten.«

»Pfui, Herr Manouri! Da nähme ich auch keinen Sous an von dem Gelde, und wenn er sagte, thu' die Schürze auf, und er schüttete ihr mit beiden Händen reines Gold ein. Denn das ist Satans Gold; das bringt keinen Segen. Dazumal mit der Charlotte war es anders. Da hatte er noch nicht den Bund geschlossen und war vom Bösen noch nicht verführt.«

rissen, stürzt hin, wo es Platz findet, oder senkt sich allmählig durch das Dickicht zur Erde. Dort verwittert und vermodert es unter dem Schnee und Regen der Jahrzehnde. Laub, Wurzeln, der herabgefallene Tanger, alles liegt Ellenhoch über dem Boden, aufgelöst vom Wasser, und Moos und Farrenkraut überwuchert die Sümpfe. Nun klimmen zwanzig und mehr Pferde an diesen Berglehnen; der stille Morast wird aufgewühlt, so daß die letzteren nicht mehr durch das bodenlose Schlamm-Meer dringen können und sich neue Pfade aufsuchen. Hier liegt plötzlich eine mächtige Tanne vor uns. Das Thier bleibt davor stehen, schnüffelt Minuten lang gesenkten Hauptes, als verzweifle es, weiter zu kommen, und kein Spornen und Reißen richtet etwas aus. Endlich hat es die rechte Stelle ersehen, lenkt dahinum, setzt muthig einen Vorderfuß hinüber, wo es festen Grund findet, und müht sich, die Andern einzuholen. In solchem Dickicht muß oft Halt gemacht werden, um die versprengte Gesellschaft wieder einzusammeln. Statt der Waldhörner bricht sich, ein Zeichen für die Verirrten, das vielstimmige Halloh an den Felsecken. Wenn jemand von einer Klippe herab diesen wilden Rei-

Der Wundarzt lachte boshaft: „Wer hat ihn denn verführt?“

„Das werden seine Richter schon rausfinden. Ist mir das erlebt, daß ein Pfarrer und Domherr gegen das ehelose Leben der Geistlichen geschrieben hat! Das muß doch Satan selbst ihm eingegeben haben. Ein verheiratheter Priester! Pfui, das ist ja ärger als ketzerisch. Und was soll denn aus den Köchinnen werden. Mögen sie ihn verdammen, mich kümmerts nicht, der Gräuel ist zu arg; ärger als in Sodom und Gomorrha hier. Es ist gut, daß die Charlotte todt ist. Gegen die hat er rechtschaffen gehandelt, was wahr ist muß man ihm lassen, und mir gab er damals manches Stück in die Wirthschaft; aber die Margot, o Du mein Heiland, so das Kind in den Rachen des bösen Feinds zu verkaufen, warte Du, Du kannst nicht genug gestochen und geschnitten und geradebrecht werden. Ich bin eine unglückselige Mutter, wer nimmt sich mein an!“

„Ich!“ rief Manouri, als das Weib hinausgegangen war, und griff aus der Brust ein kleines, glänzendes Instrument, das er mit wilden,

liebäugelnden Blicken anſchaute. Es war eine chirurgiſche Sonde, von der einen Seite ſpitz, von der andern ſtumpf. Er ſtieß und drückte damit in die Luft: „So und jetzt ſo, nicht mit einem Male, langſam, ganz langſam, wie meine Qualen waren.“

Wer hätte nicht von den Dämonen, die in der Luft umſchwirrten, jetzt etwas in dem Geſicht des Barbiers geſehen, wildere, entſetzlichere, als je auf dem der armen Mädchen, wenn ſie von den Exorciſten bearbeitet wurden. Da berührte etwas von hinten ſeine Schulter; er ſchrak zuſammen wie das böſe Gewiſſen, und er ſah allerdings einen Geiſt, als er ſich umwandte, der auch einen Beherzten zittern machen konnte.

Margot ſtand da, blaß, im Nachtgewande, eine Nachtwandlerin. Sie ſah ihn mit ihren ausdrucksloſen Augen ſo ſcharf an, daß er ſeine unwillkührlich niederſchlug und den Stahl ſchnell in der Bruſt verſteckte.

„Ich ſehe ihn doch,“ ſagte ſie.

„Was? — Margot, geh zu Bette.“

„Das Inſtrument,“ ſprach ſie, „das Du ihm in die Bruſt ſtoßen willſt.“

„Thorheit, Mädchen!“

„Nicht in die Bruſt zum Todten, nur in ſeinen heiligen Leib ihn zu verwunden.“

„Raſende Dirne! Das iſt ein chirurgiſch Inſtrument, das ich von meinem Vater erbte. Ich führe es täglich bei mir.“

„Erſt geſtern haſt Du es Dir in der Waldſchmiede heimlich ſelbſt gemacht.“

„Wer, Teufel, ſagte Dir das?“

„Der mir geſagt, daß Du ſchon Morgen Deine Frevlerhände mit ſeinem unſchuldigen Blute beflecken wirſt. Du wirſt ihn martern mit der ſcharfen, Du wirſt ihn quälen mit der ſtumpfen Spitze, und wirſt geſchickt ſpielen, daß ſie Deinen Trug nicht merken; aber nicht Du biſt berufen, Manouri, daß Du dem Heiligen den Tod giebſt, nur einige Strahlen in ſeinen Heiligenſchein wirſt Du zufügen. Ein Anderer wird ihn zu den Wolken heben, wo die Engel ſchon die Palmen ſchwingen.“

Er ertrug nicht den lächelnden Blick des wahnsinnigen Mädchens und stürzte aus dem Hause.

Das tiefe Leidwesen, welches durch die ganze Stadt ging, war für die geselligen Vergnügungen kein Hinderniß. So füllten sich zur Zeit des Terrorismus die Theater in Paris; man suchte Zerstreuung, Vergessenheit für den Augenblick. Wie in jenen Schreckenstagen deutete der Haß der Eingebung die allgemeine Stimmung aus, und die Teufel in den Nonnen denuncirten gegen Privatpersonen, welche sich die Feindschaft der einflußreichen Intriguanten zugezogen hatten. Die Commission und Laubardemont selbst drang in die Häuser, in die innersten Gemächer und Schlafzimmer ehrbarer Frauen, um Zaubergürtel, Liebespfänder, Bundeszeichen aufzufinden. Wer zitterte nicht vor diesen, Ehre und Ruf antastenden Untersuchungen, vor diesen Angaben der bösen

Geiſter, die in ihrem Verſteck ſicher, keiner böslichen Verleumdungen bezüchtigt werden konnten! Wer ſuchte nicht ſich davor zu bewahren, und ſchmeichelte deshalb, was in ſeinen Kräften ſtand, den gewaltigen Urhebern! So folgten Feſte auf Feſte, und wo der tiefſte innere Jammer war, war ſcheinbar die größte Luſtigkeit.

Auch die Marquiſe de Chavigny hatte ein Feſt gegeben, auf dem Laubardemonts Familie mit fürſtlichen Ehren bewirthet wurde. Aber das Blumenkleid verdeckte nicht die Zerſtörung, den Brand darunter. Wer nicht vorhin den Schrei des unglücklichen Opfers auf der offenen Straße gehört, der hörte ihn hier wieder. Gehen wir kurz darüber weg.

Der Teufel Beherit in der Priorin hatte dem Pater Lactanz heut vertraut, daß er fünf beſondere Merkmale am Leibe des Zauberers angebracht, die ihn an den Orten, wo ſie befindlich wären, ganz unempfindlich machten. Die Commiſſion hatte ſich in ſein Gefängniß begeben zur Auffindung der Merkmale, die ſelbſt der Teufel nicht ganz genau bezeichnet. Man hatte den Un-

glücklichen nackt ausgezogen, ihm die Augen verbunden, ihm alle Haare abgeſchoren. Dann durchſuchte ihn der Wundarzt Manouri mit einer Sonde. An dieſen Stellen ſchrie das Opfer laut auf, an andern, ſo ſehr er drückte, blieb es unempfindlich. Die Commiſſion ſah nicht, oder wollte nicht die Taſchenſpielergeſchicklichkeit des Unmenſchen ſehen, der hier mit dem runden Ende auf das Fleiſch drückte, und dort mit Höllenluſt den ſpitzen Stachel bis auf die Knochen bohrte.

Das Volk auf der Straße, das ſich in großer Zahl vor dem Hauſe verſammelt, hörte das Wehgeſchrei des Mannes, deſſen volle ſonore Bruſttöne es einſt in Entzücken hinriſſen. Die Mönche ſchrieen: »Das iſt Satans Stimme!«

Auch in der Geſellſchaft der Marquiſe hörte man einen Schrei des Entſetzens, als ein Anweſender bei dem Vorfall ihn mit allen Einzelheiten erzählte. Vielleicht ſchrieen Mehre, viele Damen wurden blaß, aber ſie übten die Kraft den furchtbaren Eindruck zu überwinden. Eine athmete nur tief auf, und wankte an den Pfeiler, den ſie krampfhaft umklammerte. Sie drückte ihre Stirn

daran, ſie fühlte die Ohnmacht, welche ſie überkommen wollte, und wankte, mit letzter Anſtrengung, um den Anweſenden kein Schauſpiel zu geben, aus dem Saale.

Die Mehrzahl der Gäſte hatte ſie nicht beachtet, denn ihre Aufmerkſamkeit war um die Wirthin beſchäftigt, welche den Schrei ausgeſtoßen hatte und in einen Stuhl zurückgeſunken war. Man tröpfelte Waſſer auf ihre Stirn und hielt ihr Biſambüchſen vor die Naſe. Auch die Theriakbüchslein, welche eine gute Hausfrau immer in der Taſche trug, wurden hervorgeholt.

„Iſt er todt?“ rief ſie erwachend.

Man beruhigte ſie, daß er noch lebe. Oder vielmehr verſicherte man ſie, daß ein Zauberer um ſolcher Gräuelthaten willen keines ſo leichten Todes ſterben dürfe.

„O ihm wäre beſſer, er wäre todt.“

„Ihm, ja,“ erwiederte der Pfarrer Granger, der Vicar des Biſchofs, welcher die erſte Anklage gegen Urban vorgebracht. „Aber nicht der chriſtlichen Gemeinſchaft. Wo ſolche Gräuel im Hintergrunde ruhen, muß um des allgemeinen Beſten

willen eine ſchärfere Unterſuchung ſtatt finden. Wir haben bisher nur Blicke in die diaboliſche Werkſtatt gethan, ſie muß uns ganz aufgeſchloſſen werden, ſoll der Prozeß fruchten. Wir müſſen alle Wege und Stege verfolgen, die der Teufel auf Erden geht, alle ſeine Verbindungen ermitteln, alle die verführten Unglücklichen kennen, denen er ſein Gift einimpfte.«

»Was wollt Ihr noch wiſſen!« rief die Marquiſe. »Iſt es nicht ſchon ſchrecklich, entſetzlich genug, was man weiß.«

»Eine Kleinigkeit gegen das, was noch im Finſtern ruht,« erwiderte Granger. »Auch ich war anfänglich nicht dafür, daß man die Sache zum äußerſten treibe, ſo lange die Beſeſſenheiten ſich auf die Kloſterjungfrau beſchränkten. Hier hätte ein geiſtliches Gericht, eine Pönitenz ausgereicht. Man hätte die Sache im Stillen, zur Ehre der Kirche abthun mögen. Aber nun preiſe ich den Himmel, daß ſie zu dieſer Oeffentlichkeit gedieh. Zur Ehre Gottes muß Alles klar und offenbar werden, denn wir haben es mit einem Zauberer zu thun, gegen den der Erzzauberer

Simon, Petrus von Agore, Albertus Magnus und der deutſche Fauſtus Stümper waren. Iſt es nicht wie eine Seuche, die ſich über das Land verbreitet? Seine Bundeszeichen fliegen in die Palläſte und in die Hütten. Unſchuldige Bauerdirnen, Gräfinnen, die ihn nie ſahen, an den entfernteſten Orten, gerathen in Verzückungen, wenn ſie ſeinen Namen hören. Das nimmt mit jedem Tage zu und überſteigt ſchon alle Sätze der Erfahrung und des Glaubens. In Chinon, bei Angres ſind über ein Dutzend Frauen beſeſſen und rufen mit himmelſchreiendem Gelächter ſeinen Namen. Selbſt in Paris, bei Hofe, ſoll eine hohe Dame bei Nennung deſſelben in Verzückungen gefallen ſein. Wie viele arme Mädchen, die hier in der Stadt angeſteckt ſind, werden nur durch Fürſorge ihrer Eltern uns verborgen. Der Scandal wäre noch ärger. Da iſt es unſere heiligſte Pflicht, dieſer ungekannten Macht des Zauberers in allen ihren Quellen und Verzweigungen nachzuſpüren, zu erfahren, ob er durch Waſſer, Feuer, durch Erde oder Luft ſeine Zeichen ausſendet. Es geſchieht zum allgemeinen Wohl, es iſt heilige

und dringende Pflicht gegen uns und gegen Andre, denn wer iſt ſicher für ſich oder für ſeine Nächſten, für die treue Gattin, die unſchuldige Tochter, die reine Schweſter, wer ſelbſt, daß die ehrwürdige Mutter nicht von einer Bezauberung berührt wird, deren Wege Niemand kennt.«

»Nur beſorge ich,« ſagte Manouri, »daß er nichts verrathen wird. Er nennt auch keine einzige Frau, nicht ein Mal ſeine Köchin. Und Satan hat ſeine Nerven ſo ſtark gemacht, daß er auch wohl die Folter ſchweigend überſteht.«

»Iſt das nicht ein neues Zaubermittel,« ſagte Mignon.

»Allerdings,« lachte ein Chevalier, »ein Liebender, der nicht plaudert, iſt der gefährlichſte Zauberer für die weibliche Tugend.«

»Davon kann hier nicht die Rede ſein,« ſagte Granger. »So wenig man den armen Kloſterjungfrauen, in die er ſeine Dämonen ſandte, einen Vorwurf machen darf, wird der chriſtliche Ruf der andern Weiber nur deshalb angetaſtet. Er übt eine unſerm Verſtande bis da unerklärliche Macht. Wie wären ſonſt grade die Fromm-

terzug mit angesehen, die verschiedenartigen Kämpfe mit Moräste und Dickicht, es hätte das interessanteste Bild abgegeben. Jeder Einzelne war mit der eigenen Noth allzu beschäftigt, um auf die Anderen Acht zu geben. Hätte aber doch ein Salvator Rosa unseren Uebergang über einen reißenden und breiten Elf malen können! Plötzlich schoß, als ich keinen Ausweg im Dickicht sah, das Pferd meines Vorreiters in ein mit Gestrüpp überhangenes Loch. Ich konnte glauben, er wäre versunken, als auch mein Thier, da wo er verschwunden, sich niederließ und rutschend mit mir hinunterfuhr — auf das schmale Kiesufer des Stroms. Das breite rauschende Bergwasser, durch das ich, die Füße hoch am Halse des Pferdes, während das Wasser ihm bis über den Bauch ging, traben mußte, war ein erfreulicher Weg nach der morastigen Dunkelheit des Bergpfades. Drüben angelangt, belohnte der Anblick, einen Reiter nach dem andern aus der versteckten Schlucht in die hellschäumende Fluth hinabschießen zu sehen, und nun fünf bis sechs Reiter zugleich im Wasser und in ihrem phantastisch militairischen Kostüm gegen den hellen Hintergrund.

ſten und Edelſten in ſeine Stricke gerathen! Sie thun nichts dazu, er überkommt ſie wie den verirrten Wanderer ein Gewitter, wie den Geſunden der Peſtſtoff. Sie tragen nicht an der Schuld; im Gegentheil ſie entlaſten ihre auf ſeine Schultern, und ſeine wird um ſo größer, ungeheurer. Ja wollte das Unglück, daß er meine eigene Schweſter verſtrickt hätte, ich würde ſie nicht verdammen, nur beklagen, und für ſo rein erachten als vorher. Dies bekannt zu machen, um Irrthümern vorzubeugen, iſt unſere Pflicht; nur deshalb wird auch unſer hochwürdigſter Biſchof ſich hier einfinden, und zur Beruhigung der Gemüther von der Kanzel ſprechen. Alsdann dürfen wir hoffen, daß die Unglücklichen die falſche Scheu abſtreifen, und ſelbſt Bekenntniſſe ablegen werden, Bekenntniſſe, welche ihre Ehre nicht antaſten, aber die ganze Chriſtenheit zum Dank gegen ſie verpflichten.“

Ein Geräuſch auf der Straße lenkte hier die Aufmerkſamkeit ab; ein Glück für die Wirthin, die in ungewöhnlicher Bewegung war, und wenn ihre Blicke den Satan trafen, zitterte. Aber aller Augen waren auf das unerwartete Schauſpiel

gerichtet, das sich auf dem Marktplatz entfaltete. Eine Prozession mit Kirchenfahnen zog zum Thore herein, ein finstrer Priester vorauf, Chorknaben, Weiber, Männer, mehre Dorfgemeinden, alle mit Staub bedeckt und den Spuren einer weiten Reise, welche sie zu Fuß zurückgelegt. Die Wachen waren ins Gewehr getreten und die Trommel ward gerührt. „Es ist Barre,“ rief Mignon, „der Pfarrer von Chinon. Was will er hier, zehn Lieue's von seinem Ort und in diesem Aufzuge!“

Der finstere Priester, eine hagere Gestalt, mit einem verwüsteten Gesichte, struppigen Brauen und wilden, brennenden Augen, war auf dem Markte, als die Gesellschaft hinunterreilte, mitten in einer Rede, deren Wirkungen auf das Volk schon sichtbar wurden. Er forderte die Schleusen des Himmels auf, sich zu öffnen über eine Stadt, wo solcher Geruch ausgebrütet werde, daß ganz Frankreich davon stinke. „Sind denn die Heiligen ausgewandert, wehklagend über die Gräuel, die sie nicht mehr ansehn mögen, sind die Reliquien versetzt und die Tabernakel bestohlen, hat der Pestzauch der Ketzerei die geweihten Kerzen aus-

gelöscht und das Gold Eurer Kirchen verdunkelt, daß die Höllenbrut wie Schwalben unter Euern Dächern niſten konnte? Hat es denn nicht längſt denen von Loudun in die Ohren geklungen, daß ihr Hochmuth und die Gemeinſchaft mit den Unheiligen ſie ſelbſt unheilig machte.«

Das durfte der Commiſſar des Königs nicht dulden. Eine Autorität duldet überhaupt ungern, daß eine andere, wenn auch im ſelben Sinne, ihr ins Amt greift. Richelieus ausdrücklicher Wille war jedoch bei dieſem Prozeſſe Alles zu vermeiden, was das Volk gegen die Reformirten aufwiegeln könne. Er befahl dem Bailli, den Prieſter nach ſeiner Miſſion zu fragen. Der Bailli berührte mit ſeinem Stabe die Schultern des Fanatikers und fragte ihn, wer dem Pfarrer von Chinon den Auftrag gegeben, mit einer Prozeſſion, ohne Anfrage, ohne Aufforderung in den Sprengel von Loudun zu ziehen?

Barre hob ſeine dürren Arme gen Himmel, daß das Gewand zurückfiel:

»Der dem Moſes hieß, in das Land ſeiner Väter ziehen, der dem Jonas ſagte: Gehe nach

Ninive. Ihr ſeid die Mächtigen und gebietet hier; aber ich ſage Euch, Ihr ſeid die Lauen und ſehet zu. Satan ſieht nicht zu, und iſt nicht lau, er iſt heißer als ein Backofen, glühender als eine Schmiede, thätiger als eine Mühle, die nie raſtet, Sein Werk iſt Verderben und das hat kein Ende, derweilen Eures ſchon aus iſt. Nach Loudun komme ich, Euch die Augen aufzureißen, daß Ihr ſehet, was Ihr nicht ſehet, denn was Ihr ſehet iſt Plunder. Ihr habt den Verderber in Euren Gefängniſſen, und meint, Ihr haltet ihn feſt, aber er iſt Euch entwiſcht, weil Ihr ihn nur mit menſchlichen Banden bandet. Was habt Ihr? Ein Paar beſeſſene Nonnen, deren der Teufel ſatt iſt, und ſehnt ſich hinaus. Ich bringe friſches Futter, ich bringe die Saat, die er geſäet, und Ihr ſeht es nicht. Ich komme zu Euch, da Ihr nicht hinauskommt, und zeige Euch, wie der Verderber auf Schlangenwegen geht, und da wirkt er zumeiſt, wo Ihr ihm den Rücken kehrt. Dort kommen ſie an, ſeine Opfer, in Wagen und Sänften, von den Frommen getragen. Schaut die an, nach denen er in der Ferne ſeine Schlingen warf, und Ihr wäh-

tet, Ihr hieltet ihn verſchlungen. Die habe ich als ein Hirt geſammelt und bringe ſie her, daß Ihr ſehet die Früchte Eurer Lauigkeit, und daß Ihr in Euch gehet. Denn das Werk ſchreit zum Himmel, ärger als die Hölle ſchreien kann.«

Dieſe Wendung hatten die Beamten in der Stadt allerdings nicht erwartet. Sie meinten, der Fanatiker, der ſich längſt durch Predigten wider die Zauberei einen Namen gemacht, komme mit ſeinen Beichtkindern in übertriebenem Eifer, um den Beſchwörungen beizuwohnen, oder um ſeine Geſchicklichkeit im Exorciſiren aus Eitelkeit an den Tag zu legen. Man hatte Nachricht von mehren Fällen in der Umgegend von Chinon und Angers, wo Barre mit Glück exorciſirt hatte. Auch dieſe Unglücklichen hatten auf Urban ausgeſagt, und den Handelnden hier erſchien das als eine willkommene Unterſtützung aus der Ferne. Aber daß Barre eine Anzahl ſeiner Beſeſſenen auf Wagen laden, in Sänften ſchließen, und in Perſon herbringen durfte, war ihnen eben ſo unerwartet als unwillkommen. Es fehlte weder an Exorciſten noch an Beſeſſenen. Ihre eigenen Be-

ſeſſenen kannten ſie, und wie ſtark die Dämonen in ihnen waren, dieſe Novizen aber noch nicht, und Niemand konnte wiſſen, welche Verwirrung dieſe in das ganze Beſchwörungsſyſtem bringen, welche neue Anſtöße ſie erregen dürften.

Dennoch konnte man ihn nicht abweiſen. Barre kam in einer großen Proceſſion; aus allen Dörfern, die er berührt, hatten ſich Gläubige ihm angeſchloſſen, Frauen, Krüppel, gebrechliche Alte, Kinder, mit Roſenkränzen, Crucifixen und Kirchenfahnen. Einer Proceſſion, die einem Heereszuge gleicht, darf eine kluge Obrigkeit die Thore nicht ohne weiteres verſchließen, auch ſelbſt wenn unter dem eigenen Volke ſich keine Sympathie gezeigt hätte, wie doch hier der Fall war. Die Geiſtlichen in der Stadt, Urbans Feinde, genoſſen geringer Achtung, eben ſo wenig hatten die Mönche, welche Loudun überſchwemmten, ſich dieſe erworben. Die Bürger betrachteten die letztern als Hungerleider und Bettler, die ſich in der allgemeinen Noth mäſten wollten. Dagegen ſtand Barre, ein Pfarrer, der nicht nach Pfründen jagte, ein Aſcetiker, der aller weltlichen Eitelkeit entſagt zu

haben ſchien, in hohem Rufe beim Landvolk. Hie und da galt er ſchon als Einer, aus dem Gott unmittelbar ſpreche, als ein halber Heiliger. Es war freilich eine Achtung, die ſich mehr als Scheu, wie als Liebe ausſprach; aber er war der rechte Mann in einer Zeit, wo der Sinn des gemeinen Mannes zwiſchen Zweifel und Furcht ſchwebte. Barre war dazu angethan, das Volk, auf das der gleisneriſche Mignon, der hochmüthige, herbe Granger und der polternde Lactanz keinen Einfluß übte, zu leiten. Die Verbündeten ſahen ihn nun etwa mit dem Empfinden an, wie Feldhauptleute, die lange eine zweifelhafte Schlacht gefochten haben, und im Augenblicke der Entſcheidung kommt ein anderer Feldherr mit ſeinen Truppen auf das Schlachtfeld, zwar um den Feind zu vernichten, aber die Siegerkrone an ſich zu reißen.

Die Ankunft der Tauſende von Pilgern, die größtentheils ohne Mittel, barfuß, untergebracht werden mußten, erregte bei der weltlichen Obrigkeit nicht geringere Bedenken. Man hätte die Behörden verſchrieen, welche Leute darben ließen, die allein in heiligem Eifer, Arbeit, Haus und

Hof verlaſſen hatten. Außerdem waren Anordnungen zu beſorgen, denn auch fromme Pilger brechen wohl in Gärten und Höfe, wenn nicht gar durch verſchloſſene Thüren und Mauern, im Nothzuſtande, oft aber auch ohne Noth. Eben ſo mußte man eilen, die armen Kranken unterzubringen; denn wie die Wahnſinnigen im Alterthum, war es ſchon dahin gekommen, hier die Beſeſſenen als Perſonen zu betrachten, welche einen beſondern Anſpruch auf Verehrung und liebevolle Theilnahme haben, weil Gott in ihnen, wenn auch auf dem Umwege durch den Teufel, ſich beſonders offenbart hat. Man mußte ſie dazu den Augen der Neugierigen ſchnell entziehen; denn die Verbündeten durften Fragen und Nachforſchungen fürchten, gegen deren üble Folgen Niemand bürgte.

So blieb kein anderer Ausgang, als dem neuen Prediger das Feld überlaſſen. Er forderte die andächtige Menge auf, mit ihm nieder zu knieen; und in einem Gebet von einer Stunde auf offenem Markte wußte er ihre Gemüther ſo zu erſchüttern, daß die Thränen aus den Augen ſtürzt[illegible], und Schluchzen und Heulen allgemein

ward. Er malte die Hölle und die Wege, auf denen man zu ihr bringt, er zeigte die kleinen Sünden, namentlich der Frauen, durch die Satan auf ihr Herz Einfluß gewinnt, er malte die Qualen der Beſeſſenen, die ſie ſelbſt nicht fühlen, und die Ruchloſigkeit und Wolluſt derer, die ſie in dieſen Zuſtand verſetzt haben. Dann pilgerte er noch am ſelben Abende mit ſeinen Zuhörern um alle Kirchen der Stadt und betete für Alle vor der Schwelle einer Jeden. Aber vor dem Gefängnißhauſe ſprach er eine ſchauerliche Verwünſchung gegen den Verführer aus, daß den Zuhörern die Zähne klapperten. Es war an jenem Abende in London, als weine und ſchluchze die ganze Stadt. So klang es in den Gaſſen, aus den Häuſern. Einem Schwärmer, der etwa in weintrunkenem Muthe luſtige Lieder angeſtimmt oder geſpottet hätte, wäre es übel ergangen.

»Allbarmherziger Gott! Sind das Deine Creaturen! Menſchen! — Deine Diener? Und Dein Donner rollt nicht durch die Lüfte, Deine Blitze zücken nicht auf ihre Mörderhände! — Mein Herz, mein Herz! Herr des Himmels und der Erde, mein Kopf will ſpringen, mein Geiſt, als brennte er und wollten die Lichter hinaus! O laß Deine Donner rollen, nur mir zum Troſt. Ich bin ein armes, geiſteskrankes Weib, nur eine Täuſchung, Herr! Laß Deinen Himmel ſich verfinſtern, nur für mich, Stürme laß los, Schloſſen gegen die Fenſter peitſchen. Mehr Pulver, mehr Pulver, mein Oheim! daß die Erde bebt, die Mauern zittern. Nur zur Täuſchung für mich! — Und es bleibt ſtill wie zur Abendmette, die Käfer ſchwirren, die Mücken ſummen!«

So rief die Eine, welche ſich unbemerkt von den Andern aus der Geſellſchaft geſchlichen. Sie war in ein einſames Hinterzimmer gewankt, wo ihre Kräfte ſie verließen und ſie auf den Boden hinſchlug. Doch nicht ganz unbemerkt. Ein junges Mädchen war Madeleinen nachgeſchlichen. Sie hatte ſorgfältig die Thüre verſchloſſen, und ſich

Es setzte in Erstaunen, wie der hochbejahrte Professor Esmark, im Eifer für die Wissenschaft, die Beschwerden ertrug. Als wir an einer jähen ausgetretenen Lehne, die in einen Sumpfabgrund führte, die Pferde unter uns stöhnen und zittern fühlten, um sich fest zu halten, reichte die Kraft seines Schimmels nicht aus. Das Pferd gleitete nieder, stürzte und ich sah den hellgrünen Wachstaft-Mantel des Professors unten im Sumpf. Als ich hinzueilte, war man jedoch schon beschäftigt, dem würdigen Manne aufzuhelfen. Der Sturz war so langsam erfolgt, daß er Zeit gewonnen, sich und das schwere Barometer, das er auf dem Rücken trug, gefahrlos im Moraste zu betten. Mein Pferd hatte es indessen vorgezogen, dem Vortrab ohne Reiter nachzueilen; und indem ich es wieder einzufangen suchte, lernte ich, daß das Reiten gegen das Klettern hier doch noch eine Lustbarkeit sei, wenn gleich mein Pferd die sehr empfindliche Unart hatte, meinen Schenkel immer gegen die Baumstämme zu pressen; vielleicht mit dem Instinkt, sich seines Reiters zu entledigen.

In einem Kessel, von jähen und hohen Klippen umschlossen, wurde Halt gemacht zum letzten

neben ihr, jede ihrer Bewegungen beobachtend, auf den Boden gekauert. Marie Aubin, das kluge Kind, hütete ſich ihre Gegenwart der geliebten Freundin zu verrathen.

Madeleine hatte ſich halb aufgerichtet. Sie drückte ihre Schläfen und ſtarrte nach dem Fenſter, durch das die helle Nachmittagsſonne ſchien. Sie ſchüttelte krampfhaft zitternd den Kopf: »Und die warme Maiſonne ſpottet mein — auch Dein! — O Gott, Gott! als wäre tiefer Frieden auf der Erde. — Schläft Deine Allmacht, iſt Dein Auge geſchloſſen; haſt Du die Welt den Dämonen überlaſſen! Ein Menſch, allmächtiger Vater, blutet, zerriſſen von Geierkrallen, verhöhnt, verläſtert, verſpottet, wie einſt Dein Sohn. Sie ſtechen ihn mit giftigen Nadeln, langſam, teufliſch, mehr als die Hölle erfinden kann, und in Deinem Namen thaten ſie es. Das muß ja ein Menſchenherz rühren und wäre es von Stein. Deine Donner ſchweigen!«

Sie ließ ſich auf die Erde fallen, den Kopf im Arm geſtützt: »O es iſt Alles aus. Er hört nicht; gleichgültig, kalt wie die ſteinernen Götter.

Ein Klumpen verſchlungener Nattern iſt Dein Menſchengeſchlecht; ihre Edelſten opfern ſie dem Moloch, der in ihrer Bruſt ſeinen verſchwiegnen Thron hat, ihr giftiger Geifer leckt die Wunden, die ihre Zungen ſtechen, und gleißend in Deinem Sonnenſchein, der die Böſewichter lieblich vermalt, heucheln ſie Nächſtenliebe, Glauben, Tugend, Eifer für Dich. Zerſtören, vernichten laßt Du ſie die am liebſten, die ſich aus dem Gezücht erheben, die der thörige Wahn begeiſtert, ſie könnten Dein Ebenbild werden. — Läſtre nicht! — Rief das nicht eine Stimme? Sie läſtern, die das Gloriam in excelsis rufen. Die Orgeln läſtern, die Poſaunen läſtern; der Weihrauch duftet vom Aasgeruch der Verweſung.«

»Madeleine!« rief eine Stimme.

»Rufſt Du mich warnend! — Herr, ich kann nicht mehr, die Aufgabe iſt zu groß. Dieſe ewige Verſtellung hat an meiner Seele genagt. Die Spannkraft iſt hin, vergieb mir, Allmächtiger, zürne dem kranken Weibe nicht mehr, ich kann nicht mehr zu Deiner Majeſtät aufblicken. Ich ſehe nur die Teufel, übereinander gebaut, rollen-

den Auges, Schlangenwindungen, Engelmienen, hoch, immer höher. Es iſt kein Platz im Himmel für Dich. Wo biſt Du?«

»Madeleine!« rief es wieder.

»Der Thautropfe zerfällt, wenn die Sonne brennt, die Roſe entblättert im Sturm, ein Funke zündet ein Haus an und eine ganze Stadt ſinkt in Aſche; warum muß eines ſchwachen Weibes Seele alles das ertragen können! So viele Stöße, Sturm auf Sturm, von einer Klippe auf die andere, von einem Abgrund in den andern geſchleudert, und doch nicht zerſchellt, doch noch Kraft um von Neuem zu fürchten, bis zur Verzweiflung zu fürchten! Hülfe, Hülfe! All' Ihr Heiligen, Mutter Gottes, da brechen ſie hervor, da ſtoßen ſie ihn aufs Neue, da zerreißen ſie ihn, Glied um Glied, Keiner hat Erbarmen! — Laßt mich, laßt mich hindurch, ich liebe ihn — er iſt ein Heiliger — ich bete ihn an — ich liebe ihn — mich mit ihm auf den Scheiterhaufen — O die Flammen ſind lieblich an ſeiner Seite —«

Madeleine erwachte aus der Raſerei des Fiebers in Marie Aubins Armen. Sie blickte ſie

zweifelhaft an, ob es eine Erſcheinung ſei. Marie hielt etwas Kühlendes an ihre heiße Stirn. Schnell kam Madeleine zu ihrer Beſinnung, die Beſinnung erweckte ein neues Gefühl, einen heftigen Schreck über die Gegenwart des Mädchens.

„Ich bin krank, Marie.“

„Ja Du biſt krank, Madeleine, ſehr krank. Ich wollte aber noch nicht die Andern rufen, bis Du erwachteſt.“

Madeleine richtete ſich in die Höhe. Sie verſuchte aufzuſtehen; es gelang ihr mit Anſtrengung und mit Mariens Hülfe: „Ich bin doch nicht ſo krank — ſiehſt Du, ich kann gehen — rufe Niemand — dort nur einen Augenblick will ich mich hinſetzen. Es wird dann Alles beſſer werden.“

Die Augenblicke wirkten. Sie athmete freier, ihr blaſſes Geſicht röthete ſich wieder. Sie ſchaute ſich im Zimmer um, ſie ſammelte die Erinnerung, wie ſie hergekommen, ſie ſah nach dem Stand der Sonne, ſie ſah die verſchloſſene Thür, und ſchnell fragte ſie das Mädchen:

„Wenn kamſt Du her?“

„Erſt jetzt, vor einigen Augenblicken, Du mußteſt wohl ſchon lange da gelegen haben.“

„Dein Erröthen ſtraft Dich Lügen, Marie. Du biſt mir gefolgt, Du warſt die ganze Zeit bei mir.“

Sie faßte ihre Hand krampfhaft feſt und zog ſie neben ſich:

„Marie! Die Andern ſollen nicht wiſſen, daß ich krank war. Verſtehſt Du mich, Kleine, Du biſt ein verſtändig Kind. Bei Allem, was Dir lieb und theuer iſt, bei der Liebe, beim Leben Deiner Freundin, ich bin nicht krank. Gott wird mir Kraft geben, geſund zu bleiben.“

Marie ſchüttelte den Kopf: „Sie ſollen nichts wiſſen.“

„Was ſollen ſie nicht wiſſen?“

„Daß Du krank biſt.“

„Ich bin nicht krank. Was weißt Du? — Ich hatte einen Anfall, der mich oft befällt. Da ſpreche ich dummes Zeug, Dinge, von denen ich nichts weiß. — Man konnte mich für raſend halten. Haſt Du mich belauſcht?“

Marie wollte antworten, ſie erröthete aber wieder.

„Was hörteſt Du? Was ſprach ich? Habe ich Namen genannt? Mir iſt dunkel im Sinn, als hätte ich von der Citadelle geſprochen, vom Pulver, von Laubardemonts Sohn, von meinem Couſin Mignon, vielleicht von der ärgerlichen Hexengeſchichte. Was geht ſie mich an!“

Der große Blick, die ſtumme Sprache in Mariens Augen trugen nicht zur Beruhigung der Kranken bei. Plötzlich ſank ſie vor ihr nieder, umfaßte ihre Knie, und drückte, wie ſie es liebte, ihren Kopf in Madeleinens Schooß.

„Ach, liebe Madeleine, mir iſt ſo bang um Dich.“

„Thöriges Kind, warum?“

„Weil — Madeleine! Ach allbarmherzigſte Mutter Gottes, Du biſt am Ende auch behext von ihm! — Ja, ja, ſo iſt es, er hat Dir auch ſeine Dämonen in den Leib geſchickt. Du haſt das nicht geſprochen, das haben die Geiſter in Dir gethan, und Du weißt es ſelbſt nicht, was Du ſprachſt.“

„Marie, ich unterſage Dir ernſthaft —“

„Madeleine, ich bin nun kein Kind mehr, wie damals, und das weiß ich auch, daß ich das vor Niemand ſagen werde. Darauf kannſt Du Dich verlaſſen. Denn wenn in mir ein böſer Geiſt wäre, nun gut, ſo würde ich ihn bei mir behalten, und ihn ſchon kirr machen, daß er mir dienen müßte, aber den dummen Leuten draußen würde ich es nicht ſagen, daß ſie davon einen Spektakel anfangen. Und das kannſt Du mir zutrauen, daß ich es auch bei mir behalten werde von Dir. Still, Madeleine, ich weiß wohl, was Du mir ſagen willſt, Du glaubſt eigentlich, das iſt alles dummes Zeug, und das glaubte ich auch, als es nur die dummen Nonnen waren. Nun iſt das aber anders, der Urban iſt ein Zauberer, ſo oder ſo, für die Frauen; und manches Mal, wenn ſie ſo viel von ihm reden, und ich ſein Bild ſehe, wird mir zu Muthe, als ſteckte mir auch etwas im Blute, und würde es nicht lange richtig mit mir bleiben. Wer weiß! — Ja, das iſt wohl ein großes Unglück, liebe Madeleine, aber wer pfiffig iſt, der behält es für ſich. Darum habe Du gar

keine Sorge. — Wahrhaftig nicht, Madeleine, ich sage nichts wieder.«

Das Kind, was freilich jetzt eine wachsende Jungfrau war, die ihre Eltern nächstens aus dem Pensionat fortnehmen wollten, sah die Geängstete so klug und vielbedeutsam an, daß ein Theil ihrer Furcht verschwand. Sie faßte ihre Hand und hielt sie an ihre Brust fest:

»Gott ersparе Dir das, Mädchen! Erhalte Dir Deinen reinen Sinn und Deine Freiheit. Ich meine die Freiheit von Leidenschaften, Marie. Spiele, denke wenig — ach, ich weiß nicht, was ich Dir sagen soll.«

»Ich will wie Du werden!«

Madeleine stieß sie wild von sich: »Um Gotteswillen, nein! Gehorche Deinen Eltern, füge Dich in den Willen Deiner Verwandten. Wen sie Dir zum Gatten bestimmen, dem reiche Deine Hand. Fordre die Geister des Eigenwillens nicht heraus, denn sie sind unbändig; sie ziehn Dich in ihre Zauberkreise, und Du kommst nicht heraus, bis Dein Herz verblutet. O Marie, es geht ein furchtbarer Schmerz durch diese Welt, ein Schmerz,

der nicht zu ertragen iſt, der Stück für Stück, wie der Geier in der Fabel, an der Leber frißt. Für Alles ſtirbt der Gequälte ab, nur nicht für das Gefühl ſeiner Leiden. Wir nennen in unſerm Stolz uns die Erwählten; ja wir ſind erwählt, die Unholde in den Schluchten der Erde zu hören, wo ſie Qualen brauen, die Nattern ziſchen zu hören und ihre giftigen Zähne blinken zu ſehen. Für die kurze Luſt, die wenigen Wonneſchauer, o welche Herbſtnächte, welche Winterſtürme! Fliehe, fliehe, mein Kind, die Erwählten, hülle Dich in einen Bettlermantel, die Dämonen, auf ander Wild begierig, ziehn vielleicht an Dir vorüber.“

Seit der Anweſenheit des Exorciſten von Chinon, ſeiner Beichtkinder und ſeiner Beſeſſenen, hatten die Angelegenheiten ein verändertes Anſehen gewonnen. Was früher noch immer als eine Partheiſache gelten konnte, war nun eine des allgemeinen Wohles. Die unteren Volksclaſſen wa-

ren von der Wahrhaftigkeit der Beſeſſenheiten jetzt ganz überzeugt. Ein heiliger Mann, wie Barre, log nicht. Er, der die Einladungen der reichen Prälaten, in ihren Reſidenzen zu wohnen, ausgeſchlagen, der auf Stroh in einer Scheune ſchlief, und, ſtatt an ihren üppigen Tafeln mit ihnen zu ſchwatzen, von einer Brodrinde und einer Rübe lebte; er, der von Früh Morgens bis Abends auf den Straßen war, die Erkrankten aufſuchte und ſelbſt in die wohlhabendern Bürgerhäuſer drang, wo die Familie gern ihre Beſeſſenen der Kenntnißname der Geiſtlichen und der Behörden entzogen hätte. An ſeinem Sturmeseifer konnten die Andern ſich ein Beiſpiel nehmen. Hier erſchütterte er die Gemüther der Zweifelnden durch eine Predigt, dort kniete er im Gebet mit den Bangen nieder, und dann erhob er am Bette einer Beſeſſenen ſeine Orgelſtimme, in Exorcismen, wie man ſie noch nicht gehört hatte. Der Pater Lactanz fühlte ſich durch ſein Wirken zu erneuter Thätigkeit angeſpornt. Er, der in ihm einen unwillkommenen Nebenbuhler erblickt, und ſchlecht von ſeiner Kunſt geſprochen hatte, wurde ſo überwältigt

romantischen Mittagsmahle. Der Regen hatte nachgelassen, und die Reisenden konnten beim Brande einer mächtigen Tanne ihre Kleider trocknen. Die Pferde graseten frei umher, ohne daß ihre Führer besorgten, sie möchten sich in den Schluchten verlieren. Auf derselben Stelle, wo wir, gehuckt auf Steinen und Balken, den Schinken und die Rennthierkeule umhergehen ließen und mit hölzernen Näpfen aus den Quellen schöpften, wird wohl schon im Jahre 1828 ein Hospiz erbaut stehen. Man will hier den Posthof anlegen, welcher die geebnete Communikation zwischen Schweden und Norwegen erleichtern soll.

Von hier an verschwand das Walddickicht; dagegen immer ausgebreitetere Sümpfe, zwischen hohen, jähen Klippen, und immer steilere Felskuppen, wo man selbst zu Fuß aufsteigend, sich mit der Hand am Gestrüpp und Farrenkraut festhalten muß. So lange es möglich, blieb ich zu Pferde. Jetzt aber kam ein Morast mit Wiesengrün überwachsen, dem auch der unverzagteste Reiter nicht widerstand. Noch einmal sahen wir unsern Mineralogen im Sturze begriffen. Sein Pferd schoß mit den Vorderfüßen tief in das Moor; doch auch hier gelang es, ihn unverletzt herauszuziehen. Niemand durfte lächeln. Einen nach dem

von dem Feuer, der Kraft und der Begeiſterung, mit welcher Barre beſchwor, daß er ein Mal plötzlich die Handlung unterbrach, vor ihm auf die Knie ſtürzte, ihn für den erſten und vollendetſten Beſchwörer anerkannte, und öffentlich ſeine Schuld bekennend, flehentlich um Vergebung für alle böſen Gedanken und Verunglimpfungen bat. Er wollte auch nicht eher aufſtehn, als bis Barre ſeine Hände zum Segen auf ihn gelegt hatte, wodurch er von der Weihe des außerordentlichen Mannes theilhaftig zu werden hoffte. Dann waren Beide ſich in die Arme geſtürzt und hatten Freudenthränen vergoſſen, zur Rührung aller Zuſchauer bei dieſem Bunde, geſchloſſen zur Bekämpfung des Böſen. Auch die andern Exerciſten von den Orden der Bettelmönche waren Lactanz Beiſpiel gefolgt, und hatten ſich allmälig dem mächtigern Genius des Pfarrers von Chinon unterworfen. Nur Mignon blieb ausgeſchloſſen. Für ihn ſchlug kein Herz, weil in ihm kein Herz für andere ſchlug. Er machte indeß gute Miene zum böſen Spiele, ſchwieg und wartete.

Aber nicht allein der Pöbel glaubte. Auch

viele der angesehenern und gebildetern Einwohner wurden schwankend, was sie von der Sache denken sollten. Wenn ein freches Gaukelspiel bei den Ursulinerinnen möglich, wenn es bei einigen der unglücklichen Frauen aus der Stadt denkbar war, was sollte die vielen Frauen und Mädchen an den verschiedensten und zum Theil sehr entfernten Orten veranlaßt haben, mitzuspielen? Welche Verbindungen, Intriguen setzte das voraus, die bei dem Character der Betheiligten und ihrer Familien an die Unmöglichkeit gränzten! Unschuldige Bauermädchen, die nie anders wohin, als nach ihrem nächsten Marktflecken gekommen waren, die Loudun nie gesehen, kaum den Namen nennen gehört hatten, waren befallen worden. Edelfräulein aus den ersten Häusern Frankreichs, die freilich von den Geschichten in Loudun wußten, bei deren Character und dem Ansehen ihrer Familien aber ein Mitspielen in den Intriguen einiger Geistlichen und Familien der untergeordneten Provincialstadt rein zur Sache der Unmöglichkeit wurde. Die aus Angers und Chinon Hergebrachten waren, um uns des Ausdrucks zu bedienen, in der Blüthe der

Beſeſſenheit, während die von Loudun ſchon in einem Zuſtande der Abgeſpanntheit ſich befanden. Die Dämonen in jenen antworteten und blasphemirten mit einer ungemeinen Kühnheit, ſie drohten, lachten und beſchimpften ihre Beſchwörer, und alle dieſe Unglücklichen drückten nur ein, aber ein ſataniſches Verlangen aus, ihren Herrn und Meiſter zu ſehen.

Konnte es, bei ſo bewandten Umſtänden, Wunder nehmen, daß auch die Einſichtsvolleren bedenklich wurden, und an eine geiſtige Seuche, an ein dämoniſches Fluidum glaubten, deſſen Quell und Urheber der Angeklagte war? Es meldeten ſich um dieſe Zeit freiwillig bei der Commiſſion einige Weiber aus der Stadt, die im Ruf der unbeſcholtenſten Ehrbarkeit ſtanden, und erklärten gradezu, daß ſie in ſich diaboliſche Regungen fühlten, daß beim Namen Urban eine wunderbare Bangigkeit ſie befalle. Sie wollten ſich lieber ſogleich der geiſtlichen Behandlung unterwerfen, damit das Uebel nicht um ſich greife. Der Criminallieutenant Herr von Ceriſy, ein ſtrenger Mann, einſt Urbans Vertheidiger gegen die Intriguanten,

ſah die Sache ſo ernſthaft an, daß grade von ihm keine Hülfe für den Angeklagten mehr zu erwarten war.

Aus der Umgegend von Chinon war auch ein Fräulein aus dem Hauſe Labourdonaye nach Loudun gebracht worden. Es hatte nämlich Seitens Barres nur geringer Ueberredungskunſte bedurft, die Beſeſſenen zur Reiſe zu bewegen; denn Alle glühten im Zuſtande ihrer Verzückung vor Verlangen nach Urbans Anblick und Gegenwart. Bei den erſten Beſchwörungen dieſer jungen Dame hatte ſich ein merkwürdiger Umſtand ereignet, welcher viele Zweifler bekehrte, aber aus Rückſichten nicht zur allgemeinen Kenntniß kam. Man nahm nämlich mit dieſen ſpäter Hinzugekommenen erſt einige Privatexercismen zur Probe vor, ehe man ſie zu den öffentlichen in den Kirchen zuließ.

Das Fräulein war groß, ſtark und vollblütig, und ſchon in ihrem elterlichen Hauſe von den heftigſten Anfällen heimgeſucht worden. Einige Pfarrer aus der Nachbarſchaft hatten umſonſt die Dämonen zu beſchwören geſucht; nur Barres unermüdlichem Eifer war es gelungen, die Teufel zum

Sprechen zu bringen. Beim Namen Grandier war das Fräulein, das ſonſt in dieſem Zuſtande tobte und ihre Betten an die Decke warf, lammfromm geworden, ein verſchämtes Lächeln hatte ſich auf ihrem Geſichte ausgebreitet, und auf die Nachricht, daß ſie nach Loudun gebracht werden ſolle, hatte ſich ein Lachkrampf ihrer bemächtigt, der in völliger Ohnmacht endete. Auf dem Wege her war ſie ruhig, und in ſich verſunken geweſen, hatte in dumpfer Gleichgültigkeit ſich in ein Bürgerhaus bringen laſſen und bis zur erſten Beſchwörung ohne ein Wort zu ſprechen und etwas zu genießen, im Bette zugebracht.

Dem Pater Lactanz war die Behandlung übertragen worden, die er in Abweſenheit Barres und in Gegenwart Laubardemonts, Mennaus, und noch Einiger vornahm. Das Fräulein Labourdonaye antwortete, wie ſie bereits Barre geantwortet hatte, ſie benannte die Zeichen, durch welche die Dämonen bei ihr eingekehrt waren, eine Rananunkel, ein Strumpfband, und ein altes Stück Druckpapier. Sie nannte den Zauberer, der ſie

ihr zugeschickt, den großen Urban, den herrlichsten der Männer.

Der Beschwörer fragte, ob sie ihn schon in ihrem Leben gesehen? — „Täglich,“ antwortete sie. „Er fliegt auf dem Sturm. Die Mauer theilt sich und er steht vor meinen geschlossenen Augen.“

„Sahst Du ihn aber schon mit offenen Augen und in Gegenwart Anderer, die es bezeugen können.“

„Niemals,“ entgegnete sie. „Er ist zu groß für Andere. Seine Gegenwart würde sie erdrücken.“

„Aber Du wirst ihn wieder erkennen, wenn wir ihn vor Dich führen?“

„Ich werde,“ antwortete sie, „und ob Ihr ihn verhüllt und entstellt, die Sclavin erkennt ihren Meister.“

Hierauf ward ihr gesagt, der Zauberer warte vor der Thür, es sei ihr vergönnt ihn zu begrüßen und ihn zu verehren, wie es nach dem Pakt ihre Pflicht sei. Die Thüre ging auf, aber statt

Urbans, führte man Mignon herein, der auf ihr Lager mit gehobner Hand zuging und ſprach:

„Weib, ich bin es, den Du begehreſt, Dein Herr und Meiſter. Stehe auf, knie nieder und bete mich an.“

Aber ſtatt aufzuſpringen, warf ſich die Beſeſſene in eine nicht anſtändige Stellung und hob ein häßliches Gelächter an: „Du, mein Herr und Meiſter!“ ſchrie ſie. „Hebe Dich weg, Du biſt ein Betrüger und Schleicher, nicht werth ihm die Schuhriemen zu löſen. Sein Verräther und Judas biſt Du, der ihn verkauft hat der weltlichen Obrigkeit. Sein Schatten iſt ſchöner und mächtiger als Du.“

Laubardemont konnte ſich des Lachens nicht erwehren. Er winkte dem Beſchwörer. Dieſer fuhr fort:

„Du irreſt, Sebulon! Antworte Du, Acharion, wer iſts, der vor Dir ſteht?“

Der Geiſt Acharion erhob ein heiſeres Gelächter, und eine ganz veränderte Stimme in dem Fräulein, wie eines Kindes, ſprach: „Fuchs, zieh Dir keine Löwenhaut an. Du Kleiner willſt der

Größe ſein? Knirps, duck unter, und roll Dich raus.«

»Sebulon!« rief Lactanz wieder, unter Anrufung der heiligſten Namen und unter den furchtbarſten Beſchwörungen. »Die Teufel müſſen die Wahrheit ſprechen, wenn ſie mit Recht beſchworen werden. Gieb Antwort, wer iſt dieſer Mann?«

Das Fräulein ſtöhnte furchtbar, krampfhaft rang ihre Bruſt. Endlich brach eine Stimme heraus, wie eines betrunkenen Mannes: »Er will ein Heiliger ſein.«

Der Beſchwörer drohte dem Geiſt mit furchtbaren Qualen, wenn er an einem Heiligen ſich vergreife, den Gottes Allmacht beſchirmt.

»Seine Heiligkeit iſt Gleißnerei,« ſchrie das Fräulein.

»Beweiſe!«

»Er iſt nicht des Herrn, er iſt mein, mein lieber Freund. Was zwingſt Du mich, daß ich gegen ihn zeuge.«

»Und Du ſollſt,« rief der Exorciſt. »Satan hat nicht Macht über die Diener des Herrn.«

Mignons Verlegenheit war nicht gering. Man

weiß nicht, was ihn bewogen hatte ſich zu dieſem Spiele gebrauchen zu laſſen, oder durch welchen ſchadenfrohen Gegner er darin verſtrickt worden. Er unterbrach den Beſchwörer, und flüſterte ihm zu, aber ſo laut, daß auch die Beſeſſene es hören konnte: „Fragen Sie ihn über meine Freundſchaft zu Grandier. Da wir nahe Verwandte ſind, wird er den Grad anzugeben wiſſen.“

„Du ihm verwandt!“ ſchrie die Beſeſſene auf: „Wie die Eiche dem Stinkkraut, wie der Adler dem Miſtkäfer. Du biſt die Blindſchleiche, die ſich unter den Wurzeln ringelt und den Grashalm nicht bewegt; er iſt der Rieſe, vor dem die Berge ſich neigen, er ſchreitet über die Wälder und Flüſſe einher, und wenn er gebietet, fallen ihre Blätter, wenn er winkt, rauſchen ſie rückwärts gegen ihre Quellen. Er fängt den Sonnenſchein ein, und trinkt ihn, dann leuchtet er wie der Herr der Erde. Ihm koſtet es ein Wort und er iſt es, die Sterne verlaſſen ihre Bahnen und mit Wonne weben ſie ein Diadem um ſeine Stirn.“

Die Zeugen lachten, auch Mignon lächelte: „Und dennoch bin ich ihm verwandt, wie niedrig

ich auch gegen den Hohen sei," sprach er mit einem bedeutsamen Wink zum Exorcisten. "Fragen Sie, wie nahe ich dem Zauberer durch Blutsbande stehe?"

"Näher, als Du selbst glaubst," antwortete das Fräulein. "Du wüthest gegen Dein eigen Fleisch, und weißt nicht, daß das sündige Blut Dich mit ihm verband."

Die Antwort hatte keinen Sinn, oder sie betraf eine jener kleinen Sünden, auf welche das Gewohnheitsrecht unter den Geistlichen kein Gewicht legte, und durch welche in ihrem Sinn keine Verwandtschaften entstehen, auch wenn sie sich des Verhältnisses gegenseitig bewußt wären.

"Fragen Sie lieber diesen gelehrten Dämon," wandte sich Mignon abermals an den Beschwörer, "was ich vorhin that, ehe ich herkam."

"Du putztest Deine Nägel."

Alle lachten auf. Nur Mignon erblaßte und Laubardemont reckte den Hals.

"Thorheit!" sprach der Canonicus. "Das werden auch Andere gethan haben."

Andern traf die Reihe. Plötzlich brach auch unter dem kleinen Gelben, den ich ritt, der Boden, und gleichmäßig sanken die vier Schenkel bis an den Leib in den Moraſt. Das Absteigen war nicht schwer, und das treue Thier ließ sich wieder auf die Beine helfen. Alle diese Fälle und Unfälle waren jedoch ungemein sanft, und es liegt sich im Norwegischen Hochmoraſt nicht unsanfter, als im Märkischen Sande. Auf den steinernen Felspfaden zogen wir die Pferde hinter uns, und hatten so endlich kaum bemerkt den hohen Kamm des Kiölen erreicht.

Hier war, bis auf das Isländische Moos, alle Vegetation verschwunden. Nur hie und da in den Tiefen geisterbleiche abgestorbene Tannenstämme, so mürbe, daß sie die bloße Berührung umdrücken konnte, helle rieselnde Quellen, stagnirende Tümpel und weit ausgedehnte Felsplatten, auf denen man zuweilen traben konnte. Weithin zur Rechten und Linken die Schnee bedeckten braunen Pics, welche den Kiölen krönen. Doch auch tiefe Moräste, in denen unsere Packpferde mehrere Mal mit allen Felleisen und Kobern stürzten. Auch unser muthigster Reiterpaladin, Herr v. Cramapel, der bis dahin dem

Der Staatsrath aber fuhr auf: „Wer sah es mit an?“

„Du!“ rief das Fräulein. „Du überraschtest ihn dabei.“

Laubardemont und Mignon sahen sich bedeutend an. Dieser sprach rasch: „Das sind Vorfallenheiten des Lebens, die der dümmste Teufel abgelauscht haben könnte. Als der Herr Staatsrath mich besuchte, mit wem war ich zusammen im Sprechzimmer?“

„Nicht im Sprechzimmer,“ unterbrach das Fräulein, „in Deinem Cabinet.“

„Sei mir Gott gnädig!“ rief Laubardemont. „Wer ging hinaus, als ich kam?“

„Ein junges Mädchen. Keine Nonne —“

„Was sprach ich — was sprach sie —“ fuhr Mignon auf, und unterdrückte doch sogleich die Rede. „Thorheit, Thorheit! Auch das ist leicht zu wissen, was ein Beichtvater mit seinen Beichtkindern spricht.“

„Ein Beichtvater verführt nicht seine Beichtkinder.“

„Gräuel! Entsetzen, Blasphemie!“ schrieen die Anwesenden. „Laßt ihn nicht weiter reden.“

Mignon erhob abwehrend seine Arme. Das Fräulein aber rief mit einer Stimme, die alle übertönte:

„Verführen wolltest Du sie zu falscher Aussage gegen den Herrlichen. Anleiten sollte sie die Priorin, wie sie in der Kirche zeugen müsse. Aber sie stieß Dich fort und rief: Gott ist mächtiger als Satan.“

Die Besessene war zurückgesunken, Mignon überkam ein Schwindel: „Satan ist mächtiger als wir denken!“ stöhnte er auf einem Sessel.

Laubardemont gebot allen Anwesenden die strengste Verschwiegenheit über den Vorfall zu beobachten. Jeder eilte nach Hause zu kommen. Louis Chauvet ging blaß neben dem Criminallieutenant: „Und was denken Sie davon?“

„Ich denke nicht mehr, wo ich Thatsachen sehe,“ entgegnete dieser, „die meine Begriffe übersteigen. Aber wo solche Irrung der Natur eintritt, wo solche Dinge in eines Menschen Macht gelegt sind, ist es der Obrigkeit Pflicht, gegen

den, von dem ſie ausgehen, mit aller Kraft, die ihr gegeben, einzuſchreiten.«

Auch der Biſchof von Poitiers war nach Loudun gekommen. Er beſtieg die Kanzel der Hauptkirche, und hätte noch etwas gefehlt, um der Sache Wichtigkeit und Glauben zu verſchaffen, ſo drückte dieſe Erſcheinung des Prälaten das Siegel darauf. Er ſei nicht gekommen, erklärte er, die Beſeſſenheiten zu unterſuchen, vielmehr diejenigen, die noch daran zweifelten, zu überführen, und das ganze, verborgene Hexengezücht, männlichen und weiblichen Geſchlechts, an das Licht zu ziehen. In ſeiner Predigt hieß es: Mannigfach ſeien die Wege des Satans auf Erden. Während er mit der einen Hand giebt, nimmt er mit der andern. Wohl habe er gehört, daß in dieſer katholiſchen Stadt noch Viele ſeien, die an der Beſeſſenheit zweifelten, und anſcheinend werde dieſer Zweifel durch die Ungeſchicktheit und Unwiſſenheit der beſchwore-

nen Teufel gerechtfertigt. Aber das sei die echte Praktik und Kriegslist des Verderbers, dem es nicht so wohl darum zu thun wäre, in den Leibern einiger Argleser sich zu betten, als die Seelen der Andern zu verwirren und den Zweifel rege zu erhalten. Darum geschah es, damit die Zuschauer in ihrem Unglauben und ihres Herzens Hartnäckigkeit verbleiben sollten. Ihr seid unzufrieden, daß die Dämonen so wenig Achtung vor Euch bezeigten. Aber wenn Ihr Euch auf Euer Gewissen befragen wollt, so würdet Ihr finden, daß die Ursach Eurer Unzufriedenheit in Euch selbst liegt, in der Schwäche Eures Glaubens, und daß Ihr besser thätet, wenn Ihr über Euch selbst zürntet, Eure eigenen straffälligen Neigungen erkenntet, Euren Vorwitz und Spott mit dem Heiligsten, Eure Gewißheit mit dem Bösen zu spielen, vermeinend Ihr würdet seiner Herr bleiben, dieweil es Euer Herr wird, Ihr wißt nicht wie, wenn, wo; besser sage ich, wenn Ihr in blindem Glauben den Dienern der Kirche Euch hingäbt und durch ernstliche Buße für das ungeheure Unglück, das Gott über Euch verhängt, zu büßen

trachtetet, als daß Ihr mit vorwitzigen Augen und unreinem Herzen hierherkämt, um nur deſto ungläubiger wieder fortzugehen.« In dieſer Predigt, die auf das Volk von großer Wirkung war — man meinte ſie ſei von Granger gemacht — ſtellte der Biſchof auch den furchtbaren Satz auf, der nachmals von unſeligen Folgen für den Prozeß ward: daß ein Teufel, der richtig beſchworen wurde, die Wahrheit ſagen müſſe. Demnach wurde Alles Wahrheit, was eine Beſeſſene lallte.

Von dieſem Augenblick an durfte Niemand mehr ſich merken laſſen, daß er an der Wahrheit der Teufelsgeſchichten zweifle, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, für Urbans Mitſchuldigen gehalten zu werden. Wer ſeine Meinung frei äußerte, ward von den Andern gemieden. Bald erfolgten Verhaftungen, Verfolgungen und Maaßregeln, von denen wir ſpäter reden werden, welche den allgemeinen Schrecken noch vermehrten.

Barre wirkte weniger als Prediger, ſeine Stimme war zu rauh, ſein Feuer zu wild; er ließ ſich im Anfang der Predigt ſogleich zu einer

Steigerung des fanatiſchen Pathos hinreißen, daß ihm gegen das Ende die Stimme und die Bilder ausgingen, mit denen er die Phantaſie ſeiner Zuhörer erhitzte. Dagegen war er im Gebet, am Krankenbette der Troſt der Schwachen. Er hätte ſich zerreißen müſſen, wenn er Allen, die ſeine Hulfe anflehten, genügen ſollte. Wer nur eine Anwandlung von Schwindel, von Beklemmungen empfand, ließ Barre rufen, der dann ſo furchtbar mit der Armen betete, daß oft aus der eingebildeten eine wirkliche Kranke wurde.

Seine Hauptwirkſamkeit aber war, außer dem Beſchwören, im Beichtſtuhl. Wäre der finſtre Prieſter, was er nicht war, ein Heuchler geweſen, ſo konnte er allein durch das, was er hier hören mußte, an die Einwirkung des Leibhaftigen zu glauben veranlaßt werden. So viel große und kleine Sünden wurden ihm von Mädchen und Frauen vertraut. Es ward Mode, es ward Pflicht, ihm ſein Herz auszuſchütten. Sie zitterten, wenn ſie ſich ihm nahten, in der abendlichen Kirche, dem hagern, leichenblaſſen Manne, deſſen Geſicht einem Todtenſchädel glich, mit ſtruppigen Haaren und

Augen, die ſchwarz und wild umrollten, als wollten ſie das Herz der Beichtenden durchbohren. Zitternd vor ungeheurer Angſt ſanken ſie vor ihm nieder, aber doch mit einem wollüſtigen Gefühl. Seine Sprache war rauh, ſeine Fragen ſchneidend, Troſtworte hatte er wenige und ſeine Pönitenzen, die er auflegte, waren hart; und dennoch kamen ſie und kamen wieder.

Der letzte Sonnenſtrahl warf ein gelbes Licht durch die bunten Fenſterſcheiben, als eine vornehme Dame, tief in Schleier gehüllt, hinter den Pfeilern auf den Prieſter zuwankte. Sie ſah die Fußbank leer; ſchüchtern näherte ſie ſich, und warf ſich tief bewegt vor Barre nieder. Sie kämpfte, ehe ſie zu Worten kam.

„Fühlſt Du Anfechtungen, meine Tochter, wie die andern,“ ſprach er, „ſo ſei mir willkommen. Haſt Du aber leichtere Sünden zu beichten, ſo warte oder gehe zu andern Prieſtern, denn meine Zeit iſt koſtbar.“

„O ehrwürdiger Vater!“ ſchluchzte ſie, „mein Fall iſt außerordentlich, und bedarf Deiner ganzen Aufmerkſamkeit. Ich bin jung, reich, man nennt

mich schön, liebenswürdig, man sucht meine Gesellschaft, und ich war der Wollust nicht feind. Mein Leben war nicht frei von Tadel und nicht von den Sünden, die Blut und Jugend entschuldigen. Ich habe sie alle gebeichtet und von meinen Beichtvätern Absolution empfangen.«

Barre, der schon erschöpft war, sagte ärgerlich: »Was willst Du dann noch von mir? Du bist rein. Wenn Du wieder gesündigt hast, dann komm.«

»Aber vor meinem Gewissen fühle ich mich nicht rein.«

»Wenn der Priester die Hand auf Dich legte, und Dich lossprach, so begehst Du eine neue Sünde, wenn Du an der Kraft der Absolution zweifelst.«

»Dennoch wirst auch Du zweifeln, wenn Du das ganze Maaß, nein die besondern Umstände meiner Sündhaftigkeit erfahrst. Mich liebt ein edler, sittenreiner Jüngling, seine Seele ist ohne Arg wie der Taube. Mein sündiges Blut würde ihm gewährt haben, was er nur wünschen konnte, aber sein tugendhafter Sinn ist von jedem sünd-

haften Verlangen entfernt. Er will mein Herz und meine Hand. Vergebens habe ich Alles aufgewandt, ihn abzureden; alle Gründe, die ich hervorsuchte, vermochten nichts über seine stürmische Leidenschaft. Selbst wenn ich ihm meine kleinen Geheimnisse beichtete, wie dem Priester, würde er im Wahnsinn seiner Liebe mir nicht glauben, oder glaubte er mir, er würde doch vielleicht nicht abstehen, denn —«

»Ist er behext?« fragte aufmerksamer geworden der Priester.

»Nein, ehrwürdiger Herr, seine Seele ist wie ein Spiegel Gottes. Nur reine Thaten und edle Gesinnungen sind darauf zu lesen.«

»Was geht das mich denn an, meine Tochter! Das sind weltliche Dinge. Heirathe ihn, oder heirathe ihn nicht, wie Du es bei Dir beschließest.«

»O mein Vater, entlasse mich so nicht, Du der allen Beängsteten Trost gewährst. Ich fühle, ich werde schwach, wenn er mit seiner süßen Stimme unablässig mich bittet, er ist so schön, jung und liebenswürdig. Aber dann fühle ich in mir einen

Druck, den ich nicht beſchreiben kann, eine unausſprechliche Angſt, daß ich den Argloſen betrüge, daß er einſt aus ſeinem Liebesrauſch erwachen und ſchaudern, mich zurückſtoßen, ſeine Freiheit, ſeine Jugend und Unſchuld zurückfordern würde.«

»Ich wiederhole Dir, meine Tochter, Du quälſt Dich mit unnöthigen Gewiſſensbiſſen; wenn Du ordentlich gebeichtet haſt und ordentlich abſolvirt biſt, iſt kein Makel an Dir vor dem Herrn. Wer aber vor dem rein iſt, iſt es vor den Menſchen auch. Oder darf ein ſündhafter Menſch mehr fordern, als der allmächtige Gott? Schon manche Frau, die ein galantes Leben führte, aber vor ihrem Beichtvater keinen Hehl hatte, ward abgewaſchen durch die untrügliche Kraft der Abſolution; ſie heirathete nachher und ward ein tugendhaftes und ehrbares Weib.«

»Aber ich!« rief ſie.

Er hatte die Arme ausgeſtreckt, um ſie aufzuheben, als ſie ſeine Hand heftig erfaßte, und einen Strom heißer Thränen darauf ſchüttete. Ein bittender, ſchüchterner Blick der ſchönen Frau traf ihn, der mehr als ihre Worte ſagte. Es war

allgemeinen Schicksal getrotzt und selbst den bröcklichsten Steinpfad hinaufgeritten war, unterlag ihm. Dies sind die Fielder, auf welchen die Lappen ihre Lager aufschlagen.

Nach mehrstündigem Reiten über eine, ich möchte sagen, von der Natur verlassene Gegend, senkte sich das Hochplateau. Mitten aus dieser gräßlich traurigen Wüstenei, wo doch der rothe nackte Felsenleib der alten Erde vorherrscht, schauten wir hinunter auf eine Brücke, das erste menschliche Zeichen. Ueber die Brücke trabten zwei elegante Reitergestalten uns entgegen. Man erkannte sich, und ein lautes Hurrah erscholl Norwegischer Seits dem Schwedischen Officier entgegen. Es war der Gouverneur des Jämteländischen Jäger-Regiments, Obrist Boy, mit seinem Adjutanten, Lieutenant Palin, die den Gouverneur von Drontheim an der Schwedischen Gränze empfingen. Die herzlichen Bewillkommungen der beiden Nationen trugen hier an der Gränze der Civilisation einen eigenen Charakter wahrer Aufrichtigkeit. Für die Schweden war es auch unerwartet, in dem fast unbesuchten Jämteland Fremde aus Paris und Berlin und zwar auf dem Wege über den Kölen zu empfangen. Eine glänzende

ſein Gegenſtand, um den ſie vor ihm auf den Knieen lag. Er glaubte ſie zu verſtehen, er drückte ſie wieder nieder und beugte ſein Ohr herab:

„So entlaſte Dein Herz, Unglückliche, und bekenne.“

„O mein Vater, das iſt es, was wie heißes Blei jetzt durch meine Adern rinnt. Ich trank den Becher der Freude, und wußte nicht, daß es Gift war. Als ich ihn zum erſten Male ſah, ſchritt er im vollen Ornat zur Meſſe. Da ſchon durchzückte mich etwas, wie Nadelſtiche über den ganzen Korper. Bei der Meſſe waren meine Blicke ſtier auf ihn gerichtet, ich wandte mich nicht um, ich ſah und hörte nichts als ihn, mein Nakken that mir nachher weh. Als die Meſſe aus war, drängte es mich durch das Gewühl ihm nahe zu kommen. Ich prieß mich eine Glückliche, als ſein Auge auf mich fiel, aber dies Auge brannte ſo, daß ich meines niederſchlug. Ich wollte ſein Gewand faſſen, es zu küſſen, da faßte ich ſeine Hand, und die Hand drückte mich wieder. Ich küßte ſie, und meine Lippen fühlten brennendes Feuer, aber es war ein ſüßes, wohlthuendes Feuer.

— O ehrwürdiger Vater, erlassen Sie mir das Uebrige, wie ich keine Ruhe und Rast hatte, bis ich ihn wieder gesehen, wie ich um sein Haus schlich, wie ich, als sein Schatten, ihm nachfolgte, wie ich selig war, wenn er mich bemerkte. Und dann die erste Beichte, als ich vor ihm niedergesunken war, als mein Hauch den Hauch seiner Lippen traf — ich weiß nichts mehr davon, Hochwürdigster, als daß ich in Himmelswonne schwamm.«

»Und der Brodem Satans umhauchte Dich!«

»Wie wäre es auch sonst möglich gewesen! In mir siedet nicht spanisches Blut, nur leicht französisches. Ich habe geliebt, aber der Mann mußte sich wie ein Ritter um mich bemühen; ich zauderte und belohnte nur zuletzt die unermüdete Ausdauer, das liebenswürdige Benehmen. Aber dieser, was schenkte er mir anders, als einen Blick, ein Lächeln, einen Händedruck; das konnte nicht mit rechten Dingen zugehn. Er hat mich bezaubert. Noch etwas, ich bin stolz, ich wollte meine Anbeter auf meinen Knieen sehen, und zu diesem schlich ich, als eine Magd verhüllt, in sein

Haus. O könnte ich die Erinnerung aus meiner Seele reißen!«

»Durch welche Bundeszeichen umgarnte er Dich?«

»Was Zeichen, ehrwürdiger Vater! Der ganze Zauber seines Namens, seines Seins, seiner verführerischen Augen, der Hauch seines Mundes, die Schläge seines Herzens, sein Händedruck, der Zauber seiner Rede; ich war nicht ich, wenn er bei mir war.«

»Wie lange währte der Zauber?«

»Durch Jahre.«

»In derselben Stärke?«

»Nein. Zuletzt ward er schwächer. Ich gewann die Kraft, ihn wohl fortzuweisen, mit ihm zu scherzen, ja mich mit ihm zu streiten. Mir behagte Manches nicht mehr, was mich früher entzückte. Nein, der Zauber war längst gebrochen.«

»Durch Reue und Gebet.«

»Ja ich bereuete es oft.«

»Und jetzt bist Du zerknirscht?«

»O seit ich seine Greuel weiß, könnte ich

mich ſelbſt haſſen. Beißen möchte ich die Lippen, die ihn küßten, kneten die Arme, die ihn umſchlangen, zergeißeln den Leib, der an ſeinem ruhte.«

»Aus Stolz?«

»Nenne es Stolz, nenn' es Beſchämung, nenne es Erkenntniß, ich weiß nicht, was es iſt. Es iſt ein ruchloſer, grauſamer Zauberer ſonder Gleichen, ein Wütherich, der hohnlachend, was er berührt, verdirbt. Mit Hunderten, die er durch ſeine Blicke wie ein Magnet lockte, hat er geſpielt, und ſie glaubten, er gäbe ſich ihnen hin in glühender Liebe, und wehe mir, ich war eine von ihnen.«

»Heil Dir!« rief der Prieſter. »Preiſe Weib, Deinen Schöpfer, daß er Deine Augen öffnete, daß Du das Verderben abſchütteln konnteſt, wie der ſtolze Schwan den Koth von ſeinem glänzenden Fittich. Gott hat ſichtbar an Dir Wunder gethan, Du biſt die eine Erwählte unter Hunderten, in die das Gift nicht eindrang; Du haſt es durch ſeine Kraft, die Weltmenſchen nennen es Natur, von Deiner Seele, die Gott ge-

hört, abgestoßen. Nur äußerlich flog es Dich an, wie die Schweißfliege edle Rosse. Im Gebete hast Du Dich vor Deinem Herrn und Heiland niedergeworfen. Du bist zerknirscht und Du bereuest; Dir ist geholfen. Im Namen der Kirche spreche ich Dich frei und rein; an Dir ist keine Sünde —«

»Ehrwürdiger Vater, doch —«

»Nein, sage ich, Weib, denn es ist augenfällig, durch welche höllische Zauberkünste er Deine Sinne bestrickte. Dein Sinn war nur auf Gott gerichtet, als Du in die Kirche tratest; also was konnte Dich blenden als nur eine satanische Macht, furchtbar, abscheulich, aber so gewaltig, daß auch stärkere als Du der Täuschung nicht widerstanden hätten. Dich erkor er, und wisse das zu schätzen, um an Dir darzuthun, wie seine Macht größer ist als Satans, und ohne der Welt sichtbare Wunder. Durch den organischen Prozeß Deiner göttlichen Natur hast Du das Böse überwunden. Du bist ohne Schuld. Stehe auf, Weib.«

»Aber eine Pönitenz legst Du mir auf.«

„Da frevelte ich gegen den Herrn, der in Dir seine Allmacht offenbarte.“

„Zur Beruhigung meines Gewissens doch eine kleine Buße.“

„Keine andere, als die mit der Beruhigung auch das Gefühl der Vergeltung für die erlittene Schmach Dir gewährt. Du entfliehst nicht von hier, bis sein Urtheil gefällt ist, und wirst Zeugin seiner Strafe sein. Diese Buße lege ich Dir auf. Nun erhebe Dich als eine reine Jungfrau.“

„Ich bin — Wittwe,“ flüsterte die Marquise.

„Vor dem Herrn bist Du eine Jungfrau. Stehe auf, und gehe ohne Kummerniß und Bangen von dannen.“

Wunderbare Gefühle durchbebten die Brust der Marquise, als des Priesters Hände auf ihrem Scheitel ruhten. So hatte nie ihre Brust gewogt, so stürmisch, lustig nie das Blut durch ihre Adern gepulst; als zückten tausend Lichtstrahlen durch ihr Gehirn. Rings umher lachende Helle, Fahnen wurden geschwenkt über ihr Haupt, Guirlanden und Brautkränze wirbelten in der Luft. Die Last

von ihrer Bruſt war in die ſteinernen Platten zu ihren Füßen geſunken. Elaſtiſch ſprang ſie auf, ſo leicht, berauſcht.

Da hörte ſie Tritte. Barre ging durch das Mittelſchiff der Kirche. Sie ſchauderte. Seine hagre Geſtalt erhob ſich immer höher. Sie reichte bis an das Gewölbe. Seine Tritte klangen wie Pferdehufen, ein Schweif wehte durch die Räume. Am Portal wandte er noch ein Mal das Geſicht zu ihr um. Ein Paar rothe Feueraugen leuchteten durch die Dunkelheit; das Geſicht grinſte ſie hohnlächelnd an. Dann verſchwand es durch die Mauer.

„Gott ſei Dank! es war nur eine Viſion!“ athmete die Marquiſe auf.

Von ſeltſamen und furchtbaren Dingen in unſerer Geſchichte haben wir erzählt, und werden von noch wunderbarern und noch entſetzlicheren zu berichten haben; der Auftritt aber, den wir jetzt

unsern Lesern vor Augen führen, ist nicht sowohl furchtbar und wunderbar, als von einer, aus beiden zusammengesetzten Natur, und dazu mit so viel grauenhaft Lächerlichem gemischt, daß wir die ganze Theilnahme derselben in Anspruch nehmen müssen, um ihren Glauben an die Wahrheit aus zu bewahren und zugleich ihr feineres Gefühl, daß vor dem Abschreckenden darin sie nicht unwillig das Buch zuschlagen. Aber unsere Aufgabe will es. Aus dem großen Buche vom Wahnsinn, das in immer neuen, vermehrten Auflagen gedruckt wird, das in jedem Zeitalter, in jeder Nation Zusätze erhält, ist dieser Auftritt nur eine schwarze Pagina. Aehnliches freilich ist selten vorgekommen, Verwandtes dagegen oft; es kommt noch heute vor. Wir folgen nun den getreuen Berichten der Zeitgenossen, von denen einer sich über den allgemeinen Eindruck so ausläßt: „Es ist unmöglich alles das mit Worten wiederzugeben, was damals in die Sinne fiel. Wir sahen ein Heer von Furien oder Bachantinnen, die, Feuergeister sprühend, aus dem Orkus aufgestanden waren. Der Eindruck, den sie auf Aug und Ohr machten, hat

wohl nie ſeines Gleichen gehabt, und es war wohl keiner von den Anweſenden, deſſen Seele von Furcht und Erſtaunen frei geblieben wäre.«

Es war an einem Nachmittage in den letzten Tagen des Junius — die Sonne brannte heiß, wir wollen glauben, daß die Hundstage ſich näherten — als man Urban Grandier aus ſeinem Gefängniß in die Hauptkirche zum heiligen Kreuz führte. Und von der andern Seite führte man die beſeſſenen Nonnen, Frauen und Mädchen herein, als deren Verderber er bezüchtigt war. Die ganze Commiſſion, die Gerichte der Stadt, die vornehmſten Geiſtlichen und Einwohner waren zugegen, und auf erhöhtem Stuhle thronte in der Mitte des hohen Chors der Biſchof. Jeder Winkel der Kirche war von neugierigen Zuſchauern angefüllt.

Noch ging eine andere Procedur voraus, ehe man den Angeſchuldigten den Beſeſſenen gegenüber ſtellte. Man hielt ihm vier Zauberbundeszeichen vor, welche bei den vorangegangenen Beſchwörungen zu verſchiedenen Zeiten von den Beſeſſenen herbei gebracht waren, und die ſämmtlich,

nach deren Angabe, von Urban Grandier ihnen zugesandt waren. Was brauchen wir diese Procedur, berechnet auf den fanatischen Wahn des Pöbels, näher zu schildern, wenn wir hören, daß das eine aus dem Fleisch vom Herzen eines christlichen Kindes bestand, das 1651 bei einem zu Orleans gehaltenen Hexensabath geschlachtet worden, aus der Asche einer verbrannten Hostie, und noch aus einer dritten Substanz, welche die Sitte uns zu nennen verbietet! Durch diesen Gräuelbund hatte Urban die Priorin aufs Neue verstrickt, und die vier Dämonen, die noch in ihr saßen, fest gemacht gegen die Beschwörungen; dadurch hatte er dem Beherit, seinem Diener, den Streich gespielt, und verhindert, daß er sein Wort hielt, und die Perücke des Staatsraths aufhob.

Grandier betrachtete mit vollkommener Gleichgültigkeit die ihm gezeigten Gegenstände, — auch die Distel, das vierte Zeichen, welches, nach dem ausgesprengten Gerüchte, von dem Kirchengewölbe herabfallen sollte, aber nur aus dem Kopfzeug der Priorin fiel. Mit eben der Ruhe, aber mit einem tiefen, wehmüthigen Ernst, blickte er auf

Equipage wartete in einiger Entfernung und führte die älteren Herren nach dem nächsten Schwedischen Gaard, Namens Skalstugan, indeß die jüngeren Männer die Reiter-Eskorte bildeten.

Hier fanden sich beim nordischen Abendpunsch Individuen von Nationen zusammen, wie sie niemals, und so einträchtig hier neben einander mögen gesessen haben. Norweger aus allen Provinzen, Schweden, Franzosen, ein Schweizer und von den Deutschen ein Westphale und ein Schlesier. Um aber das Völkergemisch noch bunter zu machen, muß der Schwedische Lieutenant, Herr Palin von einem Schwedischen Vater, dem Gesandten in Konstantinopel, und einer Armenischen Mutter im alten Byzanz geboren sein und das Neugriechisch als seine Muttersprache reden. Nur die Lappen fehlten. Zwar präsentirte man uns ein Lappländisches Kind, was aber unserer Wißbegier nicht genügen konnte, und der Abend verging unter Berathschlagungen mit unseren gütigen Wirthen aus beiderlei Nationen, über einen am nächsten Morgen zu unternehmenden Spaziergang zu wirklichen Lappländern.

Ende des ersten Theils.

Berlin, gedruckt bei C. Feister und W. Eisersdorf.

dieſe letztere, ſeine Hauptanklägerin, welche er bei der Gelegenheit zum erſten Mal ſah.

Als man ihn aufforderte, ſich über die vier Zeichen zu erklären, antwortete er: „Ich weiß nicht, was das bedeuten ſoll. Ich kenne weder die Zeichen eines teufliſchen Bundes, noch dieſe mir vorgelegten Gegenſtände. Ich habe nie einen Bund geſchloſſen, deſſen Erwähnung hierher gehört, als den mit meinem Herrn und Schöpfer, da ich, ein unwürdiger Knecht, in die Dienſte der allerheiligſten Kirche trat.“

„Hört den Heuchler!“ murmelten die Mönche.

Grandier fuhr gelaſſen fort: „Wenn es aber auf der Welt ein Etwas giebt, was man einen Teufelsbund nennt, ſo verſtehe ich wenigſtens nicht die Kunſt, es zu machen.“

„Hört den Läſterer! den Ketzer!“ ſchrie der Clerus.

Jetzt wurden die Beſeſſenen, Nonnen und Laienmädchen, in den Chor gelaſſen. Es waren ihrer eilf, die man dazu erwählt; doch kamen noch andere hinzu, welche unter minder ſtrenger Behandlung, ſich ſelbſt in die Kirche gedrängt hatten,

um bei dem großen, feierlichen Auftritt zugegen zu ſein, ein Auftritt, den alle Kranken längſt herbeigewünſcht, den aber die Geiſtlichen wohl berechnet bis jetzt verzögert hatten. Sie ſtürzten wie ein Rudel wilder Thiere, das durch die Pforten zum Fraß gelaſſen wird, eine die andere drängend, zurückſtoßend, und mit Gebärden durch das Gitter, in welcher eine ganz entmenſchte Natur ſich zu offenbaren ſchien. Herunterhangende Haare, zitternde Glieder, krampfhaft geballte Hände, verzerrte Münder, ſie wetzten die Zähne, und ließen die Augen rollen, alle voll wilder Luſt auf den blaſſen, hohen Mann gerichtet, der in der Mitte des Chors ſtand. Sie liefen auf ihn zu, ſprangen, jauchzten, knieeten nieder, knipſten und klatſchten mit den Händen, nannten ihn ihren Meiſter, ihre Herzensluſt, und kreiſten in Affenſprüngen um ihn her.

Der Pater Lactanz erhob ſeine Stimme. Feierlich ermahnte er die Anweſenden, ihre Sünden zu bereuen und ſich würdig zu machen, die Wunder mit anzuſehen, welche Gott, zum herrlichen Siege ſeiner Kirche, durch die Teufel ſelbſt

bewirken werde. Er stellte ihnen in den erschütterndsten Bildern den unseligen Zustand dieser Jungfrauen vor, die, berufen Gott um den Sünden der Welt halber zu dienen, nun selbst der Fürbitten der Welt bedürften. Alle möchten ihre Hände erheben für ihre endliche Erlösung, denn ihre Qualen wären gränzenlos.

Alsdann wandte er sich zu Urban selbst: „Du, den ich nur mit innerster Erschütterung anblicken kann, mit einem Schmerze, vergleichbar dem der armen Geschöpfe, deren Verderber Du bist, mit einer Wehmuth, die keine Worte findet. Du, der nicht allein Gottes Abbild entwürdigt hat zu dem äußersten Frevel, bis zu dem die ruchlose Hand des Staubgebornen greift, nein auch die Weihe des Priesters — o die Worte versagen mir — Aber diese Weihe haftet noch an Dir, noch bist Du Priester und Pfarrer, also erfordert Deine Pflicht zur Förderung der Ehre Gottes, daß Du Alles thuest, den bejammernswürdigen Zustand dieser Besessenen zu lösen. Nimm das Ritual, tauche Deine Hand in das Weihwasser, ergreife das Zeichen des Gekreuzigten, das unbefleckt bleibt

auch in der besudelten Hand, und beschwöre sie Du selbst. Der hochwürdige Herr Bischof wird Dir die Erlaubniß geben, und den Bann, unter dem Du liegst, auf so lange aufheben. Mit zitternder Stimme, mein Bruder in Christo, beschwöre ich Dich, Urban Grandier, laß einen Augenblick den Geist Gottes leuchten über Dir, daß Dich jammere der Anblick dieser Gefolterten, daß Du gedenkend der Folterqualen, welche Dein in der Hölle und auf Erden warten, versuchest, ihre Pein wenigstens zu lindern. Du riefst die Dämonen und sie kamen, nun rufe sie wieder, daß sie gehen. Nicht daß Du dadurch der Strafe diesseits und jenseits entgehest, aber thue es um Dir die Fürbitten der Armen zu erwirken, Bitten, welche in den Qualen jener Welt wie ein linder Zugwind durch die Flammenglut Dich anfächeln werden. Und vielleicht leiht der Richter auf seinem Stuhle ihnen, um ihrer selbst willen, ein geneigtes Ohr.«

Der Bischof streckte bejahend seinen Arm aus. Urban empfing aus den Händen des Kapuziners die Stola und das Ritual. Dann warf er sich

vor dem Biſchof auf die Knie, küßte ſeine Füße, und erhielt von ihm den Segen.

Es war eine Aufforderung, welcher kein Geiſtlicher ſich entziehen durfte. Eine Ehre, die man ihm erwies, eine ſcheinbare Gerechtigkeit. Er beſchwor die ihm zunächſt ſtehende Nonne, eine ältliche Schweſter, Catharine. Das Geplärr der Beſeſſenen zwang ihn aufzuhören. Er wandte ſich an die Priorin. Sie ſtand ruhig da. Die regelrecht ſchönen Züge ihres Geſichts ſchienen zur völligen Ruhe zurückgekehrt, nur das Auge war matt. Wer ſie unbefangen anſah, konnte das innigſte Mitleid empfinden; eine Theilnahme, die auch dem ſtrengen Manne jene unglücklichen Geſchöpfe einflößen, welche ausgeputzt im Flitterſtaate von ihren Verkäufern in Seeſtädten ausgeſtellt werden. Nicht in ihrer bacchantiſchen Wuth, wenn ſie im Wirbel ſich drehen mit den rohen Söhnen des Meeres, ſondern wenn ſie vor Erſchöpfung glühend, — eine andere Röthe verbirgt die der Scham, — auf eine Bank niedergeſunken ſind, und auf ihren matten Zügen ſieht der Beobachter das Elend voraus, das ſich meldet; und die heute

noch in bunten Lappen in der Frische der Jugend athmet, ist, ehe ein Winter und ein Sommer verschwindet, ein Bild des Schauders, in ekelhafte Lumpen gehüllt, ausgestoßen, in den Kehricht der Straße, in das Dunkel der Nacht verwiesen. Selbst der rohe Mulatte, vor dessen aufgeworfenen, gierigen Lippen sie heute, in einer letzten Anwandlung edler Scheu, zurückfährt, schaudert vor ihr und stoßt sie von sich.

Mit bewegter Stimme erhob Urban die Arme: »Unglückselige! was habe ich Dir gethan!«

»Sieben Teufel in den Leib geschickt,« brüllte der Chor der Kapuziner, Carmeliter und Franziskaner.

Das Mädchen hatte einen Blick auf Urban geworfen, in dem nichts Diabolisches war. Sie zitterte und einen Augenblick schien es, als suche sie Mitgefühl für ihr Leiden in seinem Leiden. Aber sobald Barre seine furchtbare Stimme erhoben, sein finstres Auge ihres getroffen, verzerrten sich wieder die schönen Züge, die Augen gewannen einen Kezerausdruck, die Zunge schnalzte, sie schüttelte sich und drehte sich auf dem Hacken um:

„Franzöſiſch!“ rief ſie. „Franzöſiſch iſt nicht unſer Pactum.“

„So will ich griechiſch exorciſiren,“ ſprach Urban, ohne ſeine Miene zu verändern.

Sie gähnte ihn höhniſch an: „Erzſchelm, Du weißt, griechiſch iſt gegen unſer Pactum.“

„Wenn die Herren gebieten, will ich hebräiſch ſprechen.“

Die Beſeſſene antwortete in unverſtändlichen Lauten. Man ſtritt darüber und kam überein, Urban ſolle griechiſch fragen, aber zuvor alle Fragen aufſchreiben. Aber ehe es dazu kam, fingen alle Beſeſſene auf ein Mal an aus vollem Halſe zu heulen und zu ſchreien. Sie krümmten und wanden ſich fürchterlich und ſtürmten auf Urban los. Einige mit ſüßen Liebkoſungen, Andere mit den heftigſten Vorwürfen und Drohungen. Dieſe wollten ſeine Hände, ſeine Füße küſſen; jene ihm den Hals umdrehen. Die Mönche mußten die Meiſten mit Gewalt zurückziehen, und die ſchwachen Mädchen wiederſtanden dabei der Kraft mehrer ſtarken Männer.

Grandier ſtand wie eine Säule ruhig in der

Mitte dieses wilden Tobens. Sein Auge hatte alle Besessene scharf ins Auge gefaßt, aber keine Zuckung verrieth, daß er an einer derselben einen näheren Antheil nahm, als den der Verwunderung über etwas ganz Unerwartetes.

Die Hand auf der Brust, sprach er, als es etwas stiller geworden, zum Bischof und den Commissarien: »Etwas Unerhörtes, meine hohen Herren und Richter, habe ich hier gesehen. Mehr noch, etwas, das mein Verstand nicht faßt. Eine Krankheit der Seelen und Körper, ein Räthsel der Natur, zu dem ich keinen Schlüssel habe. Denn fern sei es von mir, diese Unglücklichen alle der frevelhaften Gaukelei, des wissentlichen Betruges anzuschuldigen. Aber meine Seele ist rein, ich bin an alle dem unschuldig. Wohlan, ordnen Sie ein Gottesgericht an, das schnell diese Sache entscheide. Zur Verherrlichung seiner Ehre, zur Befestigung des Ansehens der Kirche befehlen Sie, hochwürdigster Bischof, den Teufeln, die in diesen Leibern wüthen, daß sie mir hier auf der Stelle, in Ihrer Aller Gegenwart den Hals umdrehen. Das ist ein sichtbar Zeichen, ob ich schuldig bin.

Waffenlos, ermattet, krank, ſtehe ich hier in ſeinem allerheiligſten Tempel. Es bedarf nicht großer Kraft, den Druck einer ſtarken Hand, und ich bin erwürgt. Bin ich der Unthaten ſchuldig, wird Gott und ſeine Heiligen mich nicht ſchützen.“

Ein tiefes Schweigen herrſchte auf einige Secunden nach dieſem unerwarteten Antrag. Richter und Geiſtliche ſahen ſich fragend an. Der Ausdruck ihrer Geſichter war verſchieden. Vielleicht wäre das ſonderbare Begehren ohne Weiteres abgewieſen worden, wenn nicht die fanatiſchen Bettelmönche, den Pater Tranquillus an ihrer Spitze, mit Jubel die Sache aufgenommen hätten. Dieſe Feinde Urbans erfüllte ein Grimm gegen ihn, der aller vernünftigen Regelung entbehrte, er war während des Prozeſſes noch geſtiegen. Die irren Augen der Meiſten verriethen ein Feuer von Wuth, das wenig von dem der Beſeſſenen verſchieden war. Sie lechzten nach Rache, nach Blut. „Laßt die Teufel los!“ ſchrieen ſie. „Ihm auf den Hals, dem Verderber.“ — „Gott muß ein Wunder thun,“ rief der Pater Tranquillus, das Crucifix erhebend. „Er hat ſo lange geſchwie-

gen und Satan Wunder thun lassen. Nun ist an ihm die Reihe.« Auch der Pater Lactanz schien einzustimmen. Der Bischof, dem sein Rath Granger nicht nahe stand, gab in der Regel dem Recht, der zuletzt gesprochen. Laubardement sah sich nach Mignon um, der seiner Seits mit prüfendem Blick unter den Besessenen zu suchen schien, ob ihre Kräfte zu dem Werke ausreichen würden.

Da trat Barre in dem Augenblick vor, wo der Bischof den Mund aufthun wollte, kniete vor ihm nieder und rief: »Schütze uns der Herr vor der neuen List Satans! Wo richtet ein Richter nach dem Willen des Angeschuldigten! Sieht mein hochwürdigster Bischof, sehen die weisen Richter nicht die Stärke des Erbfeindes in diesem Rathe, der so unschuldig klingt und doch aus der Hölle selbst kommt. Vielleicht hat schon in voriger Nacht der Menschenfeind mit ihm einen neuen Separatakt geschlossen, daß er ihm die Gurgel fest macht, wenn auch nur auf eine Stunde. Wissen wir durch welche Mittel, ob durch das Blut eines unschuldigen Kindes, einen Vatermord, eine geschändete Hostie? Denn, obgleich in Ketten und Ban-

Neueste Verlagswerke

der

Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung in Berlin.

Ostern 1828.

Alexis, Willibald, (W. Haring), Herbstreise durch Scandinavien. 2 Bände in 8.

Blesson, L., die Lehre vom graphischen Défilement; in 8. mit 12 Kupfertafeln . . . . . 22½ Sgr.

Conversations-Blatt, Berliner, für Poesie, Litteratur und Kritik; redigirt von Dr. Fr. Förster und Willibald Alexis (W. Häring). 2r. Jahrgang. 1828. Preis des Jahrgangs 9 Thlr., halbjährlich 5 Thlr.

Freimüthige, der, oder Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser, herausgegeben von Dr. A. Kuhn. 25r Jahrgang. 1828. Preis des Jahrgangs 5 Thlr., halbjährlich 3 Thlr., vierteljährlich 20 Sgr.

Kunstblatt, Berliner, herausgegeben unter Mitwirkung der Konigl. Akademie der Kunste und des wissenschaftlichen Kunstvereins von E. H. Tölken, ord. Prof. an der Universitat zu Berlin, Secretair der Akademie der Künste und der 2. Vorsteher des wissenschaftlichen Kunstvereins. Monatlich vom Januar 1828 an 1 Heft in 4to mit 1 oder 2 lithographirten oder radirten Blattern. Preis des Jahrganas 6 Thlr.

Dr. Michelet, K. L., das System der philosophischen Moral, mit Rucksicht auf die juridische Imputation, die Geschichte der Moral und das christliche Moralprinzip; in 8. 2 Thlr.

Oehlenschlaaer, die Diamant in Konstantinopel. Trauerspiel in 5 Abtheilungen, in 8. . . . . 1 Thlr. 10 Sgr.

Sameiun, C. W., Neuestes praktisches Berliner Kochbuch für burgerliche Haushaltungen, oder grundliche Anweisung, alle Arten Speisen und Backwerk auf die wohlfeilste und schmackhafteste Art zu bereiten. Oder: Lehrbuch der Kochkunst. 1r Theil, 2te durchaus umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Gebunden 1 Thlr. 10 Sgr.

Scott, Walter, Chronicles of the Canongate. 2 vol. 8. Carton. 2 Thlr. 5 Sgr. Roh 2 Thlr.

— — **Tales of a Grandfather**, being stories taken from scottish history. 2 vol. 8. Carton. 2 Thlr. 5 Sgr. Roh 2 Thlr.

Ueber die Entwicklung der productiven und commerziellen Kräfte des Preußischen Staates. 8. 20 Sgr.

Wenn, K., Erwin, eine Novelle. 8. . . . 1 Thlr. 10 Sgr.

Zeitung, Berliner allgemeine musikalische, herausgegeben von A. B. Marx. 3r Jahrgang. 1828. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Sgr.

den, hat er nicht Verkehr durch die Lüfte, durch die Erde mit seinen höllischen Freunden? Unsere Kraft bewies sich noch immer zu schwach dagegen.«

»So vernichtet diesen Pact!« rief Urban dazwischen. »Durch die Gewalt, die Gott seiner Kirche gab, müßt Ihr das können. Dann bin ich ein wehrlos Opfer. Bindet meinen Arm!«

»Hört ihn nicht, hochwürdigster Bischof,« fuhr Barre fort. »Allerdings hätte die Kirche die Macht. Aber es ist eine neue List. Er giebt sich verloren. Er will als ein Opfer fallen, in einer kurzen Minute. Satan, sein Freund, soll ihn von Folter und dem Flammentod erretten. Wie! wäre das unser Ziel, das der Lohn so vieler Arbeit, das die Strafe für solche Verbrechen? Im Namen der heiligsten Kirche und der hohen Obrigkeit, im Namen der Sünde, auch sie hat ein heilig Recht auf die gesetzliche Strafe.«

»Ich meine, der Mann hat Recht,« sagte Laubardemont.

»Nein!« schrie Tranquillus, der in seiner Raserei die letzte Rede nicht gehört, und schwang

sein eisernes Crucifix wie eine Streitart. „Der Pakt schützt ihn nicht; ich will ihn auf der Stelle niederschmettern.“

„Tödtet ihn nicht,“ riefen andere Mönche. „Schmettert ihn nur zu Boden den Hochmüthigen. Dann schürt auf dem Markt einen Scheiterhaufen. Wir schleifen ihn hinaus.“

Eine neue Ansicht tauchte aus dem Gewühl der Stimmen auf. Man müsse zuvörderst die Bundeszeichen verbrennen, welche ihm die Kraft gäben und dann das Hochamt abhalten, um die Macht des Teufels zu schwächen. Es war eine vermittelnde Ansicht, ein Aufschub, der beiden Theilen recht war, weil er sie aus einer Verlegenheit zog. In einer Kohlenpfanne wurden die Bundeszeichen eines nach dem andern verbrannt, ohne daß es eine Explosion, oder einen merklich übeln Gestank gab. Der Kirchengesang hob an, und mit voller Stimme sang Urban mit der Gemeinde. So schöner tönte seine, während er aufrecht mit glänzenden, gen Himmel gerichteten Augen sang, daß man sie am entferntesten Ende der Kirche heraus hörte.

Da rief eine weibliche Stimme aus der Menge: „Hört Ihr den heiligen Engel ſingen! die Cherube tragen ihn, den Erwählten.“

„Eine neue Beſeſſene!“ murmelte man. Wo nur die Spur einer Beſeſſenheit ſich zeigte, fuhren die Diener des Gerichts, wie in einer von der Peſt befallenen Stadt, auf jeden Unglücklichen, an dem man Merkmale der Krankheit zu erblicken glaubt. Die Arme, welche nach dem Chor geſchleppt wurde, trug allerdings in ihrem Blick, dem Lächeln ihres Mundes, der Bläſſe ihrer Wangen und dem ſeltſamen Anzug unverkennbare Zeichen von den Einflüſſen einer dämoniſchen Macht. Vergebens rief eine gemein ausſehende Bürgersfrau: „Laßt mir mein Kind, um der Gebenedeiten willen, meine Margot. Sie iſt nicht beſeſſen; ſie iſt irr, ſie iſt wahnſinnig!“ Man ſtieß das Weib zurück.

Margot ſank an den Stufen des Chors auf die Knie, ſobald ſie Urban erblickte. Ihre gefalteten Hände ſtreckte ſie ihm entgegen, und mit einem Blicke, in dem die Himmelsſeligkeit nur im Spiegel des Wahnſinns ſtrahlte, ſprach ſie: „O

Herr, wurdigst Du Deine Magd schon jetzt Dich im Kleide der Herrlichkeit wieder zu schauen?«

»Er wird blaß,« riefen die Mönche.

»Allbarmherziger! Margot, muß ich Dich so wiedersehen!«

»So selig sahst Du mich nimmer. Den knallenden Thron bauen sie Dir auf, da werden Gottes Flammen züngeln und die Engel mit ihren Palmen fächeln, bis Du empor fährst.«

»Margot, beim Namen aller barmherzigen Fürbäter, ich beschwöre Dich, tritt aus diesem Kreis, in den Du nicht gehörst. Geh nach Hause, gutes Mädchen, zu Deiner Mutter, laß Dich pflegen.«

»Ich will Dich pflegen, Herr, die Füße Dir waschen; mit Rosmarin und Myrrhen und Salböl will ich —

»Margot, Margot! ich beschwöre Dich!«

»Exorcisirt sie!« schrien die Mönche. Barre soll sie beschwören, nicht der Herenmeister.«

»Laßt mich!« rief Urban. »Ich kann auch beschwören. Antworte! War ich ein Zauberer? Sandt' ich böse Boten aus, Deine Sinne zu um-

stricken? Was war das Bundeszeichen, durch das ich Dich fing?«

»Das war die Nachtigall, Herr, die an meinem Fenster sang. Ich leugnete es Dir damals ab. Nun aber weiß ich's, denn Du forderst Wahrheit. Die war Deine Botin, die war Dein Liebeszeichen. Auf meiner Schulter saß sie; daron hab' ich noch das Mal. Durch's Ohr drang ihr Gesang. Da war sie plötzlich im Herzen, und nun singt sie immer fort, immer Dein Lob.«

Urban bedeckte das Gesicht und wandte sich um.

»Entsetzlich! gräßlich! Gräuel über Gräuel! — Er hat bekannt. Er ist überführt.«

»Hörst Du sie!« fuhr Margot fort. »Sie schmähen Dich, meinen die Andern. Ich höre deutlicher, ich sehe klarer. Es sind die Beten des Herrn, die Dich nur versuchen, sie wollten Dich geißeln und martern, aber unter ihren schwarzen Kutten glänzen ihre weißen Himmelskleider. Zur ewigen Herrlichkeit führen sie Dich. Die großen Thore thun sich auf. Die Riegel rasseln schon.

O mein Herr, würdigst Du mich, daß ich den Saum Deines Kleides fasse und hinter Dir —

Urban riß sie bei der Hand auf: »Armes gemartertes Geschöpf.«

»O gebenedeite Jungfrau!« rief die Wahnsinnige, »mich erwählt er vor allen!«

In dem Augenblicke drängte eine andere Besessene wild kreischend durch die Nächststehenden, und riß mit ihren kräftigen Armen Margot fort. Es war das Fräulein Labeurdonaye. Ihr Anblick war furchtbar. Das lange, volle, schwarze Haar wallte unordentlich über die entblößten Schultern bis an die Hüften. Die grell-schwarzen Korallenaugen tanzten aus ihren Höhlungen verzauelend unstät umher. Schon überragte sie die andern um Kopfeslänge, aber als sie, auf ihren Zehen stehend, die Arme in bachantischen Schwingungen über dem Kopfe verschlang, bebten auch die zurück, welche das Bisherige mit kaltem Muthe betrachtet hatten.

Mit Hohngelächter rief sie: »Die kleine Magd Deine Erwählte! Du bist zu groß Urban, daß sie zu Dir hinaufschaut. Du riefst mich, hier bin

ich Geliebter. Einſchreiten will ich mit Dir in die Thore des Himmelreichs, daß die Engel rufen ſollen: Wie herrlich iſt ſie, der er den Brautkuß gab.«

»Gräßlicher Höllentrug!« riefen die Geiſtlichen.

»Oder in die Hölle auch,« rief die Labourdonaye, und ſtrich ihr Haar zurück. »Ich habe Muth mit Dir barfuß durch die Feuermeere zu waten. An Deiner Seite will ich lauter lachen als die Teufel; die Schlangen ſollen ziſchen vor Wuth, wenn wir beide ſelig durch die Qualen wandeln.«

»Gräßlich! dreimal gräßlich und grauenhaft!«

»Sieh, mein herrlicher Bräutigam, die fürchten ſich! Iſt die Hölle heiß, wenn Du ihr gebieteſt, daß ſie kühl ſein ſoll! Die Kohlen und Schlacken und glühenden Erzgüſſe werden ſpielende Silberbäche unter unſern Sohlen. Das Brautbett gebieteſt Du ihnen zu thürmen. Sie backen und wälzen Flammen über Flammen zuſammen, in glühende Stachelhäute ſtopfen ſie wie Flaumen die wilde Glut. Das ſollen unſere

Pfühle ſein; aber Du berührſt ſie mit Deinem kleinen Finger und es werden ſeidene Kiſſen mit Roſenduft gefüllt. Der leiſeſte Hauch wallt ſie auf. Laß ſie muſiciren auf ihren brennenden Trommeln, mit ihren Muſcheln und Hörnern, und werden es ſüße ſchwellende Brautlieder. In meine Arme, Herr, der Du biſt über die Elemente und Geiſter, die Feuervorhänge rauſchen nieder, und das Kreiſchen ihres Grimmes tönt als Wonneluſt in unſern Ohren.«

»Ich kenne ſie nicht!« rief Urban.

»Wozu die Komödie, Urban? Sind die da werth, daß Du Dich verſtellſt? Blaſe, und ſie verſinken in die Erde. Hebe mich auf, und das Gewölbe ſpaltet ſich.«

»Ihr Herren, ich ſah nie dieſes Weib.«

»Willſt mich necken! Auf der Wolke kamſt Du geflogen, die Mauer brach und Du ſaßeſt an meinem Bette. Ich ſagte: Geh, ich mag Dich nicht; da bandeſt Du mir das Knieband um das Knie, und nun erkannte ich Dich, den Großen, nach dem mein Herz ſchlug. Du wuchſeſt, über die Decke weg, in die Wolken, immer höher. Meinteſt mich zu erſchrecken. Urban, ich wachſe

auch, leuchte auch. Ich bin das Weib, das Deiner werth iſt, wir ſind für einander beſtimmt.«

»Schafft das manntolle Weib mir vom Leibe!« rief Urban außer ſich. »Beim allmächtigen Gott, ich ſah ſie nie reden, von der hörte ich nie.«

Es war ein ſchmetterndes Gelächter, das die Ohren zerriß und die Herzen verwundete, und an den Gewölben hallte es wieder, mit dem ſie aufſchrie: »Er hat Furcht! Hört Ihr's! Er verleugnet ſich!

»Er hat Furcht. Er verleugnet ſich,« brüllten die Beſeſſenen im Wiederhall.

Was nun erfolgte, davon geben ſelbſt die Protokolle des Gerichts nicht genaue Auskunft, denn wer malt einen Sturmwind, wer beſchreibt das Unbeſchreibliche? Einige ſchrieen ihn an: »Meiſter, lieber Meiſter!« andere: »Drache, Knecht Satans! Das Nägelmal ihm ins Geſicht! Die Kleider ihm vom Leibe!«

»Unſelige, ich bin weder Euer Meiſter, noch Euer Knecht!« rief er von ihnen umringt.

Die Raſerei tobte in Allen, bis zu einem Grade, der noch alles Bisherige in dieſem Auftritte überbot. Die Priorin griff nach ihren Pan-

toffeln und ſchleuderte ſie ihm an den Kopf. Die andern folgten dem Beiſpiel. Die Schuhe flogen links und rechts *). Was den Tollen in die Hände gerieth, ward zum Wurfgeſchoß, es traf, wo es nicht ſollte. Selbſt dem Biſchof ritzte eine Schnalle die Lippen. Laubardement ſprang vom Stuhl und alles machte Platz. Denn die Megären ſprangen über die Füße und Beine der Beiſitzer. Mignon, der ſie abhalten wollte, ward unter die Füße getreten, der Pater Tranquillus umgeſtoßen, Laubardement ſtürzte in der Flucht von den Stufen.

„Urban, mein Heiliger! ſie erwürgt Dich!“ hatte Margot gerufen, die kein Auge von den Bewegungen der Labourdonaye ließ, während der Chor wirbelte: „Zerreißt ihn, zerreißt ihn! daß unſre Qualen enden!“

„Das iſt mein Werk!“ ſchrie die Mänade, und ſtieß die Andern zurück. „Mir gehört er.“

*) Als die Beſeſſenen mit den Pantoffeln ſchleuderten, ſagte Grandier: „Das ſind ja Teufel, die ſich ſelbſt die Hufeiſen abreißen.“

Im Jahre 1827 erschienen bei uns:

Blesson, L., Uebersicht der Reliefstaunagkunst. Als Leitfaden zur Ausarbeitung von Heften und Erfparung aller Dictate. 1s Heft: Feldbefestigung. 8. . . . 12½ Sgr.

Dorow, Dr., römische Alterthümer in und um Neuwied am Rhein; mit Grundrissen, Aufrissen und Durchschnitten des daselbst ausgegrabenen Kastells und Darstellungen der darin gefundenen Gegenstände. Auch unter dem Titel: Die Denkmale germanischer und römischer Zeit in den Rheinisch-Westphälischen Provinzen. 2r Band. Mit 31 Steindrucktafeln und 1 Kpfr. in Folio. Text in 4to. . . . . Druckpapier 12 Thlr. Velinpapier 18 Thlr.

Jost, J. M., Geschichte der Israeliten seit der Zeit der Maccabäer bis auf unsere Tage, nach den Quellen bearbeitet. 8r Theil. 8. . . . . 1 Thlr. 25 Sgr.
(Der 9te und letzte Band erscheint im Laufe des Jahres 1828.)

Kanerlingk, Dr., Anthropologie, oder Hauptpunkte zu einer wissenschaftlichen Begründung der Menschenkenntniß. 8. . . . . 22½ Sgr.

Schmidt, C. W., neue Ansichten und Erfahrungen beim Brandweinbrennen und Bierbrauen. In 3 Abtheilungen, mit Hinsicht auf das preußische Bemeischungs-System. Mit einem Grundriß. gr. 8. . . . . 1 Thlr. 10 Sgr.

Voß, J. v., neuere Lustspiele. 6r Bd. enth.: 10,000 Mark Banco. — Wolkenbruche und Teufel. — Die Ratzen. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — derselben 7r Bd. enth.: Schnellpost und Schnelldichter. — Das Versehen. — Wiedersehen in der Ferne. 8. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Bayerische Staatsbibliothek München

Das Riesenweib hatte mit ihren Krallen nach ihm gefaßt. Mit einem kreischenden Hyänen-Schrei krallte sie in blinder Wuth auf Urban, der in äußerster Gefahr schwebte. Aber ein andrer Angstschrei mischte sich in den Hollenjubel. Margot, die an Urbans Hals gehangen, ihn zu schirmen, sank zu Boden. Die Furie sank auch zugleich mit ihrem Opfer ohnmächtig nieder.

Nur den vereinten Anstrengungen der Marechaussée und der Laubardemont'schen Trabanten, die sich jetzt mit ihren Waffen Platz machten, gelang es, Urban den Griffen der andern Rasenden zu entführen. Man mußte die Mädchen mit Stricken binden, ihre Gewänder über den Kopf werfen; selbst da noch tobten sie auf. Ihr Geheul war Herz und Seele zerreißend. Ein wildes Knäuel von rasenden Weibern, fluchenden Soldaten, niedergestoßenen Geistlichen, Mönchen, zudringenden Neugierigen. Kaum ist je eine Kirche der Schauplatz einer solchen Entweihung gewesen. Die Labourdonaye ward völlig besinnungslos, Margot als Leiche hinausgetragen. Der Ausdruck süßen Friedens lag auf ihren Zügen.

Manœuvi war hinter einem Pfeiler ein still-lachender Zuſchauer geweſen. Nur als Marget an ihm vorüber getragen wurde, ſchrak er zuſammen. Wenn man erfährt, daß den armen Beſeſſenen von den pflichtvergeſſenen Aerzten nervenaufregende Arzeneien ſtatt beruhigender früher gereicht worden, ſo darf man ſich dem Glauben hingeben, daß auch dieſer Auftritt durch Tränke, von ſinnenberauſchenden Säften gebraut, wenn nicht veranlaßt, doch bis zu den Wirkungen geſteigert worden ſei.

Schon in jenen Tagen kämpfte man durch Streitſchriften für und gegen eine Sache. Der Arzt Marcus Duncan ſchrieb unermüdlich gegen das wieder Urban Grandier beobachtete Verfahren. Er ließ die Flugblätter in Saumur und Bordeaux drucken, und ſie wurden durch ganz Frankreich verſandt.

Der gelehrte Arzt ſaß in ſeiner kleinen Schreibeſtube, und ein junger Cavalier ihm gegenüber. Es ſchien als hätten beide ihre Rollen getauſcht. Jener ſah blaß aus, die Heiterkeit und der Muth-

wille, welche ſonſt auf ſeinem wohlgenährten Geſicht lagerten, waren einem trüben Ernſt gewichen, durch den nur dann und wann ein ſchalkhafter Blick, ein ironiſches Zücken der Mundwinkel drang; wohingegen der junge Senanges heiter und faſt wohlgemuth vor ſich blickte. Nur wenn die Mittheilung des Arztes ſeine Aufmerkſamkeit ganz in Anſpruch nahm, ſenkte er die lachenden Augen und ein melancholiſcher Ernſt lagerte auf ſeinem Geſichte. Jener Stimmung entſprach auch ſein bunterer Anzug, die Schleifen an den Schuhen, die hellen Bänder, Federn und Gehänge, faſt zu heiter und munter für einen Edelmann aus der Provinz und den Enkel ſtrenger Calviniſten.

Duncan hatte ihm einige Seiten vorgeleſen.

„Vortrefflich!“ ſagte Senanges. „Es muß wirken.“

Der Arzt ſchüttelte wehmüthig den Kopf: „Wäre ich nur nicht Proteſtant. Und auch dann, wer weiß!“

„Dennoch, verzeihen Sie mir,“ fiel Senanges ein, „begreife ich etwas nicht. Wie können Sie mit dieſer Wärme, dieſer dialectiſchen Schärfe,

diesem schlagenden Raisonnement schreiben, ohne auf festem Grund und Boden zu stehen? Leugnen Sie es mir nicht ab, Sie glauben überhaupt an keine Besessenheiten, wie Sie auch diese Ueberzeugung durch Scherz und Witz bemänteln wollen. Wie ganz anders, mit wie viel mehr Freiheit, Feuer, Begeisterung würden Sie auftreten, um wie mehr Ihre Leser hinreißen, wenn Sie von dieser Annahme auch in Ihren Schriften ausgingen. Sie wirken hier in der Stadt; unter den Gebildeten hat sich die Stimmung schon wieder sehr zum Vortheil des Angeklagten geändert. Aber Sie kämpfen nur mit halben Waffen, mit gebundenem Arm, und Sie haben ihn sich selbst gebunden. Sie lassen den Dämonen und ihren Beschwörern und dem Ritual ihr Recht, und fürchten nur den kleinen Krieg gegen die falsche, boshafte Anwendung. Um welche Kleinigkeiten und Erbärmlichkeiten dreht sich da oft Ihre Vertheidigung, Dinge, die sich für jeden Vernünftigen von selbst verstehen.«

»Ach, lieber junger Freund, wenn wir es mit Vernünftigen zu thun hätten, alsdann verstände

ſich alles von ſelbſt. Das ganze Gefecht wäre unnöthig.«

»Aber wie viel herrlicher der Sieg —«

»Wenn ich blind darin ſchlüge in den Volkswahn. Ich glaubte auch ein mal ſo — ſchweigen wir davon! Sie ſind jung und ich bin alt.«

»Aber doch nicht zu alt, um dieſe Hoffnung aufzugeben, daß einſt Licht und Gerechtigkeit ſiegen müſſen.«

»Es iſt, Herr von Senanges, gewiß. Jeder große Gedanke dringt einſt durch; dazu gehören aber Jahre, Jahrhunderte. Den Leuten zu ſagen, daß der Teufel nur in ihrer Einbildung lebt, hieße — Genug davon! Nur der, mein Freund richtet etwas aus, der die Menſchen nimmt, wie ſie ſind; der ihnen auf ihren Schwächen nachſchleicht, hier ſtreichelt und dort drückt; da winkt, da droht wo es angebracht iſt. Wer nicht die Mittel zur Hand nimmt, nicht die Kräfte berechnet, die ihm gegeben ſind, und ob ſie unter dieſen Umſtänden wirken können, der führt Streiche ins Blaue. Die Nachwelt rühmt ihn vielleicht als Heroen — vielleicht ſchilt ſie ihn auch einen Narren — aber

er wirkt nicht was er ſoll, er hat umſonſt gelebt.«

Für ſeine Zeit.«

»Und in die ſetzte uns der Schöpfer. Hätte uns wohl ſonſt einen anderen Platz gegeben.«

»Gerechter Gott!« rief Senanges. »Aber das Beſſere zu wiſſen, und das Schlechte ſprechen zu müſſen!«

»Die Holzſtöße, Herr von Senanges, die fromme Einfalt, die noch Kloben dazu trägt, die Ketzermützen, die züngelnden Flammen! Wer dazu berufen iſt, wird auch brennen. Ich bin nicht berufen, Sie auch nicht mein Freund. Was hilft es da, ſich anhetzen, mit vollem Munde einen Sturmlauf anfangen, wo man weiß, der Athem geht uns aus, ehe wir am Ziele ſind. Ein ſchönes Gefühl iſt es doch, ſagt Ihre Miene. Beſtreit es Ihnen nicht. Scheint doch aber dieſe Welt, wie ſie iſt, recht eigentlich dazu da, daß wir die ſchönen Gefühle in uns auseſſen müſſen. Jede Zeit hat ſo ihre ſchönen Gefühle aparter Art. An was würgt nicht das Menſchengeſchlecht,

an wie viel hohlen Nüſſen brach es nicht ſeine Zähne, und wird ſie brechen in alle Zeit!«

»So thäte man, im Grunde genommen, beſſer, ein Maulwurf zu ſein.«

»Das Maulwurfſein hat auch ſeine Vorzüge. Er wühlt und wühlt und duckt nur auf, wo es ſicher iſt. Aber wir ſind Menſchen, mit zwei Armen, zwei Ohren und zwei Augen. Damit laßt ſich ſchon etwas ſehen, hören, umfaſſen und gehen, aber nur nicht fliegen. Auch nicht zu weit ausſchreiten. Die Jungen lachen ſonſt über uns, es iſt um den Reſpect geſchehen.«

»O dieſe katholiſchen Prieſter!«

»Euer Calvin ließ euch verbrennen! Auch bei uns in Schottland ſpukt jetzt eine Secte, ſo voll Frömmigkeit und reinem Glauben, daß, käme ſie zum Ruder, die Foltern würden knacken und die Scheiterhaufen loderten. Pfaffen ſind Pfaffen mein Freund. Und wenn alle aus der Welt ausſtürben, meint Ihr daß die Brennluſt damit zu Grabe getragen wäre? die Maſſe lebt nicht allein von Brod und Fleiſch; der Haß, die Wuth, die Wonne zu verletzen, zu bekehren, zu vernichten

die anders denken, iſt die Mitgift des Staubes, der Fleiſch ward, und Menſch heißt. Der Wahn, der in der Menge wüſt und ſtößt, will ſeine Führer haben, die beckende Heerde ihren Leithammel, und die werden immer ſeine Prieſter ſein, wenn ſie auch nicht ſo heißen. Der Wahn will Opfer, ſage ich, er muß ſie haben, das heißhungrige Ungethüm. Iſt doch da; will auch leben; hat ein Recht wie wir.«

»Sie dienen zwei Partheien, der guten Sache und dem Teufel.«

»Der advocatus diaboli iſt nothwendig.«

»Wenn es nun keinen Teufel giebt!«

»Wer ſagt das.«

»Sie, Marcus Duncan. Vorhin ganz deutlich.«

»Das muß der Teufel in mir geſprochen haben. Das iſt eine ſeiner Hauptliſten, daß er ſich in uns negiren will, damit wir ſicher werden, und er uns unverſehens beim Schopf faßt.«

»Wie nur ein Gelehrter, wie Duncan, ſich immer in Widerſprüchen gefallen kann!«

»Bekenn' es Euch, ich habe eine ſchreckliche Angſt vor den Zuſtänden, wo's immer Einerlei iſt.

Darum zittre ich vor der Hölle, aber, verrathet es nicht, auch der Himmel will mir nicht in den Sinn, wenn es da gar keine Widersprüche gäbe. 'S iſt ſo meine Eigenheit. Ein bischen Himmel und Hölle gemiſcht, das wäre ſo für mein Temperament.«

»Ihr ſeid ein Ketzer.«

»Freilich vor einem Charakter wie mein Herr von Senanges, der immer derſelbe bleibt. Ei, Ihr tragt einen ſchweren Sammetrock.«

»Das Kleid gefällt ihr beſonders.«

»Sie glauben nicht an den Teufel, Herr von Senanges. Das thut mir um Sie leid!«

Der junge Edelmann ſtand auf: »Ihre Schrift iſt noch nicht fertig, ich ſtöre ſie.«

»Ich warte nur noch auf den Abbé Guillet. Der eine Teufel in der Priorin hat bekanntlich geſtern gedroht, denjenigen in die Luft zu heben, bis ans Gewölbe der Kirche, der an der Wahrheit der Beſeſſenheiten zweifeln würde. Nun wollte der Abbé heute in die Kirche gehen, um ſich dem Teufel als ein ſolcher Zweifler zu präſentiren.

Solche feine Männer von einiger Entſchloſſenheit, um den Augenblick zu benutzen, helfen allein.«

»Erbarmliche Spielerei, das iſt nur Ihre Luſt!«

»Wenn ich nicht ſo ſpielte, ſaß ich ſchon in der Clauſur.«

»Bei Ihrem Ruf und Anſehen!«

»Wäre ich ſchon, um die wenigen Schriften, aus der Stadt, ja aus Frankreich verwieſen, wo nicht der allmächtige Richelieu zufällig der Schwager wäre des Marſchalls von Dreux Breze, und wo nicht dieſer mein gnädigſter Beſchützer gewiſſer Krankheiten wegen, der Meinung wäre, daß er mich nicht entbehren kann. Ihr ſeht, an welchen fabulen Fäden große Ereigniſſe hangen. Denn wären nicht dieſe gewiſſen Krankheiten, und hätte mein gnädigſter Marſchall ſich dieſelben nicht in Frankreich geholt, und wäre er nicht Richelieus Schwager, ſo möchte ich berühmt ſein wie Hippokrates und ich durfte doch unſern Pfarrer nicht vertheidigen.«

Senanges ſeufzte tief auf: »Wenn ſo die Beſſern ſprechen!«

Herbstreise
durch
Scandinavien.

Von

Willibald Alexis.

Zweiter Theil.

Berlin, 1828.

In der Schlesinger'schen Buch- u. Musikhandlung.

Unter den Linden No. 34.

„Grade wir, die wir uns die Beſſern nennen, ſind recht eigentlich berufen, daß wir unſere beſſere Ueberzeugung herunter würgen. Daß wir an die Zukunft mit unſern Gefühlen und Geſinnungen appelliren müſſen, die erſt kommt, wenn wir Moder ſind. Die wir die Schlechten nennen, lachen uns aus, daß wir Thoren ſind, und glaubten und hofften. Es hilft uns nichts, als zu unſerm Verdruß. Iſt das nun nicht der leibhaftige Teufel und ſein Regiment auf Erden, Herr von Senanges?“

„Es giebt aber auch ein Regiment der Engel auf Erden.“

„Ich ſah nur die durchs Zimmer fliegen, wenn Alle gähnen.“

Ein ſüßes Lächeln breitete ſich über des jungen Edelmanns Geſicht aus: „Ich kenne einen andern Engel, von ſolcher Holdſeligkeit und Güte, daß ſie für dieſe irdiſche Welt zu gut iſt.“

„Wie weit ſtehn Sie denn — mit dem Engel?“

„O Uebermaaß der Seligkeit! Duncan, böſer Spötter, ich ertrage von Ihnen Alles, nur

kein ſpöttiſch Wort gegen die eine. Selbſt nicht den lächelnden Zug um Ihre Lippen. Sei Ihnen verziehen! Sie kennen ſie nicht. Sie liebt mich. Was drückt das Wort Liebe, Liebreiz, Huld aus, gegen die Himmelswonne, die aus ihren klaren Augen mich anſtrahlt. Den Jahren nach, alter als ich; aber ich erſcheine mir oft wie ein ergrauter Sünder gegen die reine Maid, die alle meine Gedanken lieſt, und, ſtatt mich zu ſtrafen, in ihrem himmliſchen Gemüthe nur über meine Zweifel lächelt. Sie nennt ſich eine wieder Geborene. Nein ſie iſt ein urſprüngliches Weſen, nur herabgeſchickt auf die Erde und in ihre Verſuchungen, um der Welt zu beweiſen, wie eine ewige, göttliche Natur die Sünde überragt und überwindet. Wie das blaue Geäder durch ihren milchweißen Teint, ſo ſtrahlt die Aetherreinheit ihres jungfräulichen Sinns aus der Huld ihres Weſens. Ich liebte ſie lange ſchon. Was war das damals? Eine Sinnengluth, mit Zweifeln gemiſcht, ein irdiſcher Brand; jetzt erſt kenne ich ſie; jetzt erſt liebe ich ſie; jetzt erſt weiß ich, was Liebe iſt, weiche mit Zeit, Ort, irdiſchen Rückſichten nichts

zu thun hat. O ich wünſchte, Sie ſähen meine Braut. Auch Ihr Spott würde verſtummen. Sie könnte einen Zweifler bekehren, ein Blick ihres Auges das verſteinerte Herz eines Böſewichts löſen, ſie auch Ihnen Muth einflößen — grad aus zu gehen. Ja, Duncan, ein ſolches Weſen erhebt uns über die Erbärmlichkeiten des Daſein, ſie erhebt uns zum Vertrauen auf eine Weltregierung, vor der alle Zweifel über die Ungerechtigkeiten, die wir vor uns ſehen, ſich löſen.«

Duncan fixirte ihn mit einem ſeltſamen Blicke. Er räuſperte ſich: »Der Engel alſo wäre fertig; nun kommt es nur darauf an, daß ſie auch eine gute Hausfrau wird.«

»Sie wird Alles, was ſie will.«

»Vortrefflich! Mehr kann man vom Menſchen nicht verlangen. Es ſoll mich aufrichtig freuen, Herr von Senanges, wenn Sie glücklich werden, und ich hoffe, Sie werden es.« Er ſchüttelte ihm die Hand. »Des Weibes Natur iſt wunderbar, ein Räthſel. Mit ihrer Empfindungskraft ſind ſie dem Himmel näher, und der Hölle auch. Es kommt nur darauf an, wer ſiegt.

Ein Mal glaubte ich, Ihr Engel würde das Fräulein von Brou werden.«

»Auch ich dachte daran,« erwiderte der Edelmann. »Sie iſt ein edles Weib, fähig zu allem Großen und Schönen, aber noch wogen tiefe Leidenſchaften in ihr; ſie verbirgt ſie nur. Der Himmel hat noch einen Kampf mit der Hölle zu beſtehen. Meine Geliebte hat überwunden.«

Das boshafte Lächeln, das ſich auf Duncans Lippen malte, als er dem jungen Manne nachſah, verzog ſich wie unwillkührlich, und ging in ein tiefes Sinnen über: »Ja, des Weibes Natur!« murmelte der Gelehrte. »Wer die ergründete, hätte den Schlüſſel gefunden zu vielen Wundern. Meine Abhandlung über die Beſeſſenen iſt ohne den vor der Wiſſenſchaft leeres Stroh. Unſer Auge iſt zu grob, die feinen Fühlfäden und Fibern zu verfolgen, durch die das Unſichtbare in ihr aufgeregtes Gefühlsvermögen ſchleicht. Nun tritt es plötzlich in die Sinne, unerwartet, plötzlich, und wir Stumpfſinnige rufen Wunder!«

In ſeinen ernſten Gedanken ward der Gelehrte durch das raſche Aufreißen der Thür unter-

brochen. Ein Mann in einem kriegeriſchen Mantel und Federhut trat ein; nicht laut, er drückte vielmehr die Thüre behutſam hinter ſich zu, warf den Hut vom Kopfe und ſich erſchöpft in einen Stuhl.

„Abbe Guillot!“ rief Duncan verwundert. „Was iſt's?“

„Alles verloren. Still! Ich bin ein Flüchtling.“

„Daß der Teufel Sie nicht an die Decke beben würde, wußte ich voraus. Aber daß er Sie in dieſem Coſtüm zu mir führen würde —“

„Iſt die Folge meines unbeſonnenen Wageſtückes. Geben Sie Alles auf, Freund! Werfen Sie die Papiere ins Feuer. Laſſen Sie nichts mehr drucken, man druckt andere Placate. Fliehen Sie, ſo bald Sie können, wie ich fliehen werde, ſo bald es dunkel wird. Ich komme nur, von Ihnen Abſchied zu nehmen und mich hier, bis die Sonne unter iſt, zu verbergen.“

„Sie traten in der Kirche vor —“

„Und forderte keck den Herrn Beherit oder

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING.G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04038/054

Isaschar, oder die ganze Compagnie auf, mich zu erheben, denn ich glaubte den Teufel nicht an sie.“

„Und?“

„Die Priorin krümmte und wälzte sich. Kurz die alte Litanei, daß mir es beinahe leid wurde. Endlich rief der Pater Tranquillus: „Seht, der Teufel selbst will diesen Sünder nicht heben.“ Laubardement dagegen erhob sich und schrie: „Ich aber will ihn heben und für sein frechs Begehren züchtigen lassen.“ Genug, ich ward ergriffen, und einstweilen in des Staatsraths Hause gefangen gesetzt. Da ich nun kein Freund von peinlichen Verhören und Daumschrauben und Reckmaschinen bin, an denen es nicht gefehlt hätte, nahm ich dankbar eine Gelegenheit wahr. Laubardements Sohn spielte mit zwei Italiänern und verlor ungeheure Summen. Er sprang auf. Ich bat ihn mir seine Karten einen Augenblick zu geben, und da ich vorhin die Künste der Herren beobachtet, gelang es mir die Teufel in den beiden Herren zu zwingen, daß sie das Gold wieder ausspieen. Genug, für die kleine Gefälligkeit leistete mir Guyot Laubardement wieder eine durch seinen

Mantel und Hut. Kurz, ich bin ein Flüchtling und wie die Sachen ſtehen, iſt in ganz Frankreich für mich keine Sicherheit. Ich gehe nach Italien.“ *)

„So ſchlimm ſtände es ſchon?“

„Noch ſchlimmer als Sie denken. Es werden merkwürdige Dinge gedruckt. Der junge Laubardemont hat es mir vertraut. Ein Anſchlag des Inhalts: „„Daß Jedem, weß Standes und Würden er ſei, unterſagt werde, weder von den Beſeſſenen, noch ihren Exorciſten etwas Uebles zu reden oder zu denken, weder in öffentlichen Orten,

*) Der Abbé Guillet floh wirklich nach Italien, wo er nur durch die Gunſt des franzöſiſchen Geſandten, des Marſchall d'Eſtrées, vor den Nachſtellungen der Creaturen Richelieus Schutz erhielt. Als Secretair deſſelben ſchrieb er das ſeiner Zeit berühmte lateiniſche Gedicht: Calvidii Laedi Callipaedia, sive de pulchra prolis habendae ratione. Erſt nach Richeliens Tode kehrte er nach Frankreich zurück. Mazarin bewies ſich, trotz einiger Satiren, die Guillet auf ihn gerichtet, großmüthig gegen den Dichter.

noch außerhalb und in Geſellſchaften, bei 10,000 Livres Geldſtrafe, und, bei polizeilichem Gutbefinden und nach Befinden der Umſtände, bei noch höheren Geldbußen und exemplariſchen Leibesſtrafen.« « Und drunter ſteht: Die Commiſſion im Namen des Königs.«

»Kann man den Namen eines Königs ſo mißbrauchen.«

»Pah, des Königs! Wenn nicht der des Cardinals dahinter ſtände!«

»Können die Bürger, der Magiſtrat, die Ungerechtigkeit dulden.«

»Wer wird ſich die Finger verbrennen wollen! Richelieu hat ſie gelehrt, was Widerſetzlichkeit heißt.«

»Aber die Dummheit des Befehls iſt furchtbarer noch als die Ungerechtigkeit.«

»Je dümmer um ſo wirkſamer. Wo man dem Verſtande eine Fingerſpitze gegeben zum Unterſuchen, das nur iſt gefährlich. Abſolute Tollheit und Dummheit ſind unverwundbar. Wer wird widerſprechen, wo die Gewalt ſagt, ich will nicht argumentiren. Man ſchlägt ihnen auf den

Kopf, aus purer wohlmeinender Abſicht, denn was iſt wohlmeinender, als dem Teufel ein Schnippchen ſchlagen. Wer wagt gegen eine wohlmeinende Abſicht widerzubellen! Wer's thut, iſt vom Teufel beſeſſen. Was iſt bequemer für eine Regierung. Wäre ich der Cardinal, ich ließe allen meinen Opponenten den Exorciſtenprozeß machen denn gegen den Teufel braucht ein guter Chriſt nicht gerecht zu ſein.«

Duncan legte kopfſchüttelnd das Geſchriebene zuſammen.

»Beſſer ins Feuer,« ſagte der Abbé. »Es iſt aus, ich ſage Ihnen, es iſt ganz aus. Wo man nicht auf Gründe hört, wie wird man da auf Druckſchriften achten! Man zückt vornehm die Achſeln über die Scribenten, und wenn man ſie nicht züchtigt, ſagt man, es ſind ſchlechte Schreiber. Die Gewalt hat immer Recht.«

»Uns bleibt doch eines, Abbé!«

»Was?«

»Auszudauern auf dem Platze und unſre Pflicht zu thun, was an uns iſt.«

»Uns bleibt etwas Anderes. Dem Strom

Bayer
Staatsbib
München

des Wahnſinns auszuweichen, und ihn ſeitwärts aus dem Gebüſche mit ſcharfen Pfeilen necken und verwunden. Das, Meiſter Duncan, iſt unſere einzige Waffe, der Witz. Schlagt ſie nicht zu gering an, ſie kann, geſchickt geführt, furchtbar werden. Zittert doch ſchon der allmächtige Cardinal vor ihr. Er iſt zu geſcheit, um den Spott zu verbieten, aber im Innern ſchäumt er, und die Galle läuft ihm zuſammen über die Bonmots und Satiren. Ich ſehe einen großen, heftigen Krieg voraus gegen die Dummheit und den alten Wahn, und hier in Frankreich iſt das leuchtende Schlachtfeld, wo der Sieg erfochten werden wird für die ganze Welt. Die Reformation paßt nicht für uns, das war ein zu ſchwerfälliger Angriff für unſer leichtes Blut. Die Huguenotten werden wieder verſchwinden. Mögen ſie in Eure Nebel oder in die Deutſchen Wälder paſſen; ihr puritaniſcher Ernſt iſt nur ein Schreckgeſpenſt. Wenn wir uns erheben, iſt es zum leichten Kriege, wie die parthiſchen Reiter; wir necken und umſchwirren den feiſten Craſſus, wir lachen, wenn der Bär mit ſeinen Tatzen ausholt, fort ſind wir

in Schnelligkeit und brennen ihm zum Jubel des Volks leuchtende Witzraketen auf ſeinen Pelz. Noch iſt freilich auch das Volk dickfellig, aber die Zeit wird kommen, wo es den Spaß verſteht und mitlacht, und noch beſſer, wo es erkennt, daß des Bären Fett ſüß ſchmeckt. Seht, ſo gehe ich leichten Muthes nach Italien, ich ſchleife unterwegs einige Pfeile, und drücke ſie gelegentlich ab. Ihre Hand, Meiſter Duncan, es kommt eine beſſere Zeit, wo der Wahn als ein ausgeſtopftes Ungeheuer der Vorzeit in den Raritätenkammern gezeigt werden wird. Und der Witz hat ihn erlegt, Ehre dem Witze.«

Duncan lachte nicht, als er allein war, er ſchauderte: »Wer kann witzig ſein, wenn das Herz blutet.«

Die Ordonanz, die den Teufeln volle Macht gab, da ſie an ihrem Wirken zu zweifeln verbot, war an allen Ecken angeſchlagen. In der That

glaubte man die Dämonen oft schaarenweis zu sehn, wenn die Mönche mit teuflischen Mienen, mit Gebrüll und Lachen durch die Straßen zogen. Auf ihren Gesichtern stand: jetzt sind wir die Herren! Auch die Angeberei spielte schon, wie bei allen Zuständen, wo Wahn und Partheiwuth herrschen, eine Rolle. Bosheit und Neid fischten im Trüben, und wer sich an einer Familie zu rächen hatte, fand leicht die Gelegenheit, wenn eine Tochter in Ohnmacht gefallen war oder krampfhafte Zufälle bekommen hatte. Die Bitten ihrer Angehörigen, sie zu verschonen, halfen nichts; man sprengte die Thüren, durchsuchte die verschwiegensten Gemächer, die Schränke, Läden mit frecher Neugier, und die jungfräuliche Verschämtheit ward dem öffentlichen Aufsehn Preis gegeben.

Grandiers Untergang stand fest; er sollte nun beschleunigt werden. Seinen Feinden kam es nicht mehr auf eine genaue Untersuchung an; nur darauf, daß die Phantasie des Pöbels immer mehr mit unerhörten Vorstellungen genährt werde, damit das Ungeheure des Ausgangs gerechtfertigt und durch das Ungeheure bedingt erscheine, womit

der Wahn ſich trug. So bezüchtigte eine neu Beſeſſene aus der Hefe des Volks den Angeſchuldigten, daß verſchiedene, zum Theil angeſehene Frauen in der Stadt, Ungeheuer von ihm empfangen hätten, die nächſtens zur Welt kommen würden. Der richtig beſchworene Teufel konnte nur Wahrheit ſprechen, man fing alſo an die Damen und Frauen zu unterſuchen, was den lebhafteſten Unwillen und neue ärgerliche Auftritte veranlaßte. Laubardemont, aufs Heftigſte von einigen Familien gedrängt, mußte endlich dieſem Scandal ein Ende machen. Man behauptete aber, es ſei erſt geſchehen, als die Unterſuchung auf Spuren führte, die in dem Popanz oder Ungethüm, welches zu den Damen aus dem Schlott herabgeſtiegen war, ſtatt den verhafteten Pfarrer ſeinen eigenen wilden Sohn ahnen ließen.

Die Exorciſten waren übrigens ihrer Sache ſo ſicher, und ſpielten ſo die Herren, daß einige jüngere mit den auf ihr Loos gefallenen Beſeſſenen Landparticen unternahmen. Es geſchah öffentlich und Niemand wagte etwas dagegen zu ſagen. Bei einer dieſer Partieen erſchien plötzlich,

als der Exorcist mit seiner Besessenen im Walde spatzieren ging, der Teufel in leibhaftiger Person aus einem hohlen Baume, und erschreckte dermaßen den Kapuzinermönch, daß er Kehrt machte und schreiend davon lief. Die Besessene aber strauchelte über eine Wurzel, und kam erst gegen Abend wieder zum Vorschein, als der Exorcist mit der ganzen Dorfgemeinde und geweihten Kerzen sie zu suchen ausgezogen war. Sie sprach Verwirrtes, wie man es von einer Besessenen erwarten darf, vom Satan, der sie in seine Arme genommen und an einen jähen Abgrund getragen, in den er sich mit ihr gestürzt, wo ihr die Besinnung vergangen sei. Dann hätte sie der Teufel mit so entsetzlichen Drohungen entlassen, daß sie wieder vor Schrecken die Worte verlor. Einige im Dorfe sprachen indessen von einer Mummerei, und theilten die Rolle des Teufels dem jungen Herrn von Laubardement zu, der einige Zeit vorher mit seinen Gesellen im Dorfe gesehen war. Auch deuteten Andere an, daß die Besessene wohl schon vorher eine freundliche Warnung vom Teufel bekommen habe, daß er ihr im Walde erschei-

nen werde, da ein ſo nacktes und blankes Heraustreten der ſchwarzen Majeſtät, welches ſogar einen Kapuziner in die Furcht gejagt, ein ſchwaches Mädchen auf der Stelle hätte tödten müſſen.

Bald darauf ereignete ſich etwas, das unter andern Umſtänden zu den ernſthafteſten Bedenken Anlaß gegeben hätte. Die Schweſter Clara ſollte in der Schloßkirche beſchworen werden. Als der Exorciſt eben anfangen wollte, fing ſie an bitterlich zu weinen, und erklärte laut, Alles, was ſie in letzter Zeit ausgeſagt hätte, wäre Unwahrheit und Läſterung. Pater Lactanz und Mignon und der lange Carmeliter hätten ihr Alles vorgeſchrieben. Wenn man ſie nur wohin bringen wolle, wo ſie in Sicherheit ſei — nur nicht wieder ins Kloſter — wolle ſie ſchon mehr ſagen. Zur Ehre des Teufels ſchrieen grade die andern Beſeſſenen, ſo daß von den Zuſchauern wenige es hörten. Es hieß, die Anfechtungen hätten ihren ſterblichen Leib ſo angegriffen, daß man ſie ins Kloſter zurück ſchaffen müſſen. Man bediente ſich dort ſolcher Einflüſſe auf den ſterblichen Leib der Nonne, daß ſie wieder zur Beſinnung ihres Unrechts kam, aber

— nur im Kloſter. Denn in der Kirche vor den Exorciſten wiederholte ſie nach einer Woche dieſelbe Erklärung; ja ſie wollte nachher aus der Kirche fortlaufen und einer der jüngern Exorciſten, Demeurans, mußte ihr nachlaufen und ſie am Rocke feſthalten.

Plötzlich bekam auch die Schweſter Agnes Muth, ſie ſprang von ihrem Tragebett auf: „Ich bin nicht beſeſſen, ich bin wahrhaftig nicht beſeſſen! Aber die Teufel pochen alle Nacht an die Thüre. Sie rollen an den Betten, und kneifen uns. Ach Jungfrau Maria, wer macht uns frei!“

Die Exorciſten wollten ihr das Abendmahl reichen, aber ſie ſträubte ſich dagegen, und erklärte, ſie ſei jetzt nicht in der nöthigen Faſſung und Seelenruhe zu einer ſo heiligen Handlung: „O Argliſt Satans!“ ſchrie Tranquillus, und wollte ihr die Hoſtie aufdringen. Aber die beiden jungen Nonnen umſchlangen ſich laut wimmernd, und ſchrieen aus Leibeskräften: ſie wären verlorene Geſchöpfe, ſie wüßten wohl, was ihrer im Kloſter warte, aber Gott ſei ſtärker als Sa-

an, ſie müßten, um die Martern ihres Gewiſſens zu ſtillen, der Wahrheit die Ehre geben. Jetzt fingen ſämmtliche Exorciſten und Mönche an, im Chor ihre Stimme zu erheben. Sie ſtreckten ihre Arme aus, donnerten und ſchmetterten lateiniſche Verwünſchungen und riefen die Zornſtrahlen des Himmels herab.

Statt der Wirkungen, die ſie davon auf die ſchwachen weiblichen Gemüther erwarteten, trat plötzlich auch eine von den weltlichen Beſeſſenen hervor, eine Frau von Nogaret, aus einem jüngeren Zweige der großen Familie, eine von denen, welche ſich freiwillig als beſeſſen gemeldet und der geiſtlichen Behandlung unterworfen hatte. Sie ſtürzte vor dem Biſchof, der zugegen war, auf die Kniee und rang die Hände: „Grandier iſt unſchuldig!“ rief ſie. „Gott ſei meiner Seele gnädig, daß ich den Mann der Zauberei beſchuldigt. Ich weiß nichts Unrechtes von ihm. Es waren böſe Geiſter, die es mir eingaben.“

„Böſe Geiſter gaben es ihr ein!“ ſchrie Tranquillus. „Hört, hört!“

„Hört sie nicht!“ schrieen die Andern, und wollten sie durch ihr Geschrei übertäuben.

Laubardemont lachte ihr ins Gesicht, der Bischof sah fragend auf seinen Rath Granger. Dieser blickte sie mit ernster, aber vollkommen ruhiger Miene an:

„Also Du hast falsch gegen ihn gezeugt?“

„Das habe ich.“

„Was beweg Dich dazu?“

„Weiß ichs! — Es zitterte mir durch die Glieder. Es ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe, wenn ich sein Bild sah, wenn ich seinen Namen hörte — ich war krank, ich war gewiß krank — ich fragte die Aerzte — sie wußten keinen Rath. — Da schwebte er über meinem Bette und lachte mich an. Ich fragte ihn: Hast Du mich krank gemacht? Er nickte und seine Augen rollten. Ich war im Fieber, ich wußte nicht, was ich that, was ich sagte. Der Herr erbarme sich mein.“

„Er erbarme sich Dein, Weib!“ sprach Granger. „Denn wenn Du mit Wissen böslich einen Mann eines Verbrechens anklag'est, das er nicht

begangen, ſo trifft Dich die Strafe, die er verdiente.«

»Ich muß, ich kann nicht anders, mein Gewiſſen drückt mich. Mein Bekenntniß iſt wahr, welche Strafe ich auch erleiden muß.«

»Den Feuertod!« rief mit einer kalten, ſchneidenden Stimme der geiſtliche Rath.

Die Nogaret ſank mit einem Schrei zu Boden, und wollte die Füße des Biſchofs berühren, der ſie zurück zog.

Barre trat vor und verneigte ſich vor dem Prälaten, auf deſſen Geſichte ſich ein inneres Grauen mit Zweifeln über den Ausgang malte.

»Dies kommt mir nicht unerwartet, nach meiner Kenntniß von den Wegen Satans. Auch darf es uns nicht ſchrecken, vielmehr erfreuen. Daß dies eine neue Argliſt und neue Stricke des Verderbens ſind, brauche ich vor dieſer erleuchteten Verſammlung nicht zu ſagen. Ihm ſind alle Mittel recht und leider auch, nach den unerforſchlichen Rathſchlüſſen Gottes zugänglich. Wie er mit Vernunftſchlüſſen zu ſpielen weiß, ſehen wir aus den Schriften des Ketzers Duncan. Sie ſind

Bayer. Staatsbib. München

Erſtes Kapitel.

Fußwanderung nach den Lappen. Des Hochlands bergige Halden. Moor um Moor. Ravinen. Der Bär. Das Elend. der Lemming. Lautloſe Einöden. Faulende Birkenwälder. Eiſinzen. Zegeſeuerqualen. Geſunden.

Der graue Norden heißt die poetiſche Metapher. Woher aber die Benennung, da, je mehr wir uns dem Polarkreiſe nähern, die graue Farbe aus der Natur verſchwindet und nicht wieder beginnt? Ein Braun, wenig unterbrochen durch das trübe Grün ſtiller Föhrenwälder, herrſcht durch die Lappländiſchen Regionen; ſelbſt die Felſen ſind weniger grau als rothgeſchiefert und ihre freien Gipfel, wo die Luft kein dauerndes Naß duldet, tragen die feinſten Spitzenhauben von weiß und gelb gekräuſeltem Moos. Die Näſſe herrſcht vor; was da lebt, athmet nur auf aus dem allgemeinen Untergange. Dieſer Norden möchte nicht

ihm ein Spiel. Wer ſollte es anders erwarten. Aber in ſeinen Aengſten greift er auch nach dem Heiligen. Ich ſage nicht, daß es ihm unbedingt erlaubt iſt, die Wahrheit, den Namen des Heilands, ſeiner gebenedeiten Mutter und der Heiligen in ſeinen verruchten Mund zu nehmen; aber wie die Kraft eines ruchloſen Menſchen durch lange Tücke, ſo wächſt auch die Kraft Satans durch eine lange Praxis. In dieſem langwierigen Prozeß hat er ſeine äußerſte Geſchicklichkeit entwickelt und ſeine Kraft ausgebildet zu dem letzten Maaße, das ihm möglich iſt; ſowohl durch ſeine eigenen Qualitäten, als durch den Widerſtand, den er von ſeinen Widerſachern, dieſen ausgezeichneten Exorciſten, erfahren hat. Erſt durch den Krieg lernt ein Feldherr ſeine Talente ſchätzen und ausbeuten; aber an die Pulvermine, die ſeine Feinde und ihn zugleich in die Luft ſprengt, wird er erſt dann die Lunte legen, wenn Alles verloren iſt. Auf dieſen äußerſten Punkt, auf dieſe letzte Verſchanzung haben wir ihn zurückgedrängt. Unter den Auſpicien meines hochwürdigſten Biſchofs, und indem wir ſeinem weiſen Ra-

the folgten, haben wir den wichtigen Kampf durchgeführt, ein Kampf, deſſen Bedeutung unſer Feind ſo wenig als wir uns verbergen; es galt, ob Satan in Frankreich herrſchen ſolle, oder der allmächtige Gott. Gewiß, um ein armes Mädchen zu verführen, um einen reinen Jüngling von Gottes Wegen abzulenken, wird er nicht den Namen des Heilands anrufen; denn er macht ihm Bauchgrimmen und entſetzliche Schmerzen. Aber wo es ein ganzes Königreich gilt, überwindet er dieſe mit der Kraft, wie ein Böſewicht ſich wohl Glieder ſeines Leibes abſchneidet, um ſich durch eine Mauer zu preſſen. Es ſollte mich gar nicht wundern, wenn er zu ſolchem Zwecke die Maske eines vollkommenen Frommen annähme, denn fähig iſt er dazu, und die Täuſchung iſt ſein Element, die Lebensluft, in der er, niedergeſchmettert durch Gottes Allmacht, wieder aufathmet. Es ſollte mich gar nicht wundern, ſage ich, wenn er ſich vor unſern Augen unter Anrufung aller Heiligen kaſteiete, geißelte, auf ſeinen Knieen rutſchte, von einem Wallfahrtsort zum andern, das Brevier in den Händen und die Kirchengeſänge mitſänge.

Daß er eine Kutte verträgt, welche Qualen sie ihm auch verursacht, daß er einen Priesterrock tragen kann, sehen wir mit eigenen Augen. Aber ich würde mich auch nicht verwundern, wenn es seiner Arglist gelänge, eine Bischofsmütze, einen Cardinalshut zu erschleichen.«

»Ist das möglich!« rief entsetzt der Bischof, sich zu Granger wendend.

»Seiner satanischen Zähigkeit ist vieles möglich,« sagte Granger ausweichend.

»Aber es ist noch nicht vorgekommen!« Der Bischof wollte Beruhigung haben. Ob die Antwort des Officials sie ihm gab, lassen wir dahin gestellt.

»Die Fälle, von denen man spricht, sind wenigstens nicht vollkommen erwiesen.«

Barre fuhr fort: »Erwarten durften wir diese neue Kriegslist unseres Feindes, sage ich. Ich wenigstens sah sie in meinem schwachen Verstande längst voraus. Auch soll es mich nicht wundern, wenn andere Besessene dem Beispiel der beiden armen Nonnen und dieser ehrbaren Frau folgen. Durch die Ansteckung wirkt er am

raſcheſten. Ja ich werde nicht erſtaunen, wenn an jener ſelben Stelle, wo neulich die Beſeſſenen den Zauberer zerreißen wollten, alle heulen, ſchreien, ſich auf die Knie werfen und betheuern, daß er kein Zauberer, ſondern ein unſchuldiger Mann ſei. Aber das erfreut mich, daß er ſchon jetzt zu dieſem äußerſten Mittel greift. Es zeigt uns an, wir haben geſiegt, er pfeift, wie das Volk ſagt, auf dem letzten Loche, er ſteht auf ſeiner letzten Burg, auf der letzten Baſtion, und hält die Lunte in der Hand, um die verborgene Mine zu ſprengen.“

Der Biſchof erhob ſich, und ging, nachdem er ſeinen Segen den Anweſenden ertheilt, um keiner Beſchwörung mehr beizuwohnen. Die Beſeſſenen wurden zurück geführt.

Das Commiſſionsgericht war ſchon niedergeſetzt, welches das Urtheil über Urban Grandier fällen ſollte. Nur ein Mann in der ganzen

Stadt hatte den Muth behalten, auch der Autorität Laubardements und des Bischofs gegenüber, offen für Wahrheit und Recht zu sprechen, der alte Bailli. An ihm war es nicht, sich in den theologischen Streit einzulassen, und die Echtheit der Beschwörungen anzufechten; aber unermüdet kämpfte er gegen die willkührlichen Akte der Commission, und daß dem Angeschuldigten alle Mittel und Wege zur Vertheidigung offen blieben. Dies hatte den Haß der Verbündeten gegen ihn aufs Aeußerste aufgeregt. Man suchte ihn des Einverständnisses mit Urban verdächtig zu machen; aber sein redlicher Character, seine strenge Amtspflicht war zu bekannt. Eine Besessene an einem kleinen Orte in der Nachbarschaft sagte aus, daß er in Gemeinschaft mit dem Erzzauberer sie behext habe. Auch dies Mittel schlug nicht an. Die öffentliche Meinung war zu entschieden für ihn. Man schickte ihm Drohbriefe zu, er blieb unerschüttert. Eine Besessene sprang in der Kirche auf, und sagte, sie sähe eine Hexe. Sie zeigte auf des Bailli Gattin, eine würdige, durch ihre Wohlthätigkeit und ihre Güte gegen die Armen

allgemein verehrte Frau. Man hätte denken sollen, daß die Versammlung würde in Entrüstung über eine solche freche Anschuldigung ausgebrochen sein; aber der Gespensterdruck der Furcht lastete auf Allen. Die alte Dame mußte ihre eigene Vertheidigerin sein. Sie stand im Kirchenstuhle auf, betete mit lauter Stimme zu Gott, verwünschte den Teufel, alle Hexen und Zauberer, und ließ die Besessene durch die Exorcisten auffordern, das Hexenzeichen, das sie an sich trüge, zu beschreiben. Erst als die Besessene, auf diese Frage nicht vorbereitet, nur wilde, verworrene Verwünschungen und Schimpfreden vorbrachte, und endlich in Verzückungen fiel und schwiegen mußte, ließen sie die Priester entfernen und gaben die Verfolgung auf.

Die Entrüstung unter den rechtlichen und gebildeten Einwohnern der Stadt stieg aber durch diesen Vorfall so, daß sie einen letzten Versuch wagten. Katholiken und Protestanten drangen in den Bailli, daß er die Einwohner zu einer Berathung und Protestation wider die Ungerechtigkeiten der Commission berufe. Am 8. August

ſtürmten die Glocken des Rathhauſes und beriefen die Bürgerſchaft. Es ward ein Memorial an den König aufgeſetzt, und darin das ganze geſetzloſe, willkührliche und empörende Verfahren der Commiſſion geſchildert. Namentlich beſchwerte man ſich über den Mißbrauch der Exorciſten, welche den Beſeſſenen Fragen aufwürfen, die auf Beſchimpfung der beſten Familien in der Stadt abzielten. Daß Laubardement auf den geringſten Verdacht in die Wohnungen ehrbarer Frauen gedrungen ſei, und, unter dem Vorgeben, Zauberbücher zu finden, Alles durchſuchen laſſen. Daß er andere Frauen in den Kirchen abſchließen, und von abſcheulichen Weibern dort nackend ausziehen und von Wundärzten unterſuchen laſſen, um Hexenzeichen an ihnen zu entdecken. Vor Allem beſchwerte man ſich über den gefährlichen Satz, daß ein Teufel, wenn er richtig beſchworen worden, die abſolute Wahrheit ausſagen müſſe. Jeder rechtliche Mann ſähe ſich dadurch in die Gefahr verſetzt, ein Ziel und Opfer der Bosheit des Teufels zu werden, oder vielmehr der Beſeſſenen, die ſelbſt in Gegenwart des Hochwürdigen, die

abſcheulichſten Dinge vorbrächten, und mit der Leichtgläubigkeit des Pöbels ein Spiel trieben.

Die gehorſamſte Bitte ging dahin, daß die Majeſtät den letztern Fall der Sorbonne zur Begutachtung vorlegen laſſe, und daß es der Bürgerſchaft verſtattet ſein möge, wegen der Verunglimpfung ihrer Mitglieder, an das Parlament, oder an welchen Gerichtshof ſie die Gnade des Königs verweiſen würde, zu appelliren. Obgleich der Antrag nach ſolchen Thatſachen und bei einer ſolchen Entrüſtung nicht beſcheidener geſtellt werden konnte, zagten doch einige Schöppen und mehrere Bürger unterſchrieben nicht. Auch Louis Chauvet, der Polizei-Lieutenant, zauderte. „Er ſei doch ein Beamter des Königs!“

Unwillig entriß ihm der Bailli die Feder: „Es wird auch ohne Ihre Unterſchrift an Seine Majeſtät gelangen.“

„Das ſind Menſchen! rief der alte Bailli nachher. Und Diener des Geſetzes! Was hilft der beſte Wille einem Diener des Staates, wenn er nicht den Muth hat vor dem Mächtigen ſeine

Ueberzeugung auszusprechen. Verdienen dieſe Menſchen beſſer regiert zu werden!«

Clementine, Madeleinens Dienerin, trat in deren Zimmer, als ihre Gebieterin eben beſchäftigt war, vor einem Spiegel Schminke auf ihre blaſſen, eingefallenen Wangen zu legen. Das Geſicht der Zofe bedurfte der künſtlichen Färbung nicht. Entweder war es ein flüchtiges Roth der Freude, oder Aufregung vom ſchnellen Gehen; vielleicht beides.

Madeleine ließ den Pinſel fallen und ſich erſchöpft in den Seſſel. Sie drückte mit einem ſchmerzlichen Lächeln der Eintretenden die Hand, nicht wie eine Herrin der Dienerin, wie eine Freundin der andern ſie drückt: »Mache Du das ſchnöde Werk fertig. Daß ich ja recht blühend und heiter ausſehe.«

Clementine küßte ihr wiederholt die Hand: »Sie ſind krank, Fräulein. Sie ſollten ſich zu Bett legen.«

„Konntest Du Dich zu Bett legen, als Du ins Gefängniß mußtest?“

„O mein gütiges, liebes Fräulein, was bin ich und Sie! Dazu gehört mehr Kraft, als Gott vom Menschen fordert, sich so zu verstellen.“ —

„Es ist sein Wille, sein letzter Wille. Es ist der einzige Trost, den ich ihm gewähren, den ich ihm mitgeben kann, meine Ehre — was Ehre! den Schein meiner Ehre — erhalten zu wissen. O Clementine — mein armer Kopf! mein armer Kopf! Er legte mir Leichteres auf, als Dir Deine Freundschaft für mich. Armes Mädchen, mit welchem Gelde der Erde bezahle ich's, was Du für mich thatest? Könnte ich mit Dir auswandern in einen fernen Welttheil! Dort wollte ich Dir beweisen, wie Madeleine denken kann. Du solltest die Herrin werden, ich wollte dich bedienen. O mehr, mehr, er sollte auch Dich lieben. Ich wollte Dich bräutlich schmücken, meine Clementine. Mit den schönsten Teppichen und Blumen wollte ich die Kammer verzieren. Singen sollten die Vögel auf den Zweigen, und ich wollte in dem tiefsten Wald allein irren, am Quell mich nieder-

das Bild abgeben eines Uranfanges, sondern des Ausgangs, ein Gemälde der Auflösung. Dasselbe Bild, wenn wir über den Polarkreis hinausdringen bis zu dem äußersten Kap, mit dem unser Europa dem Nordpol die Stirn bietet. Die Felsen am Nordkap auf Maggerö sind so mit braunem Moor bedeckt, wie die Höhen des Kölen, dort, wie hier, eine ununterbrochene Verwesung, aus der nicht mehr die Natur aufathmen soll zu neuem Leben; kaum, daß es dem Menschen gelingen wird, das einer todten Kultur hier zu begründen. Dasselbe Braun, nur mit gigantischern Staffagen und einem majestätischern Hintergrunde auf Island. So im Sommer. Im Winter schießt aus den ersten grauen Wolken eine weiße sanfte Decke auf die erstarrten Sümpfe und thürmt sich bald auf zu Bergen, welche die Frühlingssonne noch nicht zu schmelzen vermag. Der Himmel hat sich gereinigt und dann beginnt hier das lustige Nordlandsleben, wenn auch wenig oder gar nicht von der Sonne beschienen. Das Land wird jetzt erst eben, die Wege fahrbar; heller funkeln die Gestirne und die glänzenden Nordlichter bringen einen magischen Schein in die trostlose Dürftigkeit des Daseins. Aber

ſetzen und ihm ein Lied vorſingen von meiner unendlichen Liebe. Die Rieſenbäume würden im Chore rauſchen und auch ein Lied ſingen von dem Herrlichen, der mit ſeinen Armen die Welt umfaſſen konnte und ihm blieb ſo viel, daß er eine neue Welt beglücken konnte.«

Clementine errötete: »Was war das Großes, daß ein Kammermädchen einen Liebhaber vorgab, der gerade nicht ihr Liebhaber war. Ans Leben konnten ſie mir doch nicht. Höchſtens, wenn es ſchlimm wurde, ein biochen Folter, und die hätte ich ausgehalten. Ich hätte an Madeleinen von Brou gedacht. Was wollten ein Paar Daumſchrauben, ein gequetſchter Zeh bedeuten gegen die geheime, furchtbare Folter, die meine edle Freundin durch Jahre, täglich, zu jeder Stunde ruhig duldet.«

»Ruhig! Ach daß Du recht haſt! Nicht wahr, was iſt die Ehre! Ehre vor Gott, Ehre vor uns ſelbſt, aber — ſie ſchauderte — vor dieſen Menſchen! Was Menſchen! Tiger, Cannibalen, blutrieſende, heißhungrige, züngelnde, einer den andern betrügende Schlangenbrut! Vor denen, und wär

ich frei, ich würfe meine Ehre fort, auf die Gaſſe geſchleudert, dem Erſten Beſten an den Hals. Wenn ſie mich recht verachtete, da ſtände ich erſt recht hoch vor mir ſelbſt. Nicht wahr, Clementine, wir wollten ein frohes, luſtiges Leben führen! Von Stadt zu Stadt durch die Welt ziehn. — Im Kloſter, bei den Urſulinerinnen, nicht wahr da iſt Tugend! Sie kreuzen ſich, knieen und ſingen, die Augen niedergeſchlagen, aber die Augen des ſündigen Blickes — o pfui! Manon Lescault, die Damen der Medicäerin, das waren tugendhafte Frauen! Guyot Laubardemont, das iſt ein Mann, der nicht heuchelt. Was iſt Sitte? Heuchelei! Mein Vetter Mignon, Trinquant, mein Oheim, nicht wahr das ſind ehrbare Leute! die leben nach dem Geſetz. Ich möchte das Geſetz zerreißen, in kleine Fäſerchen wie dies Tuch. Dies Ungeheuer, das ſeine Edelſten — der Teufel, der arme, verleumdete Teufel! O du herrlicher Fürſt der Welt, auf deſſen Schultern Nachtigallen ſingen, den die Wolluſt der Abendröthe durchglüht, ſie nennen's Feuer, deſſen Hauch Balſamduft iſt der ſchwellenden, würzigen Kräuter, der Veilchen,

Nachtſchatten, Lilien, darüber Du hauchſt — Du umarmteſt gern die Erde, die liebeſehnende. Das fürchten die Pfaffen, und aus Neid, um die Menſchen zu erſchrecken, mahlen ſie Dich, als einen Popanz, auf Deine Schultern bürden ſie ihre Sünde. Lachſt Du? Mein hoher Meiſter, mein herrlicher Gebieter, wie ein Sieger wirſt Du in den Flammen ſtehen; Du reichſt ihm die Hand und ſprichſt: Dieſe Gluth iſt keine Gluth, es iſt meine Lebensluft, ſie verzehrt nur den giftigen Staub. Athme tiefer, mein Herrlicher, und die Qual iſt vorbei!«

»Gebenedeite Jungfrau!« rief das Mädchen. »Sie raſet. Ach mein gnädigſtes, herrliches Fräulein, das ſpricht der Verſucher aus Ihnen.«

»Kann ich noch verſucht werden!«

»Beruhigen Sie ſich. — Was ſollen dieſe wilden Phantaſieen! Um ihn —«

»Du haſt recht. Er ſieht mich — ſo wie Du mich ſiehſt. Die Mauern ſind für ihn Kryſtallwände, und ſein Auge dringt bis in den Mittelpunkt der Erde. Siehſt Du, ich bin wieder

ganz ruhig. — Unter das Auge etwas mehr Schminke!«

»Die Leute könnten es bemerken.«

»Nur vor der Wahrheit schaudern sie. Nun werde ich recht schön aussehen. Erzähle mir etwas Gleichgültiges.«

Aber Clementine hatte Frohes zu berichten; sie meinte viel Frohes. Sie erzählte von den Vorfällen im Stadthause, von wo sie kam. Sie hatte von den Reden des Bailli und der Schöppen gehört. Die Bürger hatten gesprochen, eine solche Eingabe, und an den König selbst, werde Günstiges wirken. Der König werde einen andern Commissarius herschicken; man werde den ganzen Prozeß der theologischen Facultät zu Paris zum Gutachten vorlegen.

Ein wehmüthig Lächeln zuckte um Madeleinens Lippen. Sie war wieder zur völligen Ruhe zurück gekehrt: »Der König wird die Eingabe nicht ansehn, er wird sie dem Cardinal zuschicken, und der Cardinal dem Minister, und der Minister, wenn es hoch kommt, wird von Laubardemont ei-

nen Bericht fordern. Der Bericht wird wie die andern sein, und Alles bleibt beim Alten.«

»Aber die Professoren von der Sorbonne?«

»Werden das Gutachten grade so abstatten, wie der Minister es wünscht. Warum würde er es ihnen sonst vorlegen!«

»Es sollen hochgelehrte Herren sein!«

»Und Priester, und Beschwörer! — Keine Krähe hackt der andern die Augen aus,« setzte sie bitter hinzu.

Clementine wußte noch mehr. Daß in Laubardemonts Hause große Verwirrung und heftige Auftritte vorgefallen seien. Daß der Sohn, dem der enge Raum in den Mauern der Stadt zu seinen übermüthigen Spielen nicht mehr genügte, auch außerhalb schon mehrfachen Unfug getrieben, war Stadtgespräch. Er hatte im Spiel mit einem Italiäner ungeheure Summen verloren. Trotz der Bitten und Drohungen der Mutter wollte der Vater von seinem Mammon nicht mehr herausrücken. Guyot hatte gedroht, er werde es sich auf andere Weise verschaffen. Seine Spießgesellen waren heruntergekommene Edelleute, die zum

Theil in ſeiner Geſellſchaft den Bauernkrieg in Deutſchland mitgemacht. Sie trieben ſich mit ihm auf den Straßen umher, man ſagte, öffentlich, zum Vergnügen. Im Geheimen flüſterte man von Wegelagerungen.

Die Nachricht, von der Clementine gehört, betraf einen Raubanfall auf der Straße nach Niort gegen einen Parlamentsrath aus Bordeaux, der mit Caſſengeldern nach Paris reiſte. Von mehren bewaffneten Reitern war der Wagen mit ſeiner Bedeckung angefallen worden, der Parlamentsrath war durch einen Piſtolenſchuß verwundet, man ſagte tödtlich; die Bedeckung hatte ſich aber nach dem erſten Schrecken erholt, die Räuber wieder angegriffen, und die Caſſe gerettet. Die Wegelagerer waren in die Flucht geſchlagen, auch ihr Anführer entflohen, doch einer der verwundeten Spießgeſellen gefangen worden. Wenn er mit dem Leben davon käme, würden die Gerichte in Niort, eiferſüchtig auf ihre Rechte, ihm die Folter nicht ſchenken, und wenn der Vater Laubardemont ſeine Arme bis zum Himmel ſtreckte.

„Clementine würde doch nichts verrathen,“ ſagte Madeleine, deren Gedanken abwärts ſchweiften.

„Aber alle Welt meint das Aergſte,“ fuhr das Mädchen fort. „Man hat ſchrecklichen Lärm im Hauſe beim Staatsrath gehört. Frau und Mann ſollen ſich in den Haaren gelegen haben; er hat geſtampft, daß die Dielen zitterten, und geflucht. Man kann es kaum wiedererzählen von ſo vornehmen Herrſchaften.“

Madeleine lächelte: „Und was ſoll das uns!“

„Wenn es wahr iſt, das heißt, wenn es raus kommt, iſt es um ſein Anſehn geſchehen. Wenn er der Vater eines Straßenräubers iſt, kann ihn der König nicht mehr als Commiſſar hier laſſen. Er wird abberufen.“

„Und ein anderer kommt. Weißt Du nichts anderes?“

Clementine wußte noch etwas anderes. Sie war auf dem Markte Marie Aubin begegnet, welche ſie in einen Winkel gezogen, und ihr zugeflüſtert hatte: „Sage ihr, ſie ſoll Muth behalten, es wird bald Alles anders werden.“

Madeleine fuhr auf: „Das Mädchen, das

unbeſonnene Kind! Hilf Gott, ſie könnte etwas errathen haben. Eile zu ihr, beſchwöre ſie —«

»Das iſt unnöthige Furcht, mein Fräulein. Ein ſo kluges Kind als die, und die meine Herrſchaft ſo oft um ſich ſah, muß längſt mehr gemerkt haben, als ſie eigentlich wiſſen ſollte. Aber ſie iſt auch viel zu klug, um es zu verrathen und Ihnen ſo gut. Ich bin gewiß, ſie handelt für uns, und ſie iſt ſehr ſchlau.«

»Für mich!«

»Sie flüſterte mir etwas zu von den beſeſſenen Nonnen, und daß ſie der Teufel in der Macht habe, doch da raſſelte ein Wagen vorbei, und ehe ich ſie verſtehen konnte, war die Schweſter Hausmeiſterin, die Einkäufe machte, wieder bei ihr, und ſie mußte fort. Aber ſie ſah mich dabei ſo klug und groß an, wie immer, wenn ſie was im Nacken hat, der Schelm, und als ſie ſich noch ein Mal umdrehte, hielt ſie den Finger an den Mund, daß ich ſchweigen ſollte.«

»Es iſt vergebens,« ſagte das Fräulein wieder vor ſich hinſtarrend. »Der in der Finſterniß nur iſt thätig. Da ſchaaren ſie ſich, und wetzen

und laden, und werfen Schlingen aus und lauern im Hinterhalt und brüllen, und ſtechen mit Nadeln bis auf's Mark. Urban gerettet! Thörin! Wo iſt die Macht, der Erzbiſchof, der Cardinal, die Parlamente, wo ein König, Kaiſer, ein Herr der Erde, der ihn retten kann! Entweder ihn oder ein Kloſter voll Nonnen, ſchöne, junge Nonnen, Töchter aus Frankreichs erſten Häuſern, ſo viel Mönche, Weltgeiſtliche, Staatsräthe, Richter! Thorheit! wo der Richter auf Erden, der, um den Einen, den gefeſſelten, ſchwachen, ſo viel Starke und Mächtige auf den Scheiterhaufen ſetzte, als Betrüger, als boshafte, ſchwarze, o ſchwarz iſt licht gegen ſie! Frankreichs Wälder haben nicht ſo viel Holz. Das gäbe eine Gluth. Nein, Frankreich verbrennte, und ſeine Geſetze, und Pergamente, und Cardinäle, und die Könige in den Grüften, und die Wolken fingen auch Feuer. Laß mich allein. Mein Schmerz iſt eine Feuerſäule, rühre ſie nicht an. Der iſt mein, mein allein, ich bin neidiſch darauf, ich lehne mich daran, und er hebt mich über die Erde. Fort, Mädchen, ſchnell, Du verbrennſt!«

Madeleine lachte häßlich auf, als ſie allein war:

„Sagte ſie nicht, das Kind wollte ihn retten! — O mein großer Meiſter, verzeihe, daß Kinder mitſpielen wollen! — Und doch. — Die Maus verrieth mir, dort am Kamin war's, wie ihr Zahn an der Diele nagte, und dann brach der Boden. Da wurden Ratten und Mäuſe und die Hausfrau und das Geſinde und der Thurm und das Haus, es krachte, — Alle wurden verſchüttet. Das gab einen Staub, weiter nichts. Der Wind weht ihn fort, und dann iſt alles wieder gut. Es wird alles wieder! — Sagte ſie nicht, er ſei ein Mörder, ein Räuber! — Was iſt ein Räuber? — Ein Mann, der das Herz hat, dem Geſetz ins Geſicht zu lachen. Ich ginge mit ihm in der Nacht durch den Wald und wollte mich nicht fürchten. Gupot Laubardemont ein Räuber — und liebt mich! Er iſt auch behert — Köſtlicher Gedanke! Pechkränze, Feuerbrände, Sturmglocken — Kindergeſchrei und Weiberjammer, o mein Gott, ich werde glücklich, ſehr glücklich, eine Räuberbraut, mein Herr und Meiſter,

dem Winter, wie dem Sommer ist jener graue Charakter fremd, den wir nur im Zuge der Wolken oder jenem Alterthume zu suchen haben, das man vorzugsweise im Germanischen Norden das Graue zu nennen pflegt.

Die Gränzen der Lappmarken sind eigentlich so unbestimmt, als es ungewiß ist, wie weit die Lappen einst Skandinavien vor dem Eindringen der Gothen bewohnt haben. Nach der neuern statistischen Eintheilung geht die Provinz Jämteland, von Kalstougan an, nördlich noch weit hinauf. Da erst beginnt die Asele-Lappmark. Und doch ist der größere nördliche Theil des ganzen Jämteland ein fester Sitz, wenn wir so bei Nomadenvölkern sprechen können, eigentlicher Berglappen. Fahr- und Fußwege hören schon bei Kalstougan auf; drüber hinaus nichts als Sümpfe, Seen und Hochfielder, zwischen denen nur hie und da eine Germanische Ansiedelung sich findet, und auch diese nur an schiffbaren Seen, welche die einzige Communikation gewähren. Deshalb heißt der große Strich vom 64sten bis zum 65sten Grade auch bei den Eingebornen: die Jämteland Lappmark, wiewohl die Statistik diese Benennung nicht aufgenommen hat. Aber selbst

nur noch ein — zwei — drei Tage Verſtellung. Dazu mir die Kraft, und es iſt Hochzeit!«

Es mußte Wahres an dem ſein, was Clementine von den Vorfällen in Laubardements Hauſe erzählt hatte. Noch drei Tage ſpäter ſchritt der Staatsrath in ſeinem Zimmer umher wie der Olympier, wenn er das Donnergewölk mit Füßen tritt, daß es die Erde überſchwemmt. Und im Zimmer war nur ſeine Gemahlin; draußen warteten ſeit einer Stunde die Abgeordneten der Stadt. Frau von Laubardemont kannte wohl den Staatsrath, aber ihren Mann kannte ſie nicht wieder.

»Ich ſage mich von ihm los. Habe ich darum gearbeitet, gekrochen, mich gebückt! Und grade hier ſeinem Vater das zu thun, wo er ſich erholen wollte von dem Hofedienſte, wo er — Hätte er's in Deutſchland gethan, in Italien, nur in einem entfernten Theile Frankreichs, man hätte

die Sache vertuschen, ihr eine andere Farbe geben können. Hätte er fremde Leute gedungen, seine liederlichen Genossen. Futterte er sie darum, daß sie feig blieben? Es hat mancher Große Banditen in seinen Diensten gehabt, er beutete ihre Wagestücken aus; mißlang eins, wußte er seine und ihre Sache zu trennen. Sie büßten, ohne ihren Protector zu verrathen, mit der Loyalität, die immer seltener wird in dieser gottlosen Zeit. Nein, er selbst, der freche Bube, an ihrer Spitze, kaum maskirt, ein Wegelagerer, der Sohn des Staatsrath Laubardemont, hier, zwei Schritte davon, wo man zittert, wenn ich die Augenbrauen verrücke, wo man schrickt vor meinem Tritte. Hier, mir, seinem Vater das! Er ist nicht mein Sohn, nicht mein Blut, ein Bastard ist er. Ich stoße ihn aus.«

Die Gattin des Erzürnten lauschte nach dem Aufathmen seiner schwer bewegten Brust, nach dem günstigen Moment, wo sie mit Glück ihren so oft schon abgeschlagenen Sturm erneuern könnte. Der Augenblick kam nicht. Die Thränen der

Mutter ſtrömten, vielleicht natürlich. Sie ſprach vom verlornen Sohn.

„Der Vater iſt glücklich, deſſen Sohn verloren ging, den die Erde, das Laſter, die Gemeinheit verſchlungen hat. Er iſt aus dem Gedächtniß verſchwunden; aber hier iſt etwas, das kein Blut, kein Geld, keine Buße fortwiſcht; es bleibt haften am Namen ſeines Vaters, es iſt die Klammer, der Handgriff, woran ſeine Feinde und Neider ſich immer und immer wieder hangen, halten, mich ſtürzen, niederreißen können, das Mal an der Stirn, was immer röther, brennender vortritt. Könnt' ich es ausmerzen, fortbrennen, die Haut mir abreißen!“

„Mann, Du biſt der Staatsrath Laubardemont!“ Frau von Laubardemont war aufgeſtanden. „Was iſt's im Grunde genommen? Ein Jugendſtreich eines vornehmen, jungen Mannes, über den der Pöbel in ſeiner Art jetzt urtheilt. Mit den Jahren verwiſcht ſich die Erinnerung; wenn die Sache verblutet iſt, ſprengt man andere Gerüchte aus. Er verſchwindet wieder, er geht in fremde Länder; nachher heißt es, er war auf

einer geheimen diplomatiſchen Miſſion. Der Parlamentsrath wird mit dem Leben davon kommen. Durch Deinen Einfluß wird es Dir ein Leichtes, ihn zu bewegen, daß er von der Klage abſteht. Wo nicht, der des Cardinals rechte Hand iſt, wird dem unbeſcheidenen Mann die Wege zeigen, die zur Baſtille führen.«

»Kein Wort vom Cardinal! Und ſelbſt, wenn er wollte — ich will nicht. Ich erſchüttere mein Anſehn, meine Autorität, wenn ich ſeine Gunſt auch hierbei in Anſpruch nähme. Der Cardinal will das Anſehn des Geſetzes feſt gründen in Frankreich. Ich will natürlich daſſelbe. Das muß ich wollen, Frau von Laubardemont. Brutus verdammte die eigenen Söhne.«

»Poſſen! Das war in der heidniſchen Zeit nöthig.«

»Meinen Sie, Frau von Laubardemont, daß uns das Vergnügen und die Ehre, hier König und Königin zu ſpielen, nichts koſtet? Daß wir umſonſt dieſe und jene aufgreifen, einſperren laſſen können? Glauben Sie nicht, daß man es uns ſchwer nachträgt, wenn man auch für den

Augenblick in ſtummem Gehorſam zittert. Dieſe Zitternden können einſt unſre Ankläger, Gefängnißwärter und Folterknechte werden. Keine Handbreit dürfen wir ihnen grade hier laſſen, keinen Schatten zum Angriff gegen unſre Ehre. Das iſt der Fluch der Hohen, daß ſie zu Zeiten ſtrenger gegen ſich ſein müſſen, als gegen Andere, daß der kleinſte Makel — Genug, ich bin hier, dies Hexen-Zauberergezücht auszurotten, ein anderer Richelieu, mein Name wird in die Annalen kommen. Jener bändigte und vertilgte Ariſtocratie und Huguenotten, ich reinige Frankreich von dem unſaubern Gezücht der Beſchwörer, Magier, Dämonen. Bei Hofe weiß man das zu ſchätzen, die allergnädigſte Königin, die vor dieſem Gezücht zittert und bebt, wird den Mann zu ehren wiſſen, der ſich, ſein Alles, ſeinen eigenen Sohn aufopfert, um Tugend, Sitte, die Reinheit der Kirche wieder herzuſtellen. Der Cardinal iſt alt und krank, die Königin noch jung und geſund. Sie wird ohne Zweifel Regentin. Eine Regentin braucht einen Miniſter, der für ſie regiert. Sie wird ihn nicht unter den Freigeiſtern ſuchen.

Es iſt eine ſchöne Ausſicht, Cardinal-Staatsminiſter ſein, wenn man lange genug —« er murmelte es für ſich — »ſein Stiefelknecht war.«

»Mann, Du!« — Frau von Laubardemont ſah ihren Gatten mit einem Blicke an, der ſo unausſprechliche Verwunderung athmete, als ſeiner Zorn und Wuth. — »Laubardemont, Du biſt ſelbſt behext!«

»Vielleicht!« ſagte er, die Stirn mit dem Tuch trocknend. »Die Luft iſt inficirt. Aerzte fallen oft als Opfer ihrer Anſtrengungen, wo eine Seuche herrſcht, die ſie bekämpfen.«

»Entſetzliche Albernheit!« rief die Dame; aber im ſelben Augenblicke zückte ein Lichtſtrahl über ihr Geſicht. Ein Gedanke hatte ſie überraſcht: »Er iſt gerettet. Das gab mir die Heilige ein. Du wirſt Guyot nicht verſtoßen.«

»Ich werde es.«

»Auch wenn er behext iſt? Der Sohn des Staatsrath Laubardemont kann nicht aus freien Stücken, bei geſunder Vernunft ein Straßenräuber werden. Man gab ihm einen Zaubertrank ein.«

„Wer?“

„Die Brou.“

„Barots Nichte?“

„Wäre es möglich, daß Dein Sohn, der in seiner ungestümen Jugend die Liebe ausgekostet, so thörig, wahnsinnig, unbegreiflich in dies alternde, blasse Mädchen verliebt sein könnte? Mir gefiel sie nie; ihre Augen haben etwas Stechendes. Wie, ihm dem keine Frau in Paris widerstand, sollte diese Provincialschönheit auf natürlichem Wege eine Achtung eingeflößt haben, daß er zittert, wenn er sie erblickt, daß er keinen einzigen Sturm wagte, daß er wie ein girrender Schäfer um ihre Hand wirbt. Da hast Du das Räthsel, Mann, nach dem Du suchst, sie ist die Hexe, die schlaufte, mächtigste Zauberin, sie hält die Fäden in der Hand, daß Ihr nicht zum Ziele kommt. Sie hat Deinen Sohn bezaubert. Weißt Du nun, Mann, was Du als des Königs Commissar und Vater Deines Sohnes zu thun hast?“

Laubardemont athmete tief auf; aber die Zornesader machte andern Wellenlinien Platz:

„Weib, entweder biſt Du die Hexe, oder — ich will über die Sache nachdenken.“

Mit großen Schritten ging er im Vorzimmer durch die Verſammelten des Stadtrathes: „Meinen Beſcheid auf Ihre Vorſtellung werden Sie auf der Straße hören, meine Herren.“ Wie tief ſich die Herren verbeugten, er würdigte keinen eines Blickes; kaum neigte er den Kopf, als er hinausging.

Beim Schall der Trompeten und mit kriegeriſchem Gefolge ritt der Actuar des Commiſſionsgerichtes durch die Straßen von Loudun. An den Ecken hielt er ſtill und verlas, indem zu den Trompeten noch eine Pauke wirbelte, eine Ordonanz, welche dann in vielen Abdrücken an die Mauern geklebt wurde, des Inhalts:

„„Zu unſerm höchſten Mißfallen haben wir von den Schritten vernommen, welche eine Parthei unruhiger Mitglieder des Magiſtrats im Einverſtändniß mit einem irre geleiteten Theil der Bürgerſchaft zu unternehmen ſich erdreiſtet, indem ſelbige nicht allein die wohlmeinende Abſicht Seiner Majeſtät des Königs gänzlich verkennt, ſon-

dern auch in vollkommener Verwirrung der Begriffe das Maaß derjenigen Freiheit, welche einem loyalen Unterthanen durch die allerhöchste Gnade zusteht, so weit überschritten haben, daß sie sich unterfangen, an der Autorität der von allerhöchst demselben eingesetzten Commission Zweifel zu erheben. Da es nun Seiner Majestät unumstößlicher Wille ist, daß seinem allerhöchst bevollmächtigten Commissionsgerichte keine Hindernisse in den Weg gelegt werden, um die, alle Begriffe von Zucht und Gehorsam verhöhnenden, Umtriebe der Hexen, Zauberer, Beschwörer, Gespenster und Geister, welchen Namen sie führen und welche Gestalt sie annehmen, und welche das Ansehn der Religion, der Kirche und ihrer Diener frech antasten, auszurotten, als erklärt der von Seiner Majestät bestellte Commissarius den in der gesetzwidrigen Versammlung im Stadthause gefaßten Schluß für null und nichtig, wider die Majestät des Königs als in der Person seiner Diener selbst gerichtet, da es das böswillige Manöver der Feinde des Thrones ist, daß sie in den Diener der allerhöchsten Person diese selbst verunglimpfen, für-

gebend, ſie bewahrten die allerhöchſte Ehrerbietung vor derſelben; für auf verleumderiſche, unwahre Thatſachen gegründet, zu einem Aufruhr des Pöbels abzielend, und wider alle gehörige Form, durch liſtige Griffe und geheime Rottirungen errichtet. Verbieten wir demnach dem Bailli, den Schöppen, als auch allen andern Beamten, irgend eine andere Verſammlung zuſammen zu rufen, um über Maaßregeln zu berathen, deren Geiſt ſie nicht begreifen, und welche der vom Könige eingeſetzten Commiſſion allein zu beurtheilen zukommt, bei 2000 Livres Strafe, oder, nach Befinden der Umſtände, noch höher. Doch ſteht es männiglich frei, wenn er in vertrauensvollem Sinne und beſcheidener, ernſter Sprache ſich an die Commiſſion wendet, ſeine Zweifel derſelben vorzulegen, um ſich diejenige Belehrung zu erholen, die er von der wohlmeinenden Geſinnung der mit väterlicher Liebe für das wahre Seelenwohl der Unterthanen erfüllten Königlichen Commiſſion zu erwarten hat. Indem wir hierdurch unſere höchſte Ungnade gegen die frechen Umtreiber ausgedrückt haben, behalten wir uns vor, wegen der aufrühreriſchen

hier sind wir nicht einmal erst an der Gränze des Lappländischen Nomadenlebens, indem die Stämme dieses Urvolks noch viel südlicher, längs der Hochfielder des Kiölen, bis tief hinunter in das wilde, unbesuchte Herjedalen lagern. Zweifelhafter wird die Grenze zwischen Ureinwohner und Schweden, nach den Benennungen der Berge und Flüsse zu schließen. Zwar klingen Namen wie Aneskúta, Áreskúta und Kala eher wie Asiatischen Ursprungs, doch kann man sie auf Schwedische Wurzelwörter zurückführen, und Germanische Namen dringen so tief in die eigentliche Lappmark, als man kaum vermuthen darf, daß Gothische Stämme in die Sümpfe und Felsen des traurigen Binnenlandes hinaufgedrungen sind. Eben so unwahrscheinlich, daß Lappländer wieder errungen haben, was ihnen Gothen einmal entrissen hatten. Aber die Erörterung verliert sich in jenes graue Dunkel, welches zu lichten dem Historiker noch schwieriger fällt, als die Ungewißheit über die alten und ursprünglichen Wohnsitze der Germanischen und Slavischen Stämme im östlichen Deutschland. Auch bei uns geben die Ortsbenennungen nur ein geringes Licht. Merkwürdig aber bleibt es, daß durch das ganze südliche

Unternehmungen und ehrenrührigen Reden gegen die Einzelnen eine weitere Criminaluntersuchung durch unsern Fiscal in Antrag zu bringen.“ *)

Der Staatsrath Laubardemont fuhr in seiner goldlakirten Karosse, mit vier Pferden, Vorreiter voran, und hinter sich seine bunten Leibtrabanten zu Roß, langsam durch die Hauptstraßen der Stadt. In seinem prächtigsten Staatskleide zurückgelehnt, weidete er sich am Eindruck der Proclamation. „Das ist ein Herr!“ riefen die Leute. Gegen Abend stieg er aus, und ging, in seinen Reisemantel verhüllt, allein in das Ursulinerinnen-Kloster.

Hier waren ernste Berathungen gepflogen worden. Laubardemont, Mignon, Trinquant und Menuau saßen in dem engen Arbeitsstübchen des Beichtvaters, das schon dunkel wurde, indem schwarze Gewitterwolken am Himmel sich über-

*) Die Ordonanz vom August 1634.

einander thürmten. Kerzen eigneten ſich nicht zu ihrem Geſpräche.

„Und daß dieſe Erſcheinung grade jetzt kommen muß,“ ſchloß Mignon eine Rede, „jetzt, wo das Gutachten der theologiſchen Facultät ſo günſtig für uns, wir können wohl ſagen, über Erwarten günſtig eingegangen iſt. Wie eine Anſteckung graſſirt es. Zuerſt die Schweſter Clara, dann die Katharina, die Agnes; nun widerruft ſchon die Eudoria, die Thereſe, die Claudia. Und ich zweifle gar nicht, daß wenn das ſo fortgeht, alle Schweſtern, und endlich auch die Laienmädchen und Frauen ihnen nachfolgen.“

„Und bei dem ordentlich gehandhabten Exorcismus?“ fragte Trinquant.

„Der Pater Tranquillus, der bei den Beſchwörungen zugegen war, wird es Ihnen beſtätigen.“

Tranquillus nickte ſtumm den Kopf.

„Ich hoffe, daß Sie dieſe Beſchwörungen ganz im Geheim vornahmen,“ bemerkte Laubardemont.

„Das geſchah allerdings, aber die Sache

wird allmälig ruchbar. Wie iſt es möglich, ſie vor den Dienern des Kloſters zu verbergen, wenn, wie neulich die Claudia, wie eine Raſende treppauf, treppab lief und ſchrie, daß man es durch die Mauern hören konnte.«

»Vielleicht eine geſchickt, aber im Geheimen, applicirte Züchtigung,« warf Laubardemont hin.

»Die könnte doch nur von der Priorin ausgehen, aber die hochwürdigſte Mutter —«

»Wie! Ich hoffe nicht, daß meine Couſine auch!«

Mignon zückte die Achſeln: »Sie iſt ſeit einigen Tagen ſehr tiefſinnig. Ich will nichts damit geſagt haben.«

»Und es iſt auch nichts zu verwundern dabei,« fuhr der Pater Tranquillus fort. »Satan greift in ſeinen letzten Aengſten nach einem Halm, nach einem Schatten. Jetzt, da er —«

»Dummes Zeug!« fiel der Staatsrath ihm ins Wort. »Vom Satan geht freilich Alles aus. Aber er muß doch Mittel haben. Woher konnte er aufs Neue aus den wohlverſchloſſenen Kerkermauern, in die, ich hoffe, meine Herren, auch wohl-

verſchloſſenen Kloſtermauern bringen. Dazu gehören menſchliche Vermittler, Zettelchen, Zuflüſterungen. Ich laſſe mir von Ihnen nichts weiß machen.«

»An uns liegt es nicht,« ſprach Mignon ſehr blaß, die Hände auf der Bruſt.

»An wem denn ſonſt!«

»Ich meine, der Pater Tranquillus that nicht wohl daran, neulich in ſeiner Predigt die Höllenqualen — doch das ließe ſich noch entſchuldigen — aber auch, mit, für die kranken Geſchöpfe, zu lebhaften Farben die Schmerzen des Feuertodes zu malen, welche den Zauberer erwarten.«

»Deſſen rühme ich mich,« entgegnete der Pater.

»Es war nicht gut,« ſprach Trinquant.

»Nimmermehr,« rief Menuau ärgerlich.

»Zwar that ich das Meinige, das Verſehen wieder gut zu machen,« fuhr Mignon fort, »indem ich ihnen vorſtellte, daß ganz dieſelben Strafen und Qualen diejenigen träfen, welche fälſchlich, gegen beſſeres Wiſſen, gegen ihn gezeugt hätten. Dies Mittel hat ſchon öfters angeſchla-

gen. Aber wer, mit ſchwachen, menſchlichen Kräften, widerſteht Satans Macht. Es iſt ein Unglück für uns, daß der Biſchof fort iſt. Wir, ich wenigſtens fühle mich von der Arbeit bereits ganz erſchöpft. Wenn es meine hohen Obern vergönnten, würde ich mich gern von dem Geſchäft zurückziehen, dem meine Kräfte nicht mehr gewachſen ſind, und es rüſtigern, glücklichern Beſchwörern überlaſſen.«

Man konnte in den Mienen der Verbündeten erkennen, daß ſie auf den Redner mit Geringſchätzung blickten, und als er fortgegangen war — er ward abgerufen, weil ein Mann in Verzückungen gefallen war — ſprach ſich das unverholen aus. Sein Anſehn war dahin.

»Und was er uns verſchwiegen hat,« ſagte Trinquant lächelnd, »iſt, daß er ſelbſt nächtliche Anfechtungen hat. Die Geiſter poltern ihn aus dem Schlafe. Es raſſelt in jeder Nacht in ſeinem Kamine und peitſcht ihn mit Ketten. Ja, das noch nicht genug, die kleine Koſtgängerin im Kloſter, die Marie Aubin, welche bis da ſeine Vertraute ſchien, iſt auch angeſteckt. Er exorciſirt

ſie ganz im Geheim, was eigentlich gegen unſere Abrede iſt, und wie ich beſtimmt weiß, ſchwört der Teufel in ihr, er, der Exorciſt ſelbſt, Mignon habe ihn ihr zugeſandt.“

„Notiren Sie das!“ ſagte der Staatsrath zu Menuau.

Des Paters Augen funkelten: „Das iſt mir gar nicht unwahrſcheinlich. Wie der Erbfeind ſchon einen Laienprieſter in ſeine gräulichſten Verſtrickungen gezogen, warum nicht den zweiten. Die Luſt nach Pfründen iſt ſchon etwas vom Satan. Unſer großer Barre äußerte ſich neulich bedenklich über Mignon. Wie wäre dieſe Kraft Satans möglich, wenn das diaboliſche Geſpinſt nicht weiter verzweigt wäre, als wir ahnen.“

„Ich will alle Fäden durchſchneiden,“ ſagte der Staatsrath.

„Ich die Marie Aubin, wenn es mir verſtattet wird, beſchwören. Auch das kann arge Teufelsliſt ſein, daß Mignon den Urban ſo über alle Maaßen zu haſſen ſchien.“

„Freilich,“ rief Laubardemont. „Er iſt des alten Barot Neffe, der mir eine merkwürdige Lau-

heit in dieſer Sache verriethe. Dieſe Familie überhaupt iſt mir verdächtig. Sie maaßt ſich eine ſonderbare Autorität in London an. Meine Herren, ich ſage Ihnen, ich will nicht auf halbem Wege ſtehn bleiben, ich will durchgreifen, als des Königs Repräſentant, ich will das Wespenneſt zerſtören, und wenn die Wespen in Palläſten, ja wenn ſie am Throne hingen. Ich will!«

Er rückte den Stuhl mit Geräuſch fort. Die Anweſenden ſchauten fragend auf den Mächtigen, denn ſeine Rede war ſichtlich nur ein Anfang, von dem Niemand wußte, wo hinaus es ſollte.

»Wer von Ihnen kennt das Fräulein von Brou näher, ich meine, Barots Nichte?«

Alle kannten ſie, aber Keiner wußte, welche Antwort der Staatsrath erwarte.

»Ich habe allen Grund zu vermuthen, daß ſie mit verbotenen Dingen umgeht.«

»Sie iſt gelehrt und ſehr verſchloſſen,« bemerkte Trinquant. »Zu Zeiten auch etwas hochmüthig.«

»Wenn der Herr Staatsrath meint, daß ſie

Kenntniß in geheimen Dingen habe, ſo ſollte es mich nicht wundern,“ erklärte Menuau.

„So wird ſich auch Niemand wundern, wenn wir ſie zur Unterſuchung ziehen. Mir ſind Dinge gemeldet worden, die mehr als bedenklich ſcheinen.“

„Entſetzlich!“

„Furchtbar!“

„Man verfuhr in dieſem Prozeß zu gelinde gegen die Hexen,“ rief Tranquillus. „Man ſchmücke den Scheiterhaufen des Zauberers auch mit den Weibern, die in hölliſcher Luſt zu ihm hielten. Das gäbe ein Exempel, wovor die ganze Hölle erbeben muß.“

„Ich will nur eine Unterſuchung, Gerechtigkeit. Aber deſſen ſeien Sie verſichert meine Herren, wenn gleich mein unglücklicher Sohn in dies unſelige Weib mit einer Raſerei verliebt war, die nur in der Hölle ihre Flammen entzünden konnte, iſt ſie ſchuldig, ſo ſollen keine Rückſichten auf Erden mich abhalten, mit ihr zu verfahren, wie die Hexe es verdient.“

„Auf den Scheiterhaufen!“ ſchrie Tranquillus, und in ſeinen Augen glühte etwas von den

Flammen, entweder des Scheiterhaufens, den er im Geiſte ſah, oder jenes Feuers, an dem Leubardemonts Sohn ſeine Liebe entzündet haben ſollte. Ein Blitz leuchtete blendend durch die Fenſter, ein heftiger Donnerſchlag erſchütterte das Gebäude.

Es war wieder ſtill in dem kleinen Zimmer geworden, wo der Staatsrath noch mit Unterzeichnung mehrer Schriften und Durchſicht anderer Papiere beſchäftigt ſaß. Tinquant und Mennau hatten ſich fortgeſchlichen, von einem innern Grauen befallen, welches der ſchwarze Himmel, die furchtbare Schwüle der Luft noch vermehrte. Mennau flüſterte zu Tinquant: „Madeleine Brou auch beſeſſen! Wer iſt dann ſicher!“ — Eine hohle Stimme hinter ihm, es war Tranquillus, rief: „Keiner von Staub geboren. Nicht Du, nicht ich; ſicher iſt nur das Grab.“

Die Donner rollten, die Blitze zückten und goſſen blendendes Licht in die kleine Stube, daß die Studirlampe auf dem Tiſche, wie ein erlöſchender Funke dagegen erſchien. Dazu ergoß ſich der Regen in Strömen und plagte und

klatſchte auf den engen Hof, auf den das Fenſter hinausging. Waſſerſchwälle drangen durch die ſchlecht verwahrten Rahmen. Auch dem Staatsrath war bang zu Muthe, jede Geſellſchaft wäre ihm jetzt willkommen geweſen, auch die Mignons, den er anfing gründlich zu haſſen. Aber er hörte nur den Chorgeſang der Nonnen dann und wann aus der fernen Kapelle herüberſchallen, dazwiſchen die Reſponſorien des Beichtvaters.

Es klopfte an das Fenſter, erſt leiſe, dann lauter. „Alle guten Geiſter!“ rief der Staatsrath, als er etwas weißes erblickte. „Ich bin's,“ rief eine weibliche Stimme. „Wer? Wer kann's draußen in dem Wetter aushalten.“ — „Ich, Oheim, die die Mauern drücken, und über der die Decke zuſammenbricht.“

Die Thür that ſich auf, und die Priorin trat herein, wie man die Nachtwandlerinnen abbildet, im bloßen Hemde, einen Strick um den Hals, eine Kerze, wie ſie die Büßerinnen tragen, in der Hand. Ihr irrer Blick ſuchte an den Wänden umher, bis ſie Laubardemont ſah. Sie ſtürzte ihm zu Füßen, und hielt die Kerze, wie ein Cru-

Skandinavien auch kein einziger Name, der einen Lappländischen Ursprung verriethe, aus den offenbar Schwedischen Zusammenstellungen uns ins Ohr tönt.

Bei Sonnenaufgang standen wir gerüstet in die Wüste vorzudringen. Noch bedeckte ein Nebel die Gegend rings um, und wir gewannen heute erst Zeit, zu sehen, wie wir in Kalstougan mitten in einem Kessel schneebedeckter Pics geschlafen hatten. Gestern Abend hatte die Freude der Geselligkeit die Natur ganz vergessen lassen. Die Sonne beschien den Schnee. Die feinste Bergluft, wenig befreundet mit unserer leichten Kleidung, und die beiden Führer, bepackt mit unseren nöthigsten Sachen, mahnten zum Aufbruch. Die Felleisen und das übrige Gepäck wurden durch Schwedischen Schuß, der hier beginnt, nach der Station, wo wir wieder die gebahnte Straße zu erreichen hofften, vorausbefördert. Von herzlichen Glückwünschen der Norwegischen Offiziere und Reisenden und der Einladung des Obristen Boye, bei unserer Heimkehr von den Wüsten, ihn auf seinem Landsitz zu besuchen, begleitet, verließen wir den Gaard, wo uns der herzliche Sinn der Schwedischen Bauern in diesen nördlichen

eifer, in die Höhe: „Es läßt mich nicht, es duldet mich nicht. Oheim, höre mich, ich muß ſprechen, und wenn ſie mich geißeln, und ins Stachelbett werfen. Was iſt die Pönitenz gegen Gottes Ungnade! Ich habe falſches Zeugniß abgelegt, die Sünde in mir war's, das war ich nicht. Dafür muß meine Seele brennen im Fegefeuer. O Du biſt reich, Du biſt mächtig, der große Cardinal iſt Dein Freund. Laſſe läuten in allen Kirchen, laſſe beten in allen Kapellen für meine arme, lichterloh brennende Seele. Die Sünde, die böſe, geheime Sünde hat mich getäuſcht, und dann kamen die Teufel, die flüſterten mir ins Ohr. Sieben Teufel habe ich in mir. Drei ſind ausgejagt, aber die vier andern beißen und toben wie zehn. Das iſt die Wolluſt, die Furcht, die Gleißnerei und der Meineid. Oheim, ſie brennen, entſetzlicher als die Höllenflammen, Du wirſt ſie kennen lernen. Ich habe gerungen, wer hilft mir! Die vier Teufel ſind Rieſen, aber jetzt habe ich ſie unter, jetzt müſſen ſie ſchweigen, jetzt rede ich. Höre mich, höre mich: er iſt unſchuldig, er ſandte ſie nicht in mei-

nen Leib. Er iſt kein Zauberer, er iſt ein Heiliger!«

Sie wollte mit wilder, heftiger Gebärde ſeine Füße umklammern; aber Laubardemont hatte ſich aufgeriſſen: »Höllentrug!« rief er ſchaudernd, »hebe Dich weg, Satan!« warf den Mantel um, ſtülpte den Hut auf und lief hinaus, ohne ſich umzublicken. In Nacht und Regen ſtürzte der Staatsrath durch die von Waſſer ſchwimmenden Gaſſen in ſeine Wohnung, wo er Niemand vorließ, mit Niemandem ein Wort ſprach.

Die Priorin war niedergeſunken, mit krampfhaftem Gelächter ſah ſie die Stelle an, wo der Staatsrath geſeſſen: »Ach er war nur ein Phantom, ein Schatten kann mir nicht helfen.« Sie ſtürzte in den Hof, löſte den Strick um ihren Leib und knüpfte ihn an einen Baum. »Das wird mir Linderung bringen,« rief die Unglückliche, »da wird es nicht mehr ſo brennen.« Sie hatte alle Anſtalten gemacht, ſich zu erdroſſeln, und es wäre geſchehen, wenn ihr letzter Geſang, den ſie anhub, nicht die andern Nonnen bei Zeiten aufmerkſam gemacht hätte. Sie ſtürzten her-

bei und retteten noch das gestörte Mädchen vom unbewußten Selbstmorde. Man verbarg das Ereigniß, so gut man konnte, aber es kam dennoch später zur Kenntniß des Publicums.

Das Gewitter raſete über ganz Loudun. Seine Richter hatten Urbans Urtheil an dem Tage in ihrer verſchloſſenen Sitzung berathen. Man meinte, es ſei der Zorn der Geiſter darüber, der in den Lüften tobe. Sie göſſen ſo viel Waſſer herab, damit das Feuer verlöſche, das ihren großen Meiſter verbrennen ſollte. Die Blitze ſpalteten alle Bäume auf den Wällen; auch an der Citadelle ſchlugen ſie in die gekläfteten Mauern. Das Volk meinte nachmals, die Dämonen hätten es in Barots Auftrag gethan, um ihm Pulver zu erſparen.

Auch im einſamen Thurmzimmer bei Madeleinen war die Luft ſehr ſchwül. Sie lag auf ihrem Ruhebette, den Kopf im Arm, als lauſche

ſie auf die Gewitter, die ſich näherten und entfernten. Ein ſtilles Lächeln ſpielte über ihr Geſicht. Sie war im Nachtgewande, Schultern und Buſen halb entblößt, und doch konnte ein geübtes Auge, was man Toilettenkünſte nennt, in dem nachläſſigen Anzuge entdecken.

Ein Geräuſch von draußen trieb ſie auf. Sie trat vor den Spiegel und wiſchte raſch die zu ſtark aufgetragene Schminke fort. Sie preßte die Hände an die Stirn: „O lieber Kopf. Nun iſt bald Hochzeit. Nur ſo lange — nur dieſe eine Stunde, daß die Gedanken nicht verirren.“

Das Fenſter ward von außen aufgeſtoßen, und da wo ſonſt in der verſchwiegenen Mitternacht Urban einſtieg, ſchwang ſich Guyot Laubardemont über die Fenſterbrüſtung.

Madeleine hielt ihm die Leuchte entgegen: „Bin ich noch ſchön, Guyot? Lohnt's, um dieſe Reize die gefährliche Treppe klettern?“

„Beim Teufel!“ ſagte Laubardemont, geblendet vom Licht und in ihrem Anſchaun verloren, „Du biſt ſchön, grad wie ich's liebe. Sie ſagten mir — Dummheit! Veilchen und Gänſeblumen

für unſchuldige Mädchen. Du haſt die Maske abgethan, Madeleine. — Thor!« rief er, ſich an die Stirn ſchlagend, »daß ich ſie Dir nicht längſt abriß. Du blinzeltest mir zu, und ich blöder Narr wagte nicht —«

»Noch nicht, Guyet! Noch nicht. Zurück!«

»Wie glänzen Deine Augen! Wie glühen Deine Wangen! Was iſt Unſchuld? ein ſchleichend Fieber. Der Menſch quält ſich zu Tode ohne Genuß. Warum ſo ſpät erſt, herrliches Weib? Wir hätten längſt die Sterne vom Himmel pflücken können, und uns wiegen in Entzücken.«

»Halt!«

»Was! Ein blitzender Dolch! Wen ſoll der ſchützen!«

»Dich! Mich! Wie es kommt. Zurück, Guyet, unſer Bund iſt noch nicht geſchloſſen.«

Er taumelte zurück, ob vor der Spitze des Meſſers oder vor dem durchbohrenden Blicke, den ſie ihm zuſchleuderte. Er ſank auf die Knie.

»Du ließeſt mich zu der ſüßen Stunde rufen.«

„Unſer Geſchäft iſt ein Tauſch, ein Kauf.“

„Wie Du willſt, himmliſch Weib. Du wirſt im Zorn nur ſchöner.“

„Nenne mich nicht himmliſch. Das Feuer der Hölle glüht durch meine Adern. Mein Blut iſt flüſſig Erz.“

„O daß ich davon erwarme!“

„Bin ich noch ſchön. Guyot! Sieh mich recht an. Ich will Niemand betrügen. Ich liebte Dich nicht. Andere waren glücklicher als Du. Ich bin nicht tugendhaft. Es war gleißender Schein vor der Welt. Es iſt alles Schein; die Tugend iſt eine Kupplerin. Sieh, hier iſt das Roth, das meine Wangen färbt, auf dem Finger. Luſt, Genuß, Kummer und Entzücken haben an mir gezehrt. Ich bin eine welke Blume. Reizt die Blume Dich noch?“

„Weib, in den Himmel, oder in die Hölle mit Dir; grad wie Du biſt.“

„Ich will Dir den Weg zeigen. Stehe auf. Eine einzige Bedingung, eine einzige Pforte mußt Du ſprengen. Aber es ſind eiſerne Riegel davor,

und der Tod ſteht Wache. Fürchteſt Du Tod, Galgen, Rad, dann zurück!«

»Weiter, Deine Worte berauſchen mich.«

»Wenn ich eine Zauberin wäre, Guyot! — Du lachſt. Ach meine Dämonen ſind Lügengeiſter. Sie verlaſſen mich, wo ich ihrer bedarf.«

»Schöne Zauberin, ich will Dir dienen. Die Schweden und die Moſelſchaar und die Mansfelder ſcheuten nicht vor den Kirchengewölben. Wir brachen Grüfte auf, und ſpürten nie einen Geiſt, der uns in den Nacken fuhr.«

»Den großen Meiſter, der die Dämonen zwang; wollen ihn verbrennen; ſie werden es. Nun, Guyot Laubardemont, haſt Du Muth, ihn aus den Flammen zu reißen?«

»Den?«

»Du meinſt, er könnte den Wolken gebieten, daß ſie das Dach ſeines Gefängniſſes einſchlügen, daß die Stürme die Mauern einreißen, damit er auf einer Treppe herabſteigt. Warum kann er's nicht, warum will er's nicht? Frage ihn, mich nicht. Das iſt mein Lauf. Er frei, ich Dein!«

»Der Herenmeiſter! O Jubel der Hölle,

auch Dich, auch Madeleinen von Brou. Die Tollheit ſcheint doch vernünftig. Ha! ha! ha! Hat er Dich behext? O komm in meine Arme, Liebchen. Wir wollen über die Hexenmeiſter lachen; wir wollen ſelbſt hexen. Du und ich, da ließe die Welt ſich in Verwirrung bringen. Weg mit dem Dolch.«

»Ich ſpiele nicht, Guyot, in Dein Herz, oder in meines. Haſt Du keinen Muth, ſo geh!«

»Muth! Aber warum? Um den feigen Pfaffen? Die Arbeit iſt zu gering für den Lohn.«

»Schmerzt Dich die Wunde noch, Guyot, der Degenſtich, dort unten fuhr er Dir in die Seite!«

»Ha!«

»Er, — der große Zauberer wars. Du rettetſt keinen Feigen, einen Rieſen, der die Welt trüge. Guyot Laubardemont, Du biſt nur ein Räuber, waſch Deine Ehre rein durch eine letzte Ritterthat.«

Er faßte ihre Hand und ſtarrte ſie an: »'S iſt keine leichte Arbeit.«

»Um Kleines rief ich Dich nicht. Es iſt das Ungeheuerſte, was in der Welt vorgeht. Einen Unſchuldigen wollen ſie verbrennen! Was iſt das! Es wurden tauſend Schuldloſe gerädert, gemartert, verbrannt. Aber einen Mann, einen Geiſt, einen Giganten, den Edelſten, Größten, Schönſten, vor dem ſie auf den Knieen rutſchen ſollten, den Staub von ſeinen Füßen küſſen; den richten, den verdammen! Und wer? Darum aufgewühlt den Staub der Erde, den Unſinn, die Albernheit der Geſetze, Ruchloſigkeit, Heuchelei. Die Hölle wollen ſie bezwingen, und die Hölle jubilirt. Ich opfere Dir viel. Ach Laubardemont, ein Brocken iſt es, eine Bettlergabe, und doch gegen das, für das könnte ich die Unſchuld der ganzen Welt in die Flammen werfen.«

Laubardemont hatte, die Hand vor den Augen, nachgeſonnen.

»Es iſt möglich!«

»Fragſt auch Du nach der Möglichkeit!«

»Vier, fünf meiner Geſtalten ſind Teufel,

wenn ich den Satan ſpiele. Ja, ein Spiel! Laufen die Teufel in Mönchskutten nicht ohnedem durch die Gaſſen! Einige Raſende, Tobende mehr, deſto beſſer. Meſſer, Panzer unter den Kutten; wir laſſen: Fluch dem Hexenmeiſter! ſchreien. Sie wollen ihn zerreißen, mit ihren Nägeln. Das iſt gut kapuziniſch. Man umringt, greift ihn, ſchleppt ihn in eine Quergaſſe, in einen Durchgang. Ein geſattelt Pferd, meine Reiter ſtehn bereit. Es wird gehn um den Lohn. — Madeleine, Du wirſt mein Weib.“

„Dein Weib!“ ſie ſchauderte zurück. „Thor! was braucht ein Räuberhauptmann ein Weib. Du ſchleppſt mich in die Wälder zu Deinen Geſellen. Biſt Du mein ſatt, ſo läſſeſt Du die Hexe am Heerweg laufen und ziehſt in andre Länder. Gute Nacht, Guyot Laubardemont, auf Wiederſehen in — der Hölle!“

Sie ſtürzte zuſammen, als der Cavalier auf dem Wege, den er gekommen, ſich wieder entfernt hatte. Er hatte nur ihre Hand berührt. Die Donner der abziehenden Gewitter rollten dumpf am Horizont: „Nun iſt es aus,“ murmelte ſie.

Provinzen schon angenehm überrascht hatte. Uns schien das schlichte, offene Wesen des Jämteländers und seine Art, mit dem Fremden zu verkehren, weit einnehmender, als die des Norwegischen Bauern, bei welchem neben der Einfalt ein stolzer Sinn der Freimüthigkeit keinen so angenehmen Eindruck zurückläßt.

Lappland wird eigentlich nur im Winter bereist. Schlitten, mit Rennthieren bespannt, sind die einzige Art, wie der Fremde und der Eingeborne die unermeßlichen Wüsten durchfegt. Nur Männer von so wissenschaftlichem Eifer, wie Wahlenberg und Buch, mögen auch im Sommer die offenen Moräste durchwaten, und die Schwärme von Insekten nicht scheuen, die den Körper überdecken und die Thiere wahnsinnig machen. Mühseligkeiten und Anstrengungen sind zu überstehen, welchen der Mann nur in gewissen Jahren der Kraft trotzen kann, für Damen ist es durchaus unmöglich, in diese Gegenden zu dringen. Selbst die Norwegischen Pferde, welche durch alle hohlen Sumpfwege des Kiölen-Abhanges sich und uns hinaufgetragen, können hier nicht mehr Fuß fassen in den ununterbrochenen Morästen. Es müssen nicht allein Norwegische, sondern Zauber-

»Dank, Dank, Mutter, Gebenedeite, daß Du mir Kraft gabst. Nun bricht es zusammen. Er rettet ihn nicht; aber ich — mich schüttelt es — bist Du das, ist es die Hölle? — Ich muß ja noch leben für die Rache!«

Der Bischof hatte entschieden, daß die Nonnen und weltlichen Mädchen und Frauen in Loudun, die bisher so viel erlitten, wirklich von Teufeln geplagt und besessen wären. Die Sorbonne bestätigte es auf ein Gutachten von vier gelehrten Doctoren, welche in dem ihnen — aus Laubardemonts Akten — zur Kenntniß gekommenen Umstande, daß die Nonnen zwei Fuß über die Erde gehoben worden, das sicherste Zeichen einer Besessenheit erkannten. Was blieb dem Gerichte, das aus vielen Beisitzern ernannt, aber von Laubardemont präsidirt wurde, übrig, als den Zauberer zu verurtheilen. Doch war alles geschehen, um das Volk zu überzeugen, daß Religion und

Gerechtigkeit die einzige Triebfeder der Richter wären. Jeder von ihnen hatte sich mehre Tage durch Fasten, Abendmahl und öffentliches Gebet dazu vorbereitet. Auch wurden öffentliche Processionen und feierliche Messen angeordnet und das Allerheiligste vor allem Volke ausgestellt.

Das Urtheil war im Carmeliterkloster, wo die Richter sich versammelten, gefällt — ein entsetzliches Urtheil. Urban las es im Gesichte seines Beichtvaters, der an einem schönen Morgen zu ihm in das Gefängniß trat. Die Gewitter hatten die Luft vollkommen gereinigt. Der Himmel war wolkenlos; die Sonne strahlte durch die Gitterstäbe auf Urbans abgemagertes Antlitz.

Er faltete seine Hände: „Ich weiß den Grund Ihres Besuches, frommer Vater. In dieser Nacht sah ich das Gericht sitzen. Ich sah die Züge eines jeden meiner Richter, ich sah, wie ihr Mund sich bewegte, ich hörte ihre Worte. Sogar das Kritzeln der Feder hörte ich, als Laubardement seinen Namen unterschrieb. Die Dinte spritzte, und machte einen Fleck. Der Criminallieutenant Haumain wollte ihn mit einem Messer ausradi-

ren. Aber Laubardemont ſagte: Weshalb? Das Urtheil verliert dadurch nichts an ſeiner Gültigkeit. Was ſoll auch ein Flecken mehr ſchaden!«

Der Beichtvater ſtarrte, die Arme auf der Bruſt gekreuzt, unzweiß auf den Gefangenen.

»Erſchrecken Sie nicht, mein Freund! Ich bin um deswillen kein Zauberer. Das ſind nur Geheimniſſe der Natur, in deren Werkſtätte wir noch nicht drangen. Ein langjähriger Gefangener ſammelt die Sinne, die abgeſtorben ſind für das alltägliche Treiben, und die Naturkräfte wenden ſich nach einer andern Seite hin. Was iſt das Wunder gegen Gottes Wunder, gegen Sonnenſchein und Sonnenlicht, gegen die Muſik der Sphären, daß mein Auge ſchärfer ſieht, mein Ohr feiner hört? Daß ein Gefangener, der den Tod vor Augen ſieht, dieſer Welt ſchon abgeſtorben iſt, daß ihre Schrecken vor ihm niederfallen, wie Staub? Den Herrn und ſeine Herrlichkeit ſehe ich noch nicht — vielleicht, wenn der gräßliche Tod mir noch näher gerückt iſt — aber über das eitle Schaffen und Treiben dieſer irdiſchen Ge-

ſchäftigkeit bin ich hinaus. Da iſt mein Blick klar — o ich ſehe weit.«

»Urban Grandier! Blicken Sie lieber in ſich.«

»Ich bin bereit, hochwürdiger Herr!«

Er kniete vor ſeinem Beichtvater, und in einer langen Beichte entlaſtete er ſein Herz. Der Pater drückte ſegnend die Hand auf ſeine Schläfen.

»Sie haben mir nichts gebeichtet, was nicht Ihre früheren Geſtändniſſe ſchon umfaßten. So iſt mein Amt zu Ende. Doch als Freund darf ich Sie fragen: Haben Sie keine Aufträge für dieſe Welt mehr?«

»Ich ſchloß mit ihr ab.«

»Auch an keine einzelne Perſon?«

Ihre Blicke begegneten ſich bedeutungsvoll. Urban reichte dem Pater die Hand.

»Nein! Auch von ihr trennten mich nicht die Kerkerwände. Sie hat mich täglich beſucht. Dort ſtand ſie. Wir ſprachen über Alles, was für ſie und mich von Werth iſt. Wir ſcheiden völlig verſtändigt, verſöhnt, obgleich wir nie in Feindſchaft lebten. Ich habe keine Aufträge an

sie, denn bald sehn wir uns in der Welt wieder, wohin die Macht der Hölle nicht dringt.«

»Ich besorge, unglückseliger Mann, das sind Täuschungen der Sinne.«

»Lassen Sie mir diese einzige Glückseligkeit auf dieser Erde.«

»Auch wenn sie in der Dämonenwelt ihren Ursprung haben?«

»Das zu untersuchen, wären die Stunden zu kurz, die mir hier noch geschenkt sind. Auch die Dämonenwelt, auch ihre geheimnißvollen Kräfte sind Gott unterthan. Wem sie erscheinen, dem zur Qual, dem zum Troste, so nehmen sie Dich, mittelbar wenigstens, unter dem Willen dessen, der sie zuließ. Ein Schleier reißt nach dem andern, auch die Blicke in das Getriebe der infernalischen Welt führen uns dem Erkenntniß des Ewigen näher. Da sehen Sie wieder ein Sieg —«

Sein Gesicht blickte wie verklärt nach der ungetünchten Mauer, auf der das Morgenlicht spielte: »Sie hat überwunden —«

»Todt?«

»Nein, sie lächelt. Sie hoffte bis jetzt auf

Rettung. Thörige Hoffnung, mein zermarterter Körper, was ſoll er noch auf dieſer Erde! Er hat nur Kraft noch zum Sterben. — Sie giebt dieſe Hoffnung auf. Ihre Pſyche hat den Sieg über das Weib davon getragen. Es waren meine Bitten, die auf Engelsflittichen zu ihr drangen.“

„Ihr Tod, Urban, wird qualvoll ſein. Murren Sie über die Ungerechtigkeit des Richterſpruches?“

„Ich murre nicht. Es iſt nur das ewige Maaß der ewigen Gerechtigkeit. Wem ſo viel Freuden auf dieſem kurzen Lebenswege zufielen, wer ſo den Becher der Luſt, der für Viele gefüllt war, allein ausſchlürfte, muß auch mehr Schmerzen dafür erdulden. Ich pflückte die Sterne vom Himmel, die für Alle ſcheinen. Wie hatte ich dazu Recht! Dafür iſt mein Recht — Genug, ich habe nur noch einen Wunſch — ſtrafen Sie ihn als Eitelkeit, ich bin noch Menſch — daß der Anblick des Todes, der Marter, mich nicht niederbeuge.“

„Urban, Ihnen ſteht eine große Prüfung bevor. Halb überſchreite ich meine Pflicht, indem

ich es Ihnen vertraue. Sie können Ihre Strafe erleichtern, wenn Sie die Namen Ihrer Opfer nennen. Danach wird man Sie fragen.«

»Ich werde schweigen. Ist der Schmerz nicht auch eine Wollust? Zu siegen über den Unverstand, zu siegen über den Wahnsinn. Wenn den heiligen Märtyrern die Engel lächelten, werden in meinen Qualen die holden Gesichter auch als Engel, dankend, wehmüthig, ermuthigend auf mich niederblicken. Und wie lange wird dieser Schmerz dauern! Wie lange werden diese Glieder, diese Nerven, dieser Athem den Marterwerkzeugen widerstehen! Ich bin ein Sterbender, und das wenige Leben, das noch in mir ist, will ich anwenden, um zu sterben, wie ich lebte.«

Die Kunst hat ihre Gränzen, welche sie nicht überschreiten darf. Ein französischer Maler, der noch lebt, hat es gewagt, auf der Leinwand das darzustellen, wovor die Feder schaudert, es niederzuschreiben. Und die Franzosen bewundern Sche-

fers Kunſtwerk. Meine Leſer werden mir nicht zürnen, wenn hier die Dichtung hinter der Wahrheit zurückbleibt, und nur das Unvermeidliche kurz erwähnt.

Eine verſchloſſene Kutſche hielt vor dem Gefängniß. Finſtre, teufliſche Geſichter zeigten ſich in Urbans Kammer. Tranquillus und Lactanz blickten ihr Opfer an wie unmenſchliche Gläubiger, welche endlich ihren lange geſuchten Schuldner finden; er iſt ihnen verfallen. Urban erſchrak aber nicht vor ihnen, er ſah ein ander Geſicht, daß ihn im Innerſten erbeben machte: „Ha! auch Du hier! Willſt Du mich noch ein Mal zerfleiſchen?“

Manouri wandte ihm mit einem grimmigen Blicke den Rücken. Ihm war diesmal das grauſame Geſchäft, ob aus Schonung, oder um des Scheines der Gerechtigkeit willen, nicht aufgetragen. Man hatte einen geachteten Wundarzt der Stadt, Fourneau iſt ſein Ehrenname, gezwungen, es zu vollziehen. Man entkleidete den Verurtheilten, der Wundarzt mußte ihm alles Haar vom Leibe ſcheeren. Er that es mit Zittern.

„Auch die Augenbrauen,“ rief Tranquillus. „Auch die Nägel muß er ihm abreißen. So ist der Befehl.“

Fourneau warf sein Werkzeug fort: „Ich kann nicht.“

„Warum nicht?“ sagte Urban ruhig. „Ich werde Dir keinen Widerstand leisten. Thue es, Lieber, wenn das Dein Gebot ist.“

„Es ist Gottes Gebot, daß ich es nicht thue!“ rief Fourneau.

„Da sind Sie der Einzige, der noch Mitleid mit mir hat.“

„Ach, Herr,“ versetzte der Wundarzt, „Sie sehen nicht die Tausende, die mit Ihnen fühlen.“ *)

Die Teufel in der Mönchskutte bestanden diesmal nicht auf die buchstäbliche Vollführung des Befehls; vielleicht in der Besorgniß, daß der Schmerz das Opfer bewußtlos gegen das Folgende mache. Man warf Urban einen alten, schmutzigen Kittel über, und band ihm die Arme

*) Historisch beglaubigte Worte.

auf den Rücken. So ward er in das Gerichtshaus gebracht.

Wer hält es für möglich, und es iſt doch wahr, es iſt oft vorgekommen; es kommt noch vor. Auf den Plätzen der Richter ſaßen die vornehmſten Damen der Stadt, aus der Umgegend, Fremde, welche die Neugier hergelockt; alle feſtlich geputzt. In ihrer Mitte die Gattin des Staatsrath Laubardemont. Es war auch ein Schauſpiel, nur ein neues. Einen ſolchen Verbrecher hatten ſie noch nicht zu ihren Füßen knieen geſehen. Und doch hatte er ehemals vor Manchen von ihnen gekniet; und ſie vor ihm. Wie anders ſah er heute aus!

Der Schreiber des Gerichts ſtieß ihm den Hut vom Kopf, da der Gebundene ihn nicht abnehmen konnte. Er rollte an Laubardemonts Stuhl. Der ſtieß ihn mit dem Fuße fort; ſo die Andern. Der Hut rollte auf dieſe Weiſe immer fort. Die Damen rückten ſchaudernd zurück; eine ſchrie auf. Man rief nach Weihwaſſer, man fürchtete eine neue Zauberei. Die Patres Lactanz und Tranquillus traten vor und exorciſirten die Luft, die

pferde der alten Paladine aus den Romanzen sein, um über die vielen Ravinen und tiefen, schroffen Felsspalten, welche unversehens in diesen Sümpfen klaffen, wegzusehen.

Was das Uebelste war, wir hatten uns wenig auf eine Fußreise und am wenigsten auf eine solche vorbereitet. Schon die Reitpartie den Kiölen hinauf hatte uns gelehrt, daß die besten Stiefeln nicht das Wasser abhielten. Im Abgleiten von den scharfen Steinen zerrissen sie bei jedem unsichern Schritt. Schuhe mit Riemen an den Füßen befestigt, schienen daher zu dieser Wasserpromenade am geeignetsten. Da es sehr unangenehm ist, das Naß beständig an den Füßen zu fühlen, hatte ich, auf gut hochländisch, die Strümpfe ganz ausgezogen und die weiten Beinkleider bis über das Knie aufgekrämpelt, eine Vorkehrung, welche das Marschiren sehr erleichterte nnd mir den Vortheil gewährte, bei jedem Ausruhen sogleich etwas Trocknes auf die Füße ziehen zu können. Kaum zweihundert Schritt vom Gehöfte rechtfertigte sich die Vorsicht. Hinter einer Höhe starrte uns ein ausgedehnter tückischer Sumpf entgegen, über welchen kein anderer Pfad nach der gegenüberliegenden

Erde und den Verbrecher. Da erst bemühte man sich.

Der Secretair des Gerichts verlas das Urtheil:

— — — — — —

Der Secretair selbst zitterte, ein Schauder durchrieselte Alle. Nur Grandier bebte nicht, er verrieth nicht die geringste Gemüthsbewegung.

„Meine gnädigen Richter,“ sprach er, „vor Gott, vor seinem Sohne, dem heiligen Geist und der gebenedeiten Jungfrau bezeuge ich, daß ich niemals ein Zauberer war. Nie entweihte ich heilige Orte. Nichts weiß ich von der Zauberei, als was die heilige Schrift davon spricht. Mein Glaube war der unserer heiligen Mutter, der katholisch-apostolisch-römischen Kirche. Ich entsage dem Teufel und allem seinem Wesen, und hoffe auf meinen Erlöser, und durch sein Verdienst Vergebung meiner Sünden. Sie aber — darf ich Sie anflehn, meine Strafe zu mildern, daß meine Seele nicht in den Qualen der Verzweiflung von der Erde scheide!“

Die Damen und die Zuschauer hatten das

gesehen, was sie sehen sollten, die tiefste Zerknirschung des stolzesten Mannes. Was nun noch folgte, in den finstern Mauern des Gerichtshauses, hielten selbst diese Richter nicht für Frauenaugen geeignet. Ihnen ward der Wink gegeben, sich zu entfernen. Selbst da noch, in diesem Zustande des Elends und des Jammers, übte der Zauberer seine Macht aus. Alle drängten hinaus zu kommen, und keine konnte doch den Blick von ihm abwenden. Eine, die mit Stolz und Verachtung an ihm vorüber gehen wollte, zitterte, sie fühlte plötzlich, daß es nicht mehr der Blick des Zornes war, mit dem sie den Elenden zu Boden schmettern wollte; es wurde Mitleid, mehr als das. Sie rang die Hände; der gebundene, zerknirschte, der halb todte Hexenmeister übte auf die Dame noch von seiner bösen Macht. Sie wankte, wurde blaß und wäre zu Boden gesunken, wenn sie nicht ein Gerichtsrath aufgefangen hätte. Man trug die Marquise de Chavigny ohnmächtig aus dem Gerichtshause. Eine andere schöne Dame, die Frau de la Grange, schritt auch stolz an ihm vorüber. Diese aber hatte mehr Kraft. Der

Zauberer überwand ſie nicht; ſie überwand den Zauberer durch den Blick voll himmliſcher Güte, den ſie ihm zuwarf: „Sei Gott mit Dir, unglücklicher Mann, und vergieb denen, die Dir Uebles thun, wie die Dir vergeben, denen Du Uebles thateſt.“

Die Thüren des Gerichtshauſes wurden geſchloſſen, die Zuſchauer drängten auf den Markt, wo die Scharfrichterknechte die Holzkloben übereinander bauten. Die Trommeln wirbelten, damit die Töne aus dem Gerichtshauſe nicht die Ohren der Menge träfen.

Hier redete Houmain, der Criminallieutenant von Orleans, welcher beim Prozeſſe einer der Referenten geweſen war, dringend in Urban, daß, wenn er noch auf Milderung ſeines Urtheils hoffen wolle, er ſeine Mitſchuldigen angebe, und die unglücklichen Frauen namhaft mache, die durch ſeine Sünde dem Verderben oder dem Verderber in die Hände geliefert waren.

„Ich habe keine Mitſchuldige,“ ſagte der Prieſter.

„Doch leugnen Sie ſelbſt nicht,“ fuhr Hou-

main fort, der nicht zu den ſchlimmſten unter den Richtern gehörte, „daß Ihr Lebenswandel ſträflich war. Mögen Sie es nun bei Ihrem Gewiſſen verantworten, daß die vielen Opfer Ihrer Sünde, angeſteckt vom geiſtigen Gifte, das Ihre verführeriſchen Redekünſte, oder die dämoniſche Macht in Ihnen, denſelben einimpfte, mögen Sie es bei Ihrem Gewiſſen, ſage ich, verantworten, daß dieſe Verführten, ſtatt einer gelinden Strafe, dem ewigen Verderben entgegen gehen? Die Opfer ſind zerſtreut in der Heerde. Wir ſehen, wir finden ſie nicht. Treibt Sie nun die Reue nicht an, in etwas Ihr Verbrechen gegen die Unglücklichen wieder gut zu machen und ſie der Obrigkeit zu nennen, damit Richter und Geiſtliche ſich bemühen, die Kranken zu heilen, ihre unſterblichen Seelen zu retten, während jetzt die Gefahr da iſt, daß der Brand im Stillen fortglimmt, und durch Anſteckung das Gift, was Sie ausſäeten, immer weiter verbreitet wird?“

„Ich habe kein Recht,“ entgegnete Urban, „das Unrecht, was ich dieſen Unglücklichen anthat, noch dadurch zu vergrößern, daß ich ſie der Schmach

preisgebe. Gott wird gerecht und mild richten. Er wird die böse Saat nicht aufgehen lassen, wenn es nicht sein Wille ist. Wird ihnen doch schon mein Tod in den Flammen als eine Fackel leuchten zu der Wahrheit, daß Gott die Sünde nicht will. Von meinen Lippen kommt kein Name.«

Laubarement ließ die Marterkammer aufschließen und ging allein mit Urban hinein. Die Thüren wurden hinter ihm zugemacht. Er zeigte auf die Marterwerkzeuge:

»Verruchter Priester! sieh sie Dir an. Von Mitleid ist nichts in meiner Brust. Dein Qualgeschrei wird mir entzückend in die Ohren tönen. Treibt die Keile stärker! werde ich rufen. Du bist's, der meine Nichte dem Gespött und der Schmach preis gegeben hat; den Namen meines Hauses hast Du befleckt. Dir auch und Deinen Teufeleien hab ichs zu danken, daß mein einziger Sohn verloren geht. Schweig, aber höre mich an. Mitleid, wiederhole ich Dir, kommt in mir nicht auf. Könnt' ich die Strafe verzehnfachen, es sollte mir Lust sein. Aber einen Handel will ich mit Dir schließen. Der Scharfrichter soll

Dich am Pfahl erdroſſeln, ehe das Holz brennt, und auch die Folter ſoll nur leiſe angelegt werden, wenn Du, ſobald Du auf die Folterbank kommſt, bekennſt.«

»Was?«

»Die Namen Deiner andern Buhlerinnen magſt Du in die Hölle mitnehmen. Aber ich ſchwöre Dir zu, bei meinem Namen, beim Namen des Cardinals, ich halte Wort, und Du ſtirbſt eines zu gnädigen Todes, wenn Du Barots Nichte, die Madeleine Brou als Here angiebſt. Verſtehſt Du, als von Dir beſeſſen, Deine hölliſche Buhlerin; ſie hat mit Dir auf dem Herenſabbat getanzt, Du haſt ihr neun Teufel in den Leib geſchickt, und die ſind ſo ſchlau, daß ſie ſich Jedermann verbergen?«

»Und weshalb?«

»Wurm, den ich zerreten möchte, was fragſt Du?«

»Ich muß wiſſen, was ich antworten ſoll, um den Pact zu erfüllen.«

»Das Weib hat meinen Sohn behext, ſie hat ihm Zaubertränke eingegeben; das machte ihn

wirr, toll, ſeiner ſelbſt und ſeiner Handlungen nicht mehr bewußt. So iſt's.«

»Der Name jenes Fräulein's iſt ſo makellos, als ihre Seele rein von jedem böſen Gelüſte. Meine ſchuldbefleckten Lippen ſollen ihn nicht beflecken, auch nicht unter Deiner Folter, Herr von Laubardemont.«

»Folterknechte!« rief der Staatsrath.

Wir laſſen die Thüren der Kammer vor uns verſchloſſen bleiben. Wenn entſetzliche, haarſträubende Töne daraus vordringen, ſo gehören ſie nicht dem Opfer an. Das litt ſtumm, nur mit Seufzern, Qualen, welche alle Beſchreibung verhöhnen. Es ſind Töne von Cannibalen, Stimmen entmenſchter Wuth. So lachen nur Teufel in ihrer Verzweiflung, daß Gottes Schöpfung ihrer Anſtrengung widerſteht. Es war das Hohngelächter, der ſchnaubende Grell der Dominicaner und Franziscaner, daß Urban ſtärker war als die

Erfindungskraft ihrer Grausamkeit. Laubardemont wollte den Scharfrichter strafen, daß er nicht stärkere Keile geschafft. Der Erschreckte schwor, in ganz Frankreich seien nie stärkere in Anwendung gebracht. Der Staatsrath knirschte: „Für solchen Fall, der noch nicht da war, sollte man auch erfinden, was noch nicht da war.“ Da ergriff der Pater Tranquillus den Hammer. Aber dem Pater Lactanz schien seine Wuth noch ohnmächtig. Er entriß ihn ihm, stieß den Bruder bei Seite, und hämmerte zur Ehre Gottes mit beiden Armen. Wenn der Teufel lachen kann, in dem Augenblicke hat er gelacht im Gerichtshause von London, am 18ten August 1634.

Im Rathszimmer, auf Stroh, lag durch viele Stunden das, was von Urban Grandier, dem stolzesten und schönsten Manne, übrig geblieben war. Er klagte nicht, er wimmerte nicht. Nur seine Beine waren, sein Geist war nicht zerschmettert. Unter den Teufeln, die um ihn her wandelten, Lactanz, Tranquillus, den Kapuzinern, Franziscanern, Carmelitern, und Laubardemont, unter ihren grimmigen Blicken, ihrem Hohngelächter,

betete er zu seinem Schöpfer mit einer Inbrunst, welche Jeden, nur die Mönche nicht, gerührt hätte. Der Prevotlieutenant Herr de la Grange wurde so davon ergriffen, daß er das Gebet in seiner Schreibtafel nachschrieb. Laubardemont, der es sah, verbot ihm das Aufgeschriebene irgend Jemand zu zeigen. Noch mehrmals, als er ihn von seinen Schmerzen erschöpft glaubte, versuchte Laubardemont den Verurtheilten zur Unterzeichnung einer Schrift zu bewegen, die er schon früher in Bereitschaft hielt. Urban verweigerte es.

Auf einer Trage wurde er am Nachmittage von den Bütteln hinausgetragen. Die Kerze, die er in der Hand hielt, küßte er beim Ausgange aus dem Gerichtshause. Dort drängten sich wilde, schmutzige Kapuziner mit kräftigen Armen und Ellenbogenstößen durch die Wachen. Schreiend: »Zerreißt den Ketzer! Zerfleischt ihn, den Herenmeister!« stießen sie unter Flüchen die Soldaten zurück, welche in dem Gedränge ihre Waffen nicht gebrauchen konnten. In einer dieser Kutten steckte Guyot Laubardemont. Aber als er Urbans ansichtig wurde, erblaßte er. Er fuhr in das Ge-

dränge zurück. Er packte einen Andern und zog ihn an die Ecke. So hatten ſie ihren Anführer nie geſehen: „Hier iſt nichts für uns zu thun. Todte rettet man nicht.“ Sie warfen im nächſten Verſteck ihre Kutten ab, beſtiegen ihre Pferde und ſprengten aus der Stadt.

Auf die Zuſchauer machte der Unglückliche einen andern Eindruck. Nicht daß auch ſie ſein Zuſtand nicht aufs Tiefſte gerührt hätte, aber es war zugleich Bewunderung über den freien, ruhigen Blick in dem großen Auge des Mannes, der Schmerzen und Tod ſchon überwunden zu haben ſchien. Die er kannte, grüßte er, und bat ſie für ihn zu beten. An der Sanct Peterskirche ward er vom Karren gehoben, er ſollte noch ein Mal knieend ſein Urtheil anhören. Urban konnte nicht mehr knieen, er fiel auf ſein Geſicht. Ruhig, ohne zu klagen, ließ er ſich wieder aufheben. Hier näherte ſich noch ein Mal ein Geiſtlicher ihm, der Pater Grillau. Er wagte ihn zu tröſten. Es war der erſte Geiſtliche, der ihm ein Troſtwort zuſprach. „Empfehlen Sie mich dem Gebet Ihrer Brüder,“ athmete Urban. „Ich

führte, als mitten durch seinen Schlamm. Die errungene drüben bot keinen Trost. Eine unabsehbare Moraſtfläche vor uns und über das Braun der Haide ſtrichen graue Regenwolken. Die Führer zeigten einen hohen Berg als die Mitte des Weges bis Eſſingen. Er ſchien nicht entfernt, aber jeder Schritt im Moraſt zeigte uns, wie trügeriſch dieſe Berechnung ſei. Anfänglich tanzte ich im Vorder-Reigen; je müder aber die Glieder wurden, um ſo tiefer verſank der Körper im Moraſt. Wenn auch ſchon ermattet, man ſcheuete keinen Umweg, um nur eine kleine Strecke auf trockenem Boden zu gehen, obwohl der Schmerz nachher deſto empfindlicher wurde, wenn die Füße dann wieder aufs neue in den offenen Moor plumpen mußten. Was wollte eine Walter Scott'ſche Haide oder gar eine Maria Stuarts Sehnſucht nach

„des Hochlands bergigen Haiden"

gegen dieſe gräßliche braune Einöde an der Grenze der Cultur, und höher als alle Cultur, ja ſogar höher als die Vegetation, bedeuten. Nebel die Hülle und die Fülle, aber ſelbſt die Hirſche konnten nicht vor den Oſſianiſchen Geiſtern ſtutzen, erſtens weil es dieſen letzteren hier zu feucht und

ſterbe unſchuldig, und hoffe, daß Gott mir barmherzig ſein wird.“ Laubardemont blickte zornig hin. Auf ſeinen Wink trieben die Büttel den Pater in die Kirche zurück. Das Volk ſollte nichts von Urbans Seelenzuſtand wiſſen.

Der Karren hielt noch ein Mal, vor ſeinem letzten Haltplatz, vor dem Urſulinerinnenkloſter. Die Fenſter waren verſchloſſen. Wehmüthig ſah Urban hin: „Gott ſei den unglücklichen Geſchopfen gnädig!“

Der Platz, auf dem der Scheiterhaufen ſtand, war ſo mit Zuſchauern angefüllt, die aus allen Provinzen des Königreichs, ja aus Lothringen, Piemont, aus Katalonien, Arragon und den Niederlanden herbeigeſtrömt waren zu dem traurigen Schauſpiele, daß die Gerichtsknechte und Trabanten kaum für die Perſonen Platz ſchaffen konnten, welche von Amtswegen bei der Hinrichtung zugegen ſein mußten. Urban bat, als er herabgehoben wurde, die Mönche, ſeine Begleiter, um den Kuß des Friedens. Die Mehrzahl küßte ihn, ſelbſt Lactanz nach einigem Zaudern. Nur Tranquillus wandte ſich mit Verwünſchungen ab. Barr

exorcisirte die Luft und weihte das Holz zu dem heiligsten Dienste, das je Holz verrichtet, seit dem, welches zum fluchwürdigsten verbraucht worden.

Herr de la Grange wollte Urban um Verzeihung bitten. „Sie thaten nur, was Ihr Amt gebot,“ antwortete Urban. Der Pfarrer Renatus Bernier, der unter seinen grimmigsten Feinden gewesen, war von dem Ausdruck in Urbans Gesicht erschüttert; zitternd bat auch er ihn um Vergebung, und fragte ihn, ob er eine Messe für seine Seelenruhe lesen dürfe? „Ich vergebe allen meinen Feinden von ganzem Herzen,“ entgegnete Urban, „wie ich hoffe, daß Gott mir vergeben wird.“

Mit einem eisernen Ringe befestigte der Scharfrichter Urbans Leib am Pfahle. Eine Schweißfliege summte in der heißen Augustluft um den Kopf des Verurtheilten. „Seht Ihr Beelzebub!“ schrie Tranquillus auf. „Beelzebub bedeutet auf hebräisch den Gott der Fliegen. Er will seinen liebsten Sohn auf der Reise in die Hölle begleiten.“

Noch zum vierten Male las der Secretair

dem Opfer sein Urtheil vor und fragte ihn: „Beharrst Du dabei, was Du auf der Folter geleugnet?“ — „Ich beharre dabei,“ antwortete Urban. „Was ich sagte, ist reine Wahrheit.“

Urban Grandier hatte wenigstens eine Hoffnung auf den Scheiterhaufen mitgenommen. Der Herr de la Grange hatte ihm versprochen, er wolle es nicht hindern, daß er zum Volke rede. Aber die Mönche fürchteten nichts mehr als das. Kaum daß er den Mund aufthat, sprützten sie solche Menge Weihwasser ihm ins Gesicht, daß er kein Wort vorbringen konnte. Er öffnete noch ein Mal die Lippen. Da sprang der Pater Elisa auf das Schaffot und drückte ihm heftig einen Kuß auf den Mund. „Das war ein Judaskuß!“ rief Urban. „Ein Judaskuß! Der Teufel ist noch mächtig in ihm!“ kreischten die Mönche, und Tranquillus schlug mit einem eisernen Crucifix — vor der Menge hielt er es ihm zum Küssen hin — so wiederholt und heftig auf den Mund des Opfers, daß er verstummen mußte.

Die Dichtung bleibt hinter der Wahrheit zurück. Ich habe meinen Lesern nur Züge von dem

mitgetheilt, was wirklich geschah, und das Herz zerreißt doch schon. Gern bräche ich hier ab, und ich darf nicht.

Noch eine Hoffnung hatte der Sterbende auf den Scheiterhaufen mitgenommen. Nicht Laubardemont, nicht die Richter, aber der Prevotlieutenant, Herr de la Grange hatte ihm die Versicherung zugeflüstert, daß der Scharfrichter ihn mit einem Strick am Pfahl erdrosseln werde. Aber als die Büttel den Strick aufhoben, hatten die Mönche ihn schon in ihren Händen gehabt. Sie hatten so viele Knoten hineingeschlungen, daß er zu kurz war. Urban, der es sah', legte ihn selbst um den Hals. Wüthend wollte Herr de la Grange auf den Scheiterhaufen springen; aber der Pater Elisa, Lactanz und andere Mönche fielen ihm in die Arme, umfaßten seine Knie: „Laßt Gott die Ehre!“

„Ist's das!“ rief Urban; aber Lactanz stürzte wie ein Rasender mit einem brennenden Strohwisch hinauf, fuhr ihm damit unter's Gesicht, daß er schweigen mußte: „Bekenne!“ kreischte er; „es ist Dein letzter Augenblick,“ und, ohne den Befehl

der Obrigkeit, hatte er den Scheiterhaufen mit einer teuflischen Geschäftigkeit an vielen Ecken angezündet. Der Prevotlieutenant, der sich losgerissen hatte und schon mit einem Fuße auf dem Gerüste war, mußte von seinen Leuten heruntergezogen werden, da die Flamme schon an seinem Mantel leckte.

Auch da noch verlor Urban nicht seine Besinnung. Deutlich hörte man seine Stimme: „Ach, Pater Lactanz, wo bleibt die Liebe? Es ist ein Gott im Himmel, der Dich und mich richten wird. Binnen hier und einem Monat lade ich Dich vor seinen Richterstuhl.“

Er erhob Augen und Hände gen Himmel, und die letzten Worte, die man hörte, waren: „Deus ad te vigilo. Miserere mei, deus!“

Urban Grandier wurde lebendig verbrannt. Wir hoffen, daß der Qualm [redacted]) dem Feuer seine Beute entriß.

Es war ein schöner heller, warmer Tag, als freue sich die ganze Natur ihres Daseins. Als die hundert Flammen eine große Flamme wurden, die über dem Pfahl zusammen schlug, und den Prozeß darunter verbarg, flatterte ein Flug weißer Tauben um den Scheiterhaufen. Wie der Pöbel auch schrie, wie die Gerichtsknechte auch mit ihren Hellebarden danach stießen, die Tauben flogen nicht fort.

Da rief eine weibliche Stimme aus einem Fenster: „Seht Ihr den Engel! O tausend Engel! Sie tragen ihn gen Himmel. Urban! heiliger Urban! fallt auf Eure Kniee. Betet ihn an, den Heiligen, der Euch gewürdigt hat, unter Euch zu wandeln.“

„Eine Wahnsinnige!“ riefen Einige.

„Eine Besessene!“ Andere.

„Auch das Fräulein von Brou! Entsetzlich!“ riefen ältere Leute.

Der Präsident Barot und die Seinigen wollten eilen, die Unglückliche fortzuschaffen, die, man wußte nicht weshalb, und da es gegen ihre Art war, am Morgen darauf gedrungen hatte, daß

ihr Oheim ein Fenster zur Hinrichtung miethe. Als sie hinkam, war sie aber in eine Art Starrsucht verfallen, hatte nur mit einer Katze gespielt und still und in sich versenkt auf einem Ruhebette gesessen. Weder der Lärm auf dem Platze, noch das Geschrei der Mönche und des Pöbels, hatten sie erweckt. Erst beim Prasseln der Flammen athmete sie auf, als durchzucke sie ein Lebensstrom. Niemand konnte sie nun mehr abhalten. Mit freudeglänzenden Augen, mit gehobener Brust, stürzte sie an's Fenster, und starrte das Feuer an, wie etwa ein lange in Kerkernacht Gehaltener den ersten Sonnenstrahl, die heitere Luft, wenn er in Freiheit gesetzt wird. Sie streckte die Arme aus dem Fenster und würde noch mehr gerufen haben, wenn nicht die Ihrigen sie rasch fortgerissen hätten.

Aber so sehr der Präsident auch eilte, die Kranke heimlich nach Hause zu schaffen, kamen ihm doch Andere zuvor. Der Actuar des Commissionsgerichts und Barre hielten die Sänfte an der Hintertür im Namen des Königs an. Vergebens protestirte der Präsident, daß seine Nichte

nur ein Anfall von Ohnmacht heimgesucht habe, daß sie sich unter häuslicher Pflege bald erholen würde. Barre erhob seinen Arm:

„Der Himmel hat sie heimgesucht, um sie zu erretten aus den Netzen des Bösen. Nicht heimlich darf ihre Heilung geschehen. Das Wohl des Staates und dieser christlichen Stadt fordert, daß sie wie die andern Besessenen in Sequestration genommen wird.“

Auch Mignon, der herbei geschlichen war, sprach für seine Cousine. Er wollte dem berühmten Exorcisten beweisen, daß es nur ein exaltirter Zustand der Seele sei, ein Zustand, an dem seine Cousine schon lange leide.

„Schon lange?“ sprach Barre mit einem durchbohrenden Blicke. „Und Sie zeigten es nicht an! Was ist ein exaltirter Seelenzustand, der nicht von Gott zeugt, sondern vom Teufel, anders als eine Besessenheit, die geschickte Exorcisten beschwören müssen — öffentlich, nicht heimlich, Herr Canonicus. Mich dünkt, an Ihnen wäre es nicht, Zeugniß zu Gunsten Anderer zu geben, da Sie des guten Zeugnisses für sich selbst bedürfen.“

Mignon ſchwieg, er ſenkte die Augen und verſchwand im Gedränge.

„Mein Gott, mein Gott, was ſoll daraus werden!“ ſprach der Präſident, die Hände ringend.

„Des Teufels Reich auf Erden ſoll zu Ende gehn, und wenn die Erde ſelbſt drüber zu Ende ginge,“ rief Barre.

Man hatte nicht wohl daran gethan, die Aſche des Zauberers in die Lüfte zu ſtreuen. Das Feuer hatte die dämoniſche Kraft nicht verzehrt. Die Teufel ſpukten nach dem Tode ihres Meiſters ärger als vorher in Loudun. Am ſelben Tage, wo Urban für dieſe Welt endete, verfielen mehre Mädchen und Weiber in Verzückungen, die es unverkennbar ließen, daß die Geiſter, welche in dem Herenmeiſter geſeſſen, mit ſeinem zerſtörten Körper nicht dieſe Erde verlaſſen, ſondern nur in andern Körpern neue Wohnungen geſucht hat-

ten. Man behandelte ſie verſchieden, einige mit großer Sorgfalt und vielem Geräuſch; andere ohne dieſen Eifer. Hier kam man auf ein ſonderbares Reſultat. In jenen, von deren Beſeſſenheit man ſo viel Aufhebens machte, vertheidigte ſich der Teufel mit einer wahrhaften Verzweiflung; in dieſen, die man in der Stille behandelte, verſchwand er wie eine leichte Krankheit, um die der Arzt ſich nicht ſonderlich kümmert, und der Natur die Heilung überläßt.

Unſere Geſchichte iſt eigentlich zu Ende. Wer ſich um die fernere der Beſeſſenen in Loudun kümmert, ſchlage ſie in der großen Geſchichte Frankreichs, oder in den Büchern nach, welche ſie zum beſondern Gegenſtande ſich erwählt haben. Dort wird er finden, wie der unglücklichen Priorin der Urſulinerinnen erſt nach unausſprechlichen Qualen, Verrenkungen, Martern die noch übrigen vier Teufel ausgetrieben wurden, Einer nach dem Andern, und jeder hinterließ an ihrem Körper ein ſichtliches Zeichen — ein Wunder. Nämlich der Name einer Heiligen, unter deren beſondern Fürbitten es geſchehen, ſtand mit lateiniſchen großen Buch-

kalt gewesen wäre — es lagen ja kaum einige bemooste Steine im Sumpf, wo der Mensch sich hätte hinsetzen und ein trockenes Frühstück einnehmen können — zweitens, weil es hier keine Hirsche giebt. Also durchaus kein Boden für Helden- und Novellen-Poesie, wo keine Menschen sich hin versteigen und nicht einmal die Geister und das liebe Vieh es aushalten.

Zwei deutsche Wanderer sollen einmal, wie die Führer erzählten, sich in diesen Höhen veruneinigt und getrennt haben. Der eine, der den Führer bei sich behalten, kam nicht wieder zum Vorschein, man meint, daß dieser ihn in irgend einer Schlucht ums Leben gebracht. Den tückischen Schluchten trauen wir alle mögliche finstre Mordthaten zu. Aber die Geschichte klingt, obgleich wir Novellen schreiben, unwahrscheinlich, weil die guten Leute hier durchaus nicht auf das Mörderhandwerk eingerichtet sind. Die Ravinen öffnen sich dagegen so unerwartet zu den Füßen der Wanderer, daß jeder Schritt im dichten Nebel der Schritt ins Grab sein kann. Man arbeitet sich mit Händen und Füßen durch die Felsspalten und sucht sich an schroffen Wänden gemsenartig die Vorsprünge, um im Zickzack hin-

ſtaben in ihrer Hand, oder auf ihrem Arme eingegraben. Eingeätzt mit Scheidewaſſer, ſagten Einige, die ſich über die Geſchwulſt erſchreckten, welche ſich nachher am Fleiſche zeigte. Sie bedachten nicht, daß auch in den Wundern gewiſſe organiſche Naturgeſetze ohne dringende Veranlaſſung nicht übergangen werden dürfen.

Freidenker und Spötter fehlten auch nach dieſem Strafgerichte Gottes in Loudun nicht. Wir ſind in Frankreich. Sie meinten, die Teufel hätten einen zweifachen Grund gehabt, nicht ſogleich mit Urbans Tode die Stadt zu verlaſſen. Einmal, wäre es aufgefallen, wenn alle die Dämonen, deren Daſein der frühere Prozeß feſtſtellte, und die noch nicht ausgetrieben waren, plötzlich ohne Weiteres verſchwunden wären. Das Publicum hätte der Vermuthung Raum geben können, daß das Ganze nur eine Cabale geweſen wäre, auf Urbans Untergang abgeſehen.

Dann aber war der ganze Prozeß gar nicht ohne erhebliche Folgen geblieben für das wahre Beſte der Kirche, und dieſe Vortheile ließen ſich noch weiter ausbeuten. Ich meine nicht allein,

daß der Glaube an die Macht der Kirche, und ihre Kraft über die bösen Geister gestärkt, daß die böse Zweifelsucht dadurch aufs Empfindlichste angegriffen, eingeschüchtert, und das Volk zum unbedingten Gehorsam und Glauben an die Aussprüche der Priester getrieben war; daß die katholische Kirche einen glänzenden Sieg über die Reformirten davon getragen hatte, die von nun ab noch gesenkteren Hauptes auf den Straßen gingen Auch Vortheile, die sich mit Zahlen berechnen lassen, waren das Resultat. Die Mönche und Exorcisten liefen nach jeder Beschwörung umher, und sammelten Almosen für die armen gequälten Nonnen. Das Volk hielt es für Gewissenssache, tief in seinen Beutel zu greifen. Es ward zum Herkommen, daß jeder Fremde, der nach Loudun kam, ein bedeutendes Geschenk für das Ursulinerkloster opfern mußte. Selbst der Bruder des Königs kam, man überzeugte ihn von der Wahrhaftigkeit der Besessenheiten, und er hinterließ dafür eine so bedeutende Gabe, daß auch seine Cavaliere über ihre Kräfte beisteuern mußten, das Schicksal der Unglücklichen zu lindern.

Aus allen Provinzen Frankreichs strömten nun Beiträge für die unschuldigen Dulderinnen, und das arme Kloster ward reich. Der König selbst bestritt nicht allein alle Beschwerungsgebeten, sondern hatte auch jährlich 4000 Livres zum Unterhalt der Exercisten ausgesetzt. Welche Aufforderung, so lange es ging, in dem Gott wohlgefälligen Werke fortzufahren.

Da kam denn auch eine Abschrift des Vertrages zwischen Urban und dem Satan zum Vorschein, die gedruckt und öffentlich angeschlagen wurde. Sie fing an: „„Ich Endes Unterschriebener, erkenne Dich, mein Herr und Meister, Lucifer, für meinen Gott, und verspreche, Dir zu dienen, so lang ich leben werde. Ich entsage einem jeden andern Gott u. s. w.““ Der Schluß lautete: „„Das Original ist in der Holle, in einem Winkel der Erde, in Lucifers Cabinet. Unterzeichnet, Grandier, mit seinem Blute.““

Meine Geschichte ist zu Ende, und ich habe doch noch so viel zu berichten.

Auch den Polizeilieutenant Louis Chauvet, der sich früher so freundlich und gerecht gegen

Urban benommen, hatte eine Beſeſſene wegen Zauberei angeklagt. Aber die allgemeine Achtung, die ſein ernſter und liebenswürdiger Character ſich erworben, hatte die Klage niedergeſchlagen. Die öffentliche Meinung war alſo ſchon 1634 in einer Provinz Frankreichs ſtärker als die Tücke Satans. Nach dem gräßlichen Ausgange gerieth aber das Gemüth des wackeren Mannes in eine wunderbare Unruhe. Ein Mal klagte er ſich an, daß er nicht genug gethan, um Urban zu retten; dann quälte ihn ſein Gewiſſen, daß er an dem Daſein des Teufels gezweifelt. Ein Edelmann, ſein Freund, dem er dieſe Furcht mittheilte, erſchrak. Er ſprach: „Unglückſeliger Mann! Ich war der aufmerkſamſte Beobachter in dieſer ganzen traurigen Geſchichte, und habe die feſte Ueberzeugung, daß Alle, welche an der Sache zweifeln, der Teufel holt. Sie ſind wie Schüler im Schwimmen, die ſich in einen reißenden Strom werfen. Aus welchen Quellen auch dieſer Strom komme, er iſt ſo ſtark, daß er ſie in den Untergang reißt. Ja bezüchtigte man mich ſelbſt der Zauberei, von der ich in dieſem Augenblicke nichts zu wiſſen

glaube, ſo würde ich von da an ein Bezauberter. Die Sinne würden mir vergehen, und wie gut mein Ruf auch iſt, wie viel mächtige Freunde und Anſehn ich auch habe, ich gäbe mich verloren!« Der Edelmann entwertete durch ſeine unbeſonnene Rede den Freund. Louis Chauret ſprang am andern Morgen mit ſtieren Augen aus dem Bette. Er ſchrie nach Waſſwaſſer und wuſch ſich die Hände. So oft er es auch gethan, er fing immer wieder von vorn an. Er lief auf das Gerichtshaus: »Waſſer, Waſſer!« ſchrie er und wuſch ſich die Hände in der Luft. »Erinnern Sie ſich, wer Sie ſind!« ſagte ihm der alte Bailli. Chauret ſchlug die Hände überm Kopf zuſammen, ſchrie: »Wißt Ihr, wer ich bin! Ich bin Pilatus!« und ſtürzte aus dem Saale. Man crorciſirte ihn nicht, man erklärte ihn für wahnſinnig. Louis Chauret hatte ſeinen Verſtand verloren, zu Jedem ſeufzte er und ſagte, er ſei Pilatus, und der unglückliche Mann blieb ſeine übrige Lebenszeit blödſinnig. *)

*) Thatſache.

Auch in dem benachbarten Saumur ereignete ſich ein merkwürdiger Vorfall. Als Marcus Duncan ſeine Herbſtvorleſungen wieder eröffnete, und die Studenten waren begierig auf die Worte der Weisheit aus dem Munde des freiſinnigen Mannes, der ſeine Sätze in ſo anmuthig ſchalkhafter Weiſe vortrug, fanden ſie ſich getäuſcht. Sein Geſicht war blaß, ſein Auge irr. Er faltete die Hände auf den Katheder und hub an: „Laßt uns, meine hochverehrten Herren, den Satan anbeten; denn ſeine Macht iſt groß auf Erden. Sprach ich ehedem anders, ſo ſcheltet mich einen Ketzer, ich widerrufe es. Wer zweifelt an dem, der in allen ſeinen Namen, Satan, Lucifer, Leviatan, Beelzebub derſelbe große, mächtige, unergründliche Potentat bleibt, gegen den unſre Weisheit verſchwindet, und wer gegen ſein Reich kämpft, iſt ein Thor. Er hat Wunder gethan in jener Stadt, Wunder, meine hochverehrten Herren, daran der Verſtand verſtummt. Betet ihn an, ſage ich Euch, denn er iſt überall, in dieſen Wänden, in Dir, in Dir auch — wißt Ihr, ob der Euch Weisheit lehrt, nicht Er iſt! Meine Weis-

heit ist Wahn, und der Wahn ist der Teufel. Kommt Eure Arme, bewaffnet mich mit Weihwasser, heraus das Ritual, räuchert und beschwört, denn ich bin Euer Verderben.«

Die Studenten liebten den würdigen Mann ungemein. Man ließ ihn nicht weiter reden, man sprang zu und führte ihn vom Katheder. Er sank erschöpft um; man trug ihn ohne Aufsehn in sein Haus, und so stark war die Liebe, so fest und treu die Verbindung unter den Studenten, seinen Zuhörern, daß das Wort, was sie sich abnahmen, unverbrüchlich gehalten wurde. Es erfuhr Niemand von seiner sinnverwirrten Rede; nur ein Schwindel, hieß es, habe den vollblütigen Mann auf dem Katheder überrascht. So entging er der Untersuchung und Einziehung als Besessener. Ein angesehener calvinistischer Arzt behandelte ihn und stellte den ausgezeichneten Gelehrten bald wieder her. Aber auf seinem Krankenbette hörten die Vertrauten, die bei ihm wachten, oft sein leises Wimmern: »Und es ist doch wahr. Er ist mächtig, weitausgreifender als unser Verstand. Wo die Vernunft aufhört, streut er sein Gift in un-

ſer Blut, und es gährt, Blut in Blut, der Rieſe wächſt, er zerdrückt gefühllos lächelnd, Unſchuldige und Schuldige, am liebſten die Edelſten. Lucifer, Satan, Beelzebub, Leviatan ruft Ihr ihn. Sein furchtbarſter Name iſt Wahn. Von dem alten Satan hat uns der erlöſt, deſſen Blut für uns vergoſſen ward; gegen dieſen Moloch, der Tauſende erdrückt, zerfleiſcht, verbrennt, der uns ſelbſt im Innerſten verzehrt, die Gottesnatur umwandelt zur Beſtie, gegen den erwartet das Menſchengeſchlecht noch den neuen Engel Michael, den neuen Heiland.«

Duncans kräftige Natur überwand. Er blieb in Frankreich und ein rüſtiger Lehrer. Er ſtarb erſt ſechs Jahr ſpäter 1640.

Der Biſchof von Poitiers war wieder nach Loudun gekommen, nicht mit biſchöflichem Pomp und in feierlichem Einzuge wie damals. In einer Sache, welche ihn ſelbſt betraf, war er in der

Stille eines Abends vor seine Residenz gefahren, und nur im Geheimen ausgegangen, und nur mit wenigen Vertrauten hatte er gesprochen. Sein Rath Granger war von ihm auf eine große Mission entsandt, und ohne ihn wußte der Bischof sich selten zu rathen und zu helfen.

Der Pfarrer Barre hatte eine mehrstündige Conferenz mit ihm gehabt. Beider Gesichter, Beider Stellungen verriethen eine auffallige Verschiedenheit. Der stolze Barre, der mit großen Schritten fortging, verneigte sich nicht tief, wie es die Pflicht des niedern Geistlichen gegen den großen Prälaten war, er ging aufrecht, wie ein Mann, der seiner Macht über einen andern sich bewußt ist, und noch an der Thür warf er ihm einen Blick zu, den man drohend, fast durchbohrend nennen konnte. Der Bischof, der hinfällig und gedrückt auf dem Armsessel sitzen blieb, sah diesen Blick, und seine Augen senkten sich.

Wenige Augenblicke nachher trat der schon früher angemeldete Canonicus Mignon in's Zimmer. Er stürzte sich mit den Anzeichen innerer Bewegung vor dem Prälaten auf die Knie:

„Hochwürdigſter, gnädigſter Herr und Biſchof! Ich bin ein Chriſt, ein guter katholiſcher Chriſt. Ich habe manche Sünde begangen; ich habe ſie gebeichtet. Aber mein Glaube iſt rein; nie hat der geringſte Zweifel mich beſchlichen. Die Worte meiner Oberen waren mir Geſetz! Ich bin nun der unglückſeligſte Menſch, ich bin verloren, wenn meine hohen Oberen mich nicht retten. Ich habe nie Zauberei getrieben, ich habe die Hölle gehaßt, alles Zaubertreiben verabſcheut, Gnade, Schutz erwarte ich nur von meinem Biſchof, der meinen reinen, kirchlichen Wandel kennt.“

„Schutz gegen wen?“

„Gegen die Verleumdung. Ein junges Mädchen, Marie Aubin heißt ſie — weiß Gott, ich habe das nie von ihr erwartet — ſie war geſcheidt — ich kannte ſie längſt, ich half ihr auf — jetzt iſt der Verderber in ſie gefahren — fünf böſe Geiſter — ich ſtrenge mich, weil ich das Kind liebe, im Schweiß meines Angeſichtes an, ſie auszutreiben. Meine Kraft reicht nicht hin, ich unterliege. Es iſt die boshafteſte, abſcheulichſte Lügenbrut der Hölle, denn — hochwürdig-

unter zu kommen. Jeder Fehltritt ist der Tod. Doch giebt es allerdings auch Mörder und Mordthaten in den Nebelhöhen. Wölfe versteigen sich zwar selten so hoch — sie fänden hier zu wenig Beschäftigung — aber der ungesellige Bär wühlt sich gern in den Morästen und murrt hier mit der Natur. Er frißt die süßen Beeren und fällt auch wohl zweibeinige Geschöpfe an, die ihm der Zufall in den Weg führt. Von Einhörnern habe ich nichts gehört; auch das Elend wird fast schon zum fabelhaften Thiere, so selten erscheint es in den Waldungen. Eine bedeutende, auf seine Erlegung gesetzte Strafe schützt das schöne kräftige Thier nicht vor muthwilliger Verfolgung. Von seiner Jagd erzählt man sich Wunderdinge, nicht unähnlich jenen Fabeln des Cäsar über seinen Fang in den Germanischen Urwäldern. Bei ihm haben die starken Thiere keine Gelenke und lehnen sich, um zu schlafen, stehend an gewisse Bäume. Unsere Teutonischen Altvordern kennen diese Bäume und sägen sie am Abend vorher durch; wenn das Thier sich alsdann anlehnt, fällt es mit dem sinkenden Baume um und kann nicht wieder aufstehen. So schlau waren unsere Ahnen, um das Elend einzufangen. Nach nordischen

ſter Herr, es iſt wahrhaftig Lüge — die fünf Geiſter ſchreien mit fünf Hollenrachen, daß ich, ich, der Canonicus Mignon, ſie ihr in den Leib gezeugt hätte. Die andern Exorciſten, meine Feinde, ſie beneiden mich, daß ich früher einige Geſchicklichkeit bewies, ſie lauern nur, das Mädchen in ihre Gewalt zu bekommen. Dann bin ich reuiren, ich habe ſehr viel Feinde, dieſe boshaften Menſchen legen den Teufeln alles in den Mund, was ſie wünſchen, daß dieſe gegen mich ausſagen.«

»Ha!« rief der Biſchof, und ſchlug mit beiden flachen Händen auf ſeine Kniee. Als Mignon aufſah in den geöffneten Mund, und die geiſterhaften Augen des Prälaten, fühlte er ſich faſt ſo erſchrocken, als da Marie Aubin's Teufel zuerſt ſeinen Namen nannten. — »Entſetzlich! aber was geht es mich an!«

»Hochwürdigſter, wenn Sie nicht helfen, wer ſoll dann helfen!«

»Wer hilft denn mir!« rief der Biſchof und ſtand auf. »Sie ſind ein Domherr, ich bin Biſchof. Wenn mein Ruf angetaſtet wird, wenn

dazu der Erzfeind Macht hat, was will die Kleinigkeit bedeuten! Ihres iſt ein albernes junges Mädchen, die man zurechtweiſen mag — ich aber, ich habe es mit einer Beſeſſenen zu thun, einer desparaten, die neun Geiſter im Leibe hat, und, ich unglückſeliger Mann, alle neun zeugen gegen mich!« —

Er ging einige Schritte umher: »Ich glaubte Sie kamen um deshalb. Sie iſt Ihre Couſine —«

Dem Canonicus ging ein Licht auf: »Madeleine Brou!«

Der Biſchof faßte herablaſſend des Canonicus Hand, und legte die andre auf ſeine Schulter: »Können Sie denn nicht ein vernünftiges Wort mit ihr reden? Bisher hat ſie nur ſtill getobt und gelacht und von ungeheuren Dingen geſprochen, die kommen ſollten, und nun ſeit drei Nächten ſchreit ſie und nennt —«

»Meinen allergnädigſten Biſchof!«

Der Biſchof rang die Hände: »Weiß der Himmel, was noch die Aſche dieſes verruchten Zauberers anrichten wird! Ich fühle mich ſo rein. — Ich ſcheute keine Unterſuchung. Es iſt

nur der furchtbare Scandal. — Lieber Mignon, ſprechen Sie mit ihr, aber ohne daß Barre es erfährt, Sie kennen ihr Herz, ihre Schwächen, ſie iſt ja ein Mädchen, Ihre Verwandte. Auf meine Erkenntlichkeit können Sie rechnen.«

Mignon war ſo blaß wie der Biſchof.

»Gnädigſter Herr! da iſt alles verloren. Meine Couſine habe ich nie begriffen, als ſie vernünftig war, nun da ſie raſend iſt, womit ſoll ich ſie faſſen! Sie hat ſchon das Glück unſerer Familie vernichtet.«

»Denken Sie, Mignon, neun Teufel, die aus dem Hexenmeiſter fuhren, alle in das eine Weib gefahren! Denken Sie, neun Teufel auf einen Klumpen zuſammen, was die conſpiriren, lügen, anrichten können. Barre hat ſie mir bei Namen genannt, ich habe ſie aufgeſchrieben. Und ſie behauptet, ich hätte ſie ihr mit dem Streuſand eingeblaſen, den ich auf meinen Namen ſtreute unter das Decret wegen Urbans Verhaftung. Das iſt ja unmöglich, gegen alle Zeitrechnung. Sie wurde erſt beſeſſen, als er verbrannt war. Es iſt ja eine klare Sache: der Wind ſtand gegen

das Fenſter, wo ſie war. Er fegte die Aſche ihr zu. Das müſſen Sie doch ſelbſt ſagen, es giebt nichts, was ſich mit ein Bischen Vernunft leichter einſehen läßt.«

»Gnädigſter Herr, mit der Vernunft kommen wir hier nicht durch.«

»Lieber Mignon, wie ſoll ich mit Streuſand neun Teufel einblaſen. Meine Lunge iſt gar nicht ſo ſtark. Ich huſte nach dem bischen Sprechen. Ich blaſe nie den Sand vom Papier, ich ſtreue ihn nicht ein Mal ſelbſt auf. Das muß mein Secretair thun. Dann mag ſie den anklagen. Und das Decret war fünfzehn Monate früher. Wo ſind denn die Geiſter in den fünfzehn Monaten geblieben? So viel muß man doch auch beim Herenprozeß auf die Vernunft geben. Sie müſſen ſich nur in dem Mädchen verſteckt haben die lange Zeit über.«

Mignon ſeufzte: »Ich meine es faſt auch.«

»Neun Teufel und ich ein Biſchof! Ein kranker, alter Mann! Aber das iſt eben die Tücke des Erbfeindes. Mit neun hölliſchen Zeugen ließt ſich auch ein Cardinal, ja der heilige

Vater selbst anschwärzen. Mir ist manches Mal in den Sinn gekommen: hätte man doch den Zauberer ruhig gehn gelassen. Er beherte ein Paar Weiber; aber was ist jetzt alles aufgerührt, und wo ist ein Ende abzusehen von der Hexerei!«

Mignon mochte derselben Ansicht sein, als Barre wieder eintrat. Er führte den Bischof, der ihm sichtlich wider Willen folgte, in die kleine Kapelle, wo, aus Schonung gegen den Stand des Prälaten, eine Beschwörung zuerst privatim vorgenommen werden sollte. Mignon ward nicht allein erlaubt zu folgen, sondern Barre übertrug ihm auch dieselbe Rolle, welche er schon früher ein Mal bei dem Fräulein von Labourdonnaye gespielt hatte. Mochte es auch hier in nicht ganz freundlicher Absicht für ihn geschehen, obgleich die ausgesprochene war, die Wahrhaftigkeit der Geister auf die Probe zu stellen.

Kaum aber, daß Madeleine, wenn wir das Wesen noch so nennen können, das, von der Blässe des Todes und von der Röthe des Wahnsinns abwechselnd angehaucht, auf dem Bette lag, kaum daß sie Mignon in dem bischöflichen Ge-

wande zu Geſicht bekam, erhob ſie ſich mit Lachen, und wehrte ihn ab:

„Du unendlich Kleiner, was willſt Du hier? Geh nach Haus, Dir gehorchen keine Geiſter, Du biſt zu gering für mein Verlangen. Meine Seele lechzt nach größerer Speiſe, nach dem Unverderber. Da der hinter dem Pfeiler! heran, heran!“

Barre ſchmetterte eine donnernde Verwünſchung auf die neun Teufel. Dann fragte er: „Wer iſt dieſer?“

Die Kranke erhob ſich bis auf die Knie. Höllenfreude zückte um ihren Mund: „Der wahre, der echte, der große, ohne den nichts geſchieht im Hexenſabbat, der über ſie alle. O nach ihm dürſtet mein Herz. Wie ſüß muß Dein Blut ſchmekken! Wie glatt Deine Haut. O die wird runzeln wie Pergament überm Feuer! Herab die Biſchofsmütze, die Hörner ſtoßen. Was ſo traurig und zitterſt? Urban ruft. Hörſt Du ihn? Die Flammen kniſtern ſchon. O wie wirſt Du lodern, Du allmächtiger Zaubermeiſter!“

Der Prälat stürzte hinaus. Seinen Schreck zu vermehren, faßte ihn an der Thür ein Wahnsinniger an die Brust: „Hülfe!“ rief der Bischof.

„Es giebt keine Hülfe, im Himmel nicht und auf Erden nicht,“ sagte der Wahnsinnige. „Und hat Gott seine Thore und seine Ohren verschlossen. Du und ich müssen hinunter. Wasche Deine Hände, es ist umsonst, Bischof, ich weiß es. Ich bin Pilatus!“ flüsterte er ihm zu.

Der Zustand, in welchem der Prälat seine Wohnung erreichte, läßt sich besser denken als beschreiben. Er ließ Barre rufen, der die ganze Nacht bei ihm blieb, und am andern Tage mit ihm nach Saumur reisen mußte. Der Bischof beschwor ihn, ihn nicht wieder zu verlassen, sondern als Privatexorcist bei ihm zu bleiben. So zuwider und furchtbar ihm der stolze, rauhe Priester war, er konnte nicht mehr ohne ihn leben; ja ihn beschlich die entsetzliche Angst, so oft er allein war, daß der Höllenfürst aus der Wand

treten, und ihn beim Arme packen werde. Deshalb ließ er sich täglich, Morgens und Abends exorcisiren, eine Operation, welche den alten kränklichen Mann dem Rande des Grabes immer näher brachte. Er sah nur noch wie ein Schatten aus, und hatte nur noch ein Gefühl, das der Furcht vor dem Teufel. Keine Genüsse, keine Freude erheiterte, keine Arbeit zerstreute sein trübseliges Leben; denn, auch für die letztere unfähig, überließ er sie Barre allein, der bald so unumschränkt im bischöflichen Pallast und Sprengel regierte, daß, als Granger von seiner weiten Reise zurückkehrte, er sich völlig aus seinem Ansehn verdrängt fand. Als er Anstalten machte, sich desselben wieder zu bemeistern, entließ ihn der Bischof, oder vielmehr Barre aus seinen Hoch-Aemtern, und in einer so verletzenden Form, daß der ehrgeizige Mann in eine Krankheit verfiel. Auf dem Siechbette phantasirte er von dem Teufel, der am Hofe des Bischofs herrsche, und es werde dereinst das Schrecklichste zu Tage kommen. Den Bischof, der davon hörte, griff dies derma-

ßen an, daß er, von der Furcht bis auf ſeine letzten Augenblicke nicht verlaſſen, in Barre's Armen, oder unter ſeinen furchtbaren Beſchwörungsformeln, den Geiſt aufgab.

Einem Gerüchte zufolge, das im Volke umlief, hätte Barre, nach dem Tode des Biſchofs, oder ſchon vorher, heimliche Exorcismen gegen ſich ſelbſt in Anwendung gebracht; denn auch er habe Regungen in ſich geſpürt, die ihn beſorgt gemacht, daß von dem vielen Gift, in dem er gearbeitet, etwas in ſein eigen Blut geſprützt ſei. Wir vergaßen anzuführen, daß ſeine Thätigkeit in Loudun, wenigſtens bei ſeiner Hauptpatientin nicht mehr nöthig war. — Madeleine Brou ſchien von den neun Dämonen verlaſſen, ſobald ſie den Biſchof aus der Kirche gejagt. Sie ſank in völliger Erſchöpfung auf ihr Lager zurück, und kam nicht wieder zu ihrem vollkommenen Bewußtſein. Drei Tage darauf ſtarb ſie. Ihre Geſichtszüge hatten in den letzten Tagen ſich immer mehr verklärt; alles Herbe, Verzerrte war entſchwunden. Sie war eine ſchöne Leiche.

Aber ihr Leichenzug war klein. Die Familie Barot war in der Achtung gesunken. Durch Laubardemonts Verfolgungen, und einen langwierigen Prozeß ward der Wohlstand des Präsidenten zerrüttet. Mignon, zwar befreit von den Anschuldigungen der Teufel in Marie Aubin, denn ihre Verwandten ließen das Mädchen aus Loudun abholen, athmete darum nicht freier. Es war um sein Ansehn geschehen; man vermied ihn. Er bewarb sich um eine geringere Pfründe, als seine bisherige in dem neuen Orte Richelieu; aber der Cardinal schlug sie ihm ab. Dies zerstörte vollends seinen Lebensmuth. Wie er gestorben ist, weiß man nicht; er gehörte zu den Erbärmlichen, um welche sich Niemand mehr kümmert. Erst wenn die Nachricht von ihrem Tode verlautet, erinnert man sich, daß sie ein Mal gelebt haben.

Aber am 18ten September, vier Wochen nach dem Tage, wo Urban auf dem Scheiterhaufen endete, und binnen Monatsfrist den Pater Lactanz vor Gottes Gericht forderte, starb dieser, wie es heißt, »unter entsetzlichen Schmerzen und mit allen Zeichen der Verzweiflung.«

Jagdberichten wirft es sich, wenn es auf den Schneehöhen zuletzt in die äußerste Enge getrieben ist, vor seinen Verfolgern nieder und fleht gewissermaßen um Gnade. Beides hängt vielleicht mit einer Gewohnheit der Elendthiere zusammen, welche man in den Ostpreußischen Wäldern an den wenigen Resten dieses Germanischen Ureinwohners bemerkte. In tief morastigen Gegenden, wo es einzusinken fürchtet, wirft sich das Thier auf die Seite und schiebt sich, mit allen vier Pfoten und dem Leibe arbeitend, über die gefährliche Stelle. Ein Schwedischer Officier vom Genie-Wesen soll die Kraft und Schnelligkeit der Elendthiere vor allen vierfüßigen so hoch angeschlagen haben, daß er einen Plan entworfen, sie zum Militairdienst zu zähmen. Eine Compagnie reitende Artillerie auf Elendthieren sollte Unglaubliches leisten können. Schon die nöthige Anzahl herbeizuschaffen, würde heut eine unübersteigliche Schwierigkeit sein.

Von einem andern fürchterlichen Raubthiere, welches den Schwedischen und Norwegischen Ansiedlern ungeheuern Schaden bringt, waren wir so glücklich, ein Exemplar zu erschlagen. Der Lemming, eine gelbgraue Ratze, überfällt in Heer-

Erſt vier Jahre nach dieſer Geſchichte ſtarb auch der berühmteſte der damals noch lebenden Exorciſten, der Pater Tranquillus. Er empfand ſolche unerträgliche Schmerzen, daß er brüllte. Nachbarn im dritten Hauſe von ſeinem Kloſter konnten den Schrei hören. Die ſchrecklichen Umſtände ſeines Todes wurden ſo allgemein bekannt, daß die Kapuziner ſie nicht wegleugnen konnten, und deshalb lieber ſelbſt eine Erzählung von ſeinen letzten Stunden anfertigten und ſie im Druck herausgaben. Sie behaupteten, ſeine Raſerei und die Gotteslästerungen, die er noch im Todeskampfe ausgeſtoßen, wären das Werk eines Trupps Dämonen geweſen, die ſich ſeines Körpers bemächtigt und den Vorſatz gehabt hätten, ihn zu tödten. Dies ſei ihnen auch geglückt, aber die Seele ihnen dennoch entwiſcht. Seine Grabſchrift lautete: „„Hier ruht der Pater Tranquillus von Saint-Remy, Prediger, Kapuziner-Ordens. Als Exorciſt bewies er ſo viel Muth, daß es die Teufel nicht länger aushalten konnten, ſondern ihn, auf Antrieb der Zauberer, durch

viele Qualen ums Leben brachten, am letzten Mai 1638.“

Der Wundarzt Manouri ging einſt in der Nacht um 10 Uhr von einem Kranken. Er war kein armer Barbier mehr. Die Praxis bei den Beſeſſenen hatte ihm reiche Früchte getragen. Zwei bewaffnete Diener gingen neben ihm; der eine trug eine Laterne. Als ſie um die Mauer des Barfüßergartens kamen, und das alte Schloß im Mantel der Nacht vor ihnen lag, ſchreckte Manouri plötzlich zurück, und ſtreckte beide Arme abwehrend von ſich: „Ach biſt Du's?“ Die Begleiter leuchteten. Es war Niemand auf dem weiten Platze zu ſehen, kein Geräuſch ließ ſich hören. Nur über den Rieſenraum des alten Schloſſes ſtreifte ein unförmlicher Lichtſchein, wahrſcheinlich von einem Fenſter auf dieſer Seite des Platzes. „Du biſt es, Urban, was willſt Du von mir?“ wiederholte Manouri mit heftigem Zittern. Seine Begleiter führten den kranken Mann nach Hauſe. Er blieb in dem Zuſtande, redete nur von Urban Grandier, und ſtarb nach wenigen Tagen.

Die Schriftsteller aus der Zeit des Cardinal Mazarin gefallen sich noch, verschiedene Züge von dem elenden und schrecklichen Ende der meisten von den Urhebern und Werkzeugen des Zauberprozesses anzuführen, und die Thätigkeit des göttlichen Strafgerichts ins Licht zu stellen. Die Nemesis für Unthaten ist in der Weltgeschichte oft und klar zu lesen; aber die sichtlich offenbarten sind nur zweifelhafte Symbole der Vergeltung, welche in ihrem sichern Prozeß nirgend ausbleibt, ohne immer den Mit- und Nachlebenden sichtbar zu werden.

Von zwei Personen enthalten diese französischen Geschichten nichts. Die Marquise von Chavigny und der Herr von Senanges heiratheten sich, ganz in der Stille. Es war keine Zeit zu Hochzeiten. Auf den dringenden Rath ihres Freundes Duncan verkauften sie aber unter der Hand ihre Guter, und segelten aus einem bretagnischen Hafen nach England, wo sie sich ankauften. „Es ist nichts für die Protestanten in Frankreich,“ hatte Duncan gesagt; „früher oder spater bricht der

Sturm los.“ Auch die Marquiſe war zur reformirten Kirche übergetreten. Sie wurde die liebevollſte Gattin, die gewiſſenhafteſte Mutter; denn die Ehe ward durch viele Kinder geſegnet. Eine holde Anmuth ſchwebte über ihr Weſen bis in ihr hohes Alter, das ſich aber vor den immer neu aufblühenden Reizen der ſchönen Frau ſcheu zu verbergen ſchien. Sie kleidete ſich faſt immer ganz weiß; reinlicher, ſorgſamer und zierlicher, ohne daß man dieſe Sorgfalt merkte, trug ſich keine Frau in England. So war auch ihr Hausweſen. So geräuſchlos, ordentlich, reinlich mußten ihre Dienſtleute gehen; ſo erzog ſie ihre Kinder. Der benachbarten Gentry galt die Wirthſchaft der Senanges'ſchen Eheleute für ein Muſter. Eine wunderbare Ruhe lagerte auf den Geſichtszügen der Marquiſe, die nur zuweilen einen Ausdruck von Strenge annahmen. Umſonſt hätte Jemand, der ihre frühere Geſchichte kannte, in dieſen Zügen nach den aufſteigenden Erinnerungen an dies frühere Leben geſucht. Sie lebte nur in der ſeligen Gegenwart und für die noch ſeligere Zukunft.

Und wäre eine Freundin so unbescheiden gewesen, sie an diese Erinnerungen zu mahnen, so würde sie gelächelt und ihr entgegnet haben: „Das waren nur Spiegelfechtereien der Hölle, die überwunden hinter mir liegen. Ja ich danke dem Herrn, meinem Schöpfer, daß er mich dieser Anfechtungen würdigte, da ich eben nur durch sie den wahren Weg in sein Himmelreich fand.“

Herr von Senanges war glücklich über den Besitz seiner Gattin, er blieb es bis an sein Ende. Er war auch ein glücklicher Vater. Aber Augenblicke kamen, wo er es fast bereute, daß es seinen Ueberredungen gelungen war, sie zur Protestantin zu bekehren; denn die Marquise neigte nicht allein zu den Englischen Secten, sondern sie ward eine strenge Puritanerin. Sie besuchte alle Conventikel, und Herr von Senanges, der nicht daran Geschmack fand, mußte manche Bußpredigt aushalten. Der Sabbat wurde noch strenger in ihrem Hause gefeiert als bei den Schottischen Puritanern. Es wurde nicht gekocht, ja sie machte den Versuch ganz zu fasten. Aber ihre

Engliſchen Dienſtleute bielten es nicht aus und kündigten ihr den Dienſt. Da auch ihr Gatte Sonntags das Haus mied, und bei benachbarten Edelleuten zu deren Tafel ging, gab ſie endlich ſeufzend „der Schwachheit des Fleiſches“ nach; da auf Erden nichts Vollkommenes ſei. Aber als ihre Tochter, ein blühendes, junges Mädchen, an einem ſchönen Sonntagmorgen von den Lerchen, die in die Luft wirbelten, ſich verführen ließ, auch ein heiteres Lied zu ſingen, war die Mutter ſo empört darüber, daß ſie das arme Mädchen zu enterben drohte. Die Gemeindevorſteher und ihr geliebteſter Prediger, der ſich „Zerknirſchung Fleiſchtödtung“ nannte, konnten ſie nur mit Mühe von ihrem Vorſatz abbringen, indem ſie ihr vorſtellten, wie leider in der Jugend Satan ſo mächtig ſei. „Haben Sie das nie ſelbſt erfahren, meine fromme Freundin?“ ſchloß Zerknirſchung Fleiſchtödtung. — „Nie war Satan —“ ſie wollte etwas antworten, unterbrach ſich aber erblaſſend. Sie fuhr ſich mit dem Tuch über die Stirn: „So nie, ehrenwerther

Herr! Ich habe nie am Sonntage gesungen, auch als ich noch auf dem Wege des Irthums und der Finsterniß wandelte.“

Nach dem Tode ihres Gatten, den sie überlebte, spielte sie auch in den politischen Kämpfen eine nicht unbedeutende Rolle. Die Matrone stimmte nicht selbst für Karls I. Tod, aber sie erkannte darin die sichtbaren Fingerzeige des Himmels.

Noch viele Jahre dauerten in London die Beschwörungen fort. Man ging zu denselben, „wie man in die Comödie geht,“ versichern Schriftsteller der Zeit. Eine weltliche Besessene wurde einst auf dem Wege nach der Kirche, um sich beschwören zu lassen, gefragt: ob sie noch besessen wäre? Sie antwortete: „O ja, Gott sei Dank!“ Es half auch nichts, daß mehre der be-

ſeſſenen Nonnen frühere Auftritte wiederho'ten, und die Schweſter Agnes einſt in der Kirche laut aufſchrie: „Sie ſei keine Beſeſſene, ſie habe ſich nun ſchon lange genug im Geheim martern laſſen. Wenn Gott ihr nicht beſondern Beiſtand geleiſtet hätte, würde ſie längſt verzweifelt ſein. Sie wäre die allerunglückſeligſte Creatur unter den Händen ſolches Volks!“ Die Thränen ſtürzten ihr dabei aus den Augen und ihr Jammer rührte Alle. Nur die Mönche nicht. Man lächelte, und hatte für alle dieſe Worte nur die eine Antwort: So mächtig ſei noch immer in ſeinen Liſten der Erzfeind.

Die Hülfe, oder vielmehr das Ende dieſer Zuſtände, kam von einer andern Seite. Nach den Beſeſſenen von Loudun zu reiſen, war Sache der Mode geworden. Die hohe und die feine Welt mußte dort geweſen ſein. Mit ihnen kamen die Zweifler und Spötter. Der Graf von Lude präſentirte den Exorciſten eine Reliquienſchachtel, die ſich in ſeiner Familie ſeit Uralters erhalten, und wunderbare Wirkungen auf Beſeſ-

ſene von je an ausgeübt habe. Die Exorciſten nahmen ſie, dankbar gegen den vornehmen Mann, und ihre Wirkung bewies ſich ſogleich aufs ſchlagendſte an einer Nonne. Sobald ſie ihr auf den Bauch geſetzt war, horten die gräßlichen Verzükkungen auf, ſie lachelte ſtill. Als man ſie fortnahm, fingen die Krämpfe wieder an. Die Beſchwörer äußerten ihren Wunſch, den geheimnißvollen Inhalt zu ſehen, ja der Wunſch blickte ver, die wundertätige Schachtel zu beſitzen. „Mit Vergnügen!“ antwortete der Graf von Lüde, und öffnete ſie. Es war ein noch blutiger Zahn darin, den ſein Arzt ihm erſt geſtern ausgezogen hatte. „Ei, gnädiger Herr, warum ſpotten Sie unſer?“ ſagte der Exorciſt. „Ei, Herr Pater,“ antwortete der Graf, „warum ſpotten Sie Gottes und der Welt'“

Noch übiere Anſichten brachte die Herzogin von Aiguillon nach Paris zurück. Die muntere Dame, Richelieu's Nichte, hatte mit einem großen Gefolge, darunter Damen, Aerzte und Philoſophen, die Nonnen beſucht. Man forderte ſie

auf den Verſuch zu machen, eine Beſeſſene aufheben zu laſſen, die bekanntlich ſo ſchwer wäre, daß ſechs ſtarke Männer ſie nicht heben konnten. Den Herren gelang es nicht, welche die Beſeſſene um den Leib faßten. Aber das wißbegierige Fräulein von Rambouillet faßte ſie beim Kopf und hob ſie ohne ſonderliche Mühe in die Höhe. Cerisantes, ein Sohn Duncans, hatte ihr dieſe Behandlungsart zugeflüſtert, die ſo vortrefflich ausſchlug, daß die ernſte Geſellſchaft unter vollem Gelächter die Kirche verließ.

Die Zeit der Blüthe war um, die Mode ging vorüber. Man lachte in Paris über die Berichte der Herzogin von Aiguillon, und vergaß, daß man vor ihr geſchaudert hatte. Man lachte, aber that nichts, um das Geſchehene wieder gut zu machen, dadurch, daß man eine neue Unterſuchung angeordnet hätte. Dagegen ſtrich Richelieu die 4000 Livres Diäten für die Beſchworen. Die wegfallenden Diäten wirkten mächtiger als alle Schriften der Philoſophen. Der Wahn trocknete wie ein Entzündungsſchwur aus. Paris war fort,

schaaren, fast wie die Heuschrecken, die Besitzungen und richtet ähnliche Verwüstungen mit den genannten Thieren an. Der Hochmorast ist sein Element. Doch sahen wir in diesem Jahre nur einzelne darüber hinstreichen. Sonst ist die Gegend auch an anderen Wasserrathen reich; Raubvögel schweben über die großen Weiher und manches blutige Gefieder eines Schneehuhns zeugte von den Thaten der Adler. Die Schneehühner sind hier in solcher Ueberzahl vorhanden, daß sie bei jedem Schritt aus dem Gestrüpp auffliattern und man sie fast mit Knütteln tode wirft. In der Nähe der Seen hat ihr Fleisch aber einen unangenehmen Fischgeschmack, daß selbst der Lappe sie nur im Nothfall ißt. Uns hatte die Güte des Obrist Boye mit einigem Rennthierbraten, Hühnern und Brod versehen, wovon wir ein köstliches Mahl an den Ufern eines See's hielten. Von Annehmlichkeit und Bequemlichkeit war hier zwar nichts zu finden, nicht einmal ein trockener Stein — aber die Felsenwände schützten doch etwas vor der empfindlichen Kälte des Windes, der fortwährend über die Höhen streicht. Ohne diese gastlichen Geschenke würden uns die Gefühle der Wölfe

Lactanz und Tranquillus todt, die übrigen Exorciſten waren nicht in der Mode. Die vornehmen und reichen Fremden blieben aus, die Einwohner von Loudun beſuchten nicht mehr das Schauſpiel, und um die Paar Betſchweſtern, welche ſich regelmäßig einfanden, lohnte es nicht mehr zu exorciſiren. So verſchwand der Teufel allmälig aus Loudun, weil man ſich nicht um ihn bekummerte.

Was ſollte er auch noch thun! Das Kloſter der Urſulinerinnen war reich geworden, eines der reichſten in Frankreich. Weil es ſich ausbreitete, und Platz bedurfte, hatte Laubardemont den Reformirten ihr ſchönes Collegium genommen und es den Urſulinerinnen gegeben. Die Reformirten durften nicht murren. Urbans Aſche flog noch durch die Luft.

Laubardemont fuhr nach Paris. Durch Zufall auf einem andern Wege als dem gewöhnlichen. Die Nacht brach an, die Wege waren unſicher. Als der Wagen in ein Gebüſch einbog, pfiff es. Räuber fielen den Pferden in die Zu-

gel. Einer ſprang an den Kutſchenſchlag und forderte, den Tod drohend, die drinnen Sitzenden auf zu ſchweigen und Geld und Koſtbarkeiten herauszugeben. Aber Laubardemont feuerte ſein Piſtol auf den Räuber; er ſtürzte, unter die Schulter getroffen, herab und unter den Wagen. »Vorwärts!« rief mit kraftiger Stimme der Staatsrath, er hörte ſein Gefolge, das ſich etwas verſpatet und auf das die Räuber nicht geachtet haben mochten, hinter ſich. Die Angreifenden wurden nach einigen Schüſſen überwältigt und in die Flucht geſchlagen. Der Wagen rollte nach einer Erſchütterung, die von einem tiefen Stohnen begleitet war, fort. Leute aus der nächſten Ortſchaft kamen mit Waffen und Fackeln. Man fand den Räuber, der in den Wagenſchlag gedrungen, todt, das Rad des ſchweren Wagens hatte dem Verwundeten den Bruſtknochen zerſchmettert. Man trug ihn in das nächſte Haus, wo er ſtarb.

In demſelben Hauſe ſtieg Laubardemont und ſeine Familie ab, um ſich von dem Schreck zu erholen. Der Maire des Orts flüſterte dem Staats-

rath etwas zu, und dieſer ging mit ihm aus dem Zimmer. Als er nach einer langen Weile wiederkam, ſah er ſehr verſtört aus, forderte ein Glas Waſſer und wollte trinken, aber ſtatt es an die Lippen zu bringen, goß er es am Kragen aus; ſo zitterte ſeine Hand. Als Frau von Laubardemont fragte, was es gebe, antwortete er: »Nichts als gewöhnliches,« und drang auf die Weiterreiſe.

Die Leute im Ort ſahen ſich bedenklich an. Der Maire aber ſagte: »Was iſt's als ein todter Räuber, den man an der Hecke verſcharrt. Der hat keine Familie, daß ſie ſeinen Leichnam auslöſe.«

Der Arzt Petin, welcher von dieſem Vorfall berichtet, verſetzt ihn in eine ſpätere Zeit und an einen andern Ort. Er ſagt: »Der Räuber ſtarb, ohne ein Wort zu reden, und ohne zu ſagen, wer er ſei. Erſt nachmalen hat man erkannt, daß er der Sohn des Requetenmeiſter Laubardemont geweſen, der im Jahr 1634 den armen Pfarrer zu Loudun, Urban Grandier, lebendig verbrennen ließ, und vorgab, dieſer Pfarrer hätte eine Legion Teufel in die Leiber der Nonnen zu Loudun geſchickt,

da er doch ſelbſt die Nonnen hatte abrichten laſſen, ſeltſame Capriolen zu machen, und dadurch dem abergläubiſchen Volke einbildete, ſie wären beſeſſen. Gewiß dieſer neuerliche Vorfall zeigt, daß die göttlichen Strafgerichte noch jetzt über die Familie dieſes ungerechten Richters ergehen, und der grau[illegible]e und klägliche Mord des armen Pfarrers, ſein um Rache ſchreiendes Blut, noch an den Kindern ſeiner Mörder heimgeſucht wird.«

Gedruckt bei C. Feiſter.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04039/055

Zwölf Nächte.

Zwölf Nächte.

Roman in sechs Büchern

von

W. Alexis.

Erster Band.

Erstes und zweites Buch.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1838.

und Bären weit näher gerückt sein, denn wir selbst hatten an nichts weniger gedacht, als an diese hungrigen Wüsten.

Der durchnäßte Boden vergönnte keine lange Ruhe. Als die Höhe, welche uns vor dem kalten Hauch geschützt, erstiegen war, breitete sich vor uns wieder eine unermeßliche Gegend aus, wenn auch nicht so arm, wie die kaum durchwatete, doch trostloser. Denn in all der Mannigfaltigkeit ihrer terrassirten Berg- und Felspartieen, der Sumpfmoore, der See'n, die in blauer Ferne herausblickten aus dunklen Tannenwäldern, sprach sich doch die menschenleere Einöde aus. Dies konnte nicht einmal das Reich der Thiere sein, die Welt war zu lautlos traurig. Nur etwas herrscht hier — das alte Wasser. Aber weit entfernt, jenen erfrischenden Charakter südlicher Gebirge zu athmen, starrt es farblos zwischen dem kalten Sibirischen Sommerbraun. Kein ewig junger Quell, keine plätschernde Welle, nur ein Rest der chaotischen Fluth. Dieses Schneewasser tränkt auch nicht die Felder rings um zu Grün und Leben, es dient nur zur Verwüstung.

Springen und Klimmen war mehr als am Vormittage unsere Beschäftigung, und jedesmal,

Der Weihnachts-Abend.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Der Brief war fertig. Die Piſtole lag auf dem Tiſche, ihm zugekehrt. Die Arme kreuzend, blickte er eine Weile in die dunkle Mündung, als erwarte er eine Stimme daraus. Aber alles blieb ſtumm. Die Lippen des blaſſen Geſichtes verzogen ſich zum Lächeln: „Es ſoll einmal keine Prophetenſtimmen mehr geben!“

Er war aufgeſtanden, hatte das Fenſter geöffnet und lehnte ſich hinaus.

Auf dem Papiere ſtand: „„Warum ich Abſchied nehme von dieſer ſchönen Welt? — Eine thörichte Frage. Jeden, der lebt, ſollte man fragen, warum er leben bleibt? — Leben in einer Welt, aus der die Schönheit fort iſt. — Wenn Du abſolute Gründe willſt: Weil ich kein Geld habe, und keiner iſt, der mir den heiligen Chriſt beſcheert. Warum bleibſt Du leben, der Du mehr wiſſen willſt? — Weil ſie heut Abend Dein Lieblingsgericht kochen? Weil der Wind in ihren Locken ſpielte und ihren Athem Dir zublies? Weil Dir morgen zwei Dutzend Hände klatſchen

werden, wenn der Vorhang fällt? — Ich habe auch geglaubt an den heiligen Christ, und mich gefreut auf den Schein der dampfenden Wachslichter, die verkünden, daß er da ist; aber nun sind zwei Dutzend Jahre und darüber verstrichen, seit ich ein Kind war, und die Lichter brannten mit jedem Jahre dunkler. Nun seh' ich durch das dünne Flämmchen den verglimmenden Docht, das verzehrte Wachs, den Rauch, der die Decke schwärzt; aber der Christ ist nicht da, das glänzende Kind, das die Strahlen der Sonne einsaugt, und mit den Händchen winkt: Kommt her zu mir, die Ihr trübselig seid und beladen. — Die Asträa ist wieder auf Erden. Jubelt ihr Heiden und Juden vor ihrem Tempel, mir ist das steinerne Gesicht zuwider, mir graut vor der diamantenen Wage in ihren Händen, wo das Herz nichts wiegt. — Unsere Vorfahren nannten die Welt schön. Was mag der Panurg gemeint haben, als er ihnen die Phantasmagorien vormalte? Wenn wir bebend hinter dem Ofen vier Monat lang uns die klammen Finger anhauchen, wen erwärmt da die Schönheit der Frostblumen am Fenster! Stürme und Regenschauer läuten den Winter ein, und läuten ihn aus, und wenn die Cur gründlich ist, brennt Dir die Sonne auf den Scheitel, und Du suchst den Schatten der feuchten Höhle. — Laßt mich meinen einsamen Weg still gehen zu den Schatten, unbeklagt und ohne Geläut; darum bitte ich Euch. In die Kirchhofsecke, oder über die

Mauer unter Disteln und Nesseln meinetwegen mit dem, was von mir übrig bleibt. Aber, um des ewigen Geistes willen, richtet keine Tempel über diesen Schutt auf, und hängt keine Fahne aus für eine neue Narrheit! Was ich thue, werde ich vertreten vor ihm, oder vergehen vor der Majestät des Antlitzes, das keiner sah. Ich bin kein Herzog, ich will kein Gefolge; nur ein müder Wanderer bin ich, den die Füße nicht weiter tragen, und das Licht seiner Augen wird matt, daß er die Farben nicht mehr sieht.""

Das Fenster ging über den Hof hinaus auf viele kleine Höfe und Gärten; bei Tage hatte man eine Aussicht bis ins Feld. In den kleinen Wohnungen war alles hell und munter. Wie Insectengesumme tönte der Weihnachtsjubel durch die ungewöhnlich laue Decemberluft. Die Kindertrommeln, Knarren und hölzernen Trompeten waren in Bewegung. Selbst die todte Winternatur schien sich zu regen. Die Bäume schüttelten ihren Schnee ab, und die dürren Aeste rauschten.

„Alljährlich erneut sich die Lüge, sprach er, die Kinder werden Riesen, die Großen Kinder, und wenige Tage nach Neujahr schon ist der Rausch abgestanden, der Flitter verblichen, das Spielzeug hat seine Farben eingebüßt, und die Eltern, verdrießlich über den Lärmen, nehmen den Kindern die Trompeten fort. Woher kommen nun Muth und Lust nach einem Jahre voll Hunger, Verdruß und Täu-

ſchung, um im nächſten die neue Täuſchung von Neuem anzufangen! —"

Von den Thürmen ſchallten die Glocken herüber, die das Feſt einläuteten. Die Spieluhr hub ihre alte geiſtliche Melodie an.

„Daher! fuhr er fort. Die Glücklichen, die noch das alte Lied hören, und es bleibt ihnen imme neu! Aber von allen da unten hinter den glänzenden Fenſtern, wie viel glauben denn noch? — Die Leinweber dort? Wenn der Gottesfriede in ihrer Bruſt ruhte, woher ihr kochender Unmuth gegen die Weltkinder? Warum verſchließen ſie ſich nicht in ſich, in ihre Gottſeligkeit, was treibt es ſie, nach dem Teufel auszuſchauen, in uns Andern ihn aufzuſtöbern und zu wittern, wenn ſie ihn getödtet haben in ſich? Ward in Euch die Gnade lebendig, was ſchwelgt Ihr nicht an dem Wunder, nach dem meine dürſtende Seele lechzt. O wenn es mir erſchiene, ich wollte meinen Feind umarmen und die ganze Welt ſegnen. Liebe zu uns macht Euch zu Zeloten! Dieſelbe Lüge iſt's an der wir alle zehren. Derſelbe Zweifel treibt Euch hinaus aus Eurer Armſeligkeit, weil Euch bange wird mit ihm zu ringen. Darum müßt Ihr predigen, bekehren, verfluchen, wie ein Fürſt, der ſeine Völker zum Kriege mit den Nachbarn austreibt, weil er ihnen im Hauſe nicht traut. Ihr ſeid krank, wie wir krank ſind, Ihr lechzt wie wir nach dem Neuen, nach dem Wechſel, und es kommt nur das Alte wieder."

Er saß wieder am Schreibtisch und fügte dem Geschriebenen folgendes hinzu:

„„Thöricht, die da fürchten, die Welt werde untergehen an den Widersprüchen. Wie ein lebenssatter Mann wird sie hinsterben an Erschöpfung, weil keine Offenbarung mehr kommt, kein Wunder mehr geschieht. — Das ist es ja allein, was mir das Herz bricht. Nur eine schöne Lüge! Geist oben, ich verlange ja keine Wahrheit, verschließe sie hinter deinen undurchsichtigen Demantmauern; nur noch eine schöne Täuschung, an die ich glaube, die mich wärmen kann, wär's auch nur auf eine einzige Stunde. Wenn der alte, morsche Eichentisch sich spaltete, und es wüchse ein Tannenbaum heraus mit buntem Papier, mit Flittern und Wachslichtern, und goldne Aepfel dran. Ich bräche sie auf, und Thaler und Ducaten rollten heraus. Werde es nachher zu Spielmarken und Rechenpfennigen, es wäre doch eine selige Stunde gewesen. Wurde das eine so schwere Aufgabe, dem dürstenden Menschengeschlechte neue berauschende Zaubertränke zu bereiten. Wie reich flossen sie ehedem den Geschlechtern vor uns, und nun wäre alles erschöpft, kein Wahnsinn mehr möglich, und selbst die Schwärmerei an die Industrie gekettet!

„„Wir wissen Alles — daß es keinen Durchweg gibt am Nordpol, keine Atlantis, keine hesperischen Gärten, keine Engel und keine Teufel, keine große That ohne Eigennutz, keinen Homer und keinen

Chriſtus, kein Vaterland; auch keine Freiheit, für die wir noch geſtern unſer Blut verſprützten, keine Freundſchaft und keine Liebe. — Keine Liebe! an welchen Angeln, ewiger Geiſt, hängt dann noch deine Welt zuſammen!

„„Iſt der jüngſte Tag nahe? — Nein, es wird wieder Frühling, wenn der Schnee ſchmilzt. Die nach uns werden hoffen, athmen, ſehnen wie wir, wie die vor uns. Nur raſcher kommt die Enttäuſchung. Wir ſind als Jünglinge Greiſe; die nach uns werden es als Kinder ſchon. Wird ſie dann untergehen, wenn Silberhaar in der Wiege geſchaukelt wird?

„„Wo der Geiſt todt iſt, herrſchen Geſpenſter. Das Haus wäre alt genug, morſch wie die Welt, aber ich ſehe keines. Alles iſt natürlich um mich her; der Schatten dort, der mich erſchreckte, war ich ſelbſt, das Bild meines Großvaters bewegte ſich an der Wand, weil Einer die Thür heftig zuſchlug, an der Mauer rauſchte es vorhin, weil der Zugwind das Blatt Papier vom Ecktiſch warf. Alles natürlich! Auch die Geſpenſter ſind todt, es giebt ja keine Schätze mehr zu behüten. Aber an dieſer Natürlichkeit ſterbe ich, ſchreibt es ins Todtenregiſter.““

Er unterſchrieb das Papier. „Die Gefühle ſind nun zu Ende, murmelte er. Es bleibt nichts als die nackte That der Vernichtung.“ — Der letzte zerbrechliche Stuhl, auf dem er geſeſſen, ward mit

leichter Mühe auseinandergeriſſen, und die Stücke wanderten in den Ofen zu einem Feuer, daß verſchiedene Pakete, die alle ſorgfältig mit verblichenen Bändern umwunden waren, verzehren mußte. Sie waren geordnet, numerirt. Sein ſtarrer Blick verfolgte die Flammen, wie ſie eins nach dem andern verſchlangen; erſt wenn der letzte Funke in der Aſche verſchwand, ergriff er das folgende. Den Scripturen folgten Zeichnungen, Riſſe. Ein wehmüthiges Lächeln ſchwebte um die bleichen Lippen, wenn die Flammen im Augenblick verzehrten, woran Hand und Auge Monden lang gearbeitet hatten. Nur eine große Zeichnung hielt er länger zwiſchen den Fingern. Eine Stadt war darauf perſpectiviſch abgebildet, mit architectoniſchen Riſſen von Brücken, Thürmen, Thoren und Palläſten. Das matte Auge verfolgte noch mit einem ſtillen Entzücken, woran der Geiſt ſo lange geſchwelgt. Zwei Mal hielt er die Rolle an das Feuer, zwei Mal zog er ſie wieder zurück. Jetzt endlich faſſte ſie die Flamme, und das Feuer verzehrte in ſeiner Hand, das was ihm das theuerſte zu ſein ſchien von den Entwürfen eines Daſeins, das hinter ihm lag. „Sie werden auch ohne mich bauen, und ſchöner und beſſer!“ — Die Bücher blieben in einem Winkel zuſammen gepackt; ſie ſollten ſeine kleinen Schulden decken. — Die wenigen Schildereien, die für Andere keinen Werth hatten, kamen nun an die Reihe der Vernichtung. Nur als er das Bild

nachdem kaum hundert Schritt Sumpfland durchwatet waren, galt es, eine neue Felsenwand hinunter zu klettern. Das Marschiren durch den Sumpf ermüdet mehr als ein beständiges Steigen; je schlammiger der Morast, um so schmerzlicher und anstrengender ist die Bewegung der Füße. Oft gilt es alle Kraft, sie und Stiefel oder Schuh zugleich herauszuziehen. Daher, je tiefer wir in die eigentliche Wasserregion geriethen, um so angenehmer wurde den Marschirenden der Weg. Reißende Waldströme, breit und tief, die anderwärts eine Reise ganz unterbrochen hätten, kreuzten wir hier mit Lust, denn das kalte Wasser war eine Wohlthat für die erhitzten, mit Schlamm bedeckten Füße. Die beständige Bewegung und die Anstrengung des Kletterns hielten die nachtheiligen Folgen der plötzlichen Wasserbäder ab. Freilich durften wir dabei an kein Ausruhen denken, wie oft sich auch Führer und Reisende erschöpft auf jeden von der Sonne getrockneten Fleck niederwarfen, um sich sogleich wieder aufzuraffen, wenn die maroden Nachzügler angekommen waren. Dieser kurzen Lust wegen zwang sich aber Jeder zu außerordentlichen Anstrengungen, so lange noch die Kräfte reichten,

eines alten Mannes in einer großen Perücke und einem altmodischen Priesterrocke von der Wand nahm, zitterte leicht seine Hand. Wie strenge sah ihn das Gesicht seines Großvaters an! Es war ein sorgfältig ausgeführter Kupferstich.

„Warum das! rief er. Was kann dieser alte Mann für Regungen wecken! Du warst ein strenger, orthodoxer Diener der Kirche. Dein ganzes Leben war ein Kampf mit der Ketzerei. Diese Feder, die stolz im Dintenfaß steht, schleuderte flammende Bannbriefe; selbst einen Lessing wolltest Du verbrennen um seinen Unglauben. Ehrwürdiges Bild einer längst begrabenen Vorzeit, Dein Himmel würde Dir zum Fegefeuer, könntest Du von dort nur einen Blick auf unsere Zerrissenheit werfen. Die Ketzerei, von der Du lebtest ist todt, todt mit Deinem Glauben. Du sprachst einmal, als Du mich auf deinen Knieen schaukeltest, ich solle nicht werden wie mein Vater, festhalten solle ich am Glauben, dann würden Wunder geschehen. — Ich ward nicht wie mein Vater, ich lief nach dem Regenbogen, wo er schien, aber meine Hände faßten ihn nie. Doch verbrennen sollst Du nicht mit den leichten Wesen. Zu markig war Deines, zu fest Dein Fuß, Du Held aus einer Zeit, wo es noch Helden gab, die glaubten, und Gläubige, die Helden waren.“

Er trat an den Tisch, beugte sich, die Hände unwillkührlich faltend, wenige Secunden über und

ergriff das Pistol. Langsam hob er es gegen sich gekehrt und setzte die Mündung in den Winkel zwischen die Augen. Aber das Licht brannte düster. Hell sollte es zu der That sein! Er ergriff die Putzscheere — die Hand irrte; er putzte es aus.

Hatte es der stechende Blick seines Großvaters ihm angethan, oder die schütternde, klingende Bewegung, denn die Decke über ihm zitterte von heftigen Fußtritten, und seine Hand zitterte auch wie vorhin, als er das Bild hielt.

Das Licht hier wieder anzuzünden hatte er sich selbst die Mittel geraubt; die Geräthschaften waren mit den andern Sachen verbrannt. Er setzte den Hahn in Ruhe, ließ die Pistole in die Rocktasche gleiten und ergriff den Leuchter, um die Kerze oben bei den Studenten anzuzünden. Sie waren zu Hause denn er hörte sie jetzt deutlich fechten.

Er hatte die Thür geöffnet; da sank ihm etwas zu Füßen und faßte nach seiner Hand. Eine athemlose Stimme sprach in abgebrochenen Sätzen: „Um Himmels Willen, — lieber Herr Werner, — ehe es zu spät ist, — kein Blut, kein Blut! Es ist ja heilige Christnacht.“

Beim Scheine eines Feuers und einiger wandelnden Lichte, die oben aus der Küche des Dachgeschosses den Flur und die schmale steile Treppe nur kümmerlich erleuchteten, hätte er das Mädchen nicht erkannt; aber es war die Tochter der Frau oben

welche ihr Dachzimmer an Studenten vermiethete. Marie mochte die Treppe halb hinabgestürzt sein und Angst und Eil sie auf die Kniee geworfen haben. Sie preßte in athemlosen Schreck seine Hand an ihre Lippen und stammelte: „O schnell, schnell, ehe es zu spät ist.“

Wenn die Lichtscheere fünf Secunden vorher nicht fehl gegriffen, wäre es zu spät gewesen; sie war aufgesprungen, sie faßte seinen Arm und zog ihn die Treppe hinauf. „Herr Jesus, Herr Werner, es gilt ja eines Menschen Leben.“

„Wessen Leben?“

„Weiß ichs! Eines von Beiden. Sie hören ja.“

Heftige Stimmen, Kindergeschrei, Fußtritte, ein verworrenes Getöse, dessen Grund und Bedeutung der Mann, dessen Gedanken schon in einer andern Welt schweiften, am wenigsten auf der Stelle zu begreifen vermochte, hatte sich mit dem Hieherklirren vermischt und verwirrte die Scene, statt zu ihrer Aufklärung behülflich zu sein.

„Wer, liebes Kind, will sich umbringen?“ fragte der Erwachende still stehend.

Marie weinte beinahe vor Unwillen, daß er noch zögern konnte: „Sie sollen helfen, uns beistehen — sie auseinanderbringen — unsre Studenten —“

„Studenten! Warum?“ fragte er noch einmal — „Gott weiß es, stammelte das Mädchen, sie haben die Thür zugeriegelt — aber ich horchte — die Groß-

mutter ſchreit — hören Sie — und Sie hören nicht."

Was hier vorfiel und geſprochen wurde, war das Werk kaum einer Minute, während deren das Mädchen Wernern die Treppe hinaufgeriſſen hatte. Ein krachendes Getöſe, mit einer donnernden Weiberſtimme und dem Aufſchrei der Kinder verbunden, gab einem verworrenen Auftritte ſeine erſte Löſung. Werner, aus ſeinen Träumen erwacht, ſah eine ſonderbare Wirklichkeit vor ſich.

Die robuſte alte Frau hatte, als ihre Zurufungen nichts über die Wuth der Kämpfenden vermocht, mit Hand und Fuß die verſchloſſene Thür geſprengt. Das morſche Bretterwerk war in die Kammer geſtürzt, und eine Schaar kleiner Blondköpfe, deren Geſchrei ſich vorhin in die polternden Drohungen der Großmutter gemiſcht, leuchtete mit den Weihnachtskerzen, daß man ungefähr die Verwüſtungen des Schlachtfeldes überſehen konnte; denn die einzige Lampe in der Kammer war während der Hitze des Gefechtes in Stücke zerſchlagen.

Frau Martin hatte mit kräftiger Hand den, der ihr zunächſt ſtand, am Kragen gefaßt, und mit raſcher Wendung ihn ſo fortgeſchleudert, daß er mit dem Rappier nur die Wand verwunden konnte. Aber indem ihr Rücken ſich ſcheinbar dem andern Kämpfer dadurch als Zielſcheibe bloß gab, hatte ſie ſchnell und geſchickt mit der linken ihm in ſeine rechte gegriffen,

und ihr Druck war so fest, daß selbst wenn der Student außer aller Besonnenheit gewesen wäre, um auf seine Wirthin statt auf seinen Gegner los-zuschlagen, es nicht mehr in seinem Vermögen gestanden hätte. „Satanskinder auseinander!“ rief sie. „Die Lichter aus!“ schrie, auf den Boden stampfend, der am Kragen Erfaßte. „Nein mehr Licht her! rief sie, Marie! ein Paar Brände aus der Küche!“

Vergeblich waren die Anstrengungen der Studenten. Indem sie den einen mit dem Gesicht so gegen die Wand drückte, daß er weder mit dem Arme noch dem Hieber sich bewegen konnte, regierte ihre Hand die seines Gegners. Wenn es in Thomas Absicht gelegen hätte, mit der linken Hand sich frei zu machen, so war ihm auch diese Möglichkeit durch einen Burschen von ungefähr dreizehn Jahren benommen, welcher auf einen Wink der Großmutter ihm auf den Rücken gesprungen war, und die Beine in des Studenten Seiten gesetzt, mit seinen Armen ihm den Hals zuschnürte.

„Wollt Ihr Euch noch umbringen!“ — „Tolles Weib!“ knirschte Anselm an der Wand, und rief den Teufel an, daß sie ihn loslassen solle. Die Frau meinte, der böse Feind dürfe hier nicht länger mitsprechen. Im Gegentheil, als sie in beiden Combatanten nichts von der Fügsamkeit, die sie verlangte, zu bemerken glaubte, rief sie noch die Hülfe der

Andern an, um die Rasenden zu binden. Christoph, der auf Anselms Nacken saß, hatte kaum dies gehört, als er, gewohnt schon dem Wink der gefürchteten Großmutter zu gehorchen, sich durch eine gewagte aber geschickte Bewegung zu Boden warf, dergestalt, daß der von ihm umstrickte Student ebenfalls zu liegen kam, zwar auf ihm, aber in der vorigen Stellung. Es ward ihm so unmöglich seine Waffe zu gebrauchen. Die Frau, die es nunmehr mit dem andern allein zu thun hatte, wußte ihn dergestalt in die Ecke zu stoßen, daß er den Hieber fallen ließ, und in derselben Stellung hatte sie seine Arme auf den Rücken gefaßt, die Hände gekreuzt und als sie nach einem Stricke rief, holten die Kleinen jubelnd die losgerissene Schnur, an der die Pfeifen hingen.

„Unsinn!" tobte der vom Kampf ermattete Anselm, als er seine Hände umstrickt fühlte, und „ja Unsinn!" parodirte die Frau. — „Wenigstens verbiete Sie den Bengeln das Maul, wenn nicht das ganze Haus zusammen laufen soll," sagte Thomas. Die Siegerin meinte, das sei das erste gescheute Wort, das er gesprochen, und ihre schwere Hand gewitterte etwas unter die Blondköpfe, die in der That einen Lärm machten, welcher die angedeutete Wirkung haben konnte, wenn nicht gerade jetzt aus dem untern Geschosse eine laute Instrumentalmusik begonnen und die halb wilden, halb lustigen Harmonien von Geigen,

Bratschen und einem Fortepiano das Haus und seine schwachen obern Wände durchschüttert hätten.

„Kommt alles ja recht schön zu paß, um den Christabend zu feiern, fuhr sie in ihrem Eifer fort, Todtschläger, Tollhäusler, Tanzmusik und Gegeige!"

Werner, der aus seiner Erstarrung erwacht war, suchte die Frau darauf aufmerksam zu machen, daß diese seltsame Behandlung mit dem Stande und Beruf der jungen Männer sich nicht schicke. Es thäte besser, wenn sie es für nöthig erachte und verantworten wolle, der Obrigkeit die Sache zu überlassen.

Aber sie meinte, Obrigkeit und Polizei könne ihre Nasen dahin stecken, wo sie Lust haben, Christenpflicht gehe der Polizei vor, und sie wolle in ihren vier Pfählen keine Mörder haben.

Auch Mariens Bemühung blieb ohne Wirkung. Ja die Studenten selbst schienen mit der Vermittelung nicht zufrieden. Der ergrimmte Anselm warf dem unberufenen Zeugen vor, wenn er wisse, was Ehre heiße, hätte er der tollen Frau den Mund binden sollen, statt ruhig zu sehen, wie ihm die Hände gebunden wurden. Werner antwortete rasch, er wisse was Ehre sei und stehe jedem bereit, eine Erklärung davon zu geben. Aber Frau Martin riß ihn mit ihren mächtigen Armen zurück: das fehle noch, um die gotteslästerliche Tollheit voll zu machen.

Werner las auf dem Boden, was er in einer so seltsamen Lage zu thun habe, Anselm bohrte seine

Stirn in eine Ecke, Thomas drückte die Augen zu, und Marie schien zu fragen: Was soll daraus werden! als die Siegerin, die Arme in die Seite gestemmt, in die Mitte der Stube trat:

„Seht mir die Schelme an! Soll man Euch wie Narren anschauen oder wie Kehlabschneider; die treiben auch Nachts ihr Handwerk, haben nicht das trockne Brot, und wollen dumme Streiche machen, wie die vornehmen Herren, die nichts bessres zu thun wissen! Ist Euer Blut so warm von dem Wasser, was Ihr zum Frühstück trinkt oder zum Abend? Haben Euch Eure Bücher heiß gemacht, oder Eure Professors? Wäre ich Oberprofessor, oder wie der jetzt heißt, ich wollte es Euch ja brühsiedend warm hinter die Ohren geben, was es ist, Menschenblut vergießen.“

„Er erwürgt mich!“ rief Thomas.

„Laß ihn los, Christoph!“ sprach die Frau. „Der ist nicht der Schlimmste von Beiden. Aber besser ersticken, als seinen Bruder todt schlagen.“

„Tollheit! wir sind nicht Brüder!“ rief Anselm.

„Ihr sollt aber Brüder sein; ich werde Euch die Brüderliebe beibringen, so wahr ich eine ehrliche Frau bin.“

„Frau Martin, wir sind vielleicht Alle in einem Irrthum, die Sache so ernst zu nehmen,“ sprach jetzt Werner. „Es mag nur ein Scheingefecht, eine Uebung gewesen sein. Welcher Thor wählte zu einem Duell die dunkle Nacht und diese Zeit!“

Da rief Marie plötzlich mit der Stimme des Entsetzens: „Blut, ach Herr Jesus, wirkliches Blut!“

Anselm hatte sich, um einen zornigen Blick auf den unberufenen Fürsprecher zu werfen, umgedreht, und man sah das feine blasse Gesicht mit Blut beschmiert. Es tröpfelte über Kinn und Brust auf das zerschlitzte Hemde. Die Kinder schrieen, Marie rang die Hände, Werner war aufgesprungen und die alte Frau riß den Gebundenen ans Licht.

„Schönes Scheingefecht! Doctor! her! Ein Menschenleben! Er verblutet, — Linnen! Marie! Linnen! Aus der Kommode — rechts im Schubkasten unter der Pappschachtel —“

Es schien das Werk ein und desselben Augenblicks, daß die rührige Frau ihrer Tochter diese Anweisung gegeben, einen Schlüssel aus der Tasche ihr zugeworfen, die Bande Anselms mit einem Taschenmesser durchschnitten, und den Studenten selbst zum Bette gezogen und auf dasselbe gedrückt hatte. Im nächsten Augenblicke schrie sie, auf Thomas einen zornfunkelnden Blick schießend: „haltet mir den Mörder fest!“ und riß Wernern an das Bette, daß er die Wunde waschen, untersuchen und verbinden solle. Als dieser erklärte, daß es ihm leid thue, kein Arzt zu sein, regnete auch auf ihn eine Fluth empfindlicher Worte: „daß ein solcher Doctor, der nicht curiren könne, besser thue Stiefeln zu putzen und Holz zu hacken; ja zwischen ihren Zähnen brummte eine Weisung,

die eine so geringe Achtung vor seinem Diplom ausdrückte, daß sie selbst für gerathener hielt sie zu verbeißen. Diese Ausbrüche gerechten Zornes hielten sie selbst indeß nicht ab während dessen mit einem feuchten Tuche das Gesicht des Verwundeten behutsam zu waschen.

Marie erbot sich zu ihrer Herrschaft hinunter zu laufen, da in der großen Gesellschaft gewiß mehrere Doctoren wären. Doch ihre Mutter wollte nichts davon wissen; indem es ihr leid thun sollte, das schöne Vergnügen der Herrschaften zu stören, die zu einem Opernsingsang keinen bessern Tag wüßten, als den heiligen Christabend. „Und was werden es für Doctoren sein? Wie unsre hier, die viel schwatzen und schreiben und wenn's Noth thut, dastehen, als hätte ihnen der liebe Gott die Arme am Leib anwachsen lassen, und das Gesicht in Mehlsuppe gesteckt.“ Doch sollte Marie auf der Stelle die Treppe hinab, im Vorbeigehn an des Doctor Strahlheim Thür rütteln, da er aber nie zu Hause, gleich drüben nach dem Weinhause springen, wo der Tagedieb, den Gott freilich auch in seinem Zorn zum Doctor gemacht, gewöhnlich liege; denn wenn ihm der Herr zu Weihnachten einen Patienten bescheere, würde ihm doch vielleicht auch ein Licht angezündet, bei dem er sich selbst beschauen könne, was für ein Taugenichts er sei. Als die Tochter bei dem Auftrage zauderte, wollte Thomas, dessen Umstrickung Christoph allmälig

und es galt eine Art Wettlauf nach den von den Führern bezeichneten Punkten. Schlaue Berechnung sollte da häufig zum Siege mit beitragen, täuschte sich aber nicht selten, denn statt einen kürzern Weg zu finden, blieb man zum großen Gelächter der Andern im Sumpfe stecken.

Nichts drückte übrigens weniger als die nordische Kälte; im Gegentheil dünkte uns die Luft schwül. Wie eine Rudel durstiger Hirsche standen die Sieben bei jeder Quelle still und schöpften eine Handvoll Wasser, die lechzenden Lippen anzufeuchten. Vergebens lud das schwellende Moos, üppig wie nirgends und gefärbt von der Witterung in alle Schattirungen des Roth und Gelb, zum Ausruhen auf seinen Kissen ein. Die Nothwendigkeit trieb rastlos weiter, denn noch zeigte sich keine Spur von Menschen in der Waldregion, die wir eben beschreiten wollten. Die Führer knieeten nieder oben am Rande, wo der weite Birkenwald, untermischt mit dunklen Tannen, zu Füßen lag. Signaltöne zwischen Jodeln und unserm Hallo! sandten sie zu unserer Verwunderung hinab und lauschten auf eine Entgegnung. Es tönte auch etwas herauf, wie Antwort ferner Stimmen, aber es war nur ein Echo.

loſer gelaſſen, ſeine Mütze ergreifen und hinunter. Aber Frau Martin donnerte: „Nicht von der Stelle!“ und Werner ſprang jetzt auf, um den Auftrag zu übernehmen. Möglich, daß es weniger Eifer war zu helfen, wo die Gefahr ihm nicht ſo groß ſchien wie den Andern, als eignes Intereſſe, aus einer unbehaglichen Lage fortzukommen, wo er Niemand helfen konnte. Ein freundlicher Blick von Marie dankte ihm; auch die Alte nickte ihm jetzt nicht unfreundlich nach.

Zweites Kapitel.

Es gibt Naturen, denen die Ordnung so eingeboren ist, daß sie überall unwillkührlich in ihrem Dienst beschäftigt sind. So hatte Marie, ohne daß sie es selbst wußte, in die wüste Zerstörung der Dachstube eine Methode gebracht. Die aus dem Schrank geworfenen Bücher und Pfeifen, die umhergeworfenen Kleidungsstücke der Duellanten, die zerbrochene Thür und die Scherben der Lampe hatte sie freilich nicht auf einmal beseitigen können, aber Hand und Fuß hatte unmerklich vieles, was das Auge beleidigen konnte, leise fortgerückt und versteckt. Dies und Jenes stieß sie in den Winkel und über Anderes, zum Beispiel die blutigen Hieber, die ihre Hand nicht anzufassen wagte, warf sie Tücher, die die Mordwerkzeuge verdeckten. Dann hatte sie die Wachslichter der Kleinen auf höheren Punkten befestigt, und als sie das verlangte Leinenzeug geholt, auch die Pyramide aus der Weihnachtsstube mitgebracht, die statt des zurückgeschafften Feuerbrandes leuchten sollte. Ja um die Kleinen zu beschwichtigen, hatte sie auch

in der Stille die Teller mit den Pfefferkuchen gehohlt, und der jüngste Flachskopf konnte jetzt, als Werner fort war, mit Grund fragen: „Großmutter, ist das hier auch Weihnachten?“

„Frage den da, Hänschen, antwortete die Großmutter. Das Weihnachten, was ihm Gott, der Herr, beſcheert, war ihm nicht bunt genug. Er hat ſich darum ein eignes Weihnachten gemacht.“

„Warum haſt Du Dir ein eigenes Weihnachten gemacht, Thomas?“ fragte das Kind.

Aber die treuherzige Frage erweckte den kaum durch das Blut geſtillten Zorn der Frau zu neuer Heftigkeit. Sie ſprang plötzlich auf, riß den träumeriſch Daſtehenden an das Bett, und mit einem Blicke voll Nadelſpitzen und Flammen das geſenkte Auge des jungen Menſchen feſthaltend, fragte ſie:

„Warum das? Jetzt heraus? Warum das?“

„Frage Sie ihn!“

„Trotz noch! Siebzehn Jahr und ein Paar Monat, und ſchon ein Mörder! Blaues Aug' und blondes Haar, daß man Ihn wie ein Kind ſtreicheln möchte, und ſchon ein Menſchenmörder. Seine Mutter eine arme Frau wie ich, Er ihre einzige Ausſicht, ihr einziger Troſt, und Er wird ein Todtſchläger, den ſie abführen werden —“

„Faren!“ rief Anſelm und drehte unwillig das verbundene Geſicht nach der Wand um.

„Was, Er auch, fuhr die Frau auf. Noch

rappelköpfisch, und der Knochenmann schüttelt Ihn schon am Arm! — Umgedreht den Schwarzkopf, wenn Er noch so viel Muth fühlt! Mir erst ins Gesicht gesehen, wenn Er dem Tode glaubt ein Schnippchen zu schlagen. Ihm habe ich von je nicht getraut. Er hat keine Liebe und keinen Glauben in sich. Er geht nie in die Kirche, Er redet über Seine Lehrherrn, Er weiß Alles besser als Leute die älter sind. In seiner schwarzen Perücke hat der Gott sei bei uns Knoten gedreht, daß es ihm die Kinder ansehen; denn Ihn mögen sie nicht. Wenn Er mit ihnen spielen will, laufen sie fort. Dem da springen sie auf den Hals, und kriechen ihm durch die Beine und möchten ihren letzten Bissen mit ihm theilen."

„Und doch hat er mich umgebracht. Also sieht Sie klar, daß es mit dem Kinderverstande nichts ist."

„Was nichts! Mit welchem Verstande ist es denn? Mit Seinem etwa? Neunzehn Jahr alt, Kieck in die Welt, und wenn's nun Morgen Kieck aus der Welt hieße? Das sind arge, böse Zeiten, voll Gottlosigkeit, und die Jugend am Schlimmsten! Aber ich will Wache stehn am Thor, Rede stehen soll Er mir, warum Er das Weihnachtsfest verunheiligt, warum Er seinen Bruder gefordert hat. Ja Er, Er ist es gewesen, obgleich's Ihn getroffen, der das weiße Blut da verführt hat. — Was lachen noch, wenn man zwei Schritt von der Grube steht, und

Gott der Herr drüben wartet. Jetzt Beichte. Warum habt Ihr die Degen gezogen? Und Er spricht zuerst. Denn Er hat die wenigste Zeit."

„Frage Sie den," sagte Anselm.

„Nein Er soll sprechen, warum Er den lieben Gott herausgefordert hat, denn Gott rausfordern heißt es, wenn man seinen Nebenmenschen aus der Welt schicken will."

„Thomas mag bleiben, wo er Lust hat, sprach Anselm, sich wieder aufrichtend. Aber Sie — scheere sich zum Waschfaß."

„Das wird sie bleiben lassen, lautete die Antwort. Alles zu seiner Zeit. Weihnachten ist um Lichter anzuzünden und die Nacht soll ein Festtag werden voll Lust und Freude für alle Christenheit. Aber weil Euch alle Zeit gleich ist, Feiertag wie Werkeltag, weil Ihr Nachts arbeitet und bei Tage schlafet, am Sonntag fleißig seid und am Montag spatzieren geht, darum wißt Ihr nie, was an der Zeit ist. Denn, ob Ihr mich gleich für eine dumme Frau achtet, will ich Euch gelehrte Jungen doch ins Gewissen reden. Hören sollt Ihr und wissen, was an der Zeit ist, oder mich eine schlechte Frau schelten. Bei Euch ist an der Zeit zu schweigen und zuzuhören, wenn Andere sprechen, bei Euch ist an der Zeit zu lernen, aber nicht zu lehren. O ich weiß, Ihr Beide glaubt mehr zu wissen, als alle die hier im Hause wohnen und die halbe Stadt dazu; und ob Ihr so

arm ſeid, wie Kirchenmäuſe, dünkt Ihr Euch doch ſo reich an Weisheit, daß die große Kirche drüben nicht Platz dafür hat. Wo ſeid Ihr denn hergeſchneit, und wo ſoll Euch denn der Wind hinführen? Vorgeſtern hing Euch noch die Mappe am Riemen um die Schulter, und geſtern ſchlugt Ihr Euch mit dem Pennal um die Ohren. Das war an der Zeit. Aber heut möchtet Ihr ſchon Bücher ſchreiben und drucken laſſen — ſchweigt, ich weiß es — und das iſt nicht an der Zeit, und Euch blutig ſchlagen, um Gott weiß was, und das iſt noch weniger an der Zeit. Warum ſchaut Ihr denn immer ſo ernſt, als läge alle Laſt der Gottes-Welt auf Euren Schultern? Zu meiner Zeit, als ich in Halle ein junges Ding war, habe ich auch Studenten gekannt. Es war durchtriebenes Volk, ſie ſchlugen ſich auch; aber nur wenn ſie's gelernt hatten, und wenn, was ſie ihre alten Burſche nannten, ihnen ſagten, es müßte ſein, und dabei waren und zuſahen, daß Ordnung blieb. Wo habt Ihr denn fechten gelernt? Wer hat Euch eingeſchlagen? Wer hat Euch gelehrt bei dunkler Nachtzeit unter nem Dache, ſo niedrig, daß Ihr nicht einmal ausholen könnt, loszugehen? Wo ſind die Zeugen, die Secundanten, wo iſt denn der Paukdoctor? Verſteh ichs, oder verſteh ichs nicht? — Holla! Schöne Burſchen ſeid Ihr mir, die's Handwerk nicht verſtehen. Darum habt Ihr Euch in Nacht und Nebel verkrochen. Darum eingeſchloſ-

ſen, daß Keiner erfährt, wie ſchlecht Ihr die Klinge führt.“

Der Verwundete konnte das Lachen nicht verbeißen: „Hätten wir gewußt, daß Sie es verſteht, hätten wir Sie zur Zeugin gerufen.“

„Vielleicht hätt' ich noch mehr verſtanden, als Zuſehn, ſagte Frau Martin. Es iſt gut, daß Ihr wieder lachen könnt. Lachen ſoll der Menſch können, wenn's an der Zeit iſt. Zu der Zeit, von der ich ſpreche, ſchrieben die Studenten keine Bücher; ſie waren allezeit guter Dinge, und wenn es heut hieß: ſchlagen, ſo hieß es morgen: vertragen. So ein Paar Menſchen, wie Ihr, die Stubenburſchen ſind, aus einem Krug trinken, aus einer Schüſſel eſſen und aus einem Dintenfaß ſchreiben, die nicht ausreiten vor die Fenſter und nicht in den Weinſtuben liegen, noch weniger mit rothen Treſſenhoſen und Sporen am Hacken durch die Straßen ziehen und den Stock auf dem Pflaſter klirren laſſen, wenn die ſich hätten ſchlagen wollen, um was, um nichts, — denn um Bücher ſchlägt man ſich doch nicht — alle Studenten hätten ſie ausgelacht, wie's recht iſt. Denn verliebt ſeid Ihr doch nicht, und ſeid Euch nicht um ein Mädchen in die Haare gerathen.“

„Wahrhaftig, ſagte Anſelm. Das lohnte ſich auch!“

Thomas, der mit untergeſchlagenen Armen, am Tiſch gelehnt, dageſtanden, ſchien aus einem Zuſtande

von Beschämung und Unruhe wieder zu sich gekommen zu sein:

„Diese Zeiten, gute Frau, von denen Sie redet, sind vorüber. Wie Alles weiser wurde, ward es auch die Jugend. Um ein Nichts schlägt man sich nicht mehr, seitdem Gedanken die Welt regieren. Nur um Ideen gibt es Kämpfe!“

„Ihr Heidenjungen,“ fuhr die Frau auf, „Ihr Pilze von gestern, was könnt Ihr für Gedanken haben, die die Leute vor Euch nicht schon zehntausend Mal gehabt haben? Wo stecken denn Eure Gedanken? Ihr habt doch keine mit zur Welt gebracht. Seine Mutter war eine Apfelhökerin, und dessen Vater ist ein Voigt vom Armenhaus. Haben Euch die Eltern gesagt, Ihr sollt Euch die Köpfe wund schlagen, um was Euch nichts angeht; oder haben sie Euch gesagt: Ihr sollt was lernen, um was zu werden? Habt Ihr sie aus den Büchern, oder an wem seid ihr vorbeigelaufen, und sie blieben Euch am Aermel hacken? Weil Ihr Euch die Röcke nicht ordentlich ausklopft, darum bleibts auch in Euch so wirrsch, denn wie der Mensch von außen ist, so ist er von inwendig —“

In ihrem erneuten Eifer hatte die gute Frau nicht bemerkt, daß Werner und der gerufene Doctor bereits eingetreten waren, und Zeugen ihrer Strafrede wurden. Der Letztere war ein junger Mann mit einer Habichtsnase und blitzenden Augen. Diese,

sein blühender und vom Wein gerötheter Teint, das schwarze wohltoupirte Haar, sein entschiedenes Auftreten und die elegante Kleidung ersetzten, was dem Körper an Größe abging, um sein Erscheinen wirkungsreich zu machen. Werner war größer, wohlgebildeter, auch sein blasses, ovales Gesicht regelmäßiger und schöner, und den Augen fehlte nicht der Ausdruck, nur der stechende und blendende Glanz der Augen seines Begleiters; aber er verschwand gegen diesen, weil seiner Haltung die Kraft des Bewußtseins fehlte, die sich in jeder Bewegung des Doctors ausprägte. Dieser schien mit wenigen Blicken alle Anwesenden und was hier vorgegangen, gemustert zu haben, und darüber im Klaren zu sein. Er hatte Marien schon eine Kußhand zugeworfen, dem einen Knaben über das Gesicht gefahren, dem andern ans Ohr gezupft, und den Hieber gefaßt, dessen Schärfe er am Finger probirte, als er der Wirthin ins Wort fiel:

„Sie spricht eine ungeheure Wahrheit aus. Denn der Mensch, der sich auswendig nicht macht, ist auch inwendig nichts werth. Aber Sie vergißt, daß junge Menschen noch lernen können. Licht her, daß wir den Patienten betrachten, ob noch aus ihm etwas werden kann."

Er hatte Anselms Puls gefaßt, den Kopf geschüttelt und gemeint, das Fieber sei nicht bedeutend, worauf Frau Martin erwiedert: um ein

Fieber sei er nicht gerufen, sondern um Mord und Todtschlag.

„Schade! sagte der Doctor, der jetzt am Bette Platz genommen, mit Muße die Wunde betrachtet und mit der einen Hand befühlt, indessen die andre mit dem Hieber, den er zwischen den Beinen hielt, spielte. Schade, es läßt sich nichts draus machen."

Thomas erblaßte heranspringend. Frau Martin verschlang die Blicke des Arztes und Anselm starrte ihn an.

„Der Hieb war gut geführt, wenn auch etwas zu hoch gehalten, eine innere Quart. Aber der Griff, Herr Thomas, muß in Ihrer Hand gerutscht sein — er ist auch viel zu glatt, — sonst hätten Sie nicht bloß die Backe unterm Auge geritzt, und zwar halb schräg, daß keine eigentliche Tiefe entstand; sondern Sie hätten aller Wahrscheinlichkeit nach die Nasenspitze seitwärts aufgerissen. Da hätte es etwas zu flicken gegeben, wovon sich reden ließe."

„Heidenhund von Doctor, schrie die Frau! Er sitzt nicht mehr im Weinhaus, Er sitzt beim Kranken. Was hats mit der Wunde auf sich? Das wollen wir wissen."

„Diese Wunde ist, was man einen Schlitz nennt, und eigentlich ganz außer der Beachtung eines Arztes. Ein Barbier könnte es übel nehmen, wenn man ihn darum abruft."

Nach wenigen Sekunden die vorige Todtenstille. Sie hatten aus gewissen Anzeichen geschlossen, daß Lappen unten lagern könnten; aber auch von hier hatte sie unser Mißgeschick dießmal fortgetrieben. Wir stiegen durch den Urwald hochstämmiger Birken, wo auch schon die Verwüstung, welche der Vegetation des Nordens droht, und die, nach Versicherung der Naturforscher, reißende Fortschritte macht, gewüthet hatte. Wo der Boden die üppigste Nahrung reicht, wo Felswände vor dem grimmigsten Ostwinde schützen, wo die noch blühenden Hochstämme zeugen, wie üppig die Vegetation hier aufschießen könne — da starren uns ganze Reihen geisterbleicher Stämme an, die nicht das Alter allein getödtet haben kann. Andere faulen dahin im Wasser und düngen von neuem einen Boden, den doch niemals die Cultur heimsuchen soll.

Endlich sprach ein Heuhaufen, hochgethürmt auf einer Wasserwiese vom Dasein menschlicher Wesen. Um eine Waldecke biegend, sahen wir die grauen Hütten von Eisingen, dem äußersten Germanischen Gaard in dieser Gegend. Es liegt an der einen Ecke des See's Anjen, welcher mit dem südlichern berühmten und schönen Kalasee zwar

„Was! Es ärgert ihn wohl gar noch, daß dem armen Menschen nicht der Schädel gespalten ist?"

„Würde es Sie nicht ärgern, gute Frau Martin, wenn man Ihr die Wäsche abforderte, ehe Sie gewaschen hat, weil man Ihr aus Versehen reine schickte? Denke Sie den Eclat, wenn es hier ein Ohr anzunähen oder eine Nase anzusetzen gegeben!"

„Der Satan von Doctor ist betrunken!" rief die Frau.

„Kinder, fuhr er fort, es wäre für uns Alle ein Treffer gewesen. Für Sie, denke Sie, wie hätte man Ihre Mildthätigkeit und die mütterliche Pflege um ein Paar Studenten gerühmt, die es Ihr nicht bezahlen können. Freund Thomas käme in den Ruf eines ausgezeichneten Fechters, und der jetzt hier um eine Lumperei auf dem Bette liegt, in seinem neunzehnten Jahr hätte er einen Ruf erhalten, nach dem er nun zehn Jahre umsonst sich abarbeiten mag. Gefährliche Duelle und verzweiflungsvolle Curen, meine Herren, ich versichere Sie, das sind die Stufenleitern zur Berühmtheit. Alles Radicale schlägt durch, Palliative bleiben Palliative."

„Der Wein spricht von seiner Zunge!" rief die Frau entsetzt.

„Meint Sie! Warum nicht einmal Pfingsten um Weihnachten? Feurige Zungen am rechten Orte haben schon manche Wunder verrichtet. Ihr habt Euch Lichterchen angezündet, damit Ihr die Klingen

beſſer flimmern ſaht. Charmant! Weshalb aber nun nicht mehr Lärm gemacht, Euch Zeugen gebeten? Ein Duell bei der Weihnachtspyramide iſt etwas Neues, ich verſichere Euch, eine Beſcheerung, von der die ganze Stadt ſpräche. Wäre nur was raus gekommen!“

Die Geduld der Wirthin ſchien hier wie ihr Zorn erſchöpft. Ihre feſte Sprache zitterte, und ihr Ton hatte etwas von unterdrückten Thränen:

„Das iſt zu arg! Kommt Kinder, in unſerm Hauſe hat der Satan ſein Spiel. An dem Abend, wo die Kindlein ſich freuen ſollen, und die Großen wieder Kinder mit ihnen werden, wo der Arme einmal ſtill und froh wird, und vergißt, was ihn das Jahr über drückte und quälte, da pauken und muſiciren ſie unten wie die Heiden, und eben ſchlagen ſie ſich wie die Türken; der für die Kranken wachen ſoll, iſt im Weinhaus angeklebt, und mit läſterlicher Zunge lallt er Flüche wo er helfen ſoll. Kommt, kommt, für die Alle hier gibt es keine Weihnachten, keinen Chriſt. Ihnen hat der böſe Feind Mandeln und Nüſſe am Chriſtbaum beſcheert. Fahrt nur ſo fort in der Ruchloſigkeit. Wenn Freunde und Brüder ſich umbringen um ein Nichts, wenn Einer drüber lachen kann und noch aufhetzen, wenn ſie um den Chriſtbaum ſingen, tanzen fluchen und ſaufen, wie die Hexen um den Blocksberg, ei dann fehlte ja nur noch, daß ſich Einer in der Chriſtnacht den Hals abſchnitte, oder am hellen Tannenbaum aufhinge. Ja ein Selbſtmörder am

Abend, wo der Herr geboren ward, es wäre des Satans Freude. Macht sie ihm doch, das wäre ein Weihnachten für den Teufel. Wie lange mag er darauf gelauert haben. Ihr seid seine Leute. Recht viel davon und der jüngste Tag kann anfangen. — Aber meine Weihnachtslichter braucht Ihr nicht; die sind für fromme Kinder. Ihr habt das höllische Feuer in Euch. Das wird Euch leuchten."

Drittes Capitel.

Großmutter, Enkel, Enkelinnen, und die Kleinen aus der Nachbarschaft, die sie zum Feste gebeten, waren plötzlich mit der Pyramide und den Lichterchen aufgebrochen und fort. Wie eine Elfenhochzeit, hätte ein Fieberkranker denken mögen, die ein feindliches Wort plötzlich aus der Gesellschaft der Menschen verscheucht, und es wird um so öder und wüster wo sie vorher ihr Wesen trieben. Nur ein Talgstümpfchen leuchtete trüb von einem alten Nußbaumschrank herab auf den wüsten Raum voll Zerstörung. Die vier Zurückgebliebenen schwiegen eine Weile; von unten herauf schallten unter dem Wirbeln aller Instrumente Melodien aus Robert dem Teufel.

Der Arzt fixirte Wernern, der sehr blaß auf dem Stuhle saß, und das Gesicht plötzlich zusammenschaudernd in den Händen barg. Ein Fieberfrost schien ihn zu durchschüttern, als er jetzt rasch aufstand und auch fortgehen wollte: „Ich meine, ich habe hier nichts mehr zu thun.“

Doch Strahlheim hielt ihn an der Hand fest:

„Bleiben Sie noch etwas. Die Scene hat sich verändert. Wer weiß, was draus wird. — Nun sagt mir, ihr edlen Athener, warum Ihr blank zoget? Ihr galtet im ganzen Hause als zwei Pylades? — Ihr schweigt. So ist die Sache abgethan. Reicht Euch die Hände, der Doctor verordnet es. Wie? — Abgewandte Köpfe, krause Stirnen! — Wollt Ihr von Neuem losgehen?"

„Unsere Sache, sagte Thomas, wird nicht durch das Kreuzen von zwei Degen entschieden."

Strahlheim hatte ein Buch ergriffen, das aufgeschlagen auf einem Pulte liegen geblieben war: „War darüber der Streit?"

„Gehören Sie zu uns? richtete Anselm sich auf. Nach Ihren Jahren und dem, was Sie vorhin aussprachen, sollte ich es glauben."

„Radicalcuren will auch ich, fiel Thomas ein, aber man unterscheide."

„Wer einmal erkannt hat, darf das nicht mehr."

„Ich verstehe. Sie reden von dem neuen Angriff gegen den Philosophen," sagte Strahlheim.

„Angriff nennen Sie das! fuhr Anselm auf. Blasphemie, Felonie! Und noch dazu nach seinem Tode! Ein schändliches Mißverständniß, eine niederträchtige Verläumdung."

„Und sogar auf sein rothes Haar anzuspielen, fiel Thomas ein. Pfui! dreimal Pfui über die Unwürdigkeit!"

„Alſo, charmanteſte Freunde, ſind Sie einig!"

„Im Abſcheu ja!" ſagte Anſelm.

„In der Verachtung," corrigirte Thomas.

„Nichts von Verachtung, wo man haſſen muß, rief Anſelm. Nur durch die That wird das Schlechte gezüchtigt. Wer unterläßt, eine gekränkte Ehre, von der wir unſre ableiten, zu rächen, deſſen Ehre iſt ſelbſt beſudelt."

„Halt! rief Thomas, darüber biſt Du mir Rechenſchaft ſchuldig."

„Der Streit dreht ſich alſo, fiel der Arzt raſch ein, um einen Akt der Züchtigung gegen den malitiöſen Recenſenten. Darüber wurden Sie heftig und geriethen dann aneinander. Nichts iſt natürlicher. Ja ich möchte ſagen, die Wuth darüber, daß wir Jemand kaltblütig ſehen bei einer Beleidigung, welche uns durch Mark und Bein dringt, liegt noch ſtärker in unſerer Natur, als der Ingrimm gegen den Beleidiger ſelbſt."

„Sie ſind alſo auf meiner Seite," ſagte Anſelm.

„Das müßte ich ſchon um deshalb ſein, weil Sie meiner Kunſt zu thun geben."

Thomas war mit gekreuzten Armen heftig auf und abgegangen: „Ich ehre die Freiheit des Willens in Jedem, auch in dem, den ich verachte. Aber was heißt das, einem Schriftſteller auf die Stube rücken, und, den Degen in der Fauſt, ihn zwingen: Widerrufe deine Gedanken! Die Macht der Wahr-

heit ſelbſt wird dies thun. Sein Bewußtſein wird ihn niederdonnern, den elenden Pasquillanten.“

„Ausflucht! ſchrie Anſelm. So beſchönigt ſich die Feigheit, ſo deckt ſich die Halbheit vor ſich ſelbſt. Ein Vertrag mit dem Unwahren, und die Wahrheit ſelbſt iſt geſchändet.“

„Die kann nicht geſchändet werden, rief Thomas. Sie iſt uranfänglich und ewig dieſelbe. Die Unwahrheit liegt darin, daß wir unſere Wahrheit nicht ſtark genug glauben. Dies iſt die Rückſicht“ —

„Keine Rückſichten! fuhr Anſelm im Bette auf. Wer von ihr durchdrungen ſie nicht in ihrem vollen, uneingeſchränkten, abſoluten Sein auf die Welt ſetzen will, wird zum Verräther an ihr.“

Strahlheim hielt den aufgebrachten Thomas von einer Replik zurück, welche möglicher Weiſe auf der Stelle zu einem zweiten Kampf geführt hätte.

„Friede, meine Herren, erlauben Sie mir das Wort, ſprach der ſeit dem Abgange der Wirthin, wie es ſchien, ernüchterte Arzt. Sie haben Beide vollkommen recht, vor Allem Sie“ — Blick und Geſten ließen zweifelhaft, wem von Beiden das Sie galt, indem der Kopf dem auf dem Bette Liegenden zunickte, die Hand aber dem ambulirenden Thomas winkte. — „Die Wahrheit iſt Ihnen Beiden Dank ſchuldig! Aber wiſſen Sie, lieber Anſelm, wer jetzt allgemein als der Verfaſſer jener Brochure gegen den Philoſophen gilt? Kein obſcurer Scribent, der aller-

dings vor der nackten Wahrheit, wenn sie ihm auf die Stube rückte, erschrecken dürfte; nein jener ausgezeichnete Staatsmann, von dem Ihnen bekannt sein wird, daß er dem Philosophen schon bei seinen Lebzeiten nicht wohl wollte. Dieser Sonderling hat oft und laut geäußert, daß er Keinem mit rothen Haaren traue, was offenbar eine Anspielung auf den großen Todten war. Ich würde es nicht billigen, wenn Sie sich von Rücksichten, wie Respect und Achtung vor grauen Haaren bewegen ließen, und ihm darum nicht zu Leibe gingen. Freilich riskiren Sie, daß er Sie durch seine Domestiken zur Thür hinauswerfen ließe, allein das thäte an sich nichts, und Sie wären nicht der, der Sie sind, wenn Sie sich davon zurückschrecken ließen. Aber meinen Sie nicht, daß die Idee selbst darunter leiden könnte? Das Andenken des großen Mannes, sein System, und Sie wissen, wie man jetzt hinter allem, was Studenten thun und lassen, verdächtige Absichten wittert. Wahrhaftig im Dienst der uranfänglich ewigen, vor der ich mich beuge, und die so herrliche Ritter in Ihnen hat, thun Sie's diesmal ihr zu Liebe nicht. Wenn es auch nicht zu Handgreiflichkeiten und Untersuchungen käme, so versichere ich Sie, die Sache, wie man sie in der Stadt sich vorträge, würde, ins Lächerliche entstellt, zum Gespött werden."

Während Anselm seine Blicke auf die Decke richtete und dem Nachdenken über Strahlheims Worte

eine ſtille Ueberzeugung nachzukommen ſchien, ging Thomas unruhig umher: „Wie, und darum, weil es ein Geſpött geben könnte, ſollten wir es unterlaſſen, unſern unſterblichen Lehrer frei zu bekennen, wie es uns ums Herz iſt! Nein grade nun könnte es mich antreiben, dieſem vornehmen Herrn ins Geſicht zu ſagen: Entweder ſind Sie ein Dummkopf oder ein Lügner. Was, ich bitte Sie, ſollte das unſerer Sache ſchaden, daß er mich beim Kragen faſſen, und, ſei es, die Treppe hinunter werfen ließe. Ja, geſetzt ich bräche den Hals, iſt die Wahrheit von Glas?"

„Gewiß nicht! — Es ließe ſich ſonſt nicht ſo viel mit ihr aufſtellen," ſetzte Strahlheim mit leiſerer Stimme hinzu.

„Was nicht hell iſt, iſt dunkel, fuhr Thomas fort, in wie viel Farben das Dunkele auch ſpielt, um ſich nicht für ſchwarz zu geben. Was nicht wahr iſt, iſt unwahr, in welchen Formen die Unwahrheit ſich auch verberge. Ich möchte wiſſen, und wenn die ganze Stadt darüber ſpöttete und lachte, ob das Lächerliche der Wahrheit einen Fingerbreit Raum nehmen kann."

„Umgekehrt, es giebt ihr noch mehr innern Werth, antwortete Strahlheim. Allein bedenken Sie, daß wir in einer ſchwachen Welt leben, die den vollen Glanz nicht verträgt. Indem wir für ſie auf Erden wirken, muß es uns doch vor Allem daran liegen,

ihr möglichst viel Verehrer zu verschaffen. Diese lassen sich aber nur mit den Organen fassen, die für sie verständlich sind. Zum Exempel diese alte Waschfrau, die hier so unnöthigen Lärmen gemacht hat, wie schwer war es Ihnen, und würde es uns Allen sein, ihr begreiflich zu machen, wie Sie, meine Herren, um der Wahrheit willen die Hieber kreuzen mußten, und grade auf dieser Stelle, und grade in dieser Stunde. Und doch, denken Sie recht nach, ob es so ganz unmöglich gewesen wäre, wenn Sie, statt des vollen Scheins derselben, ihr einige Lichterchen davon hätten spielen lassen, die sich mit den Flämmchen ihres Aberglaubens und ihrer sogenannten Religion vermischt hätten."

„Ich sehe nicht ab, wozu das wäre."

„Hat Ihr erhabener Lehrer sich nicht in die Bedingungen gefügt, unter denen allein eine Philosophie heut zu Tage ins Leben eindringt? Denken Sie nur zum Beispiel daran, wie er sich auch dem leidigen Vorurtheil fügte und sein rothes Haar schwarz färbte, und wie es den großen Weisen verdroß, wenn an heißen Tagen die ursprüngliche Couleur immer wieder zum Vorschein kam! Wodurch, meine Herren, verbreitet sich eine Wahrheit? In jenen alten Zeiten geschah es freilich durch Wunder. Diese bequeme Art und Weise ist uns, und wenn wir auch Mosis Mittel hätten, durchaus verschlossen. Man glaubt nicht mehr. Sie siegt auch durch Märtyrer, aber

zwar in Verbindung ſteht, aber nur vermittelſt Waſſerfälle, welche die Schiffscommunication hindern. Die nähern Ufer des Anjen ſind nicht beſonders ſchön. Doch glänzten von drüben im matten Abendſchein die braunen Koppen des Anesfütagebirges, welches man bereits zu den Lappländiſchen zählen kann. Der Schnee flimmerte nur ſparſam auf den kahlen Abhängen, da auch hier keine ſcharfen Klippen tiefere Schluchten bilden. Ueberhaupt bot das Gehöft ein kaltes ödes Bild. Kaum ſchien am Kiesufer des See's Raum genug dem Moraſte abgewonnen, zu einem Paar trocknen Hütten und einem Kartoffelfelde. Die Kühe und der See müſſen die Anſiedler ernähren. Hier fehlten ſelbſt, was wir doch überall im Norden fanden, geräumige Zimmer, und die Wirthſchaft dünkte uns ſo trübſärmlich, wie nur in einem deutſchen Bauernhauſe. Der Winterſchnee muß dieſe Hütten ganz überdecken, und an Lappland mahnten ſchon die Rennthierpelze und daraus gefertigte Stiefeln.

Aber ein ſchönes Menſchengeſchlecht, ſchlank, hoch aufgewachſen, mit edlen, ausdrucksvollen Geſichtern, bewohnt die Einöde. Man nahm uns freundlich, doch ohne beſondere Neugier auf.

langsamer, unvollständiger. Wer möchte verhungern wie Keppler, um nach Jahrhunderten erkannt zu werden! Man will rascher ans Ziel, und liebt auch nicht dabei das Verhungern. Ginge es mit dem Schwerte a la Muhamed, das könnte noch Vielen gefallen. Aber die Schwerter und respective Kanonen sind in anderem Dienste als dem der Wahrheit. Weshalb also nun nicht die Mittel ergreifen, die uns die Zeit bietet? Auch die absolute kann sich nur in die Stoffe kleiden, die die Zeit gewirkt hat, auch sie nur mit den Organen sprechen, die von ihr verstanden werden. Weshalb soll nun die Wahrheit nicht mit der Industrie, der Bildung, dem Interesse sich verbinden, um liquide zu werden, und wie coursirende Münze ins Volk zu bringen! Nicht Wunder, nicht Kanonen, nicht Blutgerüste und gezückte Degen; auf die Macht der Rede muß man bauen; aber wohlverstanden, wo sie angebracht ist. In der hohen Aula wirkt sie gewiß herrlich, aber erst für die nächste Generation. Die Idee muß schneller durchbrechen, denn wir leben in Zuständen, die schnellere Entwickelung fordern. Also in den Kreisen welche gelten. Sie darf die Mode nicht verschmähen. Eine Dame, welche den Ton angibt, ein vornehmer Mann von Einfluß, selbst ein Schwätzer kann für sie, wenn man ihm auf seine Weise ein Interesse dafür beibringt und seiner Eitelkeit schmeichelt, von ungemeiner Wichtigkeit sein. Auch ein Titel, ein Ordensband,

kurz Alles, was die Aufmerksamkeit auf uns lenkt. Ja ich möchte sagen, in unserer Zeit, wo die Einzelkraft fühlt, daß es mit ihr nichts ist, wo sie große Compagnien sucht, um zu wirken, und der Mensch eigentlich nur als Actionair schafft, in dieser Epoche, meine ich, können nur Verbrüderungen, Assecuranzen, Cliquen, wie Sie das nennen wollen, der Wahrheit forthelfen. Wenn diese Cliquen mit Vorsicht auftreten, wenn die Glieder sich verstehen, auf Zeichen achten, wenn sie Zwist unter einander vermeiden, wenigstens nicht publik werden lassen, so können sie noch Wunder wirken. Und sind nicht schon Wunder geschehen!"

„Nur um der einen Idee willen, sagte Anselm, laß ich das gelten."

„Allein ich begreife nicht, was dies zu unserer Lage paßt, erklärte Thomas. Soll unsere Stubenwirthin, die alte Waschfrau uns helfen?"

„Mein theurer Freund, sagte der Arzt, Jeder wirkt nur in seinem Kreise. Aber auch der kleinste Kreis kann bedeutungsvoll werden für das Ganze; denn Sie wissen nicht, mit welchem seiner Glieder er wieder mit einem größern Kreise in Verbindung steht. Darum sehe Jeder zuerst darauf, daß er in seinem Kreise thätig sei. Dazu muß man in denselben Achtung genießen. Nun werden Sie mir zugeben, daß Ihr Duell, wie hell und klar es auch Ihre reinen Intentionen für das Höchste ausdrückt, und in anderen Kreisen gewiß verstanden wird, in

dieſem hier gegen alle vorhandenen Begriffe anſtößt, und durchaus mißverſtanden werden muß. Dieſes Mißverſtändniß hätte vermieden werden mögen, wenn Sie ſich entweder gar nicht, oder außer dem Hauſe geſchlagen, oder endlich der Sache eine andere Farbe gegeben hätten.“

„Um Frau Martin zu gewinnen!“

„Verehrteſte! dieſe gute Alte kann freilich keinen Orden ertheilen, auch nicht zur Profeſſur, und noch weniger einer Schrift zum Succeß verhelfen. Aber ſie hat ein gewiſſes Renommé, ſie gilt als eine reſolute, grundehrliche und die Wahrheit liebende Frau. Sie iſt, unter uns, ein wahrer Drache von Ehrbarkeit und Aufrichtigkeit, ſagt den Leuten ins Geſicht was ſie denkt, und was ſie ſagt, iſt Wahrheit. Ueber den Werth derſelben ſind wir freilich hinaus, aber können wir den Leuten ohne Vermittelung ſogleich die höhere begreiflich machen. Wen ſie lobt, der gilt etwas. Zum Beiſpiel, der Schneider oder der Schuhmacher drängt um Bezahlung. Die Zeiten, wo ein flotter Burſche die Manichäer zur Thür hinauswarf, ſind vorüber. Dieſes Volk will auch ſeine Wahrheit unverkümmert haben. Aber wenn dieſe Frau ſagt: „„das ſind raiſonable Menſchen, ehrlicher Leute Kinder, da können Sie ſchon etwas anſtehen,““ das hilft. Ich ſelbſt habe nicht das Glück mich beſonders mit ihr zu ſtehen, und bedauere es von Herzen. Aber Sie meine Herren, deren precaire Lage,

soviel mir bekannt ist, Ihnen noch nicht erlaubt, von Jedermann Wahrheit zu fordern, sollten sich gut mit ihr stellen, und es sollte mir zum größten Vergnügen gereichen, wenn ich eine Vermittelung zu Stande brächte. Unser Hausgenoß hier wird Ihnen Alles bestätigen, was ich über die Wirksamkeit der Frau sagte."

„Haben Sie ihr die Miethe bezahlt?" fragte Werner.

„An diese Lumpereien in solchen Momenten erinnert zu werden!" rief Anselm, der, jetzt vom Doctor verbunden, wieder aufgestanden war.

„Auch schulden Sie ihr vielleicht noch für Wäsche und Auslagen?"

„Was thut das zur Sache," antwortete Thomas.

„Wenigstens konnte es der wackern Frau unter diesen Umständen nicht gleichgültig sein, wenn Einer von Ihnen ohne Bezahlung aus der Welt ging. Ihrem Interesse mögen Sie die Wärme zu gut halten, mit der sie Frieden stiftete."

Werners und Strahlheims Blicke begegneten sich; in denen des erstern eisige Kälte, über die Lippen des letztern spielte ein schlaues Lächeln.

„Meines Erachtens hat Herr Strahlheim auch um deshalb recht, weil man wahrhaft frei sein muß, um der Wahrheit sein Leben zum Opfer zu bringen. Erst wer das von sich sagen kann, wer mit der Welt seine Rechnung abgeschlossen, hat ein Recht dazu.

Sie, meine Herren, fesseln noch tausend Bande, Verschuldungen und Hoffnungen, an das Leben. Erst wenn alle theuren Bande zereißen, das Glück uns flieht, die Hoffnung stirbt, die Liebe todt ist, und der Glaube erloschen, erst dann, meine ich, haben wir die Freiheit errungen, um was von uns übrig ist, auf eine Karte zu setzen, um die nackte Wahrheit zu gewinnen, welche uns für alle verlorenen Illusionen entschädigen soll."

„Also, sprach Strahlheim rasch, und legte vertraulich den Arm um Werners Leib, Sie sind ganz meiner Meinung über Frau Martin, und wir sind eines Sinnes."

Werner lächelte „Eines Sinnes?"

„Freunde! rief Strahlheim, wie wir hier stehen, es ist ein feierlicher, herrlicher Moment. Vier Geister, ganz der Wahrheit zugewandt. Ihr leben, ihr sterben, reichen Sie mir Ihre Hände! Diesen Bund edler Geister, die sich verstehen, darf nichts mehr trennen. Und geloben wir uns, so Viele dafür zu werben, als in unsern Kräften ist."

Sein Vorschlag nun auf der Stelle zur Wirthin zu gehen und an ihrem stillen Feste theilnehmend den üblen Eindruck des vorigen Auftritts auf dieselbe zu verwischen, befremdete. Aber er wußte mit solcher Lebhaftigkeit die Reize eines stillen Familienlebens zu schildern, wo die Dämonen schweigen, er wußte es als den höchsten Sieg der Wahrheit darzustellen,

wenn die Erleuchteten ſich in die Bedingungen fügten, welche dem fromm beſchränkten Sinne als ſolche gelten, und er ſetzte hinzu, daß ein warmer Punſch nach einem ſo froſtigen Auftritte, unter guten, anſpruchloſen Leuten getrunken, die zerſtörte Heiterkeit den Muth zu einem friſchen Leben wieder herſtellen dürfe, daß man, überzeugt oder nicht überzeugt, ihm folgte.

Vielleicht geſchah es auch nur, weil keiner von ihnen wußte, was er zunächſt thun müſſe. Nach Augenblicken der innern Aufregung, die unſer ganzes Weſen erſchüttert, ohne doch ein Reſultat herbeigeführt zu haben, überlaſſen wir uns willenlos dem geringfügigſten Momente, der uns Beſchäftigung gewährt.

Viertes Kapitel.

Der unterbrochene Weihnachten flimmerte wieder hell und luſtig in der Dachſtube der Waſchfrau. Die Wachslichter brannten, vielleicht durch neue ergänzt, auf der grünen Pyramide und um den Tiſch, wo nur die Teller mit Pfefferkuchen einige Spuren der natürlichen Zerſtörung aufwieſen. Sonſt ſchien Alles in den gewohnten Kreis der weihnachtlichen Heiterkeit zurückgekehrt, die Kinder jubelten mit ihren Knarren und Pfeifen umher, Marie hatte die aufgeriſſenen und durchſtöberten Commodenkaſten wieder in Ordnung gebracht und in dem beſchränkten Raume deutete nichts auf eine Störung des Feſtes, wie ſie doch in dieſer kleinen Häuslichkeit wohl noch nicht vorgekommen war.

Wenn die Großmutter ſich verdroſſen zeigte und eiferte, ſo war es um andere Dinge als die Todtſchläger: daß Marie ſich zu ſehr aufs Nähzeug bücke, Chriſtoph an ſeinen kleinen Brüdern die Künſte des Stärkern verſuche, welche er vorhin bei dem großen Beruhigungsakte ſo geſchickt gegen Thomas ausgeübt,

oder daß einer von den kleinen Blondköpfen das farbige Spielzeug in den Mund nahm. Auch wenn eins der armen fremden Kleinen, die hier einen hellen Weihnachten fanden, der zu Hause dunkel war, von den Einheimischen übervertheilt wurde. Ein Schlag mit der Hand oder der großen Fliegenklappe flog dann gelegentlich unter die Uebelthäter, aber ihre Miene blieb heiter und ruhig, ja es schwebte ein wohlgefälliges Lächeln auf den Lippen, während die rüstigen Glieder der alten Frau in dem mächtigen Großvaterstuhl ausruhten, und ihre Blicke nicht ohne sichtliches Vergnügen in dem bunten Kreise ringsum Besuche abstatteten. Obgleich sie beim Lesen die Nasenbrille aufstülpte, waren doch ihre Augen so scharf, daß ihr nichts entging, was in den entfernteren Winkeln vorfiel, und auch bis in die anstoßende Küche, wo ein Feuer hell aufflackerte, drang ihr beobachtender Blick.

Hier saß im Winkel auf einem kleinen Schemel zusammengedrückt eine ärmliche Figur. Ein alter gekrümmter Mann, in einem abgetragenen grauen Ueberrocke, der an einer Schüssel aufgewärmter Speise löffelte, welche Marie ihm vorhin gereicht hatte. Neben ihm stand eine Laterne. Wenn die Flamme ihn beleuchtete, mochte man doch selbst ein zufriedenes Lächeln auf dem runzelvollen Gesichte bemerken, und ein schlauer Blick stahl sich dann und wann aus den grauen Augen, mit denen er ebensowohl den Beobachter spielte, wenn auch versteckter und in einer niedri-

gern Sphäre, als die alte Frau mit ihren großen und scharfblickenden. Ueberhaupt lag in dem Gesichte, wer ihn länger ansah, viel Character, und die schlecht gepuderte Stutzperücke, die ihm tief auf der Stirn saß, gab dem ganzen Mann etwas fremdartiges. Er war hier offenbar der Schützling und die Waschfrau die Gönnerin. Diese war sich dessen bewußt, und jener gab sich Mühe es anzuerkennen, wenn gleich manche Bewegung und mancher Blick anzudeuten schien, daß er sich mehr dünken konnte und ein Gefühl von Freiheit ihm innewohnte. Die Kinder, deren Liebling und Spielzeug er zugleich schien, waren vielleicht die Vermittler. Sie machten sich viel mit ihm zu schaffen, er mußte ihnen die Blechpfeifen, die verstopft waren, zurecht klopfen, ihnen Bilder erklären, die sie nicht verstanden, und auf der kleinen Trommel den Regimentsmarsch vortrommeln. Dafür nannten sie ihn Papa Muff, nahmen ihm wohl den Bissen fort, den er in den Mund stecken wollte, hingen sich an seinen Rücken, oder steckten ihm einen Papierzopf in den Kragen. Papa Muff mußte ihre Streitigkeiten schlichten, und doch, wenn das kleine Volk eine possirliche Figur fand, so ward der Stehaufmann und der Nußknacker Papa Muff genannt, und Alle schütteten sich vor Lachen aus.

„Papa Muff, so sagte auch die Großmutter, habt Ihr Euch satt gegessen?“

„Nein Mutter Martin,“ antwortete der Mann.

„Ei Er Schlingschlang und Nimmersatt!“ Es schien weder von seiner, noch von ihrer Seite ernst gemeint.

„Wer satt ist, ist todt, sagte er den Teller wegsetzend, und ich bin's noch nicht. Habe noch frischen Appetit und fühle nicht, daß er bald ausgehen wird. Der Appetit ist das beste Geschenk vom Himmel.“

„Ei Er gottloser Mensch. Weiß Er wohl, was die Leute von ihm sagen? — Er hätte es dick hinter den Ohren. Und sei Er weder so dumm wie Er aussieht, noch so arm wie Er vorgiebt.“

„Die Leute sprechen viel,“ Mutter Martin.

„Aber ich glaube es auch, weiß Er das? Ich meine, wenn Er so vor sich hinlacht, und mit den Augen schielt, macht Er sich über uns lustig.“

„Der Mensch soll lustig sein. Auf der Welt brauchts Lustigkeit. Wer's nicht von Natur ist, kann dazu thun, daß Er's wird.“

„Und ob Er schon unten im Keller wohnt, und seine Schwefelfaden nach der Elle verkauft, und den Kien selbst klein spaltet zu den Hölzchen, solls doch, wenn man bei ihm anklopft, nicht hohl klingen.“

„Es soll auch nirgend hohl klingen, wo man anklopft. Hohl ist der Tod. Etwas muß jeder Mensch haben. Der Eine hats auf der Zunge, der Andere im Kopf, der Dritte im Beutel. Will Sie die Dreier in meinem nachzählen?“

Nur schien es den Leuten unbegreiflich, was wir bei den Lappen wollten, wenn wir keine Kaufleute wären. Die Nachricht, daß jene aus der Gegend fortgezogen wären, war aber das Unangenehmste, was uns begegnen konnte. Doch tröstete uns endlich die Versicherung, daß wenigstens eine größere Familie am Fuße des Aneskúta, ungefähr zwei Meilen von Eisingen, lagere; und so stärkten wir mit der Hoffnung und einigen Schüsseln warmer Milch die entkräfteten Leiber und krochen in unser enggeschichtetes Nachtlager zwischen Bären- und Wolfsfellen, von den Mühseligkeiten des kommenden Tages zu träumen.

Neue Führer leiteten uns durch neue Moräste am frühen Morgen weiter. Doch darf ich beim Abschied den Auftrag der guten Wirthin nicht vergessen, welche, sobald sie gehört, daß wir Deutsche seien, sich mit besonderer Liebe unser angenommen hatte. Mit Thränen im Auge erzählte uns das Mütterchen, wie ihr Bruder vor zwanzig Jahren von Eisingen ausgezogen sei, um als Kupferschmidt in Deutschland sein Glück zu versuchen. Seit zwanzig Jahren kam aber keine andere Nachricht über die Ostsee nach der Lappländischen Gränze, als daß Magnus Bergström

„Sie meinen in Seinem Kasten unten, da klimperte es manchmal kurios.“

„Da müßte mir's das Gespenst hinein gethan haben. Mir bringt doch Niemand etwas.“

„Man weiß von solchen Bettlern, die auf der Straße gelegen, Tag aus Tag ein, und sie hatten keinen ganzen Fetzen auf dem Leibe, aber als sie starben, fand man so viel Thaler und Ducaten unter ihren Lumpen, daß sie hätten können als Herren der Herrlichkeit leben. Doch freilich, so etwas kommt wohl nicht bei uns vor.“

„Die Zeit der Wunder sei ja vorbei, sagen die Leute, entgegnete der Alte. Hab' auch wohl davon gelesen, und manchesmal geträumt, daß mir ein Geist einen Schatz zeigte. Aber, es soll ja auch keine Schätze mehr geben. Selbst nicht einmal unter der Erde.“

„Sollte mich auch verdrießen, wenn Er eine solche Nachteule wäre. Geld ist auch eine Gabe Gottes; aber wer's hat, soll's nicht vergraben, sondern unter die Leute bringen.“

Der Alte lachte: „An solchen fehlts doch nicht.“

„Wir sind allesammt arme Leute, sagte die Frau; aber die meine ich nicht, die's mit vollen Händen fortwerfen, wenn auch uns davon etwas in die Schürze fällt. Ich meine die es auf rechtschaffene Weise in Handel und Wandel bringen, daß es aus Hand in Hand geht, wenn's auch zu dem wiederkommt, von

dem es ausging. Dann kommts mit Segen zurück. Die reiche Madam unten zum Beispiel, bei der die Marie dient, das ist eine von denen, die nicht wissen, was sie mit dem vielen Gelde anfangen sollen. Bald wirft sie's mit vollen Händen weg, an Spielleute und Gesindel, und schickts in die Zeitungen, wenn Einer drin seine Noth klagt, und man weiß doch, daß in den Zeitungen nicht die Wahrheit steht; bald knausert sie um Heller und Pfennig und wirft die Thür vor dem zu, der's verdient hat. Herr Du mein Gott, wer die Armuth hier in dem Haus zusammenzählte, es käme gerad so viel zusammen, als sie reich ist, aber weiß man nur von Einem, dem sie einen rothen Heller zugewendet? Und leben doch unter einem Dache."

„Und alle Menschen unter einem Himmel," sagte Muff.

„Sie sollte es ja nicht fortschenken. Denn Bettler sind Taugenichtse. Aber könnte sie die Leute nicht für sich arbeiten lassen und ihnen zu verdienen geben? Das hieße rechtschaffen gehandelt, und käme ihr selbst zu gut. Mein Nachbar hier unterm Dache, der gelbe Weber, wenn sie sich ihre Leinewand von ihm weben ließe, würde nicht alle Morgen und alle Abend nach ihren Fenstern hinunterschielen, und ihr nachrechnen, wie viel Zeit sie verschläft und uns die Ohren voll beten über ihre Gottlosigkeit. Die junge eitle Wittwe, die Putz machen muß, damit sie sich selbst putzen

kann, der arme Doctor, der nichts thut als schreiben, meine Studenten, die Taugenichtse, die Lectionen geben müssen, was brauch ich Ihm Alle im Haus zu nennen, die es sich um den trockenen Bissen Brod sauer werden lassen müssen, und sie allein könnte Alle ernähren, und käme noch wohlfeiler dabei weg. Ich will gar nichts davon reden, daß sie ihre Wäsche nach Paris oder Gott weiß wohin schickt, und sie brauchte nur zwei Treppen hinauf zu schicken, und hätte es eben so gut."

„Aber sie hat doch Ihre Marie zur Kammerjungfer genommen."

„Weil's keine andre mehr mit ihr aushalten konnte."

„Sie ist eine gescheute Frau, liebe Frau Martin, sagte der Alte nach einigem Besinnen, und das alte Haus, in dem wir wohnen, ist sehr groß, und es wohnen sehr viel Leute drin. Sie meint nun, wenn es nach Ihrem Sinne ginge, würde alles recht und ordentlich zugehen. Aber ist die Welt nicht auch ein großes Haus voller Leute, die alle verschieden sind, und der liebe Gott ist noch viel gescheuter als Sie, und doch klagt Alles, daß es nicht recht und ordentlich herginge. Und der liebe Gott will gewiß so gut wie Sie, daß es alles gut sein soll. Und wer weiß es ist auch gut, wir könnens nur nicht sehen, weil unser Auge nicht weit genug trägt. Sehn wir doch selbst nicht in alle Winkel dieses Hauses."

„Wenn er nur manchesmal, wie in alten Zeiten, mit der Zuchtruthe drunter fahren wollte.“

„Die Leute meinen doch, das käme wohl vor. Wenns auch nicht mehr geschieht wie dazumal bei Sodom und Gomorrha. Es geht jetzt alles sanfter in der Welt zu.“

„Arme Leute, die wissen wohl davon zu erzählen, aber bei den Reichen, da schlägts nicht ein.“

„Die reichen Leute sprechen anders. Sie meinen, wenn wo ein Unglück losbricht, träfe es sie zumeist und zuerst. Wenns Krieg giebt, da müßten sie zahlen. Die Spitzbuben gingen an den Hütten vorbei, und brächen in den schönen Häusern ein; und wenn ein Schiff scheitert, so machte nicht die Hökerin Bankrot, sondern der große Kaufmann. So ein Bankrot, der wie ein Sturmwind in ein volles Magazin voll leichter Waare fährt, und alles fortfegt und weht, soll ein gar schlimmes Ding sein. Der reiche Mann hat nicht mehr Hände als jeder arme Mann, um zuzugreifen und aufzulesen. Da meinen sie nun, wo Sturm und Brand etwas zerstört, hätte nur der, der was zu verlieren hat, Verlust, der aber nichts zu verlieren hat, Vortheil. Denn aufgebaut und gesammelt muß immer wieder werden, wer es auch sei, der das neue Haus bekommt. Wer heute reich sei, der könne morgen arm, und wer heute arm sei, morgen reich werden. Ob da der Arme nicht reicher sei an Hoffnung als der Reiche; so sprechen die Reichen.

Ich weiß nicht, ob sie recht sprechen, ich bin kein reicher Mann."

„Wenn ich König wäre, so wüßte ich was ich thäte, sagte die Frau. Die Reichen und die Armen müßten abwechseln; denn allezeit egal, das glaub' ich wohl, kanns in der Welt nicht zugehen. Die reiche Wittwe kann es dies Jahr gut haben, meinethalben sich auf dem Sopha wiegen und kutschiren, und Shawls und Spitzen und Hüte sich bringen lassen, um auszuwählen, was ihr gefällt. Denn der Posamentier und der Kutscher, und die Putzmacherin müssen auch leben, und ohne Verdienst lebt sich nicht. Aber wenn das Jahr vorüber, müßte sie austauschen mit der armen Wittwe; die müßte hinaufziehen in ihre schönen prächtigen Zimmer, und die reiche Wittwe könnte dann in der kleinen Wohnung sticken und nähen."

„Warum nicht mit Ihr tauschen, Frau Martin? Auf den Sopha's unten sitzt sich's viel weicher als auf Ihrem Großvaterstuhl."

„Das würde sich doch nicht schicken."

„Ein König, denke ich, muß machen können, daß sich Alles schickt."

„Der König kann Alles! Das hat Großmutter immer gesagt," fiel Christoph ein.

Der Alte lächelte: „Und dann wär's auch billig, daß er mit den Männern tauschte. Er nähme sie den verheiratheten Frauen ab, die sie das vorige

Jahr gehabt, und gäbe sie bis zum andern Neujahr den Wittwen. Die Kranken müßten alle Jahr gesund werden, und die Gesunden dann ins Lazareth. Die Soldaten an den Schreibtisch, und die Gelehrten Wache stehn. Die Steinbrecher könnten für ihre saure Arbeit sich auch ein Jahr beim Juwelier oder beim Uhrmacher erholen, und die Goldschmiede dafür in den Steinbrüchen arbeiten."

„Papa Muff, wer hat Ihm das gelehrt? sagte die Alte, und sah ihn aufmerksam an, indem sie die Nadel ruhen ließ. Lernt man denn im Unglück so gottlos spaßen?"

„Man lernt, daß man sich nicht ärgern soll, wenn's anders geht, als man denkt, und wenn man das erst gelernt hat, so kommt die Lustigkeit von selbst. Ich war einmal ein Thor, wie Viele, bin es recht oft und lange gewesen. Meinte, weil's mir die schönsten Plane, die besten Vorsätze querfeld durchfuhr, wie ein Blitzstrahl durch ein schönes neues Haus, weil Dummköpfe das erndteten, was ich mit Klugheit gesäet, und schlechte Menschen belohnt wurden, wo die Guten, die es verdient hatten, leer ausgingen, — da meinte ich, es gehe in der ganzen Welt so zu, wie in diesem Hause. — Damals ärgerte mich ein Ameisenhaufen unter einem alten Kieferbaum: wie die kleinen Thiere unter einander quirlend und wirbelnd, eines über das andere weg liefen, krochen, ritten, spatzierten. Da waren keine Wege und keine

Wegweiſer, und jedes fand doch ſeinen Weg, alle wie die Tollen in immerwährender Bewegung. Und ſie ſchafften doch, jedes das Seine zum Ganzen, und keiner war da, der's ihnen befahl, und ſagte, wie ſie's machen ſollten. Da trugen ihrer Sechs ein Stückchen Reis, das für ſie ein Balken war, über tauſend Köpfe weg, und wenn ſie umpurzelten, und der Balken in die Tiefe fiel, ſprangen ſie auf der Stelle unverdroſſen nach, und hohlten ihn von neuem herauf. Andre liefen Boten, holten Hülfe herbei. Ein Miſtkäfer war in ihren Bau gerathen. Sie fielen über den Feind her, ſo viel ihrer dazu nöthig waren; die Andern ließen ſich nicht ſtören in ihrer Arbeit. Er ſchien ihnen zu entkommen. War er doch ein Elephant unter kleinen Menſchen! Schon hatte er unter gefährlichen Attaquen den ſandigen Weg erreicht, wo er mit ſeinen längern Beinen ihnen leicht entkommen mochte. Da ſtürzten ſie von zwei Seiten herab, ihm voraus, und unten empfing ihn ein Hinterhalt. Aber ſchon hatten ſich zwei, drei an ſeine Beine geklammert und er mußte ſie mit ſich ziehen, und zuſehends ward er ſchwächer. Und gerade im Sande, wo ihr Terrain nicht iſt, gelangs ihrer Geſchicklichkeit ihn umzudrehen, daß er auf dem Rücken lag. Wie er ſich nun auch ſträuben mochte, es war um ihn geſchehen, ſein Schild ſchützte ihn nicht mehr, und mit ſeinen Beinen mochte er kämpfen, ſo viel er wollte, für jedes waren drei, vier Feinde bereit.

— Er war todt. — Wie viel Arme und Hände, wie viel Stricke und Stangen braucht es wohl, um einen todten Elephanten auf einen Berg von Sand hinaufzuwinden! Die Ameisen hatten keine Stricke und keine Hebel, und doch waren nicht fünf Minuten vergangen, so war die große Beute hoch oben auf ihrem Bau und dann versenkt in ihre Vorrathskammer. Jeder hatte angefaßt, wo er konnte, an Kopf und Bein. Einige waren hinunter gekrochen und hoben und trugen, Andere stießen. Und was hätte es unter den Menschen für ein Hallo gegeben über solchen Sieg! Keiner lief hinzu. Es war abgethan, und die es gethan, kehrten um, und arbeiteten, als wäre nichts vorgefallen, fort. — Seht, da verdroß mich's, daß solch ein miserables, kleines Volk, das nicht druckt, schreibt, spricht, ja nicht einmal denkt, eine Ordnung haben soll, die der Mensch mit allen seinen Mitteln nicht hat, und im Ingrimm stieß ich mit dem Fuß hinein und zerstört war der ganze Bau."

Die Kinder, die sich aufmerksam um ihn gruppirt hatten, stießen einen Schrei aus.

„Wartet nur, fuhr er fort, die kleinen Thiere lassen sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen. Ich kam nach ein Paar Tagen wieder an die Stelle, und siehe da, es wimmelte und wirbelte und arbeitete so lustig als vorhin, und der Bau war wieder fertig."

Die Kinder jubelten, aber Papa Muff, sagte: „Ich stieß wieder mit dem Stiefel hinein, und tiefer

als neulich, und ſtreute ihr ganzes Schloß mit Sälen und Hallen, und Stuben und Vorrathskammern weit weg, rechts und links, über den Weg und ins Gebüſch: „„Nun wird Euch doch die Luſt vergehn, dachte ich, und mit Eurer beſſern Welt iſts auch aus.““

Alle Kleinen waren unwillig, Hänschen fing an zu weinen, und wollte nichts mehr von Papa Muff hören.

„Wartet nur Ihr Schelme, ich kam ja nach einer Woche wieder, uud was ſah ich? — Ihr Haus ſo ſchön und hoch aufgebaut, daß ich nun bis an's Knie hätte hineinfahren müſſen, wenn ich's von Grund aus zerſtören wollen.“

„Haſt Du's gethan?“ fragte Hänschen zitternd.

„Nein, diesmal hütete ich mich, denn ich hatte ſchon die beiden erſtenmale ſo viel Ameiſen im Stiefel mitgebracht, und ſie hatten mich jämmerlich im Bette gezwickt, daß ich nicht ſchlafen können.“

„Die Kleinen waren damit zufrieden. Sie fragten ihn, ob er die Nacht drauf ruhig geſchlafen?“

Da ſein Auditorium ſich geändert hatte, ſchien auch die Erzählungsweiſe des Alten einen anderen Ton anzunehmen.

„In der Erſt war mir ſehr bang zu Muthe; wie etwa Dir, Hänschen, damals, als Du auf den Stuhl geklettert warſt, um vom Kochzucker zu naſchen, und das ganze Blechkäſtchen war heruntergefallen und lag zerſtreut wie Mehl auf dem Boden,

und Du konnteſt den Kaſten nicht wieder hinaufſtellen und ſaßeſt im Winkel, und warteteſt zitternd, wann die Großmutter wiederkommen würde und die Beſcheerung ſehen. So ungefähr war mir zu Muthe. Es ſummte mir im Kopf wie Glockengeläut, wenn ſie viele Leute begraben, und auf der Bruſt lag mir's auch. Und mit einem Male kam ein langer Leichenzug vorüber, ein Todtenwagen nach dem andern. Es ſah ſchrecklich aus, und mir ſtarrte das Blut. Denn es waren die armen Ameiſen, die ich todt getreten hatte. Und all die andern Ameiſen ſangen traurige Lieder und waren alle ſchwarz angezogen, und auf mich ſahen ſie bitterbös. Ihr müßt Euch die Ameiſen aber nicht ſo klein denken, als ſie ausſehen. Sie waren ſo groß geworden, wie ordentliche Menſchen, und Ihr könnt denken, wie ich erſchrocken war, wenn ich dachte, ſo viele fromme und arbeitſame Geſchöpfe haſt du um nichts und wieder nichts umgebracht. Da plötzlich blieb der Zug ſtehen. Unter einem hohen Baldachin wurde ihre Königin getragen, ein ſchönes, ernſtes, hohes Weib, in ſchwarzem Sammt, und goldne Ringe und Ketten und Spangen umſchloſſen ihren Leib und ihre Stirn und ihre Arme. Ihr blaues Auge war groß; das ſuchte mich, und mit einem Male war ſie herabgeſchwebt vom Sitze und ſtand vor meinem Bette. Da hob ſie die Hand auf, in welcher ſie das Scepter trug, und öffnete den Mund."

in Lübeck angekommen sei. Die gute Schwester konnte gar nicht begreifen, warum ihr Bruder nicht geschrieben, und noch weniger, daß keiner von uns in Deutschland etwas von ihm gehört haben wollte. Ein Todesfall schien außer ihrer Vorstellung zu liegen, oder mochte sie nicht den Gedanken wecken? Unter vielen Thränen bat sie uns noch beim Abschied, doch ja, wenn wir ihn sähen, recht sehr in ihn zu dringen, daß er bald wieder käme oder doch nur der bekümmerten Schwester schreibe. Da es mir bis jetzt nicht gelungen, die Bestellung auszurichten, so wird jeder geneigte Leser hierdurch gebeten, der etwas vom Schicksal des Schwedischen Kupferschmidts Magnus Bergström in Erfahrung bringt, der vertrauungsvollen Bitte seiner Schwester zu willfahren. Unserer Willfährigkeit und ihrer Rührung verdankten wir ganz allein die Mitgift einer kleinen Flasche Branntwein in die Wüste. Denn dieser wird bei den Kolonisten hier so werth gehalten, daß weder Bitten, noch Geld ihnen etwas von ihrem kleinen Wintervorrath entlocken.

Der feuchte Hochwald dauerte von Eisingen aus noch eine geraume Strecke, ehe wir wieder

Die Kinder drängten ſich ängſtlich an einander, und Hänschen bat: „Ach nicht weiter, nicht weiter! Sie hat Dir gewiß was gethan.“

„Ihr ſeht ja, ich lebe noch, ſagte Papa Muff. Sie ſprach ſo zu mir: „„„Du elender Sterblicher, nicht um meine arme Unterthanen, die Du gemordet haſt aus eitlem Uebermuthe, trete ich jetzt vor Dich, denn die Armen ſind geſtorben in ihrem Berufe, als fleißige und arbeitſame Bürger in meinem Reiche, und in ihrem Tode ſind ſie uns eben ſo werth als in ihrem Leben, weil ihre Seelen wieder zu uns zurückkehren, und mit uns arbeiten werden; denn bei uns iſt kein Ende und kein Anfang, und wir wirken fort bis an das Ende aller Tage, weil unſer Leben eine immerwährende Arbeit iſt. Aber um Deiner ſelbſt willen, Du armer Blinder, und um Dir die Augen zu öffnen, würdigen wir Dich, daß Du den Kummer ſiehſt, den Du uns bereitet haſt. Denkſt Du, weil Du gegen uns ein Rieſe biſt, und wir kleine, kleine Zwerge, daß Du vor dem allmächtigen Herrn, der Himmel und Erde geſchaffen hat, beſſer biſt und mehr als wir? Wir Alle ſind vor ihm gleich, und wir bauen, jeder nach ſeinen Kräften, unſre Häuſer; vor ihm iſt das Haus des Kleinen ſo viel werth als das Haus des Großen. Du biſt, wie Du Dich auch hoch dünkſt, doch vor ihm nur ein kleiner Wurm, und wenn er ſeiner geringſten Diener Einen ſeine Fußſpitze erheben läßt, ſo zertritt er Deine

Häuſer, Schlöſſer und Städte, wie Du unſre meinſt zertreten zu haben. — Aber Du irrſt, wenn Du meinſt, daß ſolch ein plumper Fußtritt den Bau zerſtören kann, denn Gott im Himmel ſieht auf alle Bauten nieder, ob kleine ob große, und unter ſeinen Augen ſind ſie aufgeführt, und was er mit ſeinem Auge gnädig angeblickt, das kann nicht wieder vergehen, und wenn es auch ſcheinbar in Trümmer ſtürzt, erhebt es ſich aus den Trümmern immer wieder, und das Neue wird feſter und größer als das Alte war.""

„Das hat die Ameiſenkönigin Alles zu Dir geſagt?"

„Und noch viel mehr, das habe ich aber wieder vergeſſen, wenigſtens die Worte. Sie meinte, wir Alle wären auch Ameiſen, aber blinde Ameiſen, und an ihnen könnten wir's lernen, wie wir es machen müßten, damit es bei uns ordentlich herginge. Denn keine Ameiſe rennte der Andern den Kopf ein, Alle wären eines Sinnes und jede wie das Glied von einem Leibe, und Alle arbeiteten mit einander, ohne daß ſie es wüßten, auf ein Ziel los. Wir nun, die wir Verſtand hätten und ganz andere Kräfte, ſollten uns ſchämen, wenn wir nicht zuſammen thätig blieben, ſondern der Eine rechts, der Andere links hin arbeitete, und uns nie vertrügen, vielmehr Einer des Andern Werk zerſtörten."

„Iſts auch recht, Papa Muff, fiel die Alte ein, den Kindern ſolche Mährchen einzureden. Zum Spiel

mag's gut sein, aber es bleibt im Blute sitzen, wenn sie groß werden; und dann hat's Mühe es wieder auszutreiben."

„Warum giebt man sich die Mühe, Mutter Martin, zumal bei uns armen Leuten? Ich meine, wir sollten was wir mit der Ammenmilch einsogen, für's ganze Leben uns aufheben. Die Reichen brauchen es vielleicht nicht; sie können täglich Gold und Silber sehen, bunte Teppiche und Tapeten, Porzellan und Krystall, und schöne Gemälde und alabasterne Figuren; wo sollen wir das herbekommen!"

„Haben wir's nöthig? Arbeiten und verdienen, und Gott fürchten, ist das nicht genug?"

„Arbeitet sich's aber nicht besser, wenn's lange Tage und Wochen durch grau war und regnete, und nun einmal die Sonne hell scheint! Das Herz lacht einem im Leibe, und unter den Händen geräth es noch mal so gut."

„So reden die Brantweintrinker auch. Sie sagen, wenn sie lange gearbeitet, würd's ihnen dumpf und schwer zu Muthe, und dann brauchte es der Auffrischung. Dann solls der Schnaps thun."

„Der Mensch mag wohl bisweilen den Brantwein nöthig haben, sonst hätte der liebe Gott die Kraft nicht in das Korn gelegt, aus dem man ihn brennt. Aber wir sollten uns hüten unsere Sinne nicht so stumpf werden zu lassen, damit wir den starken Brantwein nicht nöthig haben, damit schon ein

heller Sonnenſchein uns auffriſcht. Denn ohne ſolchen Sonnenſtrahl halten wir's doch nicht aus. Und iſt das nicht freundlicher Sonnenſchein, der aus den Kinderjahren uns ins graue freudenloſe Alter nachblinkt, die guten Feen, und die wohlthätigen Geiſter, die den guten Kindern Geſchenke in die Wiege legen, und die auf ſchlimmen Wegen gehen warnen? Wenn ich ein blinder Mann wäre, der am Wege ſitzt und die Hand ausſtreckt, und Alles wäre grau um mich her, und kein wirklicher Sonnenſtrahl dränge durch die Nacht meiner Augen, ei wie wollte ich mich freuen, wenn ich um mich helle Feenſchlöſſer dächte und grüne Wieſen, worauf die Elfen tanzen. Ich glaubte, wenn ein angenehmer Wind mir die heiße Stirn kühlt, es ſeien gute Geiſter, die mich anfächeln, und wenn mir eine unſichtbare Hand in meine offene ein Geldſtück wirft, ſo wäre es die ſchönſte Frau mit hell lächelndem Auge, eine gute Fee. Ich lauſchte, und noch lange nach dem ſie fort iſt, kein anderes Ohr mehr ihre Tritte hörte, vernähme ich es. Meint Sie, daß ich darum unglücklicher wäre?"

„Wenn ſie Ihm nun aber einen blanken Zahlpfennig in die Hand geworfen hätte, und die Jungen lachten Ihn aus, wäre Er dann auch glücklich?"

„Es giebt gute und böſe Geiſter. Für den Zahlpfennig könnte ich mir freilich kein Brod kaufen. Aber die frohe Stunde, die ich vorhin gehabt, könnte mir doch auch Niemand nehmen. Mit der Armuth

ist's wie mit der Blindheit. Ein Bettler wird nicht reich, und ein Blinder nicht sehend. Darum mag den schon ein Geldstück, das er nicht erwartet, entzücken, und diesen, was wir ein Traumbild nennen. Das eine Geldstück hebt ihn nicht über seine Noth, und der eine helle Blick giebt ihm seine Augen nicht wieder. Aber Beide haben einen Schluck Lebenswasser getrunken, das der liebe Gott für Alle bereitet hat, die sich den Gaumen nicht verdorben. Die Reichen schmecken's nicht mehr; ihre Zunge ist verwöhnt von den feinen Weinen und Liquören. Wir Arme sind drauf angewiesen. Wenn wir Wochen und Monate lang nichts als unsere graue Lumpen sehn, ist das nicht auch ein grauer Staar! Und ein bischen Sonnenschein ist das Lebenswasser. Für uns wäre es gut, Mutter Martin, wenn wir recht lange Kinder blieben. Macht denen nicht ein Stückchen Zucker alles Bittere süß?"

„Papa Muff, bisweilen redet Er doch so kurios und gelehrt dabei, daß mir unwirrsch wird. Das kommt wohl daher, daß er in einem Keller wohnt, wo von der Gottesluft nichts eindringt. Wenn Er so allein da noch sitzt bei der Laterne bis Mitternacht, mögen die Geister ihn wohl besuchen, wovor uns der liebe Herrgott und Heiland bewahre."

„Und wenn sie's thun! sagte der Alte aufstehend. Es ist nicht die übelste Gesellschaft. Geister mancherlei Art kommen da zusammen und conversiren mit

einander und mir. Sie sprechen freilich anders, als wir's gewohnt sind. Aber es sind lustige Geister. Manchesmal höre ich ein lautes Gelächter, das durch alle Gewölbe schallt. Und wißt Ihr, worüber sie lachen? Ueber uns. Sie meinen wir machten uns viel zu viel Sorgen, und wenn bei uns recht was Dummes geschehen ist, was sie so nennen, dann geht's bei ihnen toll und bunt her, als wenn zwölf Hochzeiten auf eins gefeiert werden. Da springts über Tisch und Bänke, die Tonnen rollen und die Fässer tanzen. Habt Ihr's nie gehört? — Erlaubt, Mutter Martin, daß ich meine Laterne anzünde. Meine Gesellschaft wartet wohl schon. Heut wird's hoch hergehen."

Es war todtenstill in der Kammer geworden. Die Kinder hatten sich ängstlich um den Stuhl der Großmutter gedrängt, und sahen den Alten mit blassen Gesichtern und stieren Augen an: „Was wird's denn geben!" rief Marie.

„S ist unrecht von Euch, Papa Muff, sprach die Großmutter strenq, bisweilen redet Ihr so vernünftig, und dann wieder so ungedroschenes Zeug, als wolltet Ihr der Knecht Ruprecht sein vor den Kleinen. Pfui, schämt Euch, und wenn's Geister giebt, an dem Abend haben sie keine Macht."

„Meint Ihr! Ich dachte grad, ich würde mit ihnen Weihnachten feiern."

„Wer ist denn für sie in der Nacht geboren?"

„Es ist doch wahr, was Ihr von Euren Studenten erzählt habt? — Da ist ihnen ja ein wahres Kindtaufen geboren.“

„Schweigt mir davon. Die Taugenichtse sollen mir mein Fest nicht verderben. Ich denke nicht mehr dran.“

„Meine Kleinen aber desto mehr, liebe Frau. Die werden jedesmal toll, wenn recht was Tolles oben passirt ist. Denkt doch, zwei in einem Hause, die sich um die Wahrheit todtschlagen wollen, und halbe Kinder! Ueberhaupt wenn sie oben von der Wahrheit sprechen, und glauben eine neue entdeckt zu haben, sind sie wie ausgelassen. Ein so alter Mann wie ich hat ordentliche Mühe in dem schrecklichen Gelächter sein bischen Respekt zu erhalten, denn was das schlimmste ist, ich muß immer mitlachen. Sage ich ihnen nun: Schämt Euch, ich bin ein alter Mann, so wollen sie aus der Haut fahren, und tanzen mir um meine Perücke und zausen mich an Bart und Augenwimpern. „„Du bist ja nur ein kleines Wickelkind gegen uns, “schreien sie„ und wir sind viele tausend Jahre alt.““

„Christoph! sagte die Großmutter, nimm dem Papa Muff die Laterne ab und führe ihn die Treppe hinunter, daß der alte Mann nicht fällt.“

Christoph verrieth indeß nicht die geringste Lust dazu. Er duckte sich unter den kleinen Geschwistern, und sein Muth von vorhin schien verschwunden. Auch

mochte die Großmutter es nicht ganz ernst gemeint haben, ihr war es nur darum zu thun, daß der Alte ging. Die Bangigkeit, die er den Kindern verursachte, konnte sie angesteckt haben.

„Die Kinder fürchten sich, sagte der Alte zögernd. Ihr kleinen Käsemilben, meine Geister thun keiner Seele etwas, am wenigsten Euch."

„Wie sehn sie aus?" fragte Hänschen mit einer herzhaften Anstrengung, zu der ihn die Neugier spornte.

„Euer Nußknacker ist ein Riese dagegen. Ein bleierner Soldat kann ihrer zehn aufspießen. Ein Stehaufmännchen von Holunder erschreckt sie. Auf meinem Tisch, wenn ich die Lampe hinstelle, und sie invitire, haben hundert Tausende Platz. Dann spielen wir miteinander, was sie wollen, Zeck, Anschlag, Räuber und Wanderer. Ich werde Euch einmal zu mir einladen, daß ihr zuseht und mitspielt. Habt Ihr noch keine Kellerwürmer gesehn? — Weiter ist's nichts — pure kleine Würmer, wie sie in jedem Keller sind. Es giebt nichts Neues in der Welt. Ich rufe sie meine Grillen, das ist ihr Lieblingswort und dann springen und kriechen sie aus allen Ecken. — Gott befohlen, und ein heitres Christfest für Alle."

Fünftes Kapitel.

„Er beschütze und behüte uns vor allen bösen Geistern, die an unsre Thür pochen!“ hatte die Großmutter, die Arme kreuzend und die Augen auf den Alten ängstlich gerichtet, gesprochen, als es an die Thür klopfte, erst leise, dann stärker.

Es war die uns wohlbekannte Gesellschaft aus der Hinterstube. Wie sie mit nicht ganz unbefangenen Blicken, alle blässer als vorhin, Anselm mit einer weißen Binde um den Kopf, auf das ungewisse Herein der Wirthin langsam eintraten, konnte in solchem Augenblicke ihre Erscheinung die Befangenheit der Anwesenden nicht vermindern.

Die Kinder drückten sich fester an die Großmutter, Marie bat den Papa Muff durch einen Wink, er möchte noch ein bischen bleiben, und die Großmutter selbst schien auf einen Augenblick besorgt, die Ruhestörer könnten so geschaart nicht in friedlicher, sondern in der Absicht kommen, sie wegen ihrer Intervention von vorhin zur Rede zu stellen.

Aber der Doctor verscheuchte schnell diese Wolken.

Er war auf die Alte zugetreten, hatte ihre Hand ergriffen und mit freundlichem Tone gebeten: „Nicht wahr, Mütterchen ist nicht mehr böse? Sagt ich's doch gleich meinen Freunden, Mutter Martin kann nicht lange zürnen, wenn sie sieht, daß man's nicht böse meint. Nun kommen hier die reuigen Sünder, denen ich tüchtig ins Gewissen geredet, und wollen sich überzeugen, ob Mutter Martin wieder gut ist. Ja der Friede ist eine schöne Sache, vor Allem aber ein Hausfriede; über den geht nichts. Wenn die nächsten Nachbarn sich zanken, wenn Einer dem Andern nachredet und den Bissen im Munde nicht gönnt, wie soll dann Friede überhaupt sein. Aller Friede muß damit anfangen, daß er in jedem Haushalt ist, denn die Welt ist nichts anders als viele kleine Haushaltungen, die zusammen eine große ausmachen."

Er sprach noch manche schöne Worte und wohlgestellte Phrasen, und darunter Vieles was über den Horizont derjenigen war, an die es gerichtet. Aber es wirkte um desto besser, weil es nicht verstanden wurde. Denn diesmal war der Doctor der angreifende Theil, und wir haben gesehen, daß dieser auch bei Friedensversuchen den Sieg in der Regel über den überraschten Gegner davonträgt. So überschüttete er die Alte mit theilnehmender Aufmerksamkeit, mit Floskeln löblicher Gesinnung und warmer Freundschaft, Scherz und Ernst unter einander gemischt, daß sie beiden Studenten lächelnd die Hand reichte, und

die kahlen, windumfegten Moorhaiden erſtiegen. Die üppigſten Birken, ſchwellendes Grün, und dazwiſchen, wie überall, der Tod. Der beſchwerliche Fußpfad begann aber ſchon wieder nur wenige Schritte vom Gehöft. Der Moraſt iſt nicht überall ſo einförmig, daß auch hier die Gewohnheit das Marſchieren erleichterte. Wie in gewöhnlichen Brüchen begegnet uns zuerſt in den Niederungen ein dünner grüner Raſenteppich auf ſchwarzem, feuchten Moorgrund. Vieh und Menſchen haben ihn durchtreten, und man ſpringt, wenn man ſich die Mühe geben will, von einem grünen Humpel zum andern. Das kann man nicht mehr in der Tiefe des Waldes, wo die Füße beſtändig im ſchilfartigen Sumpfe waten, und ſich an den ſcharfen Gräſern ſchneiden. Der eigentliche Hochmoraſt iſt wie ein Torfmoor, nur mit hellerem Waſſerſtand zwiſchen den Humpeln, und man tritt, wenn es nicht zufällig von einer Höhe abgelaufen iſt, faſt immer in das klare Schneewaſſer. Gefährlicher wird er, wo auf den Höhen früher eine ſeeartige Vertiefung geweſen und nach dem Abfluß nur Schlamm zurückgeblieben iſt. Eine glatte Rinde hat ſich darüber geſetzt und braunes Gras wächſt wohl auf

ſprach: „Ihr ſeid Beide Schelme, aber weil's heut iſt, ſoll Euch vergeben ſein.“

„Da nehmt ein Beiſpiel an Mutter Martin, rief er, wie ſie immer weiß was an der Zeit iſt, im Schlagen und im Vertragen, im Schelten und im Gelten. „„Abgemacht,““ ſo heißt die Parole des Lebens, immer die Gegenwart angefaßt und in die Zukunft hinausgeblickt. Wer an Vergangnes denkt und corrigiren will, bringt es nicht weiter. Das Widerwärtige, das uns betraf, muß man am Wege liegen laſſen wie ein todtes Pferd, und ſich auf ein friſches ſchwingen. Wie ſoll man ſonſt die Wahrheit erreichen, die doch unſer Aller Ziel iſt.“

„Werdet Ihr von nun an fromm leben?“ fragte ſie forſchend die Alte.

Strahlheim hatte ſich neben ſie geſetzt und vertraulich ihre Hand gefaßt: „Dafür ſage ich gut. Was Ihr an Ihnen tadelt, und ich auch, war, wenn man's recht nimmt, nur Frömmigkeit; nur weil ſie ſo jung ſind, haben ſie ſich im Ausdruck verſehen. Das Blut irrt, das Herz iſt gut. Warum ſchämt Ihr Euch nun, Ihr Herren, dieſer wackern Frau grad raus zu ſagen, was Euch eigentlich Ehre macht? Sie ſind Beide — ſeht wie ſie roth werden! Iſt das etwa eine Schande, daß Ihr Euren unvergeßlichen, frommen Lehrer ſo unausſprechlich lieb habt. — Nun, nun ich ſchweige, Euch nicht zu beſchämen; aber ein ander Mal, wenn Ihr nicht dabei ſeid,

erlaubt Ihr mir Eurer Wirthin zu ſagen, warum Ihr wüthend wurdet und die Faſſung verlort, als ihn Jemand noch im Grabe beſchimpfte, und an ſeiner Frömmigkeit zweifelte. Frau Märtin iſt nicht die Frau, die auf ihrem Frühprediger was ſitzen läßt. Ich glaube und wär' es ſelbſt am heiligen Orte, wenn ihn Einer einen Atheiſten ſchölte, ſie würde ihn zurecht weiſen. Aber nicht mit ſcharfen Klingen und nicht in der Hinterſtube, Nachts, nein vor der ganzen Gemeine, am hellen Tage, das merkt Euch."

„Da würde ſie ſich doch noch ein bischen beſinnen, ſagte lächelnd die Alte. Doch nichts mehr davon, wir haben jetzt andre Dinge vor. — He, Papa'Muff, löſcht nur wieder die Laterne aus. Jetzt dürft Ihr nicht fort. Die Geſellſchaft da unten wird's wohl nicht übel nehmen, wenn Ihr noch ein Stündchen bei der Geſellſchaft oben bleibt. Ihr mögt den Kleinen nachher deſto mehr davon erzählen, wie unvernünftige Leute vernünftig wurden. Sagt Euch Eure Naſe nichts davon, was kommen wird, oder vertreibt Euch der Karpfen Geruch, derweil er die Herren geradewegs in meine ſchlechte Stube leitete? Nichts für ungut, Ihr ſeid Alle willkommen. Der Karpfen iſt ein großes Thier. Meine Gevatterin, die Fiſchfrau, hat mir ein Präſent gemacht zu Weihnachten. Iſt eine ungelehrte Frau, kann nicht leſen und ſchreiben, weiß aber doch, wie man Weihnachten feiern muß."

Strahlheim erklärte, er nähme Namens ſeiner

Freunde die freundliche Einladung an, und verſicherte, ſie würden als Gäſte gut machen, was ſie als Miether verſchuldet hätten. Dabei erinnerte er ſich, wie auch vor einem Jahr in der Stube der Waſchfrau ein traulicher Kreis um ein Gericht Gerngeſehn ſich verſammelt hatte, in den ihn ein Zufall geführt. Er rühmte die Heiterkeit, die darin geherrſcht, und welch' eine liebenswürdige Wirthin Frau Martin gemacht. Er erzählte den Studenten mehrere Züge, was der Alten nicht mißbehagte. Sie klopfte ihm auf die Schultern:

„Doctor, Er hat eine vortreffliche Naſe, denn Er riecht überall wo es was giebt; und wenn's mit der Zunge abgemacht wäre, ſo wäre Er der erſte Doctor in der Stadt. Das Auge iſt auch gut; Er will nur zuviel damit ſprechen. Seine Ohren müſſen aber noch ſehr ſchlecht ſein, denn Er hört bei jedem Klingelzuge einen Patienten raus, und mit der Nächſtenliebe ſtehts noch ſchlechter; ſonſt ließe Er ſich nicht alle Nacht dreimal rausklingeln, und uns Alle im Hauſe dazu, daß man denken ſoll, die halbe Stadt liege im Sterben, und es ſind doch nur Seine Freunde, die ihn ins Weinhaus rufen. Wenn Er aber einen guten Rath haben will, ſo ſagte ich Ihm, Er ſolle bis Er mehr Patienten hat, ſich ſelbſt in die Cur nehmen, und da mit dem Herzen anfangen. Denn ob's mit dem gut oder ſchlecht ſteht, muß Er am beſten wiſſen."

Strahlheim lachte von Herzen und meinte, Frau Martin wisse es doch vielleicht noch besser als er selbst. Er half ihr dann den großen Tisch mit dem groben aber saubern Tuche decken, während Marie in der Küche den duftenden Karpfen anrichtete. Mit Hülfe einiger Kindertische, und was von Tellern, Schüsseln, Gabeln und Messern aufzutreiben war, wurde, wie es sich schickt, eine Tafel hoch und niedrig zurecht gesetzt, an der Alle, groß und klein, endlich Platz fanden. Der Dampf des Fisches und der großen Schüssel Kartoffeln schien alle Gemüther zu einer Eintracht einzuladen, welche man vorhin in der Studentenstube kaum für möglich gehalten hätte. Mutter Martin sprach ein kurzes Gebet, da, wie sie äußerte, nachdem ein halbstrafender Blick unter den Anwesenden die Runde gemacht, doch wohl keiner von ihnen eines auswendig wisse. Aber wer mit ihr essen wolle, müsse mit ihr beten. Leid thue es ihr nur, hieß es dann, als man sich hingesetzt, daß der Karpfen schon geschnitten sei. Hätte sie gewußt, wie geschickt ihre Miethsleute mit den Messern umzugehen wüßten, hätte sie denen das Tranchiren überlassen. Strahlheim meinte, sie würden desto besser das Einhauen verstehen.

Wenn in einer Gesellschaft auch nur zwei Personen in ihrer Stimmung sich begegnen, und ihr Witz in dem Kreise verstanden wird, so ist für die Unterhaltung gesorgt. Der Doctor wollte witzig sein

und die Waschfrau war dazu aufgelegt. Die Studenten nahmen zwar in ihrem absoluten Adlerfluge nach der Sonne keine Notiz von den niedrigern Gegenständen, in denen sie sich als Licht und Wärme manifestirt; wo aber die Sonne aus dem Spiele blieb, waren sie derbe Bürgersöhne, welchen ein handgreiflicher Witz der liebste war. Es wurde viel gelacht, und die Kleinen thaten das ihrige dabei, wenn sie auch selten verstanden was es galt. Nur Werner war kaum zum Lächeln zu bringen, ob es doch nicht an Stichelreden fehlte ihn aufzuregen. Der alte Muff, welcher am kleinen Tische unter den Kindern saß, sah ihn oft scharf an.

„Was! rief die Wirthin, Sein Teller wird ja nicht leer. Daß Er ein Doctor ist, der nicht curiren kann, weiß ich, ist Er aber auch Einer, der nicht essen kann?"

„Mein College unter dem großen Hute, unter dem so viele Köpfe Platz haben, volle und leere, sagte Strahlheim, weiß zwar, daß die Fische schwimmen müssen, um zu leben; aber daß sie auch Gräten haben müssen, daran würgt er noch. Man sieht daraus, wie die gelehrtesten Männer, die der Wahrheit ganz nahe sind, an einer einzigen Gräte, von der sie nicht wissen, ersticken können."

„Was meint Papa Muff dazu!" sagte Frau Martin.

„Ich meine, wenn die Fische reden könnten,

könnten sie viel erzählen. Aber ich weiß nicht, ob es ein Unglück ist, daß sie stumm sind."

„Giebts im Wasser so viele Neuigkeiten?" sagte Christoph.

„Weißt Du nichts von den Wasserniren? Seit sie oben nicht mehr an Geister glauben, sind die Kobolde ins Wasser gefahren. Lieset doch die Bibel Christoph, und weißt nichts vom Propheten Jonas, der vierzig Tage in einem Wallfischbauch gelebt hat. Die in Otaheiti beten die Hayfische an, damit sie sie nicht fressen. Zu den alten Heidenzeiten, hab' ich mir sagen lassen, waren die Fische die allerfrommsten Diener der Götter, die Delphine trugen fromme Menschen, die ins Meer gefallen, an's Land, und apportirten Ringe, die man den Göttern geopfert, wenn die Götter das Opfer nicht wollten. In den katholischen Zeiten bekam der Hecht alle Martyrzeichen von der Kreuzigung unsers Heilands in seinen Kopf, und was ist nun gar erst ein Karpfe für ein ehrwürdiges Thier, das nicht allein älter wird wie der Mensch, sondern selbst Jahrhunderte lebt mit seinem Moos auf dem Kopfe. Wenn solch' ein Karpfe sprechen könnte, was dürfte er uns nicht erzählen!"

„Was denn? Was denn?" riefen die Kleinen.

„Von den Gräten, die den Menschen im Halse stecken bleiben, und sie hatten keine Kraft, sie durchzubeißen."

Die Kinder waren mit der barschen Art, wie

er das Geſpräch abbrechen zu wollen ſchien, nicht zufrieden.

„Wenn uns die Karpfen nun gar erzählen könnten von allen den ertrunkenen Menſchen, die um eine Gräte, die ihnen zu groß war, ins Waſſer ſprangen, und was ſie in dem einſamen Augenblick vorher dachten und ſprachen!“

„Pfui! Papa Muff, was Ihr den Kindern vorredet.“

„Lauter Moral, Mutter Martin. Es ſollte jeder Menſch, damit er nicht vor Gräten umkommt, die er nicht kennt, die Naturgeſchichte durchleſen, um zu wiſſen, wo ſie ſitzen und ſich vor ihnen zu hüten. Das iſt meine Meinung. Seht der Fiſch iſt glücklicher als wir. Er mag ihrer noch ſo viel haben, keiner lebt darum ein einziges Jahr weniger von den hunderten, ſo die Natur ihn zu leben beſtimmte. Auch beißt kein Karpfe den andern todt.“

„Der Hecht verſchlingt ihn, der Fiſcher fängt, die Fiſchfrau verkauft und die Köchin ſchlachtet ihn, ſagte Anſelm. Und meint Ihr, das iſt ein beſſeres Schickſal als dasjenige, was der freie Menſch, der Schöpfer ſeines Willens, ſich ſelbſt bereitet.“

Strahlheim pochte mit dem Meſſer auf den Tiſch: „Das iſt albernes Zeug, und gehört nicht zur Naturgeſchichte der Karpfen. In dieſer ſteht: jeder Fiſch muß ſchwimmen, und auf den Menſchen kommt es

an, worin er ihn will ſchwimmen laſſen. Wollen wir Stimmen ſammeln?"

Die Wirthin ſah ihn verlegen an: „Ja Kinder, wenn ich was im Haus hätte."

„Der Chriſtoph hat ja muntere Beine, und drüben iſt das Weinhaus, rief der Arzt. Lauf ſchnell hinüber mein Junge. Sie ſollen mir vier Flaſchen von dem Gelbgepichten ſchicken, und es anſchreiben. Frau Martin erlaubt doch, daß ich in ihren vier Pfählen meine lieben Hausgenoſſen auf ein Gläschen invitire."

„Daß Du bleibſt! rief die Großmutter. Anſchreiben! das gefiele mir, und trinken was nicht bezahlt wird. Reiche Leute mögen vom Borg leben, Borgen iſt ſtehlen, und ich bin eine ehrliche Frau."

„Frau Martin! was denkt Sie von mir. Der Kaufmann kennt mich."

„O Er iſt in allen Weinſtuben bekannt, aber vom Bezahlen hab' ich nie gehört."

Der Doctor griff in die Taſche, befand ſich aber wirklich in der Verlegenheit nichts bei ſich zu haben. Die Waſchfrau ſagte, ſie glaube es ihm ohne Verſicherung. Aber ſie riß ihn doch in ſo fern aus derſelben, als ſie erklärte, Wein ſei etwas viel zu koſtbares für ihren ſchlechten Tiſch, und wenn ſie ſich Außerordentliches erlauben möchte, ſo wäre es ein Gläschen warmer Punſch, ihr Lieblingsgetränk. Strahlheim ſtimmte darin ein; unter fröhlichen,

guten Leuten gehe nichts über einen frommen Punſch. Man kam nach einigem Streit überein, was jeder in ſeinen Taſchen finde und erübrigen zu können glaube, zu dem Zwecke zuſammenzulegen, und der Ertrag der kleinen Sammlung fiel ſo aus, daß Chriſtoph nach Citronen und Rum geſchickt werden konnte, indem die ſorgſame Wirthin noch den Zucker aus ihrem Vorrathsſchranke dazugab.

Die geborſtene, aber ſauber mit Drath umflochtene Terrine dampfte bald mit einem Getränk auf dem Tiſche, deſſen Würze auf die Mehrzahl der Theilnehmer ſichtlich angenehm wirkte. Strahlheim, der an ſeinem Glaſe mehr nippte als trank, ließ die ſchöne Farbe gegen das Licht ſpielen, und hielt einige Betrachtungen über die Freuden, welche die Genügſamkeit gewährt.

„Wie viele Thaler, bis in die Hunderte! koſtet es den Reichen, wenn ſie vergnügt ſein wollen. Da muß das Beſte, das Leckerſte angeſchafft werden, mit Gold aufgewogen aus fremden Welttheilen, und doch wird es oft kaum gewürdigt. Ihr Magen iſt verdorben, ihre Zunge verwöhnt. Wie oft ſind ſie denn wirklich froh beim vollen Glaſe? Und wenn ſie es ſind, verbietet ihnen der Anſtand es zu ſagen. Sie müſſen es verkneifen und verbeißen. Da lob' ich mir einen fröhlichen Verein wie unſern: einen alten, herzlichen, deutſchen, bürgerlichen Punſch, wo Jeder zuſchüttet und Jeder nimmt, was ihm beliebt.

Wo die Zunge nicht gefesselt ist, und der Mund überfließen darf von dem, weß das Herz voll ist. Da lauscht Niemand dem Andern etwas ab, da sind wir Alle gleich, gut und brav und lustig."

„Er selbst Doctor trinkt ja aber nicht," sagte die Großmutter, die schon vom ersten Glase aufgeräumt schien.

„Man muß jede Gottesgabe mit Bedacht genießen, erwiederte er. Die Genügsamkeit soll leben!"

Diesem Lebehoch folgten schnell mehrere, und die Gläser klangen immer lebhafter aneinander. Strahlheim hatte anfangs Bedenken getragen, daß Anselm am Punsche theilnehme. Aber er hatte das eine Auge als Arzt zugedrückt und mit dem andern als Mensch nachgesehen, als ihm ein halbes Glas eingeschenkt ward.

„Ei was! rief jetzt Frau Martin, auf einem halben Beine steht kein Mensch!" und füllte ihm das Glas bis an den Rand.

„Die Entzündung, die Entzündung, Mamachen!" sagte Strahlheim mit dem Finger drohend.

„Ach was Entzündung, erwiederte die Alte; um Weihnachten muß ein bischen mehr angezündet werden als sonst. Und wenn's ihm nachher brennt, das ist schon gerechte Strafe für den Unfug. Zu meiner Zeit in Halle waren die Studenten noch nicht pimplich. Ich mußte mal scheuern nach einer Paukerei, wo es andre Hiebe gesetzt hatte, aber Alles wie

der festgewordenen Oberfläche. Leichten Fußes glaubt man über den zitternden Boden wegeilen zu können, versinkt aber häufig durchbrechend bis über das Knie. Da zieht der Wanderer lieber den aufgewühlten Moorgrund vor, wo man von Anfang an bis ans Knie watet.

Die Mythen des katholischen Irländers besagen, daß der Gestorbene, ehe er ins Fegefeuer kommt, barfuß durch eine Wüste voll Dornen wandern muß; aber am Eingange steht ein alter Mann, der den armen Seelen Schuhe liefert, vorausgesetzt, daß sie bei Lebzeiten den Bedürftigen ähnliche Dienste erwiesen. Schuhe hatte ich zwar, wenn gleich schon ganz zerrissen, aber die Schmerzen waren für die Dauer fast unerträglich, wenn wir durch die Ginsterſträuche brachen, welche die sanfteren Bergabhänge dicht überwachsen. Die Beine wurden zerrissen und blutig, aber der Schmerz trug doch dazu bei, die Ermüdung zu besiegen. Nur vor einer Plage, und vielleicht der größten in den Lappmarken, hatte uns der kalte Sommer bewahrt. Die Insekten, welche in Myriaden über den Sümpfen schweben, die Luft verfinstern und das Leben unerträglich machen, besuchten uns nur an wenigen

sich's schickt. Das Blut war auf der Diele bis unters Bette gelaufen, und beide Paukanten lagen drauf, ganz anders verbunden wie der. Und nun hieß es: Punsch gebraut zur Versöhnung. Da ward ein Tisch in die Mitte gerückt, und der größte Topf aus der Küche drauf gestellt, und darin war der Punsch, und er schmeckte eben so gut als aus dem feinsten Porzellan. Das war ein Anstoßen und ein Liedersingen, und Freundschaften und Brüderschaften wurden getrunken, bis alles toll und lustig war. Anfangs nippten die Kranken freilich nur, aber als es auf die letzt kam, setzte der Eine den ganzen Topf an den Mund und trank ihn auf die Gesundheit der Andern aus. Hallo! schrie der Doctor, crepiren wird er nicht davon, und ein Fieber läßt sich curiren. Aber was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig, schrieen die Uebrigen. Der Zweite fing den zweiten Topf an, und trank noch einen Fingerbreit tiefer. Bravo! schrieen Alle. Und was ward draus? Den Abend und die Nacht wußte Keiner etwas von seiner Wunde, und ob sie nachher vierzehn Tage länger im Bett blieben, und große Medicinflaschen ausschlucken mußten, das schadete der Universität nichts, und ihnen auch nicht. Sie lernten doch nichts während sie in Halle waren, aber es waren muntere Burschen, keine Duckmäuser, und der Eine ist gestorben als ein gelehrter Superintendent und der Andre als ein großer Geheimerath."

„Vivat die alte Zeit! rief Strahlheim. Und ich wette, die Großmutter war dazumal ein so schmuckes Mädchen als heut die Marie, und unsre Großväter die Studenten von damals, haben die hübsche Aufwärterin wacker abgeküßt. Denn dazumal, ach Frau Martin, wo sind diese guten Zeiten hin, wo jeder sprach wie er dachte, ein bischen ausgelassen die Jugend, aber — das Herz, das Herz saß auf dem rechten Flecke.“

Er wenigstens hatte den rechten bei der alten Frau getroffen. Die alte Zeit jauchzte in ihr auf. Sie gestattete, als ein „Was wir lieben“ vom Doctor ausgebracht wurde, ein allgemeines Küssen, wobei die Kleinen schon auf Tisch und Bänke sprangen, und sich mit der ganzen Leibesgewalt den ältern Personen um den Hals warfen. Ein nüchterner Beobachter hätte vielleicht gleich anfangs bemerkt, daß es Strahlheim weniger um die Nasen und Münder der Unholde zu thun gewesen, die nach so langer Freiheit heut nicht die reinlichsten waren, als um die rosigen Lippen und Wangen ihrer Schwester Marie. Ja diese war in einem richtigen Vorgefühl, nachdem sie sich mit ihren Nachbarn flüchtig abgefunden, aus irgend einem Vorwande in die Küche gelaufen. Aber es half ihr nichts. Die Mutter selbst rief mit lauter Stimme den Flüchtling zurück, und wetterte gegen eine alberne Sprödigkeit, die hier nicht hergehöre. Einen Kuß in Ehren könne Niemand wehren; seit

der schöne Spruch außer Ehren gekommen, sei es mit der Ehre selbst schlecht bestellt. Marie gehorchte mit Widerstreben; aber als der Doctor mit dem Glase in der Hand seinen Tribut forderte und nahm, und ihr dabei zuflüsterte: „Dich charmantes Kind liebe ich ganz allein" wehrte sie ihn mit einer spöttischen Miene von sich: „Wenn man das nicht besser wüßte."

Die Gesundheiten waren im Zuge. Jeder wollte eine ausbringen. Christoph, Thomas, die Kleinen, selbst Anselm erhob sein Glas. Die Aufregung hatte nicht in der Masse des Getränkes, sondern in der Ungewohntheit der meisten Theilnehmer ihren Grund. Frau Martin wurde die lustigste. Ihr konnte nicht genug angestoßen werden. Sie forderte auch zu der alten und schönen Sitte der Leberreime auf, die zuerst nicht rechten Fortgang hatten, ob sie schon selbst nie verlegen war, und gern den andern aushalf. Als Werner stumm sein Glas ansah, fiel sie ihm ins Wort:

Na Doctor
Was stockt er?

Man ließ, da es an Gegenständen zu fehlen anfing, die Nachbarn und endlich alle Bewohner des Hauses von dem Dache an durch alle Etagen bis im Keller leben. Selbst denen man nicht gewogen war. Denn Mutter Martin hielt es für Christenpflicht, und für einen Weihnachtsabend sehr schicklich, auch denen, die man haßte, etwas zuzuwenden, nachdem man allen, die man liebte, so viel zugetheilt hatte.

So hätten unſere Leſer aus den ſchönen Reimen, die jedes Lebehoch begleiteten, im voraus eine ungefähre Charakteriſtik der ganzen Hausgenoſſenſchaft gewinnen mögen, wenn es möglich wäre, alle vielbelachten Sprüche und beim Glaſe vortrefflich klappenden Reime in der Schriftſprache wiederzugeben. Werner und Strahlheim mußten zum Beiſpiel für den anzüglichen Wunſch danken:

Die Doctors laſſen alle Menſchen crepiren,
Drum vivat hoch die, die nicht können curiren.

Die reiche Wittwe in der Belletage hatte noch weniger Grund dazu, als Chriſtoph ihr wünſchte:

Die reiche Madame im erſten Stock
Soll nach dem Blocksberg auf 'nem Ziegenbock.

Frau Martin lockte eine Röthe auf Anſelms Wangen durch ihren Toaſt:

Der hübſchen Wittwe mit dem kleinen Fuß
Wünſch' ich von Herrn Anſelm einen Kuß;

und er proteſtirte mit einer Ernſthoftigkeit dagegen, welche das allgemeine Gelächter noch erhöhte. Frau Martin ward immer muthwilliger. Was er ſich denn zu ſchämen brauche, daß er eine hübſche Frau hübſch finde. Man wiſſe ja wie er ihr nachſehe, wenn ſie ausgehe, und wie ſie freundlich gegen ihn thue. Der Leineweber habe einmal durch's Schlüſſelloch geguckt, wie er ihr vorgeleſen, und wenn er ihr mit ſeinen geiſtlichen Büchern die weltliche Eitelkeit ein bischen austreibe, ſei es keine ſo ſchlimme Frau. „Den

Leineweber, meinen gelben Nachbar, haben wir vergessen, rief sie dazwischen. Heda, Herr Anselm, der muß auch leben. Schnell etwas hübsches gesagt."

„Der lange, lange Leineweber,
Hol ihn der Todtengräber" —

rief Anselm heftig aus, und wollte vermuthlich noch etwas hinzusetzen. Aber für die Phantasie der jungen Welt war der lange Leineweber vollkommen genug, und sie tobten:

Der lange, lange Leineweber,
Hol ihn der Todtengräber!

als die Thüre aufging und der berufene Mann in voller Leibeslänge sich darin mit einem dünnen Talglicht zeigte. Er war eben aus der Betstunde nach Hause gekommen, und wollte entweder sein Licht bei der Nachbarin anzünden, oder es nur als Vorwand gebrauchen, um sich nach der Ursach des Tumultes umzusehen. Seine Erscheinung unter solchen Umständen wirkte wie der Knecht Ruprecht. Die Jungen duckten sich wieder in ihre Winkel, die gerötheten Wangen wurden plötzlich blaß, und auch die Großmutter ließ den gehobenen Punschlöffel in die Terrine sinken.

„Der Todtengräber, sagte der Mann mit seiner lang schleifenden Stimme, ist eine Creatur wie die andern Creaturen. Uns alle wird der Todtengräber abholen, aber um keine Stunde früher als es dem Herrn gefällt. Ob wir ihn nun mit lautem Geschrei

anrufen, oder still inbrünstig bitten. Ja ob wir so in den Krallen des Bösen wären, daß wir mit hölli-schem Geschrei unserem Bruder, den wir lieben sollen, den Tod anwünschten, oder, wie sie drüben thun, wo das helle Licht seines Evangeliums noch in Fin-sterniß ist, zu den Heiligen beteten, daß er stürbe, — keinen ruft er ab, und keinen giebt er in die Hand des Todtengräbers, bis dann seine Zeit gekommen ist. Aber uns Alle hat er zu Todtengräbern bestellt, denn Jeder soll seine Sünden und den Antichrist, der in ihm ist, begraben, so lange es noch an der Zeit ist. Aber nicht in Punsch und Brantewein, noch in sünd-hafter Ausgelassenheit, sondern in Demuth und Zer-knirschung. — Darf ich mich wohl unterstehen, das Licht hier anzuzünden, Frau Nachbarin?"

„Ich dächte wir nähmen ein warmes Gläschen über die Lippen, Herr Nachbar. Sie frieren ja sichtlich."

„Habe mich nicht warm geredet, Frau Martin, unter meinen Brüdern und Schwestern; denn wir saßen nicht beisammen in unserer stillen, dunkelen Kammer, um über unsere Nächsten zu lästern. Es war vielmehr Zähneklappern und Furcht um die, so das schöne Fest in weltlicher Freude und Lustbarkeit nicht zu einer Feier des Herrn, sondern zu einem Sabbat des Satans machen."

„S ist ja Weihnachten. Das ist ein frohes Fest."

„Ein hochfrohes und hochheiliges Frau Nachbarin.

Die Sterne haben geſchienen, daß die Weiſen aus Morgenland ſie geſehen und den Weg finden können zu dem, ſo in einer niedern Hütte geboren worden. Und haben auch die unvernünftigen Thiere, die Lüfte im Himmel und die Pflanzen auf der Erde das Feſt mitgefeiert durch andächtige Stille. Aber davon ſteht nichts geſchrieben, daß die Weinſtuben und Kuchenläden ſind offen geſtanden, mit bunten Lichtflämmchen erhellt, zur Verführung; davon nichts, daß ſie große Abendeſſen gegeben, noch daß die Muſikanten weltliche Lieder geſpielt und Italiäniſche Sänger einen gräulichen Ohrenſchmaus geſchrieen für die Weltluſt. Auch davon nichts, daß arme Wittwen, die ſich zum Kirchgang vorbereiten ſollten mit Gebet und frommen Geſang, in ihrem Dachſtübchen berauſchende Getränke gebraut, und die Gläſer klirren laſſen, daß die Nachbarſchaft davon erſchreckt wird."

„Nachbar! Ein Gläschen, um Euch die Kehle zu ſchmieren."

„Auch kann ich es nicht gut heißen, fuhr der Leinenweber fort, daß man den unſchuldigen Kindlein Trompeten in die Hand giebt, und Trommeln und Pfeifen."

„Er iſt ja ein Heide, unterbrach ihn Frau Martin. Woran ſollten die armen Würmer denn merken, daß Weihnachten iſt, wenn's an dem Abend ſo ſtill hergeht, wie im ganzen Jahr."

„Das iſt eben die Liſt deſſen, der ſein Netz

auswirft über uns Alle. Ihm iſt der Lärmen ein Feſt, welcher die Frommen ſtört in ihrer ſtillen Andacht."

„Meiſter, ſagte Papa Muff, der indeſſen am Kindertiſch wieder einen ſtillen Commers mit den Kleinen angefangen hatte, ich bete auch; aber es gelingt nie beſſer, als wenn die Kinder um mich her lärmen. Mir iſt's, als ob ſie mitbeteten. Dagegen wär's mir nicht möglich, an Seinem Weberſtuhl zu beten. Das ſchnurrt ſo egal, ſo in einem Tone, wie doch Gott die Welt nicht gemacht hat."

„Nachbar Leineweber trinkt Eins!" rief die Wirthin.

„Eines will ich trinken, ſagte er, aber nicht zwei, und nicht drei. Bei einem Glaſe mag der Menſch deſſen gedenken, und ſich ſeiner freuen, der die Pflanzen wachſen ließ, von dem Yſop der an der Wand wächſt bis zu den Cedern auf dem Berge Libanon, darunter auch die Citronen, ſo dieſem Getränke liebliche Säure geben und Wohlgeſchmack. Wenn nur der Menſch von dem Wohlgeſchmack ſich anmahnen ließe, daß er auch wohlſchmecken ſoll und lieblich duften, nämlich vor dem Herrn, und eine Frucht werden, die reif iſt und ſüß und wohl anzuſchauen, wenn der Schnitter kommt."

„Es hat Euch doch gut geſchmeckt, Nachbar, was ſeufzſt Ihr nun ſo entſetzlich? Da noch Eines. Der Schnitter iſt noch nicht da."

„Und wer sagt Euch das! Wie ich so vorhin um die Ecke kam, und dies große alte Haus über die Straße einen gewaltigen Schatten warf, da war mir doch als ob der Schatten zitterte und das ganze Haus mit ihm, und es bebte in seinen Grundvesten. Ich dachte, — das mag Täuschung sein. Aber je länger ich drauf sah, es zitterte immer deutlicher. Nun warf ich meine Augen auf die vielen großen und kleinen Fenster. Die einen waren sehr hell von den Lichtern dahinter, die andern sehr dunkel. Welche Aergerniß, frage ich, ist wohl größer? Denn während die hinter jenen dem Antichrist ein Fest in ihren eigenen Mauern bereiten, halten diese es nicht einmal darinnen aus, sondern laufen der weltlichen Luft nach, wo sie dieselbe außer dem Hause erwischen. Aber der helle Schein der Fenster mitten im Schatten zeigte es noch deutlicher; denn wiewohl kein Lüftchen sich regte, flimmerte und schwirrte und zitterte es doch beständig in dem hellen Raume, und wenn ich wieder hinaufsah nach den wirklichen Fenstern, hörte ich deutlich das Glas klirren."

Man war aufmerksam geworden.

„Weil das Opernvolk unten musicirt." sagte Frau Martin.

„Nein, fuhr der Leineweber auf, weil die Zeit vor der Thüre steht, wo uns gemessen werden wird mit dem Maaße, mit dem wir messen. Weil das Haus angefressen ist von der Sünde; von der Sünde

die uns allen den Tod bringt. Und er schleicht an und klopft und räuspert sich, und wir merken ihn nicht. Sehen wir nicht die Flecke an der Wand; so sind die alten Mauern verstockt von dem Fundamente herauf bis unters Dach, der Kalk ist verwittert und die Fäulniß ins Holz gezogen. Den Wurm höre ich Nachts in den Sparren über mir nagen, und die Dielen unter mir zittern, weil die Balken, darauf sie ruhen, morsch sind."

„Warum schert sich auch der fremde Herr, dem das Haus jetzt gehört, nicht her, und läßt es flicken!"

„Ein neuer Flicken auf ein altes Kleid, und das Loch wird größer. Flicken an unserer Verderbniß heißt ein Grab übertünchen. Nein, man muß die Flicken abreißen, damit wir offen schauen, wie es mit uns so erbärmlich steht."

„Ausbessern ist Thorheit, rief auch Anselm. Wie ein Phönix muß die Wahrheit aus der Asche neu geboren werden.

„Bei der Gelegenheit rechnete ich in meinem armen Kopfe zusammen, fuhr der Leineweber fort, was an Thorheit und Sünde, an Eitelkeit und Lastern in diesen vier Mauern beisammen wohnt. Und wahrlich, die stockenden Mauersteine und das faulende Gebälk sind ein Gehäuse, wie es sich schickt für dieses verdorbene Uhrwerk, das die Stunden nicht mehr anzeigt, und nur die eine recht weiset, die das Ende ist. Wenn ich so von dem Flur unten anfange, und

Punkten. Wie ein hülſenartiger Staub werden ſie angeweht und ſetzen ſich feſt an die offnen Fleiſchtheile des Körpers, eine unangenehme Empfindung hervorbringend, ehe man weiß, wo dieſe herrührt. Auf die Dauer wird ſie zur unerträglichen Quaal, der ſelbſt Lappiſche Geduld nicht mehr zu widerſtehen vermag, und die Seuchen, welche zuweilen die Rennthierheerden befallen, ſchreibt man ebenfalls dieſem Ungeziefer der Lüfte zu.

Schon verzweifelten wir, das Ziel unſerer Reiſe zu erreichen; vergeblich ſtreckten unſere Führer die Hälſe aus, und vergeblich zeigten ſie uns Stellen, wo einſt Lappen gelagert hatten. Ein Rennthierſchlitten, den wir unter einem Schuppendach im Walde geſehn, gab uns noch keine Gewißheit, ſeine Eigenthümer zu finden, die ihn hier während des Sommers geborgen hatten. Auch eine verlaſſene Hütte, das heißt kegelförmig an einander gebundene Birkenſtämme, ſprachen nur vom ehemaligen Daſein des Völkchens. Plötzlich aber jauchzte unſer Vordermann auf. Es regte ſich an der braunen Bergwand, zwei Rennthiere wurden ſichtbar, und wenn ſie auch ſogleich verſchwanden, mußten ihre Hirten doch nahe ſein. Das bewaffnete Auge ſuchte

nachdenke, wie sie auf jeder Schwelle Gottes Geboten Hohn sprechen, jeder anders und jeder in seiner Art, da würde mir schwindelig, bis ich hier unter's Dach käme."

Thomas fiel ein: „Desto besser, so kommen wir nicht dran."

„Noch eins auf die Zunge," sprach Frau Martin, und schenkte ihm ein.

Der Leineweber trank. Seine Zunge mußte glatter geworden sein, denn seine Mittheilungen nahmen einen vertraulichern Ton an, als er vom Hochmuth anhub, welchen im Erdgeschoß der reiche Hagestolz, der Commissionsrath, zur Schau trage: Dieser strenge Vicewirth, der dem Aermsten, wenn er den Miethszins eincassire, auch nicht den Heller schenke, und, wenn er von Execution spreche, die Augen verdrehe vor Rührung. Aber solche Gerechtigkeit gefalle ihm nicht, die das Kreuz vor dem Armen schlägt, der da bittet um Nachsicht. Auch gefalle es ihm nicht, daß dieser reiche Mann die Scherflein der Armen an sich nehme, und dafür nichts als Scheine gebe, und doch die Miene annehme, als sei es um Gnad und Barmherzigkeit. Ihn solle wundern, ob er da auch so grad ausschreiten werde und fromm die Hände falten, an dem Tage, wo von uns Allen wird Rechnung gefordert werden. Denn es sei noch nicht einmal der Tag gekommen, wo der fremde Herr,

dem jetzt das Haus gehöre, sprechen werde: „nun lege mir Rechnung!“

Strahlheim hörte ihm aufmerksamer zu, als es des Doctors Art war, wenn ein Anderer sprach als er.

Vom Vicewirth sprang der Weber über zu der leichtfertigen Raths-Wittwe, die noch immer gern in Trauer gehen möchte, aber nicht um ihren seeligen Mann, sondern um im Spiegel zu sehen, wie Krepp und Flor zu ihrer weißen Haut stehe. Arm sein wäre keine Schande, arbeiten besser als betteln; aber der Arme sei ihm lieber, der an der Schwelle sitze und die Christenliebe anrufe, als der daheim für die Hoffarth und Sündenlust Anderer stichle und schneide, um selbst vor den Leuten, wenn er ausgehe, in seidnem Kleide zu stolziren.

Als Frau Martin ihn aufmerksam machte, daß der Student Anselm das übel nehmen könne, ließ er die Augen auf die gefaltenen Hände sinken, und meinte, sie sei noch jung und durch guten Rath und frommes Beispiel könne vieles anders werden, als es ist. Aber mit einem schnellen Satz war er vom Erdgeschoß in die Belletage gesprungen, wo so der Leibhaftige sein Wesen treibe, daß die kleinen Sünden der jungen Wittwe unten dagegen wie meckernde Lämmlein wären. Wie strotze und strahle es da, wenn sich nur die Vorthür öffne, von Gold und Stolz, von Silber und Flimmer, von Prächtigkeit und Schlechtigkeit.

„Welchen Anstoß und Aergerniß, sagte er, geben allein die vielen Klingeln in dieser Wirthschaft! Ist das nicht ein immerwährendes Gereiße und Ziehen, ein Läuten und ein Bimmeln, daß einem die Ohren wehe thun. Und wären es nur die Ohren! Wenn ich beim Webestuhl mir ein stilles Lied singe, wenn ich im Gebetbuch lese, da bringe ich keinen Vers zu Ende, und es reißt mir die Melodie entzwei. Ich habe so in meinen stillen Betrachtungen durch die vielen Jahre die Sprache dieser Klingeln studirt. Früh Morgens, dem Herren sei Dank, ist es still. Wo wir beten sollen, und das Gold der Morgensonne auf unsere Werke scheint, daß sie selbst Gold werden vor dem Herrn, schnarchen sie und werfen sich vor unruhigen Träumen auf den Pfühlen umher. Da horche ich dann, und mich verlangt's nach der ersten Klingel, denn wie entsetzlich wär's, wenn sie der Todesengel abriefe, mitten in ihren vom Laster strotzenden Träumen. Die erste Klingel ist sanft; das ist das Fräulein, die nach der Jungfer schellt. Sie könnte auch allein aufstehen, die blasse Mamsell. Nach einer halben Stunde reißt es im Schlafkabinet der gnädigen Mama, die bösen Bilder haben sie geweckt; so ist auch das Klingeln, wild, hastig, sie will Jemand sehen, aus Furcht vor den bösen Geistern. Gleich darauf schellt es wieder nach dem Kaffe, der im Bett geschlürft wird, dann nach der Tochter, die ihr einen sündlichen Roman vorlesen muß. Dann zum Aufstehen

und Ankleiden. Bei der Toilette ist erst gar der Teufel los. Da geht es in einem Stürmen. Ich weiß schon ganz deutlich aus dem Zittern der kleinen silbernen Klingel vom Toilettentisch, wenn es Ohrfeigen giebt. Dann kommt die Klingel: Angespannt! Auch beim Essen kenne ich alle Töne. Sie sind wohl in der Regel ruhiger. Nur wenn eine Schüssel versalzen, oder der Braten angebrannt ist, reißt es heftig. Zähle auch schon nach der Art, wie sie die Klingel draußen ziehen, die bescheidenen und die stolzen, die Armen und die Reichen, heraus; welche Besuche angenommen, und welche abgewiesen werden; kenne alle, die auf Freiersfüßen ankommen, die sachte anschleichen und die hart auftreten, um die einzige reiche Tochter, und weiß wann Madame sich langweilt und den Besuch los sein will. Wenn in dieser saubern Wirthschaft Mutter und Tochter an einander gerathen, die eine droht und flucht, und die andere weint, und beide an den Klingeln reißen, o das ist ein Concert, daran der Satan seine Freude hat. Aber auch des Nachts bleibt es in der Familie nicht ruhig. Da läutet es plötzlich wie besessen, oder als wenn man eine Katze an die Schnur gebunden hätte, und sie will aus Leibeskräften fortspringen und kann nicht. Vermuthlich sind der gnädigen Madame die Süßigkeiten und Confecte nicht bekommen, und sie verlangt nach einem Tränkchen — für den Leib; an die Seele denkt da Niemand.“

„Ich habe immer gehört, die Madame ſähe Geiſter, wenn ſie des Nachts ſo jach aufklingelt," warf Papa Muff ein.

„Eure Aufmerkſamkeit auf das Klingeln, ſagte Strahlheim, muß Euch doch, verehrter Leineweber, beträchtlich in Eurer Andacht ſtören, von der Arbeit nicht zu reden. Weshalb zieht Ihr nicht aus dieſem tollen baufälligen Hauſe fort?"

„Drücken denn nicht in allen Häuſern die Sünden der Menſchen die unſchuldigen Steine zuſammen, niſtet denn nicht in allen der Schwamm der Sünde, und der Wurm der Verderbniß! Klingeln nicht überall der Geiz und die Hoffarth, die Eitelkeit und der Unglaube, der Betrug und die Läſterung? Ja nicht genug mit den Häuſern; auf dem hellen Markte, auf der offenen Straße peitſcht der Satan die klingelnden Schlitten vorüber, und hinter den Schellen und Peitſchen, hinter den Troddeln und Federbüſchen und Scharlachdecken, womit ſie die unſchuldigen Thiere behängt, ſitzen Narrheit und Abtrünnigkeit in allerhand Larven, und die Menſchen jauchzen noch darüber. Ehedem hing man denen, vor welchen man warnen wollte, Klingeln um den Hals; heut zu Tage iſt das Reich des Satans ſo groß, daß ſich Alle, die ihm dienen, offen damit ſchmücken, und das Volk läuft ihnen doch nach, wie Leithammeln. — Da iſt mir denn ſo der Gedanke gekommen, ob Gott, als er die Welt ſchuf, überhaupt die Klingeln wollte!

Steht davon in seinem Worte? Wozu gab er uns die Finger? Vom Anklopfen spricht er, und uns werde aufgethan werden. Und wenn noch so viel Klingeln am Himmelreich hingen, und wir schellten Jahre lang, darauf werden uns seine Thore nicht geöffnet. Hat er doch selbst den Thurm von Babylonium nicht fertig werden lassen, weil sie eine große Klingel darin aufhängen wollten. Ja würde der Evangelist von dem verirrten Schafe sprechen, das der Hirt zu suchen geht, wenn ihm eine Klingel um den Hals hinge! Erst zur Zeit der Finsterniß und des Aberglaubens sind die Klingeln aufgekommen, herüber aus dem Heidenthum. Aber als das reine Licht des Evangeliums leuchtete, ist, Gott sei Dank, der Klingeldienst abgeschafft, und der Teufel, dem das Klingeln gefällt, müßte ganz leer ausgehen, wenn nicht" —

„Die Klingebeutel wären, fiel Frau Martin ein. Nun weiß ich doch, warum Ihr immer nickt, wenn der Küster zu Euch kommt."

— „Wenn nicht die Weltlust sich ihrer bemächtigt hätte zu seiner Freude," fuhr der Weber, ohne sich unterbrechen zu lassen, fort, und argumentirte noch eine Weile in seinem Lieblingsthema, indem er gegen die eitle Spielerei, welche die Weltmenschen mit den Klingelzügen trieben, eiferte, gegen die gestickten Schnüre mit Troddeln und Quasten, gegen die leuchtenden Krystall- und strahlenden Messinggriffe. Wenn er an solchem lackirten Schilde vorbei gehe,

auf deren jedem geschrieben stehe: „hier drinnen ist die Weltlust zu Hause," kitzle es ihn ordentlich, den Griff abzuschneiden.

Ob es auf Veranstaltung des alten Muff, oder des Doctors geschah, blieb unentdeckt; aber er war noch in seinem Straffermon, den er hier wohl nicht zum ersten Male hielt, als die Kleinen mit allerhand Klingeln und Schellen ihm plötzlich um die Ohren bimmelten, daß er sein eignes Wort nicht mehr verstand. Dabei tanzten und sprangen und jauchzten sie, und die Andern schütteten sich vor Lachen aus, Frau Martin aber schenkte ihm ein Glas nach dem andern ein, zur Stärkung wider die Kränkung, indem sie doch selbst am lautesten mitlachte.

„Nun auf die allgemeine Versöhnung!" erhob der Doctor seines. Man stieß an, umarmte sich. Der Leineweber selbst schien gerührt. „Alle Menschen sollen leben! — Auch die Todten!"

„Und zum Schluß, sprach Strahlheim, auch unser altes Haus! Vivat in aeternum!"

„Halt!" rief es plötzlich mit durchdringender Stimme, und von einer Seite, wo man es nicht erwartet. Es war Papa Muff, der sein Glas entweder fallen lassen, oder wie Andere gesehen haben wollten, es auf den Boden geworfen hatte, daß die Scherben klirrend umher flogen. War es der Punsch oder eine andere Aufregung und Erinnerung, die in den Augen des alten Mannes ein seltsames Feuer

entzündeten, als er, das Gesicht auf beide Ellenbogen gestützt, den Sprecher anstierte:

„Habt Ihr nicht vom Leineweber gehört, daß das Haus wackelt!“

„Deshalb bricht es noch nicht, Papa Muff.“

„Wie lange meint der Herr Doctor, daß das Haus noch stehen wird?“ —

„Länger als wir Alle leben,“ lachte Strahlheim, der Wernern einen Wink gegeben, daß es Zeit zum Aufbruch sei.

„Ein so gescheuter Herr, und ein Leineweber muß klüger sein! schmunzelte der Alte. Glaubt es mir; ich wohne im Keller. Dort hört sich's besser, wie es stöhnt und knackt. Wenn die Risse bis ins Fundament kommen, läutet die letzte Stunde.“

„Hilf Himmel, Element, Papa Muff, will Er uns bange machen, rief die Großmutter, daß wir Alle zusammenbrechen!“

„Habt Ihr nicht Alle Augen und Ohren und könnet fühlen, um Euch vorzusehen. Wie der Leineweber gelernt hat, was die Klingeln sprechen, solltet Ihr doch auch nach gerade die Sprache des alten Hauses gelernt haben, — lange genug wohnt Ihr darin — was das Knittern, Knacken und Schwanken bedeutet; dazu braucht es nicht der Hexerei. Ein alter Mensch weiß es genau, wenn der Tod kommt; ihm sagen's die ausfallenden Zähne, der Magen, der nicht mehr verdauen will, die steifen

Beine, die trüben Augen, das kurze Gedächtniß, die zusammenbrechenden Glieder; glaubt Ihr, daß das Haus es nicht merkt. Es sehnt sich nach seiner Ruhe; gönnt sie ihm doch. Es ist müde wie ein alter lebenssatter Mensch. Ihn richtet nichts mehr auf und er will schlafen gehn."

„Wie wir Alle, die wir müde sind," sprach der Leineweber, der sich schon den Rest der Terrine mit unsicheren Händen ins Glas goß. Er allein sah nicht die Betroffenheit, die sich auf den Gesichtern der Gesellschaft aussprach, als der alte Muff jetzt aufgestanden war, seine Laterne anzündete und mit schwankenden Schritten nach der Thüre ging. Seine Züge, noch vorhin voll Kraft, ja Muthwillen, schienen mit einem Male schlaff, seine Gesichtsfarbe, die stark ins Röthliche spielte, war trotz des Punsches graugelb geworden, die Hinfälligkeit selbst schien in dem ganzen schlotternden, gebückten Körper personificirt, und die grauen Wimpern senkten sich auf die matten Augen, die noch vor einer Weile schlau umher geblitzt hatten.

„Gute Nacht! gähnte er. Es geht zu Ende. Gute Nacht!"

Thu Buße, Buße, arge Welt!
Es ist gar schlecht mit dir bestellt,
Und eh wir's uns versehen All,
Da kommt heran der böse Fall —

lallte der Weber, aber keiner hörte auf ihn. In dem

Augenblicke dröhnte das Haus, langsam, durchdringend, und immer stärker, die Scheiben zitterten, der Boden unter ihnen schwankte. Von der Straße tönte ein dumpfes Rasseln herauf. Die Lichter waren meist ausgebrannt, und die Lampe zeigte sehr blasse Gesichter.

„Ein Leichenzug! sprach Frau Martin am Fenster, die Hände über einander schlagend. Am Weihnachtsabend eine Leiche! Der mußte rechte Eil haben unter die Erde zu kommen, daß er nicht bis morgen warten konnte!"

„Nur ein Todter, sagte Papa Muff an der Thüre, und das Haus zittert schon in seinen Grundfesten."

Ein Windzug vom Flure hatte die Thüre, als der Alte jetzt hinaus war, heftig zugeworfen, und die Erschütterung wiederholte sich, ohne die Anwesenden aus der Stimmung, welche sich ihrer bemächtigt zu haben schien, aufzuwecken. Zwar wollte der Doctor durch die Bemerkung, der alte Mann sei betrunken, die Aufmerksamkeit auf etwas anderes lenken; aber in der Stille Aller sprach sich zu deutlich der Eindruck, den er zurückließ, aus. Es blieb so still, daß man die schlorrenden Tritte seiner Filzschuhe auf der Treppe noch lange hörte. Nach den Bewegungen der Köpfe zu schließen, verfolgte man sie sogar aufmerksam. Nur der Leineweber war mit sich beschäftigt.

längs der fernen Bergwände, und plötzlich ſtieg dicht vor uns am Rande des See's eine Rauchſäule empor und wenige hundert Schritte entfernt lag das Ziel unſerer nordiſchen Reiſe, eine Lappenhütte.

Strahlheim hatte den Hut aufgesetzt und nickte Wernern zu, der mit verschränkten Armen aus dem Fenster starrte. Der aufsteigende Mond blickte durch die hohlen Fenster des großen unvollendeten Prachtgebäudes drüben. „Es ist Zeit," sprach er.

„Herr Jesus! es bricht ja noch nicht zusammen" — rief Frau Martin, die ihn falsch verstanden.

Anselm, blasser als vorhin, sprang auf: „Sollte wirklich Gefahr sein!"

„Nachbar, sei Er doch vernünftig. Sah Er wirklich das Haus schwanken?" sprach die auch blasse Marie, und suchte den Weber, wiewohl vergebens, aufzurütteln.

„Auf Menschenhülf sollst Du nicht baun!" lallte der Mann, und versuchte aus der Terrine, die er mit beiden Armen an den Mund hielt, einen letzten Tropfen zu pressen. Das Gefäß entfiel ihm, und gleitete über den Tisch. Es zerbrach schallend am Boden. Er wollte aufstehen, turkelte, hielt sich am Tischtuch, und riß einen Theil der Geräthschaften herab, ehe die Andern ihm in den Arm fallen konnten. Einige Teller und Gläser lagen auf der Erde und wurden von dem Unbehülflichen, der sich der Handhabung der Andern entziehen wollte, in Scherben zertreten. Es konnte nicht fehlen, daß die Großmutter, durch solche empfindliche Verluste zugleich aus ihrer Heiterkeit und ihrer Bangigkeit aufgeschreckt, wieder Weib und Wirthin wurde. Ja die fromme

Frau selbst hielt es erlaubt, gegen den frommen Nachbar mit heftigen Schmähworten loszupoltern, ob es gleich heiliger Abend war; denn das sei kein heiliges, sondern ein gottloses Betragen. Aber auch des Webers Zunge war nicht gefesselt: „Darum toben und schelten! rief er, die Hand ausstreckend. Um thönerne Gefäße und Scherben von Glas heulst Du und greinst Du Weib? Um die Schätze der Zeitlichkeit kümmerst Du Dich, und nicht um die ewigen, die keines Menschen Fuß zertritt!" — „Er Trunkenbold, rief sie, will noch predigen!" Aber der Trunkene schlug sich heftig auf die Brust: „Ja, ja ich will predigen, denn der Geist befiehlt mir zu predigen. Wenn er mir befiehlt zu trinken, muß ich trinken. Was von ihm kommt, ist Heil, und was nicht von ihm kommt, ist vom Uebel." Seine Zunge vermischte in reichlichem Maße beides. Er sprach von den ehernen Säulen im Tempel, die achtzehn Ellen hoch gewesen, mit Band umwunden und Granatäpfeln geschmückt, die Nebukadnezars Feldhauptmann zerschlagen und nach Babel geführt, und darum weine keine Seele in dieser verderbten Zeit, aber um die Fetzen des Mammons erhöben die Weiber Geheul. Unter diesen Drohungen und Verwünschungen, zuweilen mit frommen Stoßseufzern und bittern Thränen untermischt, ließ er sich von Ecke zu Ecke drängen, je nach seinem Affecte bald eine imposante Stellung versuchend, bald auf einen Schemel niedersinkend, bis

es dem Studenten Thomas und dem kleinen Chriſtoph gelang, ihn unter die Arme zu faſſen und aus der Thür zu ſchaffen.

Noch ehe er die ſeine erreicht, und auch noch als die kräftigen Fäuſte der jungen Leute den Begeiſterten auf ſein Lager mit Gewalt niedergeworfen, und mit dem Deckbett vorſichtig zugedrückt, floſſen ſeine Lippen über von Prophezeihungen, deren kühnſte einen allgemeinen Weltuntergang vorausſagte.

Strahlheim hatte während der glücklichen Execution Wernern raſch am Arm gefaßt, ihn die Treppe hinuntergezogen, und wir folgen beiden in das Zimmer des Doctors, welches mit dem Werners auf einem Flur liegt, und wohin dieſer den Willenloſen raſch gerissen, und die Thüre hinter ſich verſchloſſen hatte. Werner ſaß auf dem Sopha, die Hände vor dem Geſicht, und ſchien, aus einem Traume erwachend, ſich zu fragen, wie er dahin gekommen? als Strahlheim jetzt ſchnell Licht angezündet und den Leuchter vor ihm auf den Tiſch geſtellt hatte.

Sechstes Kapitel.

„Nun College, was ist Ihre Meinung? Wird das Haus über unseren Köpfe zusammen brechen, und werden wir, ehe ich diese Pfeife ausgeraucht, unten in Schutt und Trümmern sitzen bei dem alten Kellerwurm?“ — So fragte der Arzt, der Wernern gegenüber auf einem Stuhle Platz genommen und eine Pfeife angezündet hatte.

— „Was weiß ich es!“ entgegnete dieser.

„Jeder Mensch, der gelten will, muß über Alles, was er weiß und nicht weiß, eine bestimmte Meinung haben, wenigstens aussprechen.“

— „Ich will nicht mehr gelten.“

„Auch im Schweigen, das Sie dort beobachteten, liegt ein Anspruch auf Geltung, wenn gleich ein übel angebrachter. Hier ist aber ein Casus, der unsre Haut betrifft. Zudem weiß ich, daß Sie auch Architect gewesen sind. So gut es einem Leineweber der Instinct sagt, muß es ein Baukünstler wissen, ob ein Haus zusammenbricht.“

— „Laßt es brechen!“

„Wie, keine Menſchenliebe mehr in dieſen melancholiſchen Augen! Sei es, daß Sie ſich ſelbſt gleichgültig unter den Ruinen begraben ließen, aber unter den Andern ſind noch Einige — ich zum Beiſpiel — die impavidi auf denſelben zu ſtehen wünſchten. Um das möglich zu machen, müßten wir uns doch auf den Sturz vorbereiten.“

„Ziehen Sie ſchnell aus. Drüben wird ja ein großes Haus gebaut, geräumig genug, um alle Bewohner aus dieſem zu faſſen.“

„Das wäre zu voreilig. Man muß keine Subſtanz fortwerfen, ſo lange ſich noch Nahrungsſtoffe daraus ziehen laſſen. Aus dieſem Hauſe erwarte ich für mich noch viel; alſo werden Sie als kluger Mann einſehen, daß ich nicht wie ein Phantaſt etwas Reelles fortwerfen kann, um einem Schatten nachzulaufen.“

Werner blickte ihn eine Weile fragend an:

— „Wozu das Alles? Weshalb zogen Sie mich hierher? Es iſt ſpät und Zeit zum Schlafengehn.“

„Das ſind viele Fragen und ernſthafte Bemerkungen auf einmal. Sie ſollen Antwort auf Alle erhalten; aber nach einander. Sie ſind viel zu aufgeregt zum Schlafen. Alſo erſtlich: Wie ſteht es mit dem Hauſe?“

Werners Blick ſchien noch ſchärfer in Strahlheims Geſicht nach der Abſicht ſeiner Frage zu leſen: — „Wenn kein beſonderes Ereigniß eintritt, ſo meine ich, können noch manche Generationen nach uns ſich

ſo ruhig, als es bei ihnen ſteht, Abends darin zu Bett legen, um eben ſo ruhig am Morgen wieder aufzuwachen.“

„Charmant! entgegnete der Arzt. Jede Gewißheit iſt ein ſtärkendes Balſam, den man ſich ſelbſt in allen Lagen des Lebens verſchaffen muß, wenn man mit Ruhe auf Andere wirken will.“

„Und mußte ich erſt dieſe Gewißheit Ihnen verſchaffen, lächelte Werner? Da Sie vorhin in gewiſſe Seelenzuſtände mit ſo richtigem Takte blickten, ſollte Ihr ſcharfes Auge doch auch ohne mich einſehen, daß dies Haus nicht ſolche Riſſe hat, um in einer Nacht über Hals und Kopf zuſammen zu ſtürzen.“

„Das iſt etwas anderes, ſagte Strahlheim. Man kann alle Weiber beſchwatzen, was an ſich eine leichte Aufgabe iſt, und junge Stiere, die nur gradaus ſtoßen, bei den Hörnern faſſen, um ihnen die Richtung zu geben, die man will, ohne gerade tief in die Myſterien der Lebensphiloſophie getaucht zu ſein. Aber mit aller Lebensphiloſophie kann man nicht wiſſen, ob einem im nächſten Augenblick ein Dachſtein auf die Naſe fallen wird. Indeſſen läßt ſich doch nicht leugnen, daß es Creaturen giebt, die das wiſſen, und zwar grade ſolche, die nichts weniger als Philoſophen ſind. Lachen Sie nicht. Meine Praxis hat mich gelehrt, daß man die Wahrnehmungen und Erfahrungen ſolcher Inſtinctweſen, als Schäfer, alte Weiber und Scharfrichter, weder verachten

noch achten, aber nutzen muß. Wenn ein Vieh die Witterung hat, wo es ihm schlimm gehen wird, warum soll ein Leineweber nicht auch ahnen können, wo ein altes Haus einfallen wird! Zwar konnte es bei diesem Exemplar weniger Witterung sein, als Lust zu wittern und zu predigen; aber daß der roth-äugige Kellerwurm mit ihm übereinstimmte, das machte mich stutzig."

— „Sie glauben an Wunder!"

„Nur in der Atmosphäre, wo der Verstand nichts zu schaffen hat. Ich bin sehr tolerant, wo ich nichts gewinnen will. Aber wo ich handeln will, dürfen sie mir nicht in die Quere kommen. Ich bin noch nicht im Klaren über dieses Subject aus dem Keller, und werde mir wahrscheinlich auch nicht die Mühe geben es zu werden, da unsre Sphären sich hoffentlich nicht begegnen; aber doch habe ich wahrgenommen, daß dies Thier einen richtigen Instinct hat. Darum appellire ich an den Ihrigen."

— „Ihre Voraussetzung, die mich mit Thiermenschen in eine Klasse wirft, ist schmeichelhaft."

„Simples Interesse, mein Werther! Wollte ich Sie nach den Interessen, die ich verfolge, befragen, wäre ich ein Narr; denn Ihr Blick, Ihr Habitus, Ihr ganzes Wesen spricht es klar aus, wie die reelle Welt, das Uhrwerk der Bewegung und Wirkung, mit einem dunstigen Schleier Ihnen verhüllt ist. Da wissen Sie nicht aus noch ein. Dagegen dürfte

dafür Ihr Gefühl in dem kleinen, dunklen Kreise, den Sie betasten, desto richtiger wahrnehmen. Mit alten Häusern ist es wie mit alten Menschen. Wo der Geist verraucht ist, setzt sich ein Gespenst fest; denn an irgend eine geistige Potenz muß sich die Materie halten, so lange sie lebt. In dem alten Menschen, der nicht mehr fähig ist, die sich fortzeugenden Ideen zu fassen, spuken verwitterte Gedanken, abgelebte Vorstellungen, Befürchtungen vor Dingen, die längst aus der Welt verschwunden sind. Sie sind verzwercht mit seinem Dasein, und wenn sie erlöschen stirbt er. Das ist sein Gespenst. Warum sollten nun alte Häuser nicht auch Gespenster haben? Ein Hauch, an dem sie sich halten, und der sie noch zusammen hält, während ihre Fugen schon auseinander gehen. Ich statuire auch, daß es in solchen Häusern umgeht, ein Fluidum alter Klänge, verloschner Erinnerungen haftet ekelhaft an den zusammen brechenden Stoffen. Der Geiz kratzt an den Wänden, eine alte Mordthat stöhnt aus den Kellern, unglückliche Liebe seufzt in den Korridoren, oder welcher Qualität das Gespenst sei. Wessen Sinne krank genug sind, diese Gespenster zu sehen, kann auch wissen, ob es mit ihnen zu Ende geht. Das war meine Frage an Sie."

— „Ich gab mir noch nicht Mühe, nach dem Gespenste dieses Hauses mich umzusehen, entgegnete Werner. Wenigstens verschwand es unter den Tau-

ſenden, die ich in der Welt außerhalb erblickte. Da nun dieſe Welt voll Einſturz drohender Ruinen, mit ihrer Fäulniß und Verwitterung, mit ihren Widerſprüchen und ihrem Dünkel, mit ihren ſtolzen Erwartungen und kleinlichen Reſultaten, mit allen ihren geſpenſterhaften Erinnerungen und geſpenſterhaften Hoffnungen, trotz aller Prophezeihungen, noch ſo feſt ſteht, daß unſere Urenkel noch ſich ruhig unter den Ruinen betten können, ſo — meine ich, wir können Alle ruhig fortſchlafen."

„Ich ſehe daraus mit Vergnügen, ſagte Strahlheim, daß Sie nicht zur Schule unſerer jungen Leute da oben ſchwören. Sie gönnen der Ruinenwelt noch einige Lunge zum Athmen. Das iſt geſcheuter als ich von Ihnen erwartete."

„Gefällt es Ihnen unter den Ruinen?"

„Wo es mir wohl geht, gefällt es mir. Unter den Ruinen iſt viel Schutt, Schmutz, Neſſeln, Dornen, Unbequemliches, ja auch Gefährliches. Aber das Haus drüben, um im Gleichniſſe zu bleiben, hat ja kaum ein Dach. Ich weiß nicht ob, wann, wie es fertig wird. Doch, um wieder aus dem Gleichniß fortzukommen, denn Gleichniſſe zu weit durchzuführen taugt nie, was zum Henker trieb Sie hinauf zu den Klopffechtern? Was hatten Sie davon die Jungen auseinander zu bringen?"

— „Es ſind glückliche Leute. Sie glauben noch an eine Wahrheit."

Strahlheim lachte auf: „Mich dünkt, der Menſch ſei der Glücklichere, welcher am ſchnellſten mit dieſem Phantaſieſpiele fertig wird, um ſich, je eher um ſo beſſer, ganz wie er iſt, der Wirklichkeit hinzugeben, die ihn befriedigen kann.“

— „Und was befriedigt Sie?“

„Ei ſo raſch wollen Sie in meine Karten blikken? — Aber meine Methode iſt kein Geheimniß: Mich befriedigt es, die tauſenderlei Spiele, die ſie Alle Wahrheit nennen, als unbefangener Beobachter zu verfolgen, und indem ich ſelbſt frei bleibe, allein zur Uebung meiner Kräfte mitzuſpielen.“

— „Und das Reſultat?“

„Ich lebe. Iſt das Keines!“

— „Und glauben?“

„Fürs erſte, an mich ſelbſt.“

— „Und lieben und hoffen?“

„Das iſt eine obſolete Vermiſchung einer Antiquität und des ewigen Elementes, das uns zuſammen hält. Wer glaubte zu leben und hoffte nicht, nur nicht auf Beſſrung der Thoren. Meine Liebe flattert wie ein Schmetterling nach den Blumen, Säften, Stoffen, die die Thorheit fallen ließ, und die echte Liebe iſt die, welche alle dieſe Dinge zu einem möglichſt compacten Ganzen ſammelt.“

Werner war aufgeſtanden: — „Wohin führt das? — Von mir werden Sie nichts mehr ſammeln.“

„Doch. Es iſt kein Menſch ſo arm, ſo verwit-

Zweites Kapitel.

Die Rennthiere. Die Lappenfamilie. Ihre Hütte. Romantische Situationen. Sampsons Ragout. Rennthiermilch. Regen und Rauch. Die Lappendame. Schatz des Volks aus grauem Alterthume. Branntwein, Geschichte und Poesie? Wildes Umherschweifen, ihre Prediger, ihre Todten. Abschied.

Wir nahten zu einer günstigen Stunde. Zweimal des Tages wird an den Hütten gemolken und aus allen Schluchten, von allen Höhen stürzten in dem Augenblicke schöne Thiere pfeilschnell in anmuthigen Sätzen an uns vorüber nach dem Seeufer, wo der Lappe auf einer Landzunge seine Heerden sammelt, um sie beim Melken besser in Obacht und Gewalt zu haben. Ein wahrhaft feenartiger Anblick, wie die Wüste, die wir mehrere Tage lang nur als den Sitz der uralten Einsamkeit kennen gelernt, sich plötzlich belebte und das schönste und edelste Thier der

tert, daß nicht noch etwas von ihm abfällt, was ein Anderer nicht brauchen könnte. Ich bitte um Ihren Puls."

— „Bin ich in Ihrer Behandlung?"

„Merken Sie das jetzt erst? — Ihr Zustand ist bedenklicher als ich dachte."

„Sie wollen Ihr Spiel mit mir treiben."

„Aber keines, was Ihnen Schaden bringt. Sie sind mein gefährlichster Kranker in diesem Hause, heut ist eine außerordentliche Krisis eingetreten, und es würde meine glücklichste Cur sein, die für uns Beide vortheilhaft ausschlagen soll, wenn es mir gelingt, Sie zu curiren."

„Es lohnt sich für Sie nicht; ich versichere Sie."

„Vielleicht bezahlt sich die Cur besser, als Sie denken."

— „Nennen Sie mir denn meine Krankheit."

Der Arzt hatte seine Hand gefaßt, und sah ihn scharf an:

„Ein gewöhnlicher Praktiker würde sie simple Armuth nennen; aber es ist eine unnatürliche Combination zweier polarischer Potenzen, nämlich Armuth und Reichthum. Sie sind arm an Mitteln, und reich an Vorstellungen. Eine totale Abzehrung an Lebenskräften weil die übervollen Säfte nicht die Canäle ihrer Wirksamkeit gefunden haben. Alle Patienten dieses Hauses sind leichter als Sie zu behandeln, wie toll sie auch scheinen. Ihre Abirrungen

von der Vernunft verflüchtigen sich dermaßen in das Nichts, daß es dem Arzte unendlich schwer wird ihnen zu folgen, während sie bei den Andern in eine dick angeschwollene Ader von Wahnsinn auslaufen, die man nur zu schröpfen braucht. Wenn ich Alle homöopathisch mit Worten behandeln kann, da ihre Begriffe sich in Worte setzen lassen, so wird mir dies bei Ihnen unmöglich, da Sie über alle Begriffe hinaus sind."

— „Sie entdecken mir etwas sehr Neues," fiel Werner lächelnd ein.

„Wohlan denn! [illegible] Sie meine Diagnose. Sie haben viel gehofft, und sind überall getäuscht, Sie haben viel geliebt, und wurden betrogen, Sie haben mehr als Sie selbst geglaubt, und Ihr Vertrauen auf Menschen und Verhältnisse gesetzt, die Sie hintergingen, oder unter Ihnen zusammenbrachen; daher nun eine völlige Erschöpfung an Hoffnung, Liebe und Glauben."

— „Ein Orakel, wozu man keine Pythia zu sein braucht."

„Die Furchen Ihrer Stirn vertrauen mir auch mehrere Specialia Ihrer Enttäuschungsgeschichte. Soll ich mit der Politik, der Liebe, der Kunst, der Wissenschaft, oder dem Broderwerb anfangen?"

— „Die Welthändel erlaß ich Ihnen."

„Das ist schon eine Andeutung, daß Sie curabel sind. Ein Jüngling in der Zeit, wo man von einer

Morgenröthe der Freiheit und des Völkerglückes träumte, haben Sie mitgeträumt, haben auch wohl mitgesprochen und gehandelt; nun war es nur eine Aurora Borealis. Sie sehen den alten Plunder mit neuer Jacke und frischer Farbe wiederkehren, Ihr Herz empörte sich, Ihr Geist sträubte sich über Unterdrückung, Unrecht, Geisteszwang, Sie knirschten, weinten, hätten drein schlagen mögen, den Tyrannen niederdonnern mit dem adligen Blick eines freien Mannes; aber Sie unterließen es, oder verkrochen sich auf halbem Wege hinter dem ehernen Panzer Ihres freien Bewußtseins, weil Sie ein besonnener Deutscher sind, der da weiß, daß der Mensch auch in Ketten geboren frei ist, und nicht Anlaß geben will zu Hader und Unordnung. — Alles das ist in der Ordnung. — Daneben haben Sie geliebt, unaussprechlich geliebt, ohne Eigennutz geschwärmt für einen Engel, oder mehrere Engel. Hartherzige Verwandte, geldstolze Vormünder traten dazwischen. Auch fiel einigen Engeln die Larve ab. Flatterhaftigkeit, Treubruch, Egoismus, Mißverständnisse brachten Sie um Ihren Glauben an das ganze weibliche Geschlecht, wie sich das von selbst versteht, wenn man die Weiber für etwas anders nimmt, als eine menschliche Abart, die der Mann erst zu seinen Zwecken behandeln muß, wie der Kaufmann die Waare. Denn Sie sind doch nicht mehr in eine Species verliebt?"

Ein kaltes Lächeln flog über Werners Lippen: — „Von dieſer Täuſchung bin ich geheilt.“

„Ich wünſchte, Sie wären es noch nicht. Davon ganz Curirte ſind ſchwer zu behandeln. Aber in Kunſt und Wiſſenſchaft ſpuken noch veraltete Ideen? — Ihr Augenniederſchlag ſagt mir, ich traf es. Die Geiſter verſunkener Plane und Vorſtellungen ſpielen wie Irrlichterchen auf einem Sumpfe. Ihre Erziehung fällt noch in eine Zeit, wo jeder junge Mann von achtzehn Jahren mit Trauerſpielen anfing. Sie glauben noch an einen Adel der menſchlichen Natur, an antike Ideen von Schönheit, die ſich in der Welt realiſiren ließen. Nicht wahr da ſitzt es?“

— „Mein Wort darauf, ich ſchreibe keine Trauerſpiele mehr.“

„Aber um nicht gezwungen zu ſein in den langweiligen Converſationsſtücken zwiſchen Dampfmaſchinen, Eiſenbahnen und Aktienvereinen mitzuſpielen, wollen Sie ein Trauerſpiel ſelbſt aufführen. Um Gotteswillen erwarten Sie keine Rührung bei den Zuſchauern. Das Publicum kehrt nur die lächerliche Seite heraus. Der Werther macht heut zu Tage nur noch in franzöſiſchen Parodien Glück. — Die neumodiſchen Werther lachen über ſich ſelbſt, perſifliren ihren Wahn und die Ironie wirkt wie ein ſpaniſches Pflaſter gegen die Hyſterie der Sentimalität. Aber auch die Ironie ſoll ſich überlebt haben.“

— „Lebt noch etwas?"

„Das aller natürlichſte und nächſte, die unverwüſtliche Luſt zu genießen. Wir ſelbſt nur ſind daran ſchuld, wenn dies Organ, das die Natur einem jeden Geſchöpfe auf die Welt mitgab, ſich verſtopfte, und unſer Auge matt, das Ohr taub, die Zunge, das Gefühl ſtumpf wurde. Ihre Sinne ſind übrigens noch gar nicht ſo abgenutzt als Sie es ſelbſt glauben. Die Wolke der Sinnlichkeit hat ſich noch nicht einmal über Ihrem Haupte ganz entladen, und kein Blitzſtrahl Ihr Blut verzehrt. Getäuſcht, und indignirt über den Weltlauf, verzweifelnd an einer Nemeſis, die Sie ſich ſelbſt conſtruirt, und nur darum nicht finden konnten, weil es nur das Kind Ihrer Phantaſie war, vielleicht auch in der Liebe nur betrogen, weil Sie ſich ſelbſt vorlogen verliebt zu ſein, griffen Sie als Reflectionsmenſch, als Träumer ins Leben ein. Darum befriedigte, darum konnte Sie nichts befriedigen. Darum wechſelten Sie die Beſchäftigung, den Beruf, mehre Mal. Sie wollten abſolut in Wiſſenſchaft, Kunſt, ewige Regeln, göttliche Ahnungen, analogiſche Geſetze, einen Mikrokosmus entdecken. Sie rangen in der Kunſt nach der Schönheit, im Geſchäftsleben nach Gerechtigkeit, in der Wiſſenſchaft nach Tiefe, Sie wollten in Allem Gründlichkeit und Erhabenheit, und ſuchten wohl gar den Genuß, der für Jeden in jedem Geſchäft abfällt, wenn er ihn wo die Gelegenheit winkt, ergreift, darin,

für Andere zu wirken, statt für sich. Sie waren so kindlich thöricht, auf Anerkennung, auf Märtyrkronen des Verdienstes zu hoffen. Ja, mein theuerster Patient, das sind Phantasiebilder einer abgelaufenen Epoche. Die Zeit, die gegenwärtige, für deren Losungswort Sie die Ohren zuhielten, mußte sich rächen. Sie sind taub für den Trost, der uns aus allen Winkeln schallt und blind für die Fingerzeige, welche auf jedem Schritte uns den Weg zum Glücke weisen. Darum Wahnsinn, darum Verzweiflung, darum die Pistole an den Kopf gedrückt, und darum mein Patient, den ich doch noch retten werde."

Werner hielt sich zitternd an eine Stuhllehne. Sein starrer Blick suchte im Auge des Redners Aufschluß.

— „Können Sie sich unsichtbar machen, oder verstopfte ich das Schlüsselloch nicht fest genug?"

Strahlheim erwiederte den Blick durch ein schlaues Lächeln: „Das Gespenst dieses Hauses hat mir die Kunde davon zugetragen, als ich drüben in der Weinstube unter guten Freunden saß, und wahrhaftig nicht an Sie dachte." —

„Marie!" fragte Werner rasch.

„Was! war die Ihre Vertraute als Sie sich erschießen wollten? Mein Theuerster, was braucht es am Schlüsselloch zu lauschen, wenn die Geschichte Ihrer Leiden in Ihrem blassen, nervösen Gesichte deutlich geschrieben steht, wenn der dumpf zitternde

Ton Ihrer Stimme, der unſichere Gang, der ſcheue melancholiſche Blick, das dumpfe Vorſichſchauen, das Zurückſchrecken vor allem was Ihnen begegnet und doch die Gleichgültigkeit, die Apathie, die ſich in Mienen, Bewegung, Sprache deutlich an den Tag legt, Ihr Verräther wurde? Daß Sie damit umgingen, wußte ich ſeit Sie hier auf einem Flure mit mir wohnen; daß es Entſchluß geworden, der nur in der Ausführung gehindert wurde, erfuhr ich oben aus Ihrem Erröthen und Zuſammenzucken bei den verfänglichen Reden der Waſchfrau. Sie haben noch nicht vor Andern lügen gelernt. Und endlich, um die materielle Beſtätigung zu gewinnen, hätten Sie die Piſtole nicht in der Rocktaſche tragen müſſen, von deren Daſein ich mich überzeugte, als ich dort den Arm um Ihren Leib ſchlang. Denn Sie, in Ihrem Zuſtande, haben gegen Andere doch nichts mehr zu vertheidigen!“

Werner ſtand waffenlos da vor einem Feinde, den er nicht ſo ſtark vermuthet. Er hatte ſich ſeine unbeſcheidene Inquiſition gefallen laſſen, mit dem Vorſatz nachher mit dem Stolze eines beſſern Bewußtſeins gegen den Leichtfertigen vorzutreten, er hatte ihn mit Waffen, die den ſeinigen überlegen waren, niederwerfen wollen. Jetzt beſaß er keine mehr. Eine geiſtige und körperliche Ohnmacht lähmte ihn zugleich. Der Stolz war gebrochen; ihm gebrach der Muth zu leugnen und die Kraft zu trotzen. Er

kam ſich wie ein Kind vor, mit dem die Laune eines Erwachſenen ſpielt, ein Fieberfroſt durchſchüttelte ihn. Er fühlte ſich auf das Sopha niedergedrückt; der Mann, dem kein Recht über ihn zuſtand, den er nicht achten gelernt, dem er ſich nie als Patient anvertraut, behandelte ihn als willenloſen Stoff. Das Mordwerkzeug aus der Taſche hatte er ihm fortgenommen, und Werner konnte es nicht hindern. Strahlheim verſchloß es in den Secretair, und Werner bedeckte ſein Geſicht, das jetzt ein Gluthofen, jetzt eine Eisgrube war, mit beiden Händen.

„Sie ſind ernſtlich krank, ſagte der Arzt. Ich könnte Ihnen auf der Stelle zur Ader laſſen, aber ich finde es angemeſſener zu warten. Weshalb, ſollen Sie gleich erfahren. Einſtweilen habe ich hier noch zufällig einen kleinen Trank vorräthig, der in Fällen wie der gegenwärtige ſelten ohne Wirkung bleibt.“

Er holte aus dem Winkel eine Flaſche Champagner, ließ den Pfropfen an die Decke fliegen und ſchenkte in zwei große Gläſer das ſchäumende Getränk.

„Stürzen Sie, Verehrteſter, dies Medicament hinunter. Zwar wird es Ihren Zuſtand nicht beſſern, ſondern das Fieber ſteigern, aber gerade das will ich. Die Hallenſer, wie Sie hörten, ſtarben auch nicht vom Punſch auf ihre Wunden; ein Getränk, welches, beiläufig geſagt, der Henker erfunden hat. Darauf, wenn man es trinken muß, gehört ein Glas Traubenblut. Trinken Sie, Sie werden nicht davon ſterben.“

Werner nippte am Schaume.

„Das ist nichts, rief der Doctor. Hier sind Radicalmittel nöthig. Die ganze Portion.“

Eine wohlthätige, lebenanregende Wärme rieselte durch die Adern des gehorsamen Patienten. Sie steigerte sich zu einer Hitze, die mit seinem Fieber correspondirte. Während Strahlheim trank, beobachtete er seinen Patienten genau.

„Die Unwahrheit ist uns ins Blut geimpft, und denen am meisten, die nur um Wahrheit zu ringen sich vorlügen. Bilden Sie sich, so viel Sie mögen, ein, daß die geistigen Täuschungen und Zerwürfnisse Sie in den gegenwärtigen Zustand versetzt, es ist nichts als eine Illusion. Wenn der Mensch zu essen und zu trinken hat, tödtet ihn weder Ungerechtigkeit noch Verkennung. Sie aber haben gehungert, schon lange gehungert. Das ist der Grund Ihrer Krankheit. Sie wollten sich nun einen anmuthigen Tod anlügen, ideale Geister sollten Ihre letzten Augenblicke umgaukeln. Dagegen ist nichts zu sagen, wem das Vergnügen macht; aber besser ist, sich ein anmuthiges Leben anzulügen.“

Werner fuhr schaudernd zusammen: „Kann man sich Brod lügen!“

„Endlich Wahrheit! rief der Doctor auf. Sie sind zu curiren, da Sie Ihre Krankheit kennen.“

„Wollen Sie mir die Thüren öffnen, die man vor mir zuschlug? Sie mir beweisen, daß der Fuß

boden der Vorzimmer nicht brennt, wenn man stundenlang auf einen gnädigen Bescheid wartet? Mein Rücken ist zu grade, mein Nervensystem zu angegriffen."

„Lumperei, wenn Sie Geld in der Tasche haben! Wenn Ihnen ein Mäcen beweist, daß Sie einen Thurm bauen müssen, die Spitze in der Erde und das Fundament gen Himmel gekehrt, warum kehrt sich bei dem Gedanken Ihr Unterstes nach Oben, sobald Sie nicht nöthig haben so zu bauen? Man kann ohne Geld die Menschen im Stillen verachten, aber wenn man es hat, wird das zur lauten Wollust, die wir unter den Lebensgütern bisher viel zu gering anschlugen. Darum will ich reich werden, um die Patienten, die mich jetzt quälen, wieder zu quälen. O es soll eine Götterlust werden, sie lauschen zu sehen an meinen Lippen und Augen, und ich werde sie schmachten lassen, wie sie mich jetzt. Probiren Sie es nur einmal erst Geld zu haben, um die Lust zu empfinden, wie man sich selbst die Gerechtigkeit verschafft, von der wir als Kinder träumten, sie käme wie der Frühling nach dem Winter."

— „Wollen Sie mich das Mittel lehren?"

„Wir kommen von unserem Handel ab. Ich übernehme Ihre Cur und Sie bezahlen mich dafür. Umsonst ist der Tod."

„Der Sie so genau meine Krankheit kennen,

wilden Schöpfung in Rudeln von hundert und aber hundert dahin ſchoß über das braune Bergmoos. Denn den Hirſch erkennt man auf den erſten Anblick in dem Rennthier; ſchlank, feurig, behende, wie der Fürſt unſerer Hochforſten, erſcheint es in ſeinen eleganten Bewegungen beim Galoppiren. Erſt wenn man die Thiere einzeln und in der Ruhe betrachtet, tritt der Unterſchied heraus. Die Geweihe ſind mächtiger. Die Körper nicht ſo ſchlank, ein ſtruppiger nordiſcher Pelz deckt die ſtärkeren Leiber. Auch will Mancher in ihm ein trauriges Thier und den Trübſinn des Nordens erblicken. Wir lernten ſie nur in der muthwilligen Luſt ihrer Freiheit kennen.

Die vielen hundert Köpfe von Jung und Alt, zuſammengedrängt auf der kleinen Landſpitze, bildeten einen ſchönen beweglichen Wald mit ihren Geweihen, von den zierlichen der Kälber an bis zu den unförmlichen und für die Eigner ſehr unbequemen der ausgewachſenen Thiere. Die Geweihe der größeren Hälfte waren noch mit feinem braunem Sammet ihrer Frühlingsnatur überzogen, andere waren im blutigen Prozeß begriffen, während auf den Köpfen der älteren Thiere die Hörner ſchon in fürchterlicher Nackt-

wissen besser als ich, daß ich Sie nicht belohnen kann, noch je es werde können."

„Ob je, das hängt von den Umständen, oder vielmehr davon ab, wie Sie mit Ihrem Glücke wirthschaften werden. Ich rechne auf keine Dankbarkeit, wohl aber auf den Ertrag des Augenblicks. In dieser Nacht noch, vielleicht in dieser Stunde können Sie mir einen Dienst leisten, der Sie nichts kostet, mir aber viel einbringen soll. Um kurz zu sein, Sie sollen in Ohnmacht fallen, sehr krank werden und mich Ihren Arzt sein lassen."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ist auch eigentlich nicht nöthig. Ihre Rolle dabei ist eine ganz passive, und besteht nur darin, daß Sie mit sich verfahren lassen wie es mir beliebt. Und doch, damit Sie das volle Vertrauen sehen, daß ich in Sie setze, will ich Sie zu meinem Vertrauten ohne allen Rückhalt machen."

Strahlheim hatte allmälig den Rest der Flasche geleert und er schien von neuem in einer aufgeregten Stimmung, als er sich neben Werner auf das Sopha niederließ.

„Wir können uns Jahrelang um etwas Mühe geben, und der sicherste Calcül wird zu Schanden an einem Umstande, den wir mit dem kleinen Finger wegknipsen. Umgekehrt mag solch ein Sonnenstäubchen, die Faser eines zerrissenen Spinnengewebes, unser Glück machen. An Wunder glaube ich nicht,

aber an Bescheerungen des Glücks. Der ist der Sicherste, der jeden Augenblick aufgelegt ist, diese Bescheerung zu empfangen. Das bin ich. Ich habe das feste Vertrauen, daß Fortuna mir einen prachtvollen Weihnachten aufbaut, einen Weihnachtsbaum so reich behängt, daß alle Weihnachtsbäume in der ganzen Stadt dagegen Kinderspiel sind. Warum? fragen Sie. Weil ich's träumte. Aber ich träume im Wachen. Verfolgen Sie, Theuerster, diesen mit Thränen versalzenen Weihnachten im ganzen Hause. Sie wollten sich erschießen, die Studenten todtstechen, die Waschfrau, der Weber, der Schwefelhändler, keiner in diesem Hause, daß weiß ich ganz bestimmt, hat einen reinen Genuß von dem Feste gehabt. Nun, da sie Alle, und grade die, welche sich am besten darauf vorbereiteten, das nicht fanden, was Sie erwarteten, wird das launenhafte Glück sich gerade dem offenbaren, der gar nichts erwartete. Das träumte ich drüben bei einer Flasche Johannisberger im Weinhause. Ich hatte die Augen geschlossen und sah einen Livreybedienten anstürmen, der mich plötzlich zu einem vornehmen Kranken rief, ich schwelgte in Wunderkuren — eine Ministerin, eine Fürstin lag in convulsivischen Zuckungen, ihr Arzt war über Land, kein renommirter in der Nähe, ich tauchte meine Lancette in ihr Blut, ich entschied mit dictatorischem Blicke: Sie wären bei der bisherigen Behandlung morgen Abend gestorben, aber schon Morgen früh

fühlen Sie Linderung und am Mittag ſind Sie geneſen. — Da weckten Sie mich. Sie ſind keine Miniſterin, und der Studioſus Anſelm iſt keine Fürſtin. Dennoch erkannte ich den Ruf der Göttin, warf nicht das Gold fort, weil es wie Meſſing ausſah, und Sie ſind mein Patient, der mit einer halben Million belohnt."

Die Fieberglüth, welche Werners Glieder durchſchüttelte, harmonirte mit den Vorſtellungen, die Strahlheims Worte entzündeten: — „Greifen Sie zu, rief er, ehe das Hexengeld fort iſt."

„Das Feſthalten wird meine Sache ſein. Sie werden von der reichen Kaufmannswittwe, welche unter uns wohnt, kaum mehr als den Namen wiſſen. Und ebenſo wenig habe ich bemerkt, daß Ihre düſtern Wimpern ſich je erhoben, um den Augen Blicke zu gönnen in die ſchwarzen ihrer blaſſen Tochter Cäcilie, wenn ſich auch Ihre Ellenbogen auf der Treppe ſtreiften. Dieſe gilt es, ſie muß ich erwerben. Nun haben Sie mein Geheimniß und ſind mein Allirter. Seit einem Jahre lauere ich auf die Gelegenheit, in das für mich verſchloſſene Caſtell zu dringen. Es wird von der Mutter mit Argusaugen bewacht. Täuſchen ließe ſie ſich freilich, wie jedes Weib, das Einſchleichen aber hilft mir zu meinem Ziele nicht. Durch das Sprengen der Pforte muß zugleich der Gouverneur der Feſtung gewonnen werden. Alſo eine leuchtende, muthige That. Und Sie, Freund, ſind die

Petarde, mit der ich das Thor in dieser Nacht noch sprenge.“

Fieberhaft leuchteten Werners Augen, als er Strahlheim fragte: „Soll ich die Pistole, die Sie mir nahmen, vor der Thür dort — abfeuern?“

„Das wäre zu tragisch. Nur die Ohnmacht, die sich Ihnen jetzt nähert, sollen Sie auf einige Momente versparen. Sie schleichen die Treppe hinab und sinken dort vor der bewußten Thür ganz natürlich zusammen, und zwar grade im Augenblick, wo die Gesellschaft aus einander geht. Ein Unglück in solcher Nähe, bei der erhöhten Stimmung, in die Wein, Unterhaltung und Kunstgenüsse Alle versetzt, da ist die Theilnahme auf ihrem Gipfelpunkte, die Aufmerksamkeit fieberhaft erregt. Daß man nach einem Arzte ruft, schickt, daß ich der erste bin, der herbei stürzt, daß ich wie ein Aeskulap handeln werde, und was weiter daraus wird, das überlassen Sie mir.“

Werner versuchte aufzustehen; ein Strahl des Unwillens war, vom Arzte nicht unbemerkt, über sein Gesicht gezuckt; aber die Kräfte verließen ihn.

„Der Himmel selbst schickt Sie mir zu dieser Rolle!“ rief Strahlheim.

„Ein anderer würde die Lüge wohlfeiler spielen,“ sagte Werner.

„Ich will keinen Komödianten, mein Freund. Jede Lüge muß, wenn sie wirken soll, mit einer Portion Wahrheit vermischt sein. Der Schrecken,

der halbe Tod in Ihrem Antlitz ſpricht mächtiger als alle aufgetragene Todtenſchminke. Auch ich, indem ich handle, muß von einer Wahrheit hingeriſſen ſein, um ſo zu handeln, daß es zündet. Dazu Ihre intereſſante Phyſiognomie. Deshalb ſchenkte ich Ihnen kein zweites Glas Champagner ein; die melancholiſche Bläſſe durfte nicht verſcheucht werden. Beſter, nur noch einige Augenblicke, ehe Sie umſinken. Dieſes ſtiere Auge, wie herrlich, wie effectvoll.“

„Laſſen Sie mich!“ ſtöhnte Werner, den Strahlheim jetzt aufgerichtet hatte.

„Nimmermehr! rief Strahlheim. Bedenken Sie: Fünf mal hundert tauſend Thaler! Einzige Erbin — ich Ihr Freund — Sie mein Freund, dem ich ſie verdanke. Die Welt öffnet ſich Ihnen wieder — die Schönheit blüht noch einmal auf — Schlöſſer können Sie bauen, gothiſche und griechiſche — Shakeſpeare und Calderon ungeſtrichen aufführen laſſen, dichten von König Artus Hof und Lancelot, und von der Zeit der Unſchuld, wenn ich ſie kriege. Bei meinem Ehrenwort“ —

„Mein Herr — ich bin nicht käuflich.“

„Auch wo Freundesglück auf dem Spiele ſteht wollen Sie nicht die Hand bieten! Soll ich von den kecken Streichen reden, zu denen die muntere Jugend aus Freundeseifer ſich ehedem verſtand? Nein, Sie ſind nicht munter, Sie ſind kein Jüngling, und unſere Zeit hat keinen Muth zu Opfern,

die man uns aus der Vorzeit rühmt. Aber was fordere ich denn für ein Opfer? Die reine Wahrheit — keinen Schein. Sie sind krank und ich will Sie curiren. Was — ist das Betrug, daß Sie sich statt hier um zwanzig Stufen niedriger zur Ader lassen! — Mann des Todes, so erfahren Sie denn, ich stehe an derselben Schwelle mit Ihnen, wenn es mißlingt. Ihr Todesbruder will ich sein; mir ist das Leben hinter mir nicht grauer als Ihnen. — Zaudern Sie noch? — Nein, die Augen senken sich, Ihr Herz pocht stürmisch. — Sie müssen, Sie müssen. Mensch, Bruder! fühlst Du nicht, es ist ein Wunder! Dein Todesschwindel mußte Dich zur Stunde überkommen, wo für mich Himmelsseeligkeit daraus erwächst. Die Geister, die über uns walten, oder in diesen alten Mauern spuken, sandten Dir die Sterbegedanken, damit mir das Leben aufgehen soll. Stirb, wenn Du nicht mit mir leben willst, Du stirbst dann mit dem schönen Bewußtsein, einem andern Wesen das Leben geschenkt zu haben. Aber gegen die Fügung murre nicht. Es ist mein Weihnachten, den Ihr feiert. Es geschehen noch Wunder unter dem Monde. Fort!"

Ob Werner seine Worte noch verstand, ist zweifelhaft. Strahlheim hatte den Schwankenden unterfaßt und leitete ihn zur Thür hinaus und die Treppe hinunter.

Siebentes Kapitel.

„Sie noch da, Commissionsrath!“ sprach gähnend die Dame des Hauses. Erschöpft hatte sie sich auf das Kanape geworfen. Die Gesellschaft war zum Theil schon aus dem Hause; andere hörte man noch im Vorzimmer nach Mänteln, Schuhen, Hüten suchen und rufen.

Der Angeredete, von langer Figur, in einer sorgfältig gewählten Toilette, die aber, so schien es, absichtlich in vielen Stücken einer längst vergangenen Mode entlehnt war, beugte sich verbindlich zu ihr über. „Mein Weg ist der kürzeste.“ Der Ton seiner Stimme schien zu der helleren Farbe seines Fracks, zu den Ringen an seinen Fingern, zum breiten Jabot das aus der geblümt gestickten Weste vorblickte, und dem leichten Puder auf dem glatten nach hinten gekämmten Haare zu passen. Auch das breite, faltenreiche Gesicht hätte, mit Anzug und Haltung des Rathes, eine sinnende Ruhe ausgedrückt, wenn sich nicht in den grünen Augen, die unter schroff und eckig vortretenden Braunen eine stechende Schärfe der

Beobachtung verriethen, eine mehrere Beweglichkeit gezeigt hätten.

„Ich wünſchte, er wäre eine Ewigkeit lang," antwortete Madame Löwlein raſch.

— „Auch das wird ja kommen, meine gnädigſte Frau, entgegnete er. Bis zum heiligen Drei Königstage, wo Sie ausziehen, ſind nur zwölf Nächte."

„Abſurdität! rief die Dame. Ich weiß nicht, was mich zwingt, auch nur eine noch in dem fatalen Hauſe zu bleiben. Nächte! Warum zählt man nach Nächten und nicht nach Tagen? Auch das iſt ſolch ein Romanenreſt, wie der ganze Kaufcontract aus Tauſend und eine Nacht."

„Es ſteht ja nur bei Ihnen ihn nicht zu erfüllen."

„Daß mir das Neſt auf dem Halſe bleibt, und ich das unmenſchliche Geld für den Rücktritt zahlen muß!"

— „Sie ſind eine reiche Frau."

„Schweigen Sie; es iſt alles Unſinn."

— „Nur halte ich mich für berechtigt anzunehmen, daß der uns Beiden gleich unbekannte Käufer ein ſolider und rechtſchaffener Mann iſt. Seinerſeits iſt er pünktlich dem Contrakte nachgekommen."

„Rechtſchaffen! Wo iſt ein Mann rechtſchaffen? — Ein ſpöttiſches Lächeln ſchwebte über die Lippen und ein ſtechender Blick aus den Augen der Dame. — Geht mir vom Halſe, Ihr ſeid Einer wie der Andere, Betrüger, Egoiſten. Sie, wie die Uebrigen, Commiſſionsrath. Sie hielten es keine Minute länger

als die Andern aus, wenn Sie nichts zu gewinnen hofften."

Der Commissionsrath faßte die Hand der Dame, und suchte sie sanft an die Lippen zu drücken. Die Hausfrau ließ es geschehen, ohne ihm entgegen zu kommen.

— „Die Societät hat Sie angegriffen?"

„Fürchterlich. Zum Umfallen hat mich diese Musik und dieser Narren Beifall ermattet."

— „Sie sollten sich schonen, Ihr theures Leben und Ihre Gesundheit denen zu erhalten, die Ihr Alles in Ihnen verlieren würden."

Die Dame lachte auf: „Wem denn! Ich wüßte Niemand, der durch meinen Tod verliere."

„Sie gefallen sich in Grausamkeiten gegen Sich selbst, wie es starken Seelen eigen ist."

„Soll ich die Paar rothgeweinte Augen, die es geben würde, für Wahrheit nehmen! Wohin man sieht, nichts als Komödianten. Bruder gegen Schwester, Kinder gegen Eltern. Alle Thränen sind berechnet. Vielleicht die eine Aussicht verlören, weinten um mich. Desto mehr würden gewinnen. Meine Domestiken könnten faullenzen, meine Cäcilie so sentimal sein, als sie Lust hat. Sie — aber fort mit dem fatalen Gedanken! Ist der Singemensch noch da?" —

„Er wird sich noch nicht aus den Complimenten

loswinden können. Die Schüchternen, welche hier nicht zu Worten kamen, tragen draußen ihren Zoll ab.“

„Eine unerträgliche Eitelkeit hat der Mensch, rief die Dame. Das ist ihm noch nicht einmal genug. Man müßte eine eigene Sprache erfinden, um solche Subjecte zu befriedigen.“

„Sonst erzeigte man ihnen eine Ehre, wenn man sie einlud, heut muß man sich um sie reißen, sagte der Rath, sie glauben uns noch eine zu erweisen, wenn sie kommen.“ —

„Diese Kunstmenschen,“ murrte die Dame fort.

„Warum verwöhnt man sie, meine gnädigste Frau!“

„Warum! Warum! rief sie. Weil wir in einer Narrenwelt leben. Weil wir gerade das zu thun gezwungen sind, was uns zuwider ist. Warum bittet man einen Schwall unausstehlicher Menschen, warum langweilt man sich in ihrer Gesellschaft, warum macht man dazu freundliche Gesichter, warum füttert man sie mit allen Delicatessen, warum erschrickt man, wenn sie Miene machen zu gehen, und wäre doch wunderfroh, wenn sie auf und davon wären? Warum lügen sie, daß sie erfreut sind, warum danken sie, warum umarmt, warum küßt man sich, warum bittet man sich, bald wieder zu kommen, und japst doch auf, wenn man sich aus den Augen ist, und lästert auf Gesichter, Putz, Unterhaltung, auf Essen und Trinken, daß es zu wenig war oder zu viel? — Man

heit prangten. Es ſchien nicht gefahrlos, ſich einen Weg zu brechen durch das dichte Gedränge dieſer bewaffneten Schaaren. Ein kräftiger Stoß der zackigen Hörner in den Leib hätte jeden weiteren Verſuch unmöglich gemacht, doch unſer Franzöſiſcher Reiſegefährte, vertraut mit ihrem Weſen vom Stockholmer Park her, brach die Bahn, indem er die Thiere wenig ſanft an ihren Geweihen bei Seite ſchob, oder allenfalls ſelbſt mit ihnen ſpielte, indem er beide Geweihſpitzen mit den Händen ſo feſt hielt, daß ſie den Kopf nicht bewegen konnten. Die Dreiſtigkeit imponirte auch hier, und freigeworden kehrte ſich keines der Thiere gegen den muthwilligen Peiniger, ſondern fing lieber einen, wenn auch nicht Halsbrechenden, doch Geweihbrechenden Kampf mit einem ſeines Gleichen an. Dies Spiel kam häufig vor, indem gewöhnlich die ausgewachſenſten und ſtärkſten Thiere herausfordernd ſich ſuchten, die Köpfe zur Erde beugten, mit ihren überellenlangen Geweihen ſich faßten und nun die Kraft des Stärkeren probirten, daß die Geweihe krachten und der Untergang beider, feſt durch ihre Verſchlingung an eine Stellung gefeſſelter, Thiere gewiß ſchien. Die Lappen ſahen aber

ist eine Närrin, wenn man Gesellschaften sieht, und thut es, um nicht eine Närrin zu heißen. — Was stehen Sie, wie eine Puppe da? Reden Sie doch, Commerzienrath, vertheidigen Sie diese vollkommene Welt."

„Ein starker Geist wird die schönste Befriedigung immer durch den Umgang mit sich selbst finden."

„Putzen Sie lieber die Lichter, statt solcher Gemeinplätze."

„Wenn man so die Sonne putzen könnte! sagte er bei dieser Beschäftigung, damit sie wenigstens immer ein gefälliges Licht auf die Verkehrtheiten würfe, an denen wir leiden. Die Weltordnung kommt mir oft wie ein altes Haus vor, wo alles schwarz aussieht und abgenutzt ist, und man fürchtet sich doch an die Reparatur zu gehen, weil man nicht weiß, ob mit der einen Mauer, die man einschlägt, nicht das ganze Gebäude in Grund und Boden fällt. Welche fatale Erinnerungen kleben nicht an solchen alten Häusern. Die Fetzen alter Tapeten und Stukkatur, die zerbrochenen morschen Vergoldungen mahnen uns an gewesenen Reichthum, an Bankerutte früherer Besitzer. Ja wenn man alles Unglück, das in einem Hause sich zugetragen haben mag, zusammen zählen könnte, müßte es uns so drücken, daß Niemand den Muth behielte in seiner Wohnung auszuharren. Zum Exempel, wenn ich dieses verwitterte alte Kaufmannshaus ansehe" —

„Fort, weg mit dieſem Hauſe! rief die Dame, einen Blick voll Zorn und Entſetzen ihm zuſchleudernd Sie war aufgeſprungen, und ſtampfte auf die Diele: Ich wünſchte, daß es in Grund und Boden verſänke."

„Doch nicht vor der Uebergabe an den ſeltſamen Käufer, entgegnete er. Das Experiment koſtete uns, wenn nicht unſere Köpfe, doch achtzig tauſend Thaler, da der Caſus den trifft, der noch Eigenthümer iſt."

„Ich hätte es ihm für den halben Preis gelaſſen, wenn er es auf der Stelle übernommen."

„Und gnädige Frau würden noch gewonnen haben, lächelte der Rath. Er mag ſich nachher berechnen, ob ihm der Schutthaufen achtzig tauſend Thaler gilt. Dieſer Kauf iſt eines der wunderbarſten Geſchäfte, die ich in meinem Leben abgeſchloſſen habe."

„Und auch der vortheilhaften denke ich, mein Herr Commiſſionsrath. Nach ihrem Proxenetikum will ich nicht fragen. Aber dann noch das unerwartete Glück dazu, daß Sie, meinen Commiſſionair, der Käufer, dem Sie ſo unbekannt ſind, als er uns, zu ſeinem Rentmeiſter einſetzt."

Der Rath brachte ſeine Hände ſo aneinander, daß es ausſah, als ſei die ſtille Intention da, ſie zu falten: „Es iſt eine Güte der Vorſehung, daß ſie noch bisweilen ſolche Käuze in die Welt ſchickt, die von Grillen gepeinigt ihr Geld fortwerfen. Wo Alles Luchsaugen hat für das eigene Intereſſe, wie ließe ſich da noch etwas ohne ſie in Handel und Wandel machen."

„Eine ſehr gütige Vorſehung, daß ſie Narren ſchafft um — Egoiſten zu bereichern. Und iſt das Geſchäft ſchon richtig?!“

„Zwanzig Tauſend Thaler hat er vorausgezahlt.“

„Damit ich ſechzig zurückzahle, wenn eine der punktiliöſen Bedingungen nicht erfüllt wird! Wiſſen Sie, daß ich eine innere Angſt vor dem Manne habe. Was ſteckt hinter dem Geheimniß? Was bezweckt er mit der myſteriöſen Stille? Warum nicht einmal ſeinen Namen genannt? Was will er uns plötzlich überraſchen am Tage der Uebergabe? Simple Sonderlinge ſind außer der Zeit. Er hat Intentionen, und ſei's auch nur uns zu erſchrecken. Ich ſah ihn nie, ich weiß nicht, wie er ausſieht, aber die Angſt wird zur Erbitterung. Ich haſſe, ich verabſcheue den fatalen Menſchen, ich zittere, ich will ihn nicht ſehen.“

„Ich im Gegentheil freue mich einen ſolchen Narren kennen zu leſen, und wenn ich ihm auch nicht ins Geſicht lachen werde, ſoll es doch hinter ſeinem Rücken geſchehen. Sie ſehen Geſpenſter, verehrteſte Freundin.“

Er erſchrak über die Bläſſe, welche Madame Löwleins Geſicht überzog und den Ausdruck des Schreckens, der krampfhaft über ihre Lippen ſpielte. Nur die Flurklingel hatte heftig geſchellt; ſonſt war nichts vorgefallen. Er verſicherte es ſie, aber ſie blickte zitternd nach der Thür, und die Nachricht, die herein

gebracht wurde, war nicht geeignet ihre Aufregung zu mindern.

Man hatte an der äußern Thür, als man sie öffnete, einen Menschen niedergesunken gefunden. Ob todt, sterbend, verwundet, die Treppe herabgefallen; ob er im Fallen an die Schnur gegriffen, oder wer es für ihn gethan, konnte man aus den Stimmen, die sich überschrieen, nicht heraushören. Im nächsten Augenblicke war Alles, was zum Hause gehörte, und noch von Gästen da war, mit Lichtern und Lampen in das Entreezimmer gestürzt. Unter ihnen die Wirthin. Sie schrie, sie könne keinen Todten sehen, und drängte sich doch in die Mitte der Neugierigen, um nicht allein zu bleiben. Sie riß an den Klingeln, auch als kein Domestik mehr kommen konnte, denn Alle waren da, und forderte Beistand für sich, während zwei andere Damen, die in Ohnmacht lagen, ihn mehr, der Unglückliche aber den meisten bedurfte.

Er war nicht todt. Diese Versicherung beruhigte. „Hat er auch keine Zufälle?" rief eine andere Dame. „Er liegt blaß und ruhig da." Erst auf Cäciliens Dringen hatten die Bedienten den Ohnmächtigen aufgenommen und trugen ihn in das Zimmer. Madame Lömlein sprang aufs neue entsetzt auf; man trug ihn auf das Sopha, wo sie Platz genommen. Sie wollte schelten. Ein Blick auf Werners blasses Gesicht unterdrückte den Zorn. Aber sie rief, in den andern

Winkel ſtürzend: „Gift! Er hat Gift genommen. Seht Ihrs nicht. — Ich will keine Leiche, keinen Selbſtmörder im Hauſe. — Hülfe! Hülfe! — Bleiben Sie meine Damen, meine Herren, ich kann mit keiner Leiche im Hauſe ſein. — Ein Arzt! Ein Arzt! — Laufen Sie, rufen Sie, ich bezahle es. Den erſten beſten.“

Die allgemeine Verwirrung diente denjenigen zum Schutzmantel, bei welchen die Neugier nicht ſtark genug war, das Unheimliche des Auftritts zu verwinden. Mehrere eilten fort, nach einem Arzte rufend, aber Niemand kam wieder. Die Wagen unten rollten fort. Doch wie auch die Wirthin, außer ſich und krampfhaft zitternd, nach dem Arzte in einem fort ſchrie, ſie gab ſelbſt keine Antwort, wenn man ſie fragte, nach welchem, und wer der nächſte ſei? In der Heftigkeit ihrer Angſt, das Geſicht abgewendet gegen die Wand, ſchien ſie nicht einmal zu hören, was man zu ihr ſprach.

Ihre Tochter war auch jetzt die erſte, welche ſich entſann, daß der eine Doctor, der über ihnen wohne, Arzt und Chirurg ſei. Kaum, daß der Commiſſionsrath dies beſtätigte, als jetzt ſtatt Eines Fünfe hinaufſtürzten, oder es doch wollten, um ihn zu rufen. Im nämlichen Momente ſchien auch Madame Löwlein aus ihrem Starrkrampf erwacht. Sie machte ſich Luft in Scheltworten auf die Unthätigkeit und Unentſchloſſenheit der Anweſenden. Mit Zuſehen,

Gaffen, blaſſen Geſichtern und in die Ohren Ziſcheln ſei es nicht gethan. Wenn ein Menſch im Sterben ſei, faſſe man zu, reiße ihm die Weſte auf, reibe ihm die Stirn, und gieße ihm ein Glas Waſſer über den Kopf.

„Ein Glas Waſſer! Ein Glas Waſſer!“ rief ſie noch mit ſteigender Heftigkeit und ſtampfte auf den Boden, als der gerufene Doctor ſchon in das Zimmer getreten, und ohne von einem der Anweſenden Notiz zu nehmen, die ihm im Wege ſtanden, fortſtoßend, zum Bewußtloſen gedrungen war. Einem Diener hatte er, als er nicht geſchickt leuchtete, den Armleuchter aus der Hand geriſſen, und beugte ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, über Werner. Aber ſchon im nächſten Moment, nachdem er Stirn, Bruſt und Puls befühlt, war er wieder aufgeſprungen, und rief:

„Ein Glas Waſſer! — Fort!“ Der betroffene Diener, dem er den Leuchter wieder in die Hand gedrückt, ſchien an ſolche befehlende Strafblicke von einem andern als ſeiner Gebieterin nicht gewohnt. „Was, noch zaudern, wo ein Menſchenleben auf dem Spiel ſteht! Meine Herren, ich bin erſtaunt, daß Keiner von Ihnen — das iſt ja das erſte — muß eine Dame Sie beſchämen! Wenn ein Unglücklicher in dieſem überreizten Zuſtande iſt, Waſſer iſt da nöthiger als der Arzt. Ein Arzt iſt ein Menſch, ein Menſch kann fehlen, Waſſer iſt das Element des Lebens. Seine Geſetze ſchwanken nie!“

Cäcilie hatte eine Flasche Eau de Cologne geholt.

„Ich ehre Ihren zarten Sinn, mein Fräulein, sagte Strahlheim, die Flasche nehmend und fortstellend. Aber der Jugend, verzeihen Sie, geht die Erfahrung ab. Ihre Frau Mutter, wenn diese Herren aufmerksam gewesen wären, hätte die Hülfe des Arztes vielleicht unnöthig gemacht. Reizende Mittel können bei einem überreizten Status der Tod sein."

Er drehte Cäcilien den Rücken, um mit dem Wasserglase, das der Diener gebracht, sein Tuch zu netzen. Wenn er damit nur säuberlich über Stirn und Brust des Ohnmächtigen strich, so erfüllte er freilich nicht die Erwartungen der Dame, welche das Mittel angegeben, und gemeint hatte, er werde das volle Glas über das Gesicht des Kranken gießen; aber er hatte Gründe, weshalb er es nicht that, wenn es auch andere waren, als die er der Dame nachher angab.

„Ich muß Ihnen einen Vorwurf machen, meine gnädige Frau, sagte er nach einer Pause, während der er weder die fragenden Blicke noch die Worte der Dame beachtet, sondern seine ganze Aufmerksamkeit auf den Puls des Kranken, den er in der Hand hielt, gerichtet zu haben schien. Da hier Niemand im Stande war sich zu fassen, weshalb entschieden Sie selbst nicht schnell und kurz, und zwangen die Säumenden durch ihre Autorität das zu thun, was sich von selbst verstand."

„Mein Gott, wer konnte wissen" —

„Frauen mit einer gewissen Lebenskenntniß fand ich noch immer die besten Aerzte. Die Krankheit sei physisch oder psychisch. Ihr richtiger Blick übt eine Diagnosis, die uns beschämt. Wie oft wäre der Arzt unnöthig, wenn die kluge und entschlossene Hausfrau ihrem Takte vertraute."

„So wäre hier Wasser genug" —

„Gewesen! Aber die Scheidelinie, wo noch Wasser wirkt, ist von der Natur streng gezogen. Ist sie überschritten, der glückliche Moment versäumt, so müssen wir in allen Elementen suchen, bis wir genöthigt sind zum Feuer zu greifen."

„Herr, Himmel! Was ist denn nun hier zu thun? Schaffen Sie mir die Leiche fort, rief die Wirthin. — Ich kann den Anblick nicht ertragen."

„Was die Natur versäumt, kann die Kunst, wenn auch auf längerem Wege, wieder einholen. Er wollte sich den Aermel aufstreifen, aber erschrak, als er sah, daß er keinen Rock anhatte. Ich muß sehr um Vergebung bitten, gnädige Frau. Erst in diesem Augenblick gewahre ich meinen Zustand. Aber man rief mich zu einem Sterbenden, und ich hielt es für nöthiger zu diesem Werkzeugen zu greifen, als nach Frack und" — er erröthete abermals, als er auf den Fuß sah.

Allerdings war der Doctor in Hemdsärmeln und hatte nur einen Stiefel und einen Pantoffel an.

Aber die Toilette konnte nicht feiner und ausgesuchter sein. Der gestickte bunte Pantoffel und die sauberen Mousselinärmel des Hemdes stachen gegen die schwarze Unterkleidung und die Bijouterien um Hals und Brust vortheilhaft ab, und die ganze Erscheinung schien auf die Damen, als der erste verwundene Schreck ihnen erlaubte, ihn anzusehen, nicht unvortheilhaft zu wirken.

„Wer sieht darauf! Oder sind hier so zarte Nerven, sprach die Wirthin, indem sie sich im Kreise umsah. Aber schnell, Doctor, was werden Sie thun?"

Strahlheim verbeugte sich höflich: „Erst handeln, dann sprechen, wenn es noch nöthig ist. Sie entschuldigen, es ist mein Princip."

Während der Arzt sich um den Kranken beschäftigte, hatte sich der noch übrige Theil der Anwesenden bis auf wenige Neugierige entfernt. Die Wirthin selbst schien es zu wünschen, indem ihre Furcht durch die Zuversicht des Doctors einer Entschlossenheit Platz gemacht hatte, welche man vielleicht an ihr gewohnt war: „Sie entschuldigen, meine Freunde, den unangenehmen Vorfall, und Ihre Güte wird mir hoffentlich eine Unannehmlichkeit nicht nachtragen, von der es mir nur lieb ist, daß sie den frohen Abend, den Sie mir schenkten, erst als er zu Ende war, störte."

„Wer ist es? Kennen Sie den Menschen?" fragte sie zurückkehrend. Der Rath hatte ihn erkannt. Er gab einige flüchtige Auskunft.

„Ein tiefer Ausdruck des Unglücks iſt auf dem Geſichte!“ ſprach Cäcilie.

Strahlheim zuckte die Achſeln: „Ein Unglück, mein Fräulein, was der arme Menſch mit Vielen theilt. Er hat nichts zu leben.“

„Sie kennen ihn?“

„Schrecklich, ſchrecklich! rief die Wittwe. Das mir doch alles über den Hals kommt. Sehen Sie das Geſicht an. Der Zug um die Augen bedeutet nichts Gutes. — Der will etwas“ —

Strahlheim begegnete mit einem ſprechenden Blicke der Dame: „Sollten Sie wirklich das Verhängniß in ſeinen Zügen leſen?“

„Verhängniß! rief die Wirthin. Ich hoffe nicht — alles um der Welt, nur das nicht.“

„Nur Vermuthung, nichts als Vermuthung, gnädige Frau. Indeſſen wenn Ihr treffender Blick“ —

„Er hat ſich umgebracht! Schrecklich, entſetzlich!“

„Nein, gnädige Frau, noch lebt er. Auch, wenn wir richtig vermutheten, denn allerdings ſprechen dieſe irren Lineamente um die Stirn für unſre Furcht, iſt dieſer Zuſtand nicht die Wirkung des eigenen Willens. — Ein ſchlagflußartiger Anfall, eine gütige Natur kam ihm vielleicht um wenige Momente zuvor.“

Madame Löwlein ließ ihn nicht ausreden: „Nicht weiter — er ſoll ſich nicht, er darf ſich nicht — ſchaffen Sie ihn aus meinem Hauſe. In das Hos-

ruhig dem Treiben zu und wir bemerkten nicht, daß eines der Thiere wirklich Schaden nahm.

Es giebt jetzt wenig wilde Rennthiere mehr in den Hochsteppen; dagegen kann man auch die Hausthiere der Lappen keineswegs zu den allergezähmtesten rechnen. Es ist gar nicht ohne Beschwerde, daß Menschen und Hunde die verlaufenen Thiere zur Melkzeit zusammentreiben, und diese Arbeit macht wohl den größten Theil ihrer Beschäftigung aus. Auch zusammengetrieben kommen sie nicht so freiwillig zur Melkerin, wie die Kühe. Eine Person wirft ihnen ein Seil von Weidenrinde über den Kopf, während eine andere melkt. Dies geschieht in hölzerne, tiefe Pfannen; aber es scheint unglaublich, wenn ich sage, daß eine Heerde von mehreren hundert Köpfen, von denen freilich nicht alle melkbar waren, kaum über ein Quart Milch zu geben schien. Freilich eine Milch, mit der sich keine andere messen kann. So stark sie aussehen, sind die Rennthiere doch wenig als Lastthiere zu gebrauchen. Nur eine geringe Bürde darf man auf ihre Rücken legen, und gemeinhin pflegen die Lappen nur ihre kleinen Kinder in Klübern ihnen zu beiden Seiten des Rückens aufzupacken. Ihre Stärke liegt

pital, wohin Sie wollen. Ich wills bezahlen — ich will ihm Geld mitgeben. Das hat man davon, wenn man mit pauvrem Volke unter einem Dache leben muß. Commiſſionsrath, Sie hätten doch darauf ſehen ſollen, daß ſolche Miether nicht länger geduldet werden."

Der Rath zuckte die Achſeln, es ſei der ausdrückliche Wille des Käufers, daß keinem der Miether gekündigt werde; ſelbſt wenn ſie nicht zahlten, ſolle keine Ermiſſion ſtatt finden.

„Herrliche Grundſätze! Ein nobler Patron mag es ſein. Krethi und Plethi will er in einem anſtändigen Hauſe zuſammenpacken, ordentlich mir zum Affront. Allein ich dulde es nicht. Wozu iſt die Polizei! Fortſchaffen laſſe ich ihn auf der Stelle."

Cäcilie hielt ſie auf, als ſie nach der Klingelſchnur griff: „Mutter! Es iſt ein Sterbender! Bedenken Sie das Gerede der Leute."

„Er wird nicht ſogleich ſterben," meinte der Commiſſionsrath.

„Ich bezahle ihm, was er will, wenn er wo anders ſtirbt."

„Er ſieht mir nicht ſo aus, als würde er Ihr Geld annehmen," ſagte Cäcilie.

Der Doctor, der neben dem Bewußtloſen Platz genommen, und ihm den Aermel aufſtreifte, nickte ihr beifällig zu: „Das Fräulein warf einen richtigen Blick in die Pſyche dieſes Unglücklichen. Betrachten

Sie in diesen Wellenlinien der Stirn, in diesen Winkeln zwischen Kinn und Lippe den Stolz der Armuth. Erkennt man nicht auf den ersten Blick einen von den verkümmerten Himmelsstürmern, die sich in sich selbst isoliren, weil die Welt ihre Ideen zurückstößt! Sie verzehren ihre Traumbilder und werden von ihnen verzehrt. Derweilen wird der Riß immer tiefer und unausfüllbar, der sie von denen trennt, die leben, handeln und wirken. Die sich vermessen mit dem Erdball zu spielen, werden am Ende Puppen, die uns im Wege stehen. Man schiebt sie bei Seite, und der praktische Mann braucht sie als Marionettenfiguren zu seinen Zwecken."

Der Schlag eines Schneppers klang. Ein Ach, von einem tiefen Schmerzensseufzer gefolgt, unterbrach seine Rede, und ein heller Blutstrom rieselte in das Gefäß, das der Doctor zurecht gestellt. Das Blut sehen, aufschreien und aus dem Zimmer stürzen, war für Madame Löwlein das Werk desselben Augenblicks. Der Rath war der Wirthin gefolgt, vielleicht noch ein oder zwei Gäste, die Uebrigen hatten sich fortgeschlichen.

Außer einigen Domestiken war nur Cäcilie bei dem Kranken und seinem Arzte geblieben. Strahlheim schien zu fragen, ob sie nicht ihrer Mutter folgen wolle? Sie hatte den Blick, den der Ohnmächtige, als er die Augen einen Moment aufgeschlagen, um sie sogleich wieder zu schließen, aufge-

ſangen; und dieſer Blick, der von jenſeits der Gräber herüber dämmerte, ſchien eine Anklage auszuſprechen gegen den lächelnden in des Doctors freundlich blizzenden Augen. Sie zauderte, und doch mußte ſie den Gründen des Mannes nachgeben, der ſo ſicher und ruhig handelte.

Achtes Kapitel.

Madame Löwlein erklärte in einer Ohnmacht zu liegen. Sie ließ sich mit **Eau de Cologne** die Schläfen reiben, und verlangte nach dem Arzte. Als man fragte, ob nach dem Medicinalrath oder dem Hofrathe, wollte sie von keinem von Beiden wissen. Der Eine sei zu gelehrt und der Andere zu spaßhaft, beide aber fragten zu viel statt zu handeln. Sie liebe Entschlossenheit bei Aerzten. Der Mann, den man achten solle, müsse immer auf dem Flecke sein.

Der Arzt aus dem Nebenzimmer wurde abgerufen, was auch Cäcilie einwandte, daß er noch bei dem todtkranken jungen Manne beschäftigt sei. Die Tochter hatte eine spitze Frage zur Antwort erhalten, ob der Zustand ihrer Mutter ihr gleichgültig sei? Auch widerlegte sie Strahlheims Erscheinen, denn nicht nur hatte er in der kurzen Zwischenzeit den Aderlaß bereits vollendet und den Verband angelegt, sondern auch Mittel gefunden, seine Toilette durch einen eleganten Ueberrock zu verbessern. Mit bescheidenem Anstand ergriff er den Puls der Dame, während

sein ernster und ruhiger Blick die Züge ihres Gesichtes studirte. Er verbeugte sich, und ohne ein Wort zu sagen, setzte er sich, schrieb ein Recept, und übergab es dem Bedienten, um es in der nächsten Apotheke machen zu lassen.

„Sie werden die Güte haben, gnädige Frau, zwei Eßlöffel davon vor dem Zubettegehen zu nehmen. Sollte Ihr Zustand sich dadurch noch nicht bessern, so nehmen Sie auch noch davon, wenn Sie aufwachen. Doch ersuche ich Sie — ja nicht mehr, und nicht öfter, als Sie Neigung verspüren. Nicht die Medicin curirt, sondern der Geist und das Vertrauen, mit dem wir sie nehmen. Jede widernatürliche Gewaltanstrengung verschlimmert den Zustand."

„Kennen Sie denn meinen Zustand?"

„Sie fühlen eine Brustbeklemmung, mit Schwindel und Uebelkeiten verbunden, ein peinigendes Zusammenschnüren des Halses; dazu ein Hämmern gegen die Stirn, das, bald schwächer, bald stärker, Sie zwingen möchte zu weinen. Auch rollen dunkle Bilder, mit brennenden Farben und scharfen Umrissen vor Ihrem innern Gesichte. Sein Sie unbesorgt, diese Anfälle werden mit ihrer Ursache sich legen."

„Herr Gott, was wissen Sie denn davon?"

Der Doctor schien, etwas verlegen, schweigen zu wollen. Sie nöthigte ihn neben ihr Platz zu nehmen, und zu reden, ausführlich zu reden. „Jedes Unglück, meine gnädige Frau, hat seinen natürlichen Fürsprecher

im weiblichen Gemüthe. Sie wurden afficirt durch den Anblick des armen Menſchen. Der Gedanke, daß er ein Selbſtmörder ſein könne, die lebendigen Vorſtellungen, eine Kettenreihe von düſtern Bildern, was ihn dazu möchte veranlaßt haben, ſteigerte Ihre Theilnahme. Mit allzu reizbarem Geiſte, — Sie verlangen Wahrheit — wollten Sie ihm helfen, allüberall zugleich helfen, und Ihr ſcharfer Verſtand zeigte Ihnen doch im ſelben Augenblicke die Schwäche Ihres Geſchlechts, die es nicht vermag, und die conventionellen Rückſichten, die es ihm verbieten. Iſt dieſer Conflict zwiſchen Willen und Vermögen nicht ſchon allein geeignet, Frauen, die über die Gewöhnlichkeit ſich begabt fühlen, krank zu machen? Und nun, mußten Sie nicht bei Ihrem glühenden, ſchönen Willen ſich noch tiefer verletzt fühlen, durch die wenige, ſich widerſprechende, zaudernde Hülfe der Andern. Ach, gnädige Frau, es verwundet nichts tiefer, und im Augenblicke ſelbſt verwirrender, erſchütternder, als mißverſtanden zu werden, wo man ſein Alles, ſein Beſtes für einen gemeinnützigen Zweck opfern will."

„Ich gäbe ja Alles drum, wenn der fatale Vorfall nicht geſchehen wäre. Warum mußte es auch grade vor meiner Thür ſein?"

„Der Zufall ſpielt oft wunderbar. Glauben Sie, meine Gnädige, daß Herr Werner vor irgend einer andern Thür in unſerem großen Hauſe gleiche Hülfe gefunden hätte? — Sei dem, wie ihm iſt,

wenn Sie ſanft ruhen, iſt es nicht die Wirkung meiner Medicin, ſondern das Bewußtſein, einen ſehr unglücklichen Menſchen gerettet zu haben."

Er war raſch aufgeſtanden, hatte den Stuhl fortgeſetzt und wollte ſich ehrerbietig entfernen. Seine Patientin fühlte ſich aber ſo geſtärkt durch ſeine Nähe, daß ſie ſich auch aufrichtete und neue Fragen an ihn richtete. Er antwortete in beſcheidenem Tone, aber ernſt und ſicher. Sie forderte ihn auf, gelegentlich wieder zu kommen. Er verneigte ſich: „Wenn der Herr Medicinalrath, oder vielleicht der Herr Hofrath mir erlauben ſie bei ihrem Beſuche zu begleiten, ſo werde ich mich glücklich ſchätzen von der Methode ſo ausgezeichneter Aerzte zu lernen."

„Nach denen brauchen Sie ſich nicht umzuſehen, Sie können kommen, wann Sie wollen. Wer weiß, wie lange ich den Medicinalrath behalte. Den Hofrath habe ich ohnedies nur für meine Domeſtiken und meine Tochter."

Strahlheim ſprach einiges über die Verdienſte beider berühmten Männer. Madame Lömmlein meinte, das hätte ſie ſchon vor zwanzig Jahren gedruckt geleſen. Der ſchönſte Ruf könne ſchimmlicht werden, wenn er ſich nicht friſch erhalte durch neue Thaten. Sie glaube immer, der Medicinalrath habe ſie in den letzten Jahren falſch behandelt:

„Denn glauben Sie nicht auch, Herr Doctor, daß die Conſtitution eines Menſchen Fortſchritte macht

und ſich ändert? Wie kann ich einem Arzte vertrauen, der mir noch immer, wie vor funfzehn, zwanzig Jahren, dieſelbe Medicin verſchreibt. Da iſt in Einem fort auf den Recepten infusum sennae, Valeriana, assa foetida. Sind das Ideen? Sind Wir denn noch Dieſelben? Giebt es kein Weiterrücken in der Welt? Wenn wir ſelbſt Andere geworden, kann man uns dann noch mit den Mitteln behandeln, die auf uns als Kinder wirkten! Als ob man heut unſere Phantaſie noch mit einem Gellertſchen Luſtſpiel unterhalten wollte!"

„Sie wurden keine Anhängerin der Homöopathie?"

„Das iſt doch auch ſchon nichts mehr. Nicht wahr, lieber Doctor?"

„Ihr Gefühl hat Sie richtig geführt, meine gnädige Frau. Sie neigten ſich aber zu den Waſſerkuren?"

„Ja — und nein, wie Sie wollen. Es hat etwas für ſich. Aber immer, immer Waſſer, Gott das iſt ja ärger wie toujours perdrix."

Mit einem Blick gen Himmel, und einem ſtillen Seufzer entgegnete der Arzt: „Wollte Gott, allen unſern Patienten würde eine ähnliche Erleuchtung! Hydor ariston! wohl hat das ein Mann ausgeſprochen, deſſen Blut von den Göttern ſtammt. Aber kann man denn immer Waſſer trinken? Iſt nicht der Wein auch eine Gabe der Götter! Die Stun-

den ſind verſchieden, in denen die Elementargeiſter herrſchen; wohl dem, der wie Sie, meine Gnädige, die wandelnde Kraft ihrer Influenzen erkennt. Es iſt nichts verderblicher, als das einſeitige Haften an einem blendenden Syſteme.“

Madame Lömmlein war entzückt. Sie drückte dem Doctor die Hand, ſie verſprach ihm ihren Schutz. Sie lud ihn zum Mittag auf den nächſten Tag. Sie wolle ihn mit dem Medicinalrath bekannt machen, ihm erklären, daß er ihr Schutzbefohlner, ihr Freund ſei, denn, wäre der Mann auch einſeitig und veraltet, habe er doch vielen Einfluß.

Strahlheim dankte verlegen. Aber die Laune, Gönnerin zu ſein, ſchien einen berauſchenden Anflug bereits zu gewinnen. Ihrem Andringen erwiderte er mit ſelbſt bewußter Haltung: „Ihrer Güte meinen innigſten Dank, aber laſſen Sie mich meinen Weg ſelbſt gehen. Mir wurden ſchon Anträge gemacht, die ich, ſo ehrenvoll ſie waren, zurückweiſen mußte. Es mag für — gewiſſe junge Talente vortheilhaft ſein, ſich an berühmte Männer anzulehnen. Aber der Baum, der im Freien aufwächſt, ſchießt kräftiger und — ſtolzer in die Höhe.“

Die Dame hatte eiligſt aus ihrem Secretair ein Convolut Recepte geholt, die ſie vor dem Doctor ausbreitete. Er ſollte ſie auf der Stelle durchfliegen und ſeine Meinung darüber eben ſo ſchnell abgeben. Er blätterte, nickte billigend mit dem Kopfe, und ließ viele

belobende Worte fallen, „für den damaligen Zuſtand gewiß ſehr angemeſſen," — „wenigſtens unſchädlich." — Er lobte die Wirkung des Rhabarbers, und hielt der Chinarinde wie dem Chinin eine warme Lobrede. Madame Lömmlein ſchien indeß keineswegs damit zufrieden, und wollte abſolut wiſſen, weshalb er bei dieſem und jenem mit dem Kopfe geſchüttelt:

„Sie ſind doch kein Mann, der ſich vor Namen fürchtet? Was ſoll mir ein Reſpect vor Perücken!"

„Ach wenn Sie wüßten, gnädige Frau, welchen Schweiß, welche Studien, welche Kämpfe es dieſe ausgezeichneten Männer koſtete, ihren Ruf zu erlangen! Der Leichtſinn würde zum Frevel, wenn er ſie nach unſerm Maaßſtabe durch ein ſchnelles Urtheil abfertigen wollte. Was können ſie dafür, daß es uns leichter wird." —

„Sie ſind keine Genies. Das weiß ich längſt."

„Wie vieldeutig iſt dieſes Wort. Ihre Zeitgenoſſen nannten ſie ſo."

„Was gehen uns die an! Warum ſind ſie nicht Genies geblieben. Wir leben heute.'

„Ach wie wahr!" ſeufzte Strahlheim

„Darum verlange ich Wahrheit, nichts als Wahrheit. Das iſt Ihre Pflicht. Sie ſollen mir Ihre Anſicht geben über die Methode des Medicinalraths. Ob er mich falſch behandelt hat. Er hat mich falſch behandelt, ich weiß es ganz gewiß. Er kennt mich nicht, er weiß nichts von mir, ſo alt er iſt. Er iſt

in der Bruſt und in den behenden Füßen; aber auch in der Art, wie ſie die Schlitten ziehen, verrathen ſie noch ihre wilde Bergnatur, indem es ein beſtändiges Springen und Galoppiren iſt. Behagt ihnen ihr Führer nicht und verräth er Unſicherheit im Lenken des Schlittens, ſo kommt es wohl, daß das Rennthier plötzlich ſtille hält, den Schlitten umfallen läßt und ſich feindlich gegen ſeinen eignen Herrn wendet. Es iſt ein Aberglaube, daß dies Thier lediglich vom Rennthier- — oder ſogenannten Isländiſchen — Mooſe lebe. Im Sommer, ſo lange die Berghalden offen ſind, nährt es ſich von allen Vegetabilien dieſer Regionen, erſt im Winter ſcharrt es den Schnee auf und begnügt ſich mit dem Mooſe, den es darunter und immer in genügender Maſſe vorfindet. Die Moosart, welche man uns als die eigentliche Nahrung des Thieres zeigte, hat durchaus nicht den herben, bittern Geſchmack, welcher der Milch und dem Fleiſche einen ähnlichen, wie man vermuthet, geben könnte. Sie ſchmeckt mehlig und nahrhaft und möchte auch im Brode, zu welchem ſie in Hungerjahren gebraucht wird, ein bei weitem beſſeres Surrogat liefern, als die bittere Baumrinde.

ein alter Narr, er iſt eitel, und in ſeine verſchimmelte Weisheit verliebt. Er lacht und hört mich nicht. Er hört nur ſich. Darum opfert er mich. Ja ich bin ſein Opfer. Jetzt will ich Wahrheit von Ihnen.“

Strahlheim hatte die Dame, welche ſich in den Zorn hineingeſprochen, bei Seite gezogen. Er faßte Ihre Hand:

„Sie fordern etwas von mir, was mir ſehr ſchwer wird. Aber wenn Sie die Wahrheit anrufen, muß ich gehorchen. Ihre Aerzte ſind unterrichtete, ſchulgerechte, auch hellblickende Männer, der Stolz unſerer Wiſſenſchaft; ich habe viel von ihnen gelernt, und Andere werden noch mehr von ihnen lernen. Es würde ein unerſetzlicher Verluſt ſein, wenn der Staat, wenn das Publicum, wenn die Jünger unſerer Kunſt Zweifel an ihrer Unfehlbarkeit bekämen. Auch iſt die Methode des Medicinalraths, die er bei Ihnen anwandte, nach allen Regeln richtig. Jedes Sanitätscollegium würde ihm dies bezeugen; ich ſelbſt, wenn ich Mitglied wäre. Dennoch können die Anſichten verſchieden ſein.“

„Wer hat denn die Regeln gemacht?“ fragte Madame Löwinlein.

Strahlheim ſenkte einen bedeutungsvollen Blick zu Boden: „Sie trafen es. Daß unſere Wiſſenſchaft noch immer eine Kunſt ſein will, daß ſie die verjährten Geſetze einer abgelaufenen Zeit anerkennt! Leben wir denn noch in einer objectiven Kunſtwelt

wo man, wie von vollendeten Kunſtwerken, von vollendeten Curen ſprechen darf? Iſt es nicht die Flamme, die ſubjectiv in einem jeden emporlodert, die wir beobachten, anfachen, benutzen ſollen! Wären Sie eine gewöhnliche Frau, meine Gnädige, die in den Alltagslauf des Lebens gedankenlos hineinvegetirt, dann ließe ſich nichts gegen die Cur des Medicinalrathes einwenden. Aber — ich muß es ſagen, und ſtände meine Exiſtenz auf dem Spiel — er hat Ihre beſondere Natur nicht erkannt."

„Sehn Sie, das habe ich ja immer geſagt."

„Und er wird gelächelt haben; das kenne ich. Hat er Sie nie ſelbſt befragt, Ihnen nie einen Blick in die Werkſtatt der Stoffe gewährt, denen wir gebieten; ſo gering iſt ihre Zahl und wir geben ihnen doch alle möglichſte ſtolze Namen! Bei Damen Ihrer Intelligenz iſt jeder marktſchreieriſche Schleier des Geheimniſſes unangebracht. Wir müſſen Sie zuweilen wählen laſſen, um auf die Bahn geführt zu werden, die wir verfolgen dürfen."

„Ich mochte ihm ſagen, was ich wollte, er ſagte, er kenne das alte Lied. Er verſchrieb immer daſſelbe."

„Unbegreiflich!" rief der Doctor, und leiſe ſetzte er hinzu: „Und das gilt für Wahrheit!"

„Sagen Sie um Gottes Willen, was kann man denn anders thun, wenn nun ein Arzt ſo berühmt iſt? Man kann ſich doch nicht lächerlich machen, wenn er einmal in der Mode iſt."

„Sie, gnädige Frau, konnten nicht anders handeln. Aber daß Männer so verfahren können, und solche Männer in der Mode sind! Unsere Vorfahren handelten anders. Sie wußten, welche Offenbarungen aus dem innern Gesichte des zarten Geschlechts zu schöpfen, welche tiefere Einblicke in die Natur, die uns verschlossen sind, ihnen gegönnt waren. Nicht einer jeden freilich; aber sie hatten ihre klugen Frauen, Velledas. Bei denen holten sich die Aerzte Rath, ja sie waren selbst Aerzte."

Die Unterhaltung war in ihrem Fortgange nicht so leise geblieben, daß nicht auch die andern davon gehört hatten. Der Commissionsrath war herangetreten und sagte: „Im Mittelalter gab es auch Hexen, die curirten, und dafür verbrannt wurden."

„Mein Herr, auch Huß wurde verbrannt, weil er die Wahrheit sprach," entgegnete scharf der Doctor. „Wer sagt uns, ob jene angeblichen Hexen, die der alberne Volksglaube als alt und häßlich annimmt, nicht, wie sie die weisesten waren, auch die edelsten und schönsten ihres Geschlechts gewesen sind. Darin wenigstens standen sie über der Mehrzahl der Frauen unserer Tage, daß sie sich über den Wahn des Pöbels hinwegsetzten, und den Muth hatten klüger zu sein, als die andern. Aber diese Zeit wird wieder kommen, denn wie es ist, kann es nicht bleiben."

Er wollte sich empfehlen. Madame Lömmlein faßte rasch seine Hand: „Sie werden mein Arzt."

„Mein Gott, gnädige Frau, Sie überraschen mich, — ist das Scherz?“

„Nein, mein ganzer Ernst.“

„Wie käme ich zu dieser Auszeichnung, ein junger Anfänger! Sie kennen mich nicht. Ich kenne auch Sie nicht. Ihre Natur bedarf eines tieferen Studiums.“

„Sie sollen, Sie werden mich kennen lernen. Ich fand noch keinen Arzt, dem ich so auf den ersten Anblick mein Vertrauen schenkte. — Ich will nicht länger geopfert sein. Ich will verstanden werden. Mag der Medicinalrath seine Kunden behandeln, einen wie die andern, die ihre Strümpfe stricken und Kochbücher lesen, die schlafen und gähnen, spazieren fahren und Whist spielen einen Tag wie den andern. Ich gönne sie ihm, ich will ihm keine entziehen, aber ich will keine weiße Salbe mehr von ihm haben.“

Strahlheim drückte feierlich die Hand der gütigen Dame an seine Lippen: „Daß Sie dieses Vertrauen nie bereuen möchten!“

„Kommen Sie wieder, morgen, je eher, je öfter, um so besser. Sie sollen mich studiren; die Aussicht wird mir eine gute Nacht machen. Vielleicht die erste gute seit langer Zeit.“ — Sie schellte. Den Domestiken ward befohlen, den Doctor Strahlheim zu jeder Zeit einzulassen. Ihr Blick war von der Art, daß er auf blinden Gehorsam Anspruch machte.

Jetzt hielt es auch der Commissionsrath für nöthig, dem neuen Günstlinge seinen Glückwunsch abzustatten. Der Blick der Dame hatte ihm gesagt, daß eine weitere Opposition wenigstens für den Augenblick umsonst sei. Er bat, mit einem vertraulichen Händedruck, auch ihm zu gönnen, daß er in den fatalen Schwindelanfällen, an denen er leide, ihn consultire. Denn in wen seine hochgeehrte Freundin ein Vertrauen setze, dem sei zu trauen.

„Ich bin aufs äußerste überrascht, ja betroffen," sagte der Doctor, der schon an der Thüre stand, „wenn ich nachdenke, welchem Umstande ich das Glück dieses Abends verdanke. Ich bin dem so abgeneigt, aber fast muß ich an Wunder glauben, an einen Stern, der, mir unbewußt, über meinem Haupte aufging. Die Menschen sind so selten geneigt das anzuerkennen, von dem wir uns selbst gestehen dürfen: es war verdienstlich. Aber was habe ich hier gethan? Einen armen Unglücklichen ins Leben zurückgerufen, weil ich ihm zu rechter Zeit zur Ader ließ. Das hätte jeder Barbier thun können."

„Sie haben zur rechten Zeit gehandelt," sprach der Commissionsrath, ihm bedeutungsvoll die Hand drückend. „Wer das versteht, dessen Sterne stehen immer günstig."

„Und ich weiß noch nicht einmal, wie die Cur ausschlagen wird, welche mir Ihre Gunst verschafft, entgegnete der Doctor. Wenn dieser Unglückliche

doch unterginge, würde mir das nicht Ihr Vertrauen eben so schnell wieder rauben, als Sie es mir geschenkt haben."

Madame Lömmlein war sehr unangenehm von dieser Erinnerung überrascht, welche sich doch nicht zurückweisen ließ, da der lebendige oder todte Zeuge nur einige Schritte von ihnen lag. — Er dürfe ihn absolut nicht umkommen lassen, beschwor sie den Doctor, und dieser gelobte es ihr durch einen stillen Druck der Hand.

Noch lag Werner auf dem Sopha. Seine Augen waren geschlossen, aber er hatte sich, seitdem die andern das Zimmer verlassen, umgedreht, die Hand, welche geblutet, ruhte auf dem Herzen.

Madame Lömmlein war muthig an Strahlheims Arme mit eingetreten. Aller Augen ruhten einige Secunden auf dem bewußtlos Dahingestreckten. Aber es war nicht der Tod, der auf seinen blassen Zügen sich lagerte. Die Brust hob und senkte sich. Die Hand in der rothen Binde mit ihr. Aus den Lippen, die sich wieder rötheten, strömte in regelmäßigen Unterbrechungen der Athem der Genesung aus.

Es war kein Anblick, der zurück schreckte. Die Dame des Hauses mochte etwas anderes vermuthet haben. Sie hatte sich stark zeigen wollen. Sie wollte etwas sagen, was nicht gewöhnlich war, und es entfuhr ihr: „Wie mahlerisch er da liegt!"

Strahlheims Augen hatten schnell den Eindruck

gemuſtert, den der unerwartete Anblick auf die Anweſenden gemacht. Schnell nahm er das Wort, und ſprach in verändertem Tone:

„Eigentlich ein ſchöner junger Mann! Ein wohlproportionirter Gliederbau. Er hätte beim Ballet, unter einer Reitergeſellſchaft ſein Glück machen ſollen. Was helfen alle Gaben der Geburt, wenn wir ſie nicht zu nutzen wiſſen. Was auf dem Theater glänzt, verkümmert unter den Büchern. Dort hätte er die Schönen erobern mögen; die Gelehrſamkeit iſt nicht der Weg.“

„Meinen Sie, daß er nach galanten Abentheuern ſuchte?“

Ein ſchlaues Lächeln ſchwebte über Strahlheims Lippen. „Verzeihen Sie, es war nur ein kurioſer Einfall, wie eine Idee die andere erzeugt. Mein wahrhaftig, daran dachte wohl der Arme nicht. Aber ich dachte ſo, welch ein Unglück für ihn, wenn es der Fall wäre, und ſein Schickſal wollte, daß er ſich ſo, wie er zu uns kam, zuerſt den Augen derjenigen zeigte, die er liebt. Wär es möglich, daß ſich eine Schöne ſelbſt in einen Adonis verliebte, der ſein Entrée damit machte, vor ihrer Thür in Ohnmacht zu fallen, und noch im Fallen an die Klingel zu ziehen, damit er recht viel Zeugen ſeines Misgeſchicks herbeirufe! Eine Betiſe des Zufalls, die ſich nicht wieder gut machen ließe. Welch ein trüber Gedanke, gnädige Frau, daß wir alle vom Ungefähr abhängig ſind.“

„Sind wir es denn Alle, sprach die Wirthin. Was fangen wir aber nun mit ihm an?“

„Er schläft!“ sagte Cäcilie, mit ihrem Blick um Stille bittend.

„Das Beste, was er thun kann; denn ich wüßte nicht, was er sprechen sollte, wenn er plötzlich erwachte. Für einen Mann ist nichts kränkender, niederdrückender, als Gegenstand des allgemeinen Mitleids zu sein. Ersparen wir ihm dies, und entfernen uns Alle, wenn er erwacht.“

„Braucht er Ihre Hülfe nicht mehr?“

„Ich werde morgen gelegentlich nach seinem Verbande sehen.“

„Und die ganze Nacht soll er bei mir liegen bleiben! — Er stirbt, der Verband geht ihm los, er schreit, schreckt uns Alle auf, — das gäbe ja eine saubere Wirthschaft von Blut und Schmutz — oder — wer kennt ihn denn? — in der Nacht steht er auf, und was weiß ich, was mir morgen fehlt.“

Die Blicke sämmtlicher Anwesenden, wenn gleich jedes in seiner Art, schienen gegen diesen letzten Verdacht Protest einzulegen. Auch mochte die Dame selbst es fühlen; sie hielt inne und ließ sich vom Doctor gern beschwichtigen, der mit seinem Ehrenworte sich für den Verdächtigen verbürgte.

„Die moralische Krankheit hat anderswo ihren Sitz. Er ist Einer der Unglücklichen, meine gnädige Frau, die noch an der Erbsünde der Empfindlichkeit

laboriren. Die allergefährlichste Krankheit für einen Mann in einer Zeit, wo es schon den Frauen untersagt ist, ihr nachzuhängen. In einer Welt, wo wir eine eiserne Stirn und eine dreifach umerzte Brust den Stürmen der Verhältnisse bieten müssen, um uns durchzuschlagen, ist ein empfindlicher Mann der Sündenbock, welcher magnetisch alle Schläge, die ihm und andern bestimmt waren, an sich zieht. Gewiß hat er sich in allen möglichen Fächern versucht, aber die goldene Zeit, wo die gebratenen Tauben dem Verdienst in den Mund flogen, ist überall vorbei. In diesem großen Triebrad unendlicher Thätigkeit fallen Schläge und Stöße reichlich ab; man muß sich eine Haut anschaffen, die sie rasch abschüttelt, wenn man selbst an's Ruder will. Wer das nicht mag, baue Kohl. Wer leise anklopft, dem wird nirgend aufgethan, wer sich durch eine barsche Antwort, durch ein böses Gesicht abschrecken läßt, und nicht wiederkommt, darf nicht mehr hoffen."

Cäcilie schauderte unwillkührlich zusammen. Ihr Blick und der des Doctors mußten sich begegnet haben. Obgleich sie keine Frage ausgesprochen, beantwortete er sie doch:

„Das Ehrgefühl, mein gnädiges Fräulein, ist ein wunderschönes Spielzeug, wie alle Jugendträume, für die wir schwärmen. Aber einmal muß man diese Jugendträume aufgeben. Je früher es geschieht, um so eher wird man — ein Mann."

„Herrlich, herrlich! rief die Mutter. O predigen Sie doch Wahrheit dieſer Idealiſtin.“

„Der Mann ſoll ſich die Treppe hinunter werfen laſſen, rief die Tochter, und doch freundlich wiederkommen, und um Verzeihung bitten, daß er dazu Anlaß gab!“

„Möchten Sie Einem, der nichts ſein will, weil er nichts ſein kann, Ihre Achtung ſchenken?“

„So wenig als Einem, dem jedes Mittel recht iſt, um zu gelten.“

„Wie einfältig! rief die Mutter. Ein Glück, daß wir aus der Zeit Deiner empfindſamen Romanheiden heraus ſind.“

„Der von unſern Vorvätern verſpottete, blutig verfolgte Stamm, ſagte Strahlheim, wodurch hat er ſeine Menſchenrechte wieder erworben, wodurch gebietet er jetzt über Millionen und herrſcht durch die Millionen über Höfe, Völker, Kabinette? Wodurch hat er ſich die hunderttauſend Stimmen, die aus aller Welt Enden nach ſeiner Emancipation rufen, erkauft? Mein Fräulein, ich weiß, Sie intereſſiren ſich dafür. Wenn die Glieder dieſes Stammes ſich immer in ihrem edlen Schmerze verſchloſſen hätten, da träumten heut nicht einmal die Weiſen von ihrer Emancipation. Aber ſie ließen ſich die Treppe hinunterwerfen, und kamen wieder, unermüdlich wieder. Dadurch weil ſie größer waren, als ihr Schmerz, wuchs ihr Recht mit ihrer Macht, und heut iſt die

Das Rennthier iſt dem Lappen ſein Alles. Ein wunderbares Geſchenk der Natur, das allein möglich macht, die Polarregionen ſo weit hinauf zu bewohnen. Es iſt das einzige Geſchöpf, das in der kalten, naſſen Vegetation des Sommers hier Nahrung findet und Nahrung giebt; ohne ſeine Schnelligkeit, ohne ſeine Kraft wäre die Communication im Winter unmöglich. Zwiſchen dem Eismeer und der Oſtſee iſt nur ein großer Sumpf, aus dem die Steinrücken des fortgeſetzten Kiölen auftauchen, ihre kahlen Scheitel am Oſtwinde zu trocknen. Die Ströme, die aus ihren Hochſee'n oder unter dem Schnee vorrauſchend nach Norden oder nach Süden durch die Moortiefen ſich Bahn brechen, ſetzen keine Thäler ab, wo der Fleiß ſich anſiedeln könnte. Sie ſind unſchiffbar und keine Straße darf ſich längs ihrer majeſtätiſchen Kataraften fortſchlängeln. Vom Nordcap her trägt allein das Rennthier Waaren und Reiſende durch die Winternacht Sibiriſcher Gefilde über Sümpfe, Seen, jähe Schluchten, bei deren Sommeranblick der Architekt über die Möglichkeit einer Straßen-Anlegung lächeln würde, hin bis zum Bottniſchen Meere und von dort zurück an das Arktiſche. Erſt im Winter wird

Zeit, wo ſie mit ihrem Rechte ihre Ehre wieder erſtreiten. Wirken iſt unſer Loſungswort. Gelten wollen wir, um weiter zu wirken. Der Mann, der dafür nicht lebt, zählt zu den Todten, und die Schnekken, die ſich bei jeder Berührung in ihr Haus zurückziehen, bleiben immer — Schnecken.“

Der glückliche Doctor hatte noch einen Triumph errungen. Aber als ein vorſichtiger Sieger baute er auch dem Feinde goldene Brücken. Während er die Mutter verſicherte, daß ſie keine weitern Störungen zu fürchten habe, man ſolle den Kranken ruhig liegen laſſen, er werde bis an den Morgen ſchlafen, und wenn er nicht von ſelbſt den Weg finde, könne ein Bedienter ihn hinaus führen, und die Sache ſei abgethan, — flüſterte er der Tochter einige Worte zu, welche dieſe wieder gewinnen konnten. Er bat ſie, darauf zu achten, daß die Domeſtiken von dem Kranken fern gehalten würden. „Bin ich zwar ſelbſt kein Empfindlicher, ſo weiß ich doch, wie ein edles Gemüth ſchon durch den Schein der Nichtachtung gekränkt wird. Sorgen Sie daher, verehrtes Fräulein, daß keine rohe Aeußerung ihm zu Ohren kommt. Laſſen wir ihn träumen. Träume ſind die glücklichſten Ereigniſſe im Leben der Unglücklichen.“

Neuntes Kapitel.

Der Doctor und der letzte Gast waren gegangen. Während Madam Lömmlein sich entkleiden ließ, gab Cäcilie einige Anordnungen in Betreff des Kranken. So leise es geschah, hörte die Mutter es doch. Sie fragte mit spöttischem Blicke, ob ihr bekanntes Mitleiden wieder einen neuen Gegenstand gefunden?

„Wenn er erwacht," sagte Cäcilie, „und fände es dunkel um sich her, nicht einmal einen erfrischenden Trank, wenn er durstig ist!"

„So laß ihm doch auch eine Lectüre hinlegen, einen empfindsamen Roman, damit er sich nicht langweilt, wenn er allein ist. Oder zünde ihm eine Pyramide an. So denkt der arme Mensch, es ist Weihnachten, und wir haben ihn herunter gebeten, um ihm zu bescheeren. Das wäre ja recht idyllisch, wie Du's liebst."

Cäcilie sah auf den mit glänzenden Geschenken angehäuften Tisch, der noch im Kabinette stand. Noch unberührt, wie es schien, nur daß die Lichter längst ausgelöscht waren.

„Sie haben mich so reich, so überreich bedacht, meine Mutter. Etwas von dem Vielen wäre vielleicht ein großes Geschenk für den Armen. Wahrhaftig, wenn sie mir erlaubten den Gedanken auszuführen —"

„Was! Bist Du närrisch?"

„Es war nur eine Phantasie."

„Eine? Mich dünkt, Alles, was Du treibst, sind Phantasien."

„Es sind Ihre Geschenke, liebe Mutter, und sie sollen mir darum werth bleiben."

„Aber Du möchtest dem draußen doch davon einen Weihnachten aufbauen. Das wäre meiner Tochter lieber? Eine hübsche, alberne Ueberraschung! Und Du wärst die wohlthätige Fee. Eine interessante Situation! Lieber mir das ganze Bettelvolk aus dem Hause gebeten zu einem rührenden Weihnachtsabend, und die Kinder aus der Nachbarschaft dazu. Es wäre wirklich ein rührendes Vergnügen, die zerlumpten Kleinen auf den Teppichen trampeln und springen zu sehen. Mit den schmutzigen Händchen greifen sie zum Handkuß oder wir sollen sie gar aufheben und abküssen. Eine Lust zum Vergehen, wenn sie endlich über Tisch und Bänke springen und auf den seidenen Sophas Kobold schießen. Wir brauchen nur noch mit ihnen Zeck zu jagen, dann sind wir die besten Menschen."

„Wozu dieſe Vorſtellungen? Bat ich Sie ſchon darum.“

„Ich leſe es aber in Deinem Geſicht, — nicht wahr, dann wäre ich einmal eine gute Mutter?“

„Hat Sie dieſer Abend mehr unterhalten?“

„Man muß doch auch etwas zum Weihnachten haben. Mir baut ja Niemand auf, mir ſchenkt Niemand etwas, an mich denkt Niemand, um mich braucht kein Weihnachten zu ſein!“

Cäciliens Wimpern zerdrückten die Thräne, welche aus dem Auge rollte: „Mutter, Sie haben mir ſo ſtreng verboten —“

„Ja, das hab ich, das will ich, das werd ich, — ich will nichts geſchenkt haben, von Niemandem. Was das albern iſt, wenn die Kinder den Eltern ſchenken wollen. Die Kinder haben nichts zu ſchenken, was nicht den Eltern gehört. Und das Sticken iſt ein Augenverderb, gar nicht davon zu ſprechen, wer doch die Wolle bezahlen muß. Ein für alle Male verbitte ich mirs.“

Cäcilie fragte, nachdem die Kammerjungfer entlaſſen war, ob ſie der Mutter bis zum Einſchlafen vorleſen ſolle, wie es in der Regel geſchah. Madame Lömmlein ſchien es zuerſt zu wollen, änderte aber ſogleich dieſen Willen: „Dein Leſen iſt ſo affectirt, daß es mich, wenn ich ſchwächere Nerven hätte, ordentlich angreifen könnte. Und muß ich Dir noch ſagen, daß es ſich nicht ſchickt, in Gegenwart der Dienſtbo-

ten ſolche Geſpräche, wie vorhin, zu führen? Wenn Du mit Deiner Mutter ſtreiten willſt, und klüger ſein als ſie, ſo warte wenigſtens die Gelegenheit ab, wo wir allein ſind.“

„Wir ſind ſo ſelten allein, liebe Mutter. Auch erinnere ich mich nicht, daß ich es war —“

„Noch Widerſprüche! Cäcilie, Du weißt, daß ich das nicht vertragen kann. Dieſe häuslichen Scenen greifen nun einmal mein Naturell an. Ich bitte Dich, erſpare mir wenigſtens das, wenn Du Deine Mutter nur etwas liebſt. Warum müſſen die, welche im Leben zunächſt ſtehen, ſtatt ſich zu unterſtützen, ſich ſo viel Qual machen. Sie kommt ja ohnedies von ſelbſt. — Was ſoll nun der Seufzer? — Nicht wahr, wieder eine tiefe, ſtumme Klage, daß ich Dich verkenne, nicht Deinen Werth zu ſchätzen weiß? O ſtill, ſtill, ich weiß Alles, ich leſe Alles, Deine geheimſten Gedanken. — Nun, mein Kind, wir wollen ſehen, ob es beſſer ſein wird, wenn ich Dir Platz gemacht habe. Fort, fort, weine Dich wo anders aus, gönne mir wenigſtens dieſe eine ruhige Nacht.“ —

So eiskalt wie heut ſchien ihr die Hand ihrer Mutter noch nie, als ſie den Abſchiedskuß auf dieſelbe gedrückt. So einſam, ſo verlaſſen kam ſie ſich noch nie vor, als heut, da ſie in die öden Vorderzimmer trat, die noch an die Geſellſchaft, welche ſie vor wenigen Stunden angefüllt hatte, unerquicklich

für das Geſicht erinnerten. Die Tafel im Speiſeſaal ſtand noch gedeckt mit Speiſereſten und halb gefüllten Gläſern; die Servietten lagen zerdrückt umher auf den Stühlen, dem Tiſch und der Diele. Der fettige Geruch der kalten Schüſſeln dampfte in dem nicht hohen Zimmer. Alle die unnützen Reden, die gewechſelt wurden, um die Zeit zu tödten, ſchöne Worte und freundliche Blicke, die nicht aus dem Herzen kamen, conventionelle Bewunderung ohne Theilnahme, Geſundheiten nnd Glückwünſche, ausgebracht weil es ſo ſein mußte, und Neid, Misgunſt, Gleichgültigkeit dahinter ſchlummernd, alles das ſtieg wie ein großes Lügengewebe empor.

Fragte ſie ſich, wie viele denn wirklich Freude gehabt an einem ſo koſtbaren Feſte, für das ſie alle der Geberin ſo ſehr gedankt, ſo kam es auf die allerkleinſte Zahl der ganz Unbedeutenden heraus, die aber auch bei jeder andern Zuſammenkunft vieler Leute, mochten es die allergleichgültigſten ſein, wenn nur viel Putz da war und viele Lichter brannten, eben ſo vergnügt geweſen wären. Und dazu hatte die Elite von Künſtlern, geiſtreichen Männern und einige vornehme Sterne darunter aus der ganzen Stadt mühſam zuſammen gebeten werden müſſen! Mit ihrem feinen Gehör hatte ſie in den Winkeln Urtheile angehört, die nichts weniger als mit den rauſchenden Lobſprüchen ſtimmten, mit denen man den fremden Matador überſchüttet hatte. Und doch

hatten dieſelben Männer am lauteſten in dies laute Lob eingeſtimmt, welche am ſchärfſten in den Winkeln geurtheilt. Sie hatte mit ihrem ſcharfen Auge die moquanten Mienen, das feine Lächeln der Modedamen beobachtet, das überall Nahrung fand, in der Toilette der Gäſte, im Arrangement des Feſtes, im Benehmen der Wirthin. „Als ob ſie eine Miniſterin wäre, und gäbe einem fremden Ambaſſadeur ein Feſtin," hatte jene alte adlige Dame ihrer Nachbarin zugeflüſtert. „Die Geſellſchaft paßt nur nicht dazu" hatte dieſe erwiedert. — „Sagen Sie lieber, es paßt nichts" lachte die Erſte. Und doch hatten beide ſo vertraulich ihre Mutter untergefaßt, und ſie verſicherte, man finde bei ihr alles wieder, was bei Hoffeſten an Geſchmack und Feinheit ſei, nur nicht die Langeweile und den Anſpruch. Wie hatten dort Mutter und Tochter über die unanſtändig ſimple Tracht der Frau eines Künſtlers ſich moquirt: wenn man die Mittel nicht beſitze, thäte man doch geſcheuter aus ſolchen Geſellſchaften zurückzubleiben; und doch hatte ſie beide eine Stunde darauf im freundſchaftlichſten Geſpräch mit der jungen Frau gefunden. Sie bewunderten den Geſchmack ihrer einfachen Kleidung: „Das können wir Andern nicht, die wir keinen Künſtler zum Mann haben," hatte die Mutter zur Tochter geſagt. „Wir müſſen uns umhängen, was die Putzmacherin uns ſagt, das Mode iſt. Es iſt ein wirkliches Unglück, daß die Künſtler

ſich nicht herablaſſen, auch für uns andere zu ſorgen, die mir immer nur Sclavinnen unſerer Schneider bleiben.“ Und nun, wo dieſer geputzte, mißvergnügte Schwarm auseinander geſprengt war, welche Urtheile mochten auf den Straßen, in den Wohnungen der Heimgekehrten laut werden. Ein großes Concert von Tadel und Misbehagen ſchwirrte ihr durch die Lüfte zurück.

Im Kabinet wühlte ihre Hand gleichgültig in dem reichen Tand, in den prächtigen ſeidenen Kleidern und dem Flitterſchmuck. Er war allen Gäſten, die gekommen waren, gezeigt worden. Alle hatten ihn bewundert, die Tochter, die eine ſo freigebige Mutter hatte, glücklich geprieſen, und gegen eine Jede hatte ſie die Gefühle ihrer Freude und ihres Dankes ausſprechen müſſen. „Iſt das nicht auch eine Unwahrheit!“ ſagte ſie, ein Kleid fortlegend, an dem die Modiſtin alle Erfindungskraft erſchöpft um es auffallend zu machen. „Mich ſchaudert, es anzuziehen und damit öffentlich zu erſcheinen, wie ich es doch muß, wenn ich ſie nicht kränken will, und doch mußte ich es mit den andern bewundern, wenn ich nicht eigenſinnig und undankbar ſcheinen wollte.“ Sie warf ſich auf einen Armſtuhl, und ſtrich mit der feinen Hand über die feuchten Augen: „Undankbar! was das für ein ſchweres Wort iſt, und auf ſo geringfügige Dinge angewandt wird! Muß man denn immer und jedesmal für alle Geſchenke dank-

bar sein, auch wenn man sich gar nichts daraus macht! Wenn man mir etwas schenkte, was ich gar nicht brauchen kann, was mir zuwider ist, ein Bild, eine Karrikatur, die ich nicht ansehn, ein Buch, das ich nicht lesen kann, warum müßte ich da danken? — Für den guten Willen der Geberin, um ihr Gefühl nicht zu beleidigen! Wenn nun aber kein Herz beim Geschenk war? Wenn man nur schenkt, weil es herkömmlich ist zu schenken! Ach diese Geburtstage, wo alles nur gratulirt und froh ist, und die Blumen und der Putz und Verse und Geschenke, die nur gebracht werden, weil es muß sein. Wie verdrießliche Gesichter gingen da vorher, daß man sich zu der Ausgabe anstrengen mußte, wie suchte man nach dem ersten besten billigsten umher, was nur schicklich war zu geben, gleich viel ob es dem Geber oder der Beschenkten gefällt. Man hat eine Last abgethan, eine Pflicht erfüllt, und wir sollen entzückt sein und danken!"

Ihr Auge fiel auf die hunderterlei goldenen, krystallenen, Perlemutter- und Porzellanspielsachen, die auf den Tischen und Eckschränken aufgereiht standen. Götzen, Chinesen, Wasserträger, karrikirte Gestalten jeder Art, die zu Nähkissen, Feuerzeugen, Etuis, Flacons oder was es sei, dienen sollten, und nicht dienten. „Von dem, was das zusammen gekostet, könnten alle die armen Familien im Hause länger als auf ein Jahr glücklich werden, und wem hat nur

etwas davon, nur auf einen Augenblick Vergnügen gemacht? Dafür brauchen wir nicht einmal zu danken. Wir nehmen sie mit einem spöttischen Lächeln, wie sie uns gegeben werden. Wie hat meine Mutter über jedes dieser Nipse nachher geredet, über die albernen Menschen, die da glaubten mit solchen Lumpereien — unsere Gunst zu erwerben. Mit welcher verächtlichen Miene hieß sie die Kammerjungfer sie fortstellen, oft noch im Beisein der Schenkenden, und dann hat sie kein Anderer mehr angerührt, als das Mädchen, wenn sie den Staub abwischt. Und doch bringt und schenkt man sie immer wieder aufs neue, und sie bleiben stehen für alle Zeit ohne Freude, ohne Nutzen, eigentlich uns allen zum Verdruß. —. Selbst zu Weihnachten," setzte sie hinzu, als ihr Auge auf mehrere dergleichen Spielereien fiel, die sich unter den übrigen Sachen verborgen hatten.

Sie wühlte darin, und fand einen kleinen bronzenen Anker an einer feinen Kette. Sie erinnerte sich jetzt, es war die geringfügige Gabe einer abhängigen Verwandtin des Hauses, die ihre Dankbarkeit dadurch hatte zeigen wollen. Gleich darauf waren reichere Geschenke gekommen, die sie bewundern mußte. Die Mutter hatte verächtlich das werthlose Ding bei Seite geschoben, und sie wurde mit Schmerz inne, daß sie nicht einmal dafür gedankt hatte. Denn der

Rußland Norwegens Nachbar, die Rennthier-schlitten ebenen auch dahin erſt den Weg. Brauche ich noch die Form eines ſolchen Schlittens zu erwähnen, daß jeder Schlitten nur eine Perſon faßt und nur von einem Rennthier gezogen wird; da jedes Bilderbuch aus der Kinderzeit uns den ſchlittirenden Lappländer anſchaulich vormalt? Die Schnelligkeit des Thieres iſt außerordentlich, man erzählt fabelhafte Dinge davon, und hat z. B. die Heldenthat eines Rennthieres, welches einen Courier von der Jämteländiſchen Gränze bis Stockholm in undenkbar kurzer Zeit getragen, durch ein großes Bild, gegenwärtig in Drottning-holm, verewigt. Das Thier ſtürzte zwar vor dem Ritterhauſe todt nieder, der Courier wurde aber dafür zum Ritter geſchlagen. Beim Fahren durch die bahnloſen Schneewüſten, wo außer den Ster-nen keine Wegweiſer dem Auge begegnen, iſt es neben der Schnelligkeit der Inſtinkt, welcher dieſe Thiere zu ſo zuverläſſigen Führern macht. Da-für verläßt aber auch keines derſelben bei den Karavanenzügen die von ſeinem Vorderthier be-tretene Spur, und es ſoll den luſtigſten Anblick gewähren, wenn Hunderte von dieſen Thieren in einem weiten Bogen über die ebene Schneefläche

Geſchenke, die auf lauten Dank Anſpruch machten, waren gleich darauf zuviel gekommen.

„Die arme Pauline! ſagte ſie. „Was mag ſie von mir denken. Ich glaube, ich kam den ganzen Abend kaum dazu ein Wort mit ihr zu ſprechen. Und ſie hat mir das einzige geſchenkt, was ſie ſelbſt beſitzt, — ihre Hoffnung.“

Sie nahm den Anker in die Hand, mit dem Vorſatz ihn in der nächſten Geſellſchaft, wenn ſie mit der Freundin zuſammen war, was auch ihre Mutter dagegen ſage, um den Hals zu tragen. Da verlöſchte die letzte Kerze, die im Kabinet gebrannt hatte. Der noch hinter Wolken verborgene Mond warf ein ſchwaches Licht durch das Fenſter. Aber dieſe Dämmerung war ihr angenehm. Ihre Gedanken vertrugen ſich nicht mit dem Kerzenſchein. Eine ganze Reihe alter Gäſte und neuer forderte Einlaß. Sie hätte nicht ſchlafen können. Sie öffnete das Fenſter, und erquickend hauchte die milde Nacht herein; ſie badete ſich in einer Friſche, die ihr wohl that, und die Gedanken kamen und gingen.

„Warum müſſen ſich die, welche ſich im Leben zunächſt ſtehen, ſtatt ſich zu unterſtützen, ſich ſo viel unnöthige Qual machen. Sie kommt ja ohnedies von ſelbſt.“ Es waren ihrer Mutter Worte, die ſie ſich wiederholte, und die Thränen, die unaufgehalten aus den Augenhöhlen vorquollen, linderten einen Schmerz, deſſen Stärke ſie ſich jetzt erſt bewußt ward.

Die ganze große Straße, die breiten Plätze, die sie übersah, lagen in tiefem Schweigen. Kein Licht brannte mehr, wo vor einigen Stunden noch alle Häuser vom Wiederschein der brennenden Weihnachtspyramiden wie in Festillumination gestrahlt hatten. Auch ließ sich kein lebendes Wesen erblicken. Nur drüben auf der breiten Granitschwelle des unvollendeten großen Hauses schnarchte der Nachtwächter. Ihr Auge haftete auf dem seltsamen Gebäude, und Gedanken verschiedener Art reihten sich bei dem Anblick an einander.

Es war davon die Rede gewesen, daß ihre Mutter, wenn ihr Miethscontract um sei, in dieses in großer Pracht und eigenthümlichem Geiste aufgeführte Haus überziehen wolle. Das Haus, der wunderliche Geschmack, in welchem es aufgeführt wurde, die seltsamen Gerüchte über den Bauherren, welcher, vermuthlich ein reicher Engländer, aus weiter Ferne her den Bau leitete, ohne je selbst zu kommen, oder, wenn es geschehen, nur incognito da gewesen war, hatten oft den Gegenstand des Gespräches in ihren Cirkeln abgegeben. Man sprach in der ganzen Stadt davon, und strömte herbei das Wunderding zu sehen. Anfangs lachte man darüber, viele ärgerten sich, den Architekten war es ein Gräuel; und doch, je höher und in immer wechselndem Stile es aufwuchs, in demselben Maaße wuchs die Neugier, und war es einmal ein Gegenstand der Mode, so ward es auch bald ge-

sucht. Die Conducteure, welche den Bau leiteten, hatten Aerger mannigfacher Art. Der den ersten Riß entworfen hatte, von dem nicht viel mehr als die Fundamente ausgeführt waren, hatte längst einem zweiten, dieser einem dritten, vierten und fünften Platz gemacht. Immer kamen die Ordres des Bauherrn durch Briefe, welche aus allen Welttheilen anscheinend herrührend, von bedeutenden Handlungshäusern dem Conducteur eingehändigt wurden. Die früher dabei beschäftigten meinten, da das Auge des Bauherrn nicht aus jener Ferne herüberreichen könne, so stehe ihnen frei, in der Auslegung seiner Befehle ihrem eigenen Sinne zu folgen, und bei der einstigen Uebernahme könne die Controlle um so weniger scharf sein, als kein Bauherr, der nicht vom Metier sei, und das verriethen seine bunten grillenhaften Anordnungen, wenn das Haus erst fertig stehe, alles sich Widersprechende könne im Sinn behalten haben, was er in rhapsodischer Aufwallung befohlen hatte. Aber zu ihrem Verdruß und Schreck kam jedesmal darauf ein neuer Brief, welcher die Eigenwilligkeit, die man erfahren, ernstlich rügte, und nicht selten das schon Angefangene wieder einzureißen befahl. So war es denn klar, daß jeder Schritt des Künstlers trotz der Entfernung des Bauherrn, von Spionen beobachtet wurde, und da mit jeder Woche mehr Neugierige kamen, um ein Haus zu besehen, was etwas Parthenon und etwas Alhambra war, etwas aus Vene-

dig und etwas aus Nürnberg, ja, so läſterte man, aus Holland und China Erker und Kuppeln erhielt, ſo ward der Dienſt immer verdrießlicher. Dazu kam, für die Künſtler das größte Aergerniß, daß man dies wunderlich componirte Haus im Publicum ſchön zu finden anfing, und lange zuvor, ehe man an ein Beziehen denken konnte, Beſtellungen auf Wohnungen machte. Um den Appetit noch mehr zu ſteigern, ward jedoch erklärt, daß der ferne Erbauer es zwar vermiethen werde, jedoch zuvor die Geſinnungen aller Aſpiranten prüfen, und nur die, welche würdig befunden wären, darin aufnehmen werde. Man hätte erwarten ſollen, daß dieſer beleidigende Rückhalt wenigſtens die Stolzen zurückſchrecken werde, es war aber grade umgekehrt der Fall, und ſeit man wußte, daß es eine Vergünſtigung ſein ſollte, darin für ſein Geld eine Wohnung zu erhalten, mehrten ſich nur noch die Anmeldungen.

Cäcilie theilte früher das Verlangen der Mutter aus einem Hauſe fortzuziehen, wo für ſie keine Freude geblüht hatte, und an das ſich trübe Erinnerungen ihrer Familie knüpften. Aber ſie hatte nie die Luſt getheilt in dies neue Haus zu ziehen. Es hatten einſt ſo ſchöne, alte Bäume auf dem Platze geſtanden, die unter der mörderiſchen Art der Arbeitsleute an einem Morgen gefallen waren. Sie hatten ihr eine Thräne gekoſtet, wofür ſie ausgelacht und geſcholten war. Daß alle Welt dann über das neue

Haus redete, lachte, und es am Ende dennoch so zum Gegenstand der Mode wurde, als es früher einer des allgemeinen Spottes gewesen, konnte ihr noch weniger Theilnahme dafür einflößen.

Doch jetzt, wie es mit seinen offenen Fenstern und Thüren und Bögen wie eine halbe großartige Ruine da lag, einige Thürmchen, die hinten nach dem Park gingen, vom Monde hinter den Wolken blaß angehaucht, sah sie es mit andern Augen an. Da stiegen an einer kahlen Wand schräge Fensterchen empor, wie die Lichter von Wendeltreppen in gothischen Schlössern; Erkerthürmchen sprangen hinaus, und die laublosen, aber dicht verzweigten Wipfel großer Ulmenbäume, die man dort glücklicher Weise stehen gelassen, rauschten harmonisch dazu in die Nachtluft. Während die Schatten die andern Massen des Gebäudes verdeckten, die Römischen, Arabischen, Türkischen, die man am Tage von hier aus gesehen hätte, paßte doch was davon an dunklen Spitzen vorragte, zu dem gothischen durch die Schlagschatten noch ausdrucksvoller hingeworfenen Bilde.

Es war als durchzuckte sie plötzlich jetzt eine Neigung, in dem Hause zu wohnen. Aber ohne Mitbewohner, dachte sie. Da, in Nächten wie diese, in den weiten Corridoren und Höfen, auf den Gallerien und Platteformen umherwandeln zu können, unbemerkt, jetzt im Schatten sich verlierend, jetzt am Mondesstrahl, im Sternenlicht sich badend. „Vielleicht

ist der Mann, der es bauen läßt, doch kein solcher Thor, als die Leute meinen. Vielleicht baut er es nur für sich; er will allein, ungestört vom Zank und Elend und Geschwätz und der Eitelkeit, sich und der Erinnerung leben. Er will alle Zeitalter und die Erinnerungen an die Vergangenheit um sich haben. Da will er schwelgen mit den großen Geistern der alten Welt, mit einem Schritt will er im Morgenlande sein, mit einem im gothischen Dunkel unter dem Ernst unserer Vorfahren. In diese heiligen Erinnerungen möchte er sich zurückziehen aus dem Staub und Lärm der Stadt; und doch sich nicht ganz isoliren. Die Aussicht aus jedem Fenster erinnert ihn wieder, daß er unter Menschen lebt, die anders denken als er."

Woher drängten sich ihr grade diese Vorstellungen auf? — Sie wußte sich selbst keine Rechenschaft zu geben, als die Magie der Nacht. Woher überhaupt die lebhaften Bilder, die so oft in der stillen Geisterstunde, wenn sie wachend auf ihrem Lager träumte, Scenen aus der Vergangenheit vor ihr inneres Gesicht riefen, die ihr kein lebendiger Mund, kein Buch verrathen konnte! War es auch jetzt wieder der geschiedene Vater? Das konnte ja dem Seligen gleichgültig sein, der stets so ernste Gespräche mit ihr führte. Wie oft, wenn sie sorgenschwer sich niedergelegt, trat er an ihr Bett und führte freundliche, tröstende Reden mit der Verlassenen. Er sagte

ihr, er lebe — in einer beſſern Welt, er ſehe jeden ihrer Schritte, er höre jedes ihrer Worte. Sie ſolle Muth behalten, es werde beſſer werden. Sie hatte ihn nur als kleines Kind geſehen; aber das ſchreckliche Ereigniß, das ihn von ihr trennte, hatte ſein Bild ſo lebendig erhalten. Die talentvolle Zeichnerin hatte einſt unwillkührlich die entſchwundenen Züge dieſes Vaters ſo auf das Papier gebracht, daß ihre Mutter in Krämpfe fiel, als ſie es unvorbereitet zu Geſicht bekam. Cäcilie hatte das Papier auf Andringen der Mutter wieder vernichtet. Dafür war das Bild in ihrer Seele um ſo friſcher, deutlicher geworden. Jeden Augenblick konnte ſie es mit dem Pinſel wieder in die Wirklichkeit rufen. Aber wozu? Zu ihrem Bilde brauchte ſie der Farbe und des Griffels nicht, und die andern verlangten es nicht. Das dachte ſie, aber was hatte der ſeelige Vater jetzt mit ihren Gedanken von dem neuen Hauſe drüben zu ſchaffen!

Der Todte hatte an dem Hauſe, in dem ſie wohnten, gehangen. Es war ein uraltes Familienhaus. Seit Jahrhunderten hatte es der Firma gehört, die nun von Fremden fortgeführt wurde. Schien es ihr früher nur deshalb Pietät, darin zu bleiben, weil der Geiſt des Unglücklichen darin wandelte? Ihre Mutter trieb derſelbe Umſtand hinaus. Aber Geiſter ſind frei. Warum ſollte ihr lieber Begleiter, ihr treueſter Freund, dies körperloſe Weſen an dem mürben mor-

ſchen Körper von Schutt und Stein haften? Konnte es ſie nicht begleiten! Und da loderte plötzlich in ihr ein Funken auf: er werde es thun. Die Neigung in dem neuen Hauſe zu wohnen wurde plötzlich zur Luſt, zum innigen Verlangen, als werde dort ihr Erlöſung winken.

Mit ſteigendem Wohlbehagen ſah ſie auf die ernſten dunkeln Maſſen, deren lichte Fenſter-Räume wie große Augen wieder zu ihr blickten. Grade für einen Geiſt, wie ihn der Volksglaube ſich denkt, mußte das ein Aufenthalt ſein. Sie erinnerte ſich von dem Baugeiſt gehört zu haben, der durch die ruinenartigen Räume unfertiger Gebäude ſehnſüchtig wandelt, daß ſie vollendet werden, und dem ſeine Erlöſung mit dem letzten Steine, mit dem letzten Strich der Mauerkelle kommt.

Da ſah ſie einen ſchwachen Lichtſchimmer aus einem der kleinen Fenſter des hintern Thurms aufdämmern. War es Täuſchung? Wer konnte nach Mitternacht in dem verſchloſſenen öden Hauſe etwas ſuchen? Er verſchwand, aber ein nächſtes Fenſter ward hell, — es ſtieg die Treppe hinauf. Jetzt blieb es auf längere Zeit fort, kam aber in den Vorderreihen zum Vorſchein. Sie ſah deutlich einen Lichtſchein und den Schatten einer Geſtalt den Weg durch die Zimmerreihen machen. Keine der vielen Fenſteröffnungen blieb unerhellt. Dann ſtieg es hinunter und kam in den untern Geſchoſſen zum Vorſchein, als

müſſe es auch dieſe revidiren. Im Erdgeſchoß verſchwand es endlich.

Oder hatte es nur ihr Auge, durch das unerwartete Schauſpiel geblendet, verloren? Die dunkle Wolke war fortgetrieben, und der Mond ſtrahlte plötzlich grell, blendend hervor auf die Straße, die Dächer der Gebäude gegenüber mit weißem Silberglanze färbend. Was vorhin eine Ruine war, wurde jetzt ein wunderbares Feenſchloß mit den vielen Erkerſpitzen, den ſpitzen hohen Schornſteinen, die, wie ſchlanke Minarette geformt, in den dunkelblauen Himmel ragten. Ein weißalabaſterner Wald ſtand in Geiſterleben vor ihr, entzückend ſchön, ſie hätte ſich Flügel gewünſcht, hinüber zu fliegen, um in dieſem Walde auf der Platteform des Hauſes zu luſtwandeln und im Mondenſcheine ſich zu baden.

Ein Geräuſch ſchreckte ſie auf. Eine Thüre ward geſchloſſen, und als ſie noch hinlauſchte, wo der Ton herkam, ſah ſie eine dunkle Geſtalt aus dem Schatten des neuen Hauſes quer über die Straße ſich nach ihrem Hauſe bewegen. War dies der Nachtwandler? Wer war es? Was hatte er drüben gewollt? Wohin ging er? Nur durch Streiflichter leuchtete der Mond auf die Straße. Jetzt ſah ſie die Geſtalt, jetzt war ſie verſchwunden. Aber ein neues, dem vorigen verwandtes, Geräuſch ſchallte zu ihr herauf. Eine Thüre wurde aufgeſchloſſen, es war ihre Hausthür, und wieder verſchloſſen.

War dies eine Erſcheinung, oder eine Wirklichkeit? Alles war todtenſtill wie zuvor. Sie rief ſich ins Gedächtniß alles zurück, was die Domeſtiken in müßigen Stunden vom Umgehen in dem alten Hauſe ſchwatzten. Es wurde ſtreng verwieſen, bei Tage verlacht, geleugnet; aber die Dämmerung, der Abend, ſo manche unerklärliche Vorfälle wirkten auch auf die, welche mit ihrer Bildung und Aufklärung ſich groß thaten. Es war eine Nacht für Cäcilien, wo ſie an alle Geiſter, welche die gläubige Phantaſie erzeugt hat, ſelbſt glauben konnte, Feen, Nixen, Elfen wären ihr willkommen geweſen, keine Erſcheinung hätte ſie erſchreckt — aber etwas erſchreckte ſie, als ſie aufblickte.

Der Mondenſtrahl, der in das Kabinet durch das offene Fenſter drang und ihre ſchlanke Geſtalt mit Geiſterlicht überwob, fiel auch mit derſelben Macht auf die Fenſter des Thürmchens, welches nach alter Art vorſpringend über dem Hausportal heraustrat. Es war die Entrée, wo der Kranke lag: „Wie es ihn blenden wird; die Rouleaux ſind nicht herabgelaſſen,“ rief ſie erſchreckt, und eilte vom Fenſter fort ſacht durch die Zimmer nach demjenigen, in welchem Werner lag, um das Vergeſſene, ehe es zu ſpät ward, nachzuholen.

kreiſen, während der Weg in gerader Linie eben ſo bequem iſt. Alle müſſen dem erſten Thiere folgen, welches ſich ſeinen Weg ſelbſt geſucht hat.

Das Rennthier iſt alſo, ſo lang es lebendig, das Laſtthier des Lappländers. Es trägt den Nomaden mit ſeiner ganzen Wirthſchaft von Ort zu Ort. Als Poſtpferd dem Reiſenden und Kaufmann im Winter geliehen, bringt es dem Eigenthümer dann und wann einen für jene Gegenden anſtändigen Gewinn. Da man viele Rennthiere zugleich nehmen muß, wird das Reiſen in dieſer Art nicht ganz wohlfeil. Von der Milch friſtet der Lappe im Sommer größtentheils ſein dürftiges Leben und doch bewahrt er den größeren Theil davon, als Käſe, für den Winter, der aber, ſo wohlſchmeckend auch die Milch, kaum genießbar iſt. Auch eine Art Butter wird daraus bereitet, die aber nur zum Kochen dient. Zum Brod kann ſie freilich der Lappe aus einem ſehr natürlichen Grunde nicht gebrauchen, nämlich: weil es ihm völlig fremd iſt. Erſt im Winter geht er in der Regel an das Schlachten in ſeiner Heerde. Dies iſt die eigentliche leckere Zeit für die dürftigen Geſchöpfe. Sie liegen in ihren verſchneiten Hütten und langen herunter

Zehntes Kapitel.

Von dem, was mit ihm vorgegangen, hatte Werner seit dem heftigen Klingelzuge, welcher seine Ohnmacht der Gesellschaft anmeldete, nichts gehört und gesehen. Wenigstens nicht mit den Organen, mit denen ein Wachender das auffaßt, was um ihn sich begiebt.

Aber die Traumwelt hat zartere Fühlfäden, durch die sie den scheinbar Bewußtlosen mit den Ereignissen, welche ihn berühren, in Verbindung erhält. Die scharfen Ecken und Striche, die markirten Gränzen, welche Aug und Ohr zuerst auffassen, verschwinden; die Töne, Formen und Farben verschmelzen, das entfernteſt Gehaltene rückt näher und das Getrennte verschwimmt. Dafür tönen die Töne und glänzen die Farben blendender, wärmer, neue Gestalten bilden sich, und ein anderer Zusammenhang, der dem Wachenden entging, tritt dem Träumenden entgegen.

Er sah und hörte nichts, worüber er nachher ein Zeugniß, was Gültigkeit hat, ablegen können, aber er wußte doch alles; und kämpfte den Kampf des

Unwillens, daß er nicht die Augen aufſchlagen, nicht die Arme bewegen, nicht die Lippen öffnen, nicht ſtolz auftreten konnte, und ſeinen Widerſpruch einlegen gegen das, was mit ihm geſchah.

Während der Mann, welcher nachher die Hauptrolle ſo glänzend in dem Drama ſpielte, ihn die Treppe mehr hinunter ſchleppte, als leitete, war ihm zu Muthe, als würde er zum Richtplatz geführt. Der kalte Todesſchweiß perlte auf ſeiner Stirn. Der Arm, der ihn umſchlang, daß er nicht falle, war der Strick, der ihm den letzten Druck geben ſollte. Aber es war mehr als ſein Leben, was auf dem Spiele ſtand. Ein nächtlicher Inquiſitor war es, ein Würgengel, ein Vampyr, der ihn gefaßt hielt, und er konnte ſich ihm nicht mehr entwinden. Mit ſeiner Erdroſſelung ſollte ein furchtbares Geheimniß erſtickt werden, ein Complott, um das nur er wußte. Er athmete nach Luft, er wollte ſchreien, da war es zu ſpät. Er war hin, die Todesſchelle klang ſchneidend durch die Lüfte, die Hölle jubilirte, und der Würgengel mit höhniſch lächelnder Miene, mit funkelnden Augen, ſchwebte in die Wolken.

Nun war er todt. Er lag auf der Bahre. Das Geräuſch um ihn her war ihm gleichgültig. Es waren ja lauter Gleichgültige. Keinen ging ſein Tod an. Es war ihnen nur darum zu thun, wie er am ſchnellſten und wohlfeilſten fortgeſchafft werden konnte. Sein Anblick ſtörte ſie in ihrer Luſtigkeit. Das war

die einzige Erinnerung, die von ihm übrig blieb. Alles übrige, was er gedacht, geliebt, gehofft, gewirkt, war aus. Die Atome schwammen in dem Dunst der Lichter; ein Windzug zerblies Alles.

Aber nein, es sollte noch Gericht über ihn gehalten werden; ein altes ägyptisches Todtengericht. Nicht aus Theilnahme für ihn, nur weil es herkömmlich ist. Die Ueberlebenden wollten vor sich selbst gerechtfertigt sein, indem sie sein Gedächtniß sich aus dem Sinne schlugen.

Sein Würgengel trat als Kläger und Richter auf: „Dieser ist todt, unabwendbar todt, sprach der Doctor, denn er hat seine Ehre verloren. Indem er dem Spiele seiner Phantasien sich hingab, hatte er längst alle Kraft eingebüßt, selbst zu handeln. So war er zur Puppe geworden, mit der andere spielten. Und damit er es nie merken, nie erwachen konnte zur Thätigkeit, hatte er eine Reizbarkeit der Empfindung, die ihn völlig unfähig machte in den nothwendigen Reibungen der Welt zu bestehen. Wie das kleine Rauchwerk in Pyramidenform, wenn wir es anzünden, verglimmt es, und steht doch noch da, wenn es längst ausgebrannt ist; aber nur mit dem Finger braucht man es anzurühren und es fällt zusammen."

Er rührte ihn an, und — er sank zusammen, er war völlig verzehrt. — „Er ist vernichtet!" riefen alle mit einer Stimme.

Aber woher hatte er noch Bewußtsein von dem,

was um ihn vorging. — Waſſer! Waſſer! rief es. Man tauchte ihn in kaltes Waſſer, und er lag wieder da, eine Leiche. Der Arzt lächelte höhniſch. Er führte das Gleichniß fort:

„Meinen Sie, daß er darum lebt? Wenn man ein ausgebranntes Räucherkerzchen ſchnell in ein Glas Waſſer ſtürzt, ſo condenſiren ſich freilich die gelöſten Theile, und es behält die vorige Geſtalt. Aber es iſt nichts als eine harte Maſſe; es zündet nicht mehr und giebt keinen Geruch mehr. So auch iſt aus dieſem Körper alles Leben heraus, und vergebens wird man ihn reiben und ſchlagen, wir erwecken keine Empfindung mehr in ihm.“

Alle hatten ihm den Rücken gewandt. Nur ein Geſicht blickte ihn an. Es war ſein guter Geiſt. Eine Thräne brach aus dem ſchönen, großen, ſchwarzen Auge, und die Thräne war der Geiſt ſeines Lebens. Mit dieſer Thräne war er wieder zum Bewußtſein erwacht. Der gute Geiſt, eine ſchlanke Nymphengeſtalt, die die Flügel abgethan, daß ſie ihn nicht erſchrecke, ſprach: „Es iſt noch Leben in ihm, rette es.“

Der Doctor lächelte wieder, und auf ſeinen verzogenen Lippen ſtand: „Wozu das?“

Aber er gehorchte, denn es war die Macht der Wahrheit, die es ihm gebot, und wie er auch wollte, er mußte.

Ein raſcher Schlag ritzte ſeine Haut und durch-

ſchlug die Ader. Er ſeufzte tief auf, und ſein ſchwarzes Blut floß. Das ſchöne Engelsgeſicht beugte ſich über ihn und lächelte zufrieden. Es ſah eine Menge kleiner böſer Geiſter aus dem Dampfe des Blutes aufſteigen, und tanzend gaukelten ſie um den Arzt, der ſtreng und ernſt dazu ſah. Er konnte nichts anders thun.

Wie wohl und leicht war ihm zu Muthe, eine Laſt war von ſeiner Bruſt gelöſt, der Athem des Lebens ſtrömte durch ſeine erſtarrten Gliedmaßen. Auch die dichte Decke, mit der ſein Auge überzogen, löſte ſich; er ſchlug es auf, und ſein Engel verſchwand nicht wieder. Er ſtand an ſeinem Lager, und ängſtlich verfolgten die Blicke deſſelben ſeine Bewegungen. Aber nur einen Augenblick war ihm das entzückende Schauſpiel gegönnt. Der Engel drückte ihm die Augenlieder ſanft zu, und hieß ihn ausruhen.

Daſſelbe Geräuſch der Gleichgültigen und Neidiſchen weckte ihn wieder. Die Geſichter, die ihn verwundeten, die Töne, die ihn zerriſſen, umgaben ihn abermals: „Weshalb leben?“ fragte es in ihm, und: „Weshalb leben?“ fragten ſeine Feinde mit einem Munde. Sie zuckten Alle die Achſeln und Alle ſprachen es aus: „Ihm wäre beſſer, er wäre nicht erwacht.“ Das Gas in der Atmoſphäre, aus dem ſeine wunde Bruſt allein Nahrung ſog, war ja verzehrt. Die Luft war ohne Sauerſtoff für ihn. Eine Mumie mußte er ſchleichen unter denen, die in

dieſer trockenen Luft leben konnten. Nicht mit Haß, mit verächtlichem Mitleid blickten ſie ihn an; er war nicht unter ihnen da, er gehörte nicht dieſer Welt an. Weshalb etwas erhalten, was nicht iſt?

Aber ſein Blut war ja noch gefloſſen; es mußte doch noch ein Etwas ſein, was es in Bewegung ſetzte. Was war das? — Es flüſterte ihm eine Stimme zu — er wußte nicht, ob es ſein Genius war — der Haß! Und ein unſichtbarer Finger wies auf den Arzt: „Er iſt dein Feind!“ — Ja er fühlte, es war noch eine Lebensader in ihm, er konnte noch haſſen. Er haßte, die Bruſt ſchwellte, der Athem hob ſich. In ihm kochte Leben, mächtiges Leben. Er mußte reden, handeln, wirken, gegen den Feind, der ihn vernichtet, indem er ihn in Scheingeſtalt ins Leben rief — Kampf auf Tod und Leben!

Und abermals war es Nacht um ihn. Der Feind, als er nach ihm griff, ward eine Schlange, die ſich ihm entwand. Sie lispelte, wie der erſte Verführer, holde Worte zu ſeinem Genius, und der Genius ſenkte die Augenlieder. Er hatte ſprechen wollen, ihn warnen; ſeine Stimme hatte noch keinen Laut.

Wieder lag er in der Nacht des Grabes. Die nichtige Welt um ihn war verſunken, wie ein Phantom, das kein Weſen hat; es war nur ein Wiederſchein geweſen. Er allein lebte in der langen, ewigen Nacht. Da hämmerte und pochte es, es ſchwirrte

und wirbelte um ihn. Räder sausten, Felsen spalteten sich, licht wurde es aus den Tiefen der Berge und tiefe Schluchten hoben sich. Die kleinen Gnomen trugen Steinblöcke auf ihren Schultern, berghohe Häuser wuchsen auf, und über die schwindelnden Tiefen wölbten sich ungeheure Bogen. Der Wind und der Rauch war den kleinen Kobolden dienstbar; sie trieben damit, schneller als das Auge folgte, unermeßliche Lasten fort. Dort entkleidete sich unter ihren Händen ein ganzer Wald; sein Laub verwelkte und ward Erde, seine Stämme flogen zerhämmert, gespalten, gehobelt in aller Welt Enden. Wo die Wälder gestanden, breiteten sich große glänzende Städte aus, und neue Betriebsamkeit hämmerte und tönte und rauchte aus den Oefen und Essen. Dagegen wo ein wüstes Sandmeer gewesen, bliesen sie Saamen hin, und Felder, Wiesen, Gärten blüheten auf im Augenblick, denn sie hatten das Feuer, das ihnen dienstbar war, darunter gelenkt, wie das Wasser darüber, und wo vorher Tod gewesen war, wucherte jetzt grünes Leben. Die ganze Erde gewann eine andere Gestalt unter der Fingerfertigkeit der Kleinen, ihr Obergewand schob und rückte sich wie ein Kleid auf dem Körper, und die Kleinen sahen ihn an, und fragten, ohne doch darum aufzuhören im Arbeiten: „Wirst Du nicht auch Hand anlegen?“

Ach er fühlte, er war auch von dem verhaßten Geschlechte, das ihn verlassen hatte, von den Theil-

nahmlosen und Gleichgültigen Einer. „Was' schlugt Ihr mir meine Wälder nieder? Unter ihrem Schatten wollte ich begraben liegen.“ Sie lachten: „Baue dir selbst Wälder.“ Er richtete sich auf: „Und es ist so dunkel — Nacht, ewige Nacht. Wo ist das Licht des Himmels geblieben? All Euer Feuer und Eure Fackeln bringen nur Schein hervor und Dämmerung.“ — Und er sank wieder zurück. Ihm fehlte das Gut, ohne das der Mensch nicht lebt, die Hoffnung Sie allein bringt Licht auf die dunkle Erde.

Da ward es plötzlich licht. Hell, glänzend schoß es vor ihm nieder, ein silberweißes Flammenmeer. Wunderbares Weh und wunderbare Lust durchzückte ihn. Aber er hielt die Hand vor die geblendeten Augen, er ertrug die Helle nicht, denn sie wärmte nicht. „Es ist keine Hoffnung, keine Liebe unter Euch.“ — Die Gnomen arbeiteten fort, ohne sein zu achten. Und sein Genius stand wieder neben ihm. Er hatte mit der Hand gewinkt, und das blendende Licht war gewichen, ein grüner Waldesschimmer, wie der Mond, der durch dichtes Laub bricht, umspielte ihn. „Die Hoffnung ist Dir so nahe; was schließest Du Deine Augen und siehst sie nicht“ lispelte die Silberstimme, und einen goldenen Anker hing sie ihm um den Hals.

Ihr warmer Athem hatte seine Stirn berührt. Sie hatte menschliche Gestalt angenommen, daß er sich nicht fürchte. Ja, die Hoffnung, der Muth war

da. Er faßte ihre Hand, er hielt sie, und — erwachte.

Die Hammer hämmerten nicht, die Räder schwirrten nicht, die Gnomen waren versunken, es war feierliche Stille; aber der Mond blickte durch die grüne Nacht, es war schönes Dämmerlicht in der Laube, und er hielt eine weiche zitternde Hand Sie wollte sich losmachen, als er sie an seine Lippen drückte. Sie wandte ihr Gesicht ab, und zitterte: „Ach mein Gott! Lassen Sie das. Sie sind krank." — Es war eine sanfte weibliche Stimme, die es sprach. Er hatte sie schon gehört.

„Wo bin ich? rief er. Ist das Wachen, oder Traum?"

„Träumen Sie fort, antwortete die sanfte Stimme. Schließen Sie die Augen; die Aufregung schadet Ihnen."

„Wo bin ich? Wo bin ich?" rief er dringend.

„Man meint es wohl mit Ihnen." Sie zitterte heftig, sie rang, von ihm loszukommen, und wollte ihm nicht weh thun; er sah in das schöne blasse Gesicht, erhellt von dem Strahl zweier schwarzen Augen, aus denen Angst und Mitgefühl sprach. Es war eine Erscheinung, die der Welt angehörte, aus der er erwachte. Da riß eine Klingel, heftig, wie vom Ungestüm entsetzlicher Angst gezogen, eine kreischende Stimme, ein Nothruf der Verzweiflung drang durch die Mauern. Sie riß sich los. Ein

Blick des schönen Auges galt noch ihm. Sprach er: Verzweifle nicht! oder: Nun ist es aus! dann war sie verschwunden.

Er wachte. Die Klingel hatte ihm Alles gesagt. Es wär die Glocke gewesen, durch die man ihn vorhin anmeldete. Seine Verzauberung war vorüber; man hatte sein Werk an ihm vollbracht, man brauchte ihn nicht mehr. Man läutete ihn aus. Der Traum war entsetzlich zu Ende. Das nackte Leben, noch dürftiger, trostloser als vorhin, — der Traum hatte ihm ja andere Seligkeiten vorgespiegelt, — empfing ihn wieder hohnlachend. Wohl war es grüne Nacht um ihn, und der Mond spielte dazwischen auf dem Teppich zu seinen Füßen, aber es war nur das grüne Rouleau, das man vor dem Fenster niedergelassen. Ein enges Zimmer, der Zeuge seiner Hülflosigkeit, der Schmach, die er erfahren. Und wie begrüßte ihn das Erwachen? — Was für ein Vorfall, welch ein widerwärtiges Unglück mußte drinnen sich ereignet haben, das so gemeine, gräßliche, Ohr zerreißende Töne hervorlockte? Ein Aufkreischen der Verzweiflung, ein Toben der Wuth, ein Stöhnen der Angst, Scheltworte und Bitten, Thränen und Flüche.

Er hätte lauschen können; so laut wurde der Streit geführt, so lebhaft war der gemeine Wortwechsel. Was ging ihn der Jammer der Andern an! Er hatte vollauf an seinem. Der Stuhl, auf den er sich gestützt, der Ofen, an den die Dame sich

die dörrenden Schinken und Brüſte, oder freuen ſich einmal in der Woche des friſchen wohlſchmekkenden Fleiſches. Daß die Thiere ihre Apotheke, das Blut ihre einzige Arzenei iſt, habe ich ſchon angeführt, die Lappen vergießen alſo kein Blut, von jedem geſchlachteten Stück ſammeln ſie das abfließende ſorgfältig in einem Keſſel. Auch die abfallenden Geweihe bleiben nicht ungenutzt; vor allen aber ſind es die Felle, welche ihrem Leben das Salz geben. Die Rennthierhäute ſind beinah ihr einziger Handelsartikel, mit welchem ſie die Wintermärkte beziehen. Der Verkauf des Fleiſches iſt wohl nur unbedeutend. Ihr Salz, die wenigen Kleinigkeiten zum Bedarf ihres Lebens, als Scheeren, Meſſer, Sommerzeug und Lappländiſche Putzwaaren, kaufen ſie für den Erlös, der nicht beim Branntweintrinken drauf geht. Bei den nördlichen Lappen iſt das Fell der einzige Stoff zu ihren Kleidern und eben ſo zu den Decken ihrer Zelte. Gegen die Gränzen zu, wiſſen ſie den Werth der Häute zu gut als Handelsartikel zu ſchätzen, um nicht zu beiderlei Bedarf ſich wohlfeilere Stoffe einzutauſchen. Aber im gleichen Grade wie es nützlich, erregt das Rennthier unſer Erſtaunen, wie ein ſo ſtolzes, ho-

gelehnt, als ſie mit ſpöttiſcher Miene die ſardoniſche Rede des Doctors anhörte, die ihn entſchuldigen ſollte, während ſie ihn vernichtete, alles lebloſe Zeugen ſeiner Verhöhnung. — So ſchändlich war noch nie mit einem Menſchen geſpielt, mit Einem, dem die Ehre über alles ging. Durch einen langſamen künſtlichen Prozeß war ihm alles genommen, was er noch beſaß. Auf nichts hatte er mehr Anſpruch als auf ein höhniſches Mitleid. — Und — er war nicht ohne Schuld. In ſeiner Schwäche hatte er ſelbſt die Hand geboten, — er hatte ſie wenigſtens nicht zurückgezogen, zu dem Complott. Der Sieg ſtrahlte ſchon auf der Stirn des Intriquanten. Wenn er ihn errungen, war er der erſte, der lachend die Triebräder ſeiner Maſchine aufdecken würde. Lachend würden die Betrogenen es anhören, und ihn, ihn allein traf das Gelächter, die Verachtung, vielleicht der Haß des unglücklichen Opfers.

Sollte er an der Klingel ziehen? Sollte er der Verräther am Verräther werden? — Was dann angeben? — Seine eigene Schmach. Daß er ſich krank geſtellt, und der Andere ein Poſſenſpiel mit ihm getrieben? — Half ihm das etwas, gab ihm das nur einen Funken Hoffnung? — Welche Miene würde ihn empfangen? Wie die Thür vor dem Elenden zuſchlagen? Jener war ſchon ſo im Vortheil, daß jede witzige Ausrede ihm offen ſtand. Nirgends, nirgends etwas für ihn als Gelächter.

Und das blasse edle Gesicht, mit dem Gazellenauge voll Schmerz, sollte unerrettbar als Opfer fallen? — Wer berief ihn denn zum Schutzgeist? Wie viel Fälle mochte er sich zurückrufen, wo er eingreifen, sprechen, retten wollen, und man hatte ihn schnöde zurückgewiesen, oder Undank war sein Lohn. In dieser Welt, die an keine Wunder glaubt, hilft sich jeder selbst. Der unberufene Retter wird von beiden Theilen ausgelacht.

Das waren seine Gedanken, während er sich aufraffte. Er hatte wieder Kraft allein zu stehen. Er schwankte nach der Thür.

Sie war nicht verschlossen. Wenn er oben war, über die Schwelle seiner Stube trat, stand er dann nicht wieder auf demselben Punkte, eben so vorbereitet als damals, wo seine Hand zitterte, und das Licht auslöschte. Was dazwischen vorgefallen, er hatte wohl gezweifelt, sich der Ahnung hingegeben, es sei ein warnender Ruf, eine Stimme, die ihn abrief; aber es war nichts als ein Gaukelspiel gewesen. Eine neue Täuschung. Nur noch tiefer hineingestürzt hatte es ihn in das Verderben, aus dem nur die That heraus hilft. Niedergedrückt, zertreten, entwürdigt vor sich selbst — es mußte enden.

Aber wie? — Er lehnte sich auf das Treppengeländer, nachdem er die Thür leise zugedrückt. Der Feind hatte ihm ja die Mittel geraubt. Seine einzige Waffe hatte er ihm abgenommen, und willenlos

hatte er ſie ihm gelaſſen. Ja, noch mehr; boshaft ſpielend hatte er ihm die letzte Kraft geraubt, das Blut, welches die Muskeln ſtärkt, abgezapft, ſein Arm hing in einer Binde. Aber hatte er ihm nicht grade dadurch das nächſte Mittel in die Hand gegeben!

Mit der linken Hand griff er nach der Binde, um ſie abzureißen. „Doch nicht hier!“ Wenn ſie ihn im Verbluten auf der Treppe fänden, gäbe es aufs neue ein Schauſpiel. Der Unberufene könnte abermals herantreten und an ihm ſeine Geſchicklichkeit experimentiren.

Langſam, an dem Geländer ſich haltend, ſtieg er den ſauren, letzten Weg hinauf. Die Geſpräche von der Baufälligkeit des Hauſes ſummten ihm im Ohr. Das alte Geländer war wurmſtichig, zerfallen. Konnte ihm nicht ein gütiges Geſchick den letzten Schritt erſparen! Wie ſo oft ſtürzt ein kräftiger Arbeiter vom Gerüſt, während er ſingt und froh iſt; ſah er nicht ſelbſt einen muntern Zimmermann von einer Treppe ſtürzen, als er den letzten Nagel in die Wange ſchlug? Im nächſten Augenblick ſah er den frohen Geſellen, den glücklichen Bräutigam zerſchmettert auf dem Boden liegen, und ſein blutiges Gehirn beſudelte ſein reinliches tüchtiges Werk, auf das er mit zu großem Wohlgefallen geblickt hatte! Warum konnten ſich nicht unter ſeinem Arm die morſchen Fugen löſen? Er lehnte ſich ſo ſchwer auf. Er hätte nicht die Kraft gehabt wie jener, ſich noch mit der Hand eine Weile

festzuhalten. — Die Fugen der Welt lösen sich nur da, wo wir uns Mühe geben sie zusammen zu halten.

Ein unruhiger Hahn krähte schon den Morgen an, als sein Fuß auf die letzte Stufe trat. Die Geisterstunde ging vorüber. Es war eine Stille, daß man den Holzwurm hörte. Er schlich an des Doctors Thür vorüber. Die Töne eines gesunden Schlafes drangen durch die Thür. „Betrügen muß man, um einen ruhigen Schlaf zu haben!“ — .

Er stand vor seiner Thür. Seit ihn Marie hinauf rief, war er nicht eingetreten. Er wollte nach dem Schlüssel greifen, aber erinnerte sich, daß er sie, um dem erschreckten Mädchen rasch zu folgen, offen gelassen. Er griff nach der Klinke, und ein Lichtschein spielte auf seinen Fingern. Licht im Zimmer! — Er rieb sich die Augen. Es war keine Täuschung. Ein heller Lichtstrahl. Er schoß, als er zurücktrat, durch das Dunkel des Flurs bis auf das Geländer.

Was war das? — Wer war drinnen? — Es war kein Feuer. Was hatten Diebe bei ihm zu suchen? — Warum drückte er nicht rasch die Klinke auf, warum blickte er nicht durch das Schlüsselloch? Er sprang an das Flurfenster, das nach dem Hofe ging. Ein heller Schein fiel aus seinen beiden Fenstern auf den Hof. Pochte sein Herz von Hoffnung oder von Angst? — Er hatte ja nichts mehr zu fürchten.

Nun, und wenn das Gesindel des Hauses ihm

entgegen trat, ein kleiner grauer Zwerg, mit weißen Haaren und rothen Augen, wie die Dienstboten sich davon erzählten, was fürchtete er von einem Geiste? Und wenn er es selbst war, den seine Augen erblickten, was konnte der Doppelgänger ihm sagen, als was er wollte: „Du mußt sterben.“

Er wußte alles, was ihm die Geisterwelt vertrauen konnte! Mit einem raschen Drucke stieß er die Thür auf.

Kein Geist, und kein lebendiges Wesen war in seiner verödeten Stube, aber ein heller, heller Lichtglanz schoß ihm entgegen. Auf dem eichenen Tische stand ein großer Weihnachtsbaum, und auf den Zweigen klebten viele, viele Wachskerzen, die ihn schon lange erwartet hatten, und daran hingen rothe Aepfel und goldene Nüsse, Pfefferkuchen, und was die Weihnachtsbescheerung fertig macht. Er hielt den Finger an das Flämmchen, es brannte, er schüttelte am Baum und die Nüsse fielen mit seltsamem Klingen ab. Nicht hinter dem Ofen, nicht unter dem Bett der lauschende Werkmeister, der sich seiner Ueberraschung freute. War es ein neues Possenspiel, war es Ernst?

Wer konnte es ihm bereitet haben? Alle rasch vorüberfliegende Gedanken an die Waschfrau, den Doctor, verschwanden, als er sich an den Tisch setzte. Eine Nuß war gesprungen, und ein blinkender, neu geprägter Ducaten heraus geplatzt. Eine zweite,

dritte, die Bonbonpapiere, die Aepfel, die Pfefferkuchen, alles enthielt eine goldene und silberne Bescheerung. Träumte er ein Mährchen? Nein, er zählte die Thaler und die Ducaten, und es ward eine Summe. Wenn er sie gestern gehabt, er hätte die Pistole nicht geladen, er hätte sich nicht wie ein weiches Wachs formen und biegen lassen drüben in der Stube des Arztes, er wäre nicht hingesunken an der Schwelle der herzlosen reichen Frau, und hätte nicht dort unten gelegen, ein willenloses Präparat für Betrüger und Betrogene.

Machen dreißig — vierzig Goldstücke das Glück Eines, der jeder Hoffnung Lebewohl gesagt? Nein, sie hätten gestern, wenn er sie als Rest einer alten Schuldforderung, als den Gewinn für eine saure Arbeit eingezogen, sein elendes Dasein nur um Wochen, um Monate gefristet. Aber heut in der Weihnachtsnacht waren sie aus dem Tische gewachsen, geschüttelt hatte er sie von einem grünen Baume. Die Hand, die sie gab, gab sie doppelt, weil es unsichtbar geschah. Er hatte nie Gold so hell, so liebreizend blinken sehen; er hätte die geharnischten Männer küssen, die Pfeile, die sie halten, an sein Herz drücken mögen. Er spielte wie ein Kind damit. Er fürchtete, daß doch die Thüre aufgehen und der verborgene Wohlthäter eintreten möchte. Nur diese Nacht noch nicht, nur diese Nacht noch wollte er glauben, eine Fee, eine Elfe, ein guter Geist habe sie ihm hin-

geſtellt. Er griff nicht mehr mit frevelhafter Hand an die Bandage; löſte ſie ſich doch über Nacht vielleicht von ſelbſt, und mit ſüßem Traume ſchied er von dem bittern Daſein.

Daher erſchrak er faſt, als er das beſchriebene Papier aufnahm, das unter dem Baume lag. Aber es war ſein eigener Brief. Er war durchgeriſſen, und unter die Adreſſe: „An den, der es zuerſt findet" war mit einer ihm völlig fremden Hand geſchrieben: „Wird nicht angenommen."

Ein Wunder! Ein Wunder! rief es in ihm. Die Wände drehten ſich um ihn, aber es war ein froher Elfentanz. Das Herz ſchlug den Takt dazu. Er ſank auf ſeine Knie. Der Tanz wurde mächtiger, alles um ihn ward mit hinein geriſſen. Die frohen Weiſen wurden zu einem Hallelujah, in das Wolken, Mond nnd Sterne einſtimmten. Das Weltall drehte ſich, Sonnenkreiſe und Kometen, alle um ihn, um den Beſchenkten, und es war doch nur ihre alte Ordnung.

Noch einmal erwachte er, und ſchlug zweifelnd die Augen auf. Die Lichter wollten verbrennen, und drohten den Baum anzuzünden; aber der Baum, die Aepfel, das Gold, das Silber, es war Alles Wirklichkeit, nichts war verſchwunden. — „Es darf nun nicht mehr verſchwinden," rief er, und raffte mit der geſunden Hand ſeine Geſchenke zuſammen.

Daß kein Späherauge sie ihm beneide, daß keine freche Hand sie ihm raube, schloß er alles in ein leeres Schubfach und warf sich erschöpft auf das Bette, wo noch ein Geschenk des Uebermüdeten wartete, ein fester, langer Schlaf.

Der heilige Christtag.

Zweites Buch.

hohes Thier eingeboren ſein kann in Wüſten, und alle Vegetation ſich am Boden verkriecht.

Unſere Ankunft hatte bei den einſamen Siedlern am Fuß des Aneskúta nicht das geringſte Erſtaunen erregt, während man doch in den Dörfern von Jämteland ſtehen blieb, um die ſeltene Erſcheinung fremder Reiſenden anzugaffen. Der Grund mochte aber weniger im Stumpfſinn der Lappen liegen, als in der Sorge für ihr einziges Wohl und Weh, die Rennthiere. Wenigſtens entwickelte ſich nachher mehr und mehr die Neugier und äußerte ſich nicht minder beluſtigend, als bei den Norwegiſchen Gebirgsleuten. Reizte doch die Heerde auch unſere Neugier, ehe ſie auf die melkenden Hirten überging. Die Familie beſtand aus zwei Männern, drei Frauen und verſchiedenen Kindern, dazu einige Hunde und die zwei vielleicht bis vierhundert Rennthiere. Die kleine Race that ſich wohl auf den erſten Blick kund. In der Kleidung war die erſte Frau, die uns ins Geſicht kam, ſo wenig ausgezeichnet vor andern Weibern der niederen Volksklaſſe, daß ſie, abgeſehn von ihren Schuhen, ohne Aufſehn zu erregen in den Pariſer Vorſtädten hätte umhergehen können. Sie trug einen Rock von bun-

Erſtes Kapitel.

Ein heller Morgenſonnenſchein fiel über die Dächer in Werners Stube. Ihr Bewohner lag noch, von einem feſten Schlafe umfangen, im Bette. Der linke Arm, über ſeinen Kopf geſchlungen, ſchützte ihn vor dem goldnen Strahle, welcher in wenigen Augenblicken das Geſicht treffen mußte.

Strahlheim lehnte ſich an den eichenen Tiſch im Morgenüberrock, den Hut auf dem Kopfe. Die Hände über der Bruſt verkreuzt, blickte er aus einem triumphirenden Geſichte auf den Schläfer. Er hatte ſeinen Verband beſichtigt, und ihn in Ordnung gebracht oder gefunden, ohne daß der Patient davon erwacht, oder, falls er es war, zur Beſinnung deſſen, was mit ihm geſchah, gekommen war.

Es lag nicht in Strahlheims Art zu monologiſiren. Aber die Lippen ſchienen ſich von ſelbſt zu öffnen, um was in ihm vorging, vielleicht auch, was er vorbereitet hatte, um es dem Kranken einzugeben, lautlos den Lüften zu vertrauen. Eine Weile ſchon hatte er lächelnd den vorrückenden Sonnenſtrahl ver-

folgt. Er dünkte ſich ein Prieſter der Wahrheit, angeleuchtet von ihrem Flammenſcheine.

„Wäre es dieſem nun nicht beſſer, wenn er nie erwachte! Was zeigt ihm die neue Sonne? Eine kahle Welt, troſtloſer noch als die von geſtern; da er über Nacht um eine ſchmerzliche Erfahrung reicher wurde: Der nichts durch ſich iſt, muß ein Werkzeug der andern werden. Das iſt unumſtößliche Wahrheit. — Werden etwa incorrigible Geſchöpfe, wie der, von der ewigen Macht beſonders aufgeſpart, um ad probandum unſerer Täuſchung alle Stadien des Ringens nach der nackten Wahrheit durchzumachen? Es iſt nur das das Wunderbare dabei, daß es ſo viele Grade der Nacktheit giebt, und wir ſo viel Wärme aus dem Mutterleibe mitbringen, um nicht ſchon bei den erſten zu erfrieren. — Was iſt denn Wahrheit? Daß wir mit der Natur nach unſern Bedürfniſſen umſpringen. Wo uns friert, uns warme Kleider machen; wo die Sonne brennt, uns große ſteinerne Häuſer bauen; uns ſchminken, wo man blaſſe Geſichter nicht liebt, und unſer Haar mit Mehl beſtreuen, wo man ehrwürdige Häupter will. — Lüge! das Wort iſt die größte Thorheit aller Thorheiten. Die ewige Wahrheit will, daß wir in einem fort lügen, vor ihr, vor andern, vor uns ſelbſt. Wenn das nöthig wird zur Friſtung des dürftigſten Lebens, zum täglichen Athmen, da ſollte es nicht unbedingte Nothwendigkeit ſein bei den feinen Geweben, bei den großen Unter-

nehmungen, die uns über die Thierwelt, die den Instinkt zum Studium erheben! Muß nicht jeder Feldherr lügen, um seinen Zweck zu erreichen; ob er fein lügt, indem er die Wahrheit sagt, die der andere nicht glaubt, oder grob, oder schweigt, das ist gleich: seine Absicht muß immer sein, zu täuschen. Ja, er darf nicht einmal den Feind allein täuschen; er wäre ein Stümper, wenn er die auf seiner Seite seinen Willen wissen ließe, weil es ihn unbedingt verriethe. Und solch ein armseeliger hülfloser nackter Mensch dünkt sich doch besser vor sich, als — wir sind! Glaube, Poesie, alle die Künste, die uns Muth machen zu leben, belügen sie uns etwa nicht? Ist nicht ihr ganzes Wesen, ihre Aufgabe ein großer Bau von Illusionen, die uns angenehm berauschen? — Beim Dichter weiß es Jeder, und Jeder billigt es. Er muß, es wird von ihm gefordert, im letzten Aktus die Guten belohnen, die Bösen bestrafen, wenn ihm auch das Herz über den Unsinn blutet, und der Verstand die Galle ins Hirn treibt. Er muß; man liest ihn sonst nicht, oder schilt ihn unmoralisch. Und doch, die allerverständigsten, die einsichtsvollsten Moralisten, erklären sie nicht die Poesie für das Salz des Lebens, für den Aethergeist, der uns vor Verdumpfung schützt. Und der Thor will doch besser sein als wir! — Aber vor allem die Lüge, mit der wir uns selbst täglich täuschen, wie ist sie es allein, die möglich macht, daß wir nicht täglich in Hoffnungslosigkeit zusammensinken. Wüßte Jeder, was

ihm nachgeredet wird, was Jeder von ihm denkt, ja wenn die Gesammturtheile, in aller Welt zerstreut, mit einem Male sichtlich, ausgesprochen, um ihn ständen, er könnte nicht leben mehr; die ganze Welt verginge in Nichtigkeit und es gäbe keine Helden, keine ausgezeichneten Menschen. Und was hilft uns drüber hinweg, was erhält uns große Geister? — Nur die Lüge, die Selbsttäuschung der Eitelkeit. Wir hören eine Triumphhymne, wo man uns eine Katzenmusik bringt. Ein Thor, der seine Ohren dafür schärft, und ein Narr, der nicht lügen will. Aber dieser dünkt sich doch edler, weil er nach der Wahrheit ringt! — Daß der Staat keine Spitäler baut für diese nackten Menschen. Aber auch er will Lüge, wenn er barmherzig sein soll; die Nacktheit muß irgend ein positives Gewand anziehen, ein spezieller Wahn muß sich um das Gerippe schlingen. Erst dann nimmt er uns in seine Tollhäuser auf."

Er sann, welches Kleid man denn über den ausbreiten könne, über den er das „incurabel" ausgesprochen hatte. Aber plötzlich strich er sich über die Stirn; er erschrak, was ihn denn auf den Gedanken gebracht, ein Gedanken, der ihn nichts anging, ein Mitgefühl, das ihm fremd war? Er fürchtete, sich auf einem Irrwege zu ertappen, selbst auf einer Irrbahn der Träumer, und das in einem Augenblick, wo er mit festem Fuß den zweiten Schritt that auf dem Wege zu seinem Glücke, ein Weg, der sein Werk war. Er

ſchlug ſich vor die Stirn, und fragte, ob denn kein Mann Mannes genug ſei, um es in jedem Augenblick zu bleiben, als ihn ein Pochen an der Thür ſehr willkommen aus dem unwillkommenen Selbſtgeſpräche aufſtörte.

Der Diener eines Handlungshauſes brachte einen an Werner adreſſirten großen Brief. Er ſei äußerſt dringend, ſagte er. Der Arzt verſprach denſelben dem Kranken, wenn er erwache, zuzuſtellen. Zwar war dem Boten aufgetragen, das wichtige Schreiben dem Doctor Werner ſelbſt in die Hände zu liefern, doch beruhigte er ſich, als Strahlheim, kraft Arztespflicht, verſicherte, daß es des Patienten Zuſtand verſchlimmern müſſe, wenn er ihn darum aufwecke.

„Wahrſcheinlich, ſprach Strahlheim, als er das dicke Couvert in den Fingern wog und dann auf den Tiſch warf, eine unbezahlte Rechnung, oder andere Mahnungen aus der Ferne! — Alſo ein neues Gewicht in die Schaale der Hoffnungsloſigkeit. Sie iſt, dünkt mich, jetzt ſo ſchwer, daß wenigſtens ein Arzt hier nichts mehr zu thun hat.“

Er legte den Brief auf den Tiſch, und ergriff den Stock. Warum blickte er aber noch forſchend, neugierig in das Geſicht des Schlafenden? Eine Schnur hing um den Hals. „Es ſieht wie Gold aus, wird aber keines ſein. Vielleicht ein übergebliebnes Liebeszeichen. Die Haarlocke verbirgt ſich unter dem Hemde.“

Da ſtieg die Sonne, und ihr Strahl ſchoß auf die Augen des Schlummernden. Er fuhr zuſammen; unruhig warf er den Kopf. Das Licht blieb, er erwachte. Aber der Arzt, wie erſchreckt, dem Hoffnungsloſen ins Auge zu ſehen, hatte ſchon das Zimmer verlaſſen, und die Thür leiſe hinter ſich zugedrückt. Und doch trieb es ihn auf der Treppe noch einmal umzukehren. „Was bedeutet der Anker, der in der Sonne golden blinkte, am Halſe des Kranken?“ Er erinnerte ſich, ihn geſehen zu haben. Aber wo? — Werner trug ihn geſtern nicht. Von wem konnte er ihn über Nacht bekommen haben? — Er lag ja auf dem Bette, wie er ihn geſtern auf dem Sopha liegen gelaſſen. — Was ſollte das Symbol der Hoffnung auf der Bruſt, unter der keine ſchlug?

Aber er kehrte nicht um, den Vernichteten zu fragen, wie er ſich noch unterſtehen könne, ein Bild der Hoffnung zu tragen?

Werner war erwacht. Er drückte die Hand an die Stirn, die Erinnerungen zu ſammeln. Irgend wer, eine feindliche Macht hatte auf ihm gelegen, wie ein Spätwinter mit ſeiner Froſtdecke ſich lagert auf den Keimen, die herauswollen. Nun war der Alp fort, das Eis gebrochen, der Frühling quoll heraus. Es waren Frühlingsträume geweſen, die ihn ſo lange umgaukelt; jetzt wußte er's. Er ſah die grünen Wieſen, die murmelnden Bäche, die Blumen, die unterm linden Hauch des Weſt's emporſchoſſen,

wie Silberblicke des ewigen Geiſtes. Er läßt ſie blühen und welken, um den Kindern der Erde zu zeigen, daß er die Welt bunt liebt und ſchön. Der Feind hohnlächelte: „Es giebt keinen Frühling mehr,“ und blies aus dem gelben Geſichte Kälte und Reif über die Blumen und Kräuter. Aber die Sonne arbeitete hinter dem Nebel, der den Horizont bedeckte, ſie brach durch, und ſchien auf die Froſtdecke. Da löſte ſich der gefrorene Haß und Neid in Wonnethränen, die Gräſer ſtreckten wieder grün die Halme empor, die Schneeglocken ſchoſſen auf, der Krokus blühte, die Marienglöckchen glänzten golden, die Lerchen ſtiegen in das heitere Blau. Es war Frühling. Der verwirrende Dämon floh mit den letzten Schneeflocken gen Norden, und der hellſte Sonnenſchein ſtrahlte wieder von der Wand drüben, und der ganze Frühling, den er geſehen, blühte noch daran.

Und doch war Alles, was vordem geſchehen und geweſen, Wahrheit. Nackt war die Stube; dort vorm Ofen lag noch von der Aſche ſeiner Papiere. Die ſchwarze Binde am Arm erzählte ihm von ſeiner unwürdigen Rolle geſtern. Raſch blickte er nach dem Tiſche. Es ſtand keine Pyramide darauf. — Das war Traum geweſen. Nur das Schlimme, was uns begegnet, iſt Wahrheit. Er ließ den Kopf wieder zurückſinken. Da berührte ihm etwas Kaltes die heiße Bruſt, wie ein Tropfen aus einem friſchen Bergquell. Er griff danach. Es war ein goldner

Anker. — Er mochte ihn reiben, drücken, drehen, er blieb. Er hing um seinen Hals. Sein Genius hatte ihm gestern den Anker umgehängt und gesprochen: „Sei muthig und hoffe!“ — So war auch der Genius Wahrheit, er umschwebte ihn, er wachte über seine Schritte; sein Genius sah ihn jetzt in diesem Augenblicke, er sah ihn zweifeln, in dem Momente, wo der Frühling über den Winter gesiegt, die Sonne ihn geweckt, der Geist der Verneinung dem ersten Hoffnungsstrahl gewichen war.

Er sprang auf. Das schöne Auge sollte ihn nicht länger unthätig liegen sehen. Er küßte den Anker. Er hoffte ja, er hoffte von ganzer Seele, mit süßer wieder erwachter Jugendlust. Er öffnete das Fenster. Das war kein Wintertag. So warm hauchte ihn die Sonne an. Die Sperlinge hüpften und zwitscherten munter auf den Dächern. Ueberall fanden sie Krümlein, Körner. Die Glocken der Kirchen läuteten. Es läutete auch in ihm eine Sonntagsfeier. Wohl schlich der verschwundne Geist wieder über die Dächer und wollte argumentiren: „Ein Genius ist körperlos; wenn er aber einen Leib annimmt, und Geschenke zurückläßt, warum giebt er nicht ächtes Gold, sondern ein werthloses Metall, das nur wie Gold glänzt, aber nicht Gold ist?“ — Aber er hörte die Frage nicht aus. Heut wenigstens an diesem Sonntagmorgen wollte er seinen Genius lieben mit

voller, frischer Kraft, der Gedanke sollte nicht an ihm mäkeln.

Und das Vertrauen belohnte sich auf der Stelle. Sein Auge fiel auf die Kommode. Es war ja gestern sein letztes Geschäft gewesen dort seine Bescheerung einzupacken. Das war nicht, das konnte nicht Traum gewesen sein. Er riß sie auf. Da lag noch der volle Segen unangerührt, blanke Speciesthaler, flimmernde Goldstücke, Nüsse und Aepfel, der Tannenbaum. Die Pyramide war eine Wahrheit! — Auch der Brief lag dort. Er ergriff ihn. Der eine Riß, den die unsichtbare Hand hinein gethan, war zu wenig. Zerstört mußte das Document der unseeligen Stunde werden, ganz vernichtet. Es flog in tausend kleinen Stückchen zum Fenster hinaus.

Aber was nun beginnen? Die kalte Vernunft stahl sich doch durch eine Ritze in den erhellten Freudensaal, wo die Hoffnung ein Bankett gab. — Stand er gestern vor der Mündung der Pistole, weil nur funfzig Dukaten an seinem Glücke fehlten? — Verschafften ihm funfzig Dukaten Gönner, Anerkennung, Zutritt zu den Mächtigen? Löschten sie das Gedächtniß seiner Schmach? — Gaben Sie den Großen Schönheitssinn und Geschmack? — Lösten sie das Räthsel, warum Hunderte verkommen, und Einer gedeiht? — Endlos war die Reihe der Fragen, die sich herandrängte. Er scheuchte sie fort.

Als er vor fünf Jahren wieder in die Stadt

tem Zeug und ein rothwollenes Tuch um den Hals. Doch das Gesicht sprach zu deutlich. Die breiten Backenknochen, die kleine platte Nase, die geschlitzten dunkeln Augen, das rechtwinklig zugespitzte Kinn, der weit aufgerissene Mund und die gelbe, schmutzige Hautfarbe konnten die nähere Abkunft dieser äußersten Europäer von Asiatischen Vorältern, und zwar der Mogolischen Stämme, nicht verläugnen. Nur von jener Wildheit der Steppenbewohner war nichts übrig geblieben. Die ältere Frau war aber schon sehr anständig, wenn auch nicht in Pelze, doch auf Asiatisch-Sarmatische Weise mit zwei Röcken bekleidet, deren einer tunicaartig über den anderen bis auf das Knie reichte und von verschiedener Farbe war. Ein Gürtel mit dem Telleknif und allen möglichen Utensilien um den Leib, verrieth schon die practische Würde der patriarchalischen Fürstin einer Nomaden-Familie. Die Männerröcke waren phantastisch zerlumpt genug, um alle Asiatische und Europäische Formen herauszufinden; die Kinder waren ganz in Rennthierhäute gehüllt — bis auf die, welche nackend gingen — und nahmen sich drollig genug in ihren Spitzmützen und weit abstehenden Röcken aus.

kam, war es mit einem Plane, der eine goldene Brücke werden sollte zu Ruhm und Ehren. Ein Plan zur Verschönerung der Stadt, so vortheilhaft, so glänzend, so einleuchtend, daß er nichts bedurfte, als das Papier aufrollen, und wer einen Blick hinein that, mußte die Vorzüge erkennen. Es galt die Hauptpunkte der mittleren, alten, engen Stadt, die Residenzen und Hauptkirchen, die durch winklichte Zugänge, schmutzige Kanäle, enge Brücken und baufällige Holzhäuser abgesperrt waren von den neuern, schönern Stadttheilen, mit diesen in angemessene Verbindung zu bringen. Scharf und schön standen die Linien auf dem Papiere gezogen, die neuen, breiten Straßen, schönen Brücken, Plätze für öffentliche Brunnen, Denkmäler. Es war in dem Plane Alles bedacht, Schönheit, Nutzen. Die ehrwürdigen Gebäude der Vorzeit wurden von weither dem Auge sichtbar, eine Vue war der Residenz eröffnet von Prachtgebäuden, die für jede Hauptstadt eine Zierde, von Malern gezeichnet, von Fremden gesucht wäre. Licht und Luft fiel hinein in die alte dumpfe Kaufmannsstadt. Für Handel und Gewerbe eröffnete sich eine Reihe der glänzendsten, vortheilhaftest gelegenen Hallen, für den lebhaften Postverkehr, für feierliche Festeinzüge eine breite glänzende Straße. Dagegen waren die Opfer nur gering; denn es galt nur den Ankauf von Holzbuden und einiger Reihen schlechter baufälliger Häuser, die, ihren Eigenthümern eine bedenkliche Last,

ohnedies im Verlauf eines Menschenalters abgerissen werden mußten. Kurz, der Plan war so vollkommen, so gegliedert erschien der ästhetische Vortheil mit dem Nutzen für die Stadt, mit der Ehre des Staates, ja mit einer Nothwendigkeit, daß er auf den Besitz der Papiere neidischer sein zu müssen glaubte, als wenn er Kisten voll Juwelen mitgebracht hätte.

Wer bewahrt nicht Schätze sorgfältig, und gar Schätze, die ein Blick verrathen kann! Er zitterte damals, sie einem, den er nicht genau kannte, zu zeigen. Er glaubte in gerechtem Stolze, Bedingungen machen zu können, Sicherstellung vorher zu fordern. Aber diese Sorge war unnöthig. Es drängte sich Niemand, es verlangte Niemand diese Schätze zu sehen. Er mußte auffordern, man wollte sich besinnen, man bestimmte einen Termin, und kam nicht. Der und jener Kenner warf einen vornehmen Blick hinein, lobte und tadelte, fand hübsche Intentionen darin, aber doch auch viele Anstöße, und behandelte das Ganze als eine Phantasie. Ein anderer freute sich über den charmanten Entwurf, und forderte den Künstler auf, doch noch mehr dergleichen zu entwerfen, gleich jenem Buchhändler, der bei dem Jüngling Göthe ein Dutzend Pieçen, wie Götz von Berlichingen, bestellte. Es war die Arbeit seiner Jugendkraft, vieler Jahre mühsame Anstrengung, und man betrachtete es wie die Spielerei einiger Tage. Aber die Wahrheit mußte doch durchdringen, wenn auch

nach Kämpfen. Hier ließ ſich ja mathematiſch beweiſen, daß es einſt ſo werden müſſe.

Er bewarb ſich um Gönner. Es waren ſaure Wege. Alle waren mit Clienten überhäuft. Ihm fehlten Empfehlungen. Nur an einen hochgeſtellten Mann hatte er aus ſeiner Vaterſtadt Briefe. Aber ſie rührten von armen Verwandten deſſelben her, die ihn in ſeiner Größe ſchon zu oft mit ihren Anforderungen beläſtigten. Allein der Mann war redſelig, und ihm fehlten bisweilen Zuhörer. Alſo fand Werner allmälig Eingang und freundliche Mienen, wenn er ihm ſtundenlang gelaſſen zuhörte längſt Bekanntes auseinanderbreiten. Endlich nahm der Geheimerath auch ſeinen Plan an ſich. Aber auf den erſten Blick, nachdem er entrollt worden, war ſeine vernichtende Kritik fertig. Ueber den Punkt könne man nicht weg, weil da Waſſer fließe, dies Haus könne nicht eingeriſſen werden, weil ein angeſehener Kaufmann ſeinen Laden nicht aufgeben werde, die Anſicht jenes Gebäudes dürfte nicht offen gelegt werden, weil ſie ſchlecht ſei. Die gründliche Bewältigung dieſer Einwürfe, und noch gewichtigerer lag im Plane und den Zeichnungen ſelbſt, es bedurfte nur einer ſtundenlangen Prüfung. Aber der Geheimerath wollte nicht prüfen, ſondern urtheilen und ſich ſprechen hören. Wenn der Candidat widerſprochen und ſelbſt geſprochen hätte, wäre die Gönnerſchaft zu Ende geweſen. Aber mit wohlmeinendem

Lächeln hatte der Geheimerath ihm, als seine Vorträge zu Ende gingen, auf die Schulter geklopft und gesagt: „Wir wollen schon sehen, mein lieber Freund, was sich damit anfangen läßt.“

Plane, die auf dem Tische eines vornehmen Mannes liegen, sind andere, als die in der Dachstube eines armen Candidaten ausgestellt sind, auch wenn sie Punkt für Punkt dieselben wären. Es fanden sich junge Leute, es fanden sich Kenner, die gelegentliche Blicke in die Papiere warfen, und großen Scharfblick, kühne Phantasieen, vielen Geschmack und eine richtige Berechnung in den Rissen fanden, welche, wenn sie der vornehme Mann auch nicht selbst gezeichnet, doch gewiß nach seinen Ideen entwerfen lassen. Der vornehme Mann ward allmälig selbst darauf aufmerksam, und fand seine Ideen darin, dieselben Ideen, welche er mit Wernern oft besprochen hatte. Der junge Mann hatte sie sich auf lobenswerthe Weise angeeignet. Hie und da corrigirte er mit dem Bleistift, und das Werk ward täglich mehr sein Eigenthum, in das er sich jetzt selbst verliebte, und Anstalten traf, es den höchsten Gönnern annehmlich zu machen.

Wenn ein vornehmer Mann Schritte thut, um einen Plan durchzusetzen, der ihm lieb ist, so führen diese Schritte, und wenn er auch hinkte, schneller zum Ziele, als wenn ein junger Candidat mit den gesündesten Beinen diese Schritte thut. Aber das

Vornehmſein iſt eben ſo relativ als das Reichſein. Auch unter den Vornehmen giebt es Einige, die gegen andere nicht mehr ſind als arme Candidaten gegen große Gönner. Es iſt nur der Unterſchied, daß wenn man jenen etwas abſchlägt, es unter höflicher Form geſchieht. Während man dieſe kurz behandelt und abweiſt, danket man jenen verbindlichſt für werthvolle Anſichten und Projecte, und bedauert nur, einſtweilen Bedenken tragen zu müſſen. Nun wollte das Unglück des Planes, daß der Geheimerath zu den vornehmen Leuten gehörte, gegen deren Projekte man noch immer, und zwar mit Grunde, Bedenken getragen hatte. Ja es hatte ſich die Meinung über ihn verbreitet, man könne ihn auf keinem der Plätze, wo er gerade ſtand, gebrauchen. Und deshalb ward er immer von einem auf den andern geſchoben. Aber die Rückſichten unter vornehmen Leuten verlangen, daß man ſie nie zurückſchieben darf. Um deshalb ward er, wenn man ihn in einem Geſchäftskreiſe los ſein wollte, immer vorwärts geſchoben, in einträglichere und ehrenvollere Plätze, und man überließ denen, wo er hinkam, die weitere Sorge, ihn auf dieſelbe Weiſe ſich vom Halſe zu ſchaffen. Auf dieſe Art war er nun zu einer ziemlich bedeutenden Höhe emporgeſchoben, und konnte mit Recht ſagen, daß er nichts dazu gethan.

Vielleicht half ihm auch das mit, daß er ein gutmüthiger, fügſamer Mann war, und man von ihm Alles erwarten konnte, nur keine Plane. Aber

der vorliegende überraschte. Er ließ sich nicht ohne weiteres bei Seite schieben. Es war etwas darin, was für sich selbst sprach, und einige hohe Personen hatten ihr unverkennbares Wohlgefallen geäußert. Aber in ihren Umgebungen fehlte der Impuls, welcher Aeusserungen zu Winken, und Winke zu Befehlen macht. Nicht allein jede Aufopferung, auch jede Thätigkeit verlangt ihr Interesse. Dies fehlte. Also schob man den Plan, statt bei Seite, was man nennt, auf die lange Bank. Er wanderte nun von Behörde zu Behörde, den ordnungsmäßigen Gang, und da jede doch etwas auszusetzen hatte, so schwollen die Einwendungen zu beträchtlichen Convoluten an. Die beleidigte Eitelkeit anderer Baukünstler mochte dabei im Stillen mit thätig sein. Den Ausschlag aber gab das Gutachten einer vornehmen Person, deren Dienstwohnung nach dem neuen Plane eingerissen werden mußte. Zwar konnte eine angemessene Entschädigung nicht fehlen, aber die Gattin des Oberlandrentmeisters hatte ihr Putzzimmer neu tapeziren lassen. Hier scheiterte der Plan. Grade das Gutachten des Oberlandrentamts aber hob die ästhetischen Schönheiten des Bauplanes in schmeichelhafter Art für den Erfinder hervor, der in der Theorie seines Gleichen suche, die neuen Ideen seien zu bewundern; aber was die Praxis anlange, so zweifelten sie zwar nicht, daß der Plan ausführbar sei, aber mit welchen Opfern! Ja er scheine ihnen, da so

viele Privatintereſſen dabei gefährdet ſeien, einen revolutionairen Beigeſchmack zu haben. Und wenn man, lediglich um eine Stadt zu verſchönern, ſolche Opfer nicht ſcheue, und an den heiligen Rechten des Eigenthums rüttele, ſo ſei nicht abzuſehen, wo das enden ſolle, und ob man nicht die Verpflichtung auf ſich lade, zuletzt die ganze alte ehrwürdige Stadt neu um- und aufzubauen. — Dieſe Gründe, das Wort revolutionair, wirkten mit magiſcher Kraft. Das Vernichtungsurtheil war ausgeſprochen; man brauchte nur nach höflichen Formen zu ſuchen. Von den hohen Staatsmännern, denen die Entſcheidung übergeben war, erklärte der Eine, er verſtehe von der Aeſthetik nichts. Der andere, mußte der Geheimerath zu ſeinem Schmerze erfahren, hatte die Karten nicht einmal auseinander gerollt, als er das höfliche Antwortſchreiben an ihn unterzeichnete, deſſen Inhalt eine Dankſagung „für den genialiſchen Entwurf" enthielt, und das Bedauern, daß gerade in dieſem Augenblicke die Staatskräfte zu erſchöpft ſeien, um darauf vor der Hand einzugehen.

Der Geheimerath war kein Jüngling, den ein abſchläglicher Beſcheid noch entzücken kann, weil er mit Zuckerworten gefaßt iſt, und die Hoffnung im blauen Nebel unangetaſtet läßt; er kannte die Kanzleiſprache, und wußte vollkommen, was darin genialiſch bedeutet. Er war auf einige Tage vernichtet, ein Plan, den er entworfen, war höchſten Orts „genialiſch"

geſcholten. Das war zu viel. Er hatte über vierzig Jahre dem Staate treu gedient, und nahe ſeinem Jubiläum mußte dieſer Vorwurf ihn treffen. Er ſah im Geiſt die Thätigkeit ſeiner Neider, Verſetzung, Abſetzung, Penſionirung vor ſich, bis er allmälig ſich zu beſinnen anfing, daß das Genialiſche ja nicht von ihm herrühre, daß der junge Menſch es ihm untergeſchoben. Auf dieſen fiel nun ſein Zorn, auf ihn ſchob er die ganze Schuld zurück. Wie hatte der alte Mann im Bette, wohin ihn der Schreck geworfen, ſein greiſes Haar zitternd berührt, und den vor ſich beſchiedenen Werner gefragt, ob es ihm gleichgültig ſei, wenn er durch ſeine extravaganten Plane einen alten Staatsdiener bei ſeinen Vorgeſetzten in Mißcredit bringe? Dagegen proteſtirte Werner freilich, und der Geheimerath ſchüttelte auch wieder verſöhnlich den Kopf und ſprach: „Sie ſind jung und ich bin alt. Das iſt der Unterſchied. Sie haben nichts zu verlieren, darum iſt es von Ihnen recht, wenn Sie Alles aufs Spiel ſetzen; aber von mir war es unrecht, daß ich Ihre vaguen Projekte praktiſch zu machen ſuchte. Das hat ein alter Mann davon, lieber junger Freund, wenn er in übel angebrachter Humanität ſich für die Ideen der Jugend intereſſirt. Was geſchehen iſt, wollen wir vergeſſen. Aber Sie ſehen ſelbſt ein, daß ich jezt nichts mehr für Sie thun kann. In dieſen Zeiten der Hintertreppen und Connexionen muß jeder auf ſich ſelbſt

Acht haben, und hat genug zu thun, ſich vorzuſehen, daß Keiner ihm ein Bein unterſchlägt. Suchen Sie ſich ſelbſt zu helfen.“

Lief Werner jetzt, als ſein Auge die Sandkörner in den Dielenritzen zu zählen ſchien, die Fälle durch, wo er ſich ſelbſt zu helfen verſucht? — Wie er von den Planen zu Königsbauten und Pallaſtſtraßen zu Riſſen von kleinen Bürgerhäuſern hinab geſtiegen war; und wie Maurermeiſter und Zimmerleute ihn hier auf dieſelbe Weiſe verdrängt hatten, als dort die Geheimeräthe und Präſidenten? „Das mag recht ſchön und künſtlich ſein; aber ob die gelehrten Herren auch verſtehen zu bauen wie es dem Bürger noth thut!“ — Verfolgte er ſeine philologiſchen Verſuche, ſeine poetiſchen Studien, alles, was er darauf ergriffen und fortgeworfen?

Nein, er wog die Goldſtücke lächelnd in ſeiner Hand, und die Erinnerung jener ſchönen Träume führte ihn zu dem Manne zurück, der damals allein ſich ſeiner angenommen. Hatte der alte Geheimerath den Schmerz bereut, den er ihm bereitet? War er es, der ihm das Weihnachtsgeſchenk aufgebaut? Wenn er der einzige Bekannte war, der es wohl mit ihm meinte, ſo war er auch der einzige, der die Mittel beſaß. Mit den Jahren werden wir milder. Er wollte ihm vielleicht aufhelfen, vielleicht, daß doch der Plan —

Thorheit! Er ſchüttelte den Gedanken fort.

War dies Phantom nicht längst in eine tiefe Gruft versenkt! Gras und Unkraut wuchs darüber, und neben dem einen Grabe lagen so viele Gräber. Laßt die Todten ruhen! — Aber er hatte den Hut ergriffen. Er wollte den alten Mann noch einmal aufsuchen, und fragen, ob er das ihm verschaffen könne, wonach seine Seele dürstete — Beschäftigung. Arbeiten wollte er, nur arbeiten, je gedankenloser die Arbeit sei, desto besser. Es galt ja nur die Probe, ob noch Mark in den Gliedern, Kraft in den Armen war. Da erblickte er das versiegelte Schreiben auf dem Tische. Die Adresse war richtig, die Hand ihm völlig fremd. Ebenso befremdend lautete der Inhalt, als er es erbrach.

Er ward im Namen des in der Fremde lebenden Besitzers des großen Hauses drüben aufgefordert, den Bau desselben von heut ab zu leiten und zu vollenden. — Was sollte das? Wie kam der tolle Nabob, der sich mit Allen, mit den geschicktesten und berühmtesten Baukünstlern überworfen und sie entlassen hatte, gerade auf ihn? Er war ganz unbekannt. Selbst sein Mißgeschick hatte ihm keinen Namen gemacht. Wer hatte dem Fernen von ihm berichtet? Wenn es, konnte es nur ungünstig geschehen sein. Denn Werner stimmte mit den übrigen Baukünstlern in dem Urtheil über das tolle Haus überein. Er hatte nie verschwiegen, daß er es für die bizarre Schöpfung einer sträflichen Laune hielt, und

Ein Regen, der immer ſtärker wurde, trieb uns nach der Hütte, wo die Führer aus Eiſingen bereits unſere Mäntel und Säcke untergebracht hatten. Welch ein freudiger Schrecken beim Anblick und Eintritt in dieſe Lappenhütte! Was Kinderbücher und Geographien malen und beſchreiben von den Hütten der äußerſten Nordländer, von dem geringen Raum dieſer niedrigen Kegelhäuſer, von dem Feuer und Rauch, der oben zur Oeffnung hinausdringt, wo Licht und Regen hineinfallen, hielten wir für ſchöne Typen vom urſprünglichen Aſiatiſchen Leben, das ſich aber mehr und mehr an die äußerſten Gränzen Nordiſcher Unkultur zurückgezogen hätte. Die Lappen mußten in Zelten von Rennthierfellen wohnen; hier an der Gränze war aber nichts Anderes zu erwarten, als ein gezimmertes Haus, nur etwas ſchlechter, als die Schwediſchen Gaards. Romantiſche Ueberraſchung: ſämmtliche Siedler am Aneskùta hatten kein ander Dach und Fach, als der ärmlichſte Hottentotte, eine Hütte, wo dem Anſcheine nach kaum drei Menſchen Platz fanden, leicht und locker gebaut, daß jeder Sturmwind ſie umzuwehen drohte, und ein mäßiger Platzregen ſie niederreißen mußte. Verkrüppelte

sich sogar einmal über den Leichtsinn anderer Architekten geärgert, als sie milder über ein Werk urtheilten, welches in seinem unschönen Charakter nicht einmal die Entschuldigung habe, daß es durch unglückliche Umstände, aus Ungeschmack, so und nicht anders entstanden sei. Mehrere einzelne Anordnungen zeigten ja nur zu deutlich, daß der Urheber das Gute wisse, aber nicht wolle. Das waren vor einigen Jahren Werners Ansichten gewesen. Der Antrag, diesen Bau zu führen, blindlings einem Willen gehorchend, den er nach bestem Wissen für schlecht und verwerflich erklärte, hätte ihn damals empört. Mit Stolz hätte er ihn von sich gewiesen.

Aber nun waren Jahre vergangen. Er hatte sich nicht um das Gebäude bekümmert. Ausgeführt sah manches anders aus, als man es vorher gedacht. Er konnte sich bisweilen über einzelne Wunderlichkeiten freuen, die seine Collegen entrüsteten. Sah er nicht Geschmackverkehrtheiten bei großen Bauten, mit ungeheuren Kosten vom Staate und von Privaten aufgeführt, welche den abscheulichen Mängeln dieses Hauses nichts nachgaben. So erschien seinem erbitterten Gemüthe der Bau oft wie eine grobe Satire.

Es mochte nur ein Zufall, gewissermaßen eine Nothwendigkeit sein, daß der ferne Bauherr ihn berief. Er hatte es ja schon mit der Mehrzahl der Architecten, die in der Stadt lebten, versucht; die Auswahl für ihn war nur noch klein. Aber diese

Ansicht stimmte nicht mit dem Inhalt des Briefes. Der Schreiber desselben mußte ihn kennen, genauer, als irgend Jemand; denn er erwähnte diese und jene seiner theoretischen Ansichten, und weshalb er gerade in ihn das Vertrauen setze, er werde im Sinne des Bauherrn das Werk ausführen. Die Bedingungen waren ansehnlich, aber die Verpflichtungen, die er übernehmen sollte, dafür auch sehr groß; sie entsprachen dem wunderlichen Charakter, dem nur der Gedanke des Baues entsprungen sein konnte.

Sollte er ablehnen, oder annehmen? — Ablehnen, und es war eine Thätigkeit, nach der er dürstete, eine ehrenvolle Art sein Leben zu fristen für den Aussichtslosen. Oder war er schon stolz auf die funfzig Goldstücke? Aber annehmen, und Er ein verkehrtes Werk, eines, das allen ästhetischen Gesetzen Hohn sprach, ausführen, ein Werk, gegen welches er selbst gestritten hatte; Er seinen freien Willen, seinen gebildeten Geschmack den Launen eines Unbekannten gefangen geben, als Tagelöhner wirken, wie ein Maurer, der sich selbst sein Gefängniß aufmauern muß! — Er wollte zu dem vergessenen Gönner, dessen Rath einholen.

Da fühlte er ein erstes heiteres Lächeln um seine Lippen spielen. Rath von dem alten Geheimenrathe? — Was sollte der ihm rathen! — Er schlug die Folioseite der dem Schreiben beigefügten Anweisungen um, und fand eine neue Bedingung. Innerhalb

zwölf Tagen, bis zum heiligen Drei-Königsfeste sollte der innere Ausbau, die Täfelung und Tapezierung des Hauptgebäudes fertig sein. „Das ist unmöglich!“ rief er. Er las weiter. Dem Baumeister wurden alle Geldmittel bewilligt, er durfte die Zahl der Arbeiter und ihren Lohn verdoppeln, kurz, unbeschränkte Machtvollkommenheit war ihm ertheilt; aber er mußte bis zum angegebenen Termin fertig sein, oder ging nicht allein seiner Belohnung quitt, sondern verpflichtete sich auch zu einer bedeutenden Conventionalstrafe. Die weiteren Anweisungen sollte er in einem der minder bekannten Handlungshäuser der Altstadt vorfinden.

„Es ist unmöglich!“ rief Werner noch einmal, und hatte doch schon im nächsten Augenblick den beigefügten Contrakt unterzeichnet. Eben weil es unmöglich schien, reizte es ihn unwiderstehlich. Es war eine Aufgabe, die seine Lebenskräfte in Anspruch nahm, eben darum strömte das Feuer der Lust sie auszuführen durch seine Adern.

Zweites Kapitel.

Die schöne Weihnachtsmorgensonne blickte in dem großen Hause auf sehr verschiedene Gesichter, und nicht alle sahen so vergnügt aus, als die des Arztes und des Architecten, ob doch beider Lust selbst schon eine verschiedenartige war.

Das mit grünen, reichgestickten Teppichen und kostbaren Drapperien behangene Schlafgemach der ehemaligen Hauseigenthümerin war das letzte, wo die Sonne das Weckeramt verrichtete. In dem grünen Rouleaux waren transparente Arabesken, und der helle Schein der durch eine Carmoisinrose blendend herein drang, hatte lange vor der Bewohnerin den Papagei erweckt, der unruhig auf seinen Messingstangen kletterte, und mit dem Schnabel dagegen hämmernd seine rauhe Stimme unterweilen ertönen ließ.

Marie war einige Male leise hereingeschlichen; aber war es das unartige häßliche Thier, das sich immer unfreundlich gegen das freundliche Mädchen gezeigt, oder der Anblick der Schläferin, was sie jedesmal

zurückgeschreckt hatte! Madame Lömmlein gewährte freilich keinen Anblick, der erfreuen konnte. Wie eine von Fieberträumen geschüttelte, die jede Lage versucht, um sich ihnen zu entwinden, und endlich von Uebermüdung mehr als von einem wohlthätigen Schlafe in der letzten ungünstigsten zufällig gefesselt worden, lag sie in dem Bette, welches der sprechende Zeuge ihrer schlaflosen Kämpfe war. Die Nachthaube war abgefallen, das schon weiß gesprenkelte, dünne Haar schlang sich in Unordnung um das graublasse, blutlose Gesicht; ein Anblick, nicht geeignet zur weiteren Schilderung für die Feder des Novellisten, aber wohl geeignet, um ein junges, blühendes Mädchen zurückzuscheuchen.

Und der Papagei schrie in einem fort, indem er sich über seine Gebieterin bückte, so weit Kette und Stange die Annäherung zuließen:

Kein glücklicher Haus ich weiß
Als Lömmlein und Aderbeiß.

Bald darauf schellte es aus dem Boudoir, und Marie flog zu ihrer Gebieterin. Man vernahm heftige Auftritte, welche mit Explosionen verbunden schienen, wie sie wohl im Hause bekannt waren. Die Domestiken, die beim Aufräumen beschäftigt, blickten sich mit verstohlenem Lächeln an, Cäcilie drückte sich an's Fenster, um, was auf ihrem Gesichte vorging, zu verbergen.

„Werden wir eine neue Kammerjungfer bekom-

men?" zischelte Johann dem Hausmädchen zu, als auch das Fräulein auf einen zweiten Klingelzug nach dem Schlafkabinet geeilt war.

„Das würde Ihnen freilich nicht angenehm sein," entgegnete diese mit einer Miene, die Gleichgültigkeit ausdrücken sollte. —

„Was mich anbelangt, sagte Johann, so kümmert mich das wenig. Ich habe fünf Kammermädchen bei dieser Herrschaft erlebt, und kann wohl sagen, daß ich mit Allen auf einem guten Fuße gestanden habe; also kann mir jede Abwechselung eigentlich nur angenehm sein."

„Sie meinten doch sonst, diese Mamsell wäre ein Ausbund von Schönheit."

„Das kann wohl sein, aber Hübschheit und Tugend allein macht Niemanden glücklich."

„Freilich, wem Tugend eine Gleichgültigkeit ist!"

„Seit wann nehmen Sie die Tugend in Affection, Mamsell Friederike?"

„Seit ich Männer kennen gelernt habe, und wie man auf ihre Treue sich verlassen kann."

„Ei da müßten Ihre Fortschritte in der Tugend schon sehr alt sein."

„Sie sind ein Don Juan, und haben keine Empfindungen für zartere Gemüthsverhältnisse."

„Mamsell Friederike, wenn Sie so mit dem Schrubber dastehen und mir schöne Phrasen sagen, kommen Sie mir immer vor wie die Englische Lady

beim Schiller in der Komödie, wenn sie sagt: Tugend, nimm deine verlassene Eulalia wieder retour!"

„Herr Johann! sprach die Erzürnte Wenn ich nicht die Anständigkeit dieses Ortes bedächte, so würde ich Ihnen sagen, was ich über Sie denke."

„Verschlingen Sie mich nur nicht mit Ihren Augen."

„O mich wundert, daß der Abgrund Sie nicht schon lange verschlungen hat, wenn Sie in den Ihrer eigenen Verworfenheit blicken."

„Was das anbelangt, sehn Sie mal, da bin ich ganz ruhig. Das sind so Redensarten von vor Alters. Und dahin gehört auch Ihre Bildung, Mamsell Friederike."

„An der Ruhe, mit der Sie dieses sagen, erkenne ich die ganze Schlechtigkeit Ihres Charakters."

„Warum dieses? Ich kann wohl sagen, ich habe mich durchgebildet. Ich bin über meine Leidenschaften Herr geworden. Das ist nicht das Schlechteste an mir. Sehn Sie zum Exempel eben diese Marie. Ich leugne Ihnen nicht, daß ich Passion für sie empfand. Das ist aber nun vorbei; ich habe der Vernunft Gehör gegeben."

„Sie hat Sie etwas handgreiflich abgewiesen."

„Wozu solche Animositäten! Mariens Schnippigkeit wäre zu überwinden. Aber der Tugenddrache von Großmutter da unterm Dache genirte mich."

„Wie komme ich zu der Ehre Ihre Vertraute zu sein in Ihren Liebesangelegenheiten?"

„Friederike, ich leugne nicht, daß ich für Sie ehedem eine Affection empfand." —

„Sie wären nicht derjenige, der Sie sind, wenn Sie keine Gleichgültigkeit darin fänden, mich noch daran zu erinnern."

„Sagt nicht der Dichter, daß in der Erinnerung die schönste Lust liegt. Lassen Sie uns darüber ins Klare kommen. Die Mißverständigungen zwischen uns müssen einmal aufhören. Jeder Mensch geht seinem Vergnügen nach, aber nur so lange als es ihm Vergnügen macht. Sie haben nachher auch Ihr Vergnügen ohne mich gehabt."

„Sie haben mein Herz mit Füßen getreten, und wollen noch Rechte haben!"

„Das fällt mir gar nicht ein. Aber ich meine, wir sollen Beide vernünftig sein und zusammenhalten, weil es unser Vortheil ist. Jeder Mensch, der es zu etwas bringen will, muß mit der Zeit fortschreiten. In diese Zeit paßt nicht die Sentimentalität. Je mehr wir uns von unsern Empfindungen stören lassen, um so länger bleiben wir zurück. — Sehn Sie, Mamsell Friederike, wären Sie wie die Betty war, oder die Mariane, das waren eitle Geschöpfe. Mit denen war nichts anzufangen. Sie konnten sich auch nicht lange im Hause halten. Das eben ist es, was mir an Ihnen gefällt, daß Sie, aller

Empfindungen ungeachtet, ſich durchgebiſſen haben. Ich weiß auch, daß bei Ihnen nicht Alles in Flor und Bändern draufgegangen iſt, und Sie zum Commiſſionsrath unten alle Quartal ihr Sümmchen tragen."

„Sie glauben doch nicht etwa, daß ich meiner Herrſchaft" —

„Auf das Glauben laß ich mich nicht ein; das geht mich nichts an. Ich glaube nur was ich weiß. Und ich weiß, daß Ihre Thaten geſcheuter ſind als Ihre Worte. Sie denken an die Zukunft, wo die Runzeln kommen und die weißen Haare, und die jungen Herren Ihnen keine Artigkeit mehr ſagen."

„Ach Johann, vor zehn Jahren ſprachen Sie anders."

„Da waren wir Beide noch jünger, Mamſell Friederike!"

„Aber ſo in Materialität unterzugehen!"

„Bin ich untergegangen? ſagte der Bediente, ſich in die Bruſt werfend. Vielleicht war ich mal auf dem Wege."

„Ach Johann, wenn ich an Ihre Reden denke von Freiheit, und daß wir Alle gleich werden!"

„Ja damals grade war ich auf dem Wege zum Ruin. Was iſt aus dem Ferdinand geworden und dem Julius? Den haben ſie an der Gränze von der Schweiz wo ergriffen, und alle ſeine ſchönen Redensarten, die ſie ihm bei den Handwerkern einge-

lernt, helfen ihm nichts, — er karrt. Der Louis iſt in Amerika verkommen. Den Eduard haben ſie todtgeſchoſſen in Spanien. Der Eduard freilich war Ihnen beſonders werth. Der ſaß auf dem hohen Pferde, und die Menſchenrechte floſſen ihm von den Lippen. Da dachten wir auch daran, wertheſte Mamſell Friederike, einmal an ſeiner Seite mit Federhut und Shawl zu promeniren, und an der Tafel zu ſitzen und uns bedienen zu laſſen. Ja wenn wir uns was vorwerfen wollten, ſo hätte ich wohl mehr Recht als Sie dazu. Denn um den charmanten, liberalen Eduard, der ſo parlirte wie Werg, das brennt, wurde der Johann bei Seite geſchoben. Zum Glück war ich damals ſchon Philoſoph."

„Ach Johann, es war aber doch ſchön ſo zu denken, daß alle Unterſcheidung aufhörte und Alles egal würde."

„Eine verfluchte, alberne Geſchichte! Gott ſei Dank, ich bin früher zur Erkenntniß gekommen, und habe mich ſalvirt. Ich bitte Sie, Mamſell Friederike, kennen Sie Einen von Ihrer oder meiner Bekanntſchaft, der Seide dabei geſponnen hat. Daß mal Einer von Tauſenden oben aufkommt, wenn's Kopf über, Kopf unter geht, ja da wäre ich ein Eſel, mein Bißchen, was ich habe, auf den einen Treffer zu ſetzen. Wenn die Geſchichte eine Zeit lang herumgeſchüttelt iſt, ſchwimmen die Fettaugen immer wieder auf. Freilich werden ſie immer kleiner. Aber

Birkenſtämme waren im Kreiſe, deſſen Halbmeſſer kaum vier Ellen betragen mag, in den Boden gerammt und kugelförmig oben zuſammengebunden. Dies das ganze Geſtell der Hütte. Unten hatte man einigen Raſen darum gelegt, dann Birkenzweige mit vertrocknetem Laub und darüber Lumpen von abgetragenem braunen Zeug. Ganz oben aber mußte die Oeffnung für den Rauch bleiben. In dieſer kläglichen Baracke hauſen die dürftigen Bewohner Sommer und Winter. Sie meinten, wenn wir ſie recht verſtanden, auch in der letzteren Jahreszeit verdichteten ſie nicht um ein Bedeutendes ihre Hütten. Der Schnee, der ſich herum thürmt, mag es dann wohl am beſten thun; aber in der naßkalten Jahreszeit, bis dieſer ſo hoch gefallen, um eine Schutzwand zu werden, muß der Zuſtand fürchterlich für Jeden ſein, der nicht, wie dieſe Leute, im Moraſt geboren und auferzogen iſt. Auf dem Boden lag nichts als ein wenig trocknes Laub, ein einziges Rennthierfell im Winkel. Des Nachts, wenn das Feuer ausgebrannt und auch wohl oben die Oeffnung zugedeckt iſt, ſtreckt ſich Alt und Jung zuſammen und die Hunde

das ist unser Schade. Sagen Sie selbst, was war ehedem in unserm Stande zu machen, wenn man einige Pfiffigkeit mit zur Welt gebracht hatte, und was heute?"

„Haben Sie so große Lust wieder „Er" genannt zu werden, Johann?"

„Was hab ich davon, wenn sie mich mein Lebtag lang „Sie" genannt haben, und ich muß im Spital sterben? Diese alten Bedienten, diese Kammerdiener, diese Haushofmeister, die man für nichts ästimirte, was konnten die zusammenschlagen! Man genirte sich nicht vor ihnen, man sprach von der Leber weg, wie wenn's ein Tisch oder ein Stuhl war; und was brachte ihnen das Horchen ein, während sie keine Miene verzogen, als wären sie unvernünftig Vieh, das nichts versteht; welchen vortheilhaften Handel machten sie mit den kleinen und großen Geheimnissen? Sagen Sie, Friederike, haben wir einen rothen Heller davon, daß man uns heut zu Tage nach den Menschenrechten traktirt, daß man uns „Sie" titulirt: „wollen Sie wohl so gut sein, lieber Johann," daß man uns bittet, allenfalls um unsere Meinung fragt, aber schweigt, wo wir was erfahren könnten? — Nein, Friederike, wenn wir klüger wären, sollten auch wir wünschen, daß die guten alten Zeiten zurückkehren."

Das Hausmädchen seufzte: „Die guten alten Zeiten!"

„Die Menschen, die was haben, sind für die da, die nichts haben. Ehedem war es uns leichter gemacht zu erwerben. Und was hat uns die Aufklärung gebracht? Daß sie pfiffiger geworden sind, und es besser zusammenhalten. Was uns sonst ein Spiel war, ist jetzt ein sauer Stück Arbeit. Wenn wir nun alle gleich wären, gleich reich und gleich arm, was hätten wir davon?"

„Das Gefühl, Johann, ist doch etwas Schönes."

„Daß wir uns jeder selbst die Stiefeln wichsen müßten und selbst die Treppe hinunter leuchten? Grade Ihr Frauensleute, wenn Ihr keine vornehmen Herrschaften hättet, denen Ihrs nachthun könntet, mit den Locken und Hüten und Tüchern, Sonntags, wenn Ihr um die Ecke seid, — ach Mamsell Friederike, nur keine Ziererei!"

„Johann! sagte das Mädchen, ich erkenne Ihre Welterfahrenheit, und schätze gewiß Ihre Eigenschaften, wenn Sie sich nur nicht zuweilen solcher rohen Ausdrücke bedienten, aus denen noch immer" —

„Der Domestik verblickt. Nicht wahr, das wollten Sie sagen. Ganz recht, ich will auch Bedienter bleiben, bis ich einmal Herrschaft spielen kann. Je eher je besser, aber nicht vorher. Wollen Sie eine vernünftige Person sein, so machen Sie es ebenso, und dann ließe sich zwischen uns ein Wort reden, was für uns Beide vernünftig sein wird."

„Ich weiß, sagte das Hausmädchen, einen schlich-

ternen Blick, nur halb auf den alten Verehrer, halb auf den Besen zu ihren Füßen werfend, auch Sie tragen zum Commissionsrath runter."

„Bravo! sprach Johann. Das rechtfertigt mein Vertrauen. Man soll niemals einen Menschen nach seinen Worten beurtheilen."

Er hatte, sie umfassend, die Hand an den Mund gedrückt. Sie hatte es seufzend zugegeben:

„Sie sind doch noch der galante Johann!"

„Das kommt darauf an, sagte er. Als ich das letzte Mal das Vergnügen hatte, diese Hand zu küssen, war sie auch noch weißer, und fühlte sich weicher an. Aber über diese thörigen Ansichten muß man sich eben so hinwegsetzen, als über Redensarten. Die Empfindsamkeit taugt den Teufel nichts."

„Aber, Johann, es war doch ein holdes Spiel."

„Meinethalben! Eifersucht ist nicht meine Partie. Bis wir Mann und Frau sind, ist noch weit. Lassen Sie sich bis dahin von den jungen Herren so hübsch finden, als Sie wollen. Wie viel glücklicher sind wir auch darin als die vornehmen Leute. — Wollen Sie was wissen, Friederike, was wahr ist? Die vornehmen Leute bilden sich ein, sie sind unsere Herren. Und wir sind ihre. Aber man muß es verstehen."

„Sie gefielen sich immer in Paroxismen."

„Obligirt! Unser Unglück ist nur, daß es nur noch wenig solche vornehme Leute giebt, solche ver-

schwenderische Häuser, wo die Krumen, die vom Tische fallen, nicht nachgezählt werden. Aber es giebt ihrer schon noch. Unseres zum Exempel. Hier läßt sich noch was machen. Freilich, die Madame ist geizig, aber zu Zeiten toll und blind, und immer verdreht. Da kann man noch seine Künste zeigen. An recht vornehmen Gästen haperts zwar. Aber das thut nichts. Grade die knausern jetzt am meisten. Sie denken, mit ihrem Regiment ists bald um, sie müßten zurücklegen. Dafür kommen reiche Juden, die zahlen am splendidesten, fremde Musiker, Comödianten, die sich in der Stadt produciren wollen, und denen es um Ruf zu thun ist. Da wird der Thaler nicht angesehen und der Groschen springt von selbst. Sie denken, es bringt sich wieder ein. Ein Domestik, der es recht versteht, muß in solchem Hause seine Herrschaft am Schnürchen haben; er muß bestimmen, wer eingeladen wird, und nicht sie."

„Klingt das nicht, als ob Sie schon ein Buch geschrieben hätten."

„Es ist wenigstens gescheuter, seine Bücher sich selbst zu schreiben, als Fremder ihre zu lesen. — Aber noch eins dabei. Jeder Bediente muß auf Reputation halten. Um solchen reichen Banquier aus der Altstadt, der seinen Gulden giebt oder Thaler, da laufe ich Ihnen freilich des Morgens früh, sobald ich nur rieche, daß es eine Einladung giebt, damit

er ſich nicht wo anders verſagt. Aber halten Sie mich nicht darum für einen ſolchen, der nicht ſchnell genug nach dem Lichte ſpringen kann, wenn Einer geht, und die Hand von ſelbſt ausſtreckt um jeden miſerablen Fußgänger. Ich weiß zu unterſcheiden. Es muß ein freundliches Entgegenkommen, ein gegenſeitiger Händedruck ſein.“

„Aber wenn Einer den vergißt, ſo ſchmeißen Sie doch die Thür hinter ihm zu, daß er ſichs für ein andermal merken ſoll.“

„Das iſt ein kleines Privatvergnügen. Wer commandirt immer ſeiner Laune. Ein verſtändiger Bediente protegirt junge Leute, denn man weiß nicht, was aus ihnen werden kann, und wo ſie Einem mal durchhelfen mögen. Von jungen Offizieren, Künſtlern und ſo etwas nehme ich eigentlich nur ungern. Ein Paar reiche Juden, die ſich wollen ſehen laſſen, wiegen mehr als ein Dutzend ſolcher jungen Herren auf. Sie glauben gar nicht, was ſolche Kaufleute in vornehmen Häuſern zahlen für die Ehre eingeladen zu ſein. Grade die im Geſchäft mit pauvren Leuten um den Pfennig ſtreiten, laſſen da, wo's gilt ſplendide ſein, die Thaler ſpringen wie Rechenpfennige. Und ſolche ſchöne Ordnung ſollte man fortwünſchen, und die Gleichmacherei an die Stelle!“

„Schämen Sie ſich aber gar nicht dabei?“

„Meinen Sie, Mamſell Friederike, daß mir der Banquier das ſchenkt? Das iſt eben ſo gut eine

Speculation und ein Geschäft, wie ein Lieferungscontract. Der Mann zahlt mir den Thaler nicht darum, weil er mich lieb hat, sondern darum, daß ich ihn lieb haben soll. Diese Leute haben die Connexionen studirt, und wissen, daß man eine Treppe von unten nach oben steigt. Bei den Bedienten muß man anfangen, wenn man sich in einem ordentlichen Hause einsitzen will.— Durch unsere Freundschaft ist schon manches große Geschäft zu Stande gekommen, und die Paar Thaler die man uns giebt, haben sich durch Hunderttausende bezahlt gemacht. Da ist der große große Banquier, der Vater von allen denen jetzt, wissen Sie, wie der angefangen hat, daß er nun mit den Potentaten wie auf Du und Du ist, und Arm in Arm mit dem Papst geht? Meinen Sie, daß er bei den Königen die Vordertreppe hinaufging, und gefragt hat: Wollen Euer Majestät mit mir ein Geschäft machen? Der hat's verstanden. Bei den Bedienten hat er angefragt, und durch die Bedienten ist er heraufgekommen. O ich weiß einen schönen Zug von ihm. Als er schon ein großer Mann war, sagte er: Wenn ich in das Haus von einem Minister gehe, so thue ich mir erst Gerste in die Tasche, denn man muß auch die Hühner auf dem Hofe sich zu Freunden machen, weil man nicht weiß, ob sie nicht mal krähen, wenn man nicht will, daß gekräht wird. — Sie seufzen, Mamsell Friederike? — Sie meinen, von der Gerste kriegten

Sie nichts ab. Wissen Sie was? Bis wir Mann nnd Frau sind, will ich ihnen die Lieutenants und jungen Herren überlassen. Da können Sie runterleuchten. Sie werden schon nicht die Thüre zuschmeißen, mein Engel."

„Johann, Ihre Roheit in diesem Punkte gränzt doch an Ueberschwänglichkeit."

„Wie Sie wollen. Aber Schätzchen, jetzt kommt eine Zeit in diesem Hause wo wir zusammenhalten müssen. Jetzt wird vigilirt und spekulirt auf die reiche Erbin. Da setzt es Ernten. Jeder freundliche Blick mit Silber bezahlt. O es ist gut, daß es noch Enthusiasten giebt. Meinen Sie, daß unsere Madam das Fräulein noch lange im Hause behalten will?"

„Das arme Fräulein," sagte Friederike.

„Nur nicht wieder sentimental. Weil es ihr schlecht hier geht, so müssen wir uns ja auch für sie freuen, wenn sie rauskommt. Und sollen wir die prächtige Gelegenheit durch die Finger lassen, unsere Kärtchen zu mischen?"

„Nein Johann, sagte Friederike, Alles, nur dieses nicht. Das Fräulein ist ein Engel."

„Gänschen, erwiderte er, sie umfassend, indem er ihr die Backen streichelte. Wollen wir sie denn dem Moloch opfern? Ihr Glück wollen wir. Verheirathen wollen wir sie, wie wir uns auch verheirathen werden. Oder ist heirathen kein Glück? Einen rei-

chen Mann wollen wir ihr verschaffen. Ist ein reicher Mann kein Glück?

„Was haben wir dabei mitzusprechen.“

„Pah! Davon ein ander Mal. Jetzt meine ich nur, sollen wir uns freuen, und, Mamsell Friederike, vor Allem über das Donnerwetter drinnen. War die Marie nicht auf gutem Wege ein Nestküchelchen beim Fräulein zu werden.“

„Ja die Mamsell Marie kann sich wirklich Erstaunliches herausnehmen. Sie kriegt Alles, und eh's abgelegt ist, geschenkt.“

„Und versteht nicht mal ordentlich Sonntags sich so — aufzuputzen.“

„Johann, das sage ich Ihnen, mit der können Sie anfangen was Sie wollen, allein mein Fräulein, das bleibt aus dem Spiel. Sie hat's ohnedies schlimm genug.“

„Aber, daß wir sie mit dem Doctor Strahlheim verheirathen, dagegen haben Sie doch nichts, mein Täubchen?“

„Was! mit dem kleinen Schwarzkopf, dem Einspännigen, eine halbe Millionairin! Johann ist Er toll geworden, mein Fräulein und der Doctor! Nimmermehr!“

„Mamsell Friederike! sehn Sie mal wieder, wie voreilig Sie handeln thun! Das ist ein charmanter Herr; und weil er nun Ihnen nicht die Cur gemacht

hat, sondern einer andern, soll auch sonst nichts an ihm sein. O Weiber, wo sitzt Eure Urtheilskraft!"

„Herr Gott, Johann, den kennt ja aber jeder Mensch im Hause, und was hinter ihm ist."

„Was ist das, was ich hier in der Hand halte? Ist's ein Rechenpfennig oder ein Doppelter? Von wem hab' ich's? — Der Doctor, das versichere ich Sie, der versteht's zu laufen."

„Aber Johann, wo kann der Doctor das her haben?"

„Kümmert mich nicht im Geringsten, ob von Juden oder von Christen, ob gestohlen oder geborgt. Kurzum, er hatte es, und ich habe es. Und es wird nicht das letzte sein. Man muß auch darin die Menschen zu unterscheiden wissen, nämlich die, welche etwas haben, und die, welche etwas bekommen werden. Die was haben, und sonst nichts, ich meine Pfiffigkeit, um es zu behalten, da muß man schnell erndten, so lange es da ist. Die Andern sind mir bisweilen lieber, diejenigen, die ihre Fortune im Blick, im Kopf, in den Fingern tragen. Diese herauszuerkennen, dazu gehört freilich ein Takt, den nicht ein jeder hat. Auf diesen Doctor nun, sagt mir mein kleiner Finger, läßt sich was bauen, wenn ihm auch zur Zeit sein eigener Rock nicht einmal gehört. Wie hat er es gestern schon geschickt angefangen! In einer einzigen Nacht hat er unsere Madam rumgekriegt. Ich wünsche gar nicht mal, daß es so rapide

fortgeht. Es kann ihm schwerer gemacht werden. Aber ich bin für ihn."

„Ach du himmlische Güte, Johann, ich weiß nicht, wie mir das ins Herz geht. Nein, unser Fräulein, wonach die schönsten Offiziere aussehen, und von großen Familien, wenn nur nicht die Mutter wäre, die solchem kleinen Chirurgus, der in die Keller und auf die Dächer steigen muß! Wenn's noch ein vornehmer, berühmter Arzt wäre, mit etwas Geheimer Medicin- in den Titeln, und Ordens dran, und Königlicher und Leib, oder wie das heißt."

„Das wird Alles kommen, wenn die halbe Million kommt."

„Johann, das ist mir, als wenn Sie mir ein Pulver eingegeben. Mein Fräulein Cäcilie, mit den vornehmen, großen Augen, mit der Taille, und wenn sie so hinschwebt, daß man's nicht hört, die muß einen Adligen haben!"

„Geadelt kann er auch werden, und Präsident, und so viel Stab-, Staats-, General- und Geheimes dran, als er Lust hat. Wenn man erst mit den hohen Titeln anfängt, dann geht es wie ein Donnerwetter weiter."

„Ach was ist das gegen so was Nobles, was von selbst ist? Ich habe mir mein Fräulein nie anders denken mögen, als wie eine Gräfin oder wenigstens eine Baronin. So ein Cavalier ist doch immer etwas Gebornes, besonders wenn er ein Offi-

oben darauf, und dies wirkt denn wohl einige animaliſche Wärme gegen den Nachtfroſt.

Kaum glaubten wir Fünf uns hineinſchichten zu können, und doch wollten auch unſere Führer, und als das Melkgeſchäft vorüber war, auch unſere Lappländiſchen Wirthe Schutz darin gegen den Regen ſuchen. Das Unmögliche ward möglich. Einer rückte näher an den Andern, und wer nur nicht zu große Forderungen auf Bequemlichkeit machte, konnte ſchon zufrieden ſeyn, wie z. B. ich. Wenn ich den Kopf auf den Ellenbogen des rechten Arms ſtützte, ſo konnte ich allenfalls aufrecht ſitzen, ohne in Gefahr zu gerathen, vornüber ins Feuer zu fallen. Auf meinem linken Bein huckte die Lappenmutter mit einem ihrer Enkel, und auf meine Hüfte lagerte ſich geſellig der gelbe Spitz. Nicht bequemer waren die Anderen ringsum an den ſpitzwinklig aufſchießenden Wänden eingeſchichtet. Die größte Qual bereitete aber und beleuchtete das Feuer. Bei unſerem Eintreten oder vielmehr Einkriechen ſchmelzten nur noch einige Kohlenbrände, und darüber dampfte ſehr anmuthig in eiſerner Marmite eine Fleiſchſuppe, die uns an das berühmte Ragout des Maſter Sampſon, ein Aſtrologe, erinnerte. Das

zier ist. Aus einer sehr alten Familie, die eine Stammburg hat, und einen schönen Namen, der in Ritter-geschichten vorkommt, so dachte ich ihn mir immer, jung und schlank; wie er sie dann in den Wagen hebt, um mit ihr nach seinem Schloß in den Bergen zu fahren."

„Und was hätten wir davon?"

„Ist die Ehre nichts Schönes?"

„Meinen Sie, Mamsell Friederike? — Was hätten Sie denn von der Ehre? Den Sommer über in ein kahles Rattennest eingesperrt zu werden, von wo der Herr Schwiegersohn mit der Schwiegermama parlamentirt, daß sie ihm seine Schulden bezahlen soll, damit er mit den Quittungen die abgerissenen Tapeten flicken kann. Meinen Sie, daß so Einer mit ellenlangen Rittervornamen, ein Fräulein, wie unseres ist, anders nimmt, als wenn er bis überm Kopf in Schulden steckt? Solch Einem sollen wir unsere schöne Erbin geben, der uns noch meint eine Ehre anzuthun, wenn er sie nimmt? Solch Einem, der nicht zahlt, sondern bezahlt sein will für jedes freundliche Wort, das er einem schenkt, und unser einen schon hinlänglich zu belohnen glaubt, wenn er ihm einen gnädigen Blick zuwirft. Nein Friederike, da danke ich. Da soll unser schönes Geld nicht hingehen. Wissen Sie, was solch ein verfaultes Rattennest in den Bergen kostet, daß man's wieder herstellt? Das kann ein Vermögen verschlingen, und

es wird doch nichts Gescheutes draus. Nein, meine Liebe, dazu liebe ich auch zu sehr mein Fräulein, dazu ist es zu gut, um die Risse zu stopfen in einem alten Stammbaum. Die Aufklärung hat auch ihr Gutes, und so weit muß man nicht zurückgehen in die alte Zeit, daß man um einen bloßen Namen Realitäten hingiebt. Reelles um Reelles."

„Uns wie Kaufmannswaare zu betrachten, ist das nicht aus der barbarischen Zeit?"

„Wer etwas haben will, der muß etwas dafür einsetzen. Das hat zu jeder Zeit gegolten, und wird immer gelten. Aber wir leben jetzt in der Zeit der Industrie, wo das Genie auch was gilt, und oft mehr als Geld und Gut. Das ist ein Fortschritt, den Ihr Frauensleute freilich nicht begreift. Denn das ist auch was Uraltes, daß Ihr wie die Motten ums Licht, um Flittern hüpft und tanzt. Gott sei Dank, da ist unsere Madam gewitzigt, eine ächte Kaufmannstochter vom alten Schlage; sie läßt die Grafen von Habenichts ablaufen. Die Hoffnung geben Sie auf, Friederikchen, solch ein Rittername kommt nicht in das alte Kaufmannshaus. — Wollen Sie einen Banquier haben, einen Compagnon von Hunger und Trockenbeis, oder von Salomon Liefmanns Erben, oder den kleinen, dicken, rothen Prinzipal aus dem großen Eisengeschäft am Altmarkt! Das sind Alles anständige Partieen. Bloß geadelte wollen Sie nicht. Sonst wäre gerade der reiche

Kalkſcheunenbeſitzer, der Herr Bröſicke Edler von Strahlenburg Wittwer geworden.“

„Ein Banquier iſt zwar ſchon Etwas; aber, Johann, ich weiß nicht, mich ſchaudert ordentlich, mein Fräulein als eine Kaufmannsfrau zu denken. Wenn es wenigſtens ein hübſcher Angeſtellter mit einem ordentlichen Rathstitel wäre!“

„Solch ein Hungerleider, mit ein bischen plattirter Ehre drüber! Ein pfiffiger Arzt, der bringt es, das glauben Sie mir, am weiteſten. Und ich kenne keinen, der ſo viel Anlage hat, als unſer.“

Das Hausmädchen ſeufzte: „Johann, wenn ich dazu mein Ja ſage, ſo glauben Sie mir, nur aus Sympathie zu Ihnen vermag ich es.“

„Was thäte nicht eine edle Seele aus Liebe,“ antwortete Johann und wollte das Feſt der Verſöhnung durch einen Kuß auf die Lippen der verſchämt Abgewandten feiern, als das Geräuſch aus den Hinterzimmern die Ankunft der Damen verkündete.

Drittes Kapitel.

Mit naſſen Augen und rothen Wangen hatte das Kammermädchen ihrer Herrſchaft die Thüren geöffnet: blaß und erſchöpft folgte ihr die Dame des Hauſes auf Cäcilien geſtützt. Man bereitete ihr den Sitz auf dem Sopha, wie einer Kranken.

Marie verrichtete ihr gewohntes Geſchäft des Theebereitens. Die Taſſen klappten in ihrer zitternden Hand, und in ihrer innern Aufregung beging das arme Mädchen ſo offene Mißgriffe, daß Cäcilie ihr beiſpringen wollte. Madame Lömmlein verzog den Mund zu einem widrigen Lächeln: „Haſt Du ihr auch geholfen, als ſie den Papagei einſtudirt hat?“

Die Röthe auf Mariens Wangen wurde zur Purpurgluth. Sie faltete die Hände auf der Bruſt: „Gnädige Frau, ſo gewiß ich hier vor Ihnen ſtehe, ich bin dem häßlichen Thier nie zu nahe gekommen.“

„Schweig Sie, abſcheuliche Perſon! rief die Dame. Ich mag nichts mehr von ihr hören.“

„Sie ſollen aber, Sie müſſen aber, rief das Mädchen in unnatürlicher Aufregung. Herr Gott,

ich bin ja unschuldig, unschuldig wie ein Kind daran. Der Vogel ist mir von Anfang an zuwider gewesen — er haßt mich auch und beißt nach mir. — Die gotteslästerlichen Reden, die er gelernt hat, schneiden mir immer in die Seele und ich bin froh, wenn ich loskomme. Was hätte ich davon, daß ich ihm einen Vers beibrächte, den ich selbst nicht weiß, und der Ihnen unangenehm ist —"

Sie schien im Begriff noch viel mehr zu sagen, denn ihre Brust hob sich convulsivisch, und ihre Lippen bebten, als Johann sie zu rechter Zeit bei Seite zog: „Mamsell Marie, bedenken Sie, es ist Ihre Herrschaft."

Madame Lömmlein hatte sich erhoben, und es war ungewiß, ob sie ihr mit dem entsetzten Blicke nur eine neue Fluth von Strafworten, oder gar die Schaale, die in ihrer Hand zitterte, ins Gesicht werfen wollte. Doch Cäcilie hatte auf dieser Seite schnell den nöthigen Secundantendienst verrichtet. Sie umfaßte die Mutter und beschwor sie, ihren Zustand zu bedenken, und sich nicht noch mehr zu alteriren. War es Verstellung, erlernt in einer langen, traurigen Schule, oder war es Ernst, der in ihren bestürzten Mienen die Mutter ein Etwas lesen ließ, was auf sie selbst zurückwirkte.

Madame Lömmlein sank wieder auf die Kissen zurück: „Schafft mir das freche Geschöpf aus den

Augen," sprach sie mit gedämpfter Stimme, und barg den Kopf in die Kissen.

Marie war vom Bedienten hinausgebracht. Die ruhige Geschäftigkeit der Uebrigen schien anzudeuten, daß hier nur etwas Gewöhnliches vorgefallen war. Cacilie bereitete den Thee. Auch auf ihrer Stirn hätte man lesen mögen, daß die Gedanken darunter bei andern Gegenständen weilten, als der erkrankten Mutter, und ihren wirklichen oder eingebildeten Leiden.

Auch hatte diese bald darauf sich so weit erholt, daß sie sich vom Bedienten den Papagei bringen ließ. Sie theilte mit dem Thiere ihr Zuckerbrodt. Sie streichelte und küßte seinen Nacken: „Sie haben Dich auch verführen wollen. Sie wissen recht gut, daß Du das einzige Wesen bist, das es gut mit mir meint. Du armes Thier hast unschuldig hergeplappert, was Deine beste Freundin kränkt. Du weißt es nicht, aber die Andern wissen es. Sie sind Alle im Bunde. Und weil sie keinen Muth haben, muß ein unschuldig Thier für sie sprechen. Sie hassen Dich, wie sie Alles hassen, was mir lieb ist. Vielleicht rechneten sie darauf, daß ich Dir den Hals umdrehen ließe, weil Du unartig warst. Aber sie haben sich verrechnet. Wir werden Freunde mit einander bleiben, bis an den Tod. Dann freilich, Du armes Thier, wenn ich sterbe, wird es Dir schlimm gehen. Denn darum, daß Du mich lieb gehabt hast, wird Dich Niemand lieb haben. Du wirst verhungern,

oder sie werden Dir Gift geben. Sie möchten Dir und mir vielleicht schon heute Gift mischen. Sie thun's auch, sie tröpfeln Deiner Herrin täglich Gift ein, und sie stirbt täglich davon ein Bischen mehr."

Cäcilie hatte die Worte mit einer Ruhe angehört, welche sich nur durch lange Gewöhnung an ungerechte Vorwürfe erklären ließ. Als sie jetzt die Lippen öffnete, bewegte sie ein anderes Motiv als sich zu rechtfertigen. Kurz, freundlich und entschieden vertheidigte sie Marien, und hätte aufs vollständigste bewiesen, daß die angeschuldigte That unmöglich sei, wenn Madame Lömmlein sie hätte ausreden lassen.

„Soll denn kein Morgen vergehen, Cäcilie, wo Du mir nicht einen Tropfen Wermuth in mein Frühstück tröpfelst. Spare Dir doch etwas auf. Und wie wird es denn werden, wenn Du keine Mutter mehr hast? Es gab wohl kein schöneres Morgenwerk, als sich der ungeschliffenen, verzogenen Dirne annehmen. Um ein Kammermädchen geräth meine Tochter in ein edles Feuer; aber von ihrer Mutter möchten sie sprechen, was sie Lust haben, Du schwiegst still."

„Liebe Mutter, ich fand noch keine Gelegenheit Sie zu vertheidigen."

„Das soll wohl heißen, die Leute glauben, Du liebtest mich so, daß sie sichs nicht unterstehen, in Deiner Gegenwart schlecht von mir zu reden. Nun ich weiß nicht, welche Miene Du vor den Leuten

annimmſt, ich bin ja eine kranke Frau, die nichts hört, nichts erfährt; in meinem Hauſe geſchieht, nicht was ich will, ſondern was die Andern wollen. Sie ſehen mich Alle ſchon wie eine Verſtorbene an. — Was ſtehſt Du nun ſo ruhig da, und verziehſt keine Miene? Bin ich Dir ſchon ſo gleichgültig, daß es ſich nicht einmal lohnt, ein Wort um mich zu ſprechen? — Ueberhaupt wie kommſt Du mir vor. Es iſt als wäre ſeit geſtern eine Veränderung in Dir vorgegangen."

„Ich ward um ein Jahr älter."

„Daran mahnſt Du mich auch. Ja, mein Kind, ich wünſchte, Du wärſt ſchon viel, viel älter, ſo alt wie ich, Mutter wie ich, leidend wie ich. Dann würdeſt Du mich begreifen — Hat ſich denn noch Niemand nach mir erkundigt?" Sie ſchellte heftig. —

Das Hausmädchen brachte nur eine Karte. Ein Maſter Horsfal aus England hatte ſich gemeldet. Von den Bekannten des Hauſes, von den Gäſten des geſtrigen Abends war Niemand erſchienen.

„Was will der Menſch aus England? Will er hier lernen, wie man den Anſtand aus den Augen ſetzt, wie Theilnahme ein leeres Wort iſt, Freundſchaft ein Komödienzettel. — Ich habe nichts mit Engländern zu thun, ich will nichts mit ihnen zu thun haben. Ich habe genug mit meinen alten Bekannten, die neugierig ſind, wenn es was giebt, und mich vergeſſen, wenn es vorbei iſt."

Cäcilie erinnerte, daß ja Niemand von denen, welche in der Gesellschaft gewesen, von ihrem Uebelbefinden während der Nacht etwas wissen könne. Der Vorfall von gestern Abend sei auch erst am Schluß der Gesellschaft eingetreten, und sie habe damals noch kein Zeichen von Kranksein gegeben. Uebrigens hätte nur die Indisposition der theuren Mutter sie bis jetzt abgehalten zu fragen, ob die Einladung zum Mittag heut gelten oder abbestellt werden solle.

Madame Lömmlein erklärte sich heftig dagegen, im nächsten Augenblick dafür. Nach einigen Schwankungen war aber der letzte Entschluß, daß den Gästen nicht abgesagt werde: „Man muß auch seinen Verhältnissen ein Opfer zu bringen wissen, wenn es uns gleich selten gedankt wird. Wenn ich meinen Gefühlen nachgäbe, mich in mich selbst verschließen wollte, wie gewisse Leute, angenehmer wäre das freilich. Für mich ist immer gesorgt. Ich, für mich, brauchte Niemanden bei mir zu sehen, ich brauchte keine Feten zu geben, wo die Leute doch nur des Essens wegen kommen, und um nachher über uns zu reden; aber ich bin Mutter. Das könntest Du noch von mir lernen, liebe Cäcilie, wie man mit blutendem Herzen heiter scheinen kann. Ist mir etwa das Gespräch der Laffen und albernen Menschen, die man einladen muß, weniger zuwider als Dir? Sitze ich aber deshalb so stumm da wie Du, und beantworte einsylbig

die Fragen, die man an mich richtet? Man muß sich überwinden können, mein Kind."

„Doch waren Sie neulich so unzufrieden über das Gespräch, das wir unten am Tisch mit dem jungen Maler, wie sie meinten, zu eifrig führten."

„Bist Du denn eine, die sich mit Malen das Brot verdienen will, oder die Tochter aus einem anständigen Hause! Wollen wir uns mit Künstlern amalgamiren, als wären wir ihres Gleichen? O ich weiß wohl, das ist jetzt in den neuen Häusern drüben Mode. Man soll vor der Kunst auf den Knieen liegen. Schade, ich bin noch vom alten Schlage. Ich meine, man kann sie protegiren, aber man soll nicht thun, als hinge man von ihnen ab. Wenn man freundlich hinhört, und nickt, das ist genug. Und wenn man eine Meinung ausspricht, so ist es Pflicht dieser Leute darauf zu achten, und wenn es nicht ihre ist, zu schweigen. Aber Du glühtest ja im Gesicht wie eine Ranunkel und warst gar nicht los zu bekommen vor Entzücken; und wie Du strittest, das mag sich für Leute von Metier schicken, wenn sie unter einander sind, aber nicht an einer Tafel, wo die Conversation immer in ihren Gränzen bleiben muß. — Was stehst Du nun wieder da wie eine Bildsäule der Unschuld, und senkst die Wimpern und thust den Mund nicht auf? Du weißt doch alles besser als ich, glaube mich nur nicht zu täuschen. Es

aber uns vorzusetzen hielten die guten Lappen für unanständig. Während die Männer draußen ein junges Rennthier schlachteten, schürte die Frau die Kohlen an und legte solche Stöße Holz in unserer Mitte, daß wir nicht anders glaubten, als wenn es in Flammen aufginge, müßten wir und die Hütte mit verbrennen. Aber der Luftzug ist so wohl berechnet, daß die Flammensäule gerade hinaufsteigt in die Oeffnung. Die Hitze dagegen war unerträglich und der Rauch nicht minder. Schuh und Strümpfe trockneten am Fuße und ausgezogen gleich schnell, aber jeden Augenblick war Gefahr, daß Fußspitzen und Knie selbst ansengen möchten, und vor dem Feuer retirirend drückten wir fast mit dem Rücken die Wände ein. Weiße Taschentücher, wie Schleier vor das Gesicht gebunden, schützten nur etwas vor dem sengenden Hauch. Die Lappen, an Kälte und Hitze gleich gewöhnt, lachten uns aus, und ihre nackten Kinder griffen in die Kohlen, fast wie in trocknen Sand. Merkwürdig bleibt es, daß, trotz des starken Regens, das Feuer durch ihn nicht im geringsten bedroht wurde. Durch die weite Schornsteinöffnung drang fast keine Feuchtigkeit, wogegen die dicken Tropfen jeden

iſt beſſer, wenn Du es ausſprichſt, als daß Du's verſchluckſt."

Ihre Bewegung war ſo unruhig geworden, daß es auch der Papagei auf ihrer Hand wurde. Vielleicht nur im Scherze, aber er biß ſie. Als ſie im Schmerzgefühl ihn mit der andern Hand fortſtoßen wollte, krallte das Thier ſich heftiger an und that aufſchreiend einen erneuten Biß, daß Blut floß. Ja der Vogel wurde ſo widerſpänſtig, daß er ſelbſt als die Dame aufſprang und ihn fortſchleudern wollte, nicht gehorchte. Auf ihr heftiges Geſchrei ſprangen außer der Tochter, auch Marie, Friederike und der Bediente herein und zu Hülfe. Noch wurden einige leichte Wunden ausgetheilt, bis es Johann gelang den Uebelthäter zu faſſen und ſo zu halten, daß er unſchädlich wurde. Allein nun entſtand bei ſeiner Gebieterin eine neue Sorge um den Favoriten, daß man ihm wehe thun, ſeiner Geſundheit ſchaden könne. Die Kranke ſtürzte dem Bedienten nach, daß er das arme Thier ſanft in der Käfig ſetze. Mit den wenigen Blutstropfen, die Cäcilie durch einen leichten Verband ſtillte, ergoß ſich aber ein Strom von Scheltworten gegen die Anweſenden. Der arme Vogel könne nicht für ſeinen Ungehorſam, er ſei von Natur gutmüthig, und es mache ihn erſt wild, wenn er ſehe wie gleichgültig, nachläſſig und lieblos man mit ihm umgehe. Es ſchien aber, als ſei diesmal das allgemeine Schweigen der Dienerſchaft für die Dame

eben so unangenehm, als es vorhin Mariens Widerspruch gewesen. Sie verlangte, ihre Leute sollten sich vertheidigen. Glücklicher Weise machte der Bediente bei Zeiten eine Diversion, indem er fragte, ob nach dem Wundarzt geschickt werden solle? Die Erinnerung an den Doctor Strahlheim, zurückgedrängt durch andere Vorfälle, tauchte mit Lebhaftigkeit auf, aber nicht zu seinem Gunsten. Denn die Dame fand es unschicklich, daß ein Arzt, dem sie ihr Vertrauen geschenkt, sich nach der Alteration von gestern noch nicht einmal nach ihrem Befinden erkundigt habe. Ob der junge Mann denn so viel zu thun hätte, daß er eine Patientin wie sie, die ihm noch dazu so nahe wohne, gleich zu Anfang ihrer Bekanntschaft negligiren könne?

Johann gab hierauf vollständige und befriedigende Auskunft. Der Doctor hatte sich schon in früher Stunde nach dem Befinden der Patientin erkundigt, aber durchaus verboten, sie zu wecken, oder auch nur seinen Besuch anders zu erwähnen, als wenn sie danach fragen solle. Doch hatte er nach den Aussagen der Domestiken, die er aufs umständlichste inquirirt, ein Recept verschrieben, welches bereits aus der Apotheke zurück war.

„Und er will nicht selbst kommen, Johann?"

„Der Herr Doctor schienen zu besorgen, daß er meiner gnädigen Frau aufdringlich vorkäme. Sie wollten später, wenn Sie von dem Russischen Mi-

niſter zurückkämen, wieder anfragen, wie meine gnädige Frau ſich befinden, und ob Sie vielleicht ſich nach ihnen erkundigt hätten."

„Ich habe ihn ja zu meinem Arzt beſtellt."

„Herr Doctor ſchienen aber doch zu beſorgen, daß Gnädige Frau geſtern nur aus großer Güte dies geſagt, und wollten abwarten, ob es Ihr Ernſt ſei? Sie äußerten auch einige Beſorgniß von wegen dem, was der Herr Medicinalrath dazu ſagen könnten. Denn dem würde es doch nicht gleichgültig ſein. Wen meine gnädige Frau verabſchiede oder annehme, das machte einen Effekt in der Stadt."

„Ein nobler Charakter, der junge Menſch! Das iſt ein Zartgefühl, wie es immer ſeltener wird. Aber Euch, habe ich Euch nicht geſagt, daß Ihr ihn auf der Stelle herein laßt, wenn er ſich zeigt. Kann ich mich ſo wenig auf meine Domeſtiken verlaſſen?"

Die Diener ſtritten unter ſich, wer die Schuld davon trage, und da ſie irgend wo ſitzen bleiben mußte, war es erklärlich, daß ſie auf dem Kammermädchen haften blieb, welches nicht im Zimmer war, und von deſſen Abneigung gegen den Doctor einige wahre oder erfundene Züge zum Vorſchein kamen. Aber ſie zündeten diesmal bei der kranken Dame nicht, in der das lebhafteſte Verlangen nach dem Doctor ſelbſt für den Augenblick wie ein Strohfeuer aufloderte. Alle im Hauſe ſollten ſogleich aufbrechen, und in der

ganzen Stadt nach ihm ſuchen. Inſtändigſt ließe ſie ihn erſuchen, auf der Stelle zu ihr zu kommen. Sie fühle ſich ernſtlich krank, ſie hätte die wichtigſten Fragen an ihn zu richten. Da öffnete ſich die Thür, und Marie meldete den Doctor Strahlheim.

Viertes Kapitel.

Die ersten Worte zwischen dem Arzte und der Dame des Hauses erweckten sogleich wieder das Vertrauen, welches gestern Abend wie ein Pilz aus dem Boden geschossen war, aber vor den Erscheinungen und Scenen der Nacht und des Morgens, wenn auch nicht vertilgt, doch zurückgetreten war. Madame Lömmleins Stimme war sehr weich. Sie lag auf dem Sopha. Alle hatten das Zimmer verlassen müssen, und die Aufmerksamkeit des Arztes, der auf seinen Stock gelehnt vor ihr saß, und mit unverwandtem Blicke ihren Lippen folgte, entlockte ihr einen Strom der Rede. Es waren Mittheilungen, die man nicht jedem macht, zu denen man nicht immer geneigt ist; aber wenn der Augenblick gekommen, wenn der Mann da ist, dessen Anwesenheit, dessen Mitgefühl magisch auf uns wirkt, dann brechen die lange zugehaltenen Schleusen, die Wehre fallen, und aus den verborgensten Quellen strömt es, als solle es nie enden; oft vieles damit, was wir nachher gern wieder zurücknähmen, und der Gedanke der Mitwissenschaft eines

Andern erſchreckt uns. Aber es iſt zu ſpät; die Magie hat ihr Opfer. Glücklich, wenn der, deſſen Auge uns das Vertrauen entlockt, ſeiner würdig iſt. Strahlheim ſchien es zu verdienen. Schon die geſpannte, ruhige, ſtill würdigende Aufmerkſamkeit, mit der der junge Mann zuhörte, ohne Neugier, ohne Aufregung, ſprach für ihn.

Die Dame hatte mit den äußern Symptomen einer zwanzigjährigen Krankengeſchichte ihren Vortrag begonnen, ehe der Uebergang kam, daß dieſe ſchlafloſen Nächte, dieſe Schwindel, Herz-Beklemmungen, Pulsſchläge, die Nervenſchwäche und die Fieberträume, mit einem geiſtigen Leidenszuſtande in Zuſammenhang wären. Hier nickte zuerſt der Doctor, der ſchweigend bis da zugehört, mit dem Kopf. „Sie wiſſen alſo?“ — Aber er erklärte nichts zu wiſſen, und bat ſie fortzufahren.

„Nur das weiß ich, meine gnädige Frau, daß Leiden, wie die Ihrigen, von einem Geiſte wie der Ihrige unterdrückt würden, wenn nicht hier gerade der Sitz der Krankheit wäre. Ihre Seelenruhe kann nur durch ungewöhnliche Gemüthsbewegungen unterbrochen werden.“

„Ach wie lieb iſt es mir, mein beſter Doctor, daß Sie nicht eine Viertelſtunde früher gekommen ſind, da hätten Sie vielleicht anders über mich geurtheilt. Wir ſind ja Alle ſchwach. Die Unruhe, der Aerger, der Paſſagei, ſo manches, was zuſammen-

traf, hatten mich in einen Affect versetzt, über den ich mich jetzt wirklich selbst schäme."

„Wenn das war, waren es nur die letzten Flügelschläge des Fiebers, mit dem Sie die Nacht über kämpften. Erlauben Sie mir hier, vielleicht unzeitig, mit einer Bitte einzufallen. Zwingen Sie sich ja nicht die Anfälle dieser Heftigkeit, wenn sie unwiderstehlich vorbricht, zu unterdrücken. Man muß die Natur walten lassen. Jeder krankhafte Zustand muß sich selbst ausringen. Wir dürfen ihm zu Hülfe kommen, ihn zu erleichtern suchen, aber ihm nicht die Hülfe abschneiden, die er sich selbst sucht."

„Wenn die Menschen nur auch so gütig urtheilten, wie Sie, lieber Doctor. Da soll man immer was in einem gährt, in dasselbe Geleise bringen" —

„In welchem ihre Alltagsgedanken und Gefühle sich ruhig fortbewegen, unterbrach der Doctor. Nun, daß die Leute das fordern, wundert mich nicht; wenn wir es ihnen aber gewähren, das dünkt mich eine übergroße Gefälligkeit. Wissen denn die Menschen, welche Motive in uns wühlen, graben, brennen; kennen sie das hundertarmige, mit Furienhaaren züngelnde Unglück, welches uns jeden Augenblick in anderer Gestalt ergreift. Ja, wenn sie es sehen könnten, begriffen sie es kaum, sie würden nicht einmal davor zurückschrecken. Denn ihren stumpfen, nur an das Gewöhnliche gewöhnten Sinnen erschiene

es nicht gefährlich, seltsam, wunderbar. Was uns das Herz zerreißt, das könnte ihnen spaßhaft dünken."

„Doctor, Sie sprechen mir wie aus der Seele."

„Was ich andeutete, dürfte der Seelenzustand Vieler sein. Es werden Viele, die die Wahrheit in sich fühlen, nicht verstanden. Allein ich darf vermuthen, daß Ihr Leiden, meine Gnädigste, einen noch viel mehr abnormen Zustand hat."

„Ach ich bin unaussprechlich unglücklich. Retten Sie mich."

„Großen Naturen giebt die Vorsehung Großes zu tragen. Sie selbst finden in sich die Mittel, die wir andern in der Regel nicht richtig treffen, weil uns der Maaßstab der Größe fehlt."

„O verweisen Sie mich nicht auf mich zurück. Ich fühle darin doch, daß ich nur ein schwaches Weib bin. Was halten Sie von Geistererscheinungen? Sagen Sie mir das grad heraus."

Der Doctor schwieg nachdenklich, indem sein Auge doch verstohlen unter den Wimpern nach dem Gesichte der Patientin blickte, um die Meinung der Frage zu studiren. Nach seiner Antwort zu schließen, war es ihm nicht gelungen.

„Wenn wir in einer Beziehung, meine gnädige Frau, deren Realität statuiren, so können wir in einer andern sie auch wieder ableugnen. Nun kommt es sowohl darauf an, nicht allein mit welchen Sinnen, sondern auch mit welchem Sinne wir sie sehen wol-

ten. Daß uns Geister allüberall umschweben, solche von längst oder von jüngst zerstörten Wesen, die existirt haben, wer möchte das bestreiten. Es kommt aber nur darauf an, ob sie die Macht haben wieder zur Erscheinung zu werden, oder unsichtbar bleiben müssen, wie sie es für die Millionen Mal Millionen Menschen sind. Diese Macht steht aber nicht bei ihnen, sondern bei uns. Sie sind weder befähigt noch berechtigt ins Leben zurückzukehren, welches sie verlassen haben, wenn nicht unser Wille sie zurückruft. Bei uns ist die Macht und vielleicht auch die Berechtigung sie zu citiren."

„Sie sind also der Meinung, daß uns kein Geist erscheinen dürfte, wenn wir ihn nicht riefen?"

„Das Rufen ist mannigfaltiger Art, meine Gnädige. Wenn wir ihn auch nicht durch die Zeitungen oder Beschwörungen citiren, so thun wir es vielleicht unwillkürlich. Unser Blut ist ungehorsam, wir denken an ihn zu viel; so wird allmälig, ohne daß wir es wissen, die Formel geschrieben, der Zauber fertig, dem er gehorchen muß, und der theure Geist des Verblichenen steht plötzlich vor uns" —

Ein heftiges Aufzücken im Gesicht der Dame und ein schmerzhafter Aufschrei, der auf den Lippen erstarb, sagte dem Beobachter, daß er in seinem Laviren eine falsche Richtung eingeschlagen hatte. Als geschickter Steuermann wandte er daher schnell um, ehe die Dame die Unsicherheit seiner Bewegung bemerkte.

„— Oder das traurige Bild deſſen, der, als er lebte, uns ſo vielen Herzkummer verurſachte, ſo ſchreiendes Unrecht that. Seine blaſſen Lippen zittern und wollen uns abbitten, was er verſchuldet, er möchte die Laſt abſchütteln, die er mit ins Grab genommen. Aber nun iſt es zu ſpät. Rufen wir: Ich vergebe Dir! und das Geſpenſt verſinkt."

„Nein! ſchrie die Dame. Er verſinkt nicht, er kommt immer wieder. Er will nicht vergeben. — Nacht um Nacht, ach es iſt entſetzlich. — Sie haben ihn nicht geſehen. Sie wiſſen nichts."

Ihre ängſtlich rollenden Augen, ihr Zittern erſchreckten den Doctor. Er war abermals fehl gegangen, er fühlte, hier müſſe raſch geholfen werden. Er war aufgeſprungen, hatte den Puls der Patientin ergriffen und mit einem Blick, der ſonſt nicht geeignet iſt einen Kranken zu beruhigen, that er einige raſche Fragen: „Was nahmen Sie heut Morgen zu ſich?" Er koſtete haſtig den Thee.

„Meinen Sie etwa, daß die Vanille" —

Glücklicherweiſe bemerkte er den Verband ihres Daumens, und eben ſo raſche Fragen ſetzten ihn in Kenntniß von dem, was vorgefallen war.

„Sind Sie Ihres Papageien gewiß, gnädige Frau?"

„Sie glauben doch nicht, daß er toll wurde — daß ihm Jemand" —

„Nein — ſagte der Doctor nach einigem Be-

Augenblick durch die löchrichten Wände quollen und ich ſogar meinen Strohhut draußen mußte aufhängen laſſen, um den Regen von einem groſſen Loche über meinem Kopfe abzuhalten.

Heine's Verſe:

Am Ganges duftet's und leuchtet's
Und Rieſenbäume blüh'n.
Und ſchöne, ſtille Menſchen
Vor Lotosblumen knie'n.

In Lappland ſind ſchmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmaulig und klein;
Sie kauern um's Feuer, und backen
Sich Fiſche, und quäken und ſchrei'n.

— wurden mir in dieſem traulichen Familienkreiſe ſehr lebendig. Fiſche wurden zwar nicht gebacken, denn unſere Wirthe gehörten zu den Berglappen, welche jene Koſt verſchmähen, auch war das Quäken und Schreien mäßig, denn die Lappländiſche Sprache iſt reich an Vocalen und klingt im Vergleich mit der Schwediſchen ſanft. Statt der Fiſche dörrten aber oben im Rauch Rennthierfüße, Schinken und Rücken. Aber das Phyſiognomieſpiel wurde recht klar durch die Flammenbeleuchtung. Sanftmuth und Gutmü-

ſinnen in ruhigerm Tone und mit einem Blicke, der wieder Hoffnung bringen konnte, wenn ſie der vorige genommen hatte. — Sie erlauben mir, daß ich gelegentlich Ihren kleinen Favoriten beobachte. Es giebt Fälle, wo die ſanguiniſche Natur dieſer tropiſchen Vögel ſich in unheilvoller Art auf deren Beſitzer manifeſtirt. Allein ich habe mich überzeugt, daß ich hier im Irrthum war. Ihre Aufregung iſt anderer Art. Das ſind die Symbole jener Selbſtqualen, von denen nur diejenigen wiſſen, welche alle die feinen Fühlfäden der menſchlichen Pflichten ſich zum Studium gewählt, und mit dem reinſten Willen, dem klarſten Blicke, dem hellſten Verſtande in dieſem Labyrinthe umhergeführt werden. Ihr Führer iſt eine zu große Gewiſſenhaftigkeit."

„Meinen Sie? — Ja ich rede es mir wohl ein, daß es nur Selbſttäuſchung iſt — ich beweiſe mir, daß ich immer Recht hatte. Aber grade wenn ich meine darüber im Klaren zu ſein, dann ſind die Mächte fürchterlich, dann ſteigt es auf das erſchreckliche Geſicht, und fordert" —

„Seine Erlöſung? fiel der Arzt ein, und zuckte die Achſeln. — Du lieber Gott, was wird nicht alles von uns armen Menſchen im irdiſchen Leben gefordert. Mit jedem Jahre mehr. Der Staat, die Nächſtenliebe, die allgemeine Bildung, wir ſelbſt, als ſtrengſte Requetenmeiſter gegen uns, fordern am ſtrengſten. Viele ſind der Meinung, das ganze Leben

werde in Nichts zersplittern, wenn allen diesen Pflichten genügt werden solle. Wollen nun aber gar noch längst Verstorbene aus ihren Grüften die Hände ausstrecken, und uns mit ihrem Besuche incommodiren, und prätendiren, daß wir uns mit Beten und Casteien um ihre Seligmachung abarbeiten sollen, wo soll das hinaus! — Leugnen diese Nachtseite der Natur, wer wollte das! Wo so ausgezeichnete Geister die Erscheinungen beobachteten, wo sie zu Protocoll genommen sind, und mehr als das, wo tiefgebildete kluge Frauen sich von ihrer Wesenheit überzeugt haben, da muß die Wissenschaft sich gefangen geben. Sie darf nicht in thörichtem Wahn widersprechen, sie muß lernen wollen. — In solchen Fällen frägt es sich nur: Wie schafft man den Spuk fort? Also ersuche ich Sie nur, mir einige Symptome anzugeben, wie er ankommt, wie er sich benimmt, welches sein Anliegen ist, und in welcher Art es sich äußert. Daß er Sie nur des Nachts belästigt, erfuhr ich schon; das ist gut. Nun haben Sie die Güte mir zu sagen, in welcher Gestalt er sich zeigt. Hören Sie ihn heranschlorren durch die Gänge, tritt er durch die knarrende Thür, oder kommt er mit dem Sausen des Windes über die Dächer und durchs Fenster herein? Sehen Sie ihn mit zugeschlossenen Augenliedern, oder müssen Sie diese öffnen, und wie sehen Sie ihn alsdann? Eine unförmliche Nebelgestalt, oder deutlich gegliederte For-

men? In menſchlicher Geſtalt, vielleicht als einen mittelalterlichen Mönch, oder in der Figur eines groſſen Thieres? — Es iſt eine ſehr alte Wahrnehmung, welche ſich durch die neuſten Erfahrungen wieder beſtätigt hat, daß dieſe unreinen Geiſter am liebſten die Form ſchwarzer Pudel wählen?"

Madame Lömmlein ſah den Doctor groß an: „Sie betrachten mich wohl noch, wie im Delirium? — Oder als hätte ich eben die Seherin von Prevorſt geleſen!"

Strahlheim hatte lächelnd ihre Hand gefaßt: „Wie raſch der Geiſt hier auf den Körper zurückwirkt! Ihr Fieber läßt merklich nach. Der böſe Geiſt läßt zur Retraite ſchlagen."

„Was Sie ſagten, war alſo wohl nur geſprochen, um mich auf die Probe zu ſtellen? Sie ſind ein ſcharfſinniger Arzt, Herr Doctor, ſeufzte die Kranke, aber als Mann verſtehen Sie ſich ſo wenig als die andern auf unſere Gefühle. Ich gäbe etwas darum, wenn ſolche alte Mönche aus den katholiſchen Zeiten, die mich nichts angehen, mich quälten, wenn dafür die Viſionen fortblieben, die mich verfolgen."

„Ich bin kein Geiſterbanner, meine Gnädige, aber überlaſſen Sie es mir, dieſe Viſion fortzuſchaffen. Es ſoll keiner ſo fürchterlichen Hexenprozeſſe, und noch weniger ſo viel langweiligen Betens bedürfen, wie dort in Schwaben."

„All Eure Kunst ist nichts, rief sie. Ihr könnt das Blut nicht anders gehen machen, als es geht, die Nerven nicht verändern, Ihr könnt nicht einmal unsere Empfindungen verfolgen. Ihr schwatzt, und wenn Euch ein Fall aufstößt, wo Ihr Antwort geben sollt, da verkriecht Ihr Euch in Redensarten. O geht mir, geht! Ihr seid allzumal, Einer wie der Andere, Betrüger, das lernt Ihr auf der Schule, das lernt Ihr auf der Universität, das in Eurer Praxis. Dafür sollen wir Euch rühmen, dafür Euch streicheln, dafür das schwere Geld an den Hals werfen. Nicht wahr, Doctor, ist es nicht so? Lachen Sie mich nicht aus, innerlich, recht sehr? Freuen Sie sich nicht, wieder eine neue Närrin gefunden zu haben, die auf Ihre Worte, wie auf ein Evangelium hört? — Was stehen Sie so stumm da? Antwort, Antwort will ich haben."

Der Doctor stand da, er war mit der Dame aufgestanden, und Stock und Hut in der Hand, verbeugte er sich feierlich.

„Nun was soll das heißen? — Sind Sie auch empfindlich?"

„Unter allen Untugenden, die einen Mann plagen mögen, besitze ich wenigstens diese nicht."

„Nun, warum wollen Sie denn gehen? Können Sie die Wahrheit nicht hören?"

„Würdige Frau, ich habe sie gehört, und habe nun hier nichts mehr zu thun."

„Sie räumen also ein" —

„Die Richtigkeit von allem, was Sie über meine Wissenschaft sagten. Wir gehen aufs Täuschen aus; ich nicht weniger als die andern. Unser Wissen ist Stückwerk, unsere Medicamente sind Schminke. Aber, vergeben Sie, gnädige Frau, ich werde darum doch in meinem Berufe fortfahren. Die Welt will betrogen werden. Nur wünsche ich hier nicht den Vorwurf auf mich zu laden, daß ich es um „das schwere Geld" thue. Frauen von Ihrem Geiste in die Cur nehmen wollen, wäre Vermessenheit. Haben Sie sonst noch etwas zu befehlen? — Erlauben Sie mir vielleicht Ihren Favoriten zu besuchen?"

„Legen Sie den Hut weg. — Doctor, jeder in dieser unvollkommenen Welt hat einen Arzt nöthig. Wenn er ihm auch nicht traut, hört er ihm doch gern zu, wenn er versucht, ihm das Uebel fortzuschwatzen, das ihn drückt. Wer die Medicin am besten zu überzuckern, und in die hübscheste Etikette zu bringen weiß, ist der beste Arzt. Setzen wir uns wieder."

Es geschah.

„Wie ungerecht Sie gegen sich selbst sind, sagte Strahlheim. Als ob Ihnen nicht die Mangelhaftigkeit und Nichtigkeit eines Palliativs einleuchtete. Sie gerade würden die Cur mit Feuer und Schwert verlangen, wenn Sie gewiß wären, daß sie hülfe."

„Kann man Geſpenſter mit dem Schwerte vertreiben?“

„Mit dem Feuer vielleicht. Wenn man alle Gegenſtände, die uns am entfernteſten daran erinnern, ganz vernichtete, ihre Aſche dem Winde preisgäbe“ —

„Ach der Gedanke iſt entzückend. Wenn man das ganze alte Haus anſtecken könnte, daß es bis auf den Grund niederbrennte!“

Strahlheim horchte mit geſenktem Kopfe, ſtatt, wie ſie erwartete, etwas zu erwidern. Sie mußte in Geſtändniſſen freiwillig fortfahren, welche ſie ſich lieber hätte abfragen laſſen.

„An ſolchen alten Mauern haftet ſo oft eine Erinnerung, die uns vielleicht verläßt, wenn wir ſie verlaſſen, — wenn ſie ganz von der Erde verſchwinden. — Es iſt hier — es war hier — das Haus iſt ſehr alt — unſere Firma beſtand darin ſeit Jahrhunderten — doch das gehört nicht her — Sie wiſſen vielleicht nicht, daß mein verſtorbener Gatte ein wunderlicher — er war ein höchſt leichtſinniger Menſch. — Man ſoll von den Todten nur Gutes reden, aber wenn er ſo fortgewirthſchaftet hätte, wäre unſer ganzes Vermögen drauf gegangen. — Doch das gehört auch nicht her — Sie ſehen, wie mich das angreift — Genug mein Mann, in einem Anfall von Spleen, er hatte mehr als eine Engliſche Grille im Kopfe, nach einem leichten Streite — da ging er

hinunter in den Keller — ach mein Gott und in demſelben Zuſtande, wie ich ihn wiederfand, will er nicht fort. — Das Blut umher, ſo die Hand vor der Stirn — jede Nacht" —

„Halt! rief plötzlich der Arzt mit befehlender Stimme, die jede fernere Mittheilung abſchnitt. Ich bin nicht hier, um Ihnen Familiengeheimniſſe zu entlocken. Keine Sylbe mehr von einem Etwas, deſſen Erinnerung Ihnen weh, und doch nichts zur Sache thut."

„Sie müſſen aber doch wiſſen" —

„Nichts will ich mehr wiſſen. Ich weiß ſchon zu viel. — Er war aufgeſtanden, und ſchritt einige Mal kräftig durch das Zimmer:

„O Schwachheit der Frauen! Das ganze reiche Gewebe eines Lebens, Gegenwart und Zukunft, die ſie die Macht beſitzen, nach ihrem Gefallen zu ordnen, durch eine kleine zufällige Begebenheit, die fern in der Vergangenheit liegt, ſich zerrütten, ſtören zu laſſen! Einen Teppich, voll der bunteſten Farben, die ihnen in Fülle zuſtrömen, voll der reich verſchlungenſten, wohlgefälligſten Figuren und Arabesken, die ihre kunſtreiche Hand, ihr geübtes Auge, ihr erfinderiſcher Sinn hineinwirkte, ſolch ein Kunſtwerk voll Schönheit und Lieblichkeit ſich ſelbſt zu verleiden, weil zufällig ein ſchwarzer Faden in das Gewebe gerieth!"

„Iſt das nur bei uns der Fall? Greifen nicht

solche schwarze Fäden störend in das Leben eines Jeden ein?"

„Aber unser Bewußtsein, daß wir nicht für die Vergangenheit, daß wir für die Zukunft leben, schneidet sie im rechten Augenblicke ab. Werfen Sie mir nicht ein, gnädige Frau, daß wir täglich handeln, schaffen, daß die Arbeit uns stärkt gegen die Phantome. Diese Zeiten des Privilegiums der Männer sind vorüber. Die, wo die Frauen dasselbe dürfen, ja wo sie das Schicksal dazu beruft, sind da. Ihre Emancipation ist ausgesprochen. Ich brauche nicht nach Beispielen in der Ferne zu suchen, um solche thatkräftige Frauen zu finden, die denselben freien Blick in ihr Hauswesen wie in die Welt umher werfen, die mit Ihrem Willen regieren, wenn sie nur das miserable Vorurtheil elender Jahrhunderte bei Seite geschoben haben. — Ich scheine Ihnen vielleicht rauh, meine gnädige Frau, ich spreche hart, aber verzeihen Sie, ich muß so, ich kann nicht anders; es ist meine Pflicht als Arzt. Ich kann Sie nicht einmal bedauern, wenn Sie das Gespenst noch ferner in Ihrer Nähe dulden. Es hat keine Rechte, gar keine Rechte auf Sie. Denn, gesetzt auch, der unglückliche Verstorbene hätte sich im Leben über etwas zu beklagen gehabt, jetzt ist dieses sein Recht völlig erloschen, weil es mit andern heiligern Rechte streitet: Sie leben für sich, für Ihre Tochter, für Ihr Haus, Sie leben, als vermögende Frau, für Hunderte, die

von Ihnen abhängig sind, Sie leben für die Welt, und nicht für die Grillen eines ungesättigten Gespenstes. O daß ich es citiren könnte. In sein blasses Gesicht würde ich ihm sein Urtheil sprechen: Zurück, Dein Reich ist aus."

„O reden Sie weiter, sprach die Dame. Glauben Sie ja nicht, daß mich das beleidigt. Gefühlt habe ich dasselbe oft genug, gedacht auch, ausgesprochen. Aber dann die Umstände, die Augenblicke, die Nacht, wo das Alles wie mit einem Male vor einer unwiderstehlichen Macht verschwindet."

„Sie haben es ausgesprochen, gnädige Frau. Nicht das Recht und nicht die Schuld; die Umstände, die Verhältnisse sind es, welche Sie fesseln. So sieht der Betrogene im dunkeln Zimmer des Geisterbanners Visionen. Nicht aus ihm, aus dem Hohlspiegel, aus dem Dunkel, aus dem betäubenden Rauch, der ihn umgiebt, steigen sie auf. Eine Fensterlade geöffnet, ein Luftzug durch das Zimmer, und sie sind fort. Wäre es einmal möglich hinter der Gardine zu lauschen, wenn diese Gespenster Ihnen kommen, ohne Kreuz und Gebet wollte ich sie verscheuchen, nur durch das Wort, nur durch die That, nur durch den Willen."

„Sie glauben doch nicht" —

„An Betrügerei? Wer könnte solche Gaukelei mit einer Frau wie Sie sich unterstehen! Wir selbst betrügen uns am ärgsten, am häufigsten. Aber doch

thigkeit spricht sich in den Zügen der Männer und der Frauen aus. Nur eine junge Wittwe von zwei und zwanzig Jahren verrieth mehr Feuer und erinnerte mit ihrem volleren Gesichte und glänzenden Augen an eine stolze Tatarische Schönheit. Die geschlitzten blinzelnden Augen erklären sich sehr natürlich aus dem beständigen Sehen in Rauch und Feuer, und auch die Schneeflächen können nicht dazu beitragen, daß der Blick offen und frei werde. Schade auch hier, daß keiner von uns ein Maler war, der sich auf Niederländische Scenen mit einiger Salvator Rosaschen Wildheit verstand. Unser National-Gastmahl hätte bei dieser Beleuchtung ein vortreffliches Effectbild geliefert. Ich weiß zwar nicht, ob irgend ein Maler das mit dem Pinsel vermocht hätte auszudrücken, was wohl das Eigenthümlichste in dieser Zusammenkunft war: Ein Französischer Dichter und ein Deutscher, Beide im traulichen Verein in einer Lappenhütte! — So nähert sich die glückselige Zeit, wo alle Nationalität verschmelzen und eine Poesie, eine Liebe, eine Begeisterung, eine Gleichgültigkeit herrschen wird, in Paris, Ca curta und bei den Grönländern! Indessen hoffen wir, daß Herr von Cra-

erlauben Sie, daß ich als eine Art Geisterbanner die Umgebungen Ihrer Apartements näher ins Auge fasse."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Die Vergangenheit hat kein Recht. Sie übt auch keine Macht, keinen Einfluß auf freie Geister. Wenn wir es glauben, so täuschen wir uns dadurch, daß wir die Macht einer gegenwärtigen Potenz, von welcher dieser Einfluß ausgeht, übersehen. Was entgeht eher dem scharfen Blick, der geübt ist in die Ferne zu sehen, als das Alltägliche, Gewöhnliche. Man übersieht es. So sucht die Polizei oft nach Diebesbanden an den fernsten Gränzen, die unter dem geheiligten Asyl ihrer eigenen Fittiche, auf ihren eigenen Dächern, in ihren eigenen Kellern sich verbergen. Wir spüren einen übeln Geruch, und suchen ihn auf dem Hofe, auf der Straße, oder meinen, der Wind trägt ihn fern her, und in nächster Nähe hat ihn Jemand unter der Fußsohle, oder wir selbst waren so unglücklich in einen Therfleck zu treten. So, gnädige Frau, hat jeder Mensch in seiner nächsten Nähe eine Büchse stehen, aus der ihn, wie aus der der Pandora, stets giftige Dünste umwehen, und er wird es schwer inne, woher sie kommen. — So leite ich auch Ihre Visionen, die Ihnen das bekannte Uebelbefinden erzeugen, nicht von einem Fluidum aus längst vermoderten Gräbern her, sondern von irgend einer Substanz, einem Wesen, einem Individuum, das in Ihrer täglichen Umgebung ist. Dies Wesen

ist Ihnen, ohne daß Sie es selbst wissen, zuwider. Seine Influenzen, seien sie nun physischer oder moralischer Art, sind das Gegengift Ihrer Natur, Ihrer Empfindungen, Ihrer Denkweise. Durch lange Gewöhnung merken Sie nicht diesen schädlichen Einfluß, Sie wehren sich nicht dagegen, und um so stärker, mächtiger wird er. Ich bin aufs vollständigste davon überzeugt, daß dieser schwarze Geist in irgend einem Gegenstande ruht, welcher Ihnen werth ist. Durch die tägliche Anschauung, Berührung, influenziren die fluiden Atome auf Sie, und die Wahngestalten bilden sich von selbst. Lassen Sie uns suchen, was dies sein kann, und wenn wir es fanden, so reißen Sie sich los und machen sich frei davon. Die Visionen bleiben dann von selbst weg."

„Ich habe ja alle seine Bilder, und was an ihn erinnern konnte, längst fortgeschafft."

„Das meine ich auch nicht. Es muß etwas durchaus Gegenwärtiges, zum alltäglichen Leben Gehörendes sein, was diese unbewußte Wirkung übt. Da fällt mir ein, lachen Sie nicht, Ihr Papagei!"

Madame Lömmlein wurde blaß. Strahlheim blickte kaum weniger verwundert in das erschreckte Gesicht seiner Patientin.

„Es war nur ein thörichter Einfall, gnädige Frau, in welchem Rapport kann eigentlich ein unvernünftiges Thier mit einem denkenden Wesen stehen."

„Nein! nein! Doctor, Sie haben Recht."

Es schien, als sei dem Doctor nicht viel daran gelegen, diesmal im Recht zu sein: „Vielleicht rührt er von Ihrem seeligen Herrn Gemahl her?“

„Das nicht; auch habe ich nie daran gedacht. Erst seit heut Morgen. Wie hat er mich aber da erschreckt! — Es ist albern, davon zu reden. Aber in unserer Familie, Sie müssen wissen, unser Haus ist eine alte Firma von zwei Familien, die sich in frühern Zeiten von einander nie trennten, und ihre Kinder unter einander verheiratheten, und es existirt daher ein dummes Sprüchwort unter den Leuten!

Kein glücklicher Haus ich weiß
Als Lömmlein und Aderbeiß.

Die Häuser waren aber doch eine lange Zeit wieder getrennt, bis man mich zum Opfer ausersah, sie wieder zu verbinden. Da nun, bei unserer Hochzeit, wurde der abgestandene Witz wieder recht breit von den geschmacklosen Gästen vorgebracht. Mir wurde schon, damals unwohl bei allen den ausgebrachten Gesundheiten. Aber das ließ die ganze lange Zeit über nicht nach, und so unglücklich unsere Ehe war, bei jedem Geburtstag, bei allen Festins in der Stadt kam das schaale Wort wieder zum Vorschein. Es klang immer wie ein Dolchstoß ins Herz, bis ichs im Hause aufs strengste untersagte. Nun habe ichs viele Jahre durch nicht gehört. Da muß ich heut Morgen — ach Doctor, nach einer erschrecklichen Nacht — damit geweckt werden. Der Vers plärrt

mir deutlich ins Ohr, und ich bin des Todes, als es mein Joli ist. — Ich bitte Sie, um alles in der Welt, Doctor, wer kann dem Thiere das beigebracht haben? Ich hatte Verdacht auf meine maliciösen Domestiken. Aber von denen weiß kaum Einer von dem Spruch, ich habe sie wenigstens zehnmal seit dem Vorfall gewechselt. — Wenn ich's mir überlege, ist es rein unmöglich; so habe ich das Thier gehütet und gut gezogen. Wer nun, sagen Sie, hat es ihm beigebracht? Ist's ihm angeflogen, oder hat die Natur so fürchterliche, geheimnißvolle Kräfte, daß die Thiere selbst sprechen dürfen, was kein Mensch darf. Sprechen Sie doch, sagen Sie doch, der Fall verwirrt mich. Es ist ja kein Verlaß mehr auf der ganzen Welt."

Der Doctor hatte durch mehrere „Hm's" die Rede begleitet, aber als sie zu Ende war, wußte er immer noch nichts zu sagen, und half sich nur durch einige gründliche Bemerkungen aus Raffs Naturgeschichte über die Gattungen und Abarten der Papageien, bis die Dame ungeduldig ausrief: „In Amerika werden sie nicht deutsches dummes Zeug lernen. Da kann ich es ihnen besser lehren."

„Und wenn dies nun der Fall wäre, sprach der wieder Gesammelte! — Ein Licht blitzte in den Augen des Doctors auf. — Halten Sie es für so durchaus unmöglich, gnädige Frau, daß Sie selbst Ihrem Favoriten den Vers gelehrt haben?"

„Ich — Doctor. Ich habe die fatalen Klapperime nie auf den Lippen leiden mögen.“

„Im Wachen! Ob aber auch im Traume? — Dieſe dämoniſchen Thiere lauſchen auf die Worte der Schlafenden. Können Sie ſich Rechenſchaft geben von jeder Bewegung, jedem Laute, der Ihren Lippen entfloh! Ach, gnädige Frau, das iſt ja eben die Nachtſeite der Natur, daß uns dann ſo oft eine Macht umfängt, welcher unſer Wille nicht widerſteht. Ja, wer immer wachen könnte, der kann den Dämonen trotzen; aber haben Sie nicht ſelbſt an ſich die Erfahrung gemacht, daß es nur die Nacht, die Momente der Abſpannung es ſind, wo dieſe Viſionen Gewalt über ſie üben.“

„Ich ſage Ihnen, ich verlöre das Thier ſehr ungern.“

„Das dürfen Sie auch nicht. Das Thier, in ſeiner geſunden Natur, in ſeiner heitern Genußluſt der Gegenwart, in ſeinem harmloſen Vorwärtsleben, geſtört durch keine Rückblicke in die Vergangenheit, thut Ihrem Geiſte wohl. Dieſe krankhaften, von fremden Potenzen ihm aufgedrückten Ausſagen ſeines Muthwillens werde ich ſchon fortſchaffen, wenn Sie mir ſeine Behandlung anvertrauen wollen. Eine leichte Tinktur, auf Zucker geträufelt, thut da ſehr wohl. — Beruhigen Sie ſich, der Papagei iſt kein Zauberer, und dieſen laſſen Sie uns ein ander Mal aufſuchen.“

Er war abermals zum Abſchied aufgeſtanden. Doch ſchien Madame Lömmlein noch nicht befriedigt. Er richtete einige leichte Fragen nach den Perſonen ihres Hausſtandes. Die Dame war mit keinem Ihrer Domeſtiken zufrieden, und der Doctor horchte aufmerkſam:

„Das Kammermädchen ſcheint Sie am meiſten zu kränken. Und doch wage ich es nicht, einer ſo unbedeutenden Perſon einen Einfluß zuzuſchreiben.“

„Ach Doctor, ſie ſind Eine wie die Andere. Wo ſind die Zeiten hin, wo man ſich auf ſeine Dienſtboten verlaſſen konnte, wo ſolche Perſonen nur für ihre Herrſchaften lebten, wo ſie zur Familie gehörten! Das denkt jetzt Alles nur an guten Lohn, an Putz, an ſich ſelbſt, und wird dabei impertinent.“

Strahlheim zuckte ſeufzend die Achſeln: „Wir leben in einer Welt des Intereſſes; was erwarten wir edlere Motive bei unſern Domeſtiken!“

„Aber die Prätenſionen, die ſie noch dabei machen! Ich habe wohl ein Dutzend Kammermädchen nach einander gehabt, jede neue aber ſchlechter als die vorige. Von Gefühl, von Theilnahme für die Leiden ihrer Herrſchaft iſt da gar keine Rede. Sieht dieſe Marie nicht aus wie die blühende Unſchuld ſelbſt, und, ich ſage Ihnen, es iſt ein verſchmitztes, boshaftes Ding.“

„Fort, fort mit ihr.“

„Ach Doctor, weiß ich ſchon wie die neue iſt!

Das steckt Alles zusammen und verredet die Herrschaften. Mögen Sie's glauben, daß es für mich ordentlich schwer hält eine zu bekommen. Diese wenigstens kämmt mich ordentlich. Denn stellen Sie sich die Bosheit der letzten Jenny vor. So etwas erzählt man eigentlich nicht; aber einem Arzte kann doch nichts Geheimes bleiben. Beim Frisiren befahl ich, wenn einmal ein weißes Haar käme, es auszuziehen, und nun hatte ich alle Morgen die entsetzlichsten Schmerzen, als ob ich schon eine Greisin wäre, bis ich dahinter kam, daß die schändliche Person sich ein Vergnügen daraus machte, mir die stärksten Haare auszuziehen. Und das Wesen hatte noch nachher kein Hehl, sie hätte es aus Rache für die Behandlung gethan."

Man hätte eine Thräne in Strahlheims Auge entdecken können, als er die Hand der Wittwe ergriff und sie ehrerbietig an die Lippen drückte: „Solche Erfahrungen, und Sie wundern sich noch, meine Freundin, über jene trüben Bilder."

Der Credit des Arztes war auf seinem Culminationspunkt. Das deutete unzweideutig der liebreiche Ton ihrer Abschiedsfrage an, als er wirklich Miene machte zu gehen: „Wir sehen Sie doch gewiß heut Mittag, lieber Doctor? Und übermorgen beim Diner?"

Noch erkundigte sich Strahlheim, die Thürklinke schon in der Hand, nach dem Befinden der Fräulein

Tochter? In der Miene der Patientin war geschrieben, daß sie die Unterhaltung gern noch fortgesetzt hätte. Gespräche erreichen oft erst auf diesem kritischen Scheidepunkte ihr Interesse und ihre Katastrophe.

„Wie immer, Doctor!“ seufzte die Mutter.

Er trat einen Schritt näher, ergriff noch einmal ihre Hand und sprach mit einem ernst theilnehmenden Blicke, und gedämpfter Stimme: „Darf ich fragen? — Ein Arzt sollte Alles wissen. — Ich frage nicht, macht Ihnen diese Tochter Kummer? Die Tochter einer solchen Mutter kann ihrer Mutter keinen Kummer machen. Aber ich frage: Ihr gegenseitiges Verhältniß ist nicht immer glücklich?“

„Woran mahnen Sie mich!“

„Es ist meine Pflicht, gnädige Frau, der Ursache Ihres Kummers, Ihrer trüben Nächte bis auf den Grund nachzugehen.“

„Erlauben Sie mir nicht, davon zu schweigen?“

„Nein, gnädige Frau, auf die Gefahr Ihren ganzen Unwillen auf mich zu laden. Ihr gesenkter Blick, das schmerzliche Zucken um Ihren Mund, Ihr Schweigen verräth mehr als Ihre Worte. Lassen Sie uns kurz sein. Ist vielleicht eine unglückliche Neigung Ihrer Tochter im Spiel, eine Verbindung, welche Sie als unpassend, unwürdig nicht billigen können?“

„Nein, das nicht, Doctor. Dafür bin ich Mutter.“

„So vergilt sie vielleicht Ihre Liebe nicht ganz. Selten wissen Kinder das zu schätzen, was Elternliebe für sie gethan hat, was sie täglich für sie zu thun bereit ist. Sie ist vielleicht ungehorsam, eigenwillig, widerspricht Ihrer mütterlichen Anordnung? Ich kenne mehrere dergleichen liebenswürdige in elfenhafter Unbeständigkeit und Eigenwillen verhärtere Charactere. Da hilft am Ende nur ein Mittel dagegen."

„Ach lieber Freund, brach die Mutter heraus, da Sie einmal das fordern, so kann ich Ihnen wohl sagen, daß ich eine sehr unglückliche Mutter bin. Was Sie da sagten, das paßt und paßt auch wieder nicht. Wenn sie nur eigensinnig wäre, wenn nur unbeständig, wenn sie nur liebenswürdig sein wollte! Aber in dem Mädchen sind alle gute Eigenschaften verkehrt herausgekommen. Nur davon zu reden, was sagen Sie, bei einem Mädchen von dem Stande und den Ansprüchen, die sie als meine Erbin machen kann, zu ihrem Auftreten in der Gesellschaft, zu ihrer Toilette, zu ihren Gesprächen? Es fehlte nur, daß sie ein Gänseblümchen an die Brust steckte, um als interessanter Cendrillon zu floriren. Es ist, um es mit einem Worte zu sagen, Alles in ihr veraltet."

„Und das hat sie gewiß nicht von ihrer Mutter," unterbrach der Arzt.

„Das sage ich ja auch, Doctor. Woher hat sie's? In ihrem Wesen wie ein tugendhaftes Zier-

püppchen, wie sie sonst aus den Pensions-Anstalten kamen. Als hätte Lafontaine und Iffland sie geschrieben; und in ihren Geschmack, als wenn noch der Jean Paul in der Mode wäre. Ich erschrecke ordentlich zuweilen über diese altmodische Ehrbarkeit, und frage mich, ob ich denn ihre Mutter bin, da ich mich dem Sinne nach so viel jünger fühle. Eitelkeit, lieber Doctor, werden Sie mir hoffentlich nicht beimessen, aber wenn ich mich mit ihr vergleiche, ist mir doch oft zu Muthe, als könnte ich noch Eroberungen machen. Sie verstehen mich nicht falsch, ich habe Ihnen ja von meinen weißen Haaren gesprochen, aber ist es nicht der Geist, der frisch macht! Diese Sentimentalität in dem Mädchen verdrießt mich, daß sie gar nicht die Verhältnisse zu beachten, die großen Weltanschauungen zu würdigen weiß, und mit der Zeit nicht mit geht. Da glaubt sie erröthen zu müssen, und sich zurückzuziehen, wenn von Dingen gesprochen wird, die doch in der Natur liegen. So etwas gehört in die Romane, aber nicht in die Wirklichkeit. Aber daher hat sie's auch; denn mögen Sie's glauben, sie liest noch Romane, die doch eigentlich jetzt nur noch in die Bedientenstuben gehören!"

„Die Zeit der Dichter ist freilich aus, sagte Strahlheim. Die Wahrheit läßt sich nicht mehr zurückweisen."

„Ja, das ist es, die Wahrheit fehlt ihr. O wissen Sie kein Recept, die meiner Cäcilie beizubringen."

mayel seine Skizze, die er im Rauch der Hütte in sein Buch eintrug, nicht werde unterlassen lassen. Das Kunsturtheil der Lappländischen Frauen war ganz auf seiner Seite.

Für uns wichtiger in dem Augenblick war aber deren Kochkunst. In die Marmite ward ein artiger Rennthierschinken gelegt, und bald kochte das Quellwasser munter auf. Doch unsere Freude auf eine gute Brühsuppe wurde sehr schnell vereitelt, indem der Lappenmann, ehe noch das Fleisch einigermaßen durchkocht sein konnte, den Kessel ab- und herausnahm, und nichts wiederbrachte, als das geleerte Geschirr und die angekochte Keule. Die Lappenmutter, auf der Erde hockend und behängt von ihren nackenden und bepelzten Kleinen, stieß jetzt das jüngste von ihrem Schooße fort, um dafür den Schinken hineinzulegen. Was alles auf dieser nie gewaschenen Pelzschürze gelegen haben mag, will ich, die Phantasie des Lesers nicht zu stören, auch nicht verrathen; aber jeder Ekel der Reisegefährten mußte, nachdem sie dieses Mahl eingenommen, gänzlich weichen. In eine hölzerne Schüssel, die vorhin mit Rennthiermilch gefüllt im Kreise umhergegangen war, an den Lippen von Franzosen, Deutschen, Schwedischen Führern

„Wenn ich dies Recept wüßte, meine Gnädige, so könnte ich mich auf den Märkten als Wunderdoctor sehen lassen. Kranken wir nicht Alle an derselben Krankheit, blicken wir nicht Alle sehnsüchtig aus nach Erlösung, klebt nicht an uns allen die verkehrte Bildung wie eine versteinerte Kruste, welche die warmen Pulsschläge des Herzens immer schwächer, immer unerhörbarer macht. Von unserm Geschlechte, das doch die Natur zum Schaffen erschuf, erwarten Sie nichts mehr. Wir fügen uns in die Ordnung, und glauben Helden zu sein, wenn wir den matten Drang nach dem Bessern in uns niederdrücken. Von den einzelnen wenigen Frauen allein, die so kühn die Fackel geschwungen und die Vorurtheile mit Füßen getreten haben, daher allein lassen Sie uns hoffen. Hoffen wir, daß ihre Zahl sich vergrößern wird."

„Glauben Sie, daß meine Cäcilie diese Bücher liest. Sie hat einen Widerwillen gegen alles Geistreiche."

„Das könnte wohl noch kommen. Auch von den berühmten Frauen waren nicht Alle von Jugend auf erleuchtet. Als junge Mädchen waren sie wohl ordinair eitel, haben sich geputzt und die Cour machen lassen, und ein bevorstehender Ball war ihnen das wichtigste Lebensereigniß. Erst mit gewissen Wendepunkten tritt in der Regel dieser Durchbruch nach dem Höheren ein."

„Wenn sie nur eitel wäre, Doctor! Das ist sie ja aber auch nicht. Die jungen Männer mögen ihr noch so viel Artiges nnd Schönes sagen; das läßt sie gleichgültig. Was ist denn natürlicher, als daß ein junges Mädchen sich langweilt bei ernsthaften Gesprächen? Aber sie hört zu, wendet die Blicke von dem, der spricht, nicht ab, und giebt wirklich noch Acht, wo ihre Gespielinnen längst an was anderes gedacht haben. In ihre Lehrer war sie fast immer wie verliebt. Selbst als sie noch mit der Puppe spielte, bemerkte ich diese pedantischen Züge. Ich hoffte es ihr auszutreiben. Jetzt aber ist es förmlich System geworden. Sie möchte gar zu gern ein Engel werden, ein altmodischer Engel; so freundlich sieht sie immer aus, so geduldig, so sanft bewegt sie sich, so huldreich spricht sie mit jedermann. Ich bitte Sie, Doctor, woher kommt das! — Vor ihren Augen kann man sich ordentlich erschrecken; denn es ist, als ob die katholische Heiligkeit drinnen säße, ich wage kaum mehr sie zu schelten, denn wenn sie auch stumm bleibt, so ist es, als ob ihr Blick zehntausend Hülfsbitter aus alten Klosterlegenden zur Seite hätte, und eine ganze Orgelpredigt ginge los gegen Sünde und Weltcitelkeit! Was hat ein junges Mädchen auf Kirchhöfen zu suchen! Und was das Aergste ist, dies zarte Wesen macht Eindruck auf die einfältigen Menschen. Einige sind vernarrt in sie, zumal meine Leute, die möchten sie auf Händen tragen. Man begegnet

ihr mit einem ganz beſondern Reſpect, und es iſt oft, als wäre ſie die Gebieterin im Hauſe und nicht ich."

Der Doctor hatte mißbilligend mehrere Male den Kopf geſchüttelt: „Die Heiligenzeit iſt doch vorüber. Hat ſie vielleicht auch Viſionen?"

„Ich bin nicht ihre Vertraute, ich bin nur ihre Mutter. Aber ich meine faſt, ſie kann's nur von Geiſtern lernen, denn in ihrem ganzen Umgange iſt Niemand, von dem ſie's hat."

„Sieht ſie ihrem ſeeligen Vater ähnlich?"

„Die Augen ſind es wohl von ihm, und gerade in den Augen iſt ein Etwas, was mich oft erſchreckt."

„Denkt ſie viel, ſpricht ſie viel von dem Geſtorbenen?"

„Daß ſie mich daran erinnern müſſen, Doctor! Sie hat ihn eigentlich nie geſehen, und hat ihn doch einmal gemalt. Meinen Schreck da, als ich es entdeckte, kann ich Ihnen nicht beſchreiben."

„Freundin, ſagte ernſt der Doctor, das ſchwierige Räthſel iſt gelöſt. Erlauben Sie mir, daß ich andeute, was Sie wiſſen müſſen. Ihnen kann kein Arzt helfen, Sie müſſen ſich ſelbſt helfen. Der Grund jener Krankheit iſt gefunden. Wenn es auch das Mutterherz verletzt, Weſen, deren innerſte Natur ſich widerſtrebt, müſſen ſich trennen. — Entfernen Sie dieſe Tochter von ſich, Sie können nicht eher geneſen. Nicht der Todte, deſſen Atome längſt Erde und Luft wurden, und der Friede fand, wir wiſſen nicht

wo, Ihre lebende Tochter iſt es, deren täglicher Umgang jene unheilvollen Bilder in Ihnen erweckt."

Madame Lämmlein erſchrak.

„Verdammen Sie mich, gnädige Frau. Dennoch habe ich einen Fürſprecher in Ihrem eigenen richtigen Gefühl. Sie haben das längſt geahnet, Sie haben es nur nicht gewagt zu denken."

„Aber was ſoll ich anfangen? Ich kann ſie doch nicht in ein Kloſter ſtecken. — Und die Leute, was würden ſie ſagen."

„Was bedeutet das Gerede der Leute, wo es Ihre Geſundheit, das Wohl Ihrer Seele, die Rettung Ihres Geiſtes gilt! — Und giebt es nicht auch da eine Auskunft? — Das Fräulein iſt in den Jahren. Wüßten Sie keine anſtändige Partie?"

„An Bewerbern fehlt es nicht; allein welche Mutter kann ſich ſo ſchnell entſchließen, wo es das Glück eines einzigen Kindes gilt."

„Sie haben wohl recht, daß es grade hier eine ſtrenge Wahl, eine ernſte Prüfung gilt. Der Mann, welcher eine ſo ſeltſam organiſirte Natur zum Rechten leiten ſollte, lüde auf ſich eine große Aufgabe. Mit Scharfblick und Takt müßte er eine imponirende Autorität verbinden. Er müßte genau von dem Krankheitszuſtande des armen Kindes unterrichtet ſein. Denn glauben Sie mir, die Krankheit dieſer Unglücklichen iſt ernſtlicher als die Ihrige. Nur verzeihen Sie mir eine Bitte: keine Gewalt und keine Ueber-

redung. Bei Reizbaren, Empfindlichen, wie bei allen Wesen, die magischen Einflüssen ausgesetzt sind, muß mit der äußersten Vorsicht zu Werke gegangen werden."

„Ja, sie muß aus dem Hause, sie muß heirathen."

„Nun glaube ich die Pflichten des Arztes erfüllt zu haben, sagte Strahlheim. Meine Gränzen sind erreicht. Ein Wort darüber wird unbescheiden. Ihrem richtigen Blick bleibe das Fernere überlassen, und mir verzeihen Sie nur, wenn ich doch vielleicht zu weit ging. Davon wenigstens sein Sie überzeugt, daß es mit der besten Absicht von der Welt geschah, so wie von meiner unverbrüchlichen Verschwiegenheit."

„Ich werde Ihnen ewig dankbar sein. Ja, ja, Sie haben Recht, sie muß fort. Ach welche neue Lasten, neue Sorgen sich da auf mein Haupt bürden. Sie bleiben, mein Freund, Sie bleiben mein Rathgeber. Gott, ich möchte noch so viel mit Ihnen darüber sprechen."

Strahlheim lächelte: „Wenn ich recht gehört habe, so fehlt es nicht an einem acceptablen Freier. Der junge Graf Eichenhorst frequentirt, wie man sagt, nicht ohne Absicht Ihr Haus."

Die Dame verfärbte sich: „Daraus wird nichts, wenn Sie etwa den protegiren wollen."

„Der Rittmeister ist eine ritterliche Figur, von guten Aussichten, noblen Gesinnungen und aus einer sehr noblen Familie."

„Gehen Sie mir mit den noblen Familien. Ich kenne die Nobilität! — Sie machte eine eigene Fingerbewegung. — „Daß ich mein Geld hergäbe, um einen zerrissenen Stammbaum zu flicken, und noch ausgelacht würde! Der Mensch, der jetzt schon die Decke einstoßen möchte mit seiner großen Stirn, wie würde er erst auftreten mit einer halben Million. Ich opfere nicht mein Kind."

„Es würden sich auch begüterte adlige Familien durch eine Verbindung mit der Ihrigen glücklich schätzen."

„Ein Adeliger kriegt sie nicht. Mein armes Kind soll nicht aus Gnad und Barmherzigkeit unter hochmüthigen Leuten aufgenommen werden. Bei unserer Freundschaft, kein Wort mehr davon, es ist mir nichts so zuwider als der Gedanke."

„Ihre mütterliche Weisheit wird ohne Zweifel bald den würdigen Gatten für Ihre Tochter ausgefunden haben."

„Was habe ich im Grunde dabei zu thun! Sie hat ja ihre freie Wahl. Halten Sie mich für eine solche altmodische Mutter, die ihre Tochter zwingen will einen Mann zu nehmen, den sie nicht mag?"

„So wird der gütige Himmel zur rechten Zeit den rechten Gatten zuführen."

Die Thür öffnete sich und Friederike meldete den Doctor Werner, der seine Aufwartung zu machen wünsche.

„Wer ist der Mensch?“

„Werner! Werner! sagte der Doctor. Ach Gott, das ist der arme Doctor von oben, der Corrector. Er will vermuthlich seinen Dank abstatten für Ihre Mildthätigkeit gestern Abend.“

„Nicht zu Hause, sagte rasch die Dame. Was ist denn mit dem Menschen geworden? Es ist doch wirklich, als ob alles Unglück und alles Bettelvolk von der Welt auf mich einstürmte. Will er was haben, Doctor?“

„Ich glaube kaum, und wenn das wäre, so ist er mit einer Kleinigkeit zufrieden. Aber geniren Sie sich nicht, ich war schon heut Morgen bei ihm.“

„Denkt er noch an das Halsabschneiden? — Das ist das Einzige, was mich affrös choquirt.“

„Ohne Sorge, ich habe ihm etwas Beschäftigung zugewandt. Auch soll es mir nicht schwer fallen, wenn Sie es wünschen, ihn aus dem Hause fortzubringen.“

„Ich habe den Commerzienrath so sehr darum gebeten; aber der Mann ist so penibel.“

Strahlheim lächelte: „Es ist eine lockende Sache Dienstpflicht vorzuschützen, wenn man ein Interesse dabei hat sich wichtig zu machen. Sonst ist der Commerzienrath ein vortrefflicher Mann, eine wahre erfreuliche Erscheinung, so recht das Bild eines alten deutschen Biedermannes, der keinen Schritt von seinem geraden Wege abweicht.“

„Sagen Sie lieber, er iſt ein Mann, den man zuweilen brauchen kann, aber nicht immer; er iſt unbequem. Das unter uns. Sie ſind es nicht.“ Sie reichte ihm lächelnd die Hand zum Abſchied. Er drückte ſeine Lippen darauf und ging.

Fünftes Kapitel.

Für die, welche so etwas sehen können, hätte um Strahlheims Stirn deutlich ein Glorienschein geleuchtet, als er die Treppe hinunter ging. Er selbst sah ihn. Er faßte sich an die heißen Schläfe. Und doch geschah es jetzt, dort auf dem Absatz, mit wiederholten heftigen Bewegungen, die eher einem fortgesetzten unwilligen Schlagen, als der Berührung der Bewunderung glichen.

Ein Wort des Tadels, einem Schimpfworte ähnlich, kam jetzt wie eine Wasserblase von seinen Lippen: „....kopf! und das wußtest Du nicht. Eine Klippe, die ein Blinder umfährt, und sie fehlte auf Deiner Karte!“

Er überlegte, ob sein Versehen größer gewesen, sie nicht zu kennen, oder sein Geschick, mit dem er nach langen Kämpfen sie umschifft hatte.

Auf der Straße war viel Leben. Bekannte und Unbekannte standen in Gruppen umher, und betrachteten das neue Haus. Auch dort regte sich eine ungewohnte Thätigkeit. Man sah viel Köpfe in den

leeren Fenstern; und Zimmerleute, Maurer, Tischler, Klempner und andere Handwerker zogen in Schaaren von allen Seiten herbei. Sie waren in ihrem Festtagsschmuck, und doch trugen sie ihre Werkzeuge. Kelle, Schurzfell, Axt, Säge kamen in buntem Gemisch mit bebänderten Hüten und Blumenbouquets. Auch wurden Ballen mit Tapeten, Zeuchen, Leder und dergleichen getragen, Wagen kamen rasselnd die Straße herauf, und Sachen und Menschen fanden ihren Einlaß in dem Seitenthorweg des neuen Hauses. Unter den Bauleuten herrschte eine eigenthümliche lustige Stimmung. Sie sprangen und sangen und jauchzten wie bei etwas Ungewöhnlichem. Während die Ankommenden, noch in ihrem Sonntagsstaate, sich nach dem Eingang drängten, riefen die von oben, welche Hüte und Röcke schon abgethan, und bei der Arbeit waren, ihnen jubelnd zu, sich zu fördern, denn der Lohn wolle verdient sein.

Bei den Zuschauern waltete eine davon verschiedene Stimmung ob. Nur das kleine Volk jauchzte. Die Erwachsenen schienen ernsteren Betrachtungen Raum zu geben. Man unterhielt sich in den getrennten Gruppen, und widersprechende Gerüchte mochten umlaufen.

Das Wort: „Doppelter Tagelohn" ging bei den Weibern von Mund zu Munde, und schien das höchste Erstaunen derselben zu erregen; auch Beifall bei denen, deren Männer so glücklich waren, an die-

und Lappenkindern, wurde, ohne daß man erst für nöthig befunden, sie auszuspülen, das fast rohe Fleisch von der Lappin in mundrechte Bissen geschnitzt. Doch welchen Kampf hatte die gute Frau bei diesem mühsamen Geschäft zu bestehen! Kaum daß ein Stück abgefallen, griff die junge Brut um Hals und Schulter der Mutter darnach mit der Gier hungriger Wölfe, und der Hund benutzte den Augenblick, wo die Mutter mit den Kindern im Kampfe lag, um selbst raubend in die Schüssel zu fahren. Die gute Lappin verläugnete auch bei diesem Streite nicht ihren sanften Charakter, und Hund und Kind kamen ziemlich gut davon; bis Beide sich um einen Knochen stritten, an dem doch noch zu viel Fleisch war. Das Kind hatte ihn gegriffen, der Hund schnappte ihn fort und die Mutter rang mit dem Hunde, nicht ohne Gefahr, daß Hund, Mutter und Kind ins Feuer fielen. Der Sieg entschied sich für uns; denn was Hund und Kind schon respective in Maul und Mund gehabt, wurde in die Schüssel geschnitten und dann bot die gute Mutter den Knochen aus, der nichts desto weniger seine Liebhaber fand. Die Schüssel mit den Brocken wurde in die dampfende Marmite ge-

jem doppelten Tagelohn Theil zu nehmen. Andere ſtellten ſich den Gruppen näher, wo der Umſtand mißbilligend berathen wurde. Namentlich wurde ein Hauſe immer größer, in deſſen Mitte ein Mann mit uns wohl bekannter Stimme Vorträge hielt, welche nichts weniger als dem, was die Aufmerkſamkeit anregte, beiſtimmten.

„Sechs Tage ſollſt Du arbeiten, und am ſiebenten ruhen," war der Refrain, der am vernehmlichſten jeden ſeiner Sätze ſchloß, und darauf folgten mehrere bibliſche Citate.

Ein Polizeibeamter, der aus dem Hauſe kam, ermahnte die Leute auseinander zu gehen:

„Meine Herren, was ſtehen Sie hier? Es iſt nichts zu ſehen, was nicht alle Tage vorfällt."

„Es iſt Sonntag! Es iſt Feſttag!" ſchrieen die Jungen.

„Das kann Ihnen doch egal ſein, repſicirte der höfliche Commiſſair. Ob Montag iſt, oder Donnerſtag, oder Sonntag. Ein Tag iſt wie der andere."

„Ein Tag, wo man nichts verdient, iſt nicht egal mit einem, wo man verdient," rief ein unbeſchäftigter Geſell.

„Warum dürfen denn die arbeiten, und wir nicht?" rieſen mehrere trotzige Stimmen.

„Meine Herren, darüber habe ich Ihnen keine Rechenſchaft zu geben. Ihnen muß es genug ſein, daß vom Oberpolizeiamte es expreß erlaubt iſt, bei

diesem Bau auch Sonn- und Festtags nach der Kirchzeit fortzuarbeiten. Dagegen haben Sie Nichts einzuwenden, und keinen Schaden davon."

Letzteres schien der Menge nicht einzuleuchten, und als der Commissair sich entfernt, vermehrte sich noch eher die Versammlung statt sich zu vermindern. Man zerbrach sich die Köpfe, was denn die Polizei bewogen haben könne, diese außerordentliche Erlaubniß zu ertheilen, die so wenig mit der sonst geübten kirchlichen Strenge stimmte.

„Es hat Geld gesetzt," darin waren Alle einig. Aber wer es gegeben, wer es empfangen, und warum es gegeben worden, darüber herrschte die entschiedenste Stimmenverwirrung.

Man wußte von Summen. Hier von Hunderten. Dort von Tausenden, an der Ecke schon von Zehntausenden.

Mit den Arbeitsleuten waren ihre Weiber mit Körben und Töpfen gekommen, ihnen das Mittagsessen nachzutragen. Aber auch Verkäuferinnen von Backwerk, Fleischwaaren und Getränken hatten sich eingefunden. Sie fanden bei den Handwerkern, und bei den müßigen Zuschauern gleichen Absatz. Die Flaschen und Gläser blieben in Bewegung.

Der Weber, unser Bekannter aus der Dachstube, fand immer aufmerksamere Zuhörer für sein neues Thema: „Ein Sonntag soll das sein, ein Festtag, eine gottesfürchtige Stadt, wo die Obrigkeit beflehlt,

daß man den Sabbath nicht ehren soll, sondern ihn schänden!"

Ein verständiger Bürger suchte zu vermitteln. Er habe so eben für bestimmt gehört, daß die Erlaubniß durch Einlegung einer Summe für die Stadt-Armen erkauft sei.

„Das heißt immer so: „„für die Armen,"" rief ein Anderer, wenn sie singen, wenn sie tanzen, spielen und essen; aber wer weiß denn, ob die was anders jemalen von abgekriegt haben, als die Zettel an den Ecken, wo's mit fingergroßen Buchstaben dran steht: Zu ihrem Besten!"

„Und wenn sie's kriegten! rief der Weber. Was kriegten sie denn? Sündengeld in den Schlund. Ich möchte davon keinen Pfennig haben."

„Der Zweck! der Zweck!" sagte ein bedächtiger Mann.

„Was? fuhr der Redner fort, steht etwas vom Zweck in der Schrift? Als König David den Tempel baute, war das kein Zweck? Aber es steht nicht geschrieben, daß er Sonntags mauern ließ, und am ersten Feiertag die Tapezierer kommen, um die Decken an den Säulen aufzuhängen, und die Wände mit Purpur und Sammet zu kleiden. Er wartete auf den Montag, und der Tempel ward doch fertig zu rechter Zeit; und zu rechter Zeit ist er auch wieder eingefallen. Aber bei einem Sündenhaus, was die Eitelkeit baut, und die Wollust, da ist keine Zeit zu

verlieren. Da muß, haſt Du nicht geſehen, ſieheſt Du nicht, damit fertig werden.“

Strahlheim ſtand etwas entfernt von dem Weber in der Nähe einer andern Gruppe. Aus dem Erdgeſchoß des alten Hauſes ſah die junge Wittwe dem Auftritt zu. Denn er hatte ſchon Zuſchauer an alle Fenſter gelockt. Ihr zur Seite lehnte' ſich Anſelm mit einer leichten, ſchwarzen Binde um die Stirn. Beide betrachteten den angetrunkenen Maurergeſellen, der die Seele dieſer zweiten Gruppe ſchien, und indem er ein Glas nach dem andern ſich einſchenken ließ, die Zuhörer in ſeinem Sinne über den Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit bearbeitete.

„Schaden ſolls uns nichts thun, hat der Commiſſair geſagt! Was iſt der kluge Herr mit dem krummen Säbel ſo ſchnell fortgelaufen? Ich hätte es ihm geſagt, was es uns ſchaden thut. — Schaden thut das vor die allgemeine Ordnung, wenn Einem etwas erlaubt iſt, was dem andern verboten wird. — Warum wird mir verboten, daß ich Sonntags nicht arbeiten thun ſoll, und ich werde eingeſperrt, wenn ich doch arbeiten thue.“ — Er ſchlug ſich dabei heftig auf die Bruſt. „Warum wird dem Bauherrn da drüben die Erlaubniß gegeben am Sonntag arbeiten zu laſſen, warum, frage ich, werden die Maurer drüben nicht eingeſperrt, warum kriegt der Meiſter dort keine Geldſtrafe, der arbeiten laſſen thut?“

„Weil's die Polizei erlaubt hat," erwiderte Jemand.

„Warum hat die Polizei das erlaubt, thu ich fragen?"

Unterſchiedliche Antworten kamen zugleich: Von Geld regnen, von Fäſſern Weins, die dem Präſidenten von ſelbſt in den Keller gerollt wären, und dergleichen.

Einer meinte, es ſei die Erlaubniß nicht allein durch eine große Beiſteuer für die Armen erwirkt, ſondern dadurch, daß das ganze Haus einem milden Zwecke gewidmet ſei. Er wurde aber überſchrieen: ein ſolches Haus, mit Säulen und Bogen und Balkons könne nimmermehr ein Spital werden. Viele vermutheten, daß etwas Vornehmes dahinter ſtecke, es kam bis zu Prinzen aus der Türkei und Perſien, die ſich hier ein Serail bauen wollten. Aber auch die Meinung, daß es ein geheimes Gefängniß oder Tollhaus für Staatsverbrecher werden ſolle, fand Widerſpruch.

„Ein milder Zweck! fuhr der Maurer fort, der von dem, was um ihn geſprochen wurde, nur Worte aufgriff. Ein ſchöner milder Zweck! Wollt Ihr wiſſen, was der Zweck iſt? — Die armen Leute runter zu bringen, das iſt der Zweck. Uns auszuziehen, das iſt der Zweck. Uns keinen Verdienſt zu gönnen, das iſt der Zweck. — Warum iſt der Sonntag, frage ich?"

„Damit wir keine Türken und Juden ſind, Gevatter!“

„Du kluges Mutterkind, ſind die Türken ſchlechter dran als wir! Wie lange wollen wir denn Grützköpfe bleiben, und uns was einreden laſſen! — Warum haben ſie den Sonntag eingerichtet? — Um in die Kirche zu gehen? — Proſt Mahlzeit! Aus Hochmuth und Neid gegen die gemeinen Leute. Die ſchicken ſie rein, ſie bleiben draußen. Was meint Ihr, daß die Vornehmen des Sonntags thun? — Etwa Beten und Faſten? — Faullenzen thun ſie, und trinken und eſſen. Schmauſereien giebts und Bälle und Muſik und Komödie, das iſt ihr Feſttag. — Und was ſollen wir thun? — Hungern und ihnen zuſehen. Uns zu unterdrücken, dazu haben ſie den Sonntag gemacht.“

„Er hat nicht ſo Unrecht,“ hörte man einige murmeln.

„Warum ſoll ich am Sonntag nicht arbeiten thun, wenn ich am Sonntag arbeiten thun will! fuhr der Demagog mit heftigen Bewegungen fort. Wo ſteht das geſchrieben, daß mir Einer das verbieten thun darf, was ich thun darf, was ich thun will? Schadet das dem König was, ſchadet das der Königin was? Thut das der Stadt was ſchaden? Nein mir thut's ſchaden. Das wollen ſie aber, die Herren. Arme Leute ſollen nicht reich werden. Sie wollen

allein reich bleiben. Sie wollen uns dumm machen. Da ſteckts!"

„Gevatter! Der Menſch muß ſich aber doch auch erholen können."

„Was! Wenn ich mich erholen will, dann erhole ich mich. Aber die Obrigkeit hat mir nicht zu ſagen: jetzt ſollſt Du Dich erholen. — Ich will mich nicht erholen, abſolut nicht. Wer will mich zwingen dazu? — O auswärts ſind ſie ſchon klüger geworden. Da ſollte mal Einer zu den armen Leuten ſagen: jetzt mußt Du arbeiten, und jetzt mußt Du aufhören. Da träten ſie zuſammen und ſagten: wir wollen doch ſehen, wer uns das befehlen thun kann."

Davon hatten Mehrere gehört; der Gedanke fand Anklang:

„Wenn wir alſo zum Exempel, ſprach Einer, was Maurers ſind, und Tiſchlers und Glaſer uns zuſammenthäten, und ſagten, wir wollen Sonntags wie Alltags' arbeiten thun, ſo müßten ſie uns Arbeit ſchaffen!"

„Nein umgekehrt, fügte ein weitgewanderter Bürger ein, wenn ſie ſich in Engelland zuſammenthun, ſo ſagen ſie: wir wollen nicht arbeiten, und dann hat keine Obrigkeit das Recht ſie zu zwingen. Sie arbeiten nicht, ſo lange ſie nicht Luſt haben."

„Das kann ich hier auch thun, wendete ein An-

derer ein. Mich kann keiner zwingen, daß ich arbeiten thue, wenn ich nicht arbeiten thun will."

„Probir's mal, fuhr ihn höhniſch der Maurer an, ſie zwingen Dich doch. Zum Exempel, wenn wir alle Maurers ſagten, wir wollen die Kelle nicht anrühren; dann ſolltet Ihr mal ſehen, wie ſie ſagen thun werden: Ihr ſollt aber. Und dann thut Ihr's doch, weil in Euch keine Courage iſt, kein Gemeinſinn, weil Ihr nicht die Naſe aus dem Land geſteckt habt, und gerochen, wie's auswärts iſt, wo ſie nicht mehr laſſen mit ſich Blindekuh ſpielen."

„Aber Gevatter, es iſt doch was dabei. Wenn zum Exempel Feuer iſt, oder Waſſersnoth, und wir von den Gewerken wollten Alle die Hände in den Schooß legen, und ſie könnten uns nicht zwingen, das wäre doch auch ſchlimm für's gemeine Beſte."

„Bürſtenbinder! Was iſt das gemeine Beſte für Dich, fuhr der Maurer fort? Dein gemeines Beſtes iſt, daß es Dir gut geht, und Dir geht's gut wenn Du Arbeit haſt, und Deinen Preis ſelbſt machen kannſt, und nicht zu warten brauchſt, daß ihn Dir Andere machen. — An der Noth, wenn ſie welche brauchen, fehlt's niemals. Sie können nicht Noth genug kriegen, um uns anzuſpannen. Die allgemeine Noth, das iſt ihre Speiſekammer, das iſt ihr Fleiſchtopf, ihr Weinfaß. Und ſie werden ſo lange dran zapfen, als wir Ochſen bleiben."

„Der weiß, wo der Pfeffer wächſt," ſprach die

Verkäuferin, von deren Branntewein ein Glas nach dem andern über seine Lippen ging. Die Zahl der Zuhörer hatte sich vermehrt. Der Muth des Redners mochte in gleichem Verhältniß gewachsen sein.

„Warum ist's denen da erlaubt heut zu arbeiten, und uns nicht? Ist da etwa nicht Sonntag? Ist da nicht Feiertag? Ist da nicht Weihnachten? Warum brauchen die nicht in die Kirche zu gehen? Warum brauchen sie nicht auszuruhen? Warum kriegen die doppelten Lohn, und wir haben's Zusehen? — Ich will nicht zusehen, ich habe keine Lust auszuruhen. Ich will auch doppelten Lohn haben."

„Bravo! Er hat Recht! Der gefällt mir! riefen Viele. Andere warnten: „Gevatter, Du weißt nicht, was draus wird."

„Was draus wird, wenn wir andere Kerls wären, das weiß ich. Wir ließen's uns nicht gefallen, wir hielten wie rechtschaffene Leute aneinander, und fragten bei der Polizei an, was denn die vor uns voraus haben? — Und das thue ich hier fragen. Was haben die vor uns voraus? Alle Menschen sind gleich, Recht und Gerechtigkeit muß bleiben, und was dem Einen recht ist, ist dem andern billig."

„Er hat Recht, er hat Recht!" Der Zuruf der Billigung wurde immer lauter. Man sprach von nicht Dulden, von Zusammenhalten. Kühnere wollten auf der Stelle nach dem Rathhaus ziehen, und tumultuarisch die ihnen verweigerten Rechte fordern

Die getrennten Haufen mischten sich. Die um den Leineweber hatten nicht minder Zorn und Gift gegen die Sabbathschänder geschluckt, als hier gegen die ungerecht Bevorzugten ausgestreut wurde. So ververschieden ihre Motive, sie kamen in einem und demselben Widerstandsgefühl überein: Man wollte das nicht dulden. Die Aufwiegler liefen umher, die Kinder schrieen, die Marketenderinnen zankten, und die Gesichter rötheten sich.

Strahlheim grüßte die hübsche Wittwe: „Wird Ihnen nicht bange, Madame, bei dieser heroischen Aufregung?"

„Herr Anselm spricht mir Muth ein," entgegnete sie lächelnd.

„Einen Ritter, wie unser junger Freund, zur Seite, sagte der Doctor, und man kann das Schicksal herausfordern. Empfinden Sie noch einige Schmerzen, Herr Anselm?"

„Wer dächte an dergleichen in solchem Momente," sprach Anselm.

„Meinen Sie auch, Herr Doctor, wie mein junger Freund hier, daß den armen Leuten Unrecht geschieht?"

„Wem geschieht nicht Unrecht in der Welt, antwortete Strahlheim. Seit sie steht, ist es nur ein fortgesetztes Gebäck davon."

„Und die Leute hätten Recht zu klagen?"

„Schöne Frau! das ist ein ursprüngliches Men-

ſchüttet, Salz und Rennthierbutter darauf, das Ragout umgerührt, eine Schüſſel darüber gedeckt, und nachdem ſo das Fleiſch kaum noch eine Viertelſtunde geſchmort, daſſelbe für gahr erklärt. In zwei hölzernen Näpfen ſtand es nun zu beiden Seiten der Hütte und man konnte nach Belieben mit den Fingern zugreifen. Nach meinem Geſchmack war es kaum gahr zu nennen; den Mangel an Brod empfand man bitter; dazu kein ſtärkendes Getränk, und nur der Hunger und die Seltſamkeit würzten das ſchwer errungene Fleiſch.

Profeſſor Wahlenberg, der berühmte Botaniker in Upſala, welcher mehrere Male tief in Lappland hineingereiſt iſt, wollte uns beſorgt machen, unſere Lappen wären keine eigentlichen geweſen. In der That unterſcheidet man ſie auch vielfältig an den Gränzen nicht allein durch die ſächlich begründete Eintheilung in Berglappen und Fiſcherlappen, ſondern will verſchiedene Begriffe unter dem Namen der Quänen, Finnen und Lappen verſtanden wiſſen. Alle dieſe Unterſchiede laufen aber, ſo viel wir erfahren konnten, auf Nebenumſtände aus. Quänen heißen dieſe nomadiſchen Lappländer in Norwegen. Unter Finnen verſteht man in Skandinavien meiſtens ſolche

ſchenrecht. Auch der ärgſte Despot hat uns das noch nicht genommen. Jeder hat Recht zu klagen, und kann klagen ſo viel er will; bis man ihm dafür auf den Mund ſchlägt. Dann hat er neuen Grund. So hört es nie auf."

„Aber derjenige, rief Anſelm, der, wenn Lichtblicke der ewigen Wahrheit dieſes verjährte Gebäude von Unrecht durchzücken, darüber ſpotten kann, ſollte ſeine Augen verſchließen, vor dem, was er nicht verſteht."

„Sie hätten unſern Freund ſehen ſollen, wie er vor Freude ordentlich zitterte, ſagte die junge Dame. Ich mußte ihn bitten, daß er dem wüthenden Maurer nicht noch zuredete."

„Und iſt das kein Wonnerauſch, meine Freundin, zu ſehen, wenn das Gefühl eines unveräußerlichen Rechts die dumpfe, ſtumpfe Maſſe einmal elektriſch durchdringt."

„Aber, beſter Herr Anſelm, haben ſie denn zu Adams Zeiten ſchon am Sonntag gearbeitet?"

„Als ſie am babyloniſchen Thurm bauten, ſoll das, nach einigen letzt aufgefundenen Urkunden der Fall geweſen ſein," ſagte der Doctor.

„Ihr liebenswürdiger Leichtſinn, meine Freundin, ſprach Anſelm, kann mich nicht beleidigen."

„Aber meiner! fiel der Doctor ein. Allein Sie verſtehen mich falſch. Meinen Sie, ich tadelte dieſe guten Leute? Gott bewahre! Ihr Bewußtſein iſt

ein ſo richtiges, wie nur eines, ein Bewußtſein, das uns Alle vorwärts treibt; denn jeder fühlt in der Bruſt das Recht, daß es ihm eben ſo gut gehe, wie Andern, denen es beſſer geht. Nur ſchade, daß es ſo ungeheuer viel Bewußtſeins in der Welt giebt, und dieſe nicht Platz finden und ſich daher aneinander reiben. In dieſer Zeit wachſen ſie wie Pilze nach einem Regen auf; und wo früher nichts da war, als Furcht und Demuth, ſteht mit einem Male ein baumſtarkes Gefühl vom unveräußerlichen Rechte da. So habe ich im Grunde nichts gegen dieſes anmuthige Toben; nur beſorge ich, daß den wackern Leuten ein anderes Bewußtſein entgegentritt. Die Polizei nämlich hat auch ihres, und wo das in Reibung kam mit andern, ſind die Flecke noch immer auf der andern Seite geweſen."

„Sahen Sie nicht, wie der Commiſſair ſchnell um die Ecke bog? Er wollte nicht mit anſehen, was er zu verbieten nicht wagt."

„Er kann wiederkommen."

„Laſſen ſie ihn wiederkommen!"

„Ums Himmels willen, Herr Anſelm, Sie wollen doch keinen Aufruhr. Das giebt ja am Ende ein Blutvergießen!" rief die Dame.

Das Geſpräch wurde durch den immer ſtärkern Tumult unterbrochen. Strahlheim, der von dieſer Seite genug gehört, drängte ſich unter die Zuhörer

des Leinewebers, der mit einem älteren Bürger in Wortwechsel gerathen war.

„Kurz und gut, sagte der Glaser, die Obrigkeit hat es expreß befohlen; und es stehet geschrieben: Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat."

„Glaser! das hat seine Richtigkeit, aber der Gottesdienst" —

„Herrendienst geht vor Gottesdienst!" sagte der Glaser.

„Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist, das steht geschrieben, lieber Mann; aber nicht, daß wir sollen an dem Tage, den der Herr sagt: er ist mein, auf Leitern klettern, und Nägel einschlagen."

„Dafür haben die einzustehen, die uns befehligt haben, so zu thun, und nicht wir, entgegnete der gute Bürger."

„Also, wenn uns die Obrigkeit beföhle, Steine in die Taschen zu stecken, und damit die Kirchenfenster einzuschmeißen, dann müßten wir es thun?"

„Wenn die Obrigkeit dieses befiehlt, mein lieber Weber, so wird sie schon wissen, warum sie es befiehlt."

„Damit die Glaser was verdienen können!" schrie Jemand. Der loyale Glasermeister war geschlagen; Alles stimmte in das Gelächter ein. Er mußte sich mit seinem Pflichtgefühl zurückziehen. Der

Weber war der Mann des Augenblickes. Die Volksgunſt trug ihn."

„Reſpect vor der Obrigkeit! O ja. Aber wenn die Obrigkeit Dir ſagt: Springe von der Leiter da herunter, wirſt Du es thun?"

Seine letzten Worte wurden vom Tumulte verſchlungen. Die Maſſen hatten ſich vermiſcht. Eine neue Loſung dröhnte durch die Menge: „Ein ſchlechter Kerl, wer die Hand anrührt!" — Das Wort kam von der andern Seite, fand aber auf dieſer reichen Zündſtoff. „Ein ſchlechter Kerl wer die Hand anrührt," brüllten viele hundert Stimmen; die vox populi hatte entſchieden, und der Krieg war den Arbeitenden erklärt. Ein brüllender Chor forderte, ſtatt Heroldes, ſie auf, Kellen und Aexte fortzuwerfen. Einige Unterhändler mochten auch in die trojaniſche Mauer geſchlichen ſein, und für die Belagerer arbeiten. Ein Stilleſtand drinnen fand ſchon ſtatt. Die Belagerten beriethen ſich. Der Maurerpolier kreuzte die Arme und wiegte den Kopf. Kecke Burſche aus der Menge waren auf Leitern geklettert und hielten den Zaudernden die Schnapsflaſchen hin: „Trinkt! Trinkt! — Wer ein Hundsvott iſt, ſchwitzt am Sonntag; ein ehrlicher Kerl trinkt!" rief es. „Trinkt, wiederholte der Chor, und Ihr ſollt wieder ehrlich ſein."

Unter den Maurern ſchien der Geiſt der Verführung bereits zu wirken. Die Kellen waren fort-

geworfen. Einer riß das Schurzfell ab, und zog den Rock an. Unter den ordnungsliebenden Zimmerleuten herrſchte mehr Bedenken. Doch hier arbeitete der Leineweber mit erbaulichen Gründen; die Zimmerleute wiſſen es zu ſchätzen, daß Joſeph von ihrer Zunft war. Am geringſten war die revolutionaire Wirkſamkeit bei den Profeſſioniſten, welche im Innern des Hauſes, an Täfelung, Tapezierung und was zum Schmuck gehört, arbeiteten.

Aber ein Widerſtand, den die Belagerer nicht berechnet, zeigte ſich gerade jetzt, wo die Belagerten anfingen zu wanken. Branteweinflaſche und Interdict konnten wohl die, welche arbeiten ſollten, locken, und ſchrecken, aber verfehlten ihre Wirkung auf diejenigen, für welche gearbeitet ward. Dies waren zunächſt nicht Baumeiſter oder Bauherren, ſondern die Frauen der Arbeiter. Schreiend und mit handgreiflichen Geſten ſchritten ſie umher und redeten den Männern Muth ein, oder den Muth aus, der ihnen nicht gefiel.

„Seid Ihr Kerls von Courage, oder Haſenfüße, rief Eine, ſeid Ihr Ehemänner und Väter, oder hergelaufenes Geſindel? Wollt Ihr Euch von denen da den Verdienſt aus dem Halſe reißen laſſen? Von den hungrigen Neidhammeln, den Geizhälſen? — Von denen mir befehlen laſſen, das wäre mir deſpectirlich, wenn die hohe Obrigkeit anders befohlen hat!“

„Christian! schrie die Frau des Poliers, eines Mannes von Gewicht, der noch immer mit gekreuzten Armen unschlüssig stand. Christian, bist Du ein reputirlicher Mensch, und willst Dir was auf die Nase binden lassen? Denke: wer sind denn die, und wer bist Du?“

„Frau! entgegnete der Polier, das ist schon recht. Aber Du weißt nicht was das gemeine Wesen ist.“

„Gemeines Wesen! Das wüßt ich nicht? Die sind gemein, und wir sind honetter Leute Kind.“

„Das ist schon recht; aber was zusammengehört, das muß zusammenhalten.“

„Gevatterin, darin hat er Recht, sprach ein kupfernasiger Veteran, das versteht Sie nicht. Wenn, was Maurers sind, Alle sagen: wir arbeiten nicht, so muß keiner sich ausschließen thun. Denn warum? Einzeln kriegen sie uns Alle beim Kragen; aber wenn wir Alle einig sind, dann sollen sie's mal probiren. So haben sie's in alten Zeiten gethan, und das ist die Ehre vom Gewerk.“

„Was ist die Ehre, und wer ist Er? schrie die Frau Polierin. Er hat nicht Kind und Kegel, und mein Mann ist ein Familienvater. Er ist betrunken von Früh bis Abend, und ich bin eine Meisterstochter und mein Mann kann alle Tage Meister werden, und Er nichts. Honette Leute halten zusammen, Aber Lumpenkerle läßt man laufen.“

„Frau, das ist schon recht, sagte der Polier, aber die Ordnung" —

„Die Ordnung ist, daß Ihr Eure Schuldigkeit thut, und Eure Schuldigkeit ist, daß Ihr was verdient. Aber wenn Ihr auf die Hasenfüße hört, so verdient Ihr nicht Geld, sondern die Ruthe verdient Ihr wie die Schulkinder!"

„Das verdienten sie, Einer wie der andere, rief die Erste. Lassen sich durch Schreien blaß machen! Wollen den Thaler aus der Tasche sich spielen lassen wie Einfaltspinsel. Sind das Männer, sind das Christen, sind das Bürgersleute? Faullenzer seid Ihr. Habe ich das um Dich verdient, Gottlieb, hab' ich darum das Essen Dir hergetragen, habe ich darum den Bissen vom Munde mir gespart um ihn Deinen Kindern zu geben? Aber warte, wenn Du nach Hause kommst, wie ein Schuljunge, der sich's Butterbrot nehmen ließ, die Thür schlag ich Dir vor der Nase zu, und ich will nicht Deine Frau sein, oder" —

Der Polier wollte sich gegen die Fremde eine Miene geben, die er gegen seine Frau zu behaupten vielleicht nicht angemessen hielt. „Frau Nachbarin, das ist schon recht, allein weiß Sie, daß es sich für Frauenspersonen nicht schickt, mitzureden, wenn Mannsleute discuriren?"

Aber seine Frau nahm es auf sich: „Was! Nicht mitreden sollen wir? Hat Gott der Herr den Sonntag bloß für die Mannsleute gemacht? Ist er da,

damit Ihr saufen könnt, und wir waschen und nähen und kochen und Euch die Kinder kämmen? Das wollen wir mal probiren! Die Frau hat Recht. Zeichnen müßte man Euch Alle, wenn Ihr Euch ins Bockshorn jagen laßt, daß die Kinder auf Euch mit den Fingern weisen. Frau Nachbarin, reden Sie nur los, fürchten Sie sich nicht. Man muß lange reden, bis man durch eine dicke Haut kommt. Aber ins Gewissen muß es Ihnen rein, ob sie Schlafmützen sind, Rosinenbengel, Plundermätze, Bärenhäuter, Hasenfüße, die ihre Frauen im Stich lassen, ihre Kinder verkaufen, ihre Röcke versetzen" —

Die andern Frauen blieben für die Aufforderung der Polierin nicht taub, sie fielen ihr schreiend ins Wort, und die angefangene Tonleiter von Schmähwörtern gegen die wankenden Ehemänner stieg bis zu der Höhe, wo der richtige Takt, der dem zarten Geschlecht eingeboren ist, sie abbrechen ließ, um was noch übrig war, für die gemeinschaftlichen Feinde zu sparen. Denn schon wankten die Männer. Besonders griff die Vorstellung ihr Ehrgefühl an: „Habt Ihr denn keinen Mund, könnt Ihr nicht so gut schreien wie die da?" —

Die Worte der Verführung verloren ihre Kraft. Der Familiensinn begann bei den Hausvätern über den Zunftgeist zu siegen. Die Lockungen der Faulheit waren überwunden. Zwar erscholl von Seiten der Belagerer ein unauslöschliches Gelächter, als der

Geſell, welcher ſich zu früh ergeben, den Rock langſam wieder auszog und das Schurzfell aufnahm: „Fürchteſt Du Dich vor den Maulſchellen! — Die Weiber haben ſie rum gekriegt. — Schürzenhelden!“ Dieſe ſpitzigen Wurfgeſchoſſe, in das belagerte Caſtell geſchleudert, blieben indeſſen wirkungslos. Die Frauen ſtanden jetzt auf Seiten ihrer Männer, und ihr Vorrath an Vertheidigungswaffen mußte unermeßlich ſein, wenn man die Maſſe abwog, die ſie beim erſten Angriff auf die Stürmenden herabſchleuderten, ohne zu beſorgen, daß er ihnen ausging.

Es konnte befremden, daß diejenigen, welche die Volksaufregung am nächſten angehen mußte, ſich gar nicht zeigten. Denn wer möchte annehmen, daß die Herren und Leiter des Bauds in ſo kritiſchem Momente ſich abweſend befunden. Aber die Erfahrung lehrt bei allen großen Bewegungen, die anſcheinend das Werk der Maſſe ſind, daß man die Großen erſt dann ſieht, wenn die Kleinen es ausgeführt haben. Hier war freilich der umgekehrte Fall: Die Großen duckten unter bis der Sturm vorüber war, der ihnen drohte, aber ſo ganz unthätig mochten ſie ihm in ihrem Verſteck nicht zugeſehen haben. Denn die verſtärkte Polizei, die ſpäterhin erſchien, wird wahrſcheinlich von ihnen in der Stille gerufen ſein, während es nicht außer der Wahrſcheinlichkeit iſt, daß ſie auch ihrer Seits Agenten unter die aufgeregte Maſſe

gesandt haben, welche auf diplomatischere Weise für sie wirkten.

Ja man will unsere Bekannte, die Waschfrau, zuerst im belagerten Schlosse in geheimem Gespräch mit einem daselbst einflußreichen Mann, dann aber unter der Masse der Angreifer gesehen haben. Dort schien sie Instructionen zu empfangen, die ihr indeß nach ihrem Kopfschütteln zu urtheilen, nicht gefielen.

„Ihr versteht ja die Leute so gut auseinander zu bringen," sagte der Mann, der ihr freundlich auf die Schultern klopfte.

„Alles zu seiner Zeit und an seinem Orte, hatte sie geantwortet. Kein Mensch muß einen Stein anfassen, den er nicht heben kann. Erwachsene Leute wollen anders behandelt sein als Schuljungen. Wer was durchsetzen kann, hat immer Recht, aber wer einmal ausgelacht wird, kann lange warten, bis sie nicht mehr über ihn lachen. — Zudem, setzte sie hinzu, weiß ich nicht, ob der Leineweber diesmal nicht doch Recht hat."

„Wer hat nicht Recht!" sagte ihr Instruktor, und zog sie vertraulich bei Seite. Was er dort mit ihr sprach, mußte mehr wirken, denn sie nickte beifällig, als er so schloß: „Also Frau Martin, besser mit Frieden als durch Krieg, besser mit Worten, als mit Blutstropfen, besser einige Silberstücke als viele Säbelhiebe."

„Das Volk will nun einmal anders behandelt

Lappländische Bewohner, welche sich angesiedelt und mehr oder weniger ihrer Wildheit entsagt haben, wiewohl man ihnen überall ihren dürftigen, gedrückten Ursprung ansieht. Nach dieser Steigerung gehörten unsere Lappen zu den Aechtesten ihres Geschlechts. Wiewohl sie Schwedisch verstehen und sprechen, reden sie doch unter einander die alte Sprache. Sie leben umherziehend in den Moorhaiden. Ihre Gestalt, ihr Gesicht ist der untrüglichste Stempel ihrer Finnischen Abkunft. Sie bauen keine Häuser, kaum Hütten. Sie säen nicht, sie ernten nicht. Sie kennen kein Brod, keine vegetabilische Nahrung; selbst die Waldbeeren scheinen für sie nicht zu wachsen; sie leben nur vom Rennthier. Sie besitzen eigentlich nichts auf der Welt, und wenn ich sage, daß sie nicht einmal Hemden und Wäsche haben, so wird wohl kein Deutscher dann unseren Lappen ihre Nomadische Natur und Abstammung bestreiten. Aber sie haben etwas, von dem Capell Brook sagt; daß darum ein Londoner Epikuräer nach Lappland reisen könnte, sie haben ihre Rennthiermilch, das aromatisch wohlschmeckendste und nahrhafteste Getränk der Welt. Dem Engländer zufolge, der unser Völkchen zumeist

ſein, als wie vernünftige Leute," hatte ſie geantwortet. Der Andere aber hatte ihr vergnügt die Backen geſtrichelt, und geſagt: „Es geht doch nichts über eine reſolute Frau, die da weiß, was ſie will, und will, was recht iſt."

Darauf, als die Polizei mit bewaffneter Macht anrückte — es geſchah aber nicht im Geſchwindſchritt, ſondern man hörte ſchon von fern, als ſolle es warnen, die Commandoworte, und ſogar ein Horn oder eine Trommel — wurde zwar nach Steinen und Hölzern gerufen, aber weder errichtete man Barrikaden, noch ſchickte man ſich auf andere Art, wie man doch noch eben verſchworen, zum Widerſtande an. Ja, als die Bajonette um die Ecke blinkten, hatte die Mehrzahl der Zuſammengerotteten ſich ſchon davon geſchlichen. Einige die vorhin am lauteſten geſtürmt, ſah man ſogar in den Bauzaun zu denen ſchlüpfen, welchen ſie noch eben offenen Krieg erklärt. Nur etwa ein Dutzend der wildeſten Tumultuanten ließ der eingenommene Spiritus entweder die Gefahr überſehen, oder ihr trotzen. Aber ihre geballten Fäuſte, ihre glühenden Geſichter und tobenden Stimmen verriethen, daß ihr Wille zwar gut war, ihre Taktik aber ohne Führer. Nach einem ſolchen ſuchten ſie vermuthlich, als der Allertrunkenſte ſich dem berühmten Maurergeſellen, welcher noch vor zehn Minuten ihr Kleon geweſen, in den Weg ſtellte, und zwar in dem Augenblick, wo auch er in das geöffnete Pfört-

chen des Bauzauns schlüpfen wollte: „Bruder! lallte er, Du willst uns verlassen?“ — „Still, rief Kleon, ich habe Arbeit genommen,“ und durch einen leichten Stoß beseitigte er nicht nur den Bundesbruder, sondern warf ihn, was vielleicht nicht in seiner Absicht gelegen, zu Boden.

Wie weit Frau Martin zu diesem Entschlusse und Ausgang beigetragen, verschweigt die Geschichte. Bekannt ist nur, daß sie plötzlich ihren Christoph, dessen heitrer Kindesblick die drohenden Gewitterwolken nicht gewahrte, beim Genick faßte, und ins Haus mehr schleuderte als zog. Es war die höchste Zeit. Die bewaffnete Macht klirrte schon auf der Straße. Doch von allen Ruhestörern waren nur zwei auf dem Platze geblieben. Der Eine im buchstäblichen Sinne des Wortes; man mußte den umgefallenen Maurer forttragen. Der Leineweber stand noch auf seinen Füßen; — ob ihn ein höheres Bewußtsein festgehalten, oder ob auch er in dem Zustande, in dem er sich befand, die Gefahr nicht gesehen, darüber blieb er selbst späterhin im Unklaren — dieser Zustand aber war noch von der Art, daß er zwar nicht die Füße mehr frei, wie er wollte, aber doch den Arm gebrauchen konnte, und respektvoll den Hut zog, als ihn der Commissair schüttelte, und verkündete, daß er arretirt sei.

„Alles, wie meine hohe Obrigkeit befiehlt.“

„Hat Ihm das die Obrigkeit befohlen?“

„Davon werde ich Rechenschaft dem ablegen" —

„Der ihm befohlen hat Tumult anzufangen? Hat er noch zu raisonniren?"

„Ich raisonnire nicht, ich thue, wie meine Obrigkeit mich heißt; ich stehe, wenn sie heißt: stehe; ich gehe, wenn sie heißt: gehe; ich rufe, wenn sie sagt: rufe, und ich schweige, wenn sie sagt: schweige! Eines nur unterstehe ich mich zu fragen" —

„Das Fragen wird an uns sein."

„Auf alle Fragen werde ich antworten. Ob man mir aber wird antworten können, auf meine eine Frage" —

„Marsch fort. Ihm wird sein Recht widerfahren, und die Obrigkeit wird ihm ersetzen, wie einem Jeden, was sie ihm schuldig ist."

„Auch den Untergang einer unsterblichen Seele?"

„Zum Sterben wird es noch nicht kommen, wenn es auch Flecke setzt."

„Aber wenn es zum Sterben gekommen wäre, rief der Weber, schon von einem Soldaten kräftig am Arme fortgerissen, wenn Einer von diesen Verführten und Gezwungenen am Sabbath zu arbeiten, von der Leiter gestürzt wäre, und todt hätte gelegen, ob eine hohe Obrigkeit ihm das ersetzt hätte, was ihm keine Obrigkeit von hier gegeben hat, das Heil seiner unsterblichen Seele, das unterstehe ich mich zu fragen?"

„Im Rathhausſtübchen unten auf der Bank, wird man ihm darauf antworten," hieß es, und ſtatt Triumphhymnen ſcholl dem unglücklichen Märtyrer, — er war der Einzige — ein unermeßliches Gelächter nach.

Sechstes Kapitel.

Als die Fenster sich wieder schlossen, ging Anselm im Zimmer der Wittwe einige Male rasch auf und ab. Sie verfolgte seine Mienen, in denen der Unmuth sich nicht verbarg, während sie selbst die forschenden Blicke unter einer weiblichen Arbeit zu verstecken suchte. Anselm bemerkte nur die gleichgültige Maske. Er griff nach dem Hute.

„Wollen Sie schon wieder gehen, Herr Anselm?"

„Ich will Sie nicht stören in Ihren wichtigen Beschäftigungen."

„Da liegt Ihr Buch noch — legen Sie ein Zeichen hinein, daß wir nicht vergessen, wo wir stehen blieben. — Das Kapitel ist noch nicht zu Ende, mein' ich."

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich daran erinnerten, daß wir noch nicht fertig sind. — Ich glaubte es."

Er war schon an der Thüre, als ein Silberlaut aus ihrem Munde ihn fesselte: „Sind Sie böse? —

Kommen Sie her, lassen Sie uns noch ein Bischen plaudern."

„Plaudern! Das nennen Sie plaudern? — Freilich, wer nur zum Plandern auf der Welt ist! Ich danke dafür" — und doch war er um einige Schritte schon näher gerückt, und als sie freundlich aussah, und mit der Hand neben sich aufs Sofa tippte, stand er nur noch einen davon entfernt.

„Warum muß man denn mit den Worten so genau sein, mein lieber Lehrer in der Weisheit? Wir nennen es nun einmal plaudern, was uns lieb ist zu sprechen. Ihnen ist ja jeder andere Ausdruck dafür erlaubt. Die Sache bleibt doch dieselbe."

„Wieder eine Unterscheidung zwischen uns und Ihnen! Läßt sich denn der Glaube der Ammenstube nie vergessen! Athmen Weiber anders als wir, sehen, riechen, fühlen sie anders? Warum müssen sie anders denken! Fruchtet denn nichts bei ihnen, auch bei den Edelsten, daß sie wagen, sich über sich selbst zu erheben?"

Die hübsche Wittwe seufzte: „Ach Gott, das Leben ist doch recht schwer!"

„Lehrt das der große Mann, der uns das Buch hinterließ? Lehrt er uns nicht vielmehr, daß wir das Leben nur um deshalb schwer bis jetzt fanden, weil wir nicht zu leben verstanden? Ich will Ihnen die Stelle noch einmal vorlesen."

„Ich hätte ihn wohl sehen mögen, wie er aus-

ſah, ſprach die Wittwe. Sagen Sie mal, hatte er denn wirklich rothes Haar, wie die Leute ſagen?"

Anſelm unterdrückte eine neue Aeußerung des Unmuths, die auf ſeinen Lippen ſchwebte. Er erklärte es für niederträchtige Verleumdung ſeiner Gegner und Neider, und wenn es ja röthlich geweſen, hätte es wie ein Heiligenſchein um ſein Haupt geſtrahlt. Er erging ſich in einer begeiſterten Schilderung. Sie horchte ihm mit freundlichen Blicken zu, und ſenkte dann und wann die Nadel um ſeinen Lippen ganz folgen zu können.

„Warum iſt es nun nur den Männern erlaubt zu ſtudiren? Ich meine auf Univerſitäten, und in den Collegien bei den Vorträgen der herrlichen Lehrer. Warum ſchickt man uns nur in die Kirchen? Was gäbe ich darum, wenn ich einmal unter den Studenten ſitzen könnte, wo die goldenen Worte aus ſo beredten Lippen fließen, und das Auge aus dem ſchönen ehrwürdigen Kopfe ſtrahlt. Namentlich möchte ich für mein Leben gern einmal bei einem Fackelzuge ſein, der einem berühmten Lehrer gebracht wird. Wenn das Vivat hoch mit Pauken und Trompeten ausgebracht wird und ſie die Fackeln ſchwenken, das muß ein herrlicher Anblick ſein. Nicht wahr, Sie werden dann eingeladen hinaufzukommen, und der Profeſſor embraſſirt Sie?"

Anſelm antwortete kurz, daß das nicht weſentlich ſei. Aber ſie fragte noch Vieles; wie die Stickerei

der Uniform ſei, ob die Marſchälle Degen trügen und ob Frau und Töchter des Profeſſors vorher davon Nachricht erhielten, um ſich danach anzuziehen?

„Wir kommen von unſerm ernſten Thema ab,“ ſagte der Student.

„Ja, lieber Anſelm, ſagte ſie, was können wir dafür. Warum läßt die Polizei ſolchen häßlichen Lärmen zu.“

Anſelm blickte ſie ſcharf an: „Iſt das Ihr Ernſt, nach dem, was wir eben geſprochen? Wünſchten Sie, daß die Polizei den armen Leuten auch den Athem verbieten ſollte?“

„Aber mein Gott, was iſt denn herausgekommen? Was haben ſie davon? Sie ſind unverrichteter Sache fortgejagt.“

„Was ſie davon haben, meine Freundin! Sie tragen das Bewußtſein mit ſich nach Haus, nach ihren Kräften gegen ein himmelſchreiendes Unrecht ihre Stimme erhoben zu haben.“

„Aber drüben wird nach wie vor fortgearbeitet.“

„Iſt darum die Wahrheit weniger wahr, weil für den Augenblick die Unwahrheit triumphirt!“

„Und Einer iſt ſogar arretirt.“

„Ich möchte wohl der Eine ſein, meine Freundin.“

„Um Himmels Willen nicht; dann hörten meine Lectionen auf. Denn auf der Feſtung beſuchte ich ſie nicht.“

„Wer weiß — ich glaube es faſt beſtimmt, Sie thäten es" —

„Damit die Soldaten auf mich mit den Fingern weiſen! Nein, lieber Anſelm, da trauten Sie mir zu viel Heroismus zu."

„Sie würden es thun. Nicht jede, aber Sie. Ich täuſche mich nicht. Sie würden es waaen, die erbärmlichen Geſetze, mit denen Convenienz und Sitte uns umſtricken, zu zerreißen, wenn Ihr Geiſt Ihnen ſagt, es iſt recht."

Sie erröthete: „Wie käme ich dazu?"

„Ein Impuls muß Sie freilich antreiben, wo uns der Geiſt von Anfang an leitet. Iſt aber dieſer gegeben, hat das Gefühl geſiegt, warum ſoll dann eine Frau nicht gleich uns grad aus gehen?"

„Gott behüte uns vor ſolchen Impulſen."

„Wie Sie ſich vor ſich ſelbſt ſchämen, indem Sie das ſagen! Säße ich auf der Feſtung, als Märtyrer einer Wahrheit, ſo umſtrahlte mich auch der Glorienſchein, vor dem ſich jeder wahre Geiſt beugt, und das Gefühl widerſteht am wenigſten dieſer Macht. — Was — Sie können darüber lachen?"

„Liebſter Anſelm, verzeihen Sie, aber die Vorſtellung iſt doch gar zu komiſch, Sie fortgeführt mir zu denken, wie da den Leineweber. Wie ihn die Gensdarmen ſchuppten und ſtießen! Er machte gar zu poſſirliche Gebärden."

„Das Prinzip der Unwahrheit ward schon so schwach, daß es nur noch durch die Macht des Lächerlichen gegen die Wahrheit anringt. Lassen Sie lachen. Auch die Ironie wird bald ausgelacht haben."

„Aber welch ein Unrecht Sie gegen sich selbst begehen, sich mit den Leuten da zu vergleichen. Das war doch rein ein unvernünftiges Toben."

„Wo es tobt, ist ein gährendes Element, das hinaus, eine Wahrheit, die ans Licht will. Falsche, einseitige Ansichten, verjährte Gesetze verschließen ihm den Ausgang. Da muß man helfen, nicht unterdrücken."

„Auch wo man nicht weiß, was da raus kommt."

„Jeder Wahrheit ihr freies Feld, dann in der großen Arena wird die echte siegen."

„Die Leute wußten ja aber selbst nicht, was sie wollten. Einer verstand den Andern nicht. Der Leineweber schrie, weil Jemand am Sonntag arbeiten durfte; die Andern aber, weil sie nicht am Sonntag arbeiten konnten. Alle waren nur eins darin, daß sie nicht zufrieden waren."

„Das ist eben das Weltgeheimniß, — wer noch Geheimnisse sieht, wo es mit jedem Tage heller wird, — daß entgegengesetzte Strömungen sich begegnen müssen, die nach unserm hausbackenen Verstande sich selbst vernichten; und doch treiben sie beide grade

am Nordcap kennen lernte, waren die Lappen sehr eigennützig damit, und er erhielt, erst nachdem das Vertrauen gegenseitig erwachsen war, eine Schale davon. Auch uns setzte man zuerst die Milch mit Wasser verdünnt vor, zeigte sich aber sogleich bereit, auf unsere Bitte, was sie an Milch vorräthig hatten, preis zu geben, und auch wir können sagen, es verlohnte sich darum, drei Tage im Morast zu waten.

Drei Stunden und darüber saßen wir schon mit zerdrückten Gliedern und wunden Augen, und der Regen wollte noch nicht ablassen. Zur Abwechselung aber öffnete sich die Thürklappe der Hütte, welche mit einer Art von Angeln oben befestigt ist, so daß, wenn man sie aufgehoben hat, sie von selbst wieder zufällt und dem Feuer als Blasebalg dient. Die einzige praktische Einrichtung in der Baracke. Herein blickte ein feines Gesicht, von dem man noch nicht recht wußte, ob es einem Mann oder einer Frau angehöre, denn so artig, sanft und bartlos es auch war, die militairische Mütze und die rothen Rabatten am blauen Rock, sprachen für den Mann. Es war indessen eine Lappen-Dame, aus einer benachbarten Niederlassung, d. h. die mindestens zwei un-

durch ihren Kampf den mächtigen Strom seinem Ziele entgegen."

„Das klingt wunderschön. Aber mein hausbackener Verstand versteht es noch nicht. Soll man am Sonntag die Leute arbeiten lassen, oder nicht?"

„Meine Freundin! — Anselm besann sich abermals und antwortete ruhig: Arbeiten Sie etwa nicht am Sonntag?"

„Das sind doch nur Handarbeiten."

„Arbeitet der Gelehrte nicht am Sonntag, und wenn ein puritanisches Gesetz ihm geböte die Feder niederzulegen, denkt der Philosoph nicht am Sonntage, ruft der Künstler nicht am Sonntage seine Phantasieen zu Bildern, zu Gestalten zusammen? Und was Ihnen, was uns, was Tausenden erlaubt ist, wogegen kein Gesetz sich sträuben kann, wogegen keine Sitte spricht, kein Gefühl sich empört, das sollte gerade den armen Leuten dort aus einer Caprice verjährter Einbildungen verboten bleiben! Nein, nimmermehr, diese Privilegien, erfunden zum Druck, sich versteckend hinter frommen Namen und Einbildungen, müssen, sie werden aufhören, in allen und jeden Regionen des Lebens. Die Kraft von gestern ist wie die Blume, die nur für einen Tag blühte; am Abend schließt sie sich um am Morgen welk zu sein. Den Heutigen gehört das Heute; ihnen strahlt das Morgenroth."

„Ach Gott, wir ſind alle Menſchen," ſeufzte die Wittwe.

„Das ſollen wir nicht ſein," fuhr der Student heftig auf. Ebenſo ſchnell fiel ihm aber die lächelnde Freundin ein:

„Was denn ſonſt, lieber Anſelm? Engel giebts doch nicht mehr."

„Menſchen ja, aber urſprüngliche, die das Spinnengewebe, das Scorpionennetz der tauſendjährigen Verhältniſſe wieder durchbrochen, den dunſtigen Schleier des Halbdunkels, in dem ſie in der A-B-C-Schule der Welt die Gegenſtande anzuſehen gelernt, zerriſſen haben, die da wagen, den Dingen, wie ſie ſind, ins Geſicht zu ſehen, die da nicht erſchrecken vor einer Fratze, wenn auch tauſendjähriger Staub drauf liegt, die da nicht erröthen vor einem Bilde, nicht zuſammenzücken vor einem Worte, ſolche uranfängliche, reine, vom Naturhauch durchglühte Menſchen."

„Aber die glaubten ja an Geſpenſter, und weit mehr als wir" —

Anſelm war unwillig aufgeſprungen: „O Weiber, Weiber!" rief er, und durchmaß abermals heftig das kleine Zimmer. Die Ruhe, mit der die junge Wittwe an ihrem Nähzeug fortarbeitete, ſchien die innere Gluth des Studenten nicht zu mindern. Er blieb ſtehen:

„Sagen Sie mir nur das, wie iſt es möglich, daß Sie ſo emſig da an dem weißen Tuche fort,

ſticheln können, während wir über Gegenſtände ſprechen, von denen Sie ſelbſt ſagen, daß ſie Ihnen durch Mark und Blut gehen?"

„O ich höre Alles an."

„Indem Sie Stich um Stich abmeſſen, den Faden wichſen, jetzt mit einer Aengſtlichkeit einfädeln, als hinge das Wohl der Welt davon ab?"

„Soll ich die Hände in den Schooß legen? — Das iſt nun einmal unſere Beſtimmung. Ja wenn ich eine reiche Dame wäre" —

„Glauben Sie, daß Sie alsdann mir aufmerkſamer zuhören würden? O nein, täuſchen Sie ſich nicht. Sie würden mit derſelben Gelaſſenheit und Ruhe mit Ihrem Bologneſer ſpielen, oder an Ihren Aermeln zupfen, daß ſie in ordentlichen Falten ſitzen, oder an den Handſchuhen ziehen. Sie würden vielleicht an einer einfältigen Stickerei eben ſo emſig arbeiten als jetzt. Das iſt der alte Naturfluch, der auf Ihrem Geſchlechte laſtet, der immer wieder auftaucht, je mehr wir uns Mühe geben, ihn auszutreiben. Neugier hieß er in der Mythe, ſeitdem wurde er zum Flatterſinn, zur Unbeſtändigkeit, und ich möchte ſagen, in der Unaufmerkſamkeit auf den Ernſt des Daſeins ſpricht ſich in der modernen Welt der weibliche Sinn am deutlichſten aus. Sie geben ſich wohl den Anſchein, ſich von einer Idee hinreißen zu laſſen, ſie ſtrengen ſich auch an, aber es haftet nicht. Es braucht nur eine Mücke zu fliegen, ein Sonnenſtäub-

chen, ein Faserchen auf einem schwarzen Sammtkleide, und alle Aufmerksamkeit ist wieder hin und auf das Unbedeutende gefesselt."

Die Wittwe ließ ihre Arbeit sinken und sah ihn freundlich an: „Möchten Sie uns denn anders?"

„Sie! ja!" rief Anselm, und ergriff die weiße Hand. Er schien einen Kampf zu kämpfen, ob er sie an die Lippen führen sollte? Er ging als Sieger daraus hervor, obgleich die schöne Hand weich und widerstandlos in seiner ruhte. — „Nicht bei der Masse, hier muß ausnahmsweise bei wenigen Erwählten der Anfang gemacht werden. In Ihnen regt sich die Wahrheit, Sie fühlen sie auch, aber Ihnen fehlt noch das Bewußtsein, daß Sie zum Bewußtsein kommen müssen."

„Ist es nicht gut, in unsern beschränkten Verhältnissen, wenn man nicht immer Alles weiß?"

„Nein! und dreimal nein! Wie oft soll ich Ihnen das sagen, daß die Zeit des Helldunkels vorüber ist, daß wir nicht mehr schwärmen dürfen für das Unbestimmte. Die Idee muß in uns klar sein, wenn wir uns ganz ihr hingeben sollen. Dann treiben wir nicht sie, sie treibt uns, dann erst mögen wir uns berauschen, dann zerfällt der Vorwurf eines Trunkenboldes in sein Nichts. Wir sind in unserm Rechte, alle anderen Rechte dagegen sind nichts, es ist heilig, göttlich, unwiderstehlich. — Nun nur einmal Ernst, meine Freundin, die Hand ans Herz, fragen Sie sich,

ſind Sie einer ſolchen Hingebung, eines ſolchen Rauſches für eine Idee fähig?"

Die Wittwe ſeufzte noch tiefer als vorhin, ſah ihn aber ſehr freundlich an, als ſie antwortete:

„Wenn Sie ſo reden, lieber Anſelm, rauſcht es mir wie eine ſtürmiſche Muſik in der Seele. Aber es iſt nur wie eine Ouvertüre, mich bangt dann, was darauf folgen wird. Ja wenn Sie immer, in einem fort ſo reden könnten, das wäre ſchön."

„Muth! Muth! rief er, ihre Hand drückend. Sie ſind auf dem rechten Wege. Seit ich Sie zum erſten Male ſah, erkannte ich das. Sie ſind eines der wenigen ausgezeichneten Weſen, die ſich, durch ſich ſelbſt, über das Loos erheben ſollen, wohin Ungerechtigkeit, Verkennung, Vorurtheile Ihr ganzes Geſchlecht ſtießen. Wagen Sie es. Erwachen Sie raſch zum Bewußtſein Ihrer Freiheit, die Ihr angeborenes Recht iſt."

Das ſchöne Auge der Wittwe belebte ſich: — „Wem ſchickt aber der Himmel gleich ſolche Sendung um eine Jungfrau von Orleans zu ſein. Sehn Sie, das kann mich immer verdrießen, wenn die Männer darüber ſpotten. Ich hatte oft Zank mit meinem ſeeligen Mann. Er war gar zu ſehr Aktenmenſch, um ſich für eine reine Idee zu begeiſtern. Er wollte nichts menſchlich Wahres in der Jungfrau ſehen, und um mich zu ärgern, und meinen Schiller herunter zu ſetzen, las er mir aus ſeinem Shakſpeare die

Scenen vor, wo die Herrliche so schändlich behandelt wird. Nicht wahr, Herr Anselm, Sie sind doch auch für die Schillersche Jungfrau? Der Himmel hat sie gesendet und nicht die Hölle."

„Ob Himmel oder Hölle, ist das nicht dasselbe, wenn sie nur ihrer großen Sendung sich selbst bewußt war. Und das war sie gewiß, da sie dafür den Flammentod erduldete."

„Sie wollen sie auch verbrennen lassen? Pfui, pfui, das ist nicht wahr," fiel hastig die Wittwe ein, und zog ihre Hand zurück.

„Liebste Freundin, das ist ja historisch ausgemacht."

„Dann lügt die Geschichte, oder die die Geschichte machen. Das ist nicht wahr, und kann und darf nicht wahr sein. Es ist eine hämische Kritik gegen Schiller, eine boshafte Erfindung, um uns eine schöne Illusion zu verderben. Johanna d'Arc kann nur auf dem Schlachtfelde als Siegerin, ihre Fahne in der Hand, gestorben sein."

„Werthe Freundin, die Wahrheit der Idee steht gewiß höher, als die sogenannte historische, von der man mit Unrecht zu viel Wesen macht; hier aber handelt sichs von einer dürren, beglaubigten Thatsache. Jeanne d'Arc wurde von den Engländern als Hexe verbrannt."

„Und wenn Sie sich auf den Kopf stellen, ich glaube es Ihnen nicht."

„Ich kann Ihnen aus der Bibliothek die bewährteſten Geſchichtsbücher holen.“

„Gedruckte Lügen! Sind die beſſer?“

„Ich meine, der ganze Prozeß gegen ſie exiſtirt noch.“

„Hören Sie auf, ſchweigen Sie, wenn Sie es nicht mit mir verderben wollen. Sie mögen gegen berühmte Männer und Könige und Feldherrn ſagen, was Sie wollen, meinethalben beweiſen, daß ſie nie exiſtirt hätten, aber das Hohe und Heilige laß ich mir nicht herunter reißen. Und Sie namentlich, mein gelehrter Freund, Sie wollen ein Ritter ſein für die Emancipation der Frauen, und können ſich darin gefallen die begeiſterte Heldin zu verläſtern?“

„Ich verſichere Sie, das iſt mir nicht in den Sinn gekommen. Aber Wahrheit muß doch Wahrheit bleiben.“

„Meine Wahrheit, die ich fühle, nein, die ich weiß, laß ich mir nicht nehmen. Und wenn Sie es mir beweiſen, wie das Ein mal Eins, ſie iſt doch nicht verbrannt, denn das zerſtörte meine Idee von der Jungfrau, für die ich ſchwärme, in die ich verliebt bin, ja mein Herr, das bin ich, und ich ſchäme mich nicht es zu ſagen, und ich meine, das ſollten Sie achten. Ich ließe mir den Kopf dafür abſchneiden, aber beſſer iſt, ich halte mir die Ohren zu. Heißt das nicht Aufopferung für eine Wahrheit?“

„Sie wollen ſcherzen.“

„Nein, nein, nein, und sieben Mal Nein. Allen Ernstes, da sind wir zu einem Punkt gekommen, wo ich auch meine Meinung habe, und meine Meinung ist die richtige. — Noch Lust zu widersprechen, Herr Anselm?“

Sie hielt ihm die Hand wieder hin. Ein so holdes Lächeln schwebte um die feinen Lippen, daß es Barbarei gewesen wäre zu widerstehen.

Er drückte die Hand an seinen Mund: „Ich leugne nicht, daß es Momente geben kann, wo auch ein Philosoph seine Meinung gefangen geben muß, allein“ —

„Kein allein und kein aber; nur diesmal nicht. Lassen Sie mich doch auch einmal Recht haben. Es passirt uns so selten im Leben.“

„Mit dem allergrößten Vergnügen, theure Freundin, wenn ich es nur irgend mit der Vernunft“ —

„Was Vernunft und Verstand! Verschlägt Ihnen das irgend etwas, schadet das etwas Ihrer Philosophie? Und wie rührend, wie himmlisch ist das:

Der schwere Panzer wird zum Hochzeitkleide.
Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude.

Sagen Sie mir, was auf der ganzen Welt ist so erhebend als diese Idee?“

„Aber ich sehe nicht ab, weshalb die Jeanne d'Arc das nicht eben so gut auf dem Scheiterhaufen denken kann. Sie müssen doch eingestehen“ —

„Erstlich würde sie doch wohl keinen Panzer an-

gehabt haben — sehn Sie ich kann Ihnen auch mit historischen Gründen antworten! Zweitens ist ein Verbrennen, und namentlich von schönen jungen Damen, kein kurzer Schmerz, sondern eine Brutalität. Drittens aber, ich kann auch logisch sein, kann die Himmelskönigin eine so begeisterte Jungfrau, die sie selbst ins Feld geschickt hat, gar nicht so schändlich verlassen. Die Flammen, wenn sie solchen ätherischen Körper berührten, hätten sich theilen müssen zu einem Thronhimmel, und sie in Glorienschein in die Wolken tragen."

„Wie mancher Märtyrer starb für seine Wahrheit auf dem Holzstoß, und man weiß nichts davon, daß die Flammen sich über ihn wölbten und ihn erhoben."

„Dann war seine Wahrheit auch gewiß keine solche rechte Wahrheit als die der Jungfrau."

„Das Bewußtsein ist Wahrheit."

„Drum lassen Sie mir unverkümmert meines, und ich will für Ihres eine so andächtige und gelehrige Schülerin sein, als es mir nur möglich ist."

Auf seiner Stirn entdeckte ihr feiner Blick noch immer leichte Wolken, die selbst ihre Holdseeligkeit nicht zu verscheuchen gewußt. Die Schlaue wußte das Gespräch von ihrer Wahrheit auf die des Jünglings zu leiten; sie recitirte Stellen aus dem Philosophen, sie bat ihn um deren Erklärung, und das

Gewitter vertheilte sich, als sie bald mit entzückter Miene, bald mit ernstem Blicke ihm folgte.

Das Lockenköpfchen auf dem weißen Arm gestützt, entfuhr es ihr wie aus schwerer Brust: „Und was soll aus uns werden!“

„Glückliche Menschen.“

„Durch das Bewußtsein allein?“

„Probiren Sie es nur.“

„Die Idee ist gewiß ungeheuer groß, lieber Anselm, und auch heilig mag sie sein, daß der Egoismus so ganz abgestreift wird, und jeder nur für das Ganze lebt und schafft, aber mein kleiner Kopf schwindelt davor. Den schönen Trost der Religion von einer Belohnung nach dem Tode so mit einem Male weggewischt zu sehen!“

„Ist das Bewußtsein an sich nicht die allerhöchste Belohnung? Wenn es kein Nektar wäre, der uns berauscht, uns über alle Schmerzen wegtrüge, wie hätten die Hunderttausende von Märtyrern es ausgehalten und den Schmerz besiegt?“

„Ja, aber wo wird man das Bewußtsein empfinden, wenn es mit uns aus ist?“

„Wir sind ewig, Freundin.“

„Aber wie! Hier ein Stückchen Aug' und da ein Stückchen Ohr.“

„Die Weltseele ist ein großer Athem.“

„Das ist unbeschreiblich erhaben; allein es ist doch jedem so, als müsse er etwas apart haben. Man

ferer Meilen Sumpf und Moorland von dieser Hütte am Aneskúta entfernt lag. Im vollsten Putze hatte sie einen Besuch bei ihren Verwandten gemacht, und niemand war ihr dafür mehr verbunden als wir, da sie uns Gelegenheit gab, den ganzen Staat der Lappländischen Schönheiten zu bewundern. Sie trug nämlich, als wir sie nachher im Freien gerad aufrecht erblickten, einen langen Oberrock von grobem blauen Tuch. Die Aermel gingen bis zur Hand; bis über die Brust war er aber aufgeschlitzt und die Schlitze mit einem rothen rabattenartigen Saume breit besetzt, der in einen steif militairischen Kragen von gleicher Farbe auslief. Die Mütze, von demselben Zeuge, war helmartig gebildet und die Stirn bedeckte ein Schirm. Man kann denken, daß eine solche Erscheinung in diesen Moorgegenden sehr vornehm aussah; zumal da ihre noch jugendliche Gestalt nicht ganz unelegant war. Aber der reiche Schmuck am Haar und an den Aufschlägen konnte für jeden, nicht mit den Gewohnheiten des Volkes Bekannten etwas Feenartiges haben. Statt der Tressen oder Orden hingen nämlich an den rothen Rabatten alle möglichen Arten Spielereien, als Ketten, Kreuze, Löffel,

wünſcht doch für ſich zurückzulegen. Wer nicht an die Zukunft denkt, den ſchelten ſie leichtſinnig, wie ich es an meinem lieben, ſeeligen Manne leider auch erfahren habe. Er hat nicht an das gedacht, was nach ſeinem Tode kam."

„Wenn er nur Materie war, lebt er nur in der Materie fort."

„Er hätte aber doch denken ſollen, daß er nicht für ſich allein lebte."

„Da liegt es, Freundin. Wäre er zum Bewußtſein gekommen, daß er für die Welt lebte, er lebte in ihr noch fort."

„Das hätte mir aber doch nichts geholfen. Und ſeine große Bibliothek, für die er alles hingab, wie iſt die in alle Welt zerſplittert. Denn bei der Auction kam nicht das Viertel raus, was ſie gekoſtet."

„Wiſſen Sie, wie dieſe zerſtreuten Bücher anregend, belehrend, erweckend fortwirken werden, dieſelben, die dort zuſammengeſchichtet und gepackt, iſolirt, verdumpften und vermoderten? — So müſſen wir Alle aus unſerm engen, beklommenen, überkommenen Daſein hinaus in die Freiheit, und dann ſind wir erſt. Aber nicht auf das, was Tod heißt, dürfen wir warten, jeder Augenblick mahnt uns daran."

„Wenn mein Mann, ſagte die Wittwe, ſchon bei Lebzeiten daran gedacht hätte, wäre es auch beſſer gegangen. Er konnte ſich aber immer nicht entſchlie-

ßen, ob er doch selbst recht gut einsah, daß das über unsere Kräfte ging."

Der Student vertiefte sich in eine Abhandlung über das Wollen und Müssen. Die hübsche Wittwe hörte ihm eine Weile aufmerksam zu, wenigstens folgten ihre Augen unverwandt seinem Munde, bis sie sich unvermerkt wieder auf das Nähzeug richteten, und ehe sie es sich versah und er es bemerkte, die Arbeit im Gange war.

Jetzt war er fertig und sie hielt inne: „Was wollen Sie eigentlich?"

Er sah die Fragende groß an, und vermuthlich jetzt erst ihre Beschäftigung.

„Mich ins Leben stürzen, antwortete er, wie ich Ihnen eben glaube auseinandergesetzt zu haben. Bücherweisheit allein ist nichts."

„Das glaube ich Ihnen recht gern. Aber was verstehen Sie unter Stürzen? Das Leben ist so schön, und man muß sich doch drin umsehen können. Zu langsam vorwärts kommen ist freilich nichts, ich denke, jeder Mann muß immer sein bestimmtes Ziel haben, und fest darauf losgehen, nicht stürzen und nicht hinken."

„Dem, der der Wahrheit nachgeht, fehlt seines niemals."

„Nicht wahr, Sie wollen Professor werden? Denn bloß Bücher schreiben, oder Lehrer zu sein, ist wohl nichts für einen Geist, wie Ihrer?"

Anſelms Miene mochte, als er jetzt aufgeſtanden war, verrathen, daß er daran, wenn überhaupt, doch in dem Augenblicke nicht gedacht hatte. Aber in einem anmuthigen, lebhaften Geſpräch, — denn jetzt war ſie in ihrer Wahrheit, — wußte ihm die junge Wittwe die lockenden Vorzüge einer ſolchen Stellung nicht ſowohl zu ſchildern als abzufragen, und er war, als er ging, er wußte nicht wie, zum Bewußtſein gekommen, daß die Wahrheit zwar das große Ziel ſeines Lebens ſei, das ſichtbare und nähere aber eine Profeſſur der Philoſophie. Alsdann kommt die Wahrheit von ſelbſt.

Aller Streit war ausgeglichen, als Anſelm ging, holde niedergeſchlagene Blicke begegneten ſich, und obgleich Beide mit dem Abſchiede zufrieden waren, hatte ſich doch noch nie ſo viel Verlegenheit hinein gemiſcht.

Die junge Wittwe murmelte, als er fort war: „Er neunzehn, und ich drei — zwei und zwanzig Jahr!“ — Dann trat ſie an den Spiegel und muſterte ihre Toilette: Frau Profeſſorin! ſagte ſie, und ihr Spiegelbild lächelte ſie freundlich an. Es klingt ſo übel nicht, und ein Fackelzug vor dem Hauſe, ein Vivat, der Name in den Literaturzeitungen, vielleicht einmal ein Geheimerathstitel und ein Orden gar — ei darum ließe ſich ſchon ein Paar Jahr warten!“

Siebentes Kapitel.

Auf der Plateform des neuen Hauſes ſtanden die bei dem Bau mitzureden hatten bei einander. Ein kleiner Rath, beſtehend aus den Architecten, den Werkmeiſtern, Lieferanten und wer ſonſt bei dem Geſchäfte bevortheilt war. Die Dachhöhe, welche ſich nach dem Gothiſchen Seitenflügel in den Park hin abdachte, hatte noch einen ziemlichen Ueberblick deſſen, was auf der Straße vorfiel, gewährt, und doch waren die darauf Befindlichen ſowohl außer dem Geſicht der Tumultuanten geblieben, als außer dem Bereich der Wurfgeſchoſſe, die ſchon in den letzten Scenen des Tumultes gegen die Arbeiter zu fliegen anfingen. Hier war, während des Sturmes, ein geheimer Kriegsrath abgehalten worden. Die Theilnehmer ſchienen über den glücklichen Ausgang nicht Alle auf dieſelbe Weiſe zu reflectiren. Das Lächeln, welches auf den Mundwinkeln ſpielte, war nicht überall das natürliche der Zufriedenheit, hie und da hatte es eine ironiſche Beimiſchung. Wenn man es in

Worte faßt, würde es ungefähr gelautet haben: „Uns ging es ja doch nicht an.“

„Und wenn sie Alles kurz und klein geschlagen hätten, sprach ein untersetzter Maurermeister, dessen rundes, volles Gesicht einer freundlichen Bardolphstinktur mehr und mehr Raum gönnte, im Grunde genommen, da wir unter uns sind, meine Herren, was wäre es gewesen? Wir hätten wieder von vorn angefangen. Gold hat ja der unsichtbare Mann. Wir haben Steine, die Zimmerleute haben Holz, und die armen Leute hätten neue Arbeit.“

„Sie vergessen, sagte der Conducteur, daß jetzt der Bau in einer Hetzjagd vor sich gehen soll.“

„Und wir sollten bedenken, sagte der Zimmermeister, was dieser Mann für die Stadt thut. Wie viele Handwerker, Kaufleute, Fuhrleute, die Hunderte von Arbeitern nicht zu rechnen, haben diese anderthalb Jahr über allein von ihm gelebt! Wie prompt kommt nicht das Geld an! Hat es nur ein einziges Mal gefehlt! Es giebt schon reiche Leute, die auch Andere verdienen lassen, aber auf eine so honette Weise, das kommt nicht alle Tage vor.“

Die Mehrzahl der Beiräthe waren derselben Meinung; auch als der Zimmermann fortfuhr: „Zu dem kann Niemand sagen, daß der Mann einen ehrlichen Profit mißgönnt. Und auf welche hübsche Weise weiß er allezeit denen was zuzuwenden, die es zumeist brauchen. Es kommt mir manches Mal vor,

als baute er nicht bloß, wie wir meinen, nach seinen Einfällen und Launen, vielmehr als richte er sich nach unsern Bedürfnissen. Als die Klempner brach lagen vorigen Herbst, was wurde da nicht mit einem Male für Blechwaare bestellt, ebenso als die Tischler keinen Verdienst hatten. Ja ich möchte oft denken, wenn ich das so überschlage, als wenn er gar nicht so weit ab von uns sein könnte, als wir meinen, und zuweilen mitten unter uns steckte, und uns alle kennte. Also, daß es wohl sehr unrecht von uns wäre, meine Herrschaften, so wir daran Freude hätten, wenn ihm ohne Noth etwas zerstört würde. Im Gegentheil müssen wir, was an uns, dazu thun, daß die Sache rasch vorwärts kommt. Denn solch ein Mann ist keiner den man rupfen muß, vielmehr ein Ehrenmann und ein Wohlthäter der Stadt."

Der Architect sagte: „Nun das wird ja ohne dies geschehen."

„Daran erkenne ich unsern wackeren Rathszimmermeister, sprach der Commissionsrath, und klopfte dem Redner freundlich auf die Schulter. Immer der Ehrbarkeit das Wort geredet. Das ist brav. Männer von altem Schlage kommen immer mehr ab. Man muß sie festhalten in dieser schlimmen Zeit, und mein unbekannter Mandant hat es wohl gewußt, wem er die Zimmerarbeit anvertraute. Ein hübsches Geschäftchen mit der Holzlieferung haben wir aber doch daneben gemacht? Und warum nicht!"

Der Rathszimmermann wollte widersprechen.

„Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit unter Freunden! fiel der Commissionsrath ein. Verdienst kann mit der Ehrbarkeit Hand in Hand gehen, und ich theilte gern mit dem braven Zimmermann in dem Einen wie im Andern, wenn er wollte. Nur sollte er auch Andern etwas zu verdienen gönnen. Kein Mensch steht allein auf der Welt, und wie keine Hand allein ein Haus baut, so wäscht sich auch keine Hand allein. Eines hilft dem Andern, was mit aller Redlichkeit geschehen mag."

Der Zimmermann schien es dennoch für nöthig zu achten, gegen den Sinn dieser Worte einen Protest der Vorsichtigkeit einzulegen. Er behauptete, die Zeit sei vorüber, wo Handwerk goldenen Boden gehabt. Wer darauf ausginge mit einem Male reich zu werden, bringe es jetzt nicht mehr weit. Mit wenigem müsse man zufrieden sein, und dabei arbeitsam, das helfe auf die Beine, und wer es weiter bringen wolle, der habe zuzusehen, daß er nicht falle.

„Goldne Worte! fiel lächelnd der Commissionsrath ein. Die sollten wir Alle uns ins Herz schreiben, und uns nicht durch Beispiele verführen lassen. Denn freilich, wo man so sieht, wie aus dem Vollen gewirthschaftet, wie das Gold fortgeworfen wird, um eine Caprice, da regt sich wohl der verführerische Gedanke, ob es nicht zu bessern, solideren Zwecken anzuwenden, ob man nicht vielleicht selbst dazu be-

'rufen ſei. Man frägt ſich: Was könnte ein vernünftiger Mann mit dieſen verſchleuderten vielen Tauſenden ins Werk ſetzen, und woher denn das Geld kommt, was ſolch einem unbekannten Cröſus zu lockker in der Taſche ſitzt? Wer mühſam und redlich erworben hat, hält feſt, was er hat. Wer, Gott weiß wie, zum Reichthum kam, der wirft ihn auf dieſelbe Weiſe wieder fort, als er dazu kam. Ja, wie kommt man jetzt zu Reichthum? Unſer würdiger Rathszimmermann hat ein ſehr wahres Wort geſprochen. Auf redliche Weiſe kommt das nicht mehr. Er fällt dem Glücklichern zu. Einem durch Erbſchaft, dem Andern durch Spiel. Unter uns geſagt, meine Freunde, mir ſcheint nach der Art, wie er es verthut, als wenn unſer Cröſus oder Nabob ſein Geld nur durch ein Spiel gewonnen hat. Und es giebt der Spiele mancherlei Art. Dort jenſeits der Linie, wo der Pfeffer wächſt, galt eines Menſchen Leben nicht eben viel. Wie hier mit Thalern, ſpielt man wohl dort mit Seelen. Ich weiß nicht, und will Niemanden beleidigen, aber mich überſchleicht da ſo zuweilen ein Gedanke" —

Der Architekt lachte auf.

Der Commiſſionsrath nahm ein Priſe und lächelte den Baumeiſter an: „Nun, nun, Alles mit Ehren, man kann auch mit Ehren ein Sclavenhändler ſein. Selbſt Straßenräuber mögen da an der Gränze der Mongolen noch heut zu Tage reputir

liche Leute sein. Waren sie es ja ehedem zu den Zeiten des Faustrechts auch bei uns. Gewiß, es kann uns hier gleichgültig sein, woher unser Nabob sein Geld hat, wenn seine Tratten nur honorirt werden, und es wieder unter die Leute kommt."

„Und dafür ist gesorgt," sagte der Architekt.

Der Maurermeister verzog sein rothes Gesicht und hustete ein wohlgefälliges Lächeln aus der breiten Brust: „Ja, ein schmähliges Geld kostet es dem Herrn. Wenn Einer von unsern reichen Bauherren hier solche Rechnungen kriegte, was würden die für Gesichter ziehen!"

Der Commissionsrath nahm eine officiöse Miene an, die er nicht immer unter den Handwerkern zeigen mochte: „Meine werthgeschätzten Herren, das ist bei einem collegialischen Geschäfte unausbleiblich. Wer für sich wirkt, der Einzelne, mag sparen indem er schafft. Wer ein Geschäft durch Andere führen läßt, muß darauf gefaßt sein, daß die Rechnungen anders klingen, besonders wo die Ausführung Vielen übertragen wird. Welcher Bevollmächtigte darf das wagen, was dem Eigenthümer zusteht? Auch die uneigennützigste glücklichste Geschäftsführung für einen Andren kostet mehr, als wenn ich selbst dabei bin, und selbst Hand anlege. Der Geschäftsführer darf nicht auf einen außerordentlichen Gewinn rechnen und um deshalb etwas Ungewöhnliches einsetzen. Er handelt nur dann redlich gegen seinen Machtgeber,

wenn er für ihn ſicher geht. Die abſolute Sicherheit aber iſt theuer. Das iſt in der ganzen Welt ſo. Machen wir uns um deshalb keine unnöthigen Sorgen. Ich verſichere Sie, unſer Mandant muß unſere Rechnungen am Schluſſe des Baues anerkennen, wie er ſie bis da anerkannt hat. Und wenn auch der Pöbel in ſeiner Art demolirt hätte, ſo waren wir vollkommen berechtigt, wieder von vorn anzufangen. Auch unſer trefflicher Rathszimmermann würde keinen Anſtand genommen haben, noch einmal das Holz zu liefern, ſelbſt, wenn es inzwiſchen etwas theurer geworden wäre."

Das heftige Auflachen und die ſarkaſtiſche Miene des Architekten mochte den Redner ſtören, ohne ihn aus ſeiner Sicherheit zu bringen.

„Wir waren zwar oft verſchiedener Meinung, aber im Weſentlichen werden wir uns doch immer verſtanden haben, ſo meine ich, Herr Baumeiſter. Worin alſo differirt diesmal Ihre Anſicht von der Unſrigen?"

Der Architekt entgegnete: „Ich habe eigentlich keine Meinung mehr auszuſprechen. Mein Geſchäft iſt beendet. Ein Einſichtsvollerer wird an meine Stelle treten. Wenn Sie indeſſen nur meine Privatanſicht verlangen, ſo meine ich diesmal, daß der unſichtbare Machtgeber einer andern Anſicht ſein dürfte als unſer würdiger Commiſſionsrath. Da es vorblickt, daß er ſchon oft mit dem einmal Gezahlten

Figürchen, alle vom reinſten Silber. Eben ſo waren die beiden Zöpfe auf dem Rücken mit Silbergeräth verſchlungen. Um den Leibgurt waren die herkömmlichen Anhängſel ebenfalls nicht ohne Zierath, und nur die groben dicken Moorſchuhe, triefend von Feuchtigkeit, verſcheuchten jeden zarten Eindruck.

Die Rennthiere ſind ihre einzige nutzbare Habe. Allein der Sage nach beſitzt das Volk Schätze, welche auf immer für die cultivirte Welt verloren ſind. Dieſe ſilberne Spangen und Ketten ſind ein Beſitzthum, welches auf Kind und Kindeskind forterbt, und es möchten wenige Lappen ſein, welche nicht irgend einen ſolchen Schmuck aufzuweiſen hätten, der ſeit undenklichen Zeiten bei ihren Aeltern und Voräeltern geweſen wäre. Nicht aus einer glückſeligern Vorzeit des armen Volkes, ſondern von den Europäiſchen Skandinaviern ſchreiben ſich dieſe Reliquien her. So hat man Ketten und Münzen bei ihnen geſehen, welche der älteſten Geſchichte Schwedens angehören. Merkwürdiger und doch glaublich iſt, was man vom Verſchwinden des Silbergeldes erzählt. Die tiefer hinein wohnenden Lappen nehmen beim Kauf nur gemünztes

unzufrieden iſt, ſo möchte er es noch mehr ſein, wenn er doppelt zahlen ſoll.“

„Wir, Verehrteſter, würden aber doch nur unſerem Auftrage gemäß handeln. Was wir thun, würde er anerkennen müſſen. Wir können ganz ſicher gehen. Selbſt wenn die ſchriftlichen Vollmachten nicht ſo deutlich ſprächen, müßte er unſere in gutem Glauben übernommene Mühwaltungen vor jedem Gerichte anerkennen. Doch das ſind thörichte Grillen. Er iſt fern und wir ſind hier. Der Gegenwärtige iſt immer im Recht.“

„Sind Sie davon ſo feſt überzeugt, daß er fern iſt?“ —

„Wie! rief man. Wiſſen Sie etwas?“

„Mir ſtieg vorhin der Gedanke auf, ſagte der Architekt, als könne er mitten in dem Tumulte ſein, der auf uns abgemünzt war. Ich ſah ihn nie; aber auch von den Ruheſtörern dort kenne ich die wenigſten. Warum kann er nicht unter der zerlumpten Jacke Eines von ihnen geſteckt haben?“

Man blickte den Architekten verwundert an.

„Liegt es etwa außer dem Charakter des Sonderlings, wenn wir es überhaupt mit einem Individuum zu thun haben? Sind nicht Alles, was er befiehlt und anordnet, Widerſprüche. Warum ſollte es ihm nicht einmal in den Sinn kommen, ſein eigenes Werk zu zerſtören? In dieſem tollen Bau hat er probirt, was nur irgend Verkehrtes aufgeſtellt

werden kann. Nun steht es; warum sollte er nicht probiren wollen, wie es sich wieder vernichten läßt."

Die Mehrzahl schwieg. Sie mochte den Sprecher nicht verstehen.

„Er hat auch vielleicht auf eine feine Weise anklopfen wollen, wie wir uns dabei benehmen, wie jeder seine Pflicht thun würde? Und wenn er auch keinen Stein nach uns warf, wer weiß in welcher Gestalt sonst er in unserer Nähe ist. Und wenn wir ihn noch nicht sahen, wer weiß, ob er nicht in zehn Minuten vor uns steht."

Der Architekt sah nach der Uhr, und die Anwesenden blickten auf ihn mit sehr betroffenen Mienen.

„Was ist da zu verwundern! Mit Schlag Ein Uhr ist uns der neue Werkmeister angekündigt. Ihm soll eine Vollmacht ertheilt sein, welche alle, die bisher ertheilt wurden, übersteigt. Er empfiehlt uns den Mann als seinen **alter ego**. Man solle ihm ohne Recurs gehorchen. Dadurch ist eigentlich Ihr controllirender Rath, meine Herren, aufgehoben. Wem ertheilt man nun solche ausgedehnte Vollmacht, wem vertraut Jemand besser, als sich selbst. Ja, mich sollte es nicht befremden, wenn das Wunderthier dort plötzlich aus der Feuereſſe zum Vorschein käme, und sprächе: Ich bin es, meine Herren, der Sie am Narrenseil geführt hat. Nur bin ich in der That neugierig, welche Gestalt ein solches Original für werth genug erachtete, um sich darin zu produciren."

Für die Uebrigen hatte der Gedanke, welcher im Architekten eine bittere Luſtigkeit entzündete, wenig Anziehendes. Alle wußten, daß der neue, der ihn ablöſen ſollte, heute kommen mußte; doch an den Wechſel gewohnt, hatte Niemand an der Art, wie er erſcheinen ſollte, einen Anſtoß genommen. Die kühne Conjectur des Baumeiſters hatte aber ihr Glaubwürdiges; die Phantaſie, von der Furcht, wie von der Freude genährt, faßte ſie auf, und ernſte, lange Geſichter begegneten ſich. Man ging das letzte Schreiben des geheimnißvollen Bauherrn noch einmal durch, in welchem er die Zeit, den Ort, und Art und Weiſe der Ankunft ſeines neuen Bevollmächtigten genau beſtimmte. Daß man um Schlag Eins auf der Plateforme ſtehen ſolle, da wo die Wendeltreppe aus dem kleinen Eckthurm ausläuft, und ihn erwarten, hatte bei ſo viel vorangegangenen bizarren Beſtimmungen, an ſich nichts Befremdendes gehabt. Jetzt, nachdem der Conducteur das Wort ausgeſprochen, ſchien aus dem Unwahrſcheinlichen eine Wirklichkeit zu werden. Was man bis da nicht als möglich geahnet hätte, ſtand plötzlich als Nothwendigkeit da, und der, von dem man glaubte, daß wenn er je in Perſon zum Vorſchein käme, er erſt auftreten würde, wenn alles fertig war, ſollte plötzlich in wenigen Minuten vor ihnen ſtehen.

Man ſah nach der Uhr, und bewegte ſich langſam nach der bezeichneten Stelle. Ein Phyſionom hätte in den Geſichtern eine Tonleiter der verſchie-

denſten Arten von Verſtimmung ſtudiren mögen. Wenn einer Geſellſchaft eine Gefahr droht, die um ſo peinlicher voraus wirkt, weil wir die Art und Weiſe wie ſie ſich offenbaren wird, nicht kennen, pflegt man ſich an irgend Einen zu halten, von dem wir glauben, daß er beſſer unterrichtet iſt, oder die Kraft beſitzt, der Gefahr zu begegnen. Eine ſolche Autorität fehlte hier. Der Boden ſchien unter Allen gleich unſicher; man wußte nicht, wo man ſich anhalten, wen man um Rath fragen ſolle? Selbſt der Troſt fehlte, daß der Verlegene ſich an der Verlegenheit der Andern aufrichten konnte; denn jeder hatte mit der eigenen zu viel zu thun, um die der Andern wahrnehmen zu können.

Die Augen richteten ſich wohl auf den Commiſſionsrath, aber er ſenkte die Seinigen und kreuzte die Arme. Die Hand, die ſich ſonſt gern vertraulich mit einer andern drückte, war geſchloſſen. Wenn er Waffen beſaß, auf die er trotzen konnte, ſo verrieth doch ſeine Miene, daß er ſie in der Stunde der Gefahr nur für ſich brauchen würde. Er ſtand wie ein Ringer da, mit Oel geſalbt, und die hoffenden Zuſprüche glitten an ihm ab.

Der Architect ſtand noch iſolirter. Sein Lächeln ſagte, daß er aus dem Bereich der Colliſionen hinaus war, die hier eintreten konnten. Er hatte hier nichts mehr zu fürchten, nichts mehr zu hoffen. Vielleicht war es ein Schauſpiel, das er ſich ſelbſt bereitet

hatte, und er beobachtete es mit einer kleinen Schadenfreude.

„Das müssen Sie mir bezeugen können, Herr Commissionsrath, äußerte der Zimmermann, daß ich die Hölzer, wo sich ein Bischen Wurmfraß zeigte, gleich von Anfang Ihnen billiger stellte. Zu den Stilen da oben war es lange gut."

„Mir, werthester Herr Rathszimmermeister? Mich ging die Prüfung nichts an. Ich hatte nichts zu thun, als das Geld zu zahlen. So lautete meine Ordre."

„Und das Bischen kantige Holz, was dabei war, habe ich nur auf den Bodenkammern und hinten hinaus angebracht, wo es nicht zu sehen ist."

Der Rath nickte mit einigen freundlichen „Hm's! — Nun, das werden Sie ja selbst am besten wissen, mein werther Herr Rathszimmermeister."

Der Maurermeister hatte große Lust, sich zu entfernen. Denn er meinte, mit guten Leuten ginge er gern um, und scheute Keinem ins Gesicht zu sehen, aber mit großen Herren sei nicht gut Kirschen essen. Er wolle den Andern gern die Ehre überlassen und sich in das fügen, was sie beschlössen."

„Auch wenn die Andern, falls der Herr unzufrieden ist, alle Schuld auf Dich schieben?" flüsterte ihm eine Stimme zu.

„Und woher wissen wir denn, daß es ein vornehmer Herr ist? sagte der Baumeister. Woher über-

haupt, ob es ein Herr ist? Es kann ja auch eine Dame sein. Nach allen den launevollen Einfällen, den beständigen Willensänderungen ist das nicht unmöglich."

„Wenn man ihn nur erst sähe, dann weiß man, wie man dran ist, äußerte eine praktische Stimme. Alles was man nicht sieht, sieht schreckhafter aus, als das Schlimmste, wenn man es erst vor Augen hat."

Der Drechslermeister, ein jovialer Mann, der in diesen Versammlungen die seinige auch mitgab, meinte, wenn er so kurios aussähe, wie die Figuren, welche er schnitzeln und drechseln müsse nach den eingesandten Zeichnungen, könnte es gar ein Ungeheuer sein, für Wöchnerinnen gefährlich.

Er gab Vieles zum Besten von den seltsamen Aufträgen, nach denen er arbeitete. Und wäre nur die Stimmung dafür gewesen, so hätte seine possirliche Beschreibung der kleinen und großen Holzpuppen, in allerlei wunderlichen Costümen, der mit vielen Köpfen, der mit gar keinem, die meisten colossale Ungeheuer auf einem dünnen Fuße, einäugige, langnasige und langohrige, vielarmige und weitmäulige, die allgemeine Heiterkeit angeregt, wie sie in dieser Versammlung nicht selten sich hervorthat. Aber keine Stimmung fordert so gepflegten Boden und so warme Witterung als der harmlose Scherz. Der Frost der

Beſorgniß laſtete wie Schnee im Mai darauf und regte ſelbſt nicht die Neugier an.

Der Maurermeiſter war ſeitwärts geſchlichen, wo eine Baumarketenderin herzſtärkende Tropfen ſchenkte. Unſern davon ſäckelte Jemand, der ſchon unſer Bekannter iſt, alte Meſſingſtücke ein und aus. Papa Muff aus dem alten Hauſe machte in dem neuern auch ſeine kleinen Geſchäfte. Er mochte dem Verkehr der Bauherren zugehört haben, denn er nickte dem Maurermeiſter mit kurioſer Freundlichkeit zu, als dieſer einige Gläſer über die Lippen ſtürzte.

Der Wohlbeleibte ſetzte ſich neben ihn auf eine vorragende Zinne und trocknete den Schweiß von der Stirn: „'Siſt eine verfluchte Zeit itzt. Was man lernen, und wiſſen und behalten ſoll, und Rechenſchaft geben von jedem Nagel und jedem Sandkorn.“

„Sonſt war's beſſer,“ ſagte Papa Muff, ohne ſich in ſeiner klingenden Beſchäftigung ſtören zu laſſen.

„Es ſoll kein Menſch mehr reich werden, das iſt die Sache. So ſehen ſie einem auf die Finger. Bei fürſtlichen Bauten ehedem, was wurde da verdient. Was kam es ſolchem großen Herrn darauf an, wie theuer wir die Steine kauften, und ob eine Tonne Kalk mehr drauf ging oder nicht. Man machte eine Rechnung, die Geheimeräthe, die mit ſich ſprechen ließen, ſchrieben drunter: iſt richtig, legten's zu den Akten, und die Sache war gut. Geht es etwa

jetzt beſſer, wo man's beweiſen ſoll, wenn Einem ein Nagelknopf unterm Hammer geſprungen iſt?"

„Alſo die Fürſten laſſen ſich nicht mehr betrügen? ſprach Papa Muff. Hab nie mit Fürſten verkehrt."

„Das weiß ich nicht. Aber das weiß ich: ſie wollen uns nicht mehr mit Ruhe unſer Brot eſſen laſſen."

„Motion, Meiſter, iſt ein vortrefflich Ding, hält den Magen kräftig, das Blut friſch."

„Und nun ſolls bei den Privatleuten auch ſo zugehen. Controlle um den Pfennig!"

„Rutſcht aber doch noch ein kleiner Profit in die Taſche, nicht wahr Gevatter? Iſt nicht ſo arg wie es ausſieht." Er klopfte ihm auf die Schulter.

„Weiß Gott, ſagte der Meiſter, ich bin ein ehrlicher Kerl, übervortheile Niemand, zahle dem Könige meine Steuer, erhalte meine Leute, und was ſchadet das Einem, der's hat, wenn ein Paar Steine mehr angeſchrieben ſind? Der Menſch muß doch auch leben."

„Pſt!" Papa Muff hielt den Finger an den Mund und blickte ſich ſchlau um.

„Iſt er da?" fragte der Meiſter, und ſah erſchrocken hin.

Es war Niemand gekommen.

„Iſt mir doch heut nicht anders zu Muthe, als da ich Meiſter werden ſollte, und die Herren am

Tiſch fragten die Kreuz und Quer, daß mir die Gedärme im Leibe brannten. — Was kann er ſagen, der vornehme Herr? Ich habe meine Rechnung alle Woche geſchrieben, wie er's verlangte. Seine Sache war's nachzurechnen, ob was zu viel drin ſtand, oder zu wenig. Jetzt weiß ich nicht mehr, wie das Alles war. Das wär viel gefordert. Er muß wiſſen, auf wen er ſich verlaſſen darf. Kann ich dafür, wenn ſie's richtig fanden, und mir auszahlten? Der Rathsmaurermeiſter, oder die beiden Brüder drüben, hätten ihm ganz andere Rechnungen geſchrieben."

Die Redſeligkeit des Maurers mochte eben ſo in den genoſſenen Tropfen als in der Angſt ihren Grund haben. Papa Muff zählte und putzte ruhig ſeine Meſſingknöpfe fort.

„Wer ein gut Gewiſſen hat, wie Ihr, Meiſter, der kann ruhig ſein."

„Das hab ich, das hab ich, redete der Maurer fort. Aber 's iſt nur" —

„Daß der Bauherr ſelbſt kommen, und ſelbſt Alles nachſehen und nachrechnen wird."

„Wird er denn das?"

„Er müßte denn blind ſein."

„Ich kann wohl ſagen, ich habe die ſchönſten Steine geliefert, — wenn ich's recht betrachte, ſie koſten mich jetzt mehr, als ich ſie ihm angeſchrieben habe." —

„Gevatter, wenn Ihr Euch nur nicht selbst dabei ruinirt habt.“

„So rein gebrannt, fuhr der Meister fort, so roth, so nett, und scharf geschnitten. 'Sist eine Freude sie anzusehen. Wenn man mit der Hand anklopft, es klingt wie Metall.“

„Die nach Außen sind sehr schön, sagte Papa Muff. Aber was Ihr in den dicken Mauern dazwischen geklebt und gekleistert habt!“ —

Der Maurer stierte ihn an. — „Er wird doch ein Christenmensch sein“ —

„Wer weiß das? Vielleicht ist er ein Heide“ —

„Und ein Einsehn haben, daß man die guten Steine nach Außen bringt, damit es ein Aussehn hat.“

„Wenn der Mensch nun aber gar kein Einsehn hätte, Gevatter! Gesetzt, er käme aus einem Lande, wo keine Cultur ist, und keine Civilisation, und die Bauherren nicht verstehen, was sich schickt. Ja mir wird manches Mal bang für die Herrschaften hier. Wenn er so Punkt für Punkt die Rechnungen durchginge, nachmäße Fuß um Fuß, Zoll um Zoll, und sich erkundigte, was galt damals der Kalk, wie stand das Rohr — wie viel Draht braucht man zu einer Decke? — Gevatter Ihr schwitzt ja, als wenn es August wäre und nicht December.“

„Das ist die verfluchte Alteration. — Ich gäbe ein Paar Thaler darum, wenn er nur heut nicht käme.“

Silber an, was schon um deshalb erklärlich ist, weil man nicht begreift, wie sie das Papier vor Witterung und Feuchtigkeit bewahren können. Aber einstimmig sagt man, Niemand habe jemals von einem Lappen baares Geld zurück empfangen. Man spricht, daß einzelne reiche Lappen bis an zehntausend Thaler aufgesammelt hätten; man erzählt, sie wären damit so argwöhnisch und geizig, daß sie die Schätze selbst ihren Familien verbergen. Dazu wählen sie hohle Steine im Moraß, ohne sich solche Zeichen daran zu machen, welche auch Andere auf die Spur führen könnten. Zuweilen soll aber selbst einen Lappen die instinktartige Kenntniß der Oertlichkeit verlassen. Dann sieht man ihn mit trauriger Miene durch Nebel und Einöde einsam wandern und gleich den Ossianischen Geistern um ihre bemoosten Denksteine, um die Felsstücke streifen, unter welchen sein Schatz ruhen könnte. Häufiger noch soll es vorkommen, daß den Familienvater der Tod überrascht, ehe er Zeit gefunden, den Ort des Verstecks seinen Erben anzuzeigen. So, behauptet man, wandere seit Jahrhunderten das geprägte Geld aus Norwegen und Schweden in die Moraste am Polarkreis, von wo niemals

eine

„Vielleicht könntet Ihr das noch so ins Geleise bringen" —

„Was denn, Menschenkind?"

„Das Fundament am Tempel, wo Ihr so schnell fertig wurdet, und auf der Rechnung steht zwölf Fuß. Sie sagen aber, 's wäre nur acht tief."

„Satanskerl! — Still! — Woher weiß er das?"

„Warum habt Ihr den Polier entlassen, der daran arbeitete?"

„Der Saufbold betrog mich ja vor meinen offenen Augen."

„Bei einem Menschen, der ausplaudern kann, muß man schon ein Auge zudrücken, ein X für ein U nehmen, Fünf grade sein lassen. Es geht nicht anders."

„I Du heilloser — fuhr der Meister auf. Dieser Kerl, dieser Ru recht, was hab ich nicht an ihm gethan, wie ein Vater. Er hatte das schändliche Laster des Trinkens, wie oft habe ich ihn nicht aus Verlegenheiten gerissen, wie oft habe ich ihn gewarnt, und so mit Undank mich zu belohnen! Pfui! Dann ist keine Treue mehr in der Welt, dann betrügt Einer den Andern."

„Gevatter, das sage ich ja auch."

„Nein aber über den Ruprecht! Wieviel Schock Nägel hast Du geholt? Er sagt Drei. Ich bezahle sie, so war's mit ihm abgemacht. Kommt nachher der Schmidt mit der Rechnung. Waren es nur

zwei, und er hat nicht einen Heller bezahlt. Alles vertrunken. Und wäre das einmal passirt! Nein, jede Woche so. Und da sollte ein ehrlicher Mann nicht aus der Haut fahren! Ich habe mein Geld nicht gestohlen, redlich verdient wills sein. Und nun plaudert der Kerl noch" —

„Daß das Fundament nur acht Fuß tief ist, und Ihr Gevatter vier Fuß in die Tasche gesteckt habt. 's ist schändlich."

„Ob der alte Tempel zwölf Fuß tief steht, oder acht, das ist doch egal. Der Baurath meinte, und wenn er nur fünf hätte, so wär's genug. Wackeln wird er nicht, und zu tragen hat er auch nichts."

„Wenn's nur nicht so in der Rechnung stände!"

„Der Mensch kann sich doch auch versehen."

„Freilich, so haben sich die Herren mit mir gewiß auch versehen. Ich verkaufte ihnen altes Messing. Sie haben's putzen lassen. Nun sieht's blank aus, und was will der Bauherr dagegen sagen, wenn sie's ihm als neu angeschrieben haben. Könnt Ihr nicht auch Eure Sachen ein Bischen blank machen?"

„Wer konnte auch an all das denken, fuhr der Meister mit weinerlicher Stimme fort, und es schien, als feuchte sich sogar sein rothes Auge. So ein ausländischer Mensch kommt da von, Gott weiß wo, her, und will hier ordentliche Bürger und Familienväter um eine Kleinigkeit ruiniren."

„Das sag ich ja auch, Gevatter. Er müßte zu-

frieden ſein wie er's findet. Warum hat er nicht die Augen aufgeſperrt? Warum kommt er erſt mit Thoresſchluß? Will hier ändern, was nicht zu ändern iſt. Er muß ſeine Leute kennen lernen."

„Weiß Gott, es ſoll Einem doch kein Glück mehr blühen, als ob's mit der Welt geradezu aus wäre, lamentirte der Meiſter. Da Einem jetzt Alles auf die Finger ſieht, dachte ich, nun hier wird doch mal was zu machen ſein, hier kommt Einer, der die Leute leben läßt. Betrogen habe ich nicht, Gott bewahre, aber ich habe gedacht, Du brauchſt doch nicht jeden Groſchen anzuſehen; er wirds auch nicht thun, er iſt Einer, der's hat, und läßt ſpringen. Warum ſoll man da nicht auch ſpringen. Da muß der Teufel ihn herführen, und es iſt die alte Geſchichte."

„Gevatter Meiſter, ich dächte, Ihr verlört noch nicht den Muth, ſagte Papa Muſſ, indem er ſeinen Sack zuſammen band. Wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Wer aber weiß denn, ob wir ſchon an der letzten Lache ſind. Seht Euch doch den Mann erſt an, wie er ausſieht. An Redensarten wirds Euch nicht fehlen. Und überdem, wer weiß, ob ſolch ein Ueberſeeiſcher aus Paphlagonien oder Irland, wie das da heißt, unſer Weſen verſteht. Wenn Ihr ihm eine 9 macht, vielleicht ſieht er's für eine 6 an."

„Es iſt nur, daß es ein vornehmer Mann iſt. Mit denen weiß ich nicht zu ſprechen. Iſt mir nun einmal nicht gegeben. Seht mal, wenn es ein or-

dentlicher Bürger wäre, oder nur ein Mann wie Ihr, da wüßte ich mit ihm zu sprechen, da sagte ich: Ihr verſteht das nicht, Gevatter. Unſereins muß auch leben; und Ihr ſollt auch ein andermal leben. Aber ſolche große Herrſchaft, wenn ſie vor einem ſteht, und vielleicht gar mit Sternen und Orden, ſeht einmal, das iſt nichts fürs Gefühl. Da blieb ich ſtecken, und wo's nicht das Gefühl macht, da iſt nichts für mich zu machen. Wer ſolche kauderwelſche **Villa Italiano** baut, der muß anders zahlen, als wer ein Familienhaus baut. Das iſt in der Ordnung. So thun ſie's Alle. Aber ich habe nicht in der Schule gelernt Rechnungen zu machen wie die vornehmen Herren Baumeiſter, daß man den Wald vor den Bäumen nicht ſieht. Ich bin ein Familienvater, habe acht Kinder, und wenn ich mein Gläschen liebe, ſo iſt das nichts Böſes. Damit thue ich keinem Menſchen Schaden. Sagt mir ein Bürgersmann, die Rechnung iſt nicht richtig, nun da trinken wir eins zuſammen, ich ſage, das wird ſich ſchon finden, und dann findet ſich's auch. Ich habe nie in meinem Leben keinen Prozeß gehabt. Aus dem Streit kommt nie was raus, und das Gericht hat noch Keinem nichts geſchenkt. Aber was zu viel iſt, iſt zu viel. Und wenn ich nur Einen hätte, der die Sache recht einfädelte, aber den Advokaten traue der Teufel."

Papa Muff kraute ſich im Haar: „Gevatter,

was gebt Ihr mir? Bisweilen kann ich reden, und vor großen Herren fürcht ich mich nicht."

Es lag etwas in des alten Muff Miene, was Vertrauen erweckte. Bei ähnlicher Verlegenheit greift ein Mann in der Lage des Maurermeisters nach einer dargebotenen Hand, auch wo das Gesicht weniger verspricht.

„Zehn Thaler," sprach er rasch.

„Zehn Thaler, wiederholte langsam der alte Muff. Ich weiß Alles.

„Zwanzig."

Papa Muff lächelte.

„Fünfzig."

„Gevatter, fünfzig Thaler sind ein hübsches Geld für einen armen Mann wie ich. Aber wieviel gäbe mir der Bauherr, wenn ich ihm riethe."

„Ihr werdet doch Spaß verstehen."

„Freilich, freilich. Bin kein Hinterbringer. Aber schlagt mal an, Gevatter, was Euch der Prozeß kostete, und das Urtheil, und die weitere Entschädigungsforderung, und der Credit und die Reputation! Ich weiß wohl, Ihr seid ein grundehrlicher Mann, aber wer kann sich hüten vor bösen Zungen!"

Der Maurer faßte den Alten am Rockknopf und zog ihn bei Seite: „Hundert Thaler, versteht mich, wenn der Mann gar keine Einwendung macht und alles richtig findet. Ein Mann ein Wort!"

Papa Muffs Auge schielte nicht ganz befriedigt

aus den grauen langen Wimpern, und seine Hand zögerte den angebotenen Druck zu erwidern.

Er wog die Hundert Thaler sorgfältig auf der Zunge: „Hundert Thaler! Ein schönes Geld. Aber wenn ich nur das überschlage, was Ihr profitirt habt an den Sätzen, die zu hoch sind, da reicht nicht — ach wo wollen da fünf hundert Thaler hin.“

„Ist Er des Teufels! Fünfhund — wie lange ist das her, daß ich keine fünf hundert Thaler baar beisammen sah?“

„Gevatterchen, wenn der Ruprecht, der Polier, als Zeuge aufgerufen wird! Zeugen müssen schwören, jeder Bürger muß Zeuge sein. Da könnte wohl noch eine kleine Null ins Protokoll geschworen werden. Der Mann ist nun erboßt.“

„So müßte ja keine Gerechtigkeit in der Welt sein! So undankbar ist der Ruprecht nicht. Wenn ich Sonnabends ihn unterm Arm faßte, und sagte: Na nun wollen wir eins trinken — ich war sein Meister, und er war nur mein Polier — aber wir sind beide Menschen, sagte ich, wenn Einer froh ist, soll der Andre nicht darben, alte Zeiten, gute Zeiten, wo der Meister mit seinen Leuten aß und trank — und da tranken wir, und ich bezahlte die Zeche allein. Nein, so schändlich ist der Ruprecht nicht. Man muß auch nicht zu Schlechtes denken von den Menschen. Es hat Jeder sein Schlimmes und sein Gutes, und

wenn's nicht mehr Gutes gäbe als Schlimmes, dann stände es schlimm."

„Hm! sagte Papa Muff. Das mag wohl richtig sein. Also fünf hundert Thaler wollt Ihr nicht dran wenden?"

„Ehrlich währt am längsten," sagte der Meister.

„Halb Part! rief der alte Muff, und hielt dem Manne die Hand hin. Ihr sollt auch verdienen, wie's recht ist. Zwei hundert fünfzig Thaler baar, wenn's vorbei ist, und ich nehm's auf mich, wenn Ihr nicht bei der Rechnung als ein ehrlicher Mann raus kommt. Und es hat kein Mensch das Recht zu sagen, daß Ihr den Bauherrn betrogen habt, ich spreche für Euch Meister."

Der Meister schlug ein: „Aber erst nachher. Wollt Ihr's schriftlich haben?"

„Was schriftlich! Unter Ehrenmännern ist Wort und Handschlag genug."

Die Sache war abgemacht.

Achtes Kapitel.

Ueber ihr Gespräch hatten die Paciscenten die gefürchtete Ankunft versäumt.

Er war da. Aber aus der Senkklappe der Thurmtreppe war weder ein Indischer Nabob noch eine ungestalte Pagode gestiegen, sondern ein blasser, hochgewachsener, junger Mann. Den einen Arm in einer schwarzen Binde, lüftete er mit höflichem Anstande der Hut, und gab sich den Anwesenden als der neu bestellte Werkmeister und Aufseher des Baues zu erkennen. Um der Form zu genügen, hatte er dem Commissionsrath sein Beglaubigungsschreiben überreicht.

Es bedurfte dessen kaum. Im Ernst seiner Miene, in der Würde seines Auftretens, in dem forschenden Blick, der aus seinem feuchten, schwarzen Auge, rasch, aber mit Sicherheit, die Anwesenden und die Gegenstände umher musterte, stand seine Beglaubigung geschrieben. Und doch drückte sich darin neben der Sicherheit, welche gegen einen Betrug bürgt, diejenige

Ungewißheit aus, welche noch prüfen und lernen will. Es konnte ein ſtrenger Controlleur ſein, der ihnen erſchien, aber kein unumſchränkter Herr und Gebieter, den ſie fürchteten.

Einige verbindliche Worte floſſen leicht von ſeinen Lippen. Der Ton ſagte aber, daß man auf das Compliment nicht mehr zu bauen habe, als es war, wenn er ſie bat, ihm mit Rath und That zur Hand zu gehen. Der ſchwierige Auftrag, der ihm unerwartet geworden, laſſe ſich nur dann ausführen, wenn diejenigen, denen eine längere Erfahrung zur Seite ſtände, ihm, dem Neulinge, hülfreich beiſprängen. Zwar müſſe er ihnen die Vollmacht mittheilen, welche ihm eine uneingeſchränkte ordnende und controllirende Gewalt ertheile; er hoffe indeſſen, daß es deren nicht bedürfen würde, wo der beſte Wille, die richtigſte Einſicht und die erprüfteſten Kräfte ſchon ſo viel geleiſtet hätten. Er bedaure, daß ein in ein Geheimniß eingehüllter Wille die Ehre der Vollendung des Werkes denen nicht gönne, die es mit Ehren ſo weit gefördert. Wenn indeſſen noch mit der Ausführung Anerkennung und Ehre zu gewinnen ſei, ſo müßten ſie auf die zurückfallen, welche es ſo weit geführt, und ihm die Mühe erleichtert hätten.

Wie verbindlich dies auch lautete, fügte er doch ſogleich etwas hinzu, was die gefällige und ſchmeichleriſche Wirkung wieder dämpfte. Denn er erklärte ſeine Anſicht, daß in allen Kreiſen größerer Wirkſam-

keit, wo es die Ausführung schon beschlossener Werke gelte, der Wille eines Einzigen entscheiden und allein die Verantwortung tragen müsse. Eine collegialische Beihülfe könne im Detail wünschenswerth sein, müsse aber, wo nur scharfe Umsicht und exacte Thätigkeit zum Ziele führe, hemmend einwirken. Um die gestellte Aufgabe zu erreichen, die schwierig, auf den ersten Anblick sogar unmöglich scheine, müsse er, wie er die ganze Verantwortung auf sich nehme, auch die pünktlichste Befolgung seiner Anordnungen gewärtigen. Nur durch eine Art militairischer Disciplin ließe sich in der Zeit das herstellen, was gefordert werde. Indessen, setzte er lächelnd hinzu, hoffe er, daß man ihn nicht falsch verstehen werde. Es sei nicht seine Absicht, den General zu spielen, er erwarte vielmehr lauter Freiwillige zu finden, in deren Reihen er mit Vergnügen eintreten wolle. Sollte aber Einer sein, der die Sache nicht so ansehe, den müsse er bitten, vorweg auszutreten, damit das gemeinsame Werk nicht durch spätere Erörterungen gestört werde.

Die Sprache war hier neu. Neu wie der Ankömmling selbst in einem Kreise von Geschäftsleuten und Handwerkern, von denen wohl die Mehrzahl die Sache aus einem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkte angesehen haben mochte. Vielleicht als eine fette Butterkuh, mit der man nicht zu eilen hatte, sie zum Markt und Schlachthause zu führen.

Man hatte ehrerbietig zugehört, und die Ehrer-

eine Reſtitution zu hoffen iſt, da eine Cultur niemals da erwartet werden kann, wo die Sonne zu kurze Sommerbeſuche macht, um je das Waſſer des alten Chaos zu trocknen. Gewiß iſt ſo viel, daß in beiden Reichen jetzt wenig oder gar kein Silbergeld mehr im Verkehr umläuft, dergeſtalt, daß man einen Silberthaler, oder ein Goldſtück, beim Juwelier wie eine Waare abſchätzen läßt.

Das Volk lebt dumpf in die Zukunft hinein, Geſchlechter kommen und vergehen und laſſen keine Spur zurück. Ihre geiſtigen Kräfte, ſo ſagt man, harmoniren mit der Natur. Man hat einzelne Knaben erziehen wollen, und in Upſala ſo weit bilden, daß die wenigen Predigerſtellen in der Lappmark von Eingebornen könnten beſetzt werden. Es war vergeblich, bald müde des Lernens, ſo wie des geſitteten Lebens, kehrten ſie in ihre Wildniß zurück. Was ſollte auch hier Intelligenz, was geiſtige Kräfte, was Sinn für Induſtrie, wo die Natur, bis auf das Rennthiermoos, Alles verweigert? der Sinn, der ſich begnügt mit einer Raſenhütte auf feuchtem Felsrande, wo er doch rings an den Gränzen bequeme Balkenhäuſer gewahrt, der Sinn, welcher das freie Umherſtreifen auf den Fieldern für

bietung wuchs eher, als daß ſie abnahm. Die vorige Verlegenheit war überwunden, der neue Baumeiſter hatte nur von dem vor ihm geſprochen; was hinter ihm lag, ſchien er nicht berühren zu wollen. Alſo war ein Stein von vielen Herzen gerollt. Vielleicht leuchtete auf manchem Geſichte der Vorſatz, fortan ſo zu handeln, daß keine neue Verlegenheit, wie die eben beſeitigte, eintreten ſolle.

Der am mindeſten an jenen Gefühlen Theil nahm, mochte der aufmerkſamſte Beobachter geweſen ſein. Der abtretende Architekt näherte ſich dem andern: „Wenn ich nicht irre, kennen wir uns. Der Name Werner iſt ein allgemeiner. Aber Ihre Miene — richtig, ich täuſche mich nicht, wenn ich in Ihnen einen Mitſchüler aus der Bauacademie zu *** begrüße.“

Werner drückte freundlich die ihm halb gebotene Hand. „Sie täuſchen ſich nicht.“ Er nannte den Namen, den wir nicht nöthig finden zu wiederholen, weil ſein Eigenthümer, wie von dieſem Bau, auch bald aus unſerer Geſchichte abtritt.

„Sie hatte ich am aller wenigſten erwartet, ſagte der ältere Architect. Und wenn ich mich recht entſinne, hatten Sie das Baufach verlaſſen.“

„Wer hörte je auf zu bauen!“

Der Architekt ſtrich mit der Hand über die Stirn. „Welche Maſſe von Erinnerungen da mit einem Male

ſich aufdrängen. Wir ſtanden uns ja weit näher. Sie ſind es, der damals unſer Opponent war" —

Werner lächelte, als der Architekt mehrere Vorfälle und Controverſen aus beider Jugendzeit zur Sprache brachte, und ihn fragte, ob er ſich dieſelbe ins Gedächtniß zurückrufen könne?

„Ich bedarf dieſer Anſtrengung nicht, ſagte Werner. Was im thätigen Leben ſchnell in den dunkeln Hintergrund zurücktritt, bleibt uns, die wir in den Träumen unſerer Zurückgezogenheit ſchwelgen, lebendiger. Jene Zeit der Hoffnungen und Erwartungen lebt in mir ſo deutlich, daß ich mir jeden kleinen Vorfall daher mit allen Nebenumſtänden zurückrufen mag."

Es war jetzt an dem Architekten, in ein Nachſinnen zu verfallen, bei dem ihn Werner nicht ſtörte. Die Werkführer, die Poliere und vornehmſten Arbeiter hatten ſich allmälig auf der Plateform eingefunden; und die Anweſenden wunderten ſich, wie der neue Baumeiſter, ſtatt, wie man bei ſeinen Vorgängern gewohnt war, ſich zuerſt von ihnen in das Geſchäft einführen zu laſſen, ſchon in der erſten Stunde ſelbſt Anordnungen gab, die ernſte Vorbereitungen verriethen. Er ſetzte in einer kurzen und bündigen Rede den Arbeitern auseinander, in welcher Art das, was gefordert werde, zu beſchaffen ſei. Wie der unſichtbare Bauherr ihren Fleiß vielleicht noch außerordentlicher belohnen wolle, als ihnen verſprochen ſei, wie er aber dafür fordere, daß ein Jeder die Sache

wie seine eigene betrachte. Er glaube zu wissen, daß man bis da die Sache mehr wie ein Spiel betrieben. Dies höre von dieser Stunde an auf. Aber nicht allein wie eine Arbeit, wie eine lästige Pflicht dürfe jeder sein Tagewerk ansehen, vielmehr als ein Werk, das sein eigenes Wohl angehe, dessen tüchtige Vollendung ihm unter den Fingern brenne. „Wer es nicht so betrachten mag, der trete lieber zurück." Vor allem warnte er die verschiedenen Handwerker vor dem, was einen Zunftneid verrathen könne, und vor dem Mißtrauen in Anordnungen, die ihnen neu und befremdend erschienen. „Verdienen will Euch der unbekannte Mann lassen, und mehr als Ihr irgendwo sonst verdienen könnt; aber seine Bedingung ist, daß Ihr ihm die Art und Weise überlaßt. Wenn er daher gut findet, daß der Schlosser die Arbeit des Schmidts, und der Schreiner die des Zimmermanns macht, oder umgekehrt, so werdet Ihr dagegen nichts einzuwenden haben. Und eben so wenig geht es Euch an, wenn er die Arbeit, die Ihr angefangen habt, von Andern fortsetzen läßt, sofern ihm das gut scheint. Jeder von Euch hat nur für das zu stehen, was ihm aufgetragen ist, er hat seine Augen nur auf sich zu richten; die Sorge, daß Alles in einander greift, wird der Herr selbst übernehmen, oder sie ist bei dem, den er Euch als seinen Stellvertreter anweist."

Nun folgten so viel scharfe, klare und genaue Anweisungen, daß die Meister erstaunt waren. Ja,

es ergab ſich, daß Werner ſchon ehe er den Bau betrat, dafür thätig geweſen war. Er war es, der eine Anzahl der neuen Arbeiter hergeſchickt, und die Stoffe aus den Magazinen und Fabriken beſorgt hatte. Er wußte die Maaße und Verhältniſſe aufs genaueſte; und außer dem Conducteur kannte ihn kaum der Commiſſionsrath, Niemand aber hatte ihn im Bau geſehen.

„Man beobachtet oft aus der Ferne beſſer, äußerte er lächelnd. War ich auch nie unter Ihnen, ſo hatte ich doch durch zwei Jahre, wo ich in der Nähe wohne, Gelegenheit vieles wahrzunehmen, und darunter vielleicht Manches, was denen, die zunächſt damit beſchäftigt waren, entging."

Die Erklärung ſchien den Meiſten nicht ausreichend; beſonders, daß Werner erſt heut den Auftrag erhalten und übernommen haben wollte.

„Und doch iſt es ſo. Im Gegentheil gab ich mir bis da Mühe meine Aufmerkſamkeit von einem Gegenſtande nicht feſſeln zu laſſen, der mir dieſelbe nicht zu verdienen ſchien. Aber gerade das mochte umgekehrt wirken. Was ich davon ſah und hörte, prägte ſich dafür deſto tiefer ein, und die Phantaſie that das Ihrige, um die mangelhafte Kenntniß zu ergänzen. Wider meinen Willen habe ich bisher mit Ihnen gebaut, meine Herren; gegen mein Erwarten ſoll ich jetzt die Ehre haben den Bau mit Ihnen zu Ende zu führen."

Das Lächeln auf den Lippen mochte den Zweifel ausdrücken, ob es dahin kommen werde? Auf denen des bisherigen Baumeisters hatte es wenigstens diese Bedeutung.

Die Gesellen, die er vorhin angeredet und denen er die bestimmtesten Anweisungen ertheilt hatte, standen noch immer unbeweglich. Man sah sich unter einander, man sah den neuen Baumeister lächelnd an. Er verstand nicht die Absicht, und die Antworten der Leute auf seine Fragen klangen nicht deutlich.

Der Commissionsrath übernahm es, der Dollmetscher für sie zu sein. Es sei hier Sitte, daß jeder neue Baumeister bei seinem Regierungsantritt mit einem kleinen Feste beginne.

„Auf diese Weise gab es bei dem Bau viel Feste."

„Und die guten Leute, mein Herr, sind mit dem häufigen Wechsel ihrer Baumeister zufrieden."

„Auf wessen Kosten werden diese Feste gegeben?"

Der Commissionsrath lächelte: „Aus der Tasche der Herren Architecten dies zu fordern, wäre unbillig und kömmt Niemand in den Sinn. Es findet sich schon dafür ein Conto in dem großen Rechnungsbuche."

„Mir ist dies Conto unbekannt," sagte Werner mit einem scharfen Blicke auf den Rath.

Darauf trat er an die Arbeiter, und erklärte ihnen, daß er weder Vollmacht noch Willen habe, ihren Wunsch zu erfüllen. Nicht um den bisherigen

Mißbräuchen nachzusehen, sei er an dieser Stelle; sondern um sie abzuschaffen. Ein Recht auf außerordentliche Vergünstigung habe Keiner in Anspruch zu nehmen. Ertrotzen lasse sich hier nichts. Wenn der großmüthige Bauherr seine Gunst über Versprechen ihnen zuwenden sollte, würde es erst nach der Arbeit geschehen. Sie hätten jetzt nichts anders zu thun, als auf der Stelle an die Arbeit zu gehen

Man schwankte. Ein pfiffiges Lächeln des Unglaubens flog über die Gesichter. Werner zog die Uhr. Es stehe ihnen noch jetzt frei zurückzutreten, erklärte er, und er werde das von jedem annehmen, der nicht binnen drei Minuten an der Arbeit sei. Diesmal bedurfte es nicht erst der Aufmunterung der Weiber. Die Versammlung stiebte von selbst auseinander, und flog auf Treppen und Leitern jeder auf den ihm angewiesenen Platz.

„Sie nehmen sich der Sache sehr warm an," sagte der Commissionsrath, an Werner tretend. Die scharfen Augen unter den buschigen Brauen schienen im Gesicht des neuen Baumeisters auf Recognoscirung ausgehen zu wollen. Ein eben so scharfer Blick trat ihm entgegen. Der Feind war gerüstet.

„Ist Ihnen der Wille unseres Machtgebers bekannt, woran ich nicht zweifle, so werden Sie mir einräumen, daß es nicht mehr Zeit ist in der bisherigen Weise zu verfahren."

Der Rath zuckte die Achseln: „Nach Ihrem

Dafürhalten. Nur meine ich, daß jedem Bevollmächtigten frei steht, die Sache, die er führt, mit seinen eigenen Augen anzusehen. Am wenigsten hat ein entfernter Machtgeber, der Ort und Verhältnisse nicht durch Augenschein kennt, ein Recht auf unbedingte buchstäbliche Erfüllung seiner Anordnungen. In solcher Lage versteht es sich von selbst, daß der Geschäftsführer eine Freiheit sich erlaubt, welche sogar die Gesetze in nicht vorausgesehenen Fällen statuiren."

Werner deutete auf das Papier: „Die Worte hier sind sehr scharf und bestimmt."

„Allen Respect vor Worten, mein Herr! Allein Worte sind nur Worte. Sie würden vor jedem Richterstuhle Recht erhalten, wenn Sie ein verständiges und wohlwollendes Gutachten seiner Zeit einreichten, daß die Ausführung des Werkes in der kurzen Frist unmöglich sei."

„Wenn auch ich dies glaubte, hätte ich das Geschäft nicht übernommen."

„Man übernimmt Vieles, was man sich wohl zutraut auszuführen. Aber Umstände verändern die Sache. Die Welt würde nicht sein, was sie ist, wenn alles so geworden wäre, wie es Intention war. Was lebt, muß sich in die Bedingungen fügen lernen, die Niemand voraussieht, denn sie kommen erst mit den Ereignissen. Und wie ein Baum nicht darum grade wächst, weil wir ihn grade pflanzten, wird auch ein

Haus nicht immer gerade das, was wir uns dachten, als wir den Riß entwarfen."

„Gegen dies Beispiel müßte ich eigentlich protestiren, sprach der vorige Baumeister dazwischen. Wenn ich Ihnen auch im Princip Recht gebe, wenn auch nichts wird, wie es soll, unsere Kunst macht eine Ausnahme. Wo ein klarer Gedanke klar ausgesprochen ist, wo der Wille derselbe bleibt, wo die Materialien, auf die wir rechnen konnten, nicht fehlen, wo die Polizei keinen Grund zum Einspruch findet, und tüchtige Arbeiter zur Hand sind, muß das ausgeführte Gebäude grade das werden, was es in der Vorstellung war."

„Ei wie viele Bedingungen da unser Freund schon voraus fordert, und es sollten nicht nachher noch andere hinzukommen können! In Ihrer Vorstellung sehen Sie ein Haus bei Sonnenschein; wird es nicht schon bei grauem Himmel und Regenwetter sich anders ausnehmen? — Wissen wir, ob dieses Haus, das doch Zoll um Zoll nach dem Gedanken des Unbekannten ausgeführt wird, wenn es fertig ist, seiner Vorstellung entspricht? Wenn er kommt, wird er ein ganz anderes finden als er dachte. Und er wird sich zufrieden geben müssen. So viel Klagen, als er will, mag er gegen die Herren Baumeister anstellen, er wird keine Restitution ertrotzen."

„Nein, wahrhaftig nicht," lachte der Architect auf.

„Und doch will unſer neuer Baumeiſter ſo gewiſſenhaft handeln! Vielleicht iſt hier zu große Gewiſſenhaftigkeit nicht mehr Pflichterfüllung. Der Unbekannte ſelbſt änderte faſt jeden Poſttag ſeinen Sinn. In dieſer Veränderlichkeit iſt die einzige Conſequenz, die wir noch an ihm bemerkten. Wenn Sie nun in vierzehn Tagen fertig werden, ſo machen Sie ihm unmöglich ſich ſelbſt eines andern zu beſinnen.“

„Mich geht es nichts mehr an, ſprach der ältere Architect. Doch kann ich unſerm Zahlmeiſter nur Recht geben. Narren muß man wie Narren behandeln.“

„Indeß wird der Herr Commiſſionsrath auch mir Recht geben, ſprach Werner, wenn er erfährt, daß mein Honorar mir nur unter der Bedingung gewährt iſt, daß ich zum beſtimmten Termine fertig bin.“

„Der ferne Mann weiß ſich auf geſchickte Weiſe in unſerer Nähe Bundesgenoſſen zu verſchaffen, ſagte der Rath. Nichts deſto weniger glaube ich, daß Ihnen Ihr Lohn auch ohne dies nicht entgeht. Verzögerungen, die man nicht vorausſieht, kommen ungerufen. Dies zu beweiſen, hält nicht ſchwer, wo man ſich collegialiſch verſtändigt. Das wird unſer Freund, der von uns ſcheidet, Ihnen ſagen können. Es hat noch keinen der Herren Baumeiſter gereut, daß er bei dem Baue nach ſeinen eigenen Gutdünken thätig war.“

„Das käme darauf an, warf der Architect vor sich hin. Und wenn es keinen gereut hat, so wünscht sich doch auch Keiner an das Narrenseil zurück."

Es war indeß Zeit geworden zu dem Inspektionsgange, den der neue Werkmeister durch den ganzen Bau anzutreten hatte, um von dem abziehenden den Stand der Dinge zu übernehmen. Durch die neueste Instruktion war für diesmal vieles von den Förmlichkeiten der Protocollaufnahme erlassen. Die vornehmsten Meister begleiteten die Hauptpersonen. Auch der Commissionsrath gehörte dazu, doch verhinderte ihn heute eine dringende Geschäftsreise. Als er sich beurlaubte, zog er Wernern bei Seite:

„Sie vergönnen mir, werther Herr Doctor, eine Frage der Theilnahme. Sie sind noch jung, arglos. Vielleicht wissen Sie mehr als wir von dem Manne — vielleicht auch nicht. — Ich will nicht in Ihr Geheimniß dringen. — Aber sind Sie sicher, daß er Ihnen sicher ist?"

Werner erklärte, daß er noch keinen Anlaß gefunden zu zweifeln.

„Sie weichen mir aus, fuhr der Rath fort. Ich wünschte, daß Sie Grund hätten, meinen Argwohn zu belächeln. Wenn das aber nicht wäre, es würde mir leid thun, einen jungen Mann von Ihren Talenten und Erwartungen umsonst sich opfern zu sehen. Was wir, die wir in den Täuschungen der Welt grau wurden, leichter ertragen, wirkt schwerer auf den zu-

eine Wohlthat nimmt, iſt das größte Geſchenk der Natur. Und doch verriethen ihre Fragen und Antworten eine gewiſſe Intelligenz und eine Art feinen Takt, der ſie keineswegs als ganz verwahrloſ'te Geſchöpfe der Natur hinſtellte. Sie fragten uns, ob wir Engländer wären, nachdem es ihnen klar geworden, daß wir nicht des Handels wegen konnten gekommen ſein. Daß ſie einmal von einem Engliſchen Prinzen einen Beſuch wollten empfangen haben, durfte man ihnen wohl vergeben, wenn man weiß, wie in Italien jeder Engländer zur Excellenz wird. Von den Beſuchern hat ihre Moralität nichts zu leiden, wohl aber von dem Branntwein, den ſie auf alle Weiſe aufſuchen. Auf den Märkten laſſen ſie, wie wir ſchon angeführt, häufig die Hälfte, wo nicht den ganzen Erlös nicht für erkauften, ſondern für vertrunkenen Liqueur zurück. Faſt ſollen die Frauen es den Männern darin gleich thun, ſelten aber, behauptet man, führe der Trunk zu ſo ärgerlichen und lebensgefährlichen Balgereien, als bei den edleren Wilden in Nordamerika. Auch an den Fremden, der ſie beſucht, iſt die erſte Frage, ob er Tabak und Branntwein mitbringe? Für Beides kann man Alles erwir-

rück, der noch auf den Blüthen der Hoffnung ſich ſchaukelt, und den Stürmen und dem Froſt der Geſchicke ein zu reizbares Nervenſyſtem entgegenſetzt."

Werner erröthete. Der Rath hoffte; aber er ſah ſich getäuſcht. Seine Verſuche gleiteten eben ſo ab, wie vorhin an ihm die der Bauarbeiter, als ſie einen Pfeiler für ihre Schwäche ſuchten. Er erfuhr von dem, was er wiſſen wollte, nichts.

„Man kann ſchwach ſein, ſchloß Werner die geſchraubte Unterhaltung, wenn man einer Phantaſie ſich hingiebt. Ich bedauere, daß Sie Gelegenheit hatten mich ſo zu ſehen. Wo aber die Phantaſie nicht mitſpricht, und allein die Pflicht zu reden hat, beſorgen Sie keine Schwäche. Ich weiß, was ich zu thun habe, nicht mehr, nicht weniger, und das Band, welches mich an den Unbekannten knüpft, wird mich zu keinen Opfern verleiten, für die ich nicht ſelbſt Erſatz finde."

Neuntes Kapitel.

Die Besichtigung ging ordnungsmäßig vor sich. Die anziehende Schildwacht überkam die Losungsworte der abziehenden. Wenn Werners scharfes Auge Unregelmäßigkeiten bemerkte, so bezeichnete sie nur ein Blick. Wort und That schien er für das, was vor ihm lag, zu bewahren. Der Muth seiner Begleiter wurde durch einen Gang gehoben, der ein saurer für sie gewesen. Sein Ansehn bei den Arbeitern stieg.

Nur der abtretende Architect war mit ganz gleichgültiger Miene mitgegangen. Er hatte geschwiegen, während die andern Betheiligten keine Worte gespart, um sich oder ihr Verfahren bei dem neuen Machthaber in günstigem Lichte zu zeigen.

„Entweder muß ich Sie bewundern, oder ich verstehe Sie nicht, sagte er zu Werneru, als Beide wieder die Höhe der Plateform erreicht hatten. Wir kennen uns ja, und haben uns oft gegen einander ausgesprochen. Sind Sie nun ein Anderer geworden, oder machen Sie heut aus andern Gründen ein ernsthaftes Gesicht zu einer Farce?"

„Haben Sie das Geschäft als Farce betrachtet?“

„Vielleicht nicht von Anfang an. Ich bildete mir ein, ich könne das dumme Zeug vor mir selbst rechtfertigen. Die Phantasie pflegt sich in solchen Dingen geschäftig zu zeigen. Bald genug sah ich indessen ein, es ging nicht. Da ließ ich es gehen wie es ging. Man kann sich bisweilen in die Nothwendigkeit versetzt sehen, gegen seine Ueberzeugung zu handeln; dann thut man genug, wenn man eben nicht mehr thut, als man soll. Ich mußte leben, also zog ich die guten Diäten, und war im Uebrigen Maschine. Was zum Henker aber führt Sie her? Sie haben Proben abgelegt, daß Sie lieber verhungern, als gegen Ihre Ueberzeugung handeln.“

Ein schmerzliches Lächeln zuckte über Werners Lippe: „Man urtheilte damals nicht so gütig.“

„Die Ansichten waren getheilt. Doch sprach sich in unserm Kreise immer mehr Achtung für Sie aus. Man verdachte es Ihnen nicht, als es hieß, daß Sie im Unwillen dem Baufache ganz entsagt. Nun, was ist jetzt? Sprach der Hunger zu schmerzhaft? Verzeihung, wenn ich derb rede. Ich bin auf dem Wege, die Complimentensprache der alten Welt wieder zu verlernen. Es war doch nur eine angelernte. Jeden andern hätte ich eher als Nachfolger erwartet als Sie.“

„Sie erinnern sich vielleicht auch, sagte Werner,

daß wir oft nicht eines Sinnes waren. So über die Gothiſche Kunſt.“

„Was thut das hier zur Sache? In dem Punkte werden Sie mich heut ſo ſtreng finden als damals. Es giebt nur einen Stil der Wahrheit und Schönheit. Nur die göttlichen Griechen erkannten ihn, ſetzten ihn in's Leben. Alle Abweichungen, alle neuere Erfindungen ſind Verirrungen, Pfuſcherei. Doch gab ich ſchon damals zu, wenn Sie ſich entſinnen, daß die Gothiſche Baukunſt die poſitiveſte und in ſich regelrechteſte Abirrung ſei. Es giebt Menſchen, die das göttliche Licht im Menſchen nicht erkennen, die in Klüften und Wolken nach einem Geheimniß ſuchen, das mehr werth ſein ſoll, als die Wahrheit. Meinethalben, Schatten gehört zum Licht, und wer die ewige Wahheit in den reinſten Verhältniſſen nicht verträgt oder begreift, der mag ſein Licht ſuchen in gekreuzten und geſchweiften Höhlen, und in einem Pyramidalbau, der in die Wolken will, und doch ſitzen bleibt, ehe er ihren Saum erreicht. Die Gothiſchen Dome ſind für Schwärmer; es muß auch Schwärmer geben. Aber was Sie hier ſuchen, wie Sie dies Gebräu bei ſich entſchuldigen mögen, darüber bitte ich um Aufklärung. Oder lieber, entſchuldigen Sie es nicht. Sagen Sie mir, Sie wollen das Geld des Narren ziehen. Es iſt kürzer, menſchlicher und wahrer.“

„Laſſen wir doch die Motive bei Seite, ſagte Werner, wer iſt ſich ſelbſt darüber immer klär. Wir conſtruiren uns Maximen, und wenn wir fertig ſind, iſt es nur ein Lügenbau, ohne Nutzen. Aber daß wir vor uns zu rechtfertigen ſuchen, was wir thun, giebt wenigſtens eine befriedigend anmuthige Illuſion.“

„Heraus denn mit der ſchönen Lüge, ſprach der Architekt. Womit rechtfertigen Sie bei ſich dieſe Olla Potrida, dieſen Mixpickle, dieſe Rumpelkammer von verſchrobenen Gedanken und Tollhausphantaſieen? Dieſes Mixtum Compoſitum von Byzanz und Nürnberg, von Stambul und Athen, von Harlem und Benares, von Rom und Memphis? Die Knaben ſpotten ſchon über die Wörlitzer Kunſtgärten; iſt es an der Zeit, daß man in Stein und Marmor für eine Ewigkeit aufführt, was in Pappe und Goldpapier ſchon zu lange dauert?“

„Sie appelliren an die Zeit. Ich nehme die Appellation an. Verlangt die nicht Gediegenes, Durchgreifendes, Ganzes? Zeigt aber nicht eben ihr heftiges heiſeres Schreien danach nur um ſo deutlicher ihr Unvermögen an? fiel Werner ein. — Ich kenne ſo wenig als Sie den Sonderling. Ließe ſich aber nicht denken, daß er, ſatt der unermüdlichen Kukuksſtimmen nach dem Urſprünglichen, Neuen und ewig Wahren ſich in einen phantaſtiſchen Zauberwald des Geweſenen retten will? Das Wahre in keiner Geſtalt, wie es ſich uns offenbarte, hat zu einer Löſung

geführt. Nicht die Gothiſchen Dome allein ſind Torſos geworden. Wie nun, wenn der Mann ſich aus allen Bauſtilen, die einſt geherrſcht, ein großes Stammbuch anlegt, um darin zu blättern, welche Ideen und Phantaſieen einſt die Völker angeregt haben, wo ſie Befriedigung ſuchten, wo Kühlung in der Hitze, wo Wärme im Froſt?"

Der Architect lachte höhniſch: „Alſo in einer Laterna Magica ſoll unſere Europäiſche Cultur ihre Löſung finden? Das das Ziel ſo langer Kämpfe, das Ihr ſeliger Fauſt? Bequem genug, wenn man uns nur Kindermährchen in die Hand zu geben braucht, um unſern Durſt nach Wiſſen zu ſtillen."

„Empfanden Sie niemals, wenn Sie Wochen lang zwiſchen Staub und Steinen, zwiſchen Zahlen und Riſſen heiß und ſtumpf wurden, eine Sehnſucht nach einer friſchen Wieſe?"

„Um mich von den Mücken ſtechen zu laſſen und nach Maikäfern zu haſchen? Es mag für Stunden gut ſein wieder Kind zu werden, nicht für Tage, am wenigſten für ein Leben. Doch meinethalben, wie es Schwärmer giebt, warum nicht auch Phantaſten. Aber Sie ſind keiner. Geben Sie ſich doch keine Mühe, die Rechtfertigung wird Ihnen ſehr ſchwer. Laſſen Sie es gehen, Narren Narren ſein, oder machen Sie es wie ich — mit nach Amerika."

„Sie gaben ſich doch auch Mühe Ihr Thun vor ſich zu rechtfertigen."

„Firniß, Beſter, und ſchlechter; der nächſte Regen wäſcht ihn ab.“

„Er hält doch wohl einige Schauer aus, auch Jahre. Und dann ſtreicht man neu.“

„Das mag ich aber nicht, mein Herr. Dem widerſtrebt meine Natur. Ich bin des grauen Plunders ſatt. Ich kann mich nicht mehr freuen, wenn ich noch einen bunten Lappen darunter finde.“

Werner ſtand mit gekreuzten Armen, und hatte die Seitenfront des Hofgebäudes betrachtet.

„Sei die Phantaſie des Unbekannten ſo barock als ſie will, einräumen muß man ihm, daß er wenigſtens die Einheit der Anſichten feſthielt. Nirgends ſind die Stile ſo untereinander gemiſcht, daß ſie das Auge beleidigen. Das **mulier superne formosa desinit in piscem** iſt geſchickt vermieden. Stellen Sie ſich hin, wo Sie wollen, das Auge findet immer etwas Ganzes. Die Fronte nach der Straße präſentirt ſich im würdigſten Römiſchen Stile, wie es ſich für das maſſenhafte Gebäude ſchickt. Dort aus dem Schatten des Parks nähern wir uns einem vollendeten gothiſchen Caſtell. Und ſehen Sie von hier aus in den Hof, welches anmuthige Bild des Morgenlandes, ein arabiſcher Burgzwinger. Ja die Zacken, Ecken, alle die Acroterien, die vom Park aus als Feudalzinnen ſchienen, werden hier zu Minarets und bunten lachenden Arabesken. Man muß ſich im

Sommer in den Orient verſetzt fühlen. Und ich glaube dieſen feinen Takt überall zu bemerken."

„Wie ein geripptes Holzbild, fiel der Architect ein. Von links lacht es, von rechts weint es, und von vorn gähnt es. Dieſe Kuliſſenmalerei können Sie entſchuldigen? Dieſe Pfuſcherei in die Kunſt hinein? Die Baukunſt ſoll nichts ſein, als eine Präſentation, keine organiſche Kryſtalliſation aus dem innerſten Kern heraus? Wär' es ein großes Nutzhaus, meinethalben möchte er es mit Goldpapier bekleben; aber das Empörende iſt, daß es noch künſtleriſche Prätenſion machen will. Der Scandal ſoll etwas vorſtellen!"

„Einige meinen, ſagte Werner, es gäbe für das Individuum eine Ausſöhnung mit den Zerwürfniſſen der Welt, wenn es einen Standpunkt gewönne, von wo es die Riſſe nicht ſieht. Dadurch heilen freilich nicht die Wunden, und die Klüfte und Spalten ſchließen nicht; aber wir ſelbſt gewinnen einen Augenblick Ruhe und Muth vorwärts zu blicken."

„Weil wir ſchräg ſehen! O köſtlicher Troſt unſerer Miſerabilität. Ich liebe grad zu ſehen, immer, wo es ſei."

„Und Sie ſind ein Künſtler!"

„In der einzigen Kunſt, welche den Schein verſchmäht, und nur aus Wahrheit ſchöpft und Wahrheit gewährt. Keine ſpeculative, nebelhafte, illuſoriſche, eine Wahrheit, die man nicht allein mit dem Auge faßt, die man auch mit Händen greift, die man

mathematisch beweisen kann. Eine Wahrheit, an der man sich den Hirnschädel einstoßen mag. Ihr ewigen Griechen, daß ich Eure Kunst vor Einem vertheidigen muß, der selbst an Euren Altären gelobte, der Schönheit zu leben. Schönheit und Realität in solchem Bunde, wie nur der Bau des Firmamentes selbst etwas Gleiches gewährt. Eine Kunst, älter als Pinsel, Farbe, Schrift; die Pyramiden sind die ersten Worte des Menschengeschlechts an die Ewigkeit. Schlimm genug, daß die Baukunst auch dem wandelnden Geschmacke fröhnen mußte. Aber für den, welcher ihr im Geist und in der Wahrheit dient, der da weiß, wie sich die ewige Idee verkörpern läßt, wie sie eine Wirklichkeit wird, woran alle andern Künste verzweifeln, für den muß es das herbste sein, wenn er mit ihr gar ein Possenspiel treiben soll."

„Wir dienen Alle einer Nothwendigkeit."

„Aber ich will sie lieber nackt sehen, als mit Blumenguirlanden umwunden. Mit dieser nackten Nothwendigkeit kann ich ringen auf Tod und Leben. Aber keinen Accord mit dem absolut Falschen, keine Beschönigung des Verkehrten. O Sie werden selbst, mein werther College, nur zu bald dahin kommen wie ich. Jetzt kitzelt Sie die Eitelkeit, Sie möchten doch etwas leisten, das Verkehrte in Ordnung bringen. Man verliebt sich auf diese Weise leicht in das Schlechte. Aber keine Furcht. Nach jedem tüchtigen Correcturstrich, nach jeder Wendung, auf die Sie stolz

ſind, wird hier die unbekannte Macht hinter den Kuliſſen vorblicken, Ihnen einen Querſtrich machen. Grade das Beſte wird verkürzt, umgeſtoßen, Sie noch gerügt für Ihren guten Willen. O als wäre aller Ungeſchmack, alle Verkehrtheit da zuſammengedrängt, wie eben in der ganzen alten Welt, wo hinter Vorhängen regiert wird.“

Sie waren in eine Controverſe gerathen, wo es keinen Ausgang giebt. Es mochte nur der Nachhall von Geſprächen ſein, wie ſie zwiſchen ihnen ſchon gewechſelt waren. Werners Zeit erlaubte keine müßigen Verhandlungen; er brach deshalb ab, indem er einige ſpecielle Fragen über die Bauverhältniſſe an den Architecten richtete. Aber wenn wir einem Gegenſtand in der Unterhaltung gefliſſentlich ausweichen, führt ihn der neckiſche Zufall immer wieder vor; beſonders wenn in der Bruſt Eines der Theilnehmer der unerledigte Stoff noch gährt.

Die Hälfte von dem, was der Architect ſeinem Nachfolger von den verworrenen Verhältniſſen, von dem Aerger, dem er entgegen gehe, von dem Undank, der ihn erwarte, mittheilte, hätte einem Andern das Geſchäft verleiden können.

„Ihr Muth gefällt mir, ſagte der Abgehende, als Werner durch kurze, ſcharfe Antworten die Angriffe abwandte. Schade nur, daß er ſeine Baſis allein in einer Illuſion hat. Denken Sie nicht durchzudringen. Sie geriethen in ein Weſpenneſt. Die

ken. Leider waren wir nur mit dem erſteren zu dieſem Behufe verſehen und ſpürten an der Entbehrung, welche Wohlthat ein Glas Liqueur in Gegenden ſein muß, wo beſtändige Feuchtigkeit aus Nebel und Sumpf den Körper durchrieſelt. Aber der Uebergenuß des Branntweins muß doch mehr und mehr die Kräfte des Volkes abſtumpfen; auch hört man nicht, daß die Bevölkerung wächſt, obgleich hier der Krieg nie gewüthet hat und auch anſteckende Krankheiten, bei der Abgeſondertheit der Hütten und Zelte, niemals ſo wegräumen können, wie in bewohnten Gegenden.

Dumpf wie Zukunft und Gegenwart iſt auch die Vergangenheit. Dieſe Lappen haben keine Geſchichte. Ihre Erinnerung reicht nicht über die nächſten Geſchlechter vor ihnen. Und doch iſt ihr Stamm ſo alt, daß ſchon Tacitus die Finnen, in ewiger Unreinlichkeit, lebend an die baltiſchen Küſten anſiedelte *). Eine Ver-

*) sordes omnium ac torpor procerum — — Fennis mira feritas, foeda paupertas: non arma, non equi, non penates: victui herba, vestitui pelles, cubile humus, sola in sagittis spes, quas, inopia ferri, ossibus asperant. Idemque

myſtiſche Größe, die uns zum Narren hat, wird wieder genarrt. Sie beſtehlen ihn und betrügen ihn um die Wette.“

„Sie thaten gewiß das Ihre, dem zu ſteuern.“

„Man bildet ſich ein, daß man es kann. Wenn man durch Aerger gewitzigt ward, läßt man es laufen. Dieſe freundlichen Geſichter und dieſe verſchmitzten Mienen, vorgeſchützter Pflichteifer und der baare trockene Egoismus dahinter. Verbrenne ſich da die Finger wer Luſt hat.“

Der Malcontente verlor ſich in ein unerſprießliches Detail von Klagen. „Noch Muth, ſchloß er, im Dienſt eines Narren mit Schuften ſich herum zu ſchlagen?“

„Sie zielen über die Gränzen dieſes großen Baues hinaus.“

„Was iſt dieſer unſinnige Bau denn anders, als ein Miniaturbild des Unſinns in der ganzen alten Welt, welche die reine Idee eingebüßt hat. Wird nicht überall ſo zuſammen gekleiſtert, rafft man nicht überall ſo die alten Fetzen zuſammen? Lüge. über Lüge! Welche herrliche Namen dafür! und das Schrägſehen loben Sie! Sie wollen ja grade, daß wir ſchräg ſehen. Geradaus blicken, das iſt ja all überall eine Empörung gegen unſere vortrefflichen Geſellſchaftsregeln. Wo. drang je der Gedanke eines Jüngers bei uns durch; verſchimmelt und ſtockicht muß er ſein, ausgehuſtet aus einer krächzenden, ſtot-

ternden Kehle, wenn er Eingang finden soll. — Sie meinen es doch noch redlich, mein Herr, darum warne ich Sie. — Unsere Hauptfeinde sind die Optimisten. Vor diesen dickbäuchigen, vollwangigen, kahlköpfigen Schlemmern, mit den süßen, blinzelnden kleinen Augen, die von Menschenliebe sprechen, weil sie keine Kraft haben Menschen zu hassen, die das Elend der Menschheit wegleugnen im Champagnerrausch, und zuweilen eine Krokodilsthräne im Auge haben bei einem eclatanten Zeitungs-Unglück. O diese Reichen, diese Egoisten! Da sehn Sie hinunter, diese verkümmerten Arbeiter, diese verdrossenen Gesellen, diese apathischen Meister. Der Gesell tyrannisirt den Tagelöhner, der Polier spielt den Herrn gegen die Gesellen und der Meister quetscht aus ihren Säften seine Nothdurft; mehr nicht. Und da wundert man sich, daß die armen Leute sich mit Brantwein waffnen gegen den Druck! O ich wundre mich nur darüber, daß es nicht mehr Betrunkene giebt. Und wie achtet man sie, diese fleißigen Leute, in dem, was wir Gesellschaft nennen? Wie reden wir sie an als Halbwesen zwischen Mensch und Thier. Wie rümpfen wir die Nase, wie ziehen wir uns zurück, wenn Einer sich einfallen läßt, mit uns gleich zu thun?"

„Wuchtet nicht der Druck des Reichthums," sagte Werner, wie ein Naturgesetz durch die ganze Welt? Wo ersann ein Geist Mittel dagegen? Ist es jenseits der See anders, besser?" —

„Man gönnt doch den Armen, daß sie reich werden, man wünscht es. Man freut sich der Fleißigen und Tüchtigen, und hilft ihnen. Wo ist hier ein reicher Mann unter allen diesen Professionisten? Es geht von der Hand in den Mund, was sie erwarben."

Werner lächelte: „Nach Ihren Aeußerungen vorhin glaubte ich, daß sich ihre Taschen füllten."

„Durch einen Betrug kommt es, durch einen andern geht es wieder fort. Hören Sie nur einen um den andern klagen. Es ist um die Ohren sich zuzuhalten. Und es ist so. Die Blutegel sitzen ihnen am Leibe, sie sehen sie nicht. Den einen betrügen sie, gegen Andere sind sie zu leichtgläubig, zu ehrlich."

„Und wo bleibt das viele Geld."

„Vielleicht geht es mit dem Gelde in der Welt zu, wie mit der Wahrheit. Sie zersetzen sich beide, wenn sie eine Weile cursirten, in lauter Schein. Die Geschlechter leben dann vom Credit, und diese Illusion zu erhalten, das war die herrliche Aufgabe aller Zeiten. Darum Gelehrsamkeit, durchwachte Nächte, darum Erfindungen, Blut und Krieg. Aber es wird einmal brechen, und zusammenstürzen dies morsche, wurmstichige, ausstaffirte Lügengebäude; es knackt schon in seinen Fugen und zittert in seinen Fundamenten. Ein Paar tüchtige Stöße, und es liegt. — Heda, Du Maulwurf, was nickst Du mit dem Kopfe und glotzest mich an?"

„Freue mich, daß auch mal eine blinde Henne

ein Korn gefunden hat," antwortete der Angeredete, der kein anderer als unſer Bekannter, der alte Muff war. Er ſaß in ſeiner Beſchäftigung von vorhin. Die Beiden hatten ihn nicht bemerkt.

„Was weißt Du davon? Knackt's bei Dir auch und reißt?" ſprach der Architect.

„Die Herrſchaften ſprachen doch von dem alten Hauſe drüben? Nun ja das wird einmal einfallen."

Beide ernſte Männer konnten ſich des Lachens über das Mißverſtändniß nicht enthalten.

„Sie werden, ſagte der Architect zu Wernern, noch oft hier Gelegenheit finden, dieſe ſonderbare Perſon zu beobachten, wenn es Sie nicht verdrießt einen Spaßmacher in Ihrem Geſchäft zu ſehen. Seine dumme Weisheit und ſeine altklugen Sprüche gelten etwas bei unſern Leuten."

„So viel ich weiß, entgegnete Werner, kenne ich ihn ſchon, und wir ſind ſogar Bewohner deſſelben Hauſes."

„Viel Ehre für Konrad Muff, ſagte der Architect. In verdrießlichen Geſchäften iſt es bisweilen gut, Perſonen um ſich zu haben, die das Geſchäft verſtehen, Andere zum Lachen zu bringen. Das Narrenamt war nicht das Schlimmſte aus der alten Welt. Ja, wenn ich etwas bedaure, daß wir es in die neue nicht mit hinüber nehmen können, ſo ſind es die wenigen Originale, die in unſerer noch umlaufen."

„Nimmt der Herr Conducteur nichts weiter von hier mit?“ sagte der Alte.

„Das Andenken an Dich,“ entgegnete der Architect mit einem bösen Lächeln.

„Ei das hat drüben keinen Cours,“ sprach Konrad Muff. Er war aufgestanden, und klopfte mit einem schlauen Lächeln auf des Baumeisters Tasche: „Es klimpert hier recht artig. Ihr nehmt wohl noch etwas mehr mit.“

Ein zorniger Blick strafte ihn: „Scherz mit Andern! Wir spaßen nicht zusammen.“

„Wir thaten's aber doch manches Mal.“

„Als Du mir den Sextanten und das Reiszeug aufschwatztest?“

„Bagatell? Das schöne Kupferwerk über Aegypten kostete dem Kaufmann wohl mehr, der's Euch verehrte, als der Herr Conducteur grade von ihm den Cement nahm. Für den Preis hätte der Cement, sagen die andern Kaufleute, selbst bis Aegypten reisen können. Wer weiß, der Bauherr ist auch aus Aegypten, vielleicht gar eine Mumie. Dem kann das Alles egal sein.“

„Narr! donnerte ihn der Conducteur an. Halte Deine Zunge in Gränzen. Denn wenn ich allen Deinen Handelsgeschäften nachspüren wollte, würdest Du auf einige Jahre Deine Späße einer andern Gesellschaft vormachen, als dieser hier, wo Dich nur meine Nachsicht duldete. Verstanden!“

Konrad Muff mußte den Wink verstanden haben. Er schwieg und packte sein Bündel zusammen.

Auch der Architect schwieg eine Weile, bis er mit unserm Bekannten an den äußersten Rand der Plateform gekommen war. Ihr Gang und Ihr Geschäft war hier zu Ende. Die Uebrigen hatten sich längst verloren.

„In der alten Welt, sagte Werner, scheint mein Herr College noch nicht geneigt eine Gleichheit der Stände zu statuiren. Sie gingen den guten Alten etwas barsch an."

„Wissen Sie, ob das Prädicat gut ihm zukommt! Er ist ein Betrüger wie die Andern."

„Der kleine Trödler!"

„Er macht, oder besorgt wenigstens, größere Geschäfte als man denkt. Ich duldete ihn, wie gesagt, seiner Laune wegen. Er kann auch zuweilen nützlich werden, weil er überall herum riecht, wo etwas billig zu haben ist. Im Uebrigen hat man sich vor ihm in Acht zu nehmen. Er horcht und weiß Vieles. Wo ein Profit gemacht wird, ist er zur Stelle, und versteht es, seinen kleinen Antheil sich zu verschaffen. Wär es nicht eben die possirliche Manier, ich hätte andere Maßregeln gegen ihn ergriffen. Doch dies nur unter uns."

„Die Kinder hier im Stadtviertel lieben ihn, sagte Werner. Ihr Instinkt läßt sie in der Regel nur wohlgesinnten Personen ihre Neigung schenken."

„Nicht auch allem, was auffällt? Der Papa Muff wird wohl wissen, weshalb er eine struppige Perücke trägt und den schäbigsten Rock aus dem vorigen Jahrhundert. Und sind wir nicht alle Kinder, daß uns das Sonderbare besticht? Für Kinder kann ein Spielzeug nicht bunt genug sein. Wieviel Studium, Arbeit kostet es, bis wir erkennen, daß in der höchsten Einfalt die wahre Schönheit ruht."

Die weite Aussicht von dem großen runden Thurme auf den der rechte Seitenflügel auslief, war so anmuthig, als sie eine Landschaft an einem milden Wintertage gewähren mag. Aus dem klaren, durchsichtigen Horizonte senkte sich die Feuerkugel den blauen Bergen zu, die ihn in der Ferne schlossen. Die weit verästeten uralten Ulmen des Parks, mit Moos überzogen, die hochrothen Weidensträuche zwischen Gärten und Wiesen der Vorstädte, die noch grünen Raine der Felder und Gärten logen noch einen letzten Schein des Sommers in der heitern Abendsonne. Den blauen, großen Fluß sah man noch diesseits der Berge sich schlängeln durch die fruchtreiche Ebene, die zwischen den Bergen und der Stadt sich ausbreitet. Die Kirchthürme der Dörfer flimmerten im Abendroth, man hörte, wenn der Luftzug günstig war, die Vesperglocken. Die eingestreuten Lusthäuser und Villen in freundlichen hellen Farben belebten das anmuthige Bild. Auch die Buchsbaum- und Taxushecken des Gartens zu ihren Füßen störten in ihrer

feierlichen alten Ordnung es nicht. Rechts aus dem Park tauchte das verworrene zackige Dächermeer der alten grauen Stadt empor; die gothiſchen Thürme, die Giebel der ſchloßartigen, hohen Häuſer empfingen noch einen matten Strahl des Abendroths. Nur die moderne Stadt, die tiefer lag, blieb dem forſchenden Auge verborgen. Die Hämmer, Aexte und Sägen im innern Bau ſchwiegen jetzt, es war Vesperſtunde. Man hörte das Gezwitſcher einiger Vögel, die in der Heimath blieben, der laue Winterabend hatte ſie aus ihren Verſtecken gelockt. Aber jetzt tönten andere Stimmen. Die Glocken der alten Thürme läuteten dumpf herüber.

Beide Beobachter machten eine unwillkürliche Pauſe. Es ſchien Wernern, als feuchte ſich das Auge des Architecten, wie er mit überſchlagenen Armen in die Gegend ſchaute.

„Wird Ihr Entſchluß Sie nie gereuen?“

„Wer ſieht in die Zukunft.“

„Iſt die Lebenskraft im alten Boden ſo ganz für Sie verſiegt? Es giebt doch Lichtblicke in jeder Nacht.“

„Iſt der Winter darum weniger Winter, weil heut ein heller Tag iſt?“

„Giebt es drüben über dem atlantiſchen Ocean keinen Winter, keine Wolken und giftigen Nebel? Durchhaucht dort die reichen Städte, die Urwälder und Prairien der Schonheitsſinn, den Sie hier ver-

missen? Lebt dort die Wahrheit, die Gerechtigkeit unverkümmert? Baut man Häuser, wie die Hellenen bauten für die Ewigkeit, eine Ewigkeit, auch wenn Stein und Mörtel verwittern; oder klebt man hastig Stein und Holz zusammen für heut und morgen?"

„Ich gehe nicht wie ein leichtsinniger Träumer, antwortete ernst der Architect. Ich habe Alles wohl bedacht, wie einer der sein Testament macht, und dem gewissen Tode in die Augen schaut. Sahen Sie schon einmal, fest überzeugt, daß es aus sei, das Thor geöffnet, aus dem Keiner zurückkehrt."

„Ich sah es offen" — sagte Werner dumpf, die Blicke auf dem Boden.

„So werden Sie mich verstehen. Niemand scheidet ohne Schmerzen für immer von einem Dasein, an das er mit tausend Wurzeln, Fibern und Ranken geknüpft ist; und sei dies Dasein auch ein Folterbett, jede Faser ein Dorn. Aber wenn die Nothwendigkeit felsenfest dasteht: es muß geschieden sein, dann fort mit dem schwächlichen Gefühle, das uns zurück hält."

„Lernten Sie nie die Macht des Unerwarteten kennen?"

„Mit Phantomen habe ich nichts zu schaffen."

„Und ist die Heimath eines, der süße Name Vaterland? Der Mensch hat nur Eines. Durch wie viel Hunderte von Jahren klammerten sich unsere Väter daran, wie an eine heilige Wahrheit. Sie lie-

ßen Gut und Blut dafür, ihr Leben, das Leben ihrer Kinder, freiwillig ließen sie sich martern, und jauchzten im Rausch der Entzückung, ihm dadurch zu dienen. Wie viel sterben aus Heimweh. Und dies sollte ein Nichts sein, ein Wahn der Vorzeit, an dem die unglückseeligen Generationen durch zwei Jahrtausende verbluteten, gegen die neue Idee von vorgestern?"

„Werfen Sie mich nicht zusammen mit den Armseligen, entgegnete heftig der Architect, die kein Vaterland kennen. Noch weniger mit den Weißnäsigen, die sich ihr philosophisches Utopien aus Collegienheften zu einem neuen Vaterlande construiren. Ich behalte mein altes deutsches Vaterland auch jenseits des Oceans. Vielleicht, daß dort sich die Idee verklärt von dem Dampf und Nebel, den sie drum bliesen. Nicht allein meine Brüder, mit denen ich gekämpft, der Staat für den ich blutete, auch mein großes deutsches Vaterland, ja das ganze Europa liebe ich, ich fühle es innig in diesem Augenblick, wo ich für immer davon scheide. Es ist die Wiege der Cultur, die ungeheure Grabeshalle der großen Geister, die für die Wahrheit gedacht, erfunden, gestritten haben. Welche blutige Wahlstätte der Geisterschlachten! Jeder Stein ist heilig. Es wird ewig bleiben, auch wenn es versänke ins Meer, und die Wellen am Fuß der Alpen wie an unwirthbare Klippen spülten." Der Architect schwieg eine Weile: — „Wehe denen, schloß er, eine Thräne im Auge, die

wandtschaft besteht allerdings zwischen den Lappen und den unter Schwedischer Herrschaft kultivirten Finnen in dem eigentlichen Finnland, aber Letztere schämen sich ihrer Vetterschaft mit diesen armlichen Nomaden, während diese wieder den Namen Lappen als eine Beschimpfung ansehn und Finnen genannt sein wollen. Ein Finnländischer Gelehrter äußerte gegen uns: die Verwandtschaft zwischen beiden Sprachen sei ungefähr die zwischen dem Alt-Isländischen und dem Hochdeutschen. Da lägen freilich viele Mundarten in der Mitte. Das tiefste Dunkel

---

venatus viros pariter ac feminas alit. Passim enim comitantur, partemque praedae petunt. Nec aliud infantibus ferarum imbriumque suffugium, quam ut in aliquo ramorum nexu contegantur. Huc redeunt juvenes, hoc senum receptaculum. Sed beatius arbitrantur, quam ingemere agris, inlaborare domibus, suas alienasque fortunas spe metuque versare. Securi adversus homines, securi adversus Deos, rem difficillimam adsecuti sunt, ut illis ne voto quidem opus esset. (De moribus Germaniae cap. 46.) Als ob Tacitus heut einen Besuch bei den Lappen gemacht hätte! Bis auf die Pfeile, Alles wie vor Achtzehnhundert Jahren.

uns den alten Gott der Unschuld geraubt, und den Götzen Interesse dafür untergeschoben. Die Schuld wuchert fort, entsetzlich. Wer sie noch fühlt, wer es noch kann, der rette sich aus dem Strudel, wie der, der in einer Gesellschaft von Trinkern fühlt, daß seine Zunge schwer wird, die Pflicht hat hinaus zu stürzen in's Freie. Leben Sie wohl."

„Sie retteten Etwas noch aus der alten Welt, sagte Werner bewegt, die Hoffnung. Und was hoffen Sie dort?"

— „Wenn ich keine Menschen finde, mit denen ich leben kann, — ein Grab, umrauscht von den Urwäldern, an die noch keine Sclavenhand ihr Beil gelegt hat."

„Die Friedhöfe sind auch in der alten Welt noch Freistätten."

„Zu spät. In Havre liegt das Schiff, das mich hinüber trägt. Leben Sie wohl. Freuen soll es mich, wenn Sie in dieser alten Welt einen Hafen fanden, wo man ehrlich sein darf, und nicht verhungert. Wir sind nicht Alle vom selben Stoff."

Sie schüttelten schweigend die Hand. Werner sah den Architecten nicht wieder.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Berlin, gedruckt bei Petsch.

Vorzügliche

schönwissenschaftliche Werke,

welche im Verlage von **Duncker und Humblot** in Berlin erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Alexis, W., gesammelte Novellen. 4 Bde. 8. 1830. 1831. 5⅓ Thlr.

Inhalt: Bd. I. Ibiou. — Die Schlacht von Torgau. — Die Erscheinung von Ankiam. — Bd. II. Die ehrlichen Leute. — Der Schleichhandler. — Der Braune. — Die Gräfin Helene. — Bd. III. Venus in Rom. — Emmerich. — Pommersche Gespenster. — Bd. IV. Acerbi. — Herr Kritik.

Alexis, W., neue Novellen. 2 Bde. 8. 1836. 3⅓ Thlr.

Inhalt: Bd. I. Victoire Charpentier. — Das Dampfschiff. — Der Begnadigte. — Der Vater im Schnee. — Bd. II. Die Großmutter. — Es weiß Niemand, woher der Wind kommt. — Eine Parlamentswahl.

Alexis, W., die Geächteten. Novelle. gr. 12. 1825. 1⅓ Thlr.

Alfieri, Vitt., Tragedie. Edizione completa, con le critiche dell' autore medesimo e d'altri illustri ingegni. 2. Vol. gr. 8. 1811. 4⅔ Thlr.

Boccaccio, das Decameron; übersetzt von D. W. Soltau. 3 Bde. 8. 1803. 4½ Thlr.

Briefe eines Lebenden, herausgegeben von F F 2 Bde. gr. 12. 1831. 3⅓ Thlr.

Castelli's, J. F., Gedichte. Einzige, vollständige Sammlung in 6 Bänden. Mit des Dichters Bildnisse. gr. 12. 1835. 4½ Thlr.

Cervantes, Miguel de, el ingenioso hidalgo Don Quixote de la Mancha. 6 Vol. mit einer geograph. Karte und dem Portrait des Cervantes. gr. 8. 1804. 1805. 6 Thlr.

Cooper's, J. Fen., Romane, in deutscher Uebersetzung: Der Bravo. 3 Bde. 3⅓ Thlr. — Conanchet und die Puritaner in Connecticut. 3 Bände. 3⅓ Thlr. — Die Prairie. 3 Bände. 3⅓ Thlr. — Red. Rover. 3 Bände.

3½ Thlr. — Die Wassernixe oder der Streicher durch die Meere. 3 Bände. 3½ Thlr.

Eichendorf, Jos. v., Dichter und ihre Gesellen. Novelle. 8. 1834. 1½ Thlr.

— — Gedichte. 8. 1837. 2½ Thlr.

Kurhau, F., Arkona; ein Heldengedicht in 20 Gesängen. Mit einer Ansicht Arkona's und einer Karte der Insel Rügen. gr. 8. 1838. 2½ Thlr.

Goethe und Zelter's Briefwechsel in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von Dr. F. W. Riemer. 6 Theile. gr. 8. 1833—34. 12 Thlr.

Grattan's, Th. C., Schriften, in deutscher Uebersetzung: Agnes von Mansfeld. Geschichtliche Novelle. 3 Bde. 3½ Thlr. — Die Erbin von Brügge. Eine Erzählung aus dem Jahre 1600. 4 Bde. 4½ Thlr. — Jacqueline von Holland. Eine histor. Erzählung. 3 Bde. 4 Thlr. — Heer- und Querstraßen, oder Erzählungen. 5 Bde. 6½ Thlr. — Reisebilder oder Züge von Menschen und Städten. 2 Bde. 3 Thlr.

Hoffmann, E. T. A., die Elixiere des Teufels. 2 Thle. (2te Auflage). 8. 1827. 2 Thlr.

Irving's, Wash., Schriften, in deutscher Uebersetzung: Das Alhambra. 2 Bde. 2½ Thlr. — Bracebridge-Hall, oder die Charaktere. 2 Bände. 2 Thlr. — Gottfried Crayon's Skizzenbuch. 2 Bde. 3 Thlr. — Erzählungen eines Reisenden. 2 Bde. 3 Thlr. — Jonathan Oldstyle's Briefe. ½ Thlr.

Rellstab, L., Erzählungen, Skizzen und Gedichte. 3 Thle. 8. 1833. 4 Thlr.

In demselben Verlage erschien:

Deutsches

Taschenbuch auf das Jahr 1838.

Herausgegeben von Karl Büchner.

Mit 6 Kupfer- und Stahlstichen. 16. geb. 2½ Thlr.

Zwölf Nächte.

Zwölf Nächte.

Roman in ſechs Büchern

von

W. Alexis.

Zweiter Band.

Drittes und viertes Buch.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sanct Stephan.

Drittes Buch.

verhüllt die hiſtoriſche Vorzeit, wie reich auch die dichteriſch mythiſche auf Seiten der Skandinavier iſt. Sieht man dies kleine, jämmerliche, unkriegeriſche Volk, ſo kann man kaum daran glauben, daß es jemals zum Kampfe mit Germaniſchen Rieſen fähig geweſen, und eben ſo wenig läßt ſich an eine Verſchmelzung denken, da ſelbſt jetzt Heirathen zwiſchen Lappen und Schweden oder Normannen zu den äußerſten Seltenheiten gehören. Nur im höchſten Norden, wo die Bevölkerung ſo äußerſt ſparſam iſt, führt wohl ein Norwegiſcher Knecht eine Lappentochter heim. Auch die Poeſie reicht nicht weiter, als die Geſchichte. Kein Lichtblick auf ein beſſeres Sonſt. Man hat von Volksgeſängen, von Reſten alter Lieder geſprochen, aber die Unterrichtetern beſtreiten deren Daſein und verweiſen, was ſich vorfindet, nach dem eigentlichen Finnenlande; wo allerdings einmal eine Volkspoeſie gelebt hat. Profeſſor Schröder in Roſtock hat unter dem Namen „Finniſche Runen," eine intereſſante, aber wenig bekannt gewordene Sammlung ſolcher Finniſchen Liederreſte in Upſala herausgegeben. Betrachtet man genau das wandernde Leben der Lappen, ſo weiß man in der That auch

Erſtes Kapitel.

Auf der Mittagstafel der reichen Wittwe brannten am zweiten Feiertage ſchon die Wachskerzen, als die Gäſte Platz nahmen. Die Wirthin war heiter und geſprächig. Fremde, die zum erſten Male hier waren, rühmten das liebenswürdige Haus, wo alter Wohlſtand mit Geſchmack, Talent und heiteren Lebensgenüſſen in ſchöner Harmonie ſtand. Geiſtreiche, anmuthig wechſelnde Geſpräche belebten den Tiſch, der conventionelle Zwang verſchwand mehr und mehr; der Wein verbreitete eine angenehme Luſtigkeit. Unter den Fremden waren weit Gereiſte. Sie vergalten die Mühe, die man ſich gab ſie zu unterhalten, durch eben ſo lebhafte Mittheilungen.

„Wie lange wir das, was uns ſo nahe liegt, verkannt haben, ſagte ein Engländer. Wir ſuchten durch alle Länder, im Süden, im Norden, bis zum fernſten Orient, nach dem, was uns an unſerm Comfort gebrach. In Deutſchland, dem uns verwandten Stammlande, das wir durch Jahrhunderte nicht beachteten, ruht ein Etwas, das uns an unſerm voll-

kommenen Wohlsein noch abging. Ihr Vaterland ist das Herz von Europa. Hier ist noch der tiefe Sinn für Natur, die Aufgeweckтheit für Erfindungen und alle Fortschritte der Cultur, die Wärme des Gemüthes, ein Wort, das nur die Deutschen haben, ein freier Geist, der nicht an Formen haftet, ohne doch immer gleich revolutioniren zu wollen, wenn die freie Aeußerung einmal beschränkt ist. Er weiß vielmehr sich immer neue Auswege zu schaffen, und verspottet die Anstrengungen, die man sich giebt, ihn zu unterdrücken. Es ist ein mildes Fortwachsen des Geistes, das bei kalten Stürmen sich nicht verkriecht, aber jeden warmen Sonnenblick wahrnimmt, um neue Triebe anzusetzen. Es ist in dem alten Europa die Wiege der Gedanken. Wir andern praktischen Nationen mögen immer hierher zurückkehren, wenn wir Gedanken und Erfindungen verbraucht und abgenutzt haben, um uns neue Schößlinge zu holen."

„In Ihrem Lobe liegt aber der Tadel versteckt, daß wir selbst nichts mit dem anzufangen wissen, was wir haben, sagte Madame Löwlein. Ach und wie wahr das ist!"

„Eines schickt sich nicht für Alle, entgegnete der Britte. Ein producirendes Volk braucht nicht zugleich ein fabrizirendes zu sein. Wenn wir vordem Ihr Holz, Ihre Wolle, Ihre Metalle uns holten, und sie verarbeitet Ihnen zurückschickten, so hatten Sie keinen Schaden dabei. So holen wir jetzt Ihre Ge-

danken, Ihre Phantaſie, Ihre Gemüthswärme, Ihre Anhänglichkeit am Hergebrachten im Amalgam mit der Neigung zum Fortſchreiten, und Sie werden dabei nichts verlieren. Der Credit Ihres Vaterlandes ſteigt nur dadurch im Auslande."

„Was meinen Sie dazu, ſchönſtes Fräulein, flüſterte Graf Eichenhorſt ſeiner Nachbarin zu, wenn uns die Engländer Göthe und Schiller als Engliſche Fabrikwaare zurückſchicken!"

Doctor Strahlheim entgegnete dem Britten: „Für unſere Lebenswärme gaben Sie uns im Austauſch Ihren Spleen. Er iſt jetzt bei uns ein gangbarer Artikel; nur hat er die Etikette verändert. Er heißt Zerriſſenheit."

„Ich hoffe nicht, entgegnete der Britte ernſt, daß die Deutſchen Narren ſind, und die fremde Krankheit cultiviren. Ueberlaſſen Sie den haltloſen Lebensüberdruß den Franzoſen, die damit ihre neue Literatur würzen mögen. Die germaniſche Natur muß das verwinden können."

„Auf das Praktiſche, auf das Praktiſche, ſagte Madame Lömlein, ſollten wir unſere Blicke richten. Wir ſollten erkennen, daß das Nebeln und Schwebeln nichts iſt. Wir müſſen die Dinge anſehn lernen, wie ſie ſind. An welchen Vorurtheilen kleben wir noch. Darin ſind die Engländer anders."

Der ernſte Britte lächelte: „Ich erkenne den einen Vorzug meines Volkes an: daß es auf ſich

ſtolz iſt, und ſich nicht darin gefällt, ſich ſelbſt vor andern Nationen herunterzuſetzen. Dieſes Selbſtgefühl verträgt ſich aber mit der Anerkennung fremder Vorzüge, und dem Beſtreben ſie in billigem Maaße ſich anzueignen."

Ein ſtarker Mann, mit ſpärlichem Haare, und einem glänzend vollen Geſichte, der ſchon vor ſich eine leere Flaſche hatte, rühmte die deutſche Biederkeit: „Schade daß unſer Commiſſionsrath nicht hier iſt. Wir lieben das, wenn wir ein Glas trinken, unter einander anzuſtoßen auf ein deutſches Herz und deutſchen Sinn. Gradheit und Offenheit, deutſche Treue, und ein Glas deutſcher Wein. Das erfreut das Herz, das verjüngt das Blut, da fühlt man ſich."

„Mich dünkt, das lieben wir Alle, und alle Nationen rühmen ſich dieſer Eigenſchaft, ſagte der Fremde. Es iſt eine allgemein menſchliche, die mit der Nationalität nichts zu thun hat: Ueberall giebt es gute und ſchlechte Menſchen, offenherzige und verſchwiegene, ſolche, die plump alles herausſprechen, ob es ſich ſchickt oder nicht, und die hinterm Berge halten, auch wo ſie unter Freunden ſind. Aber ich meine, wir Ausländer hätten eine andere Ehrlichkeit und Treue an den Deutſchen zu rühmen, die, mit der ſie ſich in eine fremde Eigenthümlichkeit zu verſetzen wiſſen. Dieſer ganz beſondern, ja einzigen Gabe der Deutſchen, andere Nationalitäten ſo mitzufühlen und mitzudenken, als wäre es ihre eigene, ſind wir Ehre

und Dank ſchuldig. Sie wird den Deutſchen zum Richteramt unter den andern Nationen befähigen. Ihre Nation wird dadurch einſt eine bedeutende Stellung einnehmen, von der ſie jetzt nichts träumt."

Madame Löwlein wehrte das Compliment ab:

„Wenn wir nur mehr Eigenthümliches hätten, mein beſter Maſter Horsfal! Character, Charakter, der fehlt uns. Was kann uns den erſetzen? Wir lernen fremde Sprachen und Sitten, als wenn es unſere eigenen wären, ſind abgeſchliffen wie Münzen, die durch viele Hände gingen; aber was erſetzt das ſelbſtändige Gefühl? Wahrheit, was geht über Wahrheit, wenn ſie auch unartig iſt. Ihr Sir Falſtaff, iſt auch etwas unartig, aber ein herrlicher, einziger Character. Welche Wahrheit, welche Tiefe!"

„Würden Sie ihn gern an Ihre Tafel ziehen?" fragte der Engländer.

„Was meinen Sie zu der artigen Frage, lieber Banco-Director? rief die Wirthin zu dem Manne mit dem glänzenden Geſichte hinüber. — Ein originneller Gedanke, Falſtaf, dieſer Prototyp der Originalität, an meinem Tiſche! O ich bitte Sie, noch mehr ſolche Einfälle. Unſere Wirklichkeit iſt ſo dürftig, wir müſſen mit Grillen und Launen die Lücken unſerer Geſellſchaft ergänzen."

„Madame, ſagte der Gaſt, ich ſchätze am Deutſchen auch die Eigenſchaft glücklich, daß er mit ſeinem beſcheidenen Looſe zufrieden iſt. Und wenn er

es in der Wirklichkeit nicht sein kann, so hilft ihm seine Phantasie. Ist er da nicht reich genug? Braucht er noch phantastische Geburten einer fremden zu citiren?"

„Mein Herr, fiel Strahlheim ein, Sie sind sehr gütig gegen unsere Nation. Aber einen Fortschritt, dessen wir uns rühmen, lassen Sie unerwähnt. Welche Nation hat zuerst den Frauen die Rechte, die ihnen zukommen, wieder eingeräumt! Zwar sind wir noch nicht da, wo wir sollten, aber die Achtung vor selbstständigen weiblichen Characteren ist gerade das, wodurch in diesem Augenblick die deutsche Nation einen Schwung nimmt, der sie über sich selbst heraushebt."

„Ich beschäftigte mich, sagte der Britte, vor einiger Zeit mit den alten Poesien unserer Nationen, und ich räume Ihnen ein, ich fand nirgends so rein weibliche, in Demuth, Kindlichkeit und rührender Hingebung große Frauencharactere, als in den deutschen Gedichten des Mittelalters."

„Schöne Bilder der Vorzeit, allerdings, sagte der Doctor. Diese Genovefen und Griselden! Aber die Zeiten sind vorbei. Eigentlich sollten wir jene alten Dichtungen nicht so hoch stellen, weil sie uns einen falschen Begriff geben. Sie heben nur die Frauenpflichten, nicht die Rechte heraus. Wenigstens sollten neuere Dichter nicht in die verwischten Fußtapfen treten, wie zum Exempel Heinrich von Kleist.

Käthchens Liebe ist außerordentlich schön; aber ist das Verhältniß nicht choquant?"

„Wie, Doctor, auch Sie! unterbrach ihn die Wirthin. Wo das Gefühl so himmlisch schön spricht, was hat da die Delicatesse für Rechte?"

„Gnädige Frau, gegen die Liebe, und wie sie sich äußert, habe ich nichts; aber gegen die Roheit des Gedankens, daß ein Mann diese Dienstbarkeit sich zu Nutze macht, und ein Mann das erfinden konnte. Im Grunde genommen, was ist denn Käthchen zum Grafen? Seine Dienstmagd, sein Bursche. Wenn wir's mit dürrem Wort aussprechen wollen: sie putzt ihm die Stiefeln, und er läßt sie sich putzen. Das mag in der Geschichte oft vorgekommen sein, soll aber nicht durch die Dichtung geheiligt werden."

„Sie würden die Frauen ins Parlament schicken?" sagte der Britte.

„Es würde gewiß nicht schlimmer um die Redekunst stehen."

„Und um das Wohl des Landes, mein Herr?"

„Geschieht es nicht etwa schon! Sind die Damen nicht in der Diplomatie thätig, sprechen sie nicht mit im Parlament? Wo ist ein Land, wo sie nicht bei der Verwaltung mitredeten? Falschheit und Gleißnerei der Cultur, etwas nicht auszusprechen, was ist! Der Wahrheit die Ehre. Die Frauen haben die Fesseln zerbrochen.

O wenn Sie in unſerer neueren Literatur ſich umſehen, werden Sie außerordentliche Dinge wahrnehmen. Starke weibliche Seelen ſind aufgetreten, und haben ihren alten Tyrannen den Fehdehandſchuh hingeworfen?"

Mit gedämpfter Stimme ſetzte er hinzu: „Auf Ihre Nachbarin möchte ich Sie gern aufmerkſam machen, wenn ihre Beſcheidenheit es erlaubte. Sie könnte, wenn ſie wollte, ein großes Gewicht in die Wagſchaale legen."

„So!" ſagte der Britte.

Madame Löwlein hatte ſich abgewandt, und wechſelte freundliche Blicke und Worte mit entfernter Sitzenden. „Mein liebes Kind ſitzt ſo traurig da," rief ſie Cäcilien zu. „Was iſt das, Herr Graf, Sie erzählen ihr wohl Criminalgeſchichten oder Tragödienſtoffe? Heiter, heitere Sachen, das brauchen wir. Die Zeit ſelbſt iſt ſchon zu ſehr zur Traurigkeit geneigt; der Geiſt muß ſich über ſie erheben."

Der Britte hatte ſein Glas erhoben, und ſich die Erlaubniß erbeten, es auf das Wohlſein der geehrten Wirthin leeren zu dürfen. Die Wirthin mußte dankend Beſcheid thun.

„Sie ſind noch wenig mit der Geſellſchaft bekannt, ſagte die Dame. Ich haſſe alles, was Präſentation heißt. Was hilft es, daß man ſich Namen nennt, die gleich wieder verhallen. Man muß ſich ſelbſt zeigen wie man iſt."

„Das möchte in einer Gesellschaft, die einige Stunden dauert, schwer fallen," entgegnete der Britte.

„Wie wahr, wie sehr wahr! — Diese Gesellschaften, was sind sie anders, als glänzende Zwangsanstalten, wo man die Nullen der Menschheit mit Putz überhängt. Wer kennt sogleich die etwas sind heraus? Sie kennen vermuthlich Ihren Vis-a-vis noch nicht. Doctor Strahlheim, einer unserer genialsten Talente. Der Mann hat eminente Ansichten."

„So!" sagte der Britte.

„Gott, mit unsern Aerzten ist es recht schlecht bestellt. Alle über einen Leisten. In der Methode untergegangen. Ich versichere Sie, der Doctor wird Furore machen."

„Hat er geschrieben?"

„Dazu hat er nicht Zeit. Die vornehme Welt reißt sich um ihn. Er macht sich etwas selten. Es hat mich selbst Mühe gekostet ihn zu gewinnen. — Halten Sie etwas von gelehrten Aerzten? — Helfen denn Bücher oder der Blick, der Blick, der in die innerste Natur dringt? — Leben, Leben, nur keine Gelehrsamkeit! Sind Sie nicht auch meiner Meinung, Herr Horsfal: im Auge, im Auftreten, im Gang, in der Gestalt eines Mannes spricht sich am deutlichsten aus, was er ist? — Daher liebe ich Ihre Nation. Man weiß sogleich, wo man dran ist. Was sind unsere Männer dagegen? Da ist immer eine gewisse Unsicherheit, oder es ist gemacht; sie blicken

nicht, woran sich hier eine Poesie knüpfen sollte; eben so wenig als es glaublich scheint, daß diese armen Nomaden jemals eine politische Existenz genossen, und je zu einer solchen gelangen werden.

Weder in Schweden noch in Norwegen werden sie in den gesetzgebenden Versammlungen vertreten, nur in Rußland haben sie gleiche und mehr Rechte, als die übrigen Leibeigenen. Die statistische Controlle über sie zu führen ist äußerst schwierig, da es für ihre Familien in den Moorhaiden keine Staatsgränzen giebt. Namentlich dauert das Wanderleben zwischen Norwegen und Schweden ununterbrochen fort. Die Natur der Rennthiere soll dies zum Bedürfniß machen, indem die Berglappen aus dem hohen Schwedischen Lappland jeden Sommer ihre Heerden, an hundert Meilen und darüber, bis an das Nord- und Eismeer führen, um sie einmal das Salzwasser der offnen See trinken zu lassen. Es soll eine lustige Erscheinung sein, wie die Schaaren der Rennthiere, sobald sie die See unter sich erblicken, in stürmischem Drange nach dem Strande eilen und eine volle Ladung Seewasser einschlürfen. Das ist aber das erste und

um ſich, ob es auch recht ſitzt, ob es den Leuten recht iſt? Das deutſche Weſen läßt ſich nicht verleugnen. Wir ſind eine recht unglückliche Nation."

„Wer iſt der Offizier, Madam, der mit Ihrer Tochter ſpricht?"

„Ein Graf, — Graf — ich weiß nicht gleich den Namen. — Der Name iſt das Beſte. Es drängen ſich hier ſo viele ins Haus, wer kann ſie alle behalten. Einmal muß man ſie einladen. Das iſt man der leidigen Sitte ſchuldig."

„Mich dünkt, ſagte der Britte, dieſer Offizier entſpräche dem, was Sie verlangen. Eine vollkommenere männliche Schönheit ſah ich nie; Adel und freier Anſtand in der Bewegung, ein kühner Blick, ein wohlgefälliger Ausdruck des vollen Geſichtes. Gutmüthigkeit bei Würde; auch was ich aus ſeinem Munde hörte, entſpricht dem Bilde von einer kräftigen, ſchönen Natur."

„Wofür halten Sie mich? fuhr die Wirthin auf. Will ich denn koloſſale Puppen mit Schnurrbärten? Geiſt, Geiſt ſoll ſich ausſprechen; der Geiſt im Körper macht den Mann, nicht die militäriſche Dreſſur. Ueberhaupt, ich bin keine große Freundin des Militairs. Der Charakter geht doch in der Uniform unter. Laſſen Sie uns von etwas anderm reden, und die Militairs aus dem Spiele."

Der Engländer, um ihrem Wunſche zu folgen, ſprach von den Verbindungen, welche ſein großes

Handlungshaus ehedem mit dem ihrigen gehabt. Er bedauerte, daß dies aufgehört, seit die Firma Löwlein und Aderbeiß, von einem Fremden geführt, ihre Geschäfte beschränkt habe. Er lobte den ehemaligen Prinzipal, Herz Jacob Löwlein, den er selbst freilich nie gesehen, der aber unter allen seinen Verwandten und Bekannten auf der Insel im besten Andenken stehe. Er habe neben seinem Ruf als eine der wunderlichsten Köpfe, auch den eines der gescheutesten Kaufleute hinterlassen. Seinem scharfen Blicke in die Verhältnisse verdanke das Englische Haus die Abwendung einer großen Gefahr, da es bei einer bedeutenden Speculation am Rande eines Abgrundes gestanden. Der sonderbare Wohlthäter habe aber jede Vergeltung abgelehnt, die man ihm um so mehr schuldig und bereit gewesen zu geben, als durch die plötzliche Wendung statt des drohenden Verlustes ein ungewöhnlich großer Gewinn eingetreten sei.

„Vielleicht war unser Land, sagte Master Horsfal, wie es damals war, der rechte Boden für den originellen Mann. Er kannte England, wie wenige Fremde es kennen lernen; ja oft wir selbst kaum. In allen Gestalten war er es durchreist, um in alle Schlupfwinkel der Industrie und Gewerbthätigkeit einzudringen, Fast allen unsern Erfindern hatte er ihre Geheimnisse abgelauscht, und wenn er der Mann gewesen wäre, um seine Erfahrungsschätze auszubeuten, er wäre ein enorm reicher Mann geworden. Aber

dazu kam er nicht, er hatte nie Ruhe das Gewonnene zu benutzen, sondern fand immer wieder ein neues Feld, um seine Kenntnisse zu erweitern. Dieser rastlosen Wißbegierde allein, sagt mein älterer Bruder, ist es zuzuschreiben, daß Herr Löwlein es nicht weiter gebracht hat. Aber er mußte auch alles selbst versuchen. Die bloße Anschauung und der Beweis, daß es gehe, genügte ihm nicht. Die Erfindungen erfand er noch einmal durch. Er war selbst Mechaniker, und soll in dieser Kunst sehr viel geleistet haben. Viele Maschinen, die jetzt im Gange sind, und unsere Wohlfahrt fördern, sollen ihm ihre erste Anregung verdanken. Aber er verließ eben so schnell, was er angefangen, als er mit Aufwand aller Kräfte dabei gewesen war es ins Werk zu setzen. Ein Anderer übernahm die Ausführung, und erndtete Ehre und Vortheil. Denn Herr Löwlein war ohne alle Eitelkeit, und, wie man sagt, selbst ohne Eigennutz. Seinem rastlos praktischen Wesen und Wirken genügte es, alle möglichen Kräfte in die möglichste Bewegung zu setzen. Das Erndten, meinte er, sei eine leichte Sache, und bedürfe keiner Anweisung. Aber auch dieses Bewegungsprinzip kann zu einem Durst werden, der zuletzt keine Nahrung mehr findet. Trotz dem, daß er um den Lohn sich nicht kümmerte, und die Ehre sogar verschmähte, fehlte es ihm bei uns nicht an Anerkennung. Er verdankte diesem guten Rufe, der sich gleichsam ganz im Stillen machte,

einmal die Erhaltung seines Lebens. Unsere Gesetze sind streng, und waren damals noch strenger. Auf die Ausforschung vieler Fabrikerfindungen, die heut keine Geheimnisse mehr sind, stand der Tod, wenn es ein Ausländer war, der sich dies Verbrechen zu schulden kommen ließ. Der Principal Ihres Hauses ward von argwöhnischen Fabrikherren bei Birmingham belauscht, ertappt und vor die Jury gestellt. Alles war erwiesen, der schmachvolle Tod schien gewiß, denn das Gesetz ist unbeugsam. Aber die günstige Meinung im Publikum hatte im Geheim so zu seinem Gunsten gearbeitet, man wußte, ohne daß es ausgesprochen worden, was er an Erfindungsschätzen in's Land gebracht, und wie dies wohl das aufwog, was er hinaus nehmen konnte. Die Geschworenen mußten freilich das Schuldig sprechen. Er selbst, wie auch seine Freunde ihm abriethen, hatte den Thatbestand seiner Schuld eingeräumt. Er hielt es für unwürdig zu leugnen; ob unsere Institutionen dies doch voraussetzen, ja oft sogar der Richter den Angeklagten dazu auffordert, um den Unglücklichen aus den Eisenangeln unserer herben Gesetze loszuwinden. Herz Jacob Löwlein war zum Tode durch den Strang verurtheilt. Der Galgen war aufgeschlagen, er die Leiter hinangestiegen, und die Schlinge schon um seinen Hals gelegt. Da rief eine Stimme: „„Wen hängt Ihr da.““ — „„Den Herz Jacob Löwlein aus ***““ antwortete der Scheriff. — „„Das

iſt er nicht, replicirte der Irländer. Ich kenne den Mann beſſer, es iſt Marcus Gottlieb Vanderbucht aus Hamburg, der in New-York das kleine Holländer Haus am Zoll beſitzt. Er verkehrte bei mir, als ich in der Doulengaſſe die Schenke hielt. Er iſt mir noch 17 Dollars ſchuldig, was ich von ihm ſchriftlich habe. Hier iſt der Schein. Herr Scheriff, ich verhafte ihn darum, denn ich ſehe, er iſt unſicher, und will unter fremdem Namen aus der Welt gehen. Hier ſind zwei Zeugen, die es beſchwören können, wenn er leugnet, daß er Marcus Gottlieb Vanderbucht aus Hamburg iſt.““ — Der Scheriff fragte den Verurtheilten: „„Biſt Du der Marcus Gottlieb Vanderbucht aus Hamburg, der am Zollhaus in New-York das kleine Holländer Häuschen beſitzt, und in der Schenke des Irländers verkehrt hat, und ihm 17 Dollars ſchuldig blieb?““ — Als der Todescandidat dies mit einem kräftigen Ja beantwortete, konnte mit der Hinrichtung nicht fortgeſchritten werden. Er ward ins Gefängniß zurückgeführt, und ein neues Prozeßverfahren eröffnet. Die drei Irländer beſchworen, daß er der ſei, für den ſie ihn ausgaben, und der zu ſein er ſelbſt nicht leugnete. Obgleich viele Tauſende bei uns, ja die Kinder auf der Gaſſe, ihn als Herz Jacob Löwlein kannten, trat doch keiner als Zeuge gegen ihn auf; ſeine Ankläger waren verſchwunden, die Gerichtsdiener meinten, ſie könnten ſich geirrt haben, da ſie ihn nie recht ſcharf ins Auge ge-

faßt. Am Abend vor dem Hinrichtungstage ſei viel Verkehr im Gefängniß geweſen, möglich daher, daß der echte Herz Jacob Löwlein entwichen, und der Marcus Gottlieb Vanderbucht, der auch einen grauen Rock trug und von ſeiner Statur und ſeinem Alter war, ſtatt ſeiner zurückgeblieben ſei. Kurz der Bedingung unſerer Geſetze war genügt, oder vielmehr nicht genügt. Denn die Identität der fraglichen Perſon mit dem Verurtheilten war nicht erwieſen. So blieb denn Herz Jacob Löwlein zum Tode verurtheilt, und ward auch in ſo weit verfolgt, als der Buchſtabe des Geſetzes es gerade forderte, und Marcus Gottlieb Vanderbucht blieb um 17 Dollars einige Stunden verhaftet, bis Jemand Bürgſchaft für ihn einlegte. Man erwartete nicht anders, als daß der Gerettete mit dem nächſten günſtigen Winde England verlaſſen werde. Aber zu aller Verwunderung blieb er ruhig, nicht allein im Lande, ſondern in unſerer Grafſchaft, in der Stadt ſelbſt, wo der Galgen für ihn aufgerichtet worden, wo er täglich dem Henker begegnete, der ihm den Strick um den Hals gelegt, und der täglich dazu bereit war, ſobald zwei, die ihm übel wollten, beſchworen, daß er Herz Jacob Löwlein war. Nichts wechſelte er, nicht Kleidung, Bart, Sprache, Umgang, Angewöhnungen, nur den Namen. Er verkehrte nach wie vor mit ſeinen Handelsfreunden, von denen kein Einziger war, der, was er dem Herz Jacob Löwlein ſchuldete, nicht bereitwillig auf

Conto des Marcus Gottlieb Vanderbucht abschrieb. Doch meinen Sie vielleicht, daß er diese außerordentliche Gefahr, in der er stündlich schwebte, und die seine Freunde mehr ängstete als ihn, nur ertrug, um ein wichtiges Geschäft, das seine Gegenwart erforderte, zu Ende zu bringen. Nein. Seine Geschäfte waren unbedeutend. Aber seine Wißbegierde wollte als Augenzeuge einige neue chemische Entdeckungen verfolgen. Oder war es vielleicht die, zu wissen, wie einem zu Muthe ist, den das Wort eines betrunkenen Schurken, die Mißgunst oder das Rachgefühl Eines, dem er eine Guinee abschlug, täglich auf das Schaffot führen kann!"

Der Erzähler wurde hier unterbrochen. Er hatte nicht bemerkt, welche Wirkung er hervorgebracht. Es war still geworden; was er vielleicht nur für seine Nachbarn erzählt, wurde von Allen angehört. Madam Lömlein hatte schon im Anfange seiner Erzählung die Farbe gewechselt, und ihr Riechfläschchen und Taschentuch zu Hülfe genommen. Aber es gab noch eine aufmerksamere Zuhörerin. Cäcilie verschlang mit ihren großen Augen die Worte des Britten. Ihre Nachbarn bemerkten erst das leise Zittern des zarten Körpers, und die Blässe, welche ihr Gesicht überzog, als es schon zu spät war, der Wankenden mit einem Flacon beizuspringen. Der Rittmeister, der sie in seinem Arm aufgefangen, rief dem Engländer zu:

„Halten Sie inne mein Herr. Wir lieben hier nicht Galgengeschichten."

Er trug die Ohnmächtige auf das Sopha. Ein allgemeiner Aufbruch drohte. Auch Madam Lömlein war aufgesprungen. Aber schneller war es der Doctor. Er versicherte, daß keine Gefahr sei. In wenigen Minuten werde sich das Fräulein erholen.

Wenn es des Fremden Character erlaubt, die Fassung zu verlieren, so hatte er Ursach dazu. Deutsche Familien lassen sich nicht gern daran erinnern, daß einer ihrer Angehörigen unterm Galgen gestanden. Aber Master Horsfal erfuhr erst jetzt, daß die Person, deren Schicksale er berührt, den Gegenwärtigen näher gestanden, als er gemeint. Er hatte geglaubt, der Prinzipal des Hauses Lömlein und Aderbeiß, von dessen Anwesenheit in England er Traditionen berichtet, sei nicht der verstorbene Gatte der gegenwärtigen Principalin, sondern der Schwiegervater derselben. Er entschuldigte sich, durch langjährige Reisen im Auslande sei er selbst den Verwandtschaftsverhältnissen im eigenen Vaterlande entfremdet worden.

Er hatte es nicht nöthig. Madame Lömlein hatte in demselben Grade die Ruhe wieder gewonnen, als ihre Tochter sie verlor. Sie schien zwar zuerst unschlüssig, ob sie zu ihrer geliebten Tochter stürzen und ihren Unfall beklagen, oder die heroische Mutter spie-

len ſolle. Vielleicht, daß die Sorgfalt des Arztes, möglich auch, daß die momentane Verlegenheit des Gaſtes ſie ſchnell zum letztern Entſchluß brachte.

„Was, doch kein Aufſtand, meine werthen Gäſte! Ich bitte inſtändig, nehmen wir wieder Platz. Wir ſind nicht Alle ſo nervenſchwach, wie mein armes Kind, die es auch nicht von ihrer Mutter hat. Ich bitte Sie, beſter Maſter Horsfal, laſſen Sie ſich in Ihrer Erzählung nicht ſtören, und bringen Sie ja nicht in Ihr Vaterland eine ſo falſche Meinung von uns. Und wenn Sie die nahe Verwandtſchaft gewußt hätten, was wäre dabei? Hätte mein unglücklicher ſeeliger Mann darum weniger vor der Jury geſtanden, weil Sie es verſchwiegen hätten. Und was iſt für Schande dabei?“

„Keine, wenigſtens in unſerm Lande, unterbrach ſie der Britte.

„Auch bei uns ſollte es keine ſein. Geſetzt ſelbſt, er wäre — er hätte das Aeußerſte erduldet, — warum — das ſind freilich fatale Erinnerungen. Aber ſagen Sie, meine Freunde, iſt jeder Menſch nicht Selbſt?“

„Selbſt iſt der Mann, ſagt Einer Ihrer Dichter.“

„Warum nicht auch die Frau!“ fiel Strahlheim ein, der an die Tafel zurückgekehrt war. Cäcilie, wieder zu ſich gekommen, hatte ihn darum gebeten.

„Ein Verbrechen, das ein Angehöriger von mir beging, warum ſollen die Folgen mich treffen, fuhr die Dame fort? Daß er meinen Namen führt, daß

man weiß, er iſt in dem und dem Grade mit mir verwandt, dafür ſoll ich ſeine Schande mit tragen? Hätte ich etwas davon gehabt, wenn er durch ſein Verbrechen etwas profitirte? Es iſt ein Reſt der Barbarei, es paßt nicht mehr für unſere Zeit."

„Würden Sie, Madam, wenn Sie Franzöſin wären, gern Ravaillac heißen?"

Strahlheim übernahm die Antwort: „Mein Herr, ich kann nicht Ihrer Anſicht ſein. Warum das nicht? Würde ich mich nicht gerade durch das Erbgut eines ſolchen Namens angeſpornt fühlen, der Welt zu zeigen, daß der Begriff, den ſie damit verbindet, ein Vorurtheil iſt? Doch das Beiſpiel paßt nicht. Königsmörder iſt ein Begriff, der aus der neuern Criminaliſtik wegfällt. Hier hat die öffentliche Meinung ſchon über das Vorurtheil den Sieg davon getragen. Aber geſetzt, ich hieße Schinderhannes, oder Cartouche, oder Käſebier. Sollte ich mir dadurch mein Leben verkümmern laſſen, ſollte ich den auf dem Schaffotte abgeſchnittenen Faden in meiner Idee fortſpinnen? O Thorheit! Im Gegentheil, ich würde mich des Namens freuen, würde ſtolz darauf ſein, es würde für mich ein Sporn ſein, meinen graden Weg zu gehen. Und ich bin überzeugt, der Doctor Schinderhannes fände als Arzt in allen gebildeten Häuſern Eingang. Eines kenne ich wenigſtens, wo man ihm, auch wenn er der Sohn jenes guillotinirten Räubers wäre, nicht die Thüren ver-

letzte Mal, denn so lange auch nachher der Lappe am Meeresufer weidet, hat man doch nie bemerkt, daß ein Rennthier den Labetrunk wiederholt habe. Neben diesem Purganztrunk sucht der Lappe am kühleren Meeresstrande einige Befreiung von den Schwärmen der Insekten, welche in den höheren Morästen und Wäldern Thier und Menschen des Sommers bis zu Tode plagen. Außerdem wird als ein sehr wahrscheinlicher Grund, weshalb die Schwedischen Lappen sich häufig nach Norwegen ziehen, angegeben, daß sie in der Finnmark völlig abgabenfrei sind, wogegen sie in Schweden der Regierung einen gewissen Tribut jährlich zahlen müssen. Auch die wenigen Prediger können keine genauen Register über das halten, was in ihren weitläufigen Kirchsprengeln vorgeht. Nur im Winter lagern sich ihre Parochialen in näherer Entfernung um die hölzernen Kirchen, nur dann wird getauft, copulirt und kirchlich beerdigt. Ueberdies giebt es bis jetzt noch keine Lappenprediger, welche der Sprache ihrer Parochialen völlig gewachsen wären. Sie predigen Schwedisch und der Küster übersetzt diese Predigt Satz für Satz den Zuhörern ins Lappländische. Viele im ungangbarsten Nor-

ſchlöſſe, denn eine Frau regiert darin, welche die Menſchen nicht nach dem, was ſie ſcheinen, ſondern nach dem ſchätzt, was ſie ſind.“

Das für alle Theile peinliche Geſpräch ward durch die Verwunderung der Gäſte über eine neue Schüſſel unterbrochen. Das Geſpräch war vielleicht nur eben deshalb mit dem Eifer fortgeführt, weil man die Verlegenheit durch einen Angriff auf den disharmoniſchen Gegenſtand verdecken wollte. Die Verwunderung über die friſchen grünen Schoten im December war nichts anderes. Wenigſtens gönnte ſie Cäcilien ſich wieder unbemerkt an den Tiſch zu ſetzen. Auch war es vielleicht ein Stratagem ihres militairiſchen Nachbars, der gerade in dem Augenblick ſeinen bedeutenden Appetit und ſein gleich großes Erſtaunen über das Wunder ausdrückte, welches die Wirthin ihnen vorführte.

„Haben Sie Armidens Gärten, meine gnädige Frau? Denn weder Aſtrachan noch unſere Treibhäuſer liefern ſolchen Frühlingsduft, ſolche Fülle und Zartheit im Winter. Das Aroma ſchmilzt auf der Zunge, und es wird uns im Leibe zu Muthe als lagerten wir unter Aprikoſenblüthen und Jasmin.“

„Es braucht nicht mehr Armidens Gärten, mein lieber Graf. Die Induſtrie hat die Zauberkünſte eingeholt. Wir machen uns ſelbſt unſere Wunder, wo wir ſie nöthig haben. Selbſt die Herren Engländer

werden eingeſtehen müſſen, daß wir ſie bisweilen überholen.“

Umſtändlicher als Pflicht iſt, es wieder zu erzählen, wurde die Herkunft der grünen Erbſen verhandelt, deren Vaterland Spanien war; in Bordeaux mit einem Schnellſegler angelangt, wurden ſie daſelbſt von der franzöſiſchen Kochkunſt bereitet, und, noch warm, in blechernen Büchſen hermetiſch verſchloſſen auf dem Dampfboot nach Havre, und durch daſſelbe Mittel nach Hamburg geſchifft. Von dort fanden ſie in irgend einer Schnellpoſt den Weg, den zu verſchweigen unſer Intereſſe fordert, nach der Stadt, in welcher unſere Geſchichte ſich zuträgt. „Nun bedarf es nur eines Klempners, der die verlöthete Büchſe öffnet, und das Wunder iſt fertig,“ ſchloß triumphirend Madam Lömlein.

Die grünen Erbſen und ihre Mittel und Wege lieferten einen reichhaltigen, allgemein anziehenden Stoff der Unterhaltung, an der Alle Theil nahmen. Dampfſchiffe, Kochkunſt, Eiſenbahnen, Reiſeluſt und Leichtigkeit, Verkehr der Völker, Zukunft der Nationen, es kam alles in buntem Wechſel an die Reihe. Aber hier gewann der Britte wieder die Oberhand, welche zu verlieren er kurz vorher nahe daran geweſen war. Er ſtand auf dem feſten Boden der Erfahrung, und konnte von Liſſabon und Madras wie wir von einer Harzreiſe ſprechen. Wie man in Lon-

don jetzt auf dem Wochenmarkt frische Gemüse aus Oporto kaufe, und es liege nicht fern, daß das Land der Wunder, Indien, wie es schon aus den Europäischen Kellern, so aus den europäischen Küchen werde versorgt werde.“

„Dann wird doch einmal dies Land der Wunder aufhören, sagte Madame Lömlein. Wie viel Jahrhunderte haben daran gearbeitet, den alten Aberglauben todtzuschlagen, und er ist immer noch da; als ob von daher etwas besonderes zu holen wäre für die Cultur! Shawls, Musselin und Gewürz, das will ich zugeben, aber keine Weisheit. Ich weiß nicht, woher mir das Land von jeher so zuwider ist.“

Der Bancodirektor sagte: „Der seelige Herr Lömlein hatte eine artige Collection von den dort venerirten Pagoden und Götzen und solchen Amphibien. Ja ich entsinne mich, daß er immer einen ganz eigenen Kitzel nach dem curiosen Lande empfand.“

„Wonach, entfuhr es der Wirthin, hatte er keinen Kitzel! Er wollte ja alles probiren. Ja, ich stehe nicht dafür, daß die ärgerliche Galgengeschichte auch nach seinem Geschmack war. Er wollte vielleicht nur versuchen, wie einem zu Muthe ist, der Morgen gehängt wird.“

Ehe die Dame fühlen mochte, daß dies zu stark war, sprang ihr der Doctor durch einen tönenden Redefluß zu Hülfe: Von außerordentlichen Männern, die dem Trieb nicht widerstehen mögen, das Unge-

wöhnlichſte, auch Gefahr bringendes, zu wagen, um der Wiſſenſchaft zu dienen, von dem frevelhaften Wahnſinn franzöſiſcher Großen, die um der Naturwiſſenſchaft willen, nicht ihr eigenes, ſondern fremdes Menſchenleben grauſam geopfert, von Cardillac, dem eine unwiderſtehliche Diebesneigung zu Juwelen angeboren geweſen, von Aerzten, welche den Choleraſtoff gekoſtet und die Peſt ſich eingeimpft, von den Feuereſſern und Säulenheiligen Indiens, die um einer Vorſtellung willen die entſetzlichſten Martern duldeten, von der gewürzdurchdufteten Atmoſphäre Hindoſtans, die das Blut erhitze und ſolche Krankheitszuſtände nähre, alles bunt durcheinander, bis das Geſpräch wieder in den vorigen Fluß, nämlich nach Indien und ſeinen Wunder zurück geleitet, und die unangenehme Klippe, auf die es gerathen, vergeſſen war.

„Wir haben noch nicht die Vorwelt Indiens vollkommen entſchleiert, ſagte der Britte, und ein neues Geheimniß dämmert in der Zukunft des Landes. War es die Wiege des Menſchengeſchlechts, was wird es einſt werden nach den Erziehungsverſuchen, welche alle Nationen der Erde damit anſtellten? Noch lebt der alte Hinduſtamm mit ſeinen Traditionen aus der Urwelt; und doch haben Tataren, Osmanen, Araber, Perſer, Portugieſen, Franzoſen, Holländer und Britten von dem Ihrigen ſo viel hinzugethan, ſo viel Erbſchaften zurück gelaſſen,

daß man das große Land eben ſo gut nach dem Einen oder dem Andern als nach ſeinen urſprünglichen Bewohnern nennen könnte. So kann es nicht dauern. Dieſe verſchiedenartigen Elemente müſſen ſich verſchmelzen, oder aufreiben. Es kommt nur darauf an, welches von allen den endlichen Sieg davon trägt, welche Elemente in der künftigen Cultur vorherrſchen werden. Es bereitet ſich dort ein weit merkwürdigerer Prozeß vor, als in Amerika; wie das aller entgegengeſetzteſte, ſich widerſprechende und zerſtörende in Farben und Sprachen, in Glauben, Abſtammung, Sitten und Begriffen ſich auf etwas Gemeinſames hindrängt. Hier wird es ſich entſcheiden, ob der alte Orient völlig abgelebt iſt, ob ihm jede Kraft ſich zu regeneriren abgeht, und ob die Europäiſche Cultur noch genug davon in ihrem Alter hat, einen Zuſtand der Sitte zu vertilgen, der, uralt wie das Menſchengeſchlecht, in den dunkeln Klüften der Erde ſelbſt zu wurzeln ſcheint."

Strahlheim wollte mit einem oberflächlichen Complimente für den Gaſt das Geſpräch abſchneiden. Er ſagte, daß der Ruhm, nach dem Alexander vergebens gerungen, den Britten zufallen werde.

„Ein Ruhm, nach dem wir nicht geizen ſollten, ſeufzte der Gaſt. Er wird uns ein großes Reich koſten."

„Wenigſtens werden wir Deutſche keinen Theil daran haben, ſagte Madame Löwlein. Unſere Ge-

lehrten möchten lieber uns zu Indiern machen, als die Indier zu vernünftigen Menschen.“

„Sagen Sie dies nicht, fiel der Britte ein. Wie ich denn überall Ihre Landleute antraf, zerstreute Ameisenkolonien, durch die ganze Welt, so arbeiten auch dort Deutsche mit an der künftigen Cultur. Die Thätigkeit der Deutschen ist nur stillerer Art. Einige Missionare haben sich am Ganges und an den heißen Küsten berühmte Namen gemacht, sie werden von Hindu und Muhamedanern als Menschenfreunde gleich geehrt. Aber auch unter denen, die keine Zeitung nennt, wirken Viele in der Verborgenheit für sich und andere ersprießlich. Sie haben noch ein Vertrauen in sich; ihre Sphäre ist klein, sie mögen sie erwärmen und blühen machen mit dem Glauben, der Phantasie, die sie mitbringen. Das müssen auch die ehren, die ringsum sich nur eine weite Oede erblicken, weil ihr Glaube erschöpft, ihre Phantasie verbrannt, ihre Hoffnung ein Nichts ist. Ich erlebte davon ein merkwürdiges Beispiel, an das ich mich gern erinnere, weil es mir eine werthe Bekanntschaft ins Gedächtniß ruft, und schon Manche, denen ich es erzählte, gestärkt hat. Ich schließe mich selbst nicht aus.“

Zwar meinte der Britte, als man ihn bat es mitzutheilen, es eigene sich weniger zum Vortrag an einer Mittagstafel, als im vertraulichen Cirkel. Allein die Fasanen wurden erst aufgetragen, man schien eine

Leere der Unterhaltung zu fürchten, oder neue Untiefen, auf die sie gerathen könnte. Auch verrieth Master Horsfel selbst die Lust zu erzählen, und fügte sich gern den Bitten der Wirthin. Folgendes ist der Inhalt seiner Erzählung; daß es aber auch seine Worte sind, soll damit nicht behauptet werden.

Zweites Kapitel.

Einigen, sagte der Britte, gilt das Gefühl der Sättigung für einen Vorboten des Todes; andere wollen darin einen Balsam gegen die Todesfurcht erblicken; die Natur habe es unsern Empfindungen beigemischt, um den Schauer zu dämpfen, wenn die dunkele Pforte sich öffnet. Immerhin; die physische Natur mag in der Stumpfheit der Sinne einen thierischen Trost finden. Ihr Vermögen, zu begehren ist aus. Aber ist es mit dem geistigen Menschen, mit der moralischen Sättigung derselbe Fall? Der Uebersatte vom Essen denkt mit Ekel an die Speisen, die ihn sättigten; eine volle Tafel ist ihm ein widerwärtiger Anblick. Anders dem, der geistig genossen, der in Vorstellungen geschwelgt hat; ihm weckt selbst im Ueberdruß die Phantasie noch immer gaukelnde Bilder der vergangenen Lust; die süße Erinnerung schaukelt sich wie Irrlichter über dem Moor, unter dem Städte versunken liegen, und die Sattheit ist noch gefoltert von Schmerzen.

Wie oft las ich in Ihren Schriftſtellern von einer alternden Welt, von einer abgelaufenen Zeit. Es ſei aus mit allem Urſprünglichen; Erfindungskraft und Genuß, Genius und Talent ſeien abgenutzt; unſere geſellſchaftliche Ordnung ein verbrauchtes Uhrwerk, und wir ſelbſt, Nachahmer und Nachtreter, wären nur Epigonen der kräftigeren Geſchlechtern vor uns. Mag dies wahr ſein, oder falſch, ſo dämmert oder glänzt in Europa durch alle dieſe Klagen doch noch immer die Hoffnung, daß eine beſſere Zeit kommen ſoll. Ja man ſieht die Abſicht raſch mit dem Vorhandenen, das man ſchon für geweſen annimmt, ein Ende zu machen, damit für das neue Heil deſto ſchneller Platz werde.

Nur die moraliſche Sattheit iſt vollkommen troſtlos, die keine Hoffnung mehr hat. Sei diejenige, an der Europa krankt, oder es ſich einbildet, ſo drückend ſie will, was bedeutet ſie gegen die im Orient, ſobald der Orientale ſie erſt empfindet! Ihm fehlt jede Ausſicht, ſobald er inne wird, daß ſein gegenwärtiger Zuſtand ihm nicht genügt. Mit dieſem Moment hört ſeine Exiſtenz auf. Der Fellenglaube an den väterlichen Gott, der jeden ſeiner Schritte lenkt, der ſeine Haare gezählt hat, in deſſen ewigem Buche vorausgeſchrieben ſteht, was ihn betreffen, was er denken und thun wird, iſt dieſer unehrfürchtige Glaube, ſeine einzige ſittliche Säule, einmal erſchüttert, wo

findet der Morgenländer dann einen Stab, um ſich wieder aufzurichten?

Ich rede hier nicht von dem, was bei den Osmanen und in Aegypten ſich jetzt ereignet. Die Hoffnungen derer, welche eine neue eigenthümliche Cultur dort emporblühen ſehen, theile ich nicht. Ich meine, mit dem Orient ſtirbt in dieſen europäiſchen Ländern die ſelbſtändige Kraft aus. Mögen ſie noch lange forteriſtiren, gehalten durch die Verhältniſſe, es iſt kein Geſchlecht mehr, das neue Geſchlechter zeugt. Ich bitte Sie, mir zu dem noch eigenthümlicheren Standpunkt der Bewohner unſeres Hindoſtan zu folgen.

Dieſes ſanfte, ſchöne Geſchlecht, das an den unentweihten Brüſten der morgenfriſchen Natur frühe Weisheit einſog, und ſie, in Myſterien verhüllt, mit den Keimen aller Sprachen über die bewohnte Welt ausſandte, dieſe Väter aller Cultur, trugen das harte Joch vieler fremden Sieger. Durch Jahrhunderte, wo nicht Jahrtauſende blieben ſie ihrem bilderreichen, von bunten Fabeln durchſchmückten Naturdienſt treu. Nicht die Wuth des fanatiſchen Moslem, nicht die Blitze ſchleudernde Macht des Herrſchers von Delhi, nicht die Weisheit und Kunſt der Araber vermochte dem Braminen ſeine Geſetze zu verleiden. Wie lange widerſtanden ſie auch dem Einfluß ihrer Europäiſchen Zwingherren. Noch heute werfen ſich freiwillig die

den mögen noch heut Götzendiener sein und noch mehrere, die Christen heißen, den heidnischen Gebräuchen leben. Ihren Aberglauben genau kennen zu lernen und was noch vom alten Zauberwesen bei ihnen vorkommt, dazu reicht keines Reisenden Wahrnehmung aus. Selbst die Prediger möchten nur wenig davon in Erfahrung bringen.

Um seinen Zweck zu erreichen, müßte ein Reisender sich einer ihrer Horden ganz anschließen und mit ihnen in Sommer- und Wintergegenden ziehen, wo es sich aber fragte: ob der Zweck die Mittel lohnte. Zeugen eines abergläubischen Zuges wurden wir selbst. Unsere Wirthe behaupteten auf unsere Frage, wie viel Rennthiere sie besäßen: das wüßten sie nicht. Dies mag auf ganz natürliche Weise wahr sein, indem die Heerden selten oder nie in geschlossenen Höfen übernachten und beim Zusammentreiben aus den Bergschluchten leicht hie und da ein einzelnes Rennthier sich verirrt, zurückbleibt oder unerwartet sich wieder mit der Heerde vereint. Auch das Mißtrauen gegen den Fremden, so natürlich bei einem unterdrückten Volke, kann eine genaue Angabe verbieten. Doch jener Aberglaube, daß,

armen Sclaven unter die Wagenräder des Götzen Juggernaut, und laſſen ſich, aufjauchzend, zermalmen; noch heut ſtürzen ſich die edelſten Frauen in die Flammenſtöße, die die Leichen ihrer Gatten verzehren, und keine Vorſtellungen fruchten; kaum ſchreckt ſie die Macht der Geſetze zurück, wo man wagt die Geſetze ſprechen zu laſſen. Und doch hat, während dieſer offenen Oppoſition gegen das Neue, ſeine Macht ſchon im Stillen gewirkt. Der unterrichtete Hindu iſt in unſerm weiten Reiche Zeuge der ungeheuren Wirkungen Europäiſcher Cultur, er beobachtet ſie durch lange Jahre, ſein Reichthum geſtattet ihm Blicke in unſere Werkſtätten; unſere Wiſſenſchaft, unſere Künſte ſind ihm zugänglich, und während er noch ſtumm trotzt auf ſein Alterthum, überkam ihn die Erkenntniß, daß ſeine heiligen Traditionen ein markloſer Baum ſind, der keine Früchte mehr trägt für die, welche noch unter ſeinem Schatten ſich lagern. Und bedarf es ſo großer Anſtrengungen, bedarf es, daß ihre Braminen die Werke unſerer Philoſophen ſtudiren, um das einzuſehen? Sie brauchen nur vor eine Schmiede zu treten, in eine Kattunfabrik zu blicken, um den Sieg des Geiſtes über die Materie zu erkennen. Ihre hochgerühmte Kunſtfertigkeit, die Rom und Griechenland verſorgte, lange Zeit das Mährchen und Wunder des Abendlandes, müht und quält ſich heut ab wie ein bettelnder Stümper, um ein dürftiges Stückchen fertig zu machen, wo bei

uns die Hand eines Kindes, am Maſchinenrade drehend, tauſende Stücke in kürzerer Zeit und beſſer anfertigt.

Doch meine Aufgabe iſt nicht Indiens alternden Zuſtand Ihnen zu ſchildern. Ich möchte Sie nur einführen bei einem ſeiner Großen, der ihn lebhafter fühlte als Andere.

An der Gränze der Rajaputen lernte ich einen Raja kennen, einen der reichſten, mächtigſten. Er leitet ſeinen Urſprung von der Sonne ſelbſt her. Seine Ahnentafel iſt ſo alt und vollſtändig, daß die Stammbäume unſerer edelſten Geſchlechter dagegen geflicktes Spielzeug von geſtern ſind. Helden, hochberühmte, hiſtoriſch beglaubigte, zählt er unter ſeinen gewiſſen Ahnen, deren Thaten ſchon Mythus waren, ehe unſere Zeitrechnung anfängt. Wer von uns würde ihn nicht glücklich nennen, auch wenn er über ſeine Stammtafel lächelt.

In einem Paradies der Erde liegen ſeine Güter. So ausgebreitet, daß viele Königreiche dagegen klein ſind. Er kennt nicht die Zahl ſeiner Sclaven, die vor ſeinem Anblick ſich auf die Erde werfen, und den Staub küſſen, den ſeine Sohlen berührt. Nur eines Winkes bedarf es, und das Haupt fliegt von den Schultern, wenn das Geſicht eine Miene machte, die ihm nicht gefiel. Heilig iſt der Wille des Herrn, man küßt die blutige Hand mit Ehrfurcht; und unſere Politik ſchweigt zu dem, was unſere Moral Ver-

brechen nennt. Sein Harem iſt gefüllt mit den ſchönſten Frauen, hoch und niedrig gebornen. Wo auf ſeinem Gebiete eine ſchöne Blume ſich entfaltet, nur den glühenden Blick braucht er auf ihr verweilen zu laſſen, und die entzückten Eltern führen die bräutlich Geſchmückte in ſein Frauengemach.

Was ſoll ich Ihnen in Zahlen ſagen, wie reich er iſt. Was ihm die Regierung der Compagnie an Macht abnahm, erſetzte ſie ihm durch Geld. Außer den Einnahmen ſeiner Beſitzungen, bezieht er Penſionen, die ſchon in Pfunden Sterling ungeheuer klingen. Seine Familie gehört zu denen, die unſere Politik ſchonen muß. Er könnte, wie jener, in den Perſiſchen Mährchen, in die Goldtruhe greifen, und ſie füllte ſich immer wieder, wenn er nur etwas zu kaufen wüßte. Was ſich kaufen läßt, beſitzt er.

Lieber ſchilderte ich Ihnen das Schloß, in dem ich ihn beſuchte. Auf dem hohen Rande eines reizenden Thales, das es überſchaut, liegt dies Alhambra, ein phantaſtiſches Wunderwerk der orientaliſchen Baukunſt, die Größe der Gothiſchen, den bunten Schmuck der Arabiſchen vereinend. Kryſtallne Felſen ſcheinen hier über einander gethürmt, indiſche Urwälder verſteinert. In ſeinen ungeheuren Hallen dringt durch die dichten Quadermauern ſelbſt Indiens Hitze nicht ein, und das brennende Licht des Firmaments nur gedämpft durch bunte, in tauſendfältigem Farbenglanz ſpielende Glasſcheiben. Fontainen aus den

Bergquellen plätſchern Kühlung; allen Sinnen iſt geſchmeichelt. Aber wer beſchreibt den Anblick, wenn wir aus dem Bogenthor auf den Altan treten, zu unſern Füßen, weit, weit hin ein Blüthenthal überſchauend, durchſchlängelt von einem blauen Fluſſe, der ſeine Gewäſſer dem heiligen Ganges zuführt, durchdurchduftet von allen Wohlgerüchen Indiens!

Ein Abend auf dieſem Söller, eine Nacht unter Indiens Himmel, angeleuchtet von der Sternenpracht der ſüdlichen Hemisphäre, umſpielt vom bunten Licht der Zauberlaternen, und weſſen Ohr hier die Stimmen der ſchönſten Frauen hörte, weſſen Auge der verkörperten Anmuth in ihrem Tanze entzückt folgte, wem da entgegen duftete und ſchwellte die ganze Wolluſt der Natur, er würde ſchon um die eine Nacht meinen, er habe das Glück der Erde gekoſtet.

Der Raja, der dies Glück täglich hatte, war einer der unglücklichſten Menſchen.

Auf ihm laſtete kein Verbrechen, keine Blut-Schuld, keine unauslöſchliche Schmach; auch hatte ihn kein Unglück, was wir Unglück nennen, betroffen, kein Todesfall, es war nicht Liebe, die keine Gegenliebe fand. Die meiſten dieſer Verhältniſſe paſſen nicht auf den Orient. Er litt auch nicht an Siechthum, vielmehr war er ein kräftiger ſchöner Mann, der als Jüngling im Felde und auf der Jagd ſich ausgezeichnet hatte. Eben ſo wenig gebrach es ihm an lebendigem Geiſte, der nur beim Morgenländer

ſich anders ausſpricht, und Bahnen fordert, welche Sitte und Geſetz des Abendlandes ihm nicht gewähren.

Er war ſatt.

Aber nicht allein ſatt, er hatte auch ſeinen alten Glauben verloren, und in der Fülle ſeiner Schätze und Genüſſe lebte er ohne Ausſicht, ohne Hoffnung.

Was er erſtreben konnte, das hatte er in Fülle. Wonach er hätte ſtreben können, davor thürmten ſich eiſerne Mauern.

Schon im Knabenalter hatte er in Luſt, Ruhm und Ehre geſchwelgt. Er war Vater von Söhnen und Thaten, in den Jahren, wo wir noch ſpielen. Als die Hand der Compagnie das Netz um die unterwürfigen Fürſten noch looſer geſpannt hielt, und ihnen geſtattete, ſich in blutigen Fehden unter einander zu würgen, hatte er, ein halbes Kind, an der Seite ſeines grauſamen Oheims mit Tapferkeit gefochten. Später als Jüngling hatte er, Ruhm und Auszeichnung in unſeren Heeren gegen die Birmanen errungen. Wir ſehen das gern, aber wir ſtecken dieſer Thatkraft unſichtbare Gränzen, damit ſie nicht, zum Bewußtſein ihrer eigenen Kraft kommend, uns gefährlich wird.

Er ſollte ausruhen in einem Alter, wo wir erſt anfangen. Der Jüngling war nicht ohne Früchte Zeuge geweſen der Kräfte, die unſere Mannszucht, unſere geordnete Verwaltung über rohe Maſſen übt.

Man hatte ihm gesagt, es sei nicht die Kraft, es sei der Geist, der sie hervorbringt. Er wollte zur Quelle. Man sagte ihm, er ruhe in der Wissenschaft. Durch diese allein mache der Europäer das Unmögliche möglich. Er stürzte sich mit orientalischem Feuer auf die Wissenschaften. Schwierigkeiten überwand er im ersten Anlauf, zu denen wir Jahre bedürfen. Aber er wollte in Tagen ans Ziel. Man sagte ihm nun, das Ziel sei die Wissenschaft selbst. Er stutzte. Aber seine Lehrer hielten ihm glänzende Reden, die wohl mit der Weisheit des Morgenlandes stimmen. Das höchste Glück der Erde ruhe nicht in Macht, Reichthum und Ehre, sondern in dem Genuß, den das Bewußtsein geistiger Schätze gewährt. Hier blühe die höchste Ehre, der größte Reichthum, die mächtigste Macht. Hier nur winke Befriedigung. Er zwang sich zu glauben, damit die Pforten eines neuen Paradieses sich ihm öffneten. Er wollte die Bäche aufschlürfen, um seinen Durst zu stillen. Aber die Wissenschaft allein ist trocken. Sie gewährt das, was er wollte, nur im Bunde mit den Künsten.

Mit ungeheueren Kosten ließ er Bücher, Gemälde, Marmorbilder, und selbst Künstler, kommen. Mit einem Male wollte er in die Zauberwälder des Kunstlebens eingeführt sein. Er malte, meißelte, spielte ein Instrument, dichtete auch. Besonders hatten ihn, der unserer Sprache mächtig war, die Vorstellungen des Theaters angezogen; er sah und las Shakspeare,

und wollte ſelbſt ein Shakſpeare ſein. Er hat wirklich Stücke geſchrieben, die zu den unvollkommenſten vielleicht, aber nicht zu den ſchlechteſten Nachahmungen des unſterblichen Genius gehören.

Aber die Entzückungen dauerten nicht länger als vordem ſein Opiumrauſch. Je mehr Europäer, Gelehrte, Künſtler, Dichter, Beamtete, um ſo mehr Unzufriedene lernte er kennen. Warum genügte ihnen das nicht, was ihm empfohlen war als Göttertrank? Warum düſterten ſie noch, die ſich im Quell badeten? Woher dieſe blaſſen Geſichter, dieſe Unterleibkranken Menſchen? Was geizten die, welche in Kunſt und Wiſſenſchaften ſchwelgen konnten, nach einträglichen Stellen, Aemtern, die ſich ſo wenig mit ihrer geiſtigen Beſchäftigung vertrugen? Was ſah er unter denen, die einer Neigung waren, die nach einem erhabenen Ziele rangen, Neid und Abgunſt? Einer verredete den Andern. Wie drückten und preßten oft die gebildetſten Geiſter in ihrer amtlichen Stellung am ärgſten ſeine armen Landsleute! Alle reichen Mittel der abendländiſchen Cultur boten den Europäern nur mehr Organe ihre Unzufriedenheit auszudrücken und ſich ſelbſt klar darüber zu machen, daß Keiner das beſaß, was er verdiente. Mußte er darum dem Orient den Rücken kehren, darum die ungeheueren Studien, die ſeine Geſundheit untergruben, um den Satz zu lernen: es giebt kein vollkommenes Glück! Das ſtand in jedem Perſiſchen Mährchen.

Eine Klaſſe Europäer hatte er noch nicht kennen gelernt. Die ihn verlachten über den Eifer, durch welchen er ihnen gleich werden wollte. Weißen Haaren ſtände es gut weiſe ſein wollen; friſches Blut möge friſchen Muth im Blut der Reben trinken. Sie tranken und witzelten und ſchwärmten die Sorgen weg. An Morgen zu denken ſei Thorheit, wenn man heute glücklich ſein kann. Mit wie anmuthigem Witze verſpotteten ſie das, was ihm in der Ferne groß und bewundernswerth erſchienen war. Der Wein, der Witz, die muthwilligen Schönen, die ſich nicht ſtumm dem Herrſcherblick unterwarfen, aber von Liebe ſtammelten, ſo lange Gold und Vergnügen blinkte, feſſelten den Raja. Aber nur ſo lange es neu war. Die Phantaſie des Abendländers hinkt in der Genußluſt hinter dem Fluge des Morgenländers.

Er war nüchtern, wo ſeine Genoſſen noch im Sinnenrauſche taumelten. Es waren keine angenehmen Bilder, die er ſah. Betrunkene Europäer haben noch keinen Orientalen für die abendländiſche Cultur gewonnen. Da ſetzte ſich neben ihn der kalte Verſtand, in der Geſtalt von dem und jenem, der unter den Schwärmern auch nüchtern geworden. Was der Sohn der Sonne gehofft und geglaubt unter den Kindern des Lichts zu finden, diſputirten ſie ihm fort. Alles ſei Illuſion und Täuſchung, was über den Genuß des Augenblicks ſich erhebe. Nur dieſer gehöre dem Menſchen; Vaterland, Ehre, der Ruf des Hel-

den, des Statsmanns, des Künſtlers und Gelehrten ſeien Trugbilder; und die erhöhte Stimmung, die ſie hervorbrächten, ſei ein Rauſch, nur etwas anhaltender, nicht inhaltreicher als der des Weins. Die ſchönen Reden, die hohe Moral der Weiſen ſeien Schulexercitien; im Leben hörten ſie auf zu gelten. Dort regiere nur ein Geſetz: das Intereſſe. Wer dieſes in die ſchönſte Hülle zu kleiden wiſſe, ſei der Gewinner. Die Gerechtigkeit diene dem Vortheil, ihm huldige die Schönheit. Die Tugend ſei ein leerer Name für Thoren; die Cultur das prächtige Aushängeſchild für die Willkür, für den Despotismus, den der Reiche über den Armen übe. Willſt Du Wahrheit, ſchloſſen ſie, ſo kehre zur Natur zurück. Nur ſie iſt aufrichtig.

Was hält denn dieſe Welt zuſammen, wenn ihr innerſter Kern das Intereſſe iſt? fragte der Orientale.

Sie lachten und antworteten: Eben das Intereſſe.

Und hatte er um deshalb dem Glauben ſeiner Väter entſagt, um deshalb ſein Volk gering geſchätzt, um deshalb die Weisheit der Braminen gehöhnt!

Getäuſcht in Allem kehrte er in ſeine Berge zurück. Sie waren nicht mehr dieſelben. Die Pracht der Wälder, die Pracht der Blüthen dämmerte matt ſeinem Auge. Verdroſſen ſchlängelte ſich der Fluß zu ſeinen Füßen, vom ſenkrechten Sonnenſtrahl getroffen, hauchte er giftigen Brodem aus; die Sänger der Lüfte, das tauſendſtimmige Geſchrei der Wälder, ihm erſchien es nur, wie die grelle Disharmonie der

Natur. Es ſchrie Alles nur um zu leben, und verfolgte und würgte ſich um das Daſein zu friſten, und es durch Genuß zu würzen. Ekelhaft waren ihm die Liebkoſungen ſeiner Frauen, abgeſchmackter, willenloſer Geſchöpfe; und jetzt erſt brannte ihn das kupferglühende Firmament, und er athmete jetzt erſt ſchwer den trockenen, heißen Wind.

Meine Reiſen durch Oſtindien führten mich zwei Mal zu dem Raja. Als ich ihn das erſte Mal beſuchte, fand ich einen Menſchen, der mitten in ſeinem Ueberfluß verſchmachtete. Die geiſtige Troſtloſigkeit drückte ſich in ſeinem ganzen Weſen aus. Um die Leere um und in ſich zu vergeſſen, hatte er ſich wieder dem zerrüttenden Opiumgenuß ergeben. Die brennenden Augen waren matt geworden, die Unthätigkeit hatte ſeinen ſonſt ſchlanken Körper ſchon unförmlich dick gemacht. Er bewegte ſich ungern von ſeinen Polſtern. Was half ihm die halbe Europäiſche Cultur in dem öden Sultansſchloß? Seine Bibliothek voll Werke unſerer Philoſophen, Dichter und Geſchichtsſchreiber ſtand dicht beſtäubt. In parodiſcher Trauer ſahen ihn die Rembrands und Rubens von den Wänden an. Bei ihm war nichts von ihrem Licht und Schatten, nichts von ihrer nervöſen Fülle. Er unterhielt ſich gern mit Europäern; aber in ſeiner Rede war nichts von orientaliſchem Schwunge, von jener gedrängten Bilderfülle, die unſere Rhetorik zu Boden ſchlägt. Er gefiel ſich in Gemeinplätzen, in

wer seine Besitzthümer zählt, sich ihrer Verringerung aussetzt, ist über die ganze Welt verbreitet, und es war mir interessant in Capell Brooks Werke zu lesen, daß ein Lappländer ihm geradezu den alttestamentarischen Grund angegeben, wie David seine Völker zählte, wären sie dahingeschwunden. Uebrigens weiß man, daß die reichsten Lappen gegen funfzehnhundert bis zweitausend Köpfe besitzen, wogegen keine arme Familie leben kann, wenn sie nicht mindestens einhundert Stück ihr Eigenthum nennt.

Der Aberglaube verbietet aber nicht einen Gebrauch, der uns entsetzlich dünkt. Daß er in alten Zeiten stattgefunden, steht außer Frage, aber auch noch jetzt soll die Noth den Lappen dazu zwingen. Er setzt nämlich seine Todten, wenn er zu weit von Kirchen und Begräbnißplätzen entfernt ist, in Schluchten auf trockene Stellen aus und überläßt sie den Wölfen, oder andern Raubthieren. Daß ein einzelner Reisender eben so wenig sicher, als ihre eignen Todten ist, wollen mehrere behaupten. Der Lappe sei verschlagen, argwöhnisch, eigennützig, sobald er Geld merke, und wo keine Gefahr, hemme ihn auch keine Moral. Es gäbe mehrere Beispiele, wo indessen die

jener absprechenden trostlosen Skepsis, wie wir sie zum Ueberdruß bei uns selbst hörten. Er lächelte, wenn wir von Fortschritten, von Vervollkommnungen sprachen, und meinte, die einzige Philosophie sei, nichts zu erwarten, und alles an sich kommen zu lassen.

Mit völliger Gleichgültigkeit führte er uns in seinen Schätzen umher. Unsere Verwunderung erpreßte ihm auch nur ein Lächeln. In seinem Ahnensaale wechselten nach der Sitte der großen Familien dort die gräulichen Holzfratzen, welche seine Ahnherren vorstellten, mit prachtvollen Marmorstatuen, den Bildern seiner Väter, die er von Englischen und Französischen Künstlern von Ruf anfertigen lassen. Die Zusammenstellung glich einer fürchterlichen Persiflage: „Meinen Sie, sagte er, als wir Thantreys Meißel bewunderten, daß diese Marmorbilder eher zur Unsterblichkeit gelangen, als jene Holzpuppen? Vielleicht werden sie etwas später Staub; das ist das höchste. Das Element in beiden ist die Lüge. Ihre Künstler haben geschmeichelt, wie unsere Handwerker schmeichelten; beide für Bezahlung.“

Wenn er seinen Glauben verließ, fragen Sie mich, ob er denn den unsern angenommen hatte? — Nein. Er lernte und begriff nur unsere Skepsis. Aber ob er zu den Lehren der Braminen zurückkehrte? Er war ja besudelt durch unsere Berührung. Die Seeligkeit, die Weihen waren ihm verschlossen. Und

doch räucherte und kniete der Schüler des Ariſtoteles und Plato wieder vor den ſcheußlichen Pagoden, vor den vielköpfigen Fratzen, und ließ nichts fehlen, an Opfern und Formelgebeten ſeines Volkes. Der Geiſt war entflohen, er klammerte ſich an den geſpenſtiſchen Buchſtaben, und betete etwas an, was er verachtete.

Das machte ihn widerwärtig. Und doch gab es Momente, wo er meine aufrichtige Theilnahme erweckte. Die Luſt zur That zuckte noch durch den trägen Körper. Unſere Inſtitutionen verſchloſſen ihm alle Bahnen. Trotz ſeiner früheren Verdienſte hatte er keine Ausſicht wieder in der Armee angeſtellt zu werden. Stiller Ingrim gegen die Britten, die kaltherzigen Tyrannen ſeines Vaterlandes, nagte in ſeiner Bruſt; um ſo bitterer, ſeit die Achtung vor dem Nimbus, der dem Jünglinge entgegen ſtrahlte, durch die Bekanntſchaft mit ihnen verſchwunden war. Gehorchen müſſen, ſtumm liegen, wie ein Hund an der Kette, er ein Sohn freier Könige, ein Abkömmling mythiſcher Heroen, nicht vor einem mächtigern Könige, ſondern vor einer engherzigen Kaufmannsgilde, vor einem wandelnden Verein von Krämern, deren Recht von einem Stück Papier ausging, das an der Börſe um Procente täglich verhandelt ward, der Gedanke vergiftete ſein Blut. Träumen mochte er in Augenblicken von Befreiung ſeines Vaterlandes; aber im nächſten lachte der Verſtändige über den Wahnſinn. Was ließ ſich denn befreien, was herſtellen,

was war denn ſein Vaterland? Wenn er die Engländer über's Meer jagte, welchen Zuſtand von ehedem ſollte er hergeſtellt wünſchen? Die blutig grauſame Herrſchaft der Muhamedaner? Oder die noch ſcheußlichern Bruderfehden der alten Hindufürſten, wo in Thyeſteiſchen Gräuein Familien ſich unter einander aufzehrten? Sollte der, der die Cultur gekoſtet, in die Urwälder zurück, zum ſtillen Pflanzenleben, und der Herrſchaft der Thierwelt? Es war vor ihm keine Dämmerung und rückwärts Nacht.

Es war ein Mann ohne Hoffnung und ohne Erinnerung; und ſein Leben hatte alle Qualen des Todes ohne ſeinen Troſt.

In ſeiner fürchterlichen Langenweile beobachtete er gern das kleine Treiben in ſeiner Nähe. Wie ſeine Unterthanen ſich abmühten, wie ſie der Uebermacht der Elemente, dem Druck der Verhältniſſe entweder trotzten oder ihnen unterlagen. Nicht aus Theilnahme geſchah es, nicht um ihnen beizuſpringen, ſondern wie Einer, der ein Syſtem aufſtellt, nach Beiſpielen ſucht. Ob der Kahn die Strömung durchbricht, oder von ihr fortgeriſſen wird, ihm gilt es gleich, da er nichts will, als die Kraft des Waſſers daran meſſen. Der Väter Glaube hatte ihn nicht geheißen, daß er, um dem Mitmenſchen zu helfen, ſelbſt Opfer bringen müſſe; die Weisheit ſeiner Europäiſchen Lehrer hatte ihm gezeigt, daß die es thun, nur dem Eigennutz und der Eitelkeit fröhnen, höch-

ſtens der Schwäche, die ſie zur Tugend lügen. Solche Regungen waren dem Orientalen fremd. Das Ziel eines jeden Lebens iſt der Untergang; ſorge Jeder für ſich, wie er dahin den längſten und angenehmſten Weg finde.

Aber kein noch ſo kleiner Kreis des Indiſchen Lebens, in den nicht ſchon Europäer gedrungen ſind. Er beobachtete von fern die Wirkſamkeit eines Holländers oder Deutſchen — wir unterſcheiden darin nicht ſo ſtreng — der halb als Gewerks-, halb als Handelsmann ſich Einfluß verſchafft bei ſeinen Unterthanen. Anfangs geſchah es mit argwöhniſchem Auge. Der von keinem Menſchen etwas erwartete, was von einem Hauſirer an der Gränze, gewöhnlich dem Auswurf der Nation, die ihn in die Fremde ſchickt! Aber hier war es anders. Der ſchon bejahrte Fremde ſtand bei den Landleuten in einem heiligen Geruche. So geſchickt, dachte der Raja, wußte er den Eigennutz zu verbergen, indem er ihnen mit Rath und That beiſprang und ihnen half in ihrer Noth. Der Deutſche galt beim Volk für einen Wunderthäter; vielen, die er unerwartet gerettet, vielleicht als eine neue Incarnation des Gottes, der vor Zeiten auf die Erde kam, um ihre Bewohner himmliſchen Troſt koſten zu laſſen. Der Raja zog ihn an ſeinen Hof. Seine Unterhaltung, ſeine hellen Blicke in die Verhältniſſe, ſeine Freimüthigkeit gefielen ihm, wie dem Blaſirten noch etwas gefallen konnte. Er ſah den

kunſtfertigen Menſchen, der ihm ſeine Gärten ordnete, ſeinem Springbrunnen ſtärkern Druck gab, und ſeine Götzen putzte, für ein Spielzeug an. Aber wir werden jedes Spielzeugs überdrüſſig, wohingegen dieſes ihm täglich unentbehrlicher wurde, und immer neu blieb. Denn der Fremde war in ſeiner Erfindungskraft, wie in ſeiner Thätigkeit unermüdlich.

Das Wunderwerk, welches ihm die ungetheilte Bewunderung der Landleute verſchafft, war eine ſchwebende Brücke von Seilen und Baſt geflochten. Er hatte ſie über einen Bergſtrom gebaut, den die Hindupilger nach einem ihrer Local- oder Wallfahrtsorte paſſiren. Früher hatten ſie auf Kähnen über den unruhigen Fluß ſchiffen müſſen, in beſtändiger Angſt vor der Befleckung, denn wenn nur ein Tropfen des unreinen Waſſers ſie beſchmutzte, waren ſie ſelbſt unrein, der Zweck ihrer Wallfahrt verfehlt, und ſie mußten umkehren, um durch lange peinliche Entbehrungen und Caſteiungen ſich wieder zu reinigen.

„Wie verantworteſt Du bei Dir, fragte ihn einſt der Raja, dem, was Dir für Aberglauben gilt, ſolchen Vorſchub geleiſtet zu haben?“

„Herr, ſagte der Deutſche, präſentiren nicht dort in Calcutta Tauſende meines Glaubens das Gewehr vor Euren Götzen, wenn ſie in Proceſſion vorüberziehen?“

„Wie eifern auch Eure Gläubigen dagegen, und ich weiß Du biſt Einer.“

„Ich meine, Herr, ich thue dem Gotte, den ich anbete, nicht den ſchlechteſten Dienſt, wenn ich andere, die ihren Gott anders nennen und anders bilden als ich, helfe, ihn ſo zu ehren, wie ſie für recht achten. Ich habe nur in Hanf und Baſt gearbeitet, Ihr aber, o Herr, könntet Eiſen liefern, und ich baute eine Kettenbrücke, die feſter iſt und länger dauert.“

„Der Tempel drüben iſt nicht für meine Kaſte, das Bild wird nur von Sudras und Parias angebetet.“

„Es iſt auch kein Tempel für mich.“

„Sie haben Dich dafür bezahlt.“

„Und Du, Herr, könnteſt ihren vollen Dank erndten. Denn über die ſchwankende Thaubrücke gehen die Weiber und Alten nur zitternd; und in Sturm und Unwetter iſt ſie gefährlich. Sie würden Dich in ihre Gebete ſchließen, Dein Name würde geprieſen; er würde im Munde des Volkes Dich und Deine Kinder und Kindeskinder überdauern.“

„Was iſt mir der Mund des Volkes! Ruhm iſt das Rauſchen des Sturmes. Wenn er weht, übertönt er die Stimme des Löwen, wenn er vorüber, klingt lauter das Zirpen der Graſemücke.“

„Der Weſt, o Herr, wenn er Kühlung haucht vom Meere, der Thauwind, wenn er Regenwolken bringt auf die verbrannten Felder, rauſcht auch nicht; dennoch hören ihn die dankbaren Völker, und preiſen

ihn. Die Wonneſchauer, die er zurückläßt, bleiben in den Herzen der Menſchen.“

Der Raja wandte ihm mit düſterm Blick den Rücken und ſprach nichts. Am folgenden Tage erhielt der Mechaniker ſeine Anweiſung auf Eiſen. Die Kettenbrücke ward gebaut, und es verging kein Tag, wo nicht der Raja der Arbeit zuſah.

„Ich bewundere Dich, ſagte er eines Tages zu ihm, wie Du Dir immer neue Mühe ſchaffſt. Wenn ich meine, Du müßteſt fertig ſein, und froh darüber, iſt das, was Du beendet haſt, nur der Anfang von etwas anderem. Willſt Du nie ausruhen?“

Der Künſtler wies auf einen Ameiſenhaufen: „Herr, die ruhen auch nie.“

„Ein Fußtritt von mir, ſagte der Raja, und ihr Werk iſt zerſtört.“

„Damit ſie es wieder von vorn anfangen. Dein Volk, o Herr, verehrt in allen Thieren den Gott, ſelbſt im ſchrecklichen Krokodil. Warum nicht in dieſem fleißigen Inſekt?“

„Weil wir es zertreten, wenn wir den Fuß heben, und unſer Auge ſieht es nicht. Unſer Ohr hört nicht ſeine Klage.“

„Zertritt nicht auch uns der Fuß eines Mächtigern, nnd er ſieht es nicht, und hört nicht unſern Wehruf.“

„Was ſchafft die Ameiſe? Wem nützt ihr Wirken? Sie baut um zu leben, und dann zu vergehen.“

„Für wen ſchaffen wir, Herr, und wem nützt unſer Wirken? Die Tempel im Benares und die Höhlen von Elefantine dauern tauſend Jahre. Und wenn ſie noch tauſend ſtehen, das iſt ein Augenzücken vorm Thron der Ewigkeit. Felſen, die wir über einander thürmen, ſind Sandkörner in ihrem Auge. Und doch bauen, doch thürmen wir. Wir rechnen um zum Ziel zu kommen; aber keines Menſchen Hand ſchreibt die größte Zahl, und wenn er hundert Jahre ſchriebe, keines Mund ſpricht ſie aus, kein Gedanke faßt ſie. Und wir rechnen doch immerfort. Unſer Thun iſt Stückwerk, ſagt ein weiſer König. Aber ſollen wir darum aufhören zu ſchaffen, weil wir nur Stückchen zu Tage bringen. Für jeden iſt das Stückchen, das er ſchafft, mit dem Aufwand aller ſeiner Kraft, das größte Werk; und der unerſchaffene Wille gab der Ameiſe nur Augen, die ſo weit reichen, als ihre Füße tragen. Uns gab er weiterblickende, aber doch nicht weiter, als unſer Geiſt ſich erhebt.“

Der Raja, der Monate lang kaum ſeine Polſter verlaſſen, ſtürzte ſich wieder in die Wüſteneien, wo der Tieger brütet. Im wilden, grauſamen Kampf mit den Raubthieren des Waldes ward ihm wohler. Der ſterbende Löwe, wenn er den Stahl in die Bruſt ihm ſtieß, wenn der Blutſtrahl in die Lüfte ſpritzte, und das rollende Auge in fürchterlicher Wuth ihn anblitzte, gab ihm den Muth zurück. Sein eigenes

Blut pulſete wieder friſcher. Der Wein mundete ihm wieder, wenn er erſchöpft aufs nächtliche Lager ſich warf. Aber auch dies Wohlſein dauerte nicht lange.

„Kannſt Du, der Du Alles kannſt, mir nicht die blutigen Träume fortbannen, fragte er den Holländer? Ueberall ſehe ich Tieger lauern, immerfort ringe ich mit ihnen. Mein Arm wühlt mit dem Meſſer in ihren Eingeweiden, und ihr Auge läßt mich nicht los. Ich will andere beſſere Geſellſchaft in meinen Träumen.“

Der Gefragte lächelte: „Du mußt auf eine Jagd gehen, die ſanftere Bilder zurückläßt.“

Da überkam das herrliche Land einer jener heißen Sommer, die in wenig Wochen aus den Paradieſen Indiens Wüſteneien machen. Ellentief war der fruchttragende Boden ein brennender Staub, die Felder verdorrten, die Bäume zitterten mit welken Blättern, die Brunnen und Bäche verſiegten, ſelbſt der Vater Ganges rann, ein ſchmaler, ſeichter Bach, in Mitten ſeines ausgedörrten, geborſtenen Schlammbettes. Die Vögel fielen todt aus den Lüften, die Heerden ſtürzten nieder, und die Menſchen ſchlichen wie Geſpenſter, Knochen und Haut, mit verlöſchenden Augen in der brennenden tödtenden Luft. Wir in Europa kennen den Hungertod nur als Symbol. Unter jenem geſegneten Himmel iſt er eine gräßliche

Wahrheit; er rafft in Jahren, wie das, von dem ich rede, Hunderte, Tausende, ja Hunderttausende fort.

Die Ländereien des Raja waren aus einem Paradiese eine sonnenverbrannte Wüste geworden, der Gebirgsstrom im Thale war ausgetrocknet. Schaaren der unglücklichen Bewohner irrten in stummer Verzweiflung umher, oder sie warfen sich, waren ihre Kräfte erschöpft, ihr Haupt verhüllend, am Wege nieder, um zu sterben. Jede aufgehende Sonne beschien neue Leichenhaufen; wer am Morgen die Thür öffnete, vor der es in der Nacht gewimmert, konnte gefaßt sein, daß sein Fuß über einen todten Körper schreiten mußte. Wer etwas zu verlieren hat, verschließt dann seine Thore, er verbirgt sich im tiefsten Winkel, daß der Schrei der Verzweiflung sein Ohr nicht treffe. So sind es die Unglücklichen gewohnt, die das Schicksal dort verurtheilt Hungers zu sterben. Das Elend ist dann so unermeßlich, daß selbst die Hülfe, welche jetzt eine civilisirte Regierung anordnet, Tropfen ins Meer gesprengt scheint. Der alte Hindu lächelt. Es scheint ihm Vermessenheit, gegen den allmächtigen Naturwillen anzuringen. Der Tod ist im Orient ein kleines Uebel, das Leben ein geringes Gut.

Nur ein Hindufürst verschloß nicht seine Thore. In seinen Höfen wurden Hungernde und Dürstende aufgenommen, gespeist und getränkt, so weit die Voraussicht dessen, was kommen dürfte, es erlaubten.

Gerechtigkeit der That sehr bald gefolgt wäre. Wie schwer es auch sei, die gefährlichen Schlupfwinkel durch Gränzsoldaten zu umstellen, würden die Verbrecher doch immer auf diese Weise eingefangen. Wir wissen von dieser Verschlagenheit und Arglist aus eigner Erfahrung nichts anzugeben, als daß die guten Leute vielleicht den letzten Rest unserer kleinen Branntweinflasche noch etwas mehr verringert haben.

Wer sich genau von dem Leben der Lappländer im Winter und Sommer unterrichten will, den verweisen wir auf jenes vielfach erwähnte Buch des Capitains Capell Brook, dessen Titel lautet: **A winter in Lappland and Sweden, with various observations, relating to Finnmark and its inhabitants, made during a residence at Hammerfest near the Northcap, by Arthur de Capell Brooke. London 1827.**

Es ist mit typographischer Schönheit und englischer Verschwendung gedruckt. Die vielen Skizzen darin bekunden eben so das Talent des Zeichners, effectvolle Momente künstlerisch aufzufassen, durch Licht und Schatten auf dem Schneehintergrunde eine wunderbare Wirkung hervorzubringen, als der Stich und die Steinzeichnung

Nicht alle Verſchmachtende rettete er, aber Viele, und er begnügte ſich nicht damit, die zu tröſten, welche flehend ſeine Schwelle küßten, er ſuchte auch das Elend auf. Sein Palankin ging ihm oft zu langſam, er warf ſich auf ſeinen feurigen Araber und ritt an der Seite ſeines Freundes, um ſchneller die nothbedrängten Gegenden zu erreichen. Der Hindufürſt war unſer Raja, ſein Begleiter der deutſche Mechaniker.

Sie kehrten eines Abends zurück von einer fürchterlichen Wahlſtatt. Für Viele war ihre Hülfe zu ſpät gekommen. Auch am Wege ſcheuten ihre Pferde noch oft vor einzelnen Leichen.

„Ich begreife Dich nicht, Freund, ſagte der Hindu, wie Du dort mich abhalten konnteſt den vollen Beutel auszuſchütten, Du, der mich lehrte im Helfen eine Luſt finden, die mir fremd war. Dem, der noch rüſtig auf den Füßen liegt, ſpendeſt Du reichlich; und dort lagen der Wimmernden Zahlloſe. Ich hätte alle meine Vorrathskammern leeren mögen. Es wäre Wolluſt geweſen.“

Der Begleiter ſchwieg einige Momente: „Herr, jeder Rauſch läßt Wehen zurück, die bitterer ſind, als er ſüß war. Auch dieſe Wolluſt hätte Dich geſchmerzt, eben weil es nur Wolluſt war. Denen war nicht mehr zu helfen, und deren, welchen wir noch helfen mögen, ſind Viele.“

„Ich bin reich, ſagte der Raja ſtolz, Du kennſt nicht dies Gefühl.“

„Doch, entgegnete der Deutſche. Ich war auch einmal reich, reich genug für mein Vaterland. Es machte auch mir Luſt, mit vollen Händen um mich zu werfen. Als ich darauf arm wurde, rechnete ich erſt mit Schrecken nach, wie wenigen ich geholfen, und wie vielen ich hätte helfen können. Einige hatte ich reich gemacht. Die nannten mich Thor, als ich ſie bat, was ich verſäumt, nachzuholen. Erſt ſeitdem ich arm ward, kenne ich den Werth des Reichthums.“

„Können wir Allen helfen!“ ſprach der Raja. Er wies unmuthig auf die Leichen am Wege, und gab ſeinem Pferde die Sporen.

Der Deutſche meinte, man ſolle ſich ſelbſt wenigſtens den Glauben nicht muthwillig zerſtören, daß man es könne. Nur ſo lange die Vorſtellung dauere, ſei die Kraft in uns. Aber er duldete auch nicht, daß die Phantaſie zu weite Ausflüge mache. Der Raja hatte unter den Europäern gelernt, daß der Geiſt die Welt mit ſeinem Willen umfaſſe, ſein Gaſt führte ihn auf die Gränzen zurück, wohin ſein Arm reichte. Aber dieſer Arm reichte viel weiter, ſeit ihn der deutſche Arzt behandelte, als da der Raja noch auf ſeinen Polſtern träumte. An Arbeit mannigfaltiger Art fehlte es nicht. Es wurden Canäle gegraben, Waſſerleitungen, Vorrathshäuſer, Wohnungs-

plätze an günſtigen Plätzen geſucht. Wo ſo viel Arbeit war, mußten auch Werkſtätten aufgeſchlagen werden, erſt um den Arbeitern ihre Werkzeuge zu bereiten, dann um denen, welche unbeſchäftigt wurden, wieder Beſchäftigung zu geben. So entſtanden Fabriken. Die Eingebornen entzogen ſich ihnen nicht, denn auf geſchickte Weiſe wußte der Fremde ihre Neigungen und Vorurtheile dabei zu ſchonen. Und der Raja gewann, denn ſeine reichen Mittel ruhten nicht mehr unbenutzt; auf die zweckmäßigſte Weiſe verwandt, floſſen ſie ihm wieder zurück. Seine Schätze wurden lebendig und wuchſen.

„Und magſt Du, Philoſoph, die Freude billigen, welche ich wieder am Reichthum empfinde?“ fragte ihn der Fürſt, der mit ſichtlichem Vergnügen den Wachsthum verfolgte, und ſeine großen Einnahmen überrechnete.

„Die Natur, entgegnete ſein Gaſt, ſchenkt uns ihre Gaben, daß wir damit wuchern. Nur das Pfund, das wir ruhen laſſen, wird zur Laſt, die uns drückt. Der reiche Mann, der da meint, er müſſe ſeinen Reichthum nicht anwenden, damit er noch reicher werde, weiß nicht zu ſchätzen, was ihm gegeben wurde. Denn Alles was iſt, ſoll wieder zeugen, aus Leben blüht Leben. Wenn es genug ward, wird der Wille über uns ſprechen: bis hier und nicht weiter; unſere Sorge, o Herr, ſoll es nicht ſein, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Wer ſeine

Schätze für ſich einſargt, ſargt ſich ſelbſt ein. Sein Leben iſt Tod. Wer aber gar die Schätze ewig machen will, wer den Reichthum, der wandeln und wirken ſoll durch die blühenden Menſchengeſchlechter, feſtheften möchte bei einem, wer ſorgt und trachtet, daß das leuchtende, liebliche Gold zu Stein wird, und den Stein beſchreibt mit Geſetzesſtellen und Bannflüchen, daß er immer und immer bleibe bei Kind und Kindeskind, der, o Herr, bricht die großen Geſetze der Natur, die uns Allen gelten, der greift ein in die Hand der Ewigkeit, der baut Thürme von Babel, die in die Wolken reichen, und will feſſeln mit Erdenbanden den Strom des Lebens. Aber der Strom läßt ſich nicht feſſeln, die Gewitter brechen die freche Stirn den Thürmen, die in ihr Recht eingreifen, und die Hand der Ewigkeit ſtraft die Vermeſſenen mit Vernichtung. Wo ſind die reichen Geſchlechter, die ihren Reichthum ewig machen wollten, als Cyrus herrſchte, und Alexanders Fuß Indien betrat! Unſere Enkel ſchon werden vergebens nach den Grüften ſuchen, in denen Akbers Söhne ſchlafen. Die Schätze des Großmoguls lachen in den Händen blühender Geſchlechter der bleichen Geſpenſteraugen, die ſie ewig machen wollten in ihren Familien."

Ich könnte Ihnen eine ganze Robinſonade davon erzählen, wie Ihr emſiger Landsmann die Angelegenheiten des Raja verwaltete. So berückſichtigte er die orientaliſchen Verhältniſſe, die eigenthümlichen

Launen des Fürſten, ſo zog er ihn Schritt für Schritt hinein, ſo wußte er ſein Intereſſe zu wecken und zu ſpannen, daß dieſer ſich unvermerkt in ein Getriebe von Thätigkeit verſtrickt ſah, welches ihn zwang ſelbſt nicht los zu laſſen und ſeinen Geiſt in beſtändiger Spannung erhielt. Denn der ſchlaue Arzt wußte dermaßen geſchickt zu operiren, daß der Raja glauben mußte, es gehe dies alles von ihm ſelbſt aus, er ſei die Seele der immer großartiger werdenden Thätigkeit. Er wußte auch in ſchwierigen Momenten ſich zurückzuziehen, und ſein Gebieter mußte bei ſich Rath und That ſuchen.

Ein wie anderer Mann war der Hindufürſt bei unſerm zweiten Beſuche geworden. Sein Fett hatte abgenommen, ſein Auge leuchtete wieder, er gefiel ſich nicht mehr in faden Geſprächen, ſondern führte uns vergnügt umher in den Werkſtätten. Von Hammerſchlägen und Zimmeräxten, von Rädern und Waſſerſtürzen dröhnte es im Thale, viel wurde gebaut, und nicht allein zum Nutzen. Es war merkwürdig, wie der deutſche Mechaniker die Bauten, die er neu ausführte, mit den uralten des rajaputaniſchen Schloſſes in Einklang zu bringen wußte. Eine Harmonie, oder beſſer eine Fortentwickelung, eine hiſtoriſche Stufenfolge, wie eines aus dem andern entſtanden, war in dem weiten Labyrinthe von Bauten und Anlagen ſichtbar. Ueberall war das Anmuthige und Maleriſche mit Geſchmack herausgekehrt; auch von der

Fabrikthätigkeit nur dasjenige, was in irgend einer Art dem Auge wohlgefällig war, wohingegen das Widerwärtige und Unreine versteckt blieb. Reizende Gärten schlossen sich an die Baulichkeiten; die Mauern, die Dächer waren mit üppigen tropischen Gewächsen behangen, und wo nur ein unbenutzter Winkel war, da blickte die grüne Natur vor. Und daß sie grün blieb, war durch tausend Wasserkünste gesorgt. Die einfachsten Constructionen setzten diese merkwürdigen Bewässerungsanstalten in Bewegung.

Unser Entzücken über das Paradies war aufrichtig; aber dem Raja schien es noch nicht groß genug. Sein Verlangen, daß wir es bewundern sollten, hätte unter andern Verhältnissen lästig, wenigstens lächerlich werden können. Aber wer dachte daran, wenn wir das Sonst mit dem Jetzt verglichen, und namentlich den gebesserten Zustand der armen Unterthanen ins Auge faßten. Aus vogelfreien Geschöpfen, die zu nichts anderem da schienen, als zum Probierstein zu dienen, wie viel Grade der Verachtung, des Druckes und Qualen aller Art ein menschliches Wesen aushält, bis es erliegt, waren fleißige Arbeiter geworden, die auch Antheil hatten an dem allgemeinen Wohlergehen. Schon sah man mit Neid auf die wachsende Kultur und die damit wachsenden Mittel des Raja, und der arme Deutsche mußte später auf Winke der Compagnie, denen es gefährlich ist, nicht zu folgen, seinen Herrn und In-

dien verlaſſen. Ob die Compagnie in ihrem Argwohn ganz Unrecht hatte, bleibe dahin geſtellt. Der Ehrgeiz glüht im orientaliſchen Blute. Vielleicht, daß dem Enkel der Sonne doch einſt mit dem friſchen Lebensmuthe ein anderer verwegnerer erwacht wäre, daß er geträumt hätte, wie ſeinem laſſe ſich dem ganzen Leben Indiens friſche Lebenswärme einhauchen. Dafür iſt es, uns zum Heile, noch zu früh. Aber nicht mehr arm, ſondern überhäuft mit Schätzen hat der Deutſche ſeinen dankbaren Gebieter verlaſſen.

Doch darüber vergingen noch Jahre. Ich gewann Ihren Landsmann während meines Aufenthaltes ſehr lieb. Aber ſein ſcheues Weſen ließ ihn den Umgang mit uns vermeiden; man mußte ihn aufſuchen. Wahrſcheinlich hatten ihn bittere Erfahrungen aus Europa vertrieben. Wenn er nicht in ſeiner Arbeit verſenkt war, ſtreifte er einſam in den Waldungen und Wildniſſen umher, und die Landleute haben ihn ſtundenlang auf bemooſten Steinen, unter dem Schatten einer Banane ſitzen ſehen, wie er den Stimmen der Vögel lauſchte, dem Springen der Affen oder dem Treiben eines Ameiſenhaufens zuſah. Sie ſagten von ihm, er ſehe die Pflanzen wachſen; und das erhöhte nicht wenig den Geruch der Heiligkeit, in dem er bei ihnen ſtand.

„Und bei alledem iſt er ein Narr, ſagte der vergnügte Raja in ſeiner Gegenwart zu uns. Wer dächte es, daß dieſer ernſte alte Mann ſich in tauſen-

derlei Spielereien gefällt! Nie geht er grad auf ein Ziel los, ſondern in Seitenſprüngen. Mögt Ihr es glauben, daß er abergläubiſcher iſt als meine Landsleute? Er achtet auf Zeichen, Mondwechſel, Vogelflüge; hat ſeine Glücks- und Unglückstage, und alles was er unternimmt, muß an beſtimmten Kalendertagen fertig ſein. Sprich, was fütterſt Du dort die weißen Mäuſe, was richteſt Du Dir die zahmen Schlangen ab, und treibſt mit den Fliegen Dein Spiel? Was unterhältſt Du Dich mit Affen und Katzen, und lachſt mit den Papageien und Eidechſen? Du biſt nicht unſers Stammes, der die Thiere verehrt. Nutzt es Dir auch in Deinen Berechnungen und Figuren, wenn Du die Kinder lehrſt Kobold ſchießen, und tolle Spiele angiebſt, wo Du gern, ich ſehe es, ſelbſt mitſpielſt?"

Der Mechaniker lächelte: „Großer Raja, es muß auch Kinder geben in der Welt."

„Du biſt längſt keines mehr."

„Ei Herr, wenn ich es nicht bisweilen wäre, woher käme mir gebrechlichem Mann die Kraft. Nähme ich alles ſo ernſt als Du willſt, und härmte mich und wäre verdrießlich, wenn etwas mißglückt, wo käme mir dann der Muth wieder von vorn anzufangen? Spielt nicht Alles in der Welt, die Thiere und die Menſchen, Wind und Waſſer, Feuer und Luft, ſpielen nicht die Pflanzen, ſelbſt die Steine in ihrem wechſelnden Farbenflimmer? Spielen die Lei-

denſchaften nicht, und ſpielt nicht die ganze Geſchichte ein wunderbares Spiel? Und der unerforſchliche Wille läßt ſie ſpielen und uns Kinder ſein; er freut ſich auch wohl, daß wir ſpielen, denn woher wäre uns ſo wohl zu Muthe — und aus allem dem Geſpiele wird der Ernſt, den er will, und den wir niemals begreifen, wie wir uns auch anſtrengen, ihn zu erforſchen. An den Felswänden in den Urwelt-Schriften, die wir nicht mehr verſtehen, da ſteht es geſchrieben, und ich hörte es in den Wipfeln der Rieſenbäume auf den Bergen des Himalaya rauſchen, und im ewigen Schnee des Rundinavi habe ich es geleſen: Die Welt wird nicht untergehen am Spiele der Kinder, aber wenn ſie untergeht, hat es der Ernſt gethan, der ſich nicht mehr zu helfen weiß in ſeinem trüben dürren Alter; er, der die Kinderwelt mit ihrer Hoffnung und ihrer Liebe, mit ihrem Glauben und ihren Wundern zertreten hat. Wenn die ſpielenden Quellen verſiegen, dann vertrocknet die Erde, o Herr!"

Der Abſchied ward uns ſchwer. Der Deutſche, ob er uns zwar, während wir da waren, vermieden hatte, erwiderte warm den Druck meiner Hand.

Ich wünſchte ihm Glück, und konnte mich nicht erwehren meine Bewunderung auszudrücken. Er lächelte ernſt, und ſein dunkles Auge blitzte ſonderbar, als ich fragte: ob er das Elixir nicht bekannt machen wolle, wie man aus Abgeſtorbenen neue Lebenstriebe weckt?

„Das Elixir iſt achtzehn hundert Jahre alt, antwortete er, und kein Buch in der Welt ſo verbreitet als das, worin es geſchrieben ſteht. In den Sprachen aller Völker kannſt Du es leſen: Vordem war der Tod nur Tod. Doch aus jedem Tode weckſt Du nun neues Leben, dem Greiſenalter impfſt Du Jugend, dem abgeſtorbenen Stamm neue Sprößlinge ein, ſobald Du das Geſetz der Liebe kennſt. Nur die Völker ſtarben aus, denen es fremd wurde. Die, welche die heilige Flamme nicht erlöſchen ließen, ſind ewig, denn ſie können immer wieder geboren werden. Regeneration heißt das Myſterium. Das iſt das Elixir des Lebens, an das ich glaube, das der Geiſt, der lebendig erhält. Es ſtirbt keiner mehr, der geboren ward, keine Nation mehr, die iſt, geht unter, wenn ſie es hat.“

meisterhaft sind. Das Buch ist mit Wärme und Lebendigkeit geschrieben und leidet nur bei der bekannten englischen Vorliebe für Beschreibungen an allzu großer Breite. Als Probe trefflicher Schilderungen folgende Stelle aus der Vorrede:

„In keinem Theile der Welt stehen die entgegengesetzten Jahreszeiten in einem grelleren Contrast, und nirgends zeigt sich in allem und jedem Punkte Winter und Sommer so verschieden als in den Ländern jenseit des Polarkreises. Wer da zu Anfang der letztern Jahreszeit reiset, kann nicht ohne Erstaunen die Schnelligkeit betrachten, mit welcher das ganze vegetabile Reich ins Leben schießt, zumal wenn er sich an die Langsamkeit erinnert, mit der es sich in gemäßigtern Himmelsstrichen aus der winterlichen Starrsucht erholt. Seine Reise ist langsam, mühsam und sogar von Schmerzen begleitet. Bald muß er gegen endlose Strömungen kämpfen, die sich seinem leichten Canoe widersetzen, bald durch pfadlose Dickichte dringen, oder rauhe Bergwände hinanklimmen. Will er, völlig erschöpft, Schutz suchen vor dem Hauch der Mittagssonne, so wird das Schweigen, das ringsum in den tiefen, undurchdringlichen Fichtenwäldern herrscht, unterbrochen von

Drittes Kapitel.

Die Tafel war längst aufgehoben, der Engländer fortgegangen, die Gesellschaft hatte sich in Gruppen getheilt.

„Wie der Mensch uns gelangweilt hat, mit seinem didaktischen Gedichte, sagte die Wittwe. Sie hatte erschöpft auf dem Sopha Platz genommen. Die Engländer sind nur erträglich, so lange sie Engländer sind. Wenn sie ihre Surtouts ausziehen, und im Frack in der Gesellschaft glänzen wollen, sind sie unausstehlich. Besonders, wenn sie Humanität affectiren, und allgemeine menschliche Bildung. Und das war nun gar ein doctrinairer Engländer. Es giebt nichts widersinnigeres. Doctor, was schreiben Sie da in Ihre Tafel?"

„Der Ausdruck war mir neu, gnädige Frau," entgegnete Strahlheim.

„Was denn?"

„Ein doctrinairer Engländer. Spricht das nicht mit einem Male, in einem Worte, einen Begriff aus, für den wir vergebens nach einem Aus-

druck ſuchten. Wie klar und ſcharf iſt dadurch der Unſinn der Zeit bezeichnet. Zwei zuſammen geſchmiedete Pole, die praktiſche Tüchtigkeit in einer Kalteſchaale von Theorie aufgelöſt.“

„Um Himmels willen, Sie wollen es doch nicht drucken laſſen! Ich haſſe nichts ſo ſehr, als unter die Leute zu kommen. Wenn Sie's thun, wenigſtens meinen Namen nicht genannt. Ich bitte Sie recht ſehr darum. Keine Indiskretion.“

Strahlheim zuckte lächend die Achſeln: „Kann ich dafür, wenn die Leute es errathen.“

Der Engländer hatte ſeinen Ruf zurückgelaſſen, und die Converſirenden bemächtigten ſich deſſelben, nicht in der humanen Weiſe, die der Doctrinair gepredigt hatte. Der engliſche Stolz und die brittiſche Anmaßung habe nur die Form gewechſelt. Während ſie vordem alle fremde Sitten und Eigenthümlichkeiten verachtet, affectirten dieſe Europäiſirten Engländer jetzt eine vornehme Theilnahme, welche nicht minder drückend ſei. Wie hätte dieſer Mann ſich des Geſpräches angemaßt, wie beleidigend ſei die Vormundſchaft, die er über eine gebildete Geſellſchaft geübt, als habe er mit Kindern zu thun, denen man noch moraliſche Vorſchriften in Parabeln geben könne.

„Und Sie ſchweigen dazu,“ ſagte die Wirthin zum Doctor?

„Gönnen Sie mir eine ſtille Bewunderung, entgegnete er leiſe, für die Würde, mit der eine deutſche

Frau die empörenden Anmaßungen des Fremden aufnahm. Ich bekenne Ihnen, ich hätte ihn ſchärfer zurückgewieſen, als dieſer Menſch auf ſeine täppiſch rohe Weiſe vergangene und vergeſſene Dinge aufrührte."

„Das Leben iſt eine fürchterliche Lehrmeiſterin, entgegnete mit ſanftem Lächeln Madame Löwlein. Man muß ſich wohl in der Geduld üben, mein lieber Doctor."

„Aber dieſe Faſſung erlernt ſich nicht. Sie iſt eingeboren."

„O das wirft nur Schatten auf mein armes Kind. Weiß Gott, man thut mir keinen Gefallen damit, wenn man Eigenſchaften an mir hervorhebt, die ich nun einmal habe, und die meiner Cäcilie abgehen. Mein eigener Krankheitszuſtand kommt mir oft recht unbedeutend vor, wenn ich an die Leiden denke, denen das arme ſchwache Weſen entgegen geht, die ſo alles afficirt. Und ſie weiß ſich nicht einmal vor den Leuten zu faſſen. Wiſſen Sie, daß ich ſchon daran gedacht habe, ſie an einen reichen Engländer zu verheirathen."

„An einen Engländer — wie?"

„Weil das praktiſche Leute ſind. Da könnte ſie lernen."

„Nach dieſer Erfahrung, gnädige Frau!"

„Nur ihre Narren reiſen. Die klugen Leute bleiben vielleicht zu Hauſe."

„Gönnen Sie doch unſerm Deutſchland die Ehre. Wir ſind vielleicht nur um deshalb noch Pedanten, weil wir zu früh den Muth aufgaben praktiſche Leute zu werden. Es ſind ſo ſchöne Anſätze gemacht. — So wird dort der Graf, der ſich ſo angelegentlich mit Ihrer Tochter unterhält, ihr gewiß keine Theorieen beibringen. Welche kernige Friſche der Natur in dieſer ritterlichen Figur!“

„Ja er trank wie ein Ritter, und wie drei Knappen hat er gegeſſen.“

„Und mit welchem vornehmen Anſtande donnerte er den Fremden zu Boden, als der ſeine Galgengeſchichte fortſetzen wollte. Es war, als ob ſeine hundert Ahnen in den Augen blitzten. Ein anderer würde ſich's nicht ſo unterſtanden haben gegen einen reichen Mann.“

„Ich habe nicht ſo genau darauf Acht gehabt, ſagte Madame Löwlein. Der Herr Graf ſind doch ſonſt nicht gewöhnt in dieſem Hauſe den Herrn zu ſpielen. Intelligenz iſt mir mehr werth als tauſend Ahnen.“

Der Doctor hielt der Geldmacht eine bedingte Lobrede, wie ſie an der Hand der geiſtigen Cultur die Welt beherrſche, und um deshalb auch äußere Ehrfurcht fordern dürfe, weil ſie als wirkliche Puiſſance daſtehe. Wie thöricht es daher wäre, ſich gegen ein Etwas zu ſträuben, was iſt, gilt und wirkt. Er erkundigte ſich, ob Cäcilie in ihrem romantiſchen

Schwunge auch feudaliſtiſche Regungen ſpüre, ob der Glanz der Geburt auf ihre Eitelkeit Einfluß übe. Vielleicht ließe ſich daraus ein homöopathiſches Medicament für die arme Nervenkranke bereiten. Die Antwort der Mutter iſt uns nicht bekannt geworden, denn das eifrig fortgeſetzte Geſpräch verlor ſich in ein leiſes Geflüſter, während deſſen beide mit aufmerkſamen Blicken Cäcilien beobachteten, welche in einer minder geheimen aber eben ſo eifrigen Unterhaltung mit dem Rittmeiſter verwickelt ſchien.

„Mein ſchönſtes Fräulein, ſagte der Graf, Sie ſind eine ſo charmante Perſon, wie ich auf Ehre in zehn Garniſonen keine zweite finde. Wenn Sie ſprechen, klingt es ſo geſcheidt und hübſch, daß ich wünſchte, Sie wären unſer Garniſonprediger. Wenn Sie am Clavier ſingen, hör' ich lieber zu als in der Oper, und wenn Sie tanzen, was ich leider nur zwei Mal erlebte, ſo ſcheinen Sie mir weit mehr ein Engel als alle die im Ballet, wenn ſie auch noch ſo viel Fledermausflügel an den Schultern haben; aber ſagen Sie, warum ſitzen Sie mit Handſchuhen bei Tiſche?"

„Können Sie Handſchuh nicht leiden?"

„Wenn mir einer hingeworfen wird, ſo greife ich darnach. Aber eine weiße, ſchöne Hand iſt mir lieber."

„Ich warf ja nachher die Handſchuh ins Glas."

„Warum?"

Cäcilie lächelte: „Nun, weil die andern es auch thun.“

„Das paßt für andere, aber nicht für Sie.“

„Halten Sie mich denn für ein Geschöpf anderer Art?“

„Eigentlich ja. Warum, das weiß ich nicht. Etwas Apartes ist doch an Ihnen; das müssen Sie mir gestehen. Kurzum ein Etwas, das zu den Glacehandschuhen nicht paßt; oder sie passen nicht zu dem Etwas. Sie sind jung, schön, reich. Den Geier nochmal, wie wird sich ein junges Mädchen, eine Erbin wie Sie, und mit solchen Augen, nnd solcher Taille, wie eine barmherzige Schwester anziehen? Aber, sagen Sie mir nichts dagegen, es ist doch Eitelkeit. Sie wissen recht gut, wie hübsch ihnen das grauseidne Kleid steht. Getroffen! Sie werden roth. Aber das schadet nichts. Wenn ich nur erst weiß, daß sie eitel sind, habe ich auch viel mehr Muth mit Ihnen zu reden.“

Cäcilie blickte ihn verwundert, aber nicht unfreundlich einige Augenblicke an: „Sie sind ein wunderlicher guter Mensch. Das spricht aus Ihren Augen; darum will ich es nicht so genau nehmen, was Ihr Mund spricht. Auch pflegen die Herren nach Tische muthiger zu reden als vorher.“

„Ist das ein Fehdehandschuh?“

„Nein! Ich reiche Ihnen freundlich die Hand.“

Aber ſie litt es nicht, als er die Hand an den Mund führen wollte: „Der Händedruck ſollte nichts weiter, als Ihnen herzlich danken, daß Sie ſich meiner heut ritterlich annahmen. Ich ſage ritterlich, nicht galant. Denn Galanterie, erlauben Sie es mir ſchon zur Vergeltung für die Eitelkeit, ſteht Ihnen ſchlecht. Wir wollen gute Freunde bleiben, aber Sie dürfen nicht galant werden.“

„Das iſt eine ſchwierige Aufgabe Ihnen gegenüber.“

„Das iſt nicht Ihr Ernſt. Oder ich müßte auch an Ihrer Wahrhaftigkeit zweifeln; und das wollen Sie doch nicht. Ich unterhalte mich gern mit Ihnen, weil“ —

„Ich ein toller Menſch bin,“ fiel der Rittmeiſter ein.

Cäcilie lächelte. „Wenn das vielleicht Tollheit iſt, daß man mit Ihnen ſprechen kann, wie Einem ums Herz iſt, weil man von Ihnen glauben kann, daß Sie daſſelbe thun.“

„In aller Welt aber, ſagen Sie mir, mein ſchönſtes Fräulein, wovon ſoll ich mit Ihnen eigentlich reden? Von Hunden, Pferden, Haſen und Rekruten? Das intereſſirt Sie nicht. Ueber ſchöne Mädchen ſchickt ſich nicht, denn Sie wollen ſchon nichts vom ſchönſten anhören. Soll ich über die Kunſtausſtellung klug ſprechen, oder über das Thea-

ter? Sie ſind ja im kleinen Finger ſieben Mal gelehrter als ich.

„Schmähen Sie auf die gelehrten Frauen. Ich höre Ihnen gern zu.“

„Wie man einem Pudel zuhört, der knurrt? Bücher, wiſſen Sie, iſt nicht meine Sache. Wenn man nicht einſchlafen kann, iſt's vielleicht ein Mittel. Aber wiſſen Sie was? Ihnen zu Liebe wollt ich mich zwingen einen dreibändigen Roman durchzuleſen. Weiß Gott, das iſt viel. Recommandiren Sie mir einen, nur keine Verſe, und Sie ſollen Ihr blaues Wunder ſehen.“

„Auf eine ſo harte Probe will ich Ihre Geduld nicht ſtellen; wenn Sie untergingen, machte ich mir ein Gewiſſen draus. Aber um etwas anderes bitte ich Sie. Müſſen Sie denn immer ſpaßen; können Sie nicht zuweilen ernſthaft ſein? Es iſt mein Ernſt, lieber Graf. Ihre ſpöttiſche Miene ſagt vielleicht, es gäbe hier des Ernſthaften genug. Das iſt wohl wahr; aber ich wünſchte einen Ernſt, der ſo von ſelbſt kommt, und es ſo ehrlich meint als Ihr Spaß. Der fehlt hier im Hauſe. Wenn ein ſolcher Ernſt Sie einmal überraſchte, dann kommen Sie zu uns, dann wollen wir unſer Geſpräch fortſetzen, und Sie ſollen mein lieber Freund und guter Rathgeber ſein.“

Der Rittmeiſter hatte ſeinen Bart geſtrichen und ſah ſie verwundert an: „Hol' mich — der und jener,

da müßte ich ja wünschen, daß meine alte Großtante stürbe und mich nicht zum Erben einsetzte. Das wäre die verflucht ernsthafteste Geschichte von der Welt, denn ich wüßte auf Ehre nicht, wie ich meine Schulden bezahlen sollte. Ich würde dann so ernsthaft, und so natürlich ernsthaft sein, daß Sie Ihre Freude an mir haben sollten."

„Ich wünsche Ihrer Frau Großtante, lieber Graf, ein recht langes Leben, wie allen guten Menschen, was sie ohne Zweifel ist, aber wenn sie einmal sterben sollte, so wünsche ich Ihnen von Herzen die Erbschaft. Denn der Ernst Ihrer armen Gläubiger möchte so ernsthaft sein, als ich ihn nicht wünsche."

„Wer weiß, sagte der Graf, da gäbe es vielleicht noch ein anderes Mittel die guten Seelen zu befriedigen. Aber nun, Spaß bei Seite, Sie sind ein so vernünftiges Mädchen, warum wollen Sie denn trocknen Ernst? Meiner Meinung nach ist zu viel davon auf unserm Markt. Man sollte unter all der schimmlichten Waare das bischen Lustigkeit, was zuwächst, doppelt bezahlen so lange es frisch ist. Kann man nicht im Spaß dasselbe, und besser, sagen, was man ernsthaft meint? Kommt nicht im Spaß die Wahrheit eben so gut zu Tage; und wenn sie empfindlicher Art ist, so beleidigt sie nicht einmal. Unter meinen Cameraden sind die die besten, die Spaß verstehen. Die das nicht können, da ist man jeden Augenblick genöthigt, die Hand an den Degen

zu legen. Das billigen Sie doch nicht, denn der liebe Gott hat uns nicht Mund, Zunge und Lippen gegeben, daß wir sie zuhalten sollen. Ist's bei Ihrem Geschlecht etwa anders? Sagen Sie selbst, ob es nicht besser wäre, wenn die Damen mehr Spaß verständen? Wie lange halten Frauen unter sich Frieden? Wie lange dauert Mädchenfreundschaft? Schlagen und schießen können Sie sich nicht; wodurch es bei uns bisweilen auf die kürzeste, und gewiß nicht die schlechteste Art abgethan wird. Also wurmt und kitzelt und bohrt solch ein Gezänk immer fort, wie ein Geschwür von tausend kleinen Nadelstichen. Kaum geheilt, bricht's wieder auf, und dauert in Ewigkeit fort. Wär's nun nicht gut, wenn Cousinen und Tanten und Busenfreundinnen sich vornähmen nichts sich übel zu nehmen. Dazu aber gehört, daß man selbst lustig ist. Ich glaube dann versteht man auch die Lustigkeit der Andern."

„Wie Sie da unvermerkt selbst ernst geworden sind," sagte Cäcilie.

„Was gilt die Wette, entgegnete der Offizier, Sie werden unversehens lustig, wenn wir eine Weile über die Ernsthaftigkeit ernsthaft fortreden."

„Ich glaube, lieber Graf, Sie würden meinen Ernst und ich am Ende auch Ihre Lustigkeit verstehen. Denn gute Menschen müssen sich immer verstehen, wenn sie Zeit haben sich auszusprechen. Schade daß es dazu in der Gesellschaft nicht kommt, wo

dem lauten Summen der Myriaden jener Insecten, welche seinen Schlummer stören, während ihre unablässigen Angriffe so gut in der Mittagshitze als in der kalten Mitternacht gegen ihn gerichtet sind. Streckt er sich zu der Zeit, welche in anderen Himmelsstrichen Nacht heißt, nieder am Strande des breiten Torneåflusses und wird eingelullt durch das Murmeln der fernen Ströme, so wird sein Schlaf nicht früher gestört, als bis sein Auge die blendenden Strahlen der Sonne hoch über dem nördlichen Horizont empfindet, was ihm dann gewaltsam ins Gedächtniß ruft, daß er weit von jenen Gegenden entfernt ist, wo der Abend sich ankündigt durch die dunkle Gluth des westlichen Himmels und die Mitternacht einem heiligen Dunkel geweiht ist.

Wie verschieden zeigt sich die Natur dem Reisenden im Winter! Während des Tages leuchtet ihm der bleiche Mond, indessen zehn tausend Meteore ihm des Nachts als Fackeln dienen, wenn er in seinem Schlitten, die Augen gegen den Sternenhimmel gerichtet, leicht hingleitet, mit schnellen und schweigenden Schritten über die spurlosen Schneefelder des Nordens."

Der Regen ließ nicht nach, wir aber hielten

man nur ſpricht um zu ſprechen, einmal das Gleichgültigſte, das andere Mal das Widerſprechendſte, einmal aus Angſt, das andere Mal aus Uebermuth. Einige wollen nichts ſagen, die Andern mehr als ſie wiſſen.“

„Fräulein, wollen wir Beide den Verſuch machen, nur zu ſprechen was wir denken?“

„Das iſt ein gefährlicher Verſuch.“

„Ich kann es wagen, rief der Offizier. Rund heraus und vollauf will ich zwiſchen uns ſagen, was ich denke; und aus Galanterie, oder aus Ritterlichkeit, wie Sie wollen, verlange ich von Ihnen nicht mehr als die halbe Wahrheit, die andere Hälfte mögen Sie für ſich behalten. Iſt das nicht chriſtlich getheilt?“

„Solche Verabredungen haben manches Störende, ſagte Cäcilie. Ich dächte lieber, Herr Graf, wir ließen es darauf ankommen, wie es ſich gerade von ſelbſt macht. Wenn wir erſt daran denken, die Wahrheit, und nichts anderes, ſagen zu wollen, ſo legen wir ſie uns vorher zurecht, und ſie kommt etwas gefärbt heraus. Oder, um recht wahr zu ſein, tragen wir ſtark auf. Und ob das dann noch Wahrheit iſt, weiß ich nicht. Endlich giebt es ſo manches, was ſich gar nicht ausſprechen läßt, weil man ſich ſelbſt ſcheut, es zu denken, und das, geben Sie mir zu, würde noch weniger Wahrheit ſein, wenn man, durch ſolchen Contract gezwungen, es in Worte faßte, und

einem Anderen eher verriethe, als man es ſich ſelbſt geſtanden hat. Darum, lieber Graf, ſchlage ich nicht ein. Was ſich von ſelbſt macht, halte ich immer für das Beſte. Nicht wahr, Sie denken das auch, oder ich kenne Sie nicht.“

„Oder ich hieße nicht der tolle Heinrich, fiel der Rittmeiſter ein. Sie trafen meine ſchwache Seite. Plane machen iſt nicht meine Sache. Zum Feldherrn bin ich verdorben; aber ein guter Reitergeneral wäre ich vielleicht. Mein beſter Gönner, der Augenblick, hat mich noch nie verlaſſen.“

„Was halten Sie von unſerm Gaſte, ich meine den Engländer?“ fragte Cäcilie; wie zerſtreut ſchien es, oder um dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben.

„Soll ich ihn zur Rede ſtellen, fordern meinethalben?“

„Um Himmelswillen nicht. Er iſt mir werth, ſehr werth. Ich wünſchte ihn näher kennen zu lernen, weil“ —

„Sie ihn lieben, fuhr der Rittmeiſter dazwiſchen. Alles nur das nicht, mein Fräulein. Sie ſind eine Perle, die ich Niemandem lieber gönne als mir ſelbſt. Aber wenn ich dieſe ſchöne weiße Hand, mit allem was daran hängt — und da zwiſchen uns Aufrichtigkeit iſt, ich ſag's gerade heraus, ich liebe meine Gläubiger, und gönne ihnen von Herzen eine reiche Frau für mich — wenn ich ſie alſo nicht haben ſoll,

keinem Fremden, und namentlich keinem Engländer! Das versprechen Sie mir Ein liebenswürdiges Mädchen muß auch patriotisch sein. Sehn Sie mal, England ist so ungeheuer reich, was soll Ihr Geld dort machen? Es soll so viel Schönheit und weibliche Tugend dort sein, daß die deutschen Reisenden in wahrer Verzweiflung sind, da sie sich in jeder Gesellschaft wenigstens zehn Mal verlieben müssen. Da ist Ihre Liebenswürdigkeit also nur ein Tropfen im Meer. Endlich ist da ein Nebelklima, was Melancholie ordentlich heckt. Daher giebt es gebrochene Herzen die Hülle und Fülle. Also ist selbst Ihr schwermüthiges Auge, was uns entzückt, dort etwas ganz gewöhnliches. Und mögen Sie nun ein zehn Mal besserer Engel sein, als Sie sind, selbst einem solchen Engel kann's nicht egal sein, ob sein Glanz unter lauter Engeln übersehen wird, oder ob er ein Bischen strahlt, wo's um ihn her dunkel ist."

„Ich gebe Ihnen mein Wort, lächelte Cäcile freundlich, ich will nicht in das Land der Engel; und wenn der Engländer auch in Deutschland bliebe — darum würde er mir gleichgültig bleiben."

„Gleichgültig! rief der Rittmeister. Sehn Sie um das eine Wort möcht' ich Ihnen um den Hals fallen, wenn sich das mit einem Engel schickte. Ja ich möchte — ich weiß selbst nicht, was. Aufrichtig gestanden, Sie haben vielerlei was ich wegwünschte, und ich curirte es ihnen weg, wenn Sie meine Frau

wären, aber, die Wahrheit in Ehren, das muß ich Ihnen auch sagen, wenn meine lieben Gläubiger nicht wären, Sie blieben ein Engel für mich, auch ohne Ihre halbe Million. Um Ihnen das zu beweisen, so wünschte ich Etwas" —

„Daß Sie die halbe Million hätten?"

„Mit Gläubigern kann man am Ende fertig werden. Wenn kein Engel sich ihrer erbarmt, holt sie vielleicht der Teufel. Mein Wunsch ist viel gottloser. Daß Ihre Mutter bankerott machte. Nun ich weiß, daß Sie eitel sind, habe ich schon etwas Muth: wüßte ich aber, daß Sie ein armes Mädchen sind, ich glaube mein Muth wüchse so, daß ich, die Hand ans Herz, gradeaus fragte" —

„Halt! rief Cäcilie. Ich halte Sie gewiß für einen sehr muthigen Offizier, Herr Rittmeister; aber für den Mann ist es gerathener, seinen Muth nicht nach Tische zu zeigen. Wir sprachen vom Engländer. Er ist mir nicht gleichgültig, weil er so viel von meinem unglücklichen Vater wußte. Wenn ich jemandem zürnen müßte, so wäre es nicht ihm, sondern mir selbst, weil ich durch ein Gefühl mich überraschen ließ, und damit die Unterhaltung da abbrach, wo sie vom höchsten Interesse für mich wurde. Wenn Sie als mein Freund handeln wollen, habe ich an Sie eine Bitte: Suchen Sie ihn auf, ehe er wieder abreist. Ich zweifle, daß er sich hier gefallen hat; schwerlich kommt er daher wieder, und wenn es wäre,

erlauben mir die Rückſichten hier nicht, ihn ſo, wie ich es wünſchte, über den theuren Todten auszufragen. Eine ganze Laſt von Fragen ruht mir auf der Seele. Er ſchien mehr zu wiſſen, als er ausſprach. Vielleicht hat er ihn doch geſehen. Fragen Sie ihn, bitten Sie ihn recht ſehr, er ſoll Alles ſagen" —

Die Innigkeit in Cäciliens Dringen verſcheuchte die launige Replik, welche ſchon auf des Grafen Lippen ſchweben mochte. Statt mit der Entſchleierung eines ſüßen Geheimniſſes endete die Unterhaltung an der Schwelle eines ihm gleichgültigen. Statt daß von holden Lippen ein Bekenntniß von ſelbſt floß, das ihn entzückte, ſollte er aus der verſchloſſenen Bruſt eines langweiligen Engländers eines auspumpen, das ihn nichts anging. Die Vorſtellung, bei Jemand, den er geneigter war mit leiſer Verachtung auf die Seite zu ſchieben, als Bittender mit einem Geſuche zu erſcheinen, und vielleicht abgewieſen zu werden, hatte für den Cavalier nichts weniger als Reiz. Aber wie hätte er dem in Cäciliens Blicken widerſtehen mögen. Er verſprach — dem blonden langen Mann auf die Stube zu rücken, wie er bei ſich dachte. Gegen das Fräulein brauchte er andere Worte.

„Das muß ein ſeltener Vater geweſen ſein, mein Fräulein, der noch im Grabe ſich des Glücks einer ſolchen Tochterliebe erfreut."

Cäciliens Augen leuchteten: „Wohl ein ſeltener Vater! Was der Fremde von ihm erzählte, war ge-

wiß Wahrheit; aber wie man eine Wahrheit äußerlich auffaßt. Er hatte ja kein anderes Intereſſe als Neugier. Vielen mochte er wohl nur als ein Sonderling gelten, die ſeinen ernſten Sinn nicht begriffen. Ach aber er war ein Mann von ſo tiefem Gefühl, ſo reichem Geiſte, ſo vielſeitig und doch ſo ernſt, ſo tief ernſt und doch ſo heiter wie ein Kind, und ſo unglücklich als der beſte Mann verdient hätte der glücklichſte zu ſein."

„Sie mußten ja noch ein Kind ſein, als er ſtarb. Woher dieſe lebhafte Erinnerung?"

Cäcilie ſchwieg einen Augenblick mit geſenkten Wimpern: „Woher wiſſen wir oft plötzlich, was wir nie gelernt haben, woher ſehen wir Etwas klar und deutlich, was uns nie zu Geſicht kam! Kaum habe ich ihn geſehen, und doch kenne ich ihn; wenn er noch lebte, unter Tauſenden fände ich ihn heraus. Ja mir iſt oft, als lebte er noch. So umſchwebt mich ſein Bild, ſo fühle ich ſeinen Athem, ſein Wirken um mich her. Sagt man nicht von Geiſtern, die ein Werk unvollendet zurück ließen, daß ſie noch immer an dieſe Erde gebannt umher gehen, von Sehnſucht und Verlangen gepeinigt ſchweben ſie um das Ziel, das ſie im Leben nicht erreichten? Mein guter Vater, wie Vieles unternahm ſein raſtloſer Geiſt, wie wenig davon kam zu Stande! Ach er hatte den edelſten Willen, was wollte er nicht Alles umfaſſen, welche Opfer brachte

er, wie ſcheute er nicht Entbehrungen, Kämpfe darum, die jeden andern zurückgeſchreckt hätten. Sein Andenken lebt, vergeſſen vielleicht von den Vielen, für die er arbeitete, in den Unternehmungen, die er halb fertig zurück laſſen mußte, deren Vortheil und Ruhm Andere geerndtet haben. Die Menſchen ſind ſehr ungerecht, ſehr undankbar wenigſtens. Eine Tochter darf es doch nicht ſein. Den letzten Kuß, den er auf meine Augen drückte, ſie waren geſchloſſen, ich ſchlief in meinem kleinen Bette; aber ich ſah doch ſeine betrübte Miene, ſolchen heiligen Ernſt, ſolche gläubige Heiterkeit, ſolche Wehmuth, wie es keine zweite giebt. Und ſo ſehe ich noch das ſchöne ehrwürdige Geſicht. So wird er mich durchs Leben begleiten. Und an eines ſolchen Führers Hand, mein Freund, ſollte ich nicht Alles aufwenden, ihn ganz kennen zu lernen. Wie eine Biene aus den Blumen, wie eine durſtige Pflanze an einer trockenen Wand, habe ich ſeine Erinnerung eingeſaugt aus Allem, was von ihm übrig iſt, wo ſein Fuß hintrat, was ſein Finger berührte, wo ſein ſeltener, erfindungsreicher Geiſt Spuren zurückließ ſeiner Thätigkeit."

Viertes Kapitel.

Was der Graf darauf der ſchwärmenden Tochter erwidert, und ob er, getreu ſeinem Vorſatz, nur ſeine aufrichtigen Gedanken auszuſprechen, es ihr geradezu geſagt hätte, wie er ihr Lob für übertrieben halte, bleibt ungewiß. Ein Umſtand kam ihm zu Hülfe, der ihm ganz zu ſchweigen erlaubte. Denn die getrennten Gruppen der Geſellſchaft wurden in dieſem Augenblick durch einen gemeinſamen Gegenſtand der Aufmerkſamkeit wieder vereinigt. Jemand hatte die unerwartete Nachricht gebracht, daß man von den aus den Tabagieen heimkehrenden Handwerksburſchen einen Aufſtand beſorge. Das Gerücht wurde durch die Ordonnanz des Rittmeiſters beſtätigt, die ihm die Ordre überbrachte, mit Einbruch der Nacht ſich und ſeine Schwadron in der Kaſerne zum Aufbruch fertig zu halten.

Ueber den Grund dieſer Befürchtung gab es verſchiedene Muthmaßungen. Doch ſtimmten die meiſten darin überein, daß es eine Fortſetzung des

Tumults vom Mittage ſein werde. Die Erhitzung habe ſich durch die Arretirungen nicht vermindert, im Gegentheil einem großen Theile der arbeitenden Klaſſe mitgetheilt. In den Gärten und Wirthshäuſern vorm Thore, welche bei dem ungewöhnlich milden Wintertage ſtark beſucht geweſen, habe man aufrühreriſche Reden gehört und wilde Geſichter geſehen. Es ſei davon geſprochen worden, die Arretirten mit Gewalt zu befreien, und Bier und Brantewein ſeien ſo reichlich gefloſſen, daß die Schenkwirthe nach neuen Vorräthen in die Stadt ſenden müſſen.

Der Vorfall von heut Morgen war vor Anfang der Tafel bereits der Gegenſtand des Geſpräches geweſen; Meinungen hatten ſich gerieben über die Rechtmäßigkeit oder die Unrechtmäßigkeit der Anſprüche der Tumultuanten. Bei Abend iſt man zuweilen anderer Anſicht als bei hellem Tage. Auch die, welche damals den Tumultuanten das Wort führten, erklärten jetzt, das ſei zu weit getrieben. Nun die Sache einmal beſeitigt wäre, ſollten ſie ſich zufrieden geben. Man wiſſe nicht, wohin ein nächtlicher Aufſtand, bei vom Trunk erhitzten Gemüthern führen könne. Aengſtlichere ſahen ſchon Flammen durch die Nacht ſcheinen und hörten Flintenſchüſſe.

„Bis dahin wird es hoffentlich nicht kommen, ſagte der Rittmeiſter, der ſeinen Degen ſich umgegürtet hatte. Es iſt nur betrübt, daß um ſolchen unnützen Unfug aufs neue die Gemüther erhitzt, und

Soldaten und Bürger wieder gewöhnt werden ſich als Feinde anzuſehen.“

„Man hätte doch das Bauen nicht erlauben ſollen! Was will die Vernunft gegen die Populace!“ rief die Wirthin. Vor Tiſche war ſie der entgegengeſetzten Anſicht.

„Der Meinung bin ich nicht, gnädige Frau, ſagte der Graf. Es giebt für den Militair gewiß nichts Schmerzlicheres als auf ſeine eigenen Landsleute einhauen zu müſſen. Aber was für ſich nicht ſchlimm iſt, ſoll man es darum verbieten, weil durch Dummheit oder Zufall ein Unglück daraus entſtehen kann?“

„Wenn aber friedliche Bürger dadurch in ihrer Ruhe geſtört werden können!“

Der Rittmeiſter lächelte: „Man iſt bei uns in der Regel nicht gewöhnt, ſolche Stimmen von Ihrer Seite zu hören. Laſſen Sie ſie nicht zu laut werden. Ich will nicht verſchwören, daß man ſie nicht gern hört. Dann möchte es Sie zu ſpät gereuen.“

Der Doctor gefiel ſich darin, wir wiſſen nicht genau weshalb, ein lebhaftes Bild eines nächtlichen Tumults zu entwerfen. Steinhagel rauſchte von den Dächern, Flintenkugeln ſchlugen in die Fenſter, die Truppen machten mit den Bajonetten Luft, und von fern ſah man brennende Lunten. „Die Anſtifter und die Mehrzahl der Tumultuanten, ſagte er, pflegt in der Regel zu entkommen; wenn die Cavallerie in die tauben Maſſen preſcht, ſind unter zehn Umgerittenen

es in unſern gekrümmten Lagen nicht länger aus und mußten noch vor der Dunkelheit, wollten wir uns nicht der Gefahr ausſetzen, im Regen und Moraſt zu übernachten, den pfadloſen Weg nach dem nächſten Schwediſchen Gaard am andern Ufer des Anjen zurücklegen. Ich weiß nicht, ob es Uneigennützigkeit, oder welch eine Regung war, die die gute Lappenmutter veranlaßte, ſich gegen unſer Geldgeſchenk zu ſträuben. Den Tabak nahmen ſie ſogleich begierig an. Und als ſie auch das Geld endlich eingeſteckt, erhob ſich eine Freude und ein Jubel in der ganzen Colonie. Sie ſtellten ſich draußen gewiſſermaßen in Parade auf, halfen uns ankleiden, aufpacken und ſchienen beſonders gerührt, als wir ihnen die Hände drückten. Mein Aufzug als Barfüßer und die leichte Sommerkleidung ſchien beſonders ihre aufrichtige Theilnahme zu erregen, und ſie drückten durch Bewegung und Worte ihr Gefühl des Frierens aus. Man darf nämlich nicht glauben, daß die Bewohner der Polarkreiſe die Wirkungen des Froſtes an ihrem Körper beſonders empfinden. Ihre ſteife Pelzkleidung iſt eine Art Panzer und Ofen zugleich. So weit ſind die Behälter für Leib und Glieder, daß

gewiß neun Unſchuldige. Sie haben nichts verbrochen, als daß ſie neugierig waren. Wird das Militair aber erſt acharnirt durch thörigen Widerſtand, ſehen ſie Kameraden bluten, und dringt die Infanterie in Häuſer, aus denen Steine flogen, oder Schüſſe fielen, dann wehe den armen Bewohnern. Meine Praxis in den Krankenhäuſern vieler Städte hat mich von der traurigen Wahrheit überzeugt. Weiber, Greiſe, Kinder vom zarteſten Alter fand ich mit Stich- und Hiebwunden, ja mit unbegreiflichen Quetſchungen. Die Rache iſt blind, und wenn die Unſchuld auch wohl ſonſt, warum ſoll ſie in einem nächtlichen Tumulte nicht mit Füßen getreten werden?"

Die Damen baten den Redner zu enden. Die Mehrzahl rüſtete ſich zum Weggehen. Cäcilie fragte den Grafen raſch: „Nicht wahr, Sie commandirten nicht zum Einhauen?"

Andere machten ihm Complimente. Schon bei einer früheren Gelegenheit hatten die Bürger ihre günſtige Meinung über den „tollen Heinrich" öffentlich ausgeſprochen. Der Bancodirektor ſpielte darauf an. Aber des Rittmeiſters Stirne verzog ſich in Runzeln, welche weniger zum tollen Heinrich paßten, als ſie mit dem ariſtokratiſchen Augenblitzen ſtimmten, welches Doctor Strahlheim vorhin denuncirte.

„Man hat eine all zu günſtige Meinung von mir, antwortete er ernſt. Ich würde keinen Augenblick anſtehen, den Befehl zu geben, wenn meine

Ordre so lautet. Ja, auch wenn sie nicht so bestimmt wäre, würde ich auf meine Verantwortung doch in dem dringenden Fall zu den äußersten Maßregeln greifen, die die Ehre meines Rockes fordert; denn müßig einem Frevel und Unsinn zusehen, dessen Ende man nicht absieht, halte ich in meiner Stellung für sträflicher, als selbst Blut vergießen, das davon abschrecken kann. — Bedauern Sie, mein Fräulein, den Militair, wandte er sich zu Cäcilien, der allein seiner Stellung gehorchen muß, wo die Stimme seines Herzens anders spricht; aber ich meine, der Soldat ist es nicht allein, den seine Stellung zwingt etwas zu thun, wogegen sein Herz sich sträubt. Ich meine, auch der freiste Mann trägt einen Rock, der ihn bisweilen zwickt."

Der Arzt sagte: „Solcher Populace gegenüber kann meines Erachtens von keinem Bedenken, und keiner Schonung die Rede sein. Die Pflicht muß mit dem Gefühle stimmen, wo auf der andern Seite keine Vernunft ist."

„Es giebt andere Fälle, sagte der Rittmeister mit Nachdruck, wo das Gefühl der Pflicht sich unterwerfen muß, aber doch dem Herzen erlaubt ist sich dagegen zu sträuben. Gott schütze unser Land vor solchen Conflicten und Kämpfen."

„Und was würden Sie da thun?" fragte Cäcilie.

„Meine Pflicht," entgegnete mit einem Tone, der ihm nicht gewöhnlich, der Graf.

„Giebt es nicht höhere Pflichten?“

„Ich leugne ſie nicht, und ſchätze den glücklich, der ihnen gehorchen darf. Zu den Verſtockten unter uns gehöre ich nicht, und es giebt Augenblicke, Fräulein, wo auch ein toller Dragonerrittmeiſter denken mag, daß Vernunft und Recht auf Seite der Leute iſt, auf die er einhauen ſoll, und es mit dem Rechte kurios ausſieht, für das er losſchlagen ſoll — aber wir tröſten uns damit, daß es außer uns Viele giebt, die urtheilen können, und es da einem Soldaten vielleicht erlaubt iſt, der Letzte zu ſein. Wir ſind dazu, das Leben einzuſetzen; und wer das ohne Zaudern thut, darf auch nicht anſtehn, wenn die Pflicht ihn heißt etwas zu thun, was denen nicht gefällt, denen er vor allen gefallen möchte.“

„Sprechen alle Ihre Cameraden ſo?“ fragte Cäcilie bewegt.

Wenn auch nicht alle ſo zu ſprechen wagen, entgegnete der Offizier, denken doch Viele ſo.“

Madame Lömlein ſprach von überſpannten Gefühlen, als der Rittmeiſter raſch ſeinen militairiſchen Abſchied genommen. Der Einzige, der die Bosheit hätte haben können ſie zu fragen, was ſie damit meine, verfolgte ſeine eigenen, und die Dame bemerkte ſeine Zerſtreuung. Sie machte einige ſpitzige Bemerkungen über die Abweſenheit der Herren, die klug darüber reden könnten, ſo lange eine Gefahr

fern ſei, aber ſtumm würden, oder ſich retirirten, wenn ſie da ſei.

„Ich wünſchte ſie wäre da!“ ſprach Strahlheim und näherte ſich dem Fenſter.

„Sind Sie geſcheidt? Was wollen Sie damit ſagen? — Ich hoffe doch nicht, daß Sie den Aufruhr wünſchen?“

Strahlheim war mit dem Wunſche freilich noch nicht im Klaren, die Phantaſie gaukelte ihm aber unbeſtimmte Trugbilder, und die Schatten am Fenſter ſpielten ihm Situationen vor, wie man im Trüben Perlen fiſchen kann.

Auch mochte er an ſeinen Rivalen denken, der ihm bis da unbedeutend ſchien, aber unverkennbar an Terrain gewonnen, und mit jedem Zoll ein Ritter geworden war, durch nichts anderes als die Fiction der Gefahr. Strahlheim war ein Mann nicht ohne Muth; aber die Waffen des Rittmeiſters, Tritt, Blick und Arm fehlten ihm. Doch kann man nur durch einen Dragonerpallaſch in der Gefahr ein Held werden?

Zur Wirthin ſprach er: „Jede Krankheit verlangt ihre Kriſis. Verderblich iſt es zu wünſchen, daß ſie ausbleibe. Die retinirten Stoffe, für den Augenblick gedämpft, vertrieben, brechen furchtbar an Stellen aus, die wir für ganz geſund hielten. Täuſchen wir uns doch nicht mit dem Glauben, wenn wir geſund ſcheinen, daß wir es ſind. Wer iſt ſich

ſelbſt denn ſo gewiß, daß er eine Krankheit ganz verwunden hat, die ein Arzt, der geſchickt heißt, in ihren erſten Stadien zur Umkehr zwang! Nur wen unſere ſogenannte Kunſt einmal aufgegeben hat, wer an den Pforten des Todes, in die chaotiſche Welt der Urſtoffe Seherblicke that, mit der Ueberzeugung, daß ſie ihm für dieſe Welt nichts fruchten, wer da wieder auflebte, ein neuer Menſch, der rede von Geſundheit. Hat unſere Zeit die Gährung unverträglicher Stoffe ſchon verwunden? Sind wir darum geſellſchaftlich geſund, weil wir die Revolution von unſern Gränzen zurückſchlugen? Thoren, die wir ſind! Sie kehren wieder, hämmern und pochen, und brechen da ein, wo wir ihrer am wenigſten gewärtig ſind. Daß hier der betrunkene Pöbel aus Unvernunft tobt, wundert Sie! Was iſt ſein Motiv? Er weiß es nicht. Was der Grund ſeiner Unzufriedenheit? Er lallt ſinnloſe Worte. Aber es iſt der alte faule Eiter, daſſelbe Geſchwür, nur daß es hier an der Ferſe ausbricht, nachdem wir es an der Schläfe durch Compreſſionen verſcheucht. Wir müſſen den Prozeß wieder durchmachen, und ſein wir zufrieden, wenn er mit einem Male, tobend, ſich überſtürzend herausbricht, kein langſames Schleim- ein hitziges Nervenfieber" —

„So ernſthaft ſollte die Sache werden!"

„Mögen Sie wünſchen, daß es nur eine Schlägerei wird! Das gnädigſte Frau iſt der Wurm, der an unſerm Leben nagt, das die Rückſicht, die Elend

läßt zu langen Jahren kommen, daß die Schwächlinge, die Halblebenden die Eruptionen fürchten, ſtatt ſie zu wünſchen. Darum kranken wir dahin in Apathie und Lethargie, haben Waſſer- und Feuer- und Gott weiß was für Ordnungen im Voraus für alle Elementarrevolutionen, die wir Unordnungen nennen, ſtatt in ihnen die Feuerwiege der Zeit, das Hebammeninſtitut unſerer geiſtigen Wiedergeburt zu erkennen. O wären nicht die ſchwachen Seelen, die wir berückſichtigen müſſen, ich wünſchte das Firmament einen hellen Flammenſchein vom Feuer der abgeſtandenen putrescirenden Stoffe. Da, verehrte Freundin, gälte es die Probe, wie unſere Lungen in dieſem Feueräthergeiſt ſich wohl befinden."

„Schwärmen Sie nicht ſo ſchrecklich, guter Doctor!"

„Sie mögen Recht haben, wir bedenken nicht die Schwachen, die Feuerſtoffe nicht athmen können. Ach wir bedenken aber nur zu viel. Es iſt die edle, aber falſche Furcht: egoiſtiſch zu ſein. Wer, edle Frau, hat denn mehr Recht an's Leben? Der zu leben verſteht, oder der ſchwankende Zweifler. Sollen wir uns denn ewig gängeln laſſen von den Schwachen, um der ohnedies Verkümmernden willen der Götterwolluſt entſagen, die ſie tödten würde!"

Wenn Strahlheim mit ſich einig war, was er wollte, täuſchte ihn ſelten ſeine Kunſt. Er verſtand es ſich für etwas zu begeiſtern, und mit ſich fort zu

reißen, wenn es in seinem Zwecke lag. Aber wenn sein Zweck sich auch verrückte, ereignete es sich wohl, daß ihn der Zufall übermannte, den er sonst als einen dienstbaren spiritus zu behandeln gewohnt war.

Weshalb mußte jetzt seine schöne Arbeit mit einem Male scheitern, als aus dem Nebenzimmer ein Schrei des Entsetzens zu ihnen drang. Feuer! Feuer! — Zehn Stimmen riefen durch einander, und — es war ein innerer Aufruhr, der den äussern verkündete. Ein Blick zum Fenster hinaus, und sie brauchten nicht zu fragen. Lichtschein und Flammen, Menschengetümmel, ein dumpfes Brausen auf der Straße, die nicht mehr dunkel war; denn Pechflammen wogten hin und her. Der Horizont färbte sich roth und immer röther, und aus dem großen Bau drüben schlugen die qualmigen, rothen Feuerzungen in die Lüfte: „Sie haben das neue Haus angesteckt!"

Madame Lömlein war todtenblaß geworden. Sie zitterte, und ein strafender Blick traf den Doctor. Er verstand ihn vollkommen, denn er sprach: „„Das haben Sie angerichtet.““ Der Logik des Schlusses konnte der Philosoph freilich nicht beistimmen; aber der Psycholog wußte, daß der Aberglaube auch seine Logik hat, die in Augenblicken von Gefahr, Nacht und Brand selbst durch mathematische Schlüsse nicht widerlegt wird.

Wir waren schon so oft genöthigt die Dame des Hauses in Affecten zu zeigen, welche von keinen

Schönheitsregeln geleitet ſind; es dürften ſich ſogar noch mehrere ähnliche ereignen, ſo daß der gütige Leſer uns vielleicht vergiebt, wenn wir es diesmal ſeiner Phantaſie überlaſſen, die Ausbrüche der Mißſtimmung ſich ſelbſt zu malen, denen die Dame ſich überließ. Um ſo mehr glauben wir ein Recht darauf zu haben, als ſie nur von kurzer Dauer war, und, bevor noch Madame Löwleins Affecte ihre Kriſis erreicht, ein Helfer in der Noth ihr, dem Doctor, der Geſellſchaft erſchien.

Dies war Johann, der Bediente. Er erklärte, daß die Beſorgniß der Herrſchaften ohne Grund ſei. Nichts weniger als Aufruhr und Unordnung ſei vor den Thüren, und das Feuer bedeute keinen Brand, ſondern habe nur ſeinen Grund in einer ſeltſamen Anordnung des neuen Baumeiſters drüben. Derſelbe, aus Indien verſchrieben, wolle nämlich auch die Nacht durch arbeiten laſſen. Um deshalb hätte man Fackeln, Pechtonnen und Feuerbecken herbeigeſchafft, und ſtelle ſie aller Orten auf, daß die Nacht zum Tage werden ſolle. Das Leben drüben ſei gar nicht zu beſchreiben. Denn nun ſeien Hunderte von neuen Arbeitern herangezogen, die die ermüdeten Tagesarbeiter ablöſen ſollten. Dieſen aber gefiele die Arbeit und der Spaß und das gute Eſſen und Trinken, was Allen geſchenkt werde, und das neue Schauſpiel bei Licht ſo, daß ſie nicht fort und ſchlafen wollten, ſondern auch arbeiten. Es koſte nun wirklich

Mühe ſie zum Niederlegen ihrer Werkzeuge zu bewegen. Die Polizei habe zu ſchaffen und die Sprützen und Spritzenleute ſeien aus Vorſicht requirirt.

„Das jauchzt und jubelt drüben, ſchloß Johann, als wäre Faſtnacht, und wer einen Blick hinein gethan, ſchwört, daß es etwas erſtaunlich Merkwürdiges und Sehenswürdiges iſt. Beſonders die Fackeln in der Halle, und die Feuerbecken auf dem Hofe ſollen ganz romantiſche Attitüden abgeben. Anfangs ſchmiß man Jeden raus, der ſich rein dränate und nicht hin gehörte. Nachher aber kam Mancher rein durch ein Trinkgeld an die Wächter, und wie ich rauf ſprang, hieß es, es ſollte Jeder für ein Entreegeld eingelaſſen werden.“

Dieſe letztere Notiz ward durch andere Hausleute, die herbei eilten, beſtätigt. Friederike konnte nicht Worte genug finden, wie reizend das ſei, und Alle es fänden: „Die vornehmſten Herrſchaften kommen ſchon an, und beſehen es ſich, und der Bauwärter ſagt, wenn das ſo fortgeht, wie es angefangen hat, ſo wird es in der Nacht dort, wie eine Redoute werden. Und nichts von gemeinen Leuten wird rein gelaſſen. Und die Lichter brennen mit allerhand Farben wie in einem verzauberten Schloſſe. Der Baumeiſter ſoll aus China ſein, oder daneben, und hat eine ſchwarze Schärpe um die Schultern und eine große ſpitze Turbanmütze auf dem Kopf, und einen langen weißen Bart. Er zeigt ſich aber nicht,

oder man müßte denn noch Mal Entree zahlen. Und es wird ein ungeheures Geld eingenommen werden. Sie ſagen für die Armen; Andre aber ſagen, nicht für die Armen, ſondern für den Baufonds, und die Herrſchaften wünſchen gar nichts mehr, als daß Jeder drin ein Quartier kriegte, und ſie laſſen ſich aufſchreiben lange im Voraus, aber es wird noch nichts zugeſchlagen. Kurz, Fräulein, es iſt ganz himmliſch, und ſo was in der Stadt noch nicht geſehen."

Ein Blick aus den Fenſtern beſtätigte den Anweſenden, daß, in der Hauptſache wenigſtens, dem ſo war. Die Furcht war beſchwichtigt, die Aufregung aber noch da. Sie ſuchte nach Befriedigung, und die Befriedigung war vor der Thür. Ob es Madam Löwlein ſelbſt geweſen, welche zuerſt den Gedanken ausſprach, es ſei wohl intereſſant auch einen Blick hinüber zu thun, da man das ſeltſame Schauſpiel ſo in der Nähe habe, bleibt ungewiß, als es aber zur Ausführung kam, mußte ſie es glauben, da der Doctor es Jedem verſicherte. Die Gäſte verfehlten nicht, ihr für den ſonderbaren Genuß zu danken, mit dem ſie das ſchöne Feſt zum Schluſſe würze. Schneller als es in Geſellſchaften zu geſchehen pflegt, waren die Toiletten der Damen geordnet, und alle Anweſenden machten ſich auf den Weg, den nächtlichen Wunderbau zu beſichtigen.

dieſe ſich frei darin und in der ſelbſt erzeugten und feſtgehaltenen Wärme bewegen können. Die Handſchuh haben deshalb keine Finger, und dieſe ſowohl, als die Schuhe, ſind mit dem feinſten Heu angefüllt, welches in letzteren die Stelle der Strümpfe vertritt, und ſehr behaglich gegen Näſſe und Kälte ſchützt. Man behauptet nämlich, daß der Strumpf zur Froſtzeit ſich unter dem Fuße in Falten legend ſogar verderblich werden könne. Ueber dem Geſicht tragen ſie eine Larve, nur mit Oeffnungen für die Augen. So ausgerüſtet kann der Lappe ſich im tiefſten Schnee, bei der grimmigſten Kälte, niederlegen und ſchlafen. Er liegt in einem kleinen Hauſe, das keine Kälte ein- und keine Wärme ausläßt, und kann die Glieder frei darin bewegen. Auf ähnliche Weiſe in ihren Schlitten verpackt, wird die Wärme den Reiſenden oft unerträglich. Dagegen muß ihr Zuſtand in der naßkalten Witterung vor dem Schneefallen unerträglich ſein.

Fünftes Kapitel.

Es koſtete ſchon Mühe ſich einen Durchweg zu bahnen; ſo viel Andrang war nach dem neuen Schauſpiel. Doch war, wie immer, die Zahl der Gaffer, welche nichts davon zu ſehen bekamen als die Leute die etwas ſehen wollten, größer als die Zahl der letztern. Unter andern Umſtänden wäre Madame Löwlein vielleicht umgekehrt. Sie war nicht gewöhnt, ſich zu einem Schauſpiel zu drängen. Ellbogen an Ellbogen mit zerlumpten Kerlen und gemeinen Frauensperſonen, die die geputzten Herrſchaften mit ſonderbaren Blicken und mit ſpitzen Redensarten begleiteten, mußte ſich die Geſellſchaft Schritt für Schritt durcharbeiten.

Endlich hatte man mit Mühe die Granitſtufen, die zum Thorweg führten, erreicht, und gewann wenigſtens freien Athem. Die Gensdarmen hielten den Pöbel zurück. Dafür ſtand man erhöht, ſeinen Blicken ausgeſetzt, und mußte ſeine beißenden Bemerkungen anhören. Denn das Thor wurde immer wie-

der verſchloſſen, und nur ruckweiſe erhielten auch die Bezahlenden Einlaß.

Madame Löwlein meinte, es ſei doch erſchrecklich, daß die Polizei nicht beſſer dafür ſorge, anſtändige Leute vor der Populace zu ſchützen.

„Leiſer, leiſer! meine Gnädigſte, flüſterte der Doctor, daß man uns nicht hört! Die zwei Gensdarmenſäbel würden uns vor dem erbitterten Pöbel nicht ſchützen, wenn er Ernſt machte.“

„Wir ſind in eine ſchöne Geſellſchaft gerathen, fuhr die Dame frnnzöſiſch fort. Mir iſts, als ſähe ich dort unſern ganzen liebenswürdigen Hausſtand. Ob es denn wirklich der Mühe lohnt das Zeug anzuſehen. Hätte ich nicht vorhin die Gräfin *** und den Conſul ** hinein gehn ſehn, ich ſtände an, ob ich nicht auf der Stelle umkehrte.“

Strahlheim warf etwas hin von den Eleuſiniſchen Geheimniſſen, von dem Höhlengottesdienſt der Druſen, wo man auch bunt durch einander ins dunkele Heiligthum tritt, und von der Gefahr gequetſcht, wo nicht gar erdrückt zu werden, wenn man in umgekehrter Richtung ſich in einen Volksſtrom ſtürzt.

Die immer lauteren Witzeleien des zuſchauenden Publikums machten die Unterhaltung, ſelbſt in der fremden Sprache, mißlich „Weißt Du, warum die abſolut rein wollen?“ — rief es. „Die fehlen juſt noch, dann iſt das Tollhaus voll.“ — „„Irrſt Dich, rief eine dritte Stimme, die ſind nicht Tolle; das

ſind ja reiche Herrſchaften.““ — „Was thun die reichen Herrſchaften drinnen?“ — „„Zuſehen wollen ſie, wie die Tollen arbeiten.““ — „Sind die drinnen verrückt?“ — „„Was, ſollen ſie geſcheut ſein, die Nachts arbeiten thun, daß die vornehmen Herrſchaften ihr Plaiſir haben, ihnen zuzuſehen!““

Die ſchnell geöffnete Pforte ſchützte vor Anmerkungen, die, immer bitterer, ſich ſchon mit ihrer Perſönlichkeit und ihrer Kleidung beſchäftigten.

„Wir ſind nicht die einzigen, die von ihnen zu leiden haben,“ ſagte Cäcilie.

„Wie es denn überall die Luſt des Pöbels iſt, letzte Strahlheim hinzu, ſich an dem zu reiben, was ſich auszeichnet. Das dürfte uns eigentlich nicht verſtimmen; im Gegentheil ſollte es uns lieb ſein. Denn nur was in ihm untergeht, iſt vor ihm ſicher. Und wer möchte leben, ohne das Gefühl, ſich über ihn zu erheben.“

Zur Fortſetzung des Geſpräches war keine Zeit. Zwei große Flügelthüren öffneten ſich, und aus der dunkeln Flurhalle wurden ſie in eine größere gedrängt. Ein plötzliches Schweigen herrſchte unwillkürlich unter den Eingetretenen. Auch die ſchon da waren, beobachteten es. Die Halle, mehr geräumig als hoch, von dicken niedrigen Säulen getragen, welche zwiſchen Aegypten und Dorien eine Vermittelung ſuchten, ſchien beim ungewiſſen Schimmer einiger hetruriſchen Lampen ſchon fertig. Wenigſtens waren

hier keine Arbeiter ſichtbar. Zwei dunkle unförmliche Geſtalten lagen auf Poſtamenten unfern dem Eingange, und blickten in todtenähnlicher Ruhe aus ihren umwundnen Köpfen fragend auf die Ankömmlinge. Zu den Sphynxen paßten die Drapperieen der Wände, ſchwere Wollenſtoffe, von dunkeler Farbe mit darauf ausgeſtreuten Silberſternen; die Täfelung der Decke, und der Eſtrich am Boden wimmelte von verſchlungenen Figuren und Arabesken, die in den dunkelſten Mythen aller Völker ihren Urſprung ſuchen. Und die Beleuchtung war dazu ſo matt und geiſterhaft, daß die zwiſchen den Säulen umherwandelnden ſtummen Zuſchauer füglich auch als Weſen anderer Art betrachtet werden konnten.

Ein Vorhang rollte auf, oder wie das Gatter in alten Schlöſſern zog ſich ein Schiebethor in die Höhe, und ein Schauſpiel von ganz verſchiedener Art präſentirte ſich in blendendem Lichte. Man trat in eine Rotunde Halle, eben ſo hoch, licht und luftig, als die vorige dunkel und gedrückt. Eine gewundene Treppe vom luftigſten Bau und den künſtlichſten Conſtructionen führte hier nach den obern Stockwerken. So elaſtiſch ſchien dieſer Bau, daß man ſich wie von ſelbſt zum Steigen aufgefordert dünkte. Wenn in der Vorhalle Aegypten vorherrſchte, ſo blieb es zweifelhaft, ob hier Perſien, Byzanz oder Granada, ob der Meißel der gothiſchen oder der arabiſchen Meiſter repräſentirt ſein ſollte. Buntes Licht und anmuthiger

Schmuck ſtrahlte von den Wangen und Podeſten. Bronzene Genien mit Fackeln ſtanden auf den großen Würfelſteinen am Auftritt; Geſtalten anderer Art, aber von allen Geſchlechtern der Phantaſie, wechſelten ernſt und freundlich auf den Abſätzen. Hier bot eine Nymphe dem Aufſteigenden die Hand, dort wies ein Magier, ein Ritter, ein Zwerg, ein Chineſe oder Mönch den weiteren Weg. Das Geländer, unten ſchwere Steinarbeit, lief, je höher man kam, in immer leichtere Verzierungen aus, bis es in den höchſten Partieen die zierlichſte Elfenbeinarbeit ſchien. Doch war zu viel, was das Auge ſah, zu viel Sehende, und zu wandelndes Licht, um Alles zu unterſuchen, und nur das Merkwürdigſte zu bemerken. Denn in der hohen Kuppel über dem Treppenſtuhle war ein rundes Fenſter angebracht, deſſen Licht wie ein chineſiſches Feuerwerk alle Farben ſpielte. Die bunten Gläſer dieſer Drehſcheibe wurden durch die Feuerbecken auf dem Dache angeleuchtet, und der Wiederſchein, bald ſtärker, bald ſchwächer, flog wie züngelnde Flammen über Perſonen und Gegenſtände. Ja dieſes Radſpiel konnte das geblendete Auge täuſchen, als drehe ſich die Treppe ſelbſt und der Steigende werde hinaufgewunden.

Die Haupt-Treppe verzweigte ſich wieder in mehrere kleine Nebentreppen, Aeſte des großen Baumſtammes, die nach den Seitenthüren in den Stockwerken führten; Gallerien ſtanden damit in Verbin-

dung, und ſo konnte der ganze Treppenbau, vom Eingangspunkt aus geſehen, wie ein Rieſenbaum erſcheinen, oder wie eine pyramidal gewundene Schlange. Nur mochten die wenigſten Beſchauer in dieſem Augenblick und bei der Beleuchtung darauf Acht haben. Denn Wunder und Glanz der Architectur traten für Viele gegen das buntere Schauſpiel der Perſonen in den Hintergrund. die Gallerien und Treppen füllten. Jetzt in Purpurgluth, in grellem Gelb, jetzt blau, grün, ſchwarz angehaucht erſchienen Damen und Herren ſelbſt wie eben ſo viel Lichtpunkte, oder wandelnde Leuchtwürmer, den glänzenden Bau belebend.

Die Stille, welche auch hier noch herrſchte, war das Schweigen der Befangenheit. Bald machte es ſich Luft in vereinzelten Ausrufungen: „Wunderſchön!“ „Himmliſch!“ „Göttlich!“ „Unbegreiflich!“ — „Wer hier wohnen könnte!“

Man fragte, ob dies nur für einmal ſei, oder immer dauern werde? Man erfuhr, daß die bunte Glasſcheibe an der Kuppel durch den allerleichteſten Mechanismus in beſtändiger Bewegung bleibe, und die Beleuchtung bei Tage, wenn der volle Sonnenſtrahl die Kuppel treffe, noch wunderbarer wirke. Eine Dame aus der Löwleinſchen Geſellſchaft erklärte, man müſſe ja hier nicht aus dem Schwindel herauskommen.

„Wenn man das machen könnte, lieber Doctor, ſagte unſere Bekannte mit einem mitleidigen Blick

auf die Sprecherin, daß das ganze Leben ein Schwindel wäre, und wir nichts von der Nüchternheit merkten, die uns täglich beſchleicht!“

Doch zur Unterhaltung war auch hier nicht der Ort. Durch mehrere Thüren und Gallerien drängte ſich ſchon die Maſſe in den anſtoßenden Theil des Gebäudes, der eine freie Ausſicht auf den großen Hofraum gewährte. Hier war der maureske Bauſtil faſt allein beobachtet. Reiche Arcaden mit weitgeſchweiften Hufbogenöffnungen zogen ſich längs der innern Hoffronten wie zuſammenhängende Logenreihen in den ältern Theatern. Noch war die Arbeit nicht fertig, die Steinmetzer, die Schmiede und Schloſſer hämmerten und feilten. Die Maler trugen Gold und blendende Farben auf die Eſtriche. Aber der Anblick war die Menge anſprechender als der der ganz fertigen Treppenhalle. Wenn dort ein phantaſtiſches Drama vorgeſtellt war, was berauſchte, ohne zu feſſeln, ſo lag hier der ganze Zauber der Ruhe in einer morgenländiſchen Erzählung. Unter dieſen luftigen Arcaden mochte man ausruhen, an ſchwülen Tagen unter den ſchützenden Marmorbogen ſich hinſtrecken, und gelehnt an die ſchlanken Pfeiler, an die zierlichen Brüſtungen, ſich laben an den Düften, die aufſteigen mußten aus den Orangerien, an der Kühlung, die die Fontainen entgegen plätſcherten. Von jenen war wirklich ſchon ein Theil aufgeſtellt, und ſtatt der Fontainen ſprühten mächtige Feuerbecken große Flammen

in die Lüfte. Die glatten Steinwände, der weiße Mauerputz, die feinen Arabesken im Stein, die zierlichen Gitter, Alles ſtrahlte und leuchtete wie bei einer fürſtlichen Illumination. Und doch war es nur ein Werkeltag, und einer der emſigſten, denn die Arbeiter ſchienen kaum die Maſſen der Zuſchauer zu bemerken; und man hätte annehmen können, daß ſie taub waren, da ſie nicht antworteten, wenn nicht ein etwas angetrunkener Aufſeher kurzweg erklärt hätte, die Leute wären zu was beſſerm da, als den müßigen Zuſchauern Rede zu ſtehen. Ihnen ſei's verboten, bei Strafe fortgejagt zu werden. Wenn er zu befehlen hätte, jagte er aber nicht die Leute, ſondern das Publikum ſelbſt fort. Das Publikum hörte es lächelnd an, und ging nicht. Aber die Thätigkeit war keine verdroſſene; als arbeite jeder für ſich, zu einem frohen Tage, ſo flogen die Meißel, ſo fielen die Hammerſchläge, und die Muſik, welche jetzt anhub, ſchien ihre nächtliche Luſt nur zu ſteigern, ihre Arbeitskraft zu beleben. Dazu brodelten große Keſſel auf den Feuern im innern Hofe; und die Düfte von ganzen Körben voll Citronen, die Kiſten mit Zucker und die Flaſchen von leuchtender Flüſſigkeit verriethen, welche Anſtalten gemacht wurden, die Werkleute für ihren verlorenen Schlaf zu entſchädigen.

Als ſei das Getränk, deſſen Geruch doch nur erſt eine Wahrheit war, ſchon Wirklichkeit, und habe ſeinen belebenden Geiſt über die Zuſchauer ausgegoſ-

ſen, ſo ſchien ſich aller ein Frohſinn, oder ein Taumel bemächtigt zu haben. „Als wären wir in einem Zauberſchloſſe“ hatte die vorübergehende Gräfin geſagt, und unſerer Dame freundlich zugenickt; denn zum Stilleſtehen war kein Raum in dem wogenden Gedränge. „Wie ein Maskenball am Hofe lispelte die junge Comteß. Wenn man nur unten tanzen dürfte.“

„Idylliſch! wirklich idylliſch! rief Madame Löwenſtein. Man fühlt ſich ganz entrückt aus der Gegenwart!“

Sie fragte ihren Begleiter, was er ſo gedankenvoll neben ihr hergehe? Ob er nicht ihre Empfindungen theile?

Er ſprach von der Beſorgniß, daß ſich die Geſellſchaft in dem Gedränge verlieren könne, und ſeine Blicke ſuchten in der Ferne. Aber diesmal weniger nach Cäcilien, die von der Mutter getrennt war, als nach einem Geſichte auf der Gallerie gegenüber, welches ihn ins Geſicht gefaßt hatte, und Beider Augen hatten ſich begegnet.

Dieſe Begegnung ſchien Strahlheim ganz zu vermeiden, und er widerſtrebte nicht, als die Strömung auch durch dieſe arabiſchen Gallerien raſch fortdrängte, und die Geſellſchaften ſich in den Seitenflügeln zerſtreuten. Hier fand ſich für die Praktiſchern ein neuer Grund zum Entzücken. So comfortable waren die Wohnungen, die künftig vermiethet werden

ſollten, eingerichtet, licht und luftig, zuſammenhängend und getrennt, erhabene und freundlich ſtille Räume, daß der Wunſch, in dem Feenſchloß zu wohnen, ſich in Hunderten zugleich ausſprach. Man wollte jetzt durchaus den Baumeiſter ſehen, ſprechen, man war beſorgt zu ſpät zu kommen, ob es doch bekannt war, daß noch Niemand angenommen wurde.

Madame Löwlein war in eine Entzückung gerathen, die, ihrem Temperamente nicht fremd, nur in der Regel ſich negativ äußerte. Die größte dieſer Wohnungen, deren Vorderzimmer nach der römiſchen Fronte gingen, hatte ſo ihr Wohlgefallen erregt, daß ſie nicht genug eilen konnte, um ihr Anrecht darauf wenigſtens notiren zu laſſen. Aber ihr ſtillſchweigender Gedanke war, daß ein Anrecht ſchon in ein Recht übergehen müſſe, wenn ſie ihren entſchiedenen Willen äußere.

„Was halten Sie von der Macht des Unerwarteten, Doctor? Sie hatte ſich einen Augenblick, um auszuruhen, auf eine pompejaniſche Bank niedergelaſſen. Ich meine, wenn wir etwas ganz anders finden, als wir es uns vorſtellten. In dem Hauſe hatte ich mir, ich weiß nicht was gedacht, lauter Bizarres; und nun umgekehrt, ſind es großartige Gedanken. Es ſchwellt in mir und hebt mich hier ordentlich — die Proportionen, man fühlt ſich hinaus über die Erbärmlichkeiten des Daſeins. Ich fange an Achtung vor dem Unbekannten zu gewinnen. Der

Drittes Kapitel.

Kampf mit Regen, Dickicht und den Giesbächen des Aneskúta. Nackte Felsenhöhen. Molteberen. Der Abhang in den Jamtelandischen Waldern Der See Anjen. Die Jamtelandischen See'n und ihre Kataraften. Der wißbegierige Einsiedler. Reinlichkeit. Der Kalasee. Sulieta. Areskúlan. Kala. Tannenberge. Hierpe.

Ein dreimaliges Hurrah der guten Leute scholl uns nach, als wir schon einen Bach durchwateten, der von den Bergen des Aneskúta in den See fällt. Von hier an galt es aber wieder ein Steigen über einen südlichen Zug jenes Gebirges. So lange wir durch die buschbewachsenen niederen Abhänge uns einen Weg schlugen, war Qual und Anstrengung so groß, daß sie sich nur durch die beim Ausruhen gewonnene Kraft überwinden ließ. Es war ein dichtes manneshohes Gestrüpp, so pfadlos und lichtlos, daß, wenn der Vordermann zehn Schritte entfernt, keine

Mensch muß was Außerordentliches sein. Etwas Illustres, meinen Sie nicht auch? Erklären Sie mir das, Doctor. Diese römischen Kaiserfiguren dort an der Gallerie und alles das, wie fühlt man sich in einer guten Societät, auf den Höhen des Lebens."

Strahlheim deutete auf die leeren Nischen, von denen man freilich noch nicht wisse, was hinein kommt!

„Ich liebe sonst gewiß das Bestimmte, Doctor, aber eine vornehme Idealität müssen Sie doch gestehen, liegt auch in dem Ungewissen Die grünen Sphynxe afficirten mich auf der Stelle so unaussprechlich. Was ist das Leben, das sagen Sie mir, wenn wir über uns selbst keinen Augenblick gewiß sind! Wenn uns etwas in den Weg treten kann, was auf uns so influenzirt, daß wir uns selbst ein Räthsel werden?"

Der Doctor war von der Wahrheit dessen, was die Dame sprach, mehr ergriffen, als sie sich träumen ließ. Er war sich selbst ein Räthsel. Auch Geistern, die mit allem fertig werden, was ihnen in die Hände kommt, fallen, wie jenem Hunde im Mährchen, wohl Steine vor die Füße, die ihr philosophischer Trieb nicht fortschafft. Fehlgriffe, die wir im Taumel des Sieges thun, rächen sich aber ärger, als Mißgriffe, die wir im ruhigen Schritt begehen, und die sich auf der Stelle wieder repariren lassen. Strahlheim hatte sich selbst fortreißen lassen, er war, das Schlimmste

für einen Mann wie er, mit ſich zufrieden geweſen, und erſt in den letzten Stunden war er zu dem unangenehmen Bewußtſein erwacht, daß der Faden, den er ſo feſt zu halten wähnte, ihm nur noch loſe zwiſchen den Fingern hing. In jener Morgenſtunde hatte er, im Gefühl ſeines Triumphs, übermüthig mit der Dame geſpielt. Niemand darf ſpielen, der noch ringt. Aus jener drohenden Gefahr hatte ihn ein neues gewagtes Spiel geriſſen. Aber die Erinnerung wurmte in ihm. In dieſer Stimmung war er bei Tiſche erſchienen. Ein Feldherr, welcher fühlt, daß er wieder vorſichtig ſein muß, iſt nicht mehr ein Alexander. Seine verdrießliche Stimmung war durch den ſprechenden Engländer nicht vermindert worden. Nachdem er die Wirkungen dieſer Sonne, welche die ſeine am Strahlen verhindert, durch einen geſchickt operirten Hagelſchauer zu nichte gemacht, war in der Perſon des Rittmeiſters ein Kämpfer in ſeine Arena geritten, den er bis da nur für eine Puppe hielt. Ein um ſo gefährlicherer Ritter, als er ihn aufmerkſam machte, daß der richtige Weg, den er ſelbſt eingeſchlagen, vielleicht doch nicht der einzige ſei, der zum Ziele führe. In ſeiner wachſenden Verwirrung hatte nun der feine Speculant nach einem Schatten gegriffen. Die Vorſtellungen: Tumult, Feuer, Volksgedränge hatten ihm den Gedanken erzeugt, an etwas Unbeſtimmtes, an einen Zufall, der ihm hülfreich die Hand bieten dürfte. Eine fingirte Lebensrettung hatte ihn

ins Haus, konnte nicht eine wirkliche ans Ziel führen? Aber der Zufall erscheint nicht denen, die ihn gelegentlich einmal rufen, wenn sie ihn brauchen und sonst in ihrem System keinen Platz für ihn ließen. Statt der Gelegenheit, die er erwartete, trat ihm ein Gläubiger entgegen, einer von den Hartherzigen, an denen alle Pfeile des Witzes, alle Waffen des Gefühls abprallen. Um es mit einem Worte zu sagen, da wir die Geschichte der Kämpfe für die unsere nicht brauchen, Einer, dessen Nähe von sich abzuwehren der Doctor Anstrengungen aufgewandt, nicht geringer als die, von denen wir Zeuge waren, um in die der Wittwe zu kommen, in deren Gesellschaft ihn jetzt der Feind überraschte.

Madame Lömlein hatte jetzt in ihrer raschen Art dem Doctor ihren Willen erklärt, hier zu miethen, es koste was es wolle. Der Funke hatte den Naphta berührt; es loderte. Sie war, von seiner Hand gefaßt, aufgesprungen, und sah vor sich einen kleinen unansehnlichen Mann, der vielleicht eben so betroffen war, als Strahlheim freundlich mit der andern Hand seine ihm drückte und ihn der Wittwe vorstellte:

„Mein Freund, Herr Joel, aus der Altstadt, den das Schicksal nicht günstiger uns in den Weg führen konnte. Wenn uns Jemand zu Ihrem Wunsche verhelfen kann, so ist es dieser geachtete Sensal. Er hat die bedeutendsten Contracte für den Bau abgeschlossen, ist bekannt mit den Personen, welche hier

Einfluß haben, und wird es ſich gewiß zur Ehre ſchätzen, Ihren Wunſch, meine theure Freundin, denſelben ans Herz zu legen.“

Es mochte eben ſo wenig in Madame Löwlein's Sinn, daß es da einer Verwendung bedürfe, wo ſie eine Waare nehmen wollte und dafür bezahlen, als der Mäkler diesmal den Vermittelungsdienſt erwartete.

„Theuerſte Freundin, rief Strahlheim, indem er die Hand, deren Arm er in ſeinem hielt, ſich beeiferte an die Lippen zu drücken, wer iſt denn frei, wer bedarf nicht der Fürſprache! Davon kann uns dieſer würdige Mann erzählen. Er iſt reich und unabhängig, und welche Rückſichten legen ihm die Verhältniſſe auf! Muß er nicht oft Stunden lang vor den Thüren ſeiner Schuldner ſtehen, und, wo er gebieten könnte, bitten? Muß er nicht ein freundliches Geſicht machen, wo er fluchen möchte. Oft muß er gewiß die Maske vornehmen, als ſei er der Schuldner und nicht der Gläubiger, um ſeinen Schuldner bei Andern nicht um den Credit zu bringen, der ihm allein Hoffnung giebt bezahlt zu werden. Welche Drucke laſten auf uns Allen, den Reichen, wie den Armen! Wer entzieht ſich nur zum Beiſpiel dem Druck der Mode? Weil ſeine Waare darin iſt, vertheuert dieſer impertinente Hausherr den Markt. Er iſt ein Kaufmann, und läßt ſich bieten, während er ſie dereinſt vielleicht ſelbſt ausbietet. Laſſen Sie uns warten, wenn Sie ſich nicht ſeinen Grillen fügen

wollen, bis er Zettel aushängt. Sie kommen dann gewiß billiger fort.“

„Damit ich kriege, was die Andern nicht mögen. Nein, jetzt oder nie. Ich will das Aussuchen haben.“

„Herr Joel kennt dies Terrain, fiel Strahlheim ein, der mit den Blicken, die er zwischen Beiden wechselte, mehr als mit Worten sprach. Er kennt auch gewiß diesen neuen, aus der Ferne verschriebenen Bauherrn, von dem die Leute so viel Wesens machen. Ueberlassen Sie es ihm, mit demselben zu unterhandeln; er ist der Mann, eine Sache gut einzuleiten. Denn ich traue ihm zu, daß er Anderer Vortheil, so wenig als seinen eigenen durch ein rasches voreiliges Wort verdirbt.“

Die Dame wiederholte mit nicht geminderter Heftigkeit ihren Entschluß, und jetzt erst zuckte Herr Joel bescheiden die Achseln, nachdem er mit seinen kleinen Augen das Verhältniß, was hier obwalten konnte, scharf abgewogen zu haben schien.

„Ich zweifle, meine verehrte Dame, da jetzt eben erst die Gräfin *** abgewiesen wurde.“

„Was die giebt, kann ich auch geben. Ich zahle das Doppelte. Nun will ichs gerade haben, ich muß es haben, absolut haben.“

„Sie war gleichfalls sehr ungehalten, sagte Herr Joel. Aber der Herr Baumeister führte sie kurz ab

Es ist ein sehr entschiedener Herr, der nicht viel mit sich reden läßt."

„Ich aber will mit ihm reden, ich werde mit ihm reden, fuhr Madame Lömlein auf. Führen Sie mich zu ihm, lieber Doctor. Ich hoffe, Sie werden den Muth behalten für eine Dame zu sprechen, den Ihr Freund, welchen Sie mir empfohlen, verloren hat."

Herr Joel sah ihnen mit ruhigem Lächeln nach. Er fühlte sich nicht gekränkt, aber noch nicht befriedigt. Deshalb zog er Johann, den Bedienten, bei Seite, und fragte ihn: „Ist das richtig?" Was Johann geantwortet, ist nicht bekannt, denn ein Geräusch, welches den Lärmen, der ohnedies herrschte, noch übertönte, verschlang die Worte. Beide streckten die Hälse aus dem Fenster und lauschten nach dem Treiben auf der Straße mit der Theilnahme, welche Männern möglich ist, die reellere Zwecke im Leben verfolgen, als sie ein Volkstumult verspricht.

Madame Lömlein, der Doctor, Cäcilie, und was von ihrem Gefolge noch zusammen hielt, hatten sich nach dem gothischen Saale durchgedrängt, wo die Seele des Baues war. Der Director saß, ihnen den Rücken zugekehrt, auf einem Armsessel vor dem mit Scripturen und Karten bedeckten Tische; um ihn seine Bauadjutanten, die mit Anordnungen hin und her geflogen wären, wenn die Masse Neugieriger, die

den Tiſch umringte, das möglich gemacht hätte. Die Bogen, Pfeiler und tiefen ſpitzen Fenſter mit buntem Glaſe, das Halbdunkel in den hohen Räumen, die Fackeln an den Wänden, die noch rohe Steine waren, gab der Scene etwas, was von allen bisherigen abwich. Das Feierliche ward durch die Art, wie der Director ſeine Befehle gab und ſie empfangen wurden, vermehrt. Ermüdet, wie es ſchien, von der Tagesarbeit, theilte er ſie mehr durch Winke als Worte aus, und ward eben ſo verſtanden. Nur die unzähligen ſich immer wiederholenden Fragen der Neugierigen, und die Anfragen wegen der Quartiere ließen ſich nicht durch Zeichen abthun. An ſeiner Stimme merkte man, daß ihm die Geduld ausging, immer und immer daſſelbe antworten zu müſſen.

„Sie müſſen doch gehört haben, was ich eben jener Frau ſagte. Sie, meine Dame, fragen nun buchſtäblich daſſelbe, und es thut mir leid, daß ich auch nicht um einen Buchſtaben eine andere Antwort für Sie habe.“

Dennoch glaubten noch einige Frauen das Recht zu haben, dieſe zu fordern.

Er ſprang unwillig auf: „Mein Gott, rede ich denn vor tauben Ohren. Ich bin hier hergeſtellt, um den Bau zu leiten, nicht um Jedem, der ihn beſucht, Rede und Antwort zu ſtehen. Ginge es nach mir, ſo erhielte Niemand Einlaß. Sie haben bezahlt für das Sehen. Zum Erklären hat Keiner

von uns Zeit. Quartiere sind noch nicht zu vermiethen. Ich habe damit nichts zu schaffen. Dort sitzt der Sekretair, der Ihre Meldungen zu Protocoll nimmt. Und nun muß ich Sie dringend bitten, mich und meine Arbeiter in Ruhe zu lassen."

Seine entschiedene Miene schreckte die Uebrigen zurück. Nur Madame Lömlein nicht, die diese Miene freilich nicht sah. Cäcilie mochte sie zurückhalten wollen, vielleicht war diesmal auch der Doctor auf Seiten der Tochter. Denn beider Augen begegneten sich und jedes sah ein betroffenes Gesicht im andern. Von Mariens Lippen entfuhr ein erschrecktes: „Herr Gott, Fräulein, das ist er ja!" Aber die Mutter stand schon am andern Ende des Tisches, wo jetzt Raum geworden:

„Haben Sie auch für mich keine andere Antwort, mein Herr Director?" Sie nannte schnell ihren Namen und ihre Ansprüche, die schon vor einiger Zeit durch den Commissionsrath angemeldet wären. Ton und Blick forderten mehr als ihr Mund.

Der Architect war von seinem Sitz aufgestanden. Vier Blicke trafen sich im selben Momente. Was hier vorfiel, geschah so rasch, daß es auch einem Augenzeugen schwer gefallen wäre zu entscheiden, welcher von den Vieren die meiste Verwunderung ausdrückte. Wenn die gegenseitigen Blicke eine Beimischung von Schreck hatten, so war in denen, die zwischen dem Baumeister und Cäcilien gewechselt wurden, noch ein

anderes Element, eine Verwunderung, deren Wurzeln tiefer lagen als in den Verhältniſſen, ein Befremden, das mit einer Freude, eine Bläſſe des Schreckes, die mit dem Roth der Ueberraſchung wechſelte.

„Doctor, das iſt er!“ entfuhr es den Lippen der Wittwe, und ihr Erſchrecken kam dem Doctor zu Statten, denn ſie bemerkte darüber nicht, wie unvortheilhaft in dem ſeinen daſſelbe Gefühl ſich ausdrückte.

Werner glich einem, der eine Viſion ſieht. Ein Geſicht, deſſen Züge im Geräuſch des Tages verflüchtigt waren, ſtand vor ihm als Wirklichkeit. Das Licht der Pechfackeln, unſicher durch den Luftzug, täuſchte ihn nicht, der ſchon Hunderte gleichgültiger Menſchen in derſelben Beleuchtung geſehen; und ſie waren ihm gleichgültig geblieben. Und daſſelbe roth funkelnde Licht fiel auf den goldenen Anker auf ſeiner Bruſt, und das ſchwarze Auge der Tochter ſenkte ſich plötzlich. Ein Schiffer, der vom Sturm Monden umhergetrieben, oft getäuſcht durch den Ruf Land nur ein Fata Morgana ſah; und nun bleiben die Linien ſtehen, die Geſtalten werden wirklich, es iſt Land, er athmet auf, und einen Augenblick überläßt er ſich der Seeligkeit, ein Rauſch aus jenen Regionen, wo keine irdiſchen Bedenken Zutritt haben, aber im nächſten hat er das Steuer gefaßt, ruft, gebietet und lenkt ſein Fahrzeug durch Klippen und Brandung nach dem Hafen.

„Nehmen Sie meine Versicherung, sprach Werner zur Wittwe, daß ich, was in meinen Kräften ist, thun will, Ihnen künftig eine Antwort zu verschaffen, die mehr Ihren Wünschen entspricht, als die, welche ich in diesem Augenblicke gezwungen bin zu geben, und die mir wehe thut, während sie Ihnen, so hoffe ich, nur gleichgültig ist."

„Sie sind" — fragte die Dame?

„Hier nur der Vertreter eines Andern. Außer diesem Hause weiß ich, in wie tiefer Schuld ich mich gegen Sie befinde, und wünsche, daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen meinen Dank durch die That zu beweisen."

„Sie sind äußerst punktiliös im Unterscheiden Ihrer Pflichten. Ich wünschte nur, daß Sie es mit den Personen eben so wären. Wir fragten ja wohl nicht danach, wer es war, als der Herr gestern bei uns herein geklingelt wurde?" sprach sie zu den Ihrigen gewandt.

Ein hohes Roth überflog Cäciliens Wangen. Sie sah die Wirkung auf dem Gesichte des Baumeisters. Die Bekannten blickten sich peinlich an, denn die Symptome des Ueberreizes, welche ein Gewitter ankünden, lagerten sich auf den Lippen und über den Augenwinkeln der Wittwe. Nur das schien noch ungewiß, ob es sich in beißenden Spitzen oder in einem Sturm entladen werde.

„Soll ich schriftlich einkommen, oder befehlen

Spur mehr zu finden war, wo er sich Bahn gebrochen. Die stechenden Zweige schlugen empfindlich verwundend, und mit ihren Dornen die Kleider festhaltend, zurück. Hand und Fuß erlahmte zugleich von der Arbeit, sich einen Durchweg zu verschaffen, und jeden Augenblick war man in Gefahr, wenn man an unrechter Stelle durch das Gestrüpp drang, in ein, von den hundert Gießbächen gebildetes Loch oder eine von ihnen abgespülte Felswand hinunter zu stürzen; aber noch größer war die Gefahr, die Gesellschaft zu verlieren und sich in diesen Wüsten zu verirren, wo nur eine Richtung nach einer einzigen menschlichen Wohnung, die andern ins Verderben führten. Daher denn außerordentliche Anstrengungen, welche uns endlich auf eine felsige, nackte Höhe brachten. Schon das Licht ist ein Trost für den verirrten Wanderer. Welche weite, nackte, nasse Felsenfläche übersah hier das Auge! Rothgeschieferter Granit, glänzend im Regen, darunter, doch noch in weiter Nebelferne, schwarze Tannenwälder, zwischen denen Silberstreifen langer Jämteländischer See'n vorblitzten, uns ein wohlthätiger Anblick, denn an einem derselben lag, wenn auch unsichtbar, die Euro-

päi-

Sie, daß ich in Ihrer Antichambre meine Aufwartung mache?"

Cäcilie und der Doctor arbeiteten zum ersten Male im Einverſtändniß. Die Gefahr war dringend. Die Erhitzte hatte ſich krampfhaft zitternd dem Baumeiſter genähert. Die Hände konnten ſich berühren. „Es zieht hier ſtark," bemerkte die Tochter. Der Doctor meinte, nach der Erhitzung könne ein längeres Verweilen in dem feuchten Raume der Geſundheit ſchaden.

„Bei Gott, Sie thun mir Unrecht, ſprach Werner, die Hand auf der Bruſt. Auch er zitterte. Nur eine andere Zeit, und ich hoffe Ihr Vertrauen" —

„Ich will nicht Ihr Vertrauen, unterbrach ſie ihn. Eine Antwort will ich, hier auf der Stelle eine Antwort. Ob Sie hier ſind, um mir einen Affront anzuthun. Will man mich lächerlich machen vor den Leuten?"

„Ich betheure" —

„Ich will keine Betheurungen, ich will das Logis. — Kurz um: Krieg ich's oder nicht?"

Das Gewitter war losgebrochen. In einem Donnerſchlage hatte es ſich entladen; für die, welche Madame Löwlein kannten, nichts Ungewöhnliches. Ihre Arme haſteten in ihren Seiten und ihre Stimme übertönte das Getöſe, welches von draußen immer ſtärker eindrang. Ihre Angehörigen ſprangen herbei; auf

eine ſolche Exploſion folgte gewöhnlich eine gänzliche Erſchöpfung.

„Sie ſind krank. Daß kein Schlagfluß" — rief der Arzt. Der trunkene Aufſeher aber überſchrie ihn:

„Soll ich die Weibsperſon fortſchaffen?"

Im ſelben Augenblick flüſterte Jemand dem Baumeiſter eine Nachricht, die wichtig ſein mußte, zu. Werner zog an einer Glocke. Ein heller, durchdringender Klang. Einige glaubten das Wort „Perpetua!" gehört zu haben. Es rauſchte mit der Glocke durch die hohen Räume. Andere hörten einen Schrei.

Die Nachricht war dringend genug. Der Pöbel, erzürnt, daß ihm der Eintritt verſagt worden, hatte längſt Drohworte ausgeſtoßen, wie ein Vulcan vor dem Ausbruch ſtöhnt und dampft; er fing jetzt an mit anführeriſchem Geſchrei über die Seitenmauer zu klettern. Die Glocke rief die Aufſeher und Werkmeiſter herbei, denen der Baumeiſter die nöthigen Aufträge zu geben hatte. Den Schrei hatte Madame Löwlein ausgeſtoßen, und war in Mariens Arme zurück geſunken.

Werner ertheilte kurze, klare, entſcheidende Befehle. Augenblicklich ſolle mit der Arbeit inne gehalten werden, die Gewerke ſich jedes auf ſeinem Platz verſammeln. Die Gallerien und Zimmer ſeien zu räumen. Durch das Seitenthor nach dem Park ſolle man die Gäſte entlaſſen, welche nicht mehr auf die

Straße hinaus wollten oder könnten. Wer nicht gutwillig gehe, gegen den sei Gewalt zu brauchen.

Er verneigte sich ernst gegen Cäcilie: „Es war meine Pflicht. In Ihnen finde ich vielleicht eine Fürsprecherin, wenn ich in einer glücklichern Stunde mich bei Ihrer Mutter entschuldigen darf.“

Ehe sie antworten konnte, war er fort. In seinem Blicke lag Etwas, von dem Madame Löwlein nachher versicherte, man habe es nicht ansehen können, ohne erschreckt zu werden. Cäcilie glaubte später, so müsse ihr Vater ausgesehen haben, wenn sein Auge widerstrahlte von dem tiefsten Seelenschmerz des edlen Mannes, der mißverstanden und ungerecht beurtheilt wird im Augenblicke, wo seine Seele schwillt im Entzücken eines großen, reinen, Menschenglück fördernden Gedankens.

Sechstes Kapitel.

Das Schauspiel auf der Straße war lustiger als dasjenige, was innerhalb des Gebäudes sich ereignete. Der Pöbel hatte mit seinen Rücken und Köpfen eine Leiter gebildet, über welche die Tumultuanten auf die Mauer stiegen. Waren erst Einige auf diesem Wege glücklich hinüber, so fehlten die Nachfolger nicht. Die oben schwenkten die Mützen und riefen und halfen den Andern. Was bei den Ersten als Wagestück gegolten, war schon ein Spiel geworden; den Jungen folgten die Alten, mit den Männern schwangen sich schon Weiber hinüber. Fenster klirrten, und der Muthwille riß Steine aus der Brüstung der frischen Mauern, weniger um es den Nachfolgern leichter zu machen, als um zu zerstören.

Ein tausendstimmiges Gelächter übertönte die Laute, welche, von ganz anderer Art, aus dem großen Hause sich vernehmen ließen. Denn dort läuteten die Glocken; Geschrei der Angst und des Schreckens begegnete dem wilden Hallo der jubilirenden Sieger, in deren Feldgeschrei sich schon das Wiehern

beſtialiſcher Roheit miſchte, während hier noch eine heitere Poſſe aufgeführt ward. Die Kinder ſprangen und tanzten mit den erbeuteten Stümpfchen der Pechfackeln, die Frauen mit den Branntweinflaſchen ſchenkten ein auf die allgemeine Luſtigkeit und frohe Handwerkburſche ſchwenkten einen Tanz mit den geputzten Dienſtmägden, wo auf der überhellen Straße ein Plätzchen dafür war. Auch fehlten die muntern und beißenden Witzworte nicht. Aber in die helle Farbe der Luſtigkeit miſchten ſich bald dunklere Töne. Ganz betrunkene Unholde tobten daher, wilde Geſichter in zerlumpten Geſtalten gruppirten ſich an den Ecken und geballte Fäuſte wurden in die Luft geſtreckt. Hier ſprach Einer von dem ſchändlichen Vergnügen, das ſie drinnen trieben, arme Leute arbeiten zu laſſen, wie in einem Zuchthauſe, und das für Geld zu zeigen, wie eine Komödie. Der gemeine Mann müßte ja kein Herz im Leibe haben, wenn er ſolche Schande und Spott duldete. Der doppelte Lohn ſei bloß eine Erfindung; noch ſei Keinem ein Pfennig ausgezahlt worden, und Niemand wüßte, ob die armen Menſchen drinnen überhaupt Lohn kriegten. — Ein Anderer ſprach, es heiße zwar, man reiche ihnen Eſſen und Trinken, aber ſie müßten es doppelt bezahlen, wie es die Engliſchen Fabrikherren mit ihren Leuten trieben. In einem noch dunklern Winkel, wo alte Frauen ſtanden, ſchüttelte man zu dem Getränk, was die armen Menſchen kriegten, die Köpfe, und wollte

nichts davon über die Lippen bringen, und wenn man es umsonst hätte.

Die Oppositionsstimmen, welche sich am Morgen vernehmen lassen, waren am Abende verstummt. Lavinen wälzen sich mit Getöse von den Bergen, aber im Zerstören zerstören sie sich selbst; der Pöbelwahn quillt wie ein feuchter Nebel aus dem Boden. Niemand weiß, wo er herkommt, Niemand sieht ihn, Niemand widerlegt ihn, er ist unangreifbar. Aber sein giftiger Hauch berührt Alles. Der Magie des Abends mochte es zugeschrieben werden, wenn das Fluidum von Unsinn in allen möglichen Karikaturgestalten umher wogte. Hier flüsterte man von einer Falschmünzerei, die der Staat anlegen lasse, um schlechtes Geld unter die armen Leute zu bringen; dort von abscheulichen Ceremonien, um die Religion abzuschwören, von geheimen Folterkammern, von katholischen Inquisitionsgerichten, von Giftmischern und Brunnenvergiftungen.

Ein dumpfer Schrei dröhnte aus dem Hause durch den verworrenen Lärm: „Schlagt sie todt," oder „Sie schlagen uns todt." Grund genug, wenn man auch nicht wußte, wer schlug und wen man schlug, und ob überhaupt der Tod dabei etwas zu thun hatte, eine trunkene, von Furcht und Grimm erhitzte Menge zur Wuth anzuspornen. „Sie schlagen Alle todt," — „Ein Schurke wer's mit ansieht." — „Massacriren muß man sie Alle — die Menschen

ſchinder.“ Aus dem tobenden Meer von Flüchen und Drohungen kamen kaum Laute und Worte auf die Oberfläche, aber die Wirkung war wie ein überſiedendes Gefäß.

„Keinen Stein müßte man auf dem andern laſſen,“ docirte ein Mann an der Ecke, deſſen ehrliches, faltenreiches Geſicht doch nichts weniger als der Spiegel eines aufrühreriſchen Sinnes ſchien. Die Frauen ſchlugen die Hände übers Geſicht, als ſie erfuhren, daß man die Kinder drin abrichte, Bilder anzubeten, Chriſtenkinder und Bürgerkinder heidniſche Götzenbilder! Und geräuchert und geſchwefelt würde davor, wie zur Zeit der ſchrecklichen Krankheit; aber ſo klug ſei man jetzt auch, um zu wiſſen, daß das nichts geholfen, ſondern die Seuche ſchlimmer gemacht. Aber die vornehmen Leute am Ruder hätten es nur verſehen, und ſtatt allein gemeine Leute, hätten ſie von ſich ſelbſt umgebracht. Wer wiſſe nun, womit man jetzt dort räuchere und Faxen mache, die kein ehrlicher Menſch verſtehe, und der fremde Taumeiſter ſei aus Indien, von woher die Krankheit komme. Aber das könne ein Kind begreifen, auf die reichen Leute ſei es nicht abgeſehen, ſondern auf die Armen, deren ihnen zu viel würden. Die ſollten nun einmal abſolut aus dem Wege geſchafft werden.

Die Tumultuanten, welche ſchon im Bau wirthſchafteten, junges Volk, konnten einer Mannſchaft verglichen werden, der es weder um Motive noch

Proclamationen zu thun ist, sondern um die bloße That. Ihr Losungswort hieß: „Kurz und klein!“ ob es drinnen Brunnenvergifter waren, oder Vehmrichter. Sie hatten den dicken Maurermeister, der ihnen eine Rede halten wollte, ob sich das schicke, und ob sie ihren Mitbürgern das Bischen Verdienst aus dem Halse reißen wollten, über den Haufen geworfen. Gutmüthigere hatten ihn auf ihre Schulter geladen, und schleppten ihn mit sich, wie eine Trophäe oder eine Geißel. Sein Sträuben, sein Raisoniren half nichts, man tröstete ihn mit Spott. Während er von seinem eigenen Werke demoliren sah, schrieen sie, sie schafften ihm neuen Verdienst.

Werners Anordnungen mochten gut sein; sein Auge war aber nicht überall, noch konnten seine Adjutanten überall durchdringen, seine Befehle zu überbringen. Mehr als die Stürmenden draußen verwirrte die Vertheidiger die Masse drinnen, die vertheidigt, gerettet, aus dem Spiele gelassen sein wollte. Hier faßten ihn halb ohnmächtige, schreiende Frauen am Rockzipfel, am Arm, und verlangten hundert Antworten, dort stellte ihn ein heftiger Mann, ein Familienvater zur Rede, und forderte von ihm Rechenschaft für Alles, was vorfallen könnte. Seine Leute verlangten Rath und Hülfe gegen die Unvernunft des Publikums, das hinten hinausstürzen wolle, wo die kostbaren Thonarbeiten und Metallplatten lagen, und mehr zu zertreten war, als die Tumultuanten

von ihrer Seite zerstören konnten. Man hatte die Thüren verschlossen, aber sie wollten sie zerschlagen. Buchstäblich gehalten und gerissen, rettete ihn eine Stimme, die Feuer! rief. Er riß sich los und stürzte dahin, wo zwar nicht physisches aber moralisches Feuer brannte. Konrad Muff begegnete ihm an der Thür. Werner hatte seine Stimme erkannt. Der Baumeister drohte ihm im Vorübergehen: „Das war gefährlich.“ Er trug ihm auf für die Ordnung an den Ausgängen zu sorgen.

„Soll ich die Hinterthür öffnen lassen? fragte Konrad Muff. Was zertreten wird, bezahlt ein Anderer.“

Ein Blick strafte ihn: „Daß sie hinabstürzen wo keine Treppe ist, und sich zwischen den Bauhölzern und Gräben quetschen!“

Werner trug ihm auf, wenn es nicht durch Ueberredung gehe, durch Gewalt die Masse hinten in den Park zu drängen, wo noch die mindeste Gefahr sei.

In den weiten Räumen, die nicht mehr weit schienen, herrschten Verwirrung und Todesschrecken. So überdrängte sich Alles hier, und zwei Schritte davon waren leere Zimmer und Gänge. Die Stimmen der Besonnenern, die Rath gaben, wurden nicht gehört. Alles stürzte nach Punkten, wo kein Ausgang war. Während ein Strom zurückwogte, stießen sie Arm an Arm mit denen, die es noch versuchen

mußten. Familien und Gesellschaften hatten sich getrennt. Das angstvolle Rufen nach verlorenen Personen vermehrte die Bestürzung.

Cäcilie war von ihrer Mutter, von ihren Begleitern getrennt. Fortgerissen, war sie in einen Strom wildfremder Menschen gerathen. Keiner antwortete auf ihre Fragen. Jeder dachte nur an sich. Man stürzte Treppe auf, Treppe ab, man rannte, und wußte nicht wohin, man suchte und wußte nicht was. Jetzt drängten die von unten heftiger. Es schrie: „Sie kommen! Sie kommen! Auf die Dächer! Vorwärts! Dort ist man sicher.“ Kanibalische Laute von unten schienen den Einbruch der Zerstörer zu verkünden, vor denen man sich retten wollte. Aber man konnte nicht höher. Die Fallthür nach dem Dache war verschlossen. Man schrie: Zurück! Umsonst. Der Druck wurde immer stärker. Die Zusammengedrängten wogten hin und her. Hülfe! Rettung! Luft! An der letzteren fehlte es eigentlich nicht, sie befanden sich in einem der durchbrochenen Thürme, die nach dem Gothischen Altan führen, und Tumult und Fackelschein auf dem großen maurischen Hofe drang zu ihnen herauf, hätten sie darauf Acht haben können. Die Athemlose, an das Gitter gedrückt, umfaßte unwillkürlich den Arm eines fremden Mannes: „Mein Gott, was soll aus uns werden.“ „Zurück, Zurück!“ brüllte es. „Wir ersticken.“ Sie fühlte ihre Sinne schwinden. „Lehnen Sie sich hier

päiſche Wohnung. Obgleich der Regen noch ununterbrochen rieſelte, mußte ich doch den Mantel ausziehen, den die empfindlichſte Kälte, beim Herauskriechen aus der Lappenhütte, aufgenöthigt hatte. Beim Marſchieren durch den Moraſt war er eben ſo beſchwerlich, als beim Ringen mit dem Geſtrüpp.

Lag doch ſchon darin eine Erleichterung, daß die Geſellſchaft jetzt im Freien ſich ſehen und neben einander über die Moortümpel ſpringen konnte. Während der Wind die Nebelſtreifen um unſere Köpfe jagte und der Regen uns in Ohr und Nacken ſchlug, belebte ſich die fröhlichſte Converſation, von unſeren Franzoſen mit aller Salon-Laune geführt. Doch mitten im Geſpräch konnte ein Anblick Regen, Sturm, Talma und die Sontag vergeſſen machen, dies war — ein Fleck mit Moltebeeren. Hier iſt das eigentliche Vater- und Mutterland dieſer aromatiſch-eigenthümlichen Waldbeeren. Der kalte Hochmoraſt iſt ihr fruchtbares Beet. Die Früchte ſchwimmen faſt, kann man ſagen, im offenen Waſſer, obgleich ihre Sträucher auf dem feſteren Rande wurzeln. In günſtigen Jahren ſind die Sümpfe hier ganz von ihnen überdeckt und

hinaus, und ſchöpfen Luft.“ Der Mann machte für ſie Platz, indem er ſich mit beiden Armen gegen das ſtarke, crenelirte Steingitter ſtemmte, und mit dem Rücken die Nächſten zurückpreßte. Sie athmete auf. Sie drängte ſich vor, um ihrem Befreier ſeine Anſtrengung zu erleichtern. Da fühlte ſie, daß die Gitteröffnung ſich erweitere. Ihr ſchlanker Leib drängte ſich durch, mehr und mehr. Umfaſſend die feſten Steinpfeiler war ſie jetzt im Freien, jetzt ſchwebte ſie in der Luft.

Wie ſie dahin gekommen, wie ſie den Muth gehabt zu einem Schritt oder Sprung, der ſie dahin trug, wußte ſie ſpäter ſelbſt nicht. Aber ſie war jetzt geſichert, wenigſtens vor der Gefahr, der zu entrinnen ſie eine größere gewagt. Die Simmsvorſprünge über der Mauriſchen Gallerie waren durch Strebepfeiler unterbrochen, welche in der Höhe bis an den Gothiſchen Altan reichten. Auf dem Simms, wo beim Hinaustreten ihr Fuß zuerſt ſchwebte, hätte ſie ſich nicht länger halten können, als ſie Kraft behielt das Geländer zu umfaſſen. Zwiſchen dem Strebepfeiler und der Mauer zeigte ſich ein Raum, um mit den Füßen ſicher zu ſtehen. Sie war dahin, geſprungen, geflogen, oder getragen, und umklammerte jetzt die zackige Figur des Pfeilers, wie ein Heiligenbild, das eine Verfolgte umfaßt.

Der erſte Gedanke, was aus ihren Schickſalsgenoſſen geworden, hatte hier keinen Raum! Auch

nicht der zweite, wie ſie wieder von hier fortkomme, nachdem die Brücke, die ein Wunder ihr gebaut, in den Abgrund verſunken war. Was wollten Vergangenheit und Zukunft, wo die Gegenwart allein ihre ganze volle Aufmerkſamkeit forderte. Sie war eine unwillkürliche Zeugin von dem, was unter ihr auf dem Hofe vorfiel.

Tumult; brennende Fackeln, Stangen, Knittel, Hämmer geſchwungen von kräftigen Fäuſten zu ihren Füßen. Die Schlachtordnungen, welche Werner aufgeſtellt, damit die Ruheſtörer wenigſtens nicht ins Innere des Baues drängen, waren durchbrochen. Sie kletterten an den zackigen Pfeilern auf die unteren Gallerieen und wütheten mit Steinen und Aexten gegen die koſtbare Steinmetzarbeit. Ein wildes Hallo bejauchzte jeden Streich, der das zierliche Werk der Kunſt, die Arbeit von Tagen in einer Secunde vernichtete. An Vertheidigern fehlte es nicht, die Zimmerleute hielten noch die Arcaden zum Theil beſetzt, bereit zu einem Kampfe, welcher nicht unblutig enden zu können ſchien.

Aber auf einen Augenblick ſchwiegen die Stimmen. Der Meiſter des Baues hatte ſich Gehör verſchafft. Auf einem vorſpringenden Gerüſte, von Allen geſehen, ſtand Werner und redete zu den Unſinnigen. Nur Worte drangen aus dem Getöſe zu Cäcilien, aber es dünkte ſie, ſo müſſe in alten Zeiten ein Feldherr zu ſeinen Kriegern geſprochen haben, wenn die

Schlacht wankte, so ein Redner in den alten Republiken, wenn auf den Märkten das Volk tobte. Wie sein blasses Gesicht leuchtete, sein dunkles Auge größer wurde, wie der ungewisse Fackelschein ihn jetzt in Flammenlicht zeigte, jetzt in Schatten verhüllte. Aber seine Worte schienen Blitze auf den Unsinn geschleudert, sie zuckten und züngelten nicht wie das Fackellicht, sie schlugen ein, wo sie hinfielen. Ihr war nicht bange, daß eine freche Hand einen Stein gegen die edle Stirn schleudern würde; denn der Geist, wenn er so leuchtet, weckt auch bei der rohen Masse wenn nicht Bewunderung, doch ehrerbietige Scheu. Aber wie unvorsichtig trat er vor auf dem schwanken, nur durch morsche Thaue an einander gebundenen Gerüste. Er ließ den gesunden Arm von der Stange los, er beugte sich im Affecte über; ein falscher Tritt, und er stürzte zerschmettert zu Boden.

„Wem glaubt Ihr zu helfen, wem zu schaden? rief er. Zu Euch rede ich, die Ihr noch wißt, was Ihr thut, die Ihr noch Besinnung habt, und meint recht zu handeln. Greift und schlagt nicht die armen Steine, die fühlen es nicht, nicht die Arbeiter, denen Ihr den Tagelohn verkümmert, greift die Rasenden unter Euch, die nicht wissen, was sie thun. Das sind Eure Feinde. — Die reichen Leute wollt Ihr strafen! Die reichen Leute hätten sich gegen Euch verschworen, haben Euch alte Weiber aufgebunden. Wer bekommt denn das schwere Geld, das sie hier aus-

ſtreuen? Die reichen Leute, die die Hände in den Schooß legen, oder wer ſie rührt? Ein Narrenhaus werde das hier, haben ſie Euch geſagt, was Keinem nutzt. Ihr ſolltet Euch freuen, daß es noch Leute giebt, die Narrenhäuſer bauen. Auf Händen ſolltet Ihr ſie tragen. Die klugen Leute ſpeculiren für ſich, die Narren für Euch. Den packt mir, den bringt mir her, der Euch dazu antrieb. Euer Freund hätte Euch anders gerathen. Ein Neidhals war es, der Euch den Verdienſt nicht gönnte. Oder ſchautet Ihr ihm ins Geſicht, knöpftet Ihr ihm den Rock auf, und ſaht die Marke, das Zeichen, wem er dient? Die Reichen und Mächtigen haltet Ihr für Feinde; Sie unterdrücken Euch, möchten Euch noch ärmer ſehen, als Ihr ſeid. Nicht wahr? Und da meint Ihr Ihnen zu ſchaden, wenn Ihr eine Porzellantaſſe zerbrecht, und ein Kartenhaus anſteckt! Denn mehr könnt Ihr ihnen nicht zerſchlagen, als ein Spielzeug. Den Reichthum ſelbſt ſchlägt Niemand mit Fäuſten todt. — Ihr raſenden Dummköpfe! Hättet Ihr nur ein halbes Loth Einſicht, ſo ſähet Ihr, wie ſie das nicht ärgert; es freut ſie im Stillen, wenn Ihr einmal ſo täppiſch und dumm losſchlagt. Das giebt ihnen immer neuen Grund Euch auf die Finger ſehen und wie Kinder bewachen zu laſſen. Meint Ihr, daß Einer von Euch dem Zuchthaus entläuft? Und wenn Ihr noch ſo ſchnell lauft, die Gensdarmen reiten ſchneller, und die Steckbriefe ſind hinter

Euch, wie Euer Schatten. Oder glaubt Ihr, daß ſie Euch nicht ſehen, weil's Nacht iſt? Kennſt Du da, und Du, wer neben, wer hinter Dir ſteht? Und wenn er auch lauter als Du ſchreit: „„Kurz und Klein!““ weißt Du, ob er Dir nicht heimlich einen Strich mit Kreide auf den Aermel macht, und Morgen biſt Du angegeben? Ihr meint Euch ein Feſt zu geben, weil Ihr auf eine halbe Stunde wüthet und die Herren ſpielt. Ich ſage Euch, für Eure Feinde iſt's eines, und ſie zehren daran Monate und Jahre lang, ſo lange Ihr karren müßt und Wolle ſpinnen. Wenn das Eure Feinde ſind, die mehr haben als Ihr, ſo weiß ich nur ein Mittel, wie Ihr Ihnen den Reichthum abnehmt, und ſelbſt reich werdet: Wenn Ihr eben ſo fleißig ſeid und rüſtig zur Hand, als ſie faul auf ihren Polſtern liegen. Ich ſage Euch, wenn Alle, die jetzt murren, weil ſie nichts haben, ſich rührten und ſchafften, der Reichthum würde ſich wie eine Kugel drehen; denn er bleibt nie auf einem Flecke. Wodurch ſind die reich? Weil ſie ſich früher rührten, oder Ihre Väter thaten es? Jetzt wollen ſie ausruhen. Es darf aber Niemand ruhen, oder er verliert, was er hat. Wenn Ihr das begriffe, die Welt würde ſich umdrehen, in Frieden und Ordnung. Und davor zittern die Reichen, das ſetzt ſie in Schrecken, nicht Euer Toben. Darüber lachen ſie.“

Der Redner wurde freilich nicht von Allen ge-

Eis gerinnen machte; und es ſah es außer ihr Niemand, der am wenigſten, den es zunächſt anging. Wie laut, tief, herzerſchütternd ihr Wehruf war, doch trugen ihn keine gütigen Engel hinab. Es ſah Niemand ihr vor Angſt leuchtendes Auge; der harte Stein, an den ſie es drückte, mußte das Klopfen ihres Herzens hören; die äußerſte Anſtrengung ihrer Stimme aber verhallte in dem Getöſe, das auch keine Stentorſtimme mehr überſchreien hätte.

Sie ſah, wie einige trunkene Buben unter dem Gerüſte ſtanden, wie ſie hohnlachend an den Stricken ſchnitten und ſägten, welche die Bretter an den Stangen feſthielten. Jetzt noch einen Schnitt und es war geſchehen. Die Höhe war beträchtlich und die umherliegenden Steinblöcke konnten dem Fallenden den Tod geben. Sie ſank auf ihre Knie, ſie preßte ihre gefaltenen Hände an den Stein, und drückte die Augen zu, um das Entſetzlichſte nicht zu ſehen; denn der Bube hatte zugeſchnitten, und die Bretter, von nichts gehalten, ſanken krachend nieder.

Aber außer ihr hatte noch Jemand das bübiſche Treiben der ſinnloſen Böſewichter beobachtet; und er ſtand nicht durch Lufträume und Höhe von dem, deſſen Leben bedroht war, unerreichbar getrennt. Es war Marie, die Enkelin der Waſchfrau. Das Gedränge, welches ſie von ihrer Herrſchaft fortgeriſſen, hatte ſie in die Arcaden geführt, wo ſie halb ſeitwärts, halb im Rücken des Redners ſtehen geblieben

war. Ihr Auge hatte das Treiben der Heimtückischen verfolgt, ihr Ohr hatte das Feilen durch den wüsten Lärm gehört; aber ihre Zunge versagte ihr den Laut, ob ihr Herz doch so stürmisch schlug als das ihres Fräuleins, die sie nicht sah und deren gefährliche Stellung sie nicht ahnte. Allein jetzt als das Brett unter seinem Fuße sank, als er ausglitt, und der gesunde Arm vergebens nach der Stange griff, um sich zu halten, hielt ihn etwas, und mit Riesenkraft riß es ihn zurück. Die Umstehenden hatten ein junges blühendes Mädchen in dem Augenblicke durch die Menge sich vordrängen gesehen. Vorgestürzt war sie, hatte ihn mit beiden Armen umfaßt, und schon zurück gerissen, als das Gerüste zu Boden schlug. Als Werner sich aufrichtete, hatte man seine Retterin, die von so übermächtiger Anstrengung, oder der Hitze, oder dem Schreck umgesunken war, bereits fortgetragen. Er brauche nicht um sie besorgt zu sein, hieß es, denn eine rüstige alte Frau, die die Ohnmächtige ihr liebes Kind geheißen, habe sie in Schutz genommen.

Als Cäcilie die Augen aufschlug, war alles vorbei, Werner verschwunden, Marie, das Gerüst. Und doch hatte sie mit geschlossenen Augen Alles, was vorfiel, gesehen; deutlich, es war ihr nichts entgangen. Es war kein herzzerreißender Traum gewesen, Wahrheit war es; das waren alle ihre Träume. „Er war gerettet," der Gedanke gab ihr Muth sich mit sich

ſelbſt zu beſchäftigen. Ach aber dieſer Muth verſagte ihr ſchnell, ein neues Gefühl, Angſt um ſich ſelbſt überkam ſie. Der Tumult war nicht verſchwunden. Der Held bekämpfte ihn nicht mehr. Ohne Feſſeln ſchien er, ein Strom, der ſeine Ufer übertreten, ſich tobender überall hin zu verbreiten. Fackeln, Feuerbrände, Stöße, Schläge, Gebrüll, herabſtürzende Steine, Balken; Gewalt überall, und Stimmen, die Thieren mehr als Menſchen ähnlich klangen. Von fern her Feuerzeichen, Trommeln, Trompeten, auch die Glocken in der Stadt ſummten. Und ſie, allein, von Allen getrennt, an einem Ort, in einer Lage, die in ein arabiſches Mährchen gehörte, und auch da nur als Fabel. Wenn man ſie hier fand! Wer ſollte ſie finden! Drehte ſich Alles um ſie her, oder war ſie krank, ihr Kopf zu heiß? Wie kam ſie auf dieſen Simmsvorſprung, wohin nur eine Mondſüchtige den Weg findet? Was umfaßte ſie wie eine Betende das Steinbild, das ſie nicht kannte? Sie betete wirklich: daß ſie erwachen möchte. Wodurch hatte ſie es verſchuldet, daß das Ungewöhnliche in der äußerſten Schreckensgeſtalt ſie überraſchen mußte! Es waren ja keine Uebergänge da von dem Einerlei ihres Lebens bis dahin. Oder doch? Hatte ſie das Wunderbare nicht gepflegt? Hatte ſie es nicht gerufen, freilich in lieblicher Geſtalt, daß es ſeine funkelnden Smaragdbrücken baue über jähe Tiefen und traurige Steppen; ſie hatte die Geiſter gerufen, daß ſie erſchienen

im Mondenlicht, im lauen Hauch eines Juliabends; und nun erſchienen ſie dämoniſch im Sturmgeheul, auf wirbelnden Feuerſäulen.

Sie fühlte, ein Schwindel war nahe. Auf die Knie geſunken war ſie; aber ſie konnte ſo wenig wieder aufſtehen, als den Weg, auf dem die Aufregung der Angſt ſie hergeführt, wieder zurückfinden. Die zitternden Knie auf dem harten Stein ſchmerzten ſie; wenn die Hände losließen, ſank ſie hülflos, zerſchmettert in den Abgrund. Noch einmal öffnete ſie die Lippen, um Hülfe zu rufen. Was ſie vorhin nicht vermocht, woher ſollte ihr jetzt die Kraft kommen? Die Stimme verſagte ihr, die Lippen waren trocken und heiß, der Mund brachte keinen Laut heraus. Der Pechqualm ſchmerzte ihr Auge. Niemand ſah ſie; auch die hellen Sterne nicht, die Millionen Mal Millionen, funkelnd über ihr am klaren Firmamente.

Sie ſchloß die Augen. Sie drückte die heiße Stirn an den kalten Sandſtein. Sie fragte nicht mehr, wodurch ſie ein ſo außerordentliches Unglück verſchuldet habe. Iſt der Tod denn freundlicher, ein anderer, der uns im Kreiſe der Alltäglichkeit, unter Freunden, im glänzenden Ballſaal überraſcht? Zählten wir die Fälle alle zuſammen, wo er die Gleichgültigen, die Spielenden jäh überſchleicht, das, was wir Zufall und Wunder nennen, würde in den Krankheitsliſten nur einen neuen Namen erhalten.

Sie hatte ſich ergeben, ſie fühlte ſich ruhig. Wa-

roh zu Muß gequetſcht und mit Zucker eingemacht, nähren ſie Schweden und Norwegen. Am erquickendſten ſind ſie jedoch im rohen Zuſtande, wo man ſie aber freilich vom Stengel ſelbſt abbrechen muß, indem ihr aufgedunſenes Waſſerfleiſch keinen langen Transport duldet. Die Frucht iſt, ausgewachſen, größer als die größte Himbeere, ihr ähnlich an Bildung, doch verſchwimmen die converen Schaalentheile der Oberfläche mehr als bei dieſer. Unreif glanzt ihre Farbe zwiſchen hellem Gelb und hellem Roth, wie bei unſerer ſogenannten Knupperkirſche; reif wird daraus ein bräunlich dunkles Roth. An den Geſchmack muß ſich der Ausländer erſt gewöhnen, er iſt ſäuerlich und, trotz des Saftes, mehlig. Auf der unwirthbaren Höhe, wo Durſt und Erſchöpfung kämpfen, gewährt die Frucht eine große Erquickung; indem ihr Saft zugleich durſtſtillend und durch den pikanten Geſchmack ſtärkend wird. Es muß luſtig anzuſchauen geweſen ſein, wie die ſieben Wanderer beim Anblick eines jeden Molteebeerenfeldes ſtehn blieben, oder ins Waſſer, vielleicht bis ans Knie, ſprangen, um gebückten Leibes ſich eine Hand voll zu ſammeln. Selbſt unſer Franzöſiſcher Genoſſe,

ren das Thränen, Thränen aus ihren geſchloſſenen Augen quellend, die um ſie rauſchten? Aus dem Rauſchen ward ein Brauſen. Der Qualm wich einer ſanften Kühlung. Tropfen netzten ihren glühenden Hals und Nacken. Auch das ſtürmende Meer von Stimmen wogte jetzt anders. Woher kamen die helleren, freundlichen Erſcheinungen? Das Bild, vor dem ſie kniete, das ſie umfaßt hielt, war ihr Vater; er hob ſie auf. Und als ſie ihm ins Geſicht ſchaute, war es nicht ihr Vater. War es ein Bruder, der, aus der Tiefe aufgeſtiegen, die Ohnmächtige hielt? Seine Züge waren bleich, aber das ſchwarze Auge leuchtete ſo froh und ſeelig. Es war der Redner, er hatte geſiegt, und doch ſtanden auf den Furchen der hohen Stirn noch Kämpfe geſchrieben, die er fechten müſſe, und er wand ſich ſanft von ihr los, die ihn nicht laſſen wollte. Seine Worte lispelten Troſt: Wer ein Herz fand, das mit ihm fühlt, darf nicht verzagen, wenn auch Keiner umher ihn verſtände, wer noch am Arm eines Freundes ſich halten kann, ſtürzt in keinen Abgrund.

Auf der Plateform bewegte ſich eine einzelne Geſtalt. Ein alter Mann drückte und hob und pumpte an den großen Reſervoiren, die dort, theils verborgen in dem Dache, theils unter künſtlichen Formen verſteckt, das aufgefangene Regenwaſſer enthielten. Es ſtrömte und ſprühte in Tauſend Strahlen und Güſſen hinab auf den Hof, wo es die Fackeln und Feuer-

brände löſchte, und die Tobenden auseinander trieb. Er wußte auch, ohne daß er bemerkt wurde, einzelne Schläuche oder bewegliche Röhren ſo zu richten, daß der volle Strahl in die dichteſten Maſſen fuhr. Man floh, drängte und ſtob auseinander. In das wüſte Geſchrei miſchte ſich ſchon hier und da Gelächter von denen, die, nicht getroffen, ihre durchnäßten Kameraden, noch eben die wüthendſten im Zerſtören, ſtill fluchend ſich ſchütteln ſahen, oder ihr Heil in der Flucht ſuchen.

Erſchöpft ſetzte ſich der alte Mann jetzt an der Zinne nieder, und kreuzte die Arme. Der Mond tauchte gerade hervor hinter den Ulmen des Parks und beſchien ſein ſorgenvolles Geſicht. Und doch ſchwebte ein Lächeln über die Lippen; „Wozu das Alles?“ ſchienen ſie zu murmeln. Nur die Lüfte hörten es, oder vielleicht auch die nicht, es waren nur Gedanken, die mit tonloſen Worten ſpielten: „Alle Flecken, heißt es, laſſen ſich abwaſchen, nur nicht die von Blut. Und iſt das nicht auch nur ein Wahn! Die beſten dort, wo unſere Väter im Paradieſe lebten, haben ihre Hände darin gefärbt, und die Blutſchuld drückt ſie nicht zu Boden. Der Gott ſchwebt über ihnen, wie über unſchuldigen Kindern. — Und doch Blut — wenn hier Blut gefloſſen wäre — ein Menſchenleben um ein Spiel! — Wär' es eine Sünde gegen den heiligen Geiſt, mit den The-

ren zu ſpielen, weil der Ernſt ſie nicht zu Weiſen macht? — Nur kein Blut diesmal!"

Auf beide Hände gelehnt, beugte er ſich über, und plötzlich lachte er hell auf: „Sie lachen wieder. Ewiger Geiſt, der Du uns das lehrteſt, ſei geprieſen. So lange wir lachen können, geht Deine Welt, die Du uns zum Spielball hingabſt, nicht unter in den Widerſprüchen, an denen wir die ſcharfen Zähne ſtumpf nagen."

Aber ſein Lachen verſtummte plötzlich. Er ſah, er hörte unter ſich eine Geſtalt, einen Schmerzensruf. Leiſe nur, aber es war ein Seufzer, der ihm das Herz durchbohrte. Sein Auge war ſo ſcharf als ſein Ohr. „Allmächtiger! — Es iſt unmöglich, wie kam ſie dahin, und doch — Gnade! — Hülfe! — Mein Werk! — Ich that es."

Uebergelehnt, ſtreckte er die Arme nach der Verlorenen hin. Den Kopf niedergeſenkt wankte die zarte Geſtalt, die Finger, die den Stein umklammerten, ſchienen ſich aus ihrer Verſchlingung zu löſen. „Nur einen Augenblick noch," rief er. Sie hörte nichts. Er war allein auf der weiten Plateform. Die Dränger und die Bedrängten hatten ſich vom Hofe in die innern Räume zurückgezogen. Und wenn ihn Einer geſehen, Einer ſeinen Hülfsruf gehört hätte, bevor er die Treppe hinaufſtürzte, war es geſchehen; das Opfer lag zerſchmettert auf dem Steinpflaſter. Was half ihm das Thau, das er ergriffen? Die

wankende Ohnmächtige konnte es nicht faſſen. Was half ihm die Art? Der Stahl konnte die Metallplatte, die Balken, den Stein nicht durchhauen, um zu ihr zu dringen. Half ihm nichts ſeine reiche Erfahrung, alle die Künſte der Mechanik, die er ſtudirt, geübt? Der alte Mann ſtand auf ſich verwieſen, allein zwiſchen Himmel und Erde, an einem Abgrunde von Verzweiflung. Er konnte nicht mehr lachen.

Aber ſchon im nächſten Augenblick hatte er ſich über den Rand geſchwungen. Der noch nervige Arm, der feſte Fuß hielten ſich an dem vorragenden Strebepfeiler. Seine Zacken und Schnörkel wurden zur gefährlichen Leiter; ſie war gefährlich auch bei hellem Tage, auch für den jüngeren Mann. Aber ſein Fuß gleitete nicht aus, ſeine Hand griff nicht fehl. Zwei Körperlängen hatte er den ſchweren Weg zurückgelegt. Sein Knie berührte die Zitternde, ſie bemerkte es nicht. Ein unglücklicher Stoß, eine unwillkürliche Senkung, und er war — ihr Mörder. Nun hatte er ſich hinunter geſchwungen, er hielt, er umfaßte ſie. Sie war gerettet, und doch nicht gerettet. Den Raum, auf dem kaum ihre Knie Platz gefunden, ſollte er mit ihr theilen. Wie weiter, wie zurück? Wer ihn geſehen, hätte an den Adler denken mögen, der ein edles Wild am zackigen Felſen gefaßt hält, aber er vermag es nicht zu heben, und nicht von ihm zu laſſen. Beide müſſen umkommen, Beute und Räuber. Er ſchaute umher. Es war wieder Nacht,

Nacht, die er ſelbſt gemacht. Er rief — wer hört die Stimme eines Hülfloſen im Donner!

Da zückte ein Blitz. Keiner aus dem wolkenloſen Himmel; in ihm leuchtete es. Es war derſelbe Strebepfeiler, an dem er heut früh ſo lange geſtanden. Einen Handgriff von ihm entfernt die Roſette, die Arbeit des fremden Meiſters, gefertigt aus gebranntem Thon, voll Kunſt und zierlicher Verſchlingungen. Aller Bewunderung hatte ſie erregt; man hatte beſchloſſen, die ſchon fertigen in der Arcade abnehmen, und nach dieſem gelungenen Muſter neue einſetzen zu laſſen. Ihre Schönheit ſchützte ſie nicht. Mit der Linken umfaßte er Cäcilien und hielt ſich an einem Zacken des Pfeilers; die Rechte führte mit dem Handbeil, das er im Gürtel trug, zwei Schläge gegen das Kunſtwerk; es lag in Stücken, und der Weg zur Rettung war gebrochen.

Des alten Mannes Kraft ſchien erſchöpft, als er die noch immer Bewußtloſe auf den Boden der Gallerie ſanft niederſinken ließ. Ihren Kopf in ſeinem Arme, kniete er, und beugte ſich über ſie. Der Mond ſpielte, gebrochen durch die Schatten der Arcaden, auf ihrem blaſſen Geſichte. Aus den grauen Wimpern des Alten perlte eine Thräne. Er hielt die Hand auf ihre Bruſt, das Lächeln auf ſeinen Lippen kehrte wieder. Ihr Herz ſchlug. Scheu blickte er ſich um, es war hier öde. Kein Auge ſah ihn, und er hauchte einen Kuß auf die geſchloſſenen ſchönen

Augen. Dann ſchienen ſich wie unwillkürlich ſeine Hände zu falten und ſeine Lippen lispelten etwas, was ein Segen oder ein Gebet ſein konnte. Allein plötzlich war er aufgeſprungen. Entweder waren es die Augenlieder, deren ſanftes Regen ihn erſchreckte, oder die Tritte von Menſchen, welche den Gang heraufkamen. Ehe ſich die Augen geöffnet, und dieſe herangekommen, war der Alte verſchwunden.

Werner war es, an der Spitze einer Zahl ſeiner Arbeiter. Die Polizei und bewaffnete Macht, welche durch das Gewühl der Straße ſich inzwiſchen Platz gemacht, und, in das Haus gedrungen, mit der Räumung deſſelben den Anfang machte — denn der ernſte Widerſtand hörte beim Blitzen der Bajonette und Pallaſche auf — ließ den Ueberthätigen ſeine Sorge jetzt auf einen andern Gegenſtand wenden. Er durchſtreifte die Gänge, Treppen und Säle, welche noch eben der Schauplatz der Verwirrung und des Gedränges geweſen. Das betäubende Angſtgeſchrei hatte ihn das Entſetzlichſte befürchten laſſen. Und die Fackeln ſeiner Leute beleuchteten allerdings traurige Spuren der Verwüſtung. Zerriſſene, zertretene Kleidungsſtücke bedeckten den Boden, Ohnmächtige lehnten ſich in den Niſchen, einigen Beſchädigten kam die Hülfe zur rechten Zeit. „Wenigſtens keine Leiche!“ ſprach er athemholend auf der letzten Stufe der Treppe, welche ſich in die Gallerie mündete, als der Fackelſchein eines Arbeitsmannes, in die Arcaden

hinein leuchtend, eine am Boden liegende Frauengeſtalt zeigte. Der Baumeiſter entriß ihm die Fackel und ſtürzte auf die Liegende zu. Doch wird es hier nöthig, ehe wir von ſeinem Schrecke, oder von ſeiner Freude ſprechen, als Cäcilie gerade in dieſem Augenblicke ihre Augen aufſchlug, zu einem andern Theile unſerer Geſellſchaft, welche wir ſchon zu lange aus den unſeren verloren, die Aufmerkſamkeit zurück zu wenden.

Siebentes Kapitel.

Die Räume des Gebäudes waren groß; auch vielleicht verworren zu nennen, wenn man mit dem Plane nicht bekannt war, der eine ſymmetriſche Ordnung zwiſchen den verſchiedenartigſten Theilen herſtellte, eine Ordnung, welche freilich dem Auge, das nur nach dem erſten Eindruck urtheilte, entging. Dennoch waren ſie nicht ſo weitläufig, noch ſo labyrinthartig, daß eine beträchtliche Menſchenmaſſe, wie diejenige, welche das Haus an dieſem Abende füllte, ſich nicht darin zurecht finden konnte. Aber ſo blind und ſtumpf herrſchte die Angſt unter der Maſſe, die unter ſich keine Verbindung hatte als die Neugier, daß ſie im Kreiſe ſich umher drängen ließ, und an offenen Ausgängen vorüber ſtürzte, während ſie immer wieder nach den Punkten ſtrömte, wo keiner war. Das gothiſche Portal nach dem Park ſtand leer, während dieſelben Ungeſtümen zehnmal an den verbotenen Ausgang anprallten und kaum durch das Unglück einiger Unbeſonnenen ſich abſchrecken ließen,

von denen der Eine in einen sumpfigen Graben stürzte, der Andere beim Hinabspringen den Arm brach.

Cäciliens Mutter war mit dem Strom fortgerissen. Von der ganzen Gesellschaft, die sie umgab, war nur der Doctor geblieben. Das Gedränge hatte ihnen eine solche Richtung gegeben, daß er sie nicht mehr führte, sondern von ihr fortgezogen ward. Es ging Trepp auf, Trepp ab, vorwärts und zurück, und Strahlheim konnte eine ärztliche Betrachtung darüber anstellen, wie Madame Löwlein nach einer Ohnmacht, welche eine bloße Illusion zu Wege gebracht, eine Kraft in der Ausdauer bei wirklicher Gefahr entwickelte, die ihm allmälig ausging. Oder dankte er im Stillen dem Lärmen, der ihn der Mühe überhob, auf ihre Fragen zu antworten, und der Parforcejagd ihrer erschreckten Phantasien zu folgen, um ihnen eine gefällige Richtung zu geben?

Müde war er. Da ward es einen Augenblick Luft. Auf dem Gesichte der reichen Wittwe lagerte eine Wolke von Vorwürfen, die einen schnellen, fürchterlichen Ausbruch drohte. Sie standen an einer Treppe; das Geländer war eingedrückt. Wahrscheinlich waren schon Einige an dieser Stelle hinunter gestürzt. Warum nicht seine Begleiterin? Die Tiefe war nicht gefährlich. Viel lieber wäre er nachgesprungen, selbst mit der Gefahr den Fuß zu verstauchen, und hätte sie, wie dort ein junger Mann seine Braut, fortgetragen, als jetzt dies Unwetter ertragen, und

für die Blitze Ableiter ſuchen, die in ihren Augen zückten. Da rief eine weibliche Stimme: „Jeſus Chriſtus, mein Kind! Wo iſt meine Tochter?“ —

Madame Löwlein rief daſſelbe: „Meine Tochter, mein Kind, mein einziges Kind. Wo iſt Cäcilie! Was ſtehen Sie hier müßig, ſchaffen Sie mir mein Kind? Fort, fort! Mir nicht unter die Augen ohne mein Kind!“

Solche Momente können vergehen, ſchnell wie Luftblaſen, die auf dem Waſſer ſpielen.

„Aber Sie?“ fragte Strahlheims Blick.

„Ich bin Mutter,“ antwortete Madame Löwlein.

Er drückte die Mutterhand, und im nächſten Augenblicke war es für Madame Löwlein zu ſpät, wenn ſie ſich etwa anders beſonnen hätte. Er hatte ſich über das Geländer geſchwungen. Mit dem kleinen Umwege über die Treppenbiegung wäre er bequemer, auch vielleicht ſchneller ans Ziel gekommen. Aber er wollte ſpringen, und ſprang glücklich. Warum? wäre ihm und ihr ſchwer geworden ſich zu erklären, da die Verlorene eben ſo gut oben als unten geſucht werden konnte. Die elaſtiſche Bewegung mußte nach dem langen Drücken und Schleppen wohlthätig auf ihn gewirkt haben, denn mit Leichtigkeit und Geſchick machte er ſich Platz, und ſein ſcharfes Auge flog durch die dichteſten Maſſen, um nach dem zu ſuchen, was ihm aufgetragen war. Die Diplomatie hatte diesmal nichts mit ſeinem Treiben zu

der, wie der größte Theil ſeiner Landsleute, die Waldbeeren als etwas Ungenießbares von jeder Tafel zurückſtieß, wurde auf dieſem Regenmarſch bekehrt.

Die Dunkelheit kam, wir ſtiegen wieder in eine tiefere Waldregion, aber noch zeigte ſich kein Pfad, keine Ausſicht. Die Führer ſelbſt waren irre geworden und ſprangen bald rechts, bald links im Dickicht umher. Hier lernten wir die Natur eines Urwaldes kennen. Rieſenhafte Tannen wie ein Speerwald an den Bergabhängen, die der weite Keſſel des Anjen vor den rauhen Stürmen ſchützt; aber die Verweſung war unter dieſen gigantiſchen Schößlingen der Natur mächtiger als das Leben. Die Waldverwüſtung auf dem hohen Kiölen dünkte uns gegen dieſe Kinderſpiel. Die ſtolzeſten, ſchlankgewachſenen Maſten, umſpannbar kaum von zwei ausgewachſenen Männern lagen vermodernd auf dem Grunde. Wo man hintrat oder treten konnte, wankte das Erdreich unter dem Fuße, denn alles war Moder und Splitter, überwachſen von Moos, aber noch von keiner Wucht zu Dammerde feſtgeſtampft. Bald indeſſen mußten wir uns überhaupt des Auftretens begeben. Die

thun. Es war ihm Ernſt, ein Ernſt, der ihm auf die Nägel brannte. Die Mutter hatte er nicht retten können; jetzt hätte er einen Finger darum gegeben, allenfalls einen leichten Beinbruch, konnte er Cäciliен finden.

Vergebens. Fliehende Tumultuanten fand er, Polizeiſergeanten, Gensdarmen. Da blitzte ein graues Atlaskleid im gothiſchen Corridor, der nach dem kleinen Eckthürmchen führte. Er ſtürzte die Wendeltreppe hinab, ſtieß die Thür auf, und war im Thurm und nicht allein. Aber nicht Cäcilie war es, ſondern — Herr Joel. Die Thüren waren zugeflogen: Er war mit ihm allein.

„Iſt denn alles Unglück heut los!“ So rief Strahlheim, den wir zwar ſchon in Verlegenheiten ſahen, auch verwirrt; aber noch nie ſo blaß, als er in dieſem Augenblicke an die Wand zurückfuhr. Das Local, ein rundes kleines Thurmſtübchen, wo eben nicht viel mehr Menſchen als die beiden Raum hatten, beleuchtet nur durch eine Ampel an der Decke, die Thüren mit Eiſenſtangen, nur oben eine gewölbte Luke in der Mauer, es hätte ſich durchaus geſchickt zum Erſcheinen eines feudaliſtiſchen Kobolds. Die röthlichen Augen eines ſolchen hatte auch Herr Joel, und wenn er nicht mit Ketten raſſelte, faßten doch ſeine langen hagern Hände mit einem nicht weichern Druck nach der Halskrauſe des jungen Arztes, und deſſen Geſicht hätte ein Maler nur zu portraitiren gebraucht,

um die Wirkungen einer Geſpenſtererſcheinung getreu darzuſtellen.

„Hab ich Dich endlich? krächzte die heiſere Stimme des Quälgeiſts. Sich verleugnen laſſen! Den vornehmen Herrn' geſpielt, gegen mich! Ei ſieh da, ſo früh ſchon. Sieben Tage, hörſt Du Patron, ſieben Tage um Dich gelaufen, wie die Katze um den Taubenſchlag, und mich von der Thür gewieſen, als wär's ein Baron von der Garde."

„Joel, laß mich los. Du weiß nicht, was auf dem Spiele ſteht."

„Geld!"

„Ein Menſchenleben! laß mich los."

„Haſt Zeit genug nachher ins Waſſer zu ſpringen."

„Nicht meines. Ich muß Jemand retten, in dem Gedränge, mein Glück, mein ganzes Glück. Ich habe wahrhaftig nicht Zeit mit Dir zu discuriren; die Augenblicke ſind koſtbar."

„Deſto beſſer für mich, Schwadroneur! Faß Dich kurz."

„Joel, was willſt Du?"

„Geld."

„Ich habe keins. Du weißt es. Allertheuerſter Herr Joel!"

„Mir noch viel theurer Herr Strahlheim! ſchüttelte ihn der Alte. — Sitzeſt Du mal in der Klemme? Halts Maul, oder ich drücke Dir die Kehle zu. Hab'

ich Dich endlich ſo. Den Augenblick gäb' ich nicht um Geld hin."

„Ungeheuer, verleugne Dich nicht ſelbſt. Um Baares verhandelſt Du Weib und Kind."

„Was hab' ich dafür gehabt, als ich den Herrn Doctor zum Doctor machte?"

„Joel, nur dieemal noch. Ich ſchwöre Dir, ich habe die Fortuna ſchon beim Schopfe."

„Eine Weibsperſon, ich weiß Alles."

„Joel, meine Dankbarkeit ſoll unermeßlich ſein."

„Flauſen. Was ich Dir nicht erpreſſe, krieg ich nicht. Hinter Alles bin ich gekommen. Die ſchönen Kundſchaften! Miniſterfrauen und Geheimeräthe, nicht wahr? Der Stiefelputzer vom Kammerdiener war's, und die Scheuerfrau bei der Köchin."

„Bei Deiner Liebe zu mir, Joel, dieemal iſt es Ernſt. Nur ein Paar Tage noch, und ich bin ein halber Millionair. Denk Dir, ein Mädchen von Fünf mal Hundert Tauſend — Löwlein und Aderbeiß, das Haus iſt Dir doch ſicher?"

„Die Mutter oder die Tochter? Die Mutter vielleicht. Willſt ſie heirathen? Die Tochter, nein. Sie nimmt Dich nicht. Und wenn ſie Dich nimmt, ſo kann die Mutter wieder heirathen, oder ſie enterbt die Tochter."

„Joel, was willſt Du mit mir anfangen?"

„Ausziehen will ich Dich, vom Kopf bis auf den Fuß. Nackt ſollſt Du daſtehen, wie Du biſt gekom-

men in die Welt. Gar nichts koſtet's mich, ein Wort nur, und Du biſt ein Wurm. Ja ich will Dich zum Wurm machen; ſo glänzend und ſchön Du ausſiehſt, ich will Dich treten mit dem Fuß. Das will ich, daß ſie Alle ſollen ſehen, daß Du ohne mich nichts biſt."

„Joel, Du raſeſt."

„Ich habe mal geraſt; jetzt rede ich vernünftig."

„Du heißeſt Joel, und nicht Shylock."

„Wenn ich nun aber mal will heißen Shylock! Ich kenne das Geſchichtchen. Iſt ein hübſches Geſchichtchen. Ich will Shylock heißen, ich will Shylock ſein. Der Louisdor in der Hand ſoll mir glühend werden, der mir lieber iſt, als wenn ich ſehe, wie ſie Dir die Politur und die Ehre und die Gelehrtheit und den Ruf wie die Haut vom Leibe ziehen. Die Haut gehört mein. Iſt ſie kein Pfund Fleiſch werth? — Warum? Weil Du mich haſt betrogen. Kein Menſch kann ſagen: er hat mich betrogen. Weil Du's ſagen kannſt, darum haß ich Dich. Warum? Weil ich Dich mal habe gehabt lieb. Ich habe Dich gehabt lieb, ich habe Dir geborgt. Worauf? Auf ein Pfand, auf eine Hypothek? — Nichts, auf Dein Geſicht. Auf's bloße Geſicht hab ich geborgt, was ich mir nicht verzeihen werde können auf dem Sterbebett. Meinem Bruder hab ich nicht getraut, aber Dir hab ich getraut. Meine Frau hat geſagt, ich raſe, und die Aelteſten haben mich gewarnt, und genannt einen Verſchwender.

Mich einen Verſchwender, und um Dich, weil ich das Gefühl habe laſſen ſprechen, und geglaubt, daß aus Dir mal ſollte werden was Großes, daß Du ſollſt glänzen. Hörſt Du, auslachen habe ich mich laſſen um Dich, ſchelten einen Verſchwender, und ſie haben gehabt Recht; ich mag's nicht nachleſen im Buche, wo die Zahlen ſtehen, was ich Dir habe gegeben. Aber darum haß ich Dich nicht. Ich haſſe Dich nicht, weil Du mich haſt betrogen, ich haſſe Dich, weil ich ein Dummkopf war, und habe mich ſelbſt betrogen."

„Joel, ſagte Strahlheim ernſt, ich begreife Deinen Zorn. Laß uns wie vernünftige Männer reden. Vielleicht verſtändigen wir uns doch noch. Du beſtimmteſt mir Deine Rebecca" —

„Die Rebecca braucht keinen Mann zu ſuchen. Darum haß ich Dich nicht. Daß Du wirſt handeln wie ein ehrlicher Menſch, das hab' ich nicht gerechnet. Aber daß Du ſollſt handeln als ein kluger Menſch, darauf hab' ich gebaut. Straf' mich Gott, hätteſt Du das Fräulein gekriegt, ich hätte Dir einen Kuß gegeben; wärſt Du geworden ein halber Millionair, Du hätteſt mich können rauswerfen laſſen aus der Thür, ich hätte mich doch gefreut, daß ich's bin geweſen, der gemacht hat die halbe Million! Solch ein Narr bin ich, das Gefühl hat mich verführt, und nun wird der alte Joel beſtraft, daß er geraſt hat."

Strahlheim wollte reden.

„Halt's Maul! Ich weiß Alles, was Du mir willſt ſagen. Flauſen. Du kriegſt ſie nicht. Wind kannſt Du machen, aber es ſchlägt nicht an. Alte Weiber kannſt Du beſchwatzen, und kluge Leute dumm reden; aber das Herz gewinnſt Du nicht. Talente haſt Du, um die Menſchen vom Stuhl zu ſchwatzen, aber auf den Stuhl bringſt Du Keinen. Dich ſelbſt auch nicht; wenn Du auf halbem Wege biſt, bringt Dich Dein Leichtſinn drei Viertel zurück. Du kannſt Deine Zunge nicht halten, und mit Deinem Witz ſchlägſt Du Dich ſelbſt todt, wenn Du keinen andern umbringen kannſt. So warſt Du ſchon als kleines Kind, als ich Dich auf den Arm nahm. Da, als ich mich ſtreicheln ließ von der Krabbe, hätt' ich's ihr anſehen ſollen an den kleinen blitzenden Augen, die keinen Augenblick ſtille ſaßen, daß Du Talent haſt zum Verſchwender, aber nicht zum reichen Mann. Und ſolchen leichtſinnigen Haſenfuß, ſolchen eitlen Geck mußt' ich in die Schule ſchicken, auf die Univerſität hab' ich Dich gebracht, in die Reſidenz gezogen, Praxis verſchafft. Und die ſchönen Tauſende, wo ſind ſie hin! Im Spielhaus oder im Saufhaus? Siehſt Du Junge, blutige Thränen möchte ich weinen um das verſchwendete Geld, was ich mit Schweiß und Hunger mir erpreßt, was einen Soliden von Uns bis zu Landgütern und Börſenkönigen gebracht hätte. Thu den Mund auf, wo iſt es hin? Sauſewind, wo ſtecken die letzten Tauſend Thaler? Im

ſuperfeinen Frack oder im lackirten Wagen? In Deinem eitlen Kopf, oder in Deinem Magen? Gab ich ſie Dir zu Flittern, zu Narretheidungen, oder damit Du was Großes würdeſt, und glänzteſt mir zur Ehre? Was biſt Du, ſprich! Ein Taugenichts, ein Tagedieb, ein geleckter Straßenläufer, ein Weiberknecht, ein Säufer, ein Schwindler, ein Schwadroneur! Halts Maul, Du biſt mein Geſchöpf; vom A bis zum Z, vom Wirbel bis zur Zeh, vom Strumpfband bis zur Buſennadel, meine Kreatur und weiter nichts. Und was Du von mir haſt, das reiß' ich Dir vom Leibe, verſtehſt Du mich, übermorgen, morgen reiß ich's Dir vom Leibe, wenn Du mir nicht zahlſt das ganze Capital und die vollen Zinſen; keinen Heller ſchenk' ich Dir nun."

„Joel, Sie kommen die Gallerie herauf. Hier zerquetſcht man uns. Fort!"

„Menſchen können ſie zerquetſchen, das Papier iſt zu dünn. Aber wie ſie Papier zerreißen, will ich Dich zerreißen in kleine Stücke, und was ich an Dir gethan habe auch, und meine Liebe auch, und meine Narrheit auch, daß ich für ein fremdes Kind gethan, was ich nicht gethan für mich. Sie ſollen auf den alten Joel mit Fingern weiſen, ſie haben Recht, ich war ein Kind, ein kindiſcher Menſch, in ein Mährchen gehör' ich, aber nicht auf die Börſe, ſie müßten mich ſchmeißen raus. Aber erſt ſchlag' ich Dich todt."

Der Alte hatte in ſeiner wachſenden Heftigkeit

eine Eisenstange, die noch loose im frischen Mörtel saß, herausgerissen, und schwang sie in der zitternden Hand über Strahlheims Kopfe.

„Hülfe! Aufruhr!“ schrie der Doctor, und stürzte, vielleicht nur zum Schein, halb an der Wand nieder, als jetzt die Thür aufgestoßen wurde, und einige Gensdarmen hereintraten. In ihrem Gefolge waren schon Inhaftirte.

„Retten Sie mich,“ rief er, als bereits die kräftige Faust des einen Gensdarmen den Ergrimmten am Arm gefaßt hielt.

„Was soll das? fragte Joel sich umdrehend. Das sind hier Privatsachen zwischen zwei Freunden.“

Der Gensdarm lachte den Arzt an. Strahlheim zuckte die Achseln.

„Ich traf diesen Tumultuanten im vollen Werke der Zerstörung. Die Proben davon sind noch in seiner Hand. Meinem freundlichen Zureden, sich des Scandals zu enthalten, setzte er Hohn und Trotz entgegen. Wären Sie, meine Herren, nicht zur rechten Zeit erschienen, wäre mir mein Eifer für die Ordnung vielleicht schlecht bekommen. Wenn es noch eines Zeugnisses bedarf, wo die Sache für sich selbst spricht, bin ich dazu bereit. Mein Name ist Doctor Strahlheim, approbirter Arzt und Chirurg, meine Wohnung“ —

„Marsch!“ rief der Gensdarm, und schleuderte

den Hebräer zu den andern Tumultuanten, indem er in der Brieftaſche Namen notirte.

„Kennen Sie den Menſchen, mein Herr Doctor? fragte der andere Gensdarm. Er ſieht Sie ſo verwundert an.“

„Leider, ſagte Strahlheim. Der kleine Verkehr führt ihn bisweilen zu mir. Er macht vortheilhafte Geſchäfte, wo er bei ſeinem Leiſten bleibt. Letzt hat er ins Große ſpeculirt, das mißlang ihm, und nun ſcheint der ordnungsliebende Mann außer ſich gerathen. — Sehen Sie, Herr Joel, wohin der Zorn führt! Wenn wir doch jedes unſerer Worte bedächten, ehe wir es ſprechen! Aufwallungen, die uns keinen Vortheil bringen, ſind nur Leichtſinn, der ſich ſelbſt ſtraft, und zu Ihrem Charakter am wenigſten paßt. Möchte Ihnen dieſe eine unglückliche Stunde zur Warnmng für Ihr ganzes Leben dienen. Ich bin nicht rachſüchtig. Ich vergebe Ihnen. Um deshalb erſuche ich Sie, meine Herren, glimpflich mit ihm zu verfahren. Ein vier und zwanzig Stunden bei Waſſer und Brod bringen den ſonſt braven Mann wohl wieder zu ſich.“

„Das geht Sie nichts an, replicirte der Unteroffizier. Nicht raiſonnirt! fuhr er den Verhafteten an, der jetzt endlich die Lippen öffnen zu wollen ſchien. Marſch mit ihm fort!“

Und als ſie ihn fortbrachten, und Strahlheim ihm aus dem Geſichte war, konnte Herr Joel ſich

doch nicht enthalten zu raiſonniren. Aber er raiſonnirte für ſich, und ein freundliches Lächeln ſchwebte über das noch eben vom Zorn blaſſe und von Wuth rothe Geſicht, als er die für die Gensdarmen ſehr unverſtändlichen Worte ſprach: „Und es iſt doch ein prächtiger Junge!“ —

Stämme, ſchon vermodert, oder noch mit Lebenskraft in ihren Rieſenleibern, lagen ſo dicht an einander, daß eigentlich jeder Fußboden aufhörte. Man kletterte über glatte, zackige Blöcke, um ſich in eine ungewiſſe Tiefe zu verſenken, wobei die Arme mehr arbeiteten als die Füße. Hatten dieſe einen feſten Stand gewonnen, ſo galt es, wieder einen neuen Holzwall erklimmen. Dabei trieb die Beſorgniß zurückzubleiben zu die Kräfte überſchreitenden Anſtrengungen. Das Ende ſollte das Werk krönen. Schon rieſelte uns durch Nebel und Regen Licht und Ausgang entgegen, zwiſchen den Tannenſtämmen blinkte ein See, nicht allzutief, zu unſeren Füßen. Aus ſeinem Jämtländiſchen Nebel tauchten waldige Inſeln auf, und auf einer von ihnen zwiſchen den Nebelſpitzen ein Schornſtein. Aber ein Schritt vor und wir ſahen uns weiter vom erſehnten Ziel unſerer Tagesfahrt getrennt, als auf den Höhen des Aneskûta. Die Führer ſelbſt gingen ungewiß am Rande eines Abgrundes umher. Sie hatten die einzige Schlucht, die hinabführt, verfehlt. Wir zürnten und der Zorn verführte zu Drohungen. Da ließen ſie ſich plötzlich nieder und rutſchten den Abhang, wo er am ſteil-

Achtes Kapitel.

Was wir mit ernster Aufrichtigkeit wünschen, geht in der Regel in Erfüllung, wenn auch selten zu der Zeit und in der Art, als wir es wünschen. Strahlheims Verlangen, ein Menschenleben an diesem Abend zu retten, war gewiß aufrichtig. Zwar war es ihm bisher mißlungen, und statt zu retten, war er gerettet worden; aber er verzweifelte nicht, daß sich noch eine Gelegenheit bieten würde. War es so unmöglich, Jemand überzurennen und dann aufzuheben; oder konnte sich nicht eine Ohnmacht gutwillig machen lassen, ein langes Haar von seinen Kämmen lösen; und erschien er, athemlos, blaß, schweißtriefend, auf den Schultern eine unbekannte Unglückliche tragend, nicht besser, als wenn er jetzt zurückkehrte und sprach: „Es that mir sehr leid, ich fand nichts."

Auffallen mag es, daß gerade diese Phantasieen nach einer ernsthaften Katastrophe, die ihn viel näher anging, und deren Folgen noch wie ein Schwert über seinem Haupte schwebten, allein ihn beschäftigten. Aber Strahlheim lebte für den Augenblick, und die

Kämpfe mit Joel waren für ihn eine chronische Krankheit, deren Anfälle immer wiederkehren müssen, ohne daß der Patient ſich um deshalb die Heiterkeit des freien Augenblicks trüben läßt.

Und ſein Vertrauen ward belohnt. Geſtoßen und umher gedrängt, Augenzeuge von Vielem, was inzwiſchen ſich ereignet hat, fand er endlich — nicht Cäcilien, aber ihre Mutter wieder. Das Militair räumte gerade die Säle mit Gewalt. Die taube Maſſe wollte oder konnte nicht auf Vorſtellungen achten. Im erneuten Gedränge, durch Druck und Wiederdruck, unter Angſtgeſchrei und Verwünſchungen war die Dame in einen Zuſtand verſetzt, der einer wirklichen Ohnmacht nahe kam. Strahlheim ſah, wie ſie wankte, an das Piedeſtal einer Statue ſich hielt, und umſank. „Zurück!“ ſchrie er, obgleich die bewaffnete Macht ihm gegenüber daſſelbe forderte. Er drängte ſich durch. Mit der Backe ſtreifte er dabei am Säbelgriff eines Gensdarmen, der ihn zurück drängen wollte. Er blutete, als er Madame Löwlein in ſeinem Arme auffing. Der Gensdarm fluchte und wollte den Ungehorſamen arretiren: „Arretiren Sie mich, ſchrie er, wenn Ihre Pflicht es gebietet. Meine Pflicht gebietet, ein Menſchenleben zu retten. Hier, dies Opfer der Roheit, eine der edelſten Damen der Stadt, ich bin Arzt. Aber nur zu, arretiren Sie mich, die Dame mit, wenn es Ihnen beliebt. Es iſt bequemer, hülfloſe Frauen er-

greifen, als Unruhstörer, die sich zur Wehre setzen können."

Vielleicht lag es in seiner Absicht, arretirt zu werden. Alle Wünsche können nicht erfüllt werden. Ein Offizier beruhigte den Gensdarmen. Es ward abermals Luft. Der Doctor kniete neben der Ohnmächtigen, die wieder die Augen aufschlug. Er streifte seinen Rock auf und riß von seinem Battistärmel einen Streifen: „Wo ist die Verwundung?"

„Blut! fragte die Dame. Herr Gott ja. Das ist aber nicht mein Blut. Sie bluten ja, Doctor."

„Ich!" und es träufelte von seiner Stirn auf ihre Hand.

„Verbinden Sie sich, ich kann kein Blut sehen."

„Kleinigkeit! Der rohe Mensch, der mich nicht zu Ihnen lassen wollte. Ich parirte nicht schnell genug."

„Derselbe Kerl, der mich auf den Fuß trat. Was diese Menschen für Stiefel haben."

Es ließ sich keine Verwundung der Dame finden. Aber die aromatischen Tropfen, die er aus einem Fläschchen auf ihre Stirn träufelte, und mit sanftem Fingerdruck auf ihrer Schläfe zerrieb, kräftigten sie. Der Doctor konnte sie wieder vom Boden aufheben und auf einen Sitz neben der Statue führen. Es war eine Fortuna. Indem er neben der Dame, in gebeugter Stellung ihre Hand faßte, konnte es scheinen, als bringe er seinen Dank eben sowohl

der Göttin als der Wittwe dar. Und er hatte Ursach. Sie drückte sanft ihr Tuch auf die blutige Stirn, und mit der sanftesten Stimme, die ihr möglich, war es, daß sie sprach: „Dies Blut um mich werde ich Ihnen nicht vergessen."

In dieser Situation wurden sie durch einen andern Theil ihrer Gesellschaft überrascht. Der Mittelpunkt derselben war Cäcilie. Eine wie andere Cäcilie, als die wir bis jetzt gesehen. So Freude glühend, so Seeligkeit wiederstrahlend ihr Gesicht, so elastisch ihr Schritt, so verklärt ihr ganzes Wesen.

„Meine Mutter!" rief sie an der Schwelle. Es war ein Ton, nicht des Entzückens, aber der reinen Freude. Er hatte nichts mit der höhern Seeligkeit, die das Auge strahlte, zu thun, aber er kam vom Herzen, und mußte zum Herzen gehen, wo eines war.

„Freuen Sie sich, theure Frau, wir bringen Ihnen die Verlorene wieder," rief eine Dame. „Und gesund, gerettet," setzte ein Anderer hinzu.

Cäcilie war ihrer Mutter zu Füßen gesunken, und drückte ihre Hand an den Mund. Ihr Begleiter wollte sich entfernen, um das schöne Wiedersehen nicht zu stören.

„Nein, nein! rief sie aufstehend, und reichte ihm ihre Hand. Sie dürfen nicht gehen, jetzt nicht gehen, meine Mutter muß Ihnen danken. Von ihr werden Sie doch nehmen, was Sie von mir verschmähen."

„Ich betheure, mein Fräulein“ —

„Nichts haben Sie zu versichern, sagte sie mit einem holden Lächeln, das ist an mir. Niemand darf zu seinem eigenen Lobe reden.“

Nun strömte von ihren Lippen ein Bericht, ausgeschmückt mit allen bunten Blüthen der Phantasie, und weil das Wahre mit dem Traume vermischt war, konnte man es der Mutter nicht verargen, wenn sie auch von jenem nur einen Theil glaubte. Wir kennen, aber nur in seiner prosaischen Gestaltung, das Wesentliche. Die Gefahr in Cäciliens Erzählung schien größer, die Rettung noch wunderbarer. Ein Engel war es, der die Mauer durchbrach, der sie trug. Dieser Engel, so schien es nach ihren Worten, kam von unten und von oben zugleich. Dort hatte er durch die Macht seiner Rede moralisch die Aufrührer bewältigt, hier durch die Kraft der Elemente ihre physische Kraft. Sie war schon gesunken in den finstern Abgrund, als sein Arm sie trug, hob, die Mauer öffnete, und nun da sie zum Bewußtsein kam, war es Herr Werner gewesen, der alles leugnen möchte, ob sie es dem bescheidenen Manne doch beweisen könne. Denn ohne ihn, wenn er sie nicht aufgefunden, unterstützt und fortgeführt bis sie die Ihrigen fand, läge sie noch hülflos in den wüsten Räumen, vielleicht verschüttet, zertreten.

„Worauf sich mein Verdienst beschränken wird, sagte Werner. Ich fand das Fräulein bei meinem

Inſpektionsgange in den oberen Zimmern in einem hülfloſen Zuſtande, es gelang mir, ſie ins Leben zurück zu rufen und zu den Ihrigen zu geleiten; aber ich verſichere, daß ich keinen Zauberſtab führe, der Mauern durchbricht, noch weniger ein Engel mit Flügeln bin, der über Abgründe ſeine Schützlinge trägt."

„Engel fehlten uns noch, ſagte Madame Löm-lein, um die Confuſion fertig zu machen! Ich bin Ihnen verbunden, daß Sie mir meine arme verirrte Tochter herführten, die freilich in ihrer Ohnmacht nicht wiſſen konnte, wo ihrer Mutter eine wirkliche Gefahr drohte, aus der dieſer edle Mann ſie mit ſeinem Blute rettete."

„Ich bitte Sie, verehrte Frau," — ſprach Strahlheim.

„Auch Sie in Lebensgefahr, theure Mutter" — rief Cäcilie.

„Ich rechte nicht mit Dir, liebes Kind, ſagte die Wittwe, indem ſie auf Strahlheims Schulter geſtützt ſich aufhob, und Cäcilien freundlich die Wange ſtreichelte. Du konnteſt nicht wiſſen, was hier geſchah. Eine Tochter von ruhigerer Sinnesart hätte vielleicht alles vergeſſen, und ſich ſelbſt in das Gedränge geſtürzt, um nur Ihre Mutter zu ſuchen. Aber es iſt mir diesmal ordentlich lieb, daß Dir dieſe Beſonnenheit fehlt, und Du es nicht gethan haſt. O Gott,

wenn ich nach allem dem auch noch mein Kind verloren hätte!“

„Ihre erſte Frage, als ſie zu ſich ſelbſt kam, war nach ihrer Mutter,“ ſagte Werner.

„Sehr richtig faſſen Sie ihren Zuſtand auf, fiel ihm die Dame ins Wort. Sie war nicht bei ſich. Du haſt geträumt, wie ſchon oft, mein ſüßes Kind, davon überzeuge Dich, und es bedarf dann keiner Engel, welche aus geſchloſſenen Mauern treten und arme hülfloſe Menſchen auf den Arm nehmen. Wenn ein Engel dort war, ſo war es ein unſchuldiger, Du ſelbſt, ein Engel, der ſich gern überredet, daß überirdiſche Kräfte im Spiel ſind, wo nur ganz Alltägliches geſchieht. Iſt ſolcher Kinderglaube nicht eigentlich rührend, lieber Doctor? Verſenkt in dies hübſche Spielwerk, überſehen ſie die wirklichen Wunder, die ein kräftiger Wille thut.“

Aber Strahlheim bat ſie, ihrer mütterlichen Aufregung ſich nicht auf Koſten ihrer Geſundheit hinzugeben: „Sie täuſchen ſich nicht weniger als Ihre Tochter, gnädige Frau, indem Sie glauben, daß Ihr Zuſtand ſo feſt iſt, um, ſich ſelbſt vergeſſend, ſich ganz hinzugeben den imaginairen oder wirklichen Leiden Anderer.' Fräulein Cäcilie findet ihren Troſt in ihren Phantaſieen, und der Beihülfe ihrer Freunde. Wir ſehen ſie ja umgeben wie eine Königin von theilnehmenden Seelen.“

„Derweilen man uns hier allein ließ, entgegnete

Madame Löwlein, indem ſie dem Doctor ihren Arm gab. O keine Bitterkeit! Was empfinden wir ein Unrecht um deshalb ſtärker, weil es uns begegnet iſt, wenn wir doch wiſſen müſſen, daß es überall nicht anders iſt. Dem Unglück, das zu ſprechen weiß, ſtrömt die Hülfe zu, während das ſtille oft den Nächſten verborgen bleibt. Eine geträumte Rettungsgeſchichte rührt bis zu Thränen, während kein Menſch davon etwas weiß, ja Sie ſehen, wie ſie noch jetzt daran zweifeln, daß ich hier, dem ſchrecklichſten Tode nahe, nur durch Ihre Unerſchrockenheit gerettet ward. Ja, meine Freunde, dort lag ich, in Ohnmacht nicht, denn ich ſah das volle Maaß der Gefahr; ich zählte die Augenblicke, wo ich noch athmete. Im nächſten hatte meine Tochter keine Mutter mehr; als dieſer Mann ſich in die wüthenden Maſſen ſtürzte, die Bajonette, mit denen die Soldaten das Zimmer räumen wollten, gleichviel, wie viel Menſchen dabei umkamen, mit ſeiner Hand theilte. Ich rief ihm zu: Schonen Sie ſich! Nein, er wollte. So drang er zu mir durch, geſtoßen, blutend. Man wollte ihn verhaften, er achtete nichts, um ein Menſchenleben zu retten. Aber auch die rohen Diener der Gewalt hatten Reſpect davor. Mit ſeinen Worten, mit ſeinem Blick, nicht mit Engelsfittichen, ſchleuderte er ſie zurück; er allein hat mich gerettet, und wer mich liebt, iſt ihm den Dank ſchuldig, den eine große edle, wirkliche That" —

„Um Gottes Willen, gnädige, theure Frau, ſchonen Sie mich. Ich habe Feinde" —

„Den Mann, der keine Feinde hat, könnte ich nicht achten," ſagte Madame Löwlein mit Würde.

Die Geſellſchaft hatte ſich noch um eine uns bekannte Perſon vermehrt. Es war der Rittmeiſter, welcher ſchon während der letzten Auftritte mit dem Baumeiſter in einem ernſten Geſpräche verwickelt war. In dieſem Capitel iſt von ſo vielen Rettungsgeſchichten die Rede, daß wir füglich auch von der bedeutenden, in welcher der Graf die Hauptrolle geſpielt hatte, und um ſo mehr ſprechen ſollten, als ſie zu ſehr effectuellen Situationen Anlaß gegeben. Allein zum Theil würde nur das wiederholt werden müſſen, was ſchon bei den vorigen Volksſcenen erzählt iſt, andererſeits zeigte der Rittmeiſter eine ſpöttiſche Abneigung, wenn man davon ſprach. Er war es, der an der Spitze der bewaffneten Macht einen Tumult, welcher bedenklich zu werden anfing, wenn auch nicht auf friedliche, doch auf ſchonende Weiſe bewältigt hatte. Die Nöthe, in denen ſich die Helden unſerer Geſchichte befanden, gönnten uns keinen Blick aus den bewegten innern Räumen auf diejenigen außerhalb, wo der Graf zuerſt durch eine geſchickte und raſche Bewegung die Volksmaſſe von dem eroberten Hauſe getrennt hatte. Erſt nachdem er den noch aus der Stadt zuſtrömenden Tumultuanten den Weg abgeſchnitten hatte, war er ans Werk der Räumung

und Verhaftung im Innern gegangen. Und dies Werk war in dem Augenblick, wo die gegenwärtige Scene ſpielt, ſo gut wie vollendet.

„Wenn Jemandem die alleinige Ehre dieſes Tages gebührt, wandte ſich Strahlheim zu den Andern, ſo iſt es der Herr Graf. Dieſer Militair verſtand es, die Populace mit Worten anzureden, die ſie faſſen. Als ſie ihn zu Geſicht bekamen, jauchzten ſie: „„Der tolle Heinrich thut uns nichts.““ Aber er ließ ſich nicht beſtechen und ſchmeicheln; nicht einmal ſah er auf die muntern Frauen, die ihm zuriefen: „„Huſſa, der hübſche Heinrich — er iſt ein Bürgerfreund!““ Wie ſprühten dieſe adligen Augen Funken des Zornes, wie ſprengte er gegen die tollen Haufen! Das kniſterte, blitzte und donnerte anders, als wenn ein Gelehrter aus der Stube durch eine Rede Unvernünftige überzeugen will, daß ſie nicht geſcheidt ſind. Jedes Wort packte, jeder Blick traf. Und wenn er ganz allein geweſen wäre, da hätte ſich keiner unterſtanden ihn vom Pferde zu ziehen. Wie ſtob es auseinander, als er mit einer Stimme rief, die bis ans alte Thor ſchallte: „„Ja Ihr liebes Rindvieh, ich bin ein Bürgerfreund, und darum will ich Euch nach Hauſe leuchten.!““ In einem Nu war die Straße frei, und das leichtere Spiel, hier Ordnung zu ſchaffen, überließ er Anderen. Er iſt unſer Retter. Was wären wir alle ohne ihn, was wäre vielleicht in dieſem Augenblicke unſere friedliche Stadt, wenn

ten war, mit der Geschicklichkeit wilder Berg-bewohner hinunter, unbekümmert, wie wir ihnen folgen würden. Wir hatten an dem Tage schon an manchen felsigen Abgründen gestanden; bei mehr Tageslicht, Zeit und mit Benutzung der Felsenvorsprünge waren sie glücklich überwunden. Hier senkte sich dicht neben einem geradwinklig hinabschießenden Wasserfall, den wir erst oben durchwaten mußten, die erdige Bergwand, kaum etwas schräger als der Wogensturz, hinab. Die sich zuerst hinabgelassen, hatten mit ihren Hacken und Leibern alles stufenartige Erdreich abgestoßen, daß den Nachfolgenden kaum mehr zu ihrer Hältniß blieb, als die Fasern der Baumwurzeln, die über dem unterwaschenen Rand vorragten. Indessen blieb kein Ausweg, kein Ruhepunkt. Länglings ausgestreckt hinunter rutschend, kamen wir wieder in ein verschlungenes Dickicht und Verhau, das uns jetzt wie eine angenehme Communication dünkte, und durch dieses an das Kiesufer des See's.

Wie gleichgültig dünkte es nach solcher Erschöpfung, daß der Kahn leck war und so weit vom Ufer abstand, daß man zum Einsteigen bis an die Knie ins Wasser ging. Die klare, helle

er nicht nicht im rechten Momente das rechte Mittel ergriff.“

Der Graf hatte seinen Schnurrbart mit Zeichen der Ungeduld gestrichen, und seinen Arm um Werners Schulter gelegt. Nicht zum Doctor, sondern zu diesem waren jetzt seine Worte gerichtet: „Schade nur, daß sie nicht die Spanische Constitution proclamirt haben, wie es drüben in der Neustadt hieß. Man hätte wirklich können ein Held werden, ohne zu wissen, wie!“

Madame Löwlein fragte, ob man jetzt ohne Gefahr das Haus verlassen dürfe. Der Rittmeister bejahte es und bot ihr seinen Beistand an. Ob er zwar hier kein Held gewesen, und noch weniger ein Engel sei, getraue er sich doch, sie wie in Abrahams Schooße über die Straße zu führen. Es ward mit Dank angenommen. Um der Wittwe Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir anführen, daß sie mit würdigem Anstand von Wernern Abschied nahm, und ihm nochmals verbindlichst für die kleine Hülfsleistung dankte, die er ihrer Tochter geleistet. Möglich, daß es nur geschah, um ein Lob zu unterbrechen, welches von des Rittmeisters Lippen zu Gunsten des Baumeisters floß, der seine Festung vertheidigt habe, wie der beste Gouverneur.

Der Graf hatte Werners Hand beim Abschiede geschüttelt, und der Zurückbleibende sah stumm, mit unterschlagenen Armen den Fortgehenden am Fenster

nach. Länger vielleicht, als die Pflichten eines guten Gouverneurs geſtatten, der wieder Ordnung in eine halb eroberte Feſtung bringen ſoll. Cäcilie ging an des Grafen Arm, ſie ſprachen eifrig, er glaubte einen Druck der Hand zu ſehen. Ob das über ſeine Miene den tiefen Ernſt goß? Nein. Sie traten jetzt drüben in das Haus. Noch einmal aber wandten ſich beide um, ſie ſahen hinauf und erkannten den Beobachter. Der Lampenſchein beleuchtete Cäciliens Geſicht, es ſtrahlte ihm daraus etwas entgegen, was ihm Muth gab, noch zehn Belagerungen zu überſtehen. Und der Graf, als er ſie hineingelaſſen, machte eine Pantomime, die, halb komiſch, halb ernſt, unſerm Freunde, wenn er das wurde, das Herz zu lauten Schlägen trieb, die unſern Leſern aber, wenn wir ſie auch näher ſchilderten, doch vielleicht unverſtändlich bliebe, da das, was ſie erklären könnte, in dieſem Kapitel keinen Raum mehr findet.

Unſchuldige Kindlein.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Mehrere Tage über gab es in der Stadt nur ein Geſpräch, die Vorfälle des tumultvollen Abends im neuen Bau. Sie erſchienen vergrößert, umwoben mit dem Schleier des Wunderbaren. Viel wurde erzählt von der That des jungen Doctor Strahlheim, welcher der alten Madame Löwlein das Leben gerettet, indem er dabei ſein eigenes auf's Spiel geſetzt. Einige wußten, daß er mit ſeinem Leibe eine Barriere vor ihr gebildet. Andere, daß er ſie auf ſeinen Schultern an den Zacken eines Strebepfeilers aus dem Gedränge getragen. Noch andere, daß er mit der Fauſt eine dicke Mauer durchbrochen, um ihr Luft zu machen.

Strahlheim ſelbſt lächelte, wenn man davon ſprach, ſchwieg aber, wo man eine Erklärung erwartete. Dies Schweigen verminderte nicht das Lüſtre, welches ihn ſeitdem umſchwebte. Auch die Anſpielungen auf einen ſüßen Lohn, der ſeiner harre, — ob von Seiten der Tochter oder der Mutter, darüber ſchwankten die Gerüchte, — hörte er nur ſtill lächelnd an.

Das erhöhte das Intereſſe für ihn in der ſchönen Welt.

„Wir ſind allzu geneigt die Vorfälle des Lebens uns in romantiſchem Lichte auszumalen, warf er hin, und allzu gütig, wenn ein kleines wirkliches Verdienſt eine Perſönlichkeit auszeichnet, betrachten wir nun alles, was er thut und läßt, in dieſem Sinne.“ Schon in den nächſtfolgenden Tagen ward er zu einigen angeſehenen Familien gerufen. Man beeiferte ſich, den intereſſanten Mann kennen zu lernen. Die Damen hatten, wenn er ging, nur ein Urtheil über den Beſcheidenen. Jedesmal hatte man ſein bemerkt, wie Wölkchen des Unmuths auf ſeiner Stirn ſich lagerten, ſobald Jemand, das Geſpräch auf die Geſchichte des Tumultabends wendend, ihm ein mehr oder minder verſtecktes Compliment machte. Dieſes Wölkchen wurde aber einſt zur vollen Zornwolke, nur durch die Gegenwart der liebenswürdigen Familie des Geheimeraths von dem Gewitterausbruche zurück gehalten, als er auf dem Tiſche eine Zeitung, und in der Zeitung eine Annonce des Senſal Joel fand. In einem langen Artikel, mit zwei Fingerhänden darüber, dankte derſelbe dem Doctor Strahlheim, für die unermüdliche, uneigennützige Aufopferung, durch welche der ſeltene Arzt ihm ſeine theure Gattin und fünf hoffnungsvolle Kinder, alle von andern ſehr berühmten Aerzten ſchon aufgegeben, am Rande des Todes, gerettet habe. „„Lohne dem edlen Manne

sein schönes Bewußtsein, was ich ihm auf dieser Welt zu vergelten nicht im Stande bin.““ schloß die Annonce, die Strahlheim mit zitternder Hand auf den Tisch fallen ließ, indem er den Hut ergriff.

„Es war doch gut gemeint,“ hatte die Geheimeräthin besänftigend gesagt. „Gewiß, sagte der Doctor. Gegen die gute Absicht läßt sich nichts einwenden. Was kann der ehrliche Mann dafür, daß er die Gefühle eines Mannes von feinem Ehrgefühl nicht begreift. Aber wissen Sie, wie solche marktschreierische Anzeigen uns im Auge des Publikums schaden?“ — „Bei uns gewiß nicht,“ hatte die Geheimeräthin ausgerufen, und ihm die Hand gedrückt, und der Geheimerath, der ihn bis zur Thür begleitet, hinzugesetzt: „Wir wissen Aerzte von Charlatanen zu unterscheiden!“ — Ihre Tochter Ottilie weinte still im Fenster: „Ach Mutter, Sie sahen dem Doctor nicht ins Auge, wie das da blitzte und er beinahe die Fassung verlor. Das muß ein sehr edler Mensch sein.“

Der Geheimerath und die Geheimeräthin wechselten bedeutungsvolle Blicke, und sprachen Manches über das würdige angenehme Air des jungen Arztes. Sie bedauerte, wenn es richtig wäre, daß er in das dünkelvolle, reiche Kaufmannshaus heirathen sollte; aber zweifelte daran. Der Doctor habe zu viel Geschmack und Bildung, und schicke sich in vornehmere

Kreuze, als daß er wirklich ſich um die Tochter der Märrin bewerben könne, deren Charakter ein Stadtgeſpräch ſei.

„Wenn er nun aber die Märrin gar ſelbſt heirather," ſprach der alte Geheimerath, indem er ſich ſöhnend in den Armſeſſel warf.

Das Pfui! und die entſetzten Blicke ſeiner Damen ſchienen ihn nicht zu kümmern. „Sicher iſt ſicher. Die eine hat es, und ob die andere es kriegt, weiß man nicht."

„So können nur Männer ſprechen," ſagte die Geheimeräthin.

„Kluge Männer," ſagte er.

„Du ſollteſt Deinem Kinde nicht ſo abſcheuliche Grundſätze beibringen."

„Kind! antwortete er. Sie iſt alt genug, daß ſie hätte Grundſätze lernen ſollen, wie man einen Mann kriegt."

„Sieh da wieder auf's neue die Wege der Vorſehung, ſprach ſeine Gattin, wie aus dem Bau, der Dich ſo ſehr ärgert, nun doch etwas Gutes uns ins Haus kommt. Wäre der curioſe Bau nicht geweſen, und die Erlaubniß, und der Tumult, und das Unglück, ſo wüßten wir wohl noch nichts von dem trefflichen jungen Arzte."

„Mit dem Bau, Gott ſei gedankt, hat es ſein Ende, athmete der Geheimerath auf. Das fehlte noch zu dem kauderwelſchen Zeuge, zu dem Schweiß,

den es uns Allen gemacht hat, daß eine Revolution darüber ausbrach. Nun sind die Herren im Ministerium und bei der Polizei doch auch endlich klug geworden, und haben den Unsinn verboten. Es darf nicht weiter gebaut werden. Das kommt von den Neuerungen. Ich hab's ihnen oft genug gesagt; aber auf wen nicht gehört wurde, das weiß ich. O wenn nur noch mehr Unglück dabei geschehen wäre, daß sie einsähen, wie es auch gut ist, wenn man auf den Rath erfahrener Staatsdiener einmal hört. Alfanzereien sollen wir bewundern, Schwindeleien gut heißen, und wenn man ein vernünftiges Wort dagegen spricht, heißt es, man geht mit der Zeit nicht mit. Jetzt soll ich ein Gutachten über die Eisenbahnen aufsetzen. Wozu? Es ist längst fertig. Da ist es: Sie taugen nichts. Die Fuhrleute verlieren ihr Brot, die Wirthshäuser ihren Verdienst; es ist eine schändliche, gottvergessene Erfindung, wo man Hals und Bein brechen und in die Luft fliegen kann. Es geht alles schon zu schnell in der Welt, warum soll's noch schneller gehen? Am Ende wollen die Menschen fliegen. Das ist Alles so klar. Aber gieb Achtung, wenn ich's aufgeschrieben habe, was sie wieder für Gesichter ziehen werden. Gott verzeih mir die Sünde, wenn nur mal alle Dampfkessel und alle Maschinen springen wollten, daß solch ein ungeheures Unglück ihnen die Augen öffnete."

„Lieber Mann, sagte die Geheimeräthin, die

Fluth dünkte eine Erquickung nach dem Moor und Moder, der nicht allzugeräumige Gaard von Baksjönes ein kostbarer Pallast. Aber kein wärmendes, kein stärkendes Getränk war für die Uebermüden mit Gold aufzutreiben. Statt des Glühweins — Forellen, und ein mächtiges Feuer that wenigstens sein Möglichstes, die triefenden Kleider zu trocknen. Ein Heulager und Bärenfälle stärkten denn doch die Leiber so, daß sie im kalten Morgenregen sich in einen Kahn setzen konnten, um den einsamen Anjen hinunter zu fahren, bis wo die Kataraкten sie abermals zwangen, eine halbe Meile durch Sumpf und Moor zu waten.

So steil der Kiölen gegen Norwegen abläuft, so allmälig verflacht er sich auf der Schwedischen Seite, nach dem Bottnischen Meere zu. Schweden ist eigentlich kein Gebirgsland, und doch liegen Theile desselben, wie z. B. das westliche Jämteland, in einer Höhe mit dem höchsten Skandinavischen Gebirge. Alle Ströme ergießen sich von diesen nordwestlichen Höhen südöstlich in das Meer. Der große Dalelf, Schwedens bedeutendster Fluß, entspringt in Herjedalens Schneekuppen, und durch die Thäler von Dale-

Hände faltend, wenn Du nur einsehen wolltest, daß Gott Alles zum Guten füat, und was er zuläßt, nicht ohne Zweck geschieht. Erinnere Dich immerhin des Verdrusses, den Dir der Plan und die Untersuchung des Baues machte, und wie Du die Bauerlaubniß verweigertest, und sie doch nachher geben mußtest, und der Nasen, die Du bekamst, und wie man Dir mit dem Abschied drohte. Wenn nun alle die schlaflosen Nächte, und der Kummer und die Arbeit nur der Weg gewesen wäre, auf dem er in seiner unaussprechlichen Weisheit uns den lieben Doctor ins Haus führte."

„Da hätte er auch einen kürzern finden können," antwortete der alte Geheimerath ärgerlich.

„Mann! sagte die Geheimeräthin, Dir wird Gott das vielleicht vergeben; aber rede nicht so vor Deinen Kindern."

Der Geheimerath schien nicht der Meinung, daß er einer Verzeihung bedürfe. Er war im Gegentheil in der Stimmung, seiner Frau Vorwürfe zu machen. Sie hätte doch sonst den lieben Gott in Ruhe gelassen. Womit er das verdient habe, daß sie ihm in seinen alten Tagen mit so verhimmelten Redensarten das Leben sauer mache. Sie ständen ihr überdies wie ein neumodisches Kleid, worauf der alte Leib nicht zugewachsen ist. Wenigstens sollte sie seine Kinder zufrieden lassen. Es wären gute Kinder, und sie hätten das nicht verschuldet:

„Viel beſſer, Du hätteſt damals mit den jungen Leuten, die in's Haus kamen, nicht ſo viel Prätenſionen gemacht. Ein General fängt als Lieutenant an, und rothe Backen verheirathet man nicht mit grauen Haaren. Aber damals redeten wir noch nicht mit Bibelſprüchen, ſondern von oben herunter, erkundigten uns nicht, ob die jungen Leute in die Kirche gingen, ſondern wie viel Kinder die lieben Eltern hätten, und waren ſehr kurz ab mit denen, die beſcheiden daſtanden, und nichts hatten als Ausſichten.“

Die Geheimeräthin forderte Ottilien auf fortzugehen: „Wir wollen den lieben Gott bitten, daß Dein Vater uns verſtehen lernt, und laß uns hoffen, daß er es mit den Männern in ſeiner himmliſchen Gnade nicht ſo genau nimmt.“

Ein „Donnerwetter!“ quoll aus den Lippen des Alten. „Das fehlte noch, daß der Unſinn nun auch in meinem Hauſe rebellirt. Weſſen Hochmuth verdanken wir's, daß wir närriſch gelebt haben, und wollen wir nun unſre falſche Rechnungen mit Dunſt und Heuchelei curiren? Giebts nicht Rebellion genug in der Welt, willſt Du auch meine Tochter gegen ihren Vater aufſätzig machen? Da iſt's richtig mit der verkehrten Welt, wenn die Kinder beſſer ſein wollen als ihre Eltern.“

„Ottilie entferne Dich,“ ſagte die Mutter mit heiterer Würde.

„Das geſcheidteſte Wort, was ich ſeit lange von

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARTMG.G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 04040/058

Dir hörte, hub der Geheimerath, als ſie gegangen, an. Wir kennen uns doch nun an die vierzig Jahr; aber wenn wir es doch nur ein einzig Mal richtig angegriffen hätten! Weiß der Himmel, wie das zugegangen iſt. Was ich thue, und was Du thuſt, es kommt immer derqueer raus; was wir dachten, und was wir wünſchten, es wird immer was anders. Wiſcher, Naſen, Herzeleid und Affront, ich glaube, es giebt kein Menſchenleben, als unſeres, wo es ſo hineingeſchneit hat."

„Und haſt Du wohl bedacht, lieber Mann, wie Du trotz dem, daß Du es Keinem recht machteſt, von einem guten Poſten in den andern aufrückteſt, wie Du Rath, Oberrath wurdeſt, und, die Bruſt geſchmückt, in der Reihe der Geheimen Ober-Räthe jetzt ſo hoch ſtehſt, daß Dir eine noch höhere Ehre in wenigen Tagen kaum entgehen kann? Das haſt Du nicht geglaubt, als Du mich fragteſt, ob ich Dir durchs Leben folgen wolle, und ich noch weit weniger, als ich nach langer, ſchwerer Ueberlegung Ja ſagte. Fragen wir uns ſelbſt, ob wir es verdient haben, und dann laß uns darin erkennen die wunderbaren Fügungen der unausſprechlichen Güte unſeres himmliſchen Vaters."

„Und wenn ich nun meinen Abſchied kriege, was dann?"

„Alles ſteht in ſeiner Hand," ſagte die Geheimeräthin mit einem Blick nach oben.

„Eine vernünftige Partie hätte unserer Ottilie längst nicht entgehen können, hub der Geheimerath an. Wenn wir uns nur bescheiden umgesehen! Wie Mancher war unter den jungen Männern, der dazumal nichts war, und es jetzt weit gebracht hat. Selbst jener große Mensch mit den melancholischen Augen, wenn Du Dich seiner noch entsinnst, der mir den verfluchten Plan brachte, weißt Du, daß er es ist, der jetzt das tolle Haus baut? Er sah auch ganz wohlgefällig auf unsere Ottilie. Die baute freilich in ihrem gescheitelten Lockenköpfchen damals noch keine Seufzerbrücken gen Himmel. Aber wer sah ihn so an, wie die Sonne den Mistkäfer?"

„Ich, lieber Mann; ich that vielleicht unrecht. Aber der dazumal unsichtbar meinen schwachen Willen lenkte, wußte besser als wir, was kommen würde. Auch das wußte er voraus, daß die Polizei diesen Bau verbieten werde. Würdest Du Deine Ottilie einem Manne zur Frau geben, der um sein Brot kommt?"

„Den Teufel auch um sein Brot! Wer sagt Dir das, rief der Geheimerath. Den Bau haben sie verboten, aber für den Conducteur hagelt's Complimente über Complimente, wegen seiner Führung, seiner Entschlossenheit. Sie haben an ihn ein eigenhändiges Danksagungsschreiben erlassen. Ihm angeboten, wer weiß was. Die Geheimeräthe flüsterten sich heut, wie ich ins Collegium trat, seinen Namen

zu. „„Das ist ja der““ hörte ich, und dabei sahen sie auf mich, und ich wette, das verwetterte Project mit dem Durchbruch kam ihnen da wieder in den Sinn. Ueberdieß hat der Mensch eine Eingabe ans Ministerium gemacht, von der sie sagen, daß sie wie Oel fließt und wie Feuer brennt. Er will die Erlaubniß absolut wieder losringen. — Das gelingt ihm nun, Gott sei Dank, nicht. Unser Polizeipräfect, der Himmel sei gelobt, läßt sich nicht mit einer Prise Taback die Nase stopfen, wenn er Verdacht riecht. Es ist da auch gewiß etwas dahinter. Um Nichts verschleudert man nicht Hundert Tausende, und um ein verrücktes Haus zu bauen, stellt man sich nicht auf den Kopf. Wir werden's ja noch erleben, welche Herren dahinter stecken, ob's Jesuiten sind, wie die Einen meinen, oder Jacobiner, wie die Andern wollen. Der alte Geheimerath, „der keine neuen Ideen versteht,“ wird auch einmal Recht behalten! Los kriegen sie die Erlaubniß nicht, das gebe ich ihnen schriftlich. Wenn unser Präfect einmal sagt: das kommt mir schwarz vor, so können ihm die Engel im Himmel beweisen, daß es weiß ist, er weiß, was er weiß. Ein Mann vom alten Schlage, kümmert sich nicht um Ideen. Gäbe der Himmel, daß unser Minister auch so wäre!“

Die Geheimeräthin sah ihn eine Weile ernst an. Der Geheimerath liebte diese stumme Sprache nicht. Unmuthig entfuhr's ihm: „Weißt Du's besser?“

„Nichts weiß ich, lieber Mann. Nur das weiß ich, daß irdisches Wissen uns nichts hilft, um weiter zu kommen, wenn der nicht will, vor dem alle Weisheit Spreu im Winde ist. Prüfe Dich selbst, mein lieber, theurer Mann, und frage Dich dann, ob es Deine Kenntnisse waren, die Dich zu so hohen Ehren erhoben, dieweil so mancher gelehrte und talentvolle Mensch zurückblieb und verkümmerte, weil Er seinen irdischen Hochmuth züchtigen wollte, oder ob es der unbegreifliche Fingerzeig eines höheren Willen gewesen, welcher Dich auf diesem Wege zu der einzigen Erkenntniß leiten wollte, die uns hier noth thut."

Der Geheimerath wollte auffahren: „Was thut uns noth?"

„Dir thut noth, um in Deiner Sprache zu reden, lieber Mann, daß Du in Ehre und Ansehn bleibst, daß Du Deinen Posten behältst, bis Du Dein Jubiläum feierst. Siehe: verstehe ich nicht, was Du denkst? Vielleicht scheint das ein weltlicher Wunsch. Aber was Gott uns gegeben, das zu erhalten, muß unser Aller Bestreben sein; auch da, wo nicht so sichtlich seine Hand mit im Spiele war. Wie nun, mein theurer Gatte, Vater meiner armen Kinder, wenn die Neider sprechen: „„Der Mann hat sich überlebt, der läßt seine Arbeiten liegen, er bringt uns confuses Zeug, und geht mit der Zeit nicht mit. Die jungen Assessoren halten sich das Schnupftuch vor den Mund, wenn er anfängt vorzutragen. Dieser

Mann kann unmöglich länger in Wirksamkeit bleiben; es bringt das Collegium ins Gerede und die Behörden um ihre Reputation.““ Wie nun, wenn solche Stimmen immer lauter werden, wenn der Minister selbst, von dem Du ja weißt, daß er Dein Freund nicht ist, und auf die jungen Räthe hört, dazu nickt, wie, wenn schon ein Concept existirte zu einem Antrage auf Deine Pensionirung? Ach, mein lieber, guter Mann, wer hilft Dir da? Dein Bewußtsein, oder Dein gutes Herz? Deine treuen Dienste, die Du dem Staate durch funfzig Jahr geleistet, oder Deine Talente? Wenn ein Federzug des Herzogs unter dem Papiere steht, ach, mein Gottfried, den löschen keine Bitten und keine Thränen und keine Worte wieder aus. Um Dein Jubiläum ist es geschehen, um den Ruhestand mit vollem Gehalte, um den Titel, nach dem Du so sehr verlangst, um die Gönnerschaft und die Clienten. Unser Haus wird sehr leer werden, die jungen Leute verschwinden, und wir sind abgethan. Wer hilft uns da? Allein die barmherzige Güte dessen, der die Lilien auf dem Felde wachsen lässet, und den Sperling auf dem Dache nährt. — Und willst Du mir noch zürnen, mein Gottfried, wenn Deine liebende Gattin, die den unaussprechlichen Kummer nicht mit ansehen könnte, in die Kirche geht, um Gott zu bitten, daß er das von Dir abwende; wenn sie Abends Deine Tochter in die erbaulichen Stunden führt, die Dir so zuwider

ſind, und Du bedenkſt nicht in Deiner Blindheit, daß ſich dort viel fromme Seelen zuſammen finden, darunter hochgeſtellte Männer und Frauen, die es nur eine Bitte koſtete, und der böſe Antrag wird zurück gewieſen. O ich wünſchte, Du könnteſt nur einmal uns dort ſehen, wie Alle ſo gütig ſind, und liebevoll. Wie Schweſtern behandeln ſie uns, Deine Frau und Deine Tochter, ob ſie doch von den älteſten Familien ſind. Geſtern fragte mich die Baronin, die Freundin des Präfecten: „„Gehört Ihr lieber Mann denn auch zu uns?““ — Ach, mein Gottfried, hätteſt Du geſehen, wie ich erröthete! Der himmliſche Vater wird mir die eine Lüge verzeihen, es geſchah ja um Dich, um meine Kinder. Nein, Du wirſt machen, daß ich Wahrheit geſprochen habe, Du wirſt nicht wollen, daß Deine Gattin zur Lügnerin wird vor denen, von deren Geneigtheit unſer Wohl und Wehe abhängt.“

Noch Mehreres beſprach die Geheimeräthin mit dem ſehr erſchütterten Geheimerathe. Nur das Wort ſchien ihn wieder aufzurichten: „Seid klug wie die Schlangen und fromm wie die Tauben.“

Nachdem er verſprochen, ſie am Neujahrstage in die Hofkirche zu führen, entlockte ſie ihm noch ein Zugeſtändniß. Dann ſchloß ſie, mit Thränen im Auge, den alten Mann in ihre Arme: „So laß mich hoffen, daß ich mit dem neuen Jahre in Dir einen neuen Menſchen begrüße!“

Sie war fort. Der Geheimerath ſeufzte ſchwer auf. So ſchwer hatte er bei keiner ſchriftlichen Naſe geſeufzt. Auch nie, wenn ihn ſein Miniſter kommen ließ und unter vier Augen anfuhr.

„Es iſt doch grauſam! Siebzig Jahre und darüber ein vernünftiger Menſch, und um die Paar Augenblicke noch — in eine Betſtunde gehen müſſen!“

karlien ſtrömend, denen er den Namen giebt, zeigt er den nördlichern Flüſſen ihre Richtung. Aber das hohe Jämteland hat einen ſo geringen Abfluß, daß die Ströme faſt überall zu See'n ſich ſtauen, die in ovaler Form und in derſelben Richtung, wie die Flüſſe, faſt gleichen Flächenraum mit dem Lande dazwiſchen einnehmen. Dennoch taugen ſie wenig zur Schifffahrt, denn die Communication zwiſchen den meiſten wird durch die Waſſerfälle unausführbar. Der obere See engt ſich zuſammen zu einem reiſſenden Strome und ſtürzt über Felſenwände in einen neuen Keſſel, bis er hier wiederum Raum findet, ſich zu einem See auszudehnen. Dieſe See-Kataraкten gehören zu den bedeutendſten in Schweden. So fällt der Anjen durch mehrere Stürze in den Kala-See, und der Kala-See engt ſich zu einem ſchmalen Fluſſe ein, um ſeinen Weg in den tieferen Stor-See bei Oeſterſund zu finden. In dieſer ſachweiſen Abſtufung höherer und niederer See'n iſt das ganze Schweden charakteriſirt. Nur tritt dieſer Charakter in Jämteland naturwilder, zuſammengedrängter heraus.

Es iſt eine große Aufgabe für das ganze Reich, Kanäle zu graben und Schleuſen zu bauen,

Zweites Kapitel.

Der Bediente brachte ihm ein Paket mit der Verzeichnung: „Dienstsachen.“ Das Ministerialsiegel darauf diente nicht dazu, die Laune, in der er sich befand, zu verbessern. Er erbrach es mit Resignation: „Es geschieht ja nichts in der Welt, was der Mensch nicht ertragen kann!“ Der Minister stellte ihm die Eingabe des Privatbaumeisters Doctor Werner zu, mit der Aufgabe: sein wohl motivirtes Gutachten darüber bis Nachmittag einzureichen. „Das auch noch!“ Er war der Meinung, die Sache sei ganz abgethan. So viele Blame, so mannigfache Kränkung um diese verdrießliche Angelegenheit. Man kannte seine Ansicht, er war darum gescholten, und nun ward gerade ihm noch einmal der Auftrag, sich darüber auszusprechen! Stellte man ihm Netze, daß er sich darin finge? Lauschten seine Feinde schon hinter der Thüre mit schadenfrohen Blicken? Denn was konnte er für ein Gutachten geben, was wollte die Behörde? Seine vorige Ansicht war verworfen, der Minister selbst hatte ihn mit herben spitzigen

Worten zurecht gewiesen. Sollte er noch einmal seine Gründe auseinandersetzen? Er konnte ja nichts Neues aufbringen. Wollte man im Gegentheil eine andere Ansicht, war sein Minister auch noch jetzt für die Sache, verlangte er ein Gutachten, ein schlagendes, mit glänzender Darstellung, welches er den Gegnern der Erlaubniß, vielleicht dem Polizeiminister entgegen halten wollte? Weshalb aber trug man ihm denn die Sache auf.

Ein Meer von Zweifeln. Und in sechs Stunden sollte er den Hafen erreicht haben. Noch hielt er das Scriptum und blätterte in der schön und sauber geschriebenen Eingabe, die aber von einer weiblichen Hand herzurühren schien, als der Bediente ihm einen Fremden meldete, der den Herrn Geheimerath dringend zu sprechen wünsche. Sein Anliegen sei kurz aber wichtig. Und bevor noch der Geheimerath bei sich darüber im Klaren war, weshalb er gerade jetzt, wo er selbst sich in der größten Bedrängniß befand, die eines Andern anhören wolle, war der Fabrikant Muff eingetreten.

Später glaubte der Geheimerath, als er der Sache nachdachte, es habe ihn eine Vorstellung durchzuckt, daß, da seine Verlegenheit doch nicht größer werden könne, als sie schon war, die eines Andern ihn homöopathisch heraushelfen könne. Oder er wollte einen Beistand haben, oder an der Angst eines Dritten sich für die eigene entschädigen. Daß er, wie ein

kleiner Despot, der von einem größern tyranniſirt wird, ſich Luft machen wollte, indem er ſeinen Unwillen gegen den Niedern los ließ, lag nicht in dem menſchenfreundlichen Charakter.

Der Fabrikant Muff blieb ehrerbietig an der Thüre ſtehen. Sein ärmlicher Anzug machte auch auf keinen beſſern Platz Anſpruch. Aber was er vorzutragen hatte, entſprach weder ſeiner Kleidung noch dem ſchüchternen Benehmen des Alten, und mit ſteigender Verwunderung hörte der Geheimerath ihm zu.

„In Teufels Namen, woher weiß Er, daß ich die Sache in Händen habe?“

„Es iſt ſtadtkundig, mein Herr Geheimerath, daß Dieſelben das Referat darüber erhielten, und von je gegen den Bau Ihre Meinung abgaben.“

„Wenn Er das weiß, ſo wird Ihm aber auch bekannt ſein, daß mir die Sache längſt — daß ich die Sache längſt abgegeben habe, und nichts mehr damit zu thun haben will.“

„Dennoch, mein Herr Geheimerath, iſt Denenſelben neuerdings von Sr. Excellenz ein Gutachten darüber abgefordert werden. Ich weiß, daß Sie die Vorſtellung jetzt in Händen haben, daß der Herr Miniſter auf Ihre Ausarbeitung wartet, daß die Sache, für und gegen die ſehr viel angeſehene Perſonen ſich intereſſiren, preſſirt, und daß von Dero diesmaligem Gutachten viel abhängt.“

Der Geheimerath blickte den Alten, der um ei-

nige Schritte näher getreten war, befremdet an: „Hat Er unterm grünen Tiſch geſteckt, als das Reſcript geſchrieben wurde. Es iſt ja von Heute.“

„Es giebt mancherlei Wege etwas in Erfahrung zu bringen, was eigentlich nicht beſtimmt war öffentlich zu werden.“

„Wer ſind Sie denn? was wollen Sie? was geht Sie die Sache an?“

Konrad Muff erklärte beſcheiden, daß er nur als einer der Beauftragten des unbekannten reichen Mannes handle. Wie viel dieſem aber daran gelegen ſein müſſe, gehe wohl am deutlichſten aus dem Umſtande hervor, daß er ſo viele, und darunter bedeutende und vornehme Fürſprecher habe, welche nicht ſo eifrig für ihren Machtgeber handeln würden, wenn er ſie nicht ſehr gut dafür belohne.

„Ohne etwas für ſich dabei zu haben, mein Herr Geheimerath, nimmt ſich heut zu Tage Niemand einer Sache an, ſagte lächelnd der alte Muff. Und das iſt recht, denn Du ſollſt dem Dreſcher ſeinen Lohn nicht entziehen. Es muß wohl in England oder Indien, oder wo er ſich umtreibt, nicht anders ſein. Der Mann kennt uns, und was ich an ihm lobe, iſt, daß er es nicht an ſich kommen läßt, wie ſie bei uns thun. Die entſchließen ſich wohl auch zu etwas Uebrigem, aber zuerſt machen ſie eine entſetzlich ehrbare Miene, und reden von Pflicht und Gewiſſen und Aufopferungen, bis ſie doch endlich dran gehen.

Er iſt aber immer vorauf, und weiß unſere Bedenklichkeiten im Voraus, und womit man ſie hebt.“

Der Geheimerath hatte ſich in ſeinem Armſeſſel niedergelaſſen: „Sag Er mir — ſagen Sie mir, lieber Mann, was in aller Welt kann dieſem tollen Menſchen an dem verdrehten Hauſe liegen, und daß es juſt auf die verdrehte Weiſe gebaut wird? Wir ſind hier unter uns. Kein Blatt vor den Mund. Es iſt ja kein Sinn und Menſchenverſtand dabei, ſo enormes Geld eigentlich auf die Gaſſe zu ſchleudern. Weiß Gott, ich thue gern Jedem einen Gefallen, — und wenn ich ein Auge zudrücken kann, von Herzen gern. Aber es iſt doch ordentlich abſcheulich, ſo mir nichts, Dir nichts, ſo um nichts und wieder nichts die Dinge auf den Kopf zu ſtellen. Wenn er ſolchen aparten Geſchmack hat, warum baut er nicht bei den Chineſern oder bei den Mamlucken, warum gerade bei uns? Da wirds keine Bauordnung geben, und keine Controlle und keine Polizei. Aber es iſt doch ordentlich, als ob der Menſch es darauf abgeſehen hätte, mit ſeinem Tick ordnungsliebende Beamte aufs Blut zu ärgern; denn da iſt nichts, was geſchieht und was unterbleibt, was nicht aus allen Fugen und Geleiſen geht. Es muß ein wirklicher Kannibale ſein, ein wahrer Blutſauger; denn was hat's nicht um ihn ſchon für Geſchreibe, Zank, Aerger, Naſen gegeben, von der Revolution gar nicht zu ſprechen. Seht einmal, wenn er ein Haus baute, wie andere ver-

nünftige Menſchen, des Alltags und nicht des Sonntags, da hätte es keine Noth, da machte er uns keine Schwierigkeit und wir würden ihm auch keine machen. Sagen Sie mir, lieber Mann, warum thut er das nun nicht? Man iſt ohnedies ſchon von denen bis aufs Blut geplagt, die hungern; denn wer ſchreit uns nicht in die Ohren, daß er Brot will, und wir ſollens machen. Aber Du lieber Gott, das wäre ja, um aus der Haut zu fahren, wenn wir auch noch für das ſorgen ſollen, worauf die Leute Appetit haben."

Die Augen des Fabrikanten Muff blitzten ſeltſam, und der Ton ſeiner Stimme gewann an Wärme, als er nach einigem Schweigen antwortete: „Es iſt doch eine hübſche Sache um den Appetit, mein Herr Geheimerath. Zwar iſt das trockene ſchwarze Brot ein vortreffliches Geſchenk des Himmels, äußerſt geſund; für den armen Irländer, der nur Kartoffeln hat, ſchmeckt's ſogar wie Kuchen. Aber ob wir Alle ſo viel ſchwitzten und arbeiteten, wenn unſereins nicht bisweilen an ein Stück Fleiſch, oder Feſttags an einen Braten dächte! Es duftet gar lieblich, wenn wir an den Küchen der großen Herren vorbei gehen. — Wenn die großen Herren keinen Appetit hätten, wovon ſollten denn die Hundert Tauſend leben, die für ihren Appetit arbeiten? Wenn's auf nichts hinausliefe, als auf ſchwarzes Brot, hätte nur der Bauer, der Müller und der Bäcker zu thun. Das würden

dann am Ende die reichen Herren, und ihnen selbst verginge der Appetit am Brot. Nun leben schon Millionen Mal Millionen Menschen von dem besonderen Appetit, den der und jener hat."

„Schon gut, lieber Mann. Mögen sie doch Appetit haben meinethalben auf Mausepasteten, wenn sie mich nur nicht zu Tische bitten. Allein warum denn so was in die Luft bauen, was Tausenden Anstoß giebt und dem Menschen selbst am wenigsten nützt?"

„Ich hatte einmal einen Freund, sagte der Fabrikant, der konnte Roth nicht leiden. Wenn ihm Einer mit einem rothen Rock in der Straße begegnete, kehrte er um. Den Obstweibern stieß er die Körbe um, weil ihn die rothen Kirschen verdrossen. Die Kirschweiber klagten nicht, denn er bezahlte sie; er war reich. Aber wo er hinsah, Roth kam ihm immer zu Gesicht, ein Taschentuch, ein Aderlaß, ein rothbäckiges Mädchen bettelte ihn an. In der Stadt hielt er's nicht aus vor den rothen Dächern; aber auf dem Lande fingen sie auch schon an das Stroh von ihren Lehmhütten abzunehmen und mit schönen rothen Ziegeln zu decken. Er war außer sich. Er meinte, die ganze Welt sei ihm verschlossen, und Gott habe ihn expreß zu seinem Unglück geboren werden lassen. Wenn nicht ein Freund zur rechten Zeit dazu kam, wer weiß, ob er sich nicht in den Fluß gestürzt, denn das Wasser, sagte er, treibt keine rothen Blasen.

Der Freund aber bewies ihm, die Erde sei so groß, und seine Mittel auch, daß er sich irgend wohin lagern und betten könne, wo kein Roth hindringe. Es geschah. Ein schönes Landgut ward ausfindig gemacht, bequem und nach seinen Wünschen eingerichtet. Kein rother Ziegel, kein Truthahn verwundete sein Auge. Es wurden nur weiße Kühe im Stalle geduldet, und beim ersten Morgengrauen gingen die Tagelöhner umher, und rupften alle rothe Blümchen aus, die auf Feld und Wiese vorschossen. Die Wohnung war luftig, und an schwülen Tagen, wo die Sonne roth am Horizonte brannte, brauchte er nicht ins Freie, wenn er Bewegung suchte. Damit aber auch kein rother Schein, keine rothe Wolke ihm böses Licht hineinwerfe, waren die Scheiben leicht gefärbt, und das dunkelste Abendroth warf kaum ein violettes Licht in die Zimmer. Sein Appetit war gewiß ein ganz besonderer, und doch war ihm genügt, ohne daß man die Dinge umkehrte. Im Gegentheil, die ganze Gegend umher war recht zufrieden mit dem Sonderlinge. Die Tagelöhner, die Handwerker hatten dabei Verdienst vollauf, die Kinder konnten in seinem Park Blumen pflücken, so viel sie Lust hatten, und bekamen noch dafür Bezahlung, und die Pächter und Gutsbesitzer verkauften theuer in seine Wirthschaft ihre Schimmelfohlen und weißen Kälber, derweil sie für ein Spottgeld ihm seine rothen abhandelten."

„Wer reich ist, kann viel!“ seufzte der Geheimerath.

„Wär' er kein reicher Mann gewesen, lächelte der Fabrikant, so hätte er auch wohl nicht so theure Grillen gehabt. Doch meine Geschichte ist noch nicht aus. Die Frau des wunderlichen Freundes kam in Wochen, und nun erst erschraken alle seine Freunde, denn es war ein Junge mit brennend rothen Haaren. Sie meinten, nun sei der arme Hypochonder verloren. Aber gerade umgekehrt. Zuerst freilich fuhr er zusammen, dann aber sah er ihn lange wehmüthig an, herzte und küßte den Knaben, und mochte sich nicht von seinem Anblick trennen. „„Was kann der arme Junge dafür, daß er rothes Haar hat,““ pflegte er zu sagen, wenn die Gevatterinnen den Umstand bedauerten. Ja er gewann ihn lieb vor seinen andern Kindern, und am Ende auch sein rothes Haar und zuletzt die rothe Farbe. Er zog Ranunkeln und Rosen, sah nichts lieber als neue Häuser mit rothen Dächern, und ließ seine Zimmer roth anstreichen. — Was hatte ich nicht für Angst, mein Herr Geheimerath, der ich eine Roth-Mennigfabrik dazumal angelegt, daß ich ein ruinirter Mann wäre, wegen des besonderen Appetites des reichen Mannes. Denn die Grillen der Reichen werden, ehe man's merkt, Schwächen und Leidenschaften bei den Nichtreichen. Und nun mit einem Male konnte ich nicht genug rothe Farbe fabriziren; denn alle Leute ließen ihre Häuser

von innen und außen, ihre Ställe, sogar die Backöfen roth anstreichen. Da war ich ein gemachter Mann."

„Wo passirte die Geschichte," fragte der Geheimerath.

„In der ganzen Welt, mein Herr Geheimerath, giebt's unterweilen Leute, die das Roth nicht leiden können. Aber ein Fabrikant, der darum nur dunkle Farben fabriziren wollte, speculirte schlecht. Die Grillen, sagte der reiche Mann zu mir, sind ein Geschenk des Himmels, so gut als die Kartoffeln und das Korn. Es ist wie mit den Irrlichtern. Sie führen zu verborgenen Schätzen, die man auf dem graden Wege nicht gefunden hätte. Und der Herr im Himmel hat doch keinen Schatz gemacht, damit er verborgen bleiben soll."

„Abergläubische Vorstellungen!" rief der Geheimerath.

„Just dasselbe meinte auch der reiche Mann, mein Herr Geheimerath. Es sei Aberglaube, mit der Wünschelruthe nach Schätzen zu suchen. Diejenigen, die uns der liebe Gott bestimmt, schössen von selbst aus der Erde, wie der Spargel und die rothen Feldblümchen. So hatte er sich selber lange der Erkenntniß verschlossen, und verhangen und gefärbt die Fenster, da schoß es hervor aus dem frommen Mutterschooße, das verkannte Roth, das fortan seine einzige Freude werden sollte. Um deshalb meinte er, solle

welche in der Idee das Niveau aller dieser See'n gleich machen, und dienen sollen, die Produkte des höheren Landes bis zur Meeresküste hinunter zu schaffen. Diese Kanäle allein schon müßten uns mit Achtung erfüllen für den kräftig ausdauernden Sinn des Schwedischen Volkes. Der Trollhätta-Kanal war in der Idee das kühnste und auch in der Ausführung das schwierigste Unternehmen. Hiermit war die Bahn gebrochen. Der hohe meerartige Wener-See, mit den vielen Städten an seinen Ufern, auch seinen Vorgebirgen, mit seinen Inseln und Flotten, ist mit der Nordsee verbunden, die Meeresschiffe steigen etagenweise durch die Schleusen hinauf und die Seeschiffe hinunter. Der Göta-Kanal verbindet auf ähnliche Weise das ungleiche Niveau des Wetter-See's mit dem Wener, und aus dem Wetter arbeitet man jetzt, den schon berühmt gewordenen Motala-Kanal nach dem Bottnischen Meere auszuführen. Der Mälar ist mit dem Hielmar und es wird kein Jahrhundert vergehen, so ist auch der Hielmar mit dem Wener und Wetter verbunden. Geschickt weiß man auch die tief einschneidenden Meeres-Buchten zu benutzen, wie der Kanal von Söderteige beweist. Ein dauern-

der Mensch nicht verzweifeln, wenn's rings um wüst ist und vor seinen Augen grau; die Schätze, die zu Tage sollten, leuchteten doch, wenn's Zeit ist. Zuerst sähen sie wenige, zuletzt Alle. Und um deshalb, mein Herr Geheimerath, brauchen wir nicht zu fürchten, daß unsere Bürger ihre Häuser auf's Dach stellen werden und die Grundsteine gen Himmel kehren. Und wenn der reiche Lord einen noch wunderlicheren Appetit hätte, zum Beispiel nur rechtschaffene Menschen in seinem Tollhause aufzunehmen, wahrhaftig unsre Bürger thun es ihm nicht nach; denn was verlöre der Magistrat an Miethssteuer, wenn einmal alle Häuser leer ständen! Das bringt ein guter Bürger nicht übers Herz, Excellenz."

„Ich bin nicht Excellenz," sagte der Geheimerath aufstehend.

Der Fabrikant drehte seinen Hut in der Hand: „Was nicht ist, kann noch werden. Freilich" —

„Was freilich? — Ich weiß nicht, warum ich noch mit Ihm schwatze. Er weiß meine Meinung. — Was meint Er damit?"

„Es ist nur eine dumme Meinung, mein Herr Geheimerath; aber unsereins hört wohl unter der Hand Manches, was sie sich scheuen vor den vornehmen Herrschaften auszusprechen. Sie meinten in der Kanzlei, Herr Geheimerath hätten den Vortrag expreß erhalten, weil der junge Herr von — wie heißt er doch gleich, der Rath, den der Herr Minister pro-

tegirt, gern den Posten des Herrn Geheimerathes weg hätte. Wenn Dieselben nun bei Dero Meinung von ehedem blieben, — so wäre das eine schöne Gelegenheit" —

Der Geheimerath war unruhig auf und abgegangen. Er faßte dem Fabrikanten am Knopf seines Rockes: „Was hat Er gehört?"

„Das wäre unanständig für einen gemeinen Mann, wie ich bin, wiederzusagen. — Aber sie meinten doch — es könnte wohl ein Probirstein sein, oder eine Falle. Der große Lord wird wohl andere Connexionen haben, von denen unsereins nichts weiß. Kurzum, beim Herrn Minister sind sie jetzt andern Sinnes über den Bau geworden. Vor einer Revolution fürchten sie sich nicht."

„Die Polizei giebt nicht nach."

„Die Freundin des Herrn Präfecten ist eine gar charmante und schöne Frau, wenn unsereiner so etwas auszusprechen sich erlauben darf. Wer sie für sich hat, kann was durchsetzen. Die Frau Geheimeräthin besuchen jetzt auch mit dem Fräulein Tochter die Abendstunden in der Schustergasse, die die Frau Baronin hält. Wenn Frau Geheimeräthin da ein gütiges Wort einlegen wollten, und Herr Geheimerath in seinem Gutachten die Sache ins Klare setzten, so ließe sich wohl für die gute Sache etwas erwarten. Der unbekannte Mann, das kann ich mit bestem Gewissen sagen, ist einer von denen, die sich nicht

lumpen laſſen, er belohnt unſere kleinen Dienſte ſehr ſplendide, und ich bin gewiß, wenn ausgezeichnete Männer ihm einen ſo ausgezeichneten Dienſt leiſteten, würde er ſich auf eine noble Weiſe revangiren."

Der Geheimerath richtete ſich auf: „Wiſſen Sie, mit wem Sie reden? Zu einem Staatsdiener von — Beſtechung ſprechen!"

„Wenn ich davon ſprach, halten Sie es einem alten Manne zu gut, der nicht recht weiß, was ſich unter hohen Herrſchaften ſchickt."

„Wäre Jemand zugegen, ſo wäre es meine Pflicht Sie zu denunciren."

„Wir ſind rein unter uns, Herr Geheimerath," entgegnete der Alte, die eine Hand auf der Bruſt. Unter devoten Verbeugungen und Entſchuldigungen, wenn er unbewußt angeſtoßen, entfernte ſich der Fabrikant. — —

Dann näherte er ſich noch einmal ehe er ging, dem Geheimerathe, und es klang wie vertraulich:

„Was Hochdieſelben für unſere Angelegenheit thun, nehmen Sie die Verſicherung eines ehrlichen Mannes, die Sache bringt Niemandem Schaden. Es ſind keine Jeſuiten und keine Jacobiner, und keine Neuerer im Spiel. Nur eine Caprice aus alter Zeit, mein Herr Geheimerath, harmlos wie ein Kinderſpiel. Jeder ehrliche Mann kann ein Wort einlegen, ohne alle Gefahr. Vielleicht bringt's noch einen Gotteslohn; und wenn ein Familienvater daneben etwas

verdient, wollte Gott, es wäre Alles so ehrlich in der Welt erworben."

Als der Fabrikant fort war, ging der Geheimerath einige Mal im Zimmer auf und ab. Offenbar ging in ihm ein Kampf vor. Endlich schlug er die Hände zusammen:

„Und im Grunde genommen, was ist es denn! — Unrecht ist nichts dabei, und, wo man nicht weiß was man thun soll, muß man den Himmel walten lassen."

Drittes Kapitel.

„Nur noch einen Augenblick," sagte der Graf, indem er den Bleistift spitzte.

Cäcilie saß an dem vorspringenden Altanfenster, welches wir aus der Geschichte des ersten Abends in diesem Hause kennen, das Kinn in der Hand gestützt. Ihre Augen waren über die Straße gerichtet, und doch blitzten sie zuweilen auf den Zeichner zurück, und ein Lächeln schwebte über die Lippen. Der Abendschein röthete die Scheiben, und noch so viel Glut strömte die Wintersonne aus, daß sie durch das todte Glas Stirn und Wangen der jungen Dame mit solchem lebendigen Rosenhauche übergoß, daß der Zeichner seinen Stift verwünschte. In kaltem Bleigrau das Blutspiel des reizenden Gesichtes wiederzugeben, schien ihm eine Versündigung gegen die Natur, die sich nicht jeden Augenblick so offenbare und deren günstige Momente man ablauschen müsse.

„Nennen Sie das noch Natur, lieber Graf, lächelte Cäcilie? Sitze ich nicht schon über eine Stunde, und muß mich anstrengen, eine Stellung beizubehal-

ten, die vor einer Stunde vielleicht natürlich war, es aber jetzt unmöglich mehr iſt.“

„Auf den Streit darüber, wo die Natürlichkeit aufhört und der Zwang anfängt, laſſe ich mich nicht ein, ſagte der Graf. Wiſſen Sie was? Eigentlich ſind Sie nie natürlich. — O lachen Sie nicht, das zerſtört die Wahrheit meiner Zeichnung. Nein, natürlich ſind Sie nicht, und deshalb ſind Sie für mich ein Phänomen, oder ein Wunder, oder ein Ungeheuer, wie Sie wollen, weil ich Sie allein von allen unnatürlichen Geſchöpfen nicht allein nicht haſſe, ſondern auch verehre und liebe. Ich bin auf Ehre mit mir ſelbſt darüber nicht im Klaren, und da Sie ſo ein grundgelehrtes Frauenzimmer ſind, hoffe ich von Ihnen Aufklärung zu erhalten.“

„Da müßte ich doch zuerſt wiſſen, was Sie an mir unnatürlich finden. Einiges iſt mir bekannt, aber nicht Alles.“

„Sie ſind gelehrt und haben's nicht nöthig. Sie ſehen lieber den Mond an als die Sonne. Sie ſind ſehr klug und doch ſehr gutmüthig. Sie ſind eine Philoſophin, und ſehen doch, wie eine Marketenderin, Geſpenſter. Sie könnten herrſchen, und gefallen ſich darin zu dienen. Das Hausmädchen tritt vornehmer auf wie Sie, und Ihre Zofe, ich will nicht ſagen, iſt hübſcher wie Sie, ſie iſt aber ſo hübſch, daß ich, wenn ich ein hübſches Fräulein wäre, ſie zum Teufel jagte.“

„Die arme Marie!“ ſagte Cäcilie.

„Und dann, rief der Rittmeiſter, iſt unſer Beider Verhältniß nicht durch und durch unnatürlich?“

„Am Ende, lieber Graf, gerathen Sie noch ſelbſt in Gefahr in Unnatur zu verfallen. Ich rathe Ihnen deshalb, brechen Sie den Umgang ſo ſchnell als möglich ab.“

„Nein. Aus aufopfernder Liebe für Sie ſetze ich ihn fort. Denn aus Ihrer Zunahme an Heiterkeit ſehe ich, wie vortheilhaft meine Verehrung auf Sie wirkt, und wenn ich auch ſelbſt darunter leide, es thut nichts. Denn, merken Sie nicht ſchon an mir eine Veränderung? Zum Exempel reflectire ich in Ihrer Gegenwart. Auch meinte heut früh mein Reitknecht, als er mich raſirte, er bemerke einen melancholiſchen Zug an meinem Kinn.“

„Das wäre zu viel verlangt, ſagte Cäcilie, und wandte ſich um. Nein, lieber Graf, ein anderer Menſch ſollen Sie nicht um mich werden. Wer weiß, ob Sie mir dann noch gefielen.“

„Liebende ſollen ſich gegenſeitig austauſchen; ſo ſteht's in Büchern.“

„Wir lieben uns ja nicht.“

„Das ſagen wir uns ſo Beide, Fräulein, um uns zu täuſchen. Die Leute ſprechen anders. Und Fremde beobachten in der Regel darin ſchärfer als wir ſelbſt. Sagen Sie, das ſollte keine Liebe ſein, wenn Zwei ſich Dinge vertrauen, die ſie ſonſt ſelbſt

nicht einmal zu denken ſich getrauen! Haben Sie ſchon einmal geſagt, daß ſie mich nicht mögen? Das können Sie auch gar nicht. Haben Sie ſich ſchon gefragt: wie würdeſt Du mit ihm leben, wenn er Dein Mann wäre? Da iſt gar keine Frage, Sie müßten ſich antworten: ei recht gut. Nun, und wenn keine Hinderniſſe dazwiſchen träten, als da ſind eingefallene Mauern, Revolutionen, Engel von Baumeiſtern, und was ſonſt ins Architecturfach fällt, was hinderte uns denn? Alſo wären wir in allen Vorderſätzen einig. Könnte der Engel nun nicht einmal, ich will nicht ſagen, vom Gerüſte fallen, aber verſchwinden wie Engel verſchwinden, und brauchte ich dann noch ein Engel zu werden, um in ſeine Rechte einzutreten? Antwort: Nein! Denn, wenn meine Freundin ſich recht ernſthaft fragt, ob ſie an die Engelſchaft glaubt — Sehen Sie, Sie werden roth. Es iſt nur ein diplomatiſcher Engel geweſen."

Cäcilie ſaß neben ihm auf dem Sopha. Er drückte ihre Hand an die Lippen: „Aber wer hätte mich denn aus der gefährlichen Lage fortgetragen? Wahr und wahrhaftig, lieber Graf, ſo gewiß Sie jetzt neben mir ſitzen, es war keine Täuſchung: Dort kniete ich, die Kräfte verſagten mir, der Pfeiler wankte unter meinen Händen. Ich ſtürzte hinab, ohnmächtig, als ſein Arm mich faßte. — Als ich erwachte, o es war nur kurze Zeit dazwiſchen — ruhte mein Kopf in ſeinem Arme. Er zitterte, ſein Auge flammte,

die äußerste erschöpfende Anstrengung auf seinem Gesicht: „„Sie lebt. Gelobt sei Gott!““ waren seine Worte. Der Zugwind aus der durchbrochenen Mauer wehte mich an, wie kühl, wie frisch. Wenn Sie den natürlichen Engel nicht wollen gelten lassen, so müssen Sie ja einen andern annehmen, der mit Seraphsfittichen mich trug.“

„Und was sagt er selbst?“

„Er leugnet und schweigt.“

„Also Engel können auch lügen.“

„Liegt nicht in seinem Schweigen, seinem Erröthen und Abwehren ein schöneres Geständniß, als wenn er es deutlich einräumte?“

„Ich sehe darin nur den diplomatischen Engel. Ein solcher Engel versteht es mit Mitteln zu operiren, und was ihm der Zufall in die Hände spielt, zu nutzen. Ein diplomatischer Engel ist daher in unserer materiellen Welt weit brauchbarer als ein bloßer durchsichtiger, der nicht greift und faßt, und nichts kann als scheinen. Aber gerade das gefällt mir an ihm.“

„Lassen Sie doch den duftigen Schleier über dem Geheimniß ruhen, sagte Cäcilie. Es ist ein seeliger Zustand. War es ein anderer Engel, so war es seiner; er gönnte ihm den Ruhm. Sagt man doch, daß in der alten Mythe die Thaten von vielen Helden auf einen einzigen Glücklichen übergingen, dem die Götter wohl wollten. Haben die guten Menschen

von heut nicht dasselbe Recht? Wir Alle können ja nicht Alles, was wir besitzen, verdienen, wir sind reich auch durch Erbschaften, und Niemand bestreitet uns das Recht."

„Deren giebt es wohl, sagte der Graf. Aber so viel ist richtig, die Götter wollen ihm wohl, und über die Maaßen; allein das unnatürlichste an der Sache ist, daß ich noch den Göttern helfe, gegen mein nächstes Interesse. Diese Geschichte wird mich also noch dahin bringen, daß ich mich selbst hasse."

Cäcilie sah ihm sehr freundlich ins Auge: „Nein, Ihnen ist wohl dabei zu Muthe, so wohl, wie Sie sich lange nicht gefühlt haben. Vielleicht mehr als mir selbst. Wie belebt Sie das Bewußtsein für Anderer Glück ohne andern Vortheil als dies Gefühl thätig zu sein. Auch das Spiel der Phantasie, der Schleier des Geheimnisses ist Ihnen angenehm. O Sie thäten in dieser Stimmung noch viel mehr, als Sie gethan haben. Sie wünschten, Sie könnten mich aus einer Gefahr retten, für ihn; Sie würden auch ihm beispringen, mit Gefahr Ihres Lebens, um ihn mir zu erhalten."

„Fräulein, wer hat Sie gelehrt Andern ins Herz zu sehen?"

„Wenn Sie mich liebten, wie man liebt, wo man hofft, würden Sie mich nicht so gut portraitirt haben. Da fehlte Ihnen die Ruhe. Ein Leidenschaftlicher hätte das hinein getragen, was er selbst

der Friede, das, was der Schwedische Patriot am eifrigſten wünſchen muß, wird dieſe Communication auch noch weiter hinausführen; gegenwärtig aber entbehren mehrere Läne noch dieſes einzigen Mittels, welches ſie aus ihrer Dürftigkeit reiſſen könnte, indem es ihnen die Mittel an die Hand gäbe, ihren Holzreichthum nach den Hafenſtädten zu ſchaffen. Ich brauche nur anzuführen, daß ich die meiſten Jämteländiſchen Katarakten frei von Sägemühlen geſehn habe, um einen Begriff vom Zuſtande des Verkehrs zu geben. In dem ſüdlichern Herjedalen ſieht es damit noch wüſter aus. Man hat vor einigen Jahren einen noch nicht reifen Plan entworfen, jenen größten Jämteländiſchen See, den Storſiö, durch einen Kanal mit ſüdlichern Abflüſſen in Verbindung zu bringen, allein die Gefahr war ſehr nahe, daß der ganze See ablief und das untere Land überſchwemmte. Gegenwärtig beſchäftigt man ſich mit dem beſcheidenern, einen kleinen Mühlenkanal anzulegen, um Bretter ſtückweiſe bis Sundswall am Bottniſchen Meere hinab zu ſchwemmen. Was ſonſt geſchehen, den inneren Verkehr der Provinz zu beleben, hat bis jetzt wenig Früchte getragen. Dahin gehört die An-

fühlt, es wäre vielleicht eine Karikatur geworden, nun ist es ein gutes Bild. Dann sind Sie selbst seitdem ein Anderer geworden, in ihrem ganzen Wesen ist eine Veränderung vorgegangen. Sie treten vorsichtiger auf, Ihr Auge blitzt nicht mehr mit der Sicherheit eines Siegers, sondern mit der Gewißheit, wie ich mir einen Herrscher denke, dessen Recht nicht bezweifelt wird. Aus Ihrer Stimme aber jauchzt eine Lust des Sieges über sich selbst."

Der Rittmeister war aufgestanden: „Sie sind ein Engel und keine Hexe, darauf will ich durchs Feuer gehen. Aber es mag doch gut sein, daß wir nicht Mann und Frau werden. Denn, aufrichtig gesagt, solchen controllirenden Engel, der mir aus jeder Miene, die ich mache, sagt, was sie bedeutet, den will ich bewundern und lieben, aber zu einer Hausfrau für den tollen Heinrich paßt er nicht."

Cäcilie reichte ihm freundlich die Hand: „Aber doch zu einer Freundin, welche es herzlich gut mit Ihnen meint, und Ihnen das beste Glück wünscht."

„Von allen Posten in der Welt, sagte der Graf, hatte ich den eines Unterhändlers und Vertrauten mir am wenigsten gewünscht. Aber — Ihr Wille ist meiner. Was befehlen Sie?"

„Daß Sie nicht solchen Ernst aus einem süßen Spiele machen."

„Kein Ernst, Cäcilie?" —

Eine glühende Röthe flog über Cäciliens Antlitz.

Sie drückte des Rittmeisters Hand in ihren beiden, und sah ihn bittend an: „O lieber werther Freund! Mir ist, als wenn mir die Hoffnung jetzt erst geboren wäre. Das ist ein zartes Kind. Man darf sie nicht mit rauhen Händen anfassen, sie nicht fragen: Was ist Dein Recht, was Dein Ziel? Wissen Sie nicht vom Nachtwandler. Man spricht seinen Namen aus, nnd er stürzt. Es wird licht um mich her, o lassen wir es sich selbst entfalten! Was will ich denn mehr: ich hoffe!“

Der Rittmeister schien zu meinen, daß der Mensch mehr verlangen könne; vielleicht auch, daß sein Beistand mehr werth sei, als beim Hoffen zu helfen. Aber eine solche Seeligkeit strahlte in Cäciliens Gesicht, daß auch ihn die Ueberzeugung durchdrang, jetzt sei es unrecht, dies stille Glück zu stören. Die Taktik will, daß wir jeden Sieg verfolgen, dachte er, aber das menschliche Gefühl erlaubt dem Sieger, sich dem Siegesrausche hinzugeben, und ein Tedeum zu singen, wo er die Fanfare zur Verfolgung blasen sollte.

Sie war so liebenswürdig, sie war so gesprächig. Selbst die Frage, ob der düster blickende Mann denn einer solchen Theilnahme werth sei, kam nur halb von seinen Lippen, und auch die Hälfte nicht als ganzer Ernst, der beleidigen konnte.

„Messen Sie denn die Ehre ab, die zu gewinnen ist, ehe Sie einen Angriff wagen, sprach Cäcilie? Muß das Gefühl erst den Werth abwägen, ehe es

ſich hingiebt? Wir wagen Beide, aber in dem Wagen eben iſt der Gott."

„Wer das lernen könnte!" ſprach der Graf.

Sie ſchüttelte den Kopf: „Wir lernen jeder in einer Schule, aber Keiner wählt die Schule, in die unſer Genius uns wies. — Und je näher ich Sie kennen lerne, mein theurer Freund, um ſo ſicherer weiß ich es, auch Sie leitet ein Genius, wie vielleicht jeden guten Menſchen; Sie ſehen ihn nur nicht, und wenn Sie ihn ſähen, Sie ſind zu ſtolz ihn anzuerkennen. Aber Muth, Muth — es ſteht auf Ihrer Stirn geſchrieben: Sie werden glücklich werden."

„Amen!" rief er, einen langen Kuß auf ihre Hand drückend.

Die Thür öffnete ſich, und Cäciliens Mutter am Arm des Doctors, trat ein.

Sie mochte noch Augenzeugin von dem geweſen ſein, was wir eben berichtet; auch könnten wir erwarten, daß Cäcilie erröthend ſich zurückgezogen, und Madame Lömlein einen ſtrafenden Blick auf das Paar geworfen habe. Aber Cäcilie ließ den Arm ruhig ſinken, und der Graf hielt noch die ſchöne Hand, als er die Eintretenden ehrerbietig begrüßte. Auch ließ die Wirthin ohne Affect ihre Augen auf dem verfänglichen Händedruck ruhen; ſelbſt ihre Antwort auf das Compliment des Grafen war ohne bittern Stachel. Ihre Gedanken waren von einem andern Gegenſtande bewegt.

„Sie ließen in Ihrer geiſtreichen Unterhaltung meiner Tochter wohl nicht Zeit zum Fenſter hinaus zu ſehen. Aber ich muß Sie ſchon darum bitten. Denn es geſchehen Wunder. Selbſt die Polizei giebt nach.“

Das Tageslicht war längſt erloſchen. Dennoch röthete ein heller Schein die Scheiben. Hunderte von Lichtern, Laternen, Fackeln und Feuerbecken leuchteten abermals aus dem Gebäude drüben.

„Wahrhaftig, ſagte der Graf, ſie fangen wieder an zu bauen.“

Ein Jubelgeſchrei, dreifach wiederholt, beſtätigte es aus dem Bau. Man konnte die von den Flammen angehauchten Geſtalten auf der Plateform ſpringen und tanzen ſehen. Das Lebehoch und die geſchwungenen Mützen galten dem Baumeiſter.

„Wer hätte das gedacht!“ rief Madame Löwlein.

„Ich wußte es“ triumphirte Cäcilie. Der Funke, der unwillkürlich auffliegt aus glimmender Aſche, läßt ſich nicht mehr zurück rufen; er verräth den ſchlummernden Brand.

„Du! — Haſt Du geträumt?“

„Vor einer ſolchen Sprache mußte die Befangenheit ſich ſelbſt ſchämen.“

„Welche Sprache?“

„Fräulein Cäcilie meint die Eingabe des Baumeiſters,“ ſagte Strahlheim.

„Wie kamst Du dazu? Was weißt Du davon? Hast Du sie gelesen?“

Cäcilie hatte sie gelesen. Es war ein Geständniß, das zaudernd gegeben ward. Marie hatte die Copie der Eingabe, die Werner abgefaßt, ihr — sie sagte zögernd, auf einige Stunden — verschafft.

„Ich muß gestehen, Deine Lectüre verbreitet sich in interessante Regionen, wenn das Baufach, oder gar die Polizeiordnung, schon dazu gehören.“

Cäcilie hatte ihre Ruhe wieder gewonnen. Sie setzte die Gründe auseinander, weshalb die Sache sie interessiren mußte. Der eine, den sie hervorhob, lag sehr nahe, und doch war er weder der nächste, noch wirkte er, nämlich der erklärte Wunsch ihrer Mutter, eine Wohnung in dem neuen Hause zu beziehen.

Er wirkte nicht, weil die Mutter es nicht mehr wünschte. Was sie vor wenigen Abenden heiß begehrt, war ihr jetzt gleichgültig, oder vielleicht schon mehr als gleichgültig. Madame Lömlein liebte nicht von einer Macht sich gebunden zu fühlen, die nicht ihr Wille war. Dies Verhältniß schien unerwartet eingetreten, nachdem sie den Miethscontrakt vorgestern unterzeichnet, welchen ihr Werner überbracht. Die Unterschrift that ihr schon leid, nachdem die Feder fortgelegt war. Sie wollte sich wieder besinnen, zurücknehmen, allein Werner hatte das Papier schon eingesteckt, und sein ernster Blick schreckte sie zurück. So erhob sich eine Macht in ihrer Nähe, die sie am

aller unliebſten duldete. Eine unabhängige Macht, anerkannt ſelbſt in ihrer eigenen Gegenwart; und vor der ſelbſt Strahlheim — ſie war in Augenblicken eine ſcharfe Beobachterin — eine unheimliche Scheu verrieth. Der Anſtand hatte es unerläßlich gemacht, daß ſie ihren Vermiether in ihrem Hauſe ſehen mußte. Die Abneigung war durch die gemeſſenen Zuſammenkünfte nicht vermindert worden. Das Etwas in dem düſterglühenden Auge, was Jemand moraliſche Größe genannt, nannte ſie zu ihrem Vertrauten etwas Drohendes, Feindliches. Auch Strahlheims ſpöttiſches Lächeln war nicht im Stande geweſen, ſie zu beruhigen. Er hatte ſie erinnert, daß er ihr damals höchſtens ſchreckhaft aber nicht erſchreckend erſchienen, als er wie eine Gliederpuppe auf ihrem Sopha gelegen. Sie behauptete, ſchon damals in ſeinen blaſſen Zügen etwas Unheil drohendes geleſen zu haben. Er ſei ihr ins Haus getragen, wie eine erſtarrte Schlange, oder wie im jüdiſchen Mährchen die Armuth, welche im Hauſe des Reichen ſatt und voll wird, und den Herrn auszehrt, bis er ſelbſt Skelett wird. Strahlheim durfte nicht ſagen, daß er der Magus war, der die ſcheintodte Schlange ins Haus trug und hinlegte, damit ſie auf ſein Gebot ſich wieder krümme, zucke und fortſchleiche. Er ſchwieg; aber ſein Schweigen hatte nichts Beruhigendes, vielleicht weil auch ihn etwas von dem ahnenden Gefühl beſchlich, welches die Phantaſieen der Wittwe entflammte.

Nicht erwünschter konnte in diesem Augenblicke der Commissionsrath eintreten. Er war erst vor wenigen Minuten von seiner Reise zurückgekehrt. Ein freundlicher Blick, ein Druck der Hand dankte ihm für die Aufmerksamkeit so schnell vor seiner Gönnerin zu erscheinen. Was die Wittwe drückte, sprudelte wie ein Quell hervor, der eine Weile verstopft, sich und was ihn im freien Lauf hinderte, durch einander auswirft.

„Sie sind ein Helfer in der Noth, Sie ein Mann, auf den man sich verlassen kann, ein altbewährter und geprüfter Freund. Sie finden hier die Dinge sehr verändert, neue Bekanntschaften, neue Freunde, neue Autoritäten, neue Wunderdinge, Raritäten. Es ist nicht gut, wenn der Mensch so oft ändert. Man kehrt am sichersten zu seinen alten Freunden zurück. Man weiß ja nicht, wo uns die neuen hinführen, und ob sie uns nicht im Stich lassen, wo wir gerade auf ihre Hülfe uns verlassen. Alle Welt will jetzt sich selbst regieren; jedermann für sich selbst klug sein. Alles ist aus seinen Banden und Fugen."

Der Commissionsrath hatte bedächtig mit dem Kopfe genickt, und die Augen unter den buschigen Brauen dabei verstohlen im Kreise umwandern lassen, indeß die Hände auf seinem Schooße sich falteten. „Schade nur, daß die Erkenntniß, wie wir Alle in einem Kreislauf gehen und immer zum Alten wie-

der zurückkehren, in der Regel zu ſpät kommt. Wir laſſen alte Freunde untergehen, wo wir ihnen mit geringen Opfern beiſpringen könnten, während wir bald darauf unſer halbes Gut hingeben möchten, um ſie zu retten, wo ſie nicht mehr zu retten ſind. Nun über die Verlegenheiten, in welchen unſere Freundin ſich jetzt befindet, werden wir ſie hoffentlich hinweg bringen, mein werther Herr Doctor.“ — Er reichte Strahlheim die Hand.

„Wenn dieſer Menſch, dieſer Baumeiſter, das neue Idol, nur nicht ſo fatale Blicke hätte.“

„Herr Doctor könnten ihm wohl mit andern Blicken begegnen, die ihm eben ſo empfindlich wären. — Wie eine Berühmtheit ſich oft ſeltſam macht! Ohne unſern Medicus, was wäre dieſer jetzt ſogenannte berühmte Herr.“ —

„Sie ſchlagen meine Verdienſte zu hoch an. Ich ließ ihm nur zur Ader.“

„Beſcheidenheit, wo ſie hingehört! In einem vertrauten Kreiſe wie dieſer, dünkt mich, wäre es Pflicht, die Wahrheit zu reden. Wo wäre dieſer Baumeiſter, und ſein vornehmes Air, wenn nicht Jemand, der es jetzt gerathener hält, zu ſchweigen, ihm zu dem verholfen hätte, was er iſt.“

„Was meinen Sie damit, Commiſſionsrath? Er ſoll ja ein Freimaurer ſein, aus einer orientaliſchen Loge. So eine Art jeſuitiſcher Spion, der uns alle durch eine fingirte Armuth getäuſcht hat. Das paßt

ja ganz zu dem Nimbus; manchmal ist mir, als müßte es Funken aus seiner Stirn knistern.“

Der Rath lächelte: „Was meinen Sie dazu, lieber Doctor? Schossen die Strahlen auch aus seiner Schläfe, als er Sie inständigst ersuchte, beim Geheimen Ober-Rath ein Wort für ihn einzulegen? — Ich habe nichts dagegen, wenn Sie es gerathen finden, jetzt vor der Welt daraus ein Geheimniß zu machen. Allein, mich dünkt, Sie schlagen seinen Einfluß zu hoch an. Ihnen kann er doch nicht mehr schaden. Und wenn es wäre, wenigstens nicht vor uns. Freilich, ich begreife, wie es ein kitzelndes Gefühl sein kann, eine Größe bewundert zu sehen, die unsere Creatur ist, und es kostete uns nur ein Wort, den Nimbus ihr abzuziehen. — Doch Sie thun recht daran, es nicht zu thun, sprach er aufstehend, und drückte mit beiden Händen Strahlheims einen Arm. Das Gefühl, großmüthig zu handeln, und dabei Undank zu erleiden, hat auch einen Werth für den braven Mann. Nicht wahr?“

Wir haben Strahlheim in verschiedenen Lagen kennen gelernt, mehrmals als Sieger, zuweilen besiegt; aber seine Taktik verhalf ihm noch immer zu einem ehrenvollen Rückzuge. Wer ihm jetzt ins Auge geblickt, wäre Zeuge einer totalen Ueberraschung geworden, die sich nicht mehr zurecht zu finden weiß. Wie uns in gefährlichen Situationen Freunde oft mehr schaden als ein Feind, so kann einen Feldherrn

die Ueberraſchung da, wo er nach aller ſtrategiſchen Erfahrung vor einem Feinde ſich verſchanzte, einen Bundesgenoſſen anrücken zu ſehen, verwirren, und an ſich ſelbſt zweifeln machen. Wohl hatte er, als Werner, der von ihm vernichtete, neulich Abend wie ein geharniſchter Geiſt ihn erſchreckend aus den Kuliſſen trat, den Kitzel empfunden, den neuen Baumeiſter für ſein Machwerk auszugeben. Aber ſein Leichtſinn ſchrak vor der Gefahr zurück. Er verſchloß die Lippen, da ſein geübtes Auge das Terrain nicht überſah und die Fäden, deren ſichtbarer Ausgangspunkt der neue Baumeiſter war. Was bewog den Rath jetzt zu der tolldreiſten Machination zu ſeinen Gunſten, die er ſelbſt als zu gewagt aufgegeben? Wollte er ihm beiſtehen, oder ihn verderben? Das Letztere war nicht unwahrſcheinlich. Die Fäden des verblichenen Gewebes, an dem der Commiſſionsrath wirkte, waren dem Arzte bekannt; um die Tochter trat er ihm nicht in den Weg, er konnte aber einen langen Schatten auf dieſen Weg werfen, wenn er an der Hand der Mutter ſich vor die goldene Sonne ſtellte, die ihn beſchien.

„Jedenfalls bin ich darin des Herrn Commiſſionsraths Meinung, ſchloß Strahlheim eine Rede, deren viele Worte ſeine Ungewißheit verbergen ſollten, daß die Perſon des Herrn Werner auch jetzt noch nicht bedeutend genug iſt, um ſo ernſte Unterſuchungen darüber anzuſtellen, wer ihm die Diäten beim Bau verſchaffte. Denn was er heute hat, kann ihm

legung einer Stadt und Hauptstadt mitten in dem Lande, wo bis dahin kaum ein Dorf zu finden war. Seit ungefähr sechszig Jahren steht das von Gustav III. erbaute Oestersund, dicht am Storsee, ohne seit der Zeit zu irgend einer städtischen Blüte gediehen zu sein. Die Provinzial-Regierung residirt daselbst in der Person des Landshöfdings; dennoch ist es eine stille Landstadt geblieben, durch deren Straßen selbst der Fremde gehen kann, ohne daß sein fremdes Ansehn einen Bewohner ans Fenster lockt.

Aber am Anfang des Kala-See's waren wir noch weit entfernt von diesem Mittelpunkt Jamtelandischer Cultur und Bevölkerung. Nur die einzelnen Nachen in den Buchten sprachen dafür, daß an den Ufern Menschen leben, so todt und öde waren die waldbewachsenen Uferberge, aus deren Ritzen noch in handgreiflicher Nähe der Sommerschnee herunterblinkte. Auf einer hohen Bergesspitze grüßte ein Gaard. Von dort sollten wir den ersten sogenannten Wasser-Schuß (Skuts) den Kala-See hinunter bis zum Flecken Kala erhalten. Denn auf allen Schwedischen See'n ist diese Wasserposteinrichtung eben so genau regulirt, als die Pferdepost auf dem Lande.

ſchon Morgen wieder entzogen ſein. Sonſt gönne ich ihm von Herzen ſein Glück und ſeine myſteriöſen Connexionen; er bedarf beider."

Aber derſelbe Doctor Werner blieb, trotz der Unbedeutenheit, zu der man ihn verdammte, der unſichtbare Gegenſtand des Geſpräches während des Abends. Wenn es ſich von ihm entfernte, kam es immer wieder auf ihn zurück. Zumal bei der kleinen Abendtafel, wo ein ſpäter zugekommener Gaſt von der Art und Weiſe, wie die Zurücknahme des Bauverbots erlangt worden erzählte. Er mußte hinter den Vorhängen der Bureaus gelauſcht haben, und auf Wernern ſtrahlte der Ruhm des Gelingens zurück.

Die Erzählung hatte dennoch ihr Myſteriöſes; und man erfuhr nicht, was der eigentliche Impuls zur Wiedererlaubniß geweſen. Werner hatte beim Polizeipräfecten eine kühle Aufnahme gefunden. Alle ſeine Gründe ſcheiterten an dem einen Einwand, wie die Sachen ſtänden ginge es nicht. Unwille und Eifer hatten ihm darauf bei ſeinem Miniſter eine Sprache geliehen, welche dieſem gefiel. Es wurde hierauf zwiſchen der Polizei und dem Miniſterium auf dem kürzeſten Wege conferirt. Ein Vortrag des alten Geheimeraths hätte entſchieden, ſagten die Einen. Kurz, die Erlaubniß war ertheilt und expedirt, und in dem angegebenen Grunde verlautete etwas davon, daß ſo viele Häuſer in der Altſtadt in baufälligem Zuſtande ſich befänden, es daher rathſam ſcheine, bei

einem drohenden Mangel an Wohnungen, den schnellen Aufbau großer Wohnhäuser zu begünstigen.

Nur die Wirthin war ernst geblieben. Madame Löwlein meinte, wenn auch die Sache spaßhaft klinge, könne doch ein ernsthafter Ernst dahinter stecken. Die Polizei müsse es am besten wissen, welche Häuser baufällig wären, und Niemand, ob nicht sein eigenes damit gemeint sei. Beim Aufbruch zog sie den Commissionsrath bei Seite, und bat ihn, vorläufig ihren geänderten Entschluß wegen der Wohnung im neuen Hause noch nicht gegen Herrn Werner auszusprechen. Als der Rath gehen wollte, befahl sie ihm schon entschieden, der kleinen Zweifel von vorhin gar nicht zu erwähnen, und zum Schlusse trug sie ihm auf, sich drüben zu erkundigen, ob man nicht im Nothfall das eine Quartier schon früher beziehen könne? Sie verließ wegen eines leichten Uebelbefindens zeitiger die Gesellschaft.

Der Commissionsrath drückte vertraulich dem Arzte beim Abschiede die Hand: „War auch meine Ansicht vorhin, daß man alte Freunde höher achten müsse als neu gewonnene, so giebt es doch Fälle, wo man auf diese fest bauen kann, und in kritischen Lagen will die Klugheit, daß man keinen, der sich uns freundlich zeigt, zurückweist. Meinen Sie aber nicht, mein hochgeschätzter Herr Doctor, daß vor Allem die zusammenhalten müssen, welche sich verstehen?“

Strahlheim war zwar dieser Meinung, aber den

Commiſſionsrath verſtand er nicht. Er verſtand vieles nicht; ſich ſelbſt jedoch am wenigſten, als er jetzt langſam die Treppe hinaufſtieg, und dabei vorſichtig die Mauern befühlte, und die Finger in den abgebröckelten Kalk ſteckte. Die Treppe ſchien ihm unter den Füßen zu ſchwanken, des Leinewebers heiſerer Abendgeſang ſchrillte durch die zerriſſenen Wände deutlich aus dem Dache, und das ganze Gebäude wogte und wankte — in ſeinem Kopfe. Irgend etwas höhnte ihn, der nur gewohnt war Andere zu perſifliren. Er ſtand nicht feſt; wer war es, der unter ſeinen Füßen ihm unſichtbar an den Pfeilern rüttelte, worauf er das Gebäude ſeines Glückes gebaut? Seine Augen, ſonſt ſo ſcharf, konnten ſie den Wurm nicht entdecken? Was war es im Händedruck des Commiſſionsrathes, des Mannes, der Niemandem Glück brachte, in dem lächelnden Blicke, womit Cäcilie, zum erſten Male freundlich gegen ihn, ihm gute Nacht gewünſcht, was ihn kalt durchſchauerte? Was begegneten ſich ſeine Blicke mit dem blaſſen Geſichte der Wirthin heut bei Tiſche? Theilte er die Furcht der Närrin? Der Hausgeiſt iſt es, den ich noch nicht kenne, der zweiköpfige Kobold, murmelte er, ich wollte, ich wäre hinaus.“

Und doch eilte er in ſeine Stube zu kommen, denn hinter ihm ſchlich es die Treppen hinauf. Aber es war nicht das Geſpenſt, ſondern Werner, der an ihm vorüberging. Werner ſah ihn nicht; ſo vertieft

in Gedanken eilte er vorüber, Zufriedenheit auf dem blaſſen Geſichte; die Augen leuchteten in die Zukunft.

Strahlheim warf ſich, als er die Thür verriegelt, auf das Sopha, und laut lachte er auf, indem er mit beiden Fäuſten gegen ſeine Stirn hämmerte: „****! Den haſt Du ja ins Haus gebracht, Du Intereſſe für ihn erweckt. Du ſelbſt Dein Kobold, der gegen Dich minirt!“

Viertes Kapitel.

Auch in der Dachstube der Waschfrau drehte sich heut Abend das Gespräch nur um die Bauerlaubniß.

Die Kinder schliefen schon. Marie saß blaß, auf den Großvaterstuhl zurückgelehnt, im Schatten. Einige Gevatterinnen überlegten das Für und Wider. Papa Muff gab in seinem Winkel bei einer Kanne Bier nur dann und wann ein Wörtchen dazu, und Frau Martin machte jetzt ein Ende, indem sie die Arbeit fortlegte.

„Wenn ich König wäre, das wüßte ich, was ich einmal befohlen hätte, das müßte geschehen, und nicht anders. Just ebenso wie ich's gesagt habe. Und sie dürften's dann nicht ein Mal verbieten und ein Mal wieder erlauben. Und ob sie so bauen, oder so, das verstehe ich nicht, aber Ordnung muß überall sein, im Großen wie im Kleinen, und wenn's zehn schlägt, geht man nach Haus, und legt sich zu Bett, daß man Kraft hat auf Morgen, denn ein Tag ist wie der andere Gottes Tag, und mit den vornehmen Leu-

ten iſt's ſchon darum nichts, weil ſie aus Nacht Tag und aus Tag Nacht machen. Den Weg werdet Ihr finden, einen Mantel braucht Ihr nicht, denn es iſt warm, die Thür iſt unten an der Treppe, und wenn der Nachtwächter zugeſchloſſen hat, kommt Ihr nicht mehr raus."

Die Wegweiſung war deutlich, die Gevatterinnen ſchüttelten der Wirthin die Hände und gingen. Nur Papa Muff war in ſeinem Winkel geblieben.

„Ich wohne ja im Hauſe," ſagte er, als ein fragender Blick ihn traf.

„So, ſo! Hätt' ichs doch beinah vergeſſen. Wohnt Ihr noch unten im Keller, Papa Muff?"

„Wo ich hingehöre."

„Nichts für ungut, die Zeiten ändern ſich, die Menſchen auch. Meinte, Ihr hättet Euch ſchon wo anders hin logirt. — Was denkt Ihr jetzt noch?"

„Wünſchte wohl, Frau Martin, daß Sie einmal ein König wäre. Dann lernten wir's doch, wie's die Könige anzufangen haben, wenn Alles juſt ſo geſchehen ſoll, wie ſie's wollen. Wie hat Sie's nicht verſtanden die Nachbarinnen zurecht zu führen. Sie ſetzte ihnen den Schemel vor die Thür, und ſagte: Packt Euch."

„Ich ſollte ſie wohl Alle die Reihe rum fragen, ob ſie Luſt hätten fortzugehen? Das hätte mir gefallen. Es iſt Menſchenpflicht gute Nachbarſchaft halten; aber die hätten ja nicht vor Mitternacht auf-

gehört, und es wäre doch nichts Geſcheutes raus gekommen."

„Es iſt wohl gut, wenn man Alles ſelbſt beſſer weiß, und die Leute nicht um Rath zu fragen braucht, ſagte Papa Muff. Die Könige meinen's auch. 'S iſt nur ſchade, daß die Leute wieder meinen, ſie verſtänden's beſſer als die Könige, und die verſtänden eigentlich gar nichts, wenn ſie's ihnen nicht ſagten, wie ſie's anfangen ſollen."

„Mag ein recht ſchweres Geſchäft ſein, das König ſein, ſeufzte Frau Martin. Aber ich wüßte wohl, wie das beſſer ginge. Nur die müßten Könige werden, die's wirklich verſtehen. Sie müßten mir Alle auf die Probe regiren. Oder ſie müßten ſie vorher recht ſcharf ausfragen."

„Wer denn?"

„Nu die's verſtehen."

„Die müßte man doch auch erſt ſcharf ausfragen, ob ſie's verſtehen? Und die das ausfragen, auch wieder vorher, ob ſie ausfragen können? Das ginge denn recht bunt rund und herum."

„Da wüßte ich wohl Rath, fiel die Waſchfrau ein. Das müßten nicht bloß ſo recht kluge und gute und verſtändige Menſchen ſein, ſondern ſolche, die nichts davon haben. Denen's für ihre Perſon ganz egal iſt, und ſie kriegten nichts dafür, und müßten auch für ſich nichts dabei im Auge haben."

„Das müßten alſo reiche Leute ſein, ſagte Papa

Muff. Denn von unſer eins, der ſein Brot ſich ſauer verdient, kann man doch nicht fordern, daß wir darum unſern Verdienſt quitt gehen. Lieber Gott, wen hungert, und Einer, der König werden will, ſagt zu ihm: Wenn Du mich zum König machſt, ſo gebe ich Dir auf Zeit Lebens zu eſſen, ſo viel Du willſt, und Holz und Kleider, und Deinen Kindern auch, da widerſtehe mal Einer! Ein König iſt weit von uns, aber Weib und Kind ſind uns nah."

„Ja dann weiß ich nicht, wie's geſchehen muß, ſagte Frau Martin nach einigem Nachdenken. Denn darin hat Er recht. Für Weib und Kind muß der Menſch zuerſt ſorgen."

„Am Ende müſſen wir's doch dem lieben Gott überlaſſen. Der hat die Könige bisher gemacht, und wird ſie auch wohl noch ein Weilchen machen."

„Das iſt ſchon gut, Papa Muff, wenn's nur nicht ſo viel ſchlechte Könige gegeben hätte, wie man's ja in der Bibel lieſt."

„Liebe Frau Martin, wenn man alle Königreiche, die in der Welt ſind, und einmal waren, zuſammenzählt, und alle Könige einzeln, die darin regirt haben auch, ſo giebt das eine große Zahl. Und wenn man in eine Schüſſel ſo viel Linſen thäte, als man da Könige zuſammengezählt hat, und für die böſen und närriſchen ſchwarze Linſen und für die verſtändigen und guten weiße, wie glaubt Sie wohl, daß es in der Schüſſel ausſehen wird? Ganz ſchwarz. Nicht,

weil's mehr schwarze sind, als weiße, sondern weil man die dunkeln mehr heraus sieht. Meint Sie darum, daß es in der Welt auch so schwarz aussieht, wie in der Schüssel? Da wär's ja nicht auszuhalten. Ich meine, daß unser Herr Gott anders zählt und eine Ordnung dabei hat, die wir nicht sehen. Zum Exempel war ein König auf diese Art bös, und ein anderer auf die contraire, der eine verschwendete und der andere war ein Geizhals, hebt sich das nicht schon? Wie sich das im Großen macht und schüttelt, dafür ist nur unser Auge nicht groß genug. Besonders aber muß man, die närrisch gewesen, nicht so streng ansehen. Wovon leben wir denn Alle, Frau Martin? Von der Narrheit der Menschen, jeder von eines Andern. Wenn die Menschen einmal insgesammt aufhörten närrisch zu sein, dann verhungerten die Schneider und die Lackirer und die Maler, Sie auch Frau Martin; denn so die Leute gingen, wahr wie die Natur sie gemacht, oder hingen sich ein Fell um, wie unsere Vorväter, höchstens ein Stück Leinewand, da gäb es keine Halskrausen und Manschetten zu kniffen. Nun denke ich, wenn schon gewöhnliche Menschen mit ihrem Bischen Narrheit so vielen Hunderten zum Leben verhelfen, wie viel hundert Tausend muß erst die eines Königs ernähren!"

„Das ist sein Kapitel, rief die Frau. Wenn Er nur darauf kommen kann. Weil er selbst so närrisch

iſt, wie ein Kind, möchte Er vernünftige Leute gern in die Unvernunft rein predigen."

„So ein recht vollſtändiges Tollhaus, drin ſie von aller Sorte ſind, da möchte ich wohl Ober-Inſpector ſein."

„Beſſer vielleicht, wenn ſie Ihn ſelber rein ſperrten."

„Kann ſein. Bleibt denn doch noch ein Ober-Oberinſpector, der alle ſeine Tollen rangirt und zählt, und da hinſtellt, wo jeder am wenigſten ſchadet, und nutzt, was er kann."

„Papa Muff, geht Er denn in die Kirche?"

„Ei täglich. Iſt das keine Kirche, das große blaue Gewölbe über uns. Gepredigt wird freilich nicht drin; aber deſto mehr geſungen. Das iſt eine Melodie, das iſt ein Lied! Kein Menſch, der nicht drin einſtimmt, keine Stimme, die zu ſchlecht klänge; die Nachtigall und der Kukuk, der Ochſe ſelbſt füllt ſeinen Platz. Und iſt der Geſang ſo kunſtvoll componirt, daß auch die Pflanzen mitſingen, die wir doch nicht hören, die Quellen und Flüſſe, die Lüfte und das Feuer, ſelbſt die todten Steine, die doch uns nur klingen, wenn wir mit dem Hammer gegen ſchlagen."

„Auch die Trunkenbolde, wenn ſie Morgens aus dem Schnapsladen drüben poltern, und auf den lieben Gott fluchen möchten, ſingen die auch mit in Seiner Kirche?" fragte die Waſchfrau.

Ehe jedoch für die seltenen Fremden die Ruderer zur weiten Fahrt bereit waren, vergingen Stunden. Der Wirth, ein hoher stämmiger Jämtländer, lebte hier mit einer kranken Frau auf der isolirten Höhe. Nur zu Wasser dürftige Communication; hundert Schritte von der Hausschwelle schon wieder der Bergmorast, und doch war das Erste, was uns ins Auge fiel, eine Doctorrechnung; und der Bauer fragte, ob wir nicht Kaufleute wären, oder ihm doch eine Karte von Europa ablassen könnten? Er habe ein so schönes Geographiebuch, aber was helfe es ihm, nun alle Länder dem Namen nach zu kennen, da er sich doch keine Vorstellung davon machen könnte, wie sie an einander gränzten. Es lag so viel Aufrichtigkeit in dieser Aeußerung, ein so klarer, tüchtiger Sinn sprach sich in seinen Fragen aus, daß wir in der That bedauerten, ihm mit dem gewünschten Gegenstande nicht dienen zu können. Vortheil oder practischen Nutzen dachte der Einsiedler am Kala-See wohl nie davon zu ziehen, eben so wenig war es leere Neugier; im Gegentheil haben wir hier, wie überhaupt in den dürftigern und entfernteren Schwedischen Provinzen eine edle Wißbegier, ja wenn man es so

„In der Höhe oben hört sich das ganz anders an.“

„Wenn Er so spricht, Papa Muff, dann glaubt man ihm, wenn man's auch nicht versteht. Aber ob Er gut ist und fromm, das weiß ich drum doch nicht; denn weiß Er wohl, ich traue Ihm nicht mehr. Er ist vor den Leuten ein anderer, als bei mir.“

„Man muß doch mit jedem Menschen reden, wie er's versteht.“

„Steht nicht geschrieben, Deine Rede soll sein ja ja, und nein nein; was darüber ist vom Uebel.“

„Mutter Martin, lächelte Muff, Ihr seid ja nicht der Gevatter Leineweber. Ich meine, der liebe Gott hätte uns nicht die Sprache gegeben, und die vielen Sprachen, und in jeder Sprache so viele Laute, daß wir mit allen Geschöpfen im selben Ton reden sollen. Versteht er doch eben so gut die Grasemücke als den Elephanten; ob sie hebräisch singen oder italiänisch, ihm ist's gleich. Er verstehts auch, wenn einer nicht mehr sprechen kann und schluchzt, und so gut, als den Prediger draußen, bei dem Ihr immer einschlaft, weil er so lang predigt.“

„Aber betet Er auch, wenn Er drüben Schacher treibt mit den kleinen Leuten beim Bau? Wo kriegt Er denn die vielen Scharteken her, und wo läßt Er das viele Geld, das er dafür einsäckelt? He! Traf ichs? Läßt Er den Kopf sinken? Liegts unten bei Seinen Schwefelfaden, oder bei Seinen Kellerwür-

mern? Was ſagt denn dazu der liebe Gott, wenn Er Nachts ſein Geld zählt? Soll ich den Leineweber zu Ihm runter ſchicken, daß er Ihm predigt von den Verſuchungen und Stricken? — Der Leineweber iſt ein dummer Menſch, der's nur auf den Lippen hat, aber auswendig weiß Er's was recht iſt. Wie's bei Ihm inwendig ausſieht, das weiß ich aber nicht. Verſteht Er mich, Papa Muff? Ich bin nur eine ſchlichte Frau, und nicht ſo alt als Er, aber das weiß ich doch, daß der Reichthum in Verſuchung und Stricke führt, und Seine Wege gefallen mir nicht mehr. Pfui! Hat Er das nicht geleſen, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr geht, als ein Reicher in den Himmel kommt? Glaubt Er, daß der dicke Weinhändler drüben in den Himmel kommt, oder der alte Rentier an der Ecke, der die liederliche Wirthſchaft führt, daß man ſich kreuzigen und ſegnen möchte, und ſeinen Töchtern eine Kappe über's Geſicht ziehen. O die Stricke ſind mancherlei Art. Oder was meint Er zur reichen Madame unten? Wäre die ſolche böſe Närrin geworden, und hätte ihren Mann zu Tode geärgert, wenn ſie nicht mit Goldklappern ſchon in der Wiege geſpielt? Wenn ſie meine Tochter geweſen, und wenn ſie noch ſolch ein Mopsgeſicht gehabt, als ſie zur Welt kam, und um ſich geſchlagen hätte, ich hätte ihr die Naſe runter gerückt, und für einen Schlag zwei wieder. Arbeiten! An's Waſchfaß, Mamſell Hochmuth! Statt deſſen eine Prin-

zessin konnt's nicht besser haben. Da mußte Alles in Gold und Silber, und in Sammt und Seide um sie her hängen, das Spielzeug konnte nicht schön genug sein, damit, drückte sich die gestrenge Frau Mama aus, das süße Kind das Schönheitsgefühl von der Wiege aus mitkriegte. Man hat da im Hause müssen auf den Zehen gehen, um's Wickelkind nicht zu ärgern, wenn's schrie. Und Spielkameradinnen wurden ihm gehalten, die sich mußten schlagen lassen, und nicht wieder schlagen durften. Wo sie die Händchen nach ausstreckte, das mußte das süße Kind haben. Nun ist die Bescheerung fertig. Reich ist sie noch, doch von dem Reichthum möcht ich nichts haben. Daran klebt Unseegen, Blut und Verwünschungen. Reich, sage ich, ist sie, aber ob glücklich? Das merk Er sich, Papa Muff, wenn Er reich sein wird. Sie will noch heute Alles haben, was sie sieht, und was sie hört, sehen; und was sie fühlt, schmecken. Und wenn sie es hat, ist sie's schon überdrüssig. Nun ist sie mit nichts zufrieden, mit Jedem streitet sie. Möchte am liebsten mit dem lieben Gott auch anfangen. Was schweigt Er dazu? Weiß Er kein Wörtchen? Hab' ich nicht Recht?"

„Ich denke darüber nach, Frau Martin."

„Vorher denken ist besser."

„Also meint Sie, wenn die reiche Madame nicht als Mamsell Aderbeiß geboren wäre, sondern als Jungfer Martin, dann wäre sie anders geworden?

Hm! möglich. Der liebe Gott kann doch aber nicht alle Mädchen, die er in die Welt schickt, der Frau Martin zu Töchtern geben. Es würde zu viel auf Ihr Theil werden. Bei den reichen Leuten müssen auch schon Einige untergebracht werden. Muß doch auch seinen Zweck haben, warum er reichen Leuten Kinder giebt. Schade freilich um die armen Kinder, die nun so von der Wiege auf verdammt sind, daß sie nicht in den Himmel kommen."

„I nun, er wird da auch wohl bisweilen ein Auge zudrücken. Es ist nur wegen des Exempels schlimm. Wenn die andern, die's nicht sind, nur nicht auch drum trachteten, daß sie absolut reich werden müssen!".

Ein pfiffiger und durchdringendee Blick aus den Augen des Alten blieb auf der Frau eine Weile haften. Selbst die kranke Marie schien davon getroffen, und richtete sich im Lehnstuhl auf, als Papa Muff in einem Tone, den man von ihm nicht gewohnt war, sprach: „Meint Sie! — Die's haben und bei denen es verdirbt, sähe der liebe Gott freundlicher an, als die die Hände rühren, und es erst schaffen und erwerben? Ich meinte umgekehrt, daß er sein Wohlgefallen hätte an den Betriebsamen, die von Morgen bis Abend trachten, daß sie mehr werden, und mehr haben. Bei denen wäre er, und den Faulen drehte er den Rücken."

„Steht nicht geschrieben, daß er die Lilien auf

dem Felde wachsen lässet, und die Sperlinge auf dem Dache nährt?"

„Er hat Lilien und Sperlinge geschaffen, aber die Menschen auch; und die Menschen sind unter einander so verschieden, als die Lilien und die Sperlinge, und zu jedem spricht er in einer andern Sprache. Bin weit gewandert in meiner Jugend, Mutter Martin. War auch in dem Lande, wo die Menschen wie die Thiere auf dem Felde leben, und wo sie sich niederlegen ist ihr Bett, und nehmen's mit sich, wenn sie aufstehen, und der Baum schüttelt ihnen zu ihr Frühstück und ihr Abendbrot. Zu denen sprach er: Sorget nicht für Morgen. Aber zu uns, denen der Himmel keine Tafeln deckt unter seinem blauen Zelt, die wir graben müssen, um Früchte und Wurzeln zu ziehen, und dichte Mauern aufrichten gegen den Nordsturm und den Schnee, zu uns, mein' ich, heißt es: Ihr sollt für den Morgen sorgen. Sonst werdet Ihr Bettler, und liegt dem Nächsten zur Last, der dann für zwei sorgen muß. Macht Sie's anders, Mutter, und ist doch eine gottesfürchtige Frau? Denkt Sie, daß Sie eine Sünde begeht, wenn Sie den Pfennig zurücklegt für die Tage, wo die Knochen steif werden und das Auge schwach? Wovon sollte denn die ganze Christenheit am Sonntag leben, wenn sie nicht am Sonnabend für den andern Morgen zurücklegten?"

„Ei nun, Papa Muff, lächelte die Alte pfiffig, da würde es wohl Bauherrn geben, denen der liebe

Gott erlaubte, an ſeinem Tage zu arbeiten, und da hätten Viele Verdienſt, die ſonſt verhungern müßten. Kenne ſchon welche, denen es in den Kopf geſchoſſen iſt, daß ſie nun commandiren können, wo ſie ſonſt gehorchen mußten. Weiß auch etwas.“

Papa Muff ſpitzte die Ohren.

„Klopfte ſonſt beſcheiden an, fuhr die Frau fort, ſteckte ſich ſein Lichtchen an, nahm auch ein Gericht Fiſch an von der armen Frau Martin, wenn man's ihm bot. Dem iſt der Satan recht ſichtlich in den Nacken geſchoſſen. Sieht Einen kaum an, wenn er Mal ins Haus kommt, und wenn er wirklich einſpricht, hu wie eilig iſt er da, hat nur Geſchäfte, den Kopf ſo hoch, die Augen ſo voll. Unſern Doctor, nicht den Rumläufer, den Stillen, der den babyloniſchen Thurm baut, mein' ich. Um mein armes Kind da, die Marie, bekümmert er ſich wohl um ſie, hat ihm doch“ —

„Großmutter! ſagte bittend Marie, war er nicht ſo freundlich neulich?“

„Das lohn ihn der Teufel, wenn er nicht freundlich geweſen wäre. Wo wäre er jetzt, ohne Dich? Wenigſtens hinkte er zeitlebens. Sage auch nicht, daß er ein ſchlechter Menſch iſt, ein Faullenzer und ein Tagedieb, wie der Thunichtgut; aber umgeſchlagen hat er. Iſt freilich noch kein Mogul, die Stricke ſind noch nicht feſt. Aber ſo ein dünnes Netz hat der Reichthum doch ſchon um ihn geſpannt. Würde

sonst wiedergekommen sein, sich erkundigt haben. Könnte alle Tage kommen, sind nur zwanzig Stufen."

Marie sagte, der arme Herr müsse ja Tag und Nacht im Bau sitzen. Auch während es verboten, sei er ja nicht eine Stunde in Ruhe gewesen, immer umher in der Stadt bei den Tapezierern und Fabrikanten, um alles vorzubereiten, wenn es wieder erlaubt worden, was nun geschehen, und allein durch seine Bemühung. Da seien ihm wohl viele Leute Dank schuldig und müßten Gott bitten, daß er sich in seinem Eifer nicht gar Schaden thue an seiner Gesundheit.

Die Großmutter schüttelte den Kopf, und ihre Lippen murmelten etwas, als es an die Thür klopfte, und der, von welchem die Rede war, eintrat. Nur die Blässe seines Gesichtes konnte Mariens Befürchtung rechtfertigen; sonst schien seine Gestalt seit jenem Weihnachtsabend, wo wir ihn in derselben kleinen Stube sahen, größer geworden, muskelvoller sein Körperbau, fester sein Tritt, freier seine Bewegungen, sicherer sein Blick. Damals konnte man glauben, er gehöre in diese Wohnung; heut wäre das Niemand eingefallen; er war ein vornehmerer Mann, obwohl er dieselbe Kleidung trug. Unwillkürlich erhob sich Frau Martin, was sie damals nicht gethan hatte.

Er grüßte sie freundlich und trat schnell an Mariens Stuhl, die auch aufstehen wollte. Aber er hielt

ſie zurück, und rückte einen Schemel heran. Theilnehmend fragte er nach ihrem Befinden und entſchuldigte ſeinen verſpäteten Beſuch mit den Geſchäften der letzten Tage, wo mehr als ein Menſchenleben auf dem Spiele geſtanden. Einige ſeltene Erfriſchungen, die er für ſie mitbrachte, ſteckte er ſchnell der Großmutter zu, und wehrte lächelnd Mariens Dank ab. Sie hätten wohl Beide nicht Zeit dazu, er ihn auszuſprechen, ſie, ihn anzuhören, wenn er den Dank, den er ſeiner Lebensretterin ſchulde, zu Worte bringen wolle. Ihr beſter Dank ſei, wenn ſie recht bald ihr Fieber abſchüttele, und wieder ſei ſo friſch und wohlgemuth und heiter als vorher.

Eine Fieberröthe überzog Mariens Geſicht, indem ſie ſtotterte, ſie hoffe es zuverſichtlich. Nur wollte ſie nichts von einem Arzte wiſſen. „Etwa den Doctor unten, ſagte die Großmutter. Das gefiele mir!“

Marie hatte ſich bei Strahlheims Namen unwillig abgewandt. „Ohne Sorge, mein gutes Kind. Der ſoll mir nicht wieder über die Schwelle. Ueberhaupt gut, wenn man nichts mit Doctors aller Art zu thun hat. Die gehören für vornehme Herrſchaften. Unſereins curirt ſich am beſten ſelbſt.“

Werner drückte aufſtehend freundlich Mariens Hand: „Wohl dem, der das verſteht. Uns Alle beſchleichen oft Uebel, die kein Arzt ſieht und findet. Die müſſen wir ſelbſt heilen. Wenn es auch An-

ſtrengung koſtet, die Natur gab uns die Kraft ſie zu verwinden."

Beim Fortgehen entſann er ſich, daß er noch eine kleine Schuld zu berichtigen habe. Als er neulich Abend ſeine Eingabe an die Miniſterien vollendet, und ihm ein Abſchreiber fehlte, denn ſie mußte über Nacht fertig ſein, hatte Marie dieſe zu beſorgen verſprochen. Einem weitläufigen Vetter wollte ſie den kleinen Verdienſt gönnen; und ſchon früher, als er erwarten konnte, hatte ſie ihm am Morgen die ſaubere Copie überbracht. Sie ſchien jetzt in Verlegenheit, als er nach der Summe fragte, und dieſe ſteigerte ſich noch, als er einige Thaler auf den Tiſch legte. Sie meinte, es ſei viel zu viel, der Vetter könne das nicht annehmen, und ſie auch nicht. Der Vetter werde vielleicht gar nichts fordern, er habe es gern gethan, und verwirrt bat ſie ihn, das Geld doch zurück zu nehmen. Frau Martin, die nur halb von dem Handel unterrichtet ſchien, mußte ſich ins Mittel legen. Sie ſtrich die Thaler ein und meinte, der Vetter ſei ein armer Schlucker, der nichts zu verſchenken habe, und wenn es zu viel ſei, könne er dafür nacharbeiten.

Werner war gegangen, und Marie von der Großmutter in ihre Kammer gebracht. Es ſchien der Alten nicht unlieb, daß ſie den Papa Muff bei ihrer Rückkehr noch vorfand. Sie gehörte nicht zu denen, welche Stimmungen mit ſich abmachen; ſie bedurfte

lebendiger Zeugen, um ſich ſelbſt mit ihren Gedanken zu verſtändigen.

„Hab ich Recht, ſprach ſie, hat der Feind nicht angeklopft? Was ſagt Er zu dem vornehmen Herren? O er war ſo hübſch raſch ab, und ſo glatte Worte gab er, als ob's ein Baron war, und nicht Einer, den wir kennen."

„Es iſt nicht Einer wie der Andere."

„Aber der Menſch ſelbſt ſoll ſich doch gleich bleiben."

„Ein Kind, wenn's geboren wird, iſt drei Spannen lang, und ſechs volle Fuß braucht der Tiſchler, wenn er die Bretter zum Sarge ſchneidet. Ach, Mutter Martin, wenn Alles am Menſchen wächſt, ſollen ihm die Gedanken dieſelben bleiben?"

„Rechtſchaffen und dankbar, das ſoll bleiben, wie es iſt."

„Ich meine, die Rechtſchaffenheit und die Dankbarkeit kann auch wachſen, und ein ander Kleid anziehen. Dem Kind dankt man mit einem Apfel, ein großer Menſch will mehr. Wenn Alles um uns her anders wird, ſollen wir uns dann nicht auch ändern? Es paßt ja ſonſt nicht zuſammen."

„Ehrlichkeit paßt immer, und Recht und Gerechtigkeit muß überall dieſelbe ſein."

„So! ſagte Papa Muff. Warum geht Sie denn nicht vor die Polizei, Mutter Martin, und giebt Ihren Chriſtoph an? Der ſchrie neulich Morgen

nennen will, einen wissenschaftlichen Sinn bei den Bauern angetroffen. Die Sorge um Kartoffeln und Branntwein hat ihn noch nicht so ergriffen, wie unsern Niederdeutschen Landmann, der bei jedem darüber liegenden Gedanken einen Frevel am Allerheiligsten, dem Nützlichkeitsprinzip, zu begehen denkt. Kenntnisse sind, wie gesagt, nicht weit ausgebreitet, aber desto mehr erfreut das einzelne Aufleuchten wißbegieriger Geister. Bei einer trüben Nachtfahrt streichelte mir einst der betrunkene Bauer den Rücken, als er hörte, daß ich ein Deutscher und kein Engländer sei, und lallte dabei: „Ach, Deutsche sind gute Leute, ein gelehrt Volk!“ Aufrichtigkeit, Gutmüthigkeit und Wohlwollen spricht sich überdies in den Jämteländischen Gesichtern aus; damit verträgt sich ihre Handlungsweise. Wir mochten nachher, wo wir in andern Provinzen einen Jämteländer fanden, ihn wie einen lieben Bekannten begrüßen. Auf diese liebenswürdige Treuherzigkeit seines Nachbars ist der Norweger stolz, indem er behauptet: die Einwohner der Provinz, welche so lange mit Norwegen vereinigt gewesen, gehörten eigentlich mehr zu ihm, als zu Schweden. Doch findet sich dieselbe Bie-

lauter als der Leineweber, und hat ſelbſt einen Stein geworfen auf den Commiſſair.“

„Der iſt ja ein Kind noch.“

„Wir Alle ſind Kinder; und was würde aus uns, wenn nicht bisweilen eine Mutter Martin zur Hand wäre, die uns ins Haus riſſe, wenn die Gerechtigkeit, die ja blind iſt, zuſchlagen will! Die Ehrlichkeit muß vor den Leuten doch auch ein Kleid tragen, wie es gerade Sitte iſt, ſonſt werfen ſie ſie zur Thür hinaus. Aber ein gutes Herz, Mutter Martin, und wer den Rock nicht verkehrt anzieht, der kann's ſchon wagen in der Welt. Der Wind macht trocken und der Regen naß; Sonnenſchein nnd Sturm miſcht der liebe Gott, und wenn wir müde ſind, gehen wir ſchlafen. Aber ſo lange wir wachen, ſollen wir's Auge aufthun, daß wir nicht betrogen werden von uns ſelbſt. — Sie iſt eine reiche Frau, ſie hat einen Schatz. Den hüte ſie wohl.... nicht vor dem Baumeiſter, der iſt treu wie Gold, und hält ſie mit der Hand ab, wenn die Schätze ihm zurollen wollen, — aber.... was war's doch, wovon wir ſprachen? Der alte Muff wird ſchwach, es iſt Schlafenszeit, und eine gar ſchwüle Luft.... Die gute Marie ſoll ſich ſelbſt curiren, war's nicht ſo, was er ſagte? — Die Cur iſt ſchmerzvoll, aber wer hat ſie nicht durchgemacht, der einmal geliebt hat, und wonach er die Arme ausſtreckte, das verging und ſchwand, und er umarmte nichts, als einen Schatten — ſagen die

Leute. Doch es ist falsch. Was wir einmal geliebt haben, mit ganzer Seele geliebt, verschwindet nicht wieder, uns bleibt ja das Bild, wenn man uns die Augen ausrisse, wir sehen's doch."

Eine Thräne stahl sich aus den grauen Wimpern der Matrone, indem der alte Muff ihr die Hand drückte.

„Die arme Marie!" seufzte sie.

Er hielt bedeutungsvoll den Finger an den Mund: „Namen sind Gespenster; die muß man nicht citiren. Alle Dinge waren schön in der Welt, bis sie Namen erhielten. Da greifen die Thoren nach, und der Duft verhaucht und die Blüthen fallen ab, und es bleibt nichts als ein Skelett. Um Namen haben sie sich zerrissen und gewürgt, und Liebe und Wesen gingen drüber unter, und von allem Schönen und Guten, was gewesen ist, bleibt nichts über als der todte Name. Darum, liebe Frau Martin, dem Kinde keinen gegeben, wenn es ein unschuldig Kind bleiben soll. Mit Kindern kann man spielen, Gespenster spielen mit uns. Gott befohlen!"

Als er die Thür öffnete, trat ihm der Leineweber entgegen. Er steckte den Kopf über die Schwelle, und das gelbe Gesicht dehnte sich häßlich in die Breite, als er, die Hand an den Mund, hereinkrächzte: „Jetzund alleweile kommt die junge Wittwe erst nach Haus mit ihrem Studenten."

Er zog die Anwesenden behutsam an die Trep-

penmündung, von der man bis auf den untern Flur sehen konnte, und man sah einen zärtlichen Abschied.

Papa Muff hielt die Laterne an das Gesicht des Webers. „Warum das, Herr Muff?"

„Daß ich Deine freudestrahlenden Augen sehe."

„Ich, Freude!" Das Gesicht verzog sich schnell aus der Breite in die Länge, und die Augäpfel, die schelmisch herunter geblinzt, rückten nach oben. „Ich stehe hier, um zu beobachten, wie die Verderbniß mit Schritten ankommt, so groß wie die Nacht, wenn sie auf den Tag folgt."

„Und wie lange stehst Du schon und wartest, um die Schritte zu sehen? Eine Viertel oder eine halbe, eine ganze oder zwei volle Stunden? Hast Du Dich nur verlassen auf Dein Auge, oder das Ohr zu Hülfe genommen? Hast Du es in demüthiger Erwartung auch an die Schlüssellöcher gelegt?"

Der Weber kreuzte die Arme.

„Auf der Treppe läßt sich hier wohl besser beten, als in der Kammer?" fragte die Waschfrau.

„Den Studenten Anselm, Frau Nachbarin, werden Sie doch nun nicht mehr in Ihrer Wohnung dulden?"

„Duldet doch der Herr, entgegnete die Frau, so viele Geschöpfe in seinem großen Hause, auf deren Gesichtern Neid und Abgunst geschrieben steht, und sind alte Leute. Der Student ist noch jung und die Wittwe auch."

Der Weber murmelte etwas von Sodom und Gomorrha. Der Schwefelgeruch rieche ihm durch das ganze Haus. Und ob der Himmel nicht schon selber sichtlich davon angesteckt sei? denn solche Wärme, als wenn es gewittern wolle, in Decembertagen, sei ihm noch nicht vorgekommen. Mutter Martin schalt den Aberglauben; allein Papa Muff nickte mit dem Kopfe:

„Der Tod klopft mannigfach an, und auf sein Klopfen sollen wir achten."

Er legte seine dürre Hand an des Leinewebers Brust: „Hörst Du es donnern?"

„Ich höre nichts," antwortete der Blaßgewordne.

„Ei, ein so scharfes Gehör für die Seufzer der Luft, und überhörst die Posaune des Gerichts! Geh in Dein Kämmerlein und schließ mit Dir ab, denn was würde der Herr sagen, so Du in Deiner Rechnung, wo so viele Namen stehen, Deinen eigenen vergessen hätteſt."

Die Drei an der Treppe trennten sich, denn der Student Anselm kam jetzt herauf.

Fünftes Kapitel.

Einige Stunden ſpäter finden wir Werner in der kleinen Stube, die er zwar noch ſeine Wohnung nannte, aber nur ſelten in den letzten Tagen beſucht hatte. Auch die Nächte hatte er größtentheils im Bau zugebracht. An demſelben eichenen Tiſche, wo er vor wenig Nächten ſeinen letzten Brief ſchrieb, ſaß er auch jetzt wieder, die Feder in der Hand. Aber die gehäuften Papiere, Akten und Riſſe ringsum ſprachen, daß es nicht ſeine letzte Arbeit ſei. Es war ſehr ſtill, man konnte den Holzwurm hören; nur dann und wann tönten die Hammerſchläge von der nächtlichen Arbeit jenſeit der Straße herüber. Er ſah jetzt nach der Uhr.

Es ſchlug zwölf von dem Glockenthurm der Altſtadt. Er hörte Tritte auf der Treppe, und legte die Feder aus der Hand, indem er noch einmal einen flüchtigen Blick auf ein letzt empfangenes Schreiben warf. Dabei ſchien ein gleichgültiges Lächeln über ſeinen Lippen zu ſchweben, und doch hielt er den Athem an, um die Tritte zu verfolgen, und ſein Blick

haftete auf der Thür. In dem Schreiben war ihm der Generalbevollmächtigte des Bauherrn gerade um dieſe Stunde angekündigt, mit dem er, als dem alter ego deſſelben ſich beſprechen, und von dem er die ſchließlichen Anweiſungen erhalten ſolle.

Ein Stuhl für den angemeldeten Beſuch ſtand ſchon bereit, und als die Thür ſich leiſe öffnete und Papa Muff eintrat, winkte ihm Werner ſchweigend darauf Platz zu nehmen. Der Alte gehorchte, und Beide maßen ſich ſtumm eine Weile mit ihren Blicken.

„Wenn Sie durch Ueberraſchung zu wirken meinten, hub Werner endlich an, ſehen Sie ſich getäuſcht. Auch ehe dieſer myſteriöſe Brief mir die Perſon anmeldete, von der ich Ordres zu empfangen hätte, wußte ich, daß Sie die Sache näher anging. Wenn man Mummereien liebt, ſollte man vorſichtiger das Spiel betreiben. Ihre Hand war zu ſichtbar. Wenigſtens für mich. Dies, mein Herr, iſt mein freundlicher Rath. — Wie ich nun mit ihnen zu verhandeln, ob ich in Ihnen den wirklichen Eigenthümer und Herrn des Baues, oder nur einen vertrauteſten Bevollmächtigten deſſelben vor mir habe, wird von Ihrem Willen abhängen entweder auszuſprechen oder zu verſchweigen. Mir iſt es gleichgültig, das Geheimniß geht mich nichts an; ich bitte nur darum, meine Perſon nicht mit hinein zu ziehen, indem mir nichts daran liegt, in einem Mährchen mit zu figuriren; zumal, wenn man mir eine Rolle darin an-

weiſt, ohne mich vorher zu fragen, ob ſie mir anſteht. Weder mochte ich neulich den Kaftan eines Magiers tragen, noch gefällt es mir heute, wennn man Wunderdinge über meine Geſchicklichkeit, Muth, Abkunft ausſprengt. Mein Name iſt Theodor Werner, meine Familie eine ehrenwerth bürgerliche, mein Geſchäft das Bauweſen, durch Contrakt bin ich in Ihren Dienſten, was in meinen Kräften ſteht, bin ich verpflichtet Ihnen zu leiſten; gelingt es nicht, iſt es mein Schade wie der Ihrige. Mehr als das Mögliche läßt ſich nicht thun, und will ich nicht verſuchen. Nach dieſer Erklärung, mein Herr, erwarte ich Ihre weiteren Befehle."

„Iſt das Alles?" ſagte Papa Muff.

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu ſagen."

Der Alte räusperte ſich: „Herr Werner warfen neulich dem abgegangenen Conducteur die Art vor, wie er mit den Leuten umginge."

„Wir lernen die Sprache, welche wir mit Andern reden müſſen, am beſten von ihnen ſelbſt."

„Nackt und geradeaus, damit käme man alſo am leichteſten zum Ziele?"

„Am ehrenwertheſten gewiß," ſagte Werner.

„Wer den Kopf an einer Mauer einrannte, derweil ein bequemer Weg ſich darum weg ſchlängelte, wird deshalb noch kein Ehrenmann genannt. Der Himmel und Erde ſchuf, hat auf der letztern ſo viel Felſen, und Mauern und Wälle hingeſetzt, und wir

müſſen durch, um zu einander zu gelangen. Aber dem Menſchen gab er einen ſo ſchwachen Schädel, daß ſchon ein kleiner Stoß dagegen ihn tödtet. — Im Himmel mag es anders ſein; aber auf der Erde muß man rechnen, denken, ſinnen, Acht haben, wie man am wohlfeilſten ein Hinderniß umgeht."

„Aber nicht lügen," rief Werner.

Der Alte lächelte: „Doch die Dinge anfaſſen, wie ſie ſind, und die Menſchen auch. Da muß man oft ſehr behutſam angreifen. Sie ſind ein Künſtler. Wie, und der Illuſion kein Recht gegönnt? Wobei ſollte man denn die Menſchen anfaſſen, wo es große Dinge gilt? Sie berechnen nur den nächſten Vortheil, der für ſie abfällt. Nagten wir nicht noch an der Waſſerrübe und am Holzapfel, wenn unſern Vätern die Phantaſie nicht geholfen hätte? Freilich möchten ſie jetzt lieber all ihre Tempel und Altäre zerſtören; aber das iſt Urweltsarbeit. Der Kitt iſt ſtärker als unſer Witz. Und bauen ſie nicht wieder auf, was ſie zerſtören, nur kleiner und jämmlicher!"

Der Alte ſprach fort, und Wernern klang es wie ein wehmüthiges Gedicht. Die Töne, die er anſchlug, trafen eine Saite, auf der er ſelbſt ſo lange geſpielt, bis er ſie mit Gewalt zerriſſen zu haben glaubte; aber ſie ſpannte ſich und tönte wieder, und alte Melodien rauſchten durch die Luft, wenn der Alte von den Werken der Vorzeit redete, die ein heiliger Glaube ausgeführt, ein beſeeligender Wahn,

und die noch mahnend zur kleinmüthigen Nachwelt sprächen.

„Und wer zaubert Geister und ruft Todte aus ihren Grüften, daß sie die Menge aufregen sollen, und entflammen, wenn er selbst kein Auge hat sie zu sehen, kein Ohr ihre Stimme zu hören! Wer bläst einen Wahn an, wenn es nicht Momente giebt, wo er ihn selbst faßt und weiterträgt, als er wollte, ihn entrückt in Regionen, wo er selbst ein Neuling ist, und Schauer und Wonne ihn ergreifen! — Daß ich Ihnen das erst sagen muß, fiel der Alte mit einem Tone ein, der ans Herzliche streifte. Sie sind der jüngste unter allen Meistern, die an dem Bau arbeiteten, Sie sind mit einem Geiste in das, was Sie fanden, eingedrungen, der den Erfinder überrascht hat, Ihre Phantasie hat seine überflügelt, wo er fehlte, ausgefüllt. Indem Sie einen Zusammenhang zwischen den lockern Theilen sichtbar machten, thaten Sie mehr für ihn, als er erwarten konnte, Sie machten das Werk zu Ihrem eigenen. Ward dieser schöne Eifer plötzlich kalt? War es nicht die Sache, die Ihre blasse Wange wieder röthete, Ihrem Auge wieder Feuerglanz lieh, war es nur der Ehrgeiz, und ist der vielleicht gekränkt, weil es nun nicht mehr Ihr Werk scheint, seit ein Anderer da ist, den die Sache näher angeht?"

„Sie thun mir Unrecht," sagte Werner.

„Ich wußte es, fuhr der Alte fort, und seine

Züge wurden freundlicher, indem ſein Auge auf dem des jungen Mannes ruhte. Die hochmüthige Bitterkeit, der harte Ton, mit dem Sie mich empfingen, iſt mir nicht fremd. Ich bin ihn an allen den Tagelöhnern gewöhnt, die Herren wurden. Sie kamen aber nicht als Tagelöhner, auch nicht als Herr. Wie ein Liebhaber, wie ein Geweihter nahmen Sie ſich der Sache an. Was Sie dafür gewirkt, was nicht zu Tage kam, mir iſt es bekannt — und dazu, mein lieber junger Herr, paßt nicht die Miene von vorhin und der Ton. Er paßt auch zu Ihnen ſelbſt nicht. Sie ſind beſſer und fühlen wärmer als unſere hochmüthigen jungen Leute, die nur ſich im Sinne haben, und wenn ſie an ein fremdes Werk gehen, eine verdrießliche Miene machen, als geſchehe es nur mit Ueberwindung, und ihnen widerfahre ein Unrecht. Ich meine auch, Sie haben ſo viel gelernt und gelitten, daß Sie über die Lehrjahre ſind, wo der Jünger glaubt, die Meiſter ſeien nur da um abzutreten, und ihm Platz zu machen. Nicht wahr, mein lieber junger Herr, den ich ſo gern Freund nennte, Sie kamen ſchon dahin, wohin man gewöhnlich erſt im Alter kommt. Sie laſſen die Welt, wie ſie iſt, paſſiren, und halten ſich nicht für berufen, ſie von Neuem zu ſchaffen. Sie ſind zufrieden, wenn man Ihnen ein Plätzchen darin giebt, um Ihre Kräfte daran zu probiren. Nun, und warum doch die bewölkte Stirn?“

Auch Werners Ton war milder geworden. Das

derkeit, wenn auch mehr mit Schwedischem Stolze gepaart, in andern westlichen Provinzen.

Die gerühmten Eigenschaften des Jämteländers vertragen sich übrigens in den einzelnen Gränz-Gaards auch mit Lappländischer Unreinlichkeit. Zwar ist die Krätze hier, wie überhaupt in Schweden, seltener als in dem Schwesterreiche; dagegen das Ungeziefer recht eigentlich zu Hause. Die Wanzen finden ihr bequemes Unterkommen in den gezimmerten Bretterhäusern und sind in den Himmelbetten unangenehme Nachtgefährten des Reisenden. Von der Ueberfülle eines anderen Hausthieres in der gastlichen Hütte des wißbegierigen Europäers überzeugte uns eine öffentlich vorgenommene Jagd. Der Sohn des Hauses setzte sich mitten im Zimmer am Kamine nieder, nahm ein großes Hackebrett auf die Knie und strich das lange Haar nach vorn herüber. Seine Anstrengungen waren nicht umsonst, und nach einer reichen Jagd setzte der Bursch vergnügt das Brett bei Seite. Dies war übrigens das letzte Gehöft, wo eine offene Unreinlichkeit uns anstieß. Schon mit Kala begann die größere Thätigkeit und Sauberkeit, deren Charakter sich durch ganz Schweden in

Auge des Alten glänzte ſo freundlich; er ſaß, die Hände im Schooß gefalten, vor ihm, keine angenommene Maske, der Mann, der er wirklich war.

„„Ich könnte tauſend Fragen an Sie thun, die mich in den Augen vernünftiger Leute rechtfertigten: Warum erſcheint der, dem ich gehorchen ſoll, um Mitternacht auf meiner Stube? Warum erſt jetzt, da ich ihn täglich ſah? Warum die Verkappung, die Schleichwege, warum die koſtbare Eile, die ſo viel Tauſende unnöthig verzehrt? Warum das ganze Myſterium? Warum der Bau ſo und nicht anders? Warum Schwierigkeiten ſich ſelbſt gemacht, die ſich, wenn man die Sache gehen ließe, von ſelbſt löſten? Alle dieſe Fragen gehen in der einen auf: Warum die Faxen?“

„Lieber Herr Werner, ſagte der Alte nach einer Pauſe, es gelänge mir vielleicht, wenn ich mir auf eine Rede Mühe gäbe, Ihnen zu antworten, aber es iſt ſchon lange her, daß der alte Muff nur mit ſchlichten Leuten umging. Es wird ihm nun ſchwer anders zu ſprechen, als was die verſtehen. Sie erlauben mir ſchon, mich auszudrücken, wie mir zu Muthe iſt. Es fühlt ſich manches beſſer unter den gemeinen Leuten, als unter den vornehmen und gelehrten.“

„Daß Sie wiſſen, was Ideen ſind, welche die Seele hinreißen, verriethen Ihre Worte vorhin.“

„Das waren Klänge aus der Jugend. O ja,

ich wollte auch einmal gradeaus gehen. Das Rechte, Schöne, Wahre, Gute, auf dem nächsten Wege wollte ich's faſſen, es ſollten Alle um mich her daſſelbe wollen. Wer zauderte, zweifelte, ſeitwärts ſchlich, den ſchalt ich einen Verräther. Das wird Alles anders, wenn man ſich tüchtig reibt, und die feine Haut, die ſonſt zuckte an einem ſcharfen Grashalm, dick wurde, daß auch Neſſeln nicht mehr brennen und Diſteln nicht ſtechen."

„Nun ja, fiel Werner ein, wenn man das Gefühl für das Schöne verliert, iſt es Zeit, Tagelöhner zu werden um das tägliche Brot."

„Warum gleich Tagelöhner, entgegnete Papa Muff? Man kann noch Geſell werden, Polier, Meiſter, Aufſeher. Der liebe Gott hat ſo viel Stufen in der Welt gemacht, und ich meine jetzt, der iſt der Klügſte, der bald die Stufe erkennt, wohin er paßt. Man muß frühzeitig ſein Auge prüfen, wie weit es reicht, und der iſt der ſchlechteſte Schütze, der weiter zielt, als ſeine Büchſe trägt. — Sein Sie ſchon nachſichtig, lieber junger Herr, alte Leute ſind geſchwätzig. Und es iſt lange her, daß ich Jemand traf, mit dem ich ſo gern geplaudert hätte, als mit Ihnen. In meiner Jugend, — ja, von der wollte ich reden, — da träumte ich viel, und ich hielt es für Stimmen und Bilder aus der unſichtbaren Welt, die ſichtbar werden wollte, und mich hielt ich für den Propheten, der berufen ſei die Träume wirklich zu machen. Es waren nicht ſo hohe Dinge, wie ſie den jungen Leu-

ten jetzt durch den Kopf gehen, aber hoch genug. Physik, Chemie, Technik hatte ich studirt, reich war ich auch, ich wollte alles versuchen, und meinte, der Mensch sei zu nichts Besserm da, als zu Experimenten. An einem Uhrwerk arbeitete ich, so groß, daß es Wagen und Schiffe ziehen und Mühlen treiben sollte. Ich träumte auch wohl, wie jener Kaiser, daß meine eine Uhr alle andern zwingen sollte, gleich zu gehen. Sie gingen nicht gleich; ich erfand nicht die Kraft, die einen Wagen bergauf treibt, kein Feuer, das nicht brennt, und kein Licht, das nicht Schatten wirft. Aber ich habe doch Vieles gedacht, was Andere noch nicht gedacht, und Manches erfunden. Sie hätten mich nicht so scheel ansehen, so rauh anfahren sollen, wenn es mißglückte. Mein Wille war ja gut. Die Menschen waren dazumal noch härter als jetzt, wenn Einer aus den Geleisen ging. Was mußten sie mir alles, was ich that, verreden, unter der Hand dagegen arbeiten! Da konnte es ja nicht gelingen. Sie sagten, ich stände nicht allein, es wäre gegen meine Pflicht, ich hätte Familie. Ach, lieber Herr, wie muß Einem zu Muthe sein, der glaubt, er habe fliegen gelernt, und nun will er hinauf, und da legen sie ihm Handschellen an, und schmieden ihn an mit einer langen Kette an den Boden. Da können denn die Jungen rufen: „„Seht den Narren!““ Sie bewiesen vor Gericht, daß ich einer sei, und setzten mir einen Vormund. Der sollte für mich denken,

und für mich probiren! — Das war hart, und doch nicht das Härteſte. Den Spott lernt man ertragen, die Liebloſigkeit nicht, wenn man ſich bewußt iſt, daß man ſeine Mitmenſchen liebt, und was man thut, für ſie thut. Beim Frühſtück und beim Mittag, beim Veſper und beim Abendbrot die verdrießlichen Blicke, die ſtummen Vorwürfe. Ach ſie blieben nicht immer ſtumm. Da erſt fühlte ich, wie der Menſch, der ſich der freiſte dünkt, weil er reich iſt, der gefeſſeltſte iſt. Die ganze Familie, alle, denen die Geſetze Anrechte auf was wir haben, zuſprechen, glaubt ja ein Recht zu haben mitzuſprechen. So lange ich in meinen Planen lebte, hatte ich ihre Stimmen überhört; der Vogel in der Luft hört nicht die Klagen und das Geſtöhn im Lande, wo er niſtet. Nun ich mit gebundnen Fittichen unter ihnen lag, traf und verwundete es mich. — Da lag ein Plan vor mir, eine Erfindung, die Tauſende glücklich machen, hundert Tauſenden Brot verſchaffen ſollte. Ach viel mehr noch. Nur ein Paar Hände voll Geld bedurfte es noch. — Sie ſchlugen ſie mir ab. — Da lernte ich mich verſtellen, es war das erſte Mal in meinem Leben, ich log ihnen vor, daß ich vernünftig ſei. Mein Advocat bewies es, und die Richter glaubten es. — Ich war nun wohl wieder frei, Herr meines Geldes, ach aber wie mußte ich mich umblicken, wie ſchleichen und verſtellen, wenn ich eine Hand voll fortgab. Sie konnten ja wieder zum Richter gehen, mich zum zwei-

ten Male für einen Narren erklären. Dann hätte das Geſetz auf die Ketten das Siegel gedrückt: unverbeſſerlich! Ach meine lieben Maſchinen, wie ließ ich ſie arbeiten! Aber das unruhige Blut machte vielleicht, daß ich ſie bisweilen in Unordnung brachte, daß mir vieles mißrieth, wo ich nahe daran war am Gelingen. Wie manches von dem, was ſie jetzt können und alltäglich wurde, ich ahnte es, ich verſuchte es. Aber da riß irgend ein Faden, ein Rad ſchlug um, oder ich mußte mich drauf ſetzen, daß ſie es nicht ſähen. Wie Vieles im Leben verdirbt die Furcht. Und das Heimliche koſtet Geld, viel Geld. Aber je mehr ich einſetzte, um ſo mehr konnte ich ja wieder gewinnen. — Ja lieber, junger Freund, es war unrecht von mir, daß ich ein ſchlechter Rechner war. Der alte Muff hatte auch ſeine Fehler, große Fehler. Da ſah ich mit Schrecken, daß ich nichts mehr hatte, weniger als nichts. Strenge Gläubiger pochten an meine Laboratorien. Aber meine Maſchinen, waren das nicht Goldpreſſen, Münzſtempel! Die Induſtrie des Landes lag in meiner Hand, wenn ich die eine fertig bekam, die ohne den Schweißtropfen eines Menſchen, ohne das Stöhnen der Pferde, ohne Waſſer und Wind, durch nichts bewegt wurde, als den Dampf. — Sie lächeln. Nicht wahr, die Leute hatten dazumal Unrecht, über mich zu lachen. Ich hätte es ihnen hundert, tauſendfältig wieder zahlen können, das Wenige, deſſen ich noch bedurfte? — Ich hatte

ja noch eine Gattin; ſie war reicher als ich geweſen, und war noch viel reicher geworden. Sie hatte keine Erfindungen gemacht! Oft hatte ſie mich freilich zurückgewieſen. Doch jetzt, wo mein Alles auf dem Spiele ſtand, wo es ſo klar war, wie der Tag, ich wurde ein Cröſus, — ich konnte es ihr ja ausrechnen, wie das Ein mal Eins, da konnte ſie es doch nicht abſchlagen, ihrem Gatten beizuſtehen.“ —

Der Alte rieb mit dem Finger das Auge. Werner hörte in ſteigender Theilnahme zu.

„Was ich ihnen da für alberne alte Geſchichten erzähle, mein junger Herr, nicht wahr, das iſt Ihr Gedanke? Geht's nicht Jedem ſo, der etwas erfindet? Bilde mir am Ende auch nur ein, daß es mir perſönlich geſchah, was Tauſenden paſſirte. Wie ſie da die Augen verdrehte, blaß wurde, in Krämpfen lachte, und ſchrie: „„Auch das mir noch, Du Taugenichts! Willſt Weib und Kind zu Bettlern machen. Mir aus den Augen. Der Thaler, den ich Dir zu Deinen Alfanzereien gebe, ſoll mir in der Hand ſchmelzen,““ nicht wahr, das iſt nur Allegorie? So hat die kaltherzige Weltklugheit von jeher geſprochen, ſo zu Columbus, zu Keppler und Kopernikus; und ich alter, ſchwacher Mann bilde mir aus Eitelkeit ein, ich ſei auch ein ſolcher Märtyrer geweſen.“

„Und was endete die Geſchichte?“ fragte Werner.

„Der Tod.“

„Wer ſtarb?“

Der Alte ſtockte: „Wir Beide. Das war doch das Geſcheidteſte? Wer nicht mehr wirken kann, iſt todt. Aber was iſt denn von mir geſtorben? Nur was vergänglich war. Nicht wahr, mein junger Herr, es mochten noch ſo viel böſe Weiber, noch ſo viel kalte Egoiſten ihre Kaſſetten zuſchlagen, die große Maſchine mußte doch an's Licht; ſie iſt an's Licht getreten, ſie, die Raum und Zeit auf Erden wird verſchwinden machen, die Menſchen, ihre Werke und ihre Gedanken, den grollenden Elementen zum Trotz, zu einander führt, die Schätze heben wird aus den Tiefen, die Klüfte ebnen, und, was mehr werth iſt, die für den Menſchen arbeitend, ſich ihm ſelbſt wiedergeben wird, daß ſie ſich Alle frei bewegen, gerad aufrecht ſtehen, und zur Sonne ſchauen ſollen. Das Paradies liegt hinter uns, es liegt aber auch vor uns, und den Menſchen gab er die Kraft zu graben und zu ſäen, daß es wieder blühe! — O mein lieber Herr, ich freute mich wie ein Kind, als das erſte rauchende Schiff die Wellen theilte, und dem Winde zum Trotz an die Küſte ſteuerte. Die wilden Leute ſchrieen: „„Das ſind Zauberer,"" ich ſtürzte auf den Boden, und rief: „„Das iſt Gott, der kein Saatkörnlein des Geiſtes vergehen läßt, das auf ſeinen Boden fiel. Wenn der Sämann auch nicht, ſeine Kinder und Kindeskinder erndten doch."" Nicht wahr, es iſt ganz gleichgültig, ob der alte Muſſ oder ein Anderer die Maſchine erfunden hat?"

Werner drückte bewegt dem Alten die Hand: „Sie ſprechen von alten Zeiten, und Ihr langer Todesſchlaf muß trübe geweſen ſein.“

„Wie Viele ſchlafen den Schlaf! ſagte Papa Muff. Wer da nur auf die Träume achtet! Da iſt Troſt.“

„Ein ſo langes Traumleben!“ ſeufzte Werner.

„Es lebt ſich nur dann ſchlecht darin, ſagte der Alte, wenn wir das andere todte Leben hinter uns nicht vergeſſen können, wenn der Wurm beſtändig in uns nagt: Dir geſchah Unrecht! Wer den zum Schweigen gebracht, wer ſich ſelbſt bewieſen hat, ihm ſei nicht mehr widerfahren, als er verdient, der ward ſchon wieder neugeboren, und unſchuldig wie ein Kind. In der Wüſte da, nach meinem Tode, hielt ich mit mir ſelbſt Abrechnung. Die Schatten beſuchten mich, die ich als Weſen gekannt. Es war ein ſchweres Ringen mit ihnen. War ich doch König, und konnte ſprechen; ſie mußten ſchweigen, und vor meinem Blicke fliehen. Sie öffneten auch nicht den Mund, aber ſo oft ich ſie verſcheucht, ſie kamen immer wieder, und behielten zuletzt ihr Recht. Wo war denn meines? Wenn ich mehr geahnet, mehr gewußt, als die Andern, was gab mir das ein Recht mich willkürlich aus der Kette loszureißen, davon ich ein Glied war! Die Kette ſelbſt konnte ja zerreißen! War es nicht Pflicht der Liebe und der Klugheit zugleich, mich ihnen verſtändlich zu machen, ſie allmälig mich verſtehen zu laſſen? War es nicht doch vielleicht Eitelkeit, Stolz,

ich wollte überraſchen, wie ein Götterſohn vortreten, der die dunkle Hülle fortwirft, um durch ſeine Strahlen zu blenden? Und wenn nicht, wenn ich da wirklich unſchuldig litt, hatte ich nicht wo anders geſündigt, war es keine Strafe? Die Wüſte, und die Thiere darin, junger Freund, predigten mir eine ſeltſame Predigt von der Weltvergeltung. Die unſchuldige Taube, die der Sperber würgt, ſtraft ihn nicht wieder; auf den Sperber ſchießt der Geier, und den Geier trifft dafür des Menſchen Rohr. — Was ich Verdienſt nannte, ward nicht anerkannt; aber wie Manches, was der Zufall, nicht ich, gemacht, hatte laute Würdigung gefunden, und ich davon die Ehre. Iſt es nicht allüberall ſo? Wer recht ſtreng rechnet, ward ihm nicht vieles vor die Füße geworfen, und er brauchte ſich nur zu bücken, um zu erndten, das er nicht geſäet? Wie viel von dem Unglück, was ihn trifft, von dem, was ihm Ungerechtigkeit ſcheint, kann er darauf abrechnen? Und welche Mittel, welches Glück der Geburt war mir geſchenkt, wie hätte ich damit wuchern können? Das war vergeudet in ſtolzem Uebermuth; ich wußte es nicht zu ſchätzen, als ich es beſaß."

„Wer ſchätzt, was er beſitzt!" ſagte Werner.

„Ich war müde vom Staub, fuhr der Alte fort. Die Geißelhiebe der Geſellſchaft hatten mich verwundet; wie giftige Diſtelſpitzen ſaß es mir im Fleiſch. Ich wollte mich baden in der reinen Natur. Da war

keine Pflanze ſo klein, kein Thier ſo ſchlecht, das mir nicht beſſer dünkte, als der Menſch; ich liebkoſte es. Ich ſah, wie die Lüfte den Halm nährten, wie der Duft der Erde dem Käfer Kraft gab. Es war alles natürlich, gerecht, auch der Untergang. Jedem Dinge iſt ſeine Zeit gemeſſen. Der Durſtige kann ſchwelgen in der reinen Strömung, wo die Willkür als Nothwendigkeit der Elemente erſcheint. Aber auch in Urätherlüften trinkt er ſich nicht ſatt. Selbſt in Indiens Wäldern, wo das Kraut, das Du erdrückteſt, als Du darauf lagſt, wieder friſch aufſchießt, und es braucht nicht mehr Friſt, als bis Du Dir den Staub abgeklopft, auch da will der Geiſt, der mit Menſchen verkehrte, wieder Menſchen ſehen. So tief er wurzelt, ſo hoch er ſchießt, Du kannſt des Baumes Höhe meſſen, und graben, bis Du die äußerſte Faſer ſeiner letzten Wurzel findeſt. Des Menſchen Geiſt hat nirgends ein Ende; er kommt aus der Ewigkeit und in die Ewigkeit läuft er aus. Der alte Mann ſuchte wieder ſeine Brüder auf."

„Und fand beſſere Geſchlechter, Wahrheit und Gerechtigkeit!" fiel Werner ein.

Papa Muff lächelte: „Vielleicht kam ich ſelbſt gebeſſert hin. Da fand ich es denn auch beſſer. Ich hatte mein Auge in der Wüſte geübt, und den Thieren abgemerkt, wo ſie Nachts ihr Lager ſuchen und Morgens auf die Weide gehen, vor welchem Wind ſie ſich auf die Erde drücken, und wo ſie vor dem

den rothen Balkenhäusern mit den hellen Fensterscheiben ausspricht.

Nordwestlich beginnt der Kala-See mit einem sehr weiten Wasser-Kessel. Das Auge übersieht ihn nicht; denn man rudert zwischen kleineren Schären, deren jede mit ihren scharfen, oft mehr als rechtwinklig abgeschnittenen Felswänden und buschichten Kuppen ein interessantes Bild gewährt. Die meisten dieser kleinen Eilande betritt wohl selten, oder nie ein anderer Fuß, als der der Raubvögel, denn die geringe Weide lohnte nicht die Mühe des Hinaufkletterns, und eben so wenig können die dürftigen Stämme den Holzschläger locken, wo ringsumher Wälder von Mastbäumen ungenutzt verkommen. Aber es ist ein höchst interessanter Anblick, zwischen diesen natürlichen, scharf abgeschnittenen, oft engen Kanälen, zwischen diesem Archipelagus kleiner Felskastelle in jeder beliebigen Richtung hinzurudern. So ist jeder größere See ein Abbild der Natur des ganzen Uferlandes; indem mit Ausnahme der angeschwemmten südlichen Provinzen, das eigentlich felsige Festland Skandinaviens nicht vom offenen Meere, sondern nur

ſtärkern Feinde fliehen. Da merkte ich auch bald den Platz unter den Menſchen, wo ich hingehörte. Sie ſind nicht ſo ſchlimm, wenn man ſie nicht für ſo ſchlimm hält. Ich fing das neue Leben als ein Kind an, und habe manches gethan, und ward dafür belohnt und anerkannt. Mehr als ich verdiente, ſagte ich mir. Drum ward ich wieder ſcheu vor der Abrechnung, und verkroch mich oft, und verſteckte meine Werke."

„Und das Reſultat?" fragte Werner.

Die Augen des Alten ſchienen durch die Fenſterſcheiben die Sternbilder zu verfolgen: „Wer zählt die Sterne am Himmel, ſagte er; und wenn er es könnte, wo hätte eine Sprache Worte die große Zahl auszudrücken. Auf Erden, lieber Herr, lernte ich mit den Menſchen reden, wie ſie es verſtehen. Iſt das nicht genug?"

Ein Händedruck des jungen Mannes mochte dem alten antworten, daß er es verſtanden zu ſeinem Herzen zu reden. Es bedurfte in dem Augenblick nicht mehr der Worte, die Augen ſprachen zu einander. Gott ergebene, von düſterm Feuer durchglühte, von Glaubensluſt entflammte, von trüber Hingebung erlöſchende hatte Werner oft geſehen; hier glaubte er zum erſten Male in fromme Augen zu blicken.

Sechstes Kapitel.

Die Nacht war schon weit vorgeschritten; aber so viel sie zusammen gesprochen, es schien nur ein Anfang. Der Alte hatte sich die Freundschaft des Jüngeren erkauft. Nun wollten sie genießen, was sie errungen. Ihre Seelen verstanden sich, und ihre Augen leuchteten von der Verständigung.

Sie gingen Hand in Hand, dann Arm in Arm in dem kleinem Zimmer auf und ab. Die Schwatzhaftigkeit, deren sich der Alte beschuldigt, war fort. Wie aus einem Schatzkästlein, das man nur dann und wann vor guten Freunden öffnet, um ihnen etwas Kostbares und Seltenes zu zeigen, kamen goldene Sprüche hervor, ernste und scherzhafte. Kein Gebiet der Geschichte der Kunst und Wissenschaft, wo er nicht bewandert war, wo er nicht selbst Erlebtes mittheilen konnte. Nicht daß er docirte, wie Einer, der alles von Anfang an besser gewußt, und voraus gesagt, daß es so kommen würde, und der die Personen und Begebenheiten wie Collectaneen betrachtet, um zu seinem dürren Systeme Belege zu haben. Er lobte

keine goldene Zeit, die nun vorüber, keine herrlichen Doctrinen, die man aus Unverſtand nicht beachtet. Was er gab von Erfahrungsſchätzen, waren kein getrocknete Stücke eines Herbariums, es waren blühende Pflanzen und Blumen; ſie glänzten und dufteten noch in ſeinem Munde, als wären ſie von heute.

„Den kannte ich auch, ſagte er vor dem Kupferſtich, welcher Werners Großvater vorſtellte. Ein ehrenwerther Mann, ein großer Theologe, ein Gerechter vor dem Herren. Wie ſein Auge blitzte, wenn er von der Kanzel die Zweifelnden niederdonnerte. Es zitterte und bebte die Gemeine, und glaubte die Poſaunen des Gerichts zu hören. Nur ein kleines Etwas fehlte ihm.“

„Er hätte milder ſein können — gegen meinen Vater.“

„Den kannte ich auch, ſagte der Alte. Wie ſich das rieb und ſtieß, und vernichtete, weil jeder nur ſeine Sprache gelernt hatte. Ihr Vater war von Herzen kein ſchlechter Menſch. Sie verſtanden ſich nur nicht. Beide hatten ſie einen Grundſatz: daß der, der wirken wolle, dem ſeinen unverbrüchlich treu ſein müſſe. Und Beider Gedanke war Gott; es war nur ſchade, daß Jeder ihn ſich anders dachte. Der eine nur wie einen ſtrengen Gebieter, der die Seinen mit eiſerner Hand zum Rechten führt, der andere wie einen heitern Hausherrn, der ſie leben und genießen läßt, und ſich freut über ihr buntes Treiben

Keiner gab dem andern etwas ab von ſeinem Gott, und da wurden es am Ende Beides Götzen, und der eine Gott blieb Vater und Sohn fern. Der eine ſtarb in hohen Ehren, der andere im Elend. Von Ihrem armen Vater da wußten die Leute zu erzählen, wie er auf dem Sterbebette ſein ausgelaſſenes Leben bereut, wie er erkannt, daß Gott auch donnern muß, und ſeine Schläge niederſendet, damit die weichen, zergehenden Stoffe feſt werden, und die Nerven ſich ſpannen, und der Geiſt Herr bleibt über die Natur. Aber vom Großvater wiſſen ſie nicht, wie er ſich mit dem thränenloſen Auge auf dem bittern Lager gedreht, und vergebens nach dem Gott ausgeblickt, den er verehrt. Der ihm erſchien, runzelte nicht die Stirn, und trug keinen Donnerkeil in der Hand. Er fragte ihn: Bin ich denn nur ein Gott der Gerechtigkeit? Lehrte Dich denn nicht mein Sohn, daß ich ein Gott der Liebe bin? Wo iſt Dein Sohn? — Das wiſſen wenige, wie er die Hände gerungen, und nach dem Verlorenen gerufen, da es zu ſpät war."

„Die Geſchichte zweier Generationen vor uns! ſeufzte Werner.

„Nun und Deine? Und die kommen werden! Wie viele noch werden an der Wahrheit nagen wie hungrige Geier an einem Gerippe! Wie viel Götzen werden ſie auf die Altäre ſtellen, und toben und lärmen, daß alle Welt vor ihnen knieen ſoll. Und die

nach ihnen kommen, ſtoßen ſie hinunter in den Kehricht und treten ſie mit Füßen: Platz für neue Götzen!"

„Beteſt Du keine Wahrheit an?"

„Doch, lieber junger Mann. Die eine unſichtbare, die immer auf dem Altare ſteht. Sie leuchtet nur, wenn der Götze herabgeriſſen iſt. Ihr wächſt immer wieder Fleiſch an, blühendes, jugendfriſches, ſtrahlender Augenglanz, wie die Geier ſie auch zerhackt und zernagt."

„In Deinem Gartentempel! ſprach Werner mit einem Blick des Vorwurfs. Ich mochte noch nicht hin. Mich verdroß, was ſie davon erzählen."

Papa Muff lachte laut auf. „Das ſind unſchädliche Götzen, eingemachte Embryonen in Spiritus, lauter Skelette. Sie thun keinem Lebendigen mehr etwas zu Leide."

„Und doch ſpukt etwas von Heidenthum in Dir, fuhr Werner fort, in des Alten Geſichte leſend. Du empfindeſt das Elend, den Jammer, der aus tauſend Kehlen Seufzer ausathmet zu unſerer Verſchwendung, und bauſt Paläſte auf für eine Grille!"

„Grille! Heidenthum! — Papa Muff ſchüttelte unwillig den Kopf: „Soll der Reiche warten bis alle Kinder auf der Gaſſe wollene Strümpfe tragen, ehe er ſeidene anzieht! Die armen Seidenwirker könnten dann betteln bis an der Welt Ende. Wenn die in Athen und Memphis gewartet hätten, bis ihre

Bettler in Häuſern wohnen, wo wären die Hallen und Schlöſſer, die hohen Bilder der ewigen Kunſt, die den Geiſt der Völker weckten. Durch zweitauſend Jahre wecken ſie noch. Was wären wir? Ein Bettelvolk. Spitäler bauen iſt edel. Aber Gottes ſchöne Welt in ein großes Spital gebracht, iſt das ſeine Wahrheit? Armuth iſt die Mutter der Armuth."

Werner erröthete: „Du haſt Recht."

„Aber die Grille — nicht wahr, die bleibt doch Grille? fuhr der Alte auf. Biſt Du auch ein Baumeiſter wie der nach dem Miſſouri ging? Willſt auch den Kindern, wie der Weber ihr Spielzeug nehmen, weil's Deine geraden Linien ſtört? Bauſt in die Zukunft hinein, webſt am Kleide der Zeit, machſt ein Stück Geſchichte mit? Haſt Du's verbrieft und verſiegelt, daß es dauern wird? Meinethalben, wer den Muth hat. Der alte Muff iſt nicht ſo ſtolz. Arbeitete mal, als ich krank war, an einem Barometer; der ſollte mir anzeigen alle Stoffe, die geſund ſind, alle Strömungen, die ins Meer, alle Richtungen die in die Ewigkeit gehen; ob die Könige Recht haben oder die Völker, die Prieſter oder die Philoſophen, ob ein ehrlicher Mann losſchlagen ſoll, wenn's ihm zu arg wird, oder ſtill unterducken und für die Schläge danken, damit er nicht mehr kriegt. Corrigirte Nacht und Tag daran, bis ich merkte, daß ich es war, nicht mein Inſtrument, was anzeigte, nicht,

was war, ſondern, was ich wollte. Da hätten ſie mir ſollen einen Vormund ſetzen! Aber es ward kein Götze, ich zerbrach das Ding. Seit ich es nun nicht zurecht kriegen konnte, was recht ſei, da überließ ich das größern Leuten. Dafür kamen denn die kleinen zu mir, Du kennſt ſie ja aus den Kinderſtuben, und lockten mich zu ſich und vertrauten mir Erſtaunliches. Wie lachten ſie mich aus, als ich ſagte, daß es grundſchlecht in der Welt ſtände. Die kurioſen Dinger kümmern ſich um Alles und ſehen Alles. Bisweilen ſetzten ſie mir eine Brille auf, und da mußte ich platzen vor Lachen, wenn ich Dinge ſah, über die ich mich vordem ſchwarz geärgert hatte. Wunder, lauter Wunder, wo wir nur Alltagswerk ſehen. Reſpekt aber haben die Wichte vor nichts, was eine Perücke trägt, und das Curioſeſte iſt, daß ſie überall Perücken ſehen, wo wir nicht anders meinen, als es iſt wirkliches Haar. Und ſag' ich nun von Einem: der hat ja kein geſundes Haar am Leibe; dann reißen ſie ihm den Stutz vom Scheitel und beweiſen mir, daß er beſſer iſt, als er ausſieht. Die klugen Leute ſagen nun: Der alte Muff iſt närriſch worden. Dem iſt aber nicht ſo. Er iſt nur, weil er für die Lebendigen nicht taugt, in das Mährchen übergegangen."

Werner ſah ihn fragend an.

„O es lebt ſich nicht ſchlecht darin. Die Kleinen ſind ſo geſcheidt wie Eure Klügſten. Unſere ernſt-

haftesten Dinge dünken ihnen Lumperei, und, denkt Euch, uns nennen die Wichte Kinder, weil wir uns quälen um Worte. Die sind für sie ein für allemal nichts. Und wie sie mit der Zeit fortgeschritten sind und liberal! Jeden Augenblick kann ich los, und so ernsthaft reden, daß mir's von den Vernünftigen Keiner anmerkt, daß ich ein Mann aus dem Mährchen bin. Das Reich ist uralt, lieber Herr Werner, und es ist sonst nichts Wunderbares dabei, als daß die Kleinen, die in jenen grauen Zeiten nur Kinder entführten, einen alten Mann bei sich aufnahmen. Wie ich sie drum fragte, antworteten sie: die Zeiten sind ja wieder grau."

Werner faßte freundlich des Alten Hand, und fragte, ob er ihn in seine Wohnung begleiten dürfe.

„Ich will ja ganz vernünftig reden, lieber Herr Werner, sagte Papa Muff mit bewegter Stimme. Es entfährt mir nur so bisweilen, und ich hielt Sie für einen — verzeihen Sie mir schon, — der auch zu Zeiten gern ins Mährchen sich rettet. Probiren Sie nur, ich will wohl verständig auf Alles antworten. Wir haben noch so viel zu reden. Darum bin ich ja hier."

Und Werner fand, daß der von den Elfen entführte Greis in allen Geschäftssachen auch in der Geisterstunde ein richtiges Urtheil, die klarste Erinnerung an die einzelnen Vorfälle hatte.

„Und bei den Terminen bleibt es? fragte er

nach einem ernſten, ſachhaltigen Geſpräche. Mich ſollen die Verzögerungen, welche gegen unſern Willen dazwiſchen traten, nicht hindern fertig zu werden. Aber zum Beſten der Arbeit riethe ich die Friſt hinauszurücken. Auch die Arbeiter bedürfen der Erholung."

Der Alte ſchüttelte lächelnd den Kopf: „Ich meine, es muß Alles ſeine Zeit haben, und jedes Ding ſeinen Abſchluß. Wer viel Zeit hat, thut am wenigſten, und wen ſie drängt, iſt der Geſchäftigſte. Meine Kleinen halten genauen Kalender."

„Arbeiten Deine Kleinen auch an Sonn- und Feſttagen?"

„Sahſt Du etwa die Ameiſen dann feiern? Lieber Herr, der alte Muff hat ſo große Furcht vor dem Nichtsthun, wo die müßigen Gedanken uns beſchleichen, unſere böſen Erbfeinde, daß er gern auch die Nacht durch arbeiten möchte. Sündigen thun wir Alle. Seit ich aber die in Amerika und England ſah ihren Sonntag feiern mit Faullenzen, Saufen und Läſtern, meinte ich, es ſei der kleinen Sünden kleinſte, wenn wir auch am ſiebenten Tage Holz ſchlagen und Steine klopfen."

Noch Manches hatten ſie verhandelt und Papa Muff hatte noch oft den Baumeiſter auf die Schultern geklopft, der ihn ſo ganz verſtanden, ſo treffend in ſeine Anſichten eingegangen war. Er wollte gehen.

„Also wir verstehen uns im Wichtigsten," sagte Werner seine Hand schüttelnd. In das Treiben Deiner Kleinen will ich keine unbescheidenen Blicke werfen. Doch möchte ich wissen, ob sie bei meiner Vorstellung an den Minister auch im Spiele waren?"

Der Blick des Alten sagte, daß er seine Frage nicht ganz verstehe.

Werner erklärte sie. Als der Minister bei der Audienz mit ihm die Eingabe durchging, die Werner Punkt für Punkt auswendig wußte, überraschte ihn ein Grund, auf den der hohe Beamte Wichtigkeit legte. „„Sie werden doch Ihre eigenen Gründe kennen,"" hatte der Minister, der sein Befremden bemerkte, gesagt, und ihm die Schrift hingehalten. Aber wiewohl es dieselbe Copie war, nichts zugeschrieben und hineincorrigirt, war die Anführung doch nicht von ihm. Allein geschickt in seinen Text einverwoben; und er mußte sich bekennen, daß das Argument natürlich aus dem Vorhergehenden floß, und an dieser Stelle und unter diesen Umständen von Wirkung sein mußte. Der Minister hatte lächelnd geäußert: „„Sie müssen bei Ihrem Entwurfe so begeistert gearbeitet haben, daß Sie Ihre schlagendsten Anführungen vergaßen.""

Auch Papa Muff lächelte jetzt sehr schlau: „Meine Kleinen befassen sich damit nicht. Sie hassen alles Geschriebene."

von den Kanälen zwiſchen ſeinen Schären beſpült wird.

Aber wenn man herausbiegt aus dieſem Inſelpark öffnet ſich eine Seeausſicht; mit Ufern, wie ſie kein Binnenwaſſer der Halbinſel darbietet. Grüne Niederungen vor uns, Gebirgszüge und Berghäupter. Zuerſt fern auf der linken Seite ein hornartig abgeſchnittener Bergkegel der Sulieta; dann rechts in Wolken verhüllt, aber immer mehr aufdämmernd die ungeheuren Maſſen des höchſten Berges in dieſer Provinz des Åreskûta. Ueber den lichten Horizont jagte der Wind einzelne ſchwarze Ungewitter, die, im weiten Keſſel gefangen, bald als Regengüſſe ſich mitten im See entluden, bald an den Spitzen der Berge ſich anneſtelten. Die tiefſte Waſſerſtille auf dem weiten See, und ſahen wir auch ſchon Hütten und Häuſer dichter eingeklemmt zwiſchen den Bergabhängen, der Geiſt Nordiſcher Einſamkeit und Oede hauchte doch über die ſchönen Ufer. Aber ein Europäiſch dunkles Grün, Waldgründe, duftig gefärbte Felſen verkündeten vor uns die Rückkehr nach dem Süden, indeſſen der Blick nach hinten die ganze grauſe Wildniß überſah, die wir kaum verlaſſen, die Lappiſchen

„Marie ließ, als ich von der Zeit gedrängt war, von ihrem Vetter das Memorial copiren. Aber der Schüler kann das nicht hineinsetzen.“

Der Alte nickte mit dem Kopf: „In dem Argumente ist nichts Schülerhaftes.“

„Marie selbst! Es ist nicht möglich.“

„Das liebe Kind, entgegnete Papa Muff, wenn es auch darum noch sorgen sollte! Aber eine Frauenzimmerhand ist im Spiele. Ei mein junger Freund, schon so natürliche Wunder befremden Dich. Der Vetter wohnte weit. Zwanzig Stufen unter Dir kann man auch schreiben. Die Tochter der reichen Wittwe konnte vermuthlich in jener Nacht nicht einschlafen. Da nahm sie dem Kammermädchen den weiten Weg und die Arbeit ab. Wenn sie einmal arm würde, wahrhaftig sie fände ihr Brot als Copistin!“

„Cäcilie!“ rief Werner.

Der Alte sah ihn mit einer Theilnahme, die mit Wehmuth gemischt war, an, wie er die Farbe wechselte, und ein leises Zittern die Hand bewegte, die Papa Muff jetzt zwischen seinen beiden drückte. „Ernst?“ fragte er, und wiegte nachdenkend den Kopf, als er die Antwort aus der Miene des Gefragten las.

„Wir sind nicht deshalb hier beisammen, sagte abbrechend der junge Mann. Unser Geschäft, dünkt mich, ist für heute zu Ende.“

„Es gäbe da wohl noch Manches fortzuſetzen," murmelte der Alte.

„Wir haben mit Wirklichkeiten zu thun, die Träume gehören nicht zwiſchen uns."

„Als ich jung war, ſagte Papa Muff, behaupteten ſie, dieſe Träume wären allein das Glück, der einzige Göttertrank, den wir einſchlürfen auf dem langen Wege von Wiege zu Grab. Aber ich meinte, jetzt ſei es anders, die Leute wären klüger geworden und wollten nicht mehr träumen, weil das Erwachen ſo traurig iſt."

„Ich kenne das Erwachen," ſagte Werner.

„Mein lieber junger Freund, ſprach mit Herzlichkeit der alte Muff, ich gönnte Ihnen ja ſo gern alles Gute, ein langes heiteres Leben, voll Thätigkeit und friſchen Muths. Das hat man nur, wenn man ein Weib hat, die mit uns fühlt, Leid und Freud theilt, eins iſt mit dem Manne, in Sinn und Willen, in Demuth und Ergebenheit."

„Was ſoll das hier?"

„Nur Gedanken lieber Herr, Grillen zu Ihrem Beſten. Da iſt die arme Wittwe oben. Sie hat eine Tochter. Wenn ich einen Sohn hätte, den ich ſo liebte als Sie, und wenn ſie ihm auch nicht das Leben gerettet, die iſt ſo ſchön und brav und gut, ein herziges, aufrichtiges Mädchen" —

Werners ernſter Blick preßte dem Alten die Worte zurück, die vielleicht noch über die Lippen wollten.

„Marie iſt ein vortreffliches Mädchen, und was Sie zu ihrem Lobe ſagen, danke ich Ihnen; e hilft mir vielleicht die Laſt des Dankes einſt abzutragen, welche ich meiner Lebensretterin ſchuldig bin. Allein ich denke, der alte Konrad Muff, dem ſeine Kleinen ſo viel vertrauten, enthält ſich des Urtheils, wo von einem weiblichen Weſen die Rede iſt, das, von reichem Geiſt und ſeltener Bildung, nicht in den Kreis ſeiner Kleinen gehört.“

Der Alte lachte auf: „Von reichem Geiſt und ſeltener Bildung! Kannte auch ein ſolches Weſen! Soll ich's Dir malen? — Ho, die Aushängeſchilder waren noch herrlicher! Wenn ich einen Schmetterling mit einer Nadel auf meinen Hut ſteckte, und ſie weinte, verrieth das nicht Gefühl? Der arme Schmetterling konnte freilich nicht ſchreien wie das arme Dienſtmädchen, das ſie geſtochen hatte, weil ſie beim Anziehen nicht ruhig ſaß, und dafür die ganze Nadelbüchſe ins Geſicht bekam. Ich ſollte zärtlicher ſein, — der Mond war damals Mode, — ſeufzen ſollte ich zu ihm vor Bangigkeit und Seeligkeit. „„Aber ich beſitze Dich ja ſchon, liebes Kind.““ Da hieß ich ein unempfindſamer Menſch. Bis zum Barbaren war das nicht weit. — Schwärmen ſollte ich für die Menſchheit, für das große Ganze! Dafür arbeiteten ja meine Maſchinen. Das ſei zu materiell. Drum durft' ich auch nicht fragen, wie der Haushalt ging? Eine verſalzene Suppe, einen ver-

brannten Braten bemerken hieß damals unmännlich. Ach die Ideen des Jahrhunderts! Wenn ſie nur Stich gehalten hätten! Der Menſch iſt ein Gewohnheitsthier; er findet ſich in Alles, auch in das Schlechte, wenn der edle Roſt ſich drum lagert. Da kam die Empfindſamkeit aus der Mode, und der Mond auch. Aber intereſſant mußte ſie doch ſein. Was die Toilette nicht that, ſollten Bücher, Sprachen, Bilder, gelehrte Männer thun. Was kann ein armer Mann dafür, wenn die Leute ſeine Frau doch nicht intereſſant finden! Da verſcheuchte ich mit meinem ordinairen Weſen die Geiſtreichen, mein roher Sinn ſtieß die Gebildeten ab. Die Weiberthränen waren noch in der Mode geblieben; ich hörte ihre Seufzer durch die Wände. Noch gut, wenn die, zu denen ſie ſeufzte, mitſeufzten; ſonſt mußte der arme Gatte auch noch für die Unempfindlichkeit ihrer Freunde mitleiden. Heut wollte ſie eine Gelehrte ſein, morgen eine Patriotin, übermorgen eine Virtuoſin. Konnte ich dafür, daß ihre Stimme die Kenner fortjagte, daß ihre Affecte nur Waſſerfarben waren, hinter denen der goldne Grund immer wieder vorkam? Denn weil ſie reich war, reicher als ihre Freundinnen, wollte ſie auch ſchöner, intereſſanter ſein, beſſer ſprechen, ſingen und geiſtreicher denken; alles, was in der Welt glänzte, davon ſollte ein erſter Strahl auf ſie fallen. Ich war ärmer als ſie, darum war meine erſte Pflicht, das zu erkennen. Nun kamen Nervenzufälle, Krank-

heiten, weil die ſie nicht verſtanden, an welche ein grauſames Schickſal ſie gekettet. — Ich allein verſchuldete, daß die ſanftmüthigſte Perſon von der Welt im Zorn ſich ſelbſt nicht kannte. Das Alles hatte ich von einer Frau von reichem Geiſte und ſeltener Bildung, ſo nannten ſie die Leute, und hatten mich glücklich geprieſen, als der Prieſter ihre Hand in meine legte."

„Ich beklage den, ſagte Werner, den ſein Geſchick an ein Aushängeſchild von Tugenden ſchmiedete. Aber gönne mir um deshalb an Tugenden zu glauben, auch wenn Du nur auf Eitelkeit und Verkehrtheit ſtießeſt."

„Von Herzen gern, jauchzte der Alte auf, in plötzlich verändertem Ton. Glaube, glaube! Die Maſchinen werden ja täglich vollkommener, die Menſchen gewiß auch beſſer, warum denn nicht die Weiber! Es iſt alter Leute Fehler, daß das Geweſene immer wieder kommt, und ſind blind für das Gute, was iſt und wird. Wie lange hielten mich die Kleinen feſt, raunten beſtändig: Alle Weiber ſind Even. Hätte ſelbſt darum vergeſſen können, daß ich — Nun iſt's gut. Du liebſt ſie. Juchheißa! Das iſt ein anderer Feſttag. Arm und reich, Kraft und Geiſt, ein gutes Paar! Gold und Gold ſoll nicht wieder an einander geſchmiedet werden; o das iſt keine Ehe, wo jedes ein Recht und keines Pflichten hat. Eines zieht rechts, das Andere links im Joche. Auseinan-

der, die alten Aushängeſchilder zerbrochen, die alte Firma entzwei, das Haus abgetragen. Der Geiſt wird frei. Du biſt mein Baumeiſter. Ein neues Haus mit Gottes Segen auf gutem Grund. Und Gold ſoll regnen, ſchönes, lachendes. Sich nicht finſter, und verachte das edle Metall nicht. Sein Klang bricht Eiſen und ſprengt Kerker. Auf einem Goldmeer ſchiffen, im Morgenroth die Segel aufgebläht von der Gunſt, o es iſt ein ſtolzes Gefühl! Keinem lieber als Dir."

Die Geiſter des Wahnſinns jauchzten auf. Keine Seele im Hauſe war wach, um Werner beizuſtehen, wenn ſeine Kräfte nicht ausreichten. „Es iſt Zeit zum Schlafengehen, Papa Muff."

„Schon!"

In dem Augenblicke rollte über ihren Häuptern ein lang ausdauernder Donnerſchlag, die Fenſter klirrten, die Decke zitterte, die Bilder an den Wänden bewegten ſich, und eine heftige Erſchütterung dröhnte durch das ganze Haus. Es war kein Blitz, der ſich entladen und eingeſchlagen; aber es war dem Baumeiſter, als zücke eine elektriſche Dröhnung durch Balken und Mauern, die erſt tief unten in den Wurzeln des Fundaments ende.

Der Alte faßte mit Heftigkeit Wernern bei den Schultern und drückte ihn nieder, indem er rief: „Kniee, knice! — Der Bote klopft, der Tod kommt.

Das alte Haus ſtürzt. Wohl ihm, der ein neues gebaut hat.“

Dann über ihn hingebeugt, beide Hände ſegnend auf ſeinen Scheitel gelegt, küßte er ihm die Stirn. Er war fort, ehe Werner aufſtehen konnte.

Siebentes Kapitel.

Derſelbe Gewitterſchlag, welcher ſo unerwartet die Unterhaltung zwiſchen dem Baumeiſter und Papa Muff zu einem Schluſſe gebracht, der es für jenen noch mehr als das Gewitter in einer Decembernacht war, blieb auch unter den übrigen Hausbewohnern weder ungehört noch ohne Wirkung.

Mehrere Domeſtiken hatten den Hausgeiſt geſehen, wenn gleich alle auf verſchiedener Stelle. Nach Einigen war er aus der Mauer heraus gekrochen, nach Andern aus dem Keller, und noch Andere hatten ihn vom Boden herunter ſtürzen ſehen, wie eine Laſt, die ſich überſchießt. Das eisgraue Haar, das köpflings aufſtarrt, war Niemandem entgangen; aber, daß er eine rothe Treſſenweſte unter dem grauen Röckchen getragen, wurde von Einigen behauptet, von Andern beſtritten.

Entſetzliche Töne, ein wildes Gelächter und ſchmerzhaftes Angſtgeheul hatte ſich mit dem Donnerſchlage vermiſcht. Von dem, was in der Löwleinſchen Wohnung vorgefallen, hatte man ſich viel zu erzählen,

ohne daß Jemand etwas Gewisseres wußte, als daß alle Klingeln geschellt hätten; was eben so gut von der Erschütterung des Gewitterschlages, als von der Hand der Wirthin herrühren konnte. Jedermann schien vor Schreck aus dem Bette gefahren. Unten hatten sich der Commissionsrath und die hübsche Wittwe ihre Angst mitgetheilt, ohne an ihre Toilette zu denken; der Weber hatte leichenblaß an der Thür der Waschfrau gestanden und geklopft und gebeten, daß sie aufstehen und mit ihm beten solle; und selbst den Doctor Strahlheim hatte man im Schlafrock den Kopf aus der Thüre stecken gesehen, um zu erfahren, ob er nicht allein aus dem Bette, sondern auch aus dem Hause stürzen müsse.

Bei der Gelegenheit war Vieles zur Sprache gekommen, von dem man sich nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit in diesem Hause unterhielt. Von der entsetzlichen Verschwendung des letzten Besitzers, seiner unglücklichen Ehe, und wie er sich, von seinen Gläubigern gedrängt, und von seiner Frau ausgescholten und im Stiche gelassen, in der Verzweiflung selbst im Keller den Tod gegeben. Von seinem Leichenbegängniß, das ganz in der Stille von einem entfernten Freunde, der eigens dazu hergekommen, besorgt worden. Wie erst nach seinem blutigen Tode seine Verdienste erkannt worden; und in demselben Maße, als die guten Eigenschaften des Todten ans Licht getreten, die Gewissensbisse seine hartherzige

Witwe ergriffen hätten. Sein Geiſt erſcheine ihr nächtlich, und fordere ſie auf ſeine Schulden zu bezahlen, und jedesmal, wenn es im erſten Stock klingele und kreiſche, bedeute das einen neuen unheimlichen Beſuch des verſtorbenen Hausherrn.

Dennoch wollte die Küchenphiloſophie dieſen nur bedingt mit dem viel beſprochenen Hausgeiſte in Verbindung bringen. Auf dem Hauſe laſte von ſonſt her ein Fluch, über deſſen Urſach man nur einer noch verſchiedeneren Anſicht war, als über die rothe Treſſenweſte des Kobolds. Die Firma Löwlein und Aderbeiß hatte, ſo viel wußte man, ſchon in den Zeiten gegolten, als die Stadt noch eine mächtige Reichsſtadt war. Zu den patriciſchen Familien hatte ſie nicht gehört, aber von je an den Ruf eines der reichſten Handelshäuſer behauptet. Das Gerücht wollte die Entſtehung dieſes Reichthums an Lieferungsgeſchäfte knüpfen, die im Munde des Volkes von Unredlichkeit und Betrug unzertrennbar ſind. Andere wollten wiſſen, die ganze Firma ſei erſt in einem kritiſchen Augenblicke zuſammen getreten, wo zwei Lieferanten, die ſich gegenſeitig betrogen und übervortheilt, auf dem Punkte geſtanden hätten, in übereilter Rachewuth einer die Schliche oder gar Verbrechen des andern zu veröffentlichen. Durch kluge Vermittelung habe man aber im entſcheidenden Augenblicke durch eine Heirath beider Familien eine Compagnonſchaft zu Stande gebracht. Durch viele Generatio-

Berge mit ihrem todten Braun und den zerstreuten Schneelagern darauf.

Zweifelhaft, ob wir mit Rudern noch vor der Nacht Kala erreichen dürften, spannte man ein Segel aus. Der Wind schien günstig, doch die Jämteländischen Binnenleute verriethen ihre Ungeschicklichkeit ihn zu benutzen. Eingeschlossen im Felskessel wechselte er vielfach, und wir waren nahe daran, umgeworfen zu werden, hätte nicht Herr von Cramayel mit geübter Hand im Moment das Segel niedergerissen. Auf dem Landsee erhob sich ein förmlicher Sturm, die Wellen gingen so hoch, daß die ganze Gesellschaft das alte Gefühl der Seekrankheit empfand, und die Kälte auf der langen Wasserfahrt bei einer ruhig unthätigen Lage, und nach wenig gestärkten Körpern war äußerst empfindlich. Erst als der See kanalartiger wurde und der Wind nicht mehr so plötzlich umspringen konnte, griffen wir wieder mit Vorsicht zum Segel. Jetzt flog der Kahn vor Ufern von erhabener Schönheit vorüber. Der Sulicta zur Linken verschwand vor den steilen Uferhöhen, nachdem wir ihm eine so schroffe Form abgewonnen, wie sie in Skandinavien zu den seltensten Erscheinungen

gen

nen habe dieſes Band, vermöge Zwiſchenheirathen immer wieder aufs neue verknüpft, fortgedauert, und das unrechtmäßige Geld ſei allmälig durch viele Erbgänge legitim geworden. Auch habe die Firma durch ſolide Handlungsweiſe den Flecken der erſten Erwerbung auszulöſchen verſucht, gleich wie es in der Politik den Regenten, die durch Gewalt und Frevel zur Macht gelangt, durch weiſe Benutzung derſelben gelingt, das Andenken an Blut und Gräuel wieder zu verwiſchen. Darnach habe beſtändig ein Etwas, von dem vernünftige Leute ſich keinen Grund wußten, auf dem Hauſe gehaftet, und die Heirathsgeſchichten hätten nicht dazu gedient, das innere Glück und den Frieden feſt zu ſtellen. Ja dieſe Ehen ſeien meiſt unglücklich ausgefallen, und je feſter die Firma gegen außen ſich geſtellt, um ſo mehr ſei innerer Zwieſpalt, ja offener Krieg zwiſchen den Gatten und Aufhetzung der Kinder gegen die Eltern ausgebrochen. Mehrmals hatten vernünftige Principale eine Auflöſung der Firma beabſichtigt; aber, ſei es, daß die Handelsgeſchäfte ſo verwickelt waren, oder daß das alte Vorurtheil ſein Recht behauptete, man hatte ſich mit Widerſtreben zu der gewaltſamen Verbindung immer wieder gezwungen. So war es auch bei der Verheirathung des letzten Fräulein Aderbeiß und des letzten Herrn Löwlein der Fall geweſen. Abneigung und Gleichgültigkeit von beiden Seiten. Sie hatte einen jungen Offizier geliebt, aber die alte Familie

deſſelben die Mesaliance verhindert. Aus Verdruß hatte ſie dem ältern Herrn Löwlein endlich die Hand gereicht, der, ſo behauptete man, von der Liebe nicht viel gehalten, und die ſchöne Hand nur genommen, weil alle Verwandte geſagt, es ſchicke ſich ſo.

Nach dieſen verworrenen Nachrichten war auch nicht zu verwundern, wenn die Vorſtellungen von dem Spuk im Hauſe von einander abwichen. Nach Einigen war es nicht einer, ſondern ein Zwillingsgeiſt, und der Klumpen, der ſich vom Dache herunterwälzte, ein Knäuel von zwei Ringenden, die ſich umſchlungen und in den Haaren gefaßt hielten, einer bemüht den andern zu verderben, und ſie verdarben ſich Beide. Der erfinderiſche Volksglaube wußte von einer ausgehungerten Feſtung, oder von einem verhungerten Heer. Die tauſend Seelen, welche die todten Lieferanten auf dem Gewiſſen hatten, ſtöhnten durch das ganze Haus, und in dem verhängnißvollen Keller, wo der letzte Herr Löwlein ſich erſchoſſen, lag nicht unwahrſcheinlich ein guter Theil der Schätze vergraben und von Unholden bewacht. Daß Papa Muff, der daſelbſt wohnte, von dieſen Schätzen könne gehoben haben, ward jetzt erſt mehr mit Blicken, als mit Worten ausgeſprochen; und die ſtumme Vermuthung hatte viel für ſich, wenn man ſein ſtilles Treiben abwog, und wie ſein Schwefelhandel unmöglich ſo viel abwerfen konnte, um der reiche Mann zu

ſein, für den er ſeit Kurzem im Hauſe galt, man wußte nicht warum.

Dies ſtimmte freilich nicht ganz mit der Annahme, daß das baufällige Haus ſelbſt, welches einſt den Mittel- und Glanzpunkt der reichen Firma abgegeben, ſeinem ſchrecklichen Untergange nahe ſei. Denn, wenn der Schatz gehoben war, den die unſeeligen Geiſter behüteten, was bedurfte es dann noch ungewöhnlicher Ereigniſſe, um ein leeres Haus, deſſen baulicher Zuſtand ohnedies, wenn nicht ein Abreißen, doch eine Reparatur von Grund aus forderte, zu vernichten! Dennoch war der feſte Glaube ſeit einigen Tagen verbreitet, es werde mit dem Hauſe etwas geſchehen, was kein Menſch ahne, und das vorüberziehende Gewitter und der Donnerſchlag im Winter hatte bei allen Köchinnen und Hausmädchen dieſen Glauben zur Ueberzeugung erhoben, die, wenigſtens ſo lange als die Nacht dauerte, Furcht und Entſetzen erregte, und manches Auge am Wiedereinſchlafen hinderte.

Strahlheim gehörte nicht in die Klaſſe der Gläubigen, von denen wir ſprachen, und unter denen allein das oben beiläufig Angeführte verhandelt ward. Aber er hatte auch von Brand und Einſturz des Hauſes geträumt, war auch durch den Donner geweckt worden, und hatte auch nicht wieder einſchlafen können, indem dieſelben Bilder im halbwachen Zuſtande immer und immer wiederkamen.

In der verdrießlichſten Laune hatte er ſich am frühen Morgen in ſeinen Wagen geworfen, und ſein Lebensmuth hatte ſelbſt an den Schwächen ſeiner Patienten ſich nicht wieder erholt. Da lachte, als er in ſeiner Wagenecke mit gekreuzten Armen ſaß, ihm ein wohlbekanntes Weinhausſchild entgegen. Seit dem Weihnachtsabend hatte er dieſen Troſt zu ſuchen ſich enthalten. Sein Herz lachte auch auf, denn ſeine Seele dürſtete, nicht ſeine Zunge. Der unerwartete Anblick eines vergeſſenen Freundes in der Zeit der Noth wirkt oft wunderbar auf unſere Stimmung. Uns iſt ſchon geholfen, ehe wir unſer Leid geklagt.

Der Wagen hielt. Mit einem Satz war der Doctor hinaus, mit dem zweiten auf der Schwelle, mit dem dritten war er im traulichen grünen Eckzimmer, und ein wohlverſiegeltes Fläſchchen ſchon entſiegelt. Der duftende Cabinetswein perlte über ſeine Zunge, immer wohlgefälliger wurden des Doctors Züge; ſie ſagten jedem, der es hätte ſehen können, daß er einen guten Geſellſchafter gefunden, welcher ſich mit ihm verſtändigte, und die Sorgen ihm ausredete. Dennoch, als er jetzt das dritte Glas geleert wegſetzte, regte ſich in ihm das Verlangen noch nach einem dritten Geſellſchafter. Denn der Wein ſprach zwar ſelbſt lebhaft und feurig, aber, nach Art allzu Geſprächiger, die keinen Andern zu Worte kommen laſſen, bewies er für das, was der Andere ſprach, keine Aufmerkſamkeit.

Und als er sich umsah, war sein Wunsch schon erfüllt. Demüthig stand, den Hut in der Hand, an der Tischecke der Sensal Joel und fragte bescheiden, ob der Herr Doctor ihm erlaube näher zu treten. Er habe seinen Wagen vor der Thür halten gesehen, und es sich nicht versagen mögen, nach seinem Wohlergehen sich zu erkundigen.

Strahlheim läutete statt der Antwort am Glase; er befahl ein zweites und noch eine Reserveflasche, wies dann auf das Eckplätzchen neben sich, und als Herr Joel gegen Beides Einwendungen machen zu wollen schien, zog er ihn freundlich an der Hand, und klopfte ihm auf die Schulter.

„Was macht mehr Vergnügen, als einen lieben Bekannten neben sich sitzen zu haben, und mit ihm ein Glas zu trinken. Allein schmeckt der beste Wein schlecht, mit einem guten Freunde kann der schlechteste Nektar werden."

„Wenn der Herr Doctor mich wollen anhören als einen guten Freund, wollt' ich Ihnen einen guten Rath geben."

„Wenn Du getrunken hast, Joel. Mit trocknen Lippen klingt der beste Rath nüchtern."

„Wenn aber bis dahin die gnädige Frau von Löwlein draußen vorbei fährt?"

Strahlheim stieß einen schweren Seufzer aus, leerte das volle Glas in einem Zuge und sagte: „Er-

innere mich in einer ſo glücklichen Stunde nicht an meine Marterbank.“

„Wenn aber die gnädige Frau ſich an des Herrn Doctors Equipage erinnert, und fragt: Wie kommt ſie Morgens früh um acht Uhr vor eine Weinſtube?“

„Joel, Du biſt ein kluger Menſch. Merke Dir aber eine generelle Lebensregel: Wer an alle mögliche Fälle in jedem Augenblicke voraus denkt, dem gehört kein Augenblick an. Speciell aber ſteht ſie vor zehn Uhr nicht auf, und eventuell ſtoß ich Dich hier von der Bank, und Du müßteſt nicht der Sensal Joel ſein, wenn Du nicht ſo ſenſitiv wärſt um zu merken, daß Dich ein Schlagfluß getroffen hat, und ich auf der Straße angerufen bin, Dir zur Ader zu laſſen.“

„Geh mir! ſagte ſchaudernd Herr Joel. Warum mußt Du immer den Böſen an die Wand mahlen? Haſt Du nicht genug mit dem einen Aderlaß, wodurch Du Dir haſt einen Rivalen ins Haus geblutet? Siehſt Du, ich weiß Alles. Und zweimal kannſt Du mich nicht retten. In der Zeitung war's gut, im Weinhauſe iſt's ſchlecht. Junge, nur ein Bischen Vorſicht mehr!“

„Trink! ſagte Strahlheim, und ſchenkte ihm über die Finger, die er auf das ſchon volle Glas hielt. Trink und ſprich nicht klug. Ich bin hier um mich zu erholen, nicht um mich zu langweilen.“

„Kannſt Du denn nicht warten, ſagte Herr Joel

mit eindringlicher Herzlichkeit, nur ein Bischen warten? Wenn Du ſie haſt, kannſt Du Dich Dein ganzes Leben lang erholen.“

„Wer auf der Folter liegt, gepreßt und geröſtet, greift nicht nach einem Glaſe Wein, wenn man's ihm an den Mund hält! O Joel, dieſe Marter, die ich dulde, dieſe goldnen Tage der Jugend, die ich vergeude, dieſes unergründliche Meer von Nüchternheit, aus dem ich täglich trinke, wer bezahlt mir das Bauchgrimmen“ —

Joel ſah ſich beſorgt um, ob kein Lauſcherohr in der Nähe war?

„Und wären tauſend Ohren da, es muß einmal heraus. Der Menſch bleibt Menſch, und was zu viel iſt, iſt zu viel. Wie jener Barbier, als er es nicht mehr halten konnte, das Geheimniß dem Schilf zuraunte, daß ſein König Eſelsohren hatte, und nun hörte alle Welt den Cabinetsſcandal, ſo vertraue ich dieſen herrlichen verlenden Göttertropfen die unermeßliche Langeweile, in der ich ſchmachte. O Joel, wo iſt die Unſchuld meiner Jugend, bezahlſt Du mir wieder das reine Bewußtſein, die ſchöne Erinnerung an jene Zeit, wo ich bei der erſten Lüge erröthete?“

Joel ſah ihn mit Verwunderung und Schreck an, und als er merkte, daß Strahlheim in ſeinen Ergüſſen noch nicht zu Ende war, ſprang er auf, und ſchloß haſtig die Thüre.

„Schließe, was Du willſt zu, allenfalls mir den

Mund, es muß doch heraus, wie das Feuer aus dem Veſuv, wie der Regen aus den Wolken, das fertige Kind aus dem Mutterſchooß. Der Geiſt iſt ein ſchöner Exercirmeiſter, der Witz ein hübſches Spielzeug, die Natur behauptet aber doch ihr Recht. Und wenn ich nun bedenke, Joel, für wen ich meine Unſchuld hingeopfert, für wen ich dies ſündhafte Spiel fortſetze, für wen ich mein beſſeres Selbſt in lauter Schlangenwindungen zerquetſche — etwa für mich? War ich nicht ein freier Geiſt, ehe ich an Dich gebunden war? Für Dich thue ich es, damit Du Deine Zinſen kriegſt und Dein Kapital, für Dich hänge ich mir einen Strick um den Hals, für Dich ziehe ich mir eine Stacheljacke an, für Dich lege ich mich auf einen glühenden Roſt, für Dich brate ich mein Fett aus; und Du müßteſt ja ein Höllenhund ſein von Undankbarkeit, wenn Dich das nicht zu Thränen rührte. Trink und weine! — Mach nicht ſolch fatales Geſicht, Joel; wir Beide kennen uns ja."

„Glauben der Herr Doctor, daß ich meine, Sie werden mir reine Wahrheit einſchenken? Wie käme ich armer, betrogener Mann dazu!"

„Joel, ſo wahr Du nie ein Procent weniger nimmſt, als Du kriegen kannſt, Du thuſt mir Unrecht. Weiß Gott, ich liebe Dich, weil ich Dich kenne, und Du mich kennſt."

„Wer auf die Liebe einen falſchen Groſchen borgt, mit dem mag ich keine Geſchäfte machen."

„Nenn es Liebe oder Haß, das ist egal; nur nicht Gleichgültigkeit. Wärst Du irgend philosophisch gebildet und nicht bloß speculativ, so wollte ich Dir's auseinandersetzen. Aber trink erst."

Er schellte nach einer dritten Flasche, und ließ zugleich eine vierte zur Reserve bringen.

Joels Seele und Leib sträubten sich gegen die Verschwendung, aber vergebens.

„Ich bezahl's ehrliche Seele, keinen Heller soll's Dich kosten," und um es zu bethätigen, warf er einige Thaler hin.

Joel fühlte seine Hand zucken, als die des Kellners die Thaler einstrich. Er wischte den Angstschweiß von der Stirn.

„Weiß Gott, sagte Strahlheim, Du machst mir mehr Vergnügen als ich dachte. Liegt Deine Seele nicht jetzt wie ein aufgeschlagenes Buch vor mir! Welche Fülle von Gefühlen und Vorstellungen drängen sich da, wie in einem chinesischen Feuerwerk. Solchen köstlichen Wein hast Du vielleicht in Deinem Leben nicht gerochen. Deine trockene Zunge schwimmt vor Seeligkeit, wenn die goldenen Tropfen in die Kehle rollen, die Augen blitzen vor Wollust. Aber zur rechten Lust der Empfindung kommst Du doch nicht; im Hintergrunde lauert der Gedanke: Wenn Du's bezahlen müßtest! Nun versichere ich Dich: Du bist mein Gast. Eine süße Hoffnung strahlt auf. Aber Du traust dem Dinge doch noch nicht ganz;

Du denkſt, ich könnte Dich plötzlich im Stich laſſen, Du müßteſt am Ende die ganze Zeche bezahlen, und wärſt ein ruinirter Mann. Nun zahle ich wirklich. Neue Freude. Ach aber wie ſchnell iſt ſie vorüber. Dein richtiger Takt ſpricht ſogleich zu Dir: Von weſſen Gelde wird denn bezahlt? Der hölliſche Feind brüllt in Dir: „„Das iſt ja mein eigenes Geld, mit dem der Kerl mich bewirthet.““ Alle Tropfen dieſes Göttertranks werden zu Galle, Du möchteſt Dir den Schlund zuhalten, und den Reſt in die Taſche ſtecken, um doch etwas zu retten, und die Finger krümmen ſich voll Verzweiflung, um die Thaler, die der Kellner genommen, einzuſtecken. Nun vergleiche dieſes Dein von tauſend Sorgen gequältes Daſein, wo Du keinen Augenblick ruhig biſt trotz Deiner ſicher angelegten Capitalien mit meinem. Ich hungere nicht und ich durſte nicht; worauf ich Luſt habe, ich weiß es mir zu verſchaffen; ich eſſe, trinke und liebe ohne die geringſten Sorgen und habe keine Capitalien. Aber darin ſteckt es eben. Reichthum iſt aller Laſter Anfang, und Geiz die Wurzel aller Uebel. Hinge Dein Sinn nicht ſo am Irdiſchen, würdeſt Du auch mehr Genuß finden an den Gütern dieſer Erde. Das iſt eben die unausſprechliche Güte und unerforſchliche Weisheit“ —

„Junge! unterbrach ihn der Senſal. Du wirſt doch nicht — Alles, nur keine frommen Redensarten.“

gen gehört. Rechts entfaltete ſich in ſcharfer Steigerung vom Ufer aus der Åreskûta. Unſer See mochte, wie eine langgedehnte Pfütze, zu ſeinen Füßen liegen. Aus dem einen Berge waren Gebirge geworden, gekrönt von einem mächtigen Pic. Sein Gipfel ſchwamm in Wolken, aus denen die ſchwarzen untern Maſſen in impoſanter Majeſtät vortraten. Der Åreskûta iſt die äußerſte und höchſte Spitze eines vom Kiölen ſeitwärts ablaufenden Zuges, der gegen ihn aber ganz verſchwindet. Er iſt eben ſo merkwürdig in Schweden als einzeln ſtehender Berg, wie er durch ſeine ſchöne Form dem Maler gefallen muß. Vom Gipfel überſieht man, bei ganz wolkenloſem Himmel, den ſo ſchwierig aufzufaſſenden Kiölenzug, ja die Sage geht, daß ein bewaffnetes Auge zuweilen das Bottniſche Meer entdecken könne. Am Fuße hat man ſeit einigen Jahren neue Kupferminen eröffnet, mit deren Ausbeute es jedoch noch zweifelhaft ausſah.

Die näheren Ufer, ſeit der See ſchmal geworden, waren meiſt ſtarre Klippen, überwachſen von endloſen Fichtenwäldern. Aber auch das grüne Waldleben dünkte uns im Erſtarren. Todte graue Streifen abgeſtorbener Baume zogen ſich,

„Mann von Welt, meinſt Du, daß ſich damit nichts aufſtellen läßt? Biſt Du wirklich ſo rückwärts geblieben?“

„Bleib Du bei der Strenge,“ fiel Joel ein, mit den Augen ängſtlich die Mienen ſeines Freundes verfolgend. Und zu ſeinem Schrecken ſah er darin ernſte Falten, die Augen machten bedenkliche Bewegungen, und, war es, daß der Hut zufällig ſeine Haare heruntergedrückt, oder hatte Strahlheim ſich die Tolle jetzt erſt, um den Senſal zu ängſtigen, durch einen geſchickten Strich der Hand herabgeſtrichen; ſie ſaßen ſo glatt auf der Stirn, daß Joel einen andern Mann vor ſich ſah, und einigermaßen zu dem Ausruf berechtigt war: „Biſt Du des Teufels!“

„Das war ich allerdings, und ob ich es noch bin, wirſt Du am beſten wiſſen. Aber Du wirſt von Beiſpielen gehört haben, wo noch ganz andere Menſchen als ich plötzlich gerührt wurden von den Mahnungen, die an ſie ergingen. So etwas kommt oft ſehr plötzlich; ja nirgends berühren ſich ſo ſehr die Extreme als hierin“ —

„Schlingel, Du biſt im Weinhauſe; läſtre nicht.“

„Auch in der Geduld, mit der ich dieſe Beſchimpfung anhöre, wirſt Du merken, daß in mir eine Umwandlung vorgeht. Eine ſtille Erkenntniß, was für ein liederlicher Menſch ich war, ſeit ich Deines Umgangs mich erfreute, fängt an mich zu durchdringen. Welche innere Vorwürfe mache ich mir, wie

ich Deine Güte gemißbraucht habe, und Du thätest mir jetzt in der That einen Gefallen, wenn Du mich so ausschimpftest, wie es Dir ums Herz ist."

Ein derber Fluch quoll von den Lippen des Sensals.

„Wohin mein Auge fällt, mahnt mich da nicht Alles, in mich zu gehen! Wenn ich so sehe den Weg vieler meiner Collegen, welch stilles Glück begleitet ihre bescheidenen Schritte. Sie hungern zwar, und gehen zu Fuß, aber ist das Bewußtsein nicht ein fester Stab, und eine süße Speise? Und was bin ich dagegen, was der Glanz der Eitelkeit, den ich um mich verbreite? An einer Kette, die darum nicht weniger drückt, weil sie unsichtbar ist, werde ich hin- und hergezogen von einem wucherischen Juden, dem es gar nicht darauf ankommt, daß ich ein solider Arzt werde, und ein Wohlthäter des Menschengeschlechts. Ob ich ein Marktschreier werde oder ein Hippokrates, ihm ist es gleich, wenn ich nur vor der Welt glänze. Ach und was ist die Welt!"

„Junge!" der Sensal erblaßte.

„Hast Du den Donner in der Nacht überhört? O Joel, es war gräßlich! „„Wie! rief eine Stimme, umsonst alle die Warnungszeichen, Dich loszureißen aus den Krallen und Netzen, umsonst alle die Wunder der Natur! Hörst Du's donnern und blitzen im Winter, und wachst noch nicht auf aus Deiner Unbußfertigkeit? Das Gericht ist da!"" — Da krachte

es, das alte Haus über mir brach, und stürzte ein, wir versanken in bodenlose Tiefe; Feuerflammen und Nacht; glühende Metallströme flossen und sprützten mir über den Nacken; feuerspeiende Schlangen züngelten um die Glieder, und die Teufel mit gluthrothen Gabeln hackten und schaufelten, und schmissen uns einander zu, bis jeder seinen aparten gefunden hatte. Ach, Joel, ich kann Dir gar nicht beschreiben, wie gräulich meiner aussah, und wie er mir die spitzen, eisernen Geierkrallen von hinten in die Brust drückte, und mich anstierte mit Augen — hu! — Joel, es thut mir aufrichtig leid, daß ichs Dir sagen muß; aber mein Teufel sah gerade aus wie Du. Und nun sprich als mein aufrichtiger Freund, soll ich nicht in mich gehn?"

„Simon, sagte Herr Joel, Alles könnte ich Dir vergeben, nur das nicht, wenn es Dein Ernst ist. Aber es ist nicht. Entweder willst Du mich foppen, und das magst Du haben, ich gönne Dir jedes Vergnügen. Oder Du willst abspringen; Junge, wenn Du mir es jetzt thust, sieh, und wenn's mich meinen letzten Pfennig kosten sollte, und wenn ich sollte ein Verschwender werden und ein Lüderian wie Du, und Weib und Kind an den Bettelstab müßte, Simon, ich ließe Dir keine Ruhe auf der ganzen Welt. Ich triebe Dich und verfolgte Dich dahin, wo sie am härtesten sind gegen böse Schuldner, zeitlebens solltest Du mir sitzen in Gitter und Eisen, und ich wollte

mich legen auf die Schwelle und da ſchlafen, daß ſie Dir ſollten keinen Biſſen bringen, als Waſſer und Brot. Und wenn ich ſollte ſterben vor Dir, ich vermachte meine Forderung an einen, der ein Herz hat wie ein Kieſelſtein, und meinen Fluch dazu, wenn er Dir einen Heller nachließe Gnade. — Junge, Du kennſt mich. Meinſt Du, daß Du es biſt geweſen, der mich hat übergeredet dies Mal noch? Nein, weil ich habe beſſere Erkundigungen eingezogen, daß die Sache geht. Darum habe ich gehandelt auf's Neue für Dich, als kein Vater handelt. Sie geht, ſage ich Dir; die gnädige Frau von Löwlein iſt jetzt wie Butter, ſie läßt ſich wickeln um den Finger von Dir. Wenn Du das Eiſen kalt werden läßt, Schlingel, Du verdienteſt nicht, daß Du geboren biſt. Schon das Ehrgefühl müßte ja machen, daß Du Dich auf den Kopf ſtellſt. Aber ſo biſt Du. Anfangen kannſt Du ſuperbe, aber wenn's an's Ausführen geht, da holt Dich der Teufel des Leichtſinns fort. Lieber, einziger Junge, mach mir dieſe, meine letzte Hoffnung nicht zu Schande. Zwinge Dich nur noch die Paar Wochen, vielleicht nur ein Paar Tage noch. Trink jetzt, läſtere und ſchimpfe, ſo viel Du willſt, es ſieht's keiner, aber dann langweile Dich ein Bischen um Dein und mein Glück."

Strahlheim hatte die vierte Flaſche geöffnet und ſchenkte eine ſprudelnde Fluth in die Gläſer. Joel verfolgte, trotz ſeines Eifers, mit Wehmuth die ver-

geudeten Tropfen, die zu einem kleinen See auf dem Tiſche wurden.

„Joel, ſagte Strahlheim, wozu nun ſo viel Worte! Alſo Du willſt nicht, daß ich in mich gehn ſoll. Gut, ich bleibe, was ich bin. Ich könnte nun eine erbauliche Rede an Dich richten, Du hätteſt einſt mein Seelenheil zu verantworten, Dich würde ich anklagen als meinen Verderber, die ſchönen Vorſätze, die ich gefaßt, Du hätteſt ſie auf dem Gewiſſen, wenn ſie Seifenblaſen wurden. Aber fürchte nichts. Das wäre ſo langweilig für mich als für Dich. Wem die Luft beſtimmt iſt, der hängt, wem das Feuer, der brennt. Wir ändern nichts. Aber zu einer kleinen moraliſchen Betrachtung wäre es wohl an der Zeit, und wir wollen uns damit abfinden. Denn ohne etwas Moralität, lieber Joel, kommt man nicht durch die Welt. Alſo wird es aus dieſem Exempel wiederum recht klar, wie der erſte Schritt zum Böſen der entſcheidende iſt. Wenn ich damals das erſte Sündengeld nicht von Dir genommen hätte, ſo hätte mich auch das dritte, vierte, fünfte nicht verlockt; ein Ring ſprang aus dem andern, bis es dieſe furchtbare Demantkette wurde, die mich umſchlingt wie den Laokoon die Schlangen, und es giebt keine Rettung mehr. Darum ängſtige Dich übrigens nicht, ſondern trink, ich ängſtige mich auch nicht. Die höchſte Philoſophie des Lebens iſt, ſich in die Dinge zu fügen, wie ſie ſind, und nicht zu murren. Frondiren hilft

nirgendwo. Haſt Du nun auch noch eine kleine moraliſche Bemerkung zu machen, ſo fix damit raus, daß wir über die Moral fortkommen, an's ungeſtörte Trinken."

„Was hätt' ich nicht, lächelte Joel! Wenn ich nicht wäre ein Narr geweſen, und hätte Dir nicht geliehen den erſten Thaler, ſo hätt' ich nicht gemußt Dir leihen den zweiten. Und um nicht zu verlieren, was ich Dir gegeben, hab' ich Dir immer mehr gegeben. So biſt Du geworden mein Plagegeiſt, muß ich mich kümmern um Dich, als wenn ich's ſelbſt wäre, muß ich fühlen mit Dir und mit Dir denken, muß zittern, wenn Du krank wirſt, wie ich nicht zittere, wenn ich krank bin, muß Dich am Rockzipfel faſſen, daß Du nicht ſtürzeſt ins Verderben. Weiß Gott, was hat der Menſch ſchon zu tragen an ſich ſelbſt, daß er durchkommt; wenn er aber noch einen zweiten Menſchen hat, und der iſt ein ſolcher wie Du, und er muß hungern und durſten um ihn, und wachen und ſpeculiren, und der andere denkt an nichts, und ſäuft und läuft, was iſt da, frage ich, das Leben?"

„Darauf antworte ich Dir mit dem großen Dichter:

Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,
Der Uebel größtes aber ſind die Schulden.

Notir's Dir, lieber Joel! Welcher ſelbe Dichter auch Deine Vorſtellung eben in folgenden Verſen ausſpricht:

Das aber iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie forterbend immer neue Schuld gebiert.

Aber trinke, Joel; ſo wohlfeil kommſt Du nicht wieder dazu.“

Joel hatte getrunken; auch ſein Geſicht glänzte. Er ſtampfte das Glas auf den Tiſch: „Gottes Wunder, daß wir ſo freundſchaftlich bei einander ſitzen!“

„Das wundert Dich? Mich gar nicht. Sieh Joel, ob ich Dich gleich fürchten und haſſen muß, ſo wüßte ich doch keinen, mit dem ich ſo gern beiſammen ſäße und plauderte. Wir Beide kennen uns gründlich; ganz vergebene Mühe, wenn Einer den Andern hinters Licht führen wollte. Ich kann mit Dir, und Du mit mir ſo ungenirt ſprechen, als wenn Jeder mit ſich ſelbſt redete. Iſt das nicht der höchſte Sieg der Cultur, das allerechteſte, wahrhafteſte Verhältniß unter Menſchen, und ich weiß nicht, warum ich das nicht mit dem ſchönen Namen Freundſchaft benennen ſoll. Ueber den Inſtinktzuſtand der Freundſchaft, wo Jeder im Andern einen Engel ſieht, ſind wir längſt hinaus. Darauf kommt der Zuſtand des Bewußtſeins, wo Jeder ſich ſelbſt, ſo gut und ſchön er kann, vor dem andern lügt. Das können wir nicht mehr. Wir ſind im Zuſtand der Nothwendigkeit, wir müſſen uns Jeder dem Andern geben, wie wir ſind, und der Andere ſieht uns nicht um ein Jota anders. Iſt das nun nicht auf's Neue ein

Naturzuſtand, und ein weit bequemerer? Keiner prätendirt vom Andern, daß er ihn achten ſoll, von Bewunderung und Liebe iſt nicht die Rede, wir wiſſen, wie wir uns Beide zum Teufel wünſchen, nichts bindet uns zuſammen als die Furcht zu verlieren, und doch ſitzen wir zuſammen, trinken und ſchütteln uns die Hände, und ſind Freunde. Denn, ſind das keine Freunde, die kein Geheimniß vor einander haben? Auf unſer Beider Wohlſein, Joel, jeder natürlich trinkt für ſich.“

Sie ſtießen an. Dem Senſal perlte etwas im Auge.

Strahlheim zog ihn an ſich: „Gieb mir 'nen Kuß, Joel. Wahrhaftig, wenn's mich nichts koſtete, ich könnte etwas für Dich thun. Könnte mich ſogar entſchließen, Deine Rebecca zu heirathen, wenn Du nicht ein ſo leichtſinniger Menſch wärſt, und Dein Geld weggäbſt an junge lüderliche Menſchen ohne alle Sicherheit. Ja lieber Joel, bedenke, daß Du nicht für Dich allein ſtehſt, daß Du Familienvater biſt, daß die Sorge um die Deinen Dir die Verpflichtung auflegt, nicht jeder Aufwallung des Herzens nachzugeben. Wohlthun iſt die ſchönſte Benutzung der Güter, die uns das Glück gab, aber nicht die erſte, und nicht die nützlichſte. Auf die Familie muß unſere erſte Sorge gerichtet ſein, als gute Staatsbürger. Erſt wenn wir da ſagen können, wir haben das Unſere gethan, iſt es uns erlaubt unſere

Kräfte auf weitere Gegenstände zu richten. — Aber jetzt trinke, wir kommen so jung nicht wieder zusammen."

Der Wein hatte endlich auch beim Sensal gewirkt. Er schlürfte mit lustigen Mienen. Man stieß an, man drückte sich die Hand. Die hohe Braut, die Mutter, der Geheimerathstitel, der erste Orden lebten hoch bei stillem Gläserklange.

„Wie steht's denn mit den Rivalen? fragte Joel. Der Graf?"

„Pah!" sagte Strahlheim.

„Den Baumeister wirst Du doch unter den Tisch bringen."

„Joel, ich bin hier um mich zu erholen. Halt's Maul mit verdrießlichen Dingen."

Der Sensal hielt es dennoch für Pflicht, dem Freunde einen Rath zu geben: Er nannte den Commissionsrath. „Er ist ein reicher Mann, und er ist ein gescheidter Mann; überall hat er sein Ohr, überall sein Auge, überall seine Hände. Wenn Du den zum Freunde hast, hast Du einen guten Freund, hast Du ihn zum Feinde, hast Du einen schlimmen Feind. Ich habe schon gesprochen mit ihm von Dir."

Strahlheim lachte auf, und wir möchten dies Gelächter „höllisch" nennen; es stimmte mit dem glühenden Gesichte.

„O Du Nachteule! Wo sitzt seine Wolle? Der mir helfen?"

„Simon, der Mann hat einen guten Namen an der Börse."

„Meinethalben in der Hölle. Papiergeld außer Cours geſetzt. Der kann von mir lernen, ich nicht von ihm."

„Simon, Du kennſt nicht ſeine Mittel."

„Wie viel Jahre ſinds daß er um die Alte ſchleicht? Hat er ſie gekriegt?"

„Hübſche Abfälle doch, Simonchen."

„Die Peſtilenz über ſolchen Schacher, ich will wagen und gewinnen. Eine Stunde brauchte ich, und rum hatte ich ſie. O Joel, wo iſt Deine Weisheit. Schlafen gegangen bei Deiner Gerechtigkeit? Ein vermodertes Wespenneſt anzuſehen für die Sonne! Der mich aus dem Sattel heben? Den ſteck ich in die Taſche. Schimmlichte Pfiffigkeit iſt außer der Zeit. Den Jungen gehört die Welt. Borg ihm kein Geld, Joel, Du wirſt geprellt."

Der Senſal ſpitzte die Ohren. Aber er hatte ſich getäuſcht, wenn er auf reelle Winke über des Commiſſionsraths Vermögenszuſtand wartete. Strahlheim phantaſirte, oder die vierte Flaſche Johannisberger in ihm.

„Joel, ſchaff mir 'nen Philoſophen her, ich will diſputiren — biſt ein vortrefflicher Menſch, ein Stück Wahrheit, aus Eiſen gegoſſen, aber warum biſt Du nicht ein Philoſoph, oder ein hübſches Mädchen — Joel, ich will mit Dir discuriren, was an der Zeit iſt

wie Schatten, unter dem traurigen Leben der Forste dahin. Der größere Theil derselben sieht einem solchen Vermodern und Verwittern entgegen. Ein ähnlicher Anblick sollte uns durch ganz Jämteland nicht verlassen. Wir sahen keinen schöneren See.

Ein fester Kiesdamm führte vom Landungsplatz bis zum Gastgeber-Gaard in Kala. So neu war uns die Erscheinung nach den Sumpf- und Seeparthien, daß wir kaum unserem Fuße trauten und mit jedem Schritt wieder in Moor zu gerathen fürchteten. Kala ist ein wohlhabender Flecken, so abgelegen er auch noch zwischen See'n und Wildniß scheint, und kaum eine andere Communication hat, als zu Wasser. Große glänzende Scheiben in jedem Fenster funkelten uns gastlich aus den zwei Stockwerk hohen Häusern entgegen. Zucker, Rum, Kaffee war, nach langer Entbehrung, wieder in Fülle zu haben; sogar fing schon das Schwedische Backwerk hier an, welches man durch das ganze Land auf dem Nachtische findet. Neben der ungemeinen Billigkeit, welche, im Gegensatz zur Norwegischen Theurung, um so mehr auffällt, als Jämteland wohl wieder der billigste Distrikt in Schweden

— ſchöne, nagelneue Redensarten. Schade, daß Du ein Philiſter biſt. Du könnteſt auf der Börſe gute Geſchäfte machen. Sollſt mir in die Lehre beim Anſelm. Aurora fuhr ums Morgenroth. Leute mit grauen Haaren werden auch aufgenommen, — bloß auswendig lernen — es knallt doch — Champagner! Kellner, Champagner!"

Und ſo war das Werk der Verführung vorgeſchritten, daß Joel nicht mehr Einwendungen dagegen machte. Gläubiger und Schuldner tranken mit gekreuzten Armen. Im Senſal dämmerte ein Entſchluß, der ſich nur durch die Umſtände, nicht aus ſeinem Character, rechtfertigen ließ; er ging damit um, ſich zu revanchiren, und ſelbſt eine Flaſche zu beſtellen. Während ſeine Lippen das Lied, welches der Doctor trällerte, accompagnirten, zählte er in der Taſche ſein Geld. Es ſchmeckte ſo ſüß und luftig, und die Flaſche wurde immer leerer. Da ſtörte ihn die verdammte Vorſtellung von der Inſolidität des Commiſſionsrathes, mit dem er im Begriff ſtand ein Geſchäft zu entriren. Vergebens waren ſeine Verſuche dem Doctor ein Mehreres auszupreſſen. Der lag mit verſchobener Halsbinde, den einen Fuß auf der Bank, und ſchwatzte und ſang durcheinander, was keinen Menſchenverſtand hatte. „Herzensjunge, nur das: Woher glaubſt Du eigentlich, daß es mit ihm" —

„Mit dem Glauben befaß ich mich nicht."

„Was weißt Du denn?“

„Daß er zu mir kommt, und ich nicht zu ihm Wer was hat, kommt zu Keinem, der nichts hat. Aber wer nichts hat, kommt zu dem, der was hat. Und nun kein Wort mehr von dem Fuchs mit abgeriebenem Pelz, dem Schneckengehäuse, der abgelegten Schlangenhaut. Voll, voll — eine volle Flasche —

„Eine halbe!“ — preßte Joel heraus; er war zum Entschluß gekommen, er rückte am Stuhl und wollte den Kellner rufen, als dieser von selbst mit einem Dritten eintrat: „Hier werden Sie den Herrn Doctor finden.“

Der Kellner entfernte sich schnell, und eben so schnell verwand der Bediente die Ueberraschung den Doctor so zu finden. Sie hatte schon ein Lächeln auf seine Lippen gelockt. Er richtete seine Bestellung mit ernster Miene aus. Seine gnädige Frau, Madame Löwlein, die eine sehr üble Nacht gehabt, und auch am Morgen sich übel befunden, wünsche den Herrn Doctor dringend zu sprechen. Nachdem er die ganze Stadt durchlaufen, habe ihn glücklicher Weise der Wagen auf die rechte Spur gebracht. Die gnädige Frau erwarte ihn mit einer entsetzlichen Ungeduld, und er müsse den Herrn Doctor bitten, auf der Stelle ihm zu folgen.

„Nicht von der Stelle!“ lallte Strahlheim und schenkte den Rest der Flasche neben sein Glas.

Joel ſchlug die Hände über den Kopf: — „Simon, — muß das auch noch kommen!“

„Herr Doctor, ſagte Johann, ſie iſt ſehr krank.“

„Iſt nicht wahr!“ ſchrie Strahlheim.

„Simon, Herzensjunge, Schlingel, knüpf Dir die Halsbinde zu. Nimm Dich zuſammen, es gilt“ —

„Ich will nicht.“

„Herr Doctor, Herr Doctor! Um des Himmels willen, rief Johann, es iſt Ernſt diesmal, verſcherzen Sie nicht Ihr Glück.“

„Ich bin glücklich — ſehr glücklich“ —

„Junge, ich zwinge Dich“ —

„Kein Menſch kann mich zwingen, mich zu langweilen. Sie iſt nicht krank, iſt nie krank geweſen.“

„Frau von Löwlein, Herr Doctor“ —

„Iſt die abgeſchmackteſte Perſon auf dem Erdboden. Wahrheit über alles. Ich will nicht, ich kann nicht. Laßt mich in Ruhe — Kellner!“

Joel hatte den Doctor von hinten unterfaßt und ihn wider Willen aufgerichtet: „Du mußt, donnerte er ihm ins Ohr. Du gehörſt nicht Dir; mein biſt Du. Auf der Stelle zuſammen genommen, oder“ —

„Gewalt! rief Strahlheim, und ſtrich ſich das heruntergefallene Haar von der Stirn. Ihr Philiſterſeelen, jetzt will ich Euch beweiſen — wen Ihr — Mit Gewalt mich!“ — Er ſank in den Stuhl zurück. — „Nun greift zu. Probirt's, ob ein Arzt

gezwungen werden kann eine Patientin zu curiren, die nicht krank iſt. — Aber ſeht, nun will ich — aus freien Stücken — nun ſoll ſie krank ſein — Wagen vor — zur alten Närrin, Kutſcher! — So bleich Joel — wie viel bin ich Dir ſchuldig — Zitterſt Du — ſiehſt Du, ich zittre nicht. Donnern will ich ihr ins Gewiſſen — Marſch!"

Er ſah das Fenſter für die Thür an:

„Ihr kleinen miſerablen Intriguanten! rief er, ſeinen Stock ſchwingend. Iſt Eure Lunge zu Ende, ſeid Ihr außer Euch, weil eine Gardine zu früh aufging — ſeht mich an. Wie ich bin, will ich mich ihr zeigen — und ſiegen — Victoria ſage ich."

Joel auf die Bank zurückgeſunken, ſchlug die Hände über den Kopf: „Nun iſt Alles verloren. Wenn ſie ihn ſieht in dem Zuſtande" —

Johann lächelte: „Ich habe den Herrn Doctor ſchon einige Mal luſtig geſehen. — In der Jugend, Herr Joel, gehen ſolche Fieberanfälle ſchnell vorüber."

Dem Kutſcher hieß er heimlich, nachdem Strahlheim eingeſtiegen, den längſten Weg durch die ungepflaſterten Straßen einſchlagen.

Achtes Kapitel.

Selten mochte ein Arzt sehnsüchtiger erwartet sein, als diesmal Doctor Strahlheim in der Löwleinschen Wohnung. Kaum lief eine Minute um, wo nicht die Klingel aufs Neue ging. Auch sprang die Patientin selbst an's Fenster, um ihrer Ungeduld Befriedigung zu verschaffen. Und doch war ihre Krankheit dieses Mal eine ernsthafte; oder es ist auch den Zügen einer leidenschaftlichen Person nicht zu trauen. Friederikens Vorschlag, nach dem Medicinalrathe oder einem andern Arzte zu schicken, war aber mit entschiedenem Widerwillen zurückgewiesen, ob sie doch in der Küche behaupteten, es sehe aus, als ob der leibhaftige Tod auf dem Gesicht der gnädigen Frau seinen Einzug halte.

Ein wirklicher Todter lag daselbst — der Papagei. Es gingen dunkle Gerüchte, wie dies Lieblingsthier umgekommen. Die Mienen der Domestiken verbargen nicht eine stille Schadenfreude. Nur die eigene Furcht mochte machen, daß sie nicht laut wurde. Das Thier hatte Allen, als es lebte, vielen Verdruß

verursacht. Nach dem Donnerschlage hatte man Madame Löwlein in einem Zustande von Raserei gefunden und den erwürgten Vogel in ihrer Hand. Der Umstand, daß Viele dies als Augenzeugen gesehen, machte es wenigstens unmöglich, daß sie einen unter ihnen des Mordes beschuldigte, was ohnedem gewiß geschehen wäre.

In ihrer furchtbaren Aufregung hatte sie gefordert, in der Nacht noch das Haus zu verlassen. Der Donnerschlag hatte für sie das Haus gespalten, der Platzregen drang in Strömen ein, die Mauern zerbröckelten, der Boden sank unter ihren Füßen. Dann hatte sie Alle fortgejagt, und nur mit Cäcilien ein ernsthaftes, langes Zwiegespräch gehalten.

Cäcilie war mit verweinten Augen endlich heraus getreten, sie hatte versucht die Hausleute zu beruhigen, ihre Mutter sei in der Genesung, es werde Alles anders werden und gut. Sie sollten nur ruhig den Morgen abwarten.

Aber gerade an diesem schien Alles gegen die Ruhe der Wittwe verschworen. Als sie noch im Bette war, hatte die Baucommission eine Besichtigung des ganzen Hauses vorgenommen. Man erfuhr nicht, was dazu der nächste Anlaß war.

Die ernsthaften Mienen der Herren konnten sie nicht beruhigen. Als der Schreck vor einem möglichen, wirklichen Einsturz ihr noch in den Gliedern lag, — denn der Baurath hatte von der Räthlichkeit

gesprochen, das Haus bei Zeiten zu räumen, — war der Commissionsrath, nach dem sie um Rath geschickt, statt dessen mit einer lächelnden Bitte gekommen. Ein spaßhaft verdrießlicher Ernst in einer Cautionsangelegenheit machte es nöthig, daß er gerade in diesen Tagen eine Lumperei von kaum fünftausend Thalern vorzeigen müsse, nur auf Stunden; und es sei noch spaßhafter, lachte er auf, daß er bei allen Mitteln, denen er commandire, gerade übermorgen diese Kleinigkeit nicht baar vorlegen könne. Nun wolle er seine Freundin zu seiner Vormünderin ernennen. Aber er konnte bei der Freundin keine ungünstigere Stunde gewählt haben. Sie verstand den Spaß ganz falsch, aber als die gerüsteten Geister des Zorns losbrechen wollten, wurde der doctrinaire Engländer gemeldet. Er folgte der Meldung so auf dem Fuße, daß er nicht abgewiesen werden konnte, auch wenn es im Willen der Dame gelegen hätte.

Und was führte diesen dürren Mann mit dem unveränderlichen Gesichte und dem fatalen Wortreichthum her? — Er hub mit den guten Eigenschaften des seeligen Herrn Löwlein an, unter denen die Pünktlichkeit in Erfüllung von Verbindlichkeiten obenan gestanden, und nach einem mäßigen Uebergange, während dessen er die anwachsende Unruhe seiner Zuhörerin nicht zu bemerken schien, schloß er damit, daß trotz dieser Pünktlichkeit nicht alle Verbindlichkeiten desselben gegen sein Haus gelöst seien, vielmehr noch

ein ſtarkes Debet auf Conto des Herz Jacob Löm-lein in den Büchern von Horsfal und Comp. ſtände.

„Nun hat es zwar, endete er, in einen andern Ton übergehend, während er dabei verſchiedene Rech-nungen und Copien in der Hand ordnete, eingedenk der großen Dienſte, welche der Seelige unſerm Hauſe geleiſtet, nie in dem Willen unſerer Principale gele-gen, weder ihn ſelbſt bei Lebzeiten, noch deſſen Erben mit dieſen Forderungen in die Enge zu treiben. Ja, als wir von den trüben Umſtänden vernahmen, welche ihn in ſeinen letzten Jahren drängten, ſchrieben wir dieſe Forderung zu den verlorenen. Indeſſen da ſich die Umſtände ſeitdem geändert, halten wir als Kauf-leute dafür, daß unſere Anſprüche nicht minder Gel-tung und Rechte auf Befriedigung haben, als die ſo vieler andern, welche befriedigt werden.“

Madame Lömlein erhob ſich mit zornfunkelnden Augen. Sie habe niemals die Schuldverpflichtungen des verſtorbenen Lömlein als ihre anerkannt, am allerwenigſten diejenigen, die er als erklärter Ver-ſchwender eingegangen. Wer etwas an ihn mit Recht zu fordern gehabt, hätte ſich mit der Firma, ſo lange ſie unter gerichtlicher Curatel fortgeſetzt worden, ſetzen können. Seit ſie wieder eingetreten unter Vermitte-lung ihres lieben Freundes, des Commiſſionsrathes, dem ſie bei der Gelegenheit einen freundlich ſein ſol-lenden Blick zuwarf, ſei ein neues Conto angefangen, ſie hätte nichts und wolle nichts mit den älteren For-

derungen zu thun haben, und müsse sich sehr über die Indiscretion wundern, solche vergessene, abgethane und abgeurtheilte Dinge wieder vorzubringen.

„Dies Alles ist uns wohl bekannt, fuhr der Britte in der vorigen Ruhe fort. Es kommt uns nicht bei, an die jetzige Firma Forderungen zu formiren, welche in Folge der Präclusionsbescheide gegen dieselbe erloschen sind. Da wir jedoch wissen, daß unser seliger Freund todt ist, und doch in Erfahrung gebracht haben, daß unter der Hand jetzt seine Schulden bezahlt werden, so haben wir nicht Lust, gegen Andere zurückzustehen. Ja, Madame, schloß er, ich leugne Ihnen nicht, daß es der Zweck meines Hierseins ist, über diese Sache ins Klare zu kommen, und auf dieselbe Bevorzugung, welche den übrigen Creditoren zu Gute kommt, für uns zu dringen."

„Geld fortschmeißen, fuhr Madame Löwlein auf. Wer ist der Rasende? Ich weiß nichts davon!"

Der Britte holte aus seiner Brieftasche Beläge, welche seine Angaben so deutlich unterstützten, daß die Wittwe an der Richtigkeit derselben kaum länger zweifeln konnte.

„Madame, sagte Master Horsfal, unsere erste Meinung war, daß es nur die begüterte Wittwe unseres unglücklichen Freundes sein könne, die es sich zur Gewissenssache gemacht, die Verbindlichkeiten zu lösen, welche die Seele des rechtschaffenen Kaufmanns in jener Welt drücken müssen. Auch gebe ich diese

Vorstellung jetzt noch nicht auf, indem Gründe vorhanden sein können, weshalb Sie es verschweigen, und welche ich als Kaufmann zu achten habe. Sei dem aber, wie es ist, im Auftrage meines Hauses muß ich der Sache auf den Grund kommen, und ich habe Ihnen hier die Versicherung zu geben, daß bis wir zu unserm Gelde kommen, ich alle erlaubte Recherchen über ein dunkeles Verhältniß anstellen werde, über dem, wie es scheint, gewisse Personen einen dunkelen Schleier ruhen zu lassen belieben."

„Wer giebt Ihnen dazu ein Recht!"

„Ruf unseres verstorbenen Freundes Herz Jacob Lomlein, sagte der Britte, indem er mit gemessener Ruhe seine Brieftasche schloß, welcher auf dieser Welt ein so rechtschaffener Mann und zuverlässiger Kaufmann war, daß wir nicht anders glauben, als daß seine Seele in jener Welt keine Ruhe habe, bis er denn die Bande gelöst, welche ihn hier noch binden. Denn wer kann in der Ewigkeit ruhig sein, wenn er in der Zeitlichkeit Rechnungen zurück läßt, welche nicht abgeschlossen sind. Dies zu bewirken, zum Heil der Seelen der Vorangegangenen, ist alle Zeiten die erste Pflicht der Hinterbliebenen gewesen. Wie mögen wir uns nun denken den Zustand dieses überaus rechtschaffenen Mannes, wenn er dort Jahr um Jahr darauf vergeblich warten muß, und er selbst diejenigen säumen und unwillig sieht, so die nächste Pflicht haben und es am leichtesten thun kön-

iſt, überraſchte uns die Gaſtlichkeit eines Bauern. Als er am nächſten Morgen uns am Strande auf den Kahn warten ſah, ließ er nicht eher mit Bitten ab, bis wir bei ihm eingetreten waren und von ſeinem Rum, Zucker und feinem Oblat-Brod gefrühſtückt hatten. Es war ihm lediglich darum zu thun, ſo weit her Gereiſte in ſeinem Hauſe zu ſehen, und es that mir leid, daß unſer Caſſirer des Mannes echt gaſtliche Geſinnung beleidigte, indem er ihm einige Bankzettel dafür aufdrang. Der alte Mann ſchien wirklich gekränkt. Wir kannten noch nicht die Sitte des Landes.

Kala liegt noch immer dem Äreskûta gegenüber. Erſt beim Morgenlicht ſahen wir, wie er in ſeiner braunen Kahlheit, bedeckt mit Schneeſetzen, doch auch den Charakter der Lappiſchen Berge an ſich trägt. Dem See mochten wir uns in zwei lecken Kähnen nicht mehr anvertrauen. Pferde waren bei der Ernte ſchwer zu haben und ſo machte ſich die Geſellſchaft zu Fuß nach der nächſten größeren Station auf den Weg. Die Promenade bei ſchönem Wetter trieb in etwas den Fieberfroſt von unſerer Moraſtparthie aus den Gliedern, und wurde belohnend,

nen. Wäre dies nicht einer der Fälle, wo der irrende Geiſt ſich gedrungen fühlen muß die Seeligkeiten oder die Qualen jenes Zuſtandes zu vergeſſen, und die Bande ſprengend, die ihn dort feſthalten, wieder zur Erde zurück zu kehren? Wenn der Volksglaube ehedem dieſes ſchon von ſolchen behauptete, die nichts anders an die Erde feſſelte, als daß ihre Gebeine noch nicht in geweihtem Boden begraben worden, um wie viel ſtärker müſſen ſolche moraliſche Feſſeln einen halb ſeeligen Geiſt zurückrufen! Wer aber wollte annehmen, daß es nur in adligen Familien den Geiſtern der Abgeſchiedenen erlaubt ſei, ihren Nachkommen zu erſcheinen, und ſie an ihre Schulden und Pflichten zu mahnen? Auch aus der Geſchichte mehrerer alter Kaufmannshäuſer wiſſen wir in England, daß ein verſtorbener Vorfahr in ſeinen Speichern und Comptoiren erſchienen iſt, und ſeinen Enkeln vergeſſene Dinge in Erinnerung gebracht hat. Nicht allein verborgene Schätze, ſondern auch überſehene Schulden. Auf ſolche Winke aus einer andern Welt ſind oft in ſoliden Häuſern bei uns Schulden abgetragen worden, von denen die Berechtigten keine Ahnung hatten. Sollte die Rechtlichkeit in Deutſchland engere Gränzen haben? Etwas dem Aehnliches hier anzunehmen, berechtigt mich ſowohl die Denkweiſe des ſeeligen Herrn Principals, als auch das, was wirklich vorgefallen iſt, und was die Leute reden. Ja, Madame, mir blieb dies nicht unbekannt. Wem der

Unglückliche erſchienen iſt, ob ſolchen, die ſeinen Tod verſchuldet, oder ihn beklagt, ob einem edlen Freunde oder Verwandten, einer Gattin oder Tochter, mir gilt das gleich; das aber darf ich annehmen, daß ſeine Mahnung dabei im Spiele iſt, wenn erſt zwanzig Jahre nach ſeinem Tode ſeine Schulden plötzlich ohne äußere Aufforderung bezahlt werden. Und wir ſind überzeugt, Madame, daß ſein Geiſt auch denjenigen zu rechter Zeit mahnen wird, den er beſtimmt hat, die gerechten Forderungen des Hauſes Horsfal et Compagnie zu befriedigen."

Als der Commiſſionsrath das Riechfläſchchen, nach dem die Wittwe gewinkt, gefunden hatte, war ſie ſchon auf's Sopha zurückgeſunken, und der Britte hatte das Zimmer, ohne aus ſeiner Ruhe zu kommen, verlaſſen. Doch hatte er zuvor einen ſauber geſchriebenen Auszug der Saldorechnung ſeines Hauſes an das von Löwlein und Aderbeiß nebſt Zinſenberechnung neben der Ohnmächtigen auf das Kiſſen gelegt.

Sie athmete wieder auf: „Iſt der Mörder fort!" —

Der Rath bat ſeine Freundin, ſich zu beruhigen.

„Sehn Sie Commiſſionsrath, dieſem Menſchen, dieſem kaltherzigen egoiſtiſchen Engländer ſah ich's auf den erſten Blick an, daß etwas ſo Unnatürliches hinter ſeiner gleißenden Schlangenhaut lauere. Ein gemeiner Eigennutz hinter aller dieſer Moralität."

„Empörend ordentlich der Gedanke, fiel er ein, bezahlen zu ſollen, was man nicht ſchuldig iſt! Eine jeſuitiſche Theorie. Das führte uns ja direct in die Barbarei des Mittelalters zurück, und Niemand könnte am Ende ruhig das Seine zuſammenhalten, wenn Gott weiß welcher Urgroßvater einmal etwas ſchuldig geblieben iſt. Handel und Wandel ſtockte; mit dem Credit wäre es den Augenblick aus, wenn die Todten noch auf unſere Capitalien Rechte hätten. Nein, ich ſage, laßt die Todten ruhen und die Lebendigen ſich verſtändigen. Der Mann hat mit ſeiner Liberalität ganz Unrecht. Mag in adligen Häuſern ſo etwas forterben, Ruhm und Verſchuldungen, dort mag das Fatum wirthſchaften und die Vergangenheit und Zukunft in räthſelhafte Knoten verſchürzen; in unſerem Stande, der die heutige Bildung repräſentirt, hat die Gegenwart allein Recht, die klar in die Zukunft blickt. Wir legen unſeren Nachkommen keine Verbindlichkeiten auf, wir ſtreben vielmehr danach, ihnen freie Hände zu machen. Und dieſelben Rechte, die wir ihnen gegen uns verſchaffen, dürfen wir gegen die vor uns in Anſpruch nehmen. Wenn die Todten ein Recht haben zu ſpuken, ſo mögen ſie zu denen gehen, denen ſie etwas ſchuldig ſind, und zuſehen, wie ſie ſich mit ihnen vertragen; bei ihren unſchuldigen Nachkommen und Verwandten haben ſie nichts zu ſuchen.“

Madame Löwlein ſtöhnte noch heftiger. Sie

mochte ihn nur zur Hälfte verſtanden haben: „Schweigen Sie ſtill — es hat ſich alles verſchworen — die Todten, die Lebendigen — gegen mich, gegen mich allein — ich bin ein unglückliches verlaſſenes Weib, in einer Mördergrube.“

„Wenn Sie die Hülfe eines theilnehmenden Freundes annehmen wollten, lispelte der Commiſſionsrath. Er hatte ihren Arm ſanft unterfaßt, und wagte einen weichen Druck auf ihre Hand. In der Mördergrube fände ſich wohl noch ein ſicheres Plätzchen, wo zwei ermüdete Wanderer ausruhen könnten vor den Verfolgungen dieſer giftigen Welt.“

Aber der Rath hätte jetzt ſelbſt, wenn er Phantaſie genug dazu beſaß, wähnen mögen in eine Grube wilder Thiere gefallen zu ſein. Ein ſolcher Tigerblick traf ihn, als ſie die Hand fortriß:

„Wer — wer hat denn bezahlt? Wiſſen Sie's? Die Todten oder die Lebendigen? Antworten Sie doch. Etwa Sie? — Sagen Sie doch ja. Es koſtet nur eine Lüge, und ich bin zufrieden. — Erbärmliche Menſchen! Nicht einmal lügen zu können! O beſinnen Sie ſich, wie Sie es mir plauſibel machen. Wär's auch nur auf eine Stunde, daß Sie ſich vor mir zu einem großmüthigen, uneigennützigen Menſchen lögen, ich wollte Ihnen die Stunde bezahlen. Aber ich kenne Sie, ich kenne Alle. Das Haus könnte über mir einſtürzen, es thäte keiner einen Schritt mich zu retten. Euch Allen lebe ich zum

Ueberdruß, Ihr Alle habt Euer heimliches Gefallen daran, wenn es mir ſchlimm geht. Einer wie der Andere beſtiehlt mich, wenn nicht um mein Geld, um meinen guten Namen. Hinter meinem Rücken bin ich die Zielſcheibe Eures Witzes, die zänkiſche, auffahrende, geizige Frau, voll Grillen und Widerſprüche, die ihre Leute quält, und ihnen das Leben verbittert. Nicht wahr, meine Tochter iſt ein unſchuldiges Lamm, das ich peinige, meinen Mann hab' ich umgebracht. Nicht, Herr Commiſſionsrath, habe ich das nicht gethan? Spukt er nicht, erſcheint er mir nicht alle Nacht, treibt mich aus dem Hauſe? Das iſt die Krankheit der böſen Frau, die wir nun hintergehen wollen und prellen nach Wohlgefallen. Ich werde beſtohlen, täglich, nächtlich, — o nur immer zu, immer zu! Die ſich als meine Freunde anſtellen, ſind die ärgſten — und Sie — Sie" —

„Der Herr Doctor Strahlheim fahren vor" — meldete Friederike.

Ein elektriſcher Schlag ſchien den Paroxismus der Fieberkranken mit einem Male nieder zu ſchlagen. Sie ließ ſich von dem Rathe wieder auf's Sopha zurückführen. Eine Thräne drang durch die Wimpern und ſie hörte ihn ruhig an, als er ihr mit ſanfter Stimme zuſprach:

„Ich verlaſſe meine arme, kranke Freundin jetzt mit Beruhigung, da der einzige Mann, der ihr helfen kann, in der Nähe iſt. — Darf ich auch als

Arzt ein Tröpflein Medicin fallen laſſen, ſetzte er leiſe hinzu? Wenn es nun Ihre Fräulein Tochter wäre, die heimlich, wie ein frommes Kind, die Schulden ihres ſeeligen Vaters abzahlte! Nur ein flüchtiger Gedanke, meine gnädige Frau, aber wem möchten wir ſonſt ſolche himmliſche Güte zutrauen. Und wenn es wäre" —

„Aus dem Hauſe! Aus dem Hauſe! rief Madame Löwlein. Das war ja ſein Rath."

„Nun und zur That, lächelte der Commiſſionsrath, ſteht der rechte Mann vor der Thür."

Er ging, und die Wittwe ſah nicht mehr ſein Erſtaunen, als er dem gemeinten Manne an der Thüre begegnete, der vom Bedienten unterſtützt in einem Zuſtande in die Stube trat, welche es dem Rathe im ſelben Augenblicke wieder ſehr zweifelhaft machte, ob er der rechte ſei.

Mit rothem Geſichte, mit gläſernen vor ſich ſtierenden Augen und niederfallenden Haaren trat der Arzt ein. Aber er trat nicht auf mit ſeinem elegant raſchen Schritte, den anmuthigen Bewegungen, Zeugen der inneren Sicherheit. Man hörte ſeine Tritte, man ſah ſeine Knie, und wo ihn Johann hinführte, da ſank er mehr nieder, als daß er ſich ſetzte. Der Zufall wollte, daß es das Sopha war, neben Madame Löwlein, und Madame Löwlein ſprang entſetzt auf:

„Was iſt das! — Noch ein Unglück?"

„Ja wohl ein Unglück, seufzte Johann, Gott sei Dank, daß es nicht schlimmer ist. Und alles das um einen einzigen vertrunkenen Juden."

„Ins Wasser gefallen!" schrie die Dame auf.

Der Doctor intonirte: „Ich hab' ihn hören plumpen."

„Wenn gnädige Frau nicht so expreß befohlen, hätten wir den Herrn Doctor erst sich erholen und umkleiden lassen. Aber so wie er nur hörte, daß Sie beföhlen, da war er ja nicht zu halten. Aber erst nachdem er sicher war, daß der Jude" —

„Was, Jude! — rede Er — Doctor — hat Sie der Schlag gerührt? Ist er ins Wasser gefallen" —

„Wären der Herr Doctor nicht gewesen, dann wären sie todt, Er mein' ich, der Jude. Solch ein unvernünftiger Jude! Wie er da noch von Wasser zappelte, und nicht von der Stelle konnte" —

„Der Doctor sprang ihm nach — rief die Wittwe, ohne die Fortsetzung der Rede abzuwarten. — Sie retteten ihn. Das ist edel, menschlich, aber unvernünftig. Sie sind ein Arzt, Sie haben andere Sorge, für Anderer Leben."

„Ins Wasser gesprungen sind der Herr Doctor eigentlich nicht."

„Dummer Mensch, sieht Er nicht. Er ist ja noch ganz naß. Die Kleider triefen. Das ist un-

recht von Ihnen. Johann, warum konnte Er den Doctor nicht abhalten?"

„Ich kam zu spät, gnädige Frau, Vermuthlich waren der Herr Doctor schon herein und der Jude war raus. Das war eine Confusion. Alles schrie. Da knieten der Herr Doctor über dem Cadaver, der eiskalt war" —

„Glühwein, schrie die Dame, ein Kohlenbecken" —

„Ach nein, gnädige Frau — Feuer hatten wir schon genug da, und Wein auch. Das Wasser incommodirt den Herrn Doctor nicht. Aber Sie haben sich allzusehr mit dem Blasen angestrengt, um die Suffocation rauszutreiben, wie Sie sagten; und von dem Gas aus dem Kohlenbecken ist Ihnen das Gesicht roth angelaufen. Es sah noch viel schrecklicher aus, und wenn wir ihn nicht bei Zeiten fortgezogen hätten vom Juden, ich meine vom Kohlentopf, wer weiß, wo jetzt der Herr Doctor wären. Sehn Sie, gnädige Frau, Sie erholen sich schon. — Sage ich doch, Menschenliebe ist schön, aber man sollte sich vor den Juden in Acht nehmen."

„Muß das auch noch dazu kommen! Sprechen Sie, reden Sie, blicken Sie nicht so stumm. Was war es eigentlich" —

„Uebersaures, salzsaures, sauersalzig Gas" — stammelte der Doctor.

„Ach und ein Gestank war das, Ihro Gnaden, fiel der Bediente schnell ein, wenn's nicht ein Men-

ſchenleben gegolten hätte, kein Menſch hätte es lebendig ausgehalten. Und der Jude wußte vor Rührung und Dank gar nicht, was er ſagen ſollte. Die Leute meinten: der verdient eine Rettungsmedaille. Aber nicht einmal Ihren Namen haben der Herr Doctor genannt, und ich mußte mit ihm fort, während ſie ihm noch ein Lebehoch rieſen. Sie wollen abſolut nicht, daß von der Sache geſprochen wird."

„Ja — alles wahr" — ſagte Strahlheim, einen erſten muthigen Blick auf die Wittwe wagend.

„Mußte der Jude gerade heut ins Waſſer fallen!" wehklagte ſie.

„Gerade heute — wiederholte der Arzt in melodiſchem Tone. Gerade heute mußte es geſchehen — warum nicht geſtern, warum nicht übermorgen?"

„So dringend hatte ich Sie zu ſprechen."

„Das weiß ich ja" —

„Ach gütiger Himmel! rief Johann, wenn das Gas ihm nur nicht ins Gehirn geſtiegen iſt."

„Wenn das Waſſer nur nicht wäre, fiel Strahlheim ein. Hydor ariſton! ſagen ſie — das iſt aber bloß für die Juden — Waſſer pfui! — wollt' ich ſagen."

„Gnade Gott, er delirirt!" Die Wittwe rang die Hände.

„Der verfluchte Jude!" knirſchte Johann.

Strahlheim hatte ſich wieder aufgerichtet: „Fallen — alle Menſchen können fallen — aber aufrich-

ten, — wenn es Zeit iſt, — das das Räthſel, was Elend läßt zu langen Jahren kommen. — Ihren Puls, meine Freundin" —

Er fühlte ſo lange, daß dem Bedienten Johann bange wurde. Er fürchtete, der Doctor könne abermals eingeſchlafen ſein. Vielleicht nicht mit Unrecht; denn erſt auf ein Geräuſch, welches er abſichtlich machte, ſprach Strahlheim mit langſam feierlicher Stimme:

„Zwiſchen Himmel und Erde geſchehen Dinge, — Dinge ſage ich — Unſere feſteſten Gebäude ſind Kartenhäuſer. — Wer aſſecurirt ſich vor ſich ſelbſt — alle unſere Rechnungen laboriren an einem Grundfehler, aber die Nothwendigkeit findet ſich von ſelbſt ein. — Das Blut noch raſch, — iſt erklärlich — im Uebrigen, — ohne Beſorgniß; alterirt, aber geſund. Noch ſonſt etwas zu befehlen?"

„Johann, raus. Theuerſter Doctor, Sie wiſſen alſo!" rief Madame Löwlein.

„Alles."

„Sie ſchwanken noch. Setzen Sie ſich wieder. Wiſſen Sie ſchon, mein Joli iſt todt."

Der Arzt faltete die Hände: „Tod heißt die Loſung alles Endlichen. Unſere Kunſt iſt nichts ohne den, — wie alt iſt er geworden, der liebe Mann?"

„Mein Papagei, Doctor — Sie ſprechen ja wie ein anderer Menſch."

Strahlheim drückte ihre Hand mit Bedeutung:

je tiefer wir in die Nacht Jämteländischer Wälder, immer den Åreskúta hinter uns, drangen. Wir folgten dem Kalafluß, einem breiten Bergstrom, der in beſtändigen kleinen Fällen über Kies und Stein ſein helles Waſſer in die unteren See'n führt. Schöne lange Tannenberge, hoch zu beiden Seiten, und von einem dunklen Schwarzgrün, wie das an unſere Kiefernwälder gewöhnte Auge es ſich nicht vorſtellen mag. Die ſiekernden Bäche des Stroms plötzlich im weiten Grunde zu einem Baſſin geſammelt, das, beſchattet vom hohen Amphitheater der dunkeln Tannen, in vielen ſchroffen Fällen hinabſtürzt. Lauter ernſte Gemälde, die man im Spiegelbild für den ſchönſten Ruisdal erkennen durfte. Dies war der echte Norden der Vorſtellung, wie wir ihn bis dahin vergeblich geſucht.

In Hierpe ſtand ein Mann am Wege und forderte uns auf, in einem Hauſe, oben auf dem Berge, einzukehren. Da in dem Gaard unten nichts zu erhalten war, folgten wir der Einladung, ohne, zu unſerer Verwunderung, in dem geräumigen Gebäude die Vorkehrungen eines Wirthshauſes zu finden. Dagegen lagen Broſchüren umher, Zeichnungen von Damenhand,

„Wenn Häuſer ſtürzen, Geiſter aus ihren Gräbern aufſtehen, ſollte der ſchwache Menſch kein neues Kleid anziehen!“

„Doctor, lieber Doctor, Sie ſind bei mir. Wenn Sie mich auch verließen! Helfen ſollen Sie. Wenn Alles zuſammenſtürzt, es muß doch einen Verlaß geben. Sie habe ich erwählt, Sie müſſen feſt ſtehen. Mir müſſen Sie der Alte ſein.“

Er drückte feierlich ihre Hand an die Lippen: „Ihnen ja! Alſo der Papagoi iſt todt? — Einflüſſe unheimlicher Gegenwarten, ſagte ich es nicht. — Verſtanden? — Nicht wahr? — Darum fort! fort! meine Freundin. — Sie verſtehen mich“ —

Ob Strahlheim ſchon im Stande war ſich ſelbſt zu verſtehen, oder ob er noch mit vielen Worten lavirte, um dahin zu kommen, iſt zweifelhaft. Aber Madame Löwlein verſtand ihn. Sie eilte mit ihm in ihr verſchwiegenes Boudoir, dort die ganze Laſt, die ihr Herz drückte, vor dem einzigen erwählten Vertrauten auszuſchütten.

Neuntes Kapitel.

Im Vorzimmer ſtand Johann am Fenſter. Friederike fragte ihn, wem er die Kußhand zuwerfe?

„Wieder eiferſüchtig?“

„Ihre Bewunderungen der Schönheiten, entgegnete das Mädchen, gränzen ſo an's Enorme, daß dieſe Gefühle in mir keinen Begriff mehr finden. Aber es ging ja kein Frauenzimmer vorüber.“

„Sehn Sie da um die Ecke den dicken Juden?“

„Pfui!“

„Das iſt ein prächtiger Menſch, und reich! Friederike, wenn der in die Taſche greift, Sie ſelbſt würden Ihr Vorurtheil an den Nagel hängen.“

„Ein Mann von Ihrer Bildung, Johann, daß der ſich in ſolchem Geſchmack gefallen mag! Das kann doch nur ſeinen Grund haben in Ihrer Liebe zum Paroxismus.“

„Möglich, Friederike. Es iſt vielleicht auch nur die Idee, die ich liebe. Ich habe von ihm noch keinen rothen Heller gekriegt. Aber, weiß Gott, ein dicker reicher Jude hat etwas ungemein Rührendes

für mich. Nennen Sie es Sentimentalität. Meinethalben. Wir sind alle schwach. Ein hübsches Mädchen, das ist eine Leichtigkeit, davon wird Jeder gerührt. Aber einen dicken Juden zu lieben, das fordert besondere Affecte."

„Ich gönne Ihnen diese Neigung, Johann, wenn sie gleich für mich eine Unbegreiflichkeit ist, insofern ich daraus sehe, daß Ihr Egoismus an Grundsätze streift. Aber führt Sie diese Neigung nicht schon zu weit? — Gehört der Herr Sensal auch zu Ihren Bekanntschaften?"

„Pst!" sagte Johann.

„Johann, Sie spielen ein gewagtes Spiel. Ich durchschaue die Wirklichkeit Ihrer Plane."

„Was sagt Schiller, Friederike! Wer nicht das Leben setzet ein, wie soll dem das Leben gewonnen sein."

„Wenn's nun aber raus kommt!"

„Was denn?"

„Ja was denn! Alles. Sie und der Doctor, und wie Sie umspringen mit Madame."

„Merken Sie sich das Friederike, es giebt Dinge, die Niemand sieht, und wenn sie auf offener Straße geschehen, und Worte, die Niemand hört, und wenn sie vor der Parade gesprochen werden. Wer wird denn das Madame sagen, daß ich sie für eine Närrin halte? Der müßte ja ein ärgerer Narr sein als sie."

„Aber das Spiel mit dem Doctor! Es war doch gar zu grob.“

„Wer? Was? Wie? Ach Ihr Frauenzimmer! Daß wir ihn ein Bischen unter die Plumpe hielten, damit er aufwachte, war das grob oder fein? Nothwendig war es, und zu ſeinem Glücke. Wiſſen Sie, was jetzt da drinnen geſchieht? Wenn nicht pfiffige Männer wären, die bisweilen die pfiffigen Frauen über's Ohr hauten, nichts käme in der Welt zu Stande.“

„Wecken Sie nicht ſo fürchterliche Vorbilder, Johann.“

„Sie heirathen ſich, oder ſie werden geheirathet. Das iſt die Sache, und damit iſt's aus, und wir ſind zufrieden.“

„Aber Johann, ein wenig Gewiſſen ſollte ihnen doch Ihre Bildung zugewandt haben. Nach dieſem Zuſtande, wie Sie ihn uns gebracht haben, da eine Einigung der Gefühle zwiſchen ihr und ihm ſich denken müſſen, o gerechte Güte!“

„Von ihm krieg ich zwanzig Friedrichsdor, und von Herrn Joel auch zwanzig. Iſt das keine Einigung der Gefühle, und er verſpricht mir, wenn ich's will, mich unterzubringen beim jungen Baron, dem Commerzienrath, wo die Miniſters in Gold gegeſſen haben. Aber ich bedenke mich noch.“

„Johann, ich kann es mir nur als eine Unmöglichkeit vorſtellen, daß mein Fräulein Ja ſagte.“

„Na und wenn ſie nein ſagte, iſt das das erſte

Frauenzimmer, das man rum kriegt? Das ſind die ſeltenen Fälle, wo eine Frauensperſon gleich anfangs Ja ſagt. Mamſell Friederike muß das ſelbſt am beſten wiſſen. Wie ſchön ſpielten Sie neulich draußen in der Harmonität die Donna Diana. Wie kriegt der Chapeau mit einem Bischen Pfiffigkeit die ſtolze Prinzeſſin am Ende doch herum."

Friederike ſenkte erröthend die Blicke: „Solche Cavaliere, Johann, giebt es auch jetzt nicht mehr."

„Wurſt wieder Wurſt. Verzeihen Sie den Ausdruck. Aber es giebt auch ſolche Prinzeſſinnen nicht mehr. Unter die Haube wollen ſie alle jetzt. Je länger Eine vorher gewählt hat, um ſo ſchneller greift ſie nachher zu. Den erſten Beſten. Grafen und Barone, und ſchmucke Uniformen dazu, das iſt nur die erſte Paſſion. Es muß duften und ſtrahlen und klingen. Aber es duftet und klingt aus. Mit der Zeit pflückt man Roſen, heißt es. Ich ſage — Hambutten. Eingemacht mit viel Zucker, ſchmecken ſie auch. Iſt mein Herr Doctor ſchon ein ſolcher?"

„Iſt mein Fräulein ein ſolches?"

„Na! ſagte Johann. Jedes Ding läßt ſich von vielen Seiten anſehen. Der Rittmeiſter mag ſie ſchon nicht. Still, ich weiß es. Sie iſt ihm zu klug; er amüſirt ſich bloß mit ihr. Nun, wer iſt denn ſonſt? Etwa der melancholiſche Dachdecker drüben, der pauvre und vornehme? Ich rieche was, und darum ſage ich, nun iſt's Zeit. Dazu haben wir unſer Vermögen

auch nicht, zu ſolchen tugendhaften Grillen. Alſo klug und ſchnell. Eiſen geſchmiedet, ſo lange es warm iſt. Und es iſt jetzt warm, das will ich Ihnen vertrauen. — Dieſe Nacht hat uns Seegen beſcheert. Was ihr erſchienen iſt, das weiß ich nicht, aber eingeſchlagen hat's. Und den Papagei hat ſie auch nicht um nichts zerquetſcht. Und darauf hat's denn wieder eingeſchlagen beim Fräulein, gedonnert und gewettert von Kindesliebe und Liebloſigkeit, von Qualen einer Mutter, die ein Kind verpflichtet ſei zu ſtillen, von Zeichen des Himmels und Opfertoden. Das Kurze und das Lange iſt: Sie ſoll aus dem Hauſe. Und da es für eine Penſion zu ſpät iſt, und es Klöſter nicht giebt, ſo muß ſie unter die Haube. Und die Haube wird eben drinnen im Kabinet gemacht."

Das Geſpräch wurde durch die Ankunft der Perſonen, über welche es ſich erging, unterbrochen. Johann und Friederike waren nicht mehr Zeugen, wenigſtens keine ſichtbaren, des Abſchiedes zwiſchen Strahlheim und der Wittwe.

Er drückte tief ſeufzend die gütige Hand an die Lippen. Auch Madame Löwlein ſchien erſchüttert.

„Werden Sie mein Kind auch glücklich machen?"

„Es war eine anmuthige Illuſion, theuerſte Frau, der Wiſſenſchaft mein Leben ausſchließlich zu widmen. Aber lebt der Arzt nicht auch, vielleicht in höherem Sinne, ſeiner Kunſt, welcher für die Behandlung einer edlen Kranken ſein ganzes Daſein einſetzt, in-

dem er ſich mit ihr identificirt. Das darf freilich die arme Kranke niemals erfahren.“

„Ja, krank iſt ſie.“

„Kränker, als Sie ſelbſt glauben. Jetzt, wo das ſchöne Weſen mir näher ſteht, darf ich es ausſprechen. Sie durfte nicht länger bei Ihnen ſein. Auch der Diamant bedarf der Folie. Zwei Brillanten zuſammen dämpfen ſich gegenſeitig. — O proteſtiren Sie nicht gegen etwas, was Ihnen Schmeichelei dünkt. Was könnte mir in dieſem Augenblicke ferner liegen! Zwei Gemüther von gegenſeitiger Güte durchdrungen, von aufopfernder Liebe erfüllt, ſind wie zwei Blumen, die ſich einander anduften; aber keine in ihrer Luſt zu geben, empfindet die Luſt des Empfangens. Daher Mißbehagen. Gegenſätze allein zeugen, nur aus dem Widerſtrebenden wird Leben. Hier verſtanden Mutter und Tochter ſich zu ſehr. Aus zu viel Verſtändigung entſpringen Mißverſtändniſſe. So dürften ſich viele Irrungen natürlich löſen, und die Disharmonie erklärt ſich aus einer Sympathie, ohne ihre Wurzeln in den Geheimniſſen der Vergangenheit zu ſuchen.“

„Doch, doch Doctor! Wenn ich mir die ſchreckliche Viſion zurückrufe — wie er da vor mir aufſchoß — aus dem Keller — wie er leibt und lebte, blutroth, und herüber griff. „„Was willſt Du?““ rief ich. — „„Mein Kind.““ — „„Es iſt auch meines““ — Das gräßliche Hohngelächter, wie er es

mir hinhielt, und es war nicht mein Kind. Aber so wie er es fortzog, ward es doch wieder Cäcilie. Ich auf, nach — faßte es, drückte es — da ein Schlag, Himmel und Erde ſpalteten — und ich hatte meinen Joli erdrückt."

„Sollten Sie nicht eben darin eine Mahnung erkennen, einen Fingerzeig, daß Sie Ihr Kind aus dem Bereiche der mütterlichen Liebe entfernen ſollen? Die übermäßige Liebe kann tödten."

„Das hätte der Himmel damit geſagt?"

„Was Himmel! Ihre eigene tiefſte Empfindung, durch conventionelle Rückſichten im Wachen zurückgehalten, äußerte ſich ſo im Traume. Indem Sie Ihr Kind befreien, befreien Sie ſich. Aus einem Bunde, von Argwohn durchhaucht, wird ein freies Freundſchaftsband. Denn die Trennung gerade wird die Liebe und Sehnſucht wecken, welche das nächſte Zuſammenſein nicht aufkommen ließ."

„Am Ende machen Sie mit meiner Tochter Parthei gegen mich."

Der Arzt drückte die Hand der Wittwe an ſeine Bruſt: — „Das mir! — Ich vergebe dem Muttergefühl, welches den Werth der Tochter zu hoch anſchlägt. Ein krankes Kind, das meine theuerſte Freundin mir an's Herz legte, werde ich als mein eigenes betrachten, pflegen, und mich glücklich preiſen, wenn die Mutter dereinſt" —

„O ſtill mit dieſen ſublimen Ideen, unterbrach

ihn Madame Lömlein. Wozu Rührung, wenn wir wiſſen, was wir thun müſſen."

„Ich habe noch eine Bitte, ſagte Strahlheim. — Keinen Zwang, auch keine Ueberredung angewandt, darum beſchwöre ich Sie. Ein Charakter, wie Cäciliens, will mit zarter Rückſicht behandelt ſein. Der klugen, milden Leitung einer ſolchen Mutter wird es ein Leichtes ſein, die glückliche Stunde allmälig näher rücken zu laſſen."

Triumphirend blickte ihn Madame Lömlein an: „Soll ich ſie ſchlagen laſſen?" Sie griff nach der Klingel.

Warum erſchrak Strahlheim? Weshalb fiel er ihr in den Arm? Sein Schreck, ſein Widerſtand waren Ernſt. Seine Gründe waren nur Worte.

Er ſprach von der gefährlichen Wirkung jeder Ueberraſchung auf nervenkranke Gemüther. Wie er zuvor eine zeugenloſe, unvorbereitete Unterredung mit Cäcilien wünſchen müſſe. Freiheit ſei das köſtlichſte der Güter, er lobte die Ehen, auf freie Wahl, freie Einwilligung begründet, und gerieth dabei in ſolche Wärme, daß er ſelbſt den nächſten Gegenſtand, der ihn darauf geführt, vergeſſen zu haben ſchien. Seine Zuhörerin bat ihn aufzuhören, zu gehen, aber wiederzukommen. „Je eher je lieber, theuerer Doctor."

Solchen Druck der Hand hatte er noch nicht empfunden.

Aber weshalb ſcheute er ſich vor dem Klingel-

zuge? Sagte ihm ein Blick in den Spiegel, daß sein Gesicht noch roth sei? Mit kühner Stirn bahnen wir uns Jahre lang einen Weg, aber an der Schwelle selbst zaudert der Fuß; die Thüre ist offen, aber die überwundenen Hindernisse treten uns wie ein Gespenst entgegen, dessen Größe wir erst da messen und davor erschrecken.

Auf der Treppe fragte er sich, ob er nicht unrecht gehandelt? An der Thürschwelle begegnete ihm Werner; und es durchzuckte ihn die Ueberzeugung, daß er etwas versäumt hatte. Die Pein dafür erwartete ihn im Wagen, in dessen dunklem Winkel der Sensal Joel hockte und in seinen blitzenden Augen eine Frage, welche Worte unmöglich so deutlich, scharf und schneidend für den Glücksjäger ausdrücken konnten, als es diese Blicke thaten.

Gelegenheitsgedichte hingen an den Wänden und der Wirth war ſehr höflich. Bald erſchien ein gedeckter Tiſch und wohlgekleidete Damen, und wir fanden uns zu einem nach den Entbehrungen der Wildniß äußerſt vortrefflichen Mittagstiſch von Schwediſcher Küche eingeladen. An die Gränze der Wildniß erinnerte freilich ein ſehr ſchmackhafter Rennthierbraten. Unſer Wirth war ein Prediger Feſtin, was wir jedoch erſt ſpäter erfuhren; indem bei unſerem Eintritt ſich leichtlich Scenen aus jenem Luſtſpiel hätten wiederholen mögen, wo der Gaſt das Haus des Freundes für eine Herberge und die Artigkeit für ein bezahltes Recht anſieht. Dieſe zuvorkommende Aufnahme verdankten wir der Güte des Obriſten Boy, der, von ſeiner Gränztour zurückkehrend, uns faſt auf allen Stationen einen, wenn auch nicht ähnlichen, doch ſehr aufmerkſamen Empfang vorbereitet hatte. Die Gegenſätze wechſeln hier an den Gränzen der Cultur mit zauberhafter Schnelligkeit. Aus der ſchmutzigen Lappenhütte waren wir ſchon in Kala in wohltapezierte Zimmer getreten. In jener langten unſere Hände zugleich mit denen der Lappenmutter aus demſelben Holztübel das geſchmorte

Zehntes Kapitel.

Woher die triumphirende Miene, mit der die Mutter den Arzt anblickte, als sie nach der Klingelschnur griff, um die seelige Stunde ihm schlagen zu lassen?

Cäciliens umwölkte Stirn und blassen Wangen, wie sie jetzt am Fenster dem Wagen des Arztes nachsah, waren das Gegentheil zu jenem Siegerblicke.

Sie hatte nichts von der langen Unterhaltung gehört. Aber plötzlich, als weckten die Räder auf dem Pflaster ein schlummerndes Etwas, eine Kenntniß, die tief verborgen ruhte, aber zur Erscheinung geworden, überwältigt; wie es im hellsten Saale Nacht wird, wenn durch den Druck einer Schraube die Flammen mit einem Male erlöschen, durchzuckte sie eine Vorstellung, und die Vorstellung trieb eine dunkele Gluth über das blasse Antlitz.

„Es ist unmöglich!" brach es von ihren Lippen und zugleich ein: „Und doch höchst wahrscheinlich!" Das: „Es ist gewiß" verschluckten wieder die Lippen.

Sie wankte auf's Sopha zurück, und barg das schöne Gesicht, die feuchten Augen, ihre Ueberwälti-

gung, die in einem lauten Schluchzen ſich Luft machen wollte, mit beiden Händen. Ein: „Nimmermehr!“ ſchlich wie ein verlorener Stoßſeufzer durch das Gitter ihrer Finger. Es war nicht der Ausdruck einer Ueberzeugung, es war das Symbol eines innern Schauderns vor einer Vorſtellung, die Verwahrung der Seele dagegen.

Dieſer Zuſtand dauerte nicht lange. Das Morgenlicht war zu träumendem Brüten nicht geeignet. Sie ſchloß mit der Ueberwallung ihrer Phantaſie Frieden; aber während ſie bei einer feinen Näharbeit verſuchte Herrin über ihre ahnende Empfindung zu werden, verſank ſie in ein ruhiges Nachſinnen, und die Gedanken führten zu einem Reſultat, klar und deutlich; aber dies nackte Reſultat, das ſie ſich nicht mehr ableugnen konnte, war widerwärtiger als die Phantaſieen in ihrer unbeſtimmteſten ſchreckhafteſten Geſtaltung.

Strahlheim war ihr bis jetzt eine gleichgültige Erſcheinung geweſen. Ihr Ahnungsvermögen war nicht auf ihn zugekommen. Ihr beobachtender Blick hatte ihn nicht getroffen. Oder wenn es geſchehen, hatte ſie ihn nicht länger darauf verweilen laſſen. Vielleicht fiel etwas vom Licht einer andern Erinnerung auf ihn ab, und färbte die widerwärtigen Schatten mit einigem Roſaſchein. Er war es ja geweſen, der Wernern in ihr Haus geführt.

Das war plötzlich anders geworden. Alle Schleier waren abgefallen, die Gunst und Gleichgültigkeit um ihn gehängt. In seiner ganzen Häßlichkeit stand er vor ihr, um so häßlicher, als es schnell, unerwartet kam. Sie sah, sie wußte Alles. In blitzschnellen Gedankenschlüssen, von der nur zu lebhaften Phantasie unterstützt, vergegenwärtigte sie sich alle Auftritte, alle Begegnungen mit ihm. Das nicht Gehörte, das nicht Gesehene stand vor ihr eben so klar, als wovon sie Zeugin gewesen. Wie sie mit dem Knäul in der Hand spielte, faßte sie den ganzen Menschen, seinen Charakter, seine Motive, seine Erscheinung. Wie der Zwirn, wenn sie ihn abrollte, nichts enthielt, als ein altes Kartenblatt, so auch er. Und an diese Erscheinung von lauter Schein, an diese hohle glänzende Seifenblase, die noch widrige Düfte aushauchte, wenn sie zerplatzte, sollte ihr blühendes Sein, ein langes Leben gefesselt werden!

Ihr Schaudern vor dem Gedanken wird unserm Leser begreiflich sein; auch vielleicht demjenigen, welchem der Arzt nicht in demselben Lichte, als der Tochter der Wittwe, erscheint, und vor dessen Augen er um des Talentes willen, mit dem er seinen glänzenden Schein in allen Luftströmungen festzuhalten weiß, mehr Gnade findet. Aber weshalb das sein mußte, weshalb Madame Löwlein mit dem triumphirenden Blicke nach der Klingel greifen konnte — unsere Frage, mit der das Kapitel beginnt — das dürfte

Alle befremden, welche in ihrem Leben nicht die Wirkungen eines Gewitterschlages in einer Decembernacht erfahren haben.

Aber um unsere Leser in einer Verständigung zu erhalten, welche aus dem Charakter der handelnden Personen nicht klar hervorspringt, hätten wir sie durch ein langes Gewebe von Traumerscheinungen führen müssen. Wenn wir es versäumten, geschah es aus Rücksicht für sie selbst, denn man hat uns gesagt: Träume haben nur für die ein Interesse, welche geträumt haben. Um deshalb ist auch die Heldin dieses Romans bisher im Halbdunkel des Hintergrundes mehr zurückgeblieben, als mancher Leser vielleicht billigt. Sie ist eine Träumerin. Wir haben dies Urtheil von denen aussprechen hören, welche ihr zunächst stehen. Aendern ließ es sich nicht. Der Wahrheit mußte ihr Recht bleiben; damit aber diese Wahrheit nicht langweile, sahen wir uns genöthigt das nicht Wegzuleugnende zu umgehen, und ließen Personen mit mehr Mark und Fleisch im Vordergrunde handeln.

Abwege von einem geraden rächen sich indessen immer. Wir sehen uns jetzt genöthigt, da, wo die Geschichte sich einem Wendepunkte nähert, inne zu halten, umzukehren, und nun vor Aller Augen etwas von dem besonders nachzuholen, was, wenn es mit dem Andern unter der Hand gekommen, ohne Aufhebens mitgegangen wäre.

Ja, Cäcilie war in Träumen bewandert; und die bedeutungsvollen kamen um so öfter, als sie sich gern aufgenommen wußten. Da fanden sich luftige Gestalten zu ihr, liebe Gespielen, wie sie im Wachen sich vergebens danach umgesehen. Eine, wie wir schon wissen, stand voran in diesem Reigen; wie der getreue Eckart warnte und hütete er sie, und tröstete die Betrübte, wie die Mutter des Peliden ihren göttlichen Sohn. Diese nächtlichen Visionen versüßten der Leidenden so die bitteren Stunden und Tage, daß sie zwar lächeln konnte, wo Andere geweint haben würden; aber sie sehnte sich auch wie ein Dürstender in der sonneverbrannten Wüste nach dem schattigen Quell, nach der Nacht mit ihren Bildern und lockenden Stimmen. Wer mit Gesichtern umgeht, die nur ihm erscheinen, den Andern aber verborgen bleiben, nährt unbewußt einen gefährlichen Stolz. Er fühlt sich bevorzugt, und aus der Thatsache leitet er ein Recht her.

Möglich, daß dieses stolze Selbstgefühl in etwas zu den Irrungen beigetragen und die Mißverständigung zwischen Mutter und Tochter erhöht hatte. Denn wer mag das, was er vor dem Andern voraus hat, immer und in jedem Augenblicke ganz verstecken; und wer, wenn er es bemerkt, hat jederzeit Selbstüberwindung genug, nicht empfindlich zu werden, oder gar den Vorzug des Andern, dessen Grund ihm fremd ist, anzuerkennen?

Cäciliens ſtilles Lächeln des Märtyrthums ward verkannt und bewundert zugleich. Beides hatte ſie nur feſter auf ſich ſelbſt zurück verwieſen. Die Viſionen blieben über die Nachtzeit bei ihr; ſie ward eine Seherin bei Tage. Sie ſah, was durch Ort und Zeit entfernt von ihr geſchah, vor ſich, deutlich, eine Laterna magica, eine Camera obſcura ihres inneren Geſichtes. Nicht, was ihr fern ſtand, was keine Anziehungspunkte für die Schwärmerin hatte, der Arzt war nicht unter den Figuren auf der Wand erſchienen. Aber Werner, ſeit ihr Auge zum erſten Male in die des Halbtodten geblickt, wie er ſie nach dem Aderlaß öffnete, um ſie gleich wieder zu ſchließen, Werner fehlte von nun an auch kein einziges Mal, wenn ſie die Augen ſchloß und der innere Vorhang vor ihr aufrollte.

Wie wenig wiſſen wir ſelbſt eigentlich von ihm. Wie müſſen wir unſere Kenntniß von ſeinen Geſchicken, ſeinem Seelenzuſtande aus Bruchſtücken zuſammen leſen. Es war noch keine Woche her, ſeit Cäcilie zuerſt auf ihn aufmerkſam wurde — nur geſehen hatte ſie gelegentlich den finſtern Mann auf der Treppe, der ohne zu grüßen vorüberſchoß, — und ſein Leben lag vor ihr ausgebreitet, wie eine weite Gegend, wie die Windungen eines Stromes, der von den Bergen kommt, für den, der oben ſteht. Sie glaubte an Wunder; er war einer, der, überſatt vom Wirklichen, ſich nach ihnen ſehnte. Der Staub er-

drückte ihn, er umwölkte ihm den blauen Aether, in dem sie athmete. War der Ruf, der an sie erging, nicht klar? Und hieß dieser Ruf nicht: ihn retten?

Wie er gefallen war, das wußte sie genau, Stadien um Stadien. Der weibliche Scharfblick, aus den Schaumflocken auf dem Wasserspiegel auf die Untiefen im Strome zu schließen, half ihr zu einer vollständigen Geschichte seiner Seelenzustände. Mit ihren Kämpfen und Krisen lag sie vor ihr deutlich wie ein verschlungenes Gewebe, das ihre eigene Hand gefertigt; aber nicht so klar war es ihr, wie ihr eigenes Interesse bis zu der Höhe sich gesteigert hatte, wo ein Rücktritt nicht mehr möglich ist.

Sie meinte noch dem himmlischen Rufe treu zu handeln, einen Verlorenen zu retten, einen Zerrissenen mit sich selbst auszusöhnen; sie glaubte noch der Engel zu sein, der über dem Sünder schwebt, und wußte nicht, daß sie, schon selbst an ihn gefesselt, nicht mehr frei war. So vieles wunderbare Zusammentreffen, so seltsame Begegnungen, waren das nicht sichtbare Fügungen, die deutliche Sprache aus einer andern Welt! War ihre Theilnahme, ihr Entzücken nicht ein himmlisch reines? Die schöne Lüge baut so kühne Brücken als die gemeine; nur gefährlicher, weil sie sich selbst täuscht, und da festen Grund erblickt, wo eine Rosenwolke jähe Abgründe verschleiert.

Wir hörten jenes Abends die Entzückte ihren geschiedenen Vater erheben. Diesen Vater, der ein

Geſchöpf ihrer Phantaſie geworden, das in ſich aufnehmen mußte alles Edle und Vollkommene, in um ſo ſtrahlenderer Verklärung, als um ſie her nur Gemeines und Schwächen ſie berührten, dieſen unſichtbaren Vater brachten ihre Träume mit dem in Verbindung, der, wie er ihr zuerſt erſchienen, doch nichts weniger als geläutert und vollendet war. Aber der Bildungsprozeß in der Traumwelt macht noch raſchere Sprünge als die Phantaſieen des wachenden Enthuſiaſten. Zuerſt war dieſer ihr unſichtbarer Genius auch als ſeiner erſchienen; allmälig gingen die guten, verkannten Eigenſchaften, die ſie jenem beilegte, auf ihren Schützling über. Noch wähnte ſie ſein Genius zu ſein, der die Palme über ſeinem Haupte hielt, und er war ſchon ihrer geworden.

Es ſtand kein Vertrauter ihr zur Seite, gegen den ſie ausſprechen konnte, was ſie bewegte, mit dem ſie Gedanken und Worte ausgetauſcht hätte. Worte können unklaren Gedanken einen Schwung geben, und den, der ſie fand, weit hinweg reißen über das, was er wollte; aber Worte ſind auch Riegel und Schranken, die allzu luftige Gebilde der Phantaſie in feſte Gränzen einengen. Doch weder der Graf noch Marie waren ſolche Vertraute. Nur freundliche Vermittler waren es zwiſchen ihr und der rauhen Wirklichkeit. Ihre Bilder gehörten der Malerin allein; ihre Sprache verſtand nur ſie. Gegen die Außenwelt war es eine andere, die ſie redete. Viel-

leicht wie eine, die wir als Kind in der Ammenſtube lallten; eingeführt ins gebildete Leben tauſchen wir ſie aus mit der, die dort geſprochen wird, und bewahren uns die Kenntniß jener nur auf, um wieder einmal in die Küche hinein zu reden.

So hatte ſie ſich, und ihr Verhältniß zu Wernern in einen Himmel hinaufgeſchraubt, der nicht dauern konnte. Ja, nicht allein die Worte, die fehlten, noch etwas Anderes half dieſe Fata Morgana erhalten — die Unſichtbarkeit des geliebten Gegenſtandes. Die tägliche Nähe ſtreift, auch bei der glühendſten Phantaſie, dem Heiligen etwas von ſeinem Scheine ab; ein Engel wandelt nicht lange unter Menſchen, ohne daß wir den Druck ſeiner Fußſohlen gewahren. Der Augenblicke, wo ſie mit Wernern zuſammengetroffen, waren wenige, aber bedeutungsvolle. Sie genügten ihr. Je weniger ſie mit einander, Aug in Auge geſprochen, um ſo mehr ſprach ſie für ihn. Ja ſie verlangte nicht danach, daß er öfter komme, länger verweile; die Trennung im Raume brachte ihn ihr näher, ſie ward vertrauter mit ihm, wenn ſie als ſein Anwalt für ihn bei ſich auftrat. Wohl hatten ſie zuſammen geſprochen, auch ernſte Worte gewechſelt; in ihrem Pulte lagen, in dem geheimſten Fache, bei den Reliquien ihres Vaters, ſeine Briefe, und keiner war unbeantwortet geblieben. Aber keine dürren, ſchweren Worte von Ziel und Abſicht hefteten Blei auf die Flügel der Gedanken, oder ver-

riethen, daß dem ſüßen Geheimniß ein anderes Ziel geſteckt ſei, als das Geheimniß ſelbſt.

So ſtand es vor der ſchwülen Decembernacht geſtern. Noch lange blieb ſie, nachdem die Geſellſchaft fortgegangen, am dunklen Fenſter ihres Kabinettes. Der Palaſt drüben flimmerte von den Feuern und Windlichtern der Arbeiter. Ihr Auge verfolgte die ſchattenhaften Geſtalten, ihr Ohr die Schläge der Hämmer. Wie dieſe immer lauter wurden, je ſtiller die Nacht ward, ſchien es ihr, als zücke und bebe vor jedem einzeln der Boden unter ihr, und die Decke über ihr. Es war nicht Täuſchung. Ein Stückchen Gyps von der alten Stukkaturarbeit fiel ihr auf den Nacken.

Viele ſchreckhafte Erinnerungen überraſchten ſie. Die plötzliche Angſt der Mutter, der ſeltſame Grund in der Polizeiordre, das Gerede der Leute. Sie, die mit Geiſtern Verkehr hatte, warum hatte ſie ſelbſt nie etwas von dem Spuk geſehen, von dem der Küchenglaube wußte. Hatte ihr Genius ſie davor bewahrt? War er jetzt von ihr fern, daß auch ſie ein geheimes Grauen beſchlich, daß ſie den Athem anhielt, daß ſie wünſchte, die Hammerſchläge möchten nicht ſo ſtark dröhnen?

Untergang und Vernichtung! Es waren vordem Worte und Vorſtellungen, vor denen ſie nicht erſchrak. Der Tod war ihr immer als blühender Jüngling erſchienen. Was kann denn untergehen, zerfallen? Nur was aus Staub gebildet war. Der ewige Hauch

Fleisch, hier bedienten uns, nach Landessitte, die Damen des Hauses, und darunter eine sehr anmuthige junge Schwedin, welche, ehe sie durch unsere Ankunft in die Küche berufen worden, vermuthlich eben ein französisches Gedicht copirt hatte. Nur daß auch kein Anklang der Deutschen, Französischen oder Englischen Sprache im Gespräch zu finden war, störte die wohlgefällige Tischgesellschaft. Dagegen möchten wenige Predigerhäuser einer ähnlichen Aussicht sich rühmen können. Hinunter sieht man auf die Schlucht des Kala-Flusses, über der das Pfarrhaus liegt. Aus dem dunklen Bergrande sproßten frische, grüne Tannenspitzen, wie auf einem Hermelinmantel die Einsatzstücke. Sie blickten hinauf aus der schweigenden Nacht in den hellen nordischen Himmel. Vor unseren Augen senkte und wendete sich die weite Schlucht nach Süden, und zwischen dem Rahmen starrender Tannenwände sahen wir den Kala nach lebendigeren Gegenden, eingehüllt in sanftblauen Duft der Ferne, strömen. Die lichten blauen Berge von Alsen grüßten entgegen aus dem tieferen Jämteland, während zur Rechten hinter uns, als hätten wir ihn kaum verlassen, der Areskûta sein

darin mußte ſich ja um ſo leichter aus der morſchen zerbrochenen Hülle zur Freiheit, zum neuen Daſein aufſchwingen. Und weshalb hing ſie doch heute mit Bangigkeit dem Gedanken nach, daß das alte morſche Haus unter ihren Füßen berſte und über ihrem Haupte zuſammenſtürze? Klebten Frevel, ungeſühnte Erinnerungen daran, weshalb ſollte es denn länger dauern? War es, weil auch ihr Sinn nicht mehr frei, auch ihr Geiſt gefangen war von einem irdiſchen Verlangen!

Sie hatte ſich auf das Ruhebett niedergelegt. Die Luft war zu ſchwül, um ſchon das Bette zu ſuchen. Ihre Augenlieder waren geſchloſſen, aber der Vorhang rollte auf und die Bilder drängten ſich in unheimlicher Schnelle und Klarheit vor der Halbwachenden.

Was ſah ſie in das innere Gefüge der Mauern, wie Mörtel und Stein, Holz und Kalk ſich ſchichteten? Hatte ſie in dieſem Zuſtande bis da doch nur ſolche Gegenſtände geſehen, welche ſie intereſſirten, die ſie verſtand. Oder war ihr Kenntniß und Intereſſe dafür ſeit dem Bau drüben gekommen? Sie ſah große Lücken, Riſſe, Stockungen. Wie drückte dort die ſchwere Mittelwand auf das Fundament, das angegangen war vom Mauerfraß, und ſich tiefer und tiefer ſenkte. Dort berſtete eine Wand, und drohte, von der Laſt über ſich gedrückt, auszubrechen. Ueberall, oben und unten ſchiefe, geſenkte Lagen, morſche

Balken, Stücke, die aus ihren Fugen gingen. Nur der sorgfältig unterhaltene Putz verbarg diese argen Schäden.

Sie schlug die Augen auf, sie richtete sich auf, und befühlte die Wand, an der das Ruhebette stand, als wolle sie stützen helfen. Die Wand perlte Schweiß. Vielleicht Sympathie mit der Träumerin; auch sie mußte ihre Stirn trocknen.

„Nur jetzt noch nicht, nur noch nicht heute," sprach die Stimme des Instinktes in ihr. Was helfen die schwächlichen Wünsche des Menschen, wo die Zerstörung reif ist! Nicht um eine Secunde verzögern sie das Unvermeidliche. Und das war es. Mit Flammenschrift brannte in ihr die Ueberzeugung. Aber hatte es nicht schon lange, vor vielen Generationen, so geheißen? Das alte Haus, flüchtig aufgerichtet in einer Zeit, wo man sonst nur für die Dauer baute, sei baufällig, nicht mehr zu erhalten. Hatten nicht die früheren Principale, sei es aus Aberglauben, sei es aus Eigensinn, viel daran gesetzt, es zu stützen, zu flicken? Die Baumeister hatten den Kopf dazu geschüttelt, gemeint, die Reparaturkosten verzehrten den wirklichen Werth. Aber es war doch geschehen. Das Haus, woran die Firma Löwlein und Aderbeiß haftete, mit dem sie gegründet worden, hatte gehalten. Wenn nun aber ihre Zeit gekommen war? Gerade heute? — Sie fühlte sich auf einen Augenblick die Tochter des Hauses; der Ge-

danke, daß ein so alter ehrenwerther Handlungsname, der schon in den Chroniken der Stadt genannt wurde, mit einem Male erlöschen sollte, kam ihr zum ersten Male wehmüthig vor. Gab es da keine Wiedergeburt, kein Auferstehen?

Noch einmal fragte der Verstand: Was war es denn, was unterging? Was hätte wieder auferstehen sollen? Die Menschen, die diese Firma führten? Das waren wandelnde, die nichts mit einander gemein hatten, als den Namen. Und war da nicht schon der eigentliche Bruch erfolgt? Oder die alten Mauern eines Gebäudes, das nicht schön und nicht bequem war, und in seinem Alterthum nicht die Spuren des Ehrwürdigen, nur in seinen wüsten Räumen die von ehemaliger Verschwendung und geschmackloser Pracht an sich trug? Wo war das Wesen, wo der Geist, der einen Anspruch hatte auf Dauer?

Das Tableau wechselte; ihr Auge drang durch die Mauern in die Zimmer zu den Bewohnern. Wo war da die Gemeinschaft, das Wesen, ein Geist? — In dem halb verdüsterten Cabinet rang ihre Mutter mit Schlaflosigkeit. Sie fuhr auf, wenn die Kette des Papageien zufällig rasselte; sie drückte an der Lampe, bald sie hell, bald finster schraubend. Auch versuchte sie die Hände zu falten; aber wie stimmten damit diese Züge, diese rollenden Augen, der unruhige Körper! — Die Tochter wandte sich rasch ab, und die Bilder wechselten. — Sie sah einen ärm-

lichen Lehnstuhl und eine blasse Kranke darauf. Den übrigen Theil der niedrigen Dachstube umhüllte ein Nebelschleier, durch den ihr Auge nicht drang. Und doch fiel zuweilen der Schatten eines Mannes, der im Nebel stand, auf das blasse Gesicht der Kranken. Die Arme ward davon nicht gesund. Jetzt trat der Mann hervor, um ihr die Hand zu reichen; die Kranke erröthete. — Cäcilie wandte sich um: Die Hausthür ging auf, und schloß zu. Was wollten diese ihr gleichgültigen Figuren? Was sah sie so deutlich den Rücken des Studenten Anselm, daß sie sich hätte versucht fühlen mögen, die seltsame Krümmung zu zeichnen, wie er sich bückte gegen die hübsche Wittwe, die so nah jetzt vor ihr stand, daß sie selbst die Hand hätte fassen können, welche die junge Frau lächelnd dem Studenten reichte! Er drückte sie lange, zitternd an die Lippen, und die anmuthigen Lippen der schönen Frau ließen einen Seufzer heraus, der nicht ganz zu den beobachtenden, schalkhaften Augen paßte. Was ging sie die Wittwe an! Und deren Bild kehrte doch immer wieder, auch nach der Störung, welche den Auftritt plötzlich auseinander trieb.

Sie folgte dem lichten Scheine, der von oben herunter fiel. Aber es war wieder Nacht. Weshalb drückte sie das Auge zu und schauderte vor der einen Thüre? Kein magisches Zeichen an der Schwelle wehrte der Seherin den Eintritt in das Zimmer des

Arztes. Kein Winkel darin, der nicht offen vor ihr lag. Selbst in den verschlossenen Schrank hätte sie blicken mögen, in dem die Pistole lag, die Strahlheim Wernern abgenommen. — Sie stand vor der Thür, die nach der Hofstube führte. — Heller Schein wie von einer Weihnachtspyramide hatte daraus gestrahlt; sie hatte ihn sitzen sehen, vertieft vor Büchern und Scripturen, und heiterer Ernst hatte auf seiner faltenlosen Stirn geglänzt.

Aber die magischen Nebel hatten, wie auf den Höhen eines Gebirges, plötzlich Alles überzogen. Sie sah ihn nicht mehr, und den nicht, der zu ihm eingetreten war. Nur das Zudrücken der Thüre hörte sie noch, das Geräusch der ersten Begegnung, des sich Setzens. Und wie nun ihr Ohr lauschte, wie ihr Auge sich anstrengte, immer dichter, undurchdringlicher ward der Nebel. Kein Lüftezug, der ihn auf Augenblicke fortwehte. Wie ein ausgeschlossener Geist vom Mysterium, zu dem er sich sehnt, schwebte sie an der Thüre, die sich nicht öffnen wollte. Hochwichtiges ward drinnen verhandelt, vielleicht ihr eigenes Geschick, und sie konnte nicht hinein, nicht fort. — War es ein böser Geist, der bei ihm saß, der Versucher? — Todesangst preßte ihre Brust — ja er war es — warum sie sonst ausgeschlossen, sie sein guter Engel? — Ihre zitternde Hand faßte umsonst nach dem Thürgriff — er entwich ihr. — Da nahte ein fernes Gewitter, über den Bergen donnerte es schon. —

Sie ſchlug an das harte Holz — vergebens, es wurde weiche Maſſe unter ihren Händen — und drinnen flüſterte und flüſterte es fort. — Lauter rollte es in den Lüften, die Blitze zückten.

Da erhob ſie ſich — Engel tragen Fittiche — mit gefaltenen Händen: „Wache auf! Erhebe Dich! Ich bin Dein guter Engel, ich warne Dich. Folgſt Du mir nicht, ſo biſt Du verloren. Der Verſucher iſt bei Dir.“ — Der Donner mußte verſtummen vor der Anſtrengung ihrer Stimme; auch die Thüre, oder die Mauer ſelbſt ſank davor zuſammen. Aber ein ſtrahlendes Licht, blendend wie ihre Augen es noch nicht ſahen, ſchoß daraus vor, und eine Stimme, ſtark und eindringend, wie ihr Ohr keine gehört, donnerte ihr entgegen: „Nieder aus den Lüften, Thörin, dahin Du nicht gehörſt. Weg die Palme, und ab die Flügel, die Du Dir anlogſt! Nicht ſein Engel biſt Du, der ihn retten ſoll; angeſchmiedet haſt Du Dich an ihn, daß er Dich aus dieſem Hauſe befreie, er Dein Engel und Erretter, und Du ihm unterthan, ſeine Sclavin, ſchmachtend nach dem Winke, daß er Dir ruft: „Folge mir!“

Und nieder war ſie geſunken wie der Nachtvogel, der dem Licht zu nahe kam. Der mächtige Unſichtbare hatte ihr die Palme entriſſen, und die Flügel ihr abgepflückt. Hülflos lag ſie da, erdrückt von der Wahrheit, zerknirſcht vom Gefühle ihres Selbſtbetruges. Die Donner rollten über ihrem Haupte,

und eine andere Stimme sprach: „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißt sie wieder nieder.“

Und die Wand spaltete sich, sie sah ihre Mutter ringend am Boden. Sie rief um Hülfe, sie streckte die Arme aus: „Mein Kind, mein Kind!“ — Aber die zweite Stimme antwortete mit höhnischem Lächeln: „Du rufst umsonst, Du hast keines mehr. Dein Kind hat seine Mutter aufgegeben, um Engel zu sein eines Fremden. Aber komme her, sinke ihr zu Füßen, und sie wird über Dich richten, denn sie wähnt über Dir zu stehen, wie die Reinen über den Sündern.“

Vergebens kämpfte der gefallene Engel die Lippen zu öffnen; sie waren geschlossen; sie konnte nicht betheuern, daß es Unwahrheit sei. Da, ein entsetzlicher Schrei ihrer Mutter, ein Donnerkeil fuhr aus dem berstenden Himmel zischend, brausend, durch Mauern und Balken in die Tiefen der Erde, zerstörend und aus Todesschlaf weckend. Die Fundamente bebten. Ein Flammenmeer füllte das Cabinet, als sie aufgesprungen sich am schwankenden Pfosten hielt, und den wirklichen, Mauern durchdringenden, Schrei ihrer Mutter hörte.

Cäcilie war die erste gewesen bei der Kranken, Sinnverwirrten, die an den Klingeln riß, und an den Wänden tappte. So hatte sie die Mutter noch nicht gesehen. Wie sie sich aufgelöst, verzerrt, sinkend

bei jedem Schritte an die Mauer klammerte. „Biſt Du's? Oder wird er Dich fortziehen? — Mein, mein Kind — leugne es nicht — verlaß mich nicht. — Nicht den böſen Mächten folge. Eine Mutter hat ja heilige Rechte. — Und ich bin ganz allein.“ —

Sie hatte neben der Mutter geſeſſen, ſeit langen, langen Jahren zum erſten Mal vom Mutterarm umſchlungen. Sie war ihr zu Füßen geſunken, hatte ihr Haupt im Mutterſchooße ruhen laſſen, und die Mutterhände, die zum erſten Male weich ihre Schläfe drückten, mit Thränen benetzt. Beſchworen hatte ſie, was die Mutter forderte, ſie nicht zu verlaſſen, ſie zu lieben, zu pflegen. In Momenten wie dieſer, birſt die Wahrheit auch aus einer Bruſt, die dreifaches Erz umſchient. Die Mutter hatte ſich ſelbſt angeklagt — „Wir ſind Alle ſchwach“ hatte die Tochter erwidert.

„Aber wenn er wiederkäme, der Feind — o er nimmt tauſend Geſtalten an — und Du wirſt Dich nicht fortreißen laſſen aus den Armen Deiner Mutter, auch wenn er mit Engelzungen zu Dir redete?“

Der aus ſeinen Wolken geſtürzte Engel, dem man ſeine Palme entriſſen, und ſeine Flügel geknickt, hatte Alles verſprochen. Was gelobt man nicht in ſolcher Stunde! Mehr als Wille und Kraft fähig ſind zu erfüllen.

Auch nur dem Manne ihre Hand zu reichen,

den das liebende Mutterauge für sie wählen würde, hatte die Sünderin gelobt, die doch durch etwas büßen mußte, was ihr Stolz verwirkt.

Das waren die Träume und die Wirklichkeit, welche jene Stimmung hervorgebracht, in der wir Cäcilien fanden.

Die Thür ging jetzt auf, und die blasse Marie trat ein, um sich zu melden, daß sie genesen sei, und ihren Dienst wieder antreten zu dürfen bitte.

Cäcilie blickte sie theilnehmend an: „Ist das auch wahr, liebes Kind? Die Lippen sind noch nicht wieder roth und Du zitterst. Du mußt Dich noch schonen."

„Im Gegentheil, gnädiges Fräulein, ich glaube, ich muß arbeiten, recht viel arbeiten. Das wird mir am besten thun."

„Noch gestern, als ich Dich besuchte, konntest Du Dich kaum aufrichten, und Deine Großmutter sagte" —

Das Mädchen erröthete und unterbrach sie hastig: „Die Großmutter ist so gut, aber sie versteht es nicht. Zudem bin ich seit gestern ganz anders geworden. Er war — ich wollte sagen, mir war schon am Abend viel wohler, und in der Nacht, seit dem Gewitterschlag ist mir so frisch zu Muthe" —

„Du bist nicht erschreckt worden?"

„Das weiß ich nicht, liebes Fräulein, ob ich das Erſchrecken nennen ſoll. Wenn es war, ſo war es ein wohlthätiger Schreck. Mir war, als riefe eine Stimme aus dem Himmel mir zu: Du mußt geſund werden, es iſt Deine Pflicht. Um Deiner guten Großmutter willen, und Deiner Herrſchaft zu Gefallen. Da war es mir, als führe es wie Eiſen durch alle meine Glieder, ich würde mit einem Male ſtark, und die böſen Schwindel wichen. So ſtand ich heute friſch und wohlgemuth auf.“

„Wirklich! Mit einem Male nervenſtark?“ Mitleidig zweifelnd blickte Cäcilie das ſchöne Mädchen an. „Die Augen blinken aber noch, wenn Du ins Helle ſiehſt.“

Marie wollte das nicht gelten laſſen. Sie trat an's Fenſter: „Sehn Sie, gnädiges Fräulein; ich kann die Arbeiter drüben ganz gut ſehen, wie ſie auf dem Dache arbeiten — wie ſie da gefährlich ſpringen!“

Cäcilie ſah auch hin. Sie ſah mit Herzklopfen Jemand von einem Balken zum andern über einen jähen Abgrund ſich ſchwingen. Ein Fehltritt, nur um einen Zoll breit, und er war rettungslos verloren. Sie athmete erſt ſchwer auf, als Werner drüben ſtand. Er war es, der den Sprung gethan, welcher vielleicht von hier aus kühner ſchien, als er war.

Zeit ſich ſelbſt darüber klar zu machen hatte ſie nicht. Ihre thätige Hülfe war in der Nähe nöthi-

kahles Haupt beim heitern Himmel sonnte. Doch schwebte um seinen höchsten Gipfel noch immer eine Wolke, welche jede freie Aussicht verboten hätte.

Der Tag blieb schön. Auch der Weg führte nur durch schöne Gegenden, denn man kann jeden Fleck in Jämteland, wenn er auch keine Aussicht auf die Gebirge, oder in die terrassirten Niederungen hat, so nennen. Der feste steinige Boden, aus dem überall ein hellgrüner Rasen vorschießt, nie versengt und gedörrt von Sonnengluth, der reiche und doch kräftig gedrungene Wuchs des Laub- und Nadelholzes, die breiten See'n, an denen und über die häufig der Weg auf Schiffbrücken ähnlichen Holz-Chausseen, vom Wasser getragen und auf ihm schwimmend, hinführt, die Felsblöcke am Ufer, die kleinen Scharen-Inseln darin, zuweilen mit den schlankesten, hochstämmigsten Bäumen geziert — Alles dies ist ein Anblick, der Aug' und Sinn nie ermüdet, weil der Geist der Frische und jugendlichen Naturkraft ihm entgegenhaucht. Der Tag war schön in den Jämtelandischen Waldern, aber die Nacht war fürchterlich. Drei unserer Meilen and darüber mußte die Karavane vom Anbruch

ger. Marie, von einem Schwindel ergriffen, wankte, und wäre zu Boden gestürzt, wenn Cäcilie sie nicht aufgefangen hätte. Sie brachte das arme Mädchen auf das Sopha.

„Lebt er?" war Mariens erste Frage, als sie die Augen wieder aufschlug. Eine sanfte Röthe breitete sich über das schöne blasse Gesicht, da Cäcilie es bejaht.

„Er lebt und strauchelte nicht einmal. So sicher sind diese Männer, liebe Marie. Er war doch gestern Abend bei Dir?"

„Gewiß," antwortete das Mädchen, und lehnte den Kopf noch einmal auf die Kissen. Sie mußte doch noch etwas ruhen; ihr Schwindel war noch nicht vorüber.

Cäcilie hatte genug gehört. Sie trat an's Fenster, und wenn Jemand von außen sie jetzt hätte beobachten können, was die Gardine verhinderte, hätte er ein blasses, verklärtes Gesicht gesehen, eine Heilige, die überwunden hat. Einige Secunden blickte sie mit gefaltenen Händen lächelnd hinüber; dann entfernte sie sich sacht, um die Schlummernde nicht zu stören.

Sie ging zu ihrer Mutter. Und als sie wieder in ihr Kabinet trat, mit verweinten Augen, aber verklärtem Blick, setzte sie sich nieder und schrieb einen Brief. Die Feder flog wie in Fieberhitze; aber schwe-

rer und ſchwerer wurden die Züge, und als ſie ihren Namen darunter geſetzt, war es, als hätte ſie ihr Todesurtheil unterzeichnet.

Der Brief war an Werner.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Berlin, gedruckt bei Petſch.

Im Verlage von **Duncker und Humblot** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Blum, C., Vaudevilles für deutsche Bühnen und gesellige Zirkel; nach dem Französischen bearbeitet. 2 Bde. nebst Musikbeilagen. 2⅔ Thlr.

Bruchstücke aus Karl Berthold's Tagebuch. Herausgegeben von Oswald. 1⅓ Thlr.

Buntes Leben. Roman, aus dem Englischen übersetzt von Th. Hell. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Chezy, Helmina v., Aurikeln; eine Blumengabe von deutschen Händen. 1⅓ Thlr.

Felicitas. Ein Roman von der Verfasserin der Erna. 1⅓ Thlr.

Friedrich, Th. H, dialogische Turnspiele. ⅔ Thlr.

Großmann, Julie v., das Haus Torelli. 2 Thle. 8. 1836. geh. 2⅔ Thlr.

Hahn Hahn, Gräfin Ida. Aus der Gesellschaft. Novelle. 8. 1838. 1⅓ Thlr.

Holtei, K. v., Lenore. Schauspiel. ⅔ Thlr.

Kotzebue, A. v., Erinnerungen aus Paris. 2 Bände. 1⅓ Thlr.

— — Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel. 3 Theile. 3 Thlr.

Lüdemann, W. v., Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen 1⅓ Thlr.

Meißner, A. G., das Leben des Julius Cäsar, fortgesetzt von J. Ch. L. Haken. 4 Bde. 6 Thlr.

Memoiren des Grafen v. T— (Tilly). 3 Bde. 6 Thlr.

Mollien, G., Reise nach Columbia. 1⅓ Thlr.

Müchler, K., Anekdoten-Almanach für die Jahre 1810. 1811. 1812. 1813. 1815. 1817 bis 1834. 23 Jahrgänge und Register. 31⅓ Thlr.

Müller, Wilh., Rom, Römer und Römerinnen. Eine Sammlung vertrauter Briefe aus Rom und Albano. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

(Nicht in der Gesammt-Ausgabe von W. Müller's Schriften enthalten.)

Ossian's Gedichte; rhythmisch übersetzt v. J. G. Rhode. 3 Thle. 4 Thlr.

Rumohr, K. F. v., Deutsche Denkwürdigkeiten 4 Thle. 4½ Thlr.

Schleichhändler, die, Novelle von J. v. G. 1⅓ Thlr.

Scott's, Walter, Romane, übersetzt von W. A. Lindau und S. H. Spiker.

Der Alterthümler. 3 Bände. ..... 3½ Thlr.

Der Pirat. 3 Bände. ..... 3⅓ Thlr.

Quintin Durward. 3 Bände. ..... 3 Thlr.

Straparola's Mährchen, übers. v. F. W. V. Schmidt. 1 Thlr.

Streckfuß, K., Gesammelte Erzählungen. 2 Bände. 2 Thlr.

Töpfer's, K., Lustspiele. 2 Bände. 3⅓ Thlr.

Trueba, D. T. de, Salvador, der Guerillaführer, übersetzt von G. Friedenberg. 3 Bände. 3⅓ Thlr.

Voß, Julius v., Travestieen und Burlesken. ⅔ Thlr.

Woltmann, Karoline v., Die Bildhauer. Roman. 2 Bände. 3 Thlr.

Wundersage, die, von Alroy. Vom Verfasser des Vivian Grey. Uebersetzt von Th. Hell. 2 Bde. 3 Thlr.

Zwölf Nächte.

Zwölf Nächte.

Roman in sechs Büchern

von

W. Alexis.

Dritter Band.

Fünftes und sechstes Buch.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1838.

P. o. j. ... 1) 116/3

der Dunkelheit an durch einen großen Tannenforst bis zum Nachtquartier zurücklegen, ohne daß uns ein menschliches Wesen begegnet wäre. Beständig bergauf, bergab; der letzte Karren, zufällig von einem schwächeren Pferde gezogen, mußte häufig die Vorausfahrenden zurückrufen, um sich nicht in der Dunkelheit zu verirren. Auch brach hie und da etwas im schnellen gefährlichen Hinabschießen von so schroffen Abhängen, daß das unaeübte Auge weder unten das Ende, noch die Biegungen entdecken konnte. Aber die Gefahr war nicht das Schrecklichste, sondern die bittre Kälte, der die Leichtgekleideten nicht einmal einige körperliche Anstrengung entgegensetzen konnten. Der aus den Morästen mitgebrachte Fieberfrost fand hier wieder reiche Nahrung, und selbst ein gutes Nachtquartier konnte ihn nicht abschütteln. Neue Anstrengungen blieben auf unserer ganzen Reise die bewährteste Medicin gegen die durch die vorhergehenden verursachte fieberhafte Erschütterung.

An den Seeufern erheben sich hie und da stattliche Pallaste, wenn auch nur von Holz. Eigentliche Ritterschlösser fehlen aber, wenn ich nicht irre, in ganz Jamtland. Auch hier herrscht

Sylveſter.

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Der Bau ging fort. Das anhaltend milde Wetter — ſelbſt nach dem Gewitter hatte ſich keine Winterkälte gezeigt — begünſtigte ihn.

Im Volke hatte man ſich indeſſen noch nicht beruhigt. Im Gegentheil brachte man dieſe außergewöhnliche Witterung mit dem Geheimniß, welches dem Bau zum Grunde lag, in Verbindung. Etwas, dem der Himmel und der Wille der Polizei ſich fügten, mußte zu den Dingen gehören, von denen unſere Piloſophie nichts träumt.

Der Pöbel träumte nach wie vor von Jeſuiten, Choleraprăparaten, heimlichen Gerichten, Falſchmünzern, von neuem Druſendienſt und Eleuſiniſchen Myſterien, wenn auch Andere, als der Pöbel, dieſen dunklen Vorſtellungen erſt Namen liehen. Die Gebildeten lächelten zwar; aber der Gegenſtand verlor darum nichts von ſeiner Anziehungskraft. Er ward noch täglich von Neugierigen beſucht; der erhöhte Eintrittspreis lockte ſtatt abzuſchrecken. Um die Handwerker nicht zu ſtören waren beſondere Aufſeher und

Führer angestellt, und Invaliden und alte gebrechliche Personen fanden hier einen anständigen Verdienst. Viele lobten dies. Andere argwöhnten verborgene Absichten: im Volke sich Anhang zu verschaffen und eine Menge brotloser Menschen von sich abhängig zu machen.

Nach einem Punkte, der, getrennt vom eigentlichen Gebäude, nach dem Park zu lag, war heut ein lebhaftes Gedränge. Der chinesische Tempel, wie man ihn nannte, war erst gestern eröffnet worden. Nach einer Inschrift in Keilschrift, die beim Steinmetz bestellt war, zu schließen, sollte er den Namen: Tempel der Wahrheiten führen. Hier mußte noch einmal Entree bezahlt werden; dies mehrte aber den Zudrang.

Werner hatte aus einem Widerwillen, von dem er sich selbst keinen Grund anzugeben wußte, bisher dies ihm fatale Gebäude unbetreten gelassen. Die innere und äußere Decorirung desselben war dem alten Drechslermeister, der auf specielle Anweisungen des ungesehenen Herrn arbeitete, allein überlassen. Der Tempel, schlecht in Holz und Lehm aufgeführt, mit seinen Parapluidächern, Drachenköpfen, mit seinen goldlackirten Säulen und lachenden Pagodenfratzen eignete sich auch mehr für die Sorge eines Futteralmachers als die eines Architecten.

Der junge Baumeister war eigentlich nur herangetreten, um einen Streit zu schlichten, der sich zwi-

schen den Aufsehern und der unzufriedenen Menge, von der nur immer ein Theil eingelassen werden konnte, entsponnen hatte. Die Herauskommenden machten so viel Wunders von dem Gesehenen, daß die Neugier derer, die es noch nicht gesehen, und warten mußten bis die vor ihnen abgefertigt, herauskamen, nur noch mehr gereizt wurde.

Ehe er es sich versah, war der Baumeister von einem Strom von Menschen, welche ihn nicht persönlich kannten, mit fortgerissen und gedrängt, und konnte nicht mehr zurück, als die Thür sich öffnete, und ihm ein Invalide den halben Gulden abforderte. Sein verdrießliches: „Ich gehöre ja hierher," ward durch ein barsches: „Das kann ein Jeder sagen," entgegnet. Einige fingen schon an über „Einen" sich lustig zu machen, der ohne Bezahlung einschleichen wollte, und er mußte noch Geld für Etwas zahlen, was er ohne Geld nicht mochte. Andere meinten, es sei vielleicht gar nichts zu sehen; aber eben deshalb: „Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Ist Einer gefoppt, müssen die Andern auch gefoppt werden."

Zu Werners Glück, denn sein Incognito wurde ihm jetzt lieb, war seine Person auch der alten einäugigen Frau, welche im Innern des Tempels den Priester- oder Ciceronendienst versah, nicht bekannt. Sie ordnete die ihr zugewiesene Gruppe mit der verdrießlichen Laune, die bei Aufsehern erklärlich ist,

welche ein und daſſelbe vielen Perſonen nach einander zeigen müſſen, und weder im Stoffe, noch in ſich ſelbſt Mittel finden das tödtende Einerlei aufzufriſchen.

Im Tempel herrſchte ein unangenehmes Dunkel, das durch die vielen Lichterchen und Flammen, welche vor den abſcheulichen Holzfiguren brannten, nicht verſcheucht wurde. Wände und Decken waren mit Goldpapier überklebt, aber der Reflex trug wenig zu mehrerer Helligkeit bei. Auch war es vom Zuſammenſein ſo vieler Menſchen beklommen; denn durch keine Fenſteröffnung drang Tageslicht oder friſche Luft herein. Im Allgemeinen hatte der erſte Eindruck etwas Peinliches; auch die rohe Menge fühlte es. Bald jedoch erregten die poſſirlichen Stellungen, die grinſenden Phyſiognomien und wackelnden Köpfe vieler unter den Pagoden, die Lachluſt. Die Alte mußte Ruhe gebieten, um ihren halb auswendig gelernten Sermon ableiern zu können.

„Das iſt nichts Lächerliches, was Sie hier zu ſehen werden kriegen, ſondern ſehr etwas Ernſthaftiges, und hat das noch kein Menſch ſo zuſammen geſehen, als Sie meine Herrſchaften hier. Es hat ein unmenſchliches Geld gekoſtet ſeiner Zeit, und ſie haben ſich drum geſchlagen, daß es auch Blut geſetzt hat, an die dreimal hundert tauſend Menſchen, wer's zählen kann. — Das ſind alles nämlich hier Gottheiten, oder Götzen wie das jetzt heißt, und wurden

angebetet drüben überm Nordpol, gerade wie zur katholiſchen Heidenzeit, daß es was Erſchreckliches war. Und wer ſie nicht anbeten wollte, den ſchlugen ſie todt. Darum iſt wohl nicht zu ſpaßen, wie ſie das wohl ſelbſt ſehen werden. — Aber damit Sie ſich überzeugen, meine Herrſchaften, daß jetzt nichts mehr dahinter iſt, treten ſie ganz ruhig heran. Aber Keiner faßt an. Sehn ſie, alle dieſe Götzen, wie erſchrecklich ſie auch ausſehen, ſind nur von Holz, und inwendig hohl, wie ich Ihnen das Exempel hier an dieſer Figur zeige. Greifen Sie hinein, es iſt gar nichts drin. Sie thaten nur in alten Zeiten Spiritus hinein, und der brannte aus den Augen oder aus dem Munde heraus, daß das dumme Volk ſich fürchten ſollte. Wir aber wiſſen jetzund den Spiritus beſſer zu brauchen, und wo man ihn holt und was er koſtet."

Werner erkannte in den Holzpuppen eine wilde Laune und eine freche Phantaſie. Oder war es nur ſeine eigene Laune, die ihn im harmloſen Spiel einer fremden einen Frevel ſehen ließ? Das Publikum ſchien anders aufzufaſſen. Die einbeinigen, vielköpfigen und kopfloſen Geſtalten, grell angeſtrichen, bunt beklebt und behangen, erregten ſeine höchſte Luſt. Die grämliche Führerin war oft gezwungen inne zu halten, um das Gelächter ausſchallen zu laſſen; es galt nicht ihren Worten, nur den Werken.

Zwei mit dem Rücken zuſammengewachſene Fau-

nengeſtalten, die ſich mit den Ellenbogen, Hinterköpfen und den behuften Füßen ſtießen, und ſich bitter komiſche Geſichter zuwarfen, entzündeten aber ein ſolches Gelächter, daß die alte Iris mehrmals um Ruhe bitten mußte, um ihre Erklärung fortzuſetzen.

„Dieſes ſind zwei mexicaniſche Zwillinge aus China, meine Herrſchaften, Homopatl und Allopatl ſind ihre Namen; ihre Rückgrade ſind an einander gewachſen; ſie werden ſehr verehrt und können ſich nicht anſehen, ſo beißen und ſtoßen ſie auf einander. — Alle die Gottheiten nebenbei ſind auch medicäiſche. Sie werden ſehen in des Einen Hand ein Pflaſter, in des Andern eine Pille; der hält einen Schröpfer und Jener eine Klyſtierſpritze. Alle ſind aber darin egal, daß ſie auf dieſelbe Schraube aufgeſchraubt ſind, wie ich Ihnen dies ſogleich zeigen werde. Sie ſehen, nur die Couleur iſt verſchieden, und heißt dieſe Schraube bei den Völkern am Nordpol in ihrer Sprache ein Princip, bei denen am Südpol aber eine Idee. — Darneben ſchauen Sie Götterbilder von verſchiedener Qualität. Dieſe Götzin heißt Egala, und jener Götze Papirus. Sie haben Beide die Weltkugel zwiſchen den Zähnen und möchten ſie auffeſſen. — Dieſe Frauensperſon iſt die Emanſchipatz, auch Pazzio genannt; eine allgemein verehrte Gottheit dort zu Lande. Sie ward beſonders angebetet von den Juden, den Frauen, den ſchwarzen Mohren, den Fleiſchhauern, Irländern und ſolcherlei. — Da-

neben ist der Götze Barrihrus oder Barriera; der mußte sich derquer legen, wo zwei sich zankten, und meinten, was Nationen waren, gar nicht mit einander auszukommen, sie müßten denn eine Göttin Barriera zwischen sich liegen haben. — Die drei da sind weltweise Götzen. Wer, wie das in heidnischer Zeit so war, kein Licht vor ihnen anzündete, der durfte auch keins in seinem Hause brennen. Sie duldeten's nicht. Der mit dem Scheidemesser an der Kante sitzt, und den Knopf am Rock festhält, hieß Imperativ; seine Leute waren die Kategorischen. Hinter ihm der Ichus, der sich auf einer Fichte schaukelt. Der vor ihm mit der Papstmütze reitet, ist der Absolutus. Der Schwarm hinter ihm sieht aus als wie Heuschrecken; aber es durfte ihnen keiner zu nahe kommen. Einer beißt für den andern, und ist's eine mächtige Gottheit, so noch gilt in einem Lande drüben. — Dort zur Seiten sehen die Herrschaften lauter politische Gottheiten. Der hat zwei Kammern, der eine, der gar keine für's Herz. Es steckt aber nirgend drin, wie sie sehen können. Der hohle Baumstamm dort ist der Legitimussimus; eine erschröckliche Gottheit, der viele Menschen und Kinder geopfert wurden. Ihm gegenüber der breite Haukloß mit tausend Füßen und ohne Kopf, fast wie eine Schildkröte anzuschauen, die sich nicht aufrichten kann, hieß — ein schwerer Name — ich werde ihn schon kriegen, denn auf den Namen kommt's an, und ists der

Todtfeind gewesen vom Götzen Legitimussimus. Volkssuppenreinheit wirds heißen. Aber schaun Sie wohl das Loch, wo der Kopf sein müßte. Da steckte nun Jeder, der die Maschine unterkriegte, seinen eigenen rein, und dann beteten sie ihn selbst an für den Götzen. — Der dort auf dem Kopf steht, ist der Turnus. Er wollte das Volk wieder zum Volk machen; aber sie mußten sich dazu alle erst auf den Kopf stellen. Bei ihm der Jahnus, aber nur mit einem Gesichte. Er hat einen langen Bart und das Haar hängt ihm auf die Schultern und sieht immer auf sich selbst. Weil er den Staat nicht leiden kann, geht er ohne Putz, und weil er einen polnischen Rock anhat, ist er eine altdeutsche Gottheit. — Die da ist die Freia, keine deutsche, sondern eine französische Gottheit. Sie ist eine Tochter des Götzen Manschipatz, und Sanct Simon und Sanct Georg schneiden ihr das Schleppkleid ab, alldieweil sie —

Werner hatte genug gehört. Innerlich verletzt, drängte er sich durch die Zuschauer um draußen frische Luft zu schöpfen. Erst hier bemerkte er, daß ihm das schnelle Herauskommen nur durch den Aufstand gelungen war, welchen der gewaltsame Eintritt einer andern Person durch eine zweite Thür veranlaßte. Es war ein Commissarius, der im Namen des Gesetzes der Ciceronin das Wort untersagte, und die Zuschauer aufforderte aus dem Tempel sich zu entfernen. Aber die Zuschauer rückten sich nicht.

das Norwegische Verhältniß freier Bauern. Jene Höfe sind Königliche Lehngüter, welche die höheren Officiere der Provinzial-Regimenter während ihrer Dienstzeit besitzen und bewirthschaften. Das Schwedische Militairwesen ist bekanntlich seit alter Zeit auf einem eben so verschiedenen Fuße, als die politische Verfassung von der anderer Länder, wo das Lehnswesen die Vermittelung abgab zum gegenwärtigen Zustande. Nur ein geringer Theil der Kriegsmacht besteht aus geworbenen Truppen; der eigentliche Stamm sind die Provinzial-Regimenter, welche aus ihren Provinzen hervorgegangen sind, in denselben liegen bleiben und von ihnen unterhalten werden. So und so viel Gehöfte stellen einen Mann; dieser liegt in einem Hofe und erhält sein gewisses Deputat. Officiere, und ich glaube auch Unterofficiere, erhalten mit dem Antritt ihrer Stelle bestimmte Güter zur Bewirthschaftung. Darin besteht ihr Sold. Die Ordnung ist freilich strenger, als zu unseren alten Kaiserzeiten, wo die Kriegsbeneficiaten ihre Beneficien sehr bald erblich machten, indem hier der Officier sogar bei jeder Versetzung das Gut verlassen und die strengste Rechnung über die Verwaltung ablegen muß. Al-

Die Menge war im Beſitzrecht und im Eigenthumsrecht zugleich. Sie hatte bezahlt und wollte dafür ſehen. Waren es nicht die Götzen, den Scandal.

Der Commiſſarius ſchien in Verlegenheit. Er fand das nicht, warum er gekommen war. Weder die Göttin der Freiheit noch die aufrühreriſchen Bewegungen, von denen eine anonyme Denunciation Nachricht gegeben Er ſah rings umher nur ehrliche Bürger, gute Gevattern aus der Bierſtube. In aufrühreriſchen Bewegungen befanden ſich nur die kleinen Kinder, die, auf den Armen ihrer Väter und Mütter, die hübſchen Puppen anfaſſen wollten, und ſchrieen, wenn man es ihnen verbot.

Der Commiſſar erklärte indeß, hier helfe kein Läugnen. Man habe Alles in Erfahrung gebracht, und die betreffende Figur ſei herauszugeben, oder er ſtehe nicht für die Folge ein.

Eine tiefe Stille. Nur die Pagoden nickten.

Das Publikum fing erſt an unruhig zu werden, als der Commiſſar drohte, wenn man ſie nicht gutwillig herausgebe, auf alle vorhandenen Gegenſtände Beſchlag zu legen. Einige riefen: man habe bezahlt, und wer ihnen die Puppen nehme, müſſe ihnen die acht Groſchen wiedergeben. Am aufgebrachteſten zeigte ſich die alte Frau. Sie ſchrie den Commiſſair an, ob er's denn nicht ſelbſt geweſen, der ſie ehegeſtern aus dem Spital genommen, als der fremde Herr nach Kunſtaufſehern geſchickt, wie er's genannt. Ob

Er ſie nicht engagirt und empfohlen, und ob ſie umſonſt das dumme Zeug auswendig gelernt haben ſolle, wenn um Nichts und wieder Nichts der Bettel wieder zu Ende ginge. Die Puppen wären alle unſchuldige Dinger, und wenn man die Naſe rein ſtecke, werde man ſehen, daß nichts drin ſei, was man nicht ſelbſt hinein geſteckt. Dabei ſchwang ſie die letzt genannte Puppe, welche ſie in der Vehemenz von ihrem Fußgeſtell losgenommen, daß der St. Simon und der Ritter Georg abfielen.

Die Kinder jubelten. Einer rief der Alten zu, was ihr denn die arme Freia zu Leide gethan, daß ſie ſo barbariſch mit ihr umginge?

„Freia! rief der Commiſſair und griff erfreut nach der Puppe. Alſo haben wir ſie doch.“ Die Alte mußte ſie, trotz einiger Schimpfreden hergeben.

Ein ältlicher Mann, es mochte ein Emeritus des Schulſtandes ſein, ſuchte zu vermitteln:

„Dieſes dürfte wohl ein Irrthum ſein, mein Herr Commiſſär, indem eine Verwechſelung nicht allein möglich ſondern wahrſcheinlich iſt. Unter Frigga oder Freia begriffen die alten nordiſchen Nationen nämlich eine ihrer mächtigſten Gottheiten, welche ſowohl in ihren Attributen als denjenigen Eigenſchaften, ſo ſie repräſentiren ſollte, wenig oder nichts mit der modernen Göttin der Freiheit gemein hatte. Wenn Sie die betreffende Figur mir zur nähern Beſichtigung gefälligſt erlauben wollten, würde ich Ihnen

die Attribute der nordiſchen Frigga, welches ſo viel als Minerva iſt, des weiteren aufweiſen, da meine Brille nicht bis dahin trägt."

Es war aber dem Angeredeten nichts weniger als darum zu thun, einen ſaueren Fund ſich durch die Kritik wieder abdisputiren zu laſſen: „Freia, rief er, auf das ſchnell aufgenommene Protocoll deutend, iſt jedenfalls eine Göttin mit einem anſtößigen Namen. Ob alt oder jung, das kommt auf eins heraus, wenn ſie da iſt."

„Aber ſie hat ja lange Hoſen an!" rief eine andere kritiſche Stimme. Ein **argumentum ad hominem**. Es war nicht zu leugnen. Freia hatte Hoſen an, und zwar Pantalons, und der Göttin der Freiheit, welche füglicherweiſe nur geſucht werden konnte, erſtes Attribut iſt, daß ſie keine hat.

Aber das Protocoll war aufgenommen, der Hut ſaß wieder auf der Stirn des Commiſſarius, ein ſtrenger Blick muſterte die Anweſenden, und die beſtrittene Göttin unterm Arm, ſchritt er mit der ſchweigenden Würde durch die Maſſen, welche oft ſo bedeutungsvoll wirkt, wo ein geſprochenes Wort die Autorität gefährden kann.

Aber auf dem Rückwege machte ſich an ihn, in Geſtalt eines Freundes, der Zweifel, und tröpfelte aufs Neue einige Tropfen Scheidewaſſer in den Becher des Triumphes: „Sind Sie auch gewiß, daß Sie hier recht zugegriffen haben? Die Holzpuppe,

die Sie dort unterm Arm tragen, ist weder das Abbild der alten Göttin Freia, noch ein Standbild der revolutionairen Göttin Freiheit; vielmehr, wahrscheinlich eine imaginaire Abbildung der sogenannten freien Frau, nach welcher die Secte der Simonisten sucht. Scheint es nicht nach den offenbar satirischen Attributen derselben, als habe ihr Verfertiger sich selbst über den Gegenstand lustig machen wollen. Auch möchte eine Aehnlichkeit mit einer berühmten Frau und Schriftstellerin in Paris, die auch Hosen trägt und ein Mann sein will, darin versucht sein. Wenn dieses zu beweisen wäre, woran ich kaum zweifle, dürfte die Sache nicht so schlimm sein, aber einen andern Ausgang nehmen, als ich zu Ihren Gunsten wünsche."

„Irren ist menschlich, sagte der Commissär, der die Holzfigur schon in den Fiaker gelegt, welcher ihn nach der Präfectur fahren sollte. Wenn ich Einen griff, habe ich selten, wenn ich Einen los ließ, aber schon sehr oft Nasen bekommen."

„Was wird nun aber draus?" riefen die Zuschauer im Tempel der Wahrheiten, als die Göttin und der Commissarius fortwaren. Die Kunstaufseherin erwiderte: „Eine mehr oder weniger macht's auch nicht aus, Holz ist genug da, und wenn Eine ausgeht, wird eine andere geschnitzt. Professionisten müssen auch ihr Brot haben. Das werden die Leute wohl gewußt haben, wo diese Götzenbilder angebetet wurden. Sonst hätten sie nicht so viel gemacht."

Aber die Zuſchauer gingen doch auseinander, Einige aus Neugier, Andere aus Furcht. Jene um zu ſehen, was daraus werde; dieſe, um es nicht zu ſehen. Man ſprach draußen von abermaligem Einſchreiten gegen den Bau, von neuen Verboten. In der Neuſtadt wußten die Geſellſchaften am ſelben Abende ſchon von einer republikaniſchen Verbindung, welche auf der That betroffen worden. Indem man die Symbole der Freiheit und Gleichheit ausgeſtellt, hätten die verborgenen Demagogen den Eindruck derſelben auf das Volk prüfen wollen. In den Souterrains hatte man Gewehre, Munition, ſogar Kanonen gefunden.

Wernern ſehen wir eine Viertelſtunde nach jenem Vorfalle im Palais des Miniſters, wo ihm der freundliche Secretair ſofort eine Audienz verſchaffte. Einen Augenblick hatte er erröthend an der Schwelle gezaudert. Was gingen ihn die Puppen an! Hatten ſie ihn nicht noch eben ſo verdroſſen, daß, wenn er die Macht dazu gehabt, er ſich kaum mit der Confiscirung und Verſiegelung begnügt haben würde. Und nun wollte er ſeinen ganzen Eifer gegen das Geſchehene und das Drohende in die Wagſchale legen. Nicht Wahl und Neigung, die Verhältniſſe ſind es, welche uns im Meinungskampfe aus unſrer Stellung in die Vorderreihen treiben. Um den verdächtigen Bau zu retten, mußte er für die albernen Puppen als Advocat auftreten.

Er that es mit Beredſamkeit. Der Miniſter war gütig geſtimmt. Noch während ſeines Vortrags hatte er ein vertrautes Billet geſchrieben und nach der Präfectur abgeſchickt.

„Erſparen Sie ſich, lieber Doctor, unterbrach ihn jetzt lächelnd der Miniſter, die weitern Gründe. Für mich iſt die Unſchuld Ihrer Puppen bewieſen, ſeit ich nun weiß, wie ſie ausſehen. Ich erfuhr erſt vor einer Stunde von dem Vorfall. Aber Sie vergaßen etwas anzuführen, was für Ihren Bauherrn am beſten ſpricht. Wenn er die Bürger revolutioniren wollte, würde er ſich nicht ſo viel Entreegeld von ihnen zahlen laſſen.“

Der ſcharfe Beobachter ſah eine flüchtige Röthe des Unwillens über Werners Geſicht ziehen.

„Sie ſchämen ſich deshalb? Sie haben Unrecht. Gerade das gefällt mir von dem Manne. Es bürgt mir, daß der Staat an ihm keinen Phantaſten, ſondern einen praktiſchen Bürger gewinnt. Er kommt mir wie ein Verſchwender vor, der, was er in der Jugend zu viel ausgab, im Alter durch Knickerei wieder einbringt. Nach Phantaſieen hat er gebaut, und große Summen verſchwendet; nun macht er ſeine Launen wieder zu Geld. Iſt das nicht im Grunde genommen unſer Aller Lebensgeſchichte! Wir fangen mit dem Ausgeben an, und hören mit Sammeln und Erndten auf. Mit großen Ausſichten, mit kühnen Ideen traten wir als Jünglinge in die Welt;

nachher geben wir uns zufrieden, wenn wir in einem Raume wirken mögen, der uns oft früher kaum werth unserer Aufmerksamkeit erschien. Dadurch erst greifen wir nützlich ein in das Leben, daß wir unsere Kenntnisse und Erfahrungen zu gangbarer Münze ausprägen. Jede große Erfindung ist erst dann gesichert, wenn die Industrie sich ihrer bemächtigt. Die Ehre des Denkers und Erfinders ist eine Sache für sich. Sie bezahlt sich mit einer Münze, die in der Regel erst bei der Nachwelt Cours erhält. Aber der Staat verlangt industrielle Menschen, die schaffen und zusammenhalten. Nur von Solchen können wir nehmen."

Der Minister fragte nach Werners Vermuthungen über den Unbekannten. Die Auskunft, die er geben konnte oder wollte, schienen zu denen des Staatsmannes nicht zu passen. Er lächelte:

„Sie sind jung. Die Phantasie erscheint bei Ihnen noch in einem Heiligenschein. Nein, mein Lieber, eine bloße Grille ist es nicht. Um eine Grille giebt ein Mensch, der rechnen kann, keine solche enormen Summen weg. Daß er das kann, weiß ich. Die Steine, das Holz, das vom Staate gekauft ist, läßt er aufs Genauste behandeln; er weiß auch recht gut, wenn man ihm Schlechtes anweisen will, wo das Bessere zu finden ist. Zudem höre ich, daß die Ouvriers gar nicht so ihre Rechnung bei dem Baue finden, als das Gerücht behauptet. Durch den Schein

von ungewöhnlichen Vortheilen wußte er ſie zu guten Arbeiten anzulocken; aber wo ſie ein Profitchen gemacht, das nicht gut in eine Rechnung paßte, wußte er das Plus auf dieſe oder jene Weiſe ihnen wieder aus der Taſche zu locken. Alle dieſe Grillen haben einen raiſonablen Boden, und ich verſichere Sie, das Geſchäft wird ſich gut rentiren. Die Entreeeinnahmen müſſen ja den Arbeitslohn über und über decken, und der Luſtre, den das Geheimniß und die Verbote auf das neue Haus geworfen, wird die Preiſe der Miethen ſteigern. Nein, mein Freund, es iſt keine Phantaſie, für die Sie arbeiten, ſondern eine der wohl berechneteſten Entrepriſen. Und wenn ich das Alles zuſammenhalte, wird meine Vermuthung immer gewiſſer, daß wir es hier nicht mit Einer Perſon, ſondern mit der Speculation eines Aktienvereins zu thun haben. Ein Einzelner hat nicht dieſe Mittel." — Der Miniſter klopfte dem Baumeiſter freundlich auf die Schulter: „Ja mein Werther, die Judenſchaft ſteckt dahinter. Glauben Sie es mir; ich habe in dergleichen Dingen einige Erfahrung."

Die Phantaſien eines hochgeſtellten Mannes haben vor denen eines Geringeren das voraus, daß dieſer ſie als Wahrheit hinnehmen muß, während es in Jenes Belieben ſteht über die des Letztern zu lächeln oder ſie zu glauben.

Noch waren ſie im Geſpräch über die Angelegenheit, welche den Miniſter zu intereſſiren ſchien,

wenn auch nur deshalb, weil er dem jungen Mann über mancherlei, was in des Baumeisters Fach einſchlug, Belehrung ertheilte, als die Antwort auf das Billet ankam.

Der Miniſter lächelte: „Ihre Puppen ſind für unſchädlich erklärt.“

„Von wem?“ wagte Werner zu fragen.

„Von der Sanitätsbehörde.“

„Mein Gott wie kommt die dazu?“

„Man hat das ausländiſche Holz mediciniſch unterſucht. Sie wiſſen ja, das Volk glaubt an Giftmiſcherei, an Cholerapräparate“ —

„Daß es das glauben kann!“ entfuhr es Wernern.

Der Miniſter drohte freundlich mit dem Finger: „Sie verſicherten mich neulich, Sie ſeien auf gutem Wege. Da ſpukt wieder die alte Unzufriedenheit. Hüten Sie ſich vor Rückfällen.“

Der Miniſter mußte ſehr heiter geſtimmt ſein. Er faßte vertraulich den Kragen des Baumeiſters: „Ich leſe Ihre Gedanken. Sie ſind ein Gutgeſinnter; aber gehören nicht Faurpas in jede Lebensgeſchichte? Wer nie einen begina, aus dem wird ſelten was. Manches Menſchen Leben iſt ja nur eine Kette von dummen Streichen, wenn man ſeine Handlungen einzeln betrachtet; und doch, alles in allem genommen, iſt's ein ganzer Mann. Meinen Sie nun, daß das Staatsleben anders iſt, als jedes einzelnen Menſchen? Es werden darin eben ſo viel Faurpas

gemacht; vielleicht noch mehr, weil jeder ſelbſt und von vorn probiren möchte. Und beſtehen die Staaten darum etwa nicht? Gerade umgekehrt. Die Fehler, die man corrigiren muß, friſchen das Leben auf; ſie ſchärfen das Urtheil, den Blick und ſtählen die Thätigkeit. Aus wie vielen verkehrten Handlungen, aus wie manchen ſcheinbar ungerechten Staatsſtreichen ging Glück und Seegen hervor, und was Ihr Gerechtigkeit nennt. Das aus der ganzen Weltgeſchichte herauszuklauben, ſollte Eure Aufgabe ſein, Ihr Philoſophen. Da könntet Ihr die Zufriedenheit ſuchen, das Glück der Menſchen, oder Eure Weltgerechtigkeit. Wo wäre alles das, was Ihr die Früchte Eurer Bildung, die Gewähr Eurer Menſchenrechte nennt, wenn die Obrigkeiten im Alterthum ſich immer am Buchſtaben der Geſetze gehalten, wenn ſie niemals über die Schnur gehauen hätten. Mit den Albernheiten iſt's eben ſo. Wenn eine vorüber iſt, bleibt etwas Gutes gewiß zurück. — Sie lächeln. Iſt das nun nichts Gutes, daß Sie ruhig fortbauen können, und der Pöbel darf nicht mehr argwöhnen, daß Sie Gift kochen und die Cholera präpariren? Es iſt gründlich unterſucht."

Der Miniſter gab noch immer nicht das Zeichen, daß der Baumeiſter ſich entfernen ſolle; und es waren doch ſchon bedeutende Perſonen angemeldet, die im Vorzimmer warteten. Werners Geſtirn ſtand im Zenith. Der Menſch thut nichts dazu, und der Menſch

lein so patriarchalisch das Verhältniß auch klingt, hat es doch seine großen Unbequemlichkeiten für den Staat, wie für den Einzelnen. Es ist kein Garnisons-Institut, wie in den Russischen Militair-Colonien, wo der Begriff: Mensch und Bauer, in dem einer soldatesken Maschine untergeht. Der Mensch, der Bauer und der Bürger des Staats, wird hier, wie es bei einer Schwedischen Verfassung nothwendig ist, zuerst berücksichtigt. Damit er seinem Wirthschaftsbetriebe gehörig obliegen könne, wird er zu militairischen Uebungen und Diensten kaum länger als drei Monat im Jahre versammelt. Dies trägt freilich wenig zur Mobilität des Schwedischen Heeres bei und läßt sich beim gegenwärtigen Zustande Europa's nur in einem so abgeschlossenen und von seinen Schären und Morästen verschanzten Lande ausführen. Aber auch für das Individuum ist das Verhältniß von der einen Seite drückend, und die Officiere versicherten, sehr zufrieden zu sein, wenn ihre Beneficia in eine feste Besoldung verwandelt würden. Die Stellen für die unteren, unverheiratheten Officiere sind natürlich unbedeutend, und ein Fähnrich oder Lieutenant würde eben nicht besonders fahren, wollte er sein

ſieht es nicht. Auf ſeiner Stirne ſtand eine düſtre Wolke; dieſelbe, welche den Horizont über ihm verfinſterte.

So durchdringend freundlich ſah ihn der vornehme Mann an, als er ihn fragte: „Kann ich noch etwas für Sie thun, Herr Werner?“

Werner verneigte ſich tief, und dankte für das gnädige Wohlwollen. Er wollte ſich entfernen.

„Verſtehen Sie mich nicht falſch, ſprach der Miniſter. Es war keine leere Redensart. Wir ſind hier unter uns. Sie gefallen mir, Der Staat braucht friſche Talente. Ich wähle am liebſten unter denen, die ihre Unzufriedenheit austoben ließen. Bei denen, die von Anfang an ſich unterwürfig zeigen, weiß man nicht, ob es nicht einmal nachkommt. Sie ſind doch curirt, gründlich, nicht wahr? — Sie würden ſonſt nicht auf Flickwerk bei den Juden ſcharwerken.“

„Das glaube ich zu ſein.“

„Was noch von Ideen in Ihnen iſt, ſparen Sie es ſich auf. Sie wiſſen nicht, ob Sie es nicht ſpäter einmal brauchen. Was heut noch Chimäre heißt, kann übermorgen Nothwendigkeit werden. Wer zu früh die Welt verbeſſern will, giebt ſich aus. — Nun, und was ſagt die Wolke auf Ihrer Stirn? Ihr Auge blitzt nicht auf. Doch Jeſuit? Brütete eine Pulververſchwörung in Ihnen, und Sie wollten uns in die Luft ſprengen?“

„Meinen tief gefühlten Dank, Excellenz, für Ihre Gnade. Aber Sie sprachen es eben aus. Ich will nicht mehr bauen. Ich werde nur ausführen, was Andere mir auftragen.“

„Von dieser Resignation waren Sie neulich noch entfernt. Sie sind auch noch zu jung dazu.“

„Man kann in Tagen um Jahrzehnde altern.“

Der Minister beobachtete ihn schweigend eine Weile: „Also der Staat kann Ihnen nicht helfen?“

Ein scharfes, entschiedenes „Nein!“ brach, vielleicht gegen seinen Willen, aus Werners Lippen vor.

Der Staatsmann war nicht beleidigt; so voll strahlte in dieser Stunde Werners Gestirn. Er lächelte, und faßte seine Hand: „Um den Posa zu spielen, dazu sind Sie zu alt. — Also sind Sie verliebt. Freilich, da kann der Staat nicht helfen.“

Er setzte freundlich hinzu, um dem Erröthenden die Antwort zu sparen: „Ich kannte sie auch einmal, diese Krankheit. Es ist wie mit den Zahnschmerzen. Wer sie hat, dünkt sich der Leidenvollste von der Welt, den Andern kommt es lächerlich vor. Darin aber ist die Natur einmal gerecht, was nicht in allen Dingen vorkommt. Mit dem Alter kommen wir zur Ruhe mit unsern Zähnen. Und es lebt sich nicht viel schlechter, wenn man keine mehr hat. Auf Eines müssen Sie mir die Hand geben: erschießen müssen Sie sich darum nicht!“

Werner fuhr zusammen. Fester als es sich schickte,

drückte er die ihm gebotene Hand: „Nein, Excellenz, darum nicht.“

„Es wäre auch aus der Mode, ſetzte gleichgültig der Miniſter hinzu, und zog an der Klingelſchnur. Wenn die Krankheit vorüber iſt, ſehen wir uns wohl wieder. Sie ſagten ja eben: man kann in einem Tage um zehn Jahr älter werden. Ich wünſche es Ihnen.“

Werner war entlaſſen.

Als der Miniſter ſich in den Lehnſtuhl geſetzt, um den nächſten Beſuch zu empfangen, murmelte er für ſich: „Und ſie fordern, wir ſollen die Menſchen achten!“

Zweites Kapitel.

Die junge Wittwe war heut sehr muthwillig. Es war ja Sylvester. Sie hatte es umsonst ihrem Freunde gesagt, daß dieser Tag ihr ein Recht gebe ihn auszulachen. Er erklärte, ein Tag sei wie der andere, und das Recht, welches die Frau an einem habe, stehe ihr an den drei hundert vier und sechszig anderen ebenso zu.

Ihr unschuldiges Auge sah ihn lächelnd an, während ihr Arm leicht auf seiner Schulter ruhte.

„So hübsch haben Sie noch nie gesprochen, lieber Anselm. Man hört Ihnen mit Vergnügen zu. Und so ehrwürdig sehen Sie dabei aus. Ich wünschte mit der Miene stiegen Sie aufs Katheder. Da stellen Sie sich vor, das Tabouret dort wäre es. Nun kommen Sie mal her; ich will sehen, wie sich das ausnimmt."

Sie war wie eine Gazelle nach dem andern Ende der Stube gesprungen. Aber als Anselm mit dem feierlichen Schritte eines ordentlichen Professors sich dahin in Bewegung setzte, erhub die Freundin ein

ungeheures Gelächter. Den Grund ward er nur zu bald an dem Geraſſel hinter ſich inne. Er ſchleppte einen langen Papierzopf, den ſie ihm heimlich an den Kragen geheftet hatte.

Sie lachte noch fort, als er darin verwickelt ſich mit etwas poſſirlichen Bewegungen loshaspelte; und als ſie ihm endlich zu Hülfe kam, erklärte die Muthwillige, fern von aller Reue, ein Mann wiſſe ſich doch im Leben nie zu helfen. Ohne Frauen wären die Männer nur halbe Menſchen, oder eigentlich gar nichts.

„Würden Sie mir auch einen ſolchen Papierſtreif anſtecken, wenn ich als Profeſſor auf das Katheder ſtiege?“

Sie neigte ſich tief mit gekreuzten Armen: „Wie ſollte ich mich das unterſtehen! Jetzt ſind Sie nur Student, und haben den Zopf doch endlich gemerkt. Wenn Sie ein wirklicher Profeſſor ſind, und Alles wiſſen müſſen, dann wiſſen Sie auch im Voraus, wenn ich es thun will, und können ſich hüten. — Sind Sie wieder gut? Ach lieber Anſelm, es iſt doch ſchön, wenn man Alles weiß. Werden wir Frauen denn auch einmal dazu kommen? Zum Exempel, ſehn Sie jetzt — ſie waren ans Fenſter getreten — wird es Morgen ſchneien oder ſchön Wetter bleiben? Ich weiß es nicht. Werd ich es aber wiſſen, wenn ich“ —

„Ich weiß es auch nicht,“ unterbrach ſie Anſelm

ärgerlich. Er hatte ſich abermals von ihrer ernſthaften Miene täuſchen laſſen.

„Das wiſſen Sie nicht einmal, und wiſſen doch, daß die Jungfrau von Orleans — doch das iſt gegen unſere Verabredung. Aber es iſt mein Ernſt. Es giebt doch nun einmal nichts Wunderbares auf der Welt, was nicht in Ihrem Philoſophen ſteht; das Wetter aber iſt das allernatürlichſte. Alſo, lieber Anſelm, thun Sie mir den Gefallen, wenn Sie es nicht wiſſen, ſchlagen Sie nach: wird es ſchneien? Ich wollte es wegen des Kirſchners wiſſen morgen wenn Kirche iſt.“

Er ſchwieg. Sie ſchwieg auch, und beide ſahen eine Weile zum ſelben Fenſter hinaus ohne ſich anzuſehen, bis allmälig der unſichtbare Magnet, der zwiſchen beiden hing, die Augen rückte und die Blicke ſich wieder begegnen ließ. Ehe noch ein Wort über beider Lippen kam, ſchien die Verſöhnung in den Augen ausgeſprochen.

„Wo wird nun Herr Thomas ſein? hub die hübſche Wittwe zuerſt an. Es iſt doch wirklich recht verdrießlich, ſo etwas an einem guten Freunde zu erleben! Und er hat nicht einmal ſeine Hefte mitgenommen.“

„Die Bücher hat er verkauft.“

„Iſt es die Möglichkeit! Ich glaube, lieber Anſelm, Ihnen wäre es lieber, er hätte Sie beſtohlen, als das.“

„O ich konnte es ihm ja immer anſehen, daß die Wahrheit ihm nur etwas Aeußerliches war, wie man ißt wenn man hungert. Durchdrungen war er nie vom Bewußtſein.“

„Er ſprach aber manchmal ſo charmant.“

„Es wetterleuchtete bisweilen, aber es war kein Sturm in ihm. Nun hat ſich's denn klar gezeigt, weß Geiſtes Kind er war.“

„Ja, wenn Sie plötzlich ſolche hübſche Erbſchaft machten, lieber Anſelm, ich wollte darauf ſchwören, Sie blieben was Sie ſind. Was wird er denn werden? Ein Amtmann? da draußen beim Verwalter auf dem Gute? Im Sommer kann das recht hübſch ſein — aber den ganzen Winter auf dem Lande — hu da ſchaudert mich.“

„Ganz andere Geiſter als dieſer Thomas ſind abgefallen. Gute Anſtellungen, Erbſchaften, Verliebtheit, das ſind die Lockungen, die immer wiederkehren. Beſonders wenn man einen vornehmen Poſten erhält, wie lernt ſichs da bald anders reden!“

„Aber geſtehen müſſen Sie doch, es war eigentlich rührend, wie der arme Menſch wie ausgelaſſen und toll die Treppen rauf und runter ſprang. Einem Jeden wollte er ſein Glück erzählen. Um den Hals hätte er uns Allen fallen mögen. Es iſt auch nichts Kleines, wenn man ſo blutarm war, plötzlich reich werden. Die Geſchichte kam ja wie ein Wunder.“

Anſelm warf ihr einen ſtrafenden Blick zu.

„Das ist eins; ich lasse es mir nicht ausreden, sprach die Wittwe. Hält bis in sein achtzehntes Jahr die alte Apfelhökerin für seine Mutter, und nun mit einem Male kommt es heraus, daß er nur ihr Pflegekind war, und sogar eine Gräfin ist seine wahre Mutter. Ach, Herr Anselm, da hätten auch noch ganz andere Menschen die Philosophie an den Nagel gehängt! Das ist ja ein ordentlicher Fingerzeig des Himmels."

„Daß eine alte reiche Gräfin vom Lande stirbt, und es dabei herauskommt, daß sie keinen Mann gehabt, aber eine Portion Kinder, und daß Thomas eins davon ist? Was ist da für ein Fingerzeig, oder Wunder?"

„Und das auch keins, daß er in der Nacht, wo das Gewitter war, träumte, die Decke über ihm öffene sich, und ein goldner Regen regne auf sein Bett? Da erwachte er vom Donnerschlage, und sah ringsum Goldglanz. Und just in derselben Nacht ist sie gestorben, die alte Gräfin. Das leugnen Sie mir. Ich träumte ja auch so etwas."

„Daß die Jungfrau von Orleans gen Himmel fuhr?"

„Eigentlich sollte ich es Ihnen nun gar nicht erzählen. Sie verdienen es nicht. Aber ich will Gnade für Recht ergehen lassen, weil Sylvester ist. — Ich lag wie begraben oder eingemauert in einem dunkeln Gewölbe. War's eine Gruft oder ein Burg-

verließ, oder eine Bibliothek, ich weiß es nicht. Bücher aber waren da in Menge; das weiß ich. Und ein grüner Papagei ſchwatzte mir in einem fort vor den Ohren, daß mir ohnmächtig wurde. Gern wäre ich raus gekommen; aber ich war wie feſt genagelt. Da ſah ich in weiter Ferne, in der Nacht, — aber ſein Silberharniſch leuchtete — einen Ritter. Das war mein Ritter, ich wußte es, und er auch. Und ich ſeufzte zu ihm, und rang die Hände, und er hörte meine Stoßgebete, ſo weit es war. Dennoch ritt er ganz langſam, lächelte und ſtrich ſich den Schnurrbart in die Höhe. „„Alles zu ſeiner Zeit““ ſprach er. Meine Angſt ſtieg ungeheuer, denn das Geſchwätz des Papageies war unausſtehlich, weil er immer nur daſſelbe ſprach, was er auswendig gelernt. — Und nun ſaß er mir auf der Bruſt. Ich ſchrie in entſetzlicher Angſt: „„Ach, lieber Ritter, ſpute Dich doch, und rette mich.““ — Da verſchwand er mir aus den Augen, es ſchwindelte mir, es donnerte dumpf, und nun krachte und ſauſte es. Das Gewölbe über mir war durchbrochen, ein goldener Regen fiel herein, und vor mir ſtand der ſchöne große Ritter, aber nicht im Harniſch, ſondern in Stiefeln und Sporen, und es war ein Huſarenoffizier“ —

„Da erwachten Sie?“

„Freilich, wie wir Alle von dem ſchrecklichen Donnerſchlage. Das Blitzen ſah ich noch deutlich; alle Dinge wurden golden. Und leugnen Sie mir

einmal, daß es nichts bedeutet. Das ſah ich noch, wie der Offizier mit dem Säbel gegen den grünen Papageien ausholte; und in derſelben Stunde iſt der Madame Löwlein ihrer umgekommen. Iſt das nichts? Und wie erklären Sie denn das: daß wir Alle im Hauſe etwas Furchtbares träumten, von Zerſchmettern und Einſturz, und darauf kam es wie vom Himmel herunter? Iſt das nichts?"

„Wo iſt es denn geblieben?"

„Und das nichts, daß wir Alle ausziehen ſollen? Vorhin begegnete ich dem Commiſſionsrath auf der Straße. Er ſuchte, wie ich, ein Quartier: „„Liebe Freundin, ſagte er, die Sache iſt ernſthaft. Ich weiß noch nicht, wo ich mein Haupt hinlegen werde."" Haben Sie denn in der Nacht ruhig geſchlafen? Wurden Sie nicht erweckt durch den Schlag?"

„Allerdings. Aber auf angenehme Weiſe. Ich hatte eine Differenz am Abende mit Thomas gehabt, über einen Paragraphen, den wir nicht klar kriegten. Ich legte mich ärgerlich zu Bett, und würgte daran in dem Halbzuſtande, den wir Traum nennen. Es lag nur in einer Conſtruction der Worte; bald hatte ich es, bald fuhren ſie mir wieder auseinander! Da, wie mit dem Donnerſchlage, von dem unſere dünnen Wände oben zu berſten ſchienen, zerriß mir die ganze ſchwierige Periode. Es waren zwei getrennte Sätze, welche nur durch einen Fehler des Setzers in einander gerathen waren. Nun war ich zufrieden."

Gut besonders bewirthschaften lassen, er muß es einem Bauer in Pacht geben, wo dann, da auch dieser zum Theil davon leben will, seine effective Besoldung oft sehr gering ausfällt. Nur die höheren Officiere können daran denken, ihre Güter selbst zu bewirthschaften. Wer aber weiß, welche Verdrießlichkeiten bei Aufhebung eines Pacht-Kontrakts zwischen dem Verpächter und Pächter zur Sprache kommen und wie die Prozesse, Rechnungsbelegungen und Entschädigungsforderungen noch jahrelang nachschleppen, beneidet keinen Schwedischen Officier, wenn er nach Amtspflicht mit seinem Vorgänger über jeden fehlenden Nagel im Inventarium processiren und dem Nachfolger alles so restituiren muß, wie das Inventarium vor hundert Jahren beschaffen war.

„Das alſo hat der Donnerſchlag bei Ihnen bedeutet.“

„Ich zündete mir dann meine Pfeife an, und dachte ruhig darüber nach, wie es möglich geweſen, ſo dumm zu ſein.“

Er erklärte ihr, wie der Zuſammenhang zwiſchen unſerer Gedankenwelt und der Natur ein ganz natürlicher ſei. Unſere Gedanken würden in dem ewigen Analogon eben ſo gut von ihr beherrſcht, als wir ſie wieder beherrſchten. Eines ſei nur der Ausdruck des andern, und lediglich für die Unaufmerkſamen, welchen das Bewußtſein abgehe, erſcheine die Uebereinſtimmung als Wunder, welche ſich für die über den Gefühls- und Inſtinktzuſtand hinaus gewachſenen Geiſter als Nothwendigkeit documentire.

Sie meinte, das hätte viel Beruhigendes. Beſonders bei der Geſchichte mit Thomas, wenn man ſich denke, daß es eine Nothwendigkeit geweſen, daß er reich werden müſſen, und ſich daraus erkläre, wie er Recht gehabt, es mit der Philoſophie nicht ſo fürchterlich ernſt zu nehmen. Wenn nur mehr ſolche Nothwendigkeiten in der Welt herausträten. Sie fragte den Freund auch, was er von der Lotterie halte? Und ob er meine, daß die gewinnen müßten, die zum beſtimmten Bewußtſein gekommen, daß es für ſie nothwendig ſei reich zu werden?

Aber ehe er noch eine Antwort ſammeln konnte, hatte ihre lebendige Phantaſie ſchon eine neue Frage

bereit: „Gewiß war Thomas verliebt? Ja, ja, daher ging er oft so traurig. In ein junges, schönes, edles Fräulein, und er konnte keine Hoffnung nähren, der arme Mensch. Da war es nothwendig, daß er reich werden mußte, um sie zu heirathen. O das ist prächtig; nun ist er reich. Von Herzen gönne ich es ihm."

„Für so albern halte ich ihn denn doch nicht, sagte Anselm. Thomas war ein treuherziger frischer Bursch, der gern manches Mal über die Schnur gehauen hätte, wenn er nur Geld gehabt."

„Meinen Sie nicht, daß er jetzt sein Glück in der Ehe suchen wird?"

„Suchen vielleicht. Er ist nun ein Philister. Aber finden wird er es nicht."

„Sie meinen, wenn er so vom Lande da eine Amtmannstochter oder von einem Dorfprediger nimmt, die erste beste, die man ihm zuschiebt. Nein, Liebe und Bewußtsein, nicht wahr, lieber Anselm, gehören zu jeder Ehe?"

„Das weiß ich nicht, entgegnete Anselm. Liebe, was wir uns darunter denken, ist ein veralteter Begriff. Kein Dichter wird jetzt noch von Julien und Käthchen dichten. Das sind abgeschlossene und fertige Sachen, und andere Interesse treten vor und fordern uns."

„Aber eine Ehe, wo sie sich vorher unaussprechlich und unglücklich geliebt, ach das bleibt doch das

Himmliſchſte auf der Erde; beſonders, wenn recht viel Hinderniſſe vorher waren.“

„Was iſt denn Ehe überhaupt? Ein Contrakt. Mehr nicht.“

„Aber, lieber Anſelm, es giebt doch viele glückliche Ehen.“

„Ich kenne keine einzige.“

Die hübſche Wittwe ſah ihn erſchreckt an: „Sie ſind auch noch ſehr jung.“

„Alt genug, um zu wiſſen, daß unſere ſocialen Ehen ſammt und ſonders auf Zwietracht und Untreue gebaut ſind. Eines geht rechts, das Andere links, eines liebt ſchwarz, das Andere weiß. Statt das nun auszuſprechen, damit Jeder wenigſtens auf ſeinem Wege glücklich wird oder vorwärts kommt, faſſen ſie ſich an, und ſtatt ſich zu unterſtützen, zieht Einer den Andern zurück. Da iſt's nicht weiß, nicht ſchwarz, es iſt grau. Eine ſchändliche Heuchelei, die Niemandem etwas hilft. Die Menſchen glauben es nicht, und Mann und Frau kennen ſich. Wozu nun überhaupt die Lüge?“

„Man muß freilich manches Mal thun, was man nicht will. Da haben Sie Recht.“

„Gehen Sie doch nur darauf zurück, wie die Ehen geſchloſſen werden. Kennt denn Eines das Andere? Iſt die Braut zum klaren Bewußtſein gekommen, daß ſie mit dem Bräutigam glücklich wird,

wenn sie das Jawort ausspricht? Oft sahen sie sich nur ein, zwei Male. Aber, und wenn sie sich Jahre lang gesehen, so lernten sie sich doch nur als Brautleute kennen, nicht als Gatten. Und in wie vielen Fällen wußten sie nichts von einander, oder waren sich gleichgültig, oder gar, sie mochten sich nicht, und Familienverhältnisse, der strenge Wille eines Vaters, eines Vormundes, oder vielleicht gar der dumpfe eines Todten sprach aus dem Grabe durch ein Testament; die machten die Ehe. Und ein solcher Sclavenbund soll heilig sein? Die Galeerensclaven zerreißen ihre Ketten, und man verdenkt es ihnen nicht. Aber wenn Mann und Frau, die nicht zusammen gehören ihre Fessel brechen, schreit die Philisterei Zeter und Wehe. Sollen wir uns davon zurückschrecken lassen, und an der Kette unser Leben lang verbluten! — Sie weinen. Traf ich es?"

„Ach Gott, mein seeliger Mann war gewiß ein seelenguter Mensch; aber bisweilen konnte er mich doch aufs Blut kränken. Besonders wenn er so spöttisch lächelte. Einmal fragte er mich: ob ich denn dächte, daß ich ihn aus wahrer Liebe genommen? Als ich böse ward, antwortete er: „„Närrchen, Du wolltest versorgt sein, und es war kein Besserer da als ich; da nahmst Du mich."" Ich hätte ihm das niemals vergeben; aber er war schon damals so krank. Aber so sind alle Männer."

„Hatte der Mann nicht Recht? fiel Anselm ein.

Von hundert Mädchen heirathen doch neunzig nur um versorgt zu werden.“

„Herr Anſelm! fuhr die junge Wittwe auf. Mir das! — Ich habe meinen Mann geliebt, unausſprechlich geliebt, wiſſen Sie das! Ich habe ihn gut behandelt, und darum hatte er die Pflicht mich auch gut zu behandeln. Mir zu Liebe hätte er ſo was nicht ſagen müſſen. Und Sie auch nicht. Von Ihnen hatte ich das nicht erwartet — und gerade jetzt am allerwenigſten.“

Das Raketenfeuer ihres kleinen Zorns ſprudelte nur um ſo heftiger, als Anſelm in ſeiner Verwirrung erklärte, daß kein Mann in der Aufwallung thöriger Zärtlichkeit die Wahrheit verleugnen dürfe. Sie hatte ſich raſch vom Fenſter abgewandt, und hielt das Tuch vor die Augen.

Aus ſeiner Verlegenheit befreite ihn der Commiſſionsrath, welcher eben zur Thüre eintrat.

Der freundliche Mann küßte die Hand der Wittwe und drückte vertraulich die des Studenten.

„Wiſſen Sie ſchon? — Zwar wer ſo ſelbſt im Glücke ſchwelgt, hat ſelten Augen für Anderer Glück. Unſer ſchönes, liebes, gutes Fräulein Cäcilie, es iſt entſchieden. Sie heirathet den Doctor.“

„Strahlheim!“ riefen Wittwe und Student aus einem Munde. Ein „Unmöglich!“ folgte von den Lippen der Dame. Der Rath nickte:

„Wer hätte das nicht auch geſagt, der die Ver-

hältniſſe kannte. Vor einem Jahre noch, wer hätte es da für möglich gehalten! Madame Löwlein, ſo vorurtheilsfrei ſie iſt; aber ihr einziges Kind einem kleinen Arzte zu geben, deſſen Ruf ſein beſtes Beſitzthum iſt. So ganz unerwartet kommt oft das Glück. Sind Sie nicht auch innig gerührt, meine ſchöne Freundin? Schöne Seelen empfinden Anderer Glück lebhafter als ihr eigenes."

„Iſt es denn wirklich richtig?"

„Man ſpricht von ſich Bedenken — kennen lernen — nun Sie wiſſen ja wohl; aber unter ſo vertrauten Freunden, ich kann Sie wohl verſichern, nach einem heutigen Geſpräch mit meiner alten Freundin oben, ſie ſieht die Sache wie abgemacht an."

„Und der Doctor wird auch nicht zaudern," ſagte Anſelm.

„Ein charmanter Mann! ſprach der Rath. Genialiſch durch und durch in ſeinen Anſichten; und dabei dieſer praktiſche Blick. Es verräth den Scharfſinn unſerer Freundin. Seine Fortune wird ihm nicht entgehen."

„Aber Cäcilie! ſagte die Wittwe. Ich möchte ihn nicht."

Der Rath zuckte die Achſeln: „Verhältniſſe! Wer kann immer wollen, und wer heut will, weiß er, ob er morgen noch wollen wird?"

„Ich hatte mir immer gedacht, ſie würde höher hinaus. Sie hat doch alle Anſprüche."

„Hatte! Gewiß meine Freundin. Aber Wechſel, die wir verfallen laſſen, werden am Ende werthloſe Papierſtreifen. Man hat denn doch auch gewartet, gewählt. Prätenſionen locken Einen, aber Dreie verſcheuchen ſie wieder. O ein ſo liebenswürdiges, ſchönes, hochgebildetes Weſen!“

„Ich hätte ihm lieber die Mutter gegönnt, ſagte die Wittwe. Er ſah ſie ja faſt mehr an als die Tochter.“

„So fügt es ſich oft anders als wir denken, lächelte der Rath, und hatte Anſelms und ihre Hand unvermerkt ergriffen und ineinander gelegt. — Und wäre das nicht am Ende eine höhere Luſt, das Glück Anderer mitempfinden, als an dem eigenen zu zehren?“

Er ſprach noch viel Schönes. Aber die gerührte Stimmung, die ſein Ziel ſchien, wurde durch die eingeſtreuten ſtachlichten Bemerkungen wieder zerſtört. Gerade ſie zündeten, wie Funken, die zufällig bei einem Feuerwerk auf Zunder fallen. Auf das Feuerwerk gab man nicht mehr acht, denn der Brand nahm die Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Es blieb, nach den gegenſeitigen Mittheilungen, die nur ganz im Vertrauen erfolgten, wenig Gutes an allen eben gerühmten Perſonen, und zu ihren belobten Handlungen fand man im Vertrauen Motive, die ihnen allen Werth nahmen.

„Vertrauen! ſagte der Rath aufſtehend. Welche herrliche Sache. Auf Credit iſt das ganze, kunſt-

volle Gebäude unſerer Geſellſchaft gegründet. Wenn wir uns Alle, ohne Ausnahme für ehrlich hielten, und Jedermann Jedem Credit gäbe, ſo wäre die Macht des Zufalls mit einem Male gebrochen; kein Unglücksfall verurſachte mehr Bankerotte. Die Laſten, die uns zu ſchwer werden, wälzten wir auf die nach uns kommen, die wieder im Vertrauen auf die Künftigen feſtſtänden. So wäre das Glück auf der Erde heimiſch; die Gegenwart verkümmerte unter keinen Sorgen, weil die Zukunft ſie übernähme, die immer wieder ihre Zukunft hat. Aber der Credit iſt erſchüttert, weil uns die Moralität abgeht. Der Bruder möchte jetzt vom Bruder Sicherheit haben. — Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, wie ausgebreitet meine Geſchäfte ſind. Weil man mir durch ein langes Leben Vertrauen ſchenkte, konnte ich wieder dem Vertrauen vieler meiner Mitmenſchen entgegenkommen. Dieſem Hauſe habe ich in argen Kriſen beigeſtanden. Ja, ich darf mir geſtehen, ohne mich, in jener ſchlimmen Zeit wäre es erlegen. Ich arrangirte aus Freundſchaft, nach des ſeeligen Löwlein Tode, die Angelegenheiten. Ich hatte Auslagen, eigene Verluſte, die ich nie in Anrechnung gebracht. Aber, ſehen Sie, wenn ich heute eine kleine Geſchäftsgefälligkeit von der Wittwe verlangte, ſie würde auffahren, und ich riskirte Unannehmlichkeiten. Das iſt die Frucht einer böſen Zeit. Alte Dienſte werden vergeſſen. Die alten Bäume, die Schatten geben

„Lieber Anſelm, entgegnete die Freundin holdſeelig, wenn Sie nur immer bei mir wären.“

„Freilich, neulich in der Gewitternacht war ich nicht bei Ihnen, als Sie auf dem Flur mit dem Rathe converſirten. Ich bin nicht eiferſüchtig. Doch weshalb durfte er Sie bis in Ihre Stube begleiten? Ich weiß es, er blieb eine Weile. Fürchtete er ſich vorm Gewitter? Waren Sie ſo beſorgt, um ihm zu geben, was ihm fehlte, den Muth?“

„Das ſind Geheimniſſe! lächelte die Freundin. Sie wurde aber gleich darauf wieder ernſthaft. — Die Sache war mir wirklich nicht ſpaßhaft, ich verſichre Sie's, wie der alte Mann mit der ängſtlichſten Miene von der Welt zu mir eindrang.“

„Nun?“

„Zum Verlieben war er wahrhaftig nicht. Er ſah wie ein Geſpenſt aus. Schrecklich hager, ohne Zähne; mit entſetzlichen Furchen. Da ſah ich erſt, daß die glatte ehrwürdige Miene, die er hat, nur das Werk der Schminke und der Toilette iſt.“

„Und er wollte von Ihnen?“

„Die Zahlen wiſſen, die ich geträumt hätte, um in die Lotterie zu ſetzen. — Ach es war ein entſetzlicher Traum, von dem er da ſprach, von kopfloſen Menſchen, von Scharfrichtern und Rädern, und ſeine alten Augen blitzten dabei wie ein Kater in der Nacht. Mir wurde eiskalt. Aber er rechnete in einem fort mit dem Stift auf der Tafel. Zahlen hatte ich frei-

Viertes Kapitel.

Ausnahme beim Oberst Von in Kongård. — Ein militairisches Lehnsgut. Militairischer Patriotismus. Finnland und Torneå. Heitersund. Die Schweden in Charlottenburg. Empfehlungsbriefe. Waldverwüstung. Der abgeschlossene Charakter der Schwedischen Gesinnung. Schwedische Küche. Eau de Vie. Porter. Schwedische Postenrichtungen.

Mehrere See'n lagen schon nördlich hinter uns, als unsere Karren einem der stattlichsten jener Gebäude auf einer Insel des Storsjö entgegen rollten. Der Hof heißt Kongsgård *) (Königshof), und ist das Lehnsgut des jedesmaligen Gouverneurs der Militairmacht in Jämteland.

*) In Schweden verwandelt sich das Norwegisch-Dänische Doppel-a „aa," ausgesprochen „o," in den neu gebildeten Schwedischen Buchstaben å, von ähnlichem tiefen Laute.

lich nicht geträumt; nun mußte ich ihm aber alle die Gegenſtände nennen, die ich geſehen; die addirte er zuſammen, den Papageien, den Ritter, die Bücher, und multiplicirte, und ſprach dabei für ſich, als wäre ich nicht zugegen, daß ich fürchtete, er würde gar nicht fortgehen. Es war faſt noch ſchrecklicher, wie er dann die Tafel zumachte, und mit funkelnden Augen darauf ſchlug: „„Wenn zwei Träume ſo ſtimmen, muß es doch gelingen.““ Beim Weggehen legte er mir noch die Hände auf den Scheitel, als wäre er ein Geiſtlicher und ſprach: „„In Ihren Worten iſt doch kein Arg, in Ihrer Liebe keine Falſchheit, in Ihrer Treue kein Wandel?““ — Mir war's, als wenn ein Alp mich los ließ, als er endlich ging.“

„Und was denken Sie davon?“

„Es kommt mir unnatürlich vor, daß ein ſo enorm reicher Mann noch in die Lotterie ſetzt.“

„Dabei, meine Freundin, iſt nichts Unnatürliches. Es iſt im Gegentheil ein Naturgeſetz, daß der Beſitz den Beſitz anzieht. Jede Größe, die nicht wachſen will, giebt ſich ſelbſt auf, und muß ſchwinden. Mag er in die Lotterie ſetzen, er wird gewinnen, wenn er noch im Gewinnen iſt. Aber er iſt ein alberner Menſch, wenn er auf Zeichen ſieht, die nicht in ihm geſchrieben ſtehen. Wer ſo nach äußern erbärmlichen Weiſungen haſcht, hat das Bewußtſein eingebüßt, daß er gewinnen muß. Dieſer Rath gilt für einen weltklugen, äußerſt verſtändigen Rechner

und Speculanten. Ich wette, er ist ein Pfuscher, er hat seinen Stern verloren, und will nun von Meteoren zurecht geführt sein. — Still, Louise! Sie wollen wieder das Wunderbare gelobt hören, nicht wahr? Es geschieht nichts in der Welt, was nicht geschehen soll, was nicht kommen muß, weil es nothwendig ist."

„Gar nichts?" fragte die hübsche Wittwe kleinlaut.

„Nichts statuire ich! Und ich fordere von Ihnen das Versprechen, der thörigen Schwärmerei fortan zu entsagen."

Zögernd reichte sie ihm die Hand: „Es ist so hübsch zu hoffen, lieber Anselm."

„Gewiß zu sein ist mehr werth."

„Ach Gott, was ist denn gewiß?"

„Daß, was unsern blinden Augen als Wunder erscheint, nur das Produkt der Nothwendigkeit ist, die wir selbst herauf beschworen haben, einer Nothwendigkeit, gegen die sich zu sträuben eben so vergebens als thörig ist. Das Unglück wie das Glück, das uns in den Weg gelaufen kommt, ist unser Eigenthum von Alters her; wir haben es erworben durch unser Verdienst oder Unverdienst. Wir können uns nur nicht immer Rechenschaft davon geben, weil Leichtsinn und Zerstreuung unsere Gedanken zu lange abseits führten."

„Alſo wenn ich das große Loos gewinne, habe ich ein Recht darauf, und darf es mit gutem Gewiſſen nehmen?“

„Sie wären eine Thörin, wenn Sie es liegen ließen.“

Drittes Kapitel.

Der Friede war geschlossen. Ueber die Auslegung desselben mochte Jeder seinen eigenen Gedanken nachhängen, indem beide eine Weile schweigend aus dem Fenster sahen.

Eine offene Jagdkalesche fuhr langsam die Straße herauf. Der Herr, zu dem sie gehörte, ging im Gespräche mit Jemand hinterher. Die Pferde wurden ungeduldig. Er gab dem Kutscher die Anweisung, nach dem Thore voraus zu fahren, und ihn dort zu erwarten.

Es war eine hohe stattliche Gestalt. Wäre es auch nicht der röthliche Schnurrbart gewesen; Blick, Schritt, Bewegung verriethen trotz des Civilüberrocks den Militair. Er blieb jetzt mit dem Andern stehen; und ein lebhaftes Gespräch schien seinem Schlusse nahe. Der Andere, welcher unserem Paare am Fenster mit dem Gesichte zugekehrt stand, war der Baumeister Werner. Sein Gesicht war blaß. Er erwiderte den kräftigen Händedruck des Offiziers mit einem wehmüthigen Zug um den Mund: „Es soll aber

und muß," rief jener; und einem angehängten „oder" folgte eine Betheurung, die so stark sie war, der Wind fortnahm. — „Wollen Sie den Himmel zwingen Wunder zu thun, lächelte Werner? Wenn noch welche geschehen, so wirken sie nur negativ." — „Und haben Sie nicht eben selbst eins gewirkt! Unsere Polizei rumgekriegt? Dazu gehört mehr Magie, als der Rattenfänger von Hameln hatte." — „Das geschah für eine fremde Sache. Wo wir Ideen vertreten, mag es noch Helden geben in unserer schwächlichen Zeit; wo wir für uns selbst handeln sollen, lähmt entweder der Stolz unsere Kraft, oder das Interesse kriecht die Schlangenwege der Intrigue." — Sie waren im Scheiden, Werner ging auf den Bau: „Lassen Sie mich einbilden, diese Phantasie eines Fremden, die ich nur halb verstehe, sei eine Geliebte. Das halb Verstandene riß ja die Menschen von jeher am unwiderstehlichsten hin, und eine aufopfernde Thätigkeit ist ein Trost, der selten einem Leidenden versagt. — Oder hätte ich Unrecht, und mein großmüthiger Freund kannte nicht dies Gefühl, als er seine eigenen Hoffnungen für einen Fremden hingab?" —

Der Offizier riß den Freund an seine Brust:

„Bauen Sie fort. Aber — und wenn's keine Wunder für Sie donnert, soll es Wunder schneien oder hageln, oder ich wäre nicht — aber heute noch

nicht — Verzeihung! erſt eine glückliche Jagd, und dann einen glücklichen Freund.“

Werner wünſchte ſie ihm. „Ein fataliſtiſcher Wunſch,“ brummte der Offizier, als ſie ſich getrennt; und ſein ſtählerner Tritt führte ihn an unſerm Fenſter vorüber. Doch in dem nämlichen Augenblicke kam ein Stabsoffizier mit ſeinem Adjutanten die Straße herauf. Eine Begegnung war unvermeidlich, obwohl der Offizier, als er die ihm entgegen Kommenden ins Auge faßte, gern ausgewichen wäre. Doch er bemerkte keine Thür, und zugleich, wie ihn der General bereits ſcharf ins Auge gefaßt hatte. Raſch, mit feſten Tritte wollte er an ihm vorüber. Ihre Ellenbogen ſtreiften ſich, und es geſchah dicht unter dem Fenſter.

„Ereus!“ Hauchte es von den Lippen des Offiziers in Civil.

Der General war ſtehen geblieben, und ein ſolcher Adlerblick ſchoß auf den Andern, daß auch dieſer unwillkürlich gefeſſelt ward. Ja einen Anflug, wenn auch nur ganz leichter Röthe, konnte die junge Wittwe auf dem ſchönen trotzigen Geſichte bemerken. Sie war eine ſehr aufmerkſame Zuſchauerin.

„Mein Herr — ſagte der General und verſchluckte einige Worte, — es thut mir leid, Sie hier zu finden. Auf zwei Worte erwarte ich Sie in fünf Minuten auf der Commandantur.“

„Würde es mir zur größten Ehre schätzen, muß aber jetzt auf die Jagd.“

Er wollte mit einer halb komischen Verbeugung rasch vorüber. Aber der General, wenn sein Adlerblick vorhin nur der des observirenden Vogels in den Lüften gewesen, schoß jetzt auf ihn einen, wie der Aaar, wenn er selbst auf seine Beute niederschießt:

„Graf Eichenhorst! Sie melden sich auf der Stelle auf der Hauptwache als Arrestant.“

Die Wirkung des Blickes auf den Angeblickten war aber nicht mehr dieselbe. Das Gesicht war unbefangen geworden; ein schlaues Lächeln schwebte über den Mund: „Verzeihung! hier ist ein Mißverständniß. Ich habe vermuthlich die Ehre einen Freund meines Vetters zu sehen, mit dem ich so viel Aehnlichkeit haben soll. — Würde mich äußerst glücklich schätzen zu einer andern Zeit — aber Sie sehen — pressirt wie ich bin — tausend Mal Entschuldigung — Rikchen, meine Nachtmütze!“

Diese Anforderung war an Niemand anders als die junge Wittwe am Fenster gerichtet, den einzigen, lebenden und weiblichen Gegenstand, den die Augen des Incriminirten in der Nähe finden konnten, um ein solches Anliegen an ihn zu stellen.

Erschrocken war die Angeredete vom Fenster zurückgefahren. Der Vetter, den auch das donnernde: „Herr Rittmeister Eichenhorst!“ nicht aus der Fas-

ſung gebracht, ſtampfte mit dem Fuße: „Wird's bald? Du weißt Sie ſtehen draußen wie auf Kohlen. Ueber'm Bett im Wunderſchrank, daß Dich — vielleicht ſticht ſie im Schlafrock" —

Ein ungewiſſes: „Ich weiß nicht" — zitterte eben von den ſchönen Lippen, als der militairiſche Civiliſt raſch die Fenſterbrüſtung faßte, und mit einem Seitenblick auf den General: „Sie entſchuldigen wohl eine häusliche Freiheit," den Fuß auf die Plinte ſetzte, und mit einem glücklichen Satze ins Fenſter hinein war.

„Aber liebſtes Rikchen, wie kannſt Du ſo dumm ſein, und mich nicht verſtehen!" waren die Worte, die man noch von außen hörte. Dann verhallten die Stimmen im Innern des Zimmers.

Der General blieb eine Weile auf demſelben Flecke. Sein Adlerblick war einem ausdruckloſeren ſtummer Verwunderung gewichen.

„Sollte ich mich doch getäuſcht haben, Lieutenant Waldheim! Aber es iſt unmöglich. Das Geſicht kommt nicht zweimal vor."

„Herr General kennen meine blöden Augen. Verwetten wollte ich mein Patent, daß er es war, aber meine Seeligkeit nicht darauf verſchwören."

„Es wäre doch allzu frech."

„Von dem tollen Heinrich, Herr General? lächelte der Adjutant. Beſonders wenn er auf die Jagd will!"

„Gehen Sie hinein, Adjutant, einen Vorwand werden Sie finden, und bringen mir Beſcheid. Wenn Sie auch den Rittmeiſter nicht finden ſollten, ſetzte der General lächelnd hinzu, vielleicht doch eine Amour von ihm, deren Bekanntſchaft Ihnen nicht unangenehm ſein wird.“

Der Adjutant war dem Entſchwundenen gefolgt; nicht durch das Fenſter, aber durch Haus- und Stubenthür, die er noch unverſchloſſen fand, und ſo raſch, ſei es vom Pflichteifer, ſei es von der Neugier getrieben, daß er in der Mitte der zufälligen Geſellſchaft ſtand, ehe noch eine Verſtändigung daſelbſt ſtatt gefunden hatte. In den Augen des lieblichſten Geſichtes, das mehr ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln ſchien, als der Gegenſtand ſelbſt, auf deſſen Spur er ausgeſandt war, ward eine Thräne von den Wimpern zerdrückt, von der es zweifelhaft war, ob der Schreck der Ueberraſchung, der Zorn, oder noch eine dritte Empfindung ſie hervorgelockt. Ihre Stirn glühte und ihr fragender Blick wandte ſich vom Civiliſten auf den Militair, ob der neue Eindringling mit dem erſten in Verbindung ſtehe? Jener hatte die Hand der Wittwe gefaßt, und es war ſichtlich aus ſeiner Stellung und Miene, daß er in einer Erklärung unterbrochen worden. Der Student Anſelm ſtand an einen Tiſch gelehnt; in ſeinem Geſicht war noch nicht zu leſen, in welches Fach ſeiner wiſſen-

ſchaftlichen Lebensanſicht er die Erſcheinung unterbringen würde.

„Mein General, ſagte der Adjutant, glaubt ſich entſchuldigen zu müſſen, wenn er in dem Herrn Grafen einen Rittmeiſter ſeines Regiments erkannte, welcher gegen die erneute ſtrenge Ordre in Civilkleidung ging. Ich aber würde es für Soldatenpflicht halten nicht dieſe Entſchuldigung zu überbringen, vielmehr ſeine Rechte wahrzunehmen, indem ich noch in dieſem Augenblick von derſelben Täuſchung ſo befangen bin, daß ich ſie mit dem Degen als Wahrheit ausfechten will; wenn ich nicht fürchtete — ſetzte er mit einer Verbeugung gegen die Dame hinzu — alsdann einer neuen Entſchuldigung zu bedürfen, für die Verletzung intereſſanterer Bande als die der Subordination."

„Was ſagſt Du dazu Rikchen, abermals eine ſolche Verwechslung, ſprach raſch der Civiliſt. Es iſt doch nichts ſchlimmer für einen ſoliden Mann, als einen tollen Vetter zu haben, der ihm aufs Haar ähnlich ſieht."

„Dergleichen Verwechslungen können auch ihr Angenehmes haben," ſagte der Adjutant, mit einem verfänglichen Blick auf die Wittwe. „Unſere ſchöne Frau wird meiner Meinung ſein."

„Das iſt zu arg!" Die Röthe des Zorns übergoß das Geſicht der Wittwe. Der kleine Körper zitterte, und vielleicht wäre eine unverhältnißmäßige

Herr Obriſt Boy empfing uns mit mehreren Offizieren ſeines Regiments, die der Gouverneur einer ſo entlegenen Provinz in ſeiner Nähe um ſich zu haben pflegt, mit allen Zeichen Schwediſcher Gaſtlichkeit. Wir waren mit einemmale aus Moor und Haideſteppen in den eleganten Kreis des geſelligen Lebens verſetzt; die Unterhaltung konnte alle Gegenſtände, von der äußerſten Wildheit unciviliſirter Lappen bis zu den feinſten Nüancen des Pariſer Salon-Lebens, berühren, und wurde nur dadurch geſtört, daß die Damen wohl Franzöſiſch verſtanden, es aber nicht ſprechen wollten. Politiſche Zeitungen fehlen nirgends in Schweden, und das Militair nimmt vielleicht den lebendigſten Antheil an den Oppoſitionsblättern, wenn es auch mit leidenſchaftlicher Begeiſterung an ſeinem Könige hängt. Cannings Tod war die erſte politiſche Nachricht, welche den Wanderern der Wildniß hier begegnete. Vielleicht wurde ſie mit mehr Bewegung aufgenommen als gegeben. Der Schwede zeigt ungern ſeine Gefühle. Alle Feinheit und Gemächlichkeit des geſelligen Lebens konnte indeſſen nicht den Gedanken an den entfernten Norden verſcheuchen, denn das Klima war ſehr kalt und

Laſt von ſchweren Worten aus dem zarten Munde vorgeplatzt, wenn der Civiliſt nicht raſch ihre Hand ergriffen und dem Ankläger entgegen getreten wäre.

„Die Gräfin Eichenhorſt, meine Gattin!“

Der Offizier verneigte ſich tief: „Wenn mich etwas von meinem Irrthum überzeugen könnte, wäre es dies. Der Graf Eichenhorſt, den ich kenne, iſt weder verheirathet, noch dürfte es eine Dame für Ernſt halten, wenn er zu ihr von Ernſt ſpräche. Alſo bitte ich um Vergebung. Mein Name iſt Baron Waldheim, Adjutant im Generalſtabe, wenn Herr Graf mich wegen dieſes Irrthums näher befragen wollten.“

„Baron Waldheim! rief der Vetter. Ich erinnere mich, mein toller Couſin nannte Sie unter ſeinen Freunden. Richtig! Spielte er nicht letzte Woche Piquet mit Ihnen, und gewann Ihnen Ihre ganze Börſe ab. Das war unbeſcheiden, und rechtfertigt Ihren Groll. Aber der Zorn ſieht ſelten richtig. Irrthümer aufzudecken, mein lieber Baron, iſt ein Geſchäft, was man uns ſelten dankt.“

„Beſonders wenn der Irrthum ſo ſüß iſt, mein Herr Graf.“

„Ihr Herr Vetter, der Rittmeiſter, iſt ein glücklicher Mann Ihnen ſo ähnlich zu ſehen. Aber wenn ich Sie recht betrachte, iſt die Aehnlichkeit doch nicht ſo bedeutend, daß es nicht vielleicht noch Andere gäbe, welche ſie theilen. Meine gnädigſte Gräfin würde

darüber die beste Richterin sein, aber ich hoffe keine zu strenge. Indem ich mich für diesmal beurlaube, hoffe ich wenigstens von Ihrer Seite, schönste Frau, Vergebung, wenn Sie erlauben, daß ich mich nächstens nach Ihrem Befinden erkundige."

Das Alles war das Werk weniger Secunden. Die Blicke hatten beredter gesprochen als die Lippen. Der Adjutant war gegangen, der Vetter seiner selbst hatte hastig hinter ihm die Thür geschlossen, und rasch trat er nun auf die Wittwe zu, die sich auf das Sopha geworfen, und in der Ueberwallung von Zorn, Schmerz, Verlegenheit und Angst ihr glühendes Gesicht im Tuche verbarg.

„Schöne Unbekannte! sprach er. Stehen Sie auf, als Richterin. Ich bekenne Alles. Drei Worte, und Sie wissen es. Ich bin wirklich der Rittmeister Graf Eichenhorst, den der General attrapirte und der Adjutant suchte. Mein Civilrock hätte mich drei Tage Arrest gekostet. Was die Jagd für ein Vergnügen ist, begreifen Sie nicht; ich kann es Ihnen auch nicht begreiflich machen. Aber man würde mich mit Unrecht den tollen Heinrich nenne, wenn ich mich fangen ließ, wo noch ein Loch im Netz war. Durch dies Fenster bin ich zu Ihnen herein gesprungen. Wie, haben Sie gesehen. Eine Lüge macht die zweite nöthig. Jetzt aber rede ich Wahrheit. Mich wollt' ich retten, und Sie zog ich in's Verderben. Das war ein dummer Streich. Verlangen Sie, daß

ich kniee, so kniee ich; soll ich abbitten, ich thue es. Soll ich mich schlagen, zu Befehl. Genugthuung, wie Sie wollen, je eclatanter um so besser. Nur schnell heraus, was ist Ihr Wille?"

Die Wittwe war zu sich selbst gekommen. Das war aber schlimmer, als wie sie nicht bei sich war. Sie rang noch nach Worten, indem sie mit gerungenen Händen im Zimmer auf und abging.

Anselm unterbrach die peinliche Stille: „Liebe Freundin, die Sache ist ja nun aufgeklärt; Wunderbares ist nichts dabei, und ich begreife nicht, was Sie alterirt."

Die Freundin beseitigte ihn mit einem Blick zwischen zornig und verächtlich in der Mitte, der ungefähr sagte: „Sie verstehen das nicht."

„Und Sie glauben, mein stolzer Herr Graf, damit sei es abgethan!" brach es plötzlich hervor, und sie schien um einen Fuß größer zu werden: „Und Sie meinen, eine solche Beleidigung mit einer Cavalierentschuldigung abzuthun. Und Sie fühlen nicht, daß dieser Uebermuth das feine Gefühl einer Frau noch tiefer verletzt als Ihre Unbesonnenheit? Wie, Sie wissen, Sie fühlen, was Sie mir angethan, meine Ehre doppelt, dreifach verletzt, meinen Ruf zum Gespött der Wachtparade gemacht, ein Weib geopfert, eine unschuldige Frau, ihr Alles, mehr als Sie geben, Sie nehmen können, ihr ganzes langes Leben verdorben, und um was, um nicht in den

Arreſt zu kommen, um einer Jagdpartie nicht verluſtig zu gehen — das wiſſen Sie, und glauben mit einer brüsken Entſchuldigung es abzuthun. Um ein Spiel, um ein Vergnügen, um einen eitein Kitzel, verletzten Sie alle Sitte, alle Galanterie, ſprechen Hohn aller Rittertugend. Um nicht auszugleiten auf dem Eiſe und zum Gelächter zu werden der andern Läufer hielten Sie ſich an einem Weiberrock, unbekümmert, ob die arme Frau dabei umfiel und in ein Loch ſchlug. Das wollen Sie abbitten, knieen, damit etwas gut machen, was nicht wieder gut zu machen iſt."

Anſelm zupfte ſie vergebens am Aermel: „Werthe Freundin, Sie haben das mißverſtanden. Es war nicht des Grafen Abſicht Sie zu beleidigen."

Ein: „Schweigen Sie ſtill" wies ihn entſchieden ab.

Ein lang geſammeltes Gewitter rollte darauf in Donnerſchlägen, eines der Erguß und die Fortſetzung des anderen, ab. Nie hätte ihr Freund eine ſolche Volubität der Zunge, ſolche logiſche Fertigkeit im Argumentiren und Anſchuldigen in ſeiner Freundin erwartet. Die blitzenden Augen ſtrahlten, von einem meteoriſchen Feuer durchzückt, wie ein fortgeſetztes Wetterleuchten. Die ganze Geſtalt war elaſtiſch, ſo ſchön hatte er ſie nie geſehen; es war etwas Heldenmäßiges, und der Rittmeiſter ſtand in ſtummer Verwunderung, wenn auch nicht wie ein geſchlagener, doch wie ein überwundener Sieger:

„O entschuldigen Sie sich doch weiter, vertheidigen Sie sich doch noch, warum sind Sie stumm? Sie haben ja nichts verloren, nichts eingebüßt. Ihren General haben Sie dupirt, Ihren Cameraden persiflirt, auf die Jagd können Sie gehen, ungestört, Hasen und Schnepfen schießen, so viel Sie wollen. Was hindert Sie, was stehen Sie stumm da? Die Zeit ist kostbar, Ihre Freunde warten, und hier bleibt nichts zurück als eine gemißhandelte Dame. Sie können sich über die Avanture lustig machen, es würzt noch Ihr Vergnügen."

„Schöne Frau, ich sehe mein volles Unrecht ein."

„Sehn Sie es ein? Auf wie lange sehen Sie es ein? So lange ich hier vor Ihnen stehe. Bereuen Sie es wirklich? Auf wie lange? Bis Sie es morgen auf der Wache Ihren Cameraden vortragen, damit sie sich krank lachen."

„Bei Gott, ich will es gut machen."

„Etwas Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen, fiel Anselm ein. Auch scheinbare Fehltritte mögen uns auf den rechten Weg führen, wenn wir im Bewußtsein, daß es nicht Zufall, sondern unser Wille, an der Hand der Nothwendigkeit war, muthig darauf fortschreiten."

„Sie haben hier nicht mitzureden," wies ihn die Glühende zurecht. „Wie, wie wollen Sie es denn gut machen? Wollen Sie die Gassenjungen vergiften, die Sie in mein Fenster steigen sahen?

Wollen Sie das Gerücht todtſchlagen, die Klätſcherzungen einer ganzen Stadt ſtumm machen? Wie wollen Sie das höhniſch lachende Geſicht des Adjutanten, das mir in der Seele brennt, das ich noch ſehen werde auf meinem Sterbebette, das mein Tod iſt, wie wollen Sie es mir aus dem Gedächtniß löſchen?"

„Mann gegen Mann, er iſt heut gefordert."

„Fordern Sie doch auch Ihren General, Ihre Cameraden, das ganze Regiment, die ganze Garniſon, damit es nur ſchlimmer und ſchlimmer wird. Die Polizei wird mich vielleicht aus der Stadt weiſen. — O und wäre es nur Ihr dummer Streich. Der Sprung ins Fenſter ließe ſich entſchuldigen, aufklären zur Noth. Aber in Ihrem Uebermuth, um ſich zu retten, mich noch zu proſtituiren, mich zur Puppe zu machen! Können Sie das gut machen? Läßt ſich das abwaſchen? Stürzen Sie doch auf die Wachparade, rufen Sie es aus, und laſſen dazu trommeln: „„Sie iſt nicht meine Gemahlin. Es war nur Spaß von mir."" Man wird Ihnen gewiß glauben, und ſich über den herrlichen Spaß todtlachen. Wenn das Regiment vorbei reitet, o es wird ein herrlicher Spaß ſein, wie ſie alle hereinſehen werden, und lächeln und nicken, und Kußhände werfen. Das, das iſt Ihr Werk, und ich bin unausſprechlich unglücklich!"

„Ich will es gut machen," ſprach der Graf

mit Nachdruck, die Hand aufs Herz. Sein Auge ſprach deutlicher als ſein Mund. Indem er hinzuſetzte: „wenn es mir erlaubt iſt," wandte ſich ſein Blick von dem ſchönen Gegenſtande auf den Studenten Anſelm.

Die Augen der Wittwe, trotz des Stromes von Thränen, der ihr jetzt zu Hülfe kam, wo die Gewitterkraft des Unwillens zu erſchöpfen anfing, hatten das Augenſpiel nicht außer Acht gelaſſen. Es iſt räthlich im Kriege auch die kleinſten Bewegungen des Feindes zu beobachten, weil man nicht weiß, was er damit beabſichtigen mag.

Sie hatte ſich wieder aufs Sopha geſetzt, und die Thränen ſtrömten ungehindert in die feinen Hände, in das weiße Tuch.

„Meine gnädige Frau, ſprach der Rittmeiſter, indem er nach der Uhr ſah, wann erlauben Sie mir wieder zu kommen, um, wenn es mir nicht gelingt, mich zu rechtfertigen, mein Urtheil zu hören."

„Sie dürfen ja noch nicht fort, man lauert Ihnen wohl noch auf" — ſprach die Schluchzende, und ihre Augen ſchienen wieder zwiſchen den Thränen nach dem Sinn der Rede zu ſuchen.

„Sie haben Recht, und das Spiel, einmal ſo angefangen, muß durchgeführt werden, um nicht Uebel ärger zu machen. Der Herr hier bemerkte das eben ſehr richtig. Hätte ich nur einen Boten, es meine Freunde vorm Thore wiſſen zu laſſen. Sie könnten

uns in ihrer Ungeduld noch einen dummen Streich spielen, wenn sie lärmend zurückkehrten, und hier nach mir fragten.“

„Herr Anselm hat gewiß die Gefälligkeit,“ meinte rasch die Wittwe; und Anselm hatte sie wirklich. Beim Hinausgehen empfand er freilich einige Besorgniß. Denn war nicht hier vielleicht ein unpartheiischer Vermittler nöthig, wo zwei Partheien in solcher gereizt feindlichen Stimmung sich allein gegenüber standen? War es nicht seine Pflicht, zum Schutz der Dame zu bleiben, welche, die Schwächere, aber im Gefühl ihres Rechts sich die Stärkere däuchte? Aber er hatte sich einmal bereit erklärt; er hatte den Auftrag des Rittmeisters übernommen, seinen Freunden zu melden, ohne ihn fortzureiten, indem er dringend verhindert, später nachkommen wolle, und seinem Kutscher, er solle auf Umwegen nach Hause fahren. Und er war zur Thüre hinaus, und wußte nicht, aus welchem Grunde er wieder umkehren solle.

Auch wäre ihm dies, für den Augenblick wenigstens, nicht möglich gewesen. Denn der Rittmeister hatte, sobald er hinaus war, die Thüre hinter ihm abgeschlossen.

„Was soll das?“ sprach die Wittwe aufspringend.

„Zu Possen Zeugen, zum Ernst allein. Schöne Frau, kennen Sie mich?“

„Sie sind zu allen tollen Streichen fähig — wenn die Stadt Recht hat.“

„Daß ich ohne Beſinnen in ein Fenſter ſpringen kann und einer ſchönen Frau ihren guten Ruf verderben, ſahen Sie eben. Daß ich aber eben ſo raſch in den Eheſtand ſpringen kann, um den gekränkten Ruf zu retten, ſollen Sie jetzt ſehen. Ich bin der tolle Heinrich, nicht um ein Haar ſchlimmer und nicht um ein Haar beſſer. Sie kennen mich durch und durch, brauchen ſich alſo nicht zu beſinnen, ob Sie mich mögen, oder nicht mögen, wenn ich Sie frage: Schöne Frau, wollen Sie die Gräfin Eichenhorſt werden, damit ich vorhin nicht gelogen habe.“

„Sind Sie bei Sinnen?“

„Der einzige Weg, bei Gott ich weiß keinen andern, meinen dummen Streich gut zu machen.“

„Herr Graf! Sie kennen mich nicht, Sie wiſſen [illegible] einmal wer ich bin, wie ich heiße. — Charakter, Verhältniſſe“ —

„Allerdings, ich weiß nichts davon, als was ich ſehe, aber wüßte ich, daß Sie eben ſo gut ſind als liebenswürdig, und einen eben ſo ſchönen Namen haben als ein ſchönes Geſicht, was wär's dann für eine Strafe.“

„Sagen Sie lieber, was wär' es für ein neuer toller Streich“

„Auch richtig. Bei unſeren beſten Handlungen bleiben wir dennoch Egoiſten, und verlangen einen kleinen Vortheil neben einer guten That. Aber wahrhaftig, je länger ich Ihnen ins Auge ſehe, ich glaube

von der guten That bleibt nichts, und es ist durch und durch Eigennutz und Gewinn, den ich will. Ob Sie gewinnen oder verlieren werden, das wissen Sie; zum Besinnen ist nicht Zeit. Also rasch: Ja oder nein?"

„Dann, meinen Sie, wäre ich eine würdige Gattin des tollen Dragoner-Rittmeisters, und die Leute hätten von Neuem Stoff zum Lachen. — Ich halte Sie, lieber Herr Graf, nicht allein für einen originellen, sondern auch für einen ehrlichen Mann, und will glauben, daß es Ihnen in diesem Augenblicke Ernst ist. — Um Sie aber nicht zu hart zu strafen, wenn es Ihnen zu spät wieder leid würde, sage ich Ihnen, daß unsere Verhältnisse nicht passen — Sie sind aus einer vornehmen Familie und ich — bin die Wittwe eines Beamten, bin arm, ohne Familie" —

„Und so weiter, fiel der Rittmeister freudig ein. Also Sie sagen Ja. Ich begrüße Sie als meine theure Braut und das Uebrige wird sich nachher finden."

„Ich sagte ja eben" —

„Lauter leere Worte, die der Anstand fordert, und der Wille mit einem Hauche fortbläst. Jeder Commandant, der seine Festung übergeben will, muß erst einige Schüsse ehrenhalber thun, bevor er die weiße Fahne aufsteckt. Meine charmanteste Braut, gewiß, ich gönnte Ihnen von Herzen so viel Ehrenschüsse, als Sie Lust haben, aber Sie sehen, dazu ist

über die offnen Seeufer strich den ganzen Tag ein empfindlicher Wind. Eben so wenig stelle man sich unter dem Königshofe ein altväterisches Gebäude vor mit dicken steinernen Mauern und behaglichen Zimmern, Kammern und kleinen Wendeltreppen. Es ist, wie alle Häuser, von Holz, wenn gleich sehr elegant gezimmert, und der Wind drang durch die Balken in die großen hellen Zimmer und über die geräumigen Treppenflure, daß jede andere Empfindung hier eher zu suchen war, als die unserer deutschen Behaglichkeit, oder was der Engländer noch ausdrucksvoller unter seinem comfortable versteht. Ein lodernder Kamin, etwas mehr Dunkelheit und weniger Geräumigkeit im Hause, welch ein trauliches Bild angenehmen Zusammenlebens ließe sich in dieser Gesellschaft und der romantisch öden Lage am weiten See denken!

Die wirthschaftliche Einrichtung war gewiß vortrefflich, und wir lernten, da gerade die Jämteländische Erntezeit begann, mancherlei von den besonderen Vorkehrungen dabei. So konnten uns nachher die ungeheuren Dörrungsmaschinen nicht mehr räthselhaft bleiben, wie wunderbar auch diese himmelhohen Bauten sich am

nicht Zeit, denn wenn Ihr Ruf gerettet ſein ſoll, muß ich Sie heut bei der Parade als meine Braut annonciren" —

„Wahrhaftig, ich glaube es iſt Ihr Ernſt. — Wüßten Sie denn kein ander Mittel?"

„Thut mir leid, durchaus keins."

Das feine weiße Tuch mußte der hübſchen Wittwe abermals in einer Situation Dienſte leiſten, wo die Worte nicht ausreichten. Sie ſaß auf dem Kanape, und ließ es geſchehen, daß der Rittmeiſter, der neben ihr Platz genommen, ſanft das Tuch fortzog. Denn er ſehe lieber in blauen Augen als in weißem Battiſt ſein Schickſal. Sie fand es noch unbegreiflich, wie ein Mann von Ehre ſo raſch, ſo auf gutes Glück einen Bund fürs Leben ſchließen könne, ohne zu prüfen, ohne ſich zu erkundigen. Sie meinte, ihre eigene Ehre müſſe aufs Neue durch eine ſo unüberlegte Einwilligung in einen tollen Entſchluß leiden. Ihre Anſichten, Launen und Temperamente ſtimmten vielleicht wenig, und es würde ſie auf Zeitlebens unglücklich machen, wenn ein Mann, deſſen liebenswürdig wilden Charakter ſie aufrichtig ſchätze, durch die unbeſonnene Verbindung ſelbſt unglücklich würde.

Der Rittmeiſter drückte die widerſtandloſe Hand an die Lippen, ſprang auf, und rief „Victoria!" So heftig ſchritt er durch die Stube, daß die Dame ängſtlich wurde. Es könne draußen gehört werden, und neues Aufſehn verurſachen.

„Das soll es auch. In einer Stunde muß es die Stadt wissen.“

„Liebster, bester Graf! ich bitte Sie recht sehr — Sie wissen ja doch nicht“ —

„Wie Sie heißen. Das ist richtig. Nebensachen gehören doch auch zur Sache.“

Diese Verständigung fand sich bald, und es ergab sich, daß die Person der hübschen Wittwe dem glücklichen Bräutigam nicht so unbekannt war, als er meinte. Von Cäcilien hatte er schon viel Liebes und Gutes von ihr vernommen, daß er nicht allein glücklich, sondern auch beruhigt zu sein versicherte. Ihr war das auch eine Beruhigung. Eine Pause trat ein, nur durch die tiefen Seufzer der Weinenden unterbrochen.

„Lieber Graf, es ist mir noch wie im Traum“ —

„Haben Sie von mir geträumt? Das ist herrlich. Ich träumte neulich auch beim Gewitter.“

Der Aufschrei seiner Braut hätte ihn erschrecken können, wenn er erstens ein Mann gewesen, der sich erschrecken ließ, und zweitens wenn es ein Schrei zum Erschrecken gewesen wäre. Aber er löste sich in einen langen Athemzug auf. Sie drückte seine Hand, und duldete, daß er ihr Lockenköpfchen an seine Brust drückte.

„Ach mein lieber Graf, nun weiß ich Alles. Nun wird es mir klar — warum ich so unbegreiflich schnell — Das ist des Himmels Fügung — Ja, ja.

Sie ſind mir nicht fremd. Ich habe von Ihnen geträumt, Sie ſind mein Erretter, Befreier" —

Der Jubelnde ſchloß ſie in ſeine Arme, und ein erſter Kuß beſiegelte den Bund, den der Himmel oder der Traumgott geſchloſſen. Sie vertraute ihm nicht alles, aber vieles von dem, was eine Stunde früher für Anſelm ihr Traum war.

„Stehen Sie denn aber bei den Huſaren?"

„Nein, ich bin ein Dragoner, aber im Traume ſieht ſich das nicht ſo genau an, denn ich habe auch in jener Nacht von Ihnen geträumt. Eine weibliche Geſtalt ſchwebte aus den Wolken zu mir herab, und hauchte einen kalten Kuß auf meine Lippen: „„Nun, lieber Heinrich, werde glücklich"" ſprach ſie. Da kam der bekannte Donnerſchlag. Und ich abſcheulicher Menſch dachte an meine alte Tante, die mich auch glücklich machen ſoll, und Sie waren es. Das kommt von der Dunkelheit der Träume. Dabei fällt mir freilich auch etwas ſehr Dunkeles ein. Eine fatale Sache."

„Ihre Familie?"

„Die bin ich."

„Aber werden keine Widerſprüche wegen des Standes — können Sie auch frei handeln?"

„Ich bin ein Ariſtokrat. Wer mir den Freiherrn nehmen will, dem will ich auf meinem Stammbaum mein Schild mit der Degenſpitze zeigen, vorausgeſetzt, daß meine ſchöne Braut nichts dagegen

hat, eine Gräfin zu werden. Aber wenn man mir, weil ich ein Freiherr bin, verbieten wollte nach Luſt zu freien, ſo würfe ich den Freiherrn fort, um einer zu werden. Ich bin frei, aber" —

„Sie meinen den Anſelm," fiel erröthend die Wittwe ein.

Er blickte ſie verwundert an: „Ach ja ſo, der junge Herr hier. Ich vergaß ganz zu fragen, ob das ein Bruder, oder ein Couſin, oder — Sie werden ja roth."

„Und Sie lachen ſo häßlich. Aber es iſt wirklich nichts."

„Gar nichts? Entſinne ich mich doch jetzt, daß mir Cäcilie" —

„Gewiß nicht, mein lieber Graf, ſie hat nur geſcherzt. Er iſt ein halbes Kind, achtzehn Jahr oder ein Paar Monate mehr."

„Aber liebenswürdig und gelehrt. Er kommt oft zu Ihnen" —

„Nur wenn ich mich ſo ſehr langweile, iſt er mir angenehm. Beim Nähen und Sticken lieſt er mir vor. Es iſt gar zu kurzweilig, wie er über Alles ſo klug ſpricht, wie ein ſteinalter Mann. Und alles, was ein Menſch thut oder nicht thut, da weiß er genau anzugeben, warum es ſo ſein muß. Es iſt manchmal zum krank Lachen, aber das thue ich erſt, wenn er fort iſt. So habe ich doppeltes Amuſement von ihm, wenn er kommt und wenn er geht. Und

er nimmt nichts übel, denn er glaubt nicht, daß man ihn auslachen kann."

„Das wäre also nichts."

„Wahrhaftig nichts. Außerdem glauben Sie, daß ich einen Mann nehmen würde, der ruhig dasteht, wenn Jemand mich beleidigt? Er sagt, er liebt mich, und hat nicht einmal die Sottisen gemerkt, die der Baron mir ins Gesicht sagte."

„Nun wäre nur noch etwas" — sprach nachdenklich der Rittmeister. — Sie sah ihn ängstlich an. Er warf seine Blicke umher: „Reich sind Sie nicht."

Die Wittwe schlug die Augen nieder: „Mein seeliger Mann" —

„Wird doch nicht Einspruch thun als Gespenst?"

„O bewahre. Er war ein aufgeklärter Mann. Er sagte noch auf seinem Krankenlager zu mir: „„Louischen, wenn ich sterbe, wirst Du Dich doch wieder verheirathen.""

„Also das wäre auch nichts. Und um auch meine Aufklärung zu beweisen, soll das Bild des seeligen Rathes in unserer Wohnstube hängen. Aber — meine liebe Braut fürchtete, unsere Verhältnisse wären zu sehr verschieden; ich fürchte, sie sehen sich allzu ähnlich."

Die Wittwe verstand ihn.

„Haben Sie Muth?"

Sie legte die Hand in seine.

„Brav, wie eine Soldatenfrau. Sehn Sie,

ich habe heut auch einen ganz entsetzlichen Muth, und bei solcher Stimmung ging es mir noch immer gut. Ein Soldat, der sich nicht auf sein gutes Glück verläßt, taugt nichts. Die Vordermänner fallen, wenn wir avanciren sollen, und alte Tanten segnen die Zeitlichkeit vielleicht dann, wenn man ihr Geld braucht. — Ich habe eine solche Tante, eine herzensgute Frau, die mich über alles liebe, und wahrhaftig ich glaube, wenn sie mich damit glücklich machen könnte, sie stürbe aus Liebe zu mir. Aber pfui, daß ich das wünschen sollte! Heut soll Alles leben, und wenn Sie mir nicht expreß befehlen, daß ich ihn auf Tod und Leben fordern soll, ich glaube, ich falle dem Adjutanten auf der Parade um den Hals."

Ein Geräusch auf dem Flur unterbrach das Gespräch. Es wurde dringend nach dem Rittmeister Eichenhorst gefragt, der, man wisse es bestimmt, im Hause sei.

„Um Gottes Willen! rief die Wittwe, als es jetzt an der Thür klopfte. Stille, daß er Ihre Stimme nicht hört."

„Nichts von stille, rief der Rittmeister. Laut, laut! Alle Welt soll wissen, daß ich hier bin. Aufgemacht! Herein! Wer es auch sei."

Er öffnete die Thür, und ein bestäubter Bote vom Lande trat ein. Er schien den Grafen und der Graf ihn zu kennen, als er ihm den schwarz versiegelten Brief überreichte. Hastig war dieser eröff-

net, durchflogen, und der Rittmeiſter ſank auf das Sopha:

„Meine gute, liebe, alte Tante, denken Sie, iſt geſtorben, und — mich hat ſie zu ihrem Univerſalerben eingeſetzt.“

„Ja mein guter, lieber, junger Herr, ſchluchzte der Bote, ſie iſt todt, die liebe gute Gräfin. Wer hätte das gedacht! Wie ein Engel war ſie im Leben und hat doch ſterben müſſen! Seit letztem Dienſtag fühlte ſie's und nun ging nicht mehr aus dem Bett. „„Mathias, ſagte ſie, nun wirds bald mit mir aus ſein, präparir Dich nur immer auf die neue Herrſchaft, da wirſt Du flinkere Beine machen müſſen.““ — O Gott, ſagt' ich, gnädige Gräfin, Sie dürfen noch nicht ſterben, unſer junger Graf Heinrich, der liebt ſie ſo ſehr, und er überlebt's nicht, ſagt' ich. — „„Ach, ſagte die gnädige Gräfin, Mathias ſei nicht närriſch. Alte Leute müſſen ſterben, und junge Leute ſollen leben!““ ſagte ſie. — Ich kenne ja meinen jungen Herrn Grafen ſagte ich, ſolche gute Großtante kriegt er nicht wieder, die ihn zum Guten führt und zurecht leitet. — „„Dafür kriegt er ihr Geld, ſagte die gnädige Gräfin, und das iſt ihm am Ende lieber als ſeine alte Großtante. Und ich will's ihm nicht übel nehmen. Aber heirathen ſoll er, und nicht mehr dumme Streiche machen, und ſeine Schulden endlich bezahlen. Denn er hat keine zweite reiche Tante mehr, die wieder ſtirbt, wenn er's Geld

braucht.““ Das alles ſagte ſie und dann legte ſie den Kopf nieder, und ſah gar nicht aus, wie Eine, die auf dem Tode liegt. Sie lächelte immer. Wir Alle aber weinten, daß es erſchrecklich war. Und ſie ſchickte uns aus der Stube, bis auf die Wirthſchafterin. Denn ſie ſagte, ſie wäre ihr Lebelang froh und heiter geweſen, und hätte frohe und heitere Geſichter gemacht, womit ſie es denn nun verdient, daß ſie in ihrer letzten Stunde uns greinen und heulen ſähe?“

Die Wittwe hielt ihr Battiſttuch an die Augen, der Bote Mathias ſchluchzte bitterlich, und auch der Rittmeiſter glaubte mit dem Zeigefinger eine Thräne im Auge zu fühlen, die er verwundert, am Finger nämlich, betrachtete. Wenn er ſich im Spiegel geſehen, würde er ein verlegen zweifelhaftes Geſicht erblickt haben. Wenn aber Trauer darin war, war es darum, daß es ihm unmöglich war traurig zu bleiben.

Mit von Thränen erſtickter Stimme ſchloß der Bote Mathias — „Und dann drehte ſie ſich nicht mehr um, und ſchlief ſanft fort, und als das große Gewitter kam, — es war gerade an dem Abend, — da athmete ſie noch einmal auf, und das war das letzte“ —

Die Thränen überwältigten ihn, die Wittwe warf ſich ſchluchzend an die Bruſt des Rittmeiſters und rief: „Das iſt Beſtimmung!“ und der Rittmeiſter verbarg die Augen unter der vorgehaltenen Hand.

Da meinte der Bote Mathias, es sei an ihm zu trösten:

„Mein junger Herr, Sie haben wohl Recht so betrübt zu sein. — Aber sterben muß jeder Mensch, und wir sind alle Menschen. Und Ihre Frau Großtante, die gottseelige Frau Gräfin, war auch Einer. Auch Sie werden einmal sterben, hat die Hochseelige gesagt, denn da ist kein Unterschied des Standes und der Würden, der Tod macht uns Alle egal. Aber fassen Sie sich doch, Sie sind noch jung, und Ihre fromme Tante war fünf und achtzig Jahr alt. Lieber Herr Graf Heinrich, viel Weinen schwächt die Augen, und wenn Sie's nicht um sich thun, thun Sie's um uns, und versuchen Sie, wie sich leben läßt."

„Weil Er's so meint, sprach der Graf, wollen wir's versuchen. Das ist seine künftige Frau Gräfin, sieht er Mathias. Küß Er ihr die Hand. Also das Heulen und Greinen hat meine seelige Großtante sich verbeten! — Mathias, man muß den Willen der Todten ehren; es wird schwer werden, aber ich will's versuchen, und meine liebe Braut wird mir helfen. Versuche Er's nur auch. Da hat Er einen Thaler dazu."

Mathias war gegangen, und die Seeligkeit, die in beider Augen leuchtete, wie sie sich, Hand in Hand, ansahen, wäre nicht einmal durch Worte unterbrochen

werden, wenn es nicht auf ſchlimmere Weiſe, durch die Rückkunft des Studenten Anſelm geſchehen wäre.

Der Gute hatte Alles gethan, was man von ihm verlangt. Dafür ſtellte ihm der Rittmeiſter ſeine liebe, theure Braut vor.

Es war zum erſten Male, daß dem Studenten Anſelm die Worte fehlten. Blaß, durchzuckt von einem Etwas, das er noch nicht kannte, lehnte er ſich an die Kommode, die ſeine kalten Hände faßten. Ein: „Wie kam das?“ kam nur wie unwillkürlich über ſeine Lippen.

„Durch ein Wunder, freuen Sie ſich durch ein Wunder,“ ſprach der Rittmeiſter.

Einmal hatten ſich die Augen der Wittwe und des Studenten begegnet. Dann ſchlugen ſie ſie Beide nieder, und es war nur in dieſem Zuſtande, daß ſie zu ihm ſprach:

„Sie werden ſich freilich wundern, lieber Herr Anſelm, daß es ſo raſch kam. Auch hat mein lieber Freund wohl Unrecht, daß er es ein Wunder nennt; es war gewiß nur etwas, was kommen mußte, wie Sie ſelbſt ſagten. Nicht wahr, das Glück wie das Unglück iſt unſer eigen von Alters her? Und es wäre thöricht ſich gegen etwas zu ſträuben, was nothwendig iſt.“

Der Student Anſelm verbeugte ſich, und ſtotterte einen Glückwunſch. Der Rittmeiſter faßte ihn freundlich unter den Arm und bat ihn wieder zu kommen,

Wege durch das ganze nördliche Schweden aus-
nahmen. Es ſind breite Leitergerüſte, an welchen
das kaum reife Getreide und auch das Heu auf-
gehängt wird, um an der Luft zu trocknen.
Grün überkleidet gewähren dieſe Wände einen
feſtlich theatraliſchen Anblick. Die Arbeit des
Landmanns dort oben iſt verwickelter und be-
ſchwerlicher als bei uns und der Lohn geringer.
Selten erzeugt Jämteland ſo viel Korn, ſeine
Bewohner damit zu überwintern. Man fürch-
tete in dieſem Jahre (1827) eine wenig ergiebige
Ernte, doch hat man ſeit einigen Jahren nicht
zu dem traurigen Nothbehelf des Brodes von
Baumrinde zu ſchreiten brauchen. An mehreren
Orten ſprach man von dem Verſuche, das Renn-
thier- und anderes Moos in Mehl zu verwan-
deln, was eine weit wohlſchmeckendere und nahr-
haftere Koſt abgäbe. Der Offizier muß in ei-
nem Gute wie Kongsgård ganz Landwirth ſein,
und Herr Obriſt Boy zeigte uns mit dem Ver-
gnügen eines practiſch-thätigen und erfindungs-
reichen Mannes ſeine verbeſſerten Einrichtungen,
die gewiß vorzüglich und ſchon um deshalb höchſt
achtungswerth waren, weil ſie der zeitliche Be-
ſitzer weniger für ſich ſelbſt als für die Nach-

ſo oft er wolle, und ſein Freund zu ſein, wie er der Freund ſeiner theuren Braut geweſen. Anſelm hätte vielleicht jetzt Alles verſprochen, was man von ihm verlangte, ohne nachher ein Wort davon zu wiſſen. Um ihn aus dieſer Verlegenheit zu befreien, bat ihn der Rittmeiſter ihn zu begleiten.

Er reichte ſeiner Braut nur die Hand: „Auf Wiederſehn!“ In ſeinen Augen ſtand geſchrieben, warum er ihr diesmal nur die Hand reichte. Anſelm verbeugte ſich tief. Die Wittwe verneigte ſich eben ſo tief. Dann waren die Drei auseinander.

Als die Männer fortgegangen, athmete die hübſche Wittwe tief auf. Sie fühlte ſich an die Bruſt, und ein ſo heftiges Herzklopfen hatte ſie nie gefühlt. Sie hielt die Hände vors Geſicht, und ſo hatten Stirn und Wange nie geglüht. Sie trat vor den Spiegel: „Frau Gräfin!“ lispelte ihr ein ſchelmiſches Geſicht entgegen. Aber ſie ſchlug die Augen nieder und faltete die Hände. Mit ſo ſüßer Stimme ſprach ſie, daß es ſchade iſt, daß Niemand es hörte: „Aber ich will eine gute Gräfin werden.“

Viertes Kapitel.

Die verschiedenen Werkmeister hatten mit Wernern Conferenzen gehabt. Man hatte ihm vorgestellt, es sei fast unmöglich, in den angegebenen Terminen fertig zu werden. Der künstlich angeregte Eifer fange an nachzulassen, wie nach einem Zustande des Rausches Erschlaffung eintrete; die Arbeiter verlangten jetzt nach Erholung, selbst die Lockungen des erhöhten Lohnes vermöchten nichts mehr gegen die natürliche Schlaffheit. Sie forderten jetzt, daß man ihnen wenigstens den morgenden Neujahrstag frei gebe. Der natürliche Mensch arbeite nur, um sich nachher erholen zu können; und mehr von rohen Leuten ertrotzen wollen, sei unbillig und nicht klug; zumal nach Vorgängen, wie die jüngst erlebten.

Woher der bittere Trotz, mit dem Werner diese Vorstellungen zurück gewiesen? Auf ihre Contrakte hatte er sie verwiesen, auf die Conventionalstrafen, zu denen sie sich verbindlich gemacht. Er hatte gedroht, andere Werkmeister und Arbeiter anzunehmen, die längst neidisch auf den Verdienst der Bevorzugten

ſich bei ihm gemeldet, die um geringeren Lohn, größeren Fleiß verſprächen. Und das Werk müſſe und ſolle fertig werden, was Pöbel und ſonſt wer auch dagegen aufbringe. — Woher die Kraft zu dieſem Trotze, der ſeinem milden Charakter fremd war? — Furcht des Eigennutzes, ſeinen eigenen Lohn zu verlieren, war es nicht. Er hatte eine ſpätere Vollmacht des Unbekannten in Händen. Er durfte nach Ermeſſen und Umſtänden handeln. Trieb ihn nun die moraliſche Verpflichtung, im Bewußtſein der Freiheit daſſelbe zu leiſten, was er im Zuſtande des Zwanges hätte thun müſſen, um dem in ihn geſetzten Vertrauen zu entſprechen? War es eigene Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit? Wie oft hatte er dagegen proteſtirt. Oder war es der fieberhafte Trotz, mit dem eine verwundete Bruſt ſich feſtklammert an einem einmal gefaßten Entſchluſſe, und in einer Thätigkeit Betäubung ſucht, ſelbſt wenn er ſie für nutzlos hält.

Aber wo eine Pflicht uns nöthigt, Vernünftiges gegen unſere eigene beſſere Ueberzeugung zu bekämpfen, ſucht unſer Unmuth einen Ableiter, wie der von einem Größern Tyranniſirte gern wieder Tyrann wird gegen einen Kleinern. Den Urheber der Unbilligkeit, die er verfechten müſſen, ſuchte Werner auf, ihn es büßen zu laſſen. Schon mehrere Tage war ihm der Alte nicht zu Geſicht gekommen; und es war ſchwer, die Spur eines Menſchen zu finden,

deſſen Kunſt darin beſtand, was er ſann, war und trieb, zu verſtecken, um nur dann zum Vorſchein zu kommen, wenn er überraſchen wollte.

Diesmal aber wollte Werner ihn überraſchen. Der Unmuth leiht uns bisweilen ſchärfere Augen als die Liebe, wenigſtens fehlt uns ſelten ein Gegenſtand, um ihn zu entladen. Es dunkelte ſchon, als er nach Hauſe eilte. Im ganzen Hauſe ſchien es lebhaft und luſtig. Unten im Zimmer der ſchönen Wittwe Scherzen und Lachen. Er wußte, was hier die Herzen bewegte. Der Rittmeiſter war um Mittag zu ihm auf den Bau geſtürzt, und hatte ihm ſein Glück in einer ſtürmiſchen Umarmung vertraut. Vergeſſen war in der eigenen Seeligkeit das Unglück des Freundes, und daß er wenig Stunden zuvor geſchworen, für dieſen Freund, und daß er glücklich werde, ſein Leben einzuſetzen. Wie konnte aus dieſer Ausgelaſſenheit der Freude, die durch Thüren und Mauern ſchallte, nur der kleinſte Anklang von Theilnahme für die Schmerzen eines Andern durchklingen? — Und er lächelte bitter, daß er es fordern konnte. Bei den Brautleuten im Zimmer waren Nachbarn, Bekannte, unter ihnen der Commiſſionsrath; ſie beeiferten ſich, ihre Glückwünſche darzubringen. Glückliche ſind nie allein, das Unglück hat immer ſich zur Geſellſchaft.

Langſamer ging er über den Flur des erſten Stocks. Hier in den Zimmern ſchon Bewegung und Vorbereitung zur Abendgeſellſchaft. Die Teller und

Gläſer klirrten. Die verhaßte Stimme ſchalt unter den Dienern. Er ging vor einer zweiten Thür vorüber. Cäcilie phantaſirte auf dem Fortepiano. Warum verweilte er unwillkürlich? Waren es die trüben, ſchwellenden Accorde, oder die langen Pauſen, denen er horchte? Die Pauſen mit ihren ſanfteren Klängen ſprachen eine furchtbar vernehmliche Stimme zu ihm; und der Tropfenfall, dem wir in der einſamen Grotte lauſchen, war doch laut gegen das, was er hörte. Die Mutter trat ein: „Du phantaſirſt noch, Cäcilie? Und wieder mit rothen Augen. Iſt das Dein Verſprechen? Der gute Doctor fährt eben vor.“

Er hörte den guten Doctor ausſteigen. Mit raſchen Schritten eilte er in ſeine Wohnung. Aber auch aus dem Dachgeſchoß drang lärmende Freude herunter. Die Kleinen freuten ſich auf das Bleigießen in der Neujahrsſtunde. Die Großmutter parlamentirte ſcheltend mit ihnen. Aber man konnte es ihr anmerken, daß ſie nachgeben werde.

Werner zündete kein Licht an. Er war ſehr müde und doch ſehr aufgeregt. Bevor er ſich auf ſein Bette warf, lehnte er ſich zum Fenſter hinaus. Es war eine Nacht, ſo mild und ſternenklar als die Weihnachtsnacht, wo er auch aus demſelben Fenſter blickte, um Muth zu ſchöpfen. War ihm heut wohler zu Muthe? Was blieb die Natur in einer langen Lüge und log den Sommer im Winter? Um die Grille eines einzigen Menſchen zu befriedigen;

des Sonderlings, gegen den er in diesem Augenblick einen innern Haß empfand. Welche Ungerechtigkeit gegen so Viele, die auf den Winter gerechnet, speculirt, eingekauft hatten. Um ein Spiel der Laune, Verrückungen des Gesetzes, Verhöhnung der Sitten, Unzufriedenheit, Aufruhr, sogar Menschenblut; aus einem Versehen Hunderte von Albernheiten, die das Gesetz und seine Wärter in Nichtachtung beim Publikum bringen konnten. Wehe dem Magier, der das Siegel löst, das die vor ihm gebändigten Geister verschließt. Mit dem Einen, den er vorruft, schnellen sie alle in die Höhe, und umgaukeln ihn. Die ganze alte Kette von Ungerechtigkeiten rasselte aus ihrem Verschluß; die Bilder füllten das Zimmer, den Dunstkreis, das Firmament. Unwillkürlich drehte er den Kopf um nach dem Tische, auf dem vor sieben Nächten die Pistole lag. — Aber Strahlheim hatte sie ja noch im Verschluß. Der sein Arzt! — Sein Auge maß die Tiefe unter sich bis zum Pflaster. Wie hätte er sie in der Dunkelheit messen können, wenn nicht ein schwacher Lichtschein aus dem Kellerfenster ihm die Gränze unten gezeigt hätte. Es war Konrad Muffs Keller; also der Bewohner zu Hause.

Rasch schloß der Baumeister das Fenster, und eilte die Treppen hinunter. Er war noch nie in die Kellerwohnung gedrungen. Konrad Muff ließ Niemand zu sich, höchstens Kinder; aber nur selten kamen sie zu ihm. Sie fürchteten sich. Der Meister

fand auch im Dunkeln der winklichten Gewölbe den verſchlungenen Weg. Die Thüre zum hinterſten Gemach, aus welchem der Lichtſchein gedrungen, war verſchloſſen. Aber das morſche Schloß wich auf den kräftigen Druck aus ſeinen Angeln.

Die Umgebung und die eigene Erſcheinung des alten Muff hätten jeden Andern, der in anderer Stimmung kam, überraſcht. Bei einer ſpärlichen Lampe ſaß der Alte, an dem rohen Eichentiſch von alter Form, und ſchichtete in Steinen und allerhand beſtäubten Raritäten. Die Perücke war abgenommen; ſpärliche weiße Haare flatterten um den Scheitel, auf welchem Hoffnung und Sorgen, und Stürme und Sonnenſchein wechſelnder Verhältniſſe ſchwerer gedrückt haben mochten als die Jahre. Das dürftige Licht hatte das Roth, welches ſein Antlitz ſonſt färbte, verwiſcht; oder war es vielleicht nur eine Schminke geweſen, die er für das Tageslicht, aber nicht für ſeinen Keller trug! Die Geräthſchaften umher ſtimmten zu der geſpenſterhaften Erſcheinung. Altes, ſeltſames Gerumpel, Maſchinenmodelle, Gerippe von Menſchen und Thieren, Holzpuppen, Uhren und verblichene Kleider, alles in phantaſtiſcher Unordnung am Boden, an den Wänden und am Gewölbe aufgeſtellt und gehängt. Thon und Sand zu Figuren und Modellen geknetet und gehäuft überall umher liegend, zeigte von der Beſchäftigung ſeiner Mußeſtunden.

Ein Anderer als Werner wäre vielleicht betroffen von dem, was er sah; aber auch ein Anderer als Konrad Muff wäre von dem gewaltsamen Eintritt eines Fremden erschreckt worden. In seiner Emsigkeit wandte er kaum den Kopf um:

„Mußt Du mich doch stören?"

„Ein so weiser Mann als Du müßte das voraus wissen. Sagte es Dir nicht der Funken am Docht, daß ich kommen werde, Dich zur Rede zu stellen?"

„Schilt nur los."

Und der Baumeister gehorchte der Weisung. Der Sturm des Unmuths und der Vorwürfe hätte den fingerdicken Staub von den alten Geräthschaften fortblasen müssen. Der Alte ließ sich in seinem Geschäft nicht stören, er nickte nicht einmal und schüttelte nicht mit dem Kopfe. Er packte seine Versteinerungen in Papiere und Schächtelchen ohne den Strafprediger anzusehen. Wäre es nicht Konrad Muff gewesen, der durch dicke Mauern horchte, er hätte meinen können einen Tauben vor sich zu haben. So ungefähr schloß der Baumeister:

„Spiele mit dem Verkehrten; immerhin, Du besserst es darum nicht. Gefällt es Dir, die Welt und ihre Verhältnisse noch verwirrter zu machen, meinethalben stelle auf den Kopf, was kaum auf den Beinen stehen kann. Aber vertheidige Dich, wie man sich so frech, so höhnisch an den Höhen des Gedan-

kens vergreifen kann, in den Koth dem Pöbel als Zerrbild das hinwerfen, was der Geiſt in ſeinen leuchtendſten Stadien zur Erſcheinung brachte. Weil es kranke Seiten hat, wie alles Menſchliche, darum ſollte es uns hochehrwürdig ſein. Es iſt ja die Geburt unſeres Geſchlechtes, darum trägt es ſeinen Stempel; und die Beſtialität hat kein Recht darüber zu lachen, weil es nicht fertig ward."

„Und ſprachſt doch eben ſelbſt beim Miniſter für meine Puppen!"

„Das iſt der Fluch der Verhältniſſe, daß wir das Unrechte oft vertheidigen müſſen, um das Rechte zu ſchützen."

„Biſt Du auch ſo klug geworden! Und noch ſo jung! Was wäre denn die Gerechtigkeit, wenns keine Ungerechtigkeit gäbe! Was denn die Wahrheit, wenn keine Lügengötzen wären! Meine Augen haben viel geſehen; aber noch lange nicht alle die ſchwarzen Fäden des Unrechts und die Spinngewebe der Täuſchungen, die die Welt bunt machen. Wenn ſie nicht bunt wäre, wär's ja keine Welt. Reiß Dein Auge auf, ſo groß Du kannſt, Du wüßteſt doch nicht was Licht iſt, wenn Du keinen Schatten geſehen hätteſt. — Laß mir meinen Tempel. Laß mich über die Wahrheiten lachen, — und das Volk auch. — Ich möchte es bis ins Grab — wie heiter könnte ich drüben dem Ernſt ins Auge ſehen, wenn ich mich hier ausgelacht."

Er hielt dem jungen Mann die Lampe ins Geſicht, und lachte auf: „Nicht wahr, Du ſtehſt jetzt im Dienſt der Wahrheit vor mir? Sie durchſchüttert Dich wie ein Fieber. Möchteſt mich zu Boden ſchmettern. Ha, ha! — Lieber, ſieh Dich da im Spiegel. Fleckig iſt er; aber durch den Roſt ſchimmern die kranken, gerötheten Augen, die runzliche Stirn, die blaſſen Lippen. Weil ſie Dich gekränkt haben, weil Du eine Hoffnung eingebüßt, weil's in Dir gährt und kocht, und vor den Augen ſchwarz iſt, darum — Aus welchem Holz ſoll ich Dich ſchneiden, aus welchem Thon kneten, Dich in meinen Tempel zu ſtellen?“

Werner hatte ſich auf eine Bank geſetzt, das Geſicht in der Hand geſtützt. Er ſprach nach einer Pauſe: „Ich glaube, Du haſt Recht. — Zeichne mich, wie Du Luſt haſt.“

„Wenn Du Dich recht umgeſehen im Tempel, Du würdeſt Dich wohl ſchon in einem Winkel gefunden haben.“

„Wie lange kennſt Du mich denn?“

„Ein Paar hundert, oder ein Paar tauſend Jahre. Darauf kommt es dabei nicht an. — Meinſt Du auch, wie die Jungen, Daß Du ein neues Gebäck biſt, aus einem Ei gekrochen, das keine Henne legte? Die Morgenſonne müßte die Augen aufreißen, wenn ſie Dich findet, weil ſie ſo etwas noch nie ſah trotz König Salomo? Und biſt doch, wie Du da

folger anlegt, und Meliorationen nirgends nach der Luſt des Nutznießers vergütet zu werden pflegen. Mir kam nur auch hierin Alles zu geräumig vor, indeſſen mußte ich durch ganz Schweden erfahren, daß gerade die Deutſche Eigenſchaft, welche einem ſo kalten Lande am wohlthätigſten wäre, das traulichе Aneinanderſchlieſſen, fehlt; überall iſt man ſtolz auf den Raum: Gehöfte und Zimmer ſind weitläuftig getrennt, in den kleinſten Wirthshäuſern der Flecken findet man mehr Säle als Zimmer, und auch in den Schlöſſern der Großen ſchmiegt ſich kein heimlich warmes Eckſtübchen zwiſchen die Reihen ſtolzer Prunkgemächer ein. Vielleicht liegt es aber mit im Charakter des Schweden, dem die ſtille Häuslichkeit nicht genügt, oder der ſie wenigſtens nicht verrathen will. Theilnahme am öffentlichen Leben iſt ein Grundzug dieſes Charakters; daher iſt in jeder Lebensbeſchäftigung der öffentliche Schein berückſichtigt. Merkwürdig iſt, daß die ſtolzen, hohen Geſtalten, trotz der Liebe für eine oſtenſive Eleganz, wenig Fait vom Reiten machen. Die lange Winterkälte und die anmuthige Bequemlichkeit des Cabrioletfahrens mag mit Urſache ſein. Der Schwediſche

Pferde-

biſt, nichts, gar nichts mehr, als ein Etwas, was Millionen Mal Millionen Mal vor Dir den Mond anſeufzte."

„Um ſo leichter wird es Dir werden, ſagte Werner, Jemand zu finden, der mich erſetzt. Ich bin müde. Du kennſt meine Abneigung gegen das Geſchäft, was ich übernahm. Entlaſſe mich."

„Hm! So raſch! — Habe einmal Luſt hier den lieben-Gott zu ſpielen. Der entläßt Niemand von ſeinem Poſten, wenn er ihm auch noch ſo ſauer wird, noch ſo verdrießlich iſt, wenn er auch bittet und droht, bis ſeine Zeit um iſt. Freilich, Mancher läuft fort. Aber Du wirſt es doch nicht? Ich habe ja Deine Unterſchrift. Nur ein Schurke hält nicht, was er verſprach."

„Alſo Dein Sclave! Gut, daß Du es klar ausſprichſt. Der Traum der Freiheit iſt der gefährlichſte, den wir träumen können, wie der der Unglücklichſte iſt, den das Schickſal mit lauter Glücklichen zuſammen würfelte."

„Alſo hier biſt Du der Unglücklichſte?"

Werner athmete tief auf: „Dir und hier will ich geſtehen, was oben Niemand ahnen dürfte. Ja, dieſes ewige, unabweisliche Gefühl beſchlich mich noch einmal mit um ſo größerer Kraft, als ich wähnte, darüber hinaus zu ſein. Um ſo marternder ſeine Foltern, als ich es in mich verſchließe. Du kennſt

nichts davon. Aber eben, weil Du nicht mehr dabei fühlſt, als die graue Mauer da, ſpreche ich es aus.“

„Du haſt Recht. Ein ſchwarzes Auge und eine ſchlanke Taille haben den alten Muff nie verzückt. Aber er glaubt doch den Dichtern, die da ſagen, daß die Liebe die Welt erſchaffen hat, und ohne Liebe die Weisheit ein tönendes Erz iſt und eine klingende Schelle. Iſt ſie denn ſo ſpröde, daß ſie ſich nur mit Fleiſch und Bein vermählt? Dringt und klingt ihre Muſik nicht durch die Adern von allem, was iſt und wächſt? In den Pflanzen und Blumen, im Mooſe, das den Felsblock umſchlingt, im Geſteine ſelbſt, der in den Tiefen wächſt! Warum denn nicht in der Kraft und Luſt, die uns zur Thätigkeit treibt, warum denn nicht im Schaffen und Wirken der Menſchheit, die vorwärts will? Ohne Liebe hätte ich meine Maſchinen nicht gebaut. — Aber Du biſt der Unglücklichſte, nicht wahr?“

Werner war aufgeſtanden: „Haſt Du mir noch etwas zu ſagen?“

„Es kommen zwei auf einander zu in einem engen Thal. Und wie ſie ſich ſehen, und die Arme ausbreiten, wälzt ein Dritter von oben einen Fels herab. Nun ſind ſie getrennt und klagen, daß ſie nicht zu einander können. Nicht wahr, die ſind unglücklich? Wenn Einer zum Andern möchte, und der Andere macht Kehrt, wenn er ihn ſieht, und wo er ihn ſieht und der Erſte kann ihn nun und nimmer

mehr treffen; nicht wahr, der iſt auch unglücklich? Der Regen ſpült vielleicht einmal den harten Stein aus, aber jener Erſte mag noch ſo viel weinen, das Herz, das gegen ihn Stein iſt, wird darum nicht weich. Kennſt Du ſolch ein Herz, und ſolche trübe Augen? Was heilt den Schmerz? Es thäte es ein Wort von Dir. Und gerade das Wort magſt Du und kannſt Du nicht geben. — Ich kenne eine, die unglücklicher iſt als Du."

Werner wehrte mit der Hand die Fortſetzung ab. Der Alte ſchwieg und fuhr in ſeiner Beſchäftigung fort.

„Was thuſt Du dort?"

„Ich packe ein."

„Willſt Du ausziehen?"

„Freilich. Nun iſt's bald aus."

„Das Jahr?"

„Meine Kleinen führen einen andern Kalender. Hörſt Du nicht den Holzwurm oben? Hörſt es nicht ſeufzen und pfeifen, wenn es ſtill iſt, hinter Dir in der Mauer?"

„Thorheit, die es Dir gefällt zu unterſtützen; ich hoffe nicht aus Eigennutz! Das Haus kann noch lange ſtehen, ſo baufällig es iſt."

Der Alte bückte ſich nach einem Beile und führte Wernern an eine Stelle der Mauer, die ſehr ſtark ſchien. Ein dicker vorſpringender Pfeiler trug das

Gewölbe: „Gelehrter, wie lange wird der Pfeiler ſtehen?“

„Dieſer? — Noch unſre Kindes Kinder werden darauf bauen können.“

Der Alte ſchlug mit dem Beil dagegen. Es klang hohl. Er hämmerte gegen eine Stelle, und mit dem verwitterten Kalküberwurf fielen bröcklichte Steine heraus. Dann ſchüttete ſich wie aus einer Sanduhr Schutt und Staub aus dem Loche: „Siehſt Du wie die Zeit verrinnt.“

Werner unterſuchte aufmerkſam. Es klang an mehreren Stellen hohl.

„Unverzeihlich, wenn Du das wußteſt, und zeigteſt es nicht an.“

Der Alte lachte: „Das war wieder ein Blick zu Deinem Bilde im Tempel! — Die Wahrheit ſoll ich ſagen, die nackte, baare Wahrheit? Wer ſagt ſie denn den Menſchen, und wird nicht ausgepeitſcht! Wär' ich nun hingetreten vor den König beider Indien, und hätte zu ihm geſprochen: Dein Haus iſt morſch, die Pfeiler ſind hohl, die Gewölbe brechen, es wird ſtürzen; wenn er mich nicht ins Narrenhaus aus Gnade geſchickt, wär ich armer Mann auf die Folterbank geſpannt. Das Haus iſt geſtürzt, aber die Wahrheit hätte mir kein Quentchen Balſam auf die gequetſchten Glieder geträufelt.“

„Woher entdeckteſt Du's?“

„Sahſt Du nie das Geſpenſt? — Freilich, Du

biſt ein Mann aus der ſchönen Zeit, wo ſie nur in Burggräben und Verließen umgehen durften, und holde Fräulein ſie im Mondenſchein am gemahlten Fenſter ſahen. Das iſt ein ſchlichtes Bürgerhaus; doch glaube mir, es ruht darauf ſo viel Fluch, als auf einem großen Grafenſchloſſe, ſo viel Fluch, daß die Steine, und wären ſie Granit, davon weichen würden, wie Wachs. Der arme Hausgeiſt, in den ſtillen Winternächten, wie hat er mir da ſein Leid geklagt, daß es noch immer nicht enden will. Immer neue, neue Lüge auf die alte gepackt, gekleiſtert, geflickt, um ſein Elend länger zu machen. Er mochte noch ſo ſehr bitten: Gönnt mir die ewige Ruhe! ſie hörten ihn nicht, oder antworteten: Es beſteht nun einmal, und hängt ſo vieles damit zuſammen, ſo Viele ziehen davon ihr Brot, und es würde Unordnungen geben, wenn es plötzlich aufhörte. Der arme Geiſt, ſiehſt Du, da ſteht er."

Der Alte hob aus dem Winkel eine barocke Figur. Werner ſah in dem ungewiſſen Lichte nicht viel mehr, als das weiße gepuderte Haar, das in Zöpfen und Alongelocken herabhängend den Leib bedeckte. Nach den Reden des Alten zu ſchließen, mußte die groteske Phantaſie des Künſtlers ſich hierdran in beſonderer Laune ergangen haben.

„Fühl einmal an: Stein, nicht wahr? — Aber es war Holz, und ehe das trocken war, weiches, elaſtiſches Holz, und ehe es braun war, grün, und vor-

dem eine ſchlanke Ruthe, und allererſt ein Keim; und nun iſt es harter Stein! Gott ſchütze und bewahre uns Alle, daß wir nicht verſteinern. Das iſt mein beſter Götze, meine ſchönſte, allerneuſte Wahrheit. Die gehört noch nicht für den Pöbel, die ſtaune ich an, und die Weisheit des Ewigen, und ſeine Güte, wie er auch im harten Stein die Menſchen ſich einen Götzen finden ließ. Sieh den glühenden Rachen! Alle neue Geburten ſchleudern ſie hinein, und liegen doch auf ihren Knien, und jubiliren: Der alte Gott lebt noch. Und der alte Gott ſchleudert keine Blitze herab gegen die Blasphemie! — Noahs Gott verhieß der Welt, ſie ſolle nicht mehr untergehen am Waſſer. Ach er vergaß, daß wir verſteinern können. Was der neue Götze anrührt, wird ewig — die Ewigkeit des Staubes. — Die ſind es, die meine Maſchinen nicht wollen, fuhr er mit grimmigen Augen, mit erhitzter Stimme fort, die dem Gedanken die Flügel nehmen, die ſich fürchten vor dem, was kommt. Ihre Wahrheit nennen ſie Gerechtigkeit; eine mit dem Gorgonenſchilde. Was beten ſie denn an, ſie, die von Glauben und Liebe dem Volk vorſchwatzen, und die Puppe Eigenthum an ihre liebloſe Bruſt drücken? Untergehen möge die Welt, wenn nur das Recht beſteht. Was iſt ihr Recht? — Moder, in dem ihre Väter faulen. Aus Moder wird Leben; aber ſie fanden den Quell, wo auch die Keime verſteinern. Nun umziehen ſie's mit

Firniß; das ihr Heiligthum, vor dem ſie knieen, das ihr Gottesdienſt; goldpapierne Heiligenſcheine um ihre verknöcherten Hirnſchädel; den Gott der Liebe ſelbſt zum Hegereiter gemacht für ihre abgeſchloſſenen Thiergarten. Schau, wie er ſpielt mit dem Crucifix, damit ſie ihm Zehnte und Frohndienſte laſſen, aus Höllenangſt — fort mit Dir!"

Der Greis ſchleuderte die Puppe fort. Dann faßte er Werners Hand, der nicht ausweichen konnte, und drückte ſie heftig:

„Hüte Dich vor dem Erſtarren. Je wärmer zuerſt die Pulſe ſchlugen, um ſo leichter legt ſich nachher die Eisrinde um das verblutete Herz. Dann, wenn das Leben nur noch rinnt, ein ſchmaler, dünner Silberfaden in dem Rieſenbett des alten Stromes, kommen die dürren, trüben Gedanken; da ſchleicht ſich ein der leberkranke Menſchenhaß, die Selbſtverachtung und der Hohn auf das, was uns einſt entzückte. Da brütet das ausgebrannte Hirn Geſpinnſte, und die lebloſe Lüge ſoll füttern und füllen die ungeheure Hohlheit, an der wir krank ſind. Das nennen ſie die Höhe der Erkenntniß, die Ausgeſtoßenen, die Schiffbrüchigen, die auf ihrer Sandbank verhungernd den ausgeworfenen Meſſingreif um die Stirne ſchlingen, und ſich Könige dünken, während der Bettler, der von den Broſamen des Lebens zehrt, gegen ſie ein reicher Mann iſt."

Tief bewegt kannte Werner den Alten; in ſo

heftigem Zorne sah er noch nie seinen Wahnsinn spielen. Aber er wußte, diese Ausbrüche gingen schnell vorüber. So auch diesmal. Eine tiefe Wehmuth schien plötzlich ihn zu durchzücken, die starren Gesten des Zorns waren geschmolzen, seine Stimme war weich, als er Werners Hand strich:

„Ich rede bisweilen irre und sehe Gespenster; doch fürchte Dich nicht. Ich bin ja auch wie ein Kind, ich freue mich noch über eine Blume. Die Blumen werden immer blühen, das Gras bleibt grün, auch wenn die Maschinen über der ganzen Erde arbeiten."

„Könntest Du mich's lehren, sprach Werner, wie man dieses Meer von Ungerechtigkeit durchschifft, und doch das Auge frisch behält, um die Sterne zu sehen, die hinter den Wolken verborgen sind!"

„Die Schule war hart, mein lieber junger Herr, hart genug für die Paar Sprüche die ich mir aufschrieb. Wenn Du meinst, daß ein Recept es thut, da ist es: Liebäugle nie mit dem Unglück, gefalle Dir nicht darin, was Dir grau erscheint, schwarz zu mahlen. Sieh nicht dahin, wo es regnet, sondern dahin, wo die Sonne scheint. Denn ein so kleines Pünktchen die Erde ist im Weltall, ist sie doch so groß, daß die Wolken sie nicht umspannen; und wenn der Nebel Dich noch so dicht umkreist, ruf es Dir mit heller Stimme in den Sinn, daß anderwärts Sonnenschein ist. Die Sonne des Glücks hat auch

ihre Himmelsbahn; unſere Zahlen ſind nur zu klein, um ſie auszurechnen. Aber rechne denen nicht nach, die glücklicher ſind als Du. Dagegen, ſo arm Du biſt, ſo ſchwer gedrückt, Du wirſt immer noch ein Glück finden, wenn Du mit Aermern vergleichſt. Das geht ins Unendliche hinab."

„Aber die zuletzt kommen, wo iſt deren Troſt?"

„Wir ſprechen ja von Dir."

„Aber ich finde den Troſt nicht, nach dem ich begierig bin, wenn ich noch Troſtloſe weiß."

„Wie viel Sprachen kennſt Du? — Drei, fünf, ſieben vielleicht. Und kennteſt Du alle Sprachen, todte und lebendige, die in der Welt geſprochen ſind, wie viel Millionen Sprachen giebt es noch, die Du nicht kennſt. Denn jeder Menſch hat ſeine eigene, die nur er, und die um ihn verſtehen, und ſo ſprechen ſie unter einander, und mit Himmel und Erde. Weißt Du nun, wie Himmel und Erde mit ihnen ſpricht, und ihnen Troſt zuflüſtert?"

„Willſt Du damit das Uebermaaß des Elends auf der Welt ableugnen?"

„Du haſt in Betten geſchlafen, ſeit Du geboren biſt, und wenn Dein Dach einfällt, und der Regen Dich näßt, biſt Du unglücklich. Aber der Hirte dort, der Winter und Sommer auf der Heide ſchläft, und wenn es ſchneit, ſeinen Pelz auf den Schnee wirft, weiß nicht, daß der Wind pfeift und der Hagel ſeinem braunen Geſichte wehe thut. — Du ſchwindel-

teſt neulich, als Du über die ſchmale Mauer gingſt, doch Du thateſt es, weil der Maurer vor Dir ging. Aber auf einem Seil würdeſt Du nicht gehen, und doch tanzt der Seiltänzer darauf und ſchwindelt nicht. Wir nur ſchwindeln vor dem Abgrund des Elends, die wir am Rande ſtehen, die drunten ſind in ihrem Elemente. Und erfreute Dich wohl ein Silberſtück, wenn's Dir einer in den Hut würfe? Wie vielen Millionen iſt das ein Silberblick des Himmels, es löſcht aus lange graue Tage hinter ihm, und ſtrahlt Seeligkeit aus auf eben ſo viele vor ihm. Wie reich iſt der Himmel an ſolchen Silberſtücken für die armen Leute. Uns wären's Rechenpfennige."

„Alſo die Gewöhnung, der Roſt, der edles Metall verzehrt, das wäre der letzte Troſt der Leidenden."

„Du haſt Recht; es ſind nur Recepte."

„Eine Wahrheit will ich."

„Eine ward einmal geboren unter den Sternen des Orients. Keine nach ihr glänzte ſo hell in der Nacht; keine ſtrahlte ſo tief in die Bruſt; keine träufelte ſo milden Balſam, ſolche beſeeligende Hoffnung dem Trübſeeligen und Beladenen. Achtzehn hundert Jahre und drüber ſinds nun her, und die Wahrheit kann nichts dafür, daß die Menſchen kleine Wahrheiten für ihr Bedürfniß daraus geſchnitzt haben. Aber aus allen Götzenbildern leuchtet und zückt es doch noch von dem was war."

Pferdeſchlag iſt tüchtig und wird jährlich durch Zuſchuß von der Norwegiſchen Race, wenn auch nicht verbeſſert, doch in alter Kraft erhalten. Aber man ſieht mehr auf Stärke, Dauer und Schnelligkeit als auf Schönheit. In militairiſchen Gütern, wie hier, wird natürlich auch letztere berückſichtigt.

Daß das Militair nicht ganz den allgemeinen Wunſch des Landes nach einem dauernden Frieden theilt, iſt wohl bei jedem Militair erklärlich, beſonders aber bei dem Schwediſchen. Der Gedanke an das, was ſeine Vorfahren geleiſtet, verſchmilzt ſich mit der bitteren Erinnerung an das entriſſene Finnland, ein Reich, welches, ſeit die Geſchichte aus dem Nebel der Mythe heraustritt, durch die Kraft des Schwediſchen Heldenarms mit dem Mutterreiche vereinigt war. Finnland war ganz Schwediſch geworden; beide fremden Stämme waren hier zu einem verwachſen; auch wer ſeine Finniſche Abkunft beſtimmt nachweiſen konnte, rühmte ſich doch der Schwediſchen Vorfahren. Nur in den Dörfern und zwiſchen den See'n des inneren Landes lebte der alte Volksſtamm und die alte Sprache unverändert fort. Die Seeſtädte, wie

Bayer. Staatsbib.

„Und Jeder legt es für sich aus, und findet seinen Kern, der ihm bequem ist.“

„Meiner heißt, sagte der Alte: Laß Dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem. Es hats noch Keiner bestritten, daß das der Kern ist, aus dem alle gute Keime schießen.“

Werner drückte dem Alten die Hand: „So wollen wir überwinden und überwinden. Unsere Thätigkeit soll ein Mühlrad sein — nie stille stehen, nie erwachen — aber wenn nun endlich doch die Kraft erlahmt. Wir blicken zurück auf unsere Werke, und sie sind nur ein festerer Staub. Was dann!“

Der Alte brummte etwas in den Bart und hing sich den Mantel um. Dann zündete er die Laterne an, und faßte Werners Hand: „Komm!“

„Wo willst Du mich hinführen?“

„Hoch, nicht geradewegs in den Himmel. Aber einen Weg zum Himmel auf Erden — komm, wir wollen ihn versuchen.“

Werner blickte fragend auf den Alten. Sein blasses Gesicht röthete sich etwas.

„Zur Liebsten meinst Du? Nein. War nie ein Kuppler. Aber zu Einem, der im Schmerz Dein Bundesbruder ist. Den übergeb ich Dir allein. Da arbeite, da rede, da schaffe, da hauche Trost ein, und wenn es Dir gelingt, dann glaubst Du vielleicht, daß doch eine Seele in der Arbeit ist, ein Hauch, der

das Mühlrad treibt. Blinder, meine Steine ſind zu gut für Dich. Verkehre da mit Herzen und finde das, was Du brinaſt.“

Aber als ſie auf dem Flur waren, begegneten Beiden einige wohlbekannte Geſichter in Polizei-Uniformen — wenigſtens waren ſie es für den Baumeiſter — und nahmen in ihren Mittheilungen an ihn ſeine volle Aufmerkſamkeit für den Augenblick in Anſpruch. Zum zweiten Male mußte er mit der Baucommiſſion in den Keller hinabſteigen.

Fünftes Kapitel.

An der Abendtafel bei der Kaufmannswittwe hatten die Gespräche nicht den gewöhnlichen muntern Fluß gewonnen. Zwei blasse Gesichter neben einander gesetzt schienen die Gesellschaft zu stören. Auch die versteckten Anspielungen und die minder zweideutigen Gesundheiten hatten Beide nicht aus ihrer Ruhe und gemessenen Haltung gebracht. An Cäciliens Schweigen war man gewöhnt. Aber auch Strahlheim führte nicht das Wort; er war einsylbig und schien befangen.

Man hatte sich zu früh niedergesetzt. Das neue Jahr zögerte zu kommen. Die Engel flogen oft über den Tisch. Einige Gäste kämpften mit dem Gähnen.

Man wollte geistreich sein; aber die witzigen Gespräche geriethen auf Sandbänke allgemeiner Bemerkungen, oder ihre Spitze stumpfte sich an einer Klippe unangenehmer Erinnerungen ab. Der herkömmliche Gegenstand bei den Unterhaltungen dieses Abends, das Frauenregiment, war auch hier hervor gesucht. Aber der feine Spott hatte an den groben Ernst ge-

ſtreift. Jeder kannte ihn, und die Wirthin hatte ſich mehre Mal verfärbt. Die Partie der Rathswittwe mit dem Grafen war zwar ein ergiebiger Stoff geweſen; das Wunderbare, das Lächerliche und Anſtößige war auf alle Weiſe beſprochen und beſpöttelt worden. Aber wenn man dabei auf das Thema der Liebe überhaupt und unpaſſende Verbindungen insbeſondere kam, richteten ſich unwillkürlich die Blicke auf Strahlheim und Cäcilien.

Madame Löwlein warf unerwartet das Tuch auf den Tiſch und erhob ſich.

„Iſt es keine Albernheit, eine Stimmung erzwingen wollen, zu der man ſich nicht geſtimmt fühlt! Ueberhaupt weiß ich nicht, was ein letzter Jahrestag beſonders Feierliches hat. Ein Tag iſt wie der andere. Wenn das alte Jahr gelb war, wird das Neue darum nicht roth anfangen. Es iſt reine Willkür, Aberglaube, eine von den tauſend Traditionen, an die wir uns gekettet haben, ohne Grund, ohne Vernunft, nur um uns ſelbſt zu quälen.“

Die Gäſte verſtanden das als Anweiſung zu gehen. Aber die Wirthin erſchrak, als ſie den erſten mit dem Hut in der Hand ſah. Sie beſtand darauf, daß man bleibe, ſich angenehm, ungenirt unterhalte. Es ſollte Muſik gemacht, getanzt werden. Vor Mitternacht dürfe keiner fort, bei ihrem Zorne. Laut, laut ſolle man ſein, luſtig.

Aber es laſtete ein Fluch auf allem, was man

vernahm. Das Clavier war verſtimmt, der erſte Tänzer ſtrauchelte. Cäcilie ſchlug entſchieden jede Theilnahme ab. Auch Strahlheim fühlte ſich nicht disponirt. Er komme von Patienten, deren ungewöhnliche Leiden ihm im Kopfe umgingen; auch dürfe er noch eines ſpäten Rufes zu Einem oder dem Andern gewärtig ſein.

So bewegte ſich das Geſpräch in erneuter Peinlichkeit. Man ſchien zufrieden, wenn es nur auf der Bahn der Gleichgültigkeit blieb.

Auf der Straße ward es ſchon lebendig. Auch drüben im Bau begrüßten die Arbeiter mit Gläſerklang das kommende Jahr.

„Warum ſehn Sie nun wie eine Leinewand aus?“ fuhr die Wirthin plötzlich den Commiſſionsrath an. Es mochte ihr gerade Bedürfniß ſein, Jemand anzufahren, und der Commiſſionsrath ſaß zunächſt; aber er war wirklich blaß und ſchien in Gedanken verſunken. „Iſt für Sie der Tag was beſonders, den Sie funfzig Mal erlebt, und noch, wer weiß wie oft, erleben werden? Denn krank ſind Sie nicht, und unglücklich auch nicht, und an's Sterben denken Sie noch weniger. Ihre Rechnungen ſind jederzeit in Ordnung wie Ihr Habit und Ihre Friſur. Sie fürchten nichts, Sie hoffen nichts.“

„Das iſt ein großes Wort, ſagte er. Freilich, was ſollte ich fürchten, was hoffen, was ich nicht voraus weiß, ſo gewiß, als daß mit dieſer Stunde

dieſes Jahr endet, und es mit allen Kräften, die uns zu Gebote ſtehen, unmöglich wird, ihm auch nur eine Minute zuzuſetzen. Aber erinnert uns nicht jeder Jahresſchluß, wenn wir unſere Rechnungen addiren, an den Abſchluß unſerer eigenen Thätigkeit? Und die Kraft dazu iſt genau abgemeſſen wie der Sand in der Uhr; wenn das letzte Körnlein hinaus iſt, ſteht die Maſchine ſtill. Und die regelrechteſten Maſchinen, die auf die Minute arbeiteten, niemals ſtockten, ſobald ſie ihre Dienſte gethan, die Räder abgerieben ſind, zerſchlägt, verbrennt man, oder wirft die Stücke in die Rumpelkammer. Neue kommen an die Stelle; ſie arbeiten vielleicht raſcher und beſſer, und die alten ſind vergeſſen."

Die Wittwe überſchlich etwas Unheimliches. Das Geſicht des wohlbekannten Mannes kam ihr zum erſten Male wie ein Todtenkopf geformt vor. — Sie fragte ihn leiſe, — weshalb, überhaupt und gerade jetzt, hätte ſie ſich ſelbſt nicht zu beantworten gewußt: ob er die fünftauſend Thaler noch brauche? —

„Welche fünf Tauſend!" fragte der Rath mit verwunderter Miene. Er beſann ſich ſchnell und drückte freundlich die Hand der Wittwe: „Meine ſehr gütige Freundin! Erinnerte ich mich doch wirklich nicht gleich mehr meines neulichen kleinen Anliegens. Richtig, es war da ein unglücklicher Menſch, den ich über die Gränze ſchaffen wollte, und ich hatte gerade den Tag vorher aus Gefälligkeit mehrere

Rimeſſen in **honorem** anderer Kaufleute honorirt, die in momentaner Verlegenheit waren. Die Sache hat ſich vollkommen arrangirt; ich ſchäme mich wahrhaftig, daß ich Sie damals incommodirte."

„Sie ſind alſo jetzt" —

„So arrangirt, daß ich meiner Freundin mit jeder Summe zu Gebote ſtehe. Commandiren Sie, ich bitte Sie inſtändigſt; denn Sie können denken, daß meine Kaſſen gerade um Jahresſchluß gefüllt ſein müſſen. Und es iſt mir ordentlich peinlich, ſo viel Baares um mich zu wiſſen. Aber was will man machen, wenn die Leute es uns aufdringen. Alſo durchaus keine Gene, im Gegentheil, Sie erzeigen mir eine Gefälligkeit. Mein Caſſier iſt angewieſen, und Sie dürften doch vielleicht wegen des Umzugs mehr Baares bedürfen."

Die Wittwe fragte ihn, ob auch er in das neue Haus hinüberzöge? Der Rath bejahte es, und gefiel ſich darin, ſeine neuen Anordnungen und Einrichtungen bis ins Kleinſte auszumalen. Madame Löwlein meinte, für einen Mann zieme ſich nicht eine ſo entzückte Detaillirung von Wirthſchaftsangelegenheiten.

„Vielleicht! ſagte der Rath. Doch muß nach meiner Anſicht ein Mann das ganz ſein, was er iſt. Ordnung in allen Geſchäften läßt ſich von der Ordnung im Leben, in der Haushaltung, ſelbſt in der Toilette, nicht trennen. Wie viele leben ſcheinbar ordentlich, indem ſie die Lücken von Heut auf Morgen

übertragen; und sie meinen ordentlich gewirthschaftet zu haben, wenn Alles bis zu ihrem Tode gerade aushält, aber keinen Schritt darüber. Ich wünsche die Ehre eines soliden Mannes ins Grab mitzunehmen. Nichts könnte mich mehr kränken, als die Vorstellung, daß man nach meinem Tode den geringsten Fehler in meinen Rechnungen fände. Wie grausam, wenn der Todte noch das Versehen leichtsinniger Erben, gewissenloser Administratoren, mit seinem Rufe büßen müßte."

Die Wittwe wandte sich, ärgerlich über das Todtengespräch, ab, und ihr Blick mußte doch sogleich wieder eine Leiche sehen. Marie brachte den ausgestopften Papagei. Der Apotheker hatte ihn eben geschickt. Aber in demselben Maaße, als sie danach verlangt hatte, erschreckte sie jetzt der ungelegene Anblick. Nur die Gegenwart der Gäste verhinderte einen Auftritt von Heftigkeit, welcher den unschuldigen Absender und die unschuldige Ueberbringerin getroffen hätte.

„Abscheulich! Mir damit, und jetzt, unter die Augen zu treten. Fort, fort! Kann man etwas Gräßlicheres sehen als diese geschwollene, ungeschickte Figur. Das ist kein Leben, das ist doppelter Tod. — Der Kopf, pfui! noch einmal so groß gepreßt. Das soll mein Liebling sein! Nimmermehr."

Der Commissionsrath hielt die Puppe in Händen, und schien sie mit Wohlgefallen zu betrachten:

„Das Bild des armen Joly ist freilich für ihn nicht schmeichelhaft; aber je länger Sie es ansehen werden, meine Freundin, um so mehr werden Sie sich an das Abbild gewöhnen, und die Vorstellung des Originals wird sich verwischen. Geht das uns Allen nicht ebenso. Was wir gewesen, die lebendigen Lineamente verschwinden auch denen, die uns lieb hatten, und es bleibt nichts von uns, als was ein Sudler oder ein Künstler zufällig auffaßte."

„Aber der Kopf! rief die Wirthin. Wenn nur sein schöner Kopf, die schöne Krümmung des Halses, die halb schlau, halb schläfrig blinzenden Augen erhalten wären. Das ist ja affrös."

„Ja der Kopf, dieses Symbol dessen, was der Mensch gewesen, die Augen, dieser deutlichste Spiegel der Stufe, die der Geist errang, mit ihrer Kraft es auszudrücken oder es zu verbergen, wie er wollte, daß auch dieser in seiner Verstellung und Verzerrung der Mißachtung und dem Spotte preis gegeben sein muß! Sein Kopf ist nicht allein das Werk der Natur, des Zufalls; der Mensch selbst that dazu. Leben und Schlaffheit in den Zügen, sind das Produkt seiner eigenen Anstrengung. Wenn er diesen Stempel wenigstens mitnehmen könnte in das dunkle Land der Vergessenheit, wie ja die hartherzigsten Gläubiger einem Schuldner wenigstens sein Siegel lassen, das ihnen nichts nutzt. Und gerade den Kopf verlangen unsere barbarischen Gesetze, an ihn

knüpfen sie die Erinnerung der Schmach, mit der sie die Unglücklichen strafen und verfolgen, die ihrer Zuchtruthe entlaufen sind. Wenn man in unsern civilisirten Ländern auch das Haupt eines Hingerichteten nicht mehr auf den Pfahl steckt, ist denn das Anschlagen der Bildnisse von Entwichenen nicht eben so grausam und barbarisch! Ich gehe an keinem solchen Galgen ohne Schauder und Entsetzen vorüber."

Der Rath hatte in seinem Rednereifer weder den Widerwillen bemerkt, mit welchem die Wirthin ihm zuhörte, noch daß sie sich schon von ihm entfernt hatte, ehe er mit der auffälligen Reflexion zu Ende war.

Sie hatte von fern einem Gespräche zwischen dem Arzte und ihrer Tochter in der Fensternische des Cabinets zugesehen. Das Resultat, mit den Augen aufgefaßt, schien erfreulich, denn er drückte ihre Hand an die Lippen. Cäciliens Miene konnte die Mutter nicht bemerken, sie stand ihr mit dem Rücken zugekehrt. Eben so wenig hatte sie mehr gehört als Worte.

„Meinen Sie, daß ich Sie kenne, was können dann Worte ändern, sagte Cäcilie. Das Schlimme sich zu verschönern, wenn es unvermeidlich ist, mag der eigenen Phantasie überlassen bleiben."

„Unvermeidlich! wiederholte er mit bewegter Stimme. Das wäre mein Urtheil, gegen das keine

die ganze Küste sind Germanisch und tragen auffallend Schwedische Namen. Ueberdies waren die fruchtbaren Ebenen Finnlands Schwedens Kornkammer. Alles dies muß die Erinnerung an die Losreißung dieses ausgebreiteten Landes von Schweden zu einer der bittersten Wunden für den Stolz des Patrioten machen. Sie kann durch die Einverleibung Norwegens nicht geheilt werden. Die Union hängt an zu schwachen Fäden; die ungeheure Ausdehnung beider Reiche täuscht nicht den Blick gegen das Bewußtsein, daß beider eng vereinigte Kraft nur gering gegen jene frühere Schwedens, in Verbindung mit Finnland, sei. Unverholen sagten uns Schwedische Militairs: obgleich ohne den geringsten Groll gegen Preußen, hätten sie doch viel lieber im Jahre 1813 auf unsere Engverbündete losgeschlagen, als auf die Franzosen, die ihnen wenig gethan hätten, was den Groll rechtfertigte, welcher in jeder Schwedischen Brust gegen den mächtigen Nachbar lodere, der, als er Finnland nahm, in ihr Herzblut griff. Merkwürdig war es aber, Schwedische Officiere ihre Meinungen über die Preußischen äußern zu hören. Nicht, daß irgend ein Groll, oder etwas Ehrenrühriges zur Sprache

Apellation gilt. Vermeiden läßt ſich Alles bis auf den Tod, und wenn nichts hilft, hilft dieſer. Dennoch gab ich noch einer Hoffnung Raum, noch ein Stern flimmerte durch die Nacht. Ich klammerte mich daran wie der Schiffbrüchige an das Brett, das ihn ans Ufer tragen ſoll, wenn die Götter günſtig ſind."

„Ich begreife nicht was Sie wollen. Iſt es der entſchiedene, unumſtößliche Wille meiner Mutter, ſo kennen Sie meinen Entſchluß. Ich werde mir Mühe geben meiner Pflicht zu gehorchen. Daß Sie auf keine Neigung Anſpruch machen können, wiſſen Sie."

„Nein, Weſen aus einer höhern Welt, dieſer Hoffnung entſagte ich. Sie kennen mich — Sie haben mich ganz durchſchaut, Sie wiſſen alſo auch, ich kann nicht lieben; ich fordere ja nun auch keine Liebe. Die Gier nach Glanz und Ehre hatte ſchon die Adern des Knaben vergiftet; ſchon dem Jünglinge ſchlugen die Pulſe ſtürmiſch nach dieſen berauſchenden, blendenden Genüſſen, und wer in ihnen taumelt, hört nicht mehr die ſüßen Stimmen der Natur; das Flammenmeer eitler Weltluſt läßt ihn nicht mehr den Frühling grün ſehen, alle Blüthen, alle Düfte ſchlürft er auf wie ein Verſchwender, um den Durſt nach Genuß zu befriedigen. So kennen Sie mich; und doch vielleicht noch nicht. Ihr keuſcher Sinn ſchrickt noch zurück vor den Abgründen, in die ich verſank; mildreich aus Schonung, breiten

Sie einen Schleier darüber, um mich nicht in meiner ganzen Zerstörung zu erblicken. O dort unten, wo der Ehrgeiz wühlt, ist es fürchterlich; wer reinen Sinnes ist, verlange nicht hinein zu schauen, wo Lust und Wuth den Trug hervor rufen und der Trug den Selbstbetrug. Fordern Sie keine Geständnisse; wenn Sie forderten, ich müßte Alles geben, bekennen müßte ich, wie ich Ihre Mutter, wie ich Sie getäuscht — ach im Rausche dieses Wahnsinns scheint uns das Verbrechen sogar erlaubt um das eine Ziel."

„So wäre es also gut, daß wir unser Gespräch hier enden. Ist das, was Sie wünschen erreicht, steht es bei Ihnen, was Sie für gut finden mir zu vertrauen. Ich mache auf mehr nicht Anspruch."

„Nein! Jetzt oder nie; noch in diesem Jahre muß die Glocke schlagen, meiner Erlösung oder meiner Verdammung. Freiwillig, anders nicht, müssen Sie entscheiden, ob ich auf dem Pfade der Verworfenen, aussichtslos fortwandeln soll, oder ob ein Engel mir Muth winkt mich von mir selbst frei zu machen. Ich war arm, sehr arm, und doch spornte, durchglühte mich der Drang nach dem Höchsten. In die Hände gewissenloser, kaltherziger Intriguanten und Wucherer gerathen, ward ich zum Verschwender an meinem Edelsten, und dann selbst Intriguant, Wucherer mit den Gaben, die mir die Natur zu edlerem Gebrauche lieh. Mein Leichtsinn sah nicht die schmalen Wege, auf denen ich jählings dahin stürzte, von

wo kein Rückweg iſt. Jetzt blicke ich zurück, ich ſehe die engen Nebelſade, die Felsabgründe, mir geht der Muth aus. O glauben Sie mir, unter der lachenden, triumphirenden Maske, in der ich in Ihrem Hauſe erſcheine, birgt ſich ein verwundeter Geiſt, die Fittiche, mit denen er zur Sonne wollte, ſind geknickt. Wo ich hinblicke, nur die hohnlachenden Trümmer geſcheiterter Entwürfe, die Rache fordernden Spuren der Verwüſtungen, die ich angerichtet. „„Was hätteſt Du ſein können, und was biſt Du! rufen ſie mir zu. In der Lüge befangen, war Dein ganzes Leben ein Labyrinth der Selbſttäuſchung. Nun es zu ſpät wird, gehen Dir die Augen auf, Verlorner.““ Was mich entzückte, während ich es verfolgte, langweilt mich, wenn ich es beſitze. Und rings umher, ſo weit das Auge reicht, kein Troſt. — Das bin ich, Fräulein; bei allem, was Ihnen theuer iſt, ich bin es wirklich. Sie dürfen mir diesmal glauben, ich rede Wahrheit.“

Sie blickte ihn mit einem feierlichen Ernſte an, und ihre glänzenden Augen ſchienen noch in den ſeinen zu leſen, als ſie nach einer Pauſe antwortete: „Ich will Ihnen glauben, was Sie wünſchen, daß ich glauben ſoll. Bei weniger Wahrheit und mehr Abſicht würde es Ihnen nicht ſchwer werden ein poeſiereicheres Kleid zu finden.“

„Das ſei fern, rief er ihre Hand ergreifend. Die Poeſie ſoll keine Scheinbrücke wölben über den

Abgrund, der uns trennt. Unbeſchönigt von der modernen Moral der Zerriſſenheit, trete ich vor Sie her. So wie ich bin, ſollen Sie mich ganz ſehen, kennen, und dann — ich fordere nicht Liebe, nicht Achtung — nur die Theilnahme, das Mitgefühl eines Engels flehe ich an, ob er mit kaltem Verdammungsblick mir den Rücken wendet, oder ſich Eines erbarmen will, der vielleicht nicht ganz verdient hatte, daß man ihn am Wege liegen ließ."

„Der Mann, der das Mitleid anruft, hat ſich ſchon ſelbſt aufgegeben."

„Nicht von mir rede ich, ſagte er mit einem leichten Erröthen. Den edlen Quell im weiblichen Gemüthe bete ich vertrauend an, aus dem einiger Balſam für alle Leidende von ſelbſt träufelt; er kann nicht anders, er muß ihn ſpenden, ob ſie ihn verdienen oder nicht, ob ſie ihn anrufen oder verwerfen. Ja das iſt das Göttliche im Weibe, das ſich, wie die ewige Liebe für Sünder und Gerechte zugleich offenbart und zur Weihe des Martyriums ſteigert. Die ſüße Luſt, leugnen Sie es nicht, glüht auch in Ihren Augen, ſich ſelbſt zu opfern, für einen Unglücklichen, mehr noch, für einen Strafbaren, und noch mehr, für Einen, der es Ihnen nicht dankt. Das thaten Sie, ich weiß es. Nichts zog Sie zu jenem Glücklichen, als weil er unglücklich war. Ein Beutel mit Geld, eine Anſtellung hat ihn wieder eingeſetzt in die Zahl der Ehrbaren. Ich bedarf mehr, Alles muß

ich haben, das höchste Glück des Lebens, um nicht Alles, mich nicht selbst zu verlieren, und kühner als je lodert die Hoffnung auf. Denn der Stern glänzt in Ihrem Auge."

Las er wirklich etwas davon? Fühlte er wirklich einen Widerdruck der Hand, die er faßte? Und war es so, war er dem Siege näher als der Niederlage. Doch begegneten sich noch Beider Augen wie sich zwei Feinde beobachten, wohl mit der Neigung sich zu vertragen, es traut aber noch keiner dem Andern, ob es ihm Ernst ist. Die Mutter nahm es dafür. Sie trat auf Beide zu, sie wollte ihre Hände ergreifen, als Strahlheims umherblitzendes Auge einen andern Gegenstand traf, und die Wirkung mußte so überwältigend, so plötzlich den Ausdruck ändernd sein, daß auch in Cäciliens Auge in demselben Momente der des Mitleids verschwand. Sie zog ihre Hand aus der des Arztes.

„Meine Kinder! sprach Madame Löwlein. Tretet näher. Die Gesellschaft wird sich freuen Euch wieder zu sehen."

„Es schlägt drüben in der Altstadt schon Zwölf," sagte ängstlich Cäcilie.

„Zwölf! rief Strahlheim. — Unmöglich, — die Uhr geht zu früh."

„Ganz richtig. Die Neustadt differirt nur um eine Minute, sprach eine Stimme aus dem Winkel. Wollte auch gehorsamst zum frohen Neujahr gratuliren."

Die Geſtalt, welcher die Stimme angehörte, mochte mit mehrern Andern, die zum Glückwünſchen kamen, ſich in das Zimmer gedrängt haben. Zur Geſellſchaft gehörte ſie nicht. Aber die Gratulationen hatten begonnen, Gläſerklang und Umarmungen, um ſo lauter, als vorhin die Geſellſchaft in ziemlichem Schweigen ſich gelangweilt hatte.

Ein alter Gebrauch in der Stadt, in welcher unſer Mährchen ſich ereignet, wollte, daß in jener Nacht die geſchloſſenen Thüren der Wohnungen ſich öffnen, und was in einem Hauſe wohnt, ſich zu einander drängt zum Austauſch der Glückwünſche für das neue Jahr. Bisweilen öffnen ſich auch die Hausthüren den luſtigen Wallern auf der Straße, und das Proſit Neujahr! dringt in allerhand Verkappungen und Faſchingsmummereien jubelnd von auswärts in die geheiligten Familienkreiſe. In der Neuſtadt kommt dieſe Sitte jetzt ab; in den großen Häuſern der Altſtadt wird ſie noch mit religiöſer Scheu beobachtet. Auch in dem Hauſe Löwlein und Aderbeiß erbte ſie als Tradition fort, und dem Willen der Wittwe fehlte der Muth, was ihr unangenehm war, zu verhindern.

Der helle Saal war jetzt von ungebetenen Gäſten angefüllt. Die Enkel der Waſchfrau griffen ungeſchickt nach der Hand und dem Kleide der Dame des Hauſes, um ihr den gebotenen Glückwunſch zu bringen; die Domeſtiken glaubten auch ihrer Pflicht genügen zu müſſen, und viele Neugierige hatten ſich

mit ihnen eingedrängt, um die Pracht der geputzten Tafel zu sehen. Ja zum Ueberfluß war auch ein Theil der muntern kleinen Gesellschaft bei der Räthin unten heraufgekommen, und der Graf und seine Braut empfingen am andern Ende des Zimmers die lauten Glückwünsche derer, welche kurz vorher sich über sie lustig gemacht hatten. Ihre eigene Freude überbot aber an Lustigkeit die der Glückwünschenden.

Es wäre schwer zu bestimmen, — wenn etwas unangenehmer war — ob diese überraschende Wendung in der Stimmung der Wirthin, oder der Anblick des kleinen Herrn Joel, welcher den ersten Glückwunsch ihm darbrachte, dem Doctor Strahlheim.

„Ja es ist wirklich Neujahr, mein lieber Herr Doctor," sprach der Sensal mit grinsend freundlicher Miene, indem er die silberne Taschenuhr an der langen Kette vorzog.

Da ergriff plötzlich Strahlheim Cäciliens Hand. Ein „Jetzt oder nie" hauchte aus tiefer Brust, es bleibt aber ungewiß, ob es über die Lippen kam, und zu Worten wurde. Das Geräusch im Saale hätte auch ein lauteres übertönt. Er zitterte heftig und eine heiße Hand hielt eine eiskalte.

„Theure Frau, sprach er zur Wirthin, der Augenblick ist da. Ehe die Weihestunde entschwindet, ehe das neue Jahr sein unentschleiertes Geheimniß über unsern Häupter enthüllt, jenem Segen, dem Verderben spendend, sprechen Sie aus unser Loos.

— Ich habe keine Rechte auf dieſe Heilige — meine Zunge ſtammelt nur Bitten — aber ſie hörte die ſtummen Seufzer, bevor ſie zu Wünſchen wurden. Sie erbarmte ſich meiner, ehe ich wagte ſie anzurufen, ſie winkte Gewährung, als ich noch wie der Sünder vor der Verdammung bebte" —

„Sie will? rief Madame Löwlein, Cäcilie, mein liebes Kind, ſprich es aus, was Deine Mutter glücklich macht!"

Bis da war, was zwiſchen den Dreien vorfiel, ein raſches leiſes Spiel, von wenigen beobachtet, von wenigen belauſcht. Jetzt hatten ſich die Augen der Geſellſchaft darauf gerichtet. Man machte Platz, man wandte ſich nach der Gruppe. Kerzen und Blicke ſtrahlten auf eine Begebenheit, welche an Bedeutung alles überbieten konnte, was bisher die Aufmerkſamkeit angezogen hatte. Man ſah eine bleiche Marmorſtatue angefaßt von einem heftig erſchütterten Manne, und es ſchien als wolle er niederknieen mit ihr vor der Mutter, die ihnen die Arme entgegenbreitete.

„Ihren Seegen?" ſprach Strahlheim.

„Sprich!" rief die Mutter und hob zum Segen die Hände.

Hätte ſein Auge nur nicht in demſelben Augenblick ſeitswärts geſchielt; halb ängſtlich forſchend, halb triumphirend. Hätte nur der Senſal Joel, dem dieſer verſtohlene Blick galt, nicht ſo widerwärtig gelächelt, und hätten Cäciliens Augen, die vorhin in

ausdruckslosem Glanze vor sich hinstarrten, nicht gerade jetzt sich auf den Punkt unwillkürlich gewandt, wo Beider Blicke sich begegneten. Lachte der Sensal nicht wie der Dämon, wenn er jubilirt über eine Seele, die in seine Stricke fiel? Diese Seele war der Unglückliche, dessen zitternde Hand ihre hielt. Der Druck des Geständnisses brannte ihr bis ins Mark. Es durchzückte sie tiefster Schmerz und schauderndes Mitgefühl; aber es war nicht stark genug gegen das Grauen, das sie zugleich durchschütterte.

Ihre Lippen hatten sich krampfhaft geöffnet. Sie hatte das schwerste „Ja" ihres Lebens stammeln wollen. Der heiße Gaumen, die trocknen Lippen brachten keinen Laut vor. Und doch, jetzt kam die Kraft, es brach heraus, deutlich, allen vernehmbar, ein Metallklang, der wie ein elektrischer Schlag die dumpfe Atmosphäre durchschwirrt: „Ich kann nicht. Wer rettet mich!"

Sie hatte ihre Hand aus seiner losgerissen, und verhüllte das Gesicht. Ihr Busen schlug in stürmischen Pulsen, die Marmorkälte und Marmorblässe war gewichen; sie lebte wieder um die zornfunkelnden Blicke der Mutter zu sehen, die Lippen, die sich entfärbten, um eine Drohung oder Verwünschung auszusprechen.

Ein Aufstand unter den Anwesenden verhinderte den Ausbruch des Ungewitters, oder, wenn schon ein hartes Wort Madame Löwleins Zunge entglitten,

war es überhört, indem die Aufmerksamkeit seit einigen Secunden sich auf einen neuen Gegenstand gewandt hatte.

Werner war eingetreten. Auf seinen Gesichtszügen stand keine Neujahrsgratulation geschrieben, aber etwas Neues, dessen kurze Mittheilung schon auf die Nächststehenden seine Wirkung nicht verfehlt hatte, als er auf die Wirthin zuging:

„Ich komme ein ungebetener Gast in die Hallen Ihrer Freude, aber meine Begleitung wird Ihnen sagen, daß es nicht mein Wille war, sie zu stören."

Ein Polizeikragen unter diesen Begleitern und die blassen Gesichter um ihn her waren wenigstens nicht geeignet, die Freude, die er nicht stören wollte, wieder herzustellen.

„Sein Sie auf ein übles Ereigniß gefaßt, so wird es die Hälfte seines Schreckens verlieren. Ich habe diese Herren wenigstens überzeugt, daß die Gefahr nicht so nahe und dringend ist, als sie meinten, und der Befehl, auf den man antragen wollte, schon diese Nacht das Haus zu verlassen, wird, ich bürge dafür, nicht zum Beschluß kommen."

Ausrufe der verschiedendensten Art und todtenblasse Gesichter umringten den Sprechenden. „Was ist es!" — „Lebensgefahr" — „Sprechen Sie" — „Das Haus stürzt ein?"

Werner berichtete in kurzen Worten, wie eine Untersuchung der Fundamente des Gebäudes, auf

gekommen wäre, man erkannte bereitwillig alles Große und Ausgezeichnete, was in den Jahren 18$\frac{13}{14}$ geschehen war, an, konnte sich aber nicht anders vorstellen, als daß unser Militair nun beständig die Worte Katzbach, Dennewitz, Leipzig und Waterloo im Munde führe. So muß man in der Fremde die Vorzüge unserer Einrichtungen und des liberal-humanen Geistes, welcher die Bessern durchdringt, kennen lernen. Ich glaube, in der ganzen Preußischen Armee sucht man jetzt eben so umsonst nach einem Original, welches bei Katzbach und Waterloo schwört und flucht, wie jetzt unter der feingebildeten Englischen Marine nach See-Kapitains aus Smollets Tagen. Man möchte eher eine zu weit gehende deutsch nationale Bescheidenheit finden, welche lieber jeden Glückscoup eines genialen Feindes anerkennt, als das Verdienst der eigenen That. Bei den Franzosen hilft uns diese Selbstverleugnung eben so wenig, als bei neutralen Nationen. Wo der Eigenthümer sein Recht nicht zeitig vindicirt, weiß der nationale Stolz des Franzosen bald ein Gebäude von glänzenden Trugschlüssen und Verläumdungen aufzuführen, durch welches die richtende Geschichte nur mit Mühe blicken wird.

die ihn ein Zufall heut Abend geleitet, auch ihm die Ueberzeugung gegeben, daß es in einer Art baufällig sei, welche über kurz oder lang ein Abreißen desselben nöthig mache. Der Nachtwächter habe zur selben Zeit ein sichtliches Schwanken bemerkt, und die Risse am äußern Putz, die man darauf in der Stille untersucht, bewiesen, daß es sich um mehrere Zoll geneigt. „Dennoch, schloß er, ist es mir gelungen, die herbeigerufenen Mitglieder der Commission zu überzeugen, daß die Gefahr für den Augenblick vorüber ist, vorausgesetzt, daß keine ungewöhnliche Erschütterung eintritt. Das Haus hat sich jetzt, wie oft alte Häuser, gesenkt, aber in sich selbst einen Stützpunkt gefunden, der es, wir wissen freilich nicht auf wie lange, aber gewiß doch so lange hält, daß es nicht nöthig wird über Hals und Kopf es zu verlassen. Häuser mögen, ich versichere Sie, in diesem Zustande Jahre, oft Jahrhunderte lang sich erhalten; denn die tausendfältigen Fugen und Verbände eines künstlichen Organismus halten, wie die des natürlichen, auch noch wenn Glieder und Pulse fehlen, welche uns wesentlich zum Dasein zu gehören scheinen. Ein rasches Aufgeben, eine plötzliche Furcht zerstört dann oft auf einmal und viel zu früh, was äußern Stürmen noch lange getrotzt hätte. Die Erschütterungen sollen uns nur als Warnungen dienen, uns nicht zu fest auf das zu verlassen, was unsere Vorfahren gebaut, um bei Zeiten auf eine Zuflucht für den schlimm-

ſten Fall bedacht zu ſein. Das iſt hier, wie ich weiß, geſchehen. Sie mögen daher Alle, ich betheure es, ruhig hier ausharren. Noch dieſe, noch viele Nächte hält das alte Haus, auch Wochen, auch Monate, auch vielleicht Jahre noch. Denn die ruhige Witterung verſpricht uns Tage und Nächte ohne gefährliche Stürme. Aber ich ſtehe für nichts, wenn die ganze Bewohnerſchaft plötzlich in ſtürmiſcher Haſt das Haus räumen wollte."

Immer dringender war ſein Ton geworden; denn man hatte nur für das Schreckhafte, nicht für die beruhigende Beigabe ſeiner Botſchaft Ohren. Viele Gäſte ſchrieen, ſie ſeien verloren. Die Damen fühlten ein ſichtliches Schwanken unter den Füßen. Ein Herr hielt prüfend einen Leuchter in den Händen und das Licht zitterte. Man rief nach den Mänteln, Hüten, man wollte auf der Stelle fort. Hier beſchwor ihn Jemand, faſt auf den Knieen, den Grad der wirklichen Gefahr rein und offen auszuſprechen. Dort drohten ihm Andere mit der Wuth der Angſt, daß er es erklärt, noch Andere, warum er es erklärt. Man ſchimpfte auf die Polizei, auf die Baubehörden, es ſei unverzeihlich, daß man das Haus ſo lange ſtehen gelaſſen.

„Und wenn es nun über Nacht ſtürzte! Einmal müſſen wir doch Alle begraben werden."

Es war eine feine Stimme, die dies ſprach, und es ſchien, als miſche ſich ein höhniſches Wohlgefallen

in die Vorſtellung. Erſt dieſer Ausruf des Commiſſionsrathes weckte die Wirthin aus der Erſtarrung. Das Haus ſtürzte über ihr zuſammen. Die gefangenen Geiſter des Zorns, des Grauens krochen mit einem Male heraus. Sie wüthete, ein unartikulirter Ausruf des Entſetzens, ſie riß ſich los, und ſtieß die um ſie her fort und nach der Thüre zu. „Ausziehen! — Noch dieſe Nacht — auf der Stelle.“ Das waren nur die deutlichſten Symbole des Entſchluſſes, der im Momente geboren war. Alles ſollte Hand anlegen, es ſollte im Augenblicke geſchehen ſein. Sie fand Willfährige genug, ihre Angſt zu theilen, aber keinen, der ihrem Willen gehorchte.

Ausziehen! Hinaus! Auf der Stelle! waren die ausgeſprochenen oder erſtickten Loſungsworte unter denen ſich Alles nach der Thüre drängte, ohne doch hinaus zu können. Denn hier trat ihnen Werner mit einem gebieteriſchen Halt! entgegen. Der Quellen, aus denen die Herrſchaft entſpringt, ſind, wie Philoſophen und Juriſten erzählen, mehrere. Viele davon ſind verſiegt. Die der Gefahr, wo die Nothwendigkeit dem Entſchloſſenen die Krone aufſetzt, wird aber nie verſiegen. Der Baumeiſter hatte hier nichts zu befehlen; dennoch befahl er, gebot, drohte und man gehorchte ihm. Sein „Nicht von der Stelle, oder wir ſind Alle verloren,“ wirkte mehr als die ſchlagenden Gründe, die er anführte von der Unbeſonnenheit, mit einem Male die Treppe hinabzuſtür-

zen. Nur die Wirthin hörte nicht. Sie beſtand auf ihr Recht, ſie rief Himmel und Erde zu Zeugen über die Unverſchämtheit ihr die Thür zu verbieten, und den Zorn des erſtern auf den herab, welcher ſie zwingen wolle, noch eine Minute länger zu verweilen.

Ihre ſelbſtthätige Phantaſie beſchwor Bilder herauf, welche die aufgeregte der andern noch an Schrecknissen überbot. Sie fühlte die Kellergewölbe unter ihren Füßen zuſammenbrechen, die Treppen krachen und das Dachgebälk zuſammenſtürzen, und vielleicht hätte nicht Strahlheim, nicht der Rath und Cäcilie ſie zurück gehalten, wenn nicht jetzt dieſelbe Treppe herauf, die noch nicht gebrochen war, eine luſtige Muſik gekommen wäre. Noch ſtritt man an der Thür, ob man hinabſtürzen, oder einzeln den Saal verlaſſen ſolle, als ein ganzer Trupp Muſikanten, und unter allerhand leichten Vermummungen viele bekannte Geſichter durch die Thüre eindrangen. Es waren Freunde des Grafen, die dem glücklichen Bräutigam und der Braut ihre Glückwünſche zugleich mit einer Neujahrsſerenade überbrachten. Die hüpfenden Triller der Roſſiniſchen Melodien, der komiſche Pathos des Marſches, der ſchwarzen Schnurrbärte, welche die Dragonercaſerne verriethen, unter allerhand leichtfertigen und phantaſtiſchen Verkleidungen waren in ſo grellem Gegenſatz gegen den Ernſt vorhin, daß ein Gelächter unwillkürlich ausbrach, dem auch die Furchtſamſten nicht widerſtanden. Man fühlte ja,

der Boden brach noch nicht unter den Dragonerstiefeln. Umarmungen, Vivats, selbst die Gläser fingen wieder an zu klingen. Ja solche Lustigkeit hatte sich verbreitet, daß nicht viel fehlte, und man hätte einen Tanz auf demselben Boden begonnen, der wenige Minuten vorher in den Grund sinken sollte.

Der Rittmeister fühlte, er müsse sich wegen des Tumultes bei der Wirthin entschuldigen; die Neugierigen, die gebetenen und ungebetenen Gäste sperrten aber den Weg. Die Kinder tobten jubelnd umher, und riefen nach mehr Musik, Die Großmutter, die sie zusammentreiben wollte, hatte hier ihre Autorität eingebüßt; auch den Leineweber sah man, verlegen den Hut zwischen den Beinen, unter den Neugierigen. Es war ein buntes Maskenfest unwillkürlich geworden; bei welchem nur manche Gestalt, die von Hof und Gasse mit heraufgedrängt worden, die allzu natürliche Lazaronenmaske trug.

Da rief plötzlich eine Stimme im Tumulte: „Da steht ja der Scharfrichter!" In dem nämlichen Augenblicke sah Madame Löwlein einen Menschen mit verwogenem wildem Gesichte, wie er den schmutzigen groben Mantel um die Schultern zog, und dabei ein blitzendes breites Schwert sichtbar wurde. „Der Scharfrichter!" rief sie, oder ihre willenlose Zunge. Sie selbst verließen ihre Kräfte, sie sank um, vom Commissionsrath gehalten. „Schon da!" murmelte er über der Ohnmächtigen.

Die ſo oft geſtörte, und mit Gewalt wieder zurück gerufene Freude ließ ſich für dieſe Nacht nicht mehr halten. Alles eilte fortzukommen. Die Treppe brach nicht, und auch das Haus ſtand noch feſt, nachdem alle die es verlaſſen, welche nicht hinein gehörten.

Sechſtes Kapitel.

Eine tiefe Stille herrſchte wieder im Hauſe. Die Engel der Neujahrsnacht rauſchten, ihre Palmen ſchwingend, durch die leeren Räume. Friederike ſaß allein in ihrem Entreſol, und horchte dem Holzwurm zu, der im Fenſterbrette bohrte. Das Buch war aufgeſchlagen und das Bette auch. Sie kämpfte gähnend zwiſchen beiden Einladungen; aber die Bilder des eben Erlebten zogen noch in bunten, glänzenden Reihen vor ihren halb geſchloſſenen Augen vorüber.

Es klopfte. — Sollte ſie raſch ins Bette ſpringen, die Lampe auslöſchen und die Decke über den Kopf ziehen? Aber es war nicht der Kobold. Eine wohlbekannte Stimme bat: „Fix machen Sie auf, Friederike, ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu ſagen.“

Johann trat ein.

Sie zog erröthend das Tuch feſter um den Hals und ſtammelte von Ueberraſchungen, die dem feinen Gefühle entgegen wären. Er warf ſich gähnend auf den Schemel und ſprach: „Ich bin hundmüde.“

Sie bat ihn dieſe Stunde zu bedenken und ihren Ruf zu ſchonen.

Er gähnte noch lauter, indem er die Hände in den Seitentaſchen, die Beine über die Breite der Kammer von ſich ſtreckte: „Wer denkt an ſo was.“

„Aber ich bitte Sie, geliebter Freund, was führt Sie zu mir?“

„Nicht die Liebe, aber die Freundſchaft. Weil ich Ihr Freund bin, komme ich. Haben Sie nichts gemerkt?“

„Du himmliſche Güte, was wollen Sie denn? Das mit dem Einſturz war doch nur ein myſtiſcher Aberglaube. Madam würde ſonſt“ —

„Sich nicht ruhig zu Bett gelegt haben. Ganz recht. Das alte Haus genirt mich nicht. Morgen ziehen wir.“

„Sie meinen, daß die Partie zwiſchen dem Doctor und unſerm Fräulein“ —

„In die Brüche gerathen iſt, wollen Sie ſagen. Genirt mich auch nicht. Contrair, nun's zum Eclat gekommen, kann Madame gar nicht mehr retour. Sie würde mit dem Kopf durch die Mauer rennen; aber des Fräuleins Leib iſt keine Mauer. Das Sentiment hat ſchon gebohrt; ſie muß nachgeben und giebt nach. Da keine Angſt für. Und überdem, mein Doctor iſt auch noch keiner, der auf dem letzten Loch pfeift. Aber ich weiß Einen, der's thut, und das iſt mir in die Glieder gefahren. — Friederike, wie viel

haben Sie unten zu ſtehen beim Commiſſionsrath, wenn's erlaubt iſt zu fragen?"

„Johann, was wollen Sie mit dieſer undelicaten Frage?"

„Delicateſſe hin, Delicateſſe her. Was gaben Sie ihm? Ich hoffe, es iſt nicht viel."

„Sie erſchrecken mich. Wie ſteht es da?"

„Nicht ſo, wie es ſoll."

„Du himmliſche Gerechtigkeit! Sie lügen Johann, oder es giebt kein Vertrauen auf dem Erdball."

„Die Wahrheit zu ſprechen, Friederike, ſo käm' es mir auf eine Lüge nicht an; meinethalben zehntauſend Lügen, wenn das nicht wahr wäre. Aber ich habe meine Kennzeichen."

„Er iſt ja ſteinreich, und lebt ſo retirirt. Die Kaufleute ſagen, ſie geben ihm auf ſein Wort mehr als Andern auf Wechſel."

„Gaben, Friederike! Ob jetzt noch? Morgen will ich mich erkundigen bei dem Joel. Aber trau Einer dem Hallunken. Wenn der ſich ſelbſt ſalvirt hätte, und uns läßt er ſtecken. O mir iſt ſchwül bis am Hals."

„Schämen ſie ſich Johann. Ein ſo vornehmer und charmanter Mann, um ſolchen ſchmutzigen Juden ihm was nachreden!"

„Friederike, ich ſteckte lieber zehnmal in der Haut von dem ſchmutzigen Juden, als einmal in dem vor-

nehmen Commiſſionsrath; wenn ich auch Alles mit dazu hätte, was er von Ihnen bekommen hat. Nicht wahr, 's iſt ein galanter Herr. Hat Ihnen jedesmal, wenn Sie ihm was brachten, unter's Kinn gefaßt, und ſe um die Taille. Ich weiß, ich weiß und will nicht mehr wiſſen."

„Johann, Sie haben mich auf's Aeußerſte geſpannt gemacht. Was wiſſen Sie?"

Johann ſchwieg eine Weile: „Er hat mir heut einen Thaler Trinkgeld gegeben!"

„Und dies afficirt Sie!"

„Es giebt mir keiner einen Thaler Trinkgeld, als wer was durch mich durchſetzen will, oder wer ſich zeigen will, und damit er wieder eingeladen wird. Braucht das der Rath, der jedesmal bei unſerer Frau eingeladen iſt? Es war immer ein Knauſer, er hat's ſein Lebtag nicht gethan. Wer was durchſetzen will, der iſt freundlich gegen mich! Das war der Rath ſonſt; heut ging er durch wie ein Grandiſſimus von Spanien. Zeigen wollte er ſich. Es iſt mir noch kein Thaler in der Hand ſo ſchwer geworden als der. Friederike, ich ſage Ihnen, es iſt nicht allein nicht richtig, 's iſt vielmehr richtig: er pfeift auf dem letzten Loche. Wir werden's erfahren, er giebt nächſtens einen großen Ball und dann iſt's aus."

Friederike ſtemmte die Hände in die Seite: „Und das können Sie mit der Gemüthsruhe ſagen! Dann

Herr Oberſt Boy geleitete uns ſelbſt am folgenden Tage nach Oeſterſund, nachdem wir die Einladung, noch länger in ſeinem gaſtlichen Hauſe zu verweilen, ablehnen müſſen. Unterweges ſahen wir ein ſchönes ſteinernes Gebäude errichten, welches zur militairiſchen Bibliothek der Provinz beſtimmt wird; für Oeſterſund geſchieht aber nichts, um die Stadt zu heben. Ueber eine lange hölzerne Brücke gelangt man von der Inſel, auf welcher Kongsgård liegt, in die dürftige Stadt, welche auch nicht einmal im Winter, wie ſo manche kleine Provinzial-Hauptſtadt in Deutſchland, durch den Einzug eines Landadels belebt wird. Doch lebt hier, ſonderbarer Weiſe, eine Induſtrie. Man verfertigt ganz gute Reiſebriefſtaſchen, die zum Transport des Papiergeldes in dieſem Lande ſehr nöthig ſind. Das Gouvernements-Gebäude iſt ſtattlich, und wir wurden, eingeführt durch unſern ältern Gaſtfreund, von dem Landshöfding, Herrn von Torne, mit aller gaſtlichen Würde Schwediſcher Behörden empfangen. Die Tafel eines Landshöfdings muß, nach der Sitte des Landes, faſt immer gedeckt ſein, da jeder Beſuch in der Provinz und Stadt, der auf Rang oder Bildung Anſpruch macht, mit

gäb's ja keine Gerechtigkeit mehr. — Wozu wäre denn die Obrigkeit?"

Johann pfiff zwiſchen den Zähnen: „Wie viel haben Sie ihm denn gebracht?"

Friederikens Zorn ging in ein heftiges Schluchzen über: „Er muß mir auf Heller und Pfennig Alles rausgeben. Ich hab's ſchriftlich von ihm. Und wenn Ihr Mannsvolk alle Schlafmützen ſeid — mich ſoll er nicht betrügen — ich will anklopfen an die Thüren, ich will die Herren Präſidenten fragen, ob man ein ehrliches Frauenzimmer bei der Naſe rum führen darf? Keinen Dreier ſchenk ich ihm."

„Da thun Sie ſehr wohl daran, Mamſell Friederike. Aber noch beſſer hätten Sie gethan, wenn Sie das früher bedacht hätten."

„Und Sie ſagen mir das, Johann? Wo haben Sie denn Ihres? — Iſt es Ihnen egal, ob man Sie für eine Nachtmütze hält, oder für einen geſcheidten Kopf? Aber ſo ſeid Ihr alle. Die pfiffigſte Mannsperſon läßt ſich eine Naſe drehen mit Redensarten. Wo ſie reden ſollen, ſind ſie aufs Maul geſchlagen, wie die begoſſenen Kinder, die ſich fürchten thun vor 'nem ſtrengen Geſichte. Aber ich fürchte mich nicht, gar nicht, vor keinem Präſidenten nicht, und vor keinem Criminalrath, denn Recht muß Recht bleiben, und er muß mir Alles wiedergeben."

„Haben Sie nun ausgeredet, Mamſell Friede-

rike? Wenn Sie geredet haben, dann ſagen Sie mir, was Sie thun wollen.“

Die Beſinnung ſtellte ſich bei der Entrüſteten allmälig nach einem beſonnenen Zweigeſpräch mit dem welterfahrenen Freunde wieder ein. Die Wuth des Zornes löſte ſich in ſtillen Thränen.

„Wenn man Etwas verloren hat, ſo muß man nicht darum meinen, daß man Alles verloren hat, ſagte er. Und wenn man noch Etwas wieder gewinnen kann, muß man nicht Alles aufs Spiel ſetzen. Der Zorn macht blind. Wer blind iſt, findet nicht, was er ſucht, ſondern ſtößt ſich noch obendrein. Schlimm ſteht es, das iſt gewiß, aber wenn wir Lärm machten, würd' es noch ſchlimmer. Dann ſtürmt Alles, und wir haben mit den Andern das Zuſehen; oder die Gerichte kommen, und da ſuche, was Du kriegſt. Darum kein lautes Wort, Friederike, oder mit uns iſt es nichts. Uns wird er noch bezahlen können, ich klopfe deshalb morgen leiſe an. Macht er eine vornehme Miene, deſto beſſer. Macht er Flauſen, ſo mache ich eine vornehme Miene. Aber Vorſichtigkeit und keine Ueberſpannung der Gefühle!“

Aus Friederikens ſtillen Thränen hatte ſich wieder eine elegiſche Stimmung herausgearbeitet.

„Thun Sie ihm auch nicht zu viel, theurer Freund? Es iſt doch ordentlich grauſenhaft der Gedanke, daß ein ſo charmanter Mann ſo gräßlich developpirt werden ſoll.“

„Er iſt nicht der Erſte.“

„Wenn man auf deſſen Rechtſchaffenheit keine Häuſer bauen durfte, wo iſt denn die vollkommene Welt.“

„Nirgends, Friederike. Wenn wir auf die warten wollten, könnten wir durch die Bank verhungern und crepiren.“

Sie lachte ihn mit dem Stolz einer andern Ueberzeugung an, und ſchlug auf das Buch, das umgeſchlagen auf dem Tiſche lag.

Er ergriff es, und las den Titel: „Gott, wie köſtlich, nicht wahr?“

„Johann, wenn man ſich denken könnte, unter ſo vollkommenen Menſchen zu leben, dann wäre das Leben doch ſchön. Solche Bücher tröſten mich, wenn ich die Kränkungen unſerer Stellung des Tages über einſchlucken muß, in meinen ſtillen Nächten.“

„Daher klagt auch die Madam, daß ſo viel Oel verbrannt wird. Aber leſen Sie ſich jetzt ſatt. Ich duld' es nicht, wenn wir eine Wirthſchaft haben. Das ſag ich Ihnen im Voraus.“

„Darauf bin ich vorbereitet, Johann; denn, wenn Sie dafür Gefühl hätten und wüßten, was dieſe edlen Menſchen leiden, und alles Grafen und Herzoginnen, und Königstöchter, das Herz dreht ſich Einem im Leibe um. Und Alle ſind ſo überaus ſchön und gut, und ſprechen ſo edel. Solche Menſchen

giebt's gar nicht auf der Welt. Mein ganzes Leben gäb' ich drum, wenn ich ein einziges Mal da mit unter Ihnen sein könnte, einen Abend nur beim Thee unter den vornehmen Herrschaften sitzen."

„Im blauen Kattunkleid, oder wie's Sonntags geht in den Apollosaal?"

„Sie sind gar nicht solche erhabene Vorstellungen werth. Eben das ist das Himmlische bei schönen Büchern, daß man aus sich rausgezogen wird, wie mit 'nem Flügelkleide. Man fühlt sich selbst ein anderer Mensch unter diesen ätherischen Geschöpfen. Mit einem Blicke thun sie's, und verstehen sich, und sagen sich Begriffe, die wir nicht denken können. Manchesmal kann ich's mir gar nicht vorstellen, wie solch ein Wesen mit zwei Füßen geht; es ist mir, als müßte sie fliegen, wenn sie nur wollte. Und solche überirdische Liebenswürdigkeit und Liebhaber. Dagegen sind selbst die auf dem Theater nichts. Und die Böſewichter, denen sieht man's doch gleich an der Stirn an, daß sie in Grund und Boden nichts taugen."

„Mamsell Friederike, es wär' doch eine verfluchte Geschichte, wenn's uns Allen auf der Stirn geschrieben stände. Ich will gar nichts davon sagen, daß es Ihnen unangenehm sein müßte, wenn Jedermann lesen könnte, wer Sie alles schön gefunden hat. Aber dann wäre ja jeder Duummkopf klüger als der pfiffigste

Menſch. Nein, ich lobe mir das Leben wie's iſt, und will in kein Buch."

„Da gehören Sie auch nicht hin. Dazu ſind wir Alle viel zu materiell. Gott, Johann, wenn ich mir denke, Sie, Ich, unſere Madam, wie wir Alle da ſind, der Doctor und der Rath, wir müßten uns doch in der Seele ſchämen, wenn wir uns mit ſolchen Weſen vergleichen wie in den Romanen. Nein, Johann, da gehören wir nicht hin."

„Deſto beſſer."

„Unſer Fräulein höchſtens, die könnte ſchon in einen Roman. Denn manchmal iſt mir ſo, als wenn ſie was Uebermenſchliches wäre, mit ihren blauen Augen und ihrer übernatürlichen Güte, beſonders wenn ſie den blauen Shawl mit dem grauen Deſſin um hat. Und im Mondenſchein muß man ſie ſehen. Da iſt es, als ob ſie zerfließen könnte. Und ſie liebt gewiß unglücklich; denn das muß auch kein Menſch ſein, von den ordinairen, den ſie lieben kann."

„Nu hören Sie, der melancholiſche Baumeiſter ſieht auch ein wenig katholiſch und verhimmelt aus."

„Etwas engländiſch, da haben Sie wohl Recht. Aber wie ſtark tritt er auf, wenn er in der Stube auf und ab geht."

„Wenn er wollene Pariſer an hätte, würd' er Ihnen auch kein Engel ſein."

„Aber Johann, warum können wir denn nun nicht Alle ſo gut ſein, und ſchön, und edel reden, wie

die idealiſchen Menſchen in den Büchern! Das Leben wäre doch noch einmal ſo ſchön. Wenn es nicht iſt, denken müßte man's doch dürfen. — Sie ſind ein ſo gebildeter Mann, aber wenn Sie mir nur den Gefallen thäten, etwas für die Cultur Ihres Geiſtes zu thun."

„Ich habe neulich auch in einem Roman geleſen, ſagte Johann. Er iſt von der Schweſter von dem großen Tiedge, den wir da in Dresden beſuchten."

„O ich kenne ihn, ſagte Friederike, ein herrliches Buch. Wie gut und ſchön ſind auch da alle Menſchen drin, und alles ſind vornehme Leute, Grafen und Barone. Bloß die gemeinen Leute ſind häßlich."

„Nicht alle, entgegnete Johann. Die übrigen Perſonen gehn mich nichts an. Solche Edelleute giebts nicht mehr, die mit vollen Händen das Geld wegſchmeißen. Aber ein Charakter iſt drin, das iſt ein erhabener Gedanke. Ein Haushofmeiſter aus der alten Zeit."

„Ach der liebe, herrliche, höfliche Dubois, der Franzoſe!"

„Friederike, was hätte der Menſch zuſammenſchlagen können bei ſeinen Herrſchaften. Das iſt mir durch die Seele gegangen. Die trauen ihm Alles an, der weiß Alles, vor ihm iſt kein Geheimniß. Er hat die Schlüſſel zu allen Kaſſen, er könnte Geld machen wie Heu." —

„O pfui! rief Friederike. Ich hoffe, daß dies nur der Ausbruch einer Phantaſie iſt, die mich prüfen will.“

„Friederike! ſagte er aufſtehend. Jeder prüfe ſich ſelbſt. Wenn Ihnen die Madam ihre Kaſſe gegeben hätte, und den Schlüſſel dazu, und Sie könnten daraus nehmen und einkaufen, und Rechnungen bezahlen, und den Armen geben, ſo viel Sie wollten, und Madame wäre noch einmal ſo reich als ſie iſt, und wenn Sie eine Hand voll raus nähmen, ſo kämen gleich zwei Hände voll wieder rein, und Niemand forderte Rechenſchaft ab, und das dauerte ſo ein zwanzig Jahre, Friederike“ —

„O Sie ſind ein Verführer, Johann“ —

„Friederike, es müßte ja mit einem Wunder zugehen.“

„Nein, Johann, ſtehlen! nicht um alles in der Welt.“

„Wer ſpricht denn vom Stehlen? Haben Sie nicht arme Verwandte, ſind Sie nicht ſelbſt ein armes Mädchen? Sollen Sie nicht Armen was geben?“

„Dieſer Reichthum würde mich brennen, wie hölliſches Feuer.“

„Der Geſchmack iſt verſchieden. Aber wenn die Putzmacherin käme, ein ſeidenes Kleid, ein ſchwarzes und ein buntes, einen Hut für den Sonntag und einen für den Montag, ein Zephyr, ein Shawl mit

buntem Muſter — o Friederike, die Wahrheit iſt eine ſchöne Sache, und ſie ſchlagen die Augen nicht ohne Urſach nieder."

„Johann! Es iſt grauſam, die irrende Tugend an ihre Schwachheit zu erinnern."

„Ich bin auch ſchwach, aber ich irre mich nie. Aber müde bin ich."

„Schlafen Sie wohl Johann. Das war ein ſchwerer Tag."

„Friederike, es iſt ein Tag wie der andere. Und wer nichts davon profitirt, der hat einen in ſeinem Leben verloren, ſagte Titus, König von Griechenland. Wir haben von heute gelernt, daß man auch dem ehrlichſten Mann ohne Sicherheit kein Geld leihen muß. Gute Nacht."

Als ſich Friederike auszog, um ſich ins Bette zu legen, fielen ihr Johanns Worte ſchwer ins Gedächtniß: „Kann man ſich denn einem Manne vertrauen, der einem keine Sicherheit giebt, ob er uns glücklich machen wird!"

Aber es war, als umſchwebte ſie noch Johanns Geiſt, denn ſie antwortete ſich, als ſie die Lampe auslöſchte: „Dann müßte man ja aber immer unverheirathet bleiben."

Ehe ſie einſchlief, überrechnete ſie die Summen, die ſie nachgerade dem Commiſſionsrath zur Verwahrung überbracht, und ſchloß mit der Ueberzeugung,

daß man im Leben zwar vorſichtig ſein müſſe, doch aber auch ohne Vertrauen nicht auskommen könne. Nur ſei die Gränze ſchwer zu finden, wo man vertrauen, und wo man zweifeln müſſe.

Siebentes Kapitel.

Auf Strahlheims Zimmer finden wir ungefähr um dieſelbe Zeit, wo das Geſpräch in Friederikens Kammer gepflogen wurde, auch zwei Perſonen. Ihre Unterhaltung mochte nicht minder lebhaft und eifrig geführt worden ſein, und auch hier war nicht die Liebe, ſondern Zorn, Aerger und Verdruß das Motiv.

Der junge Arzt lag auf ſeinem Sopha, die Arme verkreuzt. Die Augen laſen an der Decke, oder wandten ſich bisweilen auf den andern lebenden Gegenſtand im Zimmer. Wir haben ihn in vielen Lagen kennen gelernt; hier iſt eine ganz neue. Dieſe abgeſpannte Miene, dieſer halb ausdruckloſe, halb lächelnde Blick ſprachen von einem Seelenzuſtande, der an das gränzt, was wir bei Strahlheim unmöglich hielten, an Hülfloſigkeit.

Herr Joel, die andere Perſon, ſchritt mit einer geöffneten Brieftaſche und einem Bleiſtifte im Zimmer auf und ab. Er beſichtigte und befühlte die Möbel und trug dann einen Vermerk auf das Pergament. Auch ſeine Augen ſchielten zuweilen auf den

dem Gouverneur gilt. In dieſen Gegenden mag er freilich zu den ſeltenſten gehören. Doch fanden wir noch einen Gaſt, der ſich wenigſtens, wie die Sinclairs einer Schottiſchen, der Deutſchen Abkunft rühmte; einen Obriſtlieutenant Wulf von Steier. In militairiſcher Kommiſſion hielt er ſich in der Nähe des höchſten Schwediſchen Nordens, bei Torneå, auf, um neue Plätze zu Militair-Etabliſſements an den Gränzen ausfindig zu machen. Auch dort nämlich rückt die Bevölkerung vor; wenn gleich bis jetzt in den nördlichen Provinzen, von Angermannland an, nur die Baltiſche Küſte und die Thäler der Elfe, die aus den Lappländiſchen Alpen dahinein ſtrömen, bebaut und bewohnt ſind. Das alte Torneå ſelbſt iſt nach der letzten Gränztheilung, als jenſeit des Torneåfluſſes, Rußland zugefallen. Dagegen blüht auf der weſtlichen Seite deſſelben eine neue Stadt auf, die, unter Begünſtigung Schwediſcher Freiheit, ſchöner und reicher als jene Altberühmte zu werden verſpricht, welche nun einmal allen Reiſenden als das Ziel dünkt, um den Norden kennen zu lernen. Gleichwohl tritt dieſer dort weder in einer beſonderen Naturſchönheit noch Wildheit auf, und jene Natur-

Liegenden, und wenn ſich Beider Augen begegneten, war es ſchwer zu entſcheiden, ob wirklich Zornfunken daraus ſprühten, oder man ſich Mühe gab zornig zu ſcheinen, und ein gegenſeitiges Auflachen näher war.

„Gieb mir nun den Schlüſſel zum Sekretair,“ ſprach er.

Strahlheim warf ihn ihm hin. Der Senſal bückte ſich und ſchloß auf:

„Schöne Beſcheerungen! — Papiere — Bänderchen — Schleifen — unbezahlte Rechnungen. Das ſchenk ich Dir Alles. — Es fehlen nur noch Gedichte. — Haſt Du denn gar keine Pretioſen gekriegt von Deinen Amours? — Noch tückiſch? — Wie Du willſt. Wenn Du ſie haſt zu Gelde gemacht gleich, das iſt das einzige Geſcheidte geweſen. — Was iſt das!“ —

Herr Joel fuhr zurück, und Strahlheim weidete ſich an dem Schreck des Senſals, als er im verborgenſten Fach des Sekretairs eine Piſtole vorzog. Sie blieb auf der Klappe liegen.

„Geladen?“ rief er.

„Probir ſie. Aber vorſichtig Joel.“

„Simon, das iſt ein häßlicher Spaß. Ich ſpaße nicht, bei Gott nicht, darum bin ich nicht hier.“

„Ich auch nicht, Joel.“

„Simon, thu das Ding weg. Das will ich nicht.“

„Das iſt Deine Sache. Ich rühre mich nicht von der Stelle, bis Du das Sopha forttragen läßt.“

„Sprich ernſt. Iſt es wirklich geladen ſcharf? Was willſt Du mit? Wo kriegſt Du's her? Es ſollte ganz verboten werden von der Polizei.“

„Dann giebt es noch Stricke, Fenſter, Waſſer, Schierling. Soll die Polizei das auch verbieten?“

„Junge, abſcheulicher Menſch! Haſt Du gar kein Gewiſſen?“

„Mich jedes Mittels zu bedienen, und wär es das letzte, um aus Deinen Banden loszukommen?“

„Simon! Herr Joel zitterte, indem er einige Schritte ihm näher trat. — Schlingel, Du darfſt nicht, Du willſt mich erſchrecken nur. Du lachſt, Du thuſt's auch nicht, Simon. Das Knallen kannſt Du auch nicht leiden. Was denkſt Du nach?“

„Ich denke, wenn ich jetzt aufſpränge, das Piſtol ergriffe, es Dir auf die Bruſt ſetzte, und ſpräche: Satan! willſt Du mich noch ein Jahr in Ruhe laſſen, oder“ —

Der Senſal war zurück geflogen, und hatte die Piſtole mit beiden Händen ergriffen. Er hielt ſie abgewandt vor ſich hin, während der Doctor, der ſich vorhin raſch mit dem Oberleib aufgerichtet, eine Bewegung, welche die des Senſals zu rechtfertigen ſchien, ſich wieder gemächlich zurück lehnte.

„Nimm Dich in Acht, Joel. Ein Schuß ſteckt drin, der gerade durchs Gehirn gehen ſollte.“

Herr Joel ſank auf einen Stuhl nieder; die

Mündung des Piſtols in ſeinen bebenden Händen berührte die Diele.

„Wie kommſt Du dazu?“

„Ich nahm ſie Einem gerade ab, als er auf ſeinen eigenen Kopf abdrücken wollte. Dadurch habe ich geſpart, daß ich ſie für mich laden muß. So bringt uns jede gute Handlung einen Profit. Das mußt Du doch einſehen.“

„Junge, was ging's Dich an? Hab' ich Dir nicht ſchon als kleiner Junge geſagt, Du ſollſt Schießgewehre nicht anfaſſen? Warum haſt Du ihn nicht gelaſſen?“

„Da haſt Du wieder Recht. Denn wenn ich ihn ſchießen ließ, hätte ich es wahrſcheinlich nicht nöthig.“

Der Senſal hatte ſich wieder vorſichtig dem Sopha genähert. Er blickte eine Weile den Liegenden an:

„Du wirſt Dich doch nicht erſchießen!“

So ruhig kam es heraus, ſo durchdringend mußte ſein ſchlauer Blick, ſo poſſirlich ſeine Miene dabei ſein, daß Strahlheim einem hellen Gelächter nicht widerſtehen konnte.

„Sie iſt wirklich geladen, Joel. Pack ſie in Poſtpapier ein. Unter Brüdern iſt ſie drei Friedrichsd'or werth, und den Schuß, wenn Du ihn heraus ziehſt, kannſt Du auch noch verkaufen.“

Der Senſal Joel, als ein vorurtheilsfreier Mann hörte auf jeden Rath, und, wußte auch aus dem

ſeines Feindes Nutzen zu ziehen. Das Piſtol war Geldes werth, das Poſtpapier lag frei daneben, und er ſchlug zum großen Vergnügen des Arztes das Mordgewehr ſauber in die feinen holländiſchen Bogen ein.

Das Geſchäft, welches ihn hergeführt, ſchien nun beendet. Er näherte ſich wieder dem Bewohner der Stube:

„Neujahr iſt ein Feiertag, alſo kann ich Dir bis heut Abend die Sachen nicht abholen laſſen. Aber die Pferde laß ich mir holen und den Wagen ganz früh, und werde in der Stadt damit ſpatzieren fahren, gerade ſo als ich ſtehe und gehe. Und wer mich fragt, wie ich komme zum Wagen vom Doctor Strahlheim, da werde ich halten laſſen, und werde es ihm ſagen, wie ich dazu komme. — Nun ſei ſo gut und gieb mir die Uhr. Du könnteſt ſie morgen verſetzen.“

Strahlheim blickte überraſcht auf: „Was!“

„Die Uhr her. Sie iſt mein, ich ſpaße nicht.“

„Joel! Halb glaubte ich, daß es Ernſt ſei; aber willſt Du Dich ſelbſt ruiniren, indem Du mich blamirſt? Eh es zum Aeußerſten kommt, bedenke, daß ein publiker Scandal ſich nicht redreſſiren läßt.“

„Du wirſt Dich doch nicht erſchießen.“

„Aber Du verlierſt Dein Geld. Bei Gott, Du verlierſt Alles, und haſt nichts dafür zu erwarten.“

„Doch das Vergnügen, zu ſehen, wie ſie auf einen undankbaren Menſchen werden mit den Fin-

gern zeigen. Ja, es ſoll mir eine Luſt ſein, eine große Luſt; wie andere gehen in's Concert oder in die Oper, ſo will ich gehn und zuſehen, wie Du wirſt daſtehen ausgezogen und blamirt vor allen Deinen vornehmen Connexionen, wie ſie die Thür werden vor Dir zuſchlagen, wie ſie ſich werden verleugnen laſſen. Ich habe mein Entreegeld gezahlt; theures Geld; nun will ich auch was haben dafür. Oder meinſt Du, daß die Madam Löwlein Dich noch wird nehmen zum Leibmedicus und Geheimenrathe und Schwiegerſohn, wenn ſie weiß, daß der Knopf an Deinem Hemde dem Juden Joel gehört, und wenn er Dir die Strümpfe ausziehen will, mußt Du baarfuß laufen?"

„Joel, es iſt unnatürlich, höchſt unnatürlich. Aber gut, kühle Dein Müthchen an mir, zieh mir das Hemde vom Leibe, aber den Kragen laß mir, nimm die Uhr, aber die Kette gieb mir wieder. Unſinniger, ich muß doch Mittel haben um meine Rolle fortzuſpielen, für mich nicht, für Dich."

„Ich hab's geſchworen mir, und Du weißt, wenn ich geſchworen habe — Zweitauſend Thaler nur — gieb ſie her, und Du bleibſt, was Du biſt. Bis am Morgen will ich warten. So iſt mein Schwur. Iſt ſo leicht zu verdienen für ſo einen berühmten Arzt."

„Es regnen keine Wunder mehr."

„Dann geh mit der Angel, und fiſche ſie Dir im Waſſer.“

„Joel, Du haſſeſt mich nicht, ich weiß es, wie kannſt Du mich jetzt abſolut verderben wollen? Nur noch etwas Aufſchub, Du ſiehſt ja, wie ich nach beſten Kräften gehandelt, was an mir war, habe ich gethan“ —

„Die Komödie heut Abend war ſchön geſpielt, wahrhaftig, ich wurde ſelbſt gerührt.“

Strahlheim wandte den Kopf um: „Es war nicht Komödie, es war Wahrheit. — Bei Gott, es war Wahrheit! ſetzte er für ſich hinzu. Und nun bringe ſie noch Einer den Leuten. Ein Narr, wer echtes Gold giebt, wo man falſches will.“

„Ich will Dir aber doch Wahrheit einſchenken, ſagte Herr Joel. Du haſt ein Doppelſpiel geſpielt. Während Du laut bei Löwlein und Aderbeiß geſeufzt haſt, haſt Du auch unter der Hand beim alten Geheimen Rath geſeufzt. He! Das ſollte ich nicht wiſſen, nicht wahr? Wollteſt pfiffiger ſein als ich, wollteſt Dir, wenn das Eine fehl ſchlug, das Andere nicht verſchlagen. Das ſoll klug gehandelt ſein, nicht wahr? Leichtſinnig iſt es. Wenn die alte Löwlein nur einen Wink davon gekriegt, ſo wär' es aus geweſen. Bei Löwleins iſt echtes altes Silber, beim Geheimenrath nur plattirtes. Was hilft mir das? Warum haſt Du fehl geſchoſſen? — Weil Du auf zwei Ziele zugleich anlegteſt. — Warum ſtraf ich

Dich? — Weil ich Dich lieb habe. Ja Du haſt Recht, ich habe Dich noch lieb, Du ungerathener Taugenichts. Hunger lehrt beten. Du mußt, wie der Fuchs, in der Klemme ſitzen, damit Du Dich rührſt. Darum zieh ich Dir Dein Fell ab. Nun iſts an der Zeit, zu ſpintiſiren und ſpeculiren, wie Du den Leuten weiß machen kannſt, Du ſäßeß doch noch in der Wolle. Nun drehe Dich und wende Dich, mache Flauſen und lüge. Dir wird's an artigen Stückchen nicht fehlen, und wenn Dir nichts einfällt, komm zu mir, ich will Dir erzählen, wie Du mich betrogen haſt. Schimpf auch auf mich, ſo viel Du willſt, ſo laut Du willſt, lüge mir auf den Hals ſo viel Du Luſt haſt, und die Leute glauben wollen, daß ich Dich betrogen hätte und ausgezogen, mir ſchadet's nichts. Aber wenn's hell wird, ſchicke ich nach Deinen Pferden, und morgen klopft der Executor an. Simon, wenn Du denn noch ſchlafen ſollteſt, wie Du jetzt die Miene machſt, er wird ſchon ſo laut klopfen, daß Du aufwachſt."

Strahlheim lag noch mit abgewandtem Geſicht gegen die Sophalehne, und ſprach kein Wort mehr, als Herr Joel ging. Er hatte wirklich die Uhr empfangen und eingeſteckt; auch die in Papier eingeſchlagene Piſtole nahm er mit ſich. Fragend betrachtete er vor der Thür das gefährliche Werkzeug, das ſich in ſeiner Hand entladen konnte, und ſchien zweifelhaft, ob er es einſtecken oder noch jetzt zurück tra-

gen ſollte. Da kam Jemand die Treppe herauf, und ſah es in ſeiner Hand. Es war der Student Anſelm. Dabei war nichts Auffälliges. Er konnte ja von einem Neujahrstrinken nach Hauſe kommen. Aber der Jude mit der Piſtole in der Neujahrsnacht in einem fremden Hauſe konnte auffallen. Nur dem Studenten Anſelm nicht, der an ihm raſch vorüberſchoß, und erſt zwei Stufen höher einen lüſternen Blick auf die Piſtole zurückwarf. Der Senſal Joel verſtand ſchnell dieſen Blick. Er hielt die Piſtole ſauber am Griff in die Höhe, und indem er vorſichtig die papierne Schaale abſtreifte, ſprach er: „Wollen der junge Herr kaufen? Ein echter Kuchenreuter. Zehn Friedrichsd'or unter Brüdern werth. Aber um ein Billiges ſollen der junge Herr es haben. Bei Gott, Sie kommen ſo billig nicht wieder dazu. Ein purer Zufall. Soll's für einen armen Freund verkaufen."

Der Student Anſelm hatte weder zehn Friedrichsd'or, noch konnte er drei dafür geben. Aber weil er ihn in ſo guter Stunde getroffen, und das Ding ihm unangenehm ſei, weil es einem Freunde den Tod gegeben, ließ nach einigem Handel der Senſal die Piſtole für den Spottpreis eines einzigen Friedrichsd'ors dem Studenten ab.

Wie anders, leicht und elaſtiſch, ſchwang ſich das Gewehr in der Hand des neuen Beſitzers. Sie gehörten zu einander wie Roß und Reiter.

„Junger Herr, nehmen Sie ſich in Acht, es iſt ſcharf geladen, rief ihm der Senſal die Treppe hinauf nach. Ein koſtbarer Schuß. Durch eine eichene Thür geht er durch. Pulver und Blei ſind auch noch ein Paar Groſchen werth, aber ich will's nicht in Anſchlag bringen, weil Sie es ſind.“

Und froh, daß er die Piſtole los geworden, und noch einen Friedrichsd'or dazu gerettet, eilte er fort.

Achtes Kapitel.

Der Arzt war eine Weile in derſelben Stellung liegen geblieben, in welcher der Senſal ihn verlaſſen. Er fuhr ſich einige Mal über die Stirn. Sie war eiskalt. Vergebens, es zückte kein Gedanke, nicht einmal eine der leichtfertigen Vorſtellungen, die ihm doch immer kamen, wenn er ſie rief.

„Warum mußte ich auch Wahrheit ſprechen! brummte er vor ſich hin. Sie gehört nicht in dieſe Welt. Sie verdirbt wie ein fremder Scheideſtoff die bunte Compoſition von flüſſigen, ſchillernden Stoffen, in denen uns wohl iſt. Nicht allein ein Thor, wer die Menſchen für beſſer nimmt, als ſie ſind, der iſt noch ein größerer, der ſelbſt beſſer ſein will.“

Er war aufgeſprungen, und ging einige Mal das Zimmer auf und ab. Sein Blick ſchielte nach dem Sekretair, ob der Senſal die Piſtole vielleicht doch liegen gelaſſen? — Er hatte ſie mitgenommen. Strahlheim griff mit der hohlen Hand danach, wie der Schattenkönig nach den Dolchen in der Luft. Er

erſcheinungen, die man anderwärts in gleicher Höhe eben ſo gut ſehen mag, haben hier nur durch die hiſtoriſchen Erinnerungen eine beſondere Aufmerkſamkeit erregt. Der echte Engländer, wenn er den Norden ſehn will oder muß, reiſt bis Torneå, ſteigt am 21. Juni auf den Awajaſan, ſieht die Sonne nicht untergehen und kehrt wieder um nach London. Der Obriſt von Steier hatte übrigens, wie ſo mancher Deutſche Abkömmling in Schweden, wenig von ſeiner Mutterſprache gerettet, und nur die jüngeren Offiziere, welche uns im Jahre 1813 den ehrenwerthen Beſuch gemacht, hatten die voralterliche Kenntniß wieder aufgefriſcht. So konnten wir uns mit dem Obriſt Boy und den meiſten Offizieren in Kongsgård deutſch unterhalten. Ich ſprach an mehreren Orten Militairs, welche Berlin geſehn hatten, ohne ſeine Straßen betreten zu haben. Im Lager bei Charlottenburg glänzten ihnen wohl lockend die Thürme der Reſidenz, nach ungewohnten Märſchen durch die langen Sandſteppen entgegen, aber nur den Wenigſten ward ein Beſuch vergönnt.

Die gaſtfreundliche Sitte in Schweden erfordert nicht allein die freundliche Aufnahme je-

hielt ſie an die Stirn eine Weile, und ſchaudernd riß er die Hand wieder fort.

Die Luft kam ihm drückend vor. Er riß das Fenſter auf, und lehnte ſich hinaus.

Mit ſeinen Rieſenſchatten ſtarrte ihn der neue Bau, der jetzt beinah vollendete, an. Welche coloſſale Maſſen, über deren verſchiedenartige Beſtandtheile der ſchwarze Mantel der Nacht den Charakter der Einheit ausbreitete! Es ſchien ein Guß. Alle Bewohner des alten Hauſes hatten heut Nachmittag die Contrakte über die gewünſchten Wohnungen im neuen Hauſe erhalten. — Warum er allein nicht? Er hatte ſich auch darum beworben. Aus Furcht, weil Alle es thaten, oder um in der Nähe der Löwleinſchen Familie zu bleiben. Wollte man ihn nicht? Sollte er allein unter den Trümmern des baufälligen Hauſes untergehen? Wußte der unbekannte, geheimnißvolle Eigenthümer in ſeiner Ferne das voraus, was ihm heut begegnen würde; betrachtete er ihn ſchon als einen Verlornen, in der Schande Untergegangenen?

Wie kam ihm, der alle unangenehmen Bilder gefliſſentlich mied, die wüſte Phantaſie von einem Schaffot? Die vorſpringenden Zinnen der Plateformen kamen ihm wie eben ſo viel Hochgerüſte vor. Lauter Blöcke um den Kopf darauf zu legen. „Es iſt die raſcheſte, ſchmerzloſeſte Art aus der Welt zu kommen.“ — Wo aber der Scharfrichter? — Was hatte er mit dem Scharfrichter zu thun, er, der mit

unüberwindlichem Widerwillen die Nähe der Todtenacker, der Abdeckereien und Hochgerichte floh, oft weite Umwege machend? — War es die alberne Mummerei gestern Abend unten, die einem der witzlosen Sylvestergäste ein breites Schwert in die Hand gegeben, um in dummem Spaße die Gesellschaft zu erschrecken? —

Und doch war ihm zu Muthe, als müsse der Scharfrichter jetzt aus einer der Wendeltreppen heraufkommen, in seinem blutrothen Mantel gehüllt, und das breite blitzende Schwert über dem Haupte schwingen.

Wirklich stieg auch eine dunkle Gestalt aus der Vertiefung herauf. Doch nicht im Mantel, auch hielt sie kein Schwert in Händen. Gegen den Hintergrund des lichten Horizontes konnte er deutlich die schlanke, hohe Figur des Baumeisters unterscheiden. Mit verschränkten Armen ging sie einige Schritte auf und ab, und schien dann auf etwas zu warten. Eine kleinere, untersetzte, kam auf demselben Wege zum Vorschein. Auch sie kam dem Beobachter bekannt vor; doch wußte er im Augenblick nicht, wo sie hinbringen. Wie sie beide auf der einsamen Plateform auf und ab schritten, scheinbar in ernste Gespräche vertieft, links und rechts hin ihre Blicke sendend, kamen ihm Dämonen in den Sinn, die in verhängnißvollen Nächten Unheil brüten über Menschen, Län-

der, Völker. Was blieb der jüngere Mann ſo oft auf jenem hohen Punkte ſtehen, und wies herüber auf das Haus, und der Alte bückte ſich rechts und links um der Weiſung zu folgen? Beſprach er das Haus? Sollte es über Nacht noch zuſammen ſtürzen, und er hatte ſich ſelbſt daraus gerettet?

Und wer war der Andere? Vielleicht des melancholiſchen Baumeiſters Plagegeiſt, ſo gut er ſeinen in dem Senſal hatte. — Oder —? Wem hatte er ſich ergeben, der Hoffnungsloſe, deſſen zitternder Hand er in der Weinachtsnacht die geſpannte Piſtole entwunden? — Wer war der mächtige Dämon, der ihn aus einem unbekannten, verkümmerten Gelehrten zu einem kräftigen Meiſter und zu Ruf gebracht, nach dem Viele trachten, und den wenige erringen? Wer hatte die Höhlungen und Furchen des Kummers und der Noth auf ſeinem blaſſen Antlitz wieder mit friſchem Lebenshauche überglättet, wer den gebeugten Rücken wieder elaſtiſch gehoben, daß man in unwillkürlicher Scheu vor ihm ſtehen blieb, daß er ohne Kämpfe und Anſtrengung ein Herz gewonnen, um das Strahlheim umſonſt mit allen Künſten der Lüge gerungen? Welchem Dämon hatte er ſich verſchrieben mit ſeiner Seele, daß er, der Untergegangene, auf deſſen Nacken Strahlheim mitleidig lächelnd den Fuß geſetzt, ſo ſchnell zum übermächtigen Sieger wurde? War es auch ein Geiſt der Lüge? Warum

kam er dann nicht auf den Namen Strahlheim? War es Einer der Wahrheit, warum ſchlich er denn in der Nacht, wie ein spiritus familiaris hinter ſeinem Fauſt? Oder lauerte der Kleine darauf, wie er ihm unverſehens einen Genickſtoß gäbe! — Er war ja auch an der Wahrheit geſcheitert!

„Albernheiten rief der Arzt. Es giebt nicht böſe, nicht gute Geiſter. Unſere Gedanken ſind es allein.“

Und doch ſchrak er zuſammen, und bebte, und glaubte einen zu ſehen, als es ihn leiſe am Rocke zog. Er wandte ſich um, und — es war kein Geiſt, wenigſtens trug er menſchliche Formen, wohlbekannte Züge, aber es hätte ihn kein Kobold in noch ſo barocken Ausſtellung ſo befremden können, als die Perſon des Commiſſionsraths, die hinter ihm ſtand.

„Verzeihung wegen meiner Dreiſtigkeit. Sie hörten mein Klopfen nicht. Da erlaubte ich mir einzutreten. Vermuthlich in aſtronomiſchen Beobachtungen vertieft?“

„Was führt Sie ſo ſpät, oder ſo früh zu mir!“ ſagte Strahlheim, nachdem er ſich geſammelt. Und doch die graue Geſtalt des Rathes, dieſer Todtenkopf, die lauernden Augen darin, es war nur eine unvollkommene Fortſetzung des Spukes, den ſeine Phantaſie ihm geſpielt.

„Ich konnte nicht ſchlafen. Das Getöſe, die Bilder, die Geſchichte dieſes Abends haben meine Nerven aufgeregt“ —

„Ich habe kein Pulver bei mir, unterbrach ihn raſch der Arzt. Und zur Unterhaltung, ich bekenne es Ihnen offen, bin ich nicht geſtimmt.“

„Ich glaube es, mein Freund. Nach dieſen ärgerlichen, anſtößigen Vorfällen, wer gewönne da gleich die Ruhe wieder, deren er bedarf, um ſich zu überzeugen, daß im Grunde nichts verloren iſt, und die Sachen ſo gut ſtehen, wie ſie nur ſtehen können. Doch — ich fühle mich ſehr ſchwach, Sie erlauben wohl, daß ich einen Augenblick mich niederſetze.“

Strahlheim mußte es erlauben, denn der Rath ſaß ſchon. Er ſchloß das Fenſter und nahm ihm gegenüber Platz.

„Brauche ich Ihnen erſt zu ſagen, fuhr der Rath fort, wie der Charakter unſerer Freundin, ſcheinbar wunderlich, abſpringend und veränderlich, doch im Grunde genommen ſo conſequent iſt, daß, wer es verſteht, Häuſer darauf bauen darf. Nun ich glaube den Künſtler vor mir zu ſehen, der es verſteht ſolidere zu bauen, als irgend wer ſonſt, der ſich um die Grille eines Dritten bekümmern muß. Das kleine Intermezzo, die ſentimentale Aufregung der zarten Romanheldin, was will das bedeuten, wo der Wille des Mannes feſt iſt! Und gerade dieſer unzeitige Widerſpruch, dieſes Oeffentlichwerden einer Sache, wo die Mutter ihren Willen erklärt hatte, muß nur günſtig für Ihre Intention wirken. Meines Erachtens brauchen Sie, mein theuerſter Freund, die Sache

jetzt nur gehen zu lassen, so muß sie sich ja von selbst machen. Ein Mann von Ihrem durchdringenden Blick, Ihrem Wollen und Ihren Entschlüssen, wird andere Dinge möglich machen, als eine kleine vortheilhafte Parthie, die, unter uns gesprochen, doch nur eine Staffel sein kann zu der Höhe, auf der ich Sie im Geist erblicke."

„Kamen Sie deshalb zu mir?" fragte Strahlheim.

Der Rath rückte verlegen auf dem Stuhle: „Unter Männern keine Umschweife. Geld ist das Agens, wir mögen es uns noch so viel ableugnen, der Blutstrom, welcher durch alle Adern unseres bürgerlichen, gesellschaftlichen, öffentlichen Lebens pulsirend rinnt, der die Wirkungen unserer Thätigkeit, sei sie noch so geistiger Art, bedingt. Der Genius, der die Welt beherrschen will, wie auch die Herrschaft sei, muß sich erst der Geldmächte versichern. Ohne Geld keine Schweizer hieß es ehedem; ohne Geld nichts heißt es jetzt. Lieber Doctor, helfen Sie mir aus einer Verlegenheit" —

„Ich habe keins," sagte Strahlheim kurz.

„Sie verstehen mich falsch, fiel der Rath ein, und griff nach des Arztes Hand. Zufällig bin ich von Ihrer momentanen Verlegenheit unterrichtet. Kein Wort darüber. Welcher Mann von Mitteln befand sich nicht einmal im Leben in einer verdrießlichen Lage. Und ich bin weit entfernt zu glauben, daß ein Mann von Ihrem Geiste, sich davon länger,

als höchstens vier und zwanzig Stunden incommodiren läßt. Indessen auch die Stunden sind von Werth. — So viel ich weiß, genirt Sie nur eine Kleinigkeit, einige tausend Thaler. Erlauben Sie mir daher Ihnen die Bagatell als ein Darlehn anzubieten. Hier sind in der Brieftasche zwei bis drei tausend Thaler. Sie würden mich erröthen machen, wenn Sie von Bedingungen, Dank oder Unterpfand sprächen. Ich weiß, mein Geld kann nicht besser untergebracht sein. Und nun erlauben Sie mir, die Sache als abgemacht anzusehen. Keine Sylbe mehr davon. Sie zahlen zurück nach Belieben, und die Angelegenheit bleibt unter uns."

Strahlheim fühlte die Banknoten in seiner Hand, drei Papierstreifen, die ihn plötzlich aus seiner Noth rissen, die Alles, was ihn gedrückt, mit einem Male fortwälzten. Und der sie gab, war kein Dämon der Nacht, kein Versucher, der im Boden verschwand, in Luft zerging, nachdem der Arzt die Hand danach ausgestreckt.

Und doch zauderte er noch, doch starrte er noch sie und den Geber verwundert an, welcher jetzt seinen Stuhl fortgesetzt hatte und gehen wollte.

„Was soll das? Wie komme ich dazu? Wir waren nicht Freunde?"

„Wenn Sie diese Eigenschaft, auf die ich allerdings mich stützte, nicht wollen gelten lassen, sagte der Rath, so erklären Sie sich meine Zudringlichkeit aus einer Verlegenheit, die Ihnen freilich auch curios

klingen mag. Aber es ist in der That so. Zufällig sind gerade heut viele Gelder bei mir eingegangen, weit mehr als ich erwartete; Rückzahlungen und fremde Capitalien. Die Bank war schon geschlossen, ich konnte sie nicht auf der Stelle alle belegen. Nun hatte ich im Nachmittagsschlaf einen unangenehmen Traum. Lachen Sie meinethalben über mich: auch der alberne Schreckschuß von dem Einsturz des Hauses hat auf meine Nerven gewirkt. Kurz, wir sind Alle Menschen, und — es ist mir lieb, wenn ich etwas von dem Gelde diese Nacht über in anderm Gewahrsam weiß, als meinem. Wie gesagt, ich bitte Sie recht sehr, lachen Sie über mich, so viel Sie wollen, es ist nur eine Schwachheit der Phantasie, und die Paar Banknoten in Ihren Händen debarrassiren mich noch nicht der vielen Tausende, die unten wohl verschlossen in meinem Bureau liegen. Dennoch ist mir jeder Thaler gerade heut eine Last, und Jeder, der ihn mir aufheben will, bis Morgen, Uebermorgen, ein guter Freund."

Strahlheim hatte dem Sprechenden scharf ins Auge geblickt.

„Das ist nicht der Grund, sprach er mit entschiedenem Tone. Ehe ich Ihnen danken kann für dies unerwartete, wunderbar Aufgedrungene, laut oder still, wie Sie wollen, muß ich, nur für mich, mein Herr, wissen — oder lassen Sie es mich nur ahnen — was bezwecken Sie damit?"

Es lag etwas in der Stimme des Arztes, was eine Antwort, die mehr als Ausflucht war, nöthig machte. Der Rath blickte ihm mit einem Lächeln, das zur Physiognomie eines Todtenkopfes paßte, eine Weile ins Gesicht:

„Wollen Sie absolut es ausgesprochen wissen was sich zwischen uns von selbst versteht? Ich habe, keinen Grund es zu verschweigen. Freunde waren wir nicht. Sie haben Recht. Aber giebt es keine Liebe, die den Haß zur Mutter hat, wie die Liebe oft den Haß gebiert? Wenn ich Sie nicht liebte, so war es, weil Sie dasselbe wollten, was ich wollte. Ich scheiterte, Sie waren glücklicher. Was hilft mir der Neid? Vielleicht war ich mehr in meine Plane verliebt, als die Lust mich trieb, selbst den Genuß davon zu ziehen. In Ihnen erkannte ich den fähigen Mann das durchzusetzen, was mir nicht gelang. Also indem ich Ihnen die Mittel gewähre, sie zu verfolgen, statte ich nur wie ein guter Vater seine Töchter, die Kinder meiner Gedanken aus. Plündern Sie die alte Närrin nach Herzenslust; ihr Geld muß unter die Leute. Kein Gewissen sich dabei gemacht! An dem Gelde klebt alter Fluch, und neuer. Ihr eigener Mann mußte an ihrem Geize sterben. Sie rächen also nur alte Sünden, und mich auch, werther Herr Doctor. Denn ich kann Sie wohl versichern, ich habe es mich etwas kosten lassen, Schweiß, Schliche, Zeit und Geld, ihres in Cours zu bringen,

aber es war Alles vergebens. Ihre Argusaugen bewachten jeden Heller und verfolgten jede Mine, die ich nur die Absicht haben konnte zu legen. Sie sind ein Kind des Glückes. Auf die erste Petarde öffnete sich Ihnen die Thüre, bei der zweiten Entrevue waren Sie ihr Vertrauter, beim dritten Male bot sie Ihnen Herz und Hand, nämlich ihre Tochter, Sie hätte sich Ihnen auch wohl selbst an den Hals geworfen, wenn Sie das Glück zu schätzen gewußt. Und was noch mehr, Sie kennen sie schon sieben Tage und Nächte, und sind sieben Tage und Nächte in ihrer Gunst geblieben. Nun vorwärts, und den Muth nicht sinken gelassen! Sie kämpfen nicht allein für Sich, auch für mich, einen schändlich betrogenen Freund, für die unruhige Seele des von ihr umgebrachten Ehegatten, und für die Seelen der Vielen, welche der Wuchergeist dieses alten Hauses seit Jahrhunderten an den Bettelstab brachte und auf dem Gewissen hat. Das muß doch gelingen!"

Strahlheim stand in sich versunken, die Augen auf die drei Zettel gerichtet, und über die blassen Lippen wollte keine Antwort, kein Dank, kaum eine Entgegnung auf den Abschiedsgruß des Rathes:

„Sie sehen, mein werther Freund und Successor, die Sache zu ernsthaft an. Ist die Dame mehr werth, als daß wir über sie lachen? Heiter, Herr Doctor, ich bin es auch. Ohne leichten Sinn was wäre das Leben? Wer ertrüge die Lasten, die uns

des auch nicht empfohlenen Fremden, sie umschließt sogar die Verpflichtung, ihn gewissermaßen weiter zu spediren. Er erhält Briefe von dem ersten Gastfreunde an alle geistliche Personen in den Gegenden, wohin er seine Schritte richtet. Man kann annehmen, daß trotz der weiten Zwischenräume fast alle Standespersonen sich persönlich kennen, der Adel ist schon durch das gemeinsame Erscheinen auf dem Reichstage unter sich bekannt, so daß ein Reisender, wenn es ihm nur einmal gelungen, das Wohlwollen eines ersten Gastfreundes zu erwerben, durch das ganze Reich empfohlen ist. Solchen Fremden, die ihre Zeit berechnen müssen, kann diese Einrichtung sogar lästig fallen, da es unser Schicklichkeitsgefühl will, zuerst im nächsten Wirthshause einzukehren und nach einigermaßen gemachter Toilette erst die Empfehlungsbriefe abzugeben. Der Schwede reiset größtentheils, ohne auf dem Lande in Wirthshäusern abzusteigen. Wenn er auch die Gutsbesitzer oder Prediger nicht kennt, fährt er doch bei ihnen wie ein längst erwarteter Gast vor. Gastbetten sind immer aufgeschlagen, und an Nahrungsmitteln fehlt es zuweilen weniger, als an Verzehrern. In jedem entfernten Distrikte ist

tagtäglich erdrücken müſſen. Heiter, heiter mein werther Freund, und an Morgen gedacht, erſt wenn Morgen da iſt.“

Und dabei zitterte der heitere Mann, und ſeine Hand war kalt, wie die des Todes, als er die des Arztes zum Abſchied drückte.

Draußen trällerte er die Melodie eines leichten Liedchens. Strahlheim warf die Papiere in das Schubfach des offen ſtehenden Secretairs. Er nahm ſich nicht die Mühe ihn wieder zu verſchließen. Halb angezogen warf er ſich in das Bette, und zog die Decke über den Kopf. War es ein Fieberſchauer, den er empfand, oder Furcht, oder Grauen vor dem Krähen des einſamen Hahnes hinten im Hofe? Er war doch gerettet, er konnte lachen über die Anſtrengungen ſeines Feindes, ihn zu verderben, und doch lachte er nicht, und in ſeinem Leben war ihm noch nicht ſo unheimlich zu Muthe geweſen.

Als der Commiſſionsrath die Treppe hinunter geſtiegen, trat ihm unter dem Bogen der Hofthür eine im Mantel verhüllte Geſtalt entgegen. Sie murmelte zwiſchen den Zähnen wie im Tone des Zürnens: „Nun iſts's bald Morgen.“ Sichtlich wich der Rath zurück, und doch winkte er ihm wieder. Sie folgte ihm. Er ſchloß die Thür ſeiner Wohnung auf und winkte noch einmal. Beide traten ein, und die Thür ſchloß hinter ihnen zu.

Heilige Drei Könige.

Sechstes Buch.

Erſtes Kapitel.

Ungläubiger Thomas, ſagte der zweite Reiter zum erſten, ich glaubte doch aber gewiß dort das Licht zu ſehen."

„Was glauben! Das iſt eine Täuſchung der Sinne, wenn Du nicht zum Bewußtſein gekommen biſt."

„Spukt's ſchon wieder? Ich ſage Dir, Du hätteſt müſſen in Jena ſtudiren, Thomas."

„Halt's Maul! Studiren iſt dummes Zeug." Er trällerte ein Liedchen, und drückte die Schenkel ſeinem Pferde in die Weichen.

Sie geriethen immer tiefer ins Dickicht. Die Brombeerſträucher verwundeten die Pferde und ritzten die Beinkleider der Reiter, die herunterhängenden Aeſte ſchlugen ihnen um die Geſichter. Der Schnee fing an durch die laubloſen Baumwipfel auf ihre glühenden Geſichter zu fallen.

„Die Peſtilenz über Euch! fluchte der dritte, der auf ſeinem ſchon lahmen Pferde den beiden Andern nur mit Mühe nachkam. Iſt das eine Schande,

zwei beſoffenen Kerlen nachfolgen zu müſſen! — Haltet doch einmal ſtill in drei Teufels Namen, daß man ſieht, wo Eure Jämmerlichkeit ſteckt.“

„Du miſerabler Buſchklepper und Nachreiter, rief Thomas zurück. Hätte ich nur noch eine Flaſche hier, um Dich vom Pferde runter zu trinken, daß Du im Koth liegen bleibſt.“

„Da könnte ich nur gewinnen, entgegnete der Buſchklepper. Ich würde Euch los, und bliebe mit der großen Natur allein.“

„Ihr abſcheulichen Menſchen, rief der Zweite, in einer ſolchen verfluchten Wildniß müſſen die Menſchen zuſammenhalten. Dadurch entſtanden die Republiken.“

„Nichts von Politik!“ ſchrie Thomas.

„Kriegt Ihr nun das Haſenpanier? rief der Dritte. Fürchtet Ihr Euch nun und druckſt zuſammen. Ich ſollte eigentlich Kehrt machen, und Euch Eurer ungeheuren Angſt überlaſſen, wenn ich nicht Mitleid hätte mit Eurer Schwachheit.“

„Was! Mir das, rief der Zweite. Ich will Euch zeigen, daß ich mir aus Eurer Geſellſchaft nicht ſo viel mache. Der Wald iſt unſer Nachtquartier.“

Er gab ſeinem Pferde die Sporen. Einige Sätze trug es ihn in wilder Haſt fort, trotz dem unebenen Terrain. Dann hörte man einen krachenden Schlag. Ein Aſt hatte ihm den Hut fortgeriſſen. Der Hut flog gegen des nachſetzenden Thomas Kopf, und

zwei Hüte rollten unwiederbringbar verloren in das Dunkel der Wildniß.

Zehn Schritte weiter lag der Reiter ſelbſt am Boden, und verſuchte ſich aus den Dornen, in die ihn ſein Thier abgeſtreift, loszureißen. Thomas reichte ihm die Hand. Aber der Zweite zog ſo heftig, daß Thomas ſelbſt das Gleichgewicht verlor, und zu ihm herabſtürzte. Sein eigenes Pferd, das die Freiheit ſeines Genoſſen anlocken mochte, hatte vielleicht durch eine ſchlaue Curbette mitgeholfen.

Die beiden ſtanden kaum wieder auf den Füßen, als der Buſchklepper ſie erreicht hatte. Er hielt ihnen eine bittere Strafrede über ihre Unvorſichtigkeit, und wählte dabei zum Thema: ihre Liebloſigkeit gegen einen dritten Nebenmenſchen, denn nun ſie nicht mehr zu Pferde ſäßen, fehlten ihm die Punkte, nach denen er ſich richten könne. Wenn man ſich auch ſelbſt nicht erhöhen dürfe, um hoch zu ſtehen, ſo ſei das Hochſtehen doch gut, damit Andere daran einen Maaßſtab nehmen könnten.

Thomas und der Zweite aber hatten keine Zeit ihm zuzuhören. Denn ſie mußten nach ihren entlaufenen Gaulen rennen, nnd jagten kreuz und quer, ohne die ſcheuen Beſtien zu erreichen, die ſich ein Vergnügen daraus zu machen ſchienen ihre Herren zu foppen. Denn ſie warteten ſie ruhig ab, bis ſie zwei Schritt heran waren, und galloppirten dann weiter.

Es war ein etwas freier Platz im Walde, wo dieses vorfiel; aber sein dunkler Grund weißte sich mit jedem Augenblicke mehr durch den herabfallenden Schnee. In der Mitte des Platzes hielt der Berittene, und declamirte von der Vergeblichkeit irdischer Bestrebungen, das zu ändern, was in der Natur geschrieben steht.

Als sie sahen, daß die Jagd vergeblich war, machte auch Thomas den Vorschlag, die Bestien laufen zu lassen, es schicke sich für geistige Menschen nicht, auf ein unvernünftiges Thier solchen Werth zu setzen. Der Zweite ward so von dem Gedanken ergriffen, daß er Thomas dafür um den Hals fiel. Beide aber vereinten sich gegen den Buschklepper: ob das etwa tugendhaft sei und brüderlich, ruhig zuzusehen, wie sie sich abgearbeitet hätten?

„Das gilt als der Prüfstein des Weisen, antwortete er, unter den Leidenschaften der Thorheit gelassen zu bleiben."

„Deine Leidenschaft kann nicht anders galoppiren als Dein lahmer Gaul, schrie Thomas. Das ist die Wahlverwandtschaft zwischen Euch. Die Bestie kann nicht von ihm lassen, und er nicht von der Bestie."

„Das wollen wir mal sehen, sprach der Berittene, stieg vom Pferde und versetzte ihm einen Schlag mit der Gerte, daß es sofort das Weite suchte: Frei will ich sein, wie der rauhe Hauch, der meine Backe trifft. Hier stehe ich, ein Mensch wie Ihr, aber in

der Bruſt lodert Feuer, uranfängliches, ein Götterfunken, der mich warm hält, und wenn meine Thränen als Eis über die Wimpern perlen."

„Du biſt unſer guter Bruder Ulrich!" ſchrie Thomas und riß ihn an die Bruſt. Der Zweite that desgleichen. Zwar meinte er, daß der zuletzt Berittene, um ihnen ganz gleich zu ſein, auch ſeinen Hut fortſchleudern müſſe; aber Thomas ſagte, ſie müßten heut alle unter einem Hute ſtehen und gehen, und der eine, der ihnen übrig geblieben, könne daher die Reihe um machen.

Der Schnee fiel immer dichter, und hätten ſie noch länger dort Arm in Arm geſtanden, wären ſie ſelbſt bald weißen Statuen ähnlich geworden. Aber der Wind, der aus einem Geſtell pfiff, trieb ſie fort. Anfangs wollten ſie Arm in Arm ſelbdreien laufen. Die Colliſionen mit Büſchen uud Bäumen ſprengten die Phalanx. Den Beiden, welchen die Pferde nicht gehörten, kam es zuerſt in den Sinn, was denn aus den Thieren würde. Man müſſe ſie greifen; wenn nicht um ihrer ſelbſt, doch der Menſchlichkeit willen.

Thomas wollte nichts davon wiſſen.

„Es ſind ja Deine Thiere, Kerl. Der denkt noch immer, er reitet auf Philiſtern."

Thomas aber bewies ihnen, daß Pferde im Zuſtand der Civiliſation ſich nicht mehr verlieren könnten. Durch das Bewußtſein, daß jeder Staatsbürger in ſeinem Rechte gekränkt werde, wenn das Recht

eines Andern verletzt wird, sei das Eigenthum der Pferde gesichert. Sie könnten sich höchstens verlaufen, in einen Nothstall gerathen, kämen aber immer wieder auf dem natürlichen Wege der Nothwendigkeit zum Eigenthümer zurück. Diese Civilisation schreite fort, und das Bewußtsein, was bei den Menschen angefangen, bei den Pferden sich fortgesetzt, gehe zunächst auf das Rindvieh, dann auf die Schafe, Hunde über, und werde sich so allmälig bis auf die Vögel ausdehnen.

„Verfluchte Civilisation! schrie Ulrich der Buschklepper, wo bleibt denn die natürliche Freiheit? Wenn nicht einmal die Pulse der Natur schlagen dürfen in einem Urwalde! Solch ein Augenblick wie dieser, voll Götterrausch ursprünglicher Freiheit, und an Nothställe denken! Pfui! Thomas, geliebter Thomas, lasse fahren Deine Zopfgedanken. Stürme mit uns, frisches Jugendblut in die empörte Natur. Ihre Donnersprache weiß nichts von dem dummen Zeuge. Eigenthum! Was ist Eigenthum? — Der Baum, den ich schüttle? Er ist mein jetzt, Dein, unser Aller; wir klettern hinauf, wenn wir Lust haben, wir brechen ihn um, wenn wir uns anstrengen. Briefe und Contrakte und Siegel, was sind sie gegen das Recht in der Menschenbrust!“

Der Zweite, den wir den Jenenser nennen wollen, fing an zu weinen.

Ulrich hielt den Wäldern eine Lobrede. Thomas,

überdies der Gaſt als ein Mann, der Nachrichten in die Einöde bringt und mit dem man ſich beſprechen kann, jederzeit willkommen. Auch uns verſah man wohlwollend mit Briefen nach allen Hauptpunkten unſerer Tour. Die Adreſſen enthielten genau die Titel der Adreſſirten mit dem Prädicat vom Edel- bis zum Hochgeboren hinauf und dennoch ein salvo titulo darüber; denn darauf kommt es einmal in dieſem Lande an, und auch hierin ſtimmt wenig die beliebte Vergleichung der Schweden mit den Franzoſen.

Die Aufnahme in Jämteland blieb eine der angenehmſten Erinnerungen auf unſerer Reiſe; was wir entfernt von jeder Schmeichelei ſagen können, da wir durch jeden gaſtlichen Empfang auf's neue daran erinnert wurden. Die Gegend ſelbſt blieb ein großer Park; die See'n verließen nicht unſeren Weg, noch grüßten uns gigantiſche Waſſerſtürze, wenn auch nicht von der Wildheit jener Katarakten im oberen Gebirge, doch von nicht minderer Schönheit. Die Ufer waren freier, die Rieſenſtämme des Hochforſtes ſchauten vom Rande ſchrofferer Berghänge nieder auf das große Schauſpiel zu ihren Füßen und der Menſch hatte ſchon wieder kühn ſeine Mühlen

der den Städten das Wort reden wollte, ward überstimmt und überzeugt.

Die Luſt, die Nacht im Walde zuzubringen, ergriff alle zugleich. Aber der Ort war hier noch nicht finſter, wild genug. Es war auch nur eine Buche, unter der ſie ſtanden. Sie wollten eine alte hohle Eiche ſuchen, ein Feuer darunter anzünden, und ſich Geſchichten erzählen von der guten alten Zeit.

Aber war es der Wind, der Schnee, die Kälte, oder der ſchwere Weg, der einen um den andern ſtolpern, auch fallen machte, daß ihre romantiſche Luſt bald minder laut zu werden anfing. Das Feuer wollte nicht brennen, obgleich die Eiche gefunden war. Sie begnügten ſich damit, die Pfeifen anzuzünden, und preßten ſich, ſo gut es ging, in den ausgehöhlten breiten Stamm des Baumes.

„Du biſt uns nun noch ſchuldig, Bruder Thomas, ſprach der Jenenſer, zu erzählen, warum Du eigentlich in die Stadt willſt, und warum wir Dich begleiten dahin. Uebrigens zu Fuß wie zu Pferde! Für Dich in den Tod.“

„Konnten wir denn nicht warten, ſprach Ulrich? Es lebte ſich ſo wahrhaft gemüthlich bei Dir. Das Schlößchen mit dem alten Schilfgraben, die morſche Brücke, die beiden Eckthürmchen, und der eichene Saal, und der ehrliche Amtmann mit den weißen Haaren, wenn er das Brot vorſchnitt, wie Götz von Berlichingen“ —

„Und seine Mathilde mit den blonden Locken," fiel der Jenenser ein.

„Und das Essen überhaupt, die vollen Schüsseln, so recht in alter Würde aufgetragen, und Dein Keller dazu" —

„Der seeligen Gräfin ihrer, fiel der Jenenser ein. Wenn wir noch vierzehn Tage so gekneipt hätten, ich glaube, wir hättens bis zum Fässerumstülpen gebracht."

„Und in die Stadt willst Du wieder? Was gehen Dich die falschen Gesichter dort an? fuhr Ulrich fort. Trau ihnen nicht, Thomas."

„Just so eins gehe ich aufzusuchen," entgegnete Thomas, und eine Fluth anzüglicher Epitheta ging voraus, ehe er näheren Bericht über den abstattete, welcher durch seine Handlungsweise ein Recht darauf erwirkt hatte.

„Ich sage Euch, ein schändliches Kalmückengesicht, und ein Jahr habe ich mit ihm unter einem Dache wohnen müssen, und habe nicht gewußt, was für ein Spitzbube der Kerl ist."

„Wir wollen ihm ins Gesicht leuchten, rief Ulrich. Er muß Abbitte thun, oder" —

„Was Abbitte! rief Thomas. Zahlen muß er. Ihr versteht nichts von dem."

Ein ansehnlicher Theil des baaren Erbtheils der seeligen Gräfin, seiner Mutter, war, wie sich aus seiner Erzählung ergab, bei einem Commissionair und Bankhalter niedergelegt. Es hatte sich nach ihrem

Tode erſt herausgeſtellt, daß dieſer Theil ihres Vermögens, den ſie am vortheilhafteſten untergebracht hielt, die allerwenigſte Sicherheit gewährte. Ja der Amtmann hatte aus den Correſpondenzen erſehen, daß der alte Fuchs, wie er den Commiſſionsrath nannte, der ſeeligen Gräfin durch Schmeicheleien eine Summe nach der andern entlockt, und ſie bei der Naſe herumgeführt habe.

„Alſo ſchlagen! rief Ulrich. Gehts nicht mehr mit dem Hieber, kommt der krumme Säbel dran, vielleicht gar Piſtolen? Das laß uns hier berathen.“

Allein Thomas erklärte ihm, daß hier wohl von Fordern, aber nicht von Schlagen und Schießen die Rede ſei. Wenn er nicht gutwillig herausrücke, würden die Gerichte requirirt, und er hätte ſchon von ſeinem Amtmann eine Inſtruction, und die Anweiſung an einen Advocaten in der Taſche. Die Sache ſei aber ſehr eilig, da es verlaute, daß der Debitor nicht mehr zum ſicherſten ſei. Deshalb müſſe er vorſichtig auftreten, und zuerſt herumriechen, wie es ſtehe.

Ulrich ſchüttelte den Kopf: „Alſo da hinaus! Riechen, ſchnüffeln, rechnen, klagen, Prozeſſe und Executionen! Ach, Thomas, was wurdeſt Du in kurzer Zeit für ein Philiſter! Zwar war ich dazumal, als ich bei Euch durchzog, mit Dir auch nicht zufrieden. Aber man merkte es Dir doch an, daß Dich nur die Armuth und die Bücher drückten. Nun riß Dich

ein Wunder los, Du wurdeſt ein reicher Mann, ein freier Mann, und biſt ein Rechenknecht, ein Speculant, ein Viehökonom. Pfui!"

„Bruderherz, Du bedenkſt nicht, daß die Lage der Dinge auch die Menſchen ändert. Wenn ich nicht auf das Meine ſähe, würde das Meine nicht mehr auf mich ſehen. Wer in einer induſtriellen Welt lebt, muß ſelbſt induſtriös werden, oder er wird draus fortgeſtoßen, wie die Wilden von Amerika."

Ulrich war damit nicht zufrieden. Er declamirte ſich in eine Begeiſterung für die romantiſchen Zuſtände, welche den Jenenſer ſo rührte, daß er zu weinen anfing. Auch Thomas ward davon ergriffen. Er ſagte, es ſollte ihm nichts lieber ſein, als wenn er auf der Wendelſtiege im Eckthurm einem Geiſte begegne, und die Niſchen der dicken Mauern wolle er aufbrechen laſſen, ob ſich nicht wo ein Gerippe und ein Waſſerkrug finde.

Ulrich beglückwünſchte ihn, daß er nun einer Familie angehöre, in der Spuk zu Hauſe ſei.

„Wenn ich ſo das Glück hätte, wie Du jetzt, aus einem Feudalhauſe abzuſtammen, wo Unthaten Rache fordern, und irgend ein Familienfluch doch forterben wird, welch ein anderes Gefühl muß das fürs Daſein mitbringen, als wenn man ſo nichts hinter ſich hat, und aus der todten, leeren Gegenwart ſich erſt die Geſtalten ſelbſt bilden muß, für die man fechten will."

„Er fiel ja eben nur von der Bank," ſagte der Jenenſer, und ein Händedruck ſollte Thomas dafür tröſten, daß er nur ein Bankert war.

„Gerade das, rief Ulrich, iſt ein Götterfunke, dieſer Zwieſpalt zwiſchen Recht und Nichtrecht. Die wilden Forderungen des Blutes, und dagegen die ſtarren Eiſenbuchſtaben des Geſetzes. O dies Ungewöhnliche Deiner Geburt, das Geheimniß, das Wunder, was in Dein Alltagsleben hinein geblitzt hat, muß ja im Menſchen zünden wie eine Pulvermine. Sehn Dir die knorrigen Aeſte, die Wurzeln, die Wolken und Büſche nicht jetzt anders aus, erblickſt Du nicht überall Regen und Bewegen, ſtreckt die todte Natur nicht tauſend Arme aus, Dich an ihre Bruſt zu drücken?"

„Ja, aber hier wird's infam kalt, rief Thomas. Ich dächte, wir ſuchten" —

„Eine Köhlerhütte ja, oder eine Einſiedelei, oder Höhle!" entgegnete Ulrich, bei dem die nicht ungewöhnliche Erſcheinung eintrat, daß der Rauſch, welcher bei den Andern ſchon ausgetobt hatte, erſt mit Luſt und Bewegung ſich entwickelte, während er vorhin der Ruhigere und Vernünftigere geweſen war.

Die Geſellſchaft ſtürzte waldeinwärts, bergauf, bergab. Sie gerieth auch wohl in gefährlichere Lagen, Einer in Sumpf, der Andre an einen Abhang, den der Schnee verdeckt hatte. Jetzt ſaßen ſie in einem junaſtämmigen Kieferwalde feſt, und mußten

froh ſein, den Rückweg zu finden, da durchzudringen nicht möglich war. Die Köhlerhütte zeigte ſich nicht, deſto dringender aber bei ihnen die Luſt nach einem Unterkommen.

Endlich hatten ſie wieder ebeneren Heideboden erreicht, und in weiter Ferne glaubte Ulrich abermals ein Licht zu ſehen. Indem ſie darauf zu ſteuerten, tauſchten ſie ihre Vermuthungen aus, was es ſein könne.

Es konnte eine Köhlerhütte ſein, aber der Wald lichtete ſich dorthin, und Thomas wußte leider, daß in dem ganzen Revier keine Kohlen gebrannt würden. Der ſchiffbare Strom trug, was die Reſidenz bedurfte, von weiter her. In den Klauſen und Höhlen der Einſiedler pflegt ſo ſpät Abends kein Licht zu brennen. Ein gaſtliches Schloß, wo eben eine Hochzeit gefeiert würde, wo man die verſpäteten Gäſte mit offenen Armen empfangen würde, Pokale, Rundgeſang und Tanz hatten etwas Lockendes; aber in der ganzen Umgegend gab es keine große Gutsbeſitzer mehr. Die adligen Höfe waren längſt parcellirt; die reichern Oekonomen ſpekulirten auf den Verkehr mit der großen Stadt, und waren ungaſtfreundlich. Für ein Feenſchloß, das ſie gaſtlich aufnehmen könne, und am Morgen, wenn ſie erwachten, war es verſchwunden, und ſie lagen auf der feuchten Heide, brannte das Licht zu trübe. Auch Irrwiſche, auf die Ulrich hoffte, denn er hatte noch keine geſehen,

mußte man aufgeben, denn das Licht brannte ſtätig an einem Flecke.

Die beſten und wahrſcheinlichſten Vermuthungen ſchwankten zwiſchen einem Predigerhauſe und einer Räuberherberge. An kleinen Heideſchenken fehlte es in der Gegend nicht, denen man allenfalls dies Prädicat beilegen durfte; weil allerlei liederliches Geſindel, Schmuggler, Schiffer, die unter der Hand verkauften, hier ihren von der Nachbarſchaft der großen Stadt begünſtigten Verkehr trieben. Die Einkehr in einer ſolchen Herberge für drei muthige Burſchen hatte nichts Abſchreckendes. Nur der Jenenſer erwärmte ſich an der Vorſtellung eines freundlichen Predigerhauſes.

„Die glückliche Familie iſt im Begriff zu Bette zu gehen. Der alte Vater hat eben ſeinen Abendſeegen geſprochen. Sie wünſchen ſich eine gute Nacht. Da ſchlägt der Hund im Hofe an, und unſer ſpätes Pochen erſchreckt die Friedliebenden. Aber ſchnell iſt der ehrwürdige Greis zur Hand: „„Es ſind vielleicht Nothleidende, Verirrte.““ Er ſetzt ſein Sammetkäppchen auf, hüllt ſich in den Schlafrock, und öffnet das Fenſter. Man verſtändigt ſich ſchnell. Auf einen lateiniſchen Gruß werden wir eingelaſſen. Ein herzlicher Händedruck von Vater und Mutter; der Knabe blickt die wilden Männer verwundert an, bald aber drängt er ſich an uns, befühlt und befragt uns, und will dann nicht von uns laſſen. Nur die

Tochter zieht sich bescheiden zurück. Sie erröthet, wenn die Blicke sich treffen, und schlägt die Augen nieder. Aber der Alte sagt: „„Was soll das? Rührt Euch. Unsere Gäste frieren, und sind hungrig.““

Ulrich seufzte, und wollte sprechen; aber der Jenenser ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Nun wird ein prasselndes Feuer angemacht. Man nöthigt uns die nassen Röcke auszuziehen. Die würdige Pastorin selbst greift Hand an, und lacht uns wegen unserer Bedenklichkeiten aus. Man bringt uns einen warmen Schlafrock auf, und die gestopften Pfeifen im Munde, sitzen wir bei einem traulichen Gespräche, bald deutsch, bald lateinisch geführt, um das Feuer.“

„Und verlieben uns in die schmucke Predigertochter, fiel Thomas lachend ein. Nicht wahr, das ist doch das Ende vom Liede? Wer denn nun von uns? Du solltest freigebiger sein, und drei Predigerstöchter machen. Es kommt Dir ja nicht darauf an, damit Jeder Eine kriegt.“

„Nein, fuhr der Jenenser fort. So ist's viel pikanter. Das giebt interessante Reibungen, Zweifel, Beängstigungen, wen sie vorzieht. Zwei müssen am Ende leer ausgehen, aber der Glückliche muß bis auf die Letzt die allerwenigste Hoffnung haben. Doch so weit sind wir noch nicht. Nun wird eine rauchende Schüssel Milch und ein würziges schwarzes Brot auf den Tisch gestellt.“

„Bleib mir vom Halſe mit Milch," rief Thomas.

„Warte nur, es kommt auch eine Schüſſel Kartoffeln, und aus der Speiſekammer ein Paar fette Würſte, friſch, im Hauſe ſelbſt gemacht."

Thomas und Ulrich lachten laut auf.

„Noch einen Teller mit Erdbeeren und Radieschen, ſagte jener, und die Idylle iſt fertig."

Ulrich ſtöhnte ihnen ein gebieteriſches Halt! zu. Er hatte ſich auf einen Baumſtumpf geſetzt.

„Wenn man von der Tafel kommt, wo man drei Stunden ſaß und ſich vollaß und volltrank, da ſoll man ſich freuen auf Milch und Wurſt! Da aber liegt's eben, Ihr jämmerlichen, blaſirten, abgelebten Creaturen, wir haben keinen Sinn mehr, weil wir ſatt ſind. Als wir Kinder waren, und hungrig und dürftig an unſerer Brodſchnitte nagten, zufrieden, wenn man uns Sonntags eine Semmel gab, da blieben wir vor dem Kellerfenſter ſtehen, woraus der Braten duftete, und letzten unſere Naſen, wo ſie drinnen Punſch brauten. Daher hatten unſere Väter ſo viele Freude, und daher wir ſo wenig. Ein Waldhorn im Walde, ein Rauch in der wüſten Haide, das war ihnen wie den Kreuzfahrern ein Zion im Morgenroth. Die Civiliſation ließ keine Wälder und keine Haiden, an jedem Kreuzwege Wegweiſer, man kann nicht mehr irren, weil man alle Wege weiß, man kann nichts mehr finden, weil man Alles hat."

„Wir hatten uns ja verirrt.“

„Lumperei! — Neun Tage mußten unſre Vorfahren im hercyniſchen Walde laufen, und fanden noch kein Ende. Und wer giebt mir wieder Hunger, wer giebt mir Durſt! rief der Romantiſche. Sättigung, dein Name iſt Menſchheit geworden. O ſchafft mir wieder einen ſeeligen Durſt, daß der Quell mich labe, der über Moos und Kieſeln rinnt.“

„Trinken kann man immer! ſagte Thomas. Es ſcheint mir wohl ſolche Kabache zu ſein; und vorhin kam es mir vor, als hörte ich Lärm. Wenn Schiffer drin verkehren, iſt auch für den Durſt geſorgt.“

„Alltäglichkeiten!“ rief Ulrich, den man mit Mühe zum Aufſtehen gebracht.

„O die Schiffer verſtehen es an die Fäſſer zu bohren, und man kriegt oft um ein Spottgeld die ſeltenſten Weine.“

„Diebſtahl alſo, Betrug, gemeine Gaunerei! fuhr Ulrich ſeinen Harniſch zu ſchütteln fort. Nicht einmal großartige Verbrechen mehr. Liebe wartet und verſchmachtet, aber keine Entführungen. Miſerable Defraudationen, aber keine Schleichhändler mit Wehr und Waffen. Nächtliche Einbrüche, ja! Ein Maurer kriecht durch ein Loch, ein Schloſſerburſch ſchließt mit einem Dietrich die Hinterthür auf. Keine Banden mehr, die, auf ihre Kraft vertrauend, einzubrechen wagen, Mann gegen Mann, das Piſtol in der Hand; feiger Todſchlag, aber kein Mord, kein

hineingerammt in die abſchüſſigen Felsplatten, über welche der Strom dahin fährt. Der Roſenhauch des Abends, ausgegoſſen über dieſe kräftige Natur, erhöht ihren eigenthümlichen Reiz, ohne ihr etwas Weiches, Mildes beizumiſchen. Die Rieſentanne hängt auf ihrer Klippe ſo ſtarr und einſam im Abendroth, wie im Schneegeſtöber und unter den Stürmen des Nordens. Aber ein trauriger Anblick begegnet uns auf jeder Wendung; ungeheure Strecken von Waldbränden, ausgebreitet über die Berghänge. Kraus liegen hier die nackten Stämme, wie zerſplitterte Speere aus einer Gigantenſchlacht, durch einander, während dicht daneben noch ganz verkohlte Tannen aſtlos ihre Spitzen den Wolken entgegen ſtrecken, gleich wunden Kriegern, die aus der groſſen Niederlage ihrer Brüder noch den Leib gerettet haben. Aber die Wunde drang doch in das Lebensmark, ſie grünen nicht wieder und der nächſte Sturm wirft ſie zu Boden. Daneben ſieht man, wie die Flamme ins grüne Dickicht des Waldes hineingriff, aber zurückgeſchlagen wurde von der mächtigern Lebenskraft. Es galt nur einen Ausrottungskampf, die Sieger wollten keine andre Frucht, als das Daſein zerſtören;

blitzender Dolch in der Faust, kein rother Hahn auf dem Dache."

„Wenn wir nun Kerle drinnen finden, die uns auf den Kopf schlagen, bist du dann zufrieden?" äußerte der Jenenser.

„Mir scheint, der ist betrunken," sagte Thomas.

„Daran erkenne ich die Nüchternheit, in die Du versunken bist, Thomas, fuhr Ulrich fort, die Prosa des Lebens hat Dich umgarnt, wenn Du jemals von Poesie wußtest. Geh Du doch Deiner Wege, werde ein Lastthier, verbauere, schreib über Stallfütterung, heirathe in ein breites, hohes Himmelbette hinein, je eher je besser, mit der ersten besten, zeuge Kinder, ein halbes Dutzend, ein ganzes, eine Mandel, und dann verirrst Du Dich nicht mehr vom langweiligen Wege, der ins Grab führt."

Der Jenenser lachte. Er meinte, die Frau sei wohl schon gefunden. Des Amtmanns Mathilde blicke immer so verschämt auf Thomas.

„Einfalt! rief Ulrich. Verschämt? hast Du nicht das abgekartete Spiel gemerkt? Die Fäden sind ja dick genug. Eingesponnen haben sie ihn schon, wie eine Seidenraupe. Er muß verliebt sein, er muß seufzen, er muß sie heirathen. Der alte Pfifficus, der Amtmann versteht es, und er hat seinen rechten Mann gefunden. Thomas gehört unter die Philister."

Es wäre jetzt an Thomas gewesen, loszubrechen.

Aber ſie waren ſchon ganz nahe dem erleuchteten Gehöft, und die Hofhunde begrüßten ſie mit lautem Geklaff. Auch war die Unterbrechung Thomas vielleicht lieb; denn wäre es Tag geweſen und nicht Nacht, hätte man eine leichte Verfärbung auf ſeinem Geſichte wahrnehmen können.

„Est hic confratres! rief er. Quid nunc faciamus?“

Thomas Anſicht hatte ſich geändert. Er hatte weder Luſt im Walde zu ſchlafen, noch in dem Haidekrug, ſondern wollte fragen, ob ſie nicht einen Wagen erhalten könnten, um noch in der Nacht nach der Stadt zu kommen. Zugleich wollte er Aufträge geben, wegen der entlaufenen Pferde. Der Jenenſer ſtimmte ihm bei, Ulrich ward nicht gefragt.

Zweites Kapitel.

Die Stimme des Mannes, welcher ihnen auf mehrfaches Pochen die obere Halbthür öffnete, harmonirte mit dem Geklaff der Hunde, welche die Verirrten sich kaum von den Beinen abhielten. Seine schielenden Augen glitten von dem Einen auf den Andern und der Stummel seiner zerkauten Pfeife bewegte sich in derselben Richtung, während ihm doch die Dunkelheit nicht verstattete die Beschaffenheit der Pochenden zu erkennen.

„Wer ist denn das so spät in der Nacht? Ist das eine Art?"

„Verirrte."

„Was denn für Verirrte? Woher des Weges?"

„Wo keiner ist, entgegnete der praktische Thomas. Was ist hier los?"

„Du kluger Muttersohn, fragt man so dem Bauer die Künste ab? antwortete das breite Gesicht, indem es sich auf beide Arme stützend die drei angrinste — die Hunde sind los, merkst Du's! — Was

iſt denn bei Euch los? — Die Mützen ſind fortgeflogen. Haben Sie Euch invitirt ſo fix Reißaus zu nehmen? — Na nu, Antwort, der Gensdarm iſt um die Ecke."

„Kurz zur Sache: haſt Du Pferde im Stall?"

„Wo habt Ihr denn riechen gelernt, Ihr klugen Leute? ſagte langſam ſchmunzelnd der Haidewirth. — Wir hier zu Haus haben auch Naſen."

„Und an Geld fehlt es uns nicht, zum Bezahlen. Wir wollen nur ſchnell fortkommen."

„So! habt Ihr ſolche Eile? Und Geld habt Ihr auch. Es hat ja jetzt Alles die Taſchen voll. — Was treibt Ihr denn für Kundſchaft?"

„Wir wollen fort, und erſt rein. Mach auf, oder —" er ſtampfte auf.

„Na, na! da muß man ſich doch erſt in's Geſicht ſehn, ob wir uns kennen."

„An Deiner Bekanntſchaft iſt uns wenig gelegen. Wir müſſen in die Stadt."

„In die Stadt will Alles. Da riecht ſich's nicht ſo ſchnell heraus, wer Einer iſt. Habt Ihr denn Päſſe, und gute Bekannte, wo Ihr unterkommt?"

„Höll und Blitz, ſchrie Thomas, wir ſind nicht hier, um mit Dir zu parlementiren. Einen Wagen wollen wir, der uns vor Tagesanbruch hinein bringt. Wir wollen ihn nicht umſonſt. Was billig iſt, ſollſt

Du haben; wo nicht, weiſ uns hin, wo andre Pferde zu bekommen ſind."

„Eine Equipage wollt Ihr? Nun das gefällt mir. Und ſechſe vor. Nicht auch einen Vorreiter? Da werden die Gensdarmen freilich die Hüte ziehen. 'Siſt nur ſchade, daß Ihr keine habt, um wieder zu ſalutiren. Umſonſt iſt der Tod. Was gebt Ihr mir, wenn ich Euch wieder zu ehrlichen Leuten mache?"

„Kerl, wofür hält Er uns!" ſchrie Thomas.

Die geforderte Laterne war jetzt gebracht, und man konnte ſich gegenſeitig ins Auge faſſen. Die Erkennung ſchien von beiden Seiten nicht von den Wirkungen einer angenehmen Ueberraſchung begleitet. Außer dem widrigen und gemeinen Geſichte des Haidewirthes zeigten ſich andere eben ſo rohe im Dunkel des Flures. Sie mochten ihm zum Succurs geſtanden haben. Die Verſammlung hatte das Verdächtige einer Grenzſchenke, wo die Gelegenheit Geſindel aller Art zuſammenführt. Der Ausruf des Wirthes: „Ach, es ſind nur Studenten!" zeigte daß er ſich diesmal getäuſcht hatte. Die Enttäuſchung ſeiner Seits war indeß eine gleichgültige. „Es ſind nur Studenten! Sie haben ſich verlaufen" wiederholte es leiſer von Mund zu Munde. Man kehrte in die Stube zurück. Wagen und Pferde hatte der Haidewirth im Holze, und ſie kamen vor Morgen nicht zurück. Alſo blieb den Verirrten nichts übrig, als hier die Nacht zuzubringen, wogegen der grim-

liche Wirth weder etwas einwendete, noch ſie dazu aufforderte. Er hatte andere Gäſte, die ihn mehr intereſſirten, obwohl er während des eifrigen, lauten Geſpräches, das häufig in Zänkereien ausartete, gelegentlich prüfende Blicke auf die neu angekommenen warf.

Für einen einzelnen, verirrten Wanderer hätte die nächtliche Herberge Bedenken erregen mögen. Drei kräftige Studenten, welche außer ihren geſunden Armen nichts an Werth führten, konnten auch nichts fürchten. Und wäre eine Scheu dageweſen, der große Napf, in den man mit einem Wenig heißen Waſſers eine Quantität Zucker, eine Flaſche Rum und noch einen Zuſatz von Spaniſchen Wein zuſammen braute, dampfte eine Stärkung aus, genug, um einer Januarnacht und einer Räuberbande zugleich Widerſtand zu leiſten.

Die kleinen Holzpfeifen dampften dagegen einen Qualm, der wenig von den Anweſenden erkennen ließ. Es ſchienen Hauſirer, Schiffer und herrenloſes Geſindel, die als Wilddiebe und Holzdefraudanten, oder wie die Gelegenheit ſich gab, ihr dienen mochten. Aber wären unſere Verirrte Menſchenkenner geweſen, hätte ſchon der Umſtand vor den Gefahren eines Ueberfalles ſie beruhigen können, daß unter Allen ſelbſt die geringſte Einigkeit herrſchte. Die Spieler beim Deutſch Solo lagen ſich jeden Augenblick in den Haaren. Man packte einen, der betro-

gen haben ſollte, an die Kehle, er ſchlug wieder, Tiſch und Schemel ward umgeworfen, und nur der Intervention des Herbergsvaters, der mit einem Dutzend Kernflüchen ſie alle rauszuſchmeißen drohte, gelang es den Frieden wieder herzuſtellen: „Wer hier verkehrt, der muß ſich kennen, ſchrie er, und wer ſich nicht in Acht nimmt, das iſt ſeine Schuld. Wer ſpectakeln will um eine Kleinigkeit, da iſt Platz draußen. Bei mir ſoll Ordnung ſein, verſteht Ihr Hallunken, und wenn der Gensdarm kommt, will ich ein ehrlicher Mann ſein, und Ihr könnt Alle zum Galgen fahren, wenn Ihr Schafsköpfe ſeid.“

Ein Schiffer beäugelte vom Ofen her die trinkenden Herren. Er fragte, ob ſie in der Stadt ſo kräftigen Rum und guten Sekt ſchon getrunken hätten? — „Die Spitzbuben in der Stadt! fluchte ein grinſender Hauſirer, was haben die denn Gutes, und was gönnen ſie Einem Gutes!“

„Solchen Rum, lachte wohlgefällig der Schiffer, ſollen ſie mir mal drinnen zeigen! Das Gaunervolk gießt noch Waſſer, und manſcht weiß Gott was zu, und laſſen ſich dann von den Leuten Sündengeld für bezahlen! Und ſolch ein zwirnbeiniger Kaufmannsbengel will doch noch lange unterſuchen und fackeln beim Abliefern, ob ein ehrlicher Mann vorher gekoſtet hat, wie's von Natur ſchmecken thut! Wie ſollte man's denn wiſſen.“

„Es ſollte ihnen nur mal bewieſen werden, den

gerechten Herren, ſprach der ingrimmige Hauſirer, wie ſie betrügen thun! Da ſchmiert Einer dem andern den Mund zu, und thun vornehm. Aber von uns gemeinen Leuten, wenn Einer nur mal falſch zählt, da wird ein Lärm gemacht, da wird geklingelt und geſchrieben und unterſucht. — Aber es wird auch mal ein Stündchen ſchlagen."

Ein älterer Schiffer trat vertraulich an die Zechenden: „Meine jungen Herren, wenn Sie mal was Gutes trinken wollen, da kann ich Ihnen ſehr den Mann hier empfehlen, der die Schenke hält. Nur ein ordinairer Mann, aber ein ehrlicher Mann. Er bedient ſeine Gäſte reell. Es lohnt ſich ſchon aus der Stadt drum herzukommen, wer was Feines und Solides liebt. Er kann Ihnen Weine vorſetzen, wie ſie die Grafen drin nicht trinken. Wenn man ſein Geld giebt, warum ſoll man denn nicht was Gutes haben wollen. Die Weinhändler in der Stadt, das iſt ja was Erſchreckliches, was die aus der lieben Gottes Gabe machen. Nein, wenn einmal ein Menſch einen andern übervortheilen thut, ſage ich, ſo muß er ihm auch gute Sachen geben. Das ſind ja Giftmiſcher drin, und was für unmenſchliches Geld nehmen ſie dafür. Und dazu ſagt die Obrigkeit nichts. Aber wenn hier der arme Mann in Stand geſetzt iſt an ein Paar gute Freunde was Gutes zu ſchenken, und um Billiges, da wird nachgefragt und geſchnüffelt, wo er's her

hat, wo die Scheine ſind, und die Gensdarmen müſſen in die Keller kriechen und auf die Böden.“

„Das iſt der Neid, der pure Neid! trumpfte der Hauſirer. Hab ich meinen Kram geſtohlen? hab' ich ihn gefunden? hat ihn mir der Wind zugeblaſen? Warum laſſen ſie mich nicht in die Stadt. Verkauf ich den großen Herren zu wohlfeil? Freilich, ich kann keine große Schaufenſter über meinen Karren aushängen, keine goldnen Buchſtaben und goldenen Männer, und Schilde mit fliegenden Jungfrauen drüber. Von was für Gelde haben ſie denn das her? Die drinnen in der Stadt, das feine Volk wollen ſo pfiffig ſein, und merken nicht, daß ſie bei jeder Elle die goldnen Schilder mitbezahlen müſſen. O ſie müßten nur noch mehr bezahlen, es iſt ihnen recht. Warum gönnen ſie rechtſchaffenen Leuten kei, nen Verdienſt. Jetzt ſollen wir auch nicht mehr in die Dörfer, heißt's. Sie wollen allein betrügen. Bezahlen, immer bezahlen. Permiſſionsſcheine, Patente, Päſſe. Aber warte nur. Wie du pfeifſt, wird dir gepfiffen. In der Stadt haben ſie neulich angefangen. Ein großes Haus, was ſie bauen, zu all den Schändlichkeiten und zur Unterdrückung der armen Leute, und ſie müſſen Nachts und Sonntags arbeiten, und wer muckſt wird unten eingeſperrt, wo keine Sonne und kein Mond rein ſcheint, und Gott weiß was Alles — da haben ſie ſich mal zuſammen gethan, die armen Leute, und 's wäre auch demolirt

werden, rein weg; den Baumeiſter, einen abſcheulichen Türkenhund, hatten ſie ſchon an einen Pfeiler in der Luft gebunden; da zappelte er, und ſie wollten ihn mit Steinen todt werfen. Da kamen aber die Dragoner, und hieben in's Volk ein, daß es ein grauſames Blutvergießen wurde, und ſie ſchoſſen mit Kanonen drein — Aber das wird nicht immer ſo gehn. Die Dragoner werden nicht immer in's Volk einhauen. Und der das Haus hat heimlich bauen laſſen, zum Unglück für die armen Leute, den hat der Satan in einer Nacht weggeholt. Den Hals rein weg gedreht. O ſie erzählen ſchreckliche Geſchichten, und er wird nicht der einzige ſein."

In dem einen Punkte waren Alle einig, im Haß gegen die Stadt. Wenn der Wirth andrer Meinung war, verſchwieg er ſie; wie jeder gebildete Wirth die Anſichten ſeiner Gäſte reſpectiren muß.

Gegen Mitternacht verloren ſich die Spieler, lockend und lärmend. Auch die Hauſirer ſchnürten ihre Ränzel. Nur ein wildes Geſicht, das im Winkel Platz genommen, und bei einer Weinflaſche mit dem Wirth verkehrte, machte noch keine Anſtalten. Sein Aufzug, das gemeine, rohe Antlitz, die ſtieren Augen, die Locken, die um das Geſicht ſchlugen, und die zerriſſene Kleidung, paßten eigentlich wenig zu dem edlen Weine, von dem er einen Schoppen nach dem andern forderte. Auch hatten ſich die Uebrigen ſichtlich von ihm zurückgezogen. Der Schiffer hatte

nicht einmal zu Kohlen brauchte man das schöne Holz, welches an schiffbaren Ufern stolze Masten geliefert hätte. Man verbrennt die Wälder, wenn man das Holz nicht fortschaffen kann, den Boden urbar zu machen und ihn mit der Asche zu düngen. Allein der Uebermuth scheint mächtiger als diese Absicht; denn häufig sahen wir ungeheure Stoppelfelder verbrannter Stämme auf einem Boden, der nie urbar zu machen war. Diese Felder, dicht und tief belegt, mit vom Regen rund und weiß bespülten Feldsteinen, gewährten einen eben so traurigen als seltsamen Anblick mit den schwarz verkohlten, wenige Fuß hohen Stubben dazwischen. Wir erfuhren keinen Grund dieser Zerstörung.

Die Gegend veränderte auch, als wir schon Jämtelands Gränzen überschritten und uns dem Bottnischen Meere näherten, noch nicht ihren Charakter. See, Wald und frisches Grün, alles terrassirt und nur hie und da eine nackte Klippenreihe aus dem Grün vorblickend. Wer plötzlich auf Faust's Mantel aus den Sandsteppen der Mark, oder wäre es auch aus gesegneteren Theilen Deutschlands, nach Schweden versetzt würde, müßte die Gegend zauberhaft finden,

ſogar beim Weggehen gemeint, ein anſtändiger Wirth müſſe auf Reputation halten, und nicht Jedermann aufnehmen.

„Kümmre Dich um was Dich angeht, hatte ihm der Herbergsvater geantwortet. Wer bezahlt, iſt anſtändig.“

„Noch ein Viert!“ ſchrie der wilde Geſell, in dem der Wein zu wirken ſchien, und ſtampfte mit dem Glaſe auf.

„Du trinkſt zu viel,“ murmelte der Wirth, mit einem ſchielenden Blick auf die Studenten.

„Ich bezahl's“ ſchrie der Menſch. Als der Wirth noch zauderte, warf er die Flaſche auf den Boden, daß ſie zerſprang. „Holla, Wirthſchaft! Glaubſt, ich habe kein Geld?“ Er warf einen ſchweren Beutel auf den Tiſch. — Nicht wahr, Ihr Herren da, wer bezahlt, kann trinken?“

Der Weingrog hatte auch bei den Studenten die erlahmten Geiſter wieder angefeuert.

„Auf Dein Wohlſein!“ rief Ulrich und trank ihm zu. Der Menſch lachte: „Ich danke ſchön!“ und kehrte ſein leeres Glas um. Thomas ſprang auf und füllte es ihm. Man ſtieß an, obwohl der Menſch zuerſt Anſtoß zu nehmen ſchien. Dann trank er es mit einem hellen Gelächter aus.

„Der miſerable Kerl von Wirth, ſagte der Geſell, möchte Einem die Haut abziehn, und das Fleiſch auch haben. Spitzbube! für eine lahme Schind-

mähre muß ich ihm siebzig Thaler geben, die der Hund gestohlen hat. Abholen sollte ich sie ihm, und keinen Heller zahlen. Das sind die reichen Kerle; aber warte nur!"

Die Kernausdrücke des Unbekannten zogen unsere Bekannte in der Stimmung, wo sie sich befanden, an. Zu seiner großen Verwunderung und, wie es schien, nicht zu seiner Freude, sah der zurückkehrende Wirth die Studenten und den Fremden an einem Tische, in lebhaftem Gespräche. Die Herbergsmutter schlug die Hände überm Kopf zusammen. Vergebens suchte sie sich Thomas heimlich zu nähern und ihm Winke zu geben. Der originelle Mensch fesselte seine Aufmerksamkeit, und Ulrich schenkte ihm ein Glas nach dem andern.

Die Bowle war leer. Thomas wollte eine neue bestellen, der Gesell ließ es nicht zu: „Das ist nun an mir. Oder glaubt Ihr, daß ich kein Geld habe? Er warf den Beutel in die Luft und fing ihn. Ich habe auch noch mehr." Er schlug auf die Brust und brachte viele Goldstücke aus den Westentaschen zum Vorschein. „Und noch mehr. Er schnallte die Brieftasche auf und werthvolle Banknoten wurden sichtbar. „Und alles ehrlich erworben."

Die Studenten mußten sich gefallen lassen zur Vergeltung seine Gäste zu sein. Der feurige Wein floß über die Gläser:

„Der Kerl ist köstlich!" rief Ulrich.

„Na Du Katzeneule, Du Kalmuckengeſicht! ſchrie er den Wirth an. Bediene uns. Sind wir Dir nicht vornehm genug? Wer Geld hat iſt vornehm. Und alles ehrlich verdient. Wenn Du Deines ſo ehrlich verdienſt hätteſt, Du Gaunervater, Du ſchmiſſeſt uns alle zur Thür 'naus.“

Der Herbergsvater war ein Mann, der perſönliche Beleidigungen zu verwinden wußte. Er redete dem Erhitzten freundlich zu: „Schmeiß nicht mit Deinem Gelde um Dich. Wenn das ein malhonetter Menſch ſähe.“ —

„Hier ſind lauter honette Leute! rief der Fremde. Was wir trinken, bezahlen wir. Ich allein — ganz allein.“ —

„Wenn Dir nun Einer auf der Heide aufpaßte.“

„Mir aufpaſſen! lachte der Unbekannte. Der ſoll ſich in Acht nehmen, daß ich ihm nicht aufpaſſe. Mir Einer auflauern! Ich brauche ja nur —“

„Ullrich Du weißt nicht, was Du redeſt. Leg Dich oben ſchlafen.“

„Bei Dir ſchlafen, daß Du mir die Katze abſchneideſt, und die Kehle dazu – ich will nicht ſchlafen, — ich will luſtig ſein, ſo wahr ich Ullrich heiße!“

„Ullrich Dein Namensbruder,“ lachte der Jenenſer.

„Ullrich heißt Du, braver Kerl, jauchzte der

Student Ulrich. Ich freue mich, wenn ein braver Kerl Ulrich heißt."

„Trink Brüderschaft mit ihm," sagte Thomas.

„Schenk ein — rief Ulrich der Student, — wir wollen Brüderschaft trinken."

Er fühlte sich am Arm gezupft. Die Wirthin zischelte ihm zu, ob er denn den Menschen kenne? Es sei ein wilder, lüderlicher, Kerl, vor dem man sich in Acht nehmen müsse, verrufen in der ganzen Gegend. Aber ehe sie das Wort aussprechen konnte, was sie nicht aussprechen wollte, hatte sich Ulrich losgerissen:

„Was lüderlich! Wenn wir lüderlicher wären, wären wir natürlicher. Ein herrlicher Naturmensch ist es, eine Studie des urkräftigen Geschöpfes. Studieren will ich ihn."

Davon verstand die Frau nichts; Aber mit Entsetzen sah sie, wie der Student und der Fremde mit gekreuzten Armen Brüderschaft tranken, und sich den Bruderkuß auf die Lippen drückten.

„Wo wir uns sehen, da zähle auf mich, Bruder Ulrich!" sagte der Student.

„Und auf mich auch, brüllte Ulrich der Unbekannte. Wer Dir was anhaben will, abführen und zudecken will ich ihn — das vornehme Schuhputzergesindel, kurz und klein; und wenn Du selbst mich brauchst, Bruder Ulrich, ich bin da; ich thu's jedem, Warum nicht, wenn er bezahlt."

Während die Studenten aus vollem Halſe lachten, ſteigerte ſich die trunkene Wuth und Prahlerei des Geſellen. Er hatte gewiß nie ein ſo vornehmes und aufmerkſames Auditorium gehabt. Der Kitzel vor Perſonen höheren Standes ſich zu zeigen, iſt verführeriſch. Er ſchrie und ſchimpfte den Wirth aus, zerſchlug Flaſchen und Gläſer, und betheuerte, daß er Muth habe, es mit aller Welt aufzunehmen. Je lauter er ward, um ſo beſcheidener trat der Herbergsvater auf, ohne doch einen Augenblick den beſonnenen Mann, der auf alles Augen hat, zu vergeſſen. Der Kerl erzählte tolle und ſchmutzige Geſchichtchen aus Regionen des Lebens, welche ſelbſt ihrem romantiſchen Durſt vorhin im Walde für verbotene gegolten hätten. Von Todtengebeinen und Aas duftete es, die letzten viehiſchen Zuckungen von hingerichteten Miſſethätern, von Einbrüchen in Todtengrüfte. Und die Zuhörer lachten, weil der Erzähler lachte, wo ſie vorhin geſchaudert hätten. Auch Thomas, der Praktiſche, auch der Jenenſer, der Sentimentale. Ulrich verſchlang die Worte des Mannes, der ein Romantiker gegen ihn war, etwa wie ein Victor Hugo und Dumas gegen kleinere Geiſter wie Göthe, Kleiſt und Tieck.

Der Herbergsvater trat jetzt an den fremden Ulrich, und ſagte ihm mit einem bedeutenden Blick: das Pferd ſei geſattelt.

Ulrich hielt die Punſchbowle in die Höh: „Laß

die Beſtie Wein ſaufen, daß ſie Muth kriegt mich zu tragen.“

„Du wollteſt, wenn es Tag iſt, über die Gränze ſein. Da mußt Du ſtark reiten.“

„Auf Deinem lahmen Gaul? Der bricht ja zuſammen, wenn ich rauf ſpringe! Und dafür ſiebzig Thaler!“

„Es ſteht ja noch bei Dir. Ich weiß nicht, warum Du über die Gränze willſt. Du kannſt morgen mit den Herrſchaften zurück und Dich bei Deinem Herren wieder melden. Das Pferd nehm ich retour.“

„Nun will ich über die Gränze, weil Du das ſagſt; abſolut nun, ſchrie der Unbekannte, der jedes ſeiner Worte mit der Fauſt auf dem Tiſche begleitete. — Meinſt Du, daß ich mich fürchte? Meinſt Du, daß ich das Geld geſtohlen habe? — Das Geld iſt mein — redlich verdient. Das kann mir kein Commiſſarius und kein Criminalrath nehmen. Meinſt doch, daß ich mich fürchte? Was ich verſprochen, das halt ich. Ein Schuft, wer ſein Wort bricht. Und wenn alle Gräber aufgebrochen ſind, und wenn ſie in den Leichenhemden um mich tanzen, und beim Schopf greifen wollen, und wenn der Leibhaftige ſelber und ſeine Großmutter in der Gruft ſitzt, ich ſteige doch rein. Holla ho!“

Die lallende Wuth des Geſellen fand, als er aufgeſtanden war, Worte nicht mehr für genügende

Organe ſich Luft zu machen; er ſtieß den Schemel um, der Tiſch ward nur durch das Gegengewicht der Andern gehalten. Er taumelte auf den Hauſirer, der mit ſeinen Päcken leiſe abziehen wollte. Der Hauſirer ſtürzte zu Boden. Aber während er fluchte über ſeine umhergeſtreuten Sachen, fand es ſich, daß er ein Bündel des Unbekannten, welches dieſer früher ſorgfältig im Winkel auf die Bank neben ſich gelegt, aus Verſehen mit gegriffen hatte. Der Unbändige ſtieß einen gräßlichen Schrei aus, und da: „Spitzbube! Hallunke!“ jetzt wirklich nur zarte Luftbläschen für ſeinen Grimm geweſen wären, faßte er den ganzen Hauſirer, hob ihn in die Luft, und ſchleuderte ihn gegen den Wirth, welcher ſchon durch eben ſo kräftige Mienen als Ausdrücke Parthei für den Beleidigten genommen hatte.

Der Wirth war weder ſo groß, noch ſo ſtark als der Unbekannte; aber unter ſeiner tölpiſchen Geſtalt von einer gedrungenen Muskelkraft, wie ſie bei Männern ſeiner Lage, die im täglichen Verkehr mit rohen Menſchen ſelbſt oft Polizei ſpielen müſſen, nöthig iſt. Mit einer gelinden Verletzung hatte er das lebendige Wurfgeſchoß, das mehr als er ſelbſt dabei gelitten, aufgefangen, und ebenſo ſchnell abſeits geſchleudert, als er auch ſchon, einen ſchweren Hammer in der Hand, auf den Friedenſtörer zutrat.

„Jetzt bezahlt und dann aus dem Hauſe!“ ſchrie er den Unbekannten an.

„Hund von einem Wirthe, war die Antwort, die lahme Schindmähre bezahl ich nicht.“

„Zum Galgen führt ſie Dich noch zeitig genug,“ war die Erwiderung.

Bei Auftritten, wie der vorliegende, befindet ſich der Berichterſtatter, welcher die Wahrheit nicht verletzen will und die Geſetze der Schönheit nicht verletzen darf, in einer Verlegenheit, die von Allen, welche für ein Publikum ſchreiben, in eben dem Grade lebhaft gefühlt wird, als das Publikum unſere Noth nicht begreift. Oft drückt ein Wort dem Bilde und dem Gedanken das Siegel auf; der Autor braucht nicht danach zu ſuchen, es ſchwirrt und tönt ihm um den Ohren, es zuckt, wie der Blitz, in ſeine Feder, ein Zug, es ſtände da, und ein Gemälde wäre fertig. Aber grade dies eine Wort, wenn es gedruckt da ſtände, würde der Bann ſein, oder das Peſtzeichen, vor dem ſein Publikum, wenigſtens der ſchöne Theil deſſelben, flöhe. Glückliche Britten der Vorzeit, Fielding und Smollet, Ihr durftet noch ausſprechen, was uns, nur es ahnen zu laſſen, verboten iſt. Unſre Heutigen glauben auch eine Freiheit errungen zu haben, ſie haben die Sprache frei gemacht, jenſeit des Rheins und dieſſeits, für Gedanken und Empfindungen, die ſich ehedem erröthend vor ſich ſelbſt verbargen; aber was hilft mir dieſe Freiheit, wenn mich die Nothwendigkeit in einen Haidekrug führt? Die Könige dürfen

wie Kärner ſich zanken, die Königinnen wie Fiſchweiber; aber hat mir damit der große Victor Hugo die Freiheit errungen, die Kärner fluchen zu laſſen, wie ſie in Deutſchland wirklich fluchen! O unſere Sprache iſt unermeßlich reich, aus einem unerſchöpflichen Quell fluthet es mir entgegen, wehren muß ich mich gegen die Fülle, aber des Syſiphus Pein war geringer als die eines deutſchen Romandichters, wenn er wahr ſein will und es nicht darf. Errungen haben wir es, unſere Schönen lauſchen wohl mit holdem Lächeln und ſtillen Seufzer dem Karaibengeſchrei des gotteslaſterlichen Ueberdruſſes, wenn die disharmoniſchen Flüche gegen Gott, Sitte und Schönheit nur das Decorum der Worte beobachten; aber ein Wort, das Luther brauchte und Leſſing, vor dem Göthe und Schiller nicht zurückſchreckten, heut es ausgeſprochen, und ſie erröthen im Leſen, die Zunge ſtockt, die Blicke ſenken ſich, die Mutter greift nach dem Buche: „Der Autor iſt wohl nicht für uns.“ Das Urtheil iſt geſprochen. — Vielleicht nicht vor allen; aber die es leſen ohne Erröthen, auch mit Wohlgefallen, ſchreiben ſelbſt Bücher. Ihre Zahl iſt groß; wehe indeß dem Autor, der nur für ſeine Collegen ſchreibt! Ich will es noch verſuchen für Leſer zu ſchreiben, und darum ſchweige ich.

Beide waren jetzt zu dem Höhepunkt des Streites gekommen, wo Worte nicht mehr ausreichen; aber man verſchmäht ſie um deshalb nicht,

gleich wie auch nach der Erfindung des Schießpulvers die schwächern Wurfgeschosse der Armbrust und des Bogens noch lange beibehalten wurde, um bei Gelegenheit benutzt zu werden. Der Wirth hielt seine Waffe über der Stirn, der Fremde seine geballte Hand, eine kaum schwächere Waffe, hinter den Ohren.

Faust und Hammer hätten vielleicht noch eine Weile sich gegenüber geschwebt, — die Blicke zweier Unerschreckenen üben eine magische Kraft; sie ziehen sich sowohl an, als gegenseitige, sei es Scheu, sei es Bewunderung, sie von einander gespannt hält — wenn nicht ein Umstand sie in Contakt gebracht hätte.

Es war der Hausirer. Gemeinen Seelen, wenn die Wuth unbefriedigter Rachsucht sie stachelt, geht die Erkenntniß ab, daß, wenn wir das Gemeinwesen untergraben, wir an den Fundamenten unseres eigenen Wohlseins rütteln. Um sich, und die kleine Schmach zu rächen, die er vorhin erduldet, ward er der Urheber eines allgemeinen Kampfes, der Allen vielen Verdruß und Beulen, ihm zwei Zähne kostete, und, wenn nicht noch Aergeres daraus entstand, dies nur Umständen verdankt, die, wenn wir sie dem Zufall beizumessen anstehen, dennoch außer seiner Berechnung waren.

Sacht von hinten herangeschlichen, schlug er nämlich dem Unbekannten ein Bein unter. Der rie-

ſo eigenthümlich iſt ſie, ohne romantiſche oder erhabene Seiten zu haben gegen alles was wir kennen. Wo wir ſtehen und wo wir gehen, das heißt in dem eigentlichen Schweden, ein wohlgefälliger und heiterer Anblick: Das lichte Grün des Raſens, das lebendige Waſſer in ſeinem Kiesbette, der feſte ſteinige Boden, aus dem nur wenig Staub aufſteigt und ſelten ſo, daß er dem Gebüſche zu Seiten der Landſtraße ſein friſches Grün raubte, überall doch einige Waldung und nun dazu die Balkenhäuſer, jedes Gehöft ein kleines Bild, die hellen Scheiben, weiße Gardinen mitten in der Wildniß und die grelle rothe Farbe, welche alles von Menſchenhand Hervorgegangene ſcharf in einer Region markirt, wo ohnedies die Natur die beſtimmten Gränzen liebt, und kein ſüdlicher Duft Erde und Himmel vereinigt.

Der Mangel der Norwegiſchen Gebirgsſtraßen iſt hier verſchwunden. Der Schwediſche Bauer iſt gewiß ärmer als der des Nachbarlandes, und doch war aller Lebensbedarf ſchon bei den Gaſtgebern in den Jämteländiſchen Wäldern in Fülle vorhanden, ſobald wir nur aus den Sumpfregionen hinausgetreten. Die Schwedi-

senhafte Geſell ſtürzte auf den Wirth, und fallend ſchlug er ihm die Kinnlade blutig. Weniger vielleicht von dieſer perſönlichen Misachtung gekränkt, als dadurch in ſeinem Rechtsgefühl verletzt, daß dabei der Tiſch mit Näpfen, Flaſchen und Gläſern umſchlug, eine große Scherbenſtätte, fiel Andres erſt jetzt in nun ungezähmter Wuth über den unter ſeinen Füßen liegenden los. Der Hammer dröhnte auf ſeinem Rückgrad, während der Hauſirer von hinten ſtieß und ſchlug, und die Herbergsmutter ſchrie: „Tüchtig! Tüchtig, Andres, ihm geſchieht ſchon recht.“

Aber wie das Rhinoceros von vielen Flintenſchüſſen wohl gereizt wird, doch nicht getödtet, kaum verwundet, war der Unbekannte auch dadurch noch nicht überwältigt. Ja die Amboſchläge der Rache ſtählten nur ſeinen Muth zu eigenen Anſtrengungen. Zwar blutete auch er auf der Stirn, als er ſich aufrichtete, und es tröpfelte über das Auge auf das Geſicht herab, allein mit deſto gräßlicherer Stimme ſchrie er: „Na nu zu!“

Der wilde Blick zündete. Die Pulvermine geſammelter Bundesbrüderwuth flog auf. Wenn Ulrich ihm nicht ſchon früher beiſprang, dürfte es nicht minder der Ueberraſchung als dem Umſtande beizumeſſen ſein, daß er nicht wußte, wie beikommen. So verwirrt lagen ſie untereinander.

Der Hiſtoriker, welcher Schlachten ſchildern muß, überall eine mißliche Aufgabe, thut wohl, zu-

vörderſt die Localität, welche ſo bedeutend mitſpricht — die Wahl des Schlachtfeldes allein verräth oft den Genius des Feldherrn — ſich und ſeinen Leſern klar zu machen. Zu genaues Detail mag den Total-Eindruck ſchwächen; dennoch dürfen wir uns hier nicht darauf verlaſſen, daß die Phantaſie des Leſers erſetze, was der Schriftſteller verſäumte. Der Geiſt regiert im Kriege; in der Schlacht mag der geringfügigſte Umſtand entſcheidend werden. Die Lokalität, in welcher das Treffen ausgefochten wurde, war wie zu ſolchen Schlachten eigens zugerichtet. Außer Gläſern und Flaſchen, die ja leicht wegzuräumen ſind, ſtand nichts Zerbrechliches umher. Der Boden war geſtampfter Lehm, die Schrank- und Tiſchecken waren abgerundet, entweder aus löblicher Vorſicht, oder ſchon bei früheren Conflicten abgeſtoßen. Die Füße der hölzernen Schemel ſaßen nicht ſo feſt, um nicht zu Waffen zu werden. Die Fenſter lagen niedrig, um im Nothfall Jemand hinauszuwerfen, oder ſelbſt hinauszuſpringen, wie die Gelegenheit es forderte. Speciell für dieſen Fall iſt anzuführen, daß das Fenſter in der Seitenwand nach dem Hofe hinausging, vor dem das für den Unbekannten beſtimmte Pferd geſattelt ſtand.

Der Fremde ſchoß, durch Ulrichs Attaque halb frei geworden, wieder aufrecht, ſeine wilden Locken ſtreiften die Decke, während ſeine Hände in den Haaren der beiden Gegner wühlten. Aber mit dem

Siege wuchs die Zahl ſeiner Gegner. Die Herbergsmutter ſchrie die Knechte herein. Den beiden folgte ein Kärrner, den das Toben der Schlacht aus ſeinem Schlafe erweckt hatte. Die Schemel ſtürzten zu Boden, denn ihre Beine kreuzten ſich an der Decke. Jetzt waren die gewaltigen Leiber aneinander, verwickelt ſchien es in einem unauflösbaren Knäuel, jetzt fuhren ſie auseinander, an die Lehmwände geſchleudert, an die Fenſter gedrückt. Die Scheiben ſprangen, das Haus zitterte.

Der Sieg ſchien auf Seiten derer, die Ordnung und Beſitz vertheidigten, denn der Unbekannte war ſo in die Ecke gedrängt, daß er ſeine Arme nicht mehr brauchen konnte, und ſchon ſchrie man nach Stricken, um ihn ganz unſchädlich zu machen. Auch der Pelide muß erliegen, wenn er allein gegen ein Heer kämpft. Denn ſein Bundesbruder, von zweien umſchlungen, ſtrebte umſonſt ihn aufs neue zu befreien. Aber eben dieſe Hülfloſigkeit brachte die Rettung. Ein Bundesgenoß, der ſelbſt der Hülfe bedarf, kann auch einen Sieger verderben; wenn er aber Freunde hat, die ihn nicht verderben laſſen dürfen, wird er oft, auch in Banden, der Retter des Freien.

Es bedurfte nicht Ulrichs Hülfsruf: „Und Ihr ſeht ruhig zu!“ Thomas und der Jenenſer hatten ſich ſchon in das Kampfgewühl geſtürzt. Nicht überlegen waren ſie an Kraft, aber ſo unerwartet,

ſo heftig erfolgte ihr Angriff, daß nicht allein Ulrich der Student, ſondern auch Ulrich der Unbekannte einen Augenblick Luft ſchöpfen konnten.

Der fremde Ulrich benutzte ihn. Mit einem Fauſtſchlag war das Fenſter aufgeſtoßen. Mit einem Satze ſtand er auf dem Brette, ein gefährliches Bild, wie er hohnlächelnd die Fauſt ſchwang und tolle, unverſtändliche Drohungen ausſtieß. Aber ehe er hinausſprang, fiel ſein Blick auf das vergeſſene Bündel, das im Winkel hingerollt lag. Ulrich der Student, bewies jetzt zum zweiten Male, daß Brüderſchaft für ihn kein leerer Schall war. Wiewohl es augenſcheinlich, daß Ulrich der Fremde im Begriff ſtand, die zu verlaſſen, die für ihn ſich ſelbſt geopfert, und ſein Heil in der Flucht zu ſuchen, ſprang er doch hinzu, griff nach dem Bündel und reichte es dem Bruder.

„Fahrt jetzt zum Teufel all Ihr Hallunken!“ ſchrie der wilde Menſch, als der Wirth, der ſich aufgerafft hatte, ſchneller hinzuſprang, und, wenn nicht ihn, doch das Bündel griff. Aber kräftiger zog der Fremde. Der Wirth behielt nur das blaue Tuch in Händen, es war blutig. Selbſt Andres ſchauderte, nicht über das blutige Tuch; als er die Augen aufſchlug, ſchwebte über ihm ein bluttriefender Kopf. Am Schopfe ſchwang der Fremde das todtenblaſſe Haupt eines geköpften Menſchen. Mit ſataniſchem Lächeln fuhr er noch einmal damit durch die Luft,

daß Alle ſich überzeugten, es ſei ſo und keine Täuſchung; dann ſprang er hinaus, und im nächſten Augenblick auf den wiehernden Gaul. Man hörte ihn durch das Hofthor ſprengen.

Vielleicht war es nicht allein ſataniſcher Hohn, ſondern kluge Berechnung des Fremden. Der Schreck des fürchterlichen Anblicks erſtarrte auch die Roheſten ſo, daß der Wirth Andres zu ſpät zu der Beſinnung erwachte, welche es ihm zur Pflicht gemacht hätte, das Thor zu ſchließen, damit der Dieb nicht mit Zeche und Pferd zugleich durchging. Aber es war geſchehen. Auch in dieſem Augenblick bewährte ſich der Betrogene, zerſchlagene und blutige Herbergsvater als der praktiſche Mann, den ſelbſt das ſtiere Auge eines Ermordeten nicht aus der Faſſung brachte. Sein Zorn war im Momente beſchwichtigt als er die zurückgebliebenen Studenten erblickte, und ſich überzeugte, daß ſie, ihres Helden beraubt, in ſeine Macht gegeben waren:

„Ihr habt ihn frei gemacht, Ihr bezahlt die Zeche; und das Pferd dazu.“

Der Schluß war bündig, die Folgen traurig. An beides aber dachten die Drei in dieſem Augenblick am wenigſten.

„Wer war der Mörder?“ rief der Jenenſer, entſetzt und erſchöpft auf die Ofenbank niedergeſunken.

„Der Scharfrichterknecht!“

Eine lange fürchterliche Pauſe. — Und noch entſetzlicher als das Grauen, tauchte für die Vernichteten aus der Verwirrung und Betäubung eine andere Macht auf, der Spott und Hohn. Ein ſchallendes, grinſendes Gelächter. Wie wilde Thiere im Käfig, wie Meerwunder, die ein Gaukler zeigt, ſtanden ſie umringt; man wies mit Fingern auf ſie. „Wer hat ſich vom Scharfrichter frei halten laſſen?" — Die da! antwortete der Chor. „Wer hat mit dem Schinderknechte Brüderſchaft getrunken?" — Der da. — „Vivat hoch, Schinderknechtsbruder!" Die Bauerburſche tranken ihnen zu.

Wo auch moraliſche Schuld auf Unterliegende wuchtet, wird der Widerſtand allmälig zur Ohnmacht. Die Civilfrage wegen des Schadenerſatzes drückte überdies den Muth der allgemach Ernüchterten. Der Wirth, der an ſeinem Schenktiſch zuſammen rechnete, ihnen dann und wann kalte Blicke der Prüfung zuſendend, war ein ungleich fürchterlicherer Feind als der erboſte Kämpfer vorhin in der Feldſchlacht. Sie waren gefangen; der Verſuch ſich durchzuſchlagen, wäre ein thöriger in einem Lande geweſen, wo das Geſetz auf den Flügeln des Morgenrothes die Schuldigen verfolgt, beſonders die, welche zahlen können. Andres ſprach von: Gensdarmen holen laſſen, und nach der Stadt transportiren, wenn die Freunde des durchgegangenen Diebes nicht auf der Stelle Alles bezahlten.

Um deshalb rief Thomas zu ſeinen Freunden etwas kleinlaut: „Es wäre doch beſſer geweſen, wenn wir die Pferde nicht fortgejagt hätten.“

Der Jenenſer ſeufzte. Ulrich ſtrich die Haare von der blutenden Stirn: „Und im Grunde genommen, was fehlt uns denn anders als Geld. Lumpiges Geld. Und dafür ein Abenteuer, das man nicht mit Gelde aufwiegt.“

„Schreib einen franzöſiſchen Roman davon, erwiederte der verdrießliche Thomas, und bezahl mir vom Honorar meine Pferde.“

„Kleinmüthige Seele! Nicht einmal die großen Ereigniſſe des Lebens rütteln dich mehr auf!“

„Wer nichts zu verlieren hat, kann lachen. Es waren nur ſchlechte Pferde für die Stadt, aber gute Ackergäule. Den Grauſchimmel hatte mir der Amtmann auf die Seele gebunden.“

Der Jenenſer ſchien ſich noch nicht von dem ſchrecklichen Anblick erholen zu können: „Und weiß denn Niemand, wer der unglückliche, ermordete Menſch iſt?“

Der Wirth, welcher ihrer Unterhaltung immer aufmerkſamer zugehört und mit ſeinem Weibe heimliche Zwieſprache geführt hatte, trat jetzt mit einer ganz andern Miene an ſie heran. Der Menſch ſei ein grundſchlechter und liederlicher Kerl von je geweſen, ſein Herr, der Scharfrichter, ein ſehr anſtändiger Mann, hätte ihn ſchon längſt fortjagen wollen,

und es ſei ein Glück, daß er nun freiwillig gegangen. Solche Thunichtsgute ſolle man laufen laſſen, und ſich hüten ihnen nachzuſetzen. Was den Mord anlange, ſo werde es wohl nicht ſo arg damit ſein, und der Geſell vermuthlich nur einen Leichenraub begangen haben, wobei, Gott weiß weshalb, der Kopf ihm in den Händen ſitzen blieb.

„Leichenräuber! ſagte Thomas mit einem Blick auf Ulrich, das iſt doch auch ſchon etwas. Wenn ich nur meine Pferde wieder hätte!“

„Meine jungen Herren, fuhr der Haidewirth fort, Sie ſcheinen mir reputirliche Leute, und es thäte mir leid, wenn Sie um den Vorfall hier in in Ungelegenheit kämen. Wenn der Kerl ein Mörder iſt, und es fällt mir jetzt bei, daß das doch ſehr wahrſcheinlich iſt, und wenn er auch nur einen Straßenraub, oder einen Einbruch in die Gruft verübt, ſo ſetzt das verfluchte Geſchichten. Sie kennen ja unſre Criminalgerichte. Sie haben dem Menſchen zur Flucht verholfen; alſo an Sie hält man ſich. Ihnen hilft das nichts, und mir auch nicht, wenn Ihnen die Gerichte alles Geld abnehmen, womit ſie mir meinen Schaden bezahlen ſollen. Alſo meine ich, wir ſuchten uns im Guten zu vergleichen, und dann bliebe die Sache unter uns. Ich möchte nicht gern junge Leute ins Verderben ſtürzen.“

Seine Vergleichsvorſchläge waren von der Art, daß ſie überlegt werden mußten. Gegen eine Summe

Geldes, die kaum den Werth des Pferdes unter Brüdern decke, wolle er sie auf der Stelle mit seinem Wagen, der aus der Haide zurückgekehrt, in die Stadt fahren lassen, und dann solle von der Sache nicht mehr die Rede sein, wie es sich unter rechtlichen Leuten schicke.

Gegen den letztern Vorschlag war nichts zu sagen, die Summe war aber noch so bedeutend, daß alle drei mit dem, was sie an Werth bei sich trugen, kaum dafür aufkommen konnten. Der Jenenser war entschieden dafür, Ulrich dagegen:

„Was kann uns eine unschuldige Verhaftung schaden! Sie würzt nur noch mehr das Abenteuer, und die Freisprechung, die doch natürlich erfolgen muß, ist ein Triumph; den dürfen wir uns nicht verschlagen."

Thomas kraute sich hinter den Ohren: „Ich weiß nicht, wie ich meinem Amtmann wieder unter die Augen treten soll."

Ihre Verhandlungen, in denen sich der Wirth immer nachgiebiger zeigte, wurden durch ein Pferdegetrampel und lauten Wortwechsel vor der Thür unterbrochen. Zwei Gensdarmen traten ein. Sie schienen bereits draußen von dem, was drinnen vorgefallen, in Kenntniß gesetzt, und richteten an die Anwesenden nur einige kurze Fragen. Die Studenten ergaben sich um so mehr in ihr Schicksal, als

auch der Haidewirth, vermuthlich aus Theilnahme für ſie, eine ſehr verlegene Miene machte.

„Sie ſind, wie ich höre, ſagte der erſte Gensdarm, der junge Herr Thomas, der Waldau übernimmt, da belieben Sie mal ans Fenſter zu treten, und ſagen mir, ob Sie die Pferde kennen?“

Thomas folgte dem Befehl und freute ſich ſeinen Grauſchimmel und des Jenenſers Fuchs wohlbehalten an der Hand eines Knechtes zu ſehen. Nur der lahme Gaul, auf dem Ulrich geritten, fehlte.

„Mit dem iſt der Scharfrichter zum Teufel geritten, lachte der Gensdarm. Warum halfen Sie ihm fort?“

Der Haidewirth war außerordentlich erfreut, als er erfuhr, daß die Pferde, die er vorhin aufgefangen und in den Nothſtall gebracht, den lieben jungen Herren gehörten. Er wollte ſie ihnen gern ohne Fangegeld herausgeben.

„Auch das, fuhr ihn der Gensdarm an, das Du dem Scharfrichter verkauft haſt?“

Sein Erſchrecken half ihm nichts, noch weniger ſeine Ausrede, daß der Spitzbube nicht ſein eigen Pferd, welches er doch gemeint, ſondern aus Irrthum das des Herrn von Waldau mitgenommen habe.

Statt der drei Studenten, welche der Haidewirth nach der Stadt transportiren zu laſſen ge-

ſche Küche verdient wohl eben ſo einer Erwähnung als die Norwegiſche, da ſie eigenthümlicher und auch berühmter iſt, wiewohl ich mir nicht anmeſſen will, in ihre eigentlichen Geheimniſſe gedrungen zu ſein. Stockholm iſt eine große Stadt, wo eine jede Küche herrſchen und die Franzöſiſche vorherrſchen mag; darum ſcheint es angemeſſener an der Gränze Jämtelands von der eigentlich Schwediſchen zu ſprechen. Hier begegnet uns zuerſt das Wort „Sup" welches der Schwede in der Mitte zwiſchen Süp und Sühp ausſpricht, keine deutſche Zunge aber nachſprechen kann. Es iſt das Ticeri für die Franzoſen in der Sicilianiſchen Veſper, bedeutet aber weder Erbſen noch Suppe, ſondern einen Schnaps, der nach nordiſcher Sitte von den Herren, vor der Mahlzeit „hinuntergeſchluckt" wird, woher der Name. Vor dem Eſſen führet der Wirth — und das iſt Sitte in allen Ständen — die Gäſte in das Speiſezimmer, wo in einer Ecke, ein Wandtiſchchen mit einer Serviette ſo quer bedeckt iſt, daß die vier Ecken frei ſind. Darauf ſteht ein Mahagonikäſtchen mit drei Liqueurflaſchen und drei Gläſern. Ein Korb mit gebrochenem Knackebroed, Butter, Hering, Sardellen, Wurſt, Käſe, Ret-

droht, ward er ſelbſt dahin zwiſchen den beiden Gensdarmen geführt. Aber die Studenten mußten den Zug vergrößern helfen, um, was die Gensdarmen nicht beſtimmt wußten, Theil an der Unterſuchung, entweder als Mitſchuldige, oder als Zeugen zu nehmen.

Drittes Kapitel.

Der Tumult in dem Stadttheile, der die beiden uns bekannten Häuser enthält, war von verschiedener Art, als den wir in den vorigen Büchern kennen lernten.

Und auch in sich war er es; ich meine in den Motiven, welche täglich eine so große Anzahl Müßiger herbeilockten. Zulauf und Andrang galt freilich dem Schauspiel des Umzugs. Aber die bloße Neugier, wenn auch mit Spott vermischt, hätte diesem Schauspiel nicht allein die Massen Zuschauer verschafft, wäre nicht ein Vorfall, der noch mehr ins Geheimnißvolle streifte, und in seiner Gräßlichkeit die Gemüther anzog, hinzugekommen. Der Pöbel vermischte beide Begebenheiten.

Die Bewohner des alten Hauses verließen nämlich sammt und sonders dasselbe, um ihre in Eil gemietheten Wohnungen in dem neuen großen Gebäude zu beziehen. Die Vermuthung des Ministers, und wer seiner Meinung war, daß diesem Gebäude

nicht mehr und minder als eine gewöhnliche Geldſpeculation zum Grunde liege, ſchien durch Art und Weiſe, wie man ihnen jetzt mit großer Bereitwilligkeit Wohnungen zuwies, und zu nicht übertriebenen Preiſen, widerlegt. Nur daß auch hier, wie in allem, was dieſen Bau anging, Seltſamkeiten mitunterliefen. Wenige der überziehenden Familien erhielten zum Beiſpiel gerade die Wohnungen, welche ſie ſich ausgeſucht. Aber ſie durften zufrieden ſein; denn für ihr Bedürfniß war vielleicht beſſer geſorgt, als wenn ſie ſelbſt darauf bedacht geweſen wären. So erhielt die Rathswittwe eine Parterrewohnung mit Stallung. Der ſie ihr zugedacht in einem Contrakte, angeblich vor einem Jahre in Calcutta ausfertigt, mußte, wie die Leute ſcherzten, ihre bevorſtehende Veränderung, und noch mehr vorausgewußt haben. Denn ſie war ſo groß, daß ein bedeutender Familienzuwachs darin Platz hatte.

Nur Madame Löwlein war unzufrieden, und ſie hatte Grund dazu. Für ſie ſchien das aller winkelreichſte Quartier ausgeſucht, mit kleinen und großen, dunkeln und hellen, durch Treppchen getrennten Stuben wechſelnd, die in ſich alle im verſchiedenartigſten Geſchmacke verziert, nichts Ganzes bildeten, vielmehr, wie das übrige Gebäude einer Raritätenſammlung aller wechſelnden Launen erloſchener Moden glichen. Aber ſie hatte in der Angſt vor dem Einſturz des alten Hauſes einen Contrakt unterzeich-

net, welcher nicht weniger klauſelreich und bizarr erſchien, als derjenige, durch welchen ſie ihr Haus verkauft. Eine ſehr bedeutende Reukaufsſumme nöthigte ſie, ſich in dieſem labyrinthiſchen Stalle, wie ſie es nannte, einzupferchen, und das Verlangen auf der Stelle wieder auszuziehen, ehe ſie noch eigentlich eingezogen war, wurde ihr durch das Strafgeld unmöglich gemacht.

Ihr Unmuth fand noch ſtündliche Nahrung in dem Spotte des Publikums, welches zuerſt mit leiſem, dann mit immer lauterm Gelächter, dem großen Umzuge zuſah. Denn, wenn man die Haſt, mit der Alles das alte Haus, je eher je lieber verließ, mit dem verlaſſenen Gebäude ſelbſt verglich, wie dieſes feſt daſtehend, ſelbſt durch die großen Erſchütterungen beim Transport ſchwerer Möbel in ſeiner Ruhe unerſchüttert, ſo erſchien die Beſorgniß thöricht, und die Handlungsweiſe voreilig. Architekten, welche freilich nicht zur Commiſſion gehörten, ſchüttelten den Kopf und tadelten mit bittern collegialiſchen Bemerkungen die Anordnung. Sie verſicherten, das Haus könne noch hundert Jahre ſtehen; wenn man alle alte Häuſer, die nicht baufälliger als dieſes wären, einreißen wolle, würde man die halbe Stadt einzureißen haben. Der Spott behauptete, die Frauen drin hätten von Wanken und Einſturz geträumt; das ſei das einzig Reale an der Sache. Selbſt die Behörden ſuchten ſich aus der-

ſelben loszuwickeln; es ſei nur eine Beſichtigung auf namenloſe Anzeigen veranlaßt, doch noch kein beſtimmtes Gebot zum Ausziehen erlaſſen worden.

So war das neue Haus abermals ein Gegenſtand des Stadtgeſprächs geworden, und die Ausziehenden wurden ungefähr mit Augen angeſehen, wie Leute, die bei hellem Tage ſich vor einem Geſpenſte fürchten. Man verglich ſie mit den ängſtlichen Familien, die zur Kriegszeit mit Sack und Pack auswanderten, aus Furcht vor dem Feinde, und der Feind beſtand in einem Paar Deſerteuren, welche hier Sicherheit ſuchten.

Das war aber nur der harmloſe Theil dieſes tumultvollen Schauſpiels. Zwiſchen den umherſtehenden Tiſchen, Schränken, Betten und den vollauf geladenen Tragen erblickte man hochbetrübte und verzweiflungsvolle Geſichter. Weinende Frauen klagten ihre Noth einem Jeden, der es hören wollte, und verwünſchten den Urheber ihres Unglücks. Eben ſo verdrießliche und finſtere Männer ſchlichen um das Haus und gingen ein und aus den unteren Zimmern, wo Gerichtsperſonen unterſuchten, protokollirten und abhörten. Man ſprach von Einbruch, Mord und Todſchlag, von einem furchtbaren Raubmord und noch entſetzlicherem Diebſtahle.

Die gegenſeitigen Misverſtändniſſe waren groß. Viele, die zum Auslachen gekommen waren, ſtießen auf Klagen und Flüche, auf Thränen und Geſchrei;

und ebenſo getäuſcht fanden ſich die, welche in Zorn und Schmerz mit Lachluſtigen und Spottſüchtigen in Conflict geriethen. Nur der Schnee, der in reichen Flocken aus dem bedeckten Himmel herabfiel, kleidete Alle, die Neugierigen und die Betheiligten, die Lachenden und die Trauernden, in daſſelbe weiße Kleid; auch die ſchwarzen Leichenträger und die ſchwarze Bahre, die eben aus dem alten Hauſe getragen wurde.

Sie war der Gegenſtand der allgemeinen Neugier. Man drängte ſich hinzu mit Verwünſchungen; man ſah Weiber mit geſchwungenen Fäuſten, als wollten ſie dem fühlloſen Körper noch eine Schmach zufügen:

„Wird er doch ehrlich begraben?“ fragte Jemand.

„Er iſt ja kein Selbſtmörder, antwortete ein Anderer. Kann ein Menſch ſich ſelbſt den Kopf abſchneiden, und ihn dann zum Fenſter hinauswerfen, wo Niemand ihn findet.“

Der Leineweber, der ſich unter den Gruppen der Lachenden und der Trauernden viel umtrieb, gab für die noch Unkundigen ſeine Erklärung mit ſeinen Anſichten zum Beſten. Sie wirkten vielleicht nicht wenig dazu, die verkehrten Gerüchte zu nähren, welche ſich unter dem Pöbel durch die Stadt verbreiteten, und den ermordeten Commiſſionsrath mit

dem unbekannten Erbauer des Hauſes in die nächſte und tollſte Verbindung ſetzten.

Aber der doctrinaire Engländer, welchen, nachdem er mehrere Tage außerhalb der Stadt zugebracht, der Zufall hierher führte, zog es vor, von Anderen ſich über Vorfälle berichten zu laſſen, aus denen er für ſeine eigene Angelegenheit Licht zu ſchöpfen hoffte. Er fand den Baumeiſter, der, wie alle Hausbewohner, eben von dem Gerichtsdeputirten vernommen worden war. Werner ſtand dem Briten vielleicht um deshalb ausführlicher Rede, weil ihn drüben Verhöre, Inquiſitionen und Requeten von Seiten der Neueingezogenen erwarteten, denen er gern auswich.

Von ihm erfuhr der Engländer, außer den Vorfällen des Sylveſter-Abends, welche wir bereits kennen, daß man am Neujahrsmorgen die Wohnung des Commiſſionraths erbrochen, Schränke, Tiſche und Bureaus zerſprengt, die Papiere in Unordnung, ihn ſelbſt aber in ſeinem Schlafkabinet todt und in ſeinem Blute ſchwimmend gefunden habe. Die Sache ſchien anfänglich ſehr klar, da der Ermordete als ein angeſehener Geſchäftsmann zum Jahresſchluß bedeutende Summen in Caſſa gehabt, und dies leicht unter den vielen Fremden und dem verdächtigen Geſindel, das der Bau hier angeſammelt, konnte bekannt geworden ſein. Er ſchlief in ſeiner großen Parterrewohnung allein. Aber das Unerklärliche bei

der Sache war, daß man wohl seinen Rumpf, aber nicht seinen Kopf fand. Wie mit einem scharfen Messerschnitt war der Hals getrennt, und nichts verrieth, nicht einmal eine Blutspur, was aus dem Kopfe geworden. Was konnte der Raubmörder, der genug zu thun hatte alle Schlösser und Kasten zu erbrechen, und was werthvoll war, einzustecken, und dies Geschäft mit voller Sachkenntniß zu Ende gebracht zu haben schien, mit dem Kopfe wollen? Zudem fand man am ganzen Körper keine weitere Verletzung, nicht einmal an seinen Nachtkleidern eine Unordnung, welche auf einen vorangegangenen Kampf, oder auch nur auf eine Ueberraschung zu schließen erlaubte. Fast waren auch die Verständigen geneigt dem Pöbelwahne Gehör zu leihen, welcher von der Handhabung einer heimlichen Justiz und einer Vehme fabelte, die mit dem geheimnißvollen Bau in Verbindung stand. Man wußte, daß der Todte die Geldzahlungen früher besorgt, und jetzt verlautete es von Veruntreuungen dabei. Diese ließen sich zwar nicht beweisen, aber der Ruf seiner außerordentlichen Solidität und Gewissenhaftigkeit, welche der Schild seiner Firma gewesen, wurde schon am selben Tage durch die Communication der angesehensten Kaufleute an der Börse sehr erschüttert. Er stand überall stark im Debet; und mehrere große Wechsel liefen auf ihn in den nächsten Tagen ab. Zwar sprachen mehrere Zeugen, daß er in den letzten

Tagen viel Geld gezeigt; er hatte ſelbſt auf großmüthige Weiſe Einzelnen, die in Bedrängniß geweſen, anſehnliche Darlehen aufgedrungen. Doch die Feinblickenden ſchüttelten ungläubig die Köpfe, und erblickten grade in dem Umſtande des freiwilligen Anerbietens, und daß er dabei ſo leicht über die Sicherheit weggegangen, die Indicien eines argen Schwindels. Die völlige Zerrüttung ſeiner Verhältniſſe ward nur zu bald klar. Eine Menge kleiner Leute, Wittwen, Handwerker, Dienſtboten hatten ihm ihre Erſparniſſe gegen gute Zinſen anvertraut. Seine rauhe, grade Art, gegen Leute dieſes Standes, ſeine altmodiſche Kleidung, ſein gepudertes Haar hatten ihm bei der niederen Bürgerklaſſe einen Credit verſchafft, deſſen Ausdehnung auch die gewitzigteſten Börſenkönige in Erſtaunen ſetzte. Der Andrang, die Verzweiflung, die Verwünſchungen dieſer Leute, als man ihnen wenig Hoffnung machte, daß aus der Aktivmaſſe des Verblichenen ihre Forderungen gedeckt werden könnten, waren erſchütternd für die unbetheiligten Zuſchauer. Aber die Größe der Paſſivmaſſe, und die Unmöglichkeit, daß der Rath ſo viel Baares als er ſchuldig war, bei ſich in der Caſſe gehabt haben könne, warfen bald ein unerfreuliches Licht in das Dunkel. Er war bankerot geweſen, ſchon vor dem Einbruch.

„Aber, auch angenommen, daß dieſer eine Maske war, ſchloß der Erzähler, angenommen, daß ein

Selbſtmord intendirt war, wie konnte er auf dieſe Weiſe vollführt werden? Denken läßt ſich auch das, wenn es gleich an's Wunder ſtreift; aber was war ſeine Abſicht ſeinen Kopf den Nachſuchungen zu verbergen?"

„Wie hat der Mann gelebt?" fragte der Engländer.

„Man hielt ihn für einen ſoliden Mann. Er lebte anſcheinend ſehr retirirt. Jetzt freilich kommt es zum Vorſchein, daß auch ſein ſtrenger Lebenswandel nur eine Maske war. Heulende Frauen und Kinder überſtürmen ſeine Wohnung mit Verwünſchungen anderer Art, und ſeine heimliche Libertinage ſcheint ſo ausgedehnt geweſen zu ſein, als ſein Credit. Jede dieſer armen Betrogenen nimmt Rechte in Anſpruch, die für alle zuſammengenommen, wenig oder nichts abwerfen. Jede behauptet, er müſſe für ſie und ihre Kinder ganz beſonders geſorgt haben, denn jede will Proben ſeiner beſondern Zärtlichkeit und Zuneigung zu ihr aufzuweiſen haben, und ſchwört Stein und Bein, daß er verſichert, er werde ſie nach ſeinem Tode nicht verlaſſen! Eine eitle Hoffnung der Unglücklichen nach dem, wie ſich ſein Character nunmehr enthüllt hat."

„Sie urtheilen zu ſchnell, entgegnete Maſter Horsfal. Trotz des Wunderbaren ſcheint mir die Sache ſich jetzt aufzuhellen, und die Hoffnung der

tige, Radies, kurz mit Allem, was den Appetit reizen kann, daneben. Der echte Schwede trinkt nun ohne vorher einen Biſſen Brod genommen zu haben, ein Glas Liqueur hinunter und greift erſt dann zu der feſteren Vorkoſt, die er wiederum mit einem Glaſe Schnaps beſchließt. Die Damen nehmen ſelten daran Theil; die Herren gehen aber darauf zu dieſen zurück und holen ſie zur eigentlichen Mahlzeit ab. Das Knackebroed, wie ich ſchon bemerkt, eine Art Schiffszwieback, iſt von feinerem Mehl und gut gebacken, bei dieſer Vorkoſt äußerſt wohlſchmeckend; viele in Schweden heimiſch gewordene Deutſche verſicherten, es kaum entbehren zu können, und es verdient allerdings von unſeren Bäckern nachgemacht zu werden. Wollte ſich ein Berliner auf dieſe Induſtrie legen, möchte ich ihm wohl für einen reichen Abſatz einſtehen.

Bei der eigentlichen Mahlzeit wechſeln auch die Schüſſeln nicht wie bei uns; ſtatt zu beginnen, iſt die Suppe ungefähr in die Mitte eingeſchoben. Ob der Braten regelmäßig ſchließt, kann ich nicht mehr genau angeben. Fiſchgerichte machen gewöhnlich den Anfang, und zu den Mahlzeiten der Uferſtädte reicht natürlich die

armen verlaſſenen Weſen nicht ſo haltungslos, als der Anſchein iſt.“

„Wo kaum die Wechſelgläubiger gedeckt ſind, was dürfen ſie hoffen, denen das harte Geſetz kaum bei unberührten Tafeln einen Broſamen gönnt!“

„Warum einem Menſchen, den wir als ſchlecht kennen, alle gute Eigenſchaften abſprechen, ſagte der Britte. Das wäre ſo thörig, als die handelten, welche ihm auf jene Eigenſchaften unbedingtes Vertrauen ſchenkten. Verräth nicht ſein ganzes Leben, ſo viel ich davon weiß, und Sie mir mittheilten, wenigſtens den Trieb, alle ſeine Angelegenheiten in einer gewiſſen Ordnung zu erhalten? Die Kleidung iſt nichts unweſentliches am Menſchen. Sprach ſich nicht ſchon in ſeiner ſorgfältigen Haltung ein Character aus? Er wollte den Schein auch nach dem Tode retten, daß er für alles gedacht und geſorgt. Sein graunhaftes Spiel mag das Gefühl empören, zu dem geordneten Menſchen ſetzt es nur ein Stückchen mehr an. — Sie lächeln: es ſei ja alles in der wildeſten Unordnung bei ihm gefunden. Unterſcheiden wir doch da! Für ſeine Geſchäftsfreunde war Alles in beſter Ordnung; grade ſo lange, als ſein Verkehr mit ihnen dauerte. Auf weiter hinaus hatte er mit dieſen nicht zu rechnen. Er hatte für ſeinen Ruf genug geſorgt, indem er für ſein Vermögen und ſein Leben zugleich ein Ende auffand, was auch in ſeiner Ordnung war. Wenn es trotz ſeiner

Klugheit andere Auslegungen zuläßt, ſo beweiſt das nur, das auch ſeine Klugheit, wenn nicht unſer Aller, ihre Gränzen hat, und Klippen, an welchen alles Endliche ſcheitert. — Aber er hat auch noch über ſeinen Tod hinaus ſpeculirt. Durch Sie erfahre ich, daß er Angehörige hat, an denen er mit einer Art Liebe hing, und für dieſe ging ſeine Speculation weiter. Sein Leben iſt, ich weiß es leider zu beſtimmt, bei mehreren unſerer Aſſecuranzgeſellſchaften verſichert, vielleicht auch in Deutſchland. Wahrſcheinlich lauten alle Policen zu Gunſten ſeiner Hinterlaſſenen, und die Gläubiger müſſen leer ausgehen. Hier kam ihm nun alles darauf an, den Schein des Selbſtmordes von ſich abzuwälzen, in welchem Falle jede Verſicherung erliſcht; und Sie müſſen geſtehen, es war dies ſeine gelungenſte Operation. Denn, wenn wir auch alle Indicien zuſammenhäufen, wird es uns doch ſchwer gelingen, vor irgend einem Gerichte zu beweiſen, daß er ſich ſelbſt umgebracht hat, ſo große Luſt ich auch dazu als Actionair meiner Geſellſchaft hätte."

„Damit wäre alſo dem Falle der letzte Duftſchleier des Wunderbaren abgeſtreift, ſagte Werner nachdenkend. Auch mich hatte, ich bekenne es, die Sache ergriffen, wie keine alltägliche."

„Und iſt ſie es, um deshalb, lächelte der Britte? Sind die Fäden des Wunderbaren, die einen Mann ſein langes Leben durch mit Schmerzen und Entbeh-

rungen auf den Tod hin operiren ließen, damit er ihm, den er in der entsetzlichsten Gestalt herbeirief, eine Maske aufsetze, nicht ungleich wunderbarer, als wenn ihn nach einem wilden, gedankenlosen Leben ein Dämon der Rache plötzlich geholt hätte! Denken Sie sich die Nächte, Wochen, Monate, vielleicht Jahre des Bankeruttiers, wo er, die Vernichtung in der Brust, vor den Menschen den unbefangenen Ordnungsfreund fortspielen mußte. Stellen Sie sich die marternden Berechnungen, die Verhandlungen mit seinem unbekannten Helfershelfer in den letzten Tagen vor, bis dieser gewonnen, bis alles vorbereitet, zurecht gelegt war. Denken Sie sich das kalte Entsetzen des Unglücklichen, wie in der letzten Nacht der Mörder zu ihm eintritt, wie er ihm zusehen, ihm helfen muß das Schwert schärfen, wie er sich nicht vertheidigen, nicht einmal durch einen Schrei Luft machen darf. Keiner lebenden Seele darf er seine Angst vertrauen, in keines Priesters Ohr die entsetzliche Qual niederlegen. Jeder Zug auf dem Papiere wäre ein Verräther geworden. Es ist kein so bußfertiger, ergebener Sünder, den nicht im letzten Augenblicke die Lebensluft wieder durchzuckt, der ganz freiwillig, mit offenen Augen vor dem Block niederkniete. Man bindet ihnen die Hände, man verbindet die Augen, um die unfreiwillige Zuckung der Natur zu verhindern. Alles das fehlte dem Unglücklichen. Er war sein eigener Folterknecht, sein

eigener Henker. Der es an ihm that, gewiß für Geld, war es nicht ein verruchterer Menſch als der Todte? Dieſen mußte er als Freund behandeln, ihn beſtechen, mit Bitten, Liebkoſungen, Geſchenken, damit er über das Leben hinaus ihm treu bliebe. Welche Kämpfe, welche Anſtrengungen, welche Selbſtüberwindung; denn ein verrätheriſches Wort des Ruchloſen, und der ganze Zweck der unnatürlichen That war verfehlt. So ward der Unſeelige noch zuletzt mit dieſen Zweifeln geplagt, daß ſeine ganze Machination vielleicht umſonſt ſei. Gehört, um das Alles zu ertragen, nicht mehr als Stärke, gehört nicht ein Strahl des Wunders dazu, das, Sie meinen, durch meine Erklärung verſchwunden ſei? — Und was ſtärkte ihn zu dieſer wunderbaren Ausdauer, ihn, den kaltherzigen Egoiſten? — Eigener Vortheil? — Nichts als die Sorge für ein Paar arme Geſchöpfe, die, als er lebte, doch nur den geringſten Theil ſeiner zerſplitterten Sorgfalt in Anſpruch nahmen; denen er nicht einmal ſo viel Liebe ſchenkte, daß er ſie anerkannte, deren er ſich ſchämte! Um deren Zukunft zu erleichtern, Selbſtqualen, die ein gewiſſenhafter Menſch nicht für ſeine Liebſten und Theuerſten erduldete! — Und das iſt kein Wunder?"

„Aber weshalb mußte der Kopf verſchwinden? fragte Werner zum Schluß des Geſpräches. Der Mann ſelbſt wollte nur Wirkung, keine Wunder."

„Die Geſchichte vom Aegyptiſchen Diebe war

ihm schwerlich bekannt, sagte Master Horsfal. Aber auch in meinem Vaterlande, wo mehr Verbrecher hingerichtet werden als bei Ihnen, und eine gewisse conventionelle Bildung, auf Herkommen gestützt, unter diesen Verirrten zu Hause ist, setzen die Verbrecher einen besondern Werth auf ihren Kopf. Ungern verkaufen sie ihn den Aerzten, wenn sie es auch mit dem Leibe thun. So blieb auch den ganz Entarteten und Verwilderten eine Art Scheu und Bewunderung vor dem Theile des Körpers, der der Sitz und das Siegel des Göttlichen ist. Die Schmach und Zerstörung, welche den übrigen Leib trifft, soll wenigstens ihn verschonen, ein Denkmal des Untergegangenen. So ist auch in ruchlosen Bösewichtern noch ein Funken des heiligen Feuers lebendig, zu dessen Priestern uns die Vorsehung bestimmte. Wagen Sie dem gerichteten Unglücklichen dies abzusprechen? Zückte nicht vielleicht in ihm, als er den Befehl gab, seinen Kopf zu retten vor den Verwünschungen und dem Hohne der Betrogenen, noch eine Ehrfurcht vor dem ewigen Geiste, der ihm die Mittel gab, so schlau zu rechnen, und sein ganzes Rechenexempel war doch ein falsches, obschon jede einzelne Zahl richtig war und an ihrem Orte stand! — Friede seiner Seele!" schloß der Britte!

Er ging um der Wittwe von Herz Jacob Löwlein in ihrer neuen Wohnung einen Besuch zu machen. Werner fand, als er wieder in die Gerichts-

ſtube trat, die Vermuthungen des praktiſchen Mannes beſtätigt. Man hatte die Policen aufgefunden. Den verſchiedenen Weibern und Kindern des Umgekommenen waren bedeutende Summen, für eine jede auf ihren Namen, verſichert. Die Gerichtsdeputirten waren über die Genauigkeit und Ordnung, welche in dieſen Papieren herrſchte, verwundert. Aber gegen das gerechtfertigte Vertrauen der wenigen Glücklichen ſtach die Wuth und Verzweiflung der Mehrzahl der Betrogenen ab. Es gab herzzerreißende Auftritte. Die Frauen beſonders, die ihre Gelder verloren, waren nicht zu beruhigen, und Eine, in der wir das Hausmädchen der Löwleinſchen Familie erkennen, mußte durch die Gerichtsdiener hinausgebracht werden. So tobte ſie, mehr gegen Gerichte und Obrigkeit, die ſolche Ungerechtigkeit gut hießen, als gegen den, welcher ſie begangen, und den ihre Flüche nicht mehr erreichten. Ohne jenes Mittel hätte ſie ſich vielleicht thätlich gegen eine oder die andere der zufriedengeſtellten Frauen vergriffen. Sie ſchrie, wenn ſie das früher gewußt, daß die Schande bezahlt werde, und die Ehrbarkeit leer ausgehe und das Ihre dazu einbüße, und das Gericht das recht finde, ſo hätte ſie auch gewußt, wie zu Gelde zu kommen. Wenn das alte Haus von Erſchütterungen einzufallen beſtimmt war, ſo hätte es unter ihren Drohungen und Verwünſchungen zuſammenbre-

chen müſſen. Selbſt ihr Freund Johann ward, ob er doch ihr Leidensgenoſſe war, von ihr bei Seite geſtoßen, als ein Menſch, der kein Blut und kein Gefühl habe, und ſich auf der Naſe herumtanzen laſſe.

Viertes Kapitel.

Werner entfloh Scenen, die sein Herz zerissen. Es giebt Momente, wo der ganze Jammer des Menschengeschlechts auf uns allein zu drücken scheint, wo wir uns kaum aufrichten unter der grauen Atmosphäre. Jeden Moment wird sie dichter, mit jedem nächsten meinen wir einen neuen Zoll breit Luft zu verlieren, und zu ersticken unter der Lavine der Ungerechtigkeiten, der Verkehrtheit, des Unbehaglichen. Der Duft einer Speise, die wir lieben, kann uns dann anwidern, in einem schönen Gesichte, das uns sonst entzückte, sehen mir Verzerrung und Runzeln; die Hand, die sich uns darbietet zum traulichen Druck, hat verborgene Krallen. Ja, was uns noch eben vorhin erquickte, wir grübeln das Unangenehme, die eigene Täuschung selbstquälerisch heraus. Was der doctrinaire Engländer gesprochen, vorhin schien es ihm von Weisheit und Wohlwollen dictirt, jetzt schaale, alberne, selbstgefällige Klugheit, Gemeinplätze, die das Elend, statt es zu heben, nur in ein grelleres Licht stellen.

Die Phantaſie wird in ſolchen ſtumpfen Momenten zum Folterknechte; aus Luft und Erde preßt ſie neue Gründe, uns ſelbſt zu ängſtigen. Ein grauer Himmel, eine feuchte, näſſe Luft iſt die Amme, an deren Brüſten das Mißvergnügen zum Rieſen aufwächſt. Und dieſer Rieſe, der uns zertritt, der ſeine Arme über Himmel und Erde ausſtreckt, und ſie zerdrücken möchte wie Schwämme und Waſſerblaſen, zerfließt als Dunſtbild, wenn ein Lüftchen weht; vor dem Tone einer Schelle ſinkt er zuſammen, von einem Sonnenſtrahl löſt er ſich auf, wie der Nebel, der die Berge umlagert, und es wird helles Wetter, und ſie glänzen und duften in Friſche und Schönheit. Solcher Lüftchen und Luftſtrömungen, ſolcher Zauberſchellen, wie viele ſchlummern wie die Quellen im Gebirge, wir ahnen ſie nicht, und plötzlich rauſcht, tönt und glänzt es vor unſern Füßen. — Wir neigen uns zum Thiere, ſagen die Einen. Der Leichtſinn ſei es, weiter nichts, der uns heraus reiße aus dem Qualm, in dem wir Gefahr liefen zu erſticken; ohne Leichtſinn, und unſere ganze Race ſänke zurück in Stumpfheit und eine beſtialiſche Exiſtenz. Die Andern ſagen, — doch der doctrinaire Engländer iſt ſchon bei Madame Löwlein, und wir haben den Baumeiſter zu verfolgen, wie er hinausſtürzt aus der Stadt, um auf den Bergen Luft zu ſchöpfen.

Der Schnee, der über Nacht gefallen, war

schen wieder von den Füßen zertreten, vom Winde verweht. Die Wolken hatten sich wieder zusammengezogen, und grollten am monotonen Horizonte. Es war ein solcher grauer, kalter, trostloser Tag, wo der Mensch in der ganzen Natur den Zuruf fühlt: Du sollst nicht allein stehen! Er sucht die warme Stube, das Feuer am Kamin, Gesellschaft von Freunden und Lieben, und dieser Drang hat so wehmüthige Kraft, daß er milde wird, der strenge war, und findet, wo er sonst vergebens gesucht hätte.

Werner hatte keine Gesellschaft, keinen traulichen Feuerrand zu suchen. Die Leute sagten, er sei im Glücke, und er wußte Keinen, es mit ihm zu theilen. Im neuen Hause tobte es und lärmte und zankte; der Alte war verschwunden. Und war er denn ein Mensch wie andre Menschen; lachte, zückte nicht in ihm ein Dämon auf, wenn er sich glaubte an die Brust eines Freundes zu werfen? Auch die Einsamkeit der erstorbenen Natur hat etwas Trostreiches; doch immer nur, wenn wir uns dahinter mehr denken mögen. Hinter dem Moor und der Wüste eine Hütte, ein Feuer, hinter dem Winter den Frühling. Wenn Du in den endlosen Moorwüsten gen Norden wanderst, wenn die Vegetation bei jedem Schritte mehr erstirbt, die Tannenbüsche aufhören, und die weißen Birken verkrüppeln, wenn die Eisvögel über der todten Natur flattern und Du das

See die kostbarsten Ingredienzien. Wo es echt Schwedisch zugeht, wechseln kalte mit warmen Speisen, und nach einem trefflich zubereiteten Gemüse, Blumenkohl, Spinat, werden Gläser mit Milch und Sahne herumpräsentirt; oder sie wird aus der Terrine auf den Suppenteller geschenkt. Eben so reicht man Chocoladennäpfe als Zwischengericht umher. Heringssalat, und diesen versteht man trefflich zu bereiten, macht zuweilen auch den Anfang der Haupttafel; jedesmal schließt aber eine Art Kuchen oder Backwerk. Ohne diesen, der bald leicht, nach Art unserer Pfannenkuchen, bald künstlicher auf die Dauer, wie eine Art Marcipan mit Frucht-Gelee im Hause gebacken ist, kann der Schwede nicht leben. Sobald man aus den Moorwäldern heraustritt, ist man sicher, wenigstens diese Waffeln neben den Forellen zu finden.

Der Liqueur verschwindet ganz von der eigentlichen Tafel, oder kommt vielmehr nie hinauf, der Wein ist theuer, war es aber vor kurzem noch weit mehr. Daher findet man ihn in den nördlichen Provinzen fast an keinem Tische. In gewissen Districten haben sich die Patrioten das Wort gegeben, ihn sogar von allen Festgelagen

Meer an Eisblocke brandend, die keine Frühlingssonne schmilzt, Dein Ziel weißt, da hört der Troſt auf.

Hinter der Landschaft, die Werner von der Höhe eines mäßigen Berges überſah, lag Troſt, ſo traurig ihn die naſſen Tannen umwehten, ſo farblos die Tiefe zu ſeinen Füßen ſich abdachte, ſo öde der ſandige Bergrücken ſelbſt war, auf dem er hin und her ging. Der Nebel umſchleierte nur die Cultur, die auch ruhte, wie die Natur ſelbſt im Wintergewande. Fern über dem Fluß lag, ausgebreitet an den Krümmungen der Bäche, an den Abdachungen der Hügel, die Stadt. Ihre alten Thürme, die Dächer der Kathedrale, ragten weit in die Höhe über den Nebel hinaus. Seitwärts ab die neue Stadt mit ihren hohen platten Dächern, ihren antiken Formen, und nach allen Seiten hin wie die Radien eines Spinnengewebes die Vorſtädte, die zu Dörfern wurden, getrennt durch Wieſen und Felder, vereint durch lange Reihen hochwipfliger Bäume.

Es hätte ein Bild ſein können, das der Maler auf die Leinwand geworfen, man zieht es fort und es iſt verſchwunden. Aber die Glocken der Kathedrale läuteten. Wer aus einem herbſtlichen Berg-Walde heraustritt, — um ihn iſt es einſam, wie es zu den Zeiten unſerer Väter geweſen, als ſie in den Wäldern wohnten, — und tief unten im Thale erheben ſich die Thürme und Dächer eines grauen Münſters, und die Glocken hallen feierlich herauf in

ſeine Einſamkeit; wer fühlt da nicht Stimmen, mächtiger als die Natur, Stimmen, die ein Hallelujah ſingen dem Geiſte, der die Wälder lichtete, und ſich ſelbſt einen Tempel baute in den Herzen der Menſchen, und er wollte, daß die Menſchen um ihn wohnen ſollten, und die Glockentöne rufen ſie zuſammen, daß ſie ſich nicht wieder verirren in der Einſamkeit.

Werner hörte den Ruf. Die feierlichen Töne klangen wieder in ſeinem Herzen. Das Eis löſte ſich, die kalten Nebel wichen, das Blut pulſte wieder wärmer. Die Stadt, die er eben geflohen, von hier aus blickte ſie ihn freundlich an, der vieltönige Schrei ihrer Bewohner war Harmonie geworden in den Stimmen der Glocken. Er freute ſich, daß nicht die naſſen Kiefern des feuchten Sandhügels ſeine Wohnung waren, daß er nicht tiefer hinein in den dunkeln Wald zu dringen brauche, daß er ja dort eine Heimath hatte, wo der gaſtliche Rauch jetzt durch die Wolkenſtreifen kräuſelte. Er eilte hinunter.

Auf dem Wege ward er aufgehalten durch den Anblick eines Mannes, der ihn nicht ſah, und auch nicht hörte. Der heftigere Wind, der Wernern entgegen kam, nahm auch das Geräuſch ſeiner Annäherung fort. An eine Fichte gelehnt, die er mit dem linken Arme umſchlang, hielt die Rechte etwas gegen die Stirn. Es war eine Piſtole. Werner ſchlich

mit verhaltenem Athem heran. Es gelang. Ehe der Finger des Mannes den Drücker berührte, hatte der Baumeister die Mordwaffe gefaßt, in die Höhe gerichtet, und wollte sie ihm entwinden, als sie los ging. Der Schuß streifte durch die Aeste. Niemand war verwundet: aber der Mann lag zu seinen Füßen am Boden.

Es war Anselm. Vielleicht hatte weniger die Erschütterung des Schusses, als die gewaltsame Ueberraschung ihn nieder geworfen. Um Kraft zum Schusse zu gewinnen, hatte er sich an den Baumstamm gehalten. Sein Gesicht war todtenblaß, seine Lippen blau, er zitterte, und das Auge warf nur Fieberblicke umher. Er war augenscheinlich in einem so krankhaften Zustande, daß man selbst zweifeln konnte, ob die That, an deren Ausführung er gehindert wurde, die freie seines Willens gewesen.

Einmal stieß er den ungerufenen Helfer von sich, dann ließ er sich wie ein willenloses Kind behandeln. Werner sagte ihm, daß er krank sei, sehr krank. Er nickte mit dem Kopfe. Er rief ihm zu, daß er aufstehen müsse, ihm folgen. Anselm fragte Wohin? „Man will mich ja nirgends.“ — „Nach der Stadt, wo es Aerzte giebt, Sie zu behandeln.“ Der Kranke schauderte und erklärte, es werde ihn nichts in die Stadt bringen.

Wenn der Kranke durchaus nicht wollte, so fehlten dem Baumeister allerdings die Mittel dies zu

bewerkſtelligen. Weit umher in der pfadeloſen Gegend war keine Spur eines Menſchen, keiner war zu errufen.

Einige ſtärkende Tropfen, die Werner als Präſervativ bei dem ununterbrochenen Winterbau bei ſich führte, erkräftigten den Dahingeſunkenen wenigſtens ſo weit, daß er, von ihm unterſtützt, aufſtehen, und gehen konnte. Aber wohin, und das Fieber wuchs?

Da ſchlängelte ſich ſeitwärts, in großer Entfernung noch, aber doch erreichbar, ein Rauch durch die Kieferwipfel. Er leitete ſeine und des Andern Schritte darauf. Das Fieber lieh ihm die Kraft, welche, ſo bemerkte Werner, auch durch lange Entbehrung von Nahrungsmitteln, und ſein Umhertreiben dem Kranken entzogen ſein mochte. Seine Kleidung zeigte deutliche Spuren eines langen Aufenthalts im Walde. Sie war durchnäßt, zerriſſen und voll Moos und Kiefernadeln. Er entſann ſich, daß der Student Anſelm der Einzige war, welcher nicht aus dem alten Hauſe in das neue mit hinüberzog. Die alte Waſchfrau hatte es ihm angezeigt, daß ihre beiden Studenten gekündigt, und in die Welt gehen wollen, wie ſie ſich geäußert.

Vor dunkeln Stellen, vor dem Aufrauſchen eines Wildes ſchreckte der Kranke zurück. Er phantaſirte von Männern ohne Köpfen, die durch den Wald reiten, und uns hindern, über unſere eigenen

zu ſchalten. Er hielt und drückte den ſeinen, als drohe Gefahr, daß er ihn verliere. Aus ſeinen geſtörten Ausrufungen, ſchien für ſeinen Begleiter ſo viel Wirklichkeit vorzuleuchten, daß der Kranke ſchon einmal im Begriff geweſen, den Entſchluß des Selbſtmordes auszuführen. Aber ein wilder Reiter, entweder ſelbſt ohne Kopf, oder einen blutigen am Schopfe haltend, ſei vorübergeſprengt ihm drohend, und die That unterblieb.

Endlich erreichten ſie ihr Ziel. Es war ein einſamer Haidekrug am Fuße des Bergrückens. Der Wirth war nicht zu Haus, wie die Wirthin ſagte, die verlegen beim Anblick der beiden, und noch verlegener bei Werners Antrage ſchien. Er bat ſie, ſeinem erkrankten Freunde ein Bett zu bereiten, und Hülfe zu ſchaffen, bis aus der Stadt das Nöthige herbeigeſchafft werde. Aber ihre Verlegenheit wuchs nur, als er den Stand des Kranken nannte, und für ihn zu bürgen verſprach. Sie meinte ihr Mann wolle nichts mit Studenten zu thun haben. So mußte Werner ſich ſelbſt das Recht der Noth erzwingen und nahm von einer Kammer, in der ein Bett ſtand, Beſchlag. Ein Knecht, der den Lockungen des Geldes zugänglicher ſchien, half ihm dabei und den vom Fieber Durchſchüttelten auszuziehen und hineinlegen. Es giebt Naturen, die zu dem, was ſie gern möchten, gezwungen ſein wollen. Die Frau hatte das beſte Herz und als ſie den Kranken ihrer

Pflege aufgedrungen ſah, ließ ſie es an nichts fehlen, was ſeinem Zuſtande zuträglich war und in ihren Kräften ſtand. Werner konnte beruhigt ſeinen Rückweg nach der Stadt antreten, denn ſie verſprach nicht von ſeinem Bette zu weichen.

Aber wie erſchrack ſie, geneigt den Fieberkranken für irgend einen böſen Geiſt zu halten, wenn er immer von dem Manne ohne Kopf phantaſirte, der mit ſeinem davon geritten, in dem ſein Bewußtſein geſteckt. Als ſie ihn überredet, daß er ja noch einen Kopf habe, und einen jungen, ſchönen, fuhr er mit beiden Händen daran, und zauſte und ſchalt ihn, denn es ſei nur eine hohle todte Maſſe, ſeit ihm das Bewußtſein genommen. Er werde ihn doch am nächſten Steine zerſchellen, wie einen Kürbis. Denn mehr ſei es nicht; oder ſie ſolle ihm ein Meſſer reichen, er wolle ihn abſchneiden.

„Aber lieber junger Herr, warum müſſen Sie denn das abſolut thun wollen?“

Aus ſeinen heißen Augen quoll ein heftiger Thränenſtrom, und die Frau fing auch an zu weinen.

„Der arme Junge iſt verliebt!“ ſeufzte ſie, und hörte mit Schrecken die Schilderungen von einem Weibe, das ihr ein Ungeheuer däuchte. Von einem Frauenzimmer, in das man ſich verlieben kann, hatte ſie ſich immer andere Vorſtellungen gemacht. Eines, wie es der Fieberkranke malte, kannte ſie noch nicht.

„Ein ſo zum Bewußtſein gekommenes Weſen,

ein Geiſt ſo hell leuchtend wie Diamantglanz aus der Folie, wie die glänzenden Geſtirne am dunklen Horizont, wie ein Meteor in der Nacht! Ihr war mehr als Leben, der Begriff des Lebens war ihr klar geworden, und in unverwüſtlicher Heiterkeit blickte ſie in die Tiefen des Wiſſens, um den Genuß zu ſchöpfen, der das Weſen des Wiſſens iſt. Wenn ſie ſtumm war, ſprach ſie mehr als die Klügſten ihres Geſchlechts; in ihrem ſchalkhaften Blicke lag eine Welt der bewußten Empfindung. Liebe iſt Thorheit, wenn man ſich ſelbſt vergißt. Doch ein ſolches Weſen lieben, heißt den Inbegriff des Vollkommenen, es heißt ſich ſelbſt lieben. Solche Liebe heißt ſich ſelbſt verlieren in ſich, um das Univerſum zu gewinnen. Und ſolches Weſen verlieren, heißt ſich ſelbſt verlieren, und verſetzt werden von der vollen Tafel des königlichen Bewußtſeins an den Bettlertiſch der Empirie und dunkler Empfindungen. Und ich habe ſie verloren!"

Die Frau des Haidewirthes hatte viel geliebt, als ſie jung war. Die ſüßen Erinnerungen ſtiegen als Bilder vor ihrem Geiſte auf; aber ſo hatte ſie nie geliebt.

„Die glücklichen vornehmen Leute! dachte ſie. Auch das haben ſie vor uns voraus. Wenn ſie lieben, wiſſen ſie, was ſie thun, und es hört ſich ſo ſchön an. Bei uns kommt das von ſelbſt und geht wieder fort, und wir wiſſen nicht, was es war. —

Wenn ich noch denke an unsere Hochzeit! In der ersten Nacht schon ging er mit meinen Brüdern Pferde stehlen. Als er wieder kam, und ich hatte die ganze Zeit geweint, nannte er mich eine dumme Liese und wollte gleich losschlagen! Mich könnte er haben wenn er wollte, sagte er, und die Pferde nur, wenn Gelegenheit wäre."

Sie pflegte um desto gewissenhafter den Jünglina, der in der Kunst zu lieben, so fest war, daß er sie auch in den Träumen in wohlklingenden Phrasen von sich gab. Noch vor Einbruch der Nacht kam ein von Werner besorgter Arzt in den Haidekrug, mit allen erforderlichen Medicamenten, und wenn er auch den Kranken nicht zum Bewußtsein seiner Krankheit brachte, so doch die gute Frau zu dem, daß er nicht unheilbar war.

Die Genesung machte wirklich rasche Fortschritte. Schon nach einer Nacht fühlte sich der Kranke ganz anders, und die Frau schlug die Hände über den Kopf, als sie von ihm erfuhr, daß dies die Wirkungen einer Medicin seien, von deren Namen sie nur den Anfang gekannt — Philosophie. Und noch dazu brauchte kein Physicus sie zu verschreiben, kein Apotheker zu bereiten, sie kostete kein Geld, der Patient trug sie mit sich.

Sie seufzte schwer für sich, über die Vorzüge der vornehmen Leute. Hatte doch ihr Mann immer

gesagt, wie für die Reichen alles wohlfeiler sei, und für die Armen alles theurer.

Am nächsten Mittag erschien Werner abermals. Er fand den Kranken soweit hergestellt, daß er ihn überreden konnte in seinem Wagen mit ihm nach der Stadt zurückzufahren. Zuvor versuchten sie einen kleinen Spaziergang vor der Hütte. Es war wieder ein lauer Wintertag.

Das Gespräch, welches sie führten, mühte sich umsonst ab, in den weiten Kreisen des Gleichgültigen zu bleiben. Die Krankheit war von einer Art, daß der ihr Arzt zu sein versuchte, die **materia peccans** berühren mußte. Gierig schlürfte Anselm seine Bemerkungen ein. Doch als Werner, weit ausholend, die übergroße Verehrung für die Frauen als unmännlich rügte, als er ihre Schwächen aufzählte und den für den glücklichen pries, der sich losgerungen von der Dienstbarkeit unter einem Geschlechte, welches Natur und Gesetz bestimmt, den Männern zu gehorchen, schwebte ein mitleidiges Lächeln über die blassen Lippen des Studenten. „Reden Sie von den Frauen, und Sie sollen Recht haben. Reden Sie von Frauen, die das Maas der Gewöhnlichkeit überschritten, und ich will Ihnen auch recht geben. Aber diese — seine Augen glänzten — war eine von den Wenigen, mein Herr, um die es sich lohnt — o still, ich schieße mir keine Kugel durch den Kopf — um die es sich lohnte sich selbst zu ver-

geſſen. So haben Sie mich geſehen. Ich kann Ihnen nicht verbieten, es Schwachheit zu nennen.“

Doch Werner meinte, daß wenn man ſich ſelbſt vergeſſe, es Pflicht werde, ſich ſelbſt wieder zu finden.

Ihr Geſpräch war ſo ernſt, daß es in einem Romane, der ſeinem Ende entgegen geht, zu wiederholen mißlich wäre. Werner verfiel in eine Wärme, die ihm unbegreiflich war.

„Ich will ſie Ihnen erklären, ſagte der Student. Ihnen geht das Bewußtſein ab, deſſen was Sie für ſich wollen. Etwas dämmert Ihnen dagegen, wie der Mehrzahl der gewöhnlichen Menſchen, wenn ſie das Wollen eines Andern verfolgen, das an äußern Zeichen ſichtbar wird. Um ſich nun aus dem eigenen Dunkel der Bewußtloſigkeit zu retten, machen Sie ſich die Rettung eines Andern zum Geſchäft.“

Werner mußte lächeln. — „Was aber wollen Sie für ſich thun?“

Daß er die Treuloſe vergeſſen wolle, und mit ihr auf Ewig Lebewohl ſagen dem trügeriſchen Geſchlechte, das dem gleißenden Scheine das Bewußtſein opfere, ſchien dem Seelenarzte in dieſem Augenblicke erklärlich. Auch das, wenn er an ſeine eigene Vergangenheit dachte, daß dem Studenten in dem Moment das weite Leben vor ſich zu einer Wüſtenei ward. Er gebrauchte Ideen und Phraſen aus dem eigenen Schatzkäſtlein des Scholars, ihm die Pflicht ins Bewußtſein zu rufen, daß er Hand anlege, die

zu verbannen. Doch ſind die Tafeln ſchon bunt geziert durch die glänzenden Karaffen mit Waſſer und hellem Swadrikka (Dünnbier), dazwiſchen wird neben der Milch ſehr gutes Schwediſches Doppelbier eingeſchenkt, unter dem alt Angliſchen Namen Oel (Aele). Beliebter, und beſonders in den ſüdlichen Provinzen überall vorhanden, iſt der Porter, welcher, in Gothenburg gebraut, durch das ganze Reich verſandt wird. Er ſoll dem Engliſchen weder an Geſchmack noch Stärke nachgeben. Man behauptet, ſogar Engländer hätten ihn ſo vortrefflich gefunden, daß er ſelbſt nach London verſchrieben wurde. Ich will dieſe Blasphemie gegen Engliſche Porterbrauer nicht nachſprechen, aber in dem rauhen Nebelklima, zumal bei Herbſtreiſen, thut er vortreffliche Dienſte. In der Hauptſtadt iſt der Weinluxus zu Hauſe. Der gewöhnliche Tiſchwein iſt hier, auf Engliſche Weiſe, Madera und Porto. Er ſteht zu beliebigem Gebrauche in Kriſtallkaraffen auf dem Tiſche und man findet ihn durchgängig wohl unverfälſchter als in London. Franzöſiſche Weine werden in Gläſern präſentirt, und auch der Champagner bleibt nicht fremd in einem Lande, wo er ſogar einen geiſtlichen Dichter zu

Wüſte anzubauen. Aber je tiefer er mit ihm eindrang, um ſo troſtloſer ward ſie vor den Augen des Behandelten.

Die Sonne der geſellſchaftlichen Bildung hatte ſo lange drückend darauf geſchienen, daß die Wälder entlaubt, die Wieſen gelb waren. Die tiefſten Quellen waren verſiegt, und mit ihnen die gährende Jünglingskraft, die aufzückt, wenn ſie begangenes Unrecht hört, die voll heiligen Unwillens losſchlagen will, des ſüßen Vertrauens, daß es beſſer werden müſſe. Welche tiefe Erkenntniß war ihm über Nacht gekommen von allen Schlagſchatten, die hereinfallen auf unſer Daſein, Schatten, die die Morgenſonne und die Abendſonne wirft. Er hatte plötzlich aus dem Horn der Unzufriedenheit getrunken, das ſich immer wieder füllt, wenn wir es geleert glauben.

„Wo, wo iſt denn Ausſicht für eine ſtrebende Kraft? Haben ſie nicht die Eingänge vernagelt und verſtopft, daß der junge Muth nicht eindringe? Die Gedanken haben ſie in Bann gethan, mit Netzen umzogen die Atmoſphäre des Denkers. Wo gönnen ſie einem Jüngern noch einen Platz! Alles ſei überfüllt, heißt es. Und nur die werden zur Hinterthür eingelaſſen, die die Kunſt der Verſtellung lernten. Das iſt der Gipfelpunkt unſerer Einrichtungen, daß wir, einen Schritt über die Schule hinaus, alle Weisheit, alle Moral, alle Lehren der Religion und Tugend, mühſam eingeimpft, nicht ſchnell genug von uns

thun können. Horchen und Gehorchen, ſich ſchmiegen, den Mund verſchließen, die Augen zuthun, lernen, wie Fünfe grade iſt, das iſt die Lebenseſſenz, das Elixir zum Vorwärtskommen. O, heucheln Sie doch Bewunderung vor dieſer zähen, elaſtiſchen Vollkommenheit. Sie giebt nach unſerer Kraft, um, wenn wir matt werden, auf der Stelle zurückzuſchnellen zur alten, trägen Maſſe. Nicht wahr, durch Muth, Begeiſterung, Ausdauer kommen Sie vorwärts? Sie überwanden den Widerſtand des Phlegmas, der Philiſterei durch feurigen Willen, durch den Feuerſtrom der Rede? Sie zwangen den Unwilligen Ihre beſſere Ueberzeugung auf? — Lügen Sie es mir doch auch vor, weiſer Mentor, daß es die Tugend war, und nicht der Zufall, der Sie endlich vorſchob. Aber es iſt vergebene Mühe. Sie ſehen einen in der Schule der Leiden alt Gewordenen. Durch Wände und Mauern, durch Putz und Schminke ſieht er jetzt die Fäulniß und Verderbniß. Sie zehrt an Allem, am Friſchen, wie am Verjährten. Heuchelei und Verſtellung, das iſt die Univerſalkur, damit bringt man es zu Etwas."

Auch Werners Bruſt ächzte noch vor wenig Tagen unter dem Atlas. Aber er ſprach von heroiſcher Freiheit, die es auch in Ketten iſt.

„An dieſer Lüge verkümmern unſere Edelſten, fiel Anſelm ein. Das iſt der Nothhelf unſerer Erbärmlichkeit, wo wir nicht aus und ein wiſſen, gute

Miene zum bösen Spiel machen, das Häßliche zu verschönern, damit wir uns etwas beruhigt schlafen legen können. Dadurch wird die träge Masse so compact, dadurch verliert der Bessere immer mehr den Muth zum Wagen, täglich werden der Bessern weniger, und das dunstige, angeschwollene, glasirt gefrorne Ungethüm Ordnung, lastet auf der Welt, und sein Odem raubt uns die Luft."

Die Sonne brach gerade durch die Wolken, ein sanfter Lüftezug theilte sie, und das klare Blau glänzte über ihnen. Die Landschaft lag zu ihren Füßen in die Reize gekleidet, die ein schöner Wintertag mit sich führt, erquickender für die gedrückte Brust, als die vollen, schwellenden Reize eines schönen Sommertages. Der Strom rauchte. Segelkähne bewegten sich darauf, die Schiffer sangen, am Ufer war Leben und Thätigkeit, und aus den tausend Schornsteinen der Stadt dampfte es kerzengrad in die Höhe. Ein Jäger, der in die Berge stieg, pfiff eine frohe Weise. Er grüßte freundlich die Beiden.

„Giebt es denn noch Wild hier, so nahe der Stadt?" redete Werner ihn an.

„Viel nicht, aber wenn man sucht, noch immer genug."

„Die Jäger in der Stadt klagen doch."

„Die Sonntagsjäger! lachte der wirkliche. Die Herrschaften haben freilich viel verdorben und fortgejagt; aber wer sich's nicht verdrießen läßt, findet noch

immer ſein Theil. Wenn die Herrſchaften ſo herausgefahren kommen, meinen ſie freilich, das Wild müßte nicht anders, als vor Freude zuſammen und ihnen in den Schuß rennen. Dazu iſt's zu pfiffig. Mancher Tag verſtreicht auch mir, und ich bekomme nichts zu Geſicht. Aber wenn es mal ſein muß, es gilt eine Hochzeit, ein Kindtaufen, dann verſichere ich Sie, darf der Haſe und das Reh auf meines gnädigen Herrn Tiſch nicht fehlen. Sauer wird's Einem freilich, vier und zwanzig Stunden und länger im Schnee und Winde zu ſtehen und zu lauern, aber was iſt denn nicht ſauer in der Welt! Das Brot kommt Keinem in den Mund geflogen. Suchen ſollen wir's. Wenn's mit Einem nicht geht, geht's mit dem Andern Wenn ein Loch verſtopft iſt, findet ſich ein anderes. Was fluchten nicht die Kärrner, als der Flußarm hier ſchiffbar gemacht wurde, nun ſei's um ihren Verdienſt gethan. Ein Paar wurden Schiffer, aber es fahren jetzo wieder mehr Laſtwagen als vordem. Und nun ſchimpfen die Fuhrleute und die Schiffer um die Wette, daß ſie die Eiſenbahn drüben anlegen, aber ich will mit ihnen wetten, es geht auch nachher. Umſchaun muß man ſich freilich und die Augen auf haben; aber wenn ein Handwerk ausgeht, fängt gewiß ein anderes an, und ich meine, die Erde iſt noch groß genug, daß die Menſchen drauf Platz finden, und es iſt noch lange nicht Alles bebaut, daß wir fürchten müßten, vor Hunger umzukommen."

Der Patient und sein Arzt fanden, als sie in die Hütte zurückgekehrt, den Haidewirth vor, dessen mysteriöse Abwesenheit kein Geheimniß mehr geblieben war. Er hatte sich, wie er sagte, „durchgebissen", und verzehrte in keiner unheitern Laune die Mahlzeit, welche seine Frau ihm geschäftig zubereitet hatte: „Es ist nichts so schlimm, als es aussieht, wenn man nicht den Kopf verliert, sagte er. Ein pfiffiger Mensch beißt sich auch durch Eisen durch. Und wer zu rechter Zeit zu schweigen weiß, und nur spricht, was er für gut hält, und die Leute gern hören, der findet, wie der Fuchs, immer ein Loch."

„Und wären es eiserne Drahtzirkel, die mir die Brust zuschnüren, sprach Werner zu Anselm, als sie in den Wagen gestiegen, wäre denn unsere Brust so schwach, um nicht doch zu athmen? Wären die Netze, Stäbe und Gehege so fest, daß der freie Gedanke nicht doch durchbräche! Ist schon je ein Gedanke auf der Welt verkommen? Nur auf einer andern Stelle, zu einer andern Zeit, als wir es erwarteten, brach er durch. Wenn es nun Aufgabe wäre, an den Schranken solle er seine Kraft prüfen! Dem, der was ändern, bessern, umgestalten will, soll es nicht zu leicht gemacht werden. Nur der Kraft, die ihre Tüchtigkeit gegen den Widerstand bewährt, soll das gelingen, nicht jedem aufschäumenden brausenden Willen, der, wenn er zerstört hat, der Geister nicht mächtig wird, die das Werde sprechen. Zurück-

ſetzung iſt bitter, abgewieſen werden, ſchmerzt; aber der Genius bricht ſich doch Bahn, das Talent macht ſich geltend. Oder iſt es anders? Stehen alle die, welche jetzt gelten, und uns Jüngeren wie modernde Reliquien erſcheinen, allein durch Geburt, Zufall, kleine Künſte an ihrem Platze? Iſt es ſo ſehr leicht dort oben hinzukommen, und wenn man da iſt, ſich vor Aller Augen zu behaupten? Hatte nicht die Mehrzahl in ihrer Jugend dieſelben Kämpfe durchzukämpfen? Wir vergeſſen es nur, weil wir ſie nur ausruhen ſehen! Wie viele, grade die, welche etwas durchgeſetzt, einen Umſchwung hervorgebracht haben, im Reiche des Geiſtes, im Staate, in der Kunſt, waren dürftiger und niedriger Abkunft. Die Jugendgeſchichte dieſer vielen, die Glanz und Reichthum jetzt umſtrahlt, Gelehrte, Staatsmänner, Kaufleute, ſollte ſie für uns nun deshalb ein ſchaales Mährchen ſein, weil wir ſie jetzt nur noch genießen ſehen? Oder geſchah das nur ſonſt in einer abgeſchloſſenen Vorzeit und heute wäre dem Genius das unmöglich, was ſein ewiges Recht iſt?"

In dem Wagen ſaß, außer Werner und Anſelm, noch Jemand, Frau Martin, die Waſchfrau, mit der jener den kranken Studenten wieder auszuſöhnen übernommen. Und es ſchien ihm gelungen. Denn, unbeſchadet ſeiner neuen Wuth gegen die Frauen, mußte er anerkennen, daß dieſe, von dem eitlen Scheine nicht geblendet, ein tüchtiges Weib ſei. Er ließ es

ſich gefallen, daß Werner ihn ſeiner vorigen Wirthin wieder zur Pflege übergab. Er lächelte nur. Aber Frau Martin lachte auch: „Wenn die Leute nur erſt einſehen, daß ſie Unrecht haben, dann kann man mit ihnen von vorn anfangen.“

Jetzt war Anſelm von der ſchaukelnden Bewegung eingeſchlafen, und Frau Martin ſprach: „Wenn ich mir ſo die jungen Leute von ſonſt denke, Herr Werner, und die von jetzt dagegen, wo ſoll das hinaus für die, die noch geboren werden. Damals dachte ſo Einer nichts, als wie er ein Stipendium kriegte, und holte ſich ſein Oel ſelbſt, damit die Lampe ein bischen länger brannte. Hungern thaten ſie, um ſich lateiniſche Bücher zu ſchaffen. Der Ofen ward ihre Speiſekammer, und mit einem Brode und einer Wurſt ſtudirten ſie eine Woche. Und wie ſtudirten ſie! Sie aßen ja, mit Reſpect zu ſagen, die Buchſtaben auf. Und was machte ihnen alles Freude! Ein Landbrot, das von Hauſe kam, und ein Paar Stunden, wenn Einer ſie kriegte. Und ward ſo ein armer Schlucker mal eingeladen zu einem großen Profeſſor oder vornehmen Herrn, da ſchmierten ſie die Löcher im Rock mit Dinte zu, und nähten ſich die Strümpfe ſelbſt. Der Himmel hing ihnen immer voll Geigen; das war aber, weil zu Haus die Zuchtruthe am Balken hing und Schmalhans Küchenmeiſter war. Unſre jetzt, ach du lieber Gott! Es iſt wahr, ſie tragen ſich reputirlich; aber wie unter den weißen Vatermördern

das Hemde aussieht, wir wollens unbesehen lassen! Aus alten Büchern machen sie nicht viel, und die neuen möchten sie alle selbst machen, und Lust haben sie an nichts. Lernen wollen sie nicht, und lehren auch nicht, nämlich die Jungens, und für Alles sind sie zu gut, weil sie alles besser wissen. Nun frage ich, wo hat solch ein armes Mutterseelenkind Freude! Und wer nicht Freude hat, der ist nicht froh, und wer nicht froh ist, ist nicht gesund, und wer nicht froh und gesund ist, wo soll's mit dem hinaus."

„Wir haben Alle ein Ziel", sagte Werner.

„Das Grab nicht wahr? Ei, mein Herr Werner, sprachen vorhin so gescheut, und spukt doch noch auch in Ihnen von dem alten Sauerteig! Von der Wiege bis ins Grab ist ein weiter Weg. Und wer halbweges steht, nun der mag dran denken, auch vorher unterweilen; aber nicht immer. Wenns des lieben Gottes Wille gewesen, daß wir schnurstraks von der Wiege in's Grab schauen sollen, was hätte er dann rechts und links so viel bunte Blumen wachsen lassen, und über uns den blauen Himmel und die tausend goldnen Sterne. Wär's Sünde, die anzublicken, und sich drüber zu freuen? Oder hätte die der böse Feind gemacht, uns zu verlocken! Denn wär's ja besser, der liebe Gott hätte uns blind auf die Welt gesetzt. Zum Grabe findet auch der blinde Mann den Weg."

Fünftes Kapitel.

Es war ſchon dunkel, als Werner, der ſich vorm Thor von den Andern getrennt, nach Hauſe kam.

Die flimmernden Lichter, die hellen Scheiben, auf die bis da nur der Mond ſein Licht ſtrahlen ließ, um das glänzende Schwarz noch unheimlicher zu machen, ſtimmten ihn heiter. Er war es auch ohnedies. Ein gerettetes Leben wiegt ſchwerer in der Wagſchale des Retters als des Geretteten.

Unten bei der ſchönen Wittwe und Braut laute Freude, ein zärtlicher Abſchied. Der Rittmeiſter ſtürzte ſingend heraus. In der egyptiſchen Halle traf er den Baumeiſter. Er drückte ihm die Hand, er umarmte ihn ſtürmiſch.

„Freund! Sie glauben nicht, was ich für einen Schatz an meiner kleinen Braut gefunden habe. Das iſt ein Glückwurf, wie er nur alle Jahrhunderte Ein Mal gelingt. Das iſt kein Weib wie die andern. Alle laboriren an unverdauter Bildung. Bei ihr iſt ſie rein weggeſpült wie ein angeſprützter Schmutz-

fleck. Keins von den tauſend Büchern, die ſie geleſen, hat nur ſo viel angeſetzt, nur ſo viel verdorben. Solche Natürlichkeit giebt es gar nicht wieder. Sie weiß die einfachſten Dinge nicht, und freut ſich wie ein Kind, das den erſten Pfefferkuchen am Weihnachtsbaume ſieht. Freude und Luſtigkeit durch und durch, und herzlich und gutmüthig, nichts von Reflection, nichts von Ahnen und Klarſehen, nichts von Mondenſchein; alles Sonnenlicht bei ihr. Alles macht ihr Freude, Alles unterhält ſie; es giebt gar keine amüſablere Perſon in der Welt. Ihr erſter Mann verſtand es nicht, mit dem Anſelm wäre ſie umgekommen an purer Langeweile, denn der wollte ihr von allem, was ſie hat und nicht hat, ein Bewußtſein einpfropfen, und er hätte rein verdorben, todt gemacht hätte er eine Naivheit des Gefühls, wie es nur in Mährchen vorkommt. Und vor Allem, Freund, aber ſtill, Ihr Wort darauf, daß es Niemand hört; denn ſo etwas auszuſprechen, und die Sache iſt hin: Sie iſt ohne alle Koketterie! Putzen mag ſie ſich gern, weil mir's Vergnügen macht. Aber wie hübſch ſie in ihrem Hauskleide ausſieht, in ihrem Morgenhäubchen, davon hat ſie gar keine Ahnung. Und doch ein eingeborner Geſchmack in jedem Bändchen, was ſie ſich anſteckt. Aber, den Finger auf den Mund, man muß es ihr nicht ſagen. Zuerſt würde ſie lachen, dann aber darüber nachdenken, und wer weiß, ob es dann nicht

einer Ode begeistert hat. Aber die Steigerung dünkt uns eine verkehrte, wenn man mit kaltem Punsch das Diner schließt.

Mit einem bessern Tisch begegneten aber auch den Reisenden auf jeder Station mehr Verdrießlichkeiten. Häufig bemerkten wir nämlich bei den Skiutsbenden und den Skiuts-skaffern (Schuß-schaffern) Unzufriedenheit und der Führer unserer Reisekaravane hatte, besonders mit letztern, Streit über die Anzahl der Pferde, welche wir zu nehmen gezwungen wären. In Norwegen konnte hierüber keine Uneinigkeit obwalten, da die neuern Reglements des Storthings das bis dahin außer Acht und dem Privatübereinkommen ganz überlassene Postwesen auf das bestimmteste geordnet haben. Auch in Jämteland mochte der gutmüthige Charakter des Völkchens, noch mehr aber wohl die uns vorausgegangene Empfehlung von Seiten der Provinzialobrigkeiten dem Zwist mit den als Seltenheiten angestaunten Reisenden vorbeugen. Kaum aber über Jamteland östlich hinaus, und besonders auf den Straßen längs dem Bothnischen Meerbusen verging keine Station ohne Aerger. Uns mußte dies um so mehr auffallen, als diese nördlichen

zum — Teufel wäre. Heiter, natürlich, unbefangen, ſo ſoll ſie bleiben, und ich bin der Mann, der ſeine Feſtung ſtürmen und vertheidigen kann."

Dieſes Lob ſtimmte nicht ganz mit dem, welches der kranke Anſelm in ſeinen Fieberträumen über denſelben Gegenſtand ausgeſprochen. „Und ſind nicht Beide glücklich, dachte Werner, daß Jeder in ihr das ſieht, was er ſehen will. Wer kann ſich rühmen, daß er es im Glücke weiter brachte, als daß er glaubte, was er wünſchte."

In ſeinem Zimmer fand er faſt Alles anders geordnet, als er angegeben, auch Möbel, die er nicht beſtellt. So hing an der Wand eine flüchtige Skizze ſeines großes Entwurfes zum Stadtdurchbruch. Der Plan war, wie wir wiſſen, am Weihnachtsabend ins Feuer gewandert; einen erſten flüchtigen Entwurf davon, den er ſelbſt vergeſſen, hatte er neulich unter ſeinen Büchern gefunden. Wie kam er jetzt an die Wand, in goldenem Rahmen? Sich über ſolche Wunderbarkeiten zu verwundern, hatte er aufgegeben, ſeit er das geheimnißvolle Triebwerk im Baue kannte. Aber was war der Zweck? Die verdorrte Weihnachtspyramide ſtand darunter. Wollte ihn der grillenhafte Magus an ſeine Wünſche erinnern, die nicht in Erfüllung gingen? An die Beſcheerungen des Glückes, die zum Unglück ausſchlugen?

Er verfinſterte die Lampe auf dem Tiſche, und warf ſich in die eine Ecke des hochlehnigen Sophas.

Die Träume, die er rief, kamen dem Müden; eine angenehme Wärme beſchlich die kalten Glieder. Was er geträumt, er wußte es nachher ſelbſt nicht genau; und wenn er es gewußt, der Leſer erführe es genau von uns nicht wieder. Es klang von Shakſpeareſcher Elfenmuſik, Genien umſchwebten ihn und wanden Kränze über ſeinem Haupte; im Kamine praſſelte ein helles Feuer, und als die Flammenbrände ſanken, und goldene Kohlengluth wurden, kam das kleine Volk aus den Ritzen und Winkeln, feſtlich geſchmückt mit Blumenſträußen und Myrthenzweigen. Sie ſchaarten ſich lachend und ſingend zu einem großen Feſtzuge, und bald war es das Großvaterlied, bald klang es wie Heil Dir im Siegerkranz. Und Alle ſahen lachend auf ihn, und immer näher kam der Zug.

Da der Leſer ſo gut als der Baumeiſter Göthes Lied vom heimgekehrten Grafen kennt, iſt es uns erſpart, mehrere Details davon anzugeben. Aber die große mit Roſen und Weinlaub, mit Hortenſien, Goldlack, Levkoyen und Epheu umhangene Paſtete, unter der zwölf Träger keuchten, kommt in dem Liede nicht vor. Jetzt ſtellten die Kleinen ſie vor ihm hin, die Blumen und Guirlanden fielen ab, und es war keine Paſtete, ſondern das große Haus, das er gebaut hatte, das zierlichſte Modell mit Portalen, Zinnen, Thürmen und Minaretten. „Ihr Wichte, was ſoll das mir?“ rief er, und ſie lachten: „„Meiſter es iſt ja Dein.““ — „Wie käme ich dazu?“ ſprach der

Schläfer. „„Es iſt Dein Hochzeitsgeſchenk,““ antwortete es aus einem Munde.

„Da müßtet Ihr mir doch erſt eine Braut bringen, lachte der Traum-Werner. Eure dort, ſo hübſch als ſie ſein mögen, ſind mir etwas zu klein.“ Nun erſt wurde aus vollem Halſe gelacht, und das Gelächter und Gekicher ging wieder in eine Melodie über, die wie der Jungfernkranz klang, es waren aber andere Worte, etwa wie:

Ei ſeht mir doch den blinden Mann,
Der ſeine Braut nicht finden kann,
Was hat er ſich nicht umgeblickt,
Die Braut ſitzt neben ihm geſchmückt.

Wir mögen dem poetiſchen Genius der kleinen Leute nicht zutrauen, daß ſie ſelbſt ſolchen Gaſſenhauer gedichtet haben; wahrſcheinlich hatte der Meiſter den Spruch von den Arbeitern gelegentlich gehört, und der Traum rief wie ſo oft eine Erinnerung auf, die wir im Wachen nicht für werth achten, im Sinne zu behalten. Aber die Kleinen ſprangen und kletterten wirklich ihm auf Beine, Schooß und Schultern, und feſſelten ihn mit Kränzen und die Braut auch, die neben ihm ſaß, und mit abgewandtem Geſicht ſich es gefallen ließ. Jetzt wandte ſie den Blick um, und es war Cäcilie.

Er ſchlug die Augen auf, und es war Cäcilie. Nur die Kleinen war verſchwunden, die Kränze und Blumen und der Baumkuchen mit den Thürmen,

Zinnen und Portalen. Das Kohlenfeuer glimmte noch im Kamin und beleuchtete die ſchöne Geſtalt, die einen Schritt nur von ihm in der andern Sophaecke ſaß, und jetzt die Augen ſich zuhielt mit den feinen weißen Händen.

„Ach, es war nur ein Traum!“ ſprach ſie ſeufzend und rückte an der Lampe. Es ward hell im Zimmer und es war kein Traum. Sie war es, und blickte ſich erſchrocken um, und beider Augen begegneten ſich.

„Es iſt kein Traum, Cäcilie!“ ſprach er.

„Sie hier! — Wo bin ich!“ rief ſie.

Sie wollte aufſpringen. Seine Hand hielt ſanft die ihre gefaßt.

Sie war aus der Geſellſchaft der Mutter fortgegangen, ſie meinte auf ihr Zimmer. Es war derſelbe Weg über dieſelben kleinen Treppen, und dieſelbe Thür war es auch mit der kleinen Heiligennische, und beim trüben Schein der heruntergedrückten Lampe, grade wie ſie dieſelbe vorhin verlaſſen, war es auch ihr Zimmer. Was hatte ſie, mit andern Vorſtellungen beſchäftigt, nach der Stellung der Möbel ſich umzuſehen. Was denken mögen, daß Treppen, Gänge und Niſchenthüren ſich in dieſem grillenhaften Gebäude ſo ähnlich ſehn mochten, daß ſie eben ſo gut in Werners, als Werner in ihr Zimmer getreten ſein konnte. Wenn letzteres auch ſchicklicher, wäre es doch unwahrſcheinlicher, weil der Bau-

meiſter in ſeinem eigenen Bau beſſer Beſcheid wiſſen mußte, als ſie, die heut erſt eingezogen war. In die Ecke des Sophas hatte ſie ſich geworfen, und auch die Augen geſchloſſen, und den innern Bildern Audienz ertheilt. Sie ſtürmten und drängten an der Thür, und der Vorſaal war hell, und der Flimmer drang herein durch Schlüſſelloch und Ritzen. Auf eine Seherin warten, wenn ſie Audienz giebt, mehr Geiſter. Sie haben ein altes Recht.

Die Kleinen um den Kamin waren für ſie wohlbekannte Geſtalten. Es liebt das Geiſterreich bald koloſſale Formen, bald winzige Schemen. Der Hochzeitsreigen ward auch getanzt; auch mochte ſie das gethürmte Tortenſchloß geſehen haben, nur gewiß nicht mit der Deutlichkeit und den Details, wie es ein Baumeiſter träumen kann. Aber der feſtlich bunte Reigen ward durch einen Schattenzug gekreuzt. Nur ein Dämmerſchein und man konnte hindurchſehen wie durch ausgeſpannten Flor; aber die Bahre ward doch ſichtbar, und die Hochzeitsgäſte hielten inne, und die luſtige Muſik ging in eine ſanft klagende über. Als der Zug verſchwunden war, wie ein Nebelſtreif, trat der kleine Hochzeitvater vor und hielt eine Rede: daß, was Staub war, vergehen muß, und vieles Schöne und Rührende, was man in jeder Leichenrede hört. Aber während ſie laut ſchluchzte, hüpfte die ganze kleine Geſellſchaft dabei, als vibrire ſchon der Hochzeitswalzer in ihren Bei-

nen. Noch ſprach er etwas von Irrwiſchen, die ſich in Menſchen umſetzten, und viel Verwirrung brächten in die irdiſchen Angelegenheiten, es ſauſe und ziſche in ihnen auf, wo es nicht hingehöre, und man könne ſie niemals faſſen, und ihrer habhaft werden, wo es noth thue. Darum ſei es human, ihnen die ewige Ruhe zu gönnen, oder die Rückkehr in den ewigen Feuerſtrom, aus dem ſie verlorne Strahlen ſeien, die nur geſchienen und geblendet hätten, aber nicht gewärmt. Doch die kleine Verſammlung hörte das nicht aus. So ungeſtüm ward die Tanzluſt, die Trauermuſik war unverſehens in die vorige luſtige übergegangen, die immer rauſchender ward. Die Kleinen drehten ſich und ſprangen, wie ein Sturmwirbel, und die Braut ſelbſt mit dem Myrthenkranze auf dem Scheitel mußte unter ihren Thränen über die poſſierlichen Sprünge lachen. »

Die Braut war ſie ſelbſt, und der Brautvater ſprach vor dem blumenumſchmückten Altar, indeß die Kleinen ſich in einem Augenblick amphitheatraliſch ringsum bis an die Decke erhoben hatten, und ſo bequem in der Luft ſchaukelten, als wären es Polſterkiſſen und weiche Betten. Er ſprach viele ſüße und ſchöne Worte, die ſie einſog, wie die Blume den Aetherduft, und die Biene die Süßigkeit der Blume. Oft ſchwebte ein „Aber" auf ihren Lippen; doch ſeine Worte zerſtreuten und führten es weg, wie der reine Luftſtrom aufſteigende Dünſte.

„Iſt es denn aber auch gewiß?“ hauchten ihre Lippen.

Da wuchs die kleine Geſtalt wie das Bild im Hohlſpiegel, und das ihr wohlbekannte Geſicht, ihr Genius, ihr väterlicher Freund war es, der vor ihr ſtand. Sein Kuß hauchte auf ihre Schläfe, ſeine Hände breitete er ſegnend auf die ſchöne Stirn.

„„Habe ich Dich, mein Kind, ſchon je getäuſcht?““

Heiße Thränen ſtrömten aus ihren Augen; es war alles Wahrheit. Sie ſtand vor dem Altar mit dem ſchweigenden Geliebten, ſie fühlte erſt jetzt, wie heiß ſie ihn liebte. Und wie kam es, daß alle Hinderungen verſchwunden waren, die Klüfte geebnet, die ſie vorhin noch ewig von ihm zu trennen ſchienen? — Ihr Auge blickte dahin, als ſcheue es noch vor der Wiederkehr des Unwillkommenen. Da winkte ihr Vater mit der Hand und ein grauer Nebelflor lagerte ſich über die Gegend. Sein ernſter Blick ſchien ihr zu befehlen, daß ſie nicht zurückblicke: „„Freue Dich des Augenblicks.““ Und ſie wollte ſich freuen, und ergriff ſeine Hand. Aber während ſie ſie hielt, ſchwand wieder das geliebte Bild. Immer ferner, ferner entſchwand er, immer kleiner ward er, und ſie hielt doch noch ſeine Hand.

„„Laſſe los, mein Kind, ſprach die Geiſterſtimme. Ich gehöre nicht mehr zu Euch.““

„Wohin, mein Vater?“

„„Zu den Kleinen, die mich aufnahmen, als die Großen mich verſtießen.““

Sie bat ſo dringend, er ſolle wieder für ſeine Kinder leben, zurückkehren.

Er lächelte: „„Sie haben mich vergeſſen und kennen mich oben nicht wieder.““

„Doch, doch, bat innig die Braut, Du ſollſt, Du mußt unter uns leben, unſer Glück theilen.“

„„Ich werde unter Euch leben, antwortete er lächelnd, wenn Ihr mich auch nicht mit Augen ſeht. Das Wunderreich lebt fort mitten unter Euch, wenn Ihr es auch weder ſeht noch glaubt. Und der alte Gott iſt darin, und freut ſich unſerer Kinderſpiele. Für die oben iſt er jetzt zu altmodiſch; ſie kleiden ihn neu, daß er ſich unter den Leuten ſehen laſſen kann. Bei uns iſt er der alte, wie er war von Anbeginn.““

„Aber Du, mein lieber Vater, rief die Braut, warum kannſt Du nicht zurück zu uns, und am Sonnenlicht Dich freuen?“

Er ſchüttelte das Haupt und blinkte mit den Augen. „„Wie kann ein Gefangener aus finſtern jahrelangen Kerkern gleich in die Sonne blicken! Man läßt ihn Wochen und Tage im Helldunkel, bis ſeine Augen ſich wieder gewöhnen. Und ich will darin bleiben, denn mir iſt's wohl im Schummerlicht, und ich bin alt. Ihr aber, meine Kinder, Ihr blickt ins Frühroth, Ihr freuet Euch, wenn die Mittags-

ſonne auf Euren Scheitel brennt, und wenn ſie ins Meer ſinkt, denkt an mich.““ —

Sie hatte die Hand losgelaſſen, denn wonnig ſüße Feierklänge rauſchten um ſie, Hochzeitshymnen, die Elfen ſchlangen Kränze um ihren Nacken und den Bräutigam, immer näher kam er ihr und — ſie war erwacht.

Er hielt ihre Hand.

Er ſagte, was er geträumt.

Sie hielt das Tuch vors Geſicht, um die Thränen zu verbergen, die ſich nicht verbergen ließen.

„Müſſen die Träume noch dazu kommen, um die Schmerzen unſeres wachen Zuſtandes zu vergrößern. Müſſen ſie uns mit Hoffnungen nähren, um unſere Hoffnungsloſigkeit zu verſpotten.

Er drückte ihre Hand feurig an die Lippen. „Nein, Cäcilie, die Träume lügen nur denen, die ihre Sprache nicht verſtehen. Uns fehlt nichts in unſerm Glücke, als daß wir es faſſen. Lacht hier kein blauer Himmel über uns, vereinigt uns kein ſchöner Wille, keine ausgeſprochene Neigung? Und was nur ſteht uns entgegen? Ein dunkler, widerwärtiger Traum. Dein Gelöbniß war das einer Nachtwandlerin. Es hat keine Gültigkeit vor dem ewigen Lichte. Muth, Cäcilie. Wir treten an den Altar des Lebens. Vom heitern Sonnenlicht beſchienen, weichen da alle Nachtgeſpenſter, die Ahnungen, Viſionen, Selbſttäuſchungen und Gelöbniſſe, wie ein

Alp beim erſten Morgenſchein. Eilen wir zur Mutter. Drücken die Unglückliche nicht auch dunkle Nachtgeſpenſter! Wird ſie, kann ſie uns zurückweiſen, wenn wir ſie verſcheuchen, wenn wir ihr beweiſen: im Glück Deiner Kinder erwartet Dich Deines? Und wenn Stimmen aus der andern Welt zu uns herüberklingen, ſind es nur die Unheil verkündenden? Haben die ſeeligen Geiſter keine Macht. Iſt der ein Lügenbote, der Dich umſchwebt? Warum ihm nicht traun, ihm nicht gehorchen, der uns in dieſer Stunde ſo holde Bilder zuführte. Wenn er Rechte zu fordern hat an die Mutter, o giebt es eine ſchönere Sühne, als wenn ſie ſeinen Willen erfüllt. Beſchwöre alle Geiſter der Ueberredung; ſie werden auf Deinen Lippen ſchweben, und die Mutter wird glauben, was Wahrheit iſt."

Cäcilie hatte geſenkten Blickes ihm zugehört. Sie ſtanden am Fenſter, ſie hing an ſeinem Arme. „Ach, mein Freund, was iſt denn Wahrheit? — Wo gränzt die unſichtbare Welt mit dieſer zuſammen? Bisweilen iſt mir, als ſei die Kluft ſo ſchmal, die Brücke überall gebaut. — Wer baut dies Haus?

Werner blickte ſie verwundert an: „Ich ward in das Geheimniß nicht eingeweiht."

Auf der Zunge ſchwebte ein Mehr, wenn es ein Mehr war, daß er den Vermittler kannte. Aber kannte er ihn denn? Seine Phantaſien, nicht ſeine

lichen Provinzen ſonſt der Biederkeit ihrer Inſaſſen wegen rühmlich bekannt ſind. Der Schwediſche ſtörrige Charakter zeigte ſich im unangenehmſten Lichte; wir ſahen Geſichter, denen wir alles zugetraut hätten. Einmal gereizt, wird beim freien Schwediſchen Bauer jede Kleinigkeit zum Gegenſtand des Streites, und mit einer fürchterlichen Feſtigkeit hängt er an ſeinen Rechten. In ſolchem Streite muß der unbekannte Reiſende allein büßen. Während der Skiutsbonde im Süden es ſich zum Vergnügen rechnete, ſchnell zu fahren, übte der Neriker und Helſingländer in ſolchen Fällen ein ſtudirt langſames Fahren, und es verging keine Station, wo nicht ſchon über das Vorfahren allein ſich ein Zwiſt erhob. Dann konnte man ſicher ſein, auf dem Sitz neben dem Bauer nicht mehr als die Hälfte der Bank zu erhalten; am übelſten wurden dieſe Touren an Sonntag-Nachmittagen, wo wir regelmäßig nur auf Betrunkene ſtießen, und der Schwediſche Bauer in dieſem Zuſtande iſt fürchterlich. Wir hätten mit einer kleinen Aufopferung dem größten Theil des Uebelſtandes vorbeugen können, es iſt aber das erſte Geſetz für den Reiſenden in dieſen Gegenden, nicht nachgiebig, nicht

Zwecke. Er hatte ihm durch einen Handſchlag heiliges Schweigen gelobt.

„Wenn die Todten aus ihren Grüften doch Macht hätten, herüber zu wirken! — Eine Ahnung durchzuckt mich, und in Augenblicken, mein Freund, wird ſie zur bangen, beſeeligenden Gewißheit: dieſer ſeltſame Bau ſei das Werk meines Vaters. Es ſtimmt Alles, was ich von ſeinen Gedanken weiß. Ja ich fand unter ſeinen Papieren Entwürfe, einzelne Riſſe, die ich hier wieder erkenne. Niemand ſah dieſe Papiere als ich. Es waren frühe Jugendverſuche, vergelbt zuſammengeklebt; ich allein, ich zuerſt fand ſie unter wüſtem Kram.

Werner wollte einwenden, daß Ideen wie Lichtſtrahlen durch die Welt zücken, und ſie zünden an vielen Orten zugleich, ohne daß man mit menſchlichen Sinnen die Verbindung entdeckt. Doch weßhalb ihren Glauben verkümmern!

Ihn durchfuhr ein anderer Gedanke: daß der Bauherr kein Geſpenſt, aber doch ein Todter ſei. Man hat Beiſpiele, daß Sonderlinge ihre Lebensjahre darauf verſchwendeten, eine Seltſamkeit, die ſie im Leben nicht ausführen konnten oder wollten, durch Teſtamentsverfügungen nach ihrem Tode zur Wirklichkeit zu machen.

Sie ſchüttelte den Kopf: „Athmet nicht ein Hauch des Lebens aus dem Werke! Sein Auge waltet drüber. Dafür ſpricht ja alles. Ich ſehe ihn

da, dort — ſo lebhaft wirkte kein längſt entſchwundener Geiſt in der Gegenwart. — Vorher horchte ich einem Geſpräche zu zwiſchen dem Engländer und meiner Mutter — auch er hat Ahnungen, ſeltſame — mir ſchwindelt. — Wenn es ſolche Zwiſchenzuſtände gäbe zwiſchen Leben und Tod, ſie doch zurückkehren dürften, die Unbefriedigten, es ihnen vergönnt wäre, eine Aufgabe der ewigen Macht, das fertig zu machen, was ſie unvollendet ließen, das zu ſühnen, was ſie verſchuldet. Werner! Ja mein Vater lebt mehr als im Traumbild, er ſieht uns, er begleitet uns, er handelt, er wirkt mitten unter uns — ich bin nicht verlaſſen. Woher hätte ich die Stärke gehabt — er wird uns auch nicht wieder verlaſſen, bis" —

„Wir glücklich ſind!" fiel Werner ein.

„Wäre das nicht ein zu kleines Ziel, mein Freund, für ſeelige Geiſter! Mein armer Vater wollte ſo viel; ſo wenig hat er erreicht! Er hat auch wohl gefehlt. Gönnte ihm nun der ewige Wille zurück zu kehren, um das wieder gut zu machen, was er verſehen, wo er Wunden ſchlug, ſie zu heilen, was er verſäumte, nachzuholen! Verbieten uns denn Glaube und Wiſſenſchaft eine ſolche Gnade der Vorſehung anzunehmen?"

Eine Reihe dunkler Vorſtellungen tauchten vor Werner's Seele auf. Seine Augen waren auf das Fenſter gerichtet. Es öffnete ſich auf den vom Monde erhellten mauriſchen Hof; Cäcilie an ſeinem Arm ge-

lehnt, ſah in das Zimmer. Da ging in dem Augenblicke eine Geſtalt über den äußern Corridor. Sie drohte mit dem Finger, hielt ihn an den Mund und verſchwand.

Cäcilie zuckte zuſammen: „Er war es!“ Sie konnte die Geſtalt nicht geſehen haben; kaum Umriſſe ihres Schattens, die der Mond in das Halbdunkel des Zimmers warf. Sie drückte Werner's Hand, nicht wie vor Schreck, es war eine Seeligkeit in dem Drucke: „Er war es, er iſt bei uns; er will es. — O mein lieber, lieber Freund, es wird Alles gut werden. Nun, ich bin bereit, zu meiner Mutter!“

Werner glaubte in dem Augenblicke an all die Brücken, die Cäcilie ſah zwiſchen der unſichtbaren Welt und ſeiner. Auf einer war Hoffnung, Glück und Seeligkeit zu ihm gekommen, wie ein Strom, der ſeine Dämme durchbricht, wie ein Nebel, der aus den Bergen quillt, wie Sonnenlicht nach grauen Tagen, und der Oſt hat die Wolken verjagt, ehe wir die Augen aufſchlugen. Was wollten die pochenden Fragen der Vernunft und des Zweifels für Recht fordern. Wie ein Trunkener ſcheuchte er ſie fort, dem ein verſtändiger Mann ſagen will, daß der Wein ein langſam zehrendes Gift iſt.

Fünftes Kapitel.

Madame Löwlein ſaß, in Pelzen eingehüllt, vor dem Kamin, das einzige Gute, was, wie ſie äußerte, die neue Wohnung hatte.

Es war auch zu viel über ſie eingeſtürmt: Der Verdruß, der mit jedem Umzug verbunden iſt, zerbrochene Taſſen, geſtoßene Möbel, geſprungene Spiegel; der Verkehr mit grobem Pöbel, mit ungehorſamen Domeſtiken. Friederike war vor Aerger krank geworden, Marie benahm ſich ungeſchickt. — Das Haus drüben ſtand und ſpottete ihrer unnöthigen Angſt und Eile, es zu verlaſſen; von den tauſend Stimmen im Publikum waren viele zu ihr herauf gedrungen. Und um den Unmuth über eine Wohnung, wie man ſie nicht ſchlechter, unſchicklicher für ſie ausgeſucht haben konnte, zum Gipfelpunkt zu ſteigern, der angeregte Zweifel: ob ſie nicht durch ihr früheres Ausziehen den Contrakt mit dem unbekannten Käufer verletzt, ob er nicht, wenn der Grillenſauger auf den Buchſtaben beſtände, das Geſchäft

rückgängig machen, oder die große Conventionalſtrafe einfordern könne?

Und der Mann, der das Geſchäft geleitet, der einzige, der ihr beiſtehen können, der Commiſſionsrath, war todt. „Hätte er nicht warten können!“ murmelte eine Stimme in ihr, vor der ſie erſchrak. Ein wenig Balſam träufelte nur der Gedanke ab, daß der Mann, der alle Welt betrogen, ſie allein nicht getäuſcht.

Doch alle dieſe Verdrießlichkeiten wurden durch die Impertinenz des doctrinairen Engländers überboten, den nichts, weder ihr Befehl, Niemand vorzulaſſen, noch ihre Lage abgehalten, zu ihr zu dringen. Wie ein Räuber ihrer Zeit und Ruhe hatte er vor ihr geſeſſen, in einem ſtundenlangen Sermon ihr ſeine Rechnungen und Vermuthungen vorgetragen, und in ſeinen letzten Schlüſſen ſich ſelbſt dadurch, daß zweimal eine Ohnmacht ſie anwandelte, nicht unterbrechen laſſen. Sie hatte um Schonung gebeten; er hatte geantwortet, ſie ſei in Geſchäftsſachen nur dann angebracht, wenn der Schuldner durch die Forderungen der Gläubiger ruinirt werde. Sie hatte in ihrer Wuth klingeln wollen, daß man den unverſchämten Mann hinauswürfe, aber er hatte ihre Hand gehalten und mit ſeiner unzerſtörbaren Ruhe erklärt, er werde den erſten Domeſtiken hinauswerfen und die Thüre verſchließen. Und ſo leiſe und mit freundlichen Mienen hatte der Barbar geſprochen, daß wer zu-

fällig hinzukam, es für eine vertraute Unterhaltung unter Freunden gehalten hätte.

Schon hatte Madame Löwlein ſich zum Aeußerſten entſchloſſen, ſie hatte ihm einen Theil der Forderung angeboten.

„Nicht alſo, ſchloß der Britte. Indem wir eine Abfindung annehmen, räumen wir unter dieſen Umſtänden ein, daß unſere Forderung Bedenken unterliegt, was nicht der Fall iſt. Um deshalb fordert unſere Ehre, daß wir das Ganze in Anſpruch nehmen. Ueberdieß haben ſich die Sachen, ſeit ich das letzte Mal die Ehre hatte mit Ihnen zu ſprechen, geändert. Einestheils ſind noch mehrere Gläubiger, und darunter ſolche, deren Anforderungen völlig erloſchen, oder äußerſt ſchwach im Rechtspunkte waren, inzwiſchen befriedigt worden; andrerſeits aber haben unſere eingezogenen Nachrichten uns auf zwei Vermuthungen geführt, und es dependirt von Ihnen, Madame, welche Sie als die richtige gelten laſſen. — Der ſelige Herz Jakob Löwlein lebt noch, das heißt er exiſtirt in unſerer Mitte, einwirkend auf zeitliche und Geſchäftsverhältniſſe. Dies iſt durch Beweiſe für uns außer Zweifel geſetzt. Er ſelbſt, in welcher Geſtalt und Materie dies auch ſei, iſt es, der die contrahirten Schulden jetzt abführt. Es kennt Niemand unter den Lebendigen ſo genau die Obliegenheiten des Verblichenen, ſo detaillirt die Umſtände, unter denen ſie contrahirt ſind, und die moraliſchen Bedingungen,

welche den Debitor zu mehr oder minderer Exactität nöthigten. So aber werden sie von der unbekannten Hand jetzt abgelöst. Auf dieses moralische Moment in der Bezahlungsart ist Gewicht zu legen; denn ein Successor, unter welchem Titel er es auch sei, und wenn er der allergewissenhafteste Mann wäre, würde sich in der Reihe halten, welche die Gesetze bestimmen, und weder aufstöbern wollen noch können, welche menschliche Rücksichten dabei Vorzüge und Zurücksetzungen nöthig machen. Demnach sind nur zwei Fälle denkbar: entweder er ist als Geist in unserer Nähe, oder als noch lebendiger Mensch. Ersteres ist an sich nicht unmöglich, denn der Beweis ist durchaus noch nicht geführt, daß Jemand, der gelebt hat, nicht nach seinem Absterben wiedererscheinen kann, und was wir nennen spuken. Auch widerstreitet es nicht der heiligen Schrift, wie außer anderem in der Geschichte von Belsazars Gastmahl, und der Hexe von Endor zu lesen ist. Ebenso spricht die Wiedererweckung des Jünglings von Nain dafür. Wenn dies aber nicht der Fall, und der andere eintritt, nämlich, daß der Herz Jacob Lömlein noch lebt, so haben wir allen Grund zu vermuthen, daß sein Tod und Selbstmord ein fingirter gewesen. Außerdem, daß der Seelige ein zu guter Christ war, um gegen alle göttliche Gesetze sich etwas selbst zu nehmen, was er sich nicht selbst gegeben, so finden sich in eben aufgefundenen Tagebüchern meines seeligen Oheims, der

zu jener Zeit in Deutſchland und am hieſigen Orte, ja beim Begräbniß ſelbſt bethätigt war, ſolche wenn auch dunkle, doch vielſagende Andeutungen über die Beſtattung des Herz Jakob Löwlein, woraus hervorgeht, daß es dabei nicht ſeine volle Richtigkeit hatte. Seine Notizen enthalten außerdem Winke, daß Herr Löwlein ſterben müſſen, aber „wenn die Zeit um," wieder erwachen dürfe. Dies kann zwar von einem jeden Chriſten geſagt werden, der im Glauben ſtirbt; aber die Andeutung „wenn die Zeit um," bedeutet in dem Briefe eines Kaufmanns etwas anderes als die Mahnung an den jüngſten Tag, wo keine Wechſel und Schulden mehr bezahlt werden, vielmehr Schuldner wie Gläubiger allzumal als ſchlechte Schuldner beſtehen werden. Alles dies zuſammen genommen, inſonders auch die üble Lage, in der ſich der Seelige damals, ſeinen Creditoren gegenüber befand, deutet darauf, daß diejenigen, welche am nächſten dabei betheiligt waren, ihn heimlich bei Seite geſchafft und einen Tod und Selbſtmord des Cridars fingirt haben. Wer nun war dabei näher intereſſirt, als die Frau des ſogenannt Seeligen, nicht allein durch den Eheverband, ſondern auch durch die Geburt als Mitrepräſentantin der Firma Löwlein und Aderbeiß. Ihn zum zweiten Male als Verſchwender zu erklären, war mißlich, man hätte Unterſtechereien vermuthet; eine Scheidung mußte nach den Familienobſervanzen und fideicommiſſariſchen Verfügungen vermieden werden.

Und doch war das eingebrachte Vermögen zur Zeit zu ſichern. Um daher einem Geſammtbankerotte des Hauſes vorzubeugen, ward der Tod, und zwar der Selbſtmord des Gatten beliebt, und, damit es weniger auffällig in der Handelswelt erſcheine, durch moraliſche Motive vorbereitet. Ein ehelicher Zwiſt ward zur Schau getragen, und als der Gatte ſich angeblich ſelbſt entleibte, ſchien es dem Publikum eine natürliche Folge des Mißverhältniſſes mit ſeiner Gattin. — Madame, ich bewundere die Stärke Ihres Charakters. Nur der Geiſt der Conſequenz, forterbend in einem ſo alten, ſoliden Handlungshauſe, konnte eine zarte Frau vermögen, die Urtheile der Welt ruhig zu ertragen, um ihre Geſchäftsangelegenheiten indeß zu arrangiren. Sie haben dies auf eine achtunggebietende Weiſe gethan. Eine gewöhnliche Frau würde in der erſten edlen Aufwallung, wenn ihr Mann wirklich unter dieſen Umſtänden abgegegangen, alles was ſie hatte, hingegeben haben, um ſämmtliche Schulden, liquide und illiquide, dringende und nicht dringende, auf einmal abzumachen. Sie würde dadurch ſich ſelbſt vielleicht ruinirt, und weder die Ehre des Gatten, noch die Solidität der Firma gerettet haben. Sie handelten als eine verſtändige Kauffrau. Anſcheinend das Ihre rettend, haben Sie unter der Hand die meiſten Schulden Ihres Gatten abgeführt. Sein Name wird wieder mit Reſpect genannt, man meint, er ſei nur verwickelt, nicht inſolvent geweſen,

und bedauert ſeine zu raſche Handelsweiſe. So haben Sie durch Klugheit und Feſtigkeit gerettet, was zu retten war; und nichts dafür eingeſetzt, als Ihren moraliſchen Ruf. Eine Größe, die bei Männern ſelten, bei Frauen unerhört iſt. Eine Aufopferung, welche an die Thaten der antiken Heroenwelt erinnert. Nun aber ſind Sie am Ziel. Krönen Sie Ihr Werk dadurch, daß Sie Ihren Ruf vor dem Publikum retten. Daß wir die letzten ſind, welche bezahlt werden, will ich als ein ſchmeichelhaftes Vertrauen in unſere Theilnahme für Ihr Haus dankbar anerkennen. Aber es iſt nun die höchſte Zeit; nicht wir mahnen, die Verpflichtung gegen Ihre eigene Ehre dringt darauf, daß Sie öffentlich handeln, den Todten aus ſeinem Grabe rufen, und ihn in ſeine unveräußerlichen Rechte als Lebendiger wieder einſetzen."

Die Wittwe hätte in dem Augenblick, wo der kaltherzige Inquiſitor die Daumſchrauben mit logiſcher Ruhe drückte, Alles hingegeben, hätte es nur in ſeiner Macht geſtanden, was er geſprochen, ungeſprochen zu machen. Er war fort; und ein Fieber ſtritt noch mit der Ohnmacht, als der Doctor eintrat. Erſt ſeine Tropfen brachten ſie wieder zur Beſinnung.

Er erndtete wenig Dank dafür.

„Sie ſehen Geiſter, gnädige Frau!"

„Ich, ich! fuhr ſie auf. Gehen Sie zum Engländer, zum Methodiſtenprediger — er ſieht Geſpen-

ungewiß über sein eigenes Recht zu erscheinen. Der Schwedische Bauer im Norden ist, wie der Norwegische, der freie Mann von ehemals. Sein Recht ist ihm theurer, als der Vortheil. Er verlangt nicht nach Städten und läßt keinen Adel im buchstäblichen Sinne des Wortes aufkommen. Nordwärts von Gefle findet sich kein adeliges Gut, keine größere Besitzung. Will ein Edelmann sich ankaufen, treten gewiß die Bauergutsbesitzer ringsum zusammen und schießen, wenn auch mit Verlust, so viel zusammen, daß der Käufer gern dafür sein vertragmäßiges Recht fahren läßt. Man hält diese Bauern für den Kern der Nation, aus dem, wenn andere Provinzen und ganze Stände entarten, für Schweden ein frisches Leben erwachsen könne. Wenn aber schon Die in ihren Gebirgsschluchten und tiefen Waldgehöften einen solchen Trotz üben, wie viel unangenehmer tritt er bei den verderbtern Anwohnern der Landstraße in diesen Provinzen heraus. Wir durften hier kein einziges Mal nachgeben, um nicht gezwungen zu sein, für die ganze Reise nachzugeben, und erkauften häufig den Frieden durch höhere Trinkgelder, als der Bauer

ſter. Curiren ſie ihn.“ Sie äußerte die Meinung, daß alle Engländer ſchon von Geburt verrückt wären. Strahlheim fand keinen Grund ihr zu widerſprechen.

„Und alle Männer ſind in einem großen Bunde gegen uns?“

Auch hier ſah Strahlheim nicht, was es ihm nütze, der Paladin ſeines Geſchlechts vor der Fieberkranken zu ſein.

„Seit die alte Modekrankheit der Galanterie abgeſtreift iſt, zeigt ſich erſt dieſe blutdürſtige Roheit. Sie ſucht nicht einmal nach einem Mantel. Der Graf, was iſt der für ein Thier in ſeiner Freude! Der Menſch, der Baumeiſter, wie ein Stiefelknecht, der ſprechen gelernt. Sieht dieſer maliciöſe lange Menſch nicht mit einer Protectormine auf mich herunter. Vergeſſen, vergeſſen! Das iſt Eure Eigenſchaft, worin Ihr Alle es zur Virtuoſität gebracht. Vergaß er, wie man ihm das Leben gerettet, ihn gepflegt, und mir das Quartier anzuweiſen! Die Achſeln vornehm zu zucken, ſpecielle Befehle, Autoritäten! Mich, mich, zuſammen zu ſchmeißen mit der Waſchfrau — auf demſelben Flur, Wand an Wand, es iſt unerhört. Da legen Sie Ihr Ohr an, Sie können eine ſaubere Converſation hören. Aber keinen Augenblick bleib ich länger — es iſt ja kein anſtändiges Quartier in der ganzen Stadt. Sie haben's aufgekauft, aufgemiethet. Wär' ich nicht ſo krank, ich zöge ins erſte,

beſte Wirthshaus. — Was fühlen Sie nun da die Wände an?" —

„Ich unterſuchte, ob ſie trocken wären?"

„Das hätten Sie früher thun ſollen, damit täuſchen Sie mich nicht. Sie ſind ſo gut als die andern im Bunde. Und der Commiſſionsrath, dieſer fürchterliche Heuchler, es war ja wohl Ihr Buſenfreund — wie viel gab er Ihnen doch, damit Sie ſchweigen, ihm das Wort reden ſollen? Dieſer abſcheuliche Menſch, der mich auf dem Gewiſſen hat, der an allem meinem Unglück ſchuld iſt, der wie ein Vampyr an meinem Blute ſaugte! Er hat das Ganze eingefädelt, er mich verkauft, hierher verſchachert, und um die Schändlichkeit voll zu machen, muß er in meinem Hauſe — nicht eine Nacht konnte er warten — bloß um mich zu ermorden, ließ er ſich ermorden. Reden Sie doch, vertheidigen Sie doch Ihren Freund."

„Er war nie mein Freund."

„Sie wollen wohl beſſer ſein als er? Nicht um ein Haar beſſer! Ich durchſchaue Sie durch und durch. Ein Heuchler wie er war; nur jünger, von modernerm Schnitt. Ein Speculant wie er einer war; nur feiner glauben Sie zu Werke zu gehen. Von Kopf bis Zeh, Ihre ganze Apparure iſt ein Betrug. Wen wollen Sie täuſchen? Mich. Was bezwecken Sie damit? Meine Tochter? Nein, mein Geld. — Was antworten Sie mir nicht? Die Worte

fließen Ihnen ja ſonſt wie Honigſeim, wenn Sie mir etwas in den Kopf ſetzen wollen.“

„Den Werth des Geldes habe ich nie geleugnet. Lächelte mir das Glück, Ihr Sohn zu werden, ſo hoffe ich den großen Reichthum beſſer zu benutzen“—

„Als meine Tochter, fiel Madame Löwlein ein. Das glaube ich Ihnen. Sie wünſchen auch, daß ich ſchon todt wäre. Doch nicht zu haſtig. Sie kriegen ſie nicht ohne mich. — Dann nimmt ſie den fatalen Baumeiſter. Beide verſeufzen das Geld. — Doch das iſt Ihnen gleichgültig? Sie ſind auf alle Fälle gerüſtet. Wenn nicht Cäcilie, Ottilie. — Durchſchaue ich Sie, kenne ich Sie? — Die alte Geheimeräthin hat mich eine Närrin geſcholten. Haben Sie dazu gelächelt? O lächeln Sie doch. Warum denn nicht? Wenn man ſich in dem witzigen und feinen Hauſe mit einem Bischen Lächeln über ſeine alten Bekannten accreditiren kann, ein Narr, wer nicht lächelte! Die Ottilie iſt etwas in den Jahren, hat röthliches Haar; aber die Connexionen in der Schuſtergaſſe ſind was werth. Ich freue mich darüber. Sie ſind ein vorſichtiger, ein kluger Mann. Das war ja immer meine Meinung. Reden Sie doch, vertheidigen Sie ſich! Ich will, daß Sie ſich ausreden. Nur eine kleine glaubwürdige Lüge. Mich kann man heut mit einer Seifenblaſe beluſtigen.“

„Sie wiſſen die Wahrheit.“

„Alſo mit Wahrheit wollen Sie mich heut be

handeln. Das iſt Ihre neuſte Lüge! Charmant! — Schade, ſchade Herr Doctor, daß Sie Ihre Natur ſo verkennen. Sie ſind geboren zum Intriguanten; das iſt Ihr Kleid, Ihre Farbe, Chamäleons Farbe Ihre Sprache. Merkten Sie denn nicht, warum ich Sie geſchätzt? Weil Sie für Alles eine Ausrede wiſſen. Um weiter nichts. Muß ich betrogen werden, will ich es von einem klugen Menſchen, nicht von einem Dummkopf. Wie Sie ein Chamäleon ſind nach Außen, iſt es meine Tochter nach Innen. Ein nervöſes Chamäleon. Um deshalb, aus Mutterliebe, habe ich Sie gewählt. Zwei, die ſich ergänzen. Aber nur nicht mit Wahrheit, das iſt für Sie ein gefährliches Mittel. Das ſparen Sie ſich für zu allerletzt, wenn nichts mehr anſchlägt. Sie reuſſiren damit nicht, mein Herr Doctor Strahlheim."

Nie ſchien eine Wahrheit, die Madame Löwlein ſprach und der Doctor hörte, ſo angeſchlagen zu haben. Sichtlich war es ſogar für die erhitzte Frau. Sie winkte ihm ſich neben ſie hinzuſetzen.

„Sie haben Recht, ſagte er, es iſt nicht mein Fach, und ich habe es damit verdorben."

„Bei mir nicht, ſagte ſie. Sie ſind ſchlecht; aber nicht ſchlechter als die Andern. — Aber feige ſind Sie. — Ruhig! Von einer Frau können Sie ſo etwas anhören. — Sich eine Hinterthür zur Flucht von vorn herein offen zu laſſen, ein Pisaller zu beſtellen vor der Zeit! Iſt Ihnen denn mein Mond-

ſcheinfräulein ſo furchtbar? Alle Ihre Batterieen verſchoſſen? — Ich, ich bleibe Ihnen noch. Ich bin Mutter — Sie haben mein Wort — wer mir das entreißt, muß mehr können als Geiſter ſehen" —

In dem Augenblick ſah ſie einen Geiſt und hörte eine Geiſterſtimme. Aus dem Hogarthſchen Bilde wiſſen wir, wie es auf ſchuldbewußte Geſichter wirkt, wenn etwas Unerwartetes aus dem Schlott in den Kamin fährt. Es war keine Katze, nur Mörtel und Schutt, der mit Geprasſel niederſchlug, und das Feuer erdrückte. Um unſre Leſer nicht unnöthigerweiſe in Spannung zu ſetzen, erkären wir vorweg, daß die Erſcheinung eine ganz natürliche Urſache hatte. Neue Schornſteinröhren muß man kehren laſſen, bevor ſie zur Feuerung benutzt werden. Die ſtarke Flamme ſchaffte hier mit einem Male und gewaltſam fort, was man mit Kratzeiſen und Beſen vergeſſen hatte. Gefahr war nicht dabei; weder diente der Feuerruf noch das Herbeiſtürzen des Geſindes und Anderer aus dem Hauſe zu etwas Anderem, als die Verwirrung zu vermehren, und noch Zeugen zu ſchaffen für die Angſt der Erſchreckten. Voraus ſagen wir nur, daß Madame Löwlein ſich es vom Arzte nachher nicht abſtreiten ließ, daß ſie noch ein anderes Geräuſch gehört, als das von Mörtel und Kalk. Es habe langſam an die Wand gekratzt wie mit Finger-Nägeln, ein ſchrillender, langer, peinlicher Ton, der ſich endlich in der Kaminexploſion aufgelöſt habe. Sie wollte da-

bei ihren eigenen Namen rufen gehört haben. Strahlheim erklärte jenes aus der dünnen Wand, die das Zimmer von der Wohnung der Waſchfrau trenne. Der Name wird eine Täuſchung der Sinne geweſen ſein, indem der Wind draußen ſich ſtark erhob und auch gleich nachher unheimliche Töne in den Schornſteinen vernehmen ließ.

Johann hielt mit dem Doctor die Ohnmächtige, wenn man eine Erſtarrung, welche nur einige Secunden dauerte, eine Ohnmacht nennen kann. Vielleicht war es nur ein Ruhepunkt ihrer nervöſen Aufregung, wo die flüchtigen Geiſter zu neuem, heftigerm Ausbruch ſich ſammelten. Es war noch nicht genug der Verwirrung in dem ſchon Angerichteten. Friederike, aus dem Bett geſprungen, war in einem kaum minder aufgeregten Zuſtande. War es der Geldverluſt, oder ihre Fieberträume, was die Kluge und Beſcheidene aus allen Zügeln und Banden gelöſt, und mit einem Male das Lob fortſtrich, welches Johann ihr neulich ſpendete. Hatte ſie ſich bisher in dieſem Hauſe „durchgebiſſen," ſo biß ſie heut den letzten Faden durch, der ſie daran feſthielt. Sie erklärte, ein rechtſchaffener Chriſtenmenſch könne es darin nicht aushalten. Wenn man ſchon in dem alten Hauſe gequält worden durch Raſcheln und Klopfen, ſo habe man gedacht, es werde doch aus ſein, wenn man ausziehe. Aber der Kobold ſei mit rüber gezogen ins neue. Er wirthſchaftete in der Küche, in den Kammern, auf

dem Boden und unterm Bette. Er ſtecke in den gräßlichen Figuren auf der großen Treppe. Sie verdrehten den Kopf und lachten, wenn man Abends allein runterginge, und es wäre darauf abgeſehen, daß man ſich vor Graulichkeit den Hals bräche. Das ſei abſcheulich, nicht zu dulden, und wenn arme Dienſtboten das büßen müßten, was ihre Herrſchaften geſündigt, ſo wollte ſie lieber betteln gehen, als vornehmen Leuten dienen. Entweder zöge Madame aus, oder ſie zöge aus. Dann möge Madame ſich Domeſtiken ſuchen, denen es egal ſei, ob ihre Herrſchaften ehrliche Leute wären oder Betrüger.

Madame Löwleins Nerven hatten ſich unter dem Stahlbade von Friederikens Invectiven wieder gekräftigt. Wo Grimm- und Wuth und gleiche nervöſe Aufregung ſich gegenüber ſtanden, wäre das Recht, das jeder auf ſeiner Seite meinte, vielleicht in ein helles Unrecht übergegangen, und etwas erfolgt, von reelleren Wirkungen, als die ein eingeſtürzter Kamin und ein harmloſer Kobold hervorbringen kann, wenn nicht jetzt ein Ableiter dem züngelnden Blitze ſich gezeigt hätte.

Werner war mit Cäcilien eingetreten. „Bin ich etwa ſchuld, Madame?“ hatte Friederike mit einer impertinenten Ellenbogenbewegung gerufen. Es war die erſte Poſitur, wenn ein Streit auf den Punkt gekommen, wo die Worte aufhören. Aber es blieb

dabei, und Friederike verſchwindet von nun an vom Kampfplatz.

„Sie ſind an Allem ſchuld, fuhr Cäciliens Mutter den Baumeiſter an. Sie ſind zu meinem Aerger da, Sie wollen mich ins Grab bringen. Haben Sie die Effronterie mir, mir dieſe Löcher als Logis anzuweiſen, wo ich nicht meine Domeſtiken unterbrächte, warum verkriechen Sie ſich, wenn ich Sie rufen laſſe, und warum kommen Sie, wenn ich Sie nicht brauche? Aber jetzt ſind Sie hier; jetzt will ich Ihnen meine Meinung ſagen. Ein Architect wollen Sie ſein, ein Baumeiſter wollen Sie ſein? Ein Ignorant ſind Sie, ein Stümper. Baut man Kamine, daß ſie, wenn drei Späne brennen, einſtürzen? Oder hat man nur mir den Kamin ſo gebaut! Soll ich verſchütten, verbrennen? Es iſt noch nicht geſchehen, mein Herr, ich bin nicht erſtickt, ich bin nicht in Flammen aufgegangen. Ich will Ihnen die Wahrheit ſagen, wofür ich Sie halte. Sie ſind ein Aventurier, geſchneit in dieſe Stadt, Gott weiß woher. Unterm Dache haben Sie gewohnt, gehungert und gedurſtet, und gelauſcht, wo was zu holen war. Ein Bettler waren Sie vorgeſtern, aus Gnade und Barmherzigkeit, und was ſind Sie heute? Meinen Sie, daß mich das blendet, weil Sie jetzt die Naſe hoch tragen, weil Sie ſich raus klingeln laſſen, und zu Miniſtern und Excellenzen fahren. Es iſt nichts dahinter, zeigen will ich Ihnen, wer Sie ſind" —

„Werner, um Gottes willen, Werner!“ rief Cäcilie ſich vor ihn drängend. Er war blaß geworden, ſeine Lippen zogen ſich krampfhaft zuſammen. Vergebens ſuchte Strahlheim die auch bebende Frau zurückzuhalten. Es mußte Alles heraus:

„Iſt mein Kind Ihre Fürſprecherin? Wollen Sie ſich hinter ſie verkriechen? Ihr Plan gefällt mir. Sich in reiche Häuſer einzuſchleichen; das bringt uns weiter, wenn wir uns ſelbſt nicht weiter bringen. Aber dazu gehört mehr. Mit Mondſcheintiraden kann man unerfahrene Mädchen entrücken; aber Frauen von Charakter nicht. Sie ſind mir zuwider, weil Sie mir die Liebe meiner Tochter geraubt, von Anfang an zuwider.“

„Mir zu Liebe, Werner, keine Sylbe! Meine arme Mutter iſt krank“ —

„Sie ſind krank! rief Strahlheim, ſehr krank, gnädige Frau“ —

„Ich weiß es, ich bin krank, ich weiß auch, wer mich krank gemacht hat. Ich weiß auch, wer der Nagel zu meinem Sarge iſt. Sie, Sie — Daraus wird nichts, niemals, oder ich will — Ich bitte Sie nur um etwas, es iſt das erſte und letzte Mal, daß ich Sie bitte: — Kommen Sie mir nie wieder unter die Augen.“

Madame Löwlein war krank, ſehr krank. Unwillkürlich hatte ſie ſich ſo dem unbeweglich Daſtehenden genähert, daß die Anweſenden fürchten konnten,

ſie müßten ſich in der nächſten Secunde berühren. Strahlheim überlegte, ob er zuſpringen, beide Arme der Wittwe faſſen und ſie mit Gewalt auf den Lehnſtuhl zurückdrücken ſolle. Er hatte es nicht nöthig, ein Umſtand kam dazwiſchen.

Marie hatte in einer Blechſchippe die umhergeſtreuten Kaminkohlen geſammelt und wollte ſie hinaustragen. Der Weg zur Thüre führte durch die Gruppen der Anweſenden. Unwillkürlich war ſie der Bewegung der Hauptperſon nach derſelben gefolgt. Das arme Mädchen hoffte raſchen Sprunges durch den noch freien Platz zwiſchen der Dame und dem Baumeiſter durchzukommen. Aber Madame Löwleins Bewegung ward ſo raſch, daß ſie ſich berührten. Die zitternden Hände der Dame fuhren auf das Kohlenbecken, es ſchlug um, die Kohlen ſtiebten umher. Eine mochte auf Madame Löwleins Fuß gefallen ſein. Ein Schrei des Schmerzes verrieth es.

Die erſte Stille des allgemeinen Schrecks dauerte nur wenige Secunden. Im nächſten Augenblicke wetterleuchtete die Wuth der Getroffenen, es war der Höhenpunkt der Aufregung, gegen die halbunſchuldige Urſach. Wie Werner vorhin das Gewitter von Friederiken, lenkte jetzt Marie die Entladung vom Baumeiſter ab. Marie hat nachher geſtanden, die grimmigen, brennenden Augen der gnädigen Frau hätten ihr weher gethan, als die dürren Fingerſpitzen deren Richtung nach ihrem Geſichte ſtand.

erhalten, hätte er auf sein Recht in der weitesten Ausdehnung bestanden.

Hatten wir schon so viel in den Provinzen gelitten, welche als die moralisch unverdorbensten galten, weil sie von wenig Fremden besucht werden, fürchteten wir desto mehr von den südlichern, wo unser Weg über viel befahrene Landstraßen führte; doch unsere Besorgniß war ohne Grund. Es war dort nur die Ungewohnheit gewesen, welche die Schwierigkeiten hervorgebracht. Wir konnten auf der großen Straße von Stockholm bis Ystadt uns keine gefälligern Schußschaffer, keine folgsam freundlichern Schußbonden wünschen; alles war hier „im Train," während die Seltenheit des Besuchs im Norden das Unbestimmte sogleich zu einer Streitsache umschuf. Festigkeit muß man zeigen und keine Unkunde verrathen. Zuerst, als unser der Schwedischen Sprache völlig gewachsene Freund uns verließ, wollten wir, mit der schwierigen Berechnung des Papiergeldes in Banko- und Reichsthalern und der Eintheilung auf Meilen bis Achtelmeilen weniger vertraut, die Bauern selbst rechnen lassen, mußten aber gerade in Dalecarlien die traurige Erfahrung machen, daß dies zum Nachtheil des

In dieſem letzten, entſcheidenden Augenblick hatte Werner die zitternde Marie gefaßt, und mit einer raſchen Bewegung gegen die Thür gewandt. Sie war außer dem Bereich ihrer Feindin: „Beleidigen Sie mich, aber beleidigen Sie in dieſer Unſchuldigen ſich nicht ſelbſt.“

„Unſchuldig! lachte Madame Löwlein krampfhaft. Und Sie ihr Held! Aus meinem Dienſt, undankbare Creatur, augenblicklich. Sie hat mich beſtohlen, umgebracht, Diebin, Mörderin, lüderliches Geſchöpf, greift ſie — Polizei — ſie und ihr Liebſter — aus den Augen mir“

Die Großmutter hatte ſich im Hintergrunde gezeigt, und die wirklich ohnmächtige Marie fortgeriſſen. Madame Löwlein ſah es nicht mehr. Auch ſie war erſchöpft umgeſunken. Johann und Cäcilie brachten ſie auf den Fauteuil, während Strahlheim ein Recept ſchrieb.

Cäcilie hatte ſchweigend dem Baumeiſter die Hand gedrückt, und ſo raſch ſich abgewandt, daß er die vorſtürzenden Thränen nicht mehr ſah.

Siebentes Kapitel.

Madame Löwlein war unter der ſorgfältigen Obhut des Arztes wieder zu ſich gekommen. Seiner Miene konnte man anſehen, daß es diesmal mit ſeiner Sorge Ernſt war. Aber die es hätten ſehen können, fehlten. Er war mit ihr allein.

Cäcilie war auf ihr abgelegenes Zimmer verſchwunden. Nicht ungern hatte ſie dem Befehl der Mutter Gehorſam geleiſtet, Friederike hatte gekündigt, Marien war gekündigt.

Außer dem Arzte nahm noch Jemand an der peinlichen Unterhaltung Theil, der Wind, der immer heftiger herauskommend, in unregelmäßigen Abſätzen in die Schlotte fuhr, darin Stimmen vorrufend, welche bisweilen den Aufruhr von vorhin an Ungeſtüm noch überboten.

Strahlheim fühlte ſich ſo unbehaglich, daß ſelbſt ihm der Redeſtoff ausging, um die Patientin zu unterhalten. Gern hätte er ſich entfernt, wenn er einen ſchicklichen Vorwand gefunden. Die wieder erwachende Lebhaftigkeit der Kranken kam ihm gefähr-

licher vor, als ihre Abſpannung. Sie ſprach von Allem, aber brach ſo haſtig ab und ſprang ſo ſchnell von Einem zum Andern über, daß es ihm nicht möglich ward, die Zügel der Unterhaltung in Händen zu behalten. Er erinnerte ſie an ihren Zuſtand, dem Ruhe vor allem Noth thue.

„Ruhe, Ruhe, das iſt es. Man gönnt mir keine Ruhe. In meinem ganzen Leben, keinen Augenblick habe ich Ruhe gehabt. Es war Alles gegen mich: Meine Tochter, Er — meine Domeſtiken, meine Miethsleute, Alle, Sie auch, der Commiſſionsrath.“

Sie ſchauderte zuſammen, und wollte doch von der finſtern Erinnerung nicht laſſen. In einer Fluth von Thränen ergoß ſich die Erinnerung an einen Mann, der ſie ſo getäuſcht, ſo ihr Vertrauen gemißbraucht. Der es doch gewußt, wie ſie Blut nicht ſehen könne, wie Selbſtmord ihr in der Seele zuwider ſei, und doch in ihrem eigenen Hauſe das gethan: „Ich bot ihm ja das Geld an, was er haben wollte, freiwillig bot ich's ihm. Und er lächelte, und ſagte, er hätte es nicht nöthig, der Schändliche! Aber es war alles Abſicht, ſeiner Plan! Mich wollte er durch eine Erinnerung tödten, und darum ſetzte er ſein eigenes Leben ein.“ —

Strahlheim entgegnete, der Zuſtand der Moral ſei dermaßen unterwühlt, daß Keiner auch dem liebſten Freunde mehr trauen dürfe.

„Recht ſo, Doctor! fiel ſie mit irrem Blicke ein. Zwei, die von einander etwas erwarten, und ſich doch vor einander fürchten, das iſt ein Geſpann durchs Leben. Zwei Spieler, die Compagnie machen, die Welt zu betrügen, und Jeder muß dabei doch immer auf die Hand des Andern ſehen, daß er nicht ſelbſt von ihm betrogen wird; jeder ſchläft, die Piſtole unterm Kiſſen, und trinkt aus ſeiner eigenen Flaſche. Nicht wahr, Doctor, das iſt ein Freundſchaftsbund!"

Strahlheim bat ſie, ihre Phantaſie zu ſchonen.

„So helfen Sie aus. Alltagsphraſen, Stadtneuigkeiten. Irgend ein Tränkchen, ein moraliſches Opium. Dafür ſind Sie Arzt und werden bezahlt."

Er entſann ſich, daß er um Mittag der Einbringung des diebiſchen Haidewirthes auf dem Rathhauſe beigewohnt. Er erzählte, was die Studenten ausgeſagt, und, ohne daß es ſeine Abſicht war als er anfing, mußte er ihr von dem blutigen Kopfe, von dem Scharfrichter und dem muthmaßlichen Zuſammenhang zwiſchen Beiden und dem todten Commiſſionsrath berichten.

Die Aufmerkſamkeit der Patientin wuchs; aber ihre Gedanken waren weit ab von den Troſtgründen, welche der Arzt, nicht ganz geſchickt, ſeiner Erzählung anhängte: daß man ſich glücklich preiſen dürfe, nicht näher in die Sache verwickelt worden zu ſein.

„Alſo der Scharfrichter war wirklich bei mir!"

hatte ſie für ſich geflüſtert. — „Sagen Sie, Doctor, was iſt eigentlich Schreckliches an der Vorſtellung! Ein Menſch, der einem andern das Leben nimmt, weil es ſein Beruf iſt. Was iſt dabei? Thut es der Soldat nicht auch? Der hat vielleicht hundert Mal mehr Menſchen das Leben genommen, und wir ſehen ihn doch, und ohne zu ſchaudern, in unſern beſten Cirkeln. Verräth es nicht umgekehrt mehr Muth, Scharfrichter zu werden, als Militair? Man trotzt dem Vorurtheil; man ſpricht ſich ſelbſt das Urtheil. Man iſolirt ſich ſelbſt vom Umgange mit Menſchen. Was iſt da Schreckliches allein leben zu müſſen! Man wird nicht betrogen. In ſolcher Freiknechtwohnung, abwärts in der Haide, von wildem Geſtrüpp umgeben, von wilden Hunden bewacht, vielleicht ganz angenehm eingerichtet, geſcheut, gefürchtet von Allen, mit einem Schleier von Geheimniß umwoben! — Sagen Sie, warum ſollte ein Mädchen von Character nicht einem Scharfrichter die Hand reichen? — Nicht alle freilich. Aber wenn ich jung wäre, und die Welt kennte, wie ich Sie kenne, Doctor, ich bin anders, als die gewöhnlichen Frauen — ich hätte Muth —"

Strahlheim ſchwieg zu ihrer neuen Phantaſie-Richtung. Zum Glück that der Wind daſſelbe, die Kohlen waren niedergebrannt und das phyſiſche Verlangen nach Ruhe ſtellte ſich, nachdem das Thema erſchöpft war, bei der Kranken ein. Der Arzt ent-

wich, bevor der Sturm wieder anbrach, mit ihrem Auftrage, die Köchin, das einzige dienſtbare Weſen, das die Noth ihr ließ, zu ihrem Beiſtande zu rufen.

Die Thür war aufgegangen. Aber als ſie ſich umwandte, ſtand anſtatt der erwarteten Köchin, die Waſchfrau vor der Wittwe. Vor wem Frau Martin ſo hin trat, empfand eine unwillkürliche Achtung, wo es nicht Scheu war, vor der großen kräftigen Geſtalt, in der alles wohl gemeſſen und in guten Verhältniſſen war. Das Alter hatte ihren Rücken nicht gekrümmt; ihr großes Auge blickte ſcharf und klar vor ſich, ihre Arme und Hände verriethen die Muskelkraft, die noch ungeſchwächt im Körper ruhte. Auch ihre groben und einfachen Kleidungsſtücke ſaßen ſo feſt und gut darauf, daß eine Dame ihr die Toilettenkünſte beneidet hätte. Dieſer Eindruck war der gewöhnliche; ſo erſchien ſie unter den Ihrigen, ſo vor Papa Muſſ. Aber es gab Augenblicke, wo ſie um einige Zoll höher wurde, wo ihre Augen von einer beſondern Kraft leuchteten, und ihre innere Geſundheit in Haltung, Miene und Muskelſpiel ſichtlich heraustrat. So ſtand ſie damals vor den Studenten in der Dachſtube, ſo jetzt vor Madame Löwlein am Kamin. Wer ſie Beide in dem Augenblicke geſehen, die eingefallene, blaſſe Dame, verhüllt in ihren Pelzen, und die alte Frau in ſchlichtem Mieder, Schürze und Käppchen vor ihr, und er hätte entſcheiden ſollen, wer die Vornehmere

ſei, er hätte ohne anzuſtehn die Frau Martin genannt.

Und es iſt ein Unterſchied, ob man mit leichtem, oder mit belaſtetem Gewiſſen in ein vornehmes Geſicht blickt. Madame Lömmlein fuhr das erſte Mal zurück und hüllte ſich tiefer in ihre Pelze. Erſt als ſie das zweite Mal die Augen aufſchlug, und daſſelbe ſah, eine Miene, deren Ruhe alles Mögliche drohte, öffnete ſie den Mund und hub an zu ſprechen, weil das Schweigen der Andern ihr unangenehmer war, als wenn ſie ihr noch ſo viel Unangenehmes geſagt hätte:

„Was will Sie — was wollen Sie hier?“

„Das iſt nicht ſo ſchnell geſagt, antwortete die Waſchfrau, ich hätte wohl Mancherlei mit der gnädigen Frau zu ſprechen, und wenn es erlaubt iſt, ſetze ich mich dazu nieder. Bin müde vom Umzug. Unſereins kann nicht fremder Leute Kinder annehmen, und ſie für ſich arbeiten laſſen, und ſie traktiren, als wären es nicht Gottes Menſchen, ſondern ein Stück unvernünftig Vieh, das man ſtoßen und ſchimpfen kann, und es verſteht nichts davon.“

Ehe die Erlaubniß gegeben war, hatte ſich die Waſchfrau einen Stuhl herangerückt und ſetzte ſich in einiger Entfernung von der Dame nieder.

Madame Lömlein brauchte nicht erſt zu fragen, was die Frau wollte? Sie hielt es ſogar für angemeſſen, ſelbſt die Initiative zu ergreifen, um den

erwarteten Angriff auf ein ihr günſtigeres Terrain überzuſpielen. Sie erklärte, daß es ihr leid gethan, Marien entlaſſen zu müſſen, recht leid, da das Mädchen ſonſt zu brauchen wäre, und im übrigen nicht unwillfährig. „Aber die Erziehung, die Prätenſionen verderben jetzt die Menſchen.“

„Ich habe mein Enkelkind gut und fromm erzogen,“ unterbrach die Waſchfrau.

„Das mag ſein, liebe Frau. Aber was Sie gut gemacht, das machen andere Leute ſchlecht. Die Verführung iſt ſehr groß bei dieſen Leuten.“

„Mein Kind iſt nicht verführt,“ fiel Frau Martin ein.

„Das will ich auch nicht ſagen. Aber ich meine die allgemeine Verführung, die Anſprüche, die Alles macht. Ueber ſeinen Stand denkt Jedes hinaus. Was ſoll daraus werden am Ende! Da muß ſo etwas kommen.“ —

„Was denn?“ fragte die Waſchfrau.

„Impertinenz, Ungezogenheit, keine Liebe für die Herrſchaften. — Friſiren kann ſie gar nicht. Ich habs ihr ſo oft geſagt.“

„So! Wurde darum mein Kind entlaſſen?“

„Ich hätte wohl noch Nachſicht gehabt — ich könnte mich auch noch entſchließen, es iſt nur des böſen Beiſpiels wegen. Wenn man einmal verzeiht, ſoll man zweimal, dreimal, immer verzeihen. — Die Kryſtalllampe hat ſie neulich auch zerſchlagen.“

„Der Johann hat ſie geneckt, und es wurde ihr ja vom Lohne abgezogen. Ganz recht; ſie ſoll ſich nicht von einem ſchlechten Menſchen necken laſſen.“

„Wenn ſie mir Abbitte leiſtet, und verſpricht, es nicht wieder zu thun, mag es diesmal ſo hingehn.“

Die Wittwe ſprach es raſch heraus, uud ſank wieder in ihre Pelze zurück. Sie meinte, es ſei damit abgethan, und hoffte den läſtigen Beſuch und das ſteinerne Geſicht der Großmutter los zu werden. Nur die Wucht deſſelben, die Einſamkeit, der Abend und der Sturm erklärte ihre unnatürliche Nachgiebigkeit. Aber die Waſchfrau blieb unbeweglich ſitzen, und das unbewegliche Geſicht ward noch größer und ſchwerer.

„Was ſoll denn die Marie abbitten?“

„Kurz und gut; entweder oder — ich thue es nur Ihretwegen, weil die Leute ſagen, daß Sie eine rechtſchaffene Frau, um ihr den Kummer zu erſparen. Jetzt kann Sie gehn, und morgen will ich mit der Marie ſprechen, und mich dann erklären, ob ſie bleiben kann.“

„Die Marie will nicht bei Ihnen bleiben, und wenn ſie wollte, will ich nicht, ihre Großmutter. Mein liebes Tochterkind iſt zu gut, um ſich täglich ausſchelten zu laſſen, wenn die Laune ihrer Herrſchaft darauf ſteht, und noch ärger als ausſchelten.“

„Warum iſt Sie denn hier? fragte die Wittwe ſich umdrehend. Den Lohn will ich ihr ſchenken.“

„Darum bin ich nicht hier.“

Der Ton der Alten klang ſchrecklicher als der Windſtoß, der eben im Kamine heulte. Madame Löwlein bot ihr an, da ſie jetzt ſo nahe wohnten, und ſie von der Räthin unten gehört, daß ſie gut waſche, ihre feine Wäſche zu übernehmen.“

„Darum bin ich nicht hier, wiederholte die ſchreckliche Stimme. Ich bin hier um der Ehre meines armen Enkelkindes willen. Die ſoll mir kein Menſch, und wenn er noch ſo reich iſt, und noch ſo vornehm, angreifen. Sie, Madame, haben mein Kind fortgejagt, vor allen Leuten. Das können Sie haben; ob wir doch Alle gleich fortgejagt werden müßten, wenn unſer Herr im Himmel ſo ſtrenge mit uns verführe. Denn wer tritt nicht einmal fehl. Aber Sie haben meine Marie eine lüderliche Dirne genannt, Sie haben ſie eine Diebin geſcholten, das dürfen, das ſollen Sie nicht. Mein engliſches Kind eine Diebin, vor allen Leuten einen Schimpf, der ſich nicht wieder abwaſchen läßt. Aber Sie ſollen ihn abwaſchen, und wenn Sie ſo hoch ſtänden wie der Eliſabeththurm, herunter ſollen Sie, auf die Knie vor meinem engelreinen, gemißhandelten Kinde. Darum bin ich hier, meine vornehme Madame Löwlein, das Ihnen zu ſagen und zu fordern. Mein

Reisenden führt. Der Bauer schüttelt den Kopf, als verstände er das Rechnen nicht, und fordert, wenn man aufzählt, mehr. Man zahlt, er rechnet wieder, schüttelt wieder den Kopf und steigert auf diese Weise seine Forderung ins Unverschämte. Ich machte mich späterhin mit den Geldsorten und allen Berechnungen völlig vertraut, rechnete selbst kurz über, warf die Banozettel mit sicherer Miene den Leuten in den Hut und erhielt dann für die geringste Kleinigkeit darüber die freundlichsten Gesichter; man klopfte mir auf die Schulter, wünschte glückliche Reise und empfahl mich dem neuen Postillon. Ich erinnere mich, daß ein Schußbande an der Gränze von Schonen, als ich ihm nach unserm Gelde ungefähr etwas über einen Groschen Courant zugab, es kaum nehmen wollte und sagte: „Der Herr giebt zu viel!“ Darauf verrichtete er mir noch freiwillig einen kleinen Dienst. Ueberhaupt kommt man mit freundlichem und zutraulichem Wesen, sobald man nur Sicherheit verräth, unter den Schwedischen Bauern am besten fort, wovon ich in höchst verdrießlichen Lagen viele Proben erlebte.

Die Posteinrichtung ist eine Last für den

Kind hat nichts abzubitten, aber Sie ſollen, Sie müſſen meinem Kinde abbitten.“

Waren es die kaum verhaltenen, den Wuthausbruch dämpfenden Thränen, welche die letzten Worte der alten Frau begleiteten, und der Wittwe den verlornen Muth wiedergaben; oder war es ihr zu viel geworden. Die Geſchlagene richtete ſich auf, und ein grimmiger Blick ſchoß auf die Rednerin.

„Unverſchämte Perſon! — Mir das in meinem Hauſe.“

„Es iſt nicht Ihr Haus. Das Haus iſt mein, wie Ihres. Mit Ihrem Hauſe iſt's aus, und Stolz und Hochmuth gehn auf die Neige, meine vornehme Frau.“

„Auf der Stelle packe Sie ſich oder“ —

„Was denn oder?“ rief die Waſchfrau, und Auge in Auge maßen ſich noch einmal. Etwas von Lächeln ſchwebte auf der Lippe der Alten, als ſie die dürren knöchernen Hände der Wittwe aus dem Pelzen ſich losmachen und krampfhaft nach einer Klingel greifen ſah, welche nicht da war. — „Packen! Wie denn, wenn ich Sie, wie Sie da ſitzen, packte, mit dem Stuhle und den Pelzen, mit Ihren grimmigen Blicken und mit Ihren Sünden, und ſo hielte und ſchüttelte: Wollen Sie abbitten? — Blicken Sie nur um, meine gnädige Frau, oder wie Sie ſich wollen ſchelten laſſen, blicken Sie ſich um, wohin Sie wollen, wer Ihnen hilft, es iſt Niemand

da, Ihnen zu helfen. Sie haben ſie Alle fortgeſchickt, die Ihre Freunde waren und Ihnen wohl wollten; Sie ſind allein. — Ja, ſo geht's uns Allen. In der Jugend haben wir Freunde die Menge, das geht fort, wir achtens nicht und ſchätzen's nicht, und es ſtirbt ab, und wird immer einſamer um uns her, bis wir allein ſind. — Wir ſind beide alte Frauen, Sie eine reiche und ich eine arme. Aber ich tauſchte nicht mit Ihnen. Möchte nicht ſo allein ſein und einſam als Sie da ſitzen, wenn aus jeder dunklen Ecke die Erinnerungen kommen, die uns nicht lieb ſind, und die Grillen, denen wir nachgejagt, und ſie fragen uns, ob ſie noch mit uns ſpielen ſollen, und vor uns iſt eine Grube, und der Todtengräber ſchaufelt Erde, und jedes Stückchen, das uns auf die Füße fällt, brennt heißer als eine glühende Kohle. Nicht wahr, meine gnädige Frau, den Todtengräber können wir nicht fortjagen, wie eine lüderliche Magd und einen Dieb?"

Madame Löwlein verſuchte aufzuſtehen. Ein Druck der Hand von der Alten, und ſie ſank wieder zurück. Wie durch einen Zauber gefeſſelt, mußte ſie ſitzen bleiben und der Rede ihres Plagegeiſtes horchen.

„Wenn er anklopft und wir rufen nicht: herein! nur einen Fußtritt braucht es an die Thür, und ſie bricht und er ſteht vor uns. Wohin wir uns auch verkriechen, er findet uns. Wie wir uns auch ſper-

ren, er iſt ſtärker. Hören Sie ihn noch nicht, meine gnädige Frau? Ich ſehe ihn doch ſchon auf Ihrer blaſſen Wange, dort in den Runzeln um die Augen, in der grauen Locke am Ohr, in Ihren zitternden Lippen. Ei, ei, ſo bald vor dem Throne, wo alle Schuld und Unſchuld klar wird wie der Tag, und der ſchönſte Mantel nichts hilft, und Sie wollen doch meiner armen Marie nicht abbitten?"

„Ich bin eine Kranke." —

„Ei, Sie waren krank Ihr ganzes Leben lang, und einen Schritt vorm Grabe wäre es Zeit nach dem Arzt zu rufen. Bin kein gelehrter Doctor, aber verſuchen möchte ich doch, ob denn gar nichts bei Ihnen anſchlägt. Sehn Sie, ſo ſchlecht wie die Leute ſagen, glaube ich doch nicht, daß Sie ſind. Ich meine, daß der Herr im Himmel kein Unkraut wachſen läßt, ohne denn, es wäre zu etwas gut. Und der verlornen Schafe, wenn ſie wieder kehren, freut ſich ja der Himmel am meiſten. Freilich, wenn ich Sie mir ſo denke, wie ich Sie die zwanzig Jahr durch, daß ich mit Ihnen unter einem Dache wohnte, kennen lernte, da begreift man kaum, wie da das Gute Eingang und Platz finden kann, wo Alles voll iſt und ſtrotzt von Eitelkeit und Hoffahrt. Ja zwanzig Jahre ſind's, daß ich dort einzog, und ein Jahr vorher war Ihr Herr geſtorben. Die Leute ſagten, er hätte ſich umgebracht, weil er's nicht mehr mit ſeiner Frau aushalten konnte. Da dachte ich, du

lieber Gott, der unglückliche ſeelige Herr muß es doch auch nicht verſtanden haben; denn wenn ich Mann wäre, und hätte eine Frau, die wollte ich ja ziehen, daß ſie keine Grillen haben dürfte. Sie meinten aber, es wäre bei den reichen Leuten anders. Und weil ſie auch reich geweſen, und reicher als er, darum hätte ſie gemeint, ſie hätte ein Recht, was keine Frau haben ſoll. Denn es ſteht geſchrieben: er ſoll dein Herr ſein. Nun, was ich da dachte, will ich Ihnen nicht wieder ſagen. Aber das dachte ich doch: nun wird ſie in ſich gegangen ſein. Solch ein ſchrecklicher Tod, der muß doch wie ein Blitz einſchlagen, und wenn die arme, reiche Frau gar weiß, was die Leute von ihr ſagen, die muß doch nun keinen Augenblick Ruhe mehr im Leben haben. Wiſſen Sie, was die Leute von Ihnen ſagten? Gar nicht darum hätte er ſich erſchoſſen, daß Sie ſo ein böſes Gemüth haben, das hätte der ſeelige Herr mit chriſtlicher Langmuth ertragen; ſondern Sie hättens ihm abgeſchlagen eine Schuld, eine Kleinigkeit, die ihn drückte, zu bezahlen. — Ach du mein Gott und Herr, dachte ich, wie hart wird die arme Frau um das eine Verſehen geſtraft. Die hat ja nun in ihrem ganzen Leben keinen glücklichen Augenblick mehr. Was wird die nun alles thun und anfangen, um das los zu werden aus ihren Gedanken, was feſter anklebt, als Theer und Pech. Wie wird ſie nun ſein mit einem Male um-

gewandelt! Wenn ſie harter Stein war, wie weiches Wachs. Wenn ſie nicht einmal ihrem eigenen Manne Geld rausrückte, wie wird ſie nun nicht genug geben können, den Armen und Bedürftigen! Und wie wird ſie an der Tochter es gut machen, was ſie am Manne verſündigt hat! — Winken Sie nur immer zu, daß ich ſchweigen ſoll; ich werde weiter reden, reden, ſo lange Sie hören können. Hat noch Keiner ſo zu Ihnen geſprochen? War die Menſchenfurcht bei Allen größer als die Gottesfurcht? Was doch das Geld macht! Ja, wer ſich ſo viele Klingeln anſchaffen kann, daß er immer klingeln kann, wenn es ihm in die Ohren klingt! Aber, meine ſehr gnädige Frau, ich meinte doch, es hätte Ihnen bisweilen in den Ohren geklungen, und ſo ſtark, daß alle Ihre Klingeln dagegen Mückengeſumme wurden. Klang es nicht in der Nacht? — Habe ich's gerathen? Was die einfältigen Menſchen ſagten, es wäre der Hausgeiſt, war das das böſe Gewiſſen? Hu wie das dröhnte und zitterte durchs ganze Haus, wie man durch dicke Mauern hörte Ihren Angſtſchrei! Solch ein Angſtſchrei; davon mußte das baufällige Haus erſchüttern, denn es bohrt nichts ſo tief, und frißt ſo weit um ſich als die Sünde. — Wir Alle im Haus waren arme Leute gegen Sie, aber Sie waren doch die Allerärmſte und Unglücklichſte. Herr Gott, Herr Gott! ſo viel Mahnungen, und von all den Teufeln in Ihnen

wollte auch keiner weichen! Als da ſind der Geiz, die Eitelkeit, die wirren, krauſen Gedanken, die Herzenshärtigkeit, wer nennt ſie Alle mit Namen, die verſchlungen waren, wie ein Knäul von Wurzeln, die zuſammen wuchſen; und wenn man einen auszieht, reißt Alles. Und was hielt ſie zuſammen? Das Geld allein. Du lieber Herr Gott im Himmel, bewahre uns doch vor der Verſuchung, und mache uns nicht reich, wenn aus dem einen Uebel ein Berg und eine Sündfluth von Sünden wird, zu denen die Leute lachen und mit ihnen liebkoſen, weil ſie mit Goldſchaum überzogen ſind."

Die Wittwe machte ihre letzte Anſtrengung aufzuſtehen. Ein „Noch nicht" der Waſchfrau genügte, und ſie ſank — abermals willenlos zurück.

„Wer ſelbſt gequält wird, fuhr die Predigerin fort, quält Andere wieder. Wer ſelbſt Böſes denkt, der meint, alle Andern ſeien auch böſe. Wer ſelbſt die Andern betrügt, um was es iſt, um ihren heitern Sinn, oder um ihren guten Namen, der glaubt auch, daß die Andern ihn betrügen. Du lieber Gott, um was hätte man Sie betrügen ſollen? Auf Ihrem Golde lagen Sie ja, wie der Drache im Mährchen. Und was hatten Sie ſonſt? Vergnügen? An was? Hat Ihnen nur einmal der liebe Sonnenſchein Vergnügen gemacht? An Gottes Natur oder an guten Menſchen? An Ihren Freunden, oder an Ihrer Tochter? — Von alle dem hatten Sie nichts als

Verdruß. Gewollt haben Sie viel; aber nie etwas gekriegt. Heute wollen Sie das, und morgen jenes. Der liebe Gott hat Vieles auf die Welt geſetzt, und uns fünf Sinne gegeben, daß wir uns dran freuen ſollen, und es genießen, wie wir können, aber die Welt und wir ſind doch nicht ſo reich, daß wir täglich was Anderes wünſchen dürften. Denn das iſt wie die Kinder gehandelt. Die werfen ein Spielzeug weg und greifen nach dem andern. Aber wir ſind nicht mehr Kinder, ſondern ſollen Eines feſthalten. Und Sie haben nichts feſt gehalten, darum haben Sie nichts gehabt, Sie haben nichts mit Ernſt gewollt, darum haben Sie auch an nichts Freude gehabt, wie wir armen Leute am Kleinſten uns freuen, wenn wir unſern Sinn darauf ſetzten, und ernſt drauf losarbeiten. Darum meine gnädige Frau, kommen Sie mir nicht anders, denn wie eine Bettlerin vor, ja, ja, wie eine Bettlerin, ob Sie doch da ſitzen in einem Pelze und einer Spitzenhaube, die mehr werth ſind, als ich mein Lebtag hatte, Sie haben Ihr ganzes, langes Leben durch keine Freude gehabt. Darum iſt mir's, als müßt' ich in die Taſche greifen, und Ihnen ein Scherflein geben. Aber, Ihre Hand zittert ja, Sie wiſſen es nicht zu faſſen."

Die Wittwe zitterte wirklich. Sie bat die gewaltige Frau, jetzt aufzuhören; ſie fühle ſich ſchwach, ſehr ſchwach. Morgen möge ſie wiederkommen, und

ſie verſprach ſogar, dann eine aufmerkſame Zuhörerin zu ſein.

„Daran ging mancher unter, fuhr die Unermüdliche fort. Immer auf morgen verſchoben, warum nicht heute? An harten Worten ſtirbt Keiner; aber das Eiſen muß man ſchmieden ſo lange es heiß iſt. Heut iſt die Weltluſt ausgezogen aus dem aſchgrauen Geſicht, wer weiß, ob ſie morgen nicht wieder da iſt, und ſich ſchminkt, und dann iſt Alles vorbei. Darum rede ich heute und Sie ſollen zuhören. Neulich war ich auf dem Kirchhof bei dem alten Todtengräber — o Sie werden noch mehr hören. Er hatte ein Grab zu graben gehabt, dicht bei einer alten Familiengruft. Seit langen, langen Jahren werden die Särge dahineingeſtellt von reichen Kaufleuten und von Frauen und Kindern; die Welt pries ſie für ſehr glücklich, weil ſie ſehr viel Geld hatten, aber die Würmer unten freſſen Einen wie den Andern, und oben hat auch der Wurm an dem Einen genagt und an dem Andern, und man hat es nicht gemerkt unter Sammt und Seide, wie er darunter zerfreſſen war. Doch wie geſagt, der Todtengräber grub ein Grab daneben, und wie er ſo tief iſt, daß ein Menſch liegen kann, ſtürzt die alte morſche Mauer ein, nämlich von der Gruft und er kann hinein, und kriecht hinein aus purer Neugier. Wer täglich mit dem Tode umgeht, hat keine Furcht davor. Und da ſteht ein Sarg, den er wohl

kennt. Vor ein und zwanzig Jahren wurde der letzte Herr aus der Familie begraben. Ganz still im Dunkel, ein Paar Menſchen nur dabei. Es hatte ſeine Urſach. Und der Deckel iſt ganz zerfreſſen von den Würmern; ein Stoß mit dem Fuß, und er iſt ab. Aber die Würmer hatten nur das Holz zerfreſſen, den Leichnam nicht. Warum nicht? Es iſt keiner drinnen. Nun können Sie ſich den Schreck von dem Todtengräber denken. Haben ihn die böſen Geiſter geholt und Steine dafür hineingelegt, oder werden die Leute ſagen: er hat ihn geſtohlen.“ —

Weiter konnte ſie nicht erzählen. Die Zuhörerin war mit einem „Jeſus, mein Gott!“ ohnmächtig zuſammen geſunken. Sie wäre vom Stuhl auf den Boden gerutſcht, hätte die ſtarke Frau ſie nicht im rechten Augenblick aufgegriffen. Sie trug den ſchlotternden Körper mit Leichtigkeit in das Kabinet und legte ihn in das bereitete Bett. Erſt als ſie überzeugt war, daß ſie noch athmete, entfernte ſie ſich leiſe, um das Dienſtmädchen zu rufen. Beim Anblick der gefaltenen Hände der Ohnmächtigen ſprach ſie für ſich: „Da iſt Arbeit für den Leinweber. Ich will wo anders tröſten.“

Achtes Kapitel.

Der Thürmer auf Sanct Elisabeth ward durch den immer furchtbarern Wind vom Lager aufgeschreckt. Es schrillte und pfiff durch die Säulen und Gallerien; die Glocken dröhnten, und der feste Gothische Thurm schien, wenn nicht in seinen Fundamenten zu beben, doch in dem Theile, der hoch hinausragte über die Dächer wie ein Leuchtthurm im brausenden Meere, zu schwanken.

Seine Frau betete einige Vater Unser, indeß er hinaustrat. Er mußte sich ordentlich festhalten. Die kleine Thür hinter ihm schlug krachend zu. Zwischen den zackigen Strebespitzen der Pfeiler sprühte es wie Wasserstrahlen von Luft um so heftiger, als der Widerstand der Stein und Eisenmasse unbeweglich blieb. —

„Daß das dumme Zierath so was aushält, dachte der Thürmer. Scheunen, Dächer, Schornsteine, die was nutz sind, werden, es vergeht kein Jahr, umgestürzt; aber solch ein altes unnützes Spielzeug, solche Producte einer brotlosen Kunst, die

Bauern; dies läßt sich wohl im Allgemeinen annehmen, wiewohl sie nach den verschiedenen Provinzen mehr oder minder drückt, ja an vielen Orten zum Vortheil ausschlägt. So sind die Bauern um Stockholm z. B. sehr unzufrieden, daß man die Dampfschiffe auf dem Mälar eingerichtet, weil ihnen dadurch viel Verdienst für Postfuhren entgeht. In bewohnteren Strichen können die Pferdebesitzer sich darauf einrichten. An andern Orten, wo die Reihe seltener herumkommt und zu ganz unbestimmten Zeiten, stört die unerwartete Fuhre vielleicht den ganzen Wirthschaftsbetrieb. Wie die Lage nach den Provinzen, macht auch die Lage der Geschäfte in weiterer oder näherer Entfernung von der Landstraße einen bedeutenden Unterschied, eben so die Zeit, wo die Verpflichtung eintritt. So kann der Bauer im Winter, wo die Pferde müßig stehen, keinen besseren Vortheil davon ziehen, wo hingegen die Last zur Erntezeit bedeutend ist. Daß aber die Verpflichtung wirklich drücken kann, dafür spricht, daß einzelne Bauern sie mit allem Gewinn auf andere übertragen und noch dazu ein jährliches Quantum entrichten. Auch

doch nichts ſind als Zeichen der erſchrecklichen Barbarei vor uns, erhalten ſich.“

Er brummte noch weiter, als er einen geſicherten Winkel gefunden, von wo er die ungeheure Stadt mit ihren Verzweigungen, Vorſtädten, Dörfern, den Fluß und die fernen Gebirge überſchaute. Die Schauer der Nacht lagerten ſich über das dunkle Häuſermeer. Die Laternen brannten nur trübe, der Fluß ſchlängelte ſich wie zitternd in ſeinen Krümmungen fort. Ueber das Gebirge her zog es dick und dicker, ſchwarze und immer ſchwärzere Wolken, Schneemaſſen, die der Sturm zuſammen drückte und preßte, und wieder auseinander ſtiebte, als wär es der verſpätete Winter, der mit fürchterlichen Kriegsgenoſſen ins Land zog, ſein beſtrittenes Recht geltend zu machen. Fernher krachten zwiſchen den Pauſen und durch den Sturm hindurch umgeworfene Bäume, Dachſteine praſſelten auf dem Pflaſter, aufgeſtoßene Thüren und Laden ſchlugen ſich mürbe die Blechriennen ſtöhnten, und ungeheure Wirbel Staubes wälzten ſich von den Landſtraßen hoch über die Stadt weg.

Doch das war nur Anfang.

„Chriſtus, Jeſus! was ſoll daraus werden, ſprach ſeine Frau zur Luke heraus, und reichte ihm die Pelzmütze: Ruprecht, Du wirſt Dich erkälten.“

„Sitzen wir etwa drinnen warm?“

„Wenn das so fort fährt, Ruprecht, wir gehn Alle unter.“

„Zum Untergehn iſt alles auf der Welt eingerichtet.“

„Herr Jeſus, ſprich doch nicht ſo.“

„Ich will aber. Wer verbietet's mir! Nicht wahr, Doris, die Stadt heißt eine gebildete Stadt? Alſo ſtehn wir auf der Spitze der Bildung.“

„Dein Raiſonniren bringt Dich runter.“

„Contrair! Das hat mich rauf gebracht. Die Bildung hat mich runter gebracht. Konnt' ichs ihnen dazumal ſagen, was ich von ihnen denke? — Jetzt ruf ich's ihnen runter: Ich äſtimire Euch auch nicht ſo viel, Ihr miſerabeln Gauner, Ihr hungerigen Himmelsfechter, Ihr Betrüger! Wenn man Euch ein X für ein U macht, das wollt Ihr, ſchäbige, bankrutte, Lumpen Einer wie der Andere.“

„Denke doch, daß Du auch ein gebildeter Menſch warſt.“

„Ich wills aber nicht mehr ſein. Wozu hatte mich nur mein Vater, der Schuhflicker, zu was Beſſerm erzogen, wozu half mir's? Kam ich weiter aus der Schreibeſtube? Pfui! Und was hat Dir das Kammerjungferſein geholfen? Du lernteſt die Flüſterſprache der jungen Herren. Von den jungen Herren kamſt Du auf die Gaſſe.“

„Du warſt auch nichts Beſſres.“

„Das weiß ich. Wir beide waren ſchon gut

für einander, als wir uns heiratheten. Und hier oben auf dem Thurm ſind wir auch gut genug. 'Siſt reine Luft, ſagen ſie in der Stadt. Darum ſteigen die Naturaffen rauf. Schöne reine Luft! Peſt und Qualm."

„Wart doch nur, bis das Wetter vorüber iſt."

„Ich will nicht warten. Wann ſoll man denn raiſoniren? Wenn Sturm iſt, ſoll man nicht aus Menſchenliebe und Gottesfurcht. Und wenn's ruhig iſt, ſperren ſie uns ein. Wenn man ſtill iſt, verhungert man, und wenn man den Mund aufſperrt, legen ſie ein Schloß vor. Bittet man, heißt's: Hilf dir ſelber. Und wenn man ſich hilft, ſperren ſie uns ein. Connexionen das iſt es. Aber wie lange? — So lang' man ein hübſches Geſicht hat. Nicht wahr, Doris, dazumal dufteten die Lippen der jungen und alten Herren von Süßigkeiten. Nachher, als Du an den Ecken promenierteſt, haſt Du einen da wieder angeredet? Pfui! Wie würd's anders geklungen haben: — Rühr mich nicht an!"

„Ruprecht, das wiſſen wir ja ohnedies."

„Was wiſſen wir denn? daß wir Alle crepiren müſſen. Keinen Fingerbreit mehr. Einer ſtellt dem Andern Fallen, die Klugen ſtürzen ſo gut, wie die Dummen. Wer zuletzt lacht, lacht am beſten; aber auch nicht länger als er kann."

„Ruprecht, rede dich nachher aus. 'Siſt doch ein Gott im Himmel."

„Weis brummt? Wer brummt denn? Wer ſagt Dir, ob's nicht eine bloße Maſchiene in der Luft iſt. Wärs noch der Teufel, wüßte man doch, mit wem man's zu thun hat. Aber mit dem iſts auch nichts. 'Siſt mit nichts nichts. Sonſt wußte man, wenn man's ſchlimm trieb, kam man zuletzt an den Galgen. Aber das jetzt auch nicht. Die Humanität iſt ihnen in den Bauch gefahren. Es ſtört ihre Verdauung, einen baumeln zu ſehn. Es giebt keine Stricke und keinen Galgen mehr. Aus dem Zuchthaus mit vier Groſchen ins Elend, und vom Elend wieder ins Zuchthaus, Abſchied und Willkomm, Zuchthaus und Elend, das geht kraus und kunterbunt. Und alles das hat die verfluchte Bildung gethan. Wenn ich Pechdrath zöge, dann wüßt ich, was ich wäre und was ich thäte."

Es ſauſte. Man hörte ſein eigen Wort nicht mehr. Aeſte und Bäume ſtürzten auf den Bergen und Chauſſeen krachend nieder. Die Frau mahnte ihn herein zu kommen. Aber er mußte bei Unwetter ausſchaun, um die Zeichen zu geben.

„Pflicht, das iſt auch eine von den Erfindungen, mit denen ſie das Menſchengeſchlecht kujoniren. Für ſich haben ſie's nicht ausgedacht. Sie denken den Teufel an Pflicht, wenn ſie Faſanen eſſen. Laternen aushängen, ja damit ſie nicht brennen, wir können brennen. Die Hölle iſt auch nichts weiter als eine Erfindung für uns."

„Herr Jesus, der Thurm wackelt schon."

„Laß ihn umschlagen. Schadet's uns was, wenns da unten knickt, knackt und bricht! Die lackirten Häuser, die Academieen und Musäen, die Steinfratzen und die Oelgötzen, die Producte des Schönheitsgefühls, wie sie's nennen, die dickwanstigen Pastoren und die kahlköpfigen Präsidenten. Doris, ich kriege eine heillose Lust mit dem Schädel gegen des Primarius seinen zu fliegen. Welcher ist härter, meiner oder seiner?"

„Ruprecht, Du issest ja ihr Brot."

„Wir alle essen der Erde ihr Brot, und sie ißt uns wieder, und giebt uns wieder von sich, ob als eine Spargelstange, eine Distel oder einen Grützkopf, das ist egal. Es ist immer dieselbe Schmiere. Und nichts ist neu, als das Schlimme, was wir nicht erwarten. Da ist noch Erfindung um uns zu quälen. Sage mal, warum müßt' es bis Neujahr warm sein, und bis heute weich, daß die Sträucher wieder trieben und die Vögel sungen, und man im December in April geschickt wurde! Warum? damit der Vetter, der die Bahn draußen fegt und hegt, verhungert. Damit die Kirschner ihre Pelze sich kochen können? Und warum muß es jetzt wettern, mit einem Male, unversehens? Damit dem Esel, dem Gärtner drüben, die Orangerie verfriert. Die Consequenz der Natur, das ist die Inconsequenz.

Worauf wir ſpeculiren, das iſt nichts, und worauf ſie ſpeculirt, das iſt unſer Ruin.“

„Ich hab doch auch ſchon grauſamige Menſchen gehört, aber ſo ruchlos wie Du hört' ich noch keinen raiſoniren, was iſt dabei für Raiſon?“

„Blitzelement was iſt da Raiſon bei dem Spectakeln? Ich bitte Dich um Alles, es könnte ja übermorgen, vorgeſtern. Warum grade heute?“

„Ruprecht, weißt Du nicht, die zwölf Nächte ſind um. Morgen ſind heilige Drei Könige. Da lärmen und rumoren die Ungethümer, weil die Sterne von der Krippe ſie blenden thun. Aber dann iſt's aus, wenn die zwölf vorbei ſind. Die heiligen Drei haben's ans Tageslicht gebracht.“

Zwölf — Drei! Warum nicht Elfe, Fünfe? Das iſt der eingefreßne Aberglaube. Der Magenſchaden, ſeit die Welt geboren wurde. Warum mußte die grad in ſechs oder ſieben Tagen gemacht werden, warum nicht in acht oder ſiebzehn oder neun und zwanzig?“

„Du wirſt doch aber nicht gegen die heiligen Drei Könige läſtern. Der Balthaſar —“

„Warum heißt der nun Balthaſar und nicht Endymion? Er kannte auch Eduard heißen und Zebedäus. Warum grade Balthaſar.“ —

Auch ihre Geduld ſchien zu Ende. Sie fuhr heraus: „Nun wirds mir zu viel. Du heilloſer, gottvergeßner Menſch! Muß ich um das eingeſperrt

ſein mit Dir zwiſchen den vier Winden! Schlecht bin ich, und Du biſt auch ſchlecht. Das ginge ſchon. Denn warum? Es muß auch ſchlechte Menſchen geben. Aber auf ſolche Läſterzunge müßte ja das Wetter drin ſchlagen. Wer nicht an die heiligen Drei Könige glaubt, der glaubt an nichts."

„Das thu ich auch."

„Du lieſeſt die gottloſen neuen Bücher, daher kommt's!"

„Das thu ich auch."

„Daher iſt Dein Gemüth vergiftet, zerriſſen biſt Du, daß Gott erbarm." —

„Das will ich auch ſein, ſchrie er, das iſt meine Luſt. Was hab ich ſonſt? Trink ich Schnaps, geh ich in die Komödie? Hab' ich Kinder? Hab' ich eheliche Freuden? Nichts hab' ich, nichts lieb ich, mich nicht, Dich nicht. Ich will zerriſſen ſein, ich will ein vergiftetes Gemüth haben. Das iſt mein Brot, das iſt mein Liquör. Willſt Du ein Weib ſein, das ſeinem Mann ſein Brot nicht gönnt? Seine einzige Erholung. Ich liebe die Zerriſſenheit. Kein Menſch ſoll ſie mir nehmen. Salbe will ich nicht. Zufriedenheit iſt ein Bettelbrief. Murren will ich, knirſchen. Jeder Menſch muß etwas beißen, ſo lang er Zähne hat. Und ich will beißen, damit ſie ſcharf bleiben. Willſt's Du's mir nehmen?"

„Ja das will ich. Mein Bruder, der losbrach,

war auch so schlecht wie Du. Aber als er von der Mauer stürzte, ging er in sich."

„Ich will nicht in mich gehn. Was hab' ich davon? Raus soll's was mich plagt. Was stehst Du da, was plärrst Du? Was störst Du mir meine Stimmung? Du verdirbst mir meine Zufriedenheit, aktloses Weib."

„Was schlägst Du los?"

„Sollen wir uns liebkosen?"

„Ruprecht — ich schreie."

„Schrei mal. Ob's die heiligen Drei Könige hören."

Sie schrie nicht, aber setzte sich zur Wehre mit der Resolutheit der Verzweiflung. Der Sturm selbst schien auf einen Augenblick nachzulassen, betroffen über die Wuth zweier Geschöpfe, die ohne Grund dazu seinen überboten. Die Hände in den Haaren, rangen sie am steinernen Geländer:

„Was sagst Du nun?"

„Nichts, Dich zu ärgern."

„Du sollst was sagen. Absolut, ich befehls Dir, ich bin Dein Mann."

„Schmeißt Du mich, hast Du keinen, mit dem Du zanken kannst."

„Ich kann mit mir zanken, besser als mit Dir. Du kannst mir nichts so Unangenehmes sagen, was ich nicht besser weiß."

„Reißt Du mich, so reiß ich Dich mit."

„Meinſt Du, wir ſtehen wie der wilde Mann im Muſäum mit den Schlangen! Keins kam vom andern los. Meinethalben, dann probiren wir mitnander, wie tief's bis unten iſt. Das eine Bein iſt rüber. Der Wind hilft."

„Ruprecht!"

„So heiß ich. Was nun?"

„Die Menſchen ſind da, um ſich beizuſtehen."

„Bewahre, um ſich umzubringen, dazu ſind ſie auf der Welt. Das war ſo vor Alters, und iſt jetzt nicht anders. Und wie wir, ſind ſie Alle. Da unten drücken ſie's nur nicht ſo aus, wegen der Nachbarn. Wir haben keine Nachbarn."

„Ruprecht, 's iſt ein Gott im Himmel!"

„Probiers mal! Wenn ihnen was ſchlimmes paſſirt, rufen die Menſchen immer das jüngſte Gericht an. Ob das kommen wird, wenn's Zeit iſt, weiß ich nicht, aber dann grade nicht, wenn ſie's rufen. Und das dumme Volk tröſtet ſich doch immer wieder damit. Wenn einem Schwachen vom Starken was geſchehen iſt, ruft er: Na, es wird ja auch eine Zeit kommen! — Was denn für 'ne Zeit? Was hätteſt Du davon, Doris, wenn ich Dich nun runter ſchmiſſe und nach zehn Jahren fiele ich auch. Erſtlich wirſt Du davon nicht lebendig, und zweitens weißt Du es nicht. Such Dir 'nen andern Troſt."

Aber ihre Zunge war verſtummt. Er hörte ſie Gebete murmeln. War es das, was ihm den Athem

preßte, oder der Luftdruck wie von einem Gewitterſchlage oder Erdbeben?

Ein entſetzlicher Sturmguß fuhr durch die Bergſpalten grad auf die Stadt los.

Ein Sauſen, wie er es noch nicht gehört. Dann ein Donnergeheul, ein Krachen, Fallen, Splittern, Stürzen. Als verſinke eine Stadt in den Abgrund. Der Thurm ſchwankte unter ihnen. Niedergeriſſen lagen ſie auf dem Boden, und ihre dürren, kalten Hände faßten ſich krampfhaft, als ſie wieder zum Bewußtſein kamen, um nicht herunter geriſſen zu werden vom Orkan, der mit noch nicht erſchöpftem Grell über die Dächer rollte. Ein dicker, gelbgrauer Staubwirbel, wie aus einem Aetnaſchlunde, ſtieg über ihren Häuptern empor.

ist der Adel noch davon frei und rechnet sich dies als einen Vortheil an.

In ältern Zeiten, besonders vor Carl XII. und unter der republicanisch-aristocratischen Regierung nach seinem blutigen Tode, war sie auf den Ruin des Bauern abgesehen. Die Posttaxe war eine unbedeutende Kleinigkeit, und die Großen ließen so zu jagen, daß die Pferde häufig darauf gingen. Nur wenn das Pferd vor dem Wagen stürzte, hatte aber der Bauer ein Recht auf Entschädigung. Erst gegen Ausgang des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts führte man erhöhte Taxen ein, und erst vor wenigen Jahren erhöhte der Reichstag die letzte auf das Doppelte der bis dahin gegoltenen. Jetzt zahlt man für das Pferd die Schwedische Meile 16 Schilling Banco, was noch nicht voll 6 Silbergroschen beträgt. Dabei kann der Bauer bestehen und das baare Geld ist ihm häufig eine Wohlthat. Eben desgleichen ist festgesetzt, daß Niemand schneller fahren darf, als eine Meile in fünf Viertelstunden, und die vernünftigen Landsnêdinge sehen mit aller Strenge darauf. Doch liebt der Schwede es allzusehr, über seine glatten Wege zu fliegen, und wenn der Bauer

Die Wanduhr tickte ihr ganzes Leben, Jahr um Jahr, und immer raſcher wurden die monotonen Schläge. Sie hätte die Hand ausſtrecken, den Pendel anhalten mögen. Wer hält das Ende auf! Noch wenige Schläge und es war da!

Sie wandte den Kopf um, ob denn Keiner erſcheinen wollte, ſie zu tröſten, ihr zuzuſprechen. Aber nach wem von Allen, die gleichgültig im Leben an ihr vorüber gingen, ſollte ſie rufen! — Alles waren Larven geweſen, geſchminkt, geputzt, wie ſie es verlangte; und wo ſie die Maske abgeriſſen, lauerte ein Geſicht, das ſie haßte oder verachtete. — Aber ein Weſen hat doch der Aermſte, dem er vertraut, den er ſich zum Zeugen erbittet, in der ſchwerſten Stunde.

Hatte ihr Gedanke es gerufen? — Sie hörte ſeine Tritte auf der Treppe. Stufe um Stufe kam er langſam herauf. Sie hörte ſein Athemholen. Ihre Hände preßten ſich krampfhaft zum Gebet. Sie betete, er möchte nicht kommen. Und ſeine Hand drehte ſchon an der Klinke. Die Gläſer in den Schränken und auf den Tiſchen zitterten, ihre Zähne ſchlugen gegen einander.

Er war da. Durch das helle Zimmer ſchritt er langſam, ſeine Blicke umherwerfend, und nun war er über die Schwelle getreten, und ſein Auge traf ihres.

Wie ſie die Lieder aufriß und ſchloß, es blieb derſelbe Anblick. Er war es. So pflegte er, nach-

läſſig, gedankenvoll, Abends in ihr Cabinet zu treten, ſo an den Pfoſten der Thüre ſich zu lehnen. Dann griff er in die Doſe und hub ein Geſpräch an, immer für ſie ein unangenehmes.

Er that die Lippen auf, und ihre bebten. Der Sturm draußen fegte in kurzen, fürchterlichen Stößen durch die Gaſſen. Hatte er nicht die Macht, das eine Schemen fortzuwehen! Es ſtand unbeweglich, und die Augen des Alten laſteten bleiern wie damals auf ihren, als ſie ihn das letzte Mal ſah.

„Was willſt Du?“ — war der Gedanke auf ihren Lippen Wort geworden, oder hauchte die Seele unwillkürlich aus, was der Anſtrengung es zu verbergen ſpottete?

„Perpetua! War Dir das eine Opfer nicht genug? Soll dem Gatten auch noch die Tochter nachfolgen?“

„Fort! — Mir aus den Augen!“ tobte der böſe Geiſt in ihr. Er war noch mächtiger als die Geiſter der Angſt; aber die Macht war das letzte Aufzücken einer Flamme, die erliſcht.

Er war nicht fort, als ſie die Augen wieder aufſchlug. Er ſaß auf dem Seſſel, in entſetzlicher Ruhe, wie Einer, der Anſtalt macht noch lange zu verweilen, wenn er unſre Angſt ſieht ihn fort zu treiben. Können Geiſter ſolche Wahrheit lügen! So hatte er den Rock ſchief zugeknöpft, ſo hing der eine Zipfel ſeines Halstuches über den Kragen. Die eine Hand

ſtützte ſich ausgebreitet auf das Knie, die andre trug das müde Haupt. Was laſtete denn noch auf ihm, dem Unerſättlichen, wie damals, als er —

Ihr Kopf war unter das Deckbett gerutſcht. Vergebens. Sie ſah ihn nur noch deutlicher. Die Uhr ſchlug zwölf. Er ging nicht, er ſprach fort und fort, und die Worte beſchwerten die Luft, wie ein Eishauch; ſie ward dick, ſtarr, eine feſte, kryſtallene Maſſe, rings um ſie her. Sie lag in einem gläſernen Sarg, dicht verſchloſſen, ſie konnte den Kopf nicht drehen, den Blick nicht abwenden von dem, der ihr Ankläger und Richter zugleich war:

„O Du überaus Unſeelige, welch ein Fluch laſtet auf Dir! Wo hat ein ſchwaches Weib Kräfte genug, daß es die Laſt trägt? Und Du ſelbſt haſt ſie Dir aufgehäuft. Tag um Tag haſt Du daran getragen, und nun ward es ein Berg; und wenn der Gott, der Dich ſchuf zu ſeinem Ebenbild, Dir noch ſo viel Tage und Nächte ſchenkte, als Du verlebt haſt, Du könnteſt ihn nicht mehr abtragen. Denn nun biſt Du alt und ſchwach, und Deine jungen und blühenden Tage haſt Du gebaut an Deinem Verderben, daß es eine Feſtung wurde, unüberwindlich. Die Ameiſe trägt auch Berge zuſammen, ſo hoch wie kein Menſch bauet, Wohnhäuſer und Vorrathskammern für die mit ihr leben und nach ihr kommen. Wofür haſt Du gebaut? Wird der Seegen Deiner Kinder, werden die Wünſche derer, die mit Dir lebten, einen

hellen Schein zurückwerfen in Dein dunkles Grab? Die kleine Ameiſe thut nicht mehr als ſie kann, und häuft doch Berge; und der Menſch blickt bis in die Sterne und beſchreibt ihre Kreiſe, und bauet ſich nicht mehr denn einen Hügel über ſein Grab. Wo hinaus wollteſt Du! Wo nur ein Licht flimmerte, danach haſchteſt Du, und vergaßeſt das Licht zu putzen und zu nähren, das der Herr in Dich ſetzte. Daher blieb es wüſt und öde in Dir, und Du erſchreckteſt, wenn Du zurück blickteſt, daß es dunkel war und unaufgeräumt. Wie weit reicht der Arm eines Weibes? Wie tief dringt ihr Blick in die ewigen Geheimniſſe. Die Motten fliegen auch um das Licht. Sie leuchten wohl, wenn es ſie anglänzt, aber ſind häßlich und fahl, wo es nicht hinſtrahlt. Wie viel Lichter ſtellt der Menſch um ſich her, daß er ſeine Dunkelheit nicht ſieht. Aber wenn der Herr das Flämmchen in ihm ausgehen läßt, dann helfen alle Kerzen und Flammen nicht, die er ſich anzünden läßt; und wenn er Kryſtall-Spiegel und Gold darum ſtellt, es wird doch immer dunkeler vor dem brechenden Auge. — Wohin haſt Du Dich gerettet, armes Weib? Irgendwo hat doch Jeder ein Plätzchen gefunden, zum Ausruhen, wenn er müde ward, einen grünen Fleck, darauf ein Strahl der ewigen Sonne ſcheint, wenn ſein Haus zuſammen bricht. — Dein Haus bricht, wo iſt Dein grüner Fleck?"

Der Sturm heulte immer fürchterlicher. Die

Fenſter klirrten. Es zitterte Alles um ſie her; nur ſie nicht. Der auf die Folter Geſchraubte zittert nicht mehr. Auch der Todte nicht. Sie war beides. Und der Prediger predigte immer fort, mit leiſer, inniger, herzerſchütternder Stimme. Ein Orgelton des Zornes, der Paläſte niederreißt und Gräber ſpaltet, wäre ihr lieber geweſen.

„Iſt es grün hinter Dir? Iſt es vor Dir grün? Du klammerſt Dich an die Gegenwart. Wo iſt ſie morgen? Hat ſie je Dir geblüht, trug ſie Dir Früchte? Die Du haſchteſt, warfſt Du fort, und griffſt nach neuen. Wehe denen, deren Leben eine wilde Jagd iſt, ohne Ruhe und Raſt! Was erjagten ſie, wenn ihre Füße ſie nicht mehr tragen, wenn ihr Arm ſchwach iſt, und ihr Auge dunkelt? — Was bringſt Du uns herüber? fragt die Stimme dort. Die wirren, blitzenden Bilder, wo wirſt Du ſie hinſtellen? Sie weichen Dir unter den Händen, und es iſt kein Platz dafür. — Wozu gab ich Dir das Leben? fragt die Stimme, und Du vergehſt in Angſt, Du haſt keine Antwort. — Weichgeſchaffen, ein bildſamer Thon, ſtellte ich Dich hin in die Welt, die mein Abbild iſt, und nun biſt Du hart geworden. Haſt Du in Dir abgedrückt das Gute und Edle; Du konnteſt es finden und erkennen? Dafür gab ich Dir Augen, ich gab Dir Pulſe es zu fühlen. Doch Du ſchloſſeſt Deine Augen, und verkehrteſt Dein Gefühl. Du ſahſt nur das Mißgeſchaffene, und wardſt ſelbſt miß-

geſchaffen. Was Dein Spielzeug ſein ſollte, haſt Du zu Deinem Gott gemacht. Reich, ſchön und weich gingſt Du aus meiner Hand, und arm, häßlich und voll Herzenshärtigkeit kehrſt Du zu mir zurück. — Deine Wiege war überſchüttet mit Gold, Saat Dir gegeben zu ſäen. Wo ſind die goldenen Erndten?"

Es raſſelte und dröhnte über den Dächern, Schornſteine ſtürzten ein, aber der Prediger ſaß noch unbeweglich.

„Die Völker im Morgenland, bei denen Gott war von Anfang, wohnten immer in niederen Hütten, aber ſie bauten hohe ſteinerne Häuſer, und gruben in die Felſen ihre letzten herrlichen Wohnungen, daß ſie fortlebten für ihre Kinder. Haſt Du Dein Haus gebaut wo Du hinüberziehſt, wenn der kommt und an Dein altes klopft, dem der Fürſt und der Bettler öffnen muß? Er wartet nicht um eine Stunde, nicht um einen Athemzug. O Du bauteſt gewiß, und Dir half die Liebe Deines Kindes. Sie hat für Dich gebaut an der Hand eines edlen Freundes, und Du erhobſt dankend die Arme zum Himmel, der Dir in Kindesliebe ſchenkte, was Du in Mutterliebe nicht verdient. Das neue Haus ſteht nun prangend da, und Dein Herz pocht vor Bangigkeit, das alte, morſche, von Sünden gedrückte, zu verlaſſen. Nicht, nicht — o Du arme Unglückliche, eile dann, er klopft nicht mehr, er pocht, und ſchlägt

und reißt. — Eh es zu ſpät wird, Perpetua, gehe in Dich" —

— „Verzeihung! Vergieb mir." — Ihre unendliche Angſt hatte den kryſtallenen Sargdeckel geſprengt. Tauſend Särge ſprengten zugleich, der unterirdiſche Donner weckte die ſchlummernden Geiſter. Ihre Augen hatten wieder Sehkraft von dieſer Erde. Um ſie her wankte es, die Lichter flackerten, die Tiſche zitterten, die Gläſer klirrten, das letzte Gericht war da. Ihr Ankläger ſtand vor ihr. In dem gerötheten Auge glänzte eine Thräne, als er die Arme erhob. Nicht ſie zu richten, ſie zu ſegnen war es. Auch ſeine Stimme zitterte:

„Thu ab, unglückliches Weib, wirf von Dir die Laſt, die Dich drückt, daß Dein guter Engel Dich leichter trägt." —

„Vergieb — vergieb!" ſchrieb ſie in Todesangſt, und er breitete ſeine Hände über ſie, als der entſetzliche, krachende Stoß erfolgte. — Das neue Haus bebte noch mehrere Minuten nachher in ſeinen Grundveſten.

Wenn die Erde hohl wäre und ſie bräche in ſich zuſammen, wie ein großer Steinbruch, den die künſtlichen Mauern und Umzimmerungen nicht mehr halten, ſo rollte und polterte es im Ohr der Vernichteten, das Krachen der Balken, das Splittern der Glasſcheiben, die ſich überſtürzenden Steinmaſſen. Selbſt der Sturm, deſſen Werk es war, ſchien er-

ſchreckt in dem Augenblicke inne zu halten, über das, was er vollbracht. Alle Lichter im Zimmer waren erloſchen, herabgeſtürzt, und der Staub, der aufſtieg, drängte ſich durch die dicht verſchloſſenen Doppelfenſter, daß die Luft dick war, und qualmte wie nach einem Erdbeben.

Der Schreckliche war verſchwunden. Als ſie ihn zum letzten Male ſah, hatte er, die Hände vor dem Geſicht gefaltet, geſprochen: „Sein Wille geſchieht.“

Sie war in Bewußtloſigkeit zurückgeſunken.

Zehntes Kapitel.

Dritthalb hundert Jahre hatte das Haus Löwlein und Aderbein geſtanden. Ehedem in den wüſten Theilen der Vorſtadt, bis die eigentliche Stadt ſelbſt ihm nachgerückt war, und die neuen Häuſer es weit überflügelten. Es ſtand wie eine graue Ruine, kein Denkmal einer erhabenen, ſondern einer Zeit, wo der Geſchmack in Ueberladungen ohne Bedeutung ſich gefiel. Jemehr der bauliche Werth geſunken, war der des Grund und Bodens geſtiegen. Man hatte ſchon den Vorbeſitzern bedeutende Summen dafür geboten. Auch ein bauliebender Fürſt, den der Anblick verdroß, und der in dieſem Theile der Stadt große Anlagen beabſichtigt, wollte es ankaufen. So vortheilhaft, ja dringend für die oft drückenden Verhältniſſe des Hauſes dieſe Anerbietungen waren, hatte man ſie doch immer zurückgewieſen. Aus Aberglauben, ſagten die Verſtändigen; das Volk mußte andere Gründe: von verborgenen Schätzen, umgehenden Geiſtern, von Flüchen und Verheißungen. Das Glück der Firma ſei an das alte Ge-

die Peitsche aus der Hand giebt, fährt der Kutscher des reisenden „Herrn," selten mit der Uhr in der Hand.

Eine doppelte Rüge trifft die Einrichtung, wie sie noch jetzt besteht. Durch die Gleichheit der Taxe für alle Provinzen ist eine Ungleichheit des Vortheils und Gewinns zwischen den theuern und wohlfeilern Gegenden herbeigeführt. Daß die Taxe in allen Städten 25 Prozent, in Stockholm sogar 100 Procent darüber beträgt, kann diesen Mangel nicht ausgleichen. Er erscheint jedoch geringfügig gegen die Rüge, daß durch das Postwesen die Moralität des Bauern in den Grund verdorben werde. Durch das häufige Herausreißen aus der Wirthschaft werde er ein fauler Arbeiter, ohne daß ihn der Gewinn auf die Länge für den Verlust entschädigen könne. Er gewöhne sich an das Herumtreiben, Müßiggehen und suche stets leichtern Erwerb als den freilich beschwerlichen auf Schwedischen Aeckern. Durch das Herumliegen in den Wirthshäusern, wo er oft stundenlang — wiewohl dafür entschädigt — auf den Reisenden warten müsse, werde er nothwendig zum Trunk verführt, und in den Verwüstungen durch den Branntwein, wenn sie in derselben

bäude geknüpft. Eine Klaſſe von Vornehmen fand es thöria, daß Kaufleute, an deren Abſtammung ſich kein Luſtre edler Geburt knüpfe, Erinnerungen erhalten wollten, die keine wären, und etwas der Zeit und ihrem Wandel entziehen, was nur dahin gehöre. Herz Jacobs Großvater, ein ſchlauer Mann, hatte dazu gelächelt, und gefragt: wo denn die Gränze ſei zwiſchen dem, was der Zeit und ihrem Wandel angehöre, und dem, was ihr entzogen bleiben müſſe? Es ſei Alles, was Menſchen gemacht, ob Wappen drauf gedrückt worden, oder keine, dieſem Wandel unterworfen, und willig oder nicht, komme es, ſobald es ausgedient, in die Rumpelkammer oder in den großen Verkehr. — Der Kanzler, mit dem der Handelsmann in Geſchäftsverbindung ſtand, hatte zwar darauf gemeint: es ſei ein Unterſchied, ob etwas ehrenwerth angefangen, oder dunkel und ſchlimmer als dunkel. Aber der alte Herz Jacob lächelte ſchlau: „Aus dem Dunkel, Euer Excellenz, kam, denke ich, jeder Glanz; und die Schilder, die jetzt am helliſten ſtrahlen, brauchen die Mühe der Heraldiker am meiſten, um alte Flecken wegzubeizen, die ſtärker ſind als alle Politur. Warum ſoll der Kaufmann nicht das Recht haben, ſeine ſchimmlichte Waare für eine ewige zu erklären! Von den Käufern hängt es ja ab, ob ſie es glauben wollen.“

Am Morgen des Heiligen Drei Königstages

ſtand das Haus nicht mehr. Der Sturm, durch das neue Gebäude gebrochen, hatte es indeſſen ſo glücklich von zwei Seiten gefaßt, daß es in ſich zuſammen geſtürzt war. Die Nachbarhäuſer hatten wenig gelitten, nur ein Theil war auf die Straße vorn geſtürzt, und verſperrte den Fahrweg. Schon vor dem Morgengrauen hatte die Polizei Wachen und Arbeiter angeſtellt, den Schutt fortzuräumen, und die andrängenden Neugierigen abzuhalten. Letzteres war ihr jedoch nur zum Theil gelungen. Es fehlte nicht an müßigen Zuſchauern, welche ſich ihre Betrachtungen und Kritiken mittheilten.

Daß der Sturm, wie heftig auch — und es kamen allerdings betrübende Nachrichten vom Lande — ein Haus, größtentheils aus Stein erbaut, von Grund aus umſtürzen konnte, gab zu allerlei Bedenken Anlaß. Selbſt von den Hauptmauern ſtand nur ein Theil, und ſo durchlöchert bis an's Fundament, daß die Hand eines kräftigen Mannes ſie umreißen mochte. Die Klugen witterten Machinationen, man wußte nur nicht von wem und noch weniger gegen wen. Die Klügeren im Volke ſchüttelten bedenklich den Kopf, und jeder wußte es, und hatte es längſt gewußt, wenn er es auch nicht geſagt. Und wirklich, wer die kahlgefegten Schutthaufen anſah, mußte ſehn, daß es nicht mit rechten Dingen zugegangen war. Aller Staub und Müll war vom Sturme fortgeweht über Straßen und Dächer bis

in die entfernteſten Stadttheile. Die gebrochenen Balken und Sparren, die zerquetſchten Wände, die zerſplitterten Thüren und Fenſter, in ihrer Blöße durcheinander gewürfelt, und ohne den dunſtigen Schleier von Rauch, Staub, oder Unkraut, den jede vollendete Verwüſtung über ihr Werk ausbreitet, athmeten ein unheimliches Etwas, eine magiſche unſichtbare Hand, die hier im Spiele geweſen.

Umgekommen war Niemand. Das ergaben die vorläufigen Unterſuchungen; auch waren nur wenige Effecten zerſtört. Man hatte alles Tragbare in den letzten Tagen daraus entfernt. Nur die Leichname zweier alten Kater, ein grauer und ein ſchwarzer, fanden ſich im Schutt. Das Volk ſah darin die Geiſter der beiden Stifter der Firma Löwlein und Aderbeiß. Sie waren mit ihrem Hauſe erſchlagen. Ausgang und Erklärung waren natürlich, da nicht allein ihr Haus, ſondern auch ihre Firma untergegangen war.

Zwieſpältiger waren die Gebildeten. Wie man es vorauswiſſen können, daß das Haus einſtürzen werde, und gerade zu der Zeit, wo es wirklich einſtürzte, nachdem es hundert Jahre immerfort den Einſturz gedroht? Die Polizei-Commiſſare gingen mit veranügten Mienen umher. Die Polizei hatte es gewußt. Der Leineweber auch. Sein Publikum ſchien ſich noch vergrößert zu haben, dem er ganz andere Dinge vorpredigte, als den Sturz eines alten

Hauses. Dies sei nur der Vorläufer von größern Einstürzen. Seine Stirn glänzte, und seine Lippen flossen über von einem Selbstbewußtsein, welches in dem frommen Manne vordem nur in unbelauschten Augenblicken aufblitzte. Er hatte von vornehmen Gönnern einen Trostbrief erhalten wegen seiner unverschuldeten Verhaftung. Man hatte ihn an die Martyrer der alten Zeit erinnert, welche auch für ihren Glauben eingesperrt worden. In der Schustergasse wollte eine fromme Schwester heut Abend auf den neuen Propheten aufmerksam machen, den die ewige Gnade dieser sündhaften Stadt geschenkt. Auch Jeremias hatte den Untergang gepredigt, und die Juden achteten sein nicht.

Ein Mann mit gepudertem Haar hatte andere Ansichten. Wenn kein Bruder, schien er doch ein Geistesverwandter des nach Amerika gegangenen Architecten. Trotz seines grauen Scheitels ging er mit Thomas und den beiden Freunden desselben Arm in Arm, und belehrte sie mit verstohlenen Blicken, wie da Absichten und Intriguen zum Grunde lägen, wie das dumme Volk sich mit Wundern abspeisen lasse: „Ein festes Haus soll von selbst einstürzen, vom Winde! Albernheiten. Aber dahin ist es gekommen; so weit haben sie es schon gebracht. Die Leute glauben es. O sie werden uns noch mehr glauben machen. Je mehr wir glauben, um so mehr wird uns aufgebürdet. Aber vorsichtig und still meine

Herren! „Er ſprach von der Pariſer Höllenmaſchiene, wie die feinen Pariſer ſelbſt ſich einreden laſſen, es ſei ein Anſchlag gegen das Leben des Kaiſers. „Und nichts war es als ein Plan von Napoleon ſelbſt, um ein Paar alte Häuſer in die Luft zu ſprengen. Im Wege waren ſie ihm; die Eigenthümer forderten zu viel. Mit Höllenmaſchienen, läßt ſich's heut nicht mehr thun. So klug wurden wir auch. Alſo unterminirt man langſam, Schritt für Schritt, die Häuſer, und wartet auf einen friſchen Sturm. Der thut es dann für uns."

„Häuſer! Es wäre ja entſetzlich!" rief Thomas."

„Meinen Sie, daß es bei dem einen verbleiben wird! fuhr der kluge Mann fort, die jungen Leute in die Ecke ziehend. — Sehn Sie die ganze Reihe da. Die iſt den Herren oben im Wege. — Haben Sie nichts von dem großen Verſchönerungsplan gehört? Die halbe Stadt niedergeriſſen — Iſt wieder unterdrückt, heißt es. Verſtehn Sie wohl, es heißt. Die Beſitzer haben Zeter und Wehe geſchrieen, zu viel gefordert. Der Staat wird kein Narr ſein, und die vielen Millionen zahlen. — Aber man ſpeculirt, man wartet, o die Jeſuiten ſind feine Leute." —

„Jeſuiten!" ſagte Thomas erſchrocken.

„Wer anders! Das neue Haus hier, allein ihr Werk. Aber verrathen Sie mich nicht." —

Thomas erblaßte über ſo ungeheure Dinge: „Woher wiſſen Sie das?"

„Nichts weiß ich, ſagte raſch der alte Mann und hielt dem jungen den Mund zu, gar nichts. — Aber es wird fein geſponnen in der Welt, und der Mantel kann doch nicht grob genug ſein, den man über das feine Geſpinnſt hängt.“

Thomas meinte, ihm ſchiene das für die gegenwärtige, fortgeſchrittene Zeit doch eine allzugrobe Machination.

Der Freund ſah ſich vorſichtig nach allen Seiten um: „Alte Leute ſehen etwas ſchärfer. Aber ſehr recht, lieber Thomas, Sie kommen weiter, wenn Sie die Augen zudrücken. Sie ſind ein ſehr junger Mann, und werden noch Vieles glauben müſſen, wenn Sie mit der Welt fortwollen. Aber recht ſo, glauben Sie, ſo viel Sie können, und fangen Sie um deshalb früh an. Man kann nicht vorſichtig genug ſein.“

Der alte Mann hatte eine viel größere Reiſe vor ſich als nach Amerika. Und wir achten ſeine Vorſicht, indem wir ihn aus allem Conflict, wo er ſie einbüßen können, fortlaſſen; ob es doch vielleicht unſere Aufgabe geweſen wäre, ihn ſchon früher als jetzt auf dem Schutthaufen des Löwleinſchen Hauſes unſern Leſern vorzuführen. Aber wir ſahen uns genöthigt, ſchon einen unſerer Helden nach Amerika zu ſenden, weil er die Luft zwiſchen unſerm Schutt nicht vertrug; den alten Mann wollten wir an ſeiner größern Reiſe durch die kleine über den Ocean

nicht ſtören. Was wollte er in Amerika! Auch in Europa ſterben ſeine Brüder aus.

An einem andern Punkte auf den Schutthaufen ſehen wir den Doctor Strahlheim mit dem Engländer über denſelben Gegenſtand im Geſpräch.

„So viel ſteht feſt, ſagte der Britte, daß die Ahnung vorhanden, ja ausgeſprochen war. Selbſt der Termin war einigermaßen beſtimmt: man raunte ſich vom Heiligen Drei Königstag zu, daß bis da etwas Außerordentliches ſich ereignen würde. Selbſt der myſteriöſe Hausverkauf deutet darauf; und zwar auf ein noch viel früheres Vorausgefühl. Ob es nun jetzt zuletzt von dem Puritaner, oder der Polizei, oder von wem, ſonſt ausging, kurzum: das Vorgefühl war zum Bewußtſein geworden, zum klaren ausgeſprochenen Worte, und dies war dem Factum ſelbſt, das uns vor Augen liegt, vorausgegangen. Erweiſen läßt ſich das durch Zeugen und es fragt ſich nunmehr nur —"

„Woher man es wußte!" lächelte der Doctor.

„Der Fall ſteht nicht iſolirt da, fuhr der Britte in ſeiner Ruhe fort. Ich laſſe es dahin geſtellt, wie weit es mit dem zweiten Geſichte in gewiſſen Schottiſchen Familien ſeine Richtigkeit hat. Erwähnen aber nicht ſchon die Claſſiker dahin einſchlagende Vorfälle? Zum Beiſpiel, man wußte von der Schlacht bei Platää an demſelben Tage, wo ſie vorfiel, an der Aſiatiſchen Küſte, und umgekehrt hatte man in

Athen an demſelben Tage von der Seeſchlacht an der Joniſchen Küſte Nachricht. Selbſt eine Taubenpoſt hätte vier und zwanzig Stunden mehr Friſt bedurft. An telegraphiſche Zeichen, an Feuerſäulen und dergleichen war nicht zu denken. Eben durch daſſelbe Fluidum einer unbegreiflichen Mittheilung wußten unſere bengaliſchen Unterthanen im tiefſten, abgeſchloſſenen Indien von Napoleons Unglück und Sturz, und das um viele Monate früher, bevor die erſten ſchriftlichen Mittheilungen an unſere Behörden dort gelangen konnten. Woher die Nachricht, was war ihr Weg über Meere, ſchneebedeckte Gebirge Wüſten und Steppen, die keines Reitenden Fuß betritt, durch wilde Völkerſchaften, welche die Sprache der Politik nicht verſtehen, und denen Europäiſche Namen ſo fremd ſind als dem Caraiben Rembrands Kunſt? Selbſt die nähere und doch auch unbegreifliche Sehergabe des Matroſen auf St. Maurice, der die ankommenden Schiffe auf Weiten von acht Tagen voraus am Horizont wahrnahm, erkannte und endlich bei Namen nennen mochte, würde, wenn ſie aus dem Reich des Natürlichen ſich erklären ließe, hier keine Anwendung finden. Alſo wenn bereits im Alterthume, wenn in der großen Geſchichte Fälle eines Vorauswiſſens dargethan ſind —"

„So haben ſie das Recht, auch in unſerm Alltagsleben ſich zu ereignen, fiel Strahlheim ein. Wer

dieſe dunkeln Gefühle zu einer Wiſſenſchaft ausprägte, müßte enorm reich werden. Was ließe ſich an der Börſe verdienen, wenn man voraus wiſſen könnte, wenn ein Haus fallen wird.“

Maſter Horsfal proteſtirte gegen den Scherz. Er verdoppelte die Beiſpiele aus eigenen und den Erlebniſſen Anderer.

„Iſt es denn mein Spaß! ſagte Strahlheim ernſt. Nein, ich will den Unſinn glauben, ich glaube ihn; und erfinden Sie dafür ein ſtolzes, wiſſenſchaftliches Wort, je klingender, deſto beſſer. Es iſt richtig, unumſtößlich. Dieſe Thiermenſchen haben es voraus gerochen, geahnt, gewußt. Sie ſind im Vorzug, im Rechte gegen uns. Was folgt daraus? Meinthalben, daß unſere Vernunft und Wiſſenſchaft ſelbſt ein abgeſtandenes, ſchaales Mährchen wurde. Wenn ſich die Menſchheit eine Weile abquälte recht klug zu ſein, und endlich inne wird, daß dabei nichts raus kommt, erholt ſie ſich wieder in der Dummheit. Je klüger wir uns dachten, um ſo toller geht es dann her. Wenn wir den Geiſt auf die Spitze trieben, kehren wir zu den Geſpenſtern zurück. Das iſt nicht ironiſch geſprochen. Nein es iſt ſo. Ich glaube an all die ſtinkenden Geiſter mit Leichenathem. Nur immer mehr beſeſſene Weiber und grunzende Mönche; Sie ſind das Siegel auf unſere Vollkommenheit gedrückt. Eine Warnung umzukehren. Das Silber auf der Münze Aufklärung und Klugheit iſt ab.

Das rothe Kupfer kommt heraus. Wenn Münzen ihren Credit verlieren, handelt der Staat am gescheidteſten, der ſie außer Cours ſetzt, ſchnell, ehe ihm ein anderer zuvorkommt. Warum nicht wir auch.“

Der Britte ſprach von den glänzenden Erfindungen; in der Mechanik ſei eine neue Welt entdeckt. —

„Aber die Erfinder ſterben arm, ſagte Strahlheim. Wer profitiren will, nutze, was er vorfindet. Den Augenblick ergreifen, das iſt der Stein der Weiſen.“

Der Britte ſprach von der Rechtfertigung vor uns ſelbſt.

Ein bittres Lächeln ſchwebte über des Arztes Geſicht. „Halten Sie die für die gerechtfertigſten, welche bei ſich damit fertig ſind? Die Theologie iſt ja wohl anderer Meinung? Aber ich bin auch mit mir fertig. Lehrt Philoſophie und Erfahrung uns einen andern Satz, als daß nur der Recht hatte das Rechte zu wollen, der Mittel beſaß es auszuführen? Wäre Cäſar im Rubicon ertrunken, gäbe es keine Kaiſer und kein Kaiſerrecht. Wer von uns hat noch Lunge um über den Rubicon zu ſpringen? Wem helfen ſeine Schulträume von einer vollkommenen Welt? Man nährte ſie ſo lange man ſie brauchte. Jetzt ſperrt man ſie ein. Wer machte die Leute klug, weil er Klugheit predigte? Wozu haben wir den Verſtand, als um uns einzureden, was man von

Steigerung wie in den letzten dreißig Jahren fortführen, sei gar kein Ziel abzusehen. Die Patrioten sehen aus diesem Grunde das Schußwesen als ein Uebel, aber als ein bis jetzt unabwendbares, an. Die historische Folgerung mag ich nicht bestreiten; kann aber die Moralität für die Ewigkeit durch einen gehemmten Verkehr bewahrt werden? Der Uebergang aus dem patriarchalischen Naturzustande in den der feinen Cultur ist ja fast immer auch durch rohe Verderbtheit bezeichnet. Man muß hindurch, um weiter zu kommen.

Für den Reisenden aber gränzt die Einrichtung an Vollkommenheit. Nur ein Uebelstand, daß, wer mit eignem Wagen fährt, genöthigt ist, sich einen besondern Kutscher für die Reise zu miethen, indem man dem Schußbonden nicht gern die Lenkung einer Kutsche anvertraut. Sonst herrscht eine seltene Pünktlichkeit und Ordnung dafür, daß die Controlle so fern ist. Ein Standenschild hängt über dem Thore jedes Postgehöftes, auf dem mit großen Buchstaben die Stationen, wohin von hieraus durch Schuß befördert wird, und deren Entfernung verzeichnet stehen. Erst der Name des Gaards (Hofes), unwandel-

uns fordert. Ideen für die Zeit, wo Schwärmerei galt, weil man ſie brauchte! Heut iſt die höchſte Klugheit, Aug' und Ohr verſchließen gegen die eigne Ueberzeugung und aus der Lüge, die gilt, vor ſich ſelbſt eine Wahrheit fürs Haus zurechtflicken. Ich will nun an Geſpenſter glauben, mein Herr! Haben Sie etwas dagegen? Ich will mir Mühe geben an alles zu glauben, was man fordert von einem, der es zu etwas bringen will. An Prophezeihungen, an alte Weiberträume, an die Satanskrallen des Liberalismus, an das göttliche Junkerrecht; was ſie wünſchen, mir iſts egal. Und kann man im Schooß der Dummheit nicht ſo glücklich leben als in dem der Aufklärung?"

Die Zeiten könnten ſich wieder ändern, meinte der Britte.

„So ändern wir uns mit."

„Die flüchtigſte Zeit ehrt doch immer den feſten Character."

„Was ſteht denn feſt? Das Haus dort, oder Sie, oder ich? Die Erde ſelbſt, eine Kugel, dreht ſich in einem fort mit uns, wir merkens nur nicht, weil wir den Schwerpunkt fanden, der uns hält. Oder vielmehr: wir fanden ihn nicht. Wir wurden damit geboren. Oder fürchten Sie, daß Einer einmal von der Erde abfällt?"

„Wenn der Boden Dich los ließe, um in Dein Nichts zurückzukehren, brummte der Britte, nachdem

Strahlheim ihm den Rücken gekehrt, es wäre nicht der schlimmste Abfall."

Herr Joel faßte an der Ecke den Doctor. Er war außer Athem.

„Simon, Du hier? Weißt Du? Die Alte stirbt."

„Wirklich! sagte Strahlheim. Friede ihrer unsterblichen Seele!"

Herr Joel prallte zurück: „Simon — ich habe Dich gesucht — kann kaum sprechen. — Was, Du stehst noch — Umgekehrt! Der Leineweber ist bei ihr — er predigt — Jag ihn fort, Dein Glück ist gemacht, aber die Minuten sind gezählt."

„O Joel, was ist nicht gezählt! Auch die Haare auf Deinem und meinem Scheitel."

„Simon zum Spotten ist die Zeit vorbei."

„Sehr richtig! mein armer, irrender Freund. O es würde mich freuen, wenn auch in Deine Finsterniß der Hartherzigkeit und des Eigennutzes ein Strahl der Erkenntniß fiele. Willst Du vielleicht dem Wucher entsagen?"

„Verfluchter Junge, daß Dich! —"

„Ich will mein Ohr verbinden, daß es Deine Lästerungen nicht hört. Begehrst Du noch etwas von mir? Ich habe Eil." —

„Ob? — Fünf mal hundert tausend Thaler —"

„Würde ich mit Vergnügen hingeben, wenn ich Dich dadurch, meinen ältesten Freund, aus den Krallen der Sünde loskaufte."

„Junge, läßt ſie fahren? Willſt nicht werden reich?“

„Reich an Erkenntniß deſſen, was mir fehlt. O Joel, wenn ich den Reichthum meiner Mängel überſchlage, und wären Tugenden käuflich, und ich kaufte für fünf mal hundert tauſend Thaler, glaubſt Du, daß ich damit nur den fünften Theil dieſer Mängel zudeckte, ja nur den zehnten, den zwanzigſten, ach nicht den hundertſten.“

Die weite Straße war nicht das enge Zimmer im Eckthürmchen. Herr Joel konnte ſeinen Schuldner nicht an die Wand drücken. Auch konnte er ihm nicht den Weg vertreten. Denn eine Equipage rollte vorüber. Zwei elegante Damen nickten dem Arzte freundlich zu und die ältere befahl dem Kutſcher anzuhalten Die Schlagthür öffnete ſich und „der liebe Doctor“ war zum Einſteigen eingeladen.

Er hatte den Senſal umarmt, und indem er beide Arme ihm auf die Schulter legte, einen Kuß auf die Stirn gedrückt. Das Unerwartete dieſes Grußes mußte Herrn Joel aus der Faſſung bringen. Vielleicht hätte er ſonſt ſeinen Schuldner nicht ſo leichten Kaufes fortgelaſſen. Denn fünf mal hundert tauſend Thaler rollten ihm mit der Equipage fort. Den Hut in der Hand gaffte er dem Schauſpiel ſeiner verſchwindenden Hoffnung nach. Dann ſtülpte er ihn auf den Kopf und ſchlug, der ſanfte Mann, mit beiden Fäuſten drauf. Den Fluch,

den er aussprach, scheuen wir uns dem Papier anzuvertrauen:

„So soll doch" — Seine Stimme ging ins Weinerliche über: „Fünf mal hundert tausend Thaler um ein bischen plattirte Ehre! Und man soll vor den Menschen Respect haben!" —

„Der Mann war nicht unseres Glaubens," sagte die Geheimeräthin zum lieben Doctor.

„Was nicht ist, kann wohl noch werden," entgegnete er.

„Wirklich!" Die Augen der Geheimeräthin glänzten freundlich. „Mein lieber, lieber Doctor, welchen Lohn Sie sich dadurch erwürben! Es kommt jetzt wieder so selten vor. Unsere Freunde würden Ihnen den Dienst hoch anrechnen. Hat der liebe, unglückliche Mann Mittel?"

„Steinreich, gnädige Frau."

„Ach so wäre es ja ein doppelt verdienstliches Werk." Strahlheim senkte beschämt den Blick. Aber die Geheimeräthin ließ ihn nicht zum Leugnen kommen. „O gewiß haben Sie uns eine Ueberraschung aufgespart. Wie würde das meinem guten Mann den heutigen Tag doppelt versüßen!"

„Nicht zu rasch! meine gnädige Frau, fiel Strahlheim ein, diese Charactere wollen behandelt sein."

„Sie sprachen erstaunlich eifrig mit ihm," sagte Ottilie.

„Der gute Mann, wenn er auch noch auf den Abwegen des Irrthums wandelt, wirkt doch schon indirect für uns. Er hat ein Institut zur Besserung von Verschwendern und leichtsinnigen jungen Menschen gestiftet. Es ist wahrhaft herzerhebend, wie er so, selbst noch in der Blindheit umhertappend, doch, von einer höhern Hand geleitet, uns schon arme Verirrte zuführt."

„Rührend und erhebend! rief die Geheimeräthin. Daß es Ihnen nur besser gelingt als bei der alten Löwlein. Wenn ich denke, wie wir Ihnen da unrecht thaten, wie man Sie in der Stadt verkannte! Welche Absichten legte man nicht Ihren Besuchen unter. Sagen Sie, ist da gar keine Hoffnung?"

Der Arzt zuckte die Achseln: „Wenn es nicht der schlichten Einfalt des braven Webers gelingt!"

„Sie haben Recht, lieber Doctor. Bei solchen Frauen von diesem Stande gehören Sie nicht hin. Sind wir auch Alle vor Gott gleich, so darf man doch wohl nach den Graden der Erkenntnißstufe unterscheiden. Eins schickt sich nicht für Alle. Wem die ewige Gnade höhere Sendungen anvertraute, muß die ordinairen Leute geringeren Boten überlassen. Und ich kann Ihnen wohl sagen, Sie steigen bei unsern Freunden mit jedem Tage im Ansehn. Die Frau Baronin erkundigte sich wieder gestern — doch davon nachher," schloß sie mit einem bedeutungsvollen Lächeln.

„Wunderbar! ſprach Strahlheim nach einer Pauſe. Wodurch verdiene ich dieſes Glück! Wenn Sie wüßten, daß die Stadt doch nicht ſo ganz Unrecht hatte. — Wer weiß, wo ich ohne Sie jetzt wäre! Ich ſelbſt hätte mich nicht zurecht gefunden.“

„Wo wären wir Alle, ſagte die Gehejmeräthin, und wer findet ſich ſelbſt zurecht, ohne den, der keinen Sperling vom Dache fallen läßt. Wir wecken uns nicht, wenn wir ſchlafen; er ſendet den Erwecker. Aber es iſt auch mehr Freude über einen Verlornen, der wieder gefunden ward, als über neun und neunzig Gerechte, die ſich ſelbſt den Weg ſuchten.“

„Amen!“ ſprach Strahlheim, die mütterliche Hand an die Lippen drückend. Ottilie hielt das Tuch vor das Geſicht. Der Wagen hielt vor dem Hauſe des Jubilars.

Elftes Kapitel.

Der Leineweber war mit der Sterbenden nicht zufrieden. Er demonstrirte im Vorsaal den Leuten, warum er nicht zufrieden war.

„Ihr sagtet doch Meister, daß sie bußfertig war?"

„Bußfertig ja, Gevatterin. Aber wie kann sie sprechen: „„Er hat mir vergeben."" — Woher weißt Du dieses, Weib? sprach ich. „„Ich weiß es, sagte sie, dort stand er, und breitete die Hände über mich."" — Der Satan hat die Hände über Dich gebreitet, sagte ich."

„Hm, hm!" murmelte die Waschfrau.

„Und wie sie sich da entsetzte, Gevatterin, und gegen mich die Arme ausstreckte, als wäre ich's, und doch dabei so kläglich aussah, daß es ein Erbarmen war, da sah ich recht wie die Sünde noch in ihr glorirte, und hab es ihr gegeben, wie sie's verdient. Und glaubt Ihr, daß sie zerknirscht war? Sie sprach: „„Und ich weiß, er hat mir doch vergeben."" Das war ein Lächeln, worin der Beelzebub mit seinen sieben und dreißig Heerschaaren fest saß."

„Den kennt Ihr freilich genauer als wir, entgegnete die Waschfrau, und habt einen scharfen Blick. Aber ich meine doch, Meister, wenn Einer einen Schritt von Gott sieht, er sieht schärfer als Ihr. Denn Ihr sieht doch noch ein Paar Schritt weiter. Die arme Frau glaubt, er hat ihr vergeben, und Ihr könnt so hartherzig sein, und wollt ihr das arme bischen Glauben nehmen, was sie tröstet."

„Er hat ihr nicht vergeben, schrie der Weber. Das ist eben die rechte Blüthe der Hoffarth und Sünde, so Einer meinte vor sich selbst, er sei gerechtfertigt."

„Ei, Meister, klingts doch, als wärt Ihr ein Papst, oder Gott selber. Aber der, Gott verzeih mir die Sünde, würde nicht so schrein. Am wenigsten, wenn eine arme Seele im letzten Kampfe zittert, das kleine Flämmchen Buße, was aufzückt, wird's nicht dadurch erschüttert und erstickt! Die Frau war schlecht, Meister, ich kenne aber noch schlechtere Menschen. Die Alles verreden, denen der gelbe Neid in der Kehle sitzt, die keiner Seele was Gutes gönnen, nicht einmal einer armen sterbenden Frau das bischen Trost, das ihr der liebe Herr Gott geschickt. Oder habt Ihrs ihr gegeben, Meister? — Wer hat ihr denn was zu vergeben? Dem sie was angethan hat. Da ist mein armes Enkelkind, und ich für mein Enkelkind. Da ist ihre Tochter und ihre Dienstboten, o es sind viel Leute, und noch Einer im Himmel.

Wenn der ihr vergiebt, wenn die Alle ihr vergeben, wißt Ihr Meiſter, daß Ihr da nicht mitzureden habt. Wer hat Euch denn beſtellt und gerufen? Hat Euch der liebe Gott befohlen" —

„Er hat" —

„Euch geſagt, daß Ihr mit ihr beten ſollt, aber nicht das Samenkorn, das er fallen ließ auf den ſteinigen Boden, mit Euren groben Füßen zertreten. Und wißt Ihr, was er zu mir geſagt hat? Er hat mir geſagt, wenn Du einen findeſt, der mein Wort mißbraucht, und auf bußfertige Sünder mit Keulen los ſchlägt, die ich ihm nicht gab, ſondern die er ſich ſelbſt nahm, ſo ſchlage Du wieder auf ihn los. Und in den Fingern juckt's mich; merkt Ihr was, auf wen ich los gehen will, wenn er nicht bald davon geht. Denn zum Inſichgehen, dazu iſt er zu alt. Kein Wort mehr — nicht raiſonirt — Aus der Stube fort! Die arme Frau ſoll ſterben, wie Gott will und nicht wie Er will."

Einige, die aus den innern Zimmern kamen, unterbrachen den Auftritt. Nach der entſchloſſenen Miene, wie ſie auf den Weber zugegangen, zu urtheilen, hätte es zu Thätlichkeiten kommen mögen, wenn der Weber nicht den Rückzug angetreten hätte. Er war jetzt ein Mann, welcher an eine andere Behandlung gewöhnt war, und meinte den Staub von den Füßen zu ſchütteln ſei da Recht, wo man die Füße nicht küſſen wollte.

Draußen hörte er Leute das neue Haus bewundern. „Iſt denn das ein neues Haus? ſprach er. Die alten Menſchen, die alten Möbel und die alten Sünden ſind mit hinübergezogen. Der Menſch ſelbſt baut ſich kein neues Haus, wenn Gott es ihm nicht erbaut.“

„Aber womit baut Gott Häuſer! ſprach eine Stimme; es war Papa Muff. Steine läßt er nicht aus dem Himmel regnen, er läßt ſie in der Erde wachſen, und das Holz auch, und die Menſchenarme dazu, mein frommer Weber, die ſie ſpalten, tragen und fügen müſſen. Und die Riſſe dazu ſchneien auch nicht mit dem Mondſchein auf die Erde, ſind aufgegangene Saat ſeines Geiſtes, den er, ein kleines Fünklein, auf die Wiege fallen ließ, und er mußte wachſen mit dem Kinde, verſteht ſich unter ſeinem Seegen. Das Häuſerbauen ſelbſt überläßt er den Menſchen. Oder glaubt Ihr etwa an die Heiligengeſchichten? Glaubt, daß die Mutter Gottes im Traum den fertigen Riß aus den Wolken brachte, und den Koſtenanſchlag dazu? Ei, ei, frommer Leineweber, wie wollt Ihr ſolche katholiſche Vorſtellungen bei den Brüdern vertreten, als guter evangeliſcher Proteſtant!“

Der Leineweber hatte niemals zu Papa Muff eine Zuneigung empfunden; im Gegentheil hielt er, der ſich gern Allen aufdrängte, von dieſem ſich immer ſo fern es ging. Jetzt griff der Mann ihn an. War der Angreifer der Angriffe ſo ungewohnt, daß er in

bar wie in Norwegen nach dem ersten Besitzer benannt — — gård; herfra skiutsas till — — gård, 1$\frac{7}{7}$ m.; till — — gård $\frac{7}{7}$ m. Ueber das Postgeld selbst kann kein Streit sein; zum Nothfall liegt in jedem Hofe ein gedrucktes Reglement des Landshöfdings bereit. Außerdem muß in jedem Gästegivergaard der Schußschaffer (meist Holtkarl, Haltkerl, genannt) bereit stehen, auf den bloßen Wink den Reisenden zu bedienen, wofür er nichts fordern darf. Auf gewissen Touren finden sich Halte-Pferde; wo keine sind, muß man freilich oft stundenlang warten, ehe der Schußpflichtige aus stundenweiter Entfernung herbeigeholt worden; dem hilft man aber ab durch Voraussendung des Vorboten. Läßt man durch Vorbotzettel bestellte Pferde über eine Stunde warten, zahlt man für jede darauf folgende das halbe Meilengeld. Nach vier Stunden Warten kann der Bauer wieder nach Hause reiten. Das für unsere Verhältnisse Ungewöhnliche ist übrigens die bona fides, die hier vorausgesetzt wird; denn es braucht nur einige überkritzelte Papierzettel und irgend einen Namen darunter, um von Ystadt bis an die Lapp-

Verwirrung gerieth, und ſeinen reinen lutheriſchen Glauben ängſtlich betheuern zu müſſen glaubte!

Der Alte ließ nicht von ihm ab, ja ſchien ſeinen Muthwillen daran zu kühlen, wie er ihn in die Enge trieb.

„Das Haus iſt freilich nicht abſolut neu. Nicht die Steine, Menſchen und Möbel allein; iſt auch noch manches drin herüberkommen aus alten Häuſern, was Ihr nicht ſeht. Dann gefällt Euch aber das Haus auch wohl nicht, was der Martin Luther baute? Ein neues ſchönes Haus, aber der fromme Doctor nahm darin, ſo hörte ich, alle Bauſteine auf, die noch gut waren und geſund, aus dem Hauſe, das vor ihm ſtand. So, ſagen ſie, machten's alle Baumeiſter ehedem und machen es noch, und werden es ewig ſo machen — ſagen die Gelehrten. Ihr ſeid kein Gelehrter; alſo müßt Ihr's beſſer wiſſen. In einem guten, neuen Hauſe ſoll man die Bauart aller Häuſer von ſonſt ſtudiren können. Aber Ihr ſtudirt nicht; darum müßt Ihrs beſſer wiſſen. Ja ſie wollen wiſſen, es könnte gar kein neues Haus gebaut werden, wenn nicht Häuſer vordem waren, aus denen man die Linien und Verhältniſſe borgt. Aber was hilft alles Wiſſen, mein frommer Weber? Seelig ſind, die da nichts wiſſen, wie Ihr.“

„Es bauet Jeglicher ſein Haus, nicht wie er es verſtehet, ſondern wie der ihm geſagt: Baue!“

„Sehr richtig!“

„Das erſte Haus und das letzte Haus bauet Jeglichem der Schreiner.“

„Meine aber, in meiner Dummheit, mein lieber Weber, es gäbe auch ſolche, die ſich ihr letztes Haus ſelbſt bauen. Und die bauen am ſicherſten, wenn ſie an den Bauſteinen ihr ganzes Leben durch ſammelten, und den Sonnenſchein, den ihnen Gott ſandte, zum Trocknen, den Regen zum Waſſer brauchten, und Alles nutzten, und beilegten, was von Himmel und Erde kam. Und beſſer bauen ſie als die in der Schuſtergaſſe, wo man vor dem Dunſt die liebe reine Himmelsluft nicht athmet. Die Sonne ſelbſt, wenn ſie in die finſtre enge Gaſſe dringt, brütet gar üble Gerüche da. Aber Ihr müßt's beſſer wiſſen: Ihr baut Euch ja ein hübſches Häuschen dort!“

„Hebe Dich weg, Satan!“ rief der Weber.

„Bin ich ſchon zu alt und zu gottlos, um bekehrt zu werden? Ei verſucht's doch, frommer Meiſter, daß ich nicht als arger Sünder aus der Welt gehe. — Hört Ihr die Glocken klingen vom alten Dom? Sie feiern dort die heiligen drei Könige. Die kamen froh an, und folgten dem freudigen Stern; nicht mit Kopfhängen und nicht mit Seufzen, ſie kamen mit Myrrhen, Gold und Edelgeſtein. Die Oſterglocken läuten wohl recht traurig? Wir ſollten uns in Sack und Aſche ſtecken. Nein Meiſter: „„Er iſt erſtanden!““ dröhnt's durch die Frühlingslüfte. Es freut ſich Alles der Wiedergeburt. Aber wenn

die Pfingſtblumen aufſchießen, Wieſe und Wald Wohldüfte rauchen, die Vögel zwitſchern Gottes Lob, der heilige Geiſt in tauſend Sprachen rauſcht durch Felder und Wälder, dann ſollen wir uns in die Keller verſchließen, und rufen: Buße! Buße! Oder was meint Ihr zu den Weihnachtsglocken? Da ſollen wir den Kindlein die Ruthe geben, weil ſie ſpringen und Hände klatſchen, daß der heilige Chriſt kommt mit Nüſſen und Aepfeln. Nicht wahr: das iſt der rechte Gipfelpunkt der Sünde, daß ſie vorauswiſſen, nun wird ihnen beſcheert! — Solch ein Ketzer bin ich, Meiſter: Alle unſere Feſte, mein' ich, ſind frohe Feſte, Geburt und Wiedergeburt, neues Jahr und Auferſtehung, und die Blumen und die Glocken und die Lüfte und die alten heiligen Worte ſingen und predigen uns, wir ſollen froh ſein. In die Schuſtergaſſe gelaufen, ſchnell, ſchnell, Meiſter, daß ein Ketzerrichter mich abholt. Ich könnte ſonſt Euch ſelbſt ſo verketzern, daß ſie mit Steinen auf Euch werfen."

Der Alte mußte in ſeinen Gebärden ſich nicht gemäßigt haben. Die Umſtehenden wurden auf ihn aufmerkſam. Der Weber war in den Schranken des Anſtandes geblieben. Sie mißbilligten den Eifer des alten Mannes gegen einen ſchlichten Bürger, der doch nichts gethan, als daß er ſeine Meinung geſagt. „Und er will Steine auf ihn werfen! Die Jungen aufhetzen gegen den rechtſchaffenen Mann. — Pfui!" —

Der Leineweber hatte ſeinen aufmerkſamen Kreis

um sich: als er bewies, daß derer, die Steine auf die Heiligen werfen wollen, immer mehr werden. „Es soll Jedermann bei uns die Freiheit haben, er kann denken was er will," sagte ein rechtschaffener Bürger.

„Wirklich! rief Papa Muff. So Ihr fürsichtigen Bürger das für nöthig achtet zum Leben, schnell nehmt den Weber und schließt ihn fest in einen Glasschrank. Denn seht Ihr nicht, daß sein Athem Feuer bläst! Bei Südwest könnte er Eure alte Stadt anzünden, und Ihr wüßtet nicht wie. Die Glocken könnten schmelzen, die Thürme einfallen, die Paläste bersten und versinken. Die Theater, die, meint Ihr, können brennen! Aber auch Deine Werkstatt, Du Goldschmied, Du Lackirer dort? Wenn es brennt, ich sage Euch, die Flamme geht in gradem Striche, wie der Wind bläst, eine Hütte in dieser Stunde, in der nächsten ein Königsschloß. Und der Mann, der ein unschuldiger Leinenweber vor Euch steht und zittert, die Hände auf der Brust, eh Ihr's Euch versetzt, schnellt er zum Riesen Goliath auf, und der Wind, der das alte Haus umwarf, ist gegen seinen Athem ein sanftes Fächeln der Abendluft. Nicht alte Häuser, — Dome, Paläste, Städte, Königreiche wird er umstürzen. Darum streichelt ihn, und haltet ihn warm, und duldets nicht, daß ein alter Mann, wie ich, ihm widerspricht."

Die Meisten sagten, der alte Mann ist verrückt. Einige aber meinten, man müsse Nachsicht mit ihm

haben, denn er meine es ehrlich. Er verſtände nur nicht die Sprache, die hier zu Lande geſprochen wird, weil er ſich ſo lange in der wüſten Fremde, bei Türken und Indiern umgetrieben.

Ein Zug militairiſcher Muſikanten, welche zur Verlobung des Rittmeiſters die Straße herauf kamen, enthob den alten Mann der Mühe weiter den Leuten Rede zu ſtehen. Er ward vom Leineweber und ſeinem Anhange getrennt. Die Gaſſenjungen ſtürmten hinter der Muſik her. Papa Muff, an den ſteinernen Eckpfeiler des alten Hauſes gelehnt, ſah, von der jubelnden Menge unbeachtet, dem Schauſpiele zu. Die Muſik war ſehr rauſchend. Der Rittmeiſter mit ſeiner ſchönen Braut am Fenſter, warf den Leuten Geldſtücke zu. Die Mützen und Hüte flogen in die Lüfte. Das Geſchrei übertobte noch die Muſik.

Papa Muff ſtrich mit dem Aermel über die Augen: „Und drinnen liegt eine Sterbende," murmelte er. Wie ſich ſelbſt corrigirend ſetzte er aber gleich hinzu: „Aber ſie thun recht. Tod und Hochzeit müſſen ſich begegnen. Die Freude hat nicht Zeit zu warten, bis der Schmerz ausgeweint hat. Und wenn an dem Tage, wo Einer ſtirbt, keiner heirathen dürfte, ſtürbe ja die alte Erde aus."

Maſter Horsfal, der ſich durch das Gedränge jetzt durcharbeitete, bemerkte den Lauſcher. Er reichte ihm die Hand.

Die Stirn des Britten war hell: „Iſt das My-

ſterium nun zu Ende, in das ich unerwartet einen Blick warf?"

Der Alte ſenkte ſeine Augen, und wies auf den Schutthaufen. „Das alte Haus hat abgeſchloſſen. Haben Sie noch etwas zu fordern?"

Ein ſtilles Lächeln zuckte über Papa Muſſs runzelvolles Geſicht, ein Lächeln ſo heimlich und innerlich, wie es nur ſelten kam. Aber wer es bemerkte, glaubte einen tiefen Blick in die Seele des Alten zu werfen. „Alſo Sie ſind zufrieden?"

„Ganz zufrieden."

„Ein zufriedener Menſch iſt ein ſchönes Schauſpiel. Wie viel war es doch mit den Zinſen? Faſt dreihundert Pfund nicht wahr? Mit dreihundert Pfund einen glücklichen Menſchen erkauft! Glückliche Reiſe Maſter Horsfal."

„Ich danke. Sie etabliren doch wieder die alte, ehrenwerthe Firma? Mein Haus würde ſich freuen die vorigen Verbindungen mit Ihnen auf's Neue anzuknüpfen."

Papa Muſſ ſchüttelte den Kopf: „Der alte Credit iſt hin."

„Bei Ihren Mitteln, mein Herr!"

„Laß die Todten ruhen, reiſe und ſei froh, daß Du zufrieden biſt."

„So bleiben Sie hier und freuen ſich im Kreiſe der Ihrigen des ſpäten Seegens, den die Vorſehung über Sie ausſchüttete. Es ſoll mich freuen, bei mei-

nen Geſchäftsreiſen noch oft hier anzuſprechen, und Zeuge zu ſein Ihrer Wirkſamkeit.“

Papa Muff lächelte: „Ich werde auch nicht hier bleiben.“

„Wie! Und der Grund?“

„Ich verſtehe hier nicht mehr die Sprache der Leute, ſagten ſie. Und ſie haben Recht. Sie verſtehen auch meine nicht. Das kommt, wenn man ſo alt wird, und ſo weit reiſte.“

„Und doch beabſichtigen Sie noch eine Reiſe. Noch einmal nach Indien?“

„In ein Wunderland, wo die Sonne noch heller ſtrahlt, noch würziger duften die Stauden, und der Handelsmann, der es verſteht, Schätze findet, die Du in Delhi nicht ſuchteſt, und ſie kennen ſie nicht auf dem Markt von Benares.“

„Wenn Sie Creditbriefe und Empfehlungen bedürfen, commandiren Sie über unſer Haus. Vielleicht knüpfen Sie auch für uns angenehme Geſchäftsverbindungen an.“

Papa Muff lächelte: „Es ſollte mich freuen.“

„Auf Wiederſehen!“ Beide ſchüttelten die Hände.

Zwölftes Kapitel.

Die Blumen aus allen Gewächshäusern dufteten auf der Festtafel des Jubilars, und die Guirlanden an den Fenstern ließen kaum den rothen Wiederschein der Abendsonne ins Zimmer.

Es war schon Vieles vorgegangen, Rührendes und Erhebendes gesprochen worden. Die Geschenke der Behörden und Untergebenen lagen auf den Ecktischen, die geschliffenen Pokale prangten vor dem Ehrensitze, auf dem der Gefeierte thronte. Einige verglichen ihn mit einem geschmückten Opferlamm; so perlte seine Stirn von Angst, Anstrengung oder Erwartung.

Aber noch fehlte etwas. Erst nach einer langen peinlichen Pause rauschten die Thüren auf, und der Minister trat ein. Auf seiner Stirn spielte neben der Würde ein Wölkchen Unmuth. Die Lippen überflog ein leichtes spöttisches Lächeln, als er die Versammlung, die sich ehrerbietig erhoben, musterte. In raschen Worten überbrachte er ihm das höchste Gnadenzeichen des Serenissimus: die Versicherung

der fortdauernden Huld, den Dank für seine langen, ausgezeichneten Dienste, den Titel Excellenz und die Zusicherung seines vollen Gehaltes als Pension.

Der gewesene Geheimerath hielt sich zitternd an den Lehnstuhl, während das Wort: Excellenz! wie ein electrischer Funke durch die Anwesenden zückte. „Er ist Excellenz!" jede Lippe schlürfte den süßen Ton und hauchte ihn wieder von sich.

Nachdem er ihn feierlich in die Arme geschlossen, nachdem er das Glas erhoben auf das Wohlsein des Jubilars, und dem Staate gewünscht, daß er noch lange der Dienste des treusten seiner Diener sich erfreuen möge, und darauf die neuste Excellenz eine Dankrede zu stammeln versucht, entfernte sich der Minister, fast so schnell und rasch, als er schnell und rasch eingetreten war. Dringende Geschäfte untersagten zu seinem Bedauern ihm ein längeres Verweilen in einem Kreise, wo er sich so heimisch fühle.

Auf der Treppe sagte er, Athem schöpfend, zu dem lächelnden Assessor, an seiner Seite: „Wenigstens werden wir ihn übermorgen los."

Eine fast noch schwierigere Aufgabe, — angreifender war sie gewiß — war es für den Jubilar, die Glückwünsche der Gleichgültigen, die Rührung der Betheiligten zu ertragen. Wie die Gattin an seinem Halse, die Tochter an seiner Hand Thränen ausschütteten. Und die Vielen umher auch; und er

mußte auch weinen. Wie konnte er raſch genug losringen, die Hand, die Backe, um ſie dem nächſten Freunde, der nächſten Freundin zu reichen. Glaubte ſich doch Jeder der nächſte. „So ganz unerwartet!“ — „Solche Ueberraſchung für uns Alle.“ — „Und doch nur Verdientes.“

„Unſer lieber, lieber Doctor!“ Die Geheimeräthin zog ihn heran; ſie ſchalt, daß er aus Beſcheidenheit ſo lange gezögert. Er hatte verſucht die kurze Dankrede des Geheimerathes in ſeiner Schreibtafel zu notiren. Er bat um den Seegen des Patriarchen. Es war ſehr heiß, und als der Geheimerath die Hand erhob, fühlte Ottilie einen Schwindel. Sie ſank in Strahlheims Arm, der ſie ſanft auf den nächſten Stuhl ſetzte.

Die Stubenwärme, der Wein, die Aufregung der Gemüther, eigneten, um ſchlummernde Gefühle zu erwecken, und es fehlte nicht an freundlichen Geburtshelfern. Viele im Zimmer ſahen nicht, was mehr durch ſtummes Spiel der Blicke als durch deutliche Worte hier abgemacht wurde; deſto wirkungsreicher war dieſe verſtohlene Feier ſeeliger Hoffnungen für die, welche daran Theil nahmen.

Eine Dame, die wir noch nicht perſönlich kennen gelernt, ſchien dabei eine Hauptrolle zu ſpielen. „Dieſer edlen Frau, ſagte die Geheimeräthin, den Doctor ihr vorſtellend, verdanken wir nächſt Gott die unverdiente Freude dieſes Tages.“

ländische Gränze, wo die Schußeinrichtung noch nicht auf die Rennthiere übergeht, Pferde und Bauern in Bewegung zu setzen. Der Fall, daß jemand foppen wollte, oder eine Tour seitwärts einschlüge, scheint in Schweden außer der Berechnung zu liegen. Dasselbe Vertrauen übrigens von Seiten der Reisenden gegen die Bauern. Denn gewöhnlich schickt man das beschwerlichste Gepäck ohne Bescheinigung mit den Verboten voraus, und ist sicher, es nach Tagereisen am bestimmten Ort wieder zu finden. Sonst ist es gleich, ob man bei Tage oder bei Nacht ankommt. Auf das erste Pochen fährt der Holtkarl aus dem Bette und galoppirt fort. Selbst ein ganz der Sprache Unkundiger möchte es wagen, allein bei Nacht zu reisen, das Gefühl der Sicherheit und Ordnung sind seine Begleiter. Wir kommen zu Mittag oder um Mitternacht an und eilen ermüdet in die Wirthsstube, unbekümmert um unsere kaum verschlossenen Effecten auf dem Wagen; wenn man uns herausruft, können wir sicher sein, daß Stück für Stück sauber auf den neuen Wagen umgepackt ist, und dieses geschieht auf Höfen, die von Menschen wimmeln. Dafür wird keine

Die edle Frau wehrte mit bescheidener Würde den Dank ab: „Was unsere stillen Gebete dabei gethan, wer hätte Vermessenheit genug, das in Anrechnung zu bringen, wo sein unergründliches Walten so sichtbar im Spiele war. Ihm allein Lob und Ehre.“

Aus Ottiliens hübschen Augen perlten noch Thränen einer stillen Seeligkeit, und die Gattin redete in einem noch stilleren Zwiegespräch dem gedrückten Jubilare Muth ein. Er hatte ängstlich gefragt, ob er denn nun an jedem Abende in der Schustergasse zugegen sein müsse? „Unsere Freunde werden mit Deinem ernsten, guten Willen die Schwäche Deines Alters entschuldigen, hatte sie ihn getröstet, und Du wirst Deine Gebete mit den unsern vereinigen. Es kommt ja nicht auf Ort und Stunde an, wo wir die Hände zu ihm erheben, vielmehr auf den Geist, der in uns lebendig ist.“

Während dessen hatte sich die Dame mit Strahlheim in eine Fensternische zurückgezogen und beide waren in einem eifrigen Gespräche begriffen.

Die Baronin war eine Frau von ungefähr vierzig Jahren. Aber ihre blitzenden Kohlenaugen konnten noch immer auch viel jüngere Herzen entzünden. Und mit den Augen im Bündniß war ihre wohlerhaltene, anmuthige Gestalt, die, dem Anscheine nach, sehr einfache und doch äußerst sorgfältige Toilette, ihre zierlichen Bewegungen und die feine Weltsitte,

welche durch den Demuthſchleier, der über ihre Erſcheinung ausgebreitet war, glänzend vorſtrahlte.

Sie hatte mit ſchweigendem Lächeln dem Arzte zugehört, wie er die Verdienſte des Jubilars pries. Die rothrothe Schminke, welche Madame Löwlein beſtach, war hier nicht angebracht: „Wenn wir uns ſatt geſehen und bewundert an ſogenannten tiefen und bedeutenden Characteren, ſchloß Strahlheim, wie erquickt dann Herz und Seele ein ſolcher, der in ſeiner harmloſen Gemüthlichkeit keine Anſprüche macht. Auf mich wirkt grade die patriarchaliſche Ruhe des alten Mannes. In dieſem An ſich kommen laſſen, wie es die Welt nennt, liegt für mich etwas Beſchwichtigendes und Erhebendes zugleich.“

Ein ſcharfer Blick der Baronin hieß ihn in ſeinen Lobeserhebungen enden: „Was wir am alten Geheimerath haben, wiſſen wir. Sie aber kennen wir noch nicht. Was gewinnen wir in Ihnen?“

Strahlheim erröthete: „Gnädigſte Frau, ich gebe Ihnen zu, daß mein Lebenswandel, der hinter mir liegt, nicht frei iſt von böſem Scheine.“

„Was hinter uns liegt, kümmert uns nicht, ſagte die Baronin raſch. Aber was bürgt uns für den künftigen Wandel? Sie treten in eine ſehr würdige Familie. Ich intereſſire mich für die Tochter unſerer Freundin. Ich würde mich auch für ihren Gatten intereſſiren, wenn ich die Ueberzeugung hätte,

daß er dieſer Verbindung werth iſt, daß er wirklich in ſich ging, daß kein Rückfall zu beſorgen iſt.“

Strahlheim wollte ſein Verhältniß zur Löwlein'ſchen Familie erwähnen und entſchuldigen. Die Baronin ließ ihn nicht zu Worte kommen:

„Ich habe von Ihrer verſuchten Bekehrungsgeſchichte dort gehört, aber Sie erlauben mir, daß ich daran zweifle.“

Der tiefe Seufzer des Arztes mochte der Dame gefallen, ohne ſie zu befriedigen: „Die Geſchichte Ihrer Irrthümer mag erbaulich und intereſſant ſein. Aber als ein kluger Mann werden Sie nicht glauben, daß ſie uns neu iſt. Ihre Beichte, wenn wir auch Recht und Luſt hätten, ſie zu fordern, würde uns daher nur bekannte Verirrungen aufſchließen. Solche Beſchämungen ſind unnütz, daher zu vermeiden. Machen Sie es uns lieber glaubwürdig, daß es Ihnen mit dem neuen Menſchen Ernſt iſt.“

Strahlheim näherte ſich flüſternd der Gütigen: „Wenn der alte Rock abgetragen iſt, muß man doch einen neuen haben.“

Die Baronin ſchien faſt über die Kühnheit des Bekenntniſſes zu erſchrecken.

„Soll ich vor Ihnen lügen, Gnädigſte? Ich habe genug gelogen, und weiß, daß nichts dabei herauskommt. Verhilft alle unſere Klugheit uns zu einer beſſern Welt? Verhilft ſie jeden Einzelnen nur zu — etwas mehr als für ihn ohnedies in den Ster-

nen geſchrieben ſtand! Nun kommt dazu, daß die Tüchtigkeit courſirende Marktmünze wurde. Man kennt ſie überall. Sie wird dem Schlauſten zurückgegeben; und wenn er ſie zwei, drei Mal vergebens anbringen wollte, iſt es um ſeinen Credit geſchehen. Die Noth lehrt beten, ſagten unſere Vorfahren. Den tiefen Sinn dieſes Sprichworts kennen erſt wir. Die alte Zeit ſei abgelaufen, meinen unſere Jüngſten. Mit vollem Recht. Nur zeigen ſie uns die neue im Nebel einer Fata Morgana. Ich bin ein praktiſcher Menſch, und will Wirklichkeiten. Ihre Freunde haben dieſe unter Händen, meine gnädigſte Frau. Mein alter Rock wurde Plunder, ich bedarf abſolut einen neuen, um nicht zu frieren. Mit Dankbarkeit ergreife ich den mir gebotenen."

Die Baronin hatte, zu ihrem Schreck ſelbſt erröthend, die Augen ſinken laſſen: „Ihre Sprache ſollte mich erſchrecken. Unſere Freunde würden viel dagegen auszuſetzen haben."

„Ich bin ja auch noch ein Jünger und will lernen. Im Uebrigen hoffe ich ſo gewachſen zu ſein, daß ich keinem Kleide Schande mache. Sie ſehen Einen vor ſich, gnädigſte Frau, deſſen Seele in dieſem Augenblick Carte blanche iſt. Auf dieſe Tafel können Sie ohne Hinderniß Ihre beſten Grundſätze ſchreiben; und an der Tafel ſoll es nicht liegen, wenn man ſie nicht lieſt. Ich bringe Kenntniſſe, Erfahrungen mit, welche Ihren Freunden von Wichtigkeit

ſein müſſen. Oder ſollte denen der rohe Neuling willkommener ſein, der in tölpiſchem Fanatismus die Brocken Weisheit verſchlingt und unverdaut wieder von ſich giebt? Sollten die Klügeren unter Ihren Freunden nicht einſehen, daß durch unzeitigen, ungebildeten Eifer ſchon Vieles verdorben, manches halb Gewonnene wieder verſpielt ward? Sollten Sie nicht den Vortheil gewitzigter Adepten ſchätzen, welche die Welt kennen, um ſie zu überwinden? Ich ſchweige ganz von dem erbaulichen Exempel für die Menge, wenn Jemand, wie ich, fromm wird. Und ich will es."

Die Baronin hatte unruhig umhergeblickt, ob kein Lauſcherohr in der Nähe war. Ihre bewegten Finger ſchienen Luſt zu haben den kecken Redner mit dem Fächer auf den Mund zu ſchlagen. Ihre Blicke ſtraften ihn; aber es lag auch etwas Verſöhnliches darin.

„Sie Jeſuit! Sie verdienten — aber ich will Sie doch noch beſſern. Sie werden, Sie müſſen in ſich gehen."

Er verneigte ſich: „Unter einer ſolchen Lehrerin iſt Alles möglich."

„Ich glaube Sie zu verſtehen. Sie meinen es ernſt, und warum ſollten Sie es nicht ernſt meinen. Sie ſind ein kluger Mann. Aber ich bin nicht die Andern."

„Mit der Welt ſchloß ich ab, fiel Strahlheim

ein. Halfen mir meine Kenntniſſe zur Praxis? Meine Intriguen zum Ruf? Meine Gewandheit zu einer reichen Frau, die mir noth that? Selbſt jene Kaufmannswittwe durchſchaute mich, als ich, mit der Klugheit dieſer Welt dicht umhüllt, meine geheimen Intentionen vor ihr verborgen glaubte. Alſo iſt mir jetzt, recht in innerſter Seele, dieſe Klugheit verhaßt. Wie ſie mich aufs Eis geführt, wünſchte ich ſie ſelbſt zu Schanden zu machen. Scheint Ihnen das unwahr?"

„Aber die Motive, beſter Doctor! Beſinnen Sie ſich. Rancune aus Depit. Pfui! Wir ſind unter uns. Aber ich dürfte es vor keinem Andern ſagen."

„Die Einkleidung überlaſſe ich meiner Gönnerin. Es kommt doch nur auf das Herz an, oder auf den guten Zweck."

„Sie ſind ein Original. Mit denen nimmt es die ewige Barmherzigkeit vielleicht nicht ſo genau. Indeſſen wünſchte ich doch unſern Freunden etwas Glaubwürdiges mitzutheilen."

„Ein kleines Wunder vielleicht, eine Heiligenerſcheinung?"

„Ihr Verſtand wird Ihnen ſagen, wie die Wunder in unſerer Zeit auftreten. Aber Aufrichtigkeit und Ernſt! Wir ſpielen nicht Komödie."

Strahlheim hatte eine Weile die Augen ernſt zu Boden geſenkt: „Es iſt mir ſo ernſt zu Muthe wie nie in meinem Leben, wenn ich überdenke, wie

ich es zu nichts brachte, als ich mein Schiff durch contraire Winde nach dem Hafen lenkte. Da ließ ich es denn gehen, wie es wollte, die Winde fuhren hinein, und ich glaube jetzt in der Rhede zu ſein."

„Herrlich!" unterbrach die Baronin.

„Ich lag in den Klauen eines Wucherers. Meine Kräfte waren erſchöpft. Er pfändete mich aus. Am nächſten Morgen ſtand ich nackt da, wenn ich nicht von Mitternacht bis zum Hahnenſchrei drei tauſend Thaler ſchaffte. Auf der Welt war Niemand, bei dem ich einen Groſchen Credit hatte. Ich gab mich verloren. Da trat, noch in der Geiſterſtunde, Jemand zu mir, der noch weniger hatte als ich, denn er ging als Bankeruttirer mit einem Debet von hundert Tauſenden aus der Welt. Er drang mir, ohne meine Noth zu kennen, drei tauſend Thaler auf. Baar zahlte er ſie mir in die Hand. Ich war gerettet, und eine Stunde darauf ließ ſich der Commiſſionsrath, von dem Frau Baronin gehört haben, den Hals abſchneiden. Warum brachte er mir die drei tauſend Thaler? Um mich zu retten, oder dem Teufel zu verſchreiben? Das werden Frau Baronin am beſten wiſſen. Iſt das Wunder genug für Ihre Freunde?"

Die Baronin war gerührt: „Das iſt doch eine ſichtbare Fügung." —

„Die Hände in den Schooß zu legen, unterbrach er? Sein Schiff treiben zu laſſen im Meere,

wie es geht, Augen und Ohren verschließen, und die Hände nicht rühren, das wäre die beste Anweisung zum göttlichen Leben!"

Ein stummer Wink der Baronin zeigte auf die neue Excellenz: „Er hat sein Schiff nicht in den Hafen gelenkt."

„Aber ohne geschickte Piloten, die Augen, Ohren und Hände für ihn brauchten, wäre es untergegangen. Kostete es Frau Baronin keine Mühe, die Herren zu überzeugen, daß in jetziger Zeit ein Mann ohne Ideen ein excellenter Mann ist?"

„Wer harmlos durch das Lebensmeer steuert, lächelte die Baronin, ist überall willkommen."

„Man nimmt von ihm in jedem Hafen, was man braucht, und ladet ihm dafür auf, was man nicht braucht, sagte Strahlheim. Aber es giebt zu Zeiten auch Küsten, wo man Corsaren und Schmugglern gern die Häfen öffnet. Zur Masse Stoff, aber wer die Masse rührt, muß doch die Hände brauchen. Ich schmeichle mir, Gnädigste, Sie haben ein nützliches Glied Ihrem Freundeskreise angeworben."

„Wir wollen es versuchen — mein Herr Medicinalrath!" Sie lächelte schlau. In tiefer, ehrerbietiger Verbeugung küßte er die ihm gebotene Hand.

Dreizehntes Kapitel.

Auf dem Altan ſtanden ſchweigend Werner und Cäcilie. Jenſeit der bewaldeten Hügel ging die Sonne unter. Die weite Schneelandſchaft überfärbte der rothe Schein; er funkelte noch auf den Ringen auf beider Händen, die verſchlungen in einander ruhten. Der Himmel war heiter. Aber die Dämmerung kam mit ſchnellen Schritten. Die Vesperglocken der katholiſchen Kirchen läuteten aus der Altſtadt.

Es giebt ernſthafte Unterhaltungen, wo die Gedanken vom Einen zum Andern überſtrömen, und in wenigen Augenblicken rücken ſich die Seelen um Jahre näher, ohne daß Worte geſprochen werden. Eine ſolche Unterhaltung, deren ſeeliges Reſultat auf beider Stirnen geſchrieben ſtand, ward jetzt durch den alten Medicinalrath unterbrochen. Er hatte die Kranke verlaſſen, und Cäcilie drängte ihn um Auskunft über ihren Zuſtand. Sie wollte Gewißheit, ſei es auch die ſchlimmſte.

„Was hilft die Ihnen, ſagte der Arzt. Das drängt jetzt, und Alles will Alles wiſſen. Wüßte

Jeder nur das, was ihm paſſiren wird, hielte es kein Menſch im Leben aus. Die gütige Vorſehung gab uns ein kurzes Geſicht; und für die Frauenzimmer taugen die Brillen am wenigſten."

Cäcilie meinte, es ſchicke ſich doch für eine Tochter, den Zuſtand ihrer Mutter genau zu wiſſen.

„Das klingt nach Wahrheit, iſt aber keine, entgegnete der Arzt. Wenn ich Ihnen ſage: Sie wird über eine Stunde ſterben, was hilft Ihnen das? Gar nichts. Sie quälen ſich eine Stunde lang ohne Noth. Oder hilft es der Kranken? Sie ſieht verweinte Augen, und Unruhe um ſich her. Oder haben Sie etwas zu beſtellen, noch ein Teſtament zu beſorgen?"

Werner ſchloß unwillig Cäcilien in ſeine Arme, als wollte er ſie ſchützen gegen die Rauhheit des alten Arztes. Er verſicherte, daß alle irdiſchen Angelegenheiten in der Morgenſtunde zur gegenſeitigen Zufriedenheit abgemacht ſeien.

„Nun denn überlaſſen wir die alte Frau ihrer Natur, und dem, der über der Natur herrſcht, und ſein Sie zufrieden, daß Sie zufrieden ſein können."

„Aber ihre Phantaſieen" — ſagte Cäcilie.

„Sind freundlich, und ſie leidet nicht. Wollen Sie es ihr ausreden, daß ſie ihren ſeeligen Eheherrn leibhaftig geſehen hat? Woher wiſſen Sie, daß es nicht der Fall war? Und wenn, was haben Sie ein Recht, wenn es ihr ein Troſt iſt? Welchen Nutzen?

Bezahlung, kein Dank verlangt und ein geringes dem Holkarl geſchenktes Trinkgeld macht den Poſthalter über alle Maßen zufrieden. Der Schwede möchte es in Deutſchland nicht überall eben ſo finden.

Ohne die Einbildung hätte ſie nicht ſo haſtig Ihre Hände in einander gegeben.“

Aber wer wäſcht den Flecken einſt in der Erinnerung rein, daß unſer Glück auf eine Unwahrheit gebaut iſt!“

Der Medicinalrath ſtampfte mit dem Rohrſtock auf den Boden: „Hadern Sie mit Ihrem Schöpfer, daß Sie froh ſind! Denn was iſt Frohſinn anders, als eine Stimmung? Und die Stimmung iſt das Reſultat einer Sinnesaufregung. Und wo hat die ihre Wahrheit? Wenn die Sonne hell ſcheint, ärgern Sie ſich doch; es iſt eine Täuſchung. Jenſeits iſt Nacht. Wo iſt denn ein Glück, was nicht auf Täuſchung ruht? Zerklauben Sie, was Sie haben, um Nichts zu finden. Auf Ihren Knieen ſollten Sie dem Herrn im Himmel danken, daß er ſo viele Täuſchungen auf die Welt ſetzte, ſo viele bunte Kleider den Dingen umhing und Nebel und Dunſt ſchuf; denn unter den baaren, ſpitzen, nackten Wahrheiten hielte es Niemand, die Frauenzimmer aber am wenigſten, aus. Sterben müſſen wir Alle, ſterben wird die alte Frau auch. Freuen Sie ſich, wenn ſie in ihren roſenrothen Phantaſieen langſam verſchwebt. Denn wüßten Sie beſtimmt, daß und wann ſie ſterben wird, ſo müßten Sie ſelbſt in Schwarz ſich kleiden. Und das wäre doch das unpaſſendſte Habit zu einer Verlobung.“

Der Arzt war ſchon fort, raſch in ſeiner Art,

als er noch einmal umkehrte, und ihre Hand drückte. Seine Stimme klang nicht ohne Bewegung:

„Es freut mich, daß es so kam. Sie waren zu gut für den Windmacher. Hätte es nicht wie Neid auf den Burschen ausgesehen, ich würde seiner Zeit ein Wort drein gesprochen haben. Nun ist's besser, daß es so kam."

Cäcilie hatte die Freundeshand herzlich wieder gedrückt, und noch eine Frage an den Arzt gerichtet, die jetzt zu spät kam. Er schüttelte den Kopf.

„Daran ist der Charlatan unschuldig. Eure Phantasieen sind Eure schlechten Aerzte. Die schlechtesten unter uns curiren Euch nicht so übel als Eure Grillen. Die schöpfen noch immer, wo Alles schon ausgeschöpft ist. Woran stirbt die arme Frau? Am Grübeln über den Tod ihres Gatten. Sie grübelte so lange darüber, bis sie es selbst glaubte. Und Sie glauben nicht, was ein müßiger Mensch alles ergrübeln kann. Erst verquälte sie sich und Andern das Leben, weil sie dachte, daß sie ihn umgebracht, und nun vergällt sie sich den Tod mit Grübeln, daß er wieder auferstanden ist. Grübeln Sie nur zu, statt zuzugreifen, und das schöne Glück, was vor Ihnen liegt, zerfließt Ihnen unter den Händen. Hab' ich Recht? Nach Wundern geizen Sie. Und die Wunder sind da; aber Sie lassen sie rechts und links liegen."

Werner umfaßte die Geliebte, als der Arzt fort

war: „Traf mich der Vorwurf? Ich halte ja das Eine Schönſte ſo herrlich, wie kein Mährchen es ſchenkt, in meinen Armen. Es iſt eine Wirklichkeit; kein Traum, aus dem ich erwachen kann.“

Aengſtlich blickte ſie auf, und drückte den Finger ihm auf den Mund: „Still, mein theurer, lieber Freund! Wer wird denn die Geiſter herausfordern! Weben und ſchweben wir nicht Alle in einem großen Traume, der einſt aufhören wird! Er iſt ſo ſüß jetzt. Das nur wollen wir bitten, daß wir lange ſo fort träumen.“

„Und handeln, lächelte er, wie der Traum uns ſagt, daß es recht iſt.“

„Du biſt Dir wieder gegeben, ſprach ſie, gerettet Dir ſelbſt. O nicht wahr, die böſen Geiſter können nicht wiederkehren? Sie ſind überwunden. Das Gute hat ja geſiegt.“

Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn: „Hier, in dem kleinen Kreiſe, dem wir angehören. O wer nun die Kunſt uns lehrte, über dieſen Kreis nicht hinauszublicken, oder mit den Strahlen unſers Glükkes die andern dunklen Kreiſe zu färben, daß wir auch rings um uns die Gerechtigkeit und Gnade die uns beglückt, ſähen! O daß jeder glückliche Menſch eine Sonne wäre, die mit ihrer Wärme die ſtarren, verwundeten Körper umher wärmen und heilen könnte!“

„Und wäre das ganz unmöglich, mein Geliebter?

wenn wir ſo wüchſen in Weisheit, und die Seeligkeit ſo in uns aufginge und voll würde wie eine Sonne, daß das Licht in uns mächtiger wäre, als die Nacht um uns. Wer ſo voll Güte wäre, daß das Böſe auch nicht den kleinſten Raum in ihm hätte, müßte es da nicht von ihm ausſtrömen auf die Andern? Wenn es unmöglich, warum wäre uns dann aufgegeben: Ueberwinde das Böſe mit Gutem!"

Als ſie in den Corridor traten, ſpielten die kleinen Glasglocken in den Minarets. Lauter und heller, ein vollſtändiges Concert unſichtbarer Muſikanten. Darauf fielen Blaseinſtrumente ein; aber die feierlichen Weiſen gingen in luſtige, ja rauſchende Muſik über. Das Ständchen kam von der Straße. Gleichdarauf erhellten ſich die Räume des großen Flurs, und die Muſikanten ſtiegen in feſtlichem Zuge langſam die gewundene Treppe herauf. Ein ſchwarzgekleideter Mann, weiß gepudert und friſirt nach alter Art, hielt zierlich eine Papierrolle in ſeinen weißbehandſchuhten Händen. Er führte die Uebrigen, von denen jeder ebenfalls etwas in Kleidung oder Inſtrumenten an ſich trug, was nicht gewöhnlich war.

Der ſchwarze Mann war ein Notar; und er und ſein Gefolge vermuthlich zur Verlobung des Grafen und der jungen Wittwe gekommen. Als jener daher Wernern höflich fragte, wo der große Saal ſei, in welchem die Verlobung gefeiert werden

ſollte, wies er ihn nach unten, wo die Räthin wohne und auch ihr verlobter Bräutigam gegenwärtig ſei.

„Mit nichten, mein Herr, entgegnete der Notar. Wir haben eine andere Verlobung zu feiern, und ſind in die Wohnung der Frau Wittwe Martin beſchieden.“

Werner war nur im erſten Augenblick davon befremdet. Der ganze Aufzug trug allzuſehr den Stempel des unſichtbaren Urhebers, der hier bei Allem, was geſchah und was nicht geſchah, ſeine Hand im Spiele hatte. Doch verdroß es ihn, wenn der Sonderling ſeine Grillen auch in dem ehrbaren Familienkreis der alten Waſchfrau ſpuken ließe. Sollte es der ſtillen Marie gelten; und ſein Verdruß verdoppelte ſich.

Aber als die Flügelthüren zu dem großen Saale aufgingen, der größte im Hauſe, welchen die Launen des Unbekannten der alten Waſchfrau zum Quartier gegeben, fand man dieſe, ſo ſchien es, auf den Einzug vorbereitet. Sie ſaß mit den Ihrigen und mehreren Bekannten um einen runden Tiſch. Alle reinlich und wohl geputzt, nach ihrem Stande, und bei dem Spiele beſchäftigt, welches der heilige drei Königs Abend mit ſich bringt. Die Hirſe Schüſſel ſtand auf dem Tiſche, und die Bohne war gefunden.

Es war großer Jubel geweſen, als Frau Martin ſelbſt zur Königin erklärt war. Sie hub den

Löffel als Scepter in die Höhe und gebot Ruhe. Die Kleinen tobten und ließen die neue Majestät leben. Sie verlangten, Frau Martin solle sich einen König wählen. Die Waschfrau wollte aber nicht daran.

„Es hat auch Königinnen gegeben, die keinen Mann gehabt, und es ist doch gegangen. Euch Volk will ich schon regieren.“

Ihre Befehle, von der heitersten Laune eingegeben, mit treffendem Witz je nach den Verhältnissen und dem Character der Einzelnen, verfehlten nicht ihre Wirkung. Und wie sie auf untergelegten Polstern hoch da saß, einen Korb auf dem Kopfe, ein rothes Tuch als Mantel um die Schulter gehakt, auf den sie Streifchen Wolle gesteckt, um den Hermelin fertig zu machen, den Blechlöffel in der einen, einen großen Apfel in der andern Hand, sah es lustig aber auch so ehrwürdig aus, daß immerfort gelacht wurde, und doch sogleich ein tiefes Stillschweigen eintrat, wenn sie mit den Augenbrauen winkte.

Ein Jeder hatte sein Theil bekommen. Es traf; doch wenn die Andern ihn auslachten, mußte er mitlachen. Denn daß jeder lachen mußte, befahl die Königin, und mit so ernsthafter Miene, daß alle dem Befehl nachkamen, die ihr ins Gesicht sahen:

„So ist's das Beste, und müßte überall so sein, sagte die Waschfrau. Merk Er sich's, Studiosus

Anſelm, wenn Er einmal König ſein wird. So muß man befehlen, daß es ſich von ſelbſt thut. Denn ſo Ihr mich erſt fragen müßtet: Frau Königin warum ſoll ich lachen? dann wär es nichts mehr mit dem Lachen.“

Hänschen hatte Verweiſe erhalten und hübſche Verſprechungen dafür, wenn er artig werde; auch Chriſtoph, dem ſie verheißen, wenn er künftig hin ſo viel Lärm mache, werde man ihm eine Trommel um den Hals hängen, damit auch die Leute draußen ſeine Verdienſte merkten. Anſelm bekam ſeine beſondere Strafpredigt, denn er wäre noch immer nicht luſtig, wie er ſein ſollte.

„Majeſtät, ſagte er, das ſatte Pferd hat gut Genügſamkeit predigen!“

Wie blitzte da ihr Auge heller als der Widerſchein der großen Lampe an der Decke in dem Blechlöffel, den ſie hoch aufhob, und ſie richtetete ſich auf. Aber der Student fiel aufs Knie, grade wie ſie's befohlen.

„Einſperren ſollte ich ihn eigentlich laſſen, wo es dunkel iſt. Aber weils Heilig Drei König iſt, wo auch die blinden Heiden den Stern ſahen, ſoll Gnade ergehen für Recht. Wie lange wirds in ihm Dunkel bleiben, und ich dachte doch, ſie hätten ihm die Augen aufgeriſſen! Weiß Er, woran's liegt? Ihm ſind die Sterne zu klein. Weil Er den Mond nicht einſtecken kann, und die Sonne dazu, darum iſt Er

verdrießlich. Aber ich will keine verdrießliche Leute in meinem Reich.“

„Allergnädigste Majestät, sagte Anselm, beim Sternenlicht friert man. Darum meine ich, es sei wohl erlaubt, sich die Sonne zu wünschen. Nur wer warm sitzt, lacht.“

„Wem die Sterne zu gering sind, den sieht die Sonne auch nicht an. Versteht Er? Als er erst anfing zu lernen, da war sein Mund nicht groß genug um alle Weisheit von sich zu geben, und als sie ihm noch die Nase schnauben mußten, wollte er sich schon verlieben. Und als sie ihn hätten sollen, mit Respect zu sagen, über den Schemel legen, um Ihm eine Empfindung beizubringen, die Er versteht, da wollte er sich schon aus Empfindlichkeit den Hals abschneiden. Weiß Er, daß die kleinen Sterne, wenn man drauf zukommt, auch Sonnen sind?“

„Ja Majestät, sagte er, aber der Weg ist lang, und der Mensch hat sehr kurze Beine.“

„Darum möchte Er wohl fliegen?“

„Fliegen! jauchzten die Kleinen. Wir wollen auch fliegen.“

Die Königin gebrauchte ihre Scepterkelle gegen einige der Lustigsten in einer Art, daß ihre symbolische Antwort Allen verständlich war: „Die Fliegenklatsche! Die Fliegenklatsche!“ Sie duckten mit den Köpfen unter.

„Das fehlte noch, hub die Königin an. Ihr

Neſtküchelchen müßtet nur Alle mit Flügeln gleich auf die Welt kommen. Da brauchtet Ihr Eure Hände nicht zu rühren und nicht zu arbeiten. Das gefiele Euch, mir aber nicht. Baſta!“

Sie eiferte gegen die eitlen Wünſche. Aber in ihrem Eifer gerieth ſie in einen Ernſt, der es für die Verſammelten nicht mehr war. Es ging ihr wie dem Prediger, der die Thorheiten zu lebendig ausmalt, und ſtatt vor ihnen zurückzuſchrecken, fühlt er die Leute ſich gedrängt ſie zu verſuchen. Die Kleinen jubelten als ſie hörten, was man alles wünſchen könne, und der Alten riß die Geduld oder der Ernſt.

„Meinethalben, ſo wünſcht Euch jeder, was Ihr Luſt habt.“

Sie warf ihre Krone hin. Denn eine Königin, meinte ſie, dürfe den Wünſchen keine Audienz geben, wenn ihr die Macht abgeht ſie zu erfüllen. Vor den vielen, ausgelaſſenen Wünſchen, die zugleich vorplatzten, hörte kaum Einer den des andern.

„Alles in der Welt hat ſein Ende, aber mit den Wünſchen iſt es doch darum ein curioſes Ding, daß ſie nie aufhören, ſagte ein joviale Nachbar, deſſen Bekanntſchaft wir noch nicht machten. Man mag noch ſoviel gewünſcht haben, es findet ſich immer noch etwas dazu, was man haben möchte.“

Damit nicht zu unbeſcheiden gewünſcht würde, machte man aus, daß nur immer Einer für den An-

dern wünschen solle. Mancher hatte nicht Ursach zufrieden zu sein. Aber der Scepter der Königin ward wieder geschwungen, und das Ungebührliche in seine Gränzen zurückgewiesen. Sie ordnete und lenkte, wie von Obervormundschafts wegen, die Wünsche zur Vernunft; der Schalk sprach aber doch dabei mit.

Dem Studenten Anselm hatte sie viele verständige Dinge gewünscht, als gute Bücher, Aufmerksamkeit und Demuth, ein Stipendium und Frömmigkeit, und zum Schluß etwas ganz besonderes: „Wenn Ihm der Pelz gewaschen ist, so denke Er, der Pelz ist noch nicht die Haut. Und wem die braun und blau geschlagen, der kann noch immer lachen, wenn er Einen sieht, den sie geschunden haben. Aber ich wünsch Ihm noch was Besseres, so lieb habe ich ihn. Wenn Er Einen sieht, der das hat, was er sich wünscht, dann freue er sich. Kann Er das, so hat Er mehr als Er wünschen kann."

„Und was soll ich Dir wünschen?" sagte die Römann leise zu Marien.

Mariens Augen leuchteten und ihre Wangen wurden roth: „Habt Ihr mich nicht so lieb Großmutter als den Studenten? Ich freue mich ja von Herzen, wenn eine Andere bekommt, was ich — wünsche."

„Aber wer wünscht für Mutter Martin!" Die Wünsche überboten sich, ob doch Einige zweifelten daß es sich überhaupt schicke, für eine Königin zu

Fünftes Kapitel.

Sundsvall am Bothnischen Meere. Der erste Apfelbaum. Gustaf Wasa's Bauratstein. Geste. Der Elfkarlebyfall. Åbo's letztes Schicksal. Drei Monde. Dalecarlien. Das Volk. Eine Ballade.

Bei klarem Mondenschein erreichten wir am zweiten Tage nach der Abfahrt von Oestersund die kleine Hafenstadt Sundsvall am Bothnischen Meere. Ein sonderbares Gefühl, seit Drontheim, nach Herbergen der verschiedensten Art zum ersten Mal wieder in einem geräumigen wohleingerichteten Stadt-Hotel zu übernachten. Die Lage am Bothnischen Meere, — von dem wir übrigens auch am Morgen, hier, wie an den meisten Seestädten dieses Uferstriches nichts sahen, da die Felseninseln und Buchten die freie Aussicht abschneiden, — schien uns der Heimath nä-

wünſchen. Der Eine gönnte ihr einen Mann, der Andere ein Haus. Sie ſchüttelte zu Allem den Kopf: „Kinder, ich wüßte eigentlich gar nicht, was ich mir für meine Perſon wünſchen ſollte.“

„Topp! rief der Nachbar, das iſt die rechte Königin, die nur für ihre Unterthanen wünſcht. So wollen wir ihr wünſchen, daß Alles geſchieht, was ſie für uns gewünſcht hat. Iſt's ſo recht?“

Ein allgemeines Halloh verkündete die einſtimmige Annahme des Wunſches. Die Alte lachte, und die Thränen ſtanden ihr doch in den Augen. „Nun fehlte ihr nur noch ein Wünſchelrüthlein, damit ſie auf den Tiſch ſchlüge.“ — „Verſuch Sie's nur, Frau Königin,“ riefen Andere. Der Tumult ward arg, und ſie ſchlug heftig mit der Kelle auf, daß es ſtill werde. Da grade rauſchten die Thüren auf, und ein Zug von feſtlich geſchmückten Leuten kam mit Muſik und Lichtern herein. Sie marſchirten um die Wände des Saales und traten dann hinter die Stühle der Hochverwunderten. Darunter manches bekannte Geſicht. Was von Hausbewohnern drüben gewohnt und jetzt hier, Vornehm und Gering, drängte ſich herzu; auch von unten kamen die Verlobten, der Graf und die Wittwe und ihre Geſellſchaft, denn das Glockenſpiel und die vielen Lichter hatten die Neugier erregt. Auch ſah man von den Werkmeiſtern und Profeſſioniſten, welche beim Baue angeſtellt geweſen. Der ganze Saal ward voll und

sehr hell, denn die Leute aus dem Zuge zündeten, derweil sich Alles um die Tafel drängte, an den Wänden viele hundert Kerzen an. Und dieweil sie anzündeten, kamen noch Andere in den Saal mit verdeckten Körben und großen Schachteln; und die Erwartung ward immer größer, als nicht allein Fläschchen, Gläser, Torten und Bratenschüsseln zum Vorschein kamen, sondern auch viele schöne glänzende Sachen, nach denen manches Auge lüstern blickte.

Der Notarius hatte an der Tafel, der Waschfrau gegenüber, seinen Platz genommen, den man ihm ehrerbietig einräumte. Denn Alle sahen, daß er jetzt die Hauptperson in dem unerwarteten Schauspiele war, und die weiße Papierrolle, die er vor sich hinlegte, hatte wohl etwas von einem Zauberstab. Was Alles konnte sich daraus enthüllen! Jedes beschriebene Papier, worauf Jemand mit Amtsmiene pocht, erweckt immer vor Leuten, die nicht mit der Feder vertraut sind, eine unheimliche Scheu.

Vorerst erklärte nun der Notar, für wen und weshalb er hier sei. Nämlich im Namen des unbekannten Herrn und Erbauers dieses großen, neuen Hauses, welcher durch ihn, den erschienenen Notar, seinen Willen allen denen hierdurch mittheile, die beim Bau oder sonst wie dabei interessirt seien.

Eine seltsame Erörterung, weshalb er seinen Namen nicht genannt habe, und auch jetzt noch nicht nenne, womit das Instrument anhub, diente nicht

zur Befriedigung der Anwesenden. Höchstens spannte es noch mehr ihre Erwartung. Denn weder die Waschfrau, noch der Maurermeister, noch auch Marie und die schöne Wittwenbraut konnten begreifen, weshalb der Nabob in dem Namengeben eine Verschreibung an den Satan erblicke. Die Frauen wenigstens hatten immer gemeint, daß hübsche Namen eine hübsche Sache wären, oder gelernt, daß Namen nichts zur Sache thun. Im Instrumente dagegen hieß es, daß Namen der Anfang aller Mißverständnisse und die Molochsopfer des Götzendienstes seien. Einleuchtend klang es ihnen nur, als es weiter hieß: „Und gesetzt, ich hätte das Unglück und hieße Schulz, Becker, Hering, Müller, oder Lindemann, und Jedermann wüßte das, glaubt Ihr, meine werthen Anwesenden, daß mein Gebäude alsdann halb den Eindruck gemacht hätte, der in meiner Absicht lag! Denn Thoren sind mir die, welche schaffen zu können meinen, ohne zu wirken. Darum beliebte ich das Geheimniß. Wie hell es auch in der Gegenwart scheint, glaubt mir, das Geheimnißvolle ist noch ein Römischer Kitt. Noch Jahrhunderte wird er binden und halten."

Der Maurermeister murmelte etwas von Aberglauben zwischen den Zähnen. Mit dem Römischen Kitt sei es auch nicht weit her. Die Nachbarin der Waschfrau äußerte, am Ende sei's gar kein Christen-

mensch. Denn woher kämen Namen, als durch die Taufe!

Der Notar las weiter: „Da aber jeder Mensch einen Namen haben muß, wenn er Bürger und Besitzer werden, Steuern zahlen und vor Gericht erscheinen will, nahm auch ich einen an. Bei den Portugiesen und Holländern, in Jamaica und hiesorts heiße ich Konrad Muff. Dieser bin ich, der zu Euch Versammelten redet, und dieses ist mein Wille, den ich Euch eröffne."

Die Wirkung ist schwer zu schildern. Das allgemeine Schweigen nach dieser Erklärung ward zuerst durch die Kleinen unterbrochen, die jubelnd den verhängnißvollen Namen nachsprachen. Sie hatten schon früher ein Spiel gespielt: „Papa Muff ist da." Papa Muff ist da! gellte es, nicht angenehm, denen in die Ohren, welche ihn in diesem Augenblick gern hundert Meilen entfernt wünschten. Man sah sich verlegen um, man glaubte den kleinen Alten aus jeder Ecke auftauchen zu sehen. „Wer hätte das gedacht! sprach die Waschfrau. Dem zahlen wir Miethe, und ihm gehört das Haus!" — „Und er hats gebaut," stöhnte der Maurermeister und fuhr mit den Nägeln hinter die Ohren. „Daß man so was erleben muß," sagte der Rathszimmermann, und beider Blicke begegneten sich. „Sage mir nur Einer, wie der Mensch zu dem Gelde gekommen ist." — „Wie er's wieder los wurde, werden die Herren besser

wiſſen," ſagte ein Vorübergehender. Der Maurermeiſter vergaß den Schweiß von der Stirn zu trocknen, weil er zu heftig mit der Fauſt auf die Bruſt ſchlug, ſeine Ehrlichkeit zu betheuern. — „Verrathet Euch doch nicht. Es hat Euch ja noch Keiner angeklagt," flüſterte eine Stimme, und der Erſchreckte glaubte die des Gefürchteten zu hören. Aber die Furcht iſt erfinderiſch. Er war es nicht. „Das klingt doch wie ein tolles Mährchen," ſagte die hübſche Wittwe, und die Waſchfrau faltete die Hände. Sie hatte den Korb, den Mantel, und was an ihr Königthum erinnern konnte, ſchon in der Stille abgenommen und fortgethan.

Nicht auf Alle wirkte die Ueberraſchung erſchreckend. Cäcilie hatte ihr Haupt an Werners Bruſt gelehnt: „Er iſt es, flüſterte ſie. — Er lebt, lebt und kommt nicht zu ſeiner Tochter." — „War er nicht unſichtbar um Dich? entgegnete Werner. Er umſchwebte Dich, und Du ahnteſt ſeinen Hauch. Wär' er aufgetreten und hätte ſeine Rechte gefordert, wäre das beſſer geweſen! Seine Welt, in die er ſich rettete, iſt ein Mährchen. Die ſtillen Geiſter lieben nicht Hader und Geräuſch. Sie wirken unſichtbar."

Und doch klang es nach dem Folgenden, was der Notar aus dem Inſtrumente vortrug, als gehöre er nicht mehr zu den Lebenden. Wie ein Verſtorbener theilte er Vermächtniſſe aus; Ernſt und

Laune, wirkliche Dinge und Gedankenſpiele bunt durcheinander miſchend. Man hätte glauben können, er habe den Wunſch belauſcht, den die Geſellſchaft für die Waſchfrau vorhin ausſprach, indem er ſein Teſtament ſchrieb. Denn was er den Einzelnen vermachte, war ungefähr daſſelbe, was Frau Martin ihnen gewünſcht hatte. Keiner war übergangen, die Schwächen jedes, auch die ſich nicht bewußt waren, mit Papa Muff jemals geſprochen zu haben, waren bedacht und bisweilen durch perſiflirende Geſchenke und Ermahnungen geſtraft.

Aber die Abſicht war doch, er wollte Freude bereiten; und ſie fehlte nicht. Er dankte allen Hausgenoſſen für die Güte, die ſie gehabt, ſo ſchnell und bereitwillig ſein neues Haus zu beziehen. Einem erließ er dafür ein Quartal, dem andern einen ganzen Jahreszins an der Miethe. Dem Studenten Anſelm vermachte er ein Stipendium auf volle fünf Jahr und einen Schatz an alten Büchern, unter der Bedingung keine neuen zu ſchreiben und nicht klug zu ſprechen, auch Niemand belehren zu wollen, ſondern in den fünf Jahren nichts zu thun, als zu lernen. Der Leineweber, der aber nicht perſönlich zugegen, erhielt eine vollſtändige Biographie Knipperdollings und Jan's von Leyden, auch eine Anweiſung über das Prozeßverfahren der Spaniſchen Inquiſition und eine Beſchreibung verſchiedener Ketzerverfolgungen und Folterinſtrumente. Die hübſche

Wittwe erhielt zum Brautgeſchenk eine vollſtändige Ausgabe aller ſpeculativen Philoſophen und deren Bildniſſe, um ſich zum neuen Eheſtande vorzubereiten. Ihr langes Geſicht verzog ſich aber zu einem unbeſchreiblich freudigen Lächeln, als er ſie bat, als kleine Zugabe ein Brüſſeler Spitzenkleid, ein Negligé aus Indien und einen echten Caſhemirſhawl anzunehmen.

Den Bauhandwerkern dankte er im Allgemeinen für ihren Eifer und ihre Uneigennützigkeit, wodurch es ihm allein möglich geworden, ſo ſchnell und wohlfeil das Haus zu bauen. Dafür erhielten ſie Lithographien, welche die Portraits aller fortgejagten Conducteure vorſtellen ſollten. Auch deren Handſchriften. Ihnen ſchien an beiden wenig gelegen. Und noch weniger, als der Teſtator einem Jeden eine ſeparate Berechnung ſeines muthmaßlichen Profites anſtellte. Er danke ihnen, hieß es im Inſtrument, daß ſie ſich in voraus grade das genommen, was er ihnen nach Vollendung des Werkes zugedacht. Einem, dem alten Maurermeiſter, dankte er insbeſondere für ſeine treu redliche Geſchäftsführung; er habe es verſtanden die theoretiſchen Grillen von Ordnung und Gerechtigkeit in die Praxis des Lebens zu überſetzen. Dafür legirte er ihm die ſchöne Pflicht, zweihundert und fünfzig Thaler in die Gewerksarmencaſſe zu zahlen.

„Und nun fragt Ihr vielleicht, hieß es darauf, warum ich ein Haus, und grade ſolches und auf die

Art und Weise baute? Fragt Ihr denn, warum Einer eine Sammlung von Schmetterlingen, Steinen, Münzen anlegt, und dafür mehr thut, sorgt und ausgiebt, als vernünftig ist? O Ihr Freunde, sollte ich Euch auseinander setzen, warum es Raritäten geben muß in der Welt, und Solche, die sie sammeln, Ihr liest mir Alle davon, denn Ihr versteht es nicht; und ich habe Euch doch so lieb. Und Ihr sollt Alle beisammen bleiben diese Nacht und froh und guter Dinge sein und des todten Konrad Muff in Liebe gedenken. Der geht jetzt hin zu dem Einen, welcher alle Raritäten gesammelt hat seit Anbeginn und daraus eine bunte glänzende Kugel gemacht, die er seine Welt nennt. Und es darf kein Splitter und keine Scherbe daran fehlen, sonst ist es seine Welt nicht. Aus dem Kehricht sammelt er Diamanten, und Eure Perlen, auf die Ihr stolz seid, sind Glasscherben. Aber freut Euch doch an dem bunten Glase, und hört nicht auf meine Predigt."

„Gläser und Flaschen kreisten auch wirklich schon, und sogar zum Tanzen wurden Anstalten getroffen. Das Instrument war aber noch nicht zu Ende. — Daß Ordnung in seinem neuen Hause sei, bestellte er die Waschfrau, Frau Martin, bis an ihr Lebensende zur Verwalterin, mit großen Freiheiten. Reinlichkeit, Zucht und Arbeitsamkeit solle sie fördern, die Miethen nicht anstehn lassen, daraus Unordnung erwachse und den Säumigen kein Vortheil. Die

Neidiſchen und Nachreder ſolle ſie daraus entfernen und keine Frauen im Hauſe dulden, die mehr plauderten als ſie ſelbſt. Denn ſeine Zunge brauchen ſei gut; aber die Zunge dürfe nicht über die Lippen hinaus gehen.

Nun aber erregte es bei Vielen, nicht bei Allen, große Verwunderung, als er dieſes ſein Haus ſelbſt mit allen Nutzungen verſchenkte, und zwar dem, der es fertig gebaut. Baumeiſter Werner war der Glückliche, auf den Aller Augen gerichtet waren, indeß der Notar die Gründe der Schenkung ablas. Gründe, wie ſie Papa Muff geben konnte, ſpringende, blitzende. Für die Menge waren ſie nicht. Ihr war die Thatſache genug, und ehrfurchtsvoll gruppirte ſie ſich um den edlen, jungen Mann, in deſſen Haltung man jetzt den vornehmen Herrn erkannte. Manche hatten es voraus gewußt, daß ſein Eifer mehr bedeute als den bezahlten Dienſt, daß er für ſich ſelbſt baue. Andere wollten ſogar errathen haben, daß beide, wie das Inſtrument ſagte, alte Bekannte, daß Werners Vater ein naher Freund Konrad Muffs geweſen, daß dieſer mit einer aufgehäuften Summe, die er dem Vater verſchuldet, für den Sohn und durch denſelben das Haus gebaut. In einer Stunde, wie dieſe, ſchien Alles glaublich.

Und nur die eine, ſchon halb erfüllte Bedingung der Schenkung: daß Werner ſeine Hand reiche der einzigen hinterlaſſenen Tochter des ſeeligen Herz Ja-

cob Löwlein. Und dieſe Stunde ſolle ihr feierliches Verlöbniß ſein. Standen ſie nicht ſchon da, Hand in Hand, in dem Auge der ſchönen Braut die Thräne tiefer Erſchütterung, hoher Seeligkeit! Das ſchöne Geſicht des Bräutigams voll ſinnigen Ernſtes; auf ſeiner edlen Stirne Erinnerung und Zukunft.

„Herr Jacob Löwlein war mein Freund, hieß es in der Schrift. Mein nächſter Freund, ein armer irrender Menſch, voll großer Fehler. Er verließ, um ſeine Grillen, Frau, Kind und Vaterland. Und ich ſtellte ihm oft ſein Unrecht vor, und er fühlte es bitter; aber ſeine Grillen hatten immer Gründe für ſich. Der Vater im Himmel wird ihn richten oben, barmherzig vielleicht, wenn die Grillen von ihm kamen. Seine Tochter empfahl er mir, und ich übergebe ſie Dir. Schirme und ſchütze das arme Kind meines Freundes vor böſen Grillen. Die böſeſte in der Ehe iſt die, wenn die Frau ſich reicher dünkt als der Mann. Aber Du biſt ja reich."

„O wie zart und gütig er Alles bedacht, und für Alles ſorgte," flüſterte die Seelige an der Bruſt ihres Freundes.

Die Glückwünſche umrauſchten die Glücklichen. Stürmiſch drückte der Graf den Freund an ſeine Bruſt. Auch die Braut mußte einen Kuß ſich gefallen laſſen. Nur wer ſelbſt glücklich ſei, ſagte er, könne ein Glück ganz mitfühlen.

her zu bringen, wie hoch nördlich wir uns auch selbst für das eigentliche Schweden befanden. Wir verfolgten nun die größere Straße, welche südlich parallel mit dem Meere nach Gefle führt. Nördlich zieht sie sich in derselben Lage über Umeå, Piteå, Luleå nach dem äußersten Torneå. Die helle Herbstsonne bei klarem Himmel beleuchtete keine schöne Gegend. Das alte trockne Schweden, das wir im Göteborgslän gefunden, trat hier wieder hervor nach den duftigen grünen Bergschluchten des schönen Jämtelands. Kahle, nackte, graue Felsköpfe mitten hervorschießend aus Korn, jetzt Stoppelfeldern, so fleißig bereitet und geebnet, wie nur in der Mark. Dazwischen freilich, Hünengräbern ähnlich, überwachsene Steinklumpen, die man nicht bewältigen können. Die Wälder wurden sparsamer und beschränkten sich auf die unebenen Höhenstriche zwischen den Felskuppen. Auch das Geschlecht, wie ich schon bemerkt, konnte hier nicht ansprechen. Der Sonntag wirkte störend in die Heiterkeit der Reise. Auch mußte unsere eigene Reiseerscheinung schon etwas heruntergekommen sein, denn ein Bauer fragte uns einmal: ob wir reisende Schauspieler wären, welche hier nicht

Es war eine ſeltene Verlobung. Mehr als hundert Zeugen unterſchrieben die Verhandlung, welche nach der Anordnung des Inſtruments der Notar auf der Stelle aufnehmen mußte, während rings umher Gläſer klangen und froher Jubel in Licht und Tönen ſich Luft machte. — Zum Tanze kam es nicht. Die Waſchfrau fand, es ſei nicht anſtändig. Die Beſichtigung der herrlichen, glänzenden Geſchenke beſchwichtigte die Schönen für dieſen einen Mangel an einem Feſte, an dem ſonſt alles außerordentlich und vollkommen war.

Alle Thüren hatten ſich geöffnet, und eine bunte Illumination ſtrömte wunderbaren Glanz aus allen Zimmern und Corridoren. Es war ein Feenſchloß, wie die Mährchenphantaſie es ſich malt, auch um deswillen, weil die Hand unſichtbar blieb, die alle dieſe Flammen entzündet.

Werner war in ſein Zimmer getreten. Auch hier überraſchte ihn eine Erleuchtung eigener Art. Um den Riß ſeines großen Planes an der Wand brannten, wie um einen Geburtstagskuchen, viele Lichter. Darunter lag auf einem Tiſche ein großes verſiegeltes Schreiben. Er erbrach das Amtsſiegel. Es war eine Zuſchrift des Miniſters, der ihm gratulirte, daß ſein Durchbruchsplan, abermals von angeſehenen Gönnern in Anregung gebracht, die Zuſtimmung des Sereniſſimus erhalten habe. Wenn er nunmehr zur

Ausführung komme, woran nicht zu zweifeln, rechne die Behörde jedenfalls auf Mitwirkung und Leitung des gemalen Künstlers, welchem die Ehre der ersten Idee gebühre.

Cäciliens Augen perlten von Thränen der Freude, während ihr Geliebter mit wehmüthigem Lächeln das Schreiben auf den Tisch legte. „Und warum jetzt? — Ich wurde ein Anderer; mein Plan blieb derselbe."

Sie schalt ihn freundlich: „Willst Du mit den Wundern schon rechten und ihnen Gesetze vorschreiben! Ein Glück kommt ja nie allein."

Unaufhörlich hatten bis da die Glasglocken in den chinesischen Thürmchen und den arabischen Galerien geläutet; eine harmlose Musik, wie sie für einen Palast von Pagoden bewohnt sich eignete. Das Ohr hatte sich daran gewöhnt. Es war der sanfte Ausdruck der Freude, das Accompagnement der todten Steine schien es zur lebendigen Lust der Menschen. — In diesem Augenblicke schwiegen alle diese Glocken plötzlich, eine tiefe Stille trat wie unwillkürlich ein; man konnte den Luftzug durch die Arcaden streichen hören. Die Flammen, schien es, brannten düsterer und die Schatten waren länger.

Aengstlich blickte ihn Cäcilie an: „Wenn das etwas bedeutete" —

„Einen Schatten durch die helle Freude? sagte er, sanft sie umschlingend. Gehören nicht dunkele

Streifen in jedes lichte Gemälde, um es vollständig zu machen?“

Die Lichter verlöschten allmälig, die Gäste verloren sich. Von einer Bangigkeit gedrückt, über die sie sich keinen Grund wußte, trat Cäcilie hinaus auf den Altan. Der klare Himmel war fort. Aus dem dichten Grau, das ihn umkleidete, fiel in dicht gedrängten Flocken Schnee. Unwillkürlich senkten sich ihre Knie, und sie umfaßte eines der kalten Steinbilder, wie damals, als sie zwischen Leben und Tod schwebte. Bilder und Gedanken, auch wie damals, rauschten um sie. Nur rief sie nicht nach einem Retter, nach einem Vermittler zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit. Ihre Mutter war todt — war es ihr Vater auch? Sie bat ihn so dringend, so innig rührend, wenn er noch lebe, ihr noch einmal zu erscheinen, segnend seine Hände auf ihr Haupt zu legen. Ihre Gefühle waren Worte geworden, und ihr Wunsch war erfüllt.

Seine Hände lagen auf ihrem Scheitel. Eine sanfte zitternde Stimme sprach: „Mein Kind, ich segne Dich,“ und sein Mund hauchte einen Scheidekuß auf ihre Stirn.

Da hatten ihre Hände seine gefaßt: „O mein Vater, mein lieber, lieber Vater, warum willst Du fort?“

„Ich muß,“ antwortete es.

„Und nicht ſehen ſoll ich Dich? Nun iſt ja Alles vorüber. Du kannſt wiederkommen, der Du warſt, und unter den Deinen leben. Es wird ja hier Alles wieder gut.“

„Wird es, mein Kind! — Sie haben zu viel neue Götter jetzt, und ich kann keine Götzen anbeten. Bis die wieder zuſammen ſchwinden, und der Alte herrſcht, ich bin zu alt, um es abzuwarten. Lebe wohl“ —

„Wohin? Wohin, mein Vater?“

„Wo ſie noch den alten Gott anbeten.“

„O noch nicht. Werd' ich Dich wiederſehen?“

„Du wirſt.“

„Auf Wiederſehen!“ Beide ſprachen das Wort zugleich. Ein letzter Kuß hauchte auf die Stirn der Knieenden. Als ſie aufſtand, war er verſchwunden.

Die Gäſte alle waren fort. Es war tiefſtill in den weiten Räumen. Die Schaffnerin des Hauſes ging mit dem Schlüſſelbund umher, um die letzten Lichter zu löſchen. Da öffnete ſich die Thür, und ein Verſpäteter kam die Treppen herauf. Es war der Leineweber. War es Ruhm und Zuſpruch oder Wein, der ſeine Wangen geröthet und ſeine Tritte unſicher machte!

Sie ſtellte ſich ihm in den Weg: „Er hat ſich verirrt. In dem Haus iſt keine Wohnung für ihn.“

„Habe doch vernommen, daß uns Allen ein Quartier darin bereitet worden. Dem Hochmuth wie der Eitelkeit, dem Leichtſinn wie der Thorheit. Sollte allein kein Platz ſein" —

„Für die Neidiſchen und die ihre Nächſten verreden?"

„Liebet Eure Feinde, und thuet wohl denen, die Euch haſſen, das bete ich täglich und ſtündlich für meine irrenden Brüder."

Und wir thun es, oder verſuchen's, wie's der liebe Gott einem Jeden giebt. Brauchen aber keine, die's uns vorbeten und nicht thun. Brauchen keine, die den lieben Gott im Munde führen, Tag und Nacht, wenns regnet und wenns ſchneit, wenns paßt und wenns nicht paßt."

„Gott ſagt" —

„Du ſollſt meinen Namen nicht mißbrauchen. Verſtanden? Weiß Er, warum ich ihn nicht dulde? Weil Er den lieben Gott da trägt, wo er nicht hingehört. Auf der Zunge. Weiß Er, warum ich ihn jetzt raus invitire? Weil Er läſtert. Weiß Er, warum Er läſtert. Weil Er ein Verſchwender iſt. Weiß Er, warum Er ein Verſchwender iſt? Weil Er in die Thaler greift, wo ein Groſchen genug iſt. Wo Er bezahlen, wo Er arbeiten ſoll, da ſolls der liebe Gott für ihn thun. Er möchte ja den heiligen Namen auf's Brot ſchmieren, und ſich die Schuh mit verſohlen. Das ſoll Er nicht, das will ich nicht. Hier im Haus ſoll Reſpect blei-

ben vor dem, der Himmel und Erde ſchuf, ob er Ihn auch mit erſchaffen hat. Verſteht Er's, und ſteht noch da?"

„Frau Nachbarin, ich will doch ſehen" —

„Hat nichts zu ſehen. Marſch hinaus!"

„Werde auch gehen; habe ein beſſer Quartier, und will meinen Kopf nicht legen unter den Gottloſen. Aber fragen will ich zuvor" —

„Hat nichts zu fragen. Marſch!"

„Frau Nachbarin, Sie weiß nicht, mit wem Sie redet. Laß Sie ſich ſagen" —

„Nichts von ihm."

„Ich könnte wiederkommen und käme nicht allein. Wer macht denn neue Kleider mit alten Flicken."

„Marſch!"

„Weib! Es kommt eine Zeit, wo die Heiligen anders ſprechen werden mit den Kindern der Welt. Sanft klingt jetzt noch unſere Stimme wie das Säuſeln des Abendwindes, aber ſie wird brauſen wie ein Meeresſturm, und der Arm, der jetzt ſchwach iſt, wird ſtark werden" —

„Marſch!" rief ſie, und hatte ihm von Stufe zu Stufe hinuntergeleuchtet.

Als er auf dem Flur noch einmal die Arme erhob, und nicht ihre Weiſung merkte — ſie hatte den Thorweg geöffnet — ergriff ihn die ſtarke, alte Frau und warf ihn mit einem raſchen Schwunge zur Thür hinaus. Das Anathem auf ſeinen Lippen erſtarb,

als er ſich in dem tiefen, weichen Schnee gebettet fühlte. Er hatte Mühe ſich aufzurichten.

Sie ſchloß die Thüre zu und murmelte: „Alles, wie der liebe Gott will, und kein Haarbreit anders.“

Berlin, gedruckt bei Petsch.

Bericht über den Fortgang des Drucks der siebenten, verbesserten und vermehrten Ausgabe von

Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte,

herausgegeben von J. W. Loebell, mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel. 11 Theile groß Octav. Mit Königl. Wurtembergischem Privilegium gegen den Nachdruck und Nachdrucks-Verkauf.

Die so eben ausgegebene sechs und zwanzigste Lieferung des ersten, so wie die zwanzigste des zweiten Abdrucks der siebenten Auflage von Becker's Weltgeschichte, geben uns Veranlassung, Bericht und Rechenschaft von dem zu erstatten, was wir in Betreff dieses Unternehmens zu leisten uns verpflichtet und wirklich geleistet haben.

Zu Ende März des Jahres 1836 machten wir den Prospectus der gegenwärtigen Auflage mit dem Versprechen bekannt, monatlich einen halben Band des gedachten Werkes für ½ Thlr. an's Licht treten zu lassen. Demgemäß wurde am 30. April desselben Jahres die erste Lieferung ausgegeben, und jetzt ist am 30. Mai 1838 diesem Anfange in ununterbrochener Reihe die sechs und zwanzigste Lieferung, welche die zweite Hälfte des dreizehnten Bandes enthält, zur bestimmten Zeit gefolgt, so daß wir zu unserer Freude und Genugthuung in der Frist von fünf und zwanzig Monaten den Händen des Publikums noch mehr übergeben haben, als dasselbe nach der Ankündigung zu verlangen berechtigt war. Die große Gunst und die noch immer steigende Theilnahme, welche unser Unternehmen überall gefunden hat und fortwährend findet, hat uns angetrieben, nicht bloß in dem pünktlichen Fortschritte des Druckes, sondern auch in der Art und Weise der Ausführung das möglichst Beste in äußerer und innerer Beziehung für die neue Gestalt des Werkes zu erreichen, und wir haben es, der Erweiterung und Ver-

besserung des Inhalts zu Liebe, nicht gescheut, einzelne Hefte, wie z. B. das achtzehnte, zu dem Umfang ganzer Bände anwachsen zu lassen. So beträgt die Anzahl der in den bisher erschienenen dreizehn Bänden enthaltenen Bogen bereits dreihundert und funf und zwanzig, und wird, die nachstfolgenden zwei Hefte eingerechnet, die Totalsumme von dreihundert und sechzig bis siebzig erreichen. Da nun der Preis des ganzen Werks in gehefteten Lieferungen à ⅓ Thlr. für 28 dergleichen 9⅓ Thlr. beträgt, so werden für jeden einzelnen Bogen nur 9 Pf. bezahlt; eine Wohlfeilheit, welche bei so reinem, festem und weißem Papier, und so reichlichem Drucke schwerlich übertroffen werden möchte.

Der zweite Abdruck wurde nach dem äußerst schnellen Absatz der ersten ansehnlichen Auflage am 25. Oktober 1836 unter gleichen Bedingungen und Verbindlichkeiten wie der erste angekündigt, und wir haben, was die Ablieferung betrifft, hierbei mehr geleistet, als wir schuldig waren, indem während eines Zeitraumes von siebzehn Monaten zwanzig Lieferungen erschienen sind.

Ueber den Werth der gegenwärtigen Bearbeitung enthalten wir uns jedes Selbsturtheils, und bemerken nur, daß außer den zahlreichen Erweiterungen, Verbesserungen und Zusatzen, welche die Darstellungen aus der alten Geschichte und dem Mittelalter erfahren haben, der siebente achte und neunte Band, welche den Zeitabschnitt vom Jahre 1500 bis 1700 enthalten, nach einer neuen Eintheilung so vollständig umgearbeitet sind, daß sie das Urtheil der kundigsten Forscher auf keine Weise zu scheuen haben.

Von dem zweiten Abdrucke, so weit derselbe erschienen ist, sind Exemplare in allen Buchhandlungen zu haben oder zu bestellen.

Berlin, den 1. Juni 1838.

Duncker und Humblot.

im besten Rufe stehen mögen, denn eine Königliche Verordnung, angeschlagen in allen Schenkstuben dieses Seestriches, verordnet: daß Barenführern, reisenden Komödiantentruppen, Seiltänzern und dergleichen von Amtswegen nicht mehr, als sechs Postpferde verabfolgt werden dürften. Auch wurde es hier, wie an allen Küstenstrichen, wieder etwas theurer.

Von einer zweiten Seestadt berührten wir nur die Vorstädte. Doch schimmerten die rothen Häuser und Scheiben von Hudiksvall in der Abendröthe sehr anmuthig, und der erste Apfelbaum, den wir wieder in einem Chinesischen Bürgergarten prangen sahen, war doch ein Zeichen, daß ein befreundeter Süden sich näherte. An trefflichen kleinen Wirthshäusern, wie man sie bei uns nirgends auf dem Lande suchen darf, fehlte es auch auf dieser Straße nicht. Bei Kongsgaard, eine Ortsbenennung, die, wie man sieht, häufig vorkommt, steht ein Bautastein aus neuerer Zeit, von Gustaf III. errichtet, ein König, der es sich, trotz seiner Vorliebe für die Französisch philosophische Bildung, angelegen sein ließ, die Denkmale vaterländischer Vorzeit der Vergessenheit zu entreißen. Dieser Bautastein, sau-

Die

Hosen des Herrn von Bredow.

Veste distinguuntur non sultante, sicut Sarmatae ac Parthi, sed stricte et singulos artus exprimente.

Nicht im zerfetzten Gewande, wie Sarmaten und Parther, sondern in eng anschließender schmuckvoller Kleidung gefielen sich die Germanen.

Tacit. de mor. Germ.

Berlin, 1846.

W. Adolf und Comp.

Hans Jürgen und Hans Jochem.

Vaterländischer Roman in 2 Bänden

von

W. Alexis.

Erste Abtheilung

der

Hosen des Herrn von Bredow.

Dr. Martin Luther schrieb an Joachim II.: Es dürfte Euch nicht nur das reine Wort Gottes annehmen machen, sie doch die Prozessionen lassen, als Ihnen gehört und so Sie nicht genug hatten an den Prozessionstafeln, möchten churfürstliche Durchlaucht auch Heiligthümer mit Ohren zu melden gehen an die Stangen hängen.

Magister N. N. Schalk. Breviarium Hist.

His breeches were of rugged woollen
And had been at the siege of Bullen,
To all king Harry so well known,
Some writers held they were his own.

Sein Beinpaar von grobem Tuch
Wie man es Anno damals trug,
Auch trug, wenn die Sollerei wahr,
Ein alter König schon dies Paar.

Butler: Sir Hudibras.

Band I.

Berlin, 1846.

W. Adolf und Comp.

BIBLIOTECA
BUCAN

Bei Kreuznach, wo die Nahe ſich durch jähe Porphyrfelſen reißt, um ihre rothen Wellen mit dem Rheine zu miſchen, ſetzte ich an dieſen Roman die erſten Federſtriche, die letzten unter den majeſtätiſchen Buchenwäldern, deren Wurzeln die Oſtſee beſpült.

Und Erde und Luft, Natur und Geſchichte, Gegenwart und Erinnerung wirkten nichts als einen märkiſchen Roman! — Wie ſei es möglich in den lauen Düften, wo die Bäche aus dem blauen Donnersberge ſchwellen, wo die Pfalz von Segen träuft, unter Rebengelanden, wo die Mandelbäume auf den Bergen blühen und edle Kaſtanien bis zu ihren Wipfeln grünen, nach den kalten Seen der Kurmark die Phantaſie zurückdrängen, und dem durch Sand und Kiefernadeln mühſam rinnenden Elſenbach mit Vergnügen zu folgen! Noch mehr, wo jeder Stein, jeder Schritt von einer großen Geſchichte ſpricht, unter dem Fabelbaft an der

Felswand hangenden Rheingrafenſtein, unter Sickingens Ebernburg, in dem Thal, wo Hutten wandelte, oder auch da, wo die Brandung vom verſunkenen Vineta plaudert, ſich begeiſtern für eine rohe und wüſte Zeit, wo unter dem Schwert- und Bechergeklirr eines zügelloſen, in ſich ſelbſt zerfallenen, Raubadels kaum ein Strahl eines geiſtigen Lichts in unſer trübes Vaterland ſchien!

Stimmen der Art ſind ſo oft und von ſo vielen Seiten freundlich und rügend, ermahnend und abſchreckend an mich ergangen, daß ich mich gedrungen fühle zu antworten. Ich liebe nicht Vorreden zu Dichtungen, dieſe ſollen für ſich ſelbſt reden; es giebt jedoch Ausnahmsfälle, und hier iſt einer, wo ich einmal zu den mir freundlich Geſinnten reden muß. Für dieſe allein iſt das Vorwort beſtimmt.

Was ſie mir im Allgemeinen ſagen können: die Gegenwart intereſſire ſich nur für die Gegenwart, ein Roman, der wirken ſolle, müſſe die Intereſſen und Stimmungen des Augenblicks ergreifen, das habe ich mir ſelbſt oft geſagt und es ſogar drucken laſſen.

Aber ſie ſagen insbeſondere: was intereſſiren die Thaten der alten Brandenburgiſchen Kurfürſten das Deutſche Publicum? Weiß es doch kaum von ihrer Exiſtenz! Die Fragen, die Gefühle, die jene Zeiten bewegten, ſind uns fremd. Die Ritterzeiten, in welche

dieſe, deine vaterländiſchen Dichtungen überſpielen, ſind Vielen ſchon an und für ſich ein Verdruß. Mit dem Mittelalter iſt es allüberall abgethan; ja die hiſtoriſchen Romane überhaurt, weil ſie unſere Aufmerkſamkeit herkömmlichermaßen mehr auf die Höhenpunkte des Volkslebens richten, als auf ſeine Tiefen, die wir heut vorzugsweiſe gern betrachten, ſind ſchon auf dem Wege zu veralten.

Soll ich antworten: Was iſt denn nicht auf dem Wege zu veralten? Iſt nicht die Zeit für den Deutſchen Roman ſelbſt vorüber? Wo iſt das Publicum noch, das Göthe's Romane entzückten, Jean Paul's Dichtungen fortriſſen, das ſich durch die anmuthig beſchaulichen Lebensbilder eines Ernſt Wagner in ſüße Zufriedenheit einlullen ließ? Nicht der Ritter-, nicht der hiſtoriſche, nicht der Familienroman allein ſind, wenn wir dieſen Maaßſtab anlegen, zurückgedrängt: die ganze ſchöne Harmonie, die ſüße Ruhe des beſchaulichen Verweilens, die uns einſt eine Errungenſchaft unſerer Kunſtſtudien dünkte, die wir beſonders im Romane pflegten, iſt nicht mehr gewürdigt, verſtanden. Wir wollen nicht mehr im Romane ausruhen von den Schlägen und Stürmen der Wirklichkeit, wir wollen von ihm angepackt und fortgeriſſen werden, hinein in die Wirbel und Strudel aus denen ſich unſere Väter dahin flüchteten. Goethe's Gleichniß, daß der Gang des echten Romanes wie ein

breiter, ſchöner, ruhiger Strom die Ufer ſpiegeln müſſe, paßt nicht mehr; der Roman, der heut gefallen will, muß ein reißender Strom, in raſchen Windungen mit Strudeln und Kataraften, jeden Augenblick ein anderes Bild zurückſpiegeln, nur nicht Mondenſchein, Ruinen und abgeſchloſſene Wieſen mit Philemon- und Baucis-Hütten. Das ganze Gleichniß paßt überhaupt nicht mehr; aus der Beſchaulichkeit iſt er zur Action übergegangen, der Roman iſt ein Drama geworden.

Man ruft mir bisweilen ſo freundlich zu, ich beſitze ja die Eigenſchaften, einen Roman zu dichten, wie ihn das Publicum will; warum verſuchte ich mich denn nicht lieber an dieſe lohnende Aufgabe aus der lebensfriſchen Gegenwart als an abſolete Dinge! Ein ſocialer Roman, wie ihn die Welt verlangt — ein ſeltſamer Ausdruck für die beſcheidene Wirklichkeit der heutigen Romanleſer — würde ein Vorwurf ſein, den ich vorzugsweiſe glücklich löſen müßte. Ich faßte ja anderweitig die vulſirenden Erſcheinungen der Zeit und ihre Kämpfe ſcharf und warm auf, warum ich nicht bei der Gabe, Dinge und Perſonen in plaſtiſcher Deutlichkeit zu zeichnen, auch jene mit dem Auge des Dichters, mit dem Griffe des Künſtlers erfaßte, modellirte, und im Romane ein Bild der Gegenwart hinſtellte?

Ich könnte antworten, die Poeſie ſei mir mehr werth als der Beifall des Tages, als der Vortheil, den jeder

ber behauen und polirt, gilt, auf einem sandigen Hügel neben ähnlichen Erhöhungen errichtet, dem Andenken seines großen Ahnherrn, Gustaf Wasa. Hier redete dieser nämlich, nachdem es ihm endlich gelungen, die Dalecarlier zu entflammen, schon in größerer Versammlung die Helsingländer und Geistiker mit der ihm eigenen feurigen Beredsamkeit an und führte wirklich, wie es auf dem Steine heißt, die Bauern zur Rettung des Reiches. Der Wernastrom, wenn wir recht verstanden, konnte wieder als ein Naturschauspiel noch nicht gesehener Art das Auge fesseln. Der breite Strom bildete einen ununterbrochenen Fall, wohl viele hundert Schritte lang, und über die Mitte dieses Falls führte eine lange hölzerne Brücke. Hier begegnete uns zum ersten Male das gelbbraune Septemwasser, welches den Eisfarbenfall so seltsam färbt. Ueberhaupt mochte dieser Flußfall als ein Vorspiel jenes gewaltigsten unter den Europäischen Katarakten gelten, obgleich die Einförmigkeit der kleinen Fälle keine Schilderung erlaubt.

Gefle, eine der bedeutendsten Städte des Reiches, und von welcher aus man in der gewöhnlichen Sprache des Lebens den Norden an-

Arbeiter für seine Mühe fordern darf. Das wäre aber nur halb wahr. Man kann das Eine thun und braucht das Andre nicht zu lassen. Ich achte die, welche wirken wollen, indem sie schaffen; auch sie sind im Recht. Die Zeit hat es ihnen gegeben, ihr Siegel darauf gedrückt, und Kunst und Poesie werden eben so wenig darum untergehn, weil man sie heut in stürmischer Hast barsch bei Seite schiebt, als vor kurzem Beide im Recht waren, da sie die Bedingungen der Wirklichkeit, des Lebens, des Nutzens und der Sitte, als unnützen, oder gar schädlichen Ballast verächtlich bei Seite warfen. Wie das Schöne nicht ohne das Gute siegen konnte, wird auch die Zeit zurückkehren, wo das Gute sich nach dem Schönen wieder umthun muß, weil es seiner eigenen Dürftigkeit und Blöße sich schämt.

Ein berauschendes Gefühl mag es sein, oben auf der Woge zu schwimmen, ein Lion der Mode, das Gestirn des Tages. Etwas davon gekostet habe auch ich. Aber der süße Geschmack hatte jedes Mal einen herben Beigeschmack, wenn ich der Schriftsteller gedachte, die ich glänzen sah, und deren Gestirn doch so schnell verdunkelte, als es hell aufgestrahlt hatte. Ich trat zuerst auf, als *Fouqué* eben seine Sonnenhöhe überschritten, als *Hoffmann* sie erreicht hatte, und wie Mancher noch ist seitdem von der Gunst in den Himmel erhoben, um dafür wieder desto tiefer hinabgestürzt zu wer-

den. Riß man ſich nicht um den Sänger der Undine ſeiner Tage, wie dieſer Tage um Sue und Dumas? Zwar werden dieſe von uns wieder vergeſſen ſein, wenn Fouqué, nicht als Modeſchriftſteller, aber als großer Poet vor der Deutſchen Nachwelt ein gerechteres Urtheil finden wird als vor ſeinen Zeitgenoſſen; aber Beide ſind doch glücklicher, ſie ſind Franzoſen! Wir haben kein Wort dafür, aber wir haben in unſerer Literärgeſchichte den Begriff der Perfidie. So ſage ich denn, die Perfidie unſeres Publicums, mit der es, ſobald ihre Zeit um iſt, gerade den Größen, die es am meiſten angejauchzt, den Rücken wendet, kommt in Frankreich nicht vor. Wer ſeiner Zeit dort genügte, bleibt, auch wenn ſie vorüber, für alle Zeit eine Notabilität, ſein Name behält einen Ehrenplatz in der Literaturgeſchichte. Wir hingegen möchten, wenn wir der Bewunderung für ein Tagesgeſtirn anfangen überdrüſſig zu werden, am liebſten leugnen, daß es je geſchienen und ſein Licht uns erfreut hat. Die Beweiſe, ob wir weit zurückgeben, ob wir in der Nähe bleiben, ob wir hoch hinauf ſteigen, oder auf ebener Erde uns umſchaun, ſtehen da, unabweisbar, ſtarr, als unſre Ankläger. Was waren und was ſind ein Houwald, Van der Velde, Clauren! Der älteren Lafontaine, Laun, Schilling u. ſ. w. nicht zu gedenken. — Wir wuchſen in Bildung und Erkenntniß! Sei es; aber auch die Erkenntniß der hohen

Schule würde den Gerechten nicht hindern, der ersten Erzählungen seiner Amme, des Schulmeisters, sich einmal zu erinnern. Das Factum ist nicht wegzulöschen: sie waren Gestirne, die geleuchtet haben, gleichviel aus welchem Stoffe das Licht seine Nahrung zog, und das andre Factum ist: Solcher totalen Umschläge in der Werthschätzung ihrer Schriftsteller hat sich keine gebildete Nation schuldig gemacht.

Es ist nicht lockend, ein Deutscher Modeschriftsteller zu sein. — Ich fühle mich noch frisch; trotz der fast fünf und zwanzig Jahre meiner Novellisten-Thätigkeit hinter mir, tanzen und tauchen die neuen Gestalten und Bilder, nach Gestaltung ringend, täglich auf, auch verführerische aus der Gegenwart. Aber, ich weiß, meine Feder ist nicht weich genug, meine Züge gerathen zu hart, ich bin verdorben für die zarte Boudoirlecture, die, auch wenn sie das Gräßlichste mahlt, sich einzuschmeicheln weiß irgendwo in die Fältchen des Gefühls. Und lohnt es denn um jenen Lohn aus sich selbst heraus zu gehn!

Es hatte etwas Berauschendes, ich bekenne es, als mein Walladmor aus Hand in Hand ging, als man Lieder daraus summte, als Verse und Sprüche scherzweis und ernst recitirt wurden; auch als mein Gabanis so viel Theilnahme fand, wie nur in Deutschland ein Roman kann, der nicht aus Frankreich, England oder Schweden

kommt. Es ist mir schmerzlich, ich läugne es nicht, die Dichtung, die ich für meine gelungenste halte, meinen falschen Woldemar, an Orten kaum dem Namen nach gekannt zu finden, wo jenes Product einer Laune noch heute gelobt und gelesen wird; wenn mein Roland von Berlin zwar gelesen und belobt wird, aber ich hören muß, es sei doch schwer in jenen Zeiten mit dem Gefühle sich zurecht zu finden. Es ist mir schmerzlich, wenn nicht allein das Romanpublicum so urtheilt, sondern auch Männer, die darüber stehen, wenn Freunde und Lehrer meiner Jugend, ein Ludwig Tieck und Friedrich v. Raumer sich nicht überwinden können, einer Dichtung in jene für sie nüchternen, unerquicklichen Gebiete zu folgen. Es ist vieles, was ich zu überwinden habe, die spröde Scheu der Besseren, entmuthigender als der spröde, rohe Stoff, und kaum eine Aufmunterung, kaum ein Dank, auch nicht von der Seite, welche in andern Ländern so reich mit Ehren Dichter überschuttet, die man patriotische nennt. So bleibt nur Etwas, was mich antreibt, aber es ist stark genug, das eigene Bedürfniß und das eigene Bewußtsein.

So oft mußte ich den Vorwurf hören, daß ich umhersuche und mein Eigenes aufginge in fremder Weise. Ich antworte denn meinen Freunden: ich suche nicht mehr, weil ich gefunden habe, ich glaube, daß ich

eine Weiſe anſchlug, die mein eigen iſt, und nun will ich auf dem Wege gehn, den ich mir bahnte.

Dieſer Weg war lang. Ohne jenen Meiſter, deſſen Nachahmer ich oft genannt wurde, hätte ich ihn nicht gefunden. Scott hat uns gelehrt, wie der Dichter ſeines Volkes Geſchichte nicht in den Staatsactionen ſuchen darf, die zu Tage liegen, wie er den warmen Pulsſchlagen, die das Leben eines Volkes machen, nachgehen muß, gleich dem Bergmanne, bis in die verborgenen Tiefen ihres Glaubens, ihrer eigenſten Art und Sitte. — Ich glaubte indeß, unſre Wege hätten ſich ſchon lange getrennt. — Mein Anfang mag unbewußt geweſen ſein. In meinem Cabanis, der den einzelnen Novellen aus der Friedericianiſchen Zeit folgte, hoffte ich ſchon eine eigene Richtung gefunden zu haben. Ich durfte weder über die Kritik noch den Erfolg klagen: und doch iſt das, um was ich gelobt ward, nicht das, was ich für mein beſonderes Verdienſt rechne. Als ich Friedrich II. zum Helden eines Romans wählte wagte ich etwas gegen den geltenden Geſchmack. Die letzten Flügelſchläge der Romantik wehten noch durch die Luft: es galt für eine Art Entweihung, in die hiſtoriſche Dichtung, wo allenfalls die bunt gemalten Plaid's der ſchottiſchen Häuptlinge ſich gut ausnahmen, Zopf, Puder und Kamaſchen der nüchternſten, glaubensleerſten Zeit, wie es damals hieß, einzuſchmuz-

geln. Der Nimbus war verletzt. So meinte man damals. Heute wäre es kein Wagestück; ich hätte nur getroffen, was man will.

Da ich nun dort etwas voraus traf, wohin der Geschmack erst nachkam, könnte man es mir vielleicht zu gut rechnen, wenn ich aus freien Stücken in eine Zeit mich zurück begab, wo er jetzt nicht mehr weilt. Man hat mir zugestanden, daß ich die Friedericianische gut traf: man könnte mir vielleicht dasselbe Zeugniß in Bezug auf das Mittelalter geben. — Dieses geschmähte und gepriesene Mittelalter, von Freund und Feind verkannt, die jeder ihm den Stempel von dem aufdrükken, was sie darin finden wollen, zur Nutzanwendung für sich, wie anders könnte es zu uns sprechen, wenn es nicht todt wäre! Wie zornig würde es auf seine poetischen Sachwalter sein, und wie mitleidig vielleicht die belächeln, welche es nur aus dieser Anwalte Munde kennend, nur Sklavenketten und Serviliemus darin finden? Nur einen nördlichen Zipfel, schon verblaßt etwas, konnte ich aus dem bunten Teppich, der über das germanisch romanische Europa ausgebreitet lag, hier zu zeichnen versuchen, seine weit reichere Gestaltung in unsern südlicheren Gauen wartet noch auf den Meister, seit Spindler, der dazu geboren schien, sein Talent von der Aufgabe abwandte.

Aber denke man nicht, daß ich mit besonderer Lust

diese Aufgabe übernahm, daß das Mittelalter, weil es Mittelalter, mein Ziel gewesen. Auch mir ward zuweilen unter der wüsten Rohheit unerquicklich zu Muthe, auch ich sehnte mich zuweilen hinaus. Wer aber an einem Strome sich anbaut, wird gern ein Mal bis zu seinen Quellen, auch mit Beschwerde, hinaufsteigen, um seine Natur ganz kennen zu lernen; so führte es mich, wie von selbst, zu den Anfängen der Brandenburgischen Geschichte zurück, nachdem ich ihren Glanzpunkt in Friedrich zu schildern gewagt.

Das Uebrige, was ich hier sagen könnte, liegt eigentlich in meinen Romanen selbst ausgesprochen.

Jener wußte für einen Patrioten keine andere Erklärung, als: ein Mann, der pünktlich seine Steuern bezahlt. Ich möchte definiren: ein Patriot ist der Gegensatz von einem Absentee. Wer schönere, reichere, glücklichere Länder kennt, und doch nicht, bei den Mitteln es auszuführen, von dem trüberen, ärmeren, bedrückteren Vaterlande läßt. Wer am Comer See sich ansiedeln könnte, und lieber sein Haus baut auf den Sandhügeln der Havel; wer frei sein könnte und glücklich in Amerika, aber dies Freiheitsgefühl nicht trennen kann von der Liebe zum Vaterlande. Eine höhere Stufe des Patriotismus ist, wer alle seine Kräfte anwendet — den Sand in blühende Gefilde zu verwandeln. Die Klugheit sagt zwar: wenn du über so viele

Mittel gebieteſt, iſt es lohnender, Du verwendeſt ſie alle auf den kleinen, fruchtbaren Strich Niederung, den Du ſchon beſitzeſt, als daß Du ſie auf die weiten, öden Höhen zerſtreueſt. Dort kannſt Du erndten, hier vielleicht erſt Deine Kinder. Die Klugheit iſt aber nicht immer eine Patriotin.

Als Knabe ſtreifte ich gern vor einem der Thore Berlins, wo ſich in endloſer Weite Haidekraut und Sandfelder hinzogen, kaum durch trauriges Kiefergeſtrüpp und einige Tümpel unterbrochen. Später ſah ich gern — ich wußte noch nicht weßhalb — wie einzelne Anſiedler ſich hier anbauten, zuerſt an den feuchten Niederungen; aus den Tümpeln wurden Kohlgärten, Strauchzäune ſchieden die Sandfelder, ſie wurden grünende Hecken; aus den angepflanzten Büſchen Bäume, Gebüſche, aus den Hütten Häuſer, die Steppe, jetzt ganz in Cultur gelegt, ward ein großes Ackerfeld. Jetzt grünt es und blüht es; der Geiſt ward Herr über die dürre, abſchreckende Natur, und die Induſtrie mit hundert Armen hat ſchon nicht mehr genug an dieſer Wüſte; ſie hat ſchon das Beil angelegt an die Kiefernwaldungen, welche ſie begränzten.

In dieſer Wüſte vor dem Berliner Thore ſah ich ein Bild von dem Brandenburgiſchen Lande, aus dem der Staat Preußen wurde. Es ging hier ein Prozeß vor, den die Geſchichte vielleicht nicht zum zweiten

Male sah. Der Geist ward Herr über das Wüste; aber er ordnete, sichtete, festete nicht allein, er that mehr, er schuf aus dem Nichts ein Etwas. Das ist das Werk der Hohenzollern. Die Geschichte hat es in großen Zügen niedergeschrieben, es ist dagegen nicht zu streiten. Diesen ihren eigenthümlichen Schöpfungsprozeß habe ich von früh an verfolgt mit pietätvoller Liebe, wie sie, nicht aus Satzungen und Traditionen, sondern stark durch sich, unbewußt oder bewußt, an dem großen Bau fortarbeiteten, der als redlicher Arbeitsmann, der als schöpferischer Genius; wie die Vorsehung wunderbar darüber waltete, daß, was Andere erniedrigt und zerschmettert hätte, sie mächtiger und stärker machte, und, was noch wunderbarer, daß sie aus allen schweren Irrthümern, in die sie verfielen, immer wieder genasen, ihrem Volke in Erkenntniß vorangehend, aber, wenn dessen Erkenntniß wuchs, zu rechter Zeit zurückkehrten zum Glauben, zur Sitte, zu den Gefühlen des Volkes, so in edlem Wettstreit mit ihm eins.

Daß die Dünste und Nebel aus dem Mittelalter, welche die Arbeit mehr als ein Mal störten, und sie anscheinend ruhen machten, ja rückgängig glaubten und glauben viele, daß diese Nebel wieder verschwinden beim nächsten Sonnenschein oder Sturm, daß sie nicht so giftig sind, um die Grundsteine des Baues anzufressen und unaustilgbaren Stoff in die Mauern zu

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HÄRING,G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 04041/057

fangen läßt, erreichten wir erst in der Nacht. Da bei einem Militair-Manövre alle Wirthshäuser besetzt waren, hatte man uns von Postamtswegen auf unseren Vorbotszettel bei einem Buchbinder, Tillquist, einquartiert. Selbst bis hierher kann also die Literatur Nahrung geben, wenn sie es auch nur sehr sparsam thut. Unser Buchbinder Tillquist würde sonst nicht seine ganze Wohnung einem eintägigen und nächtlich einbrechenden Besuche geräumt haben. Wie alles in Schweden, mußten auch die Bücherbände roth sein. Die Stadt kann man schön nennen; sie ist geräumig und regelmäßig gebaut, hat einige steinerne hell angestrichene Gebäude, gemauerte Quai's und gewölbte Brücken. Aber nordische Kälte fegte über die weiten Plätze und menschenleeren Straßen; nur die Faluner Kupferwagen rasseln darauf. Bei einem Spaziergange nach dem Hafen, wo keine Seele sich regte, bis auf die wenigen Zimmerleute, welche an einer großen Fregatte hämmerten, glaubten wir uns wirklich an der Welt Ende. Kein einziger Nachen auf dem Wasser, ein todtes Schiff lag regungslos vor Anker. Die Sperlinge froren in der Eberäschen-Allee, und nur einzelne Krähen flatterten

treiben, und daß der klare, thatkräftige Geist dieses Deutschen Stammes, die Dünste aus den Grüften abschüttelnd, wieder zu sich selbst und der Aufgabe zurückkehren werde, welche die Geschichte ihm gestellt, das ist die Hoffnung des Dichters, die ihm Muth giebt zu der seinen.

Und dieser Muth ist es, der mich frisch erhielt, wo so Viele mich abbringen möchten, wo so Wenige mich aufmuntern, der mir auch da noch bleibt, wenn die Kritik, die nach dem Erfolge urtheilt, oder die politische, welche die Wahrheit gefärbt haben will, mir zuruft, daß meine Kräfte nachließen. Ehedem war ich dies von der liberalen Seite gewohnt; daß mir jetzt von der entgegengesetzten, aus den Berichtigungsbureaus der poetische Athem angeblasen werden soll, war mir allerdings überraschend, aber in der Wirkung wirklich nicht schreckhaft. Es ist wohl selten ein Schriftsteller in einem kurzen Lebenslauf so oft todt gemacht worden als ich. Soll ich sterben, so muß der Todespfeil in anderes Gift getaucht sein; ich habe eine Dauernatur, vielleicht eben, weil ich nicht vom Augenblick leben, noch ihm mich selbst opfern will. Was ich nicht kann, habe ich bekannt, ich bin mir aber bewußt, wohin noch meine Kraft reicht, und so Gott will, hoffe ich es zu beweisen. Dieser Roman, der für sich selbst sprechen möge, ist nur das Vorspiel eines andern, welcher die

Reformation in der Mark zum Gegenſtande haben ſoll. Damit ſcheide ich vom Mittelalter, vielen meiner Freunde und vielleicht auch mir zur Befriedigung.

Ueber den angefochtenen Namen des Romans habe ich nichts zu ſagen, als daß die Sache ſelbſt ihn gab. Ich fand keinen Grund darin, ihn aufzuopfern, weil er nach dem kleinen, conventionellen Schicklichkeitscoder anſtößig klingt. Wir ſind im Begriffe, von allen Tyranneien uns zu emancipiren, ja von Allem, was auf Alleingültigkeit Anſpruch macht; nur immer tiefer verfallen wir in die Tyrannei der Mode, und keine iſt ſo furchtbar in ihren Folgen als die der Prüderie. Wenn ich das Beiſpiel Englands in's Auge faſſe, wird mir bang. Wohin hat ſie das luſtige Altengland gebracht, wohin ſeine kernhafte, geſunde Heiterkeit, ſeinen Humor verſcheucht, wie iſt ſeine reiche Sprache verarmt, durch wie viele Abzugsgräben hat ſie den Quell ſeiner Poeſie geſchwächt, den Titanen Shakſpeare zu einem Familien-Shakſpeare entwürdigend, wie, um der Sittlichkeit willen, die ſcheint, die Sitte, die iſt, vergiftet, wie die kecke Ausgelaſſenheit in verſteckteſ zweideutiges Spiel, in blaſirte Lascivität verwandelt! Je ſtrenger das ſchuldloſe Wort von der reinen Lippe verbannt wird, um ſo mehr wuchert in verſchwiegener Stille der ſchuldbewußte

Sinn, die brütende Phantaſie — Daß beſorgte Mütter die Hoſen des Herrn von Bredow ihren Töchtern aus den Händen reißen, um des anſtößigen Namens willen, muß ich gewärtigen, und daß ſie mit denſelben Töchtern bei einer Darſtellung der premieres armes de Richelieu ein Auge lächelnd zudrücken, weil die anſtößige Sache ſo fein und liebenswürdig vorgetragen wird, kann ich nicht hindern.

Das iſt ſo oft geſagt, daß man ſich eigentlich ſchämt, es zu wiederholen. Ich weiß, es iſt ein Strom, gegen den man vergebens ſchwimmt, aber einen Proteſt einzulegen, daß man einer albernen Sitte nicht huldigt, darf jedem zur Pflicht werden, wenn er es auch durch nichts Anderes vermag, als daß er nicht erſchrickt, eine Sache bei ihrem rechten Namen zu nennen.

Kloſter Lehnin, im Juli 1846.

W. Häring.

Erſtes Kapitel.

Die Herbſtwäſche.

Wenn du aus einem langen, bangen Kiefernwalde kommſt, der von oben ausſieht, wie ein ſchwarzer Fleck Nachtes, welchen die Sonne auf der Erde zu beleuchten vergeſſen, und nun fangen ſich die hohen Bäume zu lichten an, die ſchlanken braunen Stämme werden vom Abendroth angeſprenkelt, und die krausen Wipfel regen ſanft ihre Nadeln in den freier ſpielenden Lüften, da wird dir wohl zu Muth um's Herz. Das Freie, was du vor dir ſiehſt, ſind nicht Rebengelände und plätſchernde Bäche aus fernen, blauen Bergen über ein Steinbett ſchäumend, 's iſt nur ein Elſenbruch, vielleicht nur ein braunes Haide-

feld, und darüber ziehen ſich Sandhügel hinauf, in denen der Wind herrſcht, das magere Grün, das von unten ſchüchtern heraufſchleicht, anheulend, wie ein neidiſcher Hund, der über ſeine nackten Knochen noch murrend Wache hält. Eine Birke klammert ſich einſam an die Sandabhänge, ein Storch ſchreitet vorſichtig über das Moor, und der Habicht kreiſt über den Büſchen. Aber es iſt hell da, du athmeſt auf, wenn der lange, gewundene Pfad durch die Kiefernacht hinter dir liegt, wenn das feuchte Grün dich anhaucht, das Schilf am Fließe rauſcht, die Käfer ſchwirren, die Bachſtelzen hüpfen, die Fröſche ihren Chor anheben, und dein Auge dem Luftzug folgt, der leis über die Haidekräuter ſtreift.

Es iſt der ſtille Zauber der Natur, die auch die Einöden belebt; und ihr Auge iſt auch hier, denn dort hinter dem ſchwarzen, ſtarren Nadelwald liegt ein weiter, ſtiller, klarer See. Er hüllt ſich ein, wie ein verſchämtes Weib, in ſeine dunkelgrünen Ufer, und möchte ſie noch feſter um ſich ziehen, daß kein unberufener Lauſcherblick eindringt. Er ſpiegelt

ſie wieder in ſeinem dunkeln Waſſer, mit ihrem Rauſchen, mit ihrem Flüſtern. Aber das dunkle Waſſer wird plötzlich klar, wenn die Wolken vorüberziehn, ein Silberblick leuchtet auf; der blaue Himmel ſchaut dich an, der Mond badet ſich, die Sterne funkeln. Dort ergießt der volle See ſein Uebermaas in ein Fließ, das vom Waldrande fort durch die Ebene ſich krümmt. Hier beſpült es Elſenbüſche, die es überſchatten, und gierig ſeine Wellen ausſchlürfen möchten, ſickert über in naſſe Wieſen und wühlt ſich dort im Sande ein feſteres Kiesbett, um Hügel ſich windend, an Steinblöcken vorüberſprudelnd, und durſtige Weiden tränkend. Die vereinzelten Kiefern, Vorpoſten des Waldes, wettergepeitſcht, trotzig in ihrer verkrüppelten, markigen Geſtalt, blicken umſonſt verlangend nach den kühlen Wellen: nur ihre Rieſenwurzeln wühlen ſich unter dem Sande nach dem Ufer, um verſtohlen einen Trunk zu ſchlürfen.

Wer heut von den fernern Hügeln auf dieſes Waldeck geſehen, hätte es nicht ſtill und einſam ge-

funden. Zuerſt hätte ein weißer, wallender Glanz das Auge getroffen, dann ringelten Rauchwirbel empor, und um die ſchweelenden Feuer bewegten ſich Geſtalten. Schnee war das Weiße nicht, denn die Bäume röthelten ſich zwar ſchon herbſtlich, aber ſie ſchüttelten noch ſparſam ihre welken Blätter ab, und die Wieſen prangten noch in kräftigem Grün. Schnee war es nicht, denn es blieb nicht liegen; es flatterte und rauſchte auf, hellen Lichtglanz werfend und dann wieder verſchwindend. Schwäne waren es auch nicht, die aufflattern wollen, und die Flügel wieder ſinken laſſen. Das hätten Rieſenvögel ſein müſſen, deren es im Havellande und der Zauche nie gegeben hat. Auch Seegel nicht, die der Wind aufbläht und wieder niederſchlägt; denn auf dem Fließe trieben nur kleine Nachen. Auch Zelte nicht, denn es bewegte ſich hin und her, und wer näher kam, ſah deutlich zwiſchen den Feuern Hütten aufgerichtet, zierliche von Stroh und rohere von Kiefergebüſch.

Eine Lagerung war es, aber der einſame Reiſende brauchte ſich nicht vor Raubgeſellen zu fürchten;

die Paar Spieße, die in der Nachmittags-Sonne glänzten, standen friedlich an die Hüttenpfosten oder Bäume gelehnt. Räuber lachen und singen nicht so heitere Weisen, und die Lüderitze lagerten, wenn sie ausritten, auch nicht in entlegenen Winkeln, zwischen Haide und Moor, wo Kaufleute nicht des Weges ziehen. Ja, wär's zur Nachtzeit gewesen, der Ort war verrufen, auf unheimliche Weiber hättest du schließen können, die ihre Tränke brauen, wo Keiner es sieht. Aber es war noch ein heller Nachmittag, und eben so hell schallte bisweilen ein frohes Gelächter herüber, untermischt mit anderm seltsamen Geräusch, wie Klatschen und Klopfen. Kurz es war ein Lager allerdings, aber nicht von Kriegsknechten oder Wegelagerern, nicht von Kaufleuten oder Zigeunern, welche die Einsamkeit suchen; es war ein Feldlager, wo mehr Weiber als Männer waren, und das Feldlager war eine große Wäsche.

Von den Sandhöhen nach Mitternacht, deren nackte Spitzen über das Haidegestrüpp vorblickten, konnte man es deutlich sehen. In einem Sattel die-

ſer Sandhügel ſtand nämlich ein bepackter Karren. Sein Eigenthümer, der Krämer, hatte ihn hier untergebracht außer dem Wege, damit kein Späherauge Gäule noch Wagen entdecke, bevor er ſich verſichert, was da unten vorging. Selbſt war er geräuſchlos, vorſichtig, auf eine Kiefer geklettert, um auszuſchauen, und ſein ängſtliches Geſicht heiterte ſich auf. Denn was er ſah, hatte nicht allein gar keinen Anſchein von Gefahr, ſondern ſogar für ihn etwas lockendes. Der weiße, wallende Glanz kam von den an Seilen trocknenden Leinwandſtücken her, die der Wind dann und wann hoch aufblähte. Andere größere Stücke lagen zur Bleiche weithin zerſtreut am Fließ, an den Hügelrändern bis in den Wald hinein. Ueberall war Ordnung und das waltende Auge der Hausfrau ſichtbar. Jeder, Mägde, Knechte, Töchter, Verwandte und Freunde, bis auf die Hunde hinab, ſchien ſein beſonderes Geſchäft zu haben. Die begoſſen mit Kannen, die ſchöpften aus dem Fließ, die trugen das Waſſer. Jene neſtelten an den Stricken, welche zwiſchen den

Kieferſtämmen angeſpannt waren; ſie prüften die Klammern, ſie ſorgten, daß die naſſen Stücke ſich nicht überſchlugen. Dort hingen gewaltige Keſſel über ausgebrannte Feuerſtellen und daneben ſtanden Tonnen und Fäſſer. Aber dieſe Arbeit ſchien vorüber; nur auf den einzelnen Waſchbänken, die in das ſchilfigte Ufer des Fließes hineingebaut waren, ſpülten noch die Mägde mit hochaufgeſchürzten Röcken und zurückgekrämpten Aermeln. Es war die feinere Arbeit, die man bis auf die letzt gelaſſen, die Jede für ſich mit beſonderer Emſigkeit betrieb. Da gab es mancherlei Neckereien zwiſchen dem Schilf. Wollte aber ein Mann in die Nähe dringen, ward er unbarmherzig beſprützt. Ja einem Herren im geiſtlichen Habit, der Miene machte, ſich durch das Schilf zu ſchleichen, ward von einer der loſen Dirnen ein ganzer Eimer gegen den Kopf gegoſſen. Ein Glück, daß er bei Zeiten ausbog; und mit einem Paar Tropfen auf's Geſicht kam er davon, und die Dirne mit einem drohenden Finger. Den andern legte der geiſtliche Herr ſchnell auf den Mund, mit einem bedeu-

ten über den ausgekälteten Kiesboden. Alles dies krönte der belegte Nebe himmel, welcher selbst die traurigen Kieferufer drüben verbarg. Unsere Französische Gefährten hatten sich schon am Morgen von uns getrennt, um, indeß wir seitwärts nach Falun einbiegen wollten, schneller Stockholm zu erreichen. Der Landshöfding, Herr Graf Sparre, an den wir adressirt, war verreist, und in tödtlicher Langerweile, gegen die, bei ungemüthlicher Oertlichkeit und gespannter Erwartung kein Wille und keine Kraft schützt, mußten wir den ganzen Tag bis Nachmittag um 4 auf die Pferde warten, welche uns nach dem drei Meilen entfernten Elfkarleby bringen sollten.

Das Schauspiel dort lohnte indessen alle Unbehaglichkeit und Langeweile. Zudem brach die Sonne hervor und beschien den heiteren, wenn auch nicht ausgezeichnet schönen Weg. Aus einem hügligen Birkenholz fuhren wir hinab in eine ausgedehnte Meeresebene, wo man zwischen dem flachen Weizenboden nichts weniger, als einen romantischen Gebirgs-Katarakt sucht. Selbst beim Gehöft von Elfkarleby zeigt sich noch keine Spur, daß ein Naturschauspiel so seltener Art in der Nähe sei. Indessen hat:

tungsvollen Blicke, denn er sah die gebietende Hausfrau herankommen.

„Ach meine gnädige Frau von Bredow auf Hohen-Ziatz!“ mit den Worten und einem frohen Athemzuge ließ sich der Krämer schneller, als er hinaufgeklettert, von seinem Baume herab. Darauf ging er an sein Geschirr, putzte die Pferde und schirrte sie an zum Aufbruch. „Die hält ihre große Herbstwäsche ab; hätte ich das früher gewußt, es hätte was zu verdienen gegeben. Aber 's ist ja noch nicht zu Ende, und fällt wohl noch zuletzt was ab.“ Er brachte die Hand an die Stirn, und ehe er in den Weg einlenkte, lüftete er die Wagendecke, schnürte und schnallte und packte Unterschiedliches um. Einiges versteckte er, und andere Packen legte er oben auf, wie es ein guter Kaufmann thun muß, der seine Kunden kennt, und weiß, was ihnen ins Auge sticht und was ihnen mißbehagt.

Die große Herbstwäsche wars der Frau von Bredow auf Hohen-Ziatz: „Der Winter ist ein weißer Mann, sagte sie. Wenn er ans Thor klopft,

muß das Haus auch weiß und rein sein, daß der Wirth den Gast mit Ehren empfangen mag."

Ihr Gast, der Dechant hatte zwar gesagt: „der Winter ist ein ungebetener Gast; den stellt man hinter die Thür;" aber die Edelfrau hatte erwidert: „Das mag vor Alters gepaßt haben, ehrwürdiger Herr, als es noch keine geistliche Herren gab. Itzund wissen drei ungebetene Gäste in jedwed Haus zu dringen; wie man's auch zuschließt, sie finden immer eine Ritze: der Winter, die Wanzen und die Pfaffen."

Der Dechant hatte dazu gelacht; hatte doch die Edelfrau beim großen Kehraus in der Burg auch sein Bündel mit auf die Wagen werfen lassen, was ihn der Mühe überhob, daß er's nach Brandenburg mitnahm, wenn er mit dem einen ungebetenen Gaste, dem Winter, in seine warme Klause zurückkehrte.

Eine Herbstwäsche war im Schloß Hohen-Ziatz eine Verrichtung. Eine große Arbeit war es, wo die Knochen sich rühren mußten, aber ein Fest auch. Die Hausfrau meinte, alle tüchtige Arbeit sei immer ein

Fest, und wir meinen's auch. Wie hatte sie das alte Haus aus und umgekehrt; auf Hühnerleitern war sie selbst gestiegen, denn darin traute sie keinem andern Aug, in alle Kammern und Winkel, daß jedes Wollen- und Linnenstück, bis zum geringsten hinab, ein Sonntagsgesicht anlegen sollte. Drei Aufwagen waren gepackt worden, und nachdem sie zugeschnürt mit Stricken, und saubere Bastmatten darüber gelegt, hatte sich die Edelfrau selbst auf den vordersten gesetzt. Das war ein Auszug aus der Burg. Die drei Aufwagen voran, die Mägde und Töchter der gnädigen Frau auf den zwei andern. Der Junker Hans Jochem wollte eine Leiter ansetzen, daß Evchen und Agnes leichter hinaufkämen. Frau Brigitte hatte es aber nicht gelitten; wie ein Ritter aufs Pferd müsse zur Noth sonder Steigbügel und Prallstein, so sei eine große Wäsche der Dirnen ihr Ehren- und Schlachttag; müßten sich selbst zu helfen wissen, sonst wäre es nichts mit ihnen. Und ehe Hans Jochem zuspringen konnte, waren Evchen und Agnes

auf den großen Zeugwagen hinauf, und lachten den Junker von oben aus.

Drei Aufwagen vorauf, der vorderſte von zwei Knechten mit Pickelhauben und Spießen geführt, dazu ein Hornbläſer, um den eine Koppel Hunde klaffte. Dahinter noch andere Wagen mit Bottichen, Keſſeln, Stroh, Bänken, Decken, Fäſſern, Körben und was zur Lebens Nothdurft diente, vollauf. Die Frau ſprach lächelnd zu denen, die ſich drob wunderten: Du ſollſt dem Ochſen, der da driſcht, das Maul nicht verbinden. Und hintenan und zur Seiten Reiter und Fußgänger mit Jagdſpießen, Armbrüſten; ja einer trug ſogar einen ſchweren Muskedonner.

So zogen ſie über die krachende Zugbrücke unter Muſik und Gelächter, und der Thürmer blies ihnen noch eine Weiſe nach, bis ſie im Walde verſchwunden waren. Daß ſie Hunde und Spieße und gar ein Feuergewehr mitnahmen, und bald ein Duzzend rüſtiger Männer bei einem Geſchäfte waren, das anderwärts nur die Frauen angeht, darüber wird Niemand ſich wundern, der weiß wie es zu Anfang

des sechszehnten Jahrhunderts in der Mark Brandenburg aussah. Wer außer den Mauern einer Burg oder Stadt war, und er trug nicht den Bettlermantel um die nackten Schultern, that recht, wenn er den Leib umgürtete, auch wenn der Stahl dann etwas zu lang hinter dem Manne klirrte. Denn zu jeder guten Verrichtung gehört, daß der sie verrichtet, in Sicherheit schaffe. Aber daß auch dieser und jener von der Sippschaft, deß Hände zu fein waren, um die Seile zu spannen oder die Laken aufzuhängen, ja daß sogar ein geistlicher Herr mitzog, könnte verwundern, wenn wir nicht eben wüßten, was es mit einer großen Herbstwäsche dazumal im Edelhofe von Hohen-Ziatz für Bewandniß hatte.

Die Räume zwischen den Lehmwänden und Steinmauern waren viel zu eng für eine solche Verrichtung. Wo sollte das fließende Wasser herkommen, wo die freie Luft zum Trocknen, und wo der Rasen zum Bleichen? Unsere Vorväter liebten die festlichen Zusammenkünfte im Freien und wie es vor Alters gewesen, mußte es in Hohen-Ziatz noch heute sein. Da

zog denn mit, wem's in den Mauern zu beklommen war, wer Scherz liebte und Spiel und Jagd und Neckerei; denn etwas davon fiel immer ab. Aber auch Gottesfurcht mußte dabei sein, meinte der Dechant und die Edelfrau auch, nur daß jeder etwas anderes dabei meinte.

Außerdem war es der Hausfrau auch vielleicht nicht unangenehm, ein Mal unumschränkte Herrin zu sein; denn war sie es zwar, wie der böse Leumund sagte, auch im Schlesse, so war sie es doch nur durch Klugheit und Kunst, hier nach alten Rechten; denn wer in aller Welt will einer Frau die unumschränkte Herrschaft bei der Wäsche abstreiten, wenn schon kein Gesetz sagt, daß es so sein soll. Und welche Herrin sie war! Sie trug keinen Federbusch und keine Schürze, aber jeder Fremde fand sie auf hundert Schritt heraus. Das war ein Blick, ein Falke sieht nicht schärfer. Wenn sie auf einer Anhöhe stand, den linken Arm nachlässig in die Seite gestemmt, die Rechte, die sonst mit dem Schlüsselbunde spielte, ruhig niederhängend, die Füße ein

wenig auseinander, und Schuhe darunter, die den Boden um einen halben Zoll eindrückten, und ihr Hals lugte aus dem Mieder, der wie ein Panzer saß, da sah die Frau von Bredow doch wie ein Feldherr aus, der sein Heer musterte, und die Mägde sprachen: „Unsre Gestrenge, die versteht's."

Das sagten sie auch, nur in einem andern Ton, wenn sie faul oder nachläßig gewesen, oder etwas so gethan, wie die Frau von Bredow meinte, daß es nicht geschehen müsse. Stand sie zwar, wie wir sahen fest auf dem Boden, wenn sie sah, daß Alles im Schick war, so war sie doch wie das Wetter herunter, wo etwas außer Schick kam. Lang reden und zurechtweisen liebte sie nicht, und wo sie meinte, daß Einer schwer hörte, da hielt sie auch die Paar Worte noch für zu viel. Noch wußte der verdrossene Knecht nicht eigentlich, wie es gekommen, aber jetzt hörte er vortrefflich und verstand Alles, und rieb nur ein klein wenig das Ohr oder die Schulter. Eine so rührige Frau war die Frau von Bredow. Loben that sie nicht viel, sie hielts vom Ueberfluß,

denn daß jeder thäte, als er muß thun, hielt sie für Lohns genug: aber wem sie mal auf die Schulter klopfte, wenn sie durch die Reihen ging, dem war es wie ein Tropfen starken Weines, der nach langer Mattigkeit und Bangigkeit durch die Adern rinnt und die Glieder wieder stärkt.

So war es mit der Hauswäsche am Lieper Fließ bestellt. Eine gute Stunde abwärts von der Burg war das Lager, und ein dichter Wald und ein tiefer, weiter Morast lagen dazwischen; also mußte im Lager nicht allein gewaschen und gebleicht, auch gekocht und gebettet, gesungen und gebetet und gewacht werden, alle Verrichtungen, wie es in einer Stadt Art und Sitte ist. Das Gebet verrichtete Morgens der Dechant für Alle, wenn die Schelle über der Hütte der Edelfrau läutete; das Waschen und Kochen geschah einen Tag, wie den anderen, das Singen und Spielen machte sich von selbst und für das Wachen sorgte die Frau von Bredow. Kein Zigeunerbub hätte einen Strumpf von der Leine, kein Fuchs aus dem Korbe ein Huhn stehlen dürfen.

Eine Woche, weniger denn einen Tag, dauerte ſchon die Wäſche. Vor dem Klopfen und Klatſchen waren die Fiſche aus dem Fließ auf eine Meile entflohen. Von den hohen Kieferſtämmen, wo ſie niſten, hatten zu Anfang die Fiſchreiher mit ihren langen, gelben Schnäbeln neugierig herabgeſchaut. Da gab es Jagd und Kurzweil für die jungen Burſchen. Vor den Bolzen und Pfeilen, die durch ihre luftigen Burgen ſauſten, hielten die zähen Thiere aus; ſelbſt wenn der Pfeil einem den Flügel durchbohrt, wenn ſein Herzblut hinabträufte, er gab in banger Todesangſt nicht nach, er krallte ſich an dem Aſt feſt, bis die Bolzen wie der Hagel kamen, und endlich Holz, Leib und Gefieder miteinander hinabſtäubten und ſplitterten. Aber des Lärmens war ihnen doch zu viel geworden. Wie viele hunderte auch am erſten Tag über den Wipfeln gekreiſt, mit ängſtlichem Geſchrei fortflatternd und wiederkommend, ob der Wirrwarr unten kein Ende nähme; das Klopfen und Hämmern, das Sprützen und Wringen, das Klatſchen und Schwenken, das Singen und Lachen hielten ſie nicht

aus, und am dritten Tag hatten die Thiere den Menſchen Platz gemacht und die Luft war ſtill. Auch die Fröſche auf der Wieſe ſchwiegen am Tage; nur wenn Abends die Feuer ausgingen und der Geſang verſtummte, wenn die hölzernen Klöpfel ruhten und das Waſſer im Fließ ſtill fortrann, ſich erholend von der Arbeit des Tages, dann miſchte ſich ihr dumpfes Gebelle mit dem Schnarchen der Mägde, mit dem Geheul der Rüden, die den aufgehenden Mond anbellten, und dem Winde, der gegen die Wäſche an den Seilen ſchlug, und die Kieferſtämme, daran ſie gebunden waren, knarren machte.

Nun am ſechſten Tag, es war der Samſtag, war die Arbeit zumeiſt gethan, und ehe denn die Abendmette von den fernen Kloſter-Thürmen von Lehnin über die Wälder klänge, ſollte aufgepackt werden. Die Morgenſonne am Tag des Herrn ſollte keinen Strumpf mehr an den Leinen anröthen, und die erſte Mondſichel ſchon einen wüſten Lagerplatz beſcheinen. Wie eifrig waren die Mägde, die Klammern abzuſtecken, die Körbe zu häufen und die Bleich-

ten wir zu eilen, um es noch bei günstiger Abendbeleuchtung zu sehen. Man hat nur der großen Chaussee zu folgen, um es in seiner ganzen Schönheit zu erblicken.

Aus einer weiten, durch nichts ausgezeichneten Ebene kommt der Dalelf und geht, ebenso hinströmend durch eine offene Fläche, ins Meer. Die Ufer werden fester Sand, kaum Hügel zu nennen, mit Kiefergebüsch bewachsen, ähnlich den steilen Oderufern bei Frankfurt, ohne diese an Höhe zu erreichen. Vor dem Fall gewinnt er kaum dieses romantische Ansehn. Eine Bretter-mühle zwängt sich dicht an seinem gewaltigsten Sturz in die Felsen, und doch ist dieser Sturz einer der imposantesten auf der ganzen Skandinavischen Halbinsel, vielleicht der größte in Europa. Weither ros't er dem Reisenden von der Straße von Gefle nach Upsala entgegen. Ueber die Föhrenwälder steigt der Wasserdampf, und auf der schönen mehrfach gewölbten Quaderbrücke glaubt man schon das ganze Schauspiel in seiner Größe aufzufassen. Weit hinten zur Rechten stürzt der Elf in zwei Armen, die sich amphitheatralisch im größten Maaße gegen den Zuschauer auf der Brücke ründen, von der Höhe

ſtücke zu wenden; was haſteten ſich die Knechte, die Stricke von den Bäumen zu löſen und zuſammenzurollen, und ſchon rüttelten ſie an den Pfoſten der Hütten, um zu prüfen, wie feſt ſie noch ſäßen. Auch das Zeichen zum Aufbruch erſcheint als ein Feſt dem, der zu lange beim Feſte ſaß; iſt doch jede Veränderung dem Menſchen willkommen, wann er des Genuſſes überdrüſſig wird.

Die Edelfrau ſah zufrieden auf das Werk hin, und wie zu ihren Füßen die Haufen immer größer wurden, reine ſaubere Tücher, auf welche die Nachmittagsſonne mit milder Wärme ſchien.

„Ich glaube in der ganzen Zauche geräth in keinem Edelhofe die Wäſche wie bei meiner Frau von Bredow, wie pur weiß das iſt!“ ſagte der Techant, der ſich vom Feldtiſch erhob, wo er mit einem Edelmann aus zinnernen Bechern gewürfelt hatte.

„Die Hexen hier bleichens,“ ſprach der Junker, der ſich auch erhob, ein Mann in mittleren Jahren, der aber etwas älter ausſah, als er ſein mochte. Sein blonder Bart ſpielte ins Röthliche, ſeine frau-

sen Haare ins Graue über; das Gesicht war nicht grob, aber auch nicht fein, die Züge schlaff, aber aus den hellblauen, matten Augen schielte zuweilen ein lauernder Blick. „Die Heren hier bleichens, sagte er, der Ort ist verwünscht. Das weiß jedes Kind. Muß Einer den Muth haben wie meine Base, daß sie's mit den Unholden aufnimmt."

„Hats Euch in den Nächten aufgelegen, Vetter Peter Melchior?"

„Ich trug mein Amulet. Aber an solchem Platz waschen lassen! Es haben's Leute gesehen, wenn auch diesmal nicht, doch vor Jahren, nächtig, wenn sie aufwachten. Zwei graue, hagere Weiber mit langen Spinnebeinen schritten über's Zeug mit Gießkannen, und draus kamen pure Strahlen Mondenschein. Davon kann das Zeug wohl weiß werden, aber —"

„Aber, Peter Melchior, Ihr wißt ja, daß der ehrwürdige Herr alle Morgen seinen Seegen darüber spricht."

„Wird die Wäsche etwa davon weiß! Der De-

chant ſpricht gewiß auch ſeinen Seegen über die Würfel, wenn er doppelt, und der heckt, denn er trägt ihn jedesmal blank in der Taſche fort, aber die Würfel werden immer brauner."

„Der Seegen des Herrn ſchafft das beſte in allen Dingen," fiel der Dechant ein, und wollte, wie er zu thun pflegte, die Hände vor dem wohlgerundeten Bauche falten, aber es traf ihn einer der feinen, ſchlauen Blicke der Edelfrau, welche bisweilen auf die, welche ſie trafen, eine ähnliche Wirkung übte, als wenn ihre nicht ſo feinen Hände mit der Wange einer Magd in Berührung kamen. Sie lächelte und der Dechant lächelte auch, worüber er die fromme Bemerkung verſchlucken mußte, zu der ſein Mund ſich ſchon geſpitzt hatte.

„Wer ſähe meiner Frau von Bredow den Schelmen an, der unterweilen aus ihrem Auge blitzt."

„Ich meine, ein Schelm ſieht den andern," entgegnete ſie, „und wenn man in manchem Haus aufräumen thäte, fände man mancherlei darin, was nicht

dahin gehört, z. B. in einem Priesterhaus die Weiberröcke."

Der Dechant, welcher die Augen jetzt wirklich niederschlug, wollte von dem Gesetz anheben, welches zwar besage — aber die Edelfrau ließ ihn nicht zu Worte kommen. Wir wissen nicht, was gerade jetzt ihr die Laune zur Strafpredigt für den langjährigen Hausfreund eingab, der doch ihrer Wäsche so treulich beigestanden hatte.

„Das Gesetz sagt," unterbrach sie ihn, „thue Recht und scheue Niemand, und wenn du schmutzig bist, wasche dich. Wasser fließt überall und jeder hat Hände zum Reiben, aber er muß nicht reiben, wie Pilatus that. Wer ein gut Gewissen hat, braucht nichts zu verstecken, aber wem was im Schrank thut hängen, da es nicht sein soll, der muß die Thüre schnell zuschlagen, wenn Einer 'nein sieht. Blank gescheuert hat Mancher; ja von außen, aber wie es drinnen aussieht, das kommt auch ein Mal an den Tag." —

„Nur zu, Muhme," rief lachend, der Junker Pe-

ter Melchior, „Waſcht ihn ein Mal recht, er ſchenkt's uns auch nicht, wenn er auf der Kanzel ſteht.“

„Dem Tage, welchen unſere verehrte Wirthin meint, wird der Gerechte, wenn auch mit Bangen, doch mit Vertrauen entgegen blicken.“

„Na, hochwürdiger Herr!“ hub die Frau von Bredow an, und ſah ihn recht ſcharf aus ihren großen Augen an. „Wenn an jenem Tage alle die Unterröcke, ſo in den Prieſterſchränken in die Winkel ſich verkriechen, oben am Himmel hängen werden bei der großen Wäſche in Gottes Sonnenlicht, da möchte ich ſehen, wie die Herren vom Clerus den Kopf aufrichten wollen. Da könnt Ihr ſchwenken laſſen alle Eure Weihrauchkeſſel, daß den lieben Engelein die Augen thränen, 's iſt zu viel. Da muß Petrus die Hände übern Kopf zuſammenſchlagen und rufen: Herr Gott Vater, wenn wir das gewußt, daß ſie auch das Kinderzeug mitbringen, ich hätte ihnen ja das Himmelsthor nicht aufgeſchloſſen.“

„Und Sanct Petrus ſchloß es dennoch auf, und das Unreine und Sündhafte fällt ab, wie der Thau

von den Pflanzen, wenn Gottes Sonne strahlt. Das ist das Mysterium, die unerforschliche Weisheit und Gnade des Herrn, daß er in seiner großen Haushaltung, der Welt, wo Alles Ordnung ist, auch seine Geweihten in ihren menschlichen Schwächen bisweilen sündigen läßt, aber nur zu seinen unerforschlichen Zwecken. Ich mag sagen, es geschieht zuweilen, ihnen unbewußt, aber er weiß es und weiß warum. Und wenn dann ihr Herz bange schlägt vor der Sündenlast, die sie darauf wähnen, da mit einem Zauberschlag macht er die Brust frei. Das befleckte Kleid, dessen wir uns schämen, fällt wie Plunder vor seinem Hauche, und dieweil wir noch zittern vor dem Glanz, der uns umgiebt, reicht er uns die Hand und spricht: Tretet ein, denn ihr seid rein."

„Ohne Wäsche, Dechant?"

„Wer wäscht die Nebel fort am Herbstmorgen, wer das schmutzige Winterkleid der Erde, und der Frühling steht da vor dem Herrn in seinem reinen Blumenkleide, von würzigen Düften umsäuselt. Des Menschen Hand hat nichts dazu gethan."

„Dechant, ich meine, in jedem guten Haus ist Reinlichkeit die erste Tugend, und wer sich auf Erden nicht gewaschen hat, der kommt auch nicht rein in den Himmel. Wie's in einem geistlichen Haus steht, das weiß ich nicht, dafür laß ich andere sorgen. Aber wenn ich zu sorgen hätte, wißt Ihr, was ich thäte?"

„Nur zu, Base," rief der Junker die Hände reibend, „steckt ihn in den Waschkessel."

„Ach was ihn allein! Das müßte ein Kessel sein, wie der Müggelsee, und die ganze Clerisei hinein mit allen Euren Salben und Oel, Aebte, Bischöfe, Klöster, Nonnen und Mönche. Und Lauge dazu, bitter salzige und umrühren wollte ich —"

„Kochen, Base! Ein Feuer darunter, das der Gott sei bei uns heizen müßte, sonst werden sie nicht rein."

„Das Wasser würde schwarz werden, schon von Euren kleinen Versteck-Sünden, von der Eitelkeit, der Hoffart, dem Fraß, der Gleisnerei und Spiel und Trunk. Aber Wasser ist genug in der Mark. Ab-

geſchäumt, ich würfe Euch in einen neuen See. Da ſötte ich aus Eure Fleiſchesſünden, doch das iſt noch nicht das größte, Eure Habſucht und Herrſchſucht und wie ihr verredet und verläſtert, und nun wieder umgerührt."

„Baſe, das überlaßt dem Teufel," fiel Peter Melchior ein. „Ihr hieltet den Geruch nicht aus. Laßt dem Gott ſei bei uns, was ihm gehört, ihm iſts ein Opferduft."

Der Dechant hatte mit freundlicher Ruhe der Edelfrau zugehört, ohne auf die roheren Ausfälle des Ritters zu achten. „Auf dieſe Weiſe würden wir alſo rein werden vor den Menſchen. Wenn wir aber ſo ausgebleicht vor dem Herrn erſchienen, ob uns dann Petrus noch das Himmelsthor öffnen würde? Ob er nicht vielmehr ſpräche: Ihr ſeid zwar rein vor den Menſchen, aber die Gnade, die ich Euch mitgab, iſt auch ausgebleicht. Ich erkenne Euch nicht mehr als die, welche ich ausſandte. Vor mir waret Ihr rein, auch in Euren Flecken. Weil Ihr Euch von den Menſchen nach deren Wohlgefallen waſchen

und putzen ließet, so kehret zu ihnen zurück. Mir gehört Ihr nicht mehr an."

„Da wäre vielleicht etwas dran," entgegnete die Frau nach einigem Besinnen. „Aber Ihr wißt auch dem Petrus ein F für U zu machen, denn das ist Eure Hauptsünde, das Worteverdrehen. Aus Süß macht Ihr Sauer und aus Sauer Süß, je wie's Euch frommt; und was Euch frommt, das macht Ihr zu Gottes Willen. Und was Ihr uns zeigt, ist nicht, was Ihr versteckt habt, und wenn Ihr einen guten Zweck im Auge habt, nämlich was Ihr so nennt, o da wißt Ihr zu schwänzeln und mit den Augen zu zwinkern und mit der Zunge zu schlängeln, bis Euch der Teufel auf den Buckel nimmt und hinträgt. Und das ist alles schön und gut, um der guten Absicht willen."

Der Dechant wurde der Mühe zu antworten durch einen kleinen Aufstand überhoben, welchen die Ankunft des Krämers mit seinem Wagen im Lager veranlaßte. Ein Krämer, der seine Waaren auf dem Lande ausbietet, war in jenen Tagen ein willkomme-

ner Gaſt. Wer nicht kaufen wollte oder konnte, freute ſich doch am Anſchauen der Herrlichkeiten, die ausgekramt, aufgeſtellt und angeprieſen wurden. Der wandernde Krämer war zugleich der Neuigkeitsträger, die Zeitung des Landes. Er wußte auch ſeine Erzählung zu Gelde zu machen. Aber es bedurfte der Erlaubniß der gnädigen Frau, und ſie ertheilte ſie nur nach einigem Zögern, denn ſie meinte, daß die Kaufleute, wie die Pfaffen, mit ihren Waaren die Leute anführten. Indeſſen iſt es auch für einen ſo unumſchränkten Regenten, als Frau von Bredow in ihrem Lager war, mißlich, gegen den allgemeinen Wunſch ihrer Untergebenen anzuſtreben; Evchen bat ſo dringend, Hans Jochem brauchte einen neuen Gurt zu ſeinem Degen und ſie ſelbſt blanke Knöpfe zu einem Etwas, von dem noch viel in unſerer Geſchichte die Rede ſein wird.

---

herab, ohne daß man eigentlich vor dem Dampf das Waſſerſpiel gewahrt. Für den Zuſchauer hier ſcheint das eigentliche Schauſpiel dicht zu ſeinen Füßen; denn mehrere tauſend Schritt iſt das große Waſſerbett ein fortdauernder Fall. Beide Arme haben ſich vereinigt; aber dicht zur Rechten erſcheint ein neuer dritter Strom. In feindlicher Richtung mit dem Elf quillt er aus dem Tannenwalde und droht in raſchen Stürzen dem mächtigen Elf ſein errungenes Bette zu ſchmälern. Wirklich werden die Wellen des alten Stroms zurückgepreßt, und dieſer Kampf auf dem ausgebreiteteſten Schlachtfelde giebt allein ein Bild, ähnlich dem ſturmbewegten Meer, wo vor dem Eindruck des Ganzen das Einzelne verſchwindet. Aber die feindliche Begegnung war nur Schein, der dritte Strom nur ein trotziger Sohn der beiden Hauptkatarakten, der ſich hinter dem Föhrenwalde einen eigenen Weg gebahnt und vor der Brücke wieder mit den Eltern vereint. Sehr bald jenſeit derſelben verliert ſich der Fall, oder vielmehr das Fallen des Waſſers, und ruhig gleitet der Elf zwiſchen den Sandhügeln dem Meere zu.

Aber nun ſteigen wir längs dem ſandigen

Zweites Kapitel.

Die Beichte.

„Das funkelt ja wie Silber," ſprach der Dechant, indem er einen der Knöpfe gegen das Licht hielt. „Wie wird's unſern Ritter freuen, wenn ſie ihm ſo an der Seite blitzen."

„Das wäre gar! Er darf nichts von wiſſen. Der Knecht ſoll ſie ſtumpf reiben, daß ſie wie die alten Bleiknöpfe ausſehen. Die ſind bei der Wäſche abgeſprungen. Dann merkt er's nicht."

„Was merkt er nicht?"

„Daß es in der Wäſche war."

„So weiß er davon nichts?"

„Gott bewahre! Als er ins Bett getragen

ward, und ſich noch ſträubte, ſtreiften ſie ihm die Büchſen ab. Da kam ich gerade zur rechten Zeit und ſchnappte ſie weg. Wenn er ein bischen Beſinnung noch gehabt, hätte er ſie in die Kiſſen gelegt unterm Kopf, wie er immer thut ſeit der fatalen Geſchichte an der Mühle. Wie ein Ungewitter kam er mir doch da nachgeritten, als ob's ein Unglück wäre, wenn die Elennshaut einen Tropfen Waſſer koſtete."

„War es ſo nöthig?"

„Nöthig! Seit Kurfürſt Johannes Cicero zur Freite ritt, da ließ meines Götz Frau Mutter ſeeliger ſie zum letzten Mal waſchen.

„Freilich, wenn das Leder ſchmutzig war!"

„Man konnte das Braun nicht vom Sattel unterſcheiden."

„Nun der Junker iſt ein gottesfürchtiger Ritter, und wenn es einmal geſchehen iſt, und er ſie wieder rein und wohl im Stande ſieht, wird er ſich auch recht freuen."

„Ehrwürdiger Herr, da kennt Ihr meinen Götz

nicht. Manchmal ist er ein Brummbär, aber wenn's ihm recht in die Quer kommt, kann er auch wolfstoll werden. Wie damals an der Mühle. Er hielt sie in der Hand gepreßt, wie 'nen Plumpsack; so riß er zurück und schlug um sich. Meine Eva kriegte doch 'ne Watsche um den Nacken. Acht Tage konnte man's sehen."

„Das liebe Kind! Warum denn die Eva?"

„Die hatte sie ihm ja weggestohlen, als er anfing zu druseln. Sie kitzelte ihn hinterm Bart, wie er's so gern hat; derweil reichte mir's der Schelm zum Fenster 'raus."

„Die kleine Eva!" sagte der Dechant mit nachdenklichem Gesicht.

„Nein, ehrwürdiger Herr! er darfs nimmermehr wissen; sonst gäbs wieder eine solche Geschichte. Er schläft."

„Noch! Seit sechs Tagen!"

„Lieber Gott, nach solchem Gelage! So kam er auch noch von keinem Landtage zurück. Ich denke immer, wozu sind denn die Landtage? Und wer

muß das Schmauſen und Sauſen bezahlen? Das Land doch am Ende."

„Aber vor drei Tagen hörte ich —"

„Da hat er ſich ein bischen geregt. Nach drei Tagen thut er's immer. Dann giebt ihm der Gasper 'ne Suppe, und dann dreht er ſich wieder um, und ſchläft noch ein Paar Tage. Morgen wird er wohl aufwachen. 'S iſt Alles in der Ordnung. Vetter Peter Melchior, wie lange ſaßen ſie's letzte Mal in Berlin?"

„Grad' acht Tage, Muhme."

„Nu ja, dann iſt ſchon Alles recht."

„Der Götz hat wie ein guter Edelmann Allen Beſcheid gethan, bis auf Einem. Dem Marſchall that's ordentlich leid, daß er den Holzendorf nicht auch noch austrank. Es war ein ſo ſchöner Landtag geweſen"

„Man hört viel Rühmens davon," warf der Dechant hin. „Einmal muß doch aber der gute Herr von Bredow aufwachen!"

„Dann liegen ſie vor ſeinem Bett, als wenn er

ſie ausgezogen hätte, und er ſoll nicht merken, daß ſie gewaſchen ſind. Ich laſſe ſie leicht durch die Aſche ziehen und auf die Knie ein bischen Feuerheerdsroth."

„Baſe, was hilft dann die Wäſche, wenn Ihr ſie wieder ſchmutzig macht!" lachte der Junker auf, und auch der Ernſt, in welchen der Geiſtliche ſein Geſicht gezwungen hatte, löſte ſich etwas. —

Die Edelfrau ſchien zum erſten Male um eine Antwort verlegen: „Ei was, — ſie ſind aber doch gewaſchen."

Es war ein eigenes Geſicht, mit welchem der Geiſtliche und die Edelfrau am Saume des Waldes auf und abgingen. Wer ſie jetzt beobachtete, hätte eine Veränderung in Beider Mienen bemerkt. Der Dechant blickte ernſt, mit geſchloſſenen Lippen, vor ſich nieder, während die Edelfrau mit etwas verlegenen Blicken ihn zuweilen anſah.

„Und es trieb wirklich meine Frau von Bredow noch nicht zur Beichte!" ſagte er den Kopf ſchüttelnd, doch nicht in unfreundlichem Tone.

„Hier im Walde!“

„Auch der Wald iſt Kirche, wenn das Herz drängt eine Schuld zu bekennen.“

„Hochwürdiger Herr, aber ſie mußten doch gewaſchen werden. Das Leder war verſeſſen, und braun durch und durch, daß es eine Schande war, und nicht wie ein chriſtlicher Ritter gehen ſoll. Im Kriege, nun ja, da thuts nichts. Aber Ihr wißt ja, was er auf das alte Lederſtück hält, er läßt's nicht los. Er wäre damit zu Hof geritten.“

„Herr Gottfried reitet ja nicht mehr zu Hofe.“

„Aber zu Kindelbier, zu den Landtagen. Ja zum hochwürdigſten Biſchof ritt er, mir zur Schande Mariä Lichtmeß, auf den Dom nach Brandenburg in den Büchſen, und wie er beim Heimreiten drei Mal vom Prallſtein aufſteigen mußte und dreimal runter fiel —“

„Iſt dem von Kerkow auch begegnet. Auch Wilkin Stechow. Der Biſchof hatte herrſchaftlich auftiſchen laſſen.“ —

„Aber die Weiber haben nicht über ſie ge-

lacht; ſie trugen reines Zeug am Leibe. Daß mein Gottfried vom Prallſtein fiel, thut ihm auch keine Schande, und dem Biſchof thut's Ehre; aber die Weibſen, die ſchnippiſchen von Brandenburg haben ſich zugezüſchelt: ob's denn in Hohen-Ziatz kein Waſſer gebe! Das ging auf mich, das iſt meine Schande. Das kommt ich als ehrliche Frau nicht dulden. Mit Gutem giebt er ſie ja nicht. Ihr wißt warum. Iſt denn Waſchen eine Sünde!"

„An und für ſich betrachtet, iſt Reinlichkeit ſogar eine Tugend, aber jede Tugend kann durch Uebermaas zur Sünde werden. Zum Exempel wenn man am Sonntag wäſcht und die Meſſe darüber verſäumt."

„Heut iſt's ja zu Ende."

„Oder die irdiſche Reinigung für wichtiger hält, als die der unſterblichen Seele. Wie meine Frau von Bredow treffend bemerkte, hat der Herr das Waſſer geſchaffen zum Waſchen, und gleichwie der Menſch durchs Waſſer muß, d. h. durch die Taufe, zum ewigen Heil, ſo mag aller Creatur das Waſchen

zu ihrem zeitlichen dienen. Ja es ist nichts Schlimmes dabei so der Mensch die Geschöpfe, die ihm untergeben sind, dazu zwingt. Er mag die Pferde und Schafe durch die Schwemme treiben, denn von selbst gehen sie nicht, auch seine Kinder bürsten und begießen, auch wenn die Kleinen sich sträuben und schreien. Auch ist nichts natürlicher, als daß eine gute Hausfrau das Kleidungsstück, auf welches ihr Eheherr so viel giebt, einmal gereinigt wünscht, selbst, wenn er es nicht wünscht. Es ist sogar löblich; ja zugeben möchte ich, daß sie als Hausfrau ein Recht hätte, es in die Wäsche zu thun gegen den eigentlichen Willen des Mannes, ich meine, wenn er das Verbot nicht bestimmt ausgesprochen hätte. Aber in diesem Falle hatte er es gethan. Nicht wahr, er jagte es Euch damals an der Färbermühle ab, und war sehr zornig?"

„Das wohl, ehrwürdiger Herr, aber —"

„Ihr unternahmt es dennoch: ein Mal gegen seinen Willen, wohl wissend, wie sehr es ihn kränken mußte, welchen Werth er darauf legte, daß Niemand

ihm das Kleid berühre. Ihr nahmt es auch gegen ſeinen Willen, mit einer Hinterliſt, die ſogar an einen Diebſtahl erinnert, während er ſchläft, oder ſeiner Sinne nicht mächtig iſt; ja mehr noch: die eigene Tochter habt Ihr verleitet mitzuſpielen, ſie mußte, während ſie dem Vater ſchmeichelte, ihm hinterrücks das Kleidungsſtück entwenden. Ei, ei! welche Saat in das unſchuldige Herz eines Kindes geſtreut! Das alles zuſammengenommen erwäge meine Tochter, und antworte ſich dann ſelbſt, ob das nicht gegen das Geſetz iſt, daß den Mann über die Frau ſetzte, nicht gegen die chriſtliche Moral, die keine Argliſt will, Summa, ob es nicht eine Sünde iſt?"

Der Dechant war ſtehen geblieben. Auch die Edelfrau war ſtehen geblieben.

„Ja, ehrwürdiger Herr, ſie mußten aber doch gewaſchen werden."

„Warum?"

„Warum! Ja, ich will nicht ſagen, darum, weil ſie ſchmutzig waren. Denn meinethalben hätten ſie's bleiben mögen bis an den jüngſten Tag

wenn er ein ſo eigenſinniger Narr iſt. Aber konnt ich's mir denn ſelbſt vergeben, wenn er mir länger zum Geſpött ſo rum ging! Seine Ehre iſt ja auch meine, ſeiner Kinder Ehre. Ein Hausweſen ohne Ordnung iſt kein Hausweſen. Ja nur der Kinder wegen! Es war meine Pflicht als Mutter. Es ging nicht anders, Herr Dechant. Aus purer guter Abſicht hab ich's gethan."

„Darum alſo."

Die Edelfrau wußte nicht, wie ſie den Blick verſtehen ſollte.

„Die großen Herren in Frieſack, wenn ſie einmal in die Zauche kommen, oder wir kommen mal alle Jubeljahr zu ihnen, ach man muß ſich ja in der Seele ſchämen! Wir ſind doch ein Blut, aber wie ſehen ſie uns über die Achſeln an! Nun ja, lieber Gott, wir haben kein Schloß Frieſack, wo ſie mit Hellebarden ſtehen an der Treppe, und das Herz Einem manchmal ordentlich puckert, wenn man auf die Teppiche tritt. Schnäbelſchuhe, das ſchickt ſich nicht für unſereins. Der alte Herr Bodo mit ſeinem wei-

Abhange, zur Rechten den Fluß, den eigentlichen Katarakten entgegen. Bei der Brettermühle, die bescheiden vor dem großen Naturwerk in die Ufer zurücktritt, gewinnen wir den günstigen Standpunkt. Ein großes vollständiges Gemälde, und doch gehört die Reflexion dazu, aus dem malerischen Einzelnen das malerische Ganze zu gewinnen. Eine dunkle massenartige Föhreninsel, mit schroffen Felsenwänden, schwarz von den Jahrtausende anprellenden Wassergüssen, bildet, die beiden Fälle scheidend, den eigentlichen Hintergrund für den Maler. Schon der zweite geringere Katarakt, rechts in weiterer Entfernung vom Zuschauer, wäre ein vollständiges schönes Bild. Man würde reisen, um ihn zu sehen, und doch wendet man bald das Auge von ihm ab zu dem ungleich reichern, mannigfaltigern, an dessen Füßen wir bei den Vorbauten der Mühle stehen. Schon die Masse des Wassers, die in jedem Augenblick sich hinabstürzt, erfüllt mit Staunen. Der neue Halbcirkel, in den sie sich zusammendrängt, ist ein kunstvolles Amphitheater. Aber die Mannigfaltigkeit der Strudel und die Farbe geben diesem Eisstarzsturz erst den Charakter des Außerordentlichen. Wie das

ßen Haar, der iſt ſchon freundlich. Aber die jungen Herren, wenn ſie ſo daſtehen, die Hände zur Seite in den Pluder geſteckt und uns anſehen, es fehlte ihnen nur noch ein Rauchſtück im Maule, wie der Menſchenfreſſer aus der neuen Welt, von dem ſie erzählen thun. Siebzig Ellen Tuch hat der älteſte darin ſtecken, der zweite ſechzig, und ſo geht's runter, nicht aus Brandenburg, feines holländiſches, geſchlitzt iſt's, und mit bunter Seide gefüttert; wenn ſie galloppiren glitzert's in der Sonne, wie Wolken von Morgenroth, und mein Götz dagegen in dem alten Leder!"

„Wenn Ihr es ihm vernünftig vorhieltet, was ſagte er dazu?"

„Er ſagt, um ſolche Hoſen ſollte man mal den Beinharniſch ſchnallen. Aber wie oft kommt es noch! Fehden ſolls ja nicht mehr geben! Wir verbauerten ganz, ſagen die von Frieſack. Das ſoll man von leiblichen Vettern ſich ſagen laſſen, und hat ein chriſtlich Herz im Leibe. Weil wir nicht reich ſind!"

„Es ist gewiß ein löblich Streben vor den Blutsfreunden in Ehren zu bestehen.“

„Ach Herr Dechant, wer auf sich hält vom Adel, der schafft sich Pluderhosen an. Und wenn wir nach Berlin reiten, die Bürgersleute schon, was prunkt das in Tuch und Seide, und wie sehen sie uns an! Wir haben nicht viel, aber ehrlich und adelig sein, das ist unsere Schuldigkeit. Und verlange ich denn, daß mein Herr Pluderhosen anlegen soll! Ich weiß ja, was das kostet. Unvernünftig bin ich nicht. Nur was zur Ordnung gehört. Weiß ich nicht so gut wie jeder, was sie von uns im Schloß zu Köln denken! Mein Götz liegt nicht auf der Landstraße. Seit wir Mann und Weib sind, ein einzig Mal hat er mit Adam Kracht einen von Magdeburg geworfen. Seitdem nimmer mehr. Ich halte nichts davon, und wenn's auch nicht so streng verboten wäre. Was kostet das Halten von Rüstzeug, die Knechte und Pferde, und unsicher bleibt's immer, und wie oft lohnt es denn, wenn sie wochenlang in der Haide lungern und fangen solchen Schelm

von Krämer. Die anderen ſchlagen ihre Waaren dafür auf, man muß's doppelt bezahlen, wenn man's braucht. Ich kenne das, wer nicht hören will mag fühlen. Die Itzenplitz ſind wieder wie toll draußen und könnten ſo gut leben. Seine kurfürſtliche Gnaden haben neulich zu Spandow geſagt, ſie könntens jedem Edelmann anriechen, wer im Graben liegt. Darum ſehen ſie jeden mißtrauiſch an, der in Leder geht, und nun gar in ſolchem Leder! Da kommen wir in ſchlechten Leumund, ohne Schuld und können nichts dafür. Bei den heiligen eilftauſend Jungfrauen, Herr Dechant, man muß auf ſich halten und wenn's der Mann nicht thut, muß die Frau. Es ging nicht anders."

Der Dechant ſchlug die Hände zuſammen und in väterlichem Tone ſprach er:

„Meine liebe Frau von Bredow, wer wollte denn darin zweifeln, daß es nicht anders ging. Ihr thatet es für Eure Kinder, Eure Sippſchaft und Euren Gatten. Ihr waret es ihnen ſogar ſchuldig. Ein Edelmann muß vor den Menſchen, von denen

die Ehre ausgeht, in Ehren bleiben. Wohlverstanden, vor den Menschen, denn der Herr im Himmel sieht durch jedes schmutzige Kleidungsstück auf den reinen Körper, und durch den Körper auf die Seele. Aber die Menschen urtheilen nach dem Schein. Wäret Ihr auf einer wüsten Insel, und der Waschteufel hätte Euch geplagt, die Kleider Eures Mannes zu stehlen, um sie zu reiben und zu spülen; da wäret Ihr im Unrecht, Ihr hättet es gethan nur um Eurem Waschkitzel zu fröhnen, wie es Weiber Art ist. Hier aber ist es ganz etwas anderes. Hier hattet Ihr Rücksicht zu nehmen auf Nachbarn, Blutsfreunde und das Ansehen der Familie, ja mehr noch auf den jungen Kurfürsten und seine Räthe, welche in dem vernachläßigten, rohen Anzuge der Edelleute ein Zeichen roher Gesinnung erblicken. Ihr setztet den, der Euer Herr sein soll, der Gefahr aus, mißliebig vom Hofe betrachtet zu werden, ja daß er beim nächsten Anlaß gefahndet, gerichtet, vielleicht gar verurtheilt werde. Denn Niemand weiß, wozu in diesen schlimmen Zeiten kleine Dinge führen.

Sichtlich wollte der Herr, darf man ſagen, durch Eure ſchwache Hand das Haupt Eurer Familie retten, Schmach, vielleicht Blutſchuld von ihr abwenden. Sichtbar wird da eine Kette von Fügungen, die wir recht betrachten müſſen: daß der gottesfürchtige Herr Gottfried ſich in einen Zuſtand verſetzen mußte, wo er nicht mehr Herr ſeines Willens war, daß er hinauf getragen ward, als meine Frau von Bredow gegenwärtig war, daß ſie über den Gang kommen mußte, grad' als ſie ihn entkleideten, daß der Allmächtige gerade auf das bewußte Kleidungsſtück ihr Auge lenkte, dergeſtalt, daß ſie es raſch aufgriff, bevor der mit dem Willen ſeines Herrn vertraute Diener es merkte und in Verwahr brachte. Und die große Hauswäſche mußte zur ſelbigen Zeit ſein. Das ſind alles Winke von oben wie eine Kette in einander gefügt, die uns irrenden Menſchenkindern Zuverſicht und Troſt in unſeren Zweifeln gewähren müſſen.

„Es war alſo keine Sünde!"

„Sagte ich das, meine Freundin! Aber ſintemal jedes Ding zwei Seiten hat, und alles irdiſche

dem Wechsel unterworfen ist, also sind es auch unsere Handlungen und Pflichten, und wir von der Vorsehung angewiesen, auch die andere Seite ins Auge zu fassen, ehe wir urtheilen."

„Sie trocknen aber schon. Hans Jürgen steht bei der Leine Wacht," sagte die Frau von Bredow, die wirklich nicht wußte, was sie sagen sollte. — „Was soll's nun aber, Herr Dechant!"

„Nur uns erinnern, meine Freundin, daß wenn wir Jemand etwas verstecken sehen, ehe wir ihn darum verdammen, uns zu bedenken, ob wir nicht selbst etwas anderes versteckt halten, erinnern, daß die Sünde uns Sterbliche von allen Seiten anschleicht, und daß, was auf dieser Betrug scheint, auf jener Fügung in Gottes Willen ist; daß diese Fügung uns aber als letztes Ziel vor Augen schweben muß bei allen unsern Wegen, und daß, wenn wir mit allen den Kräften, so der Herr uns gab, in guter Absicht auf das Ziel losgehen, eine christliche Frau noch nicht zu denken braucht, daß wir auf des Teufels Buckel dahin reiten."

Das war nun wohl der Frau von Bredow verſtändlich, aber wo es hinaus ſollte doch noch nicht ganz. Ihre Frage verrieth es:

„Wenn's Sünde war, ich meine, das von der Seite, ſoll ich's denn meinem Götz ſagen?“

Der Dechant faßte vertraulich ihre Hand und klopfte mit ſeiner darauf: „Ich meine, wir bleiben vorläufig auf der andern Seite ſtehen.“

„Aber mit Küchenroth ſoll ich ſie nicht wieder beſtreichen.?“

„Wenn das die Täuſch — ich wollte ſagen den ſtillen Glauben unſeres wackeren Herrn Gottfried länger erhält, warum nicht.“

„Doch die Eva — das Kind, mein' ich — ob die den Vater —“

„Sie wird doch nichts ausplaudern! Wenn meine Freundin es ihrem kindlichen Sinne nur recht vorſtellt. —“

„Was!“

„Ei nun,“ — der Dechant hatte den Arm der Edelfrau in den ſeinigen gelegt, um ſie nach dem

Lager zurückzuführen, wo es laut wurde — „das wird meine Frau von Bredow am beſten wiſſen, wie man den Sinn eines Kindes über kleine Bedenklichkeiten hinüberführt zu ſeiner höheren Pflicht gegen die Eltern, ich meine zumal gegen die Mutter."

Drittes Kapitel.

Die Waschbank.

Auch die Sonne hat ihre Flecken, auch die beste Haushaltung ihre Mängel, und was wir glauben, daß es ganz in der Richte sei, mag unmerklich wo einen kleinen Stoß bekommen haben, und der Bau wird schief.

Frau Brigitte Bredow meinte, es sei Alles in Ordnung, weil sie alles geordnet, und jeden auf seinen Platz gestellt. Aber sie hatte sich darin verrechnet, daß auch der wachsamste Wächter ein Mal einschlafen kann, und daß der beste Mensch ein Mensch bleibt. Und wer gibt denn einem Gebietiger, ob er über ein Königreich das Regiment hat, oder über eine große Hauswäsche, das Recht, daß er nur

gute und tüchtige Leute unter sich habe. Die Welt ist bunt; wir müssen sie nehmen, wie sie ist. Zwischen Riesen und Zwergen ist die Auswahl, und die Krummen und Lahmen, die Tauben und Blinden gehören auch dazu. Der Meister über eine große Arbeit zeigt sich darin, daß er jeden hinstellt, wo er hingehört und jeden zu nutzen weiß nach seiner Kraft und nach seiner Schwäche.

Hans Jürgen ist zu nichts gut! Darum hatte man ihn hingestellt, auf die äußersten Sandhügel am Fließ, wo der Wind am schärfsten wehte. Da sollte er Acht haben. Worauf? — Wie hatten alle den armen Hans Jürgen ausgelacht, und die Edelfrau hatte mitgelacht, und ihm den Rücken gedreht.

Der arme Hans Jürgen! Er hatte doch schon sechszehn' Sommer hinter sich, ach nein, er zählte nach Wintern, und war eines Edelmanns Sohn, eines Edelmannes, so gut als einer in den Marken zwischen Elbe und Oder, und doch sagten die Leute auf Hohen-Ziatz, er sei zu nichts gut, und hier mußte er Wache stehen vor einem Stück alten Leders, das wie

Blau und Grün in Norwegen, scheint das Braun in den Wassern, die sich aus Schweden in das Bothnische Meer stürzen, vorzuwalten. Schon der kochende Strudel des Trollhetta hatte eine braune Beimischung; ein geschickter Maler würde mit Sepia alle verschiedenen Schattirungen des Elfkarleby wiedergeben können. Links, zunächst der Mühle, stürzt die größte Masse in ungeheurer räderartiger Bewegung, sich in sich selbst verbergend, in die Tiefe. Ein kochendes Metall mit ewigem Schaum bedeckt. Weniger den Charakter des künstlichen Räderwerks trägt der Hauptsturz in der Mitte. Reissend gießt er sich über die Klippen, nach ihnen sich formend, in dunklem Braun hinab, während ein dritter Theil zunächst der Insel, nur wie verdrossen, dem allgemeinen Drange nachgiebt und seine Wellen die schwarzen Felsen langsam hinabwälzt, das heißt, es ist ein großer ungetrennter Wassersturz, und nur dem Auge des Malers erscheint diese Trennung der Ströme; wie sie sich unten vereinigen, bleibt aber auch diesem verborgen, denn ein dichter Wasserstaub raucht dort empor, höher als der Fall, doch wird er oben so zart und fein, daß man durch seinen Schleier die Gegenstände er-

ein Galgenmann zwiſchen zwei Kiefern hing. Fünf Fuß war er hoch und noch einen Zoll darüber, ſtark genug eine junge Buche mit den Wurzeln auszureißen: auf das Fohlen in der Koppel konnte er ſich werfen und wenn die Frau es gebot, ritt er drei Meilen ohne Sattel um zur Sippſchaft eine Botſchaft zu tragen. Sein Aug' war wie der Luchs, ſein Bolzen traf den Vogel im Fliegen, und über Hecken und Gräben ſetzte er ohne Anlauf, und doch wollten ſie ihn nicht ritterlich aufziehen, wie ſeines Standes war. Der alte Herr Gottfried ſagte zwar, wenn er brummig war, mit den Rittern ſei es aus; wozu ſich die Sporen verdienen, da es keine Sporen mehr gebe. Aber warum ließ er Hans Jürgens Vetter, den Hans Jochem, der war nicht ſchlechter und nicht beſſer von Geburt, reiten lehren und tanzen in Brandenburg, und nahm ihn auch zum Ringelrennen mit, wo es eines gab; ja zu einem Turnier nach Meiſſen hatte der alte Herr ihn ein Mal geſchickt mit ſeinem Verwandten, dem edlen Herrn von Lindenberg, daß er ſich dort umſchauen ſolle, was gute Sitte ſei.

Hans Jürgen war eine Waiſe; aber Hans Jochem war ja auch ohne Vater und Mutter. Herr Gottfried und ſein Eheweib hatten beide Kinder, ihre Vettern, zu ſich genommen in ihr Haus, und verſprachen ſie als ihre Söhne aufzuziehen. War es darum, daß Hans Jochem von der Mutter noch eine fette Erbſchaft liegen hatte, die ward verwaltet beim Dom zu Havelberg, und Hans Jürgen war blutarm? Die Edelfrau hatte doch geſagt, als ſie die Waiſen ins Schloß nahm, ſie ſollten ſein, da der Herrgott ihr und ihrem Gottfried keine Söhne geſchenkt, als ihre eigenen Söhne, und viel Liebes und Gutes hatte ſie noch geſprochen über die armen Kindlein, denen der Herr erſt die Mütter genommen, und dann die Väter.

Die Edelfrau war eine wackere Frau, und was ſie ſprach, das meinte ſie; aber Worte ſind Wind, wenn die Thaten nicht darauf folgen, und der Sinn des Menſchen iſt wandelbar. Hans Jochem hatte ein glatt Geſicht und ein Paar muntere Augen, er wußte es Allen recht zu machen, und ſie lachten und

waren ihm gut; aber Hans Jürgen — man weiß nicht, wie man mit ihm dran iſt, ſagten die nichts ſchlimmes ſagen wollten. Böſes wußte man nicht von ihm, aber warum that er nichts Gutes? Andere hätten fragen mögen, aber warum that er nicht, was gut war, daß es die Leute ſahen? Er iſt tückiſch, ſagten Einige, denn er thut das Maul nicht auf. Aber wenn er es auf-that, ließen ihn die Anderen nicht zu Worte kommen. Er kann nichts Geſcheidtes vorbringen. Er hatte ja nicht Zeit dazu; ſein Mundwerk ging langſam und wenn er anfangen wollte, ſetzte ein anderer fort, was er ſagen wollte, aber nicht wie er es wollte, und wenn er ein ernſtes Geſicht machte, lachten ſie aus vollem Halſe. Ihm fehlen die Gedanken, ſagte der Dechant. Sie ließen ihn ja nichts denken, dachte Hans Jürgen. Und wenn er ſich im Bache ſah, kamen ihm noch ganz andere Gedanken, dem armen Hans Jürgen. Glatt war ſein Geſicht nicht und munter ſeine Augen auch nicht; es lag darin ein Ausdruck, ich weiß nicht wie, aber die Leute ſagten, das iſt ein verdroſſener Burſch, oder er iſt ſchläfrig.

Wenn Hans Jürgen das Bild lange im Fließ sah, wurde das Gesicht allmälig ein anderes, und es tropfte etwas ins Wasser. Aber nur auf einen Augenblick; denn gleich darauf ward es ganz roth, und ärgerlich wischte er mit dem Ellenbogen über die Augen: „'S ist gut, daß das Keiner gesehen hat" murmelte er, und warf sich in die Brust. Aufgerichtet ging er, den Hals weit aus den Schultern, am Fließe auf und ab, und dachte wieder: „wenn ich auf einem gerüsteten Pferde säße, wir wollten doch sehen, ob ich nicht auch ein Ritter würde." Aber wenn das laute Gelächter von drüben herschallte, wars, als fuhr er wieder zusammen. Die andern spielten Plumpsack mit den nassen Tüchern, sie neckten, haschten und warfen sich, wie lustige Kinder thun, denen jede Arbeit zum Spiele wird. Wer allein ist, hascht und neckt sich nur mit seinen Grillen und bösen Gedanken. Nicht, daß er Stund aus Stund ein bei dem Leder Schildwacht hätte stehen müssen, und keinen Fußbreit fortgedurft, aber er ge-

hörte doch nicht zu den anderen. Wäre er zu ihnen getreten, sie hätten ihn nicht fortgewiesen, aber er wäre immer an der Reihe gewesen beim Suchen und Haschen, und wenn die Knechte die großen Decken spannten und looften, wer in die Luft fliegen sollte, so wußte er, das Loos hätte ihn getroffen. Er wußte auch, daß die Andern dachten, er sei muckisch, er halte nicht zu ihnen, weil er was für sich sein wollte.

„Und das will ich auch" brach ein verstohlener Gedanke unwillkürlich aus seiner Brust, „laßt mich nur älter werden und größer," und dabei stieß er den kurzen Jagdspieß so fest vor sich, daß er mit dem stumpfen Ende in dem Boden wurzelte. Es war ganz still geworden, die Abendluft wehte drüben durch die Elsenbrüche, ihm recht erquicklich auf das heiße Gesicht. Von dem fernen Kloster Lehnin klang die Abendmette. Er schüttelte den Kopf: „Nein, ein Mönch will ich nicht werden." — „Auch so Einer nicht" setzte er nach einer Weile hinzu, als er den Krämerwagen in das Lager einbiegen sah. Wie schon über den Gedanken unwillig, wandte er ihm

raſch den Rücken. Der Wind, der zwiſchen den Hügeln ſich fing, fuhr ihm entgegen, und er empfand einen heftigen Schlag ins Geſicht. Hans Jürgen hob zornroth den Arm — aber es war kein Lebendiger, der es ſich erfrecht, auf ihn zu ſchlagen, kein Menſch, kein Arm, den er wieder ſchlagen konnte, es war das Stück Wäſche, davor er Schildwacht ſtand. Aufgeſchwellt von der Luft, ſchwenkte es hin und her, und die willenloſen naſſen Beinriemen waren's, die ihm um die Ohren peitſchten. Es zuckte ihm durch die Fingern, er war wieder hochroth, aber jetzt war es Scham wie Zorn, und ſchon hob er die Hand auf nach dem verdrießlichen, widerwärtigen Leder: „Mag der alte Herr Götze, dachte oder kochte es in ihm, auf dem bloßen Sattel reiten, ich will nicht länger Fahnenwache ſtehn vor ſeinen Büchſen!" Die ſchöne feingegerbte Elennshaut, ſo ſauber gewaſchen, geklopft, gerieben und gebürſtet, war in Gefahr in den Sand geworfen zu werden, wenn nicht ein Schrei ihm ins Ohr geklungen hätte.

Ein durchdringender, feiner Schrei, kaum aus-

geſtoßen und ſchon wieder verhallt. Hans Jürgen kannte die Stimme; im nächſten Augenblick war er auf dem Hügelrand, der dort die Ausſicht auf das obere Fließ ſcharf abſchnitt. Eine der kleinen Waſchbänke hatte ſich losgeriſſen, ſie trieb in dem Waſſer, und es war nicht ganz ohne Gefahr für das junge Mädchen, was ängſtlich darauf ſtand, denn die Strömung war hier ſtark und trieb auf das Eck drüben los, wo ſie leicht an den großen Steinen umſchlagen konnte. Die Waſchbank war ſelbſt nur ein kleines morſches Gefäß, welches unter ſeiner Laſt hin und her ſchwankte. Ohne den Gedanken an eine Gefahr wäre es ein hübſch anzuſchauendes Bild geweſen. Das liebliche Mädchen im rothen Mieder mit den aufgekrämpten Hemdsärmeln und den bloßen Füßen, wie es ein Stück ſeiner Wäſche in der Hand, mit Armen und Füßen das Gleichgewicht zu halten unbewußt bemüht war. Ihr ängſtlicher Blick, der ſich noch nicht von dem Boden, auf dem ſie ſtand, forttraute, ihre halb geöffneten Lippen, die eine Reihe feiner Perlenzähne

zeigten, ihr erstes Erbleichen, das jetzt schon einer Röthe Platz gemacht, und dann wieder ein neuer Schreck, als sie auf den großen Granitblock schielte, auf den die Waschbank lostrieb. Sie war sichtlich in Zweifel, was zu thun. Sie steckte die goldene Ducatenkette, die allzufrei um ihren Hals spielte, und beim Anstreifen an Gebüsch und Schilf eine gefährliche Schlinge werden konnte, mit der einen Hand in das Mieder und schien mit dem einen Arm im voraus zu prüfen, ob sie die Weide erreichen könne, die ihre Zweige von dem Steine über das Wasser streckte, um vor dem gefährlichen Anstoß sich zu schützen.

Aber die Schifferin erreichte weder die hülfreiche Weide, noch den gefürchteten Granitblock. Es rauschte im Wasser und bald hatte ein kräftiger Arm die Waschbank gefaßt. „Du wirfst mich um," rief das Mädchen, denn von der plötzlichen Berührung aus seiner ebenmäßigen Bewegung gekommen, schwankte das Gefäß.

„Dafür laß mich sorgen," rief der Retter und

hielt ihr den rechten Arm in die Höh, während er mit dem linken die Bank regierte. „Nun faß mich an und dann iſt's gar nichts."

Sie reichte ihm ihre zitternde Hand. Er watete etwa bis an die Bruſt im Waſſer, und der Grund ſchien feſt.

Aber die Bank mit ihrer ſchönen Laſt durch die Strömung nach dem andern Ufer wieder zurückzuziehen, ſchien eine ſchwierige Aufgabe. Er ſtrengte ſich ſichtlich an; er zitterte jetzt, während ſie immer ruhiger wurde.

„Fürchte dich nicht, Eva," ſprach er, als er keuchend einen Augenblick anhielt.

„Was ſoll ich mich fürchten," erwiederte ſie, „du ſiehſt ja, ich ſtehe feſt. Ich brauche Deine Hand nicht mehr."

Er kämpfte und überwand. Er ſtieß die Bank ans Land. Das Schilf niedertretend, arbeitete er ſich mit einem Fuß aufs Ufer, und wollte ihr den Arm reichen; aber mit einem leichten Satz war ſie

ſchon herüber geſprungen. Die Bank ſchnellte weit zurück.

„Da wären wir ja," ſprach er. Aber der arme Hans Jürgen mußte gar zu poſſirliche Bewegungen machen, als er das Waſſer von ſich ſchüttelte, denn das junge Mädchen ſchien die Angſt und Fährlichkeit ihrer Lage ganz zu vergeſſen, und ſtatt zu danken, lachte ſie aus vollem Halſe:

„Wie ein Pudel, Hans Jürgen!" rief ſie.

„Der Pudel ſpringt auch ins Waſſer," murmelte er, und leiſer ſetzte er hinzu: „Aber er holt nur was man ihm befiehlt."

„Nur nicht bös, Hans," ſprach das Mädchen. „Dank dir auch."

Hans Jürgen ſchüttelte ſich und murmelte etwas, was ſie nicht verſtand.

„Trockne dich Hans, daß die Anderen es nicht merken. Sonſt lachen ſie über dich, und über mich auch."

„Ueber mich, Eva? Was thuts! Sie lachen ohnedem. Ich hab 'nen tüchtigen Pelz."

kennt. Nun sieht man unten in dem weiten Bassin die braune kochende Masse sich tobend hinauswälzen. Aber der Zorn des Wassers findet keinen Raum. Indem sich die Wellen so in sich zerreiben, als müßten Funken und Qualm aus der Friction aufsteigen, bildet die gleiche Wuth bei gleicher Kraft ein gewisses Ebenmaaß, und über der dunkelbraunen Masse können milchweiße Ströme ruhig dahingleiten; in der That ein, wenn auch nicht großartiges, doch einziges Schauspiel. Die active Masse des Wassers hat sich durch die Schnelligkeit so verdichtet, daß der zartere Schaumfluß darauf einen scheinbar festen Boden findet. Zu den drei Güssen noch einige Cascaden aus der Mühle und die wunderbarste Wassergrotte ist vollendet.

Wenige Schritte hinauf — der Elfkarlebyfall kommt an Höhe dem Schaffhauser nicht gleich, wiewohl er steiler ist — und das ganze Schauspiel ist verschwunden. Ruhig gedrängt fließt der dunkle Strom bis an den schroffen Abgrund. Hier bricht er plötzlich und fällt hinüber. Einen Schritt zurück, und man sieht nichts von dem gewaltigen Schauspiel. Eine fürchterliche Schwelle, über die unaufhörlich das

Eva Bredow ſah ſich um: „Ach die Bank, die Bank! Hans ſie ſchwimmt fort. Dann merken ſie's. Die Bank wieder, Vetter Hans. Die muß wieder an ihre Stelle.“

Die Bank war ſchon um ein gutes Stück weiter getrieben und ſchwamm drüben am Ufer hin; aber Hans Jürgen machte keine Anſtalt ihr nachzuſtürzen.

„Um dich, Eva, hab ichs gethan, und thät's noch mal, wenn du mir auch nicht ſo viel danken wollteſt; ja du möchteſt mich auch noch mal auslachen; aber um das alte Stück Holz ſpring ich nicht rein.“

„Ein Brummbär biſt du, aber kein gefälliger Vetter, Hans.“

„Hans Jürgen heiß ich,“ ſprach der Burſch verdrüßlich. „Du haſt ja andere Vettern, die heißen auch Hans. Ruf den Hans Jochem. Wenn du ihn bitteſt, ſchwimmt er wohl dem Brette nach.“

Ein böſer Zug ſtreifte um die Lippen des hübchen Kindes, ja es ſchien, als zerdrücke ſie mit ih-

ren Sammtwimpern ein Etwas, das sie sich schämte sehen zu lassen.

„Ich konnts von dir erwarten.“

„Hans Jürgen taugt zu nichts, hast's ja oft genug von deiner Mutter gehört.“

„Wenn du nur anders wärst.“

„Bin wie ich bin. Mach dich nur auf die Beine, Eva, daß dich Keiner bei mir sieht. Um die Waschbank brauchst du nicht angst zu sein. Die Waschbank plaudert nicht. Da kann der Strick gerissen sein, als du ans Ufer sprangst, und der Wind trieb sie fort. Keiner sah's; da ist ja alles gut.“

„Alles ist nicht gut. Du zitterst, Hans Jürgen, du frierst.“

„Ich zittere nicht, ich friere auch nicht, das bilde dir nur ja nicht ein.“

„Hans Jürgen, sprach das Mädchen mit sanftem Ton und streckte ihm ihre kleine Hand entgegen. „Du wirst zu Niemand was davon sagen, das weiß ich —“

„Da hab ich wohl mehr zu thun. Und bis da hab ich's auch vergeſſen.“

„Aber ſo gehe ich nicht von dir. Es iſt nicht recht von dir —“

„Daß ich dir die Meiſe haſchte und lebendig brachte, und den Käficht wollte ich dir von Rohr binden, du hätteſt den ganzen Winter durch Spaß gehabt, und vorher konnteſt du nicht genug ſagen, wie du ſolche Meiſe liebteſt, und als du ſie hatteſt ließeſt du ſie fliegen, rein mir zum Poſſen. Und mit dem jungen Fuchs wars auch ſo. Alles was ich thun mag und aufſtellen, du thuſt als wenn's gar nichts wäre, und nur mir zum Schabernack. Und als du dich verſpätet hatteſt drüben im Kloſter, ach was Furcht hatteſt du vor dem Knecht Ruprecht, der mit langen Schritten hinter dir kam und die Fichten auseinanderbog, und aus jeder Wurzel ſchoß die Frau Harke auf. Und wenn's in den Büſchen liſpelte, da drückteſt du dich an mich, und haſt's ſo gern geduldet, daß ich meinen Mantel um dich ſchlang und du konnteſt die Augen zumachen. Da

war ich dein lieber Hans Jürgen, und du ſtreichelteſt mich mit den Fingern auf die Backe, und was klopfte dein kleines Herzchen. Aber als der Wald lichter ward, da wards dir zu warm an meiner Seite, und als die Hunde bellten, da waren dir die Hunde lieber als Hans Jürgen, du haſt ſie geherzt als wär es Bruder und Schweſter. Ueber die Zugbrücke ſprangſt du mit ihnen um die Wette, als wäre Feuer hinter dir. Die Knechte hätten ſie aufziehen mögen: ob ich draußen blieb, dich kümmerte es nicht."

Man ſah, es war ein verhaltener Unmuth, der aus ihm ſprach; was in ihm lange gekocht, brach von einem Funken entzündet, mit einem Male heraus. Eva hätte kein Weib ſein müſſen, wenn nicht auch ihr Gefühl verletzt worden wäre, und der bittere Angriff eine eben ſo bittere Vertheidigung vorgelockt hätte. Die hübſchen Lippen kniffen ſich zuſammen, aber man ſah auch, daß ſie einen Kampf mit ſich kämpfte, aus dem ſie wenigſtens zum Theil als Siegerin hervorging.

„Hans Jürgen, was haſt du denn gethan, das dir ein Recht giebt, ſo zu ſprechen," ſagte ſie nach einer Pauſe mit einer Stimme, aus der die Leidenſchaftlichkeit, aber auch die Wärme, fort war.

„Ich, ich habe gar nichts gethan. Nichts thue ich, ich kann ja nichts thun."

„Was du thateſt, hätte jeder andere auch gethan. Ich danke es dir. Aber der Martin, der Wenzel, auch der verdrießliche Ruprecht, die wären alle auch ins Waſſer geſprungen. Was war denn für große Gefahr dabei; das Fließ iſt nicht tief."

„Und darum ſolchen unnützen Mund! Nicht wahr? Hätt' ich nur mehr Waſſer geſchluckt, dann müßt ich das Maul halten."

„Das iſt böſe Rede, Vetter."

„Wär' es Hans Jochem geweſen, der wäre gleich fortgelaufen, er hätte ſich nicht geſchüttelt, daß die Tropfen ſprützten. Aber du hätteſt auch nicht lachen können, wie über einen Pudel. Den Spaß habe ich dir doch gemacht."

„Hans Jürgen nun höre auf. Hans Jochem iſt auch ein guter Junge, aber er hätte ſich wohl erſt bedacht, ob er ſein neu-Wams naß machen dürfe.“

„Meinſt du das, Eva!“

Sie hielt ihm wieder ihre Hand hin: „Vetter, lauf an's Feuer, und trockne dich, dann wirſt du nicht ſo wirſch ſprechen. Daß ich die Meiſe fliegen ließ, das war nicht recht von mir. Es überkam mich gerade ſo. Ich wollte es dir auch abbitten, aber ich hab's nicht gethan. Und damals, wie ich von der Muhme kam, da ſchämte ich mich nur, daß mich ſo gegraut hatte, und dann ſprangen die Hunde mich an. Ich habs dir aber wohl im Herzen behalten, wie du mich durch den Wald führteſt, der gar zu grauslich war und ſo lieb zu mir ſprachſt, daß ich mich nicht fürchten ſollte. Bis ich einſchlief, hab ich zur Mutter Gottes gebetet — für dich auch Hans Jürgen.“

„Haſt du das! —“ Der Burſch ſah finſter vor ſich hin. „Das iſt hübſch von dir. Und weißt du

Eva, ich habs mir auch gedacht, daß du so thätest. Freilich, was die Mutter Gottes hört, das hört kein anderer Mensch."

Eva Bredow senkte auch die Augen. Sie verstanden sich. Beide schwiegen. Es thut nicht gut alles auszusprechen. Hans Jürgen hub zuerst wieder an:

„Nun geh nur schnell fort, daß sie dich nicht vermissen und nichts merken. Du kannst auch über mich lachen vor den Andern, so viel du willst, ich will dir drum nicht bös sein, und es nicht vergessen, was du mir hier gesagt hast. Aber es wird auch mal eine Zeit kommen, wo sie mich nicht hänseln sollen, wo sie mich nicht in den April schicken sollen, und nicht hinstellen vor den alten Büchsen Wache stehen. Und dann, und dann —"

„Hans, wo willst du hin?"

„Geh nur, ich komme nach."

„Aber du hast mir noch nicht die Hand geschüttelt, daß du mir wieder gut bist."

„Ach was, es könnt' Einer sehen."

„Daß du weinſt, Hans Jürgen, das ſchickt ſich nicht.“

„Ich weine nicht,“ ſagte er barſch und wollte fort. —

„Wohin?“

„Die Bank holen. Sie ſchwimmt zu weit. Geh du nur zu deinen Krauſen und Tüchlein. Ich habe ſie dir wieder hingebracht, eh's Einer merkt.“

Aber ſie rief ihn mit einem ſolchen Ton zurück, daß er folgen mußte.

„Die Waſchbank iſt ein altes Brett, die Fiſcher werden ſie ſchon auffangen, daß ſie nicht in die Havel läuft. Auch iſt die Wäſche nun vorüber und die Sonne geht zur Rüſte. Hilf mir lieber meine Bleichſtücke zählen und zur Mutter tragen. Die anderen Mädchen ſind zu wirrig, und jede denkt nur an ihren Part“.

„Ich, Eva!“

„Böſes iſts doch nichts, Hans Jürgen. Da greift ja ein jeder mit an.“

„Ich will dir die Stücke zählen und zuſammen-

legen und bis an den Busch tragen, dann will ich mich schon fortschleichen, daß Keiner es sehen soll."

„Was denn, Hans Jürgen?"

„Nun, ich meine nur, daß Keiner dich drum auslacht, weil Du's mit mir hälst."

„Komm!" rief Eva, und als er noch zauderte, ergriff sie ihn bei der Hand.

Sie rannten Hand in Hand, den Hügel hinab, und grad dahin, wo ihre Schwester und die andern Mädchen beschäftigt waren, die Stücke von der Bleiche aufzurollen und von den Seilen abzunehmen. Lachend rief sie: „Hier bring ich Einen, der uns helfen soll. Der Faulpelz meinte, er thäte genug, wenn er Maulaffen feil hätte vor einer Elennshaut. Aber ich habe ihm bedeutet, daß es damit nicht gethan ist. Hans Jürgen ist heut mein Knappe und ich lasse nichts auf ihn kommen. Ohne ihn, wo wären meine Tüchlein und Krausen!"

Sie erzählte mit Zungenfertigkeit eine glaubwürdige Geschichte, wie die Bank sich vom Ufer losgerissen. Diesmal war aber nicht sie darauf ins

Weite geschwommen, sondern nur alle ihre schöne, feine Wäsche, die in Schilf, Moor und Wasser vielleicht zerstreut, vielleicht verloren wäre, wenn Hans Jürgen nicht zur Stelle und kein so guter Schwimmer gewesen wäre. Dafür belud sie ihm auch Schultern und Arme mit soviel er nur tragen konnte; ja der vorige Uebermuth schien wieder anzuklopfen, als sie ihm sogar eine Flügelhaube, für die sie keinen andern Ort fand, auf den Kopf setzte. Als er ein ernsthaftes Gesicht dazu machte, sah sie ihren lieben Vetter so freundlich an, daß ihm wohl ward. Aber kaum näherten sie sich dem Hauptlager, als sie ihm unversehens die Haube wieder abgerissen hatte, und selbst das Pack, das er auf den Schultern trug, unter ihre Arme nahm.

dunkle Metall hinuntergießt, und davon steigt nichts wieder in die Höhe als ein feiner weißer Wasserstaub. Es war ein schöner Abend, die Abendsonne glänzte noch roth in den gestreiften Wolken, die Tannen, das schwarze Wasser athmeten im Abendhauch. Der Mond ging fern über der Brücke auf. Elfkarleby bedeutet „die Wohnung des Wassermanns.“ Der Geist des Stromes konnte sich keinen würdigern Sitz erwählen.

Ein junger Finnländer, ein Gelehrter aus Åbo, bewunderte mit uns die Majestät des Kataraks. Er wollte sein Mutterland besuchen, an dem die Finnländer noch mit ehrenwerther Treue hangen, und ahnete nicht das schreckliche Schicksal, welches vermuthlich zu derselben Zeit seine Vaterstadt betraf, und vielleicht auch in seine Lebensplane eine gewaltsame Veränderung brachte. Bekanntlich ist nun auch die Universität von Åbo nach Helsingfors verlegt; nachdem man Russischer Seits schon früher die Regierung dorthin gezogen hat. Die alte Residenz des Landes muß, was auch angeblich zu ihrer Wiederherstellung geschieht, immer tiefer herunter kommen, zumal da der Handel zwischen Schwe-

Viertes Kapitel.

Der Krämer und der Sturm.

Hans Jürgen und Agnes hätten nicht nöthig gehabt sich zu fürchten, weil sie der Edelfrau begegneten. Die Frau von Bredow sah nach andren Dingen. Ein Wunder, daß sie nicht früher das Kichern, Schreien und Händeklatschen gehört, ein Lärm, den eine Hausfrau nimmer dulden durfte.

Sie standen, ihr den Rücken zugekehrt. Die schlugen in die Hände, die sprangen vor Lust. „Haidi mit ihm! So ist's ihm Recht" schrieen sie und hörten darüber nicht, daß die Herrin zürnend fragte: wer denn schon Feierabend geboten?

Es war nicht der Feierabend, es war ein Reiter, der auf seinem athemlosen Gaule einen sehr unfreiwilligen Ritt machte. Muthwillige Buben hatten ihm das Geleit gegeben mit Ruthen und Stricken; aber mehr als ihre Streiche scheuchte das arme Thier der trockene Dornenbusch, den sie ihm an den Schweif gebunden. Der alte schwerfällige Gaul schoß über Stock und Block, unbekümmert, ob der Mann, der auf seinem Rücken saß und sich mit vorgestrecktem Leibe in seinen Mähnen festhielt, einen Willen hatte, oder keinen; unbekümmert, ob er noch hing, oder schon herabfiel.

Der Mann, der jetzt nur noch ein schwarzer Punkt war, war vorhin hier der Mittelpunkt. Es war viel vorgegangen. Als er noch auf seinem Karren stand, wie hatten die Mägde Maul und Nase aufgesperrt. Litzen und Seidenbänder, Gespänge, Ketten und Ohrringe, und die feuerrothen und schreiend gelben Tüchlein, wie hatten sie in der Sonne geflimmert. Solche Schätze, die ein ganzes Leben glücklich machen konnten, besaß ein Mann.

Dann hatten sie mit ihrem Schatz verhandelt, und der Schatz zog endlich sein ledern Beutelein hervor, und zählte die Pfennige, ob es reichen würde, und dann war gehandelt und gefeilscht worden, und der Krämer hatte Stein und Bein geschworen, daß das Bändchen und der Ring ihm selber mehr koste, als er fordere, aber um die Hälfte hätte er's doch gelassen, nur der Kundschaft wegen.

Hans Jochem, der Junker, der doch immer obenauf war, wo es was Lustiges galt und Schelmenstreiche, was war er mit einem Male ernst geworden und schaute auf ein Etwas, das der große Handelsmann vor ihm hinhielt. Zuerst sah es aus, wie eine große Wurst, etwa 2 Schuh lang und gut einen dick; dann als der Kaufmann die Schnüre löste, und es auseinanderlegte, und immer weiter und weiter, da hätte Einer denken mögen, es wäre ein Sack, um einen Eber darin zu fangen. Aber nun steckte er beide Arme hinein und gar den Kopf auch, und soweit er auch mit den Armen fuhr, er erreichte nicht das Ende, denn ein Fältchen faltete sich nach dem

andern, und es war pures schönes Tuch, ausgeschlitzt und gesäumt und gefuttert mit Seiden. Dann gab er's dem Junker zu halten, daß er es gegen die Sonne hielte, und als Hans Jochem es hielt, zitterte fast der Junker vor Freude.

„Ihre kurfürstlichen Gnaden haben selbst nicht bessere," sagte der Krämer.

„Dann ist's nichts für mich," sagte der Junker leise und wollte zögernd das Prachtstück dem Kaufmann zurückreichen.

„Was," rief der, „nichts für meinen Junker von Retzow. Für wen denn sonst? Braucht ein havelländischer Junker sich zu scheuen, um den Leib zu gürten, was der Markgraf umthut! Der Wichard von Rochow, gnädiger Junker, hatte schon bei Lebzeiten Kurfürst Johann Ciceros ein Paar Hosen um, wenn man sie auspuffte, war er in der Breite so lang als groß, und er maas doch an sechs Fuß. Das kümmerte ihn gar nicht als der Kurfürst hochseliger ihn fragte, ob die Erndte von Golzow im einen, und die von Rekahne im andern Beine Platz

hätte? Kurfürſtliche Gnaden, erwiederte Herr Wichard, auch die von Potsdam, ſo mir das wiedergeben würde, was meine Väter mit Recht beſitzen thaten. Da wandte ihm der Kurfürſt den Rücken und ſprach kein Wort, aber die anderen Edelleute lachten für ſich, und drückten Eurem Vetter die Hand, daß er's ihm ſo gut gegeben hatte."

„Kriegen Potsdam doch nicht wieder," ſagte der Junker Melchior.

„Probirt ſie nur an, fuhr der Handelsmann fort, der ſich um das Prachtſtück nicht viel mehr zu kümmern ſchien, indem er ſchon in neuen Schubladen nach neuen Schätzen ſuchte. Nehmt Ihr ſie nicht, nimmt ſie ein anderer. So was verkauft ſich von ſelbſt. Bloß probiren, Junker, weiter nichts, damit die Frölein ſehen, wie es ſitzt. — Ei der Tauſend, und wie angegoſſen, wie zugeſchnitten für Euch. Nun häckeln wirs nur ein bischen feſt, und dann die Knieſchnallen."

Junker Hans Jochem hatte probirt. Ueber die knappen Drilchhoſen waren die weitgebauſchten Tuch-

hoſen mit Leichtigkeit gefahren, und der Handelsmann hatte ſie mit fertigen Händen zugeneſtelt. „Nein ſo ſchön und fürnehm ſahen wir unſeren Junker doch noch niemals," ſagten die Mägde, und alles trat zurück, ihm Platz zu machen, und ſeine Wangen glühten einen Augenblick im Abendroth wie der Saum der Purpurſchlitzen, die ſich öffneten und ſchloſſen.

Als er ſchüchtern gefragt, was ſie wohl gelten thäten, hatte der Krämer: Pah! gerufen, ſie würden auch nicht das römiſche Reich koſten. Unverſehens, meinte Hans Jochem, war er ans Fließ getreten, und hatte ſich unverſehens im Waſſer beſchaut. So hatte ihm nie ein Kleid geſtanden. Und er dachte: Ei, und wenn's auch eine Mark iſt! „Frag' ihn aber genau, Hans Jochem, der Hedderich iſt ein Schelm," hatte Mühmchen Agnes ihm beſorglich zugeflüſtert. Und das Wort war nun ausgeſprochen, das alle Freude vergällte, und eiskalt und ſchwer bauſchten ſie ihm nun um die Hüften und ſchienen den armen Thor auszulachen. „Fünfzig Ellen Zeug

verſchnitten!" fuhr der Krämer fort. „Und Flammländiſches, vom Feinſten, wie es nur ins Land gekommen, und die Schlitzen von mailändiſcher Seide, und die Schnallen von Venedig. Ein Paar Mark iſt gar kein Geld dafür!" — „Ach armer Hans Jochem!" hatte Agnes leiſe geklagt.

Der iſt mir ſicher, hatte Klaus Hedderich gedacht. „Wer wird von jungen Leuten baar bezahlt nehmen. Im Stock zu Havelberg, da liegt mein Schilling gut aufgehoben, und nur ein Wort vom gnädigen Vormund, ſo zahlt er auch drei Mark fürs Warten."

Wie ſollte Junker Gottfried zahlen wollen für ein Paar Pluderhoſen, er, der — Welche niederſchlagende Wetterwolken zückten da um Alle. Wär's doch für ganz Hohen-Ziatz eine Ehre, ſo dachte der Meier, ſo dachte der Knecht. Und der unterſte leibeigene wendiſche Mann, der mit den Schweinen unter einem Dache verkehrte, der nie ſich unterſtehen dürfte mit ſeinen Baſtſchuhen über die Schwelle zu treten, wo die Herrſchaft ſaß, er dachte auch ſo. Er hätte

ſich auch freuen müſſen, und hätte ſich gefreut, wenn das hübſche Ziehkind von Hohen-Ziatz das Leibſtück gewann. Was hatte er vom Junker? Der ſah ihn nicht an, wenn er aufs Roß ſtieg. Einmal, als er nicht ſchnell genug bei Seit ſprang, hatte er ihm mit der Gerte einen Riß gegeben, der durch die Schwielenhaut drang, und viel fehlte nicht, hätte er ihn übergeritten, aber der Junker gehörte doch zum Haus. Des Hauſes Ehre war auch des armen Leibeigenen Ehre. Eigene hatte er nicht.

Das dachten die Andern, Hans Jochem aber neſtelte an dem Bund, und ihm zur Qual hatte der Krämer den Riemen ſo feſt verhakt, daß er's gar nicht loskriegen konnte.

Bald darauf hatte es aber ganz anders ausgeſehen. Da ſtand der Krämer nicht mehr auf ſeinem Wagen, wie ein Herr der Herrlichkeit. Sie hatten ihn heruntergeriſſen, und ſchrieen ihn an, und er hob umſonſt die Hände und betheuerte umſonſt ſeine Unſchuld. Die Mägde hatten am Fließ an einem der bunten Tücher, die er als echt verkauft, die Probe

gemacht, und: „es iſt falſch!“ ſchrieen die wüthenden Dirnen und die Knechte wiederholten: „er verkauft falſche Waare!“ Das naſſe Tuch ſchlug ihm ums Geſicht, daß es gelb und roth wurde. Vor Schrekken war der Anne Suſanne der Silberring, den der Großknecht Chriſtoph für ſie gekauft, aus der Hand gefallen, und der ein Brautring werden ſollte, zerſprang am Stein, auf den er fiel; und das Silber war zuſammengelöthet Blei. Nun ſchien es um den Krämer Klaus Hedderich gethan. Vergebens lag er auf ſeinen Knieen und verſprach Buße, vergebens rief er, er ſelbſt ſei von den Nürnberger-Herren betrogen worden, vergebens verſprach er ſchönere beſſere Waare dafür, ein Goldringlein, das des Kurfürſten Goldſchmidt ſelbſt prüfen ſolle, für das Wollentuch eins von echter Seide. Vergebens rief er den Junker Melchior an, ſeiner ſich anzunehmen, vergebens den Burgfrieden von Hohen-Ziatz und die Gerechtigkeit der edlen Herren von Bredow, vergebens den Junker Hans Jochem, er wolle ihm die Hoſen laſſen um den halben Preis. Er war

ein ganz verlorener Mann. Zum Galgen mit ihm! ſchrie es. Da waren die Pferde ausgeſpannt, da war ſein Karren umgeſtürzt, die Riemen geſprengt, und die Päcke und Kaſten und Kiſten rollten. Sie zerrten und ſtießen ihn, und die Peitſchenſchnüre der Knechte konnten gar noch nicht an ihn kommen vor den ergrimmten Mädchen, die mit ihren Fäuſten und Nägeln gegen den gottvergeſſenen Betrüger eiferten.

Daß ſie ihn gehängt hätten, will ich nicht meinen, aber ſchlimm wärs ihm ergangen, wenn nicht der Junker Peter Melchior ſein Wort darein geſprochen. Er meinte, was es ihnen hülfe, ſo ſie dem Mann die Haut gerbten oder ihn aufhingen, mit den Händen an die Kiefer, oder in den Sumpf ſteckten, bis an's Kinn; dann kämen doch Andere und zögen ihn 'raus, und man wiſſe nicht was danach käme, wobei der Junker nach dem Waldweg zwinkerte, den die Burgfrau gegangen. Sie ſollten ihn laufen laſſen oder zum Teufel jagen. Ja, je eher man ſolchen falſchen Kerl los würde, deſto beſſer; dann könne man ſich an ſeine Sachen halten, und

den und Finnland, der durch ihre günstige Lage und alte Rechte vermittelt wurde, seit der Trennung einen bedeutenden Stoß erlitten. Dies ist aber auch vielleicht Absicht. In Schweden sprach man von schrecklichen Unordnungen der Rohheit, welche nach und bei dem Brande das Unglück der Bewohner vergrößert hätten. Deutsche Zeitungen bekamen wohl keine Notiz darüber. In Stockholm wurde für die Unglücklichen gesammelt, die Schwedische Brandversicherungs-Compagnie sollte aber durch Abo's Feuersbrunst Bankrott gemacht haben. Den Vorstellungen der dortigen Kaufleute schreibt man es zu, daß keine regelmäßige Dampfschiffarth-Verbindung zwischen Stockholm und Petersburg zu Stande kommt, da sie bis jetzt dem Stapelrecht zwischen beiden Städten ihre Nahrung verdanken. Der freie Bauernstand soll indessen am meisten unter der neuen Verwaltung leiden. Sie arbeitet dahin, durch Ertheilung von Vorrechten an die größeren Gutsbesitzer, einen auf sarmatische Weise berechtigten Adel allmälig hervorzubringen, der durch geschenkte Rechte dem neuen System befreundet wird. Finnland gehört, was die Reisebeschreibungen betrifft, fast zu den unbekannte-

zuſehen, ob in dem Plunder was ſei, um den Schaden gut zu machen.

Ehe er ſichs verſah, ſaß nun der arme Krämer auf dem Gaul, ehe er noch ein Valet ſagen konnte ſeinem Kram, ſah er ihn nicht mehr.

So war es geſchehen, und der Junker Hans Jochem ſah auf ſeine ſchönen Hoſen nieder, in deren Carmoiſinpuffen die Abendſonne mit Wohlgefallen ſich zu fangen ſchien, und er dachte, die hat der Mann nun vergeſſen, und zugleich dachte er, wie mag der Mann nun zu ſeinem Geld: kommen, und dann kam noch ein Gedanke, der machte ſein Geſicht ſo roth wie die Puffen. Es klang ihm mit einem Mal wie des Dechanten Stimme aus dem Dornbuſch: „Da ſieht man abermals Gottes Fingerzeig und ſichtliche Fügung, er hat dich betrügen wollen, und nun iſt er betrogen. Wollte den doppelten Preis, den ſie koſten, und nun hat er nichts!“ So lispelte es zu ihm, oder der Junker glaubte es, aus dem Dornſtrauch, durch den ein gelbes Licht von der untergehenden Sonne ſtreifte, und es ging ein

ſeltſam Zittern und Kniſtern darin um, wie wohl zuweilen der Wind thut. Aber derſelbe Wind ſchüttelte in den Wipfeln des Baumes, daran Hans Jochems Spieß ſtand, und der Spieß, der nicht feſt ſtand, rüttelte. Da ſchien es ihm als ob der Spieß flüſtere: „Schäme dich, Hans Jochem. Du biſt ein Edelmann und kein Dieb. Ja, wenn du ihn geworfen hätteſt, den ſchlechten Kerl, in den Graben mit ihm, und einen blutigen Kopf, wenn er raiſonnirte, dann hätteſt du's ehrlich nehmen mögen, mit guter Sitte, und kein guter Mann hätte zu dir ſagen können, du ſeiſt ein Dieb. Aber, ſo du ſie behältſt, und haſt nichts für gegeben, nicht Streiche, nicht Geld, das kann das Bettelmenſch auch und der Zigeunerbub, die hängt man, und die Hand wird unehrlich, die ſie anrührt!"

So ſprachs im Buſch und ſo im Baum zu Hans Jochem, und er ſtand wie eingewurzelt, und hörte noch nichts von dem Donnerwetter. Mit der einen Hand neſtelte er am Gurt, und mit der andern ſtreichelte er die ſchönen Carmoiſinpuffen. Da

flüſterte ihm wieder etwas in's Ohr: „Thu' ſie los, lieber Hans Jochem, thu' ſie los, es thut nicht gut. Ach, heilige Agnes, da iſt ſie ſchon," ſeufzte die kleine blaſſe Agnes.

Es frommt nicht zu viele Ungewitter zu mahlen, nicht für den Maler, nicht für den Dichter. Wer immer Sturm und Nacht vorbringt, von dem meint man wohl, daß er das liebe Sonnenlicht nicht ertrage und vor der ſtillen Luft ſich fürchte.

Und wir haben noch von ſo vielen Unwettern zu erzählen.

Alſo, es hatte gedonnert und gewettert, und wer denkt ſich nicht wie, der unſre Frau von Bredow kennt, und wie ein Kornfeld mit geknickten Aehren ſtanden ſie blaß umher und ließen die Köpfe ſinken. Nun hatte ſich Frau Brigitte umgeſehen, wer dem Krämer nachreiten ſollte, und ihr Auge fiel auf Hans Jochem. Der iſt nicht der ſchlimmſte, dachte ſie, er iſt von gutem Blute.

Wie ſollte Hans Jochem auf's Pferd! Der konnte nicht reiten, das ſagte der erſte Blick; aber

raſch hatte die Edelfrau nach dem nächſten ſich umgeſchaut, der's konnte: „Hans Jürgen!“ Hans Jürgen ward auch blutroth, und er hatte doch keine Pluderhoſen an. Eva ſah erſchreckt die Mutter an, die auch roth war, aber vor Zorn. „Auf's Pferd!“ Wo ſtand auch gleich ein geſattelt Pferd bereit?

Ein Kärnergaul trabt dem andern am beſten nach. Hans Jürgen mußte auf das Thier, ohne Bügel und Sattel. Alt war es, hochbeinig und mehr Knochen als Fleiſch, und ein Ritt war es, der durch Mark und Nieren ging. Zu anderer Zeit hätten ſie aus Herzensluſt gelacht; wer ſich aber fragte, ob er lieber Hans Jochem war, der zurück blieb, oder Hans Jürgen, der fortmußte, beneidete heut den armen Hans Jürgen, den der Gaul in die Lüfte warf.

Eine dunkle Wetterwand war im Abend aufgezogen. Sie ſtieg höher und höher; ein verrätheriſcher Wind ſtreifte über die Haide und regte die Wipfel der Bäume. Zu andrer Zeit hätte meine Frau von Bredow, deren ſcharfem Auge nichts entging, das anziehende Unwetter längſt gemerkt, und ſie würde

wie der Schiffscapitain rasch und kurz ihre Befehle ausgeschrieen haben, die Segel einzuziehen, die Päcke und Ballen zu schnüren, um das Schiff nach dem Hafen zu steuern. Aber die beste Frau bleibt eine Frau. Die Beichte im Walde, das Gericht im Lager, sie die Richterin und vor ihr der arme Sünder, das war zu viel innerer Sturm, um auf die Zeichen des Sturms draußen Acht zu haben.

Es trifft sich wohl, wo Viele sündigten, daß Gericht und Strafe wie Gewitterwolken über die Häupter der Schuldigsten fortrollen, um einzuschlagen auf einen armen Sünder, der den geringsten Theil der Schuld trägt. War Hans Jochem so arg, wie die Frau ihn schalt, so war er darin wenigstens noch unverdorben, daß er sein Schuldbewußtsein nicht zu bemänteln wußte; es stand auf seiner Stirn geschrieben, und sein kreideweiß Gesicht sagte zu allem ja, als die Base ihm seine Eitelkeit und Hoffahrt in Worten zu kosten gab, die wie Hagel auf eine Fensterscheibe klirrten.

Er wußte sich nicht zu vertheidigen, er verwirrte

ſich in ſeinen Worten, wie ſeine Hände in den Schlingen des Gurtes, den er durchaus nicht los kriegte. Er hatte das Prachtſtück gewollt und auch nicht gewollt, aber Agnes Bredow trat plötzlich als ſeine Advokatin auf. Das ſtille Mädchen ward zur Rednerin. Ihr Vetter hatte es nicht gewollt, verſicherte ſie, durchaus nicht gewollt, aber der Krämer hatte es ihm angethan; er hatte ſich geſträubt, aber er hatte ſie anprobiren müſſen, und da faßen ſie ihm feſt, man wußte nicht wie. Selbſt hatte ſie's geſehen, wie er die Schnallen und Binden geſchloſſen, der ſchlimme Mann, und durch's Herz war's ihr gefahren, wie es da aus ſeinen Augen geblitzt. O es war ganz gewiß, daß ihr armer Vetter beſprochen war, und der Beweis dafür war zu deutlich, daß er noch jetzt den Bund nicht los kriegte.

Eva ſah verwundert ihre Schweſter an, wie ihre Augen glänzten: „Und er iſt verzaubert! Ich laß mir's nicht nehmen!“ ſchloß Agnes und ſah ſich nach Hülfe um, wobei ihr Blick faſt bittend auf dem Dechanten haften blieb. Der zuckte die Achſeln,

und meinte, daß allerdings Einige in Berlin meinten, wie es mit dieſer Mode, die aus den Niederlanden herüber gekommen, nicht ſeine Richtigkeit habe, und von Dämonen wiſſen wollten, die in dieſen zerhackten und zerſchlitzten Ungethümen ſäßen, um des Menſchen Sinne zu bethören, wie er indeß in ſolchen weltlichen Dingen zu wenig Erfahrung habe, um darüber zu entſcheiden. Peter Melchior, der ſich ſehr in den Hintergrund gedrückt hatte, gab auch jetzt ſein Wort darein, es ſei ihm ſehr wahrſcheinlich, er habe dem Hedderich nie getraut. Der Knecht Ruprecht nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe, die Großmagd Anne Suſanne ſchrie und weinte über den gottloſen Zauberer, und der Dechant, der ſich in die allgemeine Stimme fügte, zuckte wieder die Achſeln und erklärte ſich wohl bereit, wenn der Bund nicht aufginge, durch einen gehörigen Exorcismus die böſen Mächte zum Weichen zu bringen; aber Frau Brigitte meinte: „den Exorcismus überlaßt mir!“

Mit einem Ruck von ihren kräftigen Händen war es geſchehen, der Gurt geriſſen. Da aber die

Knieriemen noch feſt verſchnallt waren, fiel die ganze Wucht der fünfzig zerſchlitzten Ellen, wie ein Faß deſſen Reifen geſprungen ſind, nach allen Seiten und bedeckten in flammendem Carmoiſin des Junkers Füße. Jetzt ſah Hans Jochem allerdings wie verzaubert aus.

„Verhext war er auch, das hat ſeine Richtigkeit, Herr Dechant," ſagte die Edelfrau ruhig. „Will's Euch aber erklären, wie es zuging. Als er das bunte Satanszeug umhatte, will's gern glauben, daß er's nicht genommen, überkam ihn die Luſt, daß er's nicht wieder abthäte. Da war's ihm ſchon angethan; das iſt der eine Teufel. Und weiter ward's ihm angethan, als Ihr den Schelmen einen Schelmen nanntet, und jagtet ihn über alle Berge, doch ſeine Sachen, da hattet Ihr kein Aergerniß dran, daß er ſie hier ließ. Und Hans Jochem hatte auch kein Aergerniß, daß ihm der Plunder feſt am Leibe ſaß, mit der einen Hand hat er geneſtelt, daß er ihn los bekäme, aber mit der andern ſie wieder feſt gehalten. Da kam der zweite Teufel und hat ihm zugeflüſtert: Wenn der Hedderich ſie nicht kommt holen, wer

zwingt dich, daß du sie ihm bringst? Nun betete er, zu wem, das will ich nicht sagen, daß er sie nicht holen möchte, und das war der dritte Teufel. Einer, drei, meinethalben sieben, damit ein Junker ein Paar Hosen umsonst kriegt, aber ich will sie alle Sieben austreiben, so wahr ich Brigitte Bredow heiße, und dazu brauch' ich kein Weihwasser und keinen Priester."

Man weiß nicht, wie es Hans Jochem ergangen wäre, und ob die Base zu ihm gekommen wäre, wenn er nicht zu ihr kam, was aber gar nicht gehn wollte, da ihm die Kniesschnallen noch fest saßen, und als er sich bewegte, der halbe Kramladen Tuch an seinen Beinen schleppte und eine Wolke Staubes aufregte, wenn nicht jetzt sein Vetter Hans Jürgen ihm zu Hülfe gekommen wäre.

Ohne Sattel und Bügel zu Roß, und doch lenkte er noch ein ander Roß mit einem Manne drauf, und zog es hinter sich an einem Seil, wie der Knochenhauer das Kalb, das er zu Markt schleppt, und jetzt riß er es vor, ohne den Mann drauf drum zu fragen, daß es sich überstürzte, und

der Krämer Hedderich faſt auf ſeinen Kram gefallen wäre.

„Mir gefällt etwas hier nicht," ſprach der Junker Peter Melchior bei ſich. Da doch alle von Herzensgrund lachten, die Einen vor Schadenfreude über den Krämer, die andern vor Freude über Hans Jürgen, daß er es ſo gut gemacht. Der Dechant, der neben ihm ſtand, ſagte, es ſei die Luft, und ſchlug ſein Gewand feſter um.

„Was iſt das!" ſchrie Einer. „Sieh da!" und der Wind antwortete. Es war nicht mehr das Flüſtern und das Liſpeln in den Wipfeln, es wehte wie warmer Brodem aus dem Ofen und pfiff und ſchrillte dazwiſchen. Das Waſſer war unruhig, und die Krähen flogen krächzend um die Kieferwipfel.

Die Wetterbank im Abend war aufgeſtiegen, unmerklich, aber ſchwarz wie ein Gebirg, und unten riß es wieder und theilte ſich, ein großes Thor und ein gelbes Licht ſtrahlte draus vor.

„Jeſu Maria, ſei mir gnädig, das will was bedeuten!" So rief Eine und die Andere dachte

sten Ländern Europa's, und doch sollen die Gegenden zwischen den See'n, Sümpfen und breiten Kataraften des innern Landes ungemeine Reize enthalten. Die helle Mondnacht führte uns nach Gefle zurück; über ihre Schönheit vergaßen wir gern die empfindliche Kälte, und wurden für unsern Entschluß durch ein schönes, hier nicht seltenes, Meteor belohnt. Ein Punkt, wie von einem Brennspiegel entzündet, lichtete und färbte sich immer mehr und mehr am dunklen Horizonte, bis ein vollständiger zweiter Mond daraus entstand. Bald glänzte er schwächer, bald stärker neben der alten Königin der Nacht, und plötzlich zeigte sich auch auf der andern Seite des wirklichen Mondes ein zweiter lichter Tüpfel, der indessen nicht zur völligen Stärke eines dritten Mondes heranwuchs. Nach unserm Postillon bedeuteten die Doppelmonde „Sturm."

Schon in geringer Entfernung auf dem Wege von Gefle nach Falun fängt die Provinz Dalecarlien an. Der Fremde bringt, verführt vom berühmten Namen, eine zu vortheilhafte Vorstellung mit. Der Weg zwischen beiden Städten ist freilich einer der uninteressantesten,

es. Die Edelfrau allein hatte, die Hand vor'm Auge, ruhig hingeschaut.

„Ein Sturm, das will's bedeuten, wie Gallus ihn nachschickt!"

Es fuhr kaum, daß sie's gesprochen, wie ein Schlag oder ein Schuß. Die eine Wand des letzten Zeltes war losgerissen, es schlug über, der Sturm faßte die Leinwand, und mit einem Krachen fuhr es über die Köpfe sausend hin. Nicht das Zelt allein, Leinen, Zeug, wie ein Schneetreiben flog es. Mützen, Mäntel, Hüte hinterdrein, wer sie nicht fest hielt. Wo die Fichten sich beugten wie Rohr, was sollte man nicht kreideweiße Gesichter sehen, und von den blassen Lippen Stoßgebete gemurmelt und die Heiligen angerufen.

„Es ist hier nicht richtig, ich hab's immer gesagt," wiederholte der Junker Peter Melchior.

„Da fliegt die Hexe leibhaftig!" schrie es. Nicht die Wolken, die, mit gelbrothen Streiflichtern vom Sturm getrieben, über die Köpfe sausten und ihre Bäuche an den Fichten schlitzten, ein Klumpen, ein

Ungethüm von allerhand Farben breitete in der Luft seine Polypenarme aus.

„Ave Maria, alle Heiligen!“ stöhnte der Dechant.

„Es sitzt auf ihm.“ —

Er lag auf seinen Knieen; es zog ihn nieder, eine dunkle unwiderstehliche Macht. Er rang vergeblich, wie der unglückliche Heerführer der Griechen, als sein treuloses Weib ihm das faltenreiche Gewand über den Leib geworfen. Jeder hatte mit sich und dem seinen zu thun, selbst die Edelfrau flog an ihm vorüber, unbekümmert um ihren Seelsorger. Aber das tüchtige Weib packte den Hans Jochem, dem's endlich gelungen war, die Knieschnallen zu lösen, und der mit aufgerissenem Munde dem Bluder nachsah, als ihn der Wind forttrug. Nun drohte sie ihm, hier sei nicht Maulaffen feil zu halten. Seinem Vetter Hans Jürgen ging's nicht besser. Den riß sie von der Arbeit, die sie ihm kaum aufgetragen, denn in der Noth ist jeder sich selbst der nächste. Der Krämer Hedderich war auch wohl der

Mann für ſich allein zu ſorgen, wenn man ihn nur ſorgen ließ. Mit einem Satz war er auf den Dechanten losgeſtürzt. Der arme Dechant! Auf ſchrie er, denn nun glaubte er, der Gott ſei bei uns ſelbſt liege auf ihm und ſtöhnte Gebete unter dem Alp. Aber der Alp löſte ſich, und unverſehens hatte er ihm die Wolke vom Geſicht geriſſen. Nur die Worte des Verderbers hörte noch der fromme Mann: „Daß Dich! lüſtet's dem Pfaff auch nach Pluder, das giebt Luder.“ — „Sanctiſſima!“ kreuzte ſich der Dechant und floh in den dichteſten Wald den andern nach.

Wer das vorhin geſehen, und es nun ſah, hätte mit guten Ehren an einen Herenſabbat denken mögen. Noch eben ſo viel Wirthſchaft und Wirrwarr, und kaum das Viertel einer Stunde, ſo war es ſtill und einſam am Lieper Eck. Menſchen, Thiere und Wagen waren in den Wald verſchwunden. Noch hörte man die Räder knarren, noch das Blaſen des Hornes, wenn der Sturm einen Augenblick ſchwieg, aber von allen, die hier eine Woche ſo luſtig han-

thirt, war nicht übrig geblieben ein Tüchlein am Strauch, nicht ein Strumpf in den Büschen. Das Aug der Edelfrau spähte wie der Uhu durch Sturm und Nacht, das Verlorne wieder zu holen.

Wenn noch etwas Weißes durch die Föhren jagte, war es der Schaum vom See, den der Sturm auftrieb. Wenn es sich noch regte in der Dämmrung waren es die Stämme, die sich schüttelten. Wenn noch Stimmen ertönten durch das Nachtgrauen, waren's die Eulen, und fernher schlich der Fuchs, zu sehen, ob auch für ihn nichts im Lager zurück geblieben.

Doch war noch ein menschlich Wesen zurückgeblieben in der Nachteinsamkeit. Es stöhnte tief auf, wie der Schmerz in einer Brust, die lange, lange ihn verhalten, und nun kann er sich Luft machen, da seine Peiniger nicht da sind. Kreischend, rauh, halb Verzweiflung, halb teuflischer Grimm, preßten sich die Worte heraus, als der Krämer Hedderich sich aufrichtete:

„Schinder und nicht Menschen! Raubmörderisch

Gesindel, und das heißt Burgfrieden! Was wär's denn schlimmer, so ich den Köckeritz und Lüderitz in die Hände fiel! —

Wie er zähnknirschend beide Hände gen Himmel ballte, da leuchtete der Mond durch die zerrissenen Wolken auf ein häßlich Gesicht, ein Gesicht, über das der böse Feind sich im Stillen freut. Den braucht er nicht zu ködern, nicht Reiche zu verheißen; selbst suchte er ihn auf am Kreuzweg.

„O Ihr Edelleute, Ihr Ritter, Ihr Herren, Ihr Gewaltigen, einen Wurm zertreten, ihn kitzeln mit den Spießen, daß die Eingeweide ihn brennen, ihn rollen mit den Sporen im Sande, schinden und anspeien! Das ist Zeitvertreib, juchheißa! Sanct Nicolas hilf mir, ich wollte mir auch das Herz aus dem Leib lachen; wie 'nen Maikäfer Euch zappeln lassen am Faden, reißen und schmeißen. Sohlen hab ich wie Ihr, langsam zertreten, wie ein Regenwurm solltet Ihr Euch krümmen, Stück für Stück; Stück für Stück habt Ihr mich auch zerschlickt, meine Seiden, meine Tücher, meine Wollen! Allbarmherzige

Mutter Gottes, gnadenreiche — Peſtilenz, Höll' und Teufel, ein verlorner Mann bin ich, wenn ſie —"

Er ſchien nicht zu wagen den Gedanken auszuſprechen. Er zitterte, fuhr mit der Hand durch die wilden Haare, warf ſich auf das Gepäck, umklammerte es, und doch ſuchte er ſchon durch verſtohlene Drücke den Inhalt der Ballen zu prüfen, während er die dürren Finger zum Gebete zuſammen preßte.

Stück um Stück umwerfend kam er an ein Pack. Der Angſtſchweiß perlte auf ſeiner Stirn. Jetzt konnte er es mit dem Finger erreichen. Er klopfte daran; ein feiner Silberklang antwortete. Des Mannes Züge erheiterten ſich, oder vielmehr ein grinſendes, widerwärtiges Lächeln breitete ſich um ſeinen Mund. Die thieriſche Luſt flammte auf. Höhniſch lachte er auf, und die Hand, eben noch zum Gebet gefaltet, ſchnellte die Finger höhniſch:

„Habt Ihr das nicht gefunden, Ihr Geier vom Rabenſtein, Ihr Habichte vom Garaus, Ihr Falken vom Lug in die Noth! Blinde Köter bellen zu

früh. Aber wartet nur, die Wölfe haben zu lang die Hürde umſchlichen. Die Gerechtigkeit wird losgebunden; Euch wird Heulen und Zähnklappen kommen, wenn ſie Euch in die Waden fahren. Ich bin ein ſchlechter Mann, aber Euch ſoll's ſchlechter gehn als meinem ſchlechteſten Hund. Der Kurfürſt, ſagt Ihr, iſt ein Knabe. Aus Knaben werden Männer, was aber aus Euch werden wird, fragt nach des Henkers Freiknechten. Mir im Burgfrieden die Roſſe ausſpannen, mein Gefährte umſchmeißen, wer zählt die Stücke! Und die Rieme zerriſſen. Wer knüpft mir die Riemen zuſammen? Der Deckel iſt eingeſchlagen. Ich will klagen. Schwören will ich, auf den Hals Euch ſchwören, ſo wahr Niemand hier mich hört, Gold und Perlen waren drin, drei Tauſend — Ave Maria, was iſt das?"

Es rauſchte und klatſchte. Der Sturm hatte doch ausgetobt, nur ein leiſer Luftzug wehte noch.

Es rauſchte und klatſchte; ein Weſen erhob ſich in den Lüften, langſam zwei Rieſenarme unter den Kiefern.

Klaus Hedderich war wie eine Katze vom Wagen geglitten. Drunter lag er, platt auf der Erde, zähneklappernd.

„Sanct Nicolas, Sancta Ursula, gebenedeite, allerheiligste Mutter Gottes, schütze mich. Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist, ich habe immer ein Kreuz geschlagen am Kreuzwege, ich hab' nie eine Messe versäumt, wenn ich konnte, ich habe keine Todsünde begangen, kein Blut vergossen, ich beichte und bete, wenn die Straßen frei sind und der Markt aus, der Ketzer Lehren sind mir ein Gräuel und die Juden speie ich an, Mariä Lichtmeß hab' ich geopfert eine geweihte Kerze im Dom zu Havelberg und den Rabbinen Eliezar stieß ich mit dem Ellenbogen an der Treppe. Sancta Clara, Sancta Martha, Sancta Ursula, Sancta Agatha, Sancta Beata und das heilige Blut in Wilsnack, Gold und Perlen waren nicht drin, die lieben Heiligen sollen's zählen: zehn zum Aufgeld, was mich's kostet und Zehrgeld, den Hafer nur einen Groschen über'm Marktpreis will ich schwören. Alle gute Geister —

Die Hexe hatte ihn noch nicht am Schopfe gegriffen; er murmelte noch, als er den Kopf leise aufhob und unter den wirren Haaren vorschielte; aber je schärfer er blickte, um so leiser wurden die Töne. Es rauschte und klatschte noch immer zwischen den Kiefern, als er plötzlich sich aufrichtete und ärgerlich den Staub abklopfend rief: „Dummes Zeug! das sind des alten Herrn Götz seine. Sollen mir wenigstens für die zerrissenen Riemen gut sein.“

Fünftes Kapitel.

Die Burg Hohen-Zialz.

Der Wetterhahn auf dem Giebel des Wohnhauſes drehte ſich noch immer in ſeinen verroſteten Angeln, ob doch der Sturm längſt aufgehört hatte. Der Mond ſah durch die zerriſſenen Wolken auf die alte Burg Hohen-Zialz, und wenn er ein Gefühl für irdiſche Dinge hätte, müßte der Mann im Monde ſich gewundert haben.

Ein altes verräuchertes Neſt hätte es der Reiſende bei Tage genannt. Auf einer Anhöhe, die aus den Sumpfwieſen vorragte, war es erbaut. Ringsum, wo die Gräben und Teiche aufhörten, zogen ſich weite Föhrenwälder auf unebenem Boden

aufgewühlt von den Falunер Kupferwagen, die uns rasselnd alle hundert Schritte, mühsam gezogen von kläglichen Mähren, begegnen. Doch auch das ganze südliche Thal, von welchem Provinz und Einwohner ihren Namen herleiten, enthält keine mehreren Reize. Breit und ruhig, oft in großen See'n stagnirend, fließt der Dalelf durch eine sandige Hügelgegend, deren Kiefernwälder wie dürftige Kinder gegen die Jämtelandischen Wälder erscheinen; an vielen Stellen wird das Nadelholz nur zu Gebüsch. Doch, eben so wenig als die Gegend, konnte der Menschenschlag besonders ansprechen. Baumstarke, hohe Gestalten begegneten uns zwar, bei Männern und Frauen; aber der nordische Trotz wurde durch keine Züge des Wohlwollens gemildert und die Verschlossenheit hatte etwas Unfreundliches. Die Nationaltracht ist in diesen Gegenden mehr und mehr verschwunden. Eine stämmige Wirthin trägt wohl hochrothe Zwickelstrümpfe und stramme schwarze Röcke und Mieder; bei den Männern bemerkt man aber schon hie und da zerlumpte Ueberröcke. Wetterhin nach Falun kommen zwar wieder schwarze Rocke, nach Art unserer Altdeutschen, hohe über die Kniee

deſſen Beſtandtheil, der helle weiße Sand, ſchon dicht neben dem ſchwarzen Moorboden zu Tage lag. Enge und krumme Wege ſchlängelten ſich mühſam durch die Waldung, und die Roggen- und Haferfelder, die in der Lichtung der Forſt lagen, ſchienen dem Auge im Verhältniß zu dem Walde ſo klein, daß es zweifeln konnte, ob die in der Burg lebten, wirklich davon leben konnten. Und doch ſtieß auf der einen Seite noch ein kleines Dorf daran, deſſen elende Lehmhütten ſich aus der Niederung in den Wald verloren.

Aber ein ſicheres Neſt mußte es in den alten Tagen geweſen ſein, ein rechter Verſteck für Verfolgte. Der Hügel, auf dem das Schloß gebaut war, war nicht Sand; ſondern feſtgeſtampfte Erde, mit kurzem, dichtem Raſen bekleidet; bei genauerer Betrachtung ſah man's ihm an, daß er, wenigſtens in ſeinen obern Theilen, nicht das Werk der Natur, ſondern der Menſchenhand war. Ein Bollwerk, ein alter Burgwall der Wenden, das Caſtell des älteren Dorfes, auf dem erſt ſpäter die deutſche Cultur mit

Steinen gemauert hatte. Aber ein Schloß, wie ſie im Frankenlande, in Schwaben, auch drüben in Sachſen auf den Bergen und Hügeln mit den rothen Ziegeldächern in der Sonne flimmerten, war es doch nicht geworden. Die dicken Mauern und Thürme, die über und hinter den Erdwällen ſich erhoben, waren nicht in dem Verhältniß ausgebaut, als ſie angelegt ſchienen. Mochten den Herren die Mittel oder die Luſt ausgegangen ſein, mit ſo ſchwerem Geräth ein Haus aufzubauen. Sie waren zu dem Stoff und zum Theil zur Sitte ihrer Väter zurückgekehrt, und wo der Stein aufhörte, war mit Holz gezimmert, und, wo die gebrannten Steine ausgingen, ſelbſt der Lehm nicht verſchmäht, um das Fachwerk auszufüllen. Selbſt die Umfaſſungsmauer ſchien nicht auf allen Seiten fertig geworden, und wo ſie Lücken bot, waren dieſe durch eingerammte Stämme mit Klammern, Gegenbalken und eiſenbeſchlagenen Spitzen ausgefüllt. Das Thor war noch ein großer, ſteinerner Bogen, freilich nicht größer als in manchem Bauerhofe der ſächſiſchen Lande,

aber der achteckige Thurm drüber war ſchon aus Holz in einander gefugt, das mit rothem Ziegelſtein ausgemauert war, und wo der Ziegelſtein ausgefallen, hatte man in ſpätern Zeiten ſich mit Mörtel und Lehm genügen laſſen. Bunt genug, und nicht immer ſehr rechtwinklig, ſah es von draußen aus; aber wenn Markgraf Friedrich der Erſte, ſeligen Andenkens, vor hundert Jahren mit ſeiner faulen Grete vor der Burg ſich gelagert, wäre es ſchneller zu Ende gegangen mit den Mauern von Hohen-Ziatz als mit denen von Plauen, Lentzen und den andern, die ſieben Ellen dick waren.

Die Bredow von Hohen-Ziatz hatten ſich gefügt. Was nicht zu ändern iſt, muß man gehen laſſen, hatte der Vorfahr des Herrn Götz gedacht, als der erſte Spaß vorüber war von der luſtigen Schlacht am Kremmer Damm. Sie dankten Gott, daß die fränkiſchen Kriegsleute an ihrem Sumpf vorübergingen und Keiner Luſt zeigte, den geſchlängelten Damm durch die Wieſe hinaufzureiten. Hätte doch Herrn Gottfrieds Großvater für den Fall ſich ſogar ent-

ſchloſſen, die alte Fahne auszuliefern, die er damals dem Hohenloher im Getümmel abnahm. Nun war ſie in Hohen-Ziatz geblieben; nicht im Saal unten bei dem andern Rüſtzeug, vielmehr hing ſie oben in der Giebelkammer, über Götzens Bett, wohin der Ritter ſich zurückzog, wenn's ihm zu kraus und wirr unten ward. Der Stil war ſchon von den Würmern zerfreſſen, die Seide auch, von der Zeit und dem Staub; ja ein Käuzchen hatte in einem Sommer darin geniſtet, und der gute Herr Gottfried hatte es erſt gemerkt, als die Kleinen einmal in der Nacht zu pipen anfingen. Zuerſt hatte er etwas anders gedacht, was ein chriſtlicher Ritter ohne Schande immer denken mag, denn vor böſen Geiſtern kann auch der frömmſte einmal erſchrecken; dann aber hatte er gedacht: I was thuts; die Kleinen wollen auch leben, und hatte ſich umgedreht und war eingeſchlafen.

Es war ein rechtes Neſt für Eulen, hätte Einer denken mögen, wenn er Abends einen Blick in den Hof warf.

Aber wieder war Alles ſo klein, daß man auch hätte fragen können, wo denn die Eule und Nachtvögel Platz fänden neben den Menſchen? Doch in den Häuſern unſerer Vorfahren war immer viel Raum für andere, weil ſie für ſich ſelbſt wenig brauchten. Was brauchte der Menſch mehr als ein Lager und ein Dach darüber für die Nacht? Das Kind, das zur Welt kommt, muß die vier Wände anſchreien, ſo iſts alte Sitte; das heimliche ſoll nicht vor aller Welt geſchehen. Aber wenn er aufwächſt und groß wird, baut ihm der liebe Himmel ſein großes Haus, wo immer Platz iſt, für tauſende und hunderttauſende mehr als leben und leben werden. Die Sonne war die Kerze und das Feuer, und wenn es heiß war, der Baum und Wald unſerer Väter Schatten, und die Luft wehte ihnen beſſere Kühlung zu, als die dickſten Mauern. Nun, und wenn keine Sonne ſchien, und es regnete und ſtürmte, dann fand ſich doch in jedem gutem Haus eine Halle, ein Flur, eine Diele, wo die Genoſſenſchaft am Feuer ſitzen und durch Scherz und Geſpräch die Ungunſt des

Wetters vertreiben konnte. Es thut nicht gut, daß der Mensch allein sei mit seinen Gedanken. Und die Halle fehlte auch nicht in Burg Hohen-Ziatz.

Die Pferde hatten ihren Stall im Hof, die Hunde ihre Hütten am Thor, die Schweine ihre Koben daneben, auch Kühe und Stiere wurden unterweilen, bei schlimmer Zeit in den Zwinger getrieben; wie sie da mit den Rossen sich vertrugen, war ihre Sorge. Der Storch nistete auf der Dachfirste vom Herrenhause, die Schwalben an den hölzernen Gallerien, die um den Hof liefen, die Tauben beim Thürmer, die Eulen in den alten Mauerblenden, die Schwaben in den Ritzen, der Wurm im Holze, die Mäuse im Keller und Flur, und die Menschen, jeder in seiner Kammer; und war dem Knecht keine zugewiesen, da stand doch eine Bank auf den Gängen, und lag schon ein anderer darauf, so jagte er die Hunde fort, die unterm Vordach im Hofe schliefen. Item es fand sich und ging: wer schlafen wollte, der fand immer einen Platz, wer fror, ein Feuer, sich daran zu wärmen, wen hungerte, Brod und Brei, die

Speisekammer war nie leer, dafür sorgte die gute Hausfrau, die nie den Schlüssel aus der Hand ließ, und wer bangte, fand auch ein freundliches Gesicht und gute Zusprach. Die Frau von Bredow duldete Alles in ihrem Haus, nur nicht Faullenzer und Duckmäuser.

Der Mann im Monde hätte sich wundern müssen, sagte ich, wenn er auf die Burg niedersah. Es gab vieles, worüber er sich wundern konnte. Ist's doch allüberall ein eigen Ding mit dem sich wundern. Einige verwundern sich, wenn es in der Welt eine Weile still herging, daß die Dinge so lange halten in ihrer Ordnung, und Andere hinwiederum wenn ein Sturm kommt, und alles umwirft, warum die alte Ordnung nicht ewig dauerte. Der Mann im Monde, wenn er sprechen könnte, würde es uns am besten sagen, worüber wir uns noch wundern dürfen. Durch so viele tausend Jahre schaut er auf die Erde, und sieht alles, was uns bewegt, und ihn kümmerts nicht; er lacht nicht und er weint nicht mit seinem kalten, gleichgültigen Gesichte; ob er aber

bei ſich denkt, was wir doch für Thoren ſind, das weiß kein Menſch.

Ueber den Sturm konnte er ſich wundern, denn er war ein Orkan geworden, wie deſſen die älteſten Leute ſich nicht entſannen. Wie er den Wald gepeitſcht, als wären die Baumwipfel Meereswellen, hatte er auch an der Burg gerüttelt, daß die Balken knackten. Das Storchneſt war von der Firſte geworfen, im Schieferdache hatte er gewühlt und gewirthſchaftet, und der Giebel, der ſchon überhing, ſich noch um einen halben Schuh nach vorn geworfen. War das nicht zum Verwundern, daß der Giebel noch hielt, ſo war es doch, daß der Hausherr in der Erkerkammer auch davon nicht aufgewacht war! Und nach ſolchem Sturm eine ſolche Ruhe! Winde im Spätherbſt bringen Kälte und Froſt oder Schlakken; aber als wäre nur das wilde Heer vorübergeraſt, ſo war es ſtill geworden darauf, und die Nachtluft ſchwül. Und das war doch auch zum Verwundern, daß man nirgend mehr etwas ſah von der großen Wäſche. Sie war eingebracht und alles an

seinem Fleck; zwei Stunden schon, nachdem der letzte Wagen über die Zugbrücke rollte, und nichts war verloren gegangen auf dem langen Wege. „Das ist eine Frau, die nimmt's auch mit Wetter und Wind auf", sprachen die Dienstleute.

Nun dampften die Kessel über dem prasselnden Feuer und die Schinken brodelten und schwitzten am Spieß. Auch in den Keller war sie gestiegen, und hatte an den Fässern gezapft, und die Knechte trugen schwere, volle Kannen in den Flur. Denn nach der Arbeit ziemt den Leuten Ruhe und auch etwas mehr, dachte die Hausfrau, nur sich selbst gönnte sie's nicht, denn während die andern um den großen Tisch saßen, stieg sie noch treppauf, treppab, und ihr Schlüsselbund klirrte durch den Becherklang.

Hoch war die Halle gerade nicht, und auch nicht gewölbt. Die Balken angerußt vom Rauch, wenn er aus dem Kamin zurückschlug, drückten wie braune Rippen über den Köpfen, und was von Schnitzwerk ehemals daran gewesen, davon war nicht mehr viel zu sehen; und wo die Schnörkel und

Spitzen noch hielten, hatte man sie benutzt, wie man mit Wandnägeln thut. Da hing ein Schild, ein Harnisch, ein Helm, auch wohl ein Kessel, oder gar ein Schinken daran. Der Boden war festgestampfter Lehm, und die Tisch und Bänke von solchem Kerneichenholze, daß es dem Zimmermann Schade gedünkt, viel mit Hobel und Meissel daran schnitzen und glätten. Eine Schwelle nur und eine Thür schied die Halle vom Hofe. Wenn die Thür aufging, drang Regen und Wind ein; darum that man sie lieber nicht zu, wenn es nicht zu arg stürmte und stiebte. Und das kam dem Feuer im Kamine zu gut, denn wenn der Rauch, der seine Launen in alten Häusern hat, nicht hinaus wollte, wo er hinaus soll, und lieber im Saal bleiben mochte, zwang ihn die Zugluft, daß er prasselnd durch den Schlott fuhr. Und für den Schornstein war es auch gut, daß die Flammen nicht zu lange darin spielten und weilten, denn er war von Holz; zwar warens junge Eichenstämme, mit Weidenruthen durchflochten und mit Lehm gefüttert; aber wenn das Feuer nicht durch wollte,

gehende Wollenstrümpfe und sehr breitkrämpige Hüte mit kleinen Köpfen; allein auch dies ist noch nicht die alte Nationaltracht. Hie und da erinnert erst eine weiße Wollen-Jacke an diese, welche noch jenseit des Sitja-See's unverfälscht gefunden wird. Es ist ein Kutkaartiger Oberrock von weißem, schweren Wollenzeug, mit einer Reihe großer Knöpfe und weiten Aermeln. Eben dergleichen Kniehosen und Schuh und Strümpfe. Ueberhaupt ist nördlich von diesem See die alte Sitte noch mehr zu Hause, wie sich denn nicht anders erwarten läßt, als daß bei der weiten Ausdehnung des Elfdals, nordwestlich bis zum unzugänglichen Kiölen, Gegend und Sitte vielfach wechseln. Aber es ist Thatsache, daß ein großer Theil des alten Dalecarliens die einfachen Sitten eingebüßt hat, indem seine armen Bewohner zur Sommerzeit nach Stockholm auswandern, dort Gärtner- und Handlangerdienste zu verrichten. Eine große Anzahl bleibt auch für immer in der Residenz, und die Dalecarlierinnen sieht man in recht anmuthiger Tracht zu allen Jahreszeiten in den Straßen der Residenz. Viele zudem auch, jahraus jahrein, auf den Kähnen, welche die Communication zwischen

fingen die Wände doch auch an zu ſengen, und wenn die Frau es merkte, mußte ein Knecht aufs Dach und einen Eimer Waſſer hinuntergießen. Schadete gar nichts; der Rauchfang ſtand ſchon über hundert Jahre, und hundert Jahre und noch mehr konnte er ſtehen, wenn nur immer einer da war mit einem Eimer Waſſer. Zwar das Feuer ging dann aus, aber Holz war immer da.

Holz und Luft war der Reichthum unſerer Väter, und an beiden war auch im Saal der Bredows auf Hohen-Ziatz ein Ueberfluß. Die Luft kam wie geſagt durch die Thür, und durch den Schlott, aber außerdem auch durch die Treppenmündung aus dem oberen Geſchoß. Denn nicht weniger als zwei Treppen führten zu beiden Seiten des Heerdes, den wir eigentlich mit Unrecht Kamin nannten, hinauf, ſchwer, eckig und feſt, und mit rohem Schnitzwerk verziert. Und ſo wenig es an der Treppe, war das Holz an den Wänden geſpart, die mit glatten, bunt geſtrichenen Bohlen von oben bis unten ausgelegt waren. Wäre der Rauch und das Alter nicht geweſen, hätte

man noch die Sieben Todsünden daran erkennen, und manchen frommen Spruch lesen mögen. Aber das Alter drückte überall auf das Haus und seine Balken, und was ehedem in der Richte war und sich schickte, das war heute nicht mehr in der Richte, und schickte sich auch vielleicht nicht mehr.

Ehedem, wenn hier der Herr saß und tafelte mit seiner Familie und seinen Knechten, die Herrn und die Nächsten ihm oben am Feuer, die Knechte unten an der Thür, ward wohl noch an dem Heerde selbst gebraten und gekocht; jetzt war schon seit zwei Menschenaltern die Küche in ein Seitenhaus gebracht. Nur ein warmes Morgenbier oder eine Ingbersuppe kochte bisweilen die Burgfrau ihrem Eheherrn hier, wenn er über Land ritt und es zu garstig blies. Getafelt ward noch, aber es waren nicht mehr die alten lustigen Zeiten. Herr Gottfried war grämlich, und wenn er lustig ward, dann schickte Frau Brigitte die Knechte hinaus. Die Knechte waren eigentlich froh, wenn sie ihre Schüssel Brei im Stall oder auf dem Hofe verzehren konnten, und

die Hausfrau war auch froh, wenn ſie früher den Tiſch aufbrechen konnte. Sie meinte, was das lange Plaudern thäte. Geſcheidtes käme nicht 'raus. Herr Gottfried Bredow aber meinte, ſie hätte unrecht, denn der Wein ſei da, daß er des Menſchen Herz erfreue; mit Andern zuſammen trinken, ſei eine gute Gewohnheit aus alter Zeit, aber da die gute alte vorüber ſei, müſſe er ſich in die Zeit ſchikken, wie ſie iſt, und allenfalls auch allein trinken.

Schien es doch, als habe der Wein die Geiſter diesmal nicht aufgeregt; ſie ſaßen alle da, nicht ſchläfrig, aber auch nicht luſtig um den ſchon etwas dunkelen Tiſch. Denn das Feuer auf dem Heerd verglimmte, und die Kienfackeln an den Pfeilern hingen mit langen Aſchenzöpfen zur Erde geſenkt. Der Zeiger der Thurmuhr hatte neun geſchlagen.

„Müßte man ſich doch grauen zu Bett zu gehen," ſprach Einer.

Der Dechant, der eine Weile vor ſich ſinnend geſeſſen, räusperte ſich: „Mit Nichten, werthe Herren! Bei den furchtbaren Meteoren, ſah wohl keiner

recht genau, was ihm und andern paſſirte. In ſolchen Augenblicken des Schreckens und der Verwirrung glaubt der ſchwache ſündige Menſch allerlei außer ihm zu erblicken, was doch nur in ihm iſt."

Ihr Geſpräch hatte ſich um die kurz erlebten Begebenheiten gedreht: ob der Junker Hans Jochem wirklich verhext geweſen, ob man Hexen im Sturm daher fahren geſehen, und ob der Krämer, wie Einige behaupteten, den böſen Blick habe? Ein halb dunkles Zimmer, in einer einſamen Burg, bei einbrechender Nacht iſt nicht geeignet die Geſpenſterfurcht zu vertreiben. Und doch wollten die, welche vorhin ſichtlich dieſer Angſt erlegen waren, es jetzt am wenigſten Wort haben. Hans Jochem war wieder oben auf, und meinte, die Finger wären ihm verklammt geweſen, ſonſt hätte er das Zeug gleich vom Leib geriſſen. Nur Peter Melchior ſchwor Stein und Bein, daß es nicht mit rechten Dingen zugegangen, wobei er doch auch der Luſt nicht widerſtand, den Dechanten zu hecheln. Der gab es redlich wieder, was Peter Melchior ihm verſetzte, nur

daß er nicht wie dieſer die Gelegenheit vom Zaum brach, ſondern ſie im Augenblick faßte, wo ſie ihm handrecht entgegen kam.

Das Schrauben iſt eine uralte Luſt bei den Menſchen, wenn Mehre beinander ſind, und Einer dünkt ſich klüger als der Andere. Nun kömmts aber, daß Einer in dem einen Ding und der andere im andern ſich klüger dünkt; und wenn ſie dann ſich einer den andern ſchrauben, giebt das viel Luſtigkeit, zuweilen aber auch ein traurig End. Die beiden jungen Vettern hörten vergnügt zu, wie der geiſtliche Herr und der Junker ſich aufzogen, und Hans Jochem gab auch wohl mit ſein Wort zu, wo es ſich ſchickte, und wo ſich's nicht ſchickte; nur Hans Jürgen hörte, ohne ein Wort zu ſagen, im Winkel zu.

Nun war es Allen bekannt, daß der Junker Peter Melchior ein Verſchwender war, der das Seine verthan hatte, und auch wohl noch verthat, wenn er wieder was fand. Und wenn er nichts hatte, zechte er bei ſeinen Vettern und Freuden umher. So ward es dem geiſtlichen Herrn leicht, ihm auf die Finger

zu klopfen, mit denen er eben seinen Gegner gekitzelt hatte. Und wie der Junker gern unverdrossen im Angreifen war, so war er dafür gar leicht verdrossen und geschlagen, wenn Einer ihn bei seiner Schwäche stachelte.

Da stritten sie, was der Teufel lieber fasse, einen Pfaffen oder einen Junker. Peter Melchior versicherte, Satan wäre nichts lieber, als viel Pfaffen unten in der Hölle. Der Dechant sagte, das glaube er wohl, dann hätten die Junker oben frei Spiel, und kämen ihm von selber zugelaufen. Peter Melchior versicherte, dem Gott sei bei uns mache nichts mehr Vergnügen, als wenn er einen dicken Chorherrn bei den Haaren durch die Luft schüttele. „Was hätte er auch zu schütteln bei manchem Junker," entgegnete der Dechant, „wenn er sie kriegt, ist gemeinhin ihr Bestes schon fort."

Darauf stritten sie, wer den Teufel am besten zu betrügen verstände, und der Dechant schien gar nicht abgeneigt, dem Junker zuzugeben, daß die geistlichen Herren darin noch geschickter wären, als die Weiber, denn den Teufel betrügen sei eigentlich keine

Sünde. Vielmehr ſei es die Aufgabe eines guten Chriſten, den Teufel um ſeinen Antheil zu täuſchen ſo gut er könne.

Peter Melchior erzählte die Geſchichte von dem Abt, der mit dem Teufel um ſeine Seele gewürfelt. Der Teufel verlor. „Als er nun abzog, lachte er. Und wißt Ihr warum? In der Taſche hatte er die Seele nicht, aber er hatte ſie doch gewonnen. Der Abt hatte mit falſchen Würfeln geſpielt. Man ſoll auch nicht den Teufel betrügen.“

„Wie war doch die Geſchichte mit dem Nippel Bredow?“ ſagte der Dechant nach einigem Schweigen, als wiſſe er auf den Trumpf des Junkers keinen Gegentrumpf.

Hans Jochems muntere Augen glänzten ſchalkhaft, er verſtand den Blick, den der Dechant ihm zuwarf.

„Die weiß ich haarklein und kann ſie Euch erzählen. Ihr meint doch den Nippel, der in Saus und Braus lebte, und immer Alles ausgegeben hatte, eh' ers eingenommen. So was kann auch nur

in der Heidenzeit geschehen sein, was man davon erzählt."

Aber alles, was der Schalk erzählte, von den sechs Trompetern, die zu Tische blasen müssen, wie er die Brosamen den Hunden vorwerfen ließ, statt sie den Armen zu geben, wie er dann ein Gut ums andere versetzt bis er durch die Hinterthür auch aus dem letzten bei Nacht und Nebel ausgeritten, war vielleicht die Geschichte Rippel Bredows, aber gewiß auch die Peters Melchiors, nur etwas ins Boshafte übersetzt, weshalb man den Junker wohl spottweis den andern Rippel nannte.

Der Junker verstand es vollkommen, weshalb er Hans Jochem einen bösen Blick zuwarf. Sie konnten sich beide nie gut leiden.

„Und darauf verschrieb sich der arme Rippel dem Teufel," sagte der Dechant! „Das pflegt wohl so zu gehen in der Welt, wenn man nicht mehr aus und ein weiß."

„Und Niemand mehr borgen will," sagte Hans Jochem, „dann borgt der Teufel."

„Erzählt doch weiter, lieber Herr von Bredow; ich will Euch nachher auch eine Geschichte erzählen," sagte Peter Melchior mit anscheinender Ruhe.

„Da lebte denn der Rippel wieder groß wie vorher, fuhr Hans Jochem fort, bis die Zeit heranrückte, wo der Vertrag zu Ende ging. Er hatte ihm nichts verschrieben, für alle die Herrlichkeiten, als seine Seele, weil Rippel gar nichts weiter zu geben hatte. Da ward's ihm aber ganz kurios zu Muthe und sein großes Maul wurde mit einemmal klein. Wenn's Abend wurde, graute ihn. Es durfte Niemand von Gespenstern reden, und wenn der Wind Spreu und Lumpen trieb, sah er nichts als Heren reiten. Nun hatte er einen Schäfer, der war klüger als sein Herr. Der merkte, was ihm war, und Rippel, der keinem Priester beichten durfte, beichtete dem Schäfer. Der Schäfer sann eine Weile nach, und endlich knipste er mit den Fingern, und sagte, ich hab es! Muß Euch nicht, gnädiger Herr der Teufel bis auf die letzte Stunde thun, was Ihr verlangt? — Freilich, so ist der Pact. — Nun dann

iſt Alles gut, ſagte der Schäfer. Da gruben ſie des Nachts, der Schäfer und ſein Herr, beim Dorfe Landin das Loch in den Berg, das noch da iſt, und der Berg heißt noch heut der Teufelsberg, aber noch viel tiefer, ſo tief, daß gar kein Ende da war. Und darüber ſtellten ſie einen Scheffel, aber ſo, daß wenn er voll war, ſchlug er über und alles was drin war, rollte ins Loch. Nächſte Nacht nun rief Rippel den Teufel, und ſagte ihm: Füll mir den Scheffel mit Gold. Der Teufel ſah ihn verwundert an: Denkſt du alles noch zu brauchen! dachte der Teufel. O noch viel mehr, dachte Rippel. Und der Teufel ging an die Arbeit. Einen Sack um den andern ſchmiß er in den Scheffel, um bald fertig zu werden, aber ſo bald er ſich umdrehte, kippte der Scheffel um, und wenn er mit einem neuen Sack wieder kam, war der Scheffel leer, und kaum ein Paar Goldſtücke lagen am Boden. Zuerſt merkte er's nicht. Rippel hatte ihn vielleicht aus dem Schlaf geweckt, oder der arme

den verschiedenen Stadttheilen herstellen. Die mit ihrem Erwerb in die Heimath zurückkehren, sollen dann in die Thäler nicht mehr die Sitten der Väter aus Gustaf Wasa's Zeit mitbringen. Es giebt Lieder bei jenen nördlichern Dalecarliern, jenseit des Siljа, welche ganz den Charakter des Volkes aussprechen. Die Traurigkeit und Wehmuth stimmt wenig mit den entschlossenen Gesichtern. Aber dieser sanfte Trübsinn, diese hoffnungslosen Töne einer sanften Klage, sind einmal der National-Charakter aller nordischen Melodien. Daß das Gemüth einmal aufschwellte in sorgenloser Heiterkeit, oder gar in übermüthiger Lust, davon auch keine Spur; nur der ernste Trotz macht sich in ältern Balladen zuweilen in Worten Luft, niemals in der Melodie. Eine, gedichtet in diesen Thälern zur Verherrlichung des Zuges der Dalecarlier unter dem ersten Wasa gen Christiern nach Stockholm, lautet in der ältern Tradition so:

König Gustaf reitet nach Dalarna,
Dingt mit den Dal'carlen sein,
Doch Christiern liegt vor Södermalm
Und ißt gestohlene Schwein'.

Teufel hatte auch einen Schluck über den Durſt genommen. Als er's aber inne ward, da ward er erſt gar hitzig, und heulte und warf und ſchmiß, denn er meinte jedes Loch müſſe doch ein Ende haben. Endlich rief er zornig aus:

Nippel, Nappel, Neepel,
Wat heſt vöörn grooten Scheepel!

und er fragte den Herrn, ob er denn wirklich ſchütten ſolle bis er voll ſei? — Eher darfſt du nicht ausruhen, antwortete Nippel. Da der arme Teufel nun voraus ſah, daß er dann bis an's Ende der Welt tragen und ſchütten müßte, und ſchon ganz außer Athem war, rief er ärgerlich: Hohl' der Teufel nun ſolchen Vertrag! und 'raus zog er das Pergament aus der Bruſt, zerriß es, ſchmiß es Nippeln vor die Füße, und, den Schweif zwiſchen den Beinen, flog er wie eine Fledermaus davon."

Der Dechant, ſchielte auf den Junker:

„Daß nun dem armen Nippel all ſein Witz nichts geholfen hat! Weil er mit falſchem Spiel den Teufel betrog, mußte ſeine Seele auch ohne

Teufel zur Hölle fahren. So meintet ihr ja wohl?“

„Ich meine,“ sagte Peter Melchior, „daß ich dem Junker da auch eine Geschichte erzählen will. — „Wißt Ihr woher die vielen Bredow ins Havelland kommen? Vor alten Zeiten 'mal stand es schlecht auf der Welt. Zu unserem Herrgott im Himmel kamen so viele Klagen über die Edelleute von damals: sie scharrten zusammen und gäben nichts wieder aus. Wenn einer zu seinen Freunden käme, dem's mal schlimm ginge, da zückten sie die Achseln klammten die Hände zusammen und verredeten ihn gar noch. Da sprach unser Herrgott ärgerlich zum Teufel: Dazu hab ich die Edelleute gemacht, daß sie ausgeben sollen, was sie einnehmen; er solle mal Musterung halten, und wenn's so wäre, die Knauser und Filze gleich mitnehmen. Also mein Teufel nimmt einen großen Sack und fliegt durch die Länder und mustert. Da hatte er bald eine Erndte gemacht, und der Sack war schon übervoll, als er zur Hölle fuhr. Aber weil der Sack so schwer

war, mußte er niedrig auf der Erde fliegen, und so gings über die Mark Brandenburg weg. Aber gerade über Stadt Friesack wird ihm der Arm so schwer, daß er den Sack etwas sinken läßt, und da streift er mit dem unteren Ende an dem Kirchthurm. Der Teufel war auch müde wie der, den Euer Nippel balbirte, denn er merkte es nicht, daß der Sack riß und wohl ein Viertel von seinen Edelleuten raus fiel. Vielleicht hat er's auch gemerkt, aber er dachte, was thuts, die Hölle ist doch voll genug. Wie er mit dem Sack schlenkerte, da fiel der erste in Friesack nieder, was davon seinen Namen hat, daß hier der Sack frei würde. Das sind die Bredows auf Friesack. Der sagte nun zum zweiten, der nach ihm fiel, daß er weiter hin gehen sollte, er wolle Friesack für sich allein behalten. Besser hin! (Beß hin) rief er ihm zu, bis er weit genug war und sitzen blieb. Davon heißen die Bredows noch die auf Pessin. Den dritten, der gern mochte bei ihnen sitzen bleiben am großen Luch, wiesen sie auch fort, landeinwärts: Land in! riefen sie ihm zu, davon

heißt sein Dorf Landin. Der vierte ging denselben Weg lang, und wo er sich niederließ, heißt noch Selbelang. Der sechste ging rechts zu, (rechts to) und jedes Kind weiß, daß die Bredows in Retzow sitzen. So sind also die Bredows des Teufels Bescheerung im Havelland. — Der siebente, als er aus dem Sack fiel, stieß mit der Stirn grad an ein Brett. Da rief er O! Davon heißt er Bredow. Junker Hans Jochem, wenn ich recht gehört, war das Euer Urgroßvater. Nehmt Euch in Acht, daß Ihr mit Eurem Witz nicht an ein Brett stoßt, denn das Brett stößt wieder. Dem Brett thuts nicht weh, sondern Euch, und wenn Ihr sie lachen hört lachen sie nicht das Brett aus, sondern Euch."

Peter Melchior war aufgestanden, und den Hut aufgestülpt legte er die Hand dem Junker auf die Schulter, wie Einer, der mit sich zufrieden ist. „Für heute gute Nacht!" sprach er. Aber als er hinaus wollte, war Hans Jürgen von der Bank aufgestanden, und vertrat ihm den Weg.

„Ich heiß auch Bredow, Herr von Krauchwitz, Hans Jürgen Bredow, aus Selbelang bin ich, vom Havelland.“

„Wahrhaftig! Du biſt deines Vaters Sohn.“

Hans Jürgen ward über und über roth: „So Einer auf meine Sippſchaft losziehn thut, und die Andern, die reden ſollten, das Maul zuthun —“

„Sperrſt du's auf! Nimm dich in Acht; es fliegen keine gebratene Tauben 'nein.“

Hans Jürgen ballte die Hand: „Ich frag' nicht viel, wer vor mir ſteht.“

„Du biſt Hans Jürgen.“

Damit ging er an ihm vorüber und ſeine Sporen klirrten, als um Hanſen zu bedeuten, daß er noch keine habe.

Alle lachten, auch Hans Jochem, der noch eben verdießlich ſchaute.

„Hans Jürgen, du biſt nicht zum Ritter gemacht,“ ſprach die Edelfrau, die durchging, nach der

Thür draußen, da es im Hofe laut ward und der Thürmer blies. Die Andern folgten ihr.

„Warum denn nicht! brummte Hans Jürgen. Er hat meinen Vater seeliger schlecht geredet.“

Sechstes Kapitel.

Der späte Gast.

Die Hunde klafften und der Thürmer stieß ins Horn. Ein einzelner Reiter hielt vor der Zugbrücke. Kaum daß er den Namen genannt, als man sich fast übereilte das Gatter aufzuziehen, und die Zugbrücke niederzulassen, derweil Andere ins Herrenhaus liefen, den unerwarteten, seltenen und wie es schien, vornehmen Gast anzumelden.

Die brennenden Kienspäne beleuchteten eine nicht unedle, hohe, ritterliche Gestalt. Auf einem schönen Rappen ritt er jetzt, etwas gebückt, durchs Thor. Dem Reiter und seinen Thieren sah man es an,

daß Wald und Nacht für gewöhnlich nicht ihr Nachtquartier waren, daß der Reiter auch gewohnt sein mochte in stolzeren Schlössern einzureiten und sein Roß in besseren Ställen zu nächtigen. Sichtlich hatten beide mit Wind und Wetter zu kämpfen gehabt, und es brauchte beim Willkomm kaum ausgesprochen zu werden, daß er verirrt war, und Sturm und Nacht ihn in diese abgelegene Burg verschlagen hatten.

Als ihn die Burgfrau sah, kannte man kaum Frau Brigitten von vorhin wieder. So verwundert war sie, so tief neigte sie sich vor dem Herrn, und in einem ganz andern Tone sprach sie:

„Gottes Wunder, Herr von Lindenberg, wie kommen wir zu der Ehre?“

„Alle Heiligen mit Euch, liebe Base, das weiß ich selbst nicht.“

„Und ganz allein?“

„Mutterseelenallein. Wenn der Teufel die Andern nicht holt, so thuts der Sturm und das Wetter.“

„Und Seine —“ der Ritter errieth das Wort, das auf den Lippen der Edelfrau erſtarb.

„Der Himmel und der heilige Johannes wird Seine kurfürſtlichen Gnaden, hoff ich, beſſer nach Berlin bringen, als mein Gaul mich durch die Heiden und Sümpfe der Zauche hierher jagte. Ihr ſeht, ich bin verirrt. Auf der Jagd war ich in der Belziger Forſt mit dem Kurfürſten. Zur Jagd kann ich nicht zurück, denn die Jagd iſt aus. Zum Kurfürſten kann ich auch nicht, denn da dies Haus, wie ich mit Vergnügen ſehe, Hohen-Ziatz iſt, bin ich ganz aus der Richte gekommen und mein Herr iſt, aller Vermuthung nach, ſchon über den Teltow nach Berlin geritten. Ich muß den nächſten Weg wählen über Potsdam. Da aber weder ich dazu Luſt, noch mein Pferd die Kräfte hat ſogleich aufzubrechen — auch meine liebe Baſe ein ſo freundlich Geſicht macht, muß ich es ſchon verziehn, ihre Gaſtfreundſchaft auf ein Paar Stunden anzuſprechen.“

„Konrad, Ruprecht! Ihr ſeid recht müde! Ach und Euer Roß, was iſt's in Schweiß!“

Konrad und Ruprecht griffen ihr zu ungeschickt zu. Die Edelfrau stieß Hans Jürgen heran, daß er dem edlen Gaste die Steigbügel halte, was in der That nöthig schien, denn als er vorhin den Versuch machte am Prallstein abzusteigen, war das Thier störrig oder dem Reiter versagten nach dem langen Ritte die Kräfte. Auf Hans Jürgens Schulter sich stützend, schwang er sich aber jetzt mit ritterlichem Anstand auf die Erde.

Der Fackelschein fiel gerade auf Hans Jürgens gar nicht vergnügtes Gesicht, weil er zu einem Dienst gezwungen war, der ihm für eines Ritters Sohn, und noch dazu gegen einen Hofmann, nicht sehr ehrbar schien. Der Ritter sah ihn flüchtig, aber scharf an.

„Ei welchen vornehmen Dienstmann, meine Base die Güte hat, mir zu bestellen. Der Junker von Selbelang, wenn ich recht sehe. Wie geht es, Herr von Bredow?"

„'S ist nur Hans Jürgen," flüsterten die Leute, der vornehme Herr reichte ihm aber doch verbindlich

Chriſtiern ſitzet in Stockholm
Und trinkt ſeinen Meth und trinkt ſeinen Wein.

Hört Alles, was ich Euch biete an,
Vom Thal Ihr meine Mannen:
Wollt Ihr mir folgen nach Stockholm
Und ſchlagen die Jüten von dannen?

Da ſchworen's die Dalecarlen ihm zu,
Die ſchworen wohl Alle mit'nander:
Am heiligen Freitag war die Schlacht,
Der denken wir Alle mit'nander!

Da ſchwor auch König Guſtaf laut,
Und ſo iſt das geſchehn:
Wir bitten Gott Vater im Himmelreich,
Nun mög's uns beſſer gehn!

Da riefen die Dalecarlen aus,
Alle ohne Zögerung:
Willſt Du ſein unſer Vorhauptmann,
So folgt Dir Alt und Jung.

Um's Rebhuhn und um's Eichhorn iſt's,
Sobald er zielt, geſchehn,
Und dem Blutracker Chriſtiern,
Dem ſoll's nicht beſſer gehn.

Gern will ich Euch als Hauptmann führen,
Rief König Guſtaf hold,

die Hand und neigte ſich freundlich zu ihm, ehe er die der Baſe ergriff und ſchöne Worte ihr ſagte von alter Freundſchaft und den guten Zeiten, die geweſen und nicht wieder kämen. Als ſie ihn neckiſch ſchalt, daß er ſo lange ſchon in Hohen-Ziatz ſich nicht blicken laſſen, antwortete er, wenn Einer dabei verloren, ſei er es. „Ach dieſe guten alten Zeiten, als ich noch ein freier Mann war!“ Er ſeufzte und nun ſah er den Junker Peter Melchior. „Welche Freude einen ſo alten Freund zu ſehen!“ Er ließ es nicht bei einem Händedruck genügen. „Und welche Ueberraſchung, auch den würdigen Dechanten von Altbrandenburg! Iſts doch faſt, als hätten die Heren mich in ein Zauberſchloß geführt, wo ich lauter alte, liebe Bekannte finde.“

„Sprecht nicht von Heren, Herr von Lindenberg,“ ſagte Peter Melchior. „Mit denen iſt nicht ſpaßen.“

„Ihr habt recht,“ lachte der Gaſt. „Es wär übel, wenn ich plötzlich erwachte, Alles wär verſchwunden, und ich läge allein im Moor. Aber wo

iſt unſer biederer Wirth. Ei, wo verſteckt ſich Herr Gottfried!"

Die Edelfrau ſchlug die Augen nieder: „Ach Herr von Lindenberg, ſeit er aus Berlin kam —"

Er ließ ſie nicht ausſprechen: „Richtig, ich entſinne mich, er kommt vom Landtage."

„Und da iſt er noch etwas angegriffen."

„Er that dem Landmarſchall Beſcheid, Baſe, Beſcheid wie ein Edelmann; das kann ich verſichern. Ein wackerer Ritter, recht aus der alten Zeit. Will keinen über ſich kommen laſſen. Man lobte ihn allgemein in Berlin, als er in den Wagen gehoben ward. Der Kurfürſt, darf ich Euch vertrauen, war ſehr zufrieden, wie er ſich beim Landtage benommen. Das iſt ein braver Mann, ſagten Seine Gnaden, der gehört nicht zu den Stänkerern, die alles beſſer wiſſen wollen als ich."

Nach einem langen Ritt durch Nacht und Wald war auch ein Hofmann jener Tage hungrig und durſtig; darum nahm er gern den Arm der Hausfrau, als dieſe ihn aufforderte unter ihrem ſchlechten

Dach vorlieb zu nehmen, mit was der Tisch und Keller noch biete. Aber an der Schwelle wandte er sich rasch um: „Mein Pferd!“

„Für das ist gesorgt.“

„Nicht wie es sollte!“

Leicht gegen die Edelfrau sich verneigend, sprang er rasch zurück auf den Hof, wo Hans Jürgen, der nur einem Wink seiner Verwandtin, diesmal minder verdrossen, gefolgt war, eben im Begriff stand, den Rappen des Herrn von Lindenberg in den Stall zu führen.

„Ihr irrt, Junker Bredow, es ist mein Pferd.“

„Weiß wohl; ich thäts in den Stall führen.“

„Das ist Knechtes Arbeit, nicht eines Adligen. Ein Edelmann darf nur für sein eigen Roß sorgen.“

Ehe er's ausgesprochen, hatte er Hans Jürgen den Zügel entnommen, ihn mit einem Wurf und einem herrischen Blick dem nächststehenden Knecht über den Arm geworfen, dem Rappen einen liebkosenden Schlag auf den Hals gegeben, und dann

wieder vertraulich die Hand auf Hans Jürgens Schulter gelegt:

„Nun, Junker von Selbelang, wollen wir miteinander einen Humpen leeren aufs Andenken Eures Vaters. Das war ein lieber Mann, mein Freund, ein wahrer Edelmann, der wußte zu leben. Schad um ihn, daß er so früh das Zeitliche gesegnen mußte."

Die Halle war schnell erhellt von Fackeln und Lichtern. Was hatte die Hausfrau zu sorgen, zu klingeln, rufen, schelten, flüstern, daß ihr Haus Ehre habe vor dem späten Gast. Fast war es zu viel Sorge und Arbeit, noch in die Nacht hinein nach einem Sturm und einer großen Wäsche.

Doch der Gast verdiente es. Er war ein Mann etwa in den Vierzigern, hoch und stattlich gewachsen; im Gesicht den Hofmann und den Ritter nicht verleugnend. Sein Tritt, seine Bewegungen waren sicher und fest, aber dabei fein und geschmeidig; seine Tracht der Sitte der Zeit, wenigstens in Brandenburg, um etwas vorangeeilt. Das schon be-

ſprochene Kleidungsſtück, welches damals anfing ſo viel Gerede zu machen, würden auch ſeinem Körper wohl geſtanden haben, aber er kam nicht vom Hofgelage, ſondern von der Jagd. Ueber den hohen braunen Stiefeln mit Silberſporen, die bis über die Kniee reichten, ſchmiegten ſich engere Hoſen an den markigen Wuchs, die nur am Leibe, nach der burgundiſchen Mode in leichte Puffen ausgingen. Nach derſelben Mode war auch ſein geſticktes Tuchwams welches ſich in einer Spitze tief zum Nabel ſenkte, und von einem ausgelegten Gurt feſtgehalten wurde. Daran hing der kürzere Jagddegen, auch ein feines Stück Arbeit. Um den Hals ſchmiegte ſich eine Krauſe, die den Hofmann, der das Ausland geſehen, deutlicher noch verrieth, und ſelbſt den Stürmen des nächtlichen Rittes widerſtanden hatte. Seine Stirn war nicht zu hoch, ſein Bart nicht zu lang, aber ſorgfältig gekräuſelt, und die ins Röthliche ſpielenden Haupthaare waren faſt glatt geſchnitten. Locken, die in wildes Haar ausarteten und ſtruppige Bärte gal-

ten in jener Zeit noch als ein Zeichen männlicher Kraft und adligen Muthes in diesem Lande.

Wenn er sich durch diese Kennzeichen merklich von allen hier Anwesenden unterschied, so war er's noch weit mehr durch sein einnehmendes Wesen und die feine Art, wie er mit jedem sprach. Wie verbindlich reichte er dem Hans Jochem die Hand, sich entschuldigend, daß er ihn vorhin nicht gleich erkannt. Zur Wirthin redete er so traulich und scherzhaft, wie Einer, der eine Frau, die ihm nicht gleichgültig war, nach langen Jahren wiedersieht, und es tauchen allerhand liebe Erinnerungen auf, so süß und schön, daß beide darüber die Jahre und Runzeln vergessen. Was sie erzählte und erwähnte, wie bald entsann er sich der geringfügigsten Kleinigkeit; wie hörte er mit anscheinender Aufmerksamkeit zu, und wußte immer dem, was trübe klang, eine freundliche Wendung zu geben. Wie schlug er auf ihre Hand und tröstete, wo es des Trostes bedurfte, nicht wie ein Liebhaber, wie ein alter Freund, der es bleiben wird trotz der Jahre und Widerwärtigkeiten.

Aber wieder ein anderer ward er, als die Töchter eintraten, und mit verſchämter Anmuth den vornehmen Gaſt und Verwandten bewillkommten. Eva Bredow wurde faſt roth, daß ſie ihm ſo bäuriſch grob die Hand geboten. Er hatte nicht eingeſchlagen, ſondern die Finger zart faſſend ſie an ſeine Lippen gebracht, und auf ihr: „Gott grüß Euch, Vetter von Lindenberg!“ hatte er eine Weile wie verwundert ſie angeſchaut.

„Ei das ſchöne Fräulein ſoll meine Muhme ſein!“

„Gewiß, Herr, es iſt die Eva, ſprach die Mutter erfreut, ſo Ihr damals bei der Huldigung auf den Knieen ſchaukeltet. Ihr ſagtet noch, ſie würde der Mutter gleichen.“

Der Gaſt ſchien ſich noch von ſeinem Staunen zu erholen: „Wahrhaftig, ich glaube doch am Ende, ich bin hier in einem verzauberten Schloß. Fürchte, wenn ich ihre zarte Hand nicht feſthalte, ſie wird mir wie eine Nix verſchwinden.“

„Macht ſie doch nicht verſchämt. Das dumme

Ding ist schon puterroth, und wagt nicht die Augen aufzuschlagen."

Eva hätte wohl die Augen aufgeschlagen; sie schämte sich ihrer Hände; die waren noch roth vom Waschen. Und als er weiter sprach von einer Rose, die er in der Haide gefunden, die aber eines Fürsten Garten zieren würde, ward sie ganz ängstlich und hätte fortlaufen mögen, wäre die Mutter nicht gewesen, die stellte ihm auch ihre zweite Tochter vor.

„Welch ein Reichthum von Blumen im Walde! Rosen und Lilien, wie kommen die unter die Kiefern."

„Wir denken so, die Agnes zu Unseren lieben Frauen nach Spandau zu bringen."

„Ein frommes Gemüth sehnt sich nach dem Himmel. Doch nicht zu früh, Frau Muhme. Mit der Frömmigkeit muß man nicht gar zu sehr eilen, das Leben ist lang."

„Wie's der Herr schickt! Sind schlimme Zeiten, Herr von Lindenberg. Aussteuer können wir

doch nur einer geben. Und weil ſie ſo ſtill iſt, und ſo vor ſich hinſchafft, da meinte mein Gottfried, und der Herr Dechant hats auch gemeint, ſie ſchickt ſich nicht für die böſe Welt, und wie das wirrſche Volk hier iſt. Unſer Hergott nimmt die Stillen am liebſten. Der ſieht nicht darauf, wie das Mannsvolk, ob die Backen roth oder blaß ſind."

„Aber" flüſterte ſchelmiſch der Herr von Lindenberg, er ſieht auf die Grübchen neben den Lippen; ob ſich ein Schelm da verſteckt hat. Der Schelm iſt ein böſer Schelm und neckt alle Evas. Keine iſt davor ſicher, und mögen ſie ſo ſtill und ſittſam ausſehen, als Eure Tochter."

„Ja die Evas, lieber Herr von Lindenberg, lachte die Mutter, aber die heißt Agnes. Dummes Ding, was erſchrickſt du dich!"

„Sie wird nicht erſchrecken, liebe Baſe," lachte der Gaſt, wenn der argliſtige Schelm kommt, dem kein Menſchenkind widerſteht."

Der Schelm kam nicht, aber Knechte und Mägde um den Tiſch noch ein Mal zu füllen mit Allem, was

das Haus und der Keller auftreiben konnte. Da sah man den Herren von Lindenberg abermals ein ganz anderer werden. Hunger ist der beste Koch heißt es, aber Hunger und Durst sind auch Fechtmeister, die den gesatteltsten Ritter und Hofmann aus dem Steigbügel werfen. Der Herr von Lindenberg aß, daß es eine Freude für die Hausfrau war, so oft sie einschenkte, schenkte der freundliche Gast ihr einen freundlichen Blick.

„Daß solchem Herrn, der an besseres gewohnt ist, unser schlechter Wein mundet!“

„In solcher Gesellschaft!“ sagte der Gast und reichte auf der einen Seite der Edelfrau, auf der andern dem Junker Peter Melchior die Hand. Dabei wiegte er sich auf dem Schemel mit einem gar vergnügten Gesicht. Ihr glaubt vielleicht, daß ich scherze. Denkt Euch Einen, der die ganze Woche über im Block lag und am Sonntag wird er frei! Das Hofleben ist —“

Er hielt plötzlich inne. „Wir vergaßen auf die Gesundheit unseres durchlauchtigsten Kurfürsten und

Wenn unter meinem blauen Banner
Ihr treu mir folgen wollt.

Da ſchworen die Dalecarlen laut,
Es ſchworen alle Mannen:
Wir ſetzen Blut und Leben dran
Gegen den grimmen Tyrannen.

Sie begunnten ſich nun zu rüſten
Ein und noch einen Tag,
Und folgen wollen ſie König Guſtaf,
Wohin er ſie führen mag.

So munter reitet König Guſtaf
Zu Tuna über die Brücke:
Hei, wie viel Dalecarlen!
Da ſchrecken die Dänen zurücke.

Wie weit das Heer der Dalecarlen
Ueber Tuna's Heide ſich zieht,
Kaum daß König Guſtaf vom Pferde
Seine eignen Leute überſieht!

Nach Stockholm trieben fürder
Die Dalecarlen in Eile,
Mehr, als Hagel ins Meer fällt,
Waren der Dalen Pfeile.

Um Stockholm begunnten zu ſtreifen
Sie in buntem Kriegergetümmel,

Herren zu trinken, wie es guten brandenburgiſchen Edelleuten bei jeder Mahlzeit geziemt."

Die Pokale klangen, und der Hofmann hielt es für angemeſſen, viele Worte zum Lobe ſeines jungen Fürſten zu ſprechen. Da war keine Tugend, die er ihm nicht beimaß. Er ſprach ſo lange, bis er den Pokal ſich von Neuem füllen ließ. Diesmal galt ſein Spruch dem Wohl der tugendſamen, ſittigen Hausfrau, ſeiner lieben guten Baſe und Wirthin, dann den zarten Fräulein.

„Und daß der Bärenhäuter, der Gottfried, mein alter Freund, nicht zu uns kommt. Ich wollt' ihm einen Trunk bringen, daß er mir Beſcheid thun müßte, als ſäß er noch an der Landtafel."

Des edlen Gaſtes Heiterkeit theilte ſich den andern mit. Man machte den Vorſchlag, zum Langſchläfer, wenn er nicht herunterkomme, hinaufzuſteigen."

„Wir wollen ihn wecken!" jauchzte Peter Melchior, der auch des ſüßen Weines ſchon viel getrunken hatte.

„Das überlaſſen wir ſeiner Frau," entgegnete der Ritter, welcher das bedenkliche Geſicht der Edelfrau bemerkt. „Frauen wiſſen immer am beſten, wann es Zeit iſt, daß die Männer aufwachen ſollen."

Die Frau ging, die Töchter nahmen die Gelegenheit wahr mit ihr zu entſchlüpfen.

„Eingeſchenkt!" rief der Gaſt, der ſelbſt einen Becher nach dem andern herunterſtürzte. „Herr Gott im Himmel und Sanct Petrus am Höllenthor, wie iſt mir eigentlich wohl unter Euch."

Der Dechant hob lächelnd den Finger: „Sanct Petrus, Herr Ritter, ſteht am Himmelsthor."

„Wer da Wache hält, iſt mir gleich. Ich bin raus aus dem Himmelreich oder der Hölle, wie Ihrs nehmen wollt. Sanct Chriſtoffel, der doch gewiß eine große Ehre hatte, als die ganze Welt ihm auf den Schultern ſaß, war gewiß auch froh, als der Heiland abſaß. So iſt mir heut in den Gliedern."

„Wie Manche, Herr Ritter, möchten Eure Laſt mit Freuden auf ihre Schultern laden."

„Freunde, ich ſage Euch, 's iſt ein — Doch davon nachher. Mir träumte heut eigentlich nicht, daß mir's ſo wohl werden würde.“ Auf der Stirn des Gaſtes lagerte ſich ein Anflug von Ernſt; er ſtrich mit der Hand darüber, wie um die Gedanken fortzuſtreichen, ſie ſchwebten aber ſchon als Worte auf ſeiner Zunge. Es giebt Gedanken, die man ausſprechen muß, um ſie los zu werden.

„In Todesangſt wachte ich heut Morgen auf. Die ganze Nacht durch hatte es vor mir getaumelt wie etwas am Strick. Schwipp, ſchwapp. Ich ſtieß es fort und immer kams wieder. Als ich nun endlich aufwachte, da die Hörner ſchon nach dem Geſinde riefen, packte ichs. Es war die Schellenſchnur über meinem Bett, ſie war vom Drath losgegangen.“

Die Zuhörer lachten.

„Lacht nicht zu früh! Die Hexerei kommt nach. Joachim war noch nie ſo gnädig, als den Tag mir. Ich ſpreche ſonſt gern und viel mit ihm. Einen Hecht an der Angel muß man nicht loslaſſen, auch

Fürſten ſo viel es geht, nie ſelbſt denken laſſen. Wer's los hat, muß ihnen die Gedanken, die ſie denken ſollen, in die Hand geben. Ich kann mich rühmen, daß ichs verſtehe, ſie ſo handrecht ihm zu drechſeln, daß er damit ſpielt, als wären es ſeine eigenen lieben Einfälle. Nur heute gings nicht. Er ſprach gelehrt, wie ſeine Luſt iſt. Weiß der Geier, was meine Zunge lähmte; ich hörte ſchon wieder auf, wenn ich anfing. Mein Auge war wie mit einem Nebelflor umſtrickt. Bisweilen kam's mir vor, als ritte neben mir der Scharfrichter."

„Der Kurfürſt!"

„Er hat manches Mal ein ſo ſtrenges Geſicht, daß man daran gemahnt wird."

„So erklärt mein Herr von Lindenberg ſelbſt, was ſeine böſen Geſichter bedeuten, ſagte der Dechant. Es war ein neblichter Morgen, und die Stimmungen, welche er von einer ſchlechten Nacht mitbrachte, wurden in ſeiner Einbildungskraft zu Geſpenſtern."

„Es bedeutet nichts etwas, es iſt alles dummes

Zeug, fiel der Gaſt raſch ein. Wir werden geſtört durch die Dünſte aus unſerem dicken Blut. Aber als ich von der Jagd abkam und in die Nichte zu jagen glaubte, ſtutzte am Waldeck mein Thier und ſteifte die Ohren. Mir ſurrte und ſchwirrte es auch ums Ohr, wie in der Nacht. Ich hätte nicht vorwärts mögen, aber meine Sporen klirrten, wie mich an meine Pflicht zu mahnen. Mein Rappe bäumte ſich unter dem Druck, und als ich um den Eck war, ſtand ich auf einer wüſten, verbrannten Haide, in der Mitte ein Galgen, und dran hing Einer." —

Er ſchwieg einen Augenblick.

„Ihr werdet wieder ſagen, ich hätte Geſpenſter geſehen. Ich glaubte es auch, da ich meinem Thier den Willen ließ und die Zügel ſchießen. Und noch mehr, das Geſpenſt verfolgte mich. Ich ſah es vor mir mit geſchloſſenen und offenen Augen; ich war doch ſchon eine Viertel Meile fort und hinter jeder Kiefer baumelte es, Sporen an den Stiefeln, einen Federhut auf dem Kopf; ich ſah jede Bewegung,

die blaſſen, gekniffenen Finger, die blauen Lippen, das rothe aufgeſchwollene Geſicht.“

Der Junker Peter Melchior kreuzte ſich. Alle waren ſtill.

„Ich hielt an, ich ſchlug mich auf die Bruſt, ich rieb mir die Stirn. Nun betete ich ein Ave Maria und den Roſenkranz ab. Dann kehrte ich um, und ich kann Euch morgen den Weg wieder zeigen, den ich zurückthat, indem ich der Spur meines Pferdes folgte. Jede Fichte, jede Birke, ſelbſt die Hollunderſträucher merkte ich mir. Da kam das Waldeck, da die verbrannte Haide, der branſtige Geruch, Raben und Krähen am Himmel, der Galgen, der Mann daran, Sporen an den Stiefeln, eine Federkappe auf dem Kopf — und ich war es, mein Geſicht.“

Lauter blaſſe Geſichter ſchauten ſprachlos auf den Redner.

„Da verging's mir, fuhr er nach einigem Schweigen fort. Es ward mir blau und roth um die Augen, alles drehte ſich um, und ich lenkte nicht

mehr mein Pferd. Ich weiß nur, daß es durch dick und dünn flog. Die dürren Aeste knickten. Es rauschte in den Wolken, Ketten klirrten, Sporen klirrten, die Eulen krächzten. Dazwischen Waldhörner, Hussaruf, ich weiß nicht was. Ich weiß auch nicht, ob ich durch die Jägerhaufen flog, ob ich noch ein Mal an dem Galgen vorüberkam, mir war's so. Zur Besinnung kam ich erst, als es schon dunkelte, und mein Rappe keuchend, athemlos in einem blauen dunstigen Moor nach einer Wegspur suchte. Wie viele Stunden ich da noch in der Irre ritt, weiß ich nicht. Mir war kalt, mir war heiß zu Muth, wenn ich an das zurück dachte, bis ich endlich Licht sah. Wär's ein Irrwisch gewesen, eine Teufelsküche, mich hätte 's nicht verwundert; nun wars meines Freundes Götze Hohen-Ziatz. Ich bin hier und und was denkt Ihr davon?"

„Ihr hattet vielleicht vergessen, den Abendsegen zu beten?" bemerkte der Dechant.

„Pah! Da müßte ich oft Galgenmännlein sehen."

Peter Melchior hatte während der letzten Erzählung, die Hände unterm Tisch faltend eine ganze Reihe von Gebeten zwischen den Zähnen gemurmelt.

'S iſt was nicht richtig in der Luft, ſagte er leiſe, ich habs von Anfang an geſagt. Die hagern Frauen an der Bleiche, der Krämer und ſein verhextes Zeug, der Sturm, es geht was vor. Niemand weiß, wo's hinausläuft. Zwiſchen Gallus und Allerheiligen thut's nimmer gut, was vornehmen, aber Frau Brigitte hat keine Gottesfurcht, keinen rechten Glauben. Was mußte ſie jetzt grade die große Wäſche halten. Die hats aufgerührt."

Der Ritter hatte wieder ſein vornehm ſtolzes Geſicht. Er ſaß im Stuhl zurückgelehnt, ein verächtliches Lächeln ſchwebte über ſeine Lippen:

„Auf eine Wäſche läufts hinaus! Es thut mir leid, ſo ich eine Wäſche geſtört hätte."

Peter Melchior erzählte. Der Ritter hörte bei einigen Punkten aufmerkſam zu, bis der Junker plötzlich mit den Fingern ſchnellte: „Nun hab ichs. Das Galgenmännlein! Claus Hedderich er-

zählte ja davon. Nicht der Ritter wars, der Schneider Wiedeband. Richtig, der hängt noch am Galgen bei Beelitz in der Haide."

Der Herr von Lindenberg lehnte ſich über den Tiſch. Es war, als ob ihm mit dem frohen Geſicht des Junkers ein bleierner Bann auf der Bruſt ſprang. Aber der Zweifel meldete ſich wieder.

„Ein Schneider in Sporen!"

„O das iſt eine luſtige Geſchichte. Hättet Ihr nichts davon gehört! Die von Beelitz zankten ſchon ſeit einem Jahre mit dem Schneider. Er war ein Gewandſchneider, ein kleiner Mann nur, aber er hatte es dick ſitzen im Kopf. Sagte es laut bei allen Zechen: Kleider machen Leute, alſo da der Schneider die Kleider macht, macht der Schneider auch die Stände. Schneiderte ſich ſelbſt Kappen und Mäntel und Hoſen, wie Rathleute und Junker; ſo oft ihn auch der Rath darum ſtrafte, er ſtolzirte darin um, und ſie brauchten ihn, denn Keiner verſtand beſſer mit der Scheere umzugehen. Sonſt hätten ſie ihn längſt ins Elend geſchickt; aber er ſagte, ſeine

Amme hätt's ihm an der Wiege prophezeit, daß er als Ritter sterben würde. Nun hatte er den Rathsherren ihre Mäntel zugeschnitten; aber ehe ein halb Jahr um war, wurde das Tuch mürbe und riß. Die von Beelitz machten ein furchtbar Geschrei, aber er schrie wieder. Die sagten, er hätte das Zeuch mit dem Bügel verbrannt, er sagte, sie hätten ihm verbranntes Tuch geliefert. Getagefahrtet ward von einem Schöppenstuhl zum andern bis die Köpfe lichterloh brannten. Die Zeugen schlugen sich schon, die von Treuenbrietzen, von Jüterbog, selbst die von Wittenberg mischten sich drein. Endlich waren alle einig, die Justiz könne das nicht abthun, und Wiedeband sagte den Beelitzern ab. Das kam vielen damals curios vor, daß ein Schneiderlein einer Stadt dürfe einen Fehdebrief schicken. In Leipzig und Wittenberg haben sie darüber vor der Facultät gestritten, ob es ging. Aber es ging. Das Schneiderlein hatte seinen Anhang, und mit seinen Gesellen von der Scheere that er ihnen manchen Schnitt, wo sie sichs gar nicht versahen. In Jüterbog hatte er ein

Mehr waren der Dalen Pfeile,
Als Hagel fällt vom Himmel.

Die Dalecarlen begunnten zu ſchießen,
Sie ſchoſſen Mann für Mann,
Dichter fielen die Dalenpfeile,
Als der Sand am Meeresſtrand.

So kämpften die Dalecarlen
Und hörten nicht auf zu ſchießen;
Zwei Jüten trugen den Dritten
Hinweg auf ihren Spießen.

Da trat aus ihrer Thüre
Eine Müllerfrau heraus:
Die Säcke ſind gemahlen,
Wir tragen ſie Euch ins Haus.

Das ſind keine gemahlne Säcke,
Das ſag' ich Euch ganz offen,
Das iſt ein vornehmer Jüte,
Ein Pfeil hat ihn getroffen.

Wohl reißt's mir durch die Glieder,
Ich fühle mich ſo beengt,
Ich trank von dem ſtarken Biere,
Das man in Dalarna ſchenkt.

Das reißt nun in meiner Seite,
Ich fühle mich ſo beengt,

festes Haus, und saß wie ein Ritter, und, was wirklich eine Schande ist, die sächsischen Herren drüben, weil sie den Beelitzschen übel wollten, aus purer Scheelsucht, hielten ihn, als wär' er zu ihnen. Er durft' in Sporen und Federhut aus- und einreiten auf ihren Schlössern, und liehen ihm manches Stück Roß und Zeug zum Schaden der von Beelitz. Hätte er sich nur begnügt, ihnen aufzulauern und ihre Leute zu werfen, so hätte er's manches Jahr treiben können, aber der Kamm schwoll ihm und eines Morgens rückte er mit einem hellen Haufen vor ihr Thor. Da rief er 'nein, der Schneiderritter: als sie ihm hätten gebrannt Tuch geliefert, und dadurch gebranntes Herzeleid gemacht, so wollte er ihnen auch 'nen Brand zu riechen geben, daran Kind und Kindeskind denken sollten. Und gesagt, gethan, vor ihren Augen steckt er ihnen ihre Haide an, und ehe sie nur aus dem Schlaf in Hemde und Haube kriechen konnten, brannten zehn Morgen weg. Es wär noch mehr Unglück geschehen, wäre kein Regen gekommen. Nun aber wurden die von Beelitz,

fuchswild und lauerten ihm auf, wo sie konnten. Sie bestachen eine fahrende Frau, zu der er hielt, in Jüterbog in der Vorstadt, die ließ Nachts die Knechte der Beclitzer ins Haus, und am Morgen, als er aufsprang, griffen ihn die Knechte, steckten ihn in ein Betttuch und warfen ihn auf 'nen Heuwagen. Ehe seine Freunde es merkten, waren sie mit gestreckten Zügeln über die Gränze, und Ihr mögt Euch denken, was das für Lust gab, als sie ihn im Sack durchs Thor fuhren. Ein Loch hatten sie 'nein geschnitten; da steckte er den Kopf 'raus, und hatte noch die Frechheit die Zunge rauszustrecken. Solchen Spaß haben sie in Beelitz ihr Lebelang nicht gehabt. Sie wollten ihn schnell judiciren; aber da gab es neuen Spectakel. Hatte die Frechheit, er wollte sich nicht hängen lassen als ein Dieb und Mordbrenner, da er in offener Fehde mit ihnen gewesen, und von den Sächsischen Herren kamen ihm Einige zu Hülfe. Die zeigten eine Urkunde vor, daß sie ihm ein verfallen Burgrecht geschenkt oder verkauft; also wäre er ein freier Mann von drüben,

und hätte Recht gehabt ihnen Fehde zu machen. Die Beelitzer, wie man sich denken kann, bestritten's, er sei ein Stadtkind gewesen und geblieben, also in ihrem Bann. Das gab ein neues Geschrei und Geschreibe. Endlich kam man überein, er sollte judicirt werden als ein Stadtkind, aber gehenkt als ein Ritter und da gab er sich drein. So hat das Schneiderlein bis auf die letzt seinen Willen gehabt und hat's durchgesetzt, der Kerl, wer sollt's glauben, daß sie ihn henken mußten mit Sporen und Federhut. Ja, wärs nach ihm gegangen, er hätte noch den Degen an der Seite behalten. Das war denn doch zu viel; auch die Sächsischen Herren wollten's nicht. Nun baumelt er so in der Haide, die er angesteckt. Hats aber wohl nimmer gedacht, daß ihm noch im Tode die Ehre würde, daß unser Herr von Lindenberg den Schneider Wideband für sich ansähe."

Alle lachten von Herzen über die lustige Geschichte; der edle Gast, der sich ihrer wohl entsann, war sichtlich aufgeheitert.

„Das ist nur dumm Zeug," sprach er, indem

er noch einen vollen Zug aus dem Becher that, was sie von dem Wafeln*), oder dem doppelten Gesicht reden. Wer ins volle Glas sieht, sieht sich auch doppelt, und er schlürft nicht den Tod daraus, sondern helle Lustigkeit. Weils mir heut Abend so wohl gehen sollte, darum schauerte's mich so grauslich am Morgen. Das ist die Deutung: Glück, Glück! Wie wärs Ihr Herren, die Becher klingen so hell, wenn wir sie noch anders klingen ließen. Hätte Lust ein Stündlein zu doppeln!"

Peter Melchior schielte den Dechanten an. Der zuckte die Achseln und hob drohend den kleinen Finger:

„Ei, mein Herr Ritter von Lindenberg, Ihr so vom Glück ohnedies begünstigt, was wollt Ihr's noch suchen gehen?"

„Immerzu!"

„Die Kirche verbietet auf Spuk und Deutun-

*) Wafeln heißt noch auf der Insel Rügen das Scheerische zweite Gesicht, welches sich auch dort in Familien und Individuen zeigt.

gen etwas zu geben. So ich aber als Laie dächte; wäre es, daß mein Herr Ritter gut rechnete. Auf böse Träume folgen Hochzeiten und Kindtaufen. Rabensteine und Leichen bedeuten Glück im Spiele. Wollt Ihr uns durchaus die Taschen leer machen?"

Der Ritter von Lindenberg warf einen vollen Beutel auf den Tisch:

„Bis der leer ist, nicht von der Stelle."

Peter Melchior faßte leise an den vollen Beutel, er gab einen Klang.

Die Tische wurden abgetragen und drei Schemel herangerückt. Der Dechant nahm den Becher in die Hand und schüttelte ihn mit einem stillen Seufzer und niedergeschlagenen Augen: „Nun denn, um kein Spielverderber zu sein!"

„Nehmt Euch vor ihm in Acht!" flüsterte der Junker Peter Melchior.

Siebentes Kapitel.

Ein böser Rath.

„Ein Stündlein noch, Geſtrenge, dann wacht er auf," ſprach der Knecht Caspar, der an ſeines Herrn Thür Wache hielt, und wenig Umſtände machte vor der Edelfrau, welche, ſo ſchien es, ohne den Wächter wohl Luſt gehabt hätte, ein wenig aufzuklinken, und hineinzuſchauen. Er aber ſaß auf einer Bank, die er vor die Thür geſchoben, den Rücken gegen dieſe gelehnt, eine Stellung, in der er auch dann und wann die Augen zugedrückt haben mochte. Ein treuer Knecht dient ſeinem Herrn auch wenn er für ihn ſchläft. Jetzt aber ſchnitt er Schelben umſchich-

tig von einer großen Rübe, einem Käſe und einem Haferbrod zum Abendimbis.

„Caſper, ich höre ihn ſchnarchen.“

„Thut nichts. Vorhin grunzte er, drei Mal ſtöhnte er und dann hat er geflucht. Das geht immer voraus.“

„Aber er hat ſich gewiß auf die andere Seite gelegt. Dann ſchläft er nur immer feſter ein.“

„Wenn er erſt bis zum lauten Fluchen kam, dann fluchts in ihm fort, und dann wacht er auf.“

„Das iſt ein Mal —“

„Allemal, Geſtrenge, wie die alte Wanduhr. Erſt knickt ſie, brummt, ſchnarrt, dann nach einer Weile ſchlägt ſie.“

„Es iſt ein vornehmer Herr, Caſper!“

„Weck meinen darum nicht auf.“

„Des Markgrafen Freund.“

„Und wenn alle Markgrafen in eigener Perſon kämen.“

„Caſper, du biſt ein guter und treuer Knecht,

aber du weißt nicht was es gilt. Ich muß dabei sein, wenn er aufwacht."

„Kann mir wohl denken, warum. Ich habe nichts mit der Wäsche zu thun."

„Casper, ich bin Deine Frau, wollte sagen Deines Herren Frau. Du wirst doch nicht —

„Plaudern werd' ich nicht, was mich nichts angeht, und wenn er's merkt, nun da mag jeder sorgen, den's trifft, aber —"

„Meinst du, ob er poltern wird, oder —"

„I nu, Gestrenge, das kommt darauf an. Trank er zuletzt süßen, dann geht's; aber Landwein, dann ist's schlimmer, besonders von dem dicken, aus Stettin.. Wenn das Gewürz im Blut zurückschlägt! — Recken und strecken muß er sich allemal ein bischen und da muß ihm Keiner in den Wurf kommen, der es nicht versteht. Ich fühls immer gleich am ersten Schlag, ob er nur verdrießlich ist, oder ein Gewitter losgeht. Das ist nun meine Sache allein, gestrenge Frau und dabei thun Weiber niemals gut."

Unten schien es zu gewittern, ein Schlag oder

Klang war's, der die Aufmerksamkeit der Hausfrau in Anspruch nahm. Während Casper wieder unbekümmert an seinen Käse und Rettich ging, hatte sie sich über das Treppengeländer gelehnt.

Der Dechant kam herauf, etwas geröthet im Gesichte, schneller als seine Art war. Das Zusammentreffen mit der Edelfrau schien ihm nicht ganz angenehm; die eine Hand fuhr schnell unter sein Habit.

„Ihr habt wieder gespielt."

Der Geistliche zuckte die Achseln.

„Und gewonnen?"

„Kann ich dafür!"

„Die toben nun."

„Laßt die Heiden toben, ich thats ja nur aus Gefälligkeit."

„Das ist 'ne Aufführung, das ist 'ne Wirthschaft! Und ein Geistlicher dazu! Was soll das Gesinde dazu sagen! Im Freien, nun ja zum Zeitvertreib, im Lager, da hab' ich ein Auge zugedrückt.

Aber Ihr wißt, daß ich im Schloſſe ein für alle Mal —"

„In ihrem Schloſſe ſollen doch meiner gütigen Wirthin edle Gäſte nicht über Langeweile klagen. Die Frau war fort, der Herr kam nicht, verwundert ſich da meine Frau von Bredow, daß der Gaſt ſich ſelbſt nach einer Unterhaltung umſah. Billigen, was er that, ei behüte, daß mir das in den Sinn käme, aber er iſt den Leidenſchaften unterworfen, gleich uns allen. Ich für meine Perſon hätte auf einen Dank gerechnet, nicht auf einen zornigen Blick, noch weniger —"

„Ich darauf, daß mein Beichtvater meine Gäſte ausziehen ſollte."

„Ausziehn! Ei, was ein harter Ausdruck aus ſo freundlichem Munde! Iſt der ein Räuber, der wider Willen annimmt, was man ihm aufdringt? Ich ſehe auch darin —"

„Nur nicht wieder einen Fingerzeig. Den lieben Gott laßt mir beim Spiele aus dem Spiel. Das ſage ich Euch. Gebt dem Teufel, was des Teufels;

Auch hab' ich von den Fiſchen gekoſtet,
Die man in Dalarna fängt.

Raus kam ein Mann aus dem Hauſe
Auf Stockholms langer Straß',
Wie der Jüte ſprang vom Pferde,
Das war ein großer Spaß.

Das war ein Ritter Erich,
So hat geſchrieen der:
Herre Gott! Gnade uns Jüten!
Wir ſehen Jütland nicht mehr!

König Guſtaf reitet auf hohem Roß,
So reitet er vor ſie hin:
Danken will ich meinen Dalecarlen
Für Euren treuen Sinn.

Ihr habt bei mir geſtanden,
Wie treue Schwediſche Helden,
Und ſchenkt mir Gott mein Leben,
So will ich's Euch vergelten.
Und ſchenkt mir Gott mein Leben,
So will ich's Euch vergelten.

Mehrmals hat dies Bauernvölkchen in die Geſchichte Schwedens kräftig eingegriffen. Seinen Anſtrengungen verdankte das Haus Waſa die Begründung ſeiner Rechte, und noch bis auf

Ihr werdet Euch ſchon mit ihm vertragen. Aber macht 'nen Knoten in Eure glatte Zunge, wenn Ihr krumm gerade reden wollt. Denen iſt's ſchon recht, i ja, auch dem Herrn von Lindenberg, Satan ſteckt auch in ihm, wenn er ſein glatt Kleid verrückt; wär's nur nicht bei uns geſchehen. Aber —"

Dem Dechanten war es gelungen, ſeine Hand frei zu machen; vermuthlich war der Beutel, der dem Herrn von Lindenberg vorhin gehört, in ſeine Taſche ſacht geglitten. Er hob ſeinen Arm.

„Frau von Bredow ſpricht nur meine Gedanken aus. Es nimmt's, ich ſage nicht der Herr, aber das launiſche Glück denen oft, was ſie nicht zu nutzen verſtehen, um es denen zu geben, die einen beſſeren Gebrauch davon zu machen wiſſen. Als ich ſo wider meinen Willen, an das böſe Brett geriſſen ward, dacht ich im Stillen, wie das Altartuch in unſerem Chor wohl eine neue Verbrämung verdient. Wenn nun von dem ſündigen Golde durch den Zufall', ſei es mir erlaubt ſo zu ſprechen, in deine Hände fiele, ei du könnteſt ſchöne Goldfranzen da-

für in Magdeburg einlösen, das dachte ich. Ich sage nicht, daß dies eine Eingebung war, behüte mich vor jeder Lästerung; aber es ist doch sonderbar, daß immer, wenn ich an die Franzen dachte, der Wurf mir gelang."

„Glückliche Reise, ehrwürdiger Herr. Seht Euch nur in Magdeburg vor, daß die Franzen echt sind. Kaufleute und Goldsticker betrügen gern."

„Ich habe seitdem anders gedacht. Das Jungfrauenkloster unserer lieben Frauen bei Spandow ist schlecht ausgestattet. Wenn wir unser liebes Fräulein Agnes dahin brächten, und zu Ehren der heiligen Agnes einen Altar stifteten, würde das ein gefälliger Dienst sein, sowohl für die Heilige, da wir eine gnädige Fürsprecherin im Himmel gewönnen, als auch für die Familie. Die Arnims, die Bardeleben, die Jagows, auch die Kerkows haben da großen Einfluß, die Bredows zur Zeit nur geringen. Und Eure Vettern in Friesack rühren sich für uns, wie Ihr am besten wißt, nicht viel. Ein kleiner, mäßiger Altar nur; ich habe es so überschla-

gen, Silberſtickerei, ein Crucifix von Meſſing, die heilige Agnes kann ein Maler conterfeien, der bei uns im Schuldthurm ſitzt; der arme Schlucker iſt mit wenigem zufrieden. Es ſind ja überall ſchlimme Zeiten. Aber meine gnädige Frau giebt mir zu, wenn wir unſere Agnes 'mal als Aebtiſſin ſehen wollen, müſſen wir etwas thun."

Die Hausfrau hob die Hände, und zeigte ihre zehn Finger dem Dechanten:

„Nun iſt's genug. Ich ſoll theilen das ſündige Spielgeld, damit ich ſchweige! Mein Kind ſoll ich ausſtatten damit! Die heilige Agnes mag nehmen, was ſie verantworten kann, denn ſie iſt eine Heilige und weiß es beſſer als ich; aber meine Agnes ſoll Aebtiſſin werden durch deinen Würfelraub! Und wenn ſie dienende Magd ihr Lebtag bliebe, ſie ſoll lieber Pförtnerin, Küchenſchweſter, Scheuermagd bleiben, als durch das Teufelsgeld Aebtiſſin. Herr Dechant, wenn Ihr nicht mein Beichtvater wärt und wir alte Freunde! So ſpricht die Schlange. Mir das! Seht Euch ja nicht um, mäuschenſtill; er

Peter Melchior saß am Tisch in ähnlicher Stellung; die beiden Junker, Hans Jürgen und Hans Jochem standen an der Wand.

„Ich hab's gesagt, hütet Euch vor dem Pfaffen, sprach Peter Melchior. Was in des Pfaffen Sack kommt, ist verloren. Jeden anderen kann man kitzeln, aber die todte Hand giebt nichts wieder 'raus."

„Eine verfluchte Geschichte! brummte der Gast. Wieder haben muß ich's. Seine kurfürstlichen Gnaden gab mir auf der Jagd ihren Beutel, um bei der Rückkehr die Almosen auszuwerfen."

„Die Glatzen sind auch arme Leute!" sagte höhnisch der Andere.

„Daß der alte Götz grad' heut schlafen muß."

Peter Melchior lachte: „Sein Korn ist noch nicht verkauft."

„Mein's schon auf dem Halm, und das Geld zum Schornstein hinaus, fiel der Gast ein. Ist hier Keiner in der Nähe? Der Stechow hat nichts, der Holzendorf auch nicht; der Arnim giebt nichts

raus. Iſt kein Jude herum? Nur bis Morgen, bis Uebermorgen ſoll's, der Kurfürſt iſt darin ängſtlich wie eine alte Jungfer um ihren Ruf."

Es fand ſich kein Jude, kein reicher Mann.

„Blitz! rief der Junker Peter Melchior. Der Krämer Hedderich! Hätten wir den nicht gehen laſſen. Der könnte die Ehre haben für einen Edelmann ein Paar Tropfen zu laſſen. Und der Mann iſt's werth. Als ich ſo ein bischen in die Kiſten und Kaſten hineinfühlte, klimperte eine ſehr verdächtig."

Der Herr von Lindenberg ſpitzte die Ohren und fragte weiter, etwa wie ein Mauthbeamter, welcher einem Schleichhändler auf der Spur iſt, der, ihm zum Schabernack die Gränze paſſirt hat. Auch die beiden Junker wurden ins Geſpräch gezogen, und wie Zeugen vernommen.

„Hedderich!" Der Gaſt ſtrich ſich über die Stirn. Den Henker auch, wer kann alle Namen behalten. Wo zog er des Weges."

„Sprach, daß er wollte nach Kölln an der Spree."

„Was wollte er in Köln?"

„Däucht mich, sagte Hans Jochem, wenn ich recht gehört, eine Restzahlung im Schlosse eincassiren."

„Waren Grauschimmel vor seinem Karren?"

Die anderen bejahten es.

„'S ist richtig!" sprach der Herr von Lindenberg, sich auf die Lenden schlagend. „Dacht ich mir's doch gleich. So pfiffig sind die Spitzbuben. Wißt, der Kerl, der zerlobbert aussieht, wie ein Lazarus aus dem Pracherland, unter seinen Lumpen und Bändern für Bauerndirnen und Stallmägde, führt Wollenzeuche, wie man sie zu Land nicht sieht. Aus Böhmen und Wien her kriegt er sie von den Türken, gewebte, bunte Tücher aus Indien und Schmarkand. Die führt er an den Höfen umher; Fürsten nur können so was kaufen. In Saarmund am Zoll trafen wir auf ihn. Hatte da auspacken müssen, Seine Gnaden sah es, und kaufte ein gut

Stück von den Decken und Tüchern für seine Verlobung, und, wie er ist, zahlt er sogleich den halben Kaufschilling; o es waren an die 20 Mark, die der Kerl einsteckte. Den Rest sollte er sich im Schloß zu Köln holen. Ewald Köckeritz und die drei Lüderitze fragten ihn, wann er nach Berlin käme sich das Geld holen? Solches Volk riecht aber gleich Lunte, und er band ihnen ein Mährlein auf, daß er über Ziesar nach Magdeburg wolle unterm Geleit des Erzbischofs. Dann glaube ich über Havelberg nach Stettin und auf dem Rückwege erst nach Köln. Trau du dem Pack! Das ist uns nun verloren."

„Die Lüderitz und der Ewald treibens auch zu dreist," fiel Peter Melchior ein. „Ihr wißt ja wie die Krämer beten:

Behüt uns, lieber Herre Gott,
Vor Köckeritze, Lüderitze,
Vor Krachte und vor Itzenblitze!"

Der Gast warf ihm einen strengen Blick zu: „Zügle deine Zunge, auch die Wände haben Ohren."

Aber Peter Melchior sah die Jungen an: „Duldet Ihr das! Ihr seid adlig Blut.

„Wer zweifelt daran!“ sprach der Fremde, und reichte Hans Jürgen die Hand, aber man kann nicht vorsichtig genug sein.“

„Er ist ja nicht sein Vater, Hans Cicero, der die Weisheit mit Löffeln fraß, und uns den Schmachtriemen um den Bauch schnallte.“

„Wißt Ihrs was er wird!“ sprach ernst der Gast, und winkte ihnen, sich ihm näher zu setzen. Das Gespräch ward leiser fortgeführt.

„Ihr seid junge Leute, sprach er zu Hans Jürgen und Hans Jochem, aber vor Euch steht ein schlimmes, trübes Leben, wenn — wenn es nicht besser wird.“

„Ein klein Vergnügen fällt doch wohl ab, dann und wann,“ lächelte Peter Melchior.

„Nicht, wenn Ihrs so anfangt wie jetzt, nicht wenn Ihr nicht klüger werdet. Ich sags Euch, die Mark wird werden ein Hundestall, nicht für den Adel, die Edelleute sind die Hunde d'rin. Die Für-

ſten, die Pfaffen, die Gelehrten, Himmel und Hölle, ich glaube gar das Bürgerpack wird das Regiment führen und die Peitſche.“

„'S klingt ſonderbar, wenn der Herr von Lindenberg ſo ſpricht, unſeres Kurfürſten Liebling und Rath.“

„Ich bin ein Edelmann, ein Ritter, meine Freiheit iſt mir lieber als Alles, — er ſchlug ſich an die Bruſt — weiß Gott, dafür wach' ich, denk' ich, träum' ich, aber mit Holzblöcken verkehren müſſen! Dieſe Köckeritze, Itzenblitze, Krachte, ſtatt zu helfen, verderben ſie's. So richtet man's nicht aus, ſo arbeitet man nicht für die Zukunft. Es iſt ſo viel verdorben, ſeit der Seegen aus Nürnberg ins Land geſchneit kam, hundert Jahre haben ſie an unſeren Rechten gefeilt und gebohrt, unſere Veſten ſind gefallen, der Block und die Verließe haben unſere Wackerſten hingerafft, und nun meinen die Dummköpfe, weil er ein Knabe iſt, könnten ſie ihm auf der Naſe herumſpielen. Mit ſolchen einfältigen Neckereien, ſolchen Strauchdiebereien iſt's

auf Guſtaf III. hatte es für Befeſtigung derſelben gewirkt. Seinen Anſtrengungen verdankt auch wohl zum Theil mit der Bauernſtand ſeine größeren Vorrechte in dieſem Reiche. Jetzt ſcheint der Dalecarlier, wie der ganze Bauernſtand, der neuen Dynaſtie eben ſo ergeben, wie einſt den Waſa's. So durften Reiſende dem trotzigen Völkchen wohl vergeben, wie unangenehm dieſer Trotz ihnen auch die folgende Nachtreiſe machte. Was man taxenmäßig für die Karren oder Kabriolets bezahlt, iſt höchſt unbedeutend, und auch der zwölffache Betrag, den uns die guten Leute auf einer Station hier abforderten, weil unter dem einen Karren eine eiſerne Feder geweſen, war, nach unſern Poſtſätzen, noch unbedeutend, aber man durfte keine Schwäche, keine Unkenntniß zeigen, um nicht in den Forderungen weiter zu ermuthigen und von Station zu Station geſchnellt zu werden. Der Dalecarliſche Starrſinn ging nun in Bosheit über: man lud unſere Sachen auf den zerbrechlichſten Karren, und wir mußten froh ſein, auf der nächſten Station anzukommen, ohne Hals und Bein gebrochen zu haben; denn die morſchen Bretter zitterten und knackten unter uns, und

nicht gethan. Mit 'nem Laternenpfahl gebt Ihr ihm einen Wink, und glaubt mir nur, er ist nicht auf den Kopf gefallen; er versteht ihn."

Aber der Junker Peter Melchior schien den Redner nicht zu verstehen. Sie werden ihn schon allgemach lehren, daß die Straßen von Alters unser sind."

„Auf die Art gewiß nicht. Ihrer Zeit thaten die Putlitz, die Quitzow, die Bredow, meinethalben Alle, thaten was sie konnten, und es mag nicht ihre Schuld sein, daß wir keinen zweiten Kremmer Damm hatten. Wir aber zerfielen in uns, wir hielten nicht zu einander. Seht in Schwaben, in Franken, am Rhein, dort waren sie klüger, sie thaten sich zusammen in Bündnisse, in Orden. Es ist eine Masse von Männern, Rittern, Burgen, an denen die Fürsten ihre Zähne probiren können, und mancher brach schon dabei."

„Wir haben keine Berge und Felsen, unsere Burgen stehen in Sand und Sumpf."

„Darum hätten wir — Doch das Gethane

läßt ſich nicht ändern. Jener erſte ſtolze Friedrich, jener andere mit den eiſernen Zähnen, auch Albrecht, der nur als Landvoigt zu uns kam, uns ſeine Achillesferſen fühlen zu laſſen, haben es nicht gethan. Die betrachteten uns noch als ein fremdes Land, das ſie zügelten und preßten. Wenn ihnen nicht mehr heimiſch drin war, zogen ſie in ihre fränkiſchen Berge; dann athmeten unſere Väter wieder auf, ſie blieben frei. Aber der bleiche Johannes, den die Gelehrten Cicero ſchalten, hat uns die Daumſchrauben angelegt. Er blieb kein Franke, er ward ein Märker, er lernte unſere Schwächen kennen und das machte ihn feſt."

„Die fünfzehn Schlöſſer, die er ſchon als Kurprinz brach! Es war eine ſchlimme Zeit, Herr von Lindenberg."

„Und ſie wird noch ſchlimmer werden unter ſeinem Sohne. Ihr denkt, er iſt ein Knabe, aber ich ſage Euch, in einem Jahre kann er ein Mann ſein. Ihr denkt, er ſpielt mit Büchern, aber ſeine Gedanken fliegen weit bis ins Blaue. Wenn wir

nicht zuſammen ſtehen, wenn wir nicht die Klugheit aus den Grüften beſchwören, wenn wir nicht ſchlau ſind wie die Schlangen ſo iſt's um uns geſchehen. Seine Vorfahren ließen Ritter und Familien kommen aus Franken und dem Reiche. Unſere Väter zwickten ſie wieder fort, oder ſie wurden durch Heirathen eines Blutes mit uns. Er aber nicht Menſchen von Fleiſch und Blut, er citirt Geiſter, Geſpenſter. Wer jagt die aus dem Lande. Einbürgern möchte er die ganze lateiniſche Weisheit von tauſend Jahren, Gelehrte, Pfaffen, die Kirche, eine Univerſität gar! Es iſt gar nichts, was geweſen iſt und anderswo iſt, was er nicht aufſtellen möchte und probiren. Geſetzbücher ſollen gemacht werden, deutſch und lateiniſch, Collegien eingerichtet, zum Regieren, zum Beſteuern, zur Oberaufſicht, unſere Sitten ſollen verfeinert werden. Ein Spinngewebe von feinen Drahtfäden möchte er übers Land ziehen, daß kein Huhn weiter aufflattern kann, als er will."

„Herr von Lindenberg, ſagte Peter Melchior,

ich glaube Ihr ſelbſt ſeht Geſpenſter. Wie alt iſt er denn?“

„Ihr mögt Recht haben. Aber der Kopf wird mir bisweilen warm, wenn ich ihn ſo ſchwatzen höre, und der Dunſt aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen mir wie ein Alp' auf die Bruſt fällt. Da ſehe ich denn nur trüb vor mir. Denn dies Nürnberger Burggrafenblut, das alles beſſer wiſſen will, alles beſſer einrichten, klüger ſein, frommer, es ſprudelt und ſpukt in einem wie in dem andern.“

„Auf den Landtagen muß er's doch manchmal hören!“

„Hört er darauf! Das iſt eitel Geſchwätz. Wenn wir uns helfen wollen, müſſen wir's anders anfangen.“

„Daß das Land uns gehört, beweis es ihm Einer.“

„Wer zu viel auf ein Mal will, erreicht nichts. Ich tadle nicht die Röckeritze, die Lüderitze, keinen von ihnen allen, aber ſie ſchlagen zu plump und grob darauf. Warum auf der Straße liegen und

den ersten besten werfen? Das giebt immer Geschrei und böses Blut. Preßt doch ein wenig Euer Hirn, schlagt Eure alten Pergamente nach, Verträge, Urkunden, Schenkungen, Gewohnheiten. Darauf trotzt! Mit Art und Manier zugegriffen, daß sie Euch nicht Strauchdiebe und Wegelagerer schelten dürfen. Himmel und Hölle, hast du nicht ein Recht, oder wenn du nicht, hattens deine Väter nicht, haben sie's nicht ein Mal geübt, daß der Krämer dort seine Waaren auslud, daß er in jenem Kruge trinken mußte, daß der Schiffer dort anlegte, daß die Wallfahrter da singen mußten. Strengtet Ihr Alle, strengten wir Alle unseren Grips an, da kämen Rechte zusammen wie Sand am Meere, und zweifelt Ihr dran, daß sie übertreten werden? Da zugeschlagen, da Euch in Besitz gesetzt, und wenn die Kerle schreien, wir wieder! Wenn der ganze Adel zugleich den Mund aufthäte, was müßte das für ein Geschrei geben. Wenn Ihr klug wärt, nähmt Ihr Pfaffen, Gelehrte dazu — es giebt überall solche Gesellen von der Feder, die Euch für eine Bratwurst

aus dem verräucherten Pergament beweisen, was Ihr bewiesen haben wollt. Da denn gepocht, ihm das Gewissen heiß gemacht. Solche verräucherte Scharteken mit alten Satzungen und Gerechtigkeiten sind ihm ein Spielzeug; er dünkt sich was darauf, sie zu schützen und zu bewahren. Das Eisen geschmiedet, so lange es warm ist. Hier hilft uns seine Jugend. Er muß nicht zur Ruhe kommen vor lauter Klagen und Beschwerden. Er muß so eingeheizt werden, daß er nicht aus und ein weiß, daß er links und rechts ausschlägt. In der Wuth schlägt man falsch; das giebt uns immer neue Waffen. Am Ende verwirrt, gescholten, mißverstanden, läßt er Alles gehen, wie es ist, und mehr brauchen wir nicht. Dann ist das Regiment wieder in unseren Händen, wie es sein müßte von Gott und Rechtswegen in der Mark Brandenburg."

Der Herr von Lindenberg war aufgestanden, und that einen vollen Zug aus der Kanne. Peter Melchior kraute sich im Kopf und schielte schlau nach dem Redner und den beiden andern.

„Donnerwetter!“ ſchmunzelte ſeine Zunge, als ſchwelgte ſeine Einbildungskraft in Zuſtänden, die nur in der Märchenwelt Wahrheit ſind.

„Ach Ihr ſeid alle zu träg, fuhr der Redner fort. Ihr ſchickt Euch nicht in die Zeit, Ihr lernt nichts von der Zeit. Wozu hat Euch Gott ein Maul gegeben, daß Ihr Andere klagen laßt! Wo ſoll er Reſpect bekommen vor dem Adel. Ich allein kann's nicht alles einfädeln, die Zunge wird mir trocken, der Rücken krumm und ſteif zugleich. Statt daß ich angreifen dürfte, wenn ich Euch hinter mir habe, muß ich in einem fort Euch entſchuldigen. Da geht dem beſten Mann der Muth aus; und ein Höllendienſt iſt's, der Hofdienſt, bei ſolchem! Wünſchte, ich wäre auch, wie der Wilkin Lüderitz, verfehmt; da könnte ich mich ein Mal erholen.“

Es trat eine Pauſe ein.

„Schade,“ ſagte Peter Melchior.

„Was?“

„Ich meine den Hedderich! Es muß eine Luſt

sein, solch ein fettes Schwein in den Graben zu werfen."

„Um diese Jungen thuts mir leid, fuhr der Gast, auf- und abgehend, fort. An uns Alten ist nichts mehr gelegen, wir nehmen unsere Schande mit ins Grab. Aber der Aufwuchs, was soll daraus werden! Wo sollen sie ihre Sporen verdienen? Tourniere kommen ab, Fehden giebt's nicht mehr, wenn man nicht für einen Fürsten, oder gegen die Türken seinen Leib zerhacken läßt. Absagen soll Keiner mehr dem Andern. Die goldene Zeit bricht an für die Feigheit; die Federfüchse werden Helden werden. Und das nennen sie Recht und Gerechtigkeit! Wo sollen die Jungen fühlen lernen, daß sie frei sind, daß adlig Blut in ihren Adern fließt! Nicht 'mal 'nen Zeitvertreib gönnt man ihnen. — Wo zog der Hedderich hin?"

„Nach Brandenburg, sprach rasch Hans Jochem. Er hatte zween alte Gäule, die ziehen im Sande nicht schnell."

„Hört das junge Füllen. Möchte durch den

Stall brechen auf die Nachtweide," lachte Peter Melchior.

„Was geht Ihr mich an?" fragte der Gast.

„Ich meinte nur, Herr von Lindenberg —"

„Pst! keinen Namen."

„Probiren wir's? 'Nen Spaß. Nur daß die Jungen nicht aus der Art schlagen."

Der Ritter blickte die Vettern an: „Sind die schon 'mal ausgeritten?"

Beide senkten die Köpfe.

Der Gast war an's Fenster getreten und hatte hinausgeschaut: „'S ist wie Maienluft."

Peter Melchior hauchte in die Hand: „Gen Brandenburg? Ich weiß den Weg."

Lindenberg hatte sich wieder in den Lehnsessel geworfen: „'S ist nicht meine Art, das hab ich schon gesagt; aber, weiß der Geier, es prickelt mir in den Fingern und saust in den Ohren."

„Man muß sich solche Gelegenheiten nicht entgehen lassen, und Ihr bedürft einer Erholung, Herr von Lindenberg, fiel der Andere ein. Ist ja der

Lumpenkerl noch nicht 'mal beſtraft von wegen all dem Tand. Ich erzählte Euch doch! Und Hans Jochem hat er um ein Paar Hoſen geſchnellt und wer weiß, was noch dabei war. Unſer Hans Jürgen, eine Schande war's, der mußte ihm die Pferde zäumen und die Ballen aufladen helfen. Pfui eines Bredow Sohn! Weiß auch gar nicht, was der Frau Brigitte einfiel."

Wilkin von Lindenberg war raſch aufgeſtanden, und ſchüttelte ſich wie einer in ſeiner Stahlrüſtung: „Na! 's iſt ein Faſtelabendſpaß."

„Ohne Lichter! Der Mond geht nach Mitternacht unter. Könnten ohne Kappen reiten; keine Katze erkennt uns in dem Duſter. Aber wenn man 'nen guten Einfall beäugelt, ſpringt er fort wie der Floh, den man zu lange zwiſchen den Fingern hielt."

„Begleiten uns die jungen Herren?" fragte der Ritter.

„Das verſteht ſich! Frau Brigitte würde ſie ſchön anſehen, ſo ſie Anſtand nähmen. Stehn ihre

bei jedem steilen Abwege kamen Norwegische Rückerinnerungen, denen das Schwedische Elfenlicht des Mondes nicht die Lebensgefahr benahm. Statt des Zwölffachen versprachen wir jetzt um Mitternacht dem neuen Schußbonden das Acht und vierzigfache dessen, was er fordern konnte, zum großen Staunen und Aerger des Bortgen, wenn er uns schleunig und gut nach Falun schaffe. Nur noch einmal hatten wir einen Aerger ähnlicher Art, der das Reisen in Schweden sehr verbittern kann; aber, wie ich schon oben bemerkt, es bedarf nur weniger Aufmerksamkeit und einer geringen Aufopferung, um, dem ganz enthoben, nur freundlich ehrerbietige Gesichter zu erblicken. In zwei ungeheure Küfen, an deren Bretterwerk allein das Thier schwer zu ziehen hat, lud man uns und unsere Sachen. Die Gefahr, hinauszufallen, war hier nicht vorhanden, denn eine ellenhohe Bretterwand umschloß den Karren, doch der unebene Boden erschwerte oder verbot den Schlaf, in welchen doch die ermüdeten Körper bei jeder Sandstrecke gewiegt wurden. Die Gegend, welche uns der helle Mond zeigte oder der Nebel verbarg, munterte nicht besonders zum Wachen auf.

Roſſe ſchon geſattelt, daß ſie Euch das Geleit geben:

„Weils im Wald duſter iſt.“

Der Herr von Lindenberg ſchien indeß die Antwort des Junkers von Krauchwitz nicht für voll zu rechnen, noch ihn als Vormund für die jungen Leute gelten zu laſſen. Er näherte ſich ihnen mit halbhingehaltener Hand. Mit einem Sprunge ſchlug Hans Jochem ein. Seine Augen funkelten. „Und Ihr?“

„Hans Jürgen hatte auch ſchon die Hand gehoben, aber unwillkührlich blieb ſie zurück, ſeine Augen ſchlugen nieder als ſie den forſchenden Blicken des vornehmen Gaſtes begegneten, und unwillkürlich entfuhr ihm der Name ſeiner Baſe Brigitte. Das laute Auflachen des Junker Peter Melchior hätte ihn weniger erſchreckt, als der ſpöttiſche Zug um des Ritters Lippen.

„Baſe Brigitte darf's freilich nicht wiſſen,“ lachte Peter Melchior fort.

„Noch Jemand ſonſt, weder jetzt noch künftig, ſprach der Ritter mit ſtrengem Tone. Aber das ſind

fromme und gute Bedenken des jungen Mannes. Unſere Wirthin ſieht den Spaß wohl anders an als wir. Wer nicht Vater und Mutter hat, handelt klug und gut wenn er den Willen ſeiner Pflegeältern bei allen Schritten ſeines Lebens zu Rathe zieht. Das geht nun hier nicht an, alſo, mein Herr von Bredow, entbehren wir für diesmal das Vergnügen —"

„Blitz und Hagel, fiel Peter Melchior ein, will er ein Duckmäuſer bleiben! Solche Gelegenheit ſich entwiſchen zu laſſen!"

„Meine Muhme beſtimmte ihn vielleicht fürs Kloſter, oder zum Schreiberdienſt in den Kanzeleien. Darum bitte ich mirs aus, ſcheltet den jungen Mann nicht. Eines ſchickt ſich nicht für Alle."

Wie ſich da die beiden Vettern anſahen! Hans Jochem pruſtete auf, Hans Jürgen traten die Thränen ins Aug'; und wie er ſie fühlte ward er glühroth. Es zitterte ihm in der Bruſt, daß er zuerſt kein Wort vorbringen konnte. Dann brachs heraus:

„Ein Mönch werd' ich nicht, und ein Schrei-

ber auch nicht. Herr von Lindenberg, und wenns koſten ſoll, ich weiß nicht was, wenn Ihrs für recht haltet und wenn Ihr mich werth haltet, ich bin meines Vaters Sohn. Nehmt mich doch mit, ich bitt' Euch, daß ichs zeigen kann."

„So hatt' ichs erwartet." Der vornehme Ritter nahm den Arm der jungen Menſchen und klopfte ihm die Hand auf ſeiner Bruſt. Er ſprach etwas leiſer mit Peter Melchior, der ſich darauf mit Hans Jochem entfernte. Beide waren nun allein.

„Lieber von Bredow, es freut mich, daß ich meines alten Freundes Sohn als einen ſo wackeren jungen Mann wiederfinde. Meint Ihr, daß ich im Ernſt glaubte, Ihr wolltet Mönch werden oder Schreiber? Nehmt mirs nicht übel, daß ich Euch prüfte, ſo wenig ich es Euch verarge, daß Ihr vorerſt Bedenken trugt. Das zeigt, daß Ihr über eine Sache nachdenkt, und das iſt gut. Ihr ſeid noch jung, und in dieſem Sumpfneſt konntet Ihr nicht lernen, was in der Welt noth thut. Eure Baſe Brigitte iſt ein wacker Weib, eine gute Hausfrau, Gott

erhalte ſie lange meinem Vetter Götz; aber junge Edelleute zu erziehen, taugt ſie nicht. Laßt mich dafür ſorgen, wenn ich Euer erſtes gutes Stück geſehen."

Hans Jürgens Bruſt athmete auf.

„Nachdenken, ehe mans unternimmt, iſt gut, wie ich ſagte. Doch wenn Aeltern für Euch denken, mögt Ihr Euch die Mühe ſparen. Hans Jürgen hielt es vielleicht vorhin für nicht ganz recht. Mein lieber junger Freund, wenn alles recht in der Welt herginge, dann ſähe es anders aus. Man hätte nicht gewagt, Euch zu befehlen, mein Pferd in den Stall zu führen, Ihr ſäßet zu Selbelang auf Eurem eigenen. So iſt's nun nicht in der Welt; es hat ſich alles verrückt, und der Einzle thut genug, wenn er was an ihm iſt, die Sachen wieder in die Richte ſchiebt. Was ſind jene Krämer, die jetzt ſo viel Geſchrei machen über Gewaltthätigkeiten und Unrecht? Betrüger! Auf unſeren Straßen ziehen ſie, über unſere Brücken fahren ſie, ihre Pferde graſen in unſeren Wäldern, und wir ſollen ſie nicht zur

Rede drüber ſtellen, ihnen keinen Zoll, kein Geleitsgeld abfordern, was unſere Väter thaten. Geben ſie uns Geſchenke dafür, danken ſie uns nur? Nein ſie ziehen dem Bauern, dem Edelmann, das Fell vom Leibe, und man muß ſie mit Sammethandſchuhen anfaſſen, ſonſt machen ſie Lärm. Das kann ſo nicht dauern. Alle Creatur krümmt ſich und wehret ſich; nur der Edelmann ſoll ſtill ſchweigen und Alles dulden. Der Bürger ſchließt ſich in ſeine Mauern und läßt nur die Marktleute ein, die ihm gefallen und Abgaben zahlen. Der Fürſt läßt ſich ſteuern, Zins und Schoß, immer mehr, immer mehr. Der Pfaff nimmt den Decem, Opfer, Beichtſchilling, und iſts ihm genug! Uns nur ſoll alles genügen. Das geht nicht an. Im Uebrigen, daß iſt heute nur ein Spaß. Wenn wir den Lumpenkerl nicht ein bischen ſchütteln, thuts ein anderer, und ärger. Dem Galgen entgeht er doch nicht; er hat bei dem Schacher ſelbſt Seine Kurfürſtlichen Gnaden übers Ohr gehauen, und nach Berlin wagt er ſich gar nicht mehr. Das war eitel Gerede von ihm, wie

mans auch deutlich ſieht, daß er ſich von der großen Heerſtraße mit ſeinem Raube durch die Wälder ſchlängelt. Wer ein gut Gewiſſen hat —“

Drauſſen ward es lebendig. Die Roſſe wurden aus dem Stall gezogen.

Unterwegs plaudern wir weiter, Herr von Bredow. Seht, da geht der Pfaff über die Galerie in ſeine Schlafkammer. Der braucht heute nicht gewiegt zu werden. Lacht ſich ins Fäuſtchen, wie er uns balbirt hat. Ihr denkt doch nicht, daß er ſich daraus ein Gewiſſen macht? Vor ſeinem Heiligen wenn er kniet, hat er hundert Gründe, warum ers that. Mein Lieber, ſo thun's die Menſchen Alle. Jeder wird balbirt, und balbirt die andern wieder. Der nur iſt ein Thor, der nur hat unrecht, der es geſchehen läßt und ſich nicht hilft. — Uebermorgen, Lieber, müßt Ihr mir den Gefallen thun und mich in Berlin beſuchen. Mit Eurer Baſe laßt michs abmachen. Ich will Euch dem Kurfürſten vorſtellen. Er denkt eine Ritteracademie zu

gründen, wo wackere junge Adlige in adliger Zucht und Sitte erzogen werden ſollen."

„Ich!" rief Hans Jürgen.

„Aber erſt ein kleines Probeſtück." Der Ritter klopfte ihm auf die Schultern.

Achtes Kapitel.

Eine ſchlimme Entdeckung.

Es iſt was los! murmelte Einer dem andern zu, und machte dabei eine pfiffige Miene. Die ſtille Geſchäftigkeit, das Gewirr und Durcheinanderlaufen und Flüſtern ſprach laut in die Stille hinaus: es iſt etwas los. Treppauf, treppab, ging es ohne Gepolter Roſſe wurden gezäumt und geſattelt und die Knechte fluchten nicht und riſſen nicht Witze; aus der Rüſtkammer trugen mit verhaltenem Athem die Junker Pickelhauben, kurze Spieße, Büffelwämſer und was zu einem Ausreiten gehört. Der von Lindenberg warf ſich das Panzerhemde des alten Bre-

dow um und Hans Jürgen gürtete ihn. Hans Jochem reichte ihm die Stahlhandſchuh, die dem edlen Herren ein weniges zu groß waren, aber er ſagte: Es ſchadet nichts! Den Helm mit dem Sturz wollte er nicht. „Die Nacht iſt das beſte Viſier!“ und er ſtülpte eine Sturmhaube auf von Büffelleder, mit breiten Klappen und Blechbeſchlägen.

Langſam hörte man die Zugbrücke knarren, und das Fallgitter aufziehen. Die Alle ſagten: „Es iſt was los!“ aber Kasper ſagte: „Nun gehts los“ als die Fräulein an ihm vorüber huſchten, nicht wie ihre Art vorſichtig, und dem Graubart zuwinkend. „Lauft nur, rief er nach, das Donnerwetter kommt Euch doch nach, wenn die Mutter es nicht bald findet. Das kommt davon, wenn die Leute wollen klüger ſein und alles beſſer machen. Mein Herr Götz weiß auch, wo Bartel Moſt holt, wenn er den Wein ausgeſchlafen hat, und wer dem Bären den Pelz waſchen will, der ſeh' ſich vor, daß er nicht ſelbſt gewaſchen wird.“

Gegenüber der Erkerſtube, wo der Ritter lag,

war ein kleines Kämmerlein, das Schilfdach lief schräg darüber hin. Der Sturm hatte vorhin darauf geschlagen, daß die Sparren knackten, jetzt schlug es darinnen auch, aber der Sturm war in einer jungen Brust. Hans Jürgens Herz pochte, daß der alte Kasper draußen es hätte hören können. Wohl hätte er sich beschauen mögen, als er nun fertig war, wie er aussah, aber in der Kammer war kein Spiegel und kein Licht. Nur die Sterne aus dem schiefen Fenster blitzten auf den verrosteten Harnisch. Er lehnte den Kopf hinaus, und schlürfte die laue Nachtluft ein. Da kamen unversehens seine Finger unterm Brett zusammen, als wenn er sie falten wollte. Er erschrack fast: „Nein, Beten, das schickt sich nicht, jetzt nicht. Nachher!“ —

Da er sich umwandte, stieß er mit dem Kopf an das Schilfdach: „Das soll auch nicht mehr lange sein! Nachher“ — Er schwieg und tappte durch die dunkle Kammer nach der Thür. Draußen war es licht an der Lampe, die der alte Kasper immer anstecke, wenn sein Herr erwachen sollte.

Sechstes Kapitel.

Falun. Der See von Dampf und Rauch. Alles Metallklang. Director Gahn. König Salomo. Sturz der Hauptgrube. Die Fabrikwerke. Der schlafende Bergmann. Die Grube.

Es war Morgens zwischen 3 und 4 Uhr, als wir von einer Höhe herab einen weiten See erblickten. Wasserdampf bedeckte ihn in seiner ganzen Ausdehnung. Erst allmälig glaubten wir die fernen Gränzen in den jenseitigen Bergen zu erkennen. Wunderbar aber kam uns der Schwefel- und Kohlendampf vor, der die ganze Atmosphäre bedeckte. Je mehr wir die Höhe behutsam hinunter rollten, trat aus diesem See eine dunkle seltsam gestaltete Masse hervor. Es war ein nebliger Horizont, das Morgengrau lag traurig auf dem ganzen Septemberhimmel; wir hatten am Abende bei aufsteigenden Regenwolken die Augen

Der ſchaute den Gerüſteten verwundert an, und ſeine Mienen gingen in ein Lächeln über. Eine Sturmhaube trug Hans Jürgen auf dem Kopf mit einem breiten Rand, und die beiden Flügel eines Habichts waren in den Kamm geſteckt. Der Harniſch war über einen verblichenen Wappenrock von blauer Farbe geſchnallt, in deſſen geſtepptem Faltenwurf die Motten lange geniſtet zu haben ſchienen, und dazu klirrte ein ſchwerer Degen an ſeiner Seite.

„Na nu! rief er ihn an. Gegen wen ziehſt du aus?“

Hans Jürgen macht ein wichtig Geſicht: „Geb dem Gaſt das Geleit.“

„Glaubte wenigſtens, Du zögſt gegen den Großtürken. Nun will ich Dir was ſagen, Hans Jürgen. Wenn Du gegen den Türken ziehſt, dann magſt Du den Degen klappern laſſen, aber wenn du bei Nacht ausreiteſt, trag' ihn fein unterm Arm. Noch etwas rief er ihm nach — wenn's verkehrt geht, wundre Dich nicht, Du haſt die Sturmhaube verkehrt aufge-

jetzt. Und wenn Dein Vater seeliger ausritt, ich meine, wie Du jetzt, dann zog er nicht seinen Wappenrock an, wie Du jetzt, sondern hing den schlechtesten Kittel um. Sieh Dich nur da im Schild an der Wand."

Ein erster Blick, den Hans Jürgen auf das Schild that, zeigte ihm daß der alte Knappe recht hatte. Er stülpte die Sturmhaube um, und nahm den Degen unterm Arm.

Aber des Vaters Rock, den konnte er doch nicht mehr ausziehn.

„Ei die Nacht ist duster, Hans Jürgen, lächelte der Alte, und die Farbe ist ausgeblichen. Auch ist's lang her, daß der Rock geleuchtet auf der Straße, da kennt ihn wohl keiner mehr. Nun noch 'nen guten Rath auf den Weg: Laß dich nicht bangen; sie thun keinen hangen, den sie nicht fangen. Sprich nicht, wo du schlagen kannst, aber wo ein anderer zuschlägt, brauchst du nicht nachzuschlagen. Trau mehr auf Dein Gesicht, als wenn ein anderer spricht. Beim Theilen, da mußt Du eilen. In der Noth ist ein schnell Pferd besser als ein guter Freund; und

gute Freunde in der Haide bringen draußen manchem viel Leide. Viel Hunde ſind des Haſen Tod, aber wenn du des Nachts ausreiteſt, hüte Dich vorm Morgenroth.“

Hans Jürgen war längſt die Treppe hinunter, als der Alte noch in ſeinem guten Rath fortfuhr; Aber er ſah ihm freundlich nach: „Wird ſchon was aus ihm werden. Ein gutes Pferd muß ſcharf zugeritten werden. Aber ohne ſolchen kleinen Spaß verſauerte er ja.“

Es war etwas los, das Alle wußten und keiner ſprach es aus; nur Eine wußte es nicht. Bisweilen geht es in den Häuſern zu, wie in den Schlöſſern der Könige. Was Alle wiſſen und ſich zuflüſtern und drüber lachen und ſich freuen, weiß der Herr nicht, den es doch zunächſt angeht, aber Niemand wagt es ihm zu ſagen, weil ſie ein böſes Geſicht fürchten. Die Burgfrau, die ſonſt Alles ſah und hörte, ja ihr entging nicht der ſtille Gedanke, der ſich im Geſicht verrieth, heute ſah ſie nicht die emſige Geſchäftigkeit, ſie hörte nicht das Geflüſter,

und wenn sie sah und hörte, übersah sie's und überhörte es, denn ihre Gedanken waren anderswo.

Durch die Böden und Kammern war sie mit dem Schlüsselbund treppauf, treppab, rechts und links und hatte das eine noch nicht gefunden, was sie suchte. Und drei Mal schon war sie wieder an dem Knecht Kasper vorbeigestreift, und drei Mal hatte er ihr zugerufen: „Gestrenge Frau, nun ist's bald Zeit." — War's die schwüle Luft, hatten die Unholde es ihr angethan? Sie fragte Niemanden, sie hätte sich ja selbst angeklagt, daß sie etwas vergessen, und gesehen hatte sie's doch, Stück für Stück war es durch ihre Hände gegangen, als sie abluden.

Da schlug sie plötzlich die Hände zusammen. Wie ein Blitz leuchtete es vor ihren Augen. Sie war auf der Galerie nach dem Hofe. Die Pferde standen gesattelt, der fremde Herr ließ sich noch einen letzten Trunk reichen. Eine Fackel warf ihr ungewisses Licht auf die Gruppen. „Da steht er ja." Hans Jürgen schlug seine in die Hand seiner Muhme,

die ſie ihm hinhielt. „Ich bringe Dir was mit, Evchen.“ — Eva lachte, als ob ſie's bezweifelte. „So wahr, —“ Sie hielt ihm ſchalkhaft den Mund: „Verſprich nichts, Hans eh Du's halten kannſt. Du biſt ja noch nicht fort.“ — „Wer ſolls mir nun wehren! rief er, und ſeine Augen funkelten. Der Herr iſt mir gut, und wird was beſſeres aus mir machen, daß Keiner ſich mein mehr zu ſchämen braucht.“

„Hans Jürgen!“ rief eine Stimme durchs Dunkel, wie eine Trompete, die zum Gericht ſchmetterte. Die, welche die Stimme kannten, fuhren zuſammen; es war der Ton in dieſer Stimme, der ein aufziehendes Ungewitter anſagte. Eva zog ihre Hand zurück und ſenkte ihre Wimpern. Der, deſſen Namen gerufen ward, riß die Augen auf, aber er ließ ſie im ſelben Augenblicke wieder ſinken.

Es war gewiß ein Spuk der Nacht, oder eine arge Frau mußte die Edelfrau mit Blindheit geſchlagen haben, als die Stücke vom Wagen geladen wurden. Der Sturm, der Wirrwar allein konnte

ihre scharfen Sinne nicht so geblendet haben, daß sie etwas sah, was nicht da war. Aber wie stand ihr jetzt alles klar vor Sinnen. Da hingen sie ja noch zwischen den Fichten, vom Wind geschaukelt, Hans Jürgen hatte die Wacht. Sie selbst war nicht mehr hingekommen, sie hatte nicht befohlen, sie abzunehmen. Wer sollte sichs unterstanden haben, es eigenmächtig zu thun?

„Hans Jürgen, wo sind sie?"

„Was, liebe Base?" sprach der Ritter Lindenberg, und erschreckte doch fast, als er die Frau sah die ihn nicht sah. So aufgebracht, so keuchend und blaß war sie hinunter gestürzt, und stand vor ihrem Kleinvetter, wie der Richter vor einem armen Sünder.

„Wo sind sie blieben, Hans Jürgen?"

Es war, als sollte Hans Jürgen der festgeschnallte Harnisch vom Leibe fallen, seine Arme hingen schlaff herunter, die Pickelhaube sank nach vorn über

„O weh!" seufzte Eva Bredow.

„Meines Mannes Elennsbüchsen, Hans Jürgen! Bist du taub.“

„Unseres Herrn Elennsbüchsen!“ wiederholte es stammelnd aus dem Dunkel des Hofes. Wenn die gestrenge Frau so erschien, fühlte Niemand sich gemüßigt vorzutreten. Der arme Hans Jürgen stand ganz allein und das Wort erstarb ihm auf der Lippe. Er stotterte etwas vom Krämer Hedderich, vom Sturm, vom Kurfürsten. Er hätte auch von den Sternen und seinem seeligen Vater reden können, er wußte nicht, was er sprach.

„Wie siehst du aus! Ist hier Mummenschanz? rief sie, die Fackel ihm fast ins Gesicht haltend. Zum Aufpassen stellt' ich dich hin, nicht zur Narretheidung.“

Mit einem raschen Griff hatte sie die Habichtsflügel und die Stahlhaube ihm vom Kopf gerissen; sie flogen auf den Boden. Mit einem zweiten löste sie unsanft den Bauchgurt, der den Degen hielt, daß er klirrend zu Boden niederfiel, und zum dritten hatte sie ihn am Arme aus dem Kreis gerissen.

„Den Harnisch soll da drinnen der Ruprecht lö-

sen und den Rock ausziehen. Will ihn dir verschließen; Deines Vaters Erbstück ist zu gut zur Fastnachtsjacke."

„Verzeiht nur, gnädiger Herr, wandte sie sich zu dem Ritter, daß der ungeschickte Bub' Euch Ungelegenheiten macht. Nichts als Mucken und Nukken im Kopf, wenn man ihm nicht allzeit auf die Finger sieht."

„Frau Base, sagte der Ritter, er sollte mir das Geleit geben, wie Ihr bestimmt."

„Doch nicht als Mummelack! Erst Birkenreiser und dann Ritterdegen. Der Hahn soll nicht über den Zaun fliegen. Die Leute lachten ja meinem Vetter von Lindenberg, einem kurfürstlichen Rath nach, wenn er mit 'ner Vogelscheuche durch die Dörfer trottirte."

Der arme Hans Jürgen! hörte er das stille Gelächter, in das auch der hohe Ritter, sein Beschützer unwillkührlich einfiel. Die Bitte und Verwendung desselben half nichts, vielleicht weil sie nicht zu ernsthaft gemeint war. Dringen auf die Begleitung

durfte er nicht, Peter Melchior flüsterte ihm zu: „Nehmt Euch in Acht, daß sie nicht den Spaß merket!“ Auch mochte er vielleicht nicht dringen. Die Gunst großer Herren ist ein Sonnenblick bei Aprilwetter. Er bedurfte zu nichts des Jungen.

„Hans Jochem soll Euch's Geleit geben, auch Peter Melchior, so er Lust hat —“

„Nur bis zum Haidekrug, fiel dieser rasch ein, Muhme. Bin müd und will nächten bei meinem Gevatter in Golzow. Wenn morgen Einer nach mir fragt, bin ich bei dem zu Nacht gewesen.“

„Und Hans Jürgen?“ fragte lächelnd der Ritter aber sein Lächeln galt dem vorsichtigen Peter Melchior.

„Der nächtigen! rief die Edelfrau, der soll gar nicht nächtigen und nicht schlafen, weil er schlief als er wachen sollte. Denkt Euch, hat meines Herrn Leibkleid auf der Bleiche gelassen, und ich hab's ihm auf die Seele gebunden. Wozu ist er denn, wenn er zu nichts taugt! Zum Maulaffenfeil, zum Brummen und Grunzen wird er nicht gefüttert, auch nicht zum Mummenschanz. Hinaus soll er, auf der Stelle

hinaus, und nicht wiederkehren bis er's findet und bringt. Ich sollte strenger sein; aber dank's dem Herrn. Ist das Zucht? Hast Du die gelernt in meinem Hause, daß ich ein Aug' zudrücke. Ach, Herr von Lindenberg, man hat mit dem Jungen seine Noth. Trotz und Uebermuth, und mein Mann ist ein guter Mann, aber zur Erziehung taugt er nicht. Ihr wißt doch, wie er eigensinnig ist auf das alte Erbstück, ich habe meine Noth damit, und grade die ließ der Junge draußen im Stich, und weiß wie's mir an die Seele geht. Aber Ihr habt Eil —"

„Sagt ja, kreischte Peter Melchior dem Ritter ins Ohr. Sie sagt Euch sonst die ganze Litanei von den Hosen —"

Es polterte und rasselte über die Zugbrücke, sie knarrte wieder und das Fallgitter fiel in seine Fugen, die Fackeln erloschen, die Knechte und Mägde schlichen zurück. Warum mußten sie im Vorbeigehen alle auf ihn sehen, warum draußen durch das Fenster nach ihm schielen, warum wiesen sie mit den Fingern nach ihm? Er dachte es sich wenigstens.

zugedrückt, und so oft wir sie wieder aufschlugen, den Mond im Kampfe mit ihnen gesehen, so daß wir auch jetzt, wo dieser ganz verschwunden, die Herrschaft des feuchten Elementes erwarteten. Doch erinnerten wir uns keines See's gerade auf diesem Wege. „Liegt drüben Falun, oder schon diesseits?" fragten wir unsern Dalecarlier. „Das ist Falun!" war die Antwort, und er deutete gerade auf den See, aus dem jetzt deutlich eine massenhafte Kathedrale mit Gothischen Formen auftauchte.

Der Nebel schwand, wenn auch nicht von der Gegend, doch allmälig aus unsern Augen. Wir waren nicht die ersten, die so getäuscht wurden. Die alte Bergstadt liegt in einem Thale. Aus ihren Gruben- und Hüttenwerken steigt ein beständiger Qualm, der die Atmosphäre so schwängert, daß die Brust schon in weiter Entfernung die Nähe der Grubenstadt athmet, während sie in ihrem Dampfkessel dem Auge verborgen bleibt. Unsere Karren rasselten durch die rothen Gassen, eingehüllt im Bleigrau des frühen Morgens. Die Häuser schwarz, die Kathedrale mit ihrem grünen Blechdach löste sich, wie nahe wir auch vorbeifuhren, noch immer nicht von dem Nebel, um

Der Harnisch lag auf der Erde, der Wappenrock hing über der Schemellehne; den Degen seines Vaters hatte die Muhme vor seinen Augen in den großen Schrank verschlossen. Da perlte ihm die erste Thräne aus dem Auge, als sie vor Allen zu ihm gesprochen: „Lerne was, dann kannst du was, aber was Hänschen nicht lernt, wird Hans nimmer lernen, und der du nicht gelernt vor einer Leine Wache stehen, wie soll der vor'm Feind seine Schuldigkeit thun."

Sein Stolz war geknickt, sein Muth gebrochen. Wie höhnisch hatte ihm Hans Jochem vom Rosse zugenickt. Der war nun glücklich, der durfte sein Probestück ablegen, der brachte seinen Muhmen Geschenke zurück. Von ihm würden Alle sprechen; wie würde er stolz des Sonntags zur Messe schreiten, wie sollten ihn die Leute ansehen, und ihn würde der vornehme Herr von Lindenberg mitnehmen nach Berlin, ihn in's Schloß nach Köln bringen. Da ward er dem Kurfürsten vorgestellt, kam in die Ritterschule, erhielt besondere Aufträge, und stieg in Eh-

ren und Ansehen. Eine goldene Kette hing um seinen Hals, die schönen Fräulein sahen ihn mit Wohlgefallen an, sie scherzten mit ihm und ließen sich gern von ihm unterhalten, und wenn er ein Mal zurückkam in das Schloß seines Verwandten, selbst nun ein hoher, vornehmer Herr, da würde man ihm entgegenstürzen, wie heut' dem Herrn von Lindenberg, vielleicht rief die Base wieder den Hans Jürgen, daß er dem Reiter den Steigbügel halte, daß er sein Pferd in den Stall führe, und er —

Es war zu viel, zu rasch, zu bitter war die Täuschung gekommen; die Thränen stürzten ihm aus den Augen und, das Gesicht in die Arme drückend, lehnte er sich unter heißen Thränen an den Ofen.

Nun war es ganz still geworden. Die Hunde im Hofe schwiegen; das Stroh raschelte noch, auf dem die Knechte sich wälzten; das Feuer im Heerd war nieder gebrannt, einzelne Kienäpfel knisterten noch und sprangen. Die Geisterstunde war's und er allein. Im Augenblick fürchtete er sich nicht. Und wären die Unholde alle aus dem Schloß nie-

dergefahren, was konnten ſie ihm thun, er war ja ſchon vernichtet! Wenn ſie ihn umringelt, umſtrickt hätten, wenn die Erde ſich geſpalten, und er niedergeſunken wäre ins ewige Grab, was war das Schlimmes für ihn! Dann brauchte er nicht mit verſchämtem Antlitz das Morgenlicht anzuſehen, nicht den Geſichtern zu begegnen, die ihn alle fragten: Biſt du noch hier, Hans Jürgen?

Solche Stimmungen dauern nur kurz. Das war ein erlogener Muth. Als die Eulen draußen anfingen zu heulen, als der Wind wieder in einzelnen Stößen durch die Kiefern ſauſte, als er an den langen, ſchauerlichen Weg dachte, den er allein bei Nacht und Nebel durch die verrufene Gegend machen ſollte, fröſtelte ihn. Und es war Zeit. Er hörte es die Treppen herunter raſcheln. Die Burgfrau war es, aber wie ein Geſpenſt, das Schlüſſelbund klapperte an ihrer Hand, aber das Eiſen war verroſtet, das giebt einen eigenen Klang. Er wollte um alles in der Welt nicht noch ein Mal ihren zornigen, verächtlichen, vorwurfsvollen Blick aus-

halten. Er mußte fort und die Sohlen waren ihm doch wie feſt am Boden angewurzelt.

Es ſäuſelte und rauſchte durch die Luft, leiſe Tritte ſchwebten näher und der kalte Angſtſchweiß ſtand ihm auf der Stirn, als ein ſanfter Druck ſeinen Arm berührte und eine weiche Stimme ſeinen Namen ſprach."

Es war kein Geiſt, auch die Edelfrau nicht, und dennoch durchzückte ihn ein tiefer Schmerz als Evas Augen durch die Dämmerung ihn anblickten.

„Kommſt du auch, um mein zu ſpotten?"

„Hans Jürgen, ich komme nicht dein zu ſpotten. Du mußt fort. Wir haben die Mutter gebeten; allein ſie iſt gar aufgebracht. Du weißt wie Vater iſt, wenn er aufwacht."

„Schimpf mich nur, ich habs um Dich, ich habs um Euch verdient. Wenn er tobt und flucht, kriegt Ihr es auf den Hals. Laß mich doch hier, und ſtellt mich hin. Ich verdiene es. Was lief ich fort, nun iſts an mir, daß ich dafür büße."

„Ach Hans Jürgen, Du mußt ja schon büßen.“

„Weine nicht, Eva, Du bist ein gutes Mädchen.“

„Ach wenn nicht die Waschbank gewesen, und ich Dich nicht geneckt —“

„Denn hätte ich Wache gestanden, bis ich aschgrau wurde, fiel er ein. Ich stände noch jetzt. Nein, Deine Mutter wars, die rief mich ab, daß ich dem Schurken von Krämer nachsetzen mußte, und dann mußte ich ihm seinen Packen aufladen. Darüber wards vergessen. Du bist nicht schuld, Eva. Der Hedderich ists, Deine Mutter ists, ach ich weiß nicht was ich rede; aber 's ist gut, wenn sie Einen haben, dem sie Alles aufladen können, dazu bin ich gut, zum Sündenbock. Nun laß mich gehn, Evchen, nun ist Alles aus; nun werd ich mein Lebtag nichts. Sie werden mit den Fingern nach mir weisen und pfeifen, und sie haben recht. Hans Jochem, der wird lachen, der wird wiederkehren. Dem werden sie um den Hals fallen, Mutter und Vater, und Du auch Eva —“

„Ich nicht."

„O verred es nicht. Wer nur Glück hat, dem kommt Alles entgegen. Aber wer Unlück hat, der kann anfangen was er will, dem gelingt nichts. So hats meine Mutter seeliger gesagt, und so probirt sichs an mir. Hinaus soll ich und das Zeug holen und nicht wiederkehren, bis ichs fand. Und wenn ichs nun nicht finden thu, dann geh ich suchen, suchen, bis — bis Ihr mich vielleicht auch suchen geht und nicht findet. Die Welt ist weit, und wenn mich kein Irrwisch verlockt und ich nicht im Sumpf stecken bleibe, oder über einen Strauch falle und ein Bein breche und ein Rudel Wölfe erbarmt sich mein, so ists an End zum Besten, ich mach mich gleich auf die Beine und kehr nimmer wieder. Die Rosse zeichnen, und den Tauben pfeifen und Wacht halten bei der Wäsche, o dazu werden sie auch anderswo mich brauchen können. Dazu ists nicht nöthig ein Anverwandter sein vom Hause. Dann fragt wohl Einer, aber wo ist denn Hans Jürgen blieben? Und wenn ich nimmer wieder kommen thue,

dann sagt Ihr wohl am Ende: 's ist doch schad um ihn, und daß er darum —"

Sie hatte seine Hand gefaßt, und er fühlte, daß sie etwas hinein drückte:

„Du wirst heimkehren und glücklich. Bewahr das, und thu's um den Hals."

„Was ists?"

„Das Amulet was ich von der Großmutter seeliger hab. Wer das auf der Herzgrub trägt, dem können die bösen Mächte nichts anhaben, wenn er auf guten Wegen geht."

„Eva, das ist Dein. Nimmermehr, das nehm ich Dir nicht. Das mußt Du behalten."

„Ich geh ja nicht in die Nacht aus, wo die Unholden Macht haben. Zumal auf den Kreuzwegen, da drücke es recht fest ans Herz. Und an der Schnur thust Du's um den Hals."

„Eva Du —"

„Gott bewahre, hier in der Burg. Da sind ja keine Unholden. Vorhin, als ich lauschte dem Gespräch, und der Ritter Euch zusprach, da ward mir

recht bang, und ich drückte das Herzlein an mein Herz. Und da ſchon dachte ich, ich wollte es Dir geben, wenn Du mit ihm ausritteſt, aber dann ſchämt ich mich wieder. Hans nimms, ſtecks ein, ſags Keinem. Brings mir wieder, wanns Dir gut gegangen. Fort nur fort. Rede nicht weiter, lieber Hans Jürgen, das thut nichts. Die lieben Englein ſind bei Einem auch ohne Amulet," ſagt die Mutter, und die kanns eigentlich nicht leiden; nur weils von der Großmutter ſeeliger kommt, die hielt ſo viel drauf. Nun ſei ein guter Junge und geh, und behalt mich lieb, und Keinem ſag davon was."

Er ſtöhnte tief auf: „Ach Eva, Gott lohns Dir, und ich will ein ſchlechter Kerl ſein, wenn ich Dir nicht Alles verzeihe, was Du mir zum Poſſen gethan haſt mit den Andern. Weine nicht, Evchen, beim lieben Gott im Himmel und allen Heiligen, ich weiß nicht was ich ſpreche. Es geht mir ſo im Kopf um. Aber wenn ich dachte: nun das wird doch gelingen, da wirſt Du mal Lobes hören, da ſollen ſie mal ſehen, wie ich kein dummer Junge

bin, wie ich mich gut halte, weißt Du, an wen ich dachte? Nicht an mich, nur an Dich. Dir wollt ich das Beste bringen, was ich fände. Dann würdest Du mich freundlich ansehen. Nicht darum etwa. Ach Gott bewahre. Denn ich wußt es doch, daß Du mir gut bist, aber Du schämtest Dich mein, weil ich so gar nichts bin. Und nun hättest Du Dich einmal freuen können und nicht zu schämen brauchen. Und nun ist mit einem Mal alles anders, ich bin schlechter als ich war, und der Hans Jochem —"

Er hielt inne, denn er glaubte einen tiefen Seufzer zu hören; aber Eva seufzte nicht.

„Nun, ich wills ihm gönnen, fuhr er fort, denn ich habe Dein Amulet. Ich brings Dir wieder, Eva ganz gewiß. Und wann er auch ein Herr wird und zurückkommt mit Beute und Ehren und Alle ihn loben, und ich komme verachtet wieder, und ausgelacht, und meinethalben auch als ein Krüppel, so weiß ich doch —"

Sie schlang ihre weichen Arme um seinen

Nacken und drückte einen Kuß ihm auf die Lippen: „Bleib mir gut, ich bleibe Dir auch gut.“

Rasch zog sie ihn fort: „Nun darfst Du nicht länger weilen.“

An der Thür blieb er noch einmal stehn: „Aber Dein Vater, Eva —“

„Sei ohne Sorgen. Nun hat es noch Zeit. Die Mutter hats mit dem Kasper abgemacht, daß der ihm noch einen Morgentrunk reichte. Er steht nun nicht auf bis der Hahn kräht. Ach wenn Du dann zurückwärest!“

„Komm gesund zurück, Hans Jürgen!“ rief eine andere weibliche Stimme, und eine weiße Hand streckte sich ihm entgegen. Nun bemerkte er erst unter dem Dunkel des Schwiebbogens, daß Eva nicht allein war.

„Weinst Du auch Agnes?“

Eva flüsterte ihm zu: „Still! Es schnitt ihr was ins Herz als er ausritt.“

„O wenn er wiederkommt.“ —

Trauernde hören scharf.

ganz ihre Gestalt erkennen zu lassen. — Sie that wohl daran, denn bei der Mittagssonne konnten ihre modernisirten Wände nicht halb den Eindruck machen, den ihre geisterhafte Riesengestalt im Halbdunkel des Morgens hervorbrachte. — Kein Nachtschwärmer auf den Straßen, selbst kein Wächter, nicht einmal ein einziges Licht, wie weit wir auch die schwarzen Straßen durchfuhren. Als wäre die ganze Stadt in Metall verwandelt, wie der junge Bergmann in Stein, den das Mütterchen als ihren Bräutigam wieder erkannte. Daß unser Dalecarlier den Gastgeber nicht finden konnte, erhöhte nur den geisterhaften Eindruck dieser Stadt, die wir mit zu den seltsamsten in Schweden zählen.

Als die Geschäfte begannen und die Läden sich öffneten, suchten wir im Arme des Schlafs die empfangenen Eindrücke zu vergessen, um uns zu den neuen des kommenden Tages zu stärken. Aber auch selbst beim Sonnenlichte blieb Falun eine ganz eigenthümliche Stadt. Daß man in unserer Nähe ein Theater zimmerte, daß der sociale Ton im Winter sehr lebendig und lustig sein soll, störte nicht die einmal gewonnene Vorstellung, welche uns selbst begleitete, als wir vor

„Dann wird er mich auch nicht anſehen, ſchluchzte Agnes. Aber —“

„Was denn Agnes!“

„Ach ich möchte, die Mutter hätte ihn ausgeſchickt, wie ſie Dich ausſchickt.“

Das verſtand Hans Jürgen nicht.

„Dann wär er nicht mit dem Ritter aus.“

„Was weinſt denn, Agnes?“ fragte Hans Jürgen beſorgt, denn das Mädchen wiegte ſich in ſtillen Thränen.

„Preiſe Du die Gebenedeite, Hans Jürgen, ſprach Agnes, daß Du aus den Stricken und Verſuchungen kommſt. Ein böſer Tag wars, aber die Nacht wird noch ſchlimmer. Geh mit Gott, lieber Junge, und wenn Du Hans Jochem ſiehſt, ſag ihm — ach ſag ihm nichts, er lachte Dich und mich aus. Wie Gott will. Mir liegts auf der Bruſt wie Blei.“

So gut war es Hans Jochem nie geworden, und es dünkte ihm wohl ein beſonderer Tag, daß die beiden lieben Muhmen ihm das Geleit gaben,

und um sein Wohlergehen sich kümmerten, als wäre er ihr lieber Bruder.

Sie standen am Hinterpförtlein, das nur für die Burgleute geöffnet wird, und wo sich Nachts ein Bote oder Kundschafter in schlimmen Zeiten hinausschleicht, der nicht gesehen sein will. Den Weg durch den Sumpf kennt nur ein vertrauter Mann. Der Thorriegel rasselte zurück, die Thür drehte sich in ihren Angeln.

„Leb wohl, Hans Jürgen!" und Eva hauchte ihm noch einen Kuß auf die Wangen, und ehe er sich deß versah, fiel ihm auch Agnes um den Hals: „Denk nicht schlimm von mir Hans Jürgen."

Da stand er draußen und wußte nicht, wie ihm geschehen. Es war ihm wie ein Traum. War ers, den sie noch eben ausgestoßen und ausgeschickt, wie einen Hund, dem man einen Fußtritt giebt, und nun —! Es war ihm als ob die ganze Nachtgegend hell würde, als ob ein Rosenlicht über den Sumpfdünsten schwebte, und die feuchte Luft dünkte ihm wie ein süßer Athem, der der Brust wohl thut.

Nun graute ihn nicht mehr vor dem einſamen, langen Wege. Die Eulen mochten ſchreien, der Wind heulen, die Kiefern knarren, er hatte Muth, Muth wie der Pilger, der zu einem Heiligenbilde wallfahrtet, denn der Heilige iſt ihm im Traum erſchienen, und hat ihm verheißen, daß er das Erſehnte durch Nacht, Sturm und Ungethüme erreichen werde.

Behende ließ er ſich den ſteilen Erd-Abhang hinunter, wo ein Anderer auch bei Tage vorſichtig die Füße ſetzt; behende ſprang er am Pfahlwerk über den Graben, ohne das aufgezogene Brett herabzulaſſen, und ſuchte alsdann leichten, aber ſichern Fußes, den Weg durch die Sumpfwieſe. Ein Anderer, und auch er zu anderer Zeit, hätte den kleinen Umweg über das Dorf nicht geſcheut. Doch wozu ſollte er die Hunde wecken, ſprach er bei ſich, aber er dachte anders. Auf dem kürzeſten Wege kam er ja am ſchnellſten zum Ziel und am früheſten zurück. Er wußte jetzt nichts von Gefahr, und in gerader Richtung kreuzte er den verrätheriſchen Boden. Er dachte nicht an die Irrwiſche, die vor dem

Muthigen sich nicht zu zeigen wagten; die weißen Mummeln, die durch die Nacht blitzten, lockten ihn nicht. Eine falsche Richtung; wenn er ein Mal falsch trat, und er versank bis an den Leib in den tückischen Moor, er hätte sich die Lunge ausschreien können um Hülfe bis Morgengrauen, wer hätte ihn gehört! Und wenn der wendische Bauer im Dorfe es hörte, wenn er die Frau ängstlich weckte, die hätte gewimmert: so schreit der Kobold! und beide wären mit dem Kopfe unter die dicke Bettdecke gerutscht, bis auch er bis an den Hals versank und die Moordecke über seinen Kopf zusammenschlug.

Noch war eine Strecke Weges vor ihm und die Feuchtigkeit netzte durch die Sohlen seine Füße, ohne daß der Boden fester wurde, als es im Dorfe Mitternacht schlug. Er glaubte ein Geräusch zu hören, vielleicht ein Wasservogel. Er sah sich um. Durch den grauen Moordunst schimmerte eine schwarze, lange Gestalt. Wer konnte ihm folgen? Doch hastete er seine Schritte. Aber bei einer Wendung sah er es abermals. Mit langen Schritten bewegte

ſich die hagere Geſtalt in derſelben Richtung. Es mochte doch ein Augentrug geweſen ſein. Nur aus der Burg konnte Jemand dieſes Weges kommen, und die Pforte ſchloß ja hinter ihm. Aber die Geſtalt haſtete wie er. Hans Jürgens Herz ſchlug fühlbar. Er murmelte ein Gebet von den guten Geiſtern, die ihren Herrn und Meiſter loben. Da war ſie verſchwunden.

Nun hatte er den Elſenbruch erreicht und athmete leichter. Er ſtreifte die verwachſenen Zweige, aber hinter ihm rauſchte es auch in den Zweigen. Die Aves und Paternoſter, die er zwiſchen den Zähnen murmelte, blieben ohne Wirkung; es rauſchte immer deutlicher und immer lauter ſchlug ſein Herz. Wenn ſchon auf dem erſten Viertel Weges die Unholden ihn angingen, wie ſollten ſie es auf dem langen, langen Wege treiben! — Die Elſen lagen hinter ihm, die Palten im Moor wurden feſter, in Sätzen ſprang er auf dem letzten Moorwege den hohen Kiefern und dem leuchtenden Sande zu, auf dem ſie ihre rieſigen Leiber erhoben und mit ihren

Kronen nickten. Es war ihm, als müsse die Macht den Unheimlichen in einem Walde geringer sein als in Bruch und Moor. Ein Wald, der seine Häupter gen Himmel streckte, sieht ja wie ein Tempel aus, den die Natur Gott erbaute. Schon hatte er trocknen Boden unter sich, der Sand wich unter seinen Füßen ohne ihn aufzuhalten; schon hatte er die ersten Kieferstämme hinter sich, als er Athem schöpfend sich umblickte. Da war auch die Erscheinung. Der hagere, schwarze Schatten trat aus den Elsen, und mit langen, mächtigen Schritten näherte er sich dem Sandhügel. Hans Jürgen schlug ein Kreuz; doch der Schatten ward länger, und plötzlich hörte er seinen Namen rufen.

Neuntes Kapitel.

Es ritten drei Reiter.

Die drei Reiter hatten, als es Mitternacht ſchlug, längſt die Sumpfwieſen umritten, und trabten inmitten des Waldes, wo der Boden, von tauſend Kiefernwurzeln durchflochten, ſo feſt war, daß der Hufſchlag durch die Stille der Nacht wiedertönte. Als der letzte Glockenſchlag verhallte, hielt der Herr von Lindenberg plötzlich ſtill und zog tief Athem. Er ſchien, als ſie ihn fragten, noch von etwas Unerwartetem betroffen und ſtrich mit der Hand über die Stirn.

„Saht Ihr gar nichts?“ ſprach er mit gedämpfter Stimme.

Hans Jochen wollte nur einen Lichtſtreifen geſehen haben, der vielleicht von einer Birke herrührte, die ihre Aeſte geſchüttelt.

„Das war es nicht.“

Peter Melchior aber ſagte mit leiſer Stimme: „Es iſt nicht gut, daß wir davon ſprechen. Nachher, wenn's tagt.“

Der Ritter ſchüttelte den Kopf: „So wär es alſo wieder nichts als Augentäuſchung. Und doch ſo deutlich wie zuvor noch nicht. Die Sporen ſchlugen mir an die Stirn. Saht Ihr nicht, wie ich mich zurückbog.“

Die Beiden ſahen nur eine abſterbende Buche, deren trockner Aſt, auch vom Winde geſchüttelt, das Haupt des Ritters ſchwerlich erreichen konnte. Es war eben in dem Augenblick ganz ſtill in der Luft.

„Anderswo reit ich, ſprach der von Lindenberg, um Mitternacht wie um Mittag durch Haide und Wald.“

„Der Strich hier iſt nicht geheuer, das iſt ſchon richtig, entgegnete Peter Melchior, drum reite ich

nimmer bei Nachtzeit als die Arme auf der Bruſt gekreuzt. Seht ſo. Auch ſind wir zu Dreien, da ſcheut ſich das Geſindel vor der heiligen Zahl. Es ſind, daß ichs ſage, die vermaledeiten Weiber, das Herengezücht. Die ſchießen, wehen, reiten, purzeln in den Weg. Da iſt gar keine Geſtalt, die ſie nicht annehmen; bald ſchießen ſie auf als dürrer Baum, bald als Schlange, Wurzel, als eine Fledermaus. Jetzt baumelt ſo eine am Aſt wie ein Galgenmann, und wenn Ihr ſcharf drauf ſchaut iſts 'ne Raupe an einem Faden. Und greift Ihr zu, habt Ihr 'nen Dorn in der Hand, und laßt Ihr ihn fallen, ſchlüpfts als Eidechs fort. Ihr ſeid nirgend ſicher an ſolchem Ort und ſolcher Stunde, daß es Euch nicht rechts und links einen Schlag verſetzt."

Im nämlichen Augenblick klatſche es zu Rechten des Junkers auf die Weichen ſeines Pferdes, daß es ſich bäumte und im geſtreckten Galopp mit ſeinem Reiter auf und davon flog. Hätte auch Hans Jochem ſeine Luſt gezügelt und nicht aufgepruſtet, wie er that, würde es der Ritter doch gemerkt ha-

ben, daß er es war, der dem Pferde mit der Gerte einen Schlag verſetzt.

„Ihr thatet Unrecht, Junker, ſprach er ernſt, doch nicht zornig. Man muß des Teufels nie ſpotten.“

„Ei gnädiger Herr, ich ſpottete nur Peter Melchiors. Er redet gar zu klug, wenn er auf die Heren kommt. Wenn man ihn nicht manches Mal kitzeln könnte, wärs wirklich nicht auszuhalten mit ihm.“

„Habt Ihr ſelbſt nimmer Furcht?“

„Wofür?“

„Der beherzteſte Burſch hat auch ſeine ſchwache Stunde — ich meine im Walde, wie wir hier.“

„Ich weiß, wo er zu End iſt.“

„Bei Nacht?“

„Morgen ſcheint die Sonne.“

„Wirklich! Manchem herzhaften Manne iſts doch bisweilen in der Nacht zu Muth, als zweifle er, ob er den Morgen noch ſehen werde.“

Hans Jochem lachte: „Wie ſollte das zugehn!“

*

der dritten Nacht beim heitersten Spätsommerhimmel die dampfende Stadt verließen. Nur die Freunde dumpfer Klänge und poetischer Namen müssen wir in der ihrigen stören. Nicht das tiefe „u", sondern das lange „a" herrscht in der Aussprache vor. Hoffmanns Held heißt daher nicht der Bergmann von Falun, sondern der Bergmann von Falun, was freilich der ganzen Sache einen andern Begriff giebt.

Der Landshöfding von Fahlun, Herr Lovicks, nahm uns mit aller der liebenswürdigen Artigkeit auf, welche der gebildete Fremde von Schwedischen Behörden erwarten kann. Sein Verwandter, Herr Director Gahn, ein in der Wissenschaft geachteter Mann, Miteigenthümer und Leiter der verschiedenen mit dem hiesigen Grubenbau verbundenen Anstalten, übernahm es, uns mit allem Merkwürdigen und Sehenswerthen bekannt zu machen, und wir können dem liebenswürdigen Manne nicht genug Dank abstatten über die Art und Weise, wie er die Laien mit dem technischen Betriebe dieser ungeheuren Werke bekannt machte. Die Gefälligkeit der Wirthe kann den Gästen oft mehr zur Last fallen, als unhöflicher Trotz. Es giebt Orte, wo

Der Ritter ſchaute ihn noch ernſthafter an: „Nun, er macht oft nur Uebel ärger. Bekenn' es Euch offen, mich drückt das Etwas, das ich mir nicht erkläre, wie ein Alp."

Der Junge ſah verwundert auf den Aelteren: „Herr von Lindenberg, vorhin —"

„War ich weinmuthig, 's war ein aufſteigender Kitzel. Die feuchte Nachtluft bringt andere Gedanken. Wer es weit bringen will, muß den Kitzel bekämpfen. Das lernt ſich am Hofe.

„Wir ſind ja nicht am Hofe."

„Aber Weiſungen, klug zu ſein, giebt uns die Natur, wo wir hinſchauen. Der Fuchs bäut ſein Schloß mit vielen Ausgängen, das Roß wittert Blut und Mord, der Hund riecht den Wolf und ſchlägt an, wo des Menſchen Sinn noch nichts gemerkt hat. Dafür iſt etwas in der Luft, was dem Menſchen die Dinge anzeigt, die da kommen mögen. Habt Ihr nimmer Ahnungen gehabt?"

„Die wollt ich nach Haus weiſen!" lachte Hans Jochem.

„Aber der Teufel hat Macht auf Erden, zumal wenn wir, was sie sündige Wege heißen, gehen.“

„Der Teufel ist ein dummer Teufel, Herr von Lindenberg. Rippel Bredow war mein Urältervater. Das Messer saß ihm doch schon an der Kehle. Von seinem Blut ist was in mir. Drum scheer ich mich den Teufel um den Teufel. Und wenn der Gott sei bei uns mir ein Bein bricht, reit ich mit dem andern auf Eure Fährte.“

„Es wird vorübergehen, sprach der Ritter, wenn wir nur erst aus dem Wald 'naus sind. Dort kommt ja Peter Melchior.“

„Wißt Ihr was, gnädiger Herr, flüsterte Hans Jochem, wenn's erlaubt ist zu sagen. Einer taugt nicht zum Spaß. Wenn's losgeht, zehn gegen eins, kriegt er Bauchreißen; und das Maul kann er auch nicht halten.

„Die Klette sitzt ein Mal am Mantel.“

„Ueberlaßt das mir; will's versuchen, sie loszuhaspeln. Wenn wir zwei Beide, Herr, allein ritten, das gäbe mehr Muth. Mit Gespenstern, da

mögen drei gut sein, aber wo zwei sind, und Einer sich auf den andern verlassen kann, das ist besser."

Peter Melchior kam zurückgeritten, als der Waldweg sich schon lichtete. Die Nacht bedeckte mildthätig sein blasses Gesicht: „Seid Ihrs?" rief er noch dreißig Schritt entfernt. Lindenberg bemerkte die Lust seines muthwilligen Gefährten, den Junker wieder zu erschrecken. Er bat ihn davon abzulassen, der Weg sei noch lang, Peter Melchior ihnen vielleicht doch noch von Nutzen. Aber Hans Jochem konnte doch nicht ganz dem Triebe widerstehen.

„Seid Ihrs, Junker Peter Melchior von Krauchwitz? antwortete er in ängstlichem Tone. Und allein?"

„Wie sollt ich nicht allein sein! Ihr ließt mich ja im Stich."

„Schüttelt Euch, oder dreht Euch um, ehe Ihr uns nahe kommt."

„Saht Ihrs? Mich riß mein Pferd fort, daß mir die Sinne vergingen. Konnte mich kaum auf dem Sattel halten."

„Nicht geſehen hätten wir's, Herr von Lindenberg!“ rief wie erſtaunt der kecke Burſch. „Es klammerte ſich ja um Euren Nacken wie der Luchs um das Hirſchkalb. Ihre Kleider bauſchten auf, und dick ward ſie von hinten wie ein Mondkalb mit 'nem Jungen, daß uns ſchon bang ward, die Her hätt' Euch mit ſammt Sporen, Wams und Stiefeln verſchluckt. Denn von Euch ſahen wir doch auch gar nichts. Wir haben ſieben Paternoſter für Eure Seele gebetet. — Wenn Ihr's nur wirklich ſeid, und kein Geſichte!“

„Beruhigt Euch, Herr von Krauchwitz, ſprach der Ritter. Unſer junger Freund ſieht zuweilen die Dinge mit eigenen Augen an.“

„Wenn er einen Spaß treiben will, dann iſt's nicht der rechte Ort, ſagte Peter Melchior verdrießlich. Nicht jeder ſieht den Stein über den er fallen wird. Wir ſind hier am Lieper Eck, wo ich immer ſagte, daß es nicht geheuer iſt. Sie Alle wollten's beſſer wiſſen. Der Tag hats bewieſen und

und nun iſt's Nacht. Dort kommt die Brücke, ſeht Euch vor, wenn Ihr hinüber reitet."

Sie hatten ſich dem freien Platze genähert, der vor wenigen Stunden noch der Tummelplatz ſo vieler Munterkeit geweſen. Jetzt herrſchte eine Todtenſtille; der Wind hatte ſich gelegt, es rauſchte nur noch in den Kiefernwipfeln, und flüſterte in den Büſchen. Nur vereinzelte Kraben, aufgeſcheucht durch den Stahlklang der Reiter, flatterten von ihren Neſten, und ſchauten neugierig herab, wer ſie in ihrem Schlaf geſtört. Nur die Unken ſangen unbekümmert und ununterbrochen ihr melancholiſches Lied.

Der Anführer des kleinen Trupps ſchien ſeine vorigen Sorgen und Bedenklichkeiten abgeſchüttelt zu haben. Er hielt vor der Brücke, die aus rauhen Birkenſtämmen grob gezimmert war, ſtill, und ſchaute ſich mit der Beſonnenheit eines erfahrenen Mannes um, der vor einer wichtigen Unternehmung Erde, Luft und Wind prüfen will.

„Dies wäre alſo der Ort, wo Ihr den Krämer zuletzt ſaht. Nun gilt's die Fährte zu verfolgen.

Hier ſind Kreuzwege. Wenn er geſagt, daß er nach Brandenburg wollte, brauchen wir es nicht blind hinzunehmen. Auch möglich, daß er die Brücke verſchmäht hat und durch eine Fuhrt übers Waſſer ging. Es iſt alſo nöthig den Boden zuvor zu prüfen. Wer von uns ſteigt vom Pferde?“

Es verſtand ſich, daß der Ritter Lindenberg durch die Frage ſich ſelbſt ausſchloß. Auch war Hans Jochem ſchnell vom Roß, derweil der Junker auf dem ſeinen in mäßigem Trabe einen Kreislauf verſuchte.

„Was iſt das?“ rief der Ritter, als Peter Melchior grad auf etwas zuſprengte, das jenem im ungewiſſen Sternenſchimmer verdächtig vorgekommen war, ohne daß er erkennen mochte, was es ſei.

„Ein Strick! rief Peter Melchior. Ein Strick zum Hängen und zum Knebeln, je nachdem.“

„Ihr ſeid ſehr aufgeräumt, Herr von Krauchwitz.“

„Nur der Strick, Herr von Lindenberg, thuts. Auf ſolchem Ritt muß man alles mitnehmen. Die

Nacht ſchenkt uns, was uns noth thut und wir doch vergaßen."

„So hinter Euch aufs Pferd damit, und lacht nicht ſo abſcheulich."

Die Fährte war gefunden; ſie ging über die Brücke, verlor ſich aber drüben bald wieder im Haidekraut, ſo daß die Reiter zunächſt ihre ganze Aufmerkſamkeit der Spur widmen mußten. Die Geiſterſtunde war drüber verſtrichen. Mit der Erwartung ſchien auch die Lebenskraft der Genoſſen wieder erwacht. Bei einem Köhler hatten ſie die letzte Nachricht eingezogen, die es ihnen unzweifelhaft machte, in welcher Richtung der Krämer weiter gefahren. Sie mußten ihn nach Verlauf einer Stunde auf dem Wege treffen, welcher ſich längs einem der weit einbuchtenden Havelſeen nach der Fähre hinzog, mittelſt der man auf der Straße von Brandenburg nach Potsdam überſetzt.

„Der Ort iſt gut, ſagte Lindenberg. Der Schwieloch hat ſteile Waldufer und viele Krümmun-

gen. Was hilft dem Schurken seine Pfiffigkeit, daß er den einsamsten Bergweg suchte!“

„Hinterm Berge wohnen auch Leute,“ fiel Peter Melchior ein.

„Die da wohnen, werden ihn nicht hören, Lieber. Der alte Ferge, der Baumgarten, ist immer taub in der Nacht, wenn man ihn ruft. Doch denk ich, wir treffen ihn schon früher. Der Sand steht. Noch Bedenken?“

„Die Stunde ist schon gut.“

„Und was denn nicht?“

„Der Ort auch, ja und nein. Die flache Haide aber wäre mir lieber. In einem schmalen Wege zwischen See und Berg, kann er uns nicht entwischen —“

„Und wir auch nicht, fiel lachend Hans Jochem ein, wenn Leute kämen. Wohin sollte Peter Melchior Reißaus nehmen! Mit den Rossen kann man nicht die Berge 'nauf. Wir müßten grad in den See. Schwimmt Euers? Und der Kerl ist ein Herenmeister, das ist auch gewiß.“

Der Spott hatte seine Wirkung verfehlt. Peter Melchior schwenkte den Strick:

„Wißt Ihr, warum der leer ist? Der Schuft hat Rassen gespielt. Meines Herrn Götze Lederbüchsen mitgenommen. Hans Jürgen ist in April geschickt. Nun sag mir noch Einer, daß wir nicht mit Rechten ausgeritten. Wär der Dechant hier, säh er doch gleich den Fingerzeig Gottes, warum wir dem Kerl den Kopf waschen müssen. Blitz Mordio! Sieben Tage weniger einen auf der Wäsche, damit der Lump gestohlene Hosen rein anzieht. Ein Dieb! hängt ihn!"

„Zum Teufel! Laßt den Strick, rief ärgerlich der Lindenberger, und erzählt lieber, wie es mit den Clennshosen ist, von denen ich so viel gehört, und doch nicht weiß, was es eigentlich soll."

„Das weiß eigentlich Keiner so recht, sagte Peter Melchior, da sie wieder still neben einander ritten. Als ich ein Bub war, sah ich schon den Großvater von Götzen, der ritt darin zur Freite. Nun sie haben wohl schon ehedem was darauf gehalten.

Der Vater hat ſie immer dem Sohne vermacht. Kurzum die Hoſen wurden immer älter, und da ſie nicht riſſen, betrachtete ſie Einer nach dem Andern immer mehr als was Abſonderliches. Das nur iſt gewiß, der Lippold Bredow, der Landeshauptmann war unter den Luxemburgern, ward drum von den Magdeburgern gefangen."

„Der Erzbiſchof fing ihn wohl um andere Dinge und hielt ihn in gar nicht ritterlicher Haft."

„So ſtehts in den Chroniken. Laßt Euchs aber erzählen von Bredows, die wiſſens anders. Der Lippold war ein Mann, der ſich nicht vor dem Teufel fürchtete, ſo wenig als ſein Ahn, der Rippel. Als es nun zu der Fehde kam mit dem Magdeburger, dran Havelland und Zauche noch denken, ſagt ihm ſeine Frau, eine Bodenſtein: Lippold zieh die Lederhoſen an. Es kam noch kein Bredow zu ſchaden, wenn er das Leder anhatte. Lippold aber ſagte: Weib, daß ich eine Memme wär, ſo ich mein Heil von ſo geringfügigem Ding erwartete. Von unſer guten Sache und meinem Muth erwart ich Sieg,

die Gutmüthigkeit der Einheimiſchen nie genug zu thun glaubt, und der Fremde Alles ſehen und hören ſoll, was oft in ſeine gemeſſene Zeit und auch in die Partien Aufmerkſamkeit, die doch ebenfalls nicht Jedem ungemeſſen zugetheilt werden, eine unangenehme Verrechnung hinein bringt. Herrn Gahn möchten wir als Muſter aller freundlichen Ciceronen anpreiſen. Nicht eben gern hatten wir ſchon drei Tage für Falun beſtimmt und fürchteten von dem gelehrten Mineralogen, Chemiker und dem dirigirenden Bergmann, von welchem doch eine Vorliebe für ſein Bergwerk zu erwarten ſtand, er werde den Termin um vieles verlängern und ähnliche Forderungen machen, wie jene Italieniſchen Ciceronen, welche vom Fremden verlangen, er müſſe eigentlich die ganze für Italien beſtimmte Zeit für ihre Stadt verwenden. Statt deſſen erfreute er uns mit der Verſicherung, in einem Nachmittag und dem darauf folgenden Vormittag laſſe ſich alles Sehenswerthe in Augenſchein nehmen, und die Art und Weiſe, wie er uns in den Hüttenwerken umherführte und ſelbſt die Erklärung übernahm, ließ uns weder techniſch, noch hiſtoriſch eine umfaſſendere vermiſſen. Dabei dürfte

und von meinem guten Harniſch, den der beſte Meiſter in Straßburg gefertigt, daß mein Leib heil bleibt, ſo anders Gott es will. Das andere iſt eitel Gerede. Sein Weib hatte gut reden: Lippold thu's doch, wenns auch nicht hilft, kann's doch nicht ſchaden. Er war aber, was ſie einen Freigeiſt nennen, und ſagte: Man ſoll auch dem Teufel nicht Fußangeln legen. Mein Vetter Dietrich mags probiren, ſo er Luſt hat. Anfangs dachte keiner daran, weil ſich die Fehde gut anließ. Lippold aber ward im Moor gefangen von wegen der ſchweren Rüſtung, wie alle Welt weiß, der Dietrich aber kam davon und hatte noch einen langen Erbleben gefangen, der ihm ein ſchweres Löſegeld zahlen mußte. Da raunte man ſichs zu, wie es zugegangen war. Dietrich war auch ſonſt glücklich im Leben, er war unter den vorderſten am Kremmer Damm und eroberte die Fahne des Hohenlohe; nachher ſchloß er zu guter Zeit mit dem Markgrafen Frieden. Aber die Hoſen behielt er weg. Es war wohl die Rede, als Lippold aus ſeiner langen Haft

endlich losskam, daß Dietrich ihm das Leder wiedergeben wollte, weil er's nur leihweise besessen, wie er sagte, aber Lippold wollt es nicht haben: Da sei Gott für, daß ich mein Heil sollte abhängig machen von einem Stück Thierhaut, das der Gerber gegerbt und der Schneider geschneidert hat. Ich trau auf mich selbst, und wie's der Herr über mich fügt." — Ob die wirklich wieder einmal nach Friesack kamen, weiß ich nicht. Nachmalen ward viel darüber verhandelt unter den Vettern, doch sie sprechen nicht gern davon. Die Friesacker thun, als wärens gar nicht die echten, was die Hohenziatzer haben. Der Sohn vom großen Lippold, der hätte sie noch getragen in der Mecklenburger Fehde, und als er fiel, sei er mit ihnen eingesargt. In Hohen-Ziatz, wie Ihr Euch denken mögt, darf man davon nichts merken lassen. Die sagen, Lippolds Sohn hätte sie wohl angehabt, bei Granse, aber Walter, der Hohenziatzer, hätte sie ihm nur geliehen, und noch auf dem Schlachtfelde zog er sie wieder aus, weil er vermeint, alles sei vorbei; da gerade traf ihn der

Pfeil aus dem Busch. Walter aber trug sie wieder beim Leichenschmaus. Und warum trügen denn die Friesacker jetzt die Tuchhosen, als aus Aerger. Das giebt wie gesagt, vielerlei Gereibe und Gestichle unter der Sippschaft; sie lassens nur nicht gern merken vor Tritten."

„Und man merkt auch wirklich nicht, daß die von Hohenziatz bei dem Erbstück sonderlich gedeihen," sagte der Ritter."

„Hört nur den alten Götz darüber. Wo einem ein Ritt gut gelang, eine Fehde gut ausschlug, eine Heirath zu Stande kam, eine Erndte gesegnet war, immer staks in den Hosen. Nur die Frauen hättens ihnen angethan, weil sie nicht den rechten Glauben hätten, nämlich mit der Wäsche. Was ist Reinlichkeit? sagt mein Vetter Götz. Das ist, daß die Weiber was der Herr gemacht und werden ließ, anders machen wollen. Das Alte beliebt Gott, das Neue beliebt den Frauenzimmern."

„Ich glaube, Götze Bredow hat nicht so ganz Unrecht, brummte der Ritter Lindenberg. Es thut

das viele Waſchen nirgend — Still! — Schlug da nicht ein Hund an.“

Die Reiter hielten. Sie waren in einem Laubwald, welcher ſeine letzten gelben Blätter im Winde ſchüttelte, der kalt und feucht über die Havelſeen ihnen entgegen blies. Der Morgenfroſt fing an ihre Gliedern zu ſchütteln, nachdem die Wärme, welche der Wein hervorgebracht, durch den langen Nachtritt verraucht war. Dazu begann es zu dämmern, oder vielleicht war es nur die mehre Helle, welche durch die Lichtung des Waldes aus den fernen Waſſerſpiegeln zurückſtrahlte. Die unheimliche Stunde wars, wo der verſpätete Reiſende ſich in den Mantel hüllt und die Augen ſchließt, wenn er in der unerquicklichen Dämmerung aufwacht.

Auch die drei Reiter überlief es kalt, aber ſolchen Empfindungen Raum zu geben, war nicht an ihnen. Der Ritter von Lindenberg war, ohne ein Wort zu ſprechen vom Sattel und lag platt auf der Erde, das Ohr daran gedrückt. Er winkte Hans Jochem:

„Reitet auf die Höh, Hans, rechts um den Tümpel. Von dort habt Ihr freien Blick auf See und Straße. 'S ist jetzt still, doch hörte ich vorhin deutlich Räderknarren. Möglich, daß er anhält. Auf demselben Weg dann zurück. Hundert Schritte macht nichts aus."

Hans Jochem war fort wie der Wind und der Ritter aufgesprungen. Leis rief er nach Peter Melchior, der nicht antwortete, sondern an einem Baume stehend nur etwas lautere Töne zwischen den Zähnen vorließ, um dem Ritter zu verstehen zu geben, daß er bete: „Himmel, tausend Sakerment! schrie Lindenberg ingrimmisch. Ist dazu Zeit!"

„Bin gleich fertig; ist nur 'ne alte Gewohnheit" murmelte Peter Melchior.

„Wenn man sich auf sie verlassen soll! knirschte der Ritter. Hans Jochem hatte Recht. Was taugt der zu uns!"

Den Zügel seines Pferdes um einen Baumast werfend, verfolgte er langsam den Weg, den Boden ab und zu mit der Hand prüfend. Jetzt hatte er

das Geleiſe der breiten Karrenräder deutlich im Lehmboden gefunden: „Er kann nicht eine Viertelſtunde von uns ſein.“ Der Ritter kehrte um, er ſchob ſich das Panzerhemd zurecht und drückte die Haube tiefer in die Stirn. Bei ſich dachte er: „Im Grund genommen wär Einer am beſten. Wer die Arbeit theilt, theilt nur den Lohn. Die Gefahr bleibt auf Jedem, wie der Sack auf dem Eſel.“

Beim Anblick Peter Melchiors aber ſchlug er ein höhniſches Gelächter auf. Die zunehmende Helle erlaubte ihm zu ſehen, was dieſer eben vornahm.

„Peſtilenz! Muhme Krauchwitz, was thuſt Du?“

Der Junker brachte ſeine ſchwarzen Hände von ſeinem noch ſchwärzeren Geſicht: „Vorſicht iſt immer gut.“

„Haſt Du die Kohle von Ziatz mitgebracht?“

„Langte ſie mir beim Köhler auf. Gott läßt nichts umſonſt wachſen.“

„Und Du nichts umſonſt am Wege liegen. Zum Teufel mit der Kohle und dem Roſenkranz! Aufs Pferd; ich höre ihn. Und, Herr von Krauch-

witz, das ſage ich Euch, wenns losgeht, und ich nur ein Paternoſter hinter mir höre, ſo ſoll das Kreuz Donner Wetter drein ſchlagen, drei tauſend Mal! Wenn Edelleute am Wege liegen, das iſt gleich ſchlecht, ſo ihnen die Zähne klappern oder die Finger.“

Hans Jochem hatte ſich auf Umwegen bis auf die bezeichnete Höhe geſchlichen. Sein Geſicht glänzte vor Freude bei dem Anblick. Unten am rauchenden See hielt ein vollgepackter Karren. Die ſcharfen Linien ſchnitten gegen die Spiegelfläche des Waſſers ab. Da er vom Pferd aus nichts ſehen konnte, weil der Karren unterhalb des Berges von deſſen ziemlich ſcharfen Kante verdeckt wurde, glitt er vom Sattel und aus dem Steigbügel; er ſtreichelte ſein Roß, daß es ſtille ſtehe, dann auf den Bauch ſich legend, kroch er bis an den äußerſten Rand. Die Bruſt über die Wurzeln eines vertrockneten Baumes ſchaute er hinab. Im Bleigrau des Morgens ohne Sonne und Morgenroth, lagen der weite tiefe See, die hohen Ufer, die Kieferwälder, die bewaldeten

Thonberge drüben. Noch regte ſich nichts in der Todtenſtille des unerquicklichen Herbſtmorgens. Nur ein einzelner Habicht, der auf dem Baum geniſtet, erhob ſich, geweckt durch ſeine Ankunft, und kreiſte über ihm. Aber unter ſich ſah er — den Karren, den er ſowohl kannte, die Gäule und den Krämer. So weit ſein Auge ſpähte, ſo ſehr ſein Ohr ſich anſtrengte, keine Menſchengeſtalt, kein Fußtritt, für das Opfer kein Beiſtand. Nur der Hund auf dem Wagen ſchüttelte ſich, als Hedderich abgeſprungen war. Den Krämer fror, er rieb die Hände und krümmte ſich mit etwas beſchäftigt, was der Junker im Dämmerlicht nicht deutlich ſehen konnte.

Hans Jochem pulſte es auf der kalten Erde wie ein Feuerſtrom durch die Adern. Er allein, wenn er jetzt hinabkletterte, ſprang, ſchoß, er konnte den Schuft, ehe er ſich's verſah, werfen, binden, er allein machte die Sache fertig, wozu Drei ſich verſchworen. Mochten ſie dann nachher kommen und brummen, was that es! Sie konnten ihren Antheil fordern; den gönnte er ihnen. Ihm blieb die Ehre.

Es brannte und prickelte ihn. „Meinethalben mögen ſie ſelbſt wählen.“ Er lachte bei der Vorſtellung, wie Peter Melchior den Kopf ſtecken werde in die Packen und mit zitternden Fingern das beſte bei Seite werfen, wie er mit neidiſchen Blicken verfolgen werde, was auf die Part der Andern fiel; wie dem Ritter Lindenberg die Zornader auf der Stirn ſchwoll. Ja mochten ſie Alles behalten! Wie könnte er ſie dann anſchauen, wie ſich wieder aufs Pferd ſchwingen, wie nachläßig im Sattel ſitzend, zu ihnen ſich umſchauend und die Hand vorm Mund ſprechen: „Seid Ihr bald fertig, ich bin müd.“ Oder: „Theilt nur, wie es Euch gefällt, ich will nach Haus.“

Und zu Haus dann, er wollte auch nichts für ſich behalten, alles verſchenken und das beſte ſeiner Muhme Eva. Da würde ſie doch mal ein freundliches Geſicht machen, und wie ihn anſehen! Und wenn nicht? — Er ſtrich über die Lippen, wo künftig der Bart wachſen ſollte. „Dann giebts auch noch ſchönere Mädchen, als Eva Bredow! Der Waſchteufel

iſt auch in ihr, wie in ihrer Mutter!“ dachte er. „Pfui, die rothen Hände lieb ich nicht.“ Der Ritter wollte ihn nach Berlin nehmen. „Das ſind ganz andere Fräulein da auf den Banketten, weiß, und die gelben langen Locken; die meiſten tragen auch Handſchuhe.“ Er erſchrack faſt, wenn er ſich Eva dachte mit den rothen Händen, wie ſie von der Wäſche kam. Und die Schuhe trugen ſie auch nicht mit ſo dicken Sohlen. Wie flog die Bertha Wedel im Tanze und die Mathilde Burgsdorf, und wie gafften Alle die Adelheid Marwitz an, als der junge Kurfürſt, der ſo ſelten tanzte, ſie aufforderte. Wenn er mit Eva da wäre, die würde der Kurfürſt nicht aufgefordert haben. — Wenn er mit ſeiner Braut da wäre, das dachte Hans Jochem, die müßten Alle anſehen, und ihn darum neiden. Das iſt ja der Spaß am Hofe. Ueber den angenehmen Gedanken, hätte er im Augenblick faſt alle anderen Gedanken vergeſſen.

Aber der Ritter von Lindenberg, wie würde er's aufnehmen, wenn er ihm den Spaß verdürbe! Der

man selten von einem interessirten Theilnehmer eine größere Unpartheilichkeit und Offenheit erwarten, und gleiches Entferntsein von aller ruhmrednerischen Anpreisung. Etwas, das überall selten, in Schweden am seltensten ist.

Von mir erwarte man keinen statistischen Bericht über die Fabrikationen von Falun. Der Bücher darüber mit aller tabellarischen Genauigkeit giebt es genug. Eines vom ehemaligen Landshöfding der Provinz, Jerta, giebt mit ausgezeichneter Klarheit einen vollständigen Nachweis über den ganzen Betrieb von Faluntän. Daß Falun eines der ältesten Bergwerke sei, ist Jedermann bekannt; neu aber möchte es Vielen scheinen, daß es schon zu König Salomo's Zeiten cultivirt wurde, indem dieser berühmte König alles Kupferwerk zu seinem großen Tempelbau auf Zion aus den Faluner Gruben bezog. Darüber existirt keine Urkunde mit Salomo's eigenhändiger Unterschrift und Siegel, wohl aber eine sehr vollständige aus 1347 von dem rüstigen Könige Magnus Sank, nach welcher schon damals das Bergwerk als ein wohl eingerichtetes und ergiebiges bezeichnet wird. Jetzt ist allmälig der ungeheure Kupferkegel, der tief in die Erde ein-

mächtige, vornehme Herr würde es ihm nicht vergeſſen. Ei was ſchadete es! — Junker Hans Jochem, wie ſchwoll dein Muth! Den Ritter von Lindenberg zum geheimen Feinde, und mit ihm wollteſt du es aufnehmen! Er führt dich nicht bei Hofe ein. Dachteſt du, wie du dich ſelbſt einführen wollteſt?

Der Hund unten witterte Menſchennähe. Er ſtreckte den Hals, er bellte, langſam, ſpürend. „Still Luder!“ rief der Krämer. Der Hund gehorchte nur ungern. Sein verhaltenes Geheul dauerte fort, und der Krämer haſtete ſich. So waren ja die Augenblicke koſtbar, der nächſte ſchon konnte ihn verrathen, wenn ſein Pferd wieherte. Es war ein Fingerzeig, daß er handeln ſolle. — Und doch warum zögerte er? Schlug ihm das Gewiſſen? — Ein Verrath an der guten Kameradſchaft? Aber wenn er es nicht that, wenn er zauderte, war das ganze Spiel vielleicht für ihn und die Andern verloren.

Hans Jochem wollte aufſpringen, als er einen empfindlichen Schmerz fühlte. Er fuhr mit der Hand nach dem Fuß; aber am Halſe, am Ohr,

ſtach es wieder. Sein ganzer Leib war zerſtochen. Er hatte ſich in einen Ameiſenhaufen gelegt, und die kleinen Thiere vergebens abſchüttelnd, machte er die Bemerkung, daß Schmerzen, welche ein ſo verächtliches Gewürm hervorbringt, groß genug ſein können, den Entſchluß eines Mannes wankend zu machen. Die Ameiſen, die, ſo viel er rieb, tödtete und ſchüttelte, nicht weichen wollten, retteten ſeinen Kameraden ihren Antheil an der Ehre der That, und ihn trieben ſie auf ſein Pferd.

Er gab ihm die Sporen. Da fühlte er einen Biß an der Pulsader, der Zügel entglitt ihm, die Ameiſen mochten vom Reiter auf das Pferd gekrochen ſein. Es ſauſte mit vorgeſtrecktem Halſe durch das Dickicht. Vergebens ſuchte der Reiter den Zügel wieder zu gewinnen, es koſtete alle Anſtrengung ſich nur auf dem Sattel zu erhalten, da das wildgewordene Thier eigenſinnig an alle Bäume ſtreifte.

So kam er herabgeflogen, mehr durch Zufall als in Folge ſeiner eigenen Lenkung nach dem Orte,

wo er die Cameraden verlaſſen. Ein Reiter mit geſchwärztem Geſicht, hob den Arm. Beim Anblick deſſelben ward Hans Jochems Pferd ſcheu. Es bäumte ſich; noch hielt er ſich an der Mähne, aber das Roß war nicht mehr in ſeiner Gewalt. Der Ritter Lindenberg kam zu ſpät, den Zügel zu faſſen; Mann und Roß ſauſten vorüber in den tiefſten Wald.

Die beiden ſahen ſich an.

„Warten wir auf ihn?“ ſagte Peter Melchior.

„Wenn Ihr Luſt habt. Gute Reiſe!“ antwortete der Ritter und zog die Stahlhandſchuhe feſter. Die Wipfel lichten ſich, die Hähne krähen, in zwei Stunden kommen die Marktleute vom Werder.“

„Vetter Lindenberg, wie Ihr auch ſeid! Ich reite ja mit.“

„Ich dachte, Ihr wolltet dem Jungen nachreiten.“

„Ich meinte nur, wenn ihm nur kein Unglück geſchieht.“ — „So holt einen Gelbſchnabel der Teufel früher oder ſpäter.“ — „Iſt auch im Grund beſſer, er

iſt noch zu jung. Wer weiß ob er das Maul hält."

„Von Euch wird er's nicht lernen."

„Vetter Lindenberg, wenn was paſſirte, wenn was 'raus käme, ich meine nur — reinen Mund, Keiner weiß vom Andern!"

Der Ritter drehte ſich im Sattel um: „Zum letzten, Herr von Krauchwitz, wenn Ihr Fieberſchütteln habt, legt Euch ins Bett. — Ja oder nein?"

„Ja! o ja!"

„Von der Spitze an, mäuschenſtill, die Trenſe feſt, den Fuß im Steigbügel wie angenagelt, die Sporen weit ab, den Athem angehalten."

„Vetter! flüſterte er vor der verhängnißvollen Spitze. Möchte nur noch ein Mal abſteigen."

„Zur Hölle mit Euch, wenn Ihr nicht ſitzen könnt."

„Ich ſitze ja ſchon. Aber Vetter —"

„Das Donnerwetter über Euer Gevetter!"

„Ich meine nur zwei zugleich thut nicht gut. Er könnte Lunte riechen und ſchreien. Wenn Einer

zuerſt van ritte, und ihm unter die Naſe hielte, was er für ein Lump iſt.“

„Dann braucht es keines Zweiten,“ brummte der Ritter und hob ſich im Sattel.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte der Junker als der Ritter den Arm nach ihm ausſtreckte.

„Von Euch nichts als Euern Strick.“

Er warf ihn über den Sattel, und ohne ſeinen Kameraden noch eines Blickes zu würdigen, gab er dem Pferde die Sporen und flog um die Ecke.

Zehntes Kapitel.

Knecht Ruprecht im Walde.

Wir verließen Hans Jürgen, wie er ein Kreuz ſchlug, und der Schattengeſtalt, die ihm gefolgt war, ein: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! entgegenrief. Aber der lange, hagere Spuk war davon nicht entwichen, und nun ſehen wir ihn ſogar an der Seite des jungen Menſchen durch den dunklen Wald ſchreiten.

„Wo kommſt du her, Ruprecht?“ hatte Hans Jürgen gefragt, als das Blut ihm wieder durch die Adern ſchoß.

„Aus'm Schloß, Junker,“ lautete die Antwort, die Hans Jürgen ſich freilich ſelbſt geben können.

„Und wohin ſollſt Du?“

„In den Wald.“

Das konnte Hans Jürgen ſich auch ſagen, aber er fragte nicht weiter, denn Ruprechts Anweſenheit war ihm nicht ganz unlieb, wenn er es ſich auch nicht geſtand. Wahrſcheinlich ging der Knecht nach dem Dohnenſtrich; und ihr Weg führte ſie da auf eine ziemliche Strecke zuſammen. Hans Jürgen ſprach nicht, und Ruprecht auch nicht.

Nun aber trennte ſich der Weg. Hans Jürgen mußte links, rechts zogen ſich die Dohnen hin. Eine „Gute Nacht, Ruprecht!“ rief er und bog links um. — „Ei ſie könnte ſchlimmer ſein,“ antwortete der Knecht und folgte ihm.

So konnte er nur nach den Holzſchlägen gehen zum Mühlenbau. Dann mußte er aber jetzt links durch die Brüche ſich wenden. Hans Jürgen winkte ihm einen Guten Morgen! zu und ging raſchen Schritts grad aus. „Iſt weit vom Morgen,“ murmelte der Knecht, und als Hans Jürgen ſich umwandte, war er wieder hinter ihm.

Es war ihm lieb, und es war ihm wieder nicht lieb. Knecht Ruprecht galt für einen finſteren mürriſchen Kumpan, der ſeine Schuldigkeit that, aber nicht mehr. Den Scherz liebte er nicht, auch bei andern, und manchem verdarb er ihn. Aber bös war er darum nicht; wußte er doch die ſchönſten Märchen zu erzählen. Und wenn man ihn nur darauf brachte, da ging es wie ein Uhrwerk los, Abends in der Volkſtube, wenn das Geſinde beim brennenden Kienſpahn am Spinnrade ſaß. Da war kein grauer Stein, kein alter Baum, kein dunkler Winkel, von dem er nicht Geſchichten wußte, daß den Zuhörern das Blut kalt wurde. Im Kreiſe von Vielen beim warmen Feuer hört ſich das hübſch an, aber wer allein mit ihm über die Haide ging, bei grauen Wettern, der war nicht ſehr begierig, daß Ruprecht den Mund aufthat.

Aber der Wald war auch unheimlich, und Ruprecht ein Menſch. Doch was ſucht er hier? Auch auf dem Fußpfad, der nach Brandenburg führte, ging er nicht ab. Kräuter ſuchen war nicht die Zeit.

War er etwa Hans Jürgens wegen hier? Wollte er ihm nachſchleichen? Doch in welcher Abſicht konnte das ſein? Hans Jürgen wandte ſich ſeitwärts ins Dickicht, rief dem Knecht ein Glück auf den Weg zu, und meinte als er auf einem Umweg wieder auf derſelben Stelle heraus kam, Ruprecht werde weit vorauf ſein. Aber er ſtand noch da, auf ſeinen Stab gelehnt, und gaffte ins Blaue oder in die Krähenneſter.

„Warum ſtehſt Du noch hier?“

„Ich wußte doch, Ihr würdet hier wieder rauskommen.“

„Woher wußteſt Du's?“

„Weil Ihr da ins Moor geriethet.“

„Und wohin gehſt Du denn?“

„Ich meine da, wo Ihr.“

„Hats die Frau Dir geheißen, des Herrn Kleid ſuchen? Bat Dich nicht drum, mir auf Schritt und Tritt folgen.“

„Weiß es wohl.“

„Wer hieß Dich's, Ruprecht?“

„Ach Ihr wollt's wiſſen, Junker?“

„Will's!“

Hans Jürgen meinte, es ſei vielleicht die Vorſorge ſeiner Muhmen geweſen. Er hoffte, es ſei ſo, aber Ruprecht ſagte trocken:

„Die Frau.“

„Die Frau hat Dir geſagt —“

„Lauf ihm nach, daß er ſich nicht verirrt, und wenn ihm was begegnet, ſieh zum Rechten, daß er nicht zu Schaden kommt; er iſt ungeſchickt und weiß ſich nicht zurecht zu finden.“

Nun kam er ſich erſt recht gedemüthigt vor. Man traute ihm nicht ein Mal in den Wald zu gehen, gab ihm einen Aufſeher mit! Er ſchluckte an ſeinem Schmerz, aber dann und wann brach es aus den Augen und er wiſchte mit der Hand das Feuchte fort.

„Ich brauche Dich nicht, ſprach er plötzlich. Will allein meines Wegs gehen.“

Ruprecht blieb auch zurück, aber nur ſcheinbar.

drang, ausgehöhlt, die Arbeit iſt künſtlicher, ſchwieriger geworden, und man berechnet ſchon die Zeit, wo die Ausbeute nicht mehr die Koſten decken wird. Doch iſt für die Exiſtenz der Stadt noch lange keine Beſorgniß zu hegen, indem man viele einträgliche Nebenbetriebe mit dem Bergbau verbunden. Das Faluner Kupfer hat übrigens einen weit bedeutendern Namen, als innern Gehalt.

Ein unheimliches Bild der Zerſtörung bieten ſchon die Spaziergänge längs der Schlacken- und Schuttberge. Hier werden im Freien die Steine geröſtet. Das Feuer zehrt unmerklich von innen, nur hie und da leckt eine Zunge heraus. Aber das Feuer ſcheint Leben zu ſchaffen, denn die Steinhaufen überziehen ſich ſichtlich mit dem lieblichſten Saftgrün, Mooſe, ſo fein und zart, wie an keinem Baum, wachſen vor unſern Augen aus den Kohlen heraus. Es iſt der Schwefel, der ſich grün kriſtalliſirt, im nächſten Moment iſt er graue Aſche und der leiſe Druck des kleinen Fingers zerſtiebt zu Staub, was kaum in der friſcheſten Farbe das Auge erfreute. Ein Bach, in dem kein Fiſch lebt, windet ſich, die Ufer roth färbend, zwiſchen den Schutthaufen.

Hans Jürgen ſah ihn immer wieder hinter den Büſchen folgen, bis er ſelbſt ſtehen blieb, und ihn erwartete.

„Bleib nur bei mir. 'S iſt mir am Ende lieber, daß ich dich ſehe, als dich heimlich um mich weiß.“

Ruprecht nickte mit dem Kopf: „Ihr habt auch Recht, Junker. Wer da noch ſo heimlich geht, es ſchleicht ihm Einer nach, der alles aufmerkt. Aufſeher und Aufpaſſer haben wir allzumal, bei allem was uns in den Kopf ſteigt. Die Prieſter ſagen, das iſt der liebe Gott und ſeine Engel. Die Prieſter wiſſen mancherlei, was wir nicht wiſſen; aber ich meine ſo, der liebe Gott und ſeine Engel hätten mehr zu thun, und das Aufpaſſen überlaſſen ſie anderen. Und ſo Jedermann immer an die dächte, die heimlich um ihn ſind, und als wie Ihr mich ruft und's nicht mögt, daß ich Euch ſo heimlich nachſchleiche, wie's eigentlich die Frau wollte, ich meine, wenn er ſie ſich ſo dächte, offenbar wie ſie um ihn

heimlich sind, dann mein' ich, wäre Manches besser als es ist."

„Wer sind die?" fragte Hans Jürgen.

Der Knecht warf ihm einen eigenen Blick zu: „Meint Ihr Junker, Ihr wärt allein, wenn's um Euch schwebt und schwirrt! Das trockene Blatt, das Euch der Wind nachfegt, das Reisig, das knistert, wenn Ihrs zertretet, der Leuchtwurm, der Käfer, der im Holze bohrt, die Luft, die in den Büschen spielt, bei stiller Nacht. Ach, du mein Gott, wo hätt's Worte, daß ich Euch all das nennte, was um Euch ist und Euch auf Schritt und Tritt begleitet."

Sie waren an die Stelle gekommen, wo vorhin die große Wäsche war, wo noch eben die Reiter still gehalten, und wo jetzt, so wenig, als damals die Elennshaut hing. Vergebens blickte Hans Jürgen in die Kieferbäume, schüttelte an den Stämmen, und suchte auf dem Boden, während Ruprecht ruhig dabei stand und seine eigenen Betrachtungen anzustellen schien.

„Gebt Euch nicht Mühe hier, Junker. Ich wußt es schon dort an der Koppelwiese. Wie's da durch die Stämme huschte, Ihr wart nur zu verlieren in Eure Gedanken, und saht es nicht, die alte Frau mit der weißen Hucke. Wo die sich zeigt, ist's richtig. Da ist was gestohlen."

„Ich muß es finden, Ruprecht, und sollt ich —"

Ruprecht war so schweigsam geworden. Er sah, die Arme auf seinem langen Stock, ruhig den hastigen Bewegungen zu, die Hans Jürgen machte; er lief fast wie ein Hund im Kreis, der nach einer Fährte schnuppert.

„Nun, ich denke, mich braucht ihr nicht. Bis hier nur hieß mich die Frau gehn."

„Sag Allen Ade im Schloß, wenn ich nicht wieder kehre."

„Da gehts nicht rüber," rief der Knecht, als Hans Jürgen eine Stange ergriff und einen Ansatz nehmen wollte, um über das Fließ zu springen. „Die Spur führt falsch."

„Weißt Du, wo sie zu recht führt, so sprich."

„Bin nicht der kluge Schäfer aus Spandow, aber wer mit Siebenmeilenſtiefeln geht, kommt nicht von Jeſerich nach Brandenburg.“

„Ach Ruprecht, die Nacht iſt ſo finſter. Wo ſoll ich ſuchen?“

„Geht über die Brücke. Gott befohlen Junker.“

Ueber der Brücke lag Nacht und Wald. Hans Jürgen blieb auf der Mitte ſtehen und ſah ſich nach Ruprecht um, der auch noch ſtand. Es ward ihm ſchwer, es kam nur leiſe heraus die Bitte: „Willſt du nicht ein Stück Weges noch mit mir gehn?“

„So macht es Euer Ahn, der Wuſſo auch, hub nach einer Weile, daß ſie ſchweigend neben einander gingen, der Knecht Ruprecht an, der meinte auch, er brauche Niemand und könne es allein finden, bis er den heiligen Johannes doch anrief, der hier zu Land der beſte Führer iſt.“

„Sieh mal da, Ruprecht, zwiſchen der Lichtung, da liegt was.“

Ruprecht ſchüttelte den Kopf: „das wird Euch noch oft ſo ſein; Ihr glaubt was zu ſehen, und

wenn Ihr hingreift, iſts eitel Trug. Das iſt die Frau Harke. Wo die Frau Hucke vorauf ging, und wittert wo was genommen wird, da kommt die Frau Harke nach, das iſt das tückiſchſte Weib, die ſtreut hin, daß die Leute, die nachſetzen, geblendet und getäuſcht werden. Mancher ſah ſchon den Beutel mit Gold liegen, den er verlor, und wenn er zugriff, wars Pferdekoth. Die ſind noch glücklich, die ihr Zeug zu finden meinen, und 's ſind Kiefernadeln oder ein Ameiſenhaufen; aber wie viele verlockt ſie in Bruch und Sumpf, und je weiter ſie gehn, um ſo tiefer verſinken ſie. Hier thäte es Noth, daß man immer mit der Lampe und dem Crucifix die Höhen ſuchte, weil allerwegs Sumpf iſt und offener See. Seht, da blitzt ſchon der Gohlitz durch. Frau Einer dem Waſſer, ſo ſilberklar es ausſieht. Jedes Jahr muß er ein Opfer haben, und iſts lange her, daß Keiner ertrank, ſo ruft und lockt ordentlich eine Stimme aus dem Waſſer, und es währt nicht lange, ſo geht doch Einer hin, und ſie ſagen dann,

er hat sich baden wollen, aber er ist ertrunken. Wen sie runter zogen, der plaudert nicht aus, was er sah."

Hans Jürgen hörte in der Ferne Glocken. Er glaubte sie wären von Kloster Lehnin. Der Knecht lächelte.

„Habt Ihr sie auch gehört? Ich hörte sie schon lange. Die Glocken von Lehnin dringen hier nicht herüber. Das sind die Glocken aus dem Gohlitz; doch das hat nichts Böses zu bedeuten. Die unten denken nur an ihre eigene Noth."

Hans Jürgen hatte wohl von dem versunkenen Dorf im Gohlitzsee gehört.

„Die mußten mal ihre Hoffahrt büßen, fuhr der Knecht fort, die stolzen Bauern. So viel Brod hatten sie, und Waizenbrod, daß sie die Schweine mit fütterten, und damit nicht genug, nein, sie haben den kleinen Kindern mit der Krume den Schmutz abgerieben. So gingen sie mit der lieben Gottes Gabe um. Da ist denn eines Tags der kleine Spring an der Höhe losgezogen mit Gepolter, und

goß ſo viel Waſſer in einer Stunde als in Jahren nicht, daß der Boden weichte. Und das Volk ſah noch nicht Gottes Finger, es lachte und meinte, es müſſe endlich aufhören, und gingen nicht von ihren Häuſern und Schätzen, bis es zu ſpät ward. Da ſank bei Sonnenuntergang das ganze Dorf ein, mit Mann und Maus, mit Vieh und Gärten, und kein Einziger iſt entkommen. Das ſoll ein Schreien und Blöken weſen ſein, und die Glocken klungen dazu, daß mans bis über die Havel gehört."

„Das waren doch alles Heidenmenſchen."

„Seht Junker, das iſts, was mir nicht recht ein will. Den Pfarrer darf man nicht fragen. Wo kriegen denn die Heidenmenſchen die Glocken her? Denn das iſt das Chriſtenthum, daß wir Glocken haben. Wenn wir keine Glocken hätten, dann ſtänd es ſchlimm mit uns. Die Glocken thuns, nicht die Crucifixe und Marienbilder; denn wenn da Moos drauf wächſt und das Wetter die Farbe abwäſcht, wie ſollen ſie ihre Kraft behalten! Die Glocken

verſcheuchen die böſen Geiſter. Das fühlt auch jedes Kind, wenns durch den Wald geht; das iſt ſo was eigenes, wenn die Luft zittert. Dann zittert die Seele mit, und man weiß doch, was man iſt."

„Das ſehnt ſich nun alles nach der Erlöſung, fuhr der Knecht Ruprecht nach einer Weile fort. Daher läuten ſie um Mittag und Mitternacht; es hilft ihnen aber nichts; ſie haben ſich zu ſchwer verſündigt. Manchmal zogen auch die Fiſcher, die im Gohlitz fiſchen, ſo ſchwer mit den Netzen, daß es gar kein Zweifel war, ſie hatten die Glocken darin, die raus wollten; doch ſobald das Erz ans Licht kam, ſank es unter. Da iſt ſchon mehr als ein Netz verloren gangen. An einem heiligen Weihnachtsabend, das iſt aber ſchon ſehr lange her, hat ein Fiſcher, der ſie im Netz hatte, ſie ſprechen gehört. Die eine ſagte zur andern:

„Anne Suſanne,
Willte nett to Lanne,"

als ob ſie mit ihr zu Lande wollte; aber die andere ſagte:

„Anne Margrete,

Wii willn to Grunne ſchete!"

und da ſchoſſen ſie gleich wieder zu Grunde."

Sie ſtiegen jetzt aus einem tiefen und weiten Sandkeſſel, in deſſen Mitte nur ein ſchwarzes Moor mit einigen dürftigen Lehmhütten lag, wieder in den höhern Kiefernwald. Im Sande hatte Ruprecht die Spuren gefunden, denen er folgte; auf der Höhe verloren ſie ſich wieder in der Waldfinſterniß. Er richtete ſeine Blicke nur nach oben, wo der ſchmale Luftſtrich zwiſchen den Wipfeln den einzigen Weg durch das Dickicht anzeigte.

„Hier ſeht Euch vor, flüſterte der Knecht zum Junker, und betet drei Vaterunſer, das iſt die ſchlimmſte Stelle. Da haben die Unholden recht ihr Weſen, und wer nicht muß geht nicht zu Nachtzeiten."

Und doch entſann ſich Hans Jürgen, daß es ja der Weg nach dem Kloſter ſei.

„Ihr habt ſchon Recht. Eine halbe Stunde nur iſts bis hin, und doch hört Ihr nicht mal die

Glocken. In der Niederung verklingen sie, daß die Töne nicht bis her dringen. Der Weg, auf dem wir gehn, ist nur ein schmaler Bergkamm, und bald werdet Ihrs zu beiden Seiten flimmern sehn. So, da blickt links schon der Gohlitz vor, aber rechts kommt gleich der Mittelsee, und drüben liegt das Nest Schwina, Gott sei bei uns! Wenn Ihr ein altes Weib seht, mit 'ner weißen Hucke auf dem Rücken, drückt die Augen zu und antwortet ihr nicht. Das ist die Frau Hucke, und ist der Korb braun, dann ist's die Frau Harke. Die treiben hier ihren Spuk; aber wer thut, als merkt' er sie nicht, dem thun sie nichts. Das ist noch kein Menschenalter her, daß ein Britzke und ein Hagen hier geritten kamen. Sie hatten einen reichen Kaufmannssohn aus Magdeburg bis aufs Hemd ausgezogen beim Würfelspiel; dort im Kruge von Jeserich und hatten noch nachmals beim Abt in Lehnin eingesprochen und stark getrunken. Der Abt hatte ihnen gesagt, sie möchten doch bei ihm nächten, weils im Wald duster ist, und mit ihm, dem Abt, auch eins würfeln;

Vor noch nicht zweihundert Jahren stürzte die große Falunер Hauptgrube ein. Ein Deutscher Bergmeister — in den technischen Benennungen verräth Alles die Deutsche Abkunft des Schwedischen Bergbau's — hatte die drohende Katastrophe in einzelnen Wahrzeichen gemerkt und schon seit geraumer Zeit die Bergmänner deshalb aus der Grube entfernt. Diese, ergrimmt darüber und in der Meinung, ein selbstsüchtiges Motiv treibe ihren Obern zu diesem Befehl, gingen schon mit Mordanschlägen gegen den Störer ihres Verdienstes um, als, zu seinem Heil, seine Befürchtung sich begründet zeigte. Die Grube stürzte an einem Sonntage ein, glücklicher Weise, während alle Bergleute in der Kirche waren. Es kam Niemand um. Jetzt sieht man in den tiefen Kegel hinab, noch steht Balken- und Fachwerk aus der alten Zeit, weite Thon-, Lehm- und rothe Felswände; hie und da unten ein schwarzes Loch in den Seiten, der geräumige Thorweg zu den Stollen. Auf dem hügeligen Boden karren ne und schaufeln. Die schroffen Abhänge sind mit Geländern umbaut und jenseits erheben sich die hohen Thurmbauten von Holz, welche die ungeheuren Räderwerke zum Betrieb des

wenn's Sünde wär, käme das auf eins 'raus, und am Morgen könnten sie zur Beichte gehen, dann wär's rein gewaschen, eins und das andere. Sie aber lachten, sie wollten sichs im Wald überschlagen, ob das bischen Sünde den Beichtschilling lohne. Eigentlich fürchteten sie sich mehr vorm Abt als vorm Walde, denn es hieß, er hätte 'ne glückliche Hand. Kaum waren sie ein Paar hundert Schritt vom Kloster im Glienbruch, so wußten sie schon nicht mehr, wo sie waren. Sie drehten sich links und rechts, und dachten, nun wollen wir doch umkehren. 'S ist besser Geld lassen und beichten beim Pfaffen, als das Leben lassen im Sumpf. Da sahen sie ein Licht, und meinten es wär aus dem Kloster, aber das Licht ging immer weiter, und endlich sahen sie, es war eine Laterne, die ein alt Weib vor sich trug und auf dem Rücken hatte sie eine Kiepe, die war voll weiß Zeug gepackt. Sie gaben ihren Pferden die Sporen, doch je schneller sie ritten, um desto schneller trippelte die Alte fort, und sie hörten sie keuchen und husten, bis sie mal stille stand, und rief: „Herr

Jemine, ich glaube, da iſt Jemand hinter mir her.“ — „Freilich du Wetterher, rief der Brißke, wir haben den Weg verloren.“ — „Wo wollt Ihr denn hin, gnädige Herrn?“ rief ſie wie ganz erſchrocken. — „Nach Kloſter Lehnin zum Abt.“ — „Ach du meine Güte, ſprach das Weib, da muß ich ja auch hin; da können wir eines Weges gehen.“ — „So führe uns, ſagte der Hagen und du ſollſt den Lohn haben, den du verdienſt.“ — Da trippelte ſie vor ihnen her, bergauf, bergab, und um ſie her ward alles dunkel, daß ſie nicht einen Schritt ſehen konnten; nur allein das Licht von der Alten. Nun riefen ſie ihr zu, ſie ſollte doch nicht ſo ſchnell gehn, denn ſie fürchteten ſie zu verlieren. Da lachte ſie und ſchwor bei einem Heiligen, den beide Herren nicht kannten, das ſei doch kurios: die Herren wären ja zu Roß, und ſie zu Fuß, und ſieben und achtzig Jahr alt! Der Brißke rief ihr zu, ſie möchte wenigſtens nicht ſo ſpringen, das Licht in der Laterne könnte ausgehen, dann ſäßen ſie ganz im Dunkel. „Ach ſagte ſie, dann leucht ich mit meinen Augen,

ich habe Katzenaugen.“ Den beiden Herren war's doch nun ein bischen unwirrsch, zumal, da sie immer tiefer in die Elsen und in die Brüche mußten, und gar kein Weg mehr unter ihren Füßen war. „Wer bist du denn, wo kommst du denn her?“ rief endlich der Britzke, da die Alte sich auf eine der trocknen Palten im Moor niedergesetzt, und schnaufte wie nach Luft, „Kennt Ihr mich denn nicht? rief das Weib. Ich bin ja die alte Pracherfrau, die humpelt durchs Land, und sammelt, was die Leute zu viel haben. Wovon soll unsereins leben? Gestern war ich in Kemnitz, da hatte die gnädige Frau Wäsche. Da hat mir der liebe Gott manch Hemde und manchen Strumpf bescheert. Sie hatten ja viel zu viel.“ — „Warst du nicht in Hohennauen auch?“ fuhr der Hagen drein, denn er war von Hohennauen wie der Britzke von Schloß Kemnitz, und dem Britzke war schon die Ader geschwollen bei der Frau ihren Worten, denn mit der Wäsche bei ihm zu Haus wars richtig, seine Frau durfte sich aber nicht unterstehen, auch nur ein Tüchlein

fortzuſchenken. Alſo hatte es die Alte aufgerafft. — „Freilich war ich auch in Hohennauen, kicherte ſie böslich. Ach da hab ich erſt hübſche Sachen eingepackt. Das war ein geſegneter Tag.“ — Nun mußte der Hagen den Britzke ordentlich feſthalten, daß er nicht lospolterte: „Warte nur bis Lehnin, lieber Bruder. Hier hat ſie uns, das Diebsmenſch; da haben wir ſie. Ich laſſe ſie peitſchen.“ — „Mit den Hunden hetzen,“ kreiſchte der Britzke. — „Das ſteht dann bei uns, meinte der Hagen. Jetzt aber laß nichts merken, bis wir raus ſind.“ Aber die Alte hatte alles gemerkt. Wie ſie nun wieder vor ihnen lief, und die andern dicht hinter ihr her, warf ſie ein Stück aus dem Korbe, und dann noch eins und ſo ſtreute ſie links und rechts in den Moor, die feinſten Hemden, Tücher, Strümpfe und Laken. Dem Britzke kribbelte es in den Fingern, daß ers auflange. Das ſchönſte, feinſte Weißzeug ging ſo verloren. Aber der Hagen kniff ihn in den Arm: „Bei Leibe nicht, das iſt ja ihre Tücke. Wenn wir uns dabei aufhalten, entwiſcht ſie uns. Nur darauf los!

Und so ritten sie drauf los, bis sie nicht weiter konnten, bis der Moor um ihre Augen sprützte, und das helle Wasser den Thieren bis an die Halfter ging. Ja ihr Schreien hörte Keiner als die Hexe. Die hielt ihre Laterne hoch: „Nur ein bischen weiter noch, Ihr lieben Herrn, da findet Ihr's wieder fest unter Euch.“ Der Britzke riß auch sein Pferd noch ein Mal los, bis Mann und Roß in ein tiefes Loch stürzten: „Hilf mir, Bruder Hagen!“ schrie er, bis am Hals in Wasser. „Hilf dir selber!“ rief es wieder aus allen Waldecken, und es lachte wie zehn tausend Teufel. Da seht Junker, das ist der Mittelsee. Dahin hatte sie die beiden Herren verlockt, und nun ging der Mond auf, und mitten auf dem See fuhr ein Kahn, ohne Ruder und Seegel, ganz von selbst, und drinnen ein weißer Bock, der meckerte. Und den Kahn und den Bock drin sieht man noch oft, Mittags, bei hellstem Sonnenschein über den See fahren; kein Wind bläst, und kein Mensch rudert.“

„Und die beiden Herren, Ruprecht?“

„Sind ertrunken und erſtickt. Keine Seele hat ſie wieder geſehen, und ſie liegen noch im Moor. Da wagt ſich auch kein Mähter hin, auf die falſche, grüne Decke. Der Storch ſelber, wenn er ſich niederläßt, wippt ſich erſt mit den Flügeln, traut dem Frieden nicht.“

„Mann und Roß, das iſt ſchrecklich.“

„Der Hagen hatte noch Zeit drei Vaterunſer zu beten, und rief zum heiligen Rochus ſeinem Patron, und, davon mags gekommen ſein, daß ſein Pferd ſich durcharbeitete, nämlich in den See, es ſchwamm drüber, und dann fuhr es durch den Wald wie der Satan, und ſtand nicht eher ſtill, als vor der Kloſterpforte. Da wieherte es und ſchnaufte und ſchlug mit den Hufen dran, daß der Abt und die Mönche in Todesangſt waren. Und davon erfuhren ſie's, was vorgegangen war, und der Abt ließ Seelenmeſſen —“

„Konnte denn das Pferd ſprechen?“

Der Knecht Ruprecht ſah ihn groß an: „Solch

ein Pferd Junker! — ein Pferd mein ich — nun Junker, das mein ich iſt gottlos ſo zu fragen."

„Herr Gott, was iſt das!" rief Hans Jürgen.

Es ſchnaufte heran, durch die Büſche kniſterte es, und ein wildes Pferd mit ſchnaubenden Nüſtern, funkelnden Augen und zottigen Mähnen fuhr wie im Nu an ihnen vorüber. Laub und Erde ſtoben unter ſeinen Hufſchlägen.

Ruprecht ſtand, die Arme auf der Bruſt gekreuzt, die Augen niedergeſchlagen. Jürgen aber, ſo ſchnell es ihm auch aus den Augen war, hatte ſich doch nicht enthalten können, dem Ungethüm nachzublicken.

„Ruprecht ſahſt Du's?"

Ruprecht nickte nur mit dem Kopf.

„Das war Hans Jochems Pferd. Ritt er nicht auf dem Falben vom Hof? Ja, ja, und das war auch ſein Sattel."

„Gelobt ſei Jeſus Chriſt, in Ewigkeit! ſchloß der Knecht und ſchüttelte mit zufriedenem Lächeln den Kopf. Das iſt alles Satans Blendwerk um uns

zu irren. Und hättet Ihr Eure Schecke gesehen, sie wärs doch nicht. Das soll uns nur täuschen, Ihr glaubt, der Sattel war ledig. Ich sah aber einen reiten, auer saß er drauf und schaukelte die Beinchen. Einer von den kleinen Leuten war's. Er grinste und steckte die Zunge raus; kreuzt Euch nur noch ein Mal. Sind auf dem rechten Wege und lassen uns nicht irren."

Das Pferd wollte Hans Jürgen nicht aus dem Sinn, und er hörte nur halb auf die andere Geschichte, die Ruprecht erzählte: von der Hebamme aus Kloster Lehnin, die sich eines Abends bei der alten Ziegelei verirrt und ein kleines Männlein war auf sie zugetreten und hatte sie gebeten, ihm zu einer Wöchnerin zu folgen, und auf seinen Ruthenschlag hatte sich das Wasser des Gohlitz wie eine Fallthür geöffnet, und sie war mit ihm hinuntergestiegen in das Reich der Kleinen, wo sie eine Frau glücklich entbunden, wofür der kleine Mann ihr erlaubte, vom Kehricht so viel zu nehmen, als ihre Schürze faßte, und als sie nach Haus gekommen,

war das Müll eitel Gold geworden. Und daß die Nachkommen der Frau noch heute lebten und reiche Leute wären. Auch vom Kloſterſee drüben und dem grünen Hut, der drauf ſchwimmt, aber den Fiſcher, der ihn greifen will, zieht er in den Abgrund. Und von den Unterirdiſchen im Mittelſee, was ein gar wunderbar Geſchlecht ſei von ſchönen Seejungfern, die in Kriſtallpaläſten wohnten, und wo Noth wäre, den kreiſenden Frauen zu Hülfe kämen.

Hans Jürgen grauſelte; ſein Zittern und die kurzen Schritte, die er that, verriethen, daß er der Furcht war, hinter jedem Baumſtamm könne ein neues Ungethüm vorſchießen. Da wandte ſich Ruprecht, der itzt ihm voraufging, mit langen Schritten zu ihm und er blieb bei ihm:

„Junker Hans Jürgen!“ ſprach er, nur noch eine kleine Weile das Herz zuſammen gehalten. Dort am Waldrand, wenn wir in die Niederung kommen, da hören wir ſchon die Kloſterglocken wieder, da müſſen die Spukbilder weichen. Wer nicht auf bö-

ten Wegen geht, hat sich nicht zu ängsten. Glaubt Ihr denn, der Britzke und Hagen wären in den Sumpf gegangen, wie die blinden Heiden, wenn sie nicht schon dem Teufel den Finger hingehalten hätten. Der Spaß in Jeserich und der Soff im Kloster, und daß sie nicht zur Beichte gehen wollten, da hatte der Böse schon Quartier in ihrer Seele. Ihr seid doch noch jung und ohne Sünde. Dankt Gott, daß Ihr nicht reitet, wo der Hans Jochem reitet."

„Ruprecht, Du glaubst doch nicht —"

„Bin nur ein schlechter Knecht, und darf mich so was nicht unterstehen zu denken. Aber der Teufel versteht keinen Spaß, der fragt auch nicht —"

„Ruprecht, der Herr von Lindenberg —"

„Ist ein gar feiner und vornehmer Herr, der weiß gewiß Alles besser als ich, und solchem schlechten Krämer auf den Kopf schlagen, das geschieht ihm im Grunde schon recht, aber Junker, ich weiß doch nicht, mir ist lieber, daß Ihr nicht dabei seid, und ich auch nicht dabei bin. Paßt mal acht, wenn

Ganzen enthalten. Ein abenteuerlich großartiger Anblick, aber nichts gerade Fürchterliches; die hellen ins Rothe überſpielenden Farben mildern das Schroffe der Formen. Alle Einrichtungen deuten auf ein hohes Alterthum. Hier ſehen wir das kupferhaltige Grubenwaſſer filtrirt. Was es an reinen Kupfertheilen enthält, muß es herausgeben, dann liefert es den Stoff zu einem ergiebigen Vitriolwerke. Hier iſt auch die große Schatzkammer an rother Farbe, die, von Schonens Gränze bis an die Lappmarken, Schwedens Häuſer grell färbt.

Von einem ſchönen Gradirwerke herab gewinnen wir einen Hauptüberblick der Gegend. Das ungeheuerſte Bild der Zerſtörung, einer Zerſtörung, an der die Kräfte eines Jahrtauſends arbeiteten. Schlackenberge von rothem, unfruchtbarem Steingerüll, keine veſuviſche Zerſtörung, wo doch die Lava zuletzt neues Leben ſchafft. Hier hat das Metall geſiegt über die Natur; was Vegetation heißt, iſt ausgeſtorben, Nacktheit und Verwüſtung ſtarren uns, ſo weit der Blick reicht, entgegen. Und nun iſt ſelbſt das Metall erſchöpft. Da gähnt uns die Zerſtörung entgegen ohne Troſt, ohne Ausſicht, und es iſt gut, daß

Ihr zurückkehrt, und die Herren auch, Ihr habt's gefunden, was Ihr suchen ging't, und's war Euch aufgetragen; und die haben gefunden, was sie suchen gingen, und kein Mensch trug's ihnen auf, paßt mal acht, wenn Ihr beide vor dem Muttergottesbilde am Torf vorbeikommt. Ihr werdet dreist auf der Straße gehen, Eure Mütze ziehen und Eure Knie beugen. Die Herren, wett' ich, wenn sie das Bild sehen, meinen, der Weg sei zu sandig, und der eine schwenkt durch den Wald, wo der Sand noch viel tiefer ist, und der andre quetscht sich hinter dem Bilde durch den Moor. Sie wagen nicht der Mutter Gottes in das Antlitz zu sehen. Und nun denkt Euch, wenn Ihr zurückkehrt nach Ziatz!"

Das Bild, das der Knecht andeutete, trat Hansen mit einem Male vor das innere Aug, so hell, als der Wald dunkel war. Da kam er stolz über den Damm, und stieß in seine schrillende Pfeife vor dem Burgthor im Morgenroth. Die Zugbrücke war gefallen, die Edelfrau öffnete selbst das Thor und

ſah ihn fragend an. Ihr ſtrenger Blick verzog ſich in ein freundliches Lächeln. Sie hielt die Hand ihm entgegen: „Das iſt brav von Dir Hans Jürgen!“ und hinter ihren Schultern blickte Eva's noch freudeglänzender Geſicht. — Wäre er aber zu Roß mit den Andern zurückgekommen, wie langſam, däuchte ihm, hätte er den Damm entlang reiten müſſen, den Schatten der hohen Ulmen hätte er geſucht, ſich und was er trug, unter dem Mantel verborgen. Was hätte der Wetterhahn auf dem Thurm verzweifelt gekräht, wie würde der Thorflügel geknackt, welche fragende, ſcharfe, durchbohrende Blicke würde die Burgfrau ihm entgegen geworfen haben. Ihm war ſo leicht, eine Centnerlaſt fiel ihm von der Bruſt, er ſchritt muthig zu und ſah keine Geſpenſter mehr.

Eilftes Kapitel.

Kloſter Lehnin.

„Hier, gebt mir Eure Hand, Junker, oder faßt lieber meine Stange an, ein Schritt links oder rechts ab, und Ihr ſeid verloren," ſprach der Knecht Ruprecht.

Sie waren aus dem Dickicht des Waldes in die ſumpfigte Niederung hinabgeſtiegen, welche ſich noch heut in weitem Halbkreis um Ort und Kloſter fortzieht. Hier war kein Steg, kein Pfad zu ſehen, ob doch die Dämmerung ſchon in den weiten Luq ſchien; nur Elſenbüſche, verrätheriſches Schilf und offene Lachen. An dieſer Stelle ging der Führer ſelbſt unſchlüſſig und prüfte vorher das trügeriſche, zitternde Erdreich, hier wand er ſich in weitem Umkreis um mannshohe Rohrbüſchel und gelangte nur durch einen

Sprung mit der Stange hinüber, die er dann seinem Gefährten zu gleichem Dienste zurückreichte.

Jetzt standen sie ungefähr in der Mitte des Moors. Weithin zur linken blickten einige Lichter aus den Klostergebäuden, während ringsum nur die dunklen Föhrenwälder im Nachtkleide ihre ungastlichen Schatten warfen. Ruprecht blieb stehen, und schaute nicht unruhig, aber bedächtig, nach Luft und Erde und den vier Winden.

„Wir hätten doch besser gethan, den großen Weg über den Damm und durch den Ort einzuschlagen."

Ruprecht schüttelte den Kopf: „Daß wir die Hunde geweckt und dem Dieb die Spur gezeigt."

„Ruprecht, bleiben wir länger stehen? Unter mir bricht es schon."

Der Knecht winkte ihm, die Stellung zu wechseln, wie er selbst that: „Hört Ihr die Glocken?"

Es läutete vom Kloster zur Frühmette. Ruprecht faltete still die Hände; Hans Jürgen folgte unwillkührlich seinem Beispiel. Nach einer Weile hörte man über

das Waſſer den Chorgeſang der Mönche. Als ſie ausgeſungen, wandte ſich der Knecht zum Junker:

„Will's Euch nur geſtehen, wußte 'nen Augenblick auch nicht aus und ein. So, nun ſeh ich wieder klar; ich finde ſchon. Denke mir nun ſo, wie muß denen dazumal geweſen ſein in der alten Zeit, die hier verirrten, und in der Wildniß war kein Licht, keine Glocken und kein Geſang!"

„Sie ſagen, das ſei das erſte Kloſter, was ſie in den Marken gebaut."

Ruprecht nickte: „Muß doch grauslich geweſen ſein in ſolchem Land, wo der Teufel ſein Weſen trieb, ungeſtört und überall umher nichts als Wald und Sumpf voll Bären und Heidenmenſchen. Wo kein Heiliger war und Keiner einen Schutzpatron hatte, wie man da nur durchkam durch die Finſterniß und das Kobolds- und Nixenzeug, das itzt noch ſo feſt ſitzt, und die Geiſtlichen können's nicht ausrotten."

Hans Jürgen hatte gehört, das komme davon, weil die Mönche jetzt nicht wären wie ſonſt.

„Sie ſind Schlemmer und Thunichtsgute, das iſt ſchon recht, aber die Glocken haben ſie noch. Ohne die hätten die Geiſter ſchon längſt wieder Oberwaſſer. Das war wohl ein gut Werk, daß ſie grad hier das Stift gründeten, was es auch koſten that an ſaurer Arbeit und auch Menſchenblut. Da drüben bei Ramitz erſchlugen die Wendiſchen den Abt Seebald. Man ſieht noch den Stock vom Baum, wo ſie ihn runter ſchütteln wollten, aber da er ſich feſthielt, ſägten ſie den Baum ab, und ſchlugen ihn dann todt, was auch die Mönche den Heiden Löſegeld boten. Friede ſeiner Seele! Ob ſie den Frieden hat, das weiß ich nun nicht. Denn die Leute hierum ſprechen anders als in den Kirchenbüchern zu leſen ſteht. Mehr als Einer ſah ihn im Dämmerlicht auf dem Stumpf ſitzen, und wenn man ihn anrief, huſchte es in den Wald.“

Hans Jürgen hatte immer nur gehört von dem frommen Abt Seebald, der ein Märtyrer geworden, weil er zu den Bauern umherging, in die ſchlechteſte Hütte, um ſie zu bekehren.

Ruprecht machte ein eigen Gesicht: „Davon sollte man eigentlich hier nicht sprechen, aber die Bauern meinen, zum Bekehren ist er wohl ausgegangen, aber ihm war's mehr um die Frauen zu thun, als die Männer. Einst kam er in Namitz in eines Fischers Haus, und die junge Frau, die grade buck, kriegte einen Schreck und wußte sich nicht anders zu verstecken, als sie kroch unter den Backtrog. Da als der Abt sie nicht sah, setzte er sich auf den Trog, und wollte warten, bis sie käme. Doch ihre kleine Tochter lief erschrocken auf's Feld und schrie: „Vater! Vater! Der Abbat sitzt auf der Mutter." Da liefen sie alle vom Felde und schworen ihm den Tod. Als der Abt sie nun herankommen hörte, mit Mistgabeln und Sensen, lief er, was er laufen konnte, aus dem Hof in den Wald. Sie hinter ihm drein, und da er nicht weiter konnte, denn er war dick, kletterte er auf eine alte Rüster und drauf kam denn die Geschichte. Alle die Mönche waren erschrocken über den wilden Grimm der Hei-

den, daß ſie das Kloſter wieder verlaſſen wollten und auswandern, und es wäre geſchehen, wäre ihnen nicht da am Ausgang der Heilige Johannes erſchienen, grad wie er dem Wußo erſchienen."

Derweil hatten ſie das Ende der Niederung erreicht, zwar oft bis unter die Knöchſel im Waſſer ſchreitend, doch ohne weitere Fährlichkeiten, und die Hallen des alten Lehniner Waldes, ſchlanke, himmelhohe Kiefern mit uralten Eichen unterſprenkelt, nahmen die Wanderer unter ihrem Schattendach auf.

Wohl hatte Hans Jürgen von ſeinem Ahnherrn Wußo gehört, aber das war dunkles Gerede geweſen, auf das er wenig geachtet, hier in den feierlichen Waldhallen, durchſchauert vom Morgenhauch, klang es anders.

Wußo war ein wilder Heide geweſen, der nur gedürſtet nach dem Blut der Fremden, welche eine fremde Sitte und einen fremden Gott in das Land ſeiner Väter einführen wollten. Oft hatte er ſich unterworfen der wilden Gewalt, weil er ihr nicht länger widerſtehen konnte, aber eben ſo oft, wenn

die Gelegenheit ſich bot, hatte er in das Horn des Urs geſtoßen, die alten Freunde und Genoſſen gerufen, die Crucifixe niedergeriſſen, die Kapellen zerſtört und verbrannt und das Joch abgeworfen, das ihm eine Schmach dünkte. Und auch jetzt, als die Herrſchaft der Sachſen in der Nordmark gefeſtet ſchien, diente er nur mit innerem Grollen den Söhnen des Bären Albrecht. Da war er einſt zur Jagd ausgeritten mit dem Markgrafen Otto, und ſie waren in eine Wildniß gekommen, die der Markgraf noch nicht kannte. Und darauf rechnete Wußo. Der Böſe gab es ihm ein, daß er den Markgraf verlocken ſollte, fern ab von den Seinen, und da ihn tötten, wo Keiner es ſah und Keiner die Spur finde. Dann werde alles bleiben und werden, wie es geweſen: denn was thue das Neue, das die Chriſten gebracht, dem Lande und Volke gut, als daß es die Leute unzufrieden mache mit dem was ſie hätten und ihre Väter. Die an Eicheln und Buchnüſſen ſich genügen laſſen, wollten nun Brod eſſen, und die auf

fauler Streu lagen, wollten in Betten ſchlafen und aus Höhlen und Hütten in Häuſer und Thürme überziehen. So überredete ſich Wußo und machte ſeine ſchwarzen Gedanken weiß, weil doch auch dieſen Heiden, denn das war er trotz des Taufwaſſers, das Gewiſſen anging, daß Markgraf Otto ihm ſo viel Liebes erzeigt, und ſein Vertrauen auf ihn geſetzt.

Dazumal war die Gegend ganz anders als ſie jetzt iſt. Wo jetzt die Fichten luſtig und ſchlank in's Blaue ſchießen, war ein Dickicht von Eichen und Rüſtern und Buchen, die ineinanderwuchſen und Krieg führten um das bischen Boden und Luft. Da lagen umgeworfene Stämme, faulend einer über dem andern, und Gewürm, Kröten und Schlangen wimmelten am Boden, auf den nie ein Lichtſtrahl fiel. Und wo der Wald aufhörte, war die Haide mit ſtachlichten Ginſter- und Wachholderſträuchen beſetzt, und wo die Haide aufhörte, war das Bruchland; verwachſene Elſen, und wilde Schlingpflanzen, daß kein Lüftchen durchdrang, und in dem warmen feuchten Dunſt niſteten

die Dämpfe qualmen und in der größten Zeit des Jahres den Umkreis der Stadt verbergen. Eine Schwefelhütte liegt auf entfernten Anhöhen, aber nur im Winter ist sie in Thätigkeit, um im Sommer nicht der geringen Vegetation zu schaden. Die Vögel fl. einen aus diesem Horizonte verschwunden.

Nachdem wir im gastfreundlichen Hause des Direktors Gahn einen lehrreichen und angenehmen Abend verbracht, stiegen wir früh am nächsten Morgen mit den uns zugeordneten Steigern in die Hochgrube. In der Hütte darüber, wo das ewige Feuer brennt, an dem die Knappen ihre Kienbrande entzünden, lag der Wächter desselben, ein Bergmann, schlafend auf einer Bank. Ihn störte kein Geräusch; Friede auf seinem Antlitz, die Arme kreuzweis auf der Brust. Wer hätte nicht an den Bergmann von Falun aus Hoffmanns Erzählung denken sollen, so starr und todt lag er da. Aber es war kein Jüngling, ein Greis, mit gebräuntem, furchenreichem Antlitz, mit weißem, borstigem Bart und grauen Haaren, die nervigen Arme und Hände wie die einer Mumie, der die ganze Gestalt in ihrem veralteten Berghabit sehr ähnlich kam. Sein

Schwärme giftiger Stechfliegen. Wer ſich verirrte und nicht unterſank, blieb ſtecken in den Dornen und kam jämmerlich um vor Hunger und Qual unter den Stichen des Geſchmeißes. Und auch das Waſſer, wo es zu Tage lag, ſpiegelte nicht die Sonne und die Sterne und den blauen Himmel. Da trieben umgefallene Bäume umher, mit dickem Moos und Pflanzen überzogen, Inſeln ſchwammen und ein buntes, ſchillerndes Netz von faulenden Stoffen ſchien darüber ausgebreitet. Die wilden Katzen kletterten in den verwachſenen Baumkronen, Krieg führend mit den Habichten, den Raben und Krähen. Der Bär ſchlich noch brummend in den Schatten um, ein Schrecken der andern Thiere, und die Waldameiſe baute ihre hohen Kegelhäuſer, das einzige geordnete Gemeinweſen. Nur den Auerochſen hatte ſchon der Menſch vertrieben, und auf die ſtolzen und wilden Elennthiere richtete er eine verderbliche Jagd, daß ſie weiter gen Oſten flohen, und die wenigen, die noch waren, ſcheu im tiefſten Dickicht ſich verbargen.

„Wird Euch in der Wüſtenei nicht bang, Herr Markgraf?“ fragte Wußo, da ſie nun auf der Spur eines großen Elennhirſches ganz ab waren von ihrem Gefolge, und die Stöße in's Hüfthorn riefen Keinen, und die Luft war ſchwül, und Gewitterwolken zogen am Himmel auf. Und Wußo war doch ſelbſt bang geworden, denn vorhin, als der Fürſt über einen Baumſtamm ſetzte, und ſein Thier zu kurz ſprang, daß er herabglitt, hatte der grimme Mann ſchon die Art geſchwungen, die ihm am Sattel hing, um dem Herrn das Garaus zu machen. Aber ſein Arm blieb in der Luft hangen, ein ferner Donner rollte über die Wälder.

„Was ſoll mir bange werden! antwortete Otto. Da Sanct Johannis bei mir iſt in den Wüſteneien, der mein Schutzpatron iſt und auch Deiner, Wußo.“

Nun dachte Wußo heimlich: Ob Dir der Sanct Johannes jetzt den Weg zeigen wird! und blieb tückiſch zurück, da der Fürſt, den Speer über ſich ſchwingend, der Fährte des Elenns folgte, ohne viel vor ſich auf den Boden zu ſehen. Ihre Roſſe, die nicht weiter

konnten durch den Moor, hatten sie nämlich verlassen und anbinden müssen, und Otto ging mit kühnen Schritten den Tapfen des Hirsches nach. Nur Wußo kannte den einzigen, schmalen Weg durch das Bruchland, und bei jedem Schritt meinte er, der Fürst werde sinken. Dann überhob ihn der Moraſt der Mordarbeit, und wie viele Deutsche waren in den Kriegen von den tückischen Wenden in die Moräste gelockt da versunken.

Aber der Fürst fand den Weg, ohne daß er ihn kannte, sein Fuß traf immer das Feste und sank nie ein. Da er fast drüben war, rief er dem Wenden zu: „Was scheust Du, Wußo! Kommst Du mir nicht nach?“ — Wußo machte sich nun auf den Weg, den er so oft zurückgelegt, aber seine Augen waren wie geblendet, oder war es die Unruhe in ihm. Er sank mit dem Fuß ein, zwei Mal, und plötzlich, als der ganze Boden unter ihm zu zittern anfing, ward er inne, daß er falsch gegangen, und es war zu spät, die Richtung zu ändern. Da in seinen höchsten Nöthen rief er: Ach Sanct Johannes, wie

Du den da rüber gebracht, hilf auch mir, wenn Du den Weg kennst. Und ihm war's, als liege um ihn eine Wolke, und ein Mann halb nackend, mit zottigem Haar und einem Fell um die Schulter, aber einen lichten Schein um die Stirn, reichte dem Versinkenden die Hand, und hob ihn und führte ihn sicher hinüber. Da verschwand er, und der Fürst lächelte: „Ei Wußo, kennst Du so wenig Dein Land, daß Du selbst eines Führers bedarfst?"

Der Tag war heiß und die beiden wurden müde von der Jagd, denn der Hirsch, wie oft sie ihn auch sahen, immer verschwand er wieder. Da rief Markgraf Otto: „Den Hirsch muß ich zum Stehen bringen; ist mir doch, als hinge mein Heil und Leben von seinem Leben ab. Ich hab's gelobt dem heiligen Hubertus; aber itzt kann ich nicht mehr." Und er sank um, den Speer in der Hand, todtmüde unter einer alten Eiche.

Aber Wußo hatte auch gelobt bei seinem Götzen, das ist der Teufel, sein Heil und Leben solle davon ab-

hängen, daß er das Leben des Markgrafen nehme, was es ihn auch koste. Schwer ward es ihm, denn er war kein schlechter Mann, und glaubte es nur zu thun um seines Landes Wohl. Und da es Nacht wurde von den Wolken, die aufzogen, drückte er die Augen zu, und faßte den Wurfspieß mit beiden Fäusten und wild rannte er auf den schlafenden Fürsten zu. Da fuhr ein Blitz aus der Eiche nieder und ein Donner krachte, als wäre der Baum von seinen Wurzeln gebrochen. Vor dem Mörder stand wieder derselbe Mann, der ihn über den Bruch geführt, drohend den Arm aufhebend und Wußo's Wurfspeer blieb wie angelöthet in der Hand: „Ist das Dein Dank, daß ich Dich hergeführt," sprach Sanct Johannes! Und in demselben Augenblicke fuhr auch der schlafende Fürst in die Höh, mit einem Schrei, der Wußo wie die Trompete des Gerichts durch die Seele ging: „Ha es ist überstanden!" Und Wußo lag auf den Knieen und wollte Worte stammeln, aber seine Zunge klebte am Gaumen, und in ihm brannte es wie ein stilles Feuer.

Markgraf Otto rieb den Schlaf vom Auge: „Wo iſt nun das Ungethüm? Er ſtürzte mir ja zu Füßen?“

„Hier Herr, ſprach Wußo, zertritt es.“

Der Fürſt ſchüttelte das Haupt und ſtierte in die Wolken, wie noch im Traum: „Den großen Hirſch meine ich, mit ſeinem gezackten Geweih, und ſein Rachen ſprühte Flammen. Heiß ſetzte er mir zu, und ich hatte ſchweren Kampf. ' Nun iſt er überwunden, der mir will ſtreitig machen das Reich, ſo mein Kaiſer mir zuwies, daß ich lichten ſoll in der Finſterniß, ausroden die alte, ſchlimme Weiſe, und bauen und bahnen die Wege zur Erkenntniß des wahren Gottes. Sein Licht war über mir; es ſchmetterte ihn nieder, aber wo iſt der Feind? Eine Mark Goldes, wer ihn mir ſchafft!“

Da waren die vom Gefolge des Fürſten herangekommen, und als er ihnen erzählte, was er geträumt, und er glaubte, es ſei Wahrheit, erkannten Alle Gottes Finger. Der grimmige Elennhirſch,

der ihn im Schlafe umbringen wollte, könne nur der Satan gewesen sein, der Wuth schnaube und zittere in seinem Ingrimm, weil der Markgraf in dem Lande schon so Großes vollbracht und noch mehr vollbringen wolle, daß seine, die Herrschaft der Finsterniß, aufhöre. Der Markgraf erkannte, daß sie Recht hatten, und gelobte zur Stunde, daß er zum Gedächtniß des schrecklichen Traumes, und auf derselben Stelle, wo er gelegen, ein Kloster bauen wolle. Von da solle das Licht des Glaubens und die gute Sitte und ehrbarer Fleiß ausgehen über das ganze Heidenland, und er wolle es reich begaben mit Gütern, und es fest machen zum eignen Schutz gegen jeden Angriff und darin eine Gruft bauen, in der man ihm, wenn er zur Ruhe gegangen, die letzte irdische Stätte bereiten solle, und nach ihm seinen Kindern und seinem ganzen Geschlechte. So stiftete der Markgraf Otto, nachdem er die Wälder gelichtet, Sümpfe getrocknet, Wege in das Holz gehauen, die Abtei und das Kloster Lehnin, das erste in diesen

Marken, und ließ Ciſterzienſermönche dahin kommen aus Seevenbeeke drüben im Mannsfeldiſchen, welche die hohe Kirche bauten und Thürme und die Kloſtergebäude und die Wälle, und Mauern zum Schutz gegen die heidniſchen Wenden, denen dieſe Stätte des Herrn noch lange ein Stein des Anſtoßes und des Aergerniſſes war. Lehnin aber nannte er es, weil auf Wendiſch der Elennhirſch den Namen führt, und noch heut zu Tage iſt am Chor in der Kirche der Eichenſtamm zu ſehen, unter deſſen Wipfel der Markgraf Otto geſchlafen und den ſchweren Traum gehabt.

So ungefähr hatte Ruprecht auf dem langen Wege dem Junker die Legende von der Stiftung des Kloſter Lehnin erzählt. Aber was hatte der Ahnherr ſeiner Familie damit zu thun? War er vom Markgrafen beſtraft worden?

Er ſtrafte ſich ſelbſt. Er ſtürzte fort, und lange Zeit wußte Niemand, wo er geblieben. Aber er irrte im Wahnſinn durch Wald und Haide, und war er hingeſtürzt wo, müd und erſchöpft, ſo fuhr er

wieder auf, wenn er Hundeklaffen und ein Jagdhorn hörte, denn ſo hatte der Wahnſinn ſein Hirn umnüſtert, er glaubte der Hirſch zu ſein, den der Markgraf nieder geſtoßen, und hinter ihm jage die wilde Jagd, geführt vom Sanct Johannes, daß ſie den letzten Elennhirſch fange, auf den der Fürſt den großen Preis geſetzt.

Da nährte er ſich von Wurzeln und Gras, trank das Waſſer aus dem Fließ und ſcharrte ſein Lager in den Gebüſchen. Im Traume zuckte er auf, von den Speeren und Pfeilen durchbohrt; er ſtöhnte vor Schmerz und wünſchte doch, daß ſeine Stunde komme.

So hatte der Wahnbethörte ſich hineingedacht in die Seele eines Thiers, das dem Untergang geweiht war, als eines Nachts der Mann mit dem zottigen Haar und dem Fell über dem Nacken ihm auf die Schulter klopfte: Nun haſt du gebüßt deine böſen Gedanken durch böſe Gedanken, aber das iſt nicht genug. Du wardſt ein Thier und folgteſt deinem Triebe. Nun wache auf als Menſch und

büße durch freie That dein böſes Thun. Tödte und zerfleiſche dich ſelbſt. Dann erſt wirſt du rein ſein von der Schuld.

Als Wuße aufſprang, war der heilige Johannes verſchwunden, aber unfern von einem Spring ſah er den großen Elennhirſch ſeinen Morgentrunk ſchlürfen. Da war er auch erwacht aus ſeinem Traume und ſeinem Wahnſinn. Den Hirſch mußte er tödten. Das war ſeine Aufgabe; ſein Herr, dem er das Leben verwirkt, hatte es geboten. Der Hirſch floh. Wer kannte, wie Wuße, die Schluchten des Waldes, die jähen Seeufer, die Erdſtürze, die Fährten des Wildes durch das Dickicht. Da endlich hatte er es in die Enge getrieben, wo es nicht mehr fliehen konnte. Es machte Kehrt und ſtand. Aber nicht mit der Wuth des gehetzten Wildes, das ſein Leben im letzten Verzweiflungskampfe theuer verkaufen will. Das kluge Thier ſchien ſein Loos zu kennen, nicht wie ein grimmer Feind, wie ein Opfer, das den Todesſtreich erwartet, ſtand es vor ihm.

halbes Leben und darüber hatte er unten zugebracht, wo kein Sonnenſtrahl hindringt, und die Kienbrände hatten das Licht ſeiner Augen nicht getrübt, die feuchte Grottenluft ſeinen Körper nicht abgezehrt, der ewige Klang des Metalls den Geiſt nicht verrückt. Er konnte mitten in der Zelle unter dem Geräuſch der Gehenden und Kommenden, auf ſchmaler harter Bank ſo ruhig ſchlafen, wie der Schiffsjunge im Maſtkorbe, den König Heinrich beneidet. Wir beneideten den Maler, der ihn in dieſer Stellung hätte portraitiren können. Der hohe Achtziger erwartet jetzt ruhig ſeinen Ruf nach einem höheren Oben und freut ſich im Roſt ſeiner Tage des lang' entbehrten Sonnenlichts.

Ein Steiger ging voraus, der andere folgte; ſo umgaukelte uns ein doppelter Fackelſchein auf dem dunkeln Wege. Die Falunер Gruben gehören zu den tiefſten, aber es giebt in keinem Bergwerk eine bequemere Art hinabzuſteigen. Wie mit einem großen Bohrer ſind die Grottengänge in den Metallkeſſel ſchlangenmäßig tief und tiefer hineingehöhlt. Große Wendeltreppen mit flachen Stufen; wo der Stein thonartig weich wird, ſind ſie mit Holz feſtgepflockt. Mei-

Den Jäger, der den Elch endlich stehen sieht nach langer, heißer Jagd, ergreift ein sonderbar Gefühl. Der Elch mit dem langen, weit ausgreifenden Geweih, wie ein König des Waldes, mit den klugen, schönen Augen, wie ein Mensch, mit dem struppigen grauen Bart, wie ein Geist aus einer andern Welt. Dem rauhesten Jäger schlägt das Herz, der Finger zittert ihm am Rohr. Er glaubt, der Elch spreche mit ihm, und sein Auge strafe ihn. Was mußt du mich vernichten? Bin ich ja doch dem Untergang geweiht?

So sprachen des Hirsches Augen zu Wuße: — Mußt du mich tödten, so tödtest du dich selbst. Leben kann ich nicht mehr, wo ich der einzige bin meiner Art, der nur umschleicht wie das Gespenst auf den Grabhügeln derer, die mit ihm lebendig waren; und ihnen gehörte der Wald, die Wiese, das blaue Wasser. Nun gehören sie andern, die uns nicht dulden wollen; die den Wald, die Wiese, das Wasser anders machen wollen, als der Herr es

machte, der uns hineinſetzte. Biſt du nicht ich? Iſt dir's heimlich noch im Land, wo die Fremden deine Wälder roden, in denen du Schatten hatteſt und Luſt, deine Götterbilder verbrennen, vor denen du beteteſt, und ſie ſchützten dich; die Grabhügel deiner Väter durchwühlen: wo ſie Thürme bauen in den Himmel, der frei war; wo ſie Crucifixe aufrichten, daß du denken ſollſt mit Zittern und Grauen nur an Qual und Graus, und unter deinen alten Göttern ging der Pokal um in Freude und Luſt? Iſt's noch dein Land und dein Geſchlecht, wo die fremde Zunge die Sprache verdrängt, ſo deine Väter ſprachen, und du lalleteſt ſie ſchon als Kind; magſt du leben in Freudigkeit, wo ſie auf dich und deine Brüder hinabſchauen als Weſen ſchlechterer Art, nur aus Gnaden aufgenommen, und du warſt frei wie der Vogel in der Luft, wie der Fiſch im Waſſer, wie wir im Walde? Ich bin der letzte meines Geſchlechts, willſt du's nicht ſein, willſt du dich fügen als ein Knecht in die fremde Knechtſchaft, ſo hilf

ihnen **ausrotten** und roden, hilf ihnen verläumten **und** ſchmähen, die alten Freien, hilf ihnen den Boden der Väter umackern, ihre Gräber zerſtören, ihre Heiligthümer verbrennen, und ſchleudre dein tödtlich Geſchoß mir in die Bruſt, aber laß mich noch einmal athmen die Luft, die frei war, noch einmal blicken in den grünen Wald und den blauen Himmel, dann — dann tödte dich ſelbſt.

Wieder mit zugedrückten Augen warf Wuſſo ſeinen Speer. Er hoffte, daß wieder der heilige Mann mit dem zottigen Haar den Speer faſſen werde. Aber die Luft ſauſte, es krachte, und nieder ſtürzte der ſtolze Zehender. Die Bäume rauſchten wie vor Schrecken. Wuſſo mochte nicht ertragen den letzten Blick des Elchs, er ſah ſich ſelbſt in den ſterbenden Zügen. Zuſammenſtürzte auch er, nicht in ſeinem Blute, im hitzigen Fieber. Als er genas, wollte er nicht mehr in den Wald, auch nicht zu Hof und nicht ausreiten mit dem Fürſten. Sein Sinn war dieſer Welt erſtorben, und er pries den

Herrn, daß es so war. Ein hären Gewand zog er um den nackten Leib und ging in das Kloster Lehnin zu den Cistercienſern. Da hörte man ihn oft ſeltſame Gebete murmeln, daß es die andern Mönche graute; die dachten, es ſei etwas Heidniſches darin. Zu keinem Heiligen waren ſie gerichtet, auch nicht zum Gott Sohn und nicht zur Gottesmutter, er wagte zu beten zu dem Gott Vater ſelbſt, der Himmel und Erden geſchaffen, er der noch vor wenigen Jahren ein Götzendiener geweſen, und es graute die frömmſten Mönche vor der Vermeſſenheit. Da rief er den Gott an, der über Alle iſt, ob er recht gethan, oder geſündigt, daß er ſein Volk und den alten Glauben verlaſſen, um den neuen Glauben, den er nicht faſſe, und der doch ſo allmächtig ſei, wie der Sturm, der die Vögel und Wellen treibt, und ſo mild und warm, wie die Sonne, die die Keime lockt aus den Bäumen und die Saat aus der winterlichen Erde? Er oben, unter den Unerſchaffenen thronend, werde wiſſen, ob die Welt erſchaffen ſei,

daß die Wälder bleiben oder die Städte werden. Wenn sie das hörten, erkannten die Mönche, daß er wieder verfallen sei in seinen alten Irrsinn und scheuten vor ihm. Drauf starb er schon nach wenigen Jahren, an den Stufen des Chors mit den Armen den Stamm der Eiche umklammernd, wo zuzumal der Markgraf geschlafen.

Das war's, was Ruprecht dem Junker in seiner Art erzählt, und aus der Legende war eine Sage geworden, die in der Familie fortging, von Mund zu Munde.

Markgraf Otto schenkte den letzten Elennhirsch zum ewigen Angedenken Wußo's Nachkommen. Auf dem Thore ihrer Burg prangte noch lange der Kopf des Elenns mit seinem Geweih, und nachmalen auch auf dem Wappen des Hauses. Die Formschneider und Maler aus Franken, die es nicht verstanden, weil sie nie ein Elennthier gesehen, machten daraus einen Widderkopf. Mit dem Fell des Hirsches hat mancher sich des Nachts zugedeckt, bis

die weichlichere Sitte kam — weiß der Himmel woher — daß sie den Gänsen die Federn ausrupften, in einen Sack stopften, und damit ihren Leib zudeckten. So ward das schöne Fell in die Rumpelkammer geworfen, und nur den Freunden der Sippschaft als eine Reliquie gezeigt, aus der Zeit, wo es noch Elennhirsche in der Mark gab. Da ein Mal eine Kranke, die man darauf legte, genesen war, kam die Haut wieder in Ehren, doch nicht so, daß ein Besitzer, der etwas geizig war, und was ihm im Hause unnütz schien, zu Gelde machte, sie um ein Geringes einem Handelsmann verkaufen wollte. Seine Ehefrau berief sich auf jene Eigenschaft des Felles, und endlich kam man überein, daß man es gerben und zu einem Kleidungsstück zuschneiden wolle. Dann war es kein unnütz Stück mehr, und wenn eine Heilkraft darin steckte, meinte der Mann, es sei ihr unbenommen, daß sie auch in der neuen Gestalt sich zeigen thäte. So ward das Fell, da es zu einem Koller sich nicht paßte, der Besitzer auch

faſt immer auf dem Pferde lebte, das was es iſt, und erbte vom Vater auf den Sohn.

Bis dahin war Knecht Ruprecht in der Erzählung gekommen, welcher Hans Jürgen ſo aufmerkſam zugehört, daß er gar nicht bemerkt, wie der Dämmerſchein immer heller geworden, als er plötzlich ſtill hielt und dem Andern winkte. Hans Jürgen hörte ein leiſes Wimmern. Er ſah in die entlaubten Zweige, durch welche das graue Morgenlicht ſchien, und ſein Blick fragte den geiſterkundigen Gefährten, ob die Unheimlichen etwa auch in dieſer Stunde Macht hätten, aber Ruprecht, der ganz andern Spuren folgte, ſchüttelte den Kopf und gab ihm nur ein Zeichen ſtille zu ſein. Nachdem er auf eine Höhe geklettert, winkte er ihm wieder mit vergnügtem Geſicht, und als er herunterſprang, rief er laut: „die kluge Elſter am Wege hat mich nicht getäuſcht, wenn der Krämer der Dieb iſt, haben wir ihn; und das Zucken im Daumen ſagt mir, daß wir bei ihm finden, was wir ſuchen.“

Auf dem Wege am rauſchenden See ſtand ein Karren mit verkoppelten Pferden; aber die Kiſten und Packen, die zerbrochen auf der Straße lagen, ſprachen nur zu deutlich, daß ſchon andere dagewesen, die den Inhalt unterſucht hatten. Von dieſen war zwar keine Spur, als die ihrer Roſſe im Wege, aber auch der Fuhrmann war verſchwunden: „Wenn ſie den Hedderich mitgeſchleppt hätten!“ rief Hans Jürgen. Ruprecht ſchüttelte den Kopf und ſah nach dem See: „Junker, lieber Junker! preiſt Euren Herren, daß Ihr nicht mitgeritten. Wenn es ehrlich herging, hätten ſie ihn an einen Baum gebunden. Ich fürchte die Sonne, die aufgeht, färbt ſich in Blut.“

Er ſchwieg und horchte wieder. Es ſchien über den See her in der Luft ein Wimmern zu kommen. „Nein von da, Ruprecht.“ Das Laub raſchelte, ein tiefes, gurgelndes Stöhnen kam von ziemlich nahe. Mit einem Satz waren Beide durch die niedrigſten Büſche nach dem Seeufer hinab, und zugleich entdeckten ſie einen Mann, gebunden und ge-

knebelt am schrägen Ufer liegen: „Vorsichtig! rief Ruprecht, sonst kugelt er hinunter. Die haben ihn wie der Teufel gebettet, wenn er sich rührt, plautzt er in's Wasser. Beim Kopf, Junker, fest, dann bind ich ihm die Beine los."

Der unglückliche Krämer mochte zuerst glauben, daß er aufs Neue in die Hände der unersättlichen Ritter aus dem Stegreif gerathen sei, die zurückgekehrt um noch etwas zu erpressen. Denn kaum, daß sein Knebel gelöst, und die Stricke zerschnitten waren und sie den Unmächtigen mit ihren kräftigen Armen hinaufgerissen auf die Straße, als er ihnen zu Füßen fiel und bei allen Heiligen schwor, er habe nichts versteckt und alles offen und ehrlich angezeigt, was er mit sich geführt; sie möchten seines Lebens schonen, um seines Weibes und seiner Kinder willen. — Hans Jürgens Gelächter brachte ihn zur Besinnung, wenigstens zeigte es ihm andere Gesichter, als er erwartet hatte. Nun ergoß sich aber seine Zunge in Verwünschungen gegen die schändli-

chen Räuber, die ihn, den friedlichſten und rechtlichſten Handelsmann von der Welt, hier überfallen, durch ihre Uebermacht bewältigt, dann grauſam gemißhandelt, beraubt und in dem Zuſtand zurückgelaſſen, wie ſie ihn fanden. „Ich will verkrummen, wie das Eiſen in der Schmiede, wie die Büche, wenn der Stellmacher ſie biegt, wenn ſie mich nicht niedergeſchmiſſen, aufs Geſicht, dann knieten ſie auf mich, daß mir der Rückgrat brach, mit Stricken banden ſie, mit dem Helfter knebelten ſie mich wie ein Pferd. Dann wußte ich nichts mehr von mir."

Knecht Ruprecht zeigte mit grinſendem Lächeln auf ein Etwas, das Hans Jürgen jetzt erſt erkannte, und ſeiner Freude nun kaum Herr ward.

„Curiöſe Räuber, rief der Knecht, die Einen den ſie ausziehen, auch anziehen. Du haſt Dich verſehen, Claus, das waren keine Räuber, Schneidergeſellen waren's, die Dir ein Paar Hoſen anmaßen."

Der arme Mann fühlte jetzt, was es galt. Blaß, die Hände ringend, ſtotterte er Entſchuldigun-

stentheils so geräumig, daß auch eine Hochgestalt sich nur selten zu bücken braucht. Zuweilen kann der Fuß in langen ebenen Gallerien ausruhen, erst in der weitern Tiefe tritt man durch eine Pforte hinaus an senkrechte Abgründe, über die nur eine Leiter zum Schacht hinunterführt. Plötzlich tritt uns aus einer Wendung der Erdnacht ein Bergmann mit dem Grubenlicht entgegen, dort weichen wir einem andern aus, der Metallklumpen heraufkarrt, hier eine Ritze, um in Seitenhöhlungen zu blicken, wo ein einsamer Arbeiter, auf dem Vorsprung gekauert, an den Wänden hämmert. Der Anblick wiederholt sich zu oft, um den Eindruck nicht zu verlieren, er war auch schon zu lange vorbereitet. Könige sind vor uns niedergestiegen, und in den geräumigen Hallen sieht man die Namen der Gustafe hinauf bis zu dem ersten großen Wasa. Glastafeln bewahren die Schriftzüge vor dem Erlöschen. Auch dieser König und der Kronprinz schrieben die ihrigen in die schwarzen Wände. Hier auf der Gallerie lassen uns die Führer in der Nacht stehen und verschwinden zu beiden Seiten in den Schluchten; nur unten aus der Tiefe des Abgrundes dämmert ein Licht herauf,

gen über Entſchuldigungen vor den neuen Peinigern, die er nun erkannte, und die ihm mit wenigen raſchen und nicht ſanften Griffen die Lederhoſen abſtreiften. Er lag wieder auf den Knieen, während Hans Jürgen die Elennshaut, wie eine Wurſt zuſammenſtreifte.

„Das war mein Unglück ja, geſtrenge Herren! Mich fror in der Morgenluft, da zog ich ſie mir über. Da kamen ſie auf mich los, ehe ich wieder recht ſaß. Wer weiß, ob ſie mich gekriegt hätten!“

„Aber wo kriegteſt Du die Hoſen her, Dieb!“

Wo er hinſah, Verderben. Vor ihm Hans Jürgen mit dem Plumpſack, hinter ihm der Knecht. Was konnten ſie ihm Schlimmeres thun, da er auf ſeine Waaren ſah. Heulend warf er ſich mit dem Geſicht darauf: „Schlagt, tödtet, hängt mich, was Ihr wollt, reißt mir das Herz aus dem Leib, Ihr könnt nichts mehr ausreißen. Das iſt Gerechtigkeit um den alten Plunder! Wollt, ich ſoll Euch was vorlügen. Ich will nicht lügen, will verdammt

ſein, wie ſie alle. Ja, ja, ich riß es von der Leine, Berlin iſt weit — der Kurfürſt ein Kind. 'S wird noch mehr von den Leinen geriſſen werden, Meßgewänder und Fürſtenmäntel. Wem's gehört, kriegt's nicht wieder. Aber die Gerechtigkeit kommt doch auf Erden. Der Bauer iſt geſchunden, der gemeine Mann gegerbt. Immer zu, das Schinden und Gerben geht Reih um."

Der Wuthausbruch Eines, der keine Hoffnung mehr hat, hat für Einen, der auf dieſer Erde noch hofft, etwas Ueberwältigendes. Ruprecht zog ſanft ſeinen Pflegebefohlenen am Arm: „Laßt den, Junker. Er hat ſeine Strafe. Wer zu ſtark ſchlägt, ſchlägt ſeine eigene Hand."

Zwölftes Kapitel.

Das Erwachen.

Zwiſchen Mitternacht und dem erſten Hahnenſchrei hatte es vor Hohen-Ziatz gewiehert, als verlange es Einlaß, und da der Thurmwart hinauslugte, ſah er das Todtenroß, das ungeduldig im Sande ſcharrte. Schnell hatte er die Lade zugeworfen, und nichts mehr geſehn, aber das Wiehern hörte er noch lange fort. Auf der Sumpfwieſe hatten Lichtflämmchen hin und hergehüpft, und am Morgen, als die Sonne blutig roth durch das zerriſſene Gewölke aufſtieg und Windſtöße durch die Luft fuhren, hatte man ganze Schaaren von Raben um die Burg kreiſen geſehen, und ſie ließen ſich nicht ſcheuchen, ſondern ſetzten ſich immer wieder auf die Giebel und Dachfirſten.

„Und dann hat auch ein wendiſch Weib, die Lieſe aus Gütergotz, die von Golzow kam, das Leichenhuhn auf dem ganzen Wege gackern gehört, als wollt es ihr den Weg zeigen. Vor der Burg zum letzten Mal. Dann iſt's verſchwunden. Darum — ſo ſchloß der Knecht Kaspar ſeinen Vortrag von den Wundern der Nacht — darum, Geſtrenge, mein' ich, 's iſt nicht ſo übel daß die Hoſen grade heut nicht da ſind."

„Und warum nicht?"

„Und wie geſagt, wenn's nicht auf Einem ſitzen bleibt, ſo kommt's auf Viele. Bin nicht, wie der Ruprecht, aber wo ſo viele Zeichen ſind, da hat's was auf ſich, und der wäre kein Chriſt nicht, der nicht auf Warnungen hören thut."

Was Kaspar ſprach, ſchien nur der Wiederhall der ſtillen Gedanken auf den Geſichtern der andern Burgbewohner. Als wäre ein wüſtes Gelag vorhergegangen; machte doch auch die Frau von Bredow keine Ausnahme.

„Kasper, Du meinſt es gut, aber der Herr —"

„Nun ja, es wird ein Ungewitter ſetzen.“

„Ich mag's nicht vor den Mädels haben, er iſt doch ihr Vater,“ ſagte ſie halb vertraulich zum alten Knappen und Waffenträger ihres Herrn. Es war ſehr ſelten, daß Frau von Bredow zu einem Dienſtmann vertraulich ſprach. „Auch die beiden Ziehkinder, es iſt nicht gut, daß ſie ſo etwas ſehen.“

„Sind ja noch nicht zurück.“

„Ich ſelbſt wollte ſchon mit ihm ſprechen.“

„Nein, bei Leibe nicht, Geſtrenge! Ihr könntet ja rüber fahren, 's iſt Sonntag, zur Kirche nach Ferch, dann wär das Neſt leer, und ich will's ſchon auf mich nehmen. Er ſchlägt auch jetzt nicht mehr wie ehedem. Mit den Jahren iſt er viel frommer geworden. Fahrt zur Kirche, geſtrenge Frau, mit den Frölens; ich halt es aus.“

Aber die Frau wußte doch nicht, was das eigentlich helfen ſollte.

„Unglück kommt nie allein, das iſt wahr, ſagte Kaspar. Aber wenn er erſt in den Kleidern ſitzt, muß er

ausreiten, und Gott weiß, was ihm da zuſtößt. Ich ſage, man muß das Unglück nicht aufſuchen gehn, es kommt von ſelber gelaufen, und wer ausweichen kann, und's nicht thut, der hat ſich's zuzuſchreiben."

„Iſt der Ruprecht denn auch noch nicht zurück!"

Eva ſchüttelte den Kopf! „Ich ſagt es ja, Mutter, ſie haben ſich vergangen."

„Dummes Mädchen, fang mir auch an zu flennen. Und wie ſiehſt Du aus! Fix mach Dich fertig. Ihr taugt hier nichts. Euch will ich zur Kirche ſchicken. Was ſchluchzt denn da?"

Agnes kam aus dem Thore; einige Leute aus dem Dorfe folgten, die ein in Schweiß gebadetes, von Staub und Schaum bedecktes Reitpferd führten, deſſen in Unordnung gerathenem Geſchirre man anſah, daß es ſchon lange ohne Herren und Pflege umhergelaufen ſein mußte. Es war Hans Jochems Pferd.

Das Mädchen ſetzte ſich, ſtill weinend, ihr blaſſes Geſicht mit den Händen bedeckend, auf den Stein an der Mauer: „Ich wußt es!"

Die Burgleute ſchlugen die Augen nieder. Die Sache ſprach von ſelbſt von einem abgeworfenen Reiter.

„Das war kein Leichenpferd nicht; das war ſein Pferd geweſen, ſchluchzte das Mädchen. Hätten ſie nur gleich aufgethan, und nachgeſchickt, dann hätten ſie ihn noch gerettet.“

„Wo iſt Hans Jochem? Wo iſt Peter Melchior.“

Es erfolgte keine Antwort.

„Was wird's weiter ſein! fuhr die Frau beruhigter fort. Sie werden dem Herrn bis zur Fähre das Geleit gegeben haben. Da können ſie noch nicht zurück ſein.“

„Sie werden nie zurückkehren“

„Macht mir den Kopf nicht warm, Mädchen! Wenn ihm ein Unglück begegnet, ſind ja die andern Herrn dabei. Werden ihn nicht dabei liegen laſſen. Mir iſt um den Hans Jürgen und Hans Jochem nicht bange. Unkraut vergeht nicht.“

Und doch hörte man's dem Ton ihrer Stimme

an, daß es nicht ihre gewöhnliche Ruhe war: Wer hält ſich auf einem Schiffe feſt, wenn alles um ihn ſchwankt.

Da ſchlug ein Fenſter auf im Giebel und eine Stimme, die man bis ins Dorf hörte, ſchrie: „Das Wetter noch mal! Kasper! Brigitte! wo ſind meine Hoſen?“

„Gleich, gleich, Götze!“ rief die Edelfrau, und Edelfrau und Knecht ſtürzten in den Flur, die Treppen hinauf. Dem Knecht warf ſie einen freundlichen, bittenden Blick zu. Der antwortete aber nur mit einem grämlichen Kopfnicken und einer Bewegung mit der Hand auf den Rücken: „Hab mir was untergeſtopft, da kann man's ſchon 'ne Weile aushalten,“ brummte er für ſich, ohne zu eilen, wie die Frau that, die ihm längſt vorauf war. Vielmehr gab er ſeinen Gedanken in rechter Gemächlichkeit Gehör: „Der Dechant freilich, als ich's neulich im Beichtſtuhl ihm ſagte, meinte, das wär auch Sünde, ich glaube, er ſagte, gegen den heiligen Geiſt. Jedermann ſollte wahrhaftig ſein, auch wenn's ihm

an Haut und Haar ginge, daß er niemals, in welcher Lage des Lebens es sei, im Zustande der Unwahrhaftigkeit sich sollte betreffen lassen. Und das wär also Unwahrhaftigkeit, weil ich der Liese ihren Friesrock untergestopft hatte, und der Herr dachte, es wäre meine Haut. Und gelobt hab' ichs, das ist wahr, daß ichs nicht mehr thäte. Aber Leder ist Leder, und Haut ist Haut. Und nun solls mich doch wundern, ob der Tedvant das auch Sünde nennen wird, daß ich die alte Rehhaut unterm Koller trage. Denke so überhaupt, was das den heiligen Geist angeht, ob einer Prügel kriegt, oder nicht? Der Herr oder der Vater giebt sie, und der Knecht oder der Sohn kriegt sie; da hat doch kein Dritter was mit zu schaffen. Aber wenn ich's dem Tedvanten sage, dann ist das schon wieder Sünde, daß ich's gedacht habe. Ueberhaupt wenn nur nicht die Pfaffen wären, nämlich daß man ihnen alles beichten müßte. Die Prügel, nun die wären Prügel, der Regen macht naß und man trocknet wieder, keiner

ſtirbt davon; aber wenn man Prügel kriegt, daß man immer denken muß, warum man ſie kriegt, und wie man ſie kriegt, und wie man's im Beichtſtuhl vortragen ſoll, man weiß oft ſelbſt nicht warum, und nun werden ſie einem vom Pfaffen erſt recht eingeſchmiert und eingebläut, und was vorher gar nichts war, das iſt nun was, das eben iſt die verfluchte Geſchichte."

Als die Frau von Bredow die Kammerthür zu ihrem Ehegemahl ein klein wenig aufthat, war der Anblick, den ſie durch die Spalte hatte, nicht eben angenehm. Herr Gottfried war aufgeſprungen, wie er im Bette gelegen, und reckte die Arme, ſo weit er konnte, während ſeine Lippen auch ſo weit ſie konnten, aufſtanden, um den Morgenſchlaf hinaus zu laſſen. Vor ihm aber lag eine dicke Wolke, nämlich das Deckbett, was vorher auf ihm gelegen, und es ſchienen in dem Sack von blauem Zwilch die Federn von drei Heerden Gänſe geſtopft, die von der Erſchütterung des Wurfs nicht wenig durch die Kammer ſtäubten. Dieſer Anblick war aber der Frau nicht ganz unangenehm;

uns den gefährlichen Standpunkt zu zeigen. Da fällt ein Feuerbrand aus den Gewölben über uns herab, die Funken und Kohlen knistern und ſtieben, während er von den Felsecken abprallt, durch den ſchwarzen Schacht, und Balken auf Balken krachen fürchterlich durch die tiefe Stille der Erde. Jetzt ſingen ſie und ſprechen in den Höhen. Welche Kraft gewinnt in dieſen Gewölben die menſchliche Stimme. Aber alles verſchwindet gegen die Töne, welche die Welt zu ſprengen drohen, um dem Werke des jüngſten Tages entgegen zu arbeiten. Wie ſchaurig verhallen dieſe Kanonenſchüſſe in den entfernten Zellen. Man lernt die Ausdehnung des Bergwerks kennen, wenn das Ohr den dahinſauſenden Tönen minutenlang folgt. Und doch ſprengten ſie nur eben einen kleinen Block.

Aber nirgends ein Punkt, der dem Auge die weiten Räume verriethe, kein Ueberblick, keine Ausſicht. Doch welcher Raum iſt dem Gedanken geöffnet, wenn wir ſtundenlang tiefer und tiefer ſteigen, und, erreichten wir auch den tiefſten Grund, doch noch in der Rinde der Erde weilen. Die Phantaſie, dünkt mich, müßte hier in den trichterförmigen Zellen einen wahnſinnigen

denn das Bette bildete eine natürliche Schanze zwischen ihr und dem Ehemann, falls es ihm eingefallen wäre, ihren Morgengruß durch die That zu erwidern; denn daß eine so nahe erste Berührung nicht in ihrer Absicht lag, verrieth ihre Stellung an der Thür. Sie wollte nur sehen, wie es stand, auf einen eiligen Rückzug, wenn er Noth that, vorbereitet.

„Grüß Dich Gott, Götz, bist Du aufgewacht?"

„Ja!"

„Das ist schön, Männchen. Deine Morgensuppe brodelt auch schon auf dem Heerd."

Aber der Ritter schloß nur den Mund, um ihn wieder zu öffnen: „Wo sind sie?"

„Sind sie noch nicht hier! Warte nur, lieber Mann, werden gleich kommen."

Seine Stirn runzelte sich, und ein verdrießliches Roth lagerte über den nüchternen Augen, die ihre Strahlen erst zu einem stechenden Blick sammelten: „Brigitte, wo sind sie wieder?"

„Jemine, weißt Du nicht, wie Du sie ausrogst,

haſt Du ſie auf den Schemel gelegt; da auf die Lehne! Der Wind geſtern hat das Fenſter aufgemacht. Als ich's ſah, war ich recht erſchreckt, Du möchteſt Dich verkühlen, aber der Kasper wollte mich nicht 'rein laſſen. Da iſt die Katze gekommen und ſprang übern Schemel auf's Fenſter und riß ſie mit. Ich ſah's von unten, da hingen ſie am Brett; aber eh' wirs uns verſahen, kam wieder ein Windſtoß, der warf ſie auf's Dach. Da wollten wir ſie eben holen, als der Sturm eben losging. Ach Götze, Du wirſt Dich wundern, was der Sturm alles angerichtet hat. Die drei großen Kiefern an der Lehmgrube, an der Wurzel rein abgebrochen ſind ſie. Das Dach vom Hinterhaus wirſt Du neu decken müſſen, eine Sparre iſt eingeknickt. Das Storchneſt iſt auch runter, wie mit 'nem Meſſer abgeſchnitten.

„Ich friere ja. Wo ſind ſie geblieben?"

„Ach, das weißt Du auch nicht! Die Kinder glaubten, 's wär' ein Drache; ſo flogen ſie über's Haus, über die Mauer, bis auf die Wieſe. In den Ententeich ſind ſie gefallen. Die Entengrütze, Götz-

chen, mußte man doch ein bischen abspülen. Sind gewiß schon trocken. Hab' den Hans Jürgen nachgeschickt. Er kommt Dir gleich. Frieren sollst Du nicht, mein Herz. Hab' Dir Ingber und Pfeffer in die Biersuppe gethan und Honig. Willst Du auch Eierschaum drauf schwimmen haben? Der Kasper macht auch's Wasser warm, daß er Dir den Bart scheert. Solltest Dich wieder ein Bischen in's Bette legen; ich bring's Dir 'rauf. Steige jetzt nur auf den Thurm, und will nach dem Hans Jürgen rufen."

Der Ritter rief, er wolle nicht wieder in's Bett: aber die Burgfrau hörte nicht mehr aus, was er sprach, sie hatte die Thür schon zugeschlagen, und schon war sie über das Brücklein oben, das aus dem Erker nach dem Thurme führte, als sie den Schemel krachen hörte, den Herr Gottfried gegen den Boden schleuderte, daß drei Beine ausfielen und die Lehne knackte: „das Weibervolk, sag' ich's doch immer, das ist Weibervolk!"

Nur wenig Stufen warens bis zur Thurmzinne,

aber Frau Brigitten lags in den Knien als wäre vor ihr die Treppe zum Münſter in Straßburg. Sie war doch eine wahrhaftige Frau, wie nur eine zehn Meilen in der Runde, aber war's die Lüge, die wie Blei ihr in den Gliedern drückte? — Eine Nothlüge, und ſolche kleine Nothlüge! Der Dechant ſollte ihr die Frau zeigen, die niemals ihren Mann belogen, und es war ja in ſo guter Abſicht! Mit der Lüge hätte ſie ſich auch ſchon abgefunden, aber mit dem Dechanten und der Beichte! Die arme Frau von Bredow! — Nein, es war noch etwas anderes, das ihr in den Gliedern lag. Es war heut ein Unglückstag. — Auf der Mitte der Treppe war in der Blende ein kleines, unſcheinbares Marienbild. Sie ließ ſich auf die Knie, und faltete die Hände. Was ſie gebetet hatte, wußte ſie eigentlich nachher ſelbſt nicht, aber ihr war's, als hätte ſie die Himmelskönigin gebeten, ſie möge ihre Noth bedenken und machen, daß ſie nicht gelogen hätte. Hatte ſie doch auch einſt die Bitte der frommen Landgräfin von Thü-

ringen erhört, und das Brod und Geld ward in Körben zu Blumen.

Nun war ſie oben auf der Zinne. — Die freie Luft wehte ſie an. Wie der Wind über die Kieferwälder ſtrich, wie er, in den Ulmen ſpielend einen goldenen Blätterregen auf die Wieſe ſtreute, wie die Krähen und Tauben in Schaaren ſich in der niederen Luft wiegten, wie die Habichte unter den Wolken kreiſten, wie der Rauch ſich aufringelte aus den Mooshütten des Dorfes — ein Anderer hätte es vielleicht mit Luſt geſehen, ihr Auge war auf andere Dinge gerichtet, ihr Ohr lauſchte auf andere Töne, als das Summen der Käfer, das Gekrächze der Raben, das Hämmern des Dorfſchmids, das Knarren der Miſtwagen, welche von den Ochſen mühſam durch den Sand gezogen wurde.

„Der Kasper iſt ein guter Menſch, dachte ſie. Ich hör' ihn auch gar nicht widerreden. Er nimmts ſo ruhig hin. — Wenn doch alle Knechte ſo fromm wären! — Ich will ihn auch nachher in den Keller

laſſen — — — Es klaſcht ja gar nicht mehr! — Was iſt das! — Ach heilige Eliſabeth, er hat ihn gewiß an die Gurgel gefaßt. — Da butzt es auch ſchon gegen die Wand — Götze, Götze, nur nicht zu ſtark. Wenn da nur kein Unglück kommt!"

Sie hatte ſich über die Zinne gelehnt, den Kopf übergebeugt; als wolle ſie keinen Ton ſich entgehen laſſen, drückte ſie die Augen zu:

„Götze! Götze! lieber Mann! — Warte nur ein klein bischen. Nun kommt's ſchon. Ich ſehe den Hans Jürgen ſchon. Er bringt ſie. Du ſollſt nicht mehr frieren."

Unten ſchwieg es wirklich, auch ſie ſchwieg, es war etwas Angſtſchweiß, der ſie überlief. Sie hatte ja wieder gelogen; wie ſollte ſie ins Licht des Tages ſehen! Aber ſie ſah doch hinein. Ihre Knie hoben ſich, ihre Augen wurden größer, ein Zug von Friede und Freude breitete ſich um ihren Mund. Traute ſie ihrem ſcharfen Geſichte heute nicht, daß ſie die Hand noch ein Mal über das Auge legte? Nein, es war keine Täuſchung: „Götze, Götze! Der

Hans Jürgen iſt da, er hat ſie!" — Hans Jürgen mußte die Edelfrau auf dem Thurme erkennen. Mitten auf dem Damm ſchwenkte er es. — „Der liebe Junge, er iſt geſchickter, als ich dachte. Aber was iſt ihm. Er könnte hurtiger laufen." — Ehe ſie hinunter ſtieg, ſchaute ſie noch ein Mal hinaus. Aus dem Walde kamen noch Andere langſameren Schrittes. „Iſt das der Ruprecht?" Sie blieben ſtehen; es ſchien ihr, als trügen ſie etwas. Der Schatten des Waldes erlaubte ihr es nicht zu erkennen. Was ging es auch ſie an!

Da ſtand ſchon Hans Jürgen im Hofe, als ſie hinunter kam, aber was ſah der Junge ſo blaß und verblüfft aus. Was war überhaupt vorgegangen? Das Thor war ſperrweit offen. Der Dechant war auch herbeigekommen und wollte ihre Hand faſſen: „Gnädige Frau, Gottes Fügungen ſind wunderbar! In ſeinen unerforſchlichen Rathſchlüſſen zu leſen, iſt uns zwar nicht vergönnt, indeſſen —"

„'S iſt heut ein Unglückstag," ſagte der alte Meier,

und betrachtete das Blut in ſeiner Hand, mit der er den Sattel und den Kopf des Pferdes befühlt hatte.

„Was iſt los, Kinder?“ Sie hielt doch ſchon das verlorene Kleidungsſtück, das Hans Jürgen überbrachte, in der Hand, und aus ihrer Hand war es ſchnell in den Erker hinaufgewandert.

„Du biſt nicht daran ſchuld,“ ſagte Eva zu Hans Jürgen.

„Ach wer das ſah und wer das hörte! Wenn er am Leben bleibt, der Kopf und der Arm ſind hin.“

Wäre nicht der Dechant geweſen, es wäre Niemand geweſen, der der Edelfrau Rede ſtehen konnte, ſo kraus und bunt ging's durch einander. Die halbe Einwohnerſchaft war hinausgeſtürzt, um zu helfen oder zu ſehen.

„Er iſt vom Pferde geſtürzt, meine gnädige Frau. Der Herr gibt und der Herr nimmt.“

„Hans Jochem!“ Die Bläſſe des Schrecks gewann endlich Platz auf der Burgfrau Geſicht.

„Er iſt noch nicht ganz todt, ſagte der Dechant.

Es ist sogar noch Hoffnung, daß wir ihm die Sterbesacramente reichen können."

Frau von Bredow legte mit mütterlicher Theilnahme die Hände auf die Stirn ihrer Tochter. Sie blickte sie wehmüthig an, und küßte ihre Stirn: „Der Mensch denkt, Gott lenkt."

Auf einer Bahre von Tannenreisern lag der Verwundete, ein kläglicher Anblick selbst für die, welche ihn schon seit einer Stunde so gesehen. Sein Gesicht war mit Blut aufgelaufen und unkenntlich, sein linkes Bein gebrochen, sein ganzer Körper schien zerschmettert. Der Knecht Ruprecht winkte dem Bauer, mit dessen Hülfe er und Hans Jürgen den Verwundeten bisher getragen, daß er nun gehen könne. Er wartete auf frische Hülfe aus der Burg. „Meint Ihr, daß er davon kommt?" fragte der Bauer. „Wenn er leben bleibt, bleibt doch nicht viel von ihm leben, antwortete Ruprecht. In den Krieg kann er nicht mehr, auf die Jagd auch nicht.' — „Und was ist ein Junker, der nicht auf's Pferd kann," sagte der Bauer achselzuckend und ging.

Was Hans Jürgen nicht erzählt, erzählte der Bauer denen, die ihm entgegen kamen: wie es gewimmert und geſtöhnt, als der Knecht und der Junker im Walde zurückkehrten, wie ſie, der Hufſpur folgend, den Verunglückten gefunden. Das ſcheue zügelloſe Pferd, durch Dick und Dünn jagend, war gegen einen Baum mit ſeinem Reiter angerannt, hatte ihn abgeworfen und gegen einen ſcharfkantigen großen Stein geſchleudert. Sie fanden ihn ſchon ſprachlos in Todesängſten. Das mochte man ſich ſelbſt ſo auslegen, auch wenn er kein Wort geſprochen hätte; aber bei jedem Schritt wußte man mehr und die Mägde in der Küche, die gar nicht hinausgekommen waren, wußten es ganz genau, wie es hergegangen. Da hatte Hans Jochem ſich verſchworen gegen die Andern, er allein wollte den Krämer werfen und bis auf's Hemd ausziehen, auch wenn der Kurfürſt mit allen ſeinen Trabanten um ihn ſtände. Auch ſo der Teufel neben ihm ritt? fragten die Andern. Auch dem will ich ein Schnipp-

Kreislauf beginnen, und es ist ein Wunder, daß nicht mehr Bergleute mystische Dichter wurden. Wie wohlthätig der erste Strahl der Sonne, der uns aus dem ersten Seitenschacht entgegendrang!

Als wir unsere Namen in das Buch schrieben, sahen wir einige Südländer als nächste Vordermänner; darunter ein Italienischer Graf, welcher, aufsteigend aus der tiefsten Grube, sein Entzücken und die Versicherung eingetragen, noch im Spätherbst von hieraus nach Lappland zu reisen. Ob ihn ein Bannstrahl dahin führte, stand nicht bemerkt. Falun enthält eine ausgezeichnete Bergschule, in welcher auch deutsche Bergleute erzogen werden. Das Eigenthum gehört, wie in den meisten Schwedischen, nicht der Regierung, sondern einer Gesellschaft Kuxinhaber.

chen ſchlagen, hatte Hans Jochem geſagt. Da als er dem Pferde die Sporen gab, war ein ſchwarzer Reiter wie aus der Erd aufgeſchoſſen und hatte ſich ihm in den Weg geſtellt. Mach' Platz! rief Hans Jürgen. Wer biſt Du? Der Reiter ſchlug das Viſier auf, und die helle Lohe ſchlug ihm aus des Reiters grünen Augen und Rachen entgegen. Da ward ſein Roß ſcheu, kehrte und trug ihn über Stock und Block. Und hinter ihm rief ein altes Weib: Ach Junker nehmt mich doch mit; ich kann meine Kiepe nicht tragen! und vor ihm lief ein anderes Weib, die rief: Folgt mir nur, ich zeig' Euch den Weg. Und das Weib hinter ihm ſaß bald auf dem Sattel in ſeinem Rücken, und umklammerte ihn mit ihren Armen, daß ihm der Athem verging, und das Weib vor ihm führte ihn durch Sumpf und Brüche, und er ſah ihre Laterne und konnte ſie doch nicht erreichen, bis ſie dort an den Teufelsſteinen ſtille ſtand und die Arme ausbreitete und rief: Springt nur, Junker, ich helfe Euch runter. Und da er ſich im Sattel

ſchwang, riß ihn die Andere hinab und er fiel. Die Frauen waren verſchwunden, er lag auf den ſcharfen Steinen, und während er vor Schmerz wimmerte, lachte es und kreiſchte und flatterte auf wie hundert wilde Gänſe, und die Eulen heulten im Walde. So wußten es die in der Küche ganz beſtimmt, und Keinem hätte ich rathen mögen, daß er daran zweifelte.

„Er hat geſeufzt! Er lebt!“ ſtürzte Agnes aus der Thorſtube, wo der Verwundete jetzt lag, und ihr Auge ſtrahlte vor Freude der Mutter entgegen, welche die Arme bepackt mit feinen, weichen Linnen aus dem Wohnhaus kam. Die Leinen kamen zu ſpät, die Stirn war ſchon verbunden, kalte Waſſerumſchläge waren gemacht, der Schmied aus dem Dorf war auch ſchon da, aber er ſchüttelte den Kopf; was hier zu thun war, ging über ſeine Kunſt.

„Ach, lieber Himmel, daß mir das nicht gleich einfiel, rief die Edelfrau. Schnell zu Pferd Einer nach Altenbrandenburg, er ſoll die Sporen nicht ſcheuen, zum Meiſter Hildebrand!“

Sie ſah ſich um nach einem guten Reiter. Auch das war ſchon beſorgt. Der Bote ritt ſeit einer Viertelſtunde.

„Dechant, das iſt brav von Euch, daß Ihr daran gedacht.“

Der Dechant blickte abwehrend auf Agnes: „Das liebe Kind denkt und waltet, als wär ſie ſchon eine barmherzige Schweſter. Da wird des Himmels Segen nicht ausbleiben.“

„Agnes Du! Ach, heilige Mutter, mir fällt ein, der Hildebrand wird nicht in der Stadt ſein. Reit' Einer nach, er iſt —“

„Beim Vetter in Golzow, fiel Agnes ein. Er reitet auch über Golzow. Erſt, wenn er ihn nicht findet, ſoll er nach Brandenburg.“

„Wen habt Ihr hingeſchickt?“ fragte die Frau.

„Hans Jürgen,“ ſagte leis Eva zur Mutter.

Die wiegte etwas den Kopf: „Der Junge wird auch müde ſein. 'S ſchadet aber nichts. Ein Nußbaum, der tragen ſoll, muß früh geſchlagen werden.

Die Vettern waren ſich nimmer ſehr gut. Schon als Kinder lagen ſie ſich in den Haaren. Nun wenn der eine, — der beſſere, entfuhr es ihr, aber ſie unterdrückte die Stimme, — wenn der dran glauben muß, dann hat der Andre den Troſt, daß er ihm zuletzt noch einen Liebesdienſt gethan. Mehr kann am End' Keiner ſagen, daß er für die anderen that. Wir ſind alle Kinder des Staubes, wir müſſen Alle unter die Erde."

Sie wiſchte mit dem kleinen Finger eine Thräne aus dem Auge, Eva weinte laut, und Agnes weinte ſtill. Da war das Zeichen gegeben. Wenn die Herrſchaft weinte, durfte die Dienerſchaft auch, es war ſogar ihre Schuldigkeit, weinen. Sie weinten nicht ſtill, ſie ſchluchzten laut, ſie drängten, ihre Schürzen am Aug', nach der Thorſtube, den lieben jungen Herrn zu ſehen, ſie ſchrien auf, wenn ſie ihn ſahen, und heulend ſtürzten ſie fort, bis es durch das ganze Haus und die ganze Burg ein Geheul war um den Junker, der ein ſo lieber, ſchöner Herr geweſen, und nun war er ein Krüppel, eine halbe

Leiche, ſchlimmer als eine Leiche. Und wie viel gute Eigenſchaften und Vorzüge kamen da an dem grauen Tage von Einem zu Tage, von dem ſie bis da gar nicht geſprochen, und wenn es geſchah, ſchalten ſie ihn einen eitlen Thunichtsgut.

Herr Gottfried hatte derweil ſeine Bierſuppe mit Ingber und Pfeffer, und dem ſchwimmenden Bierſchaum drauf getrunken. Er ſtrich ſich, als er allmählig warm ward, behaglich die Seiten, und ſah auch mit Befriedigung, wie der Knecht Kasper die große Schüſſel mit Buchweizenbrei auftrug, deren glatt gewordene Oberhaut ſchön geädert war mit kleinen Seen und Flüſſen und Kanälen von brauner Butter und Zimmet. Dabei lächelte der Burgherr wohlgefällig, denn die Zimmetbüchſe holte ſeine Ehefrau nur bei abſonderlichen Feſttagen aus dem Schranke: „'S iſt doch ein gut Weib!“ brummte er, und ſah auch mit Vergnügen auf die Schüſſeln mit Honig und Käſe und den Ochſenſchinken, der jetzt hereingetragen ward. Zu viel für einen Mann hätte es einem andern

gedünkt, der auch hungrig war, aber nur seit gestern. Herr Gottfried hatte seit einer Woche keinen Bissen über die Lippen gebracht und dieser Gedanke schien jetzt zum vollen Bewußtsein des Hungers zu werden. Er maß die Schüsseln, und auf seinem Gesichte strahlte immer mehr Friede; aber mit dem Frieden stimmten die Klagetöne draußen wenig.

„Ist also gefallen?" fragte Herr von Bredow.

„Und gestürzt," sagte der Knecht.

„Ja, ja, das kommt davon," sagte Herr von Bredow, und schnitt tief in den Schinken ein.

„Und hat sich Schaden gethan," sagte der Knecht.

„Durch Schaden wird man klug. Fiel auch mal vom Pferd. Ist's der Hans Jochem oder der Hans Jürgen?"

„'S ist ein Unglückstag heut," sagte der Meier.

„Ein Unglückstag! wiederholte Herr von Bredow und schien drüber nachzudenken, indem er einen zweiten Teller mit Buchweizenbrei füllte, und wie

verwundert zusah, daß es noch immer dampfte. — „Was haben wir denn heut, Kasper?“

„Sonntag nach Gallus, Gestrenger. Die Gänse sind schon geschlachtet.“

„Die Martinigänse! — Ist's die Möglichkeit! rief Herr von Bredow und setzte den Messergriff auf den Tisch. Der arme Hans Jochem! Jemine, schon die Martinigänse. — Das geht jetzt alles — Einer wills dem Andern zuvorthun. Da kommts denn! — Ein Bein gebrochen hat er!“

„Aber der Herr Dechant wird ihm die Sacramente reichen.“

„Sacramente! — Ein neuer Gedanke schien in der chaotischen Wüste seines Kopfes sich durchzuarbeiten. — Sacramente! Dann geht's wohl auf die Letzt.“

„'S ist aber nach dem Wundarzt geschickt. Der muß bald da sein. Sonst kommt er zu spät.“

„Zu spät! Ein zweiter Gedanke brach durch. Der Ritter legte Messer und Löffel fort: Kasper

meinſt Du, daß es gut iſt, daß ich zum Hans Jochem gehe? Er kann doch nicht zu mir kommen!"

„Freilich, das kann er nicht, geſtrenger Herr, aber —"

„'S iſt heut ein Unglückstag," wiederholte der Meier.

„'S thäte wohl beſſer, geſtrenger Herr, ſagte der Knecht, wenn Ihr erſt frühſtücktet. Das Unglück kommt immer zu früh noch, und Ihr könnt dem Junker nicht helfen. Aber der Junker kann Euch ſchaden. Herzeleid auf leeren Magen thut nimmer gut. Wer morgens ordentlich frühſtückt, der ſammelt ſeine Gedanken, und kann was vertragen. Mancher mann, der nüchtern ausritt, und wollte alles thun, that nichts und fiel gar in Unmacht."

Da nickte Herr von Bredow mit voller Beiſtimmung dem verſtändigen Knecht zu, und that, wie er ihm rieth. Und der Rath erwies ſich als gut, denn je mehr ſich der Magen füllte, um ſo mehr ſchien in dem großen Körper die zerſtörte Ordnung ſich wie-

der herzuſtellen, und auch die Gedanken ſammelten und lichteten ſich im Kopfe.“

Da wiſchte er mit dem Tuche den Mund, richtete ſich im Stuhle auf und ſprach: „Der arme Hans Jochem! — daß es grade der Hans Jochem ſein muß.“

„Das hab ich auch geſagt, geſtrenger Herr! Grade der Hans Jochem. Und er war ſo luſtig allezeit.“

„Wenns Hans Jürgen wäre —“

„Dann wärs nicht Hans Jochem, das hab' ich auch gedacht, geſtrenger Herr!“

„Aber das kommt davon.“

„Ja gewiß, Geſtrenger!“

„Wer nicht hören will, muß fühlen. Wollen Alles beſſer wiſſen, die jungen Leute. Reiten, das will gelernt ſein. Was iſt das für 'ne neue Mode! Die Diener ſollen jetzt hinter dem Herrn reiten. Die jungen Fante in Brandenburg und Berlin! Wozu iſt ein Diener, als daß er ſeinen Herrn meldet! Darum reitet er vorauf. Thut mir doch leid um den Hans Jochem. Hatte den Jungen lieb.“

Herr Gottfried drückte mit dem Finger an's Auge, als fühlte er da etwas, was nicht dahin gehörte. Frau Brigitte trat ein, auch mit rothen Augen; ſie ſetzte eine Kanne auf den Tiſch. Selbſt ſetzte ſie ſich neben ihren Herrn:

„Da bring ich Dir Zerbſter, Gottfried. Das letzte aus dem Faß. Wer weiß, wenns auch mit uns auf die Letzt geht."

„Ja, ja, ja! ſagte Herr von Bredow, 's iſt ſchlimme Zeit. Sie zapfen, wo ſie können."

„Trink, Götze, 's iſt von dem bittern Zerbſter das ſpült den Magen wieder klar."

Er ſetzte an und trank und ſetzte die leere Kanne nieder. Er nickte ihr freundlich zu: „Haſt recht, 's iſt von dem Bittern."

„'S iſt mancherlei bitter!" ſeufzte ſie.

„Der arme Hans Jochem, wer hätte das gedacht, Gitte! Na nu will ich auch zu ihm."

„Bleib nur Götze, ſie thun ihn verbinden jetzt. Er ſchreit jämmerlich. An's Leben geht's ihm nicht,

Siebentes Kapitel.

Der Hof von Ornäs. Der Waſaſaal. Die große Tragödie. Charaktere und Omina. Die neue Dynaſtie.

Durch ganz Delecarlien iſt der Hof von Ornäs berühmt; er iſt ein hiſtoriſcher Lichtpunkt für das geſammte Schweden. Eine geheiligte Reliquie, wiewohl das Haus nur von Balken gezimmert; werth und theuer noch immer dem Vaterlandsfreunde aus jeder Parthei, obgleich die Dynaſtie, deren Erinnerungen an das Haus geknüpft ſind, aufgehört zu regieren. Hier ſprach Guſtaf Erichſon, nachdem er lange in Dalecarlien umhergeſtreift, vergeblich verſuchend, den Muth ſeiner Männer zur Wuth gegen den Däniſchen Tyrannen zu entflammen, bei einem Manne, den er Freund glaubte, ein. Der Gaſtfreund brach die doppelte Bande, die ihn an den edlen

ſagte der alte Hildebrand. Aber wie's nachher mit ihm gehn wird, ich meine, wenn er durchkommt! Reiten kann er nicht mehr, und tanzen auch nicht. Weißt Du noch, wie er bei dem Banket in Pleſſow herumſtrich, er und die Eva. Sie waren noch Kinder, aber die Leute ſprachen gar abſonderliches. Na und dann Götze, Unſeres und Seines zuſammengeſchlagen, da hätten die Hohenziatzer auch können den Vettern in Friesack zeigen — Das iſt nun nichts. Ein Ritter wird er nicht mehr ſein Lebtag nicht, und was iſt er dann? Und der Hans Jochem in's Kloſter! Mann, Mann, das will mir gar nicht in Sinn. An den Hans Jürgen hatte ich immer gedacht, der taugt doch zu nichts. Aber —"

„Ich wollt's nicht, fiel Herr Gottfried ein. Sein Vater ſeeliger konnte die Pfaffen nicht leiden; und ich kann ſie auch nicht leiden. Er hat gerade Beine, laß ihn gehen, wo er hinläuft."

„Und weißt Du, was mir nicht gefällt, Götz? — Sie ſah ſich um, der Meier und der Knecht

Kasper hatten die Halle verlassen; sie waren allein

'S ist was zwischen der Eva und dem Hans Jürgen. Sie haben sich immer geneckt, aber seit ein Paar Tagen, da ist was los."

„Kinderpossen!"

„Du hast schon Recht, sie sind Kinder. Aber die Agnes, denk Dir, das stille Kind, die ist wie außer sich um den Hans Jochem. Hat gesorgt für ihn, als wärs ihr Bruder, ist hinausgelaufen, von Allen zuerst, als wir's hörten, und brachte ihm Wasser zu trinken. Eh' Einer sich nur besinnen konnte, hatte sie ihm nasse Umschläge gelegt und dann, ach Gott ich weiß nicht Alles. Und daraus kann doch nur Unglück kommen. Und darum, was meinst Du, wir schicken sie nach Spandow; je eher so besser."

Das Zerbster Bitterbier mußte wunderbar auf den Ritter gewirkt haben. Er seufzte so tief und schwer auf, als schöpfte er plötzlich Erinnerungen aus dem Ziehbrunnen seiner Seele. Die breiten Hände auf seine Knie schlagend, hub er an:

„Ich ſage Dir Brigitte, es kommt nirgend was 'raus, als Unglück! Und das kommt alles blos daher, weil die Menſchen es immer beſſer machen wollen, als es iſt. Der liebe Gott muß doch gewußt haben, warum er's ſo machte, aber nein, ſie müſſen kehren und putzen und ſcheuern."

Frau Brigitte ſah ihn bedenklich an, ob ein Vogel von der Wäſche geſungen. Es war anderes, was ihrem Eheherrn hinterm Ohre hüpfte.

„In Berlin werden ſie lateiniſch ſprechen, die Jungen ſollen durch die Gucker in die Sterne ſehn und die Weiber die Nativitäten ſtellen. Aus dem Reich iſt ein lateiniſcher Gelehrter verſchrieben, der ſoll dem Hofe Unterricht geben, und Komödien wollen ſie ſpielen von einem Heidenmenſchen, der vor zwei tauſend Jahren ſchon geſtorben iſt, der heißt Terwenzel. Mögen ſie ſcharwenzeln, mögen ſie's aushalten, wenn ich nicht zuhören muß. Ich will auch gar nicht mehr auf den Landtag reiten."

Den Entſchluß billigte ſeine Frau: „Was haſt

Du auch da zu thun, Götz! Haſt darüber die Reiherjagd verſäumt und die Martinigänſe.“

„Was da geſtänkert jetzt und geredet wird Brigitte, Du glaubſt es gar nicht. Nu frag ich eine Seele, haben wir nicht genug Gerichte und Gerechtigkeit im Land. Sprachen ſie jetzt davon, es ſollte ein großes oberſtes Gericht für die Marken errichtet werden in Berlin. Iſt denn das Reichskammergericht nicht ſchon Plage genug für 'nen rechtſchaffenen Edelmann, der's Unglück hat, daß er da was ſuchen muß. Nein wir ſollen die Plage auch apart haben. Da ſollen zwei Banken hingeſtellt werden; auf einer ſollen die Edelleute ſitzen, auf der andern Gelehrte, und da ſoll alles geſchlichtet und entſchieden werden, was ſich in den Haaren liegt.“

„Das wird 'nen Kohl geben,“ ſagte Frau von Bredow.

„Rechtes Futter für die Advokaten, Proceſſe, die einen Edelmann von Haus und Hof freſſen. Aber das iſt den gelbſchnäblichten Herren ſchon

recht, je mehr nur geſchrieben wird, deſto confuſer und beſſer.“

„Was Recht iſt, weiß doch jeder ſelbſt zum beſten, nicht wahr Götze. Gott ſei Dank, wir haben nichts mit den Gerichten zu thun.“

„Meinſt Du! Der Kunz Reder hat vor Jahren 'nen See abgelaſſen und ackert drauf. Nun ſagen die Bauern vom alten Kietz, ſie hätten ein Recht auf die Fiſche gehabt. Auf dem Acker könnten ſie keine angeln. Und das kam beim Landtage vor. Der Reder ſagte: ſie könnten ja Fröſche angeln, wollt 's ihnen nicht wehren. Aber glaubſt Du, Tile Holzendorf und noch ein Paar ſtanden auf, die Bauern wären im Recht. Da ſchlag denn doch das Donnerwetter drein. Wenn der Adel nicht mal zuſammenhält.“

„Was iſt auch das Angeln, Götze! Der Förſter ſagte geſtern, der Dachs hat ſich geſtellt. Mann, wir brauchen Dachsfett in der Wirthſchaft. Reite 'raus nach dem Bau und laß die böſen Gedanken.

Die frische Luft thut Dir gut. Will die Jäger rufen lassen und die Körbe und Flaschen füllen."

„Brigitte! sprach Herr Gottfried aufstehend und reckte sich. Ich wünschte, ich wäre selbst ein Dachs und könnte in mein Loch kriechen und schlafen den ganzen Winter und sähe nichts und hörte nichts. Denn Gescheites geschieht doch nicht mehr auf der Welt."

Die Edelfrau horchte auf Etwas. Der Thürmer blies: „Was ist das? — Nachher Götze muß ich Dir noch was sagen. Der Herr von Lindenberg war heute Nacht hier. Es scheint mir was nicht richtig: aber da wirs nicht ändern können, ist's wohl gescheuter, wir thun als wüßten wir nichts."

Der Burgherr war damit vollkommen einverstanden; um so mehr, da er wirklich nicht wußte, was er nicht wissen sollte, und was Einer nicht weiß, ihn nicht heiß macht; und endlich, weil er gar nicht neugierig und der Meinung war, daß viel Wissen für einen Mann vom Uebel sei. Aber eins hätte er doch wissen mögen, als Brigitte hinaus

war, nämlich warum ſein Eiſenhemde nicht am Platze hing. Auch die Büffelhaube fehlte und die Handſchuhe. Es war ein Mann, der die Ordnung liebte, nämlich ſeine eigene, und wie er auch danach ſuchte, ſo fand er ſie eben ſo wenig als Gründe, warum er ſie nicht fand. So etwas konnte ihn ſehr verdrießen, und wenn er verdrießlich war, konnte er auch zornig werden. Und er fing ſchon an, nur daß keiner da war, an dem er ſeinen Zorn auslaſſen konnte, was aber noch mehr zornig machen kann.

Der Thürmer hatte wirklich geblaſen, nicht ein Mal, wie wenn ein vereinzelter Reiter geſehen wird, ſondern in langen, wiederholten und anhaltenden Stößen, die einen ganzen Heereszug bedeuten. Ein Trupp Reiter in Harniſch und Helm ſchwenkte in den langen Baumgang, der zum Schloß führte, das Eiſen klirrte, und grad' als die Edelfrau auf dem Hof war, forderte der Anführer im Namen ſeiner kurfürſtlichen Gnaden Oeffnung und Einlaß.

Alle ſahen ſich verwundert an, es war doch

nicht Fehde, Herr Gottfried nicht in Acht, noch im Proceß mit der Kammer des Kurfürsten, daß er Einlagerung zu fürchten hatte.

„Oeffnet ſonder Zaudern! rief der Anführer den Eiſenklopfer drei Mal fallen laſſend. Wir wiſſen, daß der Burgherr drinnen iſt.“

„Da iſt ja Herr Achim von Arnim, der Voigt von Potsdam! rief die Frau. Thut auf Leute, das iſt etwas; oder 's iſt eine Irrung.“

Die Reiter ſprengten nur zum Theil in den Hof, der größere Theil blieb draußen. Der Anführer grüßte mit adliger Sitte die Burgfrau, doch nicht ſehr freundlich:

„Es thut mir leid, gnädige Frau, daß wir ſo uns wiederſehen müſſen, doch geht Pflicht vor Freundſchaft. Wo iſt Herr Gottfried?“

„Mein Mann, ach lieber Herr von Arnim, der iſt eben erſt aus dem Bett aufgeſtanden. Er ſchlief noch vom Landtag her.

„Das thut mir leid, ſprach der Voigt mit einem

Lächeln um den Mund und ſprang aus dem Sattel. So muß ich ihn ſchon mitnehmen, wie er iſt."

„Mitnehmen! Heilige Mutter Gottes, was iſt's."

„Iſt mir doch lieb, daß er ſchon im Wamms und Hoſen ſteckt, ſagte der Ritter, da Herr Gottfried jetzt aus der Halle zum Vorſchein kam. 'Nen Pelz könnt Ihr ihm noch umwerfen."

Als Herr Götz ihn grüßte, neigte ſich der Voigt auch nicht um ein weniges, ſondern hielt den weißen Stab in die Höh: „Herr Gottfried von Bredow, im Namen Seiner Kurfürſtlichen Gnaden, Ihr ſeid mein Gefangener. Folgt mir in Güte."

„Gefangener!" rief es. Das war doch auch für Frau Brigitten des Schreckens zu viel. Hans Jürgen ſah Eva fragend an, Agnes ſtürzte auf Herrn Gottfried und umfaßte ihn: „Sie ſollen uns den Vater nicht nehmen."

„Das könnte nicht ſein, lieber Herr von Arnim. Das iſt ein falſcher Befehl. Warum?"

Der Anführer hob den Arm: „Auf Seiner

laucht eignen Befehl, den ich aus ſeinem Mund vernahm, bei Potsdam in der Forſt. Ueberdem wer wagt zu zweifeln, der ein guter Vaſall iſt zu Brandenburg!"

Ein weniges ließ er das Pergament aufrollen, das er aus der Bruſt zog. Dann, als thäte es nicht noth, ſchnellte er es wieder zuſammen und ſchaute nur nach ſeinen Reitern. Was er vor ſich ſah, that nicht gut, daß ein kurfürſtlicher Diener es zu genau ſah.

Kasper riß den Mund auf und drückte die Fauſt an die Zähne; Eva ſchrie und flog zu Hans Jürgen. Sie fiel ihm nicht um den Hals; ſie legte nur die Hände auf ſeine Schulter. „Daß dich noch mal!" hatte Herr Götz gerufen; weiter nichts, dann waren die Arme ihm ſtraff niedergeſunken und er ſchaute, blaß, mit ſeinen großen Augen, ins Leere; aber Eva rief zu Hans Jürgen: „Dulden wirs?" — „Wir dulden's nicht!" hatte er geantwortet, ich weiß nicht, ob mit dem Mund

Flüchtling fesselten und ging aus, ihn den Dänen zu verrathen. Gustaf entkam der drohenden Lebensgefahr durch den treuern Sinn der Gattin des Mannes. Die Frau ließ den muthigen Jüngling durch einen geheimen Ausgang entschlüpfen, daß er durch romanhafte Drangsal den Weg zum Throne finde. Die Wasa's hielten den Ort, wo dem Stifter ihres Königlichen Hauses solche Noth begegnete, heilig; das Gebäude wurde in seinem alten Zustande erhalten, ja gewissermaßen zum historischen Stammbuch des Geschlechtes geweiht, und steht noch heute unter dem besonderen Schutze der Regierung. Ornäs ist ein adeliger Hof der kleinern Art und gehört, ich glaube, noch jetzt Nachkommen in weiblicher Linie jener durch die Geschichte bekannt gewordenen Besitzer.

Schon der erste Anblick deutet auf nicht Gewöhnliches. Ornäs liegt eine Schwedische Meile südlich abwärts von Falun. Aus der verwitterten Schlackenregion dieser Stadt tritt man wieder in eine lichte, nordische Gegend. Schlanke Birken ragen in den blassen Himmel, das sanfte Grün überdeckt die flachen Ufer eines weiten See's; von der Spitze einer Halbinsel springt

oder den Augen, aber er sprang zur Treppe nach der Rüstkammer. Da war es gut, daß der kluge Knecht Ruprecht ihn auffing. Was er ihm zugeflüstert, da er ihn unterfaßte, ich kanns euch nicht wieder sagen.

Die Harnische der Reiter klirrten, da sie einen Halbkreis um die Burginsaßen schlossen: der Wachtmeister strich den Knebelbart, der Voigt von Arnim sprach kein Wort, aber auf seinen geschlossenen Lippen war geschrieben: Es ist Ernst, gegen den nichts hilft.

Der Leiterwagen mit den Strohbündeln stand schon geschirrt im Hofe. Der Wachtmeister und noch ein Reiter setzten sich nach vorn und hinten, eine Kette mit Handschellen verbargen sie noch unterm Strohsitz in der Mitte.

„Vater! Vater!" „Götze, mein Gottfried!"

Und konnte der Dechant nichts mitgeben als seinen Segen? Die Burgfrau stieß ihn fort, sie schlang ihren kräftigen Arm um den Hals ihres Herrn.

„Warum mußtest Du mir das thun, Mann! Nun weiß ich's — Du hast zu frei gesprochen auf dem Landtag."

Darum! — Das darum und warum verhallte unter dem Gerassel der Räder und Hufe auf der Zugbrücke. „Herr Dechant! Herr Dechant!" riefen Mutter und Töchter dem geistlichen Herrn nach, der auch hinausritt, still, gesenkten Hauptes, aber er ritt nicht mit dem Wagen; er schwenkte draußen um nach links.

Da saß die unglückliche Frau und Mutter mit ihren Töchtern auf dem Walle. „Er hätte ihn doch trösten können auf dem langen Weg bis Spandow, schluchzte Frau Brigitte. Was braucht der Peter Melchior des Zuspruchs, der ist nur ein bißchen krank und mein Herr —" Ein Aufschrei unterbrach sie. Der Wagen mit den Reisigen, als sie in den Wald lenkten, hielt, und deutlich sah man's, sie legten dem Gefangenen Fesseln an. „Daß Gott erbarm, das ist zu arg!" schrien die

Mägde; die Töchter bargen, weinend, ihr Geſicht im Schooß der Mutter, die ihres in beide Hände ſtützte: „Nun iſts vorbei, nun iſts richtig, wir ſehn ihn nimmer wieder.“ Sie ſah ihn auch nicht wieder, als ſie plötzlich ſich aufraffte und mit dem Tuche nachwehte. Roß und Reiſige waren im Walde verſchwunden, im tiefen Sande verhallte der Ton von Hufen und Rädern.

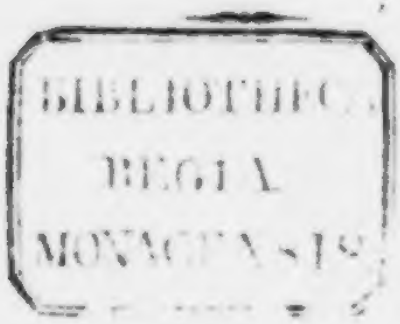
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Die

Hoſen des Herrn von Bredow.

Veste distinguuntur non fluitante, sicut Sarmatae et Parthi, sed stricte et singulos artus exprimente.

Nicht im pluderichten Gewande, wie Sarmaten und Parther, ſondern in eng anſchließender ſchmiegſamer Kleidung gefielen ſich die Germanen.

Tacit. de mor. Germ.

Berlin, 1846.

W. Adolf und Comp.

Hans Jürgen und Hans Jochem.

Vaterländiſcher Roman in 2 Bänden

von

W. Alexis.

Erſte Abtheilung

der

Hoſen des Herrn von Bredow.

Dr. Martin Luther ſchrieb an Joachim II.: So chriſtliche Durchlaucht nur das reine Wort Gottes annahmen, mochten Sie doch die Proceſſionen laſſen, als Ihnen gefiele, und ſo Sie nicht genug hatten an den Proceſſionsfahnen, mochten churfürſtliche Durchlaucht auch (ſeinethalben) mit Ehren zu melden Hoſen an die Stangen hangen.

Magiſter S. Sebald: Breviarium Hist.

His breeches were of rugged woollen
And had been at the siege of Bullen.
To old king Harry so well known,
Some writers held they were his own.

Sein Hoſenpaar von grobem Tuch
Wie man es Anno damals trug.
Auch trug wenn die Luſtorie wahr,
Ein alter König ſchon dies Paar.

Puttler: Sir Hudibras.

Band II.

Berlin, 1846.

W. Adolf und Comp.

BIBLIOTHECA
REGIA

Erſtes Kapitel.

Der Fürſt und der Geheimerath.

Im kurfürſtlichen Vorzimmer ſaß der Hauptmann der Leibwache. Obgleich er den Lehnſtuhl an den hellpraſſelnden Kamin gerückt, hatte er doch ſein Stahlkleid noch mit einem Wolfspelz umhüllt; es war ein kalter, ſtürmiſcher Spätabend, der Wind heulte in den Böden des Schloſſes und fuhr durch die Schlotte herab. Die Spree dampfte; der Wohlgeruch welcher von den Aepfelkähnen dann und wann herauf und durch die ſchlecht verſchloſſenen Fenſter drang, ſchien ihn nicht zu erquicken. Er ſpielte ein gedankenloſes Spiel mit ſeinem Dolche; wenn er dann und wann ſichtlich gelangweilt aufſprang und ans Fenſter trat, zählte er die Lichter

trüben in den kleinen Häusern der winklichten Stadt, wie eines um das andere verlosch. Endlich waren alle verschwunden; nur auf der langen Brücke schwelte noch kümmerlich fort die kleine, röthliche Oellampe unter dem Muttergottesbilde.

Durch die geöffnete Thür sah man auf dem langen Corridor zwei Hellebardiere in gemessenen Schritten auf und ab gehen. Zuweilen zeigte sich auch ein Mann an der Schwelle, im kurfürstlichen Wappenrock, mit dem rothen Adler auf der Brust, und in hohen Reiterstiefeln, als warte er auf etwas. Wenn der Ritter ihn sah, winkte er ihm mit der Hand: „Er schreibt noch."

Durch die Nachtluft dröhnte jetzt ein Glockenschlag, dem drei andere folgten. Von Sanct Nicolas tönten darauf zehn volle Glockenschläge. Als der letzte verklungen, fing die Marienkirche an, vom Rathhaus antwortete es, und plötzlich summte und schwirrte es, ein lautes Glockenmeer in der Luft, von den Kirchen in Köln, dem Dom, Sanct Pe-

ter und den ſchwarzen Brüdern, die ſich nicht Zeit zu laſſen ſchienen, eine die andere abzuwarten. Die entfernteren und kleineren Glocken von den grauen Brüdern, dem Hospital und Sanct Georg hallten auch nachklingend in der Ferne, als die Nachtwächter diesſeits und jenſeits der Spree ſchon ins Horn ſtießen und ihr:

Hört Ihr Herrn und laßt Euch ſagen:
Die Glock hat Zehn geſchlagen,
Bewahrt das Feuer und das Licht
Damit der Stadt kein Schaden geſchicht
Lobet Gott den Herrn!

die Stille der Nacht für eine Weile unterbrach.

Auf dem Gange ſchallten Tritte. Die Hellebardiere ſchulterten, der Hofjourier, der ſich wieder an der Schwelle gezeigt, trat ehrerbietig zurück, und ein vornehmer Herr in carmoiſinem mit Gold geſtickten Wams und feiner Halskrauſe, trat unangemeldet mit eiligem aber einem ſo ſicheren Schritte ein, daß man ſah, er war dieſes Betens gewohnt.

das hohe, rothe Haus, ein Schloß für diese Gegenden, uns ins Auge. Man hat andere Wirthschafts- und Hofgebäude dem alten Hause gegenüber angelegt, um es ganz unentweiht durch täglichen Gebrauch seiner historischen Bestimmung zu überlassen. Eine Gallerie führt außerhalb auf der Seite des Hofraums darum, eine Wendeltreppe in einem thurmartigen Vorbau wieder zu jener. Rothe Schindeln nach Art der Parthischen Schuppenpanzer decken das Dach und jeden dachartigen Vorsprung, so daß das Haus, schon an sich genommen, ein frappantes Bild der alten Eigenthümlichkeit liefert, ohne es im Gegensatz der romantischen Gegend ringsum zu betrachten.

Das große Wasazimmer öffnet sich uns von der Gallerie aus. Aber wir werden betreten auf der Schwelle, indem wir es bewohnt finden, obgleich Todtenstille im Hofe herrscht und die Schließerin, eine anmuthige Schwedin, den dicken Staub vom Schlosse abbläst. Zwei riesige Dalecarlier, in ihren uralten Röcken von weißem Fries, halten die Hellebarden entgegen. Drüben aus der Ecke schaut ein ganz geharnischter Ritter. Die leere Rüstung enttäuscht indessen zu-

„Ha, Du haſt die Wache!“ rief er dem Offi-cier zu. „Das iſt gut.“

„Endlich, Wilkin! antwortete der Hauptmann und hielt ihm die Hand entgegen. Welcher Teufel hat Dich denn beim Kopf gehabt?“

„Erwartet mich Seine Gnaden?“

„Fünf, ſechs Mal ſchickte er nach Dir. Wie's Kind nach der Muttermilch ſchnappt er nach Dei-nem Anblick. 'S iſt grauſam, daß Du Dich ihm ſo lange entzogſt.“

Der Angekommene befühlte ſeine Halskrauſe, ob ſie in Ordnung ſei, ſtrich die Federn auf ſeinem Hut und wollte mit einem ſtummen Gruß an dem wachthabenden Officier vorbei nach der Thür zu den innern Gemächern, aber der Hauptmann hielt ihn zurück:

„Halt! Jetzt ſchreibt er. Vorhin zu ſpät und jetzt zu früh.“

Der Cavalier warf ſich in den Lehnſtuhl und ſchöpfte tief Athem. Dann wiſchte er den Schweiß

von der Stirn: „Es ist mir ganz recht. Ich muß mich etwas erholen; ich lief zu sehr.“

„Nun sprich, wo steckest Du? Du warst ja wie weggeblasen mit Deinem Rappen.“

„Du weißt, er hat zuweilen den Koller.“

„Du aber einen vortrefflichen Riecher, wo es eine Spur finden gilt. Als das Unwetter gestern losging und alle Hörner umsonst schmetterten, und keine Antwort kam, war Jochem allen Ernstes besorgt, ein Nix, eine Else hätte Dich verlockt, und wir würden Dich wiederfinden als kalten Mann in 'nem Sumpf oder an einem Seeufer.“

„Seit wann schickten Seine Gnaden nach mir? Ich meine, wann ist er nach Köln zurückgekehrt?“

„Gestern kehrten wir gar nicht zurück. Er suchte nach Dir, wie nach seinem Schooßhund, da mußten wir, weil wir uns bei Belitz verspätet, in Potsdam übernachten. Heut Morgen ward dort gejagt, erst zu Mittag kehrten wir heim. Du kannst dem Hoffeurier neue Sohlen schenken;

ſo oft hat er für Dich durch Koth und Nebricht nach der Kloſterſtraße gemußt. Bliß was waren Deine Wege?“

„Unterſtädt! ſagte der Andere nach einer Pauſe, indem er den Kopf in den Arm ſtützte. Es ſchleicht mir was durch die Glieder ſeit einiger Zeit. Iſt's ein Fieber oder was iſt's? Ich ſehe die Dinge doppelt, oder was andere ſehen, ſehe ich nicht. Schauerte mich doch eben, als ich ins Schloß trat, und die Ampeln wehten in den dunkeln Gängen.“

„Du ſahſt doch nicht die weiße Frau?“

Der Andere ſchüttelte den Kopf.

„Oder trat Dir die eiſerne Jungfrau entgegen und breitete die Arme nach Dir aus?“

Der Cavalier machte eine abwehrende Bewegung: „Schweig, ſchweig! Dummes Zeug, ein Schwindel, mir wird ſchon beſſer.“

„Glaube mir, lachte der Hauptmann, es iſt das Katzenwetzeln. Unſere Natur iſt nicht für das Scharwenzeln. Wo die Weisheit mit Löffeln gefreſſen

wird, ſchrumpft der Magen ein. Saug Dich mit uns mal wieder voll, dann vergehen die Blähungen und Geſichte. Aber Menſchenkind, biſt uns noch Rechenſchaft ſchuldig. Zauſte Dich das Fieber auch, als Du durch die Haide ritteſt?“

„Ich ſagt es Dir ja ſchon, mein Pferd riß mich fort. Weiß nicht, was ihm zu Geſicht kam. Als ichs bewältigte, hat ich die Richtung verloren, ich kam nach Brandenburg, Gott weiß wie, und hielt es dann für das Gerathenſte durch den Barnim zu reiten. Da übernachtete ich drüben in Werzin.‘

„Da kann man freilich ſpät nach Berlin kommen! Ich will Dir's glauben, wenn Du's willſt.

„Du thuſt ſehr geſcheit, Otterſtädt. Worauf wartet der Fourier?“

„Auf ein Schreiben Seiner Durchlaucht?“

„An wen?“

„Was weiß ich's, an welchen Schwarzrock oder welche Glatze. Wenn er ſchreibt, iſts ja nur an Pfaffen und Gelehrte. Nach Straßburg oder Ba-

sel soll's. Richtig, 's ist der superkluge seine Abt; mit 'nem Tritt fängt's an, und mit Haus oder Heim läuft's aus, der schon mal hier war und Weisheit schüttelte, wenn er sich im Bart kraute."

„Der Abt Trittheim, sein Lehrer!"

„Ging's nach mir, Wilkin, so stäch ich's dem Fuhrmann, der ihn bringen soll, daß er ihn in 'ne Pfütze würfe. Da möcht' er sich mit seinen lateinischen Phrasen rausziehen. Ging das gelehrte Thier nicht hier wie ein Pfau mit gläsernen Füßen, dem seine feine, weiße Hand zu gut dünkt, daß er unsre groben Stühle und Tische anrührte. Und als thät er eine Gnade, wenn er mit unsereinem ein deutsch Wort wechselte."

„Diese Leute sind nicht schädlich, sagte der Andere. Ein Spielzeug für ihn. Wenn er sich mit ihnen in gelehrte Gespräche über den Mond und den Papst vertieft, ist's nur zu unserem Vortheil. Aber was soll der Abt jetzt?"

„Was! Wozu anders als zu der Hauptge-

ſchichte, derohalben wir Kurfürſt wurden. Soll dabei ſein, Pathe ſtehen bei der neuen Univerſität wie ſie's nennen. Darüber wird ja jetzt geſchmiert und correspondirt mit Pabſt, mit Fürſten und Herrn draußen im Reich, als könnte ein Markgraf von Brandenburg, wenn er neu gebacken iſt, nicht Eiligeres und Nöthigeres thun, als 'ne Schule gründen, wo die Buben das lateiniſche A B C lernen. Laß die Pommern die Oder ausſaufen, was geht's uns an, wenn wir nur in Frankfurt eine Univerſität kriegen, damit man von uns draußen ſchwatzt, was für fromme und gelehrte Leute wir ſind."

„Das Teſtament befiehlt es ihm."

„Er thut Alles, was uns nicht Noth thut, und nichts, um was es uns zu thun iſt. Thut Euch in der Priegnitz eine Univerſität noth? Wir in der Uckermark brauchen keine. Hat's Mangel an Schreibern, Juriſten, Pfaffen in der Altmark, in der Neumark, in der Kurmark? Pfaffen, daß man ſich ſchütteln möchte, wie der Bettler im Pelz, aber wenn er nur

im Mond einen Platz fände, ſtiftete er auch da ein Bisthum."

„Sonſt nichts Neues, Herr von Otterſtädt?"

„Will ſeinen kleinen Bruder, Prinz Albrecht, wenn Frankfurt geweiht wird, zum Canonicus weihen laſſen.*) Daß dich — werden Alle noch Pfaffen und Schwarzröcke werden."

„Zu Haus iſt doch alles in Ordnung?"

„Proſt Mahlzeit! Vom Götze Bredow erfuhrſt Du doch unterwegs?"

„Der von Ziatz? Was iſt mit ihm?"

„Schöne Geſchichte. Iſt nach Spandow gebracht, in den Thurm geſperrt. Es giebt ein Gericht."

„Der alte Bredow! Verwundert war der Hofmann aufgeſprungen. Ich — das muß ein Mißverſtändniß ſein."

---

*) Albrecht, der nachmalige Erzbiſchof von Magdeburg und Kurfürſt von Mainz. Tetzels und der Wiſſenſchaft Beſchützer.

„Gebunden noch dazu. Soll mich wundern, was die Friesacker dazu sagen werden. Plagt der Teufel den alten Krippenreiter, daß er einem Juden auflauert, der mit seinem Wagen nach Berlin fährt.“

„Einem Juden.“

„Oder so was. Genug er hat ihn geworfen, leichter gemacht, geknebelt und in den Graben geschmissen. So weit ging alles gut. Nun hat aber der dämlichte Kopf, der nie viel Grips hatte, vergessen, daß wenn man etwas wagt, man alles wagen, und einem Kerl, der schreien kann, die Kehle fester zuschnüren muß. Item, er hat es verdorben. Es kamen Leute zu, die ihn losbanden. Zugerichtet wie er war, konnte er doch noch ein Lamento erheben und seinen Räuber, wie so ein Kerl das versteht, beschreiben.“

„Wie beschrieb er ihn?“

„Nun, daß es kein Zweifel ist, es war der Hohen-Ziatzer. Der Schafskopf, in seinem verrosteten Panzerhemd, dran noch seine Farben und in der al-

ten Büffelhaube, die kein Mensch in der Mark mehr trägt als er, darin bei hellem Licht und auf solcher Straße einen Krämer werfen! So Einen muß man nun als Seinesgleichen gelten lassen. Er war noch pfiffig genug, daß er nicht gleich nach seinem Nest kehrt machte, sondern that, als ritte er nach Potsdam; da haben ihn die Marktleute gesehen und erkannt. Von da ist er vermuthlich im Walde eingeschwenkt und nach seinem Sumpfloch heimgeritten. Nicht wahr, 's geht Euch wie mir im Kopf rum?"

„Aber der Kurfürst, wie erfuhr er es?"

„Ich sagte Euch ja schon, wir blieben die Nacht in Potsdam und jagten heut früh dort. Da kam die Mähre denn brühsiedend warm zu uns. Das quickte und schrie, wie wenn ich heiß Wasser auf eine Tonne mit Mäusen gieße: „„Gerechtigkeit, Gewaltthat! großer Kurfürst!"" Mir gellen noch die Ohren."

„Sprach der Kurfürst den Krämer, ich meine den Juden persönlich?"

„Nein. Von den Katzenköpfen und dem Schnüren hat er das Fieber gekriegt. Aber der Schreiber hatte ſeine Ausſage zu Protocoll genommen dort in Baumgartens Fährhaus. Darauf ließ der Kurfürſt den Vogt von Potsdam nach Ziatz reiten, und der Vogel war in ſeinem Neſt gefunden.“

„Wird der Krämer — ich meine der Jude dran glauben müſſen?“

„Das glaube ich nicht. Der Markgraf will ihn morgen ſelbſt verhören. Aber der Ziatzer wird es. Das iſt 'ne recht verdrießliche Sache, Wilkin. Wird uns wieder 'nen Brei einrühren. Der Götz hat den Ruf eines Ehrenmannes. Heißt es nun, ſelbſt der hat dem Kitzel nicht widerſtehen können, welche Litanei geht da von Neuem gegen den Adel los!“

„Laßt ihn doch klug ſprechen! Je mehr er in das Sprechen kommt, um ſo mehr gefällt er ſich darin und um ſo weniger thut er. Wenn Ihr klug wäret, locktet ihr ihn ſogar zum Reden, Ihr hörtet ihm mit Bewunderung zu, und wenn Ihr noch klü-

erſt wieder, und die gräulichen Bärte und Naſen der Holzfiguren vollenden die Entzauberung. Doch walten die Geiſter mit geheimer Scheu in dem Zimmer. Die Rüſtung war Guſtaf Waſa's eigenes Schlachtkleid, ſo ehrenfeſt wie je eine aus dem dreizehnten Jahrhundert. Seine Schwediſche Bibel liegt daneben. Seine Handſchuhe, ſeine Armbruſt und hundert Reliquien, ſpäter erſt hergeſchafft. Von dem Ameublement aus der Zeit, wo Guſtaf als Flüchtling hier einſprach, ſcheint nichts übrig geblieben, als ein gewaltiges Himmelbette, ſpäter mit Schwedens Königlichen Farben geſchmückt. Heute nur Stroh darin, überhangen mit einer Wappendecke. In vielen Schwediſchen Verſen, die aber nicht mit der Poeſie der Geſchichte harmoniren, wird dieſe in den Thüren und Fenſtern erzählt. Auch Specielkarten von Dalecarlien mit der Angabe jedes Punktes, wo Guſtaf verweilte.

Aber an den Wänden hängen in ernſtem Kreiſe alle Regenten und Regentinnen aus dem Hauſe Waſa. Kein Fleck im Zimmer, wo nicht die Augen dreier großen Könige den Fremden anſtarren. Alle grell gemalt, was noch mehr zur Scheu beiträgt, die in dieſer gewaltigen Ge-

ger wär't, antwortet Ihr mit dem Wiederhall deſſen, was Ihr gehört. Iſt das ſo ſchwer, Phraſen auswendig lernen, die uns hundert Mal vorgeſagt werden? Das iſt das Kunſtſtück der Weisheit, die in der Welt gelten will."

„Aber es iſt nicht klug von uns, ihm auf ſo dumme Weiſe zum Reden Anlaß geben, ſagte Otterſtädt. Solch' ein Pfuſcher im Handwerk! Wär's nicht ſein guter Name, er verdiente den Henker. Himmel und Hölle, das ganze Havelland kocht und brennt."

„Wäre das ſo ſchlimm?" ſagte der Andere, als die Thür zum innern Zimmer ſich öffnete und der Kämmerier hinaus rief:

„Der Geheimrath von Lindenberg!"

Der Kurfürſt ſtand vor ſeinem Schreibetiſch, ein edler, ſchöner, junger Mann, auch ohne das fürſtliche Gewand, das an ſeine ritterliche Geſtalt ſchmiegſam ſich fügte. Er las in einem entfalteten Pergament, dem man es anſah, daß er es nicht

zum erſten Male geöffnet, daß er nicht zum erſten Male darin las. Er küßte die Schrift: „Ich will es, ſeeliger Geiſt meines Vaters! Ich hab's gelobt und will es halten.“

Er ſchritt einige Mal im Zimmer auf und ab, indem er die Worte, die er eben geleſen, mit lauter Stimme wiederholte.

„„Deinen Fürſtenthron wirſt Du nicht beſſer befeſtigen, als wenn Du den Unterdrückten hilfſt, wenn Du den Reichen nicht nachſiehſt, wo ſie die Geringen überwältigen, und wenn Du Recht und Gleich einem Jeden angedeihen läſſeſt.““ *)

„Erhabene Worte eines erhabenen Fürſten!“ ſprach der Geheimrath, ſein Baret mit gekreuzten Armen auf die Bruſt drückend, indem er ſich tief neigte; es ſchien mehr vor dem Pergament, das

---

*) Dieſe und die folgenden geſperrt abgedruckten Sätze wörtlich aus Johannes Sicero's Teſtament.

jetzt auf dem Tisch lag, als vor seinem Herrn, der sich in dem Armstuhl niedergelassen hatte.

„Es sollen nicht Worte bleiben, es sollen Thaten werden. Traust Du es mir zu, Lindenberg?“

„Werden? Gnädigster Herr, ich meine, sie sind es schon.“

„O es liegt vor mir, wie eine Wüste, nein wie ein Gebirge. Wenn ich die höchste Kuppe erklimme, war es nur ein Hügel, vor dem neue Kegel, Felsen, Riesengebirge sich endlos weit ausdehnen. Wer führt mich durch diese Schlangenwindungen, durch diese Lavinen den graden Weg?“

„Ihr selbst! Wie Eures Vaters Vater ein Achilles war an Kraft, wie man Euren Vater Johannes, weil seine weise Rede, wie Honig von den Lippen floß, einen Cicero nannte, werdet Ihr an Klugheit und Erfahrung ein Nestor sein, der nicht geführt zu werden braucht, der Andere führt.“

„Ich bin noch jung, aber — ich will's, Lindenberg, ich will's! Wie stärkt mich des Vaters Testa-

ment; allein jedesmal, wenn ich es überlese, wenn diese Honigworte wie Balsam auf mein Herz träufeln, steigen auch neue Zweifel auf, wie starre Klippen, die dem Schiffer den Weg versperren. O allmächtiger Gott, es ist so viel was ich thun muß, und ich bin doch nur ein Mensch. Lies, lies es wieder, dies kostbare Document des weisesten, des größten, des edelsten Mannes seines Jahrhunderts."

„Lesen, gnädigster Herr? Ich kann es auswendig. Erlaubt mir vielmehr auf dieses heilige Pergament meine Lippen zu drücken, als ein Gelöbniß, daß, was in meinen schwachen Kräften steht, ich treu daran halten will."

„Küsse diese Stelle."

„Ist nicht eine so viel werth, als die andere?"

„„Vergiß nicht mein Sohn den Adel im Zaum zu halten; denn sein Uebermuth verübt das meiste Böse. Strafe sie, wenn sie die Gesetze übertreten, und laß nicht

zu, daß sie irgend, wer es sei, wider Gebühr beschweren.""

„Großer, seeliger Johannes, es ist ein schmerzliches Wort!"

„Das Dich nicht drücken kann. Du bist nicht wie die Andern. Setze Dich zu mir. Wie hat mich nach Dir verlangt, Lindenberg, wieder einen Menschen zu sehen, unter diesen Halbmenschen, mit ihm sprechen zu können, wie mir ums Herz ist, und der meine Sprache versteht."

„Eure kurfürstlichen Gnaden sandten, wie ich höre, so eben nach dem Abt Trittheim, ich begreife —"

„Davon nachher."

„Hätten wir doch diesen herrlichen Mann an Hofe festhalten können. Ich begreife, daß es ihm hier nicht wohl zu Muthe war, aber er hätte seine Abneigung überwinden sollen, aus Ehrfurcht und Dankbarkeit für seinen fürstlichen Wohlthäter und Schüler."

„Was ſollte er hier!“ rief der Fürſt, und ein innerlicher Schauder ſchien ſeiner Herr zu werden. Unwillkührlich hatte er wieder nach der Schrift ſeines Vaters gegriffen, und drückte die Finger auf die Stelle, welche lautet: „„Ich hinterlaſſe Dir, mein Sohn, ein großes Land; allein es iſt kein Deutſches Fürſtenthum, in dem mehr Zank, Mord und Grauſamkeit im Schwange gehn, als in unſrer Mark.““

„Aber ich will ihnen in die Ohren mit Poſaunentönen rufen, daß ich wach bin, weil ſie denken, daß ich ſchlafe. Mir iſt nicht bange, ich kenne ſie alle und ihre Tücken, worauf ſie trotzen, worauf ſie bauen; ich will ſie auffinden, in ihren Gelagen und Schlupfwinkeln, in ihren Neſtern und Spelunken, bei Tag und bei Nacht; ich will die Straßen fegen und die Burgen auskehren. Die Großmächtigen ſollen vor mir zittern und die Wölfe will ich aus dem Schafpelz jagen, den ſie übergehangen. Ich will ihnen Allen zeigen, daß ich ſie

nicht fürchte noch ihr Geschrei, denn ich bin ihr Herr."

Er war aufgesprungen, und maaß wieder mit stolzen Schritten das Zimmer, sichtlich durch die Erinnerung an ein jüngstes Erlebniß aufgeregt.

„Ist es erhört, ist es denkbar nur, fuhr er fort, dieser Räuberanfall in meiner nächsten Nähe, gleichsam unter meinen Augen, wo der Hauch meines Mundes hinreicht, wo die Hufe meines Rosses den Boden kaum betreten, mir zum Hohn, dem Lande zur Schmach, der Gerechtigkeit, die ich pflege, zum Aergerniß. Ein gemeiner, elender, blutiger Straßenraub! Es ist mir, als hätte der Raubmörder an alle Bäume geschrieben, unter denen ich fortritt: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist. Aber sie irren sich."

„Mein Durchlauchtigster Herr meint den Anfall von vorgestern an dem Juden, von dem ich hörte."

„Heute, Lindenberg; es sind noch nicht vier und zwanzig Stunden um."

„Der Jude, Euer Gnaden soll —"

„Es ist kein Jude, Du mußt Dich ja des Krämers entsinnen, der uns in Saarmund am Zoll seine Waaren ausbreitete. Ich kaufte davon. Es ist mein Geld, die Beutel noch von meinem Seckelmeister versiegelt, riß die verfluchte Hand des Diebes fort."

„Wenn ich es nicht aus so glaubwürdigem Munde hörte, sollte ich es kaum glauben. Jetzt entsinne ich mich auch dieses Krämers. Er war in grünem Wams, richtig! Sein Gesicht, ich bekenne, flößte mir schon damals wenig Zutrauen ein, und ich sah ihm auf die Finger, als ihm das Geld aufgezählt wurde. Aber ich muß mich doch getäuscht haben. Also es war kein Jude!"

„Ich hasse die Juden, Lindenberg, und denke auch diesen ungläubigen Wucherern einen Daum aufs Auge zu setzen, wenn ihre Zeit kommt, denn sie sind und bleiben Verräther am Blute unseres Herrn und Heilandes. Aber, und wäre es Simon

der Schächer, oder Judas Ischarioth gewesen, der die dreißig Silberlinge trug, es hätte Keiner ein Recht, es hätte sich Keiner unterstehen sollen, wo ich den Blutbann habe, seine Hand an ihn zu legen. Oder zweifelst Du?

„Ich zweifeln, wo mein Herr spricht!"

„Und doch stehst Du sinnend da? Bist Du anderen Sinnes? Ich liebe freie Meinungen, auch wenn sie meiner entgegen sind."

„Ich bekenne, daß allerdings ein Zweifel eben auftauchte, und wünschte wohl, daß mein gnädigster Herr mir da zu Hülfe käme. Gesetzt, was Ihr da eben anführtet, Judas Ischarioth wäre es, der von Köpnick nach Berlin mit seinem Sündengelde zieht, und ich begegnete ihm im Walde, beim heiligen Johannes, ich glaube nicht, daß ich eine Sünde thäte, wenn ich ihm auf den Kopf schlüge. Und wär' es, hilf mir Gott, ich glaube doch, ich thät' es. Gnädigster Herr, mir scheint die Frage von Wichtigkeit. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott

was Gottes iſt, verzeiht mir, ich ſpreche nur als Laie, aber ließe ſich der Spruch hier nicht anwenden. Nein, Herr, auf die Gefahr Eurer Ungnade die Gelegenheit ließ ich mir nicht entgehen. Iſt Judas Iſcharioth nicht ärger als der Teufel, der doch vor unſerm Heiland weichen mußte, und konnte ihn nicht in Stricke und Verſuchung bringen, wogegen Judas unſern Herrn in die Stricke ſeiner Feinde verrathen hat. Den Teufel todt zu ſchlagen, das könnte doch kein Gericht mir wehren, ſo es in meiner Macht ſtände. Die Frage ſcheint mir allen Ernſtes wichtig genug, daß ein chriſtlicher Fürſt ſie an die Univerſitäten ſchickte, damit man die Gutachten der theologiſchen Facultäten darüber erführe."

„Die Facultäten, Lieber, würden vielleicht antworten, daß kein Menſch ein Recht hat, auch nur den Teufel todt zu ſchlagen, ſintemal Gott ihn beſtehen läßt, daß er uns zu unſerm Heil verſucht. Was nun Judas anlangt, ſo hat Gott es auch gefügt, daß weder Ihr noch ich ihm in der Köpnicker

ſellſchaft Jeden ergreifen muß, der nicht in der Geſchichte wie in den Seiten eines gehaltloſen Romans blättert. Welche ſcharfe, kühne Geſichter bei Männern und Frauen! Wenig Schönheit, dazu fehlt die Ruhe; aber Kraft, Trotz und Adel. Ich möchte auch ſagen, wenig Königliches, wenn man darunter den milden Strahl der Majeſtät verſtehen will, das ruhige Selbſtbewußtſein einer unantaſtbaren Würde. Nein, jedes dieſer Geſichter verräth ein anderes Bewußtſein: daß es die eigene Kraft iſt, der er den Glanz des Diadems verdankt. Dieſe ſtolzen Geſichter verſchmähen die Sicherheit des ererbten Heiligthums, gegründet zum Wohl der Völker; durch ſich und aus ſich will jedes ein Recht auf das Ueberkommen beweiſen. Wie dieſe Naſen ſcharf heraustreten, wie die Augen aus ihren Höhlungen funkeln, wie die charakteriſtiſche Schärfe des Muskelſpiels die Anmuth verſcheucht, ſo will Jeder heraustreten aus der Reihe des Gewöhnlichen und durch Außerordentliches Bewunderung erzwingen. Zwei Bilder ſpringen vor allem in die Augen. Wer ſollte Karl den Zwölften verkennen? Welcher Maler ihn verfehlen? Hier Chriſtine mit dem ſüdlichen Auge, mit der Ad-

Haide begegnen könnt, da er längſt ſeinem Gerichte verfallen iſt. Auch iſt nicht der geſchlagen, ſondern der Krämer Hedderici, und der ihn ſchlug, ſeid nicht Ihr, ſondern es iſt Gottfried Bredow. Was ſagt ihr dazu! Nicht wahr, es ſtehen Euch die Haare zu Berge."

„Die Sache fordert —"

„Die ſtrengſte Unterſuchung. Die ſoll ihr werden."

„Gewiß die allerſtrengſte, gnädiger Herr. Und doch überſchleicht mich ein Bedenken, ob es nicht gerathener ſei, die ganze Sache auf ſich beruhen zu laſſen. Verzeiht mir, es iſt nur eine Anſicht. Der Gerechtigkeit natürlich ihren vollen Lauf, aber das Wohl des ganzen Reiches, vor allem Eurer Selbſt, Eurer erlauchten Familie kommt doch auch in Betracht. Die Macht, die Verbreitung der Bredow über das ganze Havelland, die halbe Zauche, wo ſind nicht die Bredows, muß man nicht aus dem Auge laſſen. Ich weiß wohl, es ſind nicht mehr

die Zeiten der Gänſe von Puttlitz und der Quitzow ich rede auch nicht von einem Aufſtand, der zu fürchten wäre, Euer ſtarker Arm würde ihn niederſchlagen; Rückſichten aber hat jeder Fürſt, inſonderheit jeder chriſtliche Fürſt, und noch mehr Einer, der nur für das Wohl ſeiner Unterthanen lebt. Alſo ganz abgeſehen von einer Furcht vor Etwas, was mein hoher Herr nicht fürchten darf, Ihr ſchlügt einem Feinde in den Nacken, der furchtbar werden kann. Ich meine die Meinung, welche die Familie für ſich hat. Sie haben in letzter Zeit ſehr viel auf ſich gehalten, man hörte ſeit dreißig Jahren nicht, daß ein Bredow auf der Straße lag. Welches Aergerniß gäbe ein Prozeß und gerade gegen eines ihrer Mitglieder, das ſich des beſten Rufes erfreute. Eine ſcharfe Gerechtigkeit, gegen ihn geübt, würden ſelbſt die Gerechten verdammen."

„Es iſt geſchehen."

„Es iſt noch nicht verlautbart; man kann es noch ungeſchehen machen. Dieſer lumpige Krämer

läßt ſich abfinden; wenn nicht mit Wenigem, kann man viel geben. Die Bredow in Frieſack würden tief in ihre Läden greifen, aber, wenn mein Rath durchginge, ließen wir es nicht bis dahin kommen, Befähle mein Kurfürſt, ſo würde ich mit Vergnügen ſelbſt das Mittleramt übernehmen."

„Ich habe dem Feinde in den Nacken geſchlagen, dem ich ins Auge ſehen will, rief der Kurfürſt aus, und ſeine Augen leuchteten vor edlem Zorn. Morgen wird der Uebertreter nach Berlin geführt, ich werde ihn richten. — Auswendig, Lindenberg, willſt Du das Teſtament meines Vaters kennen, und haſt doch ſchon ſeinen Inhalt vergeſſen. Legſt Du ſo die Worte aus: „Deinen Thron wirſt Du nicht beſſer befeſtigen, als wenn Du den Reichen nicht nachſiehſt, wo ſie die Geringen überwältigen, und wenn Du Recht und Gleich einem Jeden wiederfahren läſſeſt." Ich will den Reichen nichts nachſehen, ich will gleiches Recht einem Jeden ſchenken.

Ja er's, dann beim Wohl meines Landes, bei meinem Schutzpatron, bei den Heiligen allen, beim höchsten Gotte, den Rückſichten einen Fußtritt, die zwiſchen mir und meiner Pflicht ſich eindrängen wollen."

So hatte der Geheimrath ſeinen Herrn noch nicht geſehen. Auch Johannes Cicero, als er die fünfzehn Schlöſſer der Raubritter niederreißen, als er die Schuldigen richten, als er in Stendal das Henkersſchwert walten ließ gegen die Aufrührer, ſo furchtbar hatte er ihm nicht gedünkt, als jetzt der Sohn. Der Sohn in ſeinem Zorn, der doch kaum aus dem Jünglingsalter zum Mann geworden. Welche Ausſicht lag vor ihm!"

Der Kurfürſt mochte den Eindruck bemerkt haben, den ſeine Rede auf ſeinen Liebling hervorgebracht. Er ſetzte ſich wieder, und winkte ihm freundlich neben ihm Platz zu nehmen.

„Ich mag es begreifen, wie es Dich ſchmerzt, ſie ſind Deines Blutes und Standes. Soll es mich aber nicht mehr ſchmerzen, der ich das Siegel und

das Haupt bin ihres Bundes. Wie soll ich mit meiner Ritterschaft vor Kaiser und Reich bestehen, wo ich ihre Ehre vertheidigen und vertreten soll und gleich geachtet wissen mit denen in Franken und Sachsen, in Schwaben, Westphalen und am Rheine, wenn die hohnlachend auf sie weisen und sprechen: sind das Deine Ritter, die Nachts in die Hürden brechen und Hammel und Ochsen stehlen und Gänse forttreiben? Damit ich nicht da erröthen muß und weinen über Alle, muß ich hier ausreuten das Unkraut vom Weizen. Mag dieser eine Mann nur dies eine Mal verfallen sein den Stricken der Versuchung, da thut es mir leid um ihn; mehr kann ich nicht, als ihn beklagen. Dann aber wird seine Bestrafung anders wirken, als Du fürchtest: denn die Leute werden denken, wenn selbst ein langer, untadelhafter Wandel vor dem Verbrechen und der Strafe nicht schützt, wie muß da täglich Jeder beten und stündlich auf sich acht haben, daß ihn der Böse nicht in einer schwachen Stunde beschleiche,

wo die ſündige Luſt und der Meißel dieſer Stunde die Gedanken und Werke von vielen Jahren vernichtet.“

Der Herr von Lindenberg ſchien wieder ſeine vorige Ruhe gewonnen zu haben.

„Euer Durchlaucht Gründe haben mich überzeugt. Es kann nur der leibhaftige Satan geweſen ſein, der dieſen Mann verführt hat, Satan, deſſen Macht Euer Gnaden hochgelehrter Hofkaplan noch letzten Sonntag in der Predigt, ſo daß uns Allen die Haare zu Berge ſtanden, beſchrieb. Auf die Ausſage des Krämers iſt nichts zu geben, er war von Angſt und Schreck geblendet. Mir ſcheinen da geheimnißvolle Dinge im Spiel. Wie wenn man die Sache dem Freigericht übertrüge! Die heilige Vehme, im Beſitz uralter Ueberlieferungen, iſt in dieſen geheimen Dingen ſicherer das Rechte zu treffen. Auch üben ihre Ausſprüche, die Vollſtreckungen ihrer Urtheile auf das Volk noch immer eine wunderbare Macht. Iſt es geſchehen, forſcht Niemand nach dem

Warum. Wenn eines Morgens Gottfrieds Leiche auf der langen Brücke mit getrenntem Kopfe läge, wenn es hieße, daß er, verfehmt, verdammt, von dem Schreckbilde des Volkes, der eisernen Jungfrau, umhalst, seine Uebertretung gebüßt, alsdann wären alle schlimmen Folgen von der Person meines Fürsten abgewälzt."

„Ein heimliches Gericht! rief Joachim. Da sei Gott für. Was ich thue, soll das Licht der Sonne nicht scheuen, Ich will's vertreten vor männiglich."

„So erwartete ich es von meinem gnädigsten Herrn."

„Und Du lächelst, wo mich in der Seele schaudert."

„Freimüthig will ich es gestehen, mich befremdete der Gegenstand des Gespräches. Während ich glaubte, daß mein Fürst mich zum Rath über Wichtigeres berufen, beschäftigt ihn ein elender Straßenraub. Vertieft dachte ich ihn mir in den großen

Planen, wie wir endlich den ſehnlichen Wunſch, die ernſte Aufgabe ſeines Vaters löſen. Es iſt eine Ehrenaufgabe Eures Hauſes. Der Kaiſer fordert es, daß jeder Kurfürſt in ſeinen Landen eine Hochſchule gründe, die Stände des Reiches dringen darauf, ſchon ſeit zwei Geſchlechtern, Euer Vater hinterließ die Gelder. —"

„Kannſt Du zweifeln, daß ich ſie richtig verwenden werde?"

„Behüte mich der Himmel vor ſolchem Frevel! Doch begreife ich nicht, wie meines Fürſten Geiſt, ganz von dieſem großen Geſchäfte erfüllt, noch mit Dingen ſich abgiebt, die er ſeinen Räthen und Dienern überlaſſen kann."

„Da, ſieh hier, rief Joachim, und riß aus den Fächern ſeines Schreibtiſches Papier und Pergamente. Hier fließt die Oder, hier iſt Frankfurt; das iſt der Riß zum Collegienhaus; im künftigen Jahre wird der Bau begonnen. In dieſer Kapſel iſt die Bulle des Pabſtes, hier iſt des Kaiſers Freibrief, den mein

Vater ſchon empfing. Dies Pack die Briefe, gewechſelt mit den Gelehrten in Baſel, Straßburg, Leipzig. Lächelſt Du wieder darüber?"

„Mein verdammter Mund, der ſo wenig ausdrückt, was die Seele denkt. Ich bin kein Gelehrter, wie mein Fürſt, aber wär ich's, ich könnte mich nicht mit andern Dingen daneben beſchäftigen. Auf die Gefahr meinem Herrn zu mißfallen, ſpreche ich es geradezu aus, es iſt meine Pflicht als Mitglied Eures Geheimenrathes, wenn die Seele von einem Gegenſtande erfüllt iſt, ſollte ſie auch alle Kräfte ihm widmen. Wie lange hat ſich's nun ſchon hingezogen, daß die Mark einer Univerſität entbehrt, weil Euer erlauchter Vater von zu vielen andern, kleinen, läſtigen Sorgen gedrückt war. Ob die Straßen fahrbar, ob ſicher ſind, ob die Zölle gut verpachtet, ob die Bierzieſe richtig eingeht, dafür können andere ſorgen, aber das geiſtige Wohl Eures Volkes zu bewachen, zu dieſem hochheiligen Geſchäfte, weiß ich nur Einen, der fähig iſt, und jeder Augenblick, den

er zu andern Beſchäftigungen abſtiehlt, iſt ein Raub.“

„Ein Fürſt ſoll ſeine Augen überall haben.“

„Und doch iſt er nur ein Menſch. Indem er Alles ſelbſt ſehen, nichts ſeinen Getreuen überlaſſen will, ſieht er oft das Wichtigſte nicht. Da iſt es denn geſchehen, daß Kurſachſen uns zuvorkam, Wittenberg iſt gegründet, und wir wollen noch Frankfurt bauen.“

„Mein Frankfurt ſoll Wittenberg überflügeln.“

„Aber ſchon entging uns der gelehrte Dr. Simon Piſtoris. Er bleibt nun in Leipzig, weil ſein Gegner der Dr. Pollicius nach Wittenberg gegangen. Dieſe Säule von Gelehrſamkeit, die allein eine Univerſität getragen, dieſer erſte Arzt Deutſchlands, iſt uns verloren.“

„Ich meine, wir haben dafür einen andern, beſſeren gewonnen,“ ſprach der Kurfürſt mit freudeſtrahlenden Blicken, indem er ein eben eröffnetes Schreiben dem Ritter vorlegte.

lernaſe, dem ſchwarzen Haar. Dort im Winkel der tragiſche Held des Geſchlechtes, der unglückliche vierzehnte Erich, beſtimmt, von Bruderhand zu fallen. Kein Ort in Schweden, der nicht eine Erinnerung an ihn aufzuweiſen hat. Keiner, wo nicht der Blutfleck eines Sture klebt, wo nicht ein Kleid, ein Tuch, ein Kerker oder eine Kette an ihn erinnert. Sein Geſicht iſt ſtark, wohlgefällig; eine Wärme, wie bei keinem Waſa, und wie ſie in Schweden ſelten iſt, im Teint. Der Wahnſinn ſpielt nur in ſeinem dunkelglühenden Auge; den geiſtreichen tiefführlenden Mann möchte man nicht verkennen. Er trat aus der Reihe ſeines Stammes aus, geiſtig ſo wie gewaltſam durch ſeinen Tod. Er war auch ein Dichter, was kein Waſa ſein konnte; auch Guſtaf III. nicht, obgleich er Tragödieen geſchrieben. Im irren Feuer ſeiner Beſtrebungen bekundete Erich freilich ſeine Verwandtſchaft.

Jemand verglich den Charakter des Schweden mit dem Nordlicht. Ein glänzendes Meteor in dunkler Nacht. Hell, hoch, eine entzückende Erſcheinung, aber ohne Wärme, ohne Wirkung verſchwindend. Die Waſa's waren echte Schweden. Ihre Geſchichte iſt eins geworden mit der

„Wimpina kommt!“

Lindenberg las, und blickte mit dem Ausdruck der Ueberraschung und Freude auf: „In der That, das hatte ich nicht erwartet. Das ist ein Gewinn!“

„Ein ungeheurer, sage ich Dir, Lindenberg. Eine Schule, auf weltliche Weisheit gegründet, ist ein halbes Werk; in Pistoris verloren wir einen großen Arzt des Leibes, in Dr. Koch gewinnen wir einen Arzt des Geistes, eine Säule der Kirche, den ersten Theologen Germaniens. Ich wünsche, Du kenntest seine gelehrten Streitschriften. Noch kein Gelehrter hat mit solchen überzeugenden Gründen, mit solchem göttlichen Feuer seine Gegner niedergedonnert.“

„Koch-Wimpina! rief Lindenberg. Derselbe, welcher in der Streitschrift gegen den Thoribäus die Zahl der Ehemänner der heiligen Anna, Christi Großmutter, festsetzte*), und mit welcher glänzenden

*) Factum, wie auch die übrigen Anführungen. Koch Wimpina, als Rector der Universität Frankfurt, nachmals der größte und wirksamste Gegner der Reformation in der Mark.

Beredſamkeit! Dr. Musculus las es in einer Abendgeſellſchaft bei Hofe vor, Euere Gnaden waren ja ſelbſt zugegen. Ich darf geſtehen, ich ging nie ſo erſchüttert und erbaut nach Hauſe."

„Derſelbe, Lindenberg! kommen wir noch zu ſpät?" rief er triumphirend.

Der Geheimrath verneigte ſich tief.

„Haſt Du noch etwas zu ſagen? Haſt Du noch zu tadeln? Sprich es aus."

„Ich kann nur wiederholen, was mein Herr ſchon geſprochen. Eine hohe Schule iſt wichtiger als Alles. Der Geiſt, der von da aus über die Mark ſich verbreitet, wie aus einem reichen, vollen Fluſſe Waſſergräben und Rinnen, wird den trocknen, dürren Boden durchſikern und die Früchte der Zucht, Geſittung, der Ordnung und des Fleißes herſtellen. So beſſern wir am beſten, ſo allein den Zank, Mord und Grauſamkeit, von denen der erlauchte Johannes ſpricht. Aber nur wenn der Fluß ſelbſt klares Waſſer iſt. Daß die Worte, die mein Fürſt ſprach, in

Granit über der Thüre eingegraben würden: „„eine Schule, auf weltliche Weisheit gegründet, ist nur ein halbes Werk.““ Herr, mein Fürst, laßt Euch nie verleiten durch den glänzenden Ruf der Gelahrtheit, beruft immer nur rechtgläubige Gelehrte, die Säulen werden der Kirche, nicht der weltlichen Wissenschaft. So nur wird Frankfurt aufblühen, wenn die Kirche hier ihre Säulen findet, wenn die Gelehrten festhalten an ihren Satzungen, unerbittlich auch in dem, was den weltlich Gelehrten eine Thorheit scheint. Wo ist denn die Gränze zwischen, was der Verstand begreift und der Glaube faßt; und der ketzerische Dünkel, daß ich es bekennen muß, ist von Alters in der Mark zu Hause; auch der Adel ist nicht davon frei, vielleicht daher die Verderbniß, die wir beklagen.“

Joachim hatte ihn nur schwer ausreden lassen. „Thue ich es denn nicht?“

„Euer Wille ist gut, Eure Weisheit über alle Frage, aber dennoch weiß die Schlange unter aller-

hand Wegen in das Heiligthum zu dringen. Wer hat die Einsicht, auf allen ihren Krümmungen ihr zu folgen? Sagt man doch selbst von diesem Abt Trittheim —"

Was!"

„Er ist gewiß ein großer Gelehrter. Sei es auch fern von mir zu zweifeln, daß er ein gläubiger Christ sei. Aber man meint doch, daß er für einen Christen sich zu sehr in die Naturwissenschaften vertieft. Da spricht man von wunderbaren Dingen —"

„Ich weiß es. Das dumme Volk hält jeden für einen Zauberer, der in ihre Geheimnisse zu dringen sucht."

„Auch in die verbotenen, Herr?"

„Die Naturwissenschaften sollen frei sein. Das will ich, Lindenberg. Da sind noch Dinge verborgen, die wir aus tiefen Schachten fördern müssen, wie das Gold, das erst in der Sonne glänzt. Da muß man den Arbeitern freie Hand lassen, zur Ehre Gottes. Und schützen muß man sie gegen das

Volk. Das ist der Fürsten Pflicht. Ich will das Licht. Was senkst Du die Augen?“

„Ich will es glauben, daß der Abt Trittheim kein Zauberer ist, da mein Herr es mich versichert —“

„So wenig als ich es bin“*)

„Aber, ich will es nicht für gewiß behaupten, doch hörte ich es von sicheren Leuten, er deutete an der Geschichte von Josua und der Sonne. Das Scheinbild der Sonne habe nur stillgestanden, die Sonne aber sei weitergegangen.“

„Trittheim! — Nein, das darf er nicht. An den Grundfesten der Religion darf auch die Wissenschaft nicht rütteln. Beruhige Dich, Lindenberg, ich werde mit ihm darüber sprechen. Er wird sich von seinem Irrthum überzeugen lassen.“

---

*) Weil Trittheim seine Zeitgenossen an Kenntnissen übertraf, und auch in den sogenannten geheimen Kenntnissen der Sternkunde, in der Physik, Chemie und Arzneikunde bewandert war, wurde sowohl er, als sein Schüler, der Kurfürst, von Vielen für einen Schwarzkünstler gehalten.

„Er wird es; davon bin ich überzeugt. Mein gnädigſter Herr, vielleicht beleidige ich Eure beſſere Einſicht, ich ſpreche ja nur als Laie, aber verzeiht mir, oder verdammt mich, ich konnte nicht anders.“

Mit dem Ausdruck immer ſteigenden Wohlgefallens hatte der junge Fürſt ihm zugehört. Er faßte ſeinen Arm: „Lindenberg, das iſt geſprochen wie —“

Er unterbrach ſich ſelbſt, wie von einem plötzlichen Entſchluß durchzückt, und eilte nach einem koſtbar mit Elfenbein ausgelegten Nußbaumſchrank, deſſen ſchweres Schloß er aufdrehte. Aber ebenſo ſchnell, ließ er es wieder ruhen:

„Nein, nicht hier, morgen vor dem ganzen Hofe will ich Dir meinen — werde ich Dir antworten“

Mit einem gnädigen Kopfnicken entließ der Fürſt den Geheimrath.

Er ergriff noch einmal das Teſtament des Vaters, und las die Stelle:

„„Straf die Schmeichler, die Alles Dir zu Liebe und nichts zu des Landes Wohlfahrt reden. Wirſt Du ihnen folgen, ſo wirſt Du Deine klugen Räthe verlieren. — Des Schmeichlers Rede gleichet dem Schlangengifte, welches im ſüßen Schlaf zum Herzen dringt, und den Tod wirkt, ehe man es gewahr wird.““

Indem er das Pergament wieder in den Schrank verſchloß, ſprach Kurfürſt Joachim:

„Gelobt ſei der Herr, ich habe einen Rath, der kein Schmeichler iſt.“

Zweites Kapitel.

Die Macht der Ueberzeugung.

Es war großer Marktag in Berlin. Aber wo die Verkäufer und Käufer ihre Köpfe zuſammenſteckten, war's nun bei den Tuchen aus Brandenburg und Burg, oder bei den Stiefeln aus Kalau, oder dem ſüßen Gebäck aus Spandow, oder den Kochlöffeln und Quirlen und den Honigwaben, welche die Wenden aus Beeskow und Storkow feil boten, überall gab es nur eine Neuigkeit, die beſprochen ward. Ein Raubritter war gefangen worden, und in Ketten eingebracht und ſollte gerichtet werden. Ein Bredow war es, und der Bredow von Hohen-Ziatz, das wußten alle; aber was er gethan, wie er gefangen, ob er allein für ſich ſtand, oder im Bunde

mit vielen, darüber liefen so verschiedene Erzählungen um, als Berlin und Köln zusammen Einwohner hat. Eine war immer schreckhafter als die andere und Einer wußte besser als der andere, wie der Kurfürst gewüthet, und sich die Haare gerauft und geschworen, er wolle an den höchsten Galgen ihn hängen lassen.

Waren die Bürger und die von draußen uneins, ob sie darüber sich freuen oder klagen sollten, — denn Einige meinten, es sei doch schade, daß es gerade den Götze Bredow getroffen — so sah man dafür nur zornige Gesichter unter den Herren, die vom Lande gekommen. Sie steckten die Köpfe zusammen in den Schenken und Gaststuben, die Augen rollten und die Fäuste schlugen auf den Tisch. Was da geflüstert ward, die Flüche und Drohungen, die von den Lippen quollen, wie Jener über die Tafel spie und mit dem Fuß auftrat, daß die Tischbeine knackten; es war gut für die Herrn, und für das Gemeinwohl auch, daß es dazumal noch keine Hor-

der gab, und gab es deren, daß die Angeber nicht bezahlt wurden, die nichts hinterbringen konnten als Worte. Davon würden heut zu Tage Berge geschrieben von Akten und Proceſſe geworden, die hätten lange Jahre gedauert, ja es hätte nicht Dinte genug gegeben, noch Papier, um alles zu schreiben, noch hätte die Mark ſo viele Feſtungen gehabt, um alle, die verurtheilt wären, einzuſperren. Auch dazumal kamen die Worte bis zu den Geheimräthen und Kanzlaren und den Fürſten ſelbſt; die aber dachten Einer wie der Andere: Worte ſind Wind. Der kommt und geht, und der iſt ein Thor, der den Wind faſſen will. Und darum ward es nicht ſchlimmer. Den Kurfürſten aber nannten ſeine Zeitgenoſſen und Nachkommen: Joachim Neſtor oder Joachim den Weiſen *).

Durch's Spandauer Thor kamen an die hundert

*) Friedrich der Große ſagt: Il reçut le surnom de Nestor comme Louis XIII. celui de Juste, c'est-à-dire sans que l'on pénetre la raison.

des Reiches, und doch will man sie jetzt davon ablösen. Der Adel, aus dem das Haus entsprungen, stürzte den letzten Abkömmling desselben, und alle Stände stimmten bei. Die letzten Wurzeln des alten Stammes scheinen abgelöst von dem vaterländischen Boden; fast nirgends eine krampfhaft wehmüthige Erinnerung an das Sonst. Die Ruhe, Unbefangenheit, ja Unpartheilichkeit, mit der man über sie urtheilt, scheinen der sicherste Beweis, daß sie auf immer getrennt sind von der Krone ihres Vaterlandes. Historisch aber ist ihre Erinnerung unzertrennlich mit der Glorie Schwedens. Nächst der Geschichte der Hohenstaufen ist die der Wasa's die grandioseste Tragödie in der christlichen Historie. — Die der Stuarts als Ganzes will nichts bedeuten; das schwache Geschlecht wußte nicht, was es wollte. Die Hohenstaufen wußten es, ein Giantenkampf, noch wie mit den Urkräften der Elemente gestritten; er mußte mit der Vernichtung eines Theils enden. Die Zeiten waren sanfter geworden, die Wasa's schieden fast friedlich bei ihrer Vertreibung aus. Aber mit welcher andern civilen Wirkung! Kein Rächerarm erhob sich, keine Versuche, das Verlorne wieder zu gewinnen.

geritten, in Wehr und Waffen und sahen gar nicht freundlich aus. Es waren die Bredows von Friesack mit ihren Lehnsvettern und Lehnsleuten. Jeder wußte um was sie kamen, und verargte ihnen nicht ihre bösen Blicke, aber es ward darum keine Trommel gerührt, noch schickten die kurfürstlichen Officiere ins Schloß, daß man sich vorsehe, ja die Wache vom Thor trat nicht ein Mal ins Gewehr. Die Bredows ritten nach ihrem Hause am hohen Steinweg, um da zu rathschlagen, was zu thun sei, und man fand das gut und ließ sie rathschlagen so viel sie wollten; erst wenn sie etwas gethan, das nicht gut war, dann war es Zeit, daß man nach ihnen fahndete und richtete.

An seinem Fenster aber sah sie der Herr von Lindenberg vorüberreiten, und sein blasses Gesicht war darum nicht freudiger. Man sah ihm an, daß er die Nacht wenig geschlafen, sein Morgentrunk stand auf dem Tische fast unberührt; sein buntes, glänzendes Hofkleid schien wie ein Spott zu

ſeiner Miene. An ſeiner Thüre klopfte es und hereintrat der Dechant von Alten-Brandenburg.

In beider Blicken ſprach ſich etwas aus, was keiner Verſtändigung durch Worte bedurfte. Da bedarf ein Geſpräch keiner langen Eingänge.

„Wir haben wohl Beide Eil," ſagte der Herr von Lindenberg.

„Es freut mich, daß mein gnädiger Herr von Lindenberg zu Hofe muß, ſo koſtet das, warum ich ihn bitte, keinen beſondern Gang."

„Ihr kennt, wie ich, den unbiegſamen Character meines Herrn."

„Auch wenn der Herr von Lindenberg es auf ſich nimmt, dieſen Sinn zu beugen? Wir haben alle Beweiſe geſammelt, die Zeugen ſind unterwegs, daß Herr Gottfried in jener Nacht geſchlafen hat."

„Sagt lieber, daß er zu Bett gegangen und ſpät am Morgen aufgeſtanden iſt. Der Kanzler wird entgegnen, daß damit nicht das Alibi erwieſen, daß es eine oft vorgekommene Liſt derer iſt, die Nachts

ausziehen, ſich Abends vor den Leuten zu Bett zu legen und Morgens vor den Leuten aufzuſtehen, derweil man in der Nacht durch die Fenſter ſchlüpft, an einem Seil über die Mauer gleitet und auf der Koppel ein geſattelt Pferd findet. Da kann man denn auch ſchwören, daß das Thor verſchloſſen blieb. Uebrigens wißt Ihr, was die Zeugniſſe der Dienſtleute und Freunde in ſolchen Dingen vor Gericht gelten."

„Auch mein Zeugniß! ſprach der Geiſtliche mit einem ſcharfen Blick auf den Ritter. Ich komme eben von einem Krankenlager. Es war ein jammervoller Anblick, den edlen Herrn von Kraudwitz zu ſehen, wie er vom Fieber und unausſprechlicher Angſt geſchüttelt, alle Heiligen anrief, ſich ſeiner zu erbarmen. Etwas ruchlos ſonſt in ſeinen Geſinnungen, ſchien doch die Gnade plötzlich zum Durchbruch gekommen. Eine rechte Freude war es, einen ſolchen Sünder in zerknirſchter Buße der Kirche wieder gewonnen zu ſehen. Auf ſeinen Knieen, die Hände krampfhaft faltend —

„Herr Dechant, unterbrach ihn der Ritter aufſpringend, Ihr ſeid ein Diener der Kirche, Ihr kennt Eure heiligen Pflichten. Ein Prieſter, der das Geheimniß der Beichte bricht, und gält es des Kurfürſten Leben, Joachim vergiebt es ihm nimmer.“

„Nicht in der Beichte, als Freund vertraute mir der Junker, was er wußte. Mich bindet nichts als — meine Vernunft, wenn ich alle Schritte thue, die Freundſchaft und Religion mir gebieten, die Ehre und das Leben eines unſchuldigen Freundes zu retten.“

Sie ſtanden ſich gegenüber, der Ritter mit verkreuzten Armen, der Geiſtliche, die Hände in den Aermeln verſchlungen, und maßen ſich mit ihren Blicken:

„Sprecht!“ ſagte der Geheimrath mit vollkommener Ruhe, das Auge ſcharf auf den Prieſter, der ſeine Augen jetzt auf der Diele ruhen ließ:

„Der Rechtsſtreit unſeres Domcapitels über die Caveln und die Fiſcherei in den Havelſeen dauert ſchon Jahre und kann noch Jahre dauern, und wiewohl ich nicht zweifle, daß das Recht, welches auf

Seiten des Stiftes ist, zu Tage kommen muß, so sind die Grävenitze doch leider jetzt im Besitz und —'

„Und Ihr möchtet gern die süßen Karpfen, die Aale, Karauschen und Zander schon jetzt auf Eurer Tafel haben — Herr Dechant! Ich bin nur der Vormund der Grävenitz'schen Kinder."

„Als gerechter Vormund dürft Ihr aber doch kein Unrecht vertheidigen; Ihr könntet Namens der unschuldigen Kleinen —"

„Das ist viel gefordert, Herr Dechant!"

„Es steht bei Euch, was Ihr opfert und was Ihr gewinnt, abzuwägen. Ich spreche nicht für mich, nur im Auftrag des Capitels, das mir schon seit länger Vollmacht ertheilte."

Der Geheimrath schwieg eine Weile: „Der Kauf wäre für Euch zu vortheilhaft, und mein Gewinn mehr als zweifelhaft. Mit den stummen Fischen stopfe ich nur den Mund *eines* Zeugen. Wo soll ich Fische hernehmen für die andern Mäuler! So wie Euer Verstand Euch sagen wird, kann

ich auf den Handel nicht eingehen. Ihr müßt zu legen, viel, das Beſte."

Der Dechant ſchlug wieder die Augen auf: „Sprecht!"

„Götze war es, dabei bleibt, dabei muß es bleiben. Glaubt Ihr nicht, daß ich auch Beweiſe ſammeln kann? Ich habe auch Zeugen vorzuführen. Aber ich will einen beſſeren haben. Götze ſelbſt ſoll es eingeſtehen."

Mit halb offenem Munde ſah ihn der Geiſtliche an.

Wäre das ſo ſchwer, ihn zu überreden, daß er eine That einräumte, die ihm vor den Menſchen keine Schande macht? Was! Hat nicht der Krämer beim Handel ſeine Leute über's Ohr gehauen, mußten dieſe nicht ſelbſt Juſtiz an ihm nehmen? Noch mehr, wie ich erfuhr, hat der Schelm von dem Trockenplatz des Herrn Leibkleid bei nächtlicher Weile fortgeſtohlen. Sollte Götz das ruhig hinnehmen! Wenn er geſteht, will ich ſein Advokat ſein vor dem Kurfürſten. Und kein ſchlechter; das glaubt

nur. Nur ein Excess in eigenmächtiger Selbsthülfe war es: in die andere Wagschale thut man seinen guten Leumund, die ganze Ritterschaft tritt für ihn ein. Eine ritterliche Haft von ein paar Monaten, eine Geldbuße von ein paar Mark, die ich bezahlen will, und der ganze Bettel ist ausgeglichen."

„Gnädigster Herr, wer soll ihn dazu überreden!"

„Wozu seid Ihr Pfaff, wozu habt Ihr Logik nutzen und die Beredsamkeit in Ingolstadt?"

„Wenn er bei gesunden Sinnen ist, Herr von Lindenberg —"

„Auf den Götz kommts nicht an, es kommt auf Euch an, ob Ihr bei gesunden Sinnen seid."

„Er ist zu ehrlich und wahrhaftig."

„Will ich denn, daß er lügen soll? — Wenn er nicht geschlafen, wenn er gewußt hätte, daß der Krämer mit seinen Hosen durchging, würde er nicht gewüthet und getobt, würde er nicht, auch ohne Hosen auf's Pferd sich gesetzt haben, und hätte er dann ihn sanfter gestreichelt?"

„Ich glaube kaum.“

„So verſtändigen wir uns. Er ſchlief acht volle Tage, ſo glaubt Ihr, er, ich vielleicht auch; aber thut der Menſch im Schlafe nichts? Vegetirt, träumt er nicht, fährt er nicht auf, ja man weiß ſogar, daß er auf Dächern ſpatzieren geht! — Iſt's ſo ſchwer ihm einreden, daß er das gethan, was er hätte thun müſſen, was er bei freien Sinnen gethan haben würde? Ehrwürdiger Herr, bedürfen denn nicht Menſchen wie er immer eines Vormundes, wie denn eigentlich die Mehrzahl der Menſchen nur nachſpricht, was andere ihnen vorſagen. Worauf wäre das Regiment der Kirche begründet, als daß ſie bei guter Zeit die Vormundſchaft über die Unmündigen übernahm. Dieſe Zeit möchte ihrem Ende ſich nähern, da mancher Laie mündig wird. Es thäte daher gut, wenn die Kirche bei Zeiten vernünftig theilte, was ſie nicht allein beſitzen kann.“

„Herr von Lindenberg, wir verſtehen uns, aber die Aufgabe —“

„Ist nicht so schwer, als sie aussieht. Kann Götz ein künstlich gewebtes, verschlungenes Netzwerk rasch durchschauen? Nein. Kann er darin gefangen, sich loshaspeln? Vielleicht, wenn er wieder geschlafen hat und erwacht ist, und noch ein Mal geschlafen hat. Das mag er; wir haben, was wir wollten. Auf dem Landtage hat er immer Nein gesagt; aber der Landtagsmarschall wußte ihn so zu verwirren in seinen Reden, daß er immer glaubte Ja gesagt zu haben, und als er aufwachte, stand es zu Papier und sein Name darunter. Ich sage Euch da nur sehr was Alltägliches, was auf jedem Landtag vorkommt, aber wollt Ihr minder klug sein, als unser Landtagsmarschall?"

Der Ritter legte seine Hand auf des Dechanten Schulter, und sah ihn mit durchdringender Freundlichkeit an.

„Es wäre — aber — sein Weib —"

„Wir haben es nur mit ihm zu thun. Sie ist in Hohenziatz. Man hat Einlagerung nachgeschickt, damit nichts verschleppt wird."

„Versuchen will ich es — sprach der Dechant mit gedämpfter Stimme — in Anbetracht, daß das allgemeine Wohl —"

„Um Gotteswillen laßt das aus Eurem Gebet. Liegt jetzt nach dem Mühlenhof. Der Voigt von Homm wird Euch ohne Zaudern einlassen; Geistliche finden bei uns nirgend verschlossene Thüren. Der Hofprediger Musculus ist, wie ich höre, schon bei ihm. Sprecht wie Cicero, wie Sanct Johannes, singt wie Orpheus, aber in einer Stunde muß es geschehen sein."

Der Dechant ging. An der Thür faßte der Ritter noch ein Mal seine Hand:

„Der Bischof Scultetus wird alt. Mir hat es nie gefallen, daß ein Bauernsohn, eines schlesischen Schulzen Enkel, den Bischofssitz von Brandenburg einnehmen durfte. Wenn ich dann noch in der Nähe des Kurfürsten bin, so seid dessen gewiß, daß nur ein Kurmärkischer von Adel zu dieser erhabenen Würde gewählt wird. — Herr von Krummensee rechnet dann auf mich." Er drückte ihm die Hand.

Mit einem blutlosen Schlage war die Sache abgemacht, und auf immer abgemacht; gelöst in einem Augenblick ein dreihundertjähriges Band, ein Band, besiegelt durch so viel leuchtende Großthaten.

Ihre tragische Aufgabe war: die Bekämpfung des Adels, aus dem sie hervorgegangen. Schon früh wählte ihr ritterlicher Geist den falschen Weg. Statt ihre Kräfte im Innern zu concentriren, wollten sie glänzen nach Außen, der Reflex ihres Kriegerruhmes sollte ihre Königswürde befestigen. Nur der erste Gustaf, dem man füglich den Namen des Großen beilegen darf, er der Gründer der Dynastie, und unter dem Schweden in die Reihe der Europäischen Mächte trat, machte — wie der im Auslande weniger bekannte elfte Karl — hiervon eine ehrenvolle Ausnahme. Er wirkte nur für das Land. Darauf die unfruchtbaren Kriege mit und um Polen. Auch Gustaf Adolf, ein helles Gestirn am Horizont humaner Größe, ging weit über die Aufgabe, die ihm als König von Schweden die Vorsehung gesetzt, und dies war doch die nächste und heiligste für ihn. Schwedens Name wurde groß; auch Schätze brachten die

Es wäre ihm gut gewesen, wenn der Dechant fliegen können, denn das Gedränge auf der Straße war groß, es war aber doch vielleicht besser, daß er nicht flog, sondern nur mit großer Anstrengung sich durch die Volkshaufen und Marktleute den Weg bahnte. Inzwischen hatte ihm ein anderer auf unerwartete Weise bei dem Gefangenen den Weg in ganz anderer Weise gebahnt.

Der Hofcaplan Andreas Musculus, ein junger Priester, war auf Anlaß einer alten Frau von Bretow, die in Berlin lebte, zu ihrem gefangenen Verwandten gegangen, um ihm Trost einzusprechen oder seine Beichte abzunehmen. Sie hatten Vieles und lange miteinander gesprochen, und Musculus den gedrückten Mann noch durch keine zornschnaubenden Verwünschungen und Blicke auf seine Sündhaftigkeit niedergeschmettert, wie wohl der Priester Art ist. Vielmehr hatte er so aufmerksam ihm zugehört, wie ein Arzt, der einen Kranken, dessen Zustand ihm noch zweifelhaft erscheint, ganz aus-

hören will, um alle Symptome zu erfahren, bis er ſein Urtheil ſpricht.

„Es muß mit dem Satan zugehn, ſchloß der Gefangene, ich kann mir's gar nicht anders denken. Bin mir doch keines Fehls und keiner Sünde bewußt. Die drei Wochen, daß wir Stände beim Landtage ſaßen, lieber Gott, da haben wir doch Alle nichts gethan; das weiß jedes Kind. Ihr nicht dazu. Dann kam der Feſtſchmaus, da tranken wir auf des Kurfürſten Wohl, und des ganzen kurfürſtlichen Hauſes, ſo lange wir ſtehen konnten, das iſt doch keine Sünde! Wie's unterwegs war, das weiß ich nicht. Dann kamen wir in Hohenzian an, das weiß ich noch. Sie brachten mich zu Bett, das wird Sonntag vor acht Tagen geweſen ſein. Freilich, da konnte ich nicht zur Kirche. Wäre das etwa? — Ihr ſchüttelt den Kopf. Und von da ab hab' ich denn doch geſchlafen, eigentlich bis ich wieder nach Berlin geholt wurde. Da fällt mir etwas ein. Meine Frau, die Brigitte, 's iſt ein gutes Weib,

aber sie sagen, daß sie ein bischen freigeistisch wäre, ich verstehe das nicht. Wär's das etwa?"

Der Prediger schüttelte den Kopf: „Danach verlangt itzo Satan nicht. Strengt Euer Gedächtnis, lieber Ritter, vielmehr anderswo an. Habt Ihr nimmer geträumt?"

„Das wohl, ich weiß es nur nicht mehr recht. Einmal, das war kurios, stand ein langer Mann vor meinem Bette, im rothen Mantel, mit einem großen, blanken Schwert unterm Arme; der fragt mich: Warum warst Du in Berlin? — Ich sagte: Ich war ja Landsturm. — Was hast Du da gethan? fragte er. Ich sagte: Ich habe gegessen, getrunken, geschlafen, Ja gesagt und Vivat gerufen. Er sagte: Dazu brauchst Du keinen Kopf! Und Schwipp, Schwapp, schlug er ihn mir ab. Er rollte unter's Bett, daß ich Mühe hatte, ihn wieder zu greifen. War das etwa der Gott sei bei uns?"

Der Prediger besann sich, aber schüttelte den Kopf: „Nein, lieber Mann, in der Gestalt zeigt itzo

Satan ſich nicht. Ich ſage nicht, daß er ſich nie ſo gezeigt hat, noch je ſo zeigen wird, allein das iſt es nicht."

„Ich hab' mir ſonſt ſo mancherlei Bedenken darüber gemacht."

„Das iſt aber Satans Werk, lieber Herr von Bredow, daß er die Gedanken des Menſchen ablenkt auf andere Dinge, damit ſie ſeinen Spuren nicht folgen ſollen, und das iſt mein ganzes Studium, daß ich ihm auf der Fährte bleibe. Er iſt gar nicht ſo ſtark, als die Theologen meinen, daß er überall Gott in ſeinen Werken die Spitze bieten könnte. Er neckt und hänſelt die Erdenkinder nur durch ſeine Geiſter, daß ſie ihm überall nachſetzen ſollen, und ſo ihre Kräfte zerſplittern, derweil er mit ſeiner ganzen Kraft, wie ein ſchlauer Feldherr ſich auf eine Feſtung, auf einen Landſtrich wirft, um ihn unverſehens zu überrumpeln. Hat er ſich feſtgeſetzt, da erobert, dann geht er weiter in Sprüngen und Sätzen, wie der Ryſſel im Schachſpiel, und da ihm zu folgen, das freilich kann nicht ein Jeder, er mag ſonſt ſehr gelehrt ſein."

Der Herr von Bredow faltete die Hände: „daß Gott dem Erbfeinde solche Macht gelassen hat!“

„Nur damit wir uns anstrengen sollen, nicht ihn zu überwinden, das ist leichter; nein ihn nur in seinen vielen Wandlungen zu erkennen und fassen. Ist das geschehen, so ist die Arbeit wahrhaftig nicht so groß. Ich könnte Euch bei mir zu Hause eine Karte zeigen, oder einen Stammbaum, wo ich durch die ganze Historia mundi nachgewiesen habe, wie er auf Erden gegangen. Das sind Sprünge, das sind Winkelzüge, wie er die Menschen, ganze Geschlechter und Völker, beim Schopf gefaßt hielt. Er ist der beste Menschenkenner, daß muß man ihm lassen. Was ihren Sinnen, ihrem Stolz, ihrer Eitelkeit schmeichelt, o da weiß er darein zu fahren, da lenket er seine besten Gesellen hin, da versteht er weiß schwarz, und schwarz weiß zu malen, daß die Gescheitesten gefangen werden. Was die alten Griechen Ideen nannten, das war sein Steckenpferd. Hatte sich ein solches Gespenst der Menschheit be-

mächtigt, da war ſein Acker und Pflug, da ſäte, und erntete er, und unter ſeiner Sichel fielen Junge, Alte, Familien, ganze Generationen und Völker."

„Der Herrgott bewahre uns vor den Ideen!" rief Herr von Bredow.

„Ihr habt recht; dieſe Gefahr iſt jedoch hier nicht nahe. Er hat hier ſeinen Anker anderwärts ausgeworfen, einen andern Acker, auf dem er die Menſchheit ſo bethört, daß gar nicht abzuſehen iſt, was daraus werden ſoll, wenn nicht den Obrigkeiten endlich die Augen aufgehen. Das iſt eine fürchterliche Macht: die Leute lachen darüber, wenn ich den Mund aufthue. Verbrenne ihn Dir nicht! rufen die Spötter mir zu, Ihr mit Blindheit Geſchlagenen, die Ihr Euch Morgens einhüllt in das Gewand der Sünde, ſonder Arg, und es umſtrickt Euch wie das Kleid der Dejanira, Ihr raſet und tobt, und derweil Ihr noch wähnt, frei und Chriſten zu ſein, ſeid Ihr Sclaven des Beelzebub."

„Um der Gebenedeiten willen, was iſt's?"

„Mein lieber Herr von Bredow, habet Ihr Euch jemals fangen laſſen von der Hoffahrt und Sünde, dann ſoll's mich nicht Wunder nehmen. Habt Ihr auch Pluderhoſen getragen?“

„Ich! rief der Ritter. Daß mich Gott behüte, nie that ich meinen Leib in ſolches Zeug. Seht hier —“ und er klopfte auf ſein Leibkleid, aber der Prediger ließ ihn nicht ausreden.

„Lobet den Herrn! Wahrlich, ich ſage Euch, denen, die Pluderhoſen tragen, hat Gott es ins Kerbholz geſchrieben zum jüngſten Tage. Es wäre kein Wunder, wenn die Sonne plötzlich aufhörte zu ſcheinen, wenn es Nacht würde um Mittag, wenn die Erde nicht mehr trüge, wenn Gott mit dem jüngſten Tage drein ſchlüge wegen dieſer grauenhaft unmenſchlichen Kleidung *). Daß ich es ausſpreche, der Teufel, der leibhaftige ſelbſt, ſteckt darein. Aus

*) Faſt wörtlich aus der berühmten Predigt: Vom zuluderten Zucht und ehrerwegenem pludrichten Hoſenteufel. Vermahnung und Warnung. 2te Aufl.

der Hölle iſt er gefahren, ihm iſt da nicht ſo wohl und wonnig als in dieſem Wuſt. Gottes Abbild, den ſchön geformten Menſchen, hat er zu einer Vogelſcheuche umgebildet, das iſt ſein Gaudium. O wär es das allein, dann ſcheute doch wenigſtens die unvernünftige Creatur davor, aber es iſt wie eine Lockſpeiſe für ſie; je weiter gepufft, je greller gefärbt der Popanz iſt, um ſo größer die Verführung. Was ſind alle Irrwiſche gegen dieſe Laſterbeutel, was war die Pfeife des Rattenfängers von Hameln gegen dieſe umwandelnden pausbackigen Ungeheuer der Hoffahrt, danach die Fante laufen, um hineinzuſtürzen, voll Freude, voll Wahnſinn, voll Gierigkeit, einer den andern zu überbieten. Nicht mit einem Paar zufrieden, läßt er ſich zwei machen. Nur hineingeworfen, Geld, Renten, Grundſtücke, ein ganzes Vermögen, was will der zeitliche Ruin eines Menſchen ſagen gegen ſeinen ewigen. Chriſti heiliger Rock in Trier iſt ungenäht, ein Stück; darum hat der Teufel dieſes Stück aus hundert Mal hundert

Stücken Tuches gefertigt, und tauſend mal tauſend Nadelſtiche reichen nicht aus, ſo viel Stiche als die Nattern im hölliſchen Feuer dem unglückſeligen Verſeſſenen drunten verſetzen werden."

Der Gefangene nahm den Augenblick wahr, wo der Redner Athem ſchöpfte, um, was er ſchon längſt vergebens verſucht, ihm in die Rede zu fallen, und ſich auch hören zu laſſen. Er hätte dieſelbe Wahrnehmung wie der andere machen können, daß, wenn Jemand von einem Dinge erfüllt iſt, er im Eifer drüber nur ſich ſieht und hört, und was der andere vorbringt nur hinnimmt, weil es nun einmal nicht anders geht. So viel der ehrenwerthe Herr Gottfried nun auch reden mochte von der guten, alten Sitte, lederne Hoſen zu tragen, die ſich an den Leib fügten, wie Gott ihn geſchaffen, die das Blut kühlten, den Sonnenbrand abhielten, alſo von der Natur ſelbſt dem Edelmann zugewieſen, das nahm der Zuhörer hin, wie das Kind die bittere Arznei, um nachher das Stück Zucker zu ſchnappen. Aber erſt

da, als Herr Gottfried gegen die Tuchkleider ſich ausſprach, daß von Natur Haut auf Haut und nicht Schafwolle auf Menſchenhaut gehöre, daß die Gewänder aus Tuchen eine Erfindung wären, von der Habſucht und Schlauheit der reichen Bürgerherren gemacht, um den Adel ſich unterwürfig zu machen, erſt da erwachte des Doctors Aufmerkſamkeit, und er ſchnappte auf den Augenblick, dem Redner in's Wort zu fallen.

„Das Futter, die Steppnäthe, das ſchlampichte weiche Zeuch —“

„Das iſt's, das iſt der Anfang, fiel Musculus ihm in's Wort und ließ es ſich nun nicht wieder nehmen. Hatte er doch ſeine Geſchichte von der Entſtehung der Pluderhoſen diesmal noch nicht an den Mann gebracht. — Der Vater war ein wohlbeleibter Mann. Ihm paßten ſie ſo grade. Er ſtirbt, ſein Sohn iſt dünn, ihm ſchlumpen ſie um die Beine, aber das Tuch iſt ſchön und fein, es dünkt ihm ſchade, er will nichts ausſchneiden, da läßt er mehr Falten

Banners u. s. w. heim über die Ostsee, aber die Verpflichtung nach solchen Anstrengungen ging schon weit über die natürlichen Kräfte. Wo ihn, den edlen Helden, noch eine große Idee befeuert, artete der Rittergeist bei seinem kühnen Nachfolger in militairische Streit- und Eroberungslust aus. Der soldatesken Sinn gewann unter Karl XII. eine eigenthümlich großartige Type; wie weit aber war dieser König davon entfernt, den Thron in Schweden wahrhaft zu befestigen! Dann wieder nach langem Zwischenraum eine helle, glänzende Erscheinung. Gustaf III. kämpfte gegen die Aristocratie und fiel. Sein Sohn wollte den Kampf fortsetzen; aber im chevalereskn Sinn seiner Ahnen focht er ihn außerhalb der Gränzen des Reichs gegen eine neue Macht, der sein Trotz und seine Erfahrung nicht gewachsen waren.

Um die Abrundung der großen Wasa-Tragödie selbst zu einem Schicksalsstück modernster Art zu vollenden, kommt die berühmte Vision Karls XI. hinzu. Der König sah im mitternächtlich trüb erhellten Reichssaal ein Kind auf dem Throne, und aus dem Dämmerschein Köpfungen, Blut und Leichen. „Wem wird das begegnen?" rief der Fürst hinein in das gespenstische Dunkel, und

hinein nähen. Die Falten warfen ſich ſchlecht; er läßt ſie aufſchlitzen, mit buntem Tand füttern. Nun iſt's ein Prachtkleid. Hans hat es; Peter iſt ſo reich als Hans, ſoll er's nicht auch haben! Und Chriſtian iſt noch reicher; der thut zehn Ellen hinzu. Das ſind des Teufels Wege auf Erden. Nun will's Jeder dem andern zuvorthun. Die Reichen, laßt ſie verderben, ſteht's doch geſchrieben: kein Reicher kommt in's Himmelreich. Aber auch die Armen wollen reich ſcheinen. Da darben ſie und borgen. Immerzu, der Höllenrachen iſt weit. Die Vernünftigen möchten es nicht, aber wo die Thorheit herrſcht, muß der Kluge den Thoren ſpielen, damit man ihn nicht einen Narren ſchilt. So, mein theurer Ritter, ſind wir in das Irrſal hinein, in den bunten infernaliſchen Mummenſchanz des Beelzebub, da iſt kein Herauskommen mehr; als wie in dem Venusberge, wirbeln Grafen und Fürſten, Könige und Kaiſer, es fehlte nur noch, daß auch der Kirche Diener in Pluderhoſen an ſeinen Altar träte. Die Menſchen, wenn

es so fortgeht, werden gar nicht mehr allein diese Hosen tragen und schleppen können; wie Schleppen der Kaiser und Kaiserinnen, werden Pagen und Knechte hinter Jedem hergehen müssen, daß er seine Sünde und seinen Wust fortschleppe. Aber — ich habe einen Trost —"

Er schöpfte Athem, der Gefangene wollte ihn auch benutzen: „Herr Hofprediger! Gerechtigkeit muß doch auf Gottes Erdboden sein. Wenn der Kurfürst —"

„Ja, wenn der Kurfürst auf mich hören wollte, fiel der Prediger ein, der indeß den Athem geschöpft hatte. Aber er hört nicht, er lächelt, wenn ich im heiligen Eifer spreche. So mächtig ist Satans Reich, selbst dieser fromme Fürst von seinen Spießgesellen umgarnt! Dürft ich predigen, dürft ich von der Kanzel donnern. Ich habe sie ihm vorgelesen, er fand meine Predigt gut, aber sie sei nicht an der Zeit. Was gut ist, ist immer an der Zeit. Er will sie der theologischen Facultät zur Begutachtung vorlegen lassen. Da muß ich warten, bis die Uni-

verstärkt an der Oder geweiht ist. O der Teufel wird lachen über die Frist, die ihm geschenkt ist, er wird sie nutzen. Dann kommt es zu spät; dann kann Kaiser und Reich umsonst interdiciren, der heilige Vater in Rom muß seine Blitze schleudern, wo vorhin die Zornworte, die der Herr einem einfältigen Priester lieh, genügt hätten."

Was half das alles dem armen Herrn Gottfried, daß der gelehrte Hofprediger ihm seine Ansichten über die Wege des Teufels auf Erden auseinandersetzte, und daß er jetzt im Stadium der Pluderhosen stecke.

„Ist denn aber gar keine Aussicht da?" — fragte er, und meinte für sich, denn die Welt würde sich schon selber helfen, meinte Herr von Bredow. Der Hofprediger aber dachte nicht an den, zu dessen Trost er geschickt war, sondern an die Welt.

„Doch eine, antwortete er, ich meine damit habe sich der Hölle Macht erschöpft. Sie wüthet zu toll, das ist ein Anzeichen, daß es auf die Letzt geht. So wollen wir denn zum allmächtigen Gott hoffen, daß

dieſer Hoſenteufel der letzte ſei, der noch vor dem jüngſten Tage das Seinige thun und ausrichten ſollte.*)"

„Zum jüngſten Tage! Soll ich denn bis da eingeſperrt bleiben? Herr Doctor, was habe ich denn mit dem Erbfeind zu ſchaffen gehabt? Es durfte ja in mein Haus keine Pluderhoſe."

„Und dann wundert Ihr Euch, Lieber, der Anfechtungen! Weshalb iſt Euch Satan Feind, als eben darum. Er will Euer Verderben, wie er mein Verderben will, denn er iſt klüger als die Schlange. Wenn ich von der Kanzel herab ſehe, daß der Kurfürſt lächelt, weiß ich nicht, daß er es iſt, der ihm heimlich kitzelt; wenn er die Hand vor den Mund thut, glaubt Ihr, daß ich ihn gähnen mache? Wenn ich ihn bei Hofe antreten will, und er weicht mir aus, und ich hörte ihn ein Mal ſagen: Ach Gott, da iſt ſchon wieder der Schwätzer! Vermeint Ihr, daß ich der Schwätzer bin, und Joachim iſt es, der mich dafür hält? Würde der gottesfürchtige, hoch-

*) Worte der Predigt

gelehrte Kurfürſt einen Schwätzer zum Hofprediger berufen! Satan allein iſt's, der ſich jetzt in meine jetzt in des Kurfürſten, jetzt in Eure Geſtalt hüllt, der ſo ſeine Dinge wirkt, und ſeine Dinge ſind Unfriet, Gezank, Aufruhr, Finſterniß, Wirrwarr und Mißverſtändniß, damit er im Trüben fiſchen kann."

„Aber ſagt doch, wie komme ich denn dazu? Wie komme ich los?"

„Ihr! Durch Ergebung und Geduld. Wartet nur eine halbe Stunde, lieber Herr von Bredow. Ich gehe meine Predigt zu holen. Wir wollen ſie leſen von Anfang bis zu Ende. Dann, ſo geſtärkt, wird uns der Herr ja die Wege weiſen, um aus dem Irrſal Euch herauszuführen."

Aber nach einer halben Stunde ſaß nicht der Hofcaplan, ſondern der Techant von Altbrandenburg neben dem Gefangenen, und hatte eine Schrift gefertigt, welche vor ihm auf dem Tiſche lag.

Herr Gottfried ſaß, wie die Ergebung ſelbſt, auf dem Schemel.

„'S iſt doch hart! Und daß ich das ſelbſt unterſchreiben muß.“

„Bedenkt, mein würdiger Freund, was die Märtyrer gethan und gelitten. Sich ſelbſt vergaßen ſie, ich meine ihr irdiſches Wohl, um die Wege des Satans auf Erden zu kreuzen, und ihren chriſtlichen Mitmenſchen die zur Gottſeligkeit zu bahnen.“

„Nu ja die Märtyrer wollten Heilige werden. Die Zeiten ſind doch vorbei.“

„Hier iſt die Feder.“

„Hat ſie wirklich ſie gewaſchen?“

„Drei Tage ſah ich ſie auf dem Trockenplatz hängen mit meinen eigenen Augen.“

„Und der Kasper! Warte! Kann ſich doch kein Menſch auf keine Seele nicht verlaſſen.“

„Am wenigſten auf ſich ſelbſt, mein werther Freund. Wie ging es mir dazumal in Neu-Brandenburg, wenn Ihr Euch der ärgerlichen Geſchichte entſinnt. Leute wollten doch einen Mann aus dem Fenſter des Syndicus ſteigen geſehen haben, der die

nettiche kleine Frau hatte. Beſchrieben ſie den Mann nicht grad als wäre ich es! Und dann waren ſie ihm ſacht gefolgt, und er war vor meiner Thür ſtehen geblieben, nämlich in ihren Augen ſchien es ſo. Er hatte einen Schlüſſel ausgezogen, aufgeſchloſſen. Die Treppen hatten ſie ihn hinaufgehen hören, und dann Licht geſehen in meiner Stube, die bis dahin finſter war, und —"

„Entſinne mich wohl, ſagte der Gefangene, es war eine recht kitzliche Geſchichte."

„Sie ward durch die Güte des damaligen Biſchofs ausgeglichen, der der Meinung war, daß in zweifelhaften Sachen man der milderen Anſicht den Vorzug geben müſſe. Glaubt Ihr, daß die Zeugen, welche vor den Thüren gelauſcht, falſch geſchworen haben?"

„Es hieß ſo nachher. Das geiſtliche Gericht hat doch —"

„Ich glaube, ſie waren ganz im guten Glauben."

„Aber wer zum Teufel war denn eingeſtiegen?“

„Vielleicht mein Schatten, vielleicht ich ſelbſt. Wohl entſinne ich mich, daß ich in jener Nacht lebhaft an die arme Frau dachte. Sie hatte mir in der Beichte ihre unglückliche Lage vertraut. Mir war's, als hörte ich ſie in der Nacht weinen und klagen, wer ihr Hülfe brächte gegen den rauhen, trunkenen Mann. Da wünſchte ich recht lebhaft bei ihr zu ſein, ſie zu tröſten. Verſteht mich, alles nur im Traum. Aber über unſern Träumen ſchwebt der Menſchenfeind, er ſaugt den Athem ein unſerer Wünſche, unſerer Gedanken. Ehe wirs uns verſehen, da wir im Schlaf der Freiheit des Willens entbehren, ſind wir ganz ihm anheimgegeben.“

„Kann er uns auch fortſchleppen, derweil wir noch in den Federn liegen thun!“

Der Dechant nickte bedeutungsvoll, indem er mit den Augen zwinkerte: „Gehen nicht die Geiſter der Abgeſchiedenen um, derweil ihre Körper noch faſt blutwarm auf dem Todtenbette liegen!“

Der Burgherr von Zias ſchauerte: „Und daß Unſereins nichts gegen thun kann!“

„Doch Ritter! Wir könnten, ja wir ſollten uns auch im Schlaf bewachen. Mögt Ihr Euch denn Rechenſchaft geben über Alles, was Ihr geträumt habt?“

„Die neben Nächte durch?“

„Unſtreitig waren die Gedanken auch im Schlafe bei dem, was Euch ſo werth iſt. Ich meine, das was Ihr nie von Euch laßt. Ihr ſeit nun von der ganzen Geſchichte unterrichtet, wie es Euch heimlich entwandt, wie es gewaſchen wurde, wie es zwiſchen den Nichten hing, vom Winde geſchaukelt, wie es in dem Aufruhr vergeſſen ward, wie der Schelm es ſtahl und ſich mit ſeiner Beute auf und davon machte. O die Gefühlsſinne ſind im Schlaf außerordentlich fein. Satan, der Euch keinen Augenblick verließ, tauſchte Euch den Moment ab, wo Ihr im Traume auffuhrt, nach den Hoſen griffſt, auf den Schelm fluchtet, ihm nachſetztet, ihn bandet. Ihr habt's gethan, ob nun im Schlaf, oder im Wachen, und ich meine

Ihr habt an und für ſich nichts Böſes damit gethan, aber vertreten müßt Ihr's als ein Ehrenmann."

„Wer ſchlief denn nun in meinem Bette?"

„Weiß ich denn, wer in meinem ſchnarchte?" Das ſind ſo zarte Dinge, über die man nicht zu viel nachdenken muß. Hier iſt der Platz zur Unterſchrift."

„Der Gefangene ſchrieb. Daß die Buchſtaben ungleich und ſchief waren, durfte Niemand verwundern."

„Dechant! rief er. Mir gehts im Kopfe rum, ich weiß nicht, wie mir iſt. Aber — wenn ſie nur ihre Seife nicht daran gehabt hätte, dann wär auch die ganze Geſchichte nicht gekommen. Ich weiß auch gar nicht, was die Frauensleute immer mit ihrem Waſchen haben. Ich glaube, da ſteckt auch was vom Satan drin, wenn man immer Alles rein haben will. Ueberhaupt, wenn Alles immer beim Alten bliebe, dann wäre nicht ſo viele ſchwere Noth in der Welt."

„Da ſprecht Ihr eine tiefe Wahrheit, ſagte der De-

die Stimme des Kindes antwortete: „dem Sie-benten nach dir.“ Dies wollen auch des Königs Begleiter gehört haben. Die Vision wird in den Nebenumständen verschieden erzählt. Aber viele zählten schon lange, und gebildete Schweden der ersten Stände versicherten uns, in ihren Krei-sen sei es von Jugend an wie eine ausgemachte Gespensterfache betrachtet worden, daß unter dem blutigen Kinde, dem die Krone oder der Kopf selbst abfiel, kein Anderer zu verstehen sei, als Gustaf Adolf, der Vierte dieses Namens. Es ist bekannt und authentisch, daß sein Pferd in Upsala beim Hineritt zur Krönung sich sträubte und dem jungen Fürsten Krone und Scepter ent-fielen, kaum daß er sich selbst auf dem Pferde erhielt. Die seltsame, doch natürliche Erklärung konnte das Omen im Volksglauben nicht ent-kräften.

Das allgemeine Bedürfniß von der einen und männliche Kühnheit von der andern Seite, hatten den ersten Wasa auf den Thron gehoben; ein noch dringenderes Bedürfniß auf der einen und der in unbeugsamen Trotz auf der andern Seite ausgeartete Stolz stürzten Gustaf Adolf IV. von demselben. Er handelte nicht für sich, son-

chant, indem er raſch das Papier gefalzt und in die Bruſt geſteckt hatte. Er ſchloß den Freund in ſeine Arme und die Thür ſchlug hinter ihm zu.

„Warum geht's denn nicht? fragte Herr von Bredow in die Luft. Da ſteckt auch gewiß der Gott ſei bei uns hinter.“

Herr Gottfried ſchien ſich ſelbſt zu wundern über das Selbſtgeſpräch. Es war nicht ſeine Art. So reißen feſte Ereigniſſe auch große Charaktere mit ſich wie der Sturm die Eiche, deren Wurzeln er unterſpült hat. Herr Gottfried dehnte ſich, hielt die Hand an den Mund, und warf ſich auf das Gefangenlager, wo der langentbehrte Schlaf ihn bald tröſtend für alle Störungen und Plackereien umfing.

Drittes Kapitel.

Kläger und Günſtling.

In dem Kabinet des Kurfürſten waren nur der Krämer Hedderich und der Fürſt. Dieſer ſtand mit unterſchlagenen Armen; jener lag ausgeſtreckt auf dem Boden vor ihm.

„Schnell! ſagte Joachim. Wenn Jemand einträte, könnte er denken, daß ich einen Sultan ſpielen wolle.“

„Durchlauchtigſter Herr! ſo lag ich.“

„Das Uebrige magſt Du ſtehend beſchreiben.“

„So lag ich, als er mir den Stoß gegeben, von hinten; und eh' ich mich umdrehen konnte, war er vom Pferd und mir auf dem Rücken, daß ich glaubte, mir ſollte der Rückgrad brechen von ſeinen

knieen. Die Ringe von dem Eisenhemt sieht auch noch auf meiner Haut zu sehen."

„Das Eisenhemt ward eingebracht. Was weiter?"

„Die Hände hatte er mir auf dem Rücken gebunden, als ich noch lag und nicht wußte wie mir war; mochte auch glauben, da ich gar nichts vorher gesehen, es seien ihrer mehr. Nun aber, da er mich knebeln wollte, und die Knie ein weniges losließ, kam ich freier zu liegen, so wie jetzt, und da ich sah, daß er allein war, und mich ungebärdig hatte, fluchte er: denn, wenn er den Riemen einthun wollte, schloß ich die Kiefern zu, und wenn er die Hand forthatte, schrie ich. Also, da er's mit den schweren Handschuhen nicht zwingen konnte, warf er sie ab, und nun er mir nah kam, biß ich ihm in den Daumen bis aufs Blut. Das kann noch nicht vernarbt sein."

„Ein neues Indicium," sprach der Kurfürst etwas in seiner Schreibtafel notirend.

„Und da er mich nun geknebelt und hitzig war von wegen was es ihm gekostet und von wegen

dem Biß, der ihm weh that, gab er mir Katzenköpfe mit dem Eisenhandschuh, daß mir das helle pure Blut floß, und schüttelte mich an der Gurgel, und da sprang ihm das Kinnband und die Büffelhaube rutschte in den Hinterkopf. —"

„Auch diese fand man im Schilf."

„Es war da schon ziemlich hell, und wir sahen uns Gesicht gegen Gesicht."

„Und Du getraust Dich ihn wieder zu erkennen?"

„Und hätte ich ihn da zum ersten Mal gesehen. Wer sich so sah, vergißt sich nicht. Aber wie ich schon sagte, allerdurchlauchtigster Herr und Kurfürst, ich habe ihn schon oft gesehen in Eurer Gnaden Gefolge."

Der junge Fürst sah mit verschränkten Armen düster vor sich nieder und schüttelte unwillig den Kopf: „Verflucht der Gedanke, der edle Namen beflecken will, verflucht die Phantasie, die nach Opfern sucht, ohne andere Leitung, als die krankhafte Lust, vielleicht eine stille Abneigung, die ein Fürst bekämpfen sollte, statt gierig nach Nahrung dafür zu suchen."

Indem er unruhig einige Schritte auf und abging, fuhr er im Selbstgespräch so laut fort, daß der Krämer es hörte:

„Und am Ende doch nur ein Stallmeister, ein Büchsenspanner, dessen schillernder Rock diesem für Zeichen von Würde galt."

Hedderich schüttelte den Kopf: „Wir Geringe, durchlauchtigster Fürst, haben gelernt, die geputzten Diener von den großen Herrn zu unterscheiden."

„Und dessen bist Du gewiß, daß der Dich warf, nicht der Ritter Gottfried Bredow war?"

„So gewiß, Herr, die gebenedeite Jungfrau Maria in unbefleckter Empfängniß unseren Herrn und Heiland geboren hat. Das mögen seine Handschuh, seine Haube, sein Kettenhemd gewesen sein; er selbst war's nicht. Ich kenn' ihn gar gut, da ich alljährig wenigstens ein Mal nach Hohen-Ziatz komme."

„Und doch lautet Deine Aussage anders im Protokoll des Schreibers vom Werder."

„Seine Namensunterſchrift! Vom Voigt vom Mühlenhof beglaubigt.“

„Gnädigſter Herr, werft das Papier fort.“

„Sein Wort gegen Deines. Er, ein Edelmann, klagt ſich ſelbſt an, Du willſt ihn freiſprechen. Die Präſumption iſt, daß Niemand wider ſich ſelbſt zeugt.“ — Immer ſchärfer bohrten des jungen Kurfürſten Blicke auf den Mann. — „Seine Ausſage klagt auch Dich an, Du haſt alſo Grund, die Sache zu verdrehen —“

„Herr, 's iſt wahr, ich nahm die Hoſen von der Leine, aber nur, weil ſie vergeſſen waren, und weil ich ſier, knöpft' ich mich drein. Sie waren nicht werth des Mitnehmens; man hatte mir am Fließ zu arg mitgeſpielt. Das war doch nichts.“

„Genug Dich zu verdächtigen. Wer bürgt mir, daß Du nicht beſtochen biſt vom Feinde eines meiner Hofleute, auf ihn auszuſagen? Die Argliſt unter den Menſchen iſt groß. Hier ein geſtändiger Verbrecher, der meiner Gnade ſich unterwirft, und auf der andern Seite —“

Der Fürſt ging, in ſich verſunken, auf und ab. Das Geräuſch der Kommenden in dem Fürſtenſaale daneben begleitete ſeine ernſten Gedanken, wie das Rauſchen eines Fluſſes. Es war eine ſchwere Sorge geweſen. Er glaubte ſie Alle zu kennen, und traute Keinem. Nun war es gelöſt, die Laſt zu ſtrafen von ſeinen Schultern genommen. Was ging der Ritter von Hohenziatz ihn an! Da war auch kein böſer Ausgang, der ihn erſchreckte, und Alle zwiſchen denen ſein Argwohn geſchwankt, waren nun gerechtfertigt! — Waren ſie es? Er brauchte nur zu wollen. Der Elende vor ihm lauerte ſchlau auf ſeine Blicke, ſeine Worte würden der Wiederhall der Wünſche ſeines Fürſten geworden ſein. — Und warum konnte er ſich noch nicht entſchließen zu wollen?

„Der iſt ein ſchlechter Gärtner, der das Unkraut nur mit den Füßen niedertritt, weil es ihm unbequem iſt, ſich zu bücken, daß er es mit der Wurzel ausreiße. Ich bin jung, und wenn die Neſſeln auch brennen, meine Gärten ſollen rein werden!“

Er winkte dem Krämer, vor dem Crucifix auf dem Betpulte niederzuknieen.

„Es bleibt bei der Anweisung, die ich Dir gab. Du hältst Dich hinter dem Teppich; jene kleine Wandthür führt Dich dahin. Fasse ihn wohl ins Auge, aber prüfe ihn und Dich, bis zu dem Augenblick. — Wirst Du in der strengsten Untersuchung, die ich anordnen will, als boshafter, falscher Ankläger erfunden, wehe Dir. Der Weg zum Galgen geht über Martern. Doch auch den guten Menschen können die eigenen Sinne täuschen, und schon die Anklage eines Unschuldigen ist ein Makel, die keine Buße wieder abwäscht. Deshalb bete zu Deinem Schutzpatron, daß er Deine Augen hell sehen lasse, und hier schwöre bei dem Bilde des hochheiligsten Gottessohnes, daß Deine Blicke und Deine Reden Wahrheit seien."

Der Krämer schwor. Der Fürst winkte ihm zu gehen. Die kleine Thür führte in einem engen, dunklen Gange durch die dicke Mauer bis in den Für-

ſtenſaal, wo die ſchweren Teppiche zu Seiten des Thronhimmels ausgeſpannt waren. Schon nach wenigen Augenblicken kam Hetterich wieder mit offenem Munde, mit glänzenden Augen:

„Er iſt da, Herr, ich ſah ihn!“

„Wen?“

„Ich weiß ſeinen Namen nicht. Aber ich könnte ihn malen. Er ſteht im violetten —“

Ein Zornblick des Fürſten wies den Ungerufenen fort: „Auf Deinen Platz! Ich will nicht Deine vertraulichen Hinterbringungen; ich will Deine feierliche Anklage, die Du den Muth haben ſollſt, vor meinem ganzen Hofe auszuſprechen. Zwiſchen uns Beiden iſt nichts mehr.“

Im Fürſtenſaale war der Hof ſchon lange verſammelt; Räthe, Ritter, Geiſtliche, auch die Bürgermeiſter von Berlin und Köln. Vielen der Herren ſah man es an, daß ſie hier ungern waren. Der Lederkoller, der Pelz und der Harniſch war ihnen lieber als der geſchlitzte Wamms von Tuch. Solche

dern im Geiſte ſeiner Dynaſtie, darum mußte dieſe mit ihm fallen. Das dringende Bedürfniß, das lauter ſprach, als die Factionswuth, das ſelbſt lauter ſpricht, als die tauſend Stimmen gereizter Eitelkeit, war: — ein dauernder Friede; Schweden verlangt eine Dynaſtie, die in der Sorge für das Land die viel hundertjährigen Wunden einer glänzenden Politik heile. Gern führt man Friedrichs des Großen Wort an, der Schweden für das reichſte Land erklärte, weil es nach ſolcher Verwaltung doch noch immer etwas zu verlieren habe. Daß der Schwede, bei aller Einſicht von dem Verderben für das innere Wohl, herſtammend aus jener glänzenden Zeit, dennoch mit Stolz ihrer gedenkt, wer wollte ihm das verargen! Sollte er ſich der einzigen Frucht aus derſelben, der ſchönen Erinnerung, begeben?

Es ſteht als merkwürdige Erſcheinung da, daß, während Schweden unter ſeinen legitimen Königen verarmte, indem ſeine Kräfte zu abenteuerlichen Unternehmungen vergeudet wurden, es einem Fremden vorbehalten bleibt, einem Fremden, der dem Kriege ſein Glück verdankt, den Frieden zu hüten und ſeine Segnungen über das erſchöpfte Land zu verbreiten. Freilich

von Sonne oder Trunk gerötheten Geſichter mit buſchigtem Bart, mit wild ſchielenden Blicken! Einige hatten ſich ſchon gewöhnt; ſie ſtanden manierlich da in den ſchön gepufften Hoſen mit knapp anſchließendem geſtickten Wamms, mit Halskrauſen und einem wohlgekämmten Bart, gewärtig das Baret, das etwas ſchräg auf dem Lockenkopf ſchwebte, beim Eintritt des Kurfürſten mit leichtem Griff zu lüften. Dieſe traten unwillkührlich mehr in den Vorgrund, während die Andern ganz zufrieden ſchienen, hier in den Hintergrund gedrängt zu ſein, wo für ſie keine Ehre war. Der Edelmann, der noch trotzig, ſeine Knechte voraus, durch das Oderberger Thor geſprengt war, und dem Wirth zur Herberg, deſſen Blicke ihn vielleicht gefragt: „Ei in dem langen Waffenrock zu Hof?“ geantwortet hatte: „Hauskleid iſt Ehrenkleid, ſo trugens meine Väter, ehe die Hohenzollern wie Pilze im Sande wuchſen!“ Dieſer Edelmann ward doch andern Sinnes, als er die Treppen heraufkam, und Alle um ihn hatten den geſteppten Faltenrock zu

Haus gelaſſen, und das geſchlitzte Wamms, das nur bis zur Hüfte reichte, angezogen. Er fluchte für ſich über die Affen, aber er ließ ſich gern hinter die Affen drängen, daß ſie vor ihm ein Schirm würden.

Niemand ſah aber ſtattlicher aus in dem feinen Hofkleide, als der Ritter von Lindenberg, Niemand bewegte ſich leichter darin, Niemand ſchien wohlgemuther, und war die Freundlichkeit ſelbſt gegen Jedermann, der ſich an ihn drängte, und deren waren Viele. Doch hätte man bemerken können, daß er alles dies erſt im Verlauf geworden, denn als er unter den erſten, die ſich eingefunden, allein war, war er einſilbig, er ſchien von Unruhe geplagt, und gab ſolche Antworten, daß die, welche mit ihm ſprachen, zu bemerken glaubten, als habe er, was ſie fragten, gar nicht gehört. Erſt, ſeit der Dechant von Alt-Brandenburg ſich unter den geiſtlichen Herren eingefunden, und ihm aus der Ferne zugenickt hatte, war ſein Geſicht verändert. Da wurde er die Liebe und Sanftmuth ſelbſt, und obwohl der, mit dem er gerade redete

ihm bemerkt, daß der geistliche Herr am andern Ende ihn nöthig zu sprechen wünsche, hatte er gesagt, das habe wohl keine Eil, er stehe mit den Pfaffen nicht in so guter Freundschaft, um andere liebe Freunde, die ihm Theilnahme schenkten, darum zu verlassen. Auch redete er noch mit dem und jenem auf dem Wege, und wechselte dann mit dem Dechanten nur kurze Worte; doch von dem ab war der Herr von Lindenberg so freudig geworden, wie wir sagten, und selten hatte man ihn so bei Hofe gesehen.

Da war er in den Kreis, den viele Herren um den alten Geheimerath von Schlieben bildeten, welcher ein Minister des Kurfürsten war, und für einen sehr verständigen Staatsmann galt, welcher sein Gesicht und noch mehr seine Worte bewachte. Die Herren wünschten zu hören, wie denn wohl der Landtagsabschied lauten würde, und ob der Kurfürst wohl heut schon, beim großen Festtage, etwas darüber verlauten lassen, wenn er rede, wie er pflegte. Der von Schlieben sagte mit einer sehr wichtigen

Miene, er wiſſe zwar nichts, glaube indeſſen doch, daß getreue Stände ſehr dankbar mit dem gnädigen Beſcheide ſein dürften.

Kurt Schlabrendorf ſah den Herrn von Lindenberg an: „Iſt's ſo? Das wär's erſte Mal.“

„Es iſt eine Freude den Abſchied zu leſen, mein theurer Herr von Schlabrendorf. Man kann ſagen man konnte ihn ordentlich ſich ſo denken.“

„Die ſieben Propoſitionen wegen der Bierziese?“ fragte Ewald Schenk.

„Die ſind abgelehnt.“

„Das konnte man ſich freilich denken. Aber unſere letzten Anträge, ſagte Kurt Schlabrendorf, die der Marſchall nach dem heftigen Tage verglich?“

„Sind auch abgelehnt.“

„Aber die Punkte wegen des Receßgeldes unſerer altmärkiſchen Städte, fragte Wigant Arnsleben, und der Auseinanderſetzung mit der Hanſe?“

„Abgelehnt.“

„Na die werden ſpucken und fluchen in Stental und Salzwedel!“

„Ach aber in ſo väterlichem Tone!“

„In Summa alſo Alles abgelehnt, rief der Schlabrendorf. Wozu waren wir denn beiſammen?“

„Na, was denn noch!“ ſprach ein Bardeleben als der von Lintenberg dazu abwehrend ein erſchrokken Geſicht gemacht.

„Die Hundebrücke erklärt Kurfürſtliche Gnaden ſich bereit aus höchſt eigener Kaſſe neu aufzimmern zu laſſen.“

„Die Hundebrücke!“ wiederholten viele Stimmen auf einmal.

„Ueber die der Proceß neun und dreißig Jahr ſchwebt zwiſchen Kämmereikaſſe und Ritterſchaft vom Teltow. Verſteht wohl, Ihr Herrn, diesmal, ohne Präcedens für künftige Fälle, will Kurfürſtliche Gnaden die neue Bohlenlage und den Strauchzaun auf eigene Koſten fertigen laſſen; aber aus freien Stükken, nicht in Erwägung Eurer Gründe. Die Rit-

terſchaft im Teltow kann dies als ein beſonder Zeichen fürſtlicher Huld und Gnade betrachten."

„Auch gut!" ſprach Fritz Kröcher und ſtrich ſich den rothen Bart. „Werden kurfürſtliche Hunde nicht mehr Gefahr laufen, zu erſaufen."

Ein ehrwürdiger Greis, der auf einen Stock ſich ſtützte, ſchien etwas von dem Geſpräch gehört zu haben, und wandte unwillig den Kopf. Mehre jüngere umſtanden ihn, in ehrfürchtiger Anhänglichkeit wie Stammgenoſſen ihr Altershaupt. Es war der Senior der Bredow. Die Familie ſtand hier faſt allein. Einige waren der Meinung, die Bredow hätten ſich gar nicht zeigen ſollen. Der Herr von Lindenberg aber trat auf den alten Bodo zu, und machte eine Bewegung, als wolle er die Hand zum Druck ergreifen; doch als verſtände er es nicht, hielt der Greis ſeine Hände feſt auf dem Stockkopf.

„Die Sache wird ſich ohne merklichen Schaden für uns alle ausgleichen, ſprach Lindenberg. Wie ich eben höre, hat Euer guter Vetter von Ziatz ſchon

eingeräumt, und was iſt denn nun eigentlich ſo Gefährliches in der Sache? Er hat ſich ſein Recht verſchafft, nur ein wenig zu raſch."

„Und ward in Ketten eingebracht," knirſchte der Senior.

„Seine Durchlaucht, ſagte der Geheimrath leiſe, wird zuerſt auffahren. Dann können wir uns gefaßt machen auf ſehr ſchöne Reden. Er wird aus dem Juſtinian auseinanderſetzen die Gränzen der erlaubten und unerlaubten Selbſthülfe. Er wird die Sache drehen und wenden, die Juriſten des Alterthums citiren, uns deutlich machen, was davon auf ein chriſtlich Reich paßt und was nicht, und wenn er ſich geſonnt hat in unſerer Verwunderung über ſeine Gelehrſamkeit, übergiebt er die Sache dem Geheimenrathe zur Begutachtung. Dann wird unſer Herr von Schlieben das Ganze erwägen und überdenken und mit höherer Weisheit in's rechte Schick bringen, das heißt, er wird mit andern und vielen Worten das für Recht erklären, was der Kurfürſt will."

Der alte Boto ſtieß mit ſeinem Stocke auf die Diele: „Daß Gott erbarm, Herr! Ich wünſchte — der Kurfürſt hätte nicht ſo kluge Räthe," ſetzte er in den Bart murmelnd hinzu.

„Der Kurfürſt!" Es rauſchte durch die Verſammlung, die Federhüte und Barette flogen von den Köpfen. Joachim ſchritt durch die Reihen, die ſich theilten, nach dem Thronſeſſel. Er muſterte eine Weile die Anweſenden. Sein Geſicht war blaß, ſein Auge ſo ernſt und forſchend, als man es lange nicht geſehn. Er ſprach dann in wohlgeſetzter Rede über Vieles, aber nicht mit dem jugendlichen, hinreißenden Feuer, das man an ihm gewohnt war. Er ſprach, wie von der ſchmerzlichen Ueberzeugung durchdrungen, daß was vor ſeiner Seele leuchtend ſtand, den Andern fremde, ferne, gleichgültige Dunſtbilder ſeien, daß ſeine tönenden Worte nur dumpfe Klänge für die Mehrzahl blieben; er ſprach für ſich, nicht für die andern, wie vor einer unſichtbaren Macht welche von ihm Rechenſchaft forderte.

Er ſprach von der Univerſität, die er zu Frankfurt gründen wolle, daß nun endlich alle Hinderniſſe gehoben ſein, die dieſem hochwichtigen Werke im Wege geſtanden. Sie ſolle das Siegel werden, ſo hoffe er zu Gott, gedrückt auf die Miſſion ſeines Hauſes: die Mark Brandenburg, dieſes alte, durch theures Blut dem deutſchen Geſammtvaterlande erworbne, dieſes ehemals blühende, reiche, herrliche Land, wieder zu erheben aus der Verwilderung und Zerrüttung zu einem geſunden, kräftigen Gliede des deutſchen Reiches. Nicht durch Zehde und Serica, nicht durch wilden Trotz und geſetzloſe Freiheit, nicht durch Feſthalten an der alten Unſitte werde der Märker aus der Barbarei ſich erheben, ſondern durch friedfertige Unterwerfung unter das Geſetz, und durch liebevolle Aufnahme der Männer, welche er berufen durch Lehre und Wort, durch Beiſpiel und edle Sitte die alte Unwiſſenheit und böſe Art zu bändigen und den Geiſt zu löſen, daß er auf edleren Bahnen vorſchreite. Er nannte die Männer, die er gewonnen, deren Ruf

durch ganz Germanien ſtrahle. Er hoffe, daß ihr Licht von den Wellen der Oder über Spree, Havel und Elbe nur heller in das Reich zurückſtrahlen werde. Vor allem ſei er bedacht geweſen, Männer zu finden, in denen der Geiſt der heiligen Kirche lebendig, und die durch tiefe Gelahrtheit das Licht des allein ſelig machenden Glaubens nur heller leuchten machten in dieſer Finſterniß. Denn dieſes Licht ſei vor Allem nöthig, und der Geiſt, der durch die umnachtete Wildniß allein ſeinen Weg ſich ſuche, verirre, und gerathe auf gefährliche Abwege. So hätten es auch die Väter der Väter erkannt, die alten Regenten, unter denen Milch und Honig in der Mark gefloſſen und die Rebe geblüht und Früchte getragen. Er wies hin auf die hohen Thürme und ehrwürdigen Kirchenbogen, die ſie für die Ewigkeit in den lockeren Boden geſetzt, auf die ſtolzen Klöſter von Chorin und Lehnin, auf die Münſter und Dome in Brandenburg, Angermünde, in Prenzlow, Havelberg, Tangermünde und die Andern. Gedächtnißſäulen wären ſie der gottergebenen Kunſt.

ſind die Umſtände gebieteriſcher als der Wille, und mehr als je wird in dieſem Augenblicke der monarchiſche Eigenwille nicht durch repräſentative Formen, ſondern durch die ſeltſamen Verhältniſſe der geſammten Europäiſchen Republik gehemmt. Allein warum deshalb das Verdienſt nicht anerkennen, weil es zugleich von der Nothwendigkeit bedingt iſt? Karl Johann's Regierung athmet eine Mäßigung und zeigt von einer Einſicht in den wahren Vortheil Schwedens, wie man ſie in der langen Reihe ausgezeichneter Männer des vorigen Regentenhauſes vergeblich ſucht. Seine perſönliche Liebenswürdigkeit weiß die Herzen in allen Ständen und bei beiden Geſchlechtern zu gewinnen. Sein militairiſcher Ruf ſchmeichelt der Eitelkeit des Schweden; ſein Privatreichthum wirkt wohlthätig in einem ſo armen Lande. Viele alte Familien verdanken ihm, dem Gerüchte nach, die Erhaltung ihrer tief verſchuldeten Beſitzungen. Mag man es auch Klugheit nennen, ſo iſt es doch die allerverdienſtlichſte eines Regenten, daß ſein ganzes Beſtreben dahin geht, ſich der Nation einzuverleiben, auf deren Thron ihn ein wunderbares Walten der Vorſehung geſetzt. Er ſelbſt, der in den

der frommen Wissenschaft, die noch den späten Enkel in Erstaunen setzen würden: diese Kunst und Wissenschaft sei erloschen seit zwei Jahrhunderten. Nun sei es Aufgabe derer, die leben, mit dem zurückgekehrten Frieden seine Künste zu pflegen, das Verfallene wieder aufzurichten und Neues zu bauen, damit auch sie der Nachwelt Zeugnisse und Documente ihres edlen und gottgefälligen Daseins hinterließen.

„Denn eine Zeit, die nichts in Werken hinterläßt, zur Erbauung und Stärkung und Nacheiferung denen, die nach ihr leben, ist wie ein todtes Glied an einem gesunden Körper, es wäre besser, wenn es ausgeschnitten wäre. Wer nur Gott lebt und seinem Erlöser in der Stille hin, den darf ich nicht tadeln, denn er lebt für das Himmelreich; aber wen Gott niedersetzte auf dieser Erde, und gab ihm Stärke und Ansehen und Mittel, der soll es nicht verprassen und vergeuden, sondern schaffen für sein Reich auf dieser Erde, und seine Stunden, seine Worte, seine Gedanken und seine Handlungen sind gezählt, wie die Haare auf seinem Haupte."

Wie ſuchten da umher des Fürſten Blicke! Einige ſchlugen die Augen nieder, Andere ſahen ihn groß an; ſie verſtanden nicht, was er meinte.

Er ſprach weiter. Loben konnte er ſeine getreuen Märker nicht, aber ſchelten mochte er ſie auch nicht, daß ſie nicht eifriger ihn unterſtützt. Etwas Bitteres kam über ſeine Lippen, aber er verſchluckte es wieder. Denn wozu Bitterkeiten; ſie ſind Gift, das nicht heilt, das die Wunden nur ſchlimmer macht, und ein eigenes, feines Gift, das meiſt dem mehr ſchadet, der es ausſtreut, als dem, welchem es zugedacht iſt.

Er ſprach auch von dem neuen hohen Gericht, das er mit des Kaiſers Willen in ſeinen Erblanden ſtiften werde, allwo in der Kammer alle Streitigkeiten, die früher an Kaiſer und Reich gingen, ſollten geſchlichtet werden. Die Schöffen, die er ſetzen werde, halb aus Gelehrten, halb aus Edelleuten, ſollten dort Recht ſprechen, ſonder Anſehen von Stand und Perſon, ja gegen ihn ſelber, wenn ſie ihn im Unrecht befänden. Und er gelobte für ſich und hoffe

es zu Gott, auch für alle ſeine Nachkommen, daß er keinen darum abſetzen wolle, noch entfernen, weil er ein Urtheil gefunden, was ihm, dem Fürſten, mißbehage, und weil er das für Recht gehalten, was er, der Fürſt für Unrecht halte. „Denn wo der Richter dienſtbar würde eines Menſchen Willen, und ſei es des Kaiſers ſelbſt, das iſt kein Recht mehr, das vor Chriſtus beſtehen kann, noch iſt es dann ein deutſches Recht, ſondern ein türkiſch Recht, davor uns Brandenburger der liebe Gott bewahre! Es ſoll aber ein wahrer Richter feſt ſtehn und unantaſtbar wie der Prieſter des Herrn, und wie der ſoll er vor keinem Gewaltigen ſchrinken. Aber — rief er mit kräftiger Stimme und ſtand von ſeinem Seſſel auf — ich will auch, daß die Richter gegen jedweden Uebertreter der Geſetze, die da ſind, ſprechen nach ihrem vollen Klang. Der Wahlſpruch des gelehrten Henning Göde, der in Wittenberg das Recht lehrt, iſt auch meiner: „„Geſetze, auf welche nicht gehalten wird, ſint Glocken ohne Klöppel.““*) Wie ich nicht dage-

*) Das Bild dieſes ausgezeichneten Rechtsgelehrten, noch

gen fehlen darf, ſoll es keiner meiner Unterthanen, er ſtehe ſo hoch und ſo feſt er will, und meinem Herzen ſo nahe, als mein liebſter Blutsfreund.“

Darauf war er von den Stufen des Thrones herabgeſtiegen und winkte Einigen näher zu treten, darunter auch dem alten Bodo.

„Was mir die Stirn in Falten legt, was meinen Sinn vergiftet, Ihr wißt es. Es iſt was Arges geſchehen, Gott verzeih mir, wenn ich's dem nimmer verzeihen kann, der es that. Wer es auch ſei, ausgeſtrichen iſt er aus dem Buche der Gnade. Denn mit der Schande keinen Vertrag, und gält es mein Leben! Doch wen es traf, und er wird überwieſen, den allein ſtraf ich, nicht ſein Blut und ſeine Sippſchaft.

---

durch Meiſterhand erhalten, fand ich neulich in der Schloßkirche zu Wittenberg in der in Erz gegoſſenen Votivtafel: Die Krönung der Maria von Peter Viſcher, m. E. einem der ſchönſten Werke des großen Künſtlers. Henning Göde, als Betant, kniet mit ſeiner Familie zur Linken vor Gott, Vater, Sohn in Maria. Geſtalten, in denen man Raphaeliſchen Adel und Schönheit zu erblicken glaubt.

Darum braucht Keiner die Augen niederzuſchlagen, der einen Blutsfreund in der Schuld weiß; wenn er ein guter Mann iſt vor dem Recht, iſt und bleibt er auch vor mir ein guter Mann."

Auf ſeinen Wink nahte ſich ihm ein Edelknabe mit einem Kiſſen und ließ ſich vor dem Fürſten nieder auf die Knie.

„Die Kettenträger ſind unſerer lieben Frauen treten vor!" ſprach der Fürſt.

Nur drei oder vier alte Männer traten vor.

„So wenige nur, und es war ein ſo guter Orden! Iſt die Zucht ſo ſchlecht worden, daß meine Väter ſo wenige werth hielten, oder iſt die Zeit eine andre worden, daß was gut war, jetzt nicht mehr gut iſt; und es ſind noch nicht achtzig Jahre um, daß mein erlauchter Großohm, Friedrich der Andere, den Schwanenorden geſtiftet! Wo ſind die Burgsdorfe, rief er ſich umſchauend, die Hoym, die Arnim, die Bartensleben und Bodenteich, die Bredow, die Jagow, Schlieben, Kerkow,

die Alvensleben, Krummensee, die Schenk, die Waldow, die Schulenburg und Schlabrendorf, die so oft gewürdigt waren, das Bild der allerheiligsten Jungfrau mit den Sonnenstrahlen um ihr Haupt, den Mond zu Füßen, auf ihrer Brust zu tragen? Ist keiner mehr, der trachtet, daß er sich „ehrlich und füglich für schämliche und schändliche Missethaten, für Unfug und Unehre treulich bewahre, verschwiegen sei, und der Mitgenossen Ehre auf alle Weise rette?" Möchte Keiner mehr geloben, daß er, so oft die Sonne aufgeht und untergeht, zur Mutter Gottes bete, trachtet Keiner mehr nach dem Bilde, das ihn erinnere, dankbar zu sein zu jeder Stunde für die Gnade Gottes, der ihn durch seinen Sohn Jesum erlöset hat?"

Es war still umher.

„Da sei Gott für, hub er weiter an, daß die Zeit um sei und nicht wiederkehrte, daß meine Ritter nach christlicher Ehre trachten! Ist die Stiftung veraltet, stifte ich sie neu." Und er winkte dem

Kanzler. Der alte Schlieben entrollte ein Pergament und verlas die Urkunde.

Joachim ſchaute ſich wieder um und winkte den Bürgermeiſter Mathias von Berlin zuerſt heran.

„Knie nieder! ſprach er. Dein frommes Walten iſt mir nicht entgangen. Ein Siechhaus haſt Du geſtiftet, und ewige Renten geſchenkt den Spitälern zu St. Georg und an den drei Linden. Da nun die Zacken, die zuſammengepreßten Herzen in dieſer Kette die mancherlei Gebreſte des menſchlichen Lebens vorſtellen, ſo muß der ſie tragen, der täglich den Gebrechlichen den Arm reicht, und den Hungrigen Brod giebt. Stehe auf Mathias, als Ritter des Schwanenordens."

Ein Murmeln ging durch den Saal: „wo ſind ſeine vier Ahnen!" — „Er iſt kein Edelmann."

„So ſind meine Ritter, ſprach Joachim, doch noch vertraut mit den Satzungen des Ordens. Aber Ihr vergeßt, daß ich die alte Stiftung neu gemacht. Meine im Uebrigen, daß der ein beſſerer Schwa-

nenritter iſt, der die Geſchlagenen am Wege aufhebt, als der ſie ſchlug, und liegen ließ."

Da ward es wieder ſtill, Mancher ließ den Kopf ſinken. Der Kurfürſt winkte den Altermann der Bredows:

„Die Erndte war ſchlecht im Havelland?"

Bodo ſah ihn verwundert an, die Andern auch.

„Und Deine Ausſaat gut, fuhr der Fürſt fort. Du kannſt nicht dafür, daß ſie nicht aufging."

„Der Roggen trug gut aus, gnädigſter Herr, und wenn Näſſe und Stürme den Hafer und die Gerſte verdarben —"

„Du ſäteſt Beſſeres aus als Roggen und Hafer, fiel Joachim ein, und legte ſeine Hand auf des alten Bodo Schulter. Wenn Zucht und Sitte nicht aufgingen, iſt's nicht Deine Schuld. Der beſte Vater kann nicht dafür, wenn nicht alle ſeine Söhne gerathen. Und doch entging mir's nicht, wie Du in Deinem Haus gewaltet, wie Du dem Ungeſtüm, der rohen Luſt der Deinen gewehrt haſt. Bodo

Bredow knie nieder," sprach der Fürst, und nahm die zweite Kette vom Kissen.

Wie da Aller Blicke auf dem alten Bodo und dem Fürsten hafteten; das hatte Keiner erwartet. Der polnische Abgesandte hatte vorhin, da er die vielen Bredows im Saale gesehen, verwundert gefragt, ob man ihnen denn die Waffen nicht abnehme; wenn so etwas bei ihm zuhaus sich ereignet, daß ein Glied eines großen Hauses gekränkt worden, wie hier, würde man sich vorsehen, die Sippschaft nur zu Hof zu lassen. Fritz Rohr, der ihn herumführen mußte, hatte gelacht: „So schlimm ist's bei uns nicht;" jetzt aber flüsterte er dem polnischen Herrn in's Ohr: „Paßt Acht, er will ihn kirr kriegen. Bin doch neugierig, ob der Alte in die Falle geht."

„Durchlauchtigster Herr Markgraf, ich bin zu alt zum Genien," sprach der Senior.

„So neige Deinen Hals, ich weiß keinen würdigern Kettenträger."

Der Alte blieb aufrecht ſtehen; ein leiſes Zittern ſah man doch an den magern Händen, die den Stock hielten.

„Hilf mir Gott, mein Markgraf, ich kann nicht. Spare die Kette für die, ſo noch nach Ehre dürſten. Liegt doch meine im Grabe. Wie ſoll ich ſie tragen, ſonder Scham, die mir's zur Pflicht macht, der Mitgenoſſen Ehre auf alle Weiſe retten, derweil ich meinen nächſten Blutsfreund in Ketten und Schmach weiß, und darf ihn nicht retten."

Vorhin waren die von der Sippſchaft gemieden worden, wie man ſolche meidet, die mit Ausſätzigen zuſammenkommen. Als der Fürſt Bodo vorrief, trat Mancher an die Vettern, und drückte ihnen verſtohlen die Hand, und ſie nickten ihnen zu mit freundlichen Blicken. Jetzt fuhren ſie zuſammen und ängſtlich ſchauten ſie auf den Fürſten und auf den alten Mann. Die Reden hatten die wenigſten gekümmert; ſie nahmen ſie hin, wie etwas, das ſein muß, weil es eine Mode iſt; auch

Waffen ergraute Französische General, kann freilich sein Vaterland nicht verleugnen, eben so wenig als den Stand, dem er sein Glück verdankt. Gehört aber doch auf Karls des Zwölften Thron ein Monarch in Sporen und Uniform. Der Kronprinz ist dagegen zum Schweden erzogen und ganz Schwede geworden. Seine liebenswürdige Gemahlin von mütterlich Deutschem Blute hat sich ebenso in kurzer Zeit zur Schwedin umgebildet; wie anders verfuhren Napoleon's, in die eroberten Länder eingesetzte, Könige? Sie blieben Franzosen oder wünschten gar, in thörichtem Uebermuth, das ganze fremde Volk dazu umzuschaffen.

Eines muß den Fremden erfreuen; um so mehr erfreuen, je mehr er in andern Reichen das traurige Gegentheil sieht: die Achtung für die Reliquien des alten Stammes. Kein Name, kein Wappen ist verlöscht, keine Bilder sind verboten, keine Bücher deshalb untersagt. Der Wasa-Orden wird noch fort und fort ertheilt. Man spricht mit Achtung und Anerkennung von den großen Regenten, von ihren wohlthätigen Institutionen. Ornäs selbst, mit seinem wohlerhaltenen Wasazimmer, giebt davon ein Zeug-

daß er den Mathias zum Ritter gemacht, kümmerte ſie eigentlich wenig. Er war ein Ritter des Fürſten, nicht ihrer. Aber, daß ein Vaſall ſich unterſtand, Ehren auszuſchlagen, die ihm ſein Fürſt bot, das, meinten ſie, würde den Zorn des Markgrafen wecken. Aber Joachim ſah den Alten nur ernſthaft an, dann winkte er ihm faſt freundlich:

„Du thuſt recht. Der gute Mann muß froh ſein mit den Seinen, und wenn ſie traurig ſind, mit ihnen trauern.“

Er legte die Kette wieder ſeitwärts auf das Kiſſen, als wolle er ſie für den noch aufheben, der ſie von ſich wies.

„Wilkin Lindenberg!“ rief er, das dritte Band aufnehmend. Ein leiſes Athmen ging durch die Verſammlung, als habe man's erwartet. Schwer wär's zu ſagen geweſen, ob auf den Geſichtern nur lauter Freude oder auch der Neid mitſprach.

„Was lächelt Ihr?“ fragte leis ſein Nachbar den Dechanten von Altenbrandenburg, der mit einer

eigenen Bewegung die Hand über das Geſicht brachte.

„Ich lächeln! und die Hand fuhr ſchnell zur andern, und beide hoben ſich gefaltet zur Bruſt. Das Glück lächelt ſo ſelten denen, die es verdienen, ſagen die Kinder der Welt; wir Andern freuen uns daher, wenn es einmal nach Gottes unerforſchlichem Rathſchluß einen Würdigen trifft.“

„Das iſt der Lindenberger.“

Ein ſtiller Händedruck beſtätigte es: „Wenn Ihr ihn erſt kenntet, wie ich ihn kenne. — Still, er redet.“

„Lindenberg, ich will Dich nicht erröthen machen, noch die Andern, indem ich Dich vor ihnen lobe. Was Deine Stimme im Rathe gilt, was Du gethan für Deinen Fürſten, das mögen ſie ſich ſagen laſſen von denen, die in meinem Rathe oft auf Deine Worte lauſchten. Aber was Du mir geweſen biſt, die Säule, an die ich in Stunden der Muthloſigkeit lehnte, der friſche Lufthauch, wenn des

Tages Hitze mich niederwarf, der kalte Wind, der mich aufrüttelte, wenn ich ermattend in Schlummer ſank, wo ich wachen ſollte, der einzige Geiſt, ſetzte er leiſer hinzu, unter ſo vielen Schemen, der mich verſteht, das mögen ſie Alle hören, mögen ſie Dich darum neiden, ſolcher Neid iſt gut, er weckt Nachahmung. Du der Einzige, den ich ganz wahr erfunden, weil Du mir Wahrheit, die volle Wahrheit in's Geſicht ſagteſt. Das iſt Rittertugend, die nicht der Ehrenketten bedarf, ſie lohnt ſich ſelbſt. Darum ſchlinge ich dieſe hier um Deinen Hals, nicht als Lohn, ſie ſoll die Kette ſein, die Dich und mich, wills Gott, auf ein langes Leben zuſammenfeſſelt. Knie nieder, Freier von Lindenberg."

Auf des Fürſten Lippen ſchwebten noch die Worte: „So gedenke ich der Stunde geſtern;" aber er ſprach ſie nicht aus; denn Lindenberg kniete nicht vor ihm. Er war vorhin um einen Schritt näher getreten, aber plötzlich war er ſtehn geblieben und blaß, mit halb übergebeugtem Oberleib ſtierte

er, nicht auf Joachim, ſondern wie auf einen Geiſt, der, aus der Erde aufgeſchoſſen, ihm den Weg verträte.

Die Andern ſahen einen kleinen, nicht ſchönen Mann, von gemeinem Weſen und niedrer Tracht, der hinter dem Fürſten ſtand, ſein Geſicht wie der Hahn, dem der Kamm ſchwillt, ſeine Augen funkelten, und aus dem grinſenden Munde leuchteten Zähne wie eines Raubthiers, das zum Sprunge ſich anſchickt. So ſtand er da, halb gebückt, und ſtreckte die Fäuſte aus:

„Er iſt's!"

„Was iſt Dir, Lindenberg?"

„Ein Schwindel! — Die zu große Gnade meines Herrn. — Es iſt nichts."

„Du zitterſt. — Meinen Leibarzt!"

„Er iſt's, kreiſchte der Krämer, der mich fing, warf, band. So wahr Gott im Himmel lebt, der iſt's, Herr Kurfürſt."

Joachim erblickte jetzt erſt den Mann, der

wie ein Unhold aus der Erde geſchoſſen, deſſen Stimme wie Rabengeſchrei in einer frohen Muſika tönte.

„Elender! Du lügſt. —“ Aber plötzlich verſtummte er, als fehle ihm der Athem. Das dunkle Blut, das ihm in's Geſicht geſtiegen, verſchwand, und das Antlitz ward einen Augenblick weißer als ſeines Günſtlings. Er brachte die Linke an ſeine Bruſt, er athmete auf, und ſeine Augen haſteten auf dem Ritter, der ſeine niederſchlug.

„Das iſt zu arg!“ ſchrien viele Stimmen. — „Den Arzt! Der Markgraf wird unmächtig!“ — „Bei den Haaren, bei den Füßen ihn rausgeſchleift!“ ſchrien Andere.

Der Mann erhob ſich auf ſeinen Zehen, er ſtreckte die Arme in die Höh, er rieb die Hände, er zitterte. Aber da er den Kurfürſten anſah, ſank er auf die Knie und faltete die Hände: „Laßt mich zerreißen, wenn ich nicht die Wahrheit rede.“

„Dem Kurfürſten vergeht die Sprache. Er

iſt ein Hexenmeiſter! ſchrien Andre. Den Büttel her!“

Joachim winkte mit dem Arm. Er hatte die Sprache wieder gewonnen: „Gieb Antwort dem Manne!“

„Gottes Donner und Blitze! ſchrie Otterſtädt, der das Schwert halb gezückt hatte. Dem!“

„Der Dich verklagt.“

„Soll der Mond antworten, wenn der Hund ihn anbellt,“ rief Otterſtädt.

„Ich entſinne mich nicht, den Mann geſehen zu haben,“ ſtotterte Lindenberg.

„Wilkin Lindenberg! Drei Jahre meines Lebens drum, wenn es ſo iſt. Sieh ihn ſcharf an.“

„Er hert, die Natterbrut! ſchrie Otterſtädt. Sieh ihn nicht an.

„Verſchluck Deine Zunge, Hund, wo Dein Fürſt ſpricht!“ ſchrie ein Anderer den Krämer an, der den Mund öffnete.

„Du kennſt ihn nicht, Lindenberg?“

„Nein.“ Es kam wie ein hohler Ton heraus, der ſich Luft macht nach langer Anſtrengung.

„Die Hand darauf!“

Da der Geheimerath, nicht allzuraſch, ſchien es Einigen, den Arm erhob, wendete ſich der Krämer mit einer ſonderbaren Bewegung zum Fürſten. Er ſprach kein Wort, aber öffnete den Mund, und ſteckte den rechten Daumen hinein.

„Den Handſchuh aus! gebot der Kurfürſt. Deine Rechte, wie Gott ſie gemacht, leg' in meine.“

Der Ritter zog. Schien es doch, als ſchüttele ihn ein Krampf; der Handſchuh flog ab, und mit ihm ein blutiger Verband. Auch der Daumen blutete auf. Ein ſtiller, kichernder Schrei, wie aus einer hölliſchen Pfeife, wie aus einer Bruſt, krank von ſataniſcher Luſt, gellte durch die Luft.

„Die blutende Hand in Deines Fürſten!“

Einen Augenblick ſchauten ſich beide an; dann ſchreckte der Ritter zuſammen, wie ein von Gottes

Strahl Getroffener. Er öffnete die Lippen, aber er brachte keinen Ton hervor.

„In Ketten! Zum Gericht!“ rief Joachim, und ohne jenen eines Blickes zu würdigen, ſchritt er aus dem Saal.

Viertes Kapitel.

Der Befreite und der Gerichtete.

Sechs kurfürſtliche Trompeter in ihrer Sonntagslivrey und mit ſilbernen Mundſtücken hielten vor dem Mühlenhofe, und vom Mühlendamm, von der Stralower Gaſſe und den Quergäßchen um Sanct Nicolas kamen ſie in Schaaren, um zu ſehen, wie der Markgraf den edlen Ritter Götze Bredow mit Ehren aus dem Gefängniß abholen ließ. Auch die Lehns-Vettern kamen auf ſtattlich geſchmückten Pferden, ganz anders trabend als vorhin, da ſie in die Stadt einritten. Der Voigt von Hoym hatte Mühe, daß er die Leute nur abhielt vom Gitterthor, die alle den trefflichen Mann mit Augen ſchauen wollten, der ohne eigne Schuld

wie ein Räuber und Mörder gefeſſelt worden und die Unbill über ſich kommen ließ, fromm wie ein Lamm. Kaum ließen ſie ſichs in ihrer Ungeduld bedeuten, daß der Geiſtliche noch bei ihm ſei und er zum Abſchied doch einen Imbis und Trunk einnehmen müſſe, Stadt und Gefängniß zu Ehren, und da er noch nicht ſelbſt erſchien, drängten ſie um ſein Roß und ſtreichelten es, das, mit Federn und bunten Decken aufgeputzt, von zwei Stallmeiſtern geführt ward. Einige meinten, das ſei noch nicht genug, der Kurfürſt hätte ſelbſt kommen müſſen, ihn abzuholen, und nicht aus der Stadt hinaus müßte er ſolchen Mann mit Ehren geleiten laſſen, ſondern zu ſich in's Schloß und dort eine Woche lang traktiren. Das waren ehrenwerthe Bürger die es meinten, und von den Ritterbürtigen nickte Mancher dazu: Er hätte auch mehr thun können!

Von alledem ſah, hörte und dachte der nichts, den es anging.

niß. Ebenso die wohlthuende Fiction von dem Forterben des Geschlechts vermittelst einer Adoption. Man führe auch hier immerhin die Klugheit, die verschiedenen Verhältnisse, ja die Nothwendigkeit an; ein kleinlicher, ein gehässiger Sinn überwindet diese Rücksichten. Wie wohlthuend ist diese kluge Mäßigung z. B. im Gegensatz zu Frankreich. Welche Parthei unter allen, die dort geherrscht, wagte es, oder war so klug, sich selbst zu ehren durch Achtung der gestürzten Vorgängerin? Napoleon's Bilder, offen verkauft in den Pariser Bilderläden, hätten den Bourbons nicht geschadet; unter der Hand den Partisanen der Parthei verhandelt, werden sie ein Partheizeichen, ein Hauch, der verstohlen hinfährt über die glimmende Asche. Ein Bourbon, der so großartig dächte, Napoleon's Leiche aus Helena kommen zu lassen und ihr eine Gruft anzuweisen in dem Lande, dessen größter Feldherr er gewesen, könnte den Thron seines Stammes auf diese Gruft wieder fester gründen, als auf Censur, Jesuiten und Gensd'armen.

Gustaf Adolf IV. mußte gestürzt werden, oder Schweden selbst fiel. Darüber findet der Reisende die Urtheilsfähigen im ganzen Reiche

„Den Seinen giebt er's im Schlafe," hatte der Dechant gesagt.

Das erinnerte Herrn Gottfried daran, daß er geschlafen hatte. Man hätte eher daran zweifeln können, ob er wirklich schon erwacht sei.

„Wie kam's denn nun aber?"

„Wer sich selbst erhebt, der wird erniedrigt werden, aber wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden. Grade dadurch, mein werther Ritter, daß Ihr Euch ganz hergabt seinem Willen, wie ein Kind, das den Vater walten läßt, weil es weiß, daß der Vater Alles doch am besten macht, Eures blinden Glaubens willen hat Euch der Herr gerettet. Ja, wenn Ihr auf weltliche Klugheit gelauscht, wenn Ihr den Advokaten angenommen, den Euch Euer Schwager schickte, da hättet Ihr geleugnet, bestritten, da wärt Ihr verhört worden, wer steht dafür, daß Ihr nicht gar peinlich befragt wärt, und Ihr lägt vielleicht jetzt unten im Thurm, auf faulem Stroh, Gott weiß, wo es noch ein Ende

nähme. Aber Ihr wähltet das beſſere Theil, Ihr gabt Euch Gott anheim in den bangen Zweifeln Eurer Seele, die Kirche rieft Ihr um Hülfe an, und das Wunder war geſchehen."

„Ein Wunder!"

„Ihr könnt doch nicht daran zweifeln? Bei ſolchen Beweiſen, bei Eurem eignen Eingeſtändniß —"

„Ich hätt's eingeſtanden!"

Der Dechant warf ihm einen Blick zu, den Herr Götz nicht ertrug: „Die Kirche hat Mitleid mit den Schwachen. Leſe ich nicht, was Satan Euch jetzt ins Ohr flüſtert: ein Anderer hätte es Euch eingeredet, ſo zu thun. Das wolltet Ihr mir eben antworten: man hätte ſo lange zu Euch geredet, bis Ihr nicht aus- und ein gewußt, da hättet Ihr unterſchrieben und wüßtet gar nicht, wie Ihr dazu kamt. Nicht wahr, ſo flüſterte er Euch ins Ohr, und Eure Lippen öffneten ſich ſchon, es nachzuſprechen. Forderte er Euch nicht auch auf, mich anzuklagen? — Die Röthe Eures Geſichts

ſagt ja. Wacht auf endlich! O lieber Herr, weiſt den Verführer fort, der die Sündigen immer ſprechen läßt: Ich war unſchuldig, aber der hat's gethan! Aus dieſen Ketten ſeid Ihr los; fragt nicht warum? wie ſo? woher? Das ſind die kleinen Krallen und Haken des Verderbers, mit denen er die Geretteten wieder langſam an ſich zieht. Aus dieſen Banden ſeid Ihr los, wißt Ihr in welche neue er Euch reißt? Nur der bleibt frei, der ſich ganz gefangen giebt dem Willen des himmliſchen Vaters, wie ihn die Kirche erklärt. Darum, mein lieber, theurer Herr von Bredow, laßt all das andre hinter Euch, denkt nur an das vor Euch, wie Ihr mit gerührtem Herzen dem Ewigen danken wollt, für das wunderbare Werk der Rettung, wie ein Strahl der Gnade grade den Lindenberger —"

„Sagt mal, Dechant, der Lindenberger! I der Tauſend, wer hätt's gedacht!"

„Das iſt gar nicht an Euch! Grübelt nicht

nach über eines Andern Schuld. Ach! hat nicht mit ſeiner eignen Rechtfertigung der wahre Gläubige ſo viel zu thun, daß er eigentlich nie damit fertig wird, daß er noch andre anrufen muß, ihm zu helfen. Schütten wir nun zuſammen unſer gerührtes Herz aus in einem brünſtigen Gebet zu den heiligen Fürſprechern."

Dieſes Gebet war vorüber, und man muß ſagen, Herr Gottfried, als er einmal auf den Knien lag, hatte recht inbrünſtig gebetet.

„Der beredete Quell, der von Euren Lippen ſtrömte, ſagte mir, daß Satan ſich nun nicht wieder nähern darf. Möchte ich doch auch faſt die Gelöbniſſe leſen, die aus Eurer befreiten Seele aufſteigen. Ja, theurer Herr von Bredow, die Zeiten ſind vorüber, wo es den frommen Ritter, wenn er aus ſchwerer Drangſal erlöſt war, nach Jeruſalem zog. Für das Kreuz ſtehen keine Kreuzfahrer mehr auf. In Euren Jahren, bei der anſehnlichen

Beleibtheit, mit der Gott Euch bedachte, möchte Euch auch das Pilgern nach dem heißen Lande beschwerlich fallen."

„Ich pilgern!"

„Ich rathe es Euch auch nicht. Ihr müßt Euch den Eurigen erhalten. Was würde der lange Abschied die gute Frau Brigitte Thränen kosten. Wär es noch eine kleinere Pilgerfahrt nach Wilsnack."

„Pilger sind Tagediebe."

„Gewissermaßen. Auch ist das heilige Blut in Wilsnack leider in Verruf, seit der Erzketzer Huß sein Buch dagegen schrieb. Das ist das Betrübte, daß eine jede Ketzerei, wie man auch meint sie ausgetilgt zu haben, immer doch etwas Gift zurücklässt. Nun ist Huß zwar, durch Gottes Gnade, verbrannt, aber haben nicht die Zweifel, die er hingestreut hat über das Wunder zu Wilsnack, so gewuchert, daß, man muß es mit Bedauern sagen, selbst der heilige Vater sich veranlaßt sah, die Andacht davor zu

verbieten. Das Städtchen hatte ſo hübſchen Verdienſt, und er blieb im Lande.“

„Ja, dazumal ſchnappten Viele nach der Pfründe.“

„Die Opferſtöcke werden überall immer leerer, die Gottloſigkeit nimmt zu. Ich wollte Euch auch nicht anrathen, lieber Ritter, wie Mancher in Eurer Lage thäte, einen Stellvertreter nach Jeruſalem zu ſchicken. Das iſt nur halbes Werk, koſtet ſehr viel Geld, und wer weiß, ob der Menſch nicht ſchon unterwegs die Zehrung verpraßt und vertrinkt.“

Darin war Herr Götz ganz einer Meinung mit dem Dechanten.

„Was Ihr gebt, müßt Ihr durch ſichere Hände gehen laſſen. Es wird jetzt durch alle chriſtliche Länder zur Reſtitution des Tempels in Jeruſalem geſammelt; der allerchriſtlichſte König hat es beim Großtürken durchgeſetzt. Ihr braucht Eure Scherflein nur nach Brandenburg zu ſchicken: wir ſammeln auch am Dome.“

Herr Götz warf einen eignen fragenden Seitenblick auf den Sprecher: „Nach Jeruſalem? Das bleibt ja nicht im Lande?“

„Freilich nicht, indeſſen —“

Es ſchien, als habe Herr Götz mit einem Male den Schlaf abgeſchüttelt. Er ſah faſt pfiffig den Geiſtlichen an: „Es bleibt doch Manches im Kaſten kleben in Brandenburg, nicht wahr? Da iſts beſſer, ich ſchicks gar nicht erſt nach Jeruſalem.“

„Wenn ich Euch riethe eine neue Lampe in unſerm Dome zu ſtiften, ſähe es wie Eigennutz von mir aus. Aber wir finden ſchon etwas zur Beruhigung Eures Gewiſſens. Da fällt mir ein, es thun ſich in Rom fromme Leute zuſammen, die das Kreuz den Heiden predigen wollen, in der neu entdeckten Welt und in Aſien. Für dieſe Bekehrer wird geſammelt. Was müſſen ſie leiden, dieſe heiligen Männer, unter den Teufelsdienern; Qualen, Martertode, Hitze, Kälte, Hunger und Durſt. Wenn wir nur an ihr Dürſten in der

Wüſte bei jedem Becher dächten, ach mein Herr von Bredow, der Tropfen Wein würde uns auf den Lippen zum Gifte. Wer ſpendet da nicht aus vollem Herzen, was er kann. Was Ihr geben wollt —"

„Wills mit meiner Frau überſchlagen."

„Die gute Frau, wenn ſie nur die Noth dort kennte, wie ſie barfuß durch den glühenden Sand laufen müſſen, die armen Kindlein zu ihrem Heil, ſie zöge ihre eignen Strümpfe aus."

„Barfuß?"

„Alle barfuß, die in Indien und bei den Tartarn, und wollen Chriſten werden! Iſt das nicht ſchrecklich?"

„Laufen bei uns auch gnug ohne Strümpe rum."

„Die gute Frau von Bredow wird gewiß ein hübſches Päckchen ſchnüren, aber es braucht auch Geld, und mein Freund Götz wird gewiß mit Freuden —

„Ne, ſagte Herr von Bretow, mit einem ganz beſondern Lächeln den Dechanten anſchielend, dazu geb ich nichts.“

„Gar nichts, ei, mein theurer —“

„Wollen erſt warten, bis die Jungen und Mädel bei uns im Dorf Strümpe haben. Aber wißt Ihr was, Dechant? — Wollen eins miteinander trinken auf das Wohlſein der armen Leute, die da dürſten, und auch auf die, die barfuß laufen.“

Aber der Dechant trank diesmal nicht mit dem Ritter, den der Voigt von Hoym in die Halle geführt, wo der Imbis für ihn angerichtet ſtand. Herr Götze trank und aß allein, was indeß ſeinem Appetit gar keinen Abbruch zu thun ſchien. Zwar war Herr Götz der Meinung, daß gute Geſellſchaft zu einer guten Mahlzeit ſich ſchicke, wenn aber eines von beiden fehlen ſollte, hielt er dafür, daß man darum die Mahlzeit nicht im Stich laſſen muß, weil die Geſellſchaft uns im Stich gelaſſen hat. Er ließ es ſich vielmehr, wie ein

rechtſchaffener Mann ſchmecken, der nicht abſieht, warum Einer, der ſchwer gekränkt iſt, drum noch hungern ſoll.

Der Voigt von Hoym aber ſah wie Einer aus, dem ein Leidweſen widerfahren, und er kann ſich noch nicht faſſen:

„Bitt Euch um aller Heiligen willen, und der Lindenberger?“

Der Dechant zuckte die Achſeln.

„Solch ein Herr! Und hat's eingeſtanden?“

„Er durft' es doch nicht auf die Beweisprobe ankommen laſſen! Der Krämer war ſchon bereit dazu mit ſeinen Zähnen.“

„Mir gehts wie ein Mühlrad im Kopf rum. Der Lindenberg [illegible] ſo eigentlich Alles.“

„Und iſt nun weniger als nichts.“

„Ich bitt Euch, was ſoll draus werden! Wen er befahl, ſteckte ich ein, wen er loslaſſen wollte, ich ließ ihn los. Ich wußte, ich that immer recht. Der kurfürſtliche Befehl kam hinter-

einig. Sein unbeugsamer Trotz, mit merkwürdiger Blindheit gepaart, ließ keinen andern Ausweg zu. Man kann seine Thaten, oder mehr noch, was er nicht that, bei einem Regenten Wahnsinn nennen. Sein Sturz steht auch nicht allein da in der Schwedischen Geschichte. Frühere Beispiele geben dem Fall für Schweden eine Art legitimen Charakter. Aber die That bleibt That, und die Kränkung durch das Alterthum und den Besitz geheiligter Rechte führt eine unheimliche Scheu mit sich. Sie umschwebt die, welche es zunächst gewagt, das Heiligthum anzutasten. Ein Instinkt, eine Scheu, zur Wohlthat der Völker geboren. Auch den Thron retteten nicht die großartigsten Motive. Doch eben dieser legitimen Gesinnung ist es ein Trost, daß die neue Dynastie ganz rein dasteht. Sie erntete nur die Früchte und überkam keinen Theil der Schuld aus einer Staatsumwälzung, der sie ganz fremd geblieben. Darum, wie sie ohne Furcht rückwärts blicken darf, kann sie auch muthig in die Zukunft schauen. Ein Gerücht in Stockholm läßt den factisch am tiefsten
Carl Johann's Thronbesteigung Gekränkten
m bei dieser Gelegenheit gratuliren.

trein. Hatte mich ſo hineingefunden in ſeine Art und Launen. Und nun ſolls wieder anders werden! Wen meint man denn, daß dran kommt?"

„Man will behaupten, der Kurfürſt wolle allein regieren."

Mit einem verwunderten Blicke ſah der Voigt ihn an: „Ihr wollt es mir nicht ſagen. Lieber Herr Dechant, ich bin ein alter Mann, möchte auch in Ruhe leben; bitt Euch, gebt mir aus alter Freundſchaft 'nen Wink, wenn Ihr's erfahrt. Ein Mal gehts noch, ein Mal find ich mich noch zurecht, aber wenn's wieder und wieder wechſeln ſollte — das wär' zu viel. Aber was Ihr ſagt, er wollte allein ſtehn, hochwürdiger Herr, dazu bin ich zu alt, um's zu glauben. Einer muß doch ſein, der's für den Fürſten thut, und hinter ihm ſteht, ob er nun Hinz heißt oder Kunz, ob er's grob oder fein, heimlich thut, oder vor aller Welt; Einer thut's, Einer iſt's. An Einen muß man ſich halten kön-

nen, und wenn jeder es weiß, ist's besser, als wenn jeder es rathen muß."

„Das ist ein braver Mann!" — „So müßten alle Ritter sein!" riefen die Bürger Herrn Gottfried noch lange nach, wenn sie ihn mit lautem Zuruf und Mützenschwenken begrüßt hatten. Durch alle Hauptgassen beider Städte ging der Zug, und die sechs Trompeter schmetterten in die Luft, daß es für alle Bredows wie eine Hochzeit war. Nur einmal hieß Herr Gottfried sie inne halten, als ein Wagen vorüber fuhr, in dem ein Gefangener auf Stroh saß. Der Herr von Lindenberg ward nach dem Schloß gebracht; der eine, geschlossen und bewacht, zu Verhör und Gericht, der andere, mit Freunden und Musikern, zu Ehren und zu Freiheit. So begegnen sich die Menschen wohl öfters im Leben; der früher den Hut zog und tief sich bückte, geht aufrecht und nickt kaum, und der sonst den Kopf im Nacken trug, schleicht, das Kinn in der Brust, froh, wenn der Andere ihn nicht erkennt. Götze

Bredow hatte den Lintenberg nie gemocht, aber ihm ſchien's unrecht, daß Einer ſich laut freue, wenn ein Andrer tief trauert. Darum hieß er die Trompeter ſchweigen und hob ſich im Sattel, und hielt den Hut gelüftet, bis der Wagen vorüber war. Der Lintenberger grüßte nicht wieder.

Vor ihrem Haus am hohen Steinweg hielt die Equipage an. Da ward Herrn Gottfried ein Ehrentrunk aus goldenem Pokal gereicht, und der alte Boto ſchüttelte ihm die Hand und ſagte, daß er ſich herzlich freue. Die jüngern Vettern und die Trompeter gaben ihm aber noch das Geleit zum Spandauer Thor hinaus, bis an's Weichbild der Stadt. Er hatte gedacht, noch heut Abend bis Ziatz zu kommen, aber jeder Vetter verlangte, und er mußte es verſprechen, daß er bei ihm einſpreche. Da dachte er, Frau Brigitte wird wohl warten müſſen bis morgen. Wer bei allen Bredows im Havellande einſprechen will, der kommt auch morgen und übermorgen nicht nach Haus.

Der alte Schlieben hatte es nicht gut geheißen, daß der Kurfürst den Ritter Lindenberg noch ein Mal sehe, er wolle ihn denn nicht richten lassen. Des Fürsten Angesicht und Zuspruch sei für den Verbrecher Gnade. Er hatte eifrig widersprochen, wie es eines guten Dieners Pflicht ist; Joachim hatte ihn ruhig angehört: „Hast Du nun ausgesprochen?“ — „Ich hab's, gnädiger Herr, und da Ihr ihn richten wollt, könnt Ihr ihn nicht vor Euch lassen.“ — „Er ist gerichtet, antwortete Joachim, und ein seltsames Lächeln lag auf seinen Lippen, und sein Blick war der, den der alte Rath gar nicht mochte, als er die Hand auf die Brust schlug: „Aber ich will's!“

Der Lindenberger stand unfern der Thür, wo er eingetreten, der Kurfürst an seinem Sessel, die Arme verschränkt. Als er zu ihm sprach, waren seine Blicke halb zum Fenster, halb auf die Wand gerichtet.

„Ich ließ Dich rufen, damit Du mich nicht

anklagst, daß ich einen alten Freund ungehört von mir stieß."

„Von meinem Herrn und Kurfürsten konnt' ich mich deß versehn."

Joachim unterbrach ihn: „Das Recht geht seinen Weg, täusche Dich nicht. Nur dem Freunde von ehemals gestattet der Freund von ehemals ein letztes Wort."

„Dies Band mußte gesprengt werden, gnädigster Herr. Meine Ahnung trog mich nicht. Es lastete etwas seit Wochen auf meiner Brust. — Doch nichts davon! Mein Glück war zu groß, der Neid zu mächtig."

Joachim warf ihm einen ernsten Blick über die Schulter zu: „Ich ließ Dich rufen, damit Du Dich vertheidigen könntest. Vor mir, nicht vor dem Gesetz."

„Vor dem hab' ich gefehlt. Fern sei es, wie ein gemeiner Sünder, läugnen, zu wollen. Das ist das Arge in dieser Welt, daß Einer vor sich

im Rechte ſein kann, und doch vor dem Geſetze ſündigt."

„Biſt Du's vor Dir, ſollſt Du's vor mir ſein."

„Um gerecht zu werden vor Joachim dem Gerechten, müßte ich mit nicht viel beſſerem als einem Faſtnachtsſchwank ſein Ohr ermüden. Mein gnädiger Herr kennt den Bredow, den Gottfried mein' ich. Daß ich ihm von der landkundigen Geſchichte erzählen muß, von ſeinen Glennshoſen! Wäre mir ſcherzhaft zu Muthe, ſagte ich, von ihm könne man nicht ſagen, ſein Herz ſteckt in den Hoſen, weil der ganze Mann drin ſteckt. Ich will ihn gewiß nicht verreden: er iſt ein trefflicher Mann; aber wer ſchützt uns vor einer Grille, einer Schrulle! Und das verdrießlichſte, daß ſolche Grille Andere anſtecken kann! Ihm ſind ſie ein Talisman, ſein Amulet, wie anderen Familien ein Waffenſtück, ein Ring, ein Becher, eine alte Fahne. Mein gnädigſter Herr, gewiß, wenn ich ernſthaft darüber nachdenke, weiß ich keinen Zuſammenhang zu finden zwiſchen leblo-

ſen Gegenſtänden und dem Schickſal, das unſer Herr Gott und die Heiligen über uns beſtimmt."

„Um Kindermährchen ſtehſt Du nicht hier."

„Ach, gnädigſter Herr, ſind wir nicht Alle zuweilen Kinder; unſer Sinn klebt ſich an ein Spielzeug. Wir meinen zu vergehen, wenn es uns fehlt. Gottfried Bretow könnte aus Allen eine Mahnung ſein an die eigene Schwäche. Was Andern eine Puppe, ein Spielding iſt, ein Wahn, dem jagen wir nach. Hättet Ihr nun den Wirrwarr geſehen, die Beſtürzung — "

„Wo?"

„Vergebt, ich rede in Sprüngen. Mein Blut iſt noch erhitzt von dem Gedanken, in falſchem Licht vor meinem Fürſten zu erſcheinen. In Ziatz war's. Sie waren ihm geſtohlen, auf der Bäſche, glaub' ich. Er ſchlief; Ihr hättet ſie zittern ſehen ſollen, die wackere Frau, die armen Töchter, wenn er erwachte, ehe ſie wieder da waren. Ich geſtehe, es war dumm von mir. Man hatte mir ſtark zuge-

trunken; der Wein, die Erſchöpfung, die Nacht; ehe ich es wußte, ſaß ich auf dem Sattel, und dem Dieb nach. — Vernünftige Leute würden ſagen, ich handelte unvernünftig, das alles hätte ich Andern überlaſſen können, und dann und dann wäre das und das auch nicht nöthig geweſen, und das gar unrecht. Dieſe vernünftigen Leute ſollen in ihrem Recht bleiben, und ich im Unrecht. Aber die Hitze hat mich übermannt; auch der Aerger, ich leugne es nicht, über dieſen Lumpenkrämer, der in Saarmund mit meinem Herrn ſich zu handeln unterſtand. Ja der Schurke zählte noch das Geld nach, er fühlte heimlich, ob die Silberſtücke geändert waren. Himmel und Hölle, es überlief mich da ſchon, daß ich faſt meines gnädigſten Fürſten Gegenwart vergeſſen, und ihm in's Geſicht geſchlagen hätte. Ich weiß, das wär ein Frevel gegen die Majeſtät geweſen, aber ich habe Tage, wo es überkocht."

„Iſt das Deine Vertheidigung?"

„Ich könnte noch von einem Spuk erzählen, es klänge aber zu albern.“

„Was Dich vertheidigen kann, ſprich.“

„Seit ich mich bei Beelitz verirrte, gaukelte um mich ein fataler Spuk. An jedem Aſt, wo ich hinſah, hing, Thorheit! aber Ihr befehlt's zu ſagen, das Kleid, was dem guten Götz geſtohlen iſt. Ich konnte mich täuſchen, aber auch mein Pferd ſcheute. Ich riß es um, über die Haide, da flatterte es drüben an einer Kiefer. Ich wollte lachen, aber ich mußte zittern. Weiß Gott, ich hatte damals noch keine Ahnung von dem, was in Ziatz ſich ereignet. Sollte es nur eine Viſion geweſen ſein! Ich habe nie viel an Zeichen geglaubt, aber —“

„Lindenberg, iſt das Deine ganze Vertheidigung?“

„Ich erwarte mein Gericht.“

„Du haſt Dich ſelbſt gerichtet. Die Hoſen haſt Du dem Schelm gelaſſen; ſein Geld nahmſt Du mit.“

Der Kurfürſt ſah nicht die Bläſſe, die Lindenbergs Geſicht überzog, nicht wie die erzwungene Faſſung ihn verließ, wie die Glieder zitterten. Er hatte ſich in den Armſtuhl geworfen, und bedeckte mit den Händen ſein Geſicht. Der Verurtheilte verſuchte noch Unzuſammenhängendes zu ſtammeln. Plötzlich verſtummte er und ſtürzte auf die Knie: „Gnade!“

Als er die Augen aufſchlug, ſtand Joachim drei Schritt vor ihm, und der kälteſte Blick aus den blauen Augen ſagte daſſelbe, was der Mund jetzt tonlos ſprach:

„Von Gnade iſt nichts zwiſchen uns; Du wirſt büßen den Lohn, den Du verdient. Stehe auf.“

Lindenberg ſprang auf: „Ernſt?“

„Hab' ich je mit Dir geſpielt?“

„Wozu rieſſt Du mich?“

„Daß Du Dich, daß Du mich vor Dir und mir vertheidigteſt.“

„Himmels Donner und Blitze, ich will's

Gustaf Adolf dem Vierten wird die Geschichte eine gewisse Größe nicht absprechen. Aber rücksichtsloser Starrsinn kann auch bei edlen Gemüthern zum Verderben führen. Merkwürdig ist, daß der Raum an den Wänden des Wasazimmers in Ornäs mit den Portraits der Könige bis zum letzten Gustaf so ausgefüllt ist, daß kein Bildniß eines Nachfolgers Platz fände.

nicht glauben, ich kann es nicht glauben. Um die Lumperei —"

„Stirbst Du als Straßenräuber."

„Und Du —"

„Drei Schritt zurück, Herr von Lindenberg."

„Und aus dem tiefsten Keller Deines Thurmes schrei' ich Dir's zu; es soll durch dicke Mauern in Deine Ohren gellen: Das wage nicht! Du bist zu jung, wir sind zu alt. Das hätte Dein Vater nicht gewagt und Johannes durfte viel wagen. Zog ich mein Schwert, pflanzt ich auf das Banner der Empörung, brach ich in eine Stadt? — Züchtige die Banden, strafe die gegen Dich rüsten, und Pechkränze in die Städte schleudern, aber —

„Laß ungestraft die Wegelagerer, wenn meine Geheimeräthe darunter sind. Ich bin nicht gesonnen, darüber mit Dir zu streiten."

„Es werden Andre für mich streiten. Das ist unerhört! Um einen Schelm, einen Betrüger, um das freche Gesindel, diese Hausirer, diese Bauern-

ſchinder, dieſe Plage des Landes; um den Kitzel eines tollen Augenblicks —"

„Um der Gerechtigkeit willen."

„Ein leblos Wort, das nicht Fleiſch, nicht Blut, eine dürre Blaſe, in die man haucht, was man Luſt hat."

„Genug, Herr von Lindenberg! Deiner Todesangſt ſei die freche Drohung verziehen."

„Gerechtigkeit! Bei meinem Schutzpatron, wer ſchreit nach Gerechtigkeit, und Ihr ſeid taub? Wir? Nun iſt's heraus. Mann gegen Mann, Mund gegen Mund. Bilde Dir nicht ein, Joachim, daß Du es ſo zwingſt. Um eines Krämers willen Edelmannes Blut! Wo iſt die Gerechtigkeit! Das ſchwarze Blut, das allerweges kocht, hat ſich wieder geſammelt ſeit dem Cremmer Damm. Es wartet nur auf einen Ausbruch. Das iſt zu viel, das ertragen ſie nicht. Beim allmächtigen Gott, ich ſpreche jetzt als Dein Freund. Damals krachte die faule Grete Mauern auseinander; wir gewöhnten unſer

Ohr daran. Treibſt Du's auf die Spitze, ſo kann Anderes krachen. Scheuche Spatze mit einem Puſtrohr, aber zittere, wenn Männer aufſtehn."

„Ich werde ihnen ins Geſicht ſehn. — Haſt Du nicht mehr zu ſprechen?"

„Was Deine Ohren kitzelt? Nein! — Soll ſchön reden, daß es eine tragiſche Action gäbe, daß es Deinem Ohr ſchmeichelte, daß die Wimper naß würde, und Du, mit dem Finger ſie ſtreichend, Dir ſagen könnteſt: Du wärſt gerührt worden. Ich will Dich nicht rühren; ich will nicht die Maus ſein, mit der die Katze ſpielt, ehe ſie ſie erwürgt."

„Das wär' ja nur Vergeltung, Lindenberg, für das lange Spiel das Du mit mir geſpielt."

„Verflucht der Augenblick, wo ichs anfing!"

„Mutter Gottes, und Ihr Heiligen Alle, ſo geſtehſt Du's — Alle Deine ſchönen, tönenden Reden —"

„Waren der Wiederhall von Deinen."

„Beim Blut des Erlöſers, ſo ſchamlos verdammſt Du Dich ſelbſt.“

„Ich war ein Menſch, Du biſt ein Fürſt. Prätendirſt Du anderes?“

„Ich wollte Wahrheit hören.“

„Das ſagen Alle. Die Wahrheit iſt ein bitterer Trank, ſchon für den gewöhnlichen Menſchen, was mehr für Einen, der mit Schmeichelliedern eingelullt, und mit Schmeichelliedern geweckt wird. Einmal, zweimal wagt man's. Wird man angefahren, ſieht man das ſaure Geſicht, dann überzuckert man die bittere Pille, bis man den verwöhnten Kindern den Zucker allein giebt. Wir athmen nur ein Mal; ein Thor, wer ſich die Spanne Zeit vergällen wollte, wenn er mit der Lüge ſüßen Sonnenſchein erkauft.

Joachim war wieder auf den Stuhl geſunken, und wieder verbarg er ſein Geſicht: „Seine Puppe — ein Spielball in der Hand eines herzloſen Betrügers!“

„Verlange nicht Herzen, wo Du Gehorsam willst für Grillen. Schneide Dir Günstlinge, aus welchem Holz es ist, knete sie Dir, aus welchem Thon Dir behagt. Ein Günstling bleibt das Geschöpf seines Meisters. Er wird pfeifen, blasen, athmen, sprechen, blicken, wie es dem Herrn gefällt, bis er selbst Herr wird. Glaubte es schon zu sein, bis ein unbewachter Augenblick mich um die Frucht der langen Arbeit brachte. —"

„Bis das zähnefletschende Thier zum Herrn ward über den gleißenden Betrüger."

„Sei's! Meinst Du, ich wollte um nichts bei Dir dienen! Die lange Qual, die es mich kostete, schön zu reden, lieblich zu duften, immer tugendhaft geschniegelt zu denken, die Glieder und Gedanken zu strecken auf ein Folterbett, das japste ein Mal nach Erholung. Nun ist's vorüber."

„Schäume aus die Rohheit. Mir wird wohl, daß ich endlich Wahrheit höre."

„Willst weiden Dich an Deiner eigenen Voll-

kommenheit, während Du Einen ſiehſt den Trübern nachgeh'n, weil ſeine Natur ihn trieb. Aber vermeine nicht, wenn Du mich los biſt, wärſt Du frei. Nur vielleicht auf einen Klügern ſtößt Du, der zäher iſt, und länger in die Schule ging, als ich, daß er ſich auch im Schlaf bewacht. Wahrheit willſt Du? Sprich es nur aus, und er wird Dein Ohr mit plumper, nackter Wahrheit, wie Du ſie wünſcheſt, täglich bewerfen. Frömmigkeit? O ſie werden in die Meſſe ſtürzen — vor Deinen Fenſtern nämlich; ihre Reden werden duften von Gottſeeligkeit, werden ſchaudern vor jedem gottloſen Wort, nämlich, wenn Du es ſiehſt. Nichts leichter, als einen Fürſten betrügen, weil er immer betrogen ſein will. Mein Gängelband riß ab, weil's an eine ſcharfe Ecke ſtreifte. Ein Andrer wird es ſchlaffer halten und deſto ſicherer."

„Nein, Lindenberg, ich gehe fortan allein. — Lache nur in Dich. Der Herr des Weltalls, der die Würde auf meine Stirn drückte, wird mir auch

die Kraft verleihen. Keinem mehr will ich trauen, ich werde mein eigener Rath ſein."

„Da wirſt Du erſt recht betrogen werden. Ja wärſt Du Dein Vater Johannes mit ſeinem Fiſchblut. Der nahm auch die Miene an, als achte er nicht auf unſer Reden; in der Stille horchte er und wußte Alles. Er ging ſeinen geraden Weg, und leckte nicht gegen den Stachel; damit zwang er uns. Du haſt Blut und Paſſionen, Viſionen und Miſſionen, möchteſt über unſere Köpfe ſpazieren gehn, Dich zu freuen an Deiner Höhe und unſerer Niedrigkeit. Was nicht Alles beſſeres möchteſt Du aus uns machen, nur nicht, was wir ſind und bleiben wollen, Märker. Der Topf iſt ausgeſchüttet, nun kein Blatt mehr vor dem Mund. Meinſt Du, daß Einer von uns an Deinem Spielzeug Luſt hat? Wenn er die Zunge ſpitzt, um entzückt zu reden, ſag' ihm dreiſt auf den Kopf: Du lügſt! Ruf mich zum Zeugen! Uns ſchiert nicht Deine lateiniſche Gelehrſamkeit, Deine Uni-

verſitäten, Deine Zollordnungen, Deine Kammergerichte, Erbconſtitutionen, und was Alles in Deinem Kopfe rumgeht; das mag gut ſein, wo die Leute danach verlangen, in unſerm Sande wächſt kein Strohhalm mehr davon. Wer die Märker rum kriegen will, muß ſelbſt ein Märker ſein, ein Fleiſch ein Blut; er muß mit ihnen ſchlagen und ſchlafen, auf ihren Schilden kann er ſich tragen laſſen, aber er muß auch mit ihnen zechen und ſchwatzen, mit ihnen luſtig ſein und traurig, und ſich nicht für zu hoch halten, daß er nicht auch mit ihnen irrt und ſündigt."

„Wird Deine Schuld geringer, wenn Du einen Andern anklagſt?"

„'S iſt jeder Unterthan ſeiner Grille. Wer ſein Müthchen kühlt, handelt recht vor ſich; wer's durchſetzen kann vor den andern. Du ſtrebſt nach hohen Dingen, ich nach geringen. Du gehſt dem Wahn nach, Dein Volk zu corrigiren, ich dem Kitzel, daß ich nach eines Bettlers Ranzen griff. Ich ſeh'

nur einen Unterſchied zwiſchen Dir und mir. Ich ſoll es büßen mit dem Hals, für Dich büßt Dein Volk."

Joachim ſtand auf. Es war ohne Leidenſchaft, daß er ſprach, kein Zorn lag in ſeinem Blicke, mit dem er aushaltend den Andern anſchaute:

„So willſt Du vor mir ſcheinen, jetzt, wie Du damals auch nur vor mir ſchienſt. Was biſt Du? — Das laß mich wiſſen, ehe wir ſcheiden. Deine Vertheidigung iſt ſchlechter als Deine That; ich will ein beſſerer Defenſor ſein; daran magſt Du die Liebe erkennen, die Du mißbrauchteſt. Auch die Lüge iſt eine Lehrmeiſterin. Wer ſo geſchickt wie Du in ein beſſeres Selbſt ſich hinein log, bekommt doch von dem Edleren einen Abgeſchmack. Er kehrt nicht wieder freiwillig zur alten Rohheit zurück. Unwillkührlich impft ſich ein die feinere Sitte, der adlige Gedanke. Iſt's nicht das Herz, ſo arbeitet doch der Verſtand, der Stolz, er dünkt ſich beſſer als die Andern. Lindenberg, Du kannſt

es wieder gut machen; laß mir ein beſſeres Bild von Dir zurück. Wenn abendlich Dein Schatten an der grauen Wand dort vorüber gleitet, wenn ich noch lauſche auf die Tritte, die Wendeltreppe herauf, — laß mich dann zu mir ſprechen dürfen: Er hatte ein beſſeres Loos verdient! Laß nicht den giftigen Wurm zurück, daß ich ſo grauenhaft, ſo entſetzlich mich täuſchte."

Lindenberg ſchwieg.

„Wir ſind Alle Kinder der Sünde ohne die Heiligung, die nicht von uns kommt. Widerrufe es, was Du ſprachſt. Du warſt beſſer, Deinen Verſtand ruf' ich zum Richter an. Wilkin, es iſt unmöglich, wer wie Du, in Sitte und Bildung über ihnen Allen ſtand! Nur in einer unbewachten Stunde brach das Thier, die Beſtie, heraus. Sage ja."

„Soll das Bekenntniß die Brücke zur Gnade ſein? Wer fühlt nicht Luſt zum Leben —"

„Mit dem ſchließ ab. Das iſt und bleibt verwirkt."

Achtes Kapitel

Aweſtadt. Ein Nordlicht. Sala. Weſteräs. Die Kathedrale. Erich XIV. Denkmal. Tidö am Mälar. Der Eichenpark. Axel Oxenſtierna's Reliquien. Das Archiv. Ahnungen und Geſpenſterglaube. Midſommerfeſt. Dampfböte. Der Mälarſee und ſeine Inſeln. Eskilſtuna. Eine kleine Waſſerhoſe. Stockholms Anblick. Der erſte Pöbelhauſt. Wirthshäuſer. Die Catalani. Deutſch.

Ueber Säter, ein lebloſes Provinzialſtädtchen, und Hedemora, deſſen Name bedeutender iſt, als der Ertrag ſeiner Werke, führt der Weg nach Sala und Weſteräs. Noch zum Falunläne gehört aber der Flecken Aweſtadt, wo die in Falun gewonnenen Erze die erſte rohe Bearbeitung erhalten. Die meiſten Schmelzhütten ſtehen ſtill, da der Ertrag des berühmten Bergwerks von Jahr zu Jahr geringer wird. Der Director Hagſtröm, ein freundlicher alter Mann, führte

„Dann bekehre, wer Luſt hat, ſich bekehren zu laſſen. Meinen Henker mag ich nicht zum Beichtvater. Was ich that, ich will's nicht loben, aber bereuen auch nicht, nicht vor Dir. Du greifſt in unſre Rechte, ärger als Deine Väter. Das gehört nicht hierher aber kannſt Du Dich wundern, wenn wir ausſchlagen! Das Geſindel willſt Du begünſtigen auf unſere Koſten, auf wohlfeile Art zum Ruhme des Gerechten kommen. Da Du uns zu ſtark, werfen wir uns auf Deine Schützlinge. Meinen Verſtand rufſt Du an, der ſagt mir, daß Jeder recht thut, der nicht ſchlechter, noch beſſer handelt, als ſeine Genoſſen. Möglich daß eine Zeit kommt, wo ſie anders denken, ich lebe in meiner; ich that, was da unter den Guten nicht für ſchlecht gilt. Ein Thor, wer beſſer ſein will. Die Zukunft gehört andern Geſchlechtern."

„Und Du ſündigſt in ſie hinein. Mein Herz ſchlug warm, mein Arm war weich. Ich hoffte, ich glaubte. Du haſt den Glauben mir ausge-

riſſen. Nach Dir, nie kann ich Jemand mein volles, heiliges Vertrauen wieder ſchenken. Wenn ich die Arme verlangend ausſtrecke nach Einem, deſſen Geiſt in ſeinen edlen Zügen zu leuchten, auf ſeinen beredten Lippen zu ſchweben ſcheint, wird Dein Geſpenſt drohend dazwiſchen aufſchießen. Ich werde nicht wanken, Lindenberg, aber ich werde allein daſtehen. Ich werde Euch bändigen, Euer Trotz ſoll ohnmächtig ſich krümmen unter meinen Füßen, denn mit mir iſt Gott; aber des Sieges werde ich mich nicht freuen, ich habe Keinen, mit dem ich mich freue. Mein Argwohn wird die verwunden, die es wirklich gut meinen, Du trägſt die Schuld. Eine Eiskruſte wird ſich mit den Jahren um meine Bruſt lagern, die warmen Gefühle, wenn ſie noch aufſprudeln, werden nicht mehr durchdringen. Ich werde verdrießlich, hart, vielleicht ungerecht ſcheinen, vielleicht es ſein. Ich, der ſein ganzes Daſein aushauchen wollte für das Glück ſeines Volkes, werde nicht geliebt, nur gefürchtet werden. Von ihnen

nicht verſtanden, vielleicht ſie nicht verſtehend, werde ich auffahrend, jähzornig, ich kann ein Tyrann werden. Es iſt Dein Werk!"

„Dank für den bittern Trank, den Du mir mitgiebſt auf meinen letzten Gang. Der Lohn für all' die ſüßen Stunden, wo ich mein Hirn quälte, die Sorgen von Deiner Stirn zu ſchwatzen."

„Dafür der Lohn!"

„Ich könnt's Dir wieder eingeben, einen ſo bittern Trunk, Dein Leben lang ſollte er jeden ſüßen Becher Weins vergällen. Warum griffſt Du mich heraus? Bin ich der einzige, der Nachts ſatteln läßt, die Kappe über's Geſicht, auf die Straße reitet! Leg Dein Ohr auf die Schwelle, ſchleiche in den Gängen Deines Schloſſes um, und horche an den Thüren, wo ſie ihre Klingen wetzen, horche auf ihr Geſpräch, mit welchen Ehrennamen ſie Dich nennen! Nennen könnte ich — Ich will's Dir zu rathen geben. Das meine Gegengift!"

„Lindenberg!“ rief der Fürſt ihn von der Thür zurück.

„Ich habe nichts mehr zu ſagen.“

„Ich zu fragen. Haſt Du Mitſchuldige?“

Der Ritter ſchwieg einen Augenblick: „Nein!“

„Du hatteſt ſie!“

„Es lohnt nicht, ſie zu nennen. Die blaſſe Furcht ſchlottert in ihren Gliedern. Von denen haſt Du nichts zu fürchten. Laß ſie laufen. Ich will reine Luft auf dem ſauren Weg.“

„Gar nichts mehr hätteſt Du mir zu ſagen, keinen Auftrag, keinen Wunſch?“

„Was ſoll's? Habe nicht Weib, nicht Kind, was geht mich das an, — was hinter mir bleibt! — Und doch noch etwas. — Allein willſt Du ſtehen, auf Niemand hören, weil Einer, zwei, drei Dich täuſchten! Wer iſt denn ſo überreich von Gottesgnaden, daß er den Hauch der Lüfte nicht braucht, der ihm Athem zubläſt, daß er die Farben der Blumen, das Grün

der Wieſen nicht anſieht, nicht das Blau des Firmamentes, weil es Täuſchung der Sinne iſt! Wo willſt Du die Wahrheit ſuchen, die, mein' ich, die Du unter Deinem Volke brauchſt? Einen verwirfſt Du nach dem Andern, weil er nicht die Wahrheit ſpricht, die Du willſt. Der redet Dir zu frech, der zu ſclaviſch, der nur zu ſeinem Vortheil, der verſteht Deine hohen Intentionen nicht, der geht nicht oft genug in die Meſſe, der Thor, der ein Schwärmer; weiß ich's, was Du an jedem auszuſetzen haſt, bis Du, wie die Schöne, der kein Freier gefällt, weil ſie ſich für zu ſchön hält, zuletzt den erſten beſten auf der Straße aufgreifſt. Dem Adel ſtößt Du vor den Kopf, er iſt zu eigenwillig; dem Bürger zeigſt Du ein kraus Geſicht, weil er anderes möchte, als Du willſt; den Clerus möchteſt Du beſſern, aber er will nicht gebeſſert ſein. Was iſt denn Dein Volk? Was bleibt davon, wenn Du Einen nach dem Andern davon ausſtreichſt? Werden Deine lateiniſchen Freunde

aus der Fremde Dir helfen, wenn Du nicht aus und ein weißt? Sie verſtehn ja nicht unſre Sprache! Wenn ſie zittern, wie Espenlaub, und keiner ihrer Zauberſprüche mehr hilft, wen wirſt Du anrufen?"

„Einen!"

„Der gibt uns Augen zum Sehen, und Ohren zum Hören. Durch Wunder redet er nicht mehr zu den Brandenburgern. Du wollteſt nicht hören, nicht ſehen, wo's an der Zeit war, nun wirſt Du horchen und lauſchen müſſen auf den Schatten an der Wand, auf den Wind, der um die Ecke kommt. Die zu rechter Zeit den Mund aufthaten, denen ſchloſſeſt Du ihn; dafür wird das Geſindel Dich umſurren! Denn irgendwoher muß doch auch dem Fürſten Kunde zukommen. Die Angeber, die Heimlichen, denen iſt ein Regent verfallen, der ſich ſo gut und klug dünkt, daß er nur auf ſich hört. Deren Beute wirſt Du, die wie der Mehlthau auf ein friſches Saatfeld fallen, es iſt zerfreſſen, und wer faßt ihn, wer bezahlt den Schaden! Dann, Joachim, wenn Alle

ſchweigen, die hätten reden ſollen, denke an Einen, den Du im Zorn von Dir ſtießeſt, er ſprach, was Dir nicht gefiel, er ſprach nicht im Groll, er ſprach, weil es wahr iſt, weil Du ihm weh thuſt.“

„Lindenberg! rief der Kurfürſt ihm nach. Wem der Herr das Köſtlichſte nahm, den will er prüfen, ob er ihn zu ſeinen Erwählten reihe. Du haſt mir das Köſtlichſte geſtohlen, was ein Fürſt beſitzen kann, das Vertrauen; aber ich zürne Dir nicht, Du warſt ſein Werkzeug. Ja ich könnte den Geiſt Gottes auch in Dir ehren, der ſo ſpricht, wär' ich nicht Fürſt und Richter. — Ich ſcheide nicht in Groll. Nimm dieſen Wunſch als letzte Mitgift auf Deinen ſchweren Weg — ſtirb, wie Du gelebt, als Mann!“

Der Kurfürſt wandte ihm den Rücken; er hat ihn nicht wieder geſehn.

Fünftes Kapitel.

Hans Jochem.

Ein grauer Himmel lag ausgeſpannt über dem Lande, und das ſchien Vielen gut. Es war ſo vieles, das beſſer bedeckt blieb mit einem Schleier. Die Trauerglocken läuteten von Früh bis Abends auf den Schlöſſern derer, die mit den Lindenbergern verwandt waren, und über dem Wedding kreiſten Schwärme von Raben. Wer da nichts zu ſchaffen hatte, blieb hinweg. Beim Einbruch der Nacht ſah man aber verhüllte Reiter über die Haide ſprengen, daß die Raubvögel aufflatterten vom Hochgericht. Was ihre Lippen murmelten, was ihre Zähne knirſchten, was ihre Arme, zu den Wolken geſtreckt, ſchworen, die Wolken hörten es nicht, noch

der Schatten zwiſchen den drei Pfeilern vom Winde geſchaukelt, und auch der Kurfürſt in ſeinem Schloſſe zu Köln hörte es nicht; und das war gut.

In Berlin war es ſtill, und ſtill in Köln. Wie tief in die Nacht brannte das Licht an den Fenſtern, wo der Kurfürſt wohnte. „Er kann nicht ſchlafen," flüſterten ſie ſich zu. — „Wo ſoll's hinaus! ſprach der Bürgermeiſter zum Syndicus. Er iſt Einer und ſie ſind Viele. Er ſetzt's nicht durch."

— „Und man ſpricht von ſeltſamen Zeichen am Himmel, die Schlimmes bedeuten," ſagte der Syndicus. — Im Rathe zu Berlin war der Schluß nicht durchgegangen, daß man eine Sendung an den Markgrafen verordne, ihm zu danken, daß er Gerechtigkeit geübt ſonder Anſehen von Stand und Perſon. „Das iſt ein weit ſchlimmer Zeichen als die großen Vögel am Himmel, ſagte der Bürgermeiſter, ſo die Bürger nicht den Muth haben, das auszuſprechen, was ſie denken, und es iſt doch gut."

— Der Rathſchreiber, ein hitziger, junger Mann,

zog Einige in den Winkel, da ſetzte er ihnen auseinander, daß es nun an der Zeit ſei, wenn je, ihre alten Gerechtſame wieder zu fordern, die verbrieften Privilegien und Freiheiten der Städte Berlin und Köln, die Markgraf Friedrich der Zweite, der mit eiſernen Zähnen, zerriſſen, als er die Oeffnung der Stadt erzwang. „Nun iſt er mit dem Adel zerfallen, nun braucht er Hülfe, jetzt angeklopft, erſt leiſe, dann lauter, und unſere Stunde ſchlägt.“ Da er ausgeſprochen, war Einer um den Andern fortgeſchlichen, und ſie ſchüttelten die Köpfe: „Man weiß, was man hat, man weiß nicht, was man kriegt!“ — „Ja, Gevatter, ſagte ein Andrer auf der Treppe, ein Sperling in der Hand iſt beſſer, als 'ne Taube auf dem Dache.“ — „Wenn man in dem alten Gleiſe bleibt, fährt man nicht ſo bald irre.“ — „Was Dich nicht brennt, ſollſt Du nicht löſchen.“ — „Wenn Du überherret biſt, iſt liegen keine Schand'.“ — „Der oft allen Menſchen rathen kann, weiß ihm ſelbſt nicht zu rathen

uns mit bereitwilliger Gefälligkeit in den Zellen umher, welche noch in Thätigkeit waren. Eine kleine Münze ist damit verbunden, indem hier die Schwedischen Kupferschillinge ausgestoßen und geprägt werden. Auch haben die Anstalten noch sonst Lebenshoffnung, indem man beschäftigt ist, steinerne Gebäude aufzuführen.

Erst mit Einbruch der Nacht machten wir uns auf den Weg gen Sala. Ein betrunkener und störrig verdrossener Bauer versprach uns jede Art von Aufhalt und Verdrießlichkeit, und was er versprochen, hielt er treulich, so daß wir zu drei Meilen acht Stunden brauchten. Für alle Unannehmlichkeiten dieser späten Fahrt wurden wir durch den vollständigen Anblick jenes nur diesen nördlichen Regionen eigenen Meteors belohnt, durch den Anblick eines Nordlichts. Was davon bis zu uns dringt, ist kaum ein matter Abglanz des herrlichen Schauspiels. Ich hatte volle Muße und Raum, das Meteor in seinem Entstehen, seiner Entwickelung und Auflösung zu betrachten, und versuche, das eigentlich Unbeschreibliche zu beschreiben. Es war die Nacht vom 8ten auf den 9ten September und es mochte zwischen 9 und 10 Uhr seyn, als wir den An-

noch helfen." — „Wer die Wahrheit geiget, dem ſchlägt man die Geige an den Kopf." — „Die viel erfahren, reden wenig." — „Und wer iſt er denn! Vögel, die früh anfangen zu ſingen, haben bald ausgeſungen." — Es hat kein Volk ſo viel Weisheit, als das Deutſche, wo es gilt, daß es beim Alten bleiben ſoll, und käme es auf die Sprüchwörter an, ſo ſäßen wir noch in den Wäldern, und äßen Eicheln.

Auch auf dem Lande war es ſtill. Die Bauern ſchüttelten auch den Kopf. Es hatte blutige Kreuze geregnet, die waren auf Nacken und Arme gefallen, und auch auf den Wegen ſah man ſie noch liegen. Aber eines Morgens ſtürzten die Weiber und Kinder, ſo Buchnüſſe und Eicheln im Forſt geſammelt, mit Geſchrei und Weinen in's Dorf zurück. Sie hatten auf den Bäumen Thiere geſehen, mit feurigen Augen und großen, krummen Schnäbeln, wie ſie zu Land Keiner kennt; die hatten mit den Flügeln geweht, daß die Luft gezittert.

, Das ſind die Sturmvögel von über der See, aus dem Land Norwegen, ſagten die alten Leute, die kommen nur, wenn Krieg wird.“ Hörte man heimlich doch hämmern und rüſten in den Edelhöfen, und Nachts kamen ſchwer bepackte Wagen, die klirrten von Eiſen. Da ſahen die Alten ſich noch bedenklicher an: „Den Herren bringt's Freud', uns Leid. Die Schloßgeſeſſenen ziehn ihre Zugbrücken auf, und wenn der Sturm nicht zu arg wird, halten ſie's aus. Wer ſchützt unſre Schilfdächer und Lehmhäuſer? Die brennen und fallen, wenn es nur losbläſt.“ — Da ſah man ſie um Mitternacht bei verhangenen Fenſtern in ihren Läden kramen, und Schaumünzen und Ketten und Ringe und Spangen, wer es hatte, in einen Topf thun. Wenn dann die Wolken über den Mond zogen, und der Wind in den Bäumen pfiff, gruben ſie ſtill ein Loch zwiſchen den Wurzeln des alten Birnbaums im Garten, ſteckten den Topf hinein, ſprachen mit gefalteten Händen einen Spruch, und ſchaufelten

Erde drüber, und deckten Laub und Moos drauf. Das war des Bauern Sicherheit im Mittelalter.

In Burg Hohen-Ziatz sah es auch traurig aus, aber nicht mehr still. Die gute Frau von Bredow, der ihr Herr fortgeführt ward, hatte drei Stunden lang geweint, und ihre Töchter und Mägde und die Knechte auch, was sie nur konnten, daß die Katzen auf den Dächern verwundert herabgeschaut, und die Hunde heulten dazu. „Ach er kehrt niemals wieder" hatte sie gesagt zu denen, die sie trösten wollten, und dann die Schüsseln mit dem, was er über gelassen, unterm Arm genommen und in die Speisekammer getragen. „Das war sein letztes Essen hier." Aber kaum hatte sie die Kammer abgeschlossen, da mußte sie wieder aufschließen, denn die Einlagerung war gekommen, die Landreiter aus Potsdam. „Das fehlte auch noch zu der Beschee-rung!" hatte sie gesagt, und wieder decken und anrichten lassen für die Gäste, die in keinem Haus willkommen sind. Die sangen und tranken in der

Halle, ſpielten und fluchten und zerbrachen Gläſer und Teller. Die Mägde wollten ſchon gar nicht mehr zu ihnen hinein, wenn nicht die Hausfrau mitging.

Und was war das für eine Nacht geweſen! In den Wäldern hatte es gerauſcht und geſchrieen, und unten in der Halle getobt, und wenn es einmal ſtille ward, hatten die Schmerzenstöne aus der Thorſtube ihr ins Ohr geklungen. Sie ſagten Wunderliches von Hans Jochem. Es kenne ihn keiner wieder, ſo ſei es in ihn gefahren; ob der böſe Geiſt oder der gute, das wiſſe Keiner. Und der Dechant, der's ihnen ſagen konnte, war nicht da: „Wenn man ſie braucht, ſind die Pfaffen nimmer da" ſagte Frau von Bredow. Einige meinten, es klinge ihnen ſo, wenn er an die Wände ſchreie, als da der wandernde Dominicaner gepredigt in den Faſten. Das ſei geweſen, daß Einem das Herze brach und die Knie zuſammen ſanken.

Der kluge Knecht Ruprecht hatte die ganze

Nacht auf der Mauer gelegen und hinausgeſchaut, als wolle er das Gras wachſen ſehen, meinten die Leute. Er hatte den dummen Leuten nicht geantwortet, die nicht verſtanden, daß er auf mehr ſah; aber als die Burgfrau in der Frühe zu ihm trat, ſchüttelte er den Kopf:

„'S iſt was im Anzuge, Geſtrenge! So was iſt mein Leblang mir nicht vorgekommen. Als die Fehde in Stendal war, rauſchte es auch wohl über die Kiefern, aber das waren nur Einige. Die Nacht war's doch, als rauſchte die ganze Luft und die Wälder zitterten. Und das ſchrie, daß Einem die Ohren weh thaten."

„Wer ſchrie denn, Ruprecht?"

„Die Seeraben aus dem Nordland, die Cormorans, groß wie ein Storch, und ſtärker als der Adler, und wehren ſich gegen den Förſter, noch wenn er ſie angeſchoſſen hat. Wo ſie hauſen, gehn die Bäume aus von ihrem Unrath, und ſie fiſchen die

Seen aus. Auch der Haſ' iſt vor ihnen nicht ſicher, noch das junge Reh."

„Wer iſt itzund ſicher! — Sie meinen, 's giebt Krieg."

Der Knecht ſchüttelte wieder, aber langſamer, den Kopf: „Da ſchlügen ſie anders mit dem Schweif; was eigentlicher Krieg iſt, das giebt's nicht. Unruh und Aufſtand."

„Ach Gott! Sie ſchleppen noch Alle nach Berlin, wie meinen Herrn."

„Werden ſich auch ſchleppen laſſen! Daß ich's ſage, Geſtrenge, 's iſt vielleicht ſchlimmer als Krieg. Wie alte Leute ſich entſinnen, kamen die wilden Raubvögel vor alten Zeiten auch ein Mal, ich glaube, 's ſind hundert Jahr, als der erſte Nürnberger Markgraf in's Land zog, und die Havelländiſchen aufſtanden. Da war die Luft ſchwarz von ihren Flügeln. Und ich ſagt' es gleich bei der Wäſche, als der Sturm kam. Uns gemeine Leute

geht's nicht an, aber die Schloßgeſeſſenen, die Ritter werden aufſtehen."

„Aber Ruprecht, wie kannſt Du ſo abergläubiſch ſein! Der liebe Gott hat doch die Vögel nicht für die Edelleute allein gemacht."

„Warum hat er ſie denn aber ſo unterſchiedlich gemacht, die Stößer, die Reiher, die Adler, die Finken, die Tauben, die Zeiſige! Die Raben da auf der Kiefer, die haben mehr Verſtand, als mancher Menſch. Wie der vornehme Ritter letzte Nacht ausritt, und unſere Junker mit, da flog die Alte mit den beiden Jungen ihnen nach, und kreiſten um ihre Köpfe. Ich ſah ſcharf zu. Als ſie ſchon im Wald verſchwunden waren, die Raben waren immer oben in der Luft. Na nu haben wir's, den Junker Peter Melchior ſchüttelt das Fieber, unſer Hans Jochem brach's Bein, der Herr von Lindenberg, das weiß ich nun nicht —"

„Schäm' Dich was, Kasper! — Sag 'mal, als mein Herr rausgeführt ward —"

„Da ſaßen ſie wieder auf ihrem Neſt, und guckten raus. Hat ſich auch Keiner gerührt.“

„Gottes Güte iſt doch groß!“ ſagte Frau von Bredow, Athem ſchöpfend, und fuhr mit dem Finger etwas über's Auge. „Mein armer Götze, wo mag der ſein! Der iſt verloren, wenn nicht der Herr von Lindenberg ſich ſeiner annimmt. — Gott, ach Gott, wer gibt ihm da zu eſſen, und wer wärmt ihn, wenn er friert! Du ſollſt nach Berlin fahren, Ruprecht. Will zwei Kober mit Würſten packen; auch 'ne gefülzte Gans ſollſt Du mitnehmen. Und dann fährſt Du beim Herrn von Lindenberg vor — ſo ſchlecht wird er doch nicht ſein! Ich trau' ihm eigentlich nicht viel. Aber das thut er ſchon. Auch ſeine Friesjacke und die wollene Strümpfe und wenn Du ihn ſiehſt, dann ſage ihm —“

Ach es gab ſo viel zu ſagen und ſorgen für die arme Frau. Der Meiſter Hildebrand wollte auf ſeinen Klepper ſteigen, und fortreiten: „Sterben, je das wird er ſchon, ſagte der Meiſter, wir

müſſen Alle ſterben, je wie's kommt; Einer früher, der Andre ſpäter; aber zum Trauertuch kaufen, iſt noch nicht Zeit, gnädige Frau. Lieber graues, auch weißes oder braunes, je wie's kommt. — Wird er ein grauer Bruder, graues, wird er ein Ciſtercienſer, weißes. Recommandire meinen Schwager in Brandenburg, dem Roland gegenüber, hat ausgeſuchtes Zeug, für weltlich und geiſtlich, je wie's kommt."

„Meiſter, der Hans Jochem geiſtlich! Ach Du meine Güte!"

„Iſt gut für's Haus, Gnädige, wenn man ſich Einen zuzieht aus eigener Sippſchaft. Für allerhand Fälle, zum Trauen, zum Taufen, zum Sterben auch, je wie's kommt. Auch zum Beichten! Wer vertraut's denn jeder Kapuze gern ins Ohr, was man im Herzen hat!"

„Der Hans Jochem im Beichtſtuhl!"

„Kann auch auf dem Biſchofsſtuhl mal kommen, wer weiß das Alles! Hinken wird er ſein

Lebtag. 'S hat mancher Biſchof gehinkt, mancher Kurfürſt und mancher König, je wie's kommt. Wir gehen Alle der Grube zu. Wer läuft, kommt ſchneller, wer hinkt, kommt langſamer an."

Da war wieder Lärm in der Halle, als der Meiſter kaum aus dem Thore war. Hans Jürgen ſtürzte heraus, blutig. Er ſchrie nach Waffen und Rache. Es wär zum Schlimmen gekommen; und der kluge Knecht Ruprecht, ja ſelbſt die Frau von Bredow hätte den tollen Jungen nicht zur Ruhe gebracht, und da fehlte nur ein Funke, daß es überall aufflackerte. Hatte ſich Einer unterſtanden, Eva Bredow „ein ſchmuck Blitzmädel" zu nennen, oder gar ärgres, ich weiß es nicht. Hans Jürgen mußte es doch gehört haben; konnte er's ertragen! Und als er mit der Fauſt auf den Tiſch geſchlagen, flog's ihn an, und ihm floß Blut.

„Die Schandmäuler!" riefen die Diener. „Wär's noch unſereins, aber unſer Frölen!" „Und

fang der Erſcheinung bemerkten. Um den Mond war ein Regenbogen. Sonſt ſchien der ganze Himmel klar in ſeinem natürlichen Nachtblau. Mit einem Male ward es heller gegen Oſten, gleich wie als falle ein Vorhang ab, der den glänzenden Hintergrund bisher verhüllt, oder als habe ein großer Beſen, wie aus dem Kamin den Ruß, das Schwarzblau vom Horizonte ſtellenweis abgefegt. So in unregelmäßigen Streifen glänzte ein Licht hervor, das dem Monde nicht ſeinen Urſprung verdankte, und vor deſſen ätheriſcher Reinheit er zu erblaſſen ſchien. Das Streifenlicht ward ſtärker, es breitete ſich aus, und doch war es nur eine Wirkung, nur der Abglanz eines andern. Hinter uns, ungefähr in nordweſtlicher Richtung, lockte ein noch hellerer Schein in weiter Entfernung unſere Aufmerkſamkeit. Wir hielten inne auf der weiten, todtenſtillen Ebene, über deren Horizont zwei lichte Scheine um den Beſitz ſtritten. Es war kein Licht und es war kein Feuer, es war keine Flamme und kein Rauch, aber etwas aus allen dieſen zuſammen, das plötzlich aufſtieg, tief aus einem ungeſehenen Schlunde, und mit der Schnelle des Gedankens hinſchoß, fuhr, zückte über den uner-

unſer Junker blutet," ſchrien Andre. — „Er iſt verwundet."

„Selbſt verwundet, beſchwichtigte der kluge Knecht Ruprecht, der Hans Jürgen unterfaſſen wollte, ſchlug mit der Hand in die Scheiben."

„In ihre Hirnſchädel will ich ſchlagen," und er hatte nach einer Stange gegriffen.

„Hans Jürgen, Wetterjunge!" rief die Burgfrau, und faßte nach der Stange, die er wie eine Lanze in der Luft ſchwang. „Das ſind des Kurfürſten Leute."

„Schlimmers! flüſterte Casper ihm in's Ohr. Sind unadlig und unehrlich. Büttelsknechte, nicht viel beſſer."

Hans Jürgen gingen die Worte doch immer ſehr verdroſſen ab, wie einem Brunnen, wo man lange pumpen muß, dann erſt kommt etwas Waſſer. Die Landreiter mußten gut gepumpt haben, denn als er die Stange über ſich mit beiden Händen wirbelte, fuhr es, wie ein Fluß, aus den Bergen

heraus: „Kurfürſt hin, Kurfürſt her! So ſoll doch das Kreuz-Himmel-Donnerwetter drein ſchlagen.“ Aber da er der Baſe den Rücken wandte, ſchlug er nicht los, weil Eva vor ihm ſtand, die beiden kleinen Arme in ihren Hüften: „Hans Jürgen, willſt Du mich ſchlagen?“ ſchien ihr ſchelmiſcher Blick zu ſprechen, und was ſonſt wohl ihre Augen ſprachen. Die Stange blieb zuerſt ein weniges in der Luft ſchweben, dann ſenkte ſie ſich langſam, bis Eva mit einem leichten Sprung die Spitze ergriff, und mit einem Male lag ſie auf der Erde. „Hans Jürgen, ſie ſpaßten ja; das Ding aber iſt zu ſchwer zum Spaß.“ Hans Jürgen ſtand, wie Einer, der mit Waſſer begoſſen iſt, es muß aber nicht ſehr kaltes Waſſer geweſen ſein. Er fror nicht, da ihn Eva bei beiden Ohrläppchen faßte, und etwas links und etwas rechts zauſte. Was ſie dabei ſprach, hörte Keiner; muß aber auch nichts Böſes geweſen ſein, denn ſein Geſicht ward immer freundlicher.

Der Hausherr fortgeschleppt, Gott weiß wohin, Gott weiß wozu; das Haus voll Landreiter, die das Unterst zu Oberst kehrten; Streit, Zank, Blut sogar; die Secraben; der Meister Wundarzt, ein Neffe und künftiger Schwiegersohn halb todt oder geistlich; ach, und noch mancherlei Gedanken, die auch die frommste Frau um ihre Ruhe bringen. Was konnte da noch Leides hinzukommen! Und doch kam es. Ein Schrei aus der Thorstube. Hans Jochem war der Verband aufgegangen, und das war auch noch nicht das Schlimmste; der Wachtmeister, der so was zu flicken verstand, wie er sagte, verband ihn wieder. Aber ihre Tochter Agnes, die stand da, wie ein Bild aus Stein, das sie an die Wand gelehnt. Sie hatte es gesehn, wie das Blut spritzte, und sah noch drauf, wie mit gläsernen Augen, und konnte nicht den Arm rühren, noch den Kopf bewegen. „Das ist am End' noch schlimmer," dachte Frau von Bredow.

Ein Starrkrampf geht schon vorüber, aber das

kleine Herz ſchlug ſo ſtark nachher; dafür, dachte Frau von Bredow, muß ein Mittel ſein, und ſchnell. Sie hatte ſich den ganzen Abend mit der Tochter eingeſchloſſen, und Agnes lag auf ihren Knien, wie ein Beichtkind vor der Mutter Schooß, und nun ihre Hand küſſend, ſagte Agnes: „Ja ſo wird's am beſten ſein, Mutter.“ — „Und morgen in der Frühe, daß Du ihn nicht wieder ſiehſt.“ — „Nein, Mutter, ſagte Agnes, ein Mal noch, ein Mal noch, das hab' ich ihm verſprochen, das muß ich. Wir ſehn uns ja dann nimmer wieder.“

Die Mutter hatte den Kopf geſchüttelt, aber doch nicht Nein geſagt. Wie hätte ſie's auch mögen! Mit dem Knecht Ruprecht ſprach ſie am Abend noch vielerlei:

„'S iſt beſſer ſo, Ruprecht, Du bleibſt hier. Das verſteht der Caſper beſſer. Erſt bringt er, verſtehſt Du, mein Kind nach Spandow, und dann die Würſte nach Berlin.

„Und der Junker?“

„Reitet mit nach Spandow. Dann ſind wir den auch los; hier finge der Ungeſchick doch wieder neue Stänkerei an," wobei Frau von Bredow tiefer als ſonſt aufſeufzte.

Der kluge Knecht Ruprecht ſagte im Hinausgehn: „Wie Gott es fügt. Der Menſch will Manches zuſammen thun, und dann geht's doch auseinander, und was er zerſchneiden will, das thut ſich von ſelbſt zuſammen."

„Das wäre ja ſchreck —" fing Frau von Bredow an, aber ſie verſchluckte das Wort wieder und faltete ihre Hände zu einem ſtillen Gebet.

Auch Agnes ſchien ein langes Gebet beendet zu haben, und fühlte dann mit der einen kleinen Hand auf die Stirn des Kranken, der jetzt wieder ſein Auge aufſchlug. Er hatte zu viel vorhin geſprochen, daß er wieder unmächtig auf's Kiſſen zurückgeſunken war.

Der Morgen graute unheimlich durch das verhangene Fenſter in das Krankenſtüblein; ein Hahn

ſing ſchon an zu krähen, und die Roſſe ſtampften vor dem Wagen, den der Knecht Kasper anſchirrte. Agnes ſaß im grauen Reiſehabit, den Schleier um die Kappe; ſah ſie doch ſchon faſt aus, wie eine fromme Schweſter, die der Welt ihr Valet geſagt, und das blaſſe Geſicht war doch nur das eines freundlichen Kindes.

Nun ſahen ſie ſich an, wie zwei liebe, gute Freunde, die ſich trennen müſſen; er reichte ihr die Hand:

„Das iſt lieb von Dir, daß Du noch da biſt.“

„Du wollteſt mir ja noch ſagen, wie Alles ſo gekommen iſt.“

„Ach Agnes, noch flimmert mir's vor den Augen wie Einem, denk ich mir, ſein muß, der lange, lange, blind war, und plötzlich gehn ihm die Augen auf, und grade geht auch die Sonne auf; das ſticht, glänzt, tanzt um ihn. Es iſt Einem ſo wohl und auch ſo weh.“

„Daß die Wölfe nur nicht 'ran kamen wie Du da lagſt, das freut mich.“

Er athmete tief auf, dann hub er an: „Der Schmerz war wohl schrecklich, aber es ward gleich Nacht um mich. Das Blut, das aus der Wunde floß, kam mir wie ein Balsam vor, der sanft um die Glieder leckte. Da hörte ich auch nicht mehr die Wölfe heulen, auch die Raubvögel in den Aesten, die ihre Flügel schlugen und mit den feurigen Augen und den grimmigen Schnäbeln gierig auf mich schauten, ließen die Flügel sinken, und zogen die Köpfe in's Gefieder, und nickten auf den Zweigen, bis Alles nickte, Alles zu schlafen schien, die Blätter, die Sträucher. Die Würmer nagten nicht im Holz, die Frösche schrien nicht mehr. O da wär's mir auch lieb gewesen, so einzuschlafen, und da kam es —"

„Du wachtest auf."

„So denk' ich muß Einem sein, der vom Blitz getroffen ward. Ich wachte nicht, ich schlief nicht; ich konnte mich nicht regen, ich war aber auch nicht gebunden. Als wie ein Quell, der durchbricht, war es, so sikerte, pulste und strömte es durch die Adern

mir; o nun fühlte ich, nun ſah ich, was ich nicht ausſprechen kann."

Agnes ſenkte erröthend die Augen.

„Es war etwas geſprengt, wie ein Eiſenband, das um die Bruſt mir gelegen; wie auf einen hohen Thurm war ich gehoben, und ſah weit umher die Wege, Felder, Städte, die Pfade, wo ich gegangen, die Mauern fielen, die Berge ſanken vor meinem Blicke. Da war mir unausſprechlich wohl und weh. Es war eine andre Luft, ein anderes Wehen, ſo rein durchſtrömte es mich. Wie gern hätte ich mich da oben gehalten in der Herrlichkeit; ſelbſt die Thorheit, die ich hinter mir ſah, war nur wie ein leiſer Schattenſtreif, der in Nichts verſchwindet, wenn die Sonne zur Mittagshöhe ſteigt. Ich hätte fliegen mögen; aber dann war ich plötzlich von der ſchönen luftigen Höhe verſunken, tief, tief unten. Lag wieder angeſchmiedet, angelöthet an den Felsblock; wie ſchwer waren die Glieder, ringsum Nacht, Wüſte, Grauen. Die Raubvögel reckten wieder ihre

Hälfe. Was jagte, was tobte, was tanzte um mich! Ein Zug, der kein Ende nehmen wollte. Alle meine Thorheiten, aller Schabernack, den ich im Muthwillen verübt, ach den ich längst vergessen hatte, jeder eitle Wunsch, jeder dumme Spaß schoß vor mir auf, ein seelenloser Kobold, der seine Künste zeigen wollte. Da gingen ein Paar Stelzen mit weißen Bettüchern und verfolgten ein armes Weib, das vor ihnen floh. Sie stürzte auf mich zu, sie rief um Hülfe. Ach ich war es ja selbst, der sie jagte. Da summte eine Bremse um mich, immer weiter und immer größer, jetzt ward's ein Kalb, das ich geneckt und gequält, jetzt ein Pferd, das athemlos um mich galoppirte. Das arme Thier, es keuchte, gern hätte ich's gehalten; aber ein Paar Sporen schlugen blutig tief in seine Weichen. Es waren meine Sporen; ich hatte es zu Tode geritten aus Uebermuth. Da flogen bunte Mützen durch die Luft, Fangebälle der Kobolde; ich konnte sie nicht bunt genug haben nicht oft genug wechseln. Hupp, hupp,

da tanzten ein Paar Loden! Der Adelheid Marwitz ihre, die konnt ich nun gar nicht erſt aus den Augen kriegen. Und dann Wirbel und Wirbel. Ach die Weiſen, an denen ich mich ſonſt nicht ſatt hören konnte, ſummten und ſummten ohne Aufhören, daß ich wünſchte, die Wölfe möchten nur wieder heulen, damit das wüſte, dumpfe Einerlei fort wäre. Da galoppirte ich hinter dem Ritter Lindenberg, und der helle Angſtſchweiß ſtand mir auf der Stirn; nun ſah, nun wußte ich ja, wie ſchlecht das war, und doch mußte ich ihnen nach und immer nach, und ſie lachten mich aus, und nun konnte ich mich wieder nicht rühren, und oben glänzte die Morgenſonne auf die lichte Thurmhöhe, wo ich geweſen, und ich reckte meine Arme verlangend hin; aber eine Stimme rief: „Was willſt Du hier? Dein höchſter Wunſch iſt da!“ Und vor mir fältete ſich's aus, was erſt ausſah, wie eine Binſenmatte, dann ward es bunt, weit, Bänder und Puffen, die Pluderhoſen des Krämers. Als führe ein

meßlichen Himmelsbogen. Die Sprache hat keine Worte für die leichte, luftige Bewegung, das Auge kaum Sinn genug, diesen schlängelnden Lichtstrahlen in ihrem anmuthig regellosen Spiel zu folgen. Groß zugleich und lieblich; denn bis zu diesen Höhen reicht kein magisches Gaukelspiel, kein Strahl des Pulvers. Keines Tanzmeisters Phantasie kann so anmuthig leichte Bewegungen ersinnen, und die Wolkenschlingungen des feinsten Weihrauchs werden, dagegen gehalten, schwerfällig wie die Erde gegen die Luft. Sei es ein Reigentanz entfesselter Luftgeister, seien es ihre Geschütze, die lautlos, ohne Blei, ohne Dampf sich entladen und in willkührlicher Richtung hinschwärmen über das Element, sei es, was der Chemiker will, nie sah ich ein schöneres Luftspiel. Dieser Strahlenwettlauf mochte gegen zehn Minuten in seiner größten Vollendung gedauert haben, und der ganze Horizont war erleuchtet von aufschlängelnden und verdampfenden Blitzen, als sie sich sammelten und verdichteten, wie zu einem großen Fluge über den Horizont. Wie viel davon der Phantasie gehöre, wer will es entscheiden? Mich dünkte, ein ungeheurer Adler schwebe in lichter

Wind hinein, blähten ſie ſich, ſie wurden wie ein Baum, wie ein Thurm, bis zu den Wolken, ein ſcheußliches Geſpenſt, und heraus rutſchte es, eins, zwei, drei wieder andre Hoſen, kleine, große, o zehn, hundert, tauſend, und ſie faßten ſich an, und tanzten um mich im Reigen. Immer enger, immer enger. Ich meinte, vor'm Staube zu erſticken, bis ich aus der gepreßten Kehle um Hülfe ſchrie. Da rief die Stimme: „Was willſt Du Hülfe vor dem, was Deine Wonne iſt! Ging doch Dein Sinnen und Trachten nur nach dem Eitlen. Wer ſchaalem Witz und hohlem Spaß ſein Lebelang nachläuft, der kann in unſrer Luft nicht athmen. Der Staub, den die Sohlen der Tänzer aufwirbeln, iſt Dein Aether. Zum Lender würde ja Deinem Ohre der Chorgeſang der Engel!"

Der Kranke athmete ſchwer auf, und die Lippen bewegten ſich, ohne Töne vorzubringen. Agnes faltete ihre Hände über ihm zu einem ſtummen Gebet. Als lauſchte er mit Wohlgefallen den Tönen

die doch nicht über ihre Lippen kamen, winkte er ihr zu. Er hatte die Sprache wieder gewonnen:

„So ſah ich Dich da in Deinem Kämmerlein, ſo haſt Du für mich gebetet. Du warſt aus dem Bett gehuſcht, über der Schweſter Bett beugteſt Du Dich, ob ſie ſchliefe, dann warfſt Du Dich vor das Betpult; durch die zerbrochene Fenſterſcheibe wehte der Wind, und lüftete das Tüchlein an Deiner Schulter —"

Sie wollte ihm die Hand vor den Mund halten: „Heilige Mutter Gottes —"

„Die ſah es auch und lächelte. Sie war es, die Dich geweckt. Ich allein, Agnes, o wer hätte mein Gebet gehört! Die heiligen Schutzpatrone, die den andern ſündigen Menſchen helfen, wandten mir den Rücken. Da hätte ich gelegen, bis mein Blut erſtarrt war, bis die Wölfe — ich wäre ja ohne Heiligung, ohne Erkenntniß aus der Nacht hinübergegangen in die Ewigkeit. Die Liebe nur that es, die nicht rechnet, die nicht fragt. Du ſchwebteſt, ein Engel mit dem Palmenzweig durch den Spuk.

Du winkteſt, da betete ich zuerſt, da wichen die häßlichen Bilder, Du reichteſt mir die Hand, da löſte es ſich, da athmete ich wieder, da hob ich mich auf, da —"

Er hörte wieder nicht, was ſie in ihrer Herzensangſt ſprach, daß er nicht läſtern ſolle, daß die Heiligen allein den Hans Jürgen und den Ruprecht durch die Wildnis zu ihm geleitet, daß er geſund werden würde, wenn — Seine Pulſe ſchlugen ſo laut, ſeine Stirn brannte.

„Der Wagen ſteht angeſpannt. Ich hör' die Roſſe ſtampfen, flüſterte ſie, Hans Jürgen wartet auch."

„Worauf? fuhr der Fieberkranke auf. Daß der Blitz niederſchlag' in die trockene Wüſte? O, Agnes, ich allein kann's nicht, Du mußt mir helfen."

„Ich nicht, lieber Hans Jochem, bete zur Jungfrau Maria. Die wird Dir helfen."

„Mir! Mir iſt geholfen. Ich trank aus dem vollen Becher der Gnade. Aber die Andern, die noch dürſten, für die laß uns beten, für die Armen im Sande, und ſie wiſſen nicht, was ihnen fehlt;

denke doch, ſie Alle denken nichts! Hans Jürgen nicht, der Vater nicht — die Mutter nicht! In das Leben hinein, wie der Maulwurf — Und ſie fühlen nicht den Durſt, das iſt das Entſetzlichſte."

„Der Herr wird ihnen ſchon zu trinken geben."

„Wo iſt der an den Fels ſchlägt! — Ich ſtand auf dem Felſen, Agnes, ſprach er leiſe, ſie mit krampfhaftem Druck an ſich ziehend. Du mußt mich nicht verrathen. Ich ſah hinter mich in die Wüſtenei. Ach das ſah gräslich aus. Die ſchaukelten ſich wie die Halme im Winde; die krochen hin und her, wie die Ameiſen; die wirbelten und tanzten wie die Waſſermücken im Sonnenſtrahl. Alle wie die Thiere, die nach der Atzung wittern, den Kopf zur Erde, und Keiner, Keiner die Augen nach der Sonne."

Das arme Mädchen und der Fieberkranke allein! Sie drückte ihm ſanft ſeinen aufgerichteten Leib an die Kiſſen. Seine Hände glühten nicht ſo als ſein Auge.

„Wir wollen für ſie beten, Hans Jochem, gleich zum lieben Gott. Die Heiligen werden's uns wohl verzeihen —"

„Wir ſind die Erwählten! — Wenn wir mit einander beten, öffnet ſich das Himmelsthor."

„Mutter Gottes, verzeih ihm die Sünde!"

„Die lächelt herab auf uns, daß wir —" Die Ruhe ſchien einen Augenblick auf ſein Geſicht zurück zu kehren — „Du und ich wir gehörten zu einander und haben uns nicht gefunden. Das geht wohl ſo in der Wüſte. Der Staub verwirrt auch die Erwählten. Nun erſt, da wir hinaus ſind, da iſt's zu ſpät, meinſt Du. Nein, Agnes! Wenn Du im Chor zu Spandow auf den Knien liegſt, lieg' ich auch auf den Knien — wo — wo doch? — O Du wirſt von mir hören! — Was von mir hören! Du wirſt deutlich hören mich beten, ſiehſt mich knien, die Mauern zwiſchen uns ſinken. Wir ſehn uns beide an, wie die ſeeligen Märtyrer auf den Bildern mit ſüßen Liebesblicken —"

„Ach Himmels-Königin! Hans Jochem, das iſt arge Sünde —“

„Sünde! rief er mit dem zufriedenen Lächeln eines Irren. Uns kann ſie nicht mehr berühren. Wir ſind Erwählte, berufen, die Andern zu retten. — Sie ſchwimmen im Meer — Das iſt das Leere — ſieh, ſieh die wenigen Waſſerbläschen, die ſich herausringen, o Gott, das ſind die Gedanken; fiſchen wir — Netze hinein — eine Angel mit ſüßem Köder — Agnes, ſieh, wie ſchwer ich ziehe — hilf mir — nun — nun —“

Was ihr nicht gelungen, wirkte die Erſchöpfung. Er ſank ohnmächtig zurück.

„Agnes!“ rief der Mutter Stimme. „Agnes!“ wiederholte Hans Jürgen.

Sie riß ſich los; aber wandte ſich wieder um, und zitternd hauchte ſie einen Kuß auf die Stirn des Ohnmächtigen. „Mutter Gottes ſieh es nicht! — Mutter Gottes, verzeihe ihm und mir die Sünde!“

Sechstes Kapitel.

Unterricht im Denken.

Wenn die großen Wagenräder ſich durch den tiefen Sand mühſam Bahn brachen, und Kasper abgeſprungen, und bald den Falben, bald den Schekken klopfte, und Scherznamen ihnen in's Ohr rief, ritt Hans Jürgen neben dem Wagen, und neigte ſeinen Kopf zur Muhme.

Schien's ihm doch bisweilen, wenn ſie ſprach, Agnes wäre um zehn Jahre gewachſen, und war doch kaum fünfzehn Jahr alt. Sie hatte anfangs viel geweint, und das war Hans Jürgen ganz recht, denn ihm war gar nicht zu Muth, daß er mit Einem hätte freundlich ſprechen ſollen. Nach-

dem ſie aber die Thränen getrocknet, ſprach ſie ſo vernünftig. Das macht wohl die Weihe, dachte er, die wirkt ſchon zum voraus. Da hatte ſie ihm geſagt, daß ihr der Abſchied wohl ſchwer geworden, von ihrer lieben Mutter und ihrer lieben Schweſter, und allen ihren lieben Blutsfreunden, nun aber ſei's überwunden, und da ſei ſie recht herzlich froh, denn nun könne ſie erſt recht für ſie Alle leben.

Das verſtand Hans Jürgen Anfangs nicht, denn was konnte ſie denn, im Kloſter eingeſperrt, für die in Hohen-Ziatz thun, bis ſie's ihm erklärte, daß ſie für ihr Seelenheil beten werde, Tag für Tag.

„Ja, es mag ſchon gut ſein, ſagte er, ſo Einer aus der Sippſchaft geiſtlich wird, und für uns betet, denn wir draußen auf dem Lande haben doch nicht Zeit."

Agnes meinte, dazu müſſe jeder die Zeit finden. Hans Jürgen aber zählte ihr auf, was Einer, wie er, zu thun habe, von wenn die Sonne aufgeht, bis ſie untergeht, und wenn er's verrichten thäte,

wie die Edelfrau es wolle, dann könne er bei Tage gar nicht dazu kommen, an den lieben Gott zu denken, und des Nachts sei er zu müde. Das sei auch des Dechanten Meinung, daß man den Geistlichen das überlassen müsse; wozu wären sie auch sonst da? Und von dem Ueberschuß der guten Thaten der Heiligen könne mancher ehrliche Mann seelig werden.

Dazu mußte nun Agnes wohl schweigen, wenn sie keine Ketzerin sein wollte, und die Vorstellung, daß sie selbst eine Heilige werden könne, durch ihre guten Thaten ihre Verwandten dereinst selig machen, mochte sogar für ihre Einbildungskraft etwas Lockendes haben. Aber ganz wollte es ihr doch nicht zu Sinn, und ihre künftige Würde erlaubte ihr schon, ein wenig zu predigen. Wozu wären denn die Kanzeln und die Predigermönche und Pfarrer, wenn die Heiligen mit ihren Werken allein es thäten? Und da kam ihr zu Sinn, was der Verwundete zuletzt gesprochen von dem wüsten Leben und der Gedankenlosigkeit.

Nun gab ſich das gute Kind rechte Mühe, ihren Vetter auf Gedanken zu bringen, und zwar auf gute; aber aus ſeinen Antworten ſah man, daß er wenigſtens zu einem Heiligen nicht viel Anlage hatte.

„Das iſt ſchon ganz recht, Agnes, was Du ſagſt von der Geſchichte neulich, und ich hab's mir ſchon ſelbſt geſagt, daß es unrecht war. Nun aber hat's der liebe Gott ſo gefügt, wie's ſein mußte. Hans Jochem brach ein Bein, und ich mußte nach den Hoſen. Alſo hat's der liebe Gott allein und für ſich gemacht, daß wir keine Sünde begangen haben, ſiehſt Du, der macht es doch gewiß zum beſten, und beſſer, als ich und Hans Jochem es vorher bedacht hätten. Freilich, der Hans Jochem hätte nicht das Bein gebrochen, aber Du ſagſt ja ſelbſt, das wär' zu ſeinem Heil, und darum ſollte er Gott preiſen! Warum ſoll ich Gott denn nicht auch preiſen, und das könnte ich doch nicht, wenn ich's vorher bedacht; da müßt ich mich ja ſelbſt

Höhe über der Erde; seine Fittige berührten sie fast zu beiden Seiten, die Sterne strahlten hindurch wie Augen, wie Perlen seines Halses. Aber alles war täuschender Schimmer; schnell, wie es gekommen, war das Meteor verschwunden. Zwar kamen Nachzügler, doch es blieben nur leise Zuckungen, das Licht verdampfte, der Mond hatte gesiegt. Aber es bedeute Sturm und Regen, sagte der Bauer, und er schien Recht zu haben; denn dicke Wolkenschichten traten mit einem Male, wie aus dem Nichts entstanden, überall hervor und umlagerten so den Mond, daß er wie aus einer tiefen Grube kaum hervorblickte. Auch fühlten wir schon in der spätern Nacht den Regenhauch, als ein Morgenwind als dritter Kämpfer die Bahn betrat und beim Aufgang der Sonne die Regenwolken schon in vollem Rückzuge waren.

Von einem die Erscheinung begleitenden Geräusch habe ich nichts gehört; die Nacht war so still, daß auch das leiseste unserer Aufmerksamkeit nicht entgangen ware. Ueber Ursach und Bedeutung des Meteors herrschen bekanntlich die seltsamsten Theorien. Es sollen „brennende Berge" sein, sagte unser Schußbonde, und

preiſen. Denk drum, 's iſt am beſten, man läßt's gehn, wie es geht."

Es ward Agnes Bredow recht ſchwer, ihren Vetter eines beſſern zu belehren, weil es überall ſchwer iſt, zu lehren, wo man ſelbſt nicht recht Beſcheid weiß. Während ſie lange hin und her ſtritten, ob jeder Menſch ſelbſt denken müſſe, und was, und wann und wie weit? ſchienen ſie ſich darin zu nähern, daß man's in jungen Jahren noch nicht nöthig hätte, wer nicht geiſtlich werden wollte; aber daß es gut ſei, wenn man älter würde, das mußte auch Hans Jochem zugeben.

Da ſchlug er ſich plötzlich auf die Lende: „Aber Blitz noch mal, Agnes, Dein Vater denkt ja auch nicht. Meinſt Du, daß er nicht in den Himmel kommt? Er iſt doch ein ſo guter Chriſt wie einer."

Agnes beſann ſich: „Weißt Du was? Für den denkt die Mutter. Das mag wohl ſo eingerichtet ſein vom lieben Gott, wenn zwei verheirathet ſind,

ſo hilft Einer dem Andern aus, und dem Einen wird angerechnet, was der Andre Gutes thut.

„Aber was er Böſes thut, muß das der Andre auch mit tragen?“

Agnes nahm ſich vor, ihren Beichtvater darüber zu fragen.

„Wenn Einer nun aber allein ſtehen bleibt, und wird nicht geiſtlich, der hat's recht ſchwer,“ ſagte Hans Jürgen.

„Freilich,“ und dem armen Mädchen kam ihr Ohm Peter Melchior in den Sinn. „Ach Gott, Hans Jürgen, nimm Dich in Acht, daß Du ſo einer nicht wirſt. Was muß da von den Werken der Heiligen drauf gehn, um den ſeelig zu machen!“

Sie faltete unter'm Mantel ihre kleinen Hände, und nahm ſich vor, wo ſie eine Stunde ſich abſparen könne, für Peter Melchior zu beten, den ſie doch gar nicht leiden konnte.

„Bewahre mich der liebe Himmel vor 'ner

Sünde, aber ich denke ſo eben was," fuhr Hans Jürgen plötzlich aus ſichtlichem Nachdenken auf.

„Siehſt Du, Vetter, nun fängſt Du auch ſchon an, das iſt gut."

„Ach nein, Agnes, das iſt nur ſo gedacht. Der Peter Melchior, nun wie der iſt, das wiſſen wir Alle. Der Dechant! Haſt Du nicht auch gehört, wenn Deine Mutter ſagt, der Teufel ſteckt in ihm? Der hat nun kein Weib; wer ſoll für den beten, daß er ſeelig wird? Und alt genug iſt er."

Das machte Agnes einiges Kopfbrechen. Daß der Dechant nicht ſo ſei, wie er ſein ſollte, konnte ſie ſich nicht leugnen. Sie meinte, der liebe Gott werde vielleicht ein Nachſehens mit ihm haben, weil er für Andere ſo viel Gutes und Erbauliches ſpräche, wenn er dafür ſelbſt nichts Gutes und Erbauliches thäte.

Hans Jürgen ſchüttelte den Kopf: „Wer anders ſpricht, als er thut, das grade iſt ſchlecht, Agnes, das laß ich mir nicht nehmen, und wenn's

der Biſchof, ja, und wenn's der Pabſt ſelber wäre!"

Sie meinte nun, weil er ein Domherr wäre, ſo beteten und dächten die andern Domherrn für ihn, und da übertrüge es wohl auch Einer auf den Andern. Hans Jürgen aber meinte, es wären ihrer doch gar zu viele, die's nicht verdienten, und wenn zwei Geiſtliche immer zu ſorgen hätten, daß ſie das gut machten, was der dritte ſchlecht gemacht, wo bliebe ihnen da Zeit, für ſich und die übrigen Menſchen zu beten?

Agnes ſenkte ihr Köpfchen; ſie konnte auch das nicht ableugnen. In welchem Hauſe, auf dem Lande und in den Städten, ward nicht damals gegen die Geiſtlichkeit geſchimpft, und den Kindern ſelbſt konnte man's nicht verſchweigen, was ſie für ſchlechte Streiche machten.

„Hans, Du mußt heirathen, das iſt das Beſte."

„Ich, Agnes, ich heirathe nicht."

„Ja, ja, Du mußt 'ne gute Frau haben, die für Dich denkt, wie Mutter für den Vater.“

„Nein, nun nicht, das iſt nun vorbei, Agnes.“

„Ich ſage ja nicht jetzt; wenn Du ſo alt biſt, Hans Jürgen. Geiſtlich wirſt Du doch nicht werden. Hans Jochem geht in's Kloſter, und Eva iſt Dir gut; ich weiß es.“

„Sprich doch nicht ſo dummes Zeug, Agnes. Ich hab's auch ſo mal gedacht, das iſt nun aber nichts. Ja, wie der Herr von Lindenberg mich nach Berlin mitnehmen wollte, und dem Kurfürſten vorſtellen, da konnte was aus mir werden, da hatt' ich auch ſo meine Gedanken. Nun hat's der liebe Gott anders gemacht.“

„Hat er's nicht gut gemacht, Hans Jürgen? Du haſt nun ein rein Gewiſſen. Und hörteſt Du nicht, was ſie munkelten, daß der Herr von Lindenberg in Berlin in Ungelegenheiten gekommen wäre. Die Schulzenfrau wußte nur nicht recht was. Iſt's nicht der Herr von Lindenberg, ſo iſt's ein Anderer.

Der Herr von Rochow auf Plessow ist gar nicht übel. Wenn wir ihn recht bitten, nimmt er Dich auch mit, und stellt Dich vor. Du mußt nur was auf Dich geben, und den Kopf nicht immer so in den Schultern tragen, und dann auch nicht so die Zähne ziehn, wenn Du Einen schief ansiehst, den Du nicht magst. Ja ein bischen freundlicher könntest Du schon werden. Du bist doch manchmal ein Bär. Vielleicht bringen sie Dich bei der kurfürstlichen Jagd an; da brauchst Du nicht zu denken."

„Beim Kurfürsten! Lieber will ich Ziegel streichen. Bin ein freier Mann, eines Edelmanns Sohn. O pfui! Der Deinen Vater hat lassen in's Gefängniß schmeißen, dem ich dienen! Und wär's auch nicht Eva's Vater, er ist —"

„Hans Jürgen, er kommt schon wieder frei. Vater hat gewiß nichts verbrochen."

„Was thut's! Der Kurfürst hat ihn in's Gefängniß schmeißen lassen, ja, das hat er. Das vergeß' ich ihm nimmer. Ist mein Feind. Und seine

Reiter, die! Wär's nach mir gangen, der Wenzel, der Konrad, o sie Alle, und die aus dem Dorf, wir hätten ihnen wollen Mores lehren, so wahr ich Hans Jürgen bin!"

„Gott sei uns gnädig, das hätte Blut gesetzt!"

„Wozu hat man denn Blut im Leibe? Blut soll's auch noch setzen. Wenn die Herren im Lande es ruhig hinnehmen, wenn die Sippschaft im Havellande nicht aufsteht, ich stehe auf. Ich schnüre mein Bündel, ich ziehe fort, wo's Krieg giebt, zu den Pommern oder zu den Polen, mir gleich. Reiter werden sie überall brauchen; wenn es nur gegen den Kurfürsten losgeht!"

Daß Hans Jürgen, wenn er sich zum Kriege werben lasse gegen den Kurfürsten, auch gegen sein eigen Land kriegen müsse, fiel Agnes als nichts Unrechtes auf. Daß er Einem absage, dem er Feind war, däuchte ihr ganz in der Ordnung, daß er so ihres Vaters und der Ehre seiner und ihrer Familie sich annehme, sogar lobenswerth. Aber Alles

miteinander genommen, ſchien es ihr doch nicht recht, wenn ſie ſich auch nicht Rechenſchaft geben konnte, warum, und ſie bat ihn, daß er ſich gedulden möge.

Das wollte ihm nicht recht in Sinn, und ſie wußte nicht recht, wie ſie es ihm zu Sinn bringen ſollte. So blieben ſie beide eine Weile ſchweigend neben einander, bis ſie ſich plötzlich erinnerte, wie unter dem vorigen Kurfürſten Einer vom Adel gerichtet worden, der mit den Fremden in's Land gefallen war, und es hatte ihm nichts geholfen, daß er vorher einen Abſagebrief geſchickt. Hans Jürgen mußte zugeben, daß das eigentlich eben ſo ſchlimm wäre, wenn er darum gerichtet würde, als wenn er auf den Stegreif ausgeritten und gefangen worden.

„Das mag ſchon recht ſein, aber wie ſoll ſich denn Einer helfen, wenn ihm Unrecht geſchieht. Denn Recht muß doch Recht bleiben, und der Kurfürſt hat uns Unrecht gethan. Drum muß doch Einer ſein, der dem Kurfürſten wieder Unrecht anthut.“

Das ſchien auch der kleinen, künftigen Heiligen

ganz richtig, aber sie zerbrachen sich beide den Kopf, wie das in der Welt zu machen wäre.

„Weißt Du was? sagte sie. Wenn Du mich nach Spandow gebracht, dann reite nach Friesack zum alten Herrn Bote. Der ist klug, der wird's Dir sagen."

Hans Jürgen kraute sich hinter den Ohren. Ganz recht war ihm das auch nicht, denn was er that, hätte er lieber für sich allein gethan, aber er mußte seiner Muhme Recht geben, als ihr jetzt einfiel, daß er ja der ganzen Familie Schaden dadurch thun könne, wenn er die Sache auf sich allein nähme. Sie Alle ginge es doch auch an, als wie ihn, und sie würden schon darüber zu Rathe sitzen.

„Kasper, was pfeifst Du? fragte er.

„Das ist nur 'ne alte Geschichte, Junker, die mir einfiel, von den Mäusen und von der Katze. Die Mäuse saßen doch auch zu Rath, wie sie's anfingen, daß die Katze nicht so 'ran schliche, und unversehens eine beim Wickel kriegte, und mit ihr

abführe. Da hatte Eine, die war klüger als die andere, den Einfall, man ſollte der Katze 'ne Schelle an den Schwanz binden, dann hörte man ſie ſchon von fern. Der Rath war auch ganz gut, aber es fehlte nur was. Keine Maus war dazu zu kriegen, daß ſie der Katze die Schelle anband. Und da dachte ich denn, 's geht manchmal ſo, wenn ſie zu Rath ſitzen. Der Rath iſt ganz gut, aber es fehlt was. Hui! Seht mal da." —

Er zeigte mit der Peitſche in die Luft. Eine Schaar von den großen Seeraben flog über die Kiefern, in ihren Schnäbeln und Krallen noch zappelnde Thiere.

„Das war ein großer Barſch, der hat auch nicht gedacht, daß ihn ein Stößer aus Norwegen freſſen thun würde. Die Fiſche haben gewiß auch zu Rath geſeſſen, als die großen Vögel zuerſt kamen, und in die Weiher ſtießen, denn wenn ſie auch uns ſtumm ſcheinen, unter ſich ſprechen ſie, wir hören's nur nicht. Aber es fand ſich kein Fiſch,

als ich äußerte, nur das wisse man gewiß, daß man nicht wisse, was es sei, wiederholte der aufgeklärte Bauer mit hellem Gelächter der Zustimmung: „Ja, ja, das ist gewiß!“ und drückte mir freudig die Hand. Neu möchte Vielen die Erklärung klingen, es seien die ungeheuren mitternächtlichen Schwärme von Heringen, die, wenn der Mond auf ihre glänzenden Flossen scheine, diesen hellen Wiederstrahl in den Arktischen Horizont schössen. Vom Auf- und Untertauchen dieser Fische kämen die zuckenden Strahlen.

Sala ist ein wenig besuchter Ort; die Stadt zeichnet sich durch nichts vor gewöhnlichen Schwedischen Landstädten aus. Die Gegend umher ist flach und die Gruben liefern ihre Schätze, wie beim Sächsischen Freiberg, in einer Gegend, wo man die Berge zum Bergwerk suchen muß. Nur die Häuser der Bergbeamten in einiger Entfernung von der Stadt, haben mit ihren Gärten ein elegantes und freundliches Ansehn. Probst von Sala ist ein Graf Schwerin, welcher in den Versammlungen des Ritterhauses eine ausgezeichnete Rolle spielt. Die Einrichtung der Silbergruben wird nur gerühmt und sie liefern und versprechen auch für die Zukunft ansehnliche Aus-

der den Raben die Klingel um den Hals hängen wollte. — Weiter noch mal, der Große, der so schwer hinterher fliegt, schaut, der schleppt 'nen kleinen Hasen."

„'S ist ein schweres Unglück für die Thiere im Walde, daß die Sturmvögel aus dem Eislande kommen mußten," sagte Hans Jürgen.

„Das glaubt nur ja nicht, Junker! — Wenn die nicht da wären, so sind andre da. Nur für unsere Habichte ist's schlimm, weil die ihnen in's Handwerk greifen. Ist doch jedwed Vieh da, daß ein ander Vieh kommt, das größer ist und stärker, und packt es und eins frißt das Andre, und wenn's den Magen voll hat, wird's wieder gefressen, und so geht's Reih um."

Hans Jochem machte den Einwand, die größten Thiere in Luft, Erd' und Wasser blieben doch übrig.

„Die schießt der Jäger todt, oder ich weiß nicht, wie er den Wallfisch fangen thut."

„Der Jäger iſt aber ein Menſch.“

„Freilich, nun ja. Seht Junker, ich mein' es als wie wir gemeine Leute uns denken. Und da meine ich geht's allebenſo wie beim Vieh. Einer ſitzt auf's Andern Schulter, und drückt ihn. Auf den Chorendejungen ſitzt der Bacchant, auf dem Bacchanten der Präfect, auf dem Präfecten der Ephorus, oder wie ſie's nennen thun, und auf dem, ich weiß nicht wer, und das iſt allebenſo bei den Großen, wie bei den Kindern. Auf dem Bauer ſitzt der Edelmann, auf dem Edelmann der Kurfürſt, auf dem Kurfürſten der Kaiſer, und auf dem Kaiſer der Pabſt. Und auf dem, denk' ich mir ſo, der liebe Gott. Nun ſagen ſie: Recht muß Recht bleiben. Nun ja, meinethalben; aber wer ſchafft denn nun dem Küken das Recht, wenn der Stößer es holt?“

„Du haſt ja eben geſagt, Kasper, daß der liebe Gott über dem Papſt iſt, alſo er iſt über Alle, und der wird ihnen das Recht ſchaffen,“ ſagte Agnes.

„Nun ja, da hab' ich auch nichts gegen, und der liebe Gott wird's wohl am besten wissen, warum der Storch den Frosch frißt, und der Bauer den Rücken halten muß, wenn der Edelmann prügelt, und der Ritter auf's Hochgericht muß, wenn der Kurfürst ihn köpfen läßt, das muß nun so sein, weil's nicht anders eingerichtet ist; aber was sie vom Recht sagen, das ist man ebenso. Wenn ich ein Frosch wäre, würde ich mich denn, wenn der Storch auf der Wiese spaziert, aufblähen und vor ihm quaken: Du hast kein Recht, mich zu fressen! So meine ich auch, wenn ich ein Edelmann wäre, und der Kurfürst ginge wüthig durch's Land, um die Edelleute zu fahnden, da würde ich mich auch nicht vor mein Schloß stellen, und in die Trompete stoßen und rufen: Hie Kurfürst, hie bin ich, das ist mein Recht! Ich bewahre, ich zöge die Brücke auf, und ließe das Gitter nieder, und die Fahne nähme ich ab, und thäte, als wenn ich schliefe, bis

er vorüber iſt. Es ſtürmt nicht immer, es regnet nicht immer; wie ſollte denn das Korn wachſen."

„Recht muß aber doch Recht bleiben," wiederholte Hans Jürgen, der jetzt anfing zu verſtehen, was der Knecht gemeint.

„I freilich, Junker. Wer der ſtärkſte iſt, der iſt alle Mal im Recht. Und wer nun ſchwächer iſt, für den kommt auch die Zeit, muß ſich nur ducken und ſchicken, bis es mal umkippt, denn das thut es ſchon. Wenn der Geſtrenge losſchlägt, nun lieber Gott, 's thut ein bischen weh, aber ich hab' auch ſchon gelernt, mich zurecht biegen, und am Ende thuts mir auch nicht mehr weh, und nachher weiß ich ſchon, thuts ihm leid, da räuſpert er ſich, knipſt mit Pflaumenkernen nach mir, fragt, was ich denn grunze? Na, und wenn ich nun fortgrunze, nämlich was ſo meine Art iſt, und komm' ihm nicht näher, ſo kommt er mir näher, und da macht ſich's denn ſo, manches Mal hat er mir den Bart geſtreichelt, und mich 'nen verfluchten, eigen-

ſinnigen Kerl geſcholten. Da weiß ich, die Glocke hat Feierabend geſchlagen. Da muß ich in den Keller. Vergiß Dich auch nicht, Kasper, ſagt er. Ja, ich kann's wohl ſagen, ich habs recht gut in Ziatz, und wenn ich mir was wünſchen thu, da weiß ich ſchon, nach der Prügelſuppe krieg ichs. O ich könnte noch viel mehr kriegen, aber ausverſchämt muß kein Chriſtenmenſch nicht ſein. Hätt's mir auch jetzt geſagt: Kasper, willſt Du nicht nach Brandenburg reiten auf den Markt, und wenn Dir ein Wamms in die Augen nicht, da haſt Du 'nen Gulden, aber ſag's der Frau nicht. Nu ſo klug bin ich auch. Wer wird denn plaudern! Aber da ſind die Hoſen zwiſchen gekommen; drum geh ich das Wamms quitt."

Die Mauern von Spandow wurden jetzt ſichtbar. Der Knecht hielt ein wenig an, weil die künftige Kloſterfrau ihren Anzug in Ordnung bringen wollte. Da ſprach Kasper, wie vor ſich hin:

„'S könnt mit den Stelleuten auch beſſer gehn, meine ich, wenn ſie's mit dem Kurfürſten machen

thäten, wie ich mit meinem Geſtrengen. Eigentlich iſt's Vieh doch klüger als der Menſch, brummte er fort. Keine Maus kriecht in keine Speiskammer, wo ſie nicht ein Loch gemacht, daß ſie wieder raus kann."

Hans Jürgens Gedanken gingen ihren eigenen Weg. Agnes, als ſie der Stadt ſich näherten, drückte ihrem Vetter die Hand:

„Ach Hans Jürgen, weißt Du, vorhin auf dem Weg überkams mich manchmal recht bang, daß ich ins Kloſter müßte. Aber nun iſt mir wieder ganz wohl und leicht um's Herz. Da in den Mauern iſt der Friede Gottes. Sag ihnen das zu Haus. Und Du armer Hans Jürgen, Du mußt zurück, in die Welt voll Ungerechtigkeit! Was willſt Du da anfangen? — Ach, wenn Du nicht heirathen thuſt, dann gehſt Du wohl auch Mal ins Kloſter."

Hans Jürgen ſagte nicht ja und nicht nein.

„Weil Du's gern haſt, Agnes, will ich zu den Vettern nach Frieſack. Aber bloß darum."

„Sie werden itzo nicht hochmüthig sein. Das Unglück macht weich.“

„Aus Mitleid! — Ich will gar nicht, daß Einer sich mein erbarmen soll.“

„Bringen Eine von Bretow zu den Ursulinerinnen!“ antwortete der Knecht dem Wachthabenden am Thor, denn schon war der Wagen über die Hangebrücke, und hielt unter dem finstern Thor.

„Marsch!“ rief der Waibel.

„Ach, Hans Jürgen, sagte Agnes ängstlich, als der Wagen wieder sanfter durch die ungepflasterten Gassen fuhr, wie grimmig sahst Du den Waibel an; mir war schon angst, er würde Dich ins Thorhaus stecken lassen.“

„Mich ärgerte sein kurfürstlicher Rock.“

„Nimm Dich in Acht, Hans Jürgen, lieber Junge, daß Dir kein Unglück geschieht. 'S ist ja schon genug über die Familie kommen.“

Sie waren wieder aus der Stadt heraus, der Wagen hielt vor der Klosterpforte. Ein banger

Augenblick war's für Agnes Bredow, ihr Herz pochte, als der Knecht an der Schelle zog.

Den Abschied von ihrem Vetter zu beschreiben, ist nicht unser Wille; auch nicht den Abschied von der Welt. 'S ist überall gut, einen Abschied kurz zu halten, wer nun nachmals will leben für die Welt oder für den Himmel. Auch durfte sie ihr Vetter noch in den Vorhof begleiten, um sie der Priorin zu übergeben. Dort im Sprechzimmer durfte sie die letzten Worte mit ihm wechseln, die letzten Grüße ihren Lieben senden, den letzten Schwesterkuß ihm auf die Stirne drücken.

Aber was sie ihm jetzt noch zu sagen hatte, das schien ihr besser gesprochen unter Gottes freiem Himmel, als da, wo die Heiligen an den Wänden auf ihre Worte lauschten.

„Vetter, treibt's Dich, und Du kannst nicht anders, so zieh Dein Schwert, gegen wen es sei, als ehrlicher Mann. Ists Sünde, wird Gott es Dir verzeihen. Aber lieber Hans Jürgen, thu's

nicht, wie der Kasper sagt. Der Kasper, der mag Recht haben, aber vor Schlägen fürchtest Du Dich doch nicht. Wenn's auch klug ist, thu's nicht so mit dem Kurfürsten, wie er mit dem Vater. Halt auf Dich selbst."

Mit einem frohen Blick schlug er sich an die Brust: „Ich dienen, Männerchen machen, ich schweigen und lügen, damit — Agnes so wahr —"

Sie griff den Arm, den er zu einem Gelöbnis in die Höhe hielt: „Schwören sollst Du nicht. Um Gotteswillen schwöre nichts, denn Niemand weiß — Aber, lieber Hans Jürgen, so gefällst Du mir. So sollte Dich Eva sehen."

Sie wandte sich rasch ab, sie ergriff seine Hand, und mit hastigen Schritten eilte sie der Schwelle und der Thür zu, die jetzt in ihren Angeln knarrte, um hinter ihr — sich auf immer zu verschließen.

Siebentes Kapitel.

Der Ueberfall.

Im Anfang war Frau von Bredow ſehr traurig geweſen; aber man kann nicht immer traurig ſein.

Der Knecht Ruprecht hatte die Kibitze wieder zwitſchern gehört im Schilf. „Das iſt ein gut Zeichen, geſtrenge Frau!“ Er hatte die Tauben gezählt, und es fehlte keine. „Da ſtirbt im Jahr keiner aus dem Haus.“ Und am Abend des Tages, wo Hans Jürgen mit Agnes nach Spandow gefahren, flogen drei Kraniche über die Burg. „Die Kraniche, Geſtrenge, mit denen hat's was Eigenes. Die wilden Gänſe ſind dummes Vieh, die bedeuten nur einen ſtrengen Winter; aber die Kraniche ſind kluge Thiere

beute. In dieſem Bergwerk bekommt man einen Begriff von ungeheuren unterirdiſchen Hallen, die das Auge überſehen kann, ohne daß, wie in Falun der Gedanke den Sinnen zur Hülfe kommen muß. Prächtig ausgehauene Gewölbe, wie ſie zu einem Feenſchloß der Berggeiſter paſſen. Beim Antritt der Verwaltung des gegenwärtigen Landshöfdings der Provinz Weſteras gaben die hieſigen Beamten ihm ein großes Feſtmal in dieſen unterirdiſchen Hallen, von dem Alle, die daran Theil genommen, verſichern, es ſei eines der feierlichſten und ergreifendſten Gelage geweſen, welche die Phantaſie ſich vorſtellen kann. Wunderbar hätten die Lampen in den Metallgewölben heruntergeleuchtet auf die Feſttafel; die Toaſte, die Reden, die Geſänge hätten einen ſo magiſchen Eindruck zurückgelaſſen, wie wenige bei Feſtlichkeiten auf der ſonnenhellen Erde. Die Hauseigenthümer des Städtchens ſind nach einer alten Einrichtung zugleich Kurinhaber; die Reiſenden aber erfreuten ſich hier der zuvorkommend freundlichen Aufnahme des Bergmeiſters Brettberg, eines ſehr gebildeten, liebenswürdigen jungen Mannes, der, längere Zeit auf Reiſen in Preußen, von den Vorzügen der po-

Sie ſehn das Verborgne, und wo ein Mörder iſt, dem fliegen ſie nach. Ja, es iſt noch mehr Abſonderliches in ihnen, und wo ſie über ein Haus fliegen, das bedeutet große Ehre."

Wo ſollte die Ehre herkommen! Ihr Herr ſaß noch gefangen, und Jammer im Haus die Hülle und die Fülle; aber die klugen Vögel mußten doch etwas mehr wiſſen. War ja ein Schreiben des Dechanten eingegangen; etwas verſpätet, denn mit den Gelegenheiten ſah es damals ſchlimm aus, und dunkel lautete es, aber doch tröſtlich: ſie ſolle den Muth nicht verlieren, dem Herrn ihre Wege befehlen, und nebenbei hieß es, auf ihn, den Dechanten, allein vertrauen, denn es laſſe ſich noch vielleicht Alles zum Guten wenden. Und bald darauf war ein kurfürſtlicher Reiter in die Burg geſprengt, und auf den Brief, den er dem Wachtmeiſter brachte, war die Einlagerung ausgeritten; ſtumm und ſtill, wie ſie vorhin laut geweſen. Was der Bote ſonſt für Nachricht gebracht, das erfuhr Keiner.

Nun war das Haus leer, und Frau von Bredow allein. Als ſo aller Lärm plötzlich ſtumm geworden, war ihr faſt bang zu Muthe. Eine Thräne lief ihr über die Backe. Da ſtand all ihr Unglück ihr erſt recht vor Augen, ihre zerſchlagenen Hoffnungen; vor ihr lag es ſo trüb, ach ſo viel, ſo Großes, als hätte es vorhin in dem Gewirr keinen Platz gehabt.

„Ach, du lieber Gott! Was ſoll man anfangen!“ ſagte die gute Frau, und wiſchte mit der Schürze über die Backe.

Die Großmagd Anne Suſanne blickte ſie ſchlau an:

„Geſtrenge! Der Herr iſt fort. Da könnten wir ja mal ſcheuern.“

„Scheuern!“ — Es mußte ein wunderbarer Klang ſein. Die Thräne war verſchwunden, eine helle Röthe zog ſich über das eben noch blaſſe Geſicht der Edelfrau, und ſie ſah mit einem eigenen, fragenden Blick die kluge Magd an: „Du meinſt, Anne Suſanne?“

„So recht ordentlich, von oben bis unten. Die Sonne kommt durch die Wolken. 'S wird ein warmer Tag; da trocknet's balde."

„Da trocknets balde," wiederholte die Ehefrau.

„So ein Tag kommt uns gar nicht wieder, Geſtrenge."

„Da haſt Du wohl recht, aber —"

„Der Kasper iſt auch fort. Der läßt ja nicht Beſen und Faß ran, wenn der Herr aus iſt —"

„Haſt recht, iſt ein unreinlicher Menſch, der Kasper, aber 'ne treue Seele."

„Ach, Geſtrenge, droben die Dielen und die Treppe, wie ſieht das aus. Die Tauben, die rein flattern, und die kleinen Käuzchen, die Sperlinge, wenn der Herr ſie füttert, und die Katzen! Werden mit der Hacke dran müſſen. Der Beſen thuts nicht mehr."

„Ob's aber auch recht iſt, Anne Suſanne! Der Herr —"

„I der wird auch froh ſein, wenn er's nich

merkt. Man kann ja oben nicht mehr ruhig ſchlafen. Das heckt ja!"

Wenn er's nicht merkt! — Brigitte Bredow! ein gebrannt Kind ſcheut das Feuer, und Du, eine ſo kluge und fromme Frau! Erſt eben — und nun ſteht der Verſucher ſchon wieder vor Dir. Die Sonne ſchien ſo hell ihr ins Geſicht, als rieſe ſie: „Ich will ſchon trocknen, liebe Frau von Bredow!"

Wäre nur ein Geiſtlicher da geweſen, den ſie drum fragen können!

„Der Herr hat's auch gar nicht verboten, als er fortging."

„Nicht?"

„I bewahre, Geſtrenge. Und wenn er erſt all den Schmutz ſähe, den die Reiter gemacht! Das iſt wohl gut, daß man das fortſchafft, damit er nichts merkt."

„Das darf er nicht merken. Da haſt Du recht. Ach, mein Götze, wenn Du das wüßteſt hier!"

„O, er kommt ſchon wieder; er hat ein ſo fromm Gemüth, wenn er nicht bös iſt.“

„Anne Suſanne! wenn er nun wieder käme!“

„I, er wird doch nicht, Geſtrenge! Wen ſie in Berlin einſperren, den laſſen ſie ſobald nicht los.“

Frau von Bredow ſah den Himmel an, und die Sonne, und die Beſen und Eimer, welche die hurtige Anne Suſanne ſchon aus den Winkeln geholt, dann rührte ſie ſich ſelbſt und ſprach: „Na!“

Die Sonne hatte ſeit lange nicht ſo froh herabgeſchienen auf Burg Hohen-Ziatz. Wie ſich das regte und bewegte, wie der Ziehbrunnen auf und abging. Der träge Brunnen gab zu wenig Waſſer! Wozu waren die Gräben und Teiche. Wer Arme und Beine hatte, und aus dem Dorfe wurden ihrer auch dazu geholt, mußte ſchöpfen, tragen. Da war unſre Frau von Bredow wieder ſie ſelbſt. Wo war ſie nicht, wo nicht ihr Aug'! Wie flog die dumme wendiſche Magd mit ihrem Eimer zur Thür hinaus, als ſie ihn ausſchütten wollte in der

Halle. Man fängt wohl von unten an, wenn man ein Haus baut, aber wenn man es putzt von oben.

Die Treppen hinauf kamen ſie in einer langen Reihe mit den Eimern, Beſen, Bürſten und Hacken, Mägde und Knechte. Was ward gekratzt, geſchabt, gebürſtet, mit Füßen und Händen. Dann erſt durfte das Waſſer fließen. Es war ein ſchöner Anblick, als die Eimer ſich entluden auf die dürſtenden Dielen. Zeit und Waſſer hält Niemand auf; wer ſie nutzen will, muß den Augenblick ergreifen.

Nun waren ſie ſchon bis an die Treppen zur Halle, die rüſtigen Frauen, und man mußte ſich freuen, daß es in Burg Ziatz nicht wie anderwärts ging, wo ſie eifrig anfangen, und nachher müde werden; man glaubt, ſie thun's nur um Gottes-willen. Nein, hier hielts die Edelfrau nicht unter ſich, mit anzugreifen; „wo es die Mägde ihr nicht recht thaten," ſagte ſie. Mancher hätte glauben können, ich weiß nicht, ob mit Unrecht, ſie thät's aus Herzensluſt, wie ſie die Röcke bis zum Knie

aufgeſchürzt, mit dem Schrubber hin und her fuhr, als wie ein Reiter im Getümmel mit der Lanze.

„Na nu runter!“ hieß es, und die Mägde ließen ſich's nicht zweimal ſagen. Das war ein Waſſerfall! Nur ſchade, daß grad Einer rauf kam. „Ach unſer Junker!“ rief die Anne Suſanne.“

„Hans Jürgen! Ungeſchick! Wo kommt der her?“

Hans Jürgen lief nicht fort, aber das Waſſer, dachte Frau von Bredow, als ſie auf der oberſten Stufe in ſolcher Arbeit war, daß ſie nicht viel von dem hörte, was Hans Jürgen auf der unterſten ſprach. Was konnte er ihr auch ſagen? Von ihrem lieben Kind, das er nach Spandow gebracht. Bären ſind nicht unterwegs; und wer einmal in Spandow iſt, iſt ſicher, das mochte Frau von Bredow auch denken, als ſie rief: Platz da! und gar nicht ſah, wie der Junker auf etwas zeigte, was draußen kam. Selber ſehen konnte es der arme Junge nicht, denn er mußte ſich die naſſen Haare aus dem Geſicht ſtreifen, und ſah dann auch noch

nicht, denn das Waſſer hatte es mit ihm gut gemeint.

Etwas mußte die Edelfrau aber doch gehört haben, vielleicht war's das Jagdhorn draußen, als ſie, auf den Beſen geſtützt, einen Augenblick Athem ſchöpfte.

„Wer wird's ſein?“ ſagte ſie.

„Baſe, 's iſt Einer —“

„Nein, 's ſind zwei,“ unterbrach ſie ihn, als ein Paar ſchöne, ſchlanke Jagdhunde wie zwei Blitze hereinſchoſſen.

„Der ſagt, er wär' der Kurfürſt, aber ich glaub's nicht.“

Ein feiner Ritter, im grünen Jägerkleid, das Hifthorn an der Seite, blieb, von dem Anblick, wie es ſchien, etwas überraſcht, an der Schwelle ſtehen. Wenn der Herr ſchon überraſcht war, was war es die Frau! — Im Anfang ſtand ſie, wie der Roland in Brandenburg; nur macht der nicht den Mund auf, noch ſieht er mit ſeinen ſteinern Augen

ſo ſtier auf einen Gegenſtand, noch wird er roth und blaß, wie unſre Frau von Bredow. Zuerſt ſank ihr der Beſen aus der Hand, dann ſchien's, als wolle ſie die Hände falten, dann fuhren ſie beide auf den Rücken, um das Bund oder die Neſtel zu löſen, welche ihre aufgeſchürzten Röcke feſthielten, was ihr aber in der Beſtürzung und Haſt eben ſo wenig gelang, als weiland ihrem Neffen Hans Jochem die Löſung des Hoſenbundes, welchen der Krämer ihm angezaubert. Dann fuhr ſie in die Haare, die allerdings nicht mehr ganz in Ordnung waren, aber bei dem Verfahren, das ſie einſchlug, auch nicht beſſer wurden.

„So ſchlage doch —" entglitt es ihren Lippen, aber eben ſo ſchnell verſchluckten dieſe wieder eine Läſterung, welche bei einer ſo frommen Frau unmöglich aus dem Herzen kam. Wie hätte ſie auch noch im ſelben Athem die heilige Katharina, die heilige Barbara und Urſula anrufen dürfen. Das

haben wenigſtens die Mägde gehört. „'S iſt ja der Kurfürſt!“

Und dann flogen zwei. Zuerſt Hans Jürgen, aber nicht freiwillig, wie der Vogel durch die Luft, er flog wie die Kugel aus dem Rohr, oder der Kegel vom Ball des Spielers. Dann die Edelfrau. Hans Jürgen turkelte ſeitwärts, ſie ſtürzte gradezu auf die Knie.

„Allerdurchlauchtigſter Herr Markgraf und gnädigſter Herr Kurfürſt, Gnade! — Die abſcheulichen Mädel plantſchen ſo ſehr — aber mein Mann iſt unſchuldig — Wir ſind Alle unſchuldig — Man kann's ihnen noch ſo oft ſagen, ſie thun's doch. Und grade heute! — 'S iſt zu viel, weiß Gott, 's iſt zu viel auf ein Mal.“

„Daß ich zur ungelegenen Stunde hier eintrete,“ ſagte lächelnd der hohe Gaſt.

Darin theilte Kurfürſt Joachim der Erſte, den Frau von Bredow ihr Lebelang hoch in Ehren, ja nächſt dem lieben Gott am höchſten hielt, auf einen

litiſchen Einrichtungen unſeres Vaterlandes vielleicht mehr kannte und ſie gerechter zu würdigen wußte, als mancher unſerer Landsleute, welcher das Beſſere in der Fremde ſucht.

Von Sala ſchlugen wir in gerader Richtung den Weg nach Weſteräs ein, der Hauptſtadt des gleich benannten Läns, welches einen Theil des alten Weſtmannland umfaßt. Auch Sala gehört ſchon dazu. Die Provinz iſt eine der fruchtbarſten Schwedens. Auf dem kurzen Wege zwiſchen beiden Städten begegneten uns ſo viel Dorfſchaften, Wirthshäuſer, Koloniſtenhütten, wie im Norden kaum auf Tagereiſen. Ueberall Hecken und Zäune, eine befahrne Landſtraße und kaum ein Reſt von Buſchwerk. Weſteräs ſelbſt, eine nicht unbedeutende Provinzialhauptſtadt, ſteht, wie wohl ziemlich tief in das feſte Land hinein, doch durch den Mälar-See in lebendigem Handelsverkehr mit Stockholm. Die Straßen ſind für eine Schwediſche Stadt ſehr belebt; zeichnen ſich aber weder durch ſchöne Bauart, noch durch Reinlichkeit aus. Nur das Schloß des Landshöfdings ragt, ein ungeheures Quarree, gewaltig heraus über die Maſſe kleiner hölzerner Gebäude. Hell angeſtrichen glänzt es weit

Augenblick das Schickſal mit dem verachteten armen Hans Jürgen. Sie hatte in ihrer Angſt und Eifer auch nicht gehört, was er ſagte, ſonſt würde ſie nicht fortgefahren haben:

„Was zu viel iſt, Durchlaucht, iſt zu viel — und die Ehre dazu! — Keinem kleinen Kinde nicht hat mein Mann den Finger gekrümmt, ſo lammfromm iſt er — das iſt, mit Reſpect zu ſagen, ein ſchlechter Menſch, der das ihm nachſagt — und der gnädige Kurfürſt kann ſelbſt in alle Winkel und Ecken" — wahrſcheinlich hatte ſie ſchließen wollen: „die Naſe ſtecken," als ſich plötzlich ihr Mund von neuem Schrecken ſchloß.

„Darum kam ich nicht, fiel Joachim raſch ein, und hielt ihr, wie ſchon vorhin, die Hand entgegen, ſie aufzuheben: Ich komme als Gaſt, aber es thut mir leid, daß ich ungelegen komme."

„Ungelegen! rief ſie. Unſer Haus ſteht unſerm Markgrafen allzeit offen. Wer das von uns ſagen thäte, daß unſer Landesherr in das Haus eines

Bredow ungelegen käme — aber die Sonne ſchien nun mal ſo warm — und da grade mein Herr — aber wenn ich nur 'nen kleinen Wink gehabt, da hätte ich ja die Anne Suſanne — es mußte aber doch auch grade heute Alles kommen, wie ein Donnerwetter, wenn die Sonne —"

Daß ihre Zunge mit ihren Gedanken durchging und alle Zügel riſſen, wer verargt's der armen Frau! Wer fordert von der beſten Hausfrau die immer auf dem Fleck iſt, daß ſie es auch da noch ſei, wenn der vornehme Herr, mit dem Stern auf der Bruſt, im Augenblick eintritt, wo ihre Arme im Waſchfaß ſtecken; und von dem vornehmen Gönner hängt ihres Gatten, ihres Sohnes Schickſal ab! Sie wäſcht vielleicht nur, damit ihr Mann ſich gut präſentiren ſoll; vom erſten Eindruck hängt Alles ab. Und dies war ihr Fürſt, und ſein Richtſchwert hing noch über dem Haupt ihres Mannes. Wo Alles in Unordnung war, wer fordert, daß unſrer Frau von Bredow Gedanken in Ordnung ſein ſollten?

Kurfürſt Joachim forderte es nicht: „Ich kenne meine Getreuen, ihr Fürſt kommt ihnen nie ungelegen, aber die Stunde doch vielleicht, meine liebe Frau von Bredow," lächelte er.

„Ach gnädigſter Herr! Der Fuß, der Fuß! Das Waſſer! — 's iſt aber reines Grabenwaſſer."

Einer der kleinen Waſſerbäche, die von den Treppen über den geſtampften Boden rieſelten, netzte allerdings die Sohlen ſeiner Stiefeln, aber indem der Fürſt es bemerkte, ſah er auch, daß die würdige Frau ſelbſt ſchon im Feuchten kniete, und mit einer ritterlichen Bewegung hob er ſie, ehe ſie ſich deſſen verſah, auf.

„Es thut mir leid, daß ich die würdige Frau meines lieben und getreuen Vaſallen in ſo löblicher Verrichtung ſtören mußte. Nun iſt es ein Mal ſo, und man muß ſich darin finden. Das Wetter iſt ſchön, und der Hausherr reitet mit mir in ſeinem Walde umher, derweil die gute Hausfrau das Haus zur Nothdurft beſchickt. Ein verirrter Waidmann

fordert nicht viel, ein einfach Lager für die Nacht, und ein freundlich Geſicht zum Willkomm."

Weniger konnte der Landesherr freilich nicht fordern, wo er bei einem Vaſallen einritt. Aber auch die Nacht wollte er bleiben! Das war noch mehr als zu viel. Ihr ehrliches Geſicht verbarg nicht den neuen Schreck.

„Das ganze Haus iſt ja naß!"

„Ein trocken Kämmerlein findet ſich doch wohl; und wo nicht, ein Stall, ein Schuppen. Der müde Jäger ſchläft auch ungewiegt unter Gottes Himmelsdach. Wo iſt Herr Gottfried?"

Da ſah die Edelfrau, die Hände im Schooße faltend, ihn groß an: „Gnädigſter Herr, ſpottet unſer nicht. Ihr wißt am beſten, wo er iſt. Seit vier Tagen iſt er nicht in ſein Haus kommen," und ſie hielt den Arm vor die Augen.

„So hat der da mich doch nicht belogen," ſagte der Fürſt, auf Hans Jürgen blickend.

Hans Jürgen ſtand aufrecht mit einer Miene, die man wieder verdroſſen nennen mochte.

Der Frau von Bredow dämmerte eine Ueberzeugung. Des Fürſten Angeſicht bringt Gnade. Wenn er richten will, ſchickt er ſeine Schergen, ſie klopfen mit geharniſchter Fauſt an's Thor; er tritt nicht ſelbſt über die Schwelle des Verurtheilten! Ihre Kniee wankten aufs Neue zu einem Fußfall; Joachim kam dem zuvor:

„So hab' ich meine Boten übereilt mit ihrer guten Kunde; doch davon nichts mehr, das ſind vergeßne Dinge, die ganz vergeſſen und vergeben zu machen meine Sorge ſein laßt."

„Götz iſt unſchuldig! jauchzte es auf. Ich ſagt' es gleich."

„Und ein Ehrenmann! frei ſeit drei Tagen, die Schuldigen ſind geſtraft."

Frei! jubelte ihr Herz. Sie wollte auf den Fürſten zuſtürzen, ſeinen Arm ergreifen, ſeine Hand an ihre Lippen drücken, ſie wollte reden, ſie wollte

niederſtürzen. Das Herz rührte ſich ihr im Leibe, aber ſie fühlte, es paſſe alles nicht. Aber da ſtanden die Mägde, die ungeſchliffenen Mägde, mit ihren Eimern, ihren Beſen, mit offenen Mäulern, und gafften den großen Fürſten an, wie ein großes Thier. Und viel fehlte nicht, ſo hätten ſie auch ihn vorhin mit den Eimern begoſſen. Wer hätte das gut gemacht! Die Burg hätte ja müſſen geſchleift werden, in Grund und Boden! Da ſtand Hans Jürgen auch wie ein Kegel, und rührte ſich nicht. Nun wußte ſie, was zu thun. Sie riß ihn vor:

„Das iſt Dein gnädiger Kurfürſt. Auf die Knie, und dank' ihm, wie Deine Schuldigkeit, daß er —"

Sie wußte doch eigentlich nicht, was er danken ſollte.

„Ich knie vor keinem Menſchen nicht," ſprach Hans Jürgen, und blieb aufrecht ſtehen.

„Der wird nicht niederfallen, ſagte der Fürſt dafür ſteh' ich Euch. Gehört der trotzige Geſell zu Euch?"

Nun hatte er's doch gehört! Die Edelfrau ſah auf den Junker, wie etwa ein Tauſendkünſtler ängſtlich auf ein Haus oder einen Thurm, das er auf der Schaubühne aufgerichtet hat, und auf ſein Commandowort ſoll es zuſammenſtürzen. Hans Jürgen ſtand wirklich nicht mehr ganz ſicher, und es hätte nur eines leiſen Druckes bedurft, ſo wäre er niedergeſtürzt.

Aber die Edelfrau verdarb es.

„Gnädigſter Herr, rechnet uns das nicht an. Wir haben Leides genug in der Familie. Er gehört wohl zu uns; unſres Vetters Kind iſt er, eine Waiſe, aber Gott allein weiß, warum das. Von mir hat er's nicht, und von meinem Gottfried auch nicht. Wir hatten einen beſſeren, aber dem iſt das Bein gebrochen. Der würde gleich knien. Dieſer iſt auch ein guter Junge, aber macht uns viel Herzeleid; ſeine Dummheit und ſein Trotz bringt uns in Verderben."

Da trat plötzlich Hans Jürgen einen Schritt

vor, und ſah dem Kurfürſten recht dreiſt und dumm aber grad ins Geſicht.

„Herr Kurfürſt, daß mir's Gott verzeih, ich kann's nicht. Aber wenn ich meine Blutsfreunde in's Verderben bringe, dann will ich's doch. Warum ſoll ich denn niederknien? Wer was übertreten hat, der ſoll's, wer was bitten thut, der mag's. Ich hab' nichts übertreten, ich mag nichts bitten. Herr Götze, mein Ohm, hat nichts Böſes gethan, die Baſe hat auch nichts gethan; hier hat Keiner was gethan. Ihr ſeid ein großer Herr, Ihr ſeid der Kurfürſt, was ich denke, das hab ich draußen geſagt, wo ich noch nicht wußte, wer Ihr wart, und Ihr habt's gehört, wo Ihr noch nicht wußtet, wer ich war. War das nicht recht, nu da hab' ich's gethan. Es thut mir gar nicht leid, denn was mir im Herzen ſaß, mußte raus. Ihr ſeid Herr im Land, und könnt befehlen, und wir müſſen gehorchen. Wenn Ihr befehlt: knie nieder, ſo thu ich's

darum; aber von freien Stücken, Gott ſtraf mich, ich thu's nicht, und nun erſt gar nicht."

Nun mußte er ihn doch auf der Stelle nach Spandow ſchicken und hängen laſſen! — Gegen das erſtere hätte ſie vielleicht nicht viel einzuwenden gehabt. Aber Joachim faßte ihn leicht beim Arm, und ſchob ihn bei Seite, aus der Waſſerpfütze, darin er mit den Füßen, da er nicht ruhig ſtand, ſpritzte und umher näßte.

„Ein ungeſchickter Bub iſt's, das ſeh ich nun, Frau von Bredow, und hier ein ungebetner Gaſt, gleich mir. Wir ſtören die Ordnung. Darum muß man uns die Thür weiſen, und da unſre Wirthin zu freundlich iſt, will ich ihr Amt verwalten."

Damit führte er den Hans Jürgen freundlich zur Thür hinaus.

Was weiter an dem Tag in der Burg Hohen-Ziatz vorgefallen, das kann noch ein Anderer beſchreiben, wer Luſt hat. Uns drängt Wichtigeres, das einbricht, und wir halten es nicht auf. Die

Kraniche hatten doch recht gehabt, dachte der Knecht Ruprecht.

„Das iſt ein Herr!“ ſprach die Edelfrau, als ſie wieder zu Athem kam, und ſie hatte wohl Grund es zu ſagen, denn der nicht merken läßt, daß er ein Herr iſt, iſt der rechte Herr. Der Kurfürſt ging mit ſeinem Begleiter in der Burg umher, als hätte er wunder was zu ſehen, das ihn ganz von allem abzöge. Da erklärte er dem Ritter von Holzendorf, was die Bauart der Wenden geweſen, und was die Deutſchen gemauert hätten. So, nachdem er über die Mauern ringsum gegangen, wollte er, da die Sonne ſchon die Kiefernwipfel berührte, noch ein Mal ins Freie vor dem Abendimbiß, als er den blaſſen Kranken in der Thorſtube am Fenſter ſitzen ſah. Er trat zu ihm ein, und tröſtete ihn: wen Gott heimſuche, den liebe er, und wen er zu tödten ſcheine, den erwecke er oft; er verhieß ihm, wenn er in den geiſtlichen Stand trete, ſein Aug auf ihm zu haben, und dafür zu ſorgen, daß

hin auf dem Mälar als Wahrzeichen der Stadt, ohne daß ich den boshaften Vergleich meines Reisegefährten mit einem großen Stück Seife unterzeichnen möchte. In einem seiner Gefängnisse wird den Fremden der Block gewiesen, an welchem der unglückliche vierzehnte Erich, von Bruderhand angekettet, lag. Sein Leben beschloß er nicht hier, sondern im Thurme des noch berühmteren Schlosses Gripsholm; dem Leichnam des Ermordeten gewährte man dagegen wieder in der Kathedrale von Weſteraas eine Gruft. In einem Winkel am Hochaltar, ſteht, umſchloſſen von eiſernem Gitter, der Katafalk. Wir ſahen ihn beim letzten Schimmer des Abends. Doch zeichnet er ſich durch wenig mehr aus, als die Erinnerung an Guſtaf des Dritten großherziges Todtengericht. Bekanntlich nahm er die Krone von der Gruft des Königlichen Brudermörders in Upſala und ſetzte ſie auf den Katafalk des unglücklichen Erich. Noch viele Denkmale ausgezeichneter Männer aus Schweden's alten Geſchlechtern zeigt man in dieſer Kathedrale, welche für eine der ſchönſten Kirchen des Landes gilt und ſich allerdings durch reine Gothiſche For-

er in den geiſtlichen Würden wie in der Erkenntniß ſteige. Aber das irre Auge des Junkers war ihm unheimlich, und er eilte, daß er ins Freie kam.

Die Leute wußten nicht, über wen ſie mehr ſich verwundern ſollten, über den Fürſten, oder über ihre Frau. Es war viel, mit Händen ſchiens kaum zu ſchaffen, aber es ward doch geſchafft. Ueberall kann doch nicht ein Menſch ſein, aber ſie war überall; jetzt in der Küche, jetzt in der Halle, nun wühlte ſie in den Schränken, nun flog ſie in den Keller. Da war der Flur der Halle nun trocken, das hatte manches Stück der Herbſtwäſche gekoſtet, da war feiner weißer Sand drauf geſtreut, und Tannenreiſer, da praſſelte der Kamin und verbreitete angenehme Wärme, aber auch angenehme Düfte, ſie hatte Bernſtein und würzige Kräuter hineingeworfen; über die naſſen Treppen waren Decken gelegt, und die Geländer mit grünen Sträuchern umwunden. Da ſtand der Tiſch ſchon in der Mitte mit ihrem Hochzeitsgedeck, und einem ſilbernen Arm-

leuchter, und Flaſchen und Schüſſeln: „So wird's wohl gehn," ſprach ſie aufathmend, und ſank erſchöpft in den Armſeſſel.

Sie hatte für Alles geſorgt, auch das Bett ſtand ſchon draußen, das ſie hineintragen wollten, wenn der Fürſt abgeſpeiſt, denn die Halle war das einzige Gemach in der Burg, wo ein Fürſt zur Noth nächtigen konnte, vor dem Waſſer, das Alles überſchwemmt hatte. Ja für Alles hatte ſie geſorgt, nur nicht für ſich. Da ſaß ſie, die Hände auf ihren Knien, und nun erſt ſah ſie ſich ſelbſt. Es war noch Alles, wie es geweſen. Der Rock auf dem Rücken verknotet, die Aermel aufgekrämpt, die Haare — Mit einem Aufſchrei ſtürzte ſie fort, denn ſchon kehrte der Fürſt über die Zugbrücke zurück.

Der junge Fürſt, der noch vorhin ſo freundlich und leutſeelig geweſen, ſaß ſtumm und mit bewölkter Stirn an der hellen Tafel. Mundeten ihm die Speiſen, ſchmeckte ihm der Wein nicht, vermißte er den Wirth ihm gegenüber, oder war das Son-

nenlicht seiner Laune mit der Sonne am Horizont untergegangen? — Er wird auch müde sein, dachten sie in der Halle. „Seit der Geschichte mit dem Lindenberger, flüsterte sein Büchsenspanner zum Gesinde draußen, ist er allabends so, wenn es dunkelt."

„Mein gnädiger Herr wird's Euch zu Lieb und Dank wissen, gnädige Frau, führte der Ritter von Holzendorf für seinen Fürsten das Wort, daß Ihr Euch so angelegen sein laßt, ihn mit Ehren und Gutem zu bewirthen. Wir treffen's nicht überall so, wenn wir auf der Jagd in ein Haus einfallen. Man nimmt da gern vorlieb, was man findet, Ihr aber tragt vom besten auf, und ist's doch fast so stattlich alles hier, wie zu einer Hochzeit."

Das machte die Edelfrau erröthen, denn sie hatte ihr Brokatkleid angezogen, mit dem sie an den Altar getreten war, und auf dem Kopf saß schön gepufft die Flügelhaube von damals. Aber auch darauf sah der Fürst nicht. Den Leuten in Burg Hohen-Ziatz schien das fast noch merkwür-

diger, als vorhin ſeine Leutſeeligkeit. Und wenn die Geſtrenge ihm ſo mit tiefem Knix das Backwerk reichte, oder auf der Silberſchaale den feinen Wein zum Nachtiſch, nickte er, wie in Gedanken, und hatte es kaum an die Lippen gebracht, da er es wieder hinſetzte.

„Daß ich auch nicht ein Mal einen einzigen anſtändigen Menſchen meinem Herrn zu Tiſch ſetzen konnte, das iſt, was ich mir mein Lebtag nicht verzeihen werde, flüſterte die Burgfrau zum Begleiter des Fürſten; ihn ſelbſt anzureden wagte ſie nicht mehr. Aber wo ſollten wir hinſchicken. 'S iſt ja keine vernünftige Seele hier herum.“

Joachim erhob ſein Geſicht aus dem Arm, in den er es geſtützt.

„Wo iſt der junge Menſch! Der Burſch, den ich im Walde traf, und der mich auf den Richteweg führte? Ich ſehe ihn nicht mehr.“

Frau von Bredow hatte ihn vorſorglich in ein unweit gelegenes Vorwerk geſchickt, um ihre Tochter

Eva abzuholen. Mit großen Herren ist nicht gut zu spaßen, hatte sie gedacht, und wenn er ihn auch nicht hängen ließ, so liegen doch zwischen dem Hängen und Spaßen Dinge, über die man nicht spaßen muß. Nun war er zwar schon zurückgekehrt, aber sicher ist sicherer, dachte sie, und ihr gutes Herz erlaubte ihr eine Lüge.

„Ach, durchlauchtigster Herr, der ist sehr müde, er kommt heut von weit her. Da erlaubte ich ihm —"

„Müde zu bleiben, unterbrach Joachim lächelnd und warf das Handtüchlein auf den Tisch. Da erlaubt meine freundliche Wirthin es Ihrem Gast wohl auch, sintemal er mit Eurem Vetter in einem Falle ist. Morgen, Frau von Bredow, führt ihn mir vor. Wir haben ein Gespräch zu Ende zu bringen, das seltsam genug im Walde anfing."

Und wieder sah der Fürst vor sich nieder, mit der Hand auf den Tisch gestützt, als träten abermals ernste Gedanken vor seine Seele.

„Beliebt es meinem gnädigen Herrn?" weckte

ihn eine feine wohlklingende Stimme. Er fuhr mit einem Seufzer auf, und ſah ein liebliches Mädchen vor ſich ſtehen, in der einen Hand eine ſilberne Schüſſel, in der andern eine ſilberne Kanne; ein weißes Linnentuch hing über ihrem Arm. Indem ſie Waſſer in die Schaale goß, überzog Stirn und Wangen eine helle Röthe.

Joachim tauchte die Finger in die Schaale, und netzte ſie, wie mit Wohlgefallen in dem Waſſerſtrahle, den die Jungfrau darüber träufelte. Er ſah ihr freundlich in das blaue Auge, aber es war kein Liebesblick.

„Möge der Strahl der Gnade ſo klar auf Dich und mich perlen, als dieſes Waſſer über meine blutige Hand.“

„Sie iſt nicht blutig, gnädigſter Herr!“ Aber ihr Geſicht ward blutroth, daß ſie ſich das zu ſprechen unterſtanden.

„Nicht Jungfrau? Mir ſcheint doch, der Fleck will nicht abgehn.“

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING.G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04042/058

„Wahrhaftig, ſie iſt rein. Das iſt nur der Wiederſchein vom Fackellicht, durchlauchtigſter Herr. Morgen bei Tageslicht, da werdet Ihr ſehn, ſie iſt ganz rein.“

„Rein, wie Dein Antlitz, und klar, wie Dein blaues Auge? O daß es immer Tageslicht wäre!“

Der Fürſt brach auf.

Das Tagewerk der guten Frau von Bredow war damit nicht geendet. Was der Tag war geweſen, und was ſie am Abend bis ſpät in der Nacht noch gethan und geſchaffen, davon ließe ſich wieder ein Buch ſchreiben, und will's Gott, und giebt mir Kraft dazu, und meine Leſer werden nicht müde, ſo wird's Frau Brigitte ihnen ſelbſt noch ein ander Mal erzählen, wie ſie's ihren Enkeln und den Gäſten, die brave Frau, ſo oft erzählt hat von ihrem Ehrentage; und das Hauptſtück davon iſt, wie ſie das Bett in die Halle geſchafft, und ein Himmeldach darüber aufgeſchlagen, ohne daß der Fürſt es merkte. Und als er ſich niedergelegt und ſchlief

wie ſie da ohne Geräuſch und Klappern den Abendtiſch mit Flaſchen und Schüſſeln, mit Kerzen und Fackeln, mit Keſſeln und Seſſeln heimlich hinausgeſchafft, und die Halle eingerichtet mit Teppichen und Vorhängen, mit Geſchirr und Ampeln, mit allen Bequemlichkeiten des Lebens, daß Joachim, als er erwachte, in ſeinem eignen Schlafgemach zu ſein vermeinte, und dann dachte er an Zauberei, denn mit natürlichen Dingen konnte das nicht zugehn. So hat Frau von Bredow es oft erzählt, und ihr Auge leuchtete dabei. „Ich war die Zauberin, allerdurchlauchtigſter Kurfürſt, ſo ich es mich unterſtehen darf," hatte ſie, ihre Knie bis zur Erde ſenkend, und die Augen niederſchlagend, geſprochen.

Was der Kurfürſt geträumt im Bernſteindufte der Halle von Hohen-Ziatz, das weiß ich nicht. Er ſchlief feſt. Der rechte Arm hing vom Lager herab. Wenn die Burgfrau auf den Zehen die Treppe herunter ſchlich, eine Hand friſche Bernſteinkörner und Weihrauch auf die glimmenden Kohlen

zu ſtreuen, und die Kohlen flackerten auf, dünkte es auch ſie, als wenn die Hand blutig roth ſei. Leiſe ſchlich ſie zur Thür hinaus, wo die Wacht ſtand, auf die Hellebarde gelehnt. Die Burgfrau brauchte ihn nicht zur Wachſamkeit zu ermuntern. „Keinen Fremden laß ich nicht ein; da ſoll Keiner ihm ein Haar krümmen, bis er mag für ſich ſelbſt ſtehen.“ So ſprach Hans Jürgen, und wie kleidete ihn jetzt die Stahlhaube, die er nicht mehr verkehrt aufgeſetzt, der verblichene Wappenrock ſeines Vaters, der Kuiras und das lange Schwert an ſeiner Seite. Die Baſe hatte es ihm aus dem Schrank gereicht, und geſprochen: „Nun thu' Deinen erſten guten Dienſt.“ Er hatte laut geantwortet: „Das will ich, Baſe.“ Für ſich hatte er hinzugeſetzt: „Aber vor den Hoſen ſteh ich nun nicht mehr Wache!“

Es war lange nach Mitternacht, als die gute Frau von Bredow endlich zur Ruhe kam, wenn das Ruhe war. Oben im Erkerſtüblein ihres Herrn, das zur Nothdurft trocken geworden, lag ſie jetzt im

men, ohne besondere Größe und Kunst, aus-
zeichnet.

Der Landshöfding, Baron Ridderstolpe, war gerade auf seinem Gute Tidö, zwei unserer Meilen von der Stadt entfernt, ebenfalls am Mälar gelegen. Der Besuch dort gehört zu den angenehmsten und lehrreichsten Rückerinnerungen der nördlichen Reise. Das Schwedische Landleben gewährt viel Annehmlichkeiten. Wo sich aber eine so ehrenwerthe Gesinnung, so liebenswürdige Humanität — die sich freilich bei den Schweden selten im ersten Begegnen ausspricht — eine so angenehme häusliche Geselligkeit und solche historische Rückerinnerung damit verbanden, mußte der kurze Aufenthalt auf dem Schlosse Tidö der Landlust einen besonderen Reiz bieten. Mir wurde ganz deutsch heimathlich zu Muthe, als ich bei einer Biegung um den Mälar einen großen Eichenpark gewahrte, unter dessen schattigen Wipfeln und knorrigen Aesten der Weg zwischen Wiesengrün sich hinschlängelte nach dem alten Schlosse. Es war auch in der That ein Deutsches Werk; denn Deutsche Vorbesitzer hatten ihn angelegt und gepflegt; wiewohl das Schloß selbst einem berühmteren Schwedischen

Bette, das ſie mit ihrer Eva theilen wollte, die noch das Abendgebet vor dem Crucifix ſprach. Zwei hatten gut Platz, aber wo fanden ihn alle die Gedanken, die in ihr arbeiteten, und hin und her ſchwankten, wie die Fahne des Hohenlohers über dem Kopfkiſſen, wenn der Wind durch die zerbrochenen Scheiben ſtrich. — Ob ſie wohl Alle gut untergebracht waren? Ach Gott, der Herr von Holzendorf lag in der Scheune! Zwar auf ihren beſten Betten, aber doch immer in der Scheune, und ſolcher Herr! Ob er es ihr wohl nachtragen würde! — Aber er hatte es ja nicht anders gewollt. — Und Ihr Herr! Wo mochte der wohl liegen? Vielleicht bei den Vettern im Havellande. Da kriegt er genug; es ſchadete denn auch nichts, wenn der Kasper ihn nicht mehr getroffen. Der Kasper würde wohl für ſich die Blutwürſte eſſen. Ausverſchämt war er nicht, die Gans würde er wohl wieder mitbringen. — Und welch ein Glück es noch war. Wenn Götz in's Scheuern gefahren wäre, das hätte

ein Unglück gegeben. Es war am beſten, daß alles ſo gekommen, wie es kam. — Der Kurfürſt war doch ein ſehr feiner Herr! — Vielleicht war er auch kurzſichtig, und hatte nicht Alles ſo geſehen. — Wenn doch ihr Götz auch ſo wäre! — Na, man muß zufrieden ſein, wie man's hat. — Ob wohl im kurfürſtlichen Schloß auch geſcheuert wurde? Denken konnte ſie ſich's nicht recht, aber es mußte doch ſein. Der Gedanke wollte ihr gar nicht aus dem Kopf. Und wenn der Kurfürſt dann zu früh nach Hauſe kehrte, und die Treppen ſchwammen, — und die Kurfürſtin — Dummes Zeug! Sie wandte den Kopf: Die Kurfürſtin würde nicht ſcheuern laſſen, und es gab ja noch gar keine Kurfürſtin. Aber nun wollte ihr wieder die Kurfürſtin nicht aus den Augen, wie ſie oben auf der Treppe ſtand, und ängſtlich ihrem heimkehrenden Herrn entgegen ſah, und die Kurfürſtin ſah grade aus, wie ihre Tochter Eva.

Sie faltete ihre Hände: „Ach Jungfrau Ma-

ria, bewahre mich vor der Sünde!“ Die Käuzchen, die beim Scheuern hinausgejagt waren, heulten vor dem Fenſter. Da kam ein neuer Gedanke, der ihr Angſtſchweiß entlockte: Ach der arme Herr von Lindenberg! Vom Gefolge des Fürſten hatte ſie endlich von der Geſchichte gehört, wenigſtens den nothdürftigſten Zuſammenhang und das ſchreckliche Ende. Damals hatte ſie keine Zeit, darüber zu denken, ſie hatte ſich's aufgeſpart, bis ſie allein wäre. So ein lieber, guter, feiner Herr, und ihr Verwandter, und ſo ſchrecklich zu enden! Sie ſah die Raben flattern, ſie hörte ſie krächzen; ſie ſchloß die Augen, und ſteckte den Kopf unter die Decke. Aber eigentlich taugte er auch nicht viel; er hatte eine glatte Zunge und glatte Haut, aber kein Herz für Freundſchaft. Hatte er ſich um ſie gekümmert, bis Wind und Wetter nach langen Jahren ihn in ihr Haus verſchlugen? Und da war er's ja, der die Geſchichte angezettelt. Wie Vieles wurde ihr da mit einem Male klar. Ihre Ziehkinder wollte

er verführen, ihren Götz hatte er in's Unglück gebracht; er allein. O, er war ein grundschlechter Mann, vom Teufel besessen. Sie hatte es ihm auch schon angesehn, als er noch ein schöner, junger Herr um alle Fräulein scharwenzelte. O, er verdiente — nein ein so schreckliches Ende gönnte ihm die gute Frau doch nicht. Hätte er nur Gottesfurcht gehabt, und dann das Hofleben! Ihr Hans Jochem hatte auch gar zu gern an den Hof gewollt. Den hatte Gott dafür gestraft, und wie gnädig! Nun war die Gottesfurcht mit dem zerbrochenen Beine ihm mit einem Male aufgegangen. Und die arme Agnes! Nun, die wird für sie Alle im Kloster beten. Das Kloster war arm. Ob ihr wohl das viele Fischessen bekommen würde. Daß das zur Gottesfurcht gehöre, konnte sich Frau von Bredow nicht recht denken. Die Aebtissin war keine strenge Frau, man könnte ja dem Kinde dann und wann was Eingesalzenes schicken. Und der Dechant wollte ja der heiligen Agnes einen Altar stif-

ten. Sie hatte das Sündengeld zwar zurückgewiesen, aber ob es denn nun nicht beſſer ſei, ſchlechtes Geld zu einem guten Zwecke zu nehmen, als daß er's zu ſchlechten Zwecken durchbringe? Das Geld konnte ja nichts dafür, daß der Dechant es dem Lindenberg abgenommen. Sie kam zu einem Vergleich zwiſchen ihrem Gewiſſen und ihren Wünſchen. Wenn von dem Lindenbergſchen Gelde ein Altar der heiligen Agnes geſtiftet würde, ſo ſollten vor demſelben täglich drei Seelenmeſſen für den todten Herrn von Lindenberg geleſen werden.

So legten ſich die Stürme, ſo verglichen ſich die widerſtrebenden Gedanken, und nur der an Hans Jürgen quälte ſie noch, als ihre Augenlieder ſich immer feſter ſchloſſen, ihre Bruſt immer ruhiger athmete. Was ſollte aus dem Jungen werden? Seinen Trotz konnte ihm der Fürſt nimmermehr hingehen laſſen. — Er wird noch ein kläglich Ende nehmen! —

Der Fürſt wälzte ſich und röchelte. Der Bern-

steindampf erstickte ihn. Vergebens rief sie, er möge nicht sorgen, der Zug durch Schlott und Treppen werde die böse Luft forttreiben. Eine unsichtbare Gewalt hielt sie fest, und schnürte ihre Kehle. Sancta Katharina, er erstickt in unserm Haus, und uns schelten sie Mörder. Der Fürst war nicht erstickt, er war aufgesprungen, die Thür hatte er aufgerissen und fand seinen Wächter schlafend. O der freche Bube, er widersetzte sich, er schlug auf seinen Fürsten. „Hans Jürgen! Hans Jürgen!“ Noch versagte ihr die Stimme. Aber jetzt sprang das Band: „Gnade, Barmherzigkeit! Mein armer Hans Jürgen! — Ach am Galgen!“

„Hans Jürgen!“ schrie eine andere Stimme aber nicht mit der durchdringenden Aengstlichkeit. Hell und froh rief sie: „Hans Jürgen, so fange doch!“

Da saßen Mutter und Tochter aufgerichtet im Bette, und sahen sich verwundert ins Gesicht beim Schein der Lampe, die Eva auszulöschen vergessen. Sie hatten beide geträumt, beide von derselben Per-

ſon, und beide doch wie anders! „Ach der arme Junge, und er war Dir ſo gut," ſprach die Mutter. Eva rief: „Das iſt er, aber es war wohl nur ein Traum! Er ſpielte mit dem Kurfürſten Fangen, und ſie warfen ſich rothbackige Aepfel zu." — „Ihm wird's ſchlimm gehn," ſagte die Mutter. „Nein, gut," erwiederte Eva. Beide ſtritten in Güte, und hatten doch keine Gründe, bis ſie beide lachen mußten. Und dann plauderten ſie noch lange fort, und Eva erzählte der Mutter, was Hans Jürgen auf dem Heimweg vom Vorwerk ihr erzählt, wie er mit dem fremden Jäger zuſammengetroffen, und noch mancherlei, bis die Mutter ſanft entſchlief. Das Lächeln auf ihren Lippen küßte Eva verſtohlen weg, und ſelbſt mit einem himmliſch frohen Lächeln das ich Einem gegönnt hätte, daß er's geſehen, ſteckte ſie ihr Köpfchen unter die Decke.

Achtes Kapitel.

Zwei erwachen.

„Sprich, was Du denkſt," ſagte der Kurfürſt zu ſeinem Begleiter, als ſie durch den Fichtenwald ritten. Das kleine Gefolge war auf ſeinen Wink zurückgeblieben. Die Morgenſonne fing an, die Nebel zu zertheilen, und verſprach einen ſchönen Tag.

„Daß Ihr wieder gut machen wolltet, was Ihr ſchlimm gemacht. Aber —

„Grad heraus, Niemand lauſcht, und ich bin in der Laune, Dich zu hören."

„Ihr denkt, der Specht ſpricht auch, und der Häher und die Krähe ſchreien, warum nicht Hans Jürgen."

„Was ich denke, iſt mein. Ich will Deine Gedanken hören.“

„Nu ja, Herr Kurfürſt, was ich von Euch damals dachte, das wißt Ihr, als ich noch nicht wußte, daß Ihr's wart.“

„Das zu wiederholen erlaß ich Dir. Was denkſt Du aber nun?“

„Weil Ihr meinem Ohm ſo große Schmach angethan, darum kamt Ihr. Denn, daß Ihr auf der Jagd blos verirrt wärt, und nur ſo von ungefähr angeſprochen, das glaube ich nicht.“

„Burſch, Du zeihſt Deinen Fürſten einer Lüge?“

„Das darum auch noch nicht. Bei Hofe und in der Stadt mag's wohl ſo in der Art ſein, daß Jeder was anders ſagt, als er im Sinne hat; weil das Jeder vom Andern weiß, ſo gleicht ſich's aus.“

„Und wenn ich nun darum nach Hohen-Ziatz geritten wäre? Wir ſind hier nicht bei Hof, wir ſind in Gottes freiem Walde. Du darfſt nicht hinterm Berge halten.“

„Wenn Einer Einen geſchlagen hat, oder was noch ſchlimmer iſt, als das, denn das iſt es, und nun kehrt er bei ihm in ſein Haus ein, und ißt an ſeinem Tiſch, und ſchläft bei ihm zu Nacht, da weiß ich doch nicht, wie er das damit wieder gut macht.“

„Biſt Du unter Bären aufgezogen? Weißt Du nicht, was der Unterſchied iſt zwiſchen einem Fürſten und Vaſallen?“

„Jeden juckt doch ſeine Haut, und was Ehr im Leibe iſt, das weiß doch ein Vaſall ſo gut, wie ein Fürſt.“

„Denke, Du wärſt ich, und hätteſt einem Vaſallen, einem Fremden Unrecht gethan, und fühlteſt den Drang, es wieder gut zu machen. Was würdeſt Du thun? — Du beſinnſt Dich ſehr lange.“

„Das iſt ſchon recht. Es geht Einem ſchwer an. Aber wenn ich Einen zu meiner Thür hinausgeworfen hätte wider Recht, den lüd' ich wieder zu mir ein, wenn's auch über's Recht wäre, mit

Manne seine Entstehung verdankt. Nicht Gothisch, aber im großartig einfachsten Style der nächstfolgenden Zeit, steht das stolze und schöne Quadergebäude mitten im Eichenpark. Ein mächtiges Portal mit dem Wappen der Oxenstierna führt durch den Vorderbau in einen ehrwürdigen Hof, von dem eine steinerne Treppenrampe zur Vorhalle in dem majestätischen und doch einfachen Hauptgebäude leitet. Steinerne Zieratheu aus jener Zeit am Treppengeländer, an den Thürpfosten und Fenstern stören nicht die edle Einfalt. Festgestampfter Kies und Quaderfliesen auf dem Boden des Hofes, dessen Mitte ein kleiner Orangeriewald schmückte. Nach einem solchen Schlosse hatten wir im ganzen Schweden vergeblich gesucht; erst südlich von Westeras beginnen diese Herrenhäuser, welche jedoch selten über die Zeit des dreißigjährigen Krieges hinausgehen. In einem Prachtkupferwerke vom Anfange des vorigen Jahrhunderts, betitelt: Sueeia antiqua et hodierna, ist die Lage noch reizender gezeichnet, indem das Schloß dicht am Wasser liegt. Seitdem ist aber der Mälar bedeutend zurückgetreten und hat dem Gute eine große Wiese eingeräumt. Er weicht

allen Ehren, und thäte ihn bewirthen, wie einen Fürsten, wie's mich auch hart anginge, und was auch die Leute dazu sagten, und wenn —"

„Besinne Dich, Hans Jürgen, ob ich nicht mehr that?"

Hans Jürgen besann sich: „Ja, Ihr denkt's so. Daß Ihr Euch so fast allein in unsern Wald gewagt, und in unser Haus geritten, und ohne Leibtrabanten Euch zur Ruh gelegt habt. Denn um der Ehre willen war das gar nicht nöthig, daß Ihr noch zu Nacht bliebt. Wenn Ihr zur Vesper gegessen, und einen Trunk gethan, hättet Ihr noch ganz gut bis Golzow reiten können, wo Ihr bei den Rochows besser aufgenommen wart, als bei uns. Aber Ihr thatet es, um so zu thun, als wenn Ihr uns wunder was Vertrauen damit zeigen thätet. Aber ich meine, für meine Person, das ist nicht so sehr viel; denn das weiß doch jedes Kind, daß wir Euch nicht todt geschlagen hätten, und hätten's auch nicht geduldet, daß Euch Einer ein

Haar krümmte, bloß weil Ihr unſer Gaſt wart. Ich ſtand ſelbſt die ganze Nacht durch vor Eurer Thür Wache. Dagegen iſt nun nichts, und 's iſt auch ganz gut, aber Ihr denkt Euch doch nun, wir Alle müßten uns überſchlagen vor Erſtaunen und Verwunderung, und vor Dankbarkeit nicht wiſſen, wo wir hin ſollen, und dabei kommen mir denn ſo eigene Gedanken."

Joachim ritt eine Weile ſchweigend vor ſich hin.

„Sie werdens mir nicht danken, meinſt Du?"

„Ach ja, das werden ſie ſchon; dabei aber dacht' ich mir: Wie das kurios in der Welt iſt! Der Eine hat ſeine Schläge weg, was ich nämlich ſo meine: mein Oheim und wir. Und der ſie ihm gab, der hat erſt das Vergnügen weg, daß er einen ehrlichen Mann geſchlagen hat; denn da mögen die Prieſter ſagen, was ſie wollen, wenn ich Einen prügeln gethan, das hat mir Vergnügen gemacht, und ihm Schmerzen, und zweitens koſtet's Euch gar nichts, im Gegentheil, es hat Euch auch noch

Vergnügen gemacht, und am Ende erheben ſie Euch noch in den Himmel, wie edel und großmüthig Ihr ſeid, und danken Euch, und der Andere muß erſtlich ſeine Schmerzen einſtecken, und thun, als wenn er wunder wie froh wäre, und dann auch noch danken, und von den Leuten ſich Glück wünſchen laſſen, daß es noch ſo gekommen iſt. Das iſt doch kurios in der Welt getheilt."

Der Fürſt blickte ihn an, als wollte er ihn fragen, ob er es anders theilen könne.

„Möchteſt Du Fürſt ſein?"

„Das weiß ich nicht, ſagte Hans Jürgen. Ich müßt es doch erſt lernen."

„Uns lehrt es Niemand. Gott giebt es, und es iſt da."

„Da iſt's am Ende recht gut, daß es mir Gott nicht gegeben hat. Itzund möchte ich am wenigſten in Eurer Haut ſtecken."

„Du beneideſt mich alſo nicht mehr um das Vergnügen, einem wackern Manne unrecht gethan

zu haben, nicht um die Luſt, die es mir macht, von den Leuten geprieſen und bewundert zu werden! Ich ſage Dir, es gibt noch andere Dinge, um die Du mich nicht beneiden darfſt."

Sie ritten wieder eine Weile, ohne ein Wort zu wechſeln.

„Aber Du kannſt ſcharf leſen in den Gedanken Anderer, hub Joachim wieder an. Wenn nun Einer wäre, der auch ſo in Deinen Gedanken läſe!"

Da ſtutzte Hans Jürgen, und wurde roth. Er dachte zwar, daß die Leute immer gemeint, er habe keine Gedanken, aber er wünſchte jetzt doch nicht, daß der Fürſt in ſein Herz hinein geſehen hätte.

„So ich nun läſe, was die Röthe auf Deinem Geſicht anſagt: wie Du zwar Wache geſtanden vor meiner Thür, als ich ſchlief, auch mich itzo ſicher willſt hinbringen, bis wo ich aus Eurem Gebiet bin, und ſo mich Einer anfiele, Dein Schwert ziehen würdeſt, aber doch innerlich grimmig ſchauſt,

und ſinnſt, wie Du es wenden ſollſt. Wie Du in Spandow hingehorcht haſt auf die wilden Reden, welche die Junker in der Schenke geführt, wie Du dann hinreiten wollen nach Frieſack zu Deinem Pathen, um Raths Dir zu erholen, bis Dir Einer zugeflüſtert, der Rath, den Du da fändeſt, würde Dir nicht gefallen. Wie Du ingrimmiſch heimgeritten, mit gar wilden Gedanken in Deiner Bruſt. Wenn ich läſe, wie Du an den Knöpfen abgezählt, ob Du zum Pommerherzog gehen ſollteſt, oder warten auf die Gelegenheit, die im Lande kommt. Läſe, wie Du beim Gedanken aufgejauchzt, das Schwert zu ziehen, und in heller Schlacht gegen Deinen Kurfürſten zu fechten? Da könnteſt Du auch Ritter werden, und welcher Preis erwartete Dich, wenn Du heimkehrteſt. Darum lohnte ſich ſchon, die Treue gegen ſeinen Landesherrn zu brechen. Nicht ſo, Hans Jürgen?"

Hans Jürgen hatte den Kopf allmälig ſinken laſſen, und die Arme fielen ihm auch ſchlaff zur

Seite. Aber er ermannte ſich doch, ihn wieder anzuſehen, ob er ſein Urtheil auf dem Geſichte leſe:

„Das wißt Ihr Alles, Herr Fürſt.“

„So mir ein Vöglein auch geſungen, daß Du mit ausreiten gewollt in jener Nacht gegen den Krämer, Du wärſt gar trotzigen Muthes geweſen; nur die wackere Frau hätte Dich anderwärts hingeſchickt. Ei, ei ſo keck, und das doch hinter Dir?“

„Herr Kurfürſt, lügen kann ich nicht! 'S iſt Alles wahr. Ihr werdet mir den Kopf abſchlagen laſſen, wie Jenem. 'S iſt ſchon manchem beſſern Mann, als mir, ſo gangen.“

„Du giebſt Dich?“

„Wenn's ſein muß, 's iſt beſſer ſchnell, als lange fackeln. Beſſer früh aus der Welt gehn mit Ehren, als lange leben ohne Ehren.“

„Den Kopf ſoll's Dich nicht koſten. So ein Fürſt alle die ſtrafen müßte, die ihm übel denken, und Böſes thun wollten, aber 's kam nicht dazu, da hätte dieſer Wald nicht Pfähle genug, um die Köpfe

darauf zu ſtecken. Du haſt Dich mir aber gegeben, und nun ſollſt Du nicht mehr frei ſein, vielmehr mein Diener. Du haſt für mich da gewacht, im Haus von Ziatz, nun ſollſt Du für mich wachen im Schloß zu Köln. Und das denke wohl, Hans Jürgen, was es heißt, für ſeines Fürſten Kopf einſtehen. Ich will keinen Schwur von Dir, nur Deine Hand darauf!"

Hans Jürgens Arm zitterte doch etwas, als er ſeinem Fürſten die Hand reichte. Daß er ihm den Kopf würde abſchlagen laſſen, das, wenn er recht nachdachte, hatte er doch eigentlich nicht gedacht; aber daß er ihm würde die Hand reichen dürfen, das hatte er auch nicht gedacht. Da war ihm wunderbar, faſt bang zu Muthe, und in den Nebeln, die durch die Fichten glitten, ſah er ganz eigene Bilder. Seine Muhme Agnes hob den Finger auf. Er hatte ihr ja verſprochen, nicht des Fürſten Mann zu werden, und nun war ers doch geworden, er wußte nicht wie. Aber dann ſah er

auch wieder die Eva, wie ſie, als er am Morgen mit dem Fürſten ausritt, ſo ſchelmiſch ihm ein Mäulchen zog. Sie war ganz neckiſch geworden, und wollte ihm keinen Kuß geben zum Abſchied. Sie ſagte ihm, er hätte ja nun einen andern Schatz. Aber bös hatte ſie's nicht gemeint. Und was mochte ſie nur mit dem Kurfürſten geſprochen haben, der ſich ſo lange und insgeheim beim Morgenimbis mit ihr unterhalten, und als er eintrat, da ſahen ihn beide ſo ſonderbar an.

Der Kurfürſt ſprach wieder gar nichts. Da mußte er doch wohl anfangen; er hielt es für gute Sitte.

„Herr Kurfürſt, da ich nun Euer Mann bin, ſo muß ich Euch treu und gewärtig ſein, das verſteht ſich; aber wenn ich nun anders denke, als Ihr wollt, dafür kann ich doch nicht."

„Denken magſt Du, was Du Luſt haſt."

„Aber muß ich Alles ausſprechen, oder ſoll ich's verſchlucken?"

„Wenn's Dir zu ſchwer wird, ſprich, aber nur wenn wir allein ſind, wie jetzt im Walde.“

„Wie ich mit dem Herrn von Lindenberg ausreiten wollte, das war nicht recht von mir, das hab ich auch längſt eingeſehn. Darum könntet Ihr mich mit Recht ſtrafen. Aber daß ich bös auf Euch war, da weiß ich doch nicht, ob ich da nicht Recht hatte. Und wie ich alles das in Spandow erfuhr, ach Gott, da kochte es mir in der Bruſt. 'S iſt ein Glück, daß Ihr mir nicht ſchon da im Walde begegnet ſeid, das hätte ein Unglück gegeben für Euch oder für mich. Nachher, da ritt ich mir denn die erſte Wuth aus.“

„Es blieb doch noch genug, als wir uns da begegneten, und Du kannteſt mich nicht ein Mal.“

„Das war, weil der rothe Adler auf Eurer Bruſt ſtak.“

„Hans Jürgen, ſprach Joachim, eins nimm in Acht. Es iſt nicht Befehl, es iſt ein guter Rath. Wenn Du Einem begegneſt, den Du nicht

kennſt, ſo verſchlucke Deine Gedanken, bis Du ihn kennſt."

„Aber was ich weiß, muß ich das Alles ſagen," hub der Junker nach einer Weile wieder an.

„So Du es für nöthig hältſt, und daß Du der Treue gegen Deinen Herrn nachkommſt."

„Es denken Viele wie ich, Herr."

„Ich weiß es."

„Und noch ſchlimmer. Wenn ſie Euren Namen nennen — Hans Jürgen ſtockte, man ſah ihm an, daß er mit ſich ſelbſt kämpfte. — In Spandow, was ich da hörte. — Der Tod des Lindenberg hat Euch viele Feinde gemacht, Herr, die ſchwuren: es ſolle Euch nicht ungerächt hingehn."

„Beim Weine."

„Muß ich ihre Namen nennen?"

„Nein, antwortete Joachim nach einigem Beſinnen. Die Gedanken ſind eines Jeden Eigenthum. Auch wo ſie zu Worten werden, mag der Gefahr ſehn, der ſich ſelbſt nicht traut. Ich traue mir.

auch noch jetzt an dieser Seite von Jahr zu Jahr, und ein ausgedehnter schilfiger Sumpf möchte in wenigen Decennien das Gut um ein gutes Stück fruchtbaren Landes vermehren. Dasselbe Verhältniß waltet bei mehreren Landsee'n ob, und Schweden könnte allerdings, ohne zu verlieren, etwas von seinem Wasserreichthum abgeben. Tidö heißt auf Deutsch Zeitinsel, ein zu dem ehemaligen Zustande nicht ganz unpassender Name.

Schon im ersten Saale grüßten den Eintretenden Deutsche Gesichter, auch außer dem freundlichen der liebenswürdigen Schloßfrau, welche aus Berlin gebürtig ist. Es waren viele Burggrafen von Dohna, Feldherren und Damen, in Harnischen, Perrücken und Reifröcken, sauber auf die Tapeten gemalt und unter jedem Bildniß der Name, Geburts- und Todestag. Die anderen Prachtgemächer sollten indessen die Erinnerung an die ehemaligen Besitzer noch höher stimmen. Die Familie Ridderstolpe ist in weiblicher Linie directe Nachkommin und Erbin des berühmten Axel Oxenstierna. Die Deutschen Grafen Dohna waren ein Mittelglied. Das Schloß selbst wurde von jenem Staats-

Laß ſie frei reden, es iſt ihre Art. Ich kenne ſie, ich leſe ihre Gedanken, wie ich Deine las. Sie wähnen ſich im Recht, ich bin es auch.“ Er ſchlug ſich auf die Bruſt. „Wohlan, laß ſehen, welches Recht ſtärker iſt. Einer muß herrſchen, und Gott und das Geſchick gab mir den Zügel in die Hand. Ich will ihn ſtraff ziehen, wenn es Noth thut, aber linde laſſen, wenn — wenn ſie nur Worte haben gegen mich.“

„Herr! hub Hans Jürgen wieder nach einigem Schweigen an. Ich an Eurer Stelle ritte nicht mit ſo geringem Gefolge in dieſer Zeit durch's Land.“

„Weißt Du von Etwas, das mehr iſt, als Worte, dann wär es Verrath, wenn Du ſchweigſt.“

Joachim ſah ihn ſcharf an, während der Junker antwortete. Aber ſeine Muskeln ſpiegelten ein verächtliches, mitleidiges Lächeln, als Hans Jürgen von einzelnen verzweifelten Wünſchen und ausgeſtoßenen Drohungen Bericht erſtattete.

„Armſelige Athemzüge der Ohnmacht! Höre auf. Das können ſie, das iſt ihre Kraft, das ihre Luſt. Ich will ſie ihrer Armuth gönnen! Dies Spinnengewebe, dies Wespenneſt von rohen, hohlen Wünſchen vernichte ich mit einem Blick. Ihren Worten, die mich wie Fledermäuſe und Eulen umflattern, wie Krähen und Raben umächzen, will ich ein Wort entgegenſetzen, das, wie der Sonnenſtrahl, dies Gezücht verſcheucht. Merke Dir's, Hans Jürgen von Bredow, ich fürchte ſie nicht, aber ſie ſollen mich fürchten lernen, ſie ſollen erſchrecken und Zähneklappern fühlen, ſie ſollen wünſchen, daß ſie ſich verkriechen könnten in der Erde Grund, wenn ich meine Stimme erhebe, wenn ich mich ihnen zeige, nicht wenn ich vor ihnen ſcheine, wie ich bin. Nun genug. Verdirb mir nicht die reine Morgenluft."

Es war ein ſchöner Morgen geworden, die Sonne hatte die Nebel beſiegt, und ſtrahlte ſogar

ſchon warm durch die Kiefergipfel, als ſie auf einer Höhe ſtill hielten:

„Bis hier gabſt Du mir das Geleit, ſprach der Fürſt. Kehre zurück, rede mit den Deinen und morgen erwarte ich Dich im Schloß an der Spree. Heut biſt Du noch ein Freier, Hans Jürgen, morgen mein Mann. Haſt Du noch was auf dem Herzen, was Du als Freier ſagen willſt, ſo ſprich es aus.“

„Die Eva hat gewiß geplaudert, Durchlaucht?“

„Das Fräulein Eva Bredow ſteht unter meinem beſondern Schutz, das merke Dir. Ich werde ſeiner Zeit ſorgen, daß die brave Jungfrau einen guten Mann bekommt, wie ſie verdient. Den will ich ihr zuziehen. Du aber, mein Dienſtmann, der noch viel thun muß, um die Sporen ſich zu verdienen, darfſt ſie nicht anders als mit Ehrfurcht anſehen.“

Die Eva mit Ehrfurcht anſehn, das kam Hans Jürgen kurios vor. Aber der Fürſt ſchien

zu erwarten, daß er etwas erbitten ſolle. Für ſich? Er war ja nun des Fürſten Mann. Für ſeine Pflegemutter? Die ſorgte für ſich ſelbſt. Aber ſein Pflegevater, Herr Gottfried? Was hatte denn der davon, daß Joachim in ſeiner Burg geſchlafen, derweil er fort geweſen? Er fing es etwas ungeſchickt an, aber Joachim verſtand ihn, und ſagte freundlich:

„Meine Gedanken kamen Dir zuvor. Er ſoll Ehre haben, wie der Mann verdient, der ſich freiwillig ſelbſt einer böſen That zieh, um die Strafe von einem Andern abzulenken. Wenn er verſchmäht, ein Amt in meiner Nähe anzunehmen, wo ich der rechtlichen Männer bedarf, denk ich ihn zum Landtags-Marſchall von den nächſten Ständen wählen zu laſſen. Er iſt nicht immer meiner Meinung, aber er liebt die Ordnung.“

Hans Jürgen war ſchon weit zurück, von wunderbaren Dingen geſchaukelt, als dem Fürſten und ſeinen Begleitern ein lediges Pferd in den

Weg kam, das ihnen entgegen wieherte, gleich wie ſich freuend, Geſellſchaft in der Einſamkeit zu finden. Als es ſie begrüßt, ging es wieder an ſein Geſchäft und graſete.

„Das bedeutet ja wohl Unglück!“

„Nur einen abgeworfenen Reiter, entgegnete der Holzendorf. Das Pferd iſt fromm. Es hat ihn wohl nicht abgeworfen, der Reiter mag drauf eingeſchlafen ſein.“

An einem ſonnigen Abhang fanden ſie ihn wirklich. Er lag, ſanft gebettet im weichen Sande und der Friede der Natur ruhte auf dem vollen, freundlichen Geſichte. Die Augen feſt zu, ſchien er doch zu lauſchen auf die Lieder, welche die Kieferwipfel über ihm rauſchten, und die Gedanken des Schlafenden ſchienen Verſteck zu ſpielen mit der Sonne, welche durch die Zweige ihn jetzt anblinkte und jetzt wieder verſchwand.

„Seht, ob der Mann nicht zu Schaden gekommen,“ ſagte Joachim.

Ein tiefer Ton zwiſchen Schnarchen und Gähnen, der aus der vollen Bruſt ſich arbeitete, gab eine beruhigende Antwort. Er drehte den Kopf um, weil die Sonne ihn beläſtigte, und wie er den Arm behaglich von ſich ſtreckte, ward jener inne, wie wohl dem Manne war, der auf dem Sande lag.

„Es ſcheint ein guter Mann zu ſein.“

„Hilf Himmel, ſo mich mein Aug nicht trügt, entgegnete der von Holzendorf, iſt's unſer Wirth, Herr Gottfried von Ziatz. Freilich, das ſind ja ſeine Elennshoſen.“

Joachim hat ſelten in ſeinem Leben gelächelt. Als aber der Ritter fragte, ob er den Mann wecken ſollte, verzog ſich ſein Mund, da er den Kopf ſchüttelte:

„Er ſchläft ſo ſüß! Was ich ihm ſagen und bieten könnte, wäre doch nicht beſſer als ſeine Träume.“

„Aber ſein Pferd ihm fangen, daß er es hat, wenn er aufwacht, wäre doch Chriſtenpflicht,“ meinte der Andere.

Das Pferd kam von ſelbſt, als würde ihm die Zeit lang, ob ſein Herr noch nicht aufwachte.

Lächelnd ritten ſie fort. Der Kurfürſt wies auf einen Mann, der mit einem leeren Wagen des Weges kam. Dem wollten ſie die Sorge für den Schlafenden anempfehlen.

„Fort, Katze!“ ſprach Herr Gottfried, als das Pferd ihn anſchnupperte, und gab ihm einen ſanften Schlag mit der Hand. Ob das Roß wohl auch ſah, daß Herr Gottfried lachte?

Wie rauſchte es in den Bäumen über ihm, wie kniſterten die Kiefernadeln unter ihm, wie dufteten ihm die Heidelbeerſträucher, die für keinen Wachenden einen Duft geben; wie ſchlürften ſeine ausgeſtreckten Glieder die Sonnenſtrahlen, die immer wärmer wurden. Er ſah durch die geſchloſſenen Augen die Ameiſen, die auf ſeinen Beinen vergebens mit Schaufeln und Rüſſeln durch die Elennhaut zu dringen verſuchten. Herr Gottfried träumte einen ſüßen Traum; ich will ihn nicht verrathen.

Als er die Augen aufſchlug, ſaß neben ihm Einer, der ſich's auch behaglich gemacht.

„Kasper, was machſt Du da?" fragte er.

„Ich eſſe."

Das war kein Traum mehr. Kasper ſchnitt ſich mit ſeinem Zulegemeſſer Scheiben vom Rettich, vom Käſe und vom Brod. Aber neben ihm lag ein aufgemachter Kober mit Würſten.

„Kasper! Du haſt ja auch Wurſt da."

„Ja, Herr."

„Kasper, iſt's Eſſenszeit?"

„Je nachdem, Herr. Wen hungert, der ißt, wen ſchläfert, der ſchläft."

Das war die Frage. Herr Gottfried hätte wohl gern noch geſchlafen, aber da ſtand doch die Sonne vor ihm, und ſah ihn ſo groß an, wie ſeine Frau, wenn ſie im Recht war, und er im Unrecht, und das Pferd ſcharrte mit den Füßen und wieherte, und die Würſte dufteten ganz anders, als vorhin die Haidekräuter.

„Kasper, wie lange habe ich geſchlafen?“

„Das weiß ich nicht, Herr.“

Der Herr rieb ſich die Augen, und ſchob ſich unvermerkt dem Kober mit den Würſten näher.

„Wo kommſt Du denn her, Kasper?“

„Die Frau ſchickt mich. Sollte Euch die Würſte bringen. In Berlin wart Ihr nicht mehr. Iſt hier auch 'ne ſchöne Gegend.“

„Da haſt Du Recht,“ ſagte Herr Gottfried, und griff nach der erſten Wurſt. Und als er die zweite zur Hälfte verzehrt, entſann er ſich, daß er ſeit geſtern Mittag nichts gegeſſen. Wer aber einmal den Erinnerungen die Pforte aufſchloß, auf den ſtürmen ſie los; es wird ihm ſchwer, die Thür wieder zu ſchließen. Als er die dritte gegeſſen, wie Vieles hatte er ſich da entſonnen!

„Ich glaube, ich hab' die Nacht hier gelegen, Kasper!“

„Das kommt wohl ſo, ſagte der Knecht. War 'ne ſchöne Nacht, die Sterne ſchienen.“

„Ja, ich habe gefroren. Hat Dir die Frau nicht auch 'nen Morgentrunk mitgeben?"

„Aber 'ne Gans, 'ne Martinigans; ist hier im andern Kober."

„Gieb her. Ist auch 'ne schöne Gegend hier, Du hast Recht."

Herr Gottfried machte die Bemerkung, daß die Martinigans sauer sei, der Knecht aber sagte, es wäre manches im Leben sauer.

Da hatte sich Herr Gottfried wieder auf seinen Ellenbogen gelehnt, und sah die Sonne an, das Fließ in. Grunde, und die Kiefern und Büsche, in denen der Wind sich wiegte, und dachte etwas. Wenn Herr Gottfried etwas dachte, nämlich wenn er vorher getrunken hatte, dann ward dem Knecht Kasper immer bang zu Muthe. Um was mehr, als Herr Gottfried plötzlich ausrief:

„In dem Fließ sind sie gewaschen worden."

Kasper war schnell auf den Beinen, und die linke Hand unwillkührlich auf dem Rücken. Dies-

manne erbaut, und zwar, wie der gegenwärtige Besitzer eben mit Vergnügen aus den Rechnungen im Archive ersehen, schon 1629, also ehe der dreißigjährige Krieg die Schwedischen Helden und Großen mit Deutschem Gelde bereichert hatte. Die Pietät des Barons Ridderstolpe hat wieder viele Reliquien des großen Erbauers aufgesammelt und mehrere Zimmer im alten Zustand erhalten. Eines wird als das gezeigt, wo die Königin Christina als Kind bei ihrem Vormunde gewohnt; der Ahnensaal mit einem vortrefflichen Bilde in Lebensgröße, den Reichskanzler vorstellend, und viele Insignien seines Daseins. Die Bilder seiner nächsten Abkömmlinge verlieren schon die Würde und einfache Größe Arels, in den unter der Last der Alongen-Perrücken fast erdrückten Gesichtern. Dann schimmern aus dem dunkelgehaltenen hohen Saale viele bunte Knaben- und Mädchenbilder hervor, Kinder des letzten Oxenstierna dieser Linie, im seltsam phantastischen Geschmack der Zeit, als Dianen und Corydons gekleidet, doch unbeschadet der hohen Frisur, welche man auch der Göttin Artemis nicht entziehen zu können glaubte. Für die Sittengeschichte merkwürdiger ist ein oberer Saal,

mal hätte es wohl ſein Rücken allein aushalten müſſen, denn wer denkt jedesmal, wenn er von Berlin nach Hohen-Ziatz fährt, daß er einen Friesrock unter die Jacke ſtopfen muß; aber das iſt das Dämoniſche bei den Prügeln, wie bei den Schlägen des Schickſals, daß ſie in der Regel dann kommen, wenn man ſich ihrer am wenigſten verſieht. So kam es auch hier, nur umgekehrt. Der treue Knecht krümmte ſchon den Rücken, um ſich in die rechte Lage zu bringen, aber der Herr rührte ſeinen Arm nicht, vielmehr ließ er die Backe noch tiefer in die Hand ſinken, als er in einem Tone ſprach, über den der Knecht ſich verwunderte:

„Siehſt Du, Kasper, wenn ſie nicht gewaſchen hätte, dann wär all das nicht gekommen."

„Dann wär das nicht gekommen, Herr!"

„Und was iſt nicht alles draus entſtanden."

„Und noch viel mehr."

„'S iſt ein ſo gut Weib, Kasper!"

„Und was für eins!"

„Wenn ſie nur nicht Alles müßte waſchen wollen. Weiß auch gar nicht, wo ſie das her hat.“

„Die Liſe aus Gütergotz ſagt, 's muß ihr angethan ſein.“

„Und grade meine Hoſen! Mein Vetter Balthaſar auf Wagnitz ſagte auch gleich: Die ſehn ja wie neu aus.“ — „Ganz wie neu.“ — „Als ſie mich abholten, da war's ihnen ſchon angethan.“

„Angethan —“

„Und der Hedderich hat ſie auch an ſeinem Leib gehabt.“

„Daß ſie den nicht auch gehängt haben!“

„Und die Schrift mußte ich unterſchreiben. Die in Landin ſagten, da müßte mich ja der Teufel geplagt haben.“

„Das war auch der Teufel, Herr!“

„Will ſie auch nimmer von mir thun.“

„So iſt's recht, Herr.“

„Der kluge Schäfer in Spandow hat mir geſagt, mit der Zeit zieht ſich's und ſchiebt ſich wieder zurück.

„Iſt mit dem Leder, wie mit dem Menſchen, Herr. Jung, zieht man's; alt, ſchrumpft's ein. Aber 's giebt ſchon unterſchiedlich Leder."

„Kasper, dem ſieht's doch Keiner nicht mehr an, daß es im Waſſer war."

„Keine Seele, Herr!"

„Und ſeit dem —"

„Haben ſie Euch mit ſechs Trompetern rausgeblaſen; ich hört's in Berlin. Das hat Euch Manchermann beneidet."

„Und die Vettern erſt; das hätteſt Du mal ſehen ſollen!"

„Haben ein Traktament losgelaſſen. Nicht wahr?"

Herr Gottfried ſchmunzelte: „Das ging aus einem Haus in's andre. Weiß doch wirklich nicht, wo ich zuletzt weſen bin. Was ſagt denn die Brigitte zu?"

„I nu, was wird ſie ſagen. 'Ne Stiege Gänſe haben wir in den Rauchfang gehängt. Die Agnes haben wir nach Spandow gebracht."

„Die Agnes, ach, das liebe Kind!“

„Die wird fromm werden. Nu ſchlachten wir auch bald die Schweine.“

„Bin doch kurios zu wiſſen, wie's daheim geht.“ Damit war Herr Götz aufgeſtanden, und der eine Fuß ſaß ſchon im Steigbügel. „Wie lange bin ich denn eigentlich fort, Kasper?“

„In einer Stunde ſind wir zu Haus, Herr!“

„In einer Stunde, kurios! ſagte Herr Gottfried, und ſaß nun ganz im Sattel. Viele Stunden die machen einen Tag, und viele Tage einen Monat, und viele Monate ein Jahr, und was machen nun viele Jahre! 'S iſt doch kurios, Kasper, wenn man ſo das denkt. Manchmal iſt mir doch, als wären viele Jahre nur wie eine Stunde, und dann iſt mir wieder, als wäre eine Stunde wie viele Jahre.“

Dem treuen Knecht war recht bang zu Muthe, als ſie ſo neben einander, der Herr ritt, und er kutſchirte. Daß der Herr ihn nicht geprügelt hatte,

Das war ſchon ſonderbar. Und jetzt ritt er ſo verſenkt in ſich, und dachte, und dachte laut. Der Knecht dachte, ach wenn's mit dem guten Herrn zu Ende ginge!

Da ſah Herr Gottfried plötzlich ſeine Handſchuh an, und ſteckte den Daumen in den Mund, und ſchüttelte den Kopf: „Kasper, Kasper! mir fällt was ein.“

„Das auch noch! da 's iſt richtig.“ Kasper wiſchte ſich das Auge.

„'S iſt richtig! Kasper, 's kommt ſchlimme Zeit.“

„I warum nicht gar! Die Kraniche flogen ja über unſer Haus.“

„Krieg, Aufſtand giebt's, ſie rüſten, ich muß mit. Ach nu kommt das Alles raus. — Wo waren wir doch letzte Nacht? — Richtig, richtig! Die blanken Schwerter kreuzweiß über den Bechern. Der Todtenkopf auf dem Tiſch. Der Köpkin hielt meinen Arm, als ich ſchwor. Der Wulf, der konnte nicht mehr ſtehen, da biß er in den Handſchuh, daß

er ſich's entſänne, wenn er aufwachte. Ich biß auch. — Ja ja, 's iſt Alles ſo."

„Hab auch 'von gehört, ſie ſind wolfstoll um den Lindenberg. — Ihr müßt alſo auch mit, wenn's losgeht?"

„Mit!"

„Der Kurfürſt iſt ein ſtarker Herr. Wer ihn anbellt, den beißt er."

„Sie werden auch beißen." Die kriegeriſchen Gedanken ſchienen ſich in dem Ritter zu ſammeln.

„Unter Wölfen muß man mit heulen. Na, vielleicht kommt's nicht dazu."

Der Ritter ſtützte das Kinn mit der Hand: „Vielleicht! Wollen ihn beim Freigericht verklagen, daß er einen Edelmann darum — Wenn das es auf ſich nimmt — ſonſt, ſonſt Kasper, da werden wir die Knochen rühren müſſen, da wird's Ernſt werden. Alle Heiligen, da dürfen wir nicht mehr ſchlafen. Kasper, verſtehſt Du mich; das dürfen wir der Frau nicht ſagen."

Neuntes Kapitel.

Jochimken hüte Di!

„Ich ſtach in ein Wespenneſt. Ich weiß es. Heran! Hier iſt mein Arm, hier meine Bruſt, mein Geſicht iſt frei. Ich will ihnen auch ins Geſicht ſehn. Warum haben ſie nicht den Muth! Was ſchwirrt es nur wie Käfer in der dunſtigen Luft! Ihre Väter haben es doch gewagt, es galt eine große Frage. Gott entſchied für meine Väter. Warum geht ihnen der Athem ihrer ſtörriſchen Vorfahren aus? Es muß ſchlechter um ihr Bewußtſein ſtehen als um ihr Recht.“

So ſprach der Kurfürſt und ging mit haſtigen Schritten auf und ab. Er war allein; der Kam-

merdiener, der die Lichter angezündet, eilte, daß er wieder hinauskam. Der Fürst liebte Niemand um sich in dieser Stunde.

Aber noch eben hatten die Bürgermeister der beiden Städte und einige Rathsherrn im Zimmer gestanden.

„Auch diese Bürgerherrn, ich will es glauben, sie lieben mich; ich that ihnen ja noch nichts, wie meine Vorfahren, aber warum denn nicht heraus mit der Sprache! Warum diese dunkeln, ungewissen, scheuen Andeutungen? Fahre ich mit einer Frage, einem Wort, einem Blick drein, stäubt's auseinander wie der Rauch, vor'm Winde, und erstarrte Ehrfurcht zittert vor mir, der das Wort im Munde gefror; sie wissen nichts."

— „Wenn sie auch wüßten, der Muth ging ihnen aus. — Auch für ihren Fürsten, weil er gegen ihn ausgegangen? Haben so die trägen Jahre gezehrt, hat so das Fett sie eingeschüchtert. Allmächtiger Gott, ich weiß es ja, daß ich eine

große Sendung übernahm, dieſes verwüſtete Land zu ſittigen, daß ich tief einſchneiden muß in das Fleiſch, Wunden giebt es. Hat die alte Wüſtheit ein Recht für ſich, warum tritt ſie nicht auf, warum ficht ſie nicht offen, Mann gegen Mann mir gegenüber. Ich liebe einen tüchtigen Widerſtand, der meine eigne Kraft ſtählt, einen großen, ehrlichen, offenen Kampf, wo Gott entſcheidet. Wenn ſie ſiegten —"

Er ſchwieg bei ſich. Ob er ſich doch nicht zutraute, wenn ſie ſiegten, dem Gottesurtheil ſich zu unterwerfen! Auch der Tapferſte liebt es nicht beſiegt zu werden.

„Und auch das noch!" rief er, das fürſtliche Siegel, das ſein Wappen enthielt, auf einem Schreiben erbrechend, welches der Fourier hereingebracht. Der Brief war von ſeinem Oheim, dem Markgrafen Friedrich dem Aelteren, von Baireuth.

„Wieder Warnungen, Ermahnungen! — Ein

Graf von Giech! — Herr Graf von Giech, Euren alten Adel, Euer ſchönes Stammſchloß auf den fränkiſchen Bergen in Ehren, in Ehren auch den Botſchafterpoſten meines erlauchten Ohms, aber ich werde mit Euch märkiſch reden. Wenn mein Ohm, Euer Herr, als ich bei meines Vaters Tode ein Knabe war, mich für verſtändig genug hielt, daß ich das Regiment auch ohne Vormund führe, ſo erwägt, daß ich durch Jahre und Erfahrung älter ward, und keinen Hofmeiſter aus der Fremde bedarf. — Er mag kommen, der Herr Graf von Giech!"

Der Fürſt warf das Schreiben auf den Tiſch und ſich in den Seſſel. Seine Augen flogen durch das Dunkel des gewölbten Zimmers.

„Wer hat mich angeklagt? Wer rief nach Franken um Hülfe? Der Brief iſt ſtumm. Und wenn ich den Herrn Grafen fragen werde, wird er wie die Bürger antworten: „Man ſagt", „man meint." O dieſe namenloſen Angeber, dieſe dunkle

eine Schloßkapelle unter dem frommen Staatsmanne des dreißigjährigen Krieges. Unter der Regierung Gustaf's III. hatte sie der Besitzer zu einem Theater eingerichtet, wo man Französische Komödien aufführte. Jetzt betet und spielt man nicht darin, die Rudera des Theaters aber liegen in grauenhafter Zerstörung rings umher. In der Nähe ist die Rüstkammer, weniger reichhaltig als mannigfaltig. Aber wie anders ist doch der Eindruck einer solchen Sammlung, wo jedes Stück an Ort und Stelle seine Familien- und geschichtliche Bedeutung hat, als wo es eine bloße Compilation von Seltenheiten aus allen Welttheilen ist. Es waren Rüstungen und Waffen, die Oxenstierna's einst selbst getragen, geführt oder erobert, von den ältesten Büffelröcken und Panzerhemden aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert an, bis zu den ledernen Feldschlangen der Schweden im dreißigjährigen Kriege. Welche gewichtige Pistolen, welche Sporen konnte zu jener Zeit Hand und Fuß eines gelehrten Staatsmannes führen, an welchen Gebissen mußten die Pferde der vorigen Jahrhunderte kauen! Auch die goldschimmernde Rüstung, welche die Schultern eines Erzbischofs von Up-

Macht des Gerichtes, dieſe Fledermäuſe in dunſtigen Gewölben! Alle ſind es, aber Keiner. Sie grollen Alle, aber wen ich anſehe, warum zeigt mir denn Keiner die Zähne? Warum verziehn ſich die Runzeln in ein freundliches Grinſen, warum überſtottern ſie ſich in Ehrfurchtsbetheuerungen! Es iſt ja möglich, daß ich irrte, ich bin ein Menſch, jung; möglich, daß ich zu raſch gehandelt, mich hinreißen ließ — wenn ſie Muth hätten, wenn ihre Sache gut wäre, wie meine, warum iſt denn nicht ein Einziger, der es wagt, mir vor die Stirn zu treten, der es ausſpricht? Ich könnte zürnen, auffahren, ſtrafen. Nun, wagt das Keiner um eine gute Sache! Wagt Keiner ſich ſelbſt zu opfern, um was ihm heilig iſt? — Ich will mit ihnen fertig werden, mit ihnen Allen ich allein!“

Im Zimmer verbreitete der große ſchwarze, mit vielen künſtlichen Figuren ausgelegte Ofen eine dunſtende Wärme. Joachim riß das Fenſter

auf, um frische Luft zu schöpfen. Es kam auch da nichts Frisches herein. Ein Dampf lagerte über der Stadt, die Spree floß träg zu Füßen der Mauern, kaum daß ein Paar Sterne sich matt in ihrem schwarzen Wasser spiegelten. Wenige gingen über die Brücke. Nur drüben an dem sumpfigten Ufer hielt ein Mann mit zwei Reitpferden. Ein Anderer, in einen Mantel verhüllt, einen Federhut auf dem Kopf, sprach mit ihm. Dann schritt dieser über die Brücke nach dem Schlosse zu; nach einer Weile folgte ihm der Mann mit den beiden Pferden. Es schien dem Fürsten, als wenn er die Thiere vorsichtiger führte, als es sonst Art ist.

Der Anhauch der Luft hatte sein Blut nicht erfrischt, als Joachim sich wieder an den Schreibtisch setzte. Er las, er schrieb, aber seine Gedanken flogen abwärts. Er dachte an seinen Oheim Friedrich, dessen Schreiben vor ihm lag. Wie glücklich war der in seinem glücklichen Oberlande, in den grünen Bergen, wo die muntern Bäche

plätſchern, die Tannen an den Abhängen rauſchen, die Morgenſonne die ſchönen Schlöſſer auf den Höhen anglüht. „Ach wären wir dort geblieben! Welche ſaure Arbeit wäre uns erſpart!“ — „Aber auch eine ehrenvolle Arbeit minder,“ antwortete er ſich, und langte wieder aus dem Pult das Teſtament des Vaters. Er las es, und las es. „Ich arbeite ja nur in Deinem Dienſt, auf Deinen Befehl.“

Das Pergament war wieder verſchloſſen, und Joachim ſchrieb und blätterte in den Schriften vor ihm, bis die dunkeln Gedanken abermals ihn zu übermannen ſchienen. Er legte die Feder weg und ſeinen Kopf in die Lehne.

„Und grade zum heiligen Weihnachtsfeſt! Ich hatte mich nimmer ſo geſehnt, es in ſtiller Weihe zu begehen, als dieſes Jahr, um mich würdig vorzubereiten auf das große Werk in Frankfurt. Wenn nach Neujahr, der Abt, mein Freund, wie er verſprochen, kommt —“

Er hielt ſich das Geſicht mit beiden Händen:

„Mein Freund! — Wer iſt denn mein Freund! Der iſt ein Freund meines Wiſſens, meines Strebens, der der Ehren, die ich ihm zuwende, der ein Hund an der Kette, der wedelt mich an aus Furcht, daß ich ihn ſchlage. — Ich habe keinen Freund! — Lindenberg, Dein Tod iſt gerächt. So ſchnell haſt Du Recht gewonnen. Ein Fürſt, der Niemand mehr traut als ſich, iſt dem Geſindel anheim gefallen, ſprachſt Du. — Ich traue ja Niemand mehr — ſie Alle ſchleichen, Alle nur der Widerhall meiner Worte. Und wenn ſie ſtumm ſind, auf welchen langen Leichenzug verbrecheriſcher Gedanken muß ich lauſchen! — Du klagſt mich an. Hörſt Du auch meine Klage — Aber ich hätte milder ſein können, gegen mich, ich hätte mich ſelbſt täuſchen ſollen, daß mir die ſüße Melodie Deiner Worte länger vor den Ohren klänge! Deine That hätte ich gut machen können, nur um Dich mir zu retten. Du warſt ja nicht mehr

gefährlich. Die Spieluhr, die mir vor den Ohren ſummt, belügt mich ja nicht. Sie ſingt, wie ich ſie ſtimmte. Und iſt es denn ein Verbrechen, einer Lüge horchen, die uns nicht mehr täuſchen kann? Sind ſie immer Gift? Vielleicht wohlthätiges Gift, Balſam auf verharſchende Wunden, die unter der rauhen Hand der Wahrheit wieder aufgehen, und von Neuem bluten. Allmächtiger Gott, was iſt die Wahrheit, nach der wir ringen?“

Er ſchauderte zuſammen: „Wenn ich ihnen allen ins Herz ſchaute, ihre Gedanken vor mir lägen wie ein offenes Buch! — Bewahre mich der Herr vor dem Entſetzlichen. Wir hätten in dieſem unruhvollen Leben keinen ruhigen Augenblick. Geharniſcht müßte ich mich auf mein Lager werfen, und wenn ich aufſpränge, das Richtſchwert zücken! Wohlthätiger Nebel, den er über unſre Augen goß, nur ſo viel Licht uns ſchenkend, als wir ertragen mögen! Ja, was die Sterne uns vertrauen, das iſt wahr. Darin zu leſen vergönnte

er aber nur Wenigen und Weniges. Das andere iſt Spiel! Ich haßte das Spiel, und doch — ich wollte, daß es mehr Spiel gäbe, mehr ſüße liebliche Täuſchung, nur auf Augenblicke die Wirklichkeit zu vergeſſen."

Die ungeputzten Kerzen brannten nur dunkel. Es war todtenſtill. Von den Thürmen ſchlug es Mitternacht. Der Fürſt lag zurückgelehnt in ſeinem Stuhle.

„Es iſt zu ſpät, es iſt geſchehen," murmelten ſeine Lippen, ſein Auge ſchloß ſich, aber vor dem inneren traten die Geſtalten auf, die ihn allnächtlich heimſuchten. Seine Bruſt bebte, ſein Arm hob ſich etwas, die Hand preßte ſich krampfhaft zuſammen. Er ſah den Geiſt des Ritters, die Wendeltreppe kam er herauf, er ſchritt durch den langen Gang. „Warum, warum, immer mit den hohlen Augen, Lindenberg! Klagſt Du die Raben an oder mich? Dein Auge war ſo glänzend. Ich riß es Dir ja nicht aus. Was ſchleichſt Du

wie auf Diebesſohlen! Was ſtehſt Du an der Thür?“

Die Erſcheinung verſchwand nicht. Es war ein etwas Mehr als die Viſion, die aufgeregten Sinne wurden thätig. Er hob ſich, auf die Armlehne geſtützt, wie ein Lauſchender. Plötzlich ein Schrei, er ſprang auf:

„Maria Joſeph, was iſt das!“

Joachim riß die Augen auf. Er hörte deutlich einen ſtreichenden Ton an der Thür, ein Kratzen; dann ein Fall, wie ein leichter Körper auf die Flieſen des Bodens; dann Tritte, wie eines haſtig Forteilenden. Er wollte nach der Klingelſchnur greifen, das wäre zu ſpät worden. Den Armleuchter ergreifend, ſtürzte er nach der Thür und riß ſie auf. Am Ende des langen Corridors verſchwand eine dunkle Geſtalt. „Mörder!“ wollte der Fürſt rufen, die Stimme verſagte ihm. — Das Licht der Kerzen beleuchtete etwas Weißes an der braunen Rußbaumthür. Die Kreide,

mit der die Schrift geschrieben, lag am Boden. An der Thüre standen die Worte:

Jochimken! Jochimken hüte Di!
Kriegen wi Di, so hangen wi Di!

Unten stampfte ein Roß. Hufschlag durch das Portal. Er stürzte in das Zimmer zurück, ans Fenster. Ueber die lange Brücke sprengten zwei Reiter. Von drüben kam eine fröhliche Gesellschaft von einem Schmause zurück. Bei dem Schein der Fackeln konnte er die Umrisse der einen Gestalt erkennen. Die Reiter mußten große Eil haben. So preschten sie durch die Gäste. Er hörte ihre Hufschläge klattern, die Oberberger Gasse entlang.

Wenn der Kurfürst jetzt, da er nach der Schnur zur großen Glocke eilte, in den Spiegel gesehen, an dem er vorüberging, hätte er auch vor einem Gespenst zurückschrecken mögen. Ein so blasses Gesicht sah ihn mit starren Augen aus dem Glase an. Als die Glocke stürmte, durchschauerte es ihn bang. Seine Miene schien zu

ſprechen: „Wen wird ſie rufen? Steh ich doch ſchon vielleicht allein?“ — Die Edelknaben ſchliefen. Hatte man ſogar vergeſſen die Wächter auf den Gang auszuſtellen! — Waren die Tritte, die jetzt den Corridor haſtend heran kamen, ſchon die Tritte der Mörder! Seine Hand griff unwillkührlich an der Rechten nach dem Dolch, aber ſchnell ließ er die Hand wieder ſinken, als ſchäme er ſich der Bewegung. Er hatte andre Waffen.

Die Kammerherrn, die hereinſtürzten, erſchraken, wie er, auf die Stuhllehne geſtützt, daſtand und ſie anſchaute.

„Wer hatte die Wacht im Schloſſe?“

„Der Ritter von Otterſtädt.“

„Wo iſt Otterſtädt?“

Was wollte der Fürſt, mit dem ſtrengen, irren Blicke? Als verlange er die Antwort nicht mehr, machte er eine abwehrende Bewegung, welche ſie gehen hieß.

Der Geheimrath von Schlieben ward ange-

meldet. Zählte der Fürſt auch deſſen graue Haare, forſchte er, ob der Verrath darunter verborgen ſei? Er ſaß, wie erſchöpft im Armſtuhl und ſein ſtrenger Blick hieß den alten Diener ſeines Hauſes an der Schwelle weilen.

„Durchlauchtigſter Herr, ich komme zur ungewohnten Zeit —“

„Aber Du findeſt mich wach. Das werden ſie Alle, ſag's ihnen.“

„So wüßte mein gnädigſter Herr ſchon —“

„Otterſtädt iſt ausgeſtrichen, wie aus meinen Dienſten, aus dem Buche meiner Gnade. Man ſoll ihn fahnden, wo man ihn trifft. Man ſetze ihm nach, auf der Stelle! Ich will ihn finden, wo er ſich verberge, einen Preis auf ſeinen Kopf! Ich ſage Euch, er ſoll es büßen, ſchwer, furchtbar, entſetzlich. Joachim läßt nicht mit ſich ſpielen. Wehe dem, der ſich erdreiſtet, mich für einen Knaben zu halten.“

„Wie, mein gnädigſter Herr, was ich eben erſt —“

sala aus dem Hause Oxenstierna getragen, stand unter den Waffen der Krieger.

Wichtiger als die Rüstkammer ist das Archiv und die Bibliothek. Was in beiden aufgesammelt liegt und steht, schreibt sich fast allein von dem Reichskanzler her; die Nachkommen sorgten wenig für die Vermehrung und Erhaltung. Im Gegentheil ist man während der Französischen Bildungszeit ziemlich unverantwortlich mit dem Papierreichthum umgesprungen, und erst der jetzige Besitzer hat trotz seiner auf ihm lastenden Arbeiten als Provinzial-Gouverneur das mühselige Geschäft übernommen, die in wilder Verwirrung befindlichen Papiermassen zu ordnen und einen Katalog von Bibliothek und Archiv anzufertigen. In der ersteren, die von den Büchern aus der Zeit ihrer Entstehung voll, aber keineswegs vollständig ist, da viele Erbtheilungen sie zerrissen haben, befindet sich auch eine artige Anzahl gut erhaltener Elzevirs, die ein nach Seltenheiten begieriger Engländer wohl aus dieser ihrer nordischen Haft erlösen könnte. In Tidö sind sie ein todtes Kapital, ohne geschichtliche Bedeutung. Ueber das Archiv dagegen müßte noch ein Historiker kommen und namentlich möchte der Deut-

„Zauderſt Du? Gehörſt Du auch zu ihnen! — Ja, Du zitterſt.“

„Den Otterſtädt holen wir nicht mehr ein. Er flieht mit unterlegten Pferden nach der Lauſitz, zu ſeinen Verwandten, den Minckwitzen.“

„Die Roſſe beſtellteſt Du ihm. — O, auch ich kann Verwunderung heucheln. Wer noch! Ich frage lieber: Wer nicht? Deine Hände auf! Sind ſie nicht auch weiß von Kreide?“

„Ich ſtehe hier und ſpreche, weil es meine Pflicht iſt, weil mein Schwur, als meines Kurfürſten Diener es mir gebietet. Erſt in dieſer Stunde ward ich von den ſchweren Dingen unterrichtet. Mißvergnügte hatten eine Anklage verſucht gegen Euer Kurfürſtliche Durchlaucht, was ich ein Erfrechen nenne, bei dem Freigericht. Die Sache blieb geheim bis dieſen Abend, wo der Jähzorn Einiger der Mißvergnügten, über den Fehlſchlag ihrer Hoffnung, ſie zu tollen, gefährlichen Reden verführte, die mir von Getreuen hinterbracht ſind.“

„Das Freigericht will mich nicht richten?“

„Es soll sich erklärt haben für nicht competent.“

Joachim lachte häßlich auf: „Ich will mich für competent erklären, zu richten, wen und wer es sei, der in meinen Landen ein ander Gericht anruft, das nicht von mir Macht und Vollmacht erhielt; jeder und männiglich und das Gericht auch, wie es heißt und was es sei, das nicht vom Kaiser selbst Vollmacht und Freibrief hat. — Wollen sie mich nicht auch bei Kaiser und Reich verklagen.“

„Ich kenne nicht die Absichten der Mißvergnügten.“

„Aber sie selbst. Wer sind die Mißvergnügten? Nenne sie.“

Der Geheimrath zuckte die Achseln.

„Und das Deine Pflicht, das Dein Schwur! Damit soll ich zufrieden sein!“ Joachim war aufgesprungen.

„Lindenbergs Hinrichtung hat vielen Schmerz bereitet.“

„Iſt das Alles? Hier ſiehſt Du Einen, der an dieſem Schmerze nagt.“

„Mehr als Schmerz. Daß ich mich unterſtehe es meinem durchlauchtigſten Herrn zu ſagen, Viele haben es mißbilligt, ſehr mißbilligt, die Zahl der Mißvergnügten wurde ſehr groß.“

„Heute erſt! Warum wagteſt Du nicht früher es auszuſprechen? Der ſtiehlt und raubt faſt an meiner Seite, die laſſen zu, daß ein ehrlicher Mann darum fälſchlich angeklagt wird; der kritzelt mit ſeiner verruchten, majeſtätsverbrecheriſchen Hand an die Thür meines Schlafgemachs eine Todesdrohung, und Du, mein erſter Rath, geſchworen mir treu zu dienen, erprobſt die Treue, daß Du mir verſchweigſt, was mir zu wiſſen vor Allem Noth that. Verantworte Dich, Herr von Schlieben!“

„Wenn alle geſtraft würden, gnädigſter Herr, welche anſtehn, ihrem Fürſten zu berichten, was

ihm unangenehm zu hören ist, hätten die Fürsten keinen Hof mehr, keine Räthe und keine Minister."

„Und doch, wie bereitwillig seid Ihr Alle, zu hinterbringen, wenn es Dritte gilt. Welch Gaudium Eurer Seelen, Verdacht auszustreuen, wo Ihr zu erndten hofft. Nur diesmal Alle einig, weil Jeder die Schuld des Andern trägt und verbirgt. Dieser Mann ist mir lieb, dieser Otterstädt. Er hat doch was gewagt. Die wüste Tollheit seines verbrecherischen Hirns brach wie die Flamme heraus, die sich nicht mehr zügeln läßt. Wenn sein Kopf auf der Stange steckt, werde ich ihm zunicken, Ich liebe warmblutige Menschen. Ihr andern seid der stille Brand, der fortglüht unter der Asche. Man kann nicht überall die Augen, nicht überall Acht haben, wo er helle Lohe schlägt. Vor mir, da bin ich sicher; aber wer schützt mich vor Denen hinter meinem Rücken!"

Der Geheimerath verneigte sich tief, er sprach die Bitte aus, da sein gnädigster Herr sein Ver-

trauen von ihm abwende, ihn ſeiner Dienſte zu entlaſſen, und einen würdigeren Rath zu wählen.

Ein böſes Lächeln ſchwebte um Joachims Lippen: „Wo ich hingreife, iſts derſelbe Stoff. Ein Todter ſagts, hörſt Du, die Todten lügen nicht. Es lohnt ſich nicht ändern, wo man nicht beſſern kann. Du bleibſt. Wer ritt mit Otterſtädt?“

„Man rieth auf den und jenen. Beſtimmtes weiß Niemand.“

„Der und jener — man räth — Niemand! — Ich will dieſen Niemand finden, dieſen Rathenden ein Räthſel aufgeben. — Wer bezog die Schloßwache?“

„Konrad Burgsdorf.“

„Wenn er Brandbriefe an die Mauer ſchreibt, ſoll er Handſchuhe anziehen. Die Kreide an ſeinen Fingern könnte ihn verrathen.“

„Mein Gott was ſoll daraus werden!“ entfuhr es dem von Schlieben. So in krankhafter Aufregung hatte er ſeinen Fürſten noch nie geſehen.

„Nur ein Hochgericht, Schlieben! Wenn meine

Mannen und Diener zu verſchlafen ſind, einem Verbrecher nachzuſetzen, wird Gott andere Rächer einem beleidigten Fürſten erwecken. Es giebt Gerichte auch drüben in Sachſen. Nicht raſten will ich, noch ruhen, bis Otterſtädts Haupt auf einer Stange über dem Thore von Berlin ſchwebt. Ich bin's mir, ich bin's einem andern ſchuldig, der mir lieber war. Zur Warnung Euch allen, ſo hoch der Verbrecher ſtehe, ſo ſtark ſein Arm iſt, ſo viele Freunde für ihn ſprechen."

„Gnädigſter Herr! welche entſetzliche Wahnbilder beunruhigen Euer Durchlaucht. Euer Volk, ich darf es ſagen, iſt ein gutes und treues Volk, und wenn unter Eurem Adel Mißvergnügte ſind —

„So ſind ſie's mit Recht. Nun biſt Du auf guter Fährte. Sprich Dich aus, gieß aus den verhaltenen Unmuth, ſo liebe ich's. Klage mich offen, herzhaft an. Auf dieſer Stelle ſprach ſo ein anderer Mann zu mir. Er hielt mich nicht mehr für ein Kind, als der Tod vor ſeiner Thüre ſtand.

Mann gegen Mann hat er mich angeklagt, und ich hörte ihm mit Luſt zu. Seine Lippen ſind nun bleich, ſein Athem iſt ihm vergangen, ſein Herz iſt kalt. Der kann nicht mehr ſprechen. Nun tritt Du für ihn auf, Du ſetze fort die Rede. Sprich wie ein Anwalt, deſſen Mund, ein Vulcan, Feuer ſprüht, zeihe mich der Grauſamkeit, der Eigenmacht, des Leichtſinns, vertheidige den Adel gegen Deinen Fürſten, beſchwöre aus den Grüften die unverjährbaren Rechte, die ich brechen, zertreten will, überzeuge mich von meinem Unrecht. Dir ſoll kein Haar gekrümmt werden, wenn Du Deinen Groll in tauſend Verwünſchungen gegen mich ausſchütteſt; nein, ich will auf jedes Deiner Worte lauſchen, wie ein Liebender auf das Geflüſter ſeiner Geliebten."

„Herr! allerdurchlauchtigſter Kurfürſt, mein gnädigſter Gebieter, möge die Zunge erſtarren, die ſich deſſen erfrecht. Ich bin fern davon —"

Höhniſch lachte der Fürſt auf: „Warum ſtehſt Du dann noch da! Geh nach Haus. 'S iſt ſpäte

Nachtzeit. Sieh' in der Kinderſtube nach, ob das Deckbett nicht von den Kleinen gerutſcht iſt. Die Nacht wird kalt."

„Er redet im Fieber, ſagte der Geheimerath, als er das Zimmer verließ. Man muß nach dem Leibphyſikus ſenden, daß er in der Nähe des Zimmers wacht."

Aber Joachim ſandte nicht nach dem Leibphyſikus, ſondern bald nachdem der Miniſter gegangen, ſtand Hans Jürgen von Bredow in ſeinem Zimmer, und ſchien auf einen Auftrag zu harren, während der Fürſt an ſeinem Tiſche ſchrieb.

Die Briefe waren geſchrieben, verſiegelt, und ruhten in der ledernen Taſche auf der Bruſt des Edelknappen. Er hatte aufmerkſam und ehrerbietig den Aufträgen des Fürſten gehört. Da legte Joachim die Hand auf ſeine Schulter:

„Du dienſt nicht gern?"

„Ich war frei."

„Auch das Dienen, ſprach Joachim, wird zur

Luſt, mein ich, wenn man wirklich frei wird. Davon ein ander Mal, wenn wir uns näher kennen. Aber nicht wahr, im Grund des Herzens grollſt Du mir eigentlich noch?"

„Wär' ein Schelm, wenn ich lüge."

„Mehr wollt ich nicht. Nun reite, Hans Jürgen. Aber eile, daß Du wiederkommſt, denn ich brauche Dich in meiner Nähe."

Als er fort war, ſah ihm der Fürſt nach: „Gebenedeite Himmelskönigin, ein Fürſt iſt nicht verloren, der noch einen wirklichen Menſchen um ſich weiß. Die Klugen ſind alle Verräther, ich will's nun mit — mit dem will ich's verſuchen."

Zehntes Kapitel.

Du ſollſt nicht ſtehlen.

Es war Nacht in Hohen-Ziatz.

Die gute Frau von Bredow ſtand im Dunkel an den Pfoſten gelehnt, und ſah dem Knecht Kasper zu, der in der kleinen Burgſchmiede glühte, hämmerte und putzte. Er ſah ſie nicht, er hörte auch nicht, wie ihr Herz bang ſchlug, und wie ſie in gedankenloſem Spiel die Finger rieb.

Es iſt was los! flüſterten ſie damals, als der Herr von Lindenberg ausritt. Es iſt wieder was los, und was ſchlimmeres! hatten ſie heut geflüſtert.

Der guten Frau von Bredow war es noch nie ſo ſchlimm ergangen in ihrem eigenen Hauſe.

sche viele Ausbeute für seine Geschichte finden. In wenigen Tagen läßt sich auch bei einem Jn- der nicht allen verborgenen Schätzen nachspüren. Da aber sehr viele Manual-Akten des Reichs- kanzlers noch vollständig unter dem Wust von Privatpapieren und Rechnungen enthalten sind, dürfte der Sitten- und Geschichtsforscher für den dreißigjährigen Krieg hier nach manchen Aufschlüs- sen suchen. Die Schweden haben damals, außer andern Schätzen, manche Dokumente für Wissen- schaft und Geschichte mit über das Baltische Meer hinübergenommen, an deren Rückforderung in jenen bewegten Zeiten, wo die Sorge für das Allernächste jede entferntere zurückdrängte, Nie- mand dachte. Vieles mag davon zerstört sein, aber noch verlohnte sich eine strenge Nachfor- schung in allen Schwedischen Archiven. Das in Tidö öffnet der Besitzer den unterrichteten Frem- den mit edler Liberalität.

Beim Adel der Umgegend stehe das Schloß, seiner Alterthümlichkeit und Entstehung wegen, in Ansehen. Gern versammelt man sich hier zu provinzialständischen Berathungen. Ein solcher Zusammenlauf von Gästen, der nicht allemal spe- ciell erwartet wird, ist gar nicht ungewöhnlich,

und

Was war in ihren Herrn gefahren die Tage über! Er ſah in das Glas und trank es nicht aus. Er war brummig, wie allezeit, aber wenn die Eva ihm um den Bart kraute, lachte er nicht, wie er doch ſonſt gethan. So ſchön hatte ſie ihm noch nie den Hirſebrei zugerichtet, mit Zimmt und Butter und Zwiebeln, die dampften. Er griff hinein, er aß und — ſeufzte. Was hatte ihr Herr zu ſeufzen? Wenn er recht brummig geweſen, dann ward er nachher immer freundlich, und war, wie um den Finger zu wickeln. Und Geheimes, das mußte ſie ihm nachrühmen, Geheimes hatte Herr Götz nie vor ſeiner Frau gehabt.

Aber er ritt allein in den Wald, und letzthin zum Beſuch, ſie wußte nicht wo, er ſaß allein in der Stube, den Kopf im Arm geſtützt, und dachte, ſie wußte nicht was. Reiter kamen, und ſprachen mit ihm unter vier Augen, und er ſchickte den Kasper auf Botſchaft aus, ſie erfuhr nicht wohin.

Geſtern aber waren ſpät noch Gäſte gekommen,

als ſie auf einem Beſuch ausgeweſen. Reiter, die von einer Jagd im Schloß abgeſtiegen, hieß es, aber die Leute im Schloß kannten die wenigſten. Einige hatten ſich ganz verhüllt. Dann hatten ſie in der Halle gezecht, wie guter Leute Art iſt, aber die Thüren waren verſchloſſen worden vor dem Geſinde, Kasper hatte aufgewartet, kein Anderer war hineingelaſſen worden. Man hatte Becherklang, dumpfes Flüſtern und wilde Verwünſchungen gehört.

Als Frau Brigitte und ihre Tochter ſpät nach Hauſe kehrten, waren die Gäſte ſchon fort, ihr Herr lag in ſeinem Bette. Aber es war Schweres zurück geblieben. Sind Sorgen nicht ſchwer? Und iſt das keine, wenn eine Hausfrau fühlt, daß ſie nicht mehr allein Herrin im Hauſe iſt, wo ſie's zwanzig Jahre geweſen?

Frau Brigitte wußte ſchon mehr, als ſie wiſſen ſollte. Drüben in Golzow hatte ſie manches munkeln gehört, auf dem Rückweg hatten dem Knecht Ruprecht, der ſie fuhr, die Dohlen und die Krähen

wunderbare Liedlein ins Ohr geſungen, und als der Wagen in die Lichtung fuhr, hatten ſie noch die Gäſte ausreiten geſehen; die gefielen ihr gar nicht. Auch im Dorfkruge ſah ſie durch's helle Fenſter einige junge Burſchen zechen, und ſie ſprachen wirre Dinge, ſolche Bauerburſchen, die ihr Herr vom Pfluge nahm, wo es was galt. Auch mit Andern waren ſie wohl ausgeritten; um ein Handgeld, oder auch nicht, die Leute ſprachen nicht gern davon. Aber woher kamen die klingenden Guldenſtücke in die Taſche der Büdnersſöhne!

Der Kasper ſang, als er den Helmſturz auf dem Ambos feſtklopfte, ein Spottlied, was ſie damals ſangen auf Herzog Hans von Sagan, der landflüchtig war, und kaum in der Mark ein Unterkommen gefunden:

Wer bürgerlichen Krieg anſtifft,
Denſelben das Unglück wieder trifft,
Und muß das Sein mit dem Rücken anſehn,
Wie Herzog Hanſen iſt geſchehn.

„Was ſingſt Du für ein häßlich Gaſſenlied, Kasper?“ ſprach die gnädige Frau.

Er erſchrak etwas, aber nicht ſehr: „Einer ſtimmt an, der Andre ſingt nach, Geſtrenge.“

„Wer muß Alles nachplärren, was die Gaſſenjungen vorſingen! — Hat's ſolche Eil, Kasper?“

Der Knecht ſah ſie ſeitwärts an, und nickte.

„Morgen ſchon, Kasper?“

Er bedachte ſich, und nickte wieder.

„Kasper, Du biſt ein treuer Knecht, aber ein treuer Knecht muß Alles thun, daß ſein Herr nicht zu Schaden kommt.“

„Ein Knecht muß thun, was ſein Herr will.“

„Wenn der Herr aber — ſie hielt inne. Der Herr iſt anders worden, als er war.“

Er nickte.

„Wenn's nun zum Schlimmen ginge, wenn er auf ſchlimme Leute gehört hätte, wenn ſie ihn wieder fingen! Kasper, was würde aus Dir, was

würde aus uns Allen! Das Liedlein vom Herzog Hanſen, wenn ſie's nun auf uns ſängen!"

Der Knecht legte den Helm weg, und nahm ein Schulterſtück, aber das legte er auch weg. Es ging auch in ihm was vor: „Geſtrenge, 's iſt ſchon wahr, aber wir ändern's nicht, es muß ſein."

„Warum muß es denn ſein? Kasper, Du weißt was."

„Ja, Geſtrenge."

„Daß es gegen den Kurfürſten losgeht, das darfſt Du nicht ſagen?"

„Nein, eben das darf ich nicht ſagen."

„Auch nicht, daß mein Herr bei iſt?"

„Auch nicht, daß er ſich verſprochen hat, und nun nicht los kann."

„Kasper! 'S wird nicht, wie damals. Damals war er unſchuldig wie ein Lamm im Mutterleibe. Kasper, wer ihn abhalten thäte, der verdiente ſich ein Gotteslohn."

Kasper fuhr mit dem Eiſen in die Kohlen, daß die Funken umher flogen.

„Ach, Geſtrenge, das iſt's eben. Der Brei iſt zu weit eingerührt, nun muß er über's Feuer. Was mußten wir ihn auch allein in's Havelland reiten laſſen —"

Die gute Frau zupfte ihn am Hemdsärmel: „Kasper, wir ziehn ihn wohl noch raus."

„Der Stier rennt gradeaus, wenn er 'nen Schlag hat."

„Du und ich?"

„Ich nicht, Geſtrenge."

„Ein bischen wirſt Du mir ſchon helfen."

„Nein! Bin ihm geſchworen."

„Kasper! 'S iſt gottlos, mein' ich, gegen den Landesherrn; aber wenn's geht, i nu, da drückt Gott ſchon ein Auge zu. 'S iſt ja der liebe Gott."

Der Knecht ſchüttelte den Kopf: „'S wird gehn, wie dazumalen. Er iſt ſtärker."

„Da muß er in den Thurm, und aus dem Thurme — Unſer Haus reißen ſie nieder, oder

ſchießen's nieder, und wir, wir müſſen in's Elend, die Eva und ich."

Kasper wiſchte ſich mit dem Aermel über das Auge: „Ich werd's nicht mit anſehn. Wenn ſie die Herren köpfen, hängen ſie die Knechte."

Er ging wieder an die Arbeit, als wollte er die Gedanken forthämmern. Aber Frau Brigitten kamen unter den Hammerſchlägen Gedanken.

„Du biſt ein guter und treuer Knecht, ſprach ſie. An Deiner Stelle thät ich auch wie Du. Aber ich bin ſeine Frau; ich muß für ihn ſorgen, dazu ſind wir am Altar geſchworen, daß Einer das Unglück vom Andern abwendet. Aber was Du weißt, das mußt Du mir ſagen, ich bin Deine Frau, und kann's Dir befehlen; nämlich was er Dir nicht verboten hat. Und was Du denkſt, damit mußt Du auch nicht hinterm Berge halten, wenn ich Dich frage. Denn ein Knecht darf nur für ſeine Herrſchaft denken."

„Freilich," ſagte der Knecht Kasper.

„Morgen früh ſchon reitet er aus?“

Der Knecht ſah ſie zweifelhaft an: „Das weiß ich nicht, ob ich das ſagen darf.“

„Darum frag' Dich auch nicht. Aber das mußt Du mir ſagen: Bleibt mein Herr morgen daheim?“

„Ja, das hat er mir nicht verboten. Nein, er bleibt nicht daheim.“

„Und kommt auch morgen und übermorgen nicht zurück?“

„Das weiß Keiner, wenn er zurückkehrt.“

„Nimmt Dich mit, und den Wenzel, und aus dem Dorf den Jürgen, den Stephan, den Hans, und die beiden Zwillinge?“

„Nu, ſo Ihr das wißt, Geſtrenge, da braucht Ihr mich ja nicht zu fragen.“

„Und in der Rüſtkammer hängen ſchon die Eiſenhemden, die Koller, Schirme, Hauben, die Spieße und Aexte, die Ihr anziehn werdet.“

„Das wißt Ihr alſo auch.“

„Was dächteſt Du nun, Kasper, wenn ich den Ruprecht und noch ein Paar gute Burſchen nähme, und ließe die ganze Rüſtkammer raustragen, ganz ſacht, daß es Keiner merkt, und die Roſſe aus dem Stall ziehen; wir packten alles was ſcharf iſt und von Eiſen auf die Leiterwagen, und damit führen wir in der Nacht nach Golzow. Die Rochow's ſind mir gut. Heuer wollen ſie nicht mit. Bis er aufwachte, wären wir längſt über alle Berge, und dann könnte er doch nicht ausreiten. Du ſollſt nicht dabei ſein, Du ſollſt nur ſagen, was Du dazu denkſt."

„Straf mich Gott, Geſtrenge, da müßt' ich ja dabei ſein. Wenn ich's merken thäte, da ſprüng' ich auf dem Hof, und bis Ihr nur halb fertig wärt mit Aufpacken, riß ich das Fallgitter nieder, und ſchrie aus Leibeskräften, bis er aufwachen thäte."

„Schreien würdeſt Du? Dann müßten wir Dich alſo knebeln."

„Würde mich aber verflucht wehren."

„Dann müßte man Dich einſperren."

„Ich ſchriee durch; 's iſt ja für meinen Herrn.“

„Nun wenn's hier unten wäre in der Schmiede, da könnteſt Du Dir die Lunge ausſchreien, bis er's hörte.“

„'S hülfe Euch auch nichts, Geſtrenge! Er hat ſich in den Handſchuh gebiſſen und geſchworen, das kann ich ſchon ſagen, vom Handſchuh nämlich, das hat er mir nicht verboten. Da muß er's thun. Wenn er aufwacht, und die Beſcherung ſähe, ſobald er nur in den Hoſen ſitzt, ſpringt er über die Mauer, wenn's nicht anders iſt. Im Dorfe trifft er Pferde und die liederlichen Kerle da, denn's ganze Dorf könnt Ihr doch nicht mitnehmen nach Golzow. Er reitet fort, wie er iſt, ich kenne ja meinen Herrn.“

„Wie er iſt, wiederholte nachdrücklich die Frau. Wie iſt er denn, Kasper? Hat er 'nen guten Rauſch?“

„Inu, die Treppe ſtieg er noch halbwege rauf. Nur auf den letzten Stufen mußte ich ihn unterfaſſen.“

und größere Schwediſche Wirthſchaften müſſen bereit ſein und ſind bereit, die Tafel vielleicht bis auf hundert Gäſte zu erweitern und eben ſo viel Betten bis reſpective Lagerſtellen aufzuſchlagen. Im Gouvernements-Schloſſe zu Weſteräs hielt der Landshöfding zu gewiſſen, z. B. Marktzeiten, offene Tafel von bis an achtzig Gedecken, ohne daß dies beſondere Feſtlichkeiten wären. Tidö enthält auch außer den Alterthümern manche künſtleriſche Erinnerungen an ſüdliche Länder, welche der viel gereiſ'te Beſitzer näher kennen gelernt, als der ſeinen grand tour zurücklegende Engländer. Hätte man doch ſchwerlich am äußerſten Ufer des Mälar eine von Canova's Hand gemeißelte Büſte erwartet. Doch neben dem Alterthümlichen und großartig Eleganten waltete ein Geiſt des Behaglichen in der Geſelligkeit der engern Gemächer, und den hatten wir bis dahin im ganzen Norden vergeblich geſucht. Auch in den ſüdlichern Schlöſſern möchte er nicht überall heimiſch ſein, wie traulich ſie uns auch oft ſeitwärts vom Wege aus den hohen Baumgängen entgegenſchimmerten.

Der Privatcharakter iſt ein Heiligthum, und die geſelligen Annehmlichkeiten im ſtilleren abends

„Hat er noch viel geſprochen?“

„Na! Nicht wie der Biſchof von Brandenburg, wenn er 'nen guten Rauſch hat, aber 's hörte ſich doch ſo an.“*)

„Als Du ihn verließeſt, ſchlief er?“

„Wie ein Maulwurf.“

„Und wann meinſt Du, daß er aufwacht?“

Der Knecht blickte verlegen: „Wenn ihn die Sonne nicht aufweckt, dann — ich weiß nicht, ob ich das ſagen darf —

„Dann ſollteſt Du ihn aufwecken. Vergiß das nicht, Kasper. Aber iſt das Deines Herrn Gebot, daß Du hier mit mir plauderſt? Friſch, friſch an die Arbeit. Nicht aufgeſehn, haſt viel nachzuholen, bis Du ihn wecken gehſt. Deine Frau befiehlt's.“

Als der Knecht gehorſam die Kohlen ſchürte

*) Der Biſchof Scultetus von Brandenburg „war ein fürtrefflicher Redner, konnte drei Stunden lang Orationes halten, ſo er einen guten Rauſch hatte, und auch, wann er nüchtern war,“ ſagt Angelus.

und hämmerte, hörte er hinter ſich einen Krach, drauf einen ſchweren Riegel raſſeln. „Dacht' ich mir's doch gleich, ſie ſperrt mich ein." Schnell war Helm und Hammer fortgelegt, und er kletterte nach dem kleinen Fenſter hinauf, das von draußen zu ebener Erde war. Aber auch hier begegnete ihm ſchon das Geſicht der Burgfrau, welche die ſchwere Eichenklappe darüber fallen ließ, und die Krammen in die Wand befeſtigte.

„Haſt Du zu eſſen bei Dir?" fragte ſie ihn durch das kleine Luglock.

„Das hab ich ſchon, Geſtrenge; Rettig, Käſe und Brod im Kober."

„Dann ſpar's Dir auf, damit Du nicht hungerſt."

„Aber ſchreien, Geſtrenge, thu' ich doch; 's iſt meine Schuldigkeit."

„Erſt arbeiten, und dann ſchreien," antwortete ihm ihre Stimme, und ſie warf ein Paar Bund Stroh vor das Loch, und wälzte mit nicht geringer Anſtrengung einen großen Stein davor. Die dicke,

ſchwere Thür würde er nicht erbrechen; deſſen war ſie ſicher.

In der Nacht war die Frau von Bredow wieder Herrin im Haus, und wehe dem Knecht, der ihr nicht gehorchen wollte. Und wer ſich etwa vorhin gefreut, mit auszuziehn mit dem Herrn, der konnte ſich jetzt auch freuen, er zog mit der Frau aus. Und wer weiß, ob der Herr ſo gut hätte einſchenken laſſen, wie die Frau that, daß ſie Muth und Luſt kriegten. Bald war es auch, wie ein Feſt, wie ein Faſtelabendsſpaß, wo es jeder dem andern wollte zuvorthun in Hurtigkeit und Stille. So ſchoben ſie nicht, nein, ſie trugen den Wagen aus dem Schuppen; aus der Rüſtkammer und der Halle holten ſie die Schilde, Helme, Rüſtungen, Spieße und Aexte, daß es keinen Klang gab. Stroh und Decken wurden dazwiſchen gepackt; und ſelbſt die Roſſe ſchienen zu merken, was es galt; ſo ſächtchen ließen ſie ſich aus dem Stall ziehen, und vor die Wagen ſpannen und ſatteln. Kurz es ging

alles still und schnell ab, wie in einem Mährchen. Nur die Katzen heulten, und dann und wann hörte man Herrn Gottfried vom Giebel schnarchen. Zwar schrie auch der Knecht Kasper wie ein rechtschaffener Knecht alle fünf Minuten ein Mal, aber man mußte es ihm lassen, er schrie nur aus Schuldigkeit, wie ein Nachtwächter, der die Leute nicht wecken soll.

Nun war alles fertig, das Fallgitter aufgezogen, die Brücke niedergelassen, zum Ueberfluß hatten die Mägde Stroh drauf gestreut, daß die Wagen nicht rasselten, und die wenigen Lichter wurden ausgelöscht, die zum Packen geleuchtet. Nur die Sterne konnten sie nicht auslöschen.

Die gute Frau von Bredow schöpfte Athem. Wo nicht alles war sie in der einen Stunde gewesen, wo nicht alles hatte sie mit Hand angegriffen und angewiesen und geordnet; wofür hatte sie nicht zu sorgen gehabt, für Fortziehende und für Bleibende! Und was mußte sie das angegriffen haben, ich meine nicht, daß sie es thun mußte,

ſondern daß ſie es ohne ein lautes Wort thun mußte. Sie war immer der Meinung, Gott habe dem Menſchen die Stimme gegeben, daß er ſie vernehmen laſſe. Ach das Schwerſte ſtand ihr doch noch bevor. Die Wagen fuhren ſchon zum Thor hinaus, als ſie zu Eva leiſe ſprach: „Nu komm rauf.“ Wie ihrer Mutter Hand zitterte! Nur der Knecht Ruprecht blieb unten an der Treppe.

Sie waren oben, wo die kleine Ampel vor der Thür brannte. Eva's Herz pochte nur ein klein wenig, als ſie durch das Schlüſſelloch geblickt, und leiſe die Thür aufklinken wollte. Die Mutter zog ſie noch zurück:

„Bleib noch ein bischen, Eva, mir iſt doch bang.“

„Er ſchläft ganz feſt.“

„Eva, nein, Du ſollſt es nicht.“

Sie nahm ſie in ihre Arme, und küßte ſie ab. „Wenn's Sünde iſt — ach Du mein Gott, das Leben wird Einem doch recht ſchwer gemacht! Was ſoll nicht alles Sünde ſein! —“

„Es muß ja ſein, haſt Du geſagt, Mutter!“

„Freilich, muß es ſein.“

„Wir ziehn die Schuh aus.“

„Du liebe Unſchuld, wär's damit gethan! 'Ne Mutter muß die Tochter nicht zum Böſen verleiten. Ich kann's auch beſſer in der Beichte vortragen.“

Der edle Wettſtreit ward endlich dahin geſchlichtet, daß beide die Schuhe auszogen.

Der gute Knecht Ruprecht hatte die Angeln der Thür geſchmiert, ſie knarrten wenig, und Eva hielt die Hand ſo vor der Ampel, daß ſie keinen Schein auf den Schlafenden warf. Das Licht ward vorſichtig in eine Blende hinter dem Bett geſtellt, und Mutter und Tochter winkten ſich, die Finger vor dem Mund. „Eva! flüſterte jene noch, wenn er auffährt lauſe fort; ich will's ſchon allein mit ihm abmachen.“ Ich glaube, Eva wäre nicht fortgelaufen; das Kind hatte nicht geantwortet.

Wie ruhig er lag, wie in gemeſſenen, feſten, ernſten Abſätzen Herr Gottfried ſchnarchte! Den

Richter, der ihn einſt richten wollen um das Verbrechen, das geharniſcht vor'm Thore ſtand, hätte ich an das Bett führen mögen und fragen: Kann ein Hochverräther ſo ſchlafen? Es waren keine Töne, die unregelmäßig wie der erſtickte Athem des Schuldbewußtſeins vorbrechen aus der geängſteten Bruſt; nein, es waren die ruhigen, kraftvollen Pulsſchläge eines geſunden Organismus. Aus tiefſter Bruſt kamen ſie, wie Boten, daß Alles da in Ordnung ſei, daß dieſen Mann keine Träume ängſteten, und wenn Träume um ihn ſpielten, waren es Spiegelbilder der Selbſt-Zufriedenheit mit einem von keinen Zweifeln zerriſſenen Daſein.

Herr Gottfried ſchlief auf dem Rücken, die kräftigen Arme über den Kopf ausgeſtreckt. Ueber dem gewaltigen Deckbett hing noch ein bunter, ſchön gewebter Teppich bis zum Boden. Sein Ahnherr, der mit Ludwig dem Baiern im Tirol geweſen, hatte ihn mitgebracht, als ein Angebinde der durchlauchtigen Fürſtin, Frau Margarethe, Maultaſch genannt.

Wenn der Ritter unruhig ſchlief, lag der Teppich, wohl auch das Deckbett, auf der Erde. Ein gutes Zeichen für die Frauen, daß heut die Decken lagen, als habe ſie der Kasper erſt über ſeinen Herrn gebreitet. Aber wo nun ſuchen? — Da ſahen ſich plötzlich beide lächelnd an, und beide Fingerſpitzen zeigten auf denſelben Punkt. — Er lag mit dem Kopfe drauf! Ach ein geſchickter Dieb ſtiehlt auch das Pfuel unter dem Kopfe fort; aber die Beinenden hatte er ſich um die Arme geſchlungen, und noch mit der Schnur feſt an's Gelenk gebunden. Wer ſollte ſie ihm da ſtehlen! Im Lager und im Kriege möcht' ich das nicht rathen; wie will er aufſpringen, wenn die Lärmtrompete dröhnt! Aber auch im eigenen Hauſe half's dem guten Herrn Gottfried wenig, denn wo ſiegt nicht Weiberliſt über Männerklugheit!

Da hielt die Mutter die Ampel etwas in die Höh, und Eva ſtreichelte mit ihrem kleinen Finger des Vaters Bart. Er lächelte vergnügt: „Katze,

was willſt Du?“ brummte er freundlich. Er drehte den Kopf, die eine Hand ward frei. Die Schleife des Riemen war gelöſt.

Was beſchreibe ich's nun, es ließe ſich wohl beſſer malen, wie Eva mit verhaltenem Athem und mit einem Elfengriffe Herrn Gottfried den Kopf ſo ſanft hielt, daß er im weichſten Pfuel nicht weicher liegen konnte, und die Mutter zog leiſe, leiſe unter dem Kopfe. Nun hielt ſie's in der Hand, nun athmete ſie wieder, nun ließ Eva den Kopf ſanft auf das Kiſſen gleiten, und Beide ſahen ſich an. Es war gelungen.

„Auch das!“ dachte Frau Brigitte, als ſie den Degen des Ritters an der Wand ſah; aber Eva griff ihr in den Arm: „Mutter, Du wirſt doch nicht dem Vater ſein Schwert nehmen!“ Nein, ein freier Mann durfte nicht ohne ſein Schwert ſein, auch auf die Gefahr, daß er es gegen ſeinen Fürſten zog. Das war jedem damals klar, auch dem Fürſten, und die gute Frau von Bredow er-

röthete, daß es ihr nur auf einen Augenblick aus dem Sinne gekommen.

Die Wagen rollten ſchon auf dem Damme, und die letzten Reiter harrten der Nachzügler, als die Edelfrau und ihre Tochter über den dunklen Hof kamen. Noch einmal ſchaute Frau Brigitte auf die großen Schatten der Thürme und Mauern, und die ſtarke Frau zitterte etwas, als die lange, dunkle Geſtalt des Knechtes Ruprecht ſtumm vorüberſchritt, und ihrer wartend, an das Fallgitter ſich ſtellte. Da gelobte ſie, wenn Alles gut abginge, der Mutter Gottes in Zehdenik ein neues Kleid mit Goldfranzen, und Eva ſagte: „Und Schweſter Agnes wird für uns beten, wenn es nicht recht war.“

Der Knecht ließ das Fallgitter ſanft fallen, und ſchloß das Thor von außen.

Auf ihren Knien, unter dem Mantel, hielt ſie das geſtohlene Gut. Nachts im Walde umſchleichen uns unheimliche Gedanken. Die Natur verlangte

lichen Familienkreise gehören nicht in die Mittheilungen des Reisenden. Aber erst bei längerem Zusammensein wird der Schwede erwärmt. Erst dann kann man rechnen, den Menschen zu sehen, und Stolz und Biederkeit, wo sie Wurzel gefaßt, zeigen sich im liebenswürdigen Lichte. Daß die Poesie des Gemüthes in Schweden nicht zu Hause, darüber spreche ich noch an anderm Orte; aber der Patriotismus, der Sinn für das Große ersetzen oft die Poesie, von der wir verlangen, daß sie dem gebildeten Leben die Würze gebe. Jenen fanden wir fast durchgängig im Reiche, wenn gleich zuweilen mit einer nicht so löblichen Beimischung. In unserm Wirthe fanden wir den echten Schweden, im schönsten Sinne des Wortes. Ein aufrichtiger Patriot, mit würdiger Anhänglichkeit an die Institute seines Vaterlandes, an seinen König. Seine Jugend fand ihn als einen feurigen Verehrer des Schönen und Großen. Als Schweden in ruhigem Frieden war, diente er in Italien unter dem größten Feldherrn der Zeit. Sein Name wurde in den Europäischen Zeitungen genannt durch eine edle Rettungsthat bei dem Schwarzenbergischen Balle in Paris, welchen

ihr Recht, ſie nickte ein. Da fuhr ſie plötzlich auf, wenn der Wagen über eine Wurzel fuhr, und preßte das Kleid feſt an ſich. Hatte es ihr entgleiten wollen, wie eine Schlange, oder hatte ein langer, ſchwarzer Arm aus den entlaubten Bäumen danach gegriffen? — Wenn er nun erwachte vor der Zeit, über die Mauer ſprang, ihr nachſetzte! Wie ſollte ſie ihn anſehn! Oder wenn die böſen Geſellen ihn abholen kamen, wenn ſie ihnen jetzt begegneten! Wenn — hundert Wenn's ängſteten die arme Frau. Wenn ſie nur erſt die Hunde in Golzow anſchlagen gehört, wenn ein guter Mann des Weges gekommen wäre, dem ſie das Gut in ſichere Hände anvertrauen dürfen! Es drückte ſie wie Blei; ſie mochte es nicht länger halten. Zuweilen dachte ſie daran, es dem Knecht Ruprecht zu geben, daß er damit nach Golzow vorauf ritte. Aber was hätten die in Golzow dazu geſagt, wenn die Hoſen des Herrn von Bredow angekommen wären, und nichts weiter!

Da hörte man durch den ſtillen Wald Hufſchläge. Ein einzelner Reiter galoppirte vorbei. Gott ſei Dank! dachte Frau von Bredow, er reitet vorüber. Er reitet gewiß nach Ziatz. Wenn er nur nicht umkehrt! — Was bog ſich Eva nach dem Reiter um? „Hans Jürgen!“ rief ſie plötzlich in die Nacht hinein, mit ihrer hellen, frohen Silberſtimme.

Hans Jürgen war umgekehrt, der liebe, gute Hans Jürgen. „Das Kind kann doch durch die Nacht ſehn.“ Wer hätte an den Hans Jürgen gedacht, der damals am Fließ Wache ſtehen mußte, wenn er jetzt ſah, wie die Frau mit ihm Hände ſchüttelte, und ſo mußte er ſich über die Leiter biegen, daß ſie ihn beim Kopf faſſen und ihm einen herzhaften Kuß geben konnte. Und da er einmal ſich über die Leiter gebogen, hielt er's für artig und anſtändig, auch ſeiner Muhme Eva einen Kuß zu geben, und nachdem er ihr einen Kuß gegeben, meinte ſie, es ſchicke ſich, daß ſie ihm wieder einen

Kuß gebe. Ein Freund in der Nacht und im Walde iſt beinah wie ein Freund in der Noth.

Da war es, als ſchiene plötzlich ein helles Licht in dem dunkeln Wald, während Hans Jürgen, der Kehrt gemacht, langſam neben dem Wagen ritt, und ihnen erzählte, was er wußte, und ſie erzählten ihm, was ſie wußten. Hans Jürgen war nicht mehr der Hans Jürgen, den man in die Schwemme ſchicken konnte; ſein Kurfürſt hatte ihn nach Pommern, und dann nach Meklenburg geſchickt, in beſondern Aufträgen, und jetzt kam er vom Schloß des Brandenburger Biſchofs in Zieſar, um in die Lauſitz zu reiten, und von da nach Berlin zurück, und alles, was ihm aufgetragen, hatte er gut verrichtet. Unterweges hatte er anſprechen wollen bei ſeinen Blutsfreunden in Ziatz.

„Das kannſt Du nun jetzt nicht, Hans Jürgen," ſagte nachdenklich die Frau, aber plötzlich blitzte in ihr ein Gedanke auf. Sie ließ den Ruprecht halten, ſie ſtieg vom Wagen, und der Reiter vom

Pferde, dann ging ſie mit ihm ein Paar Schritte auf und ab, und ſie ſprachen, und ſchienen einig, und die Frau ſehr vergnügt.

Gleich drauf packte ſie die Lederbüchſen in einen Sack, und Hans Jürgen ſteckte noch da hinein das Kettenhemde und die Büffelhaube ſeines Ohms, ſchnürte alles feſt zu, und legte es, und band es auf ſein Roß. Dann ſprach ſie zu ihm: „So alſo ſprichſt Du zum gnädigſten Kurfürſten, nämlich ich meine, die rechten Worte wirſt Du ſchon unterweges finden. Wenn böſe Leute, wie dazumal, ſagen ſollten, Dein Ohm wäre mit ausgeritten, wo er nicht reiten ſoll, ſo kannſt Du ſchwören, er iſt nicht dabei. Du haſt ſeine Haube und ſein Hemde, und was er ſonſt nie vom Leibe thut. Das ſchicke ich alles Seiner Kurfürſtlichen Gnaden, zum Zeichen, daß mein Herr unſchuldig und verredet iſt, und damit kein anderer böſer Bube es anzieht, und mein Götz kommt darum

in's Unglück. So kannſt Du ſprechen, und dann ſprichſt Du die Wahrheit."

Nun ſaß er wieder auf dem Pferde, und die Frau auf dem Wagen. Ob er ſich noch ein Mal über die Leiter gebogen, um auch zum Abſchied, weil es anſtändig und artig, ſeine Muhme zu küſſen, davon ſteht nichts in den Chroniken zu leſen. Aber er ritt ſehr vergnügt in den Wald, und Eva war es, als blühten die dürren Bäume, und die Nachtigallen ſängen und Frau Brigitte ſprach bei ſich: „Gott ſei Dank, nun bin ich ſie los, und Alles wird gut."

Elftes Kapitel.

Die Köpnicker Haide.

„Der kommt ungelegen," sprachen zwei Reiter, die am grauenden Morgen durch die Köpnicker Haide ritten, als der Wind einen ersten, leichten Schnee ihnen ins Gesicht trieb. Es waren ritterbürtige Leute; aber mit den kurzen Waffen und in ihren Büffelkollern und Wolfspelzen, unter denen die Panzerhemden verrätherisch blinkten, ritten sie nicht zu Hof und Hochzeit.

Der Morgen war rauh und unfreundlich wie ihre Gesichter. Sie folgten einem wenig befahrenen Holzwege. Wo der Wald sich lichtete, hielten sie, wie um zu horchen. In weiter Ferne hörte man dumpfe Hufschläge. Auf der andern Seite der Lich-

tung ſchimmerte aus der Niederung eine verfallene Lehmhütte, deren wettergepeitſchtes, ſchiefes Dach allmählig ſeine braune Farbe verlor.

Der eine Ritter ſchien grade dies Dach mit beſonderer Aufmerkſamkeit zu betrachten: „Siehſt Du, Wedigo, es wird weiß.“

Der andere ſtrich aus ſeinem rothen Knebelbart den Morgennebel: „Es bleibt aber nicht weiß. Der Rauch ſchmilzt es da am Schlott. Die Sonne thut's für uns nachher.“

„Bis 9 Uhr, wo er kommen ſoll, hat ſie nicht die Kraft.“

„Und wenn nicht, was weiter!“

„Was weiter, ſchwere Noth! Sollen wir wie die Eichkatzen an den Baumäſten klettern? An die ſiebzig, die von links und rechts kommen, müſſen doch Tapfen laſſen. Es wär die Peſtilenz, wenn er Wind bekäme, und es ginge wieder quer.“

„Iſt er nur bis zum Süßengrund, dann mögen ſie uns wittern.“

„O dieſer ſüße Grund! knirſchte der Andre, er ſoll ihm ein bittrer, ſaurer werden!“

„Wenn Kasper Flanz pfeift, ſo laut er will, mag ihm ein Vöglein ſingen, 's iſt zu ſpät. Er kommt nicht mehr nach Köln zurück.“

„Mordio! Der Andre ſchüttelte an ſeinem Degen. Nur heut keine Memmen!“

„Kannſt Du noch zweifeln!“

„Was Adlige ſind, nein. Aber daß wir bei ſo was nicht unter uns ſind! Ich ward überſtimmt.“

„Was plagſt Du Dich mit Argwohn, Adam! Unſere Knechte ſind Dir Kerle, die im Feuer geſotten wurden. Was hat ſo ein Bauerſohn, dem ſie ſein Haus in Aſche gelegt, und auf ſeinem Acker wachſen Neſſeln? Meinſt Du, daß ſie lieber Diſteln ausreuten und hinterm Pfluge keuchen, als mit uns durch die Haide preſchen? Satan könnte ſich keine beſſern Geſellen wünſchen, als märkiſche Bauern, die nichts mehr hinter ſich haben und ein

frei Leben vor ſich. Ich habe ſo ein Paar Lümmel; ihre Schwielenhaut ward in Sonne und Sturm wie ein Panzerhemd, und ihre Sehnen ſind wie Eiſen. Auf die iſt Verlaß; ließen ſich für mich ein Stündlein zum Vergnügen auf die Folter recken. Wenn man den Menſchen die Krippe nicht zu hoch ſchnallt, ſind alle Menſchen gut.“

Sie ritten, am Waldrande ſich haltend, auf das Haus zu, um, nach der Verabredung, die erſten zu ſein, ſchienen aber verwundert, als ſie im Wege ſchon eine friſche Pferdeſpur fanden.

Das fordert Vorſicht, ſprach Wedigo und ſprang vom Roß, das er an einen Aſt band, um von hinten an das Haus zu ſchleichen.

Aber lächelnden Geſichtes war Wedigo zu ſeinem Gefährten zurückgekehrt, und flüſterte ihm einen Namen zu, der auch dieſem ein Lächeln abnöthigte, derweil die Ankunft anderer Reiter beider Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Alle kamen auf Nebenwegen mit derſelben Vorſicht heran; alle vermummt.

Einige mit alten Helmen und geſchloſſenen Viſiren, alle wohl bewaffnet. Ihrer Tracht nach ſchien keiner vornehmer als der andere zu ſein. Aber in jeder Gemeinſchaft muß es Führer und Häupter geben, und wo keine ſind, da machen ſie ſich von ſelbſt. Man ritt an einander, man wechſelte leiſe Worte, Winke und Händedrücken, bis ihrer ſo Viele beiſammen waren, daß die Ordnung nöthig ſchien, welche nur ein Befehlshaber herſtellen kann. Einer, der ſeine ſtolze Haltung nur ſchlecht unter dem Schafpelz verbarg, winkte ſeine Befehle einem andern im ſchwarzen Büffelkoller zu, der nun unter den Gruppen umherritt, und ſie austheilte. Einige ſtiegen von den Pferden, und vertheilten ſich in den Wald, andere hielten zu Roß an dem Saum der Lichtung Wache. Erſt dann traten die Andern in einen Kreis und pflogen, wie es den Anſchein hatte, Rathes, der aber bald lauter wurde, als ſich für ſolchen Ort ſchicken mochte.

„Himmel und Hölle! rief mit gedämpfter

der unglückselige Brand störte. Der emsige Freund des Landbaues, der thätige Staatsdiener, der liebenswürdige Gatte und Wirth zeigte sich jetzt nur in jener wohlthätigen Unbefangenheit der Männer, welche Welt und Leben kennen gelernt und mit Freuden zur ostentationslosen Ruhe zurückgekehrt sind.

Bei aller Größe lag doch auch eine unheimliche Scheu auf dem alten Schlosse, wenn die Männer durch das Dunkel der nächtlichen Gänge nach ihrem Flügel gingen, oder vorher noch einmal den Garten besuchten. Die Siroccoluft, wie sie zwei Nächte hindurch feucht über den warmen Boden strich, niederdrückend, wie ich mich selten ihrer in Deutschland zu so später Jahreszeit erinnere, der bald bedeckte, bald vorblickende Mond, das tiefe Schweigen des Eichenparks, das blaß erleuchtete hohe Portal, konnten wohl zu Mittheilungen mahnen, die der Geisterwelt näher waren. Sie lebt noch in Schweden, wie in Norwegen. Der Fremde darf freilich nicht darauf rechnen, von dem Landmanne die Geheimnisse mitgetheilt zu erhalten, die dieser nur in vertraulichen Momenten dem Nächsten aufschließt. In Guldbrandsdalen läuten sie mit den Glocken

Stimme der im Schafpelz und hob beide Arme in die Höhe, wir haben ihn noch nicht. Nachher davon, Ihr Herren, hier thut uns Anderes Noth!"

Aber seine Gründe schienen nicht Alle zu überzeugen, der Lärm, das Geschrei, wenn gleich mit unterdrückten Stimmen, ward lauter. Einige Mißvergnügte ritten auch schon aus dem Kreise, und sonderten sich in Gruppen.

„Dacht' ich's doch, rief Einer. Wo die Klugsprecher sind, ist auch Verrath. Wer setzt denn um nichts den Hals daran!"

„Warte nur, bis der Otterstädt kommt," entgegnete der, welcher ihn zur Rückkehr zu bewegen suchte.

„Der! Wer am Hof war, züngelt."

„Gieb Dich nur jetzt, Christoph."

„Gieb Dich, gieb nach, warte nur, so heißt's allzeit. Wenn's nun nicht geschieht, hol's der Teufel, und ich konnte in Kyritz einreiten! Zusammenhalten! Schönes Wort! Der Hund heult,

und der Wolf ſchluckts. Wovon ſollen wir leben? An unſern Fingern kauen, wenn wir die Zeit nicht nutzen! Ich hab' nichts mehr, darum bin ich hier. 'S läuft Alles auf's Dienen raus, Adam, wo die Klugſprecher an's Regiment kommen."

„Die Noth iſt unſer Aller. Die großen Herrn —"

„Salviren ſich, wenn's ſchlimm geht, uns hängen ſie. Wenn's gut geht, ihre Taſchen werden voll; uns ſchmieren ſie Redensarten in's Maul. Hab die letzte Kuh verkauft zur Rüſtung, und nun ſoll ich warten auf den Landtag. Und da wird parlirt, und dann heißt's: Die Ordnung will — Ich kenne das. Ich — auf die Ordnung. 'S iſt mir kein Wort ſo zuwider. Kriege Bauchgrimmen, wenn ich's höre."

Adam flüſterte ihm Namen in's Ohr: „Volle Katzen haben ſie mitgebracht. Es ſoll Keinem fehlen, der Geld braucht."

„Das heißt, wenn Du gut Bedienter ſpielſt, wirſt Du gut bezahlt. Seine Leute bezahlt der

Kurfürſt auch. So kommt der arme Mann runter. So iſt mancher gute Mann in der Mark zum Dienſtboten worden."

„Wer nichts hat, muß dem Andern dienen, der was hat. 'S geht ſchon nicht anders in der Welt."

„'S ginge ſchon, wenn" — antwortete Chriſtoph.

Der Sturm und das heftigere Schneegeſtöber trugen das Wenn des Junkers in die Luft, und trieben die Verſammelten ins Haus, zum Vortheil der Anführer vielleicht. Die niedrige Stube des Haidewirths mochte noch nie eine ſo anſehnliche Verſammlung in ihren zerbröckelten Wänden geſehn haben; mit ihren Fenſteröffnungen, die mit Lumpen verklebt waren, und einem Lehmboden, der an Stellen einem Sumpfe ähnlich ſah. Hitze und Dampf qualmten aus dem gemauerten Ofen. Rohe Bänke und Tiſche, zerbrochene Gläſer und Krüge im Schrank, und ein Himmelbett waren die einzigen lebloſen Dinge. Der Wirth, ein verdächtiges, tücki-

ſches Geſicht, mit einem Auge, und ein geſpornter Mann, der, mit dickem Wolfspelz überdeckt, auf der Ofenbank ſchlief, die einzigen lebendigen Weſen, als die Ritter hereindrängten, und den Schnee von ihren Schultern abſtampften, was kaum nöthig ſchien, da ihn die Hitze ſogleich ſchmolz.

„Unſinn!“ rief der Anführer, der von den Andern Wigand genannt wurde, und warf ſich auf einen Schemmel, daß die Rüſtung unterm Pelz klirrte. „Unſinn in dieſem Augenblick damit vorzukommen. Ich ſage Euch, wenn wir uns nicht bändigen, haben wir verloren, auch wenn's gelang. Meint Ihr denn, daß es ein leichtes Ding iſt? Ihn zu faſſen, ja. Aber, ſo wir's nicht geſchickt angreifen, bleibt es ein Aſt, den wir vom Baume reißen, und der Baum ſteht da, und lacht uns aus. Vor hundert Jahren war es anders, und unſere Väter haben doch verloren. Jetzt hat der Baum hundertjährige Wurzeln unter ſich, Deutſchland ward ein anderes, die Meinung iſt für ihn, es iſt ein

gewaltiger Kaiſer da. Wenn wir nicht jetzt mit aller Vorſicht zu Werke gehn, wenn wir nicht die Meinung für uns gewinnen, haben wir ein ſchlecht Schauſpiel zum ſchlechteſten, kläglichſten Ende gebracht. Verrückt, toll wären wir, ſo wir in dem Augenblick die Städte gegen uns aufbrächten. Jetzt an Wegelagerung, an Plackereien zu denken, ich ſage Euch, beſſer, Ihr ſchnittet Euch die Kehle mit dem Brodmeſſer ab. Es kommt nur, es kommt Alles darauf an, der Sache ein gut Geſicht zu geben. Es kommt darauf an, jetzt zu geben, nicht zu nehmen. So unſere Väter es damals nicht mit den Städten verdorben, hätten ſie auf die Dauer verſchlungene Arme mit uns gemacht, die faule Grete hätte nicht vor unſern Schlöſſern gebrummt, ſie wär im Sande ſtecken blieben; wir hätten die Nürnberger wie den Hohenloher zu Paaren getrieben, bis ihnen die Luſt verging."

„Hätten iſt nicht hatten," ſagte Einer. Die

Rede ſchien wenig Eindruck auf die Mehrzahl gemacht zu haben.

„Beim Blût von Wilsnack! was wollt Ihr denn? rief der erſte Redner, den eiſernen Arm auf den Tiſch legend. Wer nicht die Zeit, wie ſie iſt, im Aug' hat und faßt, der verſpielt auch die Gunſt des Augenblicks. Was haben wir denn, wenn wir ihn haben; und auch wenn er nicht mehr iſt, was denn? — Das Herzblut ſpringt Euch beim Gedanken, daß Ihr Eure Rache kühlt. Glaubt Ihr, daß mein Herz nicht auch jubelt? Aber ſo handelt das Vieh. Könnt Ihr nur an heut denken? Iſt das Morgen Euch mit Brettern vernagelt?"

„Sprich, ſprich, Wigand!" ſagten Einige.

„Städte, Fürſten, Kaiſer, Reich ſtehen auf. Die Acht wird gegen uns geſchleudert. Meint Ihr, daß die Sachſen, die Pommern, die Meklenburger, die Magdeburger nur einen Augenblick anſtehen, Executionsheere zu ſchicken? O, wir haben gute Nachbarn. Wo ſind unſere feſten Burgen, wo die

dicken Mauern, dahinter wir ihnen in die Zähne lachen können? Wollt Ihr Alles aufs Spiel ſetzen um einen heißen vollen Trunk?“

„Wigand hat Recht!“ ſagte Einer. Die Andern ſchwiegen.

„Ich habe Recht. Ich weiß, daß Joachim grad jetzt Boten ausgeſendet zu den Pommern, zu allen Fürſten in der Runde zu einem großen Vertrage gegen die Plaker, wie ſie's nennen, gegen die Ritter aus dem Stegreif. Jeder macht ſich anheiſchig, die Landſchädiger zu fahnden, greifen und richten, auf weß Gebiet ſie betroffen werden. Wird unſere That laut, und wir thun jetzt nichts weiter, ſo heißt's durch die Welt: wir ſind Stegreifritter, wir thaten nichts als uns rächen, und Ihr wollt doch mehr, Ihr Herren, Ihr wollt andere Unbill rächen, alte, ſchlimme, verjährte, Ihr wollt Euer Recht wieder fordern, das Gott Euch gab, und die Fürſten aus Nürnberg nahmen's Euch.“

„Das wollen wir, rief Wedigo, an ſeine eiſerne

Bruſt ſchlagend. Das Land war unſer, die Wege und Straßen, unſerer Väter waren ſie, unſer das Recht, und ihrer das Unrecht. Das wollen wir wieder und ſie hinausjagen, wie Räuber, die einbrechen. Das wollen wir, und weiter jetzt nichts, dazu zeigt Gott uns den Augenblick. Wozu langes Fackeln! Viel Reden kühlt das heiße Blut. Was nachher, findet ſich nachher."

Ein dritter fiel ein: „Daß wir nicht hier ſind, einen Milchbrei zu eſſen, weiß Jeder. Mag's ein heißer Brei ſein, daran wir uns den Mund verbrennen; genug, wir ſind geſchworen, und unter uns iſt kein Hundsfott, der den Eid bricht."

„Was ſollen uns die Städte? ſagte ein Anderer. Die liegen wie der Dachs in ihrem Fett, froh, wenn man ſie in Ruhe läßt. Schüchtert ſie ein, ſo geben ſie ſich in das, was nicht zu ändern iſt. Aber ſie ſtehn nicht zu uns, und wenn ſie zu uns ſtänden —"

„So hätten wir eine Macht auf unſrer Seite,

die Ihr hoch anſchlagen könnt, fiel der Anführer ein. Um aller Heiligen Blut willen, hört mich noch an. Die Bürger knurren, glaubt mir's, es gährt auch dort. Nur einen Brand hinein geſchleudert. Wenn wir die Städte gewinnen, nur einige, nur die beſſern, ſo können wir ſagen, das ganze Land hat ſich erhoben, die Unbill, die Ungerechtigkeit war nicht mehr zu tragen. Das giebt unſrer Sache ein Anſehn. Vor einem ganzen Lande, das aufſteht, ſeine Voigte, ſeine Zwingherrn abſchüttelt, hat auch das Reich Reſpect. Hat Oeſterreich die Waldſtädte wieder gewonnen? Dort traten Alle zuſammen, Bauern, Städte, Adel. Wär' unſere Sache ſchlimmer, ſo wir Alle, Einer an dem Andern, hingen, Gut, Blut, Leben für die Freiheit einſetzten? Die alten Voigte, ſo die Kaiſer in die Marken ſetzten, waren gut. Darauf kamen ſchlimmere und immer ſchlimmere, die Baiern, die Luxemburger; ſie halfen uns nicht, wir mußten uns ſelbſt helfen. Wer beweiſt uns, wenn wir das Schwert zücken,

daß unſer Recht ausging, uns wieder ſelbſt zu helfen. Wagt es, Freunde, das auszuſprechen! Wer [illegible] gewinnt. Verwirkt hat er, der tolle, eigenſinnige Knabe, der nicht mehr Voigt ſein will des Reichs, der unſere Statuten, Satzungen, unſre alten Rechte freventlich zertritt, der adlig Blut vergießt um Lumpereien, der ſeine Grillen uns zu Geſetzen geben will, verwirkt hat er die Herrſchaft. Erhebt Eure Stimmen, ſchreit Zeter mit tauſend Kehlen, laßt tauſend Briefe es ſchreiben, ſchickt Druckſchriften durch das Reich, klagt, um nicht angeklagt zu werden. Er hat keine Kinder, keine Brüder. Bis die Sippſchaft aus Franken klagt, bittet, belehnt wird, bis ſie mit Truppen anrückt, ſind wir im Beſitz, und ſtark, wenn wir einig ſind."

Die Bilder, welche der Redner erweckte, hatten etwas Anziehendes. Die Roheren ſchienen verſtummt. Andre warfen ein, das Reich könne es nicht dulden, der Kaiſer werde es nicht.

„Wenn wir unterliegen! rief Wiegand. Der

um ein Kind, das sich seit Jahren in die Berge verloren, und von den Geistern festgehalten wird, zurückzulocken. Sah doch ein Mitglied einer angesehenen Banquierfamilie in Stockholm noch vor Jahren dort einen spukenden Kobold, Namens Tomtegubben. Was sollte nicht der einsame Landmann mehr sehen, wissen, ahnen? — Aber die Französische Philosophie hat die Gespenster selbst noch nicht aus den Schlössern der Großen vertrieben. Es sind Nationalerbstücke, die der Familienstolz nicht gern der Aufklärung hinopfert. Gern erzählt man sich: dort und dort ist ein Schloß, wo es noch spukt. Ahnungen gelten, sie werden sogar gepflegt, was ich nicht billigen mag. Die Swedenborgianer bilden noch eine und nicht ganz unbedeutende Secte im Lande. Karls des Elften Vision bespricht man gern, und Spott und Zweifel geht mit der Sonne unter. Reste einer uralten Burg im Steingeklüft des Parks liegen unfern vom Herrenhause. Eine rohe Sage spricht von Brudermord aus der Heidenzeit, — es wird sogar ein Rittersname genannt — und eine Edelfrau soll als schuldloses oder schuldvolles Opfer gefallen sein. Letzteres möchte man eher glauben, denn sie spukt

Sieger ſchreibt überall Geſetze vor. Schlagen wir die Erſten, die kommen aus dem Felde und warten die Andern ab, geſattelt und gerüſtet, ſie werden wahrhaftig nicht lüſtern werden nach der unfruchtbaren Erbſchaft. Ich wiederhole Euch, hätten die Puttlitze, die Quitzow, die Rochow, die Bredow vor hundert Jahren den Städten nur den kleinen Finger gereicht, ſtatt ihre Bürger zu zwicken und werfen, ſo gäb's keinen Nürnberger zwiſchen Elbe und Oder, wir hätten reichsfreie Geſchlechter, reichsfreie Städte. Und nichts iſt zu ſpät, wo es gilt, ſich ſelbſt retten. Die Fürſten, allüberall im Reich, freilich ſie möchten oben hinaus, den freien Adel knechten, die Städte bändigen. Aber anderwärts laſſen ſie ſich nicht bändigen. Seht auf die Bündniſſe im Schwabenland, in Franken, in der Pfalz. Die Sickingen, Berlichingen, die Kronberg, die Brömſer rühren ſich, ſie werden den Fürſten, die nicht mehr ſind als ſie, noch manche Nüſſe zu knakken geben. Sind wir ſchlechter als die? Ja, wenn

wir nicht den Muth haben, beſſer ſein zu wollen. Wir haben keine Burgen auf ſteilen Felſen, meint Ihr. So haben wir Sümpfe, Wälder, Brüche, Seen und zähen Muth. Schaut Euch um, wenn Ihr doch zagt, nicht nach Abend, nach unſern Nachbarn im Morgen. Da iſt Freiheit. Erinnert Euch, daß von Euren Urgroßmüttern noch ſlaviſches Blut in Euren Adern rinnt. Der Pole hat auch einen König, aber wehe ihm, wenn er die Hand anlegt an die Rechte des Adels. Solche Markgrafen wollten wir dulden, ſelbſt erkoren, aus freier Wahl hervorgegangen. Da hat der Adel Rechte, da ſchirmen die Großen die Kleinen, da wagt kein Fürſt den freien Mann unter ſeine willkührlichen Satzungen zu drücken. Was hindert uns, wenn das Deutſche Reich uns nicht will, wenn es über uns als Stiefbrüder die Achſeln zuckt, uns dem mächtigen freien Polen anzuſchließen. Freunde und Brüder! wo es Freiheit gilt, ficht ſich's ſo ſchön mit dem krummen Säbel wie mit der graden Klinge!"

„Der Otterſtädt kommt noch immer nicht,“ rief Einer, der ungeduldig ſchon mehrmals zur Thür hinausgegangen.

„Es kommen ihrer Viele nicht, auf die wir rechneten.“

Einer zählte am Finger die Namen mehrerer großen Familien: „Es hat mir das Mark im Leibe geſotten, was Du ſprachſt, Wigand, das iſt wahr, aber wo ſoll's hinaus, wenn die Wedel fehlen, die Puttlitze, die Reder, Rochow, Bredow, Alvensleben?“

„Der Sturm kräuſelt zuerſt nur Staub, zuletzt reißt er Dächer ab. Uns läßt man anfangen; glückt es, ſo zweifle nicht, daß auch die Reichen zur Erndte ſich einfinden. Das iſt der Lauf der Welt. Es kommt nur darauf an, daß man ſtark genug ſich fühlt, um anzufangen.“

Andere hatten eine Liſte vorgezogen, und muſterten die Köpfe der Anweſenden. Der Anführer riß ſchnell das Papier fort:

„Nichts Geſchriebenes! Keine Namen.“

Er warf das Papier in den Ofen, und ließ ſein Auge nicht davon, bis der letzte Zipfel ſich in Gluth und Aſche krümmte. Einige lächelten über die Vorſicht: „Wir ſind ja unter uns.“

„Um ſo weniger thut Papier noth, wo Blut und Ehre unſern Bund kitten. Wir kennen uns doch Alle?“ Seine Augen flogen im Kreiſe umher. „Nicht wahr, Hans Zarnekow? — Ihr vom rothen Haus, Peter Lüdke?“ Ein Nicken und ein Handſchlag antwortete: „Wer iſt der auf der Ofenbank?“

„'S iſt ja der Götz von Ziatz!“ lachte Wedigo.

„Was Teufel, und kann ſchlafen!“

„Er kam vor 'ner Stunde todtmüde vom Nachtritt an. Der Wirth ſagt, er fiel auf die Bank.“

„Seid Ihr's gewiß?“

Wedigo zeigte auf die Büffelhaube, den Pelz, und lächelte etwas: „Wer im Lande kennt nicht Götzens Elennsbüchſen!“

„Das iſt gut, ſagte Wigand. Er ſchwor im Rauſch; ich zweifelte, ob er nüchtern kommen würde.“

„Will auch keinen Eid drauf ablegen, daß er nüchtern kam,“ lachte ein Andrer.

„Genug, er iſt gekommen, ſein Name iſt bei uns, und das iſt viel. — Weckt ihn nicht. Er nutzt uns im Schlaf ſo viel, und vielleicht mehr, als wenn er wachte,“ ſetzte er leiſe hinzu.

Ein freudiges Holla draußen, ein Geklirr von Rüſtungen, ein Pferdewiehern unterbrach ſie, und im nächſten Augenblicke ſtürzte ein Ritter herein, und warf ungeſtüm den Helmſturz zurück:

„Da bin ich! — Er kommt.“

Otterſtädt's Augen rollten wie eines Irren, ſeine Bruſt hob ſich und ſenkte ſich, ſein Athem verſagte ihm.

„Er kommt?“

„Vor einer Stunde ritt er durch's Köpnicker Thor. — Das ſah ich noch vom Waldeck aus — flog wie der Wind. — Wenn er an den drei

Eichen iſt, ſchrillt Kasper Flans in die Pfeiſe. — Aber — Teufel, der Ritt griff mich an. —"

„Verſchnaufe Dich."

„Er reitet —"

„Mit wie Vielen?"

„Nicht der Rede werth. Heintz von Rever iſt's, und Kasper Röckeritz von den Seinen. Den Pommerſchen Abgeſandten Hans von Pannewitz nahm er mit, und damit ihnen die Zeit nicht lang werde, ſeinen lieben Biſchof Scultetus, der ihnen Schnurren erzählen muß. Mit zehn Reiſigen werfen wir ſie alle. Aber — er reitet nicht nach dem Süßen Grund, durch's große Geſtell nach dem Spechtgraben zu."

„Das ändert unſern Plan."

„Ihr müßt Euch theilen, ſagte Otterſtädt, rechts an die Spree, links an die Sümpfe. Ein Stündlein mehr, aber wir haben ihn im Netz. Einen Trunk Meth — ich brauche Lebensgeiſter."

„Und? —" fragte der Anführer, der ſeine

Befehle ausgetheilt und zurückgekehrt war, mit einem forſchenden Blick.

„Hilf Dir ſelbſt, ſo hilft Dir Gott,“ ſagte Otterſtädt aufſpringend. Er riß ab den unſcheinbaren Pelzrock, der ſeine Rüſtung verbarg, und zog ſein Schwert. „Blank, Mann gegen Mann, ſo iſt's am beſten.“

„Und in Sonnenwalde?“

„Calculirt Niclas Minckwitz mit ſeinen Vettern, wann's am ſicherſten für ihn ſein wird, Fürſtenwalde zu überrumpeln.“

„Und die Birkholze?“

„Das Fröſteln überkam ſie, je näher der Tag rückte. Erſäuften mich mit ſchönen Worten, und klugem Rath, daß Joachim ein mächtiger Fürſt ſei, und ſie hätten's nur mit dem Lebuſer Biſchof zu thun. Wann und wie und wo es ihnen mit dem, ihrem Feinde, gelänge, und dann und da und dort wollte Joachim ſich einmiſchen, alsdann und inſofern und alldieweil würden auch ſie — Kreuzdonner

„Haſt Luſt, wie Kunz von Kaufungen durch die Gaſſen geſchleift zu werden! Prinzenraub! Pfui über das Dumme und Halbe. Unter die Erde, aber nicht im Kerker. Gottes freie Luft ſoll das Gericht der Freien anſchaun.“

„Otterſtädt! Still, zügle die tolle Wuth.“

„Ich will nicht zügeln!“

„Wir verderben die beſte Sache —

„Was ſchiert mich die Sache! Ich hab's mit Menſchen zu thun. Mein Feind iſt er, mein Todfeind; ich haſſe, verabſcheue nichts ſo auf Gottes Erdboden. Meinen Freund hat er gemordet, ſeinen eigenen Buſenfreund; Peſt und Tod, wer mich hindern will! Ich hau ihn nieder, Baſta.“

„Achtet auf ihn, wenn's losgeht!“ flüſterte der Anführer zu ſeinen Vertrauten, als das Zeichen draußen gegeben ward. Die Verſchwornen ſtürzten zur Thür hinaus, daß die Wände der morſchen Hütte zitterten.

„Götze! Herr Götze von Ziatz, wacht auf!“

hatte Einer der letzten dem Schläfer auf der Bank zugerufen und ihn gerüttelt; doch erst nachdem er hinaus war, hatte der Schläfer sich aufgerichtet. Als er die leeren Wände sah, flog er an's Fenster und lauschte. Als die letzten Reiter zum Gehöft hinaus waren, sprang auch er in den Hof, riß sein Pferd aus dem Stalle, und schwang sich mit einem Satz hinauf. Zum Thorweg hinaus, gab er dem Thiere die Sporen, daß die Weichen bluteten.

Der Haidewirth schrie ihm verwundert nach: „Da nicht, Herr Ritter! Nicht in's Gestell, da treibt Ihr grad auf ihn zu; links durch den Wald!“

Der Reiter hätte ihn noch hören können, aber er hörte nicht. Ehe der Wirth dreißig Pulsschläge zählte, war er ihm aus dem Gesicht.

„Ein Bredow mag's sein, sprach der Wirth; aber Götz von Ziatz ist's nimmer.“

noch umher und wurde erst jüngst von einem jungen Studirten zwischen dem Geklüft gesehen. Sein Pferd bäumte sich, so daß an der Echtheit der Erscheinung nicht zu zweifeln ist, obgleich er ein Swedenborgianer war. Gespensterhafter kommt eine andere Erscheinung heraus, die gleichfalls innerhalb der letzten zehn Jahre vorfiel. Der Geist, unter dem Namen der Strenschen Frau (die Frau vom Stein) bekannt, zeigt sich auch von Alters her im Schlosse Tidö. Ein Diener, mit einem Service in den Händen, sah eine weißgekleidete Dame die steinerne Treppe von der Rüstkammer herunterkommen. Die Gesellschaft war im Eckzimmer, er hatte die Dame noch nicht gesehen, dort oben war seines Wissens Niemand gewesen. Da sie ihm gleich verdächtig vorkommt, eilt er ihr über den Flur nach. Sie schlägt die Thür hinter sich zu. Als er sie hastig öffnet, schlägt sie schon die zweite zu. So folgt er ihr durch die an einander hängende Reihe von Prachtzimmern in die Eckstube. Hier konnte sie ihm nicht entgehen. Als er eintritt, leichenblaß, ruft er aus: „Mein Gott, sie ist ja nicht hier!" Das Service entfällt ihm und halb ohnmächtig wankt er hinaus. Er gab den bestürzt Fragenden Aufschluß über

Zwölftes Kapitel.

Der Prediger.

„Heil dem Manne, der nicht wandelt im Rath der Gottloſen, noch ſitzet, da die Spötter ſitzen! Aber Heil auch dem Jünglinge, der unter den Spöttern lag, und horchte auf den Rath der Verworfenen! Ihr ſaht ihn Alle, meine Andächtigen, den erwählten Knaben, den ich einen neuen David nennen möchte, denn der Herr hat ihn berufen, dem Herrn unſeres Landes, dem Gewählten Gottes, ſein uns koſtbares Leben zu bewahren. Ihr ſaht ihn vor einer Stunde knien, den Knaben, der die Schleuder genommen, und der Kopf des Rieſen fiel, niederknien als Knaben, und auferſtehen als Ritter.

Preiſet den Herrn, er hat durch kleine Dinge Groſſes gefüget; er hat den Geringen erhoben und die Groſſen und Gewaltigen geſtürzt. Lobpreiſet ihn und dankt ihm durch den vollen Klang Eurer Stimme im Geſange!"

So hub der Prediger am Sonntage in der Nicolaikirche zu Berlin die Dankpredigt an für die gnadenreiche Rettung und Erhaltung des Kurfürſten. Es war der Dechant und Pfarrer von Alten-Brandenburg, der für den kranken Probſt als Gaſt vor den Berlinern redete, und im gedrängt vollen Gotteshauſe hörten ſie ihm mit einer Stille zu, daß man den Hauch des Mundes vernahm.

„Da lag der Jüngling, hub er an, als nun der Geſang ſchwieg, ſchlafmüde von einem langen, langen Ritte in Dienſten ſeines Herrn, der ihn in ferne Lande geſchickt zum Wohle ſeines Reich-s. Ach, dachte er, wo werden meine Kräfte ausreichen, daß ich noch heut meinen Fürſten treffe; hab' ich doch ſo wichtige Botſchaft, und morgen vielleicht iſt

er weit hin aufgebrochen und ich erreiche ihn auch übermorgen nicht. Aber die Kräfte verſagten ihm. Er wollte wachen und ſchlief ein. Warum ward er ſchwach, warum verirrte er in dem Walde, warum kehrte er in den Haidekrug ein, davor ihm beim Einreiten graute? Der Jüngling, meine Andächtigen, durfte dieſes fragen. Wir wiſſen die Antwort. Es war der Finger des Herrn, der ihn ſchwach machte, der ihn irr führte, und doch zum Rechten. — Feſt hatte er ſich vorgeſetzt, nur ein Stündlein zu ſchlafen, und er ſchlief eine, zwei, drei, ich weiß nicht wie viel Stunden. Da weckte ihn der Engel Michael, zu dem er vor'm Einſchlafen gebetet, daß er zur rechten Zeit aufwachen möge. Hat der heilige Erzengel Michael ihn denn getäuſcht? Meinſt Du da — oder Du? — Er verſäumte ja die Stunde, ſagt Ihr. Ich ſage Euch, die Engel wiſſen, wann wir wachen, und wann wir ſchlafen ſollen. Nun ſo ſag ich Euch, wär er aufgeſprungen, jach, wir hätten ihn heut nicht geſehen zum Ritter ſchla-

gen, ein blutiger Leichnam wär' er, unter ihren Dolchen zu Boden gesunken. Wer aber von Euch wenn er, voll solchen brennenden Diensteifers, gemerkt, daß er zu lange geschlafen, wer würde nicht auf der Stelle aufgesprungen sein, zur Thüre hinausgestürzt, sein Roß gesattelt haben? — Der rasche und ungestüme Jüngling schlief fort, d. h. die Heiligen woben um ihn den Schein eines Schlafenden, damit er die Rathschlüsse der Gottlosen ganz anhöre. Welches Meer unergründlicher Wunder thut sich vor uns auf. Warum grade an dem Orte, daß ihn die unbegreifliche Schwachheit befiel, wo die unbegreifliche Tücke der Bösen Rathes pflog? Einen Augenblick zu früh, einen Augenblick zu spät, und Du, mein theures Vaterland, mußtest Dich einhüllen in schwarze Trauergewänder um den besten Fürsten. Schon hatte Satan die Gruft dort im Kloster Lehnin mit seinen Krallen aufgerissen, aber der Engel Michael stieß sie wieder zu mit seiner ehernen Ferse. Wie aber schlug er die Ruch-

loſen mit Blindheit, welches Myſterium, daß ſie in dem Schlummernden einen der Ihrigen zu erkennen glaubten? Hatte er ſich etwa verkleidet, entſtellt? Nein, arglos lag er da, ganz er ſelbſt. Aber die Heiligen, die über ihm ſchwebten, hatten ihn verwandelt vor ihren Blicken. Aber warum ſtießen ſie ihn nicht an, die Miſſethäter, warum weckten ſie ihn nicht? Beſchlich ſie denn gar kein Argwohn, der doch dem Einfältigſten unter uns kommen würde, wenn wir zu einer ruchloſen That in nächtlicher Stunde verſammelt ſtänden, und Einer ſchliefe unter uns, deſſen Geſicht wir nicht einmal ſehen? — O fragt, fragt, fragt doch in alle Ewigkeit. Die Gläubigen fragen nicht, ſie wiſſen, daß der Herr die nicht antaſten läßt, die er erkoren zu Rettern Iſraels. Fragt Ihr nicht auch: Wie doch kam es, da die Rotte Korah vor ihm aufbrach, geſtreckten Laufes, das vatermörderiſche Schwert in der Fauſt, daß er, der nach ihnen ſattelte und ausritt, auf demſelben Wege, ſie überholte, er ritt mitten durch

ſie, wie ein Windhauch durch die Aehren, ſie ſahen ihn nicht, ſie fühlten ihn nicht, ſie hörten ihn nicht. Nur ein Schauern durchfröſtelte ſie. Sein Pferd, blutig geſpornt, keuchte, es wäre geſtürzt wenn die Engel es nicht gehalten. Dort fand er ſeinen Fürſten, nur mit wenigen Begleitern, die luſtig umher tummelten, wie Jäger Art iſt vor dem luſtigen Waidwerk. Unſer hoher Landesherr nur ſprach mit meinem frommen Biſchof von Brandenburg, dem Gott ein langes Leben ſchenke, gewiß tiefſinnige, gelehrte, fromme Geſpräche. Da keucht ein Reiter an. Sein Roß ſtürzt, er auch; er erhebt ſich wieder. Er ſtreckt beide Arme empor, er will ſprechen, aber die Stimme verſagte ihm. Dennoch ſpricht er, die Gedanken, die in ihm würgen, werden zu Worten: „Zurück! Fliehe, Fürſt! Verräther, Mörder lauern Dein im Walde!“ Und der fromme Biſchof Sculteus wendet des Herrn Roß: „Das hat Gott geſprochen.“ Da beſinnt ſich unſer durchlauchtigſter Herr, als ſie dem Thor ſchon wieder

nahe ſind. Raſch kehrt er ſein Roß: „Ein Fürſt ſoll nicht fliehen vor Mördern; er ſoll ſie ſuchen gehen!“ Wer hätte ſich unterfangen, ihn in ſeinem gerechten Zorne zu halten? Da führt der Zufall, ſagt die Weisheit der Kinder dieſer Welt, die geharniſchten Dreihundert, die Kurt Schlabrendorf einüben will, zum Köpnicker Thor hinaus. Nun, wer den Engel Michael mit flammendem Schwerte nicht ſehen will, der ſehe dieſe wackere Schaar, vom Zufall geleitet, ihrem Fürſten folgen. Schaut, wie ihre glänzenden Panzer, ihre Schilde und Helme durch die Haide flimmern; die Krähen und Raben ſchreckten auf vor dem Glanze, die ſiebenzig Mörder ſahen ſie nicht; vor dem Klirren der Stahlrüſtungen, vor dem Getös und Getrampel der zwölf hundert Hufen flohen die Hirſche, man ſah die Haſen ins Waſſer ſpringen, die Vögel entflohen, die Räuber hörten nicht, und flohen nicht. Sie ließen ſich umzingeln wie ein blödes Thier. Siebenzig Dolche, ſiebenzig Schwerter ſiebenzig Streitärte, ſiebenzig

verzweifelte Böſewichter wehrten ſich nicht. Sie ließen ſich fangen, binden, führen, richten, ohne einen Schwertſchlag. Wer blendete, betäubte, lähmte ſie, die ſich vermeſſen, unſern Kurfürſten umzubringen, und das Reich umzudrehen? — O Berlin, Berlin, du große, reiche, ſündhafte Stadt, wenn einſt der Arm, der jene blendete, betäubte, lähmte, drohend über Dir ſich erhöhe, würden alle die Sünder, die in Dir athmen, auch wie jene trotzen und fluchen, blind und taub, bis der Engel ſein Feuerſchwerdt über Euren Häuptern zückte? Würdet Ihr da erſt ſchlotternd in Eure Kniee ſinken, zerſchmettert von Eurem Schuldbewußtſein, und die Boten ſeines Zornes ſind doch ſchon da! Hat der Sturm nicht Eure Dächer abgedeckt, hat er nicht die Seeraben in's Land geführt, haben die Dohlen und Raben nicht Krieg geführt in den Lüften, hat es nicht blutige Kreuze geregnet in der Priegnitz, in der Uckermark, im Lande Bellin, drüben im Teltow und hüben im Barnim. Dir, Dir, Dir da fielen

ſie auf's Buſentuch, Dir auf den Nacken. O ſchau Dich nicht um nach der Nachbarin, ich ſehe die Male auf Deiner eigenen Haut. O reißt doch die Augen auf, öffnet die Ohren, die Zeichen ſind furchtbar, es kommt heran die Ruthe des Zornes. O ihr Geliebten, verſäumt nicht die Stunde, nicht die Minute, denn ſie iſt koſtbar: betet zum Schutzpatron dieſer Kirche, daß der heilige Nicolaus Fürbitte für Euch einlege, bei der allerheiligſten Mutter Gottes. — Hört, hört! Wieder ſchallt das Sterbeglöcklein, wieder werden Ihrer hinausgeführt zum letzten, ſchweren Gange. Auf Eure Knie, Ihr Alle, betet für ſie, Ihr betet auch für Euch, denn in weſſen Herzen ſtiegen nicht auch arge Gedanken auf gegen die geheiligte Perſon unſeres gottgeweihten Fürſten. Es ſind nicht dieſe unbändigen Schloßherrn allein, nicht dieſe Landſchädiger nur, die ihm Verderben brüteten; ſchaut in Eure Herzenskammern, Ihr Reichen, Ihr Uebermüthigen, findet Ihr nicht auch da grollende Gedanken? Und wahrlich, ich ſage Euch,

es giebt kein ärger Verbrechen, nächſt Ketzerei und Ungehorſam gegen Gott, als übel zu denken von der Obrigkeit, die er hat eingeſetzt. Wozu ſetzte er ſie ein? — Ich will es Euch ſagen. Wie die Kirche und ihre Prieſter denken und ſorgen für das Heil Deiner Seele, ſoll der Fürſt denken und ſorgen für Dein Irdiſches. Uebernommen biſt Du durch dieſe göttliche Huld der Sorge ſelbſt zu denken. Er denkt für Alle, er weiß Alles beſſer. Zerknirſchten Herzens über dieſes Uebermaaß von Güte, dieſes neue Myſterium ſeiner Gnade, ſollteſt Du preiſen den Herrn der Heerſchaaren; aber der Verderber flüſtert Dir ins Ohr: Was braucht er für mich zu denken, kann ich doch ſelbſt denken! Du wüßteſt es am Ende beſſer, was Dir noth thäte. Nicht wahr, das ſprach er? Sprach er nicht auch von alten Rechten, Freiheiten? Was! ſein Ahnherr riß er nicht die Siegel von Euren Privilegien? Den Blutbann nahm er Euch. Die Bierzieſe iſt zu arg, der Voigt zu ſtreng, der Schoß zu hoch. — Ich

seine Angst, aber diese Antwort kostete ihm, wenn auch nicht das Leben, doch vierzehn Tage die Gesundheit; denn wer Andern verräth, daß er eine Erscheinung gehabt, bekommt den Rück-skot (Rückenschuß), offenbar einen electrischen Schlag, wie der, welchen Herr Oluf von der Eise auf die Brust erhielt, und kann zufrieden sein, wenn er nur vierzehn Tage krank liegt.

Aber nicht alles athmete so trübe Scheu um das Schloß. Die Maienbäume in England sind vorüber. Hier giebt es noch ein Midsummer-Fest, wenn ich recht gehört mit demselben Namen. Hohe mit Kränzen und Laub und Goldflittern geschmückte Stangen stehen in der Nähe der Herrenhäuser auf Rasenplätzen, und die Sommerlust, der Erntezeit vorangehend, wird von gütigen Schloßherrschaften mit allerlei Gaben, Musik und Tanz gefeiert. Diese schließen sich selbst nicht aus vom ländlichen Reigen und die Lust soll lebendiger werden, als man vom Norden erwartet.

Von Westerås gehen während des Sommers dreimal wöchentlich Dampfböte nach Stockholm und zurück. Wir benutzten eines, um den langen Weg, den man zu Lande nur mit Mühe,

höre Alles, was er Euch zuflüſtert. Fortert nur! ruft er. Ja fortert nur, der mit dem Pferdehuf hohnlachend notirt jedes Eurer Worte, und giebt Euch keines zurück, aber ſein Rachen öffnet ſich, ich ſehe die Gluth, die herausſprüht. — Berlin, Berlin! o daß dieſe Todtenglocke nicht auch zu Deiner Sterbeſtunde ruft! Ihr weich geſchaffenen Seelen, Ihr zarten Frauen, die Gottes Stimme hören, auch wenn ſie ſanft rauſcht, wie der Abendwind, Ihr rettet Euch, wagt es auch für Eure Gatten, Söhne, Brüder; wahret ſie vor dem Verſucher, zieht ſie zurück: Widerſtand gegen die Obrigkeit, die Gott einſetzte, iſt Empörung gegen Gott. Das ruft ihnen zu. Blutige Kreuze hat es ſchon geregnet, wenn es wieder regnet, regnet es Feuer, das Euch verſchlingt. Domine salvum fac regem!

Solches Zähneklappern und Schluchzen iſt nie geweſen in der Nicolaikirche zu Berlin.

„Das war eine Predigt, das iſt ein Prediger!“ ſagte die Frau Bürgermeiſterin auf dem

Heimwege, und die Rathsmännin erwiederte: „Der hat's ihnen mal gegeben, der verſteht's.“ — „Dieſe gottloſen Menſchen,“ ſchluchzte die Bürgermeiſterin. „Der Musculus predigt auch zum Herzen, ſagte die Rathmännin, aber —“ „Aber immer von den Pluderhoſen, fiel die Bürgermeiſterin ein. Das ſoll eigentlich unanſtändig ſein, hat man mir geſagt.“ — „Gewiß, Frau Bürgermeiſterin, man muß doch Reſpect vor der Obrigkeit haben. Mein Mann hat ſich jetzt nach dem neuen Schnitt welche beſtellt. An ſo was ſollte doch ein Prediger denken.“ — „Ach was ſind alle Hoſen gegen den Feuerregen! Es drang Einem durch Mark und Bein, als ob die Funken ſchon gegen die Fenſterſcheiben klatterten. Solchen Prediger müſſen wir haben.“ — „Den müſſen wir haben, wenn der alte Probſt ſtirbt, ſtimmten beide ein, und leiſer ſetzte die Frau Bürgermeiſterin hinzu: ich will ſchon mit meinem Manne ſprechen.“

Der Bürgermeiſter und der erſte Rathmann gingen hinter ihren Gattinnen mit geſenkten Köpfen.

„Den werden wir nicht wieder los, ſagte der Rathmann. Die Weiber laſſen uns keine Ruh.“

Der Bürgermeiſter ſtieß einen leiſen Seufzer aus: „Nun iſt's entſchieden. Mit dem Adel iſt's aus. Wenn der Dechant von Altenbrandenburg ſo zu ſprechen wagt, hat die Ritterſchaft auf dem letzten Loche gepfiffen. Bin nicht ihr ſonderlicher Freund, aber ſie gehören doch auch zu uns. Es hätte beſſer ſein können.“

Der Dechant ſelbſt aber ſonnte ſich nach der Predigt, im Polſterſtuhl ausgeſtreckt, an den Nachwonnen ihres Eindrucks, und hatte ebenſo wenig eine Bewegung gemacht, aufzuſtehen, da der Junker Peter Melchior eintrat, als er jetzt, nachdem er geſprochen, ihm ein Zeichen freundlicher Theilnahme gab. Vielmehr hatte er das Anſehn eines Richters, vor dem ein armer Sünder etwa ein Privatbekenntniß ablegte, und ſtatt Troſt ihm ein-

zureden, weiſt der Mann des Geſetzes ihn noch herb zurecht.

„Das ſollte ich Euch geſagt haben, Herr Junker von Krauchwitz! Und das wagt Ihr noch auszuſprechen, nachdem Ihr vorgebt, eben aus meiner Predigt zu kommen!“

„Ihr müßt Euch doch entſinnen, ſagte der Junker, als Wedigo mir den Antrag that, und ich zu Euch ritt nach Brandenburg, und in Eurer Klauſe Euch die Sache vortrug, und um Euren Rath bat; ob Ihrs gerathen hieltet oder nicht, und Ihr den Kopf ſchütteltet und meintet: es ſei eine kitzliche Sache, man wiſſe nicht, wohin ſie ausſchlagen möchte, und endlich ſagtet Ihr: Zögert mit Eurem Ja und Nein. Ja blickt mich nur verwundert an, ſo ſagtet Ihr zu mir und drücktet mir die Hand, und grade da trat ein andrer Chorherr ein, es war der Sydow. Er hat es noch gehört.“

Der Dechant ſtrich mit der Hand über das Geſicht: „Der Sydow hat es gehört. Das iſt

etwas anderes, lieber Junker. Davon alſo redet Ihr. Der Sydow, richtig! Nun das iſt ein guter Mann. Wenn man ihn nicht fragt, redet er nicht. Setzt Euch doch, Herr von Krauchwitz. Ueber die Tücken Satans, der ſo oft in unſere Worte einen andern Sinn legt, nämlich daß die Andern etwas anderes verſtehen, als wir meinten, können wachſame Chriſten nicht ernſtlich genug ſich gegenſeitig verſtändigen. Worte, wie geſagt, hört Einer ſo, der Andere ſo, aber Ihr wißt, als Ihr damals mit dem Lindenberg ausrittet —"

„Sprecht nicht davon. Der Junker erblaßte. Ich kam ja darum nicht, auch nicht darum."

„Dann iſt es für uns Beide gut, daß wir von dem ſchweigen, was wir wiſſen, vor allem aber für Euch," ſagte der Dechant, und fing wieder an, ſeinen Fuß behaglich über dem Kohlenbecken zu wärmen, das vor ihm ſtand. „Warum kommt Ihr denn?"

„Dechant! ſagte der Junker, ſein Baret drükkend. Das Haar ſteht Einem doch zu Berge."

„Kämmt es glatt."

„Die Galgen und Hochgerichte und Stangen draußen wie ein Wald! Jeden Tag Neue eingefangen, ſchubweiſe führt man ſie hinaus. Soll man fliehen, ſoll man bleiben?"

„Ich bleibe."

„Wenn ich mich verſteckte —"

„Lauft Ihr Gefahr, daß man vergäße, Euch zu ſuchen," ſagte mit einem hochmüthigen Lächeln der Dechant. „Der Adel muß ein ander Kleid anziehen, mein Lieber, das alte taugt nicht mehr. Das iſt der beſte Rath, den ich Euch als Freund geben kann. Geht zu Eurem Schneider, und fragt nach der neueſten Mode. Wenn's Euch auch zuerſt unbequem ſitzt, Ihr werdet Euch darin zu finden wiſſen. Ihr ſeid ein Mann, den man am Ende überall brauchen kann. Ja, lieber Junker, ſprach der künftige Prälat, und legte ſeine Hand mit der behaglichen Miene eines Gönners Peter Melchior auf die Schulter, bleibt; ſo ich mich recht

bedenke, grad Ihr ſeid jetzt am Flecke. Nun kommt Eure Zeit. Lehrt Eure Junge Knoten ſchlingen, Euren Rücken, wie einen Aal, biegen. Edelleute wird man bei Hofe immer brauchen, aber nicht im Eiſenkleid, keine graden Nacken. Mit denen iſt es aus. Der Adel muß in die Schule gehn. Aber tröſtet Euch: Was Hänschen nicht lernen wollte, ich meine diesmal wird es Hans doch lernen."

Peter Melchior iſt nicht geflohn, und hat ſich nicht verborgen. Hier ſcheiden wir von ihm, für dieſes Mal.

Aber am ſelben Sonntag Nachmittage ritt ein hoher, ſtolzer Ritter, mit ſtattlichem Gefolge in Berlin ein. Sein Geſicht war blaß, ſeine Augen rollten faſt zornig von dem was er geſehen. Es hätte auch Andere erſchreckt, die langen Reihen von Galgen, der Kopf auf der Eiſenſtange über dem Köpnicker Thore, der ihn ſchon von fern angrinſte. Es war Otterſtädts Kopf. Ein Karren mit zer-

riſſenen Gliedern peitſchte an den Reitern vorüber. Es waren Otterſtädts Glieder.

Der Graf von Giech trat in glänzender Silberrüſtung, als Abgeſandter ſeines Herrn, des Markgrafen Friedrich des Aeltern, vor den Kurfürſten von Brandenburg. Der Vertreter des Oheims ſprach zu dem Neffen ſeines Herrn. In ihm ſprach mit der Zorn des großen, freien Edelmanns, vielleicht auch das verwundete Herz des Menſchen. Nicht alle Geſandte ſprechen ſo vor einem Fürſten, und einem Fürſten, in deſſen Hand noch das Richtſchwert zittert. Die Hofleute ſahen es mit Schrecken und hörten es doch mit heimlicher Freude.

„Mein Herr ſende mich, war ich des Glaubens, ſo ſchloß er, in ein Land des heiligen römiſchen Reiches chriſtlicher Nation, aber, heiliger Gott, ich glaubte jetzt in ein Reich zu treten, wo der Großtürke und ſeine Baſſen Gericht hielt!“

„Beim Kurfürſten von Brandenburg ſeid Ihr, Herr Graf von Giech, unterbrach ihn Joachim,

der dies Land hat von Kaiſer und Reich, daß er richte nach dem Recht, gleich über Alle.“

„Heißt das gleich richten über Alle, ſo Ihr die hochſtehen und edel vor dem Volke, ſchlachtet und hängt wie ſeinen Auswurf? Der Fürſten Blut und Macht ging aus dem Deutſchen Adel hervor, und auf den Adel müſſen die Fürſten ſich lehnen, wenn ſie beſtehen wollen vor dem Volke. Das trug mein Herr auf, ſeinem Neffen zu ſagen, den er der Vormundſchaft entließ, weil er ihn für mündig hielt. Soll er Kaiſer und Reich wieder angehn, daß ſie ihm die Regentſchaft, nach der der fromme Fürſt nie getrachtet, wieder zurück geben, weil, der ſie führt, vergißt, daß er hier ein Exempel giebt, ſo allen Fürſten zum Schaden iſt? Welcher Fürſt den Adel nicht achtet, achtet ſich ſelbſt nicht, welcher des Adels Anſehn vernichtet, vernichtet ſein eigenes, er untergräbt die heiligen Satzungen, auf denen alles Regiment ruht, er wüthet gegen ſein eigenes Blut, er beſchimpft ſich ſelbſt, denn er iſt nur ein Deut-

ſcher Edelmann, der glücklicher war als die andern. Weil aus einem Dienſtmanne ein Herr ward, ſoll er nicht vergeſſen der Mannen, die ſeines Gleichen ſind an Blut und Abkunft, ſo ſpricht mein Herr durch meinen Mund."

Der Graf von Giech hatte vielleicht erwartet, daß der Kurfürſt aufbrauſen, gewiß, daß er an Otterſtädts Frevelthat mahnen werde. Aber Joachim ließ ihn ruhig ausreden, und ruhig, faſt lächelnd, hat er geantwortet:

„Ihr irrt, Herr Graf von Giech; ſagt meinem theuren Ohm, ich habe kein adlig Blut vergoſſen. Die ich dem Henker überliefert, waren Schelme, Straßenräuber und Mörder.*) Den Adel achte ich ſo hoch, als nur ein Fürſt, ſagt das meinem erlauchten Ohm; meldet ihm aber auch, daß ich in den Jahren, ſeit er mich nicht ſah, gewachſen bin. Ich ward ſo groß, daß ich jetzt allein gehn kann,

*) Hiſtoriſche Antwort.

Aerger und Unbequemlichkeit in einem Tage macht, bequem und wohlfeil vor Anbruch des Abends zurück zu legen. Das Schiff dient als Brief- und Wagenpost und soll beständig mit Passagieren gefüllt seiu. Mehrere Equipagen standen auf dem Verdeck. Es ist bemerkenswerth, welche Ausdehnung die Dampfschiffahrt auf den Schwedischen Gewässern und namentlich in der dazu günstigen Umgegend von Stockholm gewonnen hat. Nach jedem Orte in der Nachbarschaft, wo nur irgend ein schiffbarer Meer-, See- oder Flußarm sich erstreckt, fährt wöchentlich ein oder einige Mal ein Dampfboot. Es giebt einige kleine Fahrzeuge, die lediglich zu Lustfahrten bestimmt sind, und die Unternehmer, gewöhnlich Actien-Compagnien, finden ihre Rechnung dabei. Trotz der Bequemlichkeit der Landpost zieht jeder Schwede die Wasserreise vor, und da für die Damen meist eine besondere, elegante Kajüte erbaut ist, und auch die Männer in der allgemeinen, so wie auf dem Verdeck, vollen Spielraum haben, um sich abzusondern, so werden die Schiffe von allen Ständen benutzt. Ein Zeichen der Frequenz sind die stehenden Restaurationen auf denselben, welche die kleine Ko-

und mich auf Niemand mehr zu ſtützen brauche. Die Fürſten beklage ich, die ſo ſchwach vor ihrem Volke ſich fühlen, daß ſie den Adel als Krücken benutzen. Im Uebrigen, was Rechtens iſt, ſo meldet ihm auch, daß ich in meinen Feierſtunden nicht umſonſt in rechtsgelehrten Büchern leſe. Ich fand da raus, daß das Recht in den Marken ein anderes iſt, als in Franken. Daher mag der Irrthum kommen, der meinen Grafen von Giech zu der weiten, beſchwerlichen Reiſe nöthigte, die ich ſehr bedaure."

Der Abgeſandte, der vorhin um einen Kopf höher ſchien als der Fürſt, ſah jetzt faſt kleiner aus: „Jetzt kein Wort mehr! flüſterte ihm ein Brandenburger Herr zu. Heut iſt Alles verloren." — „Er iſt fürchterlich in ſeiner Heiterkeit," erwiederte der Graf, der nun ſeinen zweiten Auftrag: daß wenigſtens von jetzt ab kein adliges Blut mehr vergoſſen werde, auf einen anderen Tag verſchob.

Und wie er heiter umherging, mit ſo Vielen ſprach! Von geringfügigen Dingen, als beſchäftigten ſie allein die Seele. Den Hofleuten ward unheimlich: „So ſahen wir ihn nimmer.“ Ihnen war wohl, als er ſie entließ.

„Es iſt gar keine Hoffnung! Was ſoll daraus werden!“ ſprach Einer zum fränkiſchen Abgeſandten.

Der Graf ſchüttelte den Kopf: „Und doch hat er Recht, die Luft iſt hier anders als im Reiche. Wer hier bauen will, muß andere Fundamente legen und anders richten, das kann ein groß Gebäude werden! Wir, die wir leben, ſehen es freilich nicht mehr.“

„Was wird's werden, brummte ein verdrießliches Geſicht. Alles wird ſchlimmer und gemeiner. So die Edelleute nicht mehr auf die Straße ſollen, wird ſie dem Geſindel gehören, das keine Ehre und Sitte kennt, und vor dem Alle gleich ſind. Schneider und Landsknechte und Roßkämme werden im

Graben liegen, und das arme Volk ſchatzen, man ſpricht ſchon viel von dem Roßkamme Kohlhas; wollen doch ſehn, ob ſie die Zeiten dann loben thun."

Da drückten Viele dem Sprecher die Hand, und ſchüttelten den Kopf: „Er hat Recht, es kommen ſchlimme Zeiten."

Der junge Kurfürſt ſaß mit lächelndem Geſicht in ſeinem Zimmer, und doch lag in den Augen etwas, das Hans Jürgen erſchreckte, ein Glanz, der ihm nicht von dieſer Erde ſchien, aber ob er vom Himmel kam, das wagte er ſich nicht zu ſagen.

„Die ſind alle nicht Lindenbergs! hatte Joachim vor ſich geſprochen. Ich ſtünde allein, meinſt Du, nicht vollbringen könne ich's, was ich begann? O matter, ſchwacher Nachhall des Einen; aber auch ſein Schatten wacht ehrerbietig vor der Macht, die über mir ſchwebt. Ich will's vollbringen, ich werde es. Ich bin mir ſelbſt genug. Denn un-

ter einem Höhern ſtehe ich, deſſen Abgeſandter bin ich, deſſen Ruf vollbringe ich. Er wird die Spitzen der Dolche, die Bolzen aus dem Hinterhalt, die Kugeln aus dem Rohre von mir ablenken. Der iſt's, der Dich an mich geſandt. Sei mein treues Werkzeug, aber nie bilde Dir ein, mehr zu ſein. Er wird auch ferner ſeine Engel herabſenden, und mit Weisheit mich umleuchten. Ich brauche Diener, aber keine Räthe. Plaudern will ich ſie hören, in ihrer Art; mein Rath bin ich ſelbſt."

Und er war aufgeſtanden und an einen Tiſch mit Himmelskugeln und aſtronomiſchen Inſtrumenten getreten, wo Joachim mit ſeinem Hofaſtrologen den berühmten Carion, zu arbeiten pflegte. Die Hand auf dem Globus legend, antwortete er auf die ungeſprochene Frage des Jünglings mit ſeltſamem Lächeln:

„Und auch denen, die nach mir kommen, wird es gelingen. In den Sternen zeigte mir der Mei-

ſter das Glück meines Hauſes, groß, wie auch nur zu wähnen, Vermeſſenheit geweſen wäre. Ich bin glücklich und ſicher, was ich unternehme, gelingt, und was ich weiß, iſt Wahrheit."

Dreizehntes Kapitel.

Das Leben ein Traum.

Wer uns gern bis jetzt begleitet hat, dem könnten wir hier die Hand drücken und zu ihm sprechen: Auf Wiedersehn! Denn es ist unsre Absicht, wenn uns die Lust und der Muth bleibt, daß wir uns wieder an demselben Platze begegnen, und auch wohl Manchem von denen, die uns hier lieb geworden oder auch nicht lieb. Es ist eine Reise, die wir antraten, mit einem Ziele, das noch fern liegt, durch Jahre getrennt, und dahin zu gelangen war und ist uns ernster Wille, aber es ist nicht immer gut, daß man eine lange Reise in einem Zuge vollende. Doch auch jeder Abschnitt einer

Reiſe muß ſein Ziel haben, und an dem ſtehen wir jetzt. Ja wir ſind eigentlich ſchon eingekehrt, der Vorhang vor den großen Begebenheiten iſt gefallen, die Helden ſind abgetreten, die Könige haben ihre Staatskleider abgelegt, es ſind nur noch einige Kleine, deren Geſchicke zwar in allen Zeiten von dem Geſchicke der Großen gelenkt worden, die große Geſchichte ſtreift hochmüthig an ihnen vorüber, aber die Dichtung koſ't dafür mit ihnen und weilt aus Eigenſinn, vielleicht aus Widerſpruchsgeiſt, deſto emſiger bei ihren Heimlichkeiten.

Die Sonne war ſchon hoch aufgeſtiegen, und blickte ſchon tief in die Höfe von Hohen-Ziatz, ohne daß ein Rauch aus den Schornſteinen ihr entgegen wirbelte, ohne daß ein frommer Morgengeſang ſie grüßte, oder der derbe Fluch eines Knechtes. Selbſt die Hunde klafften nicht, nur die Katzen heulten, nur die Tauben flatterten auf den Dächern, und das Federvieh ward unruhig auf dem Hofe. Es war aber nicht dieſelbe Sonne, welche vor Hans

Jürgen durch die Wolken brach, als er durch die Köpnicker Haide auf dem keuchenden, schweißbedeckten Rosse jagte, noch die, welche die gräßlichsten Schauspiele vor dem Thore beschaute, von dessen Firste später der Kopf des unglücklichen Ritters starrte, ein Schauspiel, vor dem schnell sie vorüber geführt zu haben, meine Leser mir verzeihen, vielleicht danken werden. Die Sonne geht schneller auf über große Dinge, langsamer weilt sie bei den Alltagsdingen. Wir müssen zurück bis zu dem Morgen, welcher der Nacht folgte, wo die Burgfrau mit den Ihren heimlich nach Golzow entwich.

Es mochte schon nahe an Mittag sein, als der Sonnenstrahl durch eine der runden, grünen Fensterscheiben grade auf Herrn Gottfrieds Nase fiel. Und plötzlich, entweder weil es ihn brannte oder kitzelte, als der riesenhafte Mann aufschnellte, mit einer Schwungkraft, die wir ihm kaum zugetraut hätten. Fortflog alles über und unter ihm, und er selbst, aufrecht stand er im Zimmer, dessen

Decke er mit den Armen ſtreifte, als er ſie nur mäßig reckte. Aber gleich darauf fuhr er an die Naſe und den Schnurrbart, was der Vermuthung Raum giebt, daß die Scheibe als Brennglas geſchliffen geweſen, und der Bart ihm etwas angeſengt war. Es mußte ihm indeß ſchon früher begegnet ſein, denn er gerieth nicht gar zu ſehr außer ſich, ſondern brummte nur: „Wieder die verfluchte Hexe, die! —“ Im nächſten Augenblick aber erblaßte er, er hielt beide Arme vor ſich, und ſah nichts, er griff nach den Kopfkiſſen, und ſah nichts; er warf Pfühle, Kiſſen, Decken, ſelbſt das Stroh hinaus, und fand nichts. Er rieb ſich den Kopf, ob er noch träume, aber er träumte nicht: „Ach Du mein Gott, ich muß ja fort!“ — Das Echo der Wände rief: „Fort.“ — „Sie ſind fort!“ murmelte er.

Er riß das Fenſter auf. Wie er auch ſchrie: „Brigitte! Kasper!“ ihm antwortete nur der Flügelſchlag der Tauben. Was war das! Wo ver-

krochen ſie ſich? Er zwängte den großen Leib ſo weit es ging, durch das enge Fenſter, aber er ſah auch da nichts als einen ausgeſtorbenen Hof, eine fürchterliche Stille. Warum rauchte es nicht aus dem Stalle? Wo war der Nimrod an der Kette geblieben? Die Kette lag da mit dem leeren Halsringe. Auch die Mutterſau, die er immer morgens zuerſt ſah an dem Eichenpfahl ſich ſchuppern, ſchupperte ſich nicht. Er ſtrengte ſein Ohr an. Nur zuweilen ſchienen dumpfe Töne aus der Erde zu dringen. Nun ſchloß er den geöffneten Mund ohne einen Laut. Wer ſchreit gern in ſolche Einſamkeit hinein? Es überrieſelte ihm die Haut; das mochte aber nicht allein die Furcht, es konnte auch die Kälte des friſchen Novembermorgens ſein, und er ſtand da faſt wie Gott ihn geſchaffen. Er konnte nicht dafür.

Da überkam ihn eine Wuth. Irgendwo mußte es ſitzen und an der Wand hing ſein Degen. Er riß ihn aus der Scheide, und mit dem blanken

steuersparniß bei der Seereise indessen wieder reichlich aufwiegen, indem die Langeweile zu oft den Magen auffordert, sich an der fast den ganzen Tag über gedeckten Tafel niederzulassen. Wenn sich in der Umgegend von Berlin bis jetzt kein Dampfboot halten kann, so liegt der Grund nicht im Wassermangel, oder den Unbequemlichkeiten des Wasserlaufs, denn selbst auf dem weiten Mälar sind zwischen den Schären häufig so enge Kanäle zu passiren, daß es aller Vorsicht des Kapitains bedarf. Denke ich aber an den Weg nach Upsala, so meine ich, man könnte selbst auf dem Schaafgraben bei Berlin ein großes Dampfschiff treiben lassen. Der Arm des Mälar, der nordwärts von Stockholm nach jener Universitätsstadt hinaufführt, wird zuletzt so schmal und uferlos, daß das Schiff auf einer grünen Wiese zu schwimmen scheint. Wirklich ist, wenn man sich überbiegt, das Wasser auf beiden Seiten kaum ellenbreit, und in der Nähe der Stadt wird es so seicht, daß die ganze Mannschaft sich häufig auf die eine Seite stellen muß, damit das Boot auf der andern flott wird. Alle diese Schwierigkeiten überwindet man gern der Vortheile wegen.

Schlachtſchwert in der Hand war er ſchon im Begriff hinunter zu ſtürzen, als ihm noch glücklicher Weiſe die große Tiroler Decke zu Geſicht kam. Die ſchlang er um ſich, doch daß der rechte Arm frei blieb, und, vielleicht einem römiſchen Imperator vergleichbar, ſtieß Herr Gottfried die Thür auf.

Auf Flur und Treppe war es wie auf dem Hofe. Kein Trampeln, kein Wehen, kein Gehen. Mit dem Degenknauf ſtieß er an die Thüren; keine Antwort. Er ſtieß eine und die andere auf; die Betten ſtanden unberührt. Herr Gottfried war und blieb in einer ſehr unangenehmen Lage. Er fror nicht allein und fing nicht allein an zu hungern, ſondern er fand ſich in der Nothwendigkeit, über ſeine beſondere Lage nachdenken zu müſſen.

Sein Schlachtſchwert mit der Spitze auf die Diele ſtützend, ſtand Herr Gottfried da und wollte denken, als der Hauskater plötzlich die Treppe herauf und an ihm vorbei huſchte, im Maule ein gebratenes Huhn. Wo das iſt, iſt mehr, dachte Herr

Gottfried, und ehe er wußte wie, ſtand er in der Halle. Da war freilich auch kein lebendiges Weſen, ſtill wär es wie in der ganzen Burg, auf dem Heerde glimmten nur noch wenige Kohlen; aber ſo unheimlich war es Herrn Gottfried doch nicht, denn die ordnende oder ſchaffende, oder kürzer, die anrichtende Hand des Menſchen war ſichtbar.

Der große Tiſch ſtand gedeckt, als warte er nur auf ihn. Sogar ſein Lehnſtuhl mit dem Lammfell darüber war zurecht geſchoben. In der Mitte prangte ein ungeheurer Ochſenſchinken, daneben Schüſſeln mit Würſten, geſäuerte Gänſe, Backwerk, Brod, Käſe, ein Topf mit Butter, Körbe mit Rüben, Aepfeln, Birnen; dazu getrocknete Pflaumen, hart geſottene Eier, und was nur die Speiſekammer einer guten Burgwirthſchaft aufweiſen kann. Und neben den Eßwaaren ein Krug Bier, eine Flaſche Meth, und noch ein Kelchglas zum Wein. Auch brauchte Herr Gottfried nicht lange umher zu ſuchen, bis er das ganze Fäßchen mit Malvoiſir

auf der Bank ſah, mit eingeſchraubtem Hahn und das Näpfchen darunter.

Alles mußte ſchon lange daſtehen, ohne daß eine Hand daran gerührt hatte. Die kleine Unordnung, die ſich nicht verbarg, kam offenbar nur von Katzenpfoten her, und als Herr Gottfried zwei freundliche Thiere an den Wänden Buckel machen ſah, und ihre Augen ſchielten wieder auf den Tiſch, hielt er dafür, ſogleich Platz zu nehmen, denn der Tiſch war unſtreitig für Menſchen, nicht für Katzen gedeckt.

Um deshalb ſchlang er ſich raſch das Tüchlein um den Hals, und ergriff das große Meſſer, um an die Arbeit zu gehen, die ihm nur inſoweit ſchwer ward, als er einen Augenblick unſchlüſſig war, ob er zuerſt die Gans, oder zuerſt den Schinken ergreifen ſolle. Wie dem nun ſei, es mochte eine kleine Stunde vergangen ſein, in der Herr Gottfried ſich recht wohl fühlte, weder Geſpräche noch Gedanken hatten ihn geſtört, als er einen Augenblick

sich zurücklehnte, und die Rechte mit dem Messergriff auf den Tisch stützte, nicht um aufzuhören, sondern um, was man in Hohen-Ziatz nannte — zu verpusten.

Der Bierkrug war leer, die Flasche Meth schon durchsichtig; sein Auge blinzelte nach dem Fäßchen Malvoisir: „Hübsch wär' es doch, wenn das zu mir käme; dann brauchte ich nicht aufzustehen!" Warum mußte das Herr Gottfried denken! Denn ein Gedanke lockt den andern; das ist eine furchtbare Wahrheit, gegen die alle Klugheit und Macht sich vergebens sträubt. — Warum kam das Malvoisirfäßchen nicht zu ihm? — Weil es auf der Bank stand. — Warum stand es auf der Bank? — Weil sie es dahin gestellt hatten. — Wer hatte es dahin gestellt? Die Heren? Die kleinen Leute oder wer sonst? — Wie eine Bezauberung sah das Ganze freilich aus. — Aber Herr Götz war nie bezaubert gewesen? — Hatte er ein Gebet vergessen? Hatte er eine Sünde begangen? Oder war

Alles ein Traum? Er wollte die freie Hand auf's Herz legen, aber ſie glitt unvermerkt auf den Magen. — Nein, das war kein Traum geweſen. Auf die harten Eier wollte er ja eben den Malvoiſir ſetzen. Halb öffnete ſich ſein Mund, und in ſeine Augen trat das Weiße, das ein Zeichen plötzlichen Schreckens iſt. „Blitz noch ein Mal, brach es von ſeinen Lippen, das iſt nun zu ſpät!“

„Noch nicht zu ſpät!“ rief eine dumpfe Stimme, und eine Geſtalt trat vor den Ritter, die alle Wärme, ſo Bier und Meth hervorgerufen, wieder erſtarrte. Weiß eingehüllt, weißen Geſichtes ſtand das Geſpenſt vor ihm, in dem Herr Gottfried, erſt nachdem es ausgeſprochen, ſeinen Neffen erkannte.

„Noch nicht, Ohm, aber bald.“

Dem Ritter entfiel das Meſſer.

„Der Tropfen rinnt in's Meer, die Augenblicke und Stunden fließen in die Ewigkeit; wer ſchöpft den Tropfen zurück, wer faßt den verlorenen

Augenblick! Es wird zu ſpät werden, aber Heil dem, der noch die Zeit erfaßt."

„Junge, biſt Du's?" Ach, Herrn Gottfried war ſo froh, als er das Wort aus der Bruſt heraus hatte.

„Den Du meinſt, Ohm, bin ich nicht. Mein Geiſt ſchaut aus der gebrochenen Hülle heraus. Dieſer frei gewordene Geiſt ſpricht zu Dir."

„Seh' Dich doch, Hans Jochem, athmete Herr Gottfried. Dein Bein, Du wirſt ja müde ſein."

Hans Jochem ſchüttelte den Kopf, wie ein Abgeſchiedener, dem ein Lebendiger etwas zumuthen möchte, was ihm ein ſchmerzlich Lächeln abringt.

„O daß Du müde wärſt, Ohm, Deiner ſelbſt, müde des langen Lebens hinter Dir; dann wäre Hoffnung, Du könnteſt wieder wach werden."

Herr Gottfried ſchnappte nach Luft.

„Wie ein tiefer Brunnen biſt Du, in dem ein klarer Quell zu Tage ſtrebte, und die Sonne und die Sterne ſpiegelten ſich drein, aber die Wände

waren nicht feſt gezimmert und gemauert, und mit jedem Jahre fiel mehr Sand und Erde hinab, bis der Quell verſchüttet iſt. In dem Brunnen ſpiegeln ſich nicht mehr die Geſtirne und der Zieheimer ſchöpft kein Waſſer mehr. Aber der pflichtgetreue Brunnenwärter läßt doch den Eimer hinab, und ſchöpft, bis er den Lebenstrank findet. So will ich ſchöpfen, Ohm, in Deiner Bruſt."

Herr Götz rief alle gute Geiſter und ſeinen Schutzpatron an; das gläſerne Auge des Kranken ſchien wirklich ihm durch Bruſt, Magen und Bauch zu dringen.

„Du hältſt Dich für einen Lebendigen und biſt doch ein Geſtorbener. Du athmeſt, aber Dein Athem iſt der Hauch der Stockung, und die Stokkung iſt der Tod. O betrachte Deinen Leib, wie er groß iſt, wie rieſenhaft die Glieder, und wo findeſt Du die Seele; die iſt verſchwunden wie das Körnlein Salz, das man in einen Keſſel mit Brei wirft. Daß Du ohne Sünde wärſt, möchteſt Du

Dich rühmen, aber thue es nicht, denn die Sünde iſt beſſer als das Nichtſein. Du haſt nicht Wittwen und Waiſen beraubt, nicht Gott geläſtert und ſeine Heiligen, kein falſch Zeugniß abgelegt, und nicht auf der Straße gelegen. O hätteſt Du's gethan, es wäre Dir beſſer, als daß Du nichts thateſt, dann konnteſt Du's büßen, und je ärger die Sünde, ſo größer die Gnade. Dann führe vielleicht ſein Blitzſtrahl zündend in Deine Eingeweide, und aus der Zerſchmetterung erhöbeſt Du Dich als ein Heiliger."

Herr Gottfried ein Heiliger! Immerhin, er hätte verſprochen zu ſein, was die Erſcheinung von ihm verlangte, wenn er nur aus den Händen des Fieberkranken erlöſt war.

„Oheim, Oheim! aber auch die Sünde floh Dich. Wie die Flamme am Steine fand ſie ja nichts Lebendiges an Dir. Ach, hineingelebt haſt Du in den Tag, bis die Sonne umſonſt Dir aufging, die Vögel umſonſt Dir zwitſcherten, die Glok-

len umſonſt tönten; der Donner Gottes rollte über Deinem Haupte und fand Dich ſchlafend. Richte Dich auf, ſchau Dich an und frage Dich: Was biſt Du? Ein Klumpen Erde, gehüllt in menſchliche Form. Du fühlſt den Schmerz; auch der Wurm krümmt ſich. Du lächelſt; auch mein Hund ſpringt mich an. Aber wo iſt ſie geblieben, Deine unſterbliche Seele? Du iſſeſt, Du trinkſt, Du ſprichſt, Du ſchlägſt um Dich, Du wehrſt Dich Deiner Haut, aber die Seele ſchläft dabei. Unglückſeeliger, wie lang iſt Dein Lebensfaden ſchon, und wo ſind die Gedanken, an die Du Dich halten kannſt, wenn der Leib in Staub zerfällt? Greife ſie doch wie ich, die Flämmchen in der nächtlichen Wüſte. Drei, vier ſchon griff ich. Ach, welche unermeßliche Wüſte hinter Dir, und ich ſah auch kein einzig Flämmchen. Wenn Dich der Poſaunenſchall weckt, ſchlägſt Du ja umſonſt die Augen auf, Dein Sinn zerfällt in Nichts; es ſind keine Führer für Dich da, keine Gedanken, die Dich zur Ewigkeit leiten. Ich

will Dich wecken, mein armer Ohm, schöpfen, bohren, schneiden, bis das Messer in der todten Masse —“

„Jesu! Maria! Joseph!“ schrie der Burgherr als der Fieberkranke beide Arme nach ihm ausstreckte. Und er saß fest geklemmt zwischen Tisch und Stuhl; nicht einmal sein Schwert konnte er ablangen; und wer braucht ein Schwert gegen den, der unsere Seele fordert! Aber die heiligen Namen, die er anrief, mußten doch dem Ritter geholfen haben. Neben dem weißen Plagegeist stand plötzlich ein schwarzer. Mit rußigem Gesicht, die Haare herabhängend, wie ein Kobold, der aus der Erde aufgeschossen, die noch von seinen Gliedern rollt, umfaßte den Fieberkranken eine kräftige Gestalt, mit zwei starken Armen: „Junker, Ihr seid noch krank, Ihr müßt zu Bett.“ Im nächsten Augenblick war die weiße und die schwarze Erscheinung aus des Ritters dämmernden Augen verschwunden. Die Mittagssonne schien freundlich durch die offene

Auf den Karten verſchwindet der See Mälar vor ſeinen Inſeln. Auch in der Wirklichkeit ſchwimmt man häufig aus einem weiten Meeresraume in enge Felſenkanäle, und aus dem ungeheuren See wird kaum ein Fluß. Gegen dreizehnhundert ſolcher Inſeln bedecken dieſen See, von der Größe bedeutender Landgüter an, bis zu ſo kleinen Felsſpitzen, daß kaum Buſch und Baum darauf Platz finden. In jeder ſüdlicheren Gegend, wo in der Nähe einer bevölkerten und reichen Hauptſtadt ein ähnlicher See ſich befände, würde er zum ſchwimmenden Park werden, und Villen und Luſtſchlöſſer erhöben ſich auf jeder Inſel. Das bunte Gondel-Leben müßte reizend ſein. Auch fehlt es nicht an Schlöſſern am Mälar; hohe, ſchöne Steingebäude erheben ſich, je näher man der Hauptſtadt kommt, es fehlt aber ſowohl der alterthümliche als der geſellige Charakter. Das Dampfboot legt zuerſt in Strengnäs an, von wo man nach Mariefred gehen kann, um das nahe daran liegende berühmte Schloß Gripsholm zu beſuchen. Weſtlich in entgegengeſetzter Richtung liegt Eskilſtuna, wo die berühmte Stahlwaaren-Fabrik iſt, deren Waaren den Namen jenes Städtchens führen.

Thür. Das Federvieh gackerte auf dem Hofe und eine Gans ſteckte neugierig ihren Hals über die Schwelle, als ſich die zwei anſahen, die jetzt allein da waren.

Die zwei waren Herr Götz von Ziatz und ſein Knecht Kasper. Da Keiner ihn erlöſen kam, hatte er ſich ſelbſt erlöſt aus der Schmiede. Die Thür, die ſeine Herrin verſchloſſen, nein, die durfte der treue Knecht nicht aufbrechen. Aber er hatte ſich unter der Thüre durchgewühlt. Vielleicht hätte er es ſchneller thun können, denn er war rüſtig, wo es galt; aber er mußte wohl Gründe dafür haben, daß er nicht ſchneller war.

„Nu ſage mal, Kasper, was das iſt!“ ſprach ſein Herr, als er die letzte Erde von den Schultern ſchüttelte.

„Ja, ja,“ ſagte der Knecht, und kraute ſich hinterm Ohr.

„Hat mich ordentlich erſchreckt. — Es wäre zu ſpät, ſagte er.“

„Ich glaub's auch, Herr, nun iſt's zu ſpät.“

Der Burgherr ward blaß. Hätte das der Knecht vorausgedacht, er würde es nimmer geſagt haben.

„Wenn Ihr Euch recht zuſammen nehmt, und die Sporen nicht ſchont, dann könnt Ihr's vielleicht noch nachholen. Ich weiß nur nicht, ob's gut iſt — 's iſt auch kein Pferd da.“

Herr Gottfried ſchien nur die erſten Worte gehört zu haben. Er ließ das Kinn auf die Hand ſinken, und ſo ſaß er träumend: Wie ſoll ich mich denn zuſammen nehmen? Iſt's Einem denn noch nicht ſchwer genug gemacht — Kasper, denkſt Du denn auch bisweilen?“

„Wenn's mir befohlen wird.“

„Das ſag' ich ja auch. Aber — 's iſt mir in den Magen gefahren.“

„Ihr ſolltet eins trinken auf den Schreck.“

Der Herr nickte ihm Beifall. Der Wein war ſüß, aber über den Lippen glitt etwas bitteres dem

guten Herrn Götz: „Als ſchnürte er mir die Kehle zu! Ein Mal war's mir doch, als ſtäk' ich ſchon in einem Brunnen."

„Da muß man ſich ſelber helfen, brummte der Knecht. Ich ſtak auch tief, aber ich buttelte mir ein Loch, und da kam ich raus."

„Du! — Sahſt Du denn auch Flämmchen?"

„Wie ich erſt das Sonnenlicht ſah, da ging's riſch, raſch."

Der gute Herr ſchüttelte den Kopf, ſo trübſeelig hatte er nie am Morgen nach einem guten Trunk ausgeſchaut; nie hatte er den Knecht, auch in ſeiner weichmüthigſten Laune, ſo weichmüthig, nein ſo wehmüthig angeſchaut.

„Kasper! Wenn er nur das nicht von dem Brunnen geredet hätte! Weiß Gott, ſeit er das geſprochen, 's rührt ſich Alles in mir."

„Ihr habt zu wenig auf's Eſſen getrunken."

„Und wie er mich mit den gläſernen Augen anſah, mir war's doch, wie in der Storkower Fehde,

weißt Du noch, als Abends das Sandtreiben kam, und ich lag verwundet und rings um kein Menſch, glaubte, es ſei mein letzter Tag. Da dachte ich auch — Kasper, toll iſt er, aber 's iſt mir, als ob's was wäre!"

„Ja, 's iſt ſchon was," ſagte der Knecht.

„Nu ſage mal, Kasper! Hab's doch mein Lebtag nicht gehört: die Seele im Brunnen zugeſchüttet! Werde ja an keinem Brunnen mehr vorbei gehn, daß mir's nicht über die Haut rieſelt."

Der Knecht Kasper ſann eine Weile nach, dann hub er an: „Ich meine ſo, geſtrenger Herr, zweierlei. Das Denken iſt ſchon gut, aber Manchermann meint, daß er denken thäte, und iſt's doch nur, daß ihm im Kopfe rum ſurrt, was ein Anderer vor ihm gedacht hat, und er hats aufgeſchnappt, er weiß nicht wie, und wenn's in ihm losgeht, dann verſchwört er Stein und Bein, 's wär ſein eigener Gedanke. Darum iſt's kein ſo groß Unglück, wenn Einer gar nicht denken thut. Und

dann denk ich, eins ſchickt ſich nicht für Alle. Wenn zum Exempel der Bauer immer denken wollte: warum ſitzt der Junker im Schloß, und trinkt, und ich muß robotten und dürſten, oder der Pracher: warum muß ich nackt auf's Betteln gehn, und der Bürger liegt in der Wolle über's Ohr, da käm' Alles aus dem Schick. Oder wo kriegten denn die Fürſten und die Hauptleute ihre Diener, ſo Jedermann immer an ſeine Seele dächte und nicht an ſeines Herrn Vortheil. Dazu kriegen die Prieſter ihren Decem, und wollte Jeder für ſeine Seele allein denken, möcht ich mal ſehen, ob ſie den Prieſtern noch lange ihren Decem geben thäten, und wenn die nicht ihren Decem kriegten, dann ſchrien ſie Zeter, und wo die Zeter über ein Land ſchreien, dann kommt die Peſtilenz und Interdicte, und was nicht Alles."

Herr Gottfried nickte zu dem Allen, aber daß es grade der Hans Jochem war, und wo der es her hatte, das konnte er nicht begreifen.

„Wißt Ihr, Gestrenger, als der Kapuziner predigen that zu Fasten, da sah's nachher bei uns doch aus, wie ein Haferfeld, wo die Schlossen drein schlugen. Es dauerte lang, bis das Volk die Köpfe wieder aufrichten that. Der Junker Hans Jochem lachte dazumal, als die Andern heulten und schrien. Nun mein' ich so: eingeschlagen hat's; beim Einen schlägts oben auf die Haut, und beim Andern unter die Haut. Bei dem, da sieht man's, hier aber sieht man's nicht. Wie war's mit dem Gewitter im Ruppiner Thurm! Sie suchten's lang und fanden's nicht. Aber unterm Blech glimmte es fort, bis am dritten Tage die Sparren in lichter Lohe standen, da schlug's denn auch durch's Blech. Beim Junker hat's drei Monate unterm Blech geglimmt."

„Kasper, wenn's bei mir auch raus schlüge!"

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich, aber dafür, mein' ich, läßt man den lieben Gott allein sorgen. Und was der fügt, das muß der Mensch nicht ändern. Und was man findet, das muß man

nehmen. Warum wär es sonst vor uns hingelegt? Und der Tisch ward nicht umsonst gedeckt und der Wein ist auch nicht aus dem Keller geholt, damit er ausdunstet. Morgen ist auch ein Tag und ein Sperling in der Hand besser, als eine Taube auf dem Dache."

Herr Gottfried fand den Malvoisir wieder süß. Da reichte er dem Knechte noch ein Mal die Hand, und — „es sieht's ja Keiner!" dachte der gute Herr. Der Knecht mußte sich neben ihm an die Tischecke setzen. Malvoisir auf den Lippen eines Knechtes! Aber ihre Seelen hatten sich gefunden. Der Herr ward froh, der Knecht ward traurig. Er wischte sich mit dem Finger in's Auge. „Nu steht die Welt auf dem Kopfe, mit meinem Herrn ist's aus." Das sprach er aber nur innerlich. „Kasper, was sprichst Du für Dich?" — „Ach nicht für mich, Herr, 's ist nur — nur die armen Hühner! Wer streut ihnen Futter!" — Herr Gottfried war ein Menschenfreund, aber die Thiere liebte

er ſaſt wie die Menſchen: „Das arme Vieh hungert. Aber über die Brigitte, Donnerwetter, hat ſie die Hühner vergeſſen! wo iſt ſie denn?“ — Der Knecht erſchrak. Wer nicht an Lügen gewohnt iſt, hüte ſich vor der erſten Lüge. „Sie wird ſchon kommen!“ — „Kommen, — aber!“ ſprach der Burgherr, und wieder eine lange, lange Reihe von Fragen ſtand auf den halb geöffneten Lippen. Da goß der treue Knecht, der ſelbſt nur am Becher nippte, den großen Pokal ſeinem Herrn voll, bis er ſchäumte.

Ein immer ſüßeres Lächeln breitete ſich um die Lippen des Burgherrn, und was fehlt dem Bilde an ſtiller Zufriedenheit, wenn wir den ehrenfeſten Ritter und ſeinen rauhen Knecht ſehen in der Mitte der Hennen und Küchlein, die nach den Brotkrumen ſchnappen, welche beide ausſtreuen, und Einer lächelt den Andern vergnügt an. „Put — put!“ waren die letzten vernehmbaren Töne aus den Lippen des Ritters, der, wenn man ihn zur

rechten Zeit geweckt, und nicht die Hosen fortgenommen hätte, jetzt in der Köpnicker Haide in Stahl und Erz zu Roß trabte, um — Doch, die Sonne neigte sich schon wieder. Der jetzt in tiefem Frieden schlummerte, säße vielleicht nicht mehr zu Roß, das fürstenmörderische Schwert in der Faust; die Hände auf dem Rücken gebunden, wanderte er, gesenkten Hauptes, von höhnenden Schergen umgeben, dem Thore Berlins zu. Wohl dem, der ein treues Weib hat, das wacht, wenn ihr Mann schläft, das für ihn denkt, wenn der süße Wein seine Gedanken abwärts führte, und für ihn handelt, wenn es schlimme Händel giebt. Das treue Gesicht der guten Frau blickte jetzt vorsichtig durch's Fenster. Da winkte ihr der Knecht Kasper vergnügt zu. Er hatte wohl gehört das Thor knarren. Und nun kamen noch viele neugierige Köpfe und blickten herein. Herr Gottfried sah sie nicht.

Das war wieder eine andere Sonne, die ins Fenſter ſchien, als der Knecht die Thür zur Schlafſtube ein wenig aufthat, und hinein rief: „Geſtrenger, nun iſt's Zeit zum Aufſtehn!“

Als Herr Götz auffuhr, war das erſte, was er zu Geſicht bekam, da er die Arme vorwarf, ſeine Flennhoſen. Er betrachtete ſie von allen Seiten, ſie waren es. Er fuhr hinein, ſie waren es. Er rieb ſich die Stirn, ſie bleiben es. „Kasper! Brigitte!“

„Was haſt Du wieder, mein Götz,“ rief die Frau, ſo die Treppe eben herauf zu keuchen ſchien. Sie ſah ſo ehrlich und treu aus.

„Glaube, ich habe geträumt!“ ſagte Herr Götz.

„Das kommt ſchon, Herr,“ antwortete der Knecht, der gar nicht den feinen, forſchenden Blick ſeines Herrn zu verſtehen ſchien, als der ihn wieder fragte: „Ob's denn zu ſpät iſt!“

„Hab Dir zum Morgenimbis ein Ferkelchen gebraten, Götz. Wenn Du jetzt runter kommſt,

Noch haben selbst Engländer diese sauberen Fabrikate mit der zierlichen Goldarbeit nicht nachzuahmen gewußt. Eben so wenig versteht aber der Fabrikant selbst seinen Vortheil, denn um sein Geheimniß nicht zu verrathen, arbeitet er fast allein und kann auf diese Weise kaum die nöthigen Bestellungen beschaffen. Die Waaren bleiben theuer und er bleibt arm. Bei zweckmäßiger Ausdehnung seines Geschäftes würden jene billiger werden und er könnte auf einen großen Absatz ins Ausland rechnen; denn die goldenen Bilder im Stahl sind von außerordentlicher Zartheit und Schönheit. Täuschend nachgemacht sieht man auf den Messerschaalen und Uhrhängseln Gegenden und Bildnisse, und selbst die kleinen Verzierungen sind geschmackvoll. Die Vorräthe, die man in Stockholm findet, sind unbedeutend.

Erst je mehr man sich dieser Stadt nähert, treten die Ufer und Inseln malerisch heraus. Ein kleines Unwetter, das sich in dem Mälarkessel gefangen, erregte zuweilen Sturm, trieb uns zuweilen als Platzregen in die Kajüte und schattirte zu unserer Lust Fels und Wald. Die Sonne brach wohl plötzlich durch das Schwarz,

blitzt es und knuspert nur so. Auch Hirsebrei und geschmorte Pflaumen."

Ein Ferkelchen und Hirsebrei! und auf dem Hofe schupperte sich die Muttersau, und aus dem Stalle rauchte es, und — nicht die Tirolerdecke um die Schultern, in seinem wollen Wamms war Herr Gottfried, er wußte noch nicht wie, die Treppe hinunter. Da küßte ihm Eva die Hand, und dann die Backe, und wünschte ihm guten Morgen, und die Frau rückte ihm den Stuhl an den Tisch, und so zierlich und niedlich rauchte es vor ihm in der Schüssel.

„Ich dachte, Ihr wärt — sprach der Burgherr, aber die Frau sagte ihm, der Braten würde kalt werden; und in häuslichen Angelegenheiten ist es gut, wenn ein Mann seiner Frau folgt. Und doch, wunderbar, er war schon mitten im Ferkelchen, als er wieder fragte: „Ich dachte, Ihr wärt Alle aus. —"

„Sind wieder heimgekehrt, als es dunkelte. Du ſchliefſt ſchon.“

„Schon!“ Herr Gottfried vergaß auf einen Augenblick das Ferkelchen und das Zerbſter Bier; er lehnte ſich zurück und hielt mit beiden Händen die Stirn: „Aber wie iſt mir denn! Alſo das war auch nichts, der Malvoiſin und der tiefe Brunnen — aber die Flämmchen und der ſchwarze Maulwurf!“

„Vater, das haſt Du geträumt.“ Eva ſtreichelte mit ihren kleinen Fingern ſeinen Bart.

„Das alſo! Aber —“

Und plötzlich ſprang Herr Gottfried auf. Alle erſchraken, und ſahen ſich bedenklich an, da er fort eilte. Aber die Edelfrau flüſterte ihrer Tochter zu: „Ich habe ſie gewaſchen und ausgebügelt.“

Der Ritter kehrte wieder, ſeinen Büffelhandſchuh in der Hand, und ſah ihn ünd fühlte ihn an, und ſchüttelte den Kopf, dann ſank er in den Stuhl: „Das alſo auch ein Traum! — 's iſt

wunderbar!“ aber unlieb ſchien es ihm nicht. „Wenn das nur nicht auch ein Traum iſt!“ ſetzte er hinzu, und ſah ängſtlich um ſich her.

Nein, das war kein Traum, die Frau war ſo lieb und gut, und die Eva und das Ferkelchen ſo weich, es zerging ihm auf der Zunge. Seit lange entſann er ſich nicht, daß er mit ſo gutem Appetit gegeſſen.

Aber es war doch etwas anders geworden, es war mit ihm etwas vorgegangen. Er ſaß ſtundenlang, den Kopf im Arme, und ſtierte auf einen Fleck und ſchüttelte den Kopf. Und als ihm die gute Frau erzählte von ihrem Hans Jürgen, wie der dem Kurfürſten das Leben gerettet, und der Kurfürſt ihn drauf in ſo jungen Jahren vor'm ganzen Hofe zum Ritter geſchlagen, und wie von der Kanzel herab in Berlin von ihrem Neffen gepredigt worden, und wie der Kurfürſt ihn in ſein Gefolge genommen, und für ihn zu ſorgen verſprochen, und es könne noch ein großer Herr aus ihm

werden mit der Zeit, und mit der Zeit vielleicht ſonſt auch noch was, wobei ſie auf die Eva ſchelmiſch blickte und die Eva hochroth wurde, aber doch ſchmunzelte, — da hörte es Herr Gottfried ruhig an, und ſagte: „Wenn's nur nicht auch ein Traum iſt.“ — Nachts fuhr der Mann, der einen ſo feſten Schlaf hatte, daß ihn das Knallen einer Donnerbüchſe nicht weckte, beim geringſten Geräuſche auf, und klagte, er ſei in einen tiefen Brunnen gefallen, und wenn ſie ihm vernünftig zugeredet, ward er wohl ſtill, aber er weinte auch ſtill, und ſie hörte ihn die Worte ſagen: „Ach es iſt doch zu ſpät.“

Da war der Froſt gekommen, und mit ihm der Ritter Hans Jürgen nach Hohen-Ziatz. Auf dem Eisſpiegel der Wieſen lief das junge Volk im hellen Sonnenſchein Schlittſchuh, und Herr Gottfried und ſeine Frau ſahen von der Mauer zu.

„Sieh Götz, wie zierlich der Jürgen die Eva führt. Wer hätt's ihm angeſehn! Wenn ſie ſo

bei Hofe tanzen, als jetzt auf dem Eise, was werden sie sprechen: Das ist ein schmuckes Paar!"

„Ein Paar! rief Herr Götz. Kinder! Die können ja noch nicht denken!"

Was soll draus werden, wenn's so fortgeht, hatte Frau von Bredow gedacht. Zuweilen dachte sie auch, es wäre doch gut gewesen, wär der Dechant geblieben. Er hätt's ihrem Herrn ausreden können, daß Einer, der sein Lebtag nicht an's Denken gedacht, drei Schritt vor der Grube anfangen will.

„Ketten und Kerker und bösen Leumund hat er überstanden, aber daran stirbt er mir noch," hatte Frau von Bredow gedacht. Da kam ihr recht zum Trost ein lieber Besuch ins Haus, aus Schlesingen, der Ritter Hans von Schweinichen. Alle Welt kennt den Ritter Hans von Schweinichen, der durch die Welt geritten ist, er vorne, sein Knecht hinten; und wenn er etwas wankte, ritt der Knecht ihm zu Seiten. Seines gleichen sollte

man weit und breit ſuchen. Vierzehn Tage hintereinander verſtand er wie ein Edelmann zu trinken, und wenn er nüchtern ward, ſchrieb er's in ſein Tagebuch, wo man's noch heute leſen kann, und in jedem Jahr, wenn's zu Ende ging, hat er aufgeſchrieben, was der Roggen gekoſtet und der Hafer auf den Märkten. Herr Götz und er hatten einſt gute Freundſchaft gemacht in Kottbus an einem Fürſtentag, da man ſie beide nach einem guten Rauſch in eine Kammer und in ein Bett trug. Das wollten ſie nie vergeſſen, hatten ſie ſich zugeſchworen. Nun da Herr Hans zum Beſuch ritt nach Zieſar zum Biſchof Scultetus, ſeinem Landsmanne, der ihn eingeladen, um mit ihm einen guten Trunk zu thun, wollte er vorher bei dem alten Freunde einſprechen. Da war große Freude, und Herr Götz und ſein Ehegemahl ließen ihn nicht fort, er mußte an vierzehn Tage bleiben; und was die alten Freunde da mit einander getrunken und geſprochen, das läßt ſich beſſer denken

als erzählen. Niemand aber war froher, als Frau von Bredow, da sie ihren Eheherrn wieder so froh sah, und sie hatte nur Furcht, daß, wenn der liebe Gast fort wäre, er wieder in seinen Trübsinn verfiele; darum theilte sie dem Ritter Hans ihre Bekümmerniß mit, und fragte ihn, wie er's denn mache, daß er immer guten Muthes bleibe, wie ein Edelmann muß, und doch thät er nicht allein denken, sondern er schreibe sogar seine Gedanken nieder, und auf Papier.

„Meine liebe Frau von Bredow, sagte Herr Hans von Schweinichen, wie er's auch sonst oft gesagt hat: Was uns kommt, kommt nicht von uns, sondern vom lieben Gott. Wenn ich einen guten Rausch gehabt, hat's der liebe Gott so gefügt, und da ich um mein liebstes Ehegemahl anhielt, hat er's auch so gefügt; denn wüßte sonst nicht, wie ich zum Muth kommen, daß ich sie fragte, willst Du mich? da ich doch bei unterschiedlichen andern hübschen und adlichen Weibsbildern, so ich

viel lieber gehabt, ehedem, nicht den Mund aufthun konnte. Wer sollte mir also da den Mund aufgeschlossen haben, als der ihn mir auch vorhinnen verschloß, der liebe Gott? Item wird es auch mit dem Denken und dem Schreiben sein. Kümmert Euch also liebwertheste Frau Gevatterin gar nicht darum. Wenn's Herrn Gottfried treibt, daß er denken muß, so hat's der liebe Gott gefügt, und wenn die ganze Welt anfinge zu denken auf eigne Hand, so müssen wir denken, als gute Christen, der liebe Gott hat's nun mal gewollt."

„Was kannst Du nun mehr wünschen?" sagte Eva, da sie Hans Jürgen ein Stückchen durch die Kiefern zum Abschied begleitet. Er führte sein Roß am Zaum, so lange er neben ihr herging.

Da kratzte er sich hinterm Ohr und sah sie eigens an.

„Brummbär! Noch nicht zufrieden?"

„I ja, Eva, es wäre schon."

„Du, weißt Du noch, wie Du am Fließ

Wache ſtandſt — ſie ſprach es nicht aus, wovor der arme Junge Wache geſtanden, — und jetzt, jetzt biſt Du eigentlich was von einem Geheimenrathe und bei Deinem Kurfürſten!“

„Eva, ich meine ſo, es hat jedwed Ding zwei Seiten. Von der einen ſieht's ſo aus, und von der andern ſo. Schau da die alten Kiefern, nun die Abendſonne drauf ſcheint, iſt's ſo luſtig geſprenkelt vom Wipfel bis zur Wurzel, als wären's Roſenſtengel, und man möchte immer den Finger dran tupfen, daß der auch roth wird. Aber iſt die Sonne ein weniges geſunken, werden ſie grau und und knarren, und man müßt' auch 'ne Kräh ſein, um ſich gern drein zu ſchaukeln.“

„Der Kurfürſt iſt Dir immer gut, Hans Jürgen; er lächelt Dir immer zu wie roſenroth. Haſt's ſelbſt geſagt.“

„Das iſt's eben, Eva. Wenn Einer immer zu Einem lächeln thut, und Unſereinem iſt nun nicht zum Lachen! Nun haſt Du ſchon recht, ich

darf ſprechen, wie mir ums Herz iſt. Oder, wie er ſagt, ſprich wie Dir der Schnabel gewachſen iſt. Nun iſt mir aber manchesmal ſo zu Muth, wie ihm nicht zu Muth iſt, und was ich denke, das denkt er nicht; oder was er denkt, das denke ich nicht. Wenn ichs nun raus ſage, daß mir was nicht gefällt, und was mir nicht gefällt, und das iſt oft gar viel, ſo würde ich das ganz recht finden, wenn er wieder raus führe und ſagte: Du verſtehſt das nicht, drum halt Dein Maul. Denn es iſt richtig, ich verſteh Vieles noch nicht, aber ich will es lernen; und er könnt es mich beſſer lehren. Aber er läßt mich ſchwatzen und reden, wie das nun iſt, und dann ſieht er mich ſo von oben freundlich an, wie die Sonne ein Mühlrad, und mir iſts, als ſpräche er bei ſich: „Kann der kleine Hund auch bellen! Gottes Wunder! daß ich, der Alles weiß, und beſſer als alle Andere, auch ſolche Stimme anhören muß!“ — Sieh mal, Eva, da iſt mir denn auch manchmal ſo kurios zu

und ein glänzender Regenbogen baute eine Brücke über den dunklen Mälar. Die Natur war aber den Reisenden so besonders hold, daß wir alle ihre Wettererscheinungen sollten kennen lernen. So bildete sich, als das Schiff über eine breite Seestelle hinflog, an einem Ufer eine kleine Wasserhose und wirbelte pfeilschnell, wie ein grauer Spuk, über die dunkle Stahlfläche. Die Dampfmaschine arbeitete tüchtig, und wir hofften, dem Wirbel zu entgehen; aber das Schiff mußte eine anziehende Kraft haben; schräg über den See eilte uns das bewußtlose Ungethüm nach, und die große Masse der Damen und Herren stürzte hinunter in die Kajüte. Ich blieb auf dem Vordertheil des Schiffes, mich fest anhaltend, um die Wirkung zu sehen, denn war der Wirbel stärker, als das Schiff, so half das Verbergen unten zu nichts. Prasselnd schlug die Wind-, Staub- und Wassermasse in der Mitte des Dampfbootes an die Planken, stieg, als sie hier Widerstand fand, in die Höhe und rüttelte an allen freien und festen Gegenständen. Die Equipagen auf dem Verdeck hielten sich nur mit Mühe, die großen Bretterdecken der Dampfräder wurden über Bord geschleudert, die Mütze des Capitains

Muthe und gar nicht ſo, wie die Sonne auf die Kiefern ſcheint, als knarrten die Aeſte in mir, und die Krähen krächzten: Du biſt doch auch ein Menſch von Gott gemacht, als wie der, und was ein Menſch nicht findet, das findet der andre; darum ſoll kein Menſch dem Andern zu niedrig dünken, daß er nicht auch von ihm was anhören könnte und lernen dazu, und eines Menſchen Stimme, wenn er auch nicht ſchön ſpricht und nicht ſo hohen Verſtand hat, iſt doch mehr als ein Mühlrad, auch wenn die Sonne drauf ſcheint."

Da der Ritter Hans Jürgen auf's Roß ſich geſchwungen, und nun auch ganz purpurbeſchienen durch die hohen Kiefern ritt, glühte auch Eva's Geſicht, ob's von der Abendſonne war, oder von der Freude, ihm nachzuſehen? Aber, als hätt's ein Kobold ihr angethan, unterkreuzte das hübſche Kind die Arme, und ein ſchelmiſch Lächeln ſchwebte um ihre Roſenlippen, als ſie mit einem Male die Worte des Kurfürſten wiederholte: „Kann der kleine Hund

auch bellen?" Doch wie erſchrocken, daß er's gehört haben könnte, oder erſchrocken vor ſich ſelbſt, verſtummte ſie, und als wollte ſie's wieder gut machen, warf ſie ihm Kußhände nach. „Ach Du lieber Hans Jürgen, ich bin Dir doch ſo gut," das hörte er nicht, aber er ſah, wie ſie, auf den Zehen ſich hebend, mit dem Tüchlein wehte, und wehte wieder mit dem Federhut, bis er an den Fichten verſchwand. Wie lange ſtand ſie noch da in der einſamen Haide, als lauſche ſie auf den Abendwind, der in den Wipfeln ſpielte. Ein Anderer hätte ſich gefürchtet, ſie lächelte immer holder, als horche ſie in dem Surren und Summen und Säuſeln in der Haide, die jetzt grau ward, auf einen Brautgeſang, den gute Geiſter anſtimmten.

BIBLIOTHEK
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht

oder

Vor fünfzig Jahren.

Vaterländiſcher Roman

von

W. Alexis (W. Häring).

Erſter Band.

Berlin.
Verlag von Carl Barthol.
1832.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dr: Jonas Cenarius fragte Dr. M. Luther um Rath: Es wäre ein Schulmeiſter in Schleſien, nicht ungelehrt, der hatte ihm fürgenommen, eine Comödie im Terentio zu agiren und zu ſpielen. Viel aber ärgerten ſich daran, gleich als gebühre einem Chriſten-Menſchen nicht ſolch Spielwerk aus heidniſchen Poeten. Was er, Dr. Luther, davon hielte? Da ſprach er: Comödien zu ſpielen ſoll man um der Knaben willen in der Schule nicht wehren, ſondern geſtatten und zulaſſen. Erſtlich daß ſie ſich üben in der lateiniſchen Sprache. Zum andern daß in Comödien fein künſtlich erdichtet, abgemahlt und fürgeſtellt werden ſolche Perſonen, dadurch die Leute unterrichtet, und ein jeglicher ſeines Amts und Standes erinnert und vermahnt werde, was einem Knechte, Herrn, jungen Geſellen und Allen gebühre, wohl anſtehe und was er thun ſoll. Ja, es wird darinnen fürgehalten und für Augen geſtellet, aller Dignitäten Grad, Aemter und Gebühr, wie ſich ein jeglicher in ſeinem Stande halten ſoll im äußerlichen Wandel, wie in einem Spiegel. Zudem werden darin beſchrieben und angezeigt die liſtigen Anſchläge und Betrug der böſen Bälge. Desgleichen was der Aeltern und jungen Knaben Amt ſei: wie ſie ihre Kinder und

jungen Leute zum Eheſtande ziehen und halten, wann es Zeit mit ihnen iſt, und wie die Kinder den Eltern gehorſam ſein und folgen ſollen. Solches wird in Comödien fürgehalten, welches denn ſehr nützt und wohl zu wiſſen iſt. Denn Polizeien und weltliche Regimenter können nicht beſtehen, noch erhalten werden, denn durch den Eheſtand. Und Chriſten ſollen Comödien nicht ganz und gar fliehen, darum daß bisweilen Buhlerei und grobe Zoten darinnen ſeien, da man doch um derſelben willen die Bibel nicht dürfte leſen. Darumb iſts nichts, daß ſie ſolches fürwenden, und um der Urſach willen verbieten wollen, daß ein Chriſt nicht ſollte Comödien leſen und ſpielen.

Dies zu Nutz und Troſt derjenigen Leſerinnen, die vor Einigem in dem folgenden Roman auf den erſten Blick zurück ſchrecken dürften. Denn wären zu Luthers Zeiten ſchon Romane geweſen, würde er daſſelbe über ſie geſagt haben. — Es war unerläßlich. Unternimmt die Dichtung eine Zeit, die nicht mehr iſt, in ihren großen Lineamenten darzuſtellen, ſo wird ſie erſt klar und verſtändlich, wenn ſie zugleich das bürgerliche, das Familienleben, die Sitte in den Palläſten und Hütten zur Anſchauung bringt. Der Zuſtand moraliſcher Zerrüttung und Verweſung, der Preußens Niederlage möglich machte, ſeiner Erhebung voranging, wird erſt verſtändlich, wenn wir die damaligen ſocialen Zuſtände unverhüllt ins Auge faſſen. Noch lebende Zeugen geben dem Dichter das Zeugniß, daß er nicht das Dunkle ſchwarz gemalt, daß er aus den hiſtoriſchen Geſtaltungen, welche der alte Blücher in ſeiner Kernſprache „eine boshafte Rotte niederer, verfluchter und an Leib und Geiſt kranker Faul-

und Taue und hölzerne Stangen gingen denselben Weg. Es war ein lustiger Anblick, da es kein gefährlicher wurde. Ein kleineres Fahrzeug würde sie umgeworfen haben; diesmal hatte sich die Hose begnügt, außer dem Unflug oben, einigen Wasserschwall durch die Kajütenlöcher zu gießen. Zornig sah ich sie auf der anderen Seite des Schiffes wieder hinuntersteigen und den Weg nach dem jenseitigen Ufer fortsetzen, wo sie sich in den Fichten verlor. Der Alarm und die Erlösung brachten eine angenehme Geselligkeit hervor.

Die Regenwolken wurden jetzt getheilt, die Klippenufer öffneten sich und Stockholm lag entfaltet vor unsern Augen. Ein Wald hoher Schlösser, wie es uns schien, tauchte aus dem Mälar. Die Böller wurden gelöst und die Zollbeamten bestiegen das Schiff. Der Schwede hat es gern, wenn der Fremde von dieser Seite zuerst seine Hauptstadt erblickt, und es ist gewiß im Lande ein einziger Anblick; denn man kann ganz Schweden durchwandern, ohne nur die vereinzelten Stoffe zu der Masse, die hier ins Auge tritt, aufzufinden. So dicht gedrängt stehen die Steinhäuser von einer Größe, wie anderwärts

thiere“ titulirte, nur Schlaglichter aufnahm, welche den wirklichen Zustand ahnen lassen, nicht ihn conterfeien. Und seit der Roman geschrieben ist — seine Conception datirt von weit früher, die Ausarbeitung ist das Werk von Jahren — ist ein vielgenanntes Buch erschienen, welches Aktenstücke, Zeugnisse von Zeitgenossen, über einander schichtet, deren Wahrheit von einer Art ist, daß die Dichtung, ohne Versündigung gegen sich selbst, nicht wagen dürfte sie unverhüllt vorzuführen.

Ueber diesen Vorwurf — der aus dem Vergleich mit seinen früheren vaterländischen Romanen entspringt, — glaubt der Verfasser unbekümmerter hinweggehn zu dürfen, (die Leserinnen mögen es, wenn sie den ersten Theil überschlagen) als über einen andern, den diese Vergleichung vielleicht hervorruft. Jene heitern zufrieden stellenden Bilder aus unserer Vorzeit erwarte man nicht in einem Gemälde aus der Zeit vor fünfzig Jahren. Nicht den Abendsonnenstrahl der durch die hohen Kieferwälder auf eine grüne Oase fällt und beim Gesang der Vögel die Steppe umher uns vergessen läßt, nicht jenes heimische Gefühl, wo die Sitte die Roheit gebändigt, die gemüthliche Häuslichkeit die Unwirthlichkeit verbannt hat. Der moralische Flugsand hat über die Cultur eine andere Wildniß und Steppe gebreitet, eine Versumpfung der fließenden Gewässer, mit einer schillernden, bunten Decke. Wir dürfen hier nicht mehr nach Bildern „aus dem Volke“ suchen, sondern sind auf Bilder „aus der Gesellschaft“ hingewiesen, wenn wir nicht in völliger Mißkennung der Verhältnisse ein gänzlich falsches Bild der Zeit entwerfen wollen. Da mag denn das Gefühl, das keinen andern Leiter in sich findet, nicht im Zurückblick auf eine hellere

Vergangenheit, nicht in dem Hinausblick auf eine reinere Zukunft, in dem Miasma wohl manchmal ein Unbehagen empfinden. Es ist nun einmal nicht anders; auch die Dichtung darf die Atmosphäre der Geschichte nicht anders machen als sie war. Diejenigen aber, die nicht den Muth haben von einer trüben Vergangenheit den Schleier gelichtet zu sehen, entbehren auch des Trostes, der uns andre in der Gegenwart aufrecht erhält, daß wieder eine Zukunft unserm Vaterlande kommen wird, wo wir auf das Jetzt in der sittlichen Ruhe und Fassung zurückblicken können, wie wir es ehegestern konnten auf das vor fünfzig Jahren.

Berlin. Im März 1852.

W. H.

Die Kindesmörderin.

„Und darum eben," ſchloß der Geheimerath.

In ſeiner ganzen Würde hatte er ſich erhoben und geſprochen. Charlotte hatte ihn nie ſo geſehen. Der Zorn ſtrömte über die Lippen, bis vor dem Redefluß des Kindermädchens allzeit fertige Zunge verſtummte. Sie war erſchrocken zurückgetreten, bis ſie ſich ſelbſt verwundert an der Thüre fand; aber der Geheimerath ſchritt noch in der Stube auf und ab.

Charlotte hatte leiſe zu weinen angefangen: „Aber Herr Geheimerath, um ſolche Kleinigkeit!"

„Eine Kleinigkeit die Angſt beſorgter Eltern um ihre Kinder! — Fünf Stunden von Hauſe fort ohne eine Sterbensſylbe mir zurückzulaſſen, und die Kleinen mitgenommen, ohne um Erlaubniß zu fragen!"

„Herr Geheimerath, ſchluchzte ſie, haben nie nach gefragt, ich weiß auch gar nicht warum jetzt!"

„Schweige Sie! fuhr der Hausherr fort. Sie hat kein Einſehen, keine Moralität. Sie mißbraucht

meine Güte. Sie muß aus meinem Hause. Es haben sich schon Viele gewundert, daß ich Sie noch behielt. Aber Sie schlägt mit Ihrer Unverschämtheit den Boden aus dem Faß. Versteht Sie mich! Ein Glück noch, daß wir vom Viertelcommissar erfuhren, daß Sie zur Execution hinaus war, wir hätten sonst gar nicht gewußt, wo Sie geblieben war."

„Wenn das die selige Frau Geheimräthin wüßte, schluchzte das Mädchen, das war eine seelenegute Frau. Und wie oft hat sie gesagt: wenn wir nicht wären, mein Mann kümmert sich gar nicht um die Kinder. Ja das hat sie gesagt, nicht einmal, hundert Mal. Und haben Herr Geheimrath jetzt auch nur einmal nach den Kindern gefragt? Das eben aber sagten die selige Frau Geheimräthin: er hat kein Herz für sie! und es war eine Frau, so sanft wie die himmlische Güte, und viel zu gut für diese Welt, und wer nur ihre stillen Thränen gesehen hat, die sie Nachts vergoß, und darum nahm der liebe Gott sie zu sich, und sie würde sich im Sarge umdrehn, wenn sie wüßte, daß Herr Geheimerath mir darum solchen Affront anthun."

Charlotte mußte die schwache Seite des Hausherrn kennen. Er wandte sich um, und fuhr mit dem Taschentuch über das Auge, ob, um eine Thräne abzuwischen oder die Verlegenheit zu verbergen, laß ich ungesagt. An der Wand hing das Bild der Verewigten, in sehr abgeblaßten Wasserfarben gemahlt, ein eben so abgeblaßter Immortellenkranz

darum. Darunter hing eine andere Schilderei, eine Urne, mit einer Trauerweide. Ein Genius senkte eine Fackel. Das Bild war auf Pappe gezogen, und wenn man näher hinzusah, bemerkte man, daß in der Urne ein Medaillon angebracht war, in welchem einige blonde Haare zu einem Namenszuge sich verschlangen. Der Geheimerath nahm es heraus und drückte es an seine Lippen.

„O du Unvergeßliche! sagte er, noch einmal mit dem Tuch über die Augen fahrend. Sein Zorn war gewichen; in weicherem Tone fuhr er fort: Aber Charlette, wie oft habe ich Ihr gesagt, Sie soll mich nicht immer daran erinnern. Ein Mann in meiner Stellung darf sich nicht den Gefühlen hingeben. Aber Sie weiß das wohl, Sie braucht mich nur an die selige Gute zu erinnern, so tritt mir's in die Augen. Sie führt sich auf, als wenn Sie die Hausfrau wäre — und ist doch nur eine — Sie ist eine —"

Dem Geheimerath war jetzt wirklich etwas in die Augen getreten, was er daraus fortzuwischen suchte, und darüber in Heftigkeit gerieth. Es war der dicke Staub aus der Schilderei, als er das Medaillon mit Gewalt wieder in seine Umfassung zu drücken bemüht war. Je mehr er im Aerger drauf schlug, so dichter puderte es ihm um's Gesicht. „Aus dem Haus muß Sie, daß Sie's weiß," schloß er, mit den Augen beschäftigt, aus denen jetzt wirkliche Thränen, aber nicht der Rührung, sich preßten.

„Ja, Herr Geheimerath, das werde ich auch,

ſobald Sie es befehlen, ſagte Charlotte, die ihrerſeits die Ruhe wieder gewonnen hatte. Denn ich kenne meine Schuldigkeit. Aber erſt werde ich vors Halleſche Thor gehen, aufs Grab der ſeligen Frau Geheimräthin, und die Kinder nehme ich mit. Da werde ich mit ihnen weinen, und ſie ſollen die kleinen Hände falten und ihre Mutter bitten, daß ſie ihnen einen lieben Engel vom Himmel ſchickt, der ſie in Schutz nimmt. Denn wiſſen Sie noch, Herr Geheimrath, wie die ſelige Frau Geheimräthin auf dem Todtenbette lagen! Kreideweis das Geſicht! Ach Jeſus was wird nun aus meinen Kindern! ja das hat ſie geſagt!

„Charlotte! ſagte der Geheimerath, Sie weiß, daß ich meine ſelige Frau innigſt geliebt habe, aber die Welt gehört den Lebendigen, ſagt der Dichter, und die Todten ſoll man ruhen laſſen.“

„Die ſelige Frau Geheimräthin ſollen wohl Ruhe haben, wenn Sie aus dem Grabe ſehen, wie's hier oben zugeht! Die Frau Geheimräthin, Ihre Schwägerin, kommt auch nicht umſonſt wieder ſo oft ins Haus. Aber ich werde mich wohl hüten, und mir die Zunge verbrennen wie damals, und ſagen was ich denke. Aber was die ſelige Frau Geheimräthin denkt, wenn die Geheimräthin Schwägerin den Kleinen Zuckerbrod bringt und ſie über den Kopf ſtreichelt, das weiß ich.“

„Meine Schwägerin iſt eine ſehr reſpectable Frau, Charlotte.“

„J Herr Jesus, wer redt denn auch gegen sie! Aber den Blick vergeß ich nicht, auf ihrem Todtenbett, wie die selige Frau zurückschauerte: Ach wie sieht sie die Kinder an! sagten Sie, nämlich die Frau Geheimräthin auf dem Todtenbett. Und so riß Sie die Kinder an sich und dann sagten Sie: Ach sie hat so spitze Finger!"

„Das waren Visionen, sie war im hitzigen Fieber."

„Aber die Frau Geheimräthin Schwägerin verkniffte ordentlich den Mund und sagten: Mein Gott, als ob ich mich um die Bälger risse! Und dann sagte die Sterbende, und da war sie nicht mehr im Fieber: die Charlotte, die hat wenigstens ein weiches Herz! — Und da hatte die Selige recht, und ich habe die Kinder lieb gehabt, als wenn's meine eignen wären, und wenn's nicht die Kinder wären, i da wäre ich ja schon längst aus dem Hause, wo man so mit mir umgeht."

Dem Geheimerath schien unangenehm zu Muthe zu werden, da Charlotte in einen Thränenstrom ausbrach, der nicht mehr zu stillen schien.

„Es war auch nicht so gemeint, sagte er endlich, — Sie soll ja nicht auf der Stelle fort, — ich meinte nur —"

„Es werden sich schon Andre finden, — o das weiß ich, — ich weiß auch wer. Und wenn die Selige das von oben sieht, wie die Schwägerin mit ihren spitzen Fingern die Kleinen liebkost, dann wird

sie Nachts vor Herrn Geheimeraths Bette treten, und was sie ihn dann fragen wird —"

„Halte Sie doch das Maul —! Charlotte — liebe Charlotte, Sie ist echauffirt."

Das Kindermädchen war echauffirt, es ließ sich nicht in Abrede stellen. Es waren auch Gründe dafür.

Aber der Geheimrath liebte nichts Echauffirtes, nämlich wenn es ihn in seiner Ruhe incommodirte. Er suchte sie zu beruhigen; er erklärte die Kündigung für eine Aufwallung, ein Echauffement. Indem er sagte, solche Dinge müsse man bei kaltem Blute überlegen, schob er den Stein des Anstoßes etwas weiter auf den Weg.

Da schien ein Friede geschlossen, wenigstens ein Waffenstillstand; Charlotte weinte nur noch still, der Geheimrath seufzte und mochte wieder an anderes denken, als er sich erkundigte, was denn die Kinder machten? Gleich darauf fiel ihm noch etwas anderes ein.

„Aber, Charlotte, sage Sie, wie kam Sie nur darauf, und mit den Kindern! vor's Thor zu laufen, dahin! Eine Hinrichtung ist ein unmoralisches Vergnügen, habe ich Ihr das nicht oft vorgestellt, es ist gegen die Humanität, ein Schauspiel, woran nur der rohe Pöbel Vergnügen finden kann."

„Sie haben schon ganz Recht, Herr Geheimrath, aber Sie hätten die Person sehen sollen, die Mariane; ganz schneeweiß war sie, vom Kopf bis zum Fuß, und wie sie die Augen niederschlug, die Hände hielt

ſie ſo vor ſich gefaltet! Und der Herr Prediger ſaß neben ihr, und noch oben ſprach er mit ihr, und dann küßte ſie ihm die Hand und knirte noch einmal vorher gegen uns Alle. Und die vornehmſten Herren in Thränen. Ach Herr Geheimrath, es war Ihnen etwas, ich ſage Ihnen, es ging Einem durch Mark und Bein, und manche dachten, ach wenn du doch auch ſo ſterben könnteſt, ſo den Herrn Prediger neben ſich und ganz weiß, und Blumen, und die Putzmacherin, Mamſell Guichard an der Stechbahn, hatte ihr ein Tuch mit Spitzen geſchenkt, und die vornehmſten Perſonen weinten. Und ich habe ſie auch gekannt die Mariane, und ehedem war ſie keine ſchlechte Perſon."

„Sie hat mir davon erzählt. Aber nun iſt ſie eine Kindesmörderin."

„Und das iſt ſchlecht von ihr, Herr Geheimrath; das wird auch kein Menſch abſtreiten. Und wir haben's ihr alle vorhergeſagt. An ſolchen Kerl ſich zu hängen! Er war noch nicht einmal königlicher Stallknecht, da konnte er noch lange dienen. Und wenn er's geworden, ob er ſie dann geheirathet hätte! Wenn's denn doch einmal ſein ſollte, wär's nur ein anſtändiger Herr geweſen, ſagte ihre Tante. Der hätte doch für's Kind bezahlt, und wenn er nicht wollte, da iſt das Stadtgericht. Das weiß ich ja von meiner Couſine. Heirathen oder bezahlen! ſagten der Herr Präſident. Da hat er auch gezahlt, jeden Erſten, der Herr Hoflackirer, und wenn's bis zum

Dritten nicht da war, auf der Stelle Execution, jeden Monat. Beim zweiten hat er sich gar nicht erst verklagen lassen. Gleich gezahlt, o 's ist ein sehr reputirlicher Herr, das muß man ihm nachsagen, und wenn's dritte kommt, wer weiß, ob sie dann nicht schon unter der Haube ist. Denn seine Alte wird's ja nicht mehr lange machen, die hat er nur mit dem Geschäft geheirathet. Und warum sollte er sie nicht in's Haus nehmen? Ist ja sein purer Profit. Er kommt viel wohlfeiler fort, als wenn er Alimente zahlen muß. Aber ein Begräbniß wird er seiner Alten ausrichten — na, da könnte sich mancher Geheimrath schämen. Nein das muß man ihm nachsagen, lumpen läßt sich der Herr Hoflackirer nicht; ist ein sehr reputabler Herr. — Und, wie gesagt, hübsch war die Mariane, so blaß und schön, und das Kind, blutroth hat's wie 'ne Schnur um den Hals gehabt."

„Und meine Kinder hat Sie mitgenommen. Die unschuldigen Würmer! Sie Person Sie!"

„Aber Herr Geheimrath, ich weiß auch nicht, wie Sie mir vorkommen. Es ist ja nur, daß die Kinder es einmal gesehen haben. Das ist ja für's ganze Leben. So was kriegen sie nicht wieder zu sehen. Es soll ja kein Mensch mehr hingerichtet werden."

„Wer hat Ihr das wieder vorgeschwatzt?"

„Sie können's mir ganz gewiß glauben, Herr Geheimrath. Das ist die letzte Hinrichtung, hat der König gesagt. Und sie haben ihn beinah zwingen

die Schlöſſer; die Thürme ragen nicht beſonders heraus. Landſchaftlich ſchönere Anſichten finden ſich noch an manchen anderen Punkten; nirgends aber wirkt ſo die gruppirte Maſſe auf den Sinn, und Stockholm, vom Mälar aufgenommen, gäbe eine effectreiche Dekoration.

Die Zollbeamten verfuhren hier gnädig — es regnete wieder ziemlich ſtark — zu andern Zeiten und an andern Thoren kann indeſſen die Viſitation äußerſt läſtig werden. Bei der Rückkunft von jeder Spazierfahrt wird ſelbſt der kleinſte zugeſchnürte Beutel ſtreng unterſucht. Viſitatoren anderer Art hatten ſich aber hier am Strande verſammelt. Zum erſten Mal in ganz Skandinavien ſahen wir eine wirkliche Pöbelmaſſe, Jungen, Frauen, Männer, zerlumpt und kreiſchend. Gierig nach den Effecten der Paſſagiere — nämlich um ſie für das Laſtträgerlohn auf ihre Schultern zu laden — drängte ſich der Haufe ſo zuſammen, daß wir über ihre Köpfe hätten weggehen können. Es gehörte obrigkeitliche Gewalt dazu, ſie nur ſo weit aus einander zu drängen, um die Bretterbrücke anlegen zu können; dann riß man ſich förmlich, und kämpfte um unſere Felleiſen und Koffer. Gegen die zer-

müſſen, daß er nur die Feder in die Hand nahm. Die junge ſchöne Königin hat geweint. Und da hat er ſie gefragt: Aber Louiſe warum weinſt Du denn? Denn unter ſich ſagen ſie immer Du; und es kommt Einer zum Andern, ohne daß die Kammerherren anklopfen und ſie melden, und darüber iſt die Hofmarſchallin, die alte Gräfin Voß ganz aufgebracht. Aber das thut nun nichts. Es wird Alles noch ganz anders werden, ſagen ſie; und gar nicht wie beim Dicken. Die Livreen werden auch anders. Und alle Menſchen ſollen Brüder ſein, und alle Frauenzimmer Schweſtern ..."

Der Geheimrath intonirte, wie durch eine Erinnerung geweckt, plötzlich das Lied, indem er mit den Fingern auf dem Knie den Takt ſchlug:

„Wir Menſchen ſind ja alle Brüder,
Vereinigt durch ein heilig Band,
Du Schweſter mit dem Leinwandmieder,
Du Bruder mit dem Ordensband!"

Das Kindermädchen warf einen ſchlauen Blick: „Geſtern hinterm Gitterfenſter auf dem Hofe — da ſangen's Herr Geheimrath viel lauter."

Die Erwähnung ſchien dem Geheimrath unangenehm: „Das verſteht Sie nicht. Es iſt allerdings gegen die Humanität einen Menſchen um's Leben zu bringen. Aber, wie geſagt, das verſteht Sie noch nicht, und das iſt nur unter uns, und wie ſollen wir denn die Spitzbuben los werden und die atroces

Menſchen. Laß Sie ſich alſo ſo was nicht einbilden, und die Königin —“

„Ja, Herr Geheimrath, die Königin, das weiß ich erpreß von Jemand, der es weiß, vom Commiſſar die Köchin, die hat beim Doctor, der die Hoflakaien curirt, vorher gedient, und da hat ſie's von der Mamſell, die beim Hofmarſchall iſt, mit eigenen Ohren gehört, zum König hat ſie's geſagt, die Königin, ſie könnte ihm ja keinen Kuß geben, weil ſeine Hände voll Blut wären, und nur diesmal hat er geſagt, hätte er's thun müſſen, weil's eine Kindesmörderin wäre, nämlich von wegen des Beiſpiels, weil's ſonſt Alle thäten. Aber dann ſoll keiner mehr geköpft werden, und dies iſt das letzte Mal, und darum verdienten's wohl die Kinder, daß ich ſie hinführte, denn es ſoll auch gar kein Blut mehr fließen, und kein Krieg mehr ſein, auf der ganzen Welt nicht, und der König hat's geſagt.“

„Aber ſage Sie mal, Sie iſt doch ſonſt eine vernünftige Perſon“ — der Hausherr war aufgeſtanden, um ihr zu beweiſen, daß ſie diesmal unvernünftig ſei. Das iſt überall eine ſchwierige Aufgabe, wo die Perſon, welcher man es beweiſen will, ſich für vernünftig hält. Sie mußte überdem eine gute Royaliſtin ſein; denn auf die Vorſtellung des Geheimrathes, daß ſo etwas gar nicht in des Königs Macht ſtehe, ja nicht in des Kaiſers, auch nicht in der Macht des großen Feldherrn und Conſuls der Franzoſen, erklärte ſie, wozu denn ein König wäre,

wenn er das nicht mal könne! Der König könne aber noch weit mehr, wenn er nur wolle; es gäbe jedoch Personen, die viel klüger sein wollten, als der König, und alles besser wissen und machen, und sie wisse auch, was sie gehört, und könnte manches sagen was Mancher nicht gern hörte. Und wer nur gestern Abend sein Ohr aufgehabt hätte im hintersten Hofe, und unterm Gitterfenster gehorcht, was die Gefangenen gesungen. Davon könnte manches Vögelchen Lieder singen, die Mancherman gar häßlich klingen würden!

„Sie unverschämtes — ich glaube gar Sie hat getrunken!"

„Ich getrunken! Habe ich das um den Herrn Geheimrath verdient, als ich gestern Abend gar nicht sah, wie Sie die Treppe heraufkamen, die kleine Hintertreppe, und nicht wußten, wo die Thüre war. Ich getrunken! Ein Glas Weißbier setzten mir der Herr Wachtmeister von Prinz Louis-Dragonern vor, und das trank ich, der Kinder wegen, denn wir waren außer Athem, weil die Leute so grausam drängten, und so hob der Herr Wachtmeister die Kinder über die Lyciumhecke, und ich quetschte mich durch die Hecke, und da sagte der Wachtmeister ich sollte erst einen Pomeranzen mit ihm über die Lippen nehmen, weil ich so echauffirt wäre. Das kann der Wirth im blauen Himmel bezeugen; der sagte, wir zertraten ihm seine Hecke, und er war betrunken. Aber wo wären wir alle, und die lieben Kinder, die schrien,

daß es ein Gotts Erbarmen war; aber der Wachtmeister gab's dem Wirth, daß er mäuschenstill ward. Ich hätt's ihm nicht gerathen, mit dem anzufangen. Er hat die Rheincampagne mitgemacht und trägt noch eine Kugel in der Schulter, Alles für seinen König! sagt er und wenn Friede bleibt, kriegt er eine Civilanstellung."

Es war eine Veränderung in dem Geheimrath vorgegangen. Von Zorn keine Spur mehr in seinem Gesichte, als er aus der emaillirten Dose eine lange Prise Spaniol nahm, und mit dem Battisttuch den Taback, der sich ausgestreut, von den Kleidungsstücken abklopfte, und „Ja, ja, so geht's in der Welt!" sagte. Man sah, zwischen beiden hatte ein langer Verkehr eine Verständigung hervorgebracht, die gewissermaßen in hieroglyphischen Ausdrücken sich Luft machte. Und jeder verstand den andern. Offenbar war er an etwas erinnert worden, was er nicht liebte, und ebenso offenbar, daß Charlotte auf einen andern Gegenstand übergesprungen war, entweder, um ihm die Verlegenheit abzukürzen, oder weil dieser Gegenstand für sie einen Zweck hatte.

„Wie ist's denn nun mit dem Unteroffizier von Möllendorfs Grenadieren?" sagte der Geheimrath wie in vertraulicher Weise, nachdem er verschiedenes andere gefragt, z. B. wie viel Menschen wohl draußen gewesen, und welche Equipagen darunter, und ob die Kinder auch ordentlich gesehen hätten?

„Dieser Mensch hat nicht meiner Erwartung

entſprochen, entgegnete Charlotte, und Herr Geheimrath wiſſen auch, was ich immer geſagt habe von der Infanterie. Er ſtellte ſich ſonſt ganz reputirlich an, denn Wahrheit muß Wahrheit bleiben, aber er hatte kein Herz für die Kinder, und war von Profeſſion, wie ich jetzt erfahren mußte, ein Schneider. 'S iſt wahr, er hat eine Civilanſtellung erhalten, aber was iſt das, ein Nachtwächterpoſten! Wenn er mir das früher geſagt hätte, ich hätte ihn ſchön angeſehen. Nein, Herr Geheimrath hatten ganz recht, wenn Sie mich warnten. So wegwerfen werde ich mich nicht, und ich ſehe ihn auch gar nicht mehr an, wenn ich ihm begegne. Dieſer Wachtmeiſter aber hat ein wirkliches Gemüth für die Kinder, und er iſt ein Wittwer. Prinz Louis Ferdinand hat zu ihm geſagt, er ſollte ſich tröſten, der Soldat wäre ſo beſſer accommodirt; und das iſt wahr, ſagt er, wenn's wieder losgeht, iſt der Pallaſch die beſte Braut für den Dragoner. Aber wenn Friede bleibt, ſagt er, will er den Pallaſch hinter die Thür hängen und ſich nach einer Frau umſehen. Und, ſagt er, eine die treu ihrem Herrn gedient hat, die iſt ihm lieber, als eine, die noch nicht gedient hat, denn da weiß er nicht, was er kriegt. Und eine, die ihre Jugend ihrem Herrn geopfert hat, die wird der Herr doch nicht ohne gute Ausſteuer fortlaſſen, das müßte ja ein ſchmutziger Herr ſein. Und das kann ich wohl von meinem Herrn ſagen, ſagte ich, er wird ſich nicht lumpen laſſen; der Herr Geheimrath haben's mir oft

verſprechen, wenn ich mich mal veränderte, dann wollten Sie dafür ſorgen, daß es ſchmuck und blank in meinem Hauſe ausſehen ſollte. Und da hat er die Malvine auf dem langen Wege hergetragen, und ſie ſchlief gleich auf ſeiner Schulter ein. Der Fritzchen, der ſchrie und hatte ſich ungebärdig, den haben wir zwiſchen uns genommen, das war wirklich ein Elend mit dem Jungen, weil er ſich auf die Erde warf und wir mußten ihn an den Schultern rutſchen, bis der Herr Wachtmeiſter ihm für einen Treier Roſinen kaufte und da ging's denn, und Sonntag, wenn's Herr Geheimrath erlauben, wird er mich nach den Zelten abholen und ſich dem Herrn Geheimrath präſentiren und mich mit Waffeln traktiren."

Der Herr Geheimrath ſchien nicht recht zu wiſſen, was er ſagen ſollte, indem er mit einem Finger um den andern ein Rad ſchlug. „Ja, ſieht Sie, Charlotte, ſagte er, wer das wüßte, ob Friede bleibt, oder 's wieder losgeht. — Und hat ſie auch das bedacht, ein Cavalleriſt riecht immer nach dem Stall —" wollte er ſagen, oder hatte es geſagt —

Zweites Kapitel.

Die Geheimräthin mit den spitzen Fingern.

— Als die Seitenthür aufging, und die Geheimräthin Schwägerin hereinrauschte.

Rauschte sage ich, denn ihr hellseidenes Kleid, obgleich die Schleppe abgeschnitten, bauschte noch immer in reichen Falten hinter ihr.

„Ich hoffe doch nicht zu derangiren," sagte die Dame, als der Geheimrath in einiger Verlegenheit aufsprang, und die Spanieldose auf die Erde fiel. Wenn Charlotte sich in Verlegenheit gefühlt, fand sie die Gelegenheit, sie zu verbergen, indem sie die Dose aufangte und mit dem zusammengefegten Tabak in der Schürze das Zimmer verließ.

„Wie kann meine theure Frau Schwägerin mich überraschen!" sagte der Ueberraschte.

„Die Ueberraschung ist nicht ganz meine Schuld, denn der Herr Schwager hörten in dem confidentiellen Gespräch, was ich zu meinem Bedauern stören mußte, nicht mein Klopfen. Da mußte ich endlich, ohne auf die Invitation zu warten, eintreten, denn ich liebe nicht das Lauschen."

Er drückte in verbindlicher Weise ihre Finger an die Lippen und führte sie auf das Canapé.

Ob die Finger besonders spitz waren, kann ich für jetzt nicht sagen, denn sie waren in Tricothandschuhen versteckt, und während die eine Hand an den Lippen des Geheimraths ruhte, umfaßte die andere den Fächer, um das Spiel zu beginnen, was bei einer Conversation auf dem Canapé nothwendig ist.

Aber das ganze Gesicht war, was man spitz nennt. Vielleicht hätte man auch die kleine Gestalt der Dame so nennen mögen, indeß war ein Etwas darin, entweder nenne ich es Anmuth oder Elasticität, was diesen Eindruck verwischte. Alabasterarbeit hätte ein Dichter oder Künstler gesagt, der erst der Hauch des Gedankens oder Gefühls Farbe und Bewegung giebt. Weder jung noch alt, weder schön, noch eigentlich hübsch, konnten doch ihre dunkeln kleinen beweglichen Augen, wenn sie aus den blonden Augenbraunen besondere Blicke schossen, anziehen. Es war schwer zu sagen, wovon diese Blicke sprachen, ob von Verstand, Gefühl, Sinnlichkeit, ob sie stachen, suchten, lockten, ob sie aus einer beglückten, oder zerrissenen Brust kamen. Sie konnten einen sehr verschiedenen Glanz annehmen, nur nicht den der ursprünglichen Wahrheit, jenen Glanz, der auf den ersten Blick einnimmt und überzeugt. Man sah in diesen Augen, daß sich die Gedanken und Gefühle erst sammeln mußten, um ihren Blicken den Ausdruck zu geben, den sie wollte. Es war überhaupt etwas Besonderes in der

Frau; es lag in ihrem Weſen Ruhe und Unruhe. Man konnte ſie in dieſem Augenblick für ſehr bedeutend, im nächſten für ein gewöhnliches Weib halten. Ihre Kleidung war einfach aber geſucht; zwiſchen der zu Grabe getragenen Roccocomode und dem griechiſchen Ideal, das Mode geworden. Kurze eng anſchmiegende Aermel, ein weit ausgeſchnittenes Kleid mit kurzer Taille, die eine roſafeidne Chärpe noch mehr hervorhob, aber ein Ueberwurf um die Schultern und die langen Handſchuhe ſuchten die Entfaltung der griechiſchen Nacktheit wieder zu verbergen.

Der Geheimrath entſchuldigte ſich wegen ſeiner Toilette. Er hatte Urſach. Die Geheimräthin ſagte lächelnd, ſie hätte für dieſes Aeußerliche keinen Sinn. Aber während er ſeine Füße in den Pantoffeln zu verſtecken ſuchte, ohne ſich doch der Bemerkung enthalten zu können, daß er ſich von ihnen nicht trennen könne, weil ſie noch von ſeiner ſeligen Frau geſtickt wären, verbarg die Geheimräthin keineswegs ihre ſehr zierlichen Füße auf dem Schemel, als ſie mit der ſanften, faſt ſüßen Stimme, durch die nur zuweilen ein feiner, ſchneidender Ton fuhr, ſagte:

„Man muß geſtehen, daß der Herr Schwager die Treue gegen die ſelige Geheimräthin bis zum Exceß cultiviren.“

„Und wie geht es denn meinem theuern Bruder, dem Geheimrath, ſeufzte er. Wir haben uns ſo lange nicht geſehen. Ach Gott, wir Geſchäftsmänner!“

„Er iſt in ſeinen Büchern vergraben.“

„Er cultivirt nicht das Leben, fiel der Hausherr ein. Ich hatte immer gehofft, daß eine so spirituelle Frau ihm einen Elan geben würde.“

„Passons là-dessus, sagte die Geheimräthin, mit einer eigenthümlichen Bewegung des Fächers. Ich begreife freilich zuweilen nicht, warum eigentlich Männer auf der Welt sind, die sich nichts aus ihr machen. Aber ich bin gewissermaßen in seinem Auftrage hier.“

„Von einem Gelehrten wie er weiß ich diese Attention zu schätzen. Warum mußte er aber neulich wieder ablehnen? Zu einer einfachen Suppe, à la fortune du pot, ein Paar gute Freunde nur.“

„Lupinus sagt, er verdirbt sich immer bei Ihnen den Magen.“

„Scherz, Scherz! Spartanische Suppen kann ich freilich nicht vorsetzen, auch ist mein Malaga, mein Hochheimer; kein Falerner. Nichts als was ein armer Mann bieten kann. Müssen uns Alle nach der Decke strecken, aber herzlich gegeben und — gut gekocht.“

„Wenn Ihre Charlotte will, kocht sie vortrefflich, sagte die Geheimräthin mit einem jener Blicke, von denen wir sprachen. — Sie werden sich schwer von ihr trennen können, setzte sie langsam hinzu. Sie werden sich vielleicht nie von ihr trennen wollen.“

Der Blick und die Beobachtung hatte für den Geheimrath etwas, was ihn aus seiner Ruhe brachte.

„Liebste Schwägerin, in meiner Lage, — in meinen Dienstverhältnissen, begreifen Sie, muß ich

lumpten Buben waren die Größeren einmüthig verbunden und ſchleuderten ſie ohne Umſtände bei Seite, unter einander war der Streit heftiger, und die Entſcheidung des Eigenthümers ſchien außer der Frage zu liegen, welche allein durch das Recht des Stärkeren ausgemacht werden ſollte. Nach dem Stolz und Trotz eines kernigen Landvolks, der uns freilich oft verdroſſen hatte, war dieſer erſte Anblick eines Pöbels, wie er nur durch den Auswurf einer großen Stadt ſich bilden kann, ſtörend. Eigennutz trat wohl häufig hervor, aber immer nur als ſtörrige Rechthaberei, hier zum erſten und einzigen Male im ganzen Lande kriechend und frech zugleich. Ich glaube, dies kann ein Lob für Schweden ſein, da man nicht in jedem Lande, um dies Schauſpiel zu finden, bis zur Hauptſtadt zu dringen braucht. Aber ich glaubte in dieſer aufgeregten Maſſe auch die Leidenſchaften zu erkennen, die im Norden zuweilen zu wilden Ausbrüchen unüberlegten Zornes ſpornen. Die unmenſchliche Ermordung des Grafen Ferſen liegt nicht allzuweit zurück in der Vergangenheit. Ich mochte mir den wilderhitzten Pöbel denken, wie er den friedlichen Greis ergriff und von den Treppen

dann und wann kleine Dinés arrangiren — man muß ſich Freunde — man muß die Gönner warm halten. Einer hilft dem Andern. Es geht einmal nicht anders."

„Das begreife ich vollkommen, ſagte die Schwägerin mit dem gedehnteren Tone, aber zu Ihren Dinés beſtellen Sie ja die Schüſſeln beim Koch Corſika."

„Das wohl, in der Regel wenigſtens, — indeſſen —"

„Eſſen Sie auch gern zu Hauſe gut. Und damit Sie immer gut gekocht bekommen, iſt Ihnen darum zu thun, daß Charlotte immer bei guter Laune iſt. Der Calcul iſt richtig, nur verdenken Sie es Ihrer Familie nicht, wenn ſie einen andern macht —"

„Welchen, meine verehrteſte Schwägerin?"

„Mon beau-frère, ſagte die Geheimräthin mit dem Fächer einige kurze, bedeutungsvolle Schläge durch die Luft führend, die Familie hofft, daß ſie ihr nicht den Chagrin anthun werden, die Perſon zu heirathen."

Der Geheimrath wurde roth, aber nicht ſehr, er klatſchte mit beiden flachen Händen auf die Knie und ſeufzte: „Ja — man wird doch auch mit jedem Jahr älter. Und eine Pflege wie ich ſie nur wünſchen kann."

„Herr Geheimrath, aber eine Mesalliance!"

„Mais, ma belle-soeur! Adam war unſer Aller Vater. Neulich am Klavier, ich hätte meine Schwägerin embraſſiren mögen, Sie ſangen es zu allerliebſt:

Als Adam grub und Eva ſpann
Wer war denn da — der erſte Geheimrath?

Er begleitete es durch ein angenehmes Gelächter.

„Es iſt alſo vollkommener Ernſt!“

„Ernſt, theuerſte Schwägerin! Ich hielt es für einen deliciöſen Scherz, wenn es von der Kanzel ſtürzte: Der königliche Herr Geheimerath Lupinus mit der ehrſamen Jungfrau Charlotte Philippine, Catharine, Tochter des ehrbaren —, was weiß ich, wer ihr Vater war, wenn ſie einen hat. Ma belle-soeur, wie hätten ſie die Köpfe zuſammen geſteckt, wie wären ſie aus dem Dom geſtürzt! Dieſe Gruppen unter den Pappeln, Nachmittags die Kaffeeklatſche's. Und nun denken Sie ſich, Schwägerin, Charlotte und ich im Wagen und unſre Vorfahrviſiten! Vierzehn Tage kein ander Geſpräch. Und das Hochzeitsmenuett! Sanft gebannt — an ihre Hand durchs Leben — ſchweben!“

Die Dame war ſehr ruhig geworden: „Mais, mon beau-frère, warum haben Sie es aufgegeben?“

„Mon Dieu, wer ſagt Ihnen, daß ich es aufgab!“

„Ein witziger Einfall, über den man nachdenkt, iſt keiner mehr.“

„Es geht doch nichts über einen ſublimen Verſtand. Ich werde mich hüten ſie zu heirathen.“

„Ich bin jetzt ganz getröſtet, wenn Sie es thun. Wirklich lieber Schwager. Die Perſon hat gute Eigenſchaften und Ihre Erziehung —“

„Wenn ich ſie heirathe, iſt die Erziehung aus, ziſchelte er ihr laut ins Ohr. Sobald der Hochmuthsteufel in ſie ſchießt, kocht ſie nicht mehr, pflegt

mich nicht mehr, kurzum ſie iſt nicht mehr was ſie iſt, und darum müßte mich ja der — Ercüs! wenn ich meine gute Charlotte aufgäbe, um eine ſchlechte Geheimräthin draus zu machen. — Man wirft ſo gemüthliche Redensarten hin, möglich, es könnte ſein — wenn nur nicht das und das wäre, wünſcht ihr den beſten Mann, aber klopft ihr auf die Schulter, ſich nicht zu übereilen, es würde ſich wohl noch alles anders und beſſer finden, als mancher denkt. Et caetera."

Nach einer Pauſe während ſie auf ihre ſpitzen Finger geſehen, ſagte die Geheimerätbin: „Aber die Perſon iſt auch klug. Sie merkt es. Lieber Schwager, kein Mann iſt ſo klug, daß nicht eine Frau, die er beſtändig um ſich hat, ihm die ſchwache Stunde abmerkt. Schlingen ſind nun einmal die Waffen unſerer Schwäche; es iſt in der Natur. Entweder entſchließen Sie ſich und heirathen ſie, oder brechen Sie ſchnell."

„Das kann ich nicht, c'est absolument impossible! 'S iſt wahr, Corſika kocht gut, 's kocht keiner ſo in Berlin. Das heißt en general — mais —! Was hilft mir das, wenn die Gäſte fortgehen und ſagen: es war alles recht fein, aber man weiß von nichts beſonderm zu ſprechen, nichts hat einen Eindruck hinterlaſſen. Das iſt gleichſam ein verlorner Tag. In der Charlotte, verzeihen Sie mir, iſt ein Genie. 'S iſt nicht zu leugnen, Manches verdirbt ſie, aber plötzlich mit einem Elan hat ſie eine Compoſition gefunden, parbleu. Erinnern Sie ſich noch

des Rebhühnerfricassé's mit farcirten Trüffeln! Da war doch nur eine Stimme. Noch acht Tage drauf, als wir bei Excellenz Schulenburg Rehnert am Tisch saßen, sprach Lombard davon. Sein Koch hats versucht, der Englische Gesandte auch, es schickten noch mehre ihre Köche. Warten Sie — ça ne fait rien. Es hat's keiner rausgekriegt. Und wärs auch nur um Lombards Willen. Es war ein glücklicher Tag als er mir beim Abschied die Hand drückte. Ich weiß es, Lombard hat viele Feinde, aber in der Freundschaft und — und in gewissen Ideen hat er eine gewisse constance, persévérance. Man kann wohl sagen, 's ist ein Mann von einem nobeln Esprit, ein Mann comme il faut."

„Schade, daß Lombard verreist ist, sagte die Geheimeräthin, ich meine schade für Sie."

Es war wieder ein so eigner Ton, eiskalt und bitter wie der Blick, der den Geheimerath traf — und sie brach so scharf ab, daß die Wärme und Gemüthlichkeit, welche die Erinnerung der Trüffeln und Rebhühner angeregt, plötzlich gedämpft war.

„Mein Gott, belle-soeur, sie kommen —"

„Von meinem Mann geschickt. Was ist denn das mit den Gefangenen in der Vogtei, und den eingeschmissenen Fensterscheiben? Mein Mann hofft, daß Sie dabei außer dem Spiele sind."

Wir wissen, daß diese Erinnerung für den Geheimrath zu den unangenehmen gehörte. Die Rosenlinien der Freude verzogen sich auf seinem Gesicht

in graue Runzeln. Er ſchlug auch etwas die Augen nieder.

„Ma belle-soeur wiſſen, daß ich immer ein Herz habe für die Leiden der Menſchheit. Was an mir iſt, thue ich, um das Schickſal der armen Gefangenen zu erleichtern.“

„Unter denen auch der abſcheuliche Bankeruttier iſt, der ſo viele Leute um ihr Alles gebracht.“

„Er iſt ein Menſch wie wir, meine Schweſter.“

„Ganz doch nicht, ſagte die Schwägerin und zog den Arm etwas zurück, auf den er ſeine Hand gedrückt. Man ſagt es ſind ſehr viele ſchlechte Menſchen grade jetzt in der Vogtei.“

„Wenn Einer nicht bezahlen kann, hat er darum aufgehört mein Bruder zu ſein?“

„Die Gefangenen ſollen unerhörte Freiheiten genießen. Neulich bei Präſident Kirchheiſen ward behauptet, ſie kämen Abends frei zuſammen und ſpielten Hazardſpiele, ja Einer hielte förmlich Bank.“

„Um die Humanität zu fördern drücke ich ein Auge zu. Die innern Thüren laſſen ſie ſich zuweilen aufſchließen. Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein iſt, und unter Gottes Himmel ſind wir Alle —“

„Und zwiſchen den Mauern der Vogtei! fiel die Geheimräthin ein. Geſtern Abend —“

„Sehn Sie, theuerſte Schwägerin, da hatte ich eine rechte Freude. Sie ſchickten eine Deputation an mich mit der Bitte ihnen eine kleine, gewiſſermaßen religiöſe Celebration zu geſtatten. Da morgen, als

heute, ein menſchliches Mitweſen, eine irrende Schweſter, gewaltſam aus dieſer Welt geriſſen werden ſollte, wollten ſie den Abend nicht ohne ſtille, ich möchte ſagen ſympathetiſche Betrachtung hingeben laſſen. Ich war wirklich gerührt über dieſes Zeichen edler Empfindung unter meinen Kindern, wie ich ſie gern nenne."

„Sie waren alſo ſelbſt bei dem — ſogenannten Feſtin?"

„Sie erzeigten mir die Ehre, mich einzuladen. Ach aber ſo beſcheiden. Und ich verſichere Sie, ich fand eine Stimmung, die einer Kirche Ehre gemacht. Und die Arrangements ſo ſinnreich und einfach. Der Regimentsquartiermeiſter, der bei der Lichtenau da im Marmorpalais als Decorateur und Maſchiniſt gearbeitet hatte — ein unglücklicher Menſch, er mag geirrt haben, wer irrt nicht! — konnte um lumpige 10,000 Thaler die Quittungen nicht aufweiſen! — Lieber Gott, wenn man für Alles Quittungen verlangte, was zur Zeit der Comteß Lichtenau ausgegeben iſt! Ein charmanter Mann ſonſt, ſage ich Ihnen, von ſo philoſophiſcher Ruhe. — Das kleine Zimmer war griechiſch drappirt, et aussi un peu gothique. Hinten ein Opferaltar; in Spiritus brannten die Flammen empor zu dem Triangel, aus welchem das Auge der Allwiſſenheit auf uns herabblickte. Der Rendant vom Salzſteueramt —"

„Der in Hamburg ergriffen ward, als er ſich einſchiffen wollte?"

„Ein Opfer der Mißverſtändniſſe. Er hatte die beſte Abſicht, von London aus den kleinen Irthum auszugleichen, — ſonſt ein Mann von Charakter, ſublimen Ideen, iſt auch Macon. In einem weißen Talar, eine Binde um die Stirn, hielt er eine Rede; ich wünſchte, Sie hätten ſie gehört; wie ließ er die irrende Schweſter beten! Ach aber, wie das kleine Kind, das der Mutter vorausgegangen, die Arme ausbreitete und im Namen der Allmacht ſprach: Mutter dir iſt vergeben! die Seligen warten auf Dich! — da blieb kein Auge trocken.“

„Und nachher haben ſie getrunken?“

„Die Geſellſchaft hatte einige Flaſchen beſorgt. Das Herz ſchloß ſich unwillkürlich auf. Man durfte ſich doch nicht lumpen laſſen. Ich ließ ein Dutzend Hochheimer bringen. Ich ſage Ihnen, dieſe Empfindungen, die ſich da aufſchloſſen! Da war doch kein böſer Gedanke, nichts als die reinſte allgemeine Menſchenliebe, und wäre nicht der verlorne Menſch, der Sohn des Geheimraths Bovillard, dazwiſchen gekommen, ſo wäre auch alles ganz gut abgelaufen.“

„Läßt ihn der Vater noch immer einſperren?“

„Nein, er ſitzt jetzt wegen des letzten Scandals mit dem Gensdarmerieofficier. Dieſer Taugenichts verdirbt mir eigentlich die Harmonie in meiner Geſellſchaft. Indeſſen man hat doch Rückſichten wegen des Vaters.“

„Gewiß und ſehr ernſte.“

„Und unſer Hofrath Süßring, Sie kennen

den excentrischen Kopf. — Bös ist er nicht, nur wenn er etwas im Kopfe hat. Ich vergaß Ihnen zu sagen, man war so froh geworden, man sah das Opferfeuer brennen. Man wollte sich daran wärmen. Man machte den Vorschlag an der Flamme das Getränk der Freiheit zu brauen, das aromatische der Engländer, das unser Schiller so herrlich besungen hat —

Vier Elemente, innig gesellt!"

„Man kochte eine Bowle Punsch, das weiß ich auch, und sehr starken."

„Süßring, der eigentlich in Glatz sitzen soll, aber er ist kränklich und kann die freie Bergluft nicht vertragen. Belle-soeur wissen ja, durch welche Connexionen — und er ist auch eigentlich unschuldig. Es war nur der Punsch. Sprang er plötzlich auf den Tisch —"

„Und hielt eine seiner bekannten republikanischen Reden."

„Es sollten keine Kerker und Festungen mehr sein, die Eisenstäbe sollte man zerbrechen und die Schwerter auch, und als er das Lied sang und wir einfielen:

Allen Sündern soll vergeben
Und die Hölle nicht mehr sein!

„Da schmissen Sie mit den Gläsern die Fenster ein."

„Nein da sprang Bovillard erst auf den Tisch. Den eigentlichen Zusammenhang weiß ich wirklich nicht mehr, aber in seiner Barocksprache rief der tolle

junge Menſch: wenn wir die Hölle zerſtörten, wo wir denn bleiben wollten! Nun ich ſage Ihnen, einen Galimathias plein de romantique, daß uns Hören und Sehn verging."

„Ich glaube Ihnen wirklich, daß Sie beides nicht mehr konnten."

„Durch die Unart dieſes einen einzigen Menſchen ward uns ein Abend geſtört — meine Schweſter, das Menſchenleben iſt nicht reich an ſolchen Abenden voll Harmonie der Seelen. Und der Mond ſtand draußen und ſchien ſo friedlich durchs Gitterfenſter."

„Der Mond wird auch vermuthlich ſtehen geblieben ſein, ſagte die Geheimräthin aufſtehend, wo blieben denn aber der Herr Schwager?"

„Sie machte Miene zum Gehen und er beugte ſich, um wieder ihre Hand an die Lippen zu führen: Homo sum, nil humani a me alienum puto, ſagt Terenz, theuerſte Schwägerin. Fragen Sie meinen Bruder, was das heißt. Im Uebrigen — abgeſchüttelt!"

„Meinen Sie, Geheimrath? In der Stadt iſt man andrer Meinung. Man ſpricht davon, daß Sie die Ihnen obliegende surveillance über die Gefangenen ſchlecht beobachtet."

„Man hat ſchon viel über mich geſprochen. Qu' importe!"

„Wenn man aber auch bei Hofe davon ſpricht! Auch im Palais. Auch wenn der König entrüſtet iſt. Auch wenn Kabinetsrath Beyme auf der Stelle an den Juſtizminiſter ſchreiben müſſen, daß die Sache

unterſucht wird. Herr Schwager es iſt kein Spaß, warum ich hier bin, es handelt ſich um Ihre Exiſtenz."

Der Geheimrath war zuſammengefahren wie die Sinnpflanze bei der menſchlichen Berührung. Sein Geſicht war blaß, ſeine Vollmondswangen ſchienen wie welk herabgeſunken. Er öffnete die Lippen und wollte ſprechen, aber die Zähne, die in eine unwillkürliche Berührung geriethen, ſtammelten nur die Formel: „Mein allerdurchlauchtigſter König, mein allergnädigſter König und Herr!"

„Iſt eine Natur, die wir Alle eigentlich noch nicht kennen, aber in gewiſſen Dingen hat er ſich außerordentlich ſtreng gezeigt." So ſagte die Geheimräthin Schwägerin, die ruhig vor dem Zerknickten ſtand.

Der Geheimrath ſtammelte noch etwas von geheimen Feinden und nachdem er einige Schritte gethan, fiel er auf ſeinen Armſeſſel.

„Von Feinden weiß ich nichts, ſagte die Schwägerin, im Gegentheil Sie haben ſich viele Freunde durch Ihre Diné's gemacht, und es trifft ſich nur ſehr unglücklich, daß Lombard nach Frankreich iſt. Aber ſich in den Sorgenſtuhl zu werfen, iſt nicht Zeit, mon beau-frère! Ihre Freunde können wenig, Sie müſſen ſelbſt etwas thun, und auf der Stelle. Ihr Zopf iſt noch gut, die Friſur paſſirt für den Abend. Werfen Sie ſich in Ihr Habillement."

„Mein Gott doch nicht zu Seiner Majeſtät!" rief er aufſpringend und rang die Hände.

des Rathhauses herunter und über die Straßen schleifte. Ein einmaliges Entkommen, vermittelst eines Durchgangs in ein Seitengäschen, half ihm nichts. Ehe die bewaffnete Macht Zeit gewann, die Pöbelhaufen zu zerstreuen, wurde er zu Tode gemartert, und, wie man sagt, mit Regenschirmen erschlagen. Ueber der unseligen That ruht ein tiefes Dunkel, welches die Untersuchungs-Commission nicht zu lichten vermochte. Die Gerüchte verlaufen sich in's Ungewisse. Daß Fersen ein zufälliges Opfer der vielleicht nicht so zufälligen Volkswuth gewesen, darüber sind die Meisten einig; man spricht aber in Stockholm nicht gern von dem Vorfall.

Auch im Regen war der Eindruck der innern Stadt imposant. Die ehernen Standbilder glänzten nur um so mehr. Doch kostete es Mühe, ehe wir ein Quartier fanden, denn die Wirthshäuser sämmtlich bis auf eines, das aber im Rufe des allerschlechtesten steht, zweiten Ranges, sind nur klein und wenig zum längeren Aufenthalte geeignet. Der Besuch eigentlicher Fremden ist zu gering, um dafür größere Hotels in Stand zu halten; die Inländer beziehen aber bei jedem einigermaßen verlängerten Aufenthalte Privatquar-

„Auch nicht zum Justizminister. Ich rathe Ihnen auch nicht Haugwitz zu incommodiren. Aber zu Bovillard müssen Sie. Schnell, schnell Herr Geheimrath. Er vertritt Lombard beim Minister. Mein Mann hat schon etwas vorgearbeitet."

„Zu Bovillard! ja zu Bovillard! Aber mein Gott, was wird er sagen!"

„Wenn Sie von seinem Sohne sprechen, wenn Sie auf ihn die Schuld schieben wollen, würden Sie alles verderben. Sie müssen ihn ganz ignoriren. Verstehen Sie mich; diese Schonung kann nur den Vater gewinnen, denn Vater bleibt er. Daß er von ihm erfahren soll, überlassen Sie andern. Sie exculpiren sich nur für sich. Das wie überlaß ich Ihrem Genie, wie Sie jetzt Ihrer Toilette."

Sie war hinausgerauscht und der Geheimerath wankte nach seinem Kleiderschrank.

Drittes Kapitel.

Eine Heimfahrt.

Die Geheimrätbin ſtieg die Hintertreppe hinab, auf der ſie gekommen. Sie ging langſam, oft, ſchien es, in Gedanken verſinkend.

Auf dem Podeſt blieb ſie ſtehen, von wo man einen Blick durch ein Wandfenſter in die Küche hat. Charlotte ſpielte mit den Kindern, oder vielmehr die Kinder ſpielten mit Charlotte. Sie zupften ſie vom Heerde fort. Malwine wollte ihr etwas ins Ohr ſagen, derweil kletterte das Fritzchen heimlich auf den Heerd und ſchüttete die Salzmetze in die Kaſſerolle. Malwine fing plötzlich an zu lachen und ätſchte das Mädchen aus, Fritzchen war mit einem Satz vom Heerde auf ihrem Rücken und umſchlang ihren Nacken mit den Armen. Sie ſträubte ſich, ſchimpfte und ſuchte den Alp loszuwerden, die Kinder tobten, ſie ſchlug.

Eine charmante Erziehungsſcene, dachte die Geheimrätbin und unwillkürlich entſchlüpfte es ihren Lippen: „Es wäre eigentlich nicht ſo übel, wenn der liebe Gott die Kinder zu ſich nähme!“

„Warum den incommodiren!“ ſagte eine Stimme dicht hinter ihr. Ein Fremder in ſeinen Mantel geſchlungen, der vom Regen triefte, ſtand auf der Stufe neben ihr. Sie hatte ihn nicht bemerkt, als er vom Hofe die Treppe heraufkam. Auch erlaubten ihr die hereinbrechende Dunkelheit und der Mantelkragen nicht, das Geſicht zu ſehen, als er im Vorbeigehen den Hut lüftete. Es lag etwas Unheimliches für ſie in der Begegnung. Wer läßt ſich gern in ſeinen Gedanken belauſchen.

„Wenn nur keine ſchädliche Subſtanz in dem Gefäß war,“ ſetzte der Fremde hinzu.

„Wie meinen Sie das?“

„Der Muthwille der Kinder könnte unſchuldige Perſonen in Verdacht bringen.“

„Das einzige Unglück wäre doch nur, daß er heut Abend eine verſalzene Suppe auf den Tiſch bekommt,“ bemerkte die Geheimeräthin, die, ſchnell zu ſich gekommen, ihre Unruhe nicht merken ließ.

„So treffe ich den Geheimerath zu Hauſe, was mir ſehr angenehm iſt,“ entgegnete der Fremde, noch einmal den Hut anfaſſend um die Treppe hinaufzuſteigen.

„Dies iſt nicht der eigentliche Weg zu ihm, konnte die Geheimeräthin ſich nicht enthalten zu bemerken. Auf der Vordertreppe begegnen Sie der Bedienung, um ſich melden zu laſſen.“

„Meine Botſchaft kommt wohl gelegener über die Hintertreppe.“

„Auch, wenn er zu Hauſe wäre, zweifle ich, daß

ihm überhaupt ein Beſuch gelegen kommt, da er ſelbſt im Begriff iſt einen zu machen.“

„Ich weiß es, entgegnete der Fremde, und wenn auch nicht mein Beſuch, wird ihm doch mein Rath nicht ungelegen kommen. Ich habe die Ehre, mich der Frau Geheimeräthin gehorſamſt zu empfehlen!“

„Seltſam! ſprach die Geheimeräthin für ſich, als der Fremde mit ſichern, leichten Schritten die Treppe hinaufgeſtiegen war. Er kennt mich. Wer iſt er? Er kommt gewiß in der Angelegenheit — was kann er aber für Rath bringen!“

An der Hofthür ſtürzte ein heftiger Platzregen ihr entgegen. Ihre Kutſche hielt auf der Straße vor der Hausthür. Sie überlegte, ob ſie einen Verſuch machen ſollte, durch die wahrſcheinlich ſchon verſchloſſenen Bureaus ſich einen trockneren Weg nach dem großen Hausflur zu ſuchen, als ihr Bediente mit einem Regenſchirm ihr entgegen trat. Auf ihr Befremden darüber, da ſie beim Ausfahren keinen mitgenommen, antwortete der Diener, der fremde Herr, welcher eben durchgegangen, habe ihm den ſeinen zurückgelaſſen, mit der Bemerkung, ihn für die Frau Geheimeräthin zu benutzen, damit ſie über den Hof in ihren Wagen könne.

„Kennt Er den Herrn?“ fragte ſie beim Einſteigen.

„Ich habe ihn nie geſehen.“

Seltſam! wiederholte die Geheimeräthin nachdenkend. Nicht alle Gedanken drücken ſich auf dem

Spiegel des Gesichts aus, und in einer dunkeln Kutsche, nur erhellt vom ungewissen Laternenlicht, wenn der Regen gegen die Fenster schlägt, läßt sich auf diesem Spiegel noch weniger lesen. Dem Dichter ist es indeß zuweilen vergönnt, eine andre Sonde in die Brust zu senken, wie er ja auch Geister und Träume citirt, wo er der Vermittler zwischen dem Reich des Unsichtbaren und des Sichtbaren bedarf.

Sie sann dem Fremden nach. Seine äußern Umrisse waren ihr verwischt, nur war es ein blasses Gesicht mit scharfen, tiefliegenden Augen, dessen konnte sie sich entsinnen. Sie hatte ihn noch nie gesehen. Doch es waren damals viele Fremden in Berlin; auch hatte der Ton seiner Stimme etwas Ausländisches. Aber was wollte er bei ihrem Schwager? Wirklich einen guten Rath geben? Wenn auch der Geheimerath nicht eben persönliche Feinde hatte, waren doch Viele, die auf sein einträgliches Amt lauerten. Weshalb sollte ein Fremder sich gedrungen fühlen gerade ihrem Schwager zu helfen! Aber sie vertiefte sich im Aufzählen, wer wohl ihm auf den Dienst lauern könnte, bis ein leises Gelächter aus ihren feinen Lippen brach.

Die Geheimerätbin fragte sich, weder denn ihr eigner Antheil an dem Geschick des Geheimerathes kam? — Achtete sie ihn? liebte sie ihn? Oder weil er der Bruder ihres Mannes war? Was war ihr ihr Mann? — Ein Mann, der sich in seiner Bücherstube vergrub, wo die Welt umher für ihn lachte!

Man hätte jetzt eine Röthe ſehn können über ihr blaſſes Geſicht ſteigen. Und um eine ſolche Familie Sorge und Anſtrengung, darum Intriguen, damit eines ihrer Mitglieder nicht zu Schaden komme! Sie kam ſich ſelbſt in dem Augenblick ſo ordinair vor.

Die Kutſche hielt vor ihrem Hauſe. Der Diener öffnete den Schlag. Er ſchien aus ihren Mienen ihre Beſtimmung leſen zu wollen. Sie warf einen Blick auf die erleuchteten Fenſter: „Herr Geheimrath erwarten Frau Geheimräthin zum Piquet.“ — Sie hatte ſchon einen Fuß auf dem Tritt und blieb einen kurzen Augenblick ſtehen als thue der Regen, der in unverminderter Heftigkeit fiel, ihr wohl, dann warf ſie ſich in den Wagen zurück und befahl: „In die Komödie!“

Die Stadt war noch immer aufgeregt von dem Schauſpiel am Mittage. Es war ſeit lange keine Hinrichtung vorgefallen. Die Heimgekehrten kehrten erſt jetzt aus den Schenken zurück, es gab mancherlei Unruhe, kleine Aufläufe, Verhaftungen. Der Kutſcher zog es, der tobenden Menſchenſchwärme wegen, vor, durch eine der Quergaſſen zu fahren, welche herrſchaftliche Equipagen ſonſt vermeiden. Auch hier ſtopften ſich die Fuhrwerke, und die Dame hatte Gelegenheit durch die Kutſchenfenſter ein Schauſpiel zu betrachten, was Frauen ihres Standes ſonſt nicht aufſuchen — an den hell erleuchteten und grell drappirten Fenſtern der kleinen Häuſer die Schönheiten, welche ſich den Vorübergehenden zur Schau ſtellen.

Sie ſchlug die Augen nicht nieder und wandte den Blick nicht ab. Sie fühlte auch kein Mitleid mit den armen Geſchöpfen: Sie ſchlürfen des Lebens Gluth in vollen Zügen, aus einem Taumel in den andern geſtürzt, kaum dazwiſchen erwachend, bis ſie verwelken, und man ſie fortwirft. Und das iſt unſer Aller Loos — ob früher, ob ſpäter? Was kommt es drauf an. Wer nur ſagen kann: er hat ſein Leben genoſſen!

Sie recitirte in ihrem Selbſtgeſpräch die Verſe des Breslauer Dichters Bürde, der, damals in Berlin, ſeine Ueberſetzung des Milton herausgab. Dichter ſorgen am väterlichſten für ihre Gedichte, wenn ſie ſich ſelbſt in der Societät zeigen. Um der Väter willen nimmt man ſich der Kinder an. Die Geheimräthin Lupinus würde die Verſe:

Ach es ſind die gleichen Todesloſe,
Die das Schickſal allen Weſen zieht!
Früher nur entblättert ſich die Roſe,
Später nur verwittert der Granit,

die ſie zweimal mit Empfindung wiederholte, ſo wenig gekannt haben, als die Mehrzahl unſerer Leſer ſie kennen wird, wenn ſie nicht die Bekanntſchaft des Sekretair Bürde in den Geſellſchaften gemacht hätte, wo der ſchleſiſche Miniſter, Graf Hoym, in deſſen Gefolge er angekommen, ihm einen Ehrenplatz verſchaffte.

Das Komödienhaus war nicht gefüllt. Die Geheimräthin ſaß allein in ihrer Loge. Ihr ſchien das Haus dunkel. Es war nicht dunkler als ge-

wöhnlich. Die Talglichter, die der Lampenputzer vor den Augen des Publikums anſteckte, kulteten auch keinen entfernten Vergleich mit dem Glanz der Theater von heut. Man ſah wohl damals ſchärfer, denn man ſah mehr, aber das Licht kam aus der Darſtellung, verſichern uns die, welche aus jener Zeit das deutſche Theater kennen. Für die Geheimräthin aber blieb es dunkel, obgleich Fleck als Odoardo ſeine ganze adlige Kraft entfaltete, die ſpätere Händel-Schütz als Orſina das Publikum entzückte. Leſſings Meiſterwerk ſchien ihr an einem Etwas zu lahmen, das ſie ſich nicht erklären konnte; der jungen Schauſpielerin, welche die Emilie zum erſten Male gab, hätte ſie nachhelfen mögen. Wenn ſie ſich Rechenſchaft gab, war es aber nicht die Schauſpielerin, ſondern ſie hätte ihrer Rolle, ihrem Character eine andere Richtung geben mögen. Ihre Phantaſie beſchäftigte ſich, eine welche andere Rolle Emilie ſpielen können, ſelbſt glücklich und beglückend, glänzend und Glanz um ſich verbreitend, wenn ſie den Pulſen folgte, die für den Prinzen ſchlugen. Eine welche andere Herrſchaft über ihn blühte ihr als der ſtolzen Orſina, vermöge ihres Liebreizes, ihrer geiſtigen Vorzüge. Sie hatte es in ihrer Macht, auch dieſes Prinzen Wankelmuth zu feſſeln, und Tauſende, ein ganzes Land glücklich zu machen. Und alles das vernichtet ein plumper Dolchſtoß, der Alle unglücklich macht und — die Thörin hat ſelbſt darum!

Die Geheimräthin war gewohnt in ihrer Loge

Beſuche zu empfangen. Entweder zeigte ſich heut kein Bekannter, oder ſie hielten ſich entfernt. In einer Loge gegenüber, wo eine neu angekommene Schauſpielerin von Ruf ſaß, hörte das Klappen der Logenthüre nicht auf. Ihr war dieſe Störung unangenehm, das Schauſpiel fing an ſie zu langweilen. Sie beſann ſich, daß ſie zwar die Einladung zu einer Geſellſchaft heut Abend nicht angenommen, aber auch nicht abgelehnt hatte. Sie hatte nur geſagt, ſie fürchte einer Migraine wegen nicht erſcheinen zu können. Sie hatte, oder wollte jetzt keine Migraine haben und verließ die Loge.

Der Bediente hielt ſchon im Corridor ihre Enveloppe bereit.

„Er zittert ja."

Sie hätte kaum nöthig gehabt ſich nach dem Grund zu erkundigen, der Bediente war ja noch in denſelben ganz durchnäßten Kleidern, in welchen er auf dem langen Doppelwege aufgeſtanden. Der zugigte Corridor hinter den Logen war nicht geeignet die Naßkälte zu vertreiben. Johann ſagte, das Fieber ſei noch immer nicht ganz fort. Die Geheimräthin erwiederte nicht unfreundlich, er müßte endlich etwas dazu thun.

Der Regen goß noch immer in Strömen, als ſie wieder in die Kutſche ſtieg und Johann hinten auf. Der arme Menſch! dachte die Geheimräthin. Seltſam, daß es ſo ſein muß! Es mußte ſo ſein; über dieſen Damm kam ſie nicht hinweg, ja ſie

lächelte über den närrischen Gedanken, daß sie Johann auffordern könnte, sich in den Wagen zu setzen. Aber sie dachte über die Zukunft des Menschen nach. Er litt nicht vom Regen, sondern an einer innern Krankheit, deren gelegentliche Ausbrüche nur in Fieberanfällen sich zeigten. Sie glaubte etwas von der Arzneikunde zu verstehen, und den Schluß ziehen zu dürfen, daß er nie vollständig genesen werde. Was wird nun aus solchem Menschen? Eine Zeitlang hält man es noch mit ihm aus. Wenn er aber immer wieder zurückfällt, muß man ihn entlassen. Dann findet er wohl noch einen Dienst. Aber auf wie lange? Die neuen Herrschaften werden nicht so lange Geduld mit ihm haben. Er wandert ins Krankenhaus, vielleicht ins Spital, vielleicht auf die Gasse. Und wäre es ihm nicht besser, wenn er durch einen Blutsturz, eine radicale Erkältung, ein rasches Ende fände. Er ist auch eine verfehlte Existenz!

Sie schauderte und verfiel in ein Sinnen, dem die Ausrücke fehlten, bis der Wagen vor dem erleuchteten Hause hielt.

tiere, welche zu diesem Behuf in allen Theilen der Stadt vorhanden sind und für den Reichstag, der doch in Friedenszeiten gewöhnlich in der Residenz gehalten wird, nothwendig werden. Strömt indessen zufällig eine größere Menge vom Lande an einem Tage in die Stadt, so ist es möglich, daß der Fremde alle Straßen durchfahren kann, ohne in einem Gasthofe ein Unterkommen für die Nacht zu finden. Die chambres garnies sind dagegen in gutem Zustande, lassen sich aber bei verspäteter Ankunft nicht sogleich aufsuchen.

Man verlangt kein fortgesetztes Reise-Journal von dem Aufenthalt in der Hauptstadt. Wer mehr von den Wirthshäusern, den Preisen der Lohnkutscher, der Tafeleinrichtung im Cassino, wie viel Fahnen in jeder Kirche hängen und wie ein Gentleman seinen Tag in Stockholm am besten verbringt, wissen will, erhält darüber exacte Auskunft in der Reisebeschreibung des Engländers Rae Wilson. Eben so wenig darf der Reisebeschreiber den Leser in die geselligen Kreise mit sich führen, wie sehr er ihm auch ähnliche Aufnahme wünscht und versprechen kann. Was in entfernten Landsitzen und Städten, auch allenfalls in Drontheim am äußersten Thule erlaubt

Viertes Kapitel.

Hier politisch, dort poetisch.

Der Eintritt der Geheimräthin in die Gesellschaft erregte einen allgemeinen Aufstand; es schien ein froher. Man hatte sie nicht mehr erwartet. Die Wirthin und einige Damen embrassirten sich; die ältern Herren bemühten sich ihr die Hand zu küssen: „Nein das ist hübsch und liebenswürdig von Ihnen, uns doch noch zu überraschen!“ — „Es wäre ein halber verlorener Abend gewesen, ohne die Frau Geheimräthin,“ sagte der Wirth. Ein Dritter: „je später der Abend, so schöner die Gäste.“ Es war eine ansehnliche, aber etwas bunte Gesellschaft, vielleicht eine, wo die Wirthe auch solche Verwandte und Bekannte gebeten haben, welche sonst sagen könnten: „Zu so etwas werden wir nicht eingeladen!“ Die Geheimräthin war von der zuvorkommensten Freundlichkeit. Man konnte auf den ersten Blick annehmen, daß sie, wenn nicht an Stand und Vermögen, doch von Natur und Bildung von feinerer Art, ein Wesen war, was man so gewöhnlich ein höheres nennt, wenn es in

Kreiſe tritt, die ſich ihrer Gewöhnlichkeit bewußt ſind. Der Neid, den es hervorruft, zeigt ſich in der Regel erſt dann, wenn dies vornehme Weſen ſeine Eigenſchaften geltend machen will. Dies war bei der Geheimräthin nicht der Fall. Sie konnte nicht liebenswürdiger, beſcheidener, gewiſſermaßen harmoniſcher zur Geſellſchaft auftreten; ſie bedauerte ſo ſehr den Aufſtand, den ſie erregt.

„Aber warum iſt Ihr lieber Mann nicht mitgekommen? Wir ſind ihm zwar unendlich verbunden, daß er ſich entſchloſſen, unſre Frau Geheimräthin uns zu gönnen, aber es wäre doch hübſch geweſen, wenn er ſich ſelbſt entſchloſſen. Das hätte erſt unſre Freude vollkommen gemacht.“

„Sie thun meinem Manne unrecht, entgegnete die Angekommene. Wenn es nach ihm gegangen, wäre ich längſt hier. Er kann es nicht ſehen, wenn ich ein Vergnügen ſeinetwegen entbehre. Aber liebe Frau Geheimräthin, — die Wirthin nämlich war auch eine Geheimräthin — Sie glauben nicht, wie er jetzt mit Arbeiten überhäuft iſt, und ich ſehe mit wahrer Angſt, wie er ſich dabei anſtrengt, daß ſein Kopfleiden wieder heraustritt. So machte ich mir ein Gewiſſen daraus, ihn heut zu verlaſſen. Aber er hatte keine Ruhe. Wir wollten Piquet ſpielen; da legte er mit dem freundlichen Blicke, dem man nicht wiederſtehen kann, die Karten weg, ſtreichelte mir über die Backe und ſagte: Liebe Ulrike, ich werde viel mehr Ruhe haben, wenn ich dich in heitrer,

lieber Geſellſchaft weiß. Du mußt Dich aufheitern nur um meinetwillen. Da kann man denn nicht widerſtehen."

„Man muß geſtehen, unſre Frau Geheimräthin Lupinus iſt das Muſter einer Hausfrau, ſagte der Wirth, und dieſe Ehe eine exemplariſche. Man wird nicht viele in Berlin ſo finden."

„Mit Ausnahme doch!" ſagte die Geheimräthin Wirthin, und die Geheimräthin Gaſt ſchlang ſanft den Arm um ihre Schulter: „Ich kenne eine Ausnahme. Was unſere Ehe betrifft, ſo möchte ich ihr nur darin einen kleinen Vorzug beimeſſen, daß wir uns ſo innig verſtehen, ohne es auszuſprechen. Wir gehen eigentlich jeder ſeinen eigenen Weg, was gewiß zu Mißdeutungen Anlaß giebt, aber jeder fühlt für den andern mit, er verfolgt ihn ſtill in den Gedanken, jeder iſt unſichtbar beim andern. Wir wiſſen oft nicht, woher dieſe Sympathie kommt, doch ſie iſt da. So in dieſem Augenblick. Das Vergnügen in dieſer liebenswürdigen Geſellſchaft zu ſein, iſt mir geſtört, weil ich weiß, mein Mann hat nicht die Augen geſchloſſen und ruht nicht, wie er mir verſprach, im Lehnſtuhl aus, ſondern er hat wieder ſeine Folianten vorgenommen, er vergleicht zwei alte Handſchriften, er bückt ſich über, er drückt die Feder, während der Angſtſchweiß ihm von der Stirne träuft, weil er ſich die Abweichung in einer Lesart nicht erklären kann. Ich ſehe das alles ſo deutlich vor mir wie den Piqueas in Ihrer Hand —"

Sie fuhr ſich leicht über die Stirn, und erſchrak über den Eindruck, den ihre Rede gemacht. Dabei kam ihr zu Sinn, daß die Geſellſchaft ja durch ſie vom Spieltiſch zurückgehalten werde. Sie bat um Entſchuldigung wegen ihrer unzeitigen Herzenseröffnungen.

„Was kann eine ſchöne Seele ſchöneres thun, als Andere ihre Empfindungen mitempfinden laſſen," lispelte eine Seele, die ſich wohl ſelbſt für ſchön hielt.

„Nennen Sie es lieber eine Schwäche, ſchüttelte die Geheimräthin den Kopf. „Die Welt will nicht daß wir uns geben, wie wir ſind, und die Welt hat im Grunde Recht."

Nun aber hatte ſie auch keine Ruhe, als bis die Herrſchaften ſich niedergeſetzt. Ein heiteres Vergnügen zu ſtören erſchien ihr immer wie eine Todſünde.

Sie hatte recht. Wer die Karte zur Whiſtpartie in der Hand hält, läßt ſich ungern ſtören, am wenigſten durch Herzensergüſſe einer ſchönen Seele.

Einige hatten die Geheimräthin ſchon immer für eine Clairvoyante gehalten; die Clairvoyance war in der Mode. Andere meinten, ſie ſei nur von einer außerordentlich reizbaren nervöſen Complexion. Man bedauerte ſie, es gab wohl auch andre, die ſie darum beneideten. Hier lobte man ſie, wie ſchonend ſie das Verhältniß zu ihrem Ehemann darzuſtellen wiſſe, da jedermann bekannt ſei, ein wie eigenſinniger Stubengelehrter der Geheimrath wäre. Sie ſei gewiſſermaßen eine Märtyrin ihres feinen Sentiments. Er

bereite und gönne ihr kein Vergnügen, was sie sich nicht abstehle. Eine andere rief: „Und wie unrecht von ihm, denn von ihr kommt doch das Geld!“

Es war eine glänzende Gesellschaft aus den höhern Kreisen des mittlern Lebens. Aber man muß an eine Gesellschaft aus dem Anfang dieses Jahrhunderts ebensowenig den Maaßstab des Glanzes von heut legen, als an die Komödienhäuser von damals den unserer Theater. Der Vergleich geht vielleicht noch weiter. Die Kleiderstoffe und Geschirre waren kostbarer, gediegener und dauerhaltiger, aber im künstlichen Ausbeuten und geschickten Zerlegen des Stoffes, damit jeder Theil seine Wirkung erhalte, haben wir es weiter gebracht. Trifft das vielleicht auch auf die Unterhaltung zu? — Aber gar keinen Vergleich duldeten die Räumlichkeiten. Unsere Bürgerhäuser werden Palläste. Diese hohen Räume, die gewaltigen Fenster und Flügelthüren, welche den Zimmern die Wände stehlen, fand man zu Anfang dieses Jahrhunderts nur in den wenigen aristokratischen Häusern der neuen Stadt. Die vornehmen Bürgerhäuser in den Vierteln der Friedrichsstadt aus Friedrichs Zeit geben zum Theil anspruchsvolle Façaden, aber im Innern ist alles klein und zugemessen. Die niedrigern Zimmer liefen eines in das andere; dennoch blieb der Wohnung etwas wohnliches, weil Flügelthüren und Fenster nicht die Räume unnatürlich verkürzten und der Mensch Platz für sich und seine Sachen an den Wänden fand und trauliche Winkel sich zu verlieren.

In Zimmer an Zimmer konnte die Gesellschaft sich ausbreiten. Wenn aber die Geheimräthin das Theater dunkel fand, weil ihr Auge in eine künftige Zeit drang, so konnte sie auch hier trotz der vielen Wachskerzen auf schweren Silberleuchtern den flimmernden Schein des Lampenlichtes vermissen, das die Nacht zum Tage macht. Unter den Möbeln, zum großen Theil noch vom spätern Rococo, gewundenen weiß lackirten Stühlen und Tischen mit dem verbleichenden Schimmer von Gold, sah man schon den Uebergang zur antiken Welt in einigen glatten, scharf eckigten Stücken, deren Modelle dem Tischler wenn auch nicht als aus Pompeji doch angeblich aus Hetrurien zugewiesen waren. Sie konnten so wenig als die Schildereien und die paar plastischen Stücke an den Wänden die Schnörkeleien des Roccocothum durch edle Einfalt beschämen.

Wovon man sich unterhielt? — Wer faßt die zückenden Irrlichter zusammen, die von Mund zu Munde hüpfen. Und in einer gemischten Gesellschaft!

Hier politisch, dort poetisch,
Regelrecht wie ein Lineal,
Philosophisch und ästhetisch
Krümmend hier sich wie der Aal,
Sprudelnd wie der Dampf vom Theetisch
Aber überall trivial.

hat ein späterer Dichter sie beschrieben.

Ob die Geheimräthin sie auch so fand! Sie wechselte oft die Gruppen. Hier der ewige Streit, ob Goethe oder Schiller ein größerer Dichter sei? In

diesen Kreisen war es längst entschieden. Welcher Mann von Bildung hätte zarten Lippen widersprochen, welche dem Dichter, der gesungen:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben.

den Preis zuerkannten! Es war nur seltsam, daß der Streit, trotz der Entscheidung, immer wieder von Neuem aufgeworfen werden konnte. Eine Geheimräthin — es war aber eine dritte Geheimräthin — stellte sogar die Behauptung auf, während jede Seite in Schiller wenigstens ein nobles Sentiment enthalte, wisse sie keine einzige Sentenz in Goethe, welche die Seele rührt und erhebt. Dies fand doch Widerspruch, und man citirte aus der Iphigenie die Verse:

Weh dem der fern von Eltern und Geschwistern,
Ein einsam Leben führt, ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück von seinen Lippen weg.
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden aneinander knüpften.

Ein junger Mann mit blassem ernsten, aber etwas eingefallenen Gesicht recitirte die Verse mit Ausdruck. Man schwieg eine Weile. Als die Geheimräthin sie schön fand, drückten Alle ihre Bewunderung aus. Eine Dame hatte bis da geglaubt, sie rührten von Schiller her, sie hatte die Erhabenheit des Gefühls Goethe nicht zugetraut. Doch bemerkte sie, die Verse ründeten sich nicht so wie bei Schiller,

und bei aller Schönheit fehlte ihnen der schmeichelhafte Klang des Gefühls. „Aber er liegt in unsrer Seele, und fühlt das Weh, das uns in der einsamen Brust verzehrt" hatte die Geheimräthin gesagt, als sie sich abwandte. Man schien sich zu fragen, was sie damit meine? Ein alter Hofrath antwortete seiner etwas schwerhörigen Nachbarin: „Sie ist eine Adlige von Geburt, und mags nun doch nicht recht verschnupfen, daß sie einen Bürgerlichen geheirathet hat. Darum hält sie wohl das von „seines Vaters Hallen" auf sich anzüglich. Aber Schloß Wustenau stand schon 1762 sub hasta und sie ist auch gar nicht mal drin geboren; sie bildets sichs nur ein." — Die Dame, vor kurzem erst nach Berlin gekommen, war zufällig selbst eine adlige Officiersdame, was der Hofrath vermuthlich nicht gewußt. „Wenn er ihr ein Sort gemacht hätte, erwiderte sie, das passirt wohl, aber wie ich höre, ist das Vermögen von ihr, et voilà qui est bien curieux." — „Ja, meine gnädigste Frau, erklärte der Hofrath, als sie ihn heirathete, war sie ein blutarmes Fräulein, man hielts für ein großes Glück, daß sie ihn kriegte. Erst nachher machte sie die große Erbschaft." — „Ah! c'est ça." sagte die gnädige Frau, und sagte nichts weiter.

„Wie kommt es, daß man den Einsiedler einmal in Gesellschaft sieht, sagte die Geheimräthin im Vorübergehen zu dem jungen Manne, der die Verse gesprochen. Und noch mehr, wie kommt es, daß Sie Göethe noch für werth achten, ihn auswendig zu ler-

nen? Wer so in transcendentalen Regionen der neuen Poesie schwebt, gäbe auf die alten Dichter, dachte ich, nichts mehr. Aber nehmen Sie sich in Acht, daß mein Mann nichts davon erfährt, Herr von Aßen! Für ihn, wie Sie wissen, sind ja schon Goethe und Schiller Neuere."

Ohne eine Antwort abzuwarten, war sie vorübergeschwebt. In einem Kreise, wo man über Politik sprach, stritten sie sich wer ein größerer Feldherr gewesen: Moreau oder Napoleon Bonaparte? Die Parteien standen scharf gesondert. Der Geheimräthin kam das sonderbar vor; den Grund wußte sie sich nicht recht anzugeben. Das Gespräch ward ihr langweilig. Sie hatte sich auch einmal für Bonaparte interessirt, und auch für Moreau. In diesem Augenblick waren die Feldherren ihr gleichgültig. So gleichgültig als die Gespräche über die Tagesgeschichten und Stadtklätschereien, die in jeder Gesellschaft ihr unverwüstliches Recht beanspruchen, auch wenn man sie vorher grundsätzlich ausschloß, wie es heut Abend mit der Geschichte der Kindesmörderin geschehen war. Aber wer wußte nicht einen pikanten Zug zu erzählen, wer fühlte nicht den Zug in sich, aus eigner Wissenschaft das Erzählte zu berichtigen, und ehe man es sich versah war der verbotene Gegenstand überall der des lebhaften Gesprächs.

Es gab aber noch einen andern Gegenstand. Man berührte ihn nicht in ihrer Gegenwart. Die Geheimräthin sah nicht allein in die Ferne, sie kannte

auch dahin hören. Sie wußte genau, was geſprochen wurde, und daß ſie, ihr Mann, deſſen Bruder, das fatale Ereigniß der vorigen Nacht, den Stoff abgab. Vielleicht daß ſie eben darum die Geſellſchaft beſucht hatte, um zu zeigen, daß ſie ohne Beſorgniß war, oder — darüber hinweg.

Aber es gefiel ihr nicht länger, daß das Geſpräch verſtummte, wo ſie ſich näherte. Wer ſpielt gern die Vogelſcheuche! Bei einer Whiſtpartie fehlte durch einen Zufall der vierte Mann. Sie zeigte ſich bereitwillig, die Karte zu übernehmen. Man erkannte das ganze Opfer, welches ſie brachte. Sie verſicherte, wenn ſie durch ihr ſchlechtes Spiel das Vergnügen ihrer Mitſpieler ſtöre, ſo ſei ihre Schuld doch nicht ſo groß als ihre Genugthuung, in ſo angenehmer Geſellſchaft eine Stunde zu verbringen.

Das Spiel proſperirte in der That nicht durch ihren Eintritt, aber wie die Mücken um den hellſten Lichtſchein, ſammelte ſich um dieſen Tiſch die ambulirende Geſellſchaft. Wer fühlte ſich nicht geehrt der Geheimräthin Rath zu geben, die bei ihren Fragen vielleicht mehr Unſchlüſſigkeit verrieth, als in ihrem Character lag. Und wie liebenswürdig nahm ſie ihn hin. „Sie iſt die charmanteſte Frau!“ flüſterten die andern. Die Geheimräthin zankte auch nicht um die Pointe.

„So aufgeräumt, Herr v. Dobleneck?“ ſagte ſie, die Karten prämelirend zu einem Cavallerieofficier, der ſich neben ihr etwas brüsk auf einen Stuhl warf, den ein

laubt war, verbietet schon strenger in dem, unserm Leben viel näher gerückten Stockholm, die gesellige Rücksicht. Nur was durch öffentliche Stellung einmal dem Urtheil blosgestellt ist, darf auch der Reisebeschreiber namentlich vorführen. Wo dies nicht der Fall, kann eine rühmende Erwähnung oft mehr kränken, als die entgegengesetzte. Aber befreundet mußte schon um deshalb Stockholm dem Deutschen entgegen treten, weil seine Sprache ihm doch so begegnete, daß er allenfalls ohne Hülfskenntniß der des Landes oder einer gemeinsamen sich hätte durchhelfen können. In den Wirthshäusern ist doch ein Deutsch redender Lohnlaquai, in den Kaufläden ein Diener, der es versteht, und als es mir im Parquet des Theaters nicht gelang, aus der bunten Reihe der Sperrsitze den meinen heraus zu finden, waren doch fünf bis sieben Deutsche Stimmen geschäftig, den Unbekannten durch verschiedene Anweisungen noch mehr irre zu führen. Einen Deutschen Autor hätte freilich noch etwas bestechen können, wenn er nämlich am nächsten Morgen durch die Straßen absichtslos einherschlendernd, die Augen nur auf die gerötheten Gipfel der hohen Häuser gerichtet, plötzlich und

Civiliſt eben für eine junge Frau hingeſtellt zu haben ſchien. Die Dame warf dem Officier einen böſen Blick zu, den er aber nicht bemerkte, oder bemerken wollte, und der Civiliſt beeilte ſich ihr einen andern Stuhl hinzuſetzen, den ſie aber nicht annahm, ſondern ins Nebenzimmer eilte. „Sie irrten Sich, ſagte die Dame, ich wollte mich gar nicht ſetzen, ich ſuchte meinen Mann.“

Möglich daß nur zwei Augen, vermittelſt einer vorgehaltenen Lorgnette dieſen Auftritt bemerkt, der wie ein Lüftchen über den Waſſerſpiegel der Societät hinkräuſelte, um am Ufer zu verſchwinden. Aber am Ufer trieb und wühlte das Lüftchen weiter im aufgelockerten Sande.

Der ihn bemerkte war ein Herr etwas über die mittleren Jahre hinaus, welcher eben eingetreten war und mit der Lorgnette die Geſellſchaft erſt zu muſtern ſchien, ehe er ſich ihr zeigte. Wir werden ihn näher kennen lernen.

Der ſich auf den Stuhl warf war — nur ein Abdruck von Hunderten oder von Tauſenden. Das wohlgeformte, volle Modell eines Kriegsgottes, den man vielleicht ſchön nennen könnten, wenn die Ueberfülle der Geſundheit und Kraft in dem beinahe ſechsfüßigen Körper etwas mehr Elaſticität, und das volle rothe Geſicht unter den blonden Haaren und dem blonden Stutzbart weniger Sorgloſigkeit und weniger Gutmüthigkeit verrathen hätte. Er war ein Mann, der ſeinem Mann ſtand, aber der militairiſche

Grimm, der auch den Mann herausfordert, welcher Miene macht nicht stehen zu wollen, fehlte ihm.

„'S ist um sich todt zu lachen, wenn Federfuchser über Dinge schwatzen, die nicht in ihren Büchern stehn."

„Besser todtlachen, als todt ärgern, lieber Rittmeister! bemerkte die Geheimräthin. Was hat Sie denn in die Rage gebracht?"

Der Officier kam aus der politisirenden Ecke.

„Stellen Sie sich vor, schöne Frau, der Professor da, oder was er ist, Sie kennen ihn ja wohl — er zeigte auf den jungen Mann von vorhin, jedoch mehr durch ein Augenblinzeln, indem er sich den Schnurrbart strich — der junge Herr meint, wenns mit den Franzosen losgeht, wäre es doch sehr zweifelhaft, wer Sieger bleibt."

Man blickte verwundert und halb erschrocken auf den Redner oder auf die glücklicherweise entfernte Gestalt des Mannes in Rede.

„Na, auf Ehre, 's ist wahr, setzte der Officier hinzu. Er raisonnirt von Bonapartes Genie als Feldherr; nun das mag er haben, wir lassen's ihm. Und 's wäre auch zweifelhaft, ob selbst Friedrichs Genie im Stande wäre ihm überall zu pariren, wie er Daun und Laudon gethan. Nu, darüber kann man nur lachen. Aber als ich ihn fragte, was er denn zu unsrer Armee meinte, wissen Sie, was er sagte —"

„Es ist mir etwas ganz Neues, daß Herr van Asten sich mit Politik beschäftigt."

„Ich dachte, er würde nach der Rheincampagne retiriren, da hätte ich ihm mit 'ner Antwort gedient. Nein, er sagte, hören Sie, ich hab's des Spaßes wegen behalten: uns stehe ein Heer gegenüber, das aus dem jugendlichen Volksbewußtsein stets neue Kräfte schöpft, wie der heidnische Riese, ich weiß nicht wie der Kerl heißt, der zu jedem neuen Kampfe seine Mutter Erde küßte. Ob wir denn mit unsern geschlossenen Phalangen von altem Ruhme, aber ohne den Genius, der ewig zeugt, uns getrauten eine Kraft zu werfen, die ewig neu wächst? Ich sage Ihnen, es war zum Berſten. Gut, daß keiner meiner Cameraden es gehört. Ich sagte ihm nur: Mein lieber Herr, wer die Erde küßt macht sich das Maul schmutzig, und hol mich der und jener wenn wir unsern Soldaten nicht die Propreté eingefuchtelt haben."

Der Verlegenheit über die Rede zu lächeln oder sich zu äußern wurden die Zuhörer durch den Wirth überhoben, der plötzlich mit einer Stimme die eher auf die Kanzel als an den Whistisch gehörte, laut sprach:

„Aber, meine verehrte Herren und Damen, Gott sei Dank, daß wir der Beantwortung dieser Frage durch die Weisheit unsrer Staatsmänner überhoben sind, welche es nicht dahin kommen lassen werden, daß der Degen des großen Friedrich aus der Gruft geholt wird, um mit dem Degen des großen Mannes sich zu kreuzen, und die es nicht dulden werden, daß die beiden ruhmwürdigen und erleuchteten Nationen in

andern Streit gerathen, als den, aus welchem für die Civiliſation die ſchönſten Früchte entſpringen. Wozu alſo dieſer Diſpüt, der uns nichts angeht? Die weiſen und humanen Männer, denen unſre Regierung anvertraut iſt, werden immer für unſer Beſtes ſorgen und was ſie erſinnen, iſt gut und wird zu unſrer Aller Ruhe beitragen."

Fünftes Kapitel.

Der vornehme Gast.

Der Grund dieser seltsamen Anrede war, daß der Wirth in dem Augenblicke den Gast in der Thür bemerkt hatte, welcher vorhin mit der Lorgnette die Gesellschaft musterte und jetzt mit einer raschen Vorwärtsbewegung den nächsten Gruppen zueilte. Und doch schien er, als der Geheimerath Bovillard ihn im Vorübergehen mit einem freundlichen Händedruck begrüßte, von dieser unerwarteten Gegenwart nicht wenig überrascht und erschreckt.

„Mesdames — Messieurs! sagte der wirkliche Geheimerath mit einer verbindlichen Neigung gegen den Spieltisch, ich hoffe daß sich Niemand derangiren läßt," und war durch die nächste Gruppe, auch durch eine zweite und dritte, ohne sich um die Personen zu kümmern, geeilt, bis er die Wirthin fand, deren Hand er an die Lippen führte, und seine verspätete Erscheinung mit vielen schmeichlerischen Worten und einer höchst wichtigen Conferenz entschuldigte.

Es war ein Funke in die Gesellschaft gefahren,

die zu ermatten anfing; und der Funke hatte gezündet. Einen liebenswürdigern, einen freundlicheren Mann als dieſen vornehmen Gaſt konnte man ſich nicht denken. Wie wußte er jedem, der ihm vorgeſtellt ward, etwas Angenehmes zu ſagen, wie wandte er ſich mit Theilnahme und Herablaſſung zu ganz unbedeutenden Perſonen. Für jeden hatte er ein verbindliches Wort.

Die Taſſe in der einen Hand, den Biscuit in der andern, wie gerieth er plötzlich in's Feuer und erzählte mit hinreißender Lebendigkeit irgend ein gleichgültiges Ereigniß, das er am Hofe erlebt. Der ſubalterne Zuhörerkreis war in Entzücken über die Vertraulichkeit eines ſo hochgeſtellten Mannes. Ebenſo plötzlich konnte er freilich einen andern am Arm ergreifen, und ohne ſich zu kümmern um die, welche er eben an ſeine Ferſen gebannt und um ſich als Trabanten gezaubert, ihn mit einem: à propos, wiſſen Sie ſchon? beiſeit ziehen. Er flüſterte ihm etwas in's Ohr, er ſetzte die Taſſe fort, die Hand vor dem Munde ſprach er noch leiſer, aber mit fauniſchem Lächeln; nein er lächelte nicht mehr, er lachte, er kicherte, wenn ſich das für einen wirklichen Gebeimerath geſchickt hätte. Der Andere natürlich lächelte auch, er lachte, er verſuchte zu kichern.

Die Lorgnette am Auge, und das Geſicht halb über die Schulter gewandt, konnte man glauben, daß er nach dem Gegenſtande ſuche, den ſein beißender Witz eben getroffen. Aber er lorgnettirte nur ein hübſches Geſicht und ſprach ſeine Admiration aus,

daß die Kleine, die er nannte, ſich ſo ausgewachſen; er hätte es nicht erwartet. Wenn man ihm beſcheiden bemerkte, daß er die Perſonen verwechſele, fand er ſich nicht in Verlegenheit, ſondern ſtellte das Paradoxon auf: die Liebe ſolle zwar nicht wechſeln, aber alle wahre Liebe beſtände aus Verwechſelungen: „Unſere Phantaſie ſchafft ſich ein Ideal. Das lieben wir. Je öfter wir nun in einer beaute dies Ideal wiederzufinden glauben, um ſo glücklicher ſind wir, und um ſo mehr andere beglücken wir. Nicht wahr, Herr Geheimerath, die Fabel vom Amphytrio iſt das Chef d'Oeuvre in der Mythologie?“

Der in den Kreis getretene Geheimerath war nicht allein ein ernſthafter Mann, ſondern er ſtand auf einer amtlichen Stufe, die der eines wirklichen ſehr nahe kam. Es hatte ſich die Nachricht in der Geſellſchaft verbreitet, daß ein Courier, der heut Nachmittag wichtige Nachrichten gebracht, den Geheimerath ſo lange zurückgehalten. Er glaubte ein Recht zu haben ſich bei dieſem danach zu erkundigen.

„Beſter Freund, ſagte letzterer in der Fenſternische, wohin ſie ſich zurückgezogen, wann verging ein Tag, wo nicht ein Courier an einen Miniſter kam, und wenn ich ihre Wichtigkeit, nämlich unſerer Miniſter, danach abwägen ſollte, ſo wüßte ich wirklich nicht, wo vor Reſpect bleiben. — Aber Gott weiß, mich hat nie danach gelüſtet, ihre Geheimniſſe früher zu erfahren, als ſie an den Tag kamen. Denn was hilft mir's, ob der Kurfürſt von Heſſen

ſeiner jüngſten Maitreſſe einen ſo koſtbaren Hut geſchenkt hat, daß die nächſtältere darüber in einen Wuthkrampf verfallen iſt. Oder wenn die Fetzen des heiligen Römiſchen Reichs ſich darüber ſtreiten, ob der Profeſſor Fichte ein Deiſt iſt oder keiner? Und dieſe Bagatellen, Sie glauben nicht, wie man uns damit überſchüttet. Dieſe Geſchichte mit ..... er flüſterte einen Namen, Sie kennen ſie doch? der halbe Mulatte aus Holland, — wie hieß er doch gleich! — ließ ihm auf dem Sopha zwei Rollen, jede mit hundert Friedrichsd'or, zurück. Als unſer Freund es ſah, rief er ihn zurück: Sie haben etwas vergeſſen! Unterſtehen Sie ſich nicht, mir noch einmal vor die Augen zu treten. Konnte der Graf nobler handeln? — Eine Woche darauf kommt der Baron, der in Batavia, wie Sie wiſſen, einmal Gouverneur war, zu ihm, und fragt ihn, ob er nicht ſeine Schimmel verkaufen wolle! Sie erinnern ſich doch der Wagenſchimmel! Blind und lahm, ein wahrer Scandal, ein Spott der Kutſcher. Unſer Freund ſagt Nein. Wie kommen Sie darauf? Excellenz, ſagt der, ich zahle jeden Preis. Ich muß ſie haben. Ein verrückter Lord hat ſeinen Sinn darauf geſetzt, ein Achtgeſpann gerade von ſolchen Thieren zu beſitzen. Einem Thoren und Nabob kommt es nicht auf's Geld an. Ich habe alle Roßtäuſcher in der Provinz in Acquiſition geſetzt; ſie können mir nur fünf auftreiben, und mir geht dadurch ein großer Gewinn verloren. Ich ſähe es daher als eine große Gefälligkeit von Ew. Excellenz

an, wenn Sie mir zu Hülfe kämen. — Ich bin kein Kaufmann, ſagte unſer Freund, und weiß keinen Preis zu ſetzen, laſſen wir die Sache fallen. — Der Baron überſchlägt ſich: Hundertfünfzig Friedrichsd'or für jedes kann ich geben, Summa dreihundert, Zug um Zug. Mein Kutſcher wartet unten. Unſer Freund ſah ihn ernſt an: Man ſoll auch zuweilen den Narren gefällig ſein; aber Ihnen ſoll der Kaufkauf frei bleiben. — Nun geſteh ich Ihnen zu, der Schinder gab nicht zwanzig Thaler für beide Beſtien, — nun, wir haben es Alle verſtanden, es war ein Witz, nichts als ein Witz! Aber können Sie glauben, liebſter Geheimerath, wie man uns bombardirt mit anonymen Denunciationen. Wir ſollten Lärm ſchlagen, dem Könige die Sache hinterbringen. Soll man ſich um ſolche Bagatellen die Finger verbrennen! Beyme ſchmunzelte neulich: Ich hätte die Pferde wohl nicht verkauft, aber Sie wiſſen doch, der Pferdehandel unterliegt andern Geſetzen, als die im Landrecht ſtehen. Darin ſoll der Bruder dem Bruder nicht trauen. Und, ich bitte Sie, der König hat für andre Dinge zu ſorgen. Haugwitz ſagte: ſollen wir etwa darum Einen verlieren, der ſich nicht um Politik kümmert. Sehen Sie, liebſter Geheimerath, je weniger wir ſind, die ſich um die Dinge nach außen kümmern, um ſo beſſer wird alles gehen."

Der Geheimrath wußte nun wenigſtens, daß Bovillard ihm nicht ſagen wollte, was er wußte. Doch wußte er darum noch nicht, ob er etwas wußte.

Seltsam, derselbe vornehme Mann ging gleich darauf mit einem angesehenen Kaufmann aus der Brüderstraße Arm in Arm durch die Zimmer, und wenn wir recht gehört, vertraute er demselben, was er dem Geheimrath nicht für gut gefunden mitzutheilen:

„Sie kennen meine Amtspflicht, aber einem Freunde, wie Ihnen, kann ich die Versicherung geben, unsere Sachen stehen gut. Phantasten, unpraktische Köpfe, Schwärmer, die an Krieg denken! Idealisten, liebster Splittgerber! Vor denen müssen wir uns vor allem hüten. Es taucht jetzt hier solche Classe von jungen Strudelköpfen auf, die von Deutschland, deutschem Wesen, deutscher Sprache, Art, sprechen. Man kann darüber lachen, aber man muß Achtung geben. Die Ideen können viel Unheil in der Welt anrichten. Erinnern Sie sich an Frankreich! Da ist hier der junge Professor Fichte! O es sind ihrer mehre. Ein sublimer Kopf — aber sie sehen den Wald vor den Bäumen nicht. Auf das Praktische, auf das, was uns noth thut, den Sinn gerichtet! Das Hemde ist uns näher als der Rock. Der Kaufmann ist eigentlich der wahre Philosoph für die Welt. Er weiß, was uns noth thut. Sie geben mir Recht, lieber Splittgerber. Wenn wir ein Trauerjahr vor uns haben, werden Sie nicht Cochenille verschreiben. Das heilige Römische Reich, als es existirte, brauchte freilich vielerlei Nürnberger Waare, unter andern auch einen Kaiser. Brauchen wir das? Wir sind das Reich du grand Frédéric! Sie werden mir darin Recht geben. Eine Weltkata-

unerwartet an einem Buchladen die Schwedische Ueberſetzung eines Werkes erblickt hätte, das er ſein Kind nennt. Nimmt man an, daß der Autor dieſer Reiſebeſchreibung mit dem des Romanes Walladmor identiſch iſt, ſo ward ihm die angenehme Ueberraſchung, in der noch ſehr fremden Stadt durch ein ausgehängtes Buch mit folgendem Titel freundlich begrüßt zu werden: Walladmor, eller Mördaren fran Cato-gatan. Walesisk Novell. Imitation efter Walter Scott. Oefversättning efter Originalets 2dra Uplaga. Mariefred, Collin et Comp. 1826. Er konnte dem Schwediſchen Ueberſetzer für einen zugefügten Prachttitel à la Baſſe in Quedlinburg verbunden ſein: „Walladmor, oder der Mörder aus der Catoſtraße, eine Waliſer Novelle," noch mehr aber für die ziemlich getreue Ueberſetzung, wenigſtens der Proſa, eine Achtung für das Original, welche der Deutſche nicht allemal bei Engliſchen und Franzöſiſchen Ueberſetzern wahrnimmt, am allerwenigſten aber jener Autor des Walladmor an der ſeinigen rühmen konnte.

Die flimmernde Welt Stockholms war noch auf ihren Gütern. Was er aber ſonſt hier und anderwärts in Schweden über den lebendigen

ſtrophe hat alle Verhältniſſe umgeworfen. Was ſind Nationalitäten? — Irrlichter! Laterna Magicabilder! Wenn man eine anders gefärbte Glasſcheibe vorſchiebt, ſehen ſie anders aus. Wie Preußen ſich ſelbſt gefunden hat in ſeinem großen Könige, ſo haben die Franzoſen ſich in ihrem Bonaparte gefunden. Wie Friedrich das Genie der Franzoſen erkannte, erkennt Napoleon den Genius, der in unſerer Monarchie lebt. Sie glauben gar nicht, wie man uns erkannt! Wir ſind, wie beſtimmt von dem Geiſt über dem Sternenzelt, brüderlich, Hand in Hand im Völkerbunde neben einander zu ſchreiten. Und da wollen Querköpfe eine tudesque Idee dazwiſchen ſchieben. Ich bitte Sie, ich wiederhole es, was ſind Nationalitäten? Fragen Sie, wenn Sie Pfeffer kaufen, von wem Sie ihn kaufen? Der billigſte Verkäufer iſt der beſte. Und wenn Sie verkaufen, wer den höchſten Preis dafür zahlt, der iſt der beſte Käufer; nicht ob er Italiener iſt, Franzos oder Ruſſe."

Dem Kaufmann aus der Brüderſtraße ſchien der Ideengang des Staatsmannes denn doch nicht ganz geläufig. Er handelte nicht mit Pfeffer: „Herr Geheimrath beliebten von einem Courier zu ſprechen —"

Bovillard legte die Hand auf ſeinen Arm und mäßigte die Stimme: „Nur Ihnen, und unter dem Siegel des tiefſten Geheimniſſes. Bovillard's Geſicht glänzte — alle Mißverſtändniſſe gehoben, alle Schwierigkeiten ausgeglichen, der König und unſer Vaterland können ſich glücklich ſchätzen, daß ſie Diplo-

maten haben, welche es verſtehen Krieg zu führen ohne den Degen zu ziehen."

Zufällig aber begegnete dem wirklichen Geheimrath, als er ſich an der Thür umwandte, Jemand, zu dem er dieſes Geſpräch nicht geführt hätte, Jemand, der gern den Degen gezogen hätte. Der Rittmeiſter würde ſich nicht dem Staatsmanne genähert haben, den er nicht leiden konnte, wenn dies nicht der einzige Ausweg geweſen wäre, um einer Dame nicht noch einmal zu begegnen, die er ebenfalls nicht leiden konnte. Es war dieſelbe, welcher er vorhin den Stuhl vor der Naſe fortgenommen. Wenn er aber darin ungalant gehandelt, was zweifelhaft bleibt, da es möglich iſt, daß er ſie nicht bemerkt hatte, ſo war er diesmal eher galant, indem er der Dame nicht in den Wurf kommen wollte, die ihm eben mit einer Miene den Rücken gedreht, beredt genug um ihre ganze Nichtachtung auszudrücken.

„Held und Sieger! rief der Geheimrath ihm entgegen mit der Phraſe aus einer damals gangbaren Oper:

Auf Deiner Stirne, Jüngling, glüht der Muth,
Dein Auge dürſtet nach der Feinde Blut,
Doch Palmen ſeh' ich ſtatt der blut'gen Speere,
Mit Friedenszweigen kehren unſre Heere
Geſchmückt nach Haus vom Felde ihrer Ehre."

„Geheimrath irren ſich, entgegnete der Officier, das Feld gehört zu den Domänen, wo uns die Geheimen- Kriegs- und Kabinets-Räthe nicht mehr

exerciren laſſen. Oder haben Sie etwa den Schlüſſel in der Hand?“

Doch Mavors zorn'ger Sohn gedulde Dich ein wenig,
Fortuna iſt ein Weib, und Launen unterthänig,
Sie tändelt ehe ſie die ehernen Würfel ſchüttelt,
Und bis Bellona erſt am Thurm den Widder rüttelt.
Die iſt ein Weib und die. O lern' mit Weibern tändeln,
Und biſt Du Sieger da, wirſt Du's in ernſtern Händeln.

Es wird ſchon noch ein Mal losgehen, ſchloß der Geheimrath die Citation aus einer vergeſſenen Tragödie, und hielt mit treuherziger Miene die Hand dem Officier hin.

„Einſchlagen, Geheimrath? antwortete dieſer, den Arm langſam hebend. Aber ich ſchlage uckermärkiſch ein.“

Er ſchlug ein. „Alſo aufs Losgeben!“ Der Geheimrath zuckte unwillkührlich mit dem linken Knie.

„Und meine Mutter war aus Pommern,“ ſetzte der Officier hinzu, als er die Hand aus der Preſſe ließ und ſich entfernte.

„Es geht doch nichts über eine deutſche Kraftäußerung, bemerkte der Geheimrath. Und ich glaube, die war noch aus der Sturm und Drangperiode.“

An der Thürpfoſte gelehnt lorgnettirte er noch einmal ins Zimmer, nur ſtand neben ihm nicht mehr der Kaufmann aus der Brüderſtraße, ſondern ein Herr mit dem Kammerherrnſchlüſſel und einem Krückſtock.

„Parbleu, comme elle est belle — belle et bête! N'est-ce pas?“

Die Bemerkung galt der Dame, vor der der

Rittmeiſter ſeinen Rückzug angetreten. Eine faſt junoniſche Geſtalt, aber mit ausdrucksloſem Geſicht, ſtand ſie in der Mitte des andern Zimmers — zufällig allein.

„Iſt denn Niemand da, ihr die Cour zu machen?“

„Hier!“ ſagte der Kammerherr mit verächtlichem Blicke ſich umſehend.

„Wir befinden uns allerdings in einer etwas gemiſchten Geſellſchaft. N'en parlons pas! Wer iſt denn ſonſt ihr Amoroſo?“

„Wiſſen Sie denn nicht, Bovillard, ſagte der Kammerherr verwundert, ſie iſt ohne Paſſionen.“

„Tant mieux! ſo müßte man ſie ihr einjagen. Ich bitte Sie, Kammerherr, ſehen Sie dieſe Formen an! Vielleicht ein Tugenddrache! Liebt ſie ihren Mann?“

„Sie ſind ſechs oder acht Jahre verheirathet.“

„Der Baron ſpielt, ſie ſtellt ſich neben ihn!“

„Um eine Poſition zu haben.“

„Wie ſie den Arm aufhebt! Sehen Sie — ſehen Sie, ganz die Attitude der Lichtenau! Die Lichtenau war auch nicht immer, was ſie iſt —“

„Sie wollten ſagen, was ſie war.“

„Wäre die Lichtenau nicht in Paris erzogen worden — Sehen Sie jetzt wieder — täuſchend! Aus der Baronin kann etwas werden.“

„Nur keine Lichtenau, ſeufzte der Kammerherr. Dieſe Zeiten ſind vorüber.“

„Les temps changent, mais pas les hommes. Mon cher baron, die Welt iſt rund, et tout ça re-

viendra. Aber das Leben entflieht, die Jugend verblüht, es wäre wirklich ein mildthätiges Werk die schöne Frau verliebt zu machen. Schaffen Sie mir einen Gegenstand, ich unternehme es."

„Ich will Prinz Louis noch einmal aufmerksam machen; er scheint aber nicht darauf zu reflectiren."

„Was, Prinzen! Den ersten besten, es gilt ja nur die Gaben der schönen Frau an den Mann bringen. Wir wollen sie etwas ins Gebet nehmen, und sehen, wo in der Conversation der Stahl den Feuerstein berührt."

Als sie sich der Thür näherten, schwenkte indeß der Geheimrath, den Kammerherrn unterfassend, schnell wieder zurück. Die Dame in Rede stand hinter dem Stuhle ihres Gatten, und diesem gegenüber saß unsre Bekannte, welche uns in diese Gesellschaft geführt.

„Ein Andermal! sagte Bovillard leis zu seinem Begleiter. Da sitzt die Geheimrätbin."

„Die Lupinus! — Sind Sie Feinde, oder — es ist doch keine alte Liaison?"

„Bewahre mich der Gottseibeiuns. Ich weiß nicht, die Frau hat für mich etwas — je ne sais quoi. Lombard lacht mich immer aus. Aber wer kann für Sympathieen und Antipathieen."

„Sie ist eine gescheidte Frau."

„Gewiß, aber heut muß ich doppelt ihre Distance wünschen. Habe mich zwei Mal vor ihrem Schwager verleugnen lassen. Was diese verdammten Kindesmörderinnen für Anhängsel haben!"

Sechstes Kapitel.

Der ſpäte Gaſt.

Zwei Sonnen vertragen ſich nicht am Himmel. Der Spieltiſch, an dem die Geheimräthin Lupinus ſaß, war ſehr einſam geworden; die Vögel, die nach dem Licht flatterten, blieben aus ſeit das Licht des wirklichen Geheimrathes durch die Zimmer flackerte.

„Aber, meine beſte Frau Geheimräthin! rief ihr Partner, der Ehemann der ſchönen Frau, wir hätten die Tric's gewiß gemacht, wenn —"

„Die ſchönen Augen der Frau Baronin haben mich geblendet. — Sie haben da eine Hülfe bei ſich, Baron, die eigentlich unerlaubt iſt."

Die Geheimräthin war am Geben. Sie vergab ſich. Es war der Augenblick, wo ſie den Wirklichen zur Thür hereinblicken und ſich raſch wieder entfernen ſah.

„Die Frau Geheimräthin ſind wohl unpäßlich," bemerkte die ſchöne Frau.

„Ich! meine liebe Baronin? — Ach nein. Die Seele muß immer Herr ſein über den Körper. Das

ſagt mein guter Lupinus ſo oft. Dadurch erhält er ſich in ſeinen anſtrengenden Arbeiten. Und ich —"

Sie hatte ſich wieder vergeben.

Die andern Partner ſahen ſich verlegen an. Der Baron zeigte die Karten ſeiner Frau: „Jammerſchade, daß man ſolches Spiel fortwerfen muß." Die Lupinus hielt ſich das Taſchentuch an's Geſicht: „Es iſt nichts, nur ein heftiges Herzklopfen, es wird gleich vorüber ſein. Wirklich, liebe Baronin, ſagte ſie zu dieſer, welche von Hoffmannstropfen geſprochen — der Schmerz iſt gar nichts, wenn nur der Verdruß nicht wäre, daß mein Unwohlſein die Geſellſchaft ſtört. — Sehen Sie, jetzt habe ich nicht vergeben. Was iſt Atout, wenn ich fragen darf? Coeur oder Pique? Es flimmert mir nur vor den Augen."

— „Frau Geheimräthin haben kein Atout mehr." Sechs Augen ſtarrten die Spielerin in gläſerner Verwunderung an. Die ſchöne Baronin öffnete ihre Lippe weiter als nöthig war, um ihre Perlenzähne bewundern zu laſſen. Die Spielerin hatte noch eine Hand voll Trumpf.

Stumm hatte die Geheimräthin die Karten niedergelegt. „Sie ſind ein Engel voll Güte, ſagte ſie zur Baronin, als dieſe die Karten nahm. Und nun um Gotteswillen kein Derangement."

Sie entſchlüpfte — nur um einen Augenblick ſich zu erholen. „Ein Glas Waſſer wird es thun." Aber die Wirthin betraf ſie, als ſie ihr Umſchlagetuch nahm, um fortzugehen.

„Liebſte Geheimräthin, Sie werden uns das nicht anthun. Ich führe Sie in die Schlafſtube, ein halb Stündchen Ruhe, ich kenne ja Ihre Seelenſtärke, und Sie haben ſich erholt, wenn Sie uns gut ſind.“

„Beſte Geheimräthin, erwiederte die Lupinus, ich erkenne Ihre himmliſche Güte, aber glauben Sie mir, die Luft erdrückt mich.“

„Im Speiſeſaal iſt ſie ganz anders. Es iſt gedeckt. Wir warten nur auf den intereſſanten Fremden, den Legationsrath v. Wandel, Sie haben doch ſchon von ihm gehört, er iſt ſehr begütert in Thüringen. Mein Mann ſagt, ein Mann von eminenten Gaben. Ich hatte es mir ſo hübſch vorgeſtellt, er ſollte Sie zu Tiſch führen. Wo konnte ich ihm eine geiſtreichere Nachbarin verſchaffen. Er iſt nur zu einer Audienz bei Prinz Louis Ferdinand plötzlich beſchieden, aber er muß den Augenblick hier ſein.“

„Ich einen Mann von Geiſt unterhalten! Sie ſpotten meiner. Ach, aber es iſt nicht das. — Mein armer Mann — er ſitzt noch bei der Studirlampe — ich ſehe ihn wieder — verzeihen Sie, theuerſte Freundin, es preßt mich, es ſprengt mir die Bruſt — ja mir iſt, als wenn jetzt ein großes Unglück zu Hauſe geſchähe. Nicht mir, meines guten Mannes wegen verzeihen Sie die Störung.“

„Es iſt recht ſchade, daß die Frau Geheimräthin an Viſionen leidet, bemerkte die Hofräthin am Spieltiſch, der man die Zufriedenheit anſah, daß die

Baronin die Karten übernommen hatte. Es ist doch mit dem Nervensystem etwas Singuläres. Und es stört mancherlei."

„C'est le temps! bemerkte Bovillard, der inzwischen hinzugetreten. Un peu mystique, un peu clair-obscur, un peu de clairvoyance et un peu de vérité, voilà tout. Es ist wie mit dem Schnupfen. Man glaubt ihn los zu sein, da kommt er wieder."

„Herr Jemine, rief die Baronin, als sie ausspielen sollte. Ich kann ja nicht, ich habe meinem Manne seine Karten gesehen."

Das sah jeder ein. Die Hofräthin öffnete vor Schreck den Mund, fast wie vorhin die junonische Frau. Die Partie war wirklich zerstört. Da übernahm der wirkliche Geheimrath die Karten. Er blieb der Gott des Abends. Man sprach noch nach Wochen in den Kreisen von der Liebenswürdigkeit dieses Staatsmannes. — Er ist später gestürzt; die Hofrätbin hielt fest am Glauben. Sie versicherte noch nach langen Jahren, es sei nur die schwärzeste Cabale, die einen solchen Mann stürzen können.

Unten im Hausflur wartete Johann. Er zitterte noch immer. Indem er der Geheimräthin die Enveloppe umgab, ging die Hausthür auf, ein verspäteter Gast trat ein. Als er den Mantel abwarf und seinem Diener Anweisungen wegen des Abholens gab, erkannte sie in ihm den Fremden, dem sie vorhin auf der Hintertreppe begegnet war. Die Blässe seines Gesichts war durch die schwarze, feine

Hoftracht nicht gemindert. Ein Mann in mittlern Jahren und ſtattlicher Figur, ſtieg er leicht mit den Bewegungen vornehmer Sicherheit die Treppe hinauf. Ein Ordensband und Kreuz ſchien unter der Halsbinde verſteckt. Ein Band am Knopfloch deutete auf ein anderes Ehrenzeichen.

Der Fremde hatte die Geheimräthin, die im Schatten der aufgehenden Thür ſtand, nicht geſehen. Einen Augenblick ſchien ſie im Zweifel, ob ſie nicht umkehren ſolle. Sie fühlte ſich wieder wohl. Die friſche Luft im Flur hatte wahrſcheinlich gut gewirkt. Aber — es ſchickte ſich nicht.

Sie ſaß im Wagen. Die Thür ſchlug zu. Sie lehnte ſich in die Ecke und — weinte. Weil es ſich nicht ſchickte! — Darum? — Und das heißt leben, fuhr ſie auf, unter dieſen langweiligen, nüchternen, abgeſchmackten Puppen wandeln, ſich kleiden, ſprechen, die Gefühle und Gedanken zuſammenhalten, damit ja nichts entſchlüpft, was ſich nicht ſchickt. Und — darum leben wir!

Der Herr Geheimrath ſind noch auf, hörte ſie, im Hauſe angelangt, aber Sie haben befohlen, es ſoll Sie Niemand ſtören, Sie ſind in einer wichtigen Unterſuchung.

Zum erſten Mal, ſeit wie langer Zeit! fühlte die Geheimräthin ein Verlangen ihren Mann zu ſehen. Er war doch etwas anders als die Larven in der Geſellſchaft. Er liebte die Menſchen in ſeinen Büchern; im Vergleich mit jenen war er ein freier Mann,

Volkscharakter, den künſtleriſchen und literariſchen aufzumerken gefunden, trägt der Reiſebeſchreiber wohl am geeignetſten, während er von der Hauptſtadt des Landes ſpricht, in einigen Kapiteln zuſammen. In Stockholm löſ'te ſich auch die treue Reiſeverbrüderung auf. Man ſtreifte von einer Stadt, welche uns nicht mehr an die Fremde erinnerte, in verſchiedenen Partieen umher, auch mußten die Franzöſiſchen Reiſegefährten voraus nach ihrer Heimath eilen. So angenehm uns ihre Geſellſchaft war, ward doch der Reiſende auf der großen Tour bis zur Ueberſchiffung nur ſelten die Fremde gewahr. So leicht und ſicher reiſt es ſich in Schweden, ſobald der Ausländer ſich nur einigermaßen mit dem Lande und ſeinen Einwohnern vertraut gemacht hat.

Zwei Deutſche eilten ſchon in den nächſten Tagen nach dem berühmten Upſala, um die altheilige Odinsſtadt zu beſuchen und die Einwirkung eines neuen Geiſtes auf kräftige Gemüther kennen zu lernen, welche das Joch einer fremdartigen und ſchnell abgewelkten Bildung abgeſchüttelt hatten. Stockholm lebte damals nur für die Catalani, welche am erſten Tage unſeres

denn von dem Geſetz des Sichſchickens, was dieſe tyranniſirte, hatte er ſich losgemacht. Hatte er doch auch, als ſie vor langen Jahren nach Italien reiſten, geſchwärmt, wie er es konnte, wenn nicht für Kunſt und Natur, doch in dem reichen Trümmerlande für die Wege, welche Horaz geſchildert, für die Ruinen, welche die Sage nach ihm nennt.

Das waren nun längſt vergangene Dinge. Die Geheimräthin ſchwärmte nicht mehr für Italien. Sie wäre einmal gern nach London oder Paris gereiſt; jetzt auch vielleicht nicht mehr. Berlin war ihr unausſtehlich, aber ſie wußte nicht, wohin ſich wünſchen.

Sie wollte ihren Mann ſehen, irgend etwas mit ihm ſprechen, was ſie nicht an die Geſellſchaft erinnerte. Vielleicht traf ſie doch auf einen Ton, wo ihre Seelen zuſammenklangen.

Er ſah nicht auf als ſie eintrat. Er hörte auch nicht die leis geöffnete Thüre, nicht das Rauſchen ihres Kleides. Den Lichtſchirm vor den Augen, die Feder im Munde, ſaß er zwiſchen zwei Folianten, in denen ſeine Finger als Zeichen lagen, um die Varianten in jedem Augenblick aufſchlagen zu können, und ſeine Augen flogen von der einen zur andern Stelle. Sie trat näher; auch da keine Regung. Mit unterſchränkten Armen betrachtete ſie ihn. — Iſt das ein Menſch, oder eine Pagode? — Sie ſchritt langſam im Kreis um ihn, ohne ſich zu ſehr Mühe zu geben, leis aufzutreten; aber die mit Heu dicht unterſtopfte Decke verrieth ſie nicht. In einem Moment

war es ihr, als ob ſie auflachen müſſe; im nächſten, als müßten die Thränen ihr aus den Augen ſtürzen. Sollte ſie ihn anreden? Das hieße einen Nachtwandler aus ſeinem Traum aufrufen. Erſt als ſie ſich wandte, um hinauszugehen, wehte er mit der Hand. Es war als ob inſtinktartig eine Ahnung ihn überkommen, daß ein Weſen in der Nähe ſei, daß ihn ſtören könnte.

Leiſe hatte ſie die Thür wieder zugedrückt. Durch das Flurfenſter ſchien der Mond auf die Rumpelkammer, durch die der Weg nach ihrem Schlafzimmer führte. Die wunderlichen Ecken und Spitzen der alten Möbel ſtarrten ſie im Mondenlicht eigenthümlich an. Es überfuhr ſie ein Schauer, ſie lachte um ſich Luft zu machen, hell auf. Aus den Winkeln ſchien es ihr zu antworten.

Die Jungfer hatte die Nachtlampe in ihrer Schlafſtube hingeſtellt. Der Geheimräthin war es zu dunkel. Sie mußte die Kerzen auf dem Armleuchter anzünden. Die Geheimräthin war beim Entkleiden ungehalten, ſie behauptete, die Jungfer verfahre mit Abſicht ungeſchickt. Sogar entfuhr der ſanften Frau der Vorwurf: ſie ſtehe ſie aus Bosheit. Die Jungfer weinte. Die Geheimräthin hielt ihr eine ernſte Vorhaltung, ob das ein Grund ſei, um Thränen zu vergießen? Sie erinnerte ſie an die vielen leidenden Creaturen, denen der Schöpfer nicht einmal eine Stimme gegeben, um zu klagen. Wenn jeder klagen wollte, was ihn drückte, ob es in der

Welt vor Gewimmer und Thränen auszuhalten ſei! Die Jungfer ſagte: ſie ſei ein armes Mädchen, und wiſſe nicht, wie ſie dazu komme. Die Geheimräthin antwortete ihr mit Würde, ob ſie glaube, daß die armen Mädchen weniger litten als die vornehmen Damen, die ihre Schmerzen verhalten müßten? Sie ermahnte ſie zur Duldung, zum Gehorſam, zur Tugend, und entließ ſie.

Die moraliſche Verhaltung ſchien auf die Predigerin ſelbſt keine Rückwirkung geübt zu haben. Sie ſaß entkleidet an ihrem Bett, das Geſicht im Ellenbogen geſtützt, und ſtarrte in die Lichtſchnuppen der Kerze. Da fiel ihr Auge, den Lichtſtrahlen folgend, auf ein Spinnengewebe am Winkel der Zimmerdecke. Es war Freitag. Das Reinigungsgeſchäft ſollte erſt am Sonnabend erfolgen. Die dicke Spinne, die ſie heut nicht zum erſten Male bemerkt, lag ſchlafend in der Mitte des Raubnetzes, das ſie ausgeſpannt, geſättigt und erſchlafft ſchien es von dem Mordgeſchäft, worauf die todten Fliegen im Netz deuteten. Die Geheimräthin ſtand auf und nahm den Armleuchter. Ihre Augen waren ſcharf, ihr Arm aber reichte nicht bis an die Decke. Ein Kitzel die Nemeſis zu ſpielen überkam ſie. Die Bäume im Hofe, vom Winde bewegt, ſchlugen gegen das Fenſter. Das war doch keine warnende Stimme! Es war ja kein Unrecht, ein ſolches mörderiſches Ungeziefer zu vertilgen, das ſelbſt ſeine Netze ausſpannt zur Vertilgung ſeiner Mitgeſchöpfe. Sie holte einen Stuhl. Auch der

war zu niedrig. Sie ſchleppte mit Anſtrengung einen Tiſch heran. Warum that ſie es mit angehaltenem Athem, warum bemühte ſie ſich, ja kein Geräuſch zu machen? Warum ſchlich ſie auf den Zehen, da ſie ſchon in bloßen Füßen ging? Warum pochte ihr Herz, als ſie auf den Stuhl und vom Stuhl auf den Tiſch ſtieg? Die Spinne regte ſich nicht. Nur das Gewebe ſchaukelte etwas, wie eine Hangematte vom Hauch des Lichtes angeregt. Draußen rauſchten wieder die Aeſte. Hätten ſie die Spinne geweckt, vielleicht hätte die Geheimräthin ſie geſchont. Was ſchonen! Morgen vollbrachte es der Beſen der Magd.

Wer ihr ins Geſicht geſehen, wie die Augen glänzten, die Lippen ſich krampfhaft verzogen! Jetzt war's geſchehen. Ein Kniſtern. Die Spinne zuſammenglühend, ſchien ſich noch einmal zu krümmen, dann flackte das Netz in leichten Flammen auf und der verkohlende Körper ſchwebte nieder. Die Geheimräthin ſchloß, krampfhaft zurückfahrend, die Augen, als ſie einen heftigen Schmerz empfand. Die ſchief gehaltene Kerze hatte einen heißen Wachstropfen auf ihren bloßen Fuß geſpritzt.

Die Aeſte rauſchten zum dritten Mal. Es war der Grabesgeſang. „Die hat ausgelitten! Sie empfindet keinen Schmerz mehr! Und wie leicht und ſchnell!“ ſagte die Geheimräthin. Ihr Fuß mußte ſie ja noch morgen bei der zarten Complexion ihres Körpers empfindlich ſchmerzen.

Jetzt aber ſchmerzte er ſie nicht. Sie empfand

ein Wohlbehagen, das der Empfindung eines Rauſches verwandt war. Sie hatte eine Creatur, die doch zum Tod verdammt war, raſcher aus der Welt geſchafft, als es morgen der ſtumpfe Beſen der gefühlloſen Magd gethan hätte. Und im Schlaf! Sie hatte ihr einen ſeligen Tod bereitet.

Sie ſuchte noch mehr Spinnen; aber im Zimmer war keine mehr zu entdecken. Dagegen hingen an den Wänden unzählige Fliegen, die der regneriſche Tag hineingetrieben. Noch vorſichtiger ſchlich ſie auf den Zehen heran, und es glückte ihr, die erſte, zweite, auch eine dritte durch das ſchnell angehaltene Licht zu tödten. Morgen würden ſie langſam, unter furchtbaren Qualen am Fliegenſtock verenden; jetzt im Lichtſchein, im Taumel, waren ſie einen Augenblick erwacht und verglüht.

So mußte auch Semele in einem Moment glückſelig und todt ſein, angeleuchtet von Zeus Lichtglanz und verbrannt von der Wonne — dachte die Geheimräthin.

Aber nicht alle Fliegen wollten dieſen ſeligen Tod ſterben. Als ſie der einen die Flügel angeſengt, und das Inſect ſummend aufflog, löſte ſich allmälig der Schwarm von den Wänden. Sie ſummten um das Licht, um ihren Kopf, und die Geheimräthin ſtand wieder athemlos in der Mitte des Zimmers, mit dem freien Arm die aufgeſtörten Thiere abwehrend. In dem Augenblick war ihr nicht wohl zu Muthe. Die Thiere wurden ſo groß und ſchwarz

und mit feurigen Augen; sie kamen ihr wie die Erynnien vor. In dem Augenblick wünschte sie, sie hätte nicht angefangen.

Sie wollte das Licht auslöschen, sich ins Bett vergraben und die Decke über den Kopf ziehen, aber sie fürchtete sich ohne Licht. Da hörte sie die Stimme ihres Mannes, der draußen die Thüre öffnete: „Johann, ich will zu Bett gehn.“ Aber Johann hörte nicht, auch nicht auf den wiederholten, verstärkten Ruf. Johann hatte sich auf ihr Geheiß zu Bett gelegt, um zu schwitzen. Es war ihr lieb, daß Johann nicht hörte; er schlief also wahrscheinlich. „Dem thut es mehr Noth, dachte sie, und Lupinus kann sich selbst helfen.“

Der Geheimrath schlug brummend die Thür zu, und mußte sich wohl selbst geholfen haben. Sie hörte nichts mehr. Auch die Fliegen hatten sich wieder zur Ruhe begeben. Aber nach einer Weile schellte sie nach der Jungfer. Sie schellte immer stärker und die Jungfer mußte aus dem Bette.

Als sie ins Zimmer kam, war die Geheimräthin eigentlich in Verlegenheit. Sie wußte nicht, warum sie nach ihr verlangt.

„Befehlen Frau Geheimräthin vielleicht Cremor Tartari? Oder soll ich Kamillenthee kochen?“

„Nein, mir ist ganz wohl, sagte die Geheimräthin. Aber im nächsten Augenblick, sagte sie, Morgen früh solle zum Hofrath Heym geschickt werden: „Und ganz früh. Hört Sie Lisette. Damit sie ihn

noch zu Hause treffen. Und ich ließe ihn dringend ersuchen mich zu besuchen, ehe er zur Prinzeß Ferdinand fährt. Die hält ihn immer so lange auf. Ja, hört Sie, es soll ihm recht dringend gemacht werden, denn ich fühle, ich werde sehr krank werden. Und er kann auch für den Johann gleich ein Recept verschreiben, die Sache muß doch endlich zu Ende kommen."

Wenn ängstliche Träume ein Zeichen der Ungesundheit sind, mußte die Geheimräthin sehr krank sein. Es waren nicht mehr Fliegen und Spinnen, sondern lauter Marionetten die ihr keine Ruhe ließen. Da kam der fieberkranke, blasse Johann und sprang mit zusammengehaltenen Beinen und fragte sie, ob es nun nicht bald mit ihm zu Ende ginge? Dann füllte sich die Schlafstube mit der ganzen Gesellschaft vom vorigen Abend, lauter Gliederpuppen, die an Drähten vom Schornstein aus geführt wurden. Sie tanzten und das Holz klappte unangenehm. Wenn sie am Bette vorbei kommen, gähnten sie und fragten: ob es nicht bald Schlafenszeit wäre? Gern hätte die Geheimräthin gesehen, wer den Draht führte, aber sie konnte, wie sie auch sich anstrengte, den Kopf nicht in den Schornstein zwängen, und wenn es ihr einmal gelang, schoß eine neue Figur herunter und schreckte sie zurück. Dazu klappte ihr Mann als Pantalone immerfort durch die Stube, und hauchte sich in die Hände und sagte, ihn fröre, und wer ihn nur heiß machen könne! Da rief eine Stimme aus dem Schornstein, deren sie sich nicht entsann, aber

gehört hatte ſie dieſelbe ſchon ein Mal: Wenn's weiter nichts iſt, man braucht ja nur alle die Puppen zu verbrennen, das giebt ein gutes Kaminfeuer. Und dann war es ihr, als ob alles um ſie her verbrenne. Sie gerieth in Angſt, daß ſie mit verbrennen könne und hüllte ſich in ihr Bette, bis eine wohlthätige Transpiration ihrer Natur zu Hülfe kam, und ſie in einen tiefen, ruhigen Schlaf einhüllte, der ſo lange andauerte, daß ſie erſt aufwachte, als das freundliche Geſicht des Hofrath Heym mit den durchdringenden blauen Augen ſie anſchaute und er mit ſeiner etwas kreiſchenden Stimme ihr den Morgengruß bot: „Na da leben Sie ja noch, Frau Geheimräthin; hab ich doch wirklich nicht anders geglaubt, wie das Mädchen reinſtürzte, als Sie wären ſchon maustodt."

Siebentes Kapitel.

Der Staatsmann

Wir überlaſſen die Geheimräthin Lupinus und den Hofrath Heym ihrem tête-à-tête, welches für den letztern minder intereſſant geweſen ſein muß, als für die erſtere, denn ſchon nach zehn Minuten nahm er ſeinen Stock — den Hut ließ er immer im Wagen zurück — und ſagte: „Hören Sie mal, Frau Geheimräthin, Ihre Krankengeſchichte erzählen Sie mir wohl ein ander Mal; denn hohl mich der Teufel, wenn ich nicht geglaubt hätte, es ginge auf Leben und Tod, ſo mußte ich zur Prinzeß Ferdinand, die iſt wirklich krank.“ — Aber auch die Prinzeſſin Ferdinand mußte nicht ganz ſo krank ſein, denn er machte noch verſchiedene andre Beſuche bis er durch den Sand des Wilhelmsplatzes vor ihrem Palais vorfuhr, und auch da ward er nicht ſogleich vorgelaſſen, weil die Prinzeſſin noch mit ihren Kammerfrauen einige dringende Toiletten-Geſchäfte hatte. Etwa zehn Minuten ſpielte der Hofrath mit dem großen Rohrſtocke und dem goldenen Knopfe, indem er ihn ſanft in der

Hand gleiten und ſanft auf den Boden fallen ließ, während der Kammerherr ihn mit Bemerkungen über das Wetter und Anekdoten aus der kleinen Hofgeſchichte unterhielt. Dann aber ließ er den Stock etwas ſtärker auf das Parquet fallen und faßte den Kammerherrn am Knopfe: „Hören Sie mal, Baron, ſagen Sie Ihrer Königlichen Hoheit, ich will erſt zum Scharfrichter Brand vors Hamburger Thor. Da wird die Kindesmörderin ſecirt, ein prächtiger Cadaver. Wenn ich zurück bin, wird die Prinzeſſin wohl fertig ſein.“ Es verging keine Minute, ſo ward Heym vorgelaſſen. Wir wiſſen nicht, ob er auch hier eine Krankheitsgeſchichte hören mußte; aber er brauchte ſeitdem nie mehr in der Antichambre zu warten.

Wir führen lieber unſere Leſer in die Wohnung und die Geſchäftszimmer des vornehmen Mannes, deſſen flüchtige Bekanntſchaft wir in der Geſellſchaft gemacht. In ſeinem Hauſe, unter ſeinen Untergebenen, war der wirkliche Geheimrath ein andrer Mann. Man könnte ſagen, er ſei um einige Zoll gewachſen; der von den vielen huldreichen Verbeugungen gekrümmte Rücken war hier grade geworden. Er war aber um deswillen kein großer und auch kein grader Mann.

Im Vorzimmer warteten Expectanten. Die trüben Mienen verriethen, daß nicht jeder Hoffnung hatte, vorgelaſſen zu werden. Sie wandten ſich an die durchpaſſirenden Beamten. Wie viele große

Daſeins ihr erſtes Concert angekündigt hatte, und da Schreiber dieſes kaum in Berlin dem heißen Juli-Enthuſiasmus für ihren Geſang und den einer Sontag, Schechner, Heinefetter entgangen war, wollte er die im kalten Hauch Lappländiſcher Moräſte wiedergewonnene Geſundheit nicht ſogleich zum zweiten Male preisgeben in den Ruſſiſchen Dampfbädern, zu welchen hier übrigens die gekrönte Sängerin nicht das Opernhaus, ſondern die geräumigſte Kirche eingerichtet hatte.

Männer hätte ein Neuling da zu entdecken geglaubt, wenn sie freundlich zuhörten, sich an der Binde zupften oder die Schultern zuckten. Und doch waren es nur Schreiber und Boten. Ob einer von ihnen sich in den Winkel ziehen und zu einer vertraulicheren Verständigung hinreißen ließ, will ich nicht verrathen haben.

Das Zimmer, wo der Geheimrath empfing, war geräumig, halb mit Aktentischen und Repositorien, halb mit den Bequemlichkeiten und dem Luxus eines reichen Lebens ausgestattet. Auf den Fauteuils und kleinen Tischen lagen zerstreut in elegantem Einband die neuesten Werke der französischen Literatur. Am Ende des Aktentisches saß ein jüngerer Rath, in den eingegangnen Schriftstücken blätternd und sie zum Vortrag ordnend. Im entferntern Winkel stand der Geheimrath und hatte einer Dame Audienz ertheilt, die sich sehr bescheiden in der Ecke zwischen Fenster und Hinterthür hielt. Es war eine Tapetenthür, durch welche sie auch vermuthlich der Kammerdiener eingelassen, denn nach Beendigung der Audienz schlich sie durch diese Thür hinaus. Ihre vielen Ringe, eine Garderobe, aus den kostbarsten und auffällig modernen Stücken, und der prachtvolle Shawl darum schienen ihr eher ein Anrecht auf einen Platz auf dem Sopha zu geben, wenn nicht die Haltung der sehr wohlbeleibten Frau verrathen hätte, daß die Hülle nicht recht zum Körper, oder der Körper zur Hülle sich schickte. Einem Psychologen hätte vielleicht

ſchon ein Blick auf ihre groben Füße angezeigt, daß die feine Kleidung ihr nicht angeboren war. Wer ihr aber ins Geſicht ſah, wo trotz aller Sanftmuth und Glätte die urſprüngliche Gemeinheit ſich nicht verbergen konnte, begriff, warum der Geheimrath in einer Art ihr Audienz gab, wie es in der Regel auch ein noch vornehmerer Mann keiner Dame gegenüber übers Herz bringen würde. Er ſtand, die Hände in den Seitentaſchen, halb ſeitwärts, halb ihr den Rücken kehrend, wodurch ſie freilich Gelegenheit gewann, ihr Anliegen auf dem nächſten Wege ihm ins Ohr zu flüſtern. Sie ſprach leiſe. Er hatte mehrmals den Kopf geſchüttelt. Dann ſprach er, gleichfalls mit gedämpfter Stimme: „Gedulden Sie ſich alſo bis Lombard kommt; er kann die Sache allein arrangiren. Und bis dahin hüten Sie ſich, daß keine Klage einläuft. Keinen Scandal! In dem Fall wollen wir die Sache ſchon hinhalten.“

Die Supplicantin verbeugte ſich tief. Er klopfte ihr freundlich auf die Schultern. Sie wollte ihm die Hand küſſen. Das litt er nicht.

Der junge Rath las von einem Zettel den Namen der nächſt zur Audienz aufgeſchriebenen Perſon. Der Geheimrath machte eine Bewegung mit der Hand und warf ſich, die Beine übereinander, auf's Sopha; ein Zeichen, daß er ſich erholen wolle, vielleicht glaubte der Vortragende darin eines für ſich zu erkennen, daß Bovillard ſich über die vorige Audienz auszulaſſen Luſt hatte.

„Was wollte denn die Schubitz?“ fragte er, zwiſchen den Papieren framend. Eine Eingabe von ihr iſt nicht da.“

„Man will ſie in der Behrenſtraße nicht länger dulden. Sie ſoll ihr Haus verlegen — in eine minder anſtändige Straße,“ ſetzte der Geheimrath mit ſarkaſtiſcher Miene hinzu.

„Wer will denn das, wenn ich fragen darf?“

„Erinnern Sie ſich, was le grand Frédéric dem alten Spalding antwortete? Der beklagte ſich auch über eine Nachbarſchaft, die ihn in ſeinen Meditationen ſtörte, und Friedrich ſchrieb nur auf den Rand des Memorials: Mon cher Spalding, ni vous ni moi .... pourquoi donc gêner d'autres .... Unter Friedrich hätte die Behrenſtraße petitioniren können, bis ſie aſchgrau ward.“

„Auch unter —“ der Rath verſchluckte es, denn der Geheimrath unterbrach ihn.

„Das muß man Wöllnern laſſen. Er wußte chriſtlich ein Auge zuzudrücken, wenn — es die Schwäche ſeines Nächſten galt.“ Er betonte die letzten Worte.

Der junge Rath hatte vorhin die Aufforderung zum Lächeln überſehen. Er lächelte jetzt. „Aber wer kann es ſein?“

„Wer! Wer? Mon cher! Haugwitz vielleicht, oder Lucheſini, Schulenburg oder Beyme der Cato Cenſorinus. Vielleicht iſt auch Prinz Louis Ferdinands ſittliches Gefühl beleidigt.“

Der Geheimrath gefiel ſich ſo, daß er aufſtand

und mehrmals durch die Stube schritt: „Ja, ja, es hat sich manches in Preußen geändert.“

„Und wird noch manches anders werden“ setzte der Rath hinzu.

„Gewiß, wenn man uns in Ruhe läßt, wenn man verständig denkt und handelt; wenn man auf die Kläffer nicht hört, wenn, wenn — was liegt noch vor, lieber Rath?“

Das Vorliegende schien den Wirklichen nicht sehr zu interessiren. Er ging noch immer auf und ab: „Der Freiherr Hardenberg ist ein gentiler Mann, das ist nicht zu leugnen, und ich verdenke ihm auch nicht, daß er lieber in Berlin ist, als in Anspach und Baireuth, aber — —.“ Der Wirkliche fand es für gut, den folgenden Gedanken zu verschlucken. Nach einer Weile fand er es wieder für gut, einige Gedanken über die Lippen zu lassen: „Auf diese Sprudelköpfe gebe ich gar nichts. Eine Partei, die nur kampft und lodert, ist nicht gefährlich. Sie kennen, lieber Freund, die Natur des Königs noch nicht, wenn Sie glauben, daß solches Feuer auf ihn Eindruck macht. Im Gegentheil, die Genialitäten sind ihm zuwider. Diese Herren von Sturm und Drang, die uns aus unsrer Haut jagen möchten, weil unsre Aisance ihnen nicht gefällt, kommen mir vor wie die modernen Kraftgenies, diese sogenannten Romantiker, über die der Vernünftige lächelt. Man macht es mit, weil es Modesache ist. Ja, wir langweilten uns; diese jungen Leute bringen etwas Pikantes ins Leben,

Paraderien, Raketenfeuer, was einen Augenblick angenehm praſſelt. So muß man es auffaſſen. Ein Thor wer es für mehr nimmt. Oder glauben Sie, daß aus dieſen jungen Herren je etwas wird, vorausgeſetzt, daß ſie ſich nicht bekehren, was übrigens bald genug eintritt. Der extravagante Herr Bernhardy giebt ſchon jetzt klein bei, und unterhandelt beim Magiſtrat um eine Anſtellung an der Schule. Ach mein Freund, das praktiſche Leben bildet die Menſchen, und wenn der Brodkorb hochhängt, ſo lernt auch der Lahme ſpringen. Der Wackenroder hat einen braven Vater, er wird ſchon zu ſich kommen. Ich bitte Sie, halten Sie es für möglich, daß dieſe Herren Schlegel jemals nur auf einer Univerſität zugelaſſen werden! Und dieſer junge Menſch, der Monſieur Tic oder Tique, der mit ſeinen krauſen Phantaſien die Welt verkehrt machen will, glauben Sie, daß nach zehn Jahren noch ein Hahn nach ihm kräht? In einem Menſchenalter iſt ſein Name vergeſſen. Gönnen wir ihnen das Vergnügen, ſich ein wenig ſonnen in der Gunſt des Augenblicks und gaffen wir's an wie einen Sonnenaufgang in der Oper. Mais mon cher, le classique est eternel! Racine und Corneille, welche dieſer Monſieur Schlegel wie Schulknaben traktirt, seront pour toujours les delices du genre humain, und könnte ich einen Blick in das Elysium werfen, möchte ich le grand Voltaire ſehen, wie er mit dem grand Frédéric ſich über dieſe deutſchen Kritiker mokirt, die an ſeinem Piedeſtal von Granit mit einem

Schuſterpfriemen feilen. Der Kotzebue, an dem ſie auch häkeln und mäkeln, er iſt nicht eminent, aber ich ſage Ihnen, und dazu gehört keine Clairvoyance, daß er ſie um ein siècle überlebt."

Der Rath ſagte: „Wer in den Spiegel der Zukunft ſähe!"

„C'est plus que ridicule, fuhr der Redner fort, daß in der Capitale Friedrichs, wo Voltaire das Pflaſter betreten hat, oder eigentlich iſt er nur in der königlichen Kutſche gefahren, wo wir doch ganz respectable Gelehrte haben, die Herren Nicolai, Bieſter, und wie ſie heißen, daß hier eine école mystique ſich aufthun konnte."

„Sie findet nicht großen Anhang."

„Wer redet davon! Haben Sie das Sonnet auf die Jungfrau von dem Judenjungen neulich geleſen? C'est charmant! Das lob ich mir. Man glaubt draußen allen Ernſtes, ſie könnten uns über Hals und Kopf convertiren, und wenn wir eines Morgens aufſtänden, wären wir katholiſch geworden, wir wüßten nicht wie!"

„Die Brandenburger würden ſich ſchwer dazu acclimatiſiren."

„Acclimatiser! ein hübſcher Einfall. Aber meinethalben! Je mehr Schaumblaſen, die das Publikum beſchäftigen und Phantome, die es ins Bockshorn jagen, deſto beſſer für uns. Aber dieſe Herren ſollten ſich nur nicht mit politiſchen Ideen abgeben. Die tudesquen Vorſtellungen, die hie und da auftauchen, doppelt lächerlich in Friedrichs Hauptſtadt! Je vous

prie, mon cher, qu'est-ce que c'est donc que l'Allemagne? Allerlei Manſch, allerlei Menſchen, bunt durcheinander. Ce terrible Goetz de Berlichingen, wenn er in dem eiſernen Ofen über die Bretter knackt, et les ravissements et les larmes du public! Claſſiſche Bildung! en vérité! Da iſt ein junger Herr v. Kleiſt, höre ich, der möchte den großen Arminius auf die Bretter bringen. Den Hermann ſollten ſie doch ruhig auf ſeiner Bärenhaut ſchlafen laſſen, wo Klopſtock ihn eingeſungen hat. Wo gehört denn der Deutſche beſſer hin, als auf die Bärenhaut, um zu meditiren. Aber ſo ſind wir Idealiſten! Mit nichts wiſſen ſie umzuſpringen, für nichts zu arbeiten, für nichts ſich zu ſchlagen, — als für Ideen."

„Geſchlagen haben ſich die Deutſchen doch und wenn ſie ſich nicht ſo ſchlugen wie ſie ſollten, war es eben nur wie ich meine, weil ihnen die Idee fehlte, für die ſie ſich ſchlugen."

Der Einwand ſchien dem Geheimrath unbequem zu kommen. Von Untergeordneten läßt ſich ein vornehmer Mann ungern aus dem Felde ſchlagen. Er fiel plötzlich dem Gegner in die Flanke, da wo er es wirklich nicht erwartete:

„Sagte ich es Ihnen nicht! Ganz richtig Ihre Bemerkung, die Ideen fehlen ihnen, weil nur das Genie Ideen hat, und kein Genie da iſt. Wo ſollten ſie denn zu Tage gefördert werden? In der freien Reichsſtadt Dinkelsbühl, in Nürnberg, oder bei der Reichsritterſchaft des oberſächſiſchen Kreiſes? Wenn dieſe

Misere, die nie gelebt hat, die nur das faule Fleisch war, die Schwiele und Hornhaut vom Körper, welche seinen gesunden Blutumlauf hindert, ich bitte Sie, wenn diese Misere jetzt prätendirt, wo der Riese von Corsika sie mit einem Fußtritt zerquetscht, Ideen eines Gesammtlebens zu haben!"

„Sie prätendiren es auch kaum," sagte mit ernstem Tone der Rath.

„Teste thöriger wenn andere für sie denken und prätendiren, wenn Phantasten und Nebelmenschen Vorstellungen erwecken wollen, die durch die Weltgeschicke glücklicherweise applanirt sind. Solch ein Dunstbild einem Genie wie Bonaparte gegenüber! — Sie sind noch jung, Herr von Fuchsius. Ich trug auch Ideen aus den Hörsälen ins Leben über. Ach aber, Theuerster, wie schnell curirt uns das Geschäftsleben. Mich kümmern auch nicht im Geringsten diese Schwärmer, sie sind so unpraktisch, unbedeutend, daß man ihnen nicht einmal irgend ein Spielzeug hinzuwerfen braucht. Verdrießlich ist nur, daß Bonaparte, durch falsche Zuträger, durch Zeitungsartikel getäuscht, davon Notiz nimmt. Lombard hat alle Mühe ihm zu beweisen, daß dieser Furor Teutonicus nichts ist als eine Seifenblase, mit der sich einige Professoren belustigen."

„Der Beweis wird ihm nicht zu schwer fallen, sagte der Rath aufstehend. Herr Geheimerath ließen gestern fallen, daß Ihnen eine Notiz im Hamburger Unpartheiischen, bezüglich auf Lombards Depesche, nicht

unangenehm wäre. Wir wurden unterbrochen. Meine Feder und mein Wille stehen zu Ihrer Disposition."

Bovillard setzte sich halb auf den Tisch, indem er vertraulich den Arm auf die Schulter des Rathes legte; die Runzeln seines Gesichtes verzogen sich in ein wohlgefälliges Lächeln:

„Mich hat seit lange kein Brief so erquickt!"

„Lombard muß wichtiges berichtet haben, bemerkte der Beamte. Nach den Aeußerungen des Herrn Geheimeraths gestern zu mehreren Geschäftsmännern herrscht unter den Kaufleuten eine sehr frohe Stimmung."

„Dürfte ich Ihnen den Brief zeigen! Bonaparte hat ihn empfangen nicht wie einen Abgesandten, sondern wie einen alten lieben Bekannten, den er endlich von Angesicht zu Angesicht sieht. Er saß auf dem Sopha und las. Was denken Sie? Den Ossian. Nachdem er Lombard die Hand gereicht, recitirte er ihm eine Stelle voll der tiefsten Empfindung für Menschenwohl. Er fragte ihn, ob er Ossians Gefühle theile? Lombard war nicht ganz vertraut, da las er ihm selbst die Scene vor, wo Malvine im Mondenschein über das Schlachtfeld eilt, und süße Betrachtungen ausgießt darüber, daß Mord und Schlachten die Geschicke der Menschheit regulieren. Bonaparte schlug das Buch zu und wandte sich schnell ab, um seine eigene Bewegung zu verbergen. Und diesen Mann gefallen sich unsere Fanatiker einen Blutmenschen zu nennen! Wer gebietet der Parteienwuth! Das warf auch Bonaparte

im Gespräch hin. Sire, erwiederte Lombard, Europa kennt den Sieger des 18ten Brumaire. Der Kaiser schüttelte mit gesenktem Blick den Kopf: Ach das war für die Straßen von Paris, für Frankreich vielleicht, aber der Genius muß noch geboren werden, der Europa wieder in seine Fugen richtet. Lombard citirte eine Stelle aus einer Schrift des jungen Ancillen. Napoleon schien sie zu kennen, aber mit einem schlauen Augenaufschlag fiel er ein: „Mich dünkt, der Sinn ist weit schlagender in den Worten ausgedrückt — Und was citirte er? Eine Stelle aus einem von Lombards Traité's!"

„Sollte Bonaparte Lombards Schriften gelesen haben?" rief der junge Rath mit einem ungläubigen Lächeln.

„Dieselbe Frage stellte Lombard, natürlich nur mit andern Worten, und sein Gesicht mag auch dabei geglänzt haben, denn, wir wollen es nicht leugnen, er ist etwas eitel. Eitel sind wir Alle, lieber Fuchsius. Napoleon sah ihn mit seinen schönen klugen Augen vielsagend an, und griff dann nach einem Buche, das neben ihm auf dem Tische lag. Es war Pariser Druck und Band, Sie werden es sehen. Kaum, daß er darin geblättert, schlug er eine Seite auf und reichte sie dem Gesandten. Es war Lombards Dictum. Unverdiente Ehre, wenn mich ein französischer Schriftsteller citirt hat. — Sie sind es ja selbst, lächelte Napoleon, und wies ihn auf den Titel. Kurzum, es waren Lombards Traité's, in einer Pariser Aus-

Neuntes Kapitel.

„Ja ſo!" Hamlet. Converſations-Stücke auf dem Stockholmer Theater. Opern und Muſik. Stockholm's äußere Erſcheinung. Södre, die Moſebacke. Die enge Inſelſtadt, die Quais, Statuen. Das Schloß. Das Ritterhaus. Nordre. Der Thiergarten. Darwik. Drottningholm. Sammlungen. Sergel.

Mit dem Worte „Ja ſo" kommt man durch ganz Schweden und Norwegen; es iſt der Grundton der ſcandinaviſchen Sprache. Die Bedeutung iſt wie bei uns, die Kunſt liegt aber in der Betonung. Damit reicht man nicht aus, daß man es bald als Jambus, bald als Trochäus, oder als Spondäus, oder gar wie zwei Kürzen ausſpricht. Dieſe Füße variiren in ſich vielfältig, wer ſie aber inne hat, kann mit dem einzigen „Ja ſo!" eine vollſtändige Converſation führen, er kann auf alle Fragen ſeine Meinung äußern; denn außer anderm iſt es Komma, Se-

gabe, prachtvoll gedruckt. Und mit einem Wort, es kam heraus: Der Kaiser hat Lombards Abhandlungen, weil sie ihm so sehr zusagen, in einer Prachtausgabe für sich und seine vertrauten Freunde drucken lassen. Napoleon Bonaparte, sage ich Ihnen, der Genius des Jahrhunderts, kann sich von Lombards Schriften nicht trennen, er führt sie mit sich in seinem Feld-Necessaire, er blättert täglich, er findet Zerstreuung, Erholung, Erquickung darin, wenn die Sorgen ihn drücken. Mit französischer Artigkeit bat er ihn um Entschuldigung wegen des Nachdrucks, den er in seinem Reiche streng bestrafen würde, denn jeder Arbeiter müsse die Früchte seiner Arbeit genießen können. Aber die deutsche Typographie sei noch so weit zurück, es thue seinen Augen wehe, einen schönen Gedanken grob auf deutschem Papier zu sehen. Ach, fügte er hinzu, was könnte aus Deutschland, ich meine aus Ihrem Preußen werden, wenn ein Genius die Industrie belebte! Lombard erwiederte in galanter Weise die Artigkeit: er fühle sich in seinem Interesse durch den Nachdruck so lädirt, daß er auf eine große Entschädigung Anspruch mache. Er fordere nicht weniger als das Exemplar, welches durch des Kaisers Hand geweiht sei. Ich gebe es ungern, es ist mir lieb geworden, sagte der Kaiser, aber Sie sind im Recht, und nun ist es nicht mehr meines. Er hatte rasch seinen Namen mit einer verbindlichen Zeile hinein geschrieben."

Der Geheimerath war nach dem verschlossenen Schrank geeilt, von wo er einen in saubere Hüllen verschlossenen Band holte, und auf dem Tische enthüllte: „Lombard hat ihn voraus geschickt. Doch das ist nur für uns. Um Himmels Willen davon keine Mittheilungen. — Da ist sein Name. Schöne, feste Züge, der Charakter des Genius. Ex ungue leonem. — Hier ist auch mein Bericht, den Lombard die Güte hatte in seinem Traité aufzunehmen, mit abgedruckt.“

Der Geheimerath umhüllte das Buch wieder mit einer Geschicklichkeit, die einem Buchbinder Ehre gemacht, und stellte es auf seinen Ort zurück: „Was sagen Sie nun. Ist der Mann, wie seine enragirten Feinde ihn uns darstellen wollen?“

„Das sind allerdings überraschende Combinationen.“

„Sie haben an eine Attrappe gedacht. Sehen Sie, wie Sie sich durch Ihr Vorurtheil täuschen ließen. Ueberhaupt da war nichts Affectirtes in Bonaparte's Benehmen, nichts von der Herablassung eines Emporkömmlings. Er verhandelte mit unserm Freunde wie der Gleiche mit dem Gleichen. Lombard wollte diplomatisch Schritt um Schritt mit seinen Missionen herausrücken. Napoleon unterbrach ihn rasch: Ich bin Frankreich, die Welt fängt an es zu erkennen, und Sie sind Preußen, die Welt erkennt es noch nicht, aber ich. Ueberlassen wir doch das anderen, sich untereinander zu täuschen, setzte er mit dem

durchdringend freundlichen Blicke hinzu. — Das bleibt natürlich unter uns, und Lombard that natürlich das Seinige dagegen zu proteſtiren und auf ſeine untergeordnete Stellung zu weiſen. — Wie Sie wollen, ſagte Napoleon lächelnd, ich nehme die Menſchen wie ſie ſind, reſpectire aber auch den Schein, den ſie hervorzukehren für nöthig halten. — Und nun floß das Geſpräch anmuthig hin, wie zwiſchen Zweien, die, wie Schiller ſagt, auf der Menſchheit Höhen ſtehen, und parteilos und affectlos das Getriebe tief unter ſich betrachten."

„Und bei dem Geſpräche blieb es?"

„Lombard kann nicht genug ſein Entzücken über den reichen Geiſt ausdrücken. Er ſchüttete ſeine Anſchauungen über die Weltverhältniſſe wie eine Fee aus ihrem Füllhorn. Unſer Freund ſagt, er hat in dieſer einen Stunde viel gelernt."

„Dazu ward er indeß nicht hingeſchickt. — Und noch gar keine poſitiven Reſultate?"

„Wir können ganz beruhigt ſein. Bonaparte hegt eine Achtung vor Preußen, die mich wirklich überraſcht hat. Wenn er von Friedrich ſpricht — nun das verſteht ſich von einem Genius, wie ſeiner von ſelbſt. Er mahlte ſeine Schlachten; als er die von Hochkirch ſchilderte, gerieth er in eine wahre Begeiſterung: „Die gewonnenen Schlachten wolle er dem großen Todten laſſen, rief er aus, aber er gebe drei ſeiner eigenen Siege für den Rückzug von Hochkirch."

„Lombards Miſſion war aber doch nicht eigent-

lich ſich Unterricht über den ſiebenjährigen Krieg geben zu laſſen?"

„Spötter! wiſſen Sie was Napoleon über den Baſeler Frieden ſagte?"

„Die erſte Wunde unſerer Ehre!" ſeufzte der Rath.

„Das gab er ſelbſt zu. Erkennen Sie die Größe des Mannes. Aber nach dieſem Frieden ſei es Preußens Aufgabe geweſen die demarkirten Theile von Deutſchland, die unter ſeinen Schutz gegeben waren, ſich zu unterwerfen. Ein kleines Unrecht, rief er, kann in der Politik nur gut gemacht werden durch ein großes Unrecht. Was wäre Preußen jetzt, es ſtände da, eine Europäiſche Macht, die nicht nöthig hätte, Sie, mein lieber Lombard, zu mir zu ſchicken, um mich zu ſondiren. Es wäre an mir geweſen, zu Ihnen zu ſchicken, ich hätte aber freilich ſchwer einen Lombard gefunden. Er that einige Schritte im Zimmer auf und ab. Aber es thut nichts, hub er wieder an. Preußen iſt ohnedem was es iſt. Der Genius Friedrichs ſchwebt über ihm, und die Fittiche ſeines Adlers rauſchen ſtark genug, daß ſich ſo leicht kein Feind heranwagt."

„Und weiter berichtet Lombard nichts?"

„Sie bleiben ein ungläubiger Thomas. Der Kaiſer iſt nicht allein weit entfernt von einer feindlichen Abſicht, ſondern eine innige Verbindung mit uns wäre ſein Wunſch. Wohl verſtanden eine Alliance, welche die Zügel der Welt in die Hand nimmt. Civiliſation, Cultur, wahre Aufklärung, das Glück

des Menſchengeſchlechts und ewiger Friede wären ihr Ziel. Wer zwingt ihn denn immerfort das Schwert wieder zu ziehen als die Manövres des Herrn Pitt, der jetzt Oeſtreich, jetzt Neapel, nun Rußland, Schweden, und die Kleinen, warum nicht auch Spanien und die ganze Welt aufhetzt. Was ſind dieſe Subſidien, die das monopoliſirende England verſchwenderiſch auswirft, als das Blutgeld, womit es den Ruin der Länder erkauft, die ſich verführen laſſen? England wäre es recht, wenn der ganze Continent zur Wüſte würde, wenn er nur damit der Markt wird, wo die Bettelvölker, um ihre Blöße zu kleiden, ſeine ſchlechteſten Waaren kaufen müſſen. Das iſt ſein Ziel, und jedesmal, wenn Bonaparte ſeinen Degen gegen einen neuen Feind ziehen muß, thut er es mit Seufzen; er weiß, er kriegt nicht gegen die armen Neapolitaner, Heſſen und Schwaben, die ſind nur die Schlachtopfer; ſeine eigentlichen Gegner, die reichen Kaufleute an der Themſe, ſitzen ruhig hinter ihren Wollſäcken und trinken ihren Oſtindiſchen Thee, derweil die mit ihren Taſchengeldern zu ihrem Vergnügen, zu ihrer Speculation erkauften Völker in die franzöſiſchen Kanonen getrieben werden. Darum iſt ſein Grimm gegen Pitt und die andern unbeſchreiblich. Wenn ihm die Landung gelänge, wenn er England ſeinen Degen ins Herz bohrte, ſo würde er vielleicht der Blutmenſch, den man aus ihm macht. Aber ſeine Vernunft regelt ſeine Begierden. Seine Pläne ſind andre. Könnte

er den ganzen Continent mit einem Netz gegen die fremde Waare umspannen, daß kein Ballen ihrer Manufacte eindringt, könnte er den Gewerbfleiß unter den Continentalen anstacheln, daß wir gezwungen würden für uns selbst zu erfinden, schaffen, könnte er die Britten aushungern, daß sie sich den Tod essen an ihren Schlauderwaaren, dann hätte er gesiegt, wie er wünscht, nicht für sich, für die ganze europäische Menschheit. Dann würden wir alle reiche, glückliche, selbstständige Völker. Aber er allein, ein wie großes Genie auch, kann das nicht. Er braucht einen Bundesgenossen. Rußland kann es nicht sein, Oestreich ist des Gedankens nicht fähig, Preußen allein steht auf der Höhe der Civilisation und Intelligenz, mit Preußen Hand in Hand könnte er den Weltgedanken ausführen. Begreifen Sie nun, warum es in seinem Interesse ist, mit uns Freund zu bleiben?"

„Lombard hat die Propositionen zur Alliance vermuthlich schon in der Tasche?"

„Bonaparte kennt uns, und darum giebt er fast die Hoffnung auf. Er kennt die Hindernisse. Ich versichere Sie, mit erschreckender Genauigkeit kennt er die Coterien an unserem Hofe, er weiß, was bei der Radziwill, in den Kreisen der Prinzeß Wilhelm über ihn gesprochen, wie er titulirt wird. Er weiß die Ausdrücke, das Treiben in den Umgebungen des Prinzen Louis Ferdinand auf ein Haar, ja er liest die Gedanken, die der Prinz unterdrücken muß. Die

Discourse in unſern Wachtſtuben, die freien Unterhaltungen unſrer Garde du Corps liegen aufgezeichnet in ſeinen Akten. Soll ihm das Vertrauen und Hoffnung auf uns einflößen?“

Der Rath war ernſthaft geworden: „Das iſt ſchlimm. Man ſagt, ſeine Spione koſten ihm viel. Preußen ſoll ihm überhaupt viel koſten, und das iſt noch ſchlimmer.“

„Ich ſage Ihnen, jene Phantaſten und Gelehrten ſind Bagatell; dieſe ſogenannte Kriegspartei aber wird uns ruiniren. Sie bohrt und drängt und ſtürmt, bis ein Mal der Widerſtand der wahren Staatsmänner zu ſchwach wird, und das gute Herz des Königs nachgiebt.“

„Und wir ſtänden allein,“ fiel der Rath ein.

„Prenez garde, mon cher, das auszuſprechen. Man muß dieſen Fanatikern gegenüber vorſichtig ſein. Es freut mich, daß Sie den Wahn nicht theilen, als wären wir allein ſtark genug, gegen den Strom zu ſchwimmen. Doch beſſer, daß man dies für ſich behält. Um ſo mehr, als, denken Sie, auch Napoleon zweifelt. Wie hübſch er das auffaßt. „Ich bin ja nicht ſo thörigt, ſagte er zu Lombard, um nicht zu wiſſen, daß wenn Preußen bei Valmy, Pirmaſens, wenn es am Rhein ernſtlich gewollt hätte, Frankreich nicht mein Frankreich, und ich nicht ich wäre.“ Das iſt nun allerdings zu viel Artigkeit, indeſſen erſehen Sie daraus, wie hoch er auch unſre Armee ſchätzt. Ich weiß, ſagte er, Ihres Königs Herz ſchlägt für Menſchen-

und Völkerglück, wie nur meines, aber ich würdige vollkommen seine Lage, er ist jung, befangen, zu gewissenhaft, er weiß sich nicht zu helfen zwischen den guten und bösen Rathgebern. Zu viel Blutsbande verknüpfen ihn mit den Ungestümen, Rasenden, und man kann sich keines Augenblicks versehen, daß nicht eine Mine auffliegt und die Feinde der Humanität siegen."

„Und wird Mortier Hannover räumen? fragte der Rath mit scharfer Betonung. Wird die Sperrung der Weser- und Elbemündungen, auf die Preußen bestehen muß, aufgehoben werden? Unser Handel geht zu Grunde, wenn das nicht geschieht. Das ist schlimm, aber es giebt schlimmeres. Wir verfeinden uns England. Das ist aber noch nicht das Schlimmste. Ganz Deutschland aber blickt sehnsüchtig und erwartend auf Preußen, als die einzige Macht, die ungebrochen dasteht, frei noch von Frankreichs Einfluß, als die einzige Macht, welche die Ehre des Vaterlandes retten, der übermüthigen Gewaltthat eine Schranke entgegensetzen kann. Wenn wir diese Aufgabe nicht erfüllen, nicht rettend einschreiten, attestiren wir unsre Ohnmacht, und wir laden die Schmach auf uns, daß eine Coalition fremder Mächte, die nicht ausbleiben kann, diese Aufgabe übernimmt. Ich wiederhole nur was die Tausende täglich sagen, die man Biedermänner nennt, mich selbst, wie sich versteht, jedes Urtheils begebend."

„So! sagte der Geheimrath gedehnt. Diese Biedermänner werden sich gedulden müssen, bis Lom-

hard aus Brüſſel zurück iſt. Die Specialitäten ſeines Auftrags wird er mündlich Sr. Majeſtät vortragen."

Die Geſchichte und auch die Memoiren der Zeit erzählen nichts von dieſem Geſpräch und dem, was es hervorrief; der Dichtung aber iſt es erlaubt, auch aus der Tradition zu ſchöpfen, wo ſie noch die Worte lebendiger Zeugen belauſcht hat, die es glaubten. Was einmal geglaubt ward iſt ein Factum, das auch der Geſchichte angehört. Uebrigens mag der Geheimrath Bovillard Verhandlungen und Geſpräche anders aufgefaßt haben, als die, welche geſprochen und verhandelt hatten; er war ein Mann von lebhafter Imagination.

„Und der Artikel für den Hamburger Correspondenten?" ſagte nach einer Weile der Rath Fuchſius.

„Sie werden das ſelbſt am beſten combiniren. Ihre feine Feder weiß die Fäden zu verſchlingen, daß man nicht ahnt, woher es kommt. De haut en bas etwas, mit einem gelinden Achſelzücken die kriegeriſchen Herren behandelt. Es verſteht ſich, die hohen Perſonen, die ich nannte, bleiben unerwähnt, auch die Generale, namentlich Rüchel, Blücher. Nur mit der höchſten Diſtinction von ihnen geſprochen! Zu ihrer Einſicht habe das Publikum die feſte Zuverſicht, daß ſie die verderblichen Rathſchläge von des Königs Ohr abhalten würden. Die Seitenhiebe werden Sie eben ſo geſchickt appliciren. Es bleibt wie geſagt Alles ganz Ihrem Ermeſſen überlaſſen. Es iſt Ihr Dafürhalten."

„Dann bleiben nur die Gensd'armerie-Officiere übrig."

„Mit diesen Herren komm ich nicht gern in Contacte. Man begegnet sich doch täglich in Gesellschaften."

„So könnten nur die deutschen Gelehrten, die Romantiker, die Zielscheibe sein."

„Ganz richtig."

„Die Herr Geheimrath eben für unschädlich erklärt."

„Sie verführen die anderen mit ihren abstracten Ideen. Ja, setzen Sie es recht ins Licht, die Lächerlichkeit dieser Theoretiker, die sich einbilden, über Dinge mitsprechen zu können, von denen sie nichts verstehen. Geben Sie's ihnen recht stark, legen Sie auch Napoleon einige pikante Phrasen in den Mund über die deutschen Ideologen. Sie wären das einzige Hinderniß des Friedens, nach dem alle Welt sich sehnt. Ich weiß, sie sinds nicht. Darauf kommt es aber nicht an. Sie schlägt man, die Kriegspartei meint man. Die Herren vom Militair erfreut es inniglich, wenn man gegen die Professoren- und Schreiberweisheit loszieht. Sie schlucken die Invectiven mit Heißhunger herunter und merken nicht, daß es Schläge für sie selbst waren. — A propos, wenn Sie auch einige scharfe Seitenhiebe gegen den Herrn von Stein geschickt anbringen könnten. —"

„Rechnen Herr Geheimrath den Freiherrn zu den Ideologen, zu den Romantikern oder der Kriegspartei?"

„Qu'importe!"

„Viele richten ihre Blicke gerade jetzt auf ihn."

mikolon, Kolon, Punktum, Frage- und Ausrufungszeichen. Einiges Mienenſpiel gehört freilich dazu; die Accentuation iſt aber doch die Hauptſache. Daß man, wie Einige meinen, mit dem Worte: „Gott bewas," Gott bewahre, welches aber in Schweden keine negirende, ſondern eine affirmative Betheurung iſt, daſſelbe ausrichten könne, beſtreite ich.

Auch die Schauſpielerkunſt beruht darauf, indem in dem Wörtchen die ganze Tonlehre des Schweden enthalten iſt. In der Sprache des Lebens accentuirt er jede Sylbe, auf dem Theater noch ſtärker. Ich ſah ein Trauerſpiel, ich ſah ein Converſationsſtück: Mienenſpiel, Geſten, die ganze Declamation, im Affect, in der Ruhe, erinnerte an das Steigen und Fallen im Worte Ja ſo. Doch entſteht daraus nichts weniger als ein ſingender Ton; im Gegentheil unterſcheidet ſich dadurch die Schwediſche Sprache von der Däniſchen, — welche ſchon in den ſüdlichen Provinzen beginnt, — daß letztere ein ununterbrochenes melodiöſes Schwingen der Töne iſt. Eine herbe Kraft klingt durch den monotonen Worthall der Schwediſchen hindurch, und ſelbſt Ausländern, die ſich eine Weile in das

„Um ſo ſchlimmer. Der Mann wäre im Stande —“

Der Geheimrath hielt plötzlich, wie durch eine Erinnerung geſtört inne.

Ein Secretair unterbrach das Geſpräch in einem Augenblick, wo der Geheimrath ſelbſt im Begriff ſtand es zu enden, vielleicht weil ihm Gedanken aufſtiegen, für die Fuchſius ihm nicht der geeignete Vertraute ſchien.

„Ich kann heut Niemand mehr empfangen, rief er dem Secretair zu: Mein Gott, wenn man doch wüßte, wie ich überlaufen bin. Ich kann mich doch nicht verdoppeln und verdreifachen.“

Der Secretair nannte einen Namen. Das Geſicht des Wirklichen verzog ſich merklich in die Länge.

„Diesmal werden Herr Geheimrath ihn wohl nicht abweiſen können, ſagte der Rath. Sie ließen ihn durch mich auf dieſe Stunde beſcheiden.“

Aufgähnend und mit einer franzöſiſchen Phraſe fand ſich der Geheimrath in ſein Schickſal.

Der Rath beurlaubte ſich, das nächſte Geſpräch würde wohl — beſſer ohne Zeugen geführt.

Ein Anderer, dachte der Wirkliche, würde in ſeiner Stelle die Laſt mir abzunehmen verſtanden haben. Aber das Inſinuante, entweder das Geſchick oder die Neigung, ſich ihren Oberen gefällig zu zeigen, fehlt den jungen Männern von heut. Er hat Kopf, Talent, Geſchick, Kenntniſſe, auch Gewiſſenhaftigkeit — nur zu viel. Während zu unſerer Zeit der Anfänger es ſeine erſte Aufgabe ſein ließ, nachzuſinnen,

abzulauschen, wie er seinen Vorgesetzten gefällig werde, schießen in der jüngern Generation eigenthümliche Begriffe von der Staats-Carriere auf. Wie soll mit dieser Neigung, die Dinge selbst zu beurtheilen, eine eigene Meinung zu haben, die Disciplin künftig bestehen. — Wäre er eben nicht ein so geschickter Arbeiter —! Ja, dieser Legationsrath aus Thüringen, wenn ich ihn für unsern Staatsdienst gewinnen könnte —

Achtes Kapitel.

Der wirkliche und der nichtwirkliche Geheimrath.

Die Gedanken des Wirklichen wurden durch die Erscheinung des Geheimrathes unterbrochen, mit dem unsere Geschichte anfängt. Auch Lupinus war ein anderer in seinem Hause als — wir ihn hier wieder sehen. Die süßesten Falten glätteten sein volles Gesicht und die Glätte ging über die sanft gepuderte Stirn bis an den Schopf. Lächelnd der Mund, das Auge, den Hut in der Hand, hatte er an der Thür seine respectvolle Verbeugung gemacht, um, den Dreiecker an die Brust gedrückt, mit einer Bewegung, welche an die der Maus erinnern konnte, auf den Wirklichen zu sich in Bewegung zu setzen:

„Mein theuerster Gönner!"

Der Wirkliche hatte die Bewegung vorausgesehen, und vor dem Händedruck, der ihm drohte, sich hinter einem Lehnstuhl verschanzt, den er mit der Linken faßte und bewegte, um sich gelegentlich darauf zu stützen, während er mit der Rechten sich auch gelegentlich bewegte. Der wirkliche schien während dieses

Auftritts um einen Kopf größer als der andere Geheimrath. Ob er es war, laß ich ungesagt:

„Mein Herr Geheimrath, ich hatte nicht erwartet, daß wir uns so begegnen sollten.“

Lupinus war um einen Schritt zurückgeprallt. Den Hut noch fester an die Brust drückend, verneigte er sich noch tiefer: „Mein Herr Geheimrath, wer hat keine Feinde!“

„Um das kurz abzuschneiden, von Ihren Feinden weiß ich nichts, aber ich weiß doch Alles. Ich bin nicht Ihr Richter, das wissen Sie. Wie Sie sich vor dem weiß brennen wollen ist Ihre Sache, zu mir kommen Sie aus andern Gründen. Einem Advocaten muß man Alles sagen.“

„Soll ich sagen, daß mich diese edle Gesinnung überrascht? Nein! Justice et humanité, voilà le patrimoine de la famille de Bovillard! Si mon ami Bovillard est mon avocat, je suis l'homme le plus heureux.“

„Herr, rasen Sie! Von Ihrer Cassation ist die Rede! Um des Himmels Willen plagte Sie denn der Teufel! Lauern uns denn nicht genug auf den Dienst, wissen Sie nicht, wie man uns auf die Finger sieht, wie man die unschuldigsten Handlungen verdächtigt, und Sie müssen uns mit solchen Stänkereien kommen! Herr Geheimrath, Sie verdienten ja schon darum —“

„Meine Intentionen waren die reinsten von der Welt —“

„Zum Geier mit Ihren Intentionen. Wissen Sie, wie der König in die Lippen biß, wie die Königin blaß ward, wie ein Jemand, den ich nicht nennen will, die Achseln zückte und zu Ihrer Majestät flüsterte: das sind die Freunde des Herrn Lombard! wie Seine Majestät, die Hände auf dem Rücken, stumm durchs Zimmer gingen: das muß anders werden! — heißt das Ordnung! Das nennt man Humanität, daß man Gottes Ordnung umkehrt und die Verbrecher Saufgelage feiern läßt. — Es muß, es soll anders werden! schlossen Seine Majestät. Perme hat ihn noch nie so gesehen. Die Cabinetsordre an den Justizminister war ihm noch nicht stark genug, er mußte sie umschreiben. Was sagen Sie nun?"

Lupinus wußte nichts zu sagen. Er kaute mit den trockenen Lippen und rieb mechanisch die Hände über den Hut bis der Wirkliche ihm zu Hülfe kam: „Erleichtern Sie Ihr Herz und schenken mir reinen Wein, aber verstehen Sie ganz reinen, und bis auf den Grund."

Ob der Wein ganz rein war, lassen wir auf sich beruhen. Es war so ziemlich derselbe, den wir in Lupinus Gespräch mit seiner Schwägerin gekostet. Nur blieb der tolle Sohn des Geheimraths aus dem Spiele. Der Zuhörer, welcher besonders am Schluß aufmerksam den Kopf wiegte, schien einigermaßen befriedigt, denn er sagte, als der Andere zu Ende war: „Können Sie nun mit gutem Gewissen behaupten, daß Sie nichts hinzugethan, noch davon genommen haben; ich

meine, daß, wenn Sie vor dem Richter ſtehen, Sie ebenfalls nichts mehr, noch weniger ausſagen würden?"

„Wir ſind Menſchen, Herr Geheimrath, wir ſind alle Menſchen, und unſer Loos iſt irren."

„Beamte ſind aber eine beſondre Klaſſe von Menſchen, die nicht irren ſollen; ſonſt jagt man ſie fort."

„Seine Majeſtät der König kennt gewiß meine Loyalität."

„Der Hochſelige kannte ſie freilich durch Herrn Rietz. Ich möchte Ihnen nicht rathen, ſich darauf zu berufen. Ueberhaupt ſcheinen mir Ihre Erinnerungen und Kenntniſſe etwas antediluvianiſcher Art. Wenn man ein Beamter iſt Ihres Ranges, die gebildete Geſellſchaft beſucht, iſt es erſte Pflicht, daß man ſich um die Verhältniſſe und Anſichten kümmert. Vielleicht liegt das in Ihrer Familie —"

„Herr Geheimrath meinen meinen Bruder in der Jägerſtraße. Ja um die Debors kümmert er ſich allerdings wenig. Sollte er ſich vielleicht bei irgend einer Gelegenheit einen Verſtoß haben zu Schulden kommen laſſen! Gott er hat ein gewiſſermaßen kindliches Gemüth, er kann kein Waſſer trüben. Aber Gelehrte — Gelehrte mein theuerſter Gönner, ach der Vers iſt wie auf ihn gemacht:

Er weiß wie man in Rom gegeſſen
Und zu Athen ſich gab den Kuß;
Darüber hat er ganz vergeſſen,
Wie man die Gabel halten muß.

Wie oft habe ich freundſchaftlich mit dem Trefflichen geſprochen, daß er ſich doch etwas in die Verhältniſſe ſchicken möchte.“

„Hätten Sie ſich die Predigt doch lieber ſelbſt gehalten! fiel der Wirkliche wieder verdrießlich ein. Mein Herr Geheimrath, es iſt ganz unbegreiflich, wie Sie die Veränderungen überſehen haben, die ſich in unſern Sitten zutrugen. Ja, ja in unſern Sitten! Sehn Sie denn nicht ein, daß und wie ſich alles geändert hat. Ein junger tugendhafter König iſt unſer Staatsoberhaupt, eine ebenſo tugendhafte und ſittſame junge Königin an ſeiner Seite. Ihr Haushalt iſt ein wahres Exempel von Moralität, von wirklich rührender Häuslichkeit. Fühlen Sie denn nicht, wie dies Beiſpiel ſchon auf das Publicum einwirkt. Anfangs war man etwas frappirt, man verſtand es nicht, man glaubte nicht, daß es dauern könne, man ſah mehr darin ein idylliſches Schauſpiel, manche fürchteten ſogar, daß die Königliche Autorität verlieren würde, ohne den Gold- und Silberapparat. Aber es war anders. Wird dieſer König weniger geliebt, als der höchſtſelige? Ja ich wage zu behaupten, der groſſe Friedrich ward nicht ſo venerirt. Wenn dieſer jugendliche Monarch, mit zwei Rappen, die ſchöne Königin an ſeiner Seite durch die Linden kutſchirt, wie ſchlagen alle Herzen! Hören Sie die Bemerkungen der Leute. Das ſind Symptome, mein Lieber, auf die man achten muß.“

„Herr Geheimrath! rief der andre, ſich auf die

Bruſt ſchlagend, wie mein kleiner Fritz neulich, den Sie die Güte hatten aus der Taufe zu heben, die Verſe von Gleim herſagen ſollte:

Und die Tugend, ſie iſt kein leerer Wahn,
Erzeugt in dem Hirne des Thoren!

drängte ſich die ſtille Thräne des Mitgefühls auch aus meinen Augen. Wer erkennt nicht dieſes ſublime Beiſpiel des erhabenen Königspaares! Ich erlaubte mir daher auch neulich in der Loge —"

„Mit freimaureriſchen Redensarten iſt es nicht mehr gethan. Man ſoll auch en vérité die Tugend executiren. Bemerken Sie denn nicht, wie die Dinge in Berlin ſchon jetzt ein andres Anſehn gewinnen. Man muß ſich fügen, mein Lieber, man muß mit dem Strome ſchwimmen, man muß ſich kleiden wie die andern, wenn uns auch die Mode nicht gefällt. On voulez-vous être un original, qui ne se désoriginalisera jamais. Glauben Sie mir, es gefällt mandem am Hofe nicht, ich muß manche Klagen hören, aber — man fügt ſich. Manche Liaiſons ſind ſtadtkundig, wer hatte bisher Arges daran, aber — man genirt ſich jetzt, man fährt nicht mehr zuſammen in den Thiergarten. Ich könnte Ihnen — aber n'en parlons pas — à propos — man ſagt mir, Sie beſuchen noch immer das Haus der Schubitz."

Der Nichtwirkliche blickte ihn verwundert an.

„Mein hochverehrteſter Gönner, auch das" — Offenbar wollte er, was man nennt mit etwas herausplatzen, vielleicht aus der Defenſive in die Offenſive

übergehen, aber raſch ſich beſinnend fuhr er in dem vorigen ſüß flötenden Tone fort:

„Wenn ich ſagen dürfte, wie anſtändig es dort hergeht! Ich kann betheuern, daß alles Unmoraliſche davon entfernt iſt. In den untern Zimmern verſammelt ſich abendlich, gelegentlich eine Geſellſchaft von frohen Menſchen. Man trinkt Thee, man läßt ſich eine Bowle brauen; in heitern Geſprächen vergehen die Stunden. Wie mancher Geſchäftsmann, erdrückt von der Laſt des Tages, der keine Familie hat, oder in ihrem Kreiſe nicht das rechte Soulagement findet, ſucht die Zerſtreuung, die nothwendige Erholung, um ſich wieder zu erfriſchen für die Sorgen und die Arbeit des nächſten Tages. Der Staat fordert von uns ungeheure Opfer, er muß uns doch auch etwas Erholung gönnen. Einige machen auch ein Spielchen, die Räume ſind ſo gemüthlich und hell. Muß man denn immer Arges denken! Dieſe leichten, anmuthigen Kinder der Natur — ich will im entfernteſten nicht für ihre Tugend ſtehen — aber in dieſen Reunions, wenn doch auch nur ein Mal etwas Unſittliches vorgefallen wäre! Hüpfende Gazellen, Hebe's mit der rauchenden Schaale, miſchen ſie ſich in das Geſpräch, man hält ſie feſt, wenn ſie entſchlüpfen wollen, man richtet Fragen an ſie, und freut ſich ihrer ſchalkhaften Antworten. Sie wiſſen oft den Nagel auf den Kopf zu treffen. Ich will auch nicht dafür einſtehen, daß man nicht einmal, überraſcht von einer naiven Antwort, den loſen Schalk auf den Schooß zieht, und

ihn dafür mit einem Kuß auf die Lippen belohnt oder bestraft. Aber, wie gesagt, il n'y a rien là d'immoral, Monsieur le conseiller! Man findet immer achtungswerthe Gesellschaft, die höchstachtungswertheste zuweilen. — Herr Geheimerath würden erstaunen, wenn Sie hörten, welche Equipagen vor dem Hause halten — oft die ganze Behrenstraße hinauf bis zur Friedrichsstraße. Man trifft sich auch mit den Künstlern, den Genie's unserer Stadt. Wie oft hat Herr Friedrich Gentz seine brillantesten Gedanken in diesen Kreisen zuerst saillant ausgesprüht. Da ist der berühmte Bildhauer, das Genie, — wie heißt er doch gleich — der macht Studien zum Basrelief für das neue Schauspielhaus. Der tiefsinnige Herr Adam Müller, ce génie mystique, las den Damen aus seinen Schriften vor, s'il m'est permis de m'exprimer ainsi pour les convertir. Reine psychologische Studien! Der Herr Hofrath Hirt versichert, bei den Bewegungen der einen Nymphe würde er doch immer erinnert an ein pompejanisches Wandgemälde, was der Lichtenau so gefallen hatte, er hat es im Marmorpalais contrefeien müssen. Da sagte auch neulich Fleck — doch das erinnern sich Herr Geheimerath, — von der Auguste könnte die Schick agiren lernen, wenn sie die Tito singt. Enfin, je vous assure, mon génie protecteur, on n'y va que pour faire ses études artistiques, philosophiques, psychologiques —

„Et physiologiques, unterbrach Bevillard. Und was studirten Sie, Herr Geheimerath?"

Schwediſche hineingedacht und gebildet haben, kommt die Däniſche ſingende Ausſprache dagegen wie unnatürlich vor. Ein äußerſt gebildeter Mann, unbefangen von Nationalvorurtheilen, meinte, einen einzigen Däniſchen Schriftſteller höre der Schwede gern Däniſch vorleſen — Holberg. Das Komiſche gewinne in dieſer Ausſprache eine unwiderſtehliche Kraft.

Als Schriftſprache iſt das Schwediſche nichts weniger als unmelodiös. Man ſehe die Volkslieder, man ſpreche z. B. laut einige Verſe aus dem berühmten Gefängnißliede Erich's XIV., man recitire einige Stanzen aus der Frithiofſaga. Aber die Kunſt, die Sprache auch im Vortrage zu einer melodiöſen zu machen, iſt wohl noch nicht ausgebildet. Wie lange galt auch die Deutſche für eine Barbariſche, bis ſie neuerdings im gebildeten Vortrage Zauberlaute entfaltet, die bei nordiſcher Konſonantenkraft mit dem Vocal-Reichthum ſüdlicher Sprachen in die Schranken treten können. Die dramatiſchen Vorleſungen Tieck's, Schall's und Holtei's mögen immer mehr dahin wirken und wecken. Die Schauſpielkunſt hat das Ihrige gethan, aber ſie hat

„Menſchenkenntniß, Herr Geheimerath. Lernt man in der Schwäche ſich nicht ſelbſt am beſten kennen?“

„Das will ich gelten laſſen. Darum ſchickte ein gewiſſer Jemand auch wohl ſeine Pantoffeln in das Haus.“

Der Geheimerath ſenkte den Blick: „So viel mir bekannt, ſind dieſe ſchon vor Monaten wieder abgeholt.“

„Das iſt ſehr klug von dem Jemand gehandelt. Denn, merken Sie noch etwas, eine Polizeiordre iſt unter der Feder, in dieſen Häuſern ſoll künftig eine Präſenzliſte geführt werden. Wer aus- und eingeht, muß ſeinen Namen einſchreiben. An jedem Morgen wird der Polizeipräſident wiſſen, wer ſie beſucht hat, und die Beamten werden höhern Orts gemeldet.“

Die beiden Geheimeräthe ſahen ſich unwillkürlich mit einem wunderbaren Blicke an. Es entſtand eine Pauſe. Eine vertraulichere Stimmung ſchien zwiſchen dem Wirklichen und dem Nichtwirklichen eingetreten, als jener nach einem kurzen Ambuliren ſeine verſchanzte Stellung im Stich laſſend, ſich mit überkreuzten Beinen auf das Sopha ſetzte. Der Nichtwirkliche nahm beſcheiden in der andern Ecke Platz.

„Und dann, warum müſſen Sie mit jeder Schürze auf der Straße Converſation anfangen, und jedes hübſche Dienſtmädchen in die Backen kneifen?“

„Mon Dieu, auch das ein Verbrechen, wenn das Herz uns treibt, unſere Mitmenſchen zu uns zu erheben! Je vous proteste, ce n'est rien que l'inspiration d'un coeur humain.“

„Genialität, mon ami! Ces beaux temps sont passés. Sie werden mich gewiß nicht zu den Rigoroſen rechnen, aber man muß doch auch mit einem gewiſſen Ernſt, der unſerer Stellung und unſerem Alter ziemt, die Verhältniſſe betrachten. Es mußte anders werden. Das ſittliche Gefühl des jungen Monarchen war durch ſo viel Affröſes verletzt. Man hätte ſich nicht wundern dürfen, wenn er ſelbſt mit rigoroſer Strenge dazwiſchen fuhr. Aber in ſeiner milden, beſcheidenen Weiſe zieht er es vor, nur durch ſein Beiſpiel zu wirken. Und es iſt überraſchend, wie es ſchon gewirkt hat. Wie menagiren ſich jetzt die Damen am Hofe! Hört man noch das dieguſtirende Geplauder von ſonſt! Ein Wort, ein ſtrafender Blick der Königin, und wie der Nebel beim Sonnenſchein wird es rein — die chocquirenten Confidenzen verſtummen. Kennen Sie die alte Pep wieder? Ganz die Airs einer würdigen Matrone! Wenn es auch noch nicht überall einklingt, ſo macht man doch Efforts. Selbſt Conteſſ Laura, geht ſie wohl noch ſo ausgeſchnitten wie ſonſt? Und wenn man auch noch die Redouten in Bergers Saal beſucht, mit welcher Decenz geſchieht es. Da kennt keine die andere, ſo tief maskirt! Ihre Wagen laſſen ſie ſchon an der Ecke der Dorotheenſtraße zurück. Rein die Progreſſen in der öffentlichen Moral ſind unverkennbar. Und die Miniſter! Was kann denn erhebender ſein, als wie der unſere den Glanz des Weltmannes von ſich abgeſtreift hat, und wie ein

Patriarch unter den Seinen lebt. Die Frau Miniſterin, wenn ſie das ſchlichte Häubchen auf dem Kopf, die Schürze vor, als Hausfrau in Küch und Keller waltet! Ein Fremder könnte glauben, daß er in eine gewöhnliche Bürgerwirthſchaft geräth. Ein herzlicher Händedruck würde ihn begrüßen, ein Trunk Bier ſteht immer auf dem Tiſche.“ —

„Trinken Excellenz jetzt Bier? fiel Lupinus raſch ein. — Wahrſcheinlich von dem, was mein Freund, der Hofrath Fredersdorf in Spandow braut. Ein treffliches Bier, aber ſollte es ganz nach Excellenz Geſchmack ſein?“

„Das thut wohl nichts zur Sache. Ich meinte nur —“

„Vielleicht nur des Magens wegen — Excellenz leiden an Indigeſtionen — da würde ein bitteres Magenbier, zum Exempel das „Zerbſter — der Magen eines Miniſters iſt etwas koſtbares für das Land — ich habe da eine gute Quelle. Meinen Herr Geheimrath vielleicht, daß Excellenz es nicht ungütig nehmen würden, wenn ich mir erlaubte ein Fäßchen —“

„Sorgen Sie lieber für Ihren eigenen Magen, ſagte Bovillard aufſtehend, denn Sie haben viel Verdorbenes gut zu machen!“ — Aber der Alp auf der Bruſt des Geheimrath Lupinus ſchien ſich doch allmälig gelöſt zu haben, als er die Theilnahme ſeines Gönners bemerkte. Die Sache war nicht durch einen Scherz zu beſeitigen. Man ſprach auch von einem Dritten, der ſeine Vermittlung ſchon angeboten.

„Wenn man dem nur ganz trauen kann" ſagte Lupinus. Der Wirkliche lächelte leichthin: „Das zu prüfen iſt meine Sache. Ihre, Anſtand, Ernſt, Moralität zu zeigen — und vorſichtig zu ſein. Denn mir iſt gar nichts darum zu thun, daß Sie mit blauem Auge davonkommen und durch eine Hinterthür ſchlüpfen, ſondern Ihre Ehre ſoll ganz fleckenlos daſtehen. Verſtehen Sie mich, mein Herr Geheimrath? Es handelt ſich um Ihre vollkommene Rechtfertigung, weil unſer Intereſſe damit zuſammenhängt. Verſtehen Sie mich! Wiſſen Sie auch, daß der Juſtizminiſter ſchon einen Candidaten für Ihren Poſten in petto hat?"

„Womit habe ich das verdient!" Beinahe entfiel ihm der Hut, als er mit der Hand über die Stirn fuhr.

„Das machen Sie mit ſich ſelbſt aus. Dann kann ich Ihnen auch nicht verbergen, daß das Verhältniß mit Ihrer Köchin Seine Majeſtät chequirt. Sie thäten beſſer ſie wegzuſchicken, oder wieder zu heirathen."

„Wenn ich die Ungnade Seiner Majeſtät damit abwenden könnte — mein Gott, ich bin ja zu allem bereit — jeden Augenblick."

„Warten Sie's doch noch ab, — entgegnete der Wirkliche, wirklich von dieſem Zeichen der Devotion überraſcht. Es kann ſich manches wieder ändern. Ueberhaupt müſſen wir warten, ſetzte er hinzu, denn ich beſinne mich, daß der Miniſter morgen wegen des Geburtstags Seiner Majeſtät nicht zu ſprechen iſt."

Mit etwas erleichtertem Herzen nahm Lupinus ſeinen Rückzug. Bovillard ſchien ſchon einer Reihe anderer Gedanken gefolgt, als er die Hand an der Thür, ihm ein à propos nachrief:

„A propos wiſſen Sie nicht, was aus der Jenny geworden iſt?“

Lupinus, halb ſchon aus der Thür, war im Augenblick zurückgeſchnellt, und mit derſelben Elaſticität verklärte ſich ſein Geſicht zu einem Ausdruck, der das grade Gegenſtück zu dem während dieſer peinlichen Unterhaltung war. Es war die allmächtige Natur, welche die Folterbande geſprengt hat.

„Die ging ja nach Leipzig — nach dem Verfall —“

„Das weiß ich. Aber von da?“

„Man ſagte, nach Paris. Ah! ces souvenirs!“ Der Geheimrath von der Voigtei küßte ſeine Finger.

„Wie eine Gazelle,“ ſagte der Wirkliche.

„Und eine Taille!“

„Quand elle pirouettait autour d'elle-même —.“

„En petit comité viel raviſſanter als hinter den Lampen. Dieſe Grazie!“

„Augen wie eine étincelle.“

„Et son esprit!“

„Witzig! Sie konnte fünf Mann todt machen.“

„Et ses délicieux petits pieds! Erinnern ſich. Herr Geheimrath noch an jenen Abend, wie ſie auf den Tiſch ſprang!“ —

„N'en parlons pas! Bovillard wehrte mit der

Hand. Mit einem eigenthümlichen Blick ſetzte er hinzu. Mon cher conseiller, c'est à vous de vous faire — et surtout à présent!"

„A moi! Lupinus ſenkte die Augen, die Hand auf der Bruſt. D'ailleurs ces souvenirs dureront plus que ma vie."

„Ja, ſie hat manche Erinnerungen hinterlaſſen," ſchmunzelte Bovillard.

„Und man kann ſie ordentlich hiſtoriſch verfolgen, ſetzte der andre hinzu. So was kommt doch nicht wieder. Sind Herr Geheimrath nicht auch der Meinung, es verſchlechtert ſich alles in der Welt."

„Es kann aber auch Einiges beſſer werden, ſagte Bovillard. Noch einmal rief er dem Scheidenden nach: Alſo, un peu plus de morale et — de modération."

Neuntes Kapitel.

Der dritte August.

Der dritte August fing in Berlin an ein Feiertag zu werden. Die Bürger freuten sich, daß sie einen guten König hatten. Sie hatten lange keinen guten König gehabt; denn der alte Fritz war wohl ein großer König, aber er war ein Fürst gewesen, den eine tiefe Kluft des Respects von seinem Volk trennte. Es verehrte, es bewunderte ihn, aber den Bürger schauerte, wenn er dachte, daß er mit ihm auf einer Diele, unter einem Dache stehen sollte. Der Müller von Sanssouci war ein einzelner Mann. Und zuletzt war der alte Fritz sehr alt geworden und grämlich, und seine Kaffeeriecher drangen in die Häuser und die Hütten. Wenn er durch die Linden ritt auf seinem alten Schimmel liefen ihm die Kinder nach und schrieen und waren glücklich, wenn sie die Sohle seines Stiefels, den Saum seines Rockes anfassen konnten, auch leuchtete sein Auge noch immer groß und durchdringend, und die Bürger erstarrten in Ehrfurcht vor dem großen Könige, aber Liebe hat

der matte Strahl des großen Auges nicht mehr geweckt.

Und als der große Mann im Sterben lag, durchschauerte es auch wohl die guten Bürger, daß so ein großer Mann wie der kleinste unter ihnen von dieser Welt scheiden müsse. Aber an seine großen Schlachten und was noch größer, seine Thaten für den Staat, und daß er die Seele dieses Staates gewesen, und ob eine andre Seele und welche, in diesen verlassenen Körper fahren werde, daran dachten sie nicht. Den guten Bürgern fiel es überhaupt nicht ein, daß der Staat ein Leib sei, der eine Seele braucht. Sie dachten vielmehr — ganz still — wenn der Alte tot ist, hören die Kaffeeriecher auf, und vielleicht auch die Tabacksregie. Unter diesen Gefühlen der guten Bürger, die man später die Gutgesinnten nannte, entschlief der größte Mann seines Jahrhunderts. Wenn er's gewußt, vielleicht hätte sein letzter Seufzer geklungen: das hatte ich nicht verdient! Und darum jubelten die guten Bürger dem neuen, gütigen Könige entgegen, der auch wirklich die Kaffeeriecher fortjagte, aber später und sehr bald ward er kein guter König. — Er starb in seinem Marmorpalais am heiligen See, einsamer als der große Friedrich in Sanssouci. Die Kluft war noch tiefer geworden zwischen dem Könige und dem Volke.

Und nun hatte man wirklich einen guten König. Durch viele Jahre war er derselbe geblieben; es war

Friede im Lande, keine Kaffeeriecher, den Taback kaufte man zu mäßigen Preisen, die Geisterbanner und Frömmler waren fortgeschickt, Handel und Gewerbe blühten, die Soldaten waren zwar noch Soldaten, aber man konnte sich ja vor ihnen hüten, und der König und die schöne Königin fuhren so bürgerlich geschmückt, so herzlich und zutraulich durchs Volk. Keine Läufer, selten ein Vorreiter, oft in einer einfachen zweispännigen Kutsche. Das Volk fing an diese Annäherung zu verstehen und zu würdigen, und — es liebte seinen König.

Darum war bald der dritte August, des Königs Geburtstag, ein Feiertag geworden. Sie gingen vor's Thor, in die Schenkgärten, sie strömten aufs Land, in die Dörfer, die glücklichen Familien, welche die Sorgen abwerfen konnten, um einen sorgenfreien Tag unter Gottes freiem Himmel zu feiern.

Auf dem Hochplateau, südlich von Berlin, lag damals ein ländliches Dorf mit hohen schönen, dicht umwipfelten Bäumen, mit moosbewachsenen Schilfdächern und einer alten gothischen Kirche von Granitquadern. Nur eine halbe Meile von der Stadt, versank doch das Dorf fast unter den hohen Kornfeldern, wo die Aehre im Lehmboden üppig wucherte. Von all dem ist nur die Kirche von Granit geblieben, einst eine Besitzung der Tempelherren, von denen das Dorf den Namen trägt. Diese sind vor alten Zeiten schon von der märkischen, und von der Erde überhaupt verschwunden, und das Feuer, das

ihre Edelſten verſchlang, hat auch allmälig die ſchönen Linden und Ulmen der Dorfſtraße verſengt und die Schilfdächer der Häuſer verzehrt.

Heut ſieht das Dorf aus wie eine mit Bäumen unterſprengte Stadt. Aber auf dem üppigen Raſen, unter den prachtvollen Baumreihen war zu unſrer Zeit noch ein Spielplatz für ländliche Luſt, wie man ihn nur wünſchen mochte. Wo konnte man freiere Luft athmen, wo, hingeſtreckt im Grün, dem Spiel des Laubes, dem Geſang der Vögel ungeſtörter lauſchen! Wo wölbte ſich ein prächtigeres Dach von Aeſten, um den Mittagstiſch darunter aufzuſchlagen! Noch prangten die Dörfer um die Stadt nicht mit blauen und goldenen Wirthshausſchildern, noch lauerten die Kellner nicht am Eingang der Gitter mit der Speiſekarte. Die Schenke war eine Trinkſtube und Kegelbahn, weiter nichts, die Familien kehrten bei den Bauern ein, die ſie vom Markte kannten. Und noch ſtrömte nicht Alles hinaus, was an Sonn- und Feiertagen die Werkſtätte ſchließt, um das Geräuſch der Straßen draußen durch neuen Lärm zu erſetzen und den Staub, den ſie hinter ſich gelaſſen, durch wilde Spiele wieder aufzuwühlen.

Es war eine Pilgerfahrt der Familien. Sie brachten eine ſonntägliche Stimmung mit. Man hatte ſie lang vorher beſprochen. Man freute ſich, einmal unter Gottes freiem Himmel einen Tag zu feiern. Wie wenige waren gereiſt und hatten ſchönere Gegenden geſehen, und wie viele hatten die Dichter ge-

noch lange nicht genug gethan. Doch in Schweden muß sie erst beginnen.

Dies scharf zerhackende Accentuiren tritt zumeist, den Wohllaut störend, in der Tragödie heraus. Es ist der Rest des tragischen Pathos aus der Französisch-classischen Zeit. Man arbeitet sich ab und kommt zu keinem Ziele, weil man kein Ziel kennt. Mein Glücksstern wollte, daß man den Hamlet gab. Mit ziemlicher Erinnerung an das Original konnte ich die lückenhafte Verständniß der Sprache ausfüllen. Shakspeare hätte sich, dünkt mich, im Grabe umwenden müssen, obgleich er deshalb wohl nicht nöthig gehabt, bis Stockholm zu kommen, und neben dem Verfehlten und Mißverstandenen auch manches Gute war. Allein der grellste Abstich zwischen pathetischer Declamation und trivialem Conversationstone zerstörte die Poesie, welche der Schwedische Bearbeiter sonst so ziemlich dem Stücke gelassen hatte. Das Streichen und Zusammenziehen war mit Maaß erfolgt; der Bearbeiter mochte dabei den Schröderschen Deutschen Hamlet zur Hand gehabt haben. Doch stirbt der Held, die allgemeine Blutscene am Ende findet statt, wogegen Fortinbras fortbleibt,

lesen und konnten auswendig ihre Lieder zum Preise der schönen Natur. Auch wer das Theater besuchte, was damals in den gebildeten Mittelständen viel häufiger geschah, als jetzt, hörte und sah, wenn er es glauben wollte, daß die Menschen in den Dörfern andere und bessere wären, als die in der Stadt, weil sie Gott und seiner Natur näher sind. Wenn auch nicht bei den Schäfern, doch in der Hütte, die der Flieder strauch überschattet, sollte der Friede und das Glück des Lebens zu suchen sein. Bei aller Blasirtheit der vornehmen Welt konnte sie dieser Stimmung durch Spott nicht wehren, ja sie erwehrte sich selbst ihrer nicht. Man mußte idyllisch sein.

Wir sehen eine solche glückliche Familie den langen, beschwerlichen Weg hinaus wandern. Sie steigen über den Sand des Templower Berges, dann suchen sie den festeren Fußsteig, der neben der durchwühlten Straße, fast baumlos nach dem Dorfe führt. Die Sonne brennt am wolkenlosen Himmel, und ihre Schritte sind nicht leicht; außer der Sonntagsstimmung bringen sie ja in Körben und Pompadouren mit, was zur Erheiterung dieser Stimmung dienen soll. Oft muß der Familienvater das Taschentuch herausziehen um den Schweiß zu trocknen und oft hält er still und sieht, ob die andern nachkommen. Da verstummt wohl das Gespräch, aber sie bleiben heiter. Unter den schattigen Ulmen, welche die Avenue des Dorfes bilden, hält endlich die Mutter und setzt ihren Beutel nieder, während der Vater sich umsieht: „Aber

wo iſt denn Adelheid?" — „Ach du mein Gott, ruft die Mutter, da trägt das Kind doch den ſchweren Korb der Jette. Hab ich's ihr nicht verboten?" Die Adelheid aber hüpft heran und ſetzt den Korb zu ihren Füßen nieder: „Mütterchen er war gar nicht ſchwer." Die Gluthröthe, die ihr Geſicht überzieht, ſtraft ſie Lügen. Sie ſteht einen Augenblick athemlos. „Aber engliſches Mädchen wie konnteſt Du das thun!" Der Vater ſchüttelt den Kopf. Aber als ihre Röthe verſchwindet, weiſt die Tochter auf das Mädchen, das noch röther gefärbt herankeucht: „Die Jette konnte ja nicht mehr." Der Vater murmelte: „Dafür iſt ſie im Dienſt", doch es ſchien ihm nicht Ernſt; er klopfte der Tochter auf die leuchtenden Schultern: „Knüpfe Dein Tuch zu, Du biſt echauffirt, und wir ſind gleich im Dorf." Der Wind wehte in die alten Ulmen, als wollte er die kleine Disharmonie wegbauchen; die Jette nimmt wieder den ſchweren Korb auf die Hüfte und im Schatten der Bäume geht der Zug munter weiter. Die Jette ſtimmt einen damals ſehr beliebten Gaſſenhauer an, und die Kinder fallen jubelnd ein:

Mein Guſtchen, mein Guſtchen,
Komm mit mir aufs Dorf,
Da ſingen die Vögel,
Da klappert der Storch;
Da tanzet die Maus,
Da fiedelt die Laus,
Da kukket der Kukkuk
Zum Fenſter hinaus.

Nun fängt der Feſttag an. Die Hunde klaffen als ſie das leichte Gitterthor in der Lyciumhecke geöffnet. Adelheid kennt ſie, und ſie kennen Adelheid; ſie ſtreichelt ſie und ſie wedeln zu ihren Füßen. Aber es iſt tiefſtill im Gehöft. Die Flurthür iſt nicht verſchloſſen, doch auch im Innern des Hauſes kein menſchliches Weſen. Nur der graue Kater ſpringt über den Heerd, und im Zimmer ſchnattert der Staar in ſeinem Käfigt, indeß die Wanduhr monoton tikt. — Ach ſie ſind Alle auf dem Felde! Und das Feld iſt weit. — Dadurch ſcheint die Luſtbarkeit geſtört. Soll man die Jette wieder im Sonnenbrande hinausſchicken? Nein, der graue Kater, der vor den Eindringlingen durch die angelehnte Kammerthür entflohen iſt, zeigt ihnen ein anderes Auskunftmittel. Da liegt ja die alte Großmutter im Bette. Sie iſt ſchon etwas närriſch und kann kaum mehr ſprechen, aber Adelheid hat es ja neulich zu Pfingſten verſtanden, ihr Töne und Verſtändniß zu entlocken. Ja, die Alte liegt noch da, ſtumpfſinnig lächelt ſie, wie zu allem auch den Eintretenden zu, ihre Anrede iſt ihr nichts anderes als das Ticken der Uhr. Aber ſie gafft Adelheids Geſicht an, ihr Grinſen wird zum Lächeln; ſie muß ſich neben ſie ſetzen, ſie ſtreichelt ihre Locken mit der dürren Hand und wie durch die Berührung allmälig electriſirt, kommen Töne hervor, minder kreiſchend. Es leuchtet auch etwas wie Beſinnung im Auge. Sie verſtändigen ſich, ein Wort, ein Blick und ſie wiſſen, daß die Hausfrau im Kuhſtall iſt.

Bald fährt Frau Bröſicke vom Melken auf, denn ein ſeltſames Kikeriki ſchallt ihr aus der Wandluke. Wetter! Wo kommen denn die Hühner her! und als ſie ſich umwendet, blitzen ihr zwei wunderblaue Augen entgegen unter einer blonden Lockenfülle, und die kirſchrothen Lippen öffnen ſich, um zwei Reihen Perlenzähne zu zeigen und ein: „Angeführt mit Löſchpapier, Frau Bröſicke!“ ihr zuzurufen. „I ſo ſoll doch!“ ruft die Bäuerin und läßt den Melkeimer fallen, aber ihre Ueberraſchung iſt keine unangenehme: „Ach die ſeelenbübſche Mamſell Adelheid vom Gensd'armenmarkt!“ Auf dem Hofe aber hat eine andere Ueberraſchung Platz gegriffen, die nicht ſo angenehmen Eindruck hinterläßt. Das Dienſtmädchen hatte eben vom Schöpfbrunnen den vollen Eimer an die durſtigen Lippen geſetzt, als eine heftige Ohrfeige, die aus der Luft zu ſchwirren ſchien, ihre brennenden Backen noch röther machte. Der Eimer ſchnellte aus ihrer Hand, und das Waſſer, was ſie nicht trinken ſollte, überſchüttete ſie aus den Lüften. „Es geht doch nichts über die Unvernunft ſolcher Leute. Zu trinken, wenn ſie erhitzt ſind!“ — Das Mädchen weint, aber ſie beklagt ſich nicht. Der Hausherr hat das Recht. Auch die Hausfrau widerſpricht nicht; nur flüſtert ſie ihrem Alten zu: „Alter! Solchen Leuten ſchadet es nicht. Das liebe Vieh trinkt auch, wenn es Luſt hat und frägt nicht, ob's die Doctoren verboten haben.“

Nun iſt alles helle Thätigkeit inner und außer

dem Hause. Jeder hilft mit, denn mitarbeiten an der Herrichtung zur Tafel, zum Mittagstisch, ist ein Theil der Freude. Jeder, nur der Vater nicht. Ihm wird der erste Schemel unter die Linde gesetzt, daß er in Ruhe seine Pfeife rauchen kann. Die Bäuerin will dem Herrn Kriegsrath selbst die Kohle bringen, aber Adelheid nimmt ihr die Zange ab. Und nachdem er mit dem Finger nachgestopft, und einige Züge versucht, kräuselt es sanft aus dem Meerschaumkopf, und aus den Lippen schießen Rauchwirbel regelmäßig hervor. Die Pfeife zieht, alles ist in Ordnung, der Vater nickt freundlich der Tochter zu, und sie flieht vergnügt ins Haus.

Was soll man zuerst ergreifen! Die Bäuerin eilt ans Heck, auf den kleinen Hügel, und pfeift durch die hohle Hand nach dem Felde. Sie mußten es wohl gehört haben, denn bald wimmelt es von kleinen Semmelköpfen in Flur und Küche, die ihr zur Hand sind. Da knarrt der Ziehbrunnen, das Reisig prasselt auf dem Heerde, bald lodern und knallen auch die Scheite frischen Holzes, die der älteste Knab noch eben im Hofe gespalten, und die Mutter aus der Stadt packt in der Stube aus den Körben und Beuteln und vertheilt und bespricht mit der Hausfrau. Aber eben so schnell tragen die Knaben und die Magd Tisch, Schemel und Bänke aufs Grüne unter die Linde. Es fügt und schichtet sich, wenn auch nicht ganz regelrecht. Wie kann ein winklich gezimmerter Tisch grad auf der Erde stehen, die ja rund ist! Das

Tischtuch fliegt hinauf, die irdenen Schüsseln und Teller halten es fest, wenn ein Luftzug die Zipfel überschlagen will, und die Schüsseln füllen sich schon, nicht vom Reis, der noch über dem Feuer siedet, aber von den Lindenblüthen, die der Zephyr von den Zweigen schüttelt.

Es war ein goldiger Tag. Die Hitze war nicht gering, aber auf den Körper des Familienvaters, der ausruhen sollte, von der Arbeit einer Woche, schien sie wie ein Balsam sich zu senken. Seine Frau zog sich einen Schemel neben ihn. Drinnen war alles geordnet, sie konnte es den andern überlassen, und den Strickstrumpf vorholen, um auch der Ruhe zu pflegen.

„Es hat Dich aufgeheitert, Du warst heut Morgen anders, sagte sie; noch als wir zum Thor hinausgingen, sahst Du vor Dich hin, daß ich wunders dachte, was es wäre."

„Und Du eiltest so aus dem Thor, daß ich auch dachte, wunders was es wäre."

Sie ließ den Strickstrumpf sinken: „Ja sieh mal, ich hätte es nicht gern gehabt, wenn uns Einer begegnet wäre. Denn eigentlich, es ist doch nicht, was sich für uns schickt, ich meine nämlich für Dich. Ja als Du noch Subalterner warst — aber nun, und wer weiß was Du noch wirst, da der Justizminister es mit Dir so gut meint."

Der Ehemann blies einen langen Dampf in die Luft und ließ die Pfeife am Fuße ruhen: „Das ist

nicht immer ein Glück. — Schickt sich Gottes Natur nur für die Subalternen, für die Vornehmen aber nicht?"

„Wie Du wieder bist, Mann! Ist nicht Gottes Natur auch in den Zelten und im Hofjäger? — In's Freie raus ist recht hübsch, ja, und ich sage gar nichts dagegen, aber so zu Fuß mit Sack und Pack! — Das schickt sich doch nicht mehr."

Er war bei guter Laune: „Nächstes Mal wollen wir einen Wagen nehmen."

Sie nahm die gute Laune wahr: „Es ist mir auch schon recht, daß Du lieber hier raus wolltest, als nach Charlottenburg, denn da sind immer unterwegs die Soldaten und die Gensd'armenofficiere flankiren in den Gärten nach hübschen Gesichtern, und Du hast schon recht, hier heraus kommen sie nicht geritten, weil's zu sandig ist und die vornehmen Equipagen nicht her fahren, aber sieh mal, unsre Kinder werden doch jetzt größer, besonders die Adelheid — Was siehst Du denn so besonders dahin?"

„Ich freue mich, daß die Adelheid so groß geworden ist."

„Ist Dir sonst was besonderes?"

„Ja ich habe Lust nach was Besonderm, nickte er, denn ich bin durstig."

Die Erklärung des Besonderen schwebte schon heran. Adelheid kam aus dem Kruge mit einem Glase Weißbier. Wer ein Glas Weißbier, das berliner große Glas, welches in der populären Sprache

nicht mit Unrecht eine Stange heißt, gleichen hat, wie der Schaum, wenn es gut eingegossen, noch einige Zoll über dem Rand steht, und der Porzellandeckel mit seinem Knopf am Rande des Glases schweben muß; — und wer die Unebenheit des Weges und die Entfernung erwägt vom Kruge bis zur Linde, der konnte sich über Adelheids Geschicklichkeit wundern, ein Künstler aber würde sich gefreut haben, mit welcher Grazie sie das Glas trug. Die schönen Formen des Mädchens entwickelten sich bei jedem Schritt, und mit jedem trat sie, zuerst vorsichtig ausschreitend, sicherer auf. Als sie aber die Anhöhe unterm Baume hinaufsteigend, das Glas mit beiden Armen erhob und dem Vater zulächelte, glich sie doch dem Meisterwerk eines griechischen Meißels, der Hebe, die den Göttern die Schaale reicht.

„Daß Dir's gut bekommt, Papachen!"

Der Vater setzte an und leerte ein gutes Viertel in einem Zuge. Er reichte es der Tochter, weil sie als Botenlohn das nächste Recht habe. Sie nippte und reichte das Glas der Mutter.

„Ich mag nichts," die Mutter mußte ja stricken.

„Alte, trinke. Schluck runter, was Dich verdrießt."

Sie durstete auch. Sie wollte nur gezwungen nippen, aber sie trank. — Den Unmuth hatte sie nicht ganz hinuntergeschluckt, als sie das Glas zurückgab.

— „Die Adelheid in den Krug zu schicken! Das ging wohl an, so lange sie die Flechten im Nacken

trug. Und weißt Du denn, ob nicht Soldaten im Kruge sind!"

Der dritte August, oder die warme Sonne, oder das Spiel des Lindenlaubs mußte auf der Brust des Kriegsraths das Erz geschmolzen haben. Er fuhr die Frau nicht an, worauf sie doch gefaßt war, er sagte nicht, sie solle sich um das bekümmern, was sie anginge, — er gab ihr Recht. Aussprach er es nicht, aber er zupfte der Lieblingstochter am Ohr: „die Clara soll das Glas nachher zurückbringen und das Pfand einlösen."

„Vater, es sind im Krug keine Soldaten. Aber den alten Major Rittgarten traf ich da mit dem steifen Beine. — Der läßt Dir sagen, nach Tisch will er uns auf eine Tasse Kaffe besuchen. Er freute sich, mich zu sehen, und freut sich noch mehr, mit Dir ein halb Stündchen zu plaudern."

„Ich will gar nichts damit gesagt haben, Alter, daß Du durstig warst und mal einen guten Trunk Dir machen wolltest, sagte die Frau, als die Tochter fortgehüpft war, auch meinethalben mochtest Du sie schicken, aber thue doch die Augen auf; sie wächst ja aus den Kleidern raus, und wir thun noch immer als ob sie ein Kind wäre."

„Ist geboren in der Nacht, wo der Gensd'armenthurm einstürzte, sagte der Kriegsrath. Das vergißt sich nicht und läßt sich leicht ausrechnen."

„Nun ja, siehst Du, für uns kann sie immer noch ein Kind sein, aber was sollen die Leute draußen

ſagen! Die kurzen Röckchen, das paßt doch wirklich nicht mehr.“

Nach einer kurzen Pauſe ſagte der Vater: „Soll andere Kleider bekommen, hab's ſchon in meinem Etat mir zurecht gelegt.“

In ſolcher nachgiebigen Laune war er ſeit Jahren nicht geweſen. Ein Eiſen muß man ſchmieden ſo lange es heiß iſt.

„Sie ſpricht auch noch manchmal wie ein Kind.“

„Iſt Dir das wieder nicht recht? Soll ich das auch anders machen.“

„Du nicht, Alter, nein, aber die Erziehung. Die Näbſchule und die andre, nun ja ſo lange ging es, aber wir ſind doch nun was andres. Das Bischen franzöſiſch, das iſt ja gar nichts. Sieh mal des Inſpectors Töchter, die über uns wohnen, wie parliren die ſchon! Und wovon ſprechen ſie nicht wenn ſie in Geſellſchaft ſind, von römiſcher Geſchichte und Bonaparte und Afrika, und von dem Dichter Schiller wiſſen Dir die Tiſchlertöchter drüben ganze Gedichte auswendig. Mir iſt da oft zu Muthe, als müßte ich mich verkriechen, weil ich davon nichts gelernt. Nun ich bin eine alte Frau, oder werde's doch werden, aber um die Adelheid thut's mir oft in der Seele weh, wenn ſie ſo gar nicht mitſprechen kann. Nicht einmal einen Roman hat ſie geleſen und ein einziges Mal iſt ſie in der Komödie geweſen. Gott ſei Dank ſie hat Mutter-Witz, daß ſie's ihnen geben kann, und darum behält ſie Reſpect. Aber, lieber Mann, fran-

und, wenn ich mich nicht verhörte, nach Göthe's Rathſchlägen Horatio zum Thronnachfolger beſtimmt wird. Kein Leichenbegängniß, keine Todtengräber; dafür iſt hier und da Manches eingeſchoben, und ich glaube, noch zum Schluſſe die Stimme des alten Maulwurfs gehört zu haben, der dem Blutgerichte — freilich etwas unpaſſend in der vollen Verſammlung — ſeine Beiſtimmung gab. Da wäre freilich der königliche Däne in ſeinem rothen (Däniſchen!) Wappenrocke zum deus ex machina geworden.

Hamlet war ein junger, edel gebildeter Mann mit einer metallreichen Stimme. Er ſchien ein Liebling des Publicums, das jede vehemente Aeußerung mit Jubel aufnahm. In einem Ritterſtück als Held, — eingeſteckt in einen eiſernen Ofen, wie Jener ſagte, — wäre er gewiß an ſeinem Platze geweſen. Ein Hamlet war er noch nicht, auch wenn man keinen Wolff in der Rolle geſehen. Es ſchien einem Deutſchen unglaublich, wie Jemand, nicht ohne Talent und mit gutem Naturell begabt, eine Rolle ſo durchaus falſch aufgreifen konnte. Nichts von Wehmuth, nichts von ſüßer Melancholie; er war, ſo lange er tragiſch ſpielte, ein brauſender Held, und wenn er

zöſiſch muß ſie lernen und ein Bischen auf dem Klavier klimpern und vor allem tanzen."

Der Vater paffte drei Mal heftig, und ſchlug ſich auf den Schenkel: „Tanzen ſoll ſie nicht lernen! Und Romane und franzöſiſch parliren und klimpern auch nicht. Daß Dich! Ich werf's zum Fenſter hinaus, wenn ich was attrappire. Und — in die Tanzſchule ſchicke ich ſie abſolut nicht."

Sie ließ ihn ſich erholen: „Da haſt Du auch ganz recht, Alter, hub ſie, ihre Maſchen zählend, wieder an und ſie wird ſchon ohnedem tanzen lernen, denn ſie hat ein Geſchick dazu, und wenn ſie nur erſt in einem guten Hauſe iſt. Aber ſie wird doch älter, und ein Mal wird ſie heirathen müſſen. Der Sohn vom Hofbrenneur, der möchte ſie gern haben. Die Eltern ſind reich. Nun ja, wenn Du ſie dem geben willſt, da braucht ſie nicht mehr zu lernen."

Der Vater ſchwieg wieder: „Sie konnte ihn ja nie leiden."

„Und weißt Du, was die Jette ſagt? Sie hätte doch bei vielen Herrſchaften gedient. Aber eine ſolche Mamſell wäre ihr noch nicht vorgekommen. Die ſtäche manches Fräulein aus; auch manche Gräfin hätte nicht ſo feine Art. Du biſt doch nun einmal Kriegsrath, und wir müſſen in Geſellſchaften. Sollen wir die Adelheid immer zu Haus einſchließen? Du ſiehſt es freilich nicht, wie ſie zu uns rauf gaffen, wenn ſie am Fenſter ſtrickt, und ich hab's Dir nicht ſagen

wollen, vom Bäcker nebenan, oben auf dem Boden kann man in unſre Schlafſtube ſehen. Da ſteigen die jungen Herrn vom Kammergericht, die Referendare, die beim Bäcker wohnen, und ſehen runter, wenn wir Licht anmachen. Seit ichs weiß, darum hab ich Dir die dicken Vorhänge abgeſchwatzt. Aber willſt Du ſie immer behüten?"

Der Kriegsrath antwortete nicht.

„Du haſt ſchon ganz recht. Wenn wir ſie in Geſellſchaft führen, da wird's ein großes Gaffen geben, und die Herren werden um ſie ſchwenzeln. Aber ich weiß doch nicht Alter, ob ſie da beſſer dran iſt, wenn ſie nicht franzöſiſch kann und nicht Klavier ſpielen, und wenn die Leute endlich merken, ſie iſt ein Gänschen, mit der kann man ſchon was aufſtellen, oder —"

Der Kriegsrath war aufgeſtanden. Die Pfeife ſtellte er an den Baum, ſeine Frau nahm er unter den Arm. Sie gingen unter den Linden langſam auf und ab, und er klopfte ihr auf den Arm: „Du biſt ſchon eine kluge Frau." Sie hatte geſiegt. Sie waren einig, daß Adelheid eine Erziehung erhalten müſſe, um in der Welt aufzutreten. Weniger einig waren ſie über das wie? „Davon ein ander Mal," ſagte der Kriegsrath. Aber ſie hielt plötzlich inne und ſah ihn groß an: „Alter dahinter ſteckt noch was andres. Geſtern Abend kamſt Du nachdenklich nach Haus und Du fragteſt nach der Pfeife und hielteſt ſie ſchon zwiſchen den Beinen und heute Mor-

gen auch Alter, da iſt was los. Sonſt hätteſt Du auch nicht ſo ſchnell nachgegeben."

Der Kriegsrath ſah ſeine Frau ſcharf an, aber nicht unfreundlich: „Chriſtine es iſt was los, — eigentlich ſoll man Frauen ſo was nicht ſagen, bis es gewiß iſt, aber ich weiß, Du plauderſt nicht. Der Geheimrath Lupinus von der Vogtei —"

„Wird caſſirt, fiel ſie ein, weil die Gefangenen die Fenſterſcheiben eingeſchlagen haben."

„Es iſt möglich, daß er ſein Amt verliert, oder ſeine Entlaſſung nehmen muß, corrigirte der Kriegsrath. In dieſem Falle gedenkt Seine Excellenz, der Herr Juſtizminiſter —"

„Dir — Dir, Mann! rief ſie verwundert. Siehſt Du wohl, was Connexionen machen! Ich weiß es von mehr als Einem, wie Dir der Herr Juſtizminiſter gewogen ſind."

„Ich verdanke ihm meine Stellung, das weiß ich. Eigentlich wäre das nun nicht meines Amtes, noch iſt's meine Carriere; aber Excellenz haben die gute Meinung von mir, daß ich der rechte Mann wäre, um dort die Zucht und Ordnung herzuſtellen."

„Und Du nimmſt ſie doch an?"

„Still! gebot ein faſt drohender Blick. Die Sache mit Lupinus iſt noch nicht entſchieden. Und wenn, ſoll ich mir wieder neue Neider und Feinde machen? Denn wie Viele, Würdigere, würden um mich zurückgeſetzt!"

Die Frau Kriegsräthin wußte ſehr viel Gründe,

warum er annehmen müſſe; ſie wußte, daß er ganz zu dem Poſten befähigt ſei, denn daran zweifeln hieße ja an der Autorität ſeines hohen Vorgeſetzten zweifeln, der werde es doch am beſten wiſſen, wozu er tauge. Und um die andern kümmere ſie ſich gar nicht. „Und, ſchloß ſie, Du würdeſt dann auch Geheimer — Sie erſchrak und verſchluckte das Wort. Aber —"

Aber einig wurden ſie doch. Die Adelheid ſollte franzöſiſch lernen, und ein Lehrer im Hauſe angenommen werden, für Geographie und Geſchichte und was ſonſt ſo nöthig iſt, damit man nicht dumm in der Geſellſchaft iſt. Dazu gab der Vater die Einwilligung. Klavierſpielen — auch das — aber Aeſthetik! Ja, Gellert und auch Bürger und vor allem der treffliche Gleim! Er konnte alle ſeine Preußenlieder auswendig. — „Mann! Mann! ſagte die Mutter, da lächeln ſie über uns. Sie ſprechen immer nur über Schiller und Goethe und Tiedge! Die muß ſie kennen lernen." Gegen Schiller hatte der Kriegsrath nichts einzuwenden; die Königin liebte dieſen Dichter, und er hatte erfahren, daß auch der König ſich einmal günſtig über ihn geäußert. Und Goethe ließ er paſſiren, ſein Götz von Berlichingen hatte ihm wunderbar um's Herz geklungen. „Solche eiſerne Hand thäte unſerer Zeit noth!" Aber Tiedge, der ſollte ja extravagante Ideen, und die ganze junge Schule unſittliche Grundſätze predigen. Darüber wußte die Mutter nicht Auskunft zu geben, ſie hatte nur gehört, daß er ein frommes und himmliſches Gedicht geſchrieben,

was Orania heißt, und ein anderes, was die Verkehrte Welt heißt. Das wäre nicht so gut; dafür wäre er aber der Verfasser von sehr hübschen und moralischen Kindermärchen. Im Uebrigen, meinte sie, was sich für junge Mädchen schickt, werde wohl der Lehrer am besten wissen.

Damit war auch der Vater einverstanden, auch daß Adelheid in bessere Gesellschaft gebracht werden sollte. Nur über die Familien, wo man sie einführen sollte, war man in Streit. Endlich schloß der Vater: „Meinethalben, wo Du willst, denn Du kennst die Frauen besser als ich; nur nicht wo sie Romane findet und Officiere."

Zehntes Kapitel.

Die alte Zeit.

Mit einem Schlag auf die Schulter, rief eine Stimme hinter ihm: „Und warum keine Offiziere, alter Schwede! — Willst am Ende auch mit mir nicht mehr umgehen? Meinst, ich könnte Deine Tochter verführen! So seid ihr Menschen am grünen Tisch und hinter den Büchern, laßt Euch einen Schreck vom ersten Besten einblasen und weil Ihr nicht die Augen aufzuschlagen wagt, um dem Ding in's Gesicht zu sehen, vermeint Ihr es sei Wunder was. Ich sage Dir, wer nicht der Gefahr entgegen geht, der ist schon halb verloren. Was wäre Preußen, wenn wir abgewartet hätten, bis die Oestreicher und die Franzosen und Russen den siebenjährigen Krieg anfingen? Daß wir nicht die Hände in den Schooß legten, daß wir nicht abwarteten, bis der liebe Gott es so schickte, daß wir in ihr Gespinnst drein schlugen eh's zum Netze ward, das hat uns Glück gegeben und stark gemacht und groß. Wäre der alte Fritz ein Duckmäuser gewesen, und hätte gewartet und gelauert,

bis die anderen angriffen, dann hätte der liebe Gott ihm auch nicht beigestanden, und was aus unserem Preußen geworden, das weiß der Teufel."

Ein herzlicher Händeschlag folgte dem Schulterschlag. Auch mit der Frau Kriegsräthin: „Reden Sie meinem Manne nur ein Bischen ins Gewissen rein, Herr Major, 's thut zuweilen Noth, wenn er gar zu zipp ist. Sonst ist's ein guter Mann. Und zu Tisch bleiben Sie doch unser lieber Gast? Es wird gleich angerichtet."

„Danke schönstens, Frau Kriegsräthin, habe meinen Speckeierkuchen schon im Kruge verzehrt, aber ein Gläschen Wein, da ich so was im Korbe flimmern sehe, und auf des Königs Gesundheit, das schlägt ein guter Soldat und Unterthan niemals aus."

Der Invalide konnte doch nicht lange stehen, zum einen Schemel unter der Linde war ein zweiter gerückt, und als die Wirthin sich empfahl, um in der Küche nachzusehen, dampften schon zwei Pfeifen.

„Es kann doch nicht Dein Ernst sein, sagte der Kriegsrath. Denn wer kennt besser unsere Officiere als Du!"

„Freilich kenne ich sie, ich habe sie jedoch auch gekannt, als sie noch andere waren. Aber das weiß ich auch, je mehr Ihr Euch von ihnen zurückzieht, so schlimmer wird's. Auch die Soldaten waren nicht so arg, als Friedrichs Auge noch über sie wachte. Doch das thut's nicht allein. Wenn Ihr nicht vor ihrem Anblick liefet und die Thüren zuschlügt, wo

einer nur von fern ſich blicken läßt, wenn Ihr ihnen offen entgegenträtet, ein ernſt Wort mit ihnen ſprächet, ſo würdet Ihr manches anders finden, als Ihr denket. Sie ſind auch Menſchen, aber wenn Ihr ſie nur als Vogelſcheuche betrachtet, das macht ſie wild und boshaft.“

„Aber Du giebſt mir doch recht, daß man ein jung Frauenzimmer vor den Officieren wahren muß. Vor allem eins, das noch unerfahren iſt?“

„Da ſchlägſt Du dich ſelbſt. Ein jung Frauenzimmer, das ſich zu benehmen weiß, läuft weit weniger Gefahr als eins, das ſchon vor Schrecken aufſchreiet, wenn's einen Federbuſch ſieht, weil die Mama ihm geſagt, es ſoll ſich davor in Acht nehmen, wie vor einem Raubthiere. Denn das ſind unſere jungen Officiere, wenn's auch nicht mehr dieſelben ſind, doch nicht. Ich ſag's grad heraus, Ihr Herren von der Feder und die anderen, Ihr habt ſie verderben helfen. Warum macht Ihr ihnen überall Platz und weicht vor ihnen zurück, wo Ihr's nicht nöthig hattet. Iſt's nicht eine Schande, wenn ein alter Kriegsrath oder ein ehrenwerther Kaufmann mit grauem Haar vor einem Lieutenant oder gar einem Fähnrich ausweicht. Wo ſteht's denn geſchrieben, daß es ſo ſein ſoll. Wenn Ihr ihnen nicht immer das Feld ließet, und das Maul ſchlöſſet, ſondern grad 'raus den jungen Herrchen die Wahrheit ſagtet, nun je Einer oder der Andere würde ein Mal anlaufen, aber im Ganzen würde es anders, wenn

ſie wüßten, daß ſie unter den Civiliſten auch ihren Mann fänden. Darum dominiren jetzt die Uniformen wo ſie mit den Fracks zuſammen kommen, und die trennen ſich immer mehr, die doch beſtimmt ſind, zuſammen zu halten als Brüder und Glieder eines Volkes."

„Es iſt ſeltſam, einen alten Officier ſo reden zu hören."

„Es war nicht alles gut unter dem großen König, aber es war anders. Sein Auge war ein Etwas, was das träge Blut in Bewegung brachte. Es war allüberall, wenn er auch nicht zugegen war. Man ſtellte ſich vor, wenn man etwas that oder unterließ, daß der König es geſehen haben könnte, man fragte ſich, was er wohl dazu geſagt, wie er geurtheilt hätte, und das gab eine Disciplin, die kein Commando macht. Er war ungerecht. O ja, er iſt es oft geweſen. Aber wer von ihm litt, der ſetzte einen Stolz darin, daß er litt; er dachte ſich, eigentlich weiß es wohl Friedrich jetzt, daß er dir unrecht gethan, aber er kann's oder mag's nicht ändern, um der Autorität willen, oder aus Eigenſinn. Das Gefühl that dann wohl, wie das pour le merite Kreuz auf der Bruſt. Man litt um ſeinen König und durch ſeinen König, und der König weiß es auch, und trägt vielleicht noch ſchwerer daran."

„Den Orden trägſt Du auch."

„Den, daß ich ein Bürgerlicher war. Ein Leiden läßt ſich ſchon tragen, was viele Hunderte mit uns tragen."

„Bei Torgau war es ja wohl!“

„Da fiel der Major, der mein Regiment kommandirte, und ſchon der dritte, der mir vorgezogen war. Fiel auf den erſten Schuß. Ich kommandirte, es war nun mal kein anderer da, und nahm das Fichtenwäldchen. Die Herren gratulirten mir ſchon: diesmal komme ich doch nicht zu früh, Herr Major? ſagte der alte Ziethen, der an mir vorüber ritt. Kam doch zu früh. Der junge Capitain — was ſoll ich in meinem Groll einen Ehrenmann nennen! — der noch Page beim König war, kurz vor Ausbruch des Krieges, ward Major auf dem Schlachtfeld, und erhielt nachher als Obriſt das Regiment, hatte es gewiß verdient, und was konnte er dafür, daß die Uebermacht auf ihn fiel und ihn aus der Schanze trieb. Friedrich wußte es, hatte ihn vom Pferde ſtürzen ſehen, überreiten und wieder aufſitzen; ſo war er blutend zu den Seinen zurückgekehrt.“

„Jedermann giebt Dir das Zeugniß, daß Du es auch verdient hatteſt, Rittgarten. Ich habe viele brave Officiere geſprochen.“

„Wer ſagt denn, daß es Friedrich nicht auch dachte. Aber er hatte mich zwei Mal übergangen. Wenn er es nun zum dritten Mal anders machte, ſtrafte er ſich ja ſelbſt. So wird der König gedacht haben, und darum avancirte ich nicht auf dem Schlachtfeld und erhielt nicht das Regiment. Er ließ mich nachmalen fragen, ob ich nicht ein Paar Freibataillons commandiren wolle, die ſich damals über der Elbe

die Monologe, voll ſchwermüthiger Philoſophie, mit allem Aufwand phyſiſcher Kraft endete, und wie ein geharniſchter Kuliſſenreißer fortſtürzte, folgte ihm der Jubelruf des geſammten Publikums. Man begriff nicht, warum dieſer Hamlet ſterben müſſe; er konnte ſich noch recht lange an Porter und Roſtbeef freuen und noch hundert Tyrannen todt ſchlagen, ohne daß ihn ein Geiſt dazu mahnte. Nie ſah ich auf dem Theater einen ſolchen Fehlgriff gegen die Intention des Dichters, die denn doch bei uns bis zu den Tertianern traditionell gedrungen iſt. In den Wahnſinnſcenen verrieth der Schauſpieler wirklich Talent, nur daß ſie ſich nicht über die nüchternſte Proſa verſtiegen, und der Wahnſinn nur gemacht war und gemacht ſein wollte. Nichts von tiefem Sinnen, und ſelbſt die berühmte Betrachtung über Sein und Nichtſein, die Schwediſch, wörtlich überſetzt, beginnt:

Vara til eller inte vara til

war, nach ſeinen Geſten, nach ſeinem Ton, nur von der Oberfläche weggeſchöpft. Und doch hätte es nur wenig Unterricht, nur ein gutes Vorbild gekoſtet, um aus den guten Stoffen einen guten Hamlet zu machen. — Der König war durch-

bildeten; und hatte wohl die Abſicht, daß ich dann avanciren ſollte. Ich ließ gehorſamſt mich bedanken für die gnädige Attention, mein ganzes Leben aber wäre regulair geweſen, und ſo möcht ich's auch gern zu Ende bringen. Da hat Friedrich gelacht, ich weiß es, und hat geſagt: „Der iſt ein Starrkopf, ſo ſoll er's haben! —" Siehſt Du, das war ſo viel für mich als ein Orden! — Nachher hat er mich wohl vergeſſen. Aber ich habe noch einen Orden von ihm."

„Du!"

„Es war ſein Sterbejahr. Mir ahnte es. Da hatte ich keine Ruhe mehr. Wenn ich ihn noch ein Mal ſehen könnte! Hatte längſt meinen Abſchied, wie Du weißt. Jetzt war ich nun Major, ein Invalidenmajor. Reiſte nach Potsdam und ging nach Sansſouci hinaus. Das Glück wollte mir wohl. Ein alter Kammerdiener, den ich kannte, ließ mich auf die Terraſſe. Es war ein ſonniger, ſchöner Nachmittag, wie heut; nur noch ſchöner, es ſpielte ſo was wie der Duft in den Orangenbäumen, die Sperlinge zwitſcherten. Der König ſaß an der offenen Glasthür in ſeinem Lehnſtuhl, den Pelz übergedeckt. Sie wollten ihn zum letzten Mal die Luft dieſer Erde recht friſch koſten laſſen. Vor ſich ſah er nun, was er geſchaffen hatte, und darüber hinaus den blauen Himmel, den der liebe Gott geſchaffen hat. Die Kiefernwälder in der Ferne bewegten ſich. Mir war's als hätt' ich beten mögen. Und ich muß auch wohl die Hände gefaltet haben. Wollte ſtehen bleiben

da in dem Winkel, wo die Hunde begraben liegen. Da klopfte der Wachthabende, der's mir wohl ansah an dem blauen Ueberrock, daß ich auch Soldat gewesen — oder hatte es ihm der Kammerdiener gesagt? — er klopfte mir leis auf die Schulter: „Gehn Sie nur immer vor, und sehn sich Ihren König noch einmal an, er schläft fest. Wer weiß, ob er wieder erwacht." Er stieß mich sanft vor. — Das war ein eigen Gefühl. Mir klopfte das Herz, wie da ich zum ersten Mal ins Feuer kam; aber zugleich war mir so ruhig, so sonntäglich zu Muth. — Nun stand ich vor ihm, nicht zehn Schritt entfernt, die Sonne wollte hinter die Bäume sinken. Gott weiß, was ich dachte! Einmal war's mir, als würde er, wenn sie sinke, auch die Augen schließen, und dann würde es Nacht werden, und Alles, was er geschaffen, mit ihm untersinken. — Und das Gesicht des Schlafenden! — Was lag darin! Herr du mein Gott, was konnte Einer darin lesen! Die Lippen bewegten sich ganz leis, als spräche er im Traume. Nun schlug er plötzlich das große Auge auf. Er sah mich. Ich stand wie eingewurzelt, den Hut preßt ich in der Hand, und hätte mögen in die Erde versinken. Da öffnete er die Lippen: „Ihn kenne ich auch — bei Torgau — vergeß er mich nicht!" Sah mich wohl, wie auch im Traum, der vor ihm gaukelte, denn er schloß sie wieder. Nur die Finger machten eine leise Bewegung. War's ein Wink für mich, oder was war es? Da hub das Glockenspiel in Potsdam an,

die Sonne war hinter die Bäume geſunken, der Schatten fiel auf den großen König, und ich weiß nicht mehr wie ich fortkam."

Der alte Major hatte etwas mit dem Finger am Auge zu thun; der Kriegsrath ebenfalls. Es entſtand eine Pauſe. Auch ſchienen ihre Pfeifen in Unordnung gerathen, denn beide Herren zogen ſehr eifrig, und benutzten den Reſt der Pauſe dazu, dicke Wolken in die Luft zu blaſen. Und dann war alles wieder in Ordnung.

„Einem außerordentlichen Manne muß man ſchon manches nachſehen, hub der Major an, was man einem gewöhnlichen Menſchen nicht verziehe. Dafür iſt er ein großer Mann. Und wenn Friedrich heut lebte, ſo würde er wohl anders urtheilen, und nicht noch meinen, daß ein Bürgerlicher nur unter den Huſaren gut iſt, und unter der Artillerie zum Officier taugt. — Und daß er dem jungen Herrn, der ſein Page geweſen, mein Regiment gab, daran hat er ganz recht gethan, oder meinſt Du anders? Iſt er nicht ein General geworden, der dem Staat Ehre gebracht hat. Warum ward der Bonaparte ein großer Feldherr, warum hat er um ſich eine Schule guter Generale? Weil er's mit der Anciennetät nicht genau nimmt, weil er die Tüchtigen ſich herausgreift, wo er ſie findet, weil er auf dem Schlachtfelde avanciren läßt, wie's ihm grad zu Muth iſt. Da iſt Salz, da iſt Blut im Heere, er fragt nicht nach Glauben und Herkommen und alten Anſprüchen. Jeder

hat Aussicht, daß er's bis zum General bringt, und noch weiter, wenn er seine Schuldigkeit thut, oder noch mehr. Wenn das nicht gute Soldaten machen muß! Fort mit den Steifen und Alten, in die Magazine und in den Train; vorwärts mit den Jungen!"

Der Kriegsrath sah ihn verwundert an: „Damit tadelst Du ja Friedrich; er that es nicht."

„Der alte Fritz wußte, was sich schickte und was er brauchte. Er hatte es mit einem Daun zu thun; und seine Ziethen und Seidlitze wußte er wohl zu brauchen, wo andere Feinde sich zeigten. Und wie ich dir sagte, es war sein Auge, seine Presence, die das Blut wieder umrührt, wo es stockig ward. Seitdem ist's schrecklich stockig geworden, sonst wären wir nicht im Lehm festgeklebt in der Champagne, und seit dem Baseler Frieden ist's noch ärger."

Der alte Major wollte noch mehr sagen, aber er that's nicht mit Worten, er klopfte mit dem Meerschaumkopf so stark gegen seinen hohen Stiefel, daß die Pfeife ausging. Es war auch nicht mehr Zeit zum Rauchen und zur Conversation, die Magd trug, begleitet von den jubelnden Kleinen die rauchende Schüssel Milchreis auf den Tisch. Clara sprach das Gebet, und die Mutter streute einen Staubregen von Zimmt und Zucker über die Schüssel. Ein Ah! der Verwunderung und Freude ging durch den Kreis der Kleinen. „Das ist ein Sonntag! Das ist ein Festtag!" Sie blickten den Major verwundert an, nicht einmal Milchreis mit Zucker und Zimmt wollte er genießen!

Als die Bauerfrau mit beiden Armen einen Napf mit dampfenden Kartoffeln in der Schaale auf den Tiſch trug, die, aufgeſprungen, ihre würzige weiße Fülle entfalteten, ward das Ah noch lauter. Aber wie erſchrocken blickten ſie auf den Vater, als dieſer plötzlich die Hand auf die Schüſſel legte: „Halt Kinder! Iſt es denn ſchon polizeilich erlaubt? Mich dünkt, das iſt erſt vom funfzehnten Auguſt ab.“

Die Bäuerin gab die Verſicherung, ſie dürften jetzt ſchon vom erſten Auguſt ab friſche Kartoffeln zu Markte bringen, und ſie meinten, es werde künftig noch früher erlaubt werden, weil die Cultur fortſchreite.

„Dann ſchreiten wir doch in einem Ding fort! ſagte lächelnd der Major. Hab's mir auch ſo gedacht, wenn ich bedenke, wie ſie jetzt die Kriege führen. Ach, die Küchenwagen die wir mitſchleppen mußten, und die Magazine, die der groſſe Friedrich anlegte! Das koſtete ein Heiden-Geld und ein Fuhrweſen! Der Bonaparte beſtellt ſeine Magazine in Feindes Land, ohne daß es ihm einen Groſchen koſtet; und eher fängt er den Krieg nicht an, als bis ſie fertig ſind.“

„Wie meinſt Du das?“

„Er läßt nicht früher ausmarſchiren, als bis die Kartoffeln reif werden. Da finden ſeine Soldaten ihre Magazine überall auf dem Felde. Aber ſie butteln und kochen ſie auch im Juli, ja wenn ſie Hunger haben ſchon im Juni. Kriegsrath! nicht wahr das iſt abſcheulich, ſo gegen die Polizeiordnung handeln, wenn man hungert.“

„Ich finde es nur einem guten Patrioten contrair, Herr Obriſtwachtmeiſter, wenn man immer den Feind im Munde hat, und ihn lobt.“

„Was, Feind! Kriegsrath! er iſt unſer Alliirter, bedenke das Landrecht, da ſteht was von Landesverrath drin, wenn man gegen alliirte Mächte raiſonnirt. Und ein wie großmüthiger Alliirter! Fordert nichts von uns, ſie ſagen, er ſchickt ſogar recht viel in's Land. Und rings um uns her ſäubt er und fegt, und macht uns los von anderen läſtigen Alliancen, bis wir mutterſeelen allein auf der Welt daſtehen. Da wird er uns dann um's Herz fallen und drücken: Du liebes Preußen, nun hindert mich nichts mehr Dir zu ſagen, wie ich Dich ſo recht herzinnig und ganz beſonders geliebt habe!“

Der Frau Kriegsräthin ward bange bei dem Geſpräch. Sie verſtand es nicht, aber der Inſtinkt ſagte ihr, es ſei anders gemeint als geſprochen, und ſie ſah eine häßliche Falte auf der Stirn ihres Mannes. Da ſah ſie auch plötzlich die Bienen, die ſie übrigens viel früher hätte ſehen können, denn ſie ſummten unverſchämt um Gläſer und Teller: „Jemine, Herr Obriſtwachtmeiſter! da iſt ſie in Ihrem Glaſe. Schütten Sie aus, das ganze Glas — friſch zu — Sie müſſen mit reinem Weine des Königs Geſundheit trinken.“

„Der ſchöne alte Franzwein!“ ſagte der Major, als er das Gläschen auf die Erde tröpfeln ließ. Der gährte gewiß ſchon im Faß, als ich bei Roßbach

die Schärpe verdiente.“ Er hielt plötzlich inne, als er die Wespe mit dem Finger hinausgeworfen. „Alter Freund! ein frisch Glas auf den jungen Kö-nig, aber jetzt stoß an mit dem Reschen: daß Preußen noch ein Mal ein Roßbach erlebt!“

Es war die Versöhnung. Der Kriegsrath verstand es, er fuhr aber so heftig gegen das Glas des Major, daß es einen Sprung bekam: „Thut nichts! Ein neues Roßbach, wenn ich's auch nicht erlebe.“

Um nicht aus einem zersprungenen Glase des Königs Gesundheit zu trinken, mußte ein neues herbeigeschafft werden. Dazu kamen andere Unterbrechungen. Die Jette trug lachend eine verhüllte Schüssel auf. Die Mutter hob das Tuch, und als die Kirschkuchen sichtbar wurden, war die Ordnung am Tische nicht mehr zu erhalten. „Gieb ihnen die Kuchen und laß sie laufen, sagte der Vater, sie haben doch keine Geduld mehr, und stören uns nur.“ Dazu erschallte Trompeten- und Paukenmusik vom einen Dorfende. Es war lebhafter im Dorf geworden, Equipagen fuhren vor, aus der Schenke tönte militairische Musik.

„Mein alter Dessauer! sagte der Major. Verzeihung, meine Freunde, wenn ich da zu meinen alten Cameraden muß.“

„Aber vererst das Glas auf den König, Alter.“

Der Major erhob sich. Er sammelte sich zu einem Spruch, indem er in die Wipfel sah. Sie strahlten nicht mehr, das Gold der Mittagssonne im

Laube. Eine ſchwarze Wolke fuhr gerade über den Horizont. Es war ſehr heiß, der helle Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Indem er ihn abtrocknete, verweilte er an den Augen. Er mußte auch da etwas zu trocknen haben.

„Du helle Sonne, die Du auf ihn ſcheinſt, den Einzigen, Herr Gott, wenn Du untergeſunken wärſt mit dem Licht ſeiner Augen, und es wäre wirklich Nacht geworden —“

Er ſprachs mit feierlicher, aber zitternder Stimme; es war nicht was er ſprechen wollte. Darum hielt er wohl inne, das Glas in ſeiner Hand zitterte. Der Kriegsrath ſah ihn ängſtlich an, die Kriegsräthin nach der Flaſche, ob er zu viel getrunken.

Da ſchmetterte heiter und luſtig das Reiterlied aus dem Kruge. Er fuhr fort:

„Nein — nein — es wird wieder Tag werden. Das alles kann nicht untergegangen ſein — es kann nicht, es kann nicht. Es ſchläft nur eine Weile. Und wir werden aufwachen, und andre Augen werden ſtrahlen. Unſer junger, lieber, bürgerfreundlicher König, meine Freunde, daß die Sonne Preußens vor ihm aufgehe, daß ſein Auge hell aufgehe, das Gute vom Böſen zu unterſcheiden, daß ſein Sinn ſich kräftige und ſtählern werde gegen die Rathſchläge der Weichherzigen, der Schmeichler und Böſen, unſer guter junger König ſoll leben hoch in aller Preußen Herzen!“

Man ſtieß an, und die Gläſer klangen auch ziem-

lich hell, aber die innere Bewegung des Invaliden hatte ſich den andern mitgetheilt, es war kein fröhlicher Gläſerklang, wo man den Becher mit vollem Herzen ausſtößt. Auch ward es laut im Dorf; eine ſpaniſche Reitermuſik miſchte ſchon ihre bizarren Töne mit den ſchmetternd kecken des Deſſauer Marſches. So war eine kleine Disharmonie.

Der Major nahm kurz mit einem Händedruck Abſchied, die Bäuerin deckte raſch den Tiſch ab. Es konnte ein Gewitter kommen, und es war eine Reiterbande im Dorf. Man mußte ſich vorſehen.

Im Staube ſah man auch ſchon eine bunte Fahne ſchwingen und ein Reiter im ſogenannt ſpaniſchen Coſtüm ritt mit einem Trompeter durch das Dorf, in gebrochenem Deutſch zu einem nie geſehenen Schauſpiel, expreß zu Ehren Sr. Majeſtät des Königs einladend, und umwogt von einer zahlloſen Menge großer und kleiner Zuſchauer trottete ein Kameel heran, einen Affen mit rother Jacke auf dem Sattel, und ein Bär in Ketten marſchirte hinterher, zum unendlichen Jubel der Jugend, dann und wann ſich aufrichtend und im Kreiſe ſich wirbelnd.

Elftes Kapitel.

Die Frau Obristin.

„Herr Gott, wo sind die Kinder!“

Kaum aber war der Angstruf heraus, als die Verschwundenen schon unter den Bäumen zum Vorschein kamen; doch nicht allein. Eine fremde Dame führte Klara an der Hand, zwei junge Mädchen die andern beiden Kinder, dem Tische der Familie zu.

„Da sind gewiß die lieben Eltern, rief schon von fern eine Dame halb im Reisekleide, aber doch in einer sehr geschmackvollen Toilette. Entschuldigen Sie nur meine Herrschaften, daß ich mich so unangemeldet eindränge. Aber die englischen Kleinen gingen mir an's Herz, und ich weiß, was ein Mutterherz leidet, wenn es in Angst ist um seine Kinder. Da liebe Kleinen sind Eure Eltern. Habt sie nun auch recht lieb, und lauft ihnen nie mehr fort.“

„Mein Gott, was ist es!“ rief die Kriegsräthin.

Die fremde Dame gab eine Erklärung, die wir kurz zusammenfassen. Sie war von einer Reise mit ihren Nichten zurückgekehrt und hatte am Eingang

aus ein geflickter Lumpenkönig; man hatte ihm noch einige Flickwörter hinzugegeben, moraliſche Betrachtungen über ſeine eigene Schlechtigkeit. Von der Königin will ich nicht reden. Polonius gerieth in's Schluchzen und die Rührung nahm ihm die Worte, als er wie ein guter Kotzebueſcher Vater dem ſcheidenden Laertes die viel beſprochenen Verhaltungsregeln auf den Weg giebt. Laertes war ein Holzhauer und kein Edelmann. Ophelia, eine Frau Erikſon, eine wohlgebildete junge Schwedin, der wohl alle jugendlichen Rollen im Luſt- und Trauerſpiele zufallen, konnte dem Auge gefallen, ein monotones Gehack der Worte ſtörte aber jeden Eindruck. Eine nordiſche Kälte athmete aus der ſchönen Geſtalt heraus, daß es mir lieb war, ſie nicht als Maria Stuart geſehen zu haben.

Für Converſationsſtücke iſt die Truppe beſſer, vielleicht auch die Theaterſprache. Das Darzuſtellende iſt den Darſtellern befreundeter. Mit den accentuirten Sylben läßt ſich beſonders gut „gutherzig poltern.“ Für das Luſtſpiel iſt noch eine treffliche Rudera aus Guſtaf's III. Zeiten übrig geblieben, der Schauſpieler Jomsberg, welcher Kammerdiener bei jenem Könige geweſen

des Dorfes die ihr ſchon ſonſt bekannte Reiterbande getroffen. Um nicht mit ſolchen Menſchen zuſammen zu kommen und auch des gräßlichen Staubes wegen, war ſie ausgeſtiegen und auf einem Fußwege durch die Felder ins Dorf gegangen, aber ſie traf doch wieder auf der Dorfſtraße die Geſellſchaft und hatte mitten im Gedränge der Zuſchauer die allerliebſten Kinder, die offenbar von guten Eltern waren, bemerkt. Da war es ihr wie durchs Herz geſchoſſen, daß die Kleinen ſich verlieren und den Reitern nachlaufen könnten, und einer der Reiter hatte die Clara gefragt, ob ſie zu ihm aufs Pferd wollte, und da hätte ſie es für Gewiſſenspflicht gehalten, das Kind an ſich zu reißen und die anderen auch, um ſie nach ihren Eltern zu fragen, und da ſie's erfahren, hätte ſie dem lieben Gott gedankt, daß ſie noch zu rechter Zeit hinzugekommen, um die Kinder vor der Gefahr zu retten und ihren lieben Angehörigen zuzuführen.

Die Kleinen aber ſchienen anderer Anſicht. Der jüngſte Knabe namentlich zankte mit dem hübſchen jungen Mädchen, welches ihn an der Hand noch immer feſthielt und ſchrie, er wollte zu den Affen.

Der Kriegsrath hatte ſich von ſeinem Schreck erholt und freute ſich, daß es weiter nichts auf ſich habe.

„Ach, mein ſehr geehrter Herr, den ich noch nicht die Ehre habe zu kennen, ſagte die Dame, aber gewiß ſind Sie ein Patriot, denn das ſehe ich an den Weingläſern, und wer unſeres guten Königs

Geburtstag trinkt, den erlauben Sie mir schon, daß ich ihn als meinen Freund ansehe. Aber Sie meinen, das hätte nichts auf sich! Die Reiter stehlen ja die Kinder wie die Raben. Man kann sich vor ihnen nicht genug in Acht nehmen. O du mein Gott, ich könnte Ihnen davon Geschichten erzählen, daß einem das Haar zu Berge steht. Sehn Sie, ich fuhr mit meinen Nichten nach Leipzig, damit sie ihren Vater sehen sollten. Wir haben ihn nicht mehr getroffen. Nun, das schadet nichts, der Wille war doch gut, und Leipzig ist eine schöne Stadt, und zur Messe. Sie hätten die Freude der Kinder sehen sollen bei den bunten tausend schönen Sachen. Na, ich gönnte sie den armen Dingern. Und als wir zurückfuhren, brach ein Rad am Wagen. Ich sagte zum Kutscher, der sonst ein recht verständiger Mensch ist, i kann er's nicht zusammenbinden, daß wir noch nach Berlin kommen vor Königs Geburtstag. Er sagte partout nein. Der Wagen müßte zum Schmied, wir riskirten sonst auf der Landstraße liegen zu bleiben. Nun können Sie denken, das wollte ich doch auch nicht, drei einzelne Frauensperſonen, und so kamen wir in das Dorf drüben, wie heißt es doch gleich, wo die Schmiede ist. Ja da hieß es, machen könnte er ihn, aber nicht vor heute früh, und wir hätten auf der Streu liegen müssen in der Schenke, unter all dem Bauervolk in der Wirthsstube. Nun sie können meinen Schreck denken, wenn nicht der Herr Prediger davon gehört und der invitirte uns in sein Haus. Sage ich Ihnen,

war das ein charmanter Mann, und ſagte: „Unglücklichen helfen iſt Chriſtenpflicht!“ Und die Frau Predigerin und ihre Töchter. Es ward uns heut Morgen recht ſchwer uns von ihnen zu trennen, und die Töchter und meine Nichten, die konnten gar nicht von einander los und haben Brüderſchaft getrunken. In Himbeerſaft nämlich. Gott bewahre, daß Sie denken ſollten in Wein! Die Herren Prediger auf dem Lande haben auch wohl immer einen Weinkeller! Lieber Gott, ſie ſind recht ſchlecht geſtellt. Ja, wenn man ſo über alle Ungerechtigkeit in der Welt nachdenken wollte! Aber ein Mann wie ein Mann Gottes! An den Augen ſah er uns alles ab. Und wie wir heut ſchon im Wagen ſaßen, brachten ſie der Jülli und der Caroline die Vergißmeinnichtſträuße, die ſie am Herzen tragen. Sage ich doch, man findet in der Welt überall gute Menſchen, und wo man gute Menſchen findet, iſt die Welt gut. Wir werden uns auch wiederſehen, und vielleicht ſehr bald. Denn der Herr Prediger hat vom Könige eine Vocation nach Berlin. Der König hat ihn mal predigen gehört, wo war es doch, — auf einem Schloſſe, und hat geſagt: das iſt ein Mann, der zum Herzen predigt, ſolche Prediger möchte ich in meiner Reſidenz haben, die nicht das Wort Gottes auslegen, wie's ihnen gefällt, ſondern wie's in der Bibel ſteht. Ja wir haben ſchon einen frommen König, der alle Menſchen glücklich machen will, und der vorige hatte auch ein frommes Gemüth, wer ihn nur gekannt hatte, und

das sind eigentlich neidische und schlechte Gemüther, die ihn schlecht machen. Mein König ist mein König, und das sage ich grade raus, wer das nicht sagt, der ist nicht mein Mann. Sehn Sie, mein Herr Geheimrath, oder was Sie sind —"

„Kriegsrath," sagte der Kriegsrath.

„O Sie werden auch noch Geheimrath werden, das seh ich Ihnen an der Stirne an. Also mein Herr Kriegsrath, sind Sie nicht auch der Meinung, daß die jetzigen jungen Leute gar nicht mehr sind wie sonst? Nein, was raisonniren sie, und Alles wollen sie besser wissen. Ich bin eine gute Royalistin, ich liebe meinen König und sein Haus, und wer das nicht thut, der kann mir zu Hause bleiben. Da waren wir doch ein Herz und eine Seele, der Herr Prediger und ich, alle Obrigkeit kommt von Gott, und wenn er nach Berlin kommt, wird er bei mir logiren. Und wie gern wäre ich gestern schon rein gefahren, denn man richtet doch gern sein Haus ein zu solchem Festtage. Nun schadet es aber nicht. Wir tranken schon gestern bei Predigers auf seine Gesundheit, und nun ward mir wieder das Glück unter solcher charmanten, lieben Familie diesen schönsten Festtag für jeden Preußen zuzubringen."

Der Kriegsrath war anfänglich nicht ganz gut gestimmt; diese Stimmung war überwunden. Er pfropfte die letzte Flasche auf: „Erlauben Sie mir auch, meine verehrte Madam, ehe der Kaffee kommt,

mit Ihnen anzuſtoßen auf die Geſundheit Seiner Majeſtät.“

„Mein Herr Kriegsrath ſind die Gütigkeit ſelbſt. Wie ſollte ich das ausſchlagen.“

„Wenn ich auch nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, wird es mir doch zur beſonderen Ehre gereichen, mit einer ſolchen Patriotin ein Gläschen zu leeren.“

„Obriſtin Malchen, ſagte die Dame. Mein Mann iſt in holländiſchen Dienſten und ſteht in Patavia. Ein grauſam heißes Land, er wird aber heut auch hierher denken. Ach er iſt ein Patriot!“

„Und doch in fremden Dienſten!“

„Ja ſehn Sie, verehrteſter Herr Kriegsrath, da ließe ſich mancherlei von ſagen. Er war auch in preußiſchen Dienſten ehedem, aber Sie glauben nicht, was draußen die preußiſchen Militairs in Reſpect ſtehen. Und unſre Disciplin, und der große Friedrich. Wenn's heißt, der hat unter ihm gedient. Nu, lieber Gott, Schwächen haben wir Alle, da werden mir Herr Kriegsrath Recht geben, aber ſonſt iſt er — und hat mir erſt voriges Jahr ein rothſeiden Umſchlagetuch geſchickt, was die Mamlucken oder Malayen weben, ich ſage Ihnen, von Berlin rede ich gar nicht, aber auch in Leipzig hat's kein Menſch für möglich gehalten.“

„Die gnädige Frau werden uns doch die Ehre auf eine Schaale Kaffee erzeigen,“ ſagte die Kriegsräthin, die wohl Luſt hatte, das rothe Umſchlagetuch zu ſehen, aber es war tief im Wagen verpackt.

Der Kaffee dampfte in der großen braunen Bunzlauer Kanne, wie sie vom Feuer gekommen, auf dem Tisch, aber die Kinder dampften auch — vor Ungeduld. Die Beckenmusik dröhnte verführerisch aus dem Kruge herüber, und die Kleinen blickten erwartungsvoll bald auf den Vater, bald auf die Mutter.

„Das ist ein Kaffee, so schön, wie nur mein Mann ihn mir mal geschickt hat, direct aus Patavia, sagte die Obristin."

„Die Cichorien sind auch aus Herrn Rimpler seiner Fabrik," sagte die Mutter. Aber die Kleinen wurden weder vom batavischen Kaffee, noch von den Cichorien aus Herrn Rimplers Fabrik gelockt. Der kleine Junge schrie vielmehr: „Ich will zu den Affen!"

Die Mutter warf einen fragenden Blick auf den Vater. Die Frau Obristin fing ihn auf: „Um Gottes willen, Sie werden doch nicht!" Der Kriegsrath meinte: ob denn in einem bevölkerten Orte, und wo so viel anständige Leute beisammen, Gefahr sei? und die Mutter setzte hinzu: wenn sie die Kinder an der Hand führten?

„Meine allerbeste Frau Kriegsräthin, erlauben Sie mir zu sagen, ich weiß davon. Solche Bande ist ärger als der Gott sei bei uns. Die stibitzen Ihnen die Kinder vor den Augen weg, und Sie merken es nicht. Hinter die Hecke, ein Pechflaster schnell aufs Gesicht, und dann wenn sie's in der

Scheune haben, beſchmieren ſie's, und färben's, und ziehn ihm Lumpen an, und in einer Viertelſtunde kennt's die eigne Mutter nicht wieder. Ja, was ich Ihnen ſagen wollte, im Dorfe beim Herrn Prediger, da hatte der Oberſte von der gottvergeſſenen Bande einer Wittwe Sohn, ein hübſches Kind, gefragt, ob er nicht mit ihnen wollte, er ſollte eine bunte Jacke kriegen und auch immer auf dem Pferde ſitzen, und der Junge hatte Luſt, aber ſie haben ihn gottsjämmerlich geprügelt, der Schulz und die Bauern, da iſt ihm die Luſt vergangen. Solche Bande ſind ja gar keine Chriſtenmenſchen nicht, das ſind Zigeuner und Juden und Spanier, und wo kriegten ſie denn ihre Leute her, wenn ſie nicht Chriſtenkinder ſtählen! Eltern können gar nicht vorſichtig genug ſein, denn Sie glauben nicht, wie ſie die Kinder maltraitiren. Hungern laſſen ſie die Kleinen und durſten, und Schläge kriegen ſie, daß Gott im Himmel ſich erbarmen müßte, und ihre Glieder werden gereckt, daß ſie die Purzelbäume ſchießen lernen. Und Nachts, mit Reſpect zu melden, ſperren ſie ſie in den Stall zu den Affen und Kameelen, wo eine Unreinlichkeit iſt, die erſchrecklich iſt. Nein, für Reinlichkeit bin ich, das iſt die erſte Tugend, und erhält den Körper geſund. Wer reinlich iſt und ſeine Mitmenſchen liebt und den Armen Almoſen giebt, der iſt ein guter Menſch und Gott wohlgefällig, das ſage ich oft meinen Nichten. Aber wie die Bären werden ſie abgerichtet, und lernen Vater und Mutter vergeſſen. Wenn

ich ſo einen armen Jungen ſehe oben krabbeln an der Stange wie 'ne Fliege an der Decke, nein meine Herrſchaften ſagen Sie, was Sie wollen, das kann ich nicht anſehn, das heißt ja die unſterbliche Seele verlieren, und was mich nur wundert, iſt, daß die Könige ſolche Seelenverkäufer dulden. Die müßten mir alle auf die Feſtung und in's Zuchthaus, und mit der Peitſche aus dem Lande gepeitſcht, denn es ſind alles Ausländer und Spione."

„Iſt's die Möglichkeit!" ſagte die Mutter, die es kalt überrieſelte.

„Nu bitte ich Sie allerbeſte Frau Kriegsräthin, wenn Sie einmal ſo einen Pajazzo ſehen, wenn er auf dem Strick ſpringt und die Fahne ſchwenkt, und Sie erkennten, daß er Ihr kleiner Theodor wäre, alles andre iſt ja gar nichts, pure Spielerei, gegen eine ſolche Empfindung. O du mein himmliſcher Vater, wer möchte eine ſolche Mutter ſein!"

Die Kriegsräthin nahm ihren Knaben von der Hand des jungen Mädchens auf den Schooß: „Lieber Theodor, das wirſt Du mir nie anthun!" Der Junge aber ſchrie nach wie vor, er wolle zu den Affen.

„Und mit den Jungens ginge es noch, fuhr die Frau Obriſtin fort, aber bei der Bande iſt auch ein Frauenzimmer, eine ganz hübſche junge Perſon, ungefähr ſo groß, wie — ich habe doch die Ehre Ihre Fräulein Tochter vor mir zu ſehen."

„Wir ſind nicht von Adel, ſagte der Kriegsrath. Meine Tochter Adelheid!"

„Nein du, mein himmlischer Vater, wenn ich dächte, daß so ein himmlisches Mädchen mit dem Bären tanzen sollte und dem Vieh einen Kuß geben! Und dann springt sie aufs Pferd, in Hosen und Stiefelchen, und reitet, nicht sitzend, sondern sie steht, und in Carrière, die Zügel so in der Hand, und die Röcke flattern nur so. Nein, wie die Polizei das zugeben kann! Das, erlauben Sie mir, ist ganz unweiblich."

Darin waren Vater und Mutter einig. Auch darin, daß man nicht zu den Seiltänzern gehen sollte, worüber aber nicht allein die Kleinen unglücklich, sondern auch die Nichten der Obristin nicht ganz zufrieden waren. Jene suchte die Obristin durch Zuckerbrode zu beschwichtigen, die sie aus dem Pompadour holte, und erklärte, sie hätte sie für artige Kinder aus Leipzig mitgebracht. Karoline schien aber gar nicht zu begreifen, warum sie das hübsche Schauspiel nicht mit ansehn solle, und auch die ernstere Julie sah die chere tante verwundert an, warum sie grad heut so strenge war.

„Mes cheres nièces, sagte sie, weil man nicht weiß, wen man im Gedränge findet. Wer wird immer nach Vergnügungen aus sein, wenn die Eltern sagen, daß es sich nicht schickt! Da seht Euch die Mamsell Kriegsräthin an, und nehmt Euch an der ein Muster. Sie sähe auch gern die Reiter springen, aber wo fällts ihr ein darum zu bitten; sie sieht, daß ihre lieben Eltern es für unanständig halten. Ja

die Predigerstöchter stürzten mit Euch nach der Schenke, das sind gute Mädchen, aber wilde Hummeln. Nein, Mamsell Adelheid ist ein sittsam Kind, wie es sein muß, die ihren Eltern Freude macht. Der könnt Ihr Vieles absehn. Seht nur, wie sie ganz roth wird. Ach, wenn Ihr auch noch so roth werden könntet!"

Die Mädchen senkten die Köpfe. Adelheid war schnell zwischen beide gesprungen und umfaßte sie traulich, sie sollten nicht drauf hören. Die Tante scherze nur. Sie selbst wäre auch manchmal eine wilde Hummel und würde auch recht gern die Seiltänzer sehen, aber es wäre auch sonst viel hübsches im Dorf und im Freien, was sie zusammen besehn könnten, und sie hoffte, daß sie noch hier bleiben, und die Tante ihnen erlaube, mit ihr spazieren zu gehen. Dabei könnten sie plaudern, singen, Blumen pflücken, und Kränze winden. Vor allem aber würde sie sich freuen, wenn sie ihr von Leipzig erzählen wollten und den tausend schönen Sachen, die sie da gesehen. Das wären alles Wunderdinge für sie, denn sie sei noch mit keinem Fuß aus Berlin gewesen. Papa und Mama hätten wohl davon gesprochen einmal eine Reise nach Potsdam zu machen, aber es sei immer was dazwischen gekommen, und sie glaube auch gar nicht, daß es noch dahin kommen werde, denn der Gedanke sei doch gar zu schön.

Die Obristin sagte, Mamsell Adelheid sei ein prächtiges Mädchen und ihre Eltern würden viele Freude an ihr erleben, und um der guten Gesellschaft

ſein ſoll. Alle ſpielten übrigens — es war ein Kotzebuesches Rührſpiel: die Verſöhnung — mit mehr Fleiß und Aufmerkſamkeit, als man heut zu Tage auf Deutſchen Bühnen für Converſationsſtücke findet. Das Publicum kam ihnen aber auch damit entgegen. — An einem Ballet ſah ich rechtwinklig und darüber aufgehobene Schenkel, wie bei uns, und eben ſo wenig Sinn und eben ſo wenig Anmuth. Eine Oper, Jeſſonda, war ich verhindert zu beſuchen. Das Orcheſter des Theaters iſt gut.

Ob die Schwediſche Bühne jemals etwas leiſten wird, ſteht dahin. An Neigung des Publicums für das Theater ſcheint es nicht zu fehlen. Am ſchönſten, heiterſten Herbſtabende — die Meeresufer lockten zu Spaziergängen — fand ich das Haus gedrängt voll, und doch wurde nur Hamlet gegeben. Die Theilnahme war erfreulich, noch erfreulicher die eines noch durch keine ſieben Mädchen, keinen Jocks verwöhnten Publicums am einfachen Converſationsſtücke. Ueberdies ſind die Theaterpreiſe theurer, als im Königlichen Theater zu Berlin, und das will in Schweden etwas bedeuten. Aber die Schauſpieler ſehen keine Vorbilder; ihre Gagen ſind nicht

willen, wolle ſie noch bis Abend bleiben; dann hoffte ſie, die beiden Familien könnten Compagnie machen in ihrem Wagen. Die Kriegsräthin, der das längere Beiſammenſein mit einer ſo vornehmen Dame natürlich nur ſchmeichelhaft war, fand ſich doch dadurch etwas in Verlegenheit, von der wir nachher reden wollen.

Einſtweilen riß die Obriſtin ſie daraus, die aufſtand, um die Jugend, wie ſie ſagte, eine Strecke zu begleiten. Sie wollte die Spiele der Kinder arrangiren, damit ſie nichts unſchickliches trieben, und zuſehen, ob die Gegend auch ſicher wäre. Der Lärm und die Menſchenmenge hatte ſich aber nach dem anderen Theil des Dorfes gezogen.

Die Kinder fanden bald auf den grünen Rainen den herrlichſten Platz zu ihren Spielen, denen die freundliche Obriſtin rathgebend zuſah, bis es ihr zu heiß ward, die drei jungen Mädchen aber verloren ſich in den hohen Kornfeldern.

Zwölftes Kapitel.

Schwanenjungfrauen.

In den hohen Kornfeldern wuchs nicht überall Korn. Der ebene Boden wird noch jetzt durch viele Vertiefungen unterbrochen, ehemals waren es Seen, dann wurden es Moräste; seit die Cultur fortgerückt sind es nur noch Tümpel geblieben. Doch ladet ein heller klarer Wasserspiegel wohl zum Baden ein. Der Bauer, der dich trifft, warnt dich aber, denn nach der Sage sind einige dieser trichterförmig sich senkenden Löcher unergründlich. Außerdem gab es ehemals eine Britzer Heide, ein übelberüchtigter Wald, dessen Buschwerk gesprenkelt in die Kornfelder hinein wuchs. Und endlich schnitten viele Wege und Fußsteige durch diese Felder. Das Auge aus der Ferne sah nichts von den Unterbrechungen, es dünkte ihm eine unermeßliche, goldene Aehrenfläche, darin die Kornblumen und der rothe Mohn über die Einsamkeit klagten.

An einem dieser kleinen Seen lag auf dem grünen abschüssigen Rande ein junger Mann auf dem Rücken hingestreckt. Er hatte sich gebadet. Ob das

Waſſer unergründlich, danach hatte er nicht gefragt, es auch wohl nicht unterſucht; er war ein guter Schwimmer, der ſich im Waſſer nach Luſt getummelt. Er ruhte jetzt von der Anſtrengung und um die Kühle abzuwarten, vielleicht auch um ſich mit der Einſamkeit zu unterhalten. Nach der Waſſerſeite zu verbarg ihn ein groſſer Hagebuttenſtrauch. Die Hände unter'm Kopfe ſah er dem Zuge der Wolken nach, der Flucht der Vögel. Vielleicht horchte er auch auf die Lieder, welche die rauſchenden Aehren ihm ſangen.

Ein Geräuſch, was ſich näherte, ſtörte ihn auf. Den Fahr- oder Reitweg, der in einer Krümmung eine Seite des Tümpelrandes berührte, hatte er beim Herkommen durch die Felder nicht bemerkt. Ein ſchaumbedecktes Pferd ſchoß aus dem Aehrenfelde. Noch zwei Sätze, und es konnte ſich auf dem abſchüſſigen Rande nicht mehr halten und ſtürzte ſich und den Reiter in die Tiefe. Dieſer ſah die Gefahr nicht, er ließ dem Roß die Zügel; der Inſtinct des Thieres bewahrte beide. Im Augenblick, wo es galt, bäumte es und warf den Reiter ab. — Oder er gleitete aus Sattel und Bügel, die er längſt verloren, denn er ſtrauchelte nur etwas und ſtand gleich wieder auf ſeinen Füßen. Vielleicht aus einem Traum erwachend, denn ohne ſich um das Pferd zu kümmern, das ſeinen eignen Weg ſuchte, ſtand er und hielt ſich mit den Händen das Geſicht.

Entweder ein Raſender oder ein Betrunkener, hatte der Liegende geſchloſſen, denn durchgegangen

war das Pferd nicht. Es war ein ihm wohlbekannter frierfertiger Gaul aus dem Stall eines Pferdeverleihers. Der Reiter hatte nachläſſig, aber ſicher geſeſſen, und die blutenden Seiten des Thieres verriethen deutlich genug die Behandlung, welche es außer ſich gebracht. Walter war an dieſer Geſellſchaft gar nichts gelegen, aber die ſeltſame Stellung des Ankömmlings fiel ihm auf. Durch die Hände ſchielte er auf das Waſſer, und ſeine dunklen Augen glänzten ſeltſam.

„Plagt Dich — — wenn Du's biſt?“ Er hatte die Hand auf die Schulter des Reiters gelegt. Dieſer war nicht ſehr erſchrocken, als er ſich umſah und den andern erkannte:

„Vielleicht — Eigentlich aber nicht. Ich dachte nur an ein Bad. — So aus dem Gluthofen in die kühle Tiefe!“

„Was hier daſſelbe wäre! entgegnete der zuerſt Dageweſene, und faßte heftig ſeinen Arm. Kommſt Du aus dem Gefängniß, Louis? Ward'ſt Du heut' entlaſſen?“

„Um meine Freiheit zu genießen, jagte ich den Gaul faſt todt, und ward ſelbſt wieder unfrei und matt wie eine Fliege. Und wenn ich wieder aufflattere, ſteht doch tauſend gegen eins, daß ich wieder gegen etwas anſtoße. Wär's nun nicht ein wunderſchönes Ende, um gar keinen Anſtoß mehr zu geben, wenn ich, erhitzt, durſtend, an eines Felſens Rande in der Mittagsſonne eine Flaſche Champagner auf einen

Zug ausstürzte und dann Kopf über in's Meer! — Uebrigens gebe ich Dir mein Wort, es war kein Ernst, wenigstens hätte ich mir eine andre Pfütze ausgesucht. Es war nur ein aufsteigender Gedanke."

„Aber keine Lerche, die in den Aether steigt," sagte Walter, als beide sich auf dem Rasen gelagert. Der Ankömmling sog, hingestreckt, die Luft ein.

„Nur nichts von Aether in diesem Schwefeldampfe, sagte er nach einer Weile. Wenn die Welt bestimmt wäre unterzugehen, ich glaube nicht mehr, daß es in Wasser oder Feuer geschieht, sondern Gott Vater läßt sie ersticken in den Dünsten ihrer eigenen Gemeinheit. Es wäre eigentlich ein recht passendes Ende für sie."

„Mitgebrachte Gefängnißgedanken!"

„Grillen, Schrullen, oder Ungeziefer, wenn Du willst, denn als ein vernünftiger Mensch glaubst Du doch nicht, daß ich in dieser Societät criminirter Lumpen einen Gedanken aufgefangen hätte. Ja hätten sie mich an eine Kette geschmiedet, unter den Baugefangenen giebt's vielleicht noch Menschen."

„Du solltest ins Gebirg, Dich baden in der Morgenluft, im Felsbad — Du solltest auf lange Zeit aus der Stadt."

„Alles Selbsttäuschung, Betrug, Walter! Freilich wenn Tieck uns Abends in dem verschlossnen halbdunkeln Kämmerchen seine Mährchen vorlas, mochte ich den Waldduft herunter schlürfen, der Nixe mit den langen Haaren um den Nacken fallen, und

die Allmutter Natur an meine Bruſt preſſen; aber in natura iſts anders. — Bin ich nicht umhergeſtürmt! Die Sohlen hab ich mir abgelaufen, aber keine Nixe, nicht mal eine Hexe gefunden. Beim Morgenroth rufſt Du Ah, und findeſt Dich in Ossenſtimmung, und Abends wirſt Du empfindſam und könnteſt Matthiſſon mit ſeinem Zopf an die Bruſt drücken. Alles Illuſionen! Sei redlich gegen Dich ſelbſt. — Die Wahrheit ſucht man doch, wo die Sonne am höchſten ſteht, und ich habe ſie geſucht, rechtſchaffen. Schlürfte alle Ausſichten und meine Anſichten wurden immer enger. Am Ende kamen mir die zackigen Felſen da hinter Dresden, die wir beide einmal bewunderten, nicht anders vor, als die gepuderten Köpfe unſerer Kriegsräthe. Und mehr haben ſie auch nicht zu ſchaffen mit dem Weltgeiſt, als daß ſie roth werden im Morgenlicht und Abends Schatten werfen. Roth werden können unſre Puderköpfe freilich nicht mehr, aber wenn ſie uns im Lichte ſtehen, kann man ſie wegſchuppſen. Dieſe verfluchten todten Felſen bleiben aber immer ſtehen. Nein, Theuerſter, die Romantik in Ehren, die Menſchen bleiben doch wenigſtens Puppen, mit denen man Schach ſpielen kann."

„Wenn wir nur fliegen könnten! Wenigſtens wie die Lerche hoch."

„Und ich möchte ſie immer mit dem Puſtrohr runter blaſen. Da fliegt das Vieſt hinauf, ſchmettert uns Wunderklänge vor und kommt doch nie weiter als ins leere Blaue. — Ja, Walter, wenn man's

recht beſieht, kommen wir auch noch zum Schluß, daß die Natur nicht mehr iſt als eine alte Vettel, Morgens und Abends geſchminkt. Und weil ſie ſich bei Tag nicht beſehen laſſen will, ſticht und brennt die Sonne."

„Nur daß die Schminke immer friſch bleibt, heut wie am Tag der Schöpfung."

„Wer ſagt Dir das! Es hat keiner gelebt, als Gott Vater auf den Einfall kam, dieſen Spielball Erde zu erſchaffen, und in das Uhrwerk Univerſum zu ſchleudern, damit er zu Ehre des Höchſten ſeinen Parademarſch um die Sonne kreiſt."

Der Ankömmling zog mechaniſch die Gräſer und Kräuter, die ſeine Hand ablangte, mit der Wurzel aus.

„Suchſt Du nach der Alraunwurzel?"

„Könnt ich ſie finden! Den aller tiefſten Schmerz aus der Tiefe herausziehen, vielleicht würden uns die andern Schmerzen dann wie Bagatellen erſcheinen."

„Der tiefſte Schmerz müßte doch tödten. Darum verbarg ihn die Natur. Was wühlen wir denn nun tiefer und tiefer —"

„Und ſpielen nicht lieber am Bach mit Vergißmeinnicht und Veilchen! Nicht wahr das iſt viel geſcheiter. Wollen wir nicht etwa nach Halberſtadt zum Vater Gleim, im Freundſchaftstempel uns gegenſeitig anräuchern und anſingen, Du mein Anakreon, ich Dein Tibull."

„Der höchste Schmerz wäre Selbstvernichtung, und zum Selbstmord schuf uns nicht die Natur! rief Walter, ohne auf den Spott des Freundes zu achten.“

Louis hatte sich aufgerichtet und verbarg wieder das Gesicht in beiden Händen: „Ein Stück von der Alraunwurzel zog ich doch schon raus. — Wenn ich nur wüßte, ob der Wunsch Sünde wäre?“

„Welcher?“

„Wäre meine Mutter keine tugendhafte Frau gewesen!“

Es folgte eine Pause: „Dein Vater ist nicht schlimmer als Tausende.“

„Ist das ein Trost, daß ich eine Partikel bin von einer Partikel aus der allgemeinen Erbärmlichkeit.“

„Er läßt Dir Freiheit.“

„Er läßt aller Welt die Freiheit, so niederträchtig zu sein, wie sie Lust hat, damit er nicht schamroth zu werden braucht.“

„Das ist ein hartes Wort, dachte Walter, und auch Louis mußte es denken, denn er war rasch aufgesprungen und reichte dem Freunde die Hand: „Adieu!“

Walter umfaßte seinen Arm, er wollte ihn in der Aufgeregtheit nicht von sich lassen: „Du verwüstest Dich selbst. Ich bin nicht zum Moralprediger geboren, aber — Du warst es zu besserem.“

„Was kann man denn besseres thun in dieser Gesellschaft, als sich selbst verwüsten! Trinken, und

wenn man erwacht, wieder trinken. Sind nicht alle Edleren dazu bei uns verdammt. Tadelst Du den Prinzen, daß er den Schaumbecher nicht von der Lippe läßt, daß er wenigstens den Jammer nicht mit ansehn will, wo er nicht helfen darf. Lieber doch berauscht untertauchen und rasch, als nüchtern zusehen, wie wir Zoll für Zoll im Morast versinken. Oder wo ist denn die Kraft, die nach Besserem ringt, wo nur ernster Wille! Der gute zahme bescheidene da, der sich nicht mehr ganz von den Schlechten von ehemals will leiten lassen, aber auch nicht ganz mit ihnen zu brechen wagt! Die beschränkte duckmäuserige Tugend, die sich den Himmel mahlt an ihre vier Wände, aber der Himmel draußen ist ihr zu frisch und kühl. Sturmwind ringsum, nur aufspannen, nur zusteuern brauchten wir, und mit vollen Segeln triebe das Kriegsschiff — prost Mahlzeit! Man kettet das Steuer an, umwickelt die Ruder und lavirt. Das ist eine berauschende Kunst. Soll ich mich auch anlernen lassen? Bei wem? Bei meinem Vater? Staatsdienst! Herrliche Menschenbestimmung! Dein Vater predigt es Dir ja wohl auch täglich: laß Dich anstellen. Wollen wir uns polnische Krongüter schenken lassen? Die sind schon weggeschnappt. Wollen wir mit den Juden und Domainenräthen die Rittergüter tariren und Hypotheken verschreiben, die ihren Werth im Munde haben? 'S ist auch schon zu viel drin gepfuscht. Lieferanten für die Armee, aber es giebt keinen Krieg! Oder uns üben, solche süßgänse-

ſchmalzhonigduftenden Cabinets- und Humanitätsdecrete ſchreiben, die beweiſen, daß Gott, der König, ſeine Miniſter und ſeine Regierungsräthe alles mit Weisheit und Verſtand gemacht haben? Himmel und Hölle! wem nun andres Blut in den Adern pulſt! — Die ſchönen Verſe, die hochedlen Charactere des großen Dichters auf der Menſchheithöhen! Schlugen wir ihnen nicht oft in mitternächtlicher Luſt den Schädel ein und ſahen, daß es nur Masken waren! Gieb, zeig, ſchenke mir was, wofür ich mich begeiſtern, was ich ans warme Herz drücken kann, wofür es in Flammen aufſchlägt, wofür ich mich in die Schanze oder in den Tod ſtürze. Fähndrich Piſtol iſt mein Philoſoph, wenn er die Welt doch noch für eine Auſter hält. Leider fehlt aber das Schwert jetzt ſie zu öffnen. Laß mich raſen."

„Ich hätte gar nichts dagegen, wenn Du ein raſender Roland würdeſt und dich einmal zum Tollwerden verliebteſt. Du bedarfſt einer Radicalkur."

Louis Bevillard lachte: „In dieſe Mücken! — Schaff' mir was andres. Schaff' mir ein Vaterland. Das, das! Vielleicht wär ich ein anderer!"

Er ſpuckte, und ohne ſich noch einmal umzudrehen ging er ſein Pferd ſuchen, das gemüthlich im Kornfelde ſeinen verzehrenden Meditationen nachhing.

Ein Vaterland! wiederholte Walter. Es war ein Funken, der viele Gedanken zündete, aber es waren nicht die Gedanken, um die er heut die Einſamkeit geſucht. Er ſtand mit unterſchlagenen

ſo, ihnen Reiſen ins Ausland zu erlauben. So können ſie, beim beſten Willen, nichts als ſich ſelbſt ſehen, und die Abwege, welche bei uns jedes Kind entdecken würde, ſind zu entſchuldigen. Das Opernhaus, in welchem alle Vorſtellungen ſtatt finden, hat eine der ſchönſten Lagen an einem Meeresarme. In ihm fand Guſtaf III. ſein unglückſeliges Ende. Man hat es nicht deshalb abtragen laſſen. Sogar wurde noch unter Guſtaf Adolf IV. das blutbefleckte Sopha gezeigt, auf welchem ſein Vater den Geiſt aufgegeben.

Die Muſik hat ihre Europäiſche Herrſchaft auch über Stockholm, wie über den ganzen Norden, ausgebreitet. Singt man doch in Torneå Roſſiniſche Arien! Die beſſer als das Schauſpiel bediente, wenn auch nicht beſetzte, Oper macht es möglich, daß man ſogar Spontiniſche Troß- und Heereszüge über die Bretter führt, und ſie brechen nicht zuſammen. Spohr's Jeſſonda ſcheint beliebt zu ſein. Aber vor allem regiert die Muſik in Privatkreiſen. Es giebt ausgezeichnete Dilettantinnen in den höheren Ständen, die ſich zuweilen zu öffentlichen Aufführungen für wohlthätige Zwecke vereinigen. Dergleichen ſind freilich zugleich große Aus- und Schauſtellungen der

Armen, ſeine Augen ſchienen die Würmer im Graſe zu verfolgen, und er hörte nicht, wie ſein Freund zurückgekehrt war, diesmal den Gaul am Halfter, und ihn vorſichtig um den Rand des Sees führte. Er hörte erſt, als Louis ſeinen Namen rief:

„Was ſinnſt Du? Bei Dir hat die Romantik noch nicht einmal ganz durchgeſchlagen, während ich ſie abſchüttele. Du weißt den Zerbino auswendig, und ich wette, Du ſchwärmſt wieder für den Kieferbuſch drüben auf dem Sandhügel.“

„Und warum nicht! Tieck hat Unrecht, wenn er die Luft ſchilt, die ſich auch aus dem Unbedeutenden Nahrung ſaugt. Gerade das führt uns zur Vaterlandsliebe, die Du ſuchſt. Aber was führt Dich zurück?“

„Der Anblick einiger Herren von der Gensd'armerie, die mein ſcharfes Auge vom Gaule aus in der Ferne entdeckte. Um nicht ihnen zu begegnen, ſtieg ich ab, und will mich durch einen Fußſteig ſchlängeln. Auch auf die Gefahr hin, daß der Bauer uns pfändet. Nun, bewunderſt Du nicht meine Vernunft?“

„Wenn ich nicht wüßte, daß Du bei nächſter Gelegenheit doch wieder mit ihnen zuſammenſtößeſt.“

„Das iſt mein Fatum. Konnte Mercutio für ſeine Natur!“

„Wenigſtens ſpielt wieder Humor auf deiner Stirn.“

„Und in deinen Augen glänzt ein Gedicht.“

„Ich habe das Versmachen verschworen! Du weißt es.“

„Aber, Walter, in solcher Natur! Ich müßte Dich ja nicht kennen. Ein tiefer See mit romantischen Ufern! Vielleicht kommen die Schwanenjungfrauen angepflogen, entkleiden sich, ihre Schleier hängen sie an die Hagebutten. Husch hast Du einen weggestohlen, und erwartest als frommer Siedler im Korn die Schöne, die als mediceische Venus um Gottes Willen um ein kleines Stückchen Bekleidung bittet.“

„Wir irrten darin, daß wir das Wunderbare immer in der Ferne suchten:

Willst Du immer weiter schweifen,
Sieh' das Gute liegt so nah!
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.“

„Wie schon Goethes anderer guter Mann, der nach Schätzen gräbt:

Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.“

„Wer den Sinn für sie mitbringt, dem schwebt ihr Geist entgegen auch vom Thautropfen, der am Grashalm hängt, er wiegt sich in den Aehren, über die der Wind hinspielt.“

„Er glitzert auch im Mistkäfer, warum gähnt er nicht auch in dem Frosch, der da unvernünftig weit über der Mummel das Maul aufsperrt. Sieh ihn an, welche tiefe Weisheitssprüche die Padde krächzt — Und welche Weisheit bläht sich eben auf Deiner Brust!

Es muß heraus, ich ſehe es, und Du brauchſt einen Zuhörer. Friſch losgelegt! Gleichviel, ob die Naturandacht als Predigt oder als Rhapſodie rausbricht. Die Gensd'armen ſind noch im weiten Felde. Heraus denn, ein verſchluckter Gedanke iſt Gift."

Walter van Aſten ſchien wirklich nur der Aufforderung zu bedürfen, den Gedankenſtrom, der in ihm arbeitete, auszugießen:

„Weil wir zu viel tranken, und ſeine üblen Wirkungen empfanden, ſollen wir darum den Wein ſelbſt ausgießen! Sollen wir zur Nüchternheit, zur Correctheit zurückkehren? Thut der Gärtner recht, der lauter exotiſche Gewächſe in ſeinem Garten ziehen wollte, und ſie kamen nur zum Theil oder verkrüppelt fort, der darum alle ausreutet, und meint, der Boden tauge nur zu Kartoffeln! Legen wir doch das Geſtändniß ab, daß wir im Uebermuth, gelangweilt und aus Verdruß über die ekle Schaalheit der Poeſie, wie ſie getrieben wird, uns in kecker Laune oft auf den Kopf ſtellten, und vom Publikum verlangten, es ſolle es mit uns thun. Wir fanden Anhänger und es ging eine Weile, wie alles Neue. Nun finden ſie die Stellung unbequem. Iſt das zu verwundern? Sollen wir aber alles darum als Viſionen fahren laſſen, was wir in der Begeiſterung, in dem ſeeligen Rauſche ſahen. Hörten wir die Wälder, die Bäche nicht anders rauſchen als der Prediger in Wernenben, blieben uns nicht andere Anſchauungen in Natur und Kunſt zurück, nicht die

Schauer der Ahnung, das Weſen der Wunder, welche die Welt erfüllen. Wir kommen nicht fort ohne den Glauben daran, auch wenn wir uns mathematiſch beweiſen, daß es keine Hexenmeiſter giebt und keine Geſpenſter um die Grüfte ſchweben. Haben wir nicht Geiſter citirt, von denen unſere Väter nichts wußten! Wie anders, lebensfriſch ſchau'n uns ſchon jetzt die Alten an, als die Philologen mit den Perücken ſie ſahen! Lebt nicht der brittiſche Rieſe unter uns, ein gebarrniſchter Geiſt, der unſere Theatermiſère zertritt! Citirten wir nicht Dante, nicht Calderon aus ſeinem vergeſſenen Grabe? Dieſe können ſie nie wieder todt machen, ſie werden leben, und noch vieles mit ihnen, und wir mit Stolz ſagen, wir wurden ihre zweiten Väter!"

„Das iſt alles recht ſchön, entgegnete Louis. Wenn die Geiſter nur Mark und Bein bekämen, wenn ſie unſeren Geheimeräthen und Miniſtern einen Rippenſtoß geben könnten, und einen Feuerbauch durch die Seelen unſerer Philiſter jagen. Da's aber nicht iſt, bin ich doch der Meinung Deines Gärtners, daß unſer Boden nur zu Kartoffeln taugt. Sind ſie nicht ein herrliches vaterländiſches Gewächs, und Vetter Michel ein dito Menſch? Er grämt ſich nicht, er ſchämt ſich nicht, erträgt Fußtritte und Prügel wie der Eſel, wenn er nur Kartoffeln hat; und item:

Sag' mir nichts von gutem Boden,
Nichts von Magdeburger Land,
Selig ruhen unſ're Todten
In dem leichten kühlen Sand."

„Vaterländisch! fuhr Walter auf. Und hat die Schule nicht grade auch unsre eigensten, zertretenen, vergessenen Schätze deutscher Vorzeit aus dem Staub und Rost an's Licht gezogen! Was kannten wir davon? Einzelne Aeolharfentöne der Minnesänger. Ging nicht eine deutsche Urwelt uns auf im Nibelungenliede! Du lächelst, weil die Thoren lachen. Wir erfuhren, unser Volk hat gelebt, wie die Griechen durch die Iliade wußten, daß sie gelebt, daß ihre Väter groß und herrlich waren, ehe es eine Geschichte gab. Das wissen wir nun auch, daß Chrimbilden und Siegfriede, daß Günther und Hagen unserer Geschichte vorangingen! O welchen Born der Sage die Romantik uns erschloß! Jetzt verstehen wir erst, nicht aus den nüchternen Chronisten, ein welch' Volk wir waren unter den Hohenstaufen. Im alten Kyffhäuser schläft nur der Kaiser seiner Herrlichkeit, und die Raben krächzen um seine Trümmer, und die Geister warten auf seine Erweckung. Das, Louis, hat uns die Romantik enthüllt, der Du einen Fußtritt geben willst, weil sie nur Trugbilder zeigte, und Du willst Realitäten. Was hatten die Juden mehr von Palästina als ein Traumbild! Das Traumbild weckte einen Moses. Laß einen Moses erweckt sein und wir haben wieder ein deutsches Volk, eine deutsche Herrlichkeit. — Vielleicht, daß wir's darin versahen, schloß der Aufgeregte, wir machten aus der ungeheuren Sage nur für uns ein Spielzeug; aber andere mögen nach uns kommen, die unserm Volke

dieſe gewaltigen Bilder anders hinhalten, einen coloſſalen Spiegel, vor dem unſre Erbärmlichkeit erſchrickt — und ſie können ſich ermannen, ſie können beſſer werden, wenn —"

„Wenn ein Moſes geboren wird!" fiel Louis ein, drückte raſch Walters die Hand und riß ſein Pferd in den Fußſteig. „Da liegt es! tönte noch ſeine Stimme aus dem Korn. Einen Moſes! Nur einen Moſes! Die Juden und die Ziegelſtreicherknechte ſind immer da."

Walter lag wieder unter der Hagebutte.

„Wenn er einen andern Vater hätte, ein ander Vaterland!" Waren das nicht Streiflichter des ewigen Schmerzes, für den es keine Heilung giebt? Walter ſtarrte auf den Waſſerſpiegel. Auch die Fröſche lagen wie mattvon der Hitze auf den breiten Blättern der Waſſerlilie, regungslos. „Ein Moſes!" Wo ſollte der Moſes herkommen, wenn auch über den Waſſern nicht mehr der Athem Gottes ſchwebte! Wenn die Verſtockung auch auf dem Element, das die Erde umgürtet, ſich niedergeſenkt!" Nein, es war nur die ſchwüle Luft. Die Augen fielen ihm zu, und die Natur übte ihren beſchwichtigenden Zauber über die finſteren Gedanken. Die Falten verzogen ſich um ſeine Brauen, der Mund fing wieder an zu lächeln, und man konnte denken, daß Traumbilder aus einer glückſeligen Welt um ſeine Schläfe ſpielten.

Waren das auch Erſcheinungen ſeiner Phantaſie die blühenden Mädchenköpfe im Korn? Schoſſen Elfen

auf zwiſchen den Aehren? Der Hagebuttenſtrauch im Korn, der grüne Rain, der die Felder trennt, iſt ja ihr Spielplatz. Hier führen ſie Reigentänze, hier ſtampfen ihre zierlichen Füßchen die Ringelkreiſe, die der Landmann am Morgen findet, und der Abendthau fiel noch auf friſches Gras. Aber ſchnell, wenn ein Späherauge ſie entdeckt, verſchrumpfen ſie, hängen ſich an den Ginſterſtrauch, ſie klettern in die Hagebutte. Der Wind ſcheint in den Blättern und Zweigen zu ſpielen, aber es ſind ihre leichten Körper, die ſich daran ſchaukeln.

Dieſe verſchwanden nicht.

Die Eine, eine ſchmächtige Brünette von dunkeln, aber etwas umflorten Augen, mit einem getrübten Blick. Die rothen Mohnblumen, die ihre loſen Blätter im ſchwarzen Haar flattern ließen, paßten zu der Geſtalt, dem melancholiſchen Geſicht. Eine Elfe, die den Einen unwiderſtehlich anziehen mochte, den Andern zurückſtoßen. Die andere, kleinere, rundliche, ein nußbraunes Mädchen, mit Schelmengrübchen um die Wangen und lachenden Schelmenaugen; wie wohl ſtand ihr der Kranz von Kornblumen, Aehren und Mohn im Haar.

Aber die Dritte, die Elfenkönigin. Wie frei ſchaute ihr blaues Auge, blau wie die Kornblumen, blau wie der Himmel, aus der freien Stirn. Wie leicht bewegte ſie ſich, wie anders athmete ſie die Luft ein; nicht als gehöre die Welt ihr, aber als nehme ſie freudig ihren Tribut hin von Licht und Luft, von

Farbe und Athem. Und wie hatten die andern, das konnte ſie nicht ſelbſt gethan haben, die Felder geplündert, um die eine auszuſtatten! Ein dichter Kornblumenkranz war auf ihr blondes Lockenhaar gedrückt, und eine Mohnblume, aber keine rothe, die hätte nicht hierher gepaßt, eine ſeltene volle weiße, glänzte als Diamant über ihrer Stirn. Eine andere Guirlande von Kornblumen hing wie eine Schärpe um ihren Nacken, und auch den Abwurf des Kleides hatten ſie mit allen bunten Blumen, die als ſcheckiges Unkraut zwiſchen den Aehren blühen, beſetzt. Eine Hochzeit mit der Natur?

So traten die Elfen aus dem Korn auf den kleinen freien grünen Platz, drüben am Rande. „Ach wie hübſch! rief die Königin! Da iſt Waſſer!“ und breitete die Arme aus, indem ſie ſich Luft nach der Bruſt fächelte. Das nußbraune Mädchen umfaßte ſie plötzlich und ergriff die Hand der Brünette: „Faß ſie an, hier wollen wir tanzen — Ringel-Ringel-Roſenkranz.“

Die Elfen ſchwebten im Ringeltanz bis es ihnen zu heiß ward. Sie lagerten ſich auf den Abhang, die Königin in der Mitte. Sie ſcherzten und plauderten wie neckiſche Kinder.

„Ich muß mich eigentlich ſchämen, ſagte die Königin, wie habt Ihr mich ausgeputzt, und ich bin's doch nicht werth.“

„Schäme Dich nicht!“ ſagte die ſchmächtige Elfe mit dem ſchwarzen Haare, die ganz auf dem Boden

ausgegossen lag, und drückte die Hand der Königin an ihre Lippen.

„Herr Gott, rief die Königin, Du küssest mir die Hand, und ich glaube gar Du weinst.“ Sie zog erschrocken die Hand zurück.

Die Nußbraune lachte auf: „Die Jülli ist immer närrisch, und ich bin immer lustig. So sind wir, wir bleiben aber doch gute Freunde. Nicht wahr?“

„So wollen wir's alle drei sein, sagte die Königin. Ich komme mir nur so dumm unter Euch vor. Ihr seid in Leipzig gewesen. Das will mir gar nicht aus dem Kopf. Und Euer Onkel ist ein vornehmer Officier und gar in Indien. So was hätte ich in meinem Leben nicht geträumt.“

Die Schwarzbraune schüttelte den Kopf: „Der ist nicht mein Onkel.“

„Na, meiner auch nicht,“ lachte die Nußbraune.

Die Elfenkönigin bat die Gespielinnen nun ihr Wort zu halten und ihr recht viel, so viel sie könnten, von Leipzig zu erzählen. Die Nußbraune hatte auch Lust dazu, nur brachte sie die Herrlichkeiten, die sie gesehen, etwas confus heraus, und man wußte oft nicht, ob sie von den Menschen oder den Waaren sprach. Aber alles war herrlich dort gewesen, die Affen und die Seiltänzer, die Komödianten und die Buden auf den Straßen. Ueber die Griechen und die polnischen Juden und die Türken hätte sie sich bucklicht lachen mögen, und vor ihren langen Bärten hätte sie sich zuerst grausam gefürchtet, aber dann

hätte ſie geſehen, daß es alle reiche und generöſe Herren wären, mancher hätte mit den Ducaten um ſich geworfen, wie mit Zahlpfennigen, und alle hätten geſagt, ſolche gute Meſſe hätten ſie lange nicht erlebt und ſie wünſchten alle ihre Lebtage auf der Leipziger Meſſe zu ſein.

Die Schwarzbraune ſenkte ihren Kopf: „Mir iſt's hier viel lieber. Hier iſt's hübſch.“

„Wenn man nur Geſellſchaft hätte!“ rief die Nußbraune.

Ein ſtummer Blick der andern ſchien ſie zu ſtrafen. Auch die Königin ſah ſie verwundert an und ſagte: „Sind wir uns nicht genug! Wir plaudern ja ſo allerliebſt zuſammen, und wenn's nur nicht ſo heiß wäre.“

„Wir könnten uns baden! rief plötzlich die Muntere. Ja baden, baden! Kinder, das iſt prächtig.“

Der Gedanke zückte wie ein Blitz. Der Ort war ſo ſtill und einſam, ein tiefer Keſſel, geſchützt durch einen Rand von über Mannshöhe, und darüber ſtand noch wie eine Ringmauer das Aehrenfeld. Wo ſollte da ein Lauſcherblick herkommen! Selbſt die Vögel flogen nicht mehr. Im Strauche regten ſich die Blätter, die Kornähren wiegten ſich nur durch ihre Schwere.

Die Karoline war plötzlich aufgeſchnellt und machte eine Bewegung, als wolle ſie mit einem Ruck ihre Kleider abwerfen. Jülli, die Schwarzbraune, ſah fragend auf die Elfenkönigin, ob ſie Luſt habe? — Luſt hatte ſie wohl, aber — aber ſie machte die

Putzſucht. Indeſſen darf ja Kunſt und Wohlthätigkeit nicht zu ſtreng auf die Mittel ſehen, durch welche ſie gefördert werden. Die Catalani hat den Abendlauf der Sonne ihres Ruhms nach dem Norden gerichtet. Sie glänzte noch hell und ſchön zwiſchen den grauen Uferklippen des Malar. Wenigſtens zweimal füllte ſie eine der größten Kirchen der Reſidenz und war ſelbſt mit der Aufnahme eben ſo zufrieden, als die Stockholmer durch ihre Erſcheinung erfreut. Der hier geforderte Entrécpreis von drei Bancothalern, etwas über anderthalb Thaler Preußiſch, dünkte zwar nach allen Vorgängern übertrieben, wurde aber doch willig gegeben.

Man unterſtützt die bildenden Künſte. Die Stadt ſelbſt iſt ein Beweis dafür, was man in der Baukunſt geleiſtet, was man in der Bildnerkunſt gewollt: die Verherrlichung des Vaterlandes. Die großen Geſtalten ſollen jeden Moment ins Auge treten und das Sonſt vergegenwärtigen. Ich wüßte keine Stadt, wo die metallnen Ritter- und Herrſcherbilder ſo günſtig ſtänden, ſo vortheilhaft eingriffen in das ganze Rundgemälde. Die Stadt ſelbſt iſt ein großes Kunſtwerk, und ich glaube, an keinem ſchicklicheren Orte als in

Bemerkung, man wiſſe ja nicht, ob das Waſſer nicht zu tief ſei? Darauf wandte Karoline ein, ſie wollten am Rande bleiben, und es zuerſt verſuchen. Adelheid erröthete jetzt, ſie fühlte, daß ſie nicht ganz die Wahrheit geſagt, ſie wußte nicht, und zweifelte ſogar, ob ihre Eltern es erlauben würden. Jülli ſagte: „So laſſen wir es lieber; wer weiß, ob es chère tante auch recht iſt!“

„Wer wird denn ma chère tante fragen, wenn ſie nicht bei iſt!“ lachte Karoline, aber der Blick, den ihr Jülli zuwarf, ſchien ſie doch unſchlüſſig zu machen.

Man unterhandelte und kam überein, daß man ſich nur die Strümpfe ausziehen wolle, und ein wenig die Füße baden, das gebe Erfriſchung für den ganzen Leib, und ſei auch gar nicht gefährlich. Die Füße ſich waſchen, ohne die Eltern zu fragen, ſei doch wohl erlaubt, dachte Adelheid. Nur ihren kleinen Bruder hatte die Mutter einmal geohrfeigt, als er beim Regen ſich die Strümpfe ausgezogen und durch den ausgetretenen Rinnſtein gewatet war. Die Züchtigung hatte er indeß ausdrücklich nur erhalten, weil das die Straßenjungen thäten, weil es ſich in einer Stadt nicht ſchicke, und weil der Rinnſtein ein ſchmutziges Waſſer ſei.

Dieſe drei Gründe griffen ja hier nicht Platz. Die Strümpfe und Schuhe flogen auf den Raſen, und ſechs zierliche Füße plätſcherten im Waſſer. Die Mädchen faßten ſich an, um die Kühlung gemeinſchaftlich zu genießen. Karoline zog die andern unmerk-

lich etwas weiter: „Hier können wir bis am Knie ſtehen, ach das thut wohl!“ — „Herr Gott, Karoline, was willſt Du?“ rief Jülli, die ſah, daß Karoline Miene machte, ihre Kleider abzuſtreifen und auf's Ufer zu werfen. — „Ich bin ja vom Kietz in Spandau, ich ertrinke nicht.“

In dem Augenblick fuhr ein Ton durch die Luft. War's das Gekreiſch eines Reihers, wars ein Pfeifen, der Warnungsruf einer menſchlichen Stimme? Erſchrocken ſahen die Mädchen ſich um. Das war ein Moment. Im nächſten waren ſie es, die laut aufſchrien, und, mit einem Sprunge am Ufer, nach Schuh und Strümpfen griffen. Ein dritter Moment: ein helles Gelächter vieler Männerſtimmen, Säbel klirrten in der Scheide, Pferde wieherten. Mehre Cavallerieofficiere preſchten durch den Feldweg und Einer rief: „Huſſa! richtig geſehen! Badende Mädchen; da wollen wir helfen.“ Zwei machten Miene vom Roß zu ſpringen, während der Vorderſte ſich zwiſchen Rand und Kornfeld einen Weg zu bahnen ſuchte, ohne dabei auf die Aehren zu viel Acht zu haben. Aber das Pferd ſcheute vor einer Unebenheit und die Elfen gewannen den Vorſprung. Sie kletterten, ſprangen, ſchwebten in athemloſer Haſt um den Rand des Sees, nach einem Ausweg ſuchend. Der, auf dem ſie gekommmen, war ihnen ſchon durch den Reiter verſperrt. Sie fanden ihn in der Nähe des Hagebuttenſtrauches. Den Lauſcher hinter dem Buſche hatten ſie nicht entdeckt, aber die Unordnung

in den ſchwankenden Aehren verrieth noch lange die Richtung, in der ſie verſchwunden waren.

„Schapirt!“ rief der vorderſte Reiter, die Terrainſchwierigkeiten als guter Cavalleriſt erwägend, und ließ den Daumen und Mittelfinger in die Luft knallen.“

„Wollen wir ſchwenken, nachpreſchen, Dohleneck!“ fragte der zweite.

„Müßten ein ganzes Kornfeld niederreiten, ſagte der Rittmeiſter, und das käm' wieder zu des Königs Ohren. Ihr wißt, wie er die Bauern protegirt.“

„Jammerſchade!“ Der zweite ſchlug vor abzuſitzen, die Pferde anzubinden, und ihnen zu Fuß nachzueilen.

„Die ſind ſo wie der Wind.“

„Aber barfuß. Die Füßchen würden ihnen doch zu weh thun, ſo über Stock und Block. Und werden ſie mit blanken Beinen ins Dorf laufen zu Papa und Mama? Irgendwo im Korn verpuſten ſie ſich, und ziehen die Strümpfe an, da attrapiren wir ſie, und probiren, ob ſie die Strumpfbänder nicht zu feſt binden. Das iſt ſchädlich, ſagt Hufeland.“

Der Rittmeiſter ſtrich den Bart und ſagte: „Meine Maxime ſei, nie was ſuchen, aber die Ueberraſchung hinnehmen. Das iſt ſoldatiſch. Und wenn wir ſie bei Nahe beſehen, wer weiß, ob wir uns nicht ſchämen, ihnen nachgelaufen zu ſein.“

Hexen wären es nicht, meinte der zweite, und der dritte: er müſſe die eine ſchon geſehn haben; auch die andre kam ihm bekannt vor, aber er wußte nicht, wo ſie hinbringen. Man beſchloß endlich, hein-

Rückwege durchs Dorf zu reiten, „wo man ſie doch wohl wieder zu Geſicht kriegen wird.“ — Sie ſprengten fort.

Es war ſtill, wie vorher. War's ein Traum! dachte Walter, der ſich hinter dem Strauche aufrichtete und über die Stirn fuhr. Die eingeknickten Aehren ſprachen dagegen. Unfern von der Stelle, wo er gelegen, lagen Kornblumen, die ſich von einem Strauß aufgelöſt. „Das hatte ſie an der Bruſt.“ Er raffte die Blumen raſch auf. An einer halb geknickten Aehre flatterte ein blauſeidenes Strumpfband. „Das hat ſie verloren.“ Er ergriff es und ſchlang es um die Kornblumen zum Bouquet.

„Und die Thoren wollen ſagen, es gebe keine Romantik!“

Er blieb zaudernd ſtehen. Sollte er auch ins Dorf. „Die Erſcheinung war ſo ſchön, warum denn die Wirklichkeit aufſuchen, welche in einem Augenblick vielleicht den ganzen Zauber löſt.“ Dazu erinnerte er ſich, daß er dem Geheimrath Lupinus verſprochen, ihm bei der Collationirung zweier Manuſcripte heut Abend zu helfen. Und Lupinus hatte geſagt, daß er ihm einige Privatſtunden verſchaffen zu können hoffe.

Walter ſchlug vergnügt den Rückweg ein. Er war es, der bei Annäherung der Reiter das Warnungszeichen aus dem Buſch gegeben, welches die jungen Mädchen vor einer Scene bewahrt, in welcher er unmöglich den ſtillen Lauſcher ſpielen durfte. Aber welche Rolle hätte er ſpielen ſollen!

Zweites Kapitel.

Das Gewitter.

Auch die Sonne hat Flecken, und auch in der glücklichsten Ehe giebt es Familienscenen.

„Ach, daß ein so schöner Tag so ausgehen muß!“ seufzte die Hofräthin, aber der Kriegsrath blieb unerbittlich. Es war doch wie vom Himmel gefügt, daß sie mit einer so vornehmen liebenswürdigen und freundlichen Dame Bekanntschaft gemacht. Die Herzensgüte sah man ihr an den Augen ab. Was konnte ihre Tochter davon profitiren! Sie war ganz gewiß, daß die Obristin die Adelheid zu sich einladen würde, und wer weiß, wenn die Nichten mit ihr Freundschaft schlössen, ob sie nicht an ihren Privatstunden Theil nehmen könnte. Ja es wäre wohl möglich, daß die Obristin ihre Tochter ins Haus nähme, in Pension wollte sie gar nicht sagen, denn sie hätte wohl bemerkt, mit welchem Wohlgefallen sie die Adelheid immer angesehen. Und alle diese Vortheile und Aussichten wolle er muthwillig von sich stoßen. Und warum?

„Weil wir keine Equipage halten können," recapitulirte der Kriegsrath.

„Wie Du auch biſt, Mann! Wer redet denn davon. Aber den Chriſtian von der Bröſicke könnten wir heimlich in die Stadt ſchicken, daß er uns eine Lohnkutſche holt, von Herrn Verdrieß, dem Fuhrmann, er wohnt ja gleich am halleſchen Thor. Für einen Groſchen thut's der Junge, ach er thut's umſonſt aus Plaiſir, daß er zurückkutſchiren kann. Dann fährt der Kutſcher vor, wir kommen mit Anſtand in die Stadt zurück, und ſie denken 's iſt unſer Wagen."

„Sie ſollen nichts denken, was nicht wahr iſt."

„Alter verſtehe mich nur, 's iſt ja auch gar nicht darum, daß wir was ſcheinen, was wir nicht ſind. Für 'nen Regiſtrator ſchickte ſich's auch, aber — wenn Du nun Geheimrath wirſt!"

„Kommt Zeit, kommt Rath."

„Und bis dahin kommſt Du ins Gerede, und wirſt am Ende gar nicht Geheimrath."

„Dann bleib ich Kriegsrath."

„Und Deine Tochter bleibt ſitzen. Sie kommt ins Gerede. Wenn wir nun mit Sack und Pack unterm Arm trotten, liebſter, beſter Mann, und die Obriſtin kommt gerollt in der ſchönen Equipage, und die Adelheid trägt wohl gar wieder den Korb — ach wird ſie denken das ſind ſolche Leute! und Du biſt's, der das Glück Deiner Kinder verſcherzt haſt, aus Eigenſinn!"

„Da können wir ja gleich die Frau Obriſtin fragen."

Sie kam. Und ehe das Wort: „Du wirst doch nicht?“ von ihren Lippen war, mußte die arme Frau hören, was sie doch nicht von einem Manne, der auf Reputation hält, für möglich gehalten. Er mußte entweder sehr bös, oder bei sehr guter Laune sein.

„Ach Du meine Güte! rief die Obristin. Liebe Frau Kriegsräthin, mein Mann war auch nicht immer Obrist. Und ich habe auch nicht immer den Mantel von Sammet getragen. Ein Korb am Arm, auch ein großer Korb, ist keine Schande; wenn man sich nur nicht mit jedem abgiebt, der gelaufen kommt, da kann man auch im blauen Kattunspencer ein honetter Mensch sein. Es ist schon recht, daß man auf Distinction hält, und ich halte gewiß darauf, davon können Ihnen meine Nieces was erzählen; aber pfui, wenn man darum einen Menschen nicht ästimiren wollte, wenn er nicht mit Vieren fährt! Ich könnte Ihnen von Prinzen erzählen, haben den Stall voll Kutschenpferde, und gehen zu Fuß aus, im Surtout bis über die Ohren zugeknöpft, und wenn sie anklopfen, man hört das gleich raus. So treten sie in die Hütten der Armuth, und wie mancher, der hungert, wird von ihnen satt. Strecke jeder sich nach seiner Decke, das ist meine Maxime. Wer seine Nebenmenschen nicht achtet, den achte ich auch nicht. Meine liebe Frau Kriegsräthin, was ist aller Glanz dieser Erde! Eitelkeit sagt der Herr Prediger, und wer solide handelt, der kommt am besten noch fort in diesem irdischen Jammerthal. Und wenn ich nur Platz hätte in meinem

Wagen, mein Gott, ich würde es mir ja zur größten Ehre rechnen, wenn ich eine so solide Familie mitnehmen könnte. Einen Platz haben wir noch; der stuckert aber so sehr. Und als wir Abschied nahmen, so legte der Herr Prediger die Hand auf meine Schultern und sagte: „Eigentlich wollte ich bei keinem einkehren in dieser gottlosen Stadt; aber Sie sind eine rechtschaffene, eine solide Frau, Frau Obristin, zu Ihnen komme ich, bis ich mir ein Quartier gemiethet habe.“ Na den Herrn Prediger sollen Sie kennen lernen, wenn Sie mir die Ehre erzeigen, auf eine Schaale Kaffee. In seiner Jugend hat er in Leipzig studirt, da haben wir geplaudert von — Ich sage Ihnen ein charmanter Mann.“

Der Kriegsrath seufzte: „Ach Leipzig! Sie wissen nicht was mich das gekostet hat.“

„Ja 's ist ein theures Pflaster, und gar in der Messe. Na, das freut mich aber, daß Herr Kriegsrath auch dawaren.“

„Mich gar nicht, liebe Frau Obristin, sagte der Kriegsrath, der gemüthlich seine Pfeife ausklopfte. Es kostet mich meine Carriere. Ich ließ mich, da ich in Halle studirte, verführen, mit andern meiner ältern Commilitonen, einmal nach Leipzig hinüber zu reiten. Nur einen Tag; am nächsten kehrten wir zurück. Als mein Vater es erfuhr, bekam ich einen Brief. Das war ein Brief, nicht mit Dinte, mit Feuer geschrieben und Pech und Schwefel darauf! Der verlorne Sohn in der Bibel wird keinen solchen

Brief erhalten haben, sonst wäre er nicht verloren gegangen. Ich mußte auf der Stelle zurück. Da standen schon die Pedelle, vom Rector geschickt, und brachten mich auf die Post, und der Herr Postverwalter hatte mir einen Platz bestellt, neben dem Schirmeister, daß er auf mich Acht habe. Und als ich nun ins älterliche Haus kam! Meine arme Mutter in Thränen und meine Schwestern! Acht Tage ward ich in eine Kammer gesperrt, fast bei Wasser und Brod und mußte die Psalmen auswendig lernen. Aber das war noch gar nichts dagegen, wie mein Vater mir da am achten Tage selbst die Thür öffnete, und mich so mit unterschlagenen Armen ansah, ein Blick, daß mir das Herz im Leibe zu Stein ward, und mir ankündigte, daß es nun mit meinem Studiren aus sei. Nun versuche, Du ungerathener Sohn, sprach er, ob Du durch dein ferneres Leben es wieder gut machen kannst, daß Du Deines Vaters Schweiß und Deiner Mutter und Schwester saure Händearbeit zu solchen Extravaganzen vergeudet hast. Der Bauerwagen stand vor der Thür, der mich in eine kleine Stadt brachte, wo ich als unterster Schreiber in einer Packkammer meine neue Carriere anfangen mußte. Sehn Sie, das kostet mich Leipzig!"

Die Kriegsräthin war erstaunt, aber nicht ganz unzufrieden, daß ihr Mann durch die Obristin zu solchen vertraulichen Mittheilungen sich hinreißen ließ. Diese machte ihm ein Compliment: „wer weiß, wozu es gut gewesen. Die Studirten kämen oft

nicht weiter, und wer klein anfinge, der hörte oft groß auf.“

„Mein Vater war ein strenger Mann, aber ein braver Mann, und er hatte Recht, sagte der Kriegsrath. Denn meine Eltern mußten sich's schwer verdienen, daß sie nur durchkamen. Und was hatte ich in Leipzig zu suchen!“

Das gefiel der Kriegsräthin wieder nicht, daß er zu erzählen anfing, wie knapp es in seinem älterlichen Hause zugegangen. Die Obristin horchte aber sehr theilnehmend.

„Lieber Herr Kriegsrath, wir müssen uns Alle durch's Leben schlagen, Einer so, der Andere so. Und nicht Jedermann, der ein Sonntagskleid anhat, hat darum einen Braten auf dem Tisch, ja ich weiß Manchen im Seidenkleid, der oft nicht satt zu essen hat. Und was kosten die Kinder den Eltern! Erziehen muß man sie, anziehen doch auch, daß sie uns nicht zur Schande 'rumlaufen, und wenn sie wachsen, was haben sie für einen Appetit. Ich weiß manchen königlichen Herrn Geheimerath, der einen Livreebedienten hat — und er muß ihn haben — und fährt in seidenen Strümpfen aus, aber Sonnabends, wenn die Köchin auf den Markt soll, da kratzen sie aus allen Schubladen die Groschen. Und, lieber Gott, die jungen Demoiselles will man doch auch verheirathen. Da müssen die lieben Eltern sie auf die Bälle führen, daß die Mannspersonen sie zu sehen kriegen; denn die Katze im Sack will keiner mehr

kaufen. Das kostet auch Geld. Und das Ballkleid und die Blumen und Schleifen. Lumpig will man das Fleisch von seinem Fleische auch nicht gehn lassen. Und beißt ein junger Herr an, da muß man Gesellschaften geben, Spazierfahrten, wieder neue Kleider. Kostet alles Geld. Und dann kommen die Verwandten, und erkundigen sich unter der Hand nach der Aussteuer und Mitgift. Nu bitt ich Sie, von seinen achthundert Thalern, oder zwölfhundert Thalern, oder kommts hoch fünfzehnhundert, soll er eine Mitgift gespart haben! Ein guter Vater muß ja alle seine Kinder ernähren. Und nun heirathen sie sich. Pure Liebe heißt es. O ja, aber Schmalhans ist Küchenmeister. Und nun kommen Kinder, e ins übers andere, und wollen getauft sein. Da kommt die junge Frau zur Frau Mama und weint ihr das Herz voll, und die Frau Mama weint dem Vater das Herz voll. Geld soll er schaffen. Ja woven! Die andern Töchter sind auch 'ran gewachsen. Die haben auch Sponsaden, möchten auch unter die Haube. 'Ne Haube kostet noch nicht alle Welt, aber das andre. Na, ich sage doch, ein Vater mit vielen Töchtern und 'nem knappen Einkommen, das ist erschrecklich. Da ist doch besser, er bringt sie unter, gute Menschenherzen schlagen überall, und wer weiß, was den Kindern da blüht, daß der Vater nicht mehr nöthig hat für sie zu sorgen. 'S ist manche vornehm geworden, und hat ein schönes Sort gemacht, und 'am Ende sich noch sehr anständig verheirathet, die ihr

Leben lang 'ne alte Jungfer geblieben wäre, wenn ſie nicht aus ihres Vaters Hauſe kam."

Der letzte Theil ihrer Rede wurde wohl überhört, denn die jungen Mädchen kamen jetzt zurück. Sie hatten unter ſich ausgemacht, nichts von dem Abenteuer zu erwähnen. Jülli und Karoline ſprangen als wäre nichts vorgefallen, Adelheid ging langſamer und bückte ſich oft. Schlug ihr das Gewiſſen, daß ſie etwas nicht Erlaubtes gethan, oder daß ſie darauf eingegangen, es zu verſchweigen? Die Aufforderung, für das Abendeſſen zu ſorgen, war ihr willkommen. Im Hauſe ſchlüpfte ſie raſch in die dunkle Hinterkammer und ſetzte den Fuß auf den Schemel, um mit einigen Flachsfäden aus dem Spinnrocken den Strumpf feſt zu binden. War es die alte Wanduhr oder ihr Herz, das ſo laut ſchlug? Ein beiſeres Gelächter ſchallte plötzlich hinter ihr. Die Alte hatte ſich aufgerichtet, und ſtierte ſie mit dem unheimlichen Geſichtsausdruck an: „Verloren — Strumpfband verloren! — hi! hi! hi! Das bedeutet was. — Der's fand, wird ſich freuen. Hi, hi, hi!" — Das junge Mädchen floh, wie vor dem Spottgeſang böſer Geiſter.

Die Satte mit dicker Milch fand kein ſo frohes Publikum um ſich verſammelt als der Milchreis zu Mittag. Die Kinder waren müde, die jungen Mädchen in Gedanken, die Aelteren hatten ſich ausgeſprochen. Alle drückte die Schwüle des Tages, der zum Abend geworden.

Aus dem Kruge ſchallte Tanzmuſik. Reiter galloppirten auf dem Fahrwege heran, es waren Gensd'armerieofficiere. Sie hielten plötzlich an, und lorgnirten die Geſellſchaft. Mit einem häßlichen Gelächter gab der eine ein Zeichen. Die Frauen ſchrien, ſie glaubten, die Reiter wollten den Tiſch umreiten; ſie ritten nur um den Tiſch, einer hinter dem andern im Kreiſe, oft ſo nahe, daß die Pferde die Stuhllehnen berührten. Die Kriegsräthin ward blaß vor Schreck, der Kriegsrath vor Unwillen, die jungen Mädchen ſenkten die Köpfe, die Kinder waren ängſtlich vor den Pferden. Die Obriſtin faßte den Arm des Kriegsraths unter dem Tiſch, und flüſterte ihm zu: „es ſind junge Leute.“ Die jungen Leute aber beugten ſich ſeltſam im Sattel, ſie warfen Kußhände zu mit den Fingern, mit beiden Händen, ſie miauten, ſchnalzten, krähten. Endlich waren ſie wie der Sturmwind verſchwunden, nachdem ſie ein: „Auf Wiederſehn, allerliebſte Engelchen!“ der Geſellſchaft zugerufen.

Der Schemel hinter ihm fiel auf die Erde, als der Kriegsrath aufſprang und der Aufbruch war damit gemacht. „Gerechter Gott! rief er, den Stock auf die Erde ſtampfend, wann wird das endlich mal ein Ende nehmen! Giebts denn keinen Fleck auf der Erde, wo man ſeine Töchter ruhig hinführen kann! Giebts denn Niemand, der dem Könige das ſagt, denn er iſt gütig und gerecht.“

Die Frau Kriegsräthin wehrte ſtill die Obriſtin ab, die beruhigende Worte auf der Lippe hatte, von

Jugend und Tugend. „Um Gottes Willen, Frau Obriſtin, jetzt keine Sylbe, ſonſt bricht es los.“

Es ſchien aber ſchon jetzt loszubrechen, wenn auch nicht in Worten, als er den Hut aufſtülpte, den Rock zuknöpfte und rief: „Nun, marſch nach Haus!“

Wir ſehn die Familie auf dem Marſche. Es hatte jeder ſeine eignen Gedanken, darum war es heut Abend ſo ſtill als es an manchem laut geweſen. Vergnügt war eigentlich nur die Kriegsräthin. Sie baute Schlöſſer in die Zukunft, und war ihr Wunſch nicht erfüllt, als ihr Mann der Obriſtin die Hand gedrückt und geſagt hatte: „Sie ſind eine brave und praktiſche Frau. Ich freue mich, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben.“ Eigentlich war das etwas unſchicklich zu einer ſo vornehmen Frau geſprochen, aber ſie hatte es nicht übel genommen. Sie hatte die Hoffnung auf nähere Bekanntſchaft ausgeſprochen, aber nicht in der ordinairen Weiſe, daß ſie gleich zum Kaffee gebeten, ſondern ſie hatte geſagt, das würde ſich ja ſchon alles finden und der liebe Gott es fügen, daß die zuſammen kämen, die zuſammen gehörten. Aber beim Abſchied — denn ſie wollte noch am Krug vorfahren und einen Blick hinein thun, weil ſie Freunde ihres Mannes unter den Officieren zu ſehen geglaubt — hatte ſie noch von dem rothen Umſchlagetuch aus Malaya ein Wort fallen laſſen, und daß ſie nur wünſche, daß die Mamſell Adelheid es einmal um die Schultern nehme. Das Tuch

würde ihr doppelt lieb ſein, wenn es dem engliſchen Kinde gut ſtände.

Der Weg ward ſo ſchwer, die Luft ſo drückend. Die Kinder waren müde. Nur der Kriegsrath ſchritt ſtramm voran. Da ging ein Lüftchen durch die Ulmen, aber kein erfriſchendes, es war der Vorbote eines nahenden Sturmes. Vom Templower Berge kamen dicke Gewitterwolken. „Wenn uns das noch träfe!“ ſagte die Kriegsräthin. Es fielen die erſten Tropfen, einzelne, aber ſehr ſchwere. „Herr Jeſus, Mann, ob's nicht beſſer wäre, wenn wir umkehren ins Dorf? Die Stadt erreichen wir nicht mehr.“ — Der Kriegsrath wies ſchweigend mit dem Stock zurück: „Ich kehre nicht um.“ Hinter ihnen war die dunkle Wetterwand aufgeſtiegen, von Blitzen ſchon durchzuckt und am ſternenflimmernden Horizont näherte ſich die Wand den beiden Wolken. „Wenn das zuſammenſtößt!“ — „Wenn das uns träfe.“ — „Es trifft uns ſchon!“ Der erſte Donner rollte dumpf über die Fläche. Der zweite, dritte war ſchon näher. Jetzt tröpfelte es nicht mehr, es praſſelte. „Unter die Bäume! Dicht unter die Bäume!“ rief die Mutter. Die Bäume halfen wenig, und bald hatten ſie die letzte der breitwipfligen Ulmen erreicht, von wo ab das freie, weite Blachfeld vor ihnen lag, und kein Schutz vor dem Regen, der nicht mehr ſtrömte, es ſchoß und goß.

Sie ſtanden unter der letzten Ulme, die dicht um ihren Stamm noch ein Wetterdach vor dem Wolkenbruch von oben gewährte, aber nicht vor dem Regen,

den der Wind heranſchlug. Sie ſtanden auf den vom Erdreich losgeſpülten Wurzeln, um nicht im puren Waſſer zu ſtehen, das ſchon über den Boden wallte; Jette hatte ſich im Gehen Strümpfe und Schuhe abgeſtreift, ihr Sonntagszeug nicht zu verderben. Die Frauen ſchürzten ihre Kleider; ſchickte es ſich aber auch für ſie, die Schuhe auszuziehen? — „Die Kinder aufgenommen!“ rief der Vater. Jette hatte den Kleinſten auf die Schulter gepackt, Adelheid dafür den von ländlichen Einkäufen ſchweren Korb aufgenommen. Der Vater wollte die Clara aufheben, das Waſſer, das aus ſeinem dreieckigen Hute, wie aus einer Rinne goß, überſchüttete das Kind. Das dritte nahmen ſie zwiſchen ſich.

Es waren furchtbare Minuten. Das Waſſer klatſchte, mit blauen Blitzſtrahlen gemiſcht, auf die Erde, vor ihnen nur ein wellender Spiegel vom Winde gepeitſcht. Ein Todtenſchweigen, nur durch das Gewimmer der Mutter einmal unterbrochen: „Und alles das, um acht Groſchen zu ſparen. Du rechneſt auch nicht, was die verdorbenen Kleider werth ſind!“ Die Antwort des Vaters übertäubte ein Aufſchrei aus Aller Munde. Der Regen von den höher gelegenen Feldern zur Rechten ergoß ſich in einen Graben, der in der Regel ganz trocken und verſchüttet iſt. Das aufſchwellende Waſſer brach den Damm und wühlte, ein breiter Bach, den Fußſteg auf, dicht vor der Ulme, und ein immer tieferer und rauſchender Strom ſchnitt der Familie den Weg nach der Stadt ab.

„Seht nicht in die Blitze, das verdirbt die Augen!“ rief der Vater. „Wenn's nur nicht ſo gräßlich donnerte! jammerte die Magd. Und unſre beſten Sonntagskleider ſind hin!“ — „Uns erwartet ein trocknes Haus und warme Betten, ſagte der Vater. Denk Dir unſre armen Soldaten im Kriege, die haben kein Haus und keinen Mantel.“ — „Aber ihre Monturen muß der König bezahlen, entgegnete die Kriegsräthin. Wer bezahlt der Adelheid das neue Kleid. Und wenn ſie's Fieber kriegt!“ — „O Gott, wir gehn Alle unter, ſchluchzte wieder die Magd, als ein ſtärkſter Donnerſchlag dicht über der Erde hinzurollen ſchien. Wär' ich doch nie in den Dienſt gegangen!“

Da ſchien das ſtärkſte Gewitter ſich entladen zu haben. Die zuſammengekeilten Wolken brachen. Es rauſchte noch vom Himmel und er ſchien ſein blaues Licht niederzugießen, aber man hörte auch ſchon wieder die Bäume rauſchen und der Donner ward dumpfer. Man hörte auch einen Wagen. Die Pferde ſtampften im Waſſer. Es war die Obriſtin mit ihren Nichten. Ein heller lang andauernder Blitz — ein Schrei der Freude und des Schreckens.

Hätte die Frau Kriegsräthin doch mögen in die Erde verſinken, als der Kutſcher hielt. Ach es war weder Zeit, ſich zu ſchämen, noch Toilette zu machen. Die gute Obriſtin hätte ſo gern Alle mitgenommen! Was an Platz war in der Kutſche, ſie ſollten nur commandiren; die Kleinen wollten ſie ſchon auf den

Schooß nehmen. „Mann, um Gottes Willen, Du wirſt doch nicht jetzt Bedenklichkeiten machen!“ Hinſichts der drei Kinder machte er auch keine, ſie waren raſch hineingehoben. Aber wer ſollte den leeren Eckplatz einnehmen! Die Kriegsräthin hätte ſich ja nimmermehr hineingedrängt. Sie war ſo ſtark und naß, und in ſolchem Aufzuge! „Väterchen Du,“ rief Adelheid. Konnte er Mutter und Tochter allein in Nacht und Regen laſſen! „Kommen Sie, Adelheidchen, Sie verkälten ſich ja ganz die Füßchen, rief die Obriſtin. Wenn für die Kinder geſorgt iſt, für die Eltern ſorgt der liebe Gott.“ Der Kutſcher entſchied in letzter Inſtanz über alle Bedenklichkeiten. Er ließ mit einem Donnerwetter, wenn's nicht bald würde! die Peitſche knallen, und ich glaube, er hätte ſein Wort gehalten.

Dreizehntes Kapitel.

Wie es im Hauſe ausſieht.

Weshalb der Kriegsrath endlich nachgab, war, daß er in der Ferne die Gensd'armerieofficiere galloppiren hörte. Aber die Wagenthür klappte noch in der Luft, ſie hatten ſich noch keinen Abſchied zugerufen, als die Räder ſchon durch den fluthenden Giesbach rollten.

Entweder wollte er die Wagenthür zuſchlagen, oder war es, um ſeiner Tochter Anweiſungen zu geben, weshalb der Vater nachſtürzte. „Der Herr Kriegsrath ertrinken!“ ſchrie die Jette, aus der Kutſche wehten ſie, er möge zurückbleiben.

„An den Tag werden wir lange denken!“ entfuhr es dem Kriegsrath. Seine Frau drückte verſtohlen ſeine Hand, er drückte ſie wieder. „Und Mamſell Adelheid werden auch bald warm werden, tröſtete die Jette, ſie ſitzen ſo eng zuſammen.“

Die Officiere ritten vorüber ohne von der Familie Notiz zu nehmen. Das Waſſer war ſchon im Ablaufen und man verſuchte die Paſſage. Sie gelang

endlich nach der richtigen strategiſchen Maaßregel, daß ein Fluß leichter an der Quelle als am Ausſtrömen zu forciren iſt. Forcirt mußte er aber doch werden; und man verſank nicht allein im Moor und Waſſer, ſondern auch im trocknen Sande, da ein Platzregen in ſandigen Gegenden das Eigene hat, daß er nur die Oberfläche durchnäßt.

Die Sterne ſchienen wieder auf einen langen und ſauren Weg. Der Kriegsrath ging, Arme und Stock auf dem Rücken, vorauf, er ſchien in die Sterne zu ſehen.

Auf dem Berge erwartete er Frau und Magd. Sie gingen eine Weile neben einander, ohne zu ſprechen; ihre Gedanken ſchienen ſich zu begegnen: „Wir kennen ſie eigentlich nicht.“ — „Wenn Du nur gefragt hätteſt, wo ſie wohnt? ſagte nach einer Pauſe die Frau. Aber die Adelheid weiß, wo wir wohnen, und ſie iſt ja kein Kind mehr.“

Eine neue Pauſe. Sie näherten ſich ſchon dem Thore: „Wenn wir ſie nun nicht zu Hauſe finden!“

Die Kriegsräthin hatte keine Antwort darauf. Es preßte ſie etwas auf der Bruſt. Sie ſtrengte ſich an mit ihrem Manne Schritt zu halten. Da mußte am Thor noch die Schildwacht ihnen Stillſtand gebieten und der Thorſchreiber den Korb der Kette unterſuchen. Der Kriegsrath mußte ſeine Börſe ziehen, um einige Groſchen Acciſe zu zahlen, und die Sohlen brannten ihnen unter den Füßen. Selbſt über den ſchönen Stern in der Mitte des Platzes, der ſeine

Stockholm ſelbſt theilt ſich ſehr natürlich durch dieſe Waſſerſcheide in drei Städte, in das eigentliche Stockholm auf der Inſel, von den Armen des Mälar und der See gebildet, in die ſüdliche Stadt, Södre, und die nördliche, Nordre. Jene, Södre, iſt die ältere, ſie erhebt ſich ziemlich jäh auf den Uferfelſen des Landſee's und der Salzſee, und erſtreckt ſich weit nach dem Lande und nach der See zu. Die ſteinernen Straßen laufen hier ſteil auf; zur Communication ſind oft Treppen angebracht zwiſchen den Nebengäßchen. Sie war früher bewohnter als jetzt. Nach der Waſſerſeite zu erſcheinen die hohen Mauern wie zu Palläſten oder Kaſtellen zu gehören, auf der entgegengeſetzten Bergſeite ſind es oft nur einſtöckige Häuſer. Aus allen nördlichen Fenſtern von jener hat man eine herrliche Ausſicht auf das Waſſer, die Inſelſtadt und die jenſeitigen Ufer. Einen entzückenden Punkt bildet hier die ſogenannte Moſebacke, ein hoher Ufergarten, deſſen künſtliche Terraſſen aus den Dächern der Südſtadt hervorragen. Von hier aus nimmt man am liebſten Anſichten von Stockholm auf — ein großes Panoramenbild, aber die Gegenſtände noch in keiner verſchwimmenden Ferne.

Wir

Strahlen von großen und kleinen Pflastersteinen ausgießt, eilten sie, ohne einen Blick dahin zu werfen, was der Jette unbegreiflich schien, denn es war doch die größte Merkwürdigkeit von Berlin, die jeder Handwerksbursche gesehen haben mußte; sonst war er nicht in Berlin gewesen.

Der schöne Stern ist längst verschwunden. Auf seinem Kernpunkt steht die Friedensgöttin, die man aufgerichtet, als der Friede anfing aufzuhören. Auf einer spitzen Säule flattert sie in der Luft, wie der Vogel, der mit einem Fuß auf der Dachfirste Poste gefaßt, und sich umschaut, ob es drüben geheuer ist.

Die große Friedrichsstraße war ihnen nie so lang vorgekommen; und doch eilten sie, daß der Kriegsräthin der Athem verging. Die Jette dachte mit dem schweren Korb: Ich bin doch auch ein Mensch! — An den Fenstern zählten sie die Lichter. Würden sie ihre Wohnung dunkel finden? Wenn's um diese Ecke, das Haus da, hell ist, sagte sich die Mutter, dann finden wir's auch bei uns hell. Einmal war es dunkel, dann wieder hell. Man muß an ein Orakel nicht zu oft dieselbe Frage stellen. Der Vater dachte an die Schwalben, die Schüsse gehört und Brannstgeruch gerochen, und mit gestreckten Flügeln schießen, ob sie ihr Nest noch finden. Aber er hatte keinen Schuß gehört, und keinen Brannstgeruch empfunden. Die Frau Kriegsräthin beruhigte sich auch: wie schrecklich hatte nicht die Obristin die Angst und das Un-

glück der armen Eltern gemalt, denen die Seiltänzer ihre Kinder ſtehlen.

Beide ſagten ſich, ſie wären beruhigt, aber beider Herz klopfte, daß jeder das des andern hätte können ſchlagen hören, als ſie um die letzte Ecke zum Gens-d'armenmarkt bogen. — Zwei Herzen und ein Schlag, ein freudiges Ah! Ihre Fenſter waren hell, ſehr hell. — Die Hausthür offen. Die Magd des Wirthes kam ihnen entgegen: „Na Gott ſei Dank, daß Sie da ſind. Die Mamſell und die Kinder haben ſich ſchon zu Tode geängſtigt.“ — Auf der halben Treppe ſprang ihnen Adelheid entgegen: „Ach, mein lieber Vater, meine liebe Mutter! Gott ſei Dank.“ — Der Vater drückte ſie an ſeine Bruſt, die Mutter riß ſie an ſich. „Ach und ihr ſeid ganz durchnäßt. Schnell, ſchnell, oben liegt Alles ſchon bereit.“ Die Kleinen waren ſchon umgezogen in trocknen Kleidern. „Das hat alles die Adelheid gethan!“ — „Nicht alles, Mütterchen, die Jülli und die Karoline halfen, ach und die gute Frau Obriſtin hat für uns geſorgt, wie eine Mutter.“

„Hat Euch im Wagen hergebracht?“

„Und war auch ſo naß und müde von der Reiſe. Aber Gott bewahre! Anvertrautes Gut muß man eher zurückliefern, als man an ſeines denkt, ſagte ſie. Und Euer Vater iſt ein guter Diener ſeines Königs. Und der König geht vor allem, und heut iſt ſein Geburtstag. Denkt Euch, als wir ausgeſtiegen waren, wollte ſie die Kutſche zurückſchicken, um Euch holen

zu laſſen. Aber der Kutſcher war ein garſtiger Menſch. Er fluchte, um ſolches Rackerzeug ſollte er auch wohl noch ſeine Pferde ruiniren. Die gute Obriſtin wurde ganz erſchrocken, und ſteckte ihm noch Geld zu, daß er nur ruhig wäre, denn es wäre ja des Königs Geburtstag und darauf ſolle er trinken."

„Unverſchämtes Volk!" rief der Kriegsrath, ſeinen Stock erhebend.

„O, das iſt noch nicht Alles, ſagte Adelheid, kommt nur herein und ſeht!"

Sie traten in das helle Zimmer. Eine Punſchbowle dampfte über einem Kohlenbecken.

„Das hat alles die Obriſtin für Euch beſorgt, damit Euch die Erkältung nichts ſchadet. Die Karoline mußte ſelbſt zum Kaufmann, die Citronen und den Rum kaufen, und die Guſtel unten kochte das Waſſer, und dann erſt gingen ſie, und wollten nicht bleiben, um Euch nicht zu ſtören. Und ſo herzliche Grüße haben ſie mir aufgetragen, daß ich ſie gar nicht beſtellen kann."

Mann und Frau ſaßen noch um Mitternacht am Tiſch ſich gegenüber, der Kriegsrath in ſeinem geblümten Schlafrock und Pantoffeln, die Kriegsräthin in ihrer Dormeuſe. Die Kinder waren längſt im Bett, die Bowle bis auf einen kleinen Reſt geleert. Den goß der Kriegsrath, redlich theilend, in die Gläſer: „Es wird zu viel, Alter!" ſagte die Frau.

„Wir müſſen doch auf ihre Geſundheit anſtoßen!"

Der Mann ſetzte die Pfeife fort.

„Mann, da ſieht man, wie man ſich täuſchen kann.“

„Aber 's iſt gut, wenn man's wieder gut machen kann.“

Gläſer mit Punſch klingen nicht ſo hell wie mit Wein, aber die Herzen klangen. Der Kriegsrath ging ſehr vergnügt, aber nicht ſo kerzengrad wie am Tage, nach ſeinem Bett. Die Kriegsräthin leerte noch den Reſt ihres Glaſes im Stillen. Sie trank auf das Glück ihrer Familie und auf die Ausſichten, die ſich mit einem Male ihr ſo reich und wunderbar eröffneten. „Uns kommt alles unverhofft!“ ſagte ſie und wiſchte eine Thräne der Rührung aus dem Auge. Im Bette hatten die Eheleute ſich beſprechen wollen, was ſie thun müßten, um es der Obriſtin zu vergelten. Es hatten ſich darüber Anſichtsverſchiedenheiten gezeigt, die in Güte beigelegt werden ſollten, aber man hörte bald nur eine vollkommene Harmonie — im Schnarchen.

Die Gefühle der Dankbarkeit waren am andern Morgen nicht erloſchen, aber etwas abgekühlt. Geſtern wollte der Kriegsrath, ſobald er aufgeſtanden, der Obriſtin ſeine Aufwartung machen. Heute fand die Frau, daß eine Viſite ſo früh am Tage bei einer vornehmen Dame ſich nicht ſchicke. Der Mann aber dachte, daß er ja ins Bureau müſſe, und Herrendienſt geht ſogar dem Gottesdienſt vor, ſagen die Geſchäftsmänner. Es war aber noch ein Grund, weshalb es nicht ging; ſie wußten ja nicht, wo die Obriſtin wohnte. Wohnungsanzeiger gab es noch

nicht. Der Kriegsrath wollte ſich im Bureau danach erkundigen.

Der Kriegsrath kam heute ſpät nach Hauſe. Seine Nachforſchungen nach der Obriſtin waren nicht glücklich geweſen. Man glaubt wohl den Namen gehört zu haben, wußte aber nichts Gewiſſes. Uebrigens hatte das nichts Auffallendes, denn es hielten ſich jetzt viele vornehme Familien aus der Fremde in Berlin auf. Da wäre eine ruſſiſche Fürſtin hier, und Damen und Herren vom höchſten Stande aus Frankreich und England, von denen man wohl wiſſe, daß ſie andere Namen führten, als ihnen zukämen, aber die Polizei kümmere ſich nicht um ihr Incognito, oder drücke ein Auge zu, weil ſie mit dem Hofe und den Miniſtern ins Geheim verkehrten, damit andre Mächte nicht aufmerkſam würden, und plötzlich würde aus einem oder dem andern, der in einer Winkelgaſſe wohnt, der außerordentliche Ambaſſadeur eines hohen Potentaten. Denn ganz Europa blicke jetzt erwartungsvoll auf Preußen, „und wie es ſich jetzt entſcheidet, das giebt den Ausſchlag.“

Die Kriegsräthin hatte mit ſichtlicher Ungeduld, ihm auch etwas mitzutheilen, zugehört, aber die Nachricht ſchien ſie einzuſchüchtern: „Ach Gott, das wäre ja viel zu vornehm für uns!“

„Die Allervornehmſten ſind oft die Allerunglückſeligſten.“

„Ja, und das war ſie, brach es heraus, ihr Geſicht ſtrahlte von Freude. Männchen, wir ſind

glücklicher gewesen als Du. Als wir eben dasaßen, die Adelheid und ich, und überlegten, was wir anziehen sollten, wenn wir sie besuchten, klingelte es, und wer trat ein? — Sie selbst. Wir waren beide, daß wir uns nicht sehen lassen konnten, aber sie sagte, sie müßte uns sehen, und sie hätte die ganze Nacht keine Ruhe gehabt, ob's uns auch bekommen wäre? Ich sage Dir, nein, es war eine Liebenswürdigkeit, als wenn wir alte Freunde wären."

„Da seid Ihr gewiß schon heut zum Kaffee invitirt!"

„Nein, das bedauerte sie eben so sehr, daß sie uns in den ersten Tagen nicht bei sich sehen könnte, denn sie hätte das Haus voll Unruhe gefunden. Nichts wäre gemacht, wie sie's bestellt und sie müßte Tapeten runter reißen lassen und Gott weiß was."

„Aber wo wohnt sie?"

„Wir sollen's gar nicht jetzt wissen, bis sie in Ordnung ist. Aber bei uns wird sie ein Mal ansprechen und mit 'ner Tasse Kaffee verlieb nehmen. Doch ganz unter uns, wie wir sind, ohne Umstände, und wir sollten Niemand dazu bitten. Oder sie wird auch mal vorfahren und anfragen, ob Einer von uns mit ihnen spazieren fahren will? Alter, weißt Du, sie meint, Du säßest zu viel, Du müßtest Dir mehr Bewegung machen. Solche gute Staatsdiener wie Du, müßten sich ihrem Könige erhalten, das wäre ihre Pflicht und Schuldigkeit, und sie hätte so viel zu Deinem Lobe gehört, was sie in der Seele erfreut,

und ſie wiſſe auch ſchon, daß Dein Avancement vor der Thür ſteht.“

„Da hat ſie zu viel gehört, unterbrach der Kriegsrath und ging auf und ab. Damit iſt es vorbei. Ich hörte —“

„Hat ſie auch gehört, Du ſollſt Dir aber keine grauen Haare darum wachſen laſſen. Ein vornehmer Graf aus Schwaben oder Schweiz, oder was er iſt, der möchte den Geheimrath Lupinus aus der Patſche ziehen, und es ſoll ihm ſchon gelungen ſein, daß er die andern Gefangenen dazu rum gekriegt, eine Schrift zu unterſchreiben, daß ſie ſchuld wären und nicht er.“

„Die Frau Obriſtin weiß ſehr viel.“

„Aber wenn's mit dem einen Poſten nicht wäre, ſo wär's ein anderer, und wenn's nicht ſo, ginge es ſo. Und wenn ein vornehmer Herr einmal ſich was in den Kopf geſetzt, da ließe er nicht nach, bis er's durchgeſetzt. Aber Du thäteſt doch nicht recht, daß Du Dich gar nicht um Connexionen bekümmerteſt, denn die Welt wäre nun mal ſo, die gebratenen Tauben kämen uns nicht in den Mund geflogen, und Connexionen und Freundſchaften machten am Ende Alles. Eine Hand wäſcht die andere und eine Hand drückt der andern das Auge zu, ſagte ſie. Und wenn Du nur wollteſt, ſo würde ſie Dir Connexionen verſchaffen, daß Du Dich wundern ſollteſt, denn ſie kennt viele Herren vom Hofe, die bei ihr aus- und eingehen, und jeder hätte ſeine Schwächen, und wenn jeder dem andern ſeine aufmutzen wollte, wär's in

der Welt nicht zum Aushalten. Wir alle sollten brüderlich und christlich nur die guten Seiten der andern uns merken, dann wär's eine Welt voll Liebe und Freundschaft."

„Und im Grunde solls mir auch lieb sein," sagte der Ehemann, der nicht genau zugehört, von wegen seines Bruders in der Jägerstraße. „Die Brüder Lupinus lieben sich zwar nicht sehr, es wäre aber doch immer häßlich, wenn es hieße, daß ich ihn aus dem Dienst verdrängt. — Und wegen des Lehrers habe ich auch heut mit dem Herrn Geheimrath gesprochen. — Er ist ein junger Mann, aber wir sollten uns daran nicht stoßen, sagte der Geheimrath. Er kennt ihn seit Jahren, und er hilft ihm bei seiner Bibliothek. Ein Mann von admirablen Kenntnissen, und treibe grade das, was ein junges Mädchen braucht, um in den Gesellschaften nicht den Mund zuzuhalten. Und wir würden schon zufrieden sein. Er wird sich heute Nachmittag uns präsentiren."

Diese Erwartung gab in der stillen Häuslichkeit wieder einige Unruhe. Adelheid hatte die meiste Besorgniß, sie fürchtete das erste Examen, und daß sie der Lehrer doch gar zu dumm finden würde.

Die Unruhe nahm mit Verlauf des Tages zu. „Die Adelheid stellt sich wirklich vor, sagte die Mutter, als würde er sie mit dem Lineal auf die Finger klopfen."

Endlich klingelte es, kurz vor der Dämmerstunde, der Lehrer trat ein. Der Eindruck, den er auf den

Vater machte, war ein guter. Er hatte ſich einen excentriſchen jungen Mann gedacht, laut und viel ſprechend, wie ihm die jungen Männer von der Schule geſchildert worden, zu der er gehören ſollte. Aber er war von beſcheidenem, ernſtem, gehaltenem Weſen. An ſeinem Benehmen ſah man, daß er die Welt kannte. Seine Anrede war beſtimmt, feſt und kurz. Auch der Mutter mißfiel er nicht, aber die Frau Kriegsräthin glaubte ſich doch einem ſolchen bloßen Privatlehrer gegenüber ein Air geben zu müſſen, und ſie fragte ihn, womit er ſeine Lectionen anzufangen denke?

„Dazu gehört, daß ich meine künftige Schülerin kenne," entgegnete er, die Handſchuhe leicht in den Hut werfend, um den Stuhl einzunehmen, den der Vater ihm präſentirt.

Aber die Schülerin präſentirte ſich ſchon ſelbſt. Adelheid, die bei ſeinem Eintritt abwärts geſtanden, war unbefangen vorgetreten, und ohne die Vorſtellung der Mutter abzuwarten, ſprach ſie, ſich leicht neigend: „Ihre Schülerin iſt ſchon hier, ich bin es."

Die Mutter wunderte ſich über die plötzliche Dreiſtigkeit ihrer Tochter; aber ſie bemerkte, daß der Lehrer erſchrak. Er wich einen halben Schritt zurück und erröthete. Adelheid meinte ſpäter, die Mutter könne ſich wohl getäuſcht haben, da es ſchon anfing dunkel zu werden. Als die Jette das Licht gebracht, ſetzte man ſich, und Herr van Aſten ſchien ſo unbe-

fangen als beim Eintritt. Man ſprach über dies und jenes, Tagesereigniſſe und Naturerſcheinungen, man ward über die Stunden einig, über die Bedingungen war man es ſchon vorher durch den Geheimrath. Er hatte gar nicht examinirt und doch ſagte er beim Abſchied zur Mutter: er wiſſe nun genau, wo er anfangen ſolle. Adelheid nahm das Licht vom Tiſch und leuchtete ihm hinaus. Vom Treppengeländer aus wünſchte ſie ihm eine gute Nacht.

Die Mutter begriff ihre Tochter nicht; noch eben ſo bang und plötzlich ſo unbefangen. Adelheid erklärte, der Herr von Aſten komme ihr gar nicht wie ein Lehrer vor, ſondern wie ein gewöhnlicher Menſch. Er ſpräche ja ſo, daß ein Kind ihn verſtehen könnte. — Das aber grade machte die Mutter bedenklich, ob ihr Mann auch an den rechten gerathen. Sie hatte Achtung gegeben, ob er nicht ein Mal einen Dichter oder einen berühmten Schriftſteller citiren werde. Aber wenn ſie das Geſpräch darauf lenkte, brach er ab, oder vielmehr er lenkte es auf Dinge, die jedem geläufig, und wenn nicht, gab er ſolche Erklärungen davon, daß ſie jedem verſtändlich wurden. Ein Lehrer muß doch da ſein, um zu belehren, und doch wenigſtens zuweilen in ſchönen Redensarten ſprechen, dachte ſie, die nicht Jedermann verſteht, die aber ſo ſchön klingen, daß man neugierig wird und zum Lernen Luſt bekommt. Ihr Mann meinte, wenn die Stunden anfingen, werde er wohl gelehrter ſprechen. Die Kriegsräthin aber wollte ihre Freundin, die Obriſtin,

Wir ſahen hier bei heiterm Himmel und hellem Sonnenlicht die Stadt unter uns; die prächtigen, regelrechten Steinmaſſen, die rothen Dächer, die wimpelreichen Maſten der hundert Kauffahrer, die dicht an den ſchönen Quai's liegen, den Mälar links und rechts den weiten Meeresarm mit ſeinen Felſen- und Waldufern und den eleganten Villen dazwiſchen. Wir ſahen daſſelbe Schauſpiel bei einbrechendem Abende, wie ein Licht nach dem andern aus der immer dunkler werdenden Maſſe auftauchte, bis Tauſende von Sternen unter uns funkelten und ſelbſt die Lichter auf der See ſchaukelten. Wir ſahen es auch noch bei Mondenſchein und — Stockholm iſt eine ſchöne Stadt. Vom Katharinenkirchthurm, der auf einem der höchſten Punkte der Südſtadt liegt, hat man dieſelbe Ausſicht, nur höher, ausgebreiteter, die Gegend wird landkartenartiger. Ein Obelisk im Garten eines Arztes des Königs, gewährt noch öſtlicher einen ebenfalls eigenthümlichen Ueberblick der Gegend. Einheimiſche und Fremde beſuchen dieſen Punkt ſehr gern, und der gefällige Eigenthümer, Herr Duboſſ, macht ſich ein Vergnügen daraus, ſie herumzuführen.

Ueber die hölzerne Schleuſenbrücke kommt

bitten, einmal bei dem Unterricht zugegen zu ſein, um ihr aufrichtig zu ſagen, ob der neue Lehrer was tauge.

Nur über eins war ſie beruhigt. Bei dieſem Manne war für ihre Tochter keine Gefahr, auch wenn ſie einmal nicht in der Stunde zugegen wäre. Er war ja viel älter, als ſie gedacht und blaß und hatte auch einige Pockennarben, und tanzen konnte er gewiß nicht. Sie meinte, es ginge ihm wohl kümmerlich, obſchon ſie ſich entſann, daß er einen feinen Rock trug; und, um ihm etwas Gutes zu erzeigen, dachte ſie daran, ihm einen Freitiſch anzubieten.

„Das würde ſich nun nicht ſchicken," ſagte der Kriegsrath, der andern Tages von Erkundigungen heim kam, die er im Intereſſe ſeines Kindes eingezogen. Zuerſt hatten ihn die geſcheiteſten Leute verſichert, der Herr van Aſten wiſſe mehr als in tauſend Büchern ſteht, aber er habe den Tik, daß er das Sprichwort zu ſchanden machen wolle: der ſpricht ja wie ein Buch. Das wäre überhaupt jetzt Mode, daß die gelehrten Leute nicht merken laſſen wollten, daß ſie gelehrt wären.

Aber weit mehr verwunderte ſich die Kriegsräthin, als ſie erfuhr, Herr van Aſten habe einen angeſehenen Vater, den Principal des alten Handlungshauſes in der Spandauer Straße. Weil er jedoch zu der jungen äſthetiſchen Schule halte, die man Romantiker nennt, habe er ſich mit ſeinem Vater überworfen, und ſei aus deſſen Hauſe gezogen, und nehme keine Unter-

ſtützung von ihm an, ſondern er habe ſich vorgeſetzt, ſich ſelbſt fortzuhelfen. So knapp es ihm gehe, ſchlage er ſich durch, und es könne ihm Niemand etwas nachſagen, als daß er ſtolz ſei und Andere nicht in ſeine Angelegenheiten blicken laſſe.

Die Kriegsräthin ſah den jungen Mann ſchon ganz anders an, als er zur erſten Stunde kam. Er hatte neben dem feinen Rock auch ein feines Weſen. Nur gefiel es ihr auch heute nicht, daß er die Adelheit ſo viel ſprechen ließ und ſelbſt wenig ſprach. Sie nahm ſich vor, nachher ihre Tochter zu rügen, daß ſie ihre Unwiſſenheit ſo blos gegeben, aber wie war ſie verwundert, als van Aſten ſie beim Fortgehen verſicherte, daß Adelheit weit mehr aus ſich heraus wiſſe, als er geglaubt, und daß ſie ſich ſelbſt am beſten unterrichten werde. Der Lehrer brauche nur wenig hinzuzuthun.

Und wie unbefangen reichte ſie ihm beim Abſchied die Hand: „Auf Wiederſehn, Herr van Aſten.“ Das ſchien der Mutter gegen den Reſpect und nicht ſchicklich. Adelheit ſah ſie aber groß an: „Wenn ich ihm nun gut bin, ſoll es ſich nicht ſchicken, daß ich ihm die Hand ſchüttele?“

Die Stunden hatten ihren Fortgang und Adelheit reichte jedes Mal beim Abſchied dem Lehrer die Hand, als an einem ſchönen Tage die Obriſtin mit ihren Nichten vorfuhr, und die Mutter oder Adelheit aufforderte, mit ihnen einen kleinen Abſtecher in's Freie zu machen. Die Kriegsräthin entſchied auf der

Stelle für Adelheid. Mutter und Tochter wechſelten jetzt die Rollen, indem die letzte fragte, ob es ſich auch ſchicke, während die erſte ſagte, wenn ihre Tochter ein Vergnügen habe, ſei es als ob ſie ſelbſt es genoſſen, und was ſie denn für Bedenken haben könne?

Als Adelheid am Abend zurückkehrte, waren alle Bedenken verſchwunden. In der Aufregung der Freude floſſen ihre Lippen über. Liebenswürdiger konnten Nichten und Tante nicht ſein. Wie anmuthig war die Unterhaltung gefloſſen während der Spazierfahrt, wie raſch der Wagen dahin gerollt durch den Thiergarten. Als ſie nach Hauſe fuhren, hatten die Nichten ſie ſo dringend gebeten, einen Augenblick bei ihnen hinaufzuſpringen. Die Tante meinte, es ſei noch nicht alles eingerichtet. Aber die Nichten ſagten: „Ohne Tante, ſie muß doch dein rothes Shawl ſehen.“ Und oben die Zimmerchen, es war ſo niedlich und fein, wie ſie es nie geſehen, man fühlte den Fußboden nicht, ſolche weiche Decken lagen, und Sopha an allen Wänden, und ſchwere bunte Gardinen machten die Stuben dunkel, daß ſie vor der Zeit Licht anzünden mußten. Keine Talglichte, ſondern eine Lampe mit gedämpftem Glaſe, die an der Decke hing. Da hätte das Zimmer erſt wunderbar ſchön ausgeſehen. Leider war der Schlüſſel verlegt zum Kaſten, wo das rothe Tuch lag, und die Tante hatte gemeint, ſie müſſe es zuerſt ein Mal bei Tage ſehen, weil die Farben bei Licht ganz andere würden. Auch war ein Beſuch gerade eingetreten,

ein vornehmer Herr, vor dem es doch nicht ſchicklich war, Toilette zu machen. Der Herr hatte ihr zuerſt nicht ſehr gefallen, er war klein und hüftenlahm und ging an einem Stock, der ihm als Krücke diente. Auch ſein geröthetes Geſicht mit vielen Pickeln, war häßlich. Aber ſie hätte bald auch da eingeſehen, wie der Schein trügen kann. Er war ein Kammerherr vom Hofe, der Herr von St. Real, den ſie ſchon nennen gehört, der eine gelegentliche Vorfahrviſite bei der Obriſtin machte. Er war die Artigkeit ſelbſt gegen die Damen und auch gegen ſie. Er ſprach ſo fein und verbindlich, wie ſie noch keinen Herrn ſprechen gehört, und ſchien alles zu wiſſen, denn er lächelte fein zu allem, was ſie ſagte, und machte dann eine Bemerkung, woraus ſie ſah, daß er die Sache kannte. Sie hatte nie geglaubt, daß die vornehmen Herren ſo freundlich gegen Bürgerliche wären.

Er hatte ſich erkundigt, ob ſie Klavier ſpiele und ſingen könne, und was ihre Lecture ſei, was ſie zuerſt nicht verſtanden. Dann hätte er ihre Eltern ſehr gelobt, daß ſie ihr keine Romane in die Hände gäben, denn das ſei alles nicht wahr, was darin ſtehe, und verwirre die Phantaſie.

„Und denkt Euch, fuhr ſie auf, er kennt auch Herrn van Aſten! Denn er fragte, bei wem ich Unterricht hätte? Und als ich ihn nannte, ſagte er, er hätte von ihm gehört, daß er ein ſehr verſtändiger junger Mann wäre. Und den Beweis ſähe er jetzt vor Augen. Ich wurde roth. Aber er fuhr fort,

das Gute komme doch wohl nicht alles vom Lehrer, sondern das Beste von den Eltern. Ich war wie übergossen, als er Deinen Namen nannte, Väterchen, und in meiner Verlegenheit fragte ich ihn, ob er Dich denn kennte? Ich selbst habe nicht die Ehre, antwortete er, aber der Name ihres Herrn Vaters ist bei Hofe wohl bekannt und sehr gut angeschrieben."

Sie sprang auf, und fiel dem Vater um den Hals: „Väterchen, man kennt Dich bei Hofe!"

Die Mutter wischte eine Thräne aus dem Auge. Der Vater meinte, man müsse auch nicht alles glauben, was die Leute uns in's Gesicht sagen.

Nachher hatte sich der Kammerherr empfohlen, so höflich und fast respectvoll, daß sie sich wieder geschämt, denn gegen die Nichten war er gar nicht so fein. Er hoffe sie ein andermal wieder zu sehen, und die Christin hatte gesagt, das solle nächstens geschehen, auf eine Tasse Chocolate, wenn ihre Wohnung erst ganz in Ordnung sei, und darauf war sie mit dem Kammerherrn fortgefahren, in die Oper. Ein Bediente sollte Adelheid nach Hause bringen, aber die Nichten hätten es sich nicht nehmen lassen, sie selbst zu begleiten. Der Rückweg sei nun nicht so angenehm gewesen, denn sie wären oft angesprochen worden von unverschämten jungen Männern. Aber die Nichten hätten sie schön zurecht gewiesen: „Schämen Sie sich nicht, anständige Damen zu attaquiren!" Da hätten die Herren gelacht, aber die Nichten hätten sie um Gottes Willen gebeten, es der Tante nicht

wieder zu ſagen, denn ſie würde ſehr böſe ſein, weil ſie die Adelheid wie ihren Augapfel liebte, aber ſie hätten es ja auch nur gethan, weil ſie ſie noch mehr lieb hätten.

Die Adelheid hatte in ihrer Aufregung und ihrer Freude, daß ihr Vater bei Hofe bekannt ſei, das Haus und die Straße vergeſſen. So wußte man noch immer nicht, wo die Frau Obriſtin wohnte.

—Vierzehntes Kapitel.

Auch eine Idylle.

Der Minister saß in seiner Laube. Die Laube hatte die Aussicht auf den sehr großen Garten, von dem nur der kleinere Theil von Gärtners Hand in Blumenbeete und Weingelände geordnet war. Auf durchschnittnen Wiesen weideten Kühe mit Schweizergeläut.

Vor dem Minister stand ein Tisch mit Akten und Schreibzeug. Neben ihm saß die Frau Ministerin.

Der Minister saß in einer hellen linnenen Jacke, und groben Haus- oder Gartenschuhen. Das Aktenstück lag schon lange aufgeschlagen vor ihm, die Dinte in der Feder war eingetrocknet, und der Kanzleibote hinter der Laube wartete eine halbe Stunde auf die Unterschrift des Citissime — denn der Minister horchte, den Kopf im Arm, auf das Schweizergeläut.

Die Ministerin, in einem so einfachen Hauskleide, daß man sie für eine einfache Bürgerfrau gehalten hätte, wenn nicht ihre Haube mit Brüsseler Spitzen besetzt gewesen, und ein Mullumwurf den

bloßen Hals bedeckte, strickte eifrig. Sie strickte blau wollene Strümpfe, und erzog ihre Kleinen, die an der Laube spielten. Wenn sie sich mit Sand warfen, sollte sie den Streit schlichten, und doch dabei auch auf die älteste Tochter horchen, die auf ihrem Knie Voſſens Louise ihr vorlesen mußte. Das Kind kam mit den Hexametern selten zurecht und gähnte oft.

Der Minister richtete respirirend den Blick aufwärts nach den reifenden Trauben am Laubendach.

„Du hast wohl recht schwer zu arbeiten, sagte die Ministerin. Du solltest Dich schonen.“

„Mir war es eben, als wäre ich noch in Klarenz. So schwebten auch die Trauben von unsrer Veranda. Und dieser Wiesenhauch! Als wehte es von Fiesole her, und der Arno plätscherte unter mir.“

„Ich weiß nicht, ob mir nicht dieser Heugeruch lieber ist als der Duft der Orangen. Ist es überhaupt Recht, daß Du so oft dahin zurückdenkst? Solche Vergleiche stören die Heiterkeit der Seele. Wir sind doch ein Mal in diesem Lande, es ist auch hier schön, und wir sind zufrieden und glücklich, und —“

„Und, fiel er ein, ihr die Hand reichend:

Süße heilige Natur
Laß uns gehn auf deiner Spur,
Leite uns an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband.“

Die Ministerin accompagnirte die Stollbergschen Verse durch eine stumme Lippenbewegung, indem sie andächtig in die Luft schaute. Dann zählte sie die

Maſchen, ſie hatte eine verloren. Der Kanzleidiener räuſperte ſich umſonſt. Das Ehepaar war in ſein ſtilles Glück verſunken, und in Betrachtungen, warum Leopold Stollberg katholiſch geworden.

Die Frau Miniſterin wußte diesmal nicht, warum der Miniſter reſpirirend ſchwer den Blick nach den Trauben gerichtet; warum er das Citiſſime drei Mal durchleſen hatte, ohne zu wiſſen, was darin ſtand; warum er wie ein Träumer auf das Schweizergeläut hörte; kurz, warum er in der elegiſchen Stimmung war.

Vor einer Stunde hätte man ihn in ſeinem Arbeitszimmer in einer ganz andern gefunden. Eine Nachricht hatte ihn aus ſeiner Ruhe gebracht. Er hatte laut für ſich gerufen: „Dann iſt Alles aus! Dann gehn wir Alle unter!“ Er hatte — nach ſeinem Kammerdiener und Jäger geſchellt: „Anſpannen und Ankleiden!“ Er wollte an den Hof fahren, ſelbſt vor Majeſtät die dringendſten Vorſtellungen zu Füßen legen. Er hatte ſchon die Hofbeinkleider an und der Kammerdiener neſtelte die Schnallen, als er ihn wieder hinaus ſchickte; er wollte ſich einen Augenblick ausruhen. Auf das Sopha ſich niederlaſſend, löſte er unwillkührlich die Bundſchnalle. Es war ſo heiß! „Wozu ſich denn auch perſönlich den Aerger bereiten!“ Es wäre doch möglich, daß er mit dem Könige aneinander gerieth. Das fruchtet ja zu nichts! Er konnte ſchriftlich ſeine Gründe aufſetzen, warum der Mann, deſſen Name ihn ſo erſchreckt, nicht zum Miniſter tauge.

Er hatte wieder geklingelt, und der Kammerdiener ihn entkleiden müssen. „Und die Equipage, Excellenz?" — „Ausspannen!" Der Secretair hatte die Schreibmaterialien zurecht legen müssen, der beste und fertigste Copist in Bereitschaft stehen. Der Copist hatte eine Stunde mit eingetauchter Feder bereit gestanden, es standen aber erst zwei und eine halbe Zeile auf dem Conceptbogen.

Der Minister saß auch gar nicht mehr am Schreibtisch, er saß zurückgelehnt auf dem Sopha. „Entweder es ist, oder es ist nicht, dachte Seine Excellenz. Wenn es nicht ist, so ist es gut, wenn es ist, so ist es vielleicht auch gut, — gähnte er, von der Hitze im Zimmer übermannt — dann ist doch das Ende vom Liede, daß wir unsere Entlassung nehmen müssen." Weshalb sich für diese Eventualität noch mit einem schwierigen und kitzlichen Memoire befassen, es kann der Griff in ein Wespennest werden, und an stechenden Insecten fehlte es ohnedies nicht. Eine unverschämte Bremse schwirrte unermüdlich um seine heiße Stirn.

Der Secretair hatte sich lächelnd von der Thür, an der er gelauscht, an sein Pult begeben, und der Copist auch lächelnd seine Feder ausgewischt, als man den Minister endlich sah, mit dem Battisttuch sich Luft wehend, ins Freie begeben. Beim Durchgehen hatte er verordnet, die Akten ihm in die Laube zu tragen.

Die stille Scene glücklicher Häuslichkeit, in welcher die Sorgen von vorhin schon verschwunden

man in das eigentliche Stockholm, die alte Inſelſtadt, denn Holm heißt eine mit felſig feſtem Ufer aus Meer oder See auftauchende, in ſich abgeſchloſſene Inſel. Hier gleich rechts muß uns der breite, ſchöne Quai von Quaderſteinen erfreuen, an den ſich die Schiffsſchnäbel der Kauffahrer lehnen. Wie in einem Halbkreiſe belagert dieſe Kaufmannsflotte die ganze öſtliche Seite von Stockholm bis in die Gegend des Schloſſes. Die eigentlichen Straßen der Stadt ſind hoch, eng und winklig. Man ſieht die alt bürgerlich feudaliſtiſche Bauart. In manchen Gaſſen können ſich die Gegenüberwohnenden aus dem dritten Stockwerk die Hände reichen. Unten wird die enge Paſſage überdies durch Trödel- und Krämerhandlungen beengt. Dennoch ſtelle man ſich keine alterthümlichen Häuſer vor wie in einer Deutſchen Reichsſtadt. Was daſteht, verräth ſeinen jüngeren Urſprung, allein es ſind die alten, beſchränkten Fundamente, auf denen die ſpätern Geſchlechter ihre Häuſer, ebenſo wie ihre Vorfahren, hoch aufrichteten. In dieſer eigentlichen, alten Bürgerſtadt iſt die polizeiliche Eintheilung merkwürdig. Jedes Quartier, d. h. das Häuſerquarree, die lateiniſche insula der Pandecten,

ſchienen, hatte aber noch einen Beobachter. Der Geheimrath Bovillard ſtand unfern von dem Eingang der Laube, den Hut im Arm, und die Arme gekreuzt. Eine Pauſe benutzend, trat er mit einigem Geräuſch vor:

„Sie haben uns wohl belauſcht, lieber Bovillard, ſagte die Miniſterin. Das iſt nicht recht; wer zur Familie gehört, der muß nie zu ſtören fürchten.“

Er wollte ihre Hand an die Lippen führen, ſie zog ſie unwillig zurück: „Wir ſind Deutſche. Einen ehrlichen Handſchlag.“

„Ich bewundere Ihren Fleiß Excellenz.“

Der Handſchlag war weit ſanfter als den der Geheimrath neulich Abend mit dem Rittmeiſter tauſchte.

„Häusliche Angelegenheiten, ſagte die Excellenz, gehen der Freundſchaft vor. Halte mir mal Deinen Fuß her, lieber Chriſtian!“

Sie probirte den Strumpf am Fuße des Miniſters: „Sie lächeln wohl über mich, Bovillard. Das genirt mich aber gar nicht. Ehe wir's uns verſehen, kommt der Winter ins Haus, und da muß eine gute Hausfrau bei Zeiten geſorgt haben. Setzen Sie ſich, und plaudern mit meinem Mann von Staats- und gelehrten Dingen, ich werde Sie nicht ſtören.“

„Und keinen Handſchlag für mich?“ ſagte der Miniſter, ſeine Hand über den Tiſch ihm entgegen haltend!

„Frauendienſt geht vor Herrendienſt.“

Der Geheimrath nahm mit anſcheinender Behag-

lichkeit Platz auf dem Gartenſchemel. Lieber hätte er in einem Fauteuil geſeſſen.

„Ach wer auch eine Frau hätte, die uns Strümpfe ſtrickte!“

„Iſt Ihre Schuld, Bovillard. Warum haben Sie nicht wieder geheirathet?“

„Wo jetzt Frauen finden, die wie Excellenz nur für das Glück ihres Mannes leben.“

„Wenn man ſie ſuchte, würde man ſie ſchon finden.“

„Alles will jetzt äſthetiſch ſein.“

„Und Sie, wenn Sie eine Frau hätten, die Ihnen Strümpfe ſtrickte, würden franzöſiſche Spottverſe auf ſie machen. Im Ernſt, Geheimrath. Beſſern Sie ſich ein Bischen.“

„Soll ich katholiſch werden, wie Graf Stollberg? Wenn Excellenz befehlen tout à vos ordres.“

„Pfui über den Spötter und Atheiſten! Da ſitzen ſie nun wieder mit dem Rücken gegen die Natur.“

„Ich kann Excellenz doch nicht den Rücken kehren.“

„Sinn für Häuslichkeit einem ſo eingefleiſchten Admirateur der franzöſiſchen Literatur beizubringen, müſſen wir wohl aufgeben, aber rührt Sie denn gar nicht die Natur, hat nie eine Nachtigall Sie ergriffen?“

„Nein, Excellenz! Aber ich hätte beinahe mal eine ergriffen. Sie flatterte nur wieder fort.“

„Incorrigibler Flattergeiſt! Sehn Sie, meine Angelique laß ich Voſſens Louiſe leſen, und freue mich wie das Kind immer mehr Sinn dafür bekommt.“

„Ach wer wieder ein Kind werden könnte!“

„Und wer kein Staatsmann geworden wäre! ſeufzte der Miniſter. Ich war eigentlich zum Herrnhuter geboren. Warum mußte man mich hinausreißen an die Höfe, ins Feld der Intriguen. Ich hätte ein Vater unter meinen Unterthanen gelebt, ſie beglückend, ſelbſt beglückt.“

„Und nun beglücken Excellenz ein ganzes Volk. Voilà la différence!“

„Das mich verunglimpft, weil ich — ſolche gute Freunde habe.“

„Wir wollen uns Alle beſſern, Excellenz! Dieſe Laube ſei der Tempel der Tugend, wo wir ihr Gehorſam geloben, und die Frau Miniſterin die erhabene Prieſterin, welche unſre Schwüre empfängt.“

„A propos, hub die Miniſterin an, wiſſen Sie denn den Vorfall von geſtern bei Hofe?“

Der Geheimrath kannte ihn noch nicht.

„Der König und die Königin hatten eine Landpartie verabredet, nach Pichelswerder. Sie laden die alte Voß ein, daran Theil zu nehmen. Aber ganz ländlich heißt es. Wird das unſrer lieben Gräfin auch anſtehen? Sie fühlt ſich unendlich geehrt, an einem Vergnügen Theil zu nehmen, was Ihro Majeſtäten nicht verſchmähen, und in voller Galla rauſcht ſie die Treppen hinunter, worüber die Majeſtäten ſchon kaum ihre Luſt zurückhalten. Denn mit Schrecken ſieht die Gräfin die Mütze des Königs, und die Königin in dem Morgenrock, der ihr ſo reizend ſteht.

Aber unten im Charlottenburger Hofe! Was ſteht vor der Thür? Ein Leiterwagen mit Stroh! Sie fragt nach der königlichen Kutſche? — Dies iſt ſie, ſagt der König, wir werden uns etwas behelfen müſſen, ländlich, ſittlich. Die alte Voß iſt erſtarrt, aber noch entſetzter, als ſie ſieht, wie der König die Königin hinaufhebt. Die andern Hofdamen helfen ſich ſelbſt. Der König bietet endlich der alten Dame ſeine Dienſte an, aber ſie erklärt feierlich: ſo lange ſie ihr Amt als Ober-Ceremonienmeiſterin nicht verwirkt oder verloren, werde und könne ſie ſich dazu nicht entſchließen. Und, ſetzte ſie hinzu, wenn ich auch ſo unglücklich wäre, darüber die Gnade Ihro Majeſtäten zu verlieren! — Der König ſagte freundlich: „Um des Himmels willen, liebe Voß, wenn Sie nicht mitwollen, bleiben Sie zurück, aber meine volle Gnade bleibt bei Ihnen. Und hinauf ſprang er und der Wagen rollte fort.“

Der Geheimrath ſchnalzte auf: „Délicieux! die alte Voß allein am Thor wie die Henne am Teich!“

„Ich glaube Comteß Laura, fuhr die Miniſterin fort, und zog ihren Strumpf — ich glaube, die hat auch nicht ſehr vergnügte Mienen auf dem Leiterwagen gemacht. Es iſt erſchrecklich, welche Airs ſie ſich giebt.“

„Ich finde ſie nicht mal ſchön,“ ſagte Bovillard am Halstuch zupfend. Er fand ſie nicht ſchön, weil auf dem Geſicht der Miniſterin etwas ſtand, was ihm ſagte, daß die Miniſterin eine ſolche Findung wünſchte.

„Sie fischt ihn auch nicht weg," sprach der Minister.

„Und wenn, meine weise Herren — fiel die Ministerin ein, was hätten Sie gewonnen! Hat sie den Esprit, um ihn zu gouverniren? So wenig als die Fromm, die Pauline, und die andern. Er ist zu impetuös. Ueberdies, erlauben Sie mir, ich finde es von so klugen Leuten unverantwortlich, eine solche Person in ihre Confidence zu ziehen."

Der Minister meinte, sie hätte wohl neulich beim thé dansant zu scharf gesehen. Als Frau sei die Comteß ein gutmüthig Geschöpf.

„Daß sie sich mir da verdrängte, will ich ihr vergeben haben, sagte die Ministerin, sie hat keinen Takt; aber ich bitte Sie, wenn auch Comteß Laura sich unterstehen will, das Mulltuch um den Hals zu binden, wie unsre tugendhafte Königin, so finde ich das rebutant, ja geradezu rebutant, meine Herren, und ich wenigstens mit meinem schwachen Verstande begreife nicht, wie man das hingehen lassen kann. Aber die Herren werden wohl Gründe dafür haben. — Die Herren haben auch zu sprechen, was ich nicht hören soll, setzte sie, das Strickzeug weglegend, hinzu, und ich will Sie nicht stören. Aber das sage ich Ihnen, ich bin keine Freundin von Intriguen. Schlicht und grad, damit kommt man am weitesten. Geben Sie es auf, den Prinzen einzufangen. Er bricht durch alle ihre Netze. Und was hätten Sie am Ende gefangen! Er hat eine Partei, aber diese Partei wird

nie an's Ruder kommen, ſo lange er und der König ihre Natur nicht changiren, und die klugen Herren klug handeln. Umſtellen Sie Seine Majeſtät, ſein Sie auf der Hut, daß keine zweifelhafte Perſon in ſeiner Nähe ſich feſtniſtet, laſſen Sie ihm alle Extravaganzen des Prinzen zu Ohren kommen, auch immerhin ſeine genialen Streiche, die in einem gewiſſen Publikum ſo viele Bewunderer finden. Deſto beſſer, der König kann nun einmal geniale Streiche nicht leiden. Das Uebrige macht ſich dann von ſelbſt."

Der Miniſter hatte ſeine Gemahlin umarmt: „Mir aus der Seele geſprochen. Nichts von Intriguen! Den geraden Weg."

Der Geheimrath und der Miniſter hatten allerdings ein Geſchäft.

„Excellenz hatten die Eingabe vor ſich, wie ich zu ſehen glaubte," ſagte der Geheimrath als ſie durch ein Weinſpalier gingen, wo der Miniſter die Trauben mit Luſt befühlte, und weit mehr Luſt zu haben ſchien, ein naturhiſtoriſches Geſpräch zu führen, als über die Angelegenheit, um die der Begleiter gekommen war.

„Und geleſen, ſeufzte der Miniſter, als er nicht mehr ausweichen konnte. Aber ich bitte Sie, Freund, Sie laſen ſie doch auch."

„Ich finde die Angelegenheit ſehr klar dargeſtellt."

„Ja, klarer kann es kaum ſein, daß man die Gefangenen beſchwatzt hat, etwas zu unterſchreiben, was ein handgreifliches Märchen iſt. Sie atteſtiren, daß ſie unter ſich, in der Freude ihres Herzens zur

Vorfeier des königlichen Geburtstags einen ungebührlichen Lärm gemacht, daß ſie dadurch den Voigt in ihr Gefängniß gelockt, daß ſie die Thür hinter ihm verſchloſſen, und ihn gezwungen, an ihrem Gelage Theil zu nehmen, bis es ihm zu arg geworden. Ich bitte Sie, was conſtirt denn ſelbſt aus dieſer Erzählung? Selbſt wenn die Fabel Wahrheit wäre, hat ein Menſch, der ſo wenig ſeine Autorität zu erhalten weiß, ſein Amt verwirkt. — Wer iſt dieſer Herr v. Wandel? fragte er mit verändertem Tone. Warum intereſſirt ſich dieſer Legationsrath ſo lebhaft für die Sache?"

„Es iſt nicht die erſte, Excellenz."

„In die er ſich miſcht. Ich weiß es. Er tritt auf wie der „Alte überall und nirgends." Dieſe Befliſſentlichkeit, ſich in Dinge zu miſchen, die ihn nichts angehen, gefällt mir nicht!"

„Was kann er davon haben, daß Lupinus los kommt? — Excellenz halten ihn für einen Aventurier. Aber er ſpielt nicht, macht keinen übermäßigen Aufwand, er beſchäftigt ſich mit den Naturwiſſenſchaften."

„Darum kommt man wohl jetzt nach Berlin! Darum drängt man ſich in alle Geſellſchaften, macht den Affairirten, weiß um alle Secrets, macht ſich bei Prinzen und Damen beliebt, ſpielt hier den Weiſen, dort den Liebenswürdigen, und für uns Alle den Räthſelhaften."

„Er iſt ein Mann des Friedens," lächelte Bovillard.

„Aber unſeres Friedens! Er iſt zu klug, um

zu ſchwärmen, alſo was will er? Ich liebe nicht die räthſelhaften Menſchen. Wäre er nur ein Kundſchafter, ein Agent von Napoleon oder Kaiſer Alexander, von wem es ſei, gleich viel, ich wüßte mich mit ihm zu ſtellen, aber der Abgeſandte einer unbekannten Puiſſance, der hat etwas — bleiben Sie mir mit ihm vom Halſe, ich geſtehe, mir wird unwohl, wenn ich in das gläſerne Geſicht ſehe.

Bovillard lächelte nicht, er erlaubte ſich zu lachen: „Excellenz! er iſt ein Schwärmer. Zudem ein Philoſoph. Er hat ein Syſtem. Männer mit Ideen pflegt keine Puiſſance zu Spionen zu wählen.“

Der Einwand frappirte den Miniſter: „Jedenfalls muß man mit ſolchem Menſchen vorſichtig ſein.“

Er blieb am Ausgange der Wein-Allee ſtehen: „Bovillard, wozu denn der Embarras, um einen Menſchen zu retten, der ſein Schickſal verdient hat! Seine Dines ſind doch, dünkt mich, zu erſetzen.“

„Excellenz, ein Ring heraus und eine Kette iſt entzwei. Seine Familienverbindungen!“

„Man darf nicht ſchonen, wo es an den eigenen Ruf geht. Sie haben es nicht zu vertreten, aber ich, wenn es am Hofe heißt: das iſt Einer von der Lombardſchen Klicke! Grade wenn wir ihn ſpringen laſſen, befeſtigen wir unſeren Ruf.“

„Er hat mir ſo aufrichtig Bekehrung gelobt.“

Der Miniſter ſah ihn mit kaum unterdrücktem Lächeln an. „Und dann der König! Es geht nicht, er iſt diesmal ſelbſt Partei!“

„Ich weiß, ich weiß. — Indeſſen ſollten Excellenz — ich meine, wenn Sie ſich der Sache annehmen wollten, wenn Sie das Loos der armen Kinder des Geheimeraths mit aller Ihrer Humanität erwögen, ſollte es Excellenz nicht möglich ſein, vor der königlichen Huld und Gnade die Sache in einem Lichte — aber — mein Gott wie ſchön iſt die Ausſicht! Welch ein wunderbares Licht!“

Sie waren aus dem Weingang in's Freie getreten, und der Geheimerath blieb wie verloren in der Anſchauung ſtehen. Ein Eiſen muß man ſchmieden, wenn es heiß iſt, aber an eine Thür, die man verſchloſſen findet, nicht klopfen bis das Haus in Aufruhr geräth. Wenn man wartet, öffnet ſie ſich wohl von ſelbſt.

„In dieſer Verdure glaubt man doch die Alpenfriſche wieder zu ſehen. Wie geſchickt Excellenz die Stadtmauer da mit Gebüſch verſteckt haben.“

„Der Garten war ſehr moraſtig, ſagte der Miniſter, als ich das Grundſtück kaufte, es war mein Vergnügen, das Waſſer in Gräben zu leiten, die ſich aber wie natürliche Bäche ſchlängeln. Hält man die ſchlängigte Krümmung dort wohl für gegraben?“

Der Geheimerath fand, die Lorgnette im Auge, nichts als Natur: „Da auch Murmeln im Teich — ich wollte ſagen in dem kleinen See. Il faut avouer, que c'est plus qu'imiter la nature. C'est la nature prise sur le fait.“

Er wollte ſich auf einen abgehauenen Baum-

ſtamm am Ufer des künſtlichen Baches ſtellen, um ſich im Waſſer zu ſpiegeln. Der Miniſter hielt ihn am Rockſchooß zurück: „Um Gottes Willen, er kippt über. Mein Gärtner hat ihn erſt heut Morgen aus Treptow eingefahren.“

„En vérité! ſagte der Geheimerath, die Täuſchung iſt mir lieb, denn ich wollte ſchon mit Ihnen zürnen, einen ſolchen Kernbaum umzuhauen!“

„Wo ſollte ein Baum von ſolchen Dimenſionen auf dieſem Boden fortkommen, entgegnete der Miniſter, über die Täuſchung doch nicht ganz unzufrieden. Wenn ich auf etwas mir zu Gute thue, iſt es nächſt meinem Weinbau, von dem Sie ja wohl ſchon geleſen haben werden, ſetzte er lächelnd hinzu, auf meine Kühe. Es iſt holſteiniſche Zucht. Beyme will in Steglitz auch den Verſuch machen, ich zweifle aber, daß ſie ihm fortkommen. — Und mit welchen Vorurtheilen ich zu kämpfen hatte! Zwei Kuhhirten mußte ich entlaſſen. Der eine hielt das Schweizergeläut den Kühen für ſchädlich! Wohin ſehen Sie dort?“

„Was iſt das blendende Weiß da?“

„Meinen Sie das Stückchen Stadtmauer, worauf die Sonne ſcheint. Der Theil iſt neu geweißt.“

„Sollt' ich mich ſo getäuſcht haben! — Richtig! Sie ſpringt da grade über die Büſche. Wiſſen, Excellenz, es iſt eine Thorheit — aber die Phantaſie geht oft mit uns durch — in dem Augenblick dacht' ich an Schnee. Man könnte der Illuſion zu Hülfe kommen. Ich meine —“

hat ſeinen Namen nach einem Heidengotte, und zwar nicht der Scandinaviſchen, ſondern der Griechiſch-Römiſchen Mythologie. So giebt es ein Quartier Apollo, ein Quartier Mercurius, Diana, die gemeinhin durch von den Erkern über die Straße wehende Fähnlein mit dem Bilde der Gottheit bezeichnet ſind. Dann haben manche Häuſer in jedem Quartier noch ihren beſonderen Griechengott über der Thüre, die meiſten begnügen ſich jedoch mit Nummern. Die Bezeichnung eines Hauſes iſt demnach ſchwer und weitläufig.

Welch ein Anblick aber, wenn man aus den dumpfen engen Gaſſen nur um die Ecke zu biegen hat, um aus reichsſtädtiſcher Behaglichkeit und Beſchränktheit in Athenienſiſche Größe und Pracht verſetzt zu ſein. Hier noch eine Straße, wo man neben dem Rinnſtein nach einem Platze ſucht, um mit dem Fuß feſt aufzutreten, dort gleich ein breiter ſchöner Quai mit hellen Flieſen, hohen Ufergebäuden, Waſſertreppen und Ausſichten, auf Meer, Felsufer, ferne Segler, ſchaukelnde Gondeln. Nur wenige Schritte, und geräumige Plätze öffnen ſich, Paläſte im ſchönſten Ebenmaaß erheben ſich hoch aus dem Meere, und metallene Standbilder ſtehen impoſant auf

Der Miniſter fiel ein, er ſei kein Freund der Spielereien im Wörlitzer Styl: „die Natur und nichts als die Natur! Da hatte ich auch einen Waſſerfall angelegt, ich habe aber die Steine wieder herausnehmen laſſen. Man erreicht weder ihre Größe, noch ihre Einfachheit.“

Der Geheimrath empfand in dem Augenblick eine unangenehme Berührung auf dem Rücken. Der Miniſter zückte ſogar ſchmerzhaft zuſammen, denn eins der Kieſelſteinchen, mit denen beide beworfen wurden, hatte ihn in dem Nacken getroffen.

Fünfzehntes Kapitel.

Von Armenschen und grosen Menschen im Schlafrock.

„Verfluchter Junge! entschlüpfte es ihm, indem er sich umdrehend die Hand erhob. Jean, oder warst Du es, Jacques! Du siehst doch, ich bin nicht allein."

Statt der Antwort flog ein neuer Steinhagel. Er kam aus den Aesten einer der Ulmen, die in einiger Entfernung durch ein seichtes Wasser von ihnen getrennt in einer Gruppe Buschwerk standen. Bovillards Lorgnette entdeckte in den Aesten einen der Knaben des Ministers, einen andern am Ufer als wilder Mann costumirt. Dieser schrie, auf seine Keule gestützt, in unartikulirten Tönen, deren leicht verständlicher Sinn war, daß sie Riesen oder Waldmenschen wären, denen dieser Wald gehöre, und daß kein Fremdling aus der feigen, schwächlichen Menschenrace sich in ihr Territorium ungestraft verirren dürfe.

„Da werden wir wohl unterhandeln müſſen, lieber Bovillard.“

„Ah, Dero Herren Söhne — ſpielen Ritter“

„Die Paſſion iſt vorbei, ſie wollen nichts als Menſchen, Urmenſchen ſein. Na, Jean Jacques, ſagt, was wollt Ihr denn von uns?“

„Jean Jacques! Sind ihnen ihre Taufnamen Hugo und Buſſo nicht urmenſchlich genug?“

„Eine Paſſion meiner Frau.“ Der Miniſter verneigte ſich: „Alſo Ihr großmächtigen Herren der Inſel und Gebietiger des Waldes, was fordert Ihr von uns armen Menſchenkindern, damit wir unter Eurer Gnade einen ungehinderten Durchweg haben.“

Während die Knaben dies „freche Anſinnen,“ wie ſie es nannten, in Ueberlegung ziehen wollten, und dazu der eine Waldmenſch vom Baume herabrutſchte, hatte Bovillard Zeit die Inſel zu betrachten, von deren Exiſtenz er noch nichts wußte. Sie war ſichtlich erſt vor kurzem gegraben, ſo wie die künſtliche Höhle aufgeſchüttet von Erdreich, Aeſten und Moos mit rohem Tiſch und Bänken, und ein ſchadhaftes Bärenfell, das am Eingang hing, verrieth an ſeiner Furnitur, daß es von irgend einem Liebhabertheater ſtammte.

Der Rieſe, indem er den Blätterkranz auf der Stirn zurecht rückte, während der Andere das Bärenfell auf die Erde breitete und ſich in maleriſcher Poſition hinwarf, ſtellte nun in einer ſchwulſtigen Knaben-

rede an die jämmerlichen Wichte und elenden Creaturen der Civiliſation ſeine Forderungen und Vorſtellungen: daß ſie, die auf Lotterbetten lägen und den Gaumen kitzelten mit feinen Weinen und Speiſen, ihnen, den Waldmenſchen, die auf Wurzeln ſchliefen und von Eicheln lebten, ihr Trank das klare Quellwaſſer, ihr Becher die Hand, nicht einmal ihr letztes Aſyl, die Waldwildniß gönnten. Wohl kennten ſie, die Urmenſchen, die Argliſt ihrer Verfolger, die ihnen die Erde entriſſen, und ſie wilde Männer ſchalten, und daß ſie nur kämen, um ſie auszukundſchaften und durch gleisneriſche Worte zu betrügen. Eigentlich ſollten ſie nun zu ihrer Rettung die verrätheriſchen Spione der Culturmenſchen vernichten, aber die Waldmenſchen wären großmüthiger, ſie wollten ihre Hände nicht mit ihrem Blute beſudeln, denn Allvater rauſche in den Eichen über ihnen: Laßt ſie noch diesmal laufen! Darum möchten ſie noch diesmal laufen, mit geduckten Köpfen, die Hände auf dem Rücken, laufen, was ſie könnten, denn wenn ſie bis zwölf gezählt, würden ſie Felsſtücke auf ihre Schädel nachſchleudern.

„C'est bien joli!“ ſagte der Geheimerath und klopfte den Staub von den Füßen, als ſie außer Athem die Büſche erreicht.

„Ein prächtiger Junge!“

„Aber wie kamen Sie auf die Idee?“

„Ganz ihre eigene. Das iſt es eben, was mich freut. Auf einem Spaziergange im Thiergarten

ſprach meine Frau beim Anblick der Urne auf der Rouſſeau-Inſel einige gefühlvolle Wort. Die Jungen ſchnappten es auf; wir mußten ihnen erklären, wer Rouſſeau geweſen, es kam dazu, daß ſie vor Kurzem den Robinſon geleſen — kurz die Jungen wollten als Einſiedler auf einer Inſel leben. Sie glauben nicht, mit welchem Scharfſinn ſie argumentirten. Wir riskirten, daß die Kinder uns eines Morgens fortliefen und nach der Rouſſeau-Inſel wateten. Um den Scandal zu verhindern, ließ ich ihnen dieſe hier graben. Es gab eine angenehme Beſchäftigung, und jetzt muß ich wirklich ihre Perſeverence admiriren, mit der ſie ſich auf der Inſel —

„Ennuyiren," fiel der Geheimerath ein.

Es trat eine Pauſe ein. Der Miniſter hub wieder an: „Ich gebe Ihnen zu, Bovillard, wir erſcheinen als Kinder, indem wir dies unterſtützen. Ich gebe Ihnen noch mehr zu, meine ganze in einer großen Stadt hervorgezauberte Ländlichkeit iſt auch nur ein Kinderſpiel; wer aber hielte es aus ohne ein Spiel der Phantaſie! Nur darin iſt der Unterſchied, daß die Einen es wie ein joujou de la Normandie in die Hand nehmen, um es aufzurollen und wieder fallen zu laſſen. Wir Andere vertiefen uns, glücklich wenn wir in dem Spiel uns ſelbſt vergeſſen."

„Die Tiefe Ihrer Sentiments, Excellenz, wird Ihnen Niemand abſtreiten."

„Sagen Sie lieber Innigkeit, Zärtlichkeit, wie Sie wollen. Ich empfinde es tiefer als Viele, was

uns Alle abmattet. Wie es um uns her grau iſt, abgelebt ausſieht, wie auf einem Stoppelfelde! Was ging nicht unter! Unſere Adelsherrlichkeit, unſere Schlöſſer und Burgen! Der Lüſtre unſerer Salons! Das heilige Römiſche Reich folgte unſerem Glauben an ſeine Herrlichkeit. Was iſt unſere Philoſophie, unſere Gelehrſamkeit, ſelbſt unſere Poeſie und Literatur, die kaum aufgeblühten, die kaum das Ausland zu obſerviren ſchienen — ils sont passés ces jours de fête, denn ſelbſt dem vergötterten Schiller zupfen die jungen Romantiker ſeine Schwanenfedern aus.“

„Excellenz ein anderer Matthiſſon! Elegieen auf die Ruinen einer verfallenen Welt!“

„Durchrieſelt uns nicht Alle das Gefühl eines inneren Zerfalls der Dinge! Unſere Cultur, unſere Induſtrie, Politik, vielleicht ſelbſt unſere Population, alle zu weit getrieben, ſchmachten nach einer Recreation.“

„Um Rouſſeau'ſche Durangutangs zu werden?“

„Rouſſeau ging zu weit, ich gebe auch das zu. Wie ſie in Neapel auf der Lava Weingelände bauen, mögen wir um die Ruinen Gärtchen pflanzen. Das iſt unſere Aufgabe. Sehn Sie dieſe Stadtmauer, wie weit hinaus über das Bedürfniß hat ſie Friedrichs coloſſales Genie geſtreckt. Die Häuſer kommen ihnen nicht nach, welche immenſe Maſſen Ackerfeld liegen darinnen. Nun iſt es an uns, die Natur wieder mit der Kunſt zu verbinden. So be-

trachte ich meine Gartenanlagen, der Park vermittelt das Feld mit dem Garten, der Garten, als Gemüse-, Obst-, Ziergarten, den Park mit der Stadt."

„Ja wer das Vermitteln wie Excellenz verſteht!"

„Die Haushaltung unſeres jungen Königs, ich gebe auch das ihnen zu, erſcheint wie ein zu ſchroffer Gegenſatz gegen die vorige. Auch damals wollte man die Natur, aber es war ein zu voller bunter Blumengarten, ein Gewächshaus mit Tulpen, Nelken, Lilien, Levkoyen, deren Duft und Farbenpracht uns ebloüirte. Mit dem erſten Froſt ſenkten ſie die Köpfe und die ganze Herrlichkeit war welk. Was nun natürlicher als daß unſer junger Herr es anders anfängt. Er will wieder das natürliche Grün, den Klee, die Wieſenblumen, die keiner Heizung, keiner Glasſcheiben bedürfen, die immer wieder aufblühen, auch wenn noch ſo viel Füße den Raſen zertreten, denn dieſe Natur iſt ewig, dieſe beſcheidene, ſich ſelbſt genügende, die nicht prunken will vor der Welt. Dies iſt meine Recreation, und ſehen Sie, Bevillard, darum iſt mir der Hang meiner Kinder ſo rührend. Niemand hat ihn eingeflößt, ganz von ſelbſt kehren ſie zum Natürlichen zurück. Ich will ſie nicht zu Anachoreten und wilden Männern erziehen. Aber die Jugend muß den Uebermuth abſchäumen, ihre Inklinationen klären ſich dann von ſelbſt, und als Jünglinge werden ſie in edler Einfalt der Sitten das Maaß und die Genügſamkeit bewahren, die ſie auf dem Pfad der edlen und rechtſchaffenen Menſchen zu ihrem Ziele führt."

Durch den Buſchweg, den ſie nach dem Hauſe einſchlugen, kam ihnen der Kammerdiener mit einem verdeckten Korbe entgegen: „Ah Recreationen, die uns die Frau Miniſterin ſchickt!“ rief Bovillard, der hungrig geworden, und ſchlug die Serviette zurück. Die friſchen Kirſchkuchen und das Gelée in Gläſern blickte ihm nicht unangenehm entgegen, aber der Kammerdiener zog den Korb entſchieden zurück: „Verzeihn Sie, gnädiger Herr, das iſt für die Herren Urmenſchen auf der Inſel. Ich habe mich etwas verſpätet.“

„Gedulden Sie ſich etwas, lieber Bovillard. Für Ihren Geſchmack ſind doch nicht dieſe idylliſchen Fruchtgenüſſe. Aber ich will Ihnen eine allerliebſte kleine Straßburgerin verſetzen, lächelte die Excellenz. Wenn auch nicht ganz Unſchuld, doch ſehr pikant, und eben friſch angekommen.“

„Die Damen bleiben doch die Blüthen der Natur, entgegnete der Geheimrath, ich meine aber die in der Mitte zwiſchen Gänſeblumen und verwelkten Tulpen.“

Bei einer Oeffnung der Büſche hatten die Spaziergänger einen Blick auf die Rückſeite der ſogenannten Inſel. Der Kammerdiener hatte auf einer Stange den Erfriſchungskorb hinüber gereicht. Die Urmenmenſchen hielten es für naturgemäß, ſich darum zu balgen. Der ſtärkere ſtemmte den Kopf gegen den Bauch des andern und hob ihn durch einen gymnaſtiſchen Schwung auf die Schultern.

Bovillard lachte, der Minister glaubte eine Erklärung oder Entschuldigung geben zu müssen. Die Kinder glaubten nur, es den wilden Thieren nachthun zu müssen, wenn ihnen das Fressen vorgeworfen wird; übrigens liebten sie sich als Brüder und würden nachher schon gerecht theilen.

„Ich lache nicht darüber, mir kam nur eine Scene bei Rietz in den Sinn."

„Bei Rietz," wiederholte der Minister nachsinnend.

Um des Geheimrathes Lippen schwebte ein faunisches Lächeln: „Excellenz werden sich vielleicht noch der Jenny erinnern. Sie sang uns da die Marseillaise entzückend schön. Während wir klatschten, rief sie mit einem Mal: ça ira! und mit einem Satz vom Stuhl auf den Tisch. Schenkt ein! rief das delicieuse Wesen, und nur auf einem Zeh schwebend, hob sie das schäumende Glas: Vive la liberté! Ohne einen Tropfen zu vergießen, trank sie's aus. Eine Grazie, wie eine Göttin, wie sie zwischen den Flaschen schwebte, das leichte Mousselinkleid in antiken Falten, der Rosazephyr um ihren Nacken, und ihr Teint von der Freude, vom Wein angeröthet. So tanzte sie, nein es war kein Tanz, es war doch ein Hinsäuseln der ätherischen Freude über die Tafel. Kein Glas fiel um. Die ganze Gesellschaft außer sich, wir mußten ihre Füße küssen." Der Minister hatte unwillkührlich den Kopf gesenkt. Bovillard fuhr fort: „Einer unserer verehrten Freunde, erinnere ich mich

noch ſehr wohl, war ſo benommen von olympiſcher Luſt, daß er ſich die Weſte aufriß und das Füßchen an ſein pochendes Herz drückte. Darüber verlor die Grazie das Uebergewicht, und ehe wirs uns verſahen, umfaßte er ſie, und trug ſie fort."

Bovillard ſah nicht, wie der Miniſter mit der Hand abwehrend winkte. „Wie die Najade ſich ſchalkhaft ſträubte, ihr Zephyr flatterte, eine Attitüde Excellenz, ich wünſchte, Sie hätten es ſehn können. Das war doch ein Jubel, eine Admiration! „Der Sabinerinnen Raub!" wie aus einem Munde ſcholls. „Ein leibhafter Johann von Bologna!"

„Was öffnen Sie die Gräber der Vergangenheit, Bovillard! Ich ward ein ſchlichter Hausmann."

„War's denn was Böſes?"

„Eine Verirrung doch wohl, liebſter Freund. Das müſſen wir zugeben, aber die edelſten Empfindungen lagen zum Grunde. Es war mir oft ſo wie in der Brüdergemeinde. Aller Schein, aller Standesunterſchied, das Drückende unſrer Verhältniſſe ſinkt wie ein Schleier. Der Bruder- und Schweſterkuß drückt das Siegel der Humanität der edlen Gleichheit auf unſre Lippen, und nun fallen mit den Titeln alle beengenden Rückſichten fort. Man fühlte ſich wieder in der Natur, dem Urſprünglichen näher gerückt, das Herz geht auf, man ſchließt es unwillkührlich weiter auf, vielleicht weiter als man ſollte — aber es iſt ja eben dieſer Drang, der uns glücklich macht."

dem Ufer. Es fehlten nur zwei Dinge, um den antiken Eindruck vorherrschend zu machen, hohe steinerne Treppen und Säulengänge.

Ueber die ganze Häusermasse des Holms ragt in einfacher Größe das neue Königliche Schloß heraus. Von Fessin erbaut unter Karl's XI. Regierung trägt es nicht den Stempel seiner Zeit; die grandios reinen Verhältnisse, die Idee, aus der dies Königshaus aufwuchs, gehören einem Geiste an, der über jene erhaben stand. Im Innern des Hofes möchte ich stillere Wände in den Verhältnissen wünschen; im Aeußern mußte das Auge jeden Tag von neuem die reine Schönheit bewundern, aus der allmälig auch die Vorstellung der Majestät erwuchs, die man anfangs beim Mangel Gothischen Ernstes, moderner Pracht, ja selbst der Säulenverzierungen, in dem einförmigen Spiel der geraden Linien vermißte. Unter diesem Könige baut man noch eine Terrasse mit Treppen auf der Meeresseite an, auf der ein anmuthiger Garten einige Farben in die hellen Steinmassen bringt. In diesem Schlosse ist der Reichssaal, wo die Stände vor ihrer Theilung in die einzelnen Häuser feierlich zusammenkommen. In ihm sah der König, der das

Der Geheimrath blieb einen Augenblick ſtehen: „Ich beſorge, daß Excellenz an jenem Abend Ihr Herz zu weit aufgeſchloſſen haben. Die Jenny war ein pfiffiges Ding.“

„Ich wüßte doch nicht —“

„Das glaube ich gern. Der Champagner bei Rietz war immer première qualité. Aber erinnern ſich Excellenz, daß damals die hannöverſche Geſchichte ſpielte — man ſchickte einen Courier nach, um eine gewiſſe Depeche coûte que coûte zurückzuholen. Die Jenny, wenn ſie noch lebt, wird das freilich längſt vergeſſen haben, aber —“

„Wem könnte ich ſonſt —“

„Nicht Excellenz, aber die Jenny. Als Sie nach Hauſe fuhren, ſtahl ſich Lupinus zu ihr. Ich bin nicht bei ihrer Entrevue geweſen, noch habe ich, Gott bewahre, mein Ohr ans Schlüſſelloch gelegt, aber ich weiß nur, daß auch ſie von allen beengenden Rückſichten ſich frei, ſich wieder in der Natur fühlte, dem Urſprünglichen näher gerückt, daß ſie ihr Herz auch aufſchloß —“

„Dem Lupinus! Pfui!“

„Der Schweſterkuß drückt das Siegel der edlen Gleichheit Allen auf. Ich will auch nicht verſchwören, daß nicht die undankbare Schelmin Ew. Excellenz etwas raillirt hat. Der Sillery hatte ſie wie geſagt auch animirt, und ſtatt die Myſterien der ſüßen Stunde in ihrer Bruſt zu verſchließen, machte ſie ſich über den Miniſter luſtig, der ihr zu Füßen geſtürzt, ihre Knie umfaßt, und geſchworen hatte, vor

ſolcher Huld und Grazie etwas Geheimes auf der Bruſt zu behalten, wäre Sünde. Wie die Sonne die Knospe entfalte, müſſe das Herz ſich erſchließen vor der Schönheit. — Excellenz, ſolche Geſchöpfe ſind launenhaft, unberechenbar. Sie hatte ſich vielleicht bei den politiſchen Herzensergießungen etwas ennuyirt. Nun mußte ſie gegen den Erſten Beſten, den ſie ſah, auch ihr Herz und ihr Lachen ausſchütten. Wie geſagt, was die Jenny betrifft, ſie hat alles ausgeſchüttet, aber — ich weiß nur aus manchen gelegentlichen Redensarten, daß der Geheimrath manche dieſer Reminiscenzen eingeſchachtelt hat."

Es folgte eine lange Pauſe, in welcher im Miniſter Vielerlei verging: „Sie ſind ein Quälgeiſt, Bovillard, ſagte er endlich. Haben Sie denn keine beſſern Gegenſtände zu protegiren."

Mit einiger Emphaſe ſagte der Geheimrath: „Die Tugend und das Verdienſt helfen ſich ſelbſt fort, das lieſt man in jeder Erziehungsſchrift; den Lumpen aber muß man unter den Arm greifen. Excellenz, welch ein ſüßes Gefühl, ſo manche Vogelſcheuche in Amt und Würden zu ſehen! Der ehrbare Bürger bleibt reſpectvoll ſtehen und zieht tief den Hut, und wir — wir lachen in uns, wir wiſſen, welcher Hauch, welche Laune, welcher Zufall ſie aufſchwellte. Nur den Athem brauchen wir anzuziehen, und ſie fallen auf den Müllhaufen zurück, und ſchrecken keinen Sperling mehr. Es iſt eine kleine Erholung dies Protegiren, eine Entſchädigung für die ſaure

Aufgabe, unſre beſten Kräfte dem Dinge zu widmen, was ſie Staat nennen.“

„Ihre Rechnung iſt nur nicht ganz richtig, entgegnete der Miniſter. Dieſe Figuranten und Stehaufmänner, deren jeder Staat bedarf, bleiben es nicht immer, ſie bekommen nur zu oft eignes Leben und eignen Willen, und rebelliren dann gegen die, welche ihre Schöpfer waren. Passons là dessus!“

Sie ſetzten ſich auf eine beſchattete Bank, mit der Ausſicht auf einen Wieſenplan und das Haus. Ihr Geſpräch war noch nicht zu Ende; das fühlte ſich von beiden Seiten heraus, wenn gleich jeder den Anfang zu machen ſcheute. Der Miniſter ſaß nachdenkend, den Kopf im Arm geſtützt.

„Bovillard, hub er endlich an, will Ihr Protegé ſich rächen, vergeſſene Dinge ausplaudern, ſo trifft es nur mich! Was iſt der Einzelne dem Staat gegenüber!“

„Excellenz, auf der Goldwaage, auf der Lupinus zu leicht wiegt, müßten Viele ſpringen.“

„Und wer ſagt Ihnen, daß ſie nicht ſpringen werden, — wenn ein Changement eintritt.“

Bovillard ſah den Miniſter groß an: „Nach Lombards Depeſchen! Die Radziwill hat ſich vor Aerger krank melden laſſen, die ſchöne Princeß Wilhelm ſchreitet wie eine heilige Katharina in ſtummem Zorn durch ihre Gemächer, die Garde du Corps — was weiß ich, was ſie thun. Prinz Louis hat, glaube ich, ein Pferd todt geritten, und bei der Mamſell

Rahel Levin ein Collegium Philosophicum aus Verzweiflung sich bestellt."

„Sind damit Ihre Novitäten zu Ende?"

„Der Einfluß der auswärtigen Mächte ist damit paralysirt."

„Wer denkt an das! — Im Innern droht der Feind, Bovillard — Stein wird ins Ministerium treten."

„Der Freiherr von Stein!"

„Stein vom Stein!"

Der Geheimrath war ein Mann, der sich nicht leicht aus der Fassung bringen ließ. Der Minister konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er sein verlängertes Gesicht sah.

„Wer hätte es noch vorgestern erwartet! Man hat dem Könige seine außerordentlichen Verdienste in Westphalen, seine Rechtschaffenheit, seinen graden Sinn, seine hohe Geburt unterbreitet, man hat —"

„Wer?"

„Ein guter Freund von uns, Bovillard. Wer anders als Beyme."

„Ist Beyme toll?"

„Man sagt, er hätte zuweilen Gewissensscrupel, daß er sich uns so unbedingt anschließt."

„Die Schrullen vom Kammergericht. Was habe ich mir Mühe gegeben, ihn davon los zu bringen."

„Es ist mit den Juristen, wie mit Ihren Puppen und Vogelscheuchen, Bovillard. In der Regel sind sie trefflich zu nutzen, wenn man ihr Formelwesen

ſich zum Panzer ajuſtirt, wenn ſie aber widerborſtig werden, ſind ſie Stacheln in unſerm Fleiſch. Beyme hat den Vortrag an den König aufgeſetzt."

„Und hinter ihm dictirte —? Wer, beſter Freund, könnte unſre Aufmerkſamkeit ſo getäuſcht haben! Hardenberg?"

„Wird ihn vielleicht nicht grade wünſchen, aber noch mehr fürchten, daß er ihn zu fürchten ſcheinen könnte. Hardenberg iſt ein Speculant auf die Zukunft, der ſich um deswillen den Genuß der Gegenwart nicht will trüben laſſen. Er möchte gern aus der Vogelperſpective die Dinge betrachten, um, wenn ſeine Zeit gekommen, auf ſeine Beute herabzuſchießen. Daß die Zeit jetzt für ihn noch nicht da iſt, ſieht er ein."

„Aber wer in aller Welt ſteckt hinter Beyme?"

„Wir müſſen höher ſuchen. Einer ſehr tugendhaften Frau am Hofe ſind wir nicht tugendhaft genug, lieber Bovillard."

„Der wird der Hecht im Karpfenteich," rief der Geheimrath.

„Ja, wenn er hier agirt wie in ſeinem Weſtphalen! Ich beſtreite durchaus nicht Stein's Verdienſte. O, er hat charmant adminiſtrirt, was Steine anbetrifft und Wege und Metalle. Nur mit den Menſchen hat er eine eigenthümliche Art umzugehen."

„Der Herr Oberpräſident waren ja ein kleiner König von Weſtphalen."

„Und er wird ſich hier nicht degradiren wollen.

Ich ſehe ſchon, wie er ſein Bureau reformirt; das möchten wir ihm immerhin laſſen, aber von ſeinem Finanz-Caſtell aus wird er Invectiven, Aggreſſionen, Blitze nach allen Seiten ſchleudern. Der Hitzkopf kann nun einmal nicht aus ſeiner Natur."

„Mit dem feinen Ton unſerer Societé iſt's aus. Wie war der Brief an den Herzog von Naſſau, an ein regierendes Haupt! Excellenz, ich weiß Geſchichten von ſeiner Grobheit."

„Ich kenne ſie auch und ſeinen Ungeſtüm. Er wird mit dem Könige ſelbſt aneinander gerathen."

„Deſto beſſer!"

„Sagen Sie das nicht, Bovillard. Der König hält allerdings auf ſeine Würde. Es iſt aber eben ſo möglich, daß er ſich in ſeine Art fügt. Hat er einmal ſich darin gefunden, eine gewiſſe Eſtime für ſeinen Character empfangen, und ſieht er, daß das Staatsſchiff ſo leidlich dabei fortſteuert, ſo kennen Sie ja des Monarchen Natur, die vor jeder durchgreifenden Aenderung eine Scheu hat. Selbſt ihm unliebſame Perſonen läßt er in ihren Aemtern und am Ende gewöhnt er ſich auch an das Toben ſeines Premiers; denn daß Stein das wird, wenn er erſt einen Fußtritt im Miniſterium hat, können Sie glauben."

„Was haben wir da zu thun!" ſagte der Geheimrath aufſpringend.

Der Miniſter erhob ſich langſam, es ſchien wie von einer ſchweren Sitzung.

„Wir! Nichts, Bovillard. Wir fügen uns als Philoſophen in das, was nicht zu ändern iſt. Mich perſönlich kümmert es nicht. Bedarf der König meiner Dienſte nicht mehr, ſo danke ich ihm aufrichtig für das mir ſo lange geſchenkte Vertrauen, und ſinge mit ebenſo aufrichtigem Herzen mein: beatus ille, qui procul negotiis und die paterna rura ſollen mir doppelt willkommen ſein.“

„Aber der Staat, Excellenz!“

Der Miniſter ſah ihn mit einem ſchlauen Blick unter den herabgezogenen Augenbrauen an: „I der wird auch wohl ohne uns beſtehen.“

Es trat eine neue Pauſe ein; ſie gingen langſam dem Hauſe zu.

„Sie, und unſre Freunde allein thun mir leid. Er iſt jeder Zoll ein Reichsfreiherr. Seine Majeſtät Diener wird er empfinden laſſen, daß ein Unterſchied iſt zwiſchen Dienern und Dienern. Er hat gar kein Hehl, daß er Lombard nicht leiden kann; ja er hat eine recht reichsfreiherrliche Verachtung gegen den Sohn des Perückenmachers.“

„Da werden ſich ja unſre kurmärkiſchen Edelleute in die Hände reiben.“

„Ich zweifle, ob ihnen mit dem Changement gedient iſt. So ein ehemals Reichsunmittelbarer ſieht mit einer eignen Verachtung auf unſre wendiſchen Krautjunker herab. Ich ſage Ihnen in dem Mann iſt alles Ariſtokrat, und die Autorität, die er am Rhein verloren, muß er ſuchen an der Havel wie-

der zu gewinnen. Von der ſüßen Illuſion laſſen Sie ab, daß das Kabinet bleibt, was es war. Die Fiction, daß die bürgerlichen Herren Kabinetsräthe die Volkstribunen ſind, wird er mit einem Hagelwetter auseinander treiben. Er kann ſein geweſenes Deutſchland auch als Preuße nicht vergeſſen, er wird eingreifen, durchgreifen, reformiren, bis — doch ich mache keine Anſprüche auf Clairvoyance. Aber, lieber Bovillard, Sie ſehen ein, der Augenblick, wo Stein an's Ruder kommt, iſt nicht angethan, um Ihren Geheimrath zu retabliren."

Sechszehntes Kapitel.

Das Citissime!

„Scheint doch einem Staatsmann auch kein Augenblick ruhiger Naturgenuß vergönnt!“ seufzte der Minister, als der Kanzleidiener mit seinem Citissime ihnen wieder entgegen kam. — Zugleich meldete ein Diener den Kammerherrn von St. Real. Man hörte den Wagen in den Hof fahren.

„Unterzeichnen Sie für mich, lieber Bovillard, hier gleich in der Laube. Im Auftrag, es wird genügen —“

„In welcher Angelegenheit.“

„Ich weiß es wirklich nicht. Der Kammerherr versprach mir, im Vorüberfahren vom Palais anzusprechen, wenn etwas Neues passirt. Auf Wiedersehen im Pavillon — bei der Straßburgerin.“

Der Geheimrath ließ die schon eingetauchte Feder fallen, als er einen Blick in die Reinschrift geworfen. Er durchlas sie mit gekniffenen Lippen — ein Bericht des Ministeriums auf Specialanfrage in Belang des den Königlichen Geheimrath Lupinus

betreffenden Amtsvergehens. Der Minister ertheilte sein Gutachten dahin, daß nach seinem besten Ermessen der Fall mit unnachsichtiger Strenge zu behandeln sei, und daß jede Schonung zum unverwindlichen Schaden des königlichen Dienstes ausschlagen müsse. Er drang selbst im Interesse des Staatsdienstes auf eine strenge Ahndung und augenblickliche Suspension des Angeschuldigten.

Es war nicht in Bovillards Art, alles, was er unterschrieb, durchzulesen. Er las diese Schrift zwei Mal und murmelte: „Sieh da die feine Feder meines jungen Freundes. Nicht zu verkennen. Ei, ei, Herr v. Fuchsius, wollen Sie sich schon so wichtig machen und unentbehrlich! Und auch diese feinen Anspielungen auf uns! Daran wollen wir uns gelegentlich erinnern."

Der Kanzleidiener hätte noch lange auf die Unterschrift warten müssen, wenn ihm der Geheimrath nicht die Weisung gab, die Sache bedürfe noch einer Regulirung mit Seiner Excellenz. Die Regulirung schien aber dem Geheimrath selbst einige Sorge zu machen, denn den Kopf im Arm, stierte er lange in die Luft, bis allmälig ein sardonisches Lächeln über die Lippen spielte, und er mit einem ganz eigenthümlichen Blick ausrief: „Wenn es denn doch einmal sein muß, wollen wir etwas gründlicher anfassen."

Er schrieb sehr schnell. Zwei Seiten waren gefüllt, mit Schmunzeln überlas er das Concept: „hätte

Schloß erbaute, jene viel beſprochene Viſion. Auch der Geiſterſeher ſtarb, wie die Sage geht, keines natürlichen Todes. Er fühlte bei ſeinem nahenden Ende, daß ſeine kühnen, königlichen Entſchlüſſe es ihm bereitet hatten.

Am Fuß des Schloſſes, in einem halbrunden Quaivorſprung ins Meer hinein, ſteht Guſtaf III. Die Bürger ſetzten die Statue „dem beſten Könige.“ Nicht zu Pferde, nicht als Krieger. Er ſteht in der von ihm ſelbſt erfundenen und gegebenen Nationaltracht, nicht geſchmacklos, aber zu leicht, zu tänzerhaft. Sie ging mit ihm unter, wie ſo Manches, was er mit zu raſchem Eigenwillen ins Leben geſetzt hatte. Dennoch bleibt ſeine Erinnerung groß in Schweden, wäre es auch nur um deswillen, weil er ſelbſt, bei modern Franzöſiſcher Erziehung, die Erinnerung an die Vorzeit ehrte.

Mit dem eigentlichen Stockholm oder Stadtholm iſt der Ritterholm verbunden. Hier ſteht das Ritterhaus, ein einfach ſchönes Gebäude in neuem Styl. Davor die Reiterſtatue Guſtaf Waſa's I. „Aus dem Ritterſtande ging Guſtaf Erichſon hervor und wurde König.“ Die Ritterholmskirche nicht weit davon. Sie iſt Gothiſch,

ich doch ſelbſt kaum gedacht, daß der Menſch ſo verworfen iſt! Und dieſer Schluß: „„Demnächſt kann ich nicht umhin, es gerade in dieſem Augenblick als eine dringendſte Pflicht Eurer Königlichen Majeſtät zu Füßen zu legen, die Angelegenheit nur von dem angegebenen höheren Geſichtspunkte zu betrachten, und den Rückſichten der Humanität und Gnade, denen höchſt Ihr Herz ſo gern ſich erſchließt, diesmal nicht nachzugeben. Ja ich muß für ſtrengſte Handhabung der Gerechtigkeit nicht allein im Intereſſe des allgemeinen Staatswohles und zur Erhaltung der Moralität unter Dero Dienern ſtimmen, ſondern auch in ſpecieller Rückſicht auf die Männer und erprobten Staatsdiener, denen Eure Majeſtät höchſt Ihr Vertrauen beſonders zuzuwenden geruht. Leider ſteht die betreffende pflichtvergeſſene Perſon durch entfernte Verwandſchafts- und frühere geſellſchaftliche Bande mit einem oder einigen dieſer gedachten Männer in einer gewiſſen Relation, und es iſt gewiſſen ihrer Feinde und Neider eine willkommene Aufgabe, aus dieſem zufälligen Anner Verdächtigungsgründe zu ſchöpfen, ich wiederhole es, gegen Männer, die der Verdacht nicht berühren kann, weil ihr Character und ihr Verdienſt von Euer Majeſtät gewürdigt ſind. Deſto mehr wird es zur Pflicht, gerade im Intereſſe des Thrones, auch vor dem Publikum dieſe Männer zu ſchützen. Eure Majeſtät können ihnen keine willkommenere Rechtfertigung gewähren, als wenn Sie das Recht, und nur das Recht walten laſſen. Was

iſt ein Staat ohne Moralität ſeiner Bürger, was ein Monarchie, wo der Beamte nicht in Unbeſcholtenheit und ſittlicher Würde wenigſtens nachzueifern ſtrebt, dem erhabenen Exempel, welches ſein Oberhaupt dem Lande und Volke täglich giebt.“ “

„Wunderſchön!“ Es entfuhr unwillkührlich den Lippen des Geheimeraths und er ſteckte das Concept in die Bruſttaſche. „Die Excellenz wird ſich wenigſtens eingeſtehen müſſen, daß ſie Räthe um ſich hat, die auf ihre Ideen einzugehen wiſſen. Das kann man auch dem Herrn von Stein unter die Naſe halten.“

Welcher Glanz leuchtete auf der Stirn des Miniſters. St. Real ſtand hinter dem Lehnſeſſel und wiegte ſich in Wohlbehagen, während der Hausherr auf- und abging. Als er den Geheimerath eintreten ſah, hielt er ihm die Hand entgegen: „Wiſſen Sie ſchon Bevillard?“

„Nichts Excellenz, als daß Ihre Anſichten mich überführt haben.“

„Laſſen Sie ſich's von St. Real ſagen.“ Er warf ſich in den Fauteuil, überſchlug die Beine und rieb die Hände.

„Seine Majeſtät haben in Gnaden die Anſtellung des Herrn von Stein abgelehnt.“

„Stein wird nicht Finanzminiſter,“ wiederholte der Miniſter.

„Da fällt uns alſo ein Stein vom Herzen!“

Bevillard's Bonmot, ſo leicht es war, fand

empfängliche Herzen. Gut, daß kein Lauscherauge in den Pavillon drang. Es hätte Mienen, Bewegungen und Gesten gesehen, schwer verträglich mit der miniſteriellen Autorität eines Großſtaates. Nur der Geheimerath hatte raſch eine Flaſche entkorkt, um ein Glas hinunterzuſtürzen, aber die Phyſiognomien erinnerten einen Augenblick an die fauniſchen Geſichter, welche Rubens Pinſel ſo unvergleichlich auf die Leinwand warf. Belauſchte Augenblicke der cannibaliſchen Natur im Menſchen, die nun ewig geworden ſind durch die Kunſt. Wenn Jemandem, wem darf man es weniger verargen als einem Staatsmann, wenn er im unbelauſchten Augenblick die geglättete Maske fallen läßt, um einmal wenigſtens in der urſprünglichen ſich vor ſich ſelbſt zu ſehen.

„Nun heraus! Wie war's?“ rief der Geheimerath am Tiſche, indem er einen tief aushöhlenden Schnitt in die Leberpaſtete that. Ich vergaß zu ſagen, daß man die Thüren vorher verſchloſſen, und auch noch die Gardinen vor die mit Weinreben feſt umrankten Fenſter gezogen, — der Kühlung wegen, hieß es. Es war allerdings ein ſehr heißer Tag geworden! Vorher aber war der Haushofmeiſter auf beſondere Ordre des Miniſters ſelbſt in die Keller geſtiegen, und ein Korb mit Flaſchen, ſtaubig, kalkigt, mit Spinnegeweben umwoben, ſtand in Folge deſſen am Tiſche. Auf demſelben hatten ſich aber neben der Straßburgerin noch Schüſſeln des verſchiedenſten Inhalts aus verſchiedenen Weltgegenden eingefunden,

„ein Frühſtück, wie's ein ſchlichter Mann guten Freunden eben vorſetzt, die nach dem Herzen ſehen, nicht auf den Werth" hatte der Miniſter geſagt. Was bedurfte es der Aufwartung unter ein Paar traulich beiſammen ſitzenden Freunden! Darum ſollte Niemand gemeldet, Niemand eingelaſſen werden, und der gütige Wirth ſelbſt nahm den Pfropfenzieher zur Hand.

„Die Geſchichte iſt eigentlich ſehr einfach, ſagte St. Real. Geſtern Abend war der König noch dafür geſtimmt So nahmen wir's wenigſtens an. Sie mögen ſich das Geflüſter in den Vorzimmern denken, die Fragen, die man hören mußte. Die Damen wollten wiſſen, ob der Herr v. Stein noch ein junger Mann wäre? Ob er ein Haus mache? Ob er äſthetiſch iſt? Ob er lieber Jean Paul lieſt oder Lafontaine, und Schiller oder Goethe vorzieht? Die Herren ſteckten die Köpfe zuſammen. Es wußte eigentlich Niemand, woher der Wind blies, denn, wenn man auch ſagte, Beyme hat Lombards Abweſenheit benutzt, ſo erklärte das wieder nicht, warum Beyme gegen ſeinen Freund intriguiren ſollte. Andre calculirten gar, die ganze Sache ginge von Lombard ſelbſt aus, er wünſche ſolchen Mauerbrecher in des Königs Nähe, entweder um andre damit aus dem Weg zu räumen, oder er wünſche, daß die höchſte Perſon es einmal empfinde, wie angenehm der Umgang mit einem deutſchen Degenknopf iſt."

„Thorheit!" ſagte der Miniſter.

„Und doch vielleicht nicht übel ſpeculirt."

„Nichts, meine Freunde, entgegnete jener, lernt ſich leichter an Höfen, als das Vergeſſen ehemaliger Freunde. Nur die Kränkungen vergißt man dort nie.“

„Die alte Poſt ließ für mich keinen Zweifel, fuhr St. Real fort. Sie rühmte gegen Comteß Laura die alte Familie der Stein; von Männern ſolcher Abkunft könne man ſich verſprechen, daß ſie wieder die nöthigen Debors auch an den Hof bringen werden.“

„Charmant!“ Man ließ bei Gläſerklang die alte Poſt leben. Der weiße, prickelnde Burgunder ſchärft die Zunge, man ſchärfte die Darſtellung von Anecdoten, die jeder kannte, aber jeder gern wiederhörte, bis ſie für den haut goût appretirt waren, und unter allen guten Eigenſchaften ihnen nur eine abging, die Wahrheit.

„Aber wir kommen von der Sache ab. Was erfuhren Sie von ihr?“

„Nicht mehr, als ſie mich errathen ließ, und ich eigentlich ſchon wußte, daß die Königin dahinter ſteckte. Geben Sie nur Acht, flüſterte ſie mir zu, wenn Ihro Majeſtät herauskommt.“

„Und?“

„Ihro Majeſtät kamen bald heraus.“

„Und?“

„'S iſt doch eine wunderſchöne Frau! Ihr ſchwarzes Atlaskleid rauſchte über die Schwelle, und, wars Zufall oder Abſicht, die Thüre klappte hinter ihr, daß mir's noch ins Ohr gellt. Die Oberlippe ein Bischen

eingekniffen, keinen von uns ansehend, raus war sie, und winkte nur der Berg, ihr zu folgen."

„Und das ist alles?"

„Mich dünkt, genug."

„Man kann sich täuschen."

„Meine Ohren, Excellenz, sind sehr scharf. Wenn ich im blauen Saal die Stiefeln Sr. Majestät im rothen Zimmer knarren höre, weiß ich, was die Glocke geschlagen hat."

„Ging also unruhig auf und ab!"

„Wir sahen uns an und dankten Gott, daß nur ein Stein gefallen war."

„Er ist also?"

„Ist! Bald kam Beyme heraus, dann auch Röckeritz. Beyme fragte nach der Berg. Da sie fort war, wandte er sich an die Voß und zückte die Achseln: Madame, j'ai fait mon possible! Zwischen den Zähnen murmelte er: ultra posse nemo obligatur. Nachher schenkte uns Röckeritz reinen Wein."

„Excellenz, rief Bevillard bei einer neuen Flasche, dieser St. Peray ist gewiß reiner."

„Hatte die Ratziwill zu stark urgirt, ein neuer Geniestreich des Prinzen ihn verdrossen? Der Minister setzte hinzu: Ehe ich die Motive nicht kenne, bezweifle ich doch das Factum."

„Was bedarf es noch der Motive! Natur, rien que de la nature! Er hatte sich beschmeicheln lassen, unter Händedrücken das halbe Versprechen gegeben. Dann gereute es ihn. War schon gestern Abend

umher gegangen, die Hände auf dem Rücken. Die Berg hatte ein Selbſtgeſpräch belauſcht: „Man will mir auch meine Miniſter machen!“ Leider hatte ſie nicht mehr Gelegenheit die Königin davon zu avertiren. Heute morgen muß ihm ein Blatt in die Hände fallen, worin die Kindesmörderin eine irrende Schweſter genannt wird, ein Opfer der geſellſchaftlichen Verhältniſſe. Es war etwas mit Emphaſe ihre Geſchichte erzählt. Reſultat: Sie waren aigrirt, ſehr aigrirt. Ob die gelehrten Herren auch die erpreſſen Worte Gottes fortcorrigiren wollten: Wer Menſchenblut vergießt, deſſen Blut ſoll wieder vergoſſen werden? Man antwortete, der Verfaſſer ſei kein Gelehrter, ſondern eines von den jungen Genies. — „Die eine verkehrte Welt machen wollen! brach es nun heraus. Will aber keine verkehrte Welt aus meinem Reiche machen; ſoll Alles in der Ordnung bleiben. Leute waren doch ſonſt mit zufrieden. Sollen zufrieden bleiben. Schöne Wirthſchaft würden die Herren Genies anfangen, alles auf den Kopf ſtellen. Kindermörderinnen am Ende noch belohnen!“ Während ſie ſich nun noch ſo expectorirten, kommt Beyme zum Vortrag, der wirklich nichts davon wußte, und indem er die Gründe für Stein's Anſtellung reſumirt, entfährt ihm unglücklicherweiſe der Ausdruck: vor ſeinem Genie würden auch die und die Vorurtheile ſich beugen. Da war's um ihn geſchehen! Der König ſagte, er brauche keine Genies, er wolle keine Genies und — das Uebrige können Sie ſich ſelbſt erzählen.“

Bovillard goß den Reſt der zweiten Flaſche in das Glas und erhob es: „Angeſtoßen, Freunde! Auf das Andenken der Kindesmörderin! Selige verirrte Schweſter, dieſer Tropfen ſei Dir geweiht, daß Du Preußen vor Miniſtern bewahrt haſt, die Genies ſind! — Was ſtiert Excellenz Chriſtian ins Glas und trinkt nicht? Suchſt Du im Wein nach einem untergegangenen Genie? Verlorne Müh: Ertrunknes lebt nicht wieder auf.“

„Mir kommt nur der Gedanke, ſagte der Miniſter nach einer Pauſe, ob eine Regierung denn überhaupt der Genies bedarf? Unſer Minos vom Kammergericht fertigte neulich einen Bekannten, der ihm einen genialen Juriſten für das Collegium empfahl, mit den Worten ab: Ich brauche nur zwei für die kniffligen Sachen, für die andern ſind Ochſen ausreichend.“

„Ochſen mögen eine Weile die Tretmühle treiben, wie Excellenz das ſelbſt am beſten wiſſen, im Uebrigen meine ich, daß Ochſen noch nie eine Mühle in Gang gebracht haben.“

„Woran ging Joſephs II. Schöpfung unter, fuhr die Excellenz fort. Und was meint Ihr, daß aus unſerm Staat würde, wenn irgend ein Zufall Prinz Louis Ferdinand auf den Thron brächte?“

Nach einer kleinen Pauſe hub der Geheimrath an, den Weinreſt in ſeinem Glaſe ſchüttelnd:

„Ich meine, zuerſt würde er unſern verehrten Wirth zur Thür hinaus complimentiren. Dann gings an Lombard, Berme, Luccheſini, an uns alle. Es

würde aufbrauſen wie tauſend auf ein Mal entkorkte Champagnerflaſchen. Da man ſie aber nicht alle mit einem Mal austrinken kann, würde der Wein bald ſchaal werden. Und wie er ſeiner Maitreſſen ſatt wird, würde er's auch der Genies. Dann kämen die unermüdlichen Geſchöpfe dran, die man nun Zuträger nennen mag, oder Sykophanten, oder Gelegenheitsmacher, Kuppler, oder auch Ochſen, wie man will, die immer für neue Stoffe in Wein, Ideen und Liebe ſorgen. Dieſe bleiben endlich ſeine Geſellſchaft, eben weil ſie ſich zur Thür hinauswerfen laſſen und immer wieder kommen. Endlich gewöhnt man ſich an ſie, weil man ihrer bedarf, weil ſie zu Allem zu brauchen, man verachtet ſie, aber ſie bleiben doch unſer Umgang, weil ſie immer gefällig, unſre Freunde, weil wir keine beſſeren finden, und ſchließlich — es bliebe auch unter Louis Ferdinand Alles beim Alten. Chriſtian, wir blieben auch!"

Der Miniſter drohte mit dem Finger.

„Ach was! wir ſind unter uns. Wein und Wahrheit. Betrachten wir hier unſern würdigen Kammerherren. Verzog er die Miene, ward er nur einmal roth, als ich von Kupplern ſprach."

„St. Real kann ja nicht mehr roth werden."

„Excellenz! Dieſer echte Philoſoph beſchämt uns. Sein purpurn Antlitz brennt, wenn er ſo viel Flaſchen ausſticht wie nur Fleck und der Prinz, nicht röther als wenn er eine Taſſe Thee nippt. Wenn wir wankend aufſtehen, ſagen ſie: er hinkt ja immer.

Er kennt die Liebe nicht mehr, aber ſein liebebedürftiges Gemüth ſchafft ſie für andre. Wir kamen überein, daß er, ohne Schmeichelei, unter uns das Minimum von Verſtand hat, aber wie weiß er den Ueberfluß an Mangel zu cachiren, daß Jemand, der jetzt durchs Fenſter ſähe, doch ſchwören könnte, er hätte die meiſte Raiſon. Und Excellenz ſehn Sie ſeine Lippen und Manchetten, er hat immer noch etwas in petto uns zu überraſchen."

„Nein; er ſcheint mir melancholiſch, weil er die Laura beim Prinzen nicht anbringen kann."

A propos, St. Real, wie iſts mit der junoniſchen Gans?"

„Aha der ſchönen Eitelbach," ſagte der Miniſter.

Der Kammerherr ſchüttelte den Kopf: „Geben Sie die Hoffnung auf, meine Herren. Königliche Hoheit exprimirten ſich in draſtiſcher Kürze: ich ſollte die Tugend nicht der Verſuchung ausſetzen. Uebrigens wiſſe ich ja, daß Sie Gänſebraten nicht liebten."

Glich der muntere Frühſtückstiſch doch auf Augenblicke einem Secirtiſch. Alle Qualitäten der ſchönen Frau wurden von Experten zergliedert und abgewogen, wobei der Witz die leichte Vergleichung mit den Ingredienzien der Paſtete nicht verſchmähte. Das Reſultat war, daß man alles in ihr fand, nur keine Seele, keinen Verſtand, und keine Paſſionen. Ja es ſei Hopfen und Malz verloren, erklärte der Kammerherr, ihr eine Inclination beizubringen. „Es iſt nichts unmöglich," trumpfte Bovillard.

aber alles Gothiſche in Schweden hat als ſolches wenig Bedeutung. Was hier und anderwärts ſtatiſtiſch Merkwürdiges zu ſuchen, z. B. in der Ritterholmskirche die Wappen und Standtafeln aller Commandeure des Seraphinenordens, mag man in jeder Beſchreibung nachſchlagen, z. B. auch in der Reiſebeſchreibung des Engländers Will. Rae Wilson, in London 1826 herausgekommen. Man kann aus dem Buche lernen, wie man nicht reiſen ſoll.

Von der Schloßfronte aus führt eine ſteinerne Brücke über den Meeresarm nach der nördlichen Stadt. Auf einem geräumigen Platze tritt uns die metallne Reiterſtatue Guſtaf Adolfs entgegen. Sie blickt nach dem Schloſſe. Am Piedeſtal die Bruſtbilder der Helden des dreißigjährigen Krieges. Links von der Brücke ſteht ein Königlicher Pallaſt, rechts das Opernhaus. Die Brücke kann man den glänzenden Mittelpunkt der Stadt nennen. Guſtaf Adolf ſchaut vor ſich hin auf das erhabene Schloß, das ſeine Flügel vor der Stadt ausbreitet, er ſieht links davon den Maſtenwald der Seeſchiffe und darüber weit hinaus die felſigen Inſeln und Meeresufer, an denen reizende Villen und der Königliche Thier-

Der Miniſter bemerkte, daß ſeine Augen von einem eignen Feuer ſtrahlten. Das konnte allerdings vom Weine ſein, er goß ſchon die fünfte Flaſche an, als er die Stimme erhob:

„Jeder Humanitätsbürger hat die Pflicht das Seine zu thun zur V[illegible]vollkommnung des Menſchengeſchlechts, und iſt ein Weib, meine Freunde, vollkommen, hat es eine andre Beſtimmung als die Liebe! Seid Ihr denn Canibalen, oder habt Ihr Herzen von Stein, daß Euch das ſchöne Weib nicht rührt, das in ungeheurer Langenweile mit ihrer bête noire von Mann ihre Roſentage verträumt. Chriſtian, und Sie, St. Real, waren unſere Vorfahren nicht Ritter, die ihre Lanze für die gefangene Schönheit einlegten! Und iſt ſie nicht gefangen, gleichviel ob von einem brutalen Ungeheuer, oder einem Alp von Apathie. Welche Schätze liegen da wüſt in dem ſchönen Tempel und Ihr wollt zaudern Hand anzulegen! Nein, Ihr Ritter, Schatzgräber, Maurer, ſinnt auf ein Zauberwort, das ihren Bann löſt. Angefaßt, gehämmert, Funken geſchlagen, bis wir das innnere Feuer in der ſchönen Bildſäule entzündet. Seht doch den dicken Iffland auf der Scene, wenn er als Pygmalion Leben in ſeine Galathe ſchwatzt und klopft. Was, ſollen wir ungeſchickter ſein? Gluth ſoll durch ihre Adern ſtrömen, ſterblich ſoll ſie ſich verlieben, intereſſant werden, rührend, ſie ſoll uns Thränen entlocken! Kinder könnt Ihr Euch denn ein pikanteres Schauſpiel vorſtellen, als die Eitelbach in raſender Leidenſchaft!“

„Bovillard raſt!“

„Du willſt ſie doch nicht ſelbſt in Dich verliebt machen?“ ſagte der Miniſter.

„Nichts davon, es muß etwas ganz Abſonderliches dabei ſein.“ Er zog den Rock aus und warf ihn auf die Erde. Auch das Halstuch folgte. Die Toilette des Miniſters entſprach allenfalls dieſem Négligé, nur der Kammerherr blieb zugeknöpft.

„Unſer Geheimrath iſt im Zuſtande der Divination.“

„Etwas Frappantes, rief Bovillard, daß man drei Tage vor lautem Gelächter die Glocken nicht hört — Wenns irgend einen berühmten Kanzelredner gäbe —“

„Warum nicht gar!“

„Du haſt Recht! Da machte man ſie zu einer Schwärmerin. Es muß gar keine Erklärung für die Neigung geben. Etwas Originelles, ein Flügelmann von der Garde oder ein Zwerg. Ein grundhäßlicher Kerl, ein Bucklichter, ein Weiberfeind. Ein Trunkenbold, ein Weiſer. Wenn der alte Gundling noch lebte, oder Moſes Mendelsſohn.“

„Ich ſchlage Johannes Müller vor.“

„Er müßte ſich doch auch in ſie verlieben können.“

„Und am Ende hieße es, ſie hätte ſich nur in ſeine Schweizergeſchichte verliebt,“ ſagte der Miniſter, und mit niedergeſchlagenen Augen flüſterte er: „Ich wüßte ſchon Jemand —“

Das ſtille Gelächter, die verkniffenen Lippen, die

blinzelnden Augen der Andern bekundeten, daß der Miniſter verſtanden war. In jovialen Kreiſen ſolcher Freunde verſteht man ſich an Zeichen. Ein „Schade, ſchade!“ ging wie der Hauch des Abendwindes über ein Aehrenfeld.

„Da uns hier eine höhere Magie entgegenarbeitet, beſcheide ich mich, wiewohl ich das Verdienſtliche des Vorſchlags vollkommen würdige,“ ſchmunzelte Bovillard.

St. Real ſchüttelte den Kopf: „Es kann doch nicht immer ſo dauern.“

„Das Reich der Tugend! hört den grauen Sünder, der es nicht mal von dem göttlichen Schiller weiß: Und die Tugend ſie iſt kein leerer Wahn. Sein Himmel hängt nicht voll Geigen, ſondern voll lauter Pompadoure. Er iſt ein Kryptokatholik, ſein Heiligenkalender fängt an mit der Sanct Agnes Sorel und hört auf mit der heiligen Baranius.“

„Bovillard merkt nicht, daß St. Real einen Einfall hat.“

„Wenn wir den Witz ausgeſchüttelt, kraucht ihn immer einer an. Heraus damit! Sollen wir etwa Namen aufſchreiben und würfeln? Auch das; ich parire jede Wette, wen das Loos trifft, in den will ich die Eitelbach verliebt machen.“

Der Kammerherr ſpiegelte ſich im Glaſe, das er dicht an's Geſicht hielt: „Herr v. Bovillard, ich zweifle, wenn ich den nenne, der mir eben einfiel.“

„Nenne den Namen, ich will ihn beſchwören.“

„Daß er davon läuft, das will ich glauben, er hat mehr Schulden als Haare auf dem Kopf.“

„Nein, auch er ſoll kleben wie eine Klette. Und ſie verliebt ſein, wie — Na, wie denn? — Wie ein verliebter Maikäfer. Das iſt das Einzige, was mir aus einer tollen Tragödie kleben blieb, aus der Iffland uns neulich zum Jocus vorlas, von dem verrückten Kleiſt.“

„Auch in den Herrn Rittmeiſter Stier v. Dohleneck? Getrauen Sie ſich auch mit dem eine Liaiſon zu Stande zu bringen?“

Der Geheimrath ſprang auf: „Was gilt die Wette!“

„Bovillard, ſein Sie nicht unſinnig,“ ſagte der Miniſter.

„Ich frage, wer wettet! fuhr der Erhitzte fort. Aber dazu andern Wein, feurigern! Er ſchleuderte das Glas hinter ſich. Vom Spaniſchen her, einen Pedro Ximenes! Die Eitelbach und Dohleneck, eine liaison tragique, eine liaison dangereuse, ein Turtelpärchen, was Ihr wollt. Wer hält die Wette, auf was es ſei! Chriſtian parire!“

„Bovillard weiß nicht —“

„Alles weiß ich, daß ſie wie Katze und Hund ſind, eine Averſion fühlen, eine gegenſeitige Idioſynkraſie, die ſtadtkundig iſt. Deſto beſſer; je ſchwieriger die Aufgabe, ſo ehrenvoller der Succeß. Va-t-en, Chriſtian, wetteſt Du?“

„Meinetha'ben.“

„Auf was? Nicht Geld, nicht Champagner, etwas Abnormes, was den Appetit reizt.“

„Excellenz könnten eine Geliebte abtreten,“ kicherte der Kammerherr.

„Ich und eine Geliebte!“

„So ſinne etwas Sinnreiches aus, was Du gegen Dein Gewiſſen thuſt.“

„Ich will Gentz hinterlaſſene Schulden bezahlen.“

„Accedo! Und ich eine Abhandlung ſchreiben, zum Lobe des Herrn v. Stein. Daß er uns unentbehrlich iſt, laß ich drucken. Ein Schelm giebt nur was er kann. Ich habe mehr eingeſetzt. Topp, eingeſchlagen.“

Der Kammerherr hielt ſeinen Arm dazwiſchen. „Wozu Krieg, meine Herren, Depenſen, die keinen Vortheil bringen? Warum denn überhaupt eine Wette, warum nicht eine Allianz?“

„Was meinſt Du, Chriſtian?“

„Ich bin doch immer ein Mann des Friedens!“

„Topp! Alle drei eingeſchlagen, Männer des Friedens, einen Rütlibund! Wir Alle gemeinſchaftlich an das Werk. Aber Theilung der Arbeit! Du nimmſt den Rittmeiſter auf Dich und ſträubt ſich die Excellenz dagegen, wird der Kammerherr zum Dienſtthuenden. Ich weiß ſchon meinen Helfershelfer für die Baronin, übrigens jeder hilft dem andern, und bei dem erhabenen Geiſte, der aus dieſen Flaſchenmündungen noch duftet, geloben wir Todesverſchwiegenheit!“

Während ſie ſich die Hände reichten, klopfte es.

„'S iſt nichts; ein Hund ſchlug an die Thür," beruhigte der Wirth.

„Wer würde ſich auch unterſtehen, wenn wir in Staatsangelegenheiten beiſammen, Excellenz zu ſtören! Oder iſt's keine Staatsangelegenheit! Womit ſollten wir uns amüſiren, da nun Friede bleibt? Das Leben muß einen Zweck haben. Auch die beſten Kräfte ermatten ohne ein Ziel. Mit Hinderniſſen zu kämpfen iſt unſre Beſtimmung. Je ſchwieriger, um ſo elaſtiſcher ſtreckt ſich unſer Geiſt. Darum, gerade im Staatsintereſſe, wir müſſen unſre Kräfte an ſubtilen Aufgaben üben, um zuverläſſig zu ſein in der Stunde, die kommt."

Es klopfte wieder: „Laß die Geiſter pochen, wir antworten mit dieſem Gläſerklang. Auf den Amandus und die Amanda."

„Bravo, Einer, der da lieben ſoll und muß!"

„Noch Etwas: wenn etwa in Folge dieſes ſchönen Seelenbundes ein Weltbürger das Licht dieſer Welt erblicken ſollte, ſo —"

Ein klirrender Schall unterbrach ſie. Es pochte Jemand mit Heftigkeit an's Fenſter. „Es brennt!"

Alle waren aufgeſprungen. Der Kammerherr ſchien am feſteſten auf ſeiner Krücke zu ſtehen. Der Geheimrath machte eine Bewegung nach ſeinem Rocke, die damit endete, daß er auf den Stuhl zurückſank. Der Miniſter hatte ſeinen zurückgeſchleudert, und mit der Hand am Tiſche, machte er die Geſte des Riechens. Aber die wohlbekannte Stimme ſeines Privatſecretairs

rief draußen: „Halten zu Gnaden, Excellenz, das Citissime! — Das Citissime, das Gutachten des Miniſteriums an Seine Majeſtät den König. Herr Geheime Kabinetsrath Beyme haben ſchon zwei Expreſſen geſchickt. Heut Abend um ſechs iſt Vortrag bei Seiner Majeſtät; ſämmtliche Gutachten der Miniſterien ſind in des Herrn Kabinetsraths Händen, nur unſeres fehlt noch. Der Bote ſteht auf Kohlen.“

Bovillard hatte mit einem glücklichen Griff ſeinen Rock erfaßt und warf die Papiere auf den Tiſch: „Da Excellenz — ein Bischen ſchmutzig. Schadet nichts, die Sache iſt's auch. Unterſchreibe —“

„Zwei Papiere?“

„Iſt gleichgültig, er muß doch ſpringen.“

„Muß er abſolut!“

„Iſt ſehr geſund für ſein Podagra.“

Der Miniſter war in einen Seſſel geſunken: „Muß er denn! Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen — und Stein kommt ja nicht.“

„Hätte's beinah vergeſſen! Mais, c'est bon!“

„Wozu Rigoroſität gegen einen Mitmenſchen, der uns nichts gethan hat,“ ſprach St. Real.

„Alſo

Allen Sündern ſoll vergeben
Und die Hölle nicht mehr ſein!“

„Bovillard, Ihnen fließt es ja von den Fingern. Da an der Ecke auf dem Schreibtiſch, ein anderes Gutachten. Kurz nur. Wegen der Förmlichkeit weiß ja Beyme wie wir's halten. Trin-

ken Sie ein Glas Champagner um ſich aufzuheitern.“

„Nicht nöthig Excellenz! hier das Concept, brauche nur ein Paar Striche zu ändern.“

Mit Secretair und Bote war man in Ordnung, natürlich, nachdem man es einigermaßen mit der Toilette geworden, zwei Kryſtallflaſchen mit friſchem Brunnenwaſſer ſtanden auf dem Tiſche und der Geheimrath ſchrieb an der Ecke, während der Miniſter ein Geſpräch mit dem Kammerherrn führte. St. Real hatte ſichtlich am wenigſten von dem ſüßen Traubenſaft genoſſen, oder es darin zu einer Virtuoſität gebracht, daß man die Wirkungen nicht merkte. Der Miniſter hörte ihn, im Armſtuhl zurückgeſunken, mit einiger Anſtrengung an, während der Kammerherr halb vor ihm ſtand, halb auf dem Tiſche ſaß. Wir hören, da das Geſpräch halblaut geführt wird, nur einiges heraus.

„Malchen — Malchen? Der Name kommt mir bekannt vor.“

„Erinnern ſich Excellenz vielleicht des Waldkindes, das der Höchſtſelige auf einer Promenade finden mußte?“

„Das iſt lange her — ſpielte ſie nicht die Gurly? Die war freilich noch nicht geſchrieben.“

„Einer der hübſcheſten Züge von der Lichtenau; wie überhaupt, es war doch eine ſeltene Frau. Der Höchſtſelige hatte die erſten Bruſtbeklemmungen, und empfand eine Sehnſucht nach etwas Natürlichem und

Frischem. Die Gräfin wußte auf der Stelle Rath. — Im rothen Frießröckchen, bis an die Knie aufgeschürzt, barfuß buckte das Kind im Revier und pflückte Erdbeeren, ohne sich umzusehen. Der König winkte uns Stille zu, er wollte sie überraschen. Er fuhr sie an, was sie in dem Walde zu thun, und drohte sie zu pfänden, denn das sei verboten. Das Mädchen spielte prächtig. Zuerst erschrack sie und bedeckte ihr Körbchen, dann lag sie auf den Knieen, der gestrenge Herr möchte sie nur diesmal noch gehen lassen. Der König befahl ihr barsch, die Erdbeeren und den Korb zurückzulassen. Da stürzten ihr die Thränen aus den Augen und sie bat um Gottes Willen, die möchte er ihr lassen für ihre arme Mutter, sie wollte es lieber dem gnädigen Herrn Förster abarbeiten, was sie Schaden gethan. Das befremdete ihn doch von solchen Leuten. Ißt denn deine Mutter so gern Erdbeeren? Und er sprach von Abkaufen. Die Kleine wehrte schnell mit der Hand: Nichts verkaufen! Meine Mutter hat mir aufgetragen, die schönsten und reifsten Erdbeeren zu sammeln. Alles für den guten Herrn König. — Den König! rief der König, wie kommt der dazu? Für den König werden wohl andere denken und sorgen, die ihm näher stehen! — Das ist's eben, was Mutter sagt, fiel das Mädchen ein, die denken und sorgen nicht so für ihn, wie er's verdient, und er ist so sehr gut und jetzt krank. Die frischen Walderdbeeren werden ihn wenigstens einen Augenblick erquicken,

und jeder Augenblick, der dem guten König eine Erquickung ſchafft, ſagt Mutter, das iſt ein geſegneter vor dem Herrn. —"

„O weh! zückte der Miniſter auf. Da hätte er etwas merken können!"

„Nein, Excellenz, er merkte nichts. Er drückte die Thräne aus dem Auge: Lichtenau! ich werde doch geliebt! Die Lichtenau hatte ihm etwas den Rücken gedreht."

„Richtig, ich ſehe ſie noch ſtehen."

„Und wiſchte auch am Auge. Er ſtreichelte ſie ſanft am Arm, und ſagte in ſeiner Herzensgüte: Das Kind verſteht es nicht. Es ſind Viele um den König, die für ihn ſorgen und ihn lieb haben! — Wie das Kind ihn da groß und unſchuldig anſah: Der König hat jeden lieb, ſagt Mutter, und das wäre ein ſchlechter Menſch, der nicht ſein Alles für ihn giebt. — Er mußte ſchnell weiter gehen, er fühlte ſich erleichtert: Ich habe mal eine Stimme aus dem Volke gehört! Die Lichtenau ſagte plötzlich: Ich wünſchte, Euer Majeſtät hörten einmal die Stimme Ihres ganzen Volkes. — Ach die iſt wohl anders! — Nein, Sire, ſagte die Gräfin, das Tuch vor ihren gerötheten Augen. Ueberall dieſelbe Liebe und Verehrung; nur uns traut man nicht zu, daß wir ſie theilen. Es iſt vielleicht recht gut ſo. — Ach es war ein capitales Weib!"

„Es brachte ihr auch die Schenkung ein von dem Gute — wie heißt es doch gleich — über das

garten liegen. Faſt belohnender für das Auge iſt der Blick von der andern Seite auf die Silberfläche des Mälar. Eine bebaute Felſeninſel mit grünen Laubgängen gewährt hier einen Ruhepunkt; die Quaderſteine der Quai's, ihre eiſernen Geländer, die regelmäßigen Gebäude daran, alles ein ungemein wohlgefälliger Anblick. Hinter dem Opernhauſe auf dem Wege nach der Laduzards Gärdetkirche und den auf jener Seite ſich weithin erſtreckenden Kaſernen liegt ein ſchöner freier Platz, mit ſchattigen Baumgängen zum Spazierengehn einladend. Hier errichtete die Pietät des adoptirten Sohnes und Thronfolgers dem letzten Könige, Karl XIII., bekannter unter dem Namen des Herzogs von Südermannland, eine pompöſe Statue. Man hat von Attributen zuſammengeſucht, was aufzufinden war. Und allerdings bleibt ſeine Regierung in Schwedens Geſchichte eine ſehr merkwürdige, da unter ihm die neue Verfaſſung gegeben und zwei Ausländer von dem Könige zu Söhnen adoptirt und zu Kronprinzen angenommen wurden. Aber den Bildner entflammte das Andenken des Königs zu keiner reinen Kunſtbegeiſterung, und die überladene Statue kann den Beſchauenden nur zu

noch der Prozeß iſt. Aber die Malchen, jetzt entſinne ich mich ihrer ganz deutlich. Ein anſtelliges Ding, leichtſinnig, aber wohl zu leiden. War ſie nicht ſchon früher zu den Genien gebraucht worden, auch in den Kinderballets?"

„Und ſpäter bei den Geiſtererſcheinungen. Sie war viel bei Biſchofswerder und Hermes. Vielleicht erinnern ſich Excellenz auch, daß ſie nachher einen Unterofficier von Lariſch Musquetiren heirathete. Im Anfang ging's ihnen gut, aber der Mann trank, es gab Unrichtigkeiten mit dem Montirungsgeſchäft im Lagerhauſe, die Frau konnte es nicht mehr ausgleichen, ſie ward doch auch älter, und eines Nachts waren ſie über Hals und Kopf verſchwunden. Sonſt ein braver Mann, auch ſehr zu brauchen, und ſoll jetzt holländiſcher Werbeofficier ſein oder ſchon drüben in Oſtindien. Genug, ſie hat ihn avanciren laſſen, was uns nichts angeht, und iſt ſeit einigen Monaten als Frau Obriſtin in Berlin. Ich verſichere, Excellenz, ſie iſt ein wahrer Trüffelhund."

Der Miniſter griff tief in ſeine Spaniolboſe: „Wenn nur keine Klagen bei der Polizei eingehen! Sie wiſſen nicht, lieber St. Real, was uns dieſe Bagatellen oben zu ſchaffen machen."

„Man ſucht ihr ein gewiſſes Lüſtre zu erhalten."

„Der Name der neuen Schönheit?"

St. Real ſprach leiſe in's Ohr des Miniſters.

„Wie geſagt, durchaus keine beauté du diable,

eine wie gemacht, um auf die Dauer zu feſſeln, und eine Fraicheur, Excellenz, wie er es liebt."

„Und ein halbes Kind!"

„Weil ſie noch nicht erzogen iſt. Aber mit einem Elan, einer Vivacité für alle neue Eindrücke."

„Languiſſant?"

„Au contraire, eher un peu romantique, etwas Spirituelles, soit disant Schwärmeriſches. Es kommt nur darauf an, ihrer Phantaſie eine Richtung zu geben."

„Hoffen Sie eine Maintenon oder eine Pompadour zu erziehen."

„Warum nicht eine La Valliere!"

„Tugendhafte Maitreſſen helfen uns nichts. Uebrigens wünſche ich, daß Ihnen kein Querſtrich kommt."

Der Kammerherr drückte mit einiger Heftigkeit ſeine Krücke: „Das iſt es eben. Zwar thun wir Alles die Dehors zu beobachten, auch iſt es nur ein ganz kleiner, höchſt anſtändiger Societätskreis, der ſich zur Erholung da zuſammen findet. Ganz anders als bei der Schubitz; un petit cercle von Gewählten. Aber ſie iſt noch immer die alte; gutmüthig, leichtſinnig, unbeſonnen zum Raſendwerden. Ihre Zunge geht mit ihr durch und um einen witzigen Einfall ſetzt ſie ihre Exiſtenz aufs Spiel. Habe ich das Wunderkind erſt in andre Kreiſe entrückt, mag ſie der Teufel holen, aber ſie iſt jetzt meine einzige Brücke. Stellen Sich Excellenz vor, da hat ſie den

frommen Pfaffen, den Seine Majeſtät jetzt nach Berlin zieht, irgendwo auf einer Reiſe kennen gelernt, ihn zu ſich invitirt, und jetzt hat ſie die Unverſchämtheit, ihn und ſeine Töchter bei ſich einzulogiren. Bei ſich in ihrem Hauſe! Ich erfuhr es erſt beim Herfahren. Wenn das ruchbar wird, das giebt einen Scandal und ich zittere vor den Folgen."

„So eilen Sie, St. Real, den Ruf des frommen Mannes zu retten."

„Er iſt gerettet!" rief Bovillard aufſtehend, da hören Sie nur den Schluß: „„Demnächſt kann ich nicht umhin, es grade in dieſem Augenblick als eine dringendſte Pflicht Euer Königlichen Majeſtät zu Füßen zu legen, den Rückſichten der Humanität und Gnade, denen Ihr Herz ſo gern ſich erſchließt, auch diesmal nachzugeben. Ja ich muß darauf dringen, in ſpecieller Rückſicht auf die Männer und erprobten Staatsdiener, denen Euer Majeſtät höchſt Ihr Vertrauen beſonders zuzuwenden geruht. Weil der unglückliche Mann, der vielleicht in einem Augenblicke aus zu großer Güte des Herzens gegen den Buchſtaben des Geſetzes gefehlt — was aber noch keineswegs ermittelt iſt — mit einem oder einigen jener gedachten Männer in einer gewiſſen Relation geſtanden, iſt es eine willkommene Gelegenheit für deren Feinde und Neider Verdächtigungsgründe auch gegen ſie, dieſe Männer, zu ſchöpfen, die freilich über den Verdacht hinaus ſind, weil ihr Charakter und ihr Verdienſt von Euer Majeſtät gewürdigt ſind, die aber eben um ihrer Pflichttreue und

dieſer beſondern Verdienſte willen auch vor dem Publicum gerechtfertigt zu erſcheinen Anſpruch haben. Euer Majeſtät können ihnen keine willkommenere Rechtfertigung gewähren, als indem Sie über die Anſchuldigungen des Haſſes und des Neides mit ſtummer Verachtung wegſehend, Ihre Gnade walten laſſen.““

„Bravo, bravo!“ riefen die Zuhörer.

„O es kommt noch beſſer, dieſer Schluß muß ſein Herz erweichen: „„Was iſt ein Staat ohne Moralität ſeiner Bürger, was eine Monarchie, wo der Unterthan und der Beamte nicht in Unbeſcholtenheit und ſittlicher Würde wenigſtens nachzueifern ſtrebt dem erhabenen Exempel, das ſein Oberhaupt dem Lande und Volke täglich giebt.““

„Braviſſimo! Er iſt gerettet!“ Noch einmal wurden die Gläſer gefüllt und erklangen auf den edlen Menſchenfreund, der über die Kabale geſiegt. Das Concept wanderte in die Kanzlei, wo man ein Citiſſime mit mehr Reſpect behandelte, und die Reinſchrift kam, wie wir aus dem Erfolg annehmen, noch zur rechten Zeit an Ort und Stelle. Der Kammerherr wollte abfahren, der Miniſter aber Lhombre ſpielen. Der Kammerherr hatte Bedenken wegen des Predigers, alle drei aber bedachten, daß man nach der Arbeit ausruhen muß. Erſt in der Nacht wurden die Karten weggelegt. Der Miniſter und ſein Geheimrath warfen ſich in Surtouts, um die Kühlung der Abendluft in den Straßen zu genießen.

Siebzehntes Kapitel.

Der rothe Shawl.

Karoline kam aus der Seitenkammer und drückte die Thür leiſe zu: „Er iſt eingeſchlafen.“ — „Wenn er nur nicht aufwacht bis ma chère tante in die Komödie fährt,“ ſagte Jülli, die durchs Schlüſſelloch ſah.

„Er verdiente es ſchon, meinte Karoline. Ich liebe es gar nicht, wenn die Herren betrunken vom Frühſtück kommen und glauben, ſie thun uns noch eine Ehre an, wenn ſie in ein anſtändig Haus poltern. Schmeißt ſich da mir nichts, dir nichts, aufs Sopha, gähnt, und eh' man ſichs verſieht, iſt er eingeſchlafen. Da ſoll man ſich wohl aus der Converſation bilden! Ma chère tante hat gut Reden.“

„Die vornehmen jungen Herren thuns Alle ſo,“ warf Jülli ein.

„Und er hat nie kein Geld, ſagt ma chère tante, fuhr die Andre fort, und wenn ſie nur gewußt, wie er mit ſeinem Vater ſteht, der ein ſehr anſtändiger und vornehmer Herr iſt, hätte ſie ihn auch gar nicht

in's Haus gelaſſen. Aber nun ſie's weiß, ſoll er ſich nicht mauſig machen, und ſie wird ihm mal den Stuhl vor die Thür ſetzen, daß er ſich verwundern ſoll, hat ſie geſagt. Und vollends jetzt, wo die Predigers oben ſind. Still, ſie kommt runter."

Jülli drückte ihr Geſicht an eine Scheibe, Karoline hatte ſich ans andre Fenſter geſetzt und eine weibliche Arbeit ſchnell ergriffen. Die Tante ſchalt. Junge Frauenzimmer müßten nicht immer am Fenſter ſitzen. Das gäbe übel Gerede; die Stadt ſei gottlos genug', daß ſie immer an Schlimmes denkt. „Was haſt Du Dir wieder die Naſe platt gedrückt an der Scheibe, fuhr ſie Jülli an? Siehſt Du, davon kommt die Thräne ins Auge, und das habe ich Dir geſagt, wenn eine erſt anfängt, ſich die Augen roth zu weinen, dann iſt's mit uns aus. Siehſt Du etwa die Karoline weinen? Die lacht den ganzen Tag. Alles was recht iſt. In der Kirche, vor unſerm Herrgott, ſoll man weinen, und das Geſicht lang ziehn wenn der Herr Prediger gerührt ſpricht, und Niemand kann mir nicht ſagen, daß ich Euch nicht in die Kirche führe, und Keiner, daß Ihr nicht fein und anſtändig gekleidet ſeid, daß Ihr Euch mit Ehren ſehn laſſen könnt, aber zuhauſe ſollt Ihr nicht ſein wie in der Kirche. Die hat der liebe Herrgott bauen laſſen, daß man da traurig ſein ſoll, aber die Welt daneben, daß man luſtig ſein ſoll. Und die Herrſchaften, die zu uns kommen, die wollens auch; ſonſt würden ſie in die Kirche gehn und nicht zu uns."

Karoline unterbrach die Rede, indem ſie hell auflachte. Wenn ſie damit der eben ausgeſprochnen Weiſung nachkam, ſündigte ſie doch ſogleich dagegen, indem ſie das Fenſter aufriß. Der Lärm und das Gelächter draußen rief indeß auch die Tante heran. An der Ecke der Straße war ein Fiſchmarkt und es war nichts Ungewöhnliches, daß der alt berühmte Witz der Fiſchweiber gegen Käufer und Neugierige eine Art Auflauf veranlaßte. Diesmal war eine beſtimmte Perſon der Gegenſtand der Luſtigkeit. Der ältliche Herr hatte mit den ſämmtlichen Verkäuferinnen ein Geſchäft angeknüpft, und nachdem er ſich aus jedem Fiſchkaſten die fetteſten Karpfen und Aale zeigen laſſen, alle befühlt und mit allen ihren Beſitzerinnen wegen des Preiſes unterhandelt. Wenn das ſchon nicht ohne beißende Bemerkungen von beiden Seiten abgegangen war, ſo ſteigerte ſich das Gezänk in das, was man in Berlin ein „Aufgebot" nennt, als der Käufer ſich endlich, wie ſich von ſelbſt verſtand, für die Waare nur einer Verkäuferin entſchied. Die übrigen erhoben ſich und überſchütteten mit einer Fluth nicht ſchmeichelhafter Namen den Käufer, der ſeinerſeits einen nicht gewöhnlichen Muth zeigte, denn er harrte nicht allein aus, ſondern haranguirte ſeine Feinde durch Gegenreden. Seine graciöſen Geſticulationen bewieſen, daß er der Höflichere war, und man konnte bemerken, daß in das laute Gelächter der Menge auch ſeine aufgebrachteſten Feindinnen einſtimmten. Ein ſchärferer Beobachter hätte indeß darin

keine Feindſeligkeit, ſondern nur ein Schauſpiel entdeckt, was ſich gewiß ſchon oft ereignet, und zur gegenſeitigen Herzenserheiterung noch oft wiederholen ſollte. Diesmal mußten jedoch einige der Fiſchweiber in ihre Klagen und Repliken noch andre Anzüglichkeiten eingemiſcht haben, welche die Köchin des ältlichen Herrn veranlaßten, durch deutliches Zupfen am Aermel ihn zu einem frühzeitigeren Rückzug zu veranlaſſen, als ihm lieb ſchien. Eines der Weiber, ob nun im Scherz oder Ernſt, hatte ihm ein altes Fiſchnetz nachgeworfen mit der Bemerkung: das wolle ſie ihm ſchenken, damit ihm ſeine Fiſche nicht durchgingen wie ſeine Gefangenen! Das Netz hatte unglücklicherweiſe ſeinen Kopf getroffen und die Perücke heruntergeriſſen. Während die Köchin ſich danach bückte, waren ihr die Fiſche aus dem Korbe geglitten. Das Wiedereinfangen der Aale verurſachte allgemeine Luſtigkeit und neuen Aufruhr, worüber man zuerſt nicht bemerkte, daß ſie ihm in der Haſt die Perücke verkehrt aufgeſtülpt hatte, was denn das Gelächter unwiderſtehlich machte, und weder der Rückzug noch die Ajuſtirung der Perücke halfen vor dem Troß begleitender Gaſſenjungen und dem Gelächter der Neugierigen, welche der Lärm an die Fenſter zog.

„Ach der Herr Geheimrath Lupinus! hatte die Tante ausgerufen. Das iſt ein ſpaßiger Mann! Wie niederträchtig er iſt, auch gegen die gemeinſten Leute. Sieh mal, ſelbſt dem Apfelweib wirft er 'ne Kußhand zu, und ſo gravitätiſch, wie zum Menuet!

Seht Kinder, daran könnt Ihr Euch ein Exempel nehmen; ſo wird mancher rechtſchaffene Menſch auf Erden verleumdet von böſen Feinden, aber 's giebt einen Gott im Himmel und einen König auf Erden, und wer ehrlich ſein Brod erwirbt, und ein gefühlvolles Herz hat für ſeine Nebenmenſchen, der geht nicht zu Schanden."

Aber als die vorwitzige Karoline zum Fenſter ſich hinausbiegen und dem Herrn Geheimrath zurufen wollte: „warum tragen Sie nicht die Fiſche ſelbſt!" drückte die Hand der Tante eine ſehr vernehmliche Erinnerung auf ihre Backe: „Unterſteh' Dich!" Das Fenſter flog zu. Die Scene hatte ſich verändert. Karoline weinte. Nur war ſie keine ſo unterwürfige Zuhörerin.

„Und 's iſt wahr, er hat immer die Fiſche vom Markt getragen, mit 'nem Kapaun unter'm Arm hab' ich ihn ſelbſt geſehen, und darum bin kein ſchlechtes Mädchen nicht. Und das iſt Wahrheit."

Die Obriſtin mäßigte ſich. „Der Herr Geheimerath ſei eine obrigkeitliche Perſon, und mit genialiſchen Herren müſſe man's anders nehmen. Und wenn er keine Reſpectsperſon wäre, und nicht ſo viele vornehme Freunde und Verwandte hätte, dann ſäße er jetzt, Gott weiß wo. Und das einzige, was man ihm nachſagen könnte, wäre ſeine Köchin. Gegen die Charlotte wäre ſchon ſonſt nichts zu ſagen, denn ſie wäre ein braves Mädchen, aber für einen vornehmen Herrn ſchicke ſich das nicht, ſo was im Hauſe zu haben.

Außer dem Hause geht das Niemand was an, hatte ihr ein sehr angesehener und tugendhafter Herr gesagt. Daß er die Charlotte auf den Markt mitnähme, wolle sie nicht gerade gut heißen, aber der Mensch, der's jedermann recht thäte, müßte erst erfunden werden."

Die gute Tante hatte, je mehr sie ins Reden kam, desto mehr auszusetzen. Ja, die Predigerstöchter oben wären neugierig, wie ein neugeboren Kalb, und wenn nur ein Wagen vorbeifährt, rutschten die Köpfe zum Fenster raus. Das habe sie sich nun einmal aufgebunden, weil sie ein so gutmüthig Herz habe. Aber ihre Nichten sollten doch bedenken, daß sie nicht aus dem Kuhstall wären, und auf sich was halten. „Wie ich so alt war, als Ihr, da hielt man mich für 'ne Gräfin, und ich hätte mal den Kopf umdrehen sollen auf der Straße, wie Ihr thut, Und an guten Exempeln fehlt's Euch doch nicht; in mein Haus kommen nur die feinsten Leute. Und wie sprecht Ihr mit dem Herrn Kammerherrn, der so gütig ist; ich werde manchmal purpurroth, wenn ich denke, daß er's am Hofe wieder erzählt. Merkt Ihr, dumme Liesen, denn nicht, wie er ganz anders mit der Mamsell Kriegsräthin sich unterhält, wenn die hier ist. Die weiß ihm zu antworten, daß er oft nicht weiß, was er sagen soll, so frappirt's ihn. Und das sage ich Euch, wenn sie heut zur Chocolate kommt, daß Ihr Euch nicht wieder das Maul verbrennt, Du vor allem Karline. So ein Trampel-

Betrachtungen aufregen. Die nördliche Stadt erhebt ſich nicht ſchroff wie die ſüdliche auf Uferfelſen; ſie ſteigt nur allmälig in die Höhe. Architectoniſch bildet ſie den ſchönſten Theil von Stockholm, und die lange Drottningsgada (Königinſtraße), die ſüdlich auf den Mälar ausläuft, möchte man das diplomatiſche Quartier nennen.

Stundenlang kann man bei hellem Sonnenſchein durch die Straßen und über die Brücken ſchlendern mit immer friſcher Luſt. Meer und See, Schiffe und Maſten, Statuen und Gebäude, es gewährt alles bei jeder Wendung ein neues Schauſpiel. Dazu die eleganten Geſtalten, die von früh bis ſpät über die reinlich glatten Straßen wandeln, auf den Kähnen ſchwimmen, in ihren bunten Kleidern die helle Monotonie, die auch hier den Norden verräth, unterbrechend. Das Obſt wird auf den Schiffen ausgeboten, die Ruder plätſchern, ferne Segel nahen, die ſchönen hohen Gardeſoldaten, elegante Equipagen und mitten darunter ein grauer bemooſ'ter Fels in der Ausſicht, der unbewohnten Wildniſſen anzugehören ſcheint. Bei jedem Schritte wird man durch die Bequemlichkeit zu kleinen Waſſerpartieen eingeladen. Die Commu-

thier merkt auch gar nicht, wie ich ihr neulich auf den Fuß trat. Denn ſie iſt zu ganz was anderm, weil ſie ein feines ſittſames Mädchen iſt, und 's noch weit mehr werden wird, und Ihr könntet mal froh ſein, wenn Ihr ihr die Schuhbänder zumachen dürft. Aber Mädchen, was haſt Du Dir wieder die Schuh ſchief getreten! Bei dem Dinge hilft doch auch keine Vernunft. Und wie breit der Fuß wird, das kommt davon, wie Du beim Tanzen ranzeſt. Die Jülli hat noch ein ganz ſchmales Füßchen; aber die hält auch auf Anſtand. Und das neue Kleid, zu Weihnachten erſt haſt Du's gekriegt, und wie ſieht's ſchon wieder aus, daß Gott erbarm!"

„Ma chère tante, wann krieg' ich das bombaſin Kleid?"

„Ei was, laß' Dir's von den Herren ſchenken."

„Die Herren ſind nicht ſo generös."

„Wenn ſie Dich ſo mit den Beinen ſchlenkern ſehen unter dem Stuhl, und ſo rekeln mit dem Ellenbogen über die Lehne, da ſollen ſie ſich wohl Wunder was vorſtellen, was Ihr ſeid. Zu meiner Zeit, ſag' ich, kerzengrad ſaßen ſie auf dem Stuhl, und ſo ſchlugen ſie die Augen nieder, wenn ein Herr zu ihnen ſprach, aber da verſtanden ſie auch zu bitten und da waren die Herren auch generös."

„Man ſoll die Herren nicht rupfen. Das haben ma chère tante immer geſagt. Na nu, iſt's nu nicht wahr?"

„Sie unverſchämtes Geſchöpf! Was das für

Reden ſind in meinen Apartements! Wenn's Ihr nicht mehr gefällt, werd' ich Ihr 'nen Stuhl vor die Thür ſetzen. Dann mag ſie ſehen, wo's Ihr beſſer gefällt. Denn überhaupt ſoll's anders werden bei mir. Ja, ja, meine Damen, das merken Sie ſich, ich will keine Penſion, wo das pöbelhafte Weſen nicht rausgeht. Ein Wort koſtet mich's, und Sie wird nach Spandow zurückgeſchafft, Mamſell Karline, da wo ich Sie herholte, auf den Kietz. Wird's Ihr beſſer gefallen, barfuß im Kahn und die Plötzen ſchuppen, oder Winters beim Kienſpahn Netze flicken? Ihre Finger ſahen ja aus, mit Reſpect zu ſagen, wie Pfoten, roth und geborſten, und hab' ich das für meine Mühe, daß ich ſie mit Mandelöl und Kleie weich kriegte, und in Handſchuhen ſchlafen ließ! Sag' ich doch, wer Dank ſäet, der wird Undank erndten."

Es klingelte, der Chocoladengaſt ſtand im Zimmer. Ein Livreebedienter, der die verfeinerte Haushaltung der Frau Obriſtin ſeit einigen Tagen repräſentirte, hatte Adelheid abgeholt.

„Nein, ſage ich doch, nicht wie ein Fräulein, wie eine Prinzeſſinn! Und mit jedem Tag, möchte ich ſagen, gewachſen!"

„Das kommt nur vom langen Kleide," lächelte Adelheid, und war mit raſchem, ſichern Schritt, nach einer flüchtigen Begrüßung der Tante, zu den Nichten geeilt, die ſie mit der natürlichſten und zuvorkommendſten Herzlichkeit küßte. Sie ſchalt und be-

dauerte, daß ſie gar nicht zu ihr kämen; die Nichten waren verlegen. War's der ſcharfe Blick der Tante, war's die überwiegende Erſcheinung des in der Fülle ihrer Schönheit ſtrahlenden Mädchens. Aber der Strahl aus dem klaren Auge goß in die getrübten der unglücklichen Geſchöpfe von ſeinem Licht. Sie fühlten ſich in einer andern Atmoſphäre, die etwas von ihrem heilenden Balſam auch auf ſie träufte.

Die Obriſtin hielt es für gut, allein das Wort zu führen. Ihre Lippen floſſen über vom Lobe der braven Eltern, die wohl mehr zu thun hätten, als ſolchen Beſuch zu empfangen. Sie wiſſe wohl, was der Herr Kriegsrath und die Frau Kriegsräthin für die Erziehung ihrer Tochter thäten, und da wäre es ja ausverſchämt, ſich aufdrängen wollen. Aber um ſo mehr ſchätze ſie es und rechne die Ehre ſich an, daß ſie ihrem Lieblingskinde erlaubt, ein Stündchen ſich in ihrem ſchlichten Hauſe zu gefallen. Sie wäre nun eigentlich in rechter Verlegenheit, worüber mit einer ſolchen feinen Dame ſprechen, die ſo viel ſchon wiſſe, und noch viel mehr von ſolchen Lehrern lernen würde.

Adelheid war ihrerſeits aber gar nicht mehr in Verlegenheit. Sie, was man nennt „kappte" die Obriſtin durch kurze natürliche Antworten, und ſchon vor der Chacolade war das Geſpräch im lebendigſten Gange, denn es betraf das neue, feine Kleid, was der Vater ihr geſchenkt und die größte Aufmerkſamkeit der Nichten erregte. Das Zeug, der Laden, wo

es gekauft, der Kaufmann, seine Waaren, Preise, es ward alles ausführlich behandelt, die Krone der Verwunderung aber blieb, daß Adelheid und ihre Mutter es selbst zugeschnitten und genäht, „und sitzt wie angegossen, rief die Tante, nu seht, wenn Ihr das könntet! Und Mamsell Kriegsräthin thuts nur zum Plaisir. Denn ihr Herr Vater würde ihr ja gern den ersten Schneider ins Haus schicken, und später werden ihr ganz andere Leute Kleider machen lassen. Ja, ja."

Das Lächeln der Obristin gefiel Adelheid nicht, auch mißfiel ihr, daß die Tante immer, um sie herauszustreichen, ihre Nichten demüthigte. Ohne sie zu beachten, erbot sie sich deshalb gegen Jülli, wenn sie ein neues Kleid bedürfe, es ihr zuzuschneiden, auch, wenn sie es wünsche, ihr Unterricht im Schneidern zu geben, so gut sie es eben könne.

Die Tante war von dem Anerbieten sehr gerührt, bei der Jülli könnte es vielleicht noch anschlagen, aber die Karline wäre gar zu faul: „Wer den Unterricht zu schätzen weiß, und was lernt, aus dem kann alles werden, wie oft habe ich ihnen das gesagt. Nun sehen sie es mal mit Augen vor sich. Ja, mein liebes Engelchen, — verzeihn Sie schon Fräulein Adelheid, daß ich so zu Ihnen rede, aber ich kann gar nicht anders, wenn ich Ihnen ins liebe Gesicht sehe, — ja das muß ich Ihnen auch sagen, seit ich die Ehre habe Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, da ist mit Ihnen auch schon eine Veränderung vorgegangen. Ach Sie haben einen vortrefflichen Lehrer."

Adelheids Geſicht leuchtete auf: „Kennen Sie ihn?“

„Habe nicht die Ehre, aber ich wollte wetten, er heißt Cupido.“

„Nein, er heißt van Aſten. Und ſeine Stunden ſind gar nicht wie Stunden. Es plaudert ſich ſo fort, und ſie ſind immer zu Ende, ehe wir es uns verſehen. Ich ſchäme mich zuweilen, wenn er fort iſt, daß ich ſo wenig aufgeſchrieben habe, aber wenn ich mich hinſetze, um es niederzuſchreiben, dann muß ich oft einen ganzen Tag ſchreiben und noch mehr. Ich thue es nun gar nicht mehr, denn ich behalte doch alles auswendig.“

„Iſt's die Möglichkeit!“

„Manchmal iſt mir wie einem Vogel zu Muthe, als ſchwebte ich hoch in die Luft und unter mir ſähe ich Berge und Städte und Flüſſe. So weiß er das alles klar zu machen, wenn er erzählt. Da iſt mir oft, als müßte ich das Umſchlagetuch zuſammenziehen, wenn er die kalten Länder beſchreibt, wo ewiger Schnee liegt und Eis. Und wenn er die heißen ſchildert, da wird mir's ſo heiß, ſo heiß — ach ich rede gewiß recht dummes Zeug, es iſt nur gut, daß es Herr van Aſten nicht hört.“

„Ach liebe Seele, Engelchen, das verſteh ich. Wer das einmal gekoſtet hat, wie's draußen ſchön iſt, in der Welt, der möchte immerfort fliegen. Na nu verſteht ſich, fliegen kann keiner von uns, denn wir haben keine Flügel. Aber zwei Füchſe vorge-

ſpannt vor den Wagen, oder noch beſſer viere, Extrapoſt, und nun Schwager ins Horn geſtoßen und geknallt, über Berg und Thal, und Sonnenſchein und überall gevutzte und frohe Menſchen. Das iſt ein Leben mein Engelchen. Berlin iſt eine hübſche Stadt; aber ach Gott was giebts noch für andere! Das zu ſehen und ſich erklären zu laſſen! Und Herr van Aſten müßte neben Ihnen im Wagen ſitzen! Na das wäre doch ein Leben wie alle Tag Sonntag. Ihnen gönne ich's. 'S kommt auch mal ſo. Was man ſich wünſcht, das kommt."

Adelheid ſchwieg betroffen. Hatte ſie ſich denn das gewünſcht? „Nein, liebe Frau Obriſtin, daran habe ich gar nicht gedacht. Neulich, da ſchämte ich mich faſt, daß ich noch nicht in Potsdam geweſen, und daß Sie aus Leipzig kamen, aber jetzt — jetzt iſt mir gar nicht, als wenn das nöthig wäre. Wenn Herr van Aſten mir von den fremden Ländern erzählt, ſo brauche ich gar nicht zu reiſen."

„Iſt das ein himmliſches Gemüth! — Und wie ſie die Chocolade nippt, ſeht Euch mal das an. Wo ſitzt auf ihren Lippen nur ein Tröpfchen, und wie Ihr immer ſchlürft. Die Schaale faßt ſie doch an, als hätte ſie's bei Hofe gelernt. — Nu müſſen Sie auch mal in die Untertaſſe ſehn, das iſt ein Spiegel, da ſieht Adelheidchen ſich ſelbſt."

Adelheid ließ die Porzellantaſſe beinahe fallen. „Die Venus! das iſt ja die Venus!" kreiſchten die Mädchen. Die Tante wollte über die Attrappe ſich

ausſchütten vor Lachen, aber als ſie Adelheids Verlegenheit bemerkte, nahm ſie raſch die Untertaſſe in die Hand, und meinte, da müßte ſie ſich vergriffen haben; denn ſie habe noch eine Taſſe, wo die Venus ein Umſchlagetuch hat.

Adelheid hatte wohl von der Venus gehört, aber in der Mythologie und Geſchichte ſollte der Unterricht ſpäter anfangen, weil Herr van Aſten ſie zuvor die Erde und ihre Bewohner wie ſie iſt und ſind, habe kennen lernen wollen, ehe er zu den Menſchen überginge, die vormals gelebt, und was ſie geglaubt und ſich vorgeſtellt. Dagegen entwickelte die Frau Obriſtin in dieſer Wiſſenſchaft einige Kenntniß und ſchien ſie mit Vergnügen auszukramen. Sie wußte namentlich viel von Najaden und Dryaden, von den Metamorphoſen, und ſogar von Ovid, der ein charmanter Dichter geweſen, daß Adelheid über ihre Gelehrſamkeit erſtaunte. Sie hatte auch in ihrer Jugend bei Hofe den kleinen Schauſpielen zugeſehen, wie man die Götter und Göttinnen anzog und den Engeln Flügel anband.

„Da könnte ich wohl manches von erzählen, was Herr van Aſten nicht ſo wiſſen wird, denn er war nicht dabei. Liebes Kind, Sie müſſen nur denken, die Leute waren damals ſpaßiger als jetzt, das wird auch Herr van Aſten wiſſen, und Böſes war nichts bei. Denn die wurden blos ſo Heidengötter genannt, wir kannten uns ja Alle, alles gute Chriſten, und alles Tricots, pfui, wenn einer denken könnte, daß

es was andres war. Der Herr Kammerherr könnte Ihnen davon erzählen — ich weiß auch gar nicht, wo er bleibt; er wollte noch mit einem vornehmen Herrn vom Hofe zur Chocolate bei mir ansprechen — nein, sag ich Ihnen, der weiß die ganze Mythologie auswendig. Venus das war die Mutter vom Cupido oder Amor, und ihr Vater war Jupiter und sie war aus Meeresschaum geboren, und die Kinder vom Amor waren Amoretten. Wenn der Herr Kammerherr die Amoretten anzog, das war zum Todtlachen; Kinderchens nicht größer als so, mit Papierflügeln, einem Gürtel um den Leib, und alle an einem langen Strick gebunden, der so hing, und wenn sie artig blieben, und nicht zappelten, kriegte jede nachher einen Honigkuchen. Ich selbst war mal ein Cupido, na, Engelchen, das war eine Geschichte, wenn ich daran denke! Sehn Sie, so stand ich mit einem silbernen Pfeil und sollte ihn Jemand ins Herz stoßen, versteht sich, nur von Pappe und Schaumsilber; aber wenn ich Ihnen den Jemand nennte, da würden Sie Augen und Ohren aufsperren! Es war ein sehr reicher und vornehmer Herr, und wurde nachher noch vornehmer und reicher. Ach und ein Herz und ein Gemüth, so gut wie ein Kind. Da gab ein Jeder gern sein Liebstes hin, wenn dem guten Herrn eine Freude damit geschah. Und wie generös! Da wurden die Goldstücke nicht gezählt; nur so in der Hand gewogen. Und einmal, es war nämlich in einer kleinen, engen Gasse, da neben der Spandauerstraße, zwei Stock

hoch, in einem finſtern Hauſe, Treppen ſo grade rauf, wie 'ne Leiter, und ſtockduſter, daß man ſich Hals und Bein bricht, da kommt der Herr eines Abends rauf. Gott bewahre, er wird nicht allein ausgehen, Einer in Livree vorauf, und zwei Herren begleiten ihn, Alle in großen Mänteln. Nämlich er hatte in Dresden ein Bild geſehn, von einem gewiſſen Titus oder Tilian, darauf kommts nicht an. Es ſtellte eine Venus vor, die auf einem Kanapee ruht. Und es hatte ihm ſo gefallen, daß er gar nicht die Augen wegkriegen konnte. Da hatte Jemand zu ihm geſagt: „Gnädiger Herr, ich weiß in Berlin ein Original dazu; das hier iſt ihm wie aus den Augen geſchnitten.“ Wie der vornehme Herr dazu den Kopf ſchüttelte und meinte, das halte er für ganz unmöglich, denn ſo was gebe es gar nicht lebendig, ſagt der andre: „Wenn gnädigſter Herr ſich dafür intereſſiren, ſo käme es ja nur auf die Probe an. Ich weiß, der Mann, dem es gehört, würde es ſich's zur größten Ehre ſchätzen.“ Sehn Sie, ſo war der Hergang.“

Adelheid wollte nach Hut und Handſchuhen greifen. Warum, wußte ſie nicht, aber ſie war unruhig geworden. Die Obriſtin faßte ſie am Arm: „Engelchen liebes, Sie ängſtigen ſich doch nicht? Das war nur, was Sie lebende Bilder nennen, laſſen Sie ſichs nur von Herrn van Aſten erklären, und der hat ſie auch gar nicht geſehn. Gott bewahre, der Vorhang iſt gar nicht aufgegangen von wegen der ſilbernen

Leuchter, denn darin hatte ers verſehen. Die Stube ſah Ihnen doch wie ein Paradies aus. Da hatte er Blumen und Bäume von Winkel-Bouche's bringen laſſen, und Wachslichter hinter die Büſche, und oben hatte er ſich vom Theater eine Lampe geborgt, ganz blaß, die ſah wie Mondenſchein aus, und hinten war die rothe Gardine zum Zurückſchlagen, und davor zwei große Bäume, das waren aber Tannen aus dem Thiergarten, und da huckten oben zwei Amoretten, ſie waren angebunden, aber nicht ganz feſt. Und Räucherpulver war auf ein Kohlenbecken geſtreut, das war ſo verdeckt, daß es wie ein Altar ausſah, und die kleine Stube roch Ihnen ſüß und ſchön. Ich mußte nun dahinter kauern, und wenn er einträte, ſollte ich vorſpringen, und ihm den Pfeil auf die Bruſt halten, und die Worte ſprechen:

O edler Menſchenfreund, Dein tugendhaftes Herz,
Wenn dieſer Pfeil es trifft, ſo ſei es nicht zum Schmerz.
Wenn dies ihr Tempel war, iſt er von jetzt ab Dein
Sei Du ſie Phöbus nun in dieſem Mondenſchein.

Nu können Sie ſich vorſtellen, Engelchen, wie mein Herz ſchlug, als ich ihn die Treppe raufkommen hörte; Herr Jeſus, ich glaubte doch, mir würde es in der Kehle ſtecken bleiben. Und der Mann von der Frau, der ſtand auch ſo und japſte an der Thür; er war auch baumgroß mit einem Treſſenrock, und weißſeidenen Strümpfen. — Und die weißen Handſchuhe zitterten nur ſo, wie er die Armleuchter hielt. Und wie der Herr draußen die letzte Treppe rauf ſteigt, —

nication durch Brücken iſt beſchränkt, daher lie-
gen an allen Treppen der Quai's Ruderböte in
Bereitſchaft, die Fußgänger überzuſetzen. Stäm-
mige Bäuerinnen, häufig aus Dalecarlien, ſind
die Ruderinnen. Sie dürfen zwar nach den be-
ſtehenden Verordnungen einige Zeit warten, es
vergeht aber kaum eine Minute, ſo iſt der Kahn
beſetzt, und faſt in jedem Augenblick begegnen ſich
zwei Barken auf dem Waſſer. Dies erhöht unge-
mein die Beweglichkeit des Stockholmer Straßen-
lebens und brächte überall, wo das Blut wärmer
rinnt, eine Volksluſt hervor, die nun einmal
dem Norden nicht verliehen iſt.

Dadurch unterſcheidet ſich dieſe Hauptſtadt
von vielen mit einer ähnlich günſtigen Lage, daß
man von ſo vielen Seiten eigenthümliche Anſich-
ten von ihr hat. Die vom Mälar iſt völlig
verſchieden von der von den Meeresinſeln aus.
Von den nördlichen Höhen eine andre, als von
den Felſen auf Södre. Vom Innern des eigent-
lichen Stockholm ſelbſt aus, wieder die aller-
mannigfachſten Anſichten. Nur eine kleine mit
ſchlechten Häuſern beſetzte Inſel, welche die Aus-
ſicht von der ſteinernen Hauptbrücke hemmt,
möchte das künſtleriſche Auge fortwünſchen.

wir hörten ihn huſten, — er nun, mit dem Fuß die Thür zurückgeſchmiſſen, und raus, und da ſinkt er beinah in die Knie und leuchtet runter: „Mein gnädigſter Herr, das iſt zu viel Sonnenſchein in mein armes Haus!“ Der Herr nun, der nicht weiß wie ihm iſt, hält den Arm vor's Geſicht, und ſtolpert juſt, wie er ruft: „Verfluchter Kerl!“ Das hab ich ſelbſt gehört; das andre hab ich nicht geſehen, das haben ſie mir geſagt. Nämlich darüber hat er die Balance verloren, und drei Stufen rutſchte er, und hätte ihn der andre nicht gehalten, wäre er gefallen. Da ſchrie es: „Lichter aus!“ Aber da hatten ſie ſchon auf den dritten geſtoßen, der helfen kam, und der kriegte den Schuß. Das hörte ich poltern. Und da riefen ſie von unten: „Licht! Licht!“ Aber dann ſchrieen ſie wieder: „Nein, kein Licht!“ Der Bediente aber, der oben gebuckt, war nun wie ein Satan zugeſprungen, dem Mann hatte er die Kerzen ausgeblaſen und ſtieß ihn, daß er in die Stube zurückfiel. Aber nun ſtellen Sie ſich vor. Ich, wie ich meine, daß er reintreten muß, war mit dem Pfeil aufgeſprungen und ſtoße ein Bischen an's Kohlenbecken; derweil aber iſt ſie ſchon rausgeſprungen, und eh ich michs verſehe, krieg ichs um die Ohren: Du — die Schimpfworte will ich gar nicht ſagen — das iſt ja zu früh! Darüber purzelt der Altar um, und die Kohlen kullern. Nu wärs noch alles gegangen, aber die kleinen Engelchen, nämlich die Ameretten, ſind angeſtoßen von ihr, wie ſie rausſpringt, nämlich die großen Tannenbäume,

und wo ſie hinſchlug, wuchs kein Gras. Dieſe Engelchen waren nun runter gerutſcht vom Aſt, aber weil ſie angebunden ſind, konnten ſie doch nicht runter, alſo zapprelten ſie Ihnen und ſchreien Ihnen gottserbärmlich."

„Ach Gott die armen Kinder!" rief Adelheid.

„Und im ganzen Hauſe ſchrieen ſie, und das war ein Thürenklappen: Herr Gott was iſt denn los? — Da ſchreits mit ein Mal Feuer, und der Nachtwächter tutet, und es war auch Feuer, denn die Kohlen waren an die Gardine gekommen, und die brannte hell auf. Na, der Mann, das muß man ihm laſſen, ſchnell wie der Wind, runter die Gardine, ausgetreten, aber auf der Straße hatten ſie den Schein geſehen, und nun tutete es durch die Stadt noch eine Stunde."

„Aber die armen Kinder! Was ward aus denen?"

„I die haben ſie runter geſchnitten und links, rechts ein Bischen, dann nach Haus. Ich kriegte auch 'nen Katzenkopf; da mußte man ſchon nicht drauf ſehn. Aber der Mann und die Frau, nein, ich ſage doch wenn gemeine Leute ohne Bildung in Rage ſind! Einer auf den anderen los, daß er's verdorben hätte. Mit dem ſilbernen Leuchter ſchlug er ihr ins Geſicht; ſie hatte ihm aber vor den Bauch getreten, das muß man auch wiſſen. Todt geſchlagen hätten ſie ſich und Gott weiß was, wenn nicht die Polizei kam; die riß ſie auseinander."

„Die Polizei!" Es überrieſelte Adelheid, ſie

war ſchon aufgeſtanden. Sie hatte die Polizei nur auf dem Markt geſehen, oder wenn ſie einen Dieb einbrachte, aber ſie wußte doch, daß es etwas Schlimmes war, wo die Polizei kam.

„Gott ſei Dank, die kam aber erſt, als der Herr fort war. Das war noch ein Glück. Aber der Bediente und der andre konnten kaum den Einen fortſchleppen, ſo war er auf die Hüfte gefallen. Hatte ſich was gebrochen. Und der arme Herr [illegible]s heute noch —“

Sie verſtummte plötzlich. Im Eifer der Erzählungsluſt hatte ſie nicht bemerkt, daß der Kammerherr von St. Real im Zimmer ſtand.

Er verbeugte ſich ehrerbietig vor Adelheid: „Verzeihen Sie, mein Fräulein, wenn ich auf einige Augenblicke die Frau Obriſtin Ihrer Unterhaltung entziehe. Nur einige dringende Worte —“

Adelheid erklärte, ſie wolle nicht ſtören, ſie müſſe nach Hauſe. Warum ſie das mußte, wußte ſie ſelbſt nicht, aber ſie mußte, das war ihr klar. Den eigentlichen Zuſammenhang der Geſchichte hatte ſie nicht gefaßt; ihre Aufmerkſamkeit war bei den armen Kindern haften geblieben, die mit Stricken am Baume hingen. Sie dachte an die unglücklichen Geſchöpfe, welche die Seiltänzer ihren Eltern ſtehlen und die auf immer verloren geben. Wie herzergreifend hatte das die Frau Obriſtin im Dorfe erzählt. Es war der Gedanke des Verlorengebens, die Vorſtellung, daß ja ein ganz unſchuldiger Menſch zufällig in dem

Hauſe hätte ſein können. Mein Gott, wenn auch ſie Jemand dahin geführt hätte um das Bild zu ſehn, und dann der Feuerlärm, die Polizei! Es drückte ſie centnerſchwer. Die Bilder an der Wand ſchielten ſie ſo ſeltſam an, ſo herausfordernd, faſt alles mythologiſche Darſtellungen; ſie hatte ſie früher nicht genau betrachtet, jetzt ſchlug ſie die Augen nieder. Wenn ſie nur erſt hinaus wäre, wollte ſie die Mutter bitten, ſie nie wieder in das Haus zu laſſen.

„Ich kam in der Abſicht, ſagte der Kammerherr, das Fräulein um die Ehre zu erſuchen, Sie in meinem Wagen zu Ihren Eltern zurückfahren zu dürfen. Vorhin begegnete ich Ihrem Herrn Vater, dem Kriegsrath, und er erlaubte mir dieſe Bitte an Sie zu richten. Wenn ich Ihre Zuſtimmung habe, vergönnen Sie mir nur einige Momente mit Ihrer würdigen Wirthin.“

Das Zwiegeſpräch in der Fenſterniſche ward ſehr leiſe geführt. Mit der ſüßeſten Miene flötete St. Real der Frau ins Ohr: „Sie unverantwortliches Plappermaul! Jetzt auf der Stelle, wiederhole ich Ihr, ſchaff Sie die Predigerfamilie fort!“ Wie zutraulich drückte er dabei ihre Hand, und wie war ſie erfreut über dies Zeichen von Vertrauen, und bat ihn, ihr ja dieſe gütige Geſinnung zu bewahren. „Weiß Sie, was der König thut, wenn er's erfährt?“ Dabei klopfte er ihr zutraulich auf die Schultern. — „Nur bis morgen, gnädigſter Herr, ich kann ſie ja doch nicht auf die Straße ſchmeißen.“ — „Durch den

Büttel läßt er Sie aus der Stadt peitſchen, und Sie hats verdient, Sie unverſchämtes Menſch!" — „Zu gütig!" — „Ihre Zunge müßte man Ihr mit glühenden Zangen ausreißen, denn ſie geht mit Ihr durch, weiß Sie, bis wohin — bis zum Galgen, und Sie hat ihn verdient." — „Nein mein Herr Kammerherr ſind doch die Obligance ſelbſt, und nun wollen Sie uns auch die Mamſell Kriegsräthin entführen. Ganz nach Ihrem Commando."

„Man hat ſich kaum gefreut, ſo ſoll die Adelheid ſchon wieder fort," ſagte Karoline. Jülli aber ſagte, es ſei wohl gut, es ſcheine ihr ein Gewitter aufzuſteigen, daß ſie das nicht noch überraſche. Sie ſah dabei aber ängſtlich nach der Thür zum Seitenzimmer. Der Kammerherr meinte, ein Gewitter wäre nicht im Anzuge, es ſei dafür zu kühl, aber ein Sturm und Regen. Er fragte, ob Adelheid nur das dünne Umſchlagetuch habe? — „O wir leihen ihr ein andres," ſagte Jülli. „Ach das rothſeidne der chère tante!" rief Karoline. Adelheid hat's ja noch nicht geſehen. Das iſt ja wahr! — Wie prächtig wird ſie darin ausſehen. Und das hält warm! —"

Der Kammerherr nickte der Obriſtin zu, ſie möge das Fräulein nur recht warm und ſchön anziehen. Dann ging er hinaus, um nach dem Wagen zu rufen, ſagte er. Es mochte aber auch ſein, um nicht bei der Toilette zu ſtören, oder um ſich nach dem Lärm zu erkundigen, den man auf der Straße hörte. Ein

Reiterregiment ritt vorüber, aber es ſchien, als ob ſie Halt machten, und man hörte Gelächter und Rufen.

Die Obriſtin hatte das viel beſprochne Tuch vom Malayenlande aus der Kommode geholt, als ſie im Vorübergehen einen Blick aus dem Fenſter warf: „Was das nun wieder iſt! Sind doch die Herren Gensd'armen nur da, um Unfug mit ehrlichen Leuten anzufangen!“ Sie breitete das Tuch aus, und es glänzte in ſo köſtlichem duftenden Roth, daß Adelheid ſelbſt ein unwillkürliches Ach! ausrief.

Man hing es ihr um, man zog ſie vor den Spiegel. Zuerſt als wallenden Talar. Die Obriſtin ſchien darin wirklich geſchickt: „Du meine Güte, wie eine Opferprieſterin!“ — „Wie eine Königin!“

Der Lärm draußen wurde lauter; kein Aufruhr, aber ein wüſtes Gelächter. Man rief Spottnamen hinauf; es ſchien, als ob von oben geantwortet würde. Darauf ein noch ausgelaſſeneres Gelächter, und einzelnes gellendes Pfeifen. Die Tante beſchwor die Nichten ſich vom Fenſter fern zu halten. Sie nahm das Tuch wieder ab, um es anders zu drappiren, als man jemand die obere Treppe haſtig herabkommen hörte, und die Thür aufklinkte. Die Obriſtin ſchien ein anderes Geſicht zu erwarten, als das etwas ängſtliche, welches zur halb aufgeſtoßenen Thür hereinſah. Die Päffchen über der ſchwarzen Weſte verriethen einen Geiſtlichen. Der geblümte Schlafrock und die lange Pfeife, welche die halbzugehaltene

Thür verbergen ſollte, und doch nicht verbarg, hätten ſich auch zu jedem guten Bürger geſchickt, dem häusliche Behaglichkeit über alles geht.

„Haben Sie gehört, verehrteſte Frau Obriſtin?“

„Ach mein aller beſter Herr Prediger!“

„Bitte tauſend Mal um Vergebung, wenn ich derangire inſonders wegen meiner Toilette. Aber das iſt ja nicht zum Aushalten!“

„Iſt Ihnen was arrivirt?“

„Ich ſehe ja nur zum Fenſter hinaus, und meine Töchter neben mir, und rauche ganz in Frieden mein Pfeifchen, als Einer der Herren Officiere mit dem Arm nach mir weiſt, ich weiß noch nicht warum, und darauf ſtrecken alle die Hälſe und heben mit einem Aha! ein ſchallendes Gelächter an. Sagen Sie mir, was man da zu thun hat? Ich habe zwar einige Worte an ſie gerichtet, ſehr freundlich und zurechtweiſend, ſie antworten mir aber nur durch unarticulirte Laute, nachahmend den Geſang der Hühner, durch ein Kikeriki! oder noch unbegreiflicher durch ein ſogenanntes Kukuksgeſchrei.“

„Iſt's die Möglichkeit!“ rief die Obriſtin.

„Ja, von einem der Herren Officiere, bei denen man doch Bildung annehmen ſollte, hörte ich den unanſtändigen Ausdruck: „Pfaff' und Pfäffchen!“ Und Einer rief: „Gefällt's Dir im Kukuksneſte?“ Wird mir doch in der That bange, denn der Pöbel fängt auch ſchon an mit zu krähen und die Nachbarn reißen die Fenſtern auf. Soll ich nun zur

Polizei ſchicken oder erlauben Sie mir, daß ich hier an's Fenſter trete, wo ſie mich beſſer hören können, und ihnen recht eindringlich in's Herz rede, wie ihr Betragen ſich beſſer für Sodom und Gomorrha ſchickt als die Reſidenzſtadt unſeres Königs?"

„Sodom und Gomorrha! Da haben Sie recht, das iſt das richtige Wort!" rief die Obriſtin, erfreut, an ein Wort ſich klammern zu können, das ſie für den Augenblick aus einer Verlegenheit riß, die, wie man an ihrem Zittern wahrnehmen konnte, ſchon peinlich geworden. Wie ſie ſich herausriß, war ihr gleichgültig. Sodom und Gomorrha, Herr Prediger. O Sie werden unſere Stadt noch anders kennen lernen. Aber um Gottes Willen nicht die Polizei! Nicht zehn rechtſchaffene Menſchen unter tauſend. Aber nicht die Polizei. Wer ſich die auf den Hals ladet, ſehen Sie —" Sie hatte in ihrer Angſt das Tuch hin- und hergewickelt, bis ſie's Jülli zuwarf mit dem Befehl, es ordentlich zu legen, daß es das Fräulein umſchlagen könne, und hatte damit ſchnell einen neuen Ausweg gefunden. — „Sehen Sie, Herr Prediger, das iſt's, ein reines pures Mißverſtändniß. Sehn Sie, das Tuch hier, weil's ſo koklikо roth iſt — hier giebt's nicht ſolche — müſſen die Mädchen damit 'rum ſchmeißen, gegen's Fenſter — das haben ſie für 'nen Affront angeſehen, die Herren Cavalleriſten — warum, das weiß der liebe Himmel! Was ſehn die nicht für 'nen Affront an, wenn ein ehrlicher Bürgersmann was thut — Sie wiſſen ja vom Lande,

man darf kein roth Tuch aufhalten, dann fliegt das Federvieh — und rothe Federbüſche haben ſie — alles, lieber Herr Prediger, nur nicht die Polizei! Und die Herren Officiere ſind, im Grunde genommen, ſeelensgute Menſchen. Nur Jugend! Jugend muß man austoben laſſen. Aber nur nicht die Polizei! Soll Ihnen auch keiner ein Haar krümmen, lieber Herr Prediger, jetzt erlauben Sie, will Sie in ein Dachſtübchen ſchaffen, hinten raus, und Ihre Mamſell Töchter, die lieben Mädchen, wie mögen ſich die erſchrocken haben, da ſoll Sie auch keine Seele finden. Denn das Soldatenvolk iſt grauſam, boshaft oft gegen die Herren Geiſtlichen, ach und die Herren Officiere auch, aber unſer herzensguter König wird ſie ſchon beſſer machen. Und heut Abend kommen ſehr vornehme Herren vom Hofe her; da wollen wir Alles arrangiren, ganz nach Ihrem Belieben! Nur nicht die Polizei!"

Der Herr Prediger fand ſich von der Frau Obriſtin hinauscomplimentirt, er wußte ſo wenig warum, als Adelheid den Zuſammenhang verſtand, und noch weniger, warum die beiden Nichten, die mit ihr allein geblieben, in ein Kichern ausbrachen. Sie fragte nach dem Grunde. Karoline wollte vor Lachen platzen und drehte ſich auf dem Hacken. Jülli aber umarmte von hinten Adelheid und drückte einen Kuß auf ihre Schulter: „Ach, 's iſt beſſer für Dich, daß Du das nie erfährſt." — Adelheid ſchlang den Arm um ihren Nacken und ſagte leiſe: „Das mußt

Du mir das nächſte Mal ſagen, wenn wir uns wiederſehen.“ — Jülli drückte haſtig einen Kuß auf die ſchönen Lippen: „Du darfſt uns nie wiederſehen. Adieu auf immer!“

Im ſelben Augenblick hatte Karoline das Tuch um Adelheid's Nacken geſchlungen. Sie mußte eine beſondere Geſchicklichkeit darin beſitzen. In antikem Faltenwurf fiel es von der einen Schulter, während die Kleine mit verſtohlener Schnelligkeit ihr das Kleid von der andern herabzog: „Nu ſieh' Dich in den Spiegel! Das iſt Venus, wie ſie leibt und lebt, da auf dem Bilde!“

Adelheid ſah in den Spiegel und erröthete, als ſie den kleinen Betrug entdeckte. Es war ein ſchöner Anblick, ſie mußte es ſich ſelbſt ſagen. Sie hob eben die Hand, um ihren Anzug zu ordnen, als — ſie noch etwas anderes im Spiegel ſah.

Die Luſtörter umher ſind einer ſolchen Hauptſtadt würdig. Sie verbinden meiſt den Reiz einer ausgezeichnet ſchönen Lage, welche die künſtlichen Anlagen erleichterte, mit einer Natur, die, dicht neben den Springbrunnen eines Parks, öde Felsbuchten zeigt, auf deren Waſſerſpiegel nie ein Ruderſchlag die uranfängliche Stille geſtört zu haben ſcheint. So erſtreckt ſich der Thiergarten längs dem nördlichen Ufer der Meeresbucht. Anmuthige Villen werden mit ihren Blumengärten von den Wellen des Seearms beſpült, auf welchen die Fregatten aus andern Welttheilen in die Stadt einlaufen. Zehn Schritte vor der Hausthüre erklimmt aber der Fuß mit Mühe eine ſteile, nackte Felſenwand, überzogen mit dem Mooſe der Polarkreiſe; man ſchlägt ſich durch wildes Geſtrüpp in den Eichenwald, der den eigentlichen Thiergarten bildet und in deſſen Partieen man bald auf das königliche Luſtſchloß und den umblumten Raſenplatz ſtößt, aus deſſen Mitte die prachtvolle Porphyrvaſe ſich erhebt. Auf derſelben Seite, doch weiterhin nach dem Meere, liegt der berühmte Park von Haga.

Jenſeits, auf der ſüdlichen Seite der Mee-

— Achtzehntes Kapitel.

Der Sturm bricht los.

Eine Thür ging auf, und ein junger Mann trat ein. Sein wild schönes Auge, trüb und wüst, wie eines Trunkenen, der eben aus dem Schlaf erwacht, die Haare verstört. Die Halsbinde hing ungeknotet über die Weste, den Rock hatte er nicht nöthig gefunden, anzuziehen. Er blieb auf der Schwelle stehen, und reckte die Arme, um den Schlaf zu vertreiben.

Dies Bild sah Adelheid im Spiegel. Sie blieb athemlos stehen.

Jetzt sah er sie; nur ihre Gestalt in der Wirklichkeit, ihr Gesicht im Glase. Sein Auge belebte sich, es schoß auch im Spiegel einen Blitz, vor dem sie erschrack.

„Was habt Ihr denn da für eine neue Tugend!“

Rasch mit drei festen Schritten war er vorgetreten, und ehe Adelheid ausweichen konnte, hatte er sie umfaßt und wollte sie zu sich umdrehen: „Tugend, ich will Dir in's Gesicht sehen!“

„Louis, Du wirſt —! Um Gottes willen Louis! ſie iſt nicht von hier!“ hatte Jülli geſchrieen, und riß vergebens an ſeinem Arm. „Eure Larven kenn' ich.“ Im ſelben Augenblick war die andre Thür aufgeflogen, die Obriſtin hereingeſtürzt. Ihre ſonſt ſo gutmüthigen Augen funkelten: „Der wieder da! O das mußte noch kommen! Für einen verlornen Sohn iſt die zu gut! Reißt ſie dem Trunkenbold aus den Armen!“ Es wäre nicht unmöglich geweſen, daß ſie mit ihren Fingern einen Griff nach dem Geſicht des jungen Mannes verſucht, wenn nicht Adelheid ſich jetzt raſch umgewandt, die herabgefallenen Locken aus dem Geſicht geſtrichen hätte und gerufen: „Mein Herr! So ſehe ich aus.“

Es war etwas Ueberwältigendes in dem Blicke der äußerſten Entrüſtung, was man nicht vergißt, im Ton der Stimme ein Metall, das keiner bis da gehört; es tönte durch das Zimmer, und in den nächſten Secunden hörte man nichts anderes.

Er hatte ſie unwillkürlich losgelaſſen. Sie ſtanden nicht einen Schritt von einander, und ihre Blicke begegneten ſich. Sie wollte ſprechen, aber die Stimme verſagte ihr. Thränen wären eine Wohlthat geworden, es überſtürzte ſie nur eine krankhafte Hitze, der ſogleich eine fieberhafte Kälte folgte. Sie wandte den Kopf ab, bedeckte das Geſicht, und, ein Schrei der gepreßten Bruſt, ſtürzten die Worte heraus: „O mein Gott, wo bin ich hingerathen! Was iſt das mit mir!“

Sie wankte; aber ſie ſchauderte vor der Obriſtin, die ſie auffangen wollte. Sie tappte mit aufgehobenen Armen, als der junge Mann eine Bewegung machte, war's, ſeine Beute wieder zu ergreifen, war's der Ohnmächtigen beizuſtehen. Aber die Erſcheinung eines andern fremden Mannes, der ein: „Halt, mein Herr!“ ihm entgegen rief, veränderte die Scene.

Es war ein hochgewachſener Mann von leichtem, vornehmen Anſtande. In ſeinem blaſſen, ausdrucksvollen Geſicht, in dem man einen Philoſophen, Staatsmann, wenigſtens einen Denker erkennen mögen, brannten auch zwei dunkle Augen, nicht groß, aber bedeutend durch den Ausdruck edlen Zornes, der in ihnen glühte. Ein Mann von mittleren Jahren, der aber durch die Entrüſtung, den Stolz ſeiner Haltung, die Elaſticität der Bewegung, um vieles jünger ſchien. Es war ohne Zweifel das bedeutendſte, ausdrucksvollſte Geſicht im Zimmer, vielleicht was man überhaupt in dieſem Räumen geſehen, ein Mann, in dem jeder Muskelzug, jede Bewegung die Weltkenntniß und Erfahrung ausdrückten und ein Mann, der geboren ſchien, um zu imponiren. Den leichten Umwurfmantel, mit dem er ins Zimmer getreten, hatte er ſchon an der Thür abgeworfen und ſtand im ſchwarzen Civilhofcoſtüm dem andern gegenüber.

Auf dem Geſichte dieſes Jüngern, dem die Leidenſchaften viele Falten eingedrückt hatten, ſuchte man indeß umſonſt nach einem Zuge, der eine Inclination verrieth, ſich imponiren zu laſſen. Mit einem

verächtlichen Achſelzücken: „Das geht Sie nichts an! Die Dame iſt ohnmächtig!“ wollte er an ihm vorüber. Ein: „Elender zurück!“ donnerte ihm entgegen. „Ihr Arm darf die Unſchuld nicht berühren.“ Die Hand des Cavaliers hatte die Halsbinde des jungen Mannes gefaßt, als dieſer auch auf dieſe Worte nicht geachtet. Ein fürchterlicher Blick des Jüngeren, während ſeine Arme krampfhaft zitterten, ſagte dem Cavalier was er im nächſten Moment erwarten konnte, wenn er nicht zuvor kam. Louis war unzweifelhaft der Stärkere, aber er war in einer ungünſtigen Stellung, des Angriffs nicht gewärtig, noch vom wüſten Traumſchlaf ermattet. Der Cavalier war auf einen Angriff gefaßt, eingetreten, wahrſcheinlich ein gewandter Fechter, der die Schwäche des Gegners zu nutzen weiß. Ihn kurz an ſich ziehend, warf er ihn mit einem heftigen Stoß zurück: „Schlafen Sie Ihren Rauſch aus!“

Louis fiel auf einen hinter ihm ſtehenden Stuhl; doch ſo heftig gegen die Lehne geſchleudert, daß er einen Moment beſinnungslos blieb. Ein fürchterlicher Moment. Heulen, Schreien, Lärm jeder Art.

Es polterte von oben, es ſtürmte die Treppen herauf, Leute waren eingedrungen ins Haus, ſchon ſogar als ungerufene Zeugen ins Zimmer. Als Adelheid, an die Wand gelehnt, ihre Beſinnung zurückkam, hatte auch der junge Mann ſie wieder gewonnen. Es war der entſetzlichſte Blick, den ſie geſehen, ein Baſiliskenblick, die Zornader glühte auf

ſeiner Stirn und die Bruſt hob ſich wie eine Meereswelle als er aufſprang und nach einer Waffe griff. „Mord!“ „Todtſchlag!“ „Polizei!“ — „Blut!“ ſchrieen verwirrte Stimmen. Dem Stuhle, den der Raſende wie eine Keule in der Luft ſchwang, hätte der Galanteriedegen, den der andere raſch gezogen, nicht parirt. Aber die Obriſtin faßte nach dem Stuhlbein, als der Degen ſchon mit einem gefährlichen Paritſtoß nach der Bruſt zückte. Jülli ſah die Spitze funkeln, ſie hing an Louis Bruſt, ſie umklammerte ſeinen Hals, ein Schild, das ihn ſchützte, aber ihm die freie Bewegung raubte: „Louis nicht Dein Blut!“ Der Stoß des nur zur Vertheidigung gezückten Degens hätte tödtlich werden können, wo der Feind in blinder Wuth ſich auf den Gegner geſtürzt hatte, als Adelheid dem Cavalier in den Arm fiel: „Um Gottes, um Gottes Barmherzigkeit willen, kein Blut um mich!“

Es war alles das Werk eines Momentes. Die Degenſpitze hatte Jüllis Schulter geſtreift; es rieſelte roth von ihrem Nacken. Im ſelben Augenblick trennte ein dritter Fremder die Kämpfer. „Auch Mord und Blut in dieſem Sündenhaus.“ Des Predigers Geſicht war krampfhaft verzogen, er hob die zitternden Arme gegen die Obriſtin, er drohte ihr. Aber die Stimme ſchien auch ihm zu verſagen. Er griff in die Taſche und warf ihr eine kleine Börſe zu Füßen: „Weib mach Dich bezahlt mit meinem Sparpfennig.“

Der Lärm hatte inzwiſchen einen bachantiſchen

Charakter angenommen. Den Pöbel kitzelte die wilde Luſt, hier die Nemeſis zu ſpielen, zerſtören zu können. Die Träger der Effecten des Predigers, die er in aller Haſt hinunterſchaffen ließ, fanden auf Treppen und Thüren kaum Durchweg; man wollte unterſuchen, ob nichts Verdächtiges damit entſchlüpfe. Rohe Witzworte begleiteten dieſe Improviſation; noch ärgere Invectiven ſchallten von der Straße, denn das Gerücht von dem, was im Hauſe ſich zugetragen, wuchs natürlich je entfernter man davon ſtand. Die Schwadronen zogen ab, und das von den Blaſeinſtrumenten angeſtimmte Lied: „Ach du lieber Auguſtin,“ dröhnte als Parodie durch das Getöſe. Da hatte die Obriſtin, die nicht nach dem Geldbeutel griff, denn ſie ſah, es war hier mehr verſpielt, eine unbeſchreibliche Wuth ergriffen. Die Larve der Sanftmuth und Gleisnerei war abgefallen, die innerſte Natur des gemeinen Weibes hatte ſich herausgekehrt und ihre funkelnden Augen und fletſchenden Zähne ſuchten nach einem Gegenſtande der Rache. Sie hatte ihn gefunden. Den Geiſtlichen hatte ſie mit dem Ellenbogen und einem Schimpfwort bei Seite geſchoben, die „Natterbrut an ihrem Buſen,“ die ihr ſo mit Undank gelohnt, die den Störenfried verſteckt, ſollte es entgelten. Aber ſtand der nicht ſelbſt vor ihr, der all das Unglück angerichtet, — mit ſeinen böſen, ſchönen Augen? Sprach ſie's aus, oder ſah ſie's an ihren geſpitzten Fingern, an den gehobnen Armen, die Hyäne auf dem Sprunge? Jüllis Augen blitzten

auch dämoniſch: „An ſeinen ſchönen Augen Deine Hand, Du ſchändlich Weib! Erſt über meinen Leib! den zertritt nun vollends.“

„Die Weiber bringen ſich um!“ ſchrie es. „Polizei!“ Schon arbeitete ſich der Commiſſar durch die Thür. Das Weib hatte das Mädchen an der Schulter gepackt, wo der Degen geſtreift. Das Mädchen ſtieß einen Schmerzensſchrei aus und ſank ohnmächtig nieder, während von hinten ſchon eine andere Megäre die Wüthende umklammerte. Auch hier eine abgefallene Larve, auch hier die lang verhaltene Wuth einer gemeinen Natur, die keine Rückſichten mehr kennt!

Der Polizeibeamte ſah nicht mehr des Cavaliers gezückten Degen, er hatte ihn eingeſteckt, auch der geſchwungene Seſſel war längſt aus Louis Händen zu Boden gefallen; er ſaß, zurückgeſunken in einem Stuhl und ſtarrte, Todtenbläſſe im Geſicht, auf das zu ſeinen Füßen liegende Mädchen, ſeine Lebensretterin. Der Polizeibeamte ſah nur die ringenden Weiber, eine blutbedeckte Hand von der zuſammenſchnürenden Umarmung einer Wüthenden in die Luft geſtreckt. Mit kräftigem Arm, mit dem Griff des Säbels, der unſanft auf ihre Schultern fuhr, riß er ſie aus einander. Die beiden Sergeanten ergriffen die Obriſtin und Karolinen. Indem ſein Blick umherſtreifte, nach den übrigen Complicen zu ſuchen, fiel er zunächſt auf Adelheid. Sie war, von Mitleid fortgeriſſen, neben der Verwundeten hingekniet; aus dem natürlichen Impuls ſich den Blicken zu verbergen,

beugte ſie ſich tiefer über das unglückliche Mädchen als nöthig war, in dem Augenblick vielleicht das glücklichere; ſie wußte ja nicht, was um ſie vorging. Auch Adelheid wußte es kaum, als die rauhe Hand des Commiſſars ſie aufriß: „Aufgeſtanden! Marſch!“ — „Sie iſt unſchuldig!“ — rief eine Stimme. „Da der Beweis ihrer Unſchuld!“ entgegnete der Commiſſar, und zeigte Adelheids Hand, auch ſie blutig von der Berührung. „Auf der Wache wird ſich alles herausfinden, mein ſchönes Kind. Einſtweilen mitgefangen, mitgehangen.“ — „Sie iſt unſchuldig!“ ſchrie Louis, aus ſeinem Starrſinn erwachend. Er war aufgeſprungen. Der Beamte ſah ihn mit einem höhniſchen Blicke an: „Wenn man Sie als Zeugen aufrufen wird, iſt Zeit für Sie zu ſprechen. Oder ſind Sie etwa auch unſchuldig? Die Perſon hier auf eine Trage, und vorſichtig! Auf der Wache wollen wir unterſuchen, wo ſie hin muß.“

Wie ſo viele Nadelſtiche bohrte das rohe Gelächter in Adelheids Herz. An wen ſich wenden! Sie hatte keinen Freund, keinen Bekannten hier. Der Kammerherr war verſchwunden. Sollte ſie das Weib anrufen, das noch vor Wuth kochte, und grimmige Blicke mit dem andern Mädchen tauſchend, von neuen Thätlichkeiten nur durch die Wache abgehalten ward! Und was hätte deren Zeugniß in dieſer Lage ihr geholfen! Durfte ſie den Namen ihres Vaters nennen?

Der Retter ſtand aber ſchon vor ihr: „Dieſe Dame iſt an den Auftritten hier ſo unbetheiligt als

ich ſelbſt," rief der Fremde; und ſchon ſein Koſtüm und Anſtand brachte auf den Polizeimann ſo viel Eindruck hervor, daß er unmerklich Adelheids Arm losließ. „Ich bin der Legationsrath, Kammerherr von Wandel aus Thüringen. Auf der Rückkehr von der Tafel Seiner Königlichen Hoheit führte mich der Zufall, ich meine der Spektakel, in dies Haus, und ich kam glücklicherweiſe noch zu rechter Zeit um dieſes junge Mädchen vor Beleidigungen zu retten, über die ich, wenn es erfordert wird, Zeugniß ablegen kann. Ich verbürge mich für den unbeſcholtenen Ruf der Dame, deren Name und Familie mir bekannt ſind, und die nur der Zufall oder die Bosheit hierher locken konnte. Dieſem würdigen Geiſtlichen und ſeiner Familie iſt es nicht beſſer ergangen. Daß ſie keinen Theil an den Exceſſen dieſer Perſonen da hat, brauche ich kaum auszuſprechen; das Blut an ihrer Hand rührt, wie Sie ſehen, von der liebreichen Pflege, die ſie jenem armen Geſchöpfe angedeihen ließ."

Der Polizeicommiſſar verneigte ſich leicht vor dem Fremden, nachdem dieſer ihm den Namen des Vaters ins Ohr geflüſtert hatte: „Dieſe Demoiſelle kann demnächſt auf Bürgſchaft des Herrn Legationsrathes entlaſſen werden."

„Und ich erſuche Sie, mein Herr Prediger, wandte ſich der Legationsrath an den durch das Gedränge noch immer feſtgehaltenen Geiſtlichen, das junge Mädchen unter dem Geleit Ihrer Töchter aus dieſem Hauſe zu bringen. Sie bedarf eines weiblichen

Schutzes vor Neckereien und Brutalitäten, die Begleitung eines Mannes, wer es auch sei, würde sie nur anlocken."

„Bleiben Sie mir vom Leibe! Soll ich noch von der Brut mir anhängen, wo ich kaum weiß, wie ich mit meinen unschuldigen Töchtern ohne Insulten davon komme."

Dem Geistlichen diente die eigene peinliche Lage gewiß zur Entschuldigung, wenn er jetzt so hart erschien, als er früher leichtgläubig gewesen. Auch die Reden unter den Zuschauern konnten ihn rechtfertigen, denn man zischelte sich zu oder sagte es vielmehr ganz laut: „Die Hübscheste wird losgebissen von dem vornehmen Herrn." „Das weiß man schon, an wem nichts mehr zu verlieren ist, den läßt man dem Galgen."

Der Polizeicommissar, der mit dem Bleistift einige Notizen gemacht, wies auf Louis: „Wollen Herr Legationsrath auch etwa für diesen jungen Herrn bürgen?"

„Mich dünkt, sein Zustand bürgt für ihn, sagte Wandel. Wenn er ernüchtert ist, wird er selbst am besten Rechenschaft geben, welche Motive ihn in dies Haus geführt. Ich, meinerseits habe durchaus keine Ansprüche an den Sohn des Herrn —," er flüsterte wieder den Namen in das Ohr des Beamten — „sollte der Herr an mich Forderungen haben, so ist ihm meine Adresse bekannt," setzte er scharf betonend und mit einem eben so scharfen als kurzen Blick auf den Betreffenden hinzu.

reebucht, iſt die Natur wilder. Jede Bergſpitze, jedes Vorgebirge gewährt hier reizende Ausſichten. Kleinere Seebuchten greifen hinein in die Felſenufer. Die Segelkähne auf den größeren ſtimmen mit der Sonntagsſtille der Scenerie; ſeltſam aber nehmen ſich von der Höhe die Spazierfahrten des Dampfbootes aus. Es iſt ein luſtiger Anblick, aber er ſtört den poetiſchen Eindruck. Dennoch fehlt auch Stockholm der Meerescharakter; die ausgedehnte Bucht krümmt ſich allzuſehr, und iſt auch an ihrer Mündung dergeſtalt mit Schären beſetzt, daß man ſchon tief ins Meer hineinſegeln müßte, um einen Anblick davon zu gewinnen. Auf dem Rückwege von hier nach der Stadt kommt man über die Schiffswerfte, ein nicht wenig belohnender Spaziergang. Vorher aber berührt man unter andern heitern Landhäuſern ein ſtilles Gehöft mit hohen Mauern und einem gewaltigen Thorweg. Der große Hof heißt Danwik und iſt von vielen Leuten bewohnt, die ihren Träumen leben. Sollte man doch kaum glauben, daß der kalte Norden ihrer ſo viele zähle! Von hier blickte auch der arme Schenander (der Held der Pique-Dame) auf die ſchöne Gegend und die geputzten

„Demoiſelle, ſagte er dann, Adelheid ſeinen Arm bietend, da ſich kein anderer Ritter findet, müſſen Sie ſich meinem Schutz anvertrauen. Platz!“ Die Menge machte ihn. Im Hinausgehen ſah Adelheid unwillkürlich zurück. „Sie mögen ſich entfernen, Herr v. Bovillard, hatte der Commiſſar dieſem zugeflüſtert, indem er anſcheinend in ſeinem Taſchenbuche Bemerkungen notirte. Doch erſt nachher, wenn die Menge ſich verlief. Sie verdanken dieſe Berückſichtigung dem Zeugniß des Herrn Legationsraths; Sie werden ſelbſt am beſten wiſſen, daß die Polizei andere über Sie hat.“ Der junge Mann ſtand aufgerichtet, wie eine Bildſäule regungslos; ſeine Hand wühlte krampfhaft in der Bruſt, nur die Augen ſchoſſen noch einen Blick auf Adelheid's Begleiter, deſſen Ausdruck ſich nicht beſchreiben läßt. Es war nicht mehr das Feuer des Zornes, nicht das Aufprasſeln eines Brandes, der ſeinen Höhenpunkt erreicht, es war die Gluth des Haſſes, die ſtill fortlodert, weil ſie unerſchöpflichen Stoff unter der Aſche gefunden. Und doch zückte dies ſtiere Auge als es dem des jungen Mädchens begegnete, und ſenkte unwillkürlich die Lider.

„Eilen Sie! rief ihr Begleiter. Draußen iſt friſche Luft.“ Sie ſchwankte an ſeinem Arme, als er ſie durch die Thür geriſſen.

„Nur einen — einen Augenblick nur! ſtöhnte ſie im Vorzimmer — O Gott, mein Vater, meine Mutter!“ Sie war in einen Seſſel im Vorzimmer geſunken. Der Retter hatte ein Etui mit kleinen

Eſſenzfläſchchen aus der Taſche gezogen und tupfte, vorſichtig Tropfen davon auf den Finger gießend, über ihre Stirn. Die Vorübergehenden machten ihre Gloſſen, es waren keine freundliche. Ein Glück für die Ohnmächtige, daß ſie nichts davon hörte. Ihr Begleiter hörte und verſtand ſie, aber keine Miene, kein Blick verrieth eine innere Bewegung.

Er betrachtete die Ohnmächtige wie der Kenner ein Bildwerk. Als das Zimmer zufällig leer war, lüftete er vorſichtig das Tuch, das ſie um ſich geſchlungen: „In der That ein Prachtwerk der Schöpferin. Faſt zu ſchön, um es zu verſchwenden, ſetzte er hinzu. Und doch, wenn wir es nicht verſchwendeten, nicht mehr werth als eine Mumie in einer Raritätenſammlung.“

Erſt die Tropfen aus dem letzten Fläſchchen, die er noch behutſamer anwandte, brachten die Wirkung, die er beabſichtigt, hervor. Es mußte eine ſehr ſtarke, gefährliche Eſſenz ſein, denn nur, nachdem er verdrießlich nach der Uhr und der Sonne geſehen, und die Schläferin ohne daß ſie erwachte, ſtark am Arm gerüttelt, hatte er die doppelte Metallkapſel und den Stöpſel gelüftet. Sie war erwacht, aber ihre Augen, ihr Athmen, ihr Lächeln, bald auch ihre Sprache, zeugten von einer Einwirkung auf die Nerven, die der Retter nicht beabſichtigt hatte. Sie erhob ſich und ſprach in Extaſe. Es war das ſchöne Metall der Stimme, das vorhin faſt berauſchend in's Ohr der Zuhörer geklungen; aber hier nicht ein

ſchneidender Laut der Todtenglocke, es klang und wogte melodiſcher, wie ein Lobgeſang, als ſie ihrem Retter ihren Dank ausſprach, ihn verſichernd, es werde alles gelingen, alles gut werden, er ſollte nicht ſorgen. Sie ſprach ſehr ſchnell. Der Legationsrath kniff ſich ängſtlich in die Lippen, als ſie Schiller'ſche Verſe recitirte, von der Tugend, die kein leerer Wahn; von der Welt, die das Strahlende zu ſchwärzen liebe, aber die edlen Herzen ſchlügen überall, auch im Hauſe des Verderbens. O wie würde ſich ihr herrlicher Lehrer freuen, welch ein Triumpf für ihn, daß ſein Wort in Erfüllung gehe: nur durch die Leiden, die großen Leiden, entwickele ſich die Seele. Und wie erſt würde ihr Vater ſich freuen, wie ſehne ſie ſich, ihm in die Arme zu ſinken. Da da! — ſie zeigte an's Fenſter. Die Thürme auf dem Gensdarmenmarkt glühten in der Abendſonne, in jener wunderbarer Pracht, wie ſie ein kalter nordiſcher Abendhimmel zuweilen auf die Dächer und Spitzen höherer Gebäude ausgießt; die gelben Streiflichter am fernen Horizont deuteten aber dem Kenner, daß dieſe ſchöne Röthe kein Vorbote eines ſchönen Tages ſei. „Mein Vater ſieht ſie auch aus ſeinem Fenſter, er freut ſich, und er darf ſich freuen, denn bald werde ich auch in ſeine Arme ſtürzen, roth von dieſer Sonne angeleuchtet."

„Wickeln Sie ſich feſter in Ihr Tuch, Mademoiſelle. Sie ſind erhitzt, und es iſt ſehr kühl draußen geworden." Das Gewitter, das ſich aus-

wärts entladen, hatte eine empfindliche Kälte verursacht.

„In dies Tuch!“ rief Adelheid, als der Legationsrath bemüht war, den seidenen Shawl fester um ihre Schultern zu ziehen. Sie riß es heftig ab, und schleuderte es in den Winkel. Es ist nicht meines. Sie schauderte. Fort, fort! nach Hause.“

„Unmöglich, Demoiselle! Sie ziehen sich eine gefährliche Krankheit zu. Wenn das Tuch nicht Ihnen gehört,, schicken wir es sogleich zurück. Nur bis ich Sie zu Ihrem Herrn Vater gebracht.“

„Mein Vater soll das Netz nicht sehen, worin sie seine Tochter fangen wollten.“ Sie hing sich mit Ungestüm an seinen Arm. „Mich friert; aber nur hier. Gewiß nur hier, draußen ist es warm.“

Auch den Legationsrath fröstelte. Er konnte die Retterrolle, die er übernommen, bereuen. Die entschlossenen Züge seines Gesichtes schienen dem zu widersprechen. Aber seine Lage war eine kitzlige für einen vornehmen Mann, dem der Anstand vor der Welt allen Rücksichten voran geht. Oeffentlich aus diesem Hause eine Dame zu führen, deren aufgeregter, halb verwilderter Zustand den Vermuthungen, die sich von selbst machten, nur zu sehr Thor und Thür bot. „Sie ist ja offenbar betrunken,“ mußte er im Vorbeigehen hören. „Die Schminke eben abgewischt,“ sagte ein anderer. „Und in der Windfahne auf offener Straße!“

Dies waren nicht mehr die Stimmen des Pö-

bels; es waren die Urtheile ruhiger Bürger. Es waren dieſelben Perſonen, welche vorhin den Prediger und ſeine Töchter vor den Inſulten der Buben geſchützt. Denn dieſen Landmädchen ſähe man es ja an, daß ſie nicht in das Haus gehörten, aber es ſei doch eine Verhöhnung alles Anſtandes, wenn ein Cavalier im Hofcoſtüm mit einer ſolchen frechen Dirne ohne Scham und Scheu auf offener Straße ſich zeigt. So etwas ſei ſelbſt zu den ſchlimmſten Zeiten der Lichtenau'ſchen Wirthſchaft nicht vorgekommen.

Zum Glück hörte davon Adelheid nichts. Der Legationsrath hörte Alles, aber keine Miene verrieth es. Die ruhigen Bürger blickten ihm kopfſchüttelnd, die Gaſſenbuben liefen ihm höhnend nach. Er ſchwieg auch da, er beſchleunigte nicht einmal ſeine Schritte. Er ſuchte nur nach etwas, vielleicht nach einem Bekannten; nach einem Fiacker konnte er ſich nicht umſehen, es gab deren in Berlin noch nicht. „Wiſſen Sie die Wohnung meines Vaters?" fragte Adelheid. „Ich weiß ſie." Aber er nahm eine andere Richtung und beſchleunigte jetzt ſeine Schritte. Als Adelheid ihn daran erinnern wollte, trat er an eine offene Kutſche, welche in der Querſtraße vorüberfuhr und gab dem Kutſcher ein Zeichen zum Halten. Zum großen Befremden der Dame, welche darin ſaß; zu ihrem noch größeren aber redete er ſie bei ihrem Namen an, und bat ſie um einen Dienſt der Menſchenfreundlichkeit. Er nannte ſeinen Namen.

Eine leichte Röthe überflog die blaſſen Wangen der Geheimräthin Lupinus. Sie neigte ſich anmuthig über den Wagenrand, ſein Anliegen zu hören.

„Erlauben Sie, daß ich franzöſiſch ſpreche, ſagte er, wegen der Zuhörer.“ Es blieb zweifelhaft, ob er die Gaſſenbevölkerung meinte, die ſich ſchon um den Wagen drängte, oder Adelheid, die noch an ſeinen Armen hing. In einer fließenden kurzen Darſtellung, mit einem Accent, in welchem die Geheimeräthin den Pariſer zu erkennen glaubte, erzählte er die ſcandalöſen Vorfälle in dem Hauſe, ohne alle Perſonen, die darin verwickelt waren, zu nennen, und den wahrſcheinlichen Grund, wie das argliſtige Weib das junge Mädchen in ihr Garn gelockt. „Sie ſehen, Madame, ſchloß er, die ſchreckliche Lage, in welche eine Verkettung von Umſtänden die Tochter ehrbarer Eltern gebracht hat. Wenn es mir auch dort mit meinem Degen gelang, ſie vor der Brutalität zu ſchützen, ſo iſt der Stahl doch eine ganz unzulängliche Waffe gegen böſe Vermuthungen und die aufgeregte Populace hier. Ich rufe vertrauensvoll Ihre Hülfe an. Meine Bitte, ſie in Ihrem Wagen aufzunehmen und den Eltern zu überliefern, iſt nur der geringſte Theil meines Anliegens. Die Ehrenrettung des jungen Mädchens erfordert einen offenen Akt der Anerkennung. Wenn Sie ſich entſchließen könnten, ſie hier öffentlich zu embraſſiren, ſo iſt ihre Ehre wenigſtens vor dieſem Straßenpublikum retablirt. Denn wer kann zweifeln, wenn eine Dame

vom Ruf der Frau Geheimräthin Lupinus ſie dieſer Auszeichnung werth hält."

Die Geheimräthin war durch die Vorſtellung nicht unangenehm berührt. Sie fragte leiſe übergebeugt: „Wer iſt eigentlich die junge Perſon, ich hörte den Namen nicht deutlich." — Der Name des Kriegsraths mochte der Geheimräthin eine ſehr gleichgültige Bekanntſchaft ſein. Aber ſie ſtieß plötzlich den Schlag auf und breitete ihre Arme dem jungen Mädchen entgegen, welches der Legationsrath raſch hineinhob.

„Meine werthеſte Demoiſelle, mein liebes Kind, wie konnte ich auch nicht gleich die Tochter meines Freundes, des wackern Kriegsraths erkennen! Das iſt ja abſcheulich, daß Ihre Gouvernante ſo wenig Ortskenntniß hat und ſich in das Haus verirren mußte! Aber wie ſind Sie in dieſem Jahre gewachſen, ach und wie echauffirt! Johann, ſchnell den Mantel aus dem Kaſten. Ich hoffe, das wird nicht von üblen Folgen ſein. Wie ſie zittert! — Herr v. Wandel, es giebt eine Juſtiz hier und einen König, der ſolchen Affront, einer achtungswerthen Familie angethan, ſtrafen wird!"

„Deſſen bin ich gewiß!" rief der Legationsrath ſeinen Hut abziehend.

„Mein Gott, Sie ſteigen doch auch ein?"

„Meine Gegenwart könnte ſtören."

„Wie das! Wer verdient wie Sie den Dank des erfreuten Vaters entgegen zu nehmen! O raſch ein,

daß ich das Vergnügen habe, dem Manne den Wohlthäter, den Retter ſeines Kindes zu präſentiren."

„Erlauben Sie mir, ich bitte inſtändigſt darum, Ihre gütige Einladung ablehnen zu dürfen. Es giebt Erörterungen, welche das Gefühl verwunden; die Wunde wird ſchmerzlicher, wenn ein fremder Mann ſich in das Heiligthum des Familienkreiſes drängt. Vermuthungen könnten aufſteigen, die, ſo empörend ſie klingen, doch immer ihr Recht verlangen. Den Dank, ach, mein Gott, wer denkt in dieſer Welt an Dank! — Es iſt Ihr Schützling jetzt, tragen Sie das ganze Wohlwollen Ihres edlen Herzens auf die Arme über, und, wenn es anginge, verſchweigen Sie meinen Namen. Ich übte nur die Pflicht eines jeden Cavaliers, weiter nichts, Sie ſetzten Ihren guten Namen an ein gutes Werk und auf die bloße Bitte eines Ihnen fremden Mannes. Vergönnen Sie ihm nur, dieſer Tage ſeine Aufwartung zu machen, um ſich nach dem Wohlergehen Ihres Schützlings zu erkundigen."

„Ein Mann von ſeltener Delicateſſe," ſagte die Geheimräthin, nachdem er ſich beurlaubt. Adelheids Zuſtand erforderte ihre ganze Sorgfalt. Sie ſaß wieder ſprachlos, in ſich verſunken, und ein heftiger Fieberfroſt fing ihre Glieder zu ſchütteln an. Der Kutſcher erhielt den Auftrag raſch zu fahren.

Gruppen von Bürgern ſtanden noch immer um das Haus, das die Polizei bereits verlaſſen und vermuthlich geräumt und verſchloſſen hatte, als der Le-

gationsrath auf ſeinem Rückweg die Straße paſſirte. Man war jetzt ſchon beſſer von den Verhältniſſen unterrichtet, man wußte, wer das junge Mädchen war, man hatte auch Kunde von dem, was wir eben erzählt: „Schade um ſie, die iſt auf immer verloren,“ ſagte ein ältlicher Mann, von der Haltung und dem Geſichtsausdruck, woran man ſogenannte ſolide Bürger erkennt.

„Und warum das, mein Herr van Aſten,“ fragte der Legationsrath, der heran getreten war und in dem Kaufmann einen Geſchäftsfreund erkannte.

„Weil ſich gewiſſe Dinge nicht wieder repariren laſſen, die ein Mal ſchadhaft geworden ſind.“

„Auch wenn ich Ihnen beweiſe, durch welche Ränke und Intriguen ſie in dies Haus verlockt ward?“

„Mir werden Sie es vielleicht beweiſen, und vielleicht auch dieſen Herren, welche uns zuhören. Aber ſchon den beiden nicht, welche dort eben fortgehen, noch weniger der ganzen Stadt, welche heut Abend im Theater, in den Geſellſchaften, in den Wirthshäuſern von dem Vorfall plaudern wird. Man wird ſchon heut mehr erzählen, als ſich ereignet hat, und morgen weit mehr wiſſen, als wir heut geſehen haben. Man glaubt aber immer lieber das Schlimmſte, weil es das Intereſſanteſte iſt. Wollen Sie es durch den Ausrufer ausſchreien laſſen, daß die Demoiſelle Alltag ein unſchuldiges Mädchen iſt, oder an die Ecken es anſchlagen laſſen? Das Uebel würde nur ſchlimmer. Sie könnten frei-

lich, wie man wohl jetzt thut, durch Artikel in den Zeitungen der Sache den Anstrich geben, den man wünscht, aber, mein Herr Legationsrath, ich weiß doch nicht, ob das der jungen Dame, oder ob es Ihnen von Vortheil wäre?"

„Was kann es mich betreffen?" fragte rasch der Cavalier.

„Man würde nach den Ursachen fragen, weshalb Sie eines jungen Mädchens, das Sie als Fremder in dieser Stadt kaum kennen, sich so besonders annehmen? Schon dies besondere Interesse würde aber auch dem Mädchen schaden. Doch ganz davon abgesehen, frage ich Sie, was würde es einer Firma helfen, die in der Meßwoche ihre Wechsel nicht zahlt, und protestiren läßt, wenn ihre Freunde durch ein Circular nachher bewiesen, daß das Haus eigentlich solide sei, und aus welchen zufälligen Umständen es grade an dem Tage und in der Woche nicht zahlen konnte! Unter seinen Bekannten möchte das Haus sich wohl wieder aufrappeln, sein Credit aber in der großen Handelswelt bliebe erschüttert."

„So muß man sie verheirathen, dann ist die Sache vergessen," sagte ein Dritter.

Der Legationsrath schwieg einen Augenblick vor sich hin. Wer ihn genau kannte, hätte vielleicht in der Muskelbewegung um den Mund einen inneren Kampf wahrgenommen: „Sie meinen also, daß sei ganz unmöglich? — Es ist nichts unmöglich, sage ich Ihnen, was man will. Wenn man den Credit eines

Menſchen, die ihn nicht verſtanden. Es iſt das Narrenhaus. Eine bitter ſatyriſche Inſchrift mahnt den Vorübergehenden, nicht zu ſtolz zu ſein auf ſeine Vernunft.

Der Mälar auf der andern Seite hat nicht minder reizende Punkte. Da die Land-, Luſt- und Seepartieen ſich während der langen Tage der Sommerszeit bis nach Weſteras erſtrecken, könnte man alle Inſeln und Ufer des großen See's in die Stockholmer Luſtörter mit einbegreifen. Nur wenige gehören jedoch in das Gebiet der Mode. Gripsholm fordert ſchon mindeſtens zwei Tage. Die reizende Lage und die hiſtoriſche Erinnerung machen den Beſuch gleich belohnend. Auch Upſala, wohin man vermittelſt eines Neben-Armes des Mälar gelangt, iſt ein Vergnügungsort. Auf dem Landwege dahin beſieht man wohl Roſensberg, die Reſidenz des vorigen Königs und auch ein Lieblingsſchloß des jetzigen, was ſich jedoch durch wenig mehr als vorzüglich ſchöne Baumgruppen im Park auszeichnet. Auf dem Waſſerwege aber ſieht man Stäke, ehemals ein Kloſter, durch manche hiſtoriſche Erinnerung aus der Reformationszeit und früher merkwürdig, das uraltheilige Sigtuna,

Hauses schaffen und erschüttern kann, warum nicht auch ihn repariren!"

„Ein geflicktes Haus und meine Ehre ist verloren," sagte der Kaufmann.

„Was kommt es auf die eigene Werthschätzung an, fiel Herr v. Wandel nach einigem Nachdenken ein, wo es sich handelt um die Constellation zum Allgemeinen. Die Ehre eines Handlungshauses wie eines Staates beruht auf der Meinung; die Meinung auf Illusionen. Herr über diese zu werden, ist die Aufgabe des Mannes, der überhaupt seine versteht. Und dieser gebrechlichste Schein aller gebrechlichen Dinge, der Ruf eines Mädchens, sollte über diese Aufgabe hinaus liegen! Was wir mit einem spöttischen Blick, einer Geste, einem flüchtigen Wort verrichten können, sollte uns nicht gelingen, mit aller Kraft unsres Geistes, allen Mitteln, die uns die Natur gab, wieder herzustellen? Herr van Asten, was gilt die Wette, ich stelle den Ruf dieses Mädchens so wieder her, daß die tugendreichste Mutter ihre Töchter mit Vergnügen ihr zuführt."

„Er mag ein guter Cavalier sein, aber kein guter Kaufmann, sagte der Begleiter des Andern, als der Legationsrath sich rasch entfernt hatte. Ein guter Kaufmann setzt nicht so viel ein um etwas, was ihm so wenig einbringt."

„Und doch, entgegnete der Kaufmann, sah ich Niemand so glücklich speculiren seit der kurzen Zeit, daß wir in Geschäftsverbindung stehen."

20.

~~Vierzehntes~~ Kapitel.

Abälino der große Bandit.

Als die Polizei die Thüren der Wohnung verschlossen hatte, war manches in derselben nicht mehr, wie es vorher gewesen. Die Volksjustiz hatte geglaubt, auch ihrerseits für die gekränkte Sitte Rache nehmen zu müssen. Die Polizei hatte ihr Auge auf andere Dinge gehabt, um ihren ungebetenen Helfershelfern überall auf die Finger sehen zu können, und diesem Umstande darf man es zuschreiben, daß, als sie die Wohnung räumte, eine Person, ganz von ihr übersehen, zurückgeblieben war.

Die Hände fest auf die Stirn gespannt, den Kopf auf die Stuhllehne gedrückt, saß, ob schlafend, träumend, in einen ohnmachtartigen Starrkrampf versunken, wir wissen es nicht, der junge Bovillard. Die Ruhe um ihn her mochte ihn wecken. Er sprang auf. Sein dunkles Auge stierte nach der Stelle, wo der Legationsrath zuletzt stand, wo er seinen Blick aushalten mußte, und mehr als das, wo der Mann, der ihn tödtlich beleidigt, als sein Fürsprecher auftrat. Ihm verdankte er seine Freiheit und — doch

hätte er eine Wolluſt darin empfunden, wenn er mit ſeinen Händen ihm die Kehle zuſchnüren, wenn er ihn erwürgen können.“ Den Arm mit der geballten Fauſt ſtreckte er aus — zum Zweikampf mit einem Luftbilde? Aber indem er ihm in dem Augenblicke einen tödtlichen Haß ſchwor, übergoß ihn die Röthe der Scham. Wie vielen hätte er Todhaß ſchwören müſſen, die alle Zeugen ſeiner Beſchämung geweſen. Noch eine andere Erinnerung ſtieg auf, er drückte mit der Fauſt gegen die Stirn und athmete ſchwer. Dann ſuchte ſein Auge an der Wand drüben, nach der Thür, durch welche Adelheid fortgeführt ward: „Und von dem Schuft!“ Es war das erſte laute Wort, und der Schall ſchien die neckiſchen Geiſter zu wecken, die an der Stätte der Zerſtörung geſchlummert hatten.

Im letzten Sonnenſtrahl, der durch die obern Scheiben drang, wirbelte der dichte Staub, der ſich noch immer nicht geſetzt hatte. Es ſchwirrte in der Luft von Fäſern und Federn, die Gardinen hingen zerriſſen von den Fenſtern, der Spiegel war zerſchlagen, Stühle und Tiſche umgeſtürzt, den weiblichen Figuren auf den Schildereien hatte man mit Kohle große Bärte angemalt. Er ſtieß die Thür auf. Im Vorzimmer war es ſtill und leer. Schien er doch zu ſuchen, ob nicht jemand wie er zurückgeblieben wäre, ob er nicht vielleicht ein ſtilles Schluchzen höre? Es waren die Tauben auf dem Dache. Er ſah ſich noch ein Mal um, ehe er die Wohnung verlaſſe, und

aus dem gebrochenen Spiegel grüßte ihn sein Bild, ihn daran erinnernd, daß er so auf der Straße sich nicht zeigen dürfe. Er ging nach dem Seitenzimmer zurück, seinen Rock zu holen. Die Luft wimmelte wie von Schneeflocken. Von der Zugluft, welche die aufgestoßene Thür verursachte, wirbelten die Federn aus den Betten, welche sie in muthwilliger Zerstörungslust aufgeschnitten. Vergebens suchte er nach Rock und Hut. Sie waren verschwunden, gestohlen. Fort aus dieser Höhle der Verwüstung! Die ihm wohlbekannte Hinterthür war verschlossen, der Schlüssel fehlte. Er eilte zurück nach dem Vorzimmer; auch diese Thür war zu; er war eingeschlossen. Sollte er Lärm machen? Nach so vielem Lärm? Er hatte keinen Grund die Trommel des Aufruhrs zu rühren.

Indem er noch, unschlüssig was er thun solle, aufmerksam beobachtend umher ging, fiel sein Auge auf einen Kamin, der nach alter Art in einen weiten, aber nur kurzen Schornstein führte. Er erinnerte sich aus fröhlichen Abenden, daß die heitere Unterhaltung oft durch das Brausen des Windes gestört wurde, wenn es stark wehte, selbst Regen und Schneewirbel unter die lustigen Kinder hier getrieben wurden.

Indem er den Kamin untersuchen wollte, ob von da vielleicht ein Ausgang zu entdecken wäre, entdeckte er etwas, was er nicht erwartet, einen Stock und zwei Beine, die sich vergebens in die Höhe zu ziehen suchten. Als er sie ergriff, stieß eine Stimme,

die unzweifelhaft zu den Beinen gehörte, einen Angſtſchrei aus. Er zog einen vollſtändigen Menſchen herunter, weit vollſtändiger und anſtändiger gekleidet, als er, gefärbt wie er, nur nicht weiß vom Federſtaub, ſondern ſchwarz vom Ruß.

„Ach Sie, Bovillard, ſagte der Geſchwärzte aufathmend, Gott ſei Dank! Ich glaubte, es wäre der Polizeicommiſſar.“

„Ich freue mich auch ungemein, grade den Herrn v. St. Real zu begrüßen. Wie befinden ſich Herr Kammerherr? Ein Anfall von Podagra feſſelte Sie neulich zu meinem Bedauern an's Bette.“

„Sie ſehn, ich bin wieder paſſabel hergeſtellt.“

„Ja, wer ſchon gymnaſtiſche Uebungen machen kann! Aber im Schornſtein iſt das doch etwas unbequem. Da iſt hier ein junger Lehrer an einem Gymnaſium, ein Herr Jahn, der will öffentlich Unterricht in der Gymnaſtik geben. Wie ich höre, beabſichtigt er damit eine Verbeſſerung der deutſchen Nation und insbeſondere des Menſchengeſchlechts. Da ſollten Sie ſich melden, beſter Kammerherr!“

„Peſtilenz! Wo kommen Sie her, Bovillard?“ rief der Kammerherr, ſich ſchüttelnd.

„Von einem Dejeuner bei Dallach. Ich verſichere Sie, Kammerherr, der Mann perfectionirt ſich. Auſtern, wie friſch aus der See, ein Caviar, und ein Burgunder, der Miniſter kann ihn nicht beſſer haben. Schade, daß Ihr Podagra den Burgunder, oder der Burgunder Ihr Podagra nicht ver-

trägt. Wir vertrugen uns vortrefflich, lauter Freunde einer Geſinnung, alles Verehrer der Schick! Nein, ſie hat doch eine Stimme, darüber geht nichts!"

„Ihre Stimme in Ehren, aber Ihre, Boyillard, war mir lieber. Wenn der verfluchte Commiſſar hier Wache gehalten hätte, bis ich erſtickt war!"

„Kommen Sie von oben da her, Kammerherr? Oder wollten Sie oben hinaus?"

„Ich war hier hergerathen, ich weiß noch nicht wie."

„Vermuthlich wie ich."

„Damit der Rothkragen mich nicht finde, kroch ich in der erſten Beſtürzung da hinein. Nun aber, theuerſter Mann, können Sie mir nicht gelegener kommen. Ich habe eine dringende Bitte an Ihre Gefälligkeit."

„Ich gleichfalls."

„Schaffen Sie mir meinen Wagen, verſteht ſich dort um die Ecke. Ich hoffe, der Kerl wird ſich von ſelbſt retirirt haben, als der Scandal los ging. Dann recognosciren Sie etwas Luft und Terrain."

„Mit dem größten Vergnügen."

„Kann ich Ihnen einen Gegendienſt erzeigen, rechnen Sie auf meine Bereitwilligkeit. Liebſter, junger Mann, wenn Sie mir nur Ihr ganzes Vertrauen ſchenkten, hoffe ich gewiß, die Differenzen mit Ihrem Herrn Vater zu löſen."

„Nichts von Frieden, ich will Krieg. Sie haben hier gelauſcht, Sie erfuhren, Sie wiſſen Alles, hät-

ten Sie etwas vergeſſen, will ich Sie daran erinnern. Dem Herrn von Wandelſtern, oder wie er heißt, will ich den Hals umdrehen, natürlich ganz in legaler Weiſe, durch Piſtolen oder Stichdegen, wie es ihm mehr Vergnügen macht, Sie ſollen mein Cartellträger ſein. Die Sache eilt, weil man ſo etwas leicht vergißt; und auf der Stelle, wenn Sie los ſind, erſuche ich Sie, in eigener Perſon zu ihm zu fahren, meine Herausforderung zu bringen und das Nöthige mit ihm abzumachen."

St. Real ſah etwas verblüfft den andern an und wollte ſeine Hand faſſen: „Liebſter, junger Mann, um ſolche Kleinigkeiten —"

„Da iſt nun der Geſchmack verſchieden, Herr Kammerherr, ich behandle das Kleine groß, Andre das Große klein. Da muß man Jeden ſeinem penchant überlaſſen."

„Mein Gott, theuerſter Freund, bei ſolcher Art Conflicten muß man nicht mit gefärbten Gläſern ſehen. Wo nichts zu gewinnen, muß man nicht einſetzen. Sie begreifen, daß gewiß Niemand von dem plaudern wird, was hier vorfiel. Unter Cavalieren iſt es eine ſtillſchweigende Uebereinkunft, daß man an ſolchen Orten ſich nicht kennt. Die Perſon iſt ja nun auch verſchwunden, ſie wird über die Gränze geſchafft. In ein Paar Tagen, wie geſagt, iſt der Vorfall vergeſſen und verdampft wie ein Rauſch. Stänkern Sie nicht darin, liebſter, beſter, junger Mann."

„Die Perſon! Sie meinen die Frau Obriſtin

Malchen. Das iſt ja eine höchſt reſpectable Dame. Sie erfreut ſich wenigſtens einer Protection, die ihr nur Ehre bringen kann.“

„Liebenswürdiger Schäfer! Kennen Sie denn aber den Herrn von Wandel?“

„Vermuthlich ein eben ſo reſpectabler Herr, wie Ihre Freundin.“

„Theuerſter Bovillard, Sie irren ſich. Er iſt ein intimer Freund Ihres Herrn Vaters; ich verſichere Sie, einer der feinſten Köpfe, ein Mann der Wiſſenſchaft, ein Gelehrter, ein Mann von ſtupenden Kenntniſſen, ein Diplomat und von den liebenswürdigſten Eigenſchaften. Sie müſſen ſich kennen lernen. O Sie werden es mir danken. Und dabei ein Gemüth wie ein Kind, unwiderſtehlich bei den Damen. Ich ſage Ihnen, Sie werden Freunde werden, wenn ich Sie bei ihm einführe, Sie werden ſehen, er hat Alles vergeſſen.“

„Ich nicht, mein Herr! trumpfte Bovillard. Entweder, oder — Wollen Sie nicht?“

„Sein Sie überzeugt, ich gleiche die Sache zu Ihrer Zufriedenheit aus.“

Der Jüngere eilte an's Fenſter, um es aufzureißen.

„Bovillard! Was wollen Sie thun?“

„Die Polizei rufen. Wiſſen Sie nicht, daß wir eingeſchloſſen ſind. In dem leeren Neſt habe ich nicht Luſt die Nacht zu verbringen.“

„Sind Sie raſend! Man würde —“

„Uns auf die Wache bringen. Ganz in der Ordnung. Wer bei einbrechender Nacht in einem verdächtigen Orte betroffen wird, und ſich nicht ausweiſen kann, daß er dahin gehört, wird zum Ausſchlafen auf die Wache gebracht. Das iſt das erſte Erforderniß eines geſetzlichen Staates. Der Staat muß auch ſeine Ruhe haben, wie jeder Menſch, wenn er ſchlafen will.“

„Unſre Lage würde ja weit ſchlimmer.“

„Unſre? mein Herr, Sie bedenken nicht, welch ein Unterſchied zwiſchen uns iſt. Sie haben einen guten Ruf zu verlieren, ich gar keinen. Denn einen ſchlechten verliert man nicht, wenn man auf die Wache geſchleppt wird. Sie ſehen, daß ich gar nichts dabei riskire.“

Der Kammerherr hatte ſich mit großer Gewandheit zwiſchen Bovillard und das Fenſter gedrängt. „Wenn Sie denn abſolut wollen! Ich will's arrangiren, aber — er ſchießt Ihnen — den Sperling putzt er auf zwanzig Schritt mit dem Kuchenreuter vom Zaune. Sie junger Hitzkopf, thun Sie's doch lieber nicht, 's iſt gegen mein Gewiſſen!“

„Herr Kammerherr, Ihr Gewiſſen iſt mir zu werth, Ihr Gewiſſen dürfen Sie nicht dran ſetzen. Sie müſſen es mit gutem Gewiſſen thun, ſonſt ſchreie ich: Polizei.“

„Monsieur de Bovillard fils est un original. Ganz der Vater, nur in anderer Manier. Sie ſind beleidigt. Sie müſſen Satisfaction haben, ich ſehe es

ein. Mit ſchwerem Herzen, aber — ich ſehe es ein. Nu ſuchen Sie mir aber meinen Kutſcher auf.“

„Ich ſagte Ihnen ja, wir ſind eingeſperrt.“

„Va-t-en! Was ſoll draus werden! Wir müſſen doch raus!“

„Belieben Herr Kammerherr hier die Fenſterhöhe zu betrachten. Man erzählt ſich zwar, daß Herr v. St. Real in ſeiner Jugend aus Loyalität einen Sprung gethan, woran er ſein Leben lang denkt, indeſſen, dieſer Abgrund iſt keine Treppe und ob die Loyalität Sie jetzt tragen wird, das überlaß ich Ihrem Ermeſſen.“

„Bovillard bringen Sie mich nicht außer mir.“

„Wenn ich Sie außer ſich ſetzte, was könnte ich Ihnen jetzt beſſeres anthun?“

„Schaffen Sie Rath. Ihr Genie hat etwas in petto.“

„Vermuthlich haben Sie ſchon unterſucht, daß es durch den Schornſtein nicht geht. Indeſſen kommt Zeit, kommt Rath, nämlich Dunkelheit, und im Dunkeln findet ſich Manches beſſer, das werden Sie aus eigner Erfahrung wiſſen. Aber Sie ſind müde, ſetzen Sie ſich.“

Bovillards prüfender Blick hatte ſchon vorher auf einem Wandbrett etwas geſehen, was die Tumultuanten überſehen haben mußten, ſonſt würde man es wahrſcheinlich jetzt nicht mehr geſehen haben, ein Fläſchchen ſüßen Weins mit Spitzgläſern, dahingeſtellt, um nach der Chocolate die Collation zu würzen.

weil hieran die geſchichtliche Sage ſogar die Reſidenz eines der erſten Odin's knüpft, und endlich Skoglokloſter, ein wohlerhaltenes prächtiges Schloß aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Wrangel, der vorzugsweiſe vor den Schwediſchen Generalen, welche in der Uneigennützigkeit nicht mit ihrem königlichen Helden wetteiferten, ſich im Deutſchen Kriege bedachte, hat es von den Schätzen, die er heimbrachte, erbaut und mit der Beute ſeiner Siegerzüge ausgeſchmückt. Außer den Seltenheiten und Koſtbarkeiten der Zeit und den aufbewahrten Siegstrophäen enthält das Archiv viele Deutſche Urkunden, welche einſt für den Geſchichtsforſcher von Wichtigkeit ſein könnten. Wrangels Familie iſt ausgeſtorben und das Gut durch weibliche Nachkommenſchaft auf die Brahe's übergegangen.

Ein beſuchterer Lieblingsort iſt Drottningholm, eine Inſel mit einem königlichen Schloß und Park, ungefähr eine Schwediſche Meile von der Stadt. Die Reiſenden müſſen hier mit beſonderm Dankgefühl des Reichsraths, Herrn Grafen Löwenhjelm, gedenken, welcher die Landsleute ſeiner liebenswürdigen Gemahlin, einer gebornen Gräfin Schulenburg, mit Schwediſcher Liberali-

Er langte den Schatz ſchnell herunter, von dem er, nachdem er ihn gekoſtet, verſicherte, es ſei ein ächter alter Malaga, der ihnen eine wohlthätige Wärme geben werde.

Der Kammerherr fühlte allerdings ein Bedürfniß. Er war ſehr müde. Der kalte Angſtſchweiß ſtand auf ſeiner Stirn.

„Ausgetrunken! Ein zweites Glas!“

„In der That eine ſeltſame Situation!“ Indeſſen er trank.

„Warum ſeltſam! Ein Weltmann muß ſich in alle Situationen finden. Thun Sie ganz, als wären Sie zu Hauſe.“

„Der Wein war doch nicht für uns beſtimmt.“

„Für mich nicht, aber für Sie.“

„Man muß auch im Scherz ein Maaß finden.“

„Was Scherz! Das Neſt iſt leer, aber die Erinnerungen ſind geblieben. Nicht wahr, Kammerherr? Durch dieſe Dämmerung ſchweben die Grazien. Auf den Wirth! Angeſtoßen!“

„Bovillard!“

„Beſter St. Real, wir ſind ja unter uns! Reden wir denn zum profanum vulgus! Auf den Höhen der Menſchheit, wie der Dichter ſie nennt, verlangt man auch Freude, den ſchönen Götterfunken. Wer pour les menus plaisirs ſorgt, iſt ein Wohlthäter der höheren Menſchheit. Oder ſind Sie traurig, daß die rauhe Hand der Wirklichkeit eingriff? Sehn Sie, ich bin Idealiſt; mich kümmert die Polizei nicht. Ich ſehe

ſie noch immer ſchweben und tanzen die ſüßen Erinnerungen und Entzückungen, die Küſſe und Roſen. Eine ſolche Wirthſchaft hat etwas ungemein Poetiſches; nur das Geld darf nicht fehlen. Hätten Sie, Kammerherr, mit rechtem Eindruck zum Viertelscommiſſar geſprochen: — nun ich will dem Manne nichts nachreden, er iſt gewiß ein ausgezeichneter Staatsdiener — aber, aber, wenn man ſich nur verſtändigen will, wird man verſtanden."

„Le père tout craché. Aber gehn Sie mir mit Ihrer Poeſie, ich habe mit der Sache nichts zu thun."

„Sie lieben die Realitäten. Ich lebe nur in den Ideen, conſtruire mir meine Welt ſelbſt. Wenn ich ſolch ein Haus betrachte und die Wirthſchaft drin, werde ich unwillkürlich an unſern Staat erinnert."

„Hüten Sie ſich aus einem mauvais plaisant zu einem Calumnianten zu werden"

„Kennen Sie den Dichter Dante?"

„Bleiben Sie mir mit den Poeten vom Halſe, ſage ich Ihnen, ſie müßten denn ſo allerliebſte franzöſiſche Verſe machen wie Ihr Herr Vater."

„Dante hat nur italieniſche Chanſons gedichtet. Aber eines dieſer wunderhübſchen Lieder ſollten Sie kennen, die Melodie iſt reizend. Es fängt an:

Ah tutta l'Italia e un gran bordello!

Da denk ich immer an Sie, an alle Ihre Freunde, an dies ganze bezaubernde Freundſchafts-Liebes-Sippſchaftsweſen —"

Er ſtürzte ein Glas aus und ließ ein zweites

folgen. Der Kammerherr hatte den Instinct, daß hinter dem wilden Scherz ein eben so wilder Ernst lauerte. Er konnte herausbrechen, und er hatte nicht geirrt.

„Preußen ist nicht Italien!“ sagte er, um rasch abzubrechen.

„Warum nicht! Sie buhlen um uns, sie zahlen Geld, schweres Geld um unsre Gunst, Gott weiß wo es bleibt. Was allein hat die Lichtenau gekriegt, um den Baseler Frieden zu hintertreiben! Andre müssen wohl mehr geboten haben. Diese Gesandten hier, die geheimen und die öffentlichen, ihre blinzenden Augen, ihre spitzen Ohren, ihre säuselnden Worte, ihre süßen Händedrücke! Nicht wahr, wunderhübsch, wenn wir immer jung blieben! Aber, mein theuerster Kammerherr, ich fürchte, sie merken schon, daß unsre Wangen mit Karmin, unser Hals mit Bleiweiß geschminkt ist. Sie buhlen, um uns auszulachen, wenn sie unser satt sind, sie zahlen um, wenn wir hungrig sind und am Fenster winken, uns den Rücken zu drehen. O sie machen uns vielleicht noch eine Gegenrechnung! Aber wir — wir leben fort, in dulci jubilo, taumeln von der Bowle zur Bowle, vom Liebeskuß zum Liebeskuß, die Jalousien dicht vorm Fenster, daß wir den Tag nicht anbrechen sehen. Aber er wird anbrechen, Kammerherr, er bricht an, sie werden uns herausreißen, wie jene Dirnen, halb nackt, mit hängenden Haaren, auf die Straße, in Regen und Wind, zum Gespött der Kinder.“

„Wie ein vernünftiger Menſch ſich in ſolchen Phantaſien gefallen kann!“

„Wer ſagt, daß ich vernünftig bin! Wer bleibt vernünftig in einem Tollhauſe!“ Er ſtürzte ein Paar neue Gläſer hinunter. Es war ſchon dunkel geworden. Die Lichter an den Fenſtern der gegenüberſtehenden Häuſer warfen nur einen Sprenkelſchein in das unheimliche Zimmer, durch den Kamin zückte dann und wann ein heulender Ton, wenn der Wind in den Schlott fuhr. Dem Kammerherrn ward es immer unheimlicher.

„Citiren Sie keine Geiſter, ſagte er den Stuhl näher rückend. Sinnen Sie lieber, wie wir rauskommen.“

„Ich ſehe einen Geiſt! Da ſchreitet er, rieſengroß, mit funkelndem Aug, und hebt die Krücke: Wo habt Ihr meine Erbſchaft verpraßt? fragt er. Daran hätten Generationen zehren können, wo iſt mein Schatz, Ihr Herren Geheimräthe? Wo das Anſehn, das ich Euch hinterließ? Hättet Ihr nur meinen Hut auf eine Stange geſteckt, meinen Rock daran gehängt. Ihr hättet ruhig ſchlafen können, ſie hätten ſich nicht über meine Gränze gewagt. Das hinterließ ich Euch, es war weit mehr als meine Schätze. Wo iſt der Reſpekt vor meinem Reich? Ihr buhlt, kokettirt, ſchachert mit der Schuld um die Unſchuld; meine großen Gedanken zerreißt Ihr wie ein koſtbar Gewebe in Faſern, um die Bettelarmuth Eures Geiſtes damit zu ſchmücken. Ihr reitet auf meinem Namen,

aber gebt Acht, daß Euch das Pferd nicht abſattelt, denn ein edel Roß will gute Reiter."

„Beſter Herr v. Bovillard!" rief der Kammerherr, dem das Haar ſich zu ſträuben anfing, als der andere im Selbſtgeſpräch fortfuhr, und dabei bald mit dem Glaſe, bald mit der Flaſche auf den Tiſch ſtieß.

„Angeſtoßen, Kammerherr, ſchrie jener auf, auf die große luſtige Wirthſchaft, wo Einer den Andern betrügt, eine Hand die andere wäſcht. Angeſtoßen auf den Kleiſter und Firniß der die Fäulniß zuſammenhält bis — angeſtoßen!"

Der Zitternde ſtieß mit dem Glas gegen die Flaſche, die Bovillard auf einen Zug leerte und dann in den Kamin ſchleuderte, wo ſie in tauſend Stücken zerbrach. „Bis dahin! Nicht wahr, — zu Waſſer, bis er bricht, darin ſind wir einverſtanden, wie es für vernünftige und geſetzte Leute ſich ſchickt."

Er war aufgeſtanden und klopfte auf die Hand des Kammerherrn, die er mit dem andern Arm an ſeine Bruſt hielt: „Ja mein theuerſter Herr v. St. Real, wenn Alle ſo verſtändig und geſetzt wären, wie wir beide! Dieſe Tagesfliegen ſchwärmen ums Licht, und wenn einer ſich verbrennt, lacht der andre vergnügt, daß es ihn traf. Wir aber ſehen die Nacht, wir ſehen was hinter uns liegt, und ſehen was vor uns kommt. A propos, was halten Sie denn von Napoleon?"

„Sie belieben zu ſcherzen. Ein Genie! Ein großes Genie! Machen Sie, daß wir fortkommen."

„Wie er aus Aegypten. Wissen Sie wie? — Er hat sich dem Teufel verschrieben; in einer Pyramide war's, eine Nacht wie diese! Ja, ich habe auch meine diplomatischen Mittheilungen. Der Teufel hat ihm die ganze Welt versprochen, und weiter nichts dafür gefordert als seine Seele. Kammerherr denken Sie, wenn Sie für solche Bagatell könnten Großmogul werden!"

„Das erzählen Sie mir alles weiter — aber nachher."

„Ein einziges Hinderniß nur muß er forträumen — die Gruft in Potsdam. Darum — Sie verstehn mich. — Nun bitte ich Sie aber, als einen vernünftigen Mann, ist das ein so unübersteigliches Hinderniß? Braucht es eines Krieges um einen Leichnam? — Denn Sie werden mir wieder zugeben, es ist jetzt nur noch ein Leichnam. Sollen wir um ein point d'honneur so eigensinnig sein, darum Blut vergießen, einen Krieg anfangen, der sechszigtausend Menschen kosten kann, darum das Wohl von Hunderttausenden, von Millionen aufs Spiel setzen. Unsre Seehandlung, unsre Zuckersiedereien, unser Messingwerk in Neustadt-Eberswalde? Ich bitte Sie, Ruh und Frieden unsrer Bürger — was wirft die Porzellanmanufactur nicht ab; wenn auch die Juden nicht mehr kaufen müssen zu ihren Hochzeiten, wir haben ja schon die Meißner Fabrik überhohlt — das ist auch ein Ehrenpunkt! Und unsre Gold- und Silberfabrik, und unser Pfandbriefsystem; wir können ja Geld

machen, ſo viel wir wollen, nur die Güter höher abgeſchätzt als ſie werth ſind; und alles das ſollen wir leichtſinnig hinopfern um einen ſogenannten Ehrenpunkt! Das fordern gewiſſe Menſchen! Wiſſen Sie, was ich glaube, daß der geheime Grund von Lombard's Sendung iſt? — Er ſoll verſuchen, ob Napoleon ſich nicht abfinden läßt mit Friedrich's Rock und Hut. Ja, ich vermuthe noch etwas. Beſteht der Kaiſer drauf, ſo geben wir auch die Krücke, aber das wäre auch das Ultimatum — den Leichnam, nein, nimmermehr! Wenigſtens für jetzt nicht. — Beſter Kammerherr, ich leſe Ihre Gedanken, Sie wollen ſagen, das ſei wieder nur ein halber Schritt, Napoleon würde doch nicht eher ruhen, bis er das Ganze, bis er Friedrichs Sarg in Paris hat, und wir würden auch da nachgeben. Möglich, aber lieb-ſter Mann, wahren Sie Ihre Zunge, wer ſpricht denn ſo was aus! Grade dieſen Vorwurf verträgt man nicht: Halbes, immer Halbes! 'S iſt richtig, aber es iſt nun mal ſo. Wer änderts: Zwei Halbes macht ein Ganzes. Erſt geben wir den Rock, und dann den Leib. Und wenn man mehr will, noch mehr, Seele und Geiſt, wenn — wir noch davon haben. Ein guter Unterthan, lieber St. Real, findet ſich in Alles. Der liebe Gott wird's zum Guten fügen, und das Genie unſerer großen Staatsmänner, und wir haben einen guten König; was will man mehr! A propos, was halten Sie von unſerm König?"

Der Kammerherr, der ſich ſchon zu beſinnen anfing, ob nicht am Ende die Arme der Polizei denen des Raſenden vorzuziehen wären, ſtammelte etwas von ſeinem gränzenloſen Reſpect vor Seiner Majeſtät.

„Das iſt mir ſehr lieb zu hören, ſagte Bovillard, vielleicht wiſſen Sie auch, warum Seine Majeſtät jetzt ſo betrübt ſind.“

„Wenn Seine Majeſtät in die Herzen ihrer Unterthanen blicken könnten, würden ſie gewiß keinen Grund finden,“ antwortete der Kammerherr, in der Angſt des ſeinen, die Hand auf die Bruſt drückend.

Bovillard war um einen Kopf größer als der Kammerherr. Mit unterkreuzten Armen und halb geſenktem Kopf ſchien er mit den funkelnden Augen, die durch die Nacht glänzten, in ſein Herz bohren zu wollen: „Es iſt manches faul im Lande Preußen und mancher, der auf der Stirn das Schild eines ehrlichen Mannes trägt, ich ſage es Ihnen im Vertrauen, iſt ein Schurke. Im Lagerhauſe in der Kloſterſtraße wird das Soldatentuch gewebt. Schön und dicht ſieht es aus und blau, wenn der Appreturbügel darüber fuhr, aber die Witterung verträgt es nicht. Und ehe er drei Monden es auf dem Leibe trug ſchrumpft es im Regen zuſammen, daß der Aermel dem Soldaten am Ellenbogen ſitzt. Kann man jedem Soldaten einen Regenſchirm in die Hand geben? Kann man mit halb nackten Soldaten Krieg führen? Wiſſen Sie nun, warum wir keinen Krieg führen

können? Wiſſen Sie nun, warum Seine Majeſtät betrübt ſind?"

„Ich habe nichts mit den Tuchlieferungsgeſchäften zu thun! rief der Kammerherr aus. Ich bin kaum ein Mal in meinem Leben im Lagerhauſe geweſen."

„Sie haben mit andern Lieferungsgeſchäften genug zu thun, ich weiß es. Aber Vorſicht, lieber Kammerherr. Um Gottes willen, was ſoll der Monarch ſagen, wenn er wieder von dieſer Geſchichte hört!"

„Bovillard, liebſter, beſter Freund, Sie werden doch nicht!"

„Ich nicht, aber Sie können ſich doch leicht vorſtellen, daß Andre ihm davon ſagen werden, was er wiſſen ſoll. Beim Frühſtück, ehe er die letzte Taſſe geleert, weiß er alles, was am vorigen Tage paſſirt iſt. Und wenn erſt alle Zeugen vernommen ſind, die Polizei kreuz und quer fragt und ſpionirt, Hergang, Wirkung, Urſach, 's iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt an's Licht der Sonnen. Liebſter Kammerherr, ich bin im Ernſt um Sie beſorgt. In dieſen Angelegenheiten iſt der Monarch ſehr irascibel."

„Wenn ich nur ganz gewiß ſein könnte — ſagte gedehnt mit ſcharfem und ſchüchternem Blick auf den Plagegeiſt der Kammerherr, — von unſern Freunden wird die Sache ſchon in dem rechten Lichte vorgetragen werden."

Bovillard drückte ihn heftig an die Bruſt: „Wie Sie

mich beruhigen! Offenherzig geſtanden, ich bedurfte dieſer Beruhigung nicht, ich wollte Sie nur auf die Probe ſtellen. Ein Thor, wer da ſagt, daß die Tugend von der Erde Abſchied nahm. Wer noch auf Freunde ſein Vertrauen ſetzt, übt ſie. Und Ihre Freunde werden ſie ebenfalls üben. O ich möchte bei dem Vortrage ſein, ob nun ein Kammerdiener, oder ein Kammerherr ihn übernimmt; wie ſie weißbrennen werden, was ſchwarz iſt, und vielleicht anſchwärzen, was weiß wie Schnee iſt. Ja, ſo beim Kaffee, ſo unter der Hand, gelegentlich hingeworfen, erfährt ein Fürſt die Wahrheit — von guten Freunden. Sorgen Sie aber auch für einen Sündenbock. Denn wenn nach dem Hofe der officielle Vortrag kommt, muß er doch ergrimmt werden über die falſche Darſtellung. Er weiß es ja alles beſſer, er hat es alles wie ſelbſt erlebt. Wenn der Vortragende da erblaßt, ſtockt, nicht vorbereitet iſt, keinen Zornableiter zur Hand hat, dann wird es ſchlimm. Laſſen Sie den Commiſſar opfern, mich, wen es ſei, retten Sie ſich nur ſelbſt dem Vaterlande. — Na nu wollen wir uns aber zuſammen retten.“

Der Kammerherr ſah mit einigem Befremden auf das Meſſer, welches plötzlich in ſeiner Hand blitzte: „Sein Sie ohne Sorge; nur im höchſten Nothfall ſtoße ich es einem durch die Gurgel!“ Er holte noch aus dem Kamin ein altes Ofeneiſen. Er mußte ſchon vorher die Gelegenheiten geprüft haben. In der alten Ausgangsthür des Vorzimmers war in

tät aufnahm und mit den Sehenswürdigkeiten des Schlosses und der Umgegend bekannt machte. Trotz der Schwedischen Excellenz sprach uns in diesem edlen und gebildeten Kreise ein Deutsches Gemüth entgegen, und wir mußten bedauern, daß uns der Zufall erst gegen das Ende unseres Aufenthaltes in Stockholm nach Drottningholm führte, wo, was wir künftigen Reisenden hiermit anzeigen wollen, jede Mittheilung aus dem gebildeten Deutschland mit Freuden aufgenommen wird. Graf Löwenhjelm ist Gouverneur des Schlosses, ein Ehrenposten von Alters her, da auf Erhaltung des mit allen Seltenheiten einer Zeit, die wir das siècle de Louis XIV. nennen, reich ausgeschmückten Schlosses von den Schwedischen Königen von jeher mit einer gewissen Pietät gesehen wird. Auch hier muß uns ein blutbeflecktes Schnupftuch des vielbemeldeten Erich begegnen, das er in der Hand gehalten, als er Sture ermordete. Viele interessante historische Bilder schmücken die hohen Säle. Auch die Französischen Anlagen im Park tragen einen großartigen Charakter. Wir sahen sie zuerst im Mondenschein, und wer den lebendig eigenthümlichsten Eindruck echt Schwedischer Gegenden

der untern Füllung eine Ritze, er vergrößerte sie durch das Messer und lockerte die andern Fugen bis er das Brecheisen hineinpassen konnte. „Jetzt warten wir, bis ein Wagen vorüberrasselt, dann ein Krach und wir haben ein Mauseloch. Wollen Sie nun den Durchbruch auf Ihre Kappe nehmen, Kammerherr?“ — „Ich?“ — „Versteht sich, nur wenn wir attrapirt werden. Der Unterschied ist, wenn Sie es auf sich nehmen, ist es nur ein Ausbruch. Sie können beweisen, daß Ihnen die Wohnung und Sie in die Wohnung gehören, außerdem sind Sie ein anständiger Mann, dem die Polizei aufs Wort glaubt. Wenn es aber auf mich kommt, mir glaubt man nichts, außerdem bin ich in Hemdsärmeln, die Polizei könnte es daher leicht unter dem Gesichtspunkt eines Einbruchs fassen, und diese Fassung unangenehme Folgerungen nach sich ziehen, in Betracht dessen, daß man Vieles in diesem Hause vermissen wird, was dazu gehörte, ich meine nicht uns Beide, aber die gestohlenen Sachen.“

„Bovillard, machen Sie keine Faxen! Wie werde ich denn einen Freund in der Noth verlassen!“

„Aber nur der Tod ist umsonst. Was krieg ich für meine Arbeit? Ich friere, so kann ich mich nicht auf der Straße sehen lassen. Leihen Sie mir Ihren Rock.“

„Dann hab ich ja keinen.“

„Sie fahren in Ihrer Kutsche, ich gehe nach Hause.“

Man einigte ſich, daß Bovillard mit dem Kammerherrn fahren ſollte. Die Freunde würden ſich ſchon warm machen. „Was geht über eine ächte Freundſchaft!“ ſagte Bovillard, hatte aber ſchon mit ſeinen ſcharf umherſpähenden Augen das weggeworfene Umſchlagetuch entdeckt, das er jetzt ergriff, um ſich damit, wie er ſagte, gegen die Kälte zu ſchützen, bis ſie im Wagen ſäßen.

Ein Wagen rollte endlich über das ſchlechte Straßenpflaſter, die Thüre krachte und Bovillard war hinaus. Als St. Real, auf den Knien heranrutſchend, den Kopf durch die Oeffnung ſtecken wollte, drückte jener das halbe Brett wieder hinein: „Halt, ſo iſt nicht gewettet. Was geben Sie Zoll!“

„Bovillard, nur jetzt keine Poſſen.“

„Es iſt mein feierlicher Ernſt. Ein Narr, wer eine vortheilhafte Situation nicht nutzt.“

„Sie haben geſchworen, mich nicht zu verrathen.“

„Richtig! Und Ihren Kutſcher zu avertiren. Weiter nichts. Ich klemme die Füllung wieder ein — ſehn Sie ſo — Sie können nicht aufſtoßen, denn ich ſtemme hier das Eiſen dagegen. Nun bedenken Sie, wenn morgen die Polizei öffnen läßt!“

„Bovillard, Sie ſollen meinen Rock haben.“

„Pfui, es iſt nicht Eigennutz.“

„Meine Freundſchaft! Sie werden bei Ihrem Lebenswandel noch oft der Fürſprache bedürfen, Sie ſollen in jedem Fall auf mich rechnen können.“

„Ich will nichts für mich, ſage ich Ihnen ein

für alle Mal. — Geben Sie in ſich, St. Real, werfen Sie einen Blick zurück, auf Ihr äußeres, ach auch auf Ihr inneres Leben. Bedenken Sie, wie oft Sie die Gelegenheit verſäumt, die ſich Ihnen darbot, Gutes zu thun, und wie oft Sie dem Verſucher in die Stricke gefallen ſind. Ach! Wurden Sie nicht ſelbſt zum Verſucher? Legten Sie nicht ſelbſt Stricke, ſtellten Sie nicht Netze! Schwirrt Ihnen nicht der ſchauerliche Klagegeſang der unglücklichen Vögel in dieſen Netzen um die Seele? Ich höre dieſe Anklageſtimmen. St. Real, noch iſt es nicht zu ſpät! Benutzen Sie wenigſtens dieſe Gelegenheit, hören Sie auf die Stimmen und beſſern ſich. Ihr Haar wird grau, Ihr Athem kurz, mit jedem Tage auch Ihr Leben um einen kürzer; Sie hinken, ach das Podagra kriecht ſo ſchnell als der Vogel fliegt, wenn das Ziel das Grab iſt. Laſſen Sie ſich dieſen ſchauerlichen Moment gemahnen, weit ſind die Pforten zur Hölle, aber eng die zum Himmel, wie dieſes Loch. Geloben Sie, St. Real, Sie wollen Ihr Daſein beſſern, wie es Ihren Jahren, Ihrer Geburt, Ihrem Stande entſpricht. O Sie wiſſen nicht, wie das Ihre Bruſt erleichtern wird, Ihr Keuchhuſten wird nachlaſſen, Ihr Bein flinker werden, der Burgunder Ihnen wieder ſchmecken. Retten Sie ſich, ſich ſelbſt, Ihrem Könige, dem Staate. Schwören Sie mir, Sie wollen tugendhaft werden."

„Alles, was Sie wollen!"

„Hier, Ihre Hand darauf?"

„Ja, ja, ja — ziehn Sie mich nur raus!“

Es war zum Glück still im Hause, und Niemand begegnete ihnen bis sie vor die Thür traten. St. Real hielt es für angemessen hinter seinem Begleiter zurückzubleiben, der zu theatralisch den rothen Shawl um die Schulter drappirt hatte. Ja er blieb um mehrere Schritte zurück, als eine Patrouille die Gasse heraufkam.

Auf das Werda? des Gefreiten, welches dem Manne in der rothen Toga galt, antwortete er ein Gutfreund. Der Gefreite wollte Namen und Stand der auffälligen Person wissen.

„Abälino, der große Bandit!“

Die Wache schien sich zu besinnen, was ein Bandit sei. Einer meinte, es sei ein Komödiant.

„Ihr Geschäft?“

„Die Tugendhaften retten, die Schurken entlarven!“

„Auf die Wache!“

Abälino schlang den Mantel vornehm um die Schulter, und schickte sich an schweigend zu folgen.

„Da kommt noch Einer, der scheint zu ihm zu gehören.“ — „Ein Hinkepfter.“ — „Verstellung,“ sagte der Gefreite, „nur rasch ran.“

Der Kammerherr klopfte sich auf die Brust, weil der Husten ihm stecken geblieben war. „Kennen Sie den?“ fragte der Gefreite den Rothmantel.

Der Rothmantel schien ihn scharf anzusehen; dann sagte er: „Dieser Mann trägt eine Larve, reißen Sie ihm dieselbe ab, mein Herr Corporal.“

Den Hut ließ der Kammerherr ſich abreißen, aber er ſchwor Stein und Bein, das ſei ſein wahres Geſicht. Die Wache ſchien unſchlüſſig.

„Schwere —, ich frage Ihn, rief der Corporal, ob Er den hier kennt?“

„Dies iſt nicht ſein natürlich Geſicht. Abälino ſchüttelte den Kopf. Das iſt keine natürliche Röthe. Sehn Sie, mein Herr Wachtcommandant, jetzt wird er blaß.“

„Potz Blitz Millionen, er hinkt. Iſt das auch nicht natürlich?“

„Das iſt wohl ſeine Natur, ſagte Abälino mit der größten Ruhe. Indeß meine Bande iſt ſehr groß, es hinken Viele. Laſſen Sie ihn den Mund aufthun. An ſeiner Sprache werde ich leichter erkennen, ob er der iſt, den ich vermuthe. Fragen ihn Herr Wachtcommandant gefälligſt, ob er mich kennt.“

„Kennt Er — kennen Sie dieſen hier?“

Unter einem Guß von Angſtſchweiß platzte er heraus: „Ich bin ſo — ich weiß — ich kenne ihn ſo — ich kenne ihn ſo wahr nicht.“

„Jetzt kenne ich ihn, Herr Wachtcommandant, ein ſehr gefährliches Subjekt. Wir in der Bande nennen ihn Petrus vom Hahnenſchrei. In Wirklichkeit heißt er Judas Iſcharioth, iſt ein getaufter Jude und handelt mit abgelegten Kleidern und Frauenpuppen.“

„Sie ſehen, meine Herren, er iſt ein Betrunkener.“

„Aber wo kamen Sie mit ihm zuſammen?“ ſagte der Corporal, deſſen Augen entweder für die feine Kleidung des Kammerherrn aufgingen, oder für die Bewegung ſeiner Hand in die Taſche.

„Bei einem Krankenbeſuch, ſtotterte St. Real — eine unglückliche arme Kranke — im Auftrag einer hohen Mildthätigkeit, die ihre Gaben nicht bekannt wiſſen will. — Dort hält meine Equipage.“

Das war hervorgeſtoßen, während der Sprecher noch mit ängſtlichen Blicken nach dem Banditen hinaufſchielte, ob er nicht widerſprechen werde. Der Bandit bewegte ſich nicht, er ſchenkte ihm Gnade. Der Corporal, der ſich zwiſchen ihn und Bovillard geſtellt, um die Colluſionen zu verhindern, hörte den harten Thaler, der zufällig aus des Kammerherrn Taſche glitt, auf das Pflaſter fallen. „Marſch! commandirte der Gefreite. Auf die Wache! Dies iſt ein anſtändiger Herr vom Hofe.“

Stolz wie ein König ſchritt Abälino nach der Wache. Der Kammerherr ſank faſt ohnmächtig in ſeine Wagenkiſſen zurück und ſtöhnte: „Das kommt davon, wenn man mit der Canaille ſich abgiebt!“

Der Vorfall der Nacht hatte in Berlin, wie man richtig vermuthet, Aufſehen und Entrüſtung erregt. Um ſo beruhigender für alle gute Bürger wirkte ein Artikel, der einige Tage darauf in den Zeitungen erſchien. Bovillard und St. Real hatten auch richtig gerechnet, daß, wer nur guten

Freunden vertraut, nicht verloren iſt. Der Artikel lautete:

„Es iſt ein betrübendes Zeichen unſerer Zeit, wenn der böſe Wille aus den geringfügigſten Ereigniſſen Nahrung ſchöpft, um Mißtrauen gegen die Maaßregeln der hohen Obrigkeit zu verbreiten. Kaum iſt vor einigen Wochen ein Ereigniß, das man dazu benutzt, aufgeklärt und beſeitigt, als man böswillig abermals einen ſehr unbedeutenden Vorfall benutzt, diesmal um ein falſches Licht auf die Moralität unſerer Stadt und ihrer Bewohner zu werfen, dabei aber ſich nicht entblödend, den Verdacht auf höher geſtellte Perſonen zu lenken, als begünſtigten ſie die Immoralität. Damals war ein gewiß unter keinen Umſtänden zu billigender Exceß in unſerer Vogtei Anlaß, einen unſerer rechtſchaffenſten Staatsdiener der Connivenz mit Verbrechern zu beſchuldigen. Dem Scharfblick einer hohen Perſon, die hier zu nennen der Reſpect uns verbietet, war es vorbehalten, die Wahrheit von der Verläumdung zu unterſcheiden, und den eigentlich Straffälligen das Bekenntniß ihrer alleinigen Schuld zu entlocken. — In gleicher Weiſe wird der traurige Exceß, welcher neulich in einer unſerer belebteren Straßen ſtattfand, ſeine Aufklärung finden. Einer wohllöblichen Polizei war es keineswegs entgangen, daß das Haus einer jetzt viel genannten Dame zu Verdacht Anlaß gab. Sie vigilirte vielmehr auf daſſelbe, um beim erſten gegründeten Anlaß einſchreiten zu können. Bei dem wirklichen

oder angeblichen Stande der Bewohnerin, und den unverdächtigen Atteſten, welche dieſelbe von auswärtigen Obrigkeiten mitgebracht, Staaten, mit denen unſere Regierung in Frieden lebt, war es indeß unzuläſſig, auf bloßen Verdacht hin einzuſchreiten. Wer dies doch für gerechtfertigt hielte, theilt nicht unſre Anſicht von dem, was einer wohlgeordneten Staatsbehörde obliegt. Dieſem Umſtande iſt's zuzuſchreiben, daß es der gedachten Frau gelang, unbefangene Gemüther zu täuſchen, wir wiſſen kaum, was wir mehr bedauern ſollen, daß es ihr gelang, einen durch ſeinen ſtrengen religiöſen Sinn und ſeine Kanzelberedſamkeit gleich ausgezeichneten Geiſtlichen mit ſeiner Familie in ihrem Hauſe, unter dem Schilde der Gaſtfreundſchaft aufzunehmen, oder daß ſie die ſittſame Tochter höchſt verehrter Eltern, und eines unſerer treuſten und bewährteſten Staatsbeamten in ihr Haus zu verlocken wußte. Der traurige, oder wenn wir wollen, glückliche Vorfall, der ſich hierauf ereignete, iſt bekannt. Uebrigens hätte es dieſes Vorfalls nicht bedurft; denn, wie die Erſcheinung des Commiſſars im ſelben Augenblick, jeden überzeugen ſollte, der Augen dafür hat, hatte die Polizei ſchon die Beweiſe in der Stille geſammelt, die *jetzt* ihr Einſchreiten rechtfertigten. Die Anweſenheit einer oder mehrerer angeſehener Perſonen in dem Hauſe giebt zwar für diejenigen, welche am Argen Wohlgefallen haben, willkommene Nahrung. Wir laſſen ihnen dieſes Vergnügen, theilen aber mit jedem

Gutgesinnten, der diese Herren kennt, die Ueberzeugung, daß sie nur in dem löblichsten Zwecke sich an den Ort begeben hatten. Der eine dieser Herren hat seine edle Absicht bekundet, indem er das Opfer der Intrigue, unbekümmert um die Insulten des Pöbels, von dem man doch nicht fordern darf, daß er den Schein von der Wahrheit unterscheide, aus dem Hause und ihren betrübten Eltern zugeführt hat. Wir zweifeln gar nicht, daß auch dies zu bösen Nachreden Anlaß geben wird, ebenso der Umstand, daß ein gewisser Herr in dem geräumten Quartier über Nacht zurückblieb, um Collisionen von außerhalb auf die Spur zu kommen, wenn man gleich weiß, daß durch seine aufopfernde Vermittelung diejenige Person endlich arretirt wurde, welche den Unfug in dem Hause veranlaßt, ja wir sind auch davon überzeugt, daß die in letzter Nacht erfolgte Flucht der verhafteten Dame aus dem Gefängniß einer Intrigue wird zugeschrieben werden. Indem wir unser Bedauern über derartige Insinuationen nicht verbergen und in der Leichtgläubigkeit, mit der das Publikum auf sie horcht, eine tiefere Immoralität als in der gerügten betrauern, sind wir doch des Glaubens, daß der größere und bessere Theil des Publikums sich davon nicht täuschen lassen und das Vertrauen sich erhalten wird, daß Niemand besser als unsre Obrigkeit für unsre wahre Wohlfahrt sorgt, welche in der Ruhe und dem Frieden aller rechtschaffenen Menschen besteht. Die Argwöhnischen und Böswilligen, das wissen wir, werden

wir nicht damit zum Schweigen bringen, aber Heil dem Staate, wo das Auge ſeines Oberhauptes über das Wohl Aller wacht, wo vor ſeinem Throne der Kleinſte wie der Größte nur Gerechtigkeit zu erwarten hat. Wo die Tugend auf dem Throne ſitzt, kann die Immoralität keinen dauernden Wohnſitz im Lande haben."

Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

mit ſich nehmen will, muß ſie in dieſer Beleuchtung aufſuchen. Dazu ſangen die Arbeiter und Soldaten ein geiſtliches Lied zur Feierſtunde, und wenn ich dazu ſage, daß die Brunnen in dem Parke von der Wünſchelruthe eines Soldaten aufgefunden werden, der einige ſechzig bereits auf dieſe Weiſe im Lande entdeckt hat, ſo glaubt man mir, daß der Eindruck, als wir Drottningholm im mondbeſchienenen Abendnebel verließen, ganz einer romantiſchen Reiſe angehörte.

Vom Rundgemälde der Staot und ihrer Umgegenden komme ich noch einmal auf ihre Kunſtſammlungen zurück. Das große Schloß umfaßt auch die Bibliothek, die Gemäldegallerie und das Antikencabinet. Jene enthält manche Seltenheiten, die anderwärts genügend beſchrieben ſind. Ich gehöre zu den Reiſenden, welche ungemein froh ſind, wenn ſie in einer großen Stadt ſo wenig als möglich der ſogenannten „Sehenswürdigkeiten" zu ſehen brauchen, ſo lange eben mit dem Sehen nichts weiter zuſammen hängt, als daß man nachher verſichern kann, geſehen zu haben. Ohne alle Kritik nehme ich in ſolchen Fällen auf Treu' und Glauben an,

Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.

Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht

oder

Vor fünfzig Jahren.

Vaterländiſcher Roman

von

W. Alexis (W. Häring).

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Carl Barthol.
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA

Erstes Kapitel.

Staub.

„Und wir behalten Frieden, und Alles bleibt beim Alten," schloß der Geheimrath Lupinus, diesmal aber der in der Jägerstraße, und schob den grünen Augenschirm zurecht.

Es lag eine sonntägliche Heimlichkeit über der geweihten Stube. Kein Dienstbote durfte sie aus freien Stücken betreten. Die Frau Geheimräthin besorgte selbst das Abstäuben der Bücher, und wenn sie der Hülfe einer gröberen Hand bedurfte, mußte der Fuß, der zu dieser Hand gehörte, die Schuhe zurücklassen. Aber das Abstäuben und Reinemachen war ein Festtag, zu dem man die günstige Stunde ablauschen mußte. Der Geheimrath behauptete, nichts sei so gefährlich der Gesundheit als der Staub; in demselben sammelten sich die Atome, die der organische Lebensproceß nicht zu absorbiren vermöge, also das Todte, vielleicht das Tödtende. Warum also das aufregen, künstlich in Bewegung setzen, was sich selbst bereits, nach dem Gesetz der Schwere, vom Leben abgesetzt hat?

Die Geheimräthin hatte dagegen nur zwei Einwendungen. Es sei doch besser, den Staub mit allen Vorsichtsmaßregeln für die Gesundheit, als da sind nasse Tücher, Handbesen, feuchter Sand und geöffnete Fenster, durch einen raschen, wohlgeleiteten Angriff bewältigen, als abzuwarten bis eine zufällige Gelegenheit diesen Feind der Gesundheit von selbst in Aufruhr bringt. Demnächst, wenn er immer liegen bleibt, verderbe er die Bücher selbst, und darunter Raritäten, die unersetzlich wären.

Das letztere Argument hatte angeschlagen. Wenn Menschen sterben, werden andere dafür geboren, seltene Ausgaben, Incunabeln, gehen unter, um nie wieder geboren zu werden.

Hinsichts des ersteren Argumentes hatte er manche Bedenken gehabt. Die Vorsicht, die man beim gefährlichen Ausstäuben anwende, könne besser darauf verwandt werden, daß man jeden Anlaß vermeide, der den Staub aufregt: wenn man leise gehe, leise spreche, sich jeder heftigen Bewegung enthalte, was überhaupt zur Conservation des Lebens zuträglich sei. Denn das eigentliche Gift des Lebensorganismus seien die Affecte, weit gefährlicher als üble Angewöhnungen, selbst als Laster. Deshalb hatte er an den Fenstern doppelte Reiber anbringen und Tuchecken an die Seiten anschlagen lassen, auch eine Doppelthür vor das Vorzimmer, und die gesteppte Tuchdecke verhinderte jede Erschütterung beim Gehen.

„Sie vergessen nur, hatte die Geheimeräthin er-

widert, daß Ihre Fußdecke mit dem Heu darunter ſelbſt ein Staubreſervoir iſt, und daß Sie beim leiſeſten Auftreten dieſe feinen Atome aufrühren, und gerade die, welche am gefährlichſten auf die Lunge fallen."

Der Geheimerath ſparte im Leben die lauten Worte, da ein Wortwechſel auch mit ſich ſelbſt zu Affecten führen kann, aber wenn ein Thema ihn angeregt, was ihn intereſſirte, oder andere es in ihm angeregt, ergoſſen ſich auch die lang geſperrten Schleuſen in langen Sermonen. Er erinnerte daran, daß die Müller und Steinſetzer ein verhältnißmäßig kurzes Leben führten und gewöhnlich an der Auszehrung ſtürben, weil der feine Mehlſtaub von den zerklopften und gefeilten Sandſteinen auf die Lunge falle. Es gebe auch einen Staub von gewiſſen Vegetabilien, Steinerden und Metallen, ſo feiner Art, daß ihn das unbewaffnete Auge nicht zu entdecken vermöge, und doch ſei er höchſt ſchädlich. So wirke der Arſenik in den Gruben. Gewöhnlich ſage man, die Verbrecher, die dort arbeiten, ſtürben an der vergifteten Luft, das ſei aber uneigentlich geſagt, denn ſie kämen um an dem atomiſirten Staub des Metalls. Im Mittelalter und aus den Höhlen des Jeſuitismus ſeien daraus grauenhafte Künſte hervorgegangen, man habe durch künſtlich präparirte Stoffe einen Staub erzeugt, der plötzlich oder langſam nach einer gewiſſen Berechnung die dazu erwählten Opfer getödtet. Dieſer habe einen Brief eröffnet, und der Streuſand, der

ihm entgegen spritzte, sei Gift gewesen. Einem andern — und er nannte sogar einen Kaiser-Namen — habe man die Kerzen, die in seinem Zimmer brannten, mit Arsenik versetzt, und das ausströhende Licht habe allmälig den vergiftet, der nach der Meinung einer Hofpartei, die das Dunkel liebte, zu viel Licht geliebt hatte.

Die Geheimeräthin hatte aufmerksam zugehört: „Und doch wollen Sie sich mit dem Staube vertragen?“

Er hatte gelächelt: „Das sind Ausnahmen, meine Liebe, aus den Zeiten der Barbarei und Finsterniß. Feinde und Staub sind nur Produkte unruhiger Thätigkeit.“

Dann wäre eigentlich das Beste, sein ganzes Leben lang schlafen! hatte seine Frau gedacht. Er aber hatte fortgefahren: „Wenn wir alles ruhen ließen, was liegt, wäre das Leben noch ein Mal so glücklich. Weil die Menschen alles besser machen wollen, rühren sie das auf, was die Vernunft und die Geschichte längst beseitigt hatte, und es kommt in neuer Form und Färbung zum Vorschein und quält uns auf's neue, was unsre Väter und Urgroßväter schon gequält hatte. Die Geschichte des Menschengeschlechts, meine Theure, pflegte er lächelnd hinzuzusetzen, ist in einem kleinen Buch geschrieben, wenn wir das immer und immer wieder lasen, kennt n wir alle seine Bestrebungen in das vetitum nefas, alle seine eitlen Hoffnungen und Thorheiten und die Lehre,

und habe in dieser uns mit aller Liberalität gezeigten Bibliothek nur den Teufel in dem pergamentenen Riesencodex mit wirklicher Lust betrachtet, welcher nämlich dem armen Mönche beigestanden, dem die gigantische Arbeit oblag, um sich von der zudictirten Todesstrafe zu befreien, in einer einzigen Nacht die heiligen Schriften und was sonst an dem Codex hängt, abzuschreiben. Der Teufel schrieb die ganze Nacht und machte das Unmögliche möglich. Bemerkenswerth am Bilde ist die Egyptisch braune Farbe und daß er keinen Pferdefuß hat. Daß er beide Krallen vor Müdigkeit ausreckt, ist wohl sehr natürlich, und der arme Teufel hatte doch nichts für die Arbeit als des Mönchs Seele. Der Codex ward von den Schweden aus Prag mitgebracht. Einige Schränke voller Isländischer verkohlter oder versaulter Codices warten noch auf den Dechiffreur. Hammerskiöld, der als Literat an einem andern Platze erwähnt werden muß, war auch ein freundlicher Bibliothekar, eine Eigenschaft, um so mehr bei diesem Amte zu schätzen, als man sie nicht überall antrifft. Bei ihm sah ich auch den Doctor Atterbom, welcher sich in der literarischen Revolutionsgeschichte seines Vaterlandes früher einen Na-

welches der einzige Weg zum Glück ist, sich zu finden in das was ist und — nicht unnöthig Staub aufrühren.“

Alsdann pflegte eine Lobrede auf den Horaz zu folgen, die aber von der Geheimräthin an einem bestimmten Wendepunkte mit einer praktischen Bemerkung auf etwas anderes übergeleitet ward. Der Geheimrath wußte es, lächelte, schwieg und war eigentlich zufrieden. In der Hauptsache aber waren sie zu einem Accord gekommen. Seine Ausgaben des Horaz, die auf einer Reihe niedrigerer Regale wie eine Art Schirmwand um den Arbeitstisch standen, durfte die Frau wöchentlich einmal abstäuben; aber nur sie selbst und mit einem weichen Pfauenwedel. Sie nahm jeden Band einzeln heraus, trug ihn in das Vorzimmer und fegte ihn am geöffneten Fenster. Da lächelte er zufrieden, die andern Bücher, die großen schweinsledernen Folianten, die hinten bis an die Decke die Zimmerwände füllten, sollten nur dann und wann, und nur ganz oberflächlich abgestäubt werden. Auch sollten dazu sonnige Tage abgewartet werden, weil die Sonne den Staub niederdrückt. Die Horazregale sollten dabei mit Leinentüchern überdeckt, und der Geheimrath selbst jedesmal vorher avertirt werden, um zu untersuchen, ob es nöthig sei. — Ob diese Bedingungen streng inne gehalten wurden, bleibt ein häusliches Geheimniß. Die letzte gewiß nicht, denn der Geheimrath hätte es nie für nöthig gefunden.

Aber der Eifer der Geheimräthin mußte nachge-

lassen haben; die Luft verrieth, daß die Fenster sehr lange nicht geöffnet worden. Der chromatische Farbenspiegel der Scheiben, und die Spinnewebe an den Fensterecken gaben den vollgültigsten Beweis dafür, daß, wie alle Passionen, auch die des Reinlichkeitssinnes einem Wechsel unterworfen sind. Oder es waren andere Gründe? Gerade diese Spinnen, der schillernde Glanz der Scheiben, der Duft des Unberührtseins war es, was dem Zimmer den Character sonntäglicher Heimlichkeit gab. Wohlverstanden der sonntäglichen Heimlichkeit einer alten deutschen Gelehrtenstube, in welche der Qualm des Tabacks noch nicht eingedrungen und den Büchergeruch noch nicht niedergedrückt hat. Und ganz zu dieser Stube, will man sagen wie die Seele zum Körper, oder die Spinne in ihrem Netze, paßte die Gestalt des Geheimrathes, der den Kopf im Ellenbogen und den Ellenbogen auf einem Folianten in ihrer Mitte saß, wohlgefällig, zufrieden, schlau lächelnd.

So hatte er das Wort gesprochen: „Und wir behalten Frieden und Alles bleibt beim Alten!" als ein Seufzer aus der tiefen Stille des Zimmers ihm antwortete.

Der Geheimrath glaubte an keine Gespenster, er sah auch nach keinem, als sein schlauer Blick über das Regal, welches die Zweibrückner Horaze trug, auf die schweinsledrene Hinterwand fiel, wo jemand auf der Leiter einen Folianten in der Hand wiegte.

„Gehören Sie auch zur Kriegspartei, mein Herr van Asten?"

„Ich bin ein stiller Civilist, Herr Geheimrath," war die Antwort.

„Wozu beschweren Sie sich denn aber da mit dem Hugo Grotius? Sein de jure gentium gehört doch sonst nicht zu Ihren Studien."

Wenn der Geheimrath so weit sehen können, würde er eine leichte Röthe auf des jungen Mannes Gesicht bemerkt haben.

„Nehmen Sie's nur runter, fuhr er fort, Sie können's auch mit nach Hause nehmen, wenn's Ihnen nicht zu schwer ist, die Edition ist nicht selten, man kann sie bei den Antiquaren bekommen. Der Montesquieu steht auch noch angeschrieben."

Der junge Mann war von der Leiter gestiegen, den Folianten im Arm: „Wenn Sie mir also erlauben —"

„Aber nehmen Sie sich in Acht, Ihr blauer Frack ist von dem Grotius ganz staubig. Der hat zwar auch mal in einer Kiste gesteckt, wenn ich mich recht entsinne, einer Bücherkiste, und da wird er noch staubiger rausgekrochen sein, aber er wollte nur in Freiheit kommen, nicht zu einer jungen schönen Demoiselle. Aber Sie wollen doch nicht der Mamsell Alltag aus dem Hugo Grotius Vorlesungen halten? Das Kind ist zwar gescheit, aber ich zweifle doch, daß ihr die Lectüre sehr plaisant sein wird."

Der Geheimrath war in ungewöhnlich guter Laune, der junge Mann schien außer Gewohnheit befangen. Indessen hatte er sich schnell gesammelt, während er den Staub vom Rock abklopfte.

„Herr Geheimrath sind heiterer, seit Mamsell Alltag hier ist. Ihr Haus ward belebter. Stören Sie aber die vielen Gesellschaften nicht?"

„Au contraire! Was so jetzt die Menschen allarmirt und sonst auch wohl bis zu mir drang, bleibt nun außer meinem Rayon. Die Herrschaften können das nun bequemer unter sich und mit meiner Frau abmachen."

„Sollte es nie in Ihren Rayon dringen!" sagte van Asten sehr ernst.

„Wenn ich mich einschließe, das wollte ich doch mal sehen. Aber ei, ei, Herr van Asten, will die Romantik Sie nicht verlassen! Sie sehen da wieder eine Geistererscheinung."

„Die, welche ich sehe, Herr Geheimrath, sehen viele mit mir. Dieser Herbst wird die Fluren, wo fröhliche Saaten gereift, mit Leichen und Blut decken."

„Sehn Sie mal, sagte der Geheimrath, was Sie nicht alles sehen!" und wischte mit dem Läppchen die Tinte aus der Feder, die er dann sorgsam vor sich auf das Papier legte. Sein Gesicht bekam dabei einen immer, was man nennt, glaueren Ausdruck, wie ein kluger Mann, wenn er einen, der sich auch für klug hält, auf eine Sandbank abgesetzt zu haben glaubt. „Ihre diese Vielen, die mit Ihnen diese erschreckliche Geistererscheinung sehen, sind, curios genug, dieselben, die vor Freude damals zitterten, als der Herr General Bonaparte, wie sie es nannten, die

Hydra der Revolution niedergetreten hatte. Da sollten wir andern mit ihnen hüpfen und springen vor Entzücken, denn sie sagten uns, er wäre ein Messias der neuen Weltordnung. Sehn Sie mal, wir thaten das nun nicht, denn wir entsannen uns, daß dieselben spring- und hüpflustigen jungen und alten Herren ein Zehn Jahr vorher ebenso gesprungen und gesungen hatten, als diese Hydra in Paris den Kopf erhob, und sie hatten damals auch darin einen neuen Messias und Weltbeglücker, und wer weiß was, entdeckt. Wir sprangen nicht, weil wir mit König Salomo wissen, es giebt nichts Neues unter der Sonne, aber wir ließen sie springen, weil wir wußten, sie werden schon müde werden. — Es ist mancher müde geworden, mehr als müde." Da ich nun nicht in Verzückungen gerathen bin, nicht damals bei der ersten, und nicht damals bei der zweiten Menschenbeglückung, warum soll ich denn jetzt in Ravissements des Zorns oder Patriotismus gerathen, weil diese selben Herren in ihrem Götzen nun plötzlich das Thier der Apokalypse entdeckt haben! Was kümmert mich Hannover. Im siebenjährigen Kriege waren die französischen Marschälle oft darin und brandschatzten, aber gerade nur so lange, als der große Friedrich besseres zu thun hatte. Und wenn sie's ihm zu arg machten und er verdrießlich wurde, schickte er seinen Seydlitz oder einen Braunschweiger hinüber, und ließ sie wieder fortjagen."

„Es sind andere Zeiten. Wir haben keinen

Friedrich mehr, und die Conſtellationen ſind furchtbar, Herr Geheimrath!“

„Und der alte Lupinus weiß nichts davon! Nicht wahr?“ Der Geheimrath nahm mit großem Wohlgefallen eine lange Priſe. „Der Mortier, oder wie ſein General heißt, hat Hannover mir nichts dir nichts beſetzt, ohne uns zu fragen, und wir hatten es doch ſo halbweges, noch vom Baſeler Frieden her, garantirt. Und er hat es gethan, um uns mit England aneinander zu bringen. Er ſperrt die Flußhäfen gegen die Colonialwaaren, und die Engländer ſperren ſie uns, daß wir unſer Holz und unſre Leinwand nicht rausſchicken können. Das giebt nun viel Jammer und Geſchrei, aber das iſt alles nichts als das Strohfeuer, womit man die Bienen aus dem Baume und die Fiſche aus dem Waſſer lockt. Die ganze deutſche Nation hat auf uns gewartet, daß wir doch nun losſchlagen würden. Man kann's in allen Zeitungen leſen, daß alle Biedermänner auf uns warten. Aber es giebt noch viel ungeduldigere Leute. Der Schwedenkönig iſt wie toll umhergelaufen, und hat überall angeklingelt: Macht doch Krieg! Der ruſſiſche Kaiſer rüſtet: Krieg partout! ruft er. Und ganz in der Stille rüſtet Oeſtreich. Darum ſollen wir auch in die Falle gehn und auch rüſten. Aber wir gehn nicht in die Falle, und rüſten nicht. Denn rüſten koſtet Geld, und der Krieg bringt nichts ein, und was gehts uns an. Sehn Sie, der alte Lupinus hat doch auch etwas in die Zeitungen geguckt.“

„Und wir, eingekeilt in dieſe Mitte! Ganz Europa in Waffen gegen einander, und wir —"

„Sehen zu — wie ſie ſich ſchlagen und vertragen, und denken mit König Salomo: Alles iſt eitel!"

Walters Bruſt hob ſich; es waren ernſte Gefühle, die heraus wollten, aber er überwand ſich —, es war hier nicht der Ort dazu. Nur ein Stoßſeufzer brach es hervor: „Und der Brand in unſern eignen Eingeweiden!"

„Ein Eimer Waſſer drauf, lieber Walter. Iſt probat!" Hatte der Gelehrte heute ein Sonntagsgeſicht? Er der nichts ſah, was um ihn vorging, blickte er heut in die Seelenzuſtände eines andern und fand ſein Vergnügen darin das Verborgene heraus zu ſchöpfen? — „Da ſteht wieder auf Ihrem Geſicht: Ach Gott, der gute Geheimrath Lupinus! Er weiß, woran die Verfaſſungen in Rom und Athen zu Grunde gingen, aber wie es im Preußiſchen Staat gährt und ſtockt, das ſind ihm Böhmiſche Dörfer. — Wer wird denn gleich Einen verdammen, junger Herr, ohne daß er ein bischen verſucht hat, ihn zu beſſern! — Oder zu unterſuchen, ob denn nicht doch ein Lichtchen der Erkenntniß in ihm flackert! — Manche Fahne, die vor dem Heer des großen Königs flatterte, iſt von den Motten zerfreſſen, das weiß ich, und die Monturen im Zeughauſe gehen in Plunder, wenn man ſie ausklopft. Weiß auch noch mehr. Unſre Soldaten ſind nicht Bonaparte's Soldaten. Und unſre Officiere, — weiß ich auch, man

muß aber nicht alles ſagen, was man weiß. Die eiſernen Ladſtöcke, durch die wir bei Mollwitz ſiegten, ſind jetzt Gemeingut geworden, die Räder von unſerm Fuhrweſen gehen aber noch in dem Geleiſe von Anno ehemals. Unſer Schatz iſt ausgepumpt, das weiß ich auch, und das Bischen, was unſer junger König durch Sparſamkeit wieder hineinfließen läßt, löſcht noch nicht den Durſt. Es ſieht auch in den Finanzen gar curios aus; unter dem Schimmel werden wohl noch manche harte Thaler liegen, aber man kratzt den Schimmel nicht ab, weil manches andre damit bloß gelegt würde. Ja ja die Blöße fürchtet man, und hat daran ganz recht. Viele Schlöſſer ſehn blank geputzt aus, ſchließen aber nicht mehr, und manche Mühlen klappern wohl, mahlen aber nicht mehr. Auch die große Staatsmühle macht noch daſſelbe Geräuſch, daß man's in weiter Ferne hört, und wunders denkt, was ſie mahlen muß, aber wer in die Mehlkammern ſieht, merkt, daß es kaum zur Noth hinreicht. Das kann nun von mancherlei herkommen. Etwa davon, daß man niemals vorher weiß, woher der Wind kommt, und, wenn er da iſt, erſchrocken links und rechts rennt, und was links ſtehen ſoll, rechts ſtellt, und was rechts links. Auch kann die Mühle von alter Conſtruction ſein, und in Holland und Amerika haben ſie ſeitdem beſſere Gänge erfunden. Und dann ſpricht man auch von der großen Staatsuhr, deren Räderwerk erſt gar quer und verkehrt wäre, denn wenn einer nicht täglich ſie ſtellte,

ſo zeigte ſie nie die rechte Stunde an. Das käme aber daher, weil kein Rad mehr ins andre griffe, groſse und kleine, es ginge jedes für ſich, die Räder der Miniſter, und kein Oberminiſter, der ſie regulirte, und wenn ſie auch mal regulair gingen, ſo hätten die Geheimen Kabinetsräthe wieder ihren aparten Schlüſſel, und die Oberpräſidenten in den Provinzen wohl auch; und wäre mal, rara avis, alles egal und conform, dann ſchöbe ein Finger von ganz oben den Zeiger um eine Viertelſtunde zurück, wodurch denn das ganze Räderwerk in Unordnung geriethe. Das iſt nur etwas, es iſt aber noch viel mehr."

Walter hatte mit ſteigender Verwunderung zugehört.

„Und was ich nun thue? wollen Sie fragen. Da will ich Ihnen mit einem Dichter antworten, keinem alten, nein, einem allerneueſten, den ich auf meiner Frau Tiſch fand, das iſt der Herr Bürde aus Schleſien. Da leſen Sie es:

Glücklich, wer im engbegrenzten Raume
Seiner Heimath tiefe Wurzeln ſchlagt,
Und, gleich einem wohlgediehnen Baume,
Feſt ſteht, und die Aeſte nur bewegt!

Der die Lebens Nothdurft nur begehret,
Und, allein auf Gegenwart beſchränkt,
Was er heut erworben, heut verzehret,
Und ſich weder bettig freut noch kränkt;

Den die Welt zu ſehen nicht gelüſtet,
Der mit Beſitzem Gutes nicht vergleicht,
Und, zur letzten Reiſe ſtets gerüſtet,
Sich geräuſchlos aus dem Leben ſchleicht

Nur umſonſt verdoppeln wir die Schritte,
Nie erreichen wir das Ziel der Bahn;
Immer ſtehn wir in des Cirkels Mitte,
Und der Umkreis weicht, ſo wie wir nahn.

Das ſind noch Gefühle eines Dichters," ſprach er, das Buch fortlegend.

„Der einer erſterbenden Welt angehört, wie ſein Horaz," ſprach Walter für ſich. Er nahm die Vorleſung als Zeichen zum Abſchied, der Geheimerath hatte es aber nicht ſo gemeint:

„Wenn eine Mühle in's Stocken geräth, glauben Sie, daß wir darum kein Brod mehr zu eſſen bekommen, und wenn alle Uhren unrichtig gingen, daß die Sonne ſich darum auch einmal verſpätet, aufzugehen?"

Walter meinte, es ſei doch eines Jeden Pflicht, dafür zu ſorgen, daß ſeine Uhr richtig gehe.

„Für ſeine eigne mag er ſorgen, lieber Herr van Aſten, aber nicht um die Rathhausuhr."

Lupinus ſah ihn dabei ſehr pfiffig an. Walter erröthete wieder: „Sie möchten unſern Staat wieder auf die Beine bringen."

„Wer wünſcht das nicht."

„Warum denn nicht! Wer jung iſt! Einer ſammelt Schmetterlinge, der andre Mineralien, Wappen. Mancher möchte auch gern ein Taſchenſpieler werden. Alles unſchädlich, ſo lange wir jung ſind. Die Welt liegt ja vor uns wie ein Feld mit Blumen. Weil wir noch nicht dran denken, wie ſauer es uns wird,

Namen gemacht hat. Unter den Privatbibliotheken zeichnet ſich die unſers Landsmanns, des Herrn von Brinkmann, beſonders aus durch Nettigkeit, Eleganz der Einrichtung und Vollſtändigkeit in verſchiedenen Branchen. Eine vollſtändige Horatiana und zugleich eine ebenſo vollſtändige Shakspeariana in — Stockholm. Auch in andern Fächern hat dieſer Gelehrte mit Glück und Geſchmack geſammelt.

Unter den Schwediſchen Malern hat ſich noch keiner einen bedeutenden Namen im Auslande zu machen gewußt. Was unſere proteſtantiſchen Hiſtorienmaler wohl irre macht, müßte, wenn in Schweden eine ähnliche Neigung in dieſer Kunſt exiſtirte, noch mehr zurückſchrecken, daß es einen bildlichen Glauben erfordert, um die Bilder der Phantaſie zu wirklichen Geſtalten werden zu laſſen. Doch davon iſt man hier noch weit entfernt. Die romantiſche Schule hat noch keine Wirkungen auf die bildende Kunſt ausgeübt. Man begnügt ſich mit dem Copiren und producirt nur im Landſchaftsfache. Im letztern hat Fahlkrantz ſich einen Namen gemacht. Sein Pinſel iſt ſauber. Von einem jungen Deutſchen Maler, Ezdorf, der ſich aber ganz dem

bis an's Ende zu kommen, flattern wir von einer zur andern. Warum denn da nicht auch Collectaneen machen aus den Maximen großer Staatsmänner, warum nicht auch aus eigenen Gedanken etwas einflicken! Die Classiker haben auch Lücken. Hatte schon Homer, als sie ihn in Alexandria herausgaben, und wie haben sie den Livius geflickt! Wo's Ganze Flickarbeit, merkten sie oft gar nicht die eignen Lumpen der Editoren. A propos! Da ließen Sie neulich einen Zettel fallen — Warten Sie, wo hab ich ihn gleich hingelegt? — Hier! Das ist wohl kein Excerpt, so mit frischer Dinte, recht frisch aus dem Herzen geschrieben: „„Daß ein Staat, der bestehen will, der Sitten, oder, wo diese fehlen, kräftiger Männer zur Ausführung kräftiger Maßregeln bedürfe, gewahrt Niemand. Die Augen gehn erst in der Noth auf.““

Walter steckte hastig den Zettel in die Brusttasche: „Zu einem Briefe —“

„So, also ein Brief! Da wollte ich Sie nur bitten, sich an den zu erinnern, welchen der junge Herr Gentz bei der Thronbesteigung an Seine Majestät den König schrieb. Das war mal genial! Wie riß man sich darum! Da lag's doch klar, wie ein umgestürzter Pudding auf der Schüssel, wo's bei uns manquirte, was anders, besser nun gemacht werden sollte. Man brauchte nur zuzugreifen, gar keine Mühe sich zu geben, nur zu thun, zu decretiren, wie's der junge Herr Gentz den Ministern wies. — Haben sie's gethan? Haben sie zugegriffen? Nichts

angerührt, 's ist Alles beim Alten geblieben. Und Herr Gentz? Ist er Minister, Kabinetsrath, Präsident geworden? Er blieb Kriegs- und Domainenrath, hatte niemals Geld, aber immer Schulden. Bis es ihm hier zu langweilig ward, und er fortlief, nach Oestreich. Seine Sachen brauchte er nicht zu verkaufen, dafür sorgten schon seine Gläubiger; aber seine Grundsätze, die waren lange vorher schon versilbert. Na, an wen ist denn Ihr Brief gerichtet?"

Da lag sein Geheimniß trocken an der Luft. Walter hatte bis da nur einen Stolz, als freier Mann unter den drängenden Verhältnissen zu stehen. Mußte ihm der, von dem er es am wenigsten vermuthete, ablauschen, was er sich selbst noch nicht vollkommen eingestand!

Lupinus mußte seine innersten Bewegungen verstanden haben.

„Junger Freund! Warum denn gegen sich selbst unwahr sein! Was die Freiheit ist, hat weder Plato noch Seneca erklärt, gewiß ist aber, sie giebt nichts zu beißen und zu brechen. Ein Dichter wollen Sie nicht werden, und ein Kaufmann auch nicht. Ganz recht, der eine kann Bankerott machen und der andere verhungert, wenn nicht ganz, doch beinah. Also was bleibt Ihnen, als eine Anstellung suchen. Den Staat verbessern wollen, ist aber der schlechteste Anfang von einer Carriere."

Walter hatte sich wieder gesammelt: „Wenn ich aber nun doch so thöricht wäre, anmaßend, geben Sie

meinem Willen einen Namen, welchen Sie wollen, ich protestire nicht dagegen, aber wenn ich denn doch in mir den Ruf fühlte, nach diesem Ziele zu streben, warum nicht anfangen, wie ich enden will?"

Der Gelehrte sah ihn scharf an: „Weil Sie dann nicht zum Ziele kommen, hub er nach einer Pause an. Ein Mann, der seine Frau erziehen will, muß es ihr ja nicht sagen, so sagt man wenigstens, und wer den Staat verbessern will, muß es ja nicht merken lassen. Wollen Sie mein Recept wissen? 'S ist kein neues, uralt wie die Welt. Wenn man groß ist, muß man sich klein ducken, sich anschlängeln an das, was gilt. Meistens an Personen, zuweilen an Gedanken. Wenn's auch recht dumm ist, und man von Herzen drüber lacht, oder sich ärgert! — Lachen Sie immer und ärgern sich, nur bei zugeschlossenen Thüren! — Ohr und Auge aufhaben, aufgepaßt auf alle Falten und Fältchen, und da bei guter Zeit ein Zeichen zwischen gelegt! Was kann man nicht in schwachen Stunden belauschen, und hat man erst die Schwächen eines großen Mannes weg, dann mit einiger Klugheit wird man ihm bald nothwendig. Und ist man ihm erst nothwendig, so ist man auch sein Herr. Vor dem Brausewind, der alles besser wissen, alles wegfegen will, verschließen sich solche Herren, auch wenn ihnen seine Ansichten gefallen. Sie denken, der kann dich mal selbst fortfegen. — Und die Herren am Ruder hier sind so affabel. An Protectionen soll's Ihnen nicht fehlen. Schrei-

ben Sie eine Vertheidigung der Politik der Herren Kabinetsräthe."

„Ich!"

„Liebster Herr van Asten, wie Vieles hat Cicero vertheidigt, was er im Grund der Seele verdammte. Ganz partheilos, versteht sich, und sehr patriotisch müssen Sie schreiben: Eine Stimme aus dem Volke! oder so was. So recht biedermännisch, daß man glaubt, es kommt aus dem Herzen, daß es den Herren wie Honig beim Frühstück herunterläuft. Wenn sie mal einen recht dummen Streich gemacht, daß sie sich selbst schämen, und Alles thun möchten, ihn ungeschehen zu machen, dann dreist los auf die Gegner, aus der Defensive in die Offensive, gefragt sie: Was würdet Ihr denn gethan haben? Werden wieder schimpfen. Schadet nichts. Kriegen vielleicht einen Hacks ab. Schadet noch weniger. Ueber den Spektakel ist am Ende vergessen, um was es los ging, die Herren Räthe haben freie Luft bekommen, und —"

„Und was ist das Ziel?"

„Na, man wird Sie nicht gleich zum Kriegs- und Domainenrath machen, aber ein kleines Pöstchen giebt's schon, vielleicht ein besseres, als mit einem Titel, so ein Secretair in secretis —"

„Und wohin führt das?"

„Warten Sie doch! Ein klein Bischen Geduld nur, und ein Bischen mehr noch. Haben Sie erst Posto gefaßt, Ihre Fühlfäden ausgestreckt, kennen

Sie die Menſchen und ihre Gedanken, was ſich anzieht und was ſich abſtößt, wiſſen Sie, was noch feſtſteht und was ſchwankt, dann iſt ja noch immer Zeit.“

„Wozu?“

„Was Sie wollen. Meinethalben, Sie werden ſchon was Gutes gewollt haben. Sind Sie der Mann am Steuer, und an Capacitäten fehlt es Ihnen nicht, und äſtimire auch Ihren Charakter, aufrichtig, dann — einen Schub, einen Fußſtoß! Wie Sie's anfangen, daß der alte Plunder zuſammen bricht, darum iſt mir nicht bange. Nicht wie Coriolan und Catilina muß man anfangen. Cicero wußte, wo er ſich bücken mußte, und wo er grad aufrecht ſtehen durfte. —“

Walter hatte ſeinen Hut ergriffen: „Daß Cicero's Name auf der Proſcriptionsliſte ſtand und ſein Kopf aus der Portechaiſe fiel, würde mich vielleicht nicht abhalten, wie Cicero zu handeln, aber — mein Herr Geheimerath, ich habe ein anderes Vorbild aus dem Alterthume, von dem Ihr großer Horaz geſungen hat: Integer vitae —“

„Scelerisque purus, fiel der Gelehrte ein, und nahm wieder eine lange Priſe. Auch ein ſchönes Vorbild. Gar nichts dagegen zu ſagen. Au contraire, aber dieſer Integer vitae war nicht verliebt.“

Da war abermals ein zweites Geheimniß, und von den poeſieloſeſten Lippen trocken in die Luft geſetzt, ein ſo ſtill in der Bruſt gehütetes, kaum ſich

ſelbſt geſtandenes, ein ſo zartes Kind, daß es in dieſer rauhen Luft erſtarren konnte. War dieſer Bücherwurm heute ein Magier!

„Sie ſind in die Mamſell Alltag verliebt, fuhr er fort. Verdenk's Ihnen gar nicht. Ein hübſches und geſcheidtes Mädchen. Sie möchten ſie einmal heirathen. Noch beſſer. Zum Heirathen braucht man Brod, ſicheres Brod, und ſicheres Brod giebt nur eine Anſtellung. Darum wollen Sie Ihre Freiheit hingeben und Carriere machen.“

In dem Augenblick öffnete ſich die Thüre, und der Kopf der Geheimräthin blickte herein: „Ehe Sie gehen, Herr van Aſten, auf ein Wörtchen!“

Die Thüre ging wieder zu. Der Blick mußte eine eigenthümliche Wirkung haben. Ihr Geſpräch war unterbrochen, aber auch die ſonntägliche Stille des Zimmers war geſtört. Der Kater hatte ſich knurrend aufgerichtet, und Staub wirbelte durch den Sonnenſchein. Es blieb noch eine Weile ſtill. Es war, als ob der Gelehrte ſich ſchämte. Dem Eindringling hätte er nicht zurufen können: Noli turbare circulos meos! er ſelbſt war ja aus ſeinen Kreiſen getreten; das machte ihn befangen.

Walter war es auch. Vor dem alten freundlichen Manne, der mit der Wünſchelruthe ſeinen verborgenen Schatz berührt, hätte er ſprechen mögen, wie ihm zum Herzen war. Es lag ſchon auf der Zunge. Da war es plötzlich erſtarrt vor dem ſtechenden Blicke, das ſüße Geheimniß ſchien ihm

vergiftet, ein Nebelſchauer hatte einen Mehlthau auf die Blüthen gelagert. Er beſann ſich und ſprach ſchöne Worte, die nicht der Ausdruck ſeines Gefühls waren:

„Seine Träume gehören nicht dem Menſchen allein, es ſind gaukelnde Kinder aus anderen Welten. Sie haben einen berührt, der, lieblich gaukelnd, Einlaß forderte. Aber — auch die ſüßeſten Träume muß der Mann verſcheuchen können, wo die Pflicht gebietet. Ich glaube meinen Gönner nicht verſichern zu dürfen, daß dies ſchöne Mädchen, dem Sie gaſtlich ihr Haus geöffnet, dem Ihre Gattin Mutterſorge widmet, ihres Unglücks wegen mir heilig iſt. Sie und ich, das iſt ein langer Weg, den wir zu gehen hätten, bis wir uns träfen, und ſie ſelbſt ahnt vielleicht noch nicht —“

Der Geheimrath wehrte mit beiden Händen: „Iſt nicht mein Departement. Iſt meiner Frau ihres. Da ſprechen Sie, da ſchweigen Sie, wie Sie's für gut finden.“ Er faßte ſeine Hand und ſah ihn vertraulich, faſt bittend an: „Lieber Walter, ſchweigen Sie lieber, es iſt beſſer, daß Niemand etwas davon erfährt. Wir haben hier vielerlei Allotria getrieben. Gott weiß, wie ich mich fortreißen ließ So iſt's mit unſrer Stärke und unſern Entſchüſſen! Rühmte mich, nichts ſolle in meine Kreiſe dringen, wenn ich meine Thür verſchlöſſe, und plötzlich ſtand drinnen der Bonaparte, unſre Monturen, Finanzen, und gar eine Liebſchaft von Ihnen, und rannten mich beinahe um unter meinen Büchern. — Vergeſſen Sie, daß

Sie einen alten Mann in einer ſchwachen Stunde betroffen haben!“

„Alſo das bleibt Alles unter uns,“ ſchien das letzte Wort, als er Waltern gleichſam an die Thüre gedrängt, aus Beſorgniß, daß von den Allotriis doch noch etwas über die Lippen kommen könnte. Aber dort legte er die Hand ihm noch einmal auf die Schulter:

„Lieber Herr van Aſten, um Sie iſt mir nicht bange. So oder ſo, aus Ihnen wird was. Bleiben Sie ein vir integer. Rühren Sie nicht mehr Staub auf, als abſolut nöthig iſt. Aber das kann ich Ihnen wohl ſagen: Wer nie in Italien war, nie das Albaner-Gebirge geſehen hat, mit keinem Fußtritt am See geſtanden, und doch wie Sie den Tractus von Albalonga, die alte Latinerſtadt in dem länglichen Bergrücken herausfand, der iſt auch zu mehr berufen. Heyne und Wolf und Alle, im Grunde genommen, was ſind ſie uns! Graeca sunt, non leguntur; es hat etwas für ſich. Aber Latium! Rom iſt ewig. Und nun will ich's Ihnen ſagen, habe Ihre Diſſertation an Herrn Niebuhr geſchickt. Er findet Sentiment darin — äſtimirt Ihre Conjecturalkritik, wird einmal ſelbſt an Ort und Stelle unterſuchen — jetzt kommt er her und wird wahrſcheinlich Bancodirector. Iſt das, dann können Sie auf eine Anſtellung bei der Bank rechnen, und Ihr Schickſal iſt gemacht.“

Zweites Kapitel.

Unterricht in der Erziehung.

Wir waren nur am ſpäten Abend, bei einem flüchtigen Beſuch, in den Zimmern der Geheimräthin. Es ſah jetzt anders darin aus. Die Möbel hatten neue Ueberzüge erhalten, manches Veraltete war einem neu Angeſchaffenen gewichen. Die Schildereien waren geſchmackvoller geordnet, das Silberzeug glänzte friſch aufgeputzt, und die Geheimräthin war ſelbſt beim Drapieren der Gardinen beſchäftigt, als van Aſten eintrat.

„Sie finden mich in einer ungewohnten Beſchäftigung. Aber wenn man etwas ordentlich gemacht haben will, kann man es den Leuten nicht überlaſſen. Es hält ſchwer, unſeren Ouvriers Geſchmack beizubringen.“

„Frau Geheimräthin erwarten Geſellſchaft?“

„Eine ganz kleine. Sie wiſſen, wie die großen, glänzenden mir zuwider ſind, wo alles auf den Apparat abgeſehen iſt, und Geiſt und Herz ſich verſtecken müſſen.“

Die geöffneten Flügelthüren einer Reihe Appartements, die ausgelegten Teppiche und die Wachskerzen auf den Kronleuchtern, schienen indeß mit dieser Angabe nicht zu stimmen. Die Lupinus mochte den beobachtenden Blick des Lehrers bemerkt haben, als sie hinzusetzte:

„Aber es wird nicht gespielt. Daß diese geisttödtende Unterhaltung im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts sich noch erhalten kann, und in Kreisen, die durch ihre Bildung hervorstechen! Man wird es späterhin kaum begreifen."

Van Asten meinte, es wäre wenigstens eine harmlose Schattenseite. „Der Geistreiche kann doch nicht immer sprudeln und sich ausgeben, und der Geistarme findet ein sicheres Versteck. Welt und Gesellschaft sind nun einmal zusammengewürfelte Kunststücke von Reichen und Armen. Den bunten Schleier, der den Unterschied verbirgt, sollte man nicht muthwillig zerreißen."

Der Geheimräthin mißfiel diese Auslegung nicht: „Es freut mich, daß Adelheid sich in diesem Kreise zu gefallen anfängt. Im Anfang war ich besorgt. Aber sie gewöhnt sich schon —"

„Sie gewöhnt sich!" wiederholte van Asten und schwieg doch wieder.

„Sie gewöhnt sich an die edlere, feinere Art, nachdem sie inne wird, daß ihre naiven Antworten nur ihrer Neuheit wegen gefielen und wirkten. Das ist der Takt des Kindes, den ich admirire. Daß

Skandinaviſchen Norden gewidmet und hier ausgebildet hat, erwartet man viel in demſelben Fache. Um Norwegens Schären iſt er bis zum Nordkap hinauf geſegelt und hat uns mit dem Pinſel jene fernen Regionen näher gebracht, die man bis dahin nur aus farbloſen Skizzen kannte. Die Gemäldegallerie enthält wenig Ausgezeichnetes.

Bedeutender iſt das Antikencabinet. Außer einigen echten Werken des Griechiſchen und Römiſchen Meißels, die der Zufall bis über die Klippen der Nordſee an die Küſten des baltiſchen Meeres geſpült hat, und unter denen eine einigermaaßen vollſtändige Sammlung der Römiſchen Kaiſer dem Auge Unterhaltung gewährt, ſtehen hier mehrere Arbeiten und faſt alle Modelle des berühmten Schwediſchen Bildhauers Sergel. Unter jenen wird ſein Amor und Pſyche viel geſehen und geprieſen; mich ſprach der Faun als vollendeter an. In jener Gruppe, bei aller Schönheit im Einzelnen, beſonders dem geiſtigen Geſichtsausdruck, ſprang mir zu ſtörend die Glätte des Franzöſiſchen Meißels ins Auge. Erinnerte die Gruppe doch an die glatt-ſchenkligen Statuen, die das Auge in dem Garten von

man bei der zweiten, dritten naiven Antwort ſchon anders lacht, als bei der erſten, hat ſie gemerkt. O es iſt ein höchſt gelehriges Kind. Man braucht nur anzutippen. Sie müſſen eine wahre Freude an ſolcher Schülerin haben."

Van Aſten ſchien die Freude nicht in dem Maaße zu empfinden, als die Geheimräthin es erwartete.

„Man ſpricht ſchon in der Stadt von Ihren geiſtvollen Cirkeln."

Die Geheimräthin zuckte die Achſeln: ſie möchte wünſchen, daß man weniger davon ſpreche, man könne ſein Haus doch auch nicht für jedermann offen halten. Dennoch wehrte ſie die Elogen ſchon ſchwächer ab, als Walter van Aſten die Aeußerung einer geiſtvollen Prinzeſſin wiederholte, die ſich gefreut, daß doch endlich einmal das Haus eines Officianten ſich der Bildung und Kunſt erſchloſſen, da wer nach Geiſt und Intelligenz verlangt, ſie bis jetzt faſt nur in den reichen Judenhäuſern ſuchen mußte.

Die Geheimräthin lächelte: „Zu gütig von dieſer geiſtreichen Prinzeſſin. Der Prinz, ihr Bruder, macht allerdings keinen Unterſchied, ob er in der haute volée oder in den Judenhäuſern iſt; nur im Schooß ſeiner Familie ſieht man ihn am ſeltenſten."

Die Bemerkungen waren ſo hingeworfen, daß Walter darin die Aufforderung las, noch mehr zu erzählen, obwohl ihre Worte dagegen proteſtirten. Dieſelbe Prinzeſſin hatte geäußert, es ſei doch eine wirkliche Beſchämung für unſern Adel, daß er der

Kunſt und Wiſſenſchaft und dem Umgange mit den Geiſtern der Nation ſich verſchließe, die ihre Ehre ausmachen. Da hätte eine Fremde, die Stael, nach Berlin kommen müſſen, um äſthetiſche Cirkel zu bilden, und jetzt uſurpire Prinzeß Biron von Kurland, was die Pflicht des einheimiſchen Adels ſei.

Die Geheimräthin machte einige Bemerkungen über die Herzogin von Kurland, daß ſie ſich merkwürdig conſervirt habe, ſchöner eigentlich noch als ihre Töchter, die doch auch ſehr liebenswürdig wären. Aber ihre Gedanken waren wohl nicht bei der Herzogin, noch den Gelehrten und Dichtern, die ſie in ihren Bann gezwgen.

„Prinzeß Radziwill hatte auch gefragt, wer denn Schiller gefeiert, als er hier war? Ebenfalls wieder Juden, Fremde, Diplomaten, einige bürgerliche Häuſer.“

„Ich habe mir Schiller doch anders gedacht, ſagte nach einer Pauſe die Lupinus. Er war ſo ſchweigſam. An Ehrenbezeugungen hat es ihm doch wirklich nicht gefehlt, aber es blitzte ſo ſelten das innere Feuer auf. Ich ſprach zwei Mal mit ihm, und beide Mal redete er wie ein gewöhnlicher Menſch. Ob er uns vielleicht der erhabenen Sentiments, der berauſchenden Gedanken nicht werth hält, die doch bei jeder geiſtigen Berührung aus einem Geiſte wie der ſeine aufſteigen, emporwirbeln müſſen, denke ich, wie die Lerche in den Aether!“

„Es iſt vielleicht nicht gut, daß man die Dichter mit Lerchen vergleicht.“

„Sie wollen ſie lieber mit Nachtigallen vergleichen, ſagte die Lupinus ſpitz, die aus der Nacht ihrer Einſamkeit ihre Töne ſchmettern laſſen, wenn es ihnen eben bequem iſt, eigenſinnig, qu'importe wer ſie hört!"

„Es mag auch manches Andere ihn verſtimmt haben, ſagte Walter, noch ungewiß, wohin die Geheimrätbin ſteuerte. Ihre Majeſtät die Königin hätte ihn gern hierher gezogen."

„Meinen Sie nicht auch, ein Genius wie ſeiner wäre in unſerem Staube, unſerer Kritik, an unſerer Hofluft untergegangen. In Weimar thront er in einem Tempel, hier hätte er Tempeldienſte verrichten müſſen. Es fehlt hier an der rechten Sonne, meinen Sie nicht auch? Und noch immer ſo viel Rückſichten, Bedenklichkeiten. Es ſieht Einer den Andern an, wenn er in die Geſellſchaft tritt, und wenn er ihn noch nicht geſehen, fragt er zuerſt, ob er auch zu ihm gehört? Mein Gott! Dieſe Geburts- und Standesunterſchiede müßten doch verſchwinden, wenn die rechte Sonne des Geiſtes in einem Centralpunkt auf alle ſchiene, gleich wie in einem Saal die Kerzen an den Seitenwänden keinen Schatten werfen, wenn ein voller Kronenleuchter Alle von oben beleuchtet. So könnte ich mir das Haus der Herzogin denken. Aber ſie iſt nur eine paſſagere Erſcheinung, und dann ladet ſie doch auch nur eine gewiſſe Elite ein, es iſt auch noch manches andre da, doch passons là dessus. Ebenſo können die Kreiſe der geiſtreichen Jüdinnen nicht dominirend werden, es ſtößt ſich doch Mancher daran."

Jetzt wußte van Aſten, wohin die Geheimräthin ſteuerte. Er hatte ja ſelbſt dahin das Schiff der Unterhaltung gelenkt, und nur nicht gemerkt, daß ſie durch ein Scheinmanöver es abgelenkt, nur damit er mit noch mehr Nachdruck die Richtung wieder einſchlage. Warum ſollte er nicht in ihre Wünſche eingehen! Es war keine Sünde gegen die Wahrheit, daß er es für verdienſtlich erklärte, wenn eine Dame ihr Haus als Vereinigungspunkt für die Notabilitäten der Intelligenz öffne, eine Dame, die mit klarem Verſtande, Beleſenheit, feiner Senſualität, und durch den Stand ihres Gatten und ihre eigne Geburt dazu wie berufen ſcheine.

„Sie ſcherzen! Das könnte eine Jede, wenn ſie wollte. Im Uebrigen, was iſt es denn auch beſonderes, wenn man etwas anders ausſieht, als dieſe ehrbaren Hausfrauen, die vom Bügeln und Kinderwiegen noch echauffirt ſcheinen, wenn ſie ihr Geſellſchaftskleid angelegt haben. Denn allerdings kommt mir Manche vor, wenn ſie nach dem Kuchenteller den Arm ausſtreckt, als mache ſie eine Bewegung, um ein Stück Wäſche über die Leine zu werfen. Und dann, lieber van Aſten, Sie ſpielen auf meine Herkunft an. Ich bitte Sie, um Gottes Willen, nur davon nichts, daß ich von Adel bin. Ueber dieſe Unterſcheidungen ſind wir doch hinaus. Sie wiſſen, daß ich meinen Namen ohne Thränen einem Bürgerlichen hingeopfert habe. Laſſen wir die Todten ruhen! Ja, ich will gern meine Schwäche bekennen, es iſt

mir manches Mal recht angenehm, ja es ſchmeichelt mir, wenn ich mich als den Mittelpunkt dieſer heitern, von Geiſt und Witz funkelnden Kreiſe betrachte. Aber, — ſie hielt einen Augenblick inne — aber, wenn ſie gegangen, die Lichter ausgelöſcht ſind, überfällt mich doch wieder, ich weiß nicht was, ein inneres Gähnen, eine Hohlheit."

„Verlangen Sie von einem Spiel ein Reſultat?"

„Aber von all dem ſchwirrenden Geſchwätz, von den Händedrücken, den zärtlichen Betheuerungen, was bleibt denn andres als — eine Lüge! Ich weiß recht gut, daß einige von den jungen Leuten, die am Tiſch die Mäßigen geſpielt, noch ins Weinhaus eilen, um ſich zu reſtauriren. Es thun es auch noch andere, Johannes Müller, Herr Dedel, auch vom Prinzen weiß ich es. In ihren Sympoſien machen ſie ſich herzlich über uns luſtig. Und ich verdenke es ihnen nicht. Gährt und lacht es doch auch in mir, und wenn meiner Natur die erhitzenden Getränke nicht entgegen wären, könnte ich mit ihnen Vergeſſenheit trinken wollen. — Sie ſehen mich verwundert an. Nein, nein, ich verſichere Sie, ich empfinde das ganze Unbehagen, von dem man mir erzählt, daß es die Schwelger nach ihrem Rauſche fühlen."

Van Aſten ſah ſie betroffen an. „Warum ſtürzen Sie ſich denn in die Lüge, wenn Sie ihre Wirkungen kennen?" Er verſchluckte es.

„Und wenn die Leute ſich auch wirklich amüſirt

haben, fuhr ſie nach einer Pauſe fort, wie ſie verſichern, worüber war es! Die in der Ecke am luſtigſten ſchienen, lachten vielleicht über mich, über mein Beſtreben, ihnen einen angenehmen Abend zu bereiten. Vielleicht über den Geheimrath, unſre Bewirthung, Einrichtung, Gott weiß worüber. Alle ſind meine Feinde, Neider, und ich mußte doch beim Abſchied die Hand ihnen drücken, und ſie verſichern, wie unendlich ich mich gefreut, ſie bei mir zu ſehen, warum ſie ſo ſchnell forteilten. Darum Embraſſements, nachgewinkte Küſſe, Betheuerungen, daß ſie ſeit lange keinen ſo vergnügten Abend verlebt. Und wenn ſie auf der Straße ſind, kaum in den Wagen geſtiegen, gähnen ſie, wie ich gähne: Gott ſei Dank, daß der langweilige Abend vorüber iſt."

Welcher Dämon war plötzlich in die ſeltſame Frau gefahren! Mit der Gefallſucht, über die er nicht Richter ſein wollte, hatte ſie begonnen, und aus ihrem Innerſten quoll heraus, was ſie ihm nicht ſagen wollen. War er der Magnet, der ihre verborgenen Gedanken und Qualen wider ihren Willen entlockte, oder welche unſichtbare Macht zwang ſie, noch eben in der geſchmückten Lüge ſich ſchaukelnd, den häßlichſten Grund der Wahrheit herauszukehren! Es war eine Wahrheit der Empfindung; dieſer verkniffene Zug um den Mund, dieſer böslächelnde Blick konnten nicht heucheln.

„Es iſt das Myſterium der Natur, ſagte er, daß oft, wo wir ſie nicht ſäen, wir Liebe erndten."

„Und doch ſind Liebe, Freundſchaft, Entzücken und Begeiſterung nur Masken für den Egoismus. Mit ihnen will jeder ſo viel für ſich herauspreſſen, als er kann. So lange es ihm gelingt ein Vergnügen ſich zu verſchaffen, ſo lange dauert die Freundſchaft, die Liebe, der Fanatismus, die er auch grade ſo lange für echt und wahr hält, als der Reiz dauert. Iſt der hin, das Thema erſchöpft, wird uns die liebſte Freundin, der beſte Freund gleichgültig, Anſtands halber führen wir noch eine Weile die Täuſchung fort, bis wir die Puppen fallen laſſen, herzlich froh, wenn ein Zufall uns trennt."

Damit war das Geſpräch zu Ende. Statt eines eitlen geiſtvollen Weibes ſtand neben ihm eine Salzſäule. Es war eine Verwandlung, zu der ſie ſo wenig gethan als Lots Frau zu der ihren; nur ein Naturprozeß. Es wehte ihn kühl an; er hatte nichts mehr mit ihr zu reden, und doch forderte die Conventien, daß er nicht ſchweigend ging: „Wenigſtens, äußerte er, werde die Tochter des Kriegsraths Alltag, davon ſei er überzeugt, nie vergeſſen, was ſie der Geheimräthin Lupinus verdankt."

„Meinen Sie!" Die Salzſäule ſah ihn mit einem ihrer eigenthümlichen Blicke an, und ihre Mundwinkel verzogen ſich zu einem ſpöttiſchen Lächeln. „Grade ſo lange wird ſie mich als die Schöpferin ihres Glückes enthuſiaſtiſch lieben, als ſie ſich in meinem Hauſe amüſirt und vergöttert wird. Vielleicht auch nicht einmal ſo lange. Nur bis ſie auf

eigenen Füßen ſteht, und von mir nichts mehr proſtiren kann."

Er verbeugte ſich: „Frau Geheimräthin haben ſonſt mir nichts zu befehlen?"

„Adieu — doch! Warten Sie. Ich hatte ja einen Auftrag für Sie. Richtig. — Springen Sie doch im Vorübergehen bei Alltags an. Die Kriegsraths werden ſich vielleicht wundern, wenn ſie von der Geſellſchaft heut Abend hören und nicht eingeladen ſind. Aber das geht doch nicht immer. Sie paſſen ja nicht."

„Ihre Eltern —"

„Eben darum; nur Adelheid zu Liebe! — Wenn ſie ſehen, daß das Mädchen ſolche gewöhnliche Eltern hat!"

„Der Vater iſt doch ein geachteter Mann —"

„Wer redet von den Aeußerlichkeiten. Sie paſſen nicht zu der gebildeten Geſellſchaft. Wenn auch etwa Schadow und Hirt mit ſolchen Kern- und Naturmenſchen ſich zu unterhalten einen Spaß finden, ſo ſind doch andere, die daran keinen Spaß finden. Die Ruſſiſche Fürſtin hat zugeſagt, und ich — Sie ſehen mich in einer kleinen Aufregung und Spannung — ich hoffe auch Jean Paul wird kommen."

„Jean Paul Friedrich Richter!"

„Ich hoffe wenigſtens. Man reißt ſich ſo um ihn, daß man es wirklich einen glücklichen Augenblick nennen kann, wo man ihn frei trifft. — Indeſſen — wie geſagt alſo, gehn Sie zu den Eltern, und

Sie werden ſchon die beſte Art finden, es ihnen begreiflich zu machen. Es hätte ſich erſt heute ſo zufällig gemacht —"

„Es wird ſchwer ſein, die Art zu finden, die nicht beleidigt."

„So ſagen Sie, — nein ſagen Sie, was Sie wollen, es iſt mir im Grunde ganz gleichgültig. Was gehören Alltags zu Jean Paul!"

Van Aſten verneigte ſich wieder, aber an der Thür rief ihn die Geheimräthin wieder zurück: „A propos, ich habe doch ganz vergeſſen, was ich Ihnen ſagen wollte. Mein Compliment dem Lehrer, ſie lernt unbegreiflich ſchnell, aber Sie müſſen ihr etwas mehr äſthetiſchen Elan geben."

Van Aſten ſah ſie erſtaunt an: „Ich finde in ihr ein Verſtändniß der Dichter —"

„Ja, ja, das iſt ſchon recht — das iſt es aber nicht —"

„Ihr Gedächtniß für alle wahrhaft ſchönen Stellen —"

„Iſt bewunderungswürdig. Das Fiſcherlied von Goethe hörte ſie nur ein Mal von Ihnen, und am Abend recitirte ſie es mir vorm Zubettegehen. Admirabel! Das iſt alles recht ſchön, auch kann ſie die Glocke beinahe auswendig. Schiller war enchantirt davon. Ich hatte es nämlich ſo einzurichten gewußt, daß er ſich mit der Berg an der Thür im Nebenzimmer unterhielt, als ſie, von den jungen Mädchen wie zufällig aufgefordert, einige

Partieen draus declamirte. Aber Sie hätten ihr Geſicht ſehen ſollen, als Schiller plötzlich in die Hände klatſchte. Glauben Sie, daß, wenn ich ſie vorher ihm vorgeſtellt, ſie nur den Mund aufgethan hätte! Mit Schiller paſſirte das noch, aber wie benahm ſie ſich gegen Jean Paul! Da von der Geſellſchaft unter den Linden will ich nichts ſagen. Es war ja ein Gedränge um ihn, beinahe ein Scandal."

Walter lächelte. Der böſe Leumund erzählte von zwei Freundinnen, die in derſelben Abſicht nach dem Seſſel eilten, von dem der Dichter eben aufgeſtanden. Der Natur der Dinge nach konnte nur eine die glückliche ſein und ſitzen, wo der Dichter geſeſſen. Man behauptete, daß beide ſeitdem nicht mehr Freundinnen wären.

Die Geheimrätin las aus Walters Lächeln den Sinn: „So ſeid Ihr alle, und keiner beſſer als der andre. Die Huldigungen edler Frauen für eine Größe, wenn ſie Euch ſelbſt nicht gelten, ſind nur gut für Euren Spott. Nicht wahr, das charmante Triolett, was durch die Stadt läuft, iſt von einem Ihrer Freunde, von dem Herrn Tieck oder Bernhardy, oder einem der Herren Schlegel?"

„Unſre Freunde, ſagte er, erkennen das echte Feuer, das aus dieſem Genius in ſo wunderbaren Flammenwirbeln der Phantaſie und des Humors gen Himmel praſſelt, wenngleich der krauſe irdiſche Troß, den es mitnimmt, vielen das Verſtändniß ſeiner Seelenaccorde erſchwert."

„Wir nun bemerken nicht dieſen Troß und ſind

Sanssouci beleidigen! Der Künstler mußte sich, vielleicht mit auf den Wunsch seines Königs, Kunstanforderungen fügen, gegen die vielleicht sein besserer Geist Einspruch that, um die höchste Ehre der Zeit zu erlangen, in die Pariser Academie aufgenommen zu werden. Unter den Modellen verrathen einige die erfindende Kraft eines genialen Mannes. Die Bildhauerkunst scheint dem Norden aufbewahrt zu sein. Thorwaldsen ist der Heros, und auch der Schwede Buström in Rom hat sich unter den Neuern einen geachteten Namen erworben.

darin glücklicher als die Herren der Schöpfung, denen so oft der Sinn über die verletzte Form verloren geht. — Das aber iſt es, ja ja, Herr van Aſten, Sie wollen Ihrer Schülerin einen zu claſſiſchen Sinn einimpfen. Sie dämpfen Ihre Entzückungen — aber was ich ſagen wollte, — ich habe ihn nachher mit Adelheid beſucht —"

„Jean Paul?"

„Ja wir ſahn ihn im Heiligthum ſeiner Häuslichkeit. Es war doch etwas ganz anderes als bei der albernen Ahlendorf unter den Linden. Mein Gott, wie wird dieſe unglückliche Frau von dem einen glücklichen Fang wieder aufgebläht werden! Ihr ſilberner Theekeſſel ſoll manchen Abend ganz umſonſt rauchen, und die arme Baronin in fieberhafter Angſt auf jeden Klingelzug hören! Und nun war Jean Paul einmal bei ihr, ihre Säle vollgeſtopft und ganz Berlin ſpricht davon! — Aber, ich ſage Ihnen, unter ſeinen Penaten muß man einen großen Mann ſehen."

„Sie waren in ſeiner Wohnung — und mit Adelheid?"

„Die Ruſſiſche Fürſtin war eben fortgefahren. Wir trafen nur noch vier Damen, die ihm einen Teppich gebracht, denn der Fußboden iſt ſehr kalt, weil er über einem Stall wohnt. Sie ließen es ſich nicht nehmen ihn ſelbſt anzunageln, und während dem hatten wir die ſchönſten Minuten. Ach wie ganz anders iſt Jean Paul als Schiller! Jeden Moment, jedes Blitzen eines Sonnenſtrahls, weiß er zu benutzen,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 04043/059

es sprüht immer etwas Sinnvolles, Angenehmes. Wenn eine der Damen sich auf die Finger klopfte, beneideten die Genien sie um den Schmerz, den eine edle Seele bei einem Liebeswerk empfindet."

„Und die Damen erwiderten die Galanterieen?"

„Es scheint wirklich ein Pfingstgeist in unsre Landsmänninnen gefahren. Denken Sie, selbst die Eitelbach, wie berauscht von seiner Nähe, ward witzig. Sie sprach etwas, was im Hesperus stehen könnte."

„Oder vielleicht schon darin steht."

„Gleich viel, es ist eine Magie, die Alle in seiner Gegenwart über sich selbst erhebt. Ich ließ ihm durch Adelheid ein Bouquet überreichen."

„Gewiß mit Worten, die im Titan ihren Ehrenplatz fänden."

„Es war, meine ich, keine üble Phrase, eine Phantasie, die mir am Morgen eingefallen war. Sie hatte sie auch ganz gut auswendig gelernt, eine Art Strecksers — Sie trug einen Kornblumenkranz im Haar."

„Kornblumen! —"

„Natürlich künstliche. Die Kornblumenzeit ist ja vorüber. Sie sollte mir recht natürlich kindlich aussehen. Aber sie sprach so hölzern, ich möchte sagen gedehnt. Mir ward schon ängstlich zu Muthe, und sie war kaum in der Mitte, als die Eitelbach den Schrei ausstieß. Sie nämlich war es, die sich mit dem Hammer auf den Finger geklopft hatte. Da sprang Jean Paul vom Sopha und küßte ihr das Blut vom Finger."

„Was eine unangenehme Unterbrechung gab.“

„Stellen Sie sich vor, Adelheid war nun so in Confusion, oder was war es, sie hatte den Steckvers vergessen, überreichte ihm, wie ein Bauermädchen, den Strauß und sagte: Die Blumen bleiben ja, was sie sind, auch ohne Worte.“

„Der Dichter wird durch ein Impromptu die Verlegenheit ausgeglichen haben.“

„Das ist es eben, er sprach so wunderschön, in lauter gewählten, ich möchte sagen selbst in Steckversen; aber sie antwortete ihm als wäre er ein Mann wie andere, ganz offen, naiv, dreist. Es schnitt mir durch die Seele. Das Mädchen empfand so gar nichts von der Veneration. Jeder giebt sich doch Mühe, so viel er wenigstens kann, sie an den Tag zu legen.“

„Jean Paul wird ihr verziehen haben.“

„Ich aber nicht, fiel die Geheimräthin scharf ihn anblickend, ein. Was soll er von mir denken, wenn nicht einmal meine Umgebung das Interesse an den Tag zu legen weiß, das er bei den unbedeutendsten Frauen erregt. Unbedeutend ist Adelheid nicht, es muß also doch etwas an ihren Lehrern liegen —“

„Oder an ihrem Character.“

„Den ich in diesem einen Punkte zu biegen mir erlauben werde, mein Herr van Asten. Uebrigens wird sie Gelegenheit haben, ihn in diesem Augenblick zu zeigen. Da ich heut Morgen durch Doctor Selle erfuhr, daß die Gesellschaft der Kurland ausfällt — sie ist

an den Hof geladen — also Jean Paul frei ist, schickte ich Adelheid zu ihm, ihn zu invitiren."

„Das junge Mädchen —"

„Mit dem Bedienten."

„Aber — er logirt — was man gewöhnlich eine Kneipe nennt."

„Ich weiß es, unten ist eine Bierstube, auf dem Hofe eine Hufschmiede. Ist er darum weniger der Dichter?"

„Und in der frühen Stunde. In Pantoffeln und Schlafrock, die Pfeife im Munde —"

„Empfängt er Fürstinnen, denen die Stunde und das Costüm nicht unanständig erscheint, wenn es gilt, dem Genius die Huldigungen darzubringen, würdig des Mannes, welcher so die wahre Frauenwürde erkannt hat. Adelheid wird davon nicht sterben, beruhigen Sie sich, wenn sie sich einmal selbst überwindet. Wir müssen uns alle überwinden, das — ist die Aufgabe unseres Lebens. Morgen aber kommen Sie etwas später zur Lection, Herr van Asten. Wir müssen ausschlafen."

Als er die Thüre öffnen wollte, trat Adelheid ein.

„Kommt er?" rief die Geheimräthin.

„Er kommt." Sie flog der Geheimräthin an den Hals, die ihre Locken streichelte und ihre Stirn küßte.

„Ich wußte es, einem so schönen Mädchen konnte er nichts abschlagen."

„Ach hätten Sie ihn gesehen, wie ich ihn sah, liebe — Mutter — das Wort kam etwas zögernd über die Lippen. Mit welchem Herzklopfen ich die kleine,

ſteile Treppe hinaufſtieg, aber es war heut alles ganz anders. Wie er mir ſchon entgegentrat! Er iſt ein herrlicher Mann! — Ach Herr van Aſten, bald hätte ich Sie überſehen! O gehn Sie noch nicht fort, bleiben Sie, Sie müſſen es auch hören —"

Sie reichte ihm die Hand: „Ja, wie man ſich in dem Menſchen täuſchen kann. Neulich kamen mir alle ſeine Reden ſo künſtlich vor, und daß er das zuließ von den Damen. Mir fiel einer von den Götzen ein, von denen Sie mir aus Indien erzählt, die ſich umherrollen laſſen, und ihre Sclaven liegen auf der Erde. Verzeihen Sie mir, Mama, ich konnte mich kaum zurückhalten aufzulachen, er kam mir ſo unmännlich, albern vor, wie er auf dem Sopha ruhig die Huldigungen hinnahm, und nichts dafür gab, als blumigte Reden. Aber heut trat er mir mit einem friſchen, kräftigen „Herein!" entgegen, ſchon angekleidet. Er faßte meine Hand, als ich Ihre Bitte kurz ausſprach, aber nicht ſo ſüß wie neulich, es war wie ein Mann dem andern die Hand ſchüttelt. Er hörte mich freundlich an, und ſprach dann: „„Sagen Sie Ihrer Pflegemutter, ich nehme ihre Einladung mit Dank an und werde kommen, ich danke Ihnen aber, mein liebes Kind "" doch das thut nichts zur Sache —"

Raſch abbrechend küßte ſie noch einmal die Mutter, ſchüttelte van Aſten zutraulich die Hand: „Freuen Sie ſich, er kommt!" und legte Umſchlagetuch und Hut fort.

Aber die Geheimräthin wollte mehr, ſie wollte alles wiſſen, was Adelheid nicht wieder ſagen wollte. Vor einem Genius verſtummen alle Rückſichten.

„Er fuhr mit der Hand über meine Stirn. Dabei ſah er mich ungemein freundlich an. Sie ſind ein wahrhaftes deutſches Mädchen! Das kann ich wohl wiederſagen ohne zu erröthen, aber was er nachher ſprach, wie er ſich ein deutſches Mädchen, und wie er ſein großes Vaterland ſich denke und es liebe, ach da müßte ich ja ſelbſt eine Dichterin ſein. Ich dachte an Sie, Herr van Aſten, wiſſen Sie noch, als Sie bei der Geſchichte der alten Kaiſer aus Schwaben in Feuer geriethen, es war wie ein großes Bild, das Sie in die Luft malten, und ich ſah alles leuchten wie Flammen und Abendroth, wenn Sie mit Ihrem Finger Kreiſe durch die Luft zogen: Da beginnt die deutſche Glorie auf dem Berge Hohenſtaufen, dann fuhren Sie mit dem Finger im Zickzack durch ganz Deutſchland, jetzt nach Italien, nach Aſien, ich ſah deutlich den reißenden Fluß mit den ſchönen Bäumen, in dem der Kaiſer Barbaroſſa ertrank, dann fuhren Sie hinüber nach Sicilien, Sie zeigten das Blutgerüſt, auf dem der edle Konradin verblutete, und endlich wieſen Sie nach dem Berge in Thüringen, und ſchloſſen: Das war Deutſchland und da ruht ſeine Zukunft! Ich werde es nie vergeſſen. Und was Jean Paul ſprach von der Auferſtehung der freien, großen Nation, der wir freudig entgegen leben ſollten, uns vorbereitend in Tugend und Sitte und reinem

Naturſinn, da ſtand mir Ihr Bild wieder klar vor der Seele."

„Daß es Ihnen nie untergehe, ſprach raſch der junge Mann. Ich irrte mich nicht in ihm. Leben Sie wohl!"

„Auf Wiederſehen, heute Abend. Ich ſelbſt will Sie ihm vorſtellen."

Der Lehrer ſprach einige undeutliche Worte. Die Geheimräthin ſtotterte: „Herr van Aſten ſei wohl heute behindert, da er von ihrem Manne ſo lange aufgehalten werden."

„Mama, haben Sie ihn nicht eingeladen?" fragte Adelheid verwundert als ſich die Thüre ſchloß.

„In die Geſellſchaft paßt er doch nicht."

„Mein Lehrer, den Sie ſelbſt ſo ſchätzen?"

„Es iſt nicht deswillen. Aber er iſt zu unanſehnlich."

„Unanſehnlich!"

„Jean Paul freut ſich an ſchönen Geſichtszügen. Van Aſten iſt doch eigentlich häßlich."

„Häßlich!" rief Adelheid mit Zaudern und ſchien ſich zu beſinnen. Das iſt mir nie eingefallen, daß van Aſten häßlich ſei. Daran habe ich überhaupt nie gedacht."

„Was auch recht gut iſt, liebes Kind, entgegnete lächelnd die Geheimräthin. Und überdem iſt er nichts in der Geſellſchaft."

Drittes Kapitel.

Man muß gelten wollen.

Die Vorbereitungen zu dieser Gesellschaft schienen uns vorhin doch schon fertig; es mußte indeß nicht so sein, wenn wir gegen Mittag eine Scene im Speisesaal der Geheimräthin belauschen.

In der Mitte am Tische stand Adelheid vor einem Salatnapf und neben ihr, mit prüfendem Blicke jede ihrer Bewegungen beobachtend, die Geheimräthin. Um Adelheids Augen war eine Binde geknüpft. Sie übte sich, den Salat zu mischen, die Eier zu zerdrücken, Oel und Essig aufzugießen, ohne diese Ingredienzien zu sehen. Aber die Geheimräthin hatte Flaschen und Eierteller an einen bestimmten Ort gestellt und wenn Adelheids Arm irrte, gab sie durch leise Töne ihr ein Zeichen. Einige Schüsseln zur Seite gesetzt, deuteten darauf, daß dies Experiment schon mehrmals versucht war. Jetzt schien es zu gelingen. Der Salat kräuselte sich im Napf, doch verriethen Adelheids Bewegungen noch immer eine innere Aengstlichkeit, und wer unter die Binde sehen

können, würde eine Thräne in ihrem Auge entdeckt haben.

„Nur etwas ruhiger, sagte die Wirthin, und dann geht es vortrefflich.“

„Aber ich werde doch nicht mit der Binde zu Tische gehen,“ entgegnete das junge Mädchen.

„Du wirst aber, wenn Du den Salat machst, gen Himmel, das heißt an die Decke blicken. Es wird sich irgend eine Gelegenheit finden, Dich aufzufordern ein Gedicht, am besten eines von ihm herzusagen, Du geräthst von der Schönheit hingerissen, in Affect, und blickst in die Wolken. Während Du recitirst, stellt der Bediente den Salatnapf vor Dich und flüstert Dir zu: Fräulein der Salat! Du läßt Dich nicht stören und unterbrechen, greifst aber unwillkührlich nach Löffel und Gabel, und ohne einen Blick hinunter zu werfen, verrichtest Du mechanisch die Arbeit.“

„Aber die Liane aus dem Titan ist ja, wie Sie mir gestern verlasen, wirklich in dem Augenblick blind, und der häßliche Minister, ihr Vater, zwingt sie nur zu der Komödie, damit die Gesellschaft glauben soll, seine Tochter könne noch sehen. Herr Richter und alle unsre Gäste wissen aber, daß ich sehen kann, warum soll ich denn nun eine Fertigkeit zeigen, von der jeder Mensch weiß, daß sie eine außerordentliche Abrichtung kostet. Die Gäste werden wahrscheinlich den Titan gelesen haben.“

Adelheid hatte die Binde abgerissen.

Zehntes Kapitel.

Nationalität. Excellenz. Schweden, die Franzosen des Nordens? — Mode. Luxus. Rückblicke. Gemüth. Die vier Stände. Der Adel. Der Clerus. Beamte.

Alle Schweden sind entweder Excellenz oder nicht Excellenz. Dies, könnte man entgegnen, findet nicht allein bei den Schweden, sondern auch bei allen Nationen, ja allen Menschen statt; allein in Schweden ist der Unterschied durchgreifender. Er ist kein angeborner, nur ein mit Titel und Würden erwachsender, haftet aber, einmal erworben, so fest, nicht länger am Titel, sondern an der Person, daß man diese nicht mehr nennen kann, ohne die beigefügte Excellenz. Der Sohn sagt vom Vater: „Mein Vater, Excellenz!“ Der Vater vom Sohne: „Mein Sohn, Excellenz!“ Selbst wenn man alte, längst gestorbene und vergessene Familienglieder mustert, vergißt

„Das setze ich sogar voraus, sagte lächelnd die Lupinus. Sie werden sogleich wissen, was es bedeutet. Ach eine Liane! wird es von Mund zu Munde gehn. Du liebst ja nicht die groben Complimente, dies, hoffe ich, soll eines der feinsten sein, die ihm in Berlin begegnet."

Adelheid kam das Ganze mehr wie eine Beleidigung als wie ein Compliment vor gegen den großen Mann.

„Du kennst nicht die Welt und noch nicht die großen Männer, seufzte die Geheimräthin. Grade wer übersättigt ist von Lob und Bewunderung, ist am empfänglichsten für die kleinen Aufmerksamkeiten. Kann man Jean Paul noch mehr mit Huldigungen überschütten, als es die Damenwelt hier gethan! Der Hausknecht schimpft schon, wo er wohnt, über die vielen verwelkten Blumen, die er täglich in die Müllgrube kehren muß, und glaubst Du, daß wir ihm eine Freude machten, wenn wir ihn wieder mit einem Blumenregen überschütteten! Er würde das hinnehmen als etwas, was sein muß, und denken, wenn Ihr nichts weiter könnt! Aber eine solche versteckte Anspielung muß ihm schmeicheln, eben weil er recht gut weiß, welche große Vorbereitungen es gekostet hat."

„Und warum muß ihm denn geschmeichelt werden?"

„Weil er ein Mensch ist wie andere."

„Und warum muß man überhaupt schmeicheln?"

„Weil wir leben wollen."

Adelheid sah sie groß an. Sie schien sagen zu wollen, ich schmeichle Niemand und lebe doch.

„Weil Du jung und hübsch bist, antwortete die Geheimräthin auf den unausgesprochenen Gedanken, darum ist man gegen Dich aufmerksam. Wenn Du nicht mehr jung und hübsch bist, wirst Du Dich schminken müssen. Es giebt mancherlei Schminke. Je älter man wird, mein liebes Kind, um so mehr Arbeit hat der Mensch, denn um so mehr muß man die Schwächen der andern studiren, um vor ihnen zu gelten."

„Warum muß man denn gelten wollen!" Es entfuhr ihren Lippen; sie wußte sich kaum den Sinn der Worte zu sagen, und hätte sie gern wieder verschluckt, als die Pflegemutter sie anschielte.

„Ja warum lebt man! Der Philosoph fehlt noch, der uns die Frage beantwortet."

Es entstand eine Pause. Die Salatnäpfe wurden vom Dienstmädchen fortgeschafft, die Geheimräthin brachte die Tafel wieder in Ordnung, putzte die Möbel und richtete oder vertauschte die Kupferstiche an der Wand. Adelheid war emsig über eine weibliche Arbeit gebeugt, es schien um ihr Gesicht zu verbergen. Vielleicht hatte der scharfe Ton der Pflegemutter sie verwundet. Es klang davon noch etwas in der kurzen Frage wieder:

„Kam das auch von Deinem Lehrer?"

„Was, Mama?"

„Daß man nicht soll gelten wollen! Herr van

Asien ist ein Philosoph, der sich die Welt construirt, wie ein Dichter sie ansieht. Nicht wahr, hat er Dir nicht gesagt, jeder Mensch soll gar nicht scheinen wollen, sondern nur sein was er ist? Das klingt hübsch, aber die Menschen säben sehr häßlich aus, wenn sie nichts thäten, um sich zu verschönern. Davon, mein Kind, macht keiner eine Ausnahme."

„Er selbst will gewiß nicht mehr scheinen als er ist —"

„Sprich es nur aus, was Du verschluckst, Du meinst, er wäre sogar noch besser als er scheinen will. Nicht wahr, denkst Du es nicht bisweilen, wenn er in einer begeisterten Rede plötzlich inne hält, als wolle er etwas nicht sagen aus Bescheidenheit, wenn er die Augen abwendet, rasch auf ein anderes Thema übergeht! — Und wenn er nun damit nichts wollte, als daß Du glauben solltest, er wäre und wisse noch weit mehr, als Du denkst?"

Adelheid sah sie groß an: „Dann wäre er ja ein abscheulicher Mensch!"

„Nicht schlimmer als andere. Ja er thäte gewissermaaßen nur seine Pflicht. Ein Arzt, ein Prediger und Lehrer, wenn sie wirken sollen, müssen einen Glauben an ihre Vortrefflichkeit um sich verbreiten, damit ihre Patienten und Schüler an sie glauben."

„Er brauchte es gewiß nicht," sagte Adelheid.

„Da hast Du gewissermaßen wieder Recht. Er war ein guter Lateiner, wie mein Mann sagt, er hätte

nur einen gewissen Classiker zu ediren brauchen, und eine Anstellung und Anerkennung hätte ihm nicht gefehlt. Aber man sagt, das gilt jetzt nicht mehr viel. Da wandte er sich den jüngern Geistern zu, die aus der Natur, veralteten Poeten und der Mystik, Gott weiß, welche Schätze zu graben vermeinten. Abgestandene Aufklärung nannten diese jungen Genies die Werke, durch welche jene Männer, die vor ihnen berühmt waren, ihren Ruhm gewonnen. Auf dem Wege war kein Platz mehr für sie zur Geltung zu kommen. Van Asten wollte auch Dichter sein."

„Das hat er wieder aufgegeben, liebe Mutter. Er sagte mir, wer fühlt, daß seine Begabung für die Poesie nicht ausreicht, soll davon bei Zeiten abstehen."

„Sehr vernünftig. Von der ganzen jungen Schule hat noch kein einziger eine Anstellung erhalten. Herr Iffland will auch ihre Theaterstücke nicht zur Aufführung bringen. Es hat einen glänzenden Schein, mein Kind, aber es gilt nicht. Darum hat Dein Herr van Asten sich auch wieder auf anderes geworfen. Er will ein selbstständiger Mann, ein Character sein. Er hat sich von seinem Vater getrennt, der ein angesehener reicher Mann ist, und will sich selbst sein Fortkommen verschaffen. Wenn es ihm gelingt, hat er recht. Das ist die Aufgabe des Genius, aus sich heraus seine Welt sich zu erschaffen. Sein Anfang ist recht hübsch. Er tritt nicht auf wie ein junger Candidat, der mit gekrümm-

tem Rücken um die Erlaubniß bittet, ein Wort mitsprechen zu dürfen, sondern er geht aufrecht, und spricht wenig, kurz, aber entschieden. Das frappirt auch Vornehmere, und man fragt, wer er ist? Ich will ihm nur wünschen, daß es ausreicht. Aber ich fürchte, es wird nicht ausreichen. Gute Privatstunden geben, und dann und wann eine gute Abhandlung in den Journalen drucken lassen, damit erlangt ein junger Mann keine Bedeutung. Er thäte noch immer am gescheitesten, wenn er zu seinem Vater ins Comtoir zurückkehrte. Wenn man einmal der Erbe von van Asten und Compagnie wird, kann man sich schon bequemen ein paar Jahre am Ladentisch zu stehen."

„Walter!"

„Dann würde er Dir wohl weniger gelten?"

„Das nicht, aber —"

„Vor den Leuten würde er an Geltung verlieren. Ach mein Kind, es steht keiner so hoch, daß er nicht Alles verliert, wenn er vor den Leuten nicht mehr gilt; Kaufleute und Könige, Gelehrte und junge Mädchen. Warst Du etwa eine andre, als Du in dem schlechten Hause betroffen wardst? Benahmst Du Dich wie die Mädchen dort, trugst Du Kleider wie sie, blicktest Du frech die Männer an? Nichts von alledem, Du warst die tugendhafte sittsame Adelheid, die Du vorher warst und jetzt bist, aber Du galtest vor den Leuten für ein Mädchen wie die andern, und aller Deiner trefflichen Eigenschaften ungeachtet, wärst Du auf ewig verloren gewesen —"

„Wenn Sie nicht meiner sich erbarmt hätten.“

Man thäte der Geheimräthin Unrecht, wenn man glaubte, daß sie mit dem langen Eingang nur eine neue Dankopferung bezweckt habe. Im Gegentheil, sie liebte nicht Affectscenen, wo das Herz auf dem Präsentirbrett liegt.

„Ich habe nichts für Dich gethan damals, sprach sie mit einer Ruhe, welche die Aufwallung entschieden zurückwies. Du wurdest nur dadurch gerettet, weil der Zufall Dich in mein Haus führte. Das Deiner Eltern ist gewiß ein sehr ehrbares, aber Dein Vater und Deine Mutter haben wenig Umgang mit der Gesellschaft. Wenn sie Dich auch noch so behütet und eingeschlossen, Du hättest doch einen Flecken behalten. Die Dich gekannt, wußten freilich, was Du warst, die andern aber hätten gedacht: schade um das arme Mädchen, sie lebt nun so zurückgezogen, führt sich so sittsam auf, und thut alles was sie kann den Verstoß wieder gut zu machen, sie ist auch vielleicht ohne eigne Schuld, aber sie war doch ein Mal in dem Hause, und das vergißt man nicht.“

„Aber, Mama, warum nennen Sie es Zufall? Es war Ihr edles Herz, Ihre Großmuth, die mich aufnahm.“

„Es war der ausgezeichnete Mann, den der Zufall Dich finden ließ. Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn erkannte er im Augenblick die ganze Lage. Hier ist nichts zu vertuschen und durch Flicken nichts zu retten, sagte er. Was verloren ist, muß man ver-

loren geben, und dafür Neues erobern. Sie muß aus ihrer Sphäre entrückt, in eine andere höhere versetzt werden. Das muß mit einem gewissen Eclat geschehen, der die Klatschcirkel verblüfft, durch einen leuchtenden Akt der Anerkennung muß man ihnen auf den Mund schlagen, daß sie an ihrem Urtheil irre werden. Und das ist nicht schwer, denn die Menge murrt zwar über die Vornehmen, richtet ihr Urtheil aber immer instinctartig nach dem ein, was dort gilt. Ist das schöne junge Mädchen in den Kreisen, ich sage nicht retablirt, sondern mit vollen Ehren aufgenommen, wird sie gehätschelt, so sinkt das Urtheil der Menge über sie von selbst zusammen, und am Ende schämt sich jeder, der über sie geurtheilt und leugnet es ab, denn er will doch nicht dümmer erscheinen als die vornehmen Leute. So argumentirte der Lagationsrath, und ich gab mich gefangen, und Deine Eltern endlich auch. Und hatte der Treffliche nicht Recht? Ist nun nicht Alles gut? Man reißt sich um Dich. Bist Du eine andere geworden als damals in der kleinen Wohnung am Gensd'armenmarkt? Habe ich Dich besser gemacht, erzogen? Ich bin weit von der Eitelkeit entfernt, mir das anzumaßen; ich weiß sogar, daß Du ein Character bist, der sich eigentlich nicht erziehen läßt, der sich aus sich selbst herausbildet. Was Du nach meinem Willen thust, geschieht nur aus Dankbarkeit, und Du behältst doch Deinen Willen. Aber vor der Welt bist Du eine andre, Du giltst, ich sage nicht für tugendhaft, davon ist nicht

mehr die Rede, aber vielleicht für mehr als Du jetzt ſchon biſt, Du biſt ein enfant gaté der Modewelt, alles, weil Du in einem Hauſe lebſt, was Geltung hat. Ja, mein liebes Kind, wer unter den Menſchen leben will, muß vor ihnen gelten wollen."

Die Geheimräthin wühlte mit einem kalten Eiſen in einem warmen Herzen. Es war nicht das erſte Mal, es geſchah auch nicht zufällig; ſie meinte auch, nicht mit grauſamer Abſicht. Um feſt zu werden für das Leben vor uns, muß man jeden Augenblick über das hinter uns klar ſein, war ihr Argument.

Auch Adelheid wiederholte nur, was ſie ſchon tauſendmal geſagt, von dem Schutzengel, den ſie gefunden, dem neuen Leben, welches ſie in dieſem Hauſe angefangen, wie ſie ſich ſelbſt jedesmal ſtrafe, wenn ſie dem Willen ihrer Retterin entgegen handelte, wie Alles hier zu ihrem Glücke ausſchlage.

„Und doch wünſchteſt Du dich ſchon fort!"

So eiskalt der durchdringende Blick der Lupinus war, der auf ihr ruhte, eine ſo hohe Röthe übergoß Adelheids Stirn und Wangen; ſie ſenkte die Augen: ſie ſei vielleicht zu glücklich, darum wünſche ſie manchmal, es wäre alles ein Traum.

„Das ſind idylliſche Stimmungen, die ich Deinen Jahren gönne, aber Dein Verſtand überflügelt ſchon Deine Jahre. Dir mißbehagt manches, Du fühlſt Dich nicht ganz zu Hauſe; ich verdenke es Dir nicht, aber Du mußt klar mit Dir werden. Ich weiß es ſehr wohl, liebes Kind, manche Beſucher, die Ge-

sellschaftsformen, mein Verhältniß zum Geheimrath, auch das zu Deinen Eltern, die ich nicht als zu meiner Familie gehörig betrachten kann, das verstimmt Dich. Auch stimmen unsere Sentiments nicht immer zu einander. Das beklemmt Dich; ich verarge es Dir nicht. Aber es ist nun einmal so. Der Kanarienvogel findet sich in seinem glänzenden Käfig at auch beklommen. Aber wenn man ihn hinaus ließe erstarrte er an der rauhen Luft. Du wirst einmal hinaus, wenn sich eine gute Partie für Dich findet, was in meiner Gesellschaft sich bald machen dürfte, und dann bist Du frei."

„Nicht doch! nicht doch!" Adelheid küßte mit Heftigkeit die Hand der Luvinus.

„Du bist unruhig. Hättest Du wieder beleidigende Aeußerungen gehört?"

„Im Gegentheil, liebe Mutter, das ist alles überwunden, selbst der schreckliche Gedanke, daß ich in die Zeitungen kommen mußte, auch das ist nun vorüber. Als wir neulich durch die Nebel auf der Wiese fuhren, und die Sonne ging dann auf, und sie verdampften, bis alles, alles klar war, da fühlte ich mich wie aufgelebt. Das Gras, die Büsche und die Blumen sind doch nicht Schuld daran, dachte ich, daß der häßliche Nebel sie belegt."

Der Geheimräthin prüfender Blick war noch derselbe: „Und Dir ist doch etwas! Du kamst so echauffirt zurück. Du kannst Dich nicht verstellen. Ist er Dir wieder begegnet?"

Adelheid nickte nur mit dem Kopf.

„Wo?“

„Als ich in den Thorweg zu Herrn Richter einbog, glaubte ich ihn um die andre Ecke kommen zu sehen, ich hoffte, er hätte mich nicht bemerkt. Und darum war es mir lieb, daß Herr Richter mich länger aufhielt. Aber als ich heraustrat, und wirklich, ich hatte ihn in dem Augenblick ganz vergessen über den herrlichen Mann, da —“

„Unterstand er sich, Dich auf offener Straße anzutreten!“

„Nein, eigentlich nicht. Er stand am Eckhause, wo ich vorbei mußte, mit gekreuzten Armen, wie ein Träumender.“

„Und als Du vorbei gingst?“

„Mama, ich glaube beinahe, ich hüpfte vorbei, so wohl war mir in dem Augenblick und ich sah ihn erst, und er gewiß mich auch, als ich beinahe an ihn stieß.“

„Und —“

„Ich weiß nicht, stieß ich einen Schrei aus, aber es war gewiß nicht laut, ich fuhr zurück —“

„Und er?“

„Vielleicht sagte er auch etwas. Das weiß ich nicht mehr. Aber der Blick, den er auf mich warf, verfolgte mich.“

„Ich freue mich, daß es nur sein Blick war.“

„Nein, — er ging mir nach.“

„Unerhört! Ließest Du ihn nicht durch den Be-

man nie eine Ehre, die auch aus dem Moder des Grabes herausſtrahlt: „Dann kam unſer Großoh-im, Excellenz!“ u. ſ. w. Man erzählt ſich mit Freude in Familien und Provinzen von Dem und Jenem, der ihnen angehört, in ſo viel Zeit habe er Hoffnung, Excellenz zu werden. Dieſer Unterſchied, der tiefer einzugreifen ſcheint in die ganze Nation, als jener der vier Stände, tiefer als der zwiſchen den Geſchlechtern, hat ſeine hiſtoriſche Begründung. Ein Reichsrath mit dem Prädicat Excellenz, der große Oxenſtierna, führte nach Guſtaf Adolf's Tode den dreißigjährigen Krieg in Deutſchland fort, und ſeine Stellung zu Fürſten und Herren gab ihm wohl einen Rang, welchem der Titel Excellenz in gewöhnlicher Bedeutung wenig entſprach. Darum bedingte man Schwediſcher Seits beim Weſtphäliſchen Frieden den Reichsräthen, deren geringe Zahl im eigenen Reiche durch den Titel Excellenz ausgezeichnet wurde, den Rang Deutſcher Kurfürſten. In Deutſchland denkt man nicht mehr ſtark an die Bedingungen jenes Normalfriedenſchluſſes, und auch in Schweden hat die Zahl der Reichsräthe bedeutend zugenommen, ſo daß das alte Lüſtre der Excellenz etwas er-

vienten zurecht weisen! Er ist ja ein fürchterlicher Mensch."

„Den armen kranken Johann, der sich nur so hinschleppt —"

„Du hättest den ersten besten Polizeimann oder Soldaten anrufen sollen."

„Nein, theuerste Mutter, lassen Sie mich lieber nie mehr ausgehen, ohne Ihre Begleitung. Ich bitte Sie recht dringend, inständigst darum. Ich hätte wohl den Muth, ihm Rede zu stehen, wie er verdient, aber —"

„Drei Mal hatte er ja wohl die Unverschämtheit, sich anmelden zu lassen, seit er aus dem Arrest ist?"

„Das dritte Mal grade als Sie zum Polizeipräsidenten gefahren waren."

„Da ist auch keine Abhülfe, sagte die Geheimräthin kopfschüttelnd. Der Präsident meinte die paar Wochen, die man ihn wieder eingesperrt, seien das Aeußerste, was man thun könne. Denn von der Insulte gegen Dich ist nicht die Rede gewesen, nur weil er maskirt auf der Straße erschienen und mit der Wache seinen Spott trieb! — Aber, mit uns treibt er täglich seinen Spott, sagte ich, er verfolgt im Theater, auf der Straße meine Pflegetochter, er dringt in mein Haus. Wer schützt uns? Der Herr Präsident hatten keine Antwort, als, er bedaure, daß wir keine Bastille hätten, und keine lettres de cachet für Personen, die uns unbequem sind."

Adelheid senkte die Augen: „Was that er uns

auch eigentlich, was die Obrigkeit verbieten kann? Andre firiren mich auch im Theater. Er wollte in unser Haus, aber bei hellem Tage, er klingelte und ließ sich ordentlich melden. Er schrieb einen Brief an mich, aber wir schickten ihn uneröffnet zurück. Wir können dem Richter nicht ein Mal angeben, was er will."

„Sollen wir warten bis er eine Leiter anlegt, oder nachts übers Dach einbricht?"

„Neulich, als sie fortgefahren waren, hatte er mich durch das Flurfenster gesehen, und doch respectirte er die Unwahrheit, die der Bediente auf Ihren Befehl sagte: ich sei nicht zu Hause. Johann hatte die Thür schon geöffnet, er brauchte nur den Fuß vorzusetzen, ihn mit dem Ellenbogen zurückstoßen und wenn er seiner Tollheit nachgeben wollte, war er Herr im Hause. Es mag in dem Augenblick auch so etwas in seinen Sinnen umgegangen sein. Die Arme auf der Brust verkreuzt, stand er eine Weile auf dem Flur und sein Auge schien in die Dielen zu brennen. Da hab ich auch einen Augenblick gezittert. Plötzlich rief er: „ich werde sie ein ander Mal zu Hause finden!" und ohne sich umzusehen, stürzte er die Treppe hinunter. Es kann doch also keine böse Absicht sein."

„Seine Absicht ist, meinem Hause einen Affront anzuthun. Es ist eine Beleidigung jetzt mir zugefügt. Sein Vater hat den Taugenichts zwar desavouirt, nichts desto weniger bleibt sein Vater der Herr Geheimrath Bovillard, der am Ende noch Ge-

fallen daran findet, wenn ſein ungerathener Sohn eine Dame inſultirt, die er ſchon mit ſeinen Plaiſanterien verfolgt. Aber das ſoll, muß anders werden. Wir werden einen Beſchützer finden. Dein Erretter, der Legationsrath, der unglücklicher Weiſe bald nach jener Affaire Berlin verlaſſen mußte, um ſeine Güter zu revidiren, wird bald zurückkehren. Er weiß, wie man uns Ruhe verſchafft. Er iſt jetzt der Mann, der gilt, der Stern der Geſellſchaften, und ich hoffe von ſeinem Einfluß auf den alten Bovillard, daß er ſelbſt endlich müde wird und den Baurien auf gute Art aus der Stadt ſchafft."

Die Lupinus hatte in ihrem Eifer überſehen, daß Adelheid den Mund zu einer Mittheilung geöffnet: „Herr von Wandel iſt ja zurück."

Die Geheimräthin hätte jetzt ebenſo Grund gehabt, in Adelheids Art etwas Auffälliges, eine Aufgeregtheit zu finden, aber weil ſie ſelbſt aufgeregt war, merkte ſie es nicht.

„Er zurück! — Woher weißt Du das?"

„Als ich vor ihm — vor jenem — in einen Laden flüchten wollte, trat er heraus."

„Wandel — und — mein Gott, das Wichtigſte ſagſt Du mir jetzt erſt!"

„Ich war ſo überraſcht, verwirrt —"

„Und —"

„Ja, was eigentlich geſchehen, weiß ich nicht. Ich glaube, ich habe ihm die Hand gereicht."

„Du glaubſt —"

„Mama, ich glaube, ich hätte jedem sie gereicht, der mir entgegentrat, es war eine Angst, ich sah nichts mehr vor mir.“

„Und der Legationsrath! — Haben sich beide wieder erkannt?“

„Ich weiß es nicht. Der Legationsrath sah nur meine Angst. Aber — dann hat er mich nach Haus geführt.“

„Er — Dich? Hierher? Wo ist er — Was sagte er?“

„Liebe Mutter, zürnen Sie mir, ich weiß nichts von dem Gespräch. Ich horchte nur immer, ich bebte, ob er noch hinter uns wäre. Er wird mich für sehr kindisch gehalten haben.“

„Ich will es Dir vergeben, weil Du beschämt warst, nicht mehr Muth gezeigt zu haben. Und vor dem herrlichen Mann, dessen Gegenwart schon Deine gesunkenen Geister erheben mußte! — Aber mein Gott, wo ist er? Er hat Dich hergeführt. Warum kam er nicht mit herauf?“

Adelheids Geister waren nicht gehoben. Auf alle Fragen der Geheimräthin über ihren Begleiter, wußte sie kaum sich zu entsinnen, daß er beim Abschied gesagt, wenn er nicht zu einem Minister berufen, würde er sich sofort das Vergnügen gemacht haben, bei ihrer gütigen Pflegemutter anzusprechen. Adelheid ward mit dem Befehl entlassen, für ihre Toilette zu sorgen.

Die Geheimräthin war in sichtlicher Unruhe zurück-

geblieben. Ihre Gedanken machten Kreuz- und Querſprünge: „Was iſt denn wichtig, und was ſind nicht Bagatellen! Nur das, was grade gilt. Und ſie gilt, weil — weil geſtern die Frivolität Mode war und heute die Unſchuld. Auf wie lange? Und wenn man auch Unſchuld und Schönheit conſerviren könnte wie Mumien, ſo würden es doch abgeſtandene Dinge werden, denn der Reiz iſt nur beim Neuen. Und wer ihnen immer Neues, immer Pikantes vorſetzen, wer ſich wie das Chamäleon umwandeln könnte, in jedem Jahr und Monat ihnen neu ſein, der würde ihnen am Ende auch gewöhnlich und alt werden, weil er es kann, weil man es von ihm erwartet, und ſie würden ihn bei Seite ſchieben, wenn er nichts anders kann, und ihn wegwerfen, wenn er es nicht mehr kann.“

Als der Blumenſtrauß, den ſie aus der Vaſe genommen, von ihr gedankenlos zerpflückt war, erſchrak ſie über die bittre Richtung, die ihre Gedanken genommen. Eine ſchlechte Vorbereitung zu dem heutigen Abend. Es ſollte ein Feſt der feinſten Heiterkeit ſein. Wenn ſie den Legationsrath präſentiren konnte, ihn, den neueſten Lion der Geſellſchaft, den bewunderten, räthſelhaften Mann, der aber als er, eine neue Sonne, aufgegangen, plötzlich wieder verſchwunden war! Wenn er, nach ſeiner langen Abweſenheit, zuerſt in ihrer Geſellſchaft wieder erſchien! Wenn er jetzt anklopfen ſollte, ſein erſter Beſuch bei ihr? Wenn — Niemand kannte den geheimen Grund

seines Aufenthalts in Berlin, und welches Vertrauen hatte er grade ihr gezeigt, als ihn ein dringendes Geschäft plötzlich auf seine Güter rief! — Wenn er sich gedrungen fühlte, sie zur Mitwisserin seiner Ideen zu machen. Ihre Phantasie malte sich eine Reihe angenehmer Situationen, als eine kalte Frage dazwischenfuhr: Wird er denn überhaupt kommen? Hat er dem Mädchen nicht vielleicht etwas aufgebunden, nur um sie los zu werden? Ist er nicht vielleicht abgereist, um seine Verbindungen hier zu brechen? Er kehrt zurück, Gott weiß warum, aber nicht, um die wieder anzuknüpfen, deren er überdrüßig ist. Er ist ein Mann, der der Welt angehört, Berlin ihm ein Stationsort, um sich auszuruhen, nicht länger als nöthig, und die Personen, mit denen er umgeht, zum Zeitvertreib zu gebrauchen. Zum Thor hinaus, in der nächsten Stadt, hat er uns vergessen —

Aus diesem neuen peinlichen Selbstgespräch riß sie ein fester Klingelzug und gleich darauf meldete der Diener den Legationsrath von Wandel.

Viertes Kapitel.

Der Legationsrath.

Man hätte eine der chamäleonischen Verwandlungen, von denen sie sprach, in der Geheimräthin selbst erblickt, als sie auf dem Kanapee dem gefeierten Manne gegenüber saß. Ihre Wangen waren angehaucht, ihr Auge glänzte lebhafter, die Schärfe ihrer Züge hatte sich gemildert; wie sanft klang ihre Stimme, während ihre Finger sich mit den Polsterquasten der Sophalehne beschäftigten.

Er war derselbe. Sein Gesicht schien sich nicht verwandeln zu können. Die dunkeln Augen konnten dominiren; ihr gewöhnlicher Ausdruck aber war der des Observirens. Er las, was in der Seele stand, aber man konnte, was er gelesen, im Spiegel seines Auges nicht wieder lesen. Leidenschaften hatten dies Auge entzündet und ihre Spuren waren auf dem edel geformten Gesichte unverkennbar, allein er hatte die Ruhe der Betrachtung gewonnen, die sich von kleinen Emotionen nicht mehr irren läßt.

Die Geheimräthin war in der Regel die Erste

in den Kreisen, in welchen sie sich bewegt, sie war sich dieses Uebergewichts bewußt, dennoch glaubte sie den rohen Kitzel überwunden zu haben, welcher sich darin gefällt, dies Uebergewicht auch die Anderen empfinden zu lassen. Dem Legationsrath gegenüber fühlte sie diesen Zauberbann zerstört. Aber grade gegen eine geistige Uebermacht anzukämpfen, ist interessant. Eine Frau hat so viele kleine Künste, mit denen sie unvermerkt in das feste System des Mannes Bresche legt, wenn es der Mühe verlohnt.

Er stand auf der Höhe, wo man nur wenig auszugeben braucht, aber man reißt sich um die Münze, wie um eine Seltenheit. Dann sieht man auch wohl nicht immer genau nach, ob die Münze echt ist. Er saß nachlässig im Fauteuil, doch mit dem Anstand des vornehmen Mannes einer Dame gegenüber, die er auch dafür anerkennt.

Ihre Unterhaltung hatte sich weit entfernt aus den Kreisen, in welchen wir die Lupinus zu Hause wissen.

„Einer Frau von Ihrem Geist ist keine Region verschlossen, in die sie dringen will," hatte er auf eine Bemerkung der Geheimräthin erwiedert, daß sie die Sphären des Staats für, ihrem Geschlecht wenn nicht unzugänglich, doch geschlossen halte.

„Man sagt uns doch so oft, wir sollen uns nicht aus unserer Sphäre verlieren."

„Wer das uns auf sich beziehen will! Ist die Stael keine Frau! Mich dünkt, man braucht nicht so weit zu suchen. Sind nicht die höchsten Damen an

unſerem Hofe die eifrigſten Partiſaninnen der Politik! Und wer ſagt uns, ob nicht die ganze Politik der Zukunft in den Händen der Frauen ruhen wird!"

„O, wer in dieſe Zukunft blicken könnte, ob ſie uns Aufſchlüſſe, Lichter, Befriedigung bringt, oder das alte Einerlei des Zweifels, der getäuſchten Hoffnungen, der immer neuen Erwartungen, die nie erfüllt werden!"

„Die Zukunft, gnädige Frau, wird ſein wie die Gegenwart, wenn wir ſie nicht zu ergreifen verſtehen."

„Und wer ergreift dieſe! Wir Frauen ſcheinen wenigſtens nicht dazu beſtimmt."

„Auch Frauen ergriffen ſie und blieben Siegerinnen grade ſo lange als der Mann es bleibt, das iſt ſo lange als er ſich ſelbſt beherrſcht."

„Die Enthaltſamkeit ſoll uns doch nicht zum Siege führen!"

„Die Kraft, das Ziel unverrückt im Auge zu behalten, die Wege, die die kürzeſten und ſicherſten, nie zu verlieren und die Mittel zu handhaben, wie man Roſſe zügelt und ſpornt, deren Natur wir kennen."

„Das iſt nur an den Männern."

„Warum! Der Mann iſt bei der Umfaſſenheit ſeiner Bildung, Bezüge zum Leben, weit leichter der Verführung ausgeſetzt."

„Das ſind Paradoxien."

„Nichts weniger. Er iſt zugänglicher den Leidenſchaften, weil er ſie leichter befriedigen kann, dem Ehrgeiz, den Illuſionen aller Art; und giebt er

ihnen ſich hin, hört er auf zu berechnen, verfolgt er eine Phantaſie, iſt er ſchon verloren. Das Weib in ſeiner anſcheinend beſchränkteren Sphäre kann ihre ganze Kraft weit leichter auf einen beſtimmten Gegenſtand concentriren, und wie ſie den Mann beherrſcht, wenn ſie will, warum nicht die Welt!“

„Spötter!“

„Dem Weibe gab die Natur die feine Beobachtungskraft, die wir nur mit unendlicher Anſtrengung uns aneignen, die Gabe aus Symptomen, die unſerem in die Ferne ſchweifenden Blick entgehen, Seelenzuſtände, vergangene und künftige Begebenheiten zu entziffern. Vermag ſie's, Herrin zu werden über ihre Neigungen, Vorurtheile, ihre Liebe und ihren Haß, ihre Impulſe und abergläubige Vorſtellungen; vermag ſie's, ihre Beſtrebungen, ihre Liebe und ihren Haß auf größere Dinge zu richten, als den Untergang einer Rivalin, die Protection eines Günſtlings, dann, ſage ich Ihnen, kann ſie mit ihren außerordentlichen Mitteln Großes, Außerordentliches, warum nicht das Größte.“

Die Geheimräthin ſchwieg nachſinnend. Sie hielt es für den Moment geeignet, ſeitwärts abzuſpringen: „Sie wollen die Begeiſterung nicht gelten laſſen,“ ſagte ſie wieder aufblickend.

„Ich kann einen Trunkenen beneiden, aber nur ſo lange er es iſt.“

„Damit ſtreichen Sie aus der Geſchichte ihre ſchönſten Thaten.“

loſchen iſt; allein ein Abglanz davon ſchimmert noch durch das Volk, ſo daß man, wie mit heimlicher Scheu, von einem Weſen ſpricht, das nicht ganz in die gewöhnlichen Lebenskreiſe paßt. Selbſt was den König und ſeine Familie betrifft, erweckt unter den Schweden keinen gleichen Zauber, wie das Wort Excellenz.

Doch iſt dies keine einzelne, für ſich ſtehende Erſcheinung. Die Wurzel liegt im Schwediſchen Volkscharakter, welchem ein Stolz zum Vorwurf gemacht wird, der ſich in eigenthümlicher Oſtentation ausſpricht. Welcher Nation, wäre Stolz ein Fehler, wollte man ihn lieber vergeben, als der Schwediſchen! Die glänzenden Thaten ihrer nächſten Vorfahren berechtigen ſie dazu. Zu einem kühnen Trotz berechtigt ſie ihre Europäiſche Lage. Sie bieten dem Nordpol die eiſerne Stirn und haben den Germaniſchen Namen rein und aufrecht erhalten im Kampf mit Sarmatiſchen Nationen und den aſiatiſch wilden Völkerſchaften, für welche die Natur jene Polarkreiſe aufbewahrt zu haben ſcheint. Und die Armuth des Landes ſoll doch kein Grund ſein, den ehrenwerthen Stolz zu dämpfen? Er braucht ſich freilich nicht in

„Aus der Geſchichte nicht, meine Gnädigſte. Sie iſt ein großes Quodlibet, wo Platz iſt für vieles. Nur aus dem Katechismus der Wenigen, ſtreiche ich ſie, welche wiſſen, was ſie wollen.“

„Und wie wenige Größen bleiben dann übrig,“ erwiederte die Geheimräthin.

„Wenige, aber zum belehrenden Exempel genug. Cäſar blieb ſich gleich bis zum Gipfelpunkt.“

„Und fiel durch Mörderhand.“

„Der rohe Zufall liegt außer unſerer Berechnung; er fiel, nachdem er erreicht, was er erſtrebt. Und doch vielleicht war's auch nicht ganz Zufall!“

„Wie hätte Cäſar den Arm des Brutus hemmen können, wenn er keine Ahnung ſeines Vorſatzes hatte!“

Der Legationsrath lächelte: „Cäſar hatte Vertrauen, wo er nur Argwohn haben durfte. Cäſar war der große Mann, weil er ſich ſelbſt Alles verdankte, weil er im Siegerglück nicht glaubte, daß er nun genug gehandelt, daß nun das Schickſal für ihn wieder handeln müſſe, weil er nicht, von der eignen Größe trunken, an eine Miſſion glaubte. Aber er irrte, als er glaubte, daß ein großer Mann auch ſogenannte menſchliche Regungen haben, daß er, ohne ein beſtimmtes Intereſſe, großmüthig ſein dürfe. Er durfte nur auf die Schlechtigkeit der Menſchen ſpeculiren, und er ſpeculirte auf ihren Edelſinn. Er, in ſeiner Lage, durfte nicht hoffen und lieben, nur beobachten und rechnen, und ihm war der Argwohn

eine Tugend und Nothwendigkeit. Er schloß das scharfe Auge, er rechnete falsch und vertraute. Ein Cäsar darf auf nichts vertrauen!"

Es trat eine Pause ein. Das Gespräch hatte eine Wendung genommen, die vermuthlich an den Anfang desselben wieder anknüpfte. Man hatte von den Ereignissen des Tages gesprochen, von dem Stern, über den die Meinung sich noch theilen konnte, ob er ein leuchtendes Tages-Gestirn sei oder ein nächtliches Meteor?

„Und er ist Kaiser, hub die Geheimräthin an, er hat sich selbst dazu erklärt! Es liegt etwas so wunderbar die Sinne Berauschendes darin, ein gewesener Artillerielieutenant! Und die altgekrönten Mächte beeilen sich, ihn anzuerkennen!"

„Sie müssen wohl!"

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Legationsrath. Man darf ihn hier nicht ungestraft in allen Kreisen bewundern. Und Sie besuchen —"

„Die verschiedensten," fiel er rasch ein. Es war das gewesen, wofür der Gast es nahm, ein Klopfen auf den Busch. „Ich bewundere nichts, fuhr er fort, ich beobachte nur, und mein Facit der Anerkennung ziehe ich erst, wenn ich einen Mann am Ziele sehe."

„Wird er es erreichen?" fragte die Geheimräthin leiser.

„Wenn Sie mir sagen könnten, was sein Ziel ist, würde ich versuchen, auf die Frage zu antworten."

„Sein Ziel!“ — die Geheimräthin sah ihn groß an, aber sie verstummte vor seinem abmessenden Blicke. Mit einem Seufzer sagte sie: „War es denn ein Verbrechen, in ihm einen Beglücker der Menschheit zu erblicken!“

„Ein Verbrechen ist Unsinn, und der Wahn, daß Einer für Alle etwas schaffen könne, eine Thorheit. Jeder schafft für sich. Ich weiß nicht, ob der junge Bonaparte in seiner Jugend wirklich diesem Wahne nachhing, der Kaiser der Franzosen wird ihn belächeln. Man muß die Menschen kennen gelernt haben, wie wir, gnädige Frau, um zum Resultat gekommen zu sein, daß, was man so die Menschheit nennt, nicht werth ist, sein Bestes für sie zu opfern.“

„Aber mein Gott für wen soll man sich denn opfern!“

Der Gast schien es überhört zu haben, oder seine Gedanken hatten unwillkürlich einen andern Gang genommen: „Es ist zu bedauern, daß die Kaiserin ihm keine Hoffnung auf Nachkommen gewährt. Eine wahre Zierde ihres Geschlechts!“

„Sie kennen die Kaiserin Josephine!“

„Ihre Majestät, Königin Louise, ist gewiß die personificirte Huld und Schönheit, aber diese Creolin in der sichtlich noch das tropische Blut pulst, hat etwas Bestechendes, Fortreißendes. Man muß sie gesehen haben — ach schon als Josephine Beauharnais!“ —

„Sie kannten sie damals schon?“

„Es rühmen ſich Viele, doch wer kann ſagen, daß er ſie kennt! Kennt man nur ihren Einfluß auf den Kaiſer!“

„Sie hat vieles Blutvergießen verhindert.“

„Sagt man. Wer dieſe-on dit's geſchickt auszuſtreuen weiß, der commandirt über Armeecorps. Und beide, der Kaiſer und die Kaiſerin, ſind darin geſchickt, es fragt ſich eben nur wie lange beide zuſammen operiren werden?“

„Mein Gott, Sie ſcheinen auch mit den häuslichen Verhältniſſen des Kaiſerpaares vertraut.“

„Ich leſe nur, was jeder leſen kann, der die Augen aufhat. Will er ein Reich gründen, was ihn überlebt, muß er einen Sohn haben, der ihn beerbt. Wer arbeitet mit voller Kraft für einen andern Dritten! Was iſt ihm der adoptirte Stiefſohn! Erinnern Sie ſich was die ſentimentalen Seelen von ihm hofften, nachdem er die Revolution beſiegt?“

„Ich habe nie geglaubt, daß Napoleon ſich zu einem Monk herabwürdigen könne,“ ſagte die Geheimräthin.

„Gewiß, wer die Kraft hat ein Egoiſt zu ſein, wird ſich nie mit einer Livree begnügen.“

„Egoiſt!“

„Alle großen Männer ſind es, eigentlich alle wahren Männer. Wer ſchaffen will, muß für ſich ſchaffen, und wer ein Weltreich gründen will, für eine Dynaſtie, die ſeine iſt. Die Kaiſerin Joſephine iſt aber auch eine kluge Frau. Sie ſieht das ein;

wie weit sie vorausſieht, wissen wir nicht, aber sie hat einen Sohn. Es ist nun ein recht kluger Anfang, daß sie die Maske der Milde, Liebe und besänftigenden Güte vornimmt, und ob es von ihrem Gatten klug ist, sie ihr zu lassen — das ist eine andere Frage, die — uns beide wenigstens, meine theuerste Geheimräthin, glücklicherweise nichts angeht."

Er war aufgestanden. Die Geheimräthin hätte die Unterhaltung gern fortgesetzt: „Sie sind gewiß sehr affairirt. Eine so ehrenvolle Sendung muß Ihre ganze Zeit in Anspruch nehmen."

„Ich bitte Sie, kein Wort von der Bagatelle. Natürlich wird man nicht gerade zur Thür hinausgeworfen, wenn man als Ueberbringer solcher Ehrenzeichen ankommt, indessen, wie gesagt, ich wünschte, daß man in den Cirkeln hier kein Aufhebens davon machte."

„Indessen sehen wir auch wohl bald Ihre eigne Brust mit einem dieser Ehrenzeichen geschmückt."

„Für einen Briefträgerdienst! Monsieur Laforest, der Gesandte, lachte über die Mission, und das verdient sie auch; haben wir doch jeder für wichtigeres zu sorgen! Ich freue mich nur, daß die Demoiselle Alltag Ihre Liebe und Sorgfalt lohnt. Sie haben sich da eine ungemein schwierige Aufgabe aufgebürdet."

„Ich freue mich, daß alle Ihre Berechnungen so richtig eintrafen. Adelheids Renommee ist nicht allein hergestellt, sie ist — nun Sie erfuhren es schon.

Möchte ſie nie den Dank gegen den vergeſſen, dem ſie ihr Alles verdankt.“

„Dank, meine Gnädige! Es giebt keine Subſtanz in der Chemie, die ſo ſchnell verflüchtigt! Wer darauf bauen wollte —“

„Sie brauchen nicht zu bauen, denn Ihr Haus ſteht feſt. Freilich, was iſt Ihnen daran gelegen, daß man Sie in Berlin vergöttert! Indeſſen es iſt doch auch für einen Philoſophen nicht ganz unangenehm, wenn ihn die Leute auf der Straße kennen und feiern. Ach, mein Gott, warum mußten Sie damals ſo ſchnell abreiſen. Das war ein Erkundigen, ein Fragen nach Ihnen. Der Hausknecht, die Ouvriers, die für Sie gearbeitet, wer nur das Glück gehabt, Sie in Geſellſchaft, in ſeinem Hauſe zu ſehen, mußte Auskunft geben, wie Sie ausſähen, ſprächen, welche Ihre Freunde, ob Sie verheirathet wären, ob Sie hier Ihr Domicil aufſchlagen würden? Man wußte Sie in kleine Theile zu zerlegen, und meinte der kleinſte wäre doch noch etwas, was der Betrachtung Stoff giebt. Einige meinten, es ſei doch eine Art Koketterie, daß Sie durch Ihre ſchnelle Abreiſe der allgemeinen Bewunderung ſich entzögen, ich indeß meinte etwas anderes —“

„Und darf ich fragen, was meine Freundin meinte?“

„Sie leben ſich ſelbſt, und fühlen einen andern Beruf, als der Neugier der Menge Räthſel aufzugeben, die Sie nicht löſen wollen, vor ihr wenigſtens. Wahrhaftig, ich verdenke es Ihnen nicht.“

Der Legationsrath ließ einen seiner undurchdringlichen Blicke an der Diele haften, einen der Blicke, welche die tiefste Absorbirung der Gedanken ausdrücken; man will indeß behaupten, daß auch die Kunst solche Blicke gebrauche, um den Mangel an Gedanken zu verbergen: „Ach, meine Freundin, was verräth uns mehr welche Leerheit rings um uns ist, als dieses Haschen nach Geheimnissen, die nicht da sind. Weil sie aus sich heraus nichts schaffen können, weil sie sich selbst nichts sind, darum haschen sie nach einem Spielwerk, und ein unbekannter Fremder wird zu einem Räthsel, weil er vielleicht seinen Rock anders zuknöpft, anders den Hut abnimmt, einen andern Ton auf die Worte legt als hier alltäglich ist."

„Da ich immerwährend bestürmt werde, sagen Sie mir was ich den Leuten sagen, oder wenigstens, was ich ihnen verschweigen soll —"

„Verschweigen! Mein Gott, ist denn zwischen uns ein Geheimniß! Malen Sie mich Ihren Bekannten, wie Sie wollen. Eine solche Meisterin wird immer das Richtige treffen. Warum ich hier bin, das ist ja wohl das interessanteste Räthsel. Ich soll Emissair sein, Gott weiß von welchen Illuminaten- oder Freimaurer-Orden, obgleich diese Albernheiten längst aus der Mode sind! Ich bin geheimer Envoyé einer Macht, man weiß nur nicht welcher. Nicht wahr? Natürlich soll ich Staatsgeheimnisse ausspioniren! Ja wenn nur deren hier wären! Und da ich an der Tafel der Minister, der Prinzen speise,

da ich ziemlich offen mit ihnen converſire, iſt es doch nicht meine Schuld, wenn ich Dinge erfahre, an denen mir wirklich nichts gelegen iſt. Ich ſoll ja auch wohl ein Cröſus ſein, und bald wieder ein Glücksritter! Soll ich nicht auch nach einer reichen Ehe mich umſehen! — Er ſeufzte: Und die Geiſter einer unausſprechlich geliebten Gattin ſchweben noch um ihren Grabeshügel! Doch genug davon. Meinethalben laſſen Sie mich einen Caglioſtro ſein. Im Uebrigen habe ich noch Niemand verhehlt, daß der Zuſtand meiner Güter in Thüringen mich hergeführt hat. Treffliche Güter, aber verwildert unter meinem Vorbeſitzer. Es bedarf einer wiſſenſchaftlichen Agricultur-behandlung, um ihre Ertragsfähigkeit auf die Höhe zu bringen, die ich mir zum Ziel geſetzt. Ich beſitze chemiſche Kenntniſſe, wer aber kann alles wiſſen, wer braucht nicht des Rathes, fremder Einſicht! In Berlin finde ich einen Hermbſtädt, Klaproth, Klittner. Sie ſind meine Lehrer, Freunde, ich conſultire ſie, experimentire mit ihnen in der Zerſetzung von Kalkerde, Mergel, in allen Arten künſtlicher Dungarten. Das meine Beſchäftigung hier. — Sie ſelbſt aber ſehen mich ungläubig an. Ach, ich verſichere Sie, in dieſer Wiſſenſchaft allein iſt mein Troſt. Hier iſt Wahrheit, hier lern' ich kennen, was ſich bindet, was ſich abſtößt, hier iſt Folgerung, Zuſammenhang, hier löſ ich mir Räthſel, welche der Ballſaal der Menſchenwelt mit ſeinen tauſendfachen bunten Umhüllungen und Maſken ſo verwirrend umhüllt, daß oft das

ſchärfſte Auge, wenn es die Wahrheit glaubt gefunden zu haben, doch nur beſchämt vor einer neuen Larve ſteht. Vor der Chemie gilt keine Täuſchung. Während ſie Farben und Formen zaubert, zerſetzt ſie Alles in ſeine Urſtoffe. Das Kräuſeln des Dampfes in der Retorte, im Tiegel, der Geruch, den ſie entwickelt, der Lichtglanz, die ſchimmernde Farbe auf der brodelnden Eſſenz iſt das Leben, flüchtige Momente, während wir doch nur den Tod produciren, Schlacke, Aſche, Staub, Luft in Luft. Der Tod nur iſt dauernd. Leben Sie wohl."

„Mein Gott, was iſt Ihnen? Sie betonen das Wort Tod ſo beſonders."

„Mit jeder Stunde, die wir leben, bereiten wir ja den Tod. Ich hoffe alſo heut Abend auf Wiederſehn."

„Sie hoffen nur? Vorhin ſagten Sie beſtimmt zu. Sie erwarten heut keinen Befehl eines Prinzen mehr."

„Nein; wenn indeß ein Hinderniß —"

„Sie müſſen doch nicht wieder fortreiſen?"

„Ich hoffe nicht, daß es ſo ſchlimm ausfallen wird."

„Sie ſpannen meine Neugier. Jetzt müſſen Sie ſprechen."

„Es iſt nur eine der Kleinigkeiten, die das Leben pikant machen. Den jungen Bovillard, den ich in der That auf meiner Reiſe vergeſſen hatte, traf ich vorhin auf der Straße, und wenn meine Phyſiognomik mich nicht täuſcht, finde ich zuhauſe das, was ich längſt erwarten durfte. Indeſſen wird er ſich doch

nicht so überhasten, daß er mir nicht noch das Vergnügen gönnt, einen vergnügten Abend in Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft zu verbringen."

„Allmächtiger Gott! rief die Geheimräthin erblassend. — Eine Herausforderung! — Und dieser Taugenichts darf sich unterstehen einen Mann wie Sie — und um die edelste Handlung —"

„Vor seine Kugel zu fordern."

„Das darf nicht sein. Bester Freund, Sie kennen nicht seinen Ruf. Mit Ihrer Ehre verträgt es sich nicht —"

„Er saß noch nicht im Zuchthause, ward nicht ertappt auf dem Volteschlagen, auch hat er seine Spielschulden, wie ich höre, noch immer bezahlt, und ein Dutzend Duelle als Cavalier bestanden; das, meine gütige Freundin, giebt dem Sohn des Geheimrath Bovillard nach den Ehrengesetzen unserer Welt das Recht, auch Bessere wie ich, vor die Geschicklichkeit seines Arms zu laden, und wenn seine Kugel dies Herz durchbohrt, so versichre ich Sie, ist sein Renommee nicht schlimmer, sondern besser."

„Abscheulich! Wer bessert das!"

„Ein Mirabeau hatte einmal den Muth. Er sprach es aus, daß man einem Dummkopf nicht das Recht lassen dürfe, dem genialsten Mann Frankreichs mit einem Stück Blei seinen Kopf zu zerschmettern. — Die Revolution ist überwunden und die Dummköpfe haben wieder ihr Recht."

„Aber um Gottes willen, es muß doch Mittel geben —"

der Oſtentation Luſt zu machen; aber von dem, was einmal da iſt, muß man die Schatten- wie die liebenswürdigen Seiten betrachten.

Der Vergleich des Schweden mit dem Franzoſen war ein unglücklicher, oberflächlicher. Die Politik führte beide Nationen häufig zuſammen, auch die Schweden verriethen in der innern Geſchichte ihres Reiches einen unruhigen Sinn, Neuerungsſüchtige behielten oft die Oberhand, die Schweden lieben die Franzöſiſche Literatur und üben in der Geſelligkeit ein artig, feines Weſen. Darauf beſchränkt ſich indeſſen die ganze Aehnlichkeit, und wenn man tiefer in die verwandten Eigenſchaften eingeht, laſſen ſie ſich auf ganz verſchiedene Quellen zurückführen. Vieles erwuchs erſt durch die Bemühungen Guſtaf's III. und findet Analoges in der Franzöſiſchen Bildung der geſammten Europäiſchen Nationen des vorigen Jahrhunderts. Der ſtrengere Sittenforſcher wirft beiden Nationen vor: eine glänzende Oberflächlichkeit, eine Luſt am Schein. Dieſe Aehnlichkeit iſt auch nur ein Schein. Im Franzoſen — wenigſtens dem von ſonſt — rollt ein leichtes Blut; der Frohſinn, die Luſt am Vergnügen, iſt das Princip ſeiner Handlungen,

„Ein Cäsar Borgia würde freilich in solchem Falle Mittel finden; auch haben sehr kluge Köpfe sich dadurch der Welt erhalten, die allerdings mehr von ihrem Ingenium profitirt hat, als von zehn Hauptdegen, welche die Weinhäuser mit ihren Rodomontaden erfüllen. Indessen, wir sind keine Borgias und das neunzehnte Jahrhundert verträgt keine Stilets und Banditen."

„Aber es muß seine edelsten Männer schützen. Es giebt auch andre Mittel, eine höhere Polizei, eine Justiz. Bovillard der Vater muß es erfahren, er muß endlich etwas thun, dem Unwesen seines Sohnes zu steuern. Der König selbst ist entsetzt über diese blutigen Raufereien —"

Der Gast hatte ihren Arm ergriffen: „Um des Himmels willen, meine gütigste Freundin, soll ich bereuen, daß ich im Vertrauen die Lippen öffnete. Es war Alles Scherz —"

„Nein, es ist Ernst."

„Wenn Sie dem Dinge den Namen gönnen, so beschwöre ich Sie, kein Sterbenswörtchen davon! Sie werden mich verstehen. Was ist das Leben? Eine Anweisung auf Geltung. Wird dieser Wechsel zurückgewiesen, was bleibt uns davon! Wer mag der Lebensluft, in der wir nur athmen können, den Rücken kehren! Ich rechne also auf Ihre Discretion. Jedes Wörtchen, jeder Wink könnte von meinen Feinden anders gedeutet werden. Es ist ja auch möglich, daß der junge Mann sich eines Besseren

beſinnt. Ach Gott, der Möglichkeiten ſind ſo viele, daß ich es aufrichtig bereue, Sie nur einen Augenblick geängſtigt zu haben. Keinenfalls darf die Vorſtellung Ihre Heiterkeit ſtören. Meine ſoll es wenigſtens gewiß nicht, denn ich freue mich aufrichtig den neuen Abgott der Reſidenz kennen zu lernen."

„Sie kennen Jean Paul noch nicht?"

„Ich begegnete ihm wohl irgendwo."

Die Geheimräthin ſah etwas verlegen vor ſich hin: „Ich hoffe, Sie disapprobiren nicht —"

„Was ſich verſteht in Credit zu ſetzen. Der Werth eines Staatsmanns, meine Freundin, und der eines Dichters, was ſind ſie an und für ſich, es kommt allein ihr Courswerth in Betrachtung, gleichviel, ob der Dichter ihn ſich ſelbſt gemacht, oder andere ſo gütig waren. A propos, da kann ich Ihnen eine Neuigkeit mittheilen. Bei Hofe iſt eine lebhafte Intrigue. Nachdem es nicht gelungen Schillern hier zu feſſeln, verſucht man Herrn Richter uns ein zu impfen. Die Parteien ſind getheilt. Ihre Majeſtät die Königin wünſcht ihm eine Präbende zuzuwenden. Beim Könige fürchtet man auf Schwierigkeiten zu ſtoßen. Um deswillen ſpielen alle Maſchinen. Die Berg läuft von dieſem zu jenem. Herr Jean Paul ſoll von der allgemeinen Gunſt gehoben und getragen werden, bis er dem Throne ſo ins Auge gerückt iſt, daß Seine Majeſtät ſich zu einer Auszeichnung gleichſam gezwungen fühlen. Daher werden die Kunſtgärtner bis zum Exceß um ihre ſeltenen

Blumen geplündert, daher die Damendeputationen an den neuen Frauenlob. Die Königin lüde ihn gern ſelbſt ein, aber er muß erſt gewiſſe Leiterſtufen der Einladungen durchgemacht haben, bis das in einem petit cercle möglich wird. Man iſt daher auch ſehr zufrieden mit den Arrangements unſrer theuren Freundin, und die Stufe der Ehre, die Sie ihm heut erweiſen —"

„Mein Gott, wie kann man wiſſen —"

„Man weiß Alles. Aber bedenken Sie wohl, daß die Gunſt der Königin nicht jedesmal zur Gunſt Seiner Majeſtät führt. Er iſt kein Freund der Abgötterei. Doch qu'importe, aber hüten Sie ſich, daß unſre Schönheit hier, wenn ſie ihm den Lorbeerkranz auf die Schläfe drückt, nicht zu tief ins Auge des Dichters ſieht. Man ſagt zwar, er wäre in alle Hulrinnen Berlins verliebt, und in ſeinen Entzückungen weiß er nur noch nicht, welcher er das Tuch zuwerfen ſoll; aber nur nicht unſrer Adelheid! Ihre Natur iſt zu ſchön, um ſie mit einem Dichter zu verträumen. A revoir!"

Der Legationsrath ließ die Geheimräthin in einem Meer von Gedanken. Sie paßten nicht alle zu dem Feſt des heutigen Abends und ſchienen ihre Luſt etwas zu trüben.

Fünftes Kapitel.

Mars mit dem Zopf.

Eine Gesellschaft, zur Zeit als Gesellschaften die Blüthe des geistigen Lebens repräsentirten, mag man mit einem Sonnensystem vergleichen. Wenn aber viele Sonnen mit gleichen Ansprüchen da sind, kann sie uns wie ein Universum erscheinen, das, nicht fertig, noch nach einem Centralpunkt sucht. Ein solches meteorisches Wogen ist für Viele unbehaglich, für den Beobachter interessant, für den Maler aufzufassen unmöglich. Er muß sich mit Segmenten genügen lassen.

Die Wirthin wäre gern die Sonne gewesen. Aber eine Sonne muß nicht allein scheinen und leuchten, sie muß auch wärmen. Sie war eine Frau von Verstand und selbst Witz, eine Erscheinung, die nicht ohne Eindruck blieb, aber es war nicht der Verstand und Witz, der fesselt, nicht die Erscheinung, die zugleich imponirt und anzieht. Sie durchdrang die Gespräche, sie wußte sie zu leiten, abzubrechen, aber ihnen nicht den Hauch und die Färbung zu geben,

daß ſie ſich von ſelbſt fortſpannen. Sie war die liebenswürdigſte Wirthin, die für Jeden etwas Angenehmes in Bereitſchaft hatte, aber es ſchien ſo ſpitz zugeſchnitten, daß die Oekonomie dem Geſchmeichelten nicht entging. Es blitzte, wo ſie erſchien, die Converſation wogte in ſanften Wellenlinien einer gewählten Sprache, aber ſie ſtockte plötzlich, wenn ſie zu andern Kreiſen ſich wandte. Man fühlte ſich genirt, wo ſie hinzutrat, und frei, wenn ſie den Rücken gedreht. Das wird freilich in allen Geſellſchaftskreiſen ſein, wo eine an Geiſt und Bildung überragende Erſcheinung der Unterhaltung ihr Siegel aufdrückt, die minder Gebildeten fühlen das unſichtbare Joch, die Magie des Geiſtes, gegen die ſie, ohne ſich ſelbſt bloß zu geben, nicht rebelliren dürfen, ſie fühlen ſie ſogar doppelt, wo der Geiſt ſich zu ihren Vorſtellungen herabläßt, und ſie würdigt, in ihrer Sprache zu reden. Aber dieſe Geſellſchaft war eine ungleich andere, als die gemiſchte, in der wir neulich die Geheimräthin zu beobachten Gelegenheit hatten. Sie war eine gewählte. Die Geheimräthin kannte Alle, ſie wußte was man vermeiden, was man andeuten dürfe, und doch traf ſie es nicht, daß es den Leuten recht ward. Eine liebenswürdige Wirthin, eine geiſtvolle Frau! war das allgemeine Urtheil; wohlverſtanden das, was zwei ſich ſagten, die ſich und ihre Meinungen noch nicht kannten. Wenn ſie ſich verſtändigten, kamen einige „Aber" hinterher. „Aber ſehr ſcharf." — „Geiſtreich, ſehr geiſtreich, aber ihr

Geiſt ſchneidet.“ — „Kulin. ſagte ein Dritter, ſie hat Alles, um eine Geſellſchaft zu entzücken, nur fehlt ihr der Aplomb.“

Es waren Wandelſterne und Fixſterne. Zu jenen gehörten die Wirthin und ihre Pflegetochter. Wenn jene mit ihrem leiſen Tritt die Kreiſe durchwandelte, konnte man ſie mit einer Geſpenſtererſcheinung vergleichen. Das iſt ein gewagtes Gleichniß; aber eben ſo gewagt iſt es doch, wenn andre Adelheid mit dem aufgehenden Morgenſtern verglichen, oder gar mit einer Sonne, die Frohſinn und Luſt verbreite. Wer ſchärfer geſehen, hätte vielleicht auch die große Anſtrengung des jungen Mädchens bemerkt, ſo zu erſcheinen, wie die Pflegemutter es wünſchte, immer munter, naiv, geiſtreich. Es war noch ein anderer weiblicher Stern von ſehr verſchiedener Natur, auf den wir ſpäter treffen werden. Jean Paul war noch nicht da, auch Herr von Wandel ließ noch auf ſich warten. Dagegen ſchien an dem großen Ofen eines Nebenzimmers einer der Fixſterne zu ſtehen in der Perſon des franzöſiſchen Geſandten Laforeſt. Der Diplomat brauchte ſeine Kreiſe ſich nicht aufzuſuchen, oder er wollte es nicht, aber er zog magnetiſch die kleinen Lichter an ſich. Er war heute ſehr aufgeräumt und liebenswürdig, behauptete man. Ein Bonmot ging ſchon durch die Zimmer. Auf eine unbeſcheidene Frage: was ihm in Berlin am beſten gefalle, hatte er geantwortet: die Oefen. Andere hatten ſchon gehört, daß er geſagt: es ſei das einzige Gute, was er in Ber-

lin gefunden. Noch andere, er habe gesagt: in einer Stadt, wo er nichts kalt und warm gefunden, sei eine Maschine, die man nach Belieben heizen und kühlen könne, der preiswürdigste Gegenstand.

In einer Herrengruppe musterten einige die Gesellschaft. Man wunderte sich den Geheimrath Lupinus von der Vogtei unter den Gästen zu sehen.

„Was wundert Sie das, sagte der Regierungsrath von Fuchsius. Er ist völlig freigesprochen und Alles bleibt ja beim Alten."

„Aber sein Leben auch dasselbe. Es ist doch ein Scandal, wie ich hörte," bemerkte ein Major noch in jüngeren Jahren; er hatte nicht den preußischen Pli.

„Wir bleiben Alle, was wir sind, sagte aufseufzend Fuchsius. Seit Lombard zurück, die Anstrengungen der Königin, neue Lebensgeister ins Ministerium zu bringen, gescheitert sind, ist es mit allen den guten Vorsätzen und den schönen Ansätzen vorüber. Welche trefflichen Reden und Memoiren sind umsonst geschrieben."

„Zum Teufel mit den Reden!" sagte ein General, den grauen Schnurrbart streichend; aber es leuchtete noch ein Feuer aus seinen lebhaften Augen.

„Das denkt vermuthlich der Geheimrath Lupinus auch, fuhr der Rath fort. Warum soll er sich geniren? Es schwimmt ja Alles wieder in diesem Sumpfe süßer Gewohnheit weiter. Und wenn der Staat selbst sich auf dem Lotterbette weiter streckt und wiegt, was darf er vom Einzelnen fordern, daß er

ſich aufrafft! Der König, das gebe ich Ihnen zu, wünſchte es "

„Wenn er nur wenigſtens die franzöſiſchen Orden nicht angenommen hätte!" rief der General, der ſich auf einen Stuhl geſetzt, und preßte die Bruſt auf der Rabate zuſammen. „Schimpf und Schande! Mag er ſie der Clique austheilen, aber der preußiſche Ehrenrock iſt beſchimpft, wenn auch Militairs ſie tragen müſſen!"

„Das kommt auf Anſichten an! erlaubte ſich der jüngere Militair zu entgegnen. Der feindliche General, den Napoleon in ſeinen Bulletins lobt, fühlt ſich doch mehr geſchmeichelt, als ſelbſt durch die Orden, die ihm ſein eigener Fürſt ertheilt."

„Spitzfindigkeiten, mein Herr von Eiſenbauch! fiel der General ein. Sie gerade würden ſich am meiſten ſchämen. — Alliancen, wo ſie natürlich und möglich ſind, ein Entſchluß, wo die Ehre gebietet, und Krieg, wo es die Exiſtenz gilt."

„Vergebung, meine Herren, ſagte der Major. Sie wiſſen, ich bin kein geborner Preuße und habe erſt ſeit kurzem die Ehre Ihrer Armee anzugehören. Vielleicht gab mir aber meine Stellung als Beobachter von außen Gelegenheit, unbefangener in manchen Dingen die Politik Ihres Staates zu betrachten. Schleudern Sie nicht zu heftige Bannſtrahlen gegen die Männer am Ruder."

„Die Politik, daß wir uns an der Naſe herumziehen laſſen, mein Herr Major!"

„Preußen fühlt sich groß, und hat doch den Instinkt, daß es nicht so groß ist, um das Gewicht in die Wagschaale der Weltbegebenheiten zu werfen, wie damals als ein jugendlicher Kriegsheld, der Genius des Jahrhunderts, an seiner Spitze stand. Daher die natürliche Scheu herauszutreten, ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Wenn es nun nicht gehört würde? Dann ist der Nimbus hin. Wenn es unterläge? Dann ist seine Existenz hin. Wenn es sich aber den vielfachen Coalitionen unbedingt jedesmal angeschlossen, die seit der Pilnitzer den Europäischen Brand statt zu löschen vermehrt haben? Es hätte sich der Selbstständigkeit begeben, die ihm Friedrich hinterließ, es wäre kein Körper mehr, eine mit fortgerissene Partikel. Es kämpft, und ringt, und verhandelt eben so um seinen Schein, als um sein Wesen. Darum das Laviren, die unleugbaren Zweideutigkeiten seiner Politik, die ihm die Herzen entfremdeten, welche erwartend, hoffnungsvoll ihm in Deutschland entgegen schlugen. Meine Herren, wer unter uns lobt das! Aber nachdem wir so lange den Frieden uns eingehandelt, eingetauscht, ertrotzt oder erbeten, was sollen nicht Männer, die der großen Aufgabe nicht gewachsen sind, vor dem Augenblick der Entscheidung erschrecken! Leugnen wir uns nicht, es heißt jetzt Alles einsetzen, Alles in die Schanze schlagen, um nicht mehr zu gewinnen als Preußen hatte, ja vielleicht nicht das einmal, denn wir wissen nicht, was die mächtigen Verbündeten, denen wir

uns hingeben müssen, uns davon lassen! Wundern Sie sich, daß diese Männer auf andere warten, die es ihnen abnehmen, daß sie nicht selbst wagen, die Toga zu schütteln: Hier habt ihr Krieg!"

„Wenn man Sie nicht besser kennte, sagte der General, nicht wüßte, daß Sie Ihre Dienste von Staat zu Staat tragen, wo nur Aussicht ist zum Kriege gegen die Franzosen!"

Fuchsius sagte, sich vorsichtig umblickend: „Nehmen Sie sich etwas in Acht. Man weiß in Saint Cloud, daß Sie ein militairischer Ideologe und ich weiß, daß Lafores Sie beobachten läßt. Aus Enghiens Beispiel wissen wir wenigstens, wie der neue Kaiser zu schrecken versteht."

„Pah! rief der General. Wir sind nicht in Baden. Zügeln Sie indeß Ihre Advokaten-Beredtsamkeit, Herr von Eisenbach. Es könnte Sie mancher mißverstehen. Ich aber sage Ihnen, wer jetzt nicht herbeieilt, um am Brande mitzulöschen, ist so schlimm, als wer Feuer hinzuträgt. Wonach Bonaparte trachtet, liegt klar zu Tage. Oestreich soll erdrückt, zermalmt werden. Ein Thor, wer jetzt noch glaubt, daß Oestreichs Vernichtung Preußens Erhebung ist. Das Schicksal hat bestimmt, daß beide Feinde zusammen handeln. Nur darin sollen sie rivalisiren, wer am tüchtigsten los schlägt. Zaudern wir jetzt wieder —"

„So sind wir isolirt und — verloren!" rief Fuchsius.

der Quell, aus dem die Erscheinungen seines öffentlichen Lebens hervorgingen. Er amüsirt sich und will amüsiren, freilich in einer höhern Bedeutung des Wortes, indem er sich mit leichten logischen Schlüssen für die erste Nation der Welt erklärt. Die Eitelkeit ist dem Frohsinn untergeben, wenigstens eng mit ihm verschwistert. — Die Grundlage des Schwedischen Charakters dagegen ist durchaus der nordische Ernst. Uns ist im ganzen Lande nichts eigenthümlich Heiteres begegnet. Was weis't davon ihre Geschichte auf, was ihre Poesie? Ihre alten Balladen, ihre Volksmelodien, alles ist schwermüthig, melancholisch. Ist es ihre Geschichte minder? Aber der thätige Ernst kann sich auch mit der Sucht nach Glanz vertragen, wenn er nicht früh eine tiefere Begründung im Sinn für das Wissenschaftliche, für die Kunst findet. Für die letztere fehlt die nöthige Wärme; das Land ist schön, aber doch zu kalt, es ist kein Duft da. In der Wissenschaft hat sich der Schwede ausgezeichnet, strahlende Namen glänzen in die Nachwelt, aber es blieb Einzelgut, wiewohl anerkannt von der dankbaren Nation. Diese mag seit einem Jahrhundert eine Richtung nach dem glänzend Ober-

Ein stolzer Commandoblick des Generals traf den Sprecher: „Wer sagt das!“

„Wenn wir alle unsere Bundesgenossen von uns gestoßen —“

„Sind wir noch wir selbst.“

Der General hatte sich erhoben, die beiden Herren folgten, sie blickten sich bedeutungsvoll an.

„Ja, meine Herren, fuhr der General fort, es wäre ein namenloses Unglück, man könnte uns der Frechheit, des Verrathes, beschuldigen, wenn wir wieder die Gelegenheit entwischen lassen, wie vor sechs Jahren, aus Eigensinn oder Eigennutz. Ein Unglück ja, wenn wir nicht losschlagen, aber verloren sind wir nicht, wenn wir allein stehen.“

Die jüngeren Zuhörer senkten die Augen. Der Veteran aber fuhr mit leuchtenden Blicken und gehobener Stimme fort:

„Nein, meine Herren, vielleicht fügt es das Schicksal so, damit wir noch größer einst dastehen. Sie sind kein Preuße, Herr von Eisenbach, Herr von Fuchsius ist kein Militair, ich bin beides, und mein Herz pocht laut und froh bei dem Gedanken: wir allein ihm gegenüber! Dann Alles in die Wagschale geworfen, und, ich sage Ihnen, wir schnellen nicht in die Luft! Braunschweig, Möllendorf, Hohenlohe, Kalkreuth! sind das nicht Namen, vor denen die Davoust und Bernadotte, und wie sie heißen, erbleichen! Einer genügte schon; denn welcher Ruhm und welche Erfahrung sind da aufgespeichert. Und

nun denken Sie, alle diese Namen vor einer Armee, deren Officiere zur Hälfte noch unter Friedrich siegten, vor graubärtigen Soldaten, die noch sein Auge anfunkelte. Und die Generale, die zum Felddienst zu alt, pflanzen ihre Fahnen auf die Mauern unserer stolzen Festungen. Denken Sie sich dies Corpus von altem Ruhm, unvergleichlicher Taktik, von preußischem Muthe beseelt, von Wuth entflammt, zehnjährige Unbilden zu rächen, und gegenüber — die zusammengestoppelten, gepreßten Schaaren der windigen Franzosen, die nur siegten, weil sie schneller sich bewegen konnten, — dies räumen wir ihnen ein, — denken Sie ihn anprescheu mit solchen Schwärmen gegen ein Quarré, ein Quarré aus der ganzen Preußischen Armee, und fragen Sie sich dann, wie viel Napoleon Bonaparte's Name wiegen, wie viel Ueberzahl er haben muß, welche taktische Künste ausreichen, damit er diese Eisenmauer durchbricht. Er wird sie nicht durchbrechen, und wir, wir wollen sehen, wie Friedrichs Geist von Leuthen auf uns herabblickt!"

Es war etwas hinreißendes in dem Feuer, dem der alte Kriegsmann sich überlassen. Man wußte, als Cornet hatte er unter Friedrich seine Sporen erworben, der große König selbst hatte den Jüngling mit seiner Gnade beglückt. Es war Wahrheit in der Rede, wenn auch nur die des Glaubens.

Man schwieg. Der General that einige Schritte auf und ab. Dann zog er die Befreundeten zu sich

in eine Ecke, und sprach mit leiserer Stimme: „Meine Herren, das ist noch keine Entscheidung und wir dürfen die Hoffnung noch nicht aufgeben. Wir müssen zusammenhalten, arbeiten, miniren, wir müssen Tag und Nacht auf der Hut stehen, dieser Clique auf die Finger zu sehen; wir müssen, zur Ehre unseres Königs, den Hahn gespannt, die Lunte in der Hand halten, und unsere tägliche Losung muß sein: Kein Nachgeben mehr! Und wenn der Allianztraktat mit Frankreich zur Unterschrift auf des Königs Tische läge, dann grade, dann noch zaudert er. Er zaudert, wenn er ein Todesurtheil unterschreiben soll; was, wo so viele Tausende durch einen Federzug decretirt werden! Die Hoffnung, sage ich, nicht aufgegeben, denn ein Lüftchen kann alles ändern. Darin sind wir einig. Im andern nicht. Sie sind beide jung, auf Schulen gewesen, glauben Systeme zu haben. Ich tadle es nicht, ich war auch einmal jung, aber die beste Schule ist das Leben."

„Aber Herr General geben mir zu, —" was der Major sagen wollte, ward vom General unterbrochen.

„Daß einige Reformen nothwendig sind. Ja, einige, Herr Major." Er hatte ihn am Rock gefaßt, und fuhr vertraulicher fort. „Die reitende Artillerie, das bedenken Sie wohl, war Friedrichs Schöpfung. In einem Lieblingskinde sehen die gescheitesten Väter oft nicht die Fehler. Auch ein großer Mensch ist ein Mensch, und darum keinen Vorwurf auf den großen

König! Ihre Construktion der Laffetten, ich sage es grade heraus, trotz Tempelhofs Auterität, ist admirabel; sie muß eingeführt werden, was auch der Kriegsminister opponirt. Auch Ihre Ideen über die Bespannung zeugen von dem Scharfsinn, den ich ästimire. Selbst zugeben will ich, daß in unserm Geschützgießen Verbesserungen möglich sind, aber ich denke, daß unsre Kanonen noch, wie sie sind, einen Preußischen Donner ergeln sollen, der die Franzosen an Roßbach erinnern wird. Nicht alles auf ein Mal! Gegen Ihre Propositionen hinsichts der Spontons bin ich; das sage ich Ihnen jetzt offen raus. Das Spontonexercitium mag immerhin andern närrisch erscheinen, Narren werden Sie in der Welt überall finden. Das Präsentiren mit dem Sponton ist das Präsentiren der Armee vor sich selbst. Der Fähnrich, der, vor die Front springend, es balancirt, jetzt senkrecht, nun verquer, macht die Honneurs vor dem Feldherrn, dem General, vor dem Bataillon, vor sich selbst, nicht vor dem Publicum. Das halten Sie fest. Der Franzos mag darüber sich mocquiren, so viel er will, er hat Recht, für ihn ist's Narretheidung, weil er das nicht hat, was wir haben, — verstehn Sie mich recht — unsre Essenz, meinethalben Existenz. Das Sponton ist das Residium des alten Rittergeistes im Preußischen Militair. Wenn ich so sagen darf, er betrachtet sich als eine geschlossene Zunft und ist das Symbolum des Respectes vor sich selbst. Und meine Herren, schaffen Sie erst die Spontons ab,

so fällt auch der Ringkragen, warum nicht auch die Schärpe und der Federhut, und wo ist das Ende!"

Fuchsius und der Major hatten sich angesehen.

„Sie wollen auch gern die Ramaschen fort haben, fuhr der General freundlich fort. Der Preußische Soldat ohne die Ramasche sage ich Ihnen, ist nicht mehr der Preußische Soldat. So kennen sie uns, so sollen sie uns wieder kennen lernen, anders nicht. Weiß wohl, liebster Major, was Sie in Ihrem Memoire über die Massenbewegungen sagen. Charmant exprimirt, fein beobachtet. Durch diese schnellen Evolutionen, daß er gleichsam aus einem Sack die leichtfüßigen Massen schüttelte, seinen Feind flankirte, von allen Seiten scheinbar zugleich angriff, sofort die Geworfenen durch neue Massen ersetzte, darnach hat Bonaparte in den meisten Bataillen gesiegt. Richtig! Aber gegen welche Feinde! Sehn Sie, offenherzig gesprochen, ich admirire auch seinen Erfolg und sein Genie, aber was sagt Friedrich in seinen Memoiren? Wenn sich zwei Feldherrn in langen Campagnen gegenüberstanden, lernen sie sich dermaßen kennen, daß jeder die Manier und die Finten des andern auswendig weiß. Wir sind nun in der Lage, daß wir durch bald zehn Jahr ihn aus der Ferne beobachtet haben, und ich sage Ihnen, dieses großen Taschenspielers Kunststücke kennen wir nun, er aber kennt uns nicht und kann uns nicht überraschen. Seine Chocs werden an uns abprallen, wie die Schwärme der Parther an den Römischen Triariern, und was

unſre Cavallerie anlangt, ſo braucht Niemand in Sorge zu ſein. Die Zieten und Seydlitze werden ſich finden zur poursuite, wenn wir einmal die Canaille geworfen. Freilich im Laufen kommen wir ihnen nicht gleich."

Der General glaubte geſiegt zu haben. Der Major aber ſah ihn wieder fragend an: „Indeſſen, mein Herr General, es waren doch auch andere Punkte —"

Der Veteran lächelte mit der Freundlichkeit eines Gönners, der einen Clienten nicht zu herb in die Grenzen des Reſpectes zurückweiſen will.

„Ich habe das auch wohl geleſen, und mich über die Intentionen, und die wohlarrangirte Explication gefreut. Aber, meine Herren, — er ſchien auch den Rath in ſeine Belehrung hineinziehen zu wollen — mit Theorien hätte Friedrich Schleſien nicht erobert; unſere Armee iſt nun einmal ſo und nicht anders, Herr von Eiſenhauch. Und ſo war ſie gut, und ob ſie dann noch gut bleiben wird, wenn Ihr Recrutirungsſyſtem durchginge? Um Gottes willen keine neuen Flicken auf ein alt Kleid. Draußen Unruhe, aber Ruhe, Ruhe, Ruhe im Innern. Nichts angerührt! Friedrichs Seele ſteckt in den Trommeln und den Grenadiermützen ſo gut als in dem point d'honneur der Officiere und der Cantonpflicht der Rekruten. Ich räume Ihnen ein, ein Etwas muß anders werden, das Verhältniß der Capitaine mit Compagnie, zu den Capitains ohne Compagnie. Dieſe ſechshundert Thaler, und jene mit vielen Tauſenden, mit Equipagen,

Reitpferden, Fourgons, Dienerſchaft. Das ſchadet der Disciplin. Das muß anders werden. Die Zahl der zu Beurlaubenden muß den Herren Compagniechefs genau beſtimmt werden und kein Mann darüber."

„Würde dieſe Beſtimmung genügen?"

„Für jetzt, Herr Major, wenn wir das durchſetzen, können wir zufrieden ſein. Wenn Sie mich aber nicht verrathen wollen, in meinen Ideen gehe ich weiter. Es wird eine Zeit kommen, wo der Capitain nichts mit dem Traktement ſeiner Leute zu ſchaffen haben darf, wo ſie nur in einem Conner reiner Disciplin zu einander ſtehen. So muß es einſt kommen, ſag ich Ihnen, aber dieſe Zeit erleben nicht wir, vielleicht nicht unſre Kinder. Denn der Menſch muß nicht zu klug ſein wollen, oder es iſt vorüber mit aller Autorité."

Der General ging.

„Eine aus lauter Preußenthum concentrirte Säure!" ſagte der Major.

„Und doch immer noch einer der beſſern, entgegnete der Rath. Er wird ſich auch, wenn es gilt, in ſeiner verroſteten Rüſtung noch mit einem gewiſſen Geſchick rütteln."

„Was hilfts den andern! rief der Major, der ſich in den Armſtuhl mit einem Schmerzensſeufzer niederwarf. — Iſt dies die Hauptſtadt des großen Genius, von dem das Licht nicht über ſein, nein, über unſer aller Deutſchland aufging! Deutſchland glaubt wenigſtens noch, daß es hier hell ſei; es iſt

der Anker, an den seine letzte, schmerzliche, krampfhafte Hoffnung sich klammert."

„Hat man es Ihnen draußen anders geschildert?"

„Nein! Aber der Tand, das Spiel und die Eitelkeit hielt ich für die Maske, unter der der männliche Entschluß, die Vorbereitung zur That, sich verbirgt. Der blonde Arminius ließ auch die schönen Römerinnen lange mit seinen Locken spielen. Mit dieser Selbsttäuschung reiste ich durch Ihre Provinzen. Es sieht knöchern aus, überall ausgewachsene Kleider, schlotternde Glieder, eine Maschine, die klappert. Der Geist nur kann das zusammen halten, tröstete ich mich; der Nimbus um Friedrichs Thron flimmert noch in so wunderbarem Flammenglanz von fern gesehen. Und nun hier zur Stelle! Aus Kreisen in Kreise, aus Gesellschaften in Gesellschaften werde ich geschleppt. Irgendwo hoffe ich wird ein Vorhang sich lüften, die Stimme von Sais ertönen. Aber ein Vorhang nach dem andern reißt —"

„Und Sie sehen nur Draht, Stricke und Kulissenschieber, der Dirigent fehlt."

„Sie haben doch einen König, der nüchtern blieb unter den Taumelnden, der nicht blasirt ist, ein scharfes Auge hat für das Unziemliche, der nicht den Esprit fort spielen will um seine Frivolität zu entschuldigen und seine Unwissenheit zu verbergen. Er will das Gute —"

„Gewiß! Und es überkommt ihn oft ein Schauer, in mancher Morgenstunde fühlt er, es kann so nicht

mehr lange geben. Aber von wem ſoll er erfahren, wie es gehen muß? — Keine Stände, keine Magnaten, kaum etwas, was einem Adel ähnlich ſieht. Die Prinzen, was ſind ſie ihm? Die Polterer verträgt er nicht, die Genies ſind ſeiner Natur zuwider. Unſre Miniſter kennen Sie, unſre Kabinetsräthe noch beſſer. Sie leben nur in den Tag hinein, zufrieden wenn ſie bis Morgen geſorgt haben. Er iſt friedfertig und alle Morgen präſentiren ſie ihm eine Schüſſel: Ruhe! Mit Maaslieb und Vergißmeinnicht geſchmückt: „„So ſieht es bei uns aus, Majeſtät, und ſehen Sie, wie es draußen ausſieht, wo ſie alles beſſern wollten.““

„Aber er iſt Friedrichs Enkel!“

„Grade der iſt ſein Spukbild. Wo es ihm zu arg wird, wo er darunter fahren möchte, es anders haben, ſagt man ihm: das hat doch unter Friedrich beſtanden und es ging ganz gut! Oder gar: Majeſtät, das hat Friedrich ſelbſt eingerichtet. Dann erſchrickt er; in ſeiner Beſcheidenheit getraut er ſich nicht, es beſſer machen zu können. Und dies heilige Geſpenſt wird dem jungen Fürſten grade von denen citirt, welche vor ſeinem Geiſt in Staub und Aſche verſinken müßten. Es ſollte mich nicht wundern, wenn der König einen förmlichen Widerwillen gegen ſeinen Großoheim einſaugte, ſo ſtörend wird ſein Bild ihm überall vorgehalten, wo er etwas Selbſteigenes durchſetzen will.“

„Aber, mein Gott, Ihr großer König nannte

ſich Rex Borussorum, König der Preußen! Wo ſind denn ſeine Preußen! Hat denn das Volk gar keine Stimme mehr, das ihn einſt auf ſeinen Schildern trug? Oder war der Schmerzenslaut auf ſeinem Sterbebett eine Wahrheit? War der Große wirklich müde über Sclaven zu herrſchen?"

Der Rath zückte die Achſeln: „Das iſt eine Frage, mein Herr, über die wir die Antwort der Zukunft überlaſſen."

„Aber wenn keine Stimme, hat Ihr Volk auch keine Sinne mehr? Wo die Sturmglocken über den Continent läuten, wo der nächtliche Feuerſchein von allen Seiten, der Brannſtgeruch den Siebenſchläfer aufwecken muß, ſchläft das Preußiſche Volk allein da fort, begreift es nicht, was ſelbſt jener verroſtete General ahnt, daß es ſich um Sein und Nichtſein handelt! — Wo der Geiſt ſchläft, wacht doch das Intereſſe. Für die Nothdurft, den Vortheil iſt auch im Sclaven der Sinn rege."

Der Eifer des Majors verwandelte das halblaute Geſpräch oft in ein lautes. Der Regierungsrath hatte mit vorſichtigem Blicke Wache haltend, den Eifer zu dämpfen verſucht. Er ſetzte ſich jetzt dicht neben ihn:

„Mein theuerſter Freiherr, rufen Sie Alles hier an, nur nicht das Intereſſe. Wer ſoll denn wünſchen, daß es anders wird? Sie befinden ſich ja noch erträglich wohl, und die Kette klinkt auch noch in einander, wenn man nicht zu ſtark dran reißt. Der

flächlichen genommen haben; aber vergleiche die Eitelkeit des Schweden nur in der Erscheinung mit der des Franzosen, und wie springt der Unterschied in die Augen! In dem feinen, glatten Wesen der höhern Stände — und davon kann doch nur die Rede sein — nichts von der Heiterkeit, nichts von der Leichtigkeit des Franzosen. Der Ernst waltet auch hier vor. Die eigene Würde ist bei geselliger Artigkeit das erste Gesetz. Französische affabilité, bloß der geselligen Rücksichten wegen, sucht man vergebens. Der Fremde kann erst auf jene Zuvorkommenheit nach Maasstab der Wärme und Würde rechnen, die er mitbringt. Als deutlichsten Unterschied zwischen dem Französischen und Schwedischen Wesen weis't man auf die höchsten Personen des Landes, umstrahlt von Glanz und von der Hoffnung der Krone. Karl Johann ist durchaus Franzose geblieben, mit allen liebenswürdigen und einnehmenden Seiten eines Eingebornen der Länder am Biscayischen Busen; im Kronprinzen Oskar vermißt man nicht die Feinheit des Franzosen, der stille Ernst des Nordens läßt aber jene Eigenschaften des Vaters nicht mehr hervortreten, durch welche die Liebenswürdigkeit

Ertrag der großen Güter steigt, ihre adligen Besitzer zahlen keine Steuern und ihr Werth läßt sich durch die bekannten Künste im Hypothekenbuch ins Enorme hinaufschrauben. Ein Krieg und dieser Werth sinkt. Und sollen die Junker ihn wünschen, denen im Heere, am Hofe, selbst in der Regierung die obersten Stellen nach wie vor reservirt sind! So viel Bürgerliche sich auch dazu im Laufe eines Jahrhunderts aufgeschwungen, sie blieben Ausnahmen, oder gingen da oben in die Klasse der Bevorzugten über. Sollen die Kaufleute einen Krieg wünschen, oder auch nur eine Aenderung? — Sie seufzen unter starken Abgaben, aber der Handel blüht und sie werden reich. Die übrigen Staatsdiener werden zwar kärglich bezahlt, aber pünktlich. Wenn ein Krieg die Kassen leert, woher dann die Besoldung nehmen."

„Ist das Ihre ganze Nation! Haben Sie nicht Künstler, Handwerker, Männer der Wissenschaft, kleinere Grundbesitzer, Bauern, die unter einer drückenden Eintheilung der Lasten seufzen?"

„Sie seufzen wohl, aber sie sprechen nicht mit. Und wenn sie zu sprechen Lust hätten, so haben sie noch nicht zu denken gelernt. Mein Herr Major, Preußen's Volkssinn steckt noch immer unter dem blauen Rocke. Und nun betrachten Sie auf den Wachtparaden diese schwerfälligen, alten Officiere, diese Pontacsnasen, diese Capitaine, die kaum die Schärpe um den Leib pressen, in der sie drei Viertel ihrer Compagnie verschluckten.

Sollen die Besserung wünschen, nach Neuerung verlangen? Ich gebe Ihnen zu, es sind nicht alle so, die Armee zählt schon viel jüngere Officiere, voll Feuer, Eifer, Begeisterung —"

„Aber die Begeisterung ist eine Fuchtelklingenbegeisterung, unterbrach der Major, und ihr Herz schlägt nicht für's Vaterland, nur für das point d'honneur und den esprit de corps —"

„Halt, mein Herr, es giebt auch —"

„Ich sah, ich hörte sie auf meiner Reise. Mir ward bange, wenn ich dachte, daß Preußen auf diesen Säulen allein ruht, und die Säulen sind unterspült und gelöst von der Erde, die sie tragen soll. Ich schauderte, wenn ich hörte, wie man überall vor den Soldaten die Schubläden und Thüren verschließt, als wären es nur geworbene Landsknechte, nicht des Landes Söhne. Doch sei das, mögen sie noch Leibeigene sein, nicht dem Vaterlande, ihrem Capitaine. Aber, allmächtiger Gott, welche Sprache mußte ich unter diesen hören, in den Wachtstuben der Herren Officiere. Wäre das Deutschlands Adel, so wäre er verloren, nur schmähliger als der Frankreichs; nicht unter der Guillotine, er stürbe an einem inneren fressenden Schaden. In den kleinen Städten, wenn der Bürger dem Fuchtelexercitium zusah, welche Urtheile! Sie gönnen es den Junkern, daß sie recht tüchtig mal von den Franzosen geklopft würden. Und das mußte ich von guten Patrioten hören. Weiß man denn nichts davon hier? Ist man blind, taub, stumpf?

Spionen geschützt. Es ist sogar gut, daß Sie sich ihm arglos zeigen."

„Wie sollte er aber dazu kommen, uns Aufschlüsse zu geben?"

„Er gehört nicht zu den zugeknöpften Diplomaten. Ueberdem ist er jetzt satt. Bonapartes Gesandter hat, was er will, hier erreicht. Er kann den nonchalanten Plauderer spielen. Er kann nicht allein den Rock aufknöpfen, auch das Hemde aufreißen, damit wir seine Brust schlagen sehen. Die gewinnende Vertraulichkeit wird auch wohl noch zum Leimstock für eine harmlose Fliege. Wie vergnügt Alle von ihm fortgehen! Trauen Sie keinem seiner Worte, und doch ist es möglich, daß er uns die reinste Wahrheit schenkt. Denn ob er mit ihr, oder mit der Lüge uns täuscht, ist ihm gleichgültig. Uebrigens weiß er alles was hier geschieht, und früher und genauer als der Polizeipräsident. Was der König beim Frühstück geäußert, läßt er schon am Mittag chiffriren. Er kennt die Anträge der Minister, die nicht bis zum Könige durchgedrungen sind, weil die Kabinetsräthe Widerstand leisten, und ehe noch Seine Majestät eine Sylbe davon erfahren, fliegt der Courier damit schon nach Paris."

„Warum macht man Laforest nicht zum Minister des Auswärtigen."

„Besser des Innern. Der russischen Fürstin ward vorgestern ein Brillanthalsband gestohlen. Die Polizei suchte umsonst. Er hat es gefunden. Ge-

ſtern erhielt die Fürſtin das Band, heut die Gerechtigkeit die Diebe!“

„O wer den Dieb, der Deutſchlands Heiligthum geſtohlen, der Gerechtigkeit überlieferte! ſeufzte der Major. Ob wir uns auch an die fremde Diplomatie werden wenden müſſen!“ —

Sechstes Kapitel.

Der Diplomat.

Die Unterhaltung mit Laforest ward natürlich franzöſiſch geführt. Der Geſandte pikirte ſich dann und wann, eine baroke deutſche Phraſe einzuſchalten. Es klang ſo vertraulich und ſo abſcheulich; er war von der beſten mediſirenden Laune.

„Excellenz ſcheinen ſich zu amüſiren.“

„Vortrefflich, où peut-on être mieux qu'au sein der illüſtren Geiſter dieſer Reſidenz.“

„Die Dame des Hauſes kann von beſonderem Glück ſagen, wenn Herr von Laforeſt ſo lange in ihrer Geſellſchaft verweilt,“ ſagte Herr von Fuchſius.

„Ein Geſandter muß beobachten.“

„Da Preußen in den letzten Monaten in Brüſſel und Paris war, bemerkte der Major, hatte Frankreichs Geſandter allerdings wenig aus dem verlaſſenen Berlin zu berichten.“

„Sagen Sie das nicht, mein Herr Baron. Den Kaiſer intereſſiren die inneren Bewegungen ihrer Ka-

pitale mehr, als Sie denken. Vor seinem durchdringenden Blicke ist kein Winkel in Madrid und Constantinopel verborgen, aber in Deutschland, diesem Land der Ideen und Schulen, sind ihm überall Querzäune, Hecken und Gräben gezogen. Er hat sich oft darüber geäußert. Wenn er über Reuß-Greitz im Klaren zu sein glaubt, gewahrt er plötzlich, daß es in Reuß-Schleitz ganz anders aussieht. Hier verehren sie Schiller, dort Goethe. Dort Kant, hier Fichte. Hier gilt schon etwas für Dummheit und Aberglauben, was dort noch gefährliche Aufklärung ist. Feine Conjecturalpolitik, logische Schlüsse reichen auf dies Land der Mannigfaltigkeiten nicht aus. Da stampft er mit dem Fuß, schreibt eigenhändig Marginal-Bemerkungen: Warum dies? Warum das? — Ein französischer Gesandter an einem deutschen Hofe müßte eigentlich erst auf deutsche Schulen gehen, wenn er alle Fragen des genialen Mannes beantworten wollte."

„Allerdings bequemer, wenn man auch Deutschland über einen Leisten scheeren könnte."

Der Gesandte lächelte beifällig.

„Er hat ein gutes Scheermesser, wie Sie wissen, und was das übrige Deutschland betrifft, so kommt es ihm auf einige Höcker mehr oder weniger nicht an. Aber warum Ihr specielles Vaterland sich noch zu Deutschland rechnet, das interessirt ihn. Diese intensiven Bande der Sprache, des Gefühls, der Poesie und Philosophie."

„Was ihm gewiß ungleich intereſſanter iſt als die Situation unſerer Feſtungen und Straßen zu erhalten.“

„Unbedenklich,“ ſagte der Geſandte, eine Priſe nehmend, die verbergen ſollte, daß er recht wohl bemerkte, wie der Rath umſonſt dem Major einen Wink gab, ſein Invectiven zu laſſen. „Denn wenn es zum Kriege mit Preußen käme, was der Himmel verhüte und ich für unmöglich halte, ſo läßt der Kaiſer, mein Herr, weder durch Terrain-Schwierigkeiten noch Feſtungen ſich aufhalten. Der Continent liegt vor ihm wie eine Specialkarte, er hat die Riſſe aller Feſtungen und die Kataſter Ihrer Zeughäuſer. Er weiß, wo er die Elbe paſſiren muß, um nach Berlin zu marſchiren, er kennt ſogar die Straßen, durch die er einrücken würde; aber Ihre Parteien, das muß ich geſtehen, kennt er nicht.“

„Auch nicht, wo ein ſolcher Beobachter ihn davon in Kenntniß ſetzt?“

„Ma foi, ich kenne ſie auch nicht. Denn Sie meinen doch nicht jene unruhigen Geiſter, die von der ehemaligen Herrlichkeit des Reiches deklamiren, von Arminius und Wittekind und — Thusnelda und deutſchem Adel, zuweilen von Freiheit, zuweilen von der Liebe zu den angeſtammten Herrſcherhäuſern, und die überall conſpiriren möchten, im Namen der Religion und Tugend für ein Etwas, was nie geweſen iſt! Verzeihen Sie, darüber berichte ich ihm wirklich nicht; er würde mich auslachen.“

„Sind Seine Majestät, der Kaiser, so scherzhaft gestimmt?“

„Er lachte wenigstens eines Tages, als Talleyrand ihn auf die gefährlichen Tendenzen dieser adligen Tugendritter aufmerksam machte. „„Soll ich mich etwa um Commis-Voyageurs bekümmern, welche die verlegene Waare des feudalistischen Patriotismus an den Mann zu bringen suchen?““ Aber als Freund möchte ich Ihnen, meine Herren, anrathen, wo Sie etwa einen dieser Reisenden träfen, ihn zu warnen, daß er es nicht zu arg treibt. Der Kaiser, einmal in Harnisch gebracht, versteht keinen Spaß mehr.“

Der Rath hatte die Hand des Majors rasch ergriffen, ehe dieser den Mund öffnen konnte: „Excellenz haben ganz Recht, es giebt unter uns keine Parteien, da wir alle dasselbe wollen, das Glück unseres Vaterlandes.“

„Ganz wie in Frankreich! sagte der Gesandte. Wenn die Nationen sich nur verständen, so wäre die Erde ein Paradies.“

„Und Diplomaten können viel dazu beitragen.“

„Wie ich von Herrn von Laforest überzeugt bin, daß er nur Gutes und Wohlmeinendes über uns nach Paris berichtet.“

„Was könnte ich anders! A propos, da fällt mir ein, neulich konnte ich ihm nur Stoßseufzer berichten. Sagen Sie, was ist das für ein Weg von hier nach Tegel! Knietiefer Sand und Steine!

Aus Erbarmen für meine Pferde mußte ich aus dem Wagen springen.“

„Was führte Excellenz nach Tegel?“

„Sein expreſſer Auftrag.“

„Napoleon ſollte dies unbedeutende Dorf kennen?“

„Im Kreiſe der Kaiſerin war von der Stael die Rede geweſen, Madame Joſephine ſuchte ſie zu vertheidigen gegen den ſprudelnden Zorn ihres Gemahls — unter uns, Napoleon iſt darin etwas kleinlich — dabei kam man auf ihre Studien in Deutſchland, auf Herrn von Goethe, der ein romantiſcher Poet und Miniſter zugleich ſei, was Napoleon wieder nicht begriff, auf ein didaktiſches oder dramatiſches Poem deſſelben, Doctor Fauſt, auf die Illuſtration eines Hexenſabbats, ich glaube Walpurgisnacht, wo ein Vers vorkommt, der ja wohl heißt:

Und dennoch ſpukt's in Tegel!

Irgend ein Germanomane muß wohl in der kleinen Societät geweſen ſein, wie dem nun ſei, der Kaiſer ließ ſich die Worte überſetzen und erklären. Das Spuken kann er nicht leiden, er meinte, es ſpuke überall in Deutſchland, warum in dem Orte, von dem man ihm geſagt, daß er dicht bei Berlin liegt, was das zu bedeuten habe, was Tegel ſei? Kurz, das Ende vom Liede, eine Anfrage an mich, ein Befehl, an Ort und Stelle zu unterſuchen und zu berichten.“

„Und Sie entdeckten nur den ſtillen Ruheſitz des großen Gelehrten, der wohl nicht auf den Cordilleren

des Franzosen in den ersten fünf Minuten die Herzen gewonnen hat.

Der Schwede ist ein naher Vetter des Deutschen, die Verwandtschaft schon in den Gesichtszügen ist nicht zu verleugnen. Im Bauernstande der entferntern Provinzen spricht sich der altgermanische Charakter deutlich und sehr erfreulich aus. Bei andern Verhältnissen, bei einem glücklichern Boden hätten auch unsere Bauern dahin kommen mögen. Aber selbst die gerügte Ostentationssucht findet ja bei uns ihre verwandten Eigenschaften. In der Vorliebe für tönende Titel steht der Schwede dem Deutschen weit näher, als dem Franzosen, dem sie gänzlich fremd ist. Auch die Lust nach äußern Auszeichnungen durch Orden findet weniger Analoges in Paris, wo sogar die gesellige Rücksicht das zur Schautragen derselben verbietet. In Stockholm ist dies anders. Namentlich ist es den Englischen Reisebeschreibern, die sonst sehr günstig über Schweden sprechen, auffällig, wie bei jedem Schritt in dieser Residenz Ordensbänder und Sterne der verschiedensten Größe dem Spaziergänger begegnen, und selbst das schwarze Priesterkleid der Geistlichen von diesem bunten, weltlichen Schmucke

mit Ihrem Bonpland gegen den Kaiser conspirirt haben wird."

„Ein großer Mann pikirt sich in seiner Laune oft auf Kleines. Er traut Ihrem Könige, wie seinem Busenfreunde, aber bei einem Spukhaus in Deutschland denkt er sogleich an Höllenmaschinen und Conspirationen des Herrn Pitt. Den Baron Humboldt ästimirt er sehr."

Der Major bemerkte: „Wahrscheinlich war dies das letzte Wichtige, was Excellenz aus Berlin zu melden hatten."

„Im Gegentheil, Herr von Eisenhauch, was gab es nicht in den letzten Monaten zu berichten: Die Ansichten, die bedenkliche Stimmung im Publikum bei der Hinrichtung der Kindesmörderin. Es handelte sich dabei um Abschaffung der Todesstrafe, im Volk glaubte man es wenigstens. Wenn Preußen die Initiative ergriffe, glauben Sie nicht, daß der Kaiser mit Vergnügen darauf einginge? Dann die Frage, ob der Geheimrath Lupinus abzusetzen sei oder nicht? Welche anderen Fragen knüpfen sich nicht daran? Unter uns, Napoleon würde vielleicht kürzeren Prozeß gemacht haben; freilich je nachdem. Und dann die Excesse in dem Hause der Obristin. Wie viele feine Hoffäden spielen da hinein, und ich muß gestehen, man hat es mit Takt applanirt. Der Kaiser war, wie ich Ihnen im Vertrauen sagen kann, darüber erfreut; an einem andern Hofe würde man in der verdächtigen Dame eine seiner Emissairinnen

gewittert haben. Auch die Anweſenheit der vielen vornehmen Fremden genirt ihn gar nicht. Ginge es freilich nach Talleyrand, ſo hätten wir längſt auf die Ausweiſung der Fürſtin Gargazin gedrungen. Sagt man nicht im Publikum, ſie intriguire für Rußland! Immerhin. Wir kennen Ihren König, Ihren Hof, Ihr Volk und Land, und ſind vollkommen ruhig."

„Was kann uns ſchmeichelhafteres geſagt werden."

„Und was habe ich jetzt zu berichten über den Empfang des Monſieur Jean Paul. Muß ich nicht aus Geſellſchaft in Geſellſchaft, um nur Zeuge zu ſein der Huldigung und Vergötterung des Poeten."

„Wenn Troubadoure, wie die Rattenfänger von Hameln durch den Continent zögen, würde Seine Majeſtät Kaiſer Napoleon ſparen können an — Diplomaten, die beobachten, vielleicht auch an Armeen, die für ihn erobern."

„Mein Kaiſer iſt ein Eroberer, Sie haben recht, Major. Er iſt dazu geboren. Glauben Sie aber nicht, daß er es vorzöge, wenn er den Embarras der Waffen ſparen, und die Herzen erobern könnte? Wenn die Deutſchen doch ihre wahren Intereſſen verſtänden. Theilen wir! Der Kaiſer erobert die Reiche dieſer Welt und läßt dafür Ihre Nation ſchaffen und erobern allein in dem der Ideale und der Schönheit. Die Deutſchen haben Ueberfluß an Produkten, und ihnen fehlt nur der Markt dafür. Den eröffnet er ihnen in ſeinem Weltreiche."

„Unſer Dichter Friedrich Schiller ſang ſchon von dieſer Theilung.“

„Ah, ich weiß, ein ſchönes Lied, vom Parnaß.“

„Indeſſen hat uns Seine Majeſtät, Ihr Kaiſer auch ſchon mit etwas Irdiſchem beglückt. Sieben ſeiner höchſten Ordenszeichen, allein für unſern Hof!“

„Ich bin beſchämt eben zu hören, daß Seine Majeſtät Ihr König ſo ſchnell ſich revanchiren will. Auch ſieben ſeiner ſchwarzen Adlerorden gehen nach Paris.“

„In der That! ſagte der Major. Ich möchte der glückliche Ueberbringer ſein.“

„Wie der Ueberbringer der Kaiſerlichen Auszeichnungen auch hier einer glücklichen Entree ſicher iſt,“ ſetzte Herr von Fuchſius hinzu.

„Nein, er hat das Bein gebrochen,“ ſagte der Geſandte.

Rath und Major ſahen ſich verwundert an und dann nach dem andern Zimmer, wo der Legationsrath der Ruſſiſchen Fürſtin eben die Pflegetochter des Hauſes vorſtellte.

„Er ſcheint doch in voller Geſundheit auf ſeinen Beinen zu ſtehen.“

„Ach, ein kleiner Irrthum, meine Herren! Ein Adjutant von Mortier war als Cabinetscourier beſchickt. Er brach in einem Hohlweg unglücklicherweiſe Wagen und Bein, und da ihm zur Pflicht gemacht war, Depeche und Beilage an einem beſtimmten Tage mir einzuhändigen, glaubte er ihr zu

genügen, wenn er beides jemand überlieferte, auf den er sich verlassen könnte. Der arme Debeleyme liegt noch auf seinem Schmerzenslager auf dem Gute des Herrn von Wandel, der wirklich mit aufopfernder Güte und Courierpferden den Auftrag statt seiner ausgeführt hat."

Rath und Major hatten aus der Antwort nicht erfahren, was sie wissen wollten.

„Der Adjutant konnte sich also auf Herrn von Wandel verlassen?" sagte nach einer Pause der Major.

„Ein Paket von Erfurt nach Berlin zu tragen! Das übergebe ich dem ersten besten Landreiter, der ein anständiges Trinkgeld einem gefährlichen Angriff auf bunte Blechwaaren vorzieht." Laforest lächelte: „Meine Freunde, wozu unter uns ein Versteckspiel, wo jeder dem Andern in die Karten sieht! Sie wünschen zu erfahren, ob und in welchem Conner ich mit Herrn von Wandel stehe? Wenn ich nun feierlich dagegen protestirte, würden Sie mir glauben? — Sie würden wenigstens sehr unrecht thun. Ich protestire aber gar nicht dagegen."

„Sie geben ihn nur durch Ihre Erklärung bloß."

„Ich überlasse ihn Ihrer Divinationsgabe, denn meine ist bis dato noch an ihm gescheitert."

„So muß er Ew. Excellenz beschäftigen?"

„En passant. Der Fürstin Bargazin drängt er sich auf, also gehört er nicht zu ihr. Ein Oestreichischer Agent ist er auch nicht, er spricht zu viel

von ſeinen vertrauten Bekanntſchaften am Wiener Hofe. Für Engliſche Spione habe ich einen beſondern Takt. Aber —"

„Vielleicht aus Spanien oder Schweden," warf der Major ironiſch hin.

„Ein eigenes Lächeln ſchwebte um die Lippen des Geſandten: „Warum nicht auch aus Frankreich.- Ich bin nur der officielle Geſandte, mag Talleyrand nicht auch einen geheimen für nöthig halten, der mich beobachtet?"

Hier war die Möglichkeit einer Wahrheit. Die Blicke der Beiden geſtanden es ſich, und Fuchſius erwähnte, daß der Legationsrath, ſeiner Angabe nach, bedeutende Güter in Thüringen beſitze. Intereſſirte er wirklich in der angegebenen Art den Geſandten, ſo mußte dieſer ſich darüber Aufklärung verſchafft haben. Laforeſt ging auch ſofort darauf ein:

„Allerdings hat er ſich dort angekauft; in einer Subhaſtation erſtand er nicht unbedeutende Güterſtrecken, man ſagt indeß ſolche, die nie lange in der Hand ihres Beſitzers blieben, weil ſie, ſchwer belaſtet, kaum die Mühe der Cultur lohnen. Hier in Berlin will er ſein, um mit den Männern der Wiſſenſchaft einen Melierationsplan zu entwerfen. Warum nicht! Er kann aber auch zu allerhand andern Geſchäften da ſein: um die Quadratur des Cirkels zu finden, Geiſter zu citiren, — das Wahrſcheinlichſte iſt mir aber immer, um Geld zu machen. D'ailleurs Messieurs, dieſe Myſticismus duftenden Perſonen ſind

meiner Natur entgegen. Ich überlasse daher den Legationsrath, auf parole d'honneur, ganz wie er ist Ihren Recherchen."

Wenn Wahrheit überhaupt in einem Diplomaten möglich ist, dachte der Major, so ist sie dies. Der Rath mußte dasselbe denken:

„Da Bovillard ihn protegirt, lag es sehr nahe zu glauben, daß er auch Excellenz bekannter wäre, als wir jetzt hören."

„Wer steht denn dafür, wenn er ein Magier ist, daß nicht Bovillard der Protegirte ist und er der Protector! Aber da fällt mir ein — wissen Sie schon, daß der junge Bovillard ihn heut auf Pistolen gefordert hat?"

„Den Legationsrath! — Ach, es ist richtig, wegen jener alten Geschichte."

„Meine Herrn, ist der junge Bovillard vielleicht Ihr Freund?"

„Nichts weniger als das!" sagte der Rath, der über die Aufmerksamkeit verwundert schien, mit welcher Lafereſt den Gegenstand ihres Gespräches zu beobachten schien.

„Man findet es sonderbar, daß Herr von Wandel gleich nach der Affaire abreiste, und grade damals an Ort und Stelle seine Güter und so lange amelioriren mußte."

Auch der Major hatte während des Gespräches die betreffende Person scharf ins Auge gefaßt: „Ich sehe keine Veränderung in diesem eisernen Gesichte."

„Möglich. Naturen dieſer Art ſind mir, wie geſagt, fremd. Die Präparationen des Duells aber ſollen mit der ſtrengſten Verſchwiegenheit vorgenommen werden. Beobachten Sie doch gefälligſt, meine Herren, wenn Sie ſich nachher in die Geſellſchaft verlieren, ob ſchon Andere davon wiſſen, ob der Legationsrath bekannte Perſonen in den Winkel zieht? Das ſind freilich Bagatellen, aber aus Bagatellen lernt man einen Menſchen kennen.“

Der Seitenſprung ſchien auf beide Herren keinen beſondern Eindruck gemacht zu haben; die Perſon des jungen Bovillard war ihnen gleichgültig. Auch die Aufmerkſamkeit des Geſandten ſchien raſch auf andere Dinge übergegangen. Er ſprach etwas von Sympathieen und Antipathieen, jene weil ſie ſich chemiſch auf ihre Elemente zerlegen laſſen, kümmerten ihn nicht, woher aber komme die Idioſynkraſie, jener angeborne Widerwille, den die Vernunft umſonſt bekämpfe? Wie alles Wunderbare finde er auch ihn in dieſem Lande zuhauſe. Aber er ſchien jetzt nur der Sympathie zu huldigen, indem er die Frauen die Muſterung paſſiren ließ.

„Herr von Fuchſius ſcheint mit beſonderer Sympathie die ſchöne Pflegetochter des Hauſes zu beobachten. Allen Reſpect Ihrem Geſchmack. Oder flattern Ihre Augen weiter; denn, man muß geſtehen, es entfaltet ſich ein unvergleichlicher Blumenflor. Das ſind ja wohl Reichards Töchter? Kann man anmuthigere Bilder ſehn! Dieſer friſche Hauch der Jugend,

dieſe ſchwellende Roſenfülle! Wenn es zu einem Nationalkriege käme, ſollten Sie Ihre Frauen in die Vorderreihen ſtellen. Der franzöſiſche Soldat ergäbe ſich aus Galanterie. Wer iſt die junoniſche Schönheit dort?“

„Excellenz meinen die Herz?“

„Nein, die den halben Rücken uns zugedreht.“

„Baronin Eitelbach?“

„Die!“ Der Geſandte ſchielte mit ſardoniſchem Lächeln über das Ofengeſims. „Schön iſt ſie.“

„Auch tugendhaft.“

„Nous le verrons.“

„Zweifeln Sie nicht daran, Excellenz! die arme ſchöne Frau hat keine andern Eigenſchaften.“

„Messieurs! Die Gelegenheit macht Diebe und Intriguen den Verſtand. Geben Sie einer Deutſchen die Erziehung einer Pariſerin, verſetzen Sie ſie täglich in die Salons, wo der Verſtand ſich reiben und ſchleifen muß. — Der Witz ſprießt von ſelbſt heraus und — Ihre Landsmänninnen werden ſo liebenswürdig und intriguant wie eine Pariſerin.“

„Was die Baronin betrifft, ſo haben wir Grund es zu bezweifeln.“

„Meine Herren, was gilt die Wette, dieſe Dame, die jetzt für dumm gilt, hat in Jahr und Tag Esprit, ſie wird intereſſant, witzig, das Stadtgeſpräch, vielleicht ſie Beauté, die Sonne der Geſellſchaften.“

Man ſah Laforeſt verwundert an.

„Die neueſten Myſterien von Berlin. Und es iſt exakte Wahrheit.“

Er zog ſie hinter den Ofen, und flüſterte, die Hand am Munde, etwas, was ihn ſelbſt wenigſtens angenehm kitzeln mußte, denn das Geſicht verlor im Erzählen den diplomatiſchen Ausdruck.

„Qu'en dites-vous? Aber es bleibt ein Myſterium.“

„Was ſagen Sie dazu?“ fragte der Regierungsrath, als Laforeſt ſie verlaſſen.

„Daß Berlin auf gutem Wege iſt Paris zu werden. Aber das riecht ſogar nach Byzanz. Im Augenblick des höchſten Ernſtes ein ſolches Spiel niederträchtiger Frivolität!“

„Dieſe Menſchen können nicht aus ihrer Natur.“

„Was ſolls mich denn kümmern, ob Einer mehr noch einen Faden treibt in das Gewebe verſtockter Thorheit, niederträchtiger Geſinnung und liederlichen Willens!“

„Sie müſſen ſpielen um zu leben.“

„Man naht doch mit heiliger Scheu der Stätte, die ein großer Geiſt geweiht hat. Noch ſind's nicht zwanzig Jahr, daß ſein Auge leuchtete, ſeine Stimme tönte, und nur ſolche Creaturen wimmelnd im Dunſtkreis ſeines Grabes! Sind das die Würmer, die an des Rieſen Leichnam nagten? Oder, fragt man ſich unwillkürlich, erſchien auch der Rieſe uns nur ſo gigantiſch in ſeinem Dunſtkreiſe? Und war es anders, wenn man ihn im Schlafrock ſah.“

„Das iſt eine fürchterlich ernſte Frage, mein Herr von Eiſenbach. Seine Atmoſphäre war vielleicht nicht angethan, um Männer zu erzeugen. Er ſehnte ſich nach ihnen in ſeiner tiefen Einſamkeit, aber ſein ſcharfer Athem, das Feuer ſeines Auges ließ die Embryonen nicht aufkommen. Friedrichs Tafelrunde war für blitzende Geiſter und kühne Ritter, aber für Charactere war doch kein Platz.“

„Und wir brauchen ſie, Männer — wenn nur einen, und der Eine iſt es auch nicht — eine verglaſte Ruine, an der die Flamme nur noch zuweilen emporleckt, um die ungeheure Verwüſtung zu zeigen.“

Der Rath drückte ihm die Hand: „Tröſten wir uns, daß die Zeiten verſchieden ſind. Eine jede gebiert das, deſſen ſie bedarf, alſo auch ihre Männer.“

Sie verloren ſich in der Geſellſchaft. Fuchſius ſtieß an der Thür mit Laforeſt wieder zuſammen, der, den Hut in der Hand, die Verſammlung raſch verlaſſen zu wollen ſchien.

„Wohin Excellenz?“

„Zum Berichten.“

„Was, wenn das Herz des Diplomaten noch geöffnet iſt?“

„Was Sie mehr intereſſirt als mich.“

„Geht die Eitelbach in die Falle?“

Der Geſandte flüſterte ihm ins Ohr: „Stein wird doch Miniſter.“

„Eine Attrape?“

prangt. Ah vous êtes decoré! iſt eine Floskel im Munde des Schweden, wobei jedesmal die Lippen ſich wohlgefällig verziehen, und der Fremde darf auf größere Aufmerkſamkeit rechnen. Wirft doch der böſe Leumund dem Schwediſchen Adel bei der republicaniſch-oligarchiſchen Tendenz, die ſich zu gewiſſen Zeiten ſtark in der Geſchichte geregt, vor, die Vorliebe für Ordensbänder und Sterne verſöhne ihn immer wieder mit dem Monarchismus, von dem doch allein dieſe Auszeichnungen ausgehn können.

Gewiß iſt, daß der Schwede es liebt, in völliger Schlachtordnung ſeiner Würde vor dem Fremden aufzutreten. In ſeiner Häuslichkeit, wo doch der gemüthliche Deutſche den Gaſt, deſſen Geſicht ihn anſpricht, gern einführen mag, läßt er ihn ſelten blicken. Ueberraſcht ihn der Beſuch im Schlafrock, fühlt ſich der Schwede verwundet. Schon um deshalb iſt der Fremde willkommen, weil man ihm die Ordnung, die Würde, die Sitte des Hauſes zeigen kann. Die Tafel prangt, die übliche Ceremonie wird nicht ausgelaſſen, die Aufmerkſamkeit kann ſchmeicheln, aber ſelten erwärmen. Ein Reiſender darf freilich auch nicht auf Vertraulichkeit Anſpruch ma-

„Für den es trifft, übrigens eine neueste wirkliche Neuigkeit?“

„Von Engeln Ihnen zugeraunt?“

„Der Russischen Fürstin.“

„Und warum jetzt?“

„Weil man keinen andern Finanzminister auftreiben kann. Nutzen Sie es, Herr von Fuchsius. Ein neuer Minister verspricht alles und gewährt zuweilen einiges, wenn man schnell dahinter ist.“

Laforest verschwand.

Siebentes Kapitel.

Die ruſſiſche Fürſtin.

Einfacher konnte man für eine große Geſellſchaft nicht gekleidet ſein, als die ruſſiſche Fürſtin. Ihr Kleid ſchimmerte ins Graue, nichts von Brillanten, kein Geſchmeide. Die glänzend ſchwarzen Haare ſcheitelten ſich ſchmucklos um ein feines, ausdrucksvolles Geſicht, in deſſen breiter als europäiſch geſchlitzten Augen zuweilen ein ſtilles Feuer glühte, das ſeine Strahlen aus einer ſchönern Welt zu borgen ſchien, und ein ſüß harmoniſches Lächeln ſpielte dazu um die wohlgeformten Lippen. Sie mußte Jedem etwas Angenehmes oder Intereſſantes zu ſagen wiſſen, denn ein ſolcher Eindruck ſtrahlte vom Geſicht derer, die von ihr gingen.

Seit Laforeſt den Schauplatz verlaſſen, ſchien ſie der Magnet geworden, welcher die Wandelſterne anzog.

„Was hat die nordiſche Sybille meiner Freundin vertraut? fragte die Wirthin die Baronin Eitelbach. Sie lächeln ja ſo vergnügt.“

„I Gott bewahre, ich lache nicht. Sie hat mir nur gesagt — o es ist zum Todtlachen!"

„Gewiß eine Wahrheit. Das sehe ich auf Ihrem Gesicht."

„Sehn Sie auch in die Gesichter rein, Geheimräthin? Ich wäre sterblich verliebt, hat sie gesagt, oder wenn noch nicht, so würde es bald zum Ausbruch kommen. Ist das nicht zum Todtlachen!"

„Prüfen Sie Ihr Herz," sprach die Geheimräthin, den Zeigefinger erhebend, und entfernte sich in der Richtung nach dem neuen Zauberkreise. Die Anwesenheit der Fürstin war ihr zwar angenehm, sogar sehr angenehm, es war die vornehmste Frau in ihrer Societät. Aber was sie Laforest vergab, war ihr hier nicht mehr angenehm; die Fürstin zauberte zu viel.

Herr von Wandel stand neben der schönen Frau, die an ihrer Schärpe zupfte. Er hatte das Gespräch beborcht: „Prüfen Sie Ihr Herz!" wiederholte er mit sanfter Stimme.

Sie fuhr etwas zusammen. Ein Wort des Vorwurfs schien auf ihren Lippen bereit, aber mit so Zutrauen erweckendem Blicke sah der ernste Mann sie an. Er hatte es nicht böse gemeint, und er spaßte nicht.

„Wir stehen den jungen Leuten hier im Wege," sagte er, und bot der Baronin den Arm, um sie von der Thür in das nächste Zimmer zu führen. Sie ließ sich führen.

„Was Sie da sagen, sagte sie nach einer Weile, ist sehr schön gesagt, aber —“

„Sie wollen mich nicht verstehen. Die wahre Tugend hat das mit der wahren Schönheit gemein, daß sie ihren Werth nicht kennt und weil sie ihn nicht kennt, begreift sie nicht die Wirkungen, die sie auf Andere ausübt.“

„Das hat mir aber noch kein Mensch gesagt, sagte sie, und mein Mann am wenigsten.“

„Ei, wer wird denn zum Verräther werden! — Die Knospe weiß nicht, daß sie zur Blume sich entfalten wird, und wenn es ein Zauberer ihr verriethe, wer weiß ob die Rosenblätter dann so roth aufgingen! Das Nichtbewußtsein ist es, was der Blumen Farbe und Duft nährt, die süße Scham, daß sie sich selbst dem Lichte zeigen werden. Dies das Mysterium der Natur und der Liebe, meine Gnädige.“

„Sie sprechen ja ganz wie Jean Paul!“

„Wäre der vielleicht der Glückliche!“

Die Baronin bat ihn, mit seinen Ueberschwenglichkeiten inne zu halten, und wollte sich doch ausschütten vor Lachen. „In Jean Paul sind wir Alle verliebt.“

„Eine doch vielleicht mehr als die andere. Prüfen Sie Ihr Herz!“ wiederholte der Legationsrath mit einem ernsten Tone.

„Na, ich bitte Sie, Herr Legationsrath. Sie denken doch nicht, im Ernst? Man macht es mit wie die Andern. Jean Paul —“

„Wer ſpricht von Jean Paul! Er reitet nicht und macht nicht Fenſterparade.“

Die Baronin öffnete ihren ſchönen Mund, was ein Zeichen des Erſtaunens war, dem die Worte fehlten, weil eigentlich der Gedanke fehlte. Er drückte ihre Finger an ſeine Lippen, und indem er ſich mit ihr erhob, ſagte er leiſe:

„Wenn dies Herz am Altar der Grauſamkeit geopfert hat, ſo ſein Sie wenigſtens menſchlich grauſam, zeigen ſich nicht immer Mittags am Fenſter, ihr Köpfchen zwiſchen den Balſaminentöpfen. Das nährt die Hoffnung, die Sie nicht erfüllen können.“

„Das thue ich ja immer.“

„Und weil er das weiß, reitet er immer vorüber.“

„Wer? — Sie meinen doch nicht die Dragoner und die Gensd'armen, die marſchiren immer nach der Parade durch unſre Straße. Ihre Muſik iſt gar zu ſchön und die Uniformen —“

„Der Dragoner — und auch der Gensd'armen,“ ſetzte der Legationsrath mit Betonung hinzu.

„Herr Gott, Sie ängſtigen mich, Legationsrath, wer ſieht denn nach mir rauf?“

„Machen Sie eine Badereiſe. Vielleicht vergißt er Sie.“

„Wer? Wer? Sie Quälgeiſt!“

Der Legationsrath hielt die ſchöne Hand noch immer in ſeiner, und blickte ſo ſinnig fragend zu ihr herab: „Sollte das Verſtellung ſein? Nein, dies

ſeelenvolle Auge kann nur der Spiegel der innern Wahrheit ſein."

„Sie meinen doch nicht den Lieutenant Kleiſt oder den Fähndrich Kayhengſt? Mit dem hab ich ja noch geſpielt als Kind, und der iſt mein Neveu."

„Sie ſpielten ein gefährlich Spiel mit ihm — das Spiel des Zornes, gnädige Frau. Eine Frau darf nicht haſſen."

„Wen hab ich denn gehaßt, ich wüßte Niemand."

„Nennen Sie es Antipathie, Widerwillen, wie Sie wollen; ſobald die Abneigung zur Leidenſchaft wird, hat ſie etwas — Intereſſantes, Lockendes. Mancher Kranke, der eine Medicin mit Widerwillen nahm, ſchlürft ſie zuletzt mit Leidenſchaft. Ja hätten Sie ihm gleichgültige Verachtung gezeigt! Aber Sie ervonirten ja Ihre Antipathie. Das darf eine Frau nie thun! Sie ließen ihm merken, wie ſchon ſeine Gegenwart, ſein Anblick Ihnen zuwider war. Das, von einem Weib, reizt den Mann. Er kann ſich rächen wollen. Das ſind unedle Naturen. Aber gehaßt zu werden von einer ſchönen Frau iſt ein berauſchendes Gefühl. Es ſtachelt unſre Eitelkeit, wir ſinnen nach, welche unſrer Eigenſchaften denn dieſe Leidenſchaft in dem ſchönen Gegenſtande geweckt haben kann?"

„Herr Gott, Sie meinen doch nicht!"

„Namen nenne ich nie. Wenn Sie ihm den Rücken kehren, ſieht er nur Ihre ſchöne Taille, wenn Sie die Schleppe verächtlich um den Arm ſchlagen,

nur den gerundeten Ellenbogen. So wissen Sie nicht, daß Sie in jeder Bewegung, die Ihre Abneigung deployiren soll, einen Köder auswerfen, und statt ihn abzustoßen, fesseln Sie ihn."

Die schöne Frau warf einen Blick ins Leere und er traf die Wahrheit. Momente giebt es, wo sie in jeder Natur durchschlägt; aber es sammelten sich zugleich eine Masse Erinnerungen, die ihr Auge jetzt trübten, jetzt einen Strahl des Zornes entzündeten, und es platzte heraus:

„Wie das Porzellanservice aus Meißen ankam, und der Spediteur es so schlecht verpackt hatte, und mehr als die Hälfte war auf dem Transport zerschlagen, vierhundertfunfzig Thaler der Schaden, und Gott weiß, welche Mühe es gekostet, daß ich meinen Mann dazu gekriegt! Und war nicht versichert! Da sollten einem wohl nicht die Thränen in's Auge treten, ich möchte heute noch weinen, und er — lachte, ja das hat er, sich ordentlich geschüttelt! O er hat ein schlechtes Herz. Ich hab's ihm aber gesagt, das kam aus einem boshaften Gemüth. Und voriges Jahr noch in der Gesellschaft bei den Leuten — i mein Gott, Sie kamen ja auch noch nachher — da nahm er mir ja den Stuhl vor der Nase weg. Ich begreife gar nicht, wie man so grob sein kann und so maliciös."

„Vor andern. Wer sieht ins Herz!"

„Er pustet ja ordentlich vor Selbstgefälligkeit. Glaubt er, alle Frauen müßten sich in ihn verlieben, wenn er den Bart streicht?"

„Das iſt ein eigen Kapitel, meine Freundin, von der Sympathie und der Antipathie. Ich kenne den Herrn Rittmeiſter nicht, ich weiß nur —“

„Daß mir ordentlich wohl iſt, wenn ich ihn in einer Geſellſchaft nicht treffe.“

„Ob ihm aber wohl iſt! — Sie ſahen nicht, wie er nach jener Geſellſchaft, wo er Sie ſo auffallend beleidigt, Ihnen immer von fern folgte, wie er wartete, um Sie einſteigen zu ſehen; wie er, als der Wagen vor Ihrem Hauſe vorfuhr, ſchon durch Quergaſſen ſchneller dahin gekommen war, und an der Ecke, im Mantel verhüllt, ſah er Sie ausſteigen! Mich dünkt, Sie ſahen ſich um, und wandten ſchnell den Kopf —“

„Ich erinnere mich nicht.“

„Sie müſſen ihn geſehen haben. Wenn da grade nicht, doch ein ander Mal. Entſinnen Sie ſich nur. Man kann ſagen, er folgt Ihnen auf Schritt und Tritt, vielleicht unwillkürlich.“

„Sie erſchrecken mich, Herr von Wandel. Der Menſch lauert mir auf, um mir einen Affront anzuthun.“

„Das will ich nicht hoffen.“

„Aber, ich bitte Sie, 's iſt ja rein unmöglich. Wer ſich ſo vor den Menſchen beträgt, was kann der Gutes im Schilde führen!“

„Der unerklärte Trieb unſerer Natur, der ewige Zwieſpalt unſerer ſelbſt, das Licht und der Schatten, der Ahriman und der Ormuz, daß wir ſchaffend ver-

nichten, vernichtend schaffen. Wenige, die sich über diesen Zwiespalt erheben, die dies Räthsel der Natur gelöst. Sie selbst, meine theure Freundin, werden dies oft empfunden haben. Ihr sinnend Auge giebt mir die Antwort."

Darüber sann nun zwar die Baronin nicht nach, aber sie entsann sich, wo der Rittmeister ihr in den Weg getreten war, und sie kam zum Resultat, daß es in letzter Zeit öfter geschehen als früher. Sie glaubte auch sich zu entsinnen, daß er sich nicht so grob benommen, wie früher.

„Sie meinen also, er wird jetzt höflicher sein?"

„Im Gegentheil. Er wird um so kälter und schroffer sich zeigen, als er in sich glüht und weich ist. Weil er sich, in seinem falschen Stolze, dieser Affection noch schämt, setzt er einen Trumpf drauf sie in schlimmern Trotz zu verstecken."

„Mein Gott, aber was soll ich da thun?"

„Wenn Sie klug handeln wollen, nichts."

„Wenn er mich aber wirklich verfolgt! — Am Ende haben Sie mich doch zum Besten!"

„Seh ich wie ein Spötter aus! Wenn Sie in seinen Leiden einen Ersatz suchen für die Kränkungen, so wird Ihre Rache bald gesättigt sein. Ein solcher innerer Kampf verzehrt. Mich dünkt, Herr von Dobleneck sieht schon jetzt blasser aus. Es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß er in seiner Kleidung nachlässiger ist. Wie unstät ist sein Blick! Wenn er krank würde, das wäre noch das Beste. Oder das Feuer

bricht plötzlich heraus. Einen Excess besorge ich nicht, weder ein Attentat gegen Ihre Person — auch keinen Selbstmord. Nein, er ist von zu guter Familie. Und wenn er plötzlich mit einer Liebeserklärung vorbricht, so werden Sie ja selbst am besten wissen, wie ihm antworten. — Aber, wie gesagt, meine Gnädigste, ängstigen Sie sich ja nicht. Es kann ja Alles besser werden, als wir denken, die Zeit heilt viele Wunden, und sein Pendant geht vorüber. Mein Gott, ich kann mich ja auch irren. Nur würde ich Ihnen, wenn es mir erlaubt ist, anrathen, mehr die Unbefangene zu spielen. Heiter, heiter! als bemerkten Sie nichts, railliren Sie ihn, das bringt Verliebte am besten aus der Fassung; und dann beobachten Sie, Ihrem feinen Blick kann es nicht entgehen. Wie gesagt, ich kann mich ja geirrt haben."

„Dieser Mensch begegnet mir überall, sagte der Major an einer andern Stelle zum Regierungsrath, wie ein eiskalter Luftzug. Undurchdringlich im Gespräch, alles wissend, jedem Gefühl verschlossen. Ich bin jetzt zu glauben geneigt, daß Lafores wirklich kein Bohrloch in dieser glatten Wand gefunden."

„Und doch sehen Sie, welches Leben er in die schöne Bildsäule gehaucht! Man möchte erfahren, was der Magus mit ihr sprechen konnte."

„Sollte er in der frivolen Intrigue mitspielen? Sie waren nachher in eifriger Conversation mit ihm."

„Eifrig?"

chen. Die seltenen Fälle, wo in herzlicher Aufrichtigkeit Mittheilungen geschehen, erfreuen desto mehr. Darin steht der Schwede näher dem Franzosen, daß er nicht gern über sich lachen läßt, was die Gutmüthigkeit des Deutschen verträgt und der echt humoristische Sinn des Engländers gern hat. Diese Selbstironie, die Stufe zu hoher geistiger Ausbildung — freilich auch der Uebergang von einer geistigen Zerrissenheit der fürchterlichsten Art — ist ihm gänzlich fremd; er kann sie mit seinem nationalen Stolz nicht in Einklang bringen, der doch nun einmal die edle Quelle auch seiner verkehrten Eigenschaften ist. Der Franzose kann, glaube ich, noch dahin kommen, wie gewaltig auch bis heute die Macht des Lächerlichen bei ihm regiert.

Viele werden auch über meine strenge Sonderung des Nationellen lächeln. Sie werden Phantasiebilder ohne Wirklichkeit darin sehen wollen. Das Menschliche habe von je an vorgeherrscht über das örtlich und sittlich Bedingte, sei aber jetzt so mächtig durch die gemeinsame Cultur geworden, daß es thöricht sei, die Nationen nach Eigenschaften ab- und einzutheilen. Ihnen kann ich nur erwiedern, daß auch bei unserer

„So war ſeine Miene.“

Fuchſius lächelte: „Er fragte mich, ob das Vermögen von ihr, oder von ihm käme? Von Heyms neuer Wunderkur, von der Legirung des Platina und von der neueſten Liaiſon der Unzelmann. Das war ein Theil unſeres Geſprächs, das glatt wie ein Aal hingleitete. Nähern wir uns der Sybille. Jetzt ſpricht er mit ihr.“

„Auch nur en passant.“

Die Sybille ſchien einen Köcher von Liebespfeilen ausgeſchoſſen zu haben; oder waren es wirklich ſybilliniſche Sprüche, was der Phyſiognomie der Andern einen ſo beſondern Ausdruck gab! Doch hatte jene plötzlich allen den Rücken gekehrt, um der Wirthin ihre ganze Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

„Elle est une merveille d'amabilité! verſicherte der Geheimrath Lupinus von der Vogtei, beide Hände als Schallrohr vor dem Mund, denen, die ihm entgegen kamen. Pleine de grâce, et d'une sagesse, s'il m'est permis de m'exprimer ainsi presque éthérée. Et un savoir-faire!“

„Na warum denn?“ ſagte der Doctor Marcus Herz, der ihm in den Weg getreten kam, und nicht Platz machte.

„Mon ami! rief Lupinus. Elle a une pénétration parfaite, elle lit dans votre coeur comme dans un livre ouvert.“

„Auch in Ihrem, Geheimrath?“ fragte der Arzt, ſeine Hand auf Lupinus Schulter legend.

„Elle connait tout le monde, elle enchante tout et est enchantée de tout.“

„Auch von Ihnen! Na hören Sie, dann iſt ſie mehr als ein Wunder — ein Meerwunder.“

„Immer der liebenswürdige Satyriker. Mais quant à la beauté, Madame Herz kein Vergleich. Elle est la beauté même et aussi pleine de sagesse.“

Die Fürſtin hatte ihren ſchönen Arm halb um die Wirthin geſchlungen, ihr für den vergnügten Abend zu danken: „Aber das Beſte entziehen Sie mir ſo lange.“

Die Lupinus bedauerte, daß der Dichter noch immer auf ſich warten laſſe; gewiß ſei es ein plötzliches Hinderniß, was die Ankunft, der alle Herzen entgegen ſchlügen, nur verzögere.

„Ich kann die Spannung begreifen, entgegnete die Fürſtin, ob er aber die Erwartung befriedigen wird! Es kommt ſehr auf die Laune an, in der er iſt. Aber ich meine jetzt unſre theure Wirthin, die freilich der Geſellſchaft angehört, und ein einzelner Gaſt wäre unbeſcheiden, wenn er mehr fordert, als auf ſeinen Theil ihm zukommt.“

Die Geheimräthin meinte, ſie habe nicht den andern im Lichte ſtehen wollen, und beſonders vor einem, nach dem alle unwiderſtehlich ſich gezogen fühlten.

Ohne auf das Bittere zu achten, was ſich dem Compliment unwillkürlich beimiſchte, ſah mit einem innigem Blick die Fürſtin ſie an: „Wozu dieſe Ge-

meinplätze zwiſchen uns! Sie ſind eine Märtyrin, und Ihr ganzes Leben iſt ein Opfer. Ich weiß ja alles und ich betrachte mit einer bewundernden Theilnahme Ihr ſtilles Wirken der Reſignation. Was kann Ihnen dieſe Geſellſchaft ſein? Sind Sie nicht mit ſich ſelbſt, mit Ihren Büchern immer in einer beſſern? Und alle dieſe Embarras nur um Andern Freude zu machen!"

Die Lupinus proteſtirte dagegen. Sie kannte die Fürſtin noch zu wenig. Sie wußte nur, daß ſie vertrauten Umgang mit Eliſe von der Reck gepflogen, daß die Jünger der romantiſchen Schule bei ihr Zutritt hatten, man ſagte auch, daß ſie der katholiſirenden Richtung dieſer Schule huldige. Sie antwortete mit der Banalphraſe, daß Andern Freude bereiten ſelbſt Freude ſchaffe.

Die Fürſtin ſtreifte darüber hinweg, wie über ein etwas, was keiner Erwiedrung bedurfte. Aber es lag keine Beleidigung in ihrem Blick.

„Ihr ganzes Opferleben fühl ich in mir ſelbſt wieder, ſprach ſie, ſich in die Ottomane zurücklehnend, auf der beide in einer Niſche Platz genommen. Ich fühle es wieder, obgleich mir, was die Welt ein glücklicheres Loos nennt, beſchieden war. Der Fürſt, mein Gatte, verſtand mich, ich verſtand ihn. Ich brauchte nicht ängſtlich vor der Welt den Schirm vorzuhalten, damit man ſeine Schwächen nicht gewahre. Er war kein eminenter Geiſt, kein Gelehrter, er liebte das Leben und trank ſeine Genüſſe, wie den Schaum des

Weines, er war, was die Welt nennt, ein vollkommner Lebemann; aber ohne Arg, grade wie er war gab er ſich. Da mußte die Vorſehung nach einem kurzen Glück — Wozu Elegieen an einem ſo frohen Tage! Es war ſo beſſer, für ihn, für mich."

Wo ſollte das hinaus! dachte die Geheimräthin. „Mein Mann iſt —" Die Fürſtin unterbrach ſie aber mit einem ſanften Händedruck:

„Ich frage mich oft, warum müſſen dieſe Kräfte durch Anſtrengungen gehemmt werden, die nie eine andre Frucht tragen können, als einen Schein? Denn Ihren ſonſt ſo trefflichen Mann werden Sie doch nicht geſund machen, ich meine ſo geſund, daß er ſich wieder ins Leben taucht!"

„Ich verſuche wenigſtens, es ihm ſo angenehm wie möglich zu machen. Seine Anſprüche ſind ſo beſcheiden!"

„Das weiß ich. Aber iſt das eine Aufgabe für eine Frau Ihres Geiſtes! Sein Glück iſt gemacht, indem Sie ihn in ſeiner Aſſiette ſich ſelbſt überlaſſen. Sie könnten doch frei, ſich mehr Ihren eigenen, edlern Trieben überlaſſen. Freilich haben Sie ſich eben wieder eine neue Sorge auferlegt, die Sie ganz abſorbirt, doch wer wollte da ein Wort gegen ſagen! — Aber nun bewundere ich Sie wieder, wie Sie ſich auch der Familie Ihres Mannes annehmen. Dies Feſtin iſt doch auch gegeben, um Ihren Schwager gewiſſermaßen in der Geſellſchaft wieder zu retabliren."

Die Geheimräthin seufzte: „Man muß doch für seine Familie leben!“

„Das ist ein schöner Zug im deutschen Gemüthsleben!“

„Wo der Staat seine Ehre anerkannt hat, darf die Familie sie nicht sinken lassen.“

„Hoffen Sie, daß er wieder den rechten Weg finde, der arme Irrende.“

„Das hoffe ich nicht —“

„Man muß nie eine Hoffnung aufgeben. Aber sehn Sie da — sie ist reizend! Und welche Gruppe diese beiden Frauen! Zum Malen!“

Ihre Blicke hafteten auf Adelheid, die mit der Doctor Herz im Nebenzimmer sich unterhielt. Die Fürstin schwärmte in dem Lobe ihrer Schönheit. Es war mehr als Malerei, sie lebte in der Schilderung mit, ihre nervösen Bewegungen verriethen es.

„Hier kann man den Unterschied von Schönheit und Schönheit studiren. Madame Herz ist gewiß eine vollkommne, aber ihr fehlt etwas.“

„Der Kopf ist zu klein für die junonische Gestalt,“ sagte die Geheimräthin.

„Ich betrachte sie nicht als Sculpteur. Die Psyche ists, die mich interessirt, wie das innerste Sein knospet und blüht in der Erscheinung! Aber Sie mögen Recht haben, liebe Frau, aus dieser edlen, großen Gestalt, schoß nicht mehr auf als ein kleiner Kopf, weil es an dem Feuer gebrach, das eine gebietende Stirn, eine Jupitersnase, schwellende

Lippen, das ſchwimmende, überwältigende Auge ſchafft.“

„Die Herz iſt paſſiv, aber ſehr intenſiv.“

„Qu'importe!“

„Und tugendhaft.“

„C'est ça. Par son naturel. Aber ſehn Sie, trotz des orientaliſchen Nimbus, ich frage Sie, könnte ein Maler aus dem Geſicht eine Heilige machen? Nimmermehr, ihm fehlt die Sinnlichkeit. — Sie bewegt ſich — jetzt recht lebhaft — drückt ihre Lippe es aus? Verräth es das Auge? — Und nun dagegen Adelheid! Eine unwillkührliche Bewegung ihres Füßchens, und die Lippe ſpricht es aus, das Grübchen am Kinn. Elaſtiſch die ganze Figur, aber das Geſicht die Blüthe. Wenn ich nichts als das Geſicht ſähe, wollte ich mir ihre ganze Geſtalt conſtruiren. O Sie müſſen eine wahre mütterliche Freude an dieſer Acquiſition haben.“

„Wenn ſie meinen Erwartungen entſpricht. Ihre Erziehung entſprach den beſchränkten Sphären ihres elterlichen Hauſes. Es müſſen viele Gewöhnungen, vulgäre Anſichten ausgetrieben werden —“

„Nichts austreiben, um Gottes willen nichts austreiben, theure Frau!“

„Ihr fehlt das Sublime. Ich ſehe noch immer durch alle ihre Reize den Thon, aus dem ſie gebildet. Aus ihren äſthetiſchen Urtheilen platzt zuweilen eine Natürlichkeit, über die ich erſchrecke. Daß die Herz ſich für ſie intereſſirt iſt mir lieb; ich hoffe,

sie soll aus ihrer Conversation lernen. Manches Eckige, Erdige wird sich abschleifen, um dem Sinnigen Platz zu machen."

Die Fürstin sah sie verwundert an, aber die Mißbilligung, die in ihrem Blicke lag, ging in ein Lächeln über: „Nicht die Herz! Keine Hofmeisterin! Die Herz würde ihr schöne Maximen predigen! O keine Predigten! — Sie zur Tugendpuppe erziehen, das heißt eine Natur verderben, wie sie nicht oft aus Gottes Schöpfung hervorgeht."

„Ich meinte auch nicht grade eine Klostererziehung."

„Dies pulsende Blut will sein Recht. Der Schöpfer träufte es in unsre Adern, wie er die Sonne in den Aetherbogen warf, wie er der Traube würziges Blut gab, uns zu berauschen. Wer nie berauscht war, nie im Wirbel der Leidenschaft taumelte, wer nie die Wonne dieser Erde kostete, der kann auch nicht die Wonne der himmlischen Seligkeit empfinden."

Ihr schönes Auge glänzte so seltsam dabei, während sie starr nach der Decke sah. Nach einer langen Pause stand sie auf, und strich tief aufathmend ihren Scheitel mit beiden Händen. Sie lächelte schelmisch die Geheimräthin an:

„Nicht wahr, ich habe recht viel dummes Zeug gesprochen? Vergessen Sie es und entschuldigen mich. — Aber als ob ich mich vor Ihnen zu entschuldigen brauchte, vor einer Frau, die ja auch weiß, wie der Geist so oft sich von dem Körper trennt, und die

Seele hinfliegt in Räume, wohin das Auge nicht dringt. — Aber kommen Sie ſchnell unter die Andern, wir kommen ins Gerede. Wenn man auch etwas anders iſt als die andern, um Gottes willen man muß es ihnen nicht verrathen!"

„Wo ſehen Durchlaucht plötzlich hin?"

„Ich —" Die Fürſtin erröthete leicht und flüſterte ihr ins Ohr: „Mir war's, als ſähe ich Jean Paul dort über den Gensdarmenmarkt kreuzen, um ſchneller hier zu ſein. — Da unterhält ſich ja der Herr von Fuchſius ſehr lebhaft mit Ihrer Tochter. — Ei, ei, ſelbſt der ernſte Major Eiſenhauch widerſteht dem Magnete nicht und vergißt auf einen Augenblick ſeine großen Vaterlandsgedanken. Ich beſorge, meine Freundin, Ihr Haus wird bald wie Troja ausſehen —"

„Sehn Sie eine Zerſtörung voraus?" fragte die Lupinus. Der Clairvoyantenblick der Fürſtin hatte ſie etwas verſtimmt.

„Nur die Helena, um die ein trojaniſcher Krieg entbrennen wird. Sorgen Sie bald, wenn Sie dem entgehen wollen, für eine anſtändige Partie. Der Regierungsrath iſt ein junger Mann, dem eine gute Carriere bevorſteht."

„Herr von Fuchſius ſieht nach Vermögen. Es iſt nur Galanterie. Ich werde indeß ein wachſames Auge haben."

„Wozu! Laßt doch die Schmetterlinge ſpielen. Die Jugend iſt ſo kurz! Und was ſagen Sie zum Legationsrath?"

„Der —!“ Das Wort ſchien der Geheimräthin auf der Lippe zu erſterben. „Er und das Kind?“

„Sie haben nicht daran gedacht. Es iſt auch ſo beſſer.“

„Durchlaucht kennen ihn? Er wird von ſo Vielen verkannt.“

„Die Beſtimmung jeder Größe! Sie fühlt ſich nur zu Gleichgeſinnten hingezogen. Es täuſchten mich auch vorhin wohl nur einzelne Blicke. Es war Eliſe, die mir ihre Beobachtungen mittheilte. Ah die gute Recke dachte vielleicht an ihr eigenes Verhältniß mit Caglioſtro.“

„Caglioſtro!“ wiederholte die Lupinus.

„Caglioſtro war doch vielleicht mehr, als wofür die Welt ihn jetzt erkannt haben will, meine Freundin. Er mußte fallen, wie Viele gefallen ſind, weil — pässons là-dessus! — Unſre große Katharina war in dieſem Punkte eiferſüchtig. — Es iſt mir recht verdrießlich, daß Herr von Wandel der Affaire wegen mit dem jungen Manne — nicht wahr Bovillard heißt er? — in Verwickelung gekommen iſt. Und wie ich höre, ſtellt er Adelheid nach. Das muß für Sie doppelt peinlich ſein.“

„Ich hoffe, Durchlaucht, das wird nichts auf ſich haben. Der wüſte Menſch ſoll uns nicht länger ſtören.“

Die Fürſtin ſah ſie fragend an: „Blutdürſtig, meine ſanfte Freundin! Der Lauf der Kugeln iſt zweifelhaft. — Das war auch nicht Ihre Meinung.“

„Durchlaucht, dieſer Menſch iſt incorrigibel.“

„Deſto beſſer. Laſſen Sie ihn fortſündigen. Grade über dieſe Sünder, die ihr Ohr der Stimme der Vernunft verſchloſſen haben, zuckt ſchon ein anderer Strahl. Da thun wir nichts bei, das kommt mit einem Male. Was wäre die Welt mit ihren gaukelnden Marionettenpuppen, die das grelle Schauſpiel von Eitelkeit, Verkehrtheit, Ungerechtigkeit und Sünde vor uns aufführen, wenn wir nicht wüßten, daß plötzlich eine unſichtbare Hand aus den Wolken fährt, und zerſtört iſt ihr Spiel. Ein Licht zückt herab und die Irrenden ſehen den Abgrund, vor dem ſie ſtehen. Warum den jungen Wüſtling gleich aufgeben, opfern wollen; da giebt es ja tauſend Mittel. — Nur keine öffentlichen Schritte. Es läßt ſich ſo Vieles unter Hand abthun, eben wenn man Freunden vertraut. Freunden haben Sie ja nur zu winken. Commandiren Sie auch über mich. A propos, ich habe viel von dem jungen Lehrer gehört, ein origineller Charakter, ſagt man. Wo iſt er? Stellen Sie mir ihn vor.“

„Er iſt nicht hier. — Für unſre Geſellſchaft —“

„Würde er keine Augen haben, nur für ſeine ſchöne Schülerin. — Sie ſehen mich an. Wie? Soll er ſein Blut in Eis verwandeln, oder ſpielt die Geſchichte von Abälard und Heloiſe nur in der grauen Vorzeit! Ach eine reizende Geſchichte, aber wenn Sie dieſelbe nicht wiederholt ſehen wollen, müſſen Sie auch da Acht haben, mehr als nach Außen das Auge

kleinen Reiſegeſellſchaft ſich dieſer Glaube gezeigt hat, daß er aber während der Reiſe ſo gänzlich beſeitigt worden, daß ſelbſt die Reiſegefährten, unter einander durch gemeinſame Anſichten und Bildung freundlich vertraut, ſich aller ungetrübten Freundſchaft ungeachtet, bald eingeſtehen mußten, Kinder ganz verſchiedener Nationen zu ſein. Wie ſelbſt Stämme ſich ſcheiden, erfuhren wir an der Norwegiſchen Gränze. Lappen und Normannen erſcheinen wie verſchiedene Thiergeſchlechter. Aber ſo weit geht die Trennung, daß der Ethnograph ſelbſt den verſchiedenen Charakter der Bewohner der einzelnen Provinzen auf das beſtimmteſte ſondern wird.

Die Neigung zur Oſtentation mag man auch in der Kleidung bemerken. Die jungen Männer tragen ſich im Allgemeinen geſchmackvoll; die ſchlanken Geſtalten helfen dabei. Die Augen der Reiſenden waren nicht ſcharf genug, um in der friſchen Röthe der Wangen die Spuren einer Eitelkeit zu entdecken, die man ziemlich allgemein den Männern aufbürdet. Iſt es doch vielleicht auch die Aufgabe der Cultur und der Kunſt, dem monotonen Blaß des Nordens Farbe zu leihen. Das Militair iſt übrigens nicht überall ſo wohl

wach! Ja, theure Frau, die Obliegenheiten einer Mutter sind groß. Sie haben eine halb Gefallene aufgerichtet, aber wer sich vor dem Fallen noch fürchten kann, ist stets dem Fallen nah — O weh! da fällt Ihr Diener — ein Glück, daß der andere ihm das Präsentirbrett hielt. Der arme Mensch ist krank —"

„Aber Johann, wie konnte er auch!" fuhr die Geheimräthin auf.

Der Diener hatte sich wieder erhoben, und, es schien, erholt. Er versicherte es wenigstens, und wollte sich nicht hinausschicken lassen; es sei eben nur ein Schwindel gewesen. Die Geheimräthin versicherte der Fürstin, sie habe so viel Lohnbedienten angenommen, daß Johann gar nicht nöthig gehabt, selbst zu serviren; er habe es nur aus Eigensinn gethan."

„Oder Furcht, daß seine Herrschaft ihn für entbehrlich hält, sagte die Fürstin. — Wie liebreich Adelheid ihm zuspricht! Sie hat ihn überredet, sie schickt ihn hinaus. Bravo! Hören Sie! Herren und Damen sind entzückt, sie muß etwas Seelenvolles gesagt haben."

Die Geheimräthin fand sich allein. Auch die Fürstin war zu denen geeilt, die Adelheid mit ihrem Beifall überhäuften. Die Geheimräthin fand sich sehr allein. Nur Diener, auf den Tag gemiethet, in Livreen, frisirt oder noch in Perrücken, bewegten sich in den Zimmern, mit den Vorbereitungen für die Abendtische beschäftigt. Sie kannte mehre von ihnen nicht. Der eine schien im Vorübergehen einen selt-

ſamen Blick auf ſie zu werfen, zwei dunkle Augen, aber er wandte ſie raſch auf die Teller, die er trug. Ward ſie beobachtet, hatte man auch in ihre Geſellſchaft Lauſcher geſchickt, von Seiten der clairvoyanten Geſandten oder Geſandtinnen? — Sie wollte in den Saal. Aber der Fürſtin nacheilen, welche ihr eben ſo brüsk den Rücken gedreht! Sie umfaßte Adelheid. So hatte die Gargazin auch ſie vorhin umfaßt. Sie zog ſie auf ein Kanape, ſie ſpielte mit ihrer Hand; ſie ſagte, ſie flüſterte ihr tauſend ſchöne Dinge ins Ohr. Adelheids Geſicht glühte. O ſie war weit liebenswürdiger, lebhafter, zuvorkommender gegen die Tochter als gegen die Mutter. Alle gruppirten ſich, näher oder ferner, um dieſen Mittelpunkt. Nach der Wirthin ſah Niemand, es kam Niemand in den Sinn, daß ſie abgeſchloſſen war. Der Legationsrath ſtand in einer Fenſterniſche, weit jenſeits, die Arme unterſchlungen, und beobachtete die Gruppen, ſein Geſicht unbeweglich wie immer; aber als der Strahl ſeines Auges ſie traf, glaubte ſie in dem Auge eine an ſie gerichtete Bemerkung zu leſen. War es ein Vorwurf, Bedauern, Mitleid?

„Warum ſich der Geſellſchaft entziehen, ma belle-soeur?“ rief der Geheimrath Schwager, der zufällig aus einem hinteren Zimmer kommend, der Wirthin entgegentrat, als ſie die beſte Partie ergriff, weil kein Menſch ſich um ſie, ſich auch nicht um die Menſchen zu kümmern, ſondern um die Teller und Tiſche.

„Weil ich überflüssig bin," war die kurze Antwort, mit der sie an ihm vorüberstreifte.

Wenn er an Ton und Art noch nicht gemerkt, daß sie auch ihn für überflüssig hielt, ward er auf der Schwelle zum Saal daran gemahnt, als die Fürstin, am Arm des Legationsrathes, über diese Schwelle rauschte. Wenn es nicht grade mit dem Ellenbogen geschah, fühlte er sich doch durch Blick und Bewegung mit seiner ganzen Persönlichkeit bei Seite geschoben.

Die Fürstin verließ die Gesellschaft. Den Legationsrath hatte sie gewürdigt, sie als Cavalier an den Wagen zu begleiten; aber nicht einmal eines Blickes würdigte sie den Mann, der vorhin ihre Liebenswürdigkeit ausposaunt. War er ein Anderer geworden? Sie gewiß! Einen Kopf größer schien sie ihm. Fort waren die Rollen der Liebenswürdigen, der nervös Irritirten, der Bescheidenen und der Schwärmerin geworfen, als Fürstin hielt sie ihren Ausgang.

„Ach, unsere emsige Wirthin. Immer wie eine Biene für den Honig sorgend."

„Durchlaucht wollen uns doch nicht verlassen?"

„Leider, eine heftige Migraine! O, bitte, nehmen Sie nicht auf mich Rücksicht. Ich verschwinde wie ein Schatten, um Licht und Heiterkeit zurückzulassen."

Die Geheimräthin öffnete den Mund, um dagegen zu demonstriren, aber unwillkürlich kehrte ihr die Erinnerung an jene Gesellschaft vom vorigen

Sommer zurück, — da war ſie es ja, welche die Rolle der Fürſtin geſpielt. Sie verſtummte. Migrainen ſind oft angenehm für die, welche ſie vorſchützen, nicht immer für die, welchen ſie vorgeſchützt werden.

„A propos! rief die Fürſtin. Herr von Wandel, nur einen Augenblick, zwei Worte mit unſerer Freundin.“

Sie zog dieſe bei Seite: „Wiſſen Sie ſchon, Jean Paul —“

„Kommt nicht? Vielleicht hat er von einer Clairvoyanten gehört, daß er Fürſtin Gargazin nicht mehr trifft.“

„Nein, er kommt, aber in welcher Laune! Es iſt mir wirklich recht leid. Nur Ihretwillen.“

„Iſt ihm etwas paſſirt?“

„Er ward bei der Berg ſo lange aufgehalten. In der beſten Abſicht, denn wer konnte anders denken, bei der beſondern Vorliebe, mit der die Königin ſich der Sache angenommen. Da um neun erſt bringt der Fourier die Hiobspoſt.“

„Eine Hiobspoſt!“

„Der König will die Präbende nicht geben.“

„Und Ihre Majeſtät die Königin hatte doch —“

„Nichts geſpart, was Klugheit und Liebenswürdigkeit vermögen. Bis acht Uhr gaben ſie im Palais die Hoffnung nicht auf. Man paßte nur auf den günſtigen Augenblick und er ſchien gekommen. Majeſtät brachen eben ein Stückchen von dem Kuchen, den Sie beſonders lieben, und verſicherten, ſo vor-

trefflich sei er noch nie gebacken. Das benutzte Ihre Majestät, und der König lächelte ihr auch mit der liebenswürdigsten Laune zu, aber eben so liebenswürdig schüttelten Sie den Kopf und sagten: Herr Jean Paul mag ein sehr guter Romanschreiber sein, aber darum ist er noch kein guter Domherr."

„Hat Ihre Majestät nicht Lafontaines Beispiel eingewandt? Der hat doch auf ihre Vorstellung die Präbende erhalten."

„Ihre Majestät sind zu klug, um nach solcher Erklärung noch ein Mal anzufangen. Und es giebt wichtigeres zu bitten."

„Der arme Jean Paul also gänzlich aufgegeben?"

„Für Berlin verloren. Ich wollte Sie nur avertiren. Noch weiß Niemand hier davon. Sie thun also gut, liebe Frau, die Sache auch zu ignoriren. Die Verehrung für den Dichter hängt mit der Aufmerksamkeit zusammen, die ihm der Hof erzeigt. Erfahren Sie, daß der ihn aufgiebt, ist der Lustre fort."

„Nein, es gilt nichts mehr," sagte die Geheimräthin bitter.

„Es thut mir nur um Sie leid, aufrichtig, meine liebe Geheimräthin. So viel Embarras! Sie würden die Gesellschaft auch nicht gegeben haben, wenn Sie das voraus gewußt. Adieu et au revoir!"

„Jean Paul kommt!" ging ein Gemurmel durch die Zimmer.

Die Geheimräthin meinte, der Legationsrath

hätte doch in zu ehrerbietiger Entfernung auf die Fürſtin gewartet, als er ſie hinausführte.

„Fürſtin Gargazin liebt Herrn Jean Paul nicht?“ bemerkte Herr von Wandel, als er auf einen raſchen Armdruck ſie ſeitwärts in ein Zimmer geführt, damit ſie dem Dichter, der die Treppe heraufkam, nicht begegne.

„Ich liebe nicht den Cultus für ſogenannte große Menſchen, antwortete die Fürſtin beim Hinuntergehen. Die Lupinus wird ſich mit dieſem Zauberfeſt wieder lächerlich machen.“

„Ein Erbſtück der Familie.“

„Sagen Sie dieſer Menſchen, dieſer Stadt, dieſer Zeit. Weil jeder aus ſeiner Sphäre treten möchte —“

„Ohne den Character zu haben, die neue ſich unterthänig zu machen.“

„Wenn jeder die Sphäre des Andern durchſchauen könnte! erwiederte die Fürſtin langſam, den Blick auf den Begleiter gerichtet. Uebrigens thut mir die arme Frau leid. Prinz Louis wird nie zu ihr kommen. Sie läßt alle ihre Minen umſonſt ſpringen.“ Die Fürſtin drückte beim Einſteigen dem Legationsrath die Hand: „Ich werde nichts vergeſſen.“

Achtes Kapitel.

Eine schlimme Nacht.

„Wie er sich hätscheln läßt!“

„Daß eine solche Weibervergötterung einem Manne nicht widerwärtig wird,“ sagte der Major. — „Und daß man uns dazu eingeladen hat!“ der General.

„Sehn Sie mal, rief Baron Eitelbach, und öffnete eine Kapsel, in der einige Haare sich befanden. Das soll ich in Gold fassen lassen. Meine Frau hat sie ihm selbst abgeschnitten.“

„Frau Baronin wollen sie als Medaillon tragen?“

„Versteht sich. Ich habe sie gefragt, ob ich ihr auch die Scheere soll vergolden lassen? Da hat sie gleich einen Scheerenorden drunter.“

„Thun Sie das ja nicht, Baron, sagte der General, man fände Anspielungen. Sie scheeren unser Armeetuch genug.“

„Und er ist doch ein Mann, äußerte der Major. Welche Gedankenfülle, welche Jugendkraft, welches Morgenroth für unser Vaterland!“

„Sahn Sie, mit welcher Unbefangenheit die

Alltag ihn empfing! ſagte der Regierungsrath. Wie anders, ungenirt unterhält ſie ſich mit ihm.“

Ein Geflüſter war durch die Geſellſchaft gegangen. Die ſchöne Baronin arbeitete ſich zu der Gruppe, in der wir uns befinden: „Wiſſen Sie ſchon? 'S iſt nichts mit ihm. Er bleibt nicht hier. Der König will ihn nicht. 'S iſt doch ſchrecklich!“

Man ſteckte die Köpfe zuſammen, und das Geheimniß, welches die Fürſtin der Wirthin anvertraut, war längſt ein Gemeingut, als die Geſellſchaft zu Tiſche ging. Vorher aber ſah man ein Schauſpiel, es war ein Impromptu. Adelheid hatte von der Tafel einen Blumenkranz ergriffen, und ihn plötzlich auf die Stirn des Dichters gedrückt: „Nun ſind Sie ein freier Mann!“

Es war alles anders geworden, als die Geheimräthin gewollt. Die Bekränzung ſollte ſtattfinden, aber in andrer Art, ſpäter, an der Tafel ſelbſt. Sie hatte Figuranten geworben, die bei jedem Geſpräch mit Phraſen aus des Dichters Schriften ihm antworten ſollten; das mußte jetzt rückgängig gemacht werden, es paßte nicht mehr. Die Empfindſameren umringten ihn, ſtatt mit Siegeshymnen, mit Condolenzverſicherungen. Es ſah nicht wie bei einem Freudenfeſte aus. Während die Mehrzahl nicht laut genug ihr Bedauern an den Tag legen zu können glaubte, ſchlichen andere fort. Die Geheimräthin begegnete dem General, der ſeinen Hut zum Gehen ergriffen.

„Auch Sie uns verlaſſen?“

„Man weiß nicht, was im Palais vorgegangen iſt, ſagte der Officier mit ſeiner ſoldatiſchen Offenheit, nicht in wie weit Seine Majeſtät ſich über die Perſon des Herrn aus Baireuth ausgeſprochen haben.“

„Aber ein Character wie mein Herr General —“

„Hat auch Rückſichten zu nehmen. Der König, meine liebe Frau Geheimräthin, erfährt jeden Morgen genau, wer bei Rüchel war und wer bei Blücher war. Und Sie wiſſen gar nicht, wie dieſe Rapportements gemacht werden. Hat er ſich nun wirklich ungnädig über den Poeten ausgedrückt, ſo wird auch von Ihrem Feſtin ihm berichtet und Sie wiſſen nicht wie. Ihnen kann das nun nichts ſchaden, wenn Einer ſagt: Es iſt doch auffällig, daß die Lupinus dem Fremden ein Feſt giebt, als wenn er ein Potentat wäre, und grade in dem Augenblick, wo Eure Majeſtät ſich ſo nachdrücklich über die Stellung ausgeſprochen haben, die er nur beanſpruchen kann. Beyme ſetzt vielleicht hinzu: Und jetzt, wo Eure Majeſtät eben einen ſolchen Gnadenakt gegen ihren Schwager ausgeübt. Wer weiß denn, wer zwiſchen den Lippen murmelt: Undank iſt der Welt Lohn! Und wenn Lombard dabei iſt, wird er ſich die Gelegenheit entgehen laſſen mir einen kleinen Freundſchaftsſtoß zu verſetzen? Ich höre ihn ſchon hinwerfen: Es iſt doch noch ſonderbarer, daß grade unſer General dabei ſein mußte. Er iſt doch ſonſt kein Admirateur von Poeten. — Sollte das andere Gründe haben? fügt vielleicht noch ein guter

Freund hinzu, denn Sie glauben nicht, wie viel gute Freunde jedermann am Hofe hat, der eine gute Stellung hat, die andern zu gut für ihn dünkt."

„General, aber bei Ihrem Renommee!"

„Je höher der Kornhaufen, so mehr Mäuse nagen unten. Mein Commando wird mir Seine Majestät darum nicht nehmen, aber wird mir vielleicht das nächste Mal sagen: „„Sind auch ein so großer Verehrer von dem Herrn Romanschreiber? Meinte die Lorbeerkränze schickten sich nur für Generale."" Und das wäre noch das Beste, dann ist es ausgeschüttet. Obnedem bleibt etwas, denn der König hat ein vortrefflich Gedächtniß. Und wissen wir, von wem und wann daran weiter gebebrt wird! Ein wunder Fleck hat anziebende Kraft. Und weiß ich, was noch hier geschieht bei Tisch von den Admirateurs, welche Gesundheiten sie ausbringen! Kann nicht Einer beim Wein eine Beleidigung gegen Seine Majestät aussprechen! Hör ich's ruhig mit an, so heißt's im Palais, ich habe eingestimmt, und red ich drein — nein, meine gnädige Frau, ich will Ihr schönes Festin nicht stören."

Sie selbst aber wollte es stören. Die Salatscene sollte nun unterbleiben. Sie war, als der General ihr begegnete, eben auf dem Wege zum kranken Johann gewesen, um ihm Contreordres zu geben. Sie hatte aber auch vorhin den Befehl zum Serviren gegeben und in dem Augenblick brach die Gesellschaft, um zu Tisch zu gehen, auf. Es ent-

gebaut und gekleidet wie man ſich vorſtellt. Unter der Garde bemerkte ich freilich nur ſchlanke, ſchöne Geſtalten, wogegen in den Provinzen wohl hie und da eine Schildwacht ſichtbar wurde, deren Haltung an das Löwenhaar der Drontheimiſchen erinnerte. In und um Stockholm wird der Kleiderluxus und was mit ihm in Verbindung ſteht, auf das höchſte getrieben. Die Putzläden mehren ſich mit jedem Jahre, doch ſoll das inländiſche Fabrikat nur unbedeutend ſein gegen die jährliche Einfuhr von Modeartikeln aus London und beſonders aus Paris. In keiner Deutſchen Stadt ſieht man ſo viel fein geputzte Frauengeſtalten in jedem Augenblicke auf der Straße, und nur den geringeren Theil kann man zum Stande der Damen zählen. Ich gab darauf Achtung und bemerkte, daß dieſer Putz ſchon von acht Uhr des Morgens an ſich zeigt, bei den Einkäufen auf den Märkten nicht verſchwindet, einſteigt in die Ueberſchiffungskähne und nicht wenig dazu beiträgt, die geräumigen Plätze und Straßen bunt zu beleben. Auf den Dampfſchiffen ſcheuten die Reiſenden ſich oft, in Kleidern, welche vom Regen des Dofrefield und den Lappländiſchen Moräſten ihren Stempel er-

wickelte sich heut Alles gegen ihren Willen. Jean Paul hatte ihr seinen Arm reichen sollen. Ihrer Zweifel, ob es nicht jetzt passender sei, diese Ehrenpflicht dem vornehmsten Gast zu übertragen, ward sie überhoben, als der Dichter schon ihre Tochter entführte. Sie mußte, um nicht allein zu gehen, ihren Arm nothgedrungen dem reichen, welcher allein lerig an der Thür stand, es war der Schwager, und sie mußte zufrieden sein, daß es ihr wenigstens gelang eine Tafelordnung so ziemlich herzustellen.

Wenigstens saß Jean Paul neben ihr. Wenn er von dem Fehlschlag seiner Hoffnungen verstimmt gewesen, hatte er unter so viel Theilnahme und beim Klang der Gläser es überwunden. Der gute Wein wirkt nach einer Aufregung doppelt. Er sprach oder sang in Worten die wie Strechverse klangen. Die Lüfte in den märkischen Pinien hätten ihm zugerauscht das alte Lied: Wo es dir wohl geht, ist dein Vaterland! aber da sei aus dem blauen Aether eine Taube niedergerauscht mit einem Lorbeerzweig und habe ihm zugeflüstert: Der Dichter muß frei sein! Und ein frischer Morgenwind habe seine Stirn, seine heiße Brust gekühlt, er sei erwacht und wieder arm, aber frei, frei wie der Vogel in der Luft, und dies Glas bringe er aus auf die Taube mit dem leuchtenden Fittich.

Nur ein Theil der Gesellschaft verstand es. Der Geheimrath von der Vogtei, der auch sein Glas gefüllt hatte und sich für verpflichtet hielt, als nächster

Anverwandter der Wirthin, die Gesundheit des Gastes zu übernehmen, unterbrach den Dichter: die erste Gesundheit gebühre ihm selbst. In einer Rede, die, wenn auch sonst nichts, doch verrieth, daß er von dessen Schriften nichts gelesen, gratulirte er dem Poeten, der nun mit Piron sich die Grabschrift setzen könne:

Ci-gît Piron, qui ne fut rien,
Pas même académicien.

Aber wie Piron ein aimabler Poet geblieben, obgleich er sonst nichts gewesen, so werde auch ohne Präbende für sie Alle hier:

Unser herrlicher Jean Paul Friedrich Richter
Bleiben ein ihnen unvergeßlicher Dichter!

Im Gläserklang erhob sich der Gast: „Unser Auge blickt nach den blauen Bergen, und unser Herz schwillt vor Sehnsucht, weil der Himmel sie küßt. Aber oben weht es uns zu rein an, wir athmen zu bang in der Nähe des Unaussprechlichen, und die Thäler verschwimmen vor unsern Augen. So sehnt des Dichters Brust sich nach dem Schönsten und Höchsten, wie Semele nach Zeus wahrhaftiger Gestalt. Aber in der Feergluth zerspringt sein Herz, er kann nur leben im Thal, athmen im Duft der Kräuter, und die Berge über ihm, die Fußschemel des Unnennbaren, sind die Säulen der Ewigkeit, an denen sein Geist sich aufrankt. „Wer ein Mal dort oben vom Lichte getrunken, habe genug für's Leben. Nun möge man ihn beglückt zurückkehren lassen in die stillen

Thäler seines Fichtelgebirges. Wenn seine Waldbäche über die bemooften Steinblöcke rieselten, die Fichten säuselten, die Veilchen aus dem feuchten Grün ruf-teten, und wenn dann wieder an des Dichters Seele edle schöne Frauen vorüber schwebten, Liänen und Natalien, im Diadem des Morgenrothes, wenn ihre Füße im Thau sich badeten, ihre seelenvollen Augen das Blau des Aethers saugten, um Huld und Wohl-wollen für tausend blutende Herzen wiederzustrahlen, — dann kämen sie von den Bergen, die er einmal bestiegen, wo auch er Seligkeit getrunken. In seiner Eremitage nun kein Einsiedler mehr, umschwebten ihn Berlins edle Frauen, beim Frühroth böten sie aus der Krystallschaale ihm den Morgentrank und wenn die Königin des Tages hinter die Berge sinke, sollte den Dichter einlullen die Harmonie ihrer Silberstim-men. Dies Glas leere er auf Berlins schönere Hälfte.

Unter dem Gläserklang der Herren, unter den Verzückungen der Damen war Adelheid aufgestanden. Den Wink der Geheimräthin hatte sie nicht bemerkt. Ihre Augen gegen den Plafond gerichtet, tönte ihre metallreiche Stimme durch den Saal: „Aber die Sterne oben sind nicht stumm, sie tönen, im Festsaal des Ewigen kreisend, die Sphärensprache der Har-monie, und der Geweihte versteht sie. Der blasse Geweihte, der am Schmerzenslager überwindet, der Geweihte, dessen Stirn die Freude des Sieges röthet, und er der Geweihte, der der Aeolsharfe ihre Klage-töne abgelauscht, den Vögeln ihren Gesang, er der

die ſummenden Stimmen der Völker verſteht, Phöbus geweihter Prieſter hört den Geſang der Sterne —"

„Mamſell der Salat!" flüſterte Johanns zitternde Stimme, aber er getraute ſich nicht mehr den Napf zu tragen. Die Geheimräthin war beim Anfang der Tafel wieder umgeſtimmt geworden, denn die Stimmung der Geſellſchaft war entſchieden für den Dichter, und die Lupinus theilte nicht die Beſorgniß des Generals. Im Gegentheil ſchien ihr eine derartige Manifeſtation jetzt als ein Ehrenpunkt. Aber Jean Paul hatte ihr bei Tafel gar keine Aufmerkſamkeit erwieſen. Er ſchwärmte in eignen Gefühlen, ſeine Complimente waren nur an ihre Tochter gerichtet. Sie wollte es ihn empfinden laſſen, und ihre Lippen hatten ſich zu einigen ſpitzen Worten geſpitzt, die mit dem Stichwort ſchließen ſollten, auf welches Adelheid einzufallen hätte, als dieſe unerwartet, gegen die Verabredung von einem Impuls ſich hinreißen ließ. Unglücklich fügte ſich auch hier alles, der kranke Johann ſtotterte zur Linken die Worte, während einer der ſogenannten „Ausgeſtopften," das heißt der gemietheten Lakaien, ihr zur Rechten den Salatnapf überreichte. Es war derſelbe Lakai, deſſen funkelnde Augen ſie vorhin erſchreckt. Adelheid ergriff in ihrer Extaſe den Napf und ſtatt ihn niederzuſtellen, hob ſie ihn wie eine Opfervaſe empor — „Und er der geweihte Prieſter hebt die Schaale den Göttern entgegen" — fuhr ſie in der Rolle fort, entnommen aus irgend einer Dithyrambe der Jean Paul'ſchen Poeſie, die

wir wieder vergessen haben, vielleicht auch aus denen, die von der Geheimräthin zu diesem Zweck componirt waren, als der „Ausgestopfte" ihr etwas zuflüsterte. Die Worte hörte man nicht, aber die Gesellschaft konnte nicht anders denken, als daß der Sinn von dem, was der Lohnlakai sprach, nichts anderes sei, als was der kranke Bediente ziemlich vernehmlich zur selben Zeit sprach: „Auf den Tisch, Mamsell, 's ist ja der Salatnapf!"

Adelheids Stimme stockte plötzlich. Als sie nach der Seite blickte, stieß sie einen Schrei aus. Darüber entfiel ihr der Napf. Viele Arme wollten helfen. Ein Armleuchter war umgestoßen. Die Kerzen fielen auf das Tischtuch; eine streifte an den Fruchtkorb, der mit künstlichen Papierblättern ausstaffirt war. Das Papier brannte, das Tischtuch brannte. Man schlug zu, man schlug ungeschickt zu. Man riß am Tischtuch und noch ein Leuchter fiel. Es flammte und floß, man schrie: Hülfe! Feuer! Die Stühle schlugen um, die Damen in den leichten, feuerfangenden Kleidern schrieen am lautesten und stürzten fort, Herren und Bedienten rissen am Tischtuch. Es brannte schon lichterloh, die Kerzen vom Kronleuchter träuften, als einige entschlossene Arme die Tischtuchenden über die gesammte Verwüstung zusammenschlugen. Der Brand ward so erstickt, aber auch das Porzellan, Glaswerk, Torten und alles was zerbrechlich war, in dem Chaos zusammengeschüttet und vernichtet.

So konnte man vermuthen, daß es hergegangen,

denn der Brand war gelöscht, ehe die Nachtwächter Berlin in Allarm versetzten. Im Uebrigen wußte Niemand später über den Hergang klare Auskunft zu geben. Es lag auch in mancher Interesse, es im Dunkeln zu belassen. Die Entschlossensten hatten schnell ihre Damen fortgerissen, um den Abschied unbekümmert, nur Garderobe und Straße galt es erreichen. Wenn sie dem Feuerschaden auswichen, entgingen einige Damen dem des andern Elements nicht. Die Wassereimer, mit welchen die Diener ihnen entgegenstürzten, verdarben manche Toilette. Das Gedränge kam einer Verstopfung nahe. Man sprach von Ohnmachten. Die ohnmächtig gesagten, leugneten es. Am Boden gelegen wollte Niemand haben, nur vielleicht auf einem Stuhl. Viele ließen es sich nicht nehmen, daß die Wirthin wirklich im Gedränge ohnmächtig geworden. Nach ihren eigenen Aeußerungen später konnte man es glauben, sie sprach von einem Schleier, der über sie gekommen, eine wohlthätige Macht hätte die Schreckensscene vor ihr verhüllt. Es wäre allerdings eine doppelte Schreckensscene für sie gewesen, wenn sie alle Urtheile wirklich hören müssen, welche in der Aufregung über sie und ihr Fest laut wurden.

Die erste Gerettete war die Baronin Eitelbach. Als ihr Gemahl sie in den Wagen heben wollte, rief sie aus: „Herr Gott, die Mamsell Alltag brennt ja.“

Sie wollte zurück. Der Gemahl aber stieß sie

in den Wagen: „Entweder ist sie jetzt verbrannt oder sie ist gelöscht; wir ändern's nicht."

Der Lärm hatte auch den Geheimrath aus seiner Studirstube gelockt. Als er im Schlafrock und Pantoffeln in die Vorzimmer drang, war die Gesellschaft schon entflohen. Nur ein beißender Qualm drang durch die Thüren, Wasserrinnen ergossen sich über die Dielen, und Wirrwar, Gedränge und Getreibe überall. Aus der Thür des Speisesaals trug ein Lakai Adelheid und legte die Ohnmächtige auf ein Sopha. Brust und Schultern waren in ein nasses Tuch eingeschlagen. Ihr Musselinkleid war von der Flamme ergriffen worden. Sie hätte mit einem Druck der Hand die Flamme löschen können, aber sie hatte wie eine Bildsäule dagestanden, regungslos. Der Bediente Johann hatte eine Serviette ergriffen, aber seine Hände zitterten, die Serviette gerieth selbst in Brand. Da hatte einer der fremden Lakaien ihn fortgestoßen, und mit Tüchern, die er schon in einen Wassereimer getaucht, das Feuer erdrückt. Aber jetzt war sie ohnmächtig geworden, und der Lakai, ein kräftiger, junger Mann, hatte sie in das Entreezimmer getragen, als der Geheimrath dazu kam.

Das war das Resultat einer kurzen Untersuchung, welche der Gelehrte angestellt, und bei dem er sich, als er später in seine Arbeitsstube zurückkehrte, vollkommen beruhigte. „Jetzt muß man ihr die nassen Tücher abnehmen, sie erkältet sich sonst," hatte er gesagt, der Lakai aber gerufen: „Man muß einen

Arzt holen!" und war nach der Thür gestürzt. „Das wird nicht nöthig sein, hatte der Legationsrath Wandel gesagt, der aus der dampfenden Stube trat. Es ist nur eine Affection der Nerven." Er hatte mit dem Geheimrath die nassen Tücher abgezogen und gefunden, daß keine Brandverletzung statt gefunden, selbst der Brandfleck am leichten Oberkleide war geringfügig, die Flamme hatte nicht einmal das festere Unterkleid ergriffen. Der Legationsrath steckte das Essenzenbüchschen, welches er gebraucht, wieder in die Tasche, murmelnd: „Hydor [illegible]" Das hatte eine freundliche Falte auf die Stirn des Geheimraths gelockt. Er redete den Legationsrath lateinisch an, und dieser antwortete lateinisch. Herr von Wandel hatte eine schöne, reine Aussprache, nicht ganz ciceronianisch, aber er applicirte sehr geschickt einige Feinheiten der Latinität: „Es ist nichts als eine psychische Aufregung, vielleicht Exaltation für den Dichter, vielleicht etwas anderes — aber es geht schnell vorüber, sie wird sich von selbst erholen." Und so geschah es, auf einige Tropfen, die er aus einem Wasserglase auf ihr Gesicht sprützte, schlug Adelheid die Augen auf. Sie erkannte die Gegenstände, athmete und machte eine Bewegung mit der Hand, daß die Herren sich entfernen möchten: „Das übrige wird weibliche Pflege und ein Camillenthee thun," beruhigte der Gast den Wirth.

Der Geheimrath hatte dem Legationsrath die Hand gereicht, und den Wunsch seiner näheren Be-

kanntſchaft ausgedrückt. Er that dies ſelten. Im Speiſeſaal grinſte ihn die Verwüſtung an. Es dampfte, flutbete, er mußte über umgeworfene Stühle, Tiſche, Scherben ſteigen. Wenn das in ſeiner Studirſtube paſſirt wäre! Der blaſſe Geiſterſchreck, den dieſer Gedanke auf ſein Geſicht zauberte, trieb ihn zu einer ungewohnten Thätigkeit. Er rief den Dienern, den Mägden, er legte ſelbſt Hand mit an.

Da flog ein erſtes Lächeln über die weißen Lippen der Geheimräthin, und es zückte etwas von Leben in ihrem ſtarren Blicke. Sie hatte bis da regungslos auf dem Canapé halb geſeſſen, halb gelegen, vielleicht im Gedränge von den Fortſtürzenden dahin geſtoßen. Das Eau de Cologne, was Liſette ihr in's Geſicht geſprengt, war ohne Wirkung geblieben. Jetzt, beim Anblick der Thätigkeit ihres Mannes kehrte das Leben zurück. Die Zunge löſte ſich, ſie konnte ſprechen, es platzte heraus wie ein Lachen: „Mit den Pantoffeln! Sie erkälten ſich ja im Waſſer die Füße.“

Der Geheimrath fühlte jetzt, was ihm ein Unbehagen verurſacht, für das er ſich keinen Grund anzugeben gewußt. Er ging im Waſſer, ſeine Füße waren ganz naß.

„Aber es muß doch Ordnung geſchafft werden, meine Liebe.“ Er ſah ſich um.

„Dafür wird Liſette ſorgen, die verſteht es beſſer. Gehn Sie in Ihre Stube und ziehen ſich andere Strümpfe an, morgen iſt alles wieder wie ſonſt.“

„Aber — ich hoffe die Incommodität wird Ihnen nicht ſchlecht bekommen?“

„Ganz und gar nicht, ſagte die Geheimräthin, die aufgeſtanden war. Eine kleine Störung in den Gewohnheiten des Lebens. Weiter nichts. Morgen iſt's vergeſſen. Ich hoffe, daß in Ihrer Stube nichts derangirt iſt.“

Das hoffte der Geheimrath auch; er hatte hier nichts mehr zu thun. Die Geheimräthin ließ ſich von Johann führen. Mit jedem Schritte, den ſie that, ging ſie feſter. Der Bediente hielt ſich an dem Thürpfoſten, als er ſie in ihr Schlafzimmer gebracht. Sie maaß ihn mit einem durchdringenden Blicke: „Was ſoll das werden mit ihm, Johann?“

Er verſtand es: „Um Gottes Erbarmen, gnädige Frau Geheimräthin, ſtürzen Sie mich nicht in mein Elend.“

Ihm war es, als bohrte ihr Blick in ſein Herz aber ſie ſprach kein Wort: „Morgen früh ſoll Hofrath Heim kommen.“

Er ging. Sie rief ihn zurück: „Nein, nicht Heim! Der iſt zu nichts zu brauchen — murmelte ſie. Selle, rufe er den Geheimrath Selle, ich laſſe ihm meine dringende Empfehlung machen — Sie ſtockte und hub wieder an: Nicht zu Selle, zum alten Geheimrath Mucius, ich ließe ihn dringend bitten.“

Johann war gegangen. Sie ſchellte wieder: „Es ſoll mich Niemand ſtören. Was auch vorfalle.

halten, neben den höchſt eleganten Damen auf dem Verdeck zu ſitzen. Zu unſerer Verwunderung aber kamen dieſe nie in die Kajüte, als den erſten Platz, bis wir aus dem Verzeichniß der Eingeſchriebenen erſahen, daß ſie kein anderes Recht hatten, als oben auf dem Verdeck zu bleiben, trotz Regen, Sturm und Staat. In Upſala ſpazierten die Bürgertöchter in Battiſt und den feinſten Ginghamkleidern, in Shawls und Damenhüten auf den Straßen, und es war weder Sonntag, noch ließ, bei der Ferienzeit und in der nichts weniger als volkreichen Stadt, ſich eine Abſicht auf Abenteuer vermuthen.

Schon in ältern Zeiten wurden die Klagen über den Luxus, namentlich in Stockholm, laut. Vielen der übermäßig geputzten Damen ſieht man es an, daß es nur eine ſogenannte „Straßengarderobe" iſt, daß ſie zu Hauſe vielleicht darben, um nur in dieſem Glanze auf den Straßen der Welt zu begegnen, ohne daß man deshalb an unehrbare Abſichten zu denken hätte. Dieſer Zug charakteriſirt aber nicht allein die Straßengängerinnen. Das phyſiſche, wie das geiſtige Vermögen, behauptet man, werde für den Putz aufgewandt. Gegen die Verſchwendung des erſte-

Ich werde mich selbst ausziehen. Lisette soll mit den andern die Sachen fortschaffen, aber sie soll sich nicht unterstehen Lärm zu machen. Ich will nichts mehr wissen, versteht Er mich."

„Johann ging. Sie rief ihr doch wieder zurück: „Morgen früh wird Niemand vorgelassen. Niemand."

„Herr Jean Paul Richter fragten wann er seine Aufwartung machen könne, um Abschied zu nehmen?"

„Ich bin nie, wenn er sich meldet, zuhause."

Sie stand noch eine Weile, nachdem der Bediente fort war, die Blicke auf die Diele gebeftet. Ihr mußte sehr heiß sein, sie schöpfte tief Athem, riß Tuch und Kleidungsstücke auf und warf sich auf das Sopha, den Kopf im Arm gestützt.

Sie wollte nichts von dem Geräusch hören, und hörte doch alles, das Aufheben jedes Stuhls, das Klappern der Teller, so leise Mägde und Diener ihr Geschäft verrichteten. Sie gab sich Mühe die Tritte jedes einzelnen zu erkennen, und indem sie sich darüber ärgerte, horchte sie nur immer schärfer. Sie haderte innerlich, diese Magd sollte einen Verweis erhalten, jene entlassen werden.

Was glühte in ihren Adern, was war die trockene Hitze, die ihr alle Spannkraft raubte, was die Unruhe, die jede Anwandlung von Schlaf verscheuchte? Ein verlorener Tag? Es war nur ein Tag unter vielen. Eine verlorene Schlacht in einem Kriege, in einem langen, trostlosen mit dem Leben. — Und von wem war sie geschlagen? — Von allen. Heut, wo

ſie ſo ſicher auf einen Sieg gerechnet. Sie kannte die Geſellſchaft, die böſen Zungen, die Macht des Lächerlichen. Ihre Niederlage war eine auf lange Jahre hinaus. Sie hörte ſchon die Fragen mit ſpöttiſchem Lächeln: „Waren Sie auch bei dem Zauberfeſt der Geheimräthin?“ Die eben ſo lächenden Antworten: „Sie hat es ſich etwas koſten laſſen. Recht ſchade, wozu das?“ — „Sie hat einmal kein Geſchick dazu.“ — „Die Apotheoſe Jean Pauls war doch au comble du ridicule.“ — „Und dazu das Unglück noch! Die arme Frau. Warum wird ſie aber nicht klug!“ Oder die bitterſten: „Es iſt ihr ſchon recht, daß ſie mal die Lection bekommen hat!“

Sie war unerſchöpflich in der Selbſtmarterung, ſie vertheilte dieſe Sarkasmen und Bonmots, zu deren Zielſcheibe ſie ſich ſelbſt machte, unter ihre Bekannten, ihre beſten Freunde. Und hatte ſie es denn von ihnen anders erwartet? Sie lachte auf. Ach das Lachen half nichts. Sie empfand einen ungeheuren Durſt, aber nicht Waſſer, nicht Wein konnte den ſtillen. Aber an wem dieſen Durſt kühlen? — Laforeſt, warum mußte er das erſte Zeichen zum Aufbruch geben, er, der nur gekommen ſchien, um Audienz zu geben, Huldigungen zu empfangen. Der General, der feige davon lief? Mochte er laufen. Jean Paul, der, erſtickt von Eitelkeit, nur im Lobe ſich berauſcht, nur mit den jungen Mädchen getändelt, ohne ihr, die ſie mit ſo raffinirter Sinnigkeit das ganze Feſt für ihn

bereitet, nur ein Wort des Dankes zu ſagen, nur die gewöhnlichſte Aufmerkſamkeit zu erweiſen. Alle, alle hatten ſich nur um ſich bekümmert, um andre Geſtirne, ſie war eine Einſiedlerin geweſen in ihrer Geſellſchaft.

Die Dienerſchaft draußen mußte mit ihrer Verrichtung zu Ende ſein. In der Stille hörte man nur noch vereinzeltes Thürenklappen und hin- und herlaufen. Sie lauſchte aufmerkſamer. Den Tritt kannte ſie. Der Legationsrath war noch im Hauſe geblieben? Er kam grade auf ihre Thür zu. Endlich ein Menſch, ein Geiſt, der ſich ihrer annehmen, mit dem ſie ihre Gedanken austauſchen könnte. Sie war aufgeſprungen. Sie wollte die Thür aufreißen. — Nein, es war an ihm. Gleichviel, wollte er ſich melden laſſen, klopfen, eintreten. Er blieb ſtehen. Sie glaubte ihn gähnen zu hören. Er zog ſich den Ueberrock an. Er ſprach leiſe mit Liſetten. Es war von Tropfen und andern Hausmitteln die Rede, für eine Magd, die der Schreck niedergeworfen, von einem Thee, den ſie dem Geheimrath kochen ſollte. Auch dem Johann ſollte ſie davon eine Taſſe geben — von ihr kein Wort! — Er fragte nicht nach ihr. War ſie kein menſchlich Weſen? Hatte der Schreck auf ſie keine Einwirkung? Hatte er ſie vergeſſen?

Er war fort, ſie lag wieder auf dem Sopha. Ihre Stirn war ſo heiß, ſo heiß — ein kühlender Tropfen nur! Aber vor dieſer Stirn tanzten Bilder in erſchreckender Klarheit. Sie wußte jetzt, wer ihre

Feindin war. Wen hatte Wandel hinausgeführt, wem seinen Cavalierdienst erwiesen, die gewöhnlichsten Regeln der Artigkeit gegen die Wirthin, wer diese auch gewesen, verletzend. Weil sie die Vornehmre, die Vornehmste war? O dahinter steckte mehr. Die Fürstin war es, welche, unter der Maske der anspruchlosesten Holdseligkeit ihr den Abend verdorben, welche ihr auf ihrem eigenen Grund und Boden eine totale Niederlage beigebracht. Sie hatte das Fest beherrscht, sich Huldigungen darbringen lassen, durch ihr Gespräch sie selbst gefesselt, daß sie ihr Auge der Gesellschaft entzog. Dann, nachdem sie ihr durch die böse Nachricht den Todesschlag versetzt, war sie triumphirend fortgegangen. Aber nicht Zufall war es, — nein Plan; ein weit hinausreichender Plan. Der Fürstin, die einen Kreis um sich zaubern wollte, waren die angenehmen Cirkel der Geheimräthin im Wege. Hatte sie nicht in einem langen Gespräch sie nach allen Verhältnissen, Personen ausgefragt! Wozu das? Sie wollte auskundschaften was den Zauber dieses Kreises bilde. Was konnten die fremde, vornehme Frau sonst die Verhältnisse eines bürgerlichen Hauses in Berlin interessiren! Und jetzt wußte, kannte sie alles, und hatte vielleicht alles zerstört. — Wer würde denn noch ihre Gesellschaften besuchen? Nicht weil der König sich gegen den Dichter ausgesprochen. O nein, das konnte ihrer Societät grade einen neuen Reiz geben, die freien muthigen Geister locken, aber vor dem Fluch des Lächerlichen flieht die Geisterwelt.

Und er — sollte, könnte ihr dabei hülfreiche Hand geleistet haben! Unmöglich!

Eine unaussprechliche Bitterkeit ergriff die Gequälte. Kann eine Frau einen Mann fordern? Was kann überhaupt eine Frau, und wenn sie den Muth einer Judith und Herodias besaß, in dieser Welt der Conventionen! Ihr Haß mag glühen wie der Aetna, den Athem muß sie in sich zurück pressen, sonst verwundet sie sich selbst. Die Macht des Lächerlichen umstarrt sie wie himmelhohe Eisfirnen, die auf ihrem Spiegel nur die verzerrten Züge ihrer Wuth als Karikaturen wiedergeben. Giebt es denn keine Mittel für ein Weib, der Welt den Krieg zu erklären? Sie erinnerte sich, was Wandel von den großen Frauen gesprochen, die ihre Welt beherrscht, von den Fabelköniginnen Semiramis und Zenobia bis zu den Katharinen von Medicis und der großen Czarin auf dem Russischen Thron. — Thorheit an solche Möglichkeit zu denken! Und wenn die Revolution fortgährte über die Welt, sie erhöbe nur Männer, und die Weiber blieben Sklavinnen und Intriguantinnen. Nur das kleine Spiel der Ränke, um hie und da mit giftigen Nadeln zu stechen, ihnen vergönnt! Einen Verhaßten — mag eine Frau, die einen Mächtigen beherrscht, verfolgen, vernichten; wenn nun aber ihr Haß nicht an Einzelnen sich genügen läßt, wenn die Vernichtungslust ihre Adern wie ein wildes Feuer durchglüht, wenn sie die Armseligen, Gemeinen, Undankbaren von der Erde wegspülen möchte, wie

Pharaonis Schaaren das rothe Meer — wenn sie fühlt, mit diesem Rachekitzel der Menschheit selbst einen Dienst zu leisten! — Sie kann nur morden im Traume!

Sie preßte ihre Hände an die heiße Stirn, als sie wieder ein Geräusch hörte. — Das war Adelheids Stimme, hell — wie ein Aufschrei. Es kam von weitem her, aber nicht weit genug, daß es von ihrem Zimmer sein konnte. Da kam ihr das Mädchen wieder in den Sinn. Sie hatte gar nicht an sie gedacht. Was war aus ihr geworden? Sie sann nach. Eine dunkle Vorstellung, daß man Hülfe! Sie brennt! gerufen. Sie durfte sich versengt haben. Von ihren Feinden war ja alles geschehen, der Sache einen Eclat zu geben. Aber der Ton kam wieder; nicht mehr ein Schrei, aber der bange tönende Schall, den die Menschenstimme annimmt, wenn etwas Ungewöhnliches uns überkommt. Sie hörte noch eine andre Stimme. Auch ein Schrei, wie wenn man Geister erblickt. Das war keiner von der Dienerschaft, auch nicht ihr Mann. Wie ein tiefes Schluchzen! Eine heftige Bewegung. Sie hörte Männertritte. An Muth fehlte es der Geheimräthin nicht. Sie ergriff den Leuchter und trat hinaus. Die Kerze warf nur ein schwaches Licht in den verwüsteten Saal. Ihr: „Wer ist da?" hallte ohne Antwort durch die Räume, aber aus dem Cabinet daneben war eine Gestalt bei ihrem Eintritt fortgeeilt. Sie schlüpfte durch die Thür nach dem Entree. Sehen konnte sie nur

einen Schatten, sie hörte das leise Klinken der Thür draußen, sie hörte deutlicher Tritte, die auf der Treppe allmälig verhallten.

Im Cabinet stand Adelheid, die zugedrückten Hände an der Stirn. Sie athmete schwer; ein intensives Zittern schüttelte ihre Glieder. Sie erschrak aber nicht, als sie die Hände allmälig vom Gesicht fortzog, nicht vor dem Glanz des Lichtes, und nicht vor dem Anblick, und dem forschenden Blick der Geheimräthin.

„Was war das, Adelheid? Wer war hier?"

„Fragen Sie mich nicht, antwortete das Mädchen. Es war alles wie ein Traum."

„In dem noch ein anderer mit träumte!"

Das Mädchen schöpfte nach Luft. Aber ihr Blick hatte doch eine Sicherheit, welche die Geheimräthin frappirte. Adelheid sank auf einen Stuhl und stützte den Kopf im Arme: „Es war fast zu viel! schluchzte sie, zu viel für mich. Und, mein Gott, warum komme ich dazu. Warum ich dazu ausersehen!"

Die Geheimräthin setzte sich neben sie: „Hat Dich jemand gekränkt, beleidigt? —"

„Ich weiß es nicht."

„Ein Mensch entschlüpfte durch jene Thür, er war bei Dir —"

„O mein Gott, er war bei mir, und nun ist er fort —"

„Und wer war es?"

„Das ist ein Geheimniß, lassen Sie es mir.

Es sprengt mir die Brust, aber ich werde schon stark werden! Er ist fort, er wird nicht wieder kommen."

„Ein Geheimniß vor der, die Mutterstelle an Dir vertritt! — Bedenke, liebes Mädchen, es darf kein Geheimniß zwischen der sein, für deren Ehre ich durch Deine Aufnahme in meinem Hause Bürgschaft vor der Welt leistete —"

„Die Sie — von da aufhoben," fiel Adelheid schaudernd ein.

„Und der geringste Verdacht, ein Geheimniß, was ich verdecken, ein Fleck, den ich beschönigen hülfe —"

„Wäre mein Verderben! rief Adelheid aufspringend. Ich weiß es, ich weiß Alles — o Gott, ich bin unglücklich, aber es ist nicht mein Geheimniß."

„Wessen denn?"

„Dem ich auf seinen Knieen versprach, es zu bewahren."

„Auf seinen Knieen!" Hätte die Lupinus der Beruhigung über einen Punkt bedurft, so war sie jetzt durch Adelheids Exaltation und durch die Sicherheit ihrer Sprache beruhigt. Aber dieser bedurfte sie nicht.

„Verstoßen Sie mich, gütige Frau! Ich weiß ja welchen Undank ich auf mich lade. Stoßen Sie mich aus Ihrem Hause, zurück in meine ungewisse Lage, — nein mehr als das, es kostet Ihnen nur ein Wort, wenn Sie mich aufgeben, so fällt der ganze Fluch wieder auf mich, alle die bösen Er-

innerungen, das Gerede erhält neue Kraft, dann bin ich vor der Welt verloren.“ —

„Eraltire Dich nicht, ſagte die Geheimräthin, mich kümmert das Urtheil der Welt nicht, ich verlange nur Wahrheit zwiſchen uns.“

„Und ich — darf Sie Ihnen — heut nicht geben.“

„Heut nicht — wiederholte langſam die Geheimräthin. Da es kein Dieb und Räuber war, denn es iſt doch nichts entwendet, und er floh vor dem Anblick einer ſchwachen Frau, kann es nur ein leidenſchaftlicher Menſch geweſen ſein. Da Du aufſchrieſt, war es auch kein Rendezvous, ſondern er überraſchte Dich, und vielleicht aus Mitleid oder Schonung willſt Du ſeinen Namen jetzt nicht nennen. Nun das preſſirt ja auch nicht. Du willſt ihn nicht wiederſehen, und wenn Du es ihm ſelbſt ſchon geſagt, überhebſt Du mich der Mühe, ihm mein Haus zu verbieten. Auch wirſt Du klug ſein, um Dich und mich nicht in Demelés zu verwickeln, und die Vorſicht gegen Andere beobachten, die Du gegen mich übſt. Im Uebrigen könnte es mich wenig kümmern, wer es iſt, da es an thörichten Menſchen in der Stadt nicht fehlt, die Dich auf Tritt und Schritt angaffen und uns beiden Incommoditäten verurſachen, wenn ich nicht beſorgen müßte, daß es einer der Freunde unſeres Hauſes wäre. Wenn das iſt, müßte ich Mamſell Alltag bitten, bis morgen ſich zu beſinnen, ob Sie mir den Namen nennen will, denn Perſonen, welche hinter meinem

Rücken das Recht der Gastfreundschaft verletzen, müßte ich den Stuhl vor die Thür setzen."

Sie hatte sich umgewandt. An der Thür holte Adelheid sie ein. Sie preßte die Hand der Geheimräthin an die Lippen und bedeckte sie mit heißen Thränen: „O verzeihen Sie mir, ich bin ein undankbares Geschöpf, aber — nicht so undankbar, — nein aus Ihrem Hause ist er nicht, er ist nie über Ihre Schwelle getreten, er darf nicht über Ihre Schwelle treten."

Mit dem Lichtstrahl, der plötzlich in der Lupinus aufschoß, fiel ein schwerer Stein von ihrem Herzen. Es war ein erstes, wohlgefälliges Lächeln, das über ihre Lippen schwebte. Sie hatte an den Legationsrath gedacht, jetzt schämte sie sich fast, daß sie an ihn denken können.

Sie zupfte Adelheid am Ohr: „Nimm Dich in Acht! — So verräth man sich. — Ich hoffe, Du hast Dich gegen ihn nicht verrathen? — Doch wie kam er ins Haus?" — Plötzlich stand der fremde Bediente vor ihren Augen, dessen blitzende Augen sie am Abende erschreckt. „Ich werde künftig dafür sorgen, daß man keine Verkleidungen in meinem Hause aufführt, und Du — nun das hängt von Dir ab — Es ist spät, wir wollen zu Bette gehen."

Dem späten Einschlafen der Geheimräthin gingen Träume voraus, die wir nicht begleiten. Nur einmal schrie und fuhr sie auf. Sie hatte von der Folter geträumt; ihre Glieder wurden zerschlagen.

ren und die Ausfuhr des baaren Geldes ins Ausland für Seidenwaaren und dergleichen eiferten schon ältere Verordnungen; doch wo gäbe es nicht Mittel, solche Verbote zu umgehen, wenn Lust und Eitelkeit von der andern Seite drängen. Der Schleichhandel blühte an den dazu mehr als günstigen Küsten. Gustaf Adolf IV. verbot einmal in reformatorischem Sittenеifer den Kaffee ganz und gar; darauf trank man im ganzen Lande „braunen Thee," unter welchem Namen der Kaffee noch hie und da in den Wirthshäusern geschenkt wird. Die glänzende Winterzeit erlebten wir nicht in Stockholm, noch war der größere Theil seiner eleganten Bewohner auf dem Lande, und in den Gesellschaften, die uns den Aufenthalt daselbst angenehm machten, waltete zum Theil Deutsche Bildung vor. Allein in den brillanten Schwedischen Cirkeln will man einen leereren Mode-Sinn als in irgend einer südlichern Europäischen Hauptstadt finden. Nur der Putz herrsche vor, es werde nichts besprochen als der Staat des Körpers, der Zimmer, der Equipagen. In diesem Urtheile findet man die Ausländer einig; sie halten deshalb unter sich zusammen. Es schmerzt, hört man dies Urtheil

auch

Sie befühlte ihren Arm. Sie hörte ein ſtilles Weinen. Die Wände ſanken nieder, die ihr und Adelheids Schlafzimmer trennten. Adelheid lag auf ihrem Bett, mit den ſchlafloſen Augen ins Wüſte ſtarrend: „Es leidet noch eine hier," flüſterte der Dämon, und eine wohlthätige Wärme verbreitete ſich wieder durch ihre Adern. Sie lächelte als ſie einſchlief.

Neuntes Kapitel.

Scheiden und Meiden.

Jülli weinte, den Kopf auf den Tiſch gelegt, ſtill vor ſich hin. Vor ihr lag ein kleiner Beutel mit Geld. Am Tiſch ſtand Louis Bovillard, mit unterſchlagenen Armen, den Hut auf dem Kopf, der beinahe die Decke des engen Hofſtübchens berührte. Es war nichts Freundliches in der Stube, bis auf die Reſedatöpfe im Fenſterbrett, auf welche grade ein durch zwei hohe Hinterhäuſer ſich drängender Sonnenſtrahl fiel.

„Damit willſt Du mich abkaufen," ſchluchzte ſie.

Er antwortete nicht.

„Du willſt verreiſen, nicht wieder kommen."

„Ich verreiſe nicht," ſagte er nach einer Pauſe.

„Aber Du willſt mich nicht wieder ſehen. Warum giebſt Du mir mehr, als Du geben kannſt? Dein Vater giebt Dir nichts, Du haſt Schulden, ich weiß es. — Wozu brauchte ich denn ſo viel Geld!"

Plötzlich war ſie aufgeſprungen, die Thränen brachen ihr aus den Augen, und ſie ſtürzte mit wilder

Heftigkeit ihm um den Hals: „Nein, Louis, verzeih' mir Louis, ich weiß nicht, was ich ſage, Du haſt mich nicht abkaufen wollen. Was hätteſt Du abzukaufen! Du biſt die Großmuth ſelbſt. Nur aus Mitleid, aus purem Mitleid haſt Du mich aus dem Staube aufgerafft, bloß um die dumme Schmarre da am Halſe. O hätte der Herr ſeinen ſpitzen Degen mir doch durch's Herz geſtoßen, dann wären meine Schmerzen aus, und ich machte Dir nicht ſo viele. Du haſt Recht, ſtoße mich fort, ich bin eine Laſt an Deinen Hacken. Du liebſt mich nicht, Du haſt mich nie geliebt. Sag's raus, grade raus, das wirkt vielleicht wie die Degenſpitze — und dann iſt alles gut."

„Mädchen, ſei nicht närriſch."

„Närriſch bin ich nicht. Ich hab's wohl überlegt, Du haſt unrecht gethan, daß Du mich hier in das Haus brachteſt, wo Du ſelbſt wohnſt. Das ſchadet Deinem Ruf."

Er lachte auf: „Ich habe keinen zu verlieren."

„Doch! O mein Gott, ja, ich habe es ſelbſt von den Herren gehört: Wenn er wenigſtens die Schicklichkeit beobachtet hätte, das Geſchöpf auswärts einzumiethen. Man kann ja nicht mehr mit Anſtand über ſeine Schwelle."

„Zur Thür hinaus mit den anſtändigen Freunden!"

„Sage das nicht, Louis. O wenn ich Freunde gehabt hätte, damals, einen nur wie Dich, ich wäre jetzt nicht, was ich bin. — Mein alter Vater, der blinde Conrector, der war ſo gut, er hätte ſich

meiner erbarmt, wenn Einer ihm nur zugeſprochen. Aber die Leute und die Stiefmutter! — Ach mein Herz brannte, mehr von dem Schimpf als von der Schande! — Wie ſie mich in den Korbwagen packten, und die halbe Stadt darum — die höhniſchen Geſichter, die Finger und die ſpitzen Reden: Nun kann ſie mit ſeidenen Kleidern gehen, — nun kann ſie Romane leſen! Als es zum Thor hinausrollte, wie ſchnitt mir's in's Herz!"

„Kammermädchenphantaſieen!"

„Die gnädige Frau hätte es auch gut mit mir gemeint — aber — ich war noch ſtolz wie Du, ich wollte mich nicht ihr zu Füßen werfen. — Aus Schaam ſtürzte ich fort und in's Elend. — Louis, glaube mir, es braucht jeder Freunde, ſonſt fällt er."

„Ich nicht mehr," murmelte er zwiſchen den Lippen.

Sie riß die Augen weit auf, ſie faßte ihn krampfhaft an der Weſte: „Allmächtiger Himmel, iſt's das! — Als ich vorgeſtern in Dein Zimmer kam, — es war unrecht von mir, ich weiß es, und Du thatſt recht, daß Du auffuhrſt; Du packteſt mich am Arm, und fragteſt, ſo bös hab ich Dich nie ſprechen hören, was ich mich unterſtehe, Du ſtießeſt mich zur Thür hinaus, und ſchlugſt ſie mit einem Schimpfwort zu — es war ein häßlich Wort, aber es hat mich nicht beleidigt; es hatte mich auch nicht beleidigt, als ſie mich Geſchöpf nannten, nein ich bin ſtolz darauf, wenn ſie mich Dein Geſchöpf nennen, ich wollte auf

Deiner Schwelle ſchlafen, wenn Du mich mit Füßen träteſt, wenn Du mich todt träteſt, und nur dabei ſprächeſt: ich thue es aus Liebe, das wäre ein ſeliger Tod. Aber ich habe etwas geſehen, Louis, ehe Du mich raus warfſt, und darum warfſt Du mich raus — Du putzteſt Piſtolen auf dem Tiſche."

„Was kümmert's Dich!"

„Louis! Geh' nicht allein aus der Welt. Wenn Du gehſt, nimm mich mit."

„Ich denke einen mitzunehmen, ſprach er vor ſich hin. Im Uebrigen ſei ruhig, Mädchen, die Piſtolen ſind nicht für mich geladen."

„Das iſt nicht wahr. Für wen denn? — Ich laſſe Dich nicht ſo fort. Willſt Du in den Krieg? Es iſt ja kein Krieg. Sie ſagen, wir behalten Frieden."

„Krieg! Alles iſt in Krieg mit einander, Tugend und Vernunft, Wahnſinn und Laſter; Alles betrügt ſich, ſchlägt ſich ein Bein, kuppelt, ſtiehlt, ſpielt falſch; nur die Schurken und Memmen leben in Frieden und Eintracht, und wenn ſie in der Stille den Sündenbecher der Niederträchtigkeit geleert, wenn ſie ſatt ſind, predigen ſie uns Honnetität."

„Sprich nicht ſo häßlich. Ich kann's nicht leiden. Spaße lieber. Sag's mir im Spaß, daß Du mich nicht mehr magſt, daß ich Dir unausſtehlich bin, daß Du das Geld nur giebſt, um mich los zu werden, hörſt Du, Louis, ſag's im Spaß, und thu's dann im Ernſt. Aber ſag' es mir ja nicht vorher. Lache

mich aus, nenne mich ein dummes Gänschen, wie Du ſonſt wohl thateſt; ſo geh' fort, daß ich denken kann, daß ich träumen kann, Du kommſt wieder. Und wenn Du dann auch nicht wieder kommſt, ſo erwarte ich Dich noch immer, und wenn ich Dich erwarte, bin ich glücklich — bis, bis — thu' mir den einzigen Gefallen —"

Er fuhr mit der Hand in ihre Haare: „Biſt Du ſo ein verzogenes Kind, das vor dem rauhen Lüftchen Wahrheit zittert? Das ſollteſt Du den feinen Damen überlaſſen, die ſich überglätten mit der Politur der Tugend. Eine wie Du müßte doch vor dem Nackten nicht erſchrecken, nicht vor dem nackten Laſter, dem nackten Elend — auch nicht vor dem nackten Tode."

„Wenn Du mich ſo recht ſchmähſt und ſchlecht machſt, glaub ich zuweilen, daß Du mich doch lieb haſt. Wenn ich Dir gleichgültig wäre, thäteſt Du es nicht."

„Haſt recht! Wen man lieb hat, kann man quälen, martern, man wird ein wildes Thier. Da am letzten Abend bei der Malchen. Nicht wahr! Und ich bin ſeitdem nicht beſſer geworden. Gott bewahre! Wer Dir das ſagt, belügt Dich."

„Kaum daß Du frei kamſt, erkundigteſt Du dich nach mir, Du haſt für mich geſorgt, daß ich nicht auf die Straße gerieth."

„Einbildung! Pure Einbildung. Ich wollte nur ein Geſchöpf haben, an das ich mein ſchwarzes

Blut, meine tolle Laune auslasse. Warf ich Dich nicht zur Thüre hinaus, schimpfte ich Dich nicht, drückte ich Dir nicht mal die Kehle, daß Du zu ersticken glaubtest, — aus purem Muthwillen? Und habe ich Dich nicht auch geschlagen?"

„Nein, Louis, das hast Du nicht. Du hast mich nie geschlagen."

„Dann war's eine Andre. Und Eine, der ich das größte Herzeleid angethan. Wenn ich ein guter Mensch wäre, hätte ich auf meinen Knieen rutschen müssen, bis ich es gut gemacht. Beleidigt hatte ich sie, daß ich ihr nicht vor's Gesicht treten durfte, und ich hatte auch gute Vorsätze, — aber das wilde Thier bäumte sich gegen das Gute, und ich war rasend, toll vor Scham. — Da habe ich sie gequält, daß sie auch in Thränen ausbrach — aber das waren andre Thränen — und das war der Dämon, das Ungeheuer, das die zerstört, die es zu lieben vorgiebt. — Darum sei froh, Mädchen, ich erwürgte Dich noch einmal in der Nacht —"

Er drückte ihr abgewandt die Hand und wollte hinaus.

„Louis! Das ist wider Abrede. Du wolltest mir noch was vorlügen."

„Was?"

„Befiehl mir, ich solle, wenn ich zu Bett geh, die Thür offen lassen, Du wolltest hereinschleichen, mich im Schlaf erwürgen. Ach Louis, wenn Du das thätest! Ich könnte wieder beten zum lieben Gott. Wie ruhig würde ich einschlafen."

„Bete! sagte er, ihr die Hand reichend. Das andere findet sich. Wenn ich — es ist doch möglich, daß ich — vielleicht in ein Weinhaus geriethe, nicht nach Hause käme, dann setz Dich morgen auf die Post. Zu Deinem alten Vater! Die Stiefmutter ist ja todt. Er braucht eine Pflege für seine alten Tage."

„Weil er blind ist, sieht er meine Schande nicht, denkst Du. — Ach die Leute da —"

„Das Nest! Erzähl ihnen von den vornehmen Damen hier, auf die sie nicht mit Fingern weisen. — Dummheit, ward kein Mädchen dort verführt, lief keine mit ihrem Geliebten fort, und kehrte wieder. Du hast Dich mit ihm überworfen, und willst solide werden. In dem Beutel ist genug, damit kannst Du einen Putzladen anfangen. Putzen will sich jede, auch in einem Nest. Vielleicht machst Du auch die Lehmkabache Deines Vaters damit schuldenfrei, und dann ist Alles gut."

„Adieu, Louis, sprach sie, ich danke Dir auch recht schön. — Ja es wird Alles gut werden."

Sie hatte sich nach dem Fenster umgewandt, und stopfte heftig mit dem Finger die Erde im Resedatopf. Sie durchstach die Wurzeln.

„Auf Wiedersehn!" sagte er, die Klinke in der Hand.

Er sah sich noch einmal um. Die volle Gluth der Sonne fiel auf ihr Gesicht; dennoch war es todtenblaß, die Zähne klappten unmerklich unter den fest geschlossenen Lippen. Sie verließ plötzlich die

Blumentöpfe und kam auf ihn zu, aber nicht stürmisch, sie zitterte nur etwas als sie sprach:

„Ich muß Dir doch noch danken, lieber Louis, daß Du so gut warst, selbst zu mir zu kommen. Du hättest mir ja das Geld durch einen andern schicken können, und schreiben. Das wäre Dir viel leichter geworden. Du hast es Dir nicht leicht gemacht, um mir noch eine Freude zu machen. Das nehme ich dafür, daß Du mir doch gut bist. Gott lohn es Dir."

Sie schüttelte ihm die Hand; er drückte einen Kuß auf ihre eiskalte Stirn.

„Also — ich komme wieder," sagte er, auch seine Stimme schien zu zittern.

„Nimm Dich nur in Acht auf der steilen Treppe, daß Du nicht fällst."

Sie sah ihm nach. Als sie die Thür zudrückte, vergingen ihr die Kräfte. Sie wollte nach dem kleinen alten Sopha, sie streckte die Arme danach aus, aber sie kam nur bis in die Mitte der Stube. Mit einem erstickten Schrei schlug sie besinnunglos auf die Dielen.

„Daß uns das Abschiednehmen so schwer gemacht ist! Selbst dieser! sprach Bovillard für sich auf dem Rückwege. Und doch woraus besteht das Leben? Nur aus einer langen Reihe von Trennungen. Jeder Moment der Abschied von dem vorangegangenen. Und die Menschheit erfand sich keinen andern Trost als die Illusion des Wiedersehens. Als ob je Einer wiederfand, was er verließ! Den Trunk aus dem Becher, den süßen Blick; den Kuß, den sprudelnden Witz?

Und wenn es stehen geblieben, kein andres geworden wäre, so wärs ein abgestandener Wein, eine ekle Wiederholung. Und des Daseins Losung bleibt doch — weiter! Bis — und da hoffentlich auch weiter."

In seiner Stube fand er zwei versiegelte Briefe. Ein verächtliches Lächeln schwebte über seine Lippen, als er den ersten durchflog. Er zerriß ihn: „Dacht ichs doch!" Er öffnete den zweiten, ihm widerfuhr dasselbe Schicksal: „Eine Copie! Süße Harmonie edler Seelen! Sie hätten das doppelte Schreiben sparen können."

Seine beiden Secundanten, die endlich zugesagt, nachdem er vergebens bei andern angefragt, mußten mit dem größten Bedauern sich wieder lossagen, der Eine wegen einer unvermeidlichen Dienstreise, dem Andern war eine zärtlich geliebte Schwester erkrankt.

„O diese zärtlichen und pflichteifrigen Menschen! Könnten sie nicht auch aus Diensteifer für das Gemeinwohl, aus Zärtlichkeit für unsern zartpulsirenden Staat, Hülfe leisten wollen, wo ein verrufener Raufbold aus dieser harmonischen Gesellschaft ausgestoßen werden soll! Zittern sie vor Angst, daß man sie für meine Freunde hält! — Jülli hat Recht, es giebt Momente, wo man noch Freunde braucht — zum Sterben. Sonst — er wog seine Pistolen in der Hand — sind das die zuverlässigsten Freunde, und einen von uns beiden, wenn nicht beide, liefern sie ins Jenseits ohne viele Umstände. Aber auch dazu fordert man Umstände!"

auch über die Damen aussprechen, in deren ruhig schönen und edlen Gesichtern Geist und Sinnigkeit wohl zu wohnen verdienten. Aber auch Schwedische Patrioten stimmten in dies Urtheil. Die Deutschen konnten nicht umhin, gelegentlich den Sinn zu bedauern, der in der Geselligkeit des heutigen Berlin vorherrsche, wo im frivolen Gespräch über Kunst und Theater alles untergehe, was den Geist erhebe und bewege. „So beschäftigt man sich bei Ihnen, entgegnete ein ernster Mann von eben so rechtlichem Charakter als angesehener Stellung zu seinem Vaterlande, doch noch mit Kunst und Theater, und Sie klagen über Frivolität des Sinnes. Wollte man doch erst in unsern Gesellschaften, und ausschließlich, von beiden reden, es wäre schon ein großer Schritt vorwärts. Doch unsere Ballconversation weiß noch kein anderes Thema als Pariser Hüte und Ternaurshawls.“ So soll nur immer die Fremde den verkannten Werth der Heimath lehren. Ob der Censorinus Recht hatte, mögen Reisende entscheiden, welche einen Winter in der Hauptstadt verleben, wo, nach Anderer Versicherung, das eigentlich frohe Leben des

Er ging aus, sich einen Secundanten zu suchen! Wen? — Er sann umsonst nach. Den ersten besten, der ihm auf der Straße nicht ausweichen würde, mit einem Gesicht, auf dem geschrieben stände: Tritt mir nicht in den Weg! Der Zufall führte ihn vor das Haus, wo Walter van Asten wohnte. Er blieb zaudernd stehen. Schon wollte er, kopfschüttelnd, weiter, als er den Thorweg geöffnet hatte: „Er war in Halle ein guter Schläger, und als Senior der Marchia stand ich ihm oft zur Seite. Er ist mir noch Revanche schuldig und solche Auffrischung unter seinem Bücherstaub wird ihm ganz zuträglich sein."

Die Freunde hatten sich lange nicht gesehen. Walter sah jünger, frischer aus. Sein Händedruck war elastisch, ein kräftiges Willkommen! tönte Louis entgegen.

„Du siehst ja wie das Morgenroth aus! Und doch unter Büchern verpackt. — Und da eine neue literarische Arbeit!"

„Dazu ist nicht Zeit jetzt!"

„Nu, wozu denn?"

Louis warf sich auf den Stuhl am Arbeitstisch und ergriff das Concept. Er las — las weiter, und warf plötzlich den Hut vom Kopf, daß er auf die Erde rollte: „Plagt Dich der —! Lasten der Bauern, Vorspann, Naturalverpflegung der Cavallerie! „„Und alles das noch auf das verkümmerte Dasein einer Menschenklasse geworfen, welche unter dem Joch der Leibeigenschaft seufzt, die, wie milde sie auch immerhin gehandhabt werde, das Gefühl der Menschen-

würde niederdrückt. Unter Hand- und Spanndienſten für den Edelmann, gemeſſenen und ungemeſſenen Frohnen, ohne Selbſtgefühl, Freiheitsgefühl, ohne Eigenthum, ohne Liebe zur Scholle, an die er gefeſſelt, ohne Sicherheit für die Vortheile, welche ſein Fleiß erringt, wie ſoll da das heiligſte Gefühl, die aufopfernde Liebe fürs große Vaterland erſtarken!'''' — Was haſt Du denn mit den Gefühlen der Bauern zu thun?''

„Unſre Gefühle werden darin dieſelben ſein!"

„Wir machten uns wenigſtens beide über Iffflands tugendhafte Bauern luſtig."

„Ich rede von unſerm realen Bauernſtande."

„Wahrhaftig! rief Louis weiterblätternd. Willſt Du ein Thomas Münzer, oder ein Grache werden."

„Wir brauchen nicht ſo weit zurückzublättern. Was gab Frankreich die Elaſticität! Was ſchaffte ihm gegen dieſe Maſſe Alliirter eine ſolche Allianz von Jugendkraft, von Muth, Begeiſterung, Material, als die Freigebung aller Arbeitskräfte. Nur dadurch, daß es alle Bann-Stapel-Zunftfeſſeln ſprengte, daß es dem Landmann den Boden zurückgab, den der Fleiß ſeiner Arme durch Jahrhunderte erworben, daß es ihm Rechte gab, wo er nur Pflichten gekannt, ward ein ſolches kampffreudiges Heer aus der Erde gezaubert, nur dadurch ward es möglich, daß das junge Frankreich einer Welt von Feinden ſiegreich widerſtand. Und was hat uns in der Rheincampagne, was Oeſtreich in ſo vielen Kriegen, was ſie alle

unterliegen laſſen? Daß wir nur geworbene, gepreßte Söldnerheere ihm entgegenführten, daß unſere Taktik, Kriegskunſt, daß unſer ganzes Sein, unſer Denken und Athmen, veraltet und verrottet war. Es iſt nicht Napoleons Adlerblick, nicht Tollkühnheit, Genie und Talent ſeiner jugendlichen Feldherrn, auch Oeſtreich und Rußland ſtellten große Talente und eiſerne Generale vor ihre tapfern Heere, aber die Welt ward eine andere, und weder mit Condottieribanden, und Wallenſteins Schwärmen, noch mit Friedrichs Phalangen läßt ſich mehr ein bewaffnetes großes Volk überwinden. Ein Volk wird nur noch durch ein Volk, Ideen werden nur durch Ideen überwunden."

Bovillard hatte, ohne genau aufzuhören, in dem Papier weiter geblättert.

„Ein ganzes, neues Rekrutirungsſyſtem!"

„Nenne es ein Regenerationsſyſtem. Wenn wir nicht von Grund und Boden anfangen, wenn nicht den Stand frei machen, auf den die ganze Laſt des Staates zurückdrückt, wenn wir nicht dem Bauern die Halseiſen und Fußſchellen löſen, wenn wir nicht in dem einzig noch geſunden Theil unſers Körpers, aus dem der andere verwitterte und blaſirte ſich friſches Blut holen kann, wenn wir in ihm nicht den natürlichen Blutumlauf herſtellen, ſo ſind alle Veranſtaltungen und Beſſerungen von oben herab umſonſt. Dahin zu wirken iſt unſre Aufgabe."

„Aufgabe! rief Bovillart, das Papier hinwerfend. Unſre Aufgabe iſt, uns vom Strom treiben

zu laſſen. Einige wirft er ans Ufer aus, andere ſpült er bis ins Meer — und das iſt die Vergeſſenheit.“

„Und noch andre —“

„Stemmen in kindiſchem Uebermuthe den Fuß gegen ihn, und hoffen ſeinen Lauf hemmen zu können. Solche ſtierhautſtirnmauerbrechende Thoren zerdrückt er zu Atomen, oder er hebt ſie federleicht auf ſeinem ſpritzenden Schaum zum Geſpött des Pöbels.“

„Haſt Du auch den Glauben an Miſſionen abgeſchworen?“

„Dazu gehört andre Luft, andrer Boden, ein ander Volk. Vulkane, Gebirge, deren Gipfel die Wolken küſſen, Steppen vielleicht, wo der Samum hauſt, wo der Odem der Allmacht in dem ungeheuren Nichts die Seele ergreift. Wir hier ſind nicht Nichts und nicht Etwas. Friedrich, ja, er hatte eine Miſſion. Willſt Du noch einen Friedrich auf Friedrich impfen? Klopf nicht zu ſtark den Staub aus den Purpurmänteln; ſie werden ſelbſt Zunderlappen und Staub unter der Purification.“

„Drüben iſt eine Miſſion, fiel Walter ein, ein Attila, eine Geißel Gottes, ein Hunnenſchwarm, voran eine Feuerſäule mit drei wunderbar leuchtenden Farben. Warum nicht hier? Sollen wir's ruhig abwarten, was über uns kommt? Der germaniſchen Nation alle Fähigkeit, Kraft abſprechen? Eintreten im alten Schlendrian, in Reih und Glied, gewärtig wie der Feind eins um das andre wirft und zertritt.“

„Wir! Bovillard lachte, aber nicht höhnisch. Nu laß uns mal ohne Poesie sprechen, denn ich kam zu einem sehr prosaischen Geschäfte. Was willst Du eigentlich?"

„Es interessirt Dich heut wohl nicht. Ein ander Mal."

„Das könnte dann zu spät werden."

„Weil Alle zu spät handeln, ist's jedes Rechtlichen Pflicht, zu sprechen, so lange es noch Zeit ist."

„Ja! Du schreibst eine Dissertation, willst wohl promoviren, ein Cameralisticum in Halle lesen. Steck's nur den Jungen in die Köpfe, dann schießt's wild auf als Unkraut, und reif wird's grade, wenn's nicht mehr Zeit ist. Das ist der deutsche Entwickelungsgang."

„Ich will nicht dociren. Ich will's deutsch sagen, was ich denke. Und ich denke nicht an die Zuhörer, an die Sache. Und die Sache ist nicht mein, sie ist unser Aller. Diese Gedanken fluctuiren in tausend Geistern. Sie stöhnten und ächzten schon längst selbst in der trägen Masse. Nach einer Besserung, Erlösung sehnten sich Alle. Weil die Gräuel in Frankreich seitdem auch die Besten in bleichen Schreck versetzt, ist darum das Licht nicht Licht, weil es einmal geblendet hat? Sollen wir das Feuer nicht mehr nutzen zum Wärmen, Sieden, Schmelzen, weil es einmal zur Feuersbrunst auflohderte? Diese Ideen leben noch in unserer Nation, und wo kein anderer ihm zuvorkommen will, ist der Schwächste stark genug, er ist berufen, er hat die Pflicht, mit ihnen

hervorzutreten. Mag dann draus werden, mag aus ihm werden, was da will!"

„Wenn ſie's nur läſen! — Haſt Du noch nicht die Hoffnung auf dieſe Zöpfe und Perrücken aufgegeben? Das beſte noch, wenn ein Miniſter ausruft: Da iſt auch wieder Einer, der's beſſer verſtehen will als wir!"

„Es ſind nicht Alle, wie —"

„Mein Vater. Kennſt Du die Andern? Der Beſte wird Dir zurufen: Das iſt alles recht ſchön, aber nicht an der Zeit. Im Augenblick, wo die Renner zum Wettlauf geſattelt werden, iſt nicht Zeit eine Vorleſung anzuhören über die Veredlung der Pferderacen."

„Und Du auch meinſt, wie die Tauſende und Abertauſende, daß wir nur berufen ſind, über Schiller und Goethe zu ſtreiten, nur in die Tiefen der Myſtik und der Metaphyſik uns zu verſenken! Andere für uns handeln laſſen, das wäre unſre Deſtination. Louis, wir hatten einen Wartburg-Krieg von Minneſängern, aber von derſelben Wartburg leuchtete Luthers Fackel über Europa! —"

„Das war ein Mirakelmann, aus der Zeit der Wunder. Wir leben unter Wichtelmännern; in einem verſchütteten Bergwerk ſuchen ſie mit der Laterne nach Glimmer und Spiesglas. Die edlen Erze ſind längſt gefördert und courſiren als Scheidemünze."

„Wir hier haben noch Kräfte, nur ungeordnete, ſie ſind überlaſtet, man hat ſie aus dem Auge ver-

loren. Nur drauf hinzuweiſen braucht es, daß ſie gähren, kochen, zum hellen Kryſtall aufſchießen. Dazu iſt kein Mirakelmann, nur ein guter Schürmeiſter nöthig. Wir haben einen jungen Fürſten, der das Rechte will und bange ahnt, wo das Schlechte liegt, aber eine dicke Atmoſphäre, nenn's eine elaſtiſche Mauer, hat ſich um ihn geſetzt. O Gott, daß die friſchen Lüfte, die Lichtblitze endlich zu ihm drängen! Da iſt's Jedes Pflicht, da iſt Niemand zu gering, zu ſchwach, der eine Stimme hat, zu ſprechen; wer malen kann, der male, wer meißeln, meißle in Stein, daß er das Auge aufreißt vor der Gefahr. Und raſch, denn ſie rückt mit Rieſenſchritten näher, ſie iſt nicht zu ermeſſen, wie ſtehen an einem Abgrunde, der Alle verſchlingt. Und aus dieſem Grunde heraus, könnten wir eine Feſtung bauen, unnehmbar! Jetzt das Volk aus ſeiner Erſtorrung, ſeiner Gleichgültigkeit, ſeiner Entfremdung gegen das Höchſte und Heiligſte auf Erden, jedes Glied zum mitfühlenden Glied der großen Kette zu erheben, Volk und Fürſt in Eins zu verſchmelzen, das wäre die Aufgabe des Geſendeten. Ich ſehe ihn nicht, Du ſiehſt ihn nicht, keiner ſieht ihn, aber iſt er darum nicht da? Hat nicht Jeder, dem ein Funken durch die Adern zückt, die Aufgabe, Steine dem künftigen David zuzutragen? Wenn er die Steine ſieht, wird er nach der Schleuder greifen."

Louis Bovillard hatte ihm mit verſchränkten Armen zugehört. Die Wimpern der ſchönen Augen

zückten zuweilen auf, und warfen ihm einen theilnehmenden Blick zu. Aber die Saiten ſeiner Seele waren nicht geſtimmt für die Töne, die Walter's Bogen ſtrich. — Er ſchwieg einen Augenblick, dann entſtieg ein gähnender Seufzer der Bruſt, der Kobold ſaß auf der Lippe, und griff das letzte Wort auf: „Zum Steinewerfen haben ſie allenfalls noch Muth; wenn's auch nicht Schädel trifft, doch Fenſterſcheiben. Wenn nicht die des franzöſiſchen Geſandten, doch der Schauſpielerin ihre, die er unterhält.“

Walter ſah ihn wehmüthig an: „Haften, ſchweben, kräuſeln denn Louis Bovillards ſämmtliche Gedanken heut nur noch bei den Gensd'armericofficieren? Der Louis Bovillard, der einmal auf der Windsbraut reitend, nach den Strahlen der Sonne griff! Und heut noch an perſönliches ſich klammern, in einer Zeit, wo der Einzelne nur Luft zum Athmen findet, wenn er ſich verſenkt ins Allgemeine.“

„Das iſt Lüge, glaub's mir, pure Lüge. Wir kriechen nicht aus unſerer Haut. Es iſt alles perſönlich, unſer Appetit und unſre Begeiſterung, unſer Haß und unſre Liebe. — Auch Dir iſt was Angenehmes im Traum begegnet, darum träumſt Du jetzt für die Menſchheit und für den Staat Seiner Majeſtät des Königs von Preußen.“

Der frohe Zug um Walters Lippen, ſein heller Blick ſprach für Louis Behauptung. Ein deutliches Ja beantwortete ſie: „Ich träume einen ſchönen Traum, und darum gehe ich mit Muth an mein Werk.“

„Laß es aber nicht drucken," sagte Bovillard.

„Warum?"

„Es sind verteufelt gute Gedanken darin; gedruckt sind sie Allgemeingut. Irgend Einer schmeißt sie etwas um, gießt seine Sauce drauf. So laufen sie durchs Publikum und Du gehst Deinen Profit quitt."

„Sie sollen wirken. Auf diesem Wege gelangen Sie an ihr Ziel. Wenn auch verrückt, verfälscht, es haftet etwas. Will ich etwas für mich?"

Bovillard sah ihn scharf an, und sagte: „Ja!"

Walter erröthete.

„Du willst wirken, das heißt selbst eine Wirksamkeit haben. Zünden Deine Gedanken, so wärst Du ein Narr, wenn Du am Feuer nicht Deinen Topf wärmen wolltest. Du hoffst noch und hast ein versöhnlich Gemüth. — Purpurrother Freund der Wahrheit, wenn Du im Amte bist, lerne Dich etwas verstellen, nur zum Besten des Allgemeinen, in das der Einzelne sich versenken muß. Wer dem realen Staat dienen will, muß lügen können."

Walter hatte nicht gesehen, wohin Bovillard sah. Indem er ihn zu firiren schien, hatte er über seinen Kopf weg auf der Wand einen Kranz vertrockneter Kornblumen entdeckt, die künstlerisch mit einem blauseidnen Bande verschlungen waren.

„Und außerdem bist Du verliebt, und wünschest eine anständige Versorgung, um heirathen zu können."

Die Purpurröthe auf Walters Gesicht wich einer Blässe, doch nicht auf lange. In seinem Auge sam-

melte ſich wieder der milde Glanz der Zuverſicht von vorhin.

„Weshalb vor dem Freunde ein Geheimniß. Ich liebe und ich hoffe. — Nun ſchütte Deine Philippica aus gegen meinen Egoismus, ich will verſuchen ob ich dem Hagelſchauer widerſtehe und doch noch etwas von mir rette —“

„Wenn wir auch ein verſchieden Facit zögen, die letzte Rechnung ſchließt jeder doch nur mit ſich ab. Du thuſt recht. Dir ſteht's an der Stirn geſchrieben, daß Du zum guten Bürger geboren biſt, an meiner ſtand etwas von Cains Zeichen. — Haſt Du Dich mit Deinem Vater ausgeſöhnt?“

„Unſere Trennung iſt wohl keine fürs Leben.“

„Fandſt Du die Couſine, Mamſell Schlarbaum, jetzt liebenswürdiger?“

„Ein gutes Mädchen, aber noch weniger, als der Dichter in ihrer Bruſt einen Wiederhall gefunden hätte, würden es die Töne, die jetzt in meiner klingen.“

„Eine politiſche Schwärmerin haſt Du doch nicht zur Hausfrau gewählt?“

„Sie iſt ein deutſches Mädchen —“

„Und liebt Dich?“

Walter ſchwieg, dann reichte er dem Freunde die Hand: „Ich hoffe es. — Nun von Dir. Du kamſt in Geſchäften. Womit kann ich Dir zu Dienſt ſein?“

„Mit nichts.“

„Du wollteſt von mir?“

Schweden draußen im luſtigen Froſte und in den hellen Saions erſt beginnt.

Es giebt eine Claſſe Männer in Schweden, denen man den entgegengeſetzten Vorwurf macht: ſie wollten Carl XII. ſpielen, in militairiſcher Einfachheit der Sitten, in der Verachtung des Luxus, der Künſte. Extreme begegnen ſich, das liegt in der Natur der Sache. Patrioten ſind es gewiß für Schweden, weil ſie das Land vor immer größerer Verarmung zu bewahren ſuchen; und das iſt eine Aufgabe, welche dort näher an's Herz greift. Daß ſie auch gegen den Wein eifern, kann freilich ein Freund der Poeſie an ſich nicht billigen und eben ſo wenig der ſtrenge Moraliſt des Continents, welcher aus den hohen Weinzöllen den Branntweinverderb der niederen Volksklaſſen herſchreibt. Aber ich denke, die Dichter werden deshalb doch Wein trinken, wenn ſie ihn erſchwingen können, und der Schwediſche Landmann wird, mit oder ohne Eifer gegen den Wein, wenig davon koſten. Endlich möchte der militairiſch ſtrenge Eifer gegen die Kunſt, wenn er auch von Männern, rigide wie der Zwölfte Karl, ausginge, jener wenig Eintrag thun, wo der Sinn dafür weniger erweckt

„Was ich jetzt nicht mehr will.“

„Und warum nicht?“

„Weil Du verliebt biſt.“

„Die Liebe tödtet nicht die Freundſchaft.“

„Weil Du glücklich biſt.“

„Liebende und Glückliche ſind freigebig. Sie möchten die ganze Menſchheit ans Herz drücken.“

„Und ich — ihr den Hals brechen.“

Mit einem raſchen Händedruck ging er aus der Thür.

Zehntes Kapitel.

Wachtstuben-Abenteuer.

„Hol Euch alle der —“ rief der eine Spieler und warf die Karten auf den Tisch. Das Tarockspiel war beendet. Er zog die lange seidene Börse, um die letzten Goldstücke dem Gewinner hinzuschleudern. Bei der Berechnung ergab sich, daß sie nicht reichten. Er ließ sie zurück gleiten, machte einen Knoten und steckte die Börse in die Tasche. „Am nächsten Gagetag!“

Ein höhnisches Gelächter antwortete darauf. Es waren Officiere, der Ort des Spiels eine Wachtstube. Der Verlierende war in einer Parüre, die auf den ersten Anblick allerdings Zweifel ließ, ob er der Mann sei, um einen bedeutenden Spielverlust durch die Einnahme eines Gagetages aufzubringen. In einem nicht mehr ganz reinlichen Kamisol, das zerknitterte Hemde nur durch eine leichte Binde um den Hals festgehalten, die Füße in Pantoffeln, im Munde eine Thonpfeife, verrieth nur die gelbe Weste unter dem Kamisol, und die auch etwas vernachlässigte Frisur den Officier.

Aber der Capitain war ein Arreſtat; die Wachtſtube ſein Gefängniß.

„Ihre nächſte Gage, Herr Bruder, gehört ja dem Schneider,“ ſagte der Wachthabende, der einzige unter den Spielern, deſſen Parüre in paradem äßigem Zuſtande war. Das vielſtündige Spiel hatte bei den andern manche Manquements in der Adrettität zur Folge gehabt.

„Den ſchmeißt er wieder zur Treppe runter,“ ſagte der Cornet auf dem Schemel kippend.

„Und dann kommt der Ephraim und der Levi.“

„Die beſtellt er auf dieſelbe Stunde, wie neulich, und ſie müſſen warten, bis er raus rufen läßt: Einer ſoll rein, denn Einer kann heut nur bezahlt werden. Dann fallen ſie ſich in die Bärte, prügeln ſich, und er läßt ſie wegen Ruheſtörung arretiren. Onkel und Herr von Kniewitz, ſchade daß Sie nicht dabei waren. Es war ein capitales Stück. Ich ſehe noch die blanken Thaler und die Judengeſichter, neu geprägt, auf dem Tiſche; die Sonne ſchien drauf. Freilich der Regimentsquartiermeiſter ſtand dabei. Hatte ſie ihm nur auf eine Viertelſtunde geliehen. Aber die Juden! wie ſie ſie zu Geſicht kriegten; ſie trauten zuerſt ihren Augen nicht. Nu einer dem andern vor, wie Waſſer aus 'ner Schleuſe, und eh einer die Hand an den Tiſch gebracht, einer den andern zurück, an Bruſt und Kragen, beide auf der Erde, kopfüber, das ſtrampelte und ſchrie.“

„Wenn ſie ſich nun vertragen und getheilt hätten?“

„War mir gar nicht bange, Onkel! Der Capitain verſtehts. Du hättſt ihn ſehn ſollen. Nicht die Miene verrückt, und mit einem Mal ſchoß er auf, Augen wie der alte Deſſauer: „„Schafft mir die Beſtien aus den Augen. Auf die Wache mit den Schuften, die ſo den Reſpect vor dem Rock des Königs verletzen.““

„Dafür ſoll er leben!“ der Wachthabende ſtieß an. Die Gläſer klangen.

„Und die Straßenjungen hinter den Juden her, ſetzte der Cornet hinzu, es war ein Schauſpiel für Götter!“

„Eigentlich iſts contre façon, ſagte der Capitain, daß chriſtliche Officiere einem Kameraden ausziehen, was die Juden übrig laſſen! Und noch dazu einem gefangenen, den Ihr in Eurer Gewalt habt.“

„Hört den Fuchs! Du müßteſt doppelt blechen, weil wir unſer Renommee aufs Spiel ſetzen. Mit einem ſpielen, der mißliebig ward, ſich vergangen hat an einem Kaiſerlich Ruſſiſchen Geſandten!“

„Sitz ich etwa darum, daß ich den auf der Maskerade emitirt habe? — Euretwillen, Ihr Herren Genor'armen, allein um Euretwillen! Weil Ihr damals dem Pfaffen bei der Malchen das Katzenſtändchen brachtet. Majeſtät waren fuchswild; aber Ihr wurdet durchgeſchwatzt. Das kennt man ſchon, wenn's nur an die Cavallerie gehn ſoll. Für den nächſten wars aufgehoben, und das war ich. Und nicht um

den Alopeus, ſondern um den Pfaffen bin ich der Sündenbock."

Der Cornet ſtrich ſeinen Milchbart, als wäre es wirklich ſchon ein Knebelbart, ſein Oheim, der Rittmeiſter, lächelte und drehte ſeinen vollen roth ſchimmernden mit ſtillem Vergnügen in die Höhe: „Nicht wahr, Fritz, das war auch ein capitales Vergnügen?"

„Koſtet mich baare hundert Friedrichsd'or, die ich dem Onkel pumpen mußte nachher in der Weinſtube. Aber, Onkel, weißt Du, ich hätte Dir noch hundert zugepumpt, wenn Du hätteſt: Abſitzen! blaſen laſſen."

„Ich glaubs dem Jungen, ſagte der Rittmeiſter, der hätte gern oben Ordnung gemacht."

„Die Prediger-Mädels ſahen wir noch. Na die paſſirten; aber die Beſcheerung nachher hätte ich ſehn mögen."

„Glaube auch, ſagte der Onkel, und wirbelte noch immer am Bart. Na, davon muß man jetzt nicht reden. Du vor allem nicht. Wie ſtehſt Du denn mit der Comteß Laura?"

„Davon redet man nicht!" erwiederte der Cornet, ſich gemächlich, ein Bein übers andre, im Schemel wiegend, und aus den übermüthigen Lippen den Rauch blaſend.

„Verfluchter Junge der! ſagte der Onkel. Dem iſts Glück mit der Muttermilch angeblaſen. Solchem Milchbart, der kaum flügge iſt, muß ſie winken."

„Fortuna iſt ein Weibsbild!" ſeufzte der Gefangene.

„Und wenn man den General nicht fängt, iſt man zuweilen mit dem Cornet zufrieden," bemerkte der Wachthabende.

„Werde Sie um Erklärung nachher bitten laſſen, Herr Lieutenant!" ſagte der Cornet, ohne ſeine Stellung zu ändern.

„Nix in die Welt! rief der Rittmeiſter. Cornet Wolfskehl genannt zu Ritzengnitz, ein Cornet kann keinen Officier um Erklärung bitten laſſen."

„Der wäre im Stande, und forderte den Prinzen ſelbſt, ſagte der Arreſtat. Gefällt mir an ihm. Solche lieben die Damen. Plaudert nicht am Morgen in der Wachtſtube die Eroberungen der Nacht aus."

„Fritz, merkſt Du was! Der Capitain ſpeculirt auf Deinen Beutel. Lob iſt nicht umſonſt. Revanchire Dich, bezahl ſeine Schulden. — Er rührt ſich wahrhaftig nicht. So ein junger Glückspilz! Das war das pfiffigſte Stück meiner ſeligen Schweſter, daß ſie ihren Alten beſchwatzen mußte, ihn mit einundzwanzig mündig zu erklären. Um 'ne halbe Million das Pupillencollegium betrügen! Als ob die Weiber das nicht wüßten, auch ohne Pupillencollegium, und nun bildet ſich der Junge ein, 's iſt um ſein glattes Geſicht."

„Onkel, wir ſtehn in Relationen."

„Halt's Maul! Willſt Du dem Herrn Capitain ſeine Spielſchuld vorſtrecken? Das iſt das vernünftigſte, was Du thun kannſt."

„Mit Vergügen, lieber Onkel, ſobald Du Deine Wechſel bei mir eingelöſt haſt.“

„Kinder, nun bitte ich Euch, iſt das nicht gegen die Moralität, daß ein Neffe von ſeinem Onkel Wechſel hat! — Haſt neulich erſt in der Garniſon-Kirche gehört, was der Prediger von der Sittenverderbniß ſprach. Pfui!“

„Herr Bruder haben Recht, ſagte der Wachthabende. Ueberhaupt ſolche Papierwiſche. Wär' ich König, ich ließe alle Wechſel verbrennen.“

„Fritz, nimm alſo Raiſon an, willſt Du?“

„Bin nicht bei Kaſſe.“

„Bin ich's etwa!“

„Laßt den Horſtenbeck nur erſt los kommeh, ſagte der Wachthabende. Er findet auch noch einen Salomon Schmuel, der ihm fünf und vierzig Procent auf den fünf und vierzigſten Gagetag vorſchießt. 'S ſind chriſtliche Gemüther unter der löblichen Judenſchaft.“

„Reinen Tiſch! rief plötzlich der Rittmeiſter. quit ou double!“

Auf dem unreinen, wie eine Wachtſtube ihn mit ſich bringt, miſchte er die zergriffenen Karten, und blickte fragend den Areſtaten an. Er nickte Zuſtimmung:

„In ſechs Monat.“

„Quit ou quadrupel —“

„Was?“ Alle ſahen ihn verwundert an.

„Quit ou quadrupel, à payer, wenn Horſtenbeck 'ne Compagnie hat!“

Alle lachten; das Intereſſe ſteigerte ſich, ſie rückten wieder näher an den Tiſch. Darin war Vernunft. Die vervierfachte Summe des Spielgewinnſtes war ein Capital, aber eine Compagnie war auch ein Capital. Der Capitain ſchlug ein.

„Und meinem Neffen, dem Cornet, verkauf ich ſie für neunzig. Nutzt der Junge wieder ſein Geld mit zehn Procent.“

„Was ein guter Onkel nicht thut! lachte der Lieutenant. Aber wenn nun Krieg wird?“

„Tant mieux! rief der Arreſtat. Wenn mich 'ne Kugel trifft, lach' ich Euch Alle aus.“

„Roth oder ſchwarz?“ rief der Wachthabende, die Karten noch einmal zu dem richtigen Spiel häufelnd.

„Roth!“ rief der Rittmeiſter. Alſo „Schwarz!“ der Capitain.

„Verloren! jubelte der Cornet auf, mit den Fingern ſchnalzend. Onkel verloren!“

Der Arreſtat warf diesmal nicht die Karten auf den Tiſch, er trocknete die Näſſe, nämlich vom Wein, der auf dem Tiſche reichlich floß, mit dem Aermel ab, und legte ſie ſorgfältig zuſammen: „Rittmeiſter, ein andermal bin ich zur Revanche bereit.“

„Die hat Doblenck nicht nöthig. Wer ſo viel Glück in der Liebe hat, hat's nicht im Spiel.“

Es pruſtete unter den Anweſenden auf, der Cornet wollte ſich überſchlagen.

„Herr Bruder, Sie haben Unrecht, ſagte der

Wachthabende, als eine Wolke auf der immer heiteren Stirn des Rittmeisters sich zusammenzog, die Geschichte mit der Tänzerin noch immer als eine particulaire zu betrachten. Sie ist eine Corpsangelegenheit."

„Eine verflucht knifflige Geschichte, erinnre ich mich, sagte der Arrestat, sie kam ja bei allen Officiercorps zur Sprache. Die Meinungen waren sehr getheilt."

„Kinder! rief der Rittmeister. Ueber die Sache ist längst Gras gewachsen. Laßt die Todten ruhen."

„Den Teufel auch, rief der Wachthabende. Der Louis Bovillard ist noch lebendig, und wie! Die Sache muß noch mal zu Ende kommen."

„Die Hetzpeitsche!" jubelte der Cornet.

„Man wäre auch schon einig darüber geworden, wenn nicht —"

„Der Vater wäre."

„Der sollte uns nicht geniren. Wenn man nur wüßte, ob er nicht doch ein Edelmann ist?"

„Das müßten ja die Listen der Refugiés ergeben."

„Sind nachgeschlagen, so weit wir zukonnten; da muß sich der Alte, oder Lombard zwischen gelegt haben, und unsre fanden verschlossene Schränke. Zwei verschiedene ältere Listen hatten wir nachgesehen. In der einen war ein Pierre Bovillard aufgeführt, mit dem Zusatz confiseur; in der andern ein Sieur Pierre Bertolet Fulcrand de Bovillard, maitre de Cerisé.

Da ſtanden wir nun am Berge. Der Obriſt wollte es mal unter der Hand von Lombard erfahren, der Fuchs mußte aber Lunte riechen, und antwortete: alle Refügiés ſtammten direct von Adam, und alle unſre Väter wären einmal Perrückenmacher geweſen!"

„Ein Scandal!" Der Arreſtat ſpuckte.

„Aber kriegen wir's raus, daß er vom Conditor iſt —"

„Die Hetzpeitſche! jubelte der Cornet. Ich habe ein Paar Burſche aus der Neumark, die wiſſen ſie zu appliciren. So halb polniſche Race. Haben's an ihrem eigenen Rücken gelernt, und theilen herzlich gern Anderen ihre Erfahrung mit."

„Modération! meine Herren Brüder! ſagte der Rittmeiſter aufſtehend. Wenn einer von uns den Bovillard vor die Klinge fordern könnte, tant mieux, von Herzen gern, ſo wäre der Geſchichte mit einem Mal der Kopf abgeſchnitten. Bis dahin aber — vergeſſen Sie nicht, daß es anders iſt, als es war —"

„Muß wieder werden wie's war! trumpfte der Arreſtat mit der Fauſt auf den Tiſch. Wenn ſie uns die Fuchtelklinge nehmen, iſt's mit der Disciplin aus. Aber kommt noch mehr eingeſchobene Canaille in die Armee, Adieu dann esprit de corps, Adieu Friedrichs Geiſt, Adieu Preußens Ehre!"

Eine Ordonnanz überbrachte ein Roſabillet, mit Vergißmeinnicht ſauber verſchlungen; es ſchien ein Spott auf die dampfende Wachtſtube: „Herrn Ritt-

iſt. Zuſammenſectirungen mit mannigfach religiöſer und politiſcher Tendenz ſind in Schweden nichts Seltenes. Die ſeltſam ritterliche Verbrüderung der Kampfesbrüder jenes ſoldatesken Königs iſt bekannt. Die Freimaurergeſellſchaften haben hier bis auf die neueſte Zeit Tendenzen gehabt, die man in andern Ländern, wo ſie verfolgt werden, ihnen oft unſchuldig zur Laſt legt. Sie ſollen häufig in den großen Staatsbegebenheiten hinter den Kuliſſen mitgeſpielt haben, und ſinken erſt jetzt, wie überall, in ſich zuſammen. Pietiſtiſche Verbindungen exiſtirten von Alters her. Der gegenwärtige König theilt nicht die Prachtliebe ſeines Adels. Er lebt in jeder Beziehung einfach, doch thut er zum Aufhelf vaterländiſcher Kunſt alles, was man von einem ergrauten Militair erwarten darf.

Das viel belächelte Wort Gemüth, deſſen Weſenheit man oft bezweifelt und zu einem Modeausdruck hat ſtempeln wollen, wird dem Deutſchen um ſo deutlicher, je längere Zeit er es im Auslande vermißt. Wie die Natur es über Völker und Individuen ausgegoſſen, darüber haben Ethnographen und Pſychologen noch keine Geſetze ausgemittelt. Es geht weder mit den Gebirgs-

meiſter Stier von Dohleneck eigenhändig zu übergeben."

Der Empfänger mußte es an das trübbrennende Talglicht halten, um in dem Tabacksrauch die feingekritzelte Adreſſe zu leſen: „Von wem?"

„Ein Frauenzimmer brachte es. Sie wollte aber nicht bleiben."

„Ein Rendez-vous! — Warum iſt ſie nicht ſelbſt gekommen, das liebe Kind? — Kann nicht mal abwarten, bis er von der Wache zurück iſt."

Der Rittmeiſter hörte nicht auf die Raillerien. „Hier iſt's zu dunkel, Herr Bruder von Horſtenbock erlauben wohl, daß ich's bei ihm am Fenſter leſe." Ohne eine Antwort abzuwarten, war er in die daran ſtoßende Kammer getreten, die Thüre hinter ſich zuwerfend.

„Vielleicht von der Jenny! rief der Cornet. Sie hat Reue gekriegt, und iſt zurück."

Der Arreſtat fragte nach dem eigentlichen Zuſammenhang der Geſchichte, die ihrer Zeit ſo viel zu reden gemacht. Er hatte damals in der Provinz geſtanden und nur Widerſprechendes darüber gehört. Dohleneck hörte jetzt nicht zu, es ſei alſo kein Grund hinterm Berge zu halten.

„Herr von Dohleneck war nur unſer Deputirter, ſagte der Wachthabende, es iſt daher thöricht, wenn er ſich die Sache perſönlich zu Herzen nimmt. Das Perſönliche verſchwand bei der Sache gänzlich und er war nur der Vertreter für das Allgemeine. Wie der

Prinz zuletzt mit dem Blitzmädchen ſtand, weiß jedes Kind. Ob er aber wirklich ſo vernarrt war, wie er vorgab, das weiß der Himmel. Eines Abends beim Champagner verſchwor er ſich gegen ein zehn von uns, die er invitirt, die Hexe wäre ſo ſpeciell in ihn verliebt, daß ſie auf keinen andern hören würde. Nun müſſen Sie geſtehen, meine Herren, daß das für uns eine directe Herausforderung war. Wer wußte nicht, wie's um die Jenny ſtand. Alſo wir hielten im Geheimen eine Art Kriegsrath, und es war auch nicht eine Stimme dagegen. Es war eine Corps-Sache. Auf der Stelle ward zuſammengeſchoſſen, baar, es kam eine erkleckliche Summe zuſammen, und zwei wurden ausgelooſt. Sie müſſen auch geſtehen, Herr Bruder von Horſtenbock, daß das loyal und cavaliermäßig gegen den Prinzen gehandelt war."

„Und klug auch. Die liebenswürdigſten und Hübſcheſten zu wählen, wär doch eine kitzliche Sache für die Cameradſchaft geweſen."

„Es fiel auf Dohleneck und einen andern. — Ein Billet an die Tänzerin bat um die Erlaubniß, bei ihr ein Souper en trois nach der Oper zu arrangiren, und dies kleine Souvenir mit dem Vergißmeinnicht als Angebinde anzunehmen. Drin lagen hundert Ducaten. Die Antwort war: ſie werde das Vergißmeinnicht zum ewigen Andenken bewahren und den Tiſch decken laſſen. Unſer Koch hatte während der Oper ein kaltes Souper, exquiſite Sachen von Sala Tarone, arrangirt, und die Jenny ſprang ihnen

ſchon an der Treppe entgegen. War auch keine Sylbe die Rede von Tugend und Treue, ſie war ausgelaſſen luſtig, und ſagte, ſie wäre ſchrecklich hungrig. Unſre Cameraden waren's auch. Aber kaum fliegt der erſte Pfropfen an die Decke, als ein Wagen vor die Thür raſſelt. Sie erſchrickt: „Er wird doch nicht.“ Kaum hat ſie das Tüchlein wieder um den Hals geneſtelt, als es die Treppe rauf knarrt. Nu aufgeſprungen, als die Kammerkatze reinſtürzt: „Herr Jemine, der Prinz, Mamſell!“ — „Retten Sie ſich!“ ruft die Jenny, und wirft das eine Couvert in den Waſchkorb. Die Officiere wollen ins Nebenzimmer fliehen, da holt ſie die Katze zurück: „Meine Herren um Gotteswillen, da kommt er ja durch.“ Retour alſo, und wollen zur Stubenthür auf den Flur. Da klirren ſeine Sporen und er klopft. Hannchen mach auf! ruft die Jenny und hat derweil ſchon den großen Kleiderſchrank aufgeriſſen: „Meine Herren, iſt's gefällig?“ Platz hatten ſie drin, das iſt wahr, und die ſüßeſten Erinnerungen an alle Schäferinnen, und Göttinnen, die in den Cotillons geſteckt, aber — nun das Uebrige iſt kaum nöthig zu erzählen. Verſchloſſen waren ſie, und der Schlüſſel ſteckte in Jennys Taſche, und Jenny hing am Halſe des Eintretenden, und bat ihren herzgeliebten Louis und ſchönſten Louis, und einzigen Louis um Verzeihung, daß ſie nicht auf ihn gewartet, aber ſie wäre zu durſtig geweſen vom Echauffement.“

„Merkten ſie's da?“

„Auf parole d'honneur haben ſie vor unſerm Ehrengericht verſichert, der Kerl hätte täuſchend den Prinzen geſpielt.“

„Sie konnten Alles hören?“

„Jedes Anſtoßen, jeden Kuß, das Kriſeln mit dem Meſſer auf dem Teller.“

„Donner und Wetter!“

„Zwei Pfropfen hörten ſie gegen die Decke knallen, ſelbſt durſtig zum Verkommen und hungrig auch. Zwei Stunden ſaßen ſie am Tiſch.“

„Bloß am Tiſch?“

„Meine Herren, bedenken Sie, es waren Officiere, die da für ihre Cameraden ſtanden. Ja ſie haben eingeräumt, zuletzt entdeckten ſie durch eine Ritze, daß es Bevillard war. Was aber war zu thun? Ich frage Sie, Capitain, hätten ſie poltern ſollen?“

„Eine verfluchte Situation und eine Frage, daß einem der Kopf ſchwindelt. Wenn ich für mich da-geſtanden —“

„Hätten Sie die Thür geſprengt. Sehr richtig. Aber in dem Schranke ſtand das ganze Officiercorps; das erwägen Sie.“

„Nein, da durften ſie's nicht.“

„So entſchied auch unſer Ehrengericht.“

„Aber was ward nachher daraus?“

„Sie hörten rutſchen, packen, Kiſten und Kaſten aufreißen — man ſprach unter Gekicher davon, auf den Apolloball zu gehen.“

„Und nachher?“

„Keiner ſchloß auf. Blieben ſitzen.“

„Kam denn nicht die Kammerkatze?“

„Nicht Katze, nicht Maus; die war mit der Jenny fort. Kurz um, wie Ihnen bekannt ſein wird, die Tänzerin war mit Extrapoſt nach Leipzig gefahren. Iſt heut noch nicht zurück. Nicht einmal austrommeln laſſen konnte man ſie. Die Wirthin mußte endlich, als ſie zu poltern anfingen, das Schloß aufbrechen laſſen. Frei waren ſie da freilich, aber —“

„Von wem nun Satisfaction!“

„Meine Herren, ich verſichre Sie, die Sache hat uns Allen ſchwere Nächte gemacht. Was ſollten wir thun? Bouillard fordern? Wenn es damals noch ging! Aber die Raiſon? Hatten ſie's denn mit ihm zu thun gehabt? — Er ſtellte ſich gegen Dritte als die pure Unſchuld. War bei der hübſchen Tänzerin geweſen, hatte ſich ungemein amüſirt. Sollten wir uns nun blamiren und ihm mit dürren Worten ſagen, daß wir uns nicht amüſirt hätten? Durften wir überhaupt an die große Glocke ſchlagen? Durften wir es vor dem Prinzen! Wer wußte denn, ob er nicht mit im Spiele ſteckte? Ob er's nicht eingeleitet, um mit guter Manier die Jenny los zu werden! Es war ja ein Labyrinth, ein Wespenneſt, in das wir ſtachen. Gott weiß, was draus geworden wäre. Dobleneck und der Andre wollten ihren Abſchied fordern. Das ging auch nicht. Sie waren ja wir. Das ganze Officiercorps hätte den Abſchied nehmen müſſen. Meine Herren, ich verſichere Sie, es war eine Hundegeſchichte,

und dazu den Bovillard anſehen müſſen, der wie der Sonnenſchein über die Parade ſpazierte.“

„Sag' ich doch, man hat zuweilen im Leben Pech und weiß nicht wo's herkommt.“

Der Rittmeiſter hatte die Worte des Arreſtaten noch gehört, als er eintrat, den Rosabrief auf den Tiſch warf, und ſich auf den Schemel: „Iſt das Pech, oder nicht, oder was iſt es! Ich weiß es nicht.“

„Onkel, ein Rendez-vous? Will's Dir abkaufen, unbeſehens. Bin generös. Den erſten Wechſel dafür.“

„Leſt mal das Zeug. Ich kriegs nicht klar.“

Der Arreſtat las: „„Wenn ein menſchliches Herz in Ihnen ſchlägt, ſo ſetzen Sie Ihr Betragen nicht fort. Mein Gott im Himmel, iſt es denn möglich, daß ein Cavalier, ein Officier des Königs, ein Mann, dem man ſonſt gute Eigenſchaften nicht abſpricht, im Martern eines weiblichen Herzens ſein Vergnügen finden kann! Wenn Sie auf unſre Bitten nicht hören wollen, wenn Sie Ihre Schwadron täglich vorüber reiten laſſen müſſen, treiben Sie den Hohn wenigſtens nicht ſo weit, immer vor ihrem Fenſter den Bart zu ſtreichen. Sie ſehen freilich nicht die Dolchſtiche, die es in das Herz der Armen drückt, denn die Balſaminen verbergen ſie Ihren Augen. Wir vertheidigen die Arme nicht, ſie iſt ein ſchwaches Weib. Sie verſpricht uns wohl am Abend, morgen will ſie ſich in die Hinterſtube verſchließen, aber wenn Ihre Trompeter um die Ecke blaſen, reißt es ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt an's Fenſter. Wenn ſie

dann ſchluchzend, ohnmächtig in unſre Arme ſinkt, verſpricht ſie uns freilich, es ſoll das letzte Mal geweſen ſein, aber — vielleicht wird es ein Mal das letzte Mal ſein. — Bietet denn eines Mannes Bruſt eine ſo unerſchöpfliche Höhle für das Rachegefühl, daß er nie vergeben kann, und einer Frau, einer ſchönen Frau? Sie hat Sie beleidigt, ja, das geben wir zu, aus Uebermuth gekränkt, aber das Herz des Weibes gehört den Impulſen. Was wären wir, wenn wir ihnen nicht mehr gehorchten! — Damit Sie es denn wiſſen, ja dies Gefühl, Sie gekränkt zu haben, iſt es, was an ihrem zarten Daſein nagt, dieſe Vorwürfe, die krampfhaft ihre Bruſt durchſchüttern, die ſie im Schlaf aufſchreien laſſen, die Wermuth in den Becher der Freude träufeln. Und das könnte ein Mann ruhig anſehn, und ſich durch die Qualen, die er einer Frau bereitet, geſchmeichelt fühlen! — Nein, mein Herr, es kämpft noch immer mit mir der Gedanke, daß unter dieſem brüsken, zur Schau getragenen Affront — ein andres Gefühl ſich nur gewaltſame Selbſttäuſchung erheuchelt! — Ich wiederhole meine Bitte, beſinnen Sie ſich, nehmen Sie Urlaub; entfernen Sie ſich einige Zeit aus Berlin. Die Zeit heilt viele Wunden. Es iſt alles vorbereitet; man wird Ihnen bereitwillig Urlaub ertheilen. Auch wenn Sie augenblicklich der Mittel entbehrten, ſoll dafür geſorgt werden. Es gilt ja das Glück einer der edelſten Seelen. — Bleiben Sie aber doch — dann, dann — nein ich laſſe es mir nicht abſtreiten,

was ich ahne — Dann hören Sie mehr von mir.““

„Na was iſt das, Dohleneck?“

„Ja, was iſt's! So ſoll doch Gott den Teufel todtſchlagen, wenn ich 'ne Sterbensſilbe von verſtehe!“

„Der Brief deutet auf andres, was voranging?“

„Freilich, ſchon zwei ſolche Wiſche, und neulich auf der Maskerade ward mir was ins Ohr geflüſtert. Ich glaube, ich bin in einem Tollhauſe.“

„Herr Bruder beſinnen Sie ſich, ſagte der Wachthabende. Da ſind ja viele Indicien im Briefe: — eine ſchöne Frau, alſo iſt's kein Mädchen, eine Frau, die Sie beleidigt hat, eine Frau, an deren Fenſter Sie täglich vorbeireiten. An welcher Ecke laſſen Sie die Trompeter blaſen? Und Balſaminen ſtehn am Fenſter.“

„Onkel, übertrags mir, ich kriegs raus. Du biſt immer ſo commode. Haſt's lieber, wenn's Mädchen zu Dir kommt, als daß Du zu ihm gehſt.“

„Herr Bruder haben wahrſcheinlich einige Avancen nicht bemerkt, ſagte der Arreſtat, ſo was nimmt das Frauenzimmer übel.“

„Das will ich meinen, rief der Cornet. Aber Onkel iſt auch jetzt ſehr intereſſant geworden, ſeit der Geſchichte mit der Jenny.“

Der Rittmeiſter hörte ihn nicht, er ſaß den Ellenbogen auf dem Tiſch, die Fauſt an die Stirn gedrückt.

Der Arreſtat überflog das Billet:

„Es muß eine Frau von Diſtinction ſein.“

„Das will ich meinen, rief der Cornet. 'S iſt ja mein Onkel. Wie wird ſich was Ordinaires an den hängen! — Onkel, noch einmal, überlaß mirs. Parole d'honneur, ich handle nur für die Familienehre, nicht für mich. Eines Abends bring ich ſie Dir im dichten Schleier in die Kaſerne. Schubs in die Thür hinein: Nun verſöhnt Euch! — Nachher will ich ſie auch wieder nach Hauſe bringen. Kann ein Neffe mehr für 'nen Onkel thun!“

Der Rittmeiſter war aufgeſprungen. Ein Licht ſchien auf ſeiner Stirn zu leuchten, und doch glänzten die Augen nicht wie eines Liebenden, der im Morgenſchein ein lieblich Bild ſieht, ſondern wie eines aufgeſchreckten Schläfers, dem ein Geſpenſt an der Wand vorübergleitet:

„Donnerwetter! Schock-Schw — —!“ wenn die es wäre!“

Da öffnete ſich die Thüre und der Befreite ſchritt gravitätiſch auf den Wachthabenden los.

Elftes Kapitel.

Ein Satz in die Löwenhöhle.

Der Gefreite ſchulterte:

„Herr Lieutenant, ich rapportire.“

„Was?“

„Es ſchleicht ein Verdächtiger um die Wache.“

„Was hat er gethan?“

„Er hat in's Fenſter gekuckt, und dann iſt er fort.“

„Warum iſt er verdächtig?“

„Acht Zoll, Haare ohne Puder, kleiner Kopf, verfluchte Augen, und am Ellenbogen ein Loch, oder iſt's ein Kalkfleck.“

„Und ſonſtens?“

„Der Vorpahl und Schlagebohm haben ihn ſchon geſehen. Zwei Mal iſt er eingebracht worden auf dem Molkenmarkt. Einmal war er Bandit. — Da kommt er all wieder. Soll'n wir'n rein ſchmeißen, Herr Lieutenant?“

Der Cornet war an's Fenſter geſprungen: „Höll und Teufel, das iſt Bovillard!“

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARTAG.G.W.H.
3-598-51043-8
FN. 03993/009

„Was! rief der Wachthabende, sollte der Kerl es wagen —"

„Eine Peitsche!" schrie der Cornet, als Louis Bovillard schon in der Stube stand und mit ihm beinahe zusammenprallte.

Der Eintretende war nicht der, welcher zurückwich.

„Eine Peitsche wünschen Sie, Cornet? Für Pferde oder für Hunde? Das muß man wohl unterscheiden. Pferdegerten bekommen Sie am besten bei Conradi an der Schleusenbrücke, aber wenn Sie Hundepeitschen wollen, gehn Sie ja nicht anders, als zu Krilow, Spandauerstraße. Echtes Juchtenleder, elastisch, fein gearbeitet. Aber nehmen Sie sich in Acht, nie zu stark geschlagen. Der bestdressirte Hund knurrt, wenn man ihn mit Juchtenleder zu stark traktirt. Also merken Sie, Cornet von Wolfskehl, bei Krilow, Spandauerstraße, Eckhaus nach dem neuen Markt zu."

Bovillard war beinahe um einen Kopf größer als der Cornet, und es schien sehr natürlich, als er ihn mit der Hand dabei auf die Schulter klopfte. Aber es war nicht natürlich, daß der Cornet es sich gefallen ließ. War's die Magie des Auges, oder was bewirkte nach solcher Ausgelassenheit solche Einschüchterung?

„Was suchen Sie hier?" trat ihm der Wachthabende entgegen.

„Männer von Ehre."

Was dem Cornet geschehen, geschah jetzt mit

der ganzen ehrenwerthen Verſammlung. Sie ſchwiegen. Als wär's eine electriſche Berührung, die Alle in einem Moment umgewandelt hatte! Ein Dritter würde es ein Gefühl der Geſchlagenheit genannt haben. Sie wußten nicht, was ſie zu thun hatten. Bovillard war wie ein Geiſt aus der Mauer in ihre Mitte gedrungen; ein Züſcheln oder ſelbſt nur ein Verſtändigen durch Blicke war nicht mehr thunlich. Indeſſen nahm der Wachthabende das Wort:

„Sie kommen in welcher Abſicht?“

„Ihren Schutz und Beiſtand anzuſprechen.“

Die Sache war auf's Neue vollſtändig verrückt.

„Werden Sie von der Populace verfolgt?“

„Die Populace kümmert mich nicht.“

„Oder wollen Sie ſich freiwillig in Arreſt überliefern, weil Sie —“

Der Officier hielt inne. —

„Nichts weniger als das.“

„So muß ich den Herrn auffordern, ſich deutlicher zu explicíren.“

„Mit dem größten Vergnügen.“

Der Wachthabende hatte, um ſeine Autorität aufrecht zu erhalten, ſich auf den Schemel nieder gelaſſen, was der Arreſtat und der Rittmeiſter ſchon vor ihm gethan. Auch der Cornet ſchien Willens, dem Beiſpiel zu folgen, als Bovillard mit einer raſchen Schwenkung den vierten und letzen Schemel vor dem Wachthabenden niederſetzte, und ſich ſelbſt darauf:

„Ich komme um einer Ehrenſache halb.“

Alle ſahen unwillkürlich den Sprecher, dann ſich unter einander an.

„In ſolchen Angelegenheiten pflegt ein Cavalier nicht ſelbſt zu kommen, ſondern durch einen Vermittler — wenn überhaupt davon die Rede ſein kann,“ ſetzte der Wachthabende trocken hinzu.

„Dieſen Vermittler hoff' ich hier zu finden.“

„Donnerwetter! brummte der Arreſtat. Glaubt der Herr da, oder wer's iſt, den ich nicht kenne, daß wir hier ſolches Gelichters ſind! Vermitteln! Peſtilenz! Wer mir das anböte —“

„Iſt wohl ein Mißverſtändniß,“ ſagte der Rittmeiſter.

„Gewiß, fuhr Bovillard ruhig fort, wenn die Herren an Beilegen denken. Ich will nichts beigelegt wiſſen, da ich vielmehr einen Gang auf Leben und Tod vorhabe. Wo man a tempo auf zehn Schritt ſchießt, pflegt der Tod näher zu ſein als das Leben. Dieſe Rückſicht beſtimmt auch mich, über andere Rückſichten weg zu ſehen.“

„So weit ſchon? Was wollen Sie denn noch?“

„Nur einen Secundanten. Auf Morgen Abend ſteht die Promenade an. Die Bekannten, auf die ich feſt gerechnet, haben mich nachträglich im Stich gelaſſen, Freunde habe ich nicht, alſo muß ich an — Nichtfreunde mich wenden. Unter den Civiliſten war meine Bemühung vergebens, ich wende mich daher an das Militair.“

„Wie — ich meine, wie kommen Sie zu uns?“

„Weil Sie auf der Wache ſind. — Meine Herren, ich betrachte Sie nicht als Individuen und Perſonen, ſondern als Vertreter Ihres Standes, und Ihren Stand als den, welcher die Ehre zu vertreten hat. In einer Univerſitätsſtadt würde ich mich an die Senioren der Landsmannſchaften gewandt haben, hier wende ich mich an Sie. — Auf der Wache ſtehen Sie wie im Felde. Käme ein feindlicher Officier zu Ihnen, um eine Ehrenangelegenheit abzumachen, ſo würden Sie, als Cavaliere und Officiere doch keinen Augenblick anſtehen, die nöthigen Arrangements zu treffen.“

Die Officiere ſahen ſich wieder, halb befremdet, halb zuſtimmend, an. Der Rittmeiſter ſtrich vergnügt ſeinen Bart. Der Wachthabende ſagte nach einer Pauſe:

„In ſolchen Dingen kommt doch Alles auf die Verhältniſſe und Perſonen an, mit denen man zu thun hat.“

„Gewiß, entgegnete Bovillard, und ich habe keinen Grund, vor den Herren den Namen meines Adverſaire zu verſchweigen, Ihr Wort vorausgeſetzt, daß Sie Namen und Sache bis zum Austrag verſchwiegen halten wollen.“

Der Wachthabende blickte ſich nach ſeinen Cameraden um: „Ich kann in Ihrem Namen die Verſicherung geben.“

„Was kaum noth thäte. Die Herren wür-

den doch nicht eine Ehrenſache rückgängig machen wollen!"

„Hol mich der Teufel, nein!" brach es von den Lippen des Rittmeiſters, derſelbe freudig verächtliche Ausdruck ſtand auf den Geſichtern der andern.

„Mein Adverſaire iſt der Ihnen wahrſcheinlich nicht unbekannte Legationsrath von Wandel."

„Der!" Alle ſahen wieder befriedigt, faſt vergnügt ihn an.

„Die Sache iſt contrahirt, und er hats angenommen?"

„Contrahirt, angenommen, Ort, und Waffen, Zeit beſtimmt."

Der Werth des Fremden war in der Wachtſtube ſichtlich geſtiegen. Der Wachthabende hatte ſich wieder vom Schemel erhoben.

„Der Bonapartes ſchwarze Nachteulen hergebracht hat? Die ſieben Stück Ehrenlegionen!" ſchrie der Cornet.

„Derſelbe."

„Na da iſt nun wohl keine Frage mehr!" rief der Rittmeiſter mit ſeiner breiten Hand auf ſein Knie ſchlagend.

Nur der Arreſtat war ſitzen geblieben und zündete mit dem Fidibus die Pfeife: „Kenn ihn nicht von Perſon. Müßten doch aber erſt nähere Recherchen halten. Wie ich gehört, treibt ſich der Monſieur de Wandel viel um mit dem Geheimrath — Bovillard heißt er ja wohl? — Iſt das nicht ein Verwandter von — ich meine von Ihnen da?"

„Iſt egal," rief der Rittmeiſter, der in einen immer angenehmeren Roſenharniſch zu gerathen ſchien; vielleicht um die ſtörenden Gedanken von vorhin abzuſchütteln. „Wers auch ſei, mit dem ſchleichenden Fuchs, der die Weisheit verſchluckt hat, loszugehen, iſt ja ein Plaiſir."

„Meine Herren, ſagte der Wachthabende, ſich umſchauend, das iſt ein eigener Caſus."

„Gegen den Kerl, der um den Bonapartegeſandten ſchwänzelt, muß man jedem beiſtehn," meinte der Cornet.

„Man muß ihn aber doch auch kennen, ſagte der Arreſtat. Es kommt auf die Verhältniſſe und Perſonen an, mit denen man zu thun hat, äußerten Herr Bruder vorhin."

„Der Grund ihres Diſputes iſt?" fragte der Wachthabende."

„Gründe unter Cavalieren!" rief Bovillard jetzt auch aufſtehend. Die Hand in der Bruſt verneigte er ſich leicht. — „Verzeihung, meine Herren, wenn ich mich getäuſcht hatte. Es war nicht meine Abſicht Sie zu incommodiren."

Es war aber jetzt durchaus nicht die Abſicht der andern, ſie wollten ſich incommodiren laſſen.

„Es frägt ſich eben nur mit wem wir —" Der Redner ſtockte. Bovillard fiel ein:

„Die Ehre haben zu thun zu haben. Sehr begreiflich. Da ich nicht ſo glücklich bin von Ihnen

gekannt zu ſein, wünſchen Sie meinen Stammbaum einzuſehn."

„Das Wort Stammbaum ſchien wieder eine Wirkung hervorzubringen. Dennoch blieb dem Wachthabenden die Frage im Munde ſtecken. Der Arreſtat fragte über den Tiſch:

„Sie heißen — Bovillard?"

„Wie meine Ahnen."

„Da war auch mal hier ein Paſtetenbäcker, pâtissier et confiseur Louis Bovillard."

„Ich habe die Ehre ſein Urenkel zu ſein. Man rühmt ihn als einen der trefflichſten Männer in unſerm Hauſe, ein Character und ein ſeltner Esprit."

„Es gab aber auch unter den Refugiés, fiel der Wachthabende ein, einen Sieur Louis Bertolet Fulcrand de Bovillard, der als Maitre de Ceriſé in den Liſten eingetragen ſteht."

„War auch mein lieber Urgroßvater, ein excellenter Mann."

„Wie paßt das zuſammen?"

„Sie waren ein und dieſelbe Perſon."

„Mein Herr, wir ſprechen hier in einer ſerieuſen Angelegenheit."

„Die ſerieuſeſte von der Welt. Mein Anherr konnte die Güter von Ceriſé nicht mitnehmen, als er vor Louis Dragonern bei Nacht und Nebel über die Grenze ſchlüpfte, aber ſein Talent Paſteten zu backen, hat er mitgebracht. Er befand ſich auch ganz wohl dabei. Ein jovialer Mann. Ich bin nicht ſtolz

auf Verdienſte meiner Vorfahren, die mir abgehen, aber ich darf mit Ruhm ſagen, daß ſeine Confituren am Hofe des nachmaligen König Friedrich im beſten Renommee ſtanden. Sonſt wäre er auch nicht auf kurfürſtliche Durchlaucht Befehl mit nach Königsberg beordert worden."

„Er ward mit zur Krönung befohlen!"

„Und mit zur Tafel gezogen?" fragte der Arreſtat.

„Allerdings. Die große Paſtete an der Krönungstafel war ſein Werk. Sie nimmt in der Geſchichte keinen unrühmlichen Platz ein. Wir beſitzen in der Familie eine Abbildung davon. Wenn es den Herren gefällig wäre, ſie zu ſehen, ſtehe ich immer zu Dienſten."

„Und in die Paſtete hat Ihr Urgroßvater ſeinen Adel eingebacken?"

„Wie Sie's nehmen wollen, Herr Capitain. Als ſie aufgeſchnitten ward, kam der bekannte Zwerg heraus. Mein Ahnherr ward gerufen, mit Lob überſchüttet. Ihre Majeſtät, die geiſtreiche Königin Sophie Charlotte ſetzte ihm eigenhändig einen kleinen Lorbeerkranz auf. Leibniz erwähnt ſeiner und der Paſtete in einer Epiſtel; Gundling ſchrieb ſpäter eine Abhandlung darüber, auch Morgenſtern."

„Und für dieſe Verdienſte —"

„Ward er perſönlich von der Perrückenſteuer befreit."

„Man muß geſtehen, Ihre Familie hat eine hiſtoriſche Entrée in unſerm Staat gemacht."

„Wie viele andre. Bekanntlich fällt in jene Zeit die Blüthe des Königsberger Marzipans. Gewöhnlich schreibt man die Erfindung einem Schweizer Kuchenbäcker zu. Mit welchem Rechte, und ob ich Traditionen in unsrer Familie Glauben schenken darf, das bleibt für immer in den Nebeln des Alterthums verhüllt."

„Aber da Ihre Väter in den Staatsdienst getreten sind, erkannten muthmaßlich die Preußischen Könige durch Briefe Ihren französischen Adel an?"

„Die Bovillards haben nie etwas auf den Briefadel gegeben. Kann man etwas geben, was nicht ist, und etwas vernichten was ist? So hat einer meiner Vorfahren gesagt, dem man einige Schwierigkeiten machte, als er aus den Kreuzzügen zurückkehrte. Louis der Heilige sagte lächelnd zu ihm, als er's erfuhr: Das kommt mir vor, als wenn Martell Deinen Ahnherrn in der Mohrenschlacht nach seinem Recht gefragt hätte, den Mohren den Schädel einzuschlagen. Mein Ahnherr, sagte jener zu König Louis, hätte Karl Martell antworten können: Die Römer fragten bei Zülpich nicht danach, als mein Urahn hinter Chlodwig in ihr Speerquaree einhieb."

Bis zu den Kreuzzügen konnten ihm weder die Stiere von Dohleneck und die Kniewitze, noch die Borstenbock und Wolfskehlen genannt zu Ritzengnitz folgen. Aus Besorgniß, daß er sie nicht noch bis zur Schöpfung der Welt incommodire, erklärte man schnell das Verhör für beendet, und der Rittmeister schätzte es sich

zum Vergnügen, den Herrn von Bovillard in ſeiner Ehrenſache mit dem fremden Legationsrath zu begleiten.

Bovillard bat den Wachthabenden, ihn mit dem Herrn, den er noch nicht zu kennen die Ehre habe, bekannt zu machen. Er bat es mit Ruhe und feinem Anſtande. Mit demſelben Anſtande erfolgte die Präſentation.

„Von einem Officiere Ihres Rufes konnte ich dieſe ritterliche Geſinnung erwarten.“

„Hol' mich der und jener, ſagte der Rittmeiſter, ich freue mich, daß ich Sie anders kennen lerne, als ich — dachte.“

„Sei keuſch wie Eis, und rein wie Schnee, du wirſt der Verleumdung nicht entgehen, ſagte ein Poet zu Ophelia, und es iſt auch ſo geſchehen.“

„Die ſprang ja wohl in's Waſſer, ſprach der Rittmeiſter, den Pallaſch umſchnallend. Herr von Bovillard, wir gehn in's Feuer; da wird es anders.“

„Hat ſich magnifique benommen, ganz als ein Cavalier, ſagte der Wachthabende, als beide die Stube verlaſſen. Man muß es ihm laſſen.“

Der Arreſtat paffte Gedanken in die Luft, die er nicht nöthig fand, in Worten zu äußern. Sie mochten nicht ganz mit denen des Wachthabenden harmoniren.

„Donnerwetter! rief der Cornet am Fenſter. Sie gehen Arm in Arm!“

rücken, noch richtet es ſich danach wie die Sonne brennt oder kalte Strahlen wirft. Es iſt eine Ader, die hie und da plötzlich vortaucht, um deſto länger verborgen fortzulaufen. Der Deutſche hat Gemüth; wer will es ihm abſtreiten, der einmal das Weſen deſſelben kennen gelernt? In Süddeutſchland mehr als im nördlichen; hier möchte Kritik und Witz gern alles glätten und ebenen, aber der alte ehrenwerthe Maulwurf wühlt immer wieder auf, wo man es ſich am wenigſten verſieht. Der Engländer hat auch etwas; der Sauerteig der Pedanterie in tauſend Geſtalten kämpft dagegen, aber im Humor taucht es immer wieder auf. Des alten Spaniers edler Stolz iſt voller Gemüth. Beim Italiener wird es von der flüchtigen Gluth verzehrt. Der Franzoſe kennt es nicht und macht ſich darüber luſtig, wo es zum Vorſchein kommt. Der Schwede verſpottet es nicht, aber er beſitzt es auch nicht. Je länger der gemüthliche Deutſche dort lebt, um ſo klarer wird ihm der Mangel. Nicht daß eine freundſchaftliche Geſinnung, eine ehrenwerthe Theilnahme fehlt, nur der herzliche Sinn iſt nicht da, der aus dem innerſten Gefühl

„Was soll nun daraus werden!“

„Die Hetzpeitsche kann er nicht mehr bekommen. —“

„Das kommt davon, wenn man einen leichtsinnigen Onkel hat!“

Der neue Cavalier mochte die Gedanken der Herren in der Wachtstube mit empfinden, denn auf der Straße hatte er den Rittmeister gefragt, ob er sich nicht fürchte, in seiner Gesellschaft gesehen zu werden. Der Rittmeister konnte das Wort fürchten nicht leiden, er hatte sich mit einem um so festeren Druck an Bovillard's Arme gehängt. „Wer sich schlagen will und zum Sterben bereit ist —“

„Ueber den ist die Fahne geschwenkt, fiel Bovillard in's Wort, und er ist ehrlich, wie des Scharfrichters Schwerdt den armen Sünder ehrlich macht.“

In der Caserne, wo Dobleneck wohnte, hatten beide eine lange Unterhaltung. Unmöglich konnte das Gespräch allein die Arrangements des morgenden Ganges betreffen. Sie schieden mit einem Händedruck, wie Freunde, die sich herzlich über Vieles ausgesprochen haben.

„Wissen Sie, was ich möchte? — Philosophie studiren!“ sagte der Rittmeister, als die Hände noch in einander lagen.

„Warum?“

„Damit ich auf die vielen verfluchten Warum, die Einem aufstoßen, immer ein Darum wüßte. Wa-

rum haben wir uns nun heute erſt kennen gelernt? Warum haben wir uns ſo viele Jahre gefoppt und geärgert? — Sympathien nennen ſie's. Wir ſtecken Beide in Schulden, ſind Beide ehrliche Kerls, lieben Beide mal 'nen tollen Spaß, werden beide geplackt und geſtoßen, von Schuften, die wir gründlich haſſen, warum, ſagen Sie, warum ſtecken die Sympathien nicht an der Stirn wie die Ringkragen am Hals. — Und dann — er athmete tief auf — warum placken wir uns ſelbſt? Warum iſt nun das? Exerciren, Parade, Liebſchaften, Komödie, ein Spielchen, auf die Wache kommen und wieder 'raus kommen? Wie ein Schnürchen, wenn's zu Ende fängt's wieder von vorn an. Warum leg ich mich Abends zu Bette, um Morgens aufzuſtehen? Und warum ſtehe ich Morgens auf, da ich weiß, daß ich Abends wieder zu Bette gehen muß?"

Louis Bovillards Hand faßte die des Anderen etwas höher nach dem Gelenk und er ſah ihn ſcharf an: „Dieſer Drang nach Philoſophie deutet auf eine Krankheit."

„Na, krank bin ich nicht."

„Das Kriterium der gefährlichſten Krankheit iſt der Glaube, geſund zu ſein. Sie ſehnen ſich auf Augenblicke hinaus aus dieſem Leben?"

„Weiß der Henker — zuweilen wünſche ich, es wäre aus."

„Und Sie haben immer Appetit?

„Vollkommen."

„Alle Funktionen in Ordnung?“

„Regulair.“

„Dann iſt's — Sie ſind verliebt.“

„Nein — nein — 's iſt Eine in mich verliebt! Das iſt's.“

„Das Warum?“

„Ein Andermal.“

Zweites Kapitel.

Iphigenia.

Der Unterricht, den Walter im Lupinus'schen Hause ertheilte, war einige Tage ausgefallen, weil Mamsell Alltag sich unpäßlich befand. Doch hatte der Bediente hinzugefügt, es habe nichts zu bedeuten. Walter war zufrieden, obgleich er nie zufriedener war, als wenn an den Gensd'armenthürmen die Glocke schlug, die ihn zur Stunde rief; er hatte in diesen Tagen seine Arbeit fertig machen können.

Adelheid sah heute wirklich noch etwas blaß aus, aber nie hatte Walter sie reizender gesehen. Ein Häubchen umschloß ihre Locken, ein leichtes, bis unter dem Halse schließendes Morgenkleid ihre elastischen Glieder. Den griechischen Schnitt, in den die Geheimrätbin sie nöthigte, hatte er nie geliebt. Der schöne Arm erschien ihm heut schöner unter dem faltigen Ueberrock, als wenn er in leuchtender Fülle aus den kurz geschnittenen Aermeln schoß. Sie war ihm rasch entgegen geeilt, sie hatte seine Hand so herzhaft gedrückt, und doch zitterte sie. Sie hatte ihr Guten

Morgen! nie mit einem ſo feſten Tone geſprochen, und doch war ihre Stimme etwas belegt. Sie hatte ihn herzlich angeſehen, und doch ſogleich wieder die Augen geſenkt.

„Wir haben viel nachzuholen, lieber van Aſten, hatte ſie geſagt, darum müſſen wir raſch anfangen.“ Sie ſaß am Tiſch, er ihr gegenüber. Es war ein wunderſchöner Morgen. Die Linden auf dem Hofe ſpielten im Sonnenſchein. Der Schatten der Blätter ſpielte durch das geöffnete Fenſter auf die Tiſchplatte. Es funkelte auch golden auf den Blättern des Buches. Daher mochte es kommen, daß er ſich verlas; auch ſie las oft falſch. Und dazu zwitſcherten die Sperlinge, gewohnt am Fenſter die Krumen zu ſtehlen, welche Adelheids Hand ihnen hinſtreute, und eine Weſpe verirrte ſich in die Stube und trieb Unfug, bis man ſie mit den Tüchern hinausgeſcheucht.

Es war viel Störung in der heutigen Lection.

Walter ſchlug vor, das Fenſter zu ſchließen. Adelheid fand die freie Luft ſo ſchön, ihr ſei noch ſo beklommen. Aber es würde ſchon vorübergehen — „ich werde ſchon Muth bekommen,“ ſetzte ſie leiſer hinzu.

Sie hatten heute die Iphigenia beendet. Adelheid hatte den letzten Akt geleſen.

„Sie müſſen mir ſpäter ein Mal die ganze Iphigenia hinter einander vorleſen, wenn Sie bei voller Stimme ſind, ſagte Walter. Das Gedicht klingt und dringt ganz anders ins Herz mit Ihrer ſchönen Stimme. Das Parzenlied —“

„Heut könnte ich es nicht leſen, fiel Adelheid ein, es iſt zu ſchrecklich.“

„Für den ſchönen Morgen! Sie haben Recht. Wir müſſen uns heut allein mit dem Character der Iphigenia beſchäftigen. Iphigenia iſt der leuchtende Gedanke der Verſöhnung, der in der alten Welt wie ein Strahl auf dunklem Meere erſcheint, aber er fand noch nicht die eigentliche Verkörperung. Was die griechiſchen Dichter noch als einen Torſo hinſtellten, hat der Deutſche, der aus anderer Quelle ſein Licht ſchöpfte, zur Erſcheinung gebracht. Dieſes Atridengeſchlecht —“

„Um Gottes Willen, rief Adelheid, wie konnten die alten Dichter ſo etwas erſinnen! Sie ſagten doch, die Griechen hätten immer der Schönheit gehuldigt, und ſelbſt dem Häßlichen wußten ſie eine Wendung zu geben, daß es das Gefühl nicht verletzte. Wie iſt es nun möglich, daß ſie ſolche Gräuel erfanden, die doch unmöglich ſind?“

„Unmöglich? fragte der Lehrer. Die erſte Geſchichte des Hellenenthums iſt nur eine Verkörperung des Kampfes, den die Cultur mit der Barbarei geführt. Der Barbarei iſt alles möglich, und wenn der finſtre religiöſe Wahn hinzutritt, iſt ſie zu Gräueln fähig, für die uns Begriff und Worte fehlen. Ertödten wir aber die Cultur, reißen wir die edle Humanität an der Wurzel aus, welche Kunſt, Wiſſenſchaft, der Geiſt des Chriſtenthums jetzt durch Jahrtauſende gepflanzt und gepflegt, ſo ſinken wir Alle

wieder in den Naturzuſtand, in die Barbarei zurück, wo die Thaten der Atreus und Thyeſtes möglich ſind.“

Sie ſchauderte, vor ſich niederblickend. Hatte er zu viel geſagt?

„Vor einer andern Schülerin würde ich das nicht ſagen, aber Ihr Geiſt, Adelheid, iſt ſtark. Sie ſelbſt haben, ſo jung noch, Prüfungen zu überſtehen gehabt. Sie haben Blicke in die wüſte Verworfenheit gethan. Iſt z. B. eine Mutter, die ihr Kind ermordet, nur um mit Anſtand noch in der Geſellſchaft weiter zu erſcheinen, ſo viel beſſer, als jene rohen Barbaren, die ihrem Rachetrieb alles opferten! Und ſind es die vielen hier, welche aus falſcher Empfindſamkeit die entſetzliche That beſchönigten? Wiſſen Sie, weiß ich, welche Prüfungen auch meiner Freundin noch aufgeſpart ſind, wie viele von denen, die Sie jetzt mit Aufmerkſamkeiten überhäufen, die ſo liebenswürdig, edel, ſprechen und zu handeln ſcheinen, Ihnen in einem ganz andern Lichte erſcheinen werden!“

Adelheid ſah ihn verwundert an. Er war in Gedanken vertieft. — „Es war Unrecht von mir, rief er plötzlich auf. Die Vorſehung hat uns die ſchönen Illuſionen als Pathengeſchenk mitgegeben, damit wir Muth behalten. Sie ſelbſt lüftet für jeden nur ſo viel von dem Schleier, als er ertragen kann. Und Niemand hat das Recht, dem andern die ſchirmende Decke fortzureißen. Vergebung! Kehren wir zur Iphigenia zurück.“

Er hielt die Hand zur Vergebung über den Tiſch,

ſie ſchlug, ohne zu zaudern ein, und beide mußten vergeſſen haben, daß ſie eingeſchlagen hatten, denn als er in ſeiner Rede fortfuhr, blieben die Hände noch immer auf dem Tiſch.

„Das Schrecklichſte hat ſich nun erfüllt, das Schickſal der Atriden liegt wie ein wüſter Traum im Hintergrunde. Ein ſonſt edler Jüngling, der den letzten Blutſchlag gethan, Oreſtes iſt der Träger des Fluches. Er wird von den züngelnden Furien gepeitſcht, die nur in der Nähe des Heiligthums, wo der reine Gedanke, der Geiſt des Gottes herrſcht, vor dem Zerriſſenen weichen. Er iſt geflohen von der Blutſtätte, von den heimathlichen Geſtaden, wo jeder Stein an die Geſchichte ſeiner Ahnen mahnt, über Meere und Berge. Aber wie der Pſalmiſt ſagt, und nähme er Flügel der Morgenröthe und flöge an's äußerſte Meer, die Erinnyen folgen ihm. Da tritt Iphigenia auf, die, zum Opfer beſtimmt, die Göttin ſchon früh mit gnädiger Hand aus dem Gräuelhauſe forttrug und zur Prieſterin ſich weihte. Sie iſt das außerordentliche Weib, das den Fluch ihrer Geburt überwunden hat. Selbſt längſt entſühnt, iſt ſie beſtimmt als verſöhnende Prieſterin zu walten. Schon hat die Macht der reinen, edlen Weiblichkeit ſogar die Sitte der Barbaren gemildert und Thoas muß von ihr ſagen:

— es fehlt, ſeitdem du bei uns wohnſt,
Und eines frommen Gaſtes Recht genieſſeſt,
An Segen nicht, der uns von oben kommt.

Aber diesen Segen soll sie auch dem verlornen Bruder mittheilen. Der Athem ihrer reinen Brust soll den Wahnsinn auf seiner glühenden Stirne kühlen, die wüsten Bilder aus seiner zerrissenen Brust vertreiben. Er bekennt ihr den ganzen, vollen, entsetzlichen Fluch, der auf ihm lastet, er stürzt vor ihr nieder, als er sie erkennt —"

Walter mußte inne halten. Adelheid hatte plötzlich die Hand zurückgezogen und hielt sich die Brust. Dann fuhr sie sich über die Stirn.

„Ist Ihnen wieder unwohl?"

„Nichts, lieber Walter. — Fahren Sie nur fort, Sie erzählen so schön."

„Es ist doch wohl besser, wir setzen heut nach die Stunde aus."

„Nein, um Gottes Willen nein, heute muß es sein. Nicht bis Morgen wieder verschoben. Ich werde gewiß Muth bekommen. Es war nur die Vorstellung der Furien — ich möchte das Stück nie auf dem Theater sehen, so schön es ist."

„Aber Orest wird ja geheilt."

„Wer seine Mutter todt schlug!"

„Lesen Sie, liebe Adelheid, irgend eine heitre Rede der Iphigenia. Sie kann wie Balsam wirken."

Adelheid las, was sie zufällig aufschlug:

„Das ist's, warum mein blutend Herz nicht heilt,
In erster Jugend, da sich kaum die Seele
An Vater, Mutter und Geschwister band,
Die neuen Schößlinge, gesellt und lieblich,

Vom Ast der alten Stamme himmelwärts
An Ringen flechten; leider faßte da
Ein fremder Fluch mich an und trennte mich
Von den Geliebten. – Selbst gerettet, war
Ich nun ein Schatten mir, und frische Lust
Des Lebens blühte in mir nicht wieder auf."

Er nahm das Buch und schlug eine andre Stelle auf. Er suchte nicht viel, die Situation war ihm peinlich, er nahm die erste beste dithyrambische und sie las den Anfang des vierten Aktes:

„Denken die Himmlischen,
Einem der Erdgeborenen
Viele Verwirrungen zu,
Und vereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief erschütternden Uebergang:
Dann erheben sie ihm
In der Nähe der Stadt,
Oder am fernen Gestade,
Daß in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit sey,
Einen ruhigen Freund."

Sie hatte das Buch fallen lassen, sie war aufgestanden. An der Tischecke schwankte sie, sie wandte sich ab, dann rasch auf Walter zueilend, ergriff sie seine Hand:

„Ich habe den Freund gefunden. Walter, Sie haben mich lieb?"

Er umfaßte, aufspringend, ihre Hand, er bog den Kopf zurück, er starrte sie wie eine Erscheinung an: „Ists Traum oder Wahrheit?"

herausquillt und, wo Wärme möglich iſt, ſie wekken muß.

Schwedens Verfaſſung in ihrer gegenwärtigen Geſtalt iſt eine neue Schöpfung. Der Recours auf die älteren iſt abgeſchnitten; ſie wurden mit der Publication der neueren aufgehoben. Doch iſt die Grundlage aus der frühern Zeit geblieben, die alte Eintheilung in vier Stände. Ehrenwerth als hiſtoriſche Reliquie bleibt es doch zweifelhaft, ob ſie den Bedürfniſſen und Begriffen der gegenwärtigen Zeit noch völlig entſpricht. Der Fremde darf darüber nicht urtheilen, die Partheianſichten im Lande ſind getheilt, doch nicht nach den vier Ständen. Man fühlt eine Unbequemlichkeit und ſpricht von Modifikationen; in den hauptſächlichſten Commiſſionen arbeiten ſchon jetzt die Mitglieder der vier Stände zuſammen. Wenn auch Adel, Bürger und Bauer bedeutend genug von einander getrennte Intereſſen hätten, um einzeln repräſentirt werden zu müſſen, läßt ſich doch kaum begreifen, weshalb auch die proteſtantiſche Geiſtlichkeit des Landes, die zwar mit reichem Einkommen ausgeſtattet iſt, aber nichts Weſentliches mehr zu vertreten hat, ein beſonderes Haus bilden muß.

„Walter, Walter, sprechen Sie, sonst wird's ein Traum, und mein Muth verläßt mich."

Er preßte die Hand heftig an seine Brust: „Ja — um Gottes Willen. Adelheit, Du —"

Er erdrückte den tiefen Seufzer, den er zu hören glaubte, indem er sie an die Brust schloß.

Ihr Herz schlug an seinem, sie weinte an seinem Halse, aber still, nicht wie die Leidenschaft, nicht wie die Seligkeit der Liebe weint. Er sank auf den Stuhl zurück, er hielt ihre Hände gefaßt. So beschaute er sie. „Es ist des Glücks zu viel, zu viel auf ein Mal. Laß mich Dir ins Gesicht sehen, ob es nicht doch nur ein Traum ist?"

„Jetzt nicht, es könnte aussehn wie die Lüge, sagte sie, nicht bis ich alles gesagt. Das Schwerste ist heraus, aber — Sie müßten ja roth werden über mich, wenn — wenn nicht alles so gekommen wäre, wie es ist."

„Wie es ist! wiederholte er. Du sahst in mein Herz. Du erbarmtest Dich meiner, um mich nicht länger in Hangen und Bangen zu lassen."

Sie schüttelte den Kopf: „Nein, Walter. Sie müssen sich nicht anklagen, um mich zu entschuldigen. Sie waren nicht in Hangen und Bangen, Sie sind ein Mann."

„Nun fort das kalte Sie, rief er. Ich nehme Besitz von meiner Eroberung."

„Du wußtest recht gut, daß, wenn Du mich fragtest, ich nicht nein sagen könne. Und, weiß Gott,

nicht um Dir das Herz zu erleichtern, habe ich gesprochen.“

Er wollte sie noch einmal an sein Herz drücken. Aber sie entwandte sich sanft seinen Armen.

„Keinen Kuß auf eine Unwahrheit. Es muß jetzt volle Wahrheit zwischen uns sein.“

„Unwahrheit!“

Sie nickte mit einem thränenfeuchten Blick. „Laß mich nur einen Augenblick Athem schöpfen.“

Sie hatte sich an den Tisch gesetzt, der Kopf gleitete in die Arme. Er hatte sich leise an ihren Stuhl gestellt und legte sanft den Arm auf ihre Schulter. „Ich habe Dich lieb und bin bei Dir und Du hast mich auch lieb. Was hindert Dich noch?“

„Ich habe Dich lieb gehabt seitdem ich Dich gekannt, sagte sie ruhig sich zurücklehnend, wie einen Bruder, vor dem ich mein Herz offen legen konnte. Habe ichs nicht gethan? Und wenn ichs nicht that, war es, weil ich dachte, Du läsest ja schon in meiner Seele wie in einem offenen Buche. Aber seit der — der fürchterlichen Geschichte ward es noch anders. Du allein bliebst immer derselbe gegen mich. Die andern — erst wußten sie nicht, wie sie mich ansehn sollten, und wichen mir aus. Nachher überschütteten sie mich mit Liebkosungen und Bewunderung, und machten aus mir wunder was, was ich nicht bin. Ich war doch nicht schlechter, nicht besser, Gott weiß es — aber was ich nun bin, nun ja, was ich besser

bin, bin ich durch Dich. Seit ich das fühlte, ward mir bange. Du hatteſt es mir vorausgeſagt, durch große Leiden werde der Menſch geläutert, ſeine Sinne geben auf für das Edle und Schöne und ſein inneres Auge für das Ewige und Wahre. Und da ſah ich, wie Du viel ſorgſamer und liebevoller wardſt, und mit jeder Schülerin würdeſt Du Dir nicht ſo viel Mühe geben. Und Dein Unterricht ward auch ſo beſonders. Und da, Walter, da kam dann — ich weiß nicht wie — der Gedanke, daß es ſo ſein müßte —"

„Und erſchrakſt Du vor dem Gedanken?"

Sie ſchwieg einen Augenblick: — „Nein gewiß nicht, Walter. — Wo konnte ich beſſer aufgehoben ſein, dachte ich, wer ſollte mich beſſer zum Rechten führen und ſchützen! Ich gewöhnte mich ſo daran, daß —"

„Du gewöhnteſt Dich nur daran!"

Jetzt erſchrak ſie vor dem Ton der Frage. Sie legte ſanft die Hand auf ſeine, und blickte ihn klar an: „Haſt Du nicht zuweilen gemerkt, daß ich lächelte? Ich dachte dann an das, was Du oft geſagt, der Menſch erzieht ſich ſelbſt, und man kann keine Natur ändern. Und Du wollteſt mich doch ändern, ſo wie Du mich wünſchteſt. Und dann widerſprach ich aus Uebermuth. Nur aus Schelmerei, ich nahm mir im Herzen doch vor, zu werden, wie Du es wünſchteſt."

„Das hatteſt Du Dir vorgenommen und ich war der Gegenſtand Deiner Gedanken!"

„Und da kam ich auf curiose Dinge. Ob ich Dir auch würde auf die Schulter klopfen, wie Mutter thut, wenn sie den Vater freundlich haben will. Wenn Vater auffährt, ob Du auch zornig werden könntest? Und ob ich dann auch so machen dürfte, wie Mutter thut, um ihn wieder gut zu machen. Ich muß Dir sagen, es kam mir nicht ganz recht vor, wenn auch Mutter sagt: so muß man die Männer behandeln, wenn man Friede im Hause haben will. Du bist doch ein ganz andrer Mann, und ich meinte, wir müßten uns jeder dem andern grad heraus sagen, was er denkt. Ach und tausend Dinge. Aber, Walter, das dachte ich alles weit entfernt."

„Hast Du nicht auch gedacht, daß Du jetzt in einem glänzenden Hause bist, eine gefeierte Schönheit, von Bewerbern umschwirrt, die von ihrer Anbetung sprechen? Hast Du nicht an Dein Herz gefühlt, ob, wenn der Eine oder der Andre ernst spräche —"

„Nein, fiel sie rasch ein. Sie sind mir alle gleichgültig."

„Aber die Geheimräthin! Du bist ihr Augapfel. Sie wünscht, daß Du eine gute Partie machst, sie sucht vielleicht schon nach einem passenden Gatten, der Dich über Deinen Stand erhebt. Vielleicht auch, sie ist kinderlos, reich, das große Vermögen kommt von ihr —"

Sie faßte mit Heftigkeit seine Hand. „Nein Walter, das denke um Gottes Willen nicht. Ich habe nie daran gedacht."

„Und der Gedanke ist so natürlich. Du schauderst ja fast.“

„Ich begreife es oft nicht, warum ich nicht mehr Dank für sie fühle, aber — aber lassen wir das! Walter, verrathe mich nicht, und deute es mir nicht schlimm, es ist mir oft, als möchte ich je eher je lieber aus diesem Hause fort. Es ist mir so heiß, so bang oft —“

„Aber weißt Du, in welches ich Dich führen könnte? Ein armer Gelehrter, — würdest Du aus Deinem Reichthum mir in eine Hütte folgen?“

„Sie sah ihn mit ihrem klaren Lächeln an: „Ja, Walter. Ich bin ja nicht für den Reichthum geboren. Wer weiß, wenn sie meiner überdrüssig wird, setzt sie mich hinaus. Da müßte ich mir vorsorglich ein Obdach suchen. — O pfui! keinen Scherz. — Aber ich habe mir es auch gedacht, daß Du zu stolz sein könntest, weil Du arm bist. O ich liebe Dich so stolz, wenn Du den reichen und vornehmen Herren kein Wort, keinen Blick schuldig bleibst. Wie viele bücken sich und kriechen, Du gehst grade. — Nein, Walter, auch darum nicht, nicht, weil ich Dir zu Hülfe kommen wollte — Ach, hilf mir doch — das Schwerste ist heraus, und das Allerschwerste steckt noch in der Brust.“

Sie barg ihr Gesicht an seinem Halse. Er strich über ihre Stirn; er bat sie zu denken, sie sei in der Kirche wie die fromme Katholikin, von der sie neulich gelesen, und er ihr Beichtvater.

„Neulich, nach unſrem Feſte — Du weißt von dem unglücklichen Zufall. Ich verlor meine Beſinnung, Jemand trug mich aus dem brennenden Zimmer. Häßliche, gleichgültige Menſchen kamen und gingen; aber in der Nacht, als es ſtill ward, halb wachte ich, halb träumte ich — die andern hatten mich wohl vergeſſen in dem Wirrwar, und die Nachtlampe brannte dunkel, da ſchlich es herein. Er überraſchte mich —"

„Gerechter Gott!"

„Nein Walter, erſchrick nicht."

„Wer?"

„Ich kannte ihn, und darf ihn doch nicht nennen. Er umfaßte meine Knie, wie der Oreſt das Bild der Göttin, und ſeine ſchönen Augen rollten, wie eines Wahnſinnigen. Ich wollte aufſchreien, mich losmachen, aber ich konnte nicht, wenn ich ihm ins Auge ſah. Ihn peinigten ja auch, wie den Sohn des Agamemnon — die Furien."

„Was wollte der Freche?"

„Er bat mich, daß ich vergeſſen, vergeben ſollte."

„Was ſollteſt Du ihm vergeben?"

„Das iſt aus der alten ſchrecklichen Geſchichte —"

„Von der kein Wort! — Die Geheimräthin erwähnte neulich eines Unverſchämten, der Dich auf der Straße verfolgt —"

„Ach, Walter, jetzt verſtehe ich erſt, was wir in den Gedichten laſen. Iſt das Liebe, ſo iſt ja Liebe

eine Krankheit, vor der Gott Dich und mich bewahre. So muß Oreſt krank geweſen ſein."

„Er ſprach ſeine Leidenſchaft aus, er quälte, marterte Dich? — Weiß jemand darum?"

„Keiner ſoll davon wiſſen, außer Dir. Dich nehm ich aus."

„Du verſprachſt ihm Verſchwiegenheit?"

„Ihm nicht, mir gelobte ich ſie aus — einem Mitleid, das ich noch nie empfunden. Walter, o hätteſt Du ihm in das Geſicht geſehen, das ſchöne, fürchterliche Geſicht. Bald ein wildes Thier, das mich zerreißen konnte, bald wie ein Kind ſo ſanft. — Ich bedurfte keines Beiſtandes, keiner Hülfe, glaube es mir, gewiß nicht. Ich wäre ihm wie eine Heilige, eine Göttin, eine Prieſterin, deren Wünſche ihm Befehle ſind. —"

„Das iſt die Sprache der Wüſten! Du kennſt dieſe Menſchen noch nicht. Wo ihre gewöhnlichen Künſte nichts fruchten, ſie einen Widerſtand finden, den ſie damit nicht bewältigen, ſtehlen ſie aus der Seele ihres Opfers die edelſten Gefühle, um ſie zu überliſten. Mit Thränen, empfindſamen Reden neſteln ſie ſich wie der Mehlthau an die Faſern und Fäden einer edlen Seele. Sie reißen die Bruſt auf, um Schmerzen zu zeigen, die ſie erheuchelt, und indem ſie das Mitleid aufrufen, ſpritzen ſie Gift in die argloſe Seele der Theilnehmenden."

Sie ſah ihn ruhig an, und ſchüttelte den Kopf: „Du kennſt ihn nicht; der nicht. Nein, Walter, das

war keine Täuschung. Er schüttete seine volle Seele, seinen brennenden Schmerz, seine Selbstanklagen aus. Und dahinter blieb nichts zurück, kein Fältchen. — Wie eines Wahnsinnigen Reden klang es, ja; aber wie die Wahnsinnigen im Alterthum, sagtest Du, die Wahrheit verkündeten. So spricht keiner, daß er unwürdig sei, so entsagt keiner dem, was ihm das Liebste ist — so spricht keiner von dem Stern, der ihm zu spät geleuchtet. So nicht vom Vaterlande, das untergeht. So klagt sich keiner an, daß er zu früh verzweifelt und darum selbst in dem Sumpfe versank, wo keine Rettung ist. Ich reichte ihm meine Hand, ich sagte, ich wollte ihn aufziehen, er rief, berühre mich nicht, es ist zu spät! Walter, das vergeß' ich nie, das klang wie das Parzenlied. Da ist ein edler Mensch verloren gegangen."

„Verloren! rief Walter, in sich hinbrütend, das ist ein schrecklich Wort."

Sie ergriff seine Hand: „Und darum, Walter, darum habe ich gesprochen, wie ein Mädchen nicht sprechen soll. Und nun betrachte mich wie Dein Eigenthum; ich bin ganz ruhig und zufrieden. Schalte und walte damit, wie Du willst, schilt mich, züchtige mich, daß ich den Schleier der Schicklichkeit zerriß, daß ich nicht abwartete, bis Du gesprochen. Bin ich nicht auch, wie die griechische Fürstentochter, fortgerissen aus dem Hause der Eltern, in die Welt gestoßen. Mein Gott hat es so gewollt, daß das Schrecklichste, Unerhörteste an einem armen Mädchen

vorüberging. Da ward ſie eine andere. Und Du biſt der Mann, an den ſich das ſchwache Mädchen lehnt, Du der Einzige, den ich werth fand, mich ihm zu geben, wie ich bin. War's Recht oder Unrecht, nun iſt's an Dir, zu entſcheiden. Du aber biſt nun die Säule, an die der Epheu ſich rankt, Du der Freund, den mir die Götter erzogen. Du ſprichſt nun für mich. So an Dich mich ſchmiegend, will ich ſtehen, wenn neue Stürme drohen, und der Unglückliche, der Verlorene, wenn er wieder kommt, Deine Verlobte, Walter, wird, ruhig und heiter, nicht mehr erſchrecken."

Die Schwalben und die Bienen, und die Sonne in der Linde ſchauten auf einen Glücklichen und eine ſtill Zufriedene. Ein Moment, von dem Dichter jener Zeit geſagt hätten, daß Götter die Sterblichen darum beneiden könnten. Der Neid der Götter war immer gefährlich, aber auch jene Götter täuſchten ſich und wurden getäuſcht. Sie ſchaukelten über den Spiegel auf der See und ſahen nicht den Sturm, der ſchon ihre Tiefe aufwühlte. — Ueber die Dächer tönte es vom Gensd'armenthurm. Die Lehrſtunde war wohl zu Ende. Sie hörten mit Schrecken die Schläge. Es waren aus der einen Stunde drei geworden.

Das ſüße Geheimniß, was es für andre noch bleiben ſollte, durfte es nicht vor der Pflegemutter. Walter hatte es ſo gewollt. Adelheid erkannte ſeine Gründe an, aber ſie ſeufzte, als ſie aufſtanden. Es war ein ſchwerer Gang.

An der Thür der Geheimräthin hörten Sie ein Gespräch. Es war Wandels Stimme. Lisette, die hinzukam, sagte: Frau Geheimräthin wolle nicht gestört sein. — Adelheid athmete auf. Walter drückte ihre Hand:

„Also ein andermal, theures Fräulein.“ —

„Die sind auch einig,“ sagte Lisette, nach dem sie die Flurthür hinter ihm zuschloß.

Der Adel hat von je an in Schweden eine bedeutende Rolle gespielt; er hat seine Bedeutung auch jetzt noch nicht verloren. Die Verhandlungen im Ritterhause sind der Wiederklang der Nationalstimmen; alle Interessen finden in dieser großen Versammlung ihre Repräsentanten, wogegen die Verhandlungen in den drei andern Häusern mehr durch die votirende Stimme, als in den Berathungen von Gewicht sind. Steffens sagt in seinem Buche über den Norwegischen Storthing bei Gelegenheit der Königlichen Proposition, auch in dem Schwesterreiche einen Adel einzuführen, über diesen: „Der Schwedische Adel ist von einem jeden andern sehr verschieden; seine Stellung, die Art seiner Repräsentation auf dem Reichstage höchst eigenthümlich, vielleicht nur mit dem polnischen Adel, wie er vormals war, zu vergleichen. Eine jede adlige Familie in Schweden sendet ihren Repräsentanten, ja ein einzelner Edelmann gehört zu den Repräsentanten, wenn er allein und ohne Verwandte ist. Der Adel hat von jeher gesucht, sich zu erweitern, und wie man in andern Ländern nur ungern Bürgerliche sich unter den Adel eindrängen sieht, sucht man vielmehr in Schweden den Ein-

Dreizehntes Kapitel.

Auch eine Lehrstunde.

In dem Gespräch zwischen der Geheimräthin und dem Legationsrath mochte auch schon weit über eine Stunde verstrichen sein. Es war gewissermaßen auch eine Lehrstunde, aber vom ursprünglichen Gegenstande mochten sie ebenfalls weit abgeschweift sein. Wir fanden neulich die Geheimräthin in aigrirter Stimmung auf den bewunderten Mann. Jetzt saßen sie beide im intimsten Seelenverkehr auf dem Kanapé. Die Aussöhnung war längst erfolgt. Am Morgen nach der Gesellschaft war er schon vor Mucius und vor Selle dagewesen, er hatte ihr von dem präparirten Aether gebracht, der sie wunderbar schnell gestärkt und hergestellt? Er hatte Mucius durch seine Kenntnisse, die er in bescheidene Fragen einkleidete, überrascht, daß der Doctor beim Weggehen geäußert: „Das ist ein Tausendkünstler, Madam! Den müßten wir setzen lassen, daß er nicht ins Handwerk pfuscht!“ Hatte er nicht Selle, der durch das Versehen des Dieners auch bestellt worden, so geschickt in die Con-

sultation zu ziehen gewußt, daß er die Verlegenheit der Geheimräthin nicht merkte!

Wie gesagt, es war alles ausgeglichen, — zwischen ihnen, aber nicht die tiefe Falte auf ihrer Stirn. Noch heut verrieth sie den Riß in der Brust.

„Ich werde gar keine Gesellschaften mehr geben," hatte sie gesagt.

„Gott sei Dank!" sagte er.

„Warum?"

„Weil Sie endlich zur Ueberzeugung kamen, daß man das für die Menschheit sich opfern den Narren überlassen muß."

„Sie meinen doch nur für die reale Menschheit, die in ihren Flitterkleidern ihre Armseligkeit zu verbergen sucht."

„Und was ist die nicht reale Menschheit? Sollen wir uns für den Begriff begeistern, der zwischen Adam und dem jüngsten Wiegenkinde liegt?"

„Aber was ist der Mensch, der sich für nichts interessirt! Für irgend etwas muß er doch der Opfer fähig sein, er muß leben, oder er kehrt zum Thier zurück."

„Physiologen behaupten, daß jedes Menschengesicht eine Aehnlichkeit mit einer Espece derselben hat."

„So wäre es an uns, zu entdecken, mit welchen wir Verwandschaft haben. Und wenn wir's wissen, sind wir am Rande unsrer Erkenntniß."

„Moralisten behaupten, daß es alsdann unsre Aufgabe sei, dieses Thier zu bekämpfen."

„Mit welchem haben Sie zu kämpfen?“ fragte die Lupinus.

„Sie ſind in aigrirter Laune, theuerſte Frau. Das iſt eigentlich die beſte. Mit dieſem moraliſchen Scheidewaſſer ſpülen wir am ſchnellſten die ſenſualen Auswüchſe ab, die uns an unſerm Glück hindern.“

„Was verſtehen Sie unter dieſen Auswüchſen?“

„Die ſogenannten wohlwollenden Gefühle, die die ärgſte Lüge ſind, der Selbſtbetrug, der uns am klaren Denken, am folgerechten Handeln hindert.“

„Sie lenken von meiner Frage ab. Für was lebt der Menſch?“

„Nur für ſich ſelbſt.“

„Aber in dies Selbſt ſchließen Sie die Ideen, Beſtrebungen, Illuſionen, wie Sie es nennen wollen, ein, die unſer Daſein über das Vegetiren der Pflanze, über den Inſtinct der Thiere erheben?“

„Vielleicht.“

„Warum nur bedingt? Sie wollen ihn noch nicht bewundern, aber Sie anerkennen Napoleon.“

Er hatte mit unterſchlagenen Armen, im Sopha zurückgelehnt, geſeſſen. Er ſah ſie ſcharf an:

„Wollen Sie ein Napoleon werden?“

„Thorheit!“

„Fühlen Sie Beruf, eine Semiramis, Zenobia zu ſein, oder eine Maria Thereſia, Katharina?“

„Das liegt ganz außer meiner Sphäre.“

„Das iſt das Löſewort. Wer die Gränzen ſeiner Sphäre erkennt, weiß wofür er lebt. Er weiß auch,

wie er leben ſoll, das heißt, er kennt die Mittel, mit denen er wirkt, bis wohin er wirken kann. Wenn er aber das weiß, weiß er auch, daß nichts ihn hindern darf, ſo zu wirken, wie er kann, ſagen wir muß. Was man will und kann, muß man; es giebt keine höhere Aufgabe. Das aber iſt die Krankheit unſerer Zeit, das Siechthum unſerer Halbwollenden, daß ſie den großen Männern ihre großen Endziele abſtehlen wollen. Haben ſie Adlerflügel, Titanenkräfte? So flattern ſie, wie die Motten, ins Licht und zerſtoßen ihre blutwarmweichen Hirnſchädel, mit denen ſie Mauern einbrechen wollten, am erſten beſten Zaunpfahl. Daher dieſe Idealiſten, Staatskünſtler, Menſchheitsverbeſſerer! Was war es, das ſie den Größen abſtehlen ſollten? — Die richtige Erkenntniß ihrer Sphäre, die ſie füllen, der Kräfte, über die ſie gebieten können. Der achtzehnte Brümaire wäre ein Verbrechen, nein eine Dummheit geweſen, wenn der Lieutenant von Toulon ihn gewagt, für den Sieger an den Pyramiden ward es eine Tugend, die Europa und die Welt bewunderte; er wußte was er konnte."

„Und was können wir, die wir nicht wiſſen, was wir wollen, können?"

„Kein Menſch iſt ſo gering, daß er nicht etwas will, was ſcheinbar über die Verhältniſſe, über ſeine unentwickelten Kräfte hinausgeht. Aber wenn er den Muth hat, es ſich zu geſtehen, ſo wachſen ſchon dadurch unvermerkt dieſe Kräfte. Liegt das Ziel im

Kreiſe des Möglichen, wohlverſtanden für ihn, ſo iſt es auch für ihn erreichbar. — Ich bin entfernt davon, in Ihre geheimen Wünſche dringen zu wollen; aber denken Sie ſich, meine Freundin, einen ſolchen Wunſch, den Sie bisher für unerreichbar hielten, verkörpern Sie ihn ſich, und überrechnen Sie dann die Mittel, die Ihr Geiſt, Ihr Vermögen, Ihre phyſiſche Kraft, Ihre Freunde Ihnen bieten. Reichen dieſe Mittel aus, ſo ſind Sie am Ziel; denn es iſt allein Ihre Schuld, wenn ſie es nicht erreichen."

„Das iſt ein gefährlicher Gedanke."

„Warum? — Geſetzt, Sie fühlten ſich unglücklich mit Ihrem Gatten —"

„Ich bitte Sie, Herr Legationsrath —"

„Nun Sie wünſchten ihn zu einem lebensluſtigen Mann zu machen. Iſt das etwas Unrechtes? — Doch es iſt ein indiscretes Beiſpiel, Verzeihung! Alſo umgekehrt — Sie wollten ſich ganz der Armenpflege widmen, Ihr Haus zum Hospital umſchaffen, ſelbſt Krankenwärterin werden. Ihre Mittel wären endlich erſchöpft, ja, meine Freundin, die Möglichkeit wäre da, daß Sie ihm auch ſeine Stube nähmen, ſeine Bibliothek verkauften —"

„Ach, der arme Mann!"

„Nur nicht Mitleid! Wer etwas will, muß dieſe Rückſichten verbannen. Sehn Sie, die Fürſtin Gargazin möchte uns alle zu Convertiten machen, ſie ſcheut keine Mittel — gar keins, wenn ſie nur Einen bekehren kann."

„Mein Mann stürbe, wenn er von seinen Büchern lassen müßte.“

„Und wird von ihnen lassen müssen, wenn er von Allem läßt! Doch, um wieder auf Bonaparte zu kommen, wie viel Peripherien hat er, eine nach der andern, um seinen jeweiligen Standpunkt gezogen, weit, weiter, und das ist das Bewunderungswürdige, nicht seine gewonnenen Schlachten, sondern daß er, im Mittelpunkt des Kreises, nie über den Kreis hinausgriff! So ward er Consul, Kaiser —“

„O ich bin ungemein begierig, Ihre Ansichten darüber zu erfahren.“

„Wozu das, Freundin? Wozu die eigne Kraft anstrengen und uns vergessen?“

„Aber es ist so interessant —“

„Sie haben Recht — seine Familienverhältnisse! Da liegt der Hemmschu für den Giganten.“

„Die Familie erhebt er mit sich.“

„Aber Josephine hat keine Kinder. — Sie muß fort.“

„Wie! Sie hob ihn. Er kann sie doch nicht verstoßen.“

„Ei, seine Bewunderin hält ihn für so klein. Gefühle der Dankbarkeit sollen ihn an seinem Weltberuf hindern.“

„Aber das Urtheil der Welt würde —“

„Den Titanen regieren! Da habe ich keine Skrupel. Aber die Creolin ist eigensinnig, reizbar. Wenn sie sich nun nicht scheiden lassen will?“

„Sie meinten neulich, daß Josephine gegen ihren Mann contre operiren könnte?“

„Darüber bin ich hinaus. Sie ist nur eine Frau mit den gewöhnlichen Affecten eines Weibes. Groß im Kleinen, zu klein zu einer That, zu weich, gutherzig. Nein, nein, von der Seite ist nichts zu besorgen, aber er — Napoleon muß sich von ihr scheiden, er muß Söhne haben, er ist in voller Mannes-kraft, er ist durch die Verhältnisse wie von selbst zu einer Ehe gedrängt, die seine Nachkommenschaft vor der Meinung legitim macht, welche aus dem Schutt und Staub der Revolutionen aufsteigt und die Throne wieder mit einem Nimbus umzieht. Das ist ganz unabänderlich, das muß er. Und wenn sie sich nun nicht scheiden lassen will, was muß er thun? Was wird er thun? Da, Freundin, wird sichs bewähren, ob er — er ist.“

„Mein Gott, Sie meinen —“

„Bisher war er sich immer klar. Aber diese Differenz —“

„Er liebt Josephinen!“

„Was ist Liebe? Verstehn wir uns! Wir beide meinen nicht jene Veilchenduft-, jene Vergißmeinnichts-schwärmerei zartgeschaffener Seelen, noch jene dämo-nische Leidenschaft, die Mauern einreißt, um im Ge-nuß sich zu tödten. Das sind Kinderspiele. Ich meine die Liebe, vor der Jahre und Verhältnisse wie Plunder versinken, das in den Mysterien der Natur geborne Bündniß derer, die sich verstehen, sich das Zeugniß

der Ebenbürtigkeit Einer dem Andern ausstellen. Diese Liebe bedarf keiner Besiegelung durch Lieder, Betheuerung und Schwüre. Sie ist da von selbst. Die Geister wie die Blicke brauchen sich nur zu finden, und im Moment ist der Bund geschlossen, ohne Worte."

Die Geheimräthin seufzte: „Das ist eine Vorstellung, erhaben wie die Ewigkeit!"

„Und nun, frage ich, herrscht zwischen ihm und ihr ein solcher Bund? Begreift sie ihn nur? Freilich möchte sie sich sonnen in seinem Diademen-Glanze, die immer liebenswürdige Kaiserin und Französin sein, entzückend in Toilettenkünsten, Intriguen, brillirend von Esprit in der Conversation, bezaubernd die Herzen durch ihr weibes Herz, wenn er zuschlagen muß, ihm in den Arm fallend: Ach thu's doch lieber nicht! Was ist sie ihm? — Eine Last, die er abstreifen muß. Er muß, sage ich, wenn er vorwärts will, und er kann es, es kommt nur darauf an, ob er Muth hat es zu wollen."

„Mein Kopf schwindelt."

„Traf dies Loos nicht auch solche, die er wahrhaft liebte? Und er vernichtete sie, weil er sie liebte."

„Ich verstehe sie nicht."

„Jene graubärtigen Krieger, seine Veteranen, die Säulen seines Ruhmes, die ihm nach Afrika gefolgt. Im Sonnenbrande der syrischen Wüsten war seine Mission erfüllt, er huldigte nicht der Thorheit, ein romantischer Alexander sein zu wollen, er

dürstete nicht nach Eroberungen, die sich nicht halten lassen. Er mußte zurück. Konnte er die Kranken, die Verwundeten durch die glühende Sandwüste mitschleppen; kaum seine Gesunden hielten die Strapatzen aus! Sollte er die Unglücklichen dem Grimm barbarischer Feinde zurücklassen? Er war rasch entschlossen —"

„Sie nehmen das Gerücht für wahr an?"

„So wahr ich ihn ehre. Gewiß nach einem schweren Kampf. Wer trennt sich leichten Herzens von denen, die uns die Theuersten sind. Aber als es in ihm klar war, daß es sein mußte, zauderte er keinen Moment Hand ans Werk zu legen. Durfte er sie erschießen, erschlagen lassen? Das durfte er nicht vor dem Urtheil der unmündigen Welt, nicht vor ihnen selbst. In süße Illusionen ließ er sie einwiegen durch Opium bis — bis sie in süßen Träumen von dieser Welt schieden. Wie mancher der Soldaten mag auf dem sauren Rückweg, unter Durst und Sonnenstichen erliegend, hülflos vielleicht zurückgelassen, weil er sich von der Colonne verirrt, im Angesicht des Tigers, der Hyäne, deren Geheul seiner Witterung nachging, wie mancher mag an die schnell und glücklich Gestorbenen in Accum zurückgedacht, ihr Loos beneidet haben! Napoleon ging an ihren Lagerstätten umher, seine Augen blitzten sie an; dem nickte er, dem drückte er die Hand, dem rief er ein baldiges Wiedersehn auf dem Felde der Ehre zu. Sie Alle richteten sich begeistert auf, und riefen ihrem großen General ein Vivat!"

„Und im Leibe des —“ Sie hielt zuſammenſchaudernd inne.

Er ſpielte ein bedeutungsloſes Fingerſpiel. Er hatte ſehr wohlgeformte ariſtokratiſch weiße Hände. Ein ſanftes Lächeln ſpielte um die Augen, die auf die Hände niederſahen:

„Wenn wir uns nur gewöhnen könnten die Dinge anzuſehen nicht wie die Leute, ſondern wie ſie ſind! Wir würden viel glücklicher ſein, und weit mehr Glück um uns verbreiten. — Hätte der große Mann ſich um den Katechismus, und die Morallehrer und Gott weiß welche Gevattern und Muhmen gekümmert, was hätte er dann thun ſollen? Etwa um die hunderte oder tauſende Kranke nicht zu verlaſſen, ſelbſt zurück bleiben, mit ſeinem ſchon geſchmolzenen Heere, ohne Vorräthe, der wachſenden Zahl ſeiner Feinde, der Hitze, den neuen Krankheiten gegenüber? Er wäre ſo wahr zwei mal zwei gleich vier iſt als Opfer gefallen. Dann hätten freilich alle alten Weiber und alle romantiſchen Seelen ſein Lob geſungen, als Märtyrer, der ſich ſelbſt geopfert für Nothleidende, und wie viel Tauſende mit, das iſt ihnen gleichgültig; es iſt doch eine edle That. Aber daß er alsdann eine andre Miſſion vergeſſen hätte, daß es galt ſein großes Frankreich aus der Anarchie zu retten, die aufs Neue ihre Polypenarme ausſtreckte, daran denken dieſe ſentimentalen Gemüther nicht. Lieber die arme Fliege retten, die im Netz der Spinnen ſich gefangen hat, als zugreifen, wo die Gardine Feuer fängt, und das

fluß des Adels dadurch zu verſtärken, daß man alle ausgezeichnete und wiſſenſchaftlich berühmte Männer adelt. Dieſen iſt es, und zwar nicht blos aus leerer Eitelkeit, erwünſcht, weil der Adel dem talentvollen Manne eine gewichtige Stimme verſchaffen kann. So iſt der Adel vorzüglich herrſchend auf dem Reichstage, und die wichtigſten Verhandlungen, die bedeutendſten Vorſchläge, gehen von ihm aus. Denn in einem Maaße, wie es von keinem andern Lande behauptet werden kann, muß es von Schweden gelten, daß der Adel die höchſte Concentration der geiſtigen Kraft, die Intelligenz der Nation in ſich ſchließt."

Man kann ſich keine legitim ariſtokratiſchere und zugleich keine demokratiſchere Verſammlung denken. Eigentlich giebt es gar keine Repräſentation im Ritterhauſe, der geſammte Adel erſcheint ſelbſt in der Perſon der Familien-Senioren. Das Erſcheinen iſt nicht an Ländereien und Güter geknüpft; es iſt ein rein perſönliches Geburtsrecht. Die Adelsverleihung und Eintragung in das Adelsregiſter vor dem Reichstage berechtigt den ſo Geadelten dazu. Auch war es ehemals nicht anders; denn man will die Ent-

Haus kann verbrennen. Das iſt die Moral, welche die ſanften Seelen uns predigen.“

Er war aufgeſprungen: „O wie glücklich könnte die Welt ſein, wenn die Menſchen es verſtänden, frei zu ſein!“ Er war ſichtlich in einer Gemüthsbewegung. Man hörte Adelheids Stimme am Klavier.

„Was würden Sie thun? wandte er ſich plötzlich zur Lupinus. Hier wäre Ihr Johann erkrankt, zu Ihren Füßen hingeſtürzt, und dort hörten Sie einen Schrei Ihrer Tochter — der tolle Menſch, durch's Fenſter geſtiegen, überfiele ſie am Klavier. Oder, — er iſt zwar zu allem fähig, — aber ſetzen wir nur den Fall Sie wüßten, daß er wieder zu ihr eingedrungen, daß er ſie mit ſeinen Verführungskünſten zu umgarnen ſucht, was würden Sie, frage ich, zuerſt thun? Dort nach Ihrem Schrank mit den Eſſenzen ſpringen, um den Diener zu ſoulagiren, oder da nach dem Zimmer zu Ihrer Tochter? Bringe Ihnen der Diener oder die Tochter vor, der kranke Menſch, der doch über kurz ſterben muß, oder das blühende junge Weſen?“

„Meine Tochter natürlich, ſagte die Lupinus. Aber wenn der Menſch, der Johann, inzwiſchen ſtürbe? Was würde die Welt dazu ſagen?“

„Was würden Sie dazu ſagen? Das iſt allein die Frage. Doch nichts anderes, als: dort droht ein unerſetzlicher Verluſt, hier kann ein Menſch ſterben, für den der Tod eine Wohlthat iſt. — Leben Sie wohl!“

„Habe ich Sie beleidigt?“

„Mich?“

„Sie raunen mir da eine entſetzliche Möglichkeit ins Ohr.“

„Poſſen! Phantaſieſtücke. — A propos, haben Sie Ihre kleine Apotheke arrangirt? — Den Aether brauchen Sie, ich bitte nochmals, nur im äußerſten Nothfall.“

Er war an das Glasſchränkchen getreten, und überſah die Etiketten der Gläſer.

„Ich werde noch Ihres Unterrichts in manchen Mixturen bedürfen.“

„Nur mit keiner Sylbe gegen Jemand davon erwähnt. Doctor Mucius und die Andern wären im Stande einen Ausweiſungsbefehl gegen mich zu erwirken. Die Herren Aerzte vertragen es nicht, wenn man in ihr Amt pfuſcht.“

Mit einem zweiten Händedruck hatte er die Thür erfaßt, als Adelheids volltönende Stimme im Zimmer hinter dem Entree die Reichardtſche Compoſition des

Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll ſein

am Fortepiano ſang.

„Die Kleine ſingt recht hübſch.“

„Reichardt iſt zufrieden. Duſſeck war neulich entzückt.“

„Weil Sie gut zu eſſen geben — und Ihr Wein vortrefflich iſt.“

„Lachen Sie nicht ſo abſcheulich.“

„Eine gute Figur. Sie könnte auch auf dem Theater Ihr Glück machen.“

„Pfui! Darum hätte ich ſie —“

„Wie Sie wollen. Aber ſie genirt Sie doch wohl zuweilen. Nicht wahr? Bekennen Sie es nur.“

„Sie kann recht impertinent ſein.“

„Offenherzig! Ich verdenke es ihr nicht.“

„Hat ſie ein Recht dazu?“

„Wird ihr nicht hundertfach geſagt, daß ſie hier der Glanzpunkt iſt? Sie allein der Magnet, der die Leute in dies Haus zieht? Sagen Sie es nicht ſelbſt, Freundin? Ich könnte mir ein Gewiſſen draus machen, ſie zu Ihnen gebracht zu haben, wenn ich nicht wüßte, daß auch eine Philoſophin zuweilen eine Narrenſchule um ſich braucht.“

„Einige finden ſie geiſtreich.“

Jetzt hätte die Geheimräthin mehr Recht gehabt, ſein Lächeln abſcheulich zu nennen.

„Es wird ſich ja wohl bald für das geiſtreiche Mädchen eine gute Partie finden.“

„Wer weiß! Die jungen Leute ſehen nach Geld.“

„Der Herr Bovillard würde vielleicht auch nicht ſo toll verliebt ſein, wenn er nicht an eine Mariage dächte, um ſeine Schulden zu bezahlen.“

„Wie! Sie denken, es iſt ſein Ernſt —“

„Wenn es Ihr Ernſt iſt, ſie zur Erbin einzuſetzen.“

„Wer denkt daran!“

„Außer ſehr Vielen Adelheids Eltern, und ſehr ernſtlich.“

„Impertinent! Am Ende wünſchen ſie, daß ich noch bei meinen Lebzeiten meines Vermögens mich entäußere, um das aufgenommene Mädchen auszuſtatten.“

„Solche Wünſche ſpricht man wenigſtens nicht laut aus.“

„O ſie ſollen ſich getäuſcht ſehen. Ich will —“

„Keinen Eclat, meine Freundin. Keine Affecte in ſolcher gleichgültigen Sache. Ihr Wille iſt ja genug. Sie hatten alſo nie im Sinne, ſie wirklich an Kindesſtatt anzunehmen?“

„Und wenn ich einmal daran dachte —“

„So ſind Sie bei reiferer Ueberlegung von der Thörigkeit dieſes Entſchluſſes überzeugt, und Sie ſind die Frau, die in einer Aufwallung nichts ändert. Was braucht es denn mehr, die Sache iſt zwiſchen uns — ich meine in Ihrem Geiſte klar. Aber wozu das auszuſprechen. Ich würde es auch nicht merken laſſen. Laß die Gimpel ſich doch täuſchen. Wozu gab Gott jedem ſein Maaß Klugheit? Warum ſollen wir mit dem, was wir übrig haben, den Thoren beiſpringen. Und vielleicht verſchafft der Glaube dem Mädchen doch eine gute Partie. Und iſt es einmal ſo weit, dann ſpringt auch nicht gleich jeder darum ab. Das Point d'Honneur iſt eine Erfindung, um die Mittelmäßigen zu reguliren. Und giebt es nicht mariages d'inclination? Und — wer weiß, wie Sie

das Mädchen auf andre Art wieder los werden? Es fügt sich so manches. — Ich lache ordentlich, daß ich Ihnen darüber Instruktionen geben will. Lassen Sie sie freudvoll und leidvoll, unter Hangen und Bangen, ihrem Schicksal entgegenhüpfen. Wir haben doch wahrhaftig für anderes als dafür zu sorgen."

„Der abscheuliche junge Mensch will mir nicht aus dem Sinn," sagte die Geheimräthin.

„Er wird Sie bald nicht mehr beunruhigen," entgegnete der Legationsrath, indem er ein versiegeltes Päckchen in den Schrank gelegt, den Schlüssel abgezogen, und ihn in die Hand der Geheimräthin gedrückt hatte: „Bewahren Sie ihn wohl."

„Was haben Sie hinein gethan?"

„Etwas, was Sie nur eröffnen dürfen nach meinem Tode."

Sie starrte ihn an. Er drückte ihre Finger an die Lippen: „Auch davon still, still! Es ist nur mein Testament."

Sie preßte krampfhaft ihre Hand auf seinen Arm:

„Was haben Sie mir gesagt?"

„Daß ich einen festen Arm habe, einen sichern Blick, daß meine Kugel nie geirrt; daß — das wilde Blut des Leidenschaftlichen nicht zielen kann, und — so gewiß Sie vor mir stehen, ich werde nicht fallen. Ich habe Ihnen noch mehr gesagt, mit kaltem ruhigen Blute werde ich ihn zu Boden stürzen sehen. Das Bewußtsein, die Gesellschaft von einem

Ruheſtörer zu befreien, wird mir Befriedigung ſein — wenn es dazu kommt!"

„Aber —"

„Weil der Zufall dämoniſch iſt, ſchrieb ich das auf."

„Mein Freund, was ſoll ich mit Ihrem Teſtament."

„Es leſen — annehmen, oder verwerfen." Er wollte mit umgewandtem Geſichte hinaus.

„Nicht ſo! Ich muß wiſſen, ob ich nichts Gefährliches im Schrank verſchließe."

„Gefährliches! — Ich hatte eine Freundin, eine theure Freundin, ſie war mein Alles, ich war es ihr. Sie verſtand mich, ſie ging nicht in meine Ideen ein, ſie ging ihnen voraus —"

„Angelica, Ihre Gattin —"

„Auch dies äußere Band ſollte das unlösbare unſerer Geiſter befeſtigen, — wenn das nöthig, ſagen Sie möglich geweſen wäre! — als eine andere rauhe Hand es zerriß. In ihrem Teſtamente hatte ſie mir ihr Vermögen hinterlaſſen, mit den Worten: „es iſt ja nicht meines, es iſt Deines, denn was mein war, war Dein, ich war Du, Du ich. Wirke es in Deiner Hand für mich. —" Sollte ich es etwa nun nicht annehmen, weil die Verwandten lamentirten und Gott weiß was für Klagen wegen Uebervortheilung, Erbſchleicherei, vorbrachten? — In ihrer Hand war es vergeudet, in meiner lebte es zu den großen Zwecken der Seligen. — So wird auch meine

Freundin keinen Anſtand nehmen, wenn ich das mir Anvertraute ihr wieder vertraue. Sie kannten mich, Sie wiſſen, was damit zu wirken, und wenn die Spanne Zeit zu kurz war, um unſre Geiſter ganz in einander aufgehn zu laſſen — in dem Papiere — wozu Schrift, wo der Geiſt lebendig bleibt! Ihrer wird klären, wo es dunkel ſcheint; wo es dunkel iſt, werden Sie Licht bringen. Die Verwaltung meiner Güter braucht Sie nicht zu erſchrecken, es iſt dafür geſorgt. Verwandte werden Sie nicht ſtören, die Welt der Blutsbande iſt hinter mir in aſchgraue Nebel verſunken, — ich ſtand allein in dieſer — die Zukunft war mein Reich — ich hoffte vielleicht neue — doch wozu das! Pfui über dieſe angeborne Natur, die uns immer wieder in die Sackgaſſe der Sentimentalität treibt."

„Wie komme ich dazu?"

„Wie! — Er lächelte. Nein, Sie ſind im Recht, Sie mußten ſich darüber täuſchen; es mußte Sie frappiren, daß ich in erſter Zeit mich in ſcheuer Ferne hielt. — Ach die Entſchlafene ſchwebte ja noch immer an meiner Bettwand — und wer iſt ſtark genug, wenn er Doppelgängerinnen ſieht. — Aber ſeit auch der Geiſt der Seligen nicht todt iſt, ſeit — Genug. Wir werden uns ganz verſtehen lernen, und wenn nicht, wenn unter einem ſchrillen Accord Sie plötzlich die Saite ſpringen hörten, dann — würden ſich unſre Geiſter erſt recht gefunden haben."

Mit einem langen, brennenden Kuß auf ihre Hand war er rasch verschwunden.

Sie betrachtete eine Weile die Hand. Entweder weil sie brannte, oder weil sie zitterte, oder fragte sie sich, warum denn die Schwägerin auf ihrem Sterbebette gesagt, daß sie spitze Finger hätte?

Vierzehntes Kapitel.

Im Grunewald.

„Sie waren zu eilig.“

„Ich laſſe nie auf mich warten,“ entgegnete der Legationsrath dem noch ſehr jungen Manne, welcher dieſe Frage that, und deſſen Aeußeres unverkennbar den Franzoſen verrieth; wir ſetzen hinzu: auch den Diplomaten, wenn gleich die Diplomatie jener Zeit noch nicht ganz wieder die Parure der untergegangenen angenommen hatte, und die moderne noch nicht erfunden war.

Der junge Franzos ſtand unter einem Baum. Zwei Paar Piſtolen lagen auf einem über dem Erdreich ausgebreiteten Mantel, daneben eine Pulverbüchſe, ein Kugelbeutel und was ſonſt zu den Vorbereitungen eines Geſchäfts gehört, welches unzweifelhaft am Ausgange des Kiefernwaldes im Werke war. Die Piſtolen waren noch nicht geladen; der junge Mann prüfte, den Hahn abdrückend, die Schärfe der Feuerſteine. Sie ſchlugen helle Funken, Alles war im guten Stande.

Der Legationsrath ging, mit gemeſſenen Schritten unter den Bäumen auf und ab. In der Ferne hinter dem Kieferngebüſch, in welches der hochſtämmige Nadelwald auslief, bemerkte man eine leichte Kaleſche, vor der zwei muthige Hengſte ungeduldig den Sand ſtampften.

Der Legationsrath ſprach ab und zu, wenn er vorüber kam, ſeinen Secundanten an. Zuweilen ſchien er in Gedanken verſunken ihn zu überſehen.

„Wie weit rechneten Sie die Gränze?"

„Wenn Ihre Pferde in geſtrecktem Galopp auf den Seitenwegen die zweite Station erreichen, ſind Sie mit dem Poſtrelais morgen früh auf ſächſiſchem Grund und Boden. Es iſt nur der fatale Sand."

Der Fragende ſchien, während er die Antwort hörte, den Gegenſtand ſchon vergeſſen zu haben: „Wenn die Sonne hinter den Hochwald ſinkt, werden Sie die Poſition ändern müſſen, Vicomte."

„Sein Sie unbeſorgt. Die Sonne wird getheilt."

Der Spaziergänger war nach einer weitern Promenade wieder zurückgekehrt. Die Falten aus ſeinem Geſicht waren verſchwunden, er ſchien ſogar zu lächeln, als er an der ſchweren goldenen Kette die Uhr aus der Hoſentaſche zog: „Die Uhren können differiren. Ich vergaß meine nach der Academie zu ſtellen."

„Auch iſt der Rittmeiſter ein pünktlicher Mann, ſagte der Vicomte. Nur empfahl er Vorſicht. Lieber Verſpätung, als was Verdacht erregen kann."

„Ich hoffe doch nicht, ſagte Wandel, und ſein

stehung des Adels auf keinen Güterbesitz, auf keine vorgeschichtliche Abkunft von mythischen Voreltern zurückführen, sondern lediglich auf eine persönliche Prästation. Nämlich für adlig und stimmfähig in den Adelsversammlungen galt Jeder, der beritten und geharnischt auf eigne Kosten sich beim Heere stellte. So wenig hängt das Ritterschaftsrecht mit andern Standesverhältnissen zusammen, daß man von einem gemeinen Husaren erzählt, der vor der Thür seines Generals geschildert, im Reichstage aber mit ihm zusammengesessen habe; und die Volontairs-Verhältnisse existiren in Schweden nicht wie bei uns. Die Familien spalten sich häufig, wenn z. B. einer aus einem freiherrlichen Hause Graf wird. Der Graf scheidet dann aus der freiherrlichen Familie aus und tritt als caput familiae der neuen gräflichen in das Ritterhaus, wogegen das ältere Stammhaus durch seinen respectiven Senior vertreten wird. Das demokratische Element des Ritterhauses beruht aber in der Befugniß jedes Familienseniors, statt seiner nicht allein ein Familienmitglied, sondern, wenn es ihm beliebt, nur adligen Standes, dahin zu schicken. Der Aufenthalt in der Hauptstadt, oder

Auge blitzte, daß unsrer Seits etwas versehen ist! Die Polizei hat Luchsaugen."

„Verlassen Sie sich auf mich und den Rittmeister. Ihm ist's ein Vergnügen und mir auch."

„Sie sollten sich in Ihrer Vergnügungslust etwas moderiren, Vicomte, sprach leiser der Legationsrath mit einem halb vertraulichen, halb strafenden Tone. Man hat hier andre Ansichten als in Paris."

„Pah!"

„Und Sie würden nicht immer Jemand finden, der Sie aus solchen delicaten Verwicklungen heraus-reißt."

„Thut es Ihnen etwa leid?"

„Mir thut nie etwas leid, was ich gethan."

„Dann soll es mir auch nicht leid thun, daß ich Ihnen aus Dankbarkeit secundire."

„Bereueten Sie es schon?"

„Halb und halb. — Nur aus Zärtlichkeit für meinen Chef."

„Laforest hat viel Aufmerksamkeit für mich."

„Weil er Sie fürchtet."

„Fürchtet er mich wirklich?"

„Er fürchtet, was er nicht kennt."

„Aber den Vicomte Marvilliers de la Motte Calvy fürchtet er doch nicht?"

„Was er nicht hat, macht ihn verdrießlich, und was er nie erwerben kann; bissig."

„Die adligen Familien tauchen wieder auf am Hofe Ihres Kaisers. Er wünscht seinen neuen Thron

mit alten Namen zu decoriren. Es wird manches wieder oben ſchwimmen, was man auf immer im Abgrund verſunken glaubte."

„Vive la bagatelle! rief der muntre Franzos. Es iſt immer beſſer, als vive la canaille! Tant mieux, wenn er das Alte wieder vorzieht. Alles, nur nicht die alten Frauen!"

Herr von Wandel zog wieder die Uhr: „Ich kann mir das Unbehagen eines ſo ausgezeichneten Diplomaten, wie Herr von Laforeſt, denken, wenn man ihm junge Männer attachirt, die er für Kundſchafter ſeiner Rivalen hält, vielleicht ſelbſt ſchon für künftige Rivalen, denn in der Diplomatie tritt der alte Adel unbedingt wieder in ſeine vorigen Rechte. Da würde es mir doppelt leid thun, Vicomte, wenn Ihre Gefälligkeit gegen mich ſein Mißtrauen aufs Neue anregte. Doch läßt er Sie wohl ohnedies ſeine wichtigern Depeſchen nicht chiffriren."

Der junge Mann ſah auf: „Meine Finger ſind noch ſtumpf von dem Figurenmachen."

„Die Antwort, die Hardenberg an Durac ertheilte, kann ihm unmöglich ſchon bekannt ſein."

„Ich will ſie Ihnen auswendig ſagen: Preußen werde unwandelbar bei ſeinen bisherigen Grundſätzen verharren und treu ſeinem Programm: die Ruhe des nördlichen Deutſchlands wahrzunehmen und zu ſchützen wiſſen. Durac zieht mit einer langen Naſe ab, wenn er Ihren König zu überreden meinte, daß er mit ſeinen Truppen wieder in Hannover einrücke, um

es für uns gegen die Alliirten in Schutz zu nehmen.“

„Es ist nicht mein König,“ sagte Wandel kurz.“

„Und daß Preußen, fuhr der Attaché fort, rüstet.“

Wenn auf Wandels Gesicht einige Verwunderung sich ausgesprochen, ging sie in einen sarkastischen Zug über: „Preußen rüstet gegen Frankreich! Ei, ei, Herr Vicomte, Sie geben uns überraschende Aufschlüsse!“

„Nur für sich. Achtzig Tausend Mann zur bewaffneten Neutralität.“

„Man weiß doch, entgegnete Wandel, daß General Burhövden hier ist, um für die russische Armee einen Durchzug durch Schlesien zu fordern.“

„Ja, in diesem Augenblick kann er wohl noch hier sein,“ sagte schlau der Attaché.

„Und —“

„Und er hat gewiß, wie wir Alle, geglaubt, die Regierung wäre so schwach oder franzosenfeindlich, oder dämlich, daß es nur eines Anstoßes bedürfe, um sie zu zwingen, sich öffentlich gegen Napoleon zu erklären. Er hat auch angestoßen —“

„Und es hat eine Dröhnung gegeben.“

„Man will nicht dämlich sein, nicht absolut franzosenfeindlich, nicht eingestandnermaßen schwach und keine officielle Gliederpuppe, man empfindet die Kränkung, und übermorgen bricht die Armee nach der Weichsel auf, um den Russen die Zähne zu weisen.“

Der Legationsrath hatte hier offenbar Dinge erfahren, die ihn überraschten, die neuesten Neuigkeiten des heutigen Mittags. Wenn er die Ueberraschung auf seinem Gesichte verrieth, so merkte wenigstens der Attaché nichts davon, und es stellte sich auf dem eisernen Gesichte das feine Lächeln der Ueberlegenheit wieder ein, wie des Meisters der einen Schüler auf die Probe gestellt hat, als er in gleichgültigem Tone sagte:

„Die Feldkessel wurden beim Gouverneur schon gepackt, als ich vorhin ansprach. Das wird keine ernste Campagne werden. Die Ansichten, welche in der gestrigen Ministerconferenz siegten —"

„Kennen wir!" unterbrach der Attaché.

„Ich zweifle nicht an der Divinationsgabe des Herrn von Laforest. Indessen sind hier Viele so glücklich diese Ansichten im Allgemeinen zu kennen."

„Und wir im Besondern. — Was sehn Sie mich so verwundert an, Herr von Wandel? — Ich meine das Circularschreiben an die Gesandtschaften nach Wien und Petersburg."

Es war in der That ein so skeptischer Blick, als er hau en bas, wie ein Duellant seinen Secundanten nicht anzusehn pflegt, als der Legationsrath die Hand auf die Schulter des Vicomte legend, sprach: „Ja, Herr von Marvilliers, die diplomatische ist eine angenehme Carriere für einen Anfänger, wenn man uns nur nicht immer die Brosamen vom Tische als Geheimnisse aufpackte. Wenn Ihr Gesandter eine

Copie dieſer Rundſchrift ſich zu verſchaffen gewußt hat, ſo verſichre ich Sie, er chiffrirt ſie ſelbſt um Mitternacht bei verſchloſſenen Thüren und in Characteren, wozu — kaum Talleyrand den Schlüſſel hat."

Der Attaché fühlte ſich gar nicht angenehm durch die Armauflegung des Legationsrathes berührt. Mit einer raſchen Bewegung hatte er die Brieftaſche aus der Bruſt geriſſen und ſich zugleich des Armes entledigt, zu deſſen Stütze er keinen Beruf fühlte. „Hier hören Sie! Er las von einem Papier:

„„Sie werden bemerklich zu machen haben, Preußen ſei von Frankreich noch nicht beleidigt, im Gegentheil bei der Theilung Deutſchlands gut bedacht worden. Warum ſolle man einen Krieg beginnen, nicht für ſich, ſondern für andere? Die Verbindung, werden Sie einfließen laſſen, mit Oeſtreich und Rußland habe Preußen nie Segen gebracht. Sollte es vom Rhein her angegriffen werden, finde es in ſeinem eigenen, unüberwundenen Heere hinlängliche Vertheidigungsmittel. Schön ſei es allerdings für Freunde zu kämpfen, und wenn man für Freunde, ſo kämpfe man für ſich ſelbſt; nur ſei es Schade, daß Niemand in Deutſchland ſo recht wiſſe, wer Freund und Feind ſei? Und wer danke uns denn unſre Erhebung? Vielmehr fordere Klugheit und Gerechtigkeit: Zurückziehen in ſich und Beobachtung ſtrenger Unparteilichkeit. — Die Demonſtrationen, die wir machen werden, ſeien nur beſtimmt, um die Stimmung im Volk zu beſchwichtigen. Hannover würden wir nicht beſetzen,

aber keinen Durchmarsch der vom König von Schweden in Stralsund gesammelten Truppen gestatten, auch nicht den Durchmarsch der Völker Seiner Majestät des Kaisers von Rußland durch Schlesien, um Oestreich Hülfe zu bringen, und ebensowenig den von Truppen des französischen Kaisers durch welche Provinzen unsres Staates es sei, um einen Angriff gegen die Staaten Seiner Majestät des Kaisers von Oestreich zu effectuiren, wir würden vielmehr jedes Unternehmen der Art als casus belli betrachten, getreu dem so lange bewährten Grundsatz unseres Staates, unsre Unterthanen vor jeder Unruhe, von innen wie von außen zu bewahren.""

„Ich habe es selbst chiffrirt," setzte der Vicomte hinzu, das Papier wieder einsteckend. Die triumphirende Miene des jungen Mannes verzog sich als er das lauernde Gesicht des Legationsrathes sah, der mit angestrengter Aufmerksamkeit, das Auge halb zu, das Ohr vorgebeugt, hingehorcht hatte. Er hatte sich induciren lassen. Wandel hatte indeß ebenso schnell sein Gesicht in die gewohnten Formen zurück gezwängt, und auch er zog die Brieftasche heraus, hielt sie vors Auge und las — fast wörtlich dasselbe, was der Vicomte gelesen. Gleichgültig schloß er nach dem letzten Worte den Stahldrücker und steckte das Etui in die Brusttasche:

„Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß es auch andre Quellen giebt, um aus den preußischen Staatsgeheimnissen zu schöpfen. — Nun aber wünschte ich

wahrhaftig, daß die Herren sich beeilten. Ich hatte mir mit dem Englischen Gesandten ein Rendezvous in der Oper gegeben."

Er wandte dem Secundanten den Rücken, um mit raschen Schritten wieder einen Streifzug durch die Bäume zu machen. Er hatte Grund gehabt, rasch die Brieftasche zu schließen, denn wenn der Attaché einen Blick hinein gethan, würde er nur ein leeres Blatt gesehen haben. Wandel las aus der Luft; vermöge seines außerordentlichen Gedächtnisses konnte er den kaum aus dem Munde des Attaché vernommenen Brief fast Wort für Wort recitiren.

Der Vicomte blies die Melodie eines neuesten Chansons in die Luft, nicht ganz mit sich zufrieden, als der Legationsrath auch unzufrieden zurückkehrte, und versicherte, daß er auch von der Höhe, wo man die Straße übersieht, keinen Staub entdeckt habe: „Wenn Sie sich geirrt hätten, Vicomte! Man kann sich in diesen Kiefernwäldern, wo die Ausgänge sich so frappant ähnlich sehen, leicht täuschen! Wenn die Herren an einer andern Seite des Grunewalds aufgestellt wären, und uns dort eben so sehnsüchtig erwarteten, als wir sie hier!"

Der Attaché versicherte, daß er sich beim heutigen Morgenritt mit dem Rittmeister genau orientirt habe. Er wies auf einen aus der Rinde des Baumes ausgehauenen Span. Um die Stelle genau zu bezeichnen, hatte der Officier mit seinem Pallasch vom Pferde herab die Marke gemacht. Er wies auf eine

Reihe von Bäumen, an denen daſſelbe Zeichen ſich fand.

„Ich denke ſo ungern Uebles von meinen Gegnern“ ſprach der Legationsrath nach einer Weile vor ſich hin.

Der Attaché ſummte ſein Lied fort und lud dabei eine Piſtole.

„Was wollen Sie thun, Marvilliers?“

„Die Krähe da vom Aſt putzen.“

„Warum?“

„Mich zu amüſiren.“

„Verzeihung, wenn meine Meditationen Sie langweilen. Indeſſen wer mit einem Schritt am Rande der Ewigkeit ſteht —“

Der Franzos lachte auf: „Würde nicht zuſchnappen wie ein Hayfiſch nach einer politiſchen Neuigkeit, die er auf der Stelle gern an den Mann brächte, oder richtiger geſagt an eine Dame. Denn zu madame la conseillère in der Jägerſtraße reiten Sie doch gewiß, wenn die Affaire hier beendet, auf Flügeln der Liebe.“

„Herr Vicomte!“

„Ich ſoll mich doch nicht durch die Hengſte da täuſchen laſſen! Sie denken nicht nach Sachſen, Sie denken nicht zu ſterben. Sie wollen leben bleiben, hier bleiben, und ſich amüſiren.“

„Ich habe allerdings, wie ich Ihnen ſagte, das Präſentiment, daß ich von ſeiner Kugel nicht fallen werde.“

„Solche Präſentiments in Ehren, aber was Ihren Geſchmack anbetrifft —“

„Mein Herr!“

„Sie wollen doch nicht mit mir eine Kugel wechſeln! Da Sie das Präſentiment haben, leben zu bleiben, müßte ich fallen, und wenn ich fiele, was würde aus den Liebesbriefen, die ich zu beſtellen habe, aus den Seufzern, die ich affectiren, aus den Vermummungen und Händedrücken, die ich am ſtillen Abend effectuiren ſoll? Parbleu, Herr von Wandel, wiſſen Sie, daß Sie mir einen Criminalprozeß auf die Schultern laden? Das wird ja eine Halsbandgeſchichte. Wie die La Motte können Sie mich an den Pranger ſtellen. Solche Comödienfarcen en vue und ich ſoll glauben, daß Sie an den Rand der Ewigkeit denken!“

„Ce ne sont que des services d'amitié. Nichts von Eigennutz.“

„Eigennutz, ein abſcheuliches Wort, wo wir nur des intérêts kennen. Von Intereſſen und Nutznießung iſt die Rede, est-ce qu'on parle d'un mariage —! Und warum einem Fremden, dem Rittmeiſter, ein Glück aufdringen, und mit dreifacher Anſtrengung, was Sie mit halber Anſtrengung ſelbſt genießen könnten! Und eine beauté sans pareille pour s'amuser, und ein Leierkaſten, den man nur zu ſtimmen braucht, und er flötet Liebeslieder, wie Sie wollen, von Tur bis Moll. Warum denn nun für einen Dritten ihn ſtimmen! Ein Götterſpaß, ein ſolches Weib für

ſich ſchmachten laſſen, nachlaufen, unſre Schulden bezahlen; um einen freundlichen Blick abzuſtehlen, in Schleier und Enveloppe auf unſre Stube ſchleichen, um ſich zu erkundigen, warum wir uns ſo lange nicht ſehen ließen, ob wir unpäßlich ſind, grollen? Denken Sie ſich, ſie zündet Ihnen die Pfeife an. Iſt das nicht auch für die Phantaſie eines Deutſchen ein entzückender Gedanke!"

„Iſt das ſchon die Libertinage Ihres neuen Hofes!"

„Alt wie die Welt iſt das Vergnügen. Etwas jünger vielleicht die Kunſt, es ſich ſo pikant zu machen, als möglich."

Der Legationsrath nahm ihm mit einer entſchiedenen Bewegung die Piſtole aus der Hand: „Schießen Sie nicht nach Krähen, wo es eines Menſchen Leben gilt. Vicomte, ein guter Jäger ſchießt nur auf ein beſtimmtes Ziel, Dilettanten feuern auch nach Sperlingen. — Halt! ſie kommen."

Um die Waldecke flogen Staubwirbel auf. Ein Reiter ſprengte in geſtrecktem Galopp heran. Er winkte ihnen ſchon von fern.

„Das iſt nicht der Rittmeiſter; er iſt in Civil." —

„Wenn ich recht ſehe, ſprach Wandel, ſein Neffe, der Cornet." —

„Machen Sie ſich aus dem Staube, meine Herren! rief der Reiter. Wir ſind abgefaßt. Schon vor'm Jagdſchloß. Alles verrathen."

wo der Reichstag abgehalten wird, iſt theuer. Die elf- oder zwölfhundert zum Erſcheinen berechtigten Familien haben nicht immer Geld, Zeit, Luſt zu der weiten Reiſe und dem Aufenthalt, der koſtſpielig wird, da kein Schwede ſeiner Würde gern etwas vergiebt. Selten ſtellen ſich daher über die Hälfte jener Familienhäupter; ſomit fällt es keinem Edelmanne ſchwer, eine Familie zu finden, für die er auftritt, und dies iſt die Weiſe, wie faſt alle talentvollen Köpfe adligen Standes auf dem Reichstage erſcheinen, ſprechen und votiren können. Es bedarf nicht einmal, ſo viel ich gehört, einer beſonders ſtrengen Legitimation.

Daß der Adel ſich friſch erhalten, verdankt er vielen Umſtänden. Der militairiſche Ruhm iſt nicht zu vergeſſen; bis in die neuere Zeit hinab konnte und mußte der ererbte durch neue Thaten aufgefriſcht werden. Der Glanz jüngerer Geſchlechter zwang ältere zu neuen Anſtrengungen, um nicht in Vergeſſenheit zu gerathen. Das Ringen des Adels mit dem Monarchismus ſtählte die Kräfte, die anderwärts einſchlummerten. Während heut im größeren Theile Europa's — England und das neue Frankreich aus-

„Ich fliehe nicht.“

„Wie es Ihnen beliebt. Bovillard wird nach der Stadt gebracht. Ich fürchte mein Oheim auch. Ich ſchwenkte, ehe ſie mich erkannt, um Sie zu avertiren.“

Der Vicomte ſah den Legationsrath fragend an, als der Reiter bereits in der Schonung verſchwand.

„Packen Sie die Piſtolen ein, wenn's Ihnen beliebt, wir fahren —“

„Nach Sachſen?“

„Nach der Stadt. Dem Schickſal, das meinen Gegner trifft, werde ich mich nicht entziehen.“

„Das kann eine lange Verhaftung nach ſich ziehen; je nachdem —“

„Sie ſind frei, Herr Vicomte. Ich überliefre mich der Behörde.“

Der Wagen war noch nicht vorgefahren, als eine andre leichte Jagdchaiſe heran rollte. Der Rittmeiſter ſprang heraus, ein Zeuge und ein Wundarzt folgten.

Man erfuhr, was eigentlich keiner Verſtändigung mehr bedurfte. „Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, tröſtete der Rittmeiſter. Und wozu hilft eine Unterſuchung, mein Herr, auf die Sie dringen, wer eine Unbeſonnenheit und gar einen Verrath beging. Die Polizei giebt ihre Quellen nicht an.“

„Aber wie begnügte man ſich damit, den einen Duellanten zu verhaften, warum ſuchte man nicht

den andern? Verdanke ich das etwa Ihrer Güte, mein Herr Rittmeiſter?“

„Nur Ihrer eigenen Poſition, ſagte der Rittmeiſter ſich officiös verbeugend. Wir wußten ja nicht, mit wem wir die Ehre hatten. — Ausdrücklich iſt Herr von Bovillard verhaftet worden, weil er ſich einer Thätlichkeit und Herausforderung gegen eine diplomatiſche Perſon zu Schulden kommen laſſen, welche in erpreſſen Angelegenheiten ihres Souverains in Berlin war. Wegen Verletzung des Völkerrechts.“

Der Attaché ſah verwundert auf ſeinen Begleiter, während der Rittmeiſter ein höhniſches Lächeln kaum unterdrücken konnte.“

„Wäre es möglich, rief Herr von Wandel, leicht an die Stirn ſchlagend. Ich bin allerdings auch hier ſo zu ſagen im Character eines Envoyé, um die Beſchleunigung einer Prozeßangelegenheit zu verſuchen. Indeß wer konnte das wiſſen, und die ganze Sache iſt ja eine Bagatelle. Der Fürſt —“

„Von Bentheim-Schloß-Baden-Oberſtein,“ ſagte der Rittmeiſter.

„Der zu mediatiſiren vergeſſen ward! lachte Herr von Marvilliers auf. Was hat denn der hier für Geſchäfte, wenn er nicht inzwiſchen mediatiſirt iſt!“

„Das ſind die diplomatiſchen Geheimniſſe Ihres Freundes, in die wir kein Recht haben, einzudringen, ſagte der Rittmeiſter. Die indeß unſerem Freunde

einige Wochen Haft kosten werden. Was man nicht alles der Diplomatie verdankt!" setzte er hinzu, auf den Wagen springend.

Beim Heimwege war der Legationsrath verstimmt. Der Attaché konnte es nicht unterlassen, ihn als Collegen zu raillíren. Er hatte herausgebracht, daß die Angelegenheit des Fürsten von Bentheim-Schloß-Baden-Oberstein keine andre sein könne, als der Erlaß der Transitosteuer wegen tausend Kruken Schloß-Baden-Obersteiner Mineralwasser, welche bei der Accise mit Beschlag belegt worden, zu erwirken. Wer aber konnte sich für das Mineralwasser und die unangetastete Ehre seines Negocianten so lebhaft interessiren, daß er, um zu retten, das Duell der Polizei denuncirte — wer anders als die Geheimräthin Lupinus.

„Sie haben ganz recht, sagte der Legationsrath, als er auf dem Gensd'armenmarkt halten ließ und ausstieg, ich gehe auch eben, um ihr zu danken, oder zu zürnen."

Aber der Legationsrath bog nur scheinbar in die Jägerstraße ein, als der Wagen weiter rollte. Er eilte rasch um die Ecke und durch die Markgrafenstraße nach den Linden, wo er im Hotel der Fürstin Gargazin verschwand.

Die Fürstin schrieb an ihrem Secretair an mehren Briefen, für welche die Boten warteten. Niemand sollte gemeldet werden, der Legationsrath ward aber dennoch durch einen vertrauten Kammer-

diener die Hintertreppe heraufgelassen und sogleich empfangen.

Sie hatten ein langes Zwiegespräch. Die Fürstin schrieb, was Wandel dictirte: „Das Uebrige war mir schon heut Nachmittag bekannt, sagte sie. Burhövden ist fort, aber die Depesche wird ihn überholen. Wir sind also für heute quitt.“ Beim Abschied drückte er ihre Hand an die Lippen, und verschwand auf dem Wege, den er gekommen.

Fünfzehntes Kapitel.

Gehn Sie nach Karlsbad.

„Ruhe!“ sagte der Minister.

Ein andrer als der, welchen wir in seinem Tusculum gesehen. — Trug der hohe stattliche Mann auch nicht Stern und Ordensband, so gehörten sie doch zu dieser Miene, dieser Frisur, dieser Gestalt, wie dazu geboren. Das Wort Ruhe, das er zum Geheimrath Bovillard gesprochen, paßte ebenso zu der ganzen Erscheinung des im Vollgefühl seiner Würde aufrecht dastehenden Mannes, ein König in seinem Zimmer.

Bovillard lehnte sich, den Hut in der Hand, in die Fensterbrüstung. Er war, im Gehen begriffen, nur noch durch eine Wendung des Gespräches zurückgehalten. Am Tische blätterte der Rath von Fuchsius in einer der aufliegenden Druckschriften, die er später in die Tasche steckte.

„Die Oestreicher concentriren sich zwischen Ulm und Memmingen, sagte er, durch eine Bemerkung im Gespräch der beiden dazu aufgefordert. Nach den

letzten Nachrichten aber nicht in einer Stärke, um einen Angriff wagen zu können. Sie warten offenbar auf Kutuſow und die Ruſſen, die von der Donau her kommen ſollen —"

„Wenn Napoleon ihnen Zeit läßt," fiel Bovillard ein.

„Wenn wir Kutuſow durch Schleſien laſſen," ſagte der Miniſter.

„Das ſoll nun freilich jetzt nicht geſchehen," warf der Geheimrath hin.

„Burhövden iſt eben ſo unverrichteter Dinge abgereiſt wie vor ihm Turec."

„Wir nehmen wirklich die Miene einer reſpectablen Selbſtſtändigkeit an," bemerkte der Rath.

„Sie meinen, weil wir Alle vor den Kopf ſtoßen, und keinen zum Freunde behalten."

„Ei, Herr von Bovillard, von Ihnen das! ſagte der Miniſter. Iſt das jetzt auch Lombards Meinung? — Haugwitz war freilich beim Chambre neulich ganz conſternirt. Aber er leidet am Magen."

„Excellenz, ich muß geſtehen, die Sachen wachſen mir über den Kopf. Eine Bewegung wie eine Völkerwanderung. Und wir ſo ganz allein in der Mitte!"

„Sollen wir darum auch wandern!"

„Napoleon läßt ſeine Truppen von Boulogne, vom Rhein heranrücken. Marmont führt ſein Corps von Mainz her, Wrede eins von der obern Donau, Davouſt aus Schwaben. Das iſt genug um die Oeſtreicher zu erdrücken. Und nach Allem, was man

aus Paris ſchreibt, genügt es ihm diesmal nicht, ſeinen Feind zu ſchlagen, er will ihn vernichten. Sie ſtudirten vorhin die Karte, ſind Sie nicht der Anſicht, Herr von Fuchſius?"

„Wenn die Ruſſen nicht zu ihm ſtoßen, ſei Mack geliefert, war Herrn von Eiſenbauchs Meinung. Napoleon développirt Kräfte wie nirgend zuvor."

„Kann er nicht," warf der Miniſter ein.

„Wer hindert ihn?"

„Wir. Bernadotte ſteht mit Hunderttauſend in Hannover. Laſſen wir ihn nicht durch, ſo iſt Bonaparte ohne ihn nicht ſtärker als die Oeſtreicher."

„Und wenn er nun doch ſtärker wäre!" rief Bovillard.

„So laßt ſie ſich die Köpfe zerſchlagen. Wir haben Profit tout clair."

„Excellenz, warum mußte Turocs Antrag ſo hochmüthig zurückgewieſen werden? Er ließ ſich anhören. Wenn wir Hannover für ihn beſetzt, ſo zog Napoleon ſeine Truppen heraus. Für wen wir es beſetzten, blieb der Zukunft zu entſcheiden. Einſtweilen hatten wir das ganze nördliche Deutſchland damit in Händen, wir nahmen eine reſpectable Poſition ein. In der konnten wir allerdings zuſehen, wie Excellenz mit Recht bemerken und konnten auch lachen, wenn ſie ſich die Köpfe zerſchlugen. Können wir das jetzt noch, nach dem wir Napoleon durch unſre Weigerung erzürnt? Nachdem wir Tête gegen Rußland an der Weichſel, und auch gegen ihn in Anſpach und Bai-

reuth machen? Wenn er ſiegt, wie wird er's uns gedenken? Wenn die Alliirten ſiegen, wie werden ſie uns Burhövdens Abweiſung nachtragen?"

Der Miniſter ſagte lächelnd: „Bernadotte laſſen wir nicht durch Franken und Kutuſow nicht durch Schleſien. Voilà, das hebt ſich, und wir bleiben im Equilibrium."

Man ſchwieg.

„Wozu ſich Sorgen machen, mein Herr Geheimrath? Haben Dinge genug, die uns kümmern"

„Wenn aber Napoleon unſre Neutralität nicht reſpectirte!"

„Laſſen wir die Ruſſen durch. Sie ſind doch ſonſt ein ſo ruhiger Mann. Alteriren Sie die Vorwürfe, die man Herrn Lombard macht? Oder kümmert Sie Ihr Sohn? Das iſt ja nun auch abgemacht."

„Ich weiß nicht, Excellenz, es iſt mir zuweilen wie in einer Gewitterluft."

„Gehn Sie nach Karlsbad, ſag ich Ihnen. Hilft von Allem. Pure Hypochondrie."

„Ich muß geſtehen, daß ich ſonſt nicht zur Hypochondrie neige. Indeſſen dieſe Stimmen im Publicum —"

„Da höre ich nie drauf. Iſt reine Magenverſtimmung. Sprechen Sie doch mit Hufeland."

„Lombard, das gebe ich zu, — in vertrauten Stunden giebt er es ſelbſt zu, — hat ſich durch Napoleons enchantirendes Weſen, ich will nicht ſagen,

bestechen lassen, aber, er hat mit zu günstiger Stimmung für seine Persönlichkeit die Dinge betrachtet. Napoleon ist undurchdringlich, er ist auch gefährlich. Mein Gott, wer leugnet das! Jetzt nun überall diese Stimme hören, diese Blicke ertragen zu müssen, als wären wir an alle dem schuld, was sich nicht ändern ließ!"

„Was ist's denn, mon ami! Werden die Interessen der Pfandbriefe nicht mehr gezahlt? Ist Hungersnoth? Die Weber in Schlesien fangen an etwas zu lamentiren. Können wir dafür, daß sie nicht mehr mit Ducaten Kegel schieben? Es geht ja sonst bei uns alles in seinem Geleise fort."

„Und mir ist, als drehte sich Alles im Wirbel."

„Gehn Sie nach Karlsbad. Zwei Becher Sprudel täglich, nachher drei. Drei Wochen lang. Ist alles vorbei, ist alles nur Imagination."

„Excellenz mögen recht haben, sagte Bovillard, sich zum Gehen anschickend. Nochmals meinen Dank, daß Sie sich meines fils perdu angenommen."

„Nicht der Rede werth. Aber, wie gesagt, fort muß er, wenn er abgesessen hat. Leidet auch an Imaginationen. Die Reden, die er führt, sollen ja execrabel sein."

„Er hat sie nicht von mir."

„Assurément! Aber eben darum. Ist für Sie selbst am besten."

„Gewiß! Aber wie?"

„Ihr Herr Sohn, sagte Fuchsius, benimmt sich

diesmal weit gefaßter im Gefängniß, ja er hat selbst erklärt, es wäre ihm lieb, Berlin und Preußen auf immer zu verlassen."

„Charmant! sagte der Geheimrath. Aber wohin? Wenn wir Colonien hätten!"

„Wenn wir die hätten! sagte der Minister und legte seufzend seine Hand auf Bovillards Schulter. Dann wäre vieles besser. Das waren die Herren von der Theorie unter den vorigen Königen! Gestehn Sie mir, Geheimrath, ist das ein kluger Staatsmann, der eine Domaine, weil sie nur Tausend einbringt und er hoffte 'ne Million, der sie darum für 'nen Spottpreis fortgiebt! Brauchten wir unser Korn, Holz den Engländern zu verkaufen, uns von ihnen Preise machen lassen? Müßten wir noch von ihren Colonialwaaren nehmen? Hätten wir Noth, wo unsre schlesische Leinwand lassen? Brauchten wir Rußland zu bitten, wie neulich, unsere incorrigiblen Verbrecher nach Sibirien zu schaffen! Colonien, Herr Geheimrath, und wir schafften unsre Verbrecher hin, unsre Rohproducte, unsre Fabrikwaare, Ihren Herrn Sohn auch, wir machten allein die Preise, und die Colonisten müßten kaufen und bezahlen. Wenn das wäre, könnten wir doppelt lachen über die Calamitäten um uns her; wir können es aber auch so. Sie schlagen sich, plündern, brennen, verwüsten, und wir cultiviren unser Land, protegiren unsre Fabriken. Dann halten wir Markt und machen auch die Preise. Wie steigen jetzt schon unsre Güter mit den Friedens-

genommen — der Adel, ohne politische Bedeutung, nur durch Ansprüche, die sich nicht mehr mit der Zeit vertragen, im politisch dumpfen Starrsinn sein Dasein verräth, oder durch ein verdecktes, seiner echten Bedeutung ganz naturwidriges, Spiel Vortheile sucht, die er gegen den Liberalismus nicht mehr offen zu behaupten wagt, — lebte er wirklich in Schweden bis auf die neuesten Zeiten fort. Diese Lebenskraft äußerte sich weniger im Druck auf die unter ihm, als im trotzigen Widerstand gegen die über ihm, worin er freilich viel zu weit ging. Aber er erhielt sich sein politisches Dasein gegen die Ansprüche der absoluten Gewalt und den Schwindel jacobinischer Ideen. Er blieb nicht stehen bei dem Sonst, sondern lebte mit der Zeit fort, er ließ sich aber auch nicht blindlings von ihrem Strome forttreiben, sondern verwahrte seine Existenz.

Dies hätte ihm eine Popularität geben, das Volk mit seinen Privilegien versöhnen können; ihn innerlich frisch zu erhalten, bedurfte es mehr. Er hat über die Zeit gesiegt und wird siegen, weil er sich als keine geschlossene Kaste betrachtete. Es liegt ein hochherziges

ausſichten! Wiſſen Sie, was man mir für Schöneichen geboten hat? — Der van Aſten in der Spandauerſtraße möchte es gern. Will das Holz ſchlagen laſſen, Brettermühlen anlegen; aber ich laſſe es ihm nicht. A propos — der Miniſter zog den Geheimrath bei Seite und ſprach leiſer — kennen Sie den van Aſten?"

„Er gilt für einen ſehr reſpectablen Mann."

„Ja, ja, aber das intus! Er hat viel in franzöſiſchen Weinen gemacht. Seit dem Lager von Boulogne iſt das Holz in Frankreich theuer. Will nun in Brettern hinmachen und in Wein retour. Entre nous soit dit, warum ſoll man den Vortheil nicht mitnehmen! Warum ſoll ich nicht ſelbſt mein Holz zu Brettern und die Bretter zu Geld machen, oder auch Wein. Wein im Keller iſt baares Geld."

„Und der Wein aus Excellenz Kellern unter Freunden doppeltes Geld werth."

„Alſo Sie meinen, man kann ihm trauen? Aber Schöneichen laß ich ihm jetzt nicht. Wiſſen Sie, wie hoch es der Legationsrath tarirt?"

„Herr von Wandel iſt ein Kenner."

„Hat mir Mergellagerungen nachgewieſen, an die kein Menſch gedacht. Hat ſich auch ſehr nobel bewieſen gegen Ihren Sohn, ſeine ſogenannte diplomatiſche Qualité ganz desavouirt."

„Von einem ſo edel geſinnten Manne konnte ich es erwarten."

„Er meinte, ob man Ihren Sohn nicht auf eine ſchonende Weiſe, etwa durch einen Courierritt

nach Petersburg oder Madrid entfernen könnte? Was meinen Sie dazu? Können's ja mit Lombard abmachen."

„Ich will darüber nachdenken."

„Reiten ist sehr gut. Treibt auch das finstre Blut aus. Sollten auch reiten, Geheimrath, Ihr Embonpoint — aber besser, wie gesagt, ist Karlsbad. — Haben Sie solche Eile?"

„Zu Herrn von Wandel, dem ich noch meinen Dank schulde. Man trifft ihn so selten zu Hause."

„Verschließt sich auch viel in seinem Laboratoire."

„Oder bei der Lupinus," lächelte Bovillard.

„Inclination!"

„Wer hätte das denken sollen!"

„De gustibus — wissen Sie. Ueberhaupt, was der Mann prästiren kann! Sagt mir der Präsident vom Pupillencollegium, tagelang sitzt er in der Registratur ohne Rafraichement."

„Was macht er denn da?"

„Liest die Akten durch. Ich hab ihn empfohlen."

„Wozu die Pupillenakten?"

„Was der Mann sich für Agricultur interessirt!"

„Der Grund und Boden der märkischen Güter ist doch nicht in den Pupillenakten verzeichnet."

„Er findet Ihnen im kleinsten Umstand Renseignements. Sie glauben nicht, wie merveillös er im Diviniren ist. Aus einer Gutsrechnung, was an Gerste, Korn, Waizen gewonnen ist, zu welchen Preisen das Holz fortging, wie viel Torf gestochen

iſt, daraus macht er Schlüſſe, zum Etonnement. Sein Kopf iſt voll Verbeſſerungspläne für unſere Landwirthſchaft."

„Um ſo mehr zu bedauern, daß Haugwitz einen Degout gegen ihn hat. Was könnte er im Staatsdienſt nützen!"

„Hat er denn Gout dafür?"

„Der kommt von ſelbſt, wenn man unter Miniſtern wie Excellenz arbeitet."

„Ich äſtimire ihn ſehr. Hat geniale Gedanken, zum Beiſpiel über Schaafzüchterei. Wie ich mich mit meinen Bauern ſeparirt habe, das möchte er allen Gutsbeſitzern zum Exempel hinſtellen. Hat mir eine Rechnung aufgemacht, wie viel der Gutsherr eigentlich Schaden hat bei den Frohndienſten. Ich verſichre Sie, die Augen gingen mir über —"

„Vor Freude, daß Ihr Genie ein ſo glückliches Arrangement getroffen. Die Bauern ſind gewiß auch zufrieden. —"

„Sie wiſſen, wie Bauern ſind."

„Aber das Publikum verehrt Excellenz als einen Wohlthäter der unterdrückten Menſchenklaſſe, und als der Staat für Ihre Verdienſte Ihnen Schöneichen ſchenkte, hat er nicht daran gedacht, daß es ſo viel mehr werth war, als Excellenz daraus gemacht. In der Taxe, die Seiner Majeſtät damals vorgelegt wurde, war es ja wohl nur geſchätzt auf —"

Der Miniſter unterbrach ihn: „Ich äſtimire, wie geſagt, Herrn von Wandel ſehr, indeſſen —"

„Seine Relationen mit der französischen Ambassade?“

„Was kümmert mich das! Möchte er den Türken dienen oder wem draußen. Aber —“

„Haugwitzs Abneigung —“

„Kümmere ich mich um Haugwitzs äußere Affairen! Was braucht er von meinen inneren zu wissen! Auch solche modernen Ideen! Jeder Minister trägt Seiner Majestät vor, oder läßt vortragen, was er für nöthig hält, im übrigen Herr in seinem Departement, und kümmert sich nicht, was ein anderer Minister will und denkt, oder nicht will und nicht denkt, und wenn ich Jemand anstelle, der Haugwitzs Pläne contrecarriren oder Lucchesini vergiften wollte, das ginge doch nur mich an, ob ich einen solchen Menschen behalten will oder nicht. Also 's ist nicht um Haugwitz noch um irgend Jemand.“

„Dann wüßte ich in der That nichts, was man Herrn von Wandel vorwerfen kann, als daß er keine Dines giebt. Gewisse Personen choquirt das allerdings.“

„Er hat nicht von unten auf avancirt. Verstehen Sie mich wohl, was ich damit meine. Kann das Hereingeblasene nicht leiden. Der Pli muß durch die Schule kommen. Es ist mir nicht sowohl um die Examina, denn wäre er von guter, ich meine von sicherer Extraction, so — aber — die Familie Wandel, sie mag sehr respectabel sein, je n'en doute pas, indessen im Nürner und in Kaiser Caroli Land-

buch finden wir keinen Wandel. Comprenez-vous? Wie geſagt ein genialiſcher Mann, ſehr unterrichtet, généreux — ich werde ihn Morgen zu Tiſch einladen."

Die Einladung war die Entlaſſung, oder der Wink zum Gehen für Bovillard.

An der Thüre winkte ihn noch ein A propos zurück. Der Miniſter ging dem Rückkehrenden noch um einige Schritte entgegen, und mit einem fauniſchen Augenblinzeln flüſterte er in einem Tone, zwiſchen Herablaſſung und Cordialität: „A propos, Herr Geheimrath haben ja wohl intereſſante Staatsconferenzen jetzt bei St. Real?"

„Verſtandesſpiele, Recreations in der Gewitterſchwüle," entgegnete Bovillard und war hinaus.

„Wer war denn das im Vorzimmer? fragte er, als Fuchſius ihn noch im Flur des Hotels einholte. Die Phyſiognomie muß ich ſchon geſehen haben."

„Der Sohn des reichen Kaufmann van Aſten."

„Der! — Iſt ja ein Genie. Was will der beim Miniſter?"

Fuchſius zückte die Achſeln: „Was eigentlich, weiß ich nicht. Vielleicht eine Anſtellung."

Bovillard lachte: „Sehn Sie! Hab ich's Ihnen nicht geſagt. Auch dieſe Genies kriechen zu Kreuz. Wenn der Vater die Taſche zuhält, ſoll der Staat ſie öffnen. Uebrigens iſt der Alte gar nicht ſo reich. Ein Schrullenkopf auch."

„Beim Sohn hat es doch vielleicht andre Gründe."

„Lieber Rath, warum kriecht Jemand zu Kreuze?

Nur weil die Noth ihn drückt. Das iſt das große Geheimniß der Staaten, der Zauberſtab, womit die freien Geiſter der Obrigkeit unterthan gemacht werden. Zu hungrig muß man ſie nicht werden laſſen, dann beißen ſie, wie der beſte Hund, wenn der Herr zu ſtark ſchlägt. Aber auch nicht zu ſatt; ſie beißen dann aus Uebermuth. Wenn man nur immer merken läßt, daß man das Seil zum Brodkorb in der Hand hat, wedeln die biſſigſten Köter uns um die Beine."

„Ich möchte das bei dem jungen Mann bezweifeln. Er kommt mit Ideen zum Miniſter."

„Und will eine Anſtellung! Machen Sie Berlin nicht zu einem Tollhauſe."

„Der Einfluß des Herrn Fichte iſt doch vielleicht größer, als der Staat denkt."

„Der Staat denkt nicht, wir denken für ihn. Herrn Fichte's Staat und Menſchheit liegt im Monde. Das wäre für Preußen jetzt freilich eine charmante Situation. — Was kann der junge van Aſten für andre Gründe haben?" ſetzte er im Hinausgehen hinzu.

„Man ſpricht von einer Verlobung mit der Pflegetochter der Lupinus."

„Ah, der famoſen Schönheit! Nun, da wird der junge Mann ſeine Fortune machen, wenn die Geheimräthin ſie adoptirt."

„Man zweifelt, daß ſie dazu gewillt iſt."

„Freilich, in dem Fall würden andre Freier

zugegriffen haben. Nicht wahr, Herr von Fuchsius? Eine reiche und schöne Frau ist auch für den Staatsdienst eine bessere Mitgift, als der Fichte unterm Kopfkissen. Diners und eine brillante, geistreiche Gemahlin, ich sage Ihnen, das hilft in der Carriere. Nun was nicht ist, kommt wohl noch."

Es sei nicht Zeit zum Hochzeitszuge, wenn die Gewitter am Himmel rollen, sagte der Rath.

„Nun wozu ist denn Zeit!" rief der Geheimrath, als er mit einem „Excusez, lieber Rath!" dem Legationsrath, der um die Ecke trat, mit offenen Armen entgegen eilte.

„Dazu ist Zeit! sprach Fuchsius für sich. Sich wieder in den Schlamm zu werfen, um Seifenblasen in die Luft zu spritzen! Was klagen wir die Zeit an, wenn die Menschen ihre Wahrzeichen nicht verstehen wollen. Die arme Zeit, was soll sie mit solchen Menschen!"

Im Weitergehen begegnete er dem Rittmeister, der, in Gedanken versunken, ihn nicht sah. Der Rath blickte ihm nach:

„Ob es nicht Pflicht wäre, dieser Puppe den Stahr zu stechen, daß er sähe, an welchem Draht er gezogen wird. Es ist doch eine Natur in ihm!"

Er hatte es unwillkürlich halb laut gesprochen. Der Major Eisenhauch, der hinter ihm gekommen, klopfte ihm auf die Schulter: „Laßt die Puppen noch eine Weile nach der Drehorgel tanzen. Der Blitz züngelt schon, der die Drähte schmelzen wird, alle

mit einem Schlage. Dann laßt uns sehen, was auf den Resonnanzboden fällt, was steht!"

„Ihre Augen glühen."

„Die Wolken rollen; das Gewitter muß sich entladen. Abermaliger Aufschub ist unmöglich. Die zuverlässigsten Nachrichten, sagte er leiser und sich vorsichtig umblickend, kamen eben an. Napoleon darf, kann, wird die Oestreicher an der Donau nicht eher angreifen, als bis Bernadotte aus Hannover zu ihm stößt. Er darf keinen Umweg nehmen, die Stunde brennt, Napoleon muß schnell zuschlagen, bevor die Oestreicher sich verstärken; Bernadotte muß also durch die fränkischen Lande, um zur Stunde zu kommen. Wissen Sie, was es heißt, wenn Napoleon sagt, es muß sein?"

„Wenn doch ein Mensch bei uns dies Muß ausspräche!" stöhnte der Rath.

„Wo die Menschen zu schwach sind, donnern die Umstände. Er wird die Traktaten verletzen, er wird durch preußisches Gebiet brechen und wir —"

„Was werden wir thun?"

„Wenn noch ein Funke preußischen Muthes ist, zündet er und die Mine springt. Sie zweifeln noch! — Sie glauben, auch diesen Hohn könne unsre Langmuth dulden! Herr, ich schelte Sie einen Hochverräther an sich selbst. Ich hoffe, auch Haugwitz läßt seine Lhombrekarten fallen; auch Lombard blitzt es in einem lichten Momente, daß er eine dupe war. Wer nicht! Oder wäre der Nerv schon ausgezogen diesem

eisernen Volke, Glanz und Elasticität diesem Herrschergeschlechte, jene Wunderkraft, die dies Reich aus einem Nichts geschaffen, wäre lungenkrank im letzten Stadium!"

„Sei unser Genius wach!"

„Und wir auf sein Commando! Darauf kommt es an."

„Stein ist fest. Er wird auf Hardenbergs eben so feste Unterstützung rechnen dürfen."

„Keiner darf ruhen, wir alle müssen einheizen, schüren, jeder an seiner Stelle. Brandstifter sein wird jetzt zur Tugend und Pflicht. Keine Parteimeinungen mehr, Civil und Militair, die traurige Spaltung muß verschwinden. Die Prinzen unterstützt! Die Königin! Vor allem Prinz Louis! Die Regimenter angejubelt auf der Parade beim Marsch. Haben wir denn keine Kriegslieder, keine Dichter! Auf dem Theater Stücke, die das Blut entzünden! Wozu haben wir Federn, Papier, Druckerschwärze, Zeitungen, wenn sie nur da sind, um Räthsel und Anekdoten zu drucken. Das wäre das Mittel um Blitze —"

„Sie vergessen —"

„Die für die Gebildeten schreiben! Ins Volk die Blitze geschleudert! Das gilt es. Haß, Grimm muß die Massen durchwühlen, die Rachewuth zum Opfermuth werden. Erfinde man Gräuelgeschichten, wenn die wirklichen noch nicht zünden vom Franzosenübermuth, von Schande und Schändungen, Erpressungen, Hohn und Höllenlust; diese Dichtung ist

heilig, es gilt ja das Volk, nicht uns. Ihm sein Alles zu retten, seine Sitte, Sprache, Geschichte, sein selbst eigenes Leben, seine Zukunft. Denn alles das steht auf dem Spiel, nicht wenn wir geschlagen werden, wenn wir nicht schlagen. Wir gehn unter in uns, und vor uns selbst. Wem dies Schrecklichste der Schrecken klar ist, der kennt keine Rücksichten mehr!"

Während Fuchsius auf der Straße seinen Freund bitten mußte, sich zu mäßigen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, stand Walter van Asten vor dem Minister. Wenn er mit Feuer gekommen war, verloderte es vor dem aufrechten Mann, der ohne eine Miene zu verziehen seine Anrede angehört hatte. Er war ins Stocken gerathen, er hatte wenigstens nicht das gesagt, nicht alles, was noch auf der Schwelle zum Hôtel, noch im Vorzimmer in seiner Brust, ein wohlgeordneter Strom der Ueberzeugung, fertig lag.

„Was wollen Sie eigentlich?" sagte der Minister.

„Ich habe es in der Druckschrift, welche ich meiner ehrfurchtsvollen Bitte um diese Audienz beilegte, dargelegt."

„Ich lese nichts Gedrucktes," sagte der Minister.

Es war ein kalter Blitzschlag. Aber er zündete in Walters Brust. Eine Pause, dann verbeugte er sich:

„So bitte ich um Verzeihung, daß ich an die unrechte Stelle mich wandte."

Walter hatte übersehen, daß der Olymp, aus dessen Wolken der Blitz kam, seine Stirn nicht kräu-

Princip in der Neigung, alles Ausgezeichnete und Große in seine Kreise zu ziehen. Das Adeln in Schweden ist keine Seltenheit und hat seine Bedeutung. Aber auch außer diesem Anwuchs aus dem Innern sieht man, die Adelsmatrikel durchlesend, wie der Adel sich auch gegen Außen nie als etwas national Geschlossenes betrachtet hat. Außer den vielen recipirten Finnländischen, Esth- und Liefländischen, aus den Zeiten, wo diese Ostseeländer zu Schweden gehörten, sind eine Menge Familien aus allen Europäischen Ländern unter dem Schwedischen Adel eingebürgert, daß die ursprünglich Schwedisch-Gothischen Namen gegen die vielen ausländischen fast verschwinden. So giebt es Sinclairs, Hamiltons, Montgomerys, de la Gardies, Taube, Piper ꝛc., und es wird kein wesentlicher Unterschied zwischen Schwedischer und ausländischer Abstammung gemacht.

Noch ein Moment. Es giebt in Schweden keine Mesalliance. Jene naturverkehrte Anordnung, welche in den Germanischen Staaten den Adel aufrecht erhalten sollte, in Wahrheit aber zu seiner Entartung am thätigsten mitgewirkt hat, fand hier keinen Eingang, weder durch

ſelte. Auch nach dieſer Antwort blieb er unbeweglich. Er gab nicht das Zeichen zur Entfernung. Nach einer neuen Pauſe kam aus denſelben Lippen dieſelbe Frage:

„Was wollen Sie eigentlich?“

„Jetzt nur meine Dreiſtigkeit bereuen.“

„Sie ſind der Sohn von van Aſten und Compagnie?“

„Zur Compagnie gehöre ich nicht.“

„Ein reſpectables Haus. Macht nur in Geſchäften, die es verſteht.“

Abermals eine Pauſe, und noch kein Zeichen der Entlaſſung. Aber der Olymp bewegte ſich. Die Hände auf dem Rücken, ging der Miniſter einige Mal auf und ab:

„Der Tauſend noch mal wie kommen Sie denn zu dem Zeug!“

„Alſo hatte er ſich doch vortragen laſſen, von Jemand, d[illegible] Gedrucktes las. Der Schluß war richtig, und Wal[illegible]rn ich ſage nicht der Muth, aber die Luſt zurückgekehrt:

„Weil ich in Eurer Excellenz den Mann erkannte, welcher durch die That dem, was nothwendig wird, vorausgekommen iſt. Sie ſind es, der mit ſeinen Bauern ſich geſetzt hat, der ihnen Freiheit, Eigenthum zurückgab, Sie der erſte, der dies glänzende Beiſpiel —“

„Ach alſo darum! unterbrach der Miniſter. Ich glaubte von wegen Ihres Vaters —“

„Nein, weil Excellenz erkannt, wo uns der Schuh drückt, weil Excellenz erkannt, daß dieſe Säule, auf welcher der germaniſche Staat ruht, der Bauernſtand, kein Helotenſtand länger bleiben darf —“

„Ja, ja, ja, alſo darum! wiederholte der Miniſter ihn unterbrechend, und nahm eine Priſe, vielleicht ein Zeichen der Zufriedenheit, jedenfalls eines, daß er fürs erſte nichts weiter hören wollte. — Was geht Sie denn der Bauernſtand an? Sie haben doch keine Güter.“

„Erlauben Sie mir zu fragen, was ging er Excellenz an —“

„Weil meine Bauern faules Volk ſind, weil der Meier ſie aus dem Kruge treiben mußte, weil mein Inſpector gut rechnen kann, und mir wie's Ein mal Eins bewies, daß die Frohnarbeit uns theurer zu ſtehn kam, als der Tagelohn, weil ich meine Aecker durch die Bauernäcker arrondirte, die ſie mir als Abkaufsſumme hergaben, weil ich ein guter Landwirth bin, und ſie zwei Mal beſſer nutze als ſie, weil ein großer Compler ſich beſſer bewirthſchaftet als ein kleiner. Darum mein junger Herr —“

„Und wenn auch nur dieſe, gelten dieſe Gründe nicht für Alle!“

„Was gehn mich die andern an! Fege jeder vor ſeiner Thür, und wer ſich im Miſt betten will, warum ſoll ichs hindern!“

Walters Bruſt hob, ſeine Lippen öffneten ſich, der vorhin unterdrückte Strom der Rede floß heraus

in kurzen, ſchlagenden Sätzen, und die Excellenz hatte die Güte ihn nicht zu unterbrechen. Sie beſchäftigte ſich, einen Fleck auf ihrer Emailledoſe abzuwiſchen. Er hatte geſprochen; das Was wiſſen wir ſchon, oder wir erfahren es noch. Da war der Fleck wirklich gereinigt und der Miniſter ſagte recht freundlich:

„Eine hübſche Elaboration. Wenn Sie das geſchrieben hätten, könnte man's ad acta nehmen. Aber Druckſachen, das iſt nichts; es ſchickt ſich nicht für einen Geſchäftsmann. — Was wollen Sie nun eigentlich, ich meine Sie für ſich?"

„Ich leugne nicht, Excellenz, wenn dieſe Anſichten vor unſern erleuchteten Staatsmännern Eingang finden, und man an die Ausführung ginge, daß ich mich wohl befähigt fühlte, mit Hand anzulegen. Ich würde eine Freiheit opfern, die ich mir lange als ein köſtliches Gut bewahrt, und würde gern eine Anſtellung annehmen."

„Sehn Sie, das lieb ich, das iſt vernünftig geſprochen. Sie gehn auf eine Anſtellung aus, um das Uebrige kümmern Sie ſich nicht."

„Dies dürfte doch von meiner Anſicht differiren."

„Drauf kommt es nicht an. Wird Ihren Vater ſehr freuen. Iſt ein braver Mann, und wird es Ihnen an Unterſtützung nicht fehlen laſſen, wenn ich ein Wort einlege. Denn Unterſtützung werden Sie noch eine ganze Weile brauchen. Die große Carriere, die geben Sie natürlich auf, haben ja nicht Cameralia ſtudirt. Und die Examina! Schadet nichts.

Das von unten Anfangen ist das solideste. Erst in der Kanzlei ein Jahr, höchstens ein Paar als Copist. Dann machen wir einen Versuch mit dem Expediren, Secretair! An Connerionen wird es Ihnen ja wohl bei guter Conduite nicht fehlen — lächelte der Minister — dann Geheimsecretair, Kanzleiinspector!"

Der junge Mann stand sprachlos da.

„Der Kriegsrath Alltag, sehn Sie dessen Carriere! Noch nicht voll sechszig und war schon Kanzleidirector mit dem Titel Kriegsrath, und Sie wissen nicht, was er noch wird! — Aber nun etwas, mein junger Herr, die Flausen lassen Sie aus dem Kopf. Nie etwas besser wissen wollen als Ihre Vorgesetzten. Wenn's auch mal falsch wäre, nie den Mund aufgethan. Sie wissen nicht, warum Sie's falsch machen. Keine Sylbe mehr gedruckt, das versteht sich von selbst. Wenn Sie Bücher lesen müssen, thun Sie's für sich. Nöthig ist's nicht. Stört immer im Dienst. Gelehrte sind schlechte Officianten. Und — der Minister faßte mit holdseliger Miene den Knopf seines Rockes — und am Copistentisch sollen Sie nicht zu lange sitzen, Sie schreiben ja eine saubre, präcise Hand, habe mich wirklich gefreut, die Grundstriche so grade und voll. Daran sieht man den Character. Da dispensiren wir Sie wohl schon nach einem halben Jahre!"

Walter hatte die volle Sprache und Ruhe wieder gewonnen:

„Gerührten Herzens habe ich Ew. Excellenz gütige Intentionen vernommen, die ich wohl nur der

guten Meinung verdanke, welche Excellenz für meinen Vater hegen. Da aber meine Ansichten von der Art, wie der Staat die Kräfte seiner Bürger nutzen muß, von der Ansicht Derselben abweichen, so glaubte ich unrecht zu thun, wenn ich Dero wohlwollende Gesinnung Solchen entzöge, welche williger und befähigter zu den Diensten sind, für die ich meinen Willen und meine Kraft unausreichend bekennen muß."

Der Minister sah ihn weder verwundert, noch erzürnt an. Er liebte wohlgesetzte Kanzleiphrasen. Dann nickte er ihm freundlich Abschied.

„Also Sie wollen nicht. Grüßen Sie Ihren Vater von mir und gehn Sie nach Karlsbad, lieber Herr van Asten. Nach Karlsbad sage ich Ihnen. Wenn wir alle Staatsverbesserer dahin schicken könnten, würde es mit unserm Staate besser. Nicht nach der Festung, dafür bin ich nicht. Simpel nach Karlsbad, drei Becher täglich am Sprudel, die gehörige Promenade darauf, drei Monat, und wir hätten Ruhe im Lande."

Sechzehntes Kapitel.

Eine wichtige Conferenz in Staatsgeschäften.

„Der Herr Geheimrath sind nicht zu Hause —“ „Der Herr Geheimrath ertheilen heut keine Audienz“ — lauteten die verschiedenen Antworten, mit denen der Kammerdiener die verschiedenen Personen, welche in der Wohnung des Geheimraths Bovillard nach ihm fragten, abgewiesen hatte. Auch Herrn von Fuchsius war dasselbe begegnet, „wegen einer wichtigen Conferenz in Staatsgeschäften.“

Bei Conferenzen in wichtigen Staatsgeschäften war der Rath immer zugezogen. Der Diener zückte lächelnd die Achseln: „Herr Geheimrath haben heut expreß befohlen keine Ausnahme zu machen —“ Fuchsius sah aus dem Thorweg den Wagen des Ministers fahren: „Wenn die entsetzlichste Rathlosigkeit wirklich zum Rath — und wenn sie zur That führte! sprach er aufseufzend. Es ist spät, aber doch vielleicht noch nicht zu spät!“

„Excellenz waren nicht aufgelegt,“ bemerkte der

Kammerherr von St. Real in der kleinen Hinterſtube, wo ſich die Conferenz verſammelt hatte.

„Leidet am Magen," ſagte Bovillard mit dem mequanten Lächeln, das ſeine Freunde kannten, wenn er die Worte eines nicht gegenwärtigen Freundes citirte.

„Am Magen?"

„Excellenz halten nicht Diät. Miſchen zu viel, Trüffelwürſte und Rhabarber, Sonnenaufgänge und nächtliche Promenaden, Tugend und Tänzerinnen – "

„Die auswärtigen Angelegenheiten liegen in ſeinem Magen wie Kraut und Rüben."

„Wir ſind indeß, meines Wiſſens nicht hier wegen der affaires étrangères," bemerkte der Kammerherr.

„Mais qu'est-ce qu'on peut faire, mon ami, wenn der Friermann vor der Thür von Morgen bis Abend ſie abergelt, Hardenberg mit ſo ſchönem Discant ſingt und Lombard und Beyme und Voß, und dazwiſchen brummt der Baß des Herrn von Stein, und Johannes Müller zwitſchert, und Herr von Maſſenbach giebt ſeine unmaaßgebliche Meinung, und Luchesini räuspert ſich, und Rüchel trommelt und Prinz Louis ſchmettert mit Trompeten, und ſeine Schweſter und die Prinzeß Mariane accompagniren mit Jeremiä Klagegeſang. Da bleibe ein vernünftiger Menſch unafficirt! Ich will in allem Reſpect noch gar nichts ſagen von der Venus Urania, die in der Stille vor ihrem Spiegel die Haube der Bellona probirt, und

wie ihrem himmliſchen Geſichte der Blick des Zornes und der Entrüſtung ſteht, den ſie auf den Monſtrepilz bei Gelegenheit werfen will."

„Monsieur de Bovillard braucht uns nicht zu verſichern, daß er nie ein Admirateur der Venus Urania war."

„Offenherzig, ich halte es mit dem edlen Schiller, — der iſt nun auch todt, alles Edle ſtirbt, meine Freunde, — als er ſang:

Ach, da euer Wennedienſt noch glänzte,
Wie ganz anders, andere war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte
Venus Amathuſia!"

Der Dritte im Bunde, der kein anderer war als der Legationsrath Wandel, meinte, er könne die Beſorgniß nicht theilen, ſo viel er wiſſe, ſei doch geſtern beſchloſſen: der König wolle, die beſondere Lage ſeiner fränkiſchen Lande erwägend, jeder der kriegführenden Mächte den Durchzug gewähren. Damit ſchiene denn doch alles ausgeglichen, und die äußern Angelegenheiten dürften dem excellenten Freunde ſeines edlen Freundes kein Kopfbrechen mehr verurſachen.

„Geſtern, Theuerſter! Aber heute nicht mehr. Man hat angeführt, das verrathe Schwäche. Darum wollen wir heute Stärke verrathen, und erklären, daß wir Niemand durchlaſſen. Brauchen uns aber darum nicht zu ängſtigen, morgen haben wir uns wieder anders beſonnen, und laſſen durch. Dieſer Durchlaß nun liegt Chriſtian im Magen, ein Aderlaß

an ſeinem Humor, und darum lief er fort, eh wir anfingen.“

Der Legationsrath ſagte: „Ich glaube eher, daß ich die unſchuldige Urſach bin. Als er mich ſah, ſah ich an ſeinem Geſicht, daß er nicht bleiben würde. Warum mußten die Herren mich in ihr Vertrauen ziehen?“

„Haben Sie wirklich einen Baſiliskenblick? ſagte der Geheimrath. Theuerſter Freund, warum ſind Sie, wie Sie ſind? Die Uneigennützigkeit ſelbſt, um Freunden einen Dienſt zu leiſten und wo Sie für ſich etwas wollen ſollten, karg wie ein Harpagon.“

„Was ſoll ich denn für mich wollen?“

„Scherz bei Seite, im Monde leben Sie ſo wenig als wir. Was Reelles ſollen Sie wollen. Sie haben Klaproth bezaubert, Hermbſtädt ſchwört auf Sie, von den Frauen rede ich gar nicht, warum verſchmähen Sie es abſolut, unſre Excellenz in Ihren Bann zu ziehen? — Die Gelegenheit liegt auf dem Präſentirbrett. Sie ſind jetzt ſein Vertrauter in dieſem Divertiſſement kann er Jemand fallen laſſen, den er nicht plaudern laſſen darf? Auf Ehre, Sie brauchen nur zu wollen, und Sie ſind ein gemachter Mann.“

Wandel ſchwieg eine Weile, die Augen in dem unbeweglichen Geſichte fern auf einen Punkt in der Tiefe geheftet. Dann brach es mehr heraus, als daß er es ſprach: „Aber wie lange wird er ſelbſt es ſein!“

Es war ein disharmoniſcher Klang. Bovillard ſchien es zu überlaufen, was man nennt mit einer Gänſehaut. Es dauerte eine Weile, ehe Herr von Wandel zu merken ſchien, was er angerichtet.

„Nicht wahr, ſprach er, Sie glauben nicht an Ahnungen. Sie beſtreiten die Magie; und Sie haben recht, ſehr recht. Fort damit, ſie drückt unſern Magen. Hätte die Natur denn umſonſt dieſe Bretterwände, Mauern, Körper, die Diſtancen vor uns aufgeführt, damit unſer Auge nicht durch, nicht drüber hinaus ſehen ſoll? Das Trüben iſt nichts für unſre Nerven. Ein Thor, ein Narr, ein Raſender, ein Selbſtmörder, der ein ſchönes Weib, wenn es endlich in ſeine Arme ſinken will, ſtatt es feurig zu umſchließen, feſthält, und mit dem Aug in die Zukunft bohrt, wo auch dieſe letzte entzückende Hülle zu Plunder und Aſche ſinkt, und Modergeruch das Gerippe umhaucht. Nein, meine Herren, das iſt Krankheit, häßliche Krankheit. Hören Sie nicht auf mich. Ich bin's zuweilen, aber ich weiß mich zu curiren. — Ein Glas Wein, feurigen Wein. Nur um zu genießen gab die Natur uns die Sinne.“

Er hatte dies raſch, wie in einer Art Schauer, heraus geſagt, und ſtürzte eben ſo raſch ein Glas Ungar, das Bovillard ihm geſchenkt, herunter.

„Tokayer Eſſenz! Uebrigens — Ihren Seherblick in Ehren, Ihr Geſpenſt ſchreckt mich nicht. Fort müſſen wir Alle, wenn der Vorhang fällt, aber er fällt erſt, wenn das Stück ausgeſpielt iſt.“

Gesetz noch Sitte. Der Schwede blieb der Natur getreuer, welche lehrt, daß kein Blut, kein Saame rein erhalten wird, wenn er sich immer nur in engem Kreise mischt. Gottes Stimme trieb, nach der Mythe vom babylonischen Thurmbau, die Stämme aus einander. Die einfachste Beobachtung der Natur lehrt, daß die edelsten Gewächse entarten, wenn nicht von Zeit zu Zeit wilde Setzlinge eingeimpft werden. In Gebirgsländern säet man mit Gebirgskorn in der Ebene, mit dem unten gewonnenen oben in den Bergen; den Wechsel fand man wohlthätig, ja nothwendig. Es ist bekannt, daß Familien, die immer wieder in einander heirathen, an Geist und Körper schwach werden. Das Wohl der Völker wollte, daß die Fürsten so hoch ständen, daß ihre Geschlechter nur unter einander Ehen schlössen; eine unermeßlich weise Fügung zur Begründung der heiligen Ordnung, deren wir uns freuen, nur sie selbst, die herrschenden Familien, leiden dabei. Der Germanische Adel verkannte ganz die Ordnung der Natur, er verkannte die Wohlthat in der Abstufung, als er die Stände zu Kasten umschuf, als mehr und mehr die Ehegesetze sich zu peinlichen Schranken dazwischen erhoben.

„Die Philoſophie, die uns zu glücklichen Menſchen macht.“

„Und was ein Rieſe in der Entfernung ſchien, ſetzte Bovillard hinzu, wird oft in der Nähe zu einer mittelmäßigen Creatur. — Was beſorgten wir nicht von Stein! Und was iſt er? Pah, er brummt, poltert, übrigens —“

„Laſſen wir ihn in den Akten vergraben ſein! fiel der Legationsrath raſch ein, entſchuldigen Sie mein Intermezzo, eine Aufwallung der Gefühle. Laſſen Sie mich aus dem Spiel und — gehn wir an unſre Geſchäfte.“

Wandel hatte ſich an den kleinen Tiſch geſetzt, auf dem, wie zum Spott, für vier Perſonen vier Aktenhefte, Papier und Federn lagen; das wichtigere Aktenſtück oder Corpus delicti ſtand unter dem Tiſche, der Champagnerkorb. „Von nun an wird Niemand, wer es ſei, eingelaſſen,“ rief Bovillard, als der Kammerdiener die Leuchter auf den Tiſch geſetzt. „Alſo, meine Herren, wir ſtanden bei Artikel zwei —“ rief er noch mit einer Stimme, welche der abtretende Diener im Nebenzimmer hören können. Als die äußere Thür zuklang, erhob ſich der Flaſchenkorb, ein Pfropfen knallte gegen die Decke und drei Gläſer ſtießen gegen einander: „Auf guten Fortgang!“

„Der ſcheint geſichert,“ ſagte Wandel.

„Nur wir verdanken ihn, was ich als Präſident hier auszuſprechen mich für verpflichtet halte, insbeſondre der unermüdlichen Thätigkeit unſeres theuren

Collegen. Herr Legationsrath von Wandel, wiewohl gleichsam nur als Experter zugezogen, hat ſich doch der Sache als Amateur angenommen. Gehn wir demnächſt zur Sache über. Wir ſtanden alſo —"

„Ich erlaube mir, ehe wir fortfahren, eine präjudicielle Bemerkung, hub der Kammerherr an. Ich weiß für gewiß, daß der franzöſiſche Geſandte von unſeren Verhandlungen Kenntniß hat. Sollte durch die unverzeihliche Indiscretion eines Kanzleibeamten demſelben ein Aktenſtück in die Hände geſpielt ſein? Wenn dem ſo wäre, erlaube ich mir, bei unſerm würdigen Herrn Präſidenten den Antrag auf ſtrengſte Recherche deshalb."

„Das Collegium hat den Antrag vernommen, ſagte Bovillard. Ich muß präjudiciell bemerken, daß ich dagegen ſtimmen werde. Wenn das Collegium erlaubt, erkläre ich meine Gründe. *Pro primo* haben wir keine Aktenſtücke, denn es ward nichts geſchrieben, logiſcher Schluß: ſie können nicht abgeſchrieben werden. *Pro secundo* haben wir keine Kanzlei, was nicht iſt kann keine Indiscretion begehen, *pro tertio* würde eine ſolche Unterſuchung den Verdacht der Indiscretion auf ein oder das andere Mitglied unſres hochverehrten Collegii werfen, was wir aus beſonderen und höheren Rückſichten vermeiden müſſen. Herr College von Wandel wünſcht uns ſeine Anſicht mitzutheilen."

„Was das Factum anlangt, ſagte der Legationsrath, ſo muß ich dem geehrten Collegen von St. Real beiſtimmen. Laforeſt weiß es; aber was folgt daraus?

— Laforeſt weiß Alles. Warum ſollte er dies nicht wiſſen. Wer es ihm zuträgt, —"

„Vermuthlich der Champagnergeiſt, rief Bovillard, ſein Glas füllend, daß der Schaum über den Rand ſtieg. Landsleute plaudern gern weiter!"

„Aber es ſchadet unſrer Sache nichts. Diplomatiſche Berichte bleiben verſiegelte Geheimniſſe, und wenn die Archive ſich für Hiſtoriker lüften, kümmert es keinen Lebendigen mehr. Ferner was Laforeſt weiß, weiß er nur für Napoleon oder Talleyrand. Beide werden unſre Pläne nicht contrecarriren. Endlich wenn das Geheimniß auf dem Wege nach Paris auch hier durchgeſchwitzt hätte, was ich nicht in Abrede ſtellen will, iſt die Sache doch zu pikant, als daß der ehrliche Finder den Verräther ſpielen ſollte. Aus dieſen Gründen, meine Herren, erblicke ich in dem hingeſtellten Factum weder Gefahr, noch etwas Hinderliches, und ſtimme, *salvo meliori*, unmaaßgeblich über den Einwand hinweg zu gehen."

Der Präſident blickte, die Feder in der Hand, ſich um. Es war einſtimmiges Concluſum. Der Wein fing an die Zunge zu löſen, und man warf den Curialſtyl mit den Akten in den Winkel.

„Sie alſo tout à fait ébloui?" rief Bovillard nach dem Bericht des Legationsraths.

Der Kammerherr anerkannte mit gebührenden Lobſprüchen die Diligenz, welche Herr von Wandel bewieſen, beſtand indeß darauf, daß die Baronin, wenn die Schwadron vorübermarſchirte, ſich jetzt offen-

ſibler am Fenſter zeige. Es ſei zu viel gefordert, wenn ſein Pflegebefohlener, der Amandus, ſich jedes Mal einbilden ſolle, daß der Kopf der Amanda hinter den Balſamintöpfen verſteckt ſei. Die Imaginationskraft eines Cavallerieofficiers ſei aber nicht die eines Poeten; er müßte ihn alſo dann und wann leibhaftig ſehen, um im Glauben zu verharren.

„Unſer Operationsplan aber forderte Bedacht, entgegnete Wandel. Wir mußten als Pſychologen zu Werke gehen. Wer iſt ſchwerer zu erobern? Sie oder Er? Das war die Frage. Es galt eine Bildſäule zur Galathee zu erweichen, und aus der Galathee eine Potiphar zu machen. Haben wir erſt eine Madame Potiphar, ſo iſt doch keine Sorge darum, daß ein Gardecavallerie-Officier den Joſeph ſpielen ſollte. Dieſe zweite Eroberung machte ſich vielmehr dann von ſelbſt. — A propos, warum ich Herrn Kammerherrn ſo oft erſucht, der Amandus, Ihr Client, darf nicht mehr den Knebelbart ſtreichen.“

Der Kammerherr verſprach, daß es unterbleiben ſolle.

„Sie haben auch gewiß ſchon eine kleine Entrevue in petto, ſagte Bovillard. Sie etwa im Negligee von ihm überraſcht!“

„Wer ſetzt auf eine Karte ſein Ganzes, wenn er im Gewinnen iſt! Wer ſpielt überhaupt ein gewagtes Spiel, wenn er durch arithmetiſche Progreſſionen zum Ziele kommen muß! Der beſte Zauber, meine Herren, iſt, der ſich ſelbſt wirkt, auf organiſchem

Wege. Neugier und Eitelkeit operiren wunderbar in der Pſyche des Weibes. Die geſpannte Erwartung entzündet die Phantaſie. Um zu erfahren, ob es ſo ſei, wie ich angab, gab ſie ſich alle Mühe, den Amandus zu beobachten, und entdeckte nun mit weiblichem Scharfſinn weit mehr, als ein Mann mit ſeiner roheren Wahrnehmungsgabe nur erfinden kann."

„Und die Uhr geht fort?"

„Eine ſchlechte, die man jede Stunde anſtoßen muß. Sie geht ſo normal, daß ich alle Intermezzos und gewaltſame oder nur freundliche Hülfe von draußen wegwünſche."

Bovillard wiegte ſich, beide Hände in den Seitentaſchen, behaglich im Stuhl, und fixirte ſchlau den Redner:

„Wenn der Schalk ihm nicht im Nacken ſäße! Allen Reſpect für ſeine Intuitionen in die Pſyche des Weibes, aber er weiß eben ſo gut, wie man Weiber durch Weiber behandelt, und uns möchte er doch einbilden, daß wir ſeine Agentinnen nicht kennen. In der Jägerſtraße hängt freilich ihr Agenturſchild nicht heraus, aber die Zwirnsfäden ſieht man doch, mit denen Sie Ihre Mirakel weben. Ueberhaupt, cher ami, wozu denn dieſe Myſtères! Iſt gar nicht Ihr Profit, Legationsrath. An Talismänner und Wünſchelruthen glauben wir hier nicht, aber je mehr zweibeinige Maſchinen Einer für ſich in Bewegung zu ſetzen verſteht, ein um ſo größerer Wunderthäter wird er für uns."

Auf Wandels Stirn lagerte ſich eine officiöſe Falte und die Augenbraunen drückten ſich zuſammen:

„Prätendire ich, ein St. Germain zu ſein! Aber der ausgezeichneten Frau thun Sie unrecht. Eine Dame, deren Verſtand in ſo anderen höheren Regionen ſchweift, würde ſich nie zu einer mesquinen Intrigue bequemen; Verzeihung, meine Herren, aber nennen wir die Sache bei ihrem Namen und man muß ſeine Menſchen kennen. Ich hätte nicht einmal gewagt, ihr von der Sache zu ſprechen. Meine Herren, ich wiederhole es, Sie kennen dieſe ſeltene Frau nicht.“

„Holla! Alſo offen ausgeſprochen Ihr Ritter. Und uns den Handſchuh hingeworfen! Kennen Sie ſie denn?“

Nach einigem Schweigen antwortete Wandel: „Nein! — Es giebt Erſcheinungen, wo der Augenaufſchlag die Seele uns erſchließt, andere, wo der geſchickteſte Pſychologe ſein Senkblei umſonſt gebraucht. Ich fühle nur, daß dies Seelengewebe aus ſo zarten, ätheriſchen Faſern zuſammengeſetzt iſt, daß die leiſeſte Berührung unharmoniſcher Töne es zuſammenſchrecken macht; und hinwiederum iſt es von einer Elaſticität, daß ein rauher Anſtoß dieſe Fühlfäden zu hartem Stahl verwandelt.“

„Laſſen Sie ſich nicht erdrücken von dem Stahl. Heim ſagte mal, in der Frau wäre eine cachirte Sinnlichkeit. Gegen die Sinnlichkeit habe ich nichts, aber das Cachirte liebe ich nicht.“

„Dieſe rohen Aerzte, die die Schwungfedern der Seele nur empiriſch betaſten! Da wollen ſie ihren

Mann mit Assa foetida und Valeriana behandeln, und seine Krankheit ist rein eine des Gemüthes. Der Geheimrath lebte längst nicht mehr, wenn sie nicht eine geistige Atmosphäre um ihn zu bereiten wüßte, worin er athmet."

„So schlimm stünde es mit dem Bücherwurm?"

„Sie haben ja auch wohl ihren Bedienten, einen Moribundus. Was quält sie sich ab, diesen Menschen wieder auf die Beine zu bringen! Ich gebe Ihnen zu, es ist vielleicht ein krankhafter Instinct, der Natur in den Arm greifen zu wollen, aber sie will's — sie muß probiren. Die Doctoren haben ihn längst aufgegeben, er ist ja nur ein Bedienter, aber denken Sie — neulich fand ich sie, wie sie von dem theuren Lebensäther, den Herr Flittner präparirt, dem Menschen einflößte. Mein Gott, sagte ich, der Aether ist immer nur ein Palliativ, er läßt die Lebensflamme noch einmal auflodern, aber um so schneller verzehrt sie. Man wendet ihn bei hohen Personen an, wo die letzten Momente kostbar sind; aber dieser Bediente, was kommt es da auf eine Spanne Leben und Bewußtsein an. Er kann Ihnen unter den Händen zusammensinken. Was würden Sie dann sagen? — Ich kann Ihnen das wunderbare Lächeln nicht beschreiben, mit dem sie antwortete: Ich habe mir dann selbst genügt. So ist sie —"

„Eine Schwärmerin! Gehn Sie mir vom Leibe mit ihrem Lebensäther."

„Ich gebe Ihnen gewiſſermaaßen recht, Herr von Bovillard. Das Verhalten zu ihrem Pflegekind könnten ſtrenge Moraliſten auch eine Schwärmerei nennen. Sie opfert ſich ihm ganz und warum? und wie wird es ihr belohnt! Sie wiſſen von der soit disant Verlobung mit dem jungen Schulmeiſter. Eine andre Frau würde außer ſich ſein. Welche Pläne ſind ihr vereitelt. Sie lächelt als Philoſophin.“

„Es giebt Perſonen, auf die alles Mißgeſchick zuſammenſtürmt,“ fuhr er den Kopf ſchüttelnd nach einer Pauſe fort, wo die andern geſchwiegen; der Abſtecher, in welchem der Legationsrath ſich ſo zu gefallen ſchien, kam Beiden ungelegen. „Der Vater des Lehrers, der alte van Aſten, höre ich, brummt über die Sache, und iſt ſogar auf die Geheimräthin ungehalten.“

Bovillard fiel ein: „Die Ehrbarkeit ſeines alten Hauſes fühlt ſich touchirt. Was iſt natürlicher, er ſah ſie mal aus einem andern Hauſe kommen. Um das Renommée eines Hauſes und die Ehrbarkeit iſt's doch eine köſtliche Sache! Was macht der Alte für Geſchäfte damit, mit dem verräucherten Steinhaufen in der Spandauerſtraße, mit dem glatt gepuderten Kopfe, der Catomiene, die ſich nie verzieht, auch nicht wenn er das große Loos gewinnt, mit ſeinen rindsledernen Schuhen, die ſchon eine Viertelmeile weit knarren! Das iſt ein Reſpect auf dem Markte, an der Börſe, wenn der alte van Aſten mit ſeinem Bambusſtocke heranbuſtet. Und das nennt die Canaille nicht Diplomatie.“

Der Geheimrath ſchien vergnügt, von dem ihm ſichtlich unangenehmen Gegenſtande abgelenkt zu haben, während der Kammerherr mit eben ſo ſichtlicher Ungeduld meinte, man komme ja ganz von der Hauptſache ab.

„Mademoiſelle Alltag bleibt indeß immer eine ſehr intereſſante Nebenſache," lächelte der Legationsrath.

Bovillard ſtichelte, er hege den Verdacht, daß ſein Freund eine noch vornehmere Agentin in Contribution geſetzt. Wandels Stirn legte ſich diesmal nicht in efficiöſe Falten, ſie blieb ganz glatt, als er erwiederte:

„Herr von Bovillard will damit andeuten, was Herr von Laforeſt dazu ſagen dürfte, wenn ich mit der ruſſiſchen Fürſtin communicire. Laforeſt weiß, daß ich Kosmopolit, und die Prinzeß, daß ich ein Sünder bin. Der Unterſchied iſt nur, daß Herr von Laforeſt es aufgiebt, die Fürſtin aber noch nicht, mich zu ihrem Glauben zu bekehren."

„O der Verräther! Nun iſt er auch geſtändig, unſre Geheimniſſe an Rußland verrathen zu haben!"

„Hat aber damit den Beiſtand ſeiner Diplomatie erkauft. Schlagen Sie dieſen Beiſtand nicht zu gering an, meine Herren. Ihre Erlaubt intereſſirt ſich wirklich en passant für die Baronin Eitelbach."

„Sie will ſie zur Sünderin machen, um ſie nachher zur Heiligen zu bekehren. Delicieux! Magnifique der Gedanke!"

„Meine Herren, ſagte der Legationsrath ſich ver-

neigend, ich habe nun das Meine gethan. Die nächste Action muß vom Rittmeiſter ausgehen."

Man ließ die Gläſer auf den Strategen und ſeine Agentinnen klingen. St. Real's Bericht war kürzer:

„Sie glauben nicht, wie ſchwer es uns ward, den Stier auf die Spur zu bringen. Als es indeß ſo weit war, ging es auch wie ein Brummkreiſel, der nicht mehr zu ſich kommt. Oder es überſchauerte ihn wie ein Donnerwetter mit Platzregen. Der Mann iſt vollkommen ausgetauſcht, weich ſage ich Ihnen, wie Wachs. Sein Gewiſſen gerührt; er delirirt, verwünſcht zuweilen ſeinen Knebelbart, ja es giebt Augenblicke, wo er ihn abſchneiden möchte. Nach dem letzten Billet wollte er wirklich Urlaub nehmen. Wir hatten Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß das jetzt als Feigheit ausgelegt werden könnte. Mit einem Wort, er iſt zu allem bereit, was das verehrte Collegium über ihn beſchließt. Nur muß man ihm zu Hülfe kommen. Er ward ordentlich jungfräulich ſchüchtern aus Gewiſſensbiſſen, daß er eine ſchöne Dame, die ihn liebt, ſo lange und grauſam beleidigt hat."

Man ſchmunzelte ſtillen Beifall. Die moquante Miene des Geheimraths ſprach von einem aufſteigenden Wetterleuchten: „Ein ſuperber Menſch! Läßt ſich ſtellen und ſchicken, wo man will, alles aus Pflichtgefühl. Statt ſolche Talente nun zu nutzen, läßt ſie der Staat in Wachtſtuben verkommen!" Doppelte

Wie heilig glänzt aus der Verderbtheit der Römisch-Griechischen Zeit der juristische Satz heraus: femina finis familiae! „Mit dem Weibe hört die Familienverbindung auf!“ Damit war die Heiligkeit der Ehe ausgesprochen. Das Weib soll Vater und Mutter verlassen, des Mannes willen; ebenso ist sie losgerissen von dem Geschlechte, dem sie durch Geburt angehörte, denn sie tritt in eine höhere Verbindung, auf der der Grund der Staaten beruht. Das Weib ist mit dem Manne eins. Die von höherer Geburt sich entschließt, einen Niederen zu heirathen, darf nicht in trauriger Halbheit Ansprüche machen auf die Ehren des verlassenen Standes, sie muß dem erwählten Gatten ganz folgen. Die Frau aber aus niederm Stande wird von dem höhern Manne ganz heraufgezogen in den seinen; sie ist ihm gleich, sie ist abgeschnitten, auf immer getrennt von dem Stande, den sie verlassen. — Diesen heiligsten Satz erkannten unsere Vorfahren nicht an. Die Reinheit des Blutes ward aus der Wahrheit zu einem Phantom. Was halfen die wohlthätigen Verbote der Kirche gegen zu nahe Heirathen, was half es, daß sie die Grade der unerlaubten Verwandtschaft immer

Pflicht für uns, meine Freunde, ihn zu pouſſiren.“ „Aber was nun weiter?“ ſagte der Kammerherr.

Der Geheimrath nahm die Präſidentenmiene an: „Unſer Thema alſo war, ſie ſollen und müſſen ſich verlieben. In der Ausführung ſind wir auf den Punkt angelangt: ſie ſtehen im Begriff ſich zu verlieben. Die nächſte Frage iſt nun: wie ſoll dieſer Prozeß weiter geführt werden? und die darauf folgende, welchen Ausgang ſoll er nehmen?“

„Als Tragödie oder als Komödie?“

„Nur keine Tragödie! Haben draußen Trauerſpiele genug. Höchſtens etwas Sentimentales, ein wenig Jammer, unterbrochen durch einige Affectblitze, Verzweiflungsſeufzer, einige Thränen, etwas Menſchenhaß und Reue, pour decorer la situation, aber ſo wenig wie möglich.“

„Eine Zwiſchenfrage, meine Herren. Wünſchen Sie die Sache ſchnell zum Reſultat geführt?“

„Legationsrath, was fällt Ihnen ein! Wir führen ja das Stück zu unſerer Recreation auf.“

„In dieſem Falle wird es nöthig einen Hemmſchuh anzulegen; denn laſſen wir die Dinge ſich jetzt entwickeln, ſo platzt über kurz die Erklärung heraus und endet in einer Liaiſon oder einem ſtillen Seelenbündniß.“

„Zum Geier mit Ihrem Seelenbündniß! Auf Eclat kommt's an, Schauſpiele ſoll's geben, einen Scandal, daß die Stadt die Hände zuſammenſchlägt.“

„Excellenz meinten nicht ſo — “ warf St. Real ein.

„Excellenz iſt ein Hypochonder geworden. Wer

A geſagt muß B ſagen. Keine Retiraden! Hemmſchuhe meinetbalben. Erſinnen Sie was. Warum ging Ihr verfluchter pſychologiſcher Prozeß auch mit Siebenmeilenſtiefeln? Etwas von Rendezvous auf Redouten, oder im Mondenſchein, wo man zuſehen kann. Dann Hinderniſſe! Wenn Eitelbach nicht will, ſo werden Sie ja ſchon Ehrenwächter finden. Kann man nicht eine Prinzeſſin, oder die Königin für die Tugend der Baronin intereſſiren. Grauſame Trennungen, überraſchendes Wiederſehen!“

„Er könnte wie Leander zur Hero ſchwimmen! Die Spree iſt nur nicht breit genug.“

„Imagination, meine Herren! Sie können ſich in einer Kutſche ein Rendezvous geben, ſie wird als verdächtig angehalten, beide auf die Wache gebracht.“

„Nur nicht auf die Wache! Das iſt ein zu häßlicher Eclat!“ rief der Kammerherr.

„Oder er ſteigt zu ihr ein. Der Nachtwächter entdeckt die Leiter, Lärm wird gemacht, man ſucht nach Dieben.“

„Wünſchen Sie, daß er mit Madames Bewilligung eingeſtiegen iſt?“ fragte Wandel.

„Beſſer nicht. Nein, er muß es in toller Leidenſchaft thun. Sie muß außer ſich ſein. Man kann ſie ja vorher wieder ein Wochen gegen ihn eingenommen haben. Sie wird empört, daß er ihren Ruf aufs Spiel ſetzt. In tugendhafter Entrüſtung befiehlt ſie ihm, ſich nie wieder vor ihr ſehen zu laſſen. Er ſtürzt ihr zu Füßen, hilft nichts, er muß wieder zum

Fenſter raus. — Da fehlt die Leiter, der Lärm geht los. Denken Sie ſich die pikante Situation! Sie in Zorn, er in Verzweiflung. Je größer die Gefahr, je näher die Tritte, ſo mehr ſchwindet ihr Zorn, das Mitleid ſiegt, das Bekenntniß ihrer Liebe platzt heraus. —"

„Und? —"

„Zur Zärtlichkeit iſt da nicht Zeit. Immer Aufſchub. Die Polizei ſchlägt an die Thür. Sie muß ihn verſtecken — in den Kleiderſchrank."

„Da kriegen Sie den Rittmeiſter nicht mehr rein!" lächelte St. Real.

„Es wird ſich ja ein Verſteck finden. Laſſen Sie ihn auf den Boden ſpringen, auf's Dach klettern."

„Und! — Er muß doch auch vom Dach wieder herunter. Ich meine, was das Ende vom Liede ſein ſoll?"

„Kommt Zeit, kommt Rath, Legationsrath; ſchlagen Sie einen alten Roman nach. Vom Dach werden wir ihn nicht fallen laſſen."

„Mit einem Worte, verlangen Sie eine Entführung oder nur —"

„Prächtig! eine Entführung. Göttermenſch, Sie ſtehlen mir's aus der Seele. Wie lange iſt in Berlin keine entführt worden. Das giebt ein Gerede, Kinder, einen Spaß! Ich will ſelbſt die Poſtrelais bezahlen, mit Seegebarth ſprechen, die ſchnellſten Poſtpferde ſollen ſie haben."

St. Real ſchüttelte den Kopf: „Alles ſehr ſchön. Wer ſoll ſie aber verfolgen?“

„Nun, ihr Mann!“

Kaum war es über die Lippen, als er ſelbſt in das ſtille Gelächter der Andern einſtimmen mußte.

„Er lacht ſich vor Vergnügen todt, wenn er's hört.“

Es war ein unerwarteter Querſtrich.

Bovillard riß die gekreuzten Arme aus einander, mit denen er eine Weile vor ſich ſinnend geſeſſen. „Er thut's doch vielleicht!“

„Der Baron! Er ſchämte ſich in den Tod, daß man ihn für eiferſüchtig hält.“

„Wer ſpricht von Eiferſucht, St. Real! Neunzigtauſend Thaler gehn ihm durch. Kann er neunzigtauſend Thaler mir nichts dir nichts über die Gränze laſſen!“

„Neunzigtauſend Thaler,“ wiederholte der Legationsrath.

„Sie haben freilich getrennte Gütergemeinſchaft, ſagte der Kammerherr. Ihn ſchätzt man eben ſo hoch.“

Hundert achtzigtauſend Thaler unter Brüdern, meine Herren, fuhr Bovillard fort, die zerreißen wir. Bedenken Sie das wohl.“

„Hundert achtzigtauſend Thaler!“ wiederholte der Legationsrath.

„Was ſo ernſthaft, Wandel?“

„Die Sache iſt es. Er müßte ſich nach dem Eclat ſcheiden laſſen, ſie würde den Rittmeiſter hei-

rathen, und wir verschaffen ihm eine Frau mit neunzigtausend Thalern. Meine Herren, Sie räumen mir ein, daß die Sache dadurch ein ganz anderes Fundament gewinnt. Es ist kein Divertissement mehr, es wird zu einem reinen Geschäft, und wir müßten uns fragen — das heißt, ich bitte Sie, sich darüber zu entscheiden, welche Raison Sie haben, den Herrn von Dobleneck zu einem reichen Mann zu machen?"

„Raison! Pah, was kommt's drauf an! Und hab ich keine! Der Rittmeister hat sich nobel gegen meinen Taugenichts benommen. Blutvergießen verhindert. Sie auch, Legationsrath. Wollen Sie sie entführen? Hätte nichts dagegen. Neunzig tausend Thaler, wir sind ja in einer generösen Laune und er hat Schulden wie Haare auf dem Kopf."

Die vierte Flasche war entkorkt und die Gesichter leuchteten. „Handeln wir wie die Vorsehung, welche die Güter dieser Welt ausgleicht. Angestoßen auf den großen Gedanken, Freunde! Für die Menschheit —"

„Das heißt für Stiers Gläubiger."

„Das Gefühl uneigennützigen Handelns für die Zwecke der Humanität stärke uns. Reine Liebe edler Seelen, neunzigtausend Thaler in ersten Hypotheken und schlesischen Pfandbriefen, und eine wunderschöne Frau und dumm! Was Götter selbst beneiden könnten, wir schenken's einem verschuldeten Cavallerieofficier."

Der Legationsrath stimmte nicht in die Ausge-

laſſenheit: „Sie zerſtören Ihre eigenen Beſchlüſſe, wenn Sie zu haſtig losgeben.“

„Legationsrath, ein edler Entſchluß darf nicht Runzeln bekommen.“

„Aber ein Witz nicht zur Speculation werden, ſonſt bricht ſeine Spitze. Conclusum est —“

„Sie ſollen ſich noch eine Weile quälen,“ ſagte der Kammerherr.

„Hatte ich es beinah vergeſſen! 'S iſt mein gutes Herz. Ich kann nun einmal Unglückliche nicht leiden ſehn. Alle Menſchen ſind ja Brüder —“

„Und alle Frauen Schweſtern! ſagte Wandel aufſtehend. Aber ich muß Contreordre geben, wenn's nicht ſchon zu ſpät iſt.“ Er zog die Uhr, und ſtampfte auf. „Wahrhaftig, es iſt ſchon zu ſpät.“

„Was iſt's?“

Sie ſtanden nicht mehr ganz feſt, als ſie jetzt aufſtanden. Der Legationsrath ſtrich über die Stirn.

„Unſer Joſeph geht heut an Madame Potiphars Haus vorüber. Ein leiſes Schluchzen ſollte ſeine Schritte feſſeln —“

„Ei, Herr von Wandel, mir ins Gehege! rief der Kammerherr. Der Joſeph war zu meiner Disposition.“

„Verzeihung! Ich wollte Sie überraſchen; es war gut gemeint. Eine ſchluchzende Geſtalt am Balſaminenfenſter ſollte ein Bouquet auf ſeine Bruſt fallen laſſen; — eine raſche Entwickelung ſtand dann in Ausſicht. Wer konnte den heutigen Beſchluß ahnen!

Um zehn Uhr war's bestellt, und es ist ein Viertel auf eilf. Vielleicht kann ich noch retten."

Bovillard fiel ihm in den Arm: „Bleiben Sie, laßt sie glücklich sein, wir sind's ja auch. Glückliche Menschen machen, was giebt es Schöneres unterm Sternenzelt. Fand einmal meine Selige in Thränen über Lafontaines neuesten Roman: Kriegen sie sich nicht? frage ich. — Nein, schluchzt sie, er ist so grausam. — Pfui! sage ich. — Er ist erst am Ende des ersten Bandes, sagt sie. — Er muß! sage ich. — Wie kannst Du's? — Da klopft es. Wer tritt ein? Herr Lafontaine. Ich riß meine Selige auf, ich zeigte ihm ihre rothen Augen: Barbar, das ist Ihr Werk; können Sie's ruhig ansehen? Eine Thräne der Rührung, eine Thräne der Versöhnung. — Er küßte ihre Hand. — Sie sollen sich kriegen, Madame! — Auf der Stelle ließ ich ihn zu Herrn Sander fahren, dem Buchhändler. Zwei Bogen wurden maculirt, und nach acht Tagen kriegte sie die ersten des zweiten Theils. Schon im ersten Kapitel hatten sie sich gekriegt. — Den Jammer sparte er nachher für die Ehe — zwei Bände voll!"

„Das nenne ich einen exemplarischen Ehemann!" sagte Wandel.

„Und Herr Lafontaine kriegte die Präbende!" bemerkte St. Real.

„Eine gute That belohnt die andre."

Schon als Bovillard den Dichter Lafontaine klopfen ließ, hatte man ein starkes Pochen an der

Hausthür gehört, darauf einen Lärm von mehren Stimmen; die des Kammerdieners war deutlich zu erkennen, welche Eindringenden den Zutritt verwehren wollte. Eine andre Stimme tönte aber scharf hindurch, welche den Legationsrath zu frappiren schien, auch der Kammerherr horchte aufmerksam. Nur der Geheimrath hörte in seiner Aufregung erst darauf, als feste Männertritte die kleine Hintertreppe heraufstürmten. „Sie dürfen nicht, ich darf Niemand reinlassen," schrie der Kammerdiener, der um die Wette mit dem Stürmenden zu laufen schien. „Aber mich!" rief es. Darauf ein Fall, der Diener mußte zurückgestoßen sein, und die Thür sprang auf.

„Was bedeutet das!" rief der Geheimrath, einen Leuchter ergreifend, und wollte ins Kabinet.

„Das Vaterland!" rief die Stimme im selben aufgeregten Tone, als der Geheimrath schon, wie von einer Erscheinung erschreckt, zurückprallte. Der Leuchter entfiel ihm.

Der Legationsrath hatte hastig den Hut gefaßt, als er den Eintretenden erblickte, der Kammerherr folgte ihm eben so schnell. Der Geheimrath Bovillard blieb mit der Erscheinung allein im Zimmer.

Siebenzehntes Kapitel.

Vater und Sohn.

Wer den jungen blassen Mann gesehen, der in vernachlässigtem Anzuge, unfrisirtem Haar, die Hände auf dem Rücken, durch die Straßen schlenderte, von der frühen Nachmittagsstunde bis zum späten Abend, bald die Augen in den Himmel, bald auf das Pflaster gerichtet, wäre versucht gewesen, in ihm ein unheimliches Wesen zu entdecken, das losgerissen aus den Kreisen einer Ordnung, denen es in anderen Zeiten angehört, nun spukhaft durch sie wandelt, neugierig, gleichgültig, schadenfroh, wie man will. Entweder einen Bummler oder ein Hoffmannisch Gespenst. Jene gab es noch nicht; an Gespenster durfte damals kein Gebildeter in der Residenz des Staates der Intelligenz glauben. Und doch war es etwas Verwandtes.

Louis Bovillard war entlassen. Er war ein stiller Gefangener gewesen; die Beamten waren erstaunt darüber, er hatte diesmal keinen Streit angefangen, keine Scheibe zerschlagen, keinen Wärter

zur Thür hinausgeworfen. Er hatte, in ſich verſunken, da geſeſſen, bis die Stunde der Befreiung ſchlug. Nichts von der Außenwelt war zu ihm gedrungen; da war es doch natürlich, daß er ſich jetzt orientiren wollte in der ihm fremd gewordenen. Wohl hatte es durch die dicken Mauern geklungen von außerordentlichen Dingen, von einer Stimmung, die nie da geweſen, von einem heißen Fieber, das die Glieder ſchüttle, von einem Geiſt im Volke, der den langen Winterſchlaf von den Lidern ſtreife. Im Gefängniß träumt man lebendiger von der Freiheit. Er aber hatte auf ſeinem Holzbett ſtumm gelächelt; ſeine Träume waren anderwärts.

Und jetzt lächelte er wieder, wenn er durch die bewegten und ſtillen Straßen ging. Sie waren ſo breit, ſo todt und ſo geräuſchvoll, wie immer; die Mühlen klapperten, die Menſchen ſchwatzten wie immer. „Was ſuchen Sie, Bovillard?“ fragte ein Bekannter, der ihm nicht ausweichen können. — „Die Stimmung,“ war ſeine Antwort. Der Calculator ſtutzte, aber er erinnerte ſich, daß Bovillard Klavier ſpielte. „Sie ſuchen einen Stimmer? Ihr Klavier“ — „Iſt total verſtimmt,“ antwortete der junge Mann und wandte ihm den Rücken.

Ein Plakat an der Ecke! Vielleicht ein Aufruf des Königs an ſein Volk? — Nein, verlorne Sachen, drei Auktionen! Doch, auf der andern Seite eine obrigkeitliche Bekanntmachung: eine Warnung vor falſchen Zweigroſchenſtücken, die ſich in Oſtfriesland

weiter ausdehnte? Immer enger umspann sich jeder Kreis und das Zunftgeschrei erhob sich, wenn ein Hahn über den Pfahl flog. „Der Adlige heirathete nur die Adlige, der Bürger nur die Bürgerliche, der Bauer nur die Bäuerin. Schon drei Kreise, welche den freien Blutlauf hemmten, und doch, wie viel kleinere Kreise noch in jedem von diesen. Daß, wenn das Blut stockte und dumpf ward in dem kleineren Kreise des Adels, es durch neue Setzlinge, durch eine Mischung mit dem Bürgerblute Frische und Wärme gewinnen möge, — daß das Bürgerblut sich durch das des Bauern neu beleben möge, diese tiefe Bedeutung der Stände — die Regenerationskraft von unten herauf, mochte man nicht ahnen. So ging der stolzeste und schönste Adel unter — der Spanische. Man betrachte die Abkömmlinge der Granden! In Italien hörte der Bauernstand längst auf; wo darf man nun in der allgemeinen Entartung, in der traurigen factischen Gleichheit — denn tönende Titel machen hier nichts aus — die Elemente zu einer Regeneration des unglücklichen Landes suchen? Das fürchterlichste Beispiel der Thorheit liefert der Venetianische Staat und sein Adel. Dieser

bedenklicherweise gezeigt, und eine Einschärfung von Gouvernement und Polizei, wie die unter den vorigen Königen erlassene Verordnung noch jetzt in voller Kraft sei: daß die sogenannten Zelte und Gebäude im Thiergarten nach wie vor nicht massiv, vielmehr nur von Brettern gebaut werden dürften. — Auf dem Papier stand das Gesetz, im Thiergarten baute man, wie man Lust hatte.

Er trat an eines der noch seltenen und sehr bescheidenen Schaufenster, wo Kupferstiche aushingen. Vielleicht die großen Generale des letzten Krieges. Würden endlich Erzherzog Karl und die Andern die Bilder der französischen Generale verdrängt haben? — War keine Generale! Nur König und Königin, wie sich's gebührt; Schauspieler und Schauspielerinnen, der Jubelgreis Erman, der Astronom Bode mit einem Sternenkranz um die Schläfe. Er hatte ja einen neuen Kometen am großen Bären entdeckt.

Willenlos führten ihn seine Schritte in einen Buchladen. Er fragte nach Novitäten für die Zeitgeschichte. „Warum sind des Kanzleidirektors Kistmacher in Breslau Gedichte merkwürdig?" — „Haben Sie nicht in der Vossischen gelesen? Er zeigt seinen Freunden an, daß er mit Gott und seinem König heut gesund und munter in sein neun und fünfzigstes Dienstjahr tritt. Das hat denn gleich Nachfrage nach den Gedichten gemacht." — Der Buchhändler hatte noch einen interessanten Beitrag für „unsre Zeitgeschichte!" „Zuverlässige Nachrichten von

der Sack'ſchen Familienſtiftung zu Glogau, zum Unterricht für Stiftsberechtigte." Sie hatten eben die Preſſe verlaſſen. „Die Lectüre ſoll mich heut Nacht erquicken!" ſagte Bovillard und ſteckte das Heft in die Taſche.

Er maß die Schritte von der Quadriga bis zu Prinz Heinrichs Palais; ſieben Mal hatte er die Länge der Linden gemeſſen und nichts geſehen, als welke Blätter. Die Geſichter, denen er begegnete, die Blätter, die der Staubwind um ſeine Füße kräuſelte, verſchmolzen ſich. Seine Phantaſie ſchweifte in eine Wüſte; er grübelte, warum die Natur ihnen die Quellen verſagt, warum keine Erdbeben die Sahara erſchüttern; Vulcane erheben ſich doch aus dem Meere.

Er ſaß in einer Weinſtube. Er hörte viele Stimmen. Viele Stimmen machen eine Stimmung. Männer der Wiſſenſchaft zu ſeiner Linken, Männer der Praxis zur Rechten, Männer der Kunſt kamen, als das Theater aus war. Man ſprach links und rechts vom Fortſchritt. Wie viel öffentliche Vorleſungen befriedigten nicht die Wißbegier! Klaproth über Chemie für Jedermann, Fiſcher über Experimentalphyſik und der gelehrte Bendavid las gar über Geſchmackslehre! Aber dann brauſte der Streit von der Rechten zur Linken, und im Centrum über das Stück des Tages: „Die Organe des Gehirns." Wer war größer, Kotzebue oder Iffland? Kotzebue, der mit beißender Kritik, mit überſprudelnder Laune, die neue Chimäre der Wiſſenſchaft geißelte, der Gall

auf immer vernichtet hatte, oder der unvergleichliche Mime, der heute den Lear und morgen den Kannegießer mit gleicher Virtuosität spielte? Iffland drückte Kotzebue zu Boden. Alle Lippen bebten vom Lobe des Mimen; man anatomisirte den kleinen Finger seiner linken Hand, mit dem er ein widerstrebendes Gefühl ausgedrückt, man zerschnitt seine carrirte Weste, welche die Zersetzung eines sublimen Gedankens in eben so viel Theile darlegte. „Und Fleck ist doch größer!" trumpfte ein stabiler Gast auf den Tisch. — Warum, Renommist? „Er schafft, Iffland copirt." — Kunst und Natur, ein ewiger Streit, man überschrie sich; die Gläser klirrten, die Köpfe wurden heiß. „Und alle Eure Kunst ist doch nur Chemie, schrie der Renommist. Die Pest auf Dichter, die nur die Schädellehre zersetzen, aber keinen Schädel lebendig machen."

Er setzte sich von den Genialen zu den Philistern; doch es waren Philister des Fortschritts. Die Emdener Heringsfischerei hatte zum ersten Mal Dividenden ausgetheilt. Und die Chaussee von Potsdam nach Brandenburg war ehegestern fertig geworden. „Meine Herren, das erwägen Sie, man kann von nun an in neun, ja vielleicht künftig in sieben Stunden von Berlin nach Brandenburg fahren! Und wie lange ist es her, wo wir einen Tag brauchten durch den Sand, um nur nach Potsdam zu kommen! Das war ja schon ein ungeheures Evenement. Wenn das der alte Fritz erlebt hätte! Bis Potsdam wie auf einer Diele! Und das hat unsre Regierung ge-

than, und doch ſind ſie nicht zufrieden! Ich frage Sie, was verlangt man denn noch? Sollen wir fliegen? Ja ſchöne fliegen, wenn Krieg kommt!" — „Nur die unruhigen Köpfe, Herr Hofrath!" — „Ganz richtig, Herr Nachbar, was geht uns Oeſtreich, was geht uns der Napoleon an!" — „Jetzt will jeder Menſch eine Meinung haben, und alle Welt ſoll man fragen." — „Der alte Fritz fragte Niemand, und es ging doch." — „Ganz recht, Herr Geheimſecretair, es ginge auch noch, wenn nur eben nicht die unruhigen Köpfe wären." — „Und werden die Emdener wieder Dividenden zahlen, wenns losgeht?" — „Werden ſich hüten, Herr Hofrath! Mit Handel und Verkehr, mit Fabriken und Allem iſt's aus." — „Friede! Friede!" war das Loſungswort in der Ecke. Ein Zeitungsleſer, der zugehört, lächelte. Da hören Sie das allerliebſte Gedicht: „Pensées sur la position d'àprésent." — „Die Voſſiſche Zeitung hat immer allerliebſte Gedichte."

Er mußte es vorleſen:

„Je souhaite la paix en tout
Entre l'amante et son amant, et la femme et son époux.
Beaucoup de pleurs seroient épargnées
Si Mars sauvage encor voulont se reposer.
L'éspérance consolante me reste encore,
Que les mères et les épouses ne pleureront
De leurs fils et maris la mort.
Et que le transport des canons
Et toutes ces préparations
A la paix universelle serviront."

„Charmant!“ — „Allerliebſt!“ — „Das iſt Poeſie!“ — „Das iſt noch ein Dichter, der Gefühl hat.“ — „Nein, eine Dichterin; es ſteht drunter Philippine de B.“ — Die poetiſche Entzückung hatte die andre Seite der Geſellſchaft aufmerkſam gemacht, Einer das Zeitungsblatt ergriffen und in anderem Pathos die Poeſie vorgeleſen: „Von Bovillard! rief er, das riecht nach ſeiner Poeſie!“ und ein ſchallendes Gelächter beſtätigte im Chor.

Louis Bovillard hörte es nicht mehr. Er hatte ſogleich den Verfaſſer errathen. Sein Vater liebte ſeine zarteren Gedanken, wie er es nannte, unter weiblichen Namensſchiffren ins Publikum zu ſchicken. Er irrte wieder durch die dunklen Straßen. Verſpätete Theatergänger. Iffland und immer Iffland! — Verliebte Pärchen; ſüßes Geflüſter, aufgeſchreckt durch ſeinen rauhen Fußtritt. — „O Liebe, du Zauberin, lachte der Dämon in ihm, nur in die laue Nacht brauchſt Du den Arm zu ſtrecken, und die Herzen ſetzen an, wie die Fliegen an die Leimſtange.“

In der einſamen Straße, durch die er einbog, ſtand ein Militair an ein Haus gelehnt in horchender Stellung. Aus dem geöffneten Fenſter oben blickte verſtohlen eine weibliche Geſtalt ſich um, und als ſie Niemand zu ſehen glaubte, fiel ein Blumenſtrauß auf den Lauſcher. Als der Militair das Geſchenk an ſeine Bruſt drücken wollte, fühlte er ſeinen Arm gepackt. Ein Halt! dröhnte durch die Stille, im ſelben Augenblick klirrte das Fenſter zu.

Zorn und Schreck hatten nicht Zeit über den Vorrang zu ſtreiten, als die Erkennung ſchon erfolgt war.

„Bovillard! — Plagt Sie der Teufel! — Wo kommen Sie her?“

„Aus meinen Banden.“

„Wohin ſoll's?“ fragte Dohleneck ſchon mit gerunzelter Stirn.

„In die Freiheit.“

„Sie brauchten Andere nicht mit ſich zu reißen.“

„Nur die ich liebe.“

Der Rittmeiſter hatte ſich eine Weile in der erſten Ueberraſchung von ihm fortziehen laſſen. Jetzt erſt, nachdem ſie um die Ecke waren, hatte er Poſto gefaßt:

„Himmel, Sakkerment, Bovillard, Red und Antwort, was war das! Wenn einer bis über die Ohren verliebt iſt —“

„Einen Eimer Waſſer ihm über den Kopf. Was ſich liebt auseinander zu ſcheuchen, iſt heut mein Plaiſir.“

„Sie kommen aus dem Tollhauſe, oder —“

„Ich ging aus mir ſelbſt, wollen Sie ſagen.“

„Warum?“

„Weil es mir zu eng drin ward.“

Der Rittmeiſter hatte ſich erholt: „Wenn Sie es nicht wären! Wiſſen Sie, was Sie thaten?“

„Zur Hälfte.“

„Sie ſtörten —“

„Einen halben Ernſt, das iſt möglich, gewiß, eine ganze Poſſe.“

„Neulich vertraute ich Ihnen —“

„Ein namenloſes Liebesabentheuer zur Hälfte. Und wenn es dies war, gratulire ich Ihnen, wenn ich auch die andere Hälfte verdarb.“

„Kennen Sie das Haus?“

„Nein, weiß wahrhaftig nicht mal, welche Straße es war. Aber auf das Soubrettengeſicht fiel grade ein Lichtſchein aus dem Fenſter drüben.“

„Ein Soubrettengeſicht! Eine majeſtätiſch ſchöne Frau!“

Boyillard lachte: „Ein durchtrieben Schelmengeſichtchen, und hinter ihr guckte ein Bedientengeſicht — für ſo was hab ich Augen. So wahr der Wolkenſtreif eben durch die Mondſichel geht, man wollte Sie foppen!“

„Nein, Sie täuſchen ſich.“

Ein ſanfter aber feſter Händedruck antwortete ihm: „Darin täuſch ich mich nie. — Sie ſind betrogen — von wem? Das iſt gleichgültig — diesmal von denen da oben am Fenſter —“

Er hatte ihm das Bouquet aus der Hand genommen: „Fort mit dem Bettel! Wer weiß in welcher Hand er war!“ Er ſchleuderte es über die Straße. Sie gingen ſchweigend neben einander. Was in der Bruſt des Officiers arbeitete, konnte nicht heraus.

„Laßt die Motten ins Licht fliegen, es iſt ihre Beſtimmung. Sie, Dohleneck, ſind zu gut dazu, zu argloſ.“

„Sie ſollen darüber richten, ſprach der Rittmeiſter plötzlich ſtehen bleibend. Grade Sie, Gott weiß woher, ich traue Ihnen, obgleich — verteufelter Gedanke, wenn man mich wieder in den April geſchickt!“

„Sie ſpielen alle Komödie! rief Bevillard in die Wolkenzüge am Himmel blickend. Das iſt ihre Beſtimmung. Warum träufte die Natur dieſen Reiz in unſer Blut, dieſe Mottenluſt in unſer Hirn! Aber ſo wollen ſie uns vielleicht! Daß unſer Auge ſchwimmt, unſer Mark weich wird, unſre Spannkraft erſchlafft, das Hirn unfähig einen Gedanken feſtzuhalten, der Geiſt zittert vor dem Entſchluß, der Arm vor dem Schlag. Dieſen goldenen Semeleregen ſehn ſie mit ſtillem Vergnügen auf das Geſchlecht rieſeln, damit die Titanenenkel ausgehn ſollen aus dem lebendigen Geſchlecht. — Rittmeiſter! rief er. Soldat des Königs! Wenn die Welt in Brand ſteht, iſt's dann Zeit wie Schmetterlinge um die Flammen wirbeln! Wollen Sie das Haus ſtürmen, auf einer Leiter durchs Fenſter brechen. Mein Wort, da helf ich Ihnen. Kommen Sie, fordern Sie Wahrheit! Wollen Sie ein ſchönes Weib entführen, das Sie genarrt, erzürnt hat, ich bin dabei. Gewalt, Gewalt! Das iſt noch ein Wort, ein Sturmglockenlaut, der in den Himmel dröhnt. Wollen Sie? Auf der Stelle — nur nicht Seufzer, nur nicht Liebesblicke, kein Buhlen um Gunſt, keine Küſſe. Ja — ein Weib, was mich haßte, mit einem Fußtritt mich von ſich ſtieße —“

In dem Augenblick raſſelte eine ſtaubbedeckte Kaleſche um die Ecke. Bei der raſchen Wendung mochte das Hinterrad an einen Stein geſtoßen ſein, das Rad brach und der leichte Wagen ſtürzte um. Schon im nächſten Augenblick hatte der darin Sitzende mit einem Fluch ſich aus dem Wagen gearbeitet. Der Fluch galt den Pferden, oder dem Kutſcher, eine barſche Zurechtweiſung den Beiden, welche zum Helfen hinzugeſprungen waren. Auf ihre Frage, ob er keinen Schaden gelitten, antwortete der Mann, der ſeinen militairiſchen Mantel in die Kaleſche zurückwarf und haſtig nach einer Ledertaſche griff: „Das wäre das Wenigſte!“

„Verfluchter Kerl, warum hier grade! rief er ſich umſehend dem Kutſcher zu. Es iſt ja noch eine Viertelſtunde bis zum —“ Er nannte den Namen eines Miniſters.

„Wenn es Ihnen darauf ankommt, führe ich Sie auf kürzerem Wege dahin?“ ſagte Bovillard.

Es war ein Courier. Der Rittmeiſter, im Schein der Laterne, bei welchem der Reiſende die Ledertaſche beſah, erkannte einen befreundeten jüngern Officier.

„Was bringen Sie in Ihrer Taſche, Schmilinsky?“

„Brennend Feuer,“ antwortete der Feldofficier, indem er die Taſche wieder zuſchloß. „Ja auf dem nächſten Weg, meine Herren, zum Miniſter.“

Der wohlbeleibtere Cavallerieofficier hatte Mühe, den Beiden nachzukommen.

„Was brennt denn?“ fragte Bovillard, als ſie ihre Schritte mäßigten, um Athem zu ſchöpfen.

„Ich habe keinen Grund, ſagte der Courier, geheim zu halten, was mir auf dem Fuße nachkommen muß. Ja, ich wundre mich, daß das Gerücht mir nicht vorausgeeilt iſt, weil ein ähnlicher Unfall mich unterwegs aufhielt. Ich glaubte Berlin ſelbſt in Aufruhr, und finde eine Kirchhofsruhe. Am Thor wußte man noch nichts.“

„Was iſt's?“

„Die Franzoſen ſind eingebrochen.“

„Wo?“ fragte es mit einem Munde.

„Wie ein Platzregen in's Anſpachſche — Bernadotte — mit neunzig Tauſend Mann wenigſtens wälzt er in Sturmmärſchen durch — die Baiern hauſen wie in Feindes Land —“

„Krieg!“ jauchzte der Rittmeiſter.

„Und die preußiſchen Truppen?“

„Was daſtand machte Platz oder nicht, wie es kam. — Sie wiſſen nicht, vor Ordre und Contreordre, was zu thun —“

Sie waren am Hotel angelangt, und riſſen an der Schelle. Der Courier lehnte ſich erſchöpft am Pfeiler:

„Er wird doch feſter halten als der, ſagte er. Meine Herren, wer das mit anſehn mußte! — Sie ſpuckten auf unſre Gränzpfähle; ich ſah einen umgeriſſen — aus purem Uebermuth —“

„Wer?“ rief der Rittmeiſter.

„Franzoſen oder Baiern, gleichviel. Der preu-

hatte sich rein erhalten bis zum Sturz. Moralisch war er schon ohne Leben, denn das Blut war nicht allein ins Stocken gerathen, es war gar keines mehr da. Man sehe die Nobili durch die Gassen schleichen: nicht ihre Lumpen, ihre physische Entnervung ist ein Spottgedicht auf den Grundsatz vom reinen Blute. In England giebt es kein Gesetz wider die Mesalliancen; der Adel steht nicht da wie eine geschlossene Kaste; vermöge der jüngern Brüder und deren Nachkommen gehen seine Adern durch das ganze Volk, und brauche ich zu sagen, daß es gerade England ist, wo die hohe politische Bedeutung des Adels sich durch alle Revolutionsstürme aufrecht erhalten hat? Der Schwedische steht ihm darin, nur eigenthümlicher, zur Seite. Er lebt mit dem Staats- und Volksleben fort, und ohne ihn wäre Schweden nicht Schweden.

Ueberdies hat sich ein gewisser ritterlicher Geist — auch ohne Mittelalter — bei dem Schwedischen Adel erhalten. Dieser Sinn verstockte nicht in den alten Formen des Lehnswesens, wie so häufig der Fall; er erweiterte die Idee, und noch heute lebt bei Individuen ein abenteuerlicher Sinn für das Große und Edle

ſiſche Adler im Koth, die Tapfen ihrer ſchmutzigen Füße auf Friedrichs zerbrochenem Adler. Meine Herren, es war ein Stoß ins Herz für einen preußiſchen Militair."

„Das muß der Langmuth den Hals brechen!" jauchzte Bovillard und ſtürmte an der Hausglocke. Der Portier hatte endlich den Schieber des Seitenfenſterchens geöffnet.

„Ein Courier! Depeſchen!" riefen drei Stimmen zugleich.

„Excellenz haben ſich bereits zur Ruhe verfügt."

„Der Secretair! Aus dem Bureau, wer es ſei."

„Alles ſchläft ſchon."

„In Teufels Namen ſo weckt ſie!" ſchrie der Rittmeiſter.

„Ich muß Excellenz perſönlich ſprechen, der Courier! Ein Courier aus dem Anſpachſchen, Depeſchen von äußerſter Wichtigkeit."

„Nach zehn Uhr wird nichts angenommen. Morgen früh um acht Uhr. Wenn's ſehr wichtig iſt, können Sie ſchon um ſieben klingeln."

Der Laden klappte, das Schiebefenſter ging zu.

„Was iſt da zu thun?"

„Zum Gouverneur!"

Er wird noch von der Schnepfenjagd nicht zurück ſein, entſann ſich Doblenck. — Es waren wohl Adjutanten und Officiere da, aber ſie waren für außerordentliche Fälle nicht inſtruirt. Es müßte doch wahrſcheinlich ein Miniſterconſeil berufen werden. Alſo

rieth man einen andern Miniſter aufzuſuchen, es werde doch einer wachen.

Es wachte aber zufällig keiner. Hier wurden ſie angeſchrieen, dort höflich zur Ruhe vermahnt. Sie ſollten wiſſen, daß Excellenz jeden Sonnabend zu transpiriren einnehmen. Dann werde Niemand, wer es auch ſei, vorgelaſſen.

„Er ſpielt L'hombre! Man darf ihn nicht ſtören!“ rief Bovillard und unterſchlug die Arme. Sie waren vom letzten Hotel abgewieſen.

„Was ſehn Sie da, Bovillard?“

„Nach dem neuen Kometen, den Herr Bode am großen Bären entdeckt hat. Der Mann hat ſich doch ein großes Verdienſt um den preußiſchen Staat erworben.“

„Wenn Kometen auf Krieg deuten! ſagte Dohleneck. Wohin? Wohin?“

Bovillard ſtürzte ihnen vorauf.

„Ich ſehe Licht, Funken ſchlagen. Es gilt einen Sturm.“

Die Erſcheinung, welche durch die Hintertreppe ins Arbeitszimmer des Geheimraths gedrungen, war ſein Sohn. Es waren Jahre vergangen, ſeit Louis Bovillard ſeinen Fuß in dieſe Räume geſetzt.

Die auf des Vaters Seite waren entflohen, die auf des Sohnes unten geblieben, oder ſie hatten ihm die Sache übergeben und waren auch fortgegangen. Der Vater und der Sohn waren allein.

Der Vater hatte sich wieder gewonnen. Wenn der erste Anblick ihn erschreckt, wenn er hinter den Tisch getreten auf dem die Flaschen rollten, wenn er an die Glocke ziehen wollen, so war der wüste Traumeindruck so schnell vergangen, als er aufschoß. Dieser Sohn kam nicht mit der Pistole in der Brust; er floh nicht vor seinen Verfolgern, er war nicht eingedrungen, um des Vaters Beutel oder Schutz; aber wie wild auch das Auge rollte, wie starr und wüst das Haar um seine Stirne spielte, wie vernachlässigt sein Anzug, Louis kam auch nicht als verlorner Sohn, der die Träber gegessen, und zerknirscht vor des Vaters Füßen den Boden küssen will. Er blieb aufrecht an der Thür stehen: Ein verlorner Sohn hält auch kein Portefeuille in Händen.

„Mein Vater! Vergessen Sie auf einen Augenblick Ihren Sohn, dem Sie diese Schwelle verboten. Sehn Sie nur den Sohn des Vaterlandes. Es gilt dessen Ehre, vielleicht sein Dasein."

Er hatte in kurzen abgestoßenen Sätzen erzählt, — was wir bereits wissen.

„Und was geht es Dich an?"

Louis trat um einen Schritt näher: „Das ist nicht Ihr Ernst, es kann nicht Ihr Ernst sein. Auch Ihr Auge blitzte auf, ich sah es. Vergessen Sie, daß Ihr Sohn Zeuge ist dieser Bewegung, die Ihnen keine Schande bringt. Herr Gott — Sie müssen —"

Der Geheimrath war in Bewegung; es gelang ihm nicht ganz, sie zu verbergen.

„Der Du nicht mein Sohn sein willst, Du weißt doch, daß ich nicht Minister bin, und die Depeschen sind nicht an mich."

Louis war noch um einen Schritt näher getreten, er hatte des Vaters Arm ergriffen, er sah ihn mit einem Blick an, den der Geheimrath nicht ertrug:

„Wenn ihr Kind in's Wasser fiel, springt die Mutter nach, auch wenn sie nicht schwimmen kann. Der Naturtrieb ist's, sie kann nicht ohne das Kind leben; sie will mit ihm untergehen. Hier handelt sich's um Untergang; unser Vaterland geht an der Donau unter. Wie Gebirgsbäche nach einem Platzregen ein Thal überschwemmen, so stampfen des Feindes Hufen auf unserem eigenen theuren vaterländischen Boden die Quellen auf. Aus unserem Blut, aus unseren Brüdern recrutirt er sein Heer. Der Baier zieht mit ihm, wie der Schakal dem Löwen folgt, Baden ist längst gezwungen; in diesem Augenblick, der Courier bringt die Nachricht, schließt auch Würtemberg sich an; die Kleinern, die Größern, die Größten reißt er, er reißt alle mit sich. Nur wir glaubten uns von besserer Natur, zu groß, wir schrieben Friedrichs Namen mit Ellenbuchstaben an unsre Gränze. Da liegt die falsche Rechnung. Eine Tradition war's, ein Nebelschild, ein Dunstbild. Seine Sappeurs haben unseren Gränzpfahl niedergehauen, seine Kanonen rollen, seine Reiter sprengen darüber. Der schwarzweiße Pfahl liegt im Graben, der Adler zertreten, es giebt keine Preußische Gränze mehr, es

giebt kein Preußen mehr, wenn wir das ruhig hinnehmen."

„Wenn das Factum sich als richtig ausweist, wird Preußen wegen des Gränzpfahls Satisfaction verlangen. Dessen darf man sich versichern."

„Und der große Kaiser, fiel Louis ein, wird sie ihm gewähren, o gewiß eine glänzende Satisfaction, wenn wir ruhig bleiben und uns nicht kümmern um was uns nichts angeht. Er wird uns auf seine Kosten einen neuen Pfahl aufstecken lassen. O es wird ihm eine Lust sein, uns Gränzen zu stecken. Wenn wir ihm nur Zeit lassen, unsere deutschen Brüder zu erdrücken und erwürgen, läßt er uns auch wohl zur Genugthuung die dummen Sappeure füsiliren die's gethan. — Seine Bülletins werden uns cajoliren. O süße Harmonie der Geister, wenn das ganze Deutschland zertreten ist, Oestreich ins Herz gestoßen, verblutet, wenn uns dann der große Kaiser belobt, wegen unsrer weisen Mäßigung — Nur jetzt fordern Sie es nicht, mein Vater, jetzt hat er anderes zu thun. Seine Colonnen wälzen sich, schwarze Rauchsäulen, über das blühende Schwaben und Franken, er durchbricht die Donau, die Feuerschlünde und die Bajonette, die Roß und Mann, die es ihm nehmen sollten, er umzingelt Mack und den Erzherzog. Von Schwaben aus, von Franken, von den Alpen her, umgarnt, eisern umarmt schon, ist die östreichsche Armee durch eine Uebermacht, gegen welche die Tapferkeit umsonst ist, wenn keine Hülfe erscheint. Ja, bei

Nördlingen oder Ulm ist's vielleicht schon in diesem Moment entschieden, und wir — wir sehen zu und schlafen."

Der Geheimrath hatte sich ganz wieder gewonnen.

„Du weißt, ich liebe nicht Exaltation, am wenigsten in Staatsangelegenheiten."

Er hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und fuhr mit einem Tuch über seine Stirn: „Wer leugnet, daß unsre Lage kritisch ist. Sie ist sehr bedenklich; ich will ernsthaft mit Dir sprechen, weil ich aus Deinem Affect heraus sehe, daß es Dir ernst ist. Es ist mir nicht unlieb, denn wer weiß, was noch kommt, wo Ernst noththut. Wir haben uns täuschen lassen, es ist sogar möglich, daß wir nicht zu rechter Zeit uns entschieden, uns nicht bei Zeiten wahre Alliirte verschafften. Es ist noch schlimmer, daß, wenn wir es jetzt wollten, man uns nicht mehr traut. Ja ich fürchte, Napoleon grollt uns im Innern mehr als einem seiner Gegner. So ist's, mein Herr Sohn, rief er aufstehend, ja so ist es. Und weil es so ist, dürfen wir grade jetzt nicht anders handeln, als wir gehandelt. Sollen wir, wo das Schicksal von Europa auf der Messerschneide schwebt, mit einem Mal außer uns gerathen, uns selbst verlieren, und dem Theil, der auf dem Punkt steht, zu verlieren, uns in die Arme werfen! Wir gingen mit ihm unter."

„Wenigstens wäre es ein männliches Ende —"

„Eines, der sich selbst verloren giebt. So weit sind wir noch nicht. Aber wir sind in einer Lage, wo man nicht vorsichtig genug sein kann, wo man

behutſam jeden Schritt, jedes Wort, jeden Blick, den Hauch des Mundes abwägen muß. Unſre Politik iſt, und kann, ſie darf nicht anders ſein, als hinzaudern, abwarten, wie draußen die Würfel fallen —"

„Das iſt Ihre Politik, Vater!"

„Aller Vernünftigen. Sieh Dich um, und höre die Stimmen in Berlin —"

„Das Ihre vernünftigen Freunde demoraliſirt haben. Die Krämer- und Schreiberſeelen zittern freilich vor jedem Feuerbrand. Er könnte dieſe Stickluft in Brand ſtecken. Ihr Ich iſt ihr Vaterland, die Kunden, die morgen ausbleiben, wenn die Kriegstrompete ſchmettert, ſind ihre Brüder. Aber die Provinzen, das Land urtheilt anders. Auch hier —"

„Giebt es Brauſeköpfe, wie Du, Phantaſten, Patrioten, leider ſehr hohe und ſehr gefährliche darunter, die das Schickſal des Staats auf eine Karte ſetzen möchten. Das Blut von Tauſenden iſt ihnen nichts, der Wohlſtand und das häusliche Glück von Millionen, die Verwüſtung und Vernichtung des Landes auf eine lange Zukunft hinaus, wenn ſie nur ihrem Götzen Ehre opfern können. Der Krieg iſt ihnen ein ritterliches Spiel, und um einzubauen, um Lorbeern zu erndten, als Sieger zurück zu kehren —"

„Genug, mein Vater, ſagte Louis Bovillard und nahm das Porteſeuille vom Tiſche. Sie wollen nicht. Dieſe Depeſchen ſollen auch ruhen, wie des Königs Miniſter bis — es morgen zu ſpät iſt."

„Halt! mein Sohn, was iſt denn zu ſpät? Ich

habe Alles zwiſchen uns vergeſſen und rede wie zu einem, der mir gleich iſt. Dieſer Courier bringt uns nichts Neues. Verſtehe mich wohl, wir ſahen, was jetzt geſchehen iſt, ſeit Wochen voraus. Es konnte nicht anders kommen. Seit acht Tagen erwarteten wir jede Stunde, daß es geſchehen wird. Wir waren darum nicht müßig. Der weiſe Vorſchlag, daß unſer Staat, was er nicht ändern konnte, freiwillig zugebe, die Erlaubniß des Durchmarſches für alle kriegführenden Mächte, ſcheiterte leider. Wir ſannen auf anders. Ehe das Auskunftsmittel gefunden ward, iſt das Uebel eingetreten —"

„Das zum Himmel ſchreit."

„Die Diplomatie hat Mittel, die Schreier ſtumm zu machen. Nur weil die Hitzigen hier das Oberwaſſer hatten, ward die Ausgleichung verſpätet. Wir haben noch nichts an unſrer Ehre verloren, wenn Bernadottes Einbruch von Napoleon als ein Mißverſtändniß desavouirt wird. An der Bereitwilligkeit dazu wird es ihm nicht fehlen, denn mit dem Siege an der Oberdonau hat er weder Oeſtreich noch Rußland vernichtet. Es kann ihm nicht gleichgültig ſein, wenn Preußen mit ſeiner ganzen Kriegsmacht hinter den Verbündeten grollend ihm im Rücken ſteht. Ja, wir wiſſen, er wird Alles thun, dem böſen Schritt einen guten Schein zu geben. Laforeſt erwartet ſchon einen außerordentlichen Geſandten. Napoleon opfert auch Bernadotte, wenn es ſein muß. Nur muß er wiſſen, daß wir bereit ſind, auch die Hand zu reichen,

um das Mißverſtändniß zu conſtatiren. Siegen aber in dieſem Augenblick bei uns die Feuerköpfe, ſo iſt Alles verloren; und wenn im Schrecken der Nacht ein Miniſterrath gehalten wird, weiß wer, ob ein Schlaftrunkener nicht die Fackel ins Pulverfaß wirft."

„Haben Sie mir noch mehr zu ſagen, mein Vater?"

„Dein Herzenswunſch iſt es, und Dir verzeih ich's und den jungen Leuten und patriotiſchen Frauen, die keinen Blick in unſre Verhältniſſe haben, und ob wir können, was wir wollen."

„Wenn der Eroberer ſchon mit Angſt uns aufmarſchirt in ſeinem Rücken erblickt!"

„So wird er Kehrt machen, wenn er uns in die Zähne ſieht, meinſt Du!" — Der Geheimrath blickte ſich um, wie wenn er einen Lauſcher fürchtete. Mit gedämpfter Stimme ſprach er: — „Wir ſind nicht gerüſtet, da haſt Du die Wahrheit, die man nicht ausſprechen darf. Die Schulden der Rheincampagne ſind noch nicht ganz gedeckt, die Mobilmachung nach der Weichſel hat ein neues Loch in den Schatz gefreſſen. Wir haben kein Geld, auf keine Subſidien zu rechnen, da wir mit England blank ſtehen, es ſieht ſo ſchlimm in unſerer Kaſſe aus, daß Herr von Stein drauf dringt, Papiergeld zu machen. Wer wird das in Zahlung annehmen?"

„Die Millionen, Vater, die unſer Kriegsweſen jährlich —"

„Sind ausgegeben, um den Schein, den äußern Anstrich von Friedrichs Heer zu erhalten. Polirt und frisch gestrichen ist Alles, aber das Holz morsch und faul. Die Schilderhäuser blinken und funkeln, in den Magazinen stockt es. Unsre Festungen sind verfallen, unsre Generale Greise, unser Fuhrwesen verrottet, von unsren Truppen standen die Wenigsten im Feuer, unser Exercitium ist veraltet, und drüben steht ein Feind, flink wie der Wind, mit dem Genie, aus allem Stoff den er findet, Soldaten zu machen, aus Pflastersteinen Kugeln, aus einem Lande, in dem wir verhungern würden, Vorräthe in Ueberfluß zu pressen, ein Feind, sage ich Dir, der alle unsre Schwächen kennt, und wir kennen sie nicht, und das ist das schlimmste. Wir schaukeln uns im Uebermuth, wir schreien wie Kinder, die durch ein dunkel Zimmer müssen, um sich Muth zu machen, wir taumeln, wie Nachtwandler auf den Dächern, um, wenn man unsern Namen ruft, herabzustürzen. Das wissen wir, die wenigen, die man schimpft und verlästert, mein Sohn, und darum ist unsre Politik, den Krieg vermeiden um jeden Preis.“

„Um jeden! rief der Sohn. Mein Vater auch um den Preis Ihres eignen Rufes, die Ehre des Namens, den Ihre Väter trugen. Bedenken Sie, er gehört Ihnen nicht allein. Mir ist's nicht gleichgültig, wenn sie mit dem Finger auf meinen Vater weisen, wenn einst in der Geschichte auch sein Name unter denen genannt wird —“

fort. So mußte Napoleons Feldherrngröße den militairischen Sinn des Schweden bezaubern, und ich weiß von mehreren Schwedischen Edelleuten, welche, weder durch Geldmangel gedrängt, noch in einer Art Verbannung, freiwillig Dienste unter seinem Heere gesucht haben. Der Europäische Haß gegen den Eroberer drang nie in diese nördlichen Reiche.

Und doch wirft man dem Adel eine große Demoralisation vor. Die Ansprüche von sonst wären geblieben und das Sonst nicht mit. So lange es möglich, habe er wenigstens den Schein der alten Zeit retten wollen; durch dieses eitle Bestreben nach Außen, durch die aufgewandten Kräfte, vermittelst eines künstlichen Glanzes den innern Mangel zu verdecken, sei das innere Lebensmark geistig und physisch immer mehr aufgezehrt worden. In diesem Zustande der Hohlheit blicke er ohne sittliche Festigkeit umher nach den Mitteln, welche seine Existenz fristen könnten. Er stehe am Throne mit ausgestreckter Hand, und der alte Stolz des freien Mannes sei verschwunden, so lange er mit der Supplicantenmiene in Collision komme. Darüber darf kein Reisender sich ein Urtheil anmaßen. Wir lernten den

Schwe-

„Louis! fiel der Geheimrath ihm ins Wort, ich könnte Dir heut viel vergeben.“

„Nicht wenn ich gleichgültig bliebe zu meines Vaters Schmach. Auf die Gefahr hin Ihres letzten Zorns, ich will, muß reden! Kennen Sie das Urtheil des Publikums? Ganz verhallt so was nicht, ganz läßt es sich nicht übertäuben in Späßen und in Lustigkeit. In einsamen Stunden, wenn Sie Nachts aufwachen, die Wanduhr tickt, der Wurm im Holze bohrt, der Wind gegen die Fenster klappt, schreit es Ihnen da nicht zu, was man von Ihnen und Ihren Freunden flüstert, lächelt. — Nein, man spricht, man schreit es laut auf dem Markt, mein Vater! — Man schilt Sie Verräther am Vaterlande. Mehr noch, man glaubt Sie gewonnen vom Feinde, bestochen. Für Napoleons Geld gäbe diese Verrätherklique dem Könige Rathschläge, die das Vaterland ins Verderben stürzen.“

„Ich kenne unsre Feinde.“

„Sie kennen Sie; das ist mir lieb. Verachten Sie die giftigen Zungen, so wünsche ich es. Aber nicht durch stummes Achselzücken, nicht indem Sie die Hände vornehm in den Schooß legen. Dazu ist nicht mehr die Zeit. Sie können sie nur verachten durch helles offnes Handeln. Hier ist ein Moment; hier gilt es rasch handeln. Was der Courier gebracht, ist kein Geheimniß; morgen weiß es Jeder, er weiß auch, daß er verschlossne Thore fand, daß die Minister schliefen, oder schlafen wollten. Der Lieutenant

Schmilinsky, ein Soldat von rohem Schrot und Korn, nimmt kein Blatt vor den Mund, ja er speit schon Feuer und Flamme. Er weiß jetzt, daß seine Depeschen in Ihren Händen ruhen, daß es an Ihnen wäre, die Minister zusammen zu rufen. Geschieht es nicht, so fallen, mein Vater, die Verwünschungen, die jene treffen, auf Ihr Haupt zuerst."

„Das hast Du gethan."

„Ich, und mit freiem Willen —"

„Louis — Deinen Vater in eine Lage zu bringen, die —"

„Ihm Gelegenheit verschafft, den Makel abzuwaschen. Ich freue mich, ich bin stolz darauf. — Zum Minister — befehlen Sie, daß der Kutscher anspannt — befehlen Sie, ich begleite Sie, befehlen Sie, was Sie wollen, ich bin zu Allem bereit. Nur keinen Augenblick gezaudert —"

„Und nach alledem, was ich Dir — nur Dir — vertraute —"

„Will ich meinen Vater rein sehen, von der Anklage, wie von der Schuld." — Er griff nach des Vaters Hand. — „Enterben Sie mich, aber das thun Sie mir zu Liebe. Beim allmächtigen Gott, ich glaube nicht, was der Argwohn spricht, nicht von Ihnen, auch nicht von den Andern — aber ich lechze, ich sehne mich nach Beweisen, nach einer schlagenden That, damit, was ich wünsche und glaube, zur Ueberzeugung wird, damit ich stolz jedem die Stirn weisen, damit ich ihm ins Gesicht schauen, und

ihn einen Lügner ſtrafen kann, der meinen Vater — ſchilt.“

Der Geheimrath war in einer Aufregung, die ſich nicht verbergen ließ, auf und ab gegangen. Jetzt plötzlich riß er an der Schelle. Er ergriff das Portefeuille, er drückte Louis Hand: „Rufe den Courier, wir fahren zum Grafen.“

Druck von Eduard Krause in Berlin.

Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.

Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht

oder

Vor fünfzig Jahren.

Vaterländiſcher Roman

von

W. Alexis (W. Häring).

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Carl Barthol.
1852.

Erſtes Kapitel.

Gewitterſchläge am ſchwülen Himmel.

Im Hauſe der Geheimräthin war es ſeit jenem glänzenden Abend ſtill hergegangen; aber es war eine Stille, die von ſich ſprechen machte. Sie litt an Congeſtionen des Blutes, Beklemmungen des Herzens, und klagte über Viſionen. Im Kreiſe der ihr liebſten Menſchen ſah ſie oft andre Geſichter. Sie redete eine Perſon an, und meinte eine andre; aber ſie betheuerte, ſie wiſſe ſich darüber genau Rechenſchaft, wenn der Zuſtand vorüber. Es wären nur nervöſe Affectionen, über die die Aerzte keine Auskunft geben könnten. Sie ſprach bitter von den Doctoren, und wollte nicht mehr von ihnen behandelt ſein.

Die Gevatterinnen urtheilten verſchieden über ihren Zuſtand. Sollte auch die Lupinus ſich der Schwärmerei, dem Myſticismus, in die Arme geworfen haben, ſie, auf deren Tiſch man immer Moſes Mendelsſohn aufgeſchlagen fand! Zwar etwas clairvoyant war ſie ſchon in letzter Zeit geweſen, aber

Schwedischen Adel nur von seiner liebenswürdigen Seite kennen. Das ist gewiß, daß er zum großen Theil arm ist und von Jahr zu Jahr ärmer wird. Seine Vorrechte wachsen eben so wenig. Die ältesten Familien, umstrahlt von aller Glorie der Erinnerung, sind tief verschuldet. Gewiß ist auch, daß die Französische Bildung, wie auf das ganze Volk, besonders auf den Adel nachtheilig gewirkt hat; allein eine regenerirende Kraft liegt in seiner Institution, und wo er, wie hier, fest mit der Geschichte des Landes verknüpft ist, kann er nicht untergehen.

Ueber den Bauernstand haben wir bei verschiedenen Gelegenheiten gesprochen. Eine herbe, strenge Kraft lebt noch unter diesen unverdorbenen Söhnen der Natur. Sie zeigt sich, je tiefer der Reisende, von der Landstraße ab, seitwärts, und besonders nördlich, in die Gebirge streift. Die Kraft ist nicht bewußtlos, der Trotz ist nicht ohne Gutmüthigkeit, es schlummern noch viele Elemente. Ob diese früher wohlthätig, Luft und Licht bringend, vorbrechen werden, oder die Sittenverderbniß früher zu ihnen dringen wird, ist ein Problem, dessen Lösung der Geschichte vorbehalten bleibt. Der Widerwille, der

nicht mehr, als die Mehrzahl der zarter gebildeten Frauen es dazumal waren, oder sein zu müssen glaubten. Es waren bei ihr nur momentane Wallungen, und sie deutete dieselben nur für das Aufblitzen unbewußter Naturkräfte. Sie wollte keine Geisterseherin sein und erklärte sich gegen den Aberglauben.

Aber die Zungen waren fertig über sie zu richten, und es giebt in einer großen Stadt böse Zungen. Wir übergehen das, was die Boshaften sich zuzischelten: es sei nur Aerger, weil ihre Gesellschaften nicht die Anziehungskraft geübt, die sie gewünscht, und die Exclusiven sich zur Russischen Fürstin zögen, weil Prinz Louis durchaus nicht kommen wollen, und es möchte wohl einen besondern Grund gehabt haben, warum sie den Prinzen so gern an sich gezogen. Worauf andere hinzusetzten, der Prinz müsse auch wohl einen besondern Grund haben, warum er nicht gekommen. Wir heben lieber heraus, was die mild Gesinnten zur Erklärung vorbrachten: sie sei zu fein, und weil ihr alles Rohe widerstrebe, wirke es affecirend, gewissermaßen revolutionirend in dem zarten Körper. Andre: sie, die für einen kranken, wunderlichen Mann zu sorgen, habe sich nun noch die Last für die Erziehung einer Pflegetochter aufgeladen. Was koste das nicht! Und ob es denn auch recht anerkannt würde! Demoiselle Adelheid sei wohl gut und schön, aber sie habe ein eigensinniges Köpfchen. Habe sie es nicht durchgesetzt gegen Aller Willen, daß sie mit ihrem Lehrer halb verlobt sei, einem jungen

Menſchen, der nichts hat und alle vernünftigen Aus-
ſichten von ſich ſtößt. Nicht ihre Eltern hätten es
gewünſcht, die jetzt auch höher hinaus dächten, noch
der Vater des jungen Mannes, der gradezu erklärt,
er werde nie ſolche Schwiegertochter in ſein Haus
laſſen. Um zu einer ſolchen Partie ihr zu verhelfen, hätte
Madame Lupinus das ſchöne Mädchen auch nicht in ihres
genommen, und nun ſei doch ihre Lage gewiß nicht
beneidenswerth: eine Pflegetochter hüten, an die keine
Blutsbande ſie feſſelten, zu einer Verbindung das
Auge zudrücken, die ſie ungern ſähe, und noch dazu
die Verantwortung gegen die Eltern des Mädchens
und gegen den alten van Aſten, von dem ſie noch
obenein einen unhöflichen Brief in die Taſche ſtecken
müſſen. Könne das nicht ein edelgeſinntes Gemüth
herunterbringen! — Wenn noch andre fragten, wa-
rum ſetzt ſie ſich dem aus, warum duldet ſie's? ſo
antworteten noch andre Gutgeſinnte: alles drehe und
wende ſich jetzt um das kleine Köpfchen, und wenn
die Mamſell gleich ihre Herrſchaft geſchickt zu verbergen
wiſſe, ſo wäre ſie es doch, die das Haus regiere.
Das komme davon, wenn man ſich in Dinge miſche,
die uns nichts angehen, ſagten wieder die halb Bos-
haften, und mehr thun wolle, als wozu uns die
Pflicht für unſre nächſten Angehörigen treibt. Sie
hätte doch Anverwandte, und ihr Mann auch, die es
beſſer brauchen könnten, als das fremde Mädchen,
und ein Recht dazu hätten. Und wenn ſie gar ein Wort
fallen laſſen, wie es hieß, daß ſie daran gedacht die

Mamsell zu adoptiren, so wäre es kein Wunder, wenn die ihr den Kopf nun heiß mache.

In gewissen Kreisen sprach man von einem intimen Verhältniß der Geheimräthin mit dem Legationsrath. Der Legationsrath behielt bei den Anspielungen seine vollkommene Ruhe, und rühmte die Bildung und den eminenten Scharfblick der geistreichen Frau. Ein Liebender bewundert nicht mit der klaren Ruhe des Verstandes eine Geliebte. Die Gevatterinnen wußten, daß er nur seltene Besuche machte, immer in der allgemeinen Besuchsstunde, sie wußten von der Dienerschaft, daß er sich stets in den Formen des feinsten Anstandes bewege. Ihre Gespräche flogen in höhere Regionen der Wissenschaft, oder betrafen Geschäfte. Die Lupinus besorgte selbst ihre Geldangelegenheiten, und Wandel hatte ihr gute Hypotheken nachgewiesen und die Pfandbriefe, die er für die sichersten hielt, anempfohlen. Er war ein Freund des Geheimrathes, den dieser oft stundenlang in seinem Studirzimmer festhielt. Wandel war ein lebendiges Lexicon für alle Ausgaben des Horaz. Und wie theilnehmend hatte er sich bei dem letzten Unglücksfall, der das Haus betraf, benommen, wenn man den Todesfall des alten Bedienten so nennen kann. Wie lange war man darauf vorbereitet gewesen, obgleich Geheimrath Mucius gesagt, er könne sich noch zehn Jahr quälen. „Wie recht hatte Ihre Frau Gemahlin, hatte er zum Geheimrath gesagt, die immer besorgte, daß er an einem acuten Anfall

Ihnen unter den Händen sterben werde. Und mit welchem Takt sie die Charlatanerie der Aerzte erkannt!" Als man Johann an einem Morgen todt neben seinem Bette liegend gefunden, und alle Hausgenossen in die Kammer stürzten, war die Lupinus nur bis über die Schwelle gekommen. Hier ging ihr der Athem aus, die Kräfte versagten, und sie war in ihre Knie gesunken. Ihr Gatte und der Legationsrath mußten die Ohnmächtige aufheben. Wie liebevoll hatte er ihr da Worte des Trostes zugesprochen. Die Dienerschaft zerfloß in Thränen: „Warum erschrecken, meine Freundin, über Etwas, das nur eine Wohlthat des Himmels ist, für den armen Dulder, für uns Alle, die wir seine Leiden sehend mit ihm litten! Preisen wir vielmehr die Hand, die dies gethan. Sein Wille geschehe! der es gut, schnell und kurz gemacht!" Gestärkt durch seinen Zuspruch, hatte sie nachher an der Leiche gestanden, ihre Züge beobachtend. „So ist es recht, hatte er gesagt; dem, was wir als gut erkannt, fest ins Auge gesehen! Wem helfen Thränen, wem weichliches Gefühl des Mitleids! Indem wir das eine Nothwendige erkannt, stärken wir unsere Nerven, um der Nothwendigkeit auch weiter ins Auge zu blicken, und wir mögen endlich den Sinn des alten Kirchenliedes erfassen: Tod, wo sind nun deine Schrecken!" Sie war gestärkt worden. Sie hatte selbst am Beerdigungstage die Leiche mit frischen Blumen geschmückt. Die Dienerschaft, die Nachbarschaft waren davon gerührt, und das Lob der

Geheimräthin war unter den gemeinen Leuten weit verbreitet.

Im Hause der Geheimräthin war es still hergegangen, sagten wir, heut aber in der Mittagsstunde eines frischen Oktobertages drängten sich die Besuche. Die Regimenter von Larisch und Winning, von der Weichsel zurückberufen, marschirten durch Berlin nach ihrem neuen Bestimmungsorte, der fränkischen Gränze. Die Straßen waren belebt, die Fenster besetzt. Der Durchzug erfolgte unregelmäßig, bataillonsweise; die Truppen, in Eilmärschen aus Polen herangezogen, hatten in ihren letzten Nachtquartieren keine Zeit gehabt, sich zu einem Vorbeizug zu ajustiren. Während Monturen, Gesichter, Haltung, von den Strapatzen der angestrengten Märsche sprachen, wirbelten aber die Trommeln und die Trompeten schmetterten Lustigkeit in die klare Herbstluft; der Jubel der Zuschauer überbot sie noch. Aus den Fenstern schwenkte man Tücher, auf der Straße drückte man den Soldaten die Hand; man reichte ihnen zu trinken, und während die Schnapsflaschen und Semmelkörbe umhergingen, schickten patriotische Hausfrauen große Bunzlauer Kaffeekannen und Tassen hinunter. In der Küche der Geheimräthin brodelte ein Waschkessel, Adelheid hatte für den Soldatenkaffee und für die Chocolate der Gäste zu sorgen.

Diese standen in zerstreuten Gruppen an den Fenstern. Es gehörten nicht Alle zu einander.

Walter van Asten las aus einer fremden Zei-

tung einigen um ihn Stehenden einen Artikel vor: „„Dem Vernehmen nach hat der Herr Staatsminister von Hardenberg dem französischen Gesandten, Herrn Laforest, die Antwort ertheilt: Sein König wisse nicht, worüber er sich mehr zu verwundern habe, über die Gewaltthat des französischen Heeres, oder über die unbegreiflichen Entschuldigungsgründe dafür. Wie habe man Preußens aufopfernde Redlichkeit vergolten, das Opfer gebracht, die seinen theuersten Pflichten nachtheilig werden könnten. So könne man denn doch keine andern Absichten des Kaisers Napoleon annehmen, als daß derselbe Ursachen gehabt, die zwischen ihm und der Krone Preußen bestehenden Verpflichtungen für werthlos zu halten, und achte darum Seine Majestät der König sich selbst aller früheren Obliegenheiten entbunden. Friede wolle Preußen auch noch jetzt, halte sich aber nun verpflichtet, seinem Heere die Stellung zu geben, welche zur Vertheidigung des Staates unerläßlich sei.““

„Ja es werden drei Heere gebildet, wie ich aus sicherer Quelle weiß,“ bemerkte Jemand. Ein andrer setzte hinzu:

„Und es bleibt nicht bei der Rückberufung unsrer Weichselarmee, sondern wir haben auch den Russen den Durchzug durch Schlesien geöffnet.“ Der Kriegsrath Alltag flüsterte seinem Nachbar ins Ohr: „Die Donschen Kosacken sind schon in Breslau angemeldet.“

„Ach Gott, ach Gott! so haben wir also Krieg!“ rief die Kriegsräthin.

Auch die Fürstin Gargazin hatte das Haus mit ihrem Besuch gewürdigt. Sie lächelte, zum Rath Fuchsius sich abwendend: „Mir will die Vorstellung einer Komödie noch nicht aus dem Sinn.“

„In einer Stadt, wo das Theater eine so große Rolle spielt, entgegnete der Rath, ist dieser Gedanke allerdings sehr natürlich.“

„Es wäre doch grausam, fuhr die Fürstin fort, wenn man mit den armen Menschen wieder nur Kämmerchen vermiethen spielte. Vom Rhein nach der Weichsel, und von der Weichsel nach dem Main!“

„Das könnte das beste Heer demoralisiren,“ äußerten mehre.

Der Geheimräthin schien die entschiedene Sprache des Preußischen Ministers doch jetzt den Zweifel aufzuheben.

„Ich sprach Diplomaten, die aus der Note nur den Sinn herauslesen, bemerkte die Fürstin, daß Preußen unter allen Umständen Friede will.“

„Aus welcher Zeitung ist der Artikel, Herr van Asten?“ fragte die Lupinus.

„Aus dem Hamburger unparteiischen Correspondenten, der heut Morgen ankam.“

„Warum müssen wir das nun aus einem fremden Blatt erfahren! Ueber etwas, das uns so nahe angeht, lesen wir kein Wort in unsern Zeitungen.“

„Dann ist's auch vielleicht nicht wahr,“ lächelte die Fürstin mit einem besondern Blicke auf den Regierungsrath. Es mochten mehre den Blick ver-

ſteben. Fuchſius beſorgte für die Hamburger Zeitung Regierungsartikel.

„Die erlauchte Fürſtin, entgegnete Fuchſius, weiß, daß gewiſſe Regierungen ſchüchternen Jungfrauen gleichen, die in ihrer Gegenwart keine Schmeicheleien vertragen, hinter ihrem Rücken hören ſie ſich recht gern gelobt.“

„Ich kenne auch Regierungen, ſetzte die Gargazin darauf, die erſchrecken, wenn man ihre Gedanken ausſpricht, beſonders, wenn ſie gar keine haben.“

Der Kriegsrath Alltag wandte ſich mit einem innern Schaudern ab. Er hatte nicht geglaubt, daß vornehme Perſonen ſo reſpectlos von der Regierung ſprechen könnten.

Die Gruppe löſte ſich auf, als die Janitſcharenmuſik das Anrücken eines neuen Bataillons verkündete. Adelheid ſtreifte mit dem Präſentirbrett an Walter vorbei: „Ein bischen zuvorkommender gegen meinen Vater! Auch mit der Mutter könnten Sie mehr ſprechen.“ Der Jubel am Fenſter und auf der Straße erſparte ihm die Antwort.

Am lauteſten ward es in dem kleinen Nebenzimmer. Eine weibliche durchdringende Stimme ließ ſich vernehmen:

„Nein, ſag ich doch, ſo vieles Volk, und alle zum Todtſchießen! 's iſt grauſam! — Sieh mal Fritz, wie ſie blitzen, die Spontons! Da der mit dem rothen Federbuſch! — Malwine, willſt Du Dich nicht

ſo 'rüber legen! — Was man mit den Kindern Noth hat. — Und da das blutjunge Geſicht — ach Du liebe Seele, der hinkt, hat ſich die Füße durchgelaufen — Was 'ne unſterbliche Menſchenſeele nicht ertragen muß! — Und ſtaubig, alle wie gepudert! — Liebchen! rief ſie hinunter, — ſehn Sie, Dem da ſchenken Sie 'ne Taſſe Kaffee! Er friert ſo, und ein ſo hübſcher Menſch. — Sieht ſie's wieder nicht, die Liſette! — Nu iſt er fort! — Na 's wird wohl noch andre mitleidige Seelen geben. — Was ſo ein Tornißter drücken muß! — Fritz, wenn Du auch ſolche grauſame Flinte auf dem Buckel tragen müßteſt — Nu paß Acht, nu kommt der Tambour. Hurrje, hurrje! hörſt Du, wie er ſchlägt!"

„Will auch Trommler werden," ſagte der Junge.

„Nein, Fritzchen, da wirſt Du todt geſchoſſen. Das iſt nur für ordinaire Leute. Guter Leute Kinder, die ſind zu was anderm da."

„Will Trommler werden! wiederholte der Trotzkopf. Papa hat's geſagt."

„Ja, wenn Du ein Taugenichts wirſt, dann wirſt Du unter die Soldaten geſteckt."

Das Fritzchen ſchrie und ſtampfte auf die Erde. „Du Olle, Du ſollſt mir's nicht verbieten, Du haſt mir nichts zu verbieten."

„Range Du! Unterſteh Dich und kneif noch mal. Wenn wir nicht bei hübſchen Leuten wären, kriegteſt Du eins hinter die Ohren, daß Du Dich wundern ſollſt."

Die Geheimräthin war unbemerkt Zeugin des Auftritts gewesen. Sie brachte den Kindern Bräzeln und fragte: ob sie schon Chocolate bekommen?

„Ach du mein Gott, die gestrenge Frau sind auch gar zu gütig gegen die Kleinen! rief Charlotte, die sich umgedreht. Daß wir Ihnen auch so viel Incommodität verursachen! Aber Kinder sind nun mal Kinder, und wer weiß ob sie so was mal wiedersehen, sagte meine Cousine, die Frau Hoflakir. Ja sie gehn alle in den Tod."

„Giebt es einen schönern als fürs Vaterland!" sprach die Geheimräthin mit Erhebung.

„Das sagte mein Wachtmeister auch, Frau Geheimräthin, aber, nehmen Sie mirs nicht übel, Tod ist doch Tod. Und eingebuddelt werden sie, ohne Sang und Klang, ohne Leichenhemd und ohne Sarg, wo sie stehn und liegen. Und der Fritz will absolut Soldat werden. Ist ein rabbiater Junge. Und mein guter Herr Geheimrath, der die Güte selbst ist, Sie glauben gar nicht, wie er ihm schon auf der Nase spielt. Kinder sind Gottes Segen, o gewiß, aber sie können auch Gottes Fluch werden, wenn sie ausschlagen."

Die Geheimräthin streichelte die Köpfe der Kleinen: „Geht liebe Kinder in die andre Stube und laßt Euch Chocolate geben."

Warum erschrak Charlotte heute nicht vor der Butterbräzel, welche die Frau mit den spitzen Fingern den Kleinen gab; warum kamen ihr diese Finger

sich in den nördlichen Provinzen bei den dortigen freien Bauern gegen den Adel ausspricht, ist merkwürdig und läßt sich wohl nur historisch erklären. Die oben sind in der alten Norwegischen Freiheit verblieben, während sie im Süden das Umsichgreifen adliger Herrschaftsrechte gewahrten. Auf dem Reichstage stimmen die Bauern dagegen fast immer mit dem Ritterhause. Vertreten werden dort freilich nur die freien Kronbauern, die aber der Zahl nach bei weitem die adligen Bauern überwiegen. Auch bei diesen ist kein eigentlicher Druck vorhanden, indem der größere Theil nur als Zeitpächter auf den kleinen Bauerngütern sitzt.

Von dem Bürgerstande weiß ich nicht viel zu sagen. Greift er doch auch nur gering ein in das Schwedische Leben. Der Landstädte sind so wenig, und die wenigen, wo sie nicht an schiffbaren großen Binnensee'n liegen, gewähren einen traurigen, todten Anblick. An der See giebt es Handelsstädte; ob aber hier ein eigenthümliches Schwedisches Bürgerleben sich von Alters her entwickeln konnte, da die Hanse von Deutschland und der Insel Gothland aus — wo ihr mächtiges Wisby erwuchs — die Küsten

heut nicht spitz vor, als sie über die blonden Haare der Kleinen strich. Charlotte war auch jetzt in innerer Bewegung, aber es war eine andre, als sie plötzlich in Thränen ausbrechend den Saum des Kleides der Geheimrätbin erfaßte und es an die Lippen drückte:

„Ach, Frau Geheimräthin, das müssen Sie mir schon erlauben. Es war doch zu schön. So einen ordinairen Dienstboten unter die Erde zu bringen, und seine eigne Herrschaft! Das wird Ihnen Gott lohnen. Er war mein Cousin, aber das ist es nicht. Er war meiner Mutter Onkel Schwesterkind, und angeheirathet nur, aber, und wenn er mir gar nichts gewesen wäre, das vergeß ich Ihnen nicht. Darüber ist auch nur eine Stimme in der Stadt. Und meine Cousine, die Frau Hoflakir, sagt, solch einen Sarg und von so schönem fetten Eichenholz, hat sie nicht gesehen, als ihr Mann seine Alte begrub, und das war ihr Glück, und ihr Mann versteht's; wenn der den Beutel aufthut, dann hält er nicht den Finger drauf. Und hat jetzt eigen Gespann; alle Sonntag fahren sie nach Charlottenburg, und haben mich auch schon mitgenommen, und ich habe auch mal die lieben Kleinen mitgenommen, daß sie doch auch ein Vergnügen haben, und ich kaufte ihnen für einen Dreier Semmel, daß sie die Karpfen füttern konnten. Na das war eine Herrlichkeit. Aber der Silberbeschlag! Nein Frau Geheimräthin, das ist es gar nicht. Was ist Silber? Unter der Erde rostet's, wir rosten Alle. Aber die Blumen, nein Du mein Himmel Jesus

nein. Wie ein Purpurri 'rüber geſchüttet, wie ich da in den Hausflur trat, es knickte mir in die Knie, und ich wollt's nicht glauben, und die Menſchheit! Vom Gensdarmenmarkt, vom Fürſtenhauſe her, die Polizei konnte gar nicht durch, daß die Leichenträger nur Platz hatten. Und da war doch nur eine Empfindung!"

„Er war ein treuer Diener, und wir ſind alle Menſchen."

„Aber doch mit Unterſchied, Frau Geheimräthin. Und den Kranz von weißen Roſen, den Sie auf ſeine Todtenlocke gedrückt und ſein bleiches Antlitz! Er war mein Couſin, ſchluchzte ich, und meine Couſine, die Frau Hoflakir, ſprach: Ja das Leben iſt doch ſchön! Nein, Frau Geheimräthin, und wenn Sie mich eine ſchlechte Perſon nennen, Sie haben ihn ſterben laſſen, daß mancher ſagen möchte, ſo möchte ich auch ſterben."

Wenn eine Emotion ſich in dem halb geſchloſſenen Auge der Geheimräthin kund geben wollte, ſo bemerkte es Niemand, Charlotte am wenigſten, denn helle Trompetenſtöße lockten jetzt aufs Neue und unwiderſtehlich an die Fenſter. Jeder ſtürzte dahin, wo er Platz fand; Charlotte hatte einen, der ihr wohl nicht zukam, eingenommen, Arm an Arm mit der Baronin Eitelbach. Keine ſah die andre, keine gab auf die andre Acht.

„Ach da reitet er!" rief Charlotte, den Blick auf eine Schwadron der Gensdarmen gerichtet, die um

die Ecke ſchwenkte. Sie gab den durchmarſchirenden Dragonern nur das Geleit.

„Ach da reitet er!“ tobte es in einer Bruſt neben ihr, ohne daß die Lippen ſich bewegten.

„Nein, wie viel ſchöner ſehn doch unſre aus, als die Dragoner!“

Wunderbare Sympathie! Daſſelbe dachte die Baronin.

„Es geht doch nichts über die Garde! — Das iſt alles adrett. Und wie ſitzen ſie auf dem Pferde! Hurrje! Das fühlt auch jeder.“

Charlotte hatte recht; einer ſpricht es, der andre fühlt es. Die Tücher fingen wieder an zu wehen.

„Wem gilt dieſer Jubel!“ fragte am andern Fenſter die Fürſtin.

„Den neuen Uniformen, Erlaucht,“ flüſterte Jemand hinter ihr.

„Die bleiben in Berlin?“

„Es wäre ſchade ſie dem Herbſtwetter auszuſetzen.“

„Aber die armen marauden Truppen, die ins Feld müſſen, werden es übel nehmen.“

„Erlaucht! Das Futter fürs Pulver darf nichts übel nehmen.“

Am Zwiſchenfenſter ſchluchzte plötzlich die Kriegsräthin: „Und alle dieſe jungen ſchönen Leute werden auch todt geſchoſſen!“

„Nur ihre Pflicht, ſagte der Kriegsrath. Wenn der König befiehlt, muß jeder ſterben.“

Das Schluchzen ward ansteckend. Charlotte, am nächsten Fenster fing an so laut zu weinen, als sie eben gejubelt: „Sie müssen alle sterben, ich seh ihn nicht wieder.“

Als die Baronin ihr Battisttuch an die Augen drückte, hatte sich indeß die Scene wieder geändert. Charlotte stieß die Nachbarin in ihrer heftigen Bewegung fast zurück: „Er streicht den Bart; das gilt mir; ja, ja ich seh's“, und damit er's wieder sähe, bog sie sich hinaus. Malwine und Fritz wären dafür gestoßen worden. Es war nicht nöthig, daß sie das Umschlagetuch sich abgerissen, der Wachtmeister ritt schon unter dem Fenster, und warf ihr Kußhände zu. Und wie keck schmunzelt er wieder den Bart strich!

Die Baronin sah auch etwas, aber — sie ward blaß. Er strich nicht den Bart, nein; aber als er hinaufgeblickt, ihre Augen ihn getroffen, wandte er plötzlich den Kopf. Er setzte die Sporen ein und war zur Generalität geflogen. Sie sah ihn im Gedränge nicht wieder.

„Ist Ihnen unpäßlich, meine Gnädige?“ fragte der Legationsrath, der, jetzt erst eingetreten, die Dame nach einem Stuhl führte.

„Es wird bald vorüber gehen.“

„So ist es recht. Weinen Sie sich aus. Verhaltener Kummer ist für Seele und Leib gleich gefährlich.“

Die Eitelbach hatte Zeit sich auszuweinen; bis auf die Kinder, welche die Einladung an den Choco-

latentiſch nicht umſonſt vernommen, war kein lebendes Auge im Zimmer. Alle auf das Schauſpiel draußen gerichtet. Prinz Louis ſelbſt ritt vorüber, der Jubel hatte ſeinen Gipfelpunkt erreicht, und brach doch immer wieder von neuem aus. Tücher! Hüte! Mützen flogen. Es wollte nicht enden.

„Der Krieg iſt ja noch nicht erklärt, flüſterte der Legationsrath; die Garde bleibt jedenfalls noch in Berlin, wenn Ihr empfindſames Herz vielleicht für einen dieſer tapfern Krieger Beſorgniß hegt.“

Die Baronin ſprach es nur für ſich: „Er ſieht mich ja nicht an.“ Sie bereute ſchon den Selbſtverrath, als ihr Blick auf das verwunderte Geſicht des Legationsrathes fiel. Er rückte einen Stuhl heran.

„Theuerſte Frau, hub er nach einer Pauſe an, erlauben Sie ein Wort des Vertrauens. Sie waren ſo gütig mir jüngſthin Ihres zu ſchenken, und es ruht in dieſer Bruſt, wie in einem Grabe.“

„Ja, Sie ſind ſolide.“

„Verrath in ſo zarten Angelegenheiten halte ich, wenigſtens von der Lippe eines Mannes, für ein unverzeihliches Verbrechen.“

„Sie wiſſen ja alles.“

„Ich hielt es für längſt vorüber; das Spiel des Windes auf einem Aehrenfelde.“

„O es wird auch wohl ſo ſein. Sie werden recht haben, ganz recht, ſprach es aus der bewegten Bruſt. Aber er verfolgte mich ja letzthin ſo auffällig.“

ein gefährliches Tauschen. Wie oft hören wir die Wahrheit, wie oft täuschen wir uns!"

„Sagen Sie, ich hätte mich getäuscht!"

„Einem Cavalier muß der Ruf seiner Geliebten über Alles gehn. Was der Rasende im verschloßnen Cabinet der Fürstin vielleicht gewagt hätte, wird er doch nicht vor tausend Augen sich unterstehen. Nein, da beruhigen Sie sich — und wenn er es gethan, so hätte ich ein Wort mit ihm reden wollen. Wenn es weiter nichts ist — da, wie gesagt, sein Sie ganz ruhig."

„Was meinen Sie mit dem weiter nichts?"

„O grübeln Sie nicht nach. Eine Bitte! Thun Sie sich Gewalt an. Verbergen Sie diese Gefühle. Sie sind zu schön und rein, die Welt ist ihrer nicht werth. Möglich, das gebe ich zu, möglich, daß auch er Ihrer nicht werth ist. Aber erscheinen Sie dafür desto größer, und wenn er treu ist, bewahren Sie ihm das Vertrauen, ist er es nicht, sich die Größe über Ihren Schmerz erhaben zu sein. Meine Freundin, sagte er aufstehend und drückte ihre Hand an seine Brust, das Vergängliche gehört der Zeit, was aber in die Aeonen hinausragt, das ist das heilige Bewußtsein einer schönen Seele. Sie werden mich verstehen."

Ganz verstand sie ihn nicht, aber es war gut, daß sie ihn nicht fragte, denn die Gesellschaft war wieder im Zimmer. Nur der Major schien am Eckfenster noch draußen:

„Das Friedrichs Heer!“

„Grade in diesen Regimentern ist nichts geändert,“ sagte Fuchsius.

„Jeder hat allerdings noch seine drei gepuderten Locken.“

„Sie marschirten doch vortrefflich —“

„Geknickte Glieder eines Riesenkörpers, die nicht mehr in einander klingen. Mein Freund, zuweilen will's doch auch mich beschleichen, als wäre es am gescheitesten zur Friedenspartei überzugehen.“

Der Legationsrath wurde mit Fragen, was er Neues bringe? überstürmt.

„Duroc ist abgereist.“

„Wirklich! Endlich! rief es. Mit einer Kriegserklärung?“

„Man hat ihm nur zu verstehen gegeben, daß man unter den obwaltenden Umständen das Freundschaftsbündniß als gelöst vielleicht zu betrachten genöthigt sein dürfte.“

„Und hat Lafforest Pässe erhalten?“

„So unhöflich ist man nicht gewesen.“

Die Fürstin lächelte: „Er denkt übermorgen eine Matinée zu geben.“

„Dies unterbleibt doch vielleicht, sagte Wandel, wenn Erlaucht mir erlaubt das Gerücht mitzutheilen, was ich von der Börse bringe. Seine Majestät Kaiser Alexander wird hier erwartet. Der Oesterreichische Erzherzog Anton ist schon auf dem Wege nach Berlin.“

Die Nachricht überraschte. Auch der Regierungs-

rath war frappirt: „Dieſer Menſch weiß Alles.“ — „Wenn wir nicht wollen, ſagte Eiſenbauch, die Lippen zuſammen beißend, ſo zwingen uns Andre zum Ernſt.“ Man beobachtete die Fürſtin, um auf ihrem Geſicht die Beſtätigung zu leſen. Man konnte nichts leſen; ſie war mit Adelheid beſchäftigt, der ſie heut ihre ganze Aufmerkſamkeit zu widmen ſchien.

„Herr von Wandel, Ihre Neuigkeiten ſind noch nicht zu Ende?“

Er war gefällig, und gab eine ganze Liſte von Avancements und Verfügungen zum Beſten: „Auch hat Herr von Bovillard mit ſeinem Sohne ſich ausgeſöhnt. Er will ihn wieder für den Staatsdienſt gewinnen. Einſtweilen hat der junge Bovillard Courierſtiefel anziehen müſſen. Er iſt fortgeſchickt.“

„Da wird doch wenigſtens ein Platz in den Gefängniſſen frei,“ ſagte die Geheimräthin mit Bitterkeit, und ihr Blick fiel auf Adelheid. Ob zufällig, oder ob ſie eine Veränderung auf ihrem Geſicht bemerkte?

„Meine holde Adelheid erſchrak, ſagte die Fürſtin, bei Ihrer Nachricht von der Ankunft unſres Kaiſers, Herr von Wandel. Sie ſtellt ſich unter einem Kaiſer aller Reuſſen einen orientaliſchen Despoten vor, einen Großmogul, vor dem Alles in Ehrfurcht auf den Boden ſtürzen muß. Ihr Lehrer wird ihr ſagen, ein wie liebenswürdiger Cavalier Kaiſer Alexander iſt. Auch ein Welteroberer, aber — durch Huld und Güte gewinnt er die Herzen. — Doch mich dünkt,

unſer Neuigkeitsbote hat ſeinen Sack noch nicht ausgeſchüttet. Was ſagt die Falte auf Ihrer Stirn?"

Der Legationsrath zuckte die Achſeln: „Ich weiß nicht, ob ich die frohe Stimmung hier ſtören darf."

Eine Anforderung zum in ihn dringen.

„Die Oeſterreicher ſind total geſchlagen. Der Courier kam ſchon heut Morgen an. Man hielt die Nachricht zurück, um den Jubel beim Durchmarſch der Truppen nicht zu dämpfen."

„Bei Günzburg brach er über die Donau, das war ſchon ebegeſtern bekannt, ſagte Jemand. Damit iſt das Schickſal der Hauptmacht nicht entſchieden."

„Ich bedaure Ihnen ſagen zu müſſen, daß ſie es iſt. Bei Werdingen ward der Succurs aus Vorarlberg vernichtet, darauf Mack, gänzlich umzingelt, in Ulm eingeſchloſſen, und nach den blutigſten Gefechten zur Capitulation gezwungen. Sechzigtauſend Mann fielen oder ſtreckten die Gewehre, hundert Kanonen und ein unermeßliches Kriegsmaterial ſind verloren. Es exiſtirt keine öſterreichiſche Armee an der Donau mehr, denn auch das Corps, was der Erzherzog zurückführen wollte, iſt unterweges ſo gut wie aufgerieben."

Eine ſtumme Pauſe folgte. Die Janitſcharenmuſik eines neu vorüberziehenden Bataillons bildete dazu einen üblen Contraſt.

„Adieu Deutſchland!" ſeufzte Fuchſius.

„Victoria! rief der Major. Das geht ans Leder. Die Haut läßt man ſich nicht ruhig abziehen."

handelnd beherrſchte? Stockholm ſteht freilich geſchichtlich bedeutend da. Ein Schwediſcher Feuergeiſt konnte auch hier die Bürger beſeelen. Sie haben bis in die neueſte Zeit in Schweden's Geſchichte mitgeſpielt. Jetzt iſt es eine Europäiſche Handelsſtadt mit Europäiſchen Kaufleuten und Banquiers. Die meiſte Regſamkeit und einiger Bürgerſinn möchte ſich in den kleinen nahrhaften Städten der allerſüdlichſten Provinzen, beſonders in Schonen, hervorthun. Dieſe gehören aber nicht mehr zum eigentlichen Schweden; ſie verrathen zu ſehr, daß ſie einſt einen Theil Dänemarks ausmachten und ihre Bewohner Niederſächſiſch-Angliſchen Stammes ſind.

Die Geiſtlichkeit — es ließe ſich viel ſagen, aber unter dem Vielen nicht viel Gutes. Eine innere Spaltung zwiſchen dem Schein und der Wirklichkeit wird überall klar. Schon in der Nation ſelbſt tritt eine Spaltung ein. Das Volk im Ganzen iſt religiös, der größere Theil der Gebildeten — bis auf die, welche ſich vermittelſt der Romantik in die Gefühlsregionen, oder zu einer Neigung für die Hoheit der katholiſchen Kirche herausgebildet haben — iſt aber noch befangen in der oberflächlich encyclopädi-

Die Fürstin warf einen ihrer himmlischen Blicke an den Plafond:

„So mußte es kommen, und es muß noch mehr kommen. Meine Herren, ich halte es für eine frohe Botschaft. Ja, der Mann ist groß, denn ein Größerer hat ihn gewürdigt seine Geissel zu sein. Es soll noch mehr Blut fließen, um die Welt zu reinigen, und wir haben kein Maaß für die Ströme, die da rauschen werden über die Länder."

„Ach du mein Gott, das ist ja schrecklich!" rief die Kriegsräthin erblassend. Adelheid war zugesprungen, und umfaßte die Mutter, die auf einen Stuhl gesunken war.

„Warum schrecklich, sagte die Fürstin mit Holdseligkeit, wenn es Sein Wille ist! Er, der die Haare auf unserm Kopfe gezählt hat, weiß auch, wen er opfern, wen er retten will. Und über seinen Erwählten schweben seine Engel. Einen weißen leuchtenden Fittich seh ich gebreitet über dieses Kindes Haupt!" sprach sie, und legte wie segnend ihren Arm auf Adelheids Locken.

Die von solcher Huld gerührte Kriegsräthin wollte aufstehen. Die Fürstin drückte sie sanft zurück: „Glückliche Mutter, auf deren Kindes Stirn die Worte des Dichters stehen:

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das schaut in Einfalt ein kindlich Gemüth!

Die Königin hat sich neulich sehr angelegentlich nach Ihrer Tochter erkundigt. Sie wünscht sie einmal zu

ſehen;" flüſterte die Fürſtin im Fortgehen mit holdſeliger Herablaſſung zur Mutter. Sie glaubte in die Erde verſinken zu müſſen.

Die Harmonie der Geſellſchaft, wenn man die Stille ſo nennen kann, die vom Eindruck der Nachricht hier noch herrſchte, ward durch häßliche Kinderſtimmen in der Nebenſtube unterbrochen, und als Charlotte plötzlich in ein heulendes Geſchrei ausbrach, ſtürzte die Geſellſchaft dahin.

Der Rath und der Major, die nicht für Familienangelegenheiten geſtimmt waren, ergriffen die Gelegenheit ſich zu entfernen. Auf der Treppe ſagte Fuchſius: „Der Frömmigkeit der Gargazin wäre es genehm, wenn ganz Deutſchland in Brand und Flammen aufginge."

„Damit Rußland es erlöſen kann! ſetzte der Major hinzu. Es fragt ſich da eben nur, wo die Scylla und wo die Charybdis iſt."

Auch die Fürſtin Gargazin mußte heut nicht für Familienſcenen geſtimmt ſein. „Was war denn das mit dem Rittmeiſter? Springt er ab?" ſagte ſie zum Legationsrath, der ihr im Vorzimmer den Caſchemirſhawl umreichte.

„Wir haben Contreordre, Erlaucht. Weil er zu haſtig war, hat man ihm eine Spaniſche Fliege appliciert."

„Ihre Burleske fängt an mich zu langweilen."

„Die ſchöne Frau verarbeitet ſich deſto mehr in Liebesweh. Wir überlaſſen ſie ganz Euer Erlaucht."

„Das für mich, was aber haben Sie?“

„Leibeigene beherrschen, ihr Schicksal machen, kneten, wie der Bildhauer den Thon, halte ich für ein Vergnügen.“

„Das sind andre Geschöpfe.“

„Um so größer, Gnädigste, auch über solche als Puppen zu schalten, die sich mit Schiller für frei halten, und wären sie in Ketten geboren, oder mit Herrn Fichte ihr göttliches Ich adoriren. Ich kenne keine angenehmere Unterhaltung, und harmlos, und welche Vorbereitung, Erlaucht, für das unstreitig größere, auch diese Geschöpfe zu bekehren!“

Zweites Kapitel.

Das Intermezzo.

Das Familienereigniß, welches den Aufstand verursacht, war auch für die näher Angehörigen kein eben interessantes. Die Luvinusschen Kinder, bei der Aufmerksamkeit, welche Prinz Louis und die Reiter verursachten, sich selbst überlassen, waren über die Reste des Chocolatentisches hergefallen. Knabe und Mädchen hatten um die Wette „gestopft", um die Zeit zu nutzen, wo man sie nicht beobachtete, und Fritz es angemessen gefunden, auf die Chocolate und das viele Zuckergebäck einige Gläser süßen Weines zu gießen. Mit der Schilderung der Wirkungen, die sich hier zeigten, verschonen wir unsere Leser. Charlottens Aufschrei galt dem traurigen Anblick, den Malwine verursachte, die leichenblaß mit blauen Lippen, gläsernen Augen und krampfhaften Bewegungen auf dem Stuhle lag. Fritz saß, als die andern eintraten, noch wie ein Kobold auf dem Tisch, und machte den Versuch, mit grinsendem Gesichte aus der Flasche, die er in der einen Hand hielt, das Glas

in der andern zu füllen, was ihm aber nicht gelingen wollte. Der süße Wein floß vom Tisch auf die Dielen. Was noch drauf erfolgte, überlassen wir der Phantasie des Lesers; aber der Knabe schlug, als er schon Kopf über vom Tische gefallen war, noch mit der Flasche, die er krampfhaft in der Hand hielt, um sich. Zwar verwundete er keinen der andern, die herbeigesprungen waren, aber, indem die Flasche in Scherben zerschlug, sich selbst an den Schläfen.

Charlotte schrie wie besessen: „Sie stirbt!" Den Kindern sei's angethan! andere: „Ein Doctor! Schnell einen Doctor!" Nur die Geheimräthin hatte ihre Besinnung behalten: „Was wird es sein! Die Kinder haben sich den Magen überladen. Irgend ein Hausmittel, Legationsrath."

Wandel zuckte die Achseln, nachdem er dem Mädchen an Puls und Schläfe gefaßt: „Das wag ich doch nicht."

„Sie verschreiben doch Andern Medicamente."

„Nur dem, der mir Vertrauen schenken will. Der Vater der Kleinen ist nicht hier. Ihr Zustand scheint aber so bedenklich, daß ich rathe, ihn auf der Stelle rufen zu lassen —"

Die Geheimräthin sah ihn zweifelhaft an.

„Es ist mein Ernst, setzte Wandel hinzu. Bei dem Mädchen kann ein rascher Aderlaß nöthig werden. Der Zustand des Knaben scheint, da die Natur sich selbst half, nicht gefährlich, seine Wunde muß indeß ein Chirurg untersuchen. Mit Blut befaß ich mich nicht."

Die kurze Zwiſchenzeit, wo Walter und Adelheid zugleich hinausgeſtürzt waren, um nach einem Arzt zu ſchicken, und die noch Anweſenden Miene machten ſich zu entfernen, füllte Charlotte mit ihren Lamentationen, bis die Geheimrätbin, welche Wandels Abweiſung etwas pikirt zu haben ſchien, ihr ins Wort fiel: ſie meinte, hier ſei doch nichts zu beklagen als ein Ungeſchick, ein trauriger Zufall oder die vernachläſſigte Erziehung der Kinder.

Das Glück wollte, daß ein Regimentsarzt ſchon vor dem Hauſe angetroffen ward, und auch der Vater der Kinder vom abgeſchickten Boten bereits auf dem Herwege gefunden und benachrichtigt war. Der Chirurg erklärte allerdings beider Zuſtand für gefährlicher, als die Geheimrätbin gedacht; Malwine, deren Natur ſich nicht ſelbſt geholfen, bedürfe eines Blutlaſſes; aber er mußte die heran geholte Lanzette noch ſinken laſſen, weil die Wunde an der Schläfe des Knaben ſo nahe an eine Arterie ſtreifte, daß wenn er nicht raſch hier mit einem Verbande zu Hülfe komme, eine Verblutung zu beſorgen ſtand. Wir wiſſen wirklich nicht, ob es, nachdem dieſer Verband erfolgt, noch nöthig ward auch das Blut des kleinen Mädchens zu fordern, denn die Kinder wurden in eine Nebenſtube geſchafft, und der Legationsrath, der hülfreiche Hand dabei geleiſtet, erklärte, als er zurück kam, er hoffe, daß andre Mittel ausreichen würden.

Aber um die Peinlichkeit der Situation für die noch Gebliebnen zu vermehren, erhob ſich in der

Nebenſtube ein neuer Wortwechſel, von deſſen Heftigkeit man überzeugt ſein wird, wenn wir ſagen, daß Charlotte die Angeklagte war, der Geheimrath der Kläger, und die Geheimräthin, die angerufene Richterin, ſich der Angeklagten nicht anzunehmen ſchien. Charlotte war ihr eigner Advocat, und der Geheimrath von der Vogtei konnte, wie wir wiſſen, wenn die Gelegenheit es mit ſich brachte, auch außer ſich gerathen. Er folgte der entgegengeſetzten Maxime ſeines Bruders; er hielt Emotionen nicht für das Gift, ſondern für eines der Präſervativmittel des Lebens. Seine Freunde meinten, er alterire ſich am liebſten vor dem Mittagstiſch, weil dies dem Organismus des Magens zuträglich ſei; jedoch immer nur mit Maaß.

Doch als er jetzt aus dem Krankenzimmer herausſtürzte und Charlotte hinter ihm, ſchien er eher der Verfolgte. Sie wenigſtens ſchrie in die Verſammlung hinein, ohne im geringſten von den reſpectablen Perſonen Notiz zu nehmen:

„Meine Couſine, die Frau Hoflakir, hat mir wohl geſagt: Warum giebſt Du Dich noch mit ihnen ab, warum opferſt Du Dich ihnen! Du kennſt ſie ja, und Undank iſt der Welt Lohn. Ja, ich kenne ſie, und Undank bleibt der Welt Lohn!“

„Charlotte! rief das blaſſe Geſicht der Geheimräthin, die an der Schwelle ſtehen blieb. Bedenke Sie, wo Sie iſt.“

„Ja, Frau Geheimräthin, das bedenke ich auch,

und Sie ſind eine nobel geſinnte Dame, und wer Domeſtiken behandelt, wie er es ſelbſt verdient, der iſt rechtſchaffen vor Gott und vor den Menſchen. Denn wir Domeſtiken ſind auch Menſchen vor Gott und unſrer Herrſchaft, und ich brauchte es ja nicht zu ſein, ſagt mein Couſin, der Herr Hoflakir. Ja wenn der nur hier wäre! Der würde ein Wort ſprechen, aber ich bin eine vereinzelte unglückliche ledige Perſon. Und darum ſind der Herr Geheimrath ſo ausverſchämt. Hab ich denn die Chocolate geſoffen?"

„Charlotte!" wiederholte die Geheimräthin.

Der Vogtei-Lupinus war auf dem Gipfelpunkt ſeines Zornes: „Sie ſoll mir nicht wieder vor's Geſicht."

„Das will ich auch gar nicht. Bilden Sie ſich das nur nicht ein. Und wenn Sie's mir auch nicht ſagten. Gott bewahre, daß ich noch einen Fuß in das Haus thäte, wo man eine rechtſchaffne Perſon ſo maltraitirt. Meine Couſine, die Frau Hoflakir, hat auch geſagt, ſie könnt's nicht begreifen, warum ich's ſo lange ausgehalten. Ja, was thut der Menſch nicht, wenn die Kinder uns ans Herz gewachſen ſind. Und nun ſoll ich die Schuld ſein! O du gerechte Güte! Hab ich ſie zur Chocolate invitirt? Hab ich die Bräzeln gebacken? Wer weiß denn, was der Kuchenbäcker rein gethan."

„Charlotte, ich bitte Sie, ſei Sie ſtille, ſprach die Geheimräthin, die Hand am Herzen. Sie weiß nicht was Sie redet. Sie ließ die Kinder außer Acht."

„Wird mir das auch angerechnet!“

„Sie pflichtvergeſſenes — ſchrie Lupinus — derweil Sie am Fenſter das Maul aufſperrte.“

„Weil ich ein Gemüth habe, weil ich für meinen Gott und meinen König und unſer herrliches Militair zum Fenſter raus ſah, weil ich als eine gute Patriotin mein Herz ausſchüttete! Nein, das geht mir doch über alles. Nu, kommen Sie mir wieder! Sag ich doch — nu Kinder hin, nu alles hin, nu adjö ſag ich Ihnen. Sie ſollen mich nicht wieder ſehn, Herr Geheimrath, nu mags gehn, wie es will, und wo ich bin will das weiß ich. In Ihr Haus zurück? — I Gott bewahre! — Sie können meine Sachen raus ſchmeißen laſſen, auf den Schinkenplatz. Was Sie wollen, wie Sie wollen, immer zu! O das genirt mich noch nicht ſo viel, wie Ihre ganze Wirthſchaft nicht, mein Herr Geheimrath! Was iſt für mich die Welt noch, wenn man ſo mit meinem Herzen umgeht! Aber nehmen Sie ſich in Acht. Mein Couſin, der Herr Hoflakir, weiß was ich habe. Der zählt jedes Stück nach. — Vor's hall'ſche Thor will ich, aufs Grab der ſeligen Frau Geheimräthin, da will ich ſprechen, da will ich mich ausweinen, da will ich klagen, da will ich mir ein Leids anthun — denn ich kann nicht leben ohne die Kinder!“

Die Geheimräthin meinte, ihr Schwager ſolle ſeine Affecte moderiren. Er mußte es auch meinen; er hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt und trocknete den Schweiß von der Stirn. „Eine erſchreckliche Perſon!

ſeufzte die Kriegsräthin. Da iſt man ja keinen Augenblick ſeines Lebens ſicher! Und wenn ſie ſich nun wirklich ein Leids anthut!" Andre waren minder gläubig. Ein Spötter äußerte, vor dem halleſchen Thor ſei zwar der Kirchhof, aber auch die Reiter wären durch dies Thor marſchirt. Wenigſtens mußte Charlotte nicht augenblicklich ihren Entſchluß auszuführen geſonnen ſein, denn plötzlich trat ſie zur Thür wieder herein. Noch roth vor Echauffement drängte ſie durch die Anweſenden nach dem Fenſter und riß das Tuch an ſich, das die erſchrockene Baronin mit ihrem Rücken zufällig feſt hielt:

„Das iſt mein Umſchlagetuch!"

So ging ſie wieder zur Thür hinaus, unbekümmert um die Anſprache des Geheimraths, der ſich wirklich mediciren haben mußte, denn beim Vorübergehn ſagte er zu ihr: „Hat Sie ſich noch nicht beſonnen?"

Sie mußte ſich allerdings, wenn auch nicht darauf, doch auf etwas anderes beſonnen haben, denn, die Thür noch in der Hand, fing ſie heftig an zu ſchluchzen, ihr Peroriren war aber diesmal an die Wirthin gerichtet:

„Und das muß ich Ihnen ſagen, Frau Geheimräthin, und wenn Sie mich für eine ſchlechte Perſon halten. Die Kinder laſſen Sie nicht zu ihm, nein um Gottes Willen, das thun Sie nicht. Bei ihm ſind ſie in Grund und Boden verloren, der Herr Geheimrath verſtehen nichts von der Erziehung. Das

schen Philosophie der Franzosen. Hat auch bei uns das Christenthum noch nicht wieder so gesiegt, wie der Pietist oder der orthodoxe Dogmatiker es wünscht, so hält doch der Gebildete in stiller Achtung seine Zweifel zurück. In Schweden ist man noch um einige Decennien im Reich des Glaubens rückwärts. Noch gilt es für geistreich und aufgeklärt — zu spotten. Die Historischen, die Mittelaltrigen, die Katholischen, die Romantiker — Namen, womit man das neue, gehaltvollere Aufstreben des Geistes bezeichnet — werden heftiger angefochten und bespöttelt, als es bei uns der selige Voß in seinem blinden Eifer gethan, der die verschiedenartigsten Richtungen verfolgend zusammenwarf. Diese halbe Aufklärung ist zum Theil selbst in der Geistlichkeit vorherrschend, und nun denke man sich ein kolossal hierarchisches Gebäude, wie es schon an sich mit protestantischen Begriffen nicht zusammenpaßt, zum Schutz und zur Glorie von etwas, das hier — nichts ist! In Frankreich freilich, vor der Revolution, war es nicht besser; dafür stürzten aber auch die Revolutionsstürme das ungeheure Gebäude, worin seit einem Jahrhundert Niemand wohnte, zusammen. Und doch

Mädchen verdirbt und der Junge auch, sonst hätten sie auch nicht die Chocolate aufgetrunken, aber sie lernen's von ihrem Vater, Gott straf mich, der kann auch nichts stehen lassen, er muß in alles die Nase stecken und kosten. Und die selige Frau Geheimräthin werden vom Himmel runter sehn und's Ihnen lohnen. Und handeln Sie an diesen Kleinen, wie sie — o Gott! — o Gott! — an meinem Cousin gehandelt haben."

Unter noch heftigerm Schluchzen flog die Thür hinter ihr zu. Daß die kranken Kinder einstweilen bei der Geheimräthin blieben, war eine Sache, die sich von selbst verstand, denn der Arzt hatte schon erklärt, sie dürften auf keinen Fall fortgeschafft werden. Warum aber der Geheimrath nach einer Weile aufsprang, und den Hut ergriff, um der Köchin nachzueilen, blieb zweifelhafter. Er sagte, es geschehe, um nachzusehen, damit die desperate Person nicht sein Haus von oben zu unten kehre. Es gab indeß in der Gesellschaft, die meinten, es wäre nur um sein Mittagessen. In seinem Affect hatte er nicht bedacht, daß sein Schicksal noch in Charlottens Händen ruhte.

Der Aufbruch war jetzt so allgemein, als die Verstimmung. Walter empfing für seinen ehrerbietigen einen sehr kalten Gruß vom Kriegsrath Alltag; die Kriegsräthin mußte in einer eignen Laune sein, denn sie zupfte noch ihren Mann, warum er sich so lange aufhalte? Auch der Geheimräthin bewies sie lange nicht mehr

die Ehrerbietung und gerührte Dankbarkeit, mit der sie sonst von dieser gütigen und unvergleichlichen Frau Abschied nahm. Kaum aber war sie die Treppe hinunter, als es die Brust nicht mehr hielt: „Mann, hast Du gehört, Ihre Majestät die Königin hat sich nach unsrer Adelheid erkundigt!“ — Der Mann sagte: „Hm!“ und meinte, man müsse auch nicht alles glauben, was vornehme Leute sagen. „Aber, erwiederte sie, eine Fürstin kann doch nicht lügen!“ Und als er meinte, es könne wohl etwas daran sein, es werde aber nicht alles so sein, sprach sie: „Daß aber die Königin auch nur von unsrer Tochter weiß, daß sie überhaupt auf der Welt ist, das hättest Du und ich uns doch nicht im Traume einfallen lassen!“ Sie hatte immer geglaubt, die Könige wüßten von den einzelnen Menschen gar nichts, und die Individuen verschwömmen ihnen, wie man von einem hohen Berge eine Landschaft sieht.

Walter und Adelheid nahmen im Vorzimmer Abschied. Es mußte auch hier etwas von Verstimmung sein. Sie meinte, er hätte sich doch überwinden können und zuvorkommender gegen ihre Eltern sein. Er sagte, es habe ihm etwas die Brust zugeschnürt. Sie entgegnete, auch auf ihrer Brust laste es wie ein Alp — „und ich überwinde es doch,“ sagte sie, und zwang ihr Gesicht zu einem heiter lächelnden Ausdruck.

„Wenn ich Dich erst aus diesem Hause fortwüßte,“ sagte er nach einer Pause.

„Wünsche es nicht, entgegnete sie. — Und wohin? So lieb ich meine Eltern habe, so fühle ich doch, dahin passe ich nicht mehr.“

„Du verlangst nicht nach Glanz und Reichthum —“

„Aber — unterbrach sie ihn und schwieg plötzlich. Daran bist Du auch schuld; warum hast Du aus mir eine andre gemacht, als ich war —“

Er ging mit einem stumm wehmüthigen Händedruck.

An der Thür wandte er sich noch einmal um. Sie war ihm nachgeeilt und hielt den Kopf an seine Brust: „Gieb den Muth nicht auf, Walter. Ich lerne mich täglich mehr überwinden und es wird alles besser werden — für uns beide.“

Am zärtlichsten hatte die Baronin Eitelbach von der Geheimräthin Abschied genommen. Sie war ihr unter Thränen um den Hals gefallen, und als die Lupinus nach der Ursach fragte, sagte die Baronin, sie wisse selbst nicht, warum sie eigentlich so gerührt sei, ob über das Unglück der armen Kinder, oder das ihrer Freundin, der wieder so etwas begegnen müsse, oder die Unverschämtheit der Charlotte! oder über das Unglück, das überall in der Welt ist, und wer ein gutes Herz hätte, der thäte am besten, wenn er es ganz versteckte. Darauf hatte die Lupinus mit einem schweren Seufzer geantwortet: „Daß auch eine so junge Frau schon solche Blicke in dieses Meer der Schmerzen und Täuschungen wirft, das Welt heißt.“

Beim Hinausbegleiten hatte der Legationsrath die Hand der Baronin sanft ergriffen: „Meine Freundin, mir ist eingefallen, haben Sie sich auch nichts vorzuwerfen? Ich meine keine Schuld, aber vielleicht doch irgend einen geringschätzigen Blick, eine Bewegung — Sie wissen, Männer sind eitel, und Verliebte leicht gereizt. — Sinnen Sie darüber nach!“ hatte er theilnehmend hinzugesetzt, als sie ihn erschreckt anblickte, und klopfte sanft auf ihre Hand.

Drittes Kapitel.

Es war etwas nicht, wie es sein sollte.

Die Geheimräthin ruhte in einem Fauteuil, als Wandel ins Zimmer zurückkehrte. Sie sah sehr abgespannt aus; über das blasse Gesicht flog aber doch eine nervöse Röthe, und ihr dunkles Auge rollte seltsame Blicke umher. In dem weißen Kleide, das sich in weiten weichen Falten um sie breitete, und der Haube von derselben Farbe hatte ihre Erscheinung etwas Geisterartiges.

„Was war denn der Eitelbach?" fragte sie.

„Verliebt."

„Possen! — Ich hörte davon. Spielen Sie mit?"

„Man darf kein Spielverderber sein."

Sie zuckte verächtlich die Achseln, es konnte aber auch für einen innern Schauder gelten: „Wie steht es nun also? — Ach mein Gott, es ist so viel, was mir durch den Kopf geht."

„Das Capital, was Sie morgen ausgezahlt erhalten, würde ich meiner Freundin rathen baar in Händen zu behalten."

Die Geheimräthin ſah ihn mit etwas mehr als Verwunderung an. Sie hatte von dieſer Sache nie mit ihm geſprochen. Erſt heute hatte ſie das Notificatorium erhalten, daß das Geld für ſie fällig im Depoſitorium des Kammergerichts liege.

„Beruhigen Sie ſich, ich bin kein Geiſterſeher. Dies erfuhr ich auf ganz natürlichem Wege, als ich heut früh auf der Regiſtratur des Pupillencollegiums einige Akten durchſah. Nicht aber die Ihrigen," ſetzte er raſch hinzu. „Hinter meinem Rücken ſprach der Decernent mit dem Regiſtrator von den fünftauſend Thalern. Auf dem Herwege wollte ich mich auf der Börſe erkundigen, in welchen Papieren Sie das Geld in dieſer Woche am beſten anlegen könnten, als ich die beunruhigende Nachricht erhielt. Hätte ich nicht Geſellſchaft gefunden, wäre es natürlich das erſte geweſen, was ich Ihnen mittheilte."

„So wäre es auch wohl am beſten, wenn ich jetzt meine Pfandbriefe verkaufte?"

Er ſchien ſich zu beſinnen: „Nein. Sie ſind ſchon auf die Nachricht im Cours geſunken."

„Aber ſie können noch mehr fallen."

„Möglich; ſie werden aber auch wieder ſteigen."

„Wenn Krieg kommt!"

„Wer ſagt das?"

„Sie — alle Welt! — Die Augen ſagen es."

„Ich bin überzeugt, daß es nur eine Demonſtration iſt. Die bewaffnete Neutralität iſt zur Beſchwichtigung der aufgeregten Stimmung. Man muß

der Kriegspartei ein Spielzeug hinwerfen. — Schaudern Sie nicht; es ist die höchste Weisheit der Staatskunst, wenn die Gemüther in Wallung sind, immer das richtige Spielzeug bei der Hand zu haben. Wenn die Leidenschaften, Stimmungen, Phantasien, die Zügel zerreißen, wenn die Völker durch keine Gaukelei mehr zu beschwichtigen sind, ach meine Freundin, wehe uns allen dann!"

„Es giebt doch höhere Ideen auch in der Staatsweisheit."

„So lange wir Menschen bleiben, bleiben es Phantasieen."

„Friedrich —"

„Fand ein Volk, das mit den plumpsten Erfindungen zu fesseln war. Erinnern Sie sich des Schlossenregens, als er die Gärten in Potsdam verwüsten ließ! Nämlich in den Zeitungen, welche die Nachricht nicht widerrufen durften. Das Volk glaubte es; er kannte sein Volk. Wenn er es nachher klüger erzog, so mag er sich im Elysium mit seinen Nachkommen deshalb abfinden. Die Komödien und Spielzeuge werden allerdings jetzt kostbarer, die Völker müssen sie theuer bezahlen, aber einige Phrasen von Tugend und Patriotismus darum, und das gute Volk vergißt und vergiebt alles — heut wie vordem."

„Ich bin eine schwache Frau, ich mag nichts davon verstehen, aber mein Gott, das einfachste Gefühl, die Vernunft selbst —"

„Sie rufen Mächte an, die dort nicht mitsprechen,

lächelte der Legationsrath. Sie könnten auch sagen, Oestreich ist wohl geschlagen, aber noch nicht vernichtet, die unermeßlichen Colonnen, die Rußland aus seinen Steppen wälzt, haben sich noch nicht einmal auf dem Felde gezeigt, sagen, daß Preußen den Tiger schon gereizt hat, indem es seine Krallen ihm zeigte, daß es nun an ihm wäre, über Hals und Kopf zu eilen, sich auf ihn zu stürzen, während er selbst blutend mit seiner Beute noch am Boden ringt. Das ist aber alles schon gesagt. Es hörts nur keiner, der es hören sollte."

„Aber Sie calculiren selbst mit Vernunftschlüssen; die Leidenschaften, ein Impuls, der Zufall, könnte Ihre Rechnung plötzlich zu Schanden machen."

„Die Coterie tritt nicht schroff genug dem stürmischen Willen entgegen, sie giebt klug nach. Das bürgt mir dafür, daß die Saiten nicht springen werden. Und was helfen alle Funken, wenn sie auf eine Masse fallen, die keinen Zündstoff in sich hat. Man wird die Sache hinziehen, vor dem Publicum rüsten, die Kriegsbelden fluchen und schwören lassen, heimlich aber verhandeln, laviren, proponiren, unmögliche und mögliche Friedensvorschläge machen —"

„Bis!"

„Ja — bis es sich entschieden hat. In Mähren muß es sich entscheiden; dann —"

„Nun und dann?"

„Nie zu weit hinausdenken!"

„Sie hätten neulich die Radziwill hören sollen."

„Zu Pallastverschwörungen ist bei uns kein Terrain.“

„Und was sagen Sie zu Alexanders Herkommen?“

„Der letzte Verzweiflungsaufschrei der Kriegspartei. Es wird viele erhebende, rührende Auftritte geben. Aber läßt sich eine scheue Natur ändern? Die Coterie wird für einen Panzer sorgen von Gummi elasticum, damit die Thränen, oder für einen von Asbest, damit die Funken abgleiten. Der Eindruck wird stark sein, aber vorübergehen. Und reist Alexander fort, vor einem Entschluß — nein vor einer That, so werden unsre Freunde dafür sorgen, daß alles wieder aplanirt wird.“

„Alles! sagte die Lupinus mit einem stechenden Blick, der im Zimmer umher irrte. Mir sind diese Menschen zuwider, die ihre ganze Kraft nur darauf vergeuden, damit es nicht anders wird als es ist.“

„Wir sollten sie loben. Träge Wellen sind oft das beste Fahrwasser.“

„Was müssen wir thun?“

„Nicht die Pfandbriefe verkaufen, baares Geld für den Nothfall im Secretair, und in den Kriegsenthusiasmus einstimmen.“

Sie war aufgestanden, und hatte mit einem nervösen Aufgähnen den Stuhl fortgesetzt: „Warum müssen wir das! Warum können wir nicht auch darin frei sein! Warum dürfen wir nicht die Mode beherrschen? Wir verachten sie doch.“

„Weil es uns nichts einbrächte, als einen Hei-

ligenſchein, den unglücklicherweiſe wir ſelbſt nur ſehen. Weil es die Menſchen von uns entfernt, und wir ſie brauchen — als Inſtrumente. Darum ſpielen wir mit ihrer Thorheit.“

„Oder ſie mit unſrer.“

„Man muß ſich das Spiel nur nicht zu ernſt denken.“

„Diesmal dünkte ich ihnen gut genug, ihr Opernglucker zu ſein, ſprach ſie mit Bitterkeit. Welche brillante Geſellſchaft, bloß zu Chocolate und Zuckergebäck! Wenn noch mehr Regimenter vorüber marſchiren, kommt mein Haus wohl wieder in die Mode. Selbſt die Gargazin hatte die Gnade aus meinem Fenſter die Truppen zu ſehen.“

„Die Kinder werden Sie auch recht geniren?“

„Warum? Unſre Wohnung iſt groß.“

„Ich beſorge nur, daß Ihr Schwager, wenn die Charlotte von ihm zieht, ſich nicht beeilen wird, ſie Ihnen wieder abzunehmen.“

„So bleiben ſie. Ich liebe Kinder — ſie bringen Friſche ins Haus.“

„Er ſah ſie zweifelhaft an: „Ich beſorge nur, daß dies wieder zu Mißdeutungen Anlaß giebt. Seit man zu wiſſen glaubt, daß Sie Mamſell Alltag nicht eigentlich als Ihre Tochter betrachten —“

„Als meine Erbin wollten Sie ſagen.“

„Ich meine nur, daß man auf den Gedanken kommen könnte, Sie wollten die Kinder Ihres Schwagers adoptiren.“

war es dort noch etwas Anderes. Die katholische Kirche steht in ihren Dogmen so fest, daß sie das Subjective der Priester von der objectiven Würde ihres Amtes völlig trennt. In England, wo freilich die hohe Kirche wie ein stolzer Körper ohne Seele dasteht, zum Aerger für die echte Religiosität des Gemüthes, die sich dafür in allerhand Secten flüchtet, — in England hat diese protestantische Kirche, behangen mit allem Zierath und allen Fetzen des Katholicismus ohne seinen Glauben, wenigstens eine politische Bedeutung. Stürzt sie, so meint man, die Verfassung müsse mit stürzen. In Schweden ist es anders. Der große Gustaf Wasa hatte den störrigen Clerus gebeugt, ihm aber von seinen ungeheuren Einnahmen noch große belassen. Er hatte ihm auch eine Stimme in der Reichsverwaltung gelassen und nichts von den äußern Formen genommen, an welche das Volk einmal gewohnt war. — Aber vor dem Französisch Gebildeten ist die Geistlichkeit nicht viel besser als ein Popanz, vor dem religiösen Volke nicht mehr als eine Masse protestantischer Prediger. Keine heilige Tradition umstrahlt ihre Häupter. Die Rechte des Volks werden genugsam vertreten;

„Wer ſagt, daß er ein falſcher iſt! Die Leute wiſſen es nicht, Sie wiſſen es nicht, und ich weiß es auch noch nicht. Ich weiß nur, daß Mamſell Adelheid nicht meine Erbin wird.“

„Die Alltag ſcheint Ihre Liebe ganz verſcherzt zu haben.“

„Soll ich mein Haus zu etwas ähnlichem hergeben, wie das, aus welchem ich ſie vernahm!“

Wandel warf einen forſchenden Blick: „Sie approbiren nicht die Inclination mit dem Herrn van Aſten?“

„Ich! Was geht es mich an! Meinethalben könnte ſie ſich hängen an wen ſie will, das larmoyante Weſen kann ich nur nicht ausſtehen. Aus kleinen Verhältniſſen — nein aus einer ſolchen Kataſtrophe, die doch die Seele eines jungen Mädchens erſchüttern muß, trat ſie in mein Haus. Was hatte ich gehofft, daß ſich aus ihr entwickeln würde, bei ihren Gaben, ihrem Muthe, ihrer lebhaften Phantaſie. Sie hätte die Königin der Stadt werden können.“

Der Legationsrath zuckte die Achſeln: „Sie meinen den Gedanken, den der Kammerherr einmal hinwarf.“

„Aber ich würde doch Bedenken getragen haben. Die Geſinnungen der Eltern —“

„Wären zu überwinden geweſen. Loyale Leute, in unerſchütterlicher Devotion gegen das ganze königliche Haus! — Nur daß die Rolle der Herzenskönigin eines apanagirten Prinzen niemals eine glänzende werden kann.“

„Was kümmert mich der Prinz! rief sie. Sie selbst sollte sich ihr Loos werfen. Wie es war, und wenn ein faux pas, eine rasende Leidenschaft, eine Entführung — ja, wenn der junge tolle Mensch, der Bevillard, sie gewaltsam geraubt hätte, es wäre doch eine Abwechselung, es hätte zu sprechen gegeben — Sie lächeln, weil Sie die Affecte begraben haben, aber doch sage ich Ihnen, der Durst unsrer Seele nach dem, was uns über den Alltag erhebt, ist — das Bessere in uns."

Der Legationsrath mußte zerstreut sein, die Sache interessirte ihn nicht mehr.

„Der alte van Asten rückt auch mit keinem Groschen 'raus, wenn sein Sohn Adelheid heirathet."

In dem Blick, den die Lupinus ihm zuwarf, hätte ein Psychelog eine verächtliche Beimischung lesen können.

„Sie liebt ihn gar nicht."

„Sie sprechen in Räthseln."

„Sie erwähnten einmal einer chemischen Agenz, die allen Stoffen ihre natürlichen Säfte aussaugt, daß sie Farbe und Geschmack verlieren."

„Will der Pedant sie zu einer Gelehrten erziehen?"

„Es ist übel, wenn ein Lehrer eine zu gute Schülerin hat. Ich konnte nichts mehr wirken, wo ich von einem Vorgänger Geist und Gemüth schon ganz eingenommen fand. Mit ihrer lebhaften Auffassungsgabe betrachtet sie ihn als ihren Wohlthäter, um nicht zu sagen als ihren Schöpfer; sich wenigstens als seine Schöpfung.

Es iſt keine unedle Natur, meine ich, fuhr die Lupinus nach einer Pauſe fort, die den Drang in ſich fühlt, ſich ſelbſt einem verehrten Mann zum Opfer zu bringen. Aber das Mädchen iſt krank. Das iſt die Krankheit der Reſignation. Ja wir, in unſeren Jahren, — aber wenn junge Mädchen die Blüthe ihrer Empfindung auf dem Altar der Pflicht — Was lachen Sie ſo häßlich?"

„Daß Sie ein armes junges Mädchen anklagen um die Krankheit, welche Theologen, Dichter, Philoſophen, um die Wette unſerm Geſchlecht einimpften! Um das Siechthum unſrer Staaten, unſrer Bildung, daß wir aus uns hinaus uns denken, ſchwärmen, ſpeculiren, ſtatt zu rechnen. Dies Infuſorium des Univerſums will mit dem bischen Kraft, Talent, das die Natur in ſeine Wiege als Patengeſchenk legte, den Sternenlauf reguliren, ſtatt für ſich ſelbſt zu ſorgen, da wo ſein höchſtes Ziel nur ſein kann, ſich erträglich und behaglich über dem Strom zu erhalten, der es täglich zu verſchlingen droht. Welcher Hochmuth in dieſer Tugend, eine Welt um ſich beglücken zu wollen, um ſtolz dann ſich ſelbſt die Märtyrkrone aufzudrücken!"

„Das kann doch nicht ganz Ihre Anſicht ſein?"

„Erſt ſich ſelbſt — Ich verſtehe natürlich darunter, daß zwei, die ſich verſtehen, ſich als eine Einheit betrachten. Wer ſie errungen hat, die Höhe, die er erreichen kann, ja dann, meine Freundin, dann mag er ein Gott ſein, der goldnen Regen um ſich ſprenkelt,

der Troſt der Unterdrückten, der Rächer der Gekränkten, dann mag er ſchwärmen, ſchwelgen —" Er bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. „O laſſen Sie uns von meinen Planen ein ander Mal reden. Heute könnten ſich meine Phantaſieen verirren, — Gott weiß in welche — laſſen Sie mich heute ſchweigen —"

Er hatte ihre Hand ergriffen, eigentlich ihren Arm, und, den Blick gen Himmel, die Hand an ſeine Lippen gedrückt. — So ſtarrte er eine Weile, die Augen aufwärts, in einem Zuſtande völliger Abſorbirung.

Er ſchien, als ſie ſanft den Arm zurückzog, ſich nur mit Anſtrengung wieder zu finden:

„Alſo, was Sie ſagten! — Sie liebt ihn nicht?"

„Sie liebt einen Andern."

„Tant mieux!"

Die Geheimräthin ſah ihn forſchend an: „Auch wenn der andre ein guter Bekannter von Ihnen iſt — ſie liebt Bovillard, ohne es ſich zu geſtehen."

„In der That!" Der Legationsrath biß ſich in die Lippe, aber lachte mit völliger Unbefangenheit auf: „Wir ſind Gegner, nicht Rivale."

„Sie retteten ſie vor ihm und zum Dank —"

„Würde ſie mich an ihn verrathen! Iſt das etwas beſonderes! Zum Unglück für das arme Kind — oder zum Glück für Herrn van Aſten, iſt aber Herr von Bovillard jetzt die Kreuz und Quer auf hundert Meilen geſchickt. Ja ich glaube, ſie haben ihn ſo geſchickt, daß ſie wünſchen, er möchte nie wiederkehren."

„Und ich habe die Bescheerung im Hause!“

„Arme Freundin!“

„Eine Liebschaft ohne Aussicht und Ende. Verborgene Thränen und stille Seufzer. Er fragt: Warum hast Du geweint, und sie sagt mit den seelenvollsten rothen Augen: O ich habe nicht geweint. Er glaubt es oder glaubt es nicht. Händedrücken und Betheuerungen in Klopstockischem Odenschwung. Bin ich dazu berufen? Habe ich sie dazu in meinem Hause? Ihre Eltern sind unzufrieden. Der alte van Asten möchte mich zur Kupplerin erklären! Der junge sieht mich fragend an, wenn sie Migräne hat, und Adelheid zittert, wenn ich ihn auffordere länger zu bleiben als sie wünscht, und gebe ich ihm ein Zeichen, daß er gehn soll, so ist sie wieder verstimmt. Sie denkt, er könnte denken, was er nicht denken soll. Und wenn der junge Bovillard wieder käme! Möglich ja, wenn der Vater ihm verzeiht, daß er präsentabel würde, daß — daß er sich in diesem Hause zeigte. Kann ich ihn abweisen? — Welche Scenen, Verwickelungen! Wer hat mich dazu ausersehen, mein Gott! als ob ich nicht anderes zu denken und vor mir habe!“

Die Geheimräthin hatte sich in einen Eifer geredet, der ihr wohl that, und dem Legationsrath that er auch wohl. Mit andern Gedanken beschäftigt als diesem, ihm ganz gleichgültigen Liebesverhältniß, hatte er ihnen nachhängen können ohne sich beobachtet zu sehn.

„Das haben Sie! rief er. Sie müssen gerettet werden.“

„Nun verloren, Herr von Wandel, geb ich mich noch nicht.“

„Aber eine Frau, die der Wahrheit als Prieſterin ſich geweiht hat, darf nicht dieſe Unwahrheit um ſich dulden. Das iſt es, was ich nicht dulden darf. Dieſer Dunſtkreis muß verſchwinden. — Zurückſchicken ins elterliche Haus wollen Sie ſie nicht?“

„Es würde mir jetzt übel ausgelegt werden.“

„Sie haben recht. Es gäbe zu viel Gerede; ſie iſt einmal die Modepuppe. Ja, wenn man ſie entführte! Sie ſelbſt deuteten vorhin darauf.“

„Adelheid läßt ſich nicht entführen.“

„Und eine Mariage —“

„Sie ſcheinen wieder zerſtreut.“

„In der That ich bin es. Verzeihung! Nein fort muß ſie jedenfalls, Ihrer Ruhe wegen. Bedenken Sie, daß Sie jetzt auch die Kinder im Haus haben Alſo ſorgen Sie dafür, auf eine oder die andere Weiſe. Finden wird ſie ſich.“

„A propos! rief er von der Thür zurückkehrend. Etwas noch. Sie müſſen die Mode mitmachen. Hüllen Sie ſich in Patriotismus, von ſo tiefer Farbe, als Sie können. Immer exaltirt. Beim allgemeinen Fanatismus merkt man nicht das zuviel. Franzoſenhaß, Durſt nach Blut und Rache, auf den Lippen. Man kann nicht zu ſtark auftragen, denn man weiß nicht wie bald man überboten wird. Und wer nicht voraus ſchwimmt, iſt bald zurück gedrängt und ans Ufer geworfen.“

War ſchon vorhin ihre Erſcheinung geiſterhaft,

was mehr jetzt, als sie allein in der Mitte des Zimmers stand, das Ohr etwas geneigt nach der Thür. Sie horchte — sollte er nicht wieder kehren? — Nein — keine Tritte mehr auf der Treppe, es hallte vom Flur — die schwere Hausthür öffnete sich. Ein Schlag dann, der sie durchschütterte. Aber sie blieb stehen, die Finger etwas krampfhaft zusammen ziehend. — Warum blieb sie stehen? — Unter den halb niedergeschlagenen Wimpern schielten ihre Augen umher. Warum schlug sie die Augen nicht auf, die sonst so durchdringend scharf in der Seele des Andern zu lesen schienen? — Fürchtete sie sich vor der Leere im Zimmer? Es war noch heller Tag.

Es war etwas nicht, wie es sein sollte. Sie hatte eine andre Sprache, andre Mittheilungen erwartet. — Glatt wie ein Aal! — Aber vielleicht trug sie selbst die Schuld! Was hatte sie sich ihrer Bitterkeit überlassen? Was interessirten ihn Adelheids Liebesverhältnisse! — Darum war er zerstreut, brach plötzlich ab, in Sinnen versunken? — Sie athmete auf; ihre Wange röthete sich etwas. — Aber — es war doch etwas nicht, wie es sein sollte. — Warum sprach der große, herrliche, seltene Mann nur in Räthseln, warum auch gegen sie die Hieroglyphensprache? — Hätte sie ihn falsch verstanden? Er, vor dessen Augen die Hüllen der Menschen, der Dinge, in Krystall sich verwandelten, und er schaute bis in die Keime der Thaten und Gedanken, hatte er auch in ihr Inneres einen Blick geworfen und —

In dem Augenblick knarrte die Thür, der neue Bediente, Chriſtian, trat etwas ungeſchickt herein, indem er, um die Thüre zu ſchließen, den Rücken zeigte. Der Rücken zeigte nur die alte Livree ſeines Vorgängers.

Die Lupinus ſtieß einen Schrei aus, ſie fuhr zuſammen, wankte; vielleicht wäre ſie gefallen, wenn ihr Arm nicht die Lehne eines Stuhls erfaßt hätte. — „Johann! — ungeſchickter Menſch — wie kann Er mich erſchrecken!“

„Aber gnädige Frau, ich komme ja nur, wie Sie befohlen —“

„Er ſoll nicht hinterrücks hereinſchleichen, Chriſtian. Meine Nerven vertragen es nicht.“

„Aber die Kinder, gnädige Frau, das Mädchen beſonders, ſie ächzen und piepen — ich glaube immer, denen hats Einer angethan.“

„Lügner! — Unverſchämter Verleumder! —“ Mit einem zornfunkelnden Blick ſchoß ſie an ihm vorüber nach der Kinderſtube.

Der Bediente ſah ihr kopfſchüttelnd nach, und reckte ſich dann in der Livree, die nicht ganz zu ſeinem breiten Rücken paßte. Eine Nath riß: „Ich glaube, in dem Hauſe paßt mirs ſo wenig als in dem Rocke. Solche Bälger zu bedienen, und eine ſolche Frau! Ich weiß zwar nicht eigentlich, was Nerven ſind, aber ich glaube, meine Nerven vertragen es auch nicht.“

Als nach einer Viertelſtunde die Geheimräthin

zurückkehrte, lagerten seltsame Stimmungen auf ihrem Gesichte. Der Anblick der Kinder war gewiß ein widerwärtiger gewesen, der Schauder sprach sich deutlich aus, aber darüber war ein andrer Ausdruck, wie ein Mondenstrahl, der durch zerrissen Gewölk über eine offene Gruft streift. Es fröstelte sie, sie machte eine Anstrengung als wollte sie auf die Knie fallen; aber — vielleicht versagten ihr die Knie den Dienst, sie hob die Arme und rieb die Hände, als wollte sie sie zum Gebet falten. Auch das mußte sich an etwas stoßen. Sie ließ die Arme sinken, und fiel selbst aufs Sopha. Hier, den Kopf im Arm, flüsterte sie: „Es sind abscheuliche Kinder; aber ich will mich zwingen sie zu lieben — ich will sie pflegen, wie — wie — ich wills an ihnen gut machen."

Viertes Kapitel.

Bei Josty.

Beim Schweizer Kuchenbäcker Josty unter der Stechbahn traten mehre Officiere in Gala-Uniform ein. Heller als das Gold und Silber ihrer Achselbänder und Schärpen leuchtete die Freude auf ihren Gesichtern. Zum Theil schien diese selbe Empfindung auch auf denen der Gäste aus dem Civil zu strahlen. Es war ein großer Fest- und Feiertag in Berlin. Die Gruppen von Neugierigen wollten den Schloßplatz und den Lustgarten noch nicht verlassen, obgleich in diesem Augenblick nichts mehr zu sehen war, als die Truppen, welche in ununterbrochenen Zügen durch die Königsstraße und über die lange Brücke in die Friedrichsstadt zurückmarschirten. Aus den geöffneten Fenstern schallte ihnen noch manches Hallo! und Vivat! und Hurra! und manche geschmückte Dame wehte mit dem Taschentuch. Auch trug der große Kurfürst und seine Sclaven Guirlanden und Kränze von den Blumen, die der späte Herbst in den Gärten darbot.

was vertritt, drängt sich nun die Frage auf, der abgesonderte Clerus beim Reichstage? Warum muß die Geistlichkeit ein eigenes Haus bilden, da sie kein wesentlich integrirender Bestandtheil des Staates ist, da der Staat, wie er jetzt ist, auch ohne sie bestehen könnte?

Die Schwedische Geistlichkeit hat große Einkünfte behalten, ungefähr den dritten Theil des frühern Zehnten. Dadurch, daß man die alte Zehnteneinrichtung auch auf jeden ager novalis ausdehnt, wächst sie sogar jetzt noch. Auch aus der Fischerei fällt für die Pfarrer ungemein viel ab. So gelten die geistlichen Aemter als einträgliche Civilposten, nach denen, wie in England, die Söhne aus großen Familien sich drängen. Gustaf III. vergab die Canonicate als Belohnungen für geleistete Dienste, und ich habe keinen Grund zu zweifeln, daß es seitdem eben so geblieben ist. Dies hat denn das allerunseligste und die Achtung für die Religion untergrabende Verhältniß der Vicare herbeigeführt. Wenn hier die Pröbste auch nicht, wie in England, auf die Fuchsjagd gehen, oder nach Italien, ihren Lüsten zu leben, so bekümmern sie sich doch eben so wenig um ihre Pfarre, wie

Aber das Schauspiel war ein anderes als neulich das der durchmarschirenden Truppen. Diese waren nicht mit Staub bedeckt, an ihren Kamaschen klebte nicht der Koth der Landstraße; sie funkelten im glänzendsten Paradeanzug und nur der Puder ihrer wohlfrisirten Haarlocken stäubte auf das dunkle Blau ihrer Monturen; sie rückten auch nicht ins Feld, sondern kehrten von einer Paradeaufstellung zurück. Es waren die auserlesenen Regimenter Möllendorf, Knebel, Rheinbaben, die Grenadiere Prinz August von Preußen und die Gendarmen und Garde du Corps, die vom Schloß bis ans Thor eine große Chaine gebildet, um den einziehenden Kaiser Alexander zu empfangen.

Wie viele Jahre waren es her, daß ein Selbstherrscher aller Reußen in die Thore Berlins eingezogen! Wer ihn gesehen, den jugendlich strahlenden, humansten Fürsten, dessen Blick Güte und Wohlwollen lächelte, der die Majestät vergessen ließ in der Liebenswürdigkeit, glaubte etwas gesehn zu haben, was er sein Leben durch nicht vergessen dürfe. Wie mehr als gnädig hatte er gegrüßt, mit welcher Huld die Anreden empfangen. Wie viele Frauen schworen, wenigstens bei sich, daß das Auge des Unwiderstehlichen auf ihnen gehaftet.

Aber er war nicht zu Tanz und süßem Liebesspiel gekommen. Der Ernst der Gegenwart dämpfte wieder die aufsteigende Lust; in die Jubelstimmen hatten sich andre Laute gemischt, kühne Rufe, die der unbewachten

Bruſt entſchlüpften, auch Thränen: die funkelnden Degenſpitzen ſchienen Vielen ſchon angeröthet. So ernſt wehwüthig war der Empfang geweſen im großen Portal des Schloſſes. Hier hatten König und Königin, von ihrem Palais herübergekommen, den Gaſt bewillkommnet. Es war eine feierliche Scene, als die beiden jungen Monarchen ſich umarmten, als der Czaar die Hand der huldvollſten Königin an die Lippen drückte; ein Moment, von dem Europas Schickſal abhing! Und in wie lautloſer Theilnahme hatte die Menge dem Familienſtück zugeſehen, das zum großen Trauerſpiel für hundert Tauſende, für Millionen werden durfte, mit welcher bangen Spannung gewartet, was drinnen vorgehe, als die höchſten Herrſchaften in die Appartements getreten waren. Und doch wußte man, daß es hier nicht geſchehe. Sie nahmen nur Erfriſchungen ein. Die Hofequipagen ſtanden ſchon vor dem Portal, in denen die Wirthe den hohen Gaſt nach Potsdam entführen wollten. Dort — wo Friedrich ſchläft — ſollte gewürfelt werden über das Loos der Zukunft.

Die Hofequipagen rollten ſchon lange auf der gedielten Kunſtſtraße hin, die für eines der wunderbaren Prachtwerke der Königsſtadt galt, als die Officiere in den Conditorladen traten. So prächtig ihre Gala-Uniform, ſo beſcheiden ſah damals der Laden aus. Nichts von Gold und Mahagoni, nichts von Säulen und funkelndem Kryſtall. Auch glänzte das wenige Tageslicht, das durch die Colonnaden der

Stechbahn ins Zimmer fiel, nicht wieder von zahllosen Riesenbogen ausgespannter Zeitungen. Zeitungen waren freilich auch hier schon, zwei oder drei vielleicht, bescheidene Blättchen, auf grauem Löschpapier, die wöchentlich zwei oder drei Mal alle Neuigkeiten der Welt wieder erzählten, was in der Türkei geschah und am Rheine, und von Berlin brachten sie vornan lange Listen aller angekommenen Fremden, mit ihren Titeln und den Wirthshäusern, darin sie wohnten. Dann alle Ernennungen zu Hof- und Staatsdiensten, zuweilen auch eine Mittheilung, daß ein hoher Herr bei Hofe empfangen und zur Tafel gezogen worden. Und hinterher Theaterrecensionen, Charaden, Fabeln, Anzeigen von Auctionen, Verkäufen, Büchern, Wohnungen und sehr vielerlei.

Aber bei besondern Gelegenheiten stand auch vornan ein Gedicht, gereimt oder ungereimt, immer jedoch zum Lobe der höchsten Herrschaften. Denn jene Zeiten waren vorbei, wo man sich in den Zeitungen auch wohl einen Spaß erlaubte, wie der wunderliche Gelehrte Philipp Moritz und der erst in diesem Jahre 1805 verstorbene noch wunderlichere Burrmann, welcher die Leser mit Reimereien, so seltsam wie er selbst, beschenkte. So hatte er einst am 21ten December die Vossische Zeitung mit dem Vers angefangen:

Gottlob und Dank,
Die Tage werden wieder lang.

Nein, seit jenen Zeiten war ein feiner classischer, französischer Geschmack in die Zeitungen gefahren, wie

er ja auch in der Gesellschaft war. Der tölpelhafte deutsche Hanswurst war längst fortgeschickt, und man sprach nur das aus, was gegen nichts und niemand verstieß, auch auf die Gefahr hin in dem Gesagten nichts zu sagen. Darum, doch auch aus andern Gründen, las man nie in den Berliner Zeitungen von dem etwas, was in Berlin geschah, es sei denn, daß eine hohe Obrigkeit es der Druckerei zugesandt, und auch über das Draußen enthielt man sich jeder eignen Meinung und druckte nur ab, was andere Zeitungen vorher gedruckt hatten. Heute aber war ein außerordentliches Ereigniß auch in der genannten Vossischen Zeitung. Vornan stand ein langes Gedicht, dessen Anfang und Ende so lauteten. Jemand las es in der Conditorei laut vor, als die Officiere eintraten, und alle, die es hörten, sahen sich verwundert an:

Nicht Salomon und Titus — wozu Namen
Der Vorzeit! Sind wir Neueren so arm? —
Nein, Alexander, Friedrich, Arm in Arm,
Stehn da, ein Brüderpaar. Zu Preußens Adler kamen
Die Adler Rußlands! Jubelnd sieht Berlin
Sie über sich vereinten Fluges ziehn.
Sie stehen vor dir, Arm in Arm,
O glückliches Berlin! Sprich aus die schönen Namen!
Wer sind die Menschenfreunde? Sprich!
Wer? — Alexander, Friedrich!

Daß das Gedicht ausgezeichnet schön sei, darüber war nur eine Stimme, aber einer der eingetretenen Officiere begriff nicht, wie solch ein Blitzkerl von

Zeitungsſchreiber augenblicklich von den Evenements Witterung habe, daß er auf der Stelle im Stande ſei, ſie drucken zu laſſen, und gar in Verſen! „Und, ſagte ein anderer, daß man's drei Mal in der Woche erfährt, was vorher paſſirt iſt! Erſt muß es doch geſchrieben werden, was ſchon eine verfluchte Arbeit iſt, und dann gedruckt und verkauft.“ — „'s iſt auch 'ne ſchwarze Kunſt“ lachte ein anderer. Herr Joſty, mit der Flaſche Curaçao in der Hand, flüſterte den Herren zu: „Und was werden Sie erſt ſagen, wenn wir alle Tage ein Blatt bekommen, was uns jeden Tag von den Kriegsevenements avertirt. Sehn Sie mal gefälligſt in der Ecke hinterm Ofen den Herrn im grünen Rock und Nankingbeſen, das iſt Herr Profeſſor Lange. Der giebt ein ſolches Blatt heraus, es ſoll Telegraph heißen. Morgen ſchon kommt die erſte Nummer. Die Leute werden ſich den Kopf überſchlagen.“ — Die Officiere vigilirten den „verfluchten Kerl“, der mit dem Bleiſtift Notizen machte, und ſtritten ob ſeine Ohren oder ſeine Naſe ſpitzer wären.

Auch der Herr Kriegsrath Alltag hatte dieſen Tag nicht alltäglich begangen. Auch er hatte in der Conditorei des Herrn Joſty eine Taſſe Chocolate genippt, was zu jener Zeit, als wir ihn kennen lernten, ein außerordentliches Evenement geweſen wäre. Aber ſchien er doch ſelbſt ein anderer geworden. Der geſtickte blaue Rock war zwar ſchon etwas über die Mode hinaus, jedoch vom feinſten Tuch, das ſauberſte weiße Halstuch war über das Jabot geknüpft und

feine Brüſſeler Manchetten ſpielten um die knappen Aermel. Friſch gepudert war das Haar, und der Zopf mit neuem glänzenden Seidenband umwickelt. Die goldene Uhrkette hing um einen Finger breit länger auf die ſchwarz taffetnen Beinkleider, und die geſtreiften Seidenſtrümpfe mit den ſilbernen Schnallenſchuhen deuteten unverkennbar auf ein nicht alltägliches Ereignement. Und das war es, wo der Herr Miniſter ihn gewürdigt, ihn aufzufordern ſich im Schloß zu geſtellen, er wolle ſchon für einen Platz ſorgen, daß er die Majeſtäten recht von nahe ſähe. Hatte er ihn nicht ſelbſt dort an die Treppe geſtellt, wo die hohen Herrſchaften vorbei mußten? Wenn er ſich nicht ans Geländer zurückgedrückt, ſo weit es möglich, hätte ihn da nicht das ſeidene Kleid Ihro Majeſtät der Königin faſt berührt? Durch eine glückliche Schwenkung der Schleppe hatte der Page es noch vor dieſer Berührung bewahrt. Der Kriegsrath war erröthet vor Schreck. — Welcher neue Schreck aber! — Kaiſer Alexander, der die Königin am Arm führte, war auf dem Podeſt einige Stufen über ihm ſtehen geblieben, damit die hohe Frau Athem ſchöpfe. Seine Majeſtät, der hinter ihnen ging, war natürlich auch ſtehen geblieben, und auf derſelben Stufe, auf der die Füße des Kriegsraths ſtanden. Zwar war die Stufe breit, aber es war daſſelbe Brett, und der Kriegsrath fühlte unter ſeinen Füßen die Bewegung, welche der Fuß Seiner Majeſtät verurſachte. — Und es war noch nicht alles. — Excellenz, der Miniſter,

ſein Gönner, flüſterte dem Könige einige Worte zu, und — er traute ſeinen Ohren nicht, aber es war ſo — er hörte ſeinen Namen. Der König hatte ſich drauf umgeſehen, hatte ihn angeſehen und die Worte geſprochen: „Treuer Diener ſeines Herrn. Freue mich.“ — Er hatte es geſprochen, wirklich und wahrhaftig, und es war noch nicht alles. — Als die hohen Herrſchaften auf dem Podeſt ſich in Bewegung ſetzen wollten, war der König bei ihnen, und ſagte der Königin etwas ins Ohr, und die Königin wandte auch ihr Geſicht zum Kriegsrath nieder, und er hörte die Worte: „Ah c'est lui!“ — War das neue Täuſchung, oder war es auch Wahrheit, ſie hatte ihm von oben freundlich zugenickt.

Wie der Kriegsrath nachher von der Treppe herunter gekommen, wie auf den freien Platz, das wußte er ſelbſt nicht. Er las nie ein Mährchen, weil er überhaupt nicht las, aber aus ſeiner Jugend, aus der Ammenſtube, wußte er doch, was ein Feenmährchen iſt. — Zuerſt hatte ihn die Luft wunderbar angefächelt, wie einen, der nach langer dunkler Haft ans Sonnenlicht geriſſen wird, oder wie den Trinker, der aus dem Keller ins Freie tritt. Unten hat er es noch nicht gefühlt, jetzt aber dreht ſich die Welt um ihn, und der Boden wankt unter ſeinen Füßen. Der Rippenſtoß eines Corporals, deſſen Rotte er in ſeinem Schwanken vermuthlich zu nahe gekommen war, hatte ihn wieder zur Beſinnung gebracht. Er ſah die klirrenden Männer an ſich vorüberziehen, und die höhni-

schen schiefen Gesichter, die Zungen, die sie ihm streckten, beleidigten ihn nicht, er fühlte sich ihnen näher gerückt; der König, der ihn einen treuen Diener genannt, war ihr Herr. Vor seinem Commando, vor seinem Blick mußten sie zu Bildsäulen erstarren. Und ihm war es, als müsse der Huldblick des Königs etwas von seiner Majestät und Machtvollkommenheit auch auf ihn ausgegossen haben; auch vor ihm müßten diese rohen Männer, wenn er es sagen wolle, was er wußte, in Ehrfurcht erstarren.

Er sagte es zum Glück nicht. Vielmehr kehrte auf dem Wege bis zu Herrn Josty dem Ehrenmann die volle Besinnung zurück. Es war kein Traum gewesen, auch keine Erscheinung aus einem arabischen Mährchen, vielmehr nichts als die Besiegelung dessen, was er längst ahnete, vielleicht wußte, und in der Stadt munkelte es schon. Er sollte nicht mehr lange Kriegsrath bleiben, er war zu Höherem bestimmt. Diese Bestimmung drückte sich auch in seiner Haltung aus, wie er am Tische in der Ecke neben einem andern Manne gesessen, und mit demselben dem Anschein nach ein eifriges Gespräch gepflogen hatte.

Der andre Mann, ungefähr im Alter des Kriegsrathes, oder etwas älter, war in seiner Erscheinung just das Gegentheil. Sein fein geschnittenes, intelligentes Gesicht ward durch ein Paar kleine graue, ins Blaue spielende, Augen, wenn sie mit Eifer auf einen Gegenstand fielen, lebendig. Sonst hatte es mehr einen calculatorischen Ausdruck, jene verschrumpften,

doch nicht unedlen Züge, welche ein beständiges Nachdenken über plus und minus ausdrücken, jene Absorbirung von allem was Impuls oder Phantasie heißt. Wenn aber die Augen aufblitzten oder auf einen Gegenstand zückten, bewegte sich wohl um die Lippen ein sarkastischer Zug. Sein Haar, weißblond von Natur oder weiß vom Alter, schien schon lange den Puder als etwas Ueberflüssiges abgestreift zu haben. Es fiel schlicht, eben nicht sorgsam gekämmt, auf den Hinterkopf und um die Schläfe herab. Daß er eben so wenig Umstände mit der Toilette wie mit der Frisur machte, verrieth der Ueberrock von grobem Tuch und einem dick übergelegten Kragen. Seine Hände, die auf dem Tische lagen, waren weiß und fein, seine Füße dagegen, die er weit vorgestreckt hatte, schienen grob wie die blauen Strümpfe und die dick versohlten Schuhe.

„Also keine Mariage nicht!" hatte der Mann mit den grau blauen Augen gesagt, und zwei Gläser mit Granatwein gefüllt, worauf der Kriegsrath das eine nach einigem Bedenken ergriffen und mit ihm angestoßen hatte.

„Ueberdem ist sie auch noch zu jung," setzte er hinzu, und das halb ausgetrunkene Glas auf den Tisch.

Der andere sagte: „Alter schützt vor Thorheit nicht, und zu jung ist keine nicht, um sich nicht zu verplempern."

Der Kriegsrath spielte etwas verlegen oder verletzt

mit der ſilbernen Doſe, ein Präſent ſeines Miniſters: „Nun was das Verplempern anlangt, mein Herr van Aſten, ſo dünkt mich —“

„Mein Sohn hätte ſich verplempert — meinen Sie vielleicht, fiel der Kaufmann ihm ins Wort. Wenn auf meinem Kornboden zwei Säcke geplatzt ſind und der Roggen und Waizen liegen untereinander, da kümmerts mich wenig, welcher Sack zuerſt platzte, ſondern wie ich die Körner auseinander bringe, oder mitſammen verwerthe. Unſre Säcke ſind Gott ſei Dank noch nicht geplatzt, da halte ich nun fürs Beſte, daß jeder ſeinen an ſich nimmt und ſich nicht um den andern kümmert. Und wo das Facit ſtimmt und die Probe aushält, muß man beileibe nicht jeden Poſten von Neuem nachrechnen. Ihnen iſt mein Sohn nicht vornehm genug, oder wie Sie das nennen wollen.“

„Bitte recht ſehr, Herr van Aſten, das habe ich nie geſagt.“

„Aber gedacht. Schadet gar nichts, Herr Kriegsrath. Habe ihn auch gar nicht erzeugt und erzogen, daß er vornehm ſein ſoll. Contrair, und mir iſt ganz lieb, daß er Ihnen nicht vornehm genug iſt, und vielleicht noch ſonſt was. Mir iſt nun Ihre Mamſell Tochter nicht reich genug, und vielleicht noch ſonſt was. Sehn Sie, aufrichtige Leute kommen bald zu Rande, und das, was ſonſt iſt, ſoll uns nicht kümmern, und wir bleiben gute Freunde. Darum erlaube ich mir noch ein Mal an Ihr Glas anzuſtoßen.“

Der Kriegsrath ſeufzte; der andere hätte es recht

dort — einer zum Beispiel hat die Englische Grille, Tag und Nacht im Bette zu liegen, ohne krank zu sein — und die Schwedischen Vicare werden eben so schlecht wie die der Brittischen Prälaten besoldet. Ehrenwerthe Ausnahmen giebt es überall, aber man will nicht behaupten, daß der Clerus im Ganzen sich durch sittliche oder gelehrte Bildung auszeichne. Eher spricht man von der Lieblingsneigung ihrer nordischen Vorfahren. Der Cursus in Upsala und Lund soll flüchtig durchgemacht, und, besonders in den entferntern Districten, nach der Universität selten fortgesetzt werden. Manche Caricaturen an den Wänden der Bauernstuben möchten darauf hindeuten, daß auch das Volk die Schwächen seiner geistlichen Leiter kennt, z. B. hing in Werió ein Zerrbild, welches den dicksten Pfaffen vorstellte, dessen Aufmerksamkeit nur zwischen der Pfeife und einer schäumenden Porterkanne getheilt war; alles deutete auf sorglosen Ueberfluß und darunter stand ohne Hehl: „Ein Smaaländischer Geistlicher.“ Nun denke man sich diese Geistlichkeit im vollen liturgischen Schmuck der römischen Kirche! Violettsammtene Chorkleider, schwarze und rothe schwere Meßgewänder, Scapulen,

gern zur Gesellschaft gethan, nur um die Einigkeit vollkommen herzustellen, der alte van Asten konnte aber nicht seufzen.

„Mein hochverehrtester Herr Kriegsrath, mit Ihrem Permiß, ich lese Ihre Gedanken. Daß die jungen Leute jetzt auch ihren Willen haben wollen, das gefällt Ihnen nicht. Sie seufzen: ehedem war's anders! Habe ich gar nichts dagegen. Ehedem wog man ein Pfund Pfeffer mit Gold auf, jetzt kostet's ein Paar Groschen. Ehedem bezahlte man mit Pfeffer seine Wechsel. Wenn mir jetzt einer damit käme, würfe ich ihn die Treppe runter. Ist so mit allem, mit der kindlichen Liebe, mit der Freiheit, der Erziehung; der Marktpreis ist ihr Werth. Steht darum geschrieben, daß wir den Marktpreis nicht machen können! Man muß nur geschickt operiren. Mein Herr Sohn will auf dem Kopf stehn, Ihre Mamsell Tochter auch. I nu so lassen wir sie, bis sie müde werden. Daß sie's aber werden, dazu kann man schon was thun. Wenn ein Materialist einen Jungen in die Lehre nahm, ehedem kriegte er Schläge nach Noten, wenn er naschte. Es hat wohl nicht immer geholfen. Jetzt läßt sein Principal ihn so viel Syrup nippen und Rosinen und Mandeln naschen, als er Lust hat. Ein, zwei Mal den Magen verdorben, und er ist curirt auf sein Leben. Und so ists mit dem eignen Willen auch, und mit der Freiheit und mit, was sonst ist. Sie kommen retour, sage ich Ihnen, wenn man's nur recht anfängt."

„Habe doch immer vernommen“ — fiel der Kriegsrath ein.

„Daß der alte van Aſten einen Bock geſchoſſen hat. I ja, das paſſirt dem Klügſten. Nu laß ich ihn austoben, die Hörner ablaufen. Wiſſen Sie, wie viel Hörner mein Sohn ſchon ablief? Kein Hirſch hat ſo viel Geweihe im Wald abgeworfen. Habe ſie mir alle geſammelt. Das macht mir ſehr viel Freude. Noch mehr wird's machen, wenn ich ſie ihm zeigen kann, wenn er kommt wie der verlorne Sohn und ans Thor klopft. Wird Ihnen auch ſo gehn, wenn ſie ſanft an der Klingel zieht, und, das Tuch an den Augen, weinerlich anfängt: Lieber Papa! Freilich bei einer verlornen Tochter iſt es etwas anderes als bei einem verlornen Sohn —“

„Mein Herr van Aſten! ſagte der Kriegsrath und hob ſich in ſeinem Stuhle. Ich hoffe doch nicht —“

„Daß ich etwas Injuriöſes gemeint hatte! I Gott bewahre! Ich ſollte mich in Injurienprozeſſe einlaſſen! Ich, ein ſolider Geſchäftsmann, in ein Geſchäft wo man nur verlieren und nie gewinnen kann. Nein, wenn's ſein muß, lieber baar zahlen! Wenn der eine das Gold liebt, auch wenn's ſchmutzig iſt, ſo liebt der andre, wenn's glänzt, auch wenn's nur ganz dünn iſt. Iſt ja wahre Gottes Gnade, daß wir nicht alle daſſelbe lieben. Wo ſollte es raus! Sie möchten mit Ihrer Tochter hoch hinaus. Iſt ganz recht von Ihnen. Man muß anſchlagen was

man hat. Wenn Sie nun Geheimrath werden, brauchen Sie einen Schwiegersohn, der auch was zu rathen giebt, und keinen Gelehrten, der ausgiebt was er hat, nämlich sein bischen Wissen, ohne was dafür einzunehmen, nämlich Geld. Was Titulirtes, was Blankes, so oder so, wovor unser eins den Hut abzieht. Lassen Sie nun Ihre Demoiselle Tochter in meinen Herrn Sohn verliebt sein, ganz gerubig, bis sie sich übergeliebt haben. Glauben Sie mir, das kommt über kurz oder lang, denn satt macht die Liebe nicht, und zanken werden sie sich auch, und verknurren, wenn man sie nur läßt, und dann kommt die lange Weile, und die rothen Augen machen auch nicht schöner. Aus Wochen werden Monate und aus Monaten Jahre. Sieht ein hübsches Mädchen erst eine Falte im Gesicht, die nicht fort will — ich will gar nicht sagen Runzel — da guckt wohl ein kleiner Gedanke raus: ja wenn ich den nicht zurückgewiesen hätte! Oder den! Dann wird der Liebste auch nicht grade sehr freundlich angesehn, wenn er zur Thür rein kommt, und auf einer seiner Runzeln steht: ich habe noch immer nichts! Sieht er nu in ihrem Gesichte, was sie in seinem sieht, na — und so weiter, und am Ende — sie weinen, sie fühlen sie haben sich getäuscht, es wird geklatscht dazwischen, dafür braucht man gar nicht zu sorgen, und am letzten Ende nimmt die gehorsame Tochter den ersten besten, den der Papa ihr zuführt. Und überläßt man's dann den Muhmen und Gevattern die Sache zu arrangiren, so kommts

am letzten Ende raus: sie hat ihn von Kindheit an geliebt."

Dies war ungefähr das Gespräch, welches die beiden ältlichen Herren vor dem Eintritt der Officiere geführt, und das durch das laute Vorlesen des Gedichtes unterbrochen war. Der Kriegsrath schüttelte den Kopf als er seinen Hut nahm.

„Gefallen Ihnen die Sentiments nicht von Salomon und Titus?" fragte der Kaufmann und griff nach einem Zeitungsblatt.

„Sie sind sehr schön, entgegnete der Kriegsrath, nur begreife ich nicht, wie man so etwas zu drucken erlaubt. Dadurch wird ja der Bonaparte avertirt, was hier passirt ist."

„Sehr richtig bemerkt," sagte van Asten, und sein schlaues Gesicht wollte gewiß noch etwas sagen, aber der Kriegsrath gab, als der vornehmere Mann, das Zeichen, daß er genug gehört, indem er sich mit einer leichten Verbeugung empfahl. Der Vornehmere muß das letzte Wort behalten. Aber als er durch die Officiere den Weg nach der Thüre suchte, waren offenbar diese die Vornehmeren. Sonst liebte er doch nicht die Officiere, aber mit verbindlichen Verbeugungen schlängelte er sich durch ihre Füße, welche die Herren sich nicht besondere Mühe gaben aus dem Wege zu ziehen. „Das war der Vater von dem schönen Mädchen," sagte ein Garde du Corps zu dem Rittmeister, der seine glänzenden Reiterstiefeln auch nicht um einen Finger breit zurückgezogen hatte. Der Cornet lachte:

„Was ſprechen Sie zu Dobleneck von ſchönen Mädchen! Für meinen Onkel iſt nur Eine ſchön, und wenn die Eine nicht, ſo mag die anderen der Teufel holen und ihre Papas dazu.“

Der Rittmeiſter, der am Fenſter ſaß, trommelte an die Scheiben: „Krieg! Krieg! das iſt das Beſte.“

„Zum Avancement! lachte der Chor. Die Unterhaltung ging auf dies wichtige Thema über, wichtiger als Alexanders Ankunft, als der Streit ob die Königin dem Kaiſer zuerſt die Hand gereicht oder er nach der Hand gegriffen, wichtiger als der Krieg ſelbſt. Man ſtritt über die Ernennung eines Capitains zum Major. Einige wollten ſie geleſen haben, andere leugneten es. „Es ſteht heute drin.“ — „Es ſteht nicht drin.“ — „Her den Wiſch!“ Mit einem Satz war der Cornet nach dem Tiſch geſprungen, an dem van Aſten ſaß, und hatte ihm die Zeitung aus der Hand genommen: „Wir wollen etwas nachſehen.“

Es mußte noch etwas anderes vorgefallen ſein. „Wollen Sie etwas?“ fragte der Cornet und ließ ſeine Pallaſchſcheide auf der Diele klirren, indem er ſich zum Kaufmann umkehrte, als dieſer ſich mit einigem Geräuſch erhoben hatte.

„Mich nur gehorſamſt entſchuldigen,“ ſagte van Aſten und zeigte auf ſein vorgeſtrecktes Bein, „daß Herr Cornet von Wolfskehl auf meinen Fuß treten mußten! Haben ſich doch hoffentlich keinen Schaden gethan?“

„Ich glaubte, es wäre ein Holzklotz. Ercüs!“ ſagte der Cornet und hoffte auf einen beiſtimmenden Lach-Chor. Aber die Einen griffen nach dem Zeitungsblatt, die Andern machte eine ernſte Miene: „Cornet, keinen Spaß mit dem Mann! Der reiche van Aſten aus der Spandauerſtraße, der mit dem Miniſter *** unter einer Decke ſteckt!“

Die Ernennung ſtand nicht im Blatt, dafür ein Paar Dutzend andere, wie jede Zeitungsnummer ſie in dieſen Tagen brachte. Auch fingen unter den Annoncen ſchon die Abſchiedsworte an, welche Offiziere, Wundärzte und Beamte an ihre Freunde oder Bekannte in den eben verlaſſenen Garniſonen richteten; auch Nachrufe und Dankſagungen ganzer Städte an die abziehenden Garniſonen und deren Officiere. „Wenn das kein Beweis iſt, daß wir wirklich in den Krieg ziehn!“ — „Ehe nicht die Kugeln durch meinen Mantel pfeifen, glaub ich nicht daran.“ — „Ich glaubs auch dann noch nicht“ ein dritter, als ein vierter durch die Glasthür, die er klirrend aufgeriſſen, eintrat: „Nu glaub ichs Cameraden. Aufs Pferd! aufs Pferd!“ — „Du ſprangſt eben runter!“

„Direct von Steglitz in Carriere! Habt Ihr nichts gehört? — Vier und zwanzig Kanonen donnerten aus dem hohen Buſch als die Equipagen durchs Dorf ſchwenkten. Der dicke Stallmeiſter fiel beinahe von ſeinem Schimmel. Die Königin ſah erſchrocken zum Kutſchenſchlage raus.“

„Poſſen!“

„Nein, Ernſt. 's war aber nicht Bonaparte, nur Beyme! Wenn Beyme Kanonen auffährt, Beyme ſchießen läßt, da müßt Ihr zugeben, es wird ernſt, es geht los."

„Victoria!" ſchrien zehn Stimmen.

„Wenn er nur nicht blind geladen hätte!" rief der Rittmeiſter und riß die Thür auf. „Man braucht friſche Luft. Krieg! Krieg!" — Herr Joſty ſah am Fenſter den Officieren nach. Er ſchien die Häupter ſeiner Lieben zu zählen, aber nicht mit der Zufriedenheit, die auf den Geſichtern der Officiere ſtrahlte. Was half ihm der Krieg! Er war gewiß ein guter Patriot, aber wie viele konnten ihm noch immer entriſſen werden, an die theure Bande ihn ſchon lange knüpften. Er ſchlug ein kleines Büchlein im Winkel auf und ſchrieb kleine Zahlen zu den Namen. Aber viele kleine Zahlen machen ein große. Herr Joſty ſchüttelte den Kopf und wollte ſeufzen. Indeſſen — er beſann ſich: „Indeſſen, ſagte er, es gleicht ſich in der Welt alles aus." Und auf ſeinem Geſichte glichen ſich auch die Falten aus.

Die Officiere hatten ſich links nach der Schloßfreiheit zerſtreut. Nur einer von ihnen, er ſchien abhanden gekommen, ſuchte die Freiheit rechts unter den Colonnaden der Stechbahn. Die Augen auf den Boden, ging er grad aus bis die Mauer ihn erinnerte, daß an der Ecke die Freiheit zu Ende war. Er wollte zur Colonnade hinaus treten, als aus der Brüderſtraße eine elegante Equipage raſch vorüber

fuhr. Die Dame darin in Pelz, Hut und Schleier verhüllt, sah ihn nicht, aber der Mops auf dem Rücksitz bellte heftig den Officier an. Ob die Dame aufmerksam ward, wissen wir nicht, wenn sie sich aber verbeugte, um nach dem Gegenstand auszuschauen, der den Eifer ihres Hundes verursachte, konnte sie ihn nicht mehr sehen; denn der Rittmeister hatte sich hinter den Pfeiler gelehnt.

Er schien, mit geschlossenen Augen, auf das Rollen der Räder zu hören, bis es unter dem Klappern der Werderschen Mühlen verrollte. Dann riß er sich auf, machte sich durch einen schweren Athemzug Luft und — wollte auch ins Freie, in den Thiergarten. Es mußten wunderbare Dinge im Rittmeister Stier von Dobleneck vorgegangen sein. Er freute sich auf einen Spaziergang in den stillen, einsamen Alleen des Thiergartens. Er hatte seinen Plan gemacht: links durch die Buschpartien an den Zelten vorbei, nach dem Poetensteig. Da traf er gewiß Niemand.

Aber — wenn nur die Aber nicht wären, als er an der Conditorei vorüberging, öffnete Herr Josty freundlich die Thür. Er glaubte der Gast wolle zurückkehren. Solchen Glauben darf ein Cavalier nicht täuschen. Einen Schritt war er schon vorbei, es kostete also nur einen zurück, und er stand wieder in dem traulichen, gemüthlichen Local. Es war ja auch da einsam geworden. Als Herr Josty die Thür verbindlich schloß, hatte er wieder ein Haupt seiner Lieben in seinen Mauern.

Fünftes Kapitel.

Von Möpsen und Wechseln.

Aber der Rittmeister wollte ganz einsam sein. Im Vorzimmer saß noch der Herr van Asten und schien zu rechnen oder sprach leise mit einer andern in Berlin wohlbekannten Person, dem Herrn Auctions-Commissarius Manteuffel, der sich über den Tisch zu ihm lehnte, um auf die Fragen des Kaufmanns Antwort zu geben.

Dem Rittmeister waren heut alle Menschengesichter zuwider, was mehr Rechenmenschen, aus deren Gesichtern Zahlen springen. Zahlen erinnern an Schulden.

Herr Manteuffel, der ihn eintreten gesehen, obgleich er der Thür den Rücken zuwandte, blinzte den alten Asten an. Der aber machte eine Bewegung mit der Hand, die unter Geschäftsleuten ausdrücken kann: den hab ich sicher, oder: um die Bagatelle kümmere ich mich nicht.

Herr Jesty hatte noch ein kleines dunkles Hinterstübchen. Vertrautere Freunde fanden hier einen

Platz, um einen Sorgenbecher in der Stille zu leeren, den der Conditor seinen andern Gästen nicht vorsetzte; er war kein Weinschenk. Es war in dem Raume wirklich klein und dunkel, wie in einer Tonne, recht zur Selbstbeschauung geschaffen, denn durch die vergitterten Fensterspalten drang nur bei Mittag ein Dämmerschein, der sich von den hohen Hintergebäuden in den feuchten Winkel, der Hof hieß, hinabließ. Das eigentliche Licht kam von einer dünnen Sparlampe in einer Mauerblende, um den Tisch, die Bank, die Wandspinden spärlich anzuleuchten. Ein Ort, geschaffen, um das innere Licht leuchten zu lassen.

„Einen Rothspohn, Herr Jostv!" rief der Rittmeister, als er sich zwischen Bank und Tisch geklemmt.

„Pontac oder Medoc?"

Auch darüber noch nachdenken! Was hatte nicht der Rittmeister zu denken!

„I nu Medoc," sagte er nach einer Weile, den Kopf in der Hand und den Ellenbogen auf dem Tische.

„Ist auch gesunder fürs Blut, klärt mehr die Gedanken auf. Die Engländer nennen ihn darum Claret," sagte Herr Jostv, als er den langen Pfropfen aus der Flasche gezogen.

Als der Wirth die kleine Thür leise hinter sich zugedrückt, störte nichts die drei — nenn' ich sie Geschöpfe, Wesen, Mächte — die hier zurückgeblieben zu stillem Verkehr: den Rittmeister, die Lampe und

Tiaren, Bischofsstäbe, Gold und Silber im reichsten Ueberfluß und alle Ritualformeln, strenger beibehalten, wie uns ein katholischer Geistlicher versicherte, als in der Römischen Kirche selbst. Es ist ein innerer Zwiespalt, der vielleicht dem Fremden greller auffällt, als dem daran gewöhnten Inländer.

Pietistische Separirungen haben von je an statt gefunden; sie sind die nothwendige Folge, wo so der religiöse Geist in der Form erstarrt, oder ganz daraus entweicht. Daß ein gewisses scheinheiliges Wesen sich mit der Rohheit paart, wäre, wenn es der Fall ist, auch nicht außer der Ordnung. Streng hält man übrigens an den lutherischen Dogmen und der herkömmlichen Einrichtung. Ein unangenehmer Streit, der aber glücklich wieder beseitigt worden, fand wegen des ersten Kirchgangs der Kronprinzessin, die bekanntlich katholisch geblieben, zwischen dem Erzbischof von Upsala, dem Patriarchen des Reiches, und ihren katholischen Vertretern statt. Nach altem Herkommen mußte sie von jenem feierlich in der Hauptkirche eingesegnet werden — er erhält dafür ein bedeutendes Geschenk — ein Recht, von welchem der Erzbischof nicht ablassen, und

den Medoc. Es war mehr als still, ich würde sagen bewegungslos, wenn nicht der Schatten an der Wand jedesmal unruhig geworden, sobald der Rittmeister das Glas aus der Flasche wieder vollschenkte. Ob er Gedanken schöpfte, ob er sie verschluckte? Der Medoc mußte das Blut nicht gereinigt haben, denn er ward nicht froh. Der Schatten an der Wand spiegelte drei Positionen, in denen er Minuten lang verharrte: den Kopf in der Hand, das Kinn in beiden Händen, und dann den Leib ganz zurückgelehnt, mit gesunkenen Armen, oder, wenn ein Entschluß zu kommen schien, sie plötzlich auf der Brust verschränkend. Aber die Flasche war schon zu drei Viertel ausgeleert und der Entschluß noch nicht gekommen.

Ein Entschluß kostet jedem etwas, wer aber weiß, wie der beste gefaßte zum übeln ausschlagen kann, und wer nur die Erfahrung des Rittmeisters gewußt, der würde ihn um seine Unentschlossenheit nicht getadelt haben.

Hatte er sich nicht zu einem kühnen Schritt entschlossen, um endlich aus Liebeszweifel und Ueberdruß frei zu werden? Es war kein geringes für jemand, der von zwei unsichtbaren Schutzengeln hin und her gezogen wird, und in sich keinen Oberen findet. Wenn diese ihm zuraunten: sie hat dich eigentlich nie geliebt, sie hat nur gespielt mit dir; nun auch dieses Spieles überdrüssig, läßt sie es nur zu ihrem Amüsement, dich zu foppen, vor andern durch ihr Kammermäd-

chen fortsetzen, so sprach eine innere Stimme: das erste hast du ja selbst immer geglaubt. Aber dann, wenn jene ihn auf die vielen Beweise von Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit hinwiesen! Stand die Moosrose nicht noch immer zwischen den Balsaminen, trug sie nicht noch immer das Halstuch von der Farbe, die sie angelegt, als sie sein Lob derselben vernommen? Ja brauchte es einer Mittelsperson, gefüllter Gläser, um ihm zu sagen, daß sie jetzt anders war, als sie sonst war? Sah er nicht den getrübten Blick ihres Auges? Sie wandte freilich das Gesicht ab, wenn sie sich zufällig begegneten, aber das war ein ganz andres Abwenden als sonst. Und dann, ein Mann, der ein Staatsdiener ist, der es bis zum Rittmeister gebracht hat, dem der Krieg die Thore zum Oberstwachtmeister eröffnet, gesteht ein solcher es sich leicht ein, daß er so lange gefoppt worden, daß er nur die dupe einer andern, oder gar ihres Kammermädchens gewesen? Sucht er nicht nach Beweisen, daß dem nicht so sein könne, wird er nicht vielmehr scharfsinnig auch da noch sie zu entdecken versuchen, wo sie nicht sind? Die Hälfte des Scharfsinns, den er anwendet, um aus dem Netz sich loszuwickeln, und er wäre nie in dem Netz gefangen worden.

Möglich war es ja, daß sie anfänglich nur ihn necken, ihre Empfindlichkeit für das an ihm kühlen wollen, was er sich selbst jetzt vorwarf; möglich, daß auch andere da mitgearbeitet hatten. Aber — das konnte sich geändert, sie so gut gesehen haben, als er

es ſah, daß er ſich auch geändert, dies konnte ganz andre Empfindungen in ihr geweckt haben. Er hatte ja auch Augen, und was er geſehen, ließ er ſich nicht abſtreiten. Dieſe Verwandlung ihres Sinnes konnte nun denen nicht mehr zu Sinn ſein, die anfänglich mitgeſpielt. Sie waren es, die jetzt die Contreminen legten, die ihn wieder ihr entfremden, ihn von ihr trennen wollten. Daher dieſe Briefe in ganz verändertem Tone, dieſe Mahnungen, Drohungen ſogar, abzulaſſen von Verfolgungen, die eine edle Frau tief kränken müßten.

Der Rittmeiſter Stier von Dohleneck hatte das Schwert gezogen um den Knoten zu durchhauen, er wollte Licht haben — Wahrheit. Er wollte am hellen Tage in ihre Wohnung treten, ſich mit ſeinem vollen Namen melden laſſen und um eine Unterredung unter vier Augen bitten. Wer den Rittmeiſter von Dohleneck kannte, wußte, daß das ein ungeheurer Entſchluß war. Und ein ganz freier und ein geheimer, — er theilte ihn Niemand mit.

An dem Tage, als die erſten Regimenter von der Weichſel durchmarſchirten, hatte er ihn gefaßt. Es war der Augenblick, als ſein Pferd, oder er, bei ihrem Anblick am Fenſter unruhig geworden und Kehrt gemacht hatten. Er war ſehr unzufrieden mit ſich zurückgekehrt, er hatte ſich geſagt: ein Soldat dürfe nie Kehrt machen vor einer Gefahr, ob wirklich, ob ſcheinbar. Gerade hier iſt es ſeine Pflicht, zu recognosciren, und nicht zu weichen, bis er — rapportiren kann.

Es war vorgestern gewesen, daß er seine beste Interimsuniform angezogen und sich auf den Weg gemacht. Ein saurer Weg! Die Pflastersteine schienen Klebriges zu schwitzen, sie hielten seine Sohlen fest. Er aber sprach sich Muth ein: „Nun und wenn es nichts ist, dann ist es nichts und Alles bleibt beim Alten.“ Sein Herz wurde ordentlich leicht, aber nur auf einen Augenblick; je weiter er die Straße hinunterging, je näher er dem Hause kam, so schwerer ward es wieder.

Er hätte auch sein Wort gehalten, was er sich selbst gegeben, nicht, wie wohl andre in gleicher Herzensangst thun, ein paar Mal vor dem Hause vorüberzugehen, bis der Muth ihnen kommt. Nein er wäre gleich das erste Mal eingetreten, wäre nicht der Mops gewesen. Was es nun war, ob er in etwas getreten, was Joly verdroß, ob eine angeborne Idiosynkrasie in dem Thiere gegen den Menschen lebte, genug ein kleiner häßlicher, fetter Mops klaffte ihn an. Als er sich des Störenfrieds entledigen wollte, machte er das Uebel nur ärger, der Tritt fiel wider Willen so unglücklich aus, daß das Thier, von der Stiefelspitze geboben, winselnd auf das Pflaster fiel. Ein Dienstmädchen oder ein Paar erhoben ein Zetergeschrei mit dem Hunde um die Wette. Natürlich über die Barbarei, ein armes Thier so grausam zu maltraitiren! Nun war einmal etwas verieben, und Fehler hecken mehr als gute Thaten. Als er die Straße wieder heraufkam, waren zwar Mops und Mädchen ver-

ſchwunden, aber die Equipage der Fürſtin Gargazin ſtand vor der Thür.

Er war muthig eingetreten. Von der Treppe kam ihm die Fürſtin entgegen. Sie fuhr verwundert zurück: „Wirklich Sie! Nun, in der That, das nenne ich Muth.“

Er hatte ſich verbeugt, er war muthig geblieben.

Sie war verſchwunden. Auf der halben Treppe begegnete ihm der Legationsrath. Als Wandel ihn erblickt, blieb er ſtehen, lüftete etwas den Hut, und öffnete den Mund, um — doch zu ſchweigen. Aber als Dobleneck auf der nächſten Stufe war, hörte er ſeinen Namen:

„Was ſoll's?“

„Mein Herr Rittmeiſter, ſagte Wandel, ich hege nicht die Anmaßung zu glauben, daß Sie in mir einige Theilnahme für Sie vermuthen, indeß erlauben Sie die Frage: Wollen Sie zur Frau Baronin?“

„Wenn es Sie nicht incommodirt,“ hatte Dobleneck erwiedert.

„So vergönnen Sie mir wenigſtens die Bitte, zu bedenken, welchem Empfang Sie ſich ausſetzen. Ihro Erlaucht, die Fürſtin, muß Ihnen ja begegnet ſein; ſollte ſie nichts geſagt haben?“

„Nichts was mich angeht,“ hatte der Rittmeiſter erwiedert.

„Sie ſind der Herr Ihrer Handlungen! verbeugte ſich der Legationsrath. Aber — ſetzte er mit unterdrückter Stimme hinzu — ich glaube ebenſo

wenig, daß Herr von Tobleneck das arme Thier auf der Straße mit Absicht mißhandeln konnte, als ich glauben mag, daß ein Cavalier von Ihrem Herzen und Ihrer Ritterlichkeit ein Vergnügen darin finden kann, eine unglückliche Frau, die in Thränen sitzt, noch unglücklicher zu machen."

Und noch blieb der Rittmeister muthig. Die Klingel hielt er in der Hand, als ein Hundegeklaff gegen die Thür stürzt. Das war der Hund des Aubry, die Kraniche des Ibycus. „Nein, mein Joly, der häßliche Mensch, der soll dir nicht wieder was thun," hörte er die Stimme des Kammermädchens. — Er hatte nicht geklingelt; er war wieder auf der Straße. Joly knurrte hinter ihm am Fenster.

Und seitdem hörte der Rittmeister, wo er die Augen schloß, den Mops knurren und die Baronin weinen. „Alles um Dich!" — Er hatte wohl daran gedacht, sich in eine andre Garnison versetzen zu lassen; aber seine Schulden und seine Ehre! Nun kam ein tröstender Engel. Der Krieg befreit einen Militair von den Verfolgungen seiner Gläubiger und einen Liebenden von denen seiner Phantasie. Zu dieser trostreichen Ueberzeugung war der Rittmeister Stier von Dobleneck in dem Augenblick gelangt, er wollte auf diesen Tröster in der Noth ein Glas leeren, als, zu seiner Verwunderung, aus der leeren Flasche nichts mehr fließen wollte. Er schlug damit gegen das Glas, ein Zeichen, welches Herr Josty sehr wohl verstand,

als die Thür aufging, aber ſtatt des Conditors, der Kaufmann Herr van Aſten eintrat.

Sie mußten ſich beide ſchon kennen, aber die Freude des Wiederſehens ſchien auf Seiten des Rittmeiſters nicht groß, noch weniger, als nach der erſten Begrüßung der Kaufmann einen Platz auf der Bank in der Art einnahm, daß er dem Officier die Thür und den Ausgang dahin verſperrte. Und als van Aſten die abgetragene dicke Brieftaſche aus dem Rock zog, zog ſich auch das Geſicht des Rittmeiſters ſichtlich in die Länge.

„Sie werden ſich hier die Augen verderben.“

„Bin Ihnen für Ihre Theilnahme ſehr obligirt, aber was hier drin liegt, kenne ich alles auswendig.“

Dieſe Verſicherung tröſtete den Officier noch weniger, beſonders als er, trotz der Dunkelheit, mit ſeinem ſcharfen Auge einen länglichen, ſchmalen Papierſtreifen, den van Aſten jetzt unter andern auf den Tiſch legte, ſehr gut zu erkennen glaubte. Warum den Gruß der Batterie abwarten, lieber geradlos darauf.

„Herr van Aſten, ſagte er, incommodiren Sie ſich nicht. Ich kenne den Wiſch. Sind noch vierzehn Tage hin. Wenn ich am Verfalltage noch lebe, na, da ſprechen wir weiter davon. Bin ich aber todt, machen Sie und ich unſre Rechnung mit dem Himmel —“

„Der es verhüte, daß ein ſo braver Officier ſo früh in ihn eingeht.“

„Und wenn bloß Krieg iſt, machen Sie's mit dem Könige aus.“

„Theuerſter Herr von Dobleneck, rief der Kaufmann, den Wechſel wieder in die Taſche ſchiebend, was ſo viel Gerede um eine Bagatell! Zwei hundert Thaler! Darum ſollte der alte van Aſten einen Officier ſeines Königs moleſtiren! Bin ich ein Wucherer? Weiß ich nicht, daß ein Soldat vor dem Feinde Courage braucht? Courage und Credit ſind Verwandte. Und was koſtet nicht die Feldequipage! Wie kann da ein Officier an ſolche Lumpereien denken. Mancher hat auch ſonſt Liebes hinter ſich. Möchte Ihnen doch gern ein Angebinde zurücklaſſen.“

Der Rittmeiſter von Dobleneck ſah ihn etwas groß, aber nicht ſehr klar an. Der Eingang war zwar angenehm, wer aber bürgte ihm, daß es der Ausgang auch ſein werde?

„Alle ſind nicht wie Sie. Solidität wird eine immer rarere Eigenſchaft, und der Krieg iſt ein grauſam Vergnügen. Wer weiß, wer zurückkommt und wer da bleibt! Wenn nun Alle blieben, wer ſoll da bezahlen. Wie viele Kaufleute ſind mit ruinirt.“

Der Rittmeiſter ſah mit Verwunderung, wie der Kaufmann eine ganze Partie ähnlicher Papierſtreifen auf den Tiſch legte. Es überkam ihn ein Schauer in der Seele derer, die ſich mit ihrem Namen darunter verſchrieben, ſeine Stirn aber runzelte bei der Vorſtellung, daß der alte Geldmann ihn etwa aus-

erſehen, um über die Verhältniſſe ſeiner Cameraden Auskunft zu geben.

Ein ſchlauer Seitenblick des andern las, was in ſeiner Seele vorging. „Wie werde ich denn einen Officier zum Zeugen aufrufen gegen ſeine Cameraden! Das weiß ich, jeder Officier muß für den andern gut ſagen —“

„Na hören Sie, was das anbetrifft!“

„Wir verſtehen uns ja! Cavalierparole iſt ſehr was ſchönes. Giebt gar nichts ſchöneres auf der Welt. Aber bei Wechſeln, da halten wir Kaufleute, 's iſt ſo 'ne alte Uſance, uns an andre Dinge. Wer ins Feld marſchirt z. B. kann nicht Alles mitnehmen; man erleichtert's den Herren, nimmt ihnen was zu ſchwer iſt ab. Hatte da eben eine kleine Conferenz mit unſerm Manteuffel. Das iſt ein praktiſcher Mann.“

„Hohl ihn der Teufel!“ ſagte der Rittmeiſter.

„Weiß wohl, daß ihm die Herrn Officiere nicht ſehr grün ſind. Ja, lieber Himmel, wenn mal 'ne Sache unterm Hammer ſteht, giebt er ſie hin um jeden Preis. Das iſt wahr. Iſt nu mal nicht anders. Die Moral iſt, man muß es nicht dahin kommen laſſen. Was nun des Herrn Rittmeiſters kleinen Wechſel anbetrifft, ſo machte mir Herr Manteuffel die Propoſition —“

„Seelenmann, Sie werden mich doch nicht an Manteuffel verkaufen?“

„Verſtehn Sie mich, er wollte Sie einem andern abgeben.“

„Das iſt ja Seelenverkäuferei!“

„Sagte ich auch. Und ich wußte ja nicht, ob Sie gern mit dem Herrn in Connexionen kämen. Nun wir kennen uns! Aber der Herr iſt ein Fremder, und voll hätte er auch nicht gezahlt, und wie geſagt, wer weiß, ob Ihnen das recht iſt, an den Herrn Legationsrath von Wandel abgegeben zu werden.“

„Der!“ Der Rittmeiſter legte ſchwer ſeine Hand auf den Tiſch.

„Sehn Sie, das hab ich Manteuffeln auch geſagt. Er iſt ja ein Ausländer! Sollen wir Preußiſches Blut, einen Soldaten unſres Königs, an einen Fremden verrathen? Wiſſen Sie denn, in weſſen Dienſten der Herr iſt? Kann er nicht ein Agent des Bonaparte ſein, kann der nicht den Auftrag haben, alle Wechſel aufzukaufen, die Preußiſche Officiere ausgeſtellt haben? Und wenn der Krieg losgeht, die Herren marſchiren ſollen, ja da hat der König keine Officiere. Alle eingeſteckt in Wechſelarreſt. Kann nun ein König Krieg führen ohne Officiere? Der Bonaparte drüben freilich, woraus macht der ſich nicht welche! Die ſind denn auch danach. Aber wir müſſen ſie doch aus den Cadettenhäuſern haben, aus guten Familien. Der Napoleon iſt es im Stande, ſagte ich zu Manteuffeln, denn dem iſt alles möglich.“

„Und was ſagte Manteuffel?“ Der Rittmeiſter ſtrich ſich den Knebelbart.

„Manteuffel, wiſſen Sie, ſagt nie viel. Er wiſchte ſich die Brille ab, und meinte, ich dächte wohl

das die Beichtväter nicht glaubten zugeſtehen zu dürfen. Es ward darüber correſpondirt zwiſchen den Höfen von München und Stockholm, bis man für künftige Fälle einen vermittelnden Ausweg fand. Wer den Schwediſchen Clerus betrachtet, kann den Wunſch nur für einen frommen halten, dem indifferenten Geiſt des Proteſtantismus dadurch aufzuhelfen, daß man ſeine Formen denen der katholiſchen Kirche näher bringt. In Schweden wird die wahre Religioſität des Gemüthes nicht dadurch befördert. Man hofft wohl von dem neuen wiſſenſchaftlich religiöſen Geiſte auf der Univerſität Upſala, daß er für die Folgezeit auch auf die Geiſtlichkeit wohlthätig einwirken werde.

Die Beamten bilden zwar keinen Stand, der ſich ſelbſt verträte, aber durch Zahl und Anſehen ſind ſie nicht unbedeutend. In der Art, wie die Poſten vergeben und — vertheilt werden, will man viel Mangelhaftes ſehen. Das Klientenweſen iſt herrſchend. Man muß ſich zu allem melden, der Dienſt in den Vorzimmern iſt im Gange. Der hoch ſteht, hat es gern, wenn Viele von ihm abhängen. Es giebt eine Unzahl von Poſten, deren aber keiner ſeinen

an England, das Napoleon zu ruiniren denkt. Aber was für England paßt, passe nicht für uns, wir hätten keine Bank zu sprengen. Ja, antwortete ich, wäre ihm doch beinahe gelungen. Und 's kann auch hier manches springen. Aber 's soll ihm nicht gelingen. Meinen Herrn von Dohleneck soll er nicht in seine Klauen kriegen, ehe wir nicht wissen, wer er ist. Nun freut mich zu hören, daß Herr Rittmeister ihn kennen, denn Sie fürchten sich in seine Hände zu kommen."

Der Rittmeister sah den schlauen Mann auch etwas schlau an: „Mich will bedünken, daß mein Herr van Asten ihn besser kennt als ich; sonst —"

„Der klügste Mann weiß nicht Alles und der beste Kaufmann läßt sich auch betrügen."

Es schien etwas im Kopfe des Rittmeisters, den der Rothwein noch nicht umdüstert hatte, aufzublitzen: „Halt, da entsinne ich mich —"

Van Asten blätterte und glättete über zwei Papierstreifen. „Ein gelehrter Mann, ein feiner Mann, ein Mann von vielen Kenntnissen, hübscher Conduite. O ist gar nichts gegen ihn zu sagen, ein charmanter Mann —"

„Hohl ihn der Teufel!"

„Das ist schon manchem charmanten Mann passirt. Thäte auch gar nichts. Ein guter Wechsel gilt im Himmel und in der Hölle, man muß nur den Aussteller kennen. Es freut mich, Herr Rittmeister, daß Sie auch davon wissen. O wir haben manche Ge-

ſchäfte miteinander gemacht, der Herr Legationsrath und ich. Prompt auf die Minute, und hat eine glückliche Hand. Wünſchte ſie Ihnen, Herr Rittmeiſter. Wirklich und wahrhaftig, Ihnen gönne ich alles Gute, das große Loos, 'ne todte Tante mit hundert Tauſend; und noch lieber 'ne reiche Frau mit 'ner halben Million. Sie ſind ein ſo gemüthlicher Mann. Hätt' ich 'ne Tochter, na wer weiß. Ich ſage — Gegen die Wechſel iſt auch gar nichts zu ſagen. Sie ſind nur etwas ſehr lang. Und wem ich ſie abgeben will, der ſagt, was ich mir auch ſagen könnte. Man iſt manchmal auf den Kopf gefallen. Fallen thut nichts; man ſteht wieder auf. Aber auf den Kopf muß man nicht fallen, Herr Rittmeiſter! Alſo ſagt mancher Mann: es kann ja inzwiſchen was paſſiren, er kann ja auch in den Krieg wollen, es kann ihn eine Kugel treffen. Einen todten Menſchen kann man nicht in Wechſelarreſt bringen. Sind Sie nicht auch der Meinung?"

„Vivat die Soldatenfreiheit!"

„Und wenn er auch nicht in den Krieg zieht, die Herren Cavaliere haben oft Händel. Sehn Sie mal, er kann ja in ein Duell gerathen. Paff! Wird mich der Todtſchießer honoriren? Ja, wenn ſo ein Geſetz exiſtirte! — Fällt mir bei, der Herr von Wandel hatten ja neulich eine ſolche Affaire. Richtig! Mit dem Sohn vom Geheimrath Bovillard! — Und Sie — ja Herr Rittmeiſter waren ja dabei."

„Wiſſen Sie das auch!" —

„Der Herr Legationsrath waren wohl erstaunlich muthig? Wollten immer drauf los?“

Jetzt fixirte der Rittmeister den andern: „Hohl mich der — und jener! Ich glaube, Sie wollen mich ausborchen, was ich von ihm denke.“

Herr van Asten sagte nicht ja und sagte nicht nein; er lächelte nur: „Weiß schon vielerlei, aber — wenn man auch schon das ganze i geschrieben hat, kanns einem doch gerade noch auf das Tippelchen drauf ankommen. Ist ein Politikus. Einem Politikus gegenüber muß man wieder einer sein. Ob er ein Spion des Großen Mogul ist, oder ein Geisterseher, oder ein Magnetiseur, oder ein Lovelace, oder — oder — was kümmerts mich, aber — verstehen Sie mich, das eine möchte ich wissen, ists da mit rechten Dingen zugegangen, oder —“

Der Rittmeister fuhr mit der Hand in die Frisur: „Blitz, ich glaube nein! Und wollen Sies recht wissen, drei Mal drei Mal nein. Und — unter uns: Es stinkt! Er hat's, Gott weiß durch wen, der Polizei gesteckt.“

„Also nicht der junge Bovillard?“

„Ein grundehrlich Blut, réparation d'honneur. Wie ein Cavalier sich benommen.“

„Aber der Legationsrath hat ihn wieder aus dem Gefängniß losgebeten?“

„Um ihn als Courier fortzuschicken. Die Memme!“

Der alte van Asten lehnte sich auf den Tisch und schüttelte den Kopf: „Da hätten wir also das

Tippelchen auf dem i. — Na, Herr Rittmeiſter, welchen Wein lieben Sie am meiſten? Werden mir doch die Ehre erweiſen und Beſcheid thun auf ein Gläschen?"

Ein Tokaierfläſchchen ſtand auf dem Tiſch und färbte ſchon mit dunkelm Gold zwei Gläſer, als Dobleneck noch immer nicht wußte, wie er dazu kam.

„Nu ſtoßen Sie an," ſagte der Kaufmann.

„Worauf?"

„Auf einen alten Eſel! — Ja, ſehn Sie mich nur recht an, und dann dreiſt los!"

Die Gläſer klangen, der Rittmeiſter zauderte aber doch faſt erſchrocken, ehe er den Feuerſaft an die Lippen brachte.

„Aber Herr van Aſten, wie komm ich dazu?"

„Daß ich Ihnen ſolche Confeſſions mache? Das will ich Ihnen ſagen. Weil ich Ihnen gut bin. Nicht als Kaufmann, als Menſch. Nein, eigentlich bin ich Ihnen doch gut grad als ſolider Kaufmann. Denn wovon leben die? Von den ſoliden Leuten doch nicht? Da müßten ſie verhungern. Die jungen Thunichtsgute, die auf Credit einſchenken laſſen, das Ihre durchbringen, und noch ein bischen mehr, das ſind ihre beſten Kunden. Geht auch mal Einer durch, thut nichts, darauf iſt die Kreiderechnung ſchon zugeſchnitten. Ein ſolider Kaufmann, ſag ich Ihnen, muß eigentlich die Unſoliden leben laſſen! Darum, noch mal angeſtoßen!"

Der Rittmeiſter ſtieß etwas brummend an.

„Weiß Gott, mein lieber Herr von Dobleneck,

mir ist immer wohl zu Muthe, wenn ich Ihre glatten Backen sehe. Wenn Sie so eine Flasche ausstechen, 's ist nicht wie die andern jungen Hitzköpfe, die schwappeln und schäumen, und stürzen, die Hälfte geht in die unrechte Kehle. Nein, bei Ihnen fühlt man ordentlich, wie dem Weine sein Recht geschieht, es muß Ihnen wohl sein, daß er so glatt runtergeht. Die Beine ziehen Sie auch nicht zurück, wenn ein Bürgersmann vorbei will, dafür sind Sie Cavallerieofficier; diese Beine dienen König und Vaterland, dafür müssen sie ruhen können, wies Ihnen commode, oder Mode ist. Aber's ist 'ne ganz andre Art darin, wie Ihre Beine liegen. Die andern Herrn, Ihre Cameraden, wenn sie so das Kinn zu uns umdrehen, denken: „Wozu ist nun wohl die Canaille auf der Welt! Sie aber denken, das will ich wetten: Warum soll das Gewürm nicht auch im Sonnenschein spielen, 's ist ja Platz da! Und wenn Sie den Bart streichen, und so glau und schlau dabei ins Blaue sehn, da möchte ich manchmal aufspringen und Ihnen die Hand drücken, oder, wenn ich ein hübsch Mädchen wäre, fiele ich Ihnen um den Hals."

„Donnerwetter, Herr van Asten, ein hübsches Mädchen, erlauben Sie mir, das sind Sie nicht, aber —"

„Warum ich ein alter Esel bin, das wünschen Sie zu wissen. Sie sollen's. Ist mir doch so, als müßte ich Einem heut mein Herz ausschütten. Drei dumme Streiche! Wenn Sie die gemacht, na was

wär' es! Ein Cavallerieofficier braucht nicht zu denken; aber ein alter Kaufmann! Pfui! — Pro primo, das ist wacklicht, pro secundo, das ist faul und pro tertio, das ist dumm. Pro primo, das sag ich Ihnen nicht, ist ein Compagniegeschäft mit einem vornehmen Herrn. Das wackelt noch, aber kommt Krieg — fliegt's in die Luft; der große Herr wird sich salviren, der kleine bleibt hängen. Die Moral ist, 's ist nicht gut mit großen Herren Kirschen essen. Pro secundo hab ich vom Legationsrath drei kurze Wechsel auf drei lange prolongirt! Denken Sie, neun Monat! Darüber muß ein Kind zur Welt kommen; wenn nun ein Krieg kommt, wenn er eclipsirte! Die Moral ist: wenn man einen Aal am Kopfe hält, muß man nicht loslassen, sonst sitzt man bald am Schwanzende. Und drittens, denken Sie sich, da hab ich eben eine ganze Schrift, die der Nachbar Herr Mittler gedruckt hat, für mein baares schweres Geld aufkaufen lassen, verstehn Sie, alle fünfhundert Exemplare."

„Was! Wollen Sie auch Buchhändler werden?"

„Gott bewahre mich! Contobücher, die andern taugen nichts."

„Was steht denn drin, was Sie so sehr interessirt?"

„Lauter dummes Zeug."

„Was wollen Sie damit?"

„Verbrennen! Sind schon Asche."

„Pestilenz! rief der Rittmeister. Sie sind mir ein curioser Mann."

„Möglich. Sehn Sie, das dumme Zeug rührte von mir her, nämlich von Blut von meinem Blut, von meinem Sohn. Konnte ichs nun übers Herz bringen, das dumme Zeug unter die Leute laufen zu lassen? Also fix in die Tasche gegriffen und Manteuffeln es machen lassen."

„Nu das ist pfiffig gehandelt."

„Recht dumm, Herr von Dohleneck. Manteuffel glaubt zwar, er hat sie alle gekriegt, aber eins oder das andre ist doch unter den Tisch gefallen, und wer das weg hat, giebts nicht raus. Wirds nun erst bekannt, man kriegt keine mehr, dann fallen sie drüber her wie die Fliegen übers Aas, jeder wills lesen. Ist das nun nicht eine pure Dummheit, hundert Thaler wegzuschmeißen, damit ich was Dummes erst recht in die Welt schicke!"

Das lag außer dem Departement des Rittmeisters. Er stellte sein leeres Glas auf den Tisch:

„Herr! wissen Sie was? — Aber verrathen müssen Sie mich nicht. Den einen dummen Streich wollen wir Ihnen repariren. Dem Legationsrath passen wir alle auf die Finger, und wenn er sich mal attrapiren läßt, dann soll er Ihnen kein Kopfweh mehr machen."

Der Kaufmann war aufgesprungen und faßte den Rittmeister mit beiden Händen ich glaube es war nur an den Kragen; ursprünglich war die Liebkosung den Ohren oder Backen zugedacht. Der Respect ließ die Hände tiefer sinken:

„Herr, sind Sie des Teufels! Keine Hand angerührt an meinen theuern Legationsrath! Wollen Sie mir fünftau — wissen Sie wie hoch die Wechsel sind? — Herr, Goldmann, daß dich! Nicht rühren an den Mann, bis — Wollen mich doch nicht ruiniren? — Und alles bleibt geheim, nicht wahr?"

„Die Wände werden nicht plaudern," sagte der Rittmeister.

Ein deutscher Handschlag, und der Rest der Flasche floß in das Glas des Officiers.

„Also, sagte der Kaufmann, indem er den bewußten Wechsel zum nicht geringen Befremden des Officiers wieder aus der Brieftasche zog. Also auf wie lange wollen Sie ihn prolongirt? — Denke auf neun Monate. Lieber Gott in neun Monat, was ist da nicht geboren!" Mit einem raschen Schriftzug war die Prolongation erfolgt.

„Sie haben mir 'nen recht großen Gefallen gethan, schloß van Asten. Könnte man alle Geschäfte so schnell abwickeln! Passirt aber auch nur unter Freunden, die sich ganz verstehen. Und wenn Sie sonst zur Equipage noch etwas bedürften, ein hundert oder zwei hundert Thälerchen, klingeln Sie nur, Spandauer-Straße, gleich um die Ecke, das dritte Haus, und dann links, auf dem Hofe ist der Eingang."

Sechstes Kapitel.

Fensterskizzen.

Es war ein grauer Herbsttag, an dem nur dann und wann die Sonne einen Blick auf die Dächer von Potsdam warf. Der Wind wehte die gelben Blätter durch die Straßen: öde sonst, heut belebt von Köpfen, Uniformen, Livreen aller Farben und Muster, von Physiognomien, die den verschiedensten Nationen, ja Welttheilen, anzugehören schienen. Die Equipagen von Ministern, Generalen, von Gesandten und fremden Prinzen, rollten unaufhörlich zwischen den Palästen und Wirthshäusern, und zu diesen Gästen von diplomatischem Character kamen aus der Hauptstadt zahlreiche Postchaisen, Lohnfuhrwerke und jene langen und schmalen, ihrer Zeit wohl bekannten, Charlottenburger Korbwagen, deren magere und keuchende Pferde zwölf Neugierige oder noch mehr aus der ersten auf ein Mal in der zweiten Residenzstadt absetzten.

Es mußte ein großes Ereigniß, oder eine große Erwartung sein, welche so viele Berliner, und an

einem Tage, den beſchwerlichen Weg unternehmen ließ. Ja, Potsdam, das lange verödete, ſchien wieder der Mittelpunkt eines Europäiſchen Lebens geworden. Man ſah es an den Blicken, man hörte es am Geflüſter der Gruppen; aber nicht an den laut gewordenen Reden. Denn wenn zwei ſich begegneten, fragten ſie nur: „Haben Sie ihn ſchon geſehen?“ — Wenn ihn nicht, den ritterlichen Gaſt, hatte man doch einen ſeiner ſilberumgürteten Koſacken geſehen, die Straße auf, Straße abſprengten, angeſtaunt und bewundert von Allen. Und es war doch auch ſonſt ſo viel auf den Straßen zu ſehen, was da ſelten ſich zeigt: die erſten Männer des Staates, Militair und Civil, im Freien promenirend, in den Hausthüren, an den Ecken ſtehend. Es ſchien ein öffentliches Leben in der Stadt Potsdam, und — es war keine Parade! So vornehm die Männer und Gäſte, waren doch nicht alle geladen, ja die wenigſten hatten in den Appartements des Schloſſes Zutritt, welche heute mehr dem häuslichen und Familienbeiſammenſein geöffnet ſein ſollten. Aber gleiche Erwartung, Spannung, ob und was ſich entwickeln werde, hatte die Erſten und Höchſten hergetrieben. Feldherrn, Miniſter und Kabinetsräthe, und nicht mit dem geheimnißvollen Nimbus der Autorität und des alles beſſer wiſſens um die Stirn, ſuchten, wie der Opferprieſter im Flug der Vögel, in den Mienen der andern, ob ſie eingeweiht waren? Es mußten wenige eingeweiht ſein. Die eben vom Schloſſe zurückkamen, antworteten,

Mann ernährt. Daher muß der Einzelne nach mehreren ambuliren, und es kommt wohl, daß ein Officiant in zehnfacher Verpflichtung steht, deren keine mit der andern zusammenhängt, um nur anständig leben zu können. Dies zu ändern forderte es eine Radicalreform der Verwaltung. Eine solche ist immer mißlich, wird aber auch von den Höheren nicht gewünscht, da der mannigfach eingreifende Einfluß durch viele Schützlinge das eigene Ansehen vermehrt. Der stolze Sinn des Schweden, wie man ihn sich gern vorstellt, geräth bei diesem bittenden Ambuliren in Collisionen, aus denen er sich nicht immer rein herauszieht. Aber ohne Connexionen soll nichts zu erlangen sein. Das Ambuliren wird sogar erwartet; es wird als eine Unart angesehen, wenn das Verdienst sich auf seine eigene Würde verläßt. Im Gelehrtenstande und bei der Universität möchte dies Verhältniß am traurigsten einwirken. So z. B. soll einer der ersten Gelehrten Schwedens, ein Mann, dessen Name durch Europa geehrt ist, Wahlenberg in Upsala, als außerordentlicher Professor mit seinem erstaunlich geringen Gehalte — kaum über zwei hundert Thaler unseres Geldes — allein deshalb noch immer le-

wenn Gruppen ſich um ſie bildeten, nur mit Achſelzucken.

Auch vornehme Damen ſtanden an den geöffneten Fenſtern. Neugierig ſchweiften die Blicke der Fürſtin Gargazin über den Platz, und ſie hörte nur halb, was der Kammerherr von St. Real erzählte. Er war im Schloß geweſen und hatte aus dem Vorzimmer einen flüchtigen Blick auf das häusliche Glück im Schooß des Heiligthums geworfen.

„Was helfen uns Familienſcenen, Kammerherr!“

„Seine Majeſtät der Kaiſer ließen zwei der königlichen Kinder auf Ihren Knieen reiten. Ihre Majeſtät die Königin blickte mit verklärter Mutterfreude auf das Bild.“

„Das glaube ich; aber der König?“

„Stand die Hände auf dem Rücken daneben.“

„Ernſt wie immer?“

„Nein, Seine Majeſtät lächelten. Alle meinten, das werde eine Unité, die nie zerreißen kann.“

„Aber andern die Geduld, warf die Fürſtin ein. Die Einigkeit da gefällt mir beſſer. Sehn Sie, Haugwitz mit dem Erzherzog Arm in Arm.“

„Sie ſcheinen in ein ſehr ernſthaftes Geſpräch verwickelt,“ bemerkte ein Dritter am Fenſter.

„Und Blücher ſchlägt hinter ihnen mit den Füßen den Takt. Er kann ſeine Freude kaum verbergen.“

„Er ſollte nur den Säbel nicht ſo klirren laſſen! Lombard flankirt umher. Ihm iſt's nicht recht. Er möchte gar zu gern Haugwitz einen Wink geben.“

„Sehn Sie die Position, die er einnimmt. Sie sehn Lombard noch nicht; so sind sie vertieft. Jetzt müssen sie auf ihn stoßen, und geben Sie Acht, wie er sich wie ein Aal in ihr Gespräch schlängeln wird!“

„Magnifique!“ rief die Fürstin und klatschte ihre feinen Hände unwillkürlich zusammen. Ein rieselndes Gelächter der Umstehenden accompagnirte ihre Empfindungen. Der Erzherzog mußte Lombard gesehen haben, und mit einer geschickten und raschen Wendung bog er, kurz vor seinem Zusammentreffen, dem Hinderniß aus.

„Parbleu! Erlaucht, steht er nicht da wie eine Salzsäule!“

„Lombard verblüfft, ô c'est pour rire.“

„Blücher streicht sich den Bart. Der Seitenblick, den er ihm zuwirft! Ich fürchte für Lombards Magen.“

„Er kann viel vertragen.“

„Er recollirt sich schon.“

„Der rechte Mann um bonne mine à mauvais jeu zu machen. Aber sehn Sie Rücheln dort an der Ecke. Wie ein steinerner Roland, und ein Gesicht, als hätte er in eine bittre Citrone gebissen.“

„Das ist schlimm, wenn Rüchel nicht zufrieden ist.“

„Wie sollte er es sein, gnädigste Frau, wenn Blücher vor ihm triumphirt!“

„Ah Monsieur de Bovillard!“ rief die Fürstin mit holdseliger Stimme, über die Fensterbrüstung gebeugt.

„Den!“ Die Cavaliere sahen sich verwundert an.

„Er kommt wahrhaftig herauf.“

„Meine Herrn, von meinen Freunden erfahre ich nur, was ich weiß, an unsre Feinde müssen wir uns wenden, wenn wir lernen wollen,“ entgegnete die Fürstin rasch umgewandt, während der Mann, welchem die Bemerkung galt, schon die Treppe herauf stieg:

„Tout à vos ordres, ma princesse!“ keuchte der Athemlose sich tief verneigend.

„Sie sind echauffirt. Meine Herrn, das Fenster zu, damit Herr von Bovillard sich nicht erkältet! Wirklich, Sie sollten sich schonen, für den Staat und — die Ehren, die Ihrer warten.“

„Erlaucht belieben mit einem abgesetzten Manne zu spotten. An uns ist es Kohl zu pflanzen.“

„Eine sehr hübsche Beschäftigung, entgegnete die Fürstin, die sich aber ganz gut mit einigen Decorationen auf der Brust verträgt. — Blicken Sie mich doch nicht so ehrlich an —“

„Auf Ehrlichkeit und Ehre, Madame, ich glaube wir sind schon russisch. Ihr Sklave wirft sich Ihnen zu Füßen und fleht um Ihre Fürsprache, daß er Gnade empfange.“

„Die Alexander, der Großmüthige, von selbst gewährt. Ohne Spaß, Herr von Bovillard, was trugen Sie davon? Einen Orden, Brillantringe, Dosen? Er vergißt seine Freunde in der verschwenderischen Großmuth gegen seine Feinde.“

„Erlauchte Frau, Sie könnten mich ſtolz machen, zu glauben, daß ich noch nicht überwunden bin, denn meine Bruſt und Taſchen ſind leer.“

Die Fürſtin ſirrte ihn, mit der Antwort wie es ſchien nicht unzufrieden: „Er iſt noch großmüthiger, wenn er Freunde gewinnen will. Doch freilich, wenn er Sie öffentlich decorirte, wie würden Sie vor Laforeſt beſtehen? Aber in der That, lieber Bovillard, die Miene der Ehrlichkeit ſteht Ihnen ſchlecht; ich fürchte Sie weit mehr als wenn Sie mit Ihrer moquanten mich zum Beſten haben.“

„Parole d'honneur, princesse! Auf die Gefahr hin, ich muß ehrlich ſein, denn ich weiß nichts.“

„Wer iſt beim Könige?“

„Haugwitz, wie Sie ſehen, promenirt mit dem Erzherzog. Voß geht in der Antichambre verdrießlich umher, und ſagt zu den Einen Ja, zu den Andern Nein. Hoym hat nur Augen für die Königin; er ſcheint im Vertrauen und wartet auf ihre Winke. Schulenburg und Angern unterhalten ſich mit den Adjutanten über die Viehzucht in der Krimm. Köckeritz ſagt zu jedem, es werde alles gut werden, wenn man nur ruhig bleibt. Wittgenſtein hat ein Paar vornehme Ruſſen am Arm und ziſchelt ihnen die geheime Geſchichte einiger Hofdamen zu. Zur Radziwill war Alexander ſehr zuvorkommend. Sie iſt ihm aber zu enthuſiasmirt, hat mir im Vertrauen Fürſt Woronzof geſagt. Er liebt die plaſtiſche Ruhe. Die Prinzeß Mariane bewundert er um ihre Schönheit,

ſie iſt ihm aber wieder zu plaſtiſch und claſſiſch. Comteß Laura —“

„Um Himmels Willen, das Kataſter unſrer Schönheiten ein andermal!“ unterbrach ihn die Fürſtin.

„Aber die Königin bleibt die Centifolie unter den Blumen, die Sonne unter den Sternen. Und welcher getreue Unterthan wagte dem zu widerſprechen!“

„Beim Geſpräch vor der Kinderſcene, ich meine im Kabinet, war kein Miniſter zugegen? Wo war Beyme? Ward Lombard von ihnen hinausgeſchickt?“

„Erlaucht, ich bin ja ſo unſchuldig, wie ein neu geboren Kind, und, hohl mich der Geier — pardon! — ſie ſinds alle im Schloſſe. Es druckſt etwas, und will nicht herausplatzen —“

„Und der Allianztraktat? —“ platzte es bei der Fürſtin heraus.

„Steht noch nicht auf dem Papier —“

Bovillard, wenn er ſie nicht ſelbſt eingeblüßt, hätte jetzt von der Fürſtin ſagen können, daß ſie die Contenance verloren. Sie war nicht mehr Diplomatin, ſie ging mit Heftigkeit auf und ab: „Und von der Stunde hängt es ab! — Iſt denn ſolcher — möglich! Jung und —“

„Die Verächtigkeit iſt doch eine ſchöne Sache,“ fiel Bovillard ein.

„Ihr intriguirt doch hinter unſerm Rücken, fuhr die Fürſtin auf, trotz Beymes Verſprechen, das er der Radziwill geben mußte, trotz des Geſpräches, was Lombard neulich mit der Prinzeſſin Mariane hatte.

Ihr laßt Haugwitz mit dem Erzherzog Anton verhandeln, damit er von der wichtigern Unterhandlung mit Alexander abgezogen wird. Hardenberg laßt Ihr einer reisenden Schauspielerin mit Extrapost nachfliegen, daß er noch nicht nach Potsdam zurück ist; Prinz Louis zu einer opportunen Zeit dem König in den Weg treten, daß er aufgebracht werden mußte. Stein, Gott weiß, wo Ihr den in den Winkel gestellt habt. Kurz, ich durchschaue alle Eure Ränke, und im wichtigsten Moment seines Lebens, wo er Rath haben muß, ist es Euch gelungen, ihn mit Nullen und Pagoden zu umstellen."

Die Fürstin hatte recht, wenn sie heut in des Geheimrathes Bevillard Physiognomie etwas Unnatürliches fand, nämlich die Ehrlichkeit. Wie er jetzt, aufrecht stehend, sie groß ansah, die Hand an der Brust, hätte der gewiegteste Psycholog geschworen, er meine es aufrichtig:

„Erlauchte Prinzessin, die Flüsse spielen um den Berg, aber, wenn der Berg den Einfall bekommt einzustürzen, ist ihr Spiel aus. Einem Selbstherrscher aller Reussen gegenüber, der den Einfall bekommt, uns mit seinem höchst eigenen Besuch zu überraschen, hört unser Spiel auf. Der Gewalt weicht die Kunst. Jetzt spielen höhere Mächte und wir fügen uns als Stoiker in das Unabänderliche."

Es entstand eine Pause. Die Fürstin hatte ihre Promenade noch nicht beendet:

„Einer muß doch den Anfang machen!“ rief ſie halb für ſich aus dem Chaos ihrer Gedanken.

„Aber wenn der Eine es nicht geſchickt anfängt, ſchickt er ihn fort, ſagte Bovillard. So ging es Stein. Der Freiherr polterte mit einer Proclamation los, die er in der Taſche trug, am Schweif eine Kriegserklärung. Majeſtät zogen die Stirn und zuckten mit dem Arm. Stein ſagte, was man wolle, müſſe man zeigen, und was man zeige, müſſe man wollen. Majeſtät ſagten, ſie hätten auch noch andre Räthe, auch kluge Leute, auch treue Diener ihres Herrn, die er ſchon länger kenne, als den Herrn von Stein, und die nicht gleich mit dem Kopf durch die Mauer wollten. Zum Glück aplanirte der Kaiſer mit einer liebenswürdigen Wendung den Riß.“

„Und Stein?“

„Studirt im Luſtgarten den Kunſtſtil der Dryaden und Najaden.“

„Hardenberg wäre beſſer zum erſten Angriff geweſen. Wer denn nun?“

„Wer hat gleich ein neues Concept fertig! Von unſern Freunden werden Sie die Initiative nicht erwarten. Wir ſtellen uns nur zur Diſpoſition.“

„Man kann wirklich nicht mehr Aufopferung fordern,“ bemerkte ein Ruſſe.

„Johannes Müller iſt doch citirt,“ ſagte die Fürſtin.

„Steht auch da, Erlaucht, mit der Feder in der Taſche, Dinte hat er auch, aber das Papier will man

ihm noch nicht geben. Lombard ist ja auch berufen, hat auch die Feder gespitzt; je nach dem, französisch oder deutsch, hart oder weich."

„Aber nachdem Stein abgeblitzt, mußten doch Majestät Ihre Meinung äußern."

„Sie haben sie auch geäußert. Das Wort Kriegserklärung, so hart noch herausgestoßen, ohne alle Ueberzuckerung, hatten Majestät dermaßen irritirt, daß Ihre Majestät die Königin dem Kaiser einen Wink gab. Alexander verstand sie auch mit einer admirablen Grazie. Nun ward der Krieg emballirt, in eine traurige Eventualität übersetzt, und unter dieser Umhüllung passirte er wieder in der Conversation. Wenn man nur den rechten Ernst zeige und zur rechten Zeit, dann könne man sich der sichern Hoffnung hingeben —"

„Daß Bonaparte zu Kreuz kriecht! — O charmant!" rief die Fürstin, und dunkle Lichter blitzten auf ihrem Gesicht, die wenig zu der zurechtgelegten Sanftmuth paßten. „Darum von Petersburg nach Moskau geflogen, darum eine halbe Welt in Aufruhr, darum diese kostbaren Stunden in Potsdam! Um eine Ambassade, um eine neue Conferenz, um Protokolle —"

„Ohne Ambassade, Erlaucht, geht es nicht ab, mein kleiner Finger sagt es mir."

„Die dem Corsen vorstellen soll, wie unbillig er gehandelt, ihm Moral predigen und Unterricht im Völkerrecht geben! Damit er sie,

uns, alle, nicht allein verachtet, beſiegt, mit Füßen tritt, nein, daß er ſie auch verlacht. Und er hat recht."

Der Major von Eiſenbach war ſchon während ihres Geſpräches eingetreten. Er ſchien über die Geſellſchaft, die er hier fand, verwundert.

„Nun und Sie, Major?"

Er zuckte die Achſeln: „Bis zum außerordentlichen Geſandten iſt man gekommen. Er ſoll morgen abreiſen."

„Mit welchen Bedingungen?"

„Man ſpricht davon, der Luneviller Friede ſoll zum Grunde gelegt werden."

„Die kann Bonaparte nicht annehmen, ſagte die Fürſtin raſch. Das wäre alſo ſo gut wie Krieg. Aber wer wird zu ihm geſandt?"

„Haugwitz."

In den Geſichtszügen der Anweſenden war Ueberraſchung, vielleicht etwas mehr, Entrüſtung, Schreck zu leſen. Eine ſprachloſe Pauſe.

„Iſt das auch das Spiel der höheren Mächte?" fragte die Gargazin mit einem bittern Blick auf Bovillard, der verſtummte. Der Major antwortete ſtatt ſeiner:

„Seiner Majeſtät eigner Wille. Niemand hatte natürlich an Haugwitz gedacht. Sie mögen denken, wie es auf alle gewirkt. Aber des Königs Gerechtigkeitsgefühl ſpielte mit."

„Sagen Sie — ach, mir fehlen auch die Worte

dafür. Er ſchickt den hin, der unter jeder Bedingung nach dem Frieden greift.“

„Warum nicht den, bemerkte Bovillard beſcheiden, der Napoleon perſönlich angenehm iſt. Zum Vermitteln ſchickt man doch nicht widerwärtige Geſchöpfe.“

„Um Vergebung, nahm der Major das Wort, ich glaube vielmehr, daß das des Monarchen eigenthümlicher Sinn war. Er wollte dem, welchen er durch einen gefaßten Beſchluß gekränkt, durch ſein Vertrauen es vergütigen. Uebrigens ich glaube jetzt auch an Haugwitz. Er geht nicht gern, aber er geht. Der Erzherzog, der Kaiſer, von allen Seiten überſchüttet man ihn mit ſchmeichelhafter Aufmerkſamkeit. Auch contre-coeur iſt er verſtrickt.“

„Meine Herren, erhob ſich die Fürſtin, die Perſonen ſind am Ende gleichgültig. Aber wo iſt der Wille? Was iſt beſchloſſen? Wann reiſt Haugwitz? Mit Courierpferden? Wohin? Welchen Termin ſoll er dem Uſurpator ſetzen? Wenn er nein ſagt, wann ſtoßen unſre Heere zuſammen? Wo? Wo iſt der Plan? — Wo der Traktat? Fehlt es in Potsdam an Papier? Eine Feder kritzelt zu langſam. Mit Blitzen müßte man ſchreiben. Denn der Attila reitet auf Blitzen.“

Sie ſah ſich vergebens nach einem Aufblitzen in den Mienen um. Die Herren zuckten die Achſeln. Man blickte ziemlich rathlos zum Fenſter hinaus. Auch dort waren nur fragende Geſichter.

„Köckeritz kommt aus dem Schloſſe!“

„Rüchel packt ihn. Wie haſtig ſie ſprechen!“

ben müſſen, weil er es nicht verſteht, in den Antichambren ſeine Bittſchriften einzureichen. Und Wahlenberg iſt nicht mehr in der erſten Blüthe des Mannesalters. Man erzählt, daß ein ausgezeichneter Deutſcher ſich laut über dieſe Ungerechtigkeit gegen einen hohen Beamten geäußert habe. Als dieſer bemerkte: „er hat ſich ja nicht bei uns gemeldet," erwiederte der Deutſche: „Bei uns warten die Fürſten nicht die Bittſchriften der Gelehrten ab, ſie ſuchen die Gelehrten auf, um von ihren Kenntniſſen und Talenten Gebrauch zu machen." Wie groß ſteht Preußen darin!

Daß Unwiſſende zu Wiſſenſchaftsämtern durch Connexionen befördert würden, darüber hörte ich nicht klagen. Die Docenten an den Univerſitäten ſind ebenſo durch ihren wiſſenſchaftlichen Ruf als durch ihren Poſten ausgezeichnet. Dagegen ſoll die Beſetzung der Richterſtellen keinen Vergleich mit denen der Deutſchen Länder aushalten. Zu den niedrigſten wie zu den höchſten bedarf es nur *eines* Examens, das man häufig ſchon im achtzehnten Jahre abmacht, dann kommt die Beförderung auf Glück und Umſtände an. Jene unerſchütterliche Gerechtigkeitspflege unſerer Collegien, begründet durch eine ausge-

„Rüchel ist außer sich. Er kneift den armen Köckeritz ordentlich in den Arm.'

„O weh, seine Nachrichten müssen schlimm lauten."

Aber man sprach sich Trost zu. Es sei gut, daß man die Hitzigen aus der nächsten Umgebung zu entfernen gewußt. Die Radziwill und ihr Bruder hätten durch ein Wort alles verderben können. Die Königin operire verständig und im Einverständniß mit dem Kaiser. Sie leiteten klugerweise das Gespräch auf gleichgültige, aber dem Könige angenehme Dinge, um in der Gunst der Stunde auf die Sache einzulenken. Dann lasse sich oft das Schwierigste in einem Augenblicke abthun.

„Und wer kann sich rühmen, daß er der Liebenswürdigkeit eines Alexander auf die Länge widerstanden hat!" bemerkte ein Begleiter der Fürstin, mit einem feinen Seitenblick, der trotz der Aufregung verstanden ward.

„Wenn die Stunde nur nicht so kurz wäre, und der Boden nicht unter unsern Sohlen brennte!" seufzte sie.

Es hatte sich noch Jemand in der Gesellschaft eingefunden, entweder jetzt erst, oder er befand sich schon eine Weile unbemerkt im Zimmer, das einer gemeinschaftlichen Schaulege ähnlich schien. Vom letzten Fenster wandte sich der Legationsrath von Wandel zu den Sprechenden um:

„Wir dürften uns die klugen Leiter dieses Tages zum Beispiel nehmen und wie sie, die Ungeduldigen,

unſre eigne Ungeduld zurechtweiſen. Wenn man auch ſchon einig wäre, würde man einen geheimen Traktat vor aller Augen abſchließen? Halb Berlin iſt hier verſammelt, die Ohren und Augen dringen bis durch die Mauern des Schloſſes. Außerdem kennen wir alle die Scheu Seiner Majeſtät vor der Publicität. Man hat gewiß dieſen Tag in Potsdam nicht ohne Abſicht gewählt, aber nicht auf dieſen Strom von Zuſchauern gerechnet. Mich dünkt es iſt ſehr klug, daß man nun den Tag verſtreichen läßt, um den Abend abzuwarten."

„Wiſſen Sie etwas?" Die Fürſtin trat mit ihm bei Seite.

„Eigentlich nichts. Man unterminirt und weicht auf. Alexander ſucht ihm die Eventualität als gar nicht ſo gefährlich zu ſchildern. Es werde mit einer Entſcheidungsſchlacht abgethan ſein. Wenn die drei vereinigten Heere zuſammen agirten, müſſe man den ſchon geſchwächten zerdrücken, wie er den Mack bei Ulm."

„Und er rechnet aus die Leichen und das Blut!"

„Dann meint Alexander, es werde vielleicht in dem Falle gar nicht zum Blutvergießen kommen; umzingelt, ohne Rettung, ohne Ausſicht, werde er ſich auf Gnade ergeben."

„Charmant! Majeſtät unſer gnädigſter Kaiſer mahlen ihm auch vielleicht die Seligkeit der Großmuth. Wie ſie den Beſiegten aufheben, ihn an ihre Bruſt drücken wollen, wie Karl den Wittekind, ihn

ihrer Liebe versichern und ihm ein bescheidenes Kaiserthum zuweisen. Nicht wahr, Majestät Napoleon werde, gerührt von so viel Großmuth, in Thränen ausbrechen, daß er sich in seinen wahren Freunden getäuscht, mit ihnen in einem heiligen Bunde geloben, fortan nur für das Wohl der Menschheit zu wirken. Und so weiter."

„Vergessen Erlaucht nicht: der König ist ein gerechter Mann und ein Mann von Takt. Durch Illusionen läßt er sich nicht bestechen."

„Bestechlich ist jeder. Man muß nur viel und das Rechte bieten."

„Ihr Kaiser schien vergessen zu haben, daß der König vor Napoleon Respect hat. Friedrich Wilhelm erinnerte ihn, daß er ein großer Feldherr sei, dem Gott Siege verliehen, und nur Siege, auch jetzt ein gekrönter Fürst, den er anerkannt, daß er Verträge mit ihm geschlossen, die ihm immer und auch dann noch heilig seien, wenn der andre sie verletzt —"

„Wirklich! Und —"

„Da schien die Königin der Bock einen Wink gegeben zu haben. Sie trat mit einem der jüngsten Kinder herein."

„Et cetera, rief die Fürstin ungeduldig. Und nach dieser Kinderscene was kam da für eine neue?"

„Nachdem man wieder weich geworden, stellten Ihro Majestät ihrem Gemahl vor, ob nur Bonaparte von Gott mit Siegen gekrönt, ob nur er Kronen

trage, ob man um ſeiner Feinde willen ſeine Freunde vergeſſen dürfe? Ob er einen beſſern Freund habe als Alexander? Ob irgend ein anderer Freund ſo gütig ſeine herben Launen würde hingenommen haben? Was er ſagen würde, wenn der Kaiſer aufgebracht, das Zimmer verlaſſen, ſich in den Wagen geworfen und aufgebrochen wäre? Und was die Welt dazu ſagen würde, wenn Alexander — nach ſolchem Embarras, ſcheide, breche? Ob das nicht ein Bruch mit Rußland, mit den Alliirten wäre? Ob Napoleon wenigſtens das nicht ſo anſehn müſſe? Ob er mit Gewalt in deſſen Arme wolle geſtoßen ſein?"

Der Legationsrath neigte ſich zum Ohr der Fürſtin: „Ein moraliſcher Coup. Irgend eine Attrape — um Mitternacht meint man. Worin ſie beſtehen wird, iſt noch Geheimniß."

„Doch keine Geiſtererſcheinung!" Die Fürſtin ſah ihn mißtrauiſch an. „Die kämen im Jahre 1805 um zehn zu ſpät. Und woher wiſſen Sie es?"

Der Legationsrath beugte ſich wieder ans Ohr der Fürſtin, als die Thür aufgeriſſen ward, und der Jäger hereinrief:

„Excellenz, Miniſter Laforeſt!"

„Laforeſt!" hallte es leiſe wieder von den Lippen; die Geſichter ſchienen zu erblaſſen wie vor einer Geiſtererſcheinung. Aber Laforeſts Eintritt verſcheuchte den Eindruck. Ihm voraus ſprang ein großes ſchönes Windſpiel; er ſelbſt im eleganten hellen Negligé-überrock glich mehr einem Engländer als einem Fran-

zosen; nonchalant und heiter, warf er leicht grüßend seine Blicke im Kreise umher, nachdem er vor der Fürstin sich verbindlich geneigt.

„Herr von Laforest in Potsdam — das ist ja eine unerwartete Ueberraschung!“ sagte diese.

„Sie meinen, weil Duroc abgereist ist, müßte ich auch Pässe erhalten. Durocs Mission war Krieg, meine Frieden. Der Krieg geht ab, der Friede bleibt. Gnädigste Frau, das ist der Vorzug eines ordentlichen Gesandten, daß er sich um außerordentliche Dinge nicht zu kümmern hat.“

„Herr von Laforest glaubt nicht, daß es zu außerordentlichen Dingen kommen wird?“ fragte ein russischer Cavalier.

„Ist die Einigkeit hier nicht schon etwas außerordentliches, mein Herr! Nur in diesem Zimmer allein, welche Physiognomien, welche Parteien sehe ich vereinigt unter der Huld unsrer bezaubernden Wirthin. Ist nicht ganz Potsdam zum Blumenstrauß geworden, ich meine nicht von Federbüschen und Ordensbändern, sondern von schönen Gesichtern. Mir ist als wäre ich zum Schluß einer großen Komödie eingetreten.“

„Andre meinen, zum Anfang einer großen Tragödie,“ sagte die Fürstin.

„Das kann ich nicht glauben, Prinzessin. Wirklich nicht! Würde Seine Majestät Ihr Kaiser darum selbst hergekommen sein? Beginnt man einen Krieg mit rührenden Familienscenen? Nein, nein! Ich

leugne ja gar nicht, was zu Tage liegt, man war mit der Absicht, eine Eventualität ins Auge zu fassen, gekommen, aber bei reiferer Betrachtung der Dinge giebt man die mörderische Absicht wieder auf."

„Excellenz haben vermuthlich die Dinge sehr nahe betrachtet?"

„Ich kam auf dem Umweg über Sanssouci. Das herbstliche Laub giebt eine wunderliche Schattirung. Sie sollten dahin ein Ausflug machen. Herr von Stein ging an mir vorüber, ohne mich zu sehen. Ich mache nun wirklich nicht Ansprüche ein Menschenkenner zu sein. Aber ein A B C Schüler konnte auf seinem Gesicht lesen, daß seine Kriegsplane nicht durchgegangen sind. Ein Biedermann, ein scharfer Verstand, mit einem Wort ein Kraftgenie, dieser Herr von Stein. Wirklich schade, daß er ein Ideologe ist."

„Wie unterscheiden Sie Komödien von Tragödien?" fragte etwas spitz die Fürstin.

„Das Characteristische einer Tragödie, sagen wenigstens die Aesthetiker, sei, daß die Helden zuletzt isolirt dastehen, im Gefängniß oder am Schaffot. In der Komödie gruppiren sie sich dagegen zum Schluß immer dichter aneinander. Alle heitern und lustigen Figuren die sich durch fünf Acte gesucht, finden sich; die Fältchen und die Runzeln werden ausgeglättet, die Mißverständnisse aufgeklärt. So kommt mir die ganze Weltgeschichte in ihrer jetzigen Entwickelung wie ein großes Lustspiel vor. Früher isolirt, finden sich jetzt nicht mehr die einzelnen Personen, nein ganze Staaten,

Völkerschaften, zusammen, die Congresse werden immer größer. Die Fürsten, die Staatsmänner lernen sich kennen; früher kannten sie nur ihre Schwächen, jetzt ihre Vorzüge; die Mißverständnisse, in der Ferne groß, erscheinen in der Nähe klein. So bahnt sich eine Verständigung an in immer weitern Kreisen, bis wir alle endlich eine große Völkerfamilie sind, einig in Harmonie und Interessen."

„Haben Sie gute Nachrichten von Ihrem Kaiser? Seine Majestät befinden sich doch in erwünschtem Wohlsein?"

„Er erwartet mit Sehnsucht den Ambassadeur aus Berlin. Sie müssen wissen, Kaiserin Josephine bewundert Kaiser Alexander in der Stille um seine Humanität, seine Ritterlichkeit. Sie möchte ihn gern von Angesicht sehen —"

„Mein Kaiser Alexander ist zu galant, als daß er dem Wunsch einer reizenden Dame nicht gern entgegen käme."

„Auf das Entgegenkommen kommt es ja nur an, in allen Dingen."

„Das fehlte noch, daß uns Napoleon hier überraschte!" rief unwillkürlich Major Eisenhauch.

Der Gesandte schien es gehört zu haben: „Aber nichts von Ueberraschung in so ernsten Dingen. Ein neutraler Ort in der Mitte, der findet sich ja leicht zum Fürstencongreß. Drei, vier edle Monarchen, und noch edlere Menschen, begleitet von schönen Fürstinnen, holden Frauen, in deren Augen der Thau des Mit-

gefühls für Menſchenleiden perlt, und in ihren Händen ruhend das Schickſal des Continentes! Was giebt es Schöneres? Einen Dichter könnte es begeiſtern zu einer Ode. Leider ſind Diplomaten keine Dichter. Tiras, Attention!"

„Wohin?"

Laforeſt war aufgeſtanden, der Hund ſprang an ihn herauf: „Wittgenſtein ließ mich dringend auf einen Augenblick bitten. Was wird es ſein! Eine neue chronique scandaleuse. — Berlin iſt von Ihrem Kaiſer endbantirt. Weiß man noch gar nichts, wo ſein Auge haften blieb?"

„Wohin ſehen Excellenz?"

„Prächtig! — Das ſind Söhne der Natur, Prinzeſſin! Beſonders der ältere mit dem röthlichen Bart."

„Ach, die beiden Doniſchen Koſacken! Seine Begleiter."

„Solche Urſprünglichkeit! Das erquickt das Auge. Wie zuſammen gewachſen mit ihren Pferden. Kein Blick der Neugier auf die Tauſende, welche ſie angaffen. Herr von Eiſenhauch ſeufzt — gewiß über unſre Entartung. Ja, von den Söhnen der Steppe könnte wieder friſches Blut in unſer Geſchlecht kommen."

„Der Kaiſer reitet jetzt wahrſcheinlich aus," ſagte der Kammerherr.

„Wenn Kaiſer Napoleon uns mit ſeinem Beſuch erfreuen ſollte, ſprach der Major, wird er uns doch auch mit ſeinem treuen Ruſtan überraſchen."

„Hier braucht er keine Mamelucken, fiel Laforest rasch ein. Im Vaterlande der Humanität schützt ihn Ruhe und Ordnung. Er hat es oft gesagt, in Berlin würde er allein, ohne Waffen, ohne Begleitung in der Dämmerung durch die Winkelgassen reiten."

„Ein ehrenvolles Attest für uns!" bemerkte St. Real.

„Gewiß!" stimmten alle ein.

„Wenn es seine irdische Krone verlöre, hätte Preußen auf die himmlische Anspruch, die den Friedfertigen verheißen ist."

„Wir sind Feinde, Herr von Eisenhauch," wandte sich Laforest zum Sprecher, während die Fürstin zum Fenster hinaussah. „Feinde, aber in Einem kommen Sie doch mit mir überein?"

„Ich gebe nichts auf."

„Auch nicht die Hoffnung, daß man hier noch Politik machen kann?"

Der Jubel draußen galt dem Erscheinen des ritterlichen Kaisers. Zwei Schritt begleitete die Fürstin den Gesandten; seine Miene schien ihr noch etwas mittheilen zu wollen.

„Was soll's noch, Excellenz! Die Orlogfahne flattert."

„Sie kann wieder abgenommen werden."

„Jetzt nicht mehr."

„Aber später."

„Die Kluft ist zu groß."

„Ueber die tiefste weiß die Diplomatie Brücken

zu ſchlagen, wenn das Intereſſe es fordert. Wir ſind Feinde, in Einem kommen Sie aber doch mit mir überein?"

„Keine Allianz!" rief ſie mit nervöſer Heftigkeit. „Mit den Ideologen oder Germanomanen. Ich bin kein Dichter, aber vielleicht ein Prophet. Ich ſehe die Brücke geſpannt, die Rußland und Frankreich einſt verbindet."

„Was wollte Laforeſt eigentlich?" fragte ein Ruſſe, nachdem der Kaiſer vorübergeritten, und die Geſellſchaft ſich wieder ſchweigend zuſammen fand.

„Auf die Frechheit den Hohn ſetzen!" rief Eiſenbauch.

„Belauſcht hat er wenigſtens nichts, was er nicht ſchon weiß," verſicherte Bovillard.

Der Legationsrath erwiederte: „Vielleicht nur uns beſchäftigt, um unſre Aufmerkſamkeit von dem abzuziehen, was wir nicht wiſſen ſollen. Die erlauchte Frau ſteht in Gedanken verſunken?"

„Ueber dem aufgewühlten Chaos hinzutänzeln wie auf Blumenwieſen iſt die Kunſt dieſes Lebens, ſagte die Fürſtin Gargazin. Wer immer die Riſſe ſähe und die züngelnden Flammen! — Ich liebe die Diplomaten, welche in jeder Situation die Dehors beobachten."

„Frau Baronin Eitelbach!" meldete der Jäger.

Unausſtehlich! ſchien auf den ſchwellenden Lippen der ſanften Frau geſchrieben; aber über die Lippen kamen nur die halb verhallenden Worte: „Auch die

dehnt wissenschaftliche Bildung und den durch so viele Generationen bewährten hohen Gerechtigkeitssinn des Hauses Hohenzollern, findet man nicht in Schweden. Wie die richterliche Unparteilichkeit auch in den Augen der Nichtjuristen als eine Naturgabe erscheint, die jeder Mensch mit auf die Welt bringe und nur durch sündliche Bestrebungen wieder verlieren könne, lehrt doch die Geschichte umgekehrt, daß es eine Aufgabe sei, die nur wenige Völker und Staaten ganz lösten. Welche, dem Princip nach, noch so wohlthätigen Einwirkungen müssen überwunden werden, ehe jener Europäische Gerechtigkeitssinn so im Volke wurzelt wie in neuern Staaten nur England und Preußen davon dauernde Beispiele liefern. Ehe die Römer zu ihrem ausgebildeten Rechte kamen, vergingen Jahrhunderte; ihr zu uns herübergekommenes Rechtsgebäude ist auf zweitausendjährige Erfahrung gebaut. Ich zweifle, ob bei dem beweglich leidenschaftlichen Sinne der Griechen jemals das Privatrecht so gehandhabt wurde, wie es unserm Sinne Genüge gethan hätte. Um die ungeheuren Vorzüge der rechtlichen Einrichtungen seines Staates kennen zu lernen, braucht der Preuße sich nicht weit

jetzt! Und wir ſtehen auf Kohlen!“ wobei ein ſtrafender Blick auf den Legationsrath fiel; der aber blieb bis auf ein leiſes Achſelzücken unbeweglich. Es war die Proteſtation der Unſchuld.

„Sehr willkommen!“ ſagte die Fürſtin laut, und als die Gemeldete eintrat, war der Schauer des Unmuths von Lippen und Stirn verſchwunden, oder verſteckt in dem herzlichen Embraſſement.

„Auch meine liebe Baronin! Ich weiß nicht, ob die Ueberraſchung größer iſt oder die Freude!“

Siebentes Kapitel.

Das Gespenst von Sanssouci.

Theilten nur die mit Sternen und Bändern die fieberhafte Stimmung? Auch unter dem schlichten Bürgerrock schlugen warme Herzen, bang, sehnsuchtsvoll, der Entscheidung entgegen. Nicht alle, vielleicht nicht viele unter den Vielen, aber alle fühlten, was es galt. Wenn nicht das Vaterland selbst, doch seine gefährdete Ehre. Und es war eine mächtige Blutströmung damals, weil der Glaube sie trug, daß sie unerschütterlich stehe am Firmament angefestet mit dem Gestirn, das Friedrichs Ehre heißt.

Unter denen, die in den langen Korbwagen aus Berlin gekommen, wußte man gewiß so wenig von dem, was im Schlosse vorging, als die in glänzenden Equipagen und mit blasenden Postzügen herübergerollt, es wußten. Und doch, obgleich ihre Ohren nicht so fein gespitzt, ihre Augen nicht so geschärft waren, um aus dem Schütteln einer Handkrause Schlüsse zu ziehen, was den Mann in dem Augenblick bewegte, der das Hemde trug, obgleich alle die feinern Ver-

mittelungen, Organe und Bezüge ihnen abgingen, welche die Erwählten mit dem in Verbindung setzen, was ihnen als Herz gilt, doch wußten diese Massen weit mehr als jene. Ein Tropfen Blut färbt ein Glas mit Wasser, ein Wort, eine hingestreute Nachricht, durchfliegt, bewegt, entzündet die Massen. Jene üben die Kritik der Phantasie, um ihre Denkkraft zu zersplittern bis zur Nichtigkeit, diese lassen sich berauschen von einem Wink, Blick, Schall, ohne ihn zu prüfen. Jene legen die Empfängniß auf einen Destillirkolben, der auch den Diamant in Rauch zersetzt, bei diesen fällt sie in den Zauberkessel des Glaubens, und steigt und schwillt zu einem riesigen Dunstphantom in die Lüfte.

Warum konnte denn Kaiser Alexander nach Berlin gekommen sein, warum hatte man ihn nach Potsdam feierlich abgeholt? Warum hatten sich die hohen Herrschaften als Familie abgeschlossen? Warum war der Erzherzog Anton da, und die hohe Generalität in Gala? Es muß eine systematische Depravation vorangegangen sein, wenn das Volk bei außerordentlichen Akten an eine Komödie denken soll. Es war vieles in Preußen vorangegangen, was das Volk geschmerzt, gekränkt, es hatte viele Männer hassen gelernt, und hielt andere für fähig, es täuschen und verrathen zu wollen, aber daß die höchsten Behörden, Minister und Generale, die Regierung in ihrer Gesammtheit, daß der Hof, der König und der Kaiser ein großes Schauspiel vor ihm aufführe, hinter dem

eine andre Wahrheit lauert, als die sichtbare, das hielt damals das Preußische Volk für unmöglich. Es glaubte an die Wahrheit wie an die Ehre seines Staates.

Weil es glaubte, war es froh. In der Freude das Maaß der Schönheit beobachten ist nicht allen Völkern gegeben. Die Lustigkeit brach roh heraus. Wenn der Kosack die Peitsche wirbelte, jubelten sie ihm an, sein Hurrah erwiedernd: „Los auf die Franzosen!“ Man reichte den Söhnen des Don die Schnapsflaschen. Die Flaschen gingen auch im Volk von Mund zu Munde. Des alten Fritz Name, der Name Roßbach schallten unter einem Gelächter, daß manchem die schönen Namen in der Gesellschaft leid thun konnten.

Das mußte auch Einem so gehen, der sich unter die dichtesten Haufen gemischt; er wollte die Volksstimme hören. Aber Walter van Asten fand nirgend die Volksstimme, die er suchte. Ihm schien die Freude empörend, mit der man dem Kosacken die Hände schüttelte, seine Stiefel, Sporen betastete, den Schweif seines Rosses streichelte. Einer im Haufen machte den Spaßvogel. Mit wankenden Füßen und rothaufgedunsenem Gesicht, mahlte er den Zuschauern, wie Napoleon bei Roßbach laufen würde, wofür schallendes Gelächter und Jubel ihn belohnte.

Wo waren denn die Patrioten, die Walter suchte? Er mußte in einer bösen Stimmung sein; wo er ging, wohin sein Auge fiel, sah er nicht was er erwartet. Im Volke Rohheit, blödsinnige Hoffnungen, in den

andern verbiſſene Wuth, militairiſchen Uebermuth oder Kammerherrngeſichter.

Auch er hatte auf ein Schauſpiel gehofft, aber keine Komödie, auf eines, das aufgehn werde, wie die Blume aus der Knospe, wie die Sonne am Frühlingsmorgen, auf einen Auferſtehungstag des Preußiſchen Volkes. Wenn die Trommel wirbelte, eine Reiterſchaar durch die Straßen ſprengte, aller Augen nach dem Schloſſe ſich wandten, wenn dann — die Fenſter aufriſſen, der König an die Brüſtung träte, an der Hand die ſchöne Königin, zur Seite der ritterliche Freund. Wenn er an die Bruſt faßte, die Hand zum Schwur gen Himmel hob: „Gott ſei mein Zeuge, ich kann nicht anders. Was ich gethan, er weiß es, um die blutige Entſcheidung zu ſparen. Er wollte ſie mir nicht ſparen. Mein Volk, es iſt kein Krieg um eitlen Vortheil, es gilt die Erhaltung deiner ſelbſt, unſrer theuer errungenen Selbſtſtändigkeit, es gilt Preußens mit Füßen getretene Ehre, es gilt den Augenblick, den nichts zurückkauft. Mein Volk, es gilt unſer Daſein. Dies Wort iſt Krieg und mein Volk wird zu mir ſtehen!“ — Und das Volk wäre mit einer Stimme, mit einem Laut in des Königs Worte eingefallen. Dann hätten Thränen perlen mögen im feſteſten Auge, dann jeder an die Bruſt des Andern fallen, dann die Arme ſich zum Schwur erheben, ein Laut in die Wolken, nicht Jubel, Freude, Muſik, ein Laut der Einigkeit zwiſchen Fürſt und Volk.

Die Trommel wirbelte oft, es blieben Präludien. Cavallerieſchaaren preſchten flimmernd und klirrend durch die Straßen, es war der Wind, der im Aehrenfelde rauſcht. Nur eine Melodie ſummte alle Viertelſtunde ihm in die Ohren, das Glockenſpiel auf dem Thurme:

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein ſtilles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Er folgte den welken Blättern, die der Wind vor ſeinen Füßen trieb; ihm gleich wohin. Er folgte ihnen aus der Stadt, hinaus aufs Feld, auf die Höhen. Ehe er es ſelbſt wußte, ſtand er auf dem Ruinenberge, der das unter ihm liegende Sansſouci und die noch tiefere Stadt beherrſcht. Die Laune des großen Königs baute Trümmerwände eines römiſchen Circus hierher, die Arena ſollte das Waſſerreſervoir werden, aus dem die Fontainen in Sansſouci und der Stadt geſpeiſt würden. Das Werk mißlang, und der König gab es auf. Er war müde geworden des Kampfes mit den Menſchen und der Natur. Die künſtliche Ruine, von Unkraut überwuchert, von aufſchießenden Kieferbäumen umſtanden, war ſelbſt wieder zur natürlichen geworden. Die eiſernen Röhren, zerſchlagen, waren als Prallpfeiler an den Straßen benutzt.

Walter lehnte ſich an eine Arcade. Grau lag Gegend und Stadt vor ſeinen Füßen; von den ge-

putzten Menschen drang kein bunter Flimmer über die Dächer, vom Geräusch kein Ton herauf. Er war einsam, nur die Krähen schwirrten um die Kiefern. Kalt die Luft, grau der Himmel, grau war es in ihm.

Es war grau nicht seit heute erst. Mit geschlossenen Augen verfolgte er ein Schauspiel; die Träume seiner Jugend gingen an ihm vorüber. Der Ehrgeiz, der schon in des Knaben Brust gespielt, wie oft hatte er sie geschwellt, wonach hatte er nicht die Hand gestreckt! Was war jetzt sein? Wie vieles davon hatte er, mit männlichem Entschluß, es nie wieder anzusehen, selbst in die Rumpelkammer verschlossen. Die Dichterlerche wollte wirbelnd in die Lüfte steigen; hatte er nicht geträumt von Lorbeerkränzen und seinen Namen an die Säulen geschrieben gesehen, wo die glänzendsten stehen! Eine Schamröthe flog über seine Wangen. Dann — und dann, es waren Schaumwellen, und er lächelte. Aber er lächelte nicht mehr bei einem andern Gedanken, seine Hand preßte sich krampfhaft an die Brust: Und auch das könnte ein Traum gewesen sein? — Liebt sie dich denn? — Er wollte die Frage, die wie Hammerschläge auf sein Herz pochte, fortdrängen, was gehörte sie hierher! . Er glaubte sie heut wenigstens überwältigt zu haben; andre Gedanken hatten ihn hergetrieben. Aber wie neckisches Echo rief sie wieder aus jedem Winkel.

Endlich schwieg das Echo, aber er sann einer andern Frage nach, und seine Brust hob sich wieder: War das sträflicher Ehrgeiz, Jugenddünkel? Ist es

nur den Adlern erlaubt aus der Wolkenhöhe auf die Erde zu schauen? Dringt des Menschen Geist nicht tiefer in die geschaffenen Dinge, fliegt er nicht höher als der Vogel? Was tiefer, höher! War das Ehrgeiz, daß er ein tiefes Uebel des Gemeinwesens erkannt, daß der Drang ihn übermannt, es vor der Welt hinzustellen und zu rufen: Helft, und so könnt ihr helfen! Wie ernst geprüft, studirt hatte er, dann nach vollster Ueberzeugung seine Gedanken ausgesprochen: so klar, deutlich; es mußte ja jedem, der die Augen nicht verschließen will, einleuchten. Und wo er anklopfte, verschlossene Thüren; wo er sprach, lächelte man. Hatte ihn Jemand widerlegt? Man hatte von schönen Gedanken gesprochen, aber wie die Welt sei, blieben es ja doch nur Chimären. „Sie hätten die ganze Welt für eine Chimäre erklärt, wenn der Schöpfer, ehe er das Werde sprach, die klugen Leute befragt hätte!“

Und seine Schrift! War ihm nicht das Seltsame begegnet, daß der Verleger, Herr Mittler auf der Stechbahn, schon nach einigen Tagen, als er sich einige Exemplare zurückholen wollte, ihm lächelnd erklärt, daß sie sämmtlich vergriffen wären? — Verkauft? Alle bis auf das letzte, und — Niemand in der ganzen Stadt sprach davon! Weil es wenige politische Schriften jener Zeit gab, erregten sonst auch die unbedeutendern Aufsehen, und von seiner wußte Niemand, Niemand fragte ihn danach, keine Zeitung hatte sie erwähnt! —

Sein Auge ſtreifte nach den Kräben hinauf. Dachte er an die Mährchen von den Raben, welche geſtohlene Pretioſen in ihre Neſter tragen? Da blinkte es allerdings golden in dem Krähenneſte zu ſeinen Häupten, aber es war ein Nachmittagſtrahl, der das rauhe Geflecht anröthete. Die Wolken waren gebrochen, und die Sonne goß mit geſparter Kraft ihren Goldſchein auf einen Theil der Gegend. Sansſouci mit ſeinen Metallkuppeln fing den vollſten Strahl auf. Die Schnörkelſpitzen der Dächer glühten, es mußte warm werden auf der Terraſſe, warm wie ein ſpäter Herbſttag es zuläßt, und Waltern fröſtelte auf der windigen Höhe.

Die Thore waren geöffnet und unbewacht. Die Wege waren mit welkem Laub überſtreut. Das Kniſtern ſeiner Schritte rief kein lebendes Weſen herbei; wen ſeine Beine trugen, war nach der Stadt gewandert. Ja, es war laue Luft auf der Terraſſe und Walter müde. Er ſetzte ſich auf einen der Steine, unter denen Friedrichs Hunde ruhen. Es ſtand ein verwitterter Name darauf. Ob unter allen, die jetzt lebten, einer das Thier gekannt, das ihn trug! Und doch hat ſein Name Anwartſchaft auf Unſterblichkeit!

Die Orangerie war längſt in die Glashäuſer geſchafft, es ſah leer, wüſt und zerſtört aus. Nur einige von den Rieſenkürbis, die man nicht der Mühe werth hielt fortzutragen, faulten am Boden. Die hohen, bis zur Erde reichenden Glasfenſter des

Palaſtes waren golden von der Sonne angeglüht. Der Reflex des Lichtes blendete ihn, und doch ſah er immer wieder hin: „als wären es ſeine großen Augen!“

Wenn dieſe Augen herab ſähen, wenn ſein Geiſt jetzt in den öden Sälen wandelte! Wenn das zur Strafe an der Schwelle der Ewigkeit dem Größten ſeines Jahrhunderts dictirt wäre, zurückzukehren als Schemen und zu ſehen, hören, einzuſchlürfen den Schmerz, wie Staub und Wetter, Moos und Roſt ſeine Schöpfung umzogen! Noch nicht zwanzig Jahre vergangen, und wo war ſeine Herrlichkeit!

Klopfte es nicht an die Fenſter, war es nicht ſein Finger, der voll Unmuth dagegen hämmerte? — Ach die körperloſen Weſen haben nicht die Macht, ſie ſind nur der Schwamm, der die Feuchtigkeit der Luft einſaugt, die Aeolsharfe, die vom Winde bewegt wird, die Seele, die den Weltſchmerz empfangen muß; aber keine Thräne, kein Wehruf, nicht das Blinken der Augenwimpern iſt ihnen vergönnt, ihren eignen Schmerz den Lebendigen kund zu geben!

Walter war ein Romantiker geweſen, an Geiſter glauben, war damals ſein errungenes Recht. Aber an Friedrichs Geiſt glaubten die Romantiker nicht. Das Licht des achtzehnten Jahrhunderts war ein anderes, ein künſtliches, ſelbſt verfertigtes von einem nüchternen Geſchlechte, blaſſe Strahlen werfend wie Mond und Nordlicht, keine Wärme verbreitend. So hatten ſie gelehrt, ſo hatte er geglaubt. An einem

umzublicken. Man darf daher nicht so unbedingt verdammen, wenn man das Gerechtigkeitsgefühl in andern Staaten schwächer findet als in der Heimath.

Auch mag in keinem freieren Staate, wie z. B. dem Schwedischen, das Beamtenwesen so wohl geordnet sein, wie in einem durchaus monarchischen. Vielleicht ist hier die Clientel, die Furcht vor Absetzung nothwendig. Auch in England ist es in dieser Beziehung nicht überall so, wie unsere Begriffe es sich als allein recht vorstellen. Ob Norwegens freie Verfassung mit einem ganz inamovibilen Beamtenstand sich halten kann, steht noch dahin. Eine der Hauptschwächen, welche der Ausländer dem Schweden vorwirft, ist der Mangel an reger Thätigkeit. Dies soll sich denn auch beim Beamtenwesen zeigen, und ein Schwedischer Officiant, meint man, müsse sich für erdrückt halten, lägen ihm so viel Geschäfte und Verpflichtungen auf, wie z. B. einem Preußischen. Als vortrefflich rühmt man alle Einrichtungen, die sich auf den Bergbau beziehen.

anderen Lichte müſſe der Geiſt entzündet werden, an einem andern Feuer das Blut erwarmen. Nicht durch die Vernunft, numine afflatur der Geiſt. So ſteigt er in die Höhen der Seligkeit, wo das Auge trinkt aus einem Silbermeer der Wahrheit und Gnade, bis es trunken wird von Klarheit und Wonne. So hatten ſie gelehrt, und er hatte geglaubt. Dazwiſchen lagen freilich Jahre, und andre Gedanken hatten wie der Wiederſchein eines Weltbrandes in ſeiner Seele gezückt. Was er noch lehrte, glaubte er nicht mehr, und was er glaubte, lehrte er nicht mehr. — Iſt denn nicht alles Licht aus einem Quell, der Funke, den der Titane ſtahl aus dem verſchloſſenen Schatz der Ewigen, und keine Fluthen, die der Himmel herabgießt, löſchen es mehr! Dort mattes, froſtiges Licht, es wärmt nicht; hier züngelnder Flammenſchein, er ſengt, verwirrt dich, ſein Feuerhauch verzehrt dich vielleicht. Was iſt beſſer? Seitdem war er aus der Schule ins Leben übergegangen. Er hatte aus der Pflanze, aus dem Stein ihr Licht gezogen; er ſuchte wieder nach einem, aus dem alle Lichter kommen und das Leuchten in allen Zeiten. —

Aber das Licht, das aus Friedrich leuchtete, war ihm ein kalter Schein geblieben. Man ſagt, wer ein Romantiker geweſen, wer einmal aus dem Zauberquell getrunken, und aus der Erde die geheimnißvolle Wurzel riß, der höre immer ſummen und klingen die Zauberweiſen, die ewigen Klagen und das ewige Hohngelächter der Natur, die nach Erlöſung ächzt;

es ſei der Venusberg, der ſich immer wieder aufthut dem, der aus ihm entronnen: ſagen die Verſtändigen. Aber ich liebe die Schatten der Wälder, wenn mir zu heiß ward zwiſchen den Gluthöfen und ihren dampfenden Schornſteinen, unter dem Strahl der Saaten-reifenden Mittagsſonne. Dann ſtrecke ich mich auf das ſchwellende Grün unter ihren Rieſenäſten, und lauſche dem Vogelgeſang, dem Rieſeln der Quelle, die an ihren Wurzeln ſpielt. Die Vögel und die Quellen ſingen: Und wurden dieſe Bäume denn geboren, als es Nacht war, weckte nicht auch ſie der lebenzeugende Strahl aus dem Schooß der Erde, ſtrebten ſie nicht zum Licht und breiteten ihre Wipfel nach dem Sonnenreich! Wehe dem armen ausgebrannten Menſchengeſchlechte, wenn es auch gar nichts mehr hört von dem Rauſchen der Zauberwälder.

So dachte vielleicht der ehemalige Romantiker Walter van Aſten. Und Friedrichs Erſcheinung war ihm wie die eines übelwollenden Gnomen, in eine Welt geſetzt, zu der er nicht paßte. Da ſaß er auf der Brunnenröhre — das Bild kam ihm wohl von dem bekannten, der König nach dem Tage von Collin — den Dreimaſter verſchoben auf den ſchlecht gepuderten Locken und zeichnete mit dem Stocke Figuren. Der Tabak lag dick auf ſeiner Schooßweſte, die Augen wühlten glanzlos im Sande; er hatte keine für die liebende Theilnahme ſeiner Genoſſen, die ängſtlichen Blickes um ihn ſtanden. Und wenn dieſer

Friedrich eine Welt in sich trug, so war es vielleicht eine aus einem andern Jahrhundert, aus andern Zonen über dem Ocean. Er war verfrüht und isolirt auf dieser Scholle. Die Freunde der Jugend, wenn er deren gehabt, hatten die Wellen der Jahre fortgespült; er saß, ein eigensinniger Greis, der nur auf sich hörte, mißtrauisch gegen Alle, ein Einsiedler in der neuen Welt, die nicht mehr seine war. Seine großen Augen sahen nicht den Wechsel der Geschlechter, nicht neue Jugend um sich, und andere Ideen, die mächtig sich empor rangen aus dem Deutschen Volke.

„Was sähe denn jetzt dies große Auge?" rief er unwillkürlich laut. Aber als er seines aufschlug, sah er eine Erscheinung. Unfern von ihm auf einem andern Steine saß Friedrich. Uebergebückt, die Locken überschattet von der schiefen Spitze des alten Hutes, zeichnete er mit dem Stock im Sande. — Die Erscheinung verschwand nicht, als Walter die vom Sonnenlicht geblendeten Augen rieb; es waren aber nicht Friedrichs Augen, als die Erscheinung den Kopf wandte und ihn fragend ansah.

„Des großen Königs Auge, meinen Sie?" sagte der alte Mann, und ein Seufzer machte sich Luft. Er war ein Militair aus Friedrichs Zeit, und Walter wegen seiner Täuschung zu entschuldigen, wenn nicht schon der Abendsonnenflimmer und die Träumereien es übernommen. Der Typus eines bedeutenden Mannes drückt sich unwillkürlich seinen Dienern und Bewunderern auf.

Es giebt Momente, wo zwei Unbekannte sich ihre Gedanken ablesen, ehe sie ein Wort gewechselt. Der Blick und die Physiognomie allein thun es nicht; es ist der Ort, die Stunde, das Licht, die Luftschwere oder deren Leichtigkeit. Sie können Jahre lang sich begegnen, Worte tauschen, und bleiben sich doch fremd, es ist der Zauber des Augenblicks, welcher die Seelen aufschließt.

Der Weg zum Gespräch war kurz, wo beide sich entgegen kamen.

„Was war denn sein Vaterland, rief der Major mit dem Stock in die Erde bohrend, als er die Franzosen lieben lernte, was sie ihm jetzt zum Verbrechen machen! Ich alter Mann lese nicht viel neue Bücher, doch aber einige, und ich lese es mit Schmerz, wie die Jugend den Einzigen richten will. Wie war es denn damals? Sehn Sie um sich, so weit das Deutsche Reich ging, — wie mußte er sie zu sich heran schleppen! Sie liefen ihm dann nach, nur weil er's commandirte. Nun, war's da zu verwundern, daß er keinen Respect bekam vor den Leuten, die nur auf Commando einen geraden Rücken zeigten, die auf Commando ins Licht blickten, daß er auf die nicht hörte, die ihn nicht verstanden, und wie er alt und grämlich ward, auf Niemand mehr."

Walter wies auf die Glasthür in der Mitte: „Dort saß der König dieses Landes mit dem hergelaufenen Witz aus allen Ländern, und beim schäumenden Glase sprühte von ihren Lippen der Spott

über die, welche im Könige ihren natürlichen Anwalt haben ſollten.“

„Haben Sie, mein junger Herr, den König da im Saale ſitzen geſehen?“

„Nein, entgegnete mit etwas verlegener Stimme Walter. Ich war zu jung, und als ich ihn einmal ſah —“

„Ich habe ihn geſehn,“ fiel der alte Officier ein und ſchwieg einen Augenblick; dann fixirte er den andern. „Sie ſind kein Junker? Wahrſcheinlich ein Gelehrter?“

„Wenn die Menſchen durchaus in Stände getheilt werden müſſen, würde man mich dazu rechnen.“

„Verlangen Sie, daß ein Friedrich ſich ſeine Tiſchgeſellſchaft aus denen holen ſollte, die zum Wollmarkt kommen? Lieber Gott, mich dünkt, er hatte genug gethan, wenn er ihnen alle Stellen ließ in der Armee, und im Civil ja auch. Nun an ſeinem Tiſch laſſen Sie ihm doch ſeine Franzoſen und Engländer und Italiener. Die witzigen Seifenblaſen beim Champagnerglaſe wurden ja ſchon runter geſpült bei der Taſſe ſchwarzen Kaffee.“

„Aber nachdem er den Kaffee getrunken! Er hatte ja ſein Volk gebildet! Sie ſagten eben, er hatte ſie herangeſchleppt. Seine Junker laſen ja ſchon die Pucelle, ihm zum Vergnügen, und wußten kaum, daß eine Jeanne d'Arc gelebt. Homer und Leibnitz waren ihnen unbekannte Größen, aber ſie lachten aus Herzensluſt über den Candide!“

„Nachgethan hat es ihm Mancher. Aber wie! Daß Gott erbarm! Sollte er die als seinesgleichen in die Arme schließen! Als er aus dem Nichts heraus arbeitete, bei seinem Schöpfungswerke, wer hat ihm da von allen seinen Landeskindern geholfen!“

„Und was davon ist denn noch!“ sagte Walter und senkte den Kopf.

„Es muß doch schon noch etwas sein, entgegnete mit sarkastischem Tone der alte Militair. Denn um der Hunde willen, die unter uns liegen, sind Sie doch nicht hier? Auch kommen darum nicht die vielen Tausende Fremder, die des Jahres die Terrasse besehen wollen. Drinnen, da hinter den Glasfenstern, ists leer, der Staub wirbelt im Sonnenschein und die Motten nisten in den Polstern. Warum läßt man sie darin? Warum ist denn noch Niemand in dies Haus gezogen, nachdem er es verlassen? 's ist ja so luftig und hübsch. So meinen sie doch wohl, daß drinnen noch etwas ist, davor sie Respect haben, und gehn ihm fein aus dem Wege.“

„Vielleicht die Furcht vor dem Gespenst mit dem Krückenstock,“ warf Walter hin.

„Kann wohl sein, nickte der Major und wies nach Potsdam hinunter. Warum kämen sie sonst aus Petersburg und Paris her, und legten ihr Ohr an die Thüren? Selbst der mächtige Kaiser! Warum ständen die gesattelten Courierpferde in den Ställen, um das Ja oder Nein nach Wien und London zu

tragen? Um uns doch nicht! Sein Geist ists allein, mein junger Herr Gelehrter, der noch da sitzt; auf den horchen sie, vor dem schüttelt es sie, die Großen und Mächtigen, daß er plötzlich aufstehen könnte, und sich schütteln im Zorn."

Es war eine Pause eingetreten. Ihre Gedanken, abwärts schweifend, fanden sich wieder.

„'s ist doch was Großes um einen großen Mann! sagte der alte Militair. Was er hinterließ, es läßt sich mit keinem Schwamm auslöschen. Was haben sie gebürstet und gescheuert, die Herren da mit den Jesuitengesichtern! Säuberlich, daß man's nicht merken sollte, aber der Klumpfuß kam doch vor, und das Volk hat ihn gesehen. Wie haben sie seine oeuvres posthumes traktirt, daß es eine Schande ist! Und hier in Sanssouci, jetzt schonen sie die Scheuermagd, aber damals, als noch der Staub seiner Füße dalag, das Buch, darin er gelesen, das letzte Papier, auf dem seine Hand geruht — da hätten seine Generale und Minister auf Sammetschuhen eintreten müssen, mit verhaltenem Athem und zu Protocoll nehmen und Siegel anlegen, daß alles bleibe, wie es gelegen, ein Heiligthum zum ewigen Gedächtniß seines Volkes — aber die Besen haben ja gewirthschaftet, als könnte der Erbe im Todtenhaus es nicht abwarten bis er Hochzeit macht. — Und das sollte noch nicht das schlimmste sein, großer Gott!"

„Was ist denn schlimmer?"

„Daß eine junge Generation aufkam, die ihm

verwirft, daß er nicht Deutsch gedacht haben soll! Kann man denn zerstören, was nicht mehr ist!"

„Mich dünkt der große Mann theilte nur das Loos aller Strebenden, sagte Walter nach einer Pause. Mit Riesenplanen tritt der Jüngling ins Leben, seine Hoffnungen segeln mit dem Morgenroth, die Welt dünkt ihm in seiner Hand ein Bild von Wachs. So schüttelt er die Glieder am frischen Morgen; dann kommt die Mittagshitze und er ruht aus. In der Abendkühle hofft er wieder anzufangen, aber er irrt, die erschöpfte Natur will ihr Recht, der Schlaf senkt sich auf seine Glieder und auch das weiche Wachs ist hart geworden; es schneidet seine wunden Finger. Da wirft er's am Ende fort und sie lachen ihn wohl noch aus, den thörichten Bildner. Und was bleibt ihm! Er hüllt sich in den Mantel der Resignation, und spricht, wenn der letzte Gruß der Abendsonne ihn ruft, Salomonis Wort!"

„Der, mein Herr, rief der alte Soldat, und wies auf die Pallasthür, der brauchte sich nicht in Ihren Mantel zu hüllen. Ja, einen Mantel schlangen sie ihm um, daß ihn die Kälte von draußen nicht berührte. In ihm war's warm; seine Werke wärmten ihn, wenn er auf die sah. Dreizehn Bataillen! Nun ja, seitdem sind größere geschlagen worden. Es giebt auch größere Dichter, Philosophen. Andre haben das Volk mehr cajolirt. Das hat er nicht verstanden, auch nicht große Worte machen; er wollte es auch nicht. Dachte vielleicht, was ich gethan, ist denn

das nicht mehr! Herr, was wir ſind und haben, iſt ſein Werk, unſer Name, unſre Straßen, unſre Häfen, unſre Ordnung, unſer Reſpect. Sein Auge leuchtete als Stern den Unterdrückten. Sein Wort, das er donnerte, als der Müller Arnold klagte, dröhnte durch Europa und es wird durch die Welt hallen ſo lange ſie ſteht. Sein Wort, daß jeder in ſeinem Staate ſelig werden ſolle, wie er will, Gott Vater im Himmel, kann denn das je vergeſſen werden!"

„Walte der! ſetzte er nach einer Weile hinzu, indem er den Hut von der Stirn nahm, es war wohl um zu verbergen, daß er die Hände im Schooß faltete. Walte der da oben, daß jetzt ſein Geiſt da unten mitſpricht!"

„Amen!" rief bewegt der jüngere Mann.

Der Officier bemerkte es, wie er heftig dabei die Arme verſchränkte, und finſter in ſich ſchaute. Er warf ihm einen erſten freundlichen Blick zu:

„Sein Werk iſt doch wohl noch nicht untergegangen, denn ſein Volk lebt noch!"

„Und er zögerte nicht Ja zu ſagen, fiel Walter ein, wenn eine halbe Welt ihn zu beſchwören kommt."

„Nein, ſagte der Alte jetzt aufſtehend, aber der große König hätte ſich nicht beſchwören laſſen, er wäre der halben Welt zuvorgekommen, und hätte den Degen gezogen, und ſie beſchworen, daß ſie ihm folgen mußte. Das iſts, da liegt der Unterſchied. Wo wir drauf losgingen, ſiegten wir; wo wir's an uns kommen ließen, zogen wir den Kürzern."

Sie wurden hier unterbrochen. Eine Geſtalt am andern Ende der Terraſſe war ſchon eine Weile ſichtbar oder hörbar, nur ſahen und hörten die beiden im Eifer ihres Geſprächs ſie nicht, und der ältliche, ſehr wohlbeleibte Mann, der ihnen mit einem weißen Tuche ängſtlich winkte, vermochte wegen ſeiner Körperſchwere nicht ſo ſchnell heranzukommen. Jetzt aber war er da, und wer er war und was er wollte, erlitt keinen Zweifel.

Elftes Kapitel.

Schwediſche Literatenwelt. Buchhandel. Theilnahme der Nation und Auszeichnung. Claſſiker und Romantiker. Stockholm und Upſala. Die Academie. Geyer. Tegnér. Frauendame.

Eine Literatur iſt etwas, das ein Reiſender nicht im Vorbeifliegen an den Aushängeſchildern der Straße kennen lernt. Zwar in Deutſchland, und noch mehr in Frankreich und England, hat man es auch ſchon in den Aushängeſchildern zu einer gewiſſen Vollkommenheit gebracht, daß Jemand, der die Buchhändleranzeigen ſtudirt hat, ſchon für einen paſſablen Gelehrten gelten kann. Aber in Schweden, wo die Induſtrie noch manche Fortſchritte zu machen hat, brachte ſie es auch im Buchhandel noch nicht ſo weit. Die Bibliopolen, frei von der Oſtentationsſucht geblieben, ſcheinen beſonders vom nordiſchen Phlegma be-

Achtes Kapitel.

Zwei subalterne Personen drohen den Gang der Geschichte zu ändern.

„Kurz, es ist nicht erlaubt hier auf den Steinen zu sitzen."

So schloß der wohlbeleibte Mann mit wichtiger Miene eine Strafrede, die seinen Athem erschöpft und sein Gesicht gefärbt hatte. Trotzdem schien sie auf die Beiden keinen Eindruck gemacht zu haben, denn sie sahen sich lächelnd an, als der Beamte mit dem weißen feinen Taschentuch den Staub, oder ihre Berührung von den Steinen klopfte.

Ein Beamter war er, dafür sprach jeder Zoll an dem Mann; nur welche Charge er bekleidete, ist uns nicht aufbewahrt. Ein Beamter nicht in Uniform, aber in Galastaat; einem feinen Rock, der gewiß einst geschmackvoll um den Leib schloß, nur hatte der Körper dem Fortschritt gehuldigt, während das Tuch conservativ geblieben war. Weiß waren die seidenen Strümpfe, weiß die Weste, und das Jabot stritt mit dem Zopf und der Frisur um

die Wette, was glänzender sei; farbig war nur der Rock, roth nur das Gesicht.

Sein Blick, als er sich umwandte, schien zu sprechen: „Und Sie sind doch noch hier?“

Walter stand im Schatten, auf das Gesicht des alten Major glühte der rothe Abendstrahl. Es lag wieder Friede darüber ausgebreitet, als er lächelnd sprach:

„Vor zwanzig Jahren, als ich auf diese Terrasse kam, führte mich der Wachthabende selbst zum großen König. Ich sah ihn sterben. Nun weist man einen alten Soldaten fort, weil er kam, nur um seinen Geist zu sehen. — Freilich, es kann gefährlich werden, Friedrichs Geist zu sehen!“

Leicht den Hut gegen den jungen Mann lüftend, hatte sich der Invalide umgewandt und war die Treppe hinabgestiegen.

„Aber was fällt Ihnen denn ein, Herr Pathe Nähtebusch, sagte Walter plötzlich. Einem alten Soldaten seinen Ruheplatz nicht zu gönnen!“

Als der Beamte, die Hand vorm Gesicht, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, den jungen Mann erkannt hatte, machte er eine lebhafte Bewegung. „Aber war ich denn blind!“ Fast schien es, als wollte er ihn umarmen.

„Herr Jemine, und das war Ihr Bekannter! rief der Ober-Kastellan, um ihm doch einen Titel zu geben.

Herr Nähtebusch winkte und rief umsonst; der

Major hörte nicht, oder wollte nicht mehr hören, und es wäre zu viel vom Ober-Kastellan verlangt gewesen, ihm nachzulaufen. Er hatte eine Constitution, die das nicht ertrug, und er kam aus der Stadt!

Was das sagen wollte, werden wir hören. Nicht der Aerger hatte sein Gesicht geröthet; es war die Freude, vielleicht auch der Wein.

Herr Nähtebusch hielt auf Connexionen. Sollte die Fama, die ihm nachsagte, daß er ihnen seinen Posten verdankte, jetzt von ihm sagen, daß er einen Bekannten vom Sohne des reichen van Asten fortgewiesen wie einen Vagabunden! Einigermaßen beruhigte es ihn, als er erfuhr, daß Walter den alten Officier hier zum ersten Mal gesehen, es beruhigte ihn aber wie der nicht, daß Walter ihn nicht kannte, nicht einmal seinen Namen wußte, daß er aber vermuthete, er sei ein ausgezeichneter Officier gewesen. Aber wieder beruhigte es ihn, daß er pensionirt sei. — Ein Pensionirter hat selten noch viel Connexionen!

Herr Nähtebusch trocknete jetzt den Schweiß von seiner Stirn und athmete auf: „Lieber Herr Pathe, sprach er, lassen Sie sich das eine Warnung sein. Man muß sich mit Niemanden in ein Gespräch einlassen, den man nicht kennt. Man weiß nicht, in welche Verlegenheiten es uns nachher bringt, und junge Leute, erlauben Sie mir's zu sagen, schließen gar zu gern ihr Herz auf."

Man sah's dem Herrn Ober-Castellan an,

daß er das Bedürfniß fühlte, auch seines aufzuschließen; ja, er war in der Stadt gewesen, im Schlosse, man hatte ihn an die Thüre gelassen, als die hohen Herrschaften speisten. „Nicht jeder hatte das Glück gehabt," sagte er mit einer still zufriedenen Miene. Er hatte sie essen gesehen. Nach Tische, als der König mit dem Kaiser Arm in Arm umhergingen, und dieser vor Huld und Güte gegen jeden strahlte, hatte der König ihn, den Glücklichen, dem Erhabenen vorgestellt. Denn war es das nicht, als er sagte: „Und das ist der Mann, der in Sanssouci zur Ordnung sieht!" Alexander hatte darauf etwas französisch erwiedert; was, hatte Herr Nähtebusch nicht verstanden, aber es war gewiß etwas sehr Gnädiges; die Melodie der Worte summte ihm noch in den Ohren.

Aufmerksamer hatte Walter dem Schluß der Mittheilungen zugehört. Herr Nähtebusch sprach viel. Wem verdanken Gesandte oft ihre wichtigsten Nachrichten? Nicht Räthen und Ministern, dem feinen Ohr der Kammerdiener.

Sie glauben also, es ist Alles regulirt und abgeschlossen?"

„Alles!" entgegnete Herr Nähtebusch, und um sich vollständig zu erholen, nahm er eine lange Prise. „Bis aufs Kleinste. Morgen in der Vormittagsstunde fahren die hohen Herrschaften nach Berlin zurück in einem Ensemble. Im Rittersaal ist große Tafel. Wissen Sie wohl, es wird vom

goldenen Service gespeist. Das kommt aber erst nachher in die Zeitungen. Abends besuchen Hochdieselben im Nationaltheater die Vorstellung der Oper Armida. Bei ihrem Eintritt in die Mittelloge werden Höchstsie durch einen Tusch von Trompeten und Pauken aus den Balconlogen begrüßt, und das ganze Publikum erhebt sich mit einem Vivat, das nicht enden will. Dasselbe wiederholt sich beim Schluß der Oper. Folgenden Tages ist große Wachtparade auf dem Lustgarten. Alsdann besehen Majestäten in zwei achtspännigen Equipagen die Merkwürdigkeiten der Stadt. Mittags ist Diner beim Prinzen Ferdinand in Bellevue. Eine Denkmünze auf die glorwürdige Zusammenkunft ist bereits unter dem Prägestock. Der Medailleur, Herr Loos, ist der Verfertiger, und wenn ich übermorgen in die Stadt komme, hat er versprochen, sie mir zu zeigen. Aber das, lieber Pathe, bleibt unter uns."

Sie waren dabei auf der Terrasse auf- und abgegangen.

„Und nach dem Diner bei Prinz Ferdinand?"

„Reisen Seine Majestät, Kaiser Alexander, ab. Die Pferde sind schon bestellt."

„Und weiter nichts?"

Mit einem ungemein schlauen Lächeln klopfte Herr Nähtebusch auf seine Dose: „Man spricht auch noch von einer kleinen Attrape."

„Einer kleinen —"

„Wie man's nehmen will! Wenn Majestät

der Kaiſer auf nächſter Station, man ſagt in Vogelsdorf, eine Erfriſchung fordern, wird's im Kruge heißen: die Leute ſind alle auf dem Feld oder im Stalle. Der Kaiſer wird ſich dann in den Kuhſtall zu begeben geruhen, um einen Trunk friſch gemolkener Milch anzunehmen. Und die Bäuerin, die eben melkt, wird ſehr überraſcht ſein von den vornehmen Gäſten, aber S. Majeſtät der Kaiſer werden noch weit mehr überraſcht ſein, wenn Sie der Bäuerin ins Geſicht ſehen, die ihm die Schale reicht. Na was ſagen Sie dazu, mein lieber Herr Pathe? — Ich habe aber nichts geſagt, es ſind ja nur Conjecturen," ſagte Herr Nähtebuſch und rieb ſich die Hände.

Sie ſtanden am andern Ende der Terraſſe: „Alſo auf eine Trianon-Scene läuft es aus, das iſt ja alles recht ſchön und gut," ſagte Walter.

Herr Nähtebuſch ſah den jungen Mann mit einem eindringlichen Blick an. Faſt war's ein durchdringender, indem er ſeine Hand faßte, und wir hatten uns in ihm geirrt. Die Purpurröthe des Echauffements verbarg nur den Pſychologen:

„Mein lieber Herr van Aſten, als Ihr Herr Vater mir die Ehre erzeigte, mich bei Ihnen zum Pathen einzuladen, ſagte ichs voraus, das iſt ein Junge, der wirds zu was bringen. Ich hatte vorgeſtern wieder das Vergnügen, mit Ihrem Herrn Vater zu ſprechen. Da müſſten Ihnen die Ohren geklungen haben."

„Mein Vater, wiſſen Sie —"

„Iſt ein charmanter Mann, ganz wie ſein

Sohn, wollte auch immer seine eigenen Wege gehn; nahm was Andere wegwarfen, und warf weg was Andere griffen. Dem Einen glückts, dem Andern nicht. Ja, ja, mein lieber Herr van Asten, wir würden alle warm sitzen, wenn jeder auf seinem Platze bliebe. Verstehn Sie mich, er soll nicht immer sitzen bleiben, er soll auch weiter rutschen, wenn neben ihm ein besserer frei wird. Das findet sich, das kommt jedem, wenn er nur Augen und Ohren auf hat und in der Stille umher fühlt. Aber er muß nicht ungeduldig werden, nicht springen wollen, nicht über die Dächer wegklettern. Merken sie erst, daß Einer ein unruhiger Kopf ist, der kriegt gleich 'nen schwarzen Strich, und sie passen ihm auf die Finger. Wir könnten's alle so gut haben; denn die großen Herrschaften, glauben Sie's mir, meinen's mit uns so gut, wenn wir uns nur nicht mausig machen wollen. Lieber Herr van Asten, ich bitte Sie, was geht's uns denn an, ob sie sich da oben schlagen oder vertragen, und Allianzen schließen oder keine? Thun sie's, gut; thun sie's nicht, für uns ist's auch gut. Es hat jeder in seinem Hause ja genug zu sorgen. Kinder, laßt doch den Potentaten das Regieren und kümmert euch nicht darum. 's hat noch Keiner dabei Seide gesponnen. Der Bauer bleibt ein dummer Bauer, und wer sein Bischen Grütze im Kopfe hat, der bringt sein Schäfchen ins Trockne. Was geht's uns denn an, wenn die andern Schafe versaufen!"

Hatte der Herr Pathe ſeine Schrift geleſen?

„Mein Vater muß ſehr freundliche Geſinnungen gegen mich verrathen haben.“

„Das hat er. Das iſt ein kluger Mann. Die Jugend muß ihre tollen Hörner ablaufen, hat er geſagt. Ich Dummkopf glaubte, daß man ſeinen Sohn zum Studieren auf die Univerſität ſchickt, hielt meinen deshalb kurz. Und der Junge war nur zu gehorſam, er „püffelte“, gab zu wenig aus, und nahm zu viel ein, nämlich ſeine Ideen, ſagte der Herr Vater. Nun haben wir die Beſcheerung. Das tolle Feuer, was 'raus ſchwären ſollte, ſteckt noch drin, und's bricht an der unrechten Stelle los. Dem Jungen mache ich keine Vorwürfe, mir mache ich ſie.“

„Und der Herr Pathe legten gewiß ein freundlich Wort ein. Will man mich vielleicht noch ein Mal auf die Univerſität ſchicken, um das Verſäumte nachzuholen?“

„Erlauben Sie mir, ich ſagte ihm: das Leben iſt ja auch eine Univerſität. Er kann ja auch hier ſeine Hörner abſtoßen; je toller er drauf los geht, um ſo eher wird er ſtumpf. Wie iſt er da beim Miniſter angelaufen. Wird auch noch öfters anlaufen! Sind nicht alle Miniſter ſo human, daß ſie die Rappelköpfe nach Karlsbad ſchicken. 's iſt mancher eingeſperrt worden, der ſich die Zunge verbrannt hat. Schadet auch nichts. Der Sohn vom Geheimenrath Bovillard, wie oft hat der geſeſſen! Man kanns gar nicht zählen. Der Vater war ſo klug, hat ſich nicht um ihn gekümmert; nun iſt er

von ſelbſt zu Kreuz gekrochen. Iſt kirr geworden, um den Finger zu wickeln; läßt ſich vom Vater parforce ſchicken, wohin es iſt. Und wenn er ſich müde geritten hat, dann giebt ihm der Vater 'ne kleine Stelle, ſucht ihm 'ne Frau aus, die ein bischen Geld hat. Zuerſt in 'ner kleinen Stadt, wo er über den Akten ſchwitzen muß; iſt froh, wenn er nach Hauſe kommt, 'ne Pfeife raucht bei 'nem Glaſe Bier, ein Partiechen; Kinder kommen denn auch, die ſchreien, ein Vater hat doch auch ein Herz. Ach Gott! darüber vergißt er alle krauſe Ideen; iſt froh, wenn's nur bei ihm zu Hauſe gut geht, und denkt nicht mehr daran, den Staat beſſer machen zu wollen. Und geben wir acht, mit dem Walter wirds auch ſo kommen."

„Verdank ich das alles Ihnen, Herr Pathe?" rief Walter mit wachſendem Erſtaunen.

„Wir ſaßen ſo traulich bei Herrn Kämper zuſammen, wir ſechs oder ſieben, alles reſpectable Bürger. —"

„Was! ein Collegium, um über meine Beſſerung zu berathen!"

„Wo hat nicht jeder 'nen faulen Fleck im eigenen Hauſe! Wenn man ſo beim Bier ſitzt, ein Pfeifchen im Munde, ſpricht man ſich gegenſeitig Troſt zu. Der hat 'nen Sohn, der ſpielt. Das iſt beinah am aller ſchlimmſten. Da waren wir Alle einig. Das thut mein Pathe nicht; alles, was Recht iſt. Er trinkt auch nicht, er läuft auch nicht

den Mädchen nach. Na, Jugend hat keine Tugend, darüber sind wir weggegangen. Aber das Theater, was hat das ehrbaren Familien schon für Kummer und Noth gebracht. Erst alle Abend der Herr Sohn ins Parterre. Das kostet Geld, die jungen Leute machen Schulden. Ist aber viel schlimmer, wenn's kein Geld mehr kostet, wenn sie's umsonst haben; dann haben sie Connerionen hinter den Coulissen, das sind die schlimmsten und theuersten Connerionen. Und die Truppe ist einmal abgereist, und der Herr Sohn ist verschwunden. Ja, ja, das ist manchen Eltern so gegangen. Den Kummer haben Sie Ihrem Herrn Vater nicht gemacht. Wissen Sie aber, Einige meinten, das wäre immer noch nicht so schlimm, als wenn ein Bürgersohn sich mit der Politik abgiebt. Da kann man noch mal Director werden, wie der Herr Iffland; der war auch anständiger Leute Kind. Auf dem großen Welttheater aber — "

„Ist für uns nichts zu holen, fiel Walter ein. Ihre ehrbaren Bürger haben Recht. Erfuhren Herr Pathe sonst noch etwas?" sprach er zum Abschied die Hand reichend.

„Mancherlei! Man wird Heirathsannoncen lesen, über die man sich wundern soll. Mancher Herr Officier läßt sich in aller Schnelligkeit copuliren. Lieber Gott, wenns ins Feld geht, will man den Kindern doch einen Vaternamen hinterlassen; das Gewissen schlägt auch unterm blauen Rock. Seine Majestät sind

ſeſſen. In Stockholm findet man keine einzige Handlung von Bedeutung, keine hat ſtehende Verbindungen mit dem Auslande, kein Buchhändler wagt es, ohne Beſtellung Artikel zu verſchreiben, und erwartet, was ihm ein gelegentlicher Correſpondent zuſchickt oder einheimiſche Gelehrten und Liebhaber anrathen. Tritt ein Fremder in einen Buchladen kann er nach elf Artikeln den Buchhändler ausfragen, ehe dieſer ihm den zwölften, der dazu gehört, von ſelbſt in die Hand giebt. Im Sortiment findet man faſt nur die Sachen, welche zum täglichen Gebrauche dienen. Die Art des Verſchreibens, wodurch in Deutſchland der Buchhandel in dem lebendigen Verkehr bleibt und literariſch die örtlichen Entfernungen verſchwinden, iſt hier nicht Sitte. Man kann zwar anführen die Entfernung Schwedens von den Mittelpunkten des Europäiſchen Buchhandels, den ſchwierigen Verkehr, die ſchlechte Einrichtung der Fahrpoſten und überhaupt der Waarencommunication zu Lande, ſo wie die Armuth deſſelben und den nicht ausgebreiteten Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt bei geringer Bevölkerung; alle dieſe Umſtände können aber nur die gegenwärtigen Verhältniſſe erklären, ohne daß

ſehr damit zufrieden. — Ach, und wiſſen Sie ſchon vom Kriegsrath Alltag?"

„Was?"

„Wird Geheimer Treſorier des Königs, Titel Geheimrath. Da iſt auch nur eine Stimme: Der hats verdient! Mit ſeiner Demoiſelle Tochter wird er nun auch höher heraus wollen. Wer verdenkt es ihm?"

„Adieu, Herr Pathe!"

Der Pathe hielt ſeine Hand feſt. Sein ſchlaues Lächeln ſchien noch ein Geheimniß zu verſtecken.

„Heraus damit!"

„Ich ſehe einen verlornen Sohn —"

„Wo?"

„Im Comptoir ſeines Vaters."

„Und was brachte ihn dahin?"

Der Kaſtellan hielt beide Hände wie ein Sprachrohr an ſeines Pathen Ohr, daß es die Bäume nicht hören ſollten, und ſchrie hinein: „Minchen Schlarbaum! Sechzig tauſend Thaler!"

Ein Mann in mittleren Jahren war während dieſes Geſpräches in der Seitenallee auf und ab gegangen. Walter hatte ihn bemerkt, ohne auf ihn zu achten. Der Fremde, ſichtlich von einem Gedanken bewegt, hatte die beiden kaum geſehen. Als der Pathe nach jener, wie er meinte, ſehr feinen Inſinuation raſch fortgeeilt war, hatte ſich Walter in die Allee gewandt. Der Sonnenball verſank gerade hinter den Brauhausbergen. Walter faßte an ſeine Bruſt

und aus der wunden Tiefe machte sich das Wort Luft: „Er war müde über Sklaven zu herrschen!“

Der Fremde war hinter einem Baum hervorgetreten. In seinem festen, aber zuweilen stürmischen, Schritt hielt er, wie frappirt, inne. Auf Walters Gesicht schien der letzte volle Sonnenschein, der Fremde stand beschattet; ein feingeschnittenes, charakteristisches Gesicht war noch zu erkennen.

„Ein Hiesiger?“ fragte der andre rasch.

Die Frage war seltsam, es mochte auch ein Beamter sein, der den späten Besucher auf einem nicht erlaubten Wege ertappt zu haben glaubte. Walter antwortete eben so kurz.

„Aus der Hauptstadt.“

„Ein Angestellter?“ warf der andre in derselben Art hin.

„Ein freier Mann,“ sprach Walter jetzt mit fester Stimme.

Der andre sah ihn groß an. Walter glaubte die Worte murmeln zu hören: „Das ist ja wunderbar.“ Mehr hörte er nicht, denn beide gingen an einander vorüber. Sie trafen sich zufällig noch einmal. Der Fremde hatte den Weg verfehlt, indem er einen Ausgang, wo er nicht war, suchte. Walter wies ihn zurecht; es war auch sein Weg. Der Fremde schien durch eine leichte Bewegung zu danken, ohne es für nöthig zu halten ein Wort zu verlieren. So machte es wieder der Zufall, daß sie neben einander gingen. Der Fremde war wirklich ein Fremder in

der Mark, wie ſein Accent dem kundigen Ohr verrieth, aber ſeine Kleidung, obgleich nur ein einfacher blauer Rock, die Sicherheit ſeiner Bewegungen, das ariſtokratiſche Geſicht, verriethen den vornehmen Mann. Er blieb plötzlich ſtehen und betrachtete einen Gegenſtand, der auch Walters Auge feſſelte — die Mühle auf dem Berge. Ihr Dach war vom letzten Abendſchein ſchwach angeröthet, ein träger Wind trieb die Flügel. Der Begleiter verſtand die ſtumme Frage, die der andre, über die Schulter blickend, an ihn richtete: „Ja ſie iſt es.“ Damit ſchien eine Verſtändigung eingetreten.

„Alſo Einer doch!“ ſagte der Herr im Weitergehen.

„Wenn man ſie kennte, würde man mehre wiſſen, die auch Muth gehabt,“ warf Walter hin.

„Da man ſie aber nicht kennt, ſo exiſtiren ſie nicht für die Geſchichte,“ entgegnete jener.

„Es exiſtirt manches nicht in der Geſchichte, was doch lebte.“

„Was ſich nicht geltend gemacht hat, lebt nicht, entgegnete der Fremde ſcharf. Es hat einmal vegetirt um zu faulen und Dung zu werden für andre.“

Walter entgegnete: „Der Müller von Sansſouci vor ſeinem Könige wird aber leben bleiben; uns lebt er als Symbol, daß ein Rechtsbewußtſein auch damals im Volke war.“ Er hatte das uns ſcharf betont.

„Wir aber, antwortete der andre, ſehen in dem

Aufheben, das man von der einen Geſchichte machte, nur das Bekenntniß, daß der eine Mann nur eine Ausnahme von der Regel war."

„Und wo iſt die Regel, fragte Walter, nämlich im Deutſchen Volke? Ich ſetze voraus, daß wir Landsleute ſind."

Der Fremde fixirte jetzt zum erſten Mal unſern Bekannten; es war ein ſcharfer, prüfender Blick, aber ohne Härte. Die Antwort ſchien ihm nicht zu mißbehagen.

„Das macht die Sache nicht beſſer hier, ſagte er. Die Müller von Sansſouci haben in Preußen keinen Fortgang gehabt."

„Die Größe des Einen hat ſie niedergedrückt. Das vergißt man ſo leicht im Auslande."

„Man wundert ſich nur, warum ſie nicht wieder aufgetaucht ſind, nachdem ſie von der Größe nicht mehr zu leiden hatten. Sie wiederholten vorhin die Worte des großen Königs, als Sie ſich allein glaubten, warum machen Sie ein point d'honneur draus, was Sie ſich ſelbſt bekennen, vor andern zu verbergen! Wo Sie Ihrer Schwäche ſich bewußt ſind, warum es nicht auch vor andern geſtehen. Das würde Vertrauen wecken. Wenn Sie ſich den andern Deutſchen gegenüber immer in Parade aufs hohe Pferd ſetzen, ſo verlangen Sie nicht die brüderlichen Neigungen, um die es doch Einigen, den Beſſern unter Ihnen wenigſtens, zu thun iſt. Wir ſind alle ſchwach, aber wenn wir es uns gegenſeitig eingeſtänden, wür-

den wir auch die Mittel finden, um wieder ſtark zu werden. Das iſts, was Sie vom übrigen Deutſchland trennt, meine Herren Preußen. Uebrigens bin ich jetzt ſelbſt einer."

„Jetzt wird ſichs zeigen!" rief Walter animirt.

„Was?"

„Daß wir eine Schwäche zu bekennen den Muth haben, eine Schuld gegen unſre Deutſchen Brüder durch die That auszulöſchen. Preußen radirt den Baſeler Frieden mit ſeinem Blute aus den Tafeln der Geſchichte."

„Nichts wird ſich zeigen," rief der andre heftig. Es kochte etwas in ſeinem Buſen, und ſchien ſchon an den Lippen zu ſprudeln, aber er unterdrückte es raſch mit einem Seitenblick auf den unbekannten Gefährten.

Die rauhe, heftige, faſt dominirende Art, mit der der Fremde ſeine Ausſprüche that, erweckten in Walter die Luſt es in ſelber Art ihm wieder zu geben:

„Ich hoffe, daß in der kurzen Zeit, ſeit Sie ein Preuße wurden, man dem Ausländer nicht ſo viel Einblicke in unſre Angelegenheiten gegönnt hat, daß ich Ihren Ausſpruch als ein Verdict nehmen müßte."

Der andre war vielleicht betroffen, aber nicht erzürnt, vielmehr verzogen ſich ſeine Lippen zu einem Lächeln: „Haben Sie Einblicke?"

„Keine als die jedem frei ſtehen, der ein Herz und Augen hat für die Ehre ſeines Vaterlandes.

Sie ist so auffällig verletzt, daß sie eben so auffällig Genugthuung heischt; der Hohn, den man uns zugefügt hat, den Napoleons Generale noch täglich in Anspach und Baireuth Preußen zufügen, könnten einen Stein ins Leben rufen. Das und noch vieles andre, was hier nicht hergehört, ist mir Bürgschaft."

„Wofür?"

„Daß endlich der stahlgeborne Entschluß ins Leben springt."

Der andre ging eine Weile schweigend, dann sagte er ruhig: „Einen Gesandten wird man an Napoleon schicken, ihm Friedensbedingungen stellen und unterhandeln. Wenn Sie wissen was Unterhandlungen sind, wo Preußische Diplomaten mitsprechen, so stellen Sie danach Ihre Hoffnungen."

„Diesmal, nur diesmal nicht — rief Walter in Eifer gebracht — es geht nicht, es läßt sich nicht mehr zurückdrängen. Das Volk leidet es nicht." —

„Das Volk, mein Herr! Das weiß ich nicht; ich kenne es wenigstens noch nicht genug, und was ich von ihm kenne, doch — das gehört nicht hierher."

Sie standen an einem Scheidewege. Der Fremde wenigstens nahm an, daß sie hier scheiden müßten, oder er wollte hier scheiden. Es waren seine Abschiedsworte:

„Dies Volk, mein Herr, mag gut sein, tapfer treu, aber es ist noch zu klein für seine Traditionen. Es hat sich übernommen, und es ist nie gut, wenn man sich den Magen auch mit dem Besten füllt, wenn

der Magen nicht Kraft hat es zu verdauen. Dies Volk ist zu vielem gut, es hat auch gesunde Glieder, wenn nur der Kopf da ist, der sie regiert. Das aber bilden Sie sich nicht ein, daß diese Glieder schon reif sind für sich selbst zu stehen. Dafür vergaß der große Mann zu sorgen. Er führte sein Volk in die Weltgeschichte ein, und übersah, ihm die Erziehung zu geben, daß es mit Ehren darin bestände. Mit der militairischen Tournure ists nicht gethan; der Knebelbart imponirt nur auf den ersten Anblick, und selbst ist allein der Mann. Er war müde über ein Volk von Sklaven zu herrschen, ja, aber sie sind es geblieben, weil er ein Lehrmeister war wie der Gelehrte in einer Bauernschule. Glänzende Schulaktus hat er mit ihnen aufgeführt und sie declamiren lassen, was sie nicht verstanden. Friede seiner Asche und Fluch dem, wer einen Stein auf sein Grab wirft, denn Deutschland hat keinen Größern geboren, aber sein Reich, mein Herr, ist die Schöpfung eines Zauberers. Wunderbar groß, zweckmäßig, in einander greifend, erscheint alles, so lange sein Geist darüber waltet. Aber wenn der schlafen geht, vertrocknen die Palmen und Lilien zu Haidekraut und der Pallast versinkt in ein Unkenmoor. Da sehn Sie diese Reihe von Statuen. Kunstwerke, so lange er unter ihnen wandelte, jetzt verwitterte, moosbedeckte Fratzen. Was ist aus seiner Gliederung geworden, in Civil und Militair, was aus dem angestaunten Mechanismus seiner Staatsorganisation? Ein schönes Lied auf

einen Leierkaſten geſetzt, aber die Melodie bleibt dieſelbe in Leid und Freud, weil die Hand vermodert iſt, die den Mechanismus der Drehorgel umſetzt. So leiert es hier fort, ins andre Jahrhundert die Melodie des vorigen, bis alle Räder und Gänge verroſtet und voll Staub ſind. Dieſer Staat Preußen, mein Herr, iſt zum Popanz geworden, nicht weil ſein Volk Sklaven ſind, ſondern weil der Zauberer fehlt, der das Uhrwerk wieder aufzieht. Dieſer Staat Preußen iſt ein Conglomerat von Kraft und gutem Willen, wie man ſie ſelten in der Geſchichte ſah, aber eine Gliederpuppe, wenn kein neuer Geiſt hineinfährt.“

Der Mann wandte ſich mit einem Kopfnicken raſch um. Zwei Schritt weiter blieb er noch ein Mal ſtehen: „Wie heißen Sie? Ich möchte Ihre Adreſſe wiſſen — wenn ich wieder ein Mal einen ſo gefälligen Führer in Potsdam brauche,“ ſetzte er halb lächelnd hinzu, um das Scharfe auszugleichen.

Walter hatte keinen Grund ſeinen Namen zu verſchweigen. Er kannte aber genug von der Luft in den hohen Lebensregionen, um nicht zu wiſſen, daß dieſer Name, ſo laut er ihn ausſprach und ſo deutlich der andre ihn ſich wiederholte, ſchon am Ende der Straße verhallt war. Jener hatte vielleicht erwartet, daß Walter auch ihn bitten werde, den ſeinen zu nennen, Walter wollte aber nicht bitten.

9. Kapitel.

Der dritte November.

Es war Nacht geworden, die große Mehrzahl der Gäste war längst nach Berlin zurückgekehrt. In den öden, todten Straßen bewegten sich nur einzelne Gestalten; das Ueb' immer Treu und Redlichkeit hallte von der Thurmuhr nach wie vor.

„Warum stürmt nicht lieber die Brandglocke!" sprach die Dame, welche, tief in eine Pelzenveloppe verhüllt, am Arm ihres Begleiters an den Häuserreihen ging. Sie gingen nicht in der Abendkühle spazieren, es war rauhe Witterung; sie hielten eine bestimmte Richtung, aber den zarten Füßen merkte man an, daß sie nicht gewohnt waren auf rauhem Pflaster sich zu bewegen. Ein dichter Schleier bedeckte das Gesicht der Fürstin.

„Weil es noch nicht brennt," sagte ihr Begleiter.

„Ewiger Zweifler!"

„Ich zweifle nicht, daß die Schwammleine angezündet ist; aber ein Fußtritt kann sie auslöschen ehe der Funke die Mine faßt."

„Ich liebe nicht zu calculiren, wenn die Schatten der Verstorbenen durch die Luft vibriren.“

In der Stimme der vornehmen Frau waren Accorde, die ihrem Begleiter, der andrer Ansicht war, den Mund zu schließen schienen.

Sie traten in einen Thorweg, oder eine Colonnade zurück, um einer einfachen Hofequipage auszuweichen, die jetzt vorüberrollte. Der Wagen hielt vor der Kirche, wo Seine Gebeine ruhen. Drei dunkle Gestalten konnte man aussteigen sehn. Sie traten in die Kirche, aus welcher ein gedämpftes Fackellicht bei Oeffnung der Thüre vorstrahlte.

Die Fürstin drückte krampfhaft den Arm ihres Begleiters. Er glaubte, sie wolle ihn tiefer in den Schatten zurückziehen, um nicht gesehen zu werden: „Man sieht uns wirklich nicht, und wenn es wäre, würden wir nicht die einzigen Zuschauer sein. Ich sah Schatten in der Kirche sich bewegen.“

„Ich auch! rief sie. Es war mir, als sähe ich Seinen!“

Der Legationsrath ging nicht auf die Stimmung ein: „Diese Leute hier ruhten unter ihm wie in Abrahams Schooße. Ich finde es eigentlich undankbar und grausam, daß man ihn citirt, um sich aus einer gewöhnlichen Verlegenheit zu helfen.“

„Ich würde Ihnen verzeihen, wenn Sie sagten selbstmörderisch.“

„Nur christliche Demuth, Fürstin, sie sehn ihren eigenen Unwerth ein.“

sie beweisen, wie ein anderer Zustand unmöglich wäre. Schweden ist weit entfernt von Leipzig, Paris und London, aber das Meer ist eine bessere Communication als die Deutschen Chausseen von Frankfurt bis Königsberg, der Verkehr durch Dampfböte ist zu einer außerordentlichen Vollkommenheit gediehen und der Sinn für die Literatur schlummert nicht so tief, daß er nicht geweckt werden könnte, besonders wenn er von der rechten Seite, dem Nationalstolz, angegriffen würde. Endlich ist Schweden freilich arm, aber die Tausende, wo nicht die Millionen, die für Seide, Atlas, Sammet, für Shawls, Tapeten und alle Nutzwaaren Londons und der Pariser Boudoir's jährlich aus dem Lande gehen, vertrügen, wenn einmal der Sinn geweckt wäre, einen Abzug, klein für jene Summe, aber bedeutend genug um die billigern Bedürfnisse des Geistes zu befriedigen. Ein unternehmender Mann, mit einigen Geldmitteln, Geschmack und Kenntniß des Schwedischen Nationalgeistes könnte viel wirken. Er dürfte freilich nicht mit einer demüthigen Bude, mit unterthänigen Anzeigen beginnen; er müßte ein glänzendes Locale eröffnen, den Schwedischen Namen darauf prangen lassen, ele-

„Was iſt das grauſam, den zu beſchwören, der in dem Jenſeits keine Ruheſtätte gefunden hat! — Hören Sie den dumpfen Ton! Jetzt öffnet man.“

„Und ſein Geiſt ſteigt ihnen aus der Verſenkung entgegen.“

„Sprechen Sie nicht ſo.“

„Ich möchte wohl wiſſen, wie der Geiſt eines Atheiſten ausſieht.“

„Sahn Sie nie Geiſter —“

„Man ſieht ſie nur, wenn man ſie citirt; und was unnöthig iſt, muß ein Vernünftiger nie thun.“

„Geiſter erſcheinen auch ungerufen.“

„Dann wirft man ſie zur Thür hinaus.“

„Die Todtenhand, die auf eine lebendige Bruſt hämmert, ſollte doch überall Einlaß finden.“

„Je nachdem die Bruſt beſchaffen iſt.“

„Wandel, ich möchte Sie einem Geiſt gegenüber ſehen.“

„Sie würden keine Veränderung an mir bemerken.“

„Sie ſahen ſchon Geiſter! — rief die Fürſtin auf, und ihr Auge glänzte ihn an. Ja, Sie Unbeweglicher, es zückte etwas um Ihr Auge, was ich noch nicht kenne. Sie haben Geiſter der Todten geſehen, und vor ihnen gezittert. Sie zittern jetzt —“

„Vor dem Zugwind, ſprach er, ſich in den Mantel hüllend. — Nun, und wenn ich ſie ſah, meine Gnädigſte, ſo lernte ich ihnen ins Geſicht ſehn, wie ein Mann den erſchaffenen Dingen muß, und ſie

hielten meinen Blick nicht aus, ſo wenig als der feſteſte Stoff meine Säuren und den Aether, in dem ich ihn verbrenne. Wenn ſie weinten, lachte ich ſie an, wenn ſie klagten, drohte ich — ſie hieltens nicht aus, ich blieb Sieger, und ſie ſind verſchwunden. Meine Gnädige, vor dem Willen verflüchtigt ſich der Diamant; wenn die Dinge, die wir Weſen nennen, uns nicht widerſtehen, warum die weſenloſen."

„Kommen Sie, ſagte die Fürſtin. Der Küſter giebt uns das Zeichen."

Vielleicht ſah ſie den Küſter nicht, aber ſie ſah Geiſter. Der Mond warf, zwiſchen den Wolken vortretend, ein Streiflicht auf die Stirn ihres Begleiters, ſie konnte den Anblick heut nicht ertragen. Was mußte er ſie noch bitten, ſich nicht zu beeilen: der Mann, der ihnen für ein anſehnliches Geſchenk einen Platz unter dem Siegel der Verſchwiegenheit verſprochen, werde noch vielen andern daſſelbe Siegel aufgedrückt haben: „Und mancher wird die Komödie für acht Groſchen ſehen."

Sie waren an die kleine Thür gelangt, welche eine unſichtbare Hand vorſichtig öffnete, um ſie einzulaſſen.

„Sie nicht! rief ſie, als er ſie hinein führen wollte. Sie gehören nicht hier hinein."

„Es iſt ja nur eine proteſtantiſche Kirche," flüſterte er ihr ins Ohr.

Sie ſtreckte die Hand abwehrend gegen ihn: „Doch — Sie ſtören mich. — Folgen Sie mir nicht, ich

verbiete es Ihnen, Herr von Wandel. Wer nur eine Komödie ſehen will, gehört hier nicht hinein."

„So werde ich Erlaucht wieder an der Thür erwarten."

„Reiſen Sie nach Berlin."

„Sie können doch nicht allein zurück. Wer weiß ob die Scene Sie nicht afficirt. Soll ich Ihren Jäger mit der Kammerfrau herbeſtellen?"

Sie ſchüttelte den Kopf: „Es giebt Momente, wo man das Bedürfniß fühlt allein zu ſein."

Der Legationsrath ſchien die Frage auch an ſich zu ſtellen, als er draußen mit gekreuzten Armen eine Weile ſtehen blieb, die Augen in das zerriſſene Gewölk gerichtet. Er hatte ſich oft Mühe gegeben, unverwandten Blickes in die Sonne zu ſehen, jetzt verdroß es ihn, daß er nicht mal ohne Augenblinken den Mondenſtrahl ertragen konnte, ſo oft er plötzlich aus den Wolken trat, die an ihm vorüber rollten: „Seltſam! Es liegt nur in den Augennerven, in der ſchwachen Wurzelconſtruction der Wimpern. Wenn man ſie von Draht machen könnte, müßte man auch dem glühenden Feuerball ins Geſicht ſehen. Und dieſe Frau —" ein heiſeres Gelächter machte ſich Luft — „ſie ſpielt mit ihren Illuſionen wie der Taſchenſpieler mit ſeinen Karten und doch — in der unbewachten Stunde zittert ſie als Sklavin vor dem ſelbſt beſchworenen Geſpenſt! Vielleicht des Weibes Natur, ſie kann nicht immer wachen. Aber der Mann —?"

Die Thurmuhr präludirte und die Glocken huben ihr: Ueb immer Treu und Redlichkeit! an.

„O süßer Leierkasten, der durch die Welt geht, und uns das Spiel mit den Narren und Phantasten um so vieles erleichtert!“ sprach er, sich langsam fortbewegend. Er lächelte, als aus der Kirche die Orgel mit leisen Schlägen einen alten Choral anhub.

Der Orgelspieler war nicht sichtbar, auch die Fackeln, von denen vorhin Erwähnung geschah, brannten nicht officiell, man suchte sie hinter den Pfeilern zu verbergen, gleich wie die Zuschauer, in Mänteln und unscheinbaren Pelzen verhüllt, ein doppeltes Incognito zu bewahren suchten. Unter den Mänteln war mancher Stern verborgen, manches Herz pochte hörbar, und das Auge, auf dem Du sonst nur Flattersinn und eitle Lust spielen sahst, durchzuckte hier ein banger Ernst. Die Orgeltöne schienen in der dunkeln Kirche mehr die Stille symbolisch anzudeuten, als daß sie dieselbe unterbrachen. Es war lautlos, ein verhaltener Athem.

So war es möglich, daß man jetzt ein Geräusch zu hören glaubte, was man sonst nicht gehört hätte. Es war nicht sein Geist, der durch die Räume schritt, in denen er nie geweilt, sonst würden sie nicht die Köpfe vorgesteckt, nicht sich gebückt und die Hände ans Ohr gelegt haben, um besser zu horchen. „Sie weint,“ flüstert eine Stimme dem Nachbarn zu; „Sie umarmen sich,“ eine andere. Bald ward die feierliche Stille durch das Knarren der Thür unterbrochen;

die Geſtalten der Neugierigen drückten ſich tiefer in den Schatten der Mauervorſprünge. Der Fackelſchein ward jetzt officiell.

Die Königin und der Kaiſer wurden zuerſt ſichtbar; der König folgte. Louiſe ſchien erſchöpft, ſie drückte jetzt das Taſchentuch ans Geſicht. Aber nur einen Moment; dann warf ſie einen forſchenden Blick auf den ernſten Gatten. Es mußte ein Ernſt ſein, der ihre Hoffnung ſtählte. Sie lehnte ſich an ſeine Bruſt, um ſich doch ebenſo ſchnell wieder aufzuraffen. Alexander und der König reichten ſich die Hand. Es war ein wichtiger, bedeutungsvoller Handſchlag. Aus der dunklen Stille kam ein Laut, wie der Hauch unſichtbarer Geiſter; ein Hauch der Verwunderung, Freude, Beiſtimmung, wofür jede Sprache zu rauh iſt, ihm Ausdruck zu geben. Mit königlicher Würde ſchaute Louiſe umher, nicht forſchend, nicht misbilligend. Ihr Blick galt den Geiſtern, welche die Sprache dieſes Auges, das ſelige Lächeln verſtanden. Dann reichte ſie Alexander wieder raſch den Arm und die drei verließen die Kirche.

Als die Wagenthür zuſchlug, die Räder auf dem Pflaſter rollten, ſchienen die gebannten kleineren Geiſter aus ihrer Erſtarrung aufzuleben. Sporen klirrten, ſcharfe Tritte dröhnten auf den Flieſen, Töne, wie wenn das Eis bricht; das Blei auf der Bruſt war ja gebrochen! Kein Ceremoniell mehr, man ſchloß ſich in die Arme, auch ſolche, die nicht als Freunde bekannt waren. „Der Bund iſt beſiegelt.“

Viel mehr Worte hörte man nicht. Es war ein Augenblick nicht zum Sprechen, nur zum Fühlen.

An der Thür wurden zwei Militairs zusammen gedrängt, die sich im Leben nicht gern, wie man sagte, begegneten. Sie sahen sich an, und unter ihren ergrauenden Haaren funkelten die Augen sich entgegen; sie drückten sich die Hand. Worte wechselten auch sie nicht. Der eine, aus dessen Mantel eine Husarenuniform zum Vorschein kam, hielt aber beim Hinausgehen unsern Bekannten, den Major Eisenhauch, am Kragen zurück.

„Na nu, was sagen Sie, Major?"

„Blücher und Rüchel Hand in Hand, ein gutes Prognosticon. So das gesammte Vaterland, und wir sind am Ziel."

„Larifari!" sagte der General. „Vorwärts, eh er sich anders besinnt, das allein thut's. Nur keine stättigen Pferde hinter uns.

„Im Volk —"

„Sind viele Esel."

„Aber das Roß, wenn die Trompete schmettert —"

„Pfeffer mank die Kerben! sagte der General ihm ins Ohr. Daß es sich bäumt, dafür sorgt Ihr; fürs Reiten, dafür sorgen wir, haben Sie mich verstanden?"

Die Kirche war ziemlich geräumt. Nur hinter dem Eingang stand noch eine Gruppe, zwei in Ueberröcke verhüllt, und am äußersten andern Ende kniete eine weibliche Gestalt. Die beiden, durch hohe

Halsbinden gegen die Rühlung bis zur Unkenntlichkeit maskirt, schienen die Hinausgehenden die Revue passiren zu lassen. „Ist das nicht Comteß Laura, Vicomte?“ sagte der größere und ältere auf französisch zum jüngeren, nach der knieenden Dame lorgnirend, die von ihrer Enveloppe und dem Schleier unförmlich umwallt war. Der Vicomte hatte sich schon auf den Zehen gehoben: „Pardon, Monsieur, Comtesse Laura hat noch zu viele Stationen bis zur Betschwester.“

Die verhüllte Gestalt, aus ihrer Andacht vielleicht durch die Stille aufgeschreckt, erhob sich und rauschte an ihnen mit elastischen Schritten vorüber. Sie hatte die beiden nicht gesehen, diese aber sie trotz der Schleier.

„Madame la Princesse!“ rief der Attaché verwundert.

„Ihre Sünden müssen sie sehr drücken, sprach der Gesandte, daß sie es nicht verschmäht hat, in einer lutherischen Kirche zu beten.“

„Und ganz allein! replicirte der Vicomte. Sie nimmt gern einen andern mit ins Gebet.“

„Disparaissez!“ rief Laforest und winkte ihm, indem er der Dame nacheilte.

Der Vicomte ging lächelnd seiner Wege: „Er will sie nicht allein gehen lassen! Monsieur Laforest, man muß es ihm gestehen, übt die Humanität bis zur Outrage. Die Petarde, die ihn in die Luft sprengen soll, in der Tasche, schützt er die Lunte,

die ſie entzündet, daß der Wind ſie nicht ausbläſt.“

Wirklich ſehen wir auf der Straße den officiellen Miniſter des Kaiſers der Franzoſen der nicht officiellen Agentin des Kaiſers aller Reußen den Arm anbieten, um ſie in ihr Hotel zu geleiten! und ſie reicht ihn ihm, nach einem momentanen Zaudern, raſch hin.

„Stumm wie die Nacht und bewegt wie die ſchöne Seele einer Deutſchen,“ ſagte der Franzoſe zu ſeiner ſchweigenden Begleiterin.

„Sagen Sie lieber, Haß und Grimm im Herzen und am Arm des verhaßten Feindes durchs Leben gehen müſſen!“

„O wäre ich ſo glücklich, eine ſolche Feindin durchs Leben führen zu können.“

„Wer denkt an uns!“

„Ich ſehr ſtark an mich.“

„Das lügen Sie vor ſich ſelbſt. Unſere Aufgabe iſt's, uns immer ſelbſt belügen, täuſchen, unſere glühendſten Gefühle mit einer Eiskruſte umgeben, und wenn wir vor Froſt zittern wie der Frühling lächeln, in Flitterſtaat glänzen, und vom Gefühle unſerer Sünde zerknirſcht in Selbſtzufriedenheit ſtrahlen! Alles für Andere, uns ſelbſt, unſer Glück, unſere Buße und Hoffnung hinzuopfern für ein anderes Weſen, einen Begriff, von dem man eigentlich nicht weiß, was er iſt. Ins Reich der Seligen kommt der Staat doch nicht.“

„Ich glaube kaum daß ein Platz für ihn da iſt: weder unter den Gerechtfertigten, noch unter den Sündern.“

„Und doch Diplomat!“

„Weil er ſich ſelbſt ganz verleugnen muß, ſollte ja das die himmliſchen Thore ihm vor Allen öffnen.“

„Vielleicht, wenn — Excellenz, hat Sie nie das Gefühl durchzuckt, die Sehnſucht durchſchauert, vernichtet zu ſein, aufzugehen in ein anderes Weſen, zerſtampft in Atome, die das andere Weſen vergrößern und verherrlichen?“

„O ſehr oft, Madame, in den Armen einer liebenswürdigen Frau.“

„Haben Sie nie die Seligkeit der Begeiſterung empfunden?“

„Wofür?“

„Wofür? Und Sie kommen aus einer Revolution. Die glutſprizende Lava treibt doch ungeheure Bilder in unſere Lebensnacht.“

„Prinzeſſin, die Lava iſt ſchon kalt geworden.“

„Sie waren einmal Republikaner!“

„Was waren wir nicht alles! Und eben weil wir ſo viel geweſen ſind, für ſo vieles geſchwärmt, gerast haben, iſt wirklich in uns kein Platz mehr für die Begeiſterung.“

„Auch nicht für Ihren Kaiſer?“

Laforeſt ließ eine Pauſe vergehen, bis er antwortete: „Auch für den nicht. Die Jugend, die

Kriegsluſtigen, wer avanciren will, die meinenthalben. Wir andern — pauſiren, wir wiſſen ja nicht, ob es das Letzte iſt. Der einzige Erfahrungsſatz, den wir nach Hauſe trugen aus allen Revolutionen, iſt der, daß die Dinge ihren Kreislauf machen, und die höchſte Weisheit für die Individuen wäre die, auszurechnen, welches Stadium eintreten wird, wenn es mit uns zu Ende geht. Wer ſich darauf präparirte, ſtürbe glücklich."

„Um fortgeſpült zu werden ins Meer der Ewigkeit als letzte Schaumflocke, die die Fluth der Zeit auf ihren Wellen trug."

„Wer wird mit mehr Conſiſtenz hineingeſpült!"

„Sie belügen ſich wieder ſelbſt. Warum hätten Sie ſich in die Kirche gewagt, ausgeſetzt der Entdeckung! Wenn einer dieſer Franzoſenfreſſer Sie erkannte!"

„Habe ich etwa ſpionirt?"

„Nein, Sie wußten es ohnedem. Aber aus reiner Dienſtpflicht hätten Sie das nicht unternommen. Es war die Abenteuerluſt, der ein Motiv zum Grunde liegt, das Sie ſich ſelbſt zu verbergen ſuchen. Ein Wageſtück für Ihren Kaiſer!"

„Haben Sie nie am Rouletttiſch Männer, die ſelbſt nichts mehr zu ſetzen haben, mit geſpannter Aufmerkſamkeit das Spiel verfolgen, das ſie nichts angeht? Sie pointiren im Geiſt, eifrig, zufrieden und entſetzt wie die andern. Das Spiel iſt ihnen zur Natur geworden."

elegante Diener halten, pompöſe Ankündigungen in die Zeitungen rücken, die es den Schweden zur Vaterlandspflicht machten, ſeine Artikel zu kaufen und die Waaren des Auslandes zu beziehen. Er müßte nicht warten, bis man frägt und holt, ſondern die Neuigkeiten in die Häuſer der Groſſen ſenden, und anſchaulich zu machen verſtehen, daß eine ſolche Zuſendung eine Ehre für den ſei, dem man den Geſchmack zutraut. Man brandmarke ein ſolches Verfahren nicht mit dem Namen der Marktſchreierei, denn wie vieles Klopfen und Klingeln gehört ſelbſt in dem wärmern Deutſchland dazu, ehe unſere phlegmatiſche Leſewelt eine neue Erſcheinung ergreift. Man verlange nicht, daß eine ſolche Tyrannei des Geſchmacks, wenn ſie überhaupt erlaubt iſt, von dem Gelehrten oder Kenner, und nicht von dem Kaufmanne ausgehe; jeder Eifer, der für das Ganze wirken ſoll, hinkt zuletzt, wenn er nicht eine merkantile Unterſtützung findet und das iſt gewiß nicht die geringſte Bedeutung des Kaufmannsſtandes, daß er die von der Wiſſenſchaft eröffneten Bahnen ebene und erweitere, wie die Parryſche Entdeckung der neuen Straßen durch

„Was ſahen Sie in der Gruft?“

„Was ich erwartete, ein romantiſches Schauſpiel.“

„Das zu einem Schluß führt, der Ihnen nicht gefallen darf.“

„Welchen Schluß meinen Sie, Prinzeſſin? Ich ſah nur einen frappanten Aktſchluß. Die Zuſchauer thaten mir leid, daß ſie nicht klatſchen durften.“

„Der Schluß des nächſten Aktes wird blutig werden.“

„Vielleicht, vielleicht auch noch nicht. Man muß den nächſten Aktaufzug abwarten.“

„Ich glaube, Sie werden ihn hier nicht abwarten.“

„Das thäte mir um der Geſellſchaft willen leid, die ich ſehr ungern verlaſſe.“

„Und was iſt der letzte Akt?“

„Der letzte, Prinzeſſin, wer ſieht ſo weit!“

„Aber Sie ſehen etwas vor ſich. Sie täuſchen mich nicht.“

„Ich ſehe allerdings einen folgenden — einen der nicht ausbleiben wird, wenn dieſer Ernſt wird.“

„Aber er ſpielt nicht in der Potsdamer Kirche?“

„Doch — es wird auch Nacht ſein, — bei Fackelſchein ſeh ich meinen Kaiſer in die geöffnete Gruft ſteigen; hinter ihm ſeine Generalität. Man wird Friedrichs Sarg öffnen, und Napoleon die Hand des Gerippes ergreifen.“

„Abſcheuliche Phantaſie!“

„Natürlich nichts als Phantaſie! Und er wird

ſprechen: Großer Geiſt, vor mir ſollſt Du Ruhe haben in Deiner Gruft.“

„Napoleon iſt kein Freund von Nachtſtücken.“

„Je nachdem es ihm convenirt. Glauben Sie nicht, daß der Akt die Bewunderung der Deutſchen für ihn erhöhen muß!“

Sie waren an die Thür des Hotels gekommen, wo die Fürſten abgeſtiegen.

„Ich danke Ihnen für die Begleitung, ſagte ſie. Wir werden uns nicht wiederſehen, — wenigſtens bis zu einem nächſten Aktſchluß.“

„Warum?“ Er hatte ſie die Stufen hinauf geführt, und drückte die nicht verſchloſſene Thür auf.

„Sie haben Ihrem Kaiſer von der heutigen Nacht zu berichten. Leben Sie wohl.“

Er drückte ihre Hand an die Lippen; ſie zitterte.

„Ich möchte Sie noch um einige Details bitten, die mir entgangen ſind. Aber Sie ſtehen in der Zugluft.“

Er zog ſie in den Flur, und drückte die Thüre zu.

Neuntes Kapitel.

Bekenntniſſe ſchöner Seelen.

Als die Fürſtin in ihren dichten Zobelpelz gegen die kalte Morgenluft verhüllt, in den Wagen ſtieg, um in ſeinen weichen Polſtern einer Reihe ſeltſamer Gedanken Audienz zu geben, war ſie nicht wenig betroffen, noch Jemand darin zu finden. Es war zu ſpät zum Schreien; die Thür war zugeſchlagen, die Jäger hatten ſich aufgeſchwungen und der Wagen raſſelte ſchon über das unebene Pflaſter nach dem Berliner Thor zu.

Es war übrigens wohl Grund zum betroffen ſein, aber nicht zum Schreck, als die weichen Hände der Baronin Eitelbach die der Fürſtin erfaßten. Sie bat ſie mit einer mit Thränen kämpfenden Stimme um Verzeihung wegen der Attrape, aber ſie habe ſie ſprechen müſſen, koſte es was es wolle. Deshalb nach Potsdam gekommen, habe ſie von Stunde zu Stunde vergebens auf den Augenblick gewartet, mit ihr allein zu ſein, und endlich dieſe kleine Liſt ſich erlaubt, um der einzigen Frau, die Theilnahme für

sie empfinde, die sie und ihre Leiden verstehe, ihr Herz auszuschütten.

Die Fürstin wollte sich mit sich selbst beschäftigen, und die Leiden der Baronin waren ihr unter allen Dingen, mit denen sie sich beschäftigt, in dem Augenblick die allergleichgültigsten. Das schien wenigstens der Seufzer anzudeuten, der aus ihrer Brust sich Luft machte, aber sie drückte die Freundin mit sanfter Innigkeit an diese selbe Brust:

„Ach, glauben Sie mir, Leiden schickt der Himmel denen, die er liebt."

„Aber nicht solche, rief die Schluchzende, wie mir! Ach mein Gott, ich weiß ja nun alles, 's ist mir alles so klar wie was!"

„Was ist Ihnen klar, Liebe?"

„Nichts, sage ich Ihnen, wie ich Ihnen immer gesagt, als ein Mißverständniß. Mein Mops ist mir jetzt ordentlich zuwider; ich könnte ihn vergiften. Aber wer trennt sich gleich von solchem Thier! Er hat nun mal seinen Platz. 's ist die Gewohnheit, sagt mein Mann. Fanchon hat wohl recht, wenn sie singt — "

„Ich verstehe Sie nicht." Die Fürstin verstand sie wirklich nicht.

„Ich weiß es, ich rede confus, ich verstehe mich ja selbst zuweilen nicht. Aber das mit dem Mops war so gewiß ein Irrthum, er konnte nicht davor, er wußte nicht, daß er meiner war. Es sind boshafte Menschen dazwischen, die haben ihm das arme Thier

vor den Fuß geſchoben; o ich weiß nicht, ich habe eine Ahnung —"

„Eine Ahnung, Baronin?"

„Ausſprechen will ichs nicht, nein gewiß nicht, ich mag Niemand Unrecht thun, aber der Legationsrath, ich weiß nicht ſein Geſicht, — zuweilen —"

„Was hat Wandel mit Ihrem Mops zu thun!"

„Glauben Sie, daß er ſein Freund iſt?"

„Des Mopſes!"

„Nein Seiner! Mögen Sie über mich lachen, ich fürchte, der Rittmeiſter iſt nicht frei."

„So viel ich mich entſinne, ſagt man, er ſei von ſeinen Gläubigern etwas genirt."

„Ach Sie wollen mich nicht verſtehen. Er iſt zu arglos, gutmüthig, er hat das beſte Herz von der Welt, ein Gefühl rein wie ein Kind; mein Gott, Fehler hat jeder Menſch, er hat mir nicht weh thun wollen, aber boshafte Menſchen ſind dazwiſchen gekommen."

„Oeffnen Sie Ihr reines Herz nicht zu leicht dem Argwohn. Das iſt der Wurm, der an unſerm Seelenfrieden zehrt. Man täuſcht ſich, bei einem lebhaften Geiſte, ſo leicht."

„Dann iſt was andres dazwiſchen gekommen. Sie können ſich nicht vorſtellen, wie ich mich gequält habe, was ich ihm denn gethan haben könnte; Tag und Nacht ließ mir's keine Ruhe."

„Und Sie haben ſich ganz ernſt gefragt?"

„Theuerſte Fürſtin, da blieb kein Fältchen in

meiner Seele. Nein, wahr und wahrhaftig, ich that ihm nichts, ich bin unſchuldig; es iſt was anderes dazwiſchen gekommen."

Die Fürſtin war in ein Sinnen verfallen, das nicht zu der Art Theilnahme ſtimmte, welche ſie der ſchönen Frau bisher angedeihen ließ. Sie hatte ſich wieder mit ſich ſelbſt beſchäftigt. So paßte auch ihre Entgegnung nicht ganz zu dem eben Geſagten:

„Das iſt der Kobold, meine Freundin, der uns alle neckt: es kommt uns allen, bei unſern beſten Entſchlüſſen, unſern edelſten Beſtrebungen, etwas dazwiſchen, worauf wir nicht gerechnet. Da glaubten wir, mit Jahre langen Mühen, mit geſparter Kraft die Hinderniſſe beſeitigt, wir eilten ſchon mit offenen Armen dem Ziele entgegen, und plötzlich ſtraucheln wir — Gott weiß woran, wir wiſſen es ſelbſt nicht, an einem Ball, den eine Kinderhand uns zwiſchen die Füße warf, am Reifen einer Scheibe, und wir glauben eine Mauer, einen Abgrund vor uns zu ſehen. Wir müſſen über uns lachen, wir ärgern, ſchämen uns, daß es ſo ſein konnte, aber es iſt ſo, und wir ſind vom Ziele ab, wir müſſen von neuem anfangen. Die Menſchen nennen es Zufall. Nein, meine Freundin, es iſt der ewige Dämon, der uns von der Wiege an belauſcht bis ans Grab, um, wenn wir ſchwach werden, uns zu faſſen. Dagegen können wir auch nichts, gar nichts. Es iſt vielleicht vermeſſen ihm abſolut widerſtehn zu wollen, denn mit unſrer Kraft iſts nicht gethan. Beſſer geſchehen laſſen

was wir nicht ändern, und dann deſto herzlicher bitten, daß der rechte Helfer bald erſcheint, der uns wieder aufhebt.“

Die Baronin hatte in ihrer Gemüthsbewegung nur etwas von dem Monologe aufgefaßt, und es war das, was zu dieſer paßte.

„Lachen Sie mich aus, aber ich kann nicht dafür. Ich habe auch zum lieben Gott gebetet, daß er mir einen Freund ſchicken möchte, der mir hilft.“

„Sie haben doch ſo viele, meine Beſte!“

„Nein, keinen wo ich Rath holen wollte. Da —.“

„Erſchien er plötzlich, wo Sie ihn nicht vermuthet.“

„Wenn ich die Augen ſchließe, und lange da ſitze, ſehe ich ihn deutlich vor mir, als wenn er leibte und lebte, nein noch deutlicher. Ich zähle die Knöpfe an ſeiner Uniform. Ich ſehe ihn, wenn er den Fidibus anzündet, wenn er ſich aufs Sopha wirft, das Bein auf den Stuhl legt, wenn er gähnt und ſeufzt und mit der Hand übers Geſicht fährt.“

„Das ſind ja intereſſante Viſionen! Aber erlauben Sie mir es zu ſagen, dieſe Wahrnehmungen önnen doch zuweilen ſehr unangenehm werden, wenn eine zarte Frau in die Garçonwirthſchaft einer Kaſerne blickt, und alles das ſieht. Es ſoll da nicht ſehr ſauber hergehn.“

„Sein Herz iſt rein, ſeine Seele ein Spiegel. Ich kann ohne Erröthen hinein blicken. Was küm-

mern mich die Aeußerlichkeiten! Er hat in ſeiner Kaſerne keine weibliche Pflege. Da hängt manches am unrechten Ort und geſchieht nicht wie es ſollte. Er fühlt es wohl, kann ſich aber nicht klar darüber machen. Er fühlt, er muß ſich herausreißen, weil er ſonſt unterginge."

„Das wiſſen Sie alles?" rief die Fürſtin über die neue Clairvoyance verwundert. Es ging ihr wie der Lupinus: die Eigenſchaft, die ſie für ſich liebte, ward ihr bei andern unbequem.

„Ich weiß noch mehr. Ja, er iſt — er hat Vertrauen zu mir — er wollte ſich mit mir verſtändigen — er hat wie ich das Bedürfniß gefühlt das unſelige Mißverſtändniß aufzuklären, er hatte einen männlichen Entſchluß gefaßt; mit einem Wort, theuerſte Freundin, er wollte an jenem Nachmittage zu mir, weil er es nicht länger in der Ungewißheit aushalten konnte, und da —"

„Kam etwas dazwiſchen; jetzt verſtehe ich Sie! Aber dann läßt ſich ja der Schade leicht wieder gut machen."

„Sieht er mir denn ins Herz!" rief die Baronin.

„Man kann ihn langſam ſondiren —"

„Langſam! Und es geht los! Er muß mit!" Sie ſah die Fürſtin mit ſtieren Augen an, und jetzt brach das lang Verhaltene unwiderſtehlich heraus: „Langſam! und Sie waren zugegen, wo ſie den Krieg beſchloſſen haben. Weiß ich, ob er noch in

Berlin iſt, wenn wir ankommen? Es ſind Couriere mit neuen Marſchordres ſchon dieſe Nacht abgegangen. Und er geht ohne zu wiſſen, was mich quält. Nein, er geht mit dem Gedanken, daß ich ihn verſpottet. Die erſte Kugel kann ihn treffen, und — und in das Jenſeits iſt er, und weiß nicht —"

„Daß Sie ihn lieben! — Meine theuerſte Baronin, wenn wir das nur geahnet hätten! Man hielt es für eine flüchtige Paſſion. Wie hier die Welt iſt!"

„Ja dieſe ſchlechte Welt kenne ich. Glauben Sie nicht, daß ich mehr weiß? Man hat mit uns ein grauſames Spiel getrieben. Man amüſirte ſich, mich aufzuziehen, weil er mir damals unausſtehlich war. Sie antworteten, ich war ja auch ihm zuwider! Das war recht von ihm. Wie ſollte er eine Frau achten, ſo empfindlich um eitle Thorheiten. Er iſt ein Deutſcher Ehrenmann, wie die Ritter in alter Zeit müſſen geweſen ſein. Gnädigſte Frau, Sie kennen dieſes Gemüth nicht. Mit ſeinem ruhigen Auge hatte er meine wahren Gefühle erkannt, und das war es, was ſeinen Sinn änderte. Er ſah mich an mit, nennen Sie's wie Sie wollen, Aufmerkſamkeit, Theilnahme, meinethalben Bedauern, Mitleid; ſeine Blicke verfolgten mich nun, er wollte mich prüfen, und im Augenblick, wo das Licht der Wahrheit durchſchlug —"

Die Fürſtin wußte in dem Augenblick nichts paſſenderes zu thun, als daß ſie die Baronin an die Bruſt ſchloß. Die Baronin intereſſirte ſie ſehr wenig,

ihr Liebesſchmerz noch weniger, am wenigſten aber der Rittmeiſter, deſſen Lob eben beginnen ſollte. Durch das improviſirte Embraſſement verbarg ſie außerdem die Thräne des Mitgefühls, die in ihrem Auge nicht da war, und erſparte ſich eine Antwort, die ihr in dem Augenblick nicht convenirte.

Sie ſaßen eine Weile in ſchweigender Rührung. Bei der Baronin bedurfte es nur des Antippens mit dem Finger, und ihre Bekenntniſſe, lange noch nicht erſchöpft, brachen von neuem heraus. Dies beſorgte die Fürſtin, ſie ſchien nur deshalb auf eine Wendung des Geſpräches nachzuſinnen, welche dieſen Ausbruch verhinderte; weil ſie aber nur zu gut wußte, wie Gefühle der Art einem Raume mit brennbarem Aether gleichen, wo man kein Licht einbringen darf, damit nicht alles in Flammen ſtehe, ſo ſchwieg ſie lieber ganz. Sie fühlte ſich indeß auch nicht vollkommen ſicher auf dem Terrain, denn ſie war überraſcht, nicht ſowohl über die Macht der Leidenſchaft, welche die für kalt gehaltene Frau aufregte, als über das Bewußtſein und die Seele, mit welcher ſie das Gefühlte ausſprach. Wo Diplomaten Bewußtſein und Seele merken, werden ſie unſicher, und tappen umher, bis ſie mit ihren Fühlfäden die Schwäche entdeckt haben, mittelſt deren ſie den Gegenſtand, der ſich ihnen entziehen will, wieder in ihr Netz ziehen.

Die Fürſtin hatte wenigſtens eine unverfängliche Wendung gefunden, als ſie, wie aus tiefem Nachſinnen aufſeufzend, den Blick gen Himmel, rief:

das Polareis erſt begründet ſchien, als ihm die erſten Wallfiſchfänger dort begegneten.

Zwar giebt es nur zwei Städte, von denen man ſagen kann, daß dort die Literatur lebt, Stockholm und Upſala, — Gothenburg nimmt, wenn überhaupt an der Schwediſchen, nur paſſiven Antheil — und die Verbindung zwiſchen beiden Städten durch Dampfböte iſt leicht. Aber es wäre Frevel, zu ſagen, daß in dem ganzen großen Schweden nur in der Reſidenz und Univerſitätsſtadt ein Sinn für das Schöne und Humane herrſche. Der Sinn für das Praktiſche iſt allerdings vorherrſchend. In einem Lande, wo ſo viel geſchehen muß, der Natur das Nothdürftigſte abzuringen, wo es gilt, den Pflug um ſtarre Felskuppen zu lenken, wo die rieſigen Schultern der nordiſchen Bauern dienen, die Blöcke, welche wie von einem großen Steinregen auf Schwedens Feldern liegen geblieben, fortzuwälzen, wo man Gerüſte in den Himmel bauen muß, das nothdürftig gewonnene Korn zu trocknen und zu hüten, in einem Lande, wo die ganze Wiſſenſchaft und Kraft darauf verwandt wird, die Höhe und den Fall des Waſſers zu berechnen, Schleuſen zu bauen und Kanäle durch

„Und der Krieg iſt es, der meine Freundin ſo erſchreckt! Was iſt der Krieg anders, als ein Gewitter, das die ſchwüle Luft reinigt.“

„Mit Menſchenblut! Und darunter die Beſten. Die Kugel wählt nicht die Schlechten.“

„Wenn nun in der Natur ein ſolches verborgenes, furchtbares Geſetz beſtünde, das Menſchenblut fordert!“ fuhr die Fürſtin fort, die ſichtlich in ein neues Gedankengewebe ſich hinein ſpann oder zu einem Phantaſienflug erhob, der über die Faſſungskraft ihrer Geſellſchafterin hinaus ging. Sie wollte, obgleich die Wahrnehmung ſie intereſſirte, daß die Leidenſchaft auch eine Eitelbach weit über ſich erhoben hatte, ſich ſelbſt in eine Sphäre erheben, wo jene ihr nicht folgen konnte.

„Ja, es exiſtirt dieſes Geſetz! Und der Soldatenſtand iſt der geehrteſte, weil er auf dieſem großen Geſetz der geiſtigen Welt beruht. Warum heißt Gott in der Bibel der Herr der Heerſchaaren! Es iſt das nicht ohne tiefen Grund. Wie herrſcht in dem weiten Reiche der lebendigen Natur eine, wir können ſagen, geſetzliche Wuth aller Weſen gegen einander! Es giebt keinen Moment in der Zeit, meine Freundin, wo nicht ein lebendes Weſen von einem anderen verzehrt wird. Der Menſch aber iſt unter dieſen zahlloſen Arten von Würgethieren die allerfurchtbarſte. Er tödtet um zu eſſen, um ſich zu kleiden, ſich zu ſchmücken, ja aus Vergnügen, er tödtet um zu tödten. Der Menſch, dieſer entſetzliche Herrſcher

der Natur, will alles an ſich reißen, vom Lamme ſeine Eingeweide, um eine Harfe widertönen zu laſſen, vom Wallfiſch ſeine Barten, um das Mieder des jungen Mädchens zu halten; ſeine Tafeln ſind bedeckt mit Cadavern. Ja, dem Menſchen iſt in dem unerforſchlichen Rathſchluß des Ewigen das Amt gegeben, den Menſchen zu erwürgen, und der Krieg iſts, der den Spruch erfüllt. Die Erde ſelbſt ſchreit nach Blut. Das der Thiere genügt ihr nicht, auch nicht das der Schuldigen, das durch das Schwert des Geſetzes vergoſſen wird. Sie will mehr Blut, reineres. Der Menſch, von einer göttlichen Wuth ergriffen, an der Haß und Zorn keinen Theil haben, rückt ins Schlachtfeld und thut mit Begeiſterung, wovor er ſchaudert. In Erfüllung des großen Geſetzes, das gewaltſame Zerſtörung unter den lebenden Weſen fordert, iſt die ganze Erde, fortwährend von Blut getränkt, nur ein ungeheurer Altar, auf dem alles geopfert werden muß ohne Ende. Ja, meine Theure, zweifeln Sie daran, wenn Sie die Weltgeſchichte durchblättern, wenn Sie die rothen Schlachtfelder überblicken, mit denen der gekrönte Korſe die Länder füllt, daß der Würgeengel ſie umkreiſt wie die Sonne, und eine Nation nur aufkommen läßt, um andere zu ſchlagen! Wenn die Verbrechen ſich gehäuft über das Maaß, dann verfolgt mit Haſt der Engel, ohne Maaß zu kennen, ſeinen unermüdlichen Flug. Die ſicht- und greifbaren Anläſſe erklären den Krieg nicht; jeder kennt ja das Uebel; wenn ſie wollten,

könnten ſie ihm ja leicht vorbeugen. Aber es iſt der Durſt dieſer großen Sünder nach der Strafe, von der ſie fühlen, daß ſie ſie verdienet, ſie ſtürzen darnach, wie die Hirſche zum Quell, um dadurch geſühnt zu werden. Sehen Sie, Theuerſte, wenn wir ihn ſo betrachten, müſſen auch die Schrecken des Krieges geringer werden; ja wenn wir uns verſenken in den berauſchenden Gedanken, daß Er es iſt, der von dem ſündigen Menſchengeſchlecht im Augenblick ſeiner höchſten Noth gerufen, in ſeiner Donnerwolke eintritt, um die Ungerechtigkeit, welche die Kinder dieſer Welt gegen ihn begingen, zu ſtrafen und vernichten, dann wird der Krieg ſelbſt in unſern Augen zu etwas Göttlichem und ſeine Schrecken ſchwinden vor dem geängſteten Gemüthe."

Wir wiſſen, daß dies nicht die eigenen Anſichten der Fürſtin Gargazin waren, ſondern daß ſie dieſelben in Petersburg aus dem Munde eines franzöſiſchen Fanatikers vernommen hatte, der, damals noch wenig beachtet, ſpäter aber von ſo unheilvollem Einfluß ward, noch heute dauernd, aber noch heute zweifelhaft, ob von ſchlimmerem auf die Völker oder die Fürſten, indem er ihr Thema, die Erblichkeit der Rechte, auf keinen feſtern Grund zu bauen wußte als auf die Erbſünde der Menſchen!

Auch die Baronin wußte es nicht, es war ihr auch ſehr gleichgültig. Mit der Erde, der Menſchheit und ihrer Sündhaftigkeit im Allgemeinen hatte ſie nichts zu ſchaffen, und gewiß auch keine Widerrede dagegen, wenn dieſe nur durch einen Krieg geſühnt

werden könnte. Nur ſollte der Rittmeiſter davon ausgenommen ſein, denn ſie hätte einen Eid darauf abgelegt, daß er keine Strafe des Weltgerichts verdiente. Aber indem ſie mehr auf die Muſik als den Inhalt der Rede gehört, waren doch einzelne Töne in ihre Seele gedrungen, die ſie jetzt nachdenklich machten. Sie ſaß in die Wagenecke zurückgelehnt und klärte vergeblich mit ihrem Taſchentuch die Fenſterſcheibe vom warmen Hauch, der ſie immer wieder von neuem beſchlug. Die Fürſtin meinte, ſie wollte ihre Thränen vor ihr verbergen, aber die Baronin ſuchte nach einem Licht. Von draußen kam es nicht. Es war das bleierne Grau des Novembermorgens, das unerquicklich durch die Kiefern ſchien.

Die Fürſtin hatte erreicht was ſie vorhin wollte, ſie hatte die Baronin zum Schweigen gebracht; aber die ſtumme Sprache der Seufzer ward ihr noch peinlicher als die vehementen Liebesklagen, von denen ſie ſich debarraſſirt. Sie drückte ſanft die Hand ihrer Begleiterin, ſie bedauerte, wenn ihre Phantaſieen einen zu tiefen Eindruck auf ihr Gemüth gemacht, auch ſei der Krieg ja noch nicht beſtimmt erklärt, und wenn er ausbreche, wache ein Auge dort oben über alle, und wiſſe die Schuldigen von den Unſchuldigen zu unterſcheiden. „Nur die Schuldigen trifft ſein Zorn! Er richtet nicht wie ein menſchlicher Richter, der nur auf die offenkundigen Thaten ſieht, er prüft die Nieren und ſieht das Herz. Mancher, der uns als großer Sünder erſcheint, geht vor ihm

frei aus, weil ſein Herz rein geblieben, nur die Gewalt der Umſtände ihn zur That trieb. Dagegen wie mancher, der nichts gethan, was die Sinne faſſen, iſt ſchon verdammt, weil er in der Stille ſeinen ſündhaften Regungen nachging, weil er in Gedanken gegen Gottes Geſetze ſündigte. Wie leicht lullen wir uns in ſüße Verſtellung ein, es ſei nicht ſchlimm was wir denken; wir lügen uns edle Abſichten vor, oder glauben, es ſind ja nur Phantaſieen, und wenn es zur Ausführung kommt, ſo würden wir ſtark ſein und ihnen widerſtehen. Ach, meine Liebe, wir ſind nicht ſtark, und Gedankenſünden ſind oft die ſchwerſten, die wir begehen können."

Die Fürſtin mußte heute ſelbſt ſo von ihren eigenen Gedanken bedrängt und verwirrt ſein, daß ihre diplomatiſche Kunſt ſie in dem, was ſie laut ſprach, zu verlaſſen ſchien. Sie hatte nichts von dem neuen peinlichen Eindruck gemerkt, den dieſe Tröſtung auf die Baronin hervorgebracht, die plötzlich ſich auf den Boden des Wagens niederſenkte, und die Knie der Fürſtin umfaßte:

„Ach, ich verſtehe Sie, ſchluchzte die ſchöne Frau, aber — ich konnte nicht anders."

„Meine Liebe, Gute, beruhigen Sie ſich, ſprach die Fürſtin, die eine neue Specialbeichte fürchtete, und nichts weniger als Luſt hatte, den Beichtvater abzugeben. In ſolchen großen Welt-Kataſtrophen hat das Auge droben weniger Acht — ich wollte ſagen, es ſieht milde und gnädig auf die kleinen Vergehungen herab."

„Ja, ich liebe ihn, rief die Baronin, und ich bin ja eine verheirathete Frau.“

Also das war es. Mild lächelnd blickte die Fürstin auf die Sünderin herab, und fuhr mit den weichen Fingern über ihre Stirn:

„Erinnern Sie sich, wie der verlorne Sohn aufgenommen ward!“

„Ich kann ihn doch jetzt nicht verlassen — wenn ich jetzt zurückkehre, raube ich ihm seinen Glauben —“

„An Ihre Liebe. Das ist sehr wahr. Der verlorne Sohn kehrte auch nicht auf den ersten Anfall von Reue zurück. Würde er so im Hause des Vaters empfangen sein! Er mußte eine furchtbare Schule der Sünde durchmachen, um der Gnade werth zu sein. Wäre er in sich gegangen nach einer leichten Verirrung, und hätte er sich etwa nach einem Trinkgelag, einem Verlust im Spiel, einer wüsten Nacht, reuig dem Vater zu Füßen geworfen, es wäre gewiß sehr hübsch und moralisch, aber der Vater, wenn er ein vernünftiger Mann war, hätte ihn aufgehoben und auf die Schulter geklopft und gesprochen: Nun das freut mich, daß Du es selbst einsiehst, künftig wirst Du Dich davor hüten, aber nun mache kein Aufheben davon, daß Du nicht ins Gerede kommst; sei ganz wie vorher, ich werde gegen Dich auch wie immer sein. O meine Freundin, wo blieb da die Seligkeit, die den Sohn, den Vater, das ganze Haus, die Nachbarschaft, erfüllte, jene Seligkeit, um die es sich lohnt gelebt, so viel Qualen ausgestanden

zu haben! Wie er lag auf der Schwelle, zerknirscht, gebrochen an Leib und Seele, und nun zückte das Gnadenwort des Vaters wie ein Sonnenstrahl nach langen grauen Tagen, der Himmel that sich auf in seiner Herrlichkeit, als die Arme des Vaters sich öffneten ihn zu umschließen. Er ward ein neuer Mensch, er gesundete an Leib und Seele, alle Welt wußte es, alle Welt freute sich mit ihm und das große Geheimniß der Liebe ward Himmel und Erde offenkundig!"

Es klang wunderschön, die Baronin wußte aber doch nicht, was sie damit machen sollte: „Wenn ich nur wüßte —"

„Weiß Ihr lieber Mann darum?" fiel die Fürstin ein.

„Ach der! — Er würde sich halb todt lachen, wenn er alles wüßte. Es hat ihm schon Spaß gemacht, daß er mich necken konnte."

„Wenn aber aus dem Spaß doch Ernst würde? Wenn er in eifersüchtiger Laune — es könnte eine unangenehme Scene — eine Scheidungsklage —"

„Ach, da hat er schon eine andre."

„Die Spanische Tänzerin soll ihm viel Geld kosten."

„Das meinen Sie! Nein, ich meine die Braunbiegler."

„Die reiche corpulente Wittwe, mit den Edelsteinen und Ketten um den Hals! Die muß ja eine fünfzigerin sein!"

„Sie iſt ja die Wittwe ſeines Compagnons — hunderttauſend Thaler baar außer dem halben Geſchäft! Wäre Herr Braunbiegler vor acht Jahren geſtorben, hätte er mich gar nicht geheirathet, das ſagt er mir und jedem tauſend Mal. Er hätte das Geſchäft in einer Hand und die Tuchlieferung fürs Militair allein.“

Ein Lächeln ſchwebte über das Geſicht der Fürſtin: „So denken die Männer, und von uns fordrn ſie Hingebung und Treue! — Was ich ſagen wollte, es kommt Ihnen alſo jetzt alles darauf an, den guten Rittmeiſter von ſeinem Irrthum zu curiren. Wie wäre es denn — es iſt nur ein Einfall — Sie glauben nicht, daß er ſich noch einmal auf den Weg macht?“

„Mein Gott, er muß ja ausmarſchiren. Das iſts ja.“

„Richtig! Wie wäre es denn, wenn Sie ſich auf den Weg machten! Ich meine, wenn Sie ihm entgegenkämen, natürlich in allen Ehren. Sie könnten ihn zu ſich rufen laſſen; das möchte aber falſch ausgelegt werden, und vielleicht käme er auch nicht. Sie müßten etwas recht eclatantes thun, das ebloüirt die Männer. Ich hoffe Sie verſtehn mich nicht falſch. Wenn Sie ihn in der Caſerne aufſuchten, ich meine nicht heimlich, ſondern in Ihrer Equipage, den Bedienten hinter ſich, die Welt würde das freilich nicht gut heißen —“

„Sie meinten alſo —?“

„Ich meine gar nichts, aber wenn Sie einen solchen Schritt sich durchaus nicht ausreden ließen, wenn Sie sich kühn über das Urtheil der Menge wegsetzten, welche die Impulse edler Seelen nie begreift, — ich stelle mir nur eben den magischen Eindruck vor, den dieser heroische Entschluß auf unsern Freund hervorbringen müßte."

„Ich sollte also direct zu ihm in die Caserne —"

„Um Himmels Willen, Liebste, Beste, verstehn Sie mich nicht falsch. Ich meine nur, bei dem allgemeinen patriotischen Aufschwung, der gerade von den Frauen getragen wird, sinken die gewöhnlichen Schranken. Die Schwester eilt zum Bruder, die Braut zum Bräutigam, man möchte den theuren Scheidenden die letzten Stunden durch verdoppelte Aufmerksamkeit versüßen, man windet ihnen Kränze zum Abschied, und in den Epheu und das Immergrün möchte man schon Lorbeern flechten. Finden Sie das unnatürlich?"

Wenn die Fürstin sich hätte Rechenschaft geben sollen, welches Motiv sie antrieb, würde sie gestockt haben. Herrschsüchtige strengen oft die halbe Kraft an, den Schein hervorzubringen, daß sie nicht beherrschen wollen; Geistvolle, wenn sie von andern in ihren Gedankencombinationen gestört werden, wehren sich die Störung durch lebhaftes Reden ab. Diese äußerste Anstrengung sich nicht zu verrathen, verräth freilich den Schuldigen nur zu oft, es bedarf dazu aber anderer Richter, als Zuhörer, die von ihren

eigenen Gedanken abſorbirt ſind. Die Fürſtin wollte von der Baronin loskommen, aber in jeder Wendung, welche ſie dem Geſpräche gab, verſtrickte ſie ſich aufs neue. Die Intrigue, zu der ſie ſich aus Gefälligkeit herbeigelaſſen, war ihr gleichgültig; ſelbſt das Vergnügen, Eroberungen zu machen, erkaltet, je unbedeutender die Perſonen, die wir zu erobern ausgingen, im Verlauf der Arbeit uns erſcheinen; und wenn ſie aus Noth wieder ins Rad dieſer Intrigue griff, geſchah es nur aus Rückſicht für Freunde, die ein Diplomat immer abſchütteln darf ſobald das Intereſſe es fordert, niemals aber aus Laune. Sie wollte wenigſtens das Spiel derſelben nicht verderben, darum ein Rathſchlag, bei dem ihre Freunde Zeit gewannen, nach ihrem Gutdünken zu handeln.

Aber die Fürſtin hatte heut Unglück. Der Funke, den ſie geſchlagen, hatte in der Baronin gezündet. Sie ſtrich über die Stirn und machte Miene aufzuſtehn: „Ja Sie haben wieder recht. So muß es ſein, ich bin's ihm ſchuldig. Wenn nur nicht wieder etwas dazwiſchen kommt!“

Ach wenn doch etwas dazwiſchen käme! dachte die Fürſtin, und der Himmel erbarmte ſich ihrer. Ein heftiger Krach, ein praſſelndes Knallen, und der Wagen ſenkte ſich. Im nächſten Augenblick waren die Damen unſanft auf die Seite geſchleudert und lagen in der umgeſtürzten Kutſche, deren Fenſter klirrend in Stücke ſprangen.

Der Kutſcher hatte nicht ſchnell genug einem

Granitberge zu meißeln, da iſt das Auge auf das Nächſte und Nothdürftigſte gerichtet. Und nächſt dieſem übt im Gebiete des Geiſtes das öffentliche Leben ſeine gerechten Anſprüche auf die Theilnahme jedes Schweden aus. Aber ganz ſchlummert doch nicht die Poeſie, ſo lebendig einſt bei den Vätern. Im Volke iſt noch der ſchönere Theil des Aberglaubens geblieben; die Naturgeiſter leben noch bei den Bauern in den Thälern, und ſelbſt in den Städten hat das Geſchrei der Märkte ſie nicht ganz verdrängt. Wo die politiſche Theilnahme lebendig iſt von dem Höchſten bis zum Niedrigſten, da ſchreckt wenigſtens kein Stumpfſinn den Freund der edleren Künſte zurück. Der Schwede weiß die ſchöne Natur zu ſchätzen, da ihm keine reiche zu Theil ward. Jene Uncultur in manchen unſerer Deutſchen Lehnſchlöſſer der ärmern Gegenden, wo man außer dem Kalender und Wirthſchaftsbuch kaum eines über den Kartoffelbau antrifft und jede geiſtige Beſchäftigung für Thorheit gilt, wird in Schweden nicht gefunden. In der kaum vergangenen Zeit drang doch die Franzöſiſche Literatur bis in die entfernteſten Güter, neuerdings ſieht man ſo manches Product der Schwediſchen,

hinter ihm in Sturmeseil heranpreschenden Sechsspänner ausweichen können. Das Hinterrad des Wagens war vom Vorderrade des nach ihm kommenden erfaßt worden, das Terrain war abschüssig und der Wagen der Fürstin, weiter in die Richtung rollend, gestürzt. Wenigstens ein Rad war gebrochen.

Aus der Kutsche des Sechsspänners ertönte ein donnerndes: Halt! Ein Cavalier sprang noch im Fahren heraus, und ehe die Lakaien sich von ihren Sitzen gearbeitet. „Es ist Frauengeschrei!" sagte ein heranspringender Reiter, der zum Wagen gehörte. „Um so unverzeihlicher!" rief der Cavalier, und schien zu fordern, daß auch der Begleiter vom Pferde springe, während er selbst, der erste, sich an der umgestürzten Kutsche beschäftigte den obern Schlag zu öffnen.

„Sie sind doch nicht verwundet?" rief die Eitelbach zur Fürstin, die unter ihr lag.

„Ich glaube nicht. Man öffnet. Machen Sie Luft."

Die Eitelbach war rasch zur Hand. Sie erfaßte eine andre Hand, welche sich ihr aus dem geöffneten Schlage entgegenstreckte. Als sie sich hinaufgeschwungen, umfaßte sie der kräftige Arm des Cavaliers und hob und senkte sie mit einem glücklichen Schwunge auf die Erde. Im nächsten Moment übte der Begleiter, der rasch aus dem Sattel geglitten, denselben Ritterdienst an der Fürstin. Der Zobelpelz, den sie der empfindlichen Morgenkühlung willen, nicht zurück-

laſſen wollte, machte einige Schwierigkeit. Der Retter und die Gerettete mußten ſich übrigens kennen. Als ſie aber den andern Cavalier ſah, ließ ſie den Pelz plötzlich zu Boden ſinken, und blieb in reſpectvoller Entfernung, mit auf der Bruſt gekreuzten Armen am Wagen ſtehen.

Der Cavalier ſprach zur Baronin, die ihren Schreck abſchüttelte: „Ich hoffe doch, daß die ſchöne Frau ſich keinen Schaden gethan.“

„Danke für gütige Nachfrage, Ihro kaiſerliche Majeſtät, ich denke, es iſt alles noch gut abgelaufen,“ erwiederte ſie mit einem Knix, der die Fürſtin erröthen machte. Sie ſah aber nicht, daß die Baronin dabei auch auf ihre Falbala's ſah, die beim Herausheben zerriſſen waren.

Der Cavalier ließ den wohlgefälligen Blick, mit dem er die Geſtalt der ſchönen Frau maß, jetzt auf ihre Begleiterin gleiten: „Ei ſieh da, Prinzeſſin, das Morgenlicht täuſcht. Hoffentlich auch mit dem Schreck davon gekommen, liebe Gargazin.“

Er reichte ihr die Hand, die ſie ehrerbietig an die Lippen brachte: „Sire, ein kleiner Unfall verſchafft uns oft ein großes Glück.“

„Aber die Damen können doch unmöglich in der Kälte hier ſtehen, rief der Cavalier ſich umſehend. Wäre in meinem Wagen — Aber es muß ſogleich Rath geſchafft werden.“

„Eure Majeſtät, ſagte die Fürſtin, der Unfall wird leicht zu redreſſiren ſein. Hier iſt Hülfe zur Hand.“

„Wir sind bei Stimmingens, rief die Baronin, auf das Gehöft zeigend, das in der Morgendämmerung gegen den dampfenden weiten Seespiegel auftauchte. Da sind wir gut aufgehoben. Wer bis Stimmingen kam, ist zufrieden.“

Der Cavalier lächelte. Wenn ein großer Mann Zufriedenheit um sich erblickt, ist er selbst zufrieden. Aus der Wirthschaft waren in der That schon rüstige Arme herbeigeeilt, um die gestürzte Kutsche beschäftigt. Ein ältlicher Begleiter, in einen dicken Pelz verhüllt, der sich jetzt aus dem Wagen gearbeitet, machte, mit einer Bewegung der Hand gegen die Uhrtasche, eine bedeutungsvolle Verbeugung:

„Meine Damen, sprach der Kaiser, ich bedaure, daß die Stunde, die zur traurigen Staatspflicht ruft, mich zwingt, die angenehmere in Ihrer Gesellschaft abzukürzen. Ich hoffe, daß Ihr Wagen bald wieder hergestellt ist, um das Vergnügen zu haben, Sie in Berlin wieder zu sehen.“ Die huldreichste Verneigung schloß mit einem Kopfnicken gegen die Fürstin: „Adieu, Gargazin, erkälten Sie sich nicht.“ Noch ein Mal sah der Erlauchte vor dem Einsteigen sich um, und sein Blick galt der Baronin.

„Glückselige Frau!“ sagte die Fürstin zur Eitelbach, während sie beide am hohen Rande des Sees auf und ab gingen, die Fürstin wieder in ihrem Zobel, den der Adjutant ihr aufgehoben. Sie zogen den Aufenthalt im Freien der überheizten Wirthsstube und der Gesellschaft darin vor, beide vielleicht von

einem innern Feuer erwärmt, während der Novemberwind empfindlich kalt von Spandau her über die weite Fläche des Sees blies.

„Warum glückselig jetzt?“

„In Rußland würde diese Frage eine Blasphemie sein. Die Schönheit, auf der das Auge der Majestät mit Wohlgefallen ruhte, wird glückselig gepriesen. — Aber wie kannten Sie ihn, und auch mein hoher Herr — “

„I wissen Sie denn nicht! Wie sichs in der Königsstraße stopfte, und sie halten mußten, das war gerade vor unserm Hause. Und die ganze Zeit sah er nach meinem Fenster — fünf Minuten oder drei wenigstens kein Auge fort. Es hat uns allen rechten Spaß gemacht.“

„Spaß!“ Die Fürstin erschrak; es kam aber noch ein anderes Gefühl hinzu, wie konnte ihr das verborgen geblieben sein! Niemand hatte es ihr hinterbracht. War sie so schlecht bedient! Die Eitelbach konnte sich täuschen, aber hatte sie nicht selbst Alexanders Blicke beobachtet! Sie kannte diesen Blick.

„Ich begreife Sie nicht, so ruhig sprechen Sie das aus. In Rußland, nein in ganz Europa bliebe keine Frau gleichgültig, die der ritterlichste und liebenswürdigste Monarch so ausgezeichnet hat.“

„Ach Sie meinen mich! Nein ich war's ja nicht.“

„Wer denn?“

„Die Mamsell Alltag, die stand im Fenster neben mir.“

„Adelheid Alltag!“ rief die Fürstin, und blieb sinnend stehen, so im Sinnen, daß sie den heran-galloppirenden Reiter nicht bemerkte, der sich zum zweiten Mal vom Pferde warf, und an die Damen trat. Es war der Adjutant des Kaisers.

„Seine Majestät haben mich zurückgeschickt, meine Damen, mit dem strengsten Befehl Ihnen meine Gegenwart aufzudringen und nicht eher zu weichen, als bis ich ihm rapportiren kann, daß der Wagen so wie alles was Sie wünschen, zur Zufriedenheit der erlauchten Frauen hergestellt ist.“

Die Fürstin mußte nach dem eigenthümlichen und forschenden Blick, den sie ihm zuwarf, zu schließen, in alter und sehr genauer Bekanntschaft mit dem Adjutanten stehen:

„Berichten Sie, Prinz, Seiner Kaiserlichen Majestät, wie Sie uns sprachlos vor Rührung über diese außerordentliche Gnade gefunden haben. Um uns aber in unsern stummen Dankgefühlen nicht zu stören, bitten wir Sie uns auf der Stelle auch noch zu vertrauen, warum Sie außerdem hergeschickt sind.“

Der Adjutant, wie im Einverständniß mit der Art der Frage, verneigte sich vor der Baronin: „Außerdem wünschten Seine Majestät zu erfahren, wer das junge Mädchen war, welches am Einzugstage neben der schönen Frau am Fenster stand!“

„Wirklich!“ rief die Fürstin, man glaubte unter dem Zobelpelz ihr Herz gegen die Brust schlagen zu hören, die matt gewordenen Züge ihres feinen Ge-

ſichtes belebten ſich, und ihr ſchwarzes Auge ſtrahlte von einem Glanz, der das graue Morgenlicht beſchämte: „Berichten Sie Seiner Majeſtät, daß was wir wünſchen, wenigſtens was ich wünſche, zu meiner Zufriedenheit hergeſtellt ſein wird. Vielleicht ſage ich Ihnen dann unterweges — Sie chaperonniren doch unſern Wagen? — wer das junge Mädchen iſt, vielleicht auch nicht. Je nachdem Sie ſich aufführen.“

11.

~~Zehntes~~ Kapitel.

Von Magiſtratsperſonen und ungerathenen Kindern.

Die Geheimräthin Lupinus war am Rathhaus vorgefahren und hatte in die Hände des Magiſtrats eine Gabe von drei hundert Thalern als milden Beitrag zu den Kriegskoſten des Staates niedergelegt. Der Magiſtrat hatte es für nöthig erachtet, durch eine confidentielle Deputation der Geheimräthin für dieſen Beweis einer außerordentlichen patriotiſchen Geſinnung ſeinen beſondern Dank abzuſtatten. Sie hatte die Herren Büſching, Köls und Gerresheim mit Beſchämung, wie ſie ſagte, empfangen, und ihre Verwunderung nicht zurückhalten können über einen ſo Aufſehen erregenden Schritt, und um eine Handlung, welche nach ihrer Meinung die Pflicht von jedem fordere.

„Aber Sie waren die Erſte in Berlin, die das Beiſpiel gab, hatte Büſching erwiedert, und vor dieſem Beiſpiel verneigen wir uns.“

„So wünſche ich, meine hochgeehrten Herren, daß das Beiſpiel von den Nachfolgern verdunkelt

und meine obſcure Perſon, und die Kleinigkeit, die ich mitbrachte, bald vergeſſen werde über die großen Opfer, die andere Reichere, auf den Altar des Vaterlandes niederlegen.“

„Eigentlich hatte ſie recht, ſagte Gerresheim, als die Herren wieder in den Wagen ſtiegen. Das ſchickte ſich nicht für eine Corporation wie der Magiſtrat von Berlin.“

„Was ſchickt ſich denn, und was ſchickt ſich nicht, ſagte Röls, wenn das Vaterland in Gefahr iſt! Wir mußten aus den Provinzen täglich in den Zeitungen leſen, daß der und der Edelmann ſeine Rekruten ausſtattet, und werthvolle Lieferungen verſpricht, während in der Hauptſtadt nicht das geringſte geſchehen iſt. Da war es Pflicht, den erſten beſten, der mit einer anſehnlichen Offerte hervortrat, zur Stimulation für die andern zu honoriren.“

„Das iſt auch meine Anſicht, ſchloß Büſching. Es iſt mit unſerm Gemeindeweſen überhaupt nicht wie es ſollte. Da muß man manches dem Einzelnen überlaſſen, was eigentlich nicht an ihm wäre.“

„Unſer Räderwerk iſt etwas verroſtet, das iſt richtig,“ ſtimmte Gerresheim bei. Jener fuhr fort:

„Können wir als Corporation etwas thun, um auf das Staatswohl einzuwirken? Weder nach oben, noch nach unten haben wir Einfluß.“

„Iſt auch nicht unſeres Amtes, Herr College, ſagte Röls. Und ich ſollte meinen, es macht uns ſchon genug zu ſchaffen.“

„Papierſtöße in Aktenberge zu verarbeiten! Meines Erachtens wäre in einem wohlgegliederten Staate die Aufgabe des Magiſtrats einer Stadt wie Berlin eine andere, als im Schlendrian zu vegetiren.“

„Liebſter, beſter College, keine Neuerungen! Haben wir's nicht geſehen, wohin ſie führen. Wenn erſt diſtinguirte Männer im Amt einen Penchant dazu bekommen —“

„Neuerungen! fuhr Büſching dazwiſchen, was ſo uralt iſt, als es Städte in Deutſchland gab. Der Bonaparte freilich macht in ſeinem neuen Reiche ſeine Bürgermeiſter zu Domeſtiken und den Magiſtrat zu Pagoden; bei uns aber iſt doch wenigſtens noch die Fiction, daß wir aus der Bürgerſchaft hervorgegangen, daß wir ihre Intereſſen vertreten, oder, wie man jetzt ſagt, ſie repräſentiren. Traurig genug, daß es nur noch Fiction iſt —“

„Aber, liebſter Büſching, warum denn traurig!“

„Es geht ja alles ganz gut ſo.“

„Jetzt, meine Herren Collegen, es geht zur Noth noch. Aber wenn Gefahr kommt, wie denn dann? Werden ſeine Präfecten und Maires den Napoleon halten, wenn über Nacht eine andere Gewalt ſich zum Herrn aufwirft! Sind wir dem Staat eine Stütze, wenn ein Unglück herein brechen ſollte? Wir gingen nicht aus der Bürgerſchaft hervor, wir haben keine Wurzel in ihr. Und wenn ein Fremder kommt, uns einſperrt, fortjagt, ſteht ſie rathlos da, ohne Zuſammenhang, Organismus, ohne Willen und Kraft

auch nur zum Nothwendigſten. Ja wären wir wie in England. —“

„Keine Neuerungen! unterbrachen ihn beide Collegen wie im Chorus, mit einer Bewegung, als wollten ſie ſich die Ohren zuhalten. Und Neuerungen in dieſem gefährlichen Augenblick, liebſter College Büſching!“

„Und wann denn! ſagte der College mit Ruhe. Weiß denn Einer von uns, was uns die nächſte Zeit bringt! Jetzt ziehen wir ins Feld, vielleicht auch nicht; aber beendet, meine werthen Collegen, iſt, auch im glücklichſten Falle, damit die Sache nicht. Geſetzt, was ich aus Herzensgrunde wünſche und glaube, wir ſchlagen ihn; damit haben wir ihn nicht überwunden. Dies Frankreich hat in ſeinem größten Elend, und immer im Augenblick, wo wir es für ganz vernichtet hielten, wunderbar neue Kräfte aus ſich ſelbſt entwickelt. Es kommt keiner gegen es auf, wenn er nicht auch Neues in ſich findet, ſich aus ſich ſelbſt herausſpinnt.“

„Aber der Bürger, liebſter Büſching, was ſoll der damit! Wenn der erſt ſuchen ſoll, was dem Staate noth thut, iſt die Verwirrung voll.“

„Er weiß ſich in den kleinſten, eigenen Angelegenheiten nicht zu helfen, ſetzte der andere hinzu. Ein Spiel in den Händen der Advocaten, möchte er doch noch in der einfachſten Schuld- oder Hypothekenſache von jedem Rath haben. Und er ſollte Rath geben!“

was den Nationalgeist erregt hat, und Jedermann will wenigstens nicht ungebildet sein. Ich sage nicht, daß der wenig erweckte Sinn für Kunst und Poesie beim Schweden ihn antreibt, thätig zu werden zur Befriedigung eines Bedürfnisses, das er nicht kennt, aber jetzt sind ihm in den entferntern Länen alle Mittel abgeschnitten, mehr zu erhalten, als was die politische Journallectüre darbietet. Es giebt so gut als keine fahrende Posten; jedes Packet, mit ihnen versandt, wo sie gehen, kostet eben so viel als eine Anzahl einfacher Briefe von demselben Gewichte Porto. Schickt man einen Koffer mit dieser Post, lachen die Beamten, da das Postgeld über den Werth der Effecten betrüge. Beim nächsten in diesem Jahre beginnenden Reichstage soll die Sache zur Sprache kommen, und es ist zu hoffen, daß der trefflich eingerichtete Verkehr durch Dampfböte auch auf dem Lande eine correspondirende Post erhalten möge. Wenn Männer, wie der Schwedische Generalconsul für Preußen, von Lundblad, und Berzelius, sich dafür interessiren, kann man hoffen, daß auf künftige Vorschläge werde eingegangen werden. Letzterer war, bei seiner Rückkehr vom Continent,

„Es iſt ſchlimm, daß es ſo iſt, meine Herrn, aber noch ſchlimmer, daß, während er von jedem Rath will, er unſerm am wenigſten traut. Oder wollen Sie ſich darüber täuſchen, daß im Volke der Glaube iſt, wir betrügen es, wenn wir Erbſchaften reguliren, Inventare aufnehmen, Sporteln liquidiren, ja leider ſelbſt, wenn wir Recht ſprechen?“

„Das Volk iſt einmal dumm, College!“

„Iſt es dazu vom Schöpfer deſtinirt! Oder haben wir es allmälig dumm gemacht, weil wir ihm nicht den geringſten Einblick in unſern Mechanismus gewährten? Es kann in unſere Akten nicht ſehen, und wenn, verſtünde es nicht einmal unſere Sprache.“

„Friedrich hat etwas davon im Sinn gehabt, was Sie meinen, erwiederte Röls. Ihm und ſeinen Räthen ſchwebte der Gedanke vor, daß die Juſtiz Allgemeingut werden ſollte; daher die wunderlichen Verordnungen, wie lange nur ein Prozeß dauern ſollte, die Beſchränkung des Einfluſſes der Advokaten, der indirecte Zwang, daß jeder eigentlich ſeinen Prozeß ſelbſt führen müſſe. Wohin hat uns das geführt? Nur auf Widerſprüche; denn es war nicht auszuführen, weil das Volk keinen Sinn dafür hatte, weil es nichts davon verſtand, kurz weil es nun einmal zu dumm iſt.“

„Weil — ſagte Büſching und hielt inne — doch das führt uns hier zu weit. Meine Herren Collegen, fühlen Sie denn nicht, daß es einer innigern, feſtern

Gliederung zwiſchen oben und unten, zwiſchen allen Theilen, Gliedern und Ständen bedarf, um uns feſt in uns ſelbſt zu machen? Wenn ein Feind in England einfiele und London nähme, wäre England nicht verloren, weil in jeder Grafſchaft ein Theil des Ganzen lebt, der ſelbſt Lebenskraft hat, weil die Gemeindevorſtände aus der Gemeinde hervorgingen, mit ihr zuſammenhängen, mit ihr, auf ſie geſtützt, handeln können. Da rettet ſich ein Theil des Staates, der Nation, in die Städte, Grafſchaften, von dort aus erhebt ſich England wieder. Was aber wäre Preußen, wenn Berlin genommen iſt, und der Sitz der Regierung, ehe man die Staatsmaſchine retten konnte, mit allem darum und daran, dem Feinde in die Hände fiel? Wo ſollte ſich ein Widerſtand organiſiren, wo eine legale Autorität auftreten, wenn ein Schlag den Knoten zerhieb, in dem alle Fäden zuſammen liefen, und ſie hängen nun loſe da. Die Einzelnen möchten zwar gern und ſie ſind bieder, gut, entſchloſſen; aber wo iſt ein Mann, ein Name, eine Inſtitution, welche eine Kraft, einen Anſpruch hat, die Einzelnen um ſich zu ſammeln. Wir haben keine Ariſtokratie, keine Magiſtrate, wie ſie ſein ſollten, gar keine Corporationen mit Einfluß hinter ſich, mit Untergebenen, die ihren Führern, wenn nicht aus Liebe folgen, doch aus Intereſſe ſich zu ihnen ſchaaren. Wenn der Schlag fiele, ſind wir zerſplittert, eine zerſtreute Heerde, von der jeder Nachbar, jeder Räuber, was ihm bequem liegt, an ſich riſſe."

„Wir haben unſre Armee," ſagte Röls.

„Und die Armee hat Disciplin," ſetzte Gerresheim hinzu. Mit Disciplin läßt ſich alles durchſetzen."

„Auch der Opfermuth, der feſthält an einer verlorenen Sache? — Laſſen Sie uns abbrechen, meine Collegen, unſre Anſichten finden keine Vereinigung. Wir haben keine Corporationen, Stände, keine Gliederung im Staate, aber wir haben Menſchen, gute, tüchtige Menſchen, vielleicht Charactere, die nur jetzt verborgen ſind, und die Noth weckt noch mehr zur rechten Stunde. Das hoffen wir doch alle, und laſſen Sie uns an dieſem Glauben feſthalten. Darum —"

„Wollen wir auch das Scherflein der Witwe nicht verſchmähen; die drei hundert Thaler der Lupinus ſind uns aber lieber," fiel Röls ein.

„Sie iſt ein wenig fanatiſch in ihrem Patriotismus," ſagte Büſching.

„Und —" ſetzte Gerresheim hinzu und ſchwieg plötzlich, bis er die Bemerkung hinwarf: „Die Frau Geheimräthin admirirte vor kurzem noch den Bonaparte mit einiger Oſtentation; da iſt das Changement doch auffällig."

Die drei Herren ſahen ſich an und mußten ſich verſtehen.

„Es iſt doch etwas eigenes mit der Weibernatur, ſagte Röls nachdenklich. Wie weit ſind ſie uns oft vorauf, ich möchte ſagen, wie der Blitz, der durch die

Nacht leuchtet, und wir ſehen den Weg vor uns. Aber dann, wenn wir den Weg einſchlagen wollen, haben ſie ſich plötzlich verloren und wir haben Mühe ſie mitzuziehen.“

„Sie thuts auch jetzt nur um von ſich reden zu machen, ſprach Büſching. Darüber hab' ich mich keinen Augenblick getäuſcht. Aber das dürfen wir um Gottes Willen nicht ſagen. Hingenommen das Gold, und einen Heiligenſchein daraus geſchlagen. Zum Zweck iſts daſſelbe.“

„Es wird mit dem Schein manches Heiligen nicht beſſer ſein, aſſentirte Köls. Was meinen Sie, Gerresheim?“

„Weiß der Geier, in der Frau iſt etwas, was mich anzieht, und abſtößt. Als ob ihr Auge mich aushöhlen wollte, und ich fühle mich gedrungen, dann immer tiefer hineinzuſehen, um ſie wieder auszuholen.“

„Ei, ei, Gerresheim, doch nicht wieder verliebt?“

„Das wäre denn nur wie der Inquirent in ſeinen Inculpaten, den er zum Geſtändniß bringen will. Ich kann die Vorſtellung nicht los werden, daß ich die Frau einmal vor mir ſitzen hätte am grünen Tiſch, in einem Glorienſchein von erhabener Tugend und philoſophiſcher Reſignation. Da ſteht mir denn der kalte Schweiß auf der Stirn, wie ſie auf meine Fragen antwortet. Sie redet ſich aus und in mich 'rein, daß ich an mir irre werde. Glauben Sie mir, das könnte die Frau in ſolcher Lage,

mit ihrem züngelnden Blicke, voll Sanftmuth und doch in die Seele bohrend, mit ihrem feinen Lächeln, mit der unendlichen Milde, die um ihre blassen Todtenlippen schwebt. Sie bedauert mich, sich, die ganze Welt, und Gott weiß was hinter dem Bedauern lauert, Hohn und Haß, Gift und Tod."

„Gerresheim, ich bitte Sie, ein Mann wie Sie, ein Richter, Criminalist, und solche Phantasieen!"

„Ich weiß es, es ist unrecht, aber wer kann dafür! Sie ist die reputabelste Frau in Berlin, und doch —"

„Was steckt dahinter?"

„Nichts weiter, Büsching, als die Warnung, daß man die Leute nicht zu klug werden lassen darf. Stellen Sie sich das Elend vor, wenn jeder Dieb so fein, gewitzigt, gelehrt und gebildet wäre wie die Geheimräthin Lupinus! Da möchte der Teufel Richter bleiben."

Während dieses Gesprächs stand diejenige, von welcher die Rede war, am Fenster, und hatte der fortrollenden Kutsche nachgesehen. Das Fenster war geschlossen und die Scheiben belegten sich vom Hauche ihres Mundes. Sie konnte nichts mehr sehen, und nach den Gesetzen der Natur, die wir kennen, nichts hören, als das Fortrollen der Räder. Wer aber ihr Physiognomiespiel beobachtet, hätte glauben mögen, daß sie das Gespräch im Wagen angehört. In ihren Augen stand geschrieben: ich weiß, was Ihr über mich denkt! Ich kann's nicht ändern, aber auch Ihr

könnt und sollt mich nicht anders machen als ich bin. Dann flog ein eigenthümliches Lächeln über die Lippen, welche die Magistratsperson so treffend gemalt hatte.

„Der Herr Legationsrath von Wandel lassen ihren Respect vermelden!“ sprach der eintretende Diener, nachdem ein Zug an der Thürglocke sie aus ihren Gedanken aufgeschreckt.

„Ich lasse dem Herrn Legationsrath für seine unerwartete Attention danken.“

Der Bediente ging aber noch nicht, obgleich die Dienerschaft gewöhnt worden zu schweigen, wenn die Geheimräthin mit einer ihrer scharfen Bemerkungen eine Rede abschnitt. Es hatte sich manches in dem Hause verändert, die Geheimräthin schnitt viel öfter, rascher, die Reden ab; sie sprach am liebsten mit sich, und man sah ihr an, daß sie in der Unterhaltung dem mit ihr Redenden nur äußerlich Aufmerksamkeit schenkte, während ihre Gedanken andre Wege gingen.

„Ists noch etwas, Heinrich?“ fragte sie als der Bediente nicht ging. Er hieß eigentlich Johann, hatte aber beim Eintritt in den Dienst diesen Namen ablegen müssen.

„Herr Legationsrath —“ sagte der Bediente und stockte vor dem Blick der Geheimräthin.

„Hat mir seinen Respect durch seinen Bedienten vermelden lassen, wiederholte sie rasch. Weiter hat er mir doch nichts zu sagen?“

„Sie lassen der Frau Geheimräthin sagen, Frau

Geheimräthin möchten doch heute Abend ja nicht verſäumen in die Komödie zu kommen. Es wäre nämlich was los. Es wäre nicht um der Komödianten willen, ſagte der Menſch, ſondern weil die Herren Garde du Corps und von den Gensdarmen die Logen gemiethet, und man wüßte nicht, was draus werden könnte. Frau Geheimräthin möchten aber ja nichts zu andern von ſagen, denn es ſollte es nicht jeder wiſſen."

„Das ſagte Ihm alles der Menſch? Vermuthlich ſchrie er es Ihm von der Treppe zu."

„Nein Frau Geheimräthin, der Menſch des Herrn Legationsraths waren nur ſehr eilig, weil er's noch Vielen anſagen ſollte. Sie ſtanden alle auf einer Liſte. Darum —"

Die Geheimräthin ſchnitt diesmal das Geſpräch nicht durch ein Wort, ſondern durch einen Blick ab. Aber der Blick war ſchärfer als das Wort.

Sie hatte ſich auf das Canapé gelehnt, aber ſie ſaß nicht allein. Einſt hatte ſie aufgeſchrien, als ſie kleine Schlangen ſah, die über das Sopha ihres Arztes züngelten und um ſeinen Arm ſich ringelnd ihm an den Hals glitten. „Fürchten ſich nicht, Frau Geheimräthin, hatte Heim gerufen, ohne Anſtalt zu machen der faſt Ohnmächtigen beizuſpringen. Die Schlangen thun Niemand was. Es hat aber andre, die ziſchen und ſind giftig, und Niemand ſieht ſie!" Dieſe Schlangen ſchienen jetzt neben ihr auf den Kiſſen zu ſpielen, um ihren Hals ſich zu

ſchlingen und durch ihre immer engere Umklammerung die ſcheu ſchielenden Blicke ihrer Augen zu erpreſſen. Fuhren ſie auch zuweilen mit einem nagenden Stich in ihr Herz, ſo kam wohl daher das plötzliche Aufzucken, das krampfhafte Athmen, das ſie ſich ſelbſt zu verbergen ſuchte, indem ſie die Hand unwillkürlich an die Bruſt führte.

„Er hat Recht," ſagte ſie, mit Anſtrengung ſich wieder vom Sopha erhebend, während ſie ſich doch noch an die Lehne hielt. Aber dann zwang ſie ſich mit aller Muskelkraft, die dem ſtarken Willen zu Gebote ſteht, aufrecht zu ſtehen. „Er hat Recht, wiederholte ſie. Das Leben iſt und bleibt ein Krieg Aller gegen Alle, und nur der ſteht feſt, der ſich zuletzt auf Niemand verläßt, als auf ſich. — Auf Niemand — ſetzte ſie mit Nachdruck hinzu. Denn der beſte Bundesgenoſſe wird der gefährlichſte Feind, wenn die Bande zerriſſen ſind, die ihn an uns feſſelten. Und was ſind denn dieſe Bande, wenn wir ſie näher betrachten? Der Leim, der die ſpröden Fäden ſchmeidigt und bindet, iſt das Intereſſe, weiter nichts! Die ſüßeſte Liebe, der eifrigſte Wiſſensdrang, wenn wir ſie zerſetzen, es bleibt nur das Gelüſte, das allerfeinſte, nach Genuß und Vortheil. Die Vaterlandsliebe, was iſt ſie; auf ihre Grundſtoffe zerlegt? Ein grober Egoismus! Und dieſer Patriotismus, den wir uns vorlügen, jeder ſich ſelbſt, in noch ſtärkerer Doſis dem andern, und der giebt ihn uns wieder zurück, aufgeſchwollen, bis das grauenhafte Phantom fertig

iſt, das Wolkenbild, das unſre Sinne verwirrt, unſre Vernunft uns raubt. Und was bleibt dann? —"

In der Kinderſtube war es laut geworden, keine ungewöhnliche Erſcheinung. Die Kinder verübten, wenn ſie kaum ſich etwas erholt, allerhand Schabernack. Sie neckten, zankten, ſchlugen ſich, und es war mehr als einmal paſſirt, daß ſie in unbewachten Augenblicken wieder einen friſchen Trunk aus dem Quell des Uebels gethan, von dem ſie geheilt werden ſollten.

Charlotte kam aus der Stube, die Enveloppe umgethan zum fortgehen. Sie weinte.

„Haben die Kinder Sie wieder nicht in Ruhe gelaſſen?"

„Ach Frau Geheimräthin, wenn da der liebe Gott nicht hilft, dann weiß ich nicht, wer helfen ſoll."

„Warum hilft Sie ſich nicht ſelbſt?"

„Ich knuffe ſie auch, Frau Geheimräthin, aber Wechſelbälger ſind gar nicht ſo ſchlimm. Nein, ſeit ſie doch in dem Hauſe ſind! Ein vernünftiger Menſch ſoll doch auch nicht in Rage kommen, denn wer in Rage iſt, hat keine Vernunft, ja ſonſt — ich frage mich immer, womit hat's die liebe gute Frau Geheimräthin verdient, nämlich die ſelige, die hatte ja ein Herz wie Zucker, das konnte keine Fliege leiden ſehn, und der Fritz wenn er den Maikäfern die Flügel ausreißt, das iſt ſein größtes Plaiſir. Malwinchen iſt ſtiller, aber die hat's dick hinter den Ohren.

Glauben Sie mir's, Frau Geheimräthin, die war's die hat die Medicinpulle in die Mehlspeise gegossen. O Gott, ich kenne sie ja; der Fritz, ja mit reingepolkt hat er in die Speise, aber Fritz ist viel zu wild; der hätte nicht nachher die Pelle, mit Respect zu sagen, so wieder rüber gepellt, daß man's nicht merken that. Und daß so was in einem so reputirlichen Hause vorkommen mußte! Meine Cousine, die Frau Hoflackir, als sie's hörte, schlug die Hände über den Kopf zusammen, und sagte: Charlotte, Du mein Jemine! die Leute hätten ja denken können, sie wären vergiftet und vergeben worden."

„Das ist ein albernes Gerede."

„Das sagte ich ja auch. Erstens, das waren vornehme Gäste, und die nennt man nicht Leute, Cousine. Nun Sie müssen wissen, meine Cousine ist jetzt eine sehr respectable Frau, aber sie hat nicht die Bildung gehabt. Da muß man ihr schon so was zu Gute halten. Aber dann sagte ich ihr: Aber, Cousine, wie kannst Du so was nur denken! Gemeine Leute sind rachsüchtig, und da hat schon mancher seiner Frau auf den Kopf geschlagen, und in den Büchern stehts von mancher Frau, die ihren Mann vergeben hat in der Suppe, daß sie ihn unter die Erde kriegte, und hinter der Thür stand schon ein anderer. Aber unter honnetten Leuten kommt so was nicht vor, die wissen sich anders zu helfen. Und wenn's einmal, so macht man auch nicht so viel Geschrei davon, denn da wärs ja getban um allen

erſtaunt, in Yſtad ganze Berge von meiſt Deutſchen Journalen und Zeitungen aufgehäuft zu finden, welche die gewöhnliche Poſt nicht bewältigen können. Davon trägt aber nicht Schweden die Schuld, denn wie konnte der ältere Reichstag, der das letzte Poſtweſen regulirte, daran denken, daß unſer Journalweſen binnen kurzem ſo anwachſen werde, daß es die Kräfte ſelbſt Schwediſcher Roſſe überſteigt.

Wir hörten wohl zuweilen klagen, daß die ſchöne Literatur nicht in die Höhe kommen könne, weil ihr Unterſtützung von oben fehle. Als ob dann jemals Deutſche Poeſie hätte blühen können! Was geſchah außer dem kleinen Weimar dafür! Bürger mußte zu einer Zeit, wo es viel leichter war, unter der geringern Anzahl wirklich Schaffender ſich hervorzuthun, Bürger, der gefeiertſte Lieblingsdichter der Nation, mußte verhungern, während es ſo leicht, ſo ehrenvoll für den Geber geweſen wäre, ihm ein kleines Auskommen zuzuwerfen. Eine mäßige Penſion würde geprieſen worden ſein, wie die Thaten der Eſte und Medici. Dieſe allerdings giebt es auch in Schweden nicht, eben ſo wenig reiche Mäcenate, wie ſie wohl in England thätig werden,

Reſpect und die Moralität. Nein, alles, was Recht iſt, und mein guter Herr, der Geheimrath, in der Seele hat er mir weh gethan, daß er dabei ſein mußte.“

„Er machte einen Spaß daraus.“

„Das iſt ſchon richtig, Frau Geheimräthin. Aber glauben Sie, was ein Vaterherz empfinden muß, das iſt auch was; man ſagt's nur nicht jedem. Ach von meinem Herrn Geheimrath könnte ich Ihnen vieles ſagen. Spaßig ja, aber weh thut doch weh. Und die Chocolatenmehlſpeiſe ißt er gerade ſo gern, und nun muß es 'raus kommen, ſeine eigenen Kinder ſinds, und in dem Hauſe, wo ſie ſo viel Liebes und Gutes genoſſen haben! Und vor ſolcher großen Geſellſchaft, und gerade als man auf die Geſundheit trinken wollte von den hohen Herrſchaften. Und die Geſichter!“

„Sie war ja nicht dabei!“

„Aber als hätt' ichs leibhaftig geſehen! Und ich weiß Alles. Vor mir bleibt nichts verſteckt, das glauben Sie nur. Wenn Einer zwinkert mit den Augen, und ſo zuſammenfährt, dann weiß ich was die Glocke geſchlagen hat. Ich könnte da manches ſagen, was ich von meinem Herrn Geheimrath weiß; na da ſchweigen wir von, denn es ſchickt ſich nicht. Aber wie ich kam, und Malwinchen mir um den Hals fiel, nun wußte ichs, warum ſie mit den Augen zwinkerte.“

„Wie war nur das Kind in die Küche gekommen?“

„Du lieber Gott, ſie hat einen guten Geruch. Da ging ſie denn der Mamſell Adelheidchen ſo lange um den Bart — das heißt, ſie ſtreichelte mit ihren Händchen die blonden Locken, o Malwinchen iſt ein Filou, und da müßte Mamſell Adelheid früher aufſtehen, wenn ſie's merken wollte."

„Adelheid hat nichts davon geſagt."

„Ach Frau Geheimräthin, wie wird man Ihnen denn alles ſagen, was in Ihrem Hauſe paſſirt! Sie haben auch geſagt, der Herr Geheimrath ſoll Kaffee haben vom zweiten Aufguß, weil's ihn echauffirt; Mamſell Adelheidchen aber läßt ihm vom erſten geben, weil ſie gemerkt hat, daß es ihm beſſer ſchmeckt. Und der Herr Geheimrath, der nichts merkt, merkts recht gut, und iſt ſtill zu. Warum ſollte er's auch laut machen; er denkt, dann kann's anders werden. Es geht in jedem Hausweſen ſo zu, und wer der Klügſte iſt, ſoll ſich nicht einbilden, daß nicht einer iſt, der ihm auf die Sprünge kommt. Jedes Schloß hat ein Loch und jede Mauer eine Ritze, man ſieht ſie nur nicht, und wer noch ſo verdämelt ausſieht, zuweilen ſchießts in ihn. Das ſage ich meinem Geheimrath auch. Will ſich manchmal um Alles kümmern, meine Marktrechnungen nachrechnen. Lieber Herr Geheimrath, ſage ich ihm, wenn ich Sie übers Ohr hauen wollte, dann wären Sie der letzte, der's merkt. Er hat auch gemerkt, daß es Malwinchen geweſen war; aber er that nur ſo, ſonſt hätte er ja losfahren müſſen — und

vorm Braten ſchon, und am Ende hätten Sie ihn die Kinder gleich einpacken laſſen. Na, das käme ihm jetzt bequem. Es iſt ja auch nicht das erſte Mal, bei uns haben ſie's ſchon mal ſo gemacht. Die Himbeerſauce zur Speiſe rein ausgeleckt, derweil wir aſſerviren. Was thun ſie, damit wir's nicht merken ſollen? Sie gießen das groſſe Tintenfaß aus der Regiſtratur 'rein. Ich ſahs nicht mal, denn wir hatten Eine zur Aushülfe, ſo ein Schleſiſches Purdel, die ſchrie: Herr Je — die Tunke iſt ja ſchwarz! Na, die ſchwarze Brühe merkten wir denn bald. — Und nu's einmal 'raus, ſoll auch alles 'raus. Das Achtgroſchenſtück, warum der Hausknecht ſeinen Jungen ſo gottesjämmerlich prügelte, der Gottlieb hatte es nicht in die Groſſe fallen laſſen — das ſagte der Junge nur aus Pfiffigkeit, daß er mit den Patſchen drin wühlen konnte, und wer half ihm nicht, und derweil er heulte und wühlte, dachte er, kommt 'ne mildthätige Seele, und ſchenkt ihm was. Sie haben ihm auch was geſchenkt, aber die Prügel waren das Meiſte. Nein, aus der Taſche hat er ſichs ſtehlen laſſen. Und wer hat's ihm ſtibitzt? — Ich weiß es."

Ihre Hände mußten die Thränen nicht faſſen können, die aus Charlottens Augen ſtürzten, auch das blaue Tuch, daß ſie davor hielt, ward in allen Wendungen naß, und ihr Schluchzen ſchallte von den Wänden zurück.

„Wäre es möglich, Charlotte!"

„'S iſt gewiß, Frau Geheimräthin. Es ſchoß

mir gleich was durch den Sinn. Und nachher, wie ich im Stroh suchte unter seinem Bett, da fand ichs — das Achtgroschenstück."

„Sie hat es dem Hausknecht wieder gegeben!"

„Ich wollte es auch, aber da kriegte mich der Fritz zu packen. Sage ich Ihnen, wie ein Kobold, er kniff mir in die Waden und biß mir in die Finger, und schrie und weinte — nu man hat doch auch ein Herz im Leibe — wer will denn seiner Herrschaft Kinder an den Galgen liefern! — Dem Gottlieb thut man's wieder gut. Die Prügel hat er doch mal weg; schaden ihm auch nichts. Aber von dem Achtgroschenstück, davon ist's ja eben. Zum Kuchenbäcker um die Ecke. Sein ganz Schnupftuch voll brachte er mit, husch unters Bett, und nun stopften sie. Daran liegen sie ja jetzt wieder. Nein, sage ich doch, das steckt im Blute."

„Meint Sie?"

„O Du lieber himmlischer Vater, wenn da nicht Einer hilft, der wird mal 'ne Räuberbande, wie's zu lesen steht in den Büchern bei Herrn Vieweg — blutig duster im Walde, und am Ende schleppen sie ihn in Ketten. Na, wenn das mein Herr erlebte?"

„Im Blute, sagt Sie, steckt es!"

„Wer's zu verantworten hat, weiß ich auch, Frau Geheimrätbin. Nein, da sind Sie nicht dran Schuld. Im Blute, sagt der Herr Prediger, steckt die Sünde, der Frühprediger meine ich, wo die

ruſſiſche Fürſtin allemal hinkutſchirt. Ach Frau Geheimräthin, haben Sie den mal gehört? Das iſt gar kein Prediger wie die andern, der donnert von der Kanzel, daß es Einem brühſiedend heiß wird, und 's iſt Einem, als ob das liebe Fleiſch von den Knochen abginge. Der ſagt's uns 'raus, daß die ganze Menſchheit in Grund und Boden nichts taugt und keinen Schuß Pulver nicht werth iſt. Und das kommt aber nicht von uns, ſondern weil wir uns von der Erbſünde losgeſagt haben, darum alles das und noch viel mehr Herr Jeſus, Frau Geheimräthin, wie malt der Mann das alles, man ſiehts ordentlich. Man möchte von keinem mehr ein Stück Brod nehmen, ſo ſind ſie verſunken und verpeſtet in Eitelkeit und Habſucht und Wolluſt und Hoffahrt. Und das wird auch nicht beſſer werden, denn die Kinder werden noch immer ſchlechter als die Eltern, von wegen daß ſie's von ihnen lernen, bis der Herr in ſeinem Zorn wieder eine Sündfluth ſchickt, oder ein großes Feuer, oder wie er ſagt eine Bluttaufe, denn vernichtet müßte das ganze gottloſe Geſchlecht werden, ſagt er, das abgefallen iſt vom rechten Glauben an die Erbſünde, und darum wären wir ſchwächlich und diebiſch und neidiſch und verredeten, und vergäben einer den andern, und wollten beſſer ſcheinen, als wir ſind. Und dann ſtreckt er die Arme aus und ruft zum Herrn der himmliſchen Heerſchaaren, daß er die Kindlein fortnehmen möge in ſeinem Erbarmen, und er möchte Thränen weinen, daß ſie ein Meer

würden, sagt der Herr Prediger, und die unschuldigen Kleinen alle darin versöffen, damit sie nicht lernten die Sünden der Eltern, sondern 'rein kämen in den Himmel, wie neugefallener Schnee. Das war nur ein Schluchzen in der ganzen Kirche und ich dachte, o Gott, wenn doch der Himmel so unser Malwinchen und Fritzchen zu sich nehmen wollte. — Und daß nun einmal alles rein aufgewaschen wird, Ihre chinesische Porzellanvase hat Fritzchen auch zerschlagen. Mamsell Adelheidchen hat sie nur so oben mit der schönen Seite auf den Rand gesetzt, daß Sie's nicht merken sollen, und dann will sie's abpassen, wenn Frau Geheimräthin mal bei guter Laune sind. Ja, wenn die Englische Mamsell nicht wäre, dann wäre schon längst ein Malheur passirt."

Elftes Kapitel.

Präparirtes Gift.

Charlotte war fort. Ihr Geheimrath hatte sie zur Mittagsstunde erwartet, und „wir haben heut sein Lieblingsgericht," hatte Charlotte sich entschuldigt. Die Geheimräthin stand im Krankenzimmer. Es war ein eigenes Lächeln, mit welchem sie die schlafenden Kinder betrachtete. Nicht das des Wohlgefallens, es war nichts Wohlgefälliges in dem Anblick. Es war eine Wissbegier, die, je länger sie über das Mädchen sich beugte, zu einer wollüstigen Empfindung ward. Der Knabe hatte sie weniger interessirt. Auf seinem Gesichte las sie nur rohen Trotz und sinnliche Tücke. In Malwinens Lineamenten schien sie zu studieren. „Sonderbar! lispelten ihre Lippen, welche schalkhafte Ruhe über dem Kindesgesichte! und doch aus allen Grübchen der Schelm verschießend, der Zerstörungstrieb — in Kinder! So schickt vielleicht die Natur jeden fertig auf die Welt, es ist alles Prädestination, und wir verfehlen nur unsere Bestimmung wenn —"

Sie tippte mit dem Finger über Malwinens

Stirn, wie um durch das Gefühl ſich zu vergewiſſern, ob das Auge nicht getäuſcht. Die Probe mußte mit der Rechnung ſtimmen; ihr Lächeln ward intenſiver, als plötzlich doch ein Schatten über ihre Stirn flog. Der Schlaf iſt ja ein Verräther! Lag nicht der ganze dunkle Trieb für das Auge des Kundigen auf dem Kindesgeſicht ausgedrückt! Wenn das mit den Erwachſenen derſelbe Fall wäre! Wenn Jeder ſich einſchließen müßte, vor nichts mehr beſorgt, als daß ein Fremder ihm im Schlaf ins Geſicht ſehe! — Erſchreckt vor dem Gedanken, blickte ſie um ſich, und — die ſtille Krankenſtube barg den Verräther. Hinter der Fenſtergardine ſaß Adelheid und ſtickte an der Fahne, mit welcher die Geheimräthin, ſie wußte noch nicht wie, das Gouvernement überraſchen wollte.

„Spielen wir hier die Lauſcherin?“

„Was ſollte ich belauſchen! Ich arbeite an Ihrem Auftrage.“

„Mit verweintem Geſicht? Ich meinte, eine Patriotin wie Du ſollte nicht Thränen in die Fahne ihres Königs ſticken.“

„Die armen Kinder litten aber wieder ſo ſehr.“

„Und da iſt es ein ſüßes Gefühl, als Schutzengel über die Unſchuld zu wachen! Man mag ſich für gewiſſe Leute intereſſant machen, wenn man immer die Leidende ſpielt; es giebt aber andere, die durch die Maske ſehen.“

Adelheid ward roth, und ſenkte ihr Auge

nieder, das entrüstet aufgeblickt. Von der Rede kamen nur die Worte heraus: „Meine Mutter —"

„Das Wort wird Dir wohl täglich schwerer. Aber so lange Du Dich bewogen findest in diesem Verhältniß zu bleiben, ist es doch gut, daß Du Dich vor den Andern bezwingst, Liebe gegen mich zu zeigen."

„Meine Mutter, Sie martern mich."

„Das ist unser aller Loos. Wir alle werden gemartert von den Verhältnissen, vom Urtheil der Menschen; bis wir gleichgültig werden, sagen die Leute. Das ist nicht wahr, man wird nicht gleichgültig, wenn man sich nicht schon aufgegeben hat. Nur wer so weit ist, daß er alle Hoffnung fahren ließ, nimmt die Tritte und spitzen Stiche ruhig hin. Wer sich noch fühlt, ruht nicht, bis er Andre wieder martern kann. Sieh mich immerhin verwundert an; es ist so, es ist das Gesetz der Welt."

„Das Gesetz der Rache!"

„Nenne es, wie Du willst. Es giebt nur zwei Gattungen Wesen, Unterdrücker und Unterdrückte. Wo Du hinsiehst, so ist es. Das ist eine Phantasie aus der Vorzeit, daß es freie Menschen gäbe; sie sind von unserer Cultur so ausgerottet wie die wilden Thiergeschlechter. Denn die noch da sind, sind doch schon unterworfene Geschöpfe. Der Mensch hegt und erhält sie, um sie zu fangen, schießen, je wie es ihm beliebt. Der Hirsch, der Hase, ist so sein Eigenthum, daß er schon unverbrüchliche Gesetze

für ihn gegeben hat, wie lange man ihn ſchonen, wann der Vertilgungskrieg losgehn ſoll. Nach eben ſolchen Geſetzen ſchont ein kluger Herr die von ihm abhängig, nicht aus Liebe, nur um ſeines Vortheils willen. Er ſpart ihre Kräfte auf, um ſie am beſten zu nutzen. Der Wurm und der Hirſch lehnen ſich vergeblich gegen ihre Ueberwinder auf; unter den Menſchen glückt es unterweilen dem Einen und dem Andern, durch Liſt, Ausdauer, frei und Herr zu werden über ſeine Unterdrücker, und dieſer Prozeß iſt unſere Geſchichte. Aber wenn ſie es ſind, dann machen die Sieger es nicht beſſer und anders; ſie unterdrücken, quälen und martern wieder, wie ſie gemartert wurden. Das iſt auch Geſchichte, mein Kind. Findeſt Du es ſo unnatürlich, daß man lieber ſticht als geſtochen wird?"

„Ich freue mich, daß ein harmloſes Mädchen nicht in Verlegenheit kommt, wählen zu müſſen.

Die Lupinus lächelte: „Warum unſer Verhältniß durch Unwahrheit erſchweren, mein Kind. Zwiſchen uns muß Wahrheit ſein. Ich ertrage ſie, Du kannſt es auch. Du wirſt noch mehr ertragen müſſen."

„Mein Gott, was iſt denn zwiſchen uns Wahrheit?" rief Adelheid, und erſchrak, als es über ihre Lippen war.

„Du ſprichſt es eben aus. Wir ſind zuſammen gewürfelt und paſſen nicht zu einander. Wir gefallen uns nicht, und müſſen doch vor den Menſchen die Miene annehmen, als wenn wir uns liebten. Auf Deinen Lippen

doch Guſtaf III. beförderte zu ſeiner Zeit das Aufblühen der Schwediſchen Literatur. An dieſer Beförderung krankt Schweden aber noch jetzt; die Franzöſirende Richtung, die Academie und das ganze Unweſen, was wir alle kennen, wenn wir es mit dem Namen des modernen Klaſſiſchen bezeichnen, ſchreibt ſich von daher, wie denn Unterrichtete ſelbſt eine völlige Umwandlung des Nationalcharakters, und nicht zu ſeinem Vortheil, von der Regierung dieſes kräftigen und talentvollen Königs datiren. Unrecht haben die Klagenden aber auch jetzt, denn die Dichteracademie beſteht noch immer und in voller Königlicher Ehre. Wo verleiht man heut den Dichtern, weil ſie dem Lande Ehre bringen, Orden, ein Verfahren, das ich übrigens deshalb noch nicht als das empfehlenswertheſte, um der Poeſie aufzuhelfen, anführen will. Seraphinenritter bilden die Schwediſche Academie; wer ſich hervorthut, daß ihn die Nation auszeichnet, kann auch auf Auszeichnung vom Throne rechnen. In Stockholm braucht man nach decorirten Dichtern nicht zu ſuchen, die Orden begegnen uns auf der Straße. Bahnt doch häufig der Ruf als Dichter dem Ausgezeichneten den Weg zu höhern

zittert die trotzige Bemerkung, ich könnte Dich ja verstoßen, Dir die Thür weisen. Nein, Adelheid, das kann ich nicht, ich darf es nicht. Die Welt, die mich gestern noch liebkoſete, hat ſich über Nacht von mir gewandt. Daß ich Dich damals gerettet, iſt längſt vergeſſen, ſo wie Du es vergeſſen haſt. Still, ſtill, ich zürne Dir darum nicht, ich finde es ganz natürlich. Sie ſinnen mir an, daß ich Dich nur aufgenommen, um mit dem ſchönen Mädchen Staat zu machen, Du ſollteſt der Lockvogel ſein für eine Geſellſchaft, die ſonſt nicht über die Schwelle der Lupinus gekommen wäre! Nun ſei es anders! Man hat ſich ſatt geſehen, man gafft andere Sterne an. Man vernachläſſigt mich, ſpottet meiner hinter meinem Rücken. Wer ſo einſam daſteht wie ich, von dem wenden ſich auch die treueſten Freunde. Merke Dir das, es giebt keine Treue, als wer ſich ſelbſt treu iſt, und das iſt ſchwer. Die Schule iſt lang und hart, ich habe ſie durchgemacht. Ich kenne die Welt; einer nach dem andern ihrer bunten, flimmernden Lappenvorhänge fiel nieder, auch einer, der feſt ſchien wie das diamantene Firmament — aber das Firmament iſt ja auch eine Illuſion! Wenn ich Dir jetzt den Stuhl vor die Thür ſetzte, hieße es, das ſei aus Verdruß, weil Du meine Erwartungen nicht erfüllt, ich wäre Deiner ſatt. Daß man mich dann tadelte, haßte, ertrüge ich — ich haſſe ſie ja auch; aber man würde mich auslachen, und — ausgelacht mag ich nicht ſein."

Die Thränen, die aus der wunden Bruſt, ein

heißer Strom, vorbrechen wollten, gerannen durch die Eiskälte der Rede zu Eis: „Sie haben mir erklärt, warum die Bande, welche Sie an mich fesseln, von Ihnen nicht gelöst werden können, Frau Geheimräthin; aber warum ich sie nicht lösen darf, wenn ich weiß, daß meine Gegenwart für Sie eine störende ist —“

„Das habe ich Dir allerdings nicht gesagt, fiel die Lupinus ein, weil ich es nicht für nöthig hielt. Die Sache ist so einfach. Kann man Liebe erzwingen? Du liebst mich nicht, und hast mich nie geliebt. Das glänzende Leben in meinem Hause ist Dir nicht mehr neu, oder nicht mehr glänzend; es zieht Dich nicht mehr an. Die Huldigungen, die Du empfängst, würden Dir auch sonst wo nicht entgehen. Hättest Du Dich klug von Anfang an benommen, so wäre Deine Stellung jetzt gesichert, vielleicht eine so glänzende, daß Du auf die mit stillem Mitleid herabsehen könntest, die Du noch jetzt so gütig bist Deine Wohlthäterin zu nennen. Dein übler Stern hat es anders gewollt. Du folgtest einer sentimentalen Regung, und aus einem Gefühl, das Du Dankbarkeit nennst, gabst Du Dich dem Manne zu eigen, an den Dich eine doppelte Täuschung knüpft. Du glaubst ihm Deine geistige Ausbildung zu verdanken, und Du glaubst ihn zu lieben. Mein Kind, wer der Dankbarkeit huldigt, ist schon verloren; die Undankbaren sind die glücklichsten, weil sie die freiesten sind. Gutes thun ist nichts als eine Berechnung; die Einen thun es, um einst im Himmel belohnt zu werden, die

andern, um hier einen Vortheil zu haben, mit einem kleinen Einsatz speculiren sie auf einen großen Treffer. Auch sie Thoren! Sie täuschen sich immer in dieser Berechnung; wenn die Undankbarkeit des Geschöpfes sie längst belehrt haben sollte, hegen sie dafür noch immer ein Interesse und meinen in einer Art stillen Wahnsinns, ihr Geschöpf werde doch noch ein Mal in sich gehen, und es ihnen lohnen, was sie dafür gethan."

Die Geheimräthin hielt einen Augenblick inne, es schien, als wolle sie sich an der Wirkung ihrer Rede erfreuen; aber Adelheid stand wie ein Steinbild vor ihr. Darauf hatte sie nichts zu sagen. Dann fuhr sie fort: „Ueber diese Illusion, mein Kind, bin ich wenigstens längst hinaus. Auch Du stehst auf einem Wendepunkt. Du bist selbst so klug, daß Du fühlst, wie Dein Herr van Asten eben nur that was ein geschickter Lehrer soll, den man dafür bezahlt. Er erkannte Dein Talent, und führte Dich auf den rechten Weg. Du hättest ihn, auch ohne Walter, vielleicht später, vielleicht besser gefunden. Deine Bildung ist nicht sein Werk, und noch weniger bist Du sein Geschöpf. Das siehst Du jetzt mit jedem Tage mehr ein, und um deswillen fängst Du Dich an zu schämen über das Uebermaaß von Dankbarkeit, mit dem Du Dich ihm in die Arme warfst. Du liebst ihn auch nicht. Das aber gestehst Du Dir noch nicht ein und lullst Dich vielmehr immer tiefer in die Selbsttäuschung, daß Du ihn lieben müßtest. Etwas Berechnung ist indeß auch dabei. Du möchtest gern

von mir loskommen; aber zu Deinen Eltern willst Du auch nicht zurück. In der vornehmeren Stellung, in welche sie gerückt sind, und welche Dir allenfalls den äußern Glanz bietet, an dem Du Dich nun gewöhnt hast, würdest Du Dich noch weniger behagen; ihre neuen Kreise sprechen Dein ästhetisches Gefühl nicht an. Du bemerkst vielleicht schon manches Lächerliche in den Prätensionen, die sie machen. Als gutes Kind giebst Du Dir Mühe diese Regung zu unterdrücken; aber Du würdest sehr unglücklich sein, sowohl in den alten beschränkten Verhältnissen, als in den ausstaffirten neuen. Um aus diesem Dilemma zu kommen, von mir los, und nicht zu Deinen Eltern zurück, drängt es Dich, und Du drängst vielleicht auch ihn, daß Walter eine Stellung bekomme, wo er Dich heirathen kann. Mit einer fieberhaften Angst hast Du Dich auf dies Thema geworfen, und machst ihm immer neue Vorschläge, wie er es anfangen soll. Du quälst Dich, ihn, Deine Eltern, seinen Vater, uns alle. Das weißt Du auch recht gut, denn Du weißt, daß Walter an ganz anderes denkt als an Dich und sich, aber Du thust es doch, weil Du in einer Art Fieber bist. Du betrachtest es als eine Destination, Dich als ein Opferlamm, und mit allerhand hochherzigen Verspiegelungen schilderst Du dann als ein erhabenes Ziel der Selbstverleugnung, was doch nichts ist, als der Nothhafen, wohin der Schiffer in seiner letzten Verzweiflung steuert. Und wenn Du ihn nun geheirathet hast —"

„So getraue ich mir zu, ihm eine gute, treue Frau zu ſein.“

„Daran zweifle ich nicht. Aber Du wirſt es ihn doch fühlen laſſen, welche Opfer Du ihm gebracht. Du wirſt ihm nicht täglich ſagen: das und das hätte ich ſein können, wenn ich Dich nicht geheirathet, Ihr werdet Euch nicht immer zanken, noch wird er Dich Abends und Morgens mit verweinten Augen ſehen; aber Du kannſt Dich nicht enthalten es ihn empfinden zu laſſen, was Du empfindeſt. Augenblicke werden kommen, wo Du Reue fühlſt. Je länger Du Dich anſtrengſt es zu verbergen, je ſtärker bricht es einmal unwillkürlich heraus. Er iſt ein guter Menſch, aber wenn er empfindlich wird, was ich ihm nicht verdenke, bricht es wohl los, nicht äſthetiſch, ſondern recht irdiſch materiell. Haſt Du dann Thränen, ſo iſt das noch das beſte. Haſt Du keine, ſo ſchraubſt Du Dich zurück in Deine Reſignation, Du verſchließeſt Dich in die Burg Deines Selbſtgefühls. Biſt Du erſt da iſolirt, mein Kind, ſo begnügſt Du Dich bald nicht mehr mit der Vertheidigung, ſondern Du machſt Ausfälle. Keine Feſtung hält ſich auf die Dauer, wenn der Commandant nicht die Gelegenheit benutzt, die ſich ihm zur Offenſive bietet, und dann — dann iſt der Kriegszuſtand gegen alle erklärt — Du ſtehſt wie ich. Täuſche Dich doch nicht, als ob Du nicht jetzt ſchon darin lebteſt! Auf Walter biſt Du ungehalten, daß er nicht ernſtere Anſtalten trifft; da fliegt manches

ſpitze Wort, das durch den ſüßen Händedruck nicht verwiſcht wird. Ich hörte ſchon geſchraubte Redensarten zwiſchen der Mutter und Dir; ihr vergöttert Kind will nicht mehr das flügge Vöglein im Neſte ſein; ſie begreift Dich nicht, aber Du begreifſt ſie nur zu ſehr. Und führſt Du nicht etwa gegen mich einen täglichen Krieg? Irgend wie mußt Du es mir doch vergelten, daß Dir mein Anblick zuwider iſt. Da begnügſt Du Dich, ein harmlos Mädchen, meine häuslichen Anordnungen zu contrecariren, Du ſoulagirſt meinen Gatten in ſeinen Wünſchen, die ich für ſeinen Geſundheitszuſtand nicht angemeſſen finde, Du vertuſcheſt die Unarten der Kinder hier, und biſt ihnen wohl ſelbſt behülflich bei Näſchereien, wenn ſie auch den Kindern ſchädlich ſind. Wenn ich mit dem Geſinde zanke, wirkſt Du begütigend hinter meinem Rücken, und umgehſt auf unmerkliche Weiſe, was ich beſtimmte. O es iſt ein angenehmes Gefühl, von Kindern und Dienſtboten als ihr Schutzengel betrachtet zu werden, und während man ihre Liebe eincaſſirt, ihren Haß gegen andre zu lenken, die nicht ſo gütig ſind, und es nicht ſein dürfen, weil ſie ihre Pflicht dadurch verletzten. Und wie klug es von Dir iſt, es ſo heimlich zu thun, daß ich keinen Verdruß davon habe! Die chineſiſche Vaſe dort iſt mir ein theures Andenken aus meinem elterlichen Hauſe. Wie geſchickt haſt Du ſie auf die Kante des Schrankes geſtellt, damit ich nicht täglich den Verdruß habe zu ſehen, wie die unartigen Kinder ſie zerbrochen haben."

„Geheimräthin! rief Adelheid erblassend, das ist zu viel!“

„Ich mache Dir keinen Vorwurf; im Gegentheil ich lobe Dich, daß Du zur Besinnung kommst. Kann ich fordern, daß mich jemand lieben soll, und gar um der Kleinigkeit willen, wo auch ich mir gestehe, daß ich es nicht aus Liebe zu Dir gethan, sondern wirklich, weil es mich amüsirte, mein Haus durch ein so schönes Mädchen lebendig zu machen. Vieles, was ich aus Liebe gethan, ward mir schlechter vergolten. Unsre Naturen haben nun einmal keine Sympathie. Du bist mir gleichgültig, ich bin Dir vielleicht widerwärtig. Kannst Du oder ich dafür? Wie ich die angeheuchelten Gefühle der Dankbarkeit betrachte, hast Du eben gehört. Du hast nun schon gelernt, Dich geistig von mir frei zu machen. Das ist ein Fortschritt. Du mequirst Dich über mich, complotirst im Kleinen gegen mich. So wird Dir mein Haus eine gute Schule werden fürs Leben. Fahre fort; so nur lernst Du, wie man mit den Menschen umgehen muß, um — was die andern nennen, frei zu werden. Ich bin die ältere, und sah es zu spät ein. Uebe Dich an mir, Du hast ein langes Leben vor Dir.“

Adelheid stand sprachlos da, als die Geheimräthin langsam nach der Thüre sich entfernte. Sie wandte sich noch einmal um: „Noch eins, was ich von Dir fordern kann. Wir sind nun einmal an einander gekettet. Wir müssen es tragen bis der

Zufall die Kette zerreißt. Hüte Dich vor jedem Impuls. Wenn Du etwa auf die Straße stürztest — echauffirt, halbnackt, wie damals — Du verstehst mich, würde es an mitleidigen Seelen nicht fehlen, die Dich wieder aufnähmen. Auch in Sammet und Seide würden sie Dich kleiden; aber nicht aus Liebe zu Dir, nur aus Feindschaft gegen mich, mir einen Possen zu spielen. Nimm Deine ganze Vernunft zusammen, Adelheid. Mir spielten sie den Possen, aber Du müßtest zuletzt doch bezahlen. Wer so oft ein Rolle spielt und mit sich spielen läßt, hat den Credit verloren."

Die Thüre klinkte hinter ihr zu. Adelheid stand eine Weile regungslos: „Das Weib! das Weib! rief sie. Das Weib vergiftet mich!" und warf sich schluchzend auf das Bett.

Zweites Kapitel.

Auch Vater und Sohn.

Wenige Minuten nach dieser Scene erhielt Walter van Asten ein Billet seiner Braut, so geeignet ihn aus seiner Ruhe aufzureißen, als es von Adelheids äußerster Unruhe Zeugniß ablegte. Er erkannte in den wild hingesprühten Worten seine besonnene, klare Freundin nicht wieder. Er verstand das ganze Billet nicht, denn zu Anfang sprach es von einem Abgrunde, an dem sie schaudernd stünde, sie strecke vergebens die Arme nach Hülfe aus, dann entzifferte er in den von Thränen ausgelöschten Worten, daß er sie retten könne; aber die Schlußworte widerriefen das Vorangehende. Sie sei in einem Fieberzustand, er möge nicht auf sie hören, sie lassen wo sie sei, sich selbst, ihrem Schicksale überlassen. Wenn sie unterginge, sei es vielleicht das beste für ihn und sie. Gewiß, gewiß, sie werde sich auch dann erholen, die Geheimräthin habe sie nur prüfen wollen, hinter dieser Medusenmaske schlüge vielleicht ein gefühlvolles Herz. Sie drang in ihn endlich, nicht zu kommen, sich durch nichts stören zu lassen, was er höre. —

Wenn ſie das gewollt, warum nur die Nachſchrift? Warum hatte ſie den Brief nicht zerriſſen, einen neuen geſchrieben, oder die Abſendung ganz unterlaſſen? Sie befand ſich alſo in einer Aufregung, welche ihr die Beſinnung geraubt, und in dieſem Zuſtande hatte ihr Herz nach ihm verlangt. An ihn hatte ſie zuerſt gedacht, als ſie nach Rettung aufſchrie. Die Reſignation war erſt nachher gekommen. Er war aufgeſprungen, ſein Entſchluß gefaßt, nur ihrem erſten Willen zu gehorchen, und eben hatte er den Ueberrock vom Nagel geriſſen, als ein zweites Billet von unbekannter Hand ihm überbracht ward. Der Bote war verſchwunden, das Wirthsmädchen hatte nicht nach dem Abſender gefragt, und der unterzeichnete Name, als er es aufgeriſſen, war ihm fremd. Jemand, der ſich einen Secretair des neuen Miniſters nannte, forderte ihn auf, ſich morgen in einer Frühſtunde bei demſelben melden zu laſſen, indem Se. Excellenz ihn kennen zu lernen wünſche. Auch hier ein Poſtſcript des Inhalts, daß der Miniſter bereit ſei, ihn ſchon heute Nachmittag zu empfangen. Die Stunde war benannt, und Walter hätte eben nur Zeit gehabt, ſeine Toilette darnach einzurichten, wenn er der letzteren Weiſung, die faſt wie ein Befehl klang, Folge leiſten wollen.

Was wollte der Miniſter von ihm? — Natürlich, er hatte ſeine Schrift geleſen, ſeine Anſichten hatten ihn angeſprochen, er wollte mit dem Verfaſſer — „Endlich!“ brach es von ſeinen Lippen, und ſeine

Stufen in seinem anderweitigen Stande, wenn er auch unmittelbar wenig mit der Dichtkunst zusammenhängt — wie z. B. der Geistliche. Ward doch ein junger Professor, weil er ein talentvoller Dichter war, zum Bischof ernannt, und, wiewohl er ein ganz guter Professor gewesen und vielleicht ein noch besserer Dichter, ist man doch nicht überall der Meinung, daß er deshalb auch ein vortrefflicher Bischof sei. Die Scheu Deutscher Collegien vor den sogenannten „Genies" findet hier nirgends statt. Man hält das „Erweckt sein" für etwas Gutes. Man freut sich des Talentes, und wo es sich selbst geltend macht, wird es berücksichtigt. Auch in dem verwandten, obgleich so ganz verschiedenen Dänemark hat die Kunst sich einer ähnlichen Auszeichnung zu rühmen, und der uralte Danebrog prangt an der Brust so mancher Ehrenmänner, von denen man anderwärts nicht begriffe, in welcher Verbindung der Staat mit ihnen steht, da sie nie für ihn das Schwert gezogen oder die Feder geführt in seinen Akten.

Gegründeter scheint eine andere Klage: die Theilnahme des Publicums wäre so gering, daß eine Literatur gar nicht bestehen könne. Man

Stirn klärte sich auf, aber der Glanz verschwand schnell wieder. Nach so viel Enttäuschungen vielleicht eine neue! Hatte ihm nicht ein ängstlicher Freund aus der Schulzeit zugeflüstert, daß er aus höheren Kreisen gehört, wie man seine Vorschläge für naseweis halte, daß seine Anmaßung eigentlich eine Rüge verdiene. Und bedurfte es für ihn solcher Zuflüsterung, nach der eigenen Erfahrung, die er bei einem befreundeten Minister gemacht! Zwar, nach seinem Ruf im Publikum, war der neuen Ideen zugänglich, er hege selbst großartige Pläne; aber er sei eigensinnig, hieß es, dringe damit nicht durch, darum verdrießlich, und jetzt so gut wie ohne Einfluß. Auch er mochte ihn nur warnen wollen.

Aus dem Zweifel, ob er den Ueberrock oder den Frack anziehen solle, riß ihn ein neues Klopfen, eine neue Ueberraschung. Sein Vater trat in die Stube. Er war noch nie hier gewesen, aber auf seinem Gesicht ersah man nichts von der Verwunderung, welche sich auf dem des Sohnes ausdrückte, weder eine freudige noch eine betrübte. Er reichte dem jungen Mann die Hand: „Ich muß doch auch mal sehn, wie's Dir geht," und setzte sich, wie ermüdet vom Wege, auf einen Sessel.

„Ein unerwarteter Besuch, mein Vater."

„Da Du nicht zu mir kommst, um zu sehn, wie's bei mir aussieht, muß ich zu Dir kommen, um zu sehn, wie's bei Dir aussieht. Wir kommen ja sonst ganz auseinander."

„Das hab ich nie gefürchtet, und Ihr Beſuch beſtätigt meinen Glauben," ſagte Walter, während der Vater ſeine Blicke flüchtig umher ſchweifen ließ.

„Nu das iſt ja alles recht hübſch ordentlich. Deine Lectionen müſſen Dir auch ſchon was Erkleckliches eintragen, freilich, und die Schriftſtellerei auch! Um wen man ſich ſo reißt, daß man gar kein Exemplar mehr kriegt, und wenn man's mit Gold aufwiegt. Schreibſt Du wieder was Neues?"

„Es würde Sie ſo wenig intereſſiren als das alte."

„Du willſt, wie ich höre, die Bauern verbeſſern. Das iſt hübſch. Mach nur die Lümmel geſcheidt. Du erinnerſt Dich wohl nicht mehr, als wir Niederlanken gekauft hatten."

„Doch, mein Vater. Sie ſahen ſich genöthigt, es wieder zu verkaufen, weil die Bauern mit den Hofedienſten ſchwierig waren."

„Weil ich kein Adliger ſei, ſagten die Schlingel. Weißt Du, wie ich es jetzt machen würde? Ich nähme einen Edelmann als Compagnon."

„Sie nahmen auch Juden, was manchen an der Börſe verdroß."

„Juden, Heiden, Atheiſten, je wie ſich's zum Geſchäft paßt. Ein Kaufmann muß Augen und Ohren aufhaben. Wo's gilt, ſchnell zugegriffen, verlegene Waare fortgeſchmiſſen à tout prix. Er muß mit der Zeit fortſchreiten. Das thuſt ja wohl auch?"

„Ich fürchte, die Zeit ſchreitet über uns fort."

„Ja, ja, sie hat jetzt lange Beine.“

„Mein Vater, ich kenne Sie, und ich glaube, Sie kennen mich. Sie haben den sauren Weg, der mich erfreut und beschämt, nicht ohne Absicht angetreten?“

„Wer fällt denn gleich mit der Thüre ins Haus? Ich wollte mit Dir vorher ein bischen über Krieg und Frieden discouriren, Europäische Weltverhältnisse. Du bist ja jetzt ein Politiker, und ich hoffe doch noch immer mein Sohn, der mir mit Rath und That zur Hand sein wird, wenn es seines Vaters Wohl gilt.“

„Zum Spotten ist die Zeit zu ernst.“

„Was, spotte ich? Geht einen Kaufmann Krieg und Frieden nichts an? Der Alte stampfte mit seinem Rohr auf den Boden. 's ist Ernst, Herr Sohn. Wenn ein Kaufmann Schiffe auf der See hat, so geht ihn der Sturm sehr viel an; und wenn die Portepeefähndriche bis zu den Generalen hinauf in seinen Büchern stehen, so ist ihm ihr Leben noch viel theurer als dem Vaterlande.“

„Als ein umsichtiger Kaufmann, wie ich Sie kenne, werden Sie Ihre Unternehmungen nach den letzten kritischen Zeitumständen eingerichtet haben.“

„So? hoffst Du das?“

„Sie mußten den Krieg als wahrscheinlich im Auge haben, und Ihre Speculationen, wenn nicht darauf einrichten, doch danach abmessen.“

„Wenn ich nun auf den Frieden speculirt hätte!“

Indem Walter seinen Vater aufmerksam betrachtete, suchte er, ob hinter der barocken Wolke, mit welcher van Asten seinen wahren Gesichtsausdruck zu verbergen wußte, nicht eine andere Stimmung lauere. Doch keiner der schlauen Blicke züngelte zu ihm auf; er saß, die Hände auf den Stock gestützt, seine Augen auf den Boden gerichtet.

„So bin ich wenigstens davon überzeugt, daß Sie Ihr Geschäft übersehen haben. Wenn eine Unternehmung Ihnen fehl schlüge, werden sie nicht selbst geschlagen sein. Das Renommee des alten Hauses van Asten und Compagnie —"

„Die ältesten Häuser stürzen beim Erdbeben. Krieg ist ein Erdbeben. Lerne was von mir, was Dir gefallen wird: ein Kaufmann, der immer nur auf Nummer Sicher setzt, hat bald ausgewirthschaftet."

„Mein Vater, wenn Sie auf den Frieden Ihr Alles setzten, —" sagte Walter nachdenklich.

„So ist wieder Unfriede zwischen uns, fiel der Alte ein, denn Du hast Dein Alles auf den Krieg gesetzt. Ich weiß es."

„Was ist mein Alles, Vater!"

Der Kaufmann winkte ihm mit der Hand zu schweigen. „Ich weiß es ja, darum kam ich nicht her. Ich will nicht richten mit Deinen heroisch patriotischen Stimmungen, ein guter Geschäftsmann kann auch damit etwas anfangen, wenn die Leute danach sind! Da aber die Leute nicht danach sind, so — habe ich meine Rechnung auf den Friedensfuß gesetzt."

„Und die Armee —“

„Iſt auf den Kriegsfuß geſetzt, das heißt der Lieutenant kriegt ſo und ſo viel, und der Obriſt ſo viel Zulage. Die bezahlt der Schatz, und wenn Keiner da iſt, der Bürger und Bauer. Nun ſehe ich aber nicht ab, was der Fuß in Stiefel und Sporen mich bange machen ſoll, wenn der ganze Leib noch im Schlafrock ſteckt.“

„Der Schlafrock wird ihnen abgeriſſen!“

„Biſt Du auch dabei?“ Jetzt erſt warf der Alte einen ſeiner ſchlauen Blicke zu ihm hinauf. „Man will heut in der Komödie ein Paar Raketen in die Luft ſchicken. Das Sprühen und Praſſeln ſoll gewiſſen Leuten die Augen und Ohren öffnen. Wenn ſie nun aber abſolut nicht ſehen und hören wollen! Kinder ſollten nicht mit Feuerzeug ſpielen.“

„Sie wiſſen, daß wir wirklich das verlaſſene Hannover beſetzt haben.“

„Und wir verproviantiren die Franzoſen in Hameln.“

„Aus dieſer Zweideutigkeit Preußen herauszureißen iſt jetzt die Aufgabe aller Beſſeren.“

„Und Du ſiehſt, der König zaudert, wie er vorhin gezaudert. Kaiſer Alexander ſelbſt mußte kommen um ihn zu elektriſiren. Nun der Executor fort iſt, fallen wir in unſere Natur zurück. Wie ſagt doch da der Lateiner von der furca expellas?“

„Wenn der Degen zu drei Viertel aus der Scheide geriſſen iſt!“

„So ſteckt immer noch ein Viertel drin, und das kann man ſo langſam rausziehen, bis es zu ſpät und der Krieg an der Donau vorüber iſt. Bonaparte hat Wien genommen, weißt Du das ſchon? Die beiden Ruſſiſchen Heere, unter Kutuſow und Burhövden werden Mühe haben ſich um Olmütz zu vereinigen. Die Nachricht kam eben auf der Börſe an.“

„Wien genommen! rief Walter. Und Haugwitz?“

„Hat ſich von Bonaparte hinſchicken laſſen, weil in Wien ein Geſandter am beſten aufgehoben iſt. Der Kaiſer hat ſehr viel Rückſichten gegen ihn gehabt, fand es unſchicklich, daß ein Preußiſcher Miniſter und Diplomat ſich im Heeresroß mitſchleppen laſſe.“

„Und Haugwitz ließ ſich fortſchicken?“

„Was wird er nicht! Er liebt die Commodität. Sehr langſam reiſt er ſchon, damit ihm kein Unglück widerfahre. Und hat gewiß Recht gehabt, ein Unglück, was unſerm Premierminiſter zuſtieße, wäre ja eines für den ganzen Staat!“

„Und er traf ihn —“

„In Brünn gerade bei den Vorbereitungen zu einer neuen Schlacht. Da hatte Napoleon natürlich keine Zeit ſich mit ihm zu unterhalten. Wenn ich zur Meſſe in Leipzig bin und meine Bude vollſteht von Juden, Türken und Armeniern, wo es einen Handel gilt um alle meine Waaren, und die Spitzbuben wollen mich übers Ohr hauen, oder ich will ſie, was bei einem Kaufmann auf eins rauskommt,

und da käme ein lieber Sohn, oder Commis von einem Geschäftsfreunde, den ich zum Teufel wünsche, um sich mir zu präsentiren und mir Freundschaftsversicherungen zu machen, oder mir guten Rath zu geben, wie ich mit den Juden handeln soll, glaubst Du, daß ich solchen ungelegenen Gast anhörte? — Ich schmisse ihn zur Thür raus. Nein, Napoleon war höflicher, sagte zu ihm: Lieber, jetzt habe ich keine Zeit, gehn Sie nach Wien, und warten bis ich Zeit habe, dann wollen wir sprechen."

„Und Haugwitz schüttelte nicht die Toga! Er ließ nicht die zwei Mal hundert tausend Bajonette zwischen seinen Drohworten klirren."

„Drohworte! Er ist ja ein feiner, gebildeter Mann!"

„Aber sein Auftrag. — "

„Kennst Du den? Ich kenne ihn nicht. Es werden hier nicht Zehn, nicht Drei sein, die ihn kennen. So viel man uns schreibt, sprach er als ein tief gekränkter Freund, daß Napoleon die guten wohlmeinenden Rathschläge, die Preußen ihm gegeben, so außer Acht gelassen. O ich zweifle gar nicht, er wird sehr sanft und elegant gesprochen haben— schade, sehr schade, daß Napoleon gerade nicht den Ossian las, sondern sich die Reiterstiefel anzog."

Walter war auf einen Stuhl gesunken und barg sein Gesicht im Arme. Als der Vater den Seufzer hörte, den er unterdrücken wollte, stand er leise auf und berührte sanft die Schulter des Sohnes.

„Mein lieber Walter, Dein Vater hat doch wohl recht gehabt. Wenn wir uns ſonſt nicht vertrugen, weil Deine Gedanken wo anders hingingen als meine, ſo mag ich unrecht gehabt haben. Gedanken ſind zollfrei, und ich dachte als Kaufmann nur an die Waare. So lange man im Schmetterlingskleide über die bunten Wieſen flattert, da laſſe man doch die Kinder ſpielen. Ich bitte Dich um Verzeihung, daß ich damals meinte, ich könnte Dich mit einem Bindfaden leiten, den ich an Deine Flügel band. Aber wenn der Schmetterling ſich verpuppt hat, und aus den Gedanken Plane werden, wenn ſie die Ideen marktgerecht zurichten und an den Mann bringen wollen, iſts was anderes. Nun, ſehe jeder, wie er's treibe. Du biſt jetzt ein Mann, ein Kaufmann für Dich; wenn Du ſpeculirſt, mußt Du ſo gut wie Dein Vater auf ein Falliſſement gefaßt ſein. Dein Vater würde ſich zu ſchicken wiſſen in das, was nicht zu ändern iſt, und Du auch; Du biſt mein Sohn. — Aber wenn man für den Staat ſpeculiren will, iſt das erſte, daß man ſich die Menſchen anſieht, die, für die man ſpeculirt — die Leute, ob ſie danach ſind? Die Gedanken, o die ſind wunderſchön. Aber was ſind Ideen, ohne Menſchen, die ſie tragen! Das große Vaterland, o das iſt das Erhabenſte was es giebt, wer wollte nicht dafür Gut und Blut opfern! Wenn nun aber das Vaterland bloß Erde und Stein wäre und die Menſchen ausgeſtorben? Würdeſt Du dafür auch Dein Blut dran ſetzen? Oder die Menſchen

drin wären alle blind, oder taub, oder Cretins. Ja, ich weiß doch nicht, ob es recht wäre, sich selbst darum hinzugeben, für eine große Blindenanstalt, für ein Taubstummeninstitut, oder gar für ein Haus von lauter Blödsinnigen. Mein lieber Walter, dein Vater hat sich nun durch ein Menschenalter die Menschen angesehen wie sie sind, und darum hat er jetzt auf den Frieden spekulirt, und ich glaube, er hat recht spekulirt."

„Diese! rief Walter aufstehend. Ja, die Sie meinen, aber es giebt andere."

„Wer zweifelt daran! Es giebt überall gute, rechtschaffene, kluge, sogar ausgezeichnete Menschen, es kommt nur eben darauf an, ob die Klugen die Dummen und die Guten die Schlechten überwiegen, oder umgekehrt. Mein Sohn, ich will Dir zugeben, daß Euer recht Viele sind, die fühlen und sagen: so geht es nicht mehr! Da's aber noch immer so geht, so müssen diese Vielen doch immer noch die Schwächeren sein, sie dringen nicht durch, die Andern bleiben am Ruder, und wer am Ruder sitzt, steuert wohin er will, meinethalben ins Verderben; auf den blicken Alle, der entscheidet, auf den kommt es an in welchen Hafen das Schiff treibt. Ist Haugwitz abgesetzt, Beyme fortgejagt, Lombard eingesperrt? Deine Besseren und Edleren schreien freilich überall, es müsse so kommen. Noch aber ist es nicht gekommen. Umgekehrt. Die Prinzen, die Königin, so viele berühmte Generale, der halbe Hof, die Prinzessinnen

an ihrer Spitze, cabaliren und verſchwören ſich beinahe an den Straßenecken gegen ſie, und Lombard trinkt ſeine Chocolate und ſein Weisbier ſo vergnügt wie vorher, Beyme macht Alles, und was er redet iſt des Königs Rede, und Haugwitz iſt zu Napoleon geſchickt, um — die Rechnung zu arrangiren."

„Sie gehen vor keinem Bilde Friedrichs vorüber, ohne den Hut abzunehmen, und Vater, ſo gering ſchätzt ein Verehrer des großen Königs deſſen Volk?"

„Weißt Du noch unſere Tapeten aus Arras? Vor denen habe ich auch großen Reſpekt. Die da in unſerem Eßzimmer ſtellen den trojaniſchen Krieg vor. Was hat der Aeneas für ſchöne karmoiſinrothe Kniehoſen an! Das Prachtſtück iſt auch viele Generationen in unſerer Familie, König Franz I. hat es einmal in einem ſeiner Schlöſſer an der Wand gehabt. Darum kriegtet Ihr Kinder auch immer Klapſe auf die Finger, wenn Ihr dran polktet. Sind mir auch jetzt nicht feil. Nimm ſie aber mal ab und halt ſie gegen die Sonne! Wie ein Sieb von den Motten! Und bringe ſie auf die Meſſe. Wenn's kein Raritätenſammler iſt, ſo frage, was ſie Dir bieten. Abgeſtandene Waare findet auf dem Markt keine Käufer."

Walter ſchwieg einige Augenblicke; dann rief er: „Und ſcheine es heut nur Reſt für den Raritätenſammler, ein Geiſt wie Friedrichs kann nicht wie ein Meteor durch die Weltgeſchichte geleuchtet haben, er kann nicht verſunken ſein ins Meer der Ewigkeit,

lieſt in Handbüchern von Schweden, die wenigſten Artikel des Buchhandels trügen ſo viel ein, um die Druckkoſten zu decken. Das mag häufig, wie anderwärts, auch hier der Fall ſein, da aber Papier und Arbeitslohn wohlfeil ſind, kann ſchon ein kleiner Abſatz reinen Gewinn bringen. Auf dieſe Weiſe hält ſich in Scandinavien eine unverhältnißmäßig große Anzahl von politiſchen Journalen. Daß der Druck gut wäre, kann man dafür nicht behaupten, und wer ſchon in Deutſchland über die geringe typographiſche Schönheit klagt, darf, wenn er Schwediſche Bücher anſieht, wieder zufrieden werden. Ein unangenehmer Geruch von Hammelfett, wahrſcheinlich vom Papier, macht ſie meiſt auf die erſte Berührung kennbar.

Aber aufmunternder als die Gunſt der Hohen und die Theilnahme der Menge iſt für die Literatur jener Characterzug, den man Eitelkeit oder Vaterlandsſtolz nennen mag, der — entſpringe er aus der trüberen Quelle der Selbſtſucht oder aus einem heiligern Gefühle — für das Ganze nur wohlthätig wirkt. Man will zeigen, daß man eine Literatur hat, man will zeigen, daß man daran Theil nimmt. Hier

ohne daß ſeine Strahlen gezündet und gezeugt haben. Andere Geſchlechter müſſen kommen, welche, wenn Roſt und Schlacke abgeworfen, ſeinen Geiſt in ſeinem Volke wiederſpiegeln."

„Das verſtehe ich nun nicht, ſagte van Aſten, der wieder Platz genommen hatte. Mit der Ewigkeit hat ein Kaufmann nichts zu ſchaffen. Was er heute einkauft, will er morgen abſetzen. Walter, ſieh Dich da recht vor, daß Du nicht zu kurz kommſt. Das, wie geſagt, iſt nun Deine Sache, aber warum kam ich doch gleich? Ja ſo — wirſt Du heut Abend in die Komödie gehen?"

Walter ſuchte umſonſt in dem wieder ſchlauen Blick des Vaters nach dem Sinn der Frage:

„Ich verſtehe Sie nicht."

„Nun ich meine, ob Du auch einen Schwärmer abbrennen wirſt? Man ſpricht von einem wunderſchönen Kriegsliede, das ſie ſingen wollen."

„Ich billige dieſe Theaterſcenen nicht, wo es eine große, ernſte und heilige Sache gilt."

„So! Na das iſt mir auch recht lieb, daß Du Dich nicht unter die Offiziere mengſt. Die haben es beſtellt. Ich glaubte nur von wegen des Liedes, weil Du auch Verſe machſt. Ins Theater wirſt Du aber doch gehen, ich meine ganz ſimpel?"

„Ich war noch nicht entſchloſſen."

„Dann thu's mir zu Gefallen. Aber nicht ins Parterre. Da wird man zu ſehr gedrängt. Ich habe Dir ſchon im zweiten Range Logenbillets genommen."

„Mir?“

„Dir und der Couſine Schlarbaum. Die muß doch den Spectakel mit anſehen, und hat keinen, der ſie führt. Ich, weiſt Du, geh' nie ins Theater, da habe ich Dich ihr vorgeſchlagen.“

„Alſo darum —“ Eine flüchtige Röthe belebte Walters Geſicht und ein ſchmerzlicher Zug ging um ſeinen Mund. „In dieſer Angelegenheit, dachte ich, wären wir im Reinen.“

„Du meinſt doch nicht, daß ich meine Puppe einem Taugenichts aufdringen will, der ſie nicht mag. Dazu iſt mir das Mädchen viel zu lieb, und ihr ganzes Vermögen ſteckt in meiner Handlung. Wenn ſie nur rabbiat würde, wie gewiſſe Leute, die man gegen ihren Willen verheirathen wollte. Ich kenne Einen, der lief drum aus dem Hauſe. Wenn ſie nun auch aus dem Hauſe liefe, nämlich mit ihrem Capital, verſtehſt Du mich, ſie kündigte es mir, weil ſie ſich nicht verkuppeln laſſen will.“

Walter lächelte: „Meine Couſine Minchen iſt ein viel zu ſanftes Mädchen, und liebt ihren Oheim zu innig, um ihr Vermögen ihm zu kündigen.“

„Alle Sanftmuth hat ihre Gränzen, wenns ans Mein und Dein geht. Und — und wenn das Vormundſchaftsgericht — Du fürchteſt Dich doch nicht, daß Mamſell Alltag eiferſüchtig wird, weil Du Deine Couſine führſt? Au contraire. Du ſchlägſt da zwei Fliegen mit einer Klappe. Hat ſie Dir ſchon erlaubt, Dich ins Theater, auf die Promenade zu

führen? Sieht ſie, daß Du ihr zum Trotz ein andres hübſches Mädchen führſt, ſo wird ſie vielleicht zuerſt maulen, aber dann ſich beſinnen und nicht mehr, was man ſo nennt, „été" ſein. — Na wohin denn mit einem Male?"

„Verzeihen Sie mir, mein Vater, dahin, wo meine Pflicht mich ruft."

„Teufe beſſer. Ich begleite Dich. Gehts zur Mamſell Alltag, ſo bleib' ich vor der Thür, und warte auf Dich. Was gilt die Wette, ich ſehe es Dir gleich an den Augen ab, wenn Du runter kommſt, obs oben gut ſtand oder ſchlimm."

Walter verbiß eine Bemerkung, er faßte des Vaters Hand:

„Die Zeit iſt nicht zum Scherz angethan. Nicht hier, nicht dort. Wenn das aber, was ſie von der Couſine ſagten, Ernſt war, ſo Vater, ſchnell und deutlich, was hinter dieſem Ernſte liegt."

„Der Ernſt, Herr Sohn, daß ſie ins Theater will und Du ſollſt ſie begleiten." Dabei ſtampfte Herr van Aſten wieder den Stock auf die Diele, ein Zeichen, daß es ernſter Ernſt war. „Und warum? — Bilde Dir nichts ein. Sie macht ſich nichts mehr aus Dir. Du ſollſt ſie begleiten um ſie zu beſchützen, aus Verwandtſchaft und aus ſonſt was. Sind junge Mädchen nicht neugierig? Werden hübſche Mädchen nicht angegafft? Sind unſre Officiere nicht nach den Mädchen aus? Sind ſie nicht unverſchämt im Attacairen. Und willſt Du noch mehr wiſſen? Ein

Cornet, oder iſt er jetzt Lieutenant von den Gensdarmen, ein Herr von Rickinckewelt, oder wie er heißt, ſchleicht ihr auf Schritt und Tritt ſeit letzter Redoute nach. Ein Libertin, ein Taugenichts, ein Verſchwender. Minchen iſt ſchüchtern, und hat das Pulver nicht erfunden, das weißt Du auch. Er zieht ſie auf, ſie weiß nicht zu antworten. Du ſollſt für ſie antworten. Vernehmt Du mich? Weißt ja Rath für alles, und wo der Unrath ſteckt. Nun zeig's mal, nicht mit der Feder, mit dem Maule. Wenn Du ſpitzig wirſt, iſt's gut; wenn Du grob wirſt, noch beſſer. 's iſt ſo Einer von denen, die die Beine über die Stuhllehne hängen, und's nicht ſo genau nehmen, wenn ſie einem Bürger auf die Hühneraugen treten. Darum iſt es auch für den Bürger gut, wenn er dicke Schuhe trägt. Außerdem hat er ſehr viel Geld, alſo iſt er ſehr ungeſchliffen. Junge, ich bin Dein Vater, und verbiete Dir, Dich in Händel einzulaſſen. Aber wenn Ihr ſo von ungefähr an einander gerietheet, will ich nichts davon wiſſen. Du haſt in Halle eine Klinge geſchlagen, in Deinem Stammbuch ſteht auf jeder Seite ein Kreuz von Hiebern. Außerdem hatte der Herr Schwertfegermeiſter die Gefälligkeit, ſeine Rechnung mir nach Berlin zu ſchicken. Ich erinnere Dich nun nicht darum daran, daß Du's mir wieder bezahlen ſollſt, was ich für Dich gezahlt, ſondern —"

Walter lächelte: „Sie beſorgen, daß ich in Berlin unter meinen Büchern die Kunſt vergaß,

die ich in Halle betrieb, die Kunst zu handeln. Ich werde Ihrem Befehl gehorchen und Minchen ins Theater begleiten."

„Nu begleite ich Dich, wohin Du willst," sagte vergnügt der Vater. An der Thür hielt er den Sohn beim Rockzipfel: „Walter, 's ist 'ne schlimme Zeit geworden, und sie muß besser werden, oder sie wird noch schlimmer. Sind die im blauen Rock 'ne andere Race Menschen? Stammen nur die Junker von Adam und wir andern fielen nebenher von der Bank? Jeden Tag wird Ihr Uebermuth größer. Darum ein Mal drauf los! Trumpf auf Trumpf. Nicht mit Federkielen, die Feder wird stumpf, je spitzer Ihr schreibt. Sie lesens nicht, oder sie lachen drüber. Aber "

Es blieb ein Gedankenstrich. An der Hausthür setzte er noch etwas hinzu: „Und darum ists auch gut, daß Friede bleibt. Wenn sie die Franzosen schlagen, dann wär gar nicht mehr mit ihnen auszukommen. Jetzt sprudeln sie vor Uebermuth, aber daß man sie nicht brauchen will, und ohne sie fortzukommen meint, ist ein guter Dämpfer."

Walter war anderer Ansicht, aber es war nicht der Augenblick, um die des Vaters zu bekämpfen. Ueber die im Hintergrunde liegende Absicht desselben war er nicht in Zweifel. Er zürnte ihm nicht, daß er von einem Plane, der ihm ans Herz gewachsen, nicht lassen konnte; aber es stimmte ihn wehmüthig, daß der Vater mit unerschütterlicher Festigkeit einem

unerreichbaren Ziele nachging. Unerreichbar, weil Walter in seinem Willen sich eben so klar und unerschütterlich dünkte. Aber das Intermezzo, oder die kleine Intrigue, die der Vater spielte, erheiterte ihn, weil er sie durchschaute, und sich in ihrem Netze fangen zu lassen nicht besorgte. Der hübschen Cousine hatte er den Muth so unbefangen entgegen zu treten wie immer; einem unverschämten Angriff gegen dieselbe zu begegnen, dünkte ihm eine nicht der Rede werthe Kleinigkeit; des Vaters Meinung über den Militairübermuth theilte er, wenn gleich das Uebel ihm weder so tief noch so groß schien und er am wenigsten das Mittel gut hieß, welches dieser angedeutet. Eine leise Wolke des Unmuths spielte aber doch um seine Stirn, als der Vater seinen Antrag motivirte. Es war eine Wahrheit in des Alten Worten, und der Schatten einer empfundenen Wahrheit spielte in sein Gemüth, als van Asten von seinem Sohne eine That forderte, um zu beweisen, daß sein Geist nicht in der Forschung untergegangen sei. Je lächerlicher ihm die Probe schien, um so mehr empfand er den Vorwurf.

Als an der Ecke sich ihre Wege schieden, sprach er: „Schlimm ist die Zeit, mein Vater, aber sie ist es schon lange. Was wir können, dürfen wir nicht zeigen, und was wir zeigen, ist nicht was wir wollen. Eine gründliche Kur thut uns allen Noth, die Kur, die uns wieder zu Menschen macht, den Bürger zum Bewußtsein erweckt, warum er es ist;

den Staat zu dem, daß er Männer bedarf, nicht Automaten. Iſt dies Bewußtſein da, dann werden ſich auch die Männer finden."

„Alſo Du willſt jetzt noch nicht mit zur Couſine?"

„Zur Theaterſtunde bin ich in ihrer Wohnung."

„Grüß mir die Mamſell Alltag. — So ein affairirter Menſch! Muß Troſt und Hülfe da bringen und da auch, bei hübſchen Mädchen. — A propos! rief der Vater den Sohn zurück, was das Bewußtſein anlangt, wärs nicht beſſer, wenn die Bürger es zuerſt kriegten? Wenn da erſt viele, wie Du zu ſagen beliebteſt, Männer geworden, dann käme der Staat, meine ich, von ſelbſt zum Bewußtſein, daß er ihrer bedarf. Denke ein Bischen darüber nach!"

Der Alte war fort. Als Walter in die Jägerſtraße einbog, rollte der Lupinusſche Wagen heran. An der Seite der Geheimräthin ſaß Adelheid, geputzt wie ihre Pflegemutter, aber ihre Wangen ſchienen vor Freude zu glühen, wie er ſie nie geſehen. Als die Damen ihn erblickten, lächelte die Geheimräthin ihn ſchelmiſch an, und wandte ſich mit einer liebkoſenden Bewegung zu ihrer Pflegetochter. Es kam ihm ſogar vor, als küßten ſie ſich; gewiß hörte er, als der Wagen vorüberrollte, ein lautes Gelächter.

„Was war das!" rief er. „Ein Herz und eine Seele nach dieſem Brief! Und ſie ruft mich nicht heran, wo ſie ſehen muß, daß ich zu ihr will." Er ſtarrte dem Wagen nach, wie in Erwartung, daß er halten, Adelheid ſich herausbiegen und ihn rufen

werde. Er wartete umſonſt. Der Wagen war verſchwunden.

Walter hatte recht geſehen und gehört. Aber man kann als Augenzeuge ein Factum beſchwören, und hat doch ein falſches Zeugniß abgelegt. Walter hatte nicht das kurze Zwiegeſpräch belauſcht, was die Geheimräthin mit Adelheid vorher gepflogen, nicht die Komödie, die ſie ihr zur Pflicht machte. Die Wangen des jungen Mädchens glühten allerdings, aber ſie waren vorhin todtenblaß und die Röthe war die Schminke, welche die Geheimräthin ſelbſt ihr aufgelegt. „Die Welt braucht nicht zu wiſſen, was wir wiſſen," hatte ſie geſagt.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Präludium.

Das Nationaltheater bot heut einen feierlichen Anblick. So gefüllt hatte man es seit lange nicht gesehen. Es war nicht Ifflands Kunst noch Flecks Genie, auch nicht die Anmuth der Unzelmann, der spätern Bethmann, oder die bezaubernde Stimme der Schick, was dieses Publikum angelockt. Es war kein glänzendes im gewöhnlichen Sinne, obwohl Gold und Silber von den Uniformen flimmerte, und aus den Gesichtern der Zuschauer ein eigenthümlicher Glanz strahlte, der der gespannten Erwartung, aber auch ein etwas, was die Mehrzahl voraus wußte. Daher die schlauen, lauschenden Blicke, ein vergnügtes Zublinzeln, ein Zuverstehengeben, daß man unterrichtet sei.

Kein glänzendes Publikum, was man in Berlin so nannte, sagen wir; denn weder der Hof war zugegen, noch ein hoher Gast, dessen Anwesenheit immer die Neugier anzieht. Im Gegentheil fehlten gerade die ausgezeichnetsten Männer, die man

ſonſt im Theater zu ſehen pflegte, und die, welche zu dem regierenden Kreiſe in näherer Beziehung ſtanden. Man vermiſste aber auch mehre eminente Perſönlichkeiten, welche zu dieſen Kreiſen nicht gehörten, ſondern ſich ihnen feindlich gegenüber ſtellten. Wenn ſie es waren, die das Schauſpiel angeordnet, hielten ſie es für ſchicklich, wenigſtens den Schein zu vermeiden, und verbargen ſich in der Tiefe der damals ſehr dunkeln Logen.

Nicht der Schauſpieler und der Darſtellung wegen ſchien dieſes große, lebhafte Publicum verſammelt, ſondern ſeiner ſelbſt willen. Es wollte ſich eine Darſtellung geben. Auf dem Zettel ſtand angekündigt Babos: „Puls.“ Um dieſes feinen, pſychologiſchen Schauſpiels willen hatte nicht das Officierscorps für die Wacht- und Quartiermeiſter der Regimenter Genod'armen verſchiedene Logen im erſten und zweiten Range gemiethet, noch ſah man deshalb im Parterre und auf dem Amphitheater Gruppen Infanteriſten und Huſaren, jede von 10 bis 12 Mann um ihren Unterofficier verſammelt. Auch ſaßen unterſprengt in anderen Logen zwiſchen geputzten Damen und ariſtokratiſchen Herren gemeine Soldaten in ihrer Commiouniform, ein damals weit grellerer Contraſt und unerhörter Anblick. Die „honetten“ Leute erſchraken ſonſt vor der Berührung mit der blauen Montur. Und ſo geſchickt, aber doch nicht glücklich hatte man das bürgerliche Publikum mit dem Militair im ganzen Hauſe vermiſcht, denn wer Augen

ſind die Charactere des Deutſchen und Schweden polariſch getrennt. — Sind wir denn eigentlich ſtolz auf die unſere? Wir geben uns Mühe, es zu ſein, Niemand bemerkt aber eher, wenn dieſe Anſtrengungen lächerlich werden, als wir ſelbſt; und wenn etwas beſſer iſt bei unſern Nachbarn, wir ſind die erſten, die dies aufgefunden haben. Wir nehmen auch Theil an unſerer Literatur, — denn dem Deutſchen iſt der wahre Sinn für das Schöne, die echte poetiſche Empfänglichkeit nicht abzuſprechen — aber wir laſſen es nicht laut werden, aus Furcht, partheiiſch zu erſcheinen. Oft müſſen uns erſt Fremde auf das Ausgezeichnete bei uns aufmerkſam machen, uns die Ueberzeugung in die Hand geben. Endlich, der Deutſche lieſt ſeine Schriftſteller, aber er hält es für unnöthig, ihre Werke eigen zu beſitzen.

In Schweden durchaus umgekehrt. Der Dichter dichtet für die Nation und deren Ehre, nicht für den Genuß des Einzelnen. Jeder gebildete Schwede weiß die Namen ſeiner Dichter, die bekannt geworden ſind, auswendig, wenn er auch kein Wort von ihnen geleſen hat. Er wird ſie dem Fremden, der Antheil verräth, vorzählen

hatte, ſah die Abſicht. Man wollte ſie aber auch nicht verbergen, nur einen luſtigen Schleier darüber werfen. Volksſchauſpiele zu arrangiren war die Zeit in Preußen noch nicht gekommen.

Auf dem Komödienzettel ſtand aber hinter dem Babosſchen Puls: „Auf vieles Begehren Wallenſteins Lager von Friedrich Schiller.“

„Hatte man denn kein patriotiſcheres Stück?“ ſchien der Sinn der Frage, die Jemand im Parterre ſeinem Nachbar zuflüſterte, der zu den Eingeweihten in Beziehung ſtehen mußte. „Es iſt weder preußiſch- noch deutſchpatriotiſch.“ — „Aber militairiſch“, antwortete ein Dritter. — „Es wäre doch ſchlimm, meinte jener, wenn wir den Franzoſen nichts entgegen zu ſetzen hätten“ — „Als ſoldatesken Stolz! ergänzte der Dritte. Ein Schelm giebt mehr als er hat!“

Babos Puls ward mit mehr Aufmerkſamkeit gegeben, als gehört. Die Pulsſchläge im Parterre waren zu heftig, um den ſanften auf den Brettern folgen zu können. Es blieb ſtill trotz des Meiſterſpiels der Darſtellenden. Aber doch ſchlugen nicht alle Pulſe auf ein Ziel. Es war ſo viel zu ſehen, viele ſahen ſich, die ſich niemals hier getroffen. Woran ſollten die Soldaten denken, die in dieſen Räumen zum erſten Mal ſtanden, kerzengrad, auf Commando und des neuen Commando gewärtig. Das Spiel da oben war für ſie ein Schattenſpiel an der Wand in unverſtändlichen, gleichgültigen Hie-

roglyphen, die auf ihren glotzenden Gesichtern nicht den geringsten Eindruck machten.

Auch vor der Schlacht schlagen nicht alle Pulse nur der Entscheidung entgegen. Die Karte, der Würfel und ein schönes Auge machen das Blut so lebhaft pulsiren, als der erste Trommelwirbel, das erste Pfeifen der Kugeln. Es waren viele schöne Augen in den Logen, und viele junge Officiere observirten.

„Sie schminkt sich aber nie," sagte ein Kuirassier.

„Sie ist geschminkt!" rief der Cornet.

„Sie ist echauffirt. Sieh doch, wie ihre Arme zittern. Ihre Finger hämmern ja wie im Krampf auf die Brüstung."

„Ihre gelben Locken fangen schon an wie Bindfaden runter zu hängen. Ist das etwa auch ein Beweis, daß sie nicht geschminkt ist?"

Der andre observirte schärfer mit dem Ausruf: „Donnerwetter, sollte ich mich irren! Sie changirt nicht Farbe, und doch zuckte sie zusammen, als die Lupinus ihr was ins Ohr sagte."

„Was gilt die Wette?" wiederholte der Cornet.

„Besser, wer entscheidet sie, fiel der andre ein, wer schafft den Beweis?"

„Schicken wir eine Untersuchungs-Deputation an sie," sprach ein Dritter. „Wolfskehl wäre dabei, in den Schminkangelegenheiten hat er gründliche Studien bei Comteß Laura gemacht."

„Stellt Einen Posto, rief der Cornet, drüben hin, der sie nicht aus dem Auge läßt, und einen An-

dern hinter ihr. Wenn die Rührung losgeht, dann Attention! Der drüben, ob's unter dem Auge weiß, der hier, ob das Tuch roth wird."

„Ein trefflicher Operationsplan! Wolfskehls militairisch Genie entwickelt sich immer mehr."

„Am Ende fangen die Weiber gar nicht an zu weinen?"

„Und wozu das alles, sagte der Kuirassier. Da müßt Ihr Euch doch den Mund waschen. Die Person hat nun mal was, daß man nicht weiß, was es ist; zudem Beschützer an allen Ecken. Man weiß nicht, wo man anstößt, wenn man zugreift."

„Grad das könnte mich tentiren, rief der Cornet. 'S ist nur, sie ist nicht nach meinem Gout."

„Wolfskehl liebt nur das Bernirte. Da oben sitzt die neuste, die er auf den Zug hat."

Man schaute nach der Loge im zweiten Range, nicht aber mit Discretion, wo Walter van Asten hinter seiner Cousine stand. „Wer ist denn ihr Beschützer?"

„Das Pockengesicht! Irgend ein Schulfuchs."

„Vielleicht ihr Erkorner — oder Destinirter. Er behandelt sie mit vieler Aestimation."

„Sieht mir grade aus wie Einer, der Lust hat, sich einen sanften Rippenstoß appliciren zu lassen, wenn ich Lust bekäme, dem Mädel den Arm zu bieten. Wollt Ihr pariren, er dankt mir nachher an der Treppe —"

„Wofür?"

„Die Ehre, daß ich seinen Schatz geführt. Hol' mich der Geier, er soll's!"

Der zornfunkelnde Blick eines ältern Officiers in militairiſchem Reitüberrock, der mit verſchränkten Armen an einem Pfeiler ſtand, begleitete das „Pſt!“ welches er den Schwätzern zurief, ohne ſeine Stellung zu verlaſſen. Sie ſchwiegen unwillkürlich. Nur der Cornet ließ ſeinen Säbel klirren:

„Wer iſt denn der Bramarbas?“

Beide Begleiter ziſchten ihm ein bedeutungsvolles „Pſt!“ in die Ohren. „Mit dem iſt nicht gut Kirſchen eſſen!“

„Aus der Provinz einer! So ein Commandant aus Krähwinkel vielleicht. Soll der ſich unterſtehen, einem Officier von der Garde Raiſon zu lehren?“

„Der unterſtände ſich noch mehr, flüſterte der Kuiraſſier. Um Gottes Willen ſei ſtill, Fritz, 's iſt der Obriſt York aus Mittenwalde. Der hat ſelbſt mit dem alten Fritz angebunden.“

Nicht alle Pulſe ſchlugen gleich. „So in ſich verſunken, Herr Geheimrath?“ fragte Herr von Wandel, der in eine nebenſtehende Loge trat, den Geheimrath Bovillard, welcher ſein Opernglas erhob, um es wieder abzuſetzen und mit dem Taſchentuch zu wiſchen.

„Ich bin nicht disponirt.“

„Das werden Sie doch nicht zeigen wollen!“

„Ich zeige mich. Was kann man in meiner Lage Beſſeres thun.“

„Sie hatten in letzter Zeit vielen Verdruß?

Herr von Fuchsius hat Sie verlassen, sich angeschlängelt an die neu aufgehende Sonne —"

„Wohl bekomm' es ihm. Wenn die Sonne ein Stein ist, hört sie auf zu glänzen."

„Haben Sie Nachricht von Ihrem Herrn Sohn?"

„Haugwitz hat ihn aus Wien mit einer Depesche um Verhaltungsbefehle hierher geschickt; das wissen wir aus anderer Quelle. Er scheint unterweges aufgehalten oder aufgefangen zu sein."

„Was den Vater allerdings nicht gut disponirt; indeß wird der Sohn des Geheimrath Bovillard vor Napoleons Augen immer Gnade finden."

„Auch wenn er von dieser Komödie hört! sagte Bovillard noch leiser. — In welchem Winkel mag sich Laforest versteckt haben?"

„Sie wollen doch nicht das Theater verlassen? — Ich bitte Sie, Geheimrath. Was ist's! Ein bischen Trommeln, Singen und Geschrei werden sie ertragen können —"

„Wenn nur nicht drüben die Lupinus säße! Ich kann das Gesicht nun einmal nicht ausstehen. Ist denn das 'ne Larve oder ein Gesicht?"

„Sie hat, glaube ich, Verdruß gehabt, mit ihren Dienstleuten oder ihrem Pflegekinde. Sie ist allerdings etwas blaß."

„Diese kleinen, feinen, stechenden Korallenaugen! Wandel, ich versichre Sie, wenn ich ihrem Blick begegne, ist mir's, als wenn ein gläserner Dolch mir ins Herz bohrt."

„Leiden Sie oft an ſolchen Viſionen?“

„Begreif es einer, warum ich an einen Kirchhof denken mußte.“

„Hier?“

„Und ſie wie das weiße Bild des Todes. Wen ſie anſieht und küßt, der müßte ſterben.“

„Ihre Lectüre echauffirt Sie, theuerſter Freund. Dieſes junge Genie, der Chateaubriand, reizt die Phantaſie auf. Unwillkürlich beſchwört er Geiſter, die für unſre Atmoſphäre nicht paſſen. Ich möchte Ihnen dagegen als calmirende Lectüre ein treffliches Buch empfehlen, welches eben erſchienen iſt, — Wagners Geſpenſter. Leſen Sie darin vorm Einſchlafen einige Geſchichten, Sie werden davon eine vortreffliche Wirkung empfinden. Es konnte kein beſſeres Gegengift gegen die romantiſchen Schwärmereien gerade jetzt auftreten, wo ſelbſt bei den Franzoſen —“

Er konnte nicht ausreden. Der Geheimrath war über die hintern Stühle geklettert und zur Loge hinaus. Wandel, der raſch gefolgt, ließ ihm in der Conditorei ein Glas Zuckerwaſſer bereiten, in das er Hoffmannstropfen goß.

„Nichts als ein Schwindel, theuerſter Geheimrath, begreiflich, wenn Sie an die Eventualitäten des Krieges dachten. Da ſieht man wohl Leichen und Kirchhöfe. Wie mancher dieſer cralrirten Militairs wird kalt und ſtumm auf dem Schlachtfeld liegen, wenn ihre Wünſche in Erfüllung gehen. Auch

vielleicht um Ihren Sohn waren Sie beſorgt. Das combinirt ſich alles ſo natürlich bei einer nervöſen Complexion. Wenn Sie ſich erholt, laſſen Sie uns zurückkehren."

„Das Mädchen iſt hübſch, aber die Augen, wie gläſern. Wenn das Wachsbild nun unter ihren Armen ſchmilzt!"

„Das wäre unnütz!"

„Was reden Sie?"

„Ich weiß es ſelbſt nicht, wahrhaftig, Bovillard. Ihr Unfall hat mich conſternirt. Es iſt nicht Beſorgniß um Sie — aber Sie ſollten Hufeland befragen, wenn dieſe Anfälle ſich wiederholen. Indeß — erlauben Sie mir Ihren Puls. — Da intonirt das Orcheſter ſchon das Reiterlied. Ja, ja, Sie leiden an den Nerven. Sie glauben nicht, was die Beſchäftigung des Geiſtes da hilft. Man muß ſich zuweilen peinigen und ſich in Zerſtreuungen ſtürzen. Sie arbeiten zu viel, Sie lebten auch vielleicht in letzter Zeit zu ſolide. Ueberwinden Sie ſich, und kehren zurück. Täuſchte ich mich, im Mantel dort, das war Laforeſt. Er iſt es."

„Ein intereſſantes Stück, der Puls? ſagte der Geſandte im Vorübergehen. Nicht wahr, meine Herren? — Wenn doch die Staatskunſt auch ſolche Aerzte zur Hand hätte, die am Pulsſchlag ihrer Kranken die geheimen Intentionen der Völker erkennten!"

„Welchen Auslegungen Sie ſich ausſetzen, wenn Sie fortgehen, wo ein Laforeſt zu bleiben wagt, ſprach

Wandel dringend zu Bovillard. Bedenken Sie die Stimmung im Publikum, theuerſter Freund! Lombard ſelbſt hat einen Beitrag für die Militairmuſik geſchickt.“

Der Geheimrath Bovillard wollte bleiben, dies deutete wenigſtens der ſtumme Händedruck an, als er aufſtand: „Wenn nur das Weib fortginge!“

Aber als er die Thür des Conditorſaales öffnete, kam ihm gerade dieſes Weib, welches er vermeiden wollte, entgegen. Die Lupinus führte ihre Pflegetochter am Arm. Ein ſcharfer Kennerblick mußte unter der Röthe von Adelheids Wangen die tiefe Bläſſe entdecken. Sie wankte am Arm ihrer Führerin, deren Anſtrengungen, es zu verbergen, vergebens waren.

Als Bovillard zurückprallte, kaum von den Eintretenden geſehen, eilte eine neue Zeugin herbei: „Mein Gott, was iſt ihr!“ rief die Fürſtin Gargazin.

„Nichts als übergroße Hitze! Ein Glas Limonade, Herr Reibedanz! Das wird dem Uebel abhelfen.“

„Sie iſt krank, das ſind convulſiviſche Bewegungen!“ rief die Fürſtin.

„Adelheid wird Ihnen das Gegentheil betheuern, wenn ſie ſich erfriſcht hat,“ ſagte die Geheimräthin, indem ſie mit einiger Heftigkeit das Glas dem jungen Mädchen an die Lippen hielt.

Adelheid nippte, aber das Glas fiel auf die Erde, ſie ſelbſt knickte zuſammen und wäre ſelbſt ge-

fallen, wenn die Fürstin sie nicht aufgefangen, und mit dem hinzuspringenden Bovillard auf ein Canapé gebracht hätte. Die Lupinus hatte sich diesen Augenblick entgehen lassen, indem sie mit dem Legationsrath ein rasches Gespräch in stummen Blicken gewechselt. Wandels ernster Blick schien tief eindringend, die Geheimräthin hielt ihn nicht aus, und als sie die Augen gesenkt, hörte sie die Worte ins Ohr geflüstert: „Was soll diese Komödie! Ich hoffe hier ist nichts vorgefallen, was Sie bereuen müßten!" Sie wollte die Lippen öffnen, als Adelheids unterdrückter, unartikulirter Schrei die Aufmerksamkeit der Hülfeleistenden auf den Gegenstand der Theilnahme wieder zog.

„Es muß doch etwas mehr als die Hitze im Hause sein," bemerkte die Fürstin mit einem eignen Ton.

Bovillard fragte: War sie vielleicht zum ersten Mal im Theater?" Er setzte hinzu, die Blicke der jungen Officiere, die eben nicht mit Schonung sie fixirten, möchten sie afficirt haben.

„Ein Flacon!" rief die Geheimräthin. Die Fürstin, neben Adelheid knieend, hielt es ihr bereits an das Gesicht.

„Sie wird sich wieder erholen."

Die Lupinus wandte sich zum Legationsrath: „Mein Gott, was zaudern Sie! Eines Ihrer Hausmittel, die Sie stets bei sich führen."

„Meine einfachen Mittel wende ich nur an, wo

mir der eigentliche Grund der Krankheit nicht unbekannt blieb."

Die Geheimräthin hatte ſich wieder gefunden: „Der eigentliche Grund der Krankheit kann denen nicht unbekannt ſein, die von dem überſchwänglichen Gemüth des jungen Mädchens unterrichtet ſind. Patriotin bis in die äußerſten Fibern ihrer Seele, hat ſie ſeit vierzehn Tagen an einer Fahne für unſere Garniſon geſtickt, und mich und ſich um ihre Nächte betrogen. Erſt heute Morgen entdeckte ich es, und es hatte leider eine lebhafte Scene zur Folge, die ich jetzt bereue, und zu der mich doch die Pflicht für die Geſundheit des Mädchens trieb. — Man hat etwas mehr zu ſorgen für fremde als für eigene Kinder," ſetzte ſie mit einem feierlichen Tone, der Reſignation oder des gekränkten Bewußtſeins, hinzu.

„Um dem Gerede der Leute zu entgehen," ſagte die Fürſtin.

„Auf Dank rechne Niemand, der Pflichten übernimmt, die über ſeine Pflicht gehen," bemerkte der Legationsrath.

„Aber wir Alle ſind Ihnen dankbar, fiel die Fürſtin beſänftigend ein, für die geſchickte Weiſe, wie Sie das Kind, und noch zu rechter Zeit, aus der Loge führten. Ich bewunderte Madame Lupinus wirklich, und, Gott ſei gelobt, es hat gar kein Aufſehen erregt. — Sie athmet."

„Aber noch geſchloſſene Augen."

und lauschen, ob er nicht etwas zum Lobe hören könne. Dabei kommen wohl fabelhafte Berichte zum Vorschein, wenn es gilt, dem Ausländer Achtung vor dem Vaterländischen einzuflößen. So kann man gewiß sein, daß ein großer Theil der Nation die Reisebeschreibungen der Ausländer durch Schweden lies't, aber wohl nur diejenigen wird man allgemein gerühmt hören, welche mit Lobe des Gesehenen und Erfahrenen erfüllt sind. Die Zahl der Producenten ist nicht groß, aber um den Parnaß zu füllen, ist man nicht streng in der Kritik. Mit Vergleichungen zu den Meistern des Auslandes ist man bereit. Endlich kauft man und hat glänzende Bücherschränke. Das Ausgezeichnetste, d. h. was Aufsehen gemacht hat, befindet sich auf den Tischen jedes Gebildeten, und wenn er es auch nicht lieſt, so ist es doch Nationalsache, es zu besitzen *).

*) Jene schamlose Bücherleihwuth, in Deutschland so gäng und gäbe, habe ich daher nirgend gefunden. Jedermann würde, wie in England und Frankreich, erröthen, sollte er den Autor angehen, daß er ihm sein Buch leihe, weil schon der Patriotismus fordert, daß der Gebildete durch eine so geringe Ausgabe wie Selbstankauf

„Mein Hotel iſt ſo nahe, liebe Geheimräthin, ich würde mir ein Vergnügen machen, ſelbſt ſie dahin zu ſchaffen. Eine Portechaiſe ſteht im Flur. Mein Kammerdiener fliegt dahin — wenn —“

„Wenn Madame Lupinus, fiel der Legationsrath raſch ein, nicht die Hoffnung hegte, daß die junge Dame ſich noch erholte, um an ihrer Seite zur Vorſtellung zurückkehren zu können. Und die Hoffnung ſcheint mir begründet.“

„Ich würde es mir nie vergeben, dem Kinde ein Vergnügen zu rauben, nach dem ihr Herz ſich ſehnt.“

Der Legationsrath hatte raſch aus ſeinem Etui ein Fläſchchen geholt, welches er der Fürſtin überreichte: „Drei Tropfen in den Händen gerieben, und damit in Intervallen über die Schläfe gefahren. Nur der Luftdruck, nicht Berührung!“

Er war ehrerbietig zurückgetreten, ohne auf die Frage: „Warum nicht Sie ſelbſt?“ zu antworten.

Die Ouverture begann ſchon.

„Ich begreife Sie nicht,“ ſagte leiſe die Lupinus, an deren Seite er ſich geſtellt, während der Geheimrath Bovillard der Fürſtin beiſtand.

„Noch weniger ich den Zuſammenhang hier, entgegnete er im ſelben Tone. Was ging hier vor?“

„Sie ſah eben ihren Liebhaber. Sie hatte ihn vor dem Theater erwartet, ſo glaube ich wenigſtens aus ihren Reden in der Extaſe ſchließen zu dürfen.

Sie hatte ihm geſchrieben, ihn zu ſich geladen. Und ſtatt zu kommen —"

„Sah ſie ihn an der Seite eines hübſchen Mädchens, dem er viele Aufmerkſamkeit erwies."

„Iſt das nicht Grund genug, Herr Legationsrath?"

Wandel zuckte die Achſeln: „Unter andern Verhältniſſen. Erlauben Sie mir indeß zu glauben, daß es hier kein Grund iſt. Doch bin ich beruhigt, und verzeihen Sie, wenn ich es vorhin nicht ſchien. Das erſte Geſetz der Wiſſenden, meine Freundin, iſt, ſich zu hüten vor dem Unnöthigen, wo das Nothwendige ſchon unſere ganze Geiſteskraft beanſprucht. Wir dürfen nicht ſpielen mit den Dämonen, wie dieſe hier thun; ſie vertragen es nicht. Sie gehorchen uns nur, wenn wir das eiſerne Auge nie von ihnen laſſen und mit einem Stahlarm ſie preſſen — auf das Nothwendige hin. Von Phantaſien und Jongleurs reißen ſie ſich los, und ſchlagen ſie mit den zerriſſenen Feſſeln nieder."

Im Theater ward es laut. Ein Theil des Publikums ſchien durch Summen und Singen die kriegeriſchen Töne der Ouverture zu accompagniren.

„Mein Gott, — wenn ſie doch jetzt — wir verſäumen etwas!" rief die Lupinus, es war aber nicht das Verlangen, nach dem Theater zurück zu kehren.

„Wie ſanft ſie athmet!" ſagte die Fürſtin.

„Debarraſſiren Sie ſich von ihr. Es iſt am Ende

doch das Gescheidteste!" flüsterte Wandel der Geheimräthin zu. Sie blickte ihn fragend an. „Sie bezweifeln, daß ich als Ihr Freund spreche. Mein Rath sollte Ihnen beweisen, daß ich es bin. Ich sage nicht, daß Sie eine Natter sich im Busen erzogen haben, aber in dem Mädchen ist etwas Dämonisches. Bildete sie sich nach Ihnen? Schlug nur einer Ihrer Rathschläge an? Sie müssen sich gestehen, daß das Mädchen unberührt blieb, gleichviel ob im Guten oder Bösen. Aber Sie sind nicht mehr Herrin Ihrer selbst, seit dieses Gewicht an Ihnen hängt, ihr kluges Auge, ihr scharfes Ohr Ihre Schritte und Tritte, ich möchte sagen, Ihre Gedanken belauscht. Fast erkenne ich meine stolze, sichere Freundin nicht wieder, wenn ich die Rücksichten sehe, die sie auf ein in jeder Beziehung untergeordnetes Wesen nimmt. Aber sie ist nicht, sie kann nicht untergeordnet sein ihrer Natur nach, das ist eben das Dämonische, was ein frei denkendes Wesen nicht neben sich dulden dürfte. Bringt sie nicht Unglück in jedes Haus, in das sie tritt! Dort — hier. Ueberrechnen Sie die Verlegenheiten, in die Ihre Güte gegen Adelheid Sie gestürzt, und ziehen Sie den Schluß, welches von beiden Uebeln größer ist, daß die Welt wieder einmal acht Tage über Sie lästert, oder — daß Sie frei, Sie selbst wieder sind. Wählen Sie das Kleinere, und ergreifen die erste Gelegenheit."

Die Ouverture schloß mit Anklängen aus dem Dessauer Marsch.

„Sie richtet ſich auf, ſagte Bovillard. O eine wahre Patriotin!“

Herr Reibedanz rief zur Thür herein: „Machen Sie ſchnell, meine Herrſchaften, der Vorhang geht auf.“

„Sie muß mit, ſprach die Geheimräthin. Sie hat die Kraft, ſich ſelbſt zu genügen.“

„Ich glaube auch, ſagte die Fürſtin. Herr von Bovillard, unterſtützen Sie ihren Arm, ſie will aufſtehen.“

„Bovillard!“ wiederholte Adelheid mit der ſüßen Stimme einer Träumenden, die aus einem lieblichen Traum erwacht, und erhob ſich.

„Geliebtes Kind!“ ſprach die Geheimräthin, ihr entgegen tretend.

Aber derſelbe Traum mußte auch bittere Erſcheinungen ihr vorgegaukelt haben, denn als ihr Auge auf die Pflegemutter fiel, welche die Arme gegen ſie ausbreitete, ſtieß ſie dieſelben mit einer krampfhaften Bewegung zurück. Das träumeriſche Auge veränderte ſeinen Ausdruck, ein Entſetzen wie mit Zorn gemiſcht ſchien aus der tiefſten Seele aufzuſteigen und lieh dem Augapfel einen Glanz, vor dem man erſchrak. Wie kam dieſer Blick in das Auge einer Jungfrau! Die Fürſtin hatte eben ſo raſch es bemerkt, als ſie mit der huldvollſten Freundlichkeit Adelheid unterfaßte: „Bovillard, geben Sie ihr den Arm, wir führen unſre Patientin.“

„Sie träumte noch den Deſſauer Marſch und ſah die Franzoſen vor ſich," ſagte der Geheimrath.

„So iſt ſie! Voller Laune und Phantaſie!" bemerkte die Lupinus an Wandels Arm.

„Wie unſre Zeit und dieſe Menſchen, entgegnete er. Nichts, wohin wir ſehen, als Phantaſie und kein Entſchluß."

Vierzehntes Kapitel.

Wallensteins Lager.

Kaum ließ ſich während der Darſtellung das Mitſpielen des Publicums zurückhalten. Die Iffland, Unzelmann, Mattauſch, Herdt, Beſſel, Gern, Labes, Raſelitz erſchienen in ihren Waffenröcken und Wehrgehenken nicht wie Schauſpieler, welche das Bild einer zweihundertjährigen Vorzeit den Zuſchauern hinzaubern wollten, ſondern wie Repräſentanten dieſer Zuſchauer ſelbſt, die, jedem Kunſtausdruck, jedem Verſe, der auf das Ergreifen der Waffen deutete, zujubelnd, ihre eigene kriegeriſche Stimmung ausbauchten. Das war ein Bravorufen, Klatſchen, ſo kräftig, ſonor, wie man es in dieſen, der ernſten Kunſt geweihten und damals heilig gehaltenen Räumen ſelten gehört. Der Kunſtenthuſiasmus erlaubte ſich in Berlin wohl Thränen und Entzückungen, auch Verzückungen, aber noch nicht mit dem Feuer zu ſpielen, das er ſpäter verſchwenderiſch über ſeine Lieblinge ausſchüttete, einen flammenden Glorienſchein, der oft zur verzehrenden Flamme werden ſollte für den Ruf des Gefeierten.

Das Reiterlied war gesungen; tiefe Spannung auf allen Gesichtern, ein banges Schweigen in dem gedrängt vollen Hause. Da trat Kaselitz als Dragoner von Piccolomini vor, und vertheilte ein gedrucktes Lied zum Lobe des Krieges unter seine Cameraden. Die Pappenheimer, die Panduren, Alles Kroaten, alle verstanden Deutsch zu lesen, das Orchester hub an, und nach der Schulzeschen Melodie: „Am Rhein, am Rhein!" ward ein Lied gesungen, von dem überlebende Zeitgenossen uns versichern, daß es gewirkt wie ein Tyrtäischer Kriegsgesang. Das Publicum erhob sich. Man streckte die Arme nach der Bühne, um den Text zum Mitsingen zu erhalten, die Schranken des Orchesters fielen. Da aber regnete es schon von gedruckten Blättern aus dem Amphitheater. Das Parterre stimmte ein, Jubel oder Rührung, es war zweifelhaft, was größer war. Die Damen in den Logen wehten mit den Tüchern; ernsten Männern, bei deren gefurchtem Gesicht man einen Eid hätte ablegen mögen, daß sie nie geweint, standen Thränen im Auge.

Die letzte Strophe mußte wiederholt werden. „Das ist ein Lied!" — „Das ein Gesang!" — „Ein Dichter!" — Von Mund zu Munde ging sein Name geflüstert hin: „Es sind der Herr Major von Knesebeck!" Dort schrie Einer dem Andern zu: „Donner und Wetter, der Knesebeck ein Dichter!" Man wollte, man mußte sich näher kommen. Die in jener Zeit nicht so strenge Billetordnung ward gebrochen, man be-

ſuchte ſich in den Logen, ſchüttelte ſich die Hände; aus den Logen ging man ins Parterre, und unverſehens hatten einige Allzeitfertige aus Brettern und Stühlen eine Art Treppe nach der Bühne gebaut. Das Stück war ja zu Ende, nur den Vorhang hatte man herunterzulaſſen vergeſſen — oder auch nicht vergeſſen. Während junge Enthuſiaſten hinaufſprangen, den Schauſpielern die Hände zu ſchütteln, winkten Andere den Darſtellern, herabzukommen. Bald ſah man Iffland in ſeiner ſtattlichen Armatur als Wachtmeiſter im Kreiſe der Officiere, ſeiner Freunde. Er ſpielte nicht den Wachtmeiſter, er war es. Er war ein Patriot von Herzen, und von Herzen redete er feierliche Worte von Aufopferung und Treue. Seine jungen Verehrer drängten ſich, ihm in die Hand zu ſchlagen, als Gelöbniß, daß ſie leben oder ſterben wollten für König und Vaterland.

In der Erhebung des Augenblickes fand Niemand darin Seltſames, daß der Schauſpieler den Ernſt des Lebens repräſentirte; aber auch heitere Scenen miſchten ſich in dieſen heroiſch theatraliſchen Ernſt. Es hat ſich von je an gefügt, ſeit es Officiere gab und Juden, daß beide in gewiſſen Verhältniſſen zu einander ſtehen, Verhältniſſe, die, in der Jugend ſehr intim, ſich oft erſt im Alter löſten, zuweilen auch gar nicht. Da ſah man einen bekannten jüdiſchen Handelsmann, welcher ſpäter, vielleicht auch damals ſchon, den Namen Gans führte und für einen witzigen Mann galt, an den Armen zweier Lieute-

nants umherſtolziren, oder beſſer er umſchlang ſie mit ſeinen Armen, und den Begegnenden verſicherte er, in dieſen beiden Freunden opferte er ſeine theuerſten Erinnerungen dem Vaterlande! Unzelmann, als Trompeter, ſtreifte am Arm eines hübſchen Cavallerieofficiers durch das Parterre. Wer dafür noch Sinn hatte, blickte neugierig verwundert nach. Der junge blonde Officier nahm das ſpöttiſche Lächeln ſeelenvergnügt hin, Unzelmanns komiſche Miene deutete aber an, daß ihn der Sinn nicht verletze. „Unzelmann und Quaſt Arm in Arm!“ — „Unzelmann ſpielt heute ſeine Frau.“ Er rief den Spöttern nach: „„Beſchämte Eiferſucht““ wird nicht mehr geſpielt, meine Herren,“ — „denn Eiferſucht iſt das größte Ungeheuer!“ replicirte ein junger Schöngeiſt, der die alten Spanier ſtudirte.

„Und gegen das größte Ungeheuer, fiel der Schauſpieler eben ſo ſchnell ein, ziehen unſere braven Truppen. Auch „Menſchenhaß und Reue,“ meine Herren, wird nicht mehr gegeben, denn wir brauchen allen Menſchenhaß gegen die Franzoſen.“ „Und, ſetzte ein dritter Witzbold hinzu, ein Lump, wer nicht ſein Beſtes und ſein Schlechteſtes mit ſeinem Alliirten theilt.“ — Anſpielungen, die damals Jeder verſtand, auch viele Jahrzehnde nachher hat ſich die Erinnerung erhalten; nicht werth um ihrer ſelbſt willen, aber von Werth zur Charakteriſtik einer Zeit, die längſt von den Springfluthen der Geſchichte fortgeſpült und von ihrem mächtigen Strome auf immer

verſchüttet ſcheint. Nicht die Frivolität iſt begraben, aber in dem luftigen Kleide von damals darf ſie ſich der Geſellſchaft, in keinem ihrer Kreiſe, mehr zeigen. —

Enthuſiasmus, wohin man ſah, aber es fehlte noch etwas; ein Schluß, der dem Anfang entſprach, ein Siegel auf die fertige Urkunde gedrückt. Wozu die ganze Aufregung ohne ein Ziel? Aus dem Theater ſind ſpäter Revolutionen hervorgegangen, aus der „Stummen von Portici" ſtürzten die berauſchten Zuſchauer, um die Funken des Bühnenfeuers als Brand auf den Markt zu tragen. Dazu war hier nicht der Ort, nicht die Zeit, nicht die Menſchen. In den geſchloſſenen Theaterräumen hallte der Ruf: „Krieg! Krieg! Zu den Waffen!" trefflich; aber wären ſie hinausgeſtürzt, was dann? Wie klein wäre die Zahl geweſen, wie bald zerſtreut auf den breiten Straßen! Hätte jeder ſich gern in der Geſellſchaft der andern erblickt, derer, die vielleicht ihnen da zuſtrömten? Und was ſollten ſie thun? Vor das Palais des Königs rücken, dort Fackeln ſchwingen, wild ſchreien: Krieg! Krieg! Was würde dieſer König, der, dem Ungewöhnlichen, Exaltirten abhold, ſeine Perſon ſcheu von aller Repräſentation zurückzog, zu einem brüllenden Haufen ſagen, der ihn zu einer Handlung zwingen wollte, die er vielleicht ſchon beſchloſſen hatte! Würde es nicht grade das Mittel geweſen ſein, das Wort, das ſich von den Lippen löſen wollte, in die tiefſte Bruſt zurück zu ſchrecken? Er mußte

Ich will dies nicht als echte Theilnahme rühmen; moraliſch betrachtet, ſteht die Deutſche ſtille Verehrung der Einzelnen für ihre großen Meiſter ungleich höher, als ſolcher Iſis-Klapperdienſt ſelbſt geſchaffener Götzen. Aber wo wäre je das Beſſere allein durch gleiche Mittel gefördert worden? Etwas mehr Nationalſtolz, etwas mehr Nationaleitelkeit, und der Deutſche Par-

---

ſeine Theilnahme an dem Wirken ſeines Landsmanns bekunde. Und Schweden iſt doch ein armes Land, weit ärmer als Deutſchland, und Niemand wirft, wie bei uns, an einem Abend mehr weg für ein Concert und Theaterbillet, als vielleicht die Jahresrechnung für entnommene Bücher betragen würde. Man wollte, als wir einen Fall erzählten, der täglich bei uns vorkommt, uns nicht glauben und meinte, der Deutſche ſei dann doch noch eitler als der Schwede. Nämlich daß der reiche Mann zum Benefiz einer Sängerin oder eines Tänzers ſich verpflichtet hält, mit Gold und dem hundertfachen Betrage die Abendentrée zu löſen, während er am Morgen dem Schriftſteller einen demüthig höflichen Brief ſchreibt, um von ihm unentgeldlich ſein Buch geliehen zu erhalten, das vielleicht einen Thaler koſtet. Clericus clericum non decimat, iſt freilich eine Regel, die, wie billig, auch in Schweden gilt.

zürnen, und erzürnen wollte Niemand den geliebten Monarchen.

Aber etwas mußte geſchehen, das fühlte Jeder. So konnte man nicht auseinander gehen. Die Logenſchließer hatten unter den Enveloppen der Damen Blumenkränze geſehen; oder waren es ſchon Lorbeerkränze? Auf irgend ein Haupt ſie zu drücken, dazu waren ſie doch mitgenommen. Aber wo war das Haupt, wo der Eine, der eine ſolche Maſſe wecken, begeiſtern, führen konnte? — Wohl gab es Einen, einen noch jugendlichen, genialen Prinzen vom kühnſten Geiſte und bewährtem Muthe. Sein Schwert hatte Franzoſenblut getrunken, ritterlich hatte er ſich mehr als einmal in die Schaaren der Feinde geworfen und — dem unüberwundenen Helden hätte man alle ſeine Schwächen vergeben, er wäre der Mann des Volkes geweſen, und wäre er vorgeſprungen, da auf eine Erhöhung, und hätte den Degen blitzen laſſen im Scheine der Theaterflammen, nur wenige kräftige Worte, — möglich war es, daß es ein Ernſt ward, deſſen Folgen Niemand berechnet. Aber dieſen Einen feſſelten Rückſichten, er knirſchte im verhaltenen Grimm in ſeinen vier Wänden; er zückte den Pallaſch, um ihn wieder in die Scheide zu ſtoßen, er ſah nach den Wolken, und lauſchte auf den Gallop eines Pferdes, ob es die Ordonnanz war, die das heiß erſehnte Wort brachte. Er hatte ſein Wort geben müſſen, heut nicht im Theater zu erſcheinen. „Scharf geſchliffen und von vorn herein die Spitze abge-

brochen, damit der Stahl nicht verwundet.“ — Andre gab es wohl, die von demſelben Feuer glühten, Namen von ehernem Klang und altem Ruhm; ſollte man aber die Kränze auf eisgraues Haar drücken? Warum nicht lieber auf Friedrichs Büſte.

Aber etwas mußte geſchehen; die Gährung war zu groß, um ſich zu verlaufen. „Es lebe der König!“ rief eine Stimme. Tauſend riefen es nach. Das Orcheſter intonirte den neuen Volksgeſang, der ſo raſch Allgemeingut geworden, und das feierliche: „Heil Dir im Siegerkranz, Retter des Vaterlands!“ hallte wie beſänftigend durch den hohen Raum des Schauſpielhauſes.

Eine der kleineren Logenthüren klappte zu und ein Mann, vor dem ſich der Schließer reſpectvoll neigte, eilte im Surtout die Treppe hinunter.

„Das alte Lied! ſagte ſein jüngerer Begleiter, es war Herr von Fuchſius; es klang hier mir wie eine Ironie.“

„Alles Theater, alles gemacht, alles nichts, und daraus wird im Leben nichts!“ erwiederte der andre.

„Seine Excellenz der Herr Miniſter von Stein!“ flüſterten ſich die Logenſchließer zu.

Aber als das Lied durch neue Hochs, dem Könige gebracht, unterbrochen wurde, klappte wieder eine Logenthür, eine Stimme theilte den Vorneſitzenden etwas mit, dieſe ſprachen nach links und rechts, und bald lief es wie ein Lauffeuer durch die Logen: Die Garniſon marſchirt! — Die Berliner Garniſon rückt aus!

Soll das den letzten Trucker geben! ſchien des Miniſters Blick zu ſeinem Begleiter zu ſagen, während der Lärm drinnen ſich wieder ſteigerte. Ein Vorübergehender las den Sinn der ungeſprochenen Worte und erwiederte dem Manne, den er nicht kannte: „Sie können es ganz gewiß glauben, mein Herr, diesmal iſt es Ernſt. Die Kriegskaſſe iſt ſchon fertig, und das Feldlazareth wird gepackt. Ich habe einen Vetter, der dabei iſt.“

„Und ich habe es ſelbſt angeordnet,“ lächelte der Miniſter ſeinem Begleiter zu. „Soll man ſie um ihren Glauben beneiden, oder bedauern?“

Fünfzehntes Kapitel.

Am Altar des Vaterlandes.

Was bis hier geschehen, davon finden wir die Hauptzüge wenigstens in den öffentlich gewordenen Berichten. Die Zeitungen gedenken des denkwürdigen Abends; aus ihnen sind jene Züge schon in die Geschichtsbücher übergegangen. Es fiel aber an dem Abende noch manches vor, wovon sie schweigen. Ein großer Theil des Publikums hatte sich bereits entfernt. Die Begeistertsten empfanden noch das Bedürfniß, sich Muth und Hoffnung zuzureden. Hier schüttelte man sich die Hände; hier schloß man sich in die Arme; hier unterhielt man sich von Vortheilen, welche die Oestreicher errungen haben sollten, von dem und jenem französischen General, der verwundet sei; dort von einem Volksaufstande, der sich irgendwo vorbereite, von dem ungeheuren russischen Heere, was aus dem Innern Asiens heranwälze. In bewegten, bangen Zeiten knüpft die Hoffnung aus dem Sonnenstäubchen, aus den Spinnfäden in der Herbstluft Taue für ihre Anker!

Da lief schon längst ein Gerücht durch die ent-

fernten Gruppen, daß ein Courier mit wichtigen Nachrichten angekommen ſei, aber er und ſein Pferd, gleich erſchöpft, ſeien auf dem Markt geſtürzt. Der Commandant, welcher des Weges gekommen, habe ihn auf der Straße vernommen, und ſei mit den Depeſchen ſogleich nach dem Palais geeilt. Ein kleiner Mann mit ſehr wichtiger Miene, den man früher ſchon bei allen Gruppirungen bemerken konnte, ſchwang ſich jetzt auf eine Logenbrüſtung und ſchrie: „Es iſt richtig, meine Herren, der Courier iſt da! Er hat ſich beim Fall den Fuß verſtaucht — er kommt direct vom Schlachtfelde — ich ſah ihn ſelbſt — ſie führen ihn jetzt am Schauſpielhaus vorbei.“

Sogleich war an der Thür ein Gedrang; man wollte hinaus, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen. Die Entfernteren riefen: holt ihn herein! — Was er auf der Straße ausſagen dürfe, könne er doch auch dem Publicum erzählen.

„Wenn uns Merkel nicht wieder eine Finte aufbindet!“ ſagte ein Mann in mittleren Jahren, mit lebhaften dunkeln Augen, der, ſeiner Kleidung nach, dem geiſtlichen Stande anzugehören ſchien; das Bleiſtift und Pergament in ſeiner Hand deutete aber auf einen Berichterſtatter für eine Zeitung, was er auch wirklich war, der franzöſiſche Prediger und Profeſſor Catel, damals, und noch lange nachher, Redacteur der Voſſiſchen Zeitung. „Diesmal hat Merkel die Wahrheit geſagt, liebſter Catel, bemerkte ſein Nachbar. Der Courier iſt da, auch ich ſah ihn,

und was ich durch das Gedränge gehört ſind ſo wunderbare Dinge, daß Sie Ihre Zeitung übermorgen damit füllen können.“ — „Sie verlangen doch nicht von mir, daß ich Mirakel ſchreiben ſoll! entgegnete Catel. Das iſt weder meines Metiers, noch meiner Zeitung. Rebus in arduis aequam servare mentem.“

„Iſt zwar ein ſchöner Wahlſpruch, entgegnete der andere, aber es giebt doch Ausnahmen.“

„Die ſich doch wieder auf eine Regel zurückführen laſſen. Alle Bewegung ſinkt auf ihr Niveau oder Maaß zurück und die Geſetze dieſes Maaßes ſind die Kunſt. Und das haben wir an dieſem Abend. Iffland hat ſich wieder ſelbſt übertroffen. Sehen Sie — — Sehen Sie ihn da, Feuer und Flamme für den Krieg, er iſt der Soldat, den er vorhin geſpielt, ich glaube, wenn ihn Seine Majeſtät, der König, in die Linie beriefe, ſo würde er auch da vor den Rotten wie ein Meiſter der Kriegskunſt daſtehen. Und nun betrachten Sie, mit welcher claſſiſchen Ruhe er auch dieſes Feuer menagirt! Und vorhin im Puls, das war kein Spiel, das war wieder ein Ernſt, eine Wahrheit, eine Kunſt, die uns an der menſchlichen Natur irre machen könnte. Ohne Zweifel war er von den Auftritten, die nun folgen ſollten, nicht allein unterrichtet, ſondern er hat ſie mit arrangirt, er lebte in dem Gedanken, und wo merkte man es ihm an! Ich habe ihn genau beobachtet. Da war jedes Fältchen der Weſte, jeder Knopf wie

ſonſt. Wie er mit der Rechten den Puls des Patienten fühlte, zählte er mit den Fingern der Linken auf dem Rücken die Schläge. Das werden Wenige bemerkt haben. Er that es auch nicht für's Publikum, für ſich, um ſich ſelbſt zu genügen. Dieſe Ruhe, dieſe Herrſchaft über Leidenſchaft und Welt, iſt es, was den Künſtler macht. Ich hätte nur einen Wunſch jetzt —"

„Doch nicht, daß Iffland ſelbſt ins Feld ziehen ſoll!"

„Nein, ich möchte ihn Talma gegenüber ſehen. Jeder, bin ich überzeugt, würde den andern bewundern, jeder vom andern lernen wollen."

„Franzöſiſches Feuer und ein Claſſiker im Blute!" bemerkte ein Dritter. „Von der Colonie! ſagte der Andre. Die beſten Preußen und gute Deutſche, und doch alle ein tendre für Bonaparte."

Ein Jubel und Hallo kündigte hier an, daß der Courier ins Theater gezogen war. Noch ſahen ihn die Wenigſten, aber Stimmen ſchrieen ſchon: „Victoria! Ein Sieg, ein ungeheurer Sieg! Hoch lebe der König! hoch Preußen!"

Umſonſt ſträubte ſich der junge ſtaubbedeckte Mann, dem man die äußerſte Erſchöpfung von einem angeſtrengten Ritte anſah. Sein Geſicht war blaß, nur zuweilen von einer flammenden Röthe überflogen. Er ſprach lebhaft, aber mit Anſtrengung zu den um ihn Stehenden.

„Meine Herren, es iſt ein Irrthum, ich bin nicht

ſelbſt der Träger der erwünſchten Nachrichten. Ich habe vergebens draußen ſchon gegen die Auszeichnung proteſtirt, aber man hört mich ja nicht. Meine Depeſchen vom Miniſter Haugwitz enthalten nichts, noch können ſie etwas von der Nachricht enthalten, die Sie, die wir alle wünſchen, daß ſie auf Wahrheit beruhe. Meine Depeſchen, wie meine eigne Kenntniß der Dinge, ſind von Wien, von weit älterem Datum. Ich wußte mich, um nicht aufgefangen zu werden, auf Nebenwegen durchzuſchlagen, ich mußte weite Umwege machen, und ich wiederhole Ihnen, daß es nur ein Gerücht iſt, was ich an der ſächſiſchen Gränze zuerſt hörte. Was verlangen Sie von mir, daß ich es hier öffentlich mache! Ich kann nichts ſagen, als daß ich von andern gehört, was dieſe wieder gehört."

Die in den Logen und dem hintern Parterre hatten natürlich nichts von dieſer Proteſtation gehört. Uniſono ſchrie, tobte, forderte man, daß der Courier laut ſpreche; was hier gut ſei, müſſe es für alle ſein. „Hier ſind keine Verräther! Keine Spione." — „Auf das Proſcenium!" — „Sie müſſen jetzt, Bovillard, rief Jemand, der ihn kannte, oder man läßt es uns entgelten."

Der Erſchöpfte ward von zwei Männern unter den Arm gefaßt und auf die Bretter faſt hinauf geriſſen. Uebrigens herrſchte kaum ein Unterſchied mehr zwiſchen der Bühne und dem Zuſchauerraum. Selbſt von den angeſehenſten Damen ſtanden ſchon mehre auf der erſteren. Schauſpieler hatten einen Altar

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04044/060

herangetragen, der vielleicht aus der vorigen Opern-darſtellung noch hinter den Couliſſen ſtand. Er diente dem Erſchöpften, der ſich von ſeinen Begleitern losgemacht, zur Stütze. Sein Auge rollte, als ſuche er in der Luft nach Worten, während es den Umſtehenden nicht entging, daß ſeine Glieder fieberhaft zitterten. Jetzt fuhr er mit der Hand über die Stirn; um die Erinnerung zu ſammeln, glaubten Einige, Andre verſicherten nachher, er ſei geſtanden, als habe er ein Geſpenſt geſehen. Da rief er plötzlich aus voller Bruſt: „Sieg! Sieg verlangen Sie aus meinem Munde. — Wenn wir an uns ſelbſt glauben, Deutſche Männer, müſſen wir ja ſiegen! Warum nicht dort!“ — Ein Händeklatſchen, ein brüllender Applaus: „Sieg! Ein Sieg! — Weiter! — Wo?“ — „In Mähren, hinter Brünn — eine Schlacht, ſagen ſie, iſt geliefert, blutig, wie keine ſeit Menſchengedenken — drei Tage hätte ſie gewüthet — drei Kaiſer ſtanden ſich gegenüber — drei Mal ging die Sonne blutroth auf — am dritten —“ Alles hörte bang, mit angehaltenem Athem, während der Sprecher nach Luft zu ſchöpfen ſchien. — „Am dritten hat man ihn geſehen — Bonaparte — in der Mitte von nur drei Reiterregimentern, die ihn mit ihren Leibern ſchützten — ſich durchſchlagend nach Baiern — ſein Heer, ſein großes Heer —“

„Was iſt ihm!“ riefen die Nächſtſtehenden. Bovillart beugte und ſtützte ſich, wie um ſich zu halten, oder etwas zurückzudrängen, auf dem Altar. Durch

naß thronte höher und gebietender, als jetzt, wo die Bescheidenheit mit dem Fuße die Schaufel Erde wieder abstößt, welche Fleiß und Begeisterung im Schweiß ihres Angesichts hinaufgekarrt haben. Wie wir uns selbst richten, nicht aus Schulengeist, sondern aus kritischem Gerechtigkeitsgefühl, wie wir vor dem Fremden unsere eigenen Werke verkleinern, wäre in Schweden etwas Unerhörtes. Auch unserer Poesie Werth und Größe lernt man erst im Auslande kennen, wenn man sieht, wie dort sich alles vereint, das Nationale zu heben, und dann zurückblickt auf die Heimath, wo Freund und Feind und die Elemente gewaffnet stehen, das, was sich selbst hebt, anzufechten und herabzureißen. Wenn dann doch noch etwas stehen bleibt, ein Berg, der aus blauer Ferne hinüberschaut in die fremden Länder, ist es wohl das Kennzeichen des Echten.

Der Schwede weiß wenigstens ein Feld, wo Thätigkeit Ehre bringt, er weiß, daß, wenn ein Gedicht zum Ruhm seines Vaterlandes über dessen Gränzen dringt, er der Theilnahme seiner Landsleute gewiß ist. Und ist dies Feld nicht schon ein lockendes an sich, auch ohne die daran stoßenden Aussichten? Wie ein geschickter Buch-

die weiten Räume aber brauſte es: „Hurra! — Victoria!“ — „Kränzt den Siegesboten!“ rief die Fürſtin, die Treppe herauf ſteigend. „Kränzt ihn!“ wiederholten weibliche Stimmen.

Die Kränze waren da, aber das Publikum wollte vorher den ganzen Freudenbecher ausgeſchüttet wiſſen: „Sein Heer — wo iſt ſein Heer?“

„Fragt die Erynnien! — Eine Blutlache —“

Dieſe Worte konnte man auf dem entfernteſten Amphitheater verſtehen, ſo ſcharf ſchnitten ſie durch die Luft, doch ohne den ſoneren Metallklang von vorhin. Dann hörte man einen Fall, einen Schrei der Umſtehenden, Töne des Jammers, Einige wollten ein Auflachen gehört haben. Sehen, was vorgefallen, konnten natürlich nur die Nächſtſtehenden; indem man, um zu ſehen, herandrängte, verbarg man die betreffenden Perſonen. Von Mund zu Munde ging es, der Bote der Siegeskunde war am Altar des Vaterlandes niedergeſunken, aber mit voller Ehre. Ein junges Mädchen, ſchön wie keine in Fiebergluth, hatte ſich mit dem Kranz über ihn erhoben, aber als ſie ihm denſelben auf die Stirn drückte, als er ihre Hand ergriff, ſtürzte es ihm aus dem Munde, ein rother Blutquell, und er war hingeſunken, ohne die Hand loszulaſſen.

Zehntes Kapitel.

Eine Entführung.

So viel wußte man bis in die entfernteſten Winkel, aber in der Maſſe verſchwand das Perſönliche vor dem ſturmbewegten Gefühl. Man begnügte ſich nicht mehr mit einem Händedruck, auch Leute, die ſich nicht leiden mochten, ſtürzten ſich in die Arme: „Das Vaterland iſt gerettet!“ — „Zugeſchlagen. Nun ihm das Garaus gemacht!“ — „Drauf los! — Tod allen Franzoſen!“

„Davon werden ſie auch nicht ſterben!“ brummte der Officier, welcher vorhin York genannt wurde, der ſich jetzt Luft nach dem Ausgange machte, während die Tücher der Damen ihm faſt um die Ohren ſchlugen: „Wenn überhaupt die Geſchichte wahr iſt.“

„Sie ſtießen, ſagte ſein Begleiter, den armen Herrn Merkel beinahe um, der die Nachricht friſch aufnotirt, um ſie noch warm in ſeinen Freimüthigen zu ſetzen.“

„Hol' ſie alle —“ entfuhr es dem Oberſt, als ſeine Aufmerkſamkeit durch eine andere Scene in Anſpruch genommen wurde.

Walter van Aſten führte ſeine Couſine durch das Gedränge. Einer der jüngeren Offiziere, deren Geſchwätz der Oberſt vorhin durch ſeinen zornfunkelnden Blick zum Schweigen gebracht, benutzte den Augenblick, wo Walter ſich bückte, um den Pompadour aufzuheben, der dem jungen Mädchen aus der Hand gefallen war. Er drängte ſich zwiſchen beide und wußte den Arm der Dame in ſeinen zu ſchieben: „Mein ſchönſtes Fräulein, Sie hatten einen Führer, der den Weg nicht kennt. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den nächſten zeige.“

Minchen Schlarbaum's Arm hing wirklich am Arm des Offiziers, als ob es ſo ſein müſſe, aber ihr Mund öffnete ſich ſo weit als ihr Auge groß ward. „Mein Gott, verzeihen Sie, das iſt ja mein —“

„Ihr Pompadour,“ fiel der Cornet ein. „Da — nehmen Sie ihn raſch. Ich hoffe, daß der — Herr da ihn für Sie aufgelangt hat.“

„Und ich, Herr Cornet von Wolfsfehl, hoffe, ſagte Walter, daß Sie nur in der Trunkenheit der Freude meine Couſine mit — Jemand Ihrer Bekanntſchaft verwechſelt haben. Für eine andre Trunkenheit würde ich Rechenſchaft fordern.“

„Was! — Spricht da einer von Rechenſchaft — ich habe mich wohl verhört,“ näſelte der Cornet zu den Cameraden, die ſtill lächelnd in der Nähe ſtanden, als er ſchon Walters Hand an ſeinem Arm fühlte. Es war noch eine ſanfte Berührung.

„Ich, Cornet Weiskehl, sagte Walter in einem Tone, der nach dem Druck seiner Hand entsprach. Auf der Stelle ersuche ich Sie so höflichst als dringend, Ihrer Wege zu gehen, da ich meinen vollkommen kenne, den ich gehen muß und werde, wenn Sie den Platz nicht augenblicklich verlassen."

„Herr — fuhr der Cornet auf — wer sind Sie in drei —" und hatte doch den Arm der Dame fahren lassen. Walters Blick hatte etwas herrisch durchdringendes. Auch auf den übermüthigen Jüngling hatte er unwillkürlich einen Eindruck gemacht.

„Jemand, dem es leid thäte, sich an dem Rock des Königs vergreifen zu müssen, der aber keinen Augenblick zaudern würde, wenn — jemand, der nicht der Ehre werth ist ihn zu tragen, darunter steckte."

„Was! — Unterfängt sich die Ca —"

„Halt!" donnerte die Stimme des älteren Officiers dazwischen. „Meine Herren Officiere, wenn der Civilist da zu dem Frauenzimmer gehört, ist er im Rechte."

Dulden wir das! schien der zu den Cameraden gewandte Blick des Cornets zu sprechen.

„Herr Obrist, er hat unsre Uniform berührt."

„So wird er Ihnen Rede zu stehen haben, warum," entgegnete der Obrist.

„Herr Jesus, um Gottes Willen keinen Scandal! schrie Minchen Schlarbaum. Da ist ja Herr Professor Catel, der kennt meinen Cousin."

In dem Augenblick ward aber die Aufmerksam-

keit wieder auf den allgemeinen Gegenstand der Theilnahme gelenkt. Wie wenn ein Vorhang zu beiden Seiten aufrollte, hatten sich die Personen, welche um den Courier gestanden, nach beiden Seiten vertheilt, um der stürmischen Forderung des übrigen Publikums zu genügen. Bovillard lag auf dem Boden, das umkränzte Haupt vom Theaterarzt gestützt, während seine ausgestreckte Rechte die Hand des jungen Mädchens noch immer gefaßt hielt, welche den Kranz ihm aufgedrückt. Diese kniete, entweder durch ihre Lage dazu genöthigt oder aus eigener Bewegung, daneben. Von der Fieberröthe flutbete nichts mehr auf ihrem Gesicht; es war todtenblaß, nur die großen schönen Augen starrten auf den Jüngling zu ihren Füßen. Sie selbst schien der Hülfe zu bedürfen, denn die Fürstin hielt sie umfaßt. Die Wallensteinischen Krieger, auf ihre langen Degen gestützt, standen im Halbkreis wie eine Wache. Es war nicht Arrangement, es hatte sich von selbst so gemacht. Wer den Rest Spiritus auf dem Altar entzündet, dessen blaue Flammen spärlich durch das Halbdunkel der verlöschenden Oellampen in die Höhe leckten, ist nie ermittelt.

Der Anblick war überraschend, das erste Schweigen des Publikums verrieth, daß es den Sinn und Zusammenhang nicht begriff. Es wußte nicht, ob es noch jubeln dürfe, ob trauern solle? Eigentlich wußte es Niemand; was seit letzt geschehen, ging über alles Arrangement hinaus, wie die Gefühle der Einzelnen, wie kleine Blutadern in einem großen

erſtarrten Körper, pulſirten. Die Theilnahme war verſchieden. Eine Stimme rief aus der Mitte heraus: „Ah c'est pittoresque! C'est vraiment antique et classique!“

„Aber er ſtirbt ja wirklich!“ ſchrieen Andere.

Der Claſſicismus mußte in dieſer Verſammlung noch eingewurzelt ſein, denn es fand ſich Jemand, der ſeine Zuhörer an das erhabene Beiſpiel aus dem Alterthum erinnerte, wo der Bote einer Siegesnachricht im Augenblick, wo er ſie überbrachte, aus Erſchöpfung zu den Füßen ſeiner Mutter todt niederſtürzte, und die Mutter ward um deshalb als die glücklichſte Frau im ganzen Hellas geprieſen.

Herr Herkloß, der Theaterdichter, man vermuthet, daß er es geweſen, hatte mit Iffland einige Worte geflüſtert, und dieſer, heute in andauernder Aufregung, hatte ſchon den breitkrämpigen Hut gezogen, und war an die Lampen getreten zu einer neuen patriotiſchen Anſprache, muthmaßlich aus jener Vergleichung geſchöpft, als Major Eiſenbach ihn ſanft am Arm faßte:

„Um Gottes Willen, Herr Director, bedenken Sie, da iſt der Vater des Sterbenden.“

Der Geheimrath Povillard, in einem Geſpräch mit St. Real begriffen, hatte erſt ſpät ſeinen Sohn erkannt. „Mais enfin, grand Dieu, c'est donc mon fils!“ rief er händeringend zu denen, die ihn abhalten wollten, ſich auf die Bühne zu ſtürzen, und arbeitete ſich durch das Gedränge.

„Mais, mon cher conseiller, rief der Geheimrath Lupinus, der, seinen Arm unterfassend, ihm nacheilte, il ne mourra pas. Nous admirons ce ravissement d'amour paternel suprême. Oh! c'est touchant. Mais considérez, mon ami, votre état et surtout votre caractère. Vous êtes philosophe! — Et il ne mourra pas, assurément, ce n'est qu'un échauffement passager. C'est jeune homme, un épanchement patriotique, l'amour paternel le guérira!"

Es arbeitete ſich noch Jemand während deſſen durch das Gedränge, doch mit einem andern Ungeſtüm. Auch nach ihm ſtreckten ſich unwillkürlich Arme aus, als wollten ſie ihn zurückhalten. Weshalb Walter van Aſten plötzlich dem Officier, dem er noch eben die Zähne zu weiſen ſo große Luſt gezeigt, den Rücken gekehrt, weshalb er ſeine Couſine, zu deren Schutz er aus ſich ſelbſt herausgeſchritten ſchien, ſtehen ließ, weshalb er unbekümmert um beide ins dichteſte Gewühl ſich geſtürzt, daß er im nächſten Augenblick ihnen allen verſchwunden war, das wußten die freilich am wenigſten, welche ſich am lauteſten darüber verwunderten. Ein Hohngelächter der Officiere brach plötzlich aus. Der Obriſt drückte verächtlich den Hut auf die Locken: „Iſt's ein ſolcher, ſo laſſen Sie den Patron nur laufen."

„Er hat vielleicht Jemand geſehen, der ſeiner Hülfe noch mehr bedarf," antwortete Profeſſor Catel auf Minchen Schlarbaums erſtaunten Blick, und bot

ihr rasch seinen Arm, während die Officiere zu einer Art Kriegsrath zusammengetreten waren.

„Redestehen!“ — „Nimmermehr.“ — „Die Peitsche dem Poltron!“

„Meine Herren, sagte der Obrist im Abgehen, wenn er den Rock des Königs angefaßt und sich salvirt hat, ehe er Rede stand, ob er nicht nur einen Fleck drauf abklopfen wollte, so schickt sichs weder Satisfaction von ihm zu fordern, noch für Sie den Bütteldienst zu übernehmen. Das ist nun meines Erachtens allein Sache der Polizei und der Justiz, und vor der Hand können Sie's ruhig einem Wachtmeister und Sergeanten überlassen. Empfehle mich Ihnen.“

Der Geheimrath Bevillard hatte sich über seinen kranken Sohn werfen wollen, aber vernünftige Freunde ihn zurückgehalten, weil es sich mit seiner Würde nicht vertrage, weil das vor dem Theater-Publikum eine Scene aufführen hieße, weil sein Sohn in keiner Lebensgefahr sei, weil jeder Affect die Lage desselben verschlimmern könne. Der Geheimrath Bevillard war den vernünftigen Vorstellungen zugänglich, und für den öffentlichen Anstand hatte er immer das feinste Gefühl.

Um so besser, als man seinen Sohn bereits auf demselben Ruhebett, auf welchem bei der Darstellung des Duls der kranke junge Graf gelegen, fortgetragen hatte. Dabei mußte sich noch einiges ereignet haben, was die Umstehenden beschäftigte. Man hatte

Vaterlandes zügeln! Was erwarten wir dann vom Pöbel!"

„Die Affecte werden immer ihr Recht behalten, erwiederte Herr von Fuchsius. Und wenn Ihr eine Staatsordnung auf Menschen ohne Leidenschaften und Schwächen bauet, so habt Ihr auf Sand gebaut. In einer Zeit, wie unsre, Herr Director, hilft uns nur, wenn wir den Affecten alle Schleusen öffnen. Der Organismus ist zu systematisch verschlammt. Die Künste der Ordnung reichen nicht aus. Nur ein Ueberfluthen des Stroms kann uns aus der Lethargie erretten."

„Wenn sie sich zanken, ists doch ein Beweis, daß sie noch leben!" setzte Major Eisenbach hinzu.

„Sie lebt! sagte der Arzt, welcher für Adelheid herbeigerufen war und noch immer ihren Puls hielt. Ihr Leiden scheint mir nur psychisch; eine Folge von zu lange verhaltenen Gemüthserschütterungen. Nach dem Zwange rächt sich die Natur. Die äußerste Ruhe thut ihr zunächst noth. Auf die Bretter aber, dünkt mich, gehört die Kranke nicht."

Damit war vor Allen Herr Iffland einverstanden. Er hatte bereits eine Portechaise kommen lassen. Zwei Soldaten, noch in Wallensteinschen Waffenröcken, versprachen rüstige Träger zu sein.

„Aber wohin?" fragte der Director, nachdem Adelheid unter Beihülfe des Arztes und der Fürstin in die Portechaise gehoben war.

händler dem äußern Verkehr eine gute Wendung geben könnte, läßt sich auch für den geistigern ein mehrerer Aufschwung denken. Walter Scott wird mit allgemeiner Aufmerksamkeit gelesen; Schweden's Vorzeit ist nicht arm, und eben so wenig seine jüngere Geschichte, welche dem Enkel des Epos, dem vaterländischen Romane, reiche Nahrung gäbe. Noch habe ich nicht mehr gehört, als daß ein jüngerer Freund der Poesie in Upsala einen vaterländischen Roman unter der Feder hat. — Van der Velde's Arwed Gyllenstierna fand ich in mehreren Privatbibliotheken; man las ihn mit der Wärme der Theilnahme, wie sie über 60 Grad nördlich sich kund thut. Gegen die Entstellung des Nationellen und die Karikirung des Geschichtlichen darin hatte man wenig einzuwenden. Das Buch spricht von Schwedens glänzenden Zeiten.

Es kann nicht die Absicht des skizzirenden Reisebeschreibers sein, einen Abriß der Schwedischen Literärgeschichte zu liefern. Von dem Kampf der beiden Partheien ist man auch bei uns im Allgemeinen unterrichtet, ein Kampf, welcher, der Natur der Sache nach, in jedem Lande, wo die Französische Bildung die eigenthümliche Entwik-

„Gleichviel! In das nächste befreundete Haus,“ sagte der Arzt.

„Das ist mein Hotel.“ Die Fürstin gab, nachdem sie einen schnellen Blick nach der Geheimräthin geworfen, die nöthigen Anweisungen: „Leise aufgetreten, keine Erschütterung. Für einen guten Lohn verpflichte ich meinen Kammerdiener.“

Die Luvinus sah weder den Blick, noch die Abführung der Portechaise. Eine Reihe riesiger Pappenheimer hatte eine Wand dazwischen gebildet. Aber auch ohne diese Kuiraſſiere würde sie in dem eifrigen Gespräche mit dem Legationsrath es schwerlich gesehen haben. Er hatte sie schon vorhin fast mit unziemlicher Heftigkeit bei der Hand ergriffen und in die Coulissen gezogen.

„Ich verstehe Sie nicht. Sie selbst drangen darauf, daß ich kündigen sollte.“

„Und heut bietet Moldenhauer fünf Procent, wenn Sie die Kündigung zurücknehmen. Schlagen Sie ein! wiederhole ich. Jede Hypothek 20,000 Thaler! Bedenken Sie! Einen so unerwarteten Gewinn! Sie wären rasend, ihn von der Hand zu weisen.“

„Aber wenn die Kapitale selbst darüber verloren gehen! Noch gestern schrieben Sie mir: Kündigen Sie.“

„Noch vor einer Stunde hätte ich es gethan.“

„Und jetzt, — wo Preußen losschlagen muß —“

„Es schlägt nicht los.“

„Napoleon vernichtet ist —“

„Er ist nicht vernichtet.“

„Trägt ein Ariel Ihnen Botschaften durch die Luft?“

„Ja, in Gestalt einer Taube, die zu Herrn von Marvilliers auf Laforest Hinterdach niederflog.“

„Die Schlacht —“

„Ist geliefert, flüsterte er näher an sie tretend ihr ins Ohr. Das Blut floß in Strömen. Die Russen total geschlagen, Oestreich verloren, dem Sieger auf Gnade und Ungnade überliefert —“

„Entsetzlich! Wo? — Wie?“

„Wenn man den Namen in dem rasch gekritzelten Zettel richtig liest, heißt es Austerlitz, wo Europas Schicksal entschieden ward. — Die Schlußfolge überlaß ich Ihnen.“

„Und diese Menschen in ihrem Siegesrausch!“

„Was geben diese Menschen Sie an! Denken Sie an sich, und ergreifen, was der Moment Ihnen bietet. Es wäre möglich, daß Moldenhauer schon morgen Mittag den wahren Verlauf erfährt. Deshalb beschied ich ihn auf morgen früh zu Ihnen. Ein Notar ist avertirt, daß wir ihn auf der Stelle rufen. Moldenhauer wird Sie als Engel segnen, denn er hält sich als Kaufmann ruinirt, wenn Sie auf die Kündigung bestehen. Sie zaudern natürlich etwas, bis —“

„Und wenn wir uns doch verrechneten!“

„Das Einmaleins ist nicht unerschütterlicher als der moralische Egoismus der Staatskunst. Stürzt

ſich das Lamm in den Rachen des Löwen, der vom Blute der Hunde träuft?“ —

„Aber —“

„Wird, kann, darf Preußen jetzt losgehen? Das frage ich Sie, und es bedarf nicht Ihres Scharfblicks, um ein entſchiedenes Nein zu antworten. Selbſt wenn dieſe Mannequins nicht am Ruder ſäßen, ein entſchloſſener, zornſprühender König auf dem Throne — jetzt wäre es Thorheit — Thorheit iſt Alles — aber es wäre mehr als das — Verbrechen, Wahnſinn — es iſt eine Unmöglichkeit.“

„Doch Napoleon könnte —“

„Aber wird nicht. Er iſt zu vorſichtig, um die Verzweiflung herauszufordern, und zu geſchwächt durch ſolchen Sieg, um auf einen gerüſteten Staat ſich zu werfen; zu klug, um nicht andre Vortheile von einem Feinde zu erpreſſen, der die Dummheit hat, an einem politiſchen Gewiſſen zu laboriren, und das Unglück, daß es ihn drückt. Wenn der Löwe ſatt vom Blut iſt, läßt er die Lämmer weiden, und ſpielt auch mit ihnen, daß ſie zutraulich werden, bis er wieder Hunger bekommt. So weit dürfen wir nicht rechnen.“

„Es wird dunkel!“ rief die Geheimräthin; man fing an die Lampen auszulöſchen. — „Mein Gott, wo iſt Adelheid?“

Der Wachtmeiſter aus Wallenſteins Lager war ihr entgegen getreten. „Beruhigen Sie ſich, Madame. Die Demoiſelle iſt in ſichrer Obhut fortgebracht, die Frau Fürſtin Gargazin —“

„Hat sie Ihnen am Ende entführt," lachte Wandel.

Ein Kammerdiener der Fürstin stand in der Coulisse, um der Geheimräthin die Thatsache, nur mit andern, schöneren Worten zu melden, und wenn sie es für nöthig fände, die Kranke zu besuchen, das ganze Hotel zu ihrer Disposition zu stellen. Ein Zusatz lautete indeß, daß die Aerzte jeden Besuch für lebensgefährlich beim Zustande der Kranken erklärt.

Als die letzte Spiritusflamme auf dem Altar aufzückte, ging die Geheimräthin an Wandels Arm rasch fort. Sie standen am Ausgang. Links führte der Weg zur Fürstin, rechts nach der Jägerstraße.

„Sie ist Ihnen entführt. Wollen Sie ihr nachlaufen? Mich dünkt, es ist heute genug Komödie gespielt. Ueberlassen Sie das solchen, die zu nichts Besserem taugen. Wozu einen Schmerz heucheln, den Sie nicht empfinden. Mich dünkt, Sie könnten dem Himmel danken, wenn Sie das Mädchen auf die Weise wirklich los werden."

„Aber was wird die Welt sagen?"

„Die hat fürs erste anderes Spielzeug. Nachher findet sich leicht eine plausible Fabel."

Die Geheimräthin ging nicht in das Hotel der Fürstin.

Das Publikum drängte hinaus. „Herr Professor Catel, sagte Merkel triumphirend, werden Sie uns

übermorgen wieder eine neue spanische Fabel von Iriarte in der Vossischen bringen?"

„Herr Doctor Merkel, erwiederte Catel, wenn nur nicht Ihre deutsche Wahrheit, die aus Ihrer Brieftasche heraus will, bis sie in den Freimüthigen kommt, zur Fabel wird!"

„Halt! Halt! rief eine Stimme am Ausgange. Das Wichtigste" — „Was denn?" — „In der romantischen Unruhe vergaß man die Ankündigung, was morgen gegeben wird."

Es war ein Häuflein Muthwilliger, das überall die Gelegenheit zur Unruhe willig ergreift. „Ordnung muß sein, trotz der Politik!" — „Theater muß hier sein, wenn auch draußen Schlachten sind." Man pochte und schrie: „Die morgende Vorstellung! Rasch, fix raus." Ein Unterbeamter des Theaters blickte scheu durch die Coulissen, und erklärte demüthig einem hochverehrten Publikum: Herr Director Iffland und alle Regisseure hätten sich schon entfernt, ohne eine Anweisung hinterlassen zu haben. Das vermehrte erst den Lärm, das Publikum wollte sein Recht. Plötzlich sprang ein junger elegant gekleideter Mann vom Parterre auf die Bühne, verneigte sich und sprach:

„Morgen: „„Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, Originallustspiel aus dem Französischen in drei Akten."" Hierauf: „„Heute roth, morgen todt, politische Burleske in einem Akt."" Zum Schluß: „„Ende gut Alles gut, Schauspiel aus dem Englischen des Shakspeare.""

Applaus begleitete das Impromptu. Es war ein Kammergerichts-Referendarius, man nannte seinen Namen. Seine Freunde jubelten über den Geniestreich. Es gab viel Gerede darüber in allen Cirkeln der Stadt. Aeltere Männer, die Räthe des Gerichtes, schüttelten den Kopf: In diesem politischen Treiben ginge Sitte und Ordnung zu Grunde.

Siebzehntes Kapitel.

Die Patrioten trennen sich.

„Was thun Sie, Herr von Eisenhauch!“

„Was die Ehre mir gebietet.“

„Keine Uebereilung, die Sie bereuen könnten.“

„Ich bereue nur, daß ich zu lange vertraut.“

„Wenn jetzt die Freunde des Vaterlands zurücktreten —“

„Wer sagt, daß ich zurücktrete, Herr von Fuchsius!“ Der Major hielt in der Arbeit inne, die ihn ganz zu beschäftigen schien. Er packte hastig an einem Felleisen, während ein anderes schon vom Diener zur Thür hinausgetragen ward. Waffenstücke, Hut und Mäntel hingen umher und zwei Pferde stampften am Hause vor einer leichten Reisekalesche. Es schien nichts Heimliches, was hier verhandelt ward, denn der Major mäßigte nicht seine Stimme, wenn die Diener eintraten, noch sprach er leiser, wenn sie die Thür beim Fortgehen offen ließen.

„Wer sagt, daß ich zurücktrete! Ich verzweifle

nicht an unſrer Sache, mein Herr, auch noch nicht an unſerm Vaterlande, und ich verzweifle auch nicht an dieſen hier, denn man kann nur verzweifeln, wo man noch hoffte."

„Major —"

„Nicht mehr in preußiſchem Dienſt. Meinen Abſchied, der jetzt ausgefertigt wird, haben Sie die Gefälligkeit und ſchicken ihn mir nach, oder verbrennen ihn. 'S iſt gleichgültig."

„Wohin?"

„Nach Oeſtreich, ſo lange noch da ein Funken glimmt. Nach Rußland, England, Spanien, wohin es ſei, wo Herzen ſchlagen, Männer athmen, welche noch ein Gefühl für Schande haben."

Fuchsius hatte die Thür zugedrückt. Es war ein Abſteigequartier und ihm ſchien die Unterhaltung nicht geeignet, um von andern Hausbewohnern belauſcht zu werden. Aber Eiſenbauch rief in der Arbeit: „Wenn es Sie nicht genirt, was mich betrifft, mögen Napoleons Spione Alles hören."

„Nur ein Wort. Großfürſt Conſtantin und Fürſt Dolgoruch ſind hier. Noch iſt nichts verloren, Sie belagern den König, ſie dringen in ihn, daß Preußen ein entſcheidendes Wort ſpreche."

Eiſenbauch lachte auf.

„Lachen Sie nicht. Keine Sprache iſt hier ſo wirkſam, als die ruſſiſche."

„Sagen Sie, als die der Furcht. Als ich bei Ihrem Miniſter den Abſchied forderte, drückte er mir

die Hand ans Herz, wenigſtens an den Platz, wo eins ſchlagen ſollte."

„Und —"

„Sie kommen meinem Wunſch zuvor, verſicherten mich Seine Excellenz, denn Ihres Bleibens wäre hier doch nicht länger. Napoleon würde Ihre Auslieferung fordern, und Sie erſparen uns durch Ihren hochherzigen Entſchluß die Unannehmlichkeit, Sie ausweiſen zu müſſen. — Von einer Uebereilung, Herr von Fuchſius, iſt daher, wie Sie ſehen, nicht die Rede. Ich fliehe, damit man mich nicht einſperrt, ich mache mich bei Zeiten aus dem Staube, damit man mich nicht verfolgt."

Fuchſius hatte ſich, das Geſicht bedeckend, auf das Kanapé geſetzt.

„Und doch wage ich zu behaupten, ſagte er, während der Major im Packen fortfuhr, Sie übereilen ſich. Vergönnen Sie mir, mich mit der Ruhe gegen Sie auszuſprechen, die ich mir erſt ſammeln muß, vielleicht als ein Produkt Ihrer Unruhe. Wo ſchöpft nicht der Troſtloſe Troſt! — Haugwitz's Aufträge, als er nach Brünn abreiſte, waren auf keine Niederlage berechnet. Die Klugheit gebot ihm, wie die Dinge ſtanden, zu verſchweigen, was er unter andern Umſtänden ſprechen ſollte."

„Und ließ ſich, ehe die Dinge ſtanden, wie ſie ſtehen, mit einem gnädigen Zornblick nach Wien complimentiren. Ließ ſich mit einem Schnalzen, wie ein Hund, bei Seite ſchieben, damit Napoleon bei

Austerlitz ungestört schlagen konnte. Sah vom Stephansthurm, mit einem Fernrohr nach Mähren, um seine Worte abzuwiegen, je nachdem, ob er zum Sieger oder zum Besiegten zu sprechen hatte. Höll' und Teufel — verzeihen Sie, mein alter Freund — ich weiß auch, was Diplomatie ist, aber Machiavell ist ein Stümper vor solcher Politik. Die Reise nach Mähren wird ein Brandfleck bleiben in der Preußischen Geschichte, ich fürchte, er zerlöchert das ganze Buch. Der boshafteste Feind hätte nichts Schlimmeres ersinnen können. Doppelzüngigkeit ist ein mildes Wort. Doppelsinnigkeit! eine doppelte Sinnlosigkeit, denn man weiß heute nicht, ob uns Oestreich und Rußland mehr hassen, oder Napoleon mehr verachten muß. — Wissen Sie's zu vertheidigen?"

Der Regierungsrath sagte nach kurzem Schweigen: „Nein! — Ich überlasse Ihnen das volle Verdammungsrecht über das, was geschehen ist. Aber es ist noch nicht Alles geschehen!"

„Der zweite Basler Frieden ward in Schönbrunn geschlossen, zehntausend Mal schmäliger als der erste. Wollen Sie ihn noch durch einen dritten überbieten lassen!"

„Der Vertrag von Schönbrunn ist noch nicht ratificirt, Herr von Eisenhauch. Bis er es ist, lassen Sie uns, lassen Sie mich wenigstens hoffen. Wir sollen Anspach an Baiern abtreten, Cleve, Wesel, Neufchatel an Frankreich, und erhalten dafür das Danaer-Geschenk, die Erlaubniß Napoleons, uns an

kelung verdrängt hat, spät oder früh vortreten muß. Untergehende Geschlechter, weil sie, in sich entartet, moralischer und physischer Auflösung nahe waren, können sich selten wieder aufheben gegen die überwindende Nation, welche sie in der Reihe der Völker ersetzt hat. Die Kopten werden nie in Aegypten, die alten Mexicaner nie mehr in Amerika herrschen *) Aber der Germanische Stamm hat in allen seinen Zweigen noch so viel Mark, daß er das fremdartig Aufgedrungene zuletzt zurückwirft. Seltsam freilich, daß das Verkehrte durch das Medium eines auch Deutschen Stammes uns überkam. Doch die Französische Klassicität war ja nur ein Mißverständniß des Alterthums und die Franzosen selbst arbeiten sich jetzt hindurch — mit nicht genug

*) Europa hofft, daß das christliche Griechenland sich so regenerirt habe — und die Möglichkeit einer Regeneration ist ja die schönste Bedeutung des Christenthums — um auch geistig selbstständig wieder aufzustehen. In Finnland beabsichtigt man, die Schwedische Sprache aussterben zu lassen; ein vergeblich thörichter Versuch, als ob eine Slavische Sprache (die Russische) jemals eine ausgebildete Germanische verdrängen könne, selbst bei Anwendung aller Gewaltmittel.

Hannover schadlos zu halten. Mein Herr, lassen Sie uns hoffen, daß wir diesen Brocken, an dem der Adler ersticken soll, nicht annehmen! Unser Militair knirscht vor Wuth und Erbitterung, es ist ein schlagfertiges Heer; zum Kriege ausgerückt. Soll es ohne Krieg zurück? Hören Sie, wie man laut ruft, von den Prinzen und Generalen bis zu den Unterofficieren und Gemeinen: des Staates Ehre ist verpfändet; die Minister haben sie verkauft, an uns ist es, sie wieder einlösen! Rußland operirt offen, geheim. Hat Oestreich keine Stimme an unserm Hofe? Es ist still erbittert, wie nie zuvor. Horchen Sie durch die Straßen, in den Wirthshäusern, es ist nur eine Stimme: Noch ist der Augenblick zu handeln! Hören Sie in jeder Gesellschaft, wo zwei, drei zusammen stehen, die Wuth gegen Haugwitz. Es ist kein Tadel mehr, es ist ein allmächtiges Gefühl, das kaum mehr Worte findet. Männer mit weißem Haar spucken beim Namen des Mannes. Er hat Preußens Ehre verkauft! Ein Glück für ihn, daß er nicht hier ist. Die Männer der Klique getrauen sich nicht bei hellem Licht über die Straße; man würde —"

„Vielleicht einen Stein aufheben, rief Eisenhauch, den Koffer zuwerfend, aber ehe man ihn wirft, würde man sich besinnen, es sei doch vernünftiger ihn nicht zu werfen. Der Stein könnte ja ein Loch in den Kopf werfen und den Kopf doch nicht öffnen. Was man würde, könnte, möchte, dürfte, das ist alles vortrefflich, was man weiß, ist die Weisheit selbst, aber

der Haken ist, daß man nicht thut, was man könnte, möchte, dürfte, und daß, was man weiß, die Erkenntniß zu Schanden wird an der Gespensterfurcht vor dem Entschluß."

„Ich gebe Ihnen ja alles zu, aber jetzt ist die Volksstimme wie ein Strom, der seine Eisdecke bricht. Die Wuth kennt keine Zügel mehr nach dieser Enttäuschung. Alle Wuth ist blind, wollen Sie mir einwerfen, aber diese ist intensiv und kritisch zugleich. Das ist ein neues Symptom. Man fragt: Warum mußte Haugwitz so lange zaudern? Warum reiste er so langsam? Warum ließ er sich wie ein Junge in Brünn behandeln? Warum wie eine petite femme, die man bei der Schlacht nicht braucht, nach Wien schicken? Was würde Friedrich zu solcher Vollstreckung seiner Befehle gesagt haben? Seinen Kopf hätte es einem solchen Abgesandten gekostet. Dem Grafen wird es den Kopf nicht kosten, und man fragt schon jetzt, warum? Man wird es immer dringender fragen. Wie lautete sein Auftrag, der ihm so zu handeln erlaubte? Warum reist er so langsam zurück, als er langsam hingereist ist? Warum darf er blumenreiche Zeitungsartikel in die auswärtigen Blätter senden, die uns in den Wahn einlullen sollen, seine Mission sei geglückt, er habe nur ausgerichtet, was sein König ihm aufgetragen? Wer ist hier der Betrogene, wer der Verräther? Klimpert französisches Geld in seiner Tasche, oder ist er der stumme Dulder, der eines Andern Schuld heroisch auf seine Schultern nimmt?

Das, Major, fragt man, man fragt es laut, und Männer fragen es, vor denen unsre Höchsten Respect haben."

„Aber was hilft die schärfste Frage, auf die ich keine Antwort bekomme?"

„Preußen sucht zu vermitteln. — Lachen Sie nicht. Zu anderer Zeit würde ich mit Ihnen lachen, jetzt ist es das einzige Mittel, um Zeit zu gewinnen. Der König ist rathloser denn je in diesem Gedränge der Parteien und Leidenschaften. Man hat mit Lord Harrowby negociirt, daß die englische Legion, die bei Stade gelandet, einstweilen in Hannover nicht vorrücken soll. Obrist Pfuel ist an Haugwitz gesandt; er soll den Abschluß hinhalten, er soll Seine Majestät den König als Vermittler der ganzen europäischen Wirren in Vorschlag bringen. Er soll den Gedanken an einen großen, allgemeinen Fürstencongreß anregen, auf dem alle streitigen Fragen entschieden würden, und in diesem Augenblick ist auf dem Palais eine Sitzung der Minister, die schon mehr als ein Mal stürmisch wurde —"

„Und in süßem Frieden endete," unterbrach Eisenhauch.

„Sie wissen davon? Ich flog nur, als ich von Ihrem Entschluß erfuhr, Sie aufzusuchen."

„Pfuel ist zurück. Er traf unterweges den zurückkehrenden Haugwitz, und hielt, nach den Mittheilungen desselben, seine Mission nicht mehr für nöthig. Wird man nun Pfuel den Kopf zu Füßen

legen? — Ei bewahre! Er handelte nach Rückſichten und Intentionen, die unſer beſchränkter Verſtand nicht begreift. Heut in der Miniſterſitzung, nachdem die Köpfe warm geworden, man die patriotiſchſten Reden gehört, iſt man zum Beſchluß gekommen: Kein Krieg! Denn Krieg iſt ein großes Uebel, deſſen Folgen Niemand abſieht."

„Widerſprach denn Niemand!"

„Sie weinten ſogar. Das treue Anſpach fahren zu laſſen! — Nun, Baiern wird ihm auch ein gütiger Herr ſein! — Aber Hannover den Engländern nehmen, unſeren beſten Verbündeten! Man tröſtete ſich mit dem ſchönen Gedanken: es kann ja nicht immer ſo bleiben, darum muß es einmal beſſer werden. Einſtweilen ſoll aber alles ſo bleiben, bis — hören Sie — bis zum allgemeinen Frieden! Dann werden alle Völker, Fürſten, ſogar die Staatsmänner vernünftig werden. Die Engländer auch; ſie werden um des allgemeinen Beſten willen Hannover freiwillig abtreten."

Der Regierungsrath ſprang auf: „Beim Himmel, es iſt nicht Zeit zu Epigrammen!"

„Bittre Wahrheit, liebſter Fuchſius. Der Sturm im Miniſterrath ging in ein ſanftes Adagio aus. Man ſchwärmte, da man nicht Muth hatte, für ſich ſelbſt zu handeln, wie es nothwendig, für das Wohl der allgemeinen Menſchheit!"

„Und Stein — auch Hardenberg?"

„Ueberſtimmt. Und weil ſie überſtimmt, fügten

ſie ſich. Man darf doch nicht gegen den Strom ſchwimmen. Es gab ſanfte Händedrücke, beinahe kam's zu Umarmungen."

„Finis Germaniae!" ſeufzte der Rath.

„Gott bewahre! Der Fiſch Germanien kann noch lange zappeln. Tauſend Harpunen ihm ins Herz, ſein Blut ins Meer verſpritzt, er lebt doch, er iſt eine geduldige Beſtie und ſchnappt immer wieder nach jedem neuen glänzenden Köder, den ihm ein liſtiger Nachbar hinwirft. Will er nicht, ſo braucht er nur zu drohen, dann frißt er doch."

„Genug! Leben Sie wohl!"

„Nein, Beſter, jetzt wird ſich erſt der eigenthümliche Glanz der Staatskunſt entfalten. Nichts thun, und wenn man in der Klemme ſteckt, ſich juſtificiren und glorificiren, daß man die Hände in den Schooß gelegt. Warten Sie nur auf die herrlichen Staatsſchriften und Zeitungsartikel. Das wird ſalbungsvoll riechen. Mit Humanität und Philoſophie und Chriſtenthum wird man dem Volk beweiſen, daß die Weisheit ſelbſt nicht weiſer hätte handeln können. Die guten Bürger werden ſich die Augen wiſchen vor Rührung, und das „Heil dir im Siegerkranz" wird noch einmal ſo ſchön klingen, als wenn der König geſiegt hätte. Man wird auf uns hetzen, die wir gehetzt haben, bis das Volk es glaubt, daß wir nur ehrgeizige, unruhige Köpfe waren. Sie glauben nicht, was dies Volk glaubt, wenn man ihm ſagt, daß wir ſeine Fleiſchtöpfe am Feuer verrücken wollten. Man wird anrüchig

werden, wenn es heißt, daß man zur Kriegspartei gehört hat. Salviren Sie sich bei Zeiten. Spitzen Sie Ihre Feder, auch Sie werden Artikel für den Frieden schreiben müssen."

„Nimmermehr! — Ich nehme meinen Abschied."

„Das hat mancher gesagt, und bleibt doch, — aus höherer Staatsraison. Weshalb auch um solche Bagatell, als eine Meinung ist, seine Existenz aufs Spiel setzen!"

„Herr von Eisenhauch!"

„Nichts Persönliches! Gott bewahre! Die Personen verschwimmen, wie die Charaktere, in diesem Mengelmuß. Da thut der Beste am Besten, wenn er still mitschwimmt. Wo steht denn geschrieben, daß wir nicht niederträchtig denken, nicht feig handeln sollen? Nur einen Brei sollen wir darum kneten, einen Firniß des Anstandes. — Und dann, ja man muß sich für eine bessere Zukunft conserviren."

Der Regierungsrath blickte ihn ernst wehmüthig an: „Wir gingen so lange mit einander! Sollen wir so scheiden!"

„Ein zerronnener Traum! Preußen hatte die Aufgabe, Deutschland zu retten, es hat sich nicht selbst zu retten gewußt. Den letzten Rest seiner öffentlichen Ehre hat es geopfert, selbst den Rest der Ehrlichkeit, auf die es sich brüstete, warf es in den Tiegel."

Der Rath ging im Zimmer auf und ab; er sah nicht, was auch dem Militair entging, daß ihr

lautes Geſpräch einen Vorübergehenden angelockt, der an der Schwelle der geöffneten Thür ſtehen blieb.

„Unterſcheiden Sie wenigſtens die Nation von — denen, die Sie brandmarken.“

„Wer iſt die Nation? Wo ſitzt ſie? Wo ſchlägt ihr Herz, wo drück ich ihre Hand? Das iſt die ungeheure Täuſchung, daß wir dieſes Conglomerat von Gliedern für einen organiſchen Körper anſahen. Hier, wo alle Adern zuſammenfließen ſollen, glaubte ich das Herz gefunden zu haben. Was fand ich! Zwei Racen, man ſollte meinen, von verſchiedener Abſtammung, Sprache, Hautfarbe, wie Niebuhr die Römer ſeciren will. Zwei Racen, die ſich ausweichen, verachten, haſſen, Militair und Civil genannt! Dies Militair knirſcht freilich, aber was hilft uns das Knirſchen der Maſchine mit knarrenden Rädern! Dieſer Koloß ohne Elaſticität kann noch zermalmen, nicht mehr retten, befreien, weil ihm der Odem fehlt. Der Menſch, der Mann, der Bürger, ja der Ritter ſelbſt, ging unter in der vielgelobten Disciplin. Da ſollen wir Kämpfer, Paladine ſuchen für die ewigen Güter der Nation, wo Gefühl dafür, Bewußtſein, der feurige Wille zum Verbrechen ward! Ein Paar elende Creaturen, gehaßt, verachtet von Allen, ſelbſt von denen nicht geliebt, in deren Stimmungen ſie ſich einhüllen, um ſie im Schlaf zu beherrſchen, die ſind wichtiger als dieſes mächtige Heer. Was iſt nun dieſer gewaltige ſeparirte Theil der Nation, den man als ihr anderes Selbſt im

Auslande betrachtet, wenn sein zornschnaubender Hauch nicht mal diese Lumpenmänner fortbläst!"

„Die Nation besteht nicht allein aus dem Militair."

Der Major war sonst kein Mann von vielen Worten, aber, wenn eine Schleuse geöffnet, hältst Du das Wasser nicht zurück. Die Feuersäule, die ein Haus ergreift, sprüht mit dem trocknen Gemüll auch Gebälk und Steine in die Luft.

„Ich kenne nun auch die Andern. Durch das Geflimmer der Worte sah ich ihre Wahrheit. Viel buntes Glas, einige böhmische Steine und wenige Diamanten; durch die gut geschliffenen Gläser glänzt es von fern wie ein Eldorado. Große Versicherungen und kleine Thaten, ein beständiges Streben nach dem Höchsten, aber der Weg führt durch Moor und Sandsteppen des Albernen und Frivolen. Auf Stelzen vor Freund und Feind, und wenn sie die Thür zuschlossen, spotten und lachen sie über sich selbst. Gedanken, große und schöne, aber wie Irrlichter; sie erblassen schon auf der Lippe. Vom Boden habt Ihr Euch gelöst, der dürftigen Natur, die Euch der Himmel anwies. Ihr konntet wie Sturmvögel Euch andre Regionen suchen, aber nun flattert Ihr, von Euren ermatteten Adlern verlassen, zwischen Himmel und Erde und wißt nicht, wohin. Ueberall vor Rücksichten scheuend, zittert Ihr vor Eurer eignen Kraft. Um's Euch nicht zu gestehen, woran Ihr krankt, am Glauben an Euch

ſelbſt, hüllt Ihr Euch in Wolkenpaläſte und klammert Euch an Syſteme, die beim nächſten Sturmwind zerriſſen ſind. Dies Scheinleben iſt das Zehrfieber, das Euren Staat vom Wirbel bis zur Zeh entnervt. Eine angezündete Fackel wollten ſie neulich ſchleudern, ein Weltbrand ſollte es werden, aber ſie waren zufrieden mit Kolophoniumblitzen. Da, in den Flammenzückungen dieſes verunglückten Theaterabends konnte man die ganze Miſere erkennen. — Auf dem Theater ſollte die Welt zurecht gelegt werden, und mit Recht, denn dieſe Welt iſt nur eine Theatervorſtellung. Man ſpielt ſich ſelbſt und iſt zufrieden, wenn man gut geſpielt hat."

Fuchſius hatte mit verſchränkten Armen und verbiſſenem Munde ſchweigend zugehört. Jetzt öffnete er ihn, aber, was er ſagen wollte, ſchien er raſch zu verſchlucken. Tonlos ſprach er:

„Sie aber ſind noch nicht zu Ende, Major. Ich erwartete, daß Ihre Philippica auch die Schlittenpartie der Gensdarmen der Nation auf ihr Schuldconto ſchreiben würde."

„Iſt denn ſeit vierzehn Tagen von Beſſerem die Rede? Iſt Mark und Niere durchſchüttert von der Satire des Weltgeſchickes, daß man auf den Brettern den Krieg ſpielte, derweil er draußen im Blute von Auſterlitz ſchon erſäuft war, daß man über einen Sieg jubeln konnte, tagelang noch die Blätter Lorbeern den Ruſſen zuſchmeißen, derweil in den unterrichteten Kreiſen Jeder vom Gegentheil

wußte? Nichts von Erschütterung. Man hatte von Wichtigerem zu plaudern: ob der Blutsturz des jungen Herrn Bovillard ein gefährlicher oder nur ein bischen Bluthusten war? Ob seine ganze Lügenpost nur eine Intrigue, um seiner Geliebten in einer interessanten Situation nahe zu kommen? Ob die Madame Lupinus im Recht ist oder die Gargazin? O wer da den Einblick gewönne in dies höchst intricate wichtige Ränkespiel der beiden Frauen! Ob die Lupinus, wie ihre Freunde sagen, wirklich die Tugendwächterin war für die hübsche Mamsell Alltag? Ob sie das junge Mädchen bewacht und bewahrt hat vor der Leidenschaft für den jungen Wüstling, und ob sie nur in edler Entrüstung zurückwich, als die Sache zu einem öffentlichen Scandal umschlug? Andre wissen ja wohl, sie hätte sie wie ein Cendrillon behandelt, ein moralischer Vampyr, mit Basiliskenblicken das Blut der Jugend und Phantasie dem Kinde ausgesogen, und es sei ein wahres Glück, daß die Fürstin sie ihr entrissen, ehe das herrliche Geschöpf ein moralisches Skelett ward. Dann der wichtige Streit, ob ihre Ohnmacht Verstellung war, ein abgekartet Spiel, und ob ihr Bräutigam, der junge Gelehrte, nicht vielleicht absichtlich von den Officieren gereizt worden, ob es nicht auch Intrigue ist, daß er sich vergessen mußte, daß man ihn arretiren durfte, als er seiner Braut zu Hülfe sprang? O worüber sondern sich nicht die Parteien am Theetisch: ob der junge van Asten den Cornet wirklich am

zu achtender Selbſtverleugnung — zu der Freiheit und dem eigenthümlichen Leben, welches freilich ſo lange verloren gegangen, daß es zweifelhaft bleibt, ob man es wiederfindet.

Deutſchland, dem Mutterlande der Germaniſchen Stämme, bleibt die Ehre, zuerſt den falſchen Regelzwang wieder abgeworfen zu haben, und die romantiſchen Schulen aller verwandten Länder erkennen mehr oder minder die Vermittelung unſerer Helden von Leſſing an in dieſem Freiheitskriege, wiewohl der Ausdruck: „romantiſche Schule" am wenigſten für den jetzt errungenen Zuſtand unſerer Freiheit paßt. Er mochte als Parthienname zur Zeit des Krieges gut ſein; jetzt aber, wo wir überwunden haben und uns des Friedens und Beſitzes freuen, erinnert er noch zu ſehr an das Schellengeklingel, was dazumal bei den Streifzügen der Partheigänger ſehr zweckdienlich und ergötzlich ſein mochte, heut aber nur lächerlich wird, wo es bei einem verſpäteten Nachzügler zum Vorſchein kommt.

Die Schwediſchen Romantiker verleugnen am wenigſten die Deutſche Vermittelung bei ihrer literariſchen Revolution. Sie geſtaltete ſich wie bei uns, früher durch einen kritiſchen Feder-

Arme gepackt oder ob er nur seinen Aermel berührt hat, ob der Cornet sich mit ihm schlagen darf oder — Gott weiß was, ich weiß nur, Herr Regierungsrath, eine Regierung ist glücklich, die Unterthanen von so subtilem Verstande hat, die nach jedem Köder springen, den man ihnen hinwirft. Hannibal vor den Thoren, und sie streiten, ob die Gans in Moll oder Dur gegackert hat, als Brennus stürmte!"

„Und das Resultat, Herr Freiherr von Eisenhauch?"

„Daß Deutschland auf den Neumond hoffen mag, auf einen Kometen, auf die Sturmbraut, meinethalben auf Napoleons Großmuth, auf Alles, nur nicht auf Preußen."

Fuchsius hatte seinen Hut ergriffen: „Wenn eine Epidemie herrscht, lohnt es, dünkt mich, nicht der Mühe, zu untersuchen, wer der Kränkste ist. Leben Sie wohl. Wir sind Alle krank, Major, sehr krank. Preußens Genius verzeihe Ihnen, was Sie sprachen, wenn Sie einen gesündern finden."

Er hörte nicht mehr die Worte, die mit sonorer Stimme durch die offene Thür in das Zimmer schallten:

„Herr Major, eine Beleidigung, dem Staate zugefügt, trifft auch jeden Bürger."

Den Hut auf dem Kopfe, den Stock in der Hand, der krampfhaft auf dem Boden hämmerte, stand der Major Rittgarten auf der Schwelle. Unter seinen grauen Wimpern schossen die Augen zornfunkelnde Blicke auf Eisenhauch.

Beide mochten sich als Hausgenossen kennen, ohne in nähere Berührung getreten zu sein.

„Was ich sprach, war nicht an Major Rittgarten gerichtet."

„Noch hoffe ich, daß Sie den Einwand machen, daß er bei offener Thür Sie belauschte."

„Was ist Ihr Wunsch?"

„Der Staat, den Sie geschmäht, kann nicht von Ihnen Rechenschaft fordern. Ich fordere sie, ein alter Militair, der unter Friedrich focht und bald dahin geht, wo sein großer König sie von ihm fordern wird."

Mit dem Mitleid der Achtung blickte der jüngere Militair den älteren an: „Ich ehre Ihren Schmerz und achte Ihren Muth; beide aber nicht als Legitimation, den Handschuh für ein Etwas mir zuzuwerfen, was Sie nicht persönlich betrifft."

„Sie haben das Preußische Militair beleidigt, die Ehrenkränkungen meiner Brüder nehme ich auf mich. Sie haben das Preußische Volk geschmäht, dies treue, gute, rechtliche Volk. Sein Blut rinnt, wenn auch langsam, doch zu heiß noch in meinen Adern, um mit diesem ungerächten Fleck vor meinen König zu treten. Ihre Antwort?"

„Nur eine Frage: war, was ich sagte, unwahr?"

„Zu der Frage haben Sie kein Recht. Sie sind nicht Richter. Nicht unter diesem Dache, nicht auf diesem Boden, der sie gastlich aufnahm, dürfen Sie das Volk schmähen und den Fürsten, dem das Volk vertraut. Und wenn ich Ihnen antwortete, verstehen Sie meine Sprache nicht."

„Das klingt als wirkliche Herausforderung!“

„Die es ist.“

„Eh' der Verklagte antwortet, muß er die Klage kennen. Treten Sie für jene Officiere ein, die ich meinte? Vertreten Sie jene Eitlen, Schwachen, Nichtigen —“

„Ich sagte Ihnen darauf schon meine Meinung.“

„Aber unter Ehrenmännern, ehe man zum äußersten Ernst schreitet, sucht man Verständigung über das, worüber der Streit ist. — Sie haben mich vorhin angehört, ich sprach im Zorn. Lassen Sie mich jetzt auch Sie anhören, ich will auch Ihren Zorn ruhig hören.“

„Kennen Sie unser Volk? Wenn Sie an einem Kranken seine Geschwüre zählen, kennen Sie darum sein Herz und seine Nieren? — Wer justificirt und glorificirt sich denn in seiner Schande? Das Preußische Volk etwa? — Wer schreibt die salbungsvoll duftenden Staatsschriften? — Söldlinge, oft Fremdlinge, die das Volk aus Grund der Seele verachtet. Wen treffen Ihre Epigramme? Spielen die braven Herzen, die in Pommern und Ostpreußen, in Schlesien und Westphalen für des Vaterlandes Ehre schlagen, in Berlin Theater? Sie zucken die Achseln! Wo haben Sie es gefunden, daß das Volk niederträchtig denkt und feig handelt? Sie haben nicht herausgehört das stumme Zähneknirschen, die blutenden Herzschläge, als sie den letzten Rest, wie Sie meinen, seiner Ehre und Ehrlichkeit in den

Tiegel warfen. Die warfen hinein als ſchlechte Verwalter, was ſie aufgegriffen. Aber nicht die Herzen des Volkes. Die hat es ihnen nie zum Aufbewahren gegeben, die hat es aufgehoben für eine beſſere Zeit. Es iſt kein Reſt da, ſage ich Ihnen, der volle Stock von Ehre und Ehrlichkeit liegt noch in unſrer Bruſt. Wer iſt die Nation, wo ſitzt ſie, fragen Sie? Wer hat ſie denn ſchon aufgeſucht in ihrem Heiligthum? Wer hat denn ſchon dies Volk gefragt, wer hat es gerufen? Der große Kurfürſt einmal, und da kam es, Friedrich rief es ſieben Mal, und ſieben Mal ſtand es da mit Gut und Blut. Dieſe — haben es nicht gerufen, weil ſie es nicht wagen, ſie zittern vor dem Geiſt, den ſie aufrufen könnten, vor dem ihre Erbärmlichkeit in Staub und Spreu verſänke. Aber rufen ſie es einmal, bei dem rechten Namen, auf den es hört, mit dem rechten vollen Ton, der in Mark und Nieren ſchmettert, und es kommt. Dann, mein Herr, gebe ich Ihnen mein Wort, wird es nicht vor Denen ſcheuen, die ſeine Fleiſchtöpfe verrücken wollen; es wird glauben, ja, nicht an die ſchönen duftenden Reden der Herren am Ruder, an ſeine Beſtimmung wird es glauben, an die Stimme der großen Fürſten aus der Gruft, und ſelbſt wird es ſeine Fleiſchtöpfe ausſchütten für Alle, die für das Vaterland ſtreiten wollen!“

Eiſenbach machte eine Bewegung, als wolle er die Hand des Veteranen ergreifen. Aber dieſer blieb in ſeiner feſten Stellung; die Hand umklammerte den Stock.

„Wir sind ein ander Geschlecht, fuhr er ruhiger fort, als Sie draußen; ja es ist so, das Warum kümmert Sie und mich heut nicht. Wenn wir krank wurden, können wir uns nur selbst heilen; Ihre Aerzte thun es nicht, sie verstehen unsre Natur nicht. Aber etwas, mein Herr, sollten Sie kennen. Die Blätter der Geschichte lehren es. Wenn wir am tiefsten erniedrigt schienen, die Welt uns verloren gab, dann grade schnellten wir in Jugendkraft zur vorigen Größe."

„Wem gab denn die Natur ewige Jugend!"

„Sie sagen, wir haben uns vom Boden gelöst, auf dem wir wuchsen, und flattern haltlos zwischen Himmel und Erde, weil wir nicht Muth haben, vorwärts ins Blaue uns zu stürzen. Ich geb's Ihnen zu. Aber wir haben Vertrauen; noch haben wir's, Herr Major. Der Fürst vertraute dem Volke, das Volk dem Fürsten. So lange das Band hält, ist Preußen nicht verloren. Wie oft traten Retter auf, als die Noth am größten, die Klügsten keine Aussicht sahen, die Muthigsten verzweifelten. Man sagt, daß der große König Gift in seinem Ringe trug. Gebraucht hat er es nicht. Nicht bei Collin, nicht in der Nacht von Hochkirch, nicht als er mit seinem Häuflein, wie der Mannsfelder, durch seine Staaten irrte. In sich selbst und aus der Verwüstung heraus fand er sich wieder. Und in welcher andern Wüste rettete, schuf der Große Kurfürst seinen Staat! Wo überall, wie von Gott geschickt, unerwartet, der David auftrat, der die

Goliath niederwarf, wo dieſe Rettungen aus Zerwürfniß und Elend recht eigentlich die Quinteſſenz unſerer Geſchichte ſind, warum da glauben, daß ſie jetzt zu Ende ſind? Warum nicht feſthalten an dem, daß zur rechten Zeit der rechte Mann ſich wieder einfindet. Wir ſind jetzt erniedrigt, ja, dupirt vor aller Welt, vor uns ſelbſt am meiſten, ein Sumpf von Fäulniß, überdeckt mit einem Flimmer von Eitelkeit und Hochmuth — aber es gab noch verwüſtetere Geſchlechter vor uns und Gott gebe, daß nicht noch verwüſtetere nach uns kommen."

Eiſenbauch ſah, einen Schritt zurücktretend, dem alten Mann feierlich in's Geſicht:

„Sie fordern von mir Genugthuung?"

„Und mitleidig blicken Sie auf meinen ſchwachen Arm. Wenn er den Degen nicht mehr führen kann, iſt er doch noch ſtark, um die Piſtole zu heben, und ſtark genug iſt der Greis, mein Herr, der Mündung Ihres Feuerrohrs in's Auge zu ſehen."

Eiſenbauch hatte ein Piſtolenpaar in der Hand, aber er warf ſie in den Kaſten:

„Ich nehme Ihre Forderung an, aber — für ſpäter. Jetzt haben andere Miſſionen das Vorrecht. Mein Herr, ein groſſes Schlachtfeld breitet ſich vor uns aus. Ob morgen, ob nach Monaten, ob nach Jahren die Hunderttauſende, zum Morden bereit, ſich gegenüber ſtehen, darauf kommt es nicht an. Aber es muß kommen. Geblutet muß werden, gebrannt, vertilgt, und der Sturm muß fegen durch

die verpesteten Winkel. Fragen Sie sich, die Hand auf der Brust, ob's die Winkel allein sind, ob das Miasma nicht auf den Heerstraßen webt, in den Schlössern und Städten, ob's in den Schreibestuben und Wachtstuben die Brust dem Redlichen nicht zusammenschnürt. Draußen im Reiche ist es zusammengebrochen. Was da liegt, faul und morsch, jedem Kinde ist's klar. Hier ist noch ein gleißender Firniß darum. Aber reißt die Schale ab, Herr, Sie zittern selbst, Sie ahnen oder Sie wissen, was darunter, ich will nicht noch einmal Ihren Schmerz stacheln. Ich aber sehe vor mir, wenn auch dieses letzte stolze, thurmreiche Schloß zusammenstürzt, nur Verwesung, eine unermeßliche Leichenwüste. — Herr Major, ein letztes Wort: wenn der Tod seine Fackel über uns Alle schwingt, wenn Deutschlands, Preußens, Oestreichs Name ausgelöscht ist, dann ist auch unser Streit begraben — ein Höherer mag richten, wer mehr gefehlt. Wenn aber Gott entschieden hat, daß es in Deutschland noch ein Volk giebt, nicht reif zum Helotenstamm, und Preußen ist dies einzige Volk — dann, mein Herr — stehe ich Ihrer Kugel."

Siebentes Kapitel.

Innerlich Lachen an einer Berliner Börse.

An der Berliner Börse war ein Plakat angeschlagen. Der Freiherr von Hardenberg hatte der Kaufmannschaft eröffnet, daß Preußens Lage von der Art sei, daß nun alle Besorgnisse für Handel und Verkehr gehoben wären, indem es Seiner Majestät dem Könige gelungen, „„den Frieden auf genügende Art zu behaupten."" Jeder möge daher, im vollen Vertrauen auf die Fürsicht einer Regierung, die kein ander Ziel habe als das Wohl ihrer Unterthanen, seinen Geschäften und Unternehmungen nachgehen. Außer dieser amtlichen Bekanntmachung mehre Avertissements von Seiten des Börsenverbands: Der Graf von Haugwitz sei als außerordentlicher Preußischer Gesandter in Paris mit vieler Freundlichkeit empfangen worden. Ferner: Der König berufe den größten Theil seiner Truppen in ihre Cantonnirungen zurück und danke ihnen für ihre bewiesene Treue.

Man sah vergnügte Gesichter. Sie sprachen

sich ins Ohr. Vielleicht hatten sie Rücksichten, daß sie nicht laut sprachen. Einige riefen auch Bekannte aus dem Publikum, die über den Lustgarten gingen, heran, und mit ihnen ward noch stiller, vertraulicher conversirt. Von diesen ging dann auch mancher, nach einem herzlichen Händeschütteln, mit erheitertem Gesicht von dannen. Andere aber gingen, die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt, schweigend fort. Der und jener schüttelte wohl den Kopf und wandte dem Andern hastig den Rücken, um sich aus dem Getümmel zu verlieren. Wie Viele froh waren und wie Viele betrübt, ist nie gezählt worden.

Einer saß auf einem der Steinpfeiler nach dem Lustgarten hinaus. Es war ein sonniger Tag, und in seinem dicken Kalmuckrock mochte er wohl den Winter vergessen. Sein Gesicht sah aber nicht aus, als ob ein lauer Maienwind darüber streife, es glich den blätterlosen Zweigen der Platane, die weiß angelaufen vom Morgenreif sich über ihm leise wiegten.

„Na Sie, hören Sie mal, Sie können doch nur lachen, sagte ein Herantretender. Warum denn wie ein Eisbär, Herr van Asten?“

„Ich lache auch, Herr Baron, Sie sehn's nur nicht, ich lache innerlich.“

Des Barons beide Hände klimperten in den Seitentaschen mit Geld: „Ich glaube, Sie wären caput gewesen mit allen Ihren Forderungen an's Militair.“

„Caput werden heißt ja wohl den Kopf verlieren?“

„Halten Sie Ihren fest.“

„Mancher hält's für ein groß Unglück, Herr Baron.“

„Das will ich meinen!“

„Mancher aber meint, man könnte auch ohne Kopf leben.“

„Sie Bonmonsieur, Sie! Warum lachen Sie denn aber nur innerlich? Meine Frau sagt, man kann äußerlich lachen, und weint innerlich. Das begreife ich. Ein ästhetisches Gemüth ist immer sentimental. Das bin ich nicht, Sie sind's auch nicht, van Asten — Aber, wissen Sie, was mir entgangen ist?“

„Ihre Operntänzerin? Davongelaufen?“

„Nein, keine Plaisanterie! Haben Sie nichts davon gehört? Sie habens im Kriegsministerium ausspintisirt, daß der Infanterist im Winter auch friert. Mäntel sollten sie kriegen — wenn's zum Krieg gekommen wäre, nämlich — Na nu, was sagen Sie? Ich hatte schon ein Dutzend neue Stüble eingerichtet. Soll ich nun für die Kalmucken weben lassen?“

„Für die Franzosen, Herr Baron, die nehmen das Tuch auch ungeschoren.“

„Ohne Spaß, van Asten; ich hätte 'nen guten Schnitt bei gemacht.“

„Liebster Baron, Sie sind ein excellenter Fabrikant und guter Kaufmann, aber erlauben Sie mir,

krieg, als durch große Productionen, die, vermöge ihres Ansehns, die alte Regel, wie Phidias Zeus, wenn er aufgestanden, das Dach des Tempels, durchbrochen hätten. Eigenthümlich bleibt es aber, daß die Partheien sich örtlich in zwei Städte getheilt haben. Schon von früher her waltete eine gewisse Opposition zwischen der Haupt- und Handelsstadt und der hochberühmten, durch alte Erinnerungen geheiligten Universitätsstadt ob. Manche politische Reaction ging von Upsala aus, wobei indessen nicht vergessen werden darf, daß ihre alte Bedeutung nicht minder in dem Sitz des einzigen Erzbischofs als in der Universität zu suchen ist. Zur Zeit der Französischen Revolution wollte man dort den Sitz des Jacobinismus finden, jetzt umgekehrt will der Liberalismus die geheimen Umtriebe eines Aristocratismus in der historisch-mystischen Schule zu Upsala suchen. Man benennt auch wohl geradezu alle Upsalienser mit dem Namen der Mystiker, oder wohl gar der Katholischen. Beide aber theilten darin ein Schicksal, daß Gustaf Adolf IV. sie auf gleiche Weise haßte. Gegenwärtig ist Stockholm der Hauptsitz der alten klassischen, Upsala der romantischen Schule.

Der

Sie huldigen zu sehr den Phantasien. Ich meine, Sie sind zu leicht exaltirt von Ideen. Mäntel für die Infanterie! Ich bitte Sie, hatten Friedrichs Musketiere Mäntel? Man hat Ihnen was aufgebunden. Erfindungen eines neuerungssüchtigen Kopfes! Hohle Theorien! Und unsere Regierung! Liebster Baron!"

„Die Franzosen haben ja schon Mäntel!"

„Desto schlimmer! Wer wird denn denen was nachmachen wollen!"

„Pfiffcus Sie!" sagte der Baron und spielte mit seinen großen Berloquen. Die Sonne schien eben so wohlgefällig mit seinen Brillantringen zu spielen. „Na, nu sagen Sie aber mal, warum lachen Sie denn innerlich?"

„Daß wir so 'nen schönen Frieden haben, und sogar auf genügende Art."

„Wer Sie nicht verstände! Was geht's uns an, sage ich."

„Das sage ich auch, Herr Baron."

„Ihre Forderungen in Hannover kann Ihnen nun Schulenburg Kehnert eintreiben. Mit dreiundzwanzig Bataillonen und fünfundzwanzig Schwadronen rückt er ein. Wollen Sie noch mehr Executoren?"

Ein Dritter, der hinzutrat, sagte: „Wir haben doch nun eine zusammenhängende Gränze gewonnen. Anspach konnten wir nicht schützen; um Hannover brauchen wir nur den Arm auszuspannen."

„Nicht zu weit, fiel van Asten ein. Das Tuch des Herrn Baron reißt sonst an der Achsel."

Das Gespräch war allgemein geworden. Ein Vierter sagte: „Was hilft alles Umarmen, wenn kein Herz uns entgegen schlägt! Der Hannoveraner liebt uns nicht, und die Anspacher ringen die Arme, daß wir sie aufgeben. Sie haben ein Schreiben geschickt, daß man sie, die treusten Söhne des Vaterlandes, nicht vom Vaterherzen reißen solle."

„Sehr schön gesagt, sagte Baron Eitelbach im Abgehen zu einem Begleiter. Sehr rührend, würde meine Frau sagen. — Was gehn mich die Anspacher an! — Der alte van Asten könnte mich dauern, wenn er nicht solchen heillosen Schnitt gemacht. Hat auf den Frieden spekulirt. Glauben Sie mir, Dreißigtausend gebe ich für seinen Abschluß. Pfiffig ist er, aber warum hat er seinen Sohn so erzogen! — Ein Civil muß das Militair gehn lassen. Wofür ist des Königs Rock! Ist nun in der Bredouille. Kann sehn, wie er ihn rauszieht. Thut mir wahrhaftig leid, der Mann. Ja, warum hat er ihn nicht besser erzogen! Das kommt davon."

„Was ist Ihre Meinung, Herr Mendelssohn?" fragte ein jüngerer einen älteren Kaufmann von sehr klugem Gesicht.

„Wir sind weder dreist genug, das trügerische Geschenk zu behalten, noch stark genug, es von uns zu weisen, darum ergreifen wir den beliebten Mittelweg, wir suchen den Schein zu retten und den Gewinn auch."

„Aber wir haben den Schönbrunner Vertrag ratificirt."

„Wir ratificiren nichts, wir statuiren nur Provisorien, um uns eine Hinterthür zu lassen. Und indem wir den Vertrag modificiren, heben wir ihn eigentlich auf. Bis zum allgemeinen Frieden soll alles zwischen Preußen und Frankreich bleiben, wir sollen keins der versprochenen Länder räumen, Hannover nur besetzen, und hoffen, daß die Engländer bis dahin ein Einsehen bekommen und uns um Gottes Willen bitten, doch Hannover zu nehmen."

„Was die Nachwelt dazu sagen wird! Die treuen fränkischen Lande fortzuschleudern, ohne Besinnen und Neukauf, und die Gegengabe dafür nur mit Vorbehalt anzunehmen!"

„Die Nachwelt hat kein Conto in unserm Buche."

„Aber was schreiben wir auf unseres?"

„Das angenehme Gefühl, daß wir edel gehandelt haben."

„Und was Napoleon dazu sagen wird!"

„Sie hören's ja. Er hat Haugwitz „„mit einer Freundlichkeit empfangen, die eine günstige Deutung erlaubt.""

„Ob sie nicht erröthen, indem sie es bekannt machen?"

„Schamröthe ist eine Illusion der Vergangenheit."

„Aber Napoleon!"

„Er lacht auch innerlich, wie unser Herr van Asten. Aber was ist mit ihm da!"

„Ein Cavallerieofficier auf der Börse! Geht die Welt unter!"

Der Officier war der Rittmeister Stier von Dobleneck. Es war eine kleine Aufregung. Der Rittmeister schüttelte in einer Art Extase dem Kaufmann die Hand, fast schien es, er fühle sich in Versuchung, ihm um den Hals zu fallen, aber das schickte sich nicht. Der Kaufmann war aufgestanden, er hatte die Hand des Officiers noch ein Mal ergriffen, sie gedrückt, dann fahren lassen und war auf den Stein zurückgesunken. Der Rittmeister war wieder fortgeeilt.

„Ein braver Mann, der Herr von Dobleneck."

Es waren frohe Gesichter. Wie sollte es auch nicht; seine Botschaft war eine frohe und van Asten ein geachteter Mann auf der Börse. Bald wußten Juden und Christen den Inhalt: das Ehrengericht der Officiere hatte sich endlich dahin geeinigt, daß der junge Walter van Asten an jenem Abende nur in einer entschuldbaren Affection mit dem Cornet in Conflict gerathen, ohne seinen Stand kränkende Intention, daß er seinen Arm nur berühren wollen, um ihn auf etwas aufmerksam zu machen, und allein durch den Stoß eines Nachbars habe er sich an dem Arm festhalten und damit durchaus nicht den Rock des Königs attentiren wollen. Die Sache wäre also eine reine Privatsache zwischen dem Cornet und dem Kaufmannssohne, letzterer aber, angesehen, daß in niederländischen Familien unter dem vorgesetzten van nicht selten alte adlige Abkunft sich cachire, auch der junge Walter nicht erweislich hinter einem Ladentisch stehend gesehen worden, eine Person, von dem ein

Cavalier, in Anbetracht der Umſtände und der Meriten ſeines Vaters, ohne ſich etwas zu vergeben, Satisfaction fordern möge. Das Zeugniß des Cornets ſelbſt hatte dieſen Spruch, an den Niemand vorhin geglaubt, veranlaßt. Wer anders als ſein Oheim, der Rittmeiſter, war das bewegende Motiv geweſen!

„So belohnt ſich eine gute That," raunte ein Freund dem Vater zu.

„Ein braver Mann, der Rittmeiſter!" wiederholte der Ober.

„Na, nu können Sie auch äußerlich lachen, Herr van Aſten, ſagte der wieder hinzugetretene Baron — der Friede, der Schnitt und der Herr Sohn ohne Criminal und Priſon davon gekommen. Was wollen Sie mehr!"

„Lache ich denn nicht!" rief der Alte und lachte, ſo laut, daß die Davongehenden noch auf dem Luſtgarten ſich verwundert umblickten. „Es iſt des Glücks nur zu viel! Das Zahlbrett voll zum Einſtreichen, ein Friede, der uns genügt, und ſo viel Patriotismus an der Börſe, und alles in Ruhe und lauter Ordnung im Lande, und mein Sohn — mein Sohn kriegt die Erlaubniß, von den Herren Officieren ſich 'ne Kugel durch den Kopf jagen zu laſſen! — Verzeihn Sie, meine Herren, wenn ich genug gelacht habe, daß ich auch ein bischen weine, denn das große, unverdiente Glück habe ich alter Eſel mir ſelbſt angerichtet."

Druck von Eduard Krause in Berlin.

Ruhe ist die erste Bürgerpflicht

oder

Vor fünfzig Jahren.

Vaterländischer Roman

von

W. Alexis (W. Häring).

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Carl Barthol.

1852.

Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Der Hof, wo jene geboren wurde, die Academie, wo sie Unterstützung fand, und der lebendigere Verkehr mit dem Französischen Auslande machen die Vorliebe für das Glänzende, Leichte, Gewohnte in der Residenz erklärlich. Die Academie bildet, wie die Pariser, einen natürlichen Stützpunkt der alten Meinung. Die schroffe Härte, womit die jungen Neuerer zuerst zu Felde zogen, erregte, wie häufig, den Unwillen Vieler, welche einem jüngern Schulzwange sich nicht fügen wollten, obgleich sie die Mängel des ältern einsahen. Die Academie hält streng zusammen, und man wirft ihr bei der Wahl neuer Mitglieder sonderbare Grundsätze vor, — fast seltsamer als die der Französischen, welche unter royalistischen Krämpfen zuckte, als Casimir Delavigne's Aufnahme nicht mehr zu umgehen war. Gegenwärtig sind indessen schon zwei Mitglieder eingetreten, welche, wenn auch nicht aus der neuen Schule hervorgegangen, doch der neuern Richtung angehören, Geyer und Tegnèr. Als Stammhalter des Alten wird der greise Dichter von Leopold angesehen, gegen den die Angriffe der Upsalienser einst am heftigsten, und wie man behaupten will, über Gebühr ausfallend, sollen ge-

Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht

oder

Vor fünfzig Jahren.

Vaterländiſcher Roman

von

W. Alexis (W. Häring).

Vierter Band.

Berlin.
Verlag von Carl Barthol.
1852.

Erſtes Kapitel.

Ein Mann von zu vielem Sentiment.

„Was giebt es Neues?“ rief der Geheimrath Bovillard dem Legationsrath entgegen, und lud, ohne ſich im Frühſtück ſtören zu laſſen, durch eine Bewegung den Eingetretenen zum Platznehmen ein. Die Zerlegung eines Kapaunenflügels ſchien ihm einige Anſtrengung zu verurſachen. Uebrigens ſah Herr von Bovillard gemüthlicher aus als in letzter Zeit; die Runzeln waren gewichen, das Geſicht glänzte, beſonders die unteren Theile, das Kinn hatte etwas Charakteriſtiſches, was ſich in den Augen wiederſpiegelte, obgleich die Lippen erſt der eigentliche Ausdruck waren. Herr von Bovillard gab heut kein Schauſpiel für Andere, ſonſt würde er die Aermel des Rockes nicht aufgekrämpelt getragen, nicht den Zipfel der Serviette im Halstuch befeſtigt haben. Er war für ſich, der Schmecker mit Bewußtſein, aber der Zutritt eines Freundes, wie Herr von Wandel, ſtörte ihn nicht. Auch dieſer nahm mit vollkommener Aiſance einen Platz neben dem Eſſer.

„Das Neueſte hoffe ich von Ihnen zu erfahren.“

„Da, ſagte Bovillard und goß in ein vaſenartiges Kryſtallglas aus der Weinflaſche: Prüfen Sie, wie ſchmeckt es Ihnen?“

„Es ſchmeckt wie der beſte Champagner, ſchäumt aber nicht.“

„Non mousseux, neueſte Erfindung. Eben aus Epernay mir zugeſchickt. Es hat es noch Niemand hier. Darum Discretion. Was ſagen Sie dazu?“

„Der Schaum dünkt mich doch die leckende Fahne, unter der der Champagner die Welt erobert hat. Man ſoll nie ohne Noth ſeine Fahne aufgeben.“

„Ihre Säuren, Wandel, Ihre Chemie hat Ihnen den Geſchmack verdorben. — Ihre Zunge fühlt das Richtige heraus, aber über die Kritik iſt Ihnen die petillirender Luſt daran vergangen. — Sehn Sie mich an, ich kann mich über die Entdeckung wie ein Kind freuen. — Woran auch ſich halten, wenn man nicht bisweilen wieder zum Kinde würde!“

„Die Nachrichten lauten übel, Geheimrath. Napoleon iſt ein anderer geworden, ſeit unſere Truppen in ihre Cantonnements zurückgekehrt. Was er fordert, iſt nicht mehr der Schönbrunner Vertrag, heißt es. Ja, man ſpricht, daß Haugwitz wirklich am 15. Februar dieſen neuen, noch demüthigendern Vertrag abſchloß. Er liege jetzt dem Könige zur Unterzeichnung vor.“

„Liebſter, beſter Freund, warum hören Sie darauf? Sie brauchen es doch wahrhaftig nicht. Ja,

es steht schlimm, sehr schlimm, wir werden noch mehr nachgeben müssen, aber wer ändert es? Sie nicht, ich nicht, Niemand. Man muß laviren und abwarten, bis ein glückliches Changement kommt. Wir sind in einen Sumpf gerathen, je mehr wir strampeln, um so tiefer versinken wir. Nur nicht die gute Laune verloren. Hören Sie draußen den Leiermann:

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond.

Da, trinken Sie, oder wollen Sie schäumenden? Ich klingle."

„Der Wein ist gut, aber er steigt zu Kopf."

„Nun denken Sie an den armen Haugwitz! wie es in seinem aussehn muß. Kann er dafür? Verdenken Sie's ihm, daß er sich auch aus Paris nicht beeilt zurückzukehren? — Die schnaubende Coterie hier in Reiterstiefeln, die Rüchel, Blücher, die Prinzen! Und das Geschwätz, Gesinge, Gebrüll hinter ihnen."

Die Gnade Seiner Majestät wird, als schirmender Fittich, ihn vor Outrage bewahren."

Herr von Bovillard schien bereits in einer behaglichen Weinlaune:

„Gewiß. Der König läßt ihn nicht los. Wissen Sie, — eigentlich — eigentlich kann er ihn auch nicht leiden, wie uns Alle nicht, aber — aber das ist es eben. — Trinken Sie doch, Wandel, man kann jetzt nichts Besseres thun. C'est le mystère de notre tems, daß wir unentbehrlich sind. Von der Canaille bis ins Schlafgemach Seiner Majestät, — sie können uns

Alle nicht leiden, möchten uns köpfen, erwürgen, vergiften — von unsern Posten jagen —"

„Wo findet Seine Majestät Staatsmänner —" Mit einem sehr pfiffigen Blick und einer eigenthümlichen Handbewegung fiel der Geheimrath ein: „Er findet sie schon. Er braucht nur auf die Straße raus zu greifen —"

„Die Lust haben Minister zu sein, ja, aber Männer Ihres Scharfblicks!

„Wissen Sie, was Oxenstjerna an seinen Sohn schrieb: Mein Sohn, Du glaubst nicht, etcaetera. Liebster Wandel, warum denn nicht Wahrheit zwischen uns! Wenn wir uns in dem Spiegel sehn — Und doch, — in keinem Stande Freude, und doch — wir bleiben, wir werden bleiben, und Sie und ich, wir wissen, warum wir bleiben. — Auf das Wohl Seiner Majestät des Königs! — Das begreifen Seine reichsfreiherrliche Gnaden, der Herr v. Stein nicht. Voilà le miracle! Wie lange ists nun schon her, daß er uns alle aus dem Sattel werfen wollte! Wenn wir doch Karrikaturmaler hätten! Herr von Stein als Mauerbrecher! Herr von Stein legt den Widder an, erster Moment. Herr von Stein fährt fort, am Bock zu drehen, zweiter Moment. Dritter, vierter, fünfter etcaetera, Herr v. Stein steht noch immer am Bock. Finale: Herr v. Stein schlägt hinten über, er hat einen Bock geschossen. — Aber Sie trinken ja nicht. Vive la bagatelle! — Schnell, was Neues aus der Stadt."

„Das Duell hat endlich stattgefunden.“

„Beide maustodt?“

„Blut ist geflossen.“

„Hätte nichts geschadet. Warum zanken sie sich! Diese Militair- und Civilraufereien sind mir in der Seele zuwider.“

„Der junge van Asten hat sich ein Renommé gemacht. Die Officiere glaubten nicht, daß er den Kampf auf krumme Säbel annehmen werde. Der Cornet ist ein Schläger à merveille. Der Gelehrte ging aber drauf los, und die Herren von der Garde-du-Corps stecken jetzt wieder die Köpfe zusammen, denn er trieb seinen Gegner Schritt um Schritt bis in die Büsche.“

„Und das Ende vom Liede?“

„Er war an der Schulter verwundet, cachirte es aber, und als die Secundanten es merkten, hatte er den Cornet schon in eine verzweifelte Position gebracht. Auf einen Hieb flog der Säbel des Officiers zu Boden.“

„Und der Cornet mit?“

„Nur ein Fetzen von seinem Aermel und etwas Fleisch und Blut. Grade genug, um ihn kampfunfähig zu machen, wenn er nicht schon desarmirt gewesen wäre.“

„Und der Held von der Feder versetzte ihm den Gnadenstoß.“

Bewahre! Er senkte die Waffe, trat zurück, und fragte bescheiden die Secundanten, ob nun der

Ehre genug geſchehen ſei? Man hätte es für ritterlich gehalten, wenn —"

„Ein Roturier ein Cavalier ſein könnte, unterbrach ihn Bovillard. Qu' importe! Er hat gehandelt, wie man uns vorwirft, daß wir handeln, wir nutzen den Vortheil nicht, der uns in die Hände geſpielt ward. — Wandel, ſie haben vielleicht recht. Vive la générosité!"

„Die Secundanten erklärten, nach einer längern Berathung, die Sache für ausgeglichen. Der Fleck am Aermel, den die Hand gemacht, ſei durch den Säbel reparirt."

„Der ihn losbieb! fiel Bovillard ein und gähnte. Legationsrath, was wären wir ohne den Witz in Ehren- und Staatsſachen! Die Welt wäre längſt bankrott ohne die Kunſt der Auslegung. Der Starke wirft ſein Wort wie Brennus Schwert auf die Goldwage; aber der Schwache muß das Körnchen Mutterwitz wie der Goldſchläger breit ſchlagen, um die Riſſe in der Logik und die falſchen Raiſonnements zu überkleben."

„Und das Volk gafft doch das Goldblech an, als wär's maſſiv."

„Wozu wär's das Volk und wir die Geſcheiten! — Um eine Liebſchaft war ja wohl die Affaire? Das Mädchen kann gute Geſchäfte machen, es kommt en vogue!"

„Mehr Anwartſchaft hätte der junge Gelehrte darauf, der, wie man ſagt, aus Galanterie, oder wie

Einige behaupten, aus Gehorsam für seinen Vater zum Ritter an einer Dame ward, die er nicht liebt."

„C'est touchant!" sagte Herr von Bovillard und gähnte noch stärker als vorhin.

„Man fängt überhaupt an von ihm zu sprechen, es wäre ein Character. Man spricht aber auch — von Ihrem Herrn Sohn."

Der Geheimrath, der wirklich müde schien, ward aufmerksamer. Er reckte sich in seinem Stuhl und goß ein frisches Glas Champagner ein, dessen Wirkungen er aber sofort durch ein Glas Wasser paralysirte.

„Wie befindet sich der Patient?"

„Mon pauvre fils! — Mein lieber Freund, wer macht die Erziehung? Ich habe oft darüber nachgedacht. An guten Beispielen — das war's nicht eigentlich, was ich sagen wollte, aber — das zweite Kind des Lupinus ist nun auch gestorben!"

„Ein merkwürdiges Unglück, was diesen Mann trifft! Doch meinen auch Viele, es wäre ein Glück, für die Kinder nämlich. Bei der verkehrten Erziehung wäre nie aus ihnen etwas Gescheites geworden."

„Der Mann! Er Kinder erziehen! Wenn sie nach ihm geschlagen hätten! — Mein Louis, was ich sagen wollte, Heim meinte, es sei keine Gefahr, wenn er sich nur vor Exaltationen hütet."

„Das wird schwer sein."

„Das befürchte ich auch. Das Blut seiner Mutter. Was die für Nerven hatte! Ich bin ja

bereit, Alles zu thun, — er hat excellente Gedanken, aber ich muß Ihnen sagen, ich habe keine Autorité. Im Dispute gerathen wir immer an einander."

„Der junge Herr von Bovillard ist noch in andere Dispute verwickelt."

Wandel sprach es mit kalter Stimme.

„Meinen Sie — die alte Geschichte! Der Geheimrath warf dabei einen forschenden Blick auf ihn. Mein Gott, ich glaubte die Kinderei längst beigelegt."

„Nur reponirt, meine ich, bis Ihr Herr Sohn die Güte haben wird, einen neuen Termin anzusetzen."

„Mann von Ihrer Klugheit und Philosoph! ich bitte Sie —" Bovillard war jetzt aufgesprungen und ergriff die Hand, die Wandel halb zurückzog.

„Die Ehrengesetze dieser Welt gehen über die der Klugheit und Philosophie."

„Er wird zur Einsicht kommen, und Sie sind mein Freund."

„Und gewiß der Freundschaft jedes Opfer zu bringen bereit, nur nicht meinen unbefleckten Namen."

„Wer redet davon! Ueberlassen wir den Cavallerieofficieren den krummen Säbel; wozu sind wir Philosophen! Die diplomatische Kunst wird mildere Lösungsmittel finden, als ein Stück vom Aermel, und vom Fleisch dazu! Liebster Legationsrath, das findet sich ja."

„Wenn ich als Beleidigter den ersten Schuß hätte, versteht es sich, daß, wo der Sohn meines besten

wesen sein. In Stockholm und Schweden sehr geachtet sind die Namen der beiden, dem geistlichen Stande angehörigen Dichter: Wallin, Bischof von Stockholm, und Doctor Francén, ein sehr beliebter Oden- und Idyllendichter, und als Mensch und Geistlicher ausgezeichnet durch liebenswürdige Humanität. Seine Ode auf den Champagner gilt als ein Meisterwerk der lyrischen Poesie. — Auch Herr von Brinkmann ist von dem Deutschen ganz auf den Schwedischen Parnaß hinüber gezogen. Da man in Schweden einmal eine Parthei erwartet, wenn auch Solons Gesetz, daß Jeder eine ergreifen müsse, nicht publicirt worden, hält man unsern ehrenwerthen Landsmann bald von dieser, bald von jener Seite für einen Anhänger der andern, wiewohl bei seinem mild freundlichen Gemüthe sein ganzes Streben dahin geht, beide zu versöhnen.

Nicht auf gleiche Art hat das Französische Buch einer von Geburt Deutschen Dame über die Schwedische Literatur gewirkt. Die Frau v. Ehrenst öm, auch ausser der Literatur bekannt, hat nämlich vor einigen Jahren ein solches Werk edirt, nach welchem zu schließen Schweden in diesem Augenblick auf einem Punkte literarischer

Freundes vor mir steht, ich in die Luft feuere. Ihrem Herrn Sohn bleibt dann überlassen zu zielen, wohin er will."

Bovillard hatte Wandels Arm an seine Brust gedrückt: „Wir verstehen uns ja. Excentrisch ist er, aber Louis ist kein schlechter Mensch."

„Wenn ich die Freude erlebte, daß mein Freund Bovillard in seinem Sohne einen nützlichen Staatsbürger gewönne!"

„Er schwärmte auch einmal für die gloire Napoleons. Wer weiß, ob diese Phantasien nicht reviviv werden."

„Er soll jetzt für einen andern Gegenstand schwärmen: Die Fürstin Gargazin behauptete neulich confidentiell, die eigentliche Krankheit der schönen Mamsell Alltag sei nichts anderes als cachirte Liebe. Die Geheimräthin Lupinus ist in ihren Mittheilungen sehr discret. Wenn ich indeß aus einigen hingefallenen Aeußerungen schließen darf —"

„Sind Sie neidisch, daß mein Junge Glück hat bei den Frauen?"

„Nur ein väterliches Erbtheil. Wie ich höre, frequentirt er auch die Cirkel der russischen Fürstin. Er ist gern aufgenommen. Sollte dies mit den Wünschen und Absichten seines Vaters conveniren?"

„Was geht es mich an! — Aber was geht es denn Sie an?"

„Nicht das Geringste, wenn Ihr Sohn nicht den Namen seines Vaters trüge. Die Fürstin ist eine

liebenswürdige, feine, geiſtreiche Dame, aber ſie gilt, mit Recht oder Unrecht, als die geheime Agentin Rußlands, man behauptet, daß ſie mit Alexander in intimeren Verhältniſſen geſtanden. Ich gebe nichts auf dieſe Inſinuationen, aber wer ihren Umgang ſucht, wer viel in ihrem Hauſe erſcheint, entgeht dem Verdacht nicht. Das kann in dieſem Augenblick bedenklich werden, da Napoleon — Genug, ich weiß, die Beſucher des Hotels werden an jedem Abend verzeichnet und dann nach Paris telegraphirt."

Bovillard lachte auf, indem er jetzt erſt die Serviette fortwarf: „Wiſſen Sie, wer am meiſten bei der Gargazin geſehen wird? — Laforeſt! Conſpirirt er vielleicht gegen Napoleon? Vielleicht iſt er aber auch nur da um der Mamſell Alltag willen, oder um Comteß Laura. Die iſt jetzt auch ein Schooßkind der Fürſtin. Turec war auch bei ihr. Wiſſen Sie, was ich rausgebracht habe? Sie will die Alltag zu etwas machen, entweder zu einer Pompadour oder zu einer Heiligen. Sie erwartet nur Ordre deshalb aus Petersburg. Werther Freund, unter Freunden reinen Wein, was kümmert Sie mein Sohn bei der Gargazin?"

„Nicht der Sohn, nur die Auslegung, welche man ſeinen Schritten geben könnte."

„Sind Sie ſo ſehr um die Auslegung beſorgt, welche die Leute den Schritten diſtinguirter Perſonen geben? ſprach Bovillard, ihn ſcharf fixirend. Wiſ-

sen Sie, wie man Ihre Schritte hier auslegt?"

„Ein unbedeutender Privatmann, der neben seinen wissenschaftlichen Studien nur als Dilettant in die politischen Kreise dringt, entgeht wohl der Ehre dieses Scrutiniums.

„Haugwitz schreibt mir confidentiell aus Paris. Für schweres Geld hat er eine Copie der Personalbemerkungen über Berlin erwischt. Hören Sie, da sind doch Dinge drunter! — Haugwitz wird sich hüten und es drucken lassen. Laforest selbst weiß das nicht alles; es stecken Andere dahinter. Liaisons découvrirt, die wir nicht ahnen konnten. Sie standen doch mit Eisenbach in keiner Verbindung?"

„Es bedurfte keines Seherblicks, um die feuerfangende Nähe zu erkennen."

„Man weiß in Paris, was er vor'm Zubettgehen mit seinem Bedienten sprach, seine Lectüre vor'm Einschlafen, seine Briefe, die er schrieb und wieder zerriß. Ein wahres Glück, daß wir ihn los sind, aber — wissen Sie, was von Ihnen dasteht?", fragte Bovillard mit einem schlauen, scharfen Blick.

Wandels blaßgelbes Gesicht verfärbte sich nicht, nur ein flüchtiger Glanz belebte das dunkle, kleine Auge, um sofort in ein mecquantes Lächeln überzugehen:

„Vielleicht ist es entdeckt, daß auch ich die Cirkel der Gargazin besuche."

„Pah! Drei Reihen Chiffren, die Haugwitz Secretair nicht dechiffriren konnte, und dann mit andrer

Hand imperatoniſch flüchtig daneben geſchrieben: „„Wie viel würde er koſten?““

„Sie wollen mich doch nicht ſtolz machen, Bovillard! Um die nackte Klippe des Ehrgeizes iſt mein Lebensſchiff geſegelt.“

„So lange ſie nackt ausſieht. Wenn man aber im Vorbeiſegeln zwiſchen den Riffen eine fette Triſt entdeckt, legte mancher wieder bei.“

„Es iſt für mich eine durchaus ſterile Inſel.“

„Wohin denn? Das iſt die Frage.“

„Ich verſtehe die Legitimation derſelben nicht.“

„Ich frage als Freund. Wo hinaus? Man muß doch endlich mit Ihnen in's Reine kommen. — Ich wiederhole Ihnen: mich täuſchen Sie nicht. Sie ſind kein Saint Germain etcaetera. Sie ſind von unſerm Fleiſch und Blut. Halb nur wie ein Lebemann, halb wie ein Karthäuſer in einem Schneckenhaus. Das Leben in Berlin iſt theuer, auf Gold ſitzen Sie nicht und Gold machen Sie nicht. Sie mögen ein vortrefflicher Oekonom ſein, aber Ihre Thüringiſchen Güter verbeſſern Sie nicht in der Apotheke des Herrn Flittner. Die Delicen der Wiſſenſchaft gönne ich Ihnen; wer aber den Champagner wie Sie über die Zunge ſchlürft, will ſie nicht wie die Pedanten um ihrer ſelbſt, er will etwas daraus für ſich präpariren. Sie greifen nicht nach dem Monde, aber Sie erſcheinen wie er aus der Wolke, um wieder dahinter zu verſchwinden. Das iſt hübſch, um Kinder zu erſchrecken und zu amüſiren, ein Mann will etwas

anderes, als Laterna Magika-Bilder auf die Wand werfen.“

„Meine Vermögensumstände, die Niemand kennt, erlauben mir —“

„Sie schweifen ab. Auch ein Crösus will noch mehr. Was wollen Sie? — Daß man das nicht weiß, wirft einen Schatten auf Sie. Wie lange sind Sie schon in Berlin! Ihr parait et disparait verstärkt den Verdacht; glauben Sie mir, alle Ihre Gefälligkeiten werden um deshalb falsch ausgelegt, und das ist es, was Haugwitz, ich will nicht sagen, zu Ihrem Feinde macht, aber er hat eine Scheu vor Ihnen, er fürchtet Sie. Mein Gott, wir sind ja unter uns. Wollen Sie sich Napoleon verkaufen, haben Sie sich schon verkauft? Tant mieux, er bezahlt gut. Auf meine Discretion können Sie rechnen. Es sind Viele erkauft, und doch gute Patrioten. Sie haben nicht einmal eine Pflicht zu brechen, und — wie gesagt, mich geht's nicht an. L'amitié surpasse la trahison. Enfin, wir sind ja auch Napoleons Freunde.“

Der Legationsrath hatte die Stirn in Runzeln gelegt. Er stand wie in sich versunken, mit verschränkten Armen, den Blick, der in weite Fernen zu streifen schien, von dem Manne abgewandt, welcher eben so eindringlich zu ihm gesprochen. Es schien ein Selbstgespräch:

„Wer dieses Meteor ergründete! Ob er wirklich der Wandelstern, der im Kreislauf der Aeonen

wiederkehrt, wenn ſeine Zeit kam, die unſre Schwäche nur nicht ermißt, oder — nur die blitzende Nachterſcheinung, der Komet, der ſeinen Schweif betäubend über unſre Häupter raſſelt. Wir ſtehen gebeugt unte dem Hagel ſeiner Meteorſteine und —“ Er hielt inne und athmete tief. „Und wer ſich ſelbſt getreu blieb, wird auch hier ſich nicht übertäuben laſſen. — Nein — nein — auch dieſe Sonne von Auſterlitz hat trübe Flecke. Groß und ſtrahlend, aber je mehr ſie der Mittagshöhe ſich nähert, um ſo mehr ſehe ich ſie ſchwanken, zittern vor ſich ſelbſt. Auch er wird untergehen, indem er ſich ſelbſt überhebt. Nur wer feſt und bewußt — Ach, mein Gott! fuhr er fort, wie aus ſeiner Träumerei erwachend. Ich vergaß mich da in Gedanken, die nicht hierher gehören. Groß iſt er, aber — ſichrer der, der ſich an keine Größe lehnt, nur auf ſich ſelbſt.“

Der Legationsrath hatte ſich verrechnet, wenn er gemeint, auf den Geheimrath damit einen Eindruck zu machen. Dieſer hatte ſich ruhig ein neues Glas eingeſchenkt, und mit derſelben Behaglichkeit ließ er es über die Zunge gleiten, die er vorhin an Wandel gerügt oder gerühmt.

„Sie wollen alſo mit Napoleon nichts zu thun haben! Votre plaisir! Aber, merken Sie ſich, Haugwitz iſt ängſtlich inquietirt. Er giebt Winke, wie man Sie beobachten ſoll. Wenn Sie alſo keinen Passe-par-tout von Napoleon in der Taſche haben, —“

„Die Aufmerkſamkeit, welche Herr v. Haugwitz

meiner unbedeutenden Persönlichkeit schenkt, möchte mir schmeicheln, wenn —"

„Sie keine andre Absichten hätten. Gehn Sie mit sich zu Rath, entscheiden Sie sich, aber bald. Wir sind nun ganz wieder in unsrer Aisance, wenn er zurück ist. — Haugwitz bleibt. — Der König ist seelenfroh, wenn er nichts zu ändern braucht. Es stiefelt sich fort, sagen die witzigen Berliner, und eines Morgens könnte Haugwitz etwas einfallen, — das passirt auch manchmal an einem Feiertage — der Polizeicommissarius klopft an Ihre Thür mit der Bitte, sich schnell anzuziehen, und Sie werden eingepackt. — Da haben Sie die Bescheerung. Man titulirt's höhere Staatsrücksichten, im Grunde genommen ist's nur eine Indigestionslaune. Sie sind ein Mann von großer Klugheit —

„Der indeß bei Verbindlichkeiten, die er eingeht, den Charakter und sein Gewissen immer berücksichtigt —"

„Etcaetera, bravo! sagte der Geheimrath und klopfte ihm auf seine Schultern. Wozu noch Flausen. Das Uebrige wird sich finden. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen — Ereüs! — wenn er uns nicht hülfe, die Antipathie zu beschwören. Haben Sie nicht sympathetische Tropfen! A propos! da fällt mir unser Mirakel ein, unser Liebespaar! Haben wir's da nicht durchgesetzt! Das verloren wir ganz aus den Augen. Wie steht es? — Das ist der Fluch eines Staatsmannes, sein Liebstes muß er opfern

dem Dinge, was das dumme Volk — wie ſteht's, Legationsrath?

„Der Dépit amoureux iſt eine paſſagere Erſcheinung. Die Gargazin, die uns aus Gefälligkeit beiſtand, iſt der Sache überdrüſſig."

„Die gute Fürſtin möchte alle Welt glücklich ſehen. Aber Haugwitz — das iſts, was ich ſagen wollte. Der arme Haugwitz muß jetzt eine Recreation haben, nach ſo viel Verdruß! Ein, zwei Fliegen ſtören uns nicht, aber das Fliegengebrumm, wenn wir ſchlafen wollen, iſt fatal. Recht was Exquiſites! Strengen Sie Ihren Scharfſinn an, etwas zum Todtlachen, bedenken Sie, es gilt fürs Vaterland."

„Durch den Aufſchub iſt die Sache verdorben. Die Gluth der erſten Leidenſchaft iſt abgekühlt. Sie iſt beruhigt, weil er nicht in den Krieg geht. Das Weitere, denkt ſie, wird ſich finden, oder es wird ſich auch nicht finden. Was mit larmoyanten Menſchen machen, die von Seelenadel zu ſprechen anfangen und von der Läuterung durch Entſagung! Ein Schauſpiel für Engel mag es ſein, wenn ſie ſich ſo par distance im Theater anſchauen, die Augen verſchwimmen, und um die Lippen ein wehmüthiges Lächeln ſchwebt, aber —"

„Rhabarber und Seelenadel ſtehn bei mir auf einer Stufe. Ich weiß nicht mehr, wo ich es neulich las: „„Das entnervt die Seelen und Körper: dies verhimmelnde Schwärmen raubt unſerm Geſchlecht die warmblütige Kraft zur That."" Und wir brauchen

ein rüſtiges Geſchlecht. Alſo, theuerſter Mann, Ihren ganzen Scharfſinn drauf, fädeln Sie was Neues ein. Man ſagt, ſie hätte Scheidungsgedanken."

„Pfui! das iſt unmoraliſch. Ich meine, man könnte ihr das Unſittliche einer ſolchen Handlung vorſtellen laſſen."

„Wenn nur ein Duell zwiſchen dem Rittmeiſter und Baron zu ermöglichen wäre!"

Der Legationsrath ſchüttelte den Kopf.

„Wer dem Baron eine Kugel vor den Kopf ſchöſſe, was ich natürlich nur im Scherz ſage, thäte übrigens dem Staate einen rechten Dienſt."

„Im Ernſt?"

„Sein Tuch, 's iſt ein Scandal. Wenn man ſolche Montur gegen die Sonne ausbreitet, können die Wespen durchfliegen. Ich ſagte es ihm neulich. Was antwortete er? Er hätte 's ſo eingerichtet, daß die Kugeln der Staatskaſſe keinen Schaden thäten. Ich liebe nicht ſolchen frivolen Witz in ernſten Dingen. — Sie ſind nachdenklich, Wandel? Sie ſehn nach der Uhr."

„Einige nennen ihn einen ſchlechten Menſchen."

„Pah! Seine Maitreſſen bezahlt er gut, unſer Tuch macht er ſchlecht. Aber im Grunde genommen, was gehts uns an; wir haben Friede. Noch keinen Einfall?"

„Doch — vielleicht. Bei ihm iſt Hopfen und Malz verloren. Wie aber, wenn man ſie eiferſüchtig machte!" —

„Auf ihres Mannes kleine Liaisons! Was hülfe uns das!“

„Nein, auf den Rittmeister. Er sah neulich die neue Choristin mit dem Operngucker sehr eifrig an. Wenn es gelänge, sie aus ihrer Seelenruhe aufzustacheln! Wenn sie außer sich geriethe, sich fortreißen ließe —“

„Nun, was besinnen Sie sich?“

„Es ist nur ein flüchtiger Einfall — schwierig, aber möglich ist Alles — wenn sie in ihrer Verzweiflung ihren Mann zu Hülfe zöge.“

„Ça serait le comble du ridicule.“

„Aber nichts Neues. Wie gesagt, Alles noch embryonisch dunkel, aber sie muß jetzt mit dem Rittmeister aneinander. Das ist mir klar; es giebt kein ander Mittel.“

„Wenn es nur zum Rechten führt.“

„Dafür lassen Sie mich sorgen.“

„Wohin so eilig?“

„Zur armen Geheimrätin! Ach, eine Unglückliche! Die bedarf des Trostes.“

„Bleiben Sie mir mit der vom Leibe. Ich kriege Bauchgrimmen, wenn sie mich lange ansieht.“

„Das ist eine unglückliche Frau! Nun auch das zweite Kind!“

„Es waren doch rebutante Geschöpfe. Sie kann sie unmöglich lieb gehabt haben.“

„Der Idealismus weiß von einer Liebe, die gerade das ihm Unangenehme mit zärtlichen Armen umfaßt, einer Liebe, die ihre ganze Innigkeit und

Vollkommenheit ſteht, wogegen alle ſüdlichen Länder den Schleier nehmen müßten. Anfangs war man in Schweden, namentlich in Stockholm, äußerſt erfreut über ein ſolches, im blühendſten Styl oratoriſcher Begeiſterung geſchriebenes Werk. Einige ſkeptiſche Kritiken haben dieſe indeſſen wieder lau gemacht, und jetzt lobt man mit Schwediſcher Artigkeit die Artigkeit der fremden Dame, welche ſo viel Mühe auf den Panegyricus eines ihr fremden Gegenſtandes verwandt. Noch iſt eine mit keiner der Hauptpartheien in Verbindung ſtehende Dritte zu bemerken, welche ihren Repräſentanten in dem politiſchen Oppoſitions-Journale Argus haben ſoll, der neuerdings eingezogen worden, aber wie ein Phönix andrer Art immer wieder aus der Aſche aufwächſt. Er hat eine Stimme im Volk, weil er ſehr dreiſt iſt, und die Dreiſten behalten überall ihr beſtimmtes Recht, um ſo mehr, wo die Dreiſtigkeit mit Ignoranz gepaart iſt.

Wie in Upſala mit dem Studium des Deutſchen ſich zuerſt ein freierer Geiſt geregt, iſt bekannt. Was anfänglich nur als Unternehmen einiger feurigen, jungen Köpfe galt, daran nahm bald — wenigſtens in der Meinung des Publi-

Wärme ausströmt auf die Subjecte, welche es am wenigsten empfinden und, statt es zu erwiedern, mit Undank belohnen, eine Liebe, die sich gefällt, immer zu geben und zu opfern, ohne wieder zu nehmen, ja die ihre höchste Befriedigung in der Empfindung sucht, von Verkennung und Undank heimgesucht zu sein."

„Das ist nicht unsre Sorte von Liebe; nicht wahr, Wandel?"

„Die Welt ist mannigfalt. Bewundern darf man doch die Märtyrer, auch wenn man sich nicht berufen fühlt ihnen nachzufolgen."

„Par distance! — Warum nahm sie aber die Kinder zu sich?"

„Warum! — Warum nahm sie ihren Mann? Sie hat den Geheimrath nie geliebt. Um ihn zu pflegen. Warum nahm sie die Alltag zu sich? Aus Liebe doch nicht zu dem eigensinnigen Geschöpfe? Mein Herr Geheimrath, Männer wie wir sind über die Ungerechtigkeit der Welt hinaus, wir warten nicht auf Dank, aber erlauben Sie mir, wenn ich die Frau unglücklich nenne, die für die Anstrengungen ihres warmen Herzens, Andre glücklich zu machen, nichts erntete, als Verkennung."

„Liebster Legationsrath, entgegnete Bovillard, erlauben Sie mir nichts drauf zu sagen als: les goûts sont différents!"

„Ich wünschte, Sie hätten sie am Schmerzenslager der kleinen Malwine gesehen. Weil sie nicht weinen konnte, das hat man auch getadelt."

„Die Kinder sollten ihre Erben sein; wer kriegt's denn nun? In ihrer Familie ist Alles ausgestorben. Mit der einen Seitenbranche ist sie spinnefeind.“

„Unnatürliche Feindschaft in Familien! Vielleicht kann man da freundlich zu einer Verständigung einwirken.“

„Lieber vermacht sie's den Kapuzinern. Und fünfundneunzigtausend Thaler unter Brüdern!“

„Ich glaubte nur achtzigtausend!“

„Vor dem letzten Heimfall. Aber — fünfzehntausend in Obligationen — Sie können sich drauf verlassen, — fielen auf ihr Theil aus der Concursmasse ihres Onkels. Und man muß doch auch rechnen, was vom Geheimrath dazu kommt, wenn er früher stirbt —“

„Wenn er früher stirbt.“ Wandel hatte es so gedankenlos, oder in Gedanken versunken, gesagt, als er gedankenlos mit seinen Handschuhen gespielt. Er reichte zum Abschied dem Geheimrath die Hand: „Wenn nicht mehr — ich wollte sagen, wenn Sie der verlassenen Isolirten nur ein stilles Plätzchen der Theilnahme in Ihrem Herzen schenken wollten!“

„Bleibt ein ehrenwerther Mann, sprach Bovillard, als er fort war, nur zu viel Sentiment.“

Zweites Kapitel.

Wandel muß Politik treiben.

Das Haus der Fürstin schien ein offenes. Man kam und ging, zu jeder Tageszeit; man war willkommen und empfangen, ohne angemeldet zu sein, und konnte verschwinden, ohne daß es bemerkt ward. Englischer Comfort schien mit französischer Anmuth und Leichtigkeit gepaart. Aehnliches hatte man in Berlin noch nicht gesehen; man beredete es, aber gefiel sich darin. Keine Thür war verschlossen, die Wände schienen von Krystall; es ist aber damit nicht gesagt, daß nicht doch manche Thür unter der Tapete versteckt, und der Krystallspiegel eine Wand verdeckte, hinter die zu blicken nicht erlaubt war.

Die Fürstin hatte sich neuerdings zu einem längern Aufenthalt eingerichtet. Alle Welttheile hatten ihre Producte, Kunstfertigkeit und Erinnerungen beigesteuert, um die Zimmer auszuschmücken. Das Hetrurische und Pompejanische, vor Kurzem die Modepuppe, ward hier paralysirt durch das Chinesische und Hindostanische. Porzellanfigürchen, Pagoden und

Pfauenwedel; dazwischen die rein geschnittenen Schönheitslinien eines griechischen Basreliefs, römische Kaiser und Mohrenköpfe auf echten Consolen, neben Federkronen von den Sandwichinseln und urweltlichen Gerippen, Schamanenmänteln und Bogen und Köcher der naturwüchsigen Völkerschaften Sibiriens.

Die Ostentation alles dieses Apparates war wenigstens nicht auffällig, ein gewisser Geschmack hatte in der Vertheilung obgewaltet, Licht und Schatten waren gehörig vertheilt, oder vielmehr der Schatten waltete ob, indem das Fensterlicht in den meisten Zimmern durch schwere Vorhänge und Versatzstücke gedämpft war. In schwarzen Rahmen hingen zwischen den andern Raritäten Landschaften in Wasserfarben, römische Ruinen, zerstörte Kirchhöfe, Hünengräber, bemooste Cruzifixe darstellend, über dem Meere hing der Mond in Nebelwolken, oder die Sonne ging auf, und beleuchtete trauernde Gestalten oder Knieende um ein bekreuztes Grab. Auch sah man näher den Thüren bereits einige der schmal geschnittenen Holzbilder, auf deren Goldgrund jene hagern, kindlichen Figuren mit den Unschuldsköpfen sich präsentirten, die erst später in Berlin zur ästhetischen Anbetung kommen sollten. Die modernen Besucher gingen noch ziemlich theilnahmlos an diesen florentinischen Stücken vorüber, während die Mondscheinskreuze, die verdorrten Kränze an den eingefallenen Gräbern manchen Seufzer oder aus schönen Augen eine Thräne lockten. „Der Stufen zur Erkenntniß sind viele, pflegte die Fürstin zu sagen,

und deren nur wenige, die, vom Strahl erleuchtet, sogleich die höchste besteigen.“

In den tiefern Cabinetten verbargen sich oder lockten größere Heiligenbilder, betende oder angebetete Madonnen, Märtyrer, in ihren Verzückungen lächelnd, der Heiland am Kreuz. Da in der verschwiegenen Nische auf einem schwarz mit Silber überhangenen Altar ein Cruzifix von Ebenholz, der Heiland daran feinste luchesiner Elfenbeinarbeit. Als Piedestal zum Cruzifix diente ein künstlicher dürrer Fels aus Achat, zu Füßen desselben eine kleine Oeffnung, aus der, gespeist von einem verborgenen Wasserreservoir, eine Quelle sprudelte. Das Wasser floß in einen antiken Sarkophag. Antik wenigstens die Vorderseite, deren heidnische Basreliefs freilich wenig mit dem Quell und seiner Bedeutung correspondirten, aber es war eine Antike, ausgegraben auf einem der Güter der Fürstin in der Krimm, und das Heidnische an den Bachantinnen sollte vielleicht durch den frisch hinein gemeißelten russischen Doppeladler purificirt werden. Neben der sinnigen Deutung hatte der sprudelnde Quell auch eine ganz praktische Bedeutung; das kühle mit Epheu umrankte Cabinet ward durch das springende Wasser zur angenehmen Retirade in heißen Sommertagen.

In einem der helleren Zimmer, mit Magdalenenbildern an der Wand, der Boden ausgelegt mit reichen orientalischen Teppichen, und schwellende Divans an den Wänden, saß die Fürstin mit der Pa-

— ronin Eitelbach. Die Märtyrer und andere Heiligenbilder in den dunklern Gemächern mochten schlechtere Copien oder Trödelwaare sein, die Magdalenen waren vortreffliche Copien nach Correggio, Battoni, Murillo und Anderen, in der Größe der Originale und in dem blendenden Farbenglanz, der keine Nachdunkelung sehen ließ. Kostbare Goldrahmen umschlossen diese Stücke, und ihre Gruppirung war so geschickt, daß überall das richtige Licht darauf fiel. Es war das sorgfältigst und eleganteſt ausgeschmückte Zimmer der fürstlichen Wohnung.

„Das Fräulein wollten eben ausfahren, um, wie sie sagten, Luft zu schöpfen, berichtete der Diener. Wenn aber Durchlaucht befehlen, wird sie sich sogleich zurecht machen und hier erscheinen.“

„Was das Fräulein will, muß geschehen, erwiederte die Fürstin rasch. Man sollte doch jetzt meinen Willen kennen, daß sie nur ihren Wunsch zu äußern braucht, und meine Domestiken haben zu gehorchen. Ist schon angespannt?“

„Zu Befehl, Erlaucht.“

„Da muß ich einen Augenblick zu dem lieben Kinde. Verzeihung, theuerste Baronin, sie erholt sich so schwer. Ich bin sogleich — meine Gedanken bleiben bei Ihnen.“

Im andern Zimmer begegnete ihr der Legationsrath:

„Schnell einen Liebesdienst. Die Eitelbach drinnen quält mich mit ihrem Liebesleid. Das ist Ihre

Sache. Machen Sie ihr bald ein Ende, sonst — ich weiß nicht, was ich thäte, wenn Sie nicht im Spiele wären."

„Empfinden Erlaucht denn gar keinen Beruf, sich der gequälten Schönen anzunehmen?"

„An langweiligen Menschen hatte ich heute schon genug. Vater und Mutter waren hier, denken Sie, eine Stunde lang! Diese Dankadressen im Kanzleistil, diese bürgerlichen Rührungsgefühle in der Sonntagshaube, der ganze Iffland, Kotzebue und Krähwinkel in meinem Hause. Ich möchte doch um solcher Leute willen keine Migraine bekommen; aber jetzt erbarmen Sie sich meiner."

„Tu l'as voulu, George Dandin! sagt Molière," sprach der Legationsrath, sich verneigend.

„Et je le veux, Monsieur le conseiller!"

„Was denkt Prinz Louis, Erlaucht?"

„Ob der Champagner oder der Rheinstrom eher in die Lethe fließt."

„Leider flüstern seine Freunde, daß er schon den nächsten Weg auf dem Jamaikanischen Feuerstrom Rum dahin sucht."

„Der Unglückliche!"

Sie schien die eben gegebene Anweisung an den Legationsrath auf die Eitelbach eben so vergessen zu haben, als sie an der Ecke eines Divans Platz nahm. Ein ernster Zug flog über die Seidenwimpern, die sich geschlossen hatten wie erschreckt vor einem Bilde. — „Vielleicht der letzte Held unter Diesen! — Warum fand er nicht den rechten Weg! — Das ist es nicht.

Aber, Wandel, erklären Sie mir's, es iſt etwas Niederdrückendes, Entmuthigendes, daß grade dieſer Einzige in der großen Miſere, dieſe Feuerſeele unter den Nachtvögeln, wie ein losgeriſſener Stern aus dem Firmament in einen Sumpf ſtürzen muß!"

„Sie ſprachen es aus, Gnädigſte, weil Alles verſumpft iſt."

„Und Sie ſprachen etwas aus, was Sie nicht verſtehen, nicht verſtehen wollen. — Ich fühlte mich ſo andächtig geſtimmt. Der arme Prinz! Seit die Abberufung des engliſchen Geſandten bekannt iſt, ſoll er ſich in einem erſchütternden Zuſtand befinden."

„Es befinden ſich auch Andere, die nicht Prinzen ſind, in unangenehmer Lage. Mehr als hundert Preußiſche Schiffe ſind bereits von den Engländern gekapert. Dem Handel wird dieſer theure Frieden theuer zu ſtehen kommen."

„Dieſe Krämerſeelen verdienen es, rief die Fürſtin. Es war ja ihr ſtiller Wunſch. Wenn Krämer, Kinder und Narren über ein Land regieren, wehe ihm!"

Es war ein neues Changement in der Fürſtin eingetreten; ſie fühlte ſich zum politiſchen Diſput geſtimmt. Wandel kannte die Lineamente in ihrem Geſicht, welche den Wechſel und welche Stimmung ſie ausdrückten. Er lehnte ſich über einen Stuhl, um ihr zu correſpondiren. Vielleicht empfand er auch mehr Neigung zu einer politiſchen Disputation als zu

einer sentimentalen mit der Baronin, vielleicht wollte er sich auf diese präpariren.

„Es giebt auch großartige Krämer. Die Engländer werden bei diesem Weltdisput nicht zu kurz kommen.“

„Ich begreife nicht, wie diese hier ohne Schamröthe lesen können, was sie über ihre Politik urtheilen! rief die Fürstin, in wirklichen Affect gerathend. Diese Noten, die Herr von Reden für Hannover in Regensburg, Ompteda eben in Berlin übergab! Herr Fox hat im Parlamente gedonnert. Ich habe eine solche Sprache nie gehört.“

„Noten sind Worte auf Papier geschrieben, Erlaucht. Sie lesen sie, antworten, und das Resultat ist Papier auf Papier! Gekaperte Schiffe, das ist etwas Anderes.“

Die Fürstin hatte vom Tische eine englische Zeitung genommen. „Durchfliegen Sie diesen Artikel. Mich dünkt, die Worte schneiden schärfer wie Thaten. Der Prinz soll grade darüber außer sich gerathen sein. Die Lippen schäumend, drückte er die Stirn an die Scheibe, daß sie zerbrach.“

„Er wird auch wieder ruhig werden, sagte Wandel und las: „„Nie hat eine Macht heuchlerischer gehandelt und die Gesetze der Treue und des guten Glaubens frevelnder gebrochen als Preußen. Von ihm kann man lernen, wie man mit Worten schmeichelt und durch Thaten verwundet.““ —

„Ist's nicht so!“

Der Legationsrath zuckte die Achseln: „Was aus! Unentschlossenheit gefehlt und in Thorheit gesündigt ward, heißt nun sträfliche Hinterlist. — Warum war man unentschlossen und warum handelte man thöricht!“

„Lesen Sie weiter.“

„„Der aufgegebene Krieg gegen Frankreich war ein unwürdiges Geständniß von Schwäche, die sogenannte Verwaltung Hannovers bis zum Abschluß des allgemeinen Friedens überdachter Verrath. Erröthet Preußen nicht vor der Entschuldigung, daß die Wahl der Mittel zur Sicherung seiner Ruhe nach der Schlacht von Austerlitz nicht mehr von ihm abhängig gewesen sei? Ziemt eine solche Sprache einem schlagfertigen Staate, wenn es Ruhm und Vaterland gilt? Ziemt sie vor Allem dem Preußischen, der Friedrichs Siege hinter sich hat, Friedrichs Heer vor sich und zur Seite Rußlands Beistand? Preußen prahlt mit gebrachten Aufopferungen. Ja es hat geopfert seine Unabhängigkeit, seine Pflicht, seine alten Besitzungen, seine treusten Unterthanen und seine zuverlässigsten Bundesgenossen. Preußen hat durch den Schönbrunner Vertrag aufgehört als selbstständige Macht, es kann nur noch existiren unter den Flügelschlägen des französischen oder russischen Adlers.““

„Was sagen Sie dazu?“

„Warum fordert man von Epigonen den Muth der Titanen!“

kums — die ganze Universität in ihren verschiedenen Richtungen Theil. Die Schule bekam mannigfaltige Namen, und unter dem der historischen, was Vielen gleichbedeutend, mit Katholisch, oder sehr christlich, fromm u. s. w. klingt, werden die Männer aus allen Facultäten begriffen, und man blickt auf sie hin, wenn auch nicht ganz mit der Grobheit, wie der selige Voß auf die „Mittelaltrigen," so doch mit einer ähnlichen Scheu und der heimlichen Furcht, sie könnten plötzlich ins Land etwas einschmuggeln, was die neue Aufklärung mit Mühe daraus vertrieben. Der Mysticismus gehörte ja mit zu den Partheigängern der neuern Zeit. Wir haben seine zu großen Ansprüche beseitigt, mit dem Arrest dessen, was er geleistet, ohne dem in unsern Gefühlen schwelgenden Trunkenbold in einer praktisch thätigern Zeit die vorige Wirksamkeit zu lassen. In Schweden, — das gesteht man selbst, — hält man noch nicht gleiche Zeitrechnung, und so mag er noch mehr gelten als in dem schon frei gewordenen Deutschland. Daß ursprünglich auch in Schweden dafür eine Neigung lebt, beweis't die noch blühende Secte der Swedenborgianer.

„Der kleine König von Schweden sperrt ihnen auch die Ostseehäfen, er kapert auch wie die Engländer ihre Schiffe. Man hätte doch nun erwartet, sie würden Schwedisch Pommern nehmen!“

„Man ist befangen im Bewußtsein seines Unrechts, und statt es gut zu machen, indem man es vollendet, verdoppelt man den Fehltritt, indem man ihn halb thut.“

„Das ist Ihre Moral, Wandel. Ich im Gegentheil bewundere den Muth dieser Staatsmänner. Mit welchem Gesichte kann der Mann von Schönbrunn vor die Prinzen, vor die Bilder seiner alten Könige treten, vor das Land, vor das Preußische Heer, vor Friedrichs Armee? Erklären Sie mir den Muth, Wandel, wie er vor diesem stolzen, hochmüthigen Officiercorps es aussprechen darf: Preußen fühlt sich zu schwach, mit dem stärksten Bundesgenossen an der Seite einen gerechten Krieg zu führen. Können Sie's?“

„Gnädigste Frau, vor wem erröthen, wem Rechenschaft geben! — Wer fordert sie von dem Manne!“

„Und sei es nur vor seinem eigenen Spiegel.“

„Der Spiegel, Gnädigste, ist unser Machwerk; man schleift, färbt ihn, wie man will, man stellt sich vor ihn, wie man Lust hat. Die Hand in der Brust, das Kinn aufrecht, die Blicke funkelnd. Oder die Arme gekreuzt auf der Brust, die Augen niedergeschlagen; der Spiegel ist gehorsam, er giebt Alles wieder. Denken Sie ihn sich so, mit verkniffenen

Lippen davor, und er lispelt: er war ſtark und wir ſchwach, er entſchloſſen, und wir wiſſen nie heut, was wir morgen thun ſollen, er hat ein kriegsgewöhntes, ſiegreiches Heer und wir eines, was den Krieg verlernt hat. Ein Krieg koſtet Blut, viele Menſchen, er ruinirt noch mehr Bürger, ſeine Nachwehen ſind furchtbarer als ſeine Verwüſtungen. Alles das ſind Realitäten, die Ehre aber iſt ein Wahn. Mein König hat einen Abſcheu vor Blutvergießen und ich liebe es nicht. Alle gute Menſchen lieben es nicht. Gott auch nicht, er hat den Frieden geboten und Napoleon bietet ihn uns auch. Sind das nicht eben ſo viele Winke des Himmels! Wofür ſollen wir uns ſchlagen? Für uns doch nicht. Er will uns ja mehr geben, als wir hatten. Für Oeſtreich etwa, das verloren hat? Wir ſind doch nicht Don Quixoten, um für einen Rivalen uns zu opfern? Oder für das thörige Gebrauſe, was man jetzt öffentliche Meinung nennt? Wiegt meines Königs unausgeſprochener Wunſch nicht ſchwerer? Die öffentliche Meinung macht mich nicht zum Miniſter, ſie möchte mich ſtürzen. Aber ſie kann's nicht. Mein König kann mich halten, und er wird es."

„Von Advocaten des Teufels hab' ich wohl gehört, ſagte die Fürſtin, ihn fixirend, nur weiß ich nicht, wer ſie bezahlt."

„Ich halte Excellenz für einen ſehr honetten und zuweilen ſehr heiligen Mann, der, wenn er den Feind citirt, es gewiß nur thut, um ihn zu beſchwö-

ren. Vielleicht — ich sage, es ist möglich, daß er jetzt in der Stille die Hände vor seinem Bilde, nämlich im Spiegel, faltet, auch vielleicht ein Kreuz schlägt, und aus tiefer Brust seufzt: Ich bin ja nur sein unwürdiges Werkzeug! Gegen letzteres wird denn wohl Niemand etwas einzuwenden haben."

„Incorrigibler!" sagte die Fürstin und gab ihm einen leichten Schlag mit dem ausgezogenen Handschuh, um doch wieder sinnend vor sich niederzublicken:

„Und doch, wäre es ein Wesen von Fleisch und Blut, dieses Preußen, ich könnte es beneiden um die Empfindung. So zerknirscht in Demuth niederzufallen in den Staub, an die Brust zu schlagen und zum Herrn zu rufen: Strafe mich um meinen Dünkel und meine Ueberhebung. Das sind die Früchte meiner Saaten, daß ich mich auflehnte gegen Deine Satzung! — Ach nein, sie kennen nicht die Wollust der Demuth und Zerknirschung, sie sind alle noch aus Friedrichs Schule, schlechte Schulknaben, sie beten nicht den Herrn, nur ihren Witz an, und sein Gespenst seh ich umherschleichen — das muß eine furchtbare — die fürchterlichste Strafe des Himmels sein: so sein Werk zertrümmert, seine Schöpfung verhöhnt, sein Geist zum Pasquill — und keiner den Muth, in ihrer Erniedrigung die Arme zu erheben: „Herr, erbarme Dich unser!"

Herr von Wandel kannte die Fürstin — auch ihre temporellen Visionen. Sie genirten ihn nicht. Die liebenswürdige Frau liebte nicht die Gêne. Er

wartete in Geduld, bis der Paroxysmus vorüber war; er brauchte nicht lange zu warten.

„Nun an Ihr Geschäft, sprach sie. Wie lange lassen Sie die arme Eitelbach warten!“

„O dies hat Zeit!“

„Sie würden einen guten Marterknecht abgeben.“

„Ich weiß in der That noch nicht, was ich mit ihr reden soll.“

„Wenn Sie nur die persifliren können, die Sie vorgeben zu lieben, so versuchen Sie es einmal, sich in die Baronin zu verlieben. Ich erlaube es Ihnen.“

„Der Rath ist nicht so übel!“ sagte der Legationsrath und verneigte sich tief. „Mit meiner gnädigsten Freundin Erlaubniß will ich wenigstens den Versuch machen.“

Die Fürstin hörte es nicht mehr, sie warf am Fenster der abfahrenden Adelheid Abschiedsgrüße zu.

Drittes Kapitel.

Herr von Wandel muß sentimental sein.

„Unter Heiligenbildern eine Heilige!“ rief der Legationsrath der Baronin entgegen.

„Wissen Sie, was mein Mann von Ihnen sagt? replicirte die Baronin? Wie heilig Sie auch aussähen, Sie wären ein Pfiffeus, und er möchte mit Ihnen keine Geschäfte machen.“

„Warum sollte er theilen! Er macht für sich allein die besten.“

„Ihnen traute er nicht über den Weg, meinte er neulich.“

Der Legationsrath zückte lächelnd die Achseln: „Was konnte ich dafür, daß aus der Mäntelgeschichte nichts ward. Meine Absichten waren die besten, meine Demarchen gut, es stieß sich an andern Dingen. — Ja, theuerste Freundin, wie viel ist damit ausgesprochen! Unser Wille mag noch so rein sein, wir thun alles, was wir können, der Himmel selbst scheint uns zu winken, und es wird doch nichts draus. Das ist der unerforschliche Organismus jener höheren

Sphärenkreiſe, in die unſer Auge vergebens zu dringen ſucht. Darin finde ich aber eben den merkwürdigen Unterſchied zwiſchen Ihrem und unſerm Geſchlecht, ich meine zwiſchen den Erwählten. Während wir noch immer titaniſch nach dem Unmöglichen ringen, findet das edle Weib ſchon in der Entſagung den höhern Troſt. Da erſt verklärt ſich ihre Liebe zu derjenigen, welche nicht beſitzen, nur beglücken will; ſelbſt beglückt, wenn ſie den geliebten Gegenſtand glücklich ſieht in der Liebe zu einer andern."

Der Legationsrath ſchien unwillkürlich mit dem Taſchentuch über ſeine Augen zu fahren. Die Baronin ſah ihn aber ſehr ſcharf an:

„Was meinen Sie denn damit? Denn das habe ich Ihnen auch abgemerkt, Sie ſagen nichts ohne Abſicht."

„Meine Freundin wird aber darin mit mir einig ſein, daß es unter zartfühlenden Seelen beſſer iſt, über gewiſſe Intereſſen nur andeutend wegzugehen, als ſie auszuſprechen. Wer heilende Wunden muthwillig aufreißt, wird zum Selbſtmörder."

Die Baronin ſah ihn ſo klar an, daß Wandel ſeine Augen einen Moment niederſchlug:

„Manche Wunde thut auch wohl, wenn man weiß, daß, der ſie ſchlug, es in guter Abſicht that. Sie ſind nicht Doblenecks Freund, leugnen Sie's nur nicht; ich weiß es —"

„Mir iſt er eigentlich ganz indifferent, meine Freundin. Wenn er feindliche Gefühle gegen mich

hegt, so sind sie ihm wahrscheinlich vom jungen Bo-villard beigebracht."

„Sie meinen auch, wie die Andern, daß es nur Mißverständnisse sind?"

„Von dem, was die Leute sprechen, laß ich mich nie bestimmen."

„Ja, es ist ein Mißverständniß, sprach sie mit gen Himmel erhobenen Blicken. Es war kein Zufall, ich weiß, daß alle die Kränkungen von ihm absicht-lich ausgingen —"

„Ist es möglich?"

„Ja, mein Herr Legationsrath, so gewiß, als Sie hier vor mir sitzen."

„So abscheulich hatte ich ihn mir doch nicht ge-dacht. Und sieht aus, als könnte er keinem Kinde das Wasser trüben."

„Und seine Seele ist so rein, wie der Spiegel eines Sees."

„Sie sprechen in Räthseln. — Ich, oder viel-mehr ein Freund, glaubten letzthin in Ihren Blicken ein stummes Spiel gegenseitiger Verständigung zu entdecken. So kann man sich täuschen!"

„Sie haben sich nicht getäuscht."

„Das Räthsel wird immer dunkler."

„Und immer heller in meiner Seele. Ja, weil der edle Mann sah, wie mein Gefühl für ihn immer heftiger ward, wie ich mich von ihm hinreißen ließ, und weil er mich wahrhaft liebt, darum mit eigner Selbstüberwindung jene Kränkungen und Aergernisse,

die mich tief betrübten, um dann mich wieder desto höher zu erheben. Er beleidigte mich, um mich wieder zu mir selbst zu bringen, um mich von meiner Leidenschaft zu heilen. So lebten wir eine lange schmerzliche Weile uns zur gegenseitigen Qual, bis — wir uns verstanden haben. Nun aber haben wir es, und ich bitte es ihm tausendmal im Herzen ab, wie ich ihm Unrecht gethan. Ich glaubte zu leiden, und wie mußte er erst leiden, indem er mir und sich zugleich so unaussprechlich wehe that."

Wandel, der etwas unaufmerksam gesessen, warf hier einen forschenden Blick auf die Rednerin. Er hatte manches, aber dies grade nicht erwartet. Die Geschichte interessirte auch ihn nicht mehr besonders, oder er war im Nachsinnen, wie er ihr eine andre Wendung beibringe, um ihr wieder ein Interesse abzugewinnen. Es war die Neugier, wie man in einem empfindsamen Roman plötzlich die Seiten umschlägt, um die Motive eines den Leser überraschenden Sinnesumschlags zu erfahren, mit der er sie rasch fragte:

„Und das hat er Ihnen alles gesagt?"

„Kein Wort."

„Ah, also die Sympathie der Seelen!"

„Warum senken Sie die Augen?"

Er mußte sich gestehen, daß diese Wendung dem, was die Freunde wollten, am wenigsten entspreche:

„Oh, das ist ein Thema, rief er, bodenlos, unergründlich."

„Sie erschrecken ja beinah."

„Ich! — Erſchrak ich! — Ich ſtellte mir nur vielleicht die Frage, ob es ein Glück iſt, in der Seele des Andern leſen zu können? Oder nicht vielmehr ein Unglück? Fragen Sie ſich einmal, ganz aufrichtig, die Hand aufs Herz. Würden Sie wünſchen, daß ein Andrer Ihre Gedanken läſe wie ein offnes Blatt?“

Er hatte ihre Hand ergriffen und legte ſie ſanft an ihr Herz. Sie ließ es geſchehen, und ſah ihm klar in die Augen. Ohne alle Bewegung ſprach ſie mit heller Stimme:

„Ja, es könnte Jeder leſen.“

„Auch der Baron, Ihr Gemahl?“

„Jetzt erſt recht. — Im Anfang ſchoß es mir da über den Kopf. Nachher ward ich zuweilen ſtutzig, ich ſchämte mich, wenn der und jener mir jetzt ins Herz ſähe, und ich gab mir Mühe, daß ichs mir anders zurecht legte und rechtfertigte, aber nun habe ichs nicht nöthig. Da fiel mir wieder ein, was mal der Prediger ſagte: Jedes guten Menſchen Herz muß ſo zugerichtet ſein wie ein Glasſchrank. Darin verbirgt man nichts, und wer in die Stube tritt, ſieht es.“

„Der gute Prediger unterließ nur hinzuzuſetzen, meine Freundin, daß wir nicht Jeden in unſre Stube laſſen. Die Stube verſchließen wir, und der Glasſchrank ſteht nur offen für unſre Freunde, für die, welche wir geprüft, die täglich Zutritt haben. Ja die mögen hineinſchauen, und ſich der Dinge freuen, die uns erfreuen.“

„Ach, ich weiß Jemand, der würde ſich zuknöpfen, wenn man ihm ins Herz ſehn wollte!“

„Wer iſt das?“ Wandel ſchien über dieſe Wendung des Geſprächs noch weniger erfreut.

„Sie ſind ein guter Menſch, Herr von Wandel, aber voller Finten. Reden Sie ſich ja nicht aus, ich weiß es.“

Er hatte ihre ſchöne Hand, die über der Divanlehne lag, erfaßt und drückte ſie ſanft an die Lippen. „Könnten Sie in dies Herz ſchauen! ſprach er ſeufzend. Finten nennt es meine Freundin. Immerhin! Finten ſind Spitzen, aber es ſind blutende Spitzen, Dolchſtiche, Dornen, die Andre hinein gedrückt. Da iſt der einzige, aber ein ſüßer Troſt, daß um dieſe Dornen Roſen blühten.“

Sie hatte die Hand ruhig ſeinen Küſſen überlaſſen, und ſchien verwundert, als er plötzlich aufſtand und den Stuhl wegſetzte.

„Wohin wollen Sie denn?“

„Nach dem Lande, wo keine Roſen blühen.“

„Jetzt doch nicht gleich?“

„Ich bin keine Stunde ſicher, daß nicht die Päſſe und Anweiſungen aus Petersburg eintreffen, und dann darf meines Verweilens nicht mehr lange ſein. Die Academie in Petersburg hat zu meiner Beſchämung eine ſo dringende Vorſtellung an Seine Majeſtät den Kaiſer gerichtet, die Unterſuchung der Bergwerke für ſo wichtig erklärt, und meine geringen Kenntniſſe ſo hoch angeſchlagen, daß ich undankbar wäre, wenn ich dem ehrenvollen Rufe zu folgen nur einen Augenblick zauderte.“

Unſtreitig hat der letzte Krieg gegen Frankreich vortheilhaft auf Verbreitung unſerer Literatur gewirkt. Die Deutſche Schule bekam in den Militairs, welche in Deutſchland gedient, wenn auch nicht geradezu Anhänger, doch ein größeres Publikum. Der größere Theil der Offiziere und gegenwärtig faſt das ganze Upſala reden Deutſch. Aber eben, daß man die Schule eine Deutſche nennen mußte, erweckte wieder den Nationalſtolz der Schweden. Eine Nüance der neuen Schule trat auf, welche man, wiewohl nicht allgemein, die Oſtgothiſche nennt. Sie wollte daſſelbe, wie die Deutſche, Zerbrechung der alten Feſſeln des ſogenannten guten Geſchmacks, aber wollte eigenthümlich Schwediſch dabei beſtehen. Es ward ihr nicht ſchwer, Anhänger, und eben ſo wenig ſchwer, in dem eigenen Alterthume Anknüpfungspunkte zu finden. Ein Streit, ob man für die Poeſie die eigenthümlich alt-ſkandinaviſche Mythologie anwenden ſolle, wenig erſprießlich, da alle Mythologie in neuern Dichtungen etwas Todtes ohne den Glauben bleibt, gehört in den minder laut gewordenen Kampf dieſer Unterpartheien. Ueberhaupt ſind hier die Nüancen ſo fein, daß kaum der Inländer, welcher die neuen literariſchen Feh-

„Ihre Verdienste in Ehren, aber — die Gargazin wird sie wohl recht ausgeschrien haben.“

„Erlaucht hat allerdings auch Güter in Asien, und einige Bergstriche versprechen, wenn mein Auge aus der Ferne sich nicht täuscht, unter geschickter Hand eine ungewöhnliche Ausbeute.“

„Nach Asien wollen Sie, Herr Gott, das ist weit.“

„Bis an die Chinesische Gränze. Sie mögen denken, wie schwere — sehr schwere Opfer es mich kostet!“

„Wie so denn?“

„Muß ich nicht meine eignen Güter in Thüringen verlassen?“

„Wissen Sie, was mein Mann sagt? — Die möchte er nicht geschenkt haben; wenn sie nicht die Feldsteine zu Klößen kochen lernten, müßte 'ne Kirchenmaus drauf verhungern.“

„Er, Ihr Herr Gemahl auch Oeconom! Ich hielt ihn nur für einen Speculanten. Für den glücklichsten, weil — er das große Loos gezogen hat.“

Die Baronin lachte ihn recht herzlich an: „Damit meinen Sie mich; mir verbergen Sie nichts. Wenn Sie aber meinen Mann fragen, so sagt er Ihnen, es wäre seine schlechteste Speculation.“

„Ich halte viel auf Ihren Herrn Gemahl. Ueber dem tiefen Schacht von Wissen und Erfahrung spielen wie Schmetterlinge Humor und Witz. Ich weiß seinen kaustischen Witz zu schätzen; weil ich ihn

verstehe, verwundet er mich nicht wie Andere, und es thut mir aufrichtig leid, daß unsre verschiedenen Berufsgeschäfte uns so selten zusammen führten. — Glauben Sie mir, auch von ihm wird mir die Trennung schwer."

„Von wem denn sonst noch! Von der Geheimräthin oder der Fürstin! oder — oder — oder"

„Verdiente ich diese Bitterkeit? Die Baronin Eitelbach sieht mich gern scheiden."

„Nein, weiß Gott, nein, ich plaudre gern mit Ihnen. Ich glaube Ihnen nicht alles, was Sie sagen, aber es hört sich so hübsch an. Es klingt, als ob man mit Ihnen in die Wolken fliegen müßte."

„Seele mit dem Taubenauge und dem Blick des Adlers, erlauben Sie mir den Bruderkuß auf die Stirn der Schwester zu drücken."

Sie wehrte ihn, als er im Begriff war es zu thun, sehr entschieden zurück: „Sie sind noch nicht fort. Wenn's so weit ist, wollen wir uns besinnen."

„Einen Wunsch erlauben Sie mir wenigstens, mit den Lippen auf Ihre schöne Hand zu hauchen."

„Hauchen Sie aber nicht zu lange."

„Wie Sie in meine Seele blicken, möchten Sie eben so klar in die des Rittmeisters blicken! Jetzt noch nicht, aber später, wenn ich fort bin."

„Warum denn jetzt nicht?"

„Jetzt hat er genug Beschäftigung mit der kleinen Choristin."

„Welche Choriſtin?“

„Die in der Geiſterinſel die Herzen entzückt. Sie wiſſen ja.“

„Sie ſind ein abſcheulicher Menſch.“

„Vielleicht irre ich mich auch. Sein Neffe, der Cornet, bezahlt ſie, und die böſe Welt ſagt: für ſeinen Onkel. Doch, wie geſagt, das mag nur Gerede ſein. Und wäre es, iſts ein Verſuch, ſeinen Schmerz zu betäuben. Das will ich ihm verzeihn. Aber — ich glaube, es iſt vielleicht beſſer, ich ſchweige.“

„Nein, jetzt iſts beſſer, Sie reden. Das iſt eben ſo abſcheulich von Ihnen, daß Sie einen Stachel Einem ins Herz ſenken, und dann laufen Sie fort. Man quält ſich, was es iſt, und dann iſts am Ende nichts.“

„Auch ich hoffe, daß es nichts iſt. Das iſt das Opfer, welches ich Rußland und der Wiſſenſchaft bringe, jetzt von ſo vielen Freunden mich loszureißen, die vielleicht meiner Hülfe bald bedürfen. Einer Eigenſchaft rühme ich mich — ich ward frei von Affecten, ich blicke klar in die Zukunft, in die Seelen der Menſchen, die Fältchen und die Schleier derſelben täuſchen mich nicht. Der Rittmeiſter iſt, ja, ich gebe es zu, was man nennt, ein guter Menſch, aber verſchuldet, bis über die Ohren verſchuldet. Der Krieg konnte ihn retten. Nun bleibt Friede. Er muß alle Anſtrengungen machen, ſich über dem Waſſer zu halten. Damals, als es losgehn ſollte, überkam ihn ein nobler Impuls; das iſt nun vorüber, er iſt

Menſch, ein armer Edelmann, ein Officier, auf ſeine Gage angewieſen, von Gläubigern gedrängt, gewiſſermaßen von den Umſtänden zum Aventurier geſtempelt, gezwungen, ſein Alles auf eine Karte zu ſetzen. Lieber Gott, er iſt darum kein Böſewicht, daß er alle Rollen ſpielt, den brüsken, den ſentimentalen, ſogar den idealen Liebhaber, um eine reiche Frau zu kapern."

„Sind Sie bei Troſt? Ich bin ja verheirathet!"

„Daran denkt ein ſolcher Aventurier nicht. Er hält Alles für erlaubt, und in der Noth kein Band zu feſt. Ich kenne ſolche Menſchen."

„Jetzt ſchweigen Sie. Sie mögen viele Menſchen kennen, aber den Rittmeiſter Stier von Dohleneck kennen Sie nicht. Ich könnte Ihnen ſehr böſe werden, ſpinnefeind, wenn Sie nicht ein ſo guter Menſch wären. Darum bitte ich Sie, thun Sie mir den Gefallen und — ſein Sie ſtill. Kein Wort mehr davon!"

Er verneigte ſich reſpectvoll: „Ich gehorche dem Befehl, wo ein leiſer Wunſch genügt hätte; aber eine Bitte ſpreche ich im Scheiden aus. Wenn das Traumbild Ihres Glaubens zuſammenſinkt, wenn Sie ſich ſchwach fühlen, wenn mit Ihrem Vertrauen das Glück des Lebens vor Ihnen zuſammenbricht, dann denken Sie, dann rufen Sie mich. Ich werde Ihre Stimme hören, auch wenn hunderttauſend Meilen uns trennen, kein Brief mich trifft, keine Taube durch die eiſigen Lüfte dringt. Wenn Auguſte von Eitel-

bach gepreßten Herzens in ihrem Kummer meinen Namen nennt, wenn ſie ſchluchzend in die Nacht ruft: Ach, wäre er hier, er könnte mir helfen, dann werde ich Ihren Ruf hören, ob ich im tiefſten Schacht der Bergwerke von Irkutzk dem Licht der Gnomen folge, um die Adern edler Erze zu ſchürfen, oder einſam ſchweife auf einem Rennthierſchlitten um die kalten Seen Sibiriens — und ich bin bei Ihnen.“

Ohne einen Händedruck war er nach der Thür geeilt. Sie rief ihm nach:

„Nach Sibirien gehen Sie?“

„Warum ſchaudern Sie, gnädige Frau? Es iſt warm auch am Eispol, wenn das Blut im Herzen pulſt.“

„Ich dachte nur — Ich war in Glogau, als der Errner, der Raubmörder, nach Sibirien transportirt ward. Was man doch manchmal Närriſches denkt — wenn Sie auch ſo in Ketten hingeſchleppt würden! — So fuhr er auch zuſammen, wie Sie jetzt —“

Er verneigte ſich noch ein Mal und war verſchwunden. Sie ſah ihm aus dem Fenſter nach. So in ſich verſunken hatte ſie ihn noch nicht geſehen. Er erwiederte den Gruß zweier Bekannten nicht. „Er hat nur einen Fehler, ſprach ſie bei ſich, er kann den Rittmeiſter nicht leiden. Aber — aber er wird noch nicht — mit Sibirien hats gewiß noch gute Weile.“

Viertes Kapitel.

Ob's edler im Gemüth, die Pfeil und Schleudern
Des wüthenden Geschicks erdulden oder —

„Thorheit, zu glauben, daß ein Mensch seiner Zeit voraufgeht. Von der Strömung in der Luft werden wir gezogen, wie die Atome dem Athem zufliegen. Es ist das unergründete Gesetz in der moralischen Welt, was den Riesen wie den Zwerg regiert, und die tollste Ironie ist es, der wahnsinnigste Traum unsrer trunkenen Phantasie, zu wähnen, daß wir aus eignem freien Impuls die Welt nur um eine Spanne weiter rücken!"

Zwei Genesende saßen auf einer abgelegenen Bank im Thiergarten, die laue Sommerluft einschlürfend. Der eine, den Arm in einer schwarzen Binde, — schien seine Krankheit bereits abgeschüttelt zu haben, und das blasse Gesicht röthete sich, während die Glieder oft elastisch zückten. Es war Walter. Der andre trug keine sichtliche Verwundung, aber der kräftige Geist schien mit einer physischen Mattigkeit im fortdauernden Kampf, und

sein auch bleiches Gesicht blitzte von einer verrätherischen Röthe, während das dunkle tiefe Auge gespensterhafte Glanzblitze warf. Es war Louis Bovillard; er hatte die obigen Worte gesprochen.

„Dem Fatalismus huldigen, dahin also führte unser langer saurer Bildungsproceß, unser Suchen, Tappen, Klimmen! entgegnete Walter. Du mußt bekennen, daß die Türken dies Ziel bequemer haben. — Du bist noch krank."

Bovillard sah mit seinem glühenden Auge wehmüthig auf den Freund: „Was hilft Dir Deine Gesundheit?"

„Daß ich meine Kraft sparte."

„Wofür? Was hilft der Ameise die Seherkraft der Kassandra, wenn der Stiefel eines Stallknechts sich nur aufzuheben braucht und der Bau ihres Lebens ist zerstört!"

„Gott und Natur sind ewig, und der Mensch —"

„Bleibt ihre erhabenste Creatur, aber ewig wie Herkules am Scheidewege. Da steht: Entsage! und ein himmelblaues Lamm daneben, Dich auf Dornenwegen zur Trübsal zu führen. Hier steht: Genieße! und Fuchs, Wolf und Schlange stehn als Deine Lehrmeister dabei."

Walter hatte längere Zeit vor sich hingeblickt; die Lucubrationen des Freundes hatten ihn nicht gestört: „Wo ist das Allgemeinwohl? das ist die Frage. Sitzt's in den Gipfeln? in den Wurzeln? Wo ist das Mark? Wir fühlen es, wie das Wasser

den festen Boden unterspült, die Wurzeln vom Erdreich löst, wir fühlen das Annahen des Sturmes. Und noch wäre Rettung möglich, aber die phlegmatische Masse schließt noch die Augen, trunken schreien Einige in die Lüfte, aber sie helfen nicht, nur dem Feinde geben sie ein Zeichen, wie es steht. Die zu Wächtern bestellt sind, zu Baumeistern und Steuerleuten, singen uns Schlaflieder zu. Sie zittern nicht vor der Gefahr draußen, nur vor der Aufregung, welche die Furcht davor im eignen Lager verursacht. Wo nun Einer mit dem besten Willen kommt, wo soll er anklopfen, wo, wenn er sein Gut und Blut hineinwerfen möchte, ist die Büchse, um es aufzunehmen? Das ist die Frage."

„Was hilft's Dir, wenn Du die rechte Eingangsthür in ein verrottet Haus findest, wo drinnen nichts mehr zu retten ist."

„Es ist, fuhr Walter auf. Wie hätte dieser Staat so lange bestehen können und leuchten in der Geschichte. Es ist etwas nie da gewesenes, wie dies Regentengeschlecht persönlich auf das Volk eingewirkt hat. Das leugnest Du Dir nicht fort, vom Anbeginn bis heute. Es hat alles, was sein eigen war, Gedanken, Geist, Intelligenz, Thatkraft, Muth, Entschlossenheit, Ausdauer, ausgesprützt in die Adern der rohen, verwilderten Stämme, die es vorfand, die es später mit seinen starken Armen umklammerte, bis sie unter dem warmen schirmenden Druck zu

einem Leibe verwuchſen. Wir ſollten freudig ſtaunen über das Wunder einer Gärtnerkunſt, denn das war es, wo die Fürſten von anderm Stamme, Blut, aus einem fernen, fremden Lande, ſo ſich mit dem Boden, den Boden mit ſich amalgamirten; wenn nicht eben die Impfe ſo wunderbar nachhaltig gewirkt hätte, daß alles, was auf dem Throne zur Geltung kam, im Volke ſich wiederſpiegelt und reproducirt, wie die Stärke vorhin nun die Schwächen, wie das Licht, jetzt die Schatten. Iſt nun ein Volk von der Vorſehung deſtinirt, das frage ich mich, ſein Licht ausgehn zu laſſen, weil von ſeiner Herrſchaft ihm keins mehr leuchtet, ſich ſelbſt auszulöſchen aus der Reihe der lebendigen Nationen, weil der Druck der Luft von oben, das Miasma, es afficirt! Iſts deſtinirt, mit allen Mitteln zur Hand, ſich nicht ſelbſt curiren zu dürfen?"

„Wenn es ein Affenvolk iſt! Und wir ſind Alle Affen. Was willſt Du mehr von ihm?"

„Das mehr, was die Erziehung, grade jene ſeiner Könige es lehrte: ſelbſt zu denken und zu fühlen. Dieſe Eigenſchaften ſind nicht fortgeſpült; ſie wuchern geil und luſtig fort. Es kam einmal die Sitte von oben herab, die nüchterne, ſtrenge hausbackne Bürgertugend von jenem Soldatenkönig, dann vom ſelben Throne mit den laxen Sitten und der Frivolität jene eben ſo nüchterne Aufklärung. Jetzt, wo Frömmigkeit und Gerechtigkeit in mildem Scheine von oben ausſtrahlt, wo wir aus einem

guten Sinne auf Tüchtiges gehofft, iſt's die Unentſchloſſenheit, die ſich auf das Volk ergießt und es zerſetzt. Wie, wo ſoll da geholfen werden! Nein, wer ſoll helfen, wer die adſtringirende Säure gießen in die in Auflöſung befindliche Maſſe!"

„Frage lieber, wer iſt der neue Prometheus? Denn die Nachkommen des alten verfolgten Revolutionairs ſind im Laufe der Zeit legitime Philiſter geworden, gute Bürger, die des Nachtwächters Ruf gehorchen: Bewahrt das Feuer und das Licht. Schaff Dir neue Menſchen. Mit den alten iſt nichts anzufangen."

Bevillard war aufgeſtanden und blickte in die Ferne, wo die Sonne zwiſchen dem Walde verſank.

„Thorheit, wiederholte er, zu rühmen, daß wir die Zeit verrücken, die, unſer ſpottend, über uns hinrollt. Der Kriegswagen des Donnergottes, von Sturmroſſen gezogen, Feſtungen zermalmt er und Heere, die für unüberwindlich galten, wie Kartenhäuſer und bleierne Soldaten, und es iſt nichts ſo feſt auf Erden, was nicht ſchon knickt, wo ſein ſchnaubendes Geſpann heranbrauſt." — Er legte ſeinen Arm auf Walters Schultern. — „Ich war da, Lieber, ich ſah es ja in der Nähe. Unſern Staatsmann ſah ich, heiliger Gott! Friedrich und ſein großer Ahn, der Kurfürſt, müßten im Sarge roth werden, wenn ſie das geſehen! Ein Verräther — nein! Man kann nur verrathen, was man weiß. Wenn er ſich in den Wagen ſetzte, zur Conferenz zu fahren, wußte er

den verfolgte, genaue Auskunft zu geben vermag. Die urſprünglich heftige Deutſche Schule war auch und iſt noch unter dem Namen der Phosphoriſten, von ihrem erſten Journale, bekannt. Mehrere andere Journale haben ſeitdem den alten Phosphorus, jedoch mit immer milderer Sprache, erſetzt. Gegenwärtig iſt man mehr zur Verſöhnung geneigt, von der einen Seite, weil man fühlt, daß man polemiſch zu weit gegangen, von der andern, weil das dunkle Gefühl auch die Aufgeklärten überkommt, daß ihre Aufklärung ſich nicht mehr lange halten könne. Vielleicht, daß auch die fromme Richtung neuerdings Mitglieder der jüngern Schule zur Verſöhnlichkeit ſtimmt.

Eine traurigere Erfahrung hat ſich als Reſultat dieſer Kämpfe ergeben, daß kein äſthetiſches Journal ſich für die Dauer in Schweden hält. Die Namen der Upſalienſer Zeitſchriften wechſelten mehrere Male, ihre Jahrgänge werden dem Literator als hiſtoriſche Beiträge intereſſant bleiben, dagegen hat ſich keine einzige, ſelbſt nicht die Literaturzeitung, bis jetzt gehalten. Vielleicht liegt dies aber auch in den Beſtimmungen ſolcher ankämpfenden Journale. Es mag thöricht ſcheinen,

noch nicht, was er rathen, fordern, sprechen sollte. Napoleon fuhr ihn an. Er schwieg. Napoleon cajolirte ihm, ging ihm um den Bart. Er schwieg auch. Dies Schweigen soll wirklich den großen Mann anfänglich verwirrt haben, bis er merkte, daß man auch schweigen kann, nicht um zu verschweigen, sondern weil man nicht weiß, was man wollen soll. Solche Rathlosigkeit, solche Fassungskraft, solcher Mangel an Gedanken und Muth! Der Vertreter des Militairstaates wußte von den militairischen Operationen nicht, was ein Quartaner in Preußen wissen muß, ließ sich einschüchtern, Gott weiß womit, und was Napoleon in seiner Laune einfiel: er ließ sein Heer über Gebirge und Flüsse springen, Schlesien nehmen, Polen revoltiren, daß die Adjutanten hinter der Thür kaum das helle Auflachen zurückhielten. Das Heer, geschwächt, blutend, hätte damals nicht vier Meilen mehr gemacht. Dann, zum Trost, überschüttete er ihn mit Lobsprüchen für seinen guten Willen, seine Einsicht, und unser Mann ward roth vor Freude. — Und in solche Hände legen unsre Fürsten unser Schicksal, und solchem Feinde gegenüber!“

„Die deutschen Fürsten —“

„Laß mich von ihnen schweigen. Was ich auch da sah, wenn eine Nachwelt kommt, wird sie's nicht glauben. Sauve qui peut, das ist das große Schiboleth der Zeit.“

„Und das deutsche Volk?“

„Soll es für die goldne Bulle ſchwärmen, für Regensburg oder Wetzlar! Schwärmer giebt es, wofür wären wir Deutſche!“

„Auch die Kreuzfahrer waren Schwärmer, und doch eroberten ſie Jeruſalem.“

„Warte nur, Lieber, wenn die gutgeſinnten Bürger die Straßenjungen gegen ſie animiren. Roth auf ſie! Mit Recht, ſie ſtören ja die Ruhe. Alle die Volkserhebungen, die man verſucht hat, da und dort, um den Erzherzog zu ſoulagiren, kläglich fielen ſie aus, und wenn man Frieden ſchloß, wie ließ man ſie im Stich! die armen Schelme! Was heut Tugend heißt und Patriotismus, die Diplomatie ſtempelt's morgen zum Verbrechen und Hochverrath, wenn's ihr ſo bequemer iſt. Was willſt Du da vom armen Volk erwarten! Sie äffen den Fürſten nach, und ſie thun Recht. Wer etwas für ſich ſchaffen kann, zugegriffen, ſo lange es Zeit iſt! Die alten Bande ſind gelöſt. Es giebt kein Recht, kein Geſetz, kein Vaterland mehr. Haſche den Sonnenblick, genieße den Augenblick, Du weißt nicht, was morgen kommt. Schöne Mädchen und Cyperwein, Walter, ſo lange es ſchmeckt. Preußen that Recht, wir waren im Unrecht; es hat den größten Biſſen erſchnappt. Preſſe Hannover aus, Du weißt nicht, ob es Dir nicht ſchon morgen wieder entriſſen iſt. Schöne Mädchen und Cyperwein! nur nichts von Vaterland, Menſchenglück. Phantasmagerien, nichts als Mondſcheinilluſionen. Im Ernſt, Walter! Sieh mich nicht

ſo an. Die alte Zeit iſt abgelaufen, aller Widerſtand iſt Thorheit — der neue Titane zerſchlägt dem alten Sonnengott den Karren, die Splitter und Funken fliegen durchs Weltall. Duck Dich in eine Höhle, wenn Du eine findeſt, und wenn Du lebendig bleibſt, gaffe ihm nach, wohin er ſeinen Feuerball peitſcht. Ich weiß es nicht.“

„Und doch, ſprach Walter, ihm nachblickend, als er ohne Abſchiedsgruß nach der Stadt gegangen, doch würdeſt Du der Erſte ſein, wenn —“ Er folgte ihm.

Seltſam, als Walter in das Haus des Geheimrath Lupinus trat, ſollte er eine Unterhaltung überſtehen, die denſelben Gegenſtand hatte.

Er fand den gealterten Mann kränkelnd. Er huſtete viel. Walter meinte, das Zimmer ſei wohl lange nicht gelüftet, der Bücherſtaub habe etwas Drückendes.

Der Geheimrath hörte ihn mit Freundlichkeit an.

„Gewöhnen wir uns doch daran, das Leben als eine Gewohnheit zu betrachten, dann fällt ſo Vieles fort, was uns ſonſt quält und ängſtet. Iſt nicht der am glücklichſten, der nichts in ſeiner Lebensweiſe ändert? Wer immer ändert, ſtellt damit nur ein Teſtimonium aus, daß er nie zufrieden war. Ich weiß es, ich werde ſterben, vielleicht bald, aber Sie werden noch lange leben; nun laſſen Sie uns von Ihnen reden. Da iſt Herr Niebuhr nun angekommen. Er wird beſtimmt angeſtellt, und wahrſcheinlich in einigen Wochen ſchon iſt er Bancodirector mit dem Titel

Geheimer Seehandlungsrath. Er hat Ihre Abhandlung über Alba Longa mit Vergnügen gelesen. Er wird ein Mann von Einfluß werden. Jetzt kann ich Sie noch empfehlen, vielleicht bald nicht mehr. Sagen Sie mir Ihre Wünsche, lieber Walter."

Auf Walters Gesicht stand die Antwort. Es war ein Thema, was sie oft besprochen. Mit einem vielsagenden Blicke faßte der Kranke die Hand des Gesunden:

„Unser Staat ist kränker, als ich bin. Die Republik liegt in den letzten Zügen, die Scipionen schlummern in ihrer Gruft, die Virtus neben ihnen, unser Actium und Philippi steht vor den Thoren, die Catonen mögen den Giftbecher leeren, es bricht zusammen, Herr van Asten, ich weiß es auch, und der Cäsar scheint auch schon da, der uns nur nicht behagt. Was bleibt da dem Freien? — Das Exempel, das ihm ein alter Freigelassener ließ."

Der Geheimrath hatte sich mit Mühe vom Stuhl erhoben, und war, auf einen Stock gestützt, an seine heiligste Bücherwand geschlichen. Einen, Walter wohlbekannten dünnen Band, unscheinbar in altem Leder, nahm er heraus. Es war eine Ausgabe des Horaz, an die er keine fremde Hand ließ; er zeigte das Buch nur seinen Freunden.

„Wenns Ihnen schlimm ums Herz wird, hier ist der Trost. Zweifeln Sie, daß Horaz ein guter Patriot gewesen? Ging ihm das Schicksal des Römischen Staates nicht ans Herz? Ich sage Ihnen,

es ſchnitt ihm hinein, tiefer, als die Herren Ausleger denken; der Schnitt ſteht nur zwiſchen den Verſen, und da verſtehn ſie nicht zu leſen. Was hätte es nun geholfen, wenn er ſich ins Schwert geſtürzt? Was hatte Rom davon, daß Brutus es that! Horaz warf ſeinen Schild fort, machte ſich auf die Behendigkeit ſeiner Hacken, und als er ſtille ſtand, und ſich den Staub abklopfte, ſah er, daß der Himmel noch immer blau war und die Sonne ſo lau und golden auf das ſchöne Italien ſchien, als vorhin. Hätte er nun krächzen ſollen wie die Eule Tacitus von ihrem alten Thurm, Zeter und Wehe über die Verderbniß der Zeit! Hat Tacitus die Zeit beſſer gemacht, oder die römiſchen Sitten, hat er Rom nur einen beſſern Kaiſer verſchafft? Contrair, ſie wurden immer ſchlimmer. Die Bußprediger thuns nicht, und in das Rad der Weltgeſchicke greift keiner ein; das geht über die Köpfe der Völker und Königreiche. Ein Narr, wer da glaubt, daß er in die Speiche faßt, ohne zermalmt zu werden und ausgelacht obenein. Horaz ſchloß Frieden. Hat er darum ſein Vaterland verrathen? Sein Vaterland war größer. Ubi bene ibi patria! Er ſang: Beatus ille qui procul negotiis — Sein contentam ducit vitam klang wie ſüße Muſik unſern Vätern ins Ohr. Er ließ die laufen, quos curriculo pulverem olympicum collegisse juvat, und freute ſich, von Roſen und Epheu umkränzt, am funkelnden Falerner. Er ließ den Auguſtus regieren, wie er Luſt hatte, denn er ſtand unter dem beſſern

Regiment der guten Cynera. — Nicht wahr, das ist recht frivol und schlecht von ihm gehandelt! Und so was der Jugend zu predigen! Aber, aber — zwei tausend Jahre beinah vergangen, und Horaz lebt! Die Brutus spuken freilich, in allen Revolutionen, gar tugendhafte Männer, aber was hinterlassen sie? Verfolgungen, Criminalprozesse, Steckbriefe, Ausweisungen, Schaffotte, Bankrotte, ruinirte Familien, Elend — aber wen auch das Rad nach oben trägt, dem Horaz hört er immer gern zu, er hat in aller Welt das Bürgerrecht, der süße Prediger einer Lebensweisheit, die dauern wird, so lange die Welt steht."

Walter schwieg. Sie hatten auch darüber schon oft sich verständigt, daß sie sich nicht verständigen könnten. Der alte Gelehrte klopfte ihm auf die Schulter:

„Will ich Sie denn zwingen, junger Eigensinn! Erinnern Sie sich, wie Morus seine herrliche Biographie des Philologen Reiske anfängt: Omnis vitae Reiskianae ratio fuit, non cedere malis sed audentiorem contra ire! Ist auch ein schöner Spruch und ein klassisches Latein. Meinethalben immer drauf los wie der große Reiske. Erinnern Sie sich aber gelegentlich, daß Horaz auch gesagt hat: Est modus in rebus, sunt certi denique fines. Er hat keine Maxime aufgestellt wie Cicero, daß der Mensch wedeln soll vor der Macht, weil sie Macht ist. Und dann dachte auch wohl der heidnische Philosoph nicht an den Wurm, 's ist an einem

anderen, der das Maaß finden, die Gränze stecken soll. Und „Integer vitae, scelerisque purus — das hat dieser selbe Horaz auch gesagt. In meinem Testament hatte ich es Ihnen vermacht — diese — ja diese Lederner Silberschrift mit verschlungenen Händen. Warum so lange warten! Rasch in die Brusttasche, zur Erinnerung an einen alten Mann, der Ihnen wohl wollte."

Das war etwas Ungeheures — Walter erschrak:

„Dies Exemplar, Herr Geheimrath!"

Der Gelehrte drückte es ihm in die Hand: „Dieses, ich weiß keinen bessern, der es nach mir aufhebt. — Es ist freilich nur vom zweiten Abdruck. Ja, wenn es mir gelungen wäre, eines mit dem Todtenkopf zu erhalten! Was habe ich nicht correspondirt, nach England, Schweden, was habe ich geboten! Der Herr Legationsrath von Wandel, was hat der sich nicht für Mühe gegeben — er hofft noch immer; aber — es war vielleicht ein zu großer Wunsch, und kein Mensch scheidet von dieser Welt, der sagen kann, daß Alles in Erfüllung ging, was er wünschte."

Den Geheimrath befiel hier ein heftiges Hüsteln. Die Sprache versagte ihm und der kalte Schweiß stand auf seinem blassen Gesicht. Als Walter ihn nach seinem Stuhl führen wollte, stand die Geheimräthin plötzlich da — man konnte glauben, daß sie hinter einer Bücherwand Zeuge des Gesprächs gewesen. „Verzeihn Sie, Herr von Asten, man muß

einen ſo langen Umgang mit einem theuren Kranken gehabt haben, um ſeine Wünſche zu verſtehen.“

Ihr Blick hatte ihn fortgewieſen, und er gehorcht. Faſt machte er ſich einen Vorwurf. Hatte ihm der Geheimrath nicht noch etwas ſagen wollen? Vielleicht war es das letzte Mal, daß er ihn ſah. Aber er hatte ſchon die Weiſung der Geheimräthin überſchritten, die aus Vorſorge für den Kranken den Befehl gegeben, Niemand ohne ihr Vorwiſſen in das Zimmer zu laſſen. Er zauderte im Vorzimmer. Der Kranke mußte ſich wieder erholt haben, er hörte ihn die vorhin angefangene Ode: Integer vitae, scelerisque purus recitiren.

War es ſein Sterbegeſang? Die Geheimräthin ſchien betroffen, als ſie zurückkehrend Walter noch fand. Der Blick, den ſie ihm zuwarf, hatte etwas Befremdendes, es war ihm auffällig, daß ſie ein Tuch vor dem Munde hielt, welches ſie im Augenblick, wo ſie ihn ſah, fallen ließ. Er glaubte ſich zu entſinnen, daß ſie ſchon im Krankenzimmer es an die Lippen gehalten. Doch es war nur ein Moment gegenſeitiger Befangenheit. Sie ſetzte ſich auf ein Sopha, oder ließ ſich fallen, und drückte das Tuch an das Geſicht. Ein Schluchzen hörte er nicht. Er ſprach einige Worte der Theilnahme, daß die Gefahr wohl nicht ſo groß ſein werde, als man annehme, daß die Natur des Geheimrathes auch ſchwerere Krankheiten zu überwinden im Stande ſei, daß er unter einer ſolchen Pflege geneſen müſſe.

Den ſtarren, höhniſchen Blick, als ſie das Tuch wieder ſinken ließ, konnte er nie vergeſſen.

„Meinen Sie, Herr Doctor? — Er wird ſterben. Wenn auch nur darum, damit die Leute ſagen können, ich hätte ihn ſchlecht gepflegt.“

„Gnädige Frau, es iſt nur eine Stimme, mit welcher Aufopferung Sie für das Schickſal Ihrer Angehörigen ſorgen.“

„Sind Sie wirklich noch ſo jung und harmlos, Herr van Aſten? — Sie haben doch auch ſchon Erfahrungen hinter ſich, ſetzte ſie hinzu, und ſollten wiſſen, was auf dieſe Stimme zu bauen iſt. Oder hörten Sie immer nur den lächelnden Anfang, und ſchloſſen vergnügt ihr Ohr, wenn die herzlich Theilnehmenden von ihrem Lobe ſich erholten, zuerſt in kühler Betrachtung, die ſie unpartheiiſche Würdigung nennen, dann in leiſen Bemerkungen, daß bei dem vielen Guten doch auch Schattenſeiten ſind; endlich wenn die liebreichen Seelen erkannt, daß ſie unter ſich ſind, öffnen ſich die Schleuſen und die ätzende Bitterkeit ſchießt heraus, bis von dem Lobe nichts bleibt, als eine tödtende Wunde.“

„Das Thier im Menſchen zu bekämpfen, ſind wir auf dieſer Erde.“

„Meinen Sie, Herr Doctor! Ich meinte nur, die Klauen und die Stachel unter einer glatten Haut zu verbergen. — Wer leben will, athmen, genießen, rief ſie mit einer heiſeren Stimme, die nur aus einer zerriſſenen Bruſt kommt, dem rathe ich nicht, die Waffen fortzuwerfen, die ihm die Natur gab.“

„Sie gab uns auch andre — einen Schild, durch welchen die Stacheln nicht dringen.“

„Der Schild, den Sie meinen, heißt Resignation. Sind Sie in der That noch so unschuldig, Herr van Asten, oder, ich glaube doch nicht, daß Sie zu den concilianten Gemüthern sich geschlagen haben, die jeden Riß mit einer weißen Salbe heilen möchten. Nein, ich weiß es, auch Sie stemmen den Kopf gegen eine Mauer — Machen Sie sich doch nicht kleiner, als sie sein wollen, vor — denen, welche Sie von einer besseren Seite kennen gelernt! —“ sprach sie plötzlich aufstehend. Sie war in einer Aufregung, die Walter an ihr neu war. Sie wollte das Zimmer verlassen, aber es war ein Dämon in ihr, der sie sprechen ließ, was sie nicht sprechen wollte.

„Das Leben ist ein fortwährender Krieg Aller gegen Alle. Einfaltspinsel oder Betrüger, die von der Humanität faseln. Die stillen, friedlichen Pflanzen haben kein ander Naturgesetz, als eine die andre niederzudrücken. Nur die entfernt stehen auf zwei Gipfeln, die den Saft der Erde, Thau und Licht des Himmels nicht zu theilen haben, mögen mit Liebe coquettiren. Das kann der Mensch nicht. Zwei, die auf zwei Gipfelhöhen stehen, beneiden sich auch in der Entfernung; so fein hat die Natur es gefügt. — Unterbrechen Sie mich nicht, mein Herr, ich statuire gar keine Ausnahmen. Mann und Frau sind doch wenigstens eins, wollten Sie einwenden! Ja! bei den Ehen die im Himmel geschlossen werden. Nur schade, daß

daß eine Zeitschrift, die mit den Jahren und dem Siege oder Untergange ihrer Meinung nothwendig ihre Tendenz ändern muß, den frühern Namen beibehält. Erfreulicher sind andere Erscheinungen, welche ein helleres Licht für die Zukunft versprechen.

Professor Geyer hat sich in Schweden einen ehrenvollen Namen erworben, und gilt als Repräsentant der Schwedischen eleganten Gelehrsamkeit, auf den jeder Eingeborne den Fremden gern hinweist. Der Kronprinz Oscar hat sich bei seinem kurzen Aufenthalt auf der alten Universität seines speciellen Unterrichts zu erfreuen gehabt, und dem Lehrer des dereinstigen Monarchen könnte ein gewisses Ansehen, auch ohne die Verdienste des Gelehrten in der Nation nicht entgehen. Studium und Sinn für die lebendigere Poesie, die wir nun einmal hier nothgedrungen sind, die romantische zu nennen, rege Theilnahme für die Entwickelung unserer und der Englischen Literatur zeichnen Geyern bei einem gewissen milderen und versöhnlicheren Temperamente aus, welches er bei dem Partheienkampf der Phosphoristen mit den Klassikern an den Tag gelegt haben soll. Seine Schwedische Geschichte, —

bei denen, die wir kennen, der Notar und der Geistliche das Werkzeug waren. Wir leben auf dieser Erde, mein Herr. Ihre dämonischen Säfte, ihr Athem zuckt in unserm Blute, und ihr Princip ist: tödten, indem wir nach Luft und Leben ringen. Ihre Rechtsgelehrten sprechen ja wohl von dem Recht der Noth, wonach von zwei Schiffbrüchigen auf einem Brett der schlauere und stärkere den andern hinabstoßen darf. Die Thoren nennen es einen Ausnahmefall. Es ist die Regel, das Naturgesetz, danach leben Könige und Völker, es gilt allüberall, wo die heiße Sonne auf das blasse Elend scheint, und der blasse Mond spöttisch über die Seufzer lächelt, die aus der heißen Brust zu ihm aufsteigen. Oder gehören Sie zu denen, die das Brett loslassen, und sich von der Welle fortspülen lassen, damit die Creatur am andern Ende, der edle Nebenmensch, gerettet wird?"

„Ich ward noch nicht in die Versuchung geführt."

„Wenigstens ehrlich! lachte die Geheimräthin. Nein, nur halb ehrlich! Die kleinen Versuchungen, wo Sie unterlagen, haben Sie aus Schonung gegen sich selbst vergessen. Sie zittern nur vor den großen, die noch kommen."

„Ich will sie abwarten."

„Mit der Miene eines Stoikers. Aber ich sehe, wie der unterdrückte Ehrgeiz, das getäuschte Vertrauen unter den Fältchen Ihrer Stirn kocht. Sie thun recht daran, Herr van Asten, die Haut recht glatt zu spannen. Aber mich täuschen Sie nicht, so

wenig als ich Sie täuschen will. Ja, ich bin im Kriege mit dieser Welt um mich her. Wenn ich nicht schon ganz gemieden, ausgestoßen bin, o glauben Sie nicht, daß es aus Menschenliebe, aus einem Rest von Achtung vor meinen Eigenschaften ist. Die gesellschaftlichen Rücksichten drücken ihren Stachel auf den zurück, der sie zuerst bricht. Das ist es allein. Darum kommt man noch in mein Haus, darum öffnen sich die Flügelthüren, wo ich erscheine. Darum noch Händedrücke, plötzlich süße Mienen, wie sauer es ihnen auch wird, ein Embrassement! Ich gebe ja noch zu essen, ich habe einen Namen, mein Mann hat einen, meine Väter hatten einen. Andere führen eine glänzendere Tafel, haben höhere Titel, versammeln anmuthigere Gesellschaft um sich, aber die Thüren könnten sich doch einmal schließen, man könnte hinausgestoßen werden, und dann bin ich gut genug als pis-aller. O die Menschen sind vorsichtige Rechenmeister. Auch sind Einige so gütig, zu meinen, daß ich Verstand hätte, sogar einen scharfen. Ich sehe ihre Schwächen. Das ist Vielen sehr unangenehm. Meine Zunge verwundet auch wohl; es ist meine Natur. Das ist vielen dieser zartgeschaffenen Seelen noch unangenehmer. Da sie mich nicht von der Welt schaffen können, was ihnen das Liebste wäre, versuchen sie, mit mir zu liebäugeln. Und das ist das Gescheiteste. Wen man fürchtet und nicht vernichten kann, muß man streicheln, bis die Gelegenheit kommt, eine Fallgrube, in die man ihn hinter-

rücke ſtößt. Das iſt die Politik der Natur; Könige und Kammerdiener, Kluge und Dumme üben ſie, und es giebt, die meinen, daß die Welt nur durch ſie beſteht."

Wer hatte dieſe unglückliche Frau bis zu dieſem Aeußerſten gereizt? So hatte ſie ſich nie ihm gezeigt. Sie ſchien ſeine Gedanken zu leſen:

„Hat meine Aufwallung Sie erſchreckt? Beruhigen Sie ſich, mein Herr, ich werde auch wieder ruhig werden. Es iſt zuweilen Bedürfniß, ſich gegen Menſchen auszuſprechen, von denen wir glauben, daß ſie uns verſtehen."

Sie war ans Fenſter getreten, aber mit einem Umweg und Seitenblick auf den Spiegel, wie Walter, jetzt aufmerkſamer, bemerkte. Sie hatte das Fenſter geöffnet, um Luft zu ſchöpfen, aber ſie hatte mit dem Tuche raſch die Toilette ihrer Phyſiognomie gebeſſert. Als ſie ſich zu unſerm Bekannten umwandte, war das Geſicht ein anderes, die fieberhafte Aufregung war verſchwunden, die Augen ſtachen noch, aber glühten nicht mehr, es war der lauernde, ernſte Ausdruck, der in ihren Zügen feſſelte und abſtieß.

„Ich gab mich Ihnen eben ganz wie ich bin, Sie konnten das geheimſte Fältchen in meiner Seele leſen. Ich überlaſſe Ihnen, davon Gebrauch zu machen, wie Sie wollen, denn ich bin nicht ſo albern, zu glauben, daß ein Reſt von Dankbarkeit und Pietät Sie beſtimmen ſollte, mich zu ſchonen. Nein, beurtheilen Sie mich, klagen Sie mich an vor der

Welt, wie Sie mich kennen gelernt. Mein unglücklicher Mann wird sterben, — den täuschenden Trost der Aerzte weiß ich zu würdigen — er wird sterben, und mich wird man anklagen. Man wird sagen, ja, als es zum Aergsten kam, da schlug ihr das Gewissen, da pflegte sie ihn, da verließ sie ihn nicht bei Tag und Nacht, da härmte sie sich ab. Warum nicht früher? Und die klugen Leute haben Recht, denn der Schein ist wider mich. Wer sieht denn hinein in das geheime, zwanzigjährige Wehe eines zerrissenen Herzens! Ich verbarg es der Welt; es hat Niemand ein Recht, meine zerrissenen Schuldbücher nachzuschlagen. Das Glück meines Lebens kostete mich der Schein, die Rolle einer Befriedigten zu spielen. Wenn ich nun ausschrie: er war nie mein Gatte! Nein, mein Herr, ich ward ruhig, ich ward sehr ruhig. Sie mögen mich eine Frau schelten, die um ihren Mann sich erst kümmerte, als der Anstand forderte, auf seinem Todtenbett das Haar vor Schmerz zu raufen. Ich will ihnen auch den Gefallen nicht thun; ich will ihnen auch den Schein lassen, mich kalt, gefühl- und herzlos zu schelten. Meine Trauer will ich in mich verschließen, und eine stumme Bildsäule an seinem Sarge stehen, damit sie ein Räthsel mehr zu lösen finden. Jeder mag es nach seiner Art. Sie, Herr van Asten, kennen mich nun, in einer unbewachten Stunde schloß ich mein ganzes zerrüttetes Sein vor Ihnen auf. — Nun suchen Sie sich Compagnie, die Ihnen gefällt, unter Hohen und Niedern,

über mich herzufallen, mich zu zergliedern, verurtheilen. Ich bin auf Alles gefaßt."

„Ich aber nicht darauf, daß Frau Geheimräthin Lupinus mich dazu fähig hält."

„Fähig, das weiß ich nicht, ich kenne Sie nicht genug. Aber aus Klugheit dürfen Sie vielleicht nicht Compagnieschaft halten. Die gemeinen Seelen müssen, es ist ihre Natur, Krieg führen gegen alles, was sich über ihr Niveau erhebt. Und Sie sind in diesem Kriege. Bleiben Sie in der Defensive, so sind Sie verloren. — Ich weiß es nicht, setzte sie nach einer Weile hinzu, ich kümmere mich nicht darum, ob Sie den Muth haben, Ihren Feinden ins Gesicht zu springen."

Unwillkürlich war Walters Blick auf seinen Arm in der Binde gefallen.

„Sie haben den Chevalieresken gespielt. Ihren Gegner am Leben gelassen. Verstanden, Herr von Asten! Wer seinen Gegner nicht vernichtet, hat ihn gestärkt. Hätten Sie Rache genommen, wie die Beleidigung es heischte, ja dann — aber glauben Sie nicht, daß man Sie darum für einen Cavalier hält, weil Sie nach der Mondscheinschrift in dem schwarzen Buch der Cavalierehre gehandelt. Obsolete Dinge! Man zückt die Achseln, ein Gelächter rieselt, wenn die Junkeroffiziere von der Affaire erzählen. Der Andre wird jetzt beklagt, Sie — Sie, Walter, werden nicht gefürchtet. Und Sie könnten gefürchtet werden, es war in Ihre Hand gegeben. Es war die einzige

Waffe für den Bürgerlichen, glauben Sie mir, ich kenne sie ja, sich Respect zu verschaffen. Die warfen Sie aus der Hand. Was wollen Sie nun thun! Alles, was Ihre feine, scharfe Feder schreibt, kitzelt da keinem die Haut. Sie antichambriren umsonst, Ihre Ideen bleiben Menschheinsgedanken, denn die Welt bleibt dieselbe, Herr von Asten. Nach jedem Erdbeben, wo einmal die Lohe des Geistes, aus der verschlossenen Tiefe berstend, über die Thäler und Berge wirbelte und die Wolken erleuchtete, wo die Geknebelten Freiheit schrien und Recht, nach jedem solchen Rausch kommen sie wieder zur Besinnung, es zieht sich wieder die Rhinoceroshaut der Gewohnheit um das Pseudotitanengeschlecht, das den Himmel stürmen wollte, und die Menschheitsbeglücker hat man noch immer nachher gekreuzigt und verbrannt, wenn man es nicht für bequemer hielt, sie nur einzusperren und auf dem Stroh verfaulen zu lassen. Die Welt wird nicht anders."

„Noch würde ich sie geändert haben, wenn ich den Cornet in die jenseitige geschickt. Die Rache baut nicht Häuser, sie zerstört nur. Wehe, wo es gilt, unser zerrüttetes Gemeinwesen wieder heben, wenn die bisher Gedrückten nur daran denken, sich an ihren Unterdrückern zu rächen, wenn nicht alles Persönliche als wesenlos bei Seite bleibt, wenn die Retter nicht mit ernstem, heiligem Willen an die That gehen."

Man hätte ein chamäleontisches Mienenspiel auf

dem Geſicht der Geheimrätbin bemerken können, das ſich endlich in ein feines ironiſches Lächeln um ihre Lippen auflöſte:

„Sie haben die Prüfung gut beſtanden, Herr van Aſten; ganz wie ich erwartete. Hoffen wir Alle auf dem Wege der Geduld und Entſagung zu unſerm Recht zu kommen. Ich habe Geduld. Nicht wahr! Und ich habe entſagt — ſogar dem Glück, verſtanden zu werden. Kann man mehr? Leben Sie wohl —"

Sie war gegangen, um an der Thür wieder ſtehen zu bleiben: „Haben Sie Adelheid ſeit Ihrem Ehrenhandel?"

„Sie hatte einen Rückfall, als ich nach meiner Geneſung anſprach."

„Sie werden auch in dieſer Entſagung ſich einen Lorbeer erwerben können."

„Wenn ich um den Sinn der Worte bitten darf?"

„Daß Adelheids Sinn, ſeit ſie bei der Fürſtin iſt, ſich geändert hat, brauche ich Ihnen doch nicht zu ſagen."

„Die Fürſtin hat ſo wenig Macht, als irgend eine Frau auf Erden, Adelheids Sinn zu beugen."

„Freilich, da ein Andrer ihn ſchon gebeugt hatte."

„Ich werde mich ſelbſt zu beugen wiſſen vor dem Unabänderlichen, wenn es entſchieden iſt."

„Eine ſeltſame Bezeichnung für den jungen Bovillard."

„Bovillard!"

„Liebt, das heißt, er raſ't für ſie. Nun, das weiß jedes Kind — Sie gewiß auch.“

„Bovillard!“

„Er iſt ja auch wohl Ihr Freund. Was thut das! Daß die Fürſtin ſie deshalb zu ſich genommen, daß es eine große Komödie in der Komödie war, iſt Stadtgeſpräch. Daß Adelheid ſeine Neigung erwiedert und nur krank iſt, weil ſie es zu geſtehen ſich ſcheut, ſind öffentliche Geheimniſſe.“

Walter hatte an ſeinen wunden Arm gefaßt, nur um mit der Hand irgend etwas zu faſſen. Der furchtbare Schmerz erpreßte einen unterdrückten Schrei, er lehnte ſich erblaſſend an ein Möbel.

„Nun, Sie werden heroiſch ſein. Wer wird Rache nehmen, wenn er beleidigt iſt! Und an einem Freund! Uebrigens glaube ich wirklich nicht, daß die Gargazin an Herrn von Bovillard ernſtlich denkt. Sie hat wohl andre Plane. — Haben Sie nicht gehört, wann Kaiſer Alexander Berlin wieder beſucht?“

Walter hatte nur die Hälfte gehört.

Er hatte, reſpectvoll vor ihr ſich neigend, für die gütigen Mittheilungen gedankt; der Kaiſer, wie er gehört, werde ein Bad in Aſien beſuchen. Es ſei bei der geſchwächten Geſundheit des erhabenen Monarchen wohl recht zu wünſchen. Unten an der Treppe faßte er wieder ſeinen Arm: „Dies Weib! Dies Weib! Gießt ſie Gift oder Feuer in die Adern!“

Die Lupinus lachte, als sie allein war, häßlich auf: „Der Wurm sticht doch, wenn er getreten ist, und der verwundete Elephant und Löwe erhebt ein Gebrüll, wovon der Wald erzittert, nur der Mensch prätendirt edel zu sein, wenn er mit einem stummen Seufzer sich zertreten läßt.“

Fünftes Kapitel.

Nur keine Lüge mehr!

Es war ein glänzender Gesellschaftsabend im Palais der Fürstin. Aber der Abendstern, der heute glänzen sollte, erschien wie ein erlöschendes Licht, wie eine schöne Statue in Mondscheinbeleuchtung.

Es war etwas vorangegangen. „Ein zu heißer Tag!" sagten die Herren.

Die Fürstin lächelte sanft.

Man wußte in den flüsternden Gruppen, weshalb die Fürstin die schöne Adelheid in ihrem Hause aufgenommen. Sie sollte es decoriren, wie die schönen Bilder, Statuen und Raritäten an den Wänden es decorirten. Gerade wie die Lupinus vorhin ein solches Möbel für ihr Haus gebraucht. Dies hatten die scharfen Zungen schon längst ausgesprochen.

Auch mag ein Möbel, eine Ornamentur, die in einem Hause längst ein abgenutzter, alltäglicher Gegenstand geworden, in einem andern durch geschickte Verwendung wieder zu einem der Bewunderung werden.

ausnahmsweise ganz vorzüglich gedruckt — erregt die allgemeine Theilnahme der Nation, zumal da man von ihm weniger herbe Urtheile und kritische Secirungen, als von dem allerdings trockenen Rühs erwartet. Doch werden wir, da er, den Dichtern zur Freude, sehr lange um Odins Zeiten verweilt, erst sehr spät über das Aufschlüsse zu erwarten haben, was wir im engern Sinne Geschichte nennen. Geyer besitzt ein nicht genug zu schätzendes Talent des Historikers, er weiß so zu schreiben, daß auch der Nichtgelehrte mit Vergnügen seiner Darstellung folgt. Aber besonders zu rühmen sind seine Anstrengungen um das poetische Alterthum der eigentlichen Schwedischen Nation. Mit Afzelius hat er einen großen Schatz kostbarer Altschwedischer Volkslieder und Balladen gesammelt. Wer unterrichtet ist, wie schwer dem Gelehrten ein solches Unternehmen wird, zumal in Schweden, wo er in den Provinzen auf so wenige Hülfsarbeiter zählen darf, welche im Sinne des Sammlers und mit aller Achtung für die Reinheit der Volkspoesie an das Werk gehen, muß mit doppelter Achtung die Arbeit beider Gelehrten betrachten. Leider — und das scheint unglaublich — unterstützt das Schwedische Pu-

Aber die Fürstin arrangirte nichts, sie ließ Alles gehen, wie es wollte. Das junge Mädchen war nicht wie eine Untergebene, nicht wie eine Tochter, man möchte sagen auch nicht wie eine Freundin, sondern wie eine Herrin aufgenommen, der ein Recht auf dieses Haus und Alles darin zustand. Sie hatte ihre besonderen Zimmer, Diener, sie konnte Besuche empfangen, ausfahren, wie sie Lust hatte. Sie erschien oder blieb aus, wenn Gesellschaft sich versammelte; die Fürstin betrachtete es als Freundlichkeit, wenn sie Theil nahm, und dankte ihr, jedoch mit der Bitte, es nie als ein Opfer zu betrachten, vielmehr ganz ihrem Penchant zu leben.

Die Königin Louise hatte wieder gelegentlich den Wunsch geäußert, die schöne Adelheid zu sehen. Der Wunsch einer Königin ist sonst Befehl. Aber als Adelheid die Augen niedergeschlagen und geantwortet hatte: Was soll ich vor der hohen Frau! war die Fürstin ihr mit der liebenswürdigsten Art um den Hals gefallen: „Sie haben Recht, was sollen Sie da! Warum sich einen Zwang anthun. Solche hohe Personen werfen in der einen Stunde einen Wunsch hin, um ihn in der nächsten zu vergessen.“

Gegen vertraute Freunde äußerte sie: „Wo die Sonnenblume wuchert, verkäme das Veilchen. Der Gärtner behandelt jede Pflanze nach ihrer Natur. Zwingt man ihr Licht, Erde, Wärme auf, die ihr fremd sind, vergeht sie oder schießt zu einer unnatürlichen Bastardart auf. Und eine Pflanze, die im

Zimmer krank war, heilt man nur, wenn man sie dem natürlichen Boden zurückgiebt. Es ist an dem jungen Mädchen zu viel erzogen worden; das rasche, künstliche Einimpfen von Wissenschaft und Grundsätzen hat ihren natürlichen Entwickelungsgang gestört. Diesen muß man wieder herstellen, indem man sie ganz sich selbst überläßt —"

„Und ihren Phantasien" hatte einer der Freunde geantwortet.

Es mußte im Ton ein Vorwurf liegen. Wenigstens faßte die Gargazin es so auf, indem sie nach einem Augenblick Nachdenkens entgegnete: „Und warum nicht! Sehnen wir uns nicht Alle zuweilen in die Märchenwelt zurück, wo die Blumen sprechen und die Wälder singen. Ist denn die Unterhaltung am Theetisch so fesselnd, daß wir darum nicht begierig wären, die Stimmen der Vögel zu verstehen! Wir können nicht mehr aus dem Gewühl der Gesellschaft dahin zurück, warum es denen nicht erleichtern, die noch halb im Flügelkleide gehen! Die Phantasie, sich selbst überlassen, schießt giftige Blüthen, will man behaupten. Wie macht denn die Biene den Honig? Keiner lehrt sie, welche Blumen und Kräuter schädlich, welche den süßen Saft enthalten. Sie nippt den Thau, sie nippt den Duft, sie saugt am Busen der Natur, — der Mensch soll nicht Instinct haben, wollen sie behaupten, weil der Schöpfer ihm einen besseren Mentor mitgab. Die arme Vernunft, und die noch ärmlichere Erziehungskunst! Was präparirt

ihm diese für Kreuz- und Querwege, welche philiſterhafte Muſterkarte von eingepferchten Begriffen und Vorſtellungen, durch alle die das arme Kind ſyſtematiſch hindurch ſoll auf den Weg zur Vervollkommnung. O gebt mir damit, laßt es ſpringen, wie das Reh im Walde. Verirrt es ſich, wird es ſich wieder hinausfinden. Naſcht es von einer giftigen Frucht, legt es ſich unter einen Blüthenſtrauch ſchlafen, der tödtenden Dunſt aushaucht, ſo hat die Natur, die Bergluft, der klare Quell tauſend Mittel, das Gift zu paralyſiren. Sehn Sie das Bild, hatte ſie, auf eine Schilderei zeigend, geſprochen. Das Kind iſt am Abgrund eingeſchlafen, aber ſein Genius wacht neben ihm."

„Könnte es aber nicht einmal ſein, Erlaucht, daß der Genius müde würde von dem ewigen Händeaufhalten? hatte Lombard erwiedert. Was macht denn dann das arme Kind, wenn er einſchläft."

„Es würde unzweifelhaft in den Abgrund ſtürzen, mein Herr Geheimrath, wo es indeß nicht ſo düſter und ſchreckhaft ſein muß, als der Maler angedeutet, denn ich weiß von ſehr geiſtvollen und liebenswürdigen Perſonen, die in dem finſtern Grunde wie zu Hauſe ſind. Das arme Kind —"

„Würde ſich auch gefallen, wenn es einmal gefallen iſt, meine gnädigſte Frau?"

„Wenn ſein Engel erwacht iſt, wird er die Arme emporſtrecken, und aus den dunkeln Wolken da wird ein Vaterauge blicken, von ſo glänzender Huld, daß

selbst mein Herr von Lombard davon geblendet wäre, und eine lichte Wolke würde sich herabsenken in den Grund, das Kind umschließen, und es sanft in die Lüfte heben."

„Charmant, Erlaucht, ganz sanft, hatte Lombard gerufen, sanft und langsam, damit es doch noch ein bischen da unten sich umsehn kann, und eine recreirende Erinnerung in die Wolken mitnimmt. Bon Dieu, wie grau hat der Maler sie angelegt! Das sind Wolken, die Regen träufen."

„Thränen aus schönen Augen" hatte die Fürstin erwiedert.

Es war etwas vorangegangen vor dem Abend, von dem wir sprechen wollten. Die Fürstin war von ihrem Princip gewichen, sie hatte Adelheid genöthigt, mit der Baronin Eitelbach eine Spazierfahrt zu machen. Sie wollte die schöne Seele los sein. Adelheid hatte sie als Blitzableiter gebraucht, ohne zu bedenken, ob die electrischen Zuckungen des Entsagungsfiebers nicht in den Blitzableiter selbst übergehen und ihn verderben könnten. Die Welt wäre vollkommen, wenn es keinen Egoismus gäbe, sagen weise Leute. Andre meinen, es wäre darin nicht auszuhalten, wenn nicht bisweilen der Impuls der Selbstsucht zerstörend durch die Linien und Netze führe, mit denen uns die berechnende Weisheit zu Zahlen in einem großen Exempel machen will.

Es war ein schwüler Sommertag, aber es ruhte sich so weich in den Polstern des offenen,

von englischen Federn geschaukelten Wagens, und der russische Kutscher lenkte seine Pferde pfeilschnell durch die schattenreichsten Gänge des Thiergartens. Eine Fahrt, recht geeignet, um seinen Träumen nachzuhängen; die Gedanken konnten spielen, wie die Schatten der Blätter auf den hellen Kleidern der schönen Damen, die, sie wußten selbst nicht recht warum, hier copulirt waren.

Die Baronin war eine herzensgute Seele; dessen war sie sich jetzt selbst bewußt, seit die Liebe ihr ein Bewußtsein gegeben. Sie hatte nie hinter dem Berge gehalten, als sie noch nichts mitzutheilen hatte, nämlich aus ihrem innern Leben; seit hier ein Gedanke wegte, und andere erzeugte, die sie für ihr unbestreitbares Eigenthum hielt, erschien es ihr sogar als Pflicht, von diesen Gefühlen und Gedanken auszuschütten. Je schwerer uns eine Errungenschaft ward, um so höher tariren wir sie, um so mehr halten wir uns berechtigt, daß Andere Belehrung von uns empfangen müssen. Es ist nun einmal aller Autodidacten Art.

Adelheit war eine Kranke. Das war eine angenommene Sache, nur war man darüber uneinig, ob ihre Krankheit eine physische oder psychische sei. Die Roheren oder die Gleichgültigen sagten: sie sei so schlecht von der Geheimräthin behandelt worden, oder sie habe sich doch so wenig mit ihr vertragen können, daß sie fortlaufen mußte, und man habe es dann nachher so abgekartet, als hätte die Fürstin

ſie nur wegen des Nervenanfalls ins Haus genommen. Von dieſer erſchrecklichen Behandlung oder dem inneren Zwieſpalt ſei das arme Mädchen krank und ſchweige nur darüber aus Großmuth und Schonung gegen ihre frühere Wohlthäterin. Vermittelnde ſprachen für jene ſchon erwähnte Tradition, daß die Geheimräthin ihr Verhältniß zu Walter van Aſten begünſtigt, daß ſie ungehalten geworden, weil Adelheid kalt gegen ihn geworden; das habe beide auseinander geriſſen. Aber krank konnte ſie doch darum nicht ſein; nicht aus Verdruß, daß ſie die Liebe einer Frau eingebüßt, welche ſie nie geliebt, noch Wohlthaten, welche ihr ſtets drückend geweſen. Gewann ſie doch jetzt die volle Liebe und Wohlthaten der liebenswürdigen Fürſtin in ganz anderm Maaße.

Alſo mußte eine andere Liebe ihrem kranken, unbeſchreiblichen Weſen zum Grunde liegen. Und hier war das Feld der Vermuthungen für die Feineren. Sie hatte dem ihre Neigung zugewandt, der ſie als Lehrer raſch und glücklich in ein höheres geiſtiges Leben geführt. Es war eine reine, uneingeſchränkte Neigung geblieben, welche ſie, von Bewunderung und Dankbarkeit erwärmt oder getäuſcht, für Liebe gehalten, bis — ein Anderer erſchien, für den ihr Herz anders ſchlug. Sie war krank geworden, wirklich körperlich leidend, unter Gefühlen, die ſie vergebens zu unterdrücken verſucht. Da war — es mußte eine Kriſis eingetreten ſein, die mit einer äußern Begebenheit in Verbindung ſtand. Sie war

in Folge derſelben in ein andres gaſtliches Haus übergebürgert. So weit war den Eingeweihten alles klar. Sie kannten auch den Namen des Zauberers, ihn ſelbſt. Hier aber ſchoß ein neues Räthſel auf, eine neue Sphynx lagerte ſich vor dem Porticus, der in die Salons der Fürſtin führte.

Louis Bovillard hatte Zutritt. Die Fürſtin, die um Alles wiſſen mußte, nahm ihn, wenn nicht mit Auszeichnung, doch mit zuvorkommender Theilnahme und Güte auf. Er, bis da ein wüſtes Genie, das man verloren gab, vermieden, wenn nicht gar ausgeſtoßen aus der Geſellſchaft, ward von ihr nicht nur zu den kleinen Cirkeln und Partien gezogen, ſie ſchien die Fahne über ihn ſchwenken zu wollen, wenn ſie die höchſten und ehrenwertheſten Perſonen in ihr Haus geladen hatte. Und er ging aufrecht und ſtolz umher, unbekümmert um die, welche ihn ſcheuten oder haßten; denen mit ironiſchem Mitleid ſich nähernd, welche vor ſeiner Berührung erſchraken. Bis auf eine feinere Toilette, eine gentilere Haltung ſchien er hier derſelbe Louis Bovillard, auf den man einſt auf der Straße mit Fingern zeigte; dieſelbe Nonchalance, derſelbe kauſtiſche Witz, mit bittern Sottiſen, mit einem beißenden und vernichtenden Urtheil, derſelbe Uebermuth und dieſelbe Rückſichtsloſigkeit gegen die, um welche die Geſellſchaft ſich ehrerbietig gruppirte.

Nur wenn Eine erſchien, war er ein Anderer.

Sein Uebermuth war gebrochen, sein Witz stockte, seine glühenden Augen hafteten auf ihr. Er konnte dem flüchtigen Beobachter, wenn er sie dann wieder zu Boden sinken ließ, wie ein verlegener, junger Mensch bedünken, der zum ersten Mal in eine Gesellschaft tritt. Und doch war Louis Bovillard kein Räthsel.

Aber sie, die Eine, welche diese Wirkung auf den tolldreisten Wüstling geübt! Liebte sie ihn, sie, die so ruhig und kalt ihm entgegentrat, wie jedem andern gleichgültigen Gast, seine Verbeugung mit leichter Grazie erwiedernd, um, nach wenigen gewechselten Worten über Wärme und Kälte, Wetter und Wind, Anderen entgegen zu eilen! Wie war sie da erfreut, schüttelte die Hände, embrassirte die unbedeutendsten und unangenehmen Damen wie nur theure Jugendfreundinnen. Nur daß sie, plötzlich in Gedanken versunken, auf ihre Ansprache zerstreut antwortete. Sie mußte nicht recht zugehört haben, sie verwechselte die Personen. „Eine verzogene kleine Glücksprinzessin," hatte da wohl eine vornehme Dame geäußert, die auf specielle Aufmerksamkeit Anspruch machte. — „Sie ist wohl destinirt, immer die Interessante zu spielen," entgegnete eine andere. — „Sie ist krank, und kränker, als wir denken," sagte ein Arzt, der berühmte Doctor Marcus Herz, welcher sie seit einiger Zeit aufmerksam zu beobachten schien. Auf die Frage: was ihr fehle? entgegnete er: „Was unserm Staate fehlt, eine heftige Krisis, damit die

Krankheit herauskommt.“ — „Welche Krankheit?“ — „Die ſchwerſte, die, welche man vor ſich ſelbſt verbirgt.“

Sie liebt ihn doch, ſagten die Empfindſamen, denn ſie war immer blaß. Das blühende Colorit war verſchwunden, die Roſenröthe, die ſie überhauchte, ging ſo ſchnell vorüber, als ſie plötzlich kam. Sie konnte unter andern blühenden jungen Mädchen wie eine Geiſtererſcheinung ausſehen. Klopfte man bei der Fürſtin vorſichtig an, ſo ſchien ſie überraſcht von der Wahrnehmung. Sie hatte gar nichts bemerkt, da es ihr Princip ſei, ein ſo vom Himmel ſichtlich begünſtigtes Weſen ganz ſich ſelbſt zu überlaſſen. Schon die Beobachtung wirke ſtörend ein auf eine ſo eigenthümlich conſtruirte Pſyche. Freilich konnte auch ſie dem, was zu Tage lag, ihr Auge nicht verſchließen, aber ſie hatte ſchnell die Erklärung gefunden. Adelheid war enthuſiaſtiſche Patriotin. Die Schmach des Vaterlandes drückte ihre Seele.

Und Adelheid beſtätigte es ja mit Wort und That. Sie begriffe nicht, wie man Bovillard heißen könne! hatte ſie einmal ausgerufen, als verlautete, daß der Kaiſer der Franzoſen dem Geheimrath Bovillard eine Auszeichnung durch ſeinen Geſandten zukommen laſſen. Jemand, der fein auf den Strauch klopfen wollte, hatte darauf erwiedert, der junge Bovillard theile nicht die Meinungen ſeines Vaters. „Aber er ſchwärmt für Bonaparte's Größe!“ hatte ſie ruhig erwiedert und ſich abgewandt.

„Alſo darum kann ſie ihn nicht leiden!“ hatte zu ſeinem Nachbar der Kammerherr von St. Real geſagt, welcher die Cirkel der Fürſtin zu frequentiren anfing, ſich aber noch beſcheiden im Hintergrunde hielt. Meinen Sie nicht auch, lieber Doctor Herz, daß unſre jungen Mädchen anfangen an Ueberſchwänglichkeit zu leiden?“

Der Doctor hatte freundlich nickend ſeine Hand auf die Schulter des Kammerherrn gelegt: „Wir ſind Alle zu Leiden geboren; der Unterſchied iſt nur, daß die Einen an zu vielen Mängeln, die Andern an zu vielen Vollkommenheiten leiden. Zum Exempel, die Einen ſind zu dumm und die Andern zu klug. Beide Krankheiten ſind darin ſich gleich, daß beide incurabel ſind. Ihre Differenz aber iſt, und darin werden Herr Kammerherr mir wieder Recht geben: wer überſchwänglich klug iſt, leidet nur für ſich, der überſchwänglich Dumme macht Andre leiden, denn ſie müſſen ihn anhören.“

Auch die Baronin Eitelbach betrachtete Adelheid als eine Kranke; Adelheid litt an der Krankheit, in deren Ueberwindungsſtadium ſie ſich ſelbſt befand.

„Liebe Seele, hatte ſie geſagt, ich kenne ja das. Sie ſind verliebt, und wollen ſich's nicht eingeſtehen.“

Adelheid war aufgefahren: Sei es denn Zeit, um zu lieben, wo man nur haſſen müſſe! Sie hatte von der Ehre und der Noth des Vaterlandes geſprochen, warm, wie es aus dem Herzen kam, in ſolchen Augenblicken dürfe der Menſch nicht an ſich denken!

blikum so wenig dieſes Unternehmen, daß die Herausgabe der Volksviſar nicht hat fortgeſetzt werden können. Doch wird jetzt, beſonders vom Mitherausgeber, Prediger Afzelius, in der Gegend von Weſteräs, fortwährend an dieſen Reſten der alten Poeſie geſammelt, und man darf wohl auf eine beſſere Zeit hoffen. Schweden iſt wirklich noch reich an dieſen Reliquien, welche freilich einem Reiſenden verborgen bleiben, da ſelbſt der einheimiſche Gelehrte mehr als gewöhnliche Humanität anwenden muß, die Bauern ſo vertraulich zu machen, daß ſie die Furcht vor dem Spott bei Seite ſetzen.

Eſaias Tegner hat noch als junger Mann während des Kampfes der Phosphoriſten und Claſſiker ſich einen ſelbſtſtändigen Namen als Dichter zu machen gewußt, und ſteht jetzt als der erſte anerkannt da. Man will ihn, wiewohl er am Phosphorus auf der Univerſität mitgearbeitet hat, mehr zu der ächt Schwediſch mittelaltrigen Schule rechnen. Dies beeinträchtigt ihn aber auch nicht am Beifall der Claſſiſchen. Er hat ſich mit ſeinem Gedicht Axel verſöhnend an das Altershaupt der andern Schule, an den Dichter Leopold gewendet, und ſeine ſarcaſtiſchen Gedichte,

Aber ſie erſchrak über ihre eigenen Worte. Es war eine Rede, geborgt aus einer anderen Stimmung, denn ſie hatte ja eben nicht an das Vaterland, ſie hatte nur an ſich gedacht: Wie ſie dort im kurzen Röckchen unter den Platanen geſpielt, unter den Brombeerſträuchern Hütten gebaut, der kleine grüne Fleck hinter den verkümmerten Tannen war eine Wüſte geweſen, die für ſie kein Ende hatte. Das Wort Waldeinſamkeit war noch nicht Gemeingut, aber ſie hatte die Ahnung und den Begriff. Und dann — durch dieſelbe Allee war ſie ſpäter gefahren, und wenn ſie an die forſchenden Blicke der Neugierigen dachte, die ſie jetzt erſt verſtand, ſchoß das Blut ihr zu Kopf! Aber auch die Obriſtin Malchen und ihre Nichten verſchwanden wieder wie neckende Spukgeiſter hinter den Geſträuchen, in denen die Sonne ihr Gold ausſprenkelte. Wie oft war ſie an der Seite der Geheimräthin hier vorüber gerollt. Warum war dieſe Erinnerung ihr jetzt weit ſchreckhafter? Warum rückte ſie in die Ecke des Wagens, als ſcheue ſie vor der Berührung eines Geſpenſtes? Verdankte ſie ihr nicht viel, ſehr viel, ihr ganzes geiſtiges Daſein dem Umgang der klugen Frau, ihren Belehrungen? Ja, vielleicht war es das, was wie ein Froſtfieber ihre Adern durchrieſelte. Sie war die chemiſche Säure geweſen, die aus der jungen Bruſt die Begeiſterung, aus dem Blut die Elaſticität geſogen, den Glauben, die Hoffnung und die Liebe. Sie wäre untergegangen, das fühlte ſie, in dieſer kalten,

zerſetzenden Näbe, und etwas davon war in ihr geblieben, es beſchwerte ihr Blut, es trübte ihren Blick, der Egoismus des Verſtandes!

Und als dieſe wechſelvollen Schickſale wie die Stäubchen im Sonnenſtrahl vor ihrem inneren Auge wirbelten, hatte ſie ſich gefragt: warum das Schickſal ſo wunderbar mit ihr geſpielt? ſie ſchleudere aus einem Arm in den andern, Menſchen und Gewohnheiten tauſchend, wie die Bilder aus einer Laterna Magica? Ob ſie eine beſondere Beſtimmung habe, indem ſie die Menſchen in ihrer Schlechtigkeit kennen lernen ſollte? Eine entſetzliche Frage hatte in dem jungen Herzen angepocht: hat die Natur den Menſchen auf die Welt geſetzt zur Lüge, oder um nach der Wahrheit zu ringen? Die der Lüge lebten, einen andern Schein um ihr Sein woben, — hatte ſie nicht beobachtet, daß grade dieſe vom Glück angeſtrahlt waren, geſucht, geſchätzt, anerkannt, ſelbſt von denen, welche ſie durch und durch erkannten! Die dagegen kein Aushängeſchild über ihr Weſen trugen, ihre Gedanken rein ausſprachen, grade auf ihr Ziel losgingen, wo hatten ſie es erreicht, wie wurden doch ihre Gedanken mißverſtanden, anders ausgelegt, höchſtens belohnt durch eine laue Anerkennung ihres redlichen Strebens. Aber hinzugeſetzt ward: ſchade, damit wird er nie durchdringen. Es hilft der Welt nichts was er thut. — Was hatte Walter errungen? — Der arme Walter! Und ſie! — Sie hatte ihn getäuſcht, ſie täuſchte ihn noch immer fort, ſie

täuſchte ſich — ſie war in ein Labyrinth der Lüge gerathen. Und wo der Ausweg!

Als wolle ſie ihn ſuchen, hatte ſie in die Wipfel geblickt, deren Blätter im Abendwinde durcheinander wogten, ohne daß ſie nur eins mit den Augen verfolgen können. Da hatte die Baronin jene Worte an ſie gerichtet. Und wieder betraf ſie ſich auf einer Lüge. Sie mußte das Auge vor dem Blick der Eitelbach niederſchlagen. So hell und klar ſah dieſe ſie aus ihren großen blauen Augen an. Das ausdrucksloſe Geſicht gewann durch das Gepräge der Wahrheit einen Ausdruck, der für ſie in dem Moment überwältigend war.

„Liebe Alltag, warum zieren Sie ſich denn vor mir, ſprach die Eitelbach mit dem gutmüthigſten Tone von der Welt. Der Bonaparte mag ein noch ſo böſer, und unſer König ein noch ſo guter Menſch ſein, jeder Menſch denkt doch an ſich zuerſt.

„Jeder!“ ſagte Adelheid, um nur durch ein Wort ihrer gepreßten Bruſt Luft zu machen.

„So iſt es ſchon. Ich laß mich auch gar nicht mehr irre machen. Krieg mag ſchon nöthig ſein auf der Welt, meinethalben; ich kenne ſie aber, die Herren Officiere, alle, und da iſt keiner, der nicht an ſein Avancement denkt, wenn er ſich in den Kragen wirft und grunzt, daß man glaubt, die Seele ſollte ihm ausgehn, von des Königs Rock und Friedrichs Ehre, und wenn er dann auf den Hacken Kehrt macht und eine Miene ſich geben will — Na, habe

Dich nur nicht, denke ich. — Grade wie mein Mann. Wenn der spuckt und über den Frieden lamentirt und sagt: Daran gehen wir zu Grunde! dann weiß ich auch, was die Glocke geschlagen hat. Wenn er die Mantellieferung gekriegt, dann wären wir nicht zu Grunde gegangen und es könnte Friede werden in alle Ewigkeit. So sind die Männer. Sie denken nur an sich."

„Nicht alle."

„Nein, Einer nicht. Aber sonst! Ja, wenn das Andre draußen mit ihren Wünschen zusammenpaßt, dann sind sie lichterloh. Das weiß dann zu parliren und encouragirt sich, bis sie's am Ende selbst glauben, daß es darum ist. Es amüsirt mich, wenn ich sie so höre sich warm reden; aber mich täuschen sie nicht mehr, auch die Klügsten nicht. Ich denke: sprecht Ihr nur, ich weiß doch, was dahintersteckt."

„Täuschen die Männer nur? Belügen wir uns niemals"?

Die Baronin schien nachzusinnen: „Nein, liebe Seele, Engel sind wir auch nicht immer. Wenn mein Mann Feuer schlägt, mancher Schwamm will gar nicht zünden, aber der andre fängt im Augenblick. Der ist weicher, sagt er. So sind wir Frauen, habe ich da gedacht. Wenn ein Funke vom Himmel fiele, bei den Männern hat es gute Weile, aber wir —"

„Lodern rascher auf. Ist das aber gut?"

„Was vom Himmel kommt, ist doch gut. Die

Leute ſagen nun, Sie könnten den Louis Bovillard nicht ausſtehen, weil er den Napoleon einen großen Mann nennt und Gott weiß was. Die Leute ſind nicht geſcheit. Er thut es nur, um ſie zu necken und Sie auch. Und wiſſen Sie, warum Sie ihm immer den Rücken kehren? Damit er ſich nicht einbilden ſoll, daß Sie ihm gut wären. Und warum Sie immer ſo in Extaſe ſprechen, wie Sie die Franzoſen haſſen? Nur damit die Andern nichts merken ſollen, wie Sie verliebt ſind."

„Frau Baronin!"

„Mir machen Sie nichts weiß. Sie ſind's bis über die Ohren, und wenn er ſelbſt ein leibhaftiger Franzoſe wäre, ſchadet nichts. Und wenn er dem Bonaparte ſein General, oder gar ſein Spion wäre, da würde Ihr Franzoſenhaß ſo klein, ach, mit dem Theelöffel könnten Sie ihn runter ſchlucken."

Adelheids erſtaunter Blick ſagte: Wie kamſt Du dazu?

Auch dieſe ſtumme Sprache verſtand die Erleuchtete: „Und ich weiß auch wohl nicht, was Sie jetzt denken? Daß die blinde Henne auch mal ein Korn gefunden hat. — Denken Sie's immer zu, ich nehm's Ihnen gar nicht übel. Als ob ich nicht wüßte, daß die Andern auch ſo denken! Das genirt mich aber gar nicht. Haben ſie doch gedacht, ſie könnten mir Männchen vormachen und mit mir Blindekuh ſpielen in Ewigkeit. Eine Weile geht's, aber dann fällt die Binde doch runter. Jetzt ſollen ſie's aber

nicht mehr, da gebe ich Ihnen mein Wort. Allzuſcharf macht ſchartig, und hinterm Berge wohnen auch Leute, ſagte meine Mutter. Aber warum wickeln Sie ſich ſo in Ihr Shawl? Zu ſchämen brauchen Sie ſich doch nicht, und vor mir am wenigſten, denn ich ſage es Jedem grad heraus: Ich liebe und bin glücklich."

„Und Sie haben doch entſagt!" Das Verhältniß der Baronin war zum öffentlichen Geheimniß geworden.

„Und nun bin ich grade erſt glücklich. Ich weiß er liebt mich, und er weiß, ich liebe ihn, und es geht nun einmal nicht."

„Iſt das ein Glück?"

„Muß man denn ſich immer ins Auge ſehen, die Lippen öffnen und die Hand drücken, um ſich zu ſagen, daß man ſich liebt! Wenn wir noch ſo weit getrennt ſind, ſehen wir nicht beide da den Abendſtern aufgehen? Brauchen wir uns Briefe zu ſchreiben, um uns zu ſagen, daß wir uns nie vergeſſen werden? Ja, ehedem dachte ich wohl, ohne Roſabillets auf duftendem Papiere, und ſchöne Präſente ginge es nicht. Ach, wie iſt das alles ganz anders! Dieſe Blicke aus ſeinen treuen, guten, ſchönen Augen werden immer vor mir ſtehen, wie die Sterne am Himmelsbogen. Und iſt das kein Glück, daß ich überzeugt bin, auch er ſieht mich, wie ich ihn ſehe! Auch er wird von falſchen Zungen umſchwirrt, die mich wie ihn verreden. Aber auch er weiſt ſie zurück! Nein,

je weiter Zeit und Ort uns entfernen, um so inniger wird unser Bund, denn er ist unauflöslich. — Und Adelheidchen, so könnten Sie auch fortlieben und glücklich sein —"

„Und lügen — lügen in Ewigkeit!" brach es aus der gepreßten Brust. Es war unwillkürlich; die Eitelbach wollte sie nicht zur Vertrauten ihrer Gefühle machen.

„Entsagen, Liebe, ist das lügen! Der Besitz tödtet die Freude des Verlangens, hat mir Jemand ins Stammbuch geschrieben. Würde ich ihn lieben, wie jetzt, wenn er vor acht Jahren — Nun ja, wäre er mein Mann, dann würden wir uns vielleicht recht gut sein, aber hätten sich unsre Seelen kennen gelernt! Die gemeinschaftliche Menage, sagt der Legationsrath, das tägliche Beieinander stumpft die feineren, sinnigen Gefühlsfäden ab, nur Verlangen und Entbehrung weckt die edleren Seelenkräfte. Er will's mir auch ins Buch schreiben. Er braucht es nicht, ich fühle es, ich weiß es. Ich ward eine andere, mein Mann sagt, er kennt mich nicht wieder. Nun bin ich erst froh, ich weiß warum, ich lebe. Wir nicken uns durch die Lüfte einen guten Morgen zu. Wenn ich ausfahre, freue ich mich der frischen Luft; auch ihn kühlt sie ja, wenn er über die Haide sprengt. Abends schüttelt er treuherzig den Kopf und ruft mir Gute Nacht! zu."

Adelheid faßte krampfhaft den Arm ihrer Begleiterin: „Soll das Ihr Leben dauern?"

„Herr Gott, wie Sie zittern! — Warum denn nicht.“

„Weil — allmächtiger Gott, ich glaube, der Verſucher rauſcht in den alten Eichen! Nennen Sie das entſagen?“

„Wie denn ſonſt! Der Verſucher, das weiß ich wohl, mit dem hat die Fürſtin es zu thun, er vergiftet das Blut, ſagt ſie, und der ſündhafte Gedanke zehrt an der Seele, ein kleiner Fehltritt ſei nichts gegen eine große Gedankenſünde. Ach, die gute Gargazin iſt eine Ruſſin, ſie kennt die Liebe nicht, die ſich Alles verſagt, und nur für den Geliebten ſorgt. So, liebe Seele, würden Sie lieben. Wenn Sie den Herrn van Aſten heirathen müſſen, weil er Ihr Wort hat, thun Sie's, und er wird gewiß ein guter Ehemann werden, beſſer als meiner. Aber dann, wenn Sie Ihre Pflicht gethan, wer darf Sie von Ihrem Bovillard trennen, o dann werden Sie ſelig, unausſprechlich ſelig werden.“

Adelheid fühlte einen Schwindel, es ſchwankte und drehte ſich und ihr war, als müſſe ſie aus dem Wagen ſpringen. Es war aber mehr als eine Empfindung der aufgeregten Stimmung. Der Kutſcher, wie ſich nachher ergab, betrunken, hatte den Wagen aus der Seitenallee in die Chauſſee umgelenkt, ohne den Charlottenburger Milchkarren, der leer aber langſam ihm entgegenfuhr, zu bemerken. Die Fuhrwerke waren an einander geſtoßen, freilich zum größern Schaden des Karrens, der zerbrochen am Boden lag,

die Blechgefäße polterten auf die Straße, aber auch die Equipage hatte sich übergelehnt, und Adelheid war jetzt zu dem gezwungen, wozu vorhin innere Angst sie drängte.

Als die Baronin noch um Hülfe schrie, hatte sie, rasch entschlossen, sich schon danach umgesehen, und sie war zur Hand. Zwei einsame Spaziergänger waren von den entgegengesetzten Seiten des Weges auf den Lärm herangeeilt. Adelheid riß ihr Shawl von den Schultern, und warf es dem ihr Nächststehenden zu. Als er aber die Arme ausbreitete, um ihr herabzuhelfen, fuhr auch ihr ein Schrei über die Lippen, kein lauter in dem allgemeinen Toben und Fluchen, aber laut genug, daß er zweien durchs Herz fuhr, der, welche ihn ausgestoßen, und dem, welcher ihr die Arme entgegenstreckte. Walter van Asten sah, wie Adelheid sich von ihm abwandte und umschlungen vom Arm des Rittmeisters Stier von Dohleneck aus ihrer gefährlichen Lage geboben ward. Er hatte genug gesehen. Auch die Baronin durchzückte ein Ton, der nur halb über ihre Lippen kam. Sie nahm die Hülfe des jungen Mannes dankbar an: „Ich danke Ihnen, sagte sie, ihr Haar in Ordnung bringend, daß gerade Sie es sind.“

Wir lassen unsere Leser auf der dunkelnden Charlottenburger Chaussee nicht länger verweilen; was gebt uns der Lärm, das wüste Gezänk an zwischen Kutscher, Milchmann, den umstehenden Schiedsrichtern und Helfern. Ein Rad war gebrochen, in

der Equipage konnten die Damen nicht mehr nach Hause fahren. Ihre Retter führten die Erschreckten langsam, bis eine leere Kutsche ihnen begegnete.

Adelheid wußte nachher nicht, was der Rittmeister mit ihr gesprochen, sie wußte selbst nicht, ob es der ihr wohlbekannte Rittmeister gewesen, an dessen Arm sie ging. Sie wußte nichts von sich auf dem viertelstündigen Wege. Erst als man sie in den andern Wagen hob, fühlte sie einen Händedruck. Walters Stimme flüsterte fest, aber nicht rauh und kalt: „Zum Abschied, Adelheid! Nun bist Du frei.“

Die Damen hielten ein gegenseitiges Schweigen für die beste Unterhaltung auf dem Rückwege. Adelheid hatte sich fest in ihr Shawl geschlungen, obgleich es eine laue italienische Nacht war und die Baronin ihr Tuch abwarf, um sich nicht zu echauffiren. Das junge Mädchen mußte frieren, ihre Zähne klappten, und es waren wohl Phantasieen, wenn die Baronin oft die Worte hörte: „Nur keine Lüge mehr!“

welche mehr mündlich umlaufen, als daß sie durch den Druck bekannt wären, zeichnen ihn gerade nicht als Mystiker und Pietisten aus. Vielmehr bahnen viele seiner Aeußerungen ihm den Weg zu dem ungetheilten Beifall der Französischen Schule, in so fern anders diese durch ihr Wohlgefallen an Calembourgs charakterisirt werden darf. Schon durch frühere Dichtungen, besonders aber durch den patriotischen Arel ward er ein Liebling des ganzen Publikums. Demnächst ward ihm der Bischofstuhl von Wexiö übertragen. Man will indeß behaupten, daß diese Beförderung nicht ganz nach den Wünschen des Dichters gewesen; wenigstens fürchtet man, daß er in manchen Branchen der Dichtung vieles nunmehr unterdrücken werde, auf dessen Publication man gehofft hatte. Seine Frithiofssaga sicherte ihm endlich einen Ehrenplatz unter den Schwedischen Dichtern, welchen bisher kein Anderer inne gehabt. Sie ist in viele lebende Sprachen übersetzt, — in das Deutsche sogar dreimal, durch Schlev, Mohnicke und Amalie von Helwig — jedes anständige Haus besitzt durch ganz Schweden davon ein Exemplar, und viele Lieder daraus sind componirt und werden in den Städten und Schlössern gesungen.

Sechstes Kapitel.

Die Wollust der Märtyrer.

Das war dem glänzenden Gesellschaftsabend vorangegangen.

Es war noch etwas Anderes vorangegangen — im Souterrain des Hauses.

Wer die liebenswürdige Wirthin sah, wie sie mit mädchenhafter Grazie den Gästen entgegeneilte, und über das unerwartete Erscheinen von dem und jenem fast kindlich erfreut schien, konnte an der Wahrhaftigkeit ihrer Empfindungen zweifeln! „Wenn sie es auch nicht so meint, ist es doch angenehm, daß sie es so zeigt!“ Aber er konnte nicht ahnen, wie diese Augen, aus denen Wohlwollen und Güte blitzten, vor einer Stunde auf ein anderes Schauspiel, ich sage nicht lächelnd geblickt, aber theilnahmlos, stier. Auch das paßte nicht, vielleicht mit der Wollust eines gesättigten Raubthiers, das seines Opfers Blut fließen sieht.

Der Kutscher hatte es allerdings verdient. Mit einer milderen Züchtigung wegen des ersten Unfalls

auf der Potsdamer Chaussee davon gekommen, rief sein Ungeschick heute auf der Charlottenburger die exemplarische Strafe hervor, welche der Haushofmeister ihm dictirt. Auf Ordnung muß ein Herr und eine Herrin im Hause halten. Es war die Ordnung, daß der dienstvergessene Leibeigne von zweien andern eine Lection empfing, deren Maaß nur unsere Begriffe und die Kraft unsrer Nerven übersteigt. Auch daß die Herrin zugegen war, um nach Handhabung der Ordnung zu sehen, verstieß nicht absolut gegen die Sitte. Nur daß sie, mit verschränkten Armen an der Kellerthür stehend, so lange zusehen konnte, ohne mit den Augenwimpern zu zücken, ohne auf die Wehlaute des Zerfleischten ein Halt zu rufen, daß um ihre Lippen ein eigenthümliches Lächeln schweben konnte, während ein seltsamer Glanz in ihren Augen leuchtete und ihre Stirn wie vor Freude sich röthete, das mußte einen besondern Grund haben.

Es hatte auch einen. In Gedanken versunken, in Phantasieen, die sie interessiren mußten, schien sie eigentlich, was geschah, vergessen zu haben. Sie hatte auch den fragenden Blick des Kochs aus der Ukraine übersehen, der einen Augenblick inne hielt, in der Meinung, es sei genug. Ein Sklave darf keine Meinung haben; als sie nicht gewinkt, fuhr er mit dem Stallknecht in der Arbeit fort. Die Herrin hatte es zu verantworten; er und der Kalmück waren nur die Werkzeuge, vielleicht die willigen.

Der Zoll von Herrendienſt, den ſie dem Kutſcher abentrichteten, war gewiß nur eine Vergeltung für viele ähnliche, die jener bei andrer Gelegenheit ihnen geleiſtet.

Es hätte ſchlimmer werden können, wenn nicht der franzöſiſche Kammerdiener der Fürſtin zugeflüſtert: „Madame la princesse, je crains que les cris de la bête ne pénétrent pas oreilles de Mademoiselle Alltag. Elle fait sa toilette tout près de l'escalier.“

Da war die Fürſtin aus ihren Träumen erweckt worden. Etwas unangenehm, ſchien es. Die Alltag durfte nichts hören. Sie hatte den Executoren raſch gewinkt, inne zu halten; ſie wollte ungehalten ſein, daß man ſie nicht früher aufmerkſam gemacht, aber ſie ſagte, der Anblick ſei rebutant. Sie hatte etwas von pauvre homme hingeworfen, und Anweiſung gegeben, ihn gut zu pflegen, damit er bald wieder ſeinen Dienſt verrichten könne.

Und ſie hatte noch eine unangenehme Ueberraſchung gehabt. Der Kammerdiener hatte ihr auch etwas vom Herrn Legationsrath zugeflüſtert, was ſie damals überhört. Oben fand ſie ihn in einer Anwandlung von Ohnmacht auf dem Kanapé.

„Poſſen! oder was iſt das?“ fragte ſie verwundert, als er ſich durch die Tropfen erholt, die ſie aus ihrem Flacon geſprengt, und er ſelbſt ein Fläſchchen entkorkte, um durch das Einathmen wieder zum vollen Gebrauch der Sinne zu kommen.

„Ich kann kein Blut ſehen, ſagte er. Sie wiſſen es.“

„Starker Mann!“

„Stärkere leiden an Idioſynkraſieen.“

„Wer ſeinen Freund zum Rendezvous auf zwei Kugelmündungen ladet!“ Es blieb zweifelhaft, ob die Bemerkung ironiſch gemeint war, ihr Blick verrieth es nicht. Ihre Gedanken waren noch anderswo.

„Die Kugel bringt den Tod, dem Andern oder mir. Ich fürchte weder dieſe Frage zwiſchen Sein und Nichtſein, noch das Eingehn in das Nichtſein. Aber das Blut iſt eine unvertilgbare Eſſenz, ſprach er ſchaudernd, und ſprang auf. Ich kann nicht dafür, daß meine Natur ſo iſt, noch begreife ichs, warum die ewig gebährende Mutter dieſe Anomalie in ihrem großen Schöpfungswerk zuließ. Ich wiſche alle Tinten, Farben ſpurlos aus, aber warum widerſteht dieſer häßliche rothe Saft, warum wird er ſo oft zum Verräther —“

„Weil der Himmel das warme Blut in unſere Adern goß, rief die Gargazin, als den köſtlichen Saft, in dem wir uns berauſchend einen Vorſchmack ſeiner Seligkeiten trinken mögen. Das begreifen Sie freilich nicht, Mann von Marmor.“

„Den Rauſch begreif ich, Erlauchte Frau, auch den Rauſch in Blut. Aber nicht, verzeihen Sie, wenn es durch Geißelhiebe aus dem — Rücken einer elenden Creatur gepeitſcht wird. Alles,

was man ohne Zweck thut, ist meiner Natur entgegen.“

„Der Zweck! Curios! Fragen Sie meinen Hausbofmeister. Der Mensch hat es verdient.“

„Daß Sie sich selbst strafen, und Ihren besten Kutscher zerschlagen lassen, damit er sechs Wochen nicht auf dem Bock sitzen kann, wenn je wieder?“

„Ich war in einer animosen Laune. Wer widersteht einem Impuls?“

„Darum war ich um meine Erlauchte Freundin besorgt, denn der Exceß in der Bestrafung könnte in diesem Staate unangenehme Folgen haben.“

„Die sich redressiren lassen.“

„Gewiß, es bleibt indeß immer sehr unangenehm, wenn man seine Kräfte zum Redressiren von Vergangenem verwenden muß. Die Meinung, das Publikum übt eine Macht, die wir durch den Widerstand nur intensiv stärker machen. Wenn es hieße, die Fürstin Gargazin hat ihren Leibkutscher zu Tode prügeln lassen, so würde man die Gerichte wohl zum Schweigen bringen, weil Sie die Fürstin Gargazin sind, auch für die Oeffentlichkeit würde die Wissenschaft Atteste bereit haben, daß der Kutscher an einem organischen Fehler gestorben ist, aber das Todesröcheln des Zerfleischten möchte doch etwas Leichengeruch in den harmonischen Duft hauchen, den der Liebreiz einer Natalie Gargazin um sich gezaubert.“

Sie schwieg, aber ihre Lippen schwellten sich

unmerklich zu einem süßen Lächeln. Von dem Gesprochenen hatte sie wohl nur einen Theil gehört. Mit wieder auf der Brust verschlungenen Armen, wie vorhin, sprach sie: „Sie sahen den Tod und ich das Leben, Sie das Entsetzen und ich — ich, was kann ich dafür, daß ich anderer Natur bin, Herr von Wandel! Pawlowitsch wird nicht sterben, diese Geschöpfe haben eine andre Natur. Sie kennen das nicht. Er ist mein treuster Diener. Meinen Sie, daß er mich weniger lieben wird, weil ich ihn züchtigen ließ? Wenn er genesen ist, versichere ich Sie, wird er mit verdoppelter Devotion sich auf die Erde werfen, meinen Rocksaum küssen und bei seinem Heiligen für mich beten. Und ich, ich theile diese Gefühle der Anhänglichkeit für das Geschöpf. Ich empfand die Geißelschläge mit. — Lachen Sie nur! Das verstehen Sie eben nicht. Sie können auch bei der Abbildung eines Martyriums lachen, oder wenden dem schönsten Bilde aus Ekel den Rücken. Mich ergreift immer eine unbeschreibliche Wonne bei diesen Qualen, mein Blut wallt, mein Körper empfindet sie mit; dieses sprützende Blut, ich sehe es schon in Rosen und Lilien verwandelt, diese Röthe des äußersten Schmerzes auf den Wangen, der Todesschweiß, die verzückten Augen, die krampfhaften Verrenkungen, mir werden es lauter Schönheitslinien, und wo Sie Zerrissenheit und Untergang sehen, durchschauert mich schon Harmonie und Vollendung."

„Das heißt ein Läuterungsprozeß in procura

geführt, ſagte der Legationsrath, oder er dachte es vielleicht nur, denn die Fürſtin, in ſich verſunken, ſchien auf ſeine Erwiederung kaum zu achten. Wenn man nur dem Geſchöpf dieſe Ueberzeugung auch einimpfen könnte, ſo würden ſeine Schauer, die, wie ich glaube, gemeinerer Art ſind, ſich gewiß auch in eine wollüſtige Empfindung auflöſen."

„Sie würden es! rief die Fürſtin. Wer ſagt Ihnen, daß ſie es nicht ſchon ſind! Er leidet für ſeine Herrin, die er anbetet, er leidet durch ihren Willen, und er kennt kein höher Geſetz. Dieſe Leibeigenen ſind glücklicher als wir, mein Herr Legationsrath von Wandel. Wie das Animal, die Pflanze, ſtehen ſie dem Urſprünglichen näher. Und wir ringen unſer Leben durch vergebens nach dem Paradieſeszuſtande zurück, in dem ſie exiſtiren. Wie die Lilie auf dem Felde, wie der Vogel im Buſch, freuen ſie ſich der Sonne, die ſie beſcheint, ſie legen ihr Haupt nieder auf den grünen Raſen unter ſeinem Himmel, oder auf die Bank, die man ihnen am Ofen gebaut. Sie denken nicht, ſie ſorgen nicht auf den andern Tag; Speiſe und Trank ihnen ſchaffen iſt unſere Aufgabe. Sie kennen unſre Pein und unſre Qualen nicht, unſre Zerrüttung und Zerriſſenheit ſteht ihnen fern. Sie würden ſie ſo wenig begreifen, als der Herr von Wandel, warum der Erlöſer für uns gelitten hat, warum in Natur und Welt es ſo gefügt iſt, daß immer ein Anderer für den Schuldigen leidet, daß es Sündenböcke gab im alten Teſtament,

Märtyrer und Heilige, die den Ueberschuß ihrer guten Werke uns als Erbe ließen. Diese Sklaven singen und lachen, während wir, die Erwählten, die tausend Nadel- und Dolchstiche empfinden, die Welt und Verhältnisse täglich in unser Herz drücken, und wir müssen dazu ein lächelnd Gesicht machen, auch wenn wir in krampfhafter Pein vergehen möchten. Was ist das bischen Noth dagegen, das unsre Laune ihnen bereitet; die schöpferische Laune, die heute quält und morgen dafür entzückt."

„Warum stehen Sie in Gedanken verloren? hub sie nach einer Pause wieder an; ihre Verzückung, wie es schien, hatte sich gelöst. Sie ließ die Arme sinken, und sah ihn fast mitleidig an. Sie armer Mann, was ich Sie bedaure in dem hochmüthigen Mitleid, was Sie in dem Augenblick über die Schwärmerin empfinden mögen."

„Ich bedauerte nur, erwiederte er, daß die Gottheit, die wir uns als männliches Wesen denken, kein Weib ist. Wie viel schöner würde ihre Welt sein."

„Ihr Spott kann mich nicht mehr beleidigen. Sie thun mir so unendlich weh, weil jede Entzückung Ihnen versagt ist. Aber ich appellire an Ihren Verstand. Womit wollen Sie die Welt zusammenhalten? Diese Masse, diesen Pöbel, das Chaos von kriechendem Gewürm, das fliegen möchte und nicht aufrecht gehn kann! Wer soll sie bändigen, fesseln, wenn keine eherne Faust, umspielt von süßen Himmelslichtern, da ist, keine beseligende Illusion; diese

gemeinen, rohen, selbstischen Creaturen, die aus Habsucht Einer auf den Andern stürzen, sich zerreißen, verzehren möchten. Sie kratzen sich die Augen aus, damit der Bruder nicht schärfer sieht, sie verschlingen die Vorrathskammern, die ihren eignen Winter sichern sollten, damit die Mitmenschen nicht im Vollen leben. Täuscht Sie der Popanz Humanität, den die Afterweisen an ihren papiernen Gesetzeshimmel malen, und Jeder stellt dem Andern ein Bein, und Gift auf der Zunge, Erbschleicherei, Betrug, Raub, Brudermord lauert unter der Lämmermaske dieser Alltagsgesichter."

„Der Popanz täuscht mich nicht, Prinzessin, sagte Wandel. Mich täuscht überhaupt nichts. Ja, könnten wir sie alle wieder als eine Horde Leibeigene einpferchen in die dumpfen Ställe alter Gewohnheiten, —. Schade nur, daß es auch eine Illusion ist, und wenn — die Priester würden sich untereinander auch auffressen."

„Hoffen Sie noch auf die Vernunft, fuhr die Fürstin fort, die ihn wieder nur halb gehört. Die Göttin, die sie in Frankreich auf die Altäre heben, hat doch zu aller Welt geschrieen: seht, wie albern und ohnmächtig ich bin! Oder hoffen Sie's mit dem Geist, der wie ein Blitz aus dem Himmel in das Gewürm wetterleuchtet. Wie oft fuhr er nieder in diesem Deutschland, in Philosophen und Gesetzgeber, in verstockte Mönche, Stubengelehrte und Fürsten auf dem Thron. Was hat er gezündet, gewärmt und gefruchtet!

Die dumpfen Ställe der alten Gewohnheit hat er in Brand gesteckt, aber die Unglücklichen, daraus Vertriebenen, wo fanden sie ein anderes, helleres, wärmeres Obdach! Feuersbrünste hat er angefacht, Wälder und Haiden verzehrt, aber wo nur eine Fackel angezündet, die in der Nacht leuchtet, welche immer darauf wieder eintrat. Da lobpsalmen die alten Weiberstimmen in den nüchternen Kirchen den Herrn, daß er die Gräuel des Aberglaubens und der Finsterniß verscheucht hat, aber wo blieb ihr Licht, das ihnen leuchtete, durch den finstersten Wald des Zweifels ihnen den Weg zeigte, wo ihr Haus, das die Müden und Beladenen aufnahm, wo das Geläut der Himmelsglocken, die sie mit Engelszungen in Schlaf einlullten, wo der Schlafpelz, die weiche Bärenhaut, in die sie sich hüllten, und alle Sorgen waren vergessen! Wo in aller Welt können diese Verirrten, Heimathlosen, anklopfen in ihren Aengsten, ihrer Zerrissenheit, um den Trost zu finden, den nur die Gewißheit giebt! Was hilfts ihnen, wenn sie sich von des Teufels Krallen gepackt fühlen, und der gelehrte Herr mit den Päffchen setzt die Pfeife fort, um vornehm herablassend der armen Creatur mit rationalistischer Saalbaderei zu demonstriren, daß der Teufel wahrscheinlich nicht existirt. Um etwas Gewisses, Festes, Sicheres schreien sie, und er setzt ihnen eine Schüssel Schlangeneier vor, aus denen, statt eines, tausend Zweifel schlüpfen!"

Diesmal war es der Legationsrath, welcher nicht

Vielfache Geschäfte und Rücksichten werden dem unstreitig sehr talentvollen Dichter in seiner poetischen Productivität hinderlich werden, doch kann man von einem poetischen Sinn, wie er sich namentlich in der Frithiofssage ausspricht, mit Gewißheit erwarten, daß er sich nicht ganz unterdrücken lasse. Man weiß, daß der Stoff jener Dichtung in einer alten schönen Sage Scandinaviens enthalten, man weiß auch, daß, namentlich von Dänischen Kritikern, nicht mit Unrecht gerügt wird, Tegnér habe die Nordische Kraft seines Frithiof zu sehr modernisirt, doch ist dies nicht auf Macphersonsche Weise geschehen. Eine süße Wehmuth waltet durch die Dichtung, ohne daß der Nebel den nordischen Himmel und seine Gestalten so bedeckte, daß man die alte Kraft nicht gewahrte.

Von dem Verfasser einer kleinen, aber einer ächten Dichtung sprach man nirgend. Durch unseres Fouqué Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung ist die Pique Dame, eine Art Schwedischer Wertheriade, bei uns bekannt geworden. Sie hat ein seltenes Aufsehn und das Verlangen nach mehr solcher Produkte der Schwedischen Literatur erregt. Danach sucht man vergebens,

Acht gegeben. Er hatte mit seinen Augen einen Punkt fixirt, und packte plötzlich den Arm der Fürstin am Handgelenk:

„Ein Blutfleck!“

Der Aermel ihres Mousselinekleides trug unverkennbar die Spuren eines darauf gesprützten Tropfens.

„Ich habe es wirklich nicht gesehen.“

„Aber Andere werden es sehen. Um des Himmels willen wechseln Sie das Kleid, ehe es Jemand bemerkt. Axelheid —“

„Interessiren Sie sich so für das Mädchen?“ sprach die Fürstin, der die Unterbrechung nicht unerwünscht zu kommen schien, indem sie den befleckten Aermel mit den Fingern prüfte. Es war ein eigner Ton, in dem sie fragte, der baare Gegensatz zu dem Affecte, in welchem das Vorige gesprochen war.

„Nicht im geringsten. Ich interessire mich für den Gegenstand, der Ihr Interesse erregt hat. Da ich Ihre Absichten ahne, muß ich wünschen, daß jeder Nebelfleck, der Ihren Anblick vor den Augen der Unschuld trüben dürfte, entfernt würde.“

Sie sah ihn scharf an: „Sie sind die Uninteressirtheit selbst. Und doch — zuweilen fällt vor meinem Auge Ihre schöne Hülle ab wie Staub und Moder, und das nackte Gerippe starrt mir entgegen; das Herz von chemischen Agenzien zernagt. Aber glauben Sie nicht, daß ich erschrecke. Ich betrachte gern die Natur in ihrem geheimsten Schöpfungsprozeß, wie sie ihr Schönstes und Bestes muthwillig selbst zer-

nichtet. O immer zu, die Natur iſt eine elende Kammerzofe des Myſteriums, aus dem die Gnade leuchtet. Immer zu, mein Freund, ſich ſelbſt verzehrt, bis der Durſt brennend, unerträglich wird! Dann verlangen auch Sie nach dem Quell. O welche Kämpfe wird es Ihnen koſten, wie wird dieſe Stirn rollen vor ſtolzem Zorn, wie dieſe Rieſenbruſt toben vor unausſprechlicher Pein, wie werden Sie wüthend mit der Fauſt dagegen ſchlagen, ringend einen Gigantenkampf mit dem Selbſtbekenntniß, bis — bis der Rieſe krachend zu Boden ſtürzt, und wie ein Kind an der Mutter Bruſt liegt! Wie werden Sie ſchlürfen, unerſättlich an dem Born der Gnade!"

„Mais en attendant?" ſagte der Legationsrath.

„Rührt Sie denn nicht Adelheids Schönheit?"

„Daß ich nicht wüßte."

„Mir unerklärlich, mein Herr großer Sünder. Anfänglich hielt ich es für Verſtellung, Sie wollten mich täuſchen. Jetzt haben Sie mir nicht allein die Beruhigung gegeben, ſondern auch das Räthſel zurückgelaſſen, daß das Märchen Sie kalt läßt. Iſt ſie Ihnen eine zu vollkommene Schönheit?"

„Kunſtkenner gehen auch an vollendeten Meißnerwerken vorüber."

„Weil nur die ſie intereſſiren, fiel ſie ein, die Mängel haben. Iſts der Egoismus des kritiſchen Sinnes, der immer corrigirend ſchaffen möchte?"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Sagen Sie, eine Antipathie gegen was man reine Unſchuldsſeelen

nennt. Es überkommt mich ein Fröſteln in Gegenwart ſolcher jungen Mädchen.“

„Ich begreife es, weil ich es mitfühle. Aber —“

„Sie ſelbſt kajoliren die Nymphe.“

„Sie wiſſen, warum.“

„Und eben deshalb wundre ich mich, daß Sie dem jungen Bovillard den Zutritt in Ihr Haus erleichtern.“

Die Gargazin ſah ihn ſchadenfroh an: „Für die Naivheit möchte ich Sie küſſen.“

„Sie protegiren ihn nicht?“

„Wenn man Erz ſchmelzen will, braucht man Feuer.“

„Wenn man aber das Feuer über den Keſſel ſchlagen läßt, kann es leicht kommen, daß das Erz überläuft und verdorben wird.“

„Qu'importe! ſagte die Fürſtin und ſtäubte an dem Fleck am Aermel. Was nennen Sie verdorben werden?“

„Ich ſcheue nicht vor einem gewagten Spiel, aber ich frage mich vorher, ob der Vortheil das Riſico lohnt?“

„Was geht Sie meine Rechnung an! Einen Stein kann man nicht ſchmelzen, man ſprengt ihn oder wartet, bis der Blitz ihn ſpaltet; das Erz kann man aber ſo lange glühen und wieder zerglühen laſſen, bis man es zu der Form geſchmeidig findet, die man ihm geben will. Wollen Sie ſich in Adelheid verlieben, Ihre Künſte an ihr verſuchen, ich habe

nichts dagegen, ich will nicht eifersüchtig sein. Sie liebt ihn, ich meine Bovillard, das ist ihre Krankheit, die verborgene, die an ihr zehrt. Sie muß heraus, die Krisis ist nothwendig; darum wird sie kommen, ohne daß wir etwas dazu thun. Verstehen Sie mich, wir lassen die Natur walten."

„Und dann?"

„Wenn Sie die Bibel läsen, würden Sie wissen, man soll nicht für den andern Morgen sorgen. Sein Sie heut Abend liebenswürdig, Herr Legationsrath."

„Ich bin nicht ganz disponirt."

„Sie sollen es sein, Sie können es sein. Herr von Bovillard hat nur zwei Augen, und die gehören jetzt nicht ihm."

Die Wagen fingen an vorzurollen; die Fürstin verschwand mit dem wiederholten Befehl: „Sein Sie liebenswürdig!" — Sie hatte kaum Zeit, ihre Toilette zu ändern, aber Niemand hat den Blutfleck an ihrem Aermel gesehen.

Siebentes Kapitel.

Was sagen Sie zu meiner Frau?

Das war dem glänzenden Gesellschaftsabend vorangegangen.

Der Abendstern, der heute glänzen sollte, sagten wir schon, erschien aber wie ein erlöschendes Licht. Die Töne, welche im Souterrain das Ohr zerrissen, waren nicht zu Adelheid gedrungen, und wenn einer, so ahnte sie nicht den Grund; es war für sie nur in der Luft das dumpfe Accompagnement ihrer eigenen zerrissenen Gedanken. Nie war ihr eine Toilette schwieriger geworden. Sie dachte, so müsse einem Verurtheilten zu Muthe sein, wenn er sich zum letzten Gange ankleidet.

Zum Glück war die Aufmerksamkeit heute nicht auf die blasse Adelheid concentrirt; sie richtete sich vielmehr auf eine andere Erscheinung, von der man sagen durfte, daß sie in voller Blüthenpracht war.

Aus einiger Entfernung sah die junge Dame an der Thürecke wie ein liebliches junges Mädchen aus, dem die Scham die Wangen röthet, die Augen

schlägt sie nieder in holder Befangenheit. So schüchtern stand die Gazellengestalt, halb bedeckt von dem Oleanderbosket, das aus irdenen Töpfen in malerischer Unordnung um den mit Epheu umhangenen Thürpfosten duftete. Die schöne Blüthe zitterte vor jeder Berührung, wenn wir die Begegnung, die Ansprache der älteren Damen, welche die Thür passirten, so nennen sollen. Das Wechselgespräch war immer sehr kurz; man konnte glauben, zur Zufriedenheit des jungen Mädchens, das vielleicht erst seit Kurzem in die Gesellschaft eingeführt war, und der Boden unter ihr brannte, vor Angst, daß sie einen Verstoß begehe.

Wenn man einen Schritt näher trat, verwandelte sich die Achtzehnjährige allerdings in eine vollblühende Zwanzigerin, die Moosrose ward zur vollen Centifolie. Aber schön blieb sie, man konnte unwillkürlich rufen: wunderschön! Wem das dunkle, schwimmende Auge zwischen den schwarzen Brauen und den rothen, anmuthig schwellenden Pfirsichwangen einen Blick zuwarf, mußte von Stein sein, wenn er nicht gerührt ward. Und war sie nicht eine Zauberin, eine Armida? Zwischen den Oleandertöpfen schossen eine weiße und eine Feuerlilie in die Höhe, und bunte Glaslampen, damals etwas in Berlin Unbekanntes, warfen ihr Zauberlicht auf die Blumen und das schöne Mädchen, das sich auf ihnen zu wiegen schien wie eine Titania, Grazie jede Bewegung. Wie sie mit den Blumen in ihrer Hand spielte, die

sie vielleicht in Gedanken von einem Strauch gepflückt; das war kein gewöhnliches Fächerspiel, das die Verlegenheit verbergen soll und die fehlenden Worte ersetzen. Es war die Sicherheit einer Königin, die den Herzen zu gebieten weiß, unbesorgt um ihre Herrschaft. Wenn sie die sanft geworfenen Lippen öffnete und die schönen Zähne im Gespräch zeigte, konnte man schwören, wenn man auch kein Wort verstand, daß sie eine witzige Replik, eine glückliche Bemerkung hinwarf. Sie konnte auch abfertigen, und man mochte ebenso schwören, daß die Vielen, die mit ihr eine Unterhaltung anknüpften, aus Lust oder aus Gelegenheit, ihr nicht genügten.

Wenn man indeß noch einige Schritte näher trat, — doch wir können unsre eigenen Beobachtungen sparen, wo eine Gruppe Herren, an der Thür gegenüber, sich die übrigen schon mittheilten.

„Was hat sie denn heut für ein Roth auf," sagte ein Garde-Officier.

„Wer?"

„Comteß Laura. Das blinkert ja wie eine Carmoisinmuschel."

„Neuste Josephinenschminke, liebster Graf, drängte sich der Baron Eitelbach an sein Ohr. Bei Herrn Arnous vorige Woche frisch aus Paris. Die von der Oper sind außer sich, ist ihnen zu theuer. Was kann der Schönheit zu theuer sein, sage ich."

„Und greifen in die Tasche."

Der Baron hielt allerdings beide Hände in

den Seitentaſchen, und es klimperte etwas von Gold, aber er zuckte die Schultern: „Fürs ganze Corps de Ballet! Na, hören Sie, das bringt mir ein ganzes Regiment nicht auf. Alles was recht iſt.“

„Sie ſparen's für Ihre Frau Gemahlin.“

„Ein ſublimer Einfall von Ihnen Graf, wahrhaftig ein ſehr ſublimer. Wie ſie blaß ausſieht gegen die Laura! Aber ſie will ſich nicht ſchminken. Partout nicht mehr.“

„Hat's auch nicht nöthig,“ ſagte ein dritter Intimus.

„Meinen Sie? — Ich ſage Ihnen, die Schminke bringt 'ne Revolution hervor. Das iſt ein Geſchicke zu Arnous, aber — die alte Voß und — na warten Sie nur, ich kann ſie Ihnen alle nennen, die ſchon von haben. Sind ihrer nicht viel; aber paſſen Sie acht, eh' vierzehn Tage um ſind —“

„Wenn die Männer die Thränen auf den Wangen ſehn, ſagte der dritte Intimus, greifen ſie doch in die Taſche, und wenn das Roth pures Gold wäre.“

„Gold, ein charmanter Einfall! rief der Baron. Wenn's Mode würde, echtes Gold auf die Backen! Bei Gott, ich gäbe was drum; wie die Weihnachtsäpfel. An den Backen ſähe man's den Frauen an, was ihre Männer werth ſind.“

„Eine Taille, auf Ehre doch, wie 'ne Wespe, ſagte der Garde-Officier. Ich ſollte meinen, wer ſich ſo ſchnürt, brauchte ſich gar nicht zu ſchminken.“

„Und Füßchen, 'ne Pariſerin könnte ſie beneiden," meinte der Dritte.

„Das tänzelt nur ſo auf dem Boden."

„Was für welche hat meine Frau dagegen! Sehn Sie mal," rief der Baron und nahm eine Priſe.

„Eine Heroine muß nicht auf Tänzerfüßen ſtehn."

„Heroine! charmanter Einfall. Meine Auguſte eine Heroine. Wie ſie mit einander parliren! Ich verſichere Sie, auf Ehre, meine Frau ſpricht jetzt wie ein Buch. Immer Schiller im Munde.

Und die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall,
Erzeugt in dem Hirne des Thoren!

Damit weckt ſie mich alle Morgen. Bei Gott, 's iſt wahr. Macht Alles die unglückliche Liebe."

„Schade, Baron, daß Sie ſich nicht auch unglücklich verlieben können."

„Warum kann ichs nicht?"

„Weil Sie zu reich ſind. Wer Geld klimpern läßt, iſt immer glücklich in der Liebe."

„Sie ſind ein charmanter Menſch, aber was ſoll mir die unglückliche Liebe?"

„Sie könnten dann auch einmal mit der Tugend in Berührung kommen."

„Was hab ich von der Berührung?"

„Tugend vermehrt den Credit."

Der ganze Körper des Barons zückte in der nicht wohl zu beſchreibenden Bewegung eines Geſättigten, welcher gleichgültig eine Schüſſel vorübergeben läßt, an der die Blicke der Hungrigen noch

verlangend ſchweben. Er bedurfte nicht mehr Credit, als er beſaß. Aber auch der Satte lächelt, wenn ſeine Gäſte die Speiſen loben, die er ihnen vorgeſetzt. Der Baron von Eitelbach lächelte wohlgefällig über die Bewunderung, welche man der Schönheit ſeiner Gemahlin zollte, während man ihre Reize mit der der Comteß verglich. Zum Vortheil der erſteren; es waren Kenner, die hier urtheilten. Auf den Hacken ſich wiegend, die Hände noch immer in den Taſchen, die breite Unterlippe aufgeworfen, hatte er gleichgültig die Geſellſchaft im andern Zimmer gemuſtert, während ſein Ohr doch bei der Unterhaltung blieb, als er es für ſchicklich hielt eine Diverſion zu machen:

„Sehn Sie mal, wie die Alltag eingepackt hat. Gar nicht wieder zu erkennen.“

„Etwas blaß, äußerte der dritte Intimus. Das kann ſeine Urſachen haben.“

„Man hat zu viel Geſchrei von ihr gemacht.“ Der Baron hatte es gleich geſagt.

Das Kennerauge des dritten Intimus ließ ſich nicht täuſchen.

„Vorübergehende Indiſpoſition. Friſch begoſſen und die Blume iſt wieder in voller Pracht.“

Ueber die Indiſpoſition lächelten die Kenner; der Baron fühlte ſich geiſtreich geſtimmt; er nannte die unglückliche Liebe eine Klippe für die Schönheit. Lob erndtete er dafür nicht, denn die Aufmerkſamkeit der Andern war wieder auf die ſchöne Comteß gerichtet.

aber ich wanderte durch viele Provinzen, ehe ich jemand fand, der die Svaderdame nur dem Namen nach gekannt hätte. Ein Buchhändler in Upsala holte sie verdrossen, auf die frostige Erinnerung eines Studenten, aus einem bestäubten Pack beseitigter Artikel. Der Name des Autors war lange Zeit unbekannt geblieben, jetzt wußte man ihn, ohne sich deshalb mehr dafür zu interessiren. Und doch ist das Buch eines der geistvolleren, und die Dichtung aus einem ächt poetischen Gemüthe entsprungen. Es giebt noch keinen Roman, der uns das Schwedische Leben abschilderte; hier hat man wenigstens eine Novelle, die im geringen Umfange weniger hundert Blätter uns ahnen läßt, nicht wie es scheint, sondern wie es ist. Das äußere Leben, nur mit wenigen Zügen, doch charakteristisch hingestellt; aber das vollständige Gemälde einer düstern Gemüthswelt. Ein glühendes Herz in den Schnee gedrückt, wie es verblutet, das ist ein Thema, was freilich nicht Vielen gefallen mag, aber doch voll einer Wahrheit ist, die nicht wegzuleugnen geht. Verirrt sich in diese Zonen eine solche Gluth, welches andere Schicksal kann das Herz erwarten, im Schneegestöber, unter den kalten

„Auf wen mag sie nur vigiliren?“

„Sie ist unruhig.“

„Warum steht sie aber wie eine Schildwacht an der Thür?“

„Muß wohl seinen Grund haben. — Halt! sehn Sie schon wieder —“

Die drei Kenner rückten die Köpfe noch näher zusammen. Die Comteß hatte während des Gespräches mit der Baronin nochmals durch die Thürritze geblickt.

„Das muß man doch rauskriegen. Welcher Magnet steckt in der andern Stube?“

Wie der Zunächststehende sich auch auf den Spitzen seiner Schuhe erhob, konnte er doch nur einen Theil des Zimmers übersehen. Da kam plötzlich ein anderer Gegenstand aus demselben, und mit vielen Verbeugungen durch die beiden Damen schlüpfend, erreichte er die beobachtende Gruppe.

Der Geheimrath Lupinus von der Vogtei war gewiß nicht gefährlich, für das Auge keiner galanten Dame, die noch auf Jugend Anspruch macht; aber — je schärfer das Auge der Liebe ist, um so blinder wird es für die Gefahr, die von Beobachtern droht. Das schlaue Gesicht des Geheimraths verrieth, daß er Neuigkeiten geangelt, und seine freudige Miene, daß er den Markt erreicht, wo er sie absetzen konnte.

„Rathen Sie!“ sprach er, sich die Hände reibend.

„Das lohnte noch der Mühe.“

„Ein neuer Gegenstand?“

„Funkelnagelneu.“

„Raus mit der Sprache. Was wissen Sie?“

„Sehr viel. Die letzte Aventure wird nur vertuscht, aber parole d'honneur, Sie können sich drauf verlassen, sie ist so —“

„Sie meinen die mit der Schildwacht — der Kerl kann doch nicht hier sein!“

„Ist eingestiegen, Herr Baron, so gewiß ich vor Ihnen stehe. Herr Graf verziehn die Miene, in der Garde hat man sich das Wort gegeben, nicht davon zu sprechen. Nun ich schweige in Devotion, wenns verboten ist.“

„Was gehts mich an, sagte der Officier mit einem nicht zu unterdrückenden Schmunzeln, und wenn der Grenadier dafür Spießruthen laufen müssen, so wüßt er doch, wofür.“

„Dazu ists aber nicht gekommen. Die Disciplin hat aus Galanterie ein Auge zugedrückt.“

„Sie hat ihn wirklich ins Fenster gewinkt?“ fragte der dritte Intimus.

„In den Communs, Sie wissen doch in Potsdam die kleinen holländischen Häuschen neben dem Marmorpalais.“ Der Geheimrath sprach es, mit vorgehaltener Hand, dem Fragenden fast ins Ohr. Er mußte es aber mit solcher Kunst accentuiren, daß es auch den beiden Andern nicht entging. „Ja, warum hat man für Cavaliere und Hofdamen so niedrige Fenster gebaut, ça ne coûte qu'un pas! Warum dufteten die Linden so süß in der lauen Nacht? Warum schlugen die Nachtigallen so verführerisch? Warum

ſtellt man einen jungen Grenadier, ſechs Fuß hoch wie ein Apollo, vor das Kammerfenſter einer ſchönen Hofdame? Warum ſchien der Mond ſo ſehnſüchtig und beleuchtete den jungen Mars. Da iſt gar nichts bei zu verwundern, und eigentlich trägt Niemand die Schuld, denn Gott bewahre, daß er ins Fenſter geklettert wäre, ſo ein ſechsfüßiger Kerl braucht nur den Fuß aufzuheben, ſo iſt er drin."

„Und?"

„Das einzige Unglück war, daß die Uhren in Potsdam nicht ſtimmten, denn als die Ablöſung kam, hatte es drinnen noch nicht voll geſchlagen."

„Dem Glücklichen ſchlägt keine Stunde."

„Superbe Bemerkung des Herrn Domherrn. Die Eſel — verzeihen Herr Graf, es war wohl nur der betrunkene Unteroffizier, machten Lärm, und — wie geſagt, wenn nicht glücklicherweiſe der junge Prinz Hohenlohe bei der Patrouille geweſen wäre — Man deckte den Mantel der Liebe über die Affaire, ſchmiß den Unteroffizier, weil er in der Betrunkenheit einen falſchen Rapport gemacht, auf achtundvierzig Stunden ins Cachot, ſeine Kerls waren Stockpolen, die nicht deutſch ſehen und hören können, man zeigte ihnen den Bambus, wenn ſie ſich einfallen ließen etwas auszuſchwatzen, was ſie nicht verſtehen, übrigens ein Paar Louisd'or Schmerzensgeld — Ah, Prinz Hohenlohe hat wie ein Cavalier gehandelt."

„Und doch wußte mans, ehe der Morgen in Potsdam graute, ſchon in allen Wachtſtuben."

„Meine Herren, ſagte der Gardeofficier in vertraulich officiöſem Ton, Discretion! Man wußte es auch ſchon am andern Morgen in Berlin, aber auf der Wachtparade gab man ſich das Wort — Ich rathe auch Ihnen —“

„Discrétion pour jamais! rief der Geheimrath, den Finger an den Lippen. Ihro Majeſtät die Königin darf nichts davon erfahren, wandte er ſich zu den Andern. Die liebe Comteß, es iſt doch ein gar zu charmantes Kind, und bei Licht beſehen, was iſt es denn? Eine Viſion, die Phantaſie einer lauen Juninacht —“

„Aber nicht die erſte, ſchmunzelte der Baron, in der Dragonercaſerne wiſſen ſie auch davon zu erzählen.“

„Mon cher baron, l'amour règne partout, aber

Was bei Mondenlicht geſponnen,
Verrinnt beim Licht der Sonnen.“

„Der Kerl aber, der Grenadier, iſt nach Warſchau in ein Regiment geſteckt, ſagte der Officier. Und er war nicht von Mondenſchein gewebt, das verſichere ich Sie.“

„Monsieur le comte, die Erſcheinung im Zimmer iſt auch ſchwarz von Kopf bis Fuß, ordentlich ſpectre-artig, nahm der Geheimrath wieder das Wort. Das blaſſe Geſicht in der weißen Hand, ruht er auf dem Sopha, den Claeq auf dem Schooß, die Beine unnachahmlich hingeſtreckt, die andre Hand im Knopfloch am Herzen, als wenn er eine tiefe Wunde ver-

ſtecken will. Soll ich Ihnen noch das ſchwarze Haar beſchreiben, in dem zuweilen dieſe ſelbe Hand wühlt? — Nein, die Augen ſind noch dunkler. Schade nur, daß ſie nicht ein einziges Mal nach der Thürritze gerichtet ſind, um die andern ſchwarzen Augen zu ſehen, die ſehnſüchtig durchblicken. Je vous assure, wenn die ſich begegneten, die einmal Funken zuſammen ſchlügen, Stahl und Feuerſtein —"

„Hohl Sie der Kuckuck, Geheimrath, wer iſt's?"

„Impertinent!" ſagte eine herzutretende Dame. „C'est affreux," die andere.

„Il joue l'Anglais!" erwiederte jene. Beide kamen durch die bewußte Thür; die Baronin aber, am Arm die ſchöne Laura führend, mit ihnen zugleich.

„Warum ereifern Sie ſich, meine Damen! Mir und Comteß Laura iſt's vorhin auch ſo paſſirt. Er merkte uns erſt, als wir uns neben ihm auf's Sopha ſetzten, und dann redete er uns für Andere an. Nicht wahr, Comteß?"

„Er iſt zerſtreut," ſagte die Comteß und war es ſelbſt.

„Haben wir's ihm übel genommen? — I Gott bewahre. Wenn mich Einer nicht ſehen will, laß ich ihn ſtehn."

„Aber, gnädige Frau, wer iſt er denn, daß er ſich ſo etwas herausnehmen darf?"

„Ach Gott, vom jungen Bevillard iſt man weit mehr gewohnt. Erinnern Sie ſich noch —"

„Doch werden Sie mir zugeben, daß Damen

in einer Gesellschaft wie diese mehr Conduite von Herren voraussetzen dürfen, wenn sie dahin gehören."

Der letzte Satz ward von den feinen Lippen sehr scharf betont."

„Wen die Fürstin eingeladen hat, der gehört doch her."

„Mein Mann meinte, erwiederte die Andre, die noch nicht Lust hatte von ihrem hohen Pferde zu steigen, es gehöre doch ein eigner Tic dazu, einen Menschen von dem Renommé ihrer Société aufdringen zu wollen. Mein Mann ist sonst gar nicht scrupulös, und gegen unsre erlauchte Wirthin fällt es mir auch nicht im entferntesten ein, damit etwas gesagt zu haben. Sie wird wohl ihre Gründe haben, warum sie Leute zusammen bittet, die nicht zusammen gehören."

„Beste Frau Staatsräthin, erwiederte die Eitelbach, wozu wären denn die Gesellschaften, als daß sich die zusammenfinden, die noch nicht zu einander gehören. Wenn man immer nur alte Bekannte sähe, das wäre ja langweilig."

„Philosophie, wie sie auch ist, im Munde einer schönen Frau, erwiederte die Staatsräthin mit süßem Lächeln, ist immer liebenswürdig. Nur begreife ich nicht, wenn der junge Herr von Bovillard so viel zu denken hat, warum er seinen Pensée's grade in einer Gesellschaft nachgeht."

„Wissen Sie, wie mir eine Gesellschaft vorkommt,

entgegnete die Eitelbach? Als wie eine Komödie, wo jeder anders aussieht und anders spricht als ihm zu Muth ist. Uns werfen sie vor, daß wir uns putzen und schnüren und auflegen und ausstopfen — Ihr Herren mögt immer laut lachen, ich seh's doch, wie Ihr's innerlich thut. Das genirt mich gar nicht, denn die Männer spielen mehr Komödie als wir. Ach Gott, wenn sie sich präpariren, liebenswürdig zu scheinen, um Einer die Cour zu machen, wo sie's gar nicht so meinen. Und wenn Einer vornehm thut, als hätte er eine Elle verschluckt, oder gelehrt redet, als wär's ein Buch, da möchte ich ihn immer fragen: warum quälst du dich denn? Wenn du 'raus bist, stöhnst du doch auf und schlenkerst mit den Armen, als wenn du den engen Rock aufreißen wolltest, und denkst: Gott sei Dank, daß es aus ist. Warum hast du denn angefangen, warum bist du nicht gekommen, wie du bist, und hast gesprochen, wie dir der Schnabel gewachsen ist."

Der Baron Eitelbach rieb sich vergnügt die Hände: „Was sagen Sie zu meiner Frau, Frau Staatsräthin?"

„Sie wird doch Ausnahmen machen. Sie ist nicht so grausam, uns alle zu verdammen."

„Da ist Einer wie der Andre. Jetzt merk ich's nur erst, aber ich habe es längst gewußt."

„Ihren Herrn Gemahl werden Sie wenigstens ausnehmen?"

Die Baronin schien sich zu besinnen, indem sie

ihn anblickte. Ihre Antwort begann mit einem lang gezogenen „Na! — Das iſt wahr, ein Petit-Maitre will er nicht ſein, und die Cour macht er auch nicht, nämlich in Geſellſchaften, und ſpricht auch nicht, als ob er die Weisheit mit Löffeln gegeſſen hätte, denn er macht ſich nichts aus den Gelehrten, aber —"

Das „Aber" der ſchönen Frau, als ſie inne hielt, ſchien lautlos von allen Lippen wiederholt, nur ihr Gemahl rief es laut lachend: „Aber, Auguſte, nur raus damit!"

„Aber, rief ſie raſch, mein Mann thut jetzt, als wenn er wünſchte, daß ich Alles ausplaudern ſollte, weil er ſo thut, als ob er ſich nichts draus machte. Nachher zu Hauſe, und im Wagen ſchon, würde er mir das Kapitel leſen: Aber, Auguſte, wie konnteſt Du wieder! Sehn Sie, wie er das Kinn im Halstuch verſteckt. Er möchte Sie glauben machen, daß er ſich vor Lachen ausſchüttet, aber — aber ich will keine Komödie vor Ihnen aufführen."

Das Urtheil über die Baronin lautete heute ſehr verſchieden. „Wer hätte es von ihr gedacht! ſagte die Dame, welche wir als Staatsräthin angeredet hörten. Früher nicht den Mund geöffnet, ohne eine Betiſe zu ſagen, und wirft jetzt mit Sottiſen um ſich!" —

„Ich weiß aber nicht, engegnete die andere, ob mir das rohe Tuch nicht lieber war als die neue Appretur im Lagerhauſe."

„Die ſie indeß gewiß nicht dem Bügeleiſen

ihres Mannes verdankt, fiel die erſte ein. So lange ſie neu iſt, wird ihre Neuheit frappiren; ich fürchte aber, daß es mit dem Glanze gehen wird, wie mit dem Tuche ihres Gemahls: nach den erſten Regengüſſen wird es fadenſcheinig."

Die Urtheile der Männer lauteten günſtiger. Einige gingen ſo weit, zu behaupten, ſie hätte ihren Verſtand nur cachirt oder ihr Mann ihn nicht aufkommen laſſen, wogegen Andere wollten, er ſei vielleicht grade durch die Reibung mit ihm ins Leben gerufen. Die Feineren lächelten: es war ja die Wirkung der Liebe. Die Flammen hatten eine Eiskruſte oder Bleirinde geſprengt.

„Schade, daß ſie nicht mehr jung genug iſt, um eine Gurly zu ſpielen," ſchloß Einer. „Alſo doch auch ſie eine Rolle," entgegnete ein Anderer. „Sie hörten ja, daß ſie keine Ausnahmen ſtatuirt." Den eigentlichen Vortheil zog Comteß Laura von dem Disput, wenn es ein Vortheil war, daß ſie über dem neuen Gegenſtand der Unterhaltung dem ſcharfen Scrutinium entſchlüpfte.

Achtes Kapitel.

Nationalität.

In einem andern Zimmer sah man Staatsmänner, Gelehrte und Künstler sich um die Wirthin bewegen. Die Zeitverhältnisse, die Potitik, waren in das Gespräch gezogen, aber mit jenem Takt, der alles Bestimmte und Persönliche ausschloß.

Eine jener Stimmen war hier erklungen, die damals nur wie vereinzelte Accorde, Trompetenstöße aus einem mythischen Lande, in das Gewirr des Tages schmetterten, um später zu einem rauschenden Orgelton zu werden. Nicht daß nicht schon im Volke; unter einzelnen Gelehrten, in den Universitäten und Schulen, der Ruf der Nationalität vibrirte, den später die Arndt und Andre zu einem mächtigen Schlachtruf für die deutsche Nation erhoben, aber in den höheren Kreisen der Gesellschaft verstummten diese Töne, erstickten diese Luftzuckungen noch immer an einer ganz andern Luftatmosphäre. Man hörte sie an, nicht ungefällig, aber vornehm Beifall lächelnd, wie man eine neue, überraschende Erfin-

Felswänden und dem trocknenden Ostwinde, als das des armen Schenander, der, da ihn Niemand verstehen will — selbst seine Liebe spricht nicht — im Irrenhause die wärmere Heimath findet. Man rechtfertigt aus verschiedenen Gründen, warum dieser Fremdling in der Heimath auch literarisch ein Fremdling geblieben. Man wirft dem Verfasser eine zu rauhe, Einige nennen es: „burschikose" Sprache, vor; Fouqué habe, wenn er auch viel gegen den Wunsch und die Tendenz des Dichters geändert und ausgelassen, im Ganzen doch zu seinen Gunsten gemildert. So wahr dies ist, bleibt aber doch noch ein solcher Fonds von Wärme und Poesie zurück, daß man, einiger Härten des Originals wegen, eine so gänzliche Beseitigung der talentvollen Schrift nicht rechtfertigen kann. Der Verfasser mag auch, mehr als wir es verstehen, rechts und links ausgehauen haben, was Niemand, der einen Streich empfangen, leicht vergiebt, und die Streiche fliegen gegen politische und ästhetische Ansichten. Ich hörte auch sagen — der Verfasser sei in dieser Schrift ein großer Jakobiner, und damit entschuldigte man, daß man sie nicht gelesen. Ich habe nun nichts von dem jakobinischen Princip

dung betrachtet, deren glänzende Erscheinung man zwar bewundert, aber ihre Wirksamkeit und Dauerhaftigkeit bezweifelt.

Man hatte nachdenklich einem Redner zugehört, welcher gesprochen von der Heiligkeit, einem Volke anzugehören, von dem Recht auf Sprache, Sitte, eigenes Wesen, ja von der Pflicht desselben, für dieses höchste Gut sein Alles einzusetzen. Eine Nation, die gegen diese Pflicht gleichgültig werde, habe schon das Anrecht auf ihre Existenz eingebüßt. So weit ward der Sprecher verstanden, die Damen hatten Verse aus der Jungfrau von Orleans und Tell citirt. Aber als er weiter ging, und nicht sowohl den Haß gegen alles Französische, nicht allein gegen Bonaparte und seine Soldaten, gegen die Revolution und die Jacobiner empfahl, worin man ihm beigestimmt haben würde; als er es als noch heiligere Pflicht forderte, daß der Einzelne wie das Ganze sich versenke in das, was deutsche Art und Wesen sei; daß nur dann, wenn wir dieses wieder rein hergestellt in der Sprache, unsern Gewohnheiten, unsrer Denkweise, wenn wir ganz wieder zurückgekehrt zur eigenthümlichen Anschauungsart unsrer Väter, das Fremdartige, was durch Jahrhunderte sich in unser Blut gefressen, abstreifend und ausmerzend, daß nur dann Rettung sei für unsre Nation von der Fremdherrschaft: da hörte man wohl belobende Phrasen; die meisten aber verstanden es nicht, Andere schwiegen, noch Andre schüttelten den Kopf.

Der Redner hatte eine noch kühnere Hypotheſe aufgeſtellt: nur in der Nationalität ſei die Wurzel der Kraft, um der Tyrannei zu widerſtehen. Der corſiſche Rieſe, der mit den Flügeln des Vogels Rock die Welt umſpanne, wiſſe, was er thue, indem er das Ureigene der Nationen erdrücke, um ſie in eine Allgemeinheit von gleicher Farbe, gleicher Prägung zu ſtampfen. Das ermatte den Lebensnerv; woran ſolle die Begeiſterung, der Patriotismus ſich klammern, wenn ein Pfeiler nach dem andern der alten heiligen Erinnerungen, der Töne und Bilder zerbreche, an denen wir uns als Kinder gehalten. Das unſcheinend Unbedeutendſte ſei da von Wichtigkeit, ein altes Lied, es dünkt uns ohne Sinn, ein Sprüchwort, eine Ruine, ein dunkler Winkel, den ein Geiſt, eine Sage umſchwebt, eine Gewöhnung, die uns albern erſcheint, Alles ſei doppelt bedeutend, was als Heftnadel gelten könne, um ein Volk zuſammenzuhalten, in einem Augenblick, wo Alles hinarbeitet, es zu zerſplittern und ſein Dichten und Trachten in allgemeine Begriffe von Wohlergehen und Glückſeligkeit aufzulöſen.

Er ging noch weiter: nur den Nationen, welche dieſe ihre Nationalität feſtgehalten, winke die Palme des Sieges. Nicht ſeine Inſellage ſchütze Albion, ſondern das ehrenwerthe Feſthalten an den alten Sitten und Geſetzen. So ſah er in Spanien eine Mauer, an welcher des Eroberers Ehrſucht ſcheitern müſſe, er erwartete von den Basken in den

Pyrenäen, daß sie die Standarte der heilig gehaltenen Volksrechte erheben würden, er blickte nach Rußlands Steppen, wo eine Völkerwiege des Ureigenen braue, aber seine Stimme wurde bewegt, als er von dem theuren, deutschen Vaterlande sprach, einem Volk, das sich selbst zerrissen und sich nicht wieder finden könne, das wie Kinder, die Muscheln am Meer sammeln, alles Neue, Fremde, Glänzende aufgreife, das wie ein Schwamm die Feuchtigkeit der Luft einsauge und seine schönsten Eigenschaften zu selbstmörderischer Thätigkeit ausprägе. Mit seltner Empfängnißkraft begabt, drängt seine Natur es dazu, alles Große zu bewundern, aber sein böser Geist wolle, daß es nur das Fremde bewundert; wo die eigne Größe Anerkennung fordert, erschrecke es scheu, kalt, ängstlich und im Mißtrauen an sich selbst zergehe die schönste Kraft.

Der Redner, ein junger Mann von hoher Abkunft, hatte einen doppelten Fehler begangen. Er hatte begeistert gesprochen; die Begeisterung gehört in keinen Salon. Er war selbst gerührt worden; das war ein Fehler unter allen Umständen. Er hatte aber auch sein Auditorium nicht berechnet, und das war unverzeihlich. Er befand sich in Friedrichs Hauptstadt, in einem Kreise von Würdenträgern und ausgezeichneten Männern, die sich für Träger der Monarchie des großen Königs hielten, diese selbst aber für so fest, gesichert und in gutem Stande, daß es nur einiger Ausbesserungen bedürfe, aber

keines Fundamentalbaues. War nicht seine ganze Rede ein indirecter Angriff gegen die Schöpfung des Einzigen? Wo war denn die Nationalität hier, die er als einzigen Anker, der Zukunft und Vergangenheit zusammenhalte, anpries! Wo das ureigene deutsche Element? Friedrich, der mit dem Degengriff und der Feder zerstörend in das Zerfallende hineingegriffen, hatte eine Schöpfung hingestellt, die der Gegenwart angehörte. Freilich hatte er diesen Vorwurf in seinem Sinne nicht deutlich ausgesprochen, noch begriffen es Alle, aber man fühlte es.

Ein peinliches Schweigen war eingetreten. Einige Damen lobten hinter dem Rücken das sonore Organ des Redners; leise, aber laut genug, daß er es hören konnte. Man begegnete ihm mit großem Respect, aber — es galt seinem Stande. Der junge Mann fühlte sich unbehaglich, er verschwand bald; er war noch zu Hofe geladen.

Dennoch hatte seine Rede einen Eindruck hinterlassen.

Ob die Fürstin das Lob der Nationalität, die Hoffnung auf Rußland, für ein Compliment genommen!

„Was sagen Sie dazu?" sprach sie, aus ihrem Nachsinnen erwachend, als ihr Blick auf einen Mann fiel, dessen Stirn, Auge, Haltung, den Künstler nicht verkennen ließ, der sich mit dem Stolz des Bewußtseins in dem Kreise bewegte, welcher an

Stand und Geburt weit über ihm ſtand. Aber ſein Blick, ſeine Sprache, die Ruhbalance ſeines Weſens bekundete, daß er ſich, wenn nicht ihnen gleich, doch frei und unberührt von der Präponderanz dieſer Geburts- und Standesvorzüge fühlte, ohne doch in das umgekehrte Extrem zu verfallen, einer brusken Nichtachtung. Er hatte der Rede des jungen vornehmen Mannes mit zugehört, anfangs aufmerkſam, dann hatte er mit dem Kammerherrn von St. Real eine Marmorgruppe betrachtet, und ſchien ihn jetzt auf einige Fehler derſelben aufmerkſam zu machen.

„Ich habe die Eloquenz admirirt, entgegnete der Künſtler. Ueberhaupt, wenn in den Schulen etwas dafür gethan würde, möchte die art rhétorique auch in Deutſchland Progreſſen machen.“

„Ich meine, was Sie zur Sache ſagen. Was halten Sie von der Nationalität, Schadow? Ein Künſtler muß darüber ein Urtheil haben.“

„Meine gnädige Fürſtin, entgegnete der Bildhauer, wenn man die Menſchen nackend auszieht, ſo ſieht Einer aus wie der Andere, und wir Scülpteurs haben's eigentlich nur mit nackten Menſchen zu thun.“

„Aber die Racen ſind anders gebildet. Wo wären die Götterbilder der Griechen, wenn ihre Phidias und Prariteles nur nackte Hottentotten geſehen hätten.“

„Ich parire darauf, wenn Phidias ſich nur eine hübſche Hottentottin ausgeſucht, er würde auch

eine Venus zu Stande gekriegt haben, die unſre Amateurs admiriren müßten. Und was die Racen betrifft, ſo iſt unſre deutſche auch eben keine Schönheit geweſen. Nach den Deſcriptions der Hiſtoriker und den Sculpturen an den Säulenbildern waren unſre barbariſchen Vorfahren barbariſch häßlich."

„Die Cultur alſo hat die Racen veredelt. Das iſt Ihre Meinung?"

„Sie könnte noch immer etwas mehr thun, als ſie gethan hat; indeſſen wir Künſtler dürfen es nicht zu genau nehmen. Wo wir nichts finden, borgen wir, hier einen Arm, da ein Bein, eine Hüfte, eine Schulter —"

„Und das Beſte thun Sie ſelbſt hinzu, die Harmonie. Die Kunſt iſt Stückwerk, wie Alles unter dem Monde, der Geiſt muß in die Formen fahren, um ihnen eine Seele zu geben. Aber Sie wollen mich nicht verſtehen, und verſtehen mich doch. Die Griechen waren eine Nation, die Römer —"

„Die Juden ſind auch eine, fiel Schadow ein, und doch rümpft man in der Société die Naſe."

„Ich will Ihre Meinung wiſſen, Schadow, ſagte die Fürſtin mit entſchiedenem Tone. Ihre Moquerien ein ander Mal."

„Wenn man meine Sculpturen ſo gütig iſt zu rühmen, ſagte der Künſtler, iſt's jetzt ſo Mode, ein Schwanzende dran zu ſetzen, daß wir uns von der franzöſiſchen Imitation losreißen müßten. Ich

habe auch nichts dagegen; wer frei ſtehen kann, mag ſich losreißen, aber ein Kind gebiert ſich nicht ſelbſt. Es iſt dazu eine Mutter und ein Vater nöthig, und die mußten wieder Väter und Mütter haben. Meine erſten Väter waren die franzöſiſchen Maitres, die der grand Frédéric herberief. Was fängt die junge Welt jetzt an gegen ſie zu ſchwätzen! Auch meine Jungens, der Rudolf und Wilhelm, thuns, ſeit ſie den Mund aufthun können, als müßte es ſo ſein. Habe auch nichts dagegen, denn Schwatzen gehört zum Leben, aber ich lache ſo im Stillen, was wäre ich denn, und was wäret Ihr und wir Alle ohne die Franzoſen! Und die Franzoſen ohne die Italiener, und die ohne die Römer und Griechen. Und die Griechen vielleicht ohne die Aegypter und ſo weiter."

„Sie mögen Recht haben."

„Da wollen ſie jetzt auf Goldgrund malen, lange Engelsgeſichter mit Wickelkinderleibern und in Schleppkleidern, und das nennen ſie deutſch, weil ſie vor vierhundert Jahren, als das Gold noch wohlfeiler war, die Leinwand ſo angeſtrichen haben. Als ob der Fieſole und die Florentiner ſo gemalt hätten, wenn ſie damals ſchon Beſſeres geſehen."

„Sie ſpringen ab. Iſt die Nationalität Ihnen gar nichts?"

„Das Kleid, was der Menſch ſich anlegt, weil wir nun einmal nicht nackt gehen ſollen. Sie ſagen, es ſchickt ſich nicht, ich aber meine, weil wir zu eitel

sind. Weiter nichts, um unsre Gebrechen und Unschönheiten zu bemänteln, legen wir Cotillons, Surtouts und Redingoten an. Und gar nicht nach unsrer Wahl, wie wir's von unsern Voreltern überkommen haben. Wir ändern nur den Schnitt. Und von wem kommt der? So weit Sie zurückgehn, aus Paris. Nehmen Sie mir Stück für Stück vom Leibe, was vom Auslande stammt, und ich würde wirklich mich nicht unterstehen, in dem Kostüm, was die Natur mir läßt, vor Euer Erlaucht stehn zu bleiben. Was ist's nun mit der Nationalität anders, gnädigste Frau, verschieden geschnittene und gefärbte Röcke um dieselben Menschen. Freilich pressen enge Schuhe den Fuß der Chinesinnen klein, und der des Türken wächst plump in seinen weiten Pantoffeln, aber der Fuß bleibt Fuß, und mit der Sohle treten sie in Grönland auf und in Constantinopel. Ist der Franzos ein Andrer, weil er mehr auf den Zehen geht, und wir mehr auf den Hacken? Wo wir nun Alle bettelarm wären, und zottig umherlaufen müßten in unsrer Blöße, lohnt sich's da, um den Schnitt und das Kostüm uns zu hassen? denn weiter ist die Nationalität nichts.'

„Einem Bildhauer vergebe ich diese Naturauffassung. Aber Sonne, Clima, Luft wirken verschieden auf die Creatur. Die Nationen sind verschieden in Gemüthsart, Intentionen, das können Sie nicht abstreiten."

„Ja, in jedem Lehrbuch steht's, daß der Fran-

zoſe leichtes Blut hat, der Spanier ſchwarzes, der Italiener heißes, der Deutſche warmes. Der Franzos iſt leichtfüßig und eitel, der Italiener zänkiſch und rachſüchtig und der Deutſche keuſch und treu. Eigentlich brauchte man nur an den Puls zu faſſen, und gleich hätte man weg, von welcher Nation Jemand iſt. Schade nur, Prinzeſſin, daß ich in Italien die liebſten Menſchen fand, von warmem Blut und dem beſten Herzen, fleißig, emſig, rechtſchaffene Familienväter und treue Freunde. Sollte ich ſie darum haſſen, oder die Franzoſen, weil Montesquieu und Rouſſeau, weil Buffon und Laplace Franzoſen waren, oder alle Deutſche darum lieben, weil ſie alle grad, ehrlich, Männer von Wort, Biedermänner und keuſch wie Joſeph ſind?"

Herr Schadow hatte dabei wie zufällig den Blick auf den Kammerherrn von St. Real ruhen laſſen, welcher etwas unruhig ward. Es giebt Thiere und Menſchen, welche das Fixirtwerden nicht vertragen. Die Fürſtin, ſichtlich im Innern bewegt, nahm das Wort:

„Sie haben Recht, die Nationalität iſt auch nur ein Götze, geknetet und angeſtrichen aus Leim und Roth, aus Träumen und Blut. Aber, Herr Schadow, ein ſchön geformtes Götterbild bleibt's, ſchöner als Ihre Apollo und Jupiter!"

Der Meiſter hatte eine Priſe genommen: „Ja, die Koſtüms ſind recht hübſch, ich zweifle

gar nicht, daß der Patriotismus einst eine Rolle spielen wird."

„Wie wir Alle!" sagte die Fürstin, indem ihr Blick die Gesellschaft überflog. Die Eitelbach und Laura gingen vorüber; sie nickte ihnen zu, aber ihre Gedanken waren mit Anderm beschäftigt, und die Worte kaum an den Bildhauer und den Kammerherrn gerichtet, so wenig als an den Rittmeister Doblenck, der eben aus dem andern Zimmer auf sie zuschritt. Sie sprach mit sich selbst.

„Wir Alle spielen eine Rolle, vor Andern oder vor uns selbst. Wenn wir uns doch darüber nicht täuschen wollten! Schadow hat Recht, was ist denn unser eigenstes Eigenes? Die Scene, wo wir auftreten, das Licht, das uns anleuchtet, das Kleid, das sich an unsre Glieder schmiegt, es übt Einfluß, es macht uns erst zu dem, was wir scheinen; das Lächeln der Lippen, es ist angeblasen vom Augenblick, der Stimmung; Alles, was wir zu besitzen glauben, ist Geborgtes, und wir nur Moleskeln, die Farbe und Gestalt annehmen von der Flüssigkeit, die sie einsaugen, Schmetterlinge, denen der Blüthenstaub den Duft leiht, und der Finger des Knaben entfärbt sie wieder; Irrlichter sind wir, schaukelnd in der Vibration der Luft, und unsere thörichste Rolle, es ist die unverschämte Lüge, wenn wir wahr zu sein glauben."

„Dazu, meinen Einige, wären wir auf der Welt," entgegnete der Meister.

entdeckt, allenfalls eine Hinneigung zum Monarchismus; allein diese Vorwürfe scheinen mir überhaupt in Schweden häufig aus der Luft gegriffen, oder die Ankläger selbst nicht recht zu wissen, was sie darunter verstehen sollen, wenn man die Epithera Jacobiner und Aristocrat, und Liberaler und Mystiker bunt durch einander werfen hört, daß ein und derselbe Mann diesseits zum Jacobiner, jenseits zum Aristocraten wird. Aber der Schwede liebt nun einmal nicht, daß ein Dichter ein unvortheilhaftes Bild von dem Vaterlande entwirft, und das Herrn Levin's kann kaum als ein anderes gelten. So heißt der junge Verfasser, ein Mann, in dem man auf den ersten Anblick, so wenig als bei Scott, den Dichter vermuthet. Wärme, ja Feuer, verrathen sich jedoch bald in dem gedrungenen Gesichte und dem dunkeln Auge. Auch der schwarze, starke Bart erinnert an eine südlichere Natur, als sie in Schweden gewöhnlich ist. Herr Levin, ein tüchtiger Jurist und Protokollführer bei einer ständischen Commission, lebt in Stockholm. Die Kenntniß des Deutschen erwarb er, oder vervollkommnete sie, bei seiner militairischen Anwesenheit in Deutschland; auf der Universität in Upsala

„Schadow, haben Sie nie die ungeheure Leere empfunden, dies gähnende, graue Mißbehagen der Creatur?“

„Niemals, meine Gnädigste.“

„Ich kann den Trinker begreifen, der ausstürzt Becher über Becher, immer feurigern Wein, es ist die Molukkensehnsucht nach einer Existenz, nach der Verkörperung des Geistes.“

„Wenn ich den brennenden Durst empfinde, den Erlaucht meinen, sagte Schadow, dann knete ich ihn in Thon, und meißle ihn in Stein.“

„Und das todte Werk vor sich, sind Sie befriedigt?“

„Da ist's heraus, für und fertig, was mich plagte, nach allen Regeln steht's vor mir, und ich bin frei.“

„Glücklicher — Unglückseliger! Bis Sie wieder von Neuem geplagt werden.“

„Dann schaff ich's von Neuem aus mir raus.“

„Und käme eine andre Zeit, die alle diese Regeln zusammen würfe?“

„Dann habe ich für meine geschaffen und damit genug gethan.“

War das Zustimmung, war es Schadenfreude, oder wo kam der Funke her, der plötzlich über ihr Gesicht zückte: „Und Sie haben Recht. Wir, wir hier leben ja Alle nur für unsre Zeit. Nur unsre Rolle gut durchgespielt, das ist die Aufgabe. Harmonie hineinbringen müssen wir, nicht die

aus den Sybären, die bringt schrillende Disharmonieen. Die Harmonie des Scheins. Sie schaffen, was heute gilt, der Componist, was heut die Ohren kitzelt, der Philosoph, der Politiker, — ach, mein Gott, wohin verirrten wir uns, lieber Schatow, schwärmen und philosophiren, heißt das nicht aus der Harmonie unsrer Rolle fallen, und unsre lieben Gäste blicken verwundert nach uns."

Sie haſſen.

Der Rittmeiſter von Tohleneck hatte die Fürſtin in Beſchlag genommen: „Ein Wort nur, gnädigſte Frau, eine Bitte!“

„So dringend?“

„Ja. — Sie ſind ihr Schutzengel.“

„Ich ein Engel! Wen beſchütze ich? —“

„Auguſte — die Baronin Eitelbach!“ corrigirte er ſich.

„Ach ſo! Eine ſchöne Frau hat überall Schutzengel. Jeder Cavalier iſt es.“

„Die Comteß Laura hat ſie an ihren Arm gepackt, und ſchleppt ſie wie ihr Opfer mit ſich. Sie iſt zu arglos, zu gut, ſie begreift nicht, daß dieſe Compagnieſchaft ihrem Ruf ſchadet. Es verdrießt mich ſchon den ganzen Abend, aber —“

„Da iſt ja ihr Gemahl, der Baron.“

„Der! —“

„Er iſt freilich ein ſeltſamer Freigeiſt.“

„Was ſchiert er ſich um ſeine Frau und ihren Ruf.

Er freut sich, daß sie mit einer vornehmen, bei Hofe gern gesehenen, Dame intim scheint."

„Dann sprechen Sie doch selbst mit ihr. Sie wissen ja, wie gut sie von Ihnen denkt."

„Erlauchte Frau, Sie wissen, wie wir —"

„Das hätte ich beinahe vergessen. Kinder, was trübt Ihr Euch das kurze Schmetterlingsleben durch Scrupel. Was hilft Euch die Pein? Wenn Ihr Euch auch noch so ehrbar grüßt, so kalt an einander vorübergeht, dem bösen Leumund entgeht Ihr doch nicht. Am wenigsten Sie, Dobleneck, wenn Sie sich der lieben Frau zum Ritter aufdringen, wie Sie jetzt thun."

Der Rittmeister war um einen halben Schritt zurückgetreten, wäre es keine Dame und nicht die Fürstin gewesen, hätte er die Hand vielleicht an den Degen gelegt. Er erkannte schnell seine Position.

„Gnädigste Fürstin, ich wollte keinem Cavalier Anspielungen gerathen haben, die der Ehre meiner tugendhaften Freundin zu nahe träten. Aus Ihrem Munde nehme ich dankbar die Worte als eine freundliche Warnung."

Sie blickte ihn mit einer herzgewinnenden Freundlichkeit an: „Die arme Laura! Da scheut Ihr Herren der Schöpfung Euch nicht, um einer Frauen Ehre zu erhöhen, die von andern zu vergiften. Ist das ritterlich, Herr von Dobleneck? Was sie von meiner Laura schwätzen und plaudern, was geht es mich an!" —

„Sollten Sie nichts gehört haben?“ —

„Ich kam als Fremde her, ich bin es noch, ich nehme die Personen, wie ich sie finde, was in der Gesellschaft von Traditionen umgeht, kümmert mich nicht. Sollte ich bei allen Gästen, die mich mit ihrem Besuch beehren, danach mich erkundigen, so weiß ich wirklich nicht, ob mein Salon nicht leer bliebe. Ueberdem sagten Sie selbst, daß der Hof sie protegirt, ich sollte meinen, das sei genug, um dem Vorwurf zu begegnen, der in Ihrer Bitte für mich liegt.“

Aber der Rittmeister hatte Succurs bekommen. Herr von Fuchsius und eine Hofdame waren hinzugetreten. Auch der Legationsrath schloß sich der Gruppe an. Die Hofdame hatte Zweifel, ob der Hof die Comteß noch länger halten werde, seit der letzte Scandal laut geworden. Herr von Fuchsius wußte, daß der König sehr aufgebracht sei, und der Legationsrath, daß die alte Voß das Ohr der Königin belagere, welche noch die meiste Prädilection und Entschuldigungen für die schöne Comteß hätte.

„Auch die alte Voß! wiederholte mit einem eigenen Lächeln die Wirthin. Da ist ja eine völlige Verschwörung gegen ein armes Mädchen, das sich nicht vertheidigen kann. Ich verstoße wohl schon, wenn ich es versuche?“

„Ihre Erlaucht wollen gütigst vermerken, sagte die Hofdame, es ist noch nichts darüber ausgesprochen. Bis jetzt ist sie recipirt, und Fürstin Gargazin können sie ohne Gefahr bei sich sehen.“

„Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen, liebe Almedingen wenn Sie mich davon avertirten, sobald ich es nicht mehr darf.“

„Sobald man ihr die Thüre weist; Erlaucht können sich darauf verlassen, daß ich mit der ersten Nachricht zu Ihnen fliege.“

Die Fürstin drückte ihr verbindlich die Hand: „Von Ihrem Eifer bin ich überzeugt. Bis dahin hat es aber wohl noch einige Zeit?“

„Es sind vielleicht doch nur Mißverständnisse,“ warf der Legationsrath hin.

„Oder sie bessert sich auch. Man muß ihr nur Zeit lassen,“ meinte Herr von Fuchsius.

„Ein zehn — fünfzehn Jahr, murmelte der Legationsrath, dann macht sich das von selbst.“

„Macht mir das junge Reh auf der Maienwiese nur nicht scheu, sagte die Fürstin. Wenn Ihr ihr beständig von der Arglist und Tücke der Menschen vorerzählt, glaubt Ihr, daß Ihr sie dadurch schützt. In ihrer Angst und Verwirrung läuft sie von selbst in's Netz.“

Das junge Reh stand plötzlich unter ihnen. Laura hatte wohl nur durch das Zimmer gewollt, denn der Glanz ihres Auges verrieth nicht, daß sie gelauscht, noch von dem, was hier über sie gesprochen worden, eine Ahnung hatte. Auch verrieth die Miene der Fürstin nichts von Betroffenheit, als sie die Flüchtige erhaschte, und den Arm um ihre Schulter, wie eine Mutter um ihr Lieblingskind, schlang.

„Haben Ihnen nicht die Ohren geklungen? Wenn Sie wüßten, was wir geſprochen, würde Laura bis über die Ohren roth werden.“

Die Comteß meinte, es wäre ſehr heiß.

„Nun möchte der Wildfang gleich an's Fenſter ſtürzen, um ſich zu erkälten. Nein, Comteß, hier iſt ein Familienrath, ich ſtelle die Mutter vor, und alle dieſe Freunde werden mir beiſtehen Sie zu hüten.“

„Ich bin Ihnen ſehr obligirt —“

„Aber das Kind weiß ſelbſt, was ihm am Beſten iſt! Nicht wahr? So leſe ich Ihre Gedanken, die geheimſten auch, aber — ich verrathe nichts. Iſt ſie nicht ein Feenkind, wandte die Fürſtin ſich zu den Andern; da iſt doch kein verborgenes Fältchen, nichts Angelerntes, nichts von Verſtellung. — Sehn Sie in dies Gazellenauge; nur etwas zu munter noch, leichtſinnig, flatterhaft, ein Schmetterling, der lauter Honig naſchen möchte, aber mit der Zeit pflückt man Roſen, mit der Zeit wird ſie auch den rechten Weg finden. Ach das macht ſich Alles von ſelbſt. — Sehn Sie! Jetzt ſollte ein Maler dieſen Augenniederſchlag, dieſe Grübchen am Kinn malen. Herzens-Engelskind —“

Die Fürſtin wollte ſie embraſſiren, aber ſtatt des Feenkindes mit den Pfirſichwangen ſtand ein blaſſes, ſcharfgeſchnittenes Geſicht vor ihr, ſtatt des blühenden Hauptes mit dem phantaſtiſchen Lockenbund eine eng anſchließende Haube mit Spitzen, und ſtatt der Gazellenaugen, die gutmüthig und gedankenlos

umherſchweiften, fuhr ihr ein ſtechendes kleines Augenpaar entgegen. Die Geheimräthin Lupinus war ungemeldet eingetreten.

„Mein Gott, welche Ueberraſchung!“

Die Gargazin ſpielte hier keine Rolle, als ſie mit den geöffneten Armen zurück fuhr. Es war eine vollkommene natürliche Ueberraſchung; denn ſie war jedes andern Beſuches gewärtig, als der Lupinus, die zwar zu ihren Soireen ein für alle Mal formell eingeladen, aber noch nie gekommen, auch nie erwartet war. Ob ſie aus Nachläſſigkeit der Domeſtiken ungemeldet bis in das Zimmer gedrungen, ob die Fürſtin im Eifer des Geſpräches die Meldung nicht gehört, laſſen wir unentſchieden, aber Thatſache war, daß ſie unbemerkt mitten im Zimmer ſtand und der Wirthin in dem Augenblick ſich näherte, als die Comteß durch eine Seitenbewegung ſich den Armen der zu gütigen Fürſtin entwunden hatte.

Alle waren überraſcht; nur die Ueberraſchende ſchien ſich in der Wirkung, die ihre Erſcheinung hervorrief, zu gefallen. Sie hatte etwas geſtört, vielleicht zerſtört, eine Gruppe voll Liebe und Einigkeit. Die Luſt, welche das Zerſtören veranlaßt, wird von Vielen als eine Wolluſt geſchildert.

Die Lupinus war eine andere geworden, als wir ſie kennen gelernt. Die bunten Farben waren aus ihrer Kleidung verſchwunden, aus ihren Zügen der Liebreiz, der noch feſſeln konnte, während die Schärfe derſelben zurückſchreckte. Ihre Augen konnte

man nie eigentlich ſchön nennen, aber es lag zuweilen etwas Schmachtendes, Sehnſüchtiges darin, was mit dem lauernden Aufblitzen verſöhnen mochte. Man bedauerte ſie, man las die Unbefriedigung, welche als Unruhe in ihr aufzückte. Dieſe Unruhe ſchien einer eiskalten Ruhe gewichen. Schien, ſagen wir, ſo lange ſie Herrin über ſich blieb, aber in Momenten zückte das Feuer der Unruhe wieder heraus, ihr Auge ſchoß Blitze, die wehe thun konnten, vor denen ein ſanftes Auge ſich unwillkürlich ſchloß, wie ein keuſches Gemüth vor einem Anblick, den es nie geſehen, und doch hat es die Empfindung, daß es ſo etwas nicht ſehen darf. Und doch, wie ſchnell war die Ruhe wieder über das Geſicht ausgegoſſen und ein Lächeln ſchwebte um die Lippen, das ein Maler vielleicht mit dem einer Heiligen verglichen, die unter Folterqualen zu den Umſtehenden ſpricht: Es ſchmerzt nicht.

Die Fürſtin und die Geheimräthin hatten einen Verſuch gemacht ſich zu embraſſiren, ein Verſuch, der, an irgend etwas geſcheitert, in einem wiederholten Händeſchütteln ſich aufgelöſt.

„Ich werde Ihnen das nie vergeſſen, da ich weiß, was Sie mir bringen," waren die nächſten Worte der Gargazin, und die Freude ſchien auf ihr Geſicht zurückgekehrt, als ſie den neuen Gaſt neben ſich auf's Canapé gezogen. Ihr Auge ſtreifte über die Andern hin, es lag darin ein gütiger Befehl an die Freundesgruppe, ſich aufzulöſen. Die Hofdame hatte ſich mit dem Regierungsrath ſchon fortgeſchlichen.

Der Comteß nickte ſie zu: „Geben Sie Ihren Arm getroſt dem guten Rittmeiſter. Ich verſichere Sie, Comteß Laura hat keinen beſſern Freund als Herrn von Dobleneck.“

„Ich weiß, was ich Ihnen bringe, hatte die Geheimräthin erwiedert. In das Haus der Freude eine Trauergeſtalt, aber die Pflicht der Dankbarkeit geht über dieſe Rückſicht.“

„Dankbarkeit? rief die Fürſtin mit einem erſtaunten Blick, indem ſie die Hand der Geheimräthin an ſich zog. Sie ſtehen noch immer, Herr von Wandel, wollen Sie nicht neben uns Platz nehmen, meine Freude theilen. — Madame Lupinus ſpricht von Dankbarkeit!“

„Nur von einer Pflicht, gnädigſte Fürſtin, die ich ſo lange aufgeſchoben. Sie haben ſich meiner Pflegetochter wie eine wahre Mutter angenommen.“

„Ach das! — Ich bitte Sie, kein Wort davon.“

„Gönnen Sie mir das Wort. Ja, ich bekenne es, ich bringe ein Opfer, um endlich auszuſprechen, was ich über Ihre Handlungsweiſe denke.“

„Egoismus, nichts als Selbſtſucht! Weil Adelheid mir gefällt, weil ich mein Haus, meine Geſellſchaften durch Ihre Schönheit ſchmücken will.“

Die Fürſtin fühlte ihre Hand ſanft gedrückt: „Warum das wiederholen, was der Pöbel über uns urtheilt. Adelheids blühende Jugend gehörte nicht in mein Krankenhaus. Sie erkannten es — und — ich geſtehe es Ihnen, im erſten Augenblick ſchmerzte

war er unter den Phosphoristen ein thätiger Mitkämpfer. Auch im neuern politischen Leben glaubt man ihn häufig als geistreichen, [illegible] wenn auch nur hinter den Kulissen, zu erkennen. Man hat hoffentlich von ihm nächstens eine zweite Arbeit zu erwarten, in deren Vorrede der Verfasser als Vindicant seiner Dichter-Rechte gegen Fouqué, den Uebersetzer der Piquedame, auftreten will.

Für den Deutschen kann das gegenwärtige Zusammenwirken der jüngern Männer in Upsala nicht anders als höchst erfreulich sein. Eine rege Theilnahme lebt für unsere Literatur, man verfolgt sie bis in die neuesten Verzweigungen der Poesie und Philosophie. Ich war erstaunt, Erscheinungen hier bekannt zu finden, die es in sonst gebildeten Cirkeln unseres eigenen Vaterlandes kaum sind. Das ist aber freilich auch nur der enge Kreis in Upsala, im Allgemeinen mag das Verhältniß eintreten, von dem man selbst in der Universitätsstadt sprach: Schweden stehe literarisch um zehn bis zwanzig Jahre hinter Deutschland zurück; nicht, daß die Vorläufer nicht zeitig ankämen, sondern bis eine neue Erscheinung durchgedrungen ist.

mich die Art, wie das theure Kind mir entführt ward; jetzt preise ich den Himmel, daß er es so gefügt hat, und — daß er Ihnen den raschen Entschluß eingab."

Die schönen Seelen verstanden sich; das vorhin versuchte Embrassement erfolgte wie von selbst.

„Einen Fingerzeig des Himmels wollen Sie darin erkennen, sagte die Fürstin. Ich kann noch immer nicht umhin, mir einen Raub vorzuwerfen."

„Lassen wir den Streit darüber, gnädigste Frau. Adelheid gehört in Ihr Haus, es ist meine aufrichtige Meinung. Der Legationsrath kann bezeugen, wie oft ich es aussprach. Bei mir wäre sie verkommen."

„Sie spricht nur mit der größten Liebe von dem Guten, was sie durch meine Freundin erfahren."

„Es thäte mir leid um das Kind, wenn sie unwahr würde."

„Warum so selbstquälerisch. Sie wissen selbst, bis zu welcher Verirrung das Dankbarkeitsgefühl sie trieb."

„Und doch hat sie mich nicht ein einziges Mal besucht."

Das hatte die Geheimrätbin nicht sagen wollen; es war heraus, ehe sie es verschlucken konnte, und, was schlimmer, die Fürstin hatte es aufgefangen.

„Sie sind leidend, sprach sie mit bewegter Stimme. Und Sie überwanden sich, verließen Ihr

stilles Asyl, und — Ich weiß ja, wie ich dieses Opfer zu schätzen habe."

Die Geheimräthin war wieder ganz Herrin über sich geworden: „Doch ist es nicht ganz so. Warum zwischen uns eine Verheimlichung! Ueberwindung kostet es mich, ja, sehr große, diese Festkleider wieder anzulegen. Ich erwarte auch nicht Erheiterung, noch suche ich Zerstreuung, denn ich betrachte es als eine Pflicht gegen mich selbst. Sie sehen also, mein Opfer ist reiner Egoismus."

„Wie Sie sich da wieder täuschen wollen! Sie thun es um der Gesellschaft selbst willen, Sie erkennen die Pflicht, daß wir nicht uns, daß wir für Alle leben sollen."

„Oder sie für uns!" rief eine Stimme in der Geheimräthin, die aber diesmal auf den Lippen erstarb. Die Gargazin mußte den Sinn verstanden haben, so leuchtete ein Blick sie an; es war ein merkwürdiges Verständniß zwischen beiden Frauen. Sie liebten sich gewiß nicht, aber zum Haß war für die Fürstin kein Grund. Sie sah sich um, ob Niemand lauschte. Der Legationsrath war unschädlich, er bildete eine Schutzmacht gegen die Andern.

„Wir verstehen uns, glaube ich, besser, als wir einen Ausdruck dafür finden, hub die Fürstin an, der Lupinus näher rückend. Was ist uns die Gesellschaft? — Ich setze voraus, daß wir beide jetzt über die kleine Rivalität recht herzlich im Innern lachen, ich meine die, welche die Leute uns anlügen.

Ich gebe auch zu, daß in der Lüge etwas Wahres war. Wir spielten Schach mit einander, weil sie uns dazu nöthigten, zwangen. Genug, wir haben gespielt. Weiter war es nichts."

„Und Euer Erlaucht gewannen."

„Die Erlaucht hatte nichts damit zu schaffen. Wir gingen unserm Penchant nach, und in einem Punkte stießen wir an einander."

„Ich gebe keine Gesellschaften mehr. Mein Haus ist ein Haus der Trauer geworden, mein guter Mann —"

„Wird gewiß unter solcher Pflege genesen. Wer redet davon! Wir wollen ja nur unsre Gedanken über das Wesen der Geselligkeit einklingen lassen. Lieben wir sie etwa um ihrer selbst willen? Um daraus Belehrung, Trost, Hülfe zu schöpfen? Sind wir lüstern wie die unsterblichen Götter im Olymp, die den Opferduft der Menschen mit Wohlgefallen einschlürfen sollen? Oder ist es bei uns die Neigung, das Verlangen, mit unsers Gleichen zusammen zu sein? Sehn Sie, wie unser Freund lächelt. Nicht wahr, das brauchen wir beide nicht, wir haben Ressourcen in uns, um uns vor der Einsamkeit nicht zu fürchten."

„Ich lächle nur, sagte Wandel, weil Sie von „„Ihres Gleichen"" sprechen."

„Und mit Ihrer Bosheit treffen Sie es. Wir zaubern das um uns, was uns doch nicht entgeht. Weil wir unter Thoren leben müssen, verschaffen

wir uns einen kleinen Hof von allen Thorheiten um uns her. Wer dreist einer Gefahr entgegen geht, hat sie halb überwunden. Eine Welt en miniature sollen unsre Salons bilden. Was im großen, wirklichen Leben uns anwidert, das erscheint uns auf dieser Bühne gefälliger, weil wir damit spielen, es regieren zu können meinen. Am Ende bilden wir uns ein, dieser Mikrokosmus ist unser Werk, und wir hätten alle diese Puppen uns zum Vergnügen ausgestopft und in Scene gesetzt."

„Man muß nur nicht die Drahtfäden merken lassen," sagte der Legationsrath.

„Zum Vergnügen! fiel die Geheimräthin ein, die aufmerksam gefolgt. Wo wir wissen, wie Einer den Andern verredet, hier mit Lob ihn überschüttet, um, wenn er ihm den Rücken gedreht, ihn zu verspotten; wissen, wie die mit Honiglippen uns Kußhände zuwerfen, gegen uns cabaliren. Hier drückt ein Beamter dem andern die Hand, und empfiehlt sich seiner Gewogenheit, während die Entlassung oder Versetzung des zweiten schon in der Kanzlei ist, und er hat sie betrieben, um in seinen Posten zu rücken. Wo sie uns schön und geistreich finden, um sich nachher vor Lachen auszuschütten, daß wir es geglaubt! Die Tugend in Aller Munde, und die Kuppleraugen schleichen um, ihre Opfer sich auszusuchen. Nur die absolute Mittelmäßigkeit ist sicher, denn was hervorragt, worin es sei, ist den Pfeilen ausgesetzt. Sie zumeist, die wähnen, sie zu regieren. Man preist Ihr

Zauberfee, man erbebt es beim Abſchied in den Himmel, aber ehe ſie nur in den Wagen ſpringen, klagen ſie über die Langeweile. Zurückſetzung, gemiſchte Geſellſchaft, daß die Wirthin es nicht verſtanden die Gäſte zu placiren, ſie klagen vielleicht über Hochmuth, Anmaßung, über das Eſſen und Trinken auch, Gott weiß worüber nicht. Ich begreife, wie man mit dieſen Puppen ſpielen, aber wie es ein Vergnügen ſein kann, das bleibt mir ein Räthſel."

„Ihre Kritik geht über die Geſellſchaft hinaus, ſagte der Legationsrath. Das Räthſel iſt die Welt —"

„Und wehe, wer nicht mit ihm ſpielen kann, rief die Fürſtin aufſtehend, denn neue Gäſte waren im Vorzimmer eingetreten. Wer auf dieſem bunten, beweglichen Teppich nicht mit den Füßen einer Tänzerin wandelt, hier über Gegenſtände ſpringt, dort ſie fortſtößt wie Glaskugeln, der iſt verſtrickt, er iſt verloren."

„Es giebt noch einen andern Weg — wo man feſt ſtehen kann —" entgegnete die Geheimräthin, indem ſie auch aufſtand. Es war ein Metallklang in der Stimme, wie ein Grabgeläut.

„Den Weg, unterbrach die Fürſtin, den Weg haben Sie doch nicht gefunden!"

Sie blickte ihr forſchend in's Auge; als die Lupinus antworten wollte, rief die Gargazin, wie von etwas überwallt: „Sie haſſen! — O unglückliche Frau, der Haß iſt ein zu fürchterliches Spiel für uns; der Haß hat einen unergründlichen Fonds, Sie

wiſſen nicht, was da herauskommt aus der gähnenden Kluft — ſelbſt der Schmetterling flattert nicht lange darüber —"

Sie ward unterbrochen. Ein freudiges Ach! mußte ſich aus ihrer Bruſt ringen, um eine andere Erſcheinung zu begrüßen, wir wiſſen nicht, wen? Es iſt uns auch gleichgültig; der unerwarteten Erſcheinungen, die alle aus dem Fonds ihrer Liebe mit einem gleichen Ton der freudigen Ueberraſchung bewillkommt wurden, waren viele. Die Lupinus aber hätte, noch nicht in die Geſellſchaft eingeführt, allein geſtanden, wäre nicht der Legationsrath geweſen. Im Nebenzimmer arrangirte man Spieltiſche, es wurden ſchon Karten umgereicht.

„Werden Sie ſpielen?" fragte Wandel.

„Werden Sie reiſen?" entgegnete die Geheimräthin.

„Ich riethe Ihnen eine Karte zu ergreifen."

„Und ich Ihnen zu reiſen."

„Warum?"

„Aus demſelben Grunde, weshalb Sie mir zur Karte rathen. Man iſt der Mühe überhoben zu antworten, wenn man fürchtet gefragt zu werden."

„Gilt der Haß, dem Sie die Geſellſchaft geweiht, auch mir?"

„Ich bin es müde, Räthſel zu löſen."

„Im Augenblick, wo Sie den Schlüſſel fanden?"

„Um auf einen neuen Verschluß zu stoßen. Viel Glück, Herr Legationsrath, in Rußland.“

„Will ich, gehe ich denn dahin?“

„So wollen Sie Jemand damit täuschen?“

„Meine Feinde. — Kennen Sie meine Feinde?“

„Nicht alle — Einige.“

„Verlangen Sie, daß ich die Sorgen, unter deren Wucht ich meine Freundin erliegen sehe, noch durch Mittheilung von Verhältnissen erhöhe, die nur mich allein betreffen! Nicht mich allein — nein, gewiß nicht, ich bin der letzte — aber Niemand, der mir persönlich theuer ist.“

„Ihre Sachen sind gepackt, Extrapostpferde stehen für Sie täglich im Hofe des französischen Attaché bereit.“

„Das ward Ihnen bekannt?“

„Durch Zufall.“

Er sah sich um: „Wenn Sie eines Morgens hörten, daß ich über Nacht aufgegriffen, über die Gränze geschleppt ward, und wenn am andern Abend die Nachricht käme, daß er mich füsiliren ließ, so würden Sie den Grund der Vorsicht wissen.“

„Wer?“

„Napoleon.“

„Da würden Ihre Pferde doch nicht beim Vicomte Marvilliers stehen.“

„Der Löwe sucht nach dem Raub nicht in seiner Höhle.“

„Aber der junge Attaché!“

„Wenn ich Ihnen ſagte, daß er darum weiß, wäre ich ein Verräther. Ich will kein Verräther werden, lieber — ſcheiden.“

Er hatte ſich halb umgewandt, um raſch die Hand der Geheimräthin zu ergreifen: „Leben Sie wohl,“ liſpelte er.

„Nur Eines, — iſt Ihr Leben in Gefahr?“

„Noch nicht, aber — Gütiger Gott! Die peinliche Erwartung einer Entſcheidung, in der ich täglich ſchwebe, verſchließt mir die Lippen, wenn ich ſie öffnen müßte, um Vertrauen zu gewinnen. Ich klage Niemand, Sie am wenigſten an. Im Gegentheil, Sie haben Recht, daß Sie mir dies Vertrauen nicht ſchenken, ganz Recht; verdammen, Sie mich als Lügner, der die Pflicht hatte zu ſprechen, und wenn er den Mund öffnen ſollte, ihn verſchließt, als kaltherzigen Intriguanten, der mit den Gefühlen ſpielt, der edle Herzen zerreißt, verdammen Sie mich, Sie haben Recht, aber — wenn es vorbei iſt, widmen Sie mir eine Thräne der Theilnahme, wenn Sie erkannt, daß ich nicht anders handeln durfte.“

„Wandel! ſie hielt inne — Wann, — wann kommt die Entſcheidung?“

„In einer Woche, vierzehn Tage — höchſtens ein Monat, wenn aus Warſchau —“

„Aus Warſchau?“

„Ich betheure Ihnen, es iſt nur eine Vorſichtsmaßregel; vielleicht zerläuft Alles wieder, wie ſo oft, in Luft und Wind.“

„Wer iſt in Warſchau?“

„Entſiel mir das Wort! — Ich bin verwirrt —“

„Das muß Entſetzliches ſein, was Sie außer ſich bringt.“

„Was iſt entſetzlich, Freundin, in dieſen Weltkriſen! Seine Hand zitterte in der ihren. Ihr Scharfblick errieth es. Nun bin ich in Ihre Hand gegeben. Mein Leben hängt von Ihnen ab. Geben Sie zu Laforeſt und —“

„Sie phantaſiren. Als ob er nicht wüßte, daß Sie mit der Ruſſiſchen Diplomatie verhandeln.“

„Auch daß man mich verſtrickt, nennen Sie es Zufall, in ein Netz gezogen, deſſen Zipfelende die Bourbonen halten; daß Ludwig XVIII. wieder in Polen iſt, daß Dinge in Frankreich vorbereitet werden; daß in Napoleons nächſter Umgebung Perſonen gewonnen ſind; daß ihm die Flaſchen mit dem Kellerſiegel, die er mit ſich führt, nichts helfen; daß die Suppe, die er koſtet, das Geflügel, das er in den Mund führt —“

„Schweigen Sie, um Gottes Willen, ſchweigen Sie —“

„O ich möchte Alles, was man mir eingefüllt, ausgießen, es zerſprengt meine Bruſt; denn bei Gott, nur mein böſes Glück, nicht mein Wille hat mich hier verſtrickt. — Ich fühle mich ſchon erleichtert, daß ich eine Mitwiſſerin habe, bei der mein Geheimniß wie im Sarge ruht —“

„Man wird auf uns aufmerksam werden, daß wir uns so lange absondern.“

„Sie haben Recht, und ich die Beruhigung, daß wenn ich plötzlich verschwinden sollte — Ihr Verdacht mir nicht wie ein ängstlicher Schatten auf der Heerstraße nachschleppt —“

„Um Gottes Willen, meinen Sie, daß Sie diese Nacht schon verschwinden müssen.“

„Ich meine nichts, ich weiß nichts; ich sollte meine Lippen verfluchen, daß sie zum Verräther wurden, aber mir ist wohl zu Muthe, wohl wie einem Kinde, das seinen ersten Fehltritt beichtete. Nein, nein, es war wohl nur die Angst, erpreßt durch Ihre Drohung.“

„Warum stürzten Sie sich in diese Lage?“

„Warum bin ich ein Mensch!“

„Reißen Sie sich los — wenn es sein muß, reisen Sie auf der Stelle fort!“

„Ich lebte nur für Andere. — Nein, nein, ich weiß es, ich bin nöthiger hier. Ich will für Andere leben — Sein Sie unbesorgt — Nur um etwas Geduld flehe ich noch — o könnten Sie in mein Inneres blicken — Pflichten hier, Pflichten dort, Verlockungen — aber — sein Sie überzeugt, als Mann, als Sieger werde ich daraus hervorgehen.“

„Man kommt.“

„Ein Freundesrath —“

„Ich werde Sie nicht bemerken, wenn Sie verschwinden.“

Die Namen der Männer, welche noch nicht oder doch wenig öffentlich aufgetreten sind, zu nennen, verbietet die Rücksicht, welche jeden Privatmann vor einer unzeitigen Publicität schützt. Als gewissermaßen an der Spitze dieses geistigen Treibens stehend, betrachtet man den ehemaligen Landshöfding, Baron Jerta, einen der geistreichsten Männer, und von allen Partheien als einer der geschicktesten Staatsmänner anerkannt. Seine Thätigkeit bei Entwerfung der jetzigen Verfassung ist bekannt. Er privatisirt gegenwärtig in Upsala, wo er schon seines Rufes „als Schwedens bester Prosaist" wegen zur Gelehrten-Republik der Universität gezählt wird. Ich habe eine Regsamkeit und Wärme in den jüngern Kreisen von Upsala gefunden, wie sie mich an Zeiten erinnerte, die in Deutschland nicht mehr sind, als nämlich die ersten schönen Dichter- und Freundes-Vereine die Morgenröthe der neuen Poesie verkündigten. Jetzt im Zustande der Zerrissenheit, der Uebersättigung und der raisonnirenden Kritik ist bei uns auch nur an ein verwandtes Zusammenhalten und Wirken nicht mehr zu denken. Ich rechne die in Upsala so verbrachten Stun-

„Heiter! meine Freundin. Es war sehr gut, daß Sie herkamen, aber Sie kamen als Trauergestalt. Sie freuten sich des Eindrucks. Um des Himmels Willen, mit Geistererscheinungen darf man nicht spielen. Fort die Trauer, einige bunte Bänder, stimmen Sie ein in den frivol geistreichen Ton. Man muß mit ihnen tänzeln, die Bargazin hat Recht. Sie hat erkannt, daß Sie hassen. Das kann schlimm werden. Werfen Sie die Maske ab, nicht hastig — lassen Sie sich allmälig erheitern durch die liebenswürdige Gesellschaft. Da bringt man Ihnen eine Karte, nehmen Sie, spielen Sie, mit wem Sie wollen, es sind alles Puppen; aber nicht zerstreut."

Die Eitelbach präsentirte der Geheimrätbin eine Karte: „Wollen Sie?"

„Mit dem größten Vergnügen."

„Ihnen präsentire ich keine Karte, denn Sie mogeln, sagt mein Mann."

Damit ging die Baronin schnippisch am Legationsrath vorüber, der scherzhaft die Finger nach einer Karte gespitzt hatte.

„Sie wird immer schöner," sagte eine Stimme hinter dem Legationsrath.

„Kann man schöner werden, wenn man eine vollkommene Schönheit ist," entgegnete Herr Schadow.

Zehntes Kapitel.

Der verlorne Sohn und die heilige Magdalene.

Das Spiel war zu Ende. Die Geheimräthin hatte allein gewonnen, und bedeutend. Sie war gesprächig, sehr liebenswürdig gewesen. Jetzt sah sie neben sich nur verdrießliche Gesichter. Wenn sie noch heiter und aufgeweckt blieb, legte man es ihr als Freude über den Gewinnst aus, den die andern Mitspieler berechneten. Sie war rasch aufgestanden, um mit der Lorgnette die Bilder an der Wand zu besehen.

Es war hoch gespielt worden. Der Kammerherr hatte ansehnlich verloren. Er zankte sich mit seinem vis-à-vis über einige Points. Die Wechselreden wurden so anzüglich, daß die Baronin Eitelbach die Herren bitten mußte, sich zu menagiren. Der Kammerherr warf dem Andern einen maliciösen Blick zu, den jener, den Stuhl heftig fortrückend, durch ein Murmeln erwiederte: wer krumm ginge, könne auch nur krumm handeln. Der Kammerherr gehörte zu denen, welche das Glück haben, zuweilen taub zu sein.

Die Baronin hatte ihre Börse ausgeschüttet: „Mehr habe ich nicht; mein Mann muß zahlen.“ — „Das geht immer so, wer Glück in der Liebe hat,“ sagte der Baron, verdrießlich die lange Börse ziehend. „Ich verbitte mir alle Gemeinplätze,“ hatte sie erwiedert. Er wollte nicht glauben, daß sie so viel verloren haben könnte, als sie angab, sie warf ihm den Betezettel hin, er rechnete, wollte zanken, es war aber Niemand mehr da, mit dem er zanken konnte. Indem er die Geldstücke hinwarf, zischelte er der Baronin etwas in's Ohr. Sein Auge begleitete dabei den Rittmeister. Sie ward hochroth, stand rasch auf und warf ihm mit einer Reylik einen verächtlichen Blick zu, um ihm darauf den Rücken zu kehren.

Auch an andern Tischen war Uneinigkeit wegen der Berechnung. Ueberhaupt schien die von poetischem Duft umwobene Harmonie, welche vorhin geherrscht, etwas zerrissen. Ein erwarteter Gast war noch nicht da. Der Duft der Speisen drang schon verlockend aus den Souterrains, aber es — sollte noch gewartet werden: der Prinz Louis hatte diesmal bestimmt seine Gegenwart versprochen. Einigen Herren schien dies sehr unangenehm. Man fragte, ob er denn überhaupt kommen werde? Jemand meinte, die Anwesenheit des Geheimrath Luvinus dürfe Seine Hoheit schwerlich locken.

Ein bestornter Herr entgegnete lächelnd: „Das würde wohl nicht der einzige Gegenstand sein, der einem Königlichen Prinzen hier nicht lockend vorkäme.

Man muß gestehen, wenn man die Société überfliegt, daß unsere gute Prinzessin mit asiatischem Geschmack eine kleine Völkerwanderung zusammengetrieben hat."

„Sie liebt die Quodlibets, aber das Kostüm ist gewählt," sagte die Almedingen. Herr von Fuchsius spielte auf den neulichen Vorfall des Prinzen mit dem zweiten Lupinus an. Die Hofdame hatte davon reden gehört, sie wußte auch, daß man bei Hofe choquirt gewesen, sie hatte aber noch nichts Näheres erfahren können, und war so begierig wie der Besternte, es zu erfahren. Man zog sich in eine Fensternische zurück.

„Eine der Plaisanterien Lombard's, die gar nichts auf sich gehabt hätte, wenn nicht der Humor des Prinzen eine Bombe hineinwarf, die unter einem entsetzlichen Eclat platzte. Ihnen ist bekannt, daß Seine Königliche Hoheit Lust bekamen, sich in die Humanitätsgesellschaft aufnehmen zu lassen."

„Was er nur in all den Gesellschaften sucht!" sagte die Almedingen.

„Man sagt den Geist, den er — an einem andern Ort nicht finden kann. Ob es ihm in der Humanitätsgesellschaft gelingt, laß ich auf sich beruhen. Die Aufnahme ist sehr einfach durch ein Ballottement erfolgt, in dem noch Niemand durchfiel. Nur eine schwarze Kugel war in der Urne, die sich seltsamerweise bei jeder Aufnahme findet. Beim Receptionsdiner neulich scherzte der Prinz darüber, und äußerte,

er möchte wohl den kennen, der ihn aus der geehrten Gesellschaft hinaus ballottiren wollen. Lombard, der bei sehr guter Laune war, ärgerte sich gerade über den Geheimrath, der zu eifrig eine farcirte Fasanenbrust tranchirte, auf die er vielleicht selbst reflectirt hatte. Er flüsterte mit ernsthafter Miene, die Augen auf Lupinus gerichtet, dem Prinzen etwas in's Ohr, und, die Achseln zückend, schloß er halb laut: er ist sonst ein braver Mann, man begreift nicht, wie er dazu gekommen ist. Der Prinz starrte lachend den Regenten der Vogtei an, und wenn er es nicht selbst bemerkt, so flüsterten seine Nachbarn es ihm in's Ohr. Nun hätten Sie den unglücklichen Geheimrath sehen sollen. Ein Schauspiel für Götter, wie er auffuhr, Messer und Gabel fallen ließ, kreideweiß, der Stuhl hinter ihm fiel nieder. Man kann buchstäblich sagen, die Augen gingen ihm über, und die Stimme versagte ihm. Er webte sich mit den Händen Luft zu. Endlich brach es los. Ein Gefangener am Marterpfahl bei den Irokesen, sah er alle Augen auf sich gerichtet, und der Prinz hatte die Grausamkeit, mit dem Ernst eines Generals beim Kriegsgerichte ihn unverwandt anzustarren. Nun, meine Damen und Herren, die Beredtsamkeit des Geheimrath Lupinus mögen Sie sich denken. Nachdem er die Wolken der unerhörten, fürchterlichen Verleumdung zu zerstreuen gesucht, kam er auf sein theures Ich zu sprechen, natürlich französisch, welches von der Muttermilch an nur in Devotion für das Königliche Haus sich gesäugt. Nach

vielen Endlich — Aber — Rückfällen — Wiederholungen — gerieth er in eine Art dithyrambischen Schwunges, und aus der Kehle oder der Brust kam ein Lobgesang auf das Königliche Blut, das so rein und heilig, wie es im Herzen pulst, durch alle Glieder fließe, daß jeder Tropfen davon reiner sei, wie der Purpur des Morgenrothes. — Alle sahen auf den Prinzen, der bis da mit unveränderter Miene den Mann angeschaut, — er mochte eine Viertelstunde gesaalbadert haben, — als er rasch aufstand, das gefüllte Glas in die Hand nahm und die Lippen öffnete. Ringsum gespannte, bange Erwartung. „Mais — riefen Seine Königliche Hoheit, eine kleine Pause — c'est assez!“ — Kein Wort weiter. Sie stürzten das Glas runter, stampften es auf den Tisch und conversirten mit ihrem Nachbar weiter über die Trüffelpastete.“

Der Besternte, einem fremden Hofe angehörig, schwellte sichtlich von einem innern Behagen, das er zu verbergen sich Mühe gab, während die Hofdame erblaßt war:

„Entsetzlich! Und —?“

„In der Gesellschaft war eine Todtenstille, Jeder sah auf seinen Teller.“

„Und der unglückselige Prinz?“

„Aß mit großem Appetit. Vielleicht dachte er nach, ob die Gesellschaft eines so genialen Einfalls werth war. Lupinus saß, was man in Berlin sagt „wie übergossen.“ Er ließ alle Schüsseln vorübergehn.“

„Unglaublich!“ riefen beide Zuhörer, jeder dachte etwas andres.

„Daß solch ein Mensch sich nicht vernichtet fühlt,“ sagte die Almedingen.

„Weshalb, meine Gnädigste?“

„Weil er die Ursach war, daß ein Prinz von Geblüt sich selbst vergaß. Wenn eine solche Gewissenslast auf mich drückte, ich wüßte doch nichts anders, als daß ich mir das Leben nehmen müßte.“

„Die Gewissen sind verschieden, entgegnete Fuchsius. Das ist eine wunderbare Gabe Gottes. Herr Lupinus gehört zu der großen Klasse Menschen, die man wie die Frösche mit Keulen in den Sumpf stampfen mag, sie stecken die Köpfe doch wieder raus.“

Das zarte Gefühl der Almedingen erlaubte ihr nicht länger dem Gespräche zuzuhören. Als sie gegangen, sagte der Besternte: „Mich dünkt, zu dieser Klasse gehört die Majorität der Menschen.“ Der Regierungsrath erwiederte:

„Wenigstens, wenn die Keulenschläge, die sie täglich empfangen, sie zur Besinnung ihres Unwerths brächten, wäre die Welt eine andere, als sie ist.“

Die Nachricht lief um, der Prinz werde gar nicht kommen. Es seien Depeschen vom Rhein höchst betrübenden Inhalts eingelaufen, darauf er zu Hofe berufen. „Und sie läßt noch nicht serviren!“ seufzte ein Präsident, die Uhrkette ziehend.

Die noch nicht serviren ließ, hatte während dessen die Goldstücke vom Spieltisch eingesammelt und,

nachdem ſie dieſelben in Papier gewickelt, in den Pompadour der Geheimräthin gleiten laſſen.

„Wollen Sie mich beſtechen?“

„Ich könnte Sie doch nur belohnen wollen, daß Sie meinen Abend durch Ihre Heiterkeit geſchmückt.“

„Ich bin ſchon belohnt durch den Genuß, den mir Ihre Picturen gewähren. Von wem iſt dieſer verlorne Sohn?“

„Von einem Spanier. Ein Ribera, ſagt man; Einige wollen gar von Murillo. Betrachten Sie dieſe Schwielenhaut, dieſe Kruſte von Schmutz, man ſieht ordentlich die verſchiedenen Lager, auf denen er ſich gewälzt.“ —

„Ich bewundere nur das Geſicht. Aufgedunſen wie von der ſchlechten Nahrung, aber wie glüht das Auge!“

„Einige finden Aehnlichkeit mit Prinz Louis Ferdinand.“

„Wie blaß, bemerken Sie, Erlaucht, bei dieſer Beleuchtung. Ich möchte eher an den jungen Bovillard erinnert werden.“

„In der That. Die ſchwarzen Brauen, auch im Kinn. — Warum iſt dieſe herrliche Parabel nicht weiter geführt! Wir ſehen nur die Vaterfreude. Wenn auch die Geliebte ſeiner Jugend die Arme dem Verlornen entgegen breitete, wie viel rührender wäre die Geſchichte.“

„Sie könnte auch aus Verzweiflung verloren, vielleicht die Magdalene ſelbſt geworden ſein.“

„Das iſt eine geiſtreiche Combination, ein genialer Gedanke!“

„Da hebt ja ſchon eine heilige Magdalene die Arme ihm entgegen. Wenn man die zwei Rahmſtücke ausſchnitte, wäre es ein Bild. Dieſelbe Größe, dieſelbe Färbung.“

„Ueberraſchend! Worauf Sie mich aufmerkſam machen!“

„Erlaucht haben viele Magdalenenbilder! Wohin ich ſehe —“

„Hier Batteni, da Correggio; da iſt auch ein Murillo — den liebe ich weniger — dort ein Carlo Dolce, ein Van der Werf, Guido Reni. Von geſchickten Malern copirt; ich gab ihnen meiſt ſelbſt Anleitung.“

„Seltſam, ſagte die Geheimräthin, ich erinnere mich keiner Magdalene von Raphael.“

„Der divino maëstro hatte ſich ſo ganz der Marienverehrung hingegeben! Für mich hat der Magdalenencultus etwas Berauſchenderes. Leben wir nicht Alle der Erde näher, keimt nicht das Veilchen aus ihrer dumpfen Verborgenheit, athmet die Nelke nicht ihre Würze, fühlt unſre Bruſt ſich nicht wunderbar geſchmeichelt vom Duft der Nachtſchatten! Die Marien bewundern, die Magdalenen begreifen wir. Wenn die ewige Jungfrau ihren Arm um uns legt, müßte es, dünkt mich, die Empfindung wie eines vom Blitz Getroffenen ſein; wenn die heilige Magdalene ihn ſanft um uns ſchlingt, o wie anders, wie gern würden

wir uns von ihr heben lassen, schweben durch die Wolken, die sich öffnen, denn sie flüstert uns Balsamworte zu: auch ich kannte Deine Schmerzen und Deine Wonnen."

„Raphael sucht, gnädigste Frau, neben dem Ideal der Schönheit immer auch die Naturwahrheit; nun will man in diesen reizenden Magdalenen —"

„O, ich kenne diese Kritik, unterbrach die Gargazin. Um der Wirklichkeit zu genügen, die sie Wahrheit nennen, soll man die Magdalenen mit blassen Lippen, abgehärmten Wangen und erloschenen Augen malen. Das wird ein büßendes Weib, aber keine Heilige, die schon den Vorschmack der himmlischen Wonnen empfindet. Nein, eine Magdalene, die zur himmlischen Glorie sich aufschwingt, sie ist keine heruntergekommene Dirne aus den Kloaken irdischer Gemeinheit, sie muß, indem ihr Auge die Himmelswonnen kostet, was ihr dort geboten wird, noch mit dem vergleichen können, was sie zurückläßt. Dies schöne Haar, die reizende Figur, die süße Lippe und der wogende Busen, dies Alles, was wir sehen und was entzückt, muß auch ihr noch gefallen, sie muß sich mit Schmerzen davon trennen, und doch giebt sie es mit Vergnügen hin für die Schönheit und Wonne, die sie nur sieht. So denke ich sie mir wie einen Geist, der, schon frei im Aetherlichte emporschwebend, noch einmal in die verlassene Hülle zurückgekehrt ist, um, nach des Dichters Worten, noch einmal mitzufühlen Schmerz und Qual."

Stunden zu den lehrreichſten und angenehmſten in Schweden.

Man ſollte meinen, wo früher unter einheimiſchen Königen die Franzöſiſche Literatur begünſtigt worden, müſſe ſie unter einem Monarchen, der ein geborner Franzoſe, die herrſchende werden. Im Gegentheil entwickelt ſich unter Carl XIV. zum erſten Male das Eigenthümliche, und das Franzöſiſche ſtirbt ſogar am Hofe aus, indem der Kronprinz und ſeine Gattin dem Einheimiſchen durchaus den Vorzug geben, und in ihren Zirkeln nur Schwediſch ſprechen. Die Ueberſetzerwuth hat in den letztern Jahren die Schweden ergriffen, und die neuere Deutſche Literatur iſt, ohne daß wir es wiſſen, auf dieſe Weiſe eingebürgert. Es exiſtirt eine eigene Ueberſetzerſocietät, die unter der Firma Collin in Marieſred alljährig ganze Lieferungen aus Deutſchland Schwediſch zurecht macht, was aber mit mehr Achtung und Billigkeit geſchieht als in London und Paris. In Upſala hat der Buchhändler Broſſelius indeſſen noch ein anderes Unternehmen zu unſerer Ehre, aber nicht zu unſerm Vortheil begonnen und glücklich durchgeführt. Er druckt unſere Klaſſiker nach, und der Schwed

„Ich könnte sie mir anders denken, sagte die Lupinus vor sich hinblickend. Doch das gehört nicht her.“

„Jede neue Anschauung ist mir willkommen. Für mich ist die Magdalene der eigentliche Inbegriff des Mysteriums der göttlichen Liebe.“

„Hat sie denn wirklich geliebt, sagte die Geheimräthin. Mich dünkt, ihre Art von Liebe konnte nicht zum Glauben führen!“

„Weil sie changirte?“

„Ja, wäre sie eine Sultanin gewesen, die ihre Lieblinge sich wählte und entließ, um endlich ihr Ideal zu finden. Aber sie ist doch gedacht als ein armes Mädchen. Hat nun ihr Fonds von Liebe ausgereicht, um alle die fortzulieben, die mit Seufzern und Schwüren kamen, mit Betheurungen und Gluth, die Lieder und Geld zu ihren Füßen streuten, und gähnend fortgingen, um nicht wieder zu kommen? Vielleicht ward sie auch gemißhandelt, und von denen, die sie wirklich zu lieben geglaubt; ihre edelsten Empfindungen, wenn sie sich zu äußern wagten, wurden verspottet. Und das durch Monden, Jahre wiederholt. Solchen Fonds von Erfahrungen hinter sich, Täuschungen darf man es nicht mehr nennen, erwarten wir von ihr etwas anderes als Verachtung, Bitterkeit gegen das ganze Geschlecht! Ich könnte sie mir denken als eine Intriguantin, welche ihre Lust darin findet, die Männer gegen einander zu hetzen, als eine Brandstifterin, eine Semiramis,

eine Amazonenkönigin, die die Brandfackel in Länder und Städte wirft —"

„Vielleicht auch als Brinvilliers — das ist das richtige Argument des Verstandes, meine theure Frau. Das wahrhaft von der Liebe erfüllte Gemüth — Was ist Ihnen?"

„Nichts — ein vorübergehender Stich vom langen Sitzen."

„Die Liebe sucht nichts, die Liebe findet Alles, fuhr die Fürstin mit süßer Stimme fort. Wer nur ein Ohr dafür hat, nicht muthwillig es schließt, wo der Spring unter der grünen Tiefe rauscht, aus Furcht, daß er zu furchtbar vorbricht. O die Thörigen! Sehen Sie da den Rittmeister und die Eitelbach! Wo alles sich findet, was sich nur suchen will, gehen sie wie Wachspuppen einander vorüber."

„Mich dünkt, Adelheid und der junge Bovillard thun das auch."

„Kinder, die Versteck spielen."

„Ich glaubte, sie in Feuer und Flamme zu finden."

„Im hellen Zimmer jagen, im dunkeln fangen sie sich."

„Mamsell Alltag ist blaß."

„Unter den vielen Geschminkten."

„Der Marmorausdruck ihres Gesichts —"

„Geliebten, theuerste Frau! Was das arme Kind sich Mühe giebt, ihr Gefühl uns zu verbergen, die tausend Nadelstiche, die das kleine Herz durchbohren! Solche widernatürlichen Affecte rächen sich."

„Aber eine mütterliche Freundin, wie Erlaucht, wird der Leidenden zu Hülfe kommen.“

„Da darf kein Fremder helfen wollen. Wahr und wahrhaftig nicht. Die Natur findet ihren Weg und die Knospe bricht auf, wenn die Blume reif iſt.“

„Schade nur, wenn das arme Mädchen ſich wieder täuſchte!“ ſagte die Lupinus nach einer Pauſe.

„Wie meinen Sie das?“

„Der junge Herr von Bovillard iſt zwar, was man nennt, in der Geſellſchaft wieder ehrlich gemacht, aber — ein Sort kann er ihr doch nicht machen. Ich glaube ſchwerlich, daß man ihm eine Anſtellung gäbe, wie jetzt die Dinge ſtehen. Sein Vater hat auch nicht mehr den früheren Einfluß. Der alte Alltag würde mit der Mariage ebenſowenig zufrieden ſein.“

Ein vornehmes Lächeln ſchwebte um die Mundwinkel der Fürſtin: „Daran habe ich wirklich nicht gedacht.“

„Hat Ihre Majeſtät noch das Verlangen, Adelheid zu ſehen?“

„Die Königin hat wirklich an Anderes zu denken. Da fällt mir ein, in der Magdalene, die hier die Arme, nach Ihrer glücklichen Entdeckung, dem verlornen Sohn entgegen hält, findet Schadow Aehnlichkeit mit unſrer Adelheid.“

Die Geheimräthin lorgnettirte: „Der Schnitt des Geſichtes, aber — ich möchte eher eine Verwandtſchaft mit der Comteß Laura entdecken.“

„Wie fein wieder Ihr Blick, Sie sind eine geborne Kunstkennerin. Merkwürdig, Laura ist fast ganz so costümirt. Wir wollen die schönen Mädchen uns berufen, um zu entscheiden, wer ein näheres Anrecht darauf hat, eine Heilige zu werden."

Die schönen Mädchen waren nicht im Magdalenen-Zimmer. In dem Cabinet hinter den Feuerlilien stand Adelheid, an derselben Thürpfoste, wo die Comteß gestanden; fast in derselben Stellung, auch sie blickte durch die Thürritze, theilnahmlos, zerstreut, wenn Vorübergehende sie anredeten.

Die Gargazin und die Lupinus sahen sich bedeutungsvoll an.

Es war nicht Zeit mehr zu feinen Beobachtungen. Das war kein eitles Spiel einer Koketten, die auf neue Eroberungen sinnt, die sich im Gedanken vor dem Spiegel schmückt und, in der Phantasie ihr eigen Bild malend, sich fragt: „wirst du ihm so gefallen?" Sie athmete nicht, sie zitterte nicht, aber der Rand des Blumentisches, den sie krampfhaft faßte, hätte, wenn er Empfindung gehabt, einen eiskalten Druck empfunden. Sie wußte nicht, daß ihr Lockenbund sich etwas gelöst und eine Flechte, sie entstellend, auf die Seite fiel, sie fühlte den Boden unter sich brennen, und ihr war eiskalt zu Muthe; nur schoß es zuweilen glühend heiß durch die Adern, und gegen die Augen drängte es wie ein Strom, der einen Ausweg sucht, aber die Wächter haben die Schleusen zugezogen.

Die Gargazin drückte die Hand ihrer Begleiterin und flüsterte ihr in's Ohr: „Die Knospe bricht; heut entscheidet es sich.“

Zu mehr war nicht Zeit.

Gruppen drängten sich um einige spät Angekommene. Prinz Louis kommt nicht, lautete die eine Botschaft. Ein Zweiter wußte von der eingelaufenen Nachricht: der französische Kaiser habe Districte und Orte am Rhein besetzt, die unzweifelhaft zu Preußen gehörten, und mit dem Uebermuth der Reunions-Kammern sie für französisches Staatsgut erklärt. Der Ministerrath war nach dem Palais berufen. Man hatte auch Generale in äußerster Erhitzung dahin stürzen sehen. Einige wollten wissen, man werde über Nacht dem französischen Gesandten die Pässe zustellen. Die Fürstin rief nach dem Geheimrath Johannes von Müller. Er war nicht mehr in der Gesellschaft; schon vor einer halben Stunde war er abberufen. Eine andere Botschaft aus dem Hause der Geheimräthin: der Herr Geheimrath befinde sich in heftigem Fieber und phantasire, indem er wunderbare Namen anrufe.

„Will denn Alles heut den schönen Abend uns stören!“

Die Geheimräthin war nicht der erste Gast, welcher Abschied nahm.

Die Geheimräthin hatte eine Ahnung den ganzen Abend durch geplagt. Ihr sei, versicherte sie, als wenn ein furchtbares Gewitter, ein Erdbeben im Anzuge sei.

„Um so größer war Ihre Gefälligkeit, den ganzen Abend die Heitere gespielt zu haben —“

Dafür hatte die Fürstin sie weiter begleitet, als die Etiquette forderte, vielleicht billigte: „Ich möchte von Ihnen den Muth lernen, wie man bei einem Erdbeben lächelt.“

Die Fürstin lächelte aber nicht, als sie zurückkehrte, man konnte vielmehr ein leichtes Schaudern bemerken: „Ich hoffe, es war das erste und letzte Mal.“ Ein Vertrauter, wie Wände und Möbel es sind, vor denen man nichts verbirgt, aber sie erwiedern das Vertrauen nur durch Schweigen; ein russischer Cavalier hatte den Herzenserguß gehört und wagte darauf zu fragen: „Warum behandelten Erlaucht die Frau mit der Aufmerksamkeit?“

„Weil ich sie fürchte, hatte die Fürstin dem Möbel erwiedert, weil — ich muß Wandel fragen.“

„La table est servie!“ meldete der erste Kammerdiener.

Auch Wandel war verschwunden. Der erste Gast war jetzt der Präsident, die vornehmeren waren fort: „Es wird doch auch diesmal nur blinder Lärm gewesen sein!“ sagte die Fürstin.

„Gewiß, entgegnete der Präsident, indem er ihr respectvoll den Arm reichte. Man wird schon wieder ein Auskunftsmittel finden, und wir können —“

„Ruhig essen, Herr Präsident. Meine Herren, führen Sie die Damen, unsre Ordnung ist zerrissen — wie es sich findet.“

Die Ordnung war zerriſſen, die Tiſchgänger wurden gepaart, wie Niemand es erwartet hatte.

Wir haben Louis Bovillard in dieſer Soirée nur einmal in's Auge gefaßt, und auch da nur durch die Vermittelung anderer Augen. Vielleicht verloren wir nichts. Den vernichtenden Titanenhumor, der ihn für Viele intereſſant machte, ließ er nur noch ſelten ſpielen. Was gehörte er in die Geſellſchaft! War er doch auch vielleicht entwichen in einem langen Siechthum! Was der Strömung der Zeit angehört, wird heut von ihr auf der Wege hoch getragen, daß es die Wolken anſprützt, um morgen im Abgrund zu verſinken. Der Kothurn, den wir heut bewundern, morgen belächeln wir ihn. So liefert die Tragödie von geſtern immer Stoff zur Komödie von heute.

Louis Bovillard ſahen wir durch die Thürritze als Träumer. Im Coſtüm des engliſchen Spleen hatte er einige alte Damen verletzt. Die jungen mochte er nicht verletzen wollen, denn er war plötzlich ein Anderer geworden. Er war in ihrem Kreiſe voll Laune, Witz, liebenswürdig vom Wirbel bis zur Zeh, aufmerkſam auf jede Neckerei, die er in dem Tone wiedergab, von dem ſie ausging. Was hatte ihn ſo verwandelt? Die Liebenswürdigkeit der jungen Damen oder die ſteinernen Geſichtszüge, die Adelheid ihm zeigte? Man kann ja nicht immer in einer Geſellſchaft den Träumer ſpielen, ſonſt wird man langweilig; und Adelheid mochte das auch denken, denn

nichts verrieth, daß sie sich über diese Veränderung wunderte.

Man hatte in dem lustigen Zimmer Pantomimen aufgeführt beim Klange des Klaviers. Aber Louis mußte längst vergessen haben, um was er am Instrumente saß. Er träumte wieder, denn er hatte sich in Accorde vertieft, die wohl zu einem schauerlichen Liede von Novalis oder Tieck paßten, aber nicht zu der harmlosen Situation aus der jüngsten Reichardschen Oper, noch zu den Scherzen des Suchens nach der Musik.

Hatte die junge Gesellschaft das gemerkt? denn sie war allmälig verschwunden vor den dumpfen, langausballenden Tönen, die er den Tasten entlockte. Nur Eine war hinter dem Klavier sitzen geblieben, und als er die Phantasie mit einem Tonschlage schloß, der wie ein tief aufseufzender Meeresstoß gegen das Eis brach, respondirte ein Ton der Bewunderung aus ihrer Brust.

„Das war zu göttlich! Eigentlich verdiente es einen Kranz!" Comteß Laura war aufgesprungen, und ehe der Fortepianospieler es sich versah, fuhr ihr weicher Arm um seine Schulter und steckte das Bouquet feuriger Nelken, das sie in der Schürze getragen, rasch ihm an die Brust. Als er den Arm fassen wollte, um den Dank auf die Hand zu hauchen, war die Nymphe entschlüpft. Das Unglück aber wollte, daß der Zipfel ihres garnirten Tuches an seinen Rockknopf sich genestelt. Das Tuch war lang, und erst in der Mitte des Zimmers ward sie

inne, daß sie an ihn gefesselt war. „Sie zerreißen mein Tuch.“ Er zog sie langsam an sich. „Was wollen Sie?“ — „Sie strafen, daß Sie entfliehen wollten.“

Sie mußte ihr Tuch mehr lieben, als die Strafe fürchten, sonst hätte sie doch das Tuch losgelassen und wäre entflohen.

Als er ihr jetzt entgegen sprang, um sie zu strafen, erschreckte ihn nicht ihr leichter Schrei, mit dem sie dem strafenden Arm sich zu entwinden suchte, sondern — eine Erscheinung. Adelheid stand zwischen der Thür und ihm, die Hand an's Herz gepreßt, als fühle sie einen Schmerz, blaß, mit Geisteraugen, wie eine Bildsäule.

„Meine Herren, schnell den Arm den Damen!“ riefen mehre Stimmen, als durch die offene Thür der Zug zum Speisesaal vorüberging. Sans gêne, Jeder, wer ihm zunächst steht.“

Ob er, ob die Comteß das Tuch vom Knopfe losgenestelt, wissen wir nicht, aber es mußte losgemacht sein, denn Bevillard fand kein Hinderniß mehr, als er der ihm Nächststehenden den Arm öffnete. Es machte sich von selbst, es ging nicht anders, ohne einen Verstoß. Es war Adelheid, die der Strom auf ihn zudrängte, während er die Comteß fortschob. Auch sie mußte, sie stand ihm zu rechts. Aber sie weinte. Eigentlich bebte nur ihre Brust.

„Ihre Schlußaccorde — es war mir, als ob — als ob etwas sprang —“

„Darf ich —?“ rief die näſelnde Stimme des Baron Eitelbach zur Comteß, ohne ſich zu tief zu neigen. Sie ſah ihn einen Augenblick von oben bis unten an, und ſteckte dann ihren Arm in den ſeinen mit einem: „qu'importe!“ Es machte ſich auch von ſelbſt. Es waren die letzten Gepaarten.

Drei Paare folgten einander zu Tiſch, von denen Keiner am Abend erwartet, daß der Zufall ihn zu dem Andern führen würde. Die zwei ſahen wir eben; ihnen voran ging der Rittmeiſter Stier von Dobleneck und die Baronin Eitelbach. Spottvögel verglichen ſie mit Kerzen auf einem Armleuchter.

kann zu sehr billigen Preisen so gut als der Oestreicher sich mit der Deutschen gesammten Literatur versehen.

Ehrenvoller, in unserm Sinne, sind die Unternehmungen des Doctor Palmblad daselbst, des einzigen Buchhändlers, der in einem bleibenden, und wissenschaftlichen Verkehr mit Deutschland steht. Er ist selbst Gelehrter und Schriftsteller. Der Bibliothekar Hammarsköld in Stockholm ist in ähnlichem Sinne thätig, und von sehr produktiver Kraft, wie es denn überhaupt zu weit gegangen wäre, wenn man das Streben für das Gediegenere auf Upsala beschränken und Stockholm davon ausschließen wollte, da auch in letzterer Stadt sich manches Talent regt, passiv oder activ an dem erwachten Geiste Theil nehmend. Kaum aber daß ich diesen Satz niedergeschrieben, muß ich das ist in war verwandeln. Lorenzo Hammarsköld ist ein Opfer seiner außerordentlichen Thätigkeit geworden, indem der freundliche Mann einen Monat nachdem ich ihn, freilich als kaum genesen von einer Krankheit, in Stockholm gesprochen, heftiger erkrankt und zu seinen Vätern heimgegangen ist. Er war nicht minder als die jungen Män-

Eilftes Kapitel.

Ein belauschtes Intermezzo.

Im Vorzimmer des neuen Ministers stand Walter van Asten. Es war vieles vorgefallen, was diese Audienz, um die er nicht nachgesucht, immer wieder aufgeschoben hatte. Der Minister war einmal zum Könige berufen gewesen, eine dringende Conferenz hatte sich ein ander Mal in die Länge gezogen. Man hatte ihm hinaus sagen lassen, es thue dem Minister sehr leid, aber um ihm seine Zeit nicht zu rauben, werde Excellenz ihm einen andern Tag bestimmen lassen.

Am heutigen war Walter mit frohem Herzen aus dem Hause gegangen. Nicht weil ein entfernter Bekannter, der sich plötzlich seinen Freund nannte, heut Morgen zu ihm gestürzt war, mit der frohen Kunde, die er vom Schwager des Bruders eines Kanzleibeamten gehört, daß derselbe seine Brochure auf dem Arbeitstisch des Ministers liegen gesehen. Seine Schrift hatte Walter fast vergessen. Was war es jetzt Zeit zu Organisationen! Wenn man im

Mittelalter eine Glocke goß zu Ehren einer Stadt, opferten die Reichen von ihrem Silber, daß ſie einen ſchönen Klang gewinne, ſo war der Glaube. Wenn aber das Erz im Guß war, überkam eine fieberhafte Luſt Alle, man griff in die Läden und trug, was man Koſtbares entbehren konnte, hinzu; ja, auch was man nicht entbehren konnte, und in der Opferluſt ſah man arme Wittwen, alte Mütterchen, hinzuſtürzen, um ihren letzten Löffel in den Keſſel zu werfen. Ihr Herz jauchzte, und die Thräne rollte über die vertrockneten Runzeln, wenn ſie ihr theures Silberſtück ſchmelzen ſahen. Zur Glorie der Stadt! Und wenn ihre Gebeine längſt moderten, lebte, athmete, tönte ihr Opfer den Nachlebenden in der Luft, im Silberklang der Glocken.

Eine ähnliche Empfindung war es, mit der Walter heut ſich auf den Weg gemacht. Er hatte kein Silberſtück zu bringen; in dem Augenblick fühlte er Alles werthlos, was er gedacht, geſchrieben, ſich ſelbſt wollte er opfern. Gleichviel was man mit ihm anfinge. Es war kein anderer Impuls in ihm als die Luſt des Atoms, ſich aufzulöſen in das Allgemeine. Nur raſch wünſchte er die Operation. Es iſt ja Alles vergänglich; auch der tiefſte Seelenſchmerz, von dem wir nie zu geneſen glauben, iſt nur ein bitterer Rauſch, der ſich verflüchtigt. Wie furchtbar er auch die Bruſt des Ruhigen, Verſchloſſenen durchwühlt, ſo, in ſtillen Augenblicken, daß er die Sonne untergeſunken ſieht, um nirgend wieder aufzugehen, auch

der Schmerz arbeitet doch nur wie Alles, was Odem hat, bis — sein Athem ausging! Dann — ja dann, was uns ins Auge fällt, der Abendstern oder ein Abenteuer, ein Problem oder ein Bild aus dem Alltagsleben, Hitze oder Kälte, Hunger oder Durst, die Neugier oder die Müdigkeit, sie erregen neue Wünsche, neue Anstrengung, neue Arbeit, neues Leben. Was wäre auch das menschliche, wenn es an einem Schmerz schon verblutete, und jedem sind der Schmerzen so viele zugemessen!

Die Sonne der Liebe, die so wunderbar bei ihrem Aufgang in sein graues Leben gestrahlt, war versunken, — freilich er hatte schon lange ihr Licht immer matter, immer kälter werden sehen, aber so plötzlich untergesunken, so dunkel, unheimlich war auf ein Mal die Nacht, daß mit ihr Alles versunken schien, was er gebaut, geträumt. Für sich was sollte er da noch bauen, schaffen, wollen? Wozu? Was er für sich erstrebt, es hatte ja keinen Zweck mehr! Ehre! Wo war denn Ehre überhaupt zu gewinnen! Eine Existenz! Brauchte er um die zu ringen? Ein dampfender Schlund schien sich vor ihm zu öffnen, in den er, ein anderer Curtius, unverzagt gestürzt wäre. Er hatte den Kanonendonner bei den Revuen gehört, das Gepraſſel des Peletonfeuers. Wenn das Ernst ward, die breite Brust den dampfenden Batterieen entgegen zu halten, müßte es nicht Lust sein!

Der Minister ließ ihn lange warten. Seine Excellenz waren in eifrigem Gespräch mit einem vor-

nehmen Beſuch. Wenn ſie ſich der Thüre näherten, ſchallten Worte und ganze Sätze zu ihm; dann, die Klinke an der Hand, machten ſie wieder Kehrt, es ſchien neues Oel in die Flamme gegoſſen, und indem ſie ſich tiefer in's Zimmer entfernten, gingen die Worte in unarticulirte Töne über. Er glaubte den Titel ſeiner Schrift zu hören. Er konnte ſich aber auch getäuſcht haben. Er näherte ſich unwillkürlich dem Tiſche, worauf die letzte Lectüre des Miniſters lag. Obenauf ſeine Schrift. Sie war an vielen Stellen eingekniffen. Er ſah dicke rothe Striche, Ausrufungs- und Fragezeichen. — Alſo doch darum! Sie hatte die volle Aufmerkſamkeit des ausgezeichneten Mannes erregt. Mußte er ſich nicht vorbereiten? Er trat zaudernd noch näher. Da ſtand ein Bravo! dick neben einer Stelle. Sein Herz klopfte.

Schon griff ſeine Hand nach dem Buche, als die Thür aufſprang, und der Miniſter ſeinen Beſuch hinaus begleitete. Sie bemerkten ihn im Eifer der Unterhaltung nicht; der Fremde mochte zur engliſchen Geſandtſchaft gehören, ſie ſprachen engliſch.

„Mylord, Preußen iſt durch den neuen Vertrag ohne Schwertſtreich aus der Reihe der europäiſchen Mächte geſtrichen, Sie können's in hundert Schriften leſen, ſprach der Miniſter. Was verlangen Sie noch von uns!“

„Und doch hat Seine Majeſtät, Ihr König, Laforeſt's Antrag nicht gewillfahrt,“ ſagte der Engländer.

„Weil der unverschämte Mensch forderte, er solle Lombard für etwas belohnen, wofür —"

„Sie und ich ihm einen andern Lohn gönnen, fiel der Gesandte ein. Indessen hatte Lombard nichts gethan, als was Seine Majestät billigen mußten, er hatte Haugwitz während dessen Abwesenheit vertheidigt, das heißt, den Vertrag, den der König selbst ratificirt hat."

„Die Patrioten hätten Lombard in Stücke zerrissen, wenn man ihn noch decorirte und beschenkte."

„Seine Majestät hörten auf die Stimme des Volkes, aber auch auf die Ausfälle des Moniteur. Um Napoleon zu genügen, hat man den Baron Hardenberg entlassen."

„Kämmerchen vermiethen," warf der Minister hin.

„Excellenz, nichts desto weniger muß ich Ihnen bekennen, daß mein Cabinet grade dies am wenigsten versteht. Und wenn mein Cabinet, das englische Volk begreift es nicht."

„Giebt die Diplomatie niemals mit der einen Hand, um mit der andern zu nehmen?"

„Nicht in Krisen, wo man nicht weiß, ob man noch Zeit hat, den ausgestreckten Arm zurückzuziehen."

Der Minister, der eine Weile vor sich hingeblickt, zückte mit den Achseln: „Und doch irren Sie, Mylord, die Uhren auf dem Continent gehen langsam. Die Stunde ist noch nicht so weit vorgerückt."

„Seiner Majestät Uhr ging rascher, als Sie uns Hannover nahmen, Ihre Häfen uns verschlossen.“

„Weil Napoleon schneidend auf die Ausführung des Vertrages drang. Er stand mit dem Hammer des Auctionators da.“

„Und jetzt mit dem Lictorenbeile, Excellenz. Er legt den Vertrag aus, wie es ihm gefällt. Er hat vor der Zeit Ihre Besatzung aus Wesel verdrängt. Der Commandirende derselben hat, beinah ausgehungert, in seiner abgeschnittenen Lage um die zurückgelassenen Vorräthe bitten müssen. Murat, der neu creirte Großherzog von Berg, hat, auch nach dem schmählichen Vertrage, unbestreitbar preußische Bezirke, Alten, Essen, Werden besetzt. Er zieht die Kassen ein, requirirt für die Magazine, setzt Beamte ein und ab. Der Kaiser bleibt, aller Remonstrationen ungeachtet, herrisch dabei. Ihr Staat ist so absolut isolirt, daß er von Frankreich abhängig sein muß, und doch genügt das Napoleon nicht. In seinem Uebermuthe spielt er mit Preußen wie der Tiger mit seinem Opfer, ehe er es zerreißt. Wozu Schonung, er spricht es deutlich aus gegen Jeden, der es hören will, nicht vor seinen Ministern, vor seinen Stallknechten ruft er: was Rücksichten gegen einen Staat, der so tief in der öffentlichen Meinung sank, daß er nirgends Freunde hat; daß die es waren am lautesten vor Schadenfreude lachen werden, wenn er zusammen stürzt. Napoleon sucht Krieg, er will Krieg, er provocirt ihn —“

„Und findet lämmermüthige Geduld, fiel der Minister unerwartet ein. Mit ironischem Lächeln setzte er hinzu: Sollte Seiner Majestät, dem Kaiser der Franzosen, da nicht am Ende selbst die Geduld ausgehen!“

Der Britte fixirte ihn: „Eine Maske, Excellenz, thut zuweilen ihre Dienste, wenn man sich noch verstellen kann; wenn man aber sich so deployirt hat, daß der Feind alle Schwächen und Hülfsmittel kennt, ist es zu spät. Und wenn sie es noch länger hinhalten, Ihr Volk hält es nicht länger aus.“

„Kennt man das auch in Paris!“ sagte der Minister mit einem eigenthümlichen Tone, zwischen tiefem Ernst und leichtem Spott.

„Ihre Staatsmänner zählen noch nach Jahren, hub der Britte wieder dringender an. Ich nach Monden, Wochen, vielleicht nach Tagen. Wissen Sie hier nichts von den Verhandlungen mit den deutschen Fürsten im Westen und Süden? Um das Reich Karls des Großen zu stiften, müssen die Wittekinde vorher im Staube liegen. Er darf auch den Schein eines Sachsenreiches nicht dulden. Wüßten wirklich Ihre Staatsmänner nichts davon, verschlössen sie in unglaublicher Verblendung ihr Ohr, oder glauben sie noch, ihr Veto einzulegen, wenn Alles abgemacht ist?“

Der Minister war bewegt, nicht durch die letzte Mittheilung des Engländers. Er hatte nur bis jetzt seine Stimmung durch Einwendungen in iro-

niſchem Tone zu verdecken gewußt. Wie tief er in eignen Gedanken verſenkt war, beweiſt der Umſtand, daß er das Vorzimmer vergaß, und Walter nicht bemerkte, obſchon dieſer keinen Verſuch gemacht, ſich zu verbergen. Der Engländer mochte ihn geſehn, aber für einen Vertrauten, zum Haus gehörig angeſehen haben; auch ſetzte er vielleicht nicht voraus, daß ein Sekretair die engliſche Sprache verſtand. Der Miniſter ging unruhig einige Schritte auf und ab. Walter hielt es ſogar für ſeine Pflicht, durch ein Geräuſch ſeine Anweſenheit zu verrathen, aber ohne ſeinen Zweck zu erreichen.

„Wir wiſſen noch mehr, Mylord, ſprach der Miniſter, vor dem Britten ſtehen bleibend. Eine Revolution iſt im Ausbruch, eine Revolution, welche allen, die geweſen ſind, die Krone aufſetzt. Sie ſpielt in der Hofburg zu Wien. Der Steuermann ſpringt in den Rettungskahn, Fahrzeug und Volk ſich ſelbſt den Wellen überlaſſend. Franz II. legt die römiſche Kaiſerwürde nieder, er will ſeine deutſchen Provinzen los und ledig erklären von allen Pflichten gegen das Reich. Das Reich mag an der nächſten Klippe zerſchellen, damit Oeſtreich gerettet wird.“

„Mich dünkt, einen preußiſchen Staatsmann ſollte dieſe Nachricht nicht erſchrecken,“ ſagte ruhig der brittiſche Diplomat.

„Wenn er aus Herzbergs Schule iſt! Wir fragen, hat er ein Recht dazu, darf er preisgeben ein ihm anvertrautes, heiliges, das höchſte Amt der

Nation, der Chriſtenheit, ohne die zu befragen, die durch freie Wahl es ihm auftrugen? Das deutſche Volk behält das unveräußerliche Recht auf ſein Daſein.“

Der Britte ſtirnte ihn: „Sprechen Eure Reichsfreiherrliche Gnaden da als preußiſcher Miniſter?“

Im Staatsmann arbeitete ein Feuer fort, er hörte nicht den Einwand: „Das iſt der Fluch jener franzöſiſchen Revolution, die aus dem nackten Begriff ſchöpfte, und in den Hexenkeſſel roher Begriffe Alles einwarf, Todtes, Lebendiges, Ungebornes und Verweſtes, aber auch das Heiligſte und Gerechteſte. Was blieb denn noch über, woran wir uns halten, wo der Vielfraß Zeit Alles aufzehrte, als das Vaterland! Zerſetzen wir auch das auf ſeine Knochen und Faſern, dann Valet die letzte Sprungkraft, die uns aus dem Schlamm aufreißt. Ohne daß wir an Deutſchland feſthalten, iſt kein Heſſen und kein Sachſen, ja, kein Preußen und kein Oeſtreich. Sie, Mylord, wenn ich nicht irre, rühmen ſich Walliſer Abkunft, was hält denn Ihr großbritanniſches Reich zuſammen, als daß es Eins ward, Britten und Sachſen, Sachſen und Normannen, Engländer und Schotten, ſelbſt das widerſträubende Irland hat der Nationalſinn mit eiſernem Arm an die gemeinſame Bruſt geklammert. Wäre es Bonaparte damals gelungen, hätte er Ihre Schiffe geſprengt, Ihre Strandbatterieen durchbrochen, Ihre Armee geſchlagen, London genommen, hätte er die Mythe in's Leben und

die Kronen von Frankreich und England auf eines, sein Haupt gesetzt, hätten Sie sich genügen lassen mit einem kleinen Walliser Reich, oder Pictenreich? Zerfallen und zerfahren war Ihr schöner germanischer Staat, wenn der Nationalsinn kein Herz mehr hatte, von dem alle Adern ihr Blut empfingen. Uns hat man die Adern unterbunden, seit Jahrhunderten das Blut abgezapft und in andre Kanäle es zu leiten gesucht, und doch wallt und strömt es immer wieder nach dem Herzen hin. Es sucht es, und kann's nicht finden, das ist seine Qual, aber es muß, es wird es wieder finden, oder — der deutsche Name ist ausgestrichen aus der Geschichte."

„Und in England, wollten Sie sagen, fuhr der Britte, ohne aus seiner Gelassenheit zu kommen, fort, als der Minister plötzlich inne hielt, daß die getrennten Stämme dies Herz erst gefunden haben. Richtig; es war ein glücklicher, aber ein künstlicher Prozeß. Die Fusion des Blutes ist hergestellt, aber der Stempel darauf ist das Interesse. Das sollten Sie doch nicht vergessen, Sie lesen es ja auch in allen Journalen und Schriften. Ja, Excellenz, wir dürfen uns nicht darüber täuschen, es ist das Interesse, was uns zusammenfügte und hält, ein Band, das Napoleon durch seine Continentalpolitik täglich fester macht. Aber wenn wir sehen, daß die Continentalmächte, in deren Interesse es lag, mit unserm zu gehen, ihr eignes vergessen, wenn wir sie schwanken sehen von einem Tage zum andern, ihre Ent-

ner in Upsala für die literarische Verbindung zwischen Schweden und Deutschland thätig, und arbeitete zu diesem Zwecke selbst in Deutschen Journalen mit.

Auch fehlen in Stockholm keinesweges Deutsche, welche, sich für die Literatur ihres Vaterlandes interessirend, mit thätiger Aufmerksamkeit das Wirken der inländischen betrachten und zuweilen wohl dahinein greifen. Herrn Studach, einen Schweizer, Hofcaplan der Kronprinzessinn, darf ich namentlich nennen, da er mit mehreren Arbeiten schon öffentlich hervorgetreten ist und gegenwärtig mit einer Uebersetzung der Edda sich beschäftigt. Im Predicanten Berggren mußte ich in Schweden einen Reisenden durch den weitesten Orient finden, der, bekannt durch seine Reisebeschreibung dahin, seit Jahren an einem orientalischen Wörterbuche arbeitet. Daß im Felde praktischerer Wissenschaften sich in Schweden oft sehr ausgezeichnete Arbeiter finden, bedarf keiner Erwähnung. Pitoreske Reisende sind nicht berechtigt, in die Werkstätte der Chemiker einzudringen; sonst sprächen sie von Herrn Rudberg, einem jungen Manne, von dem die Wissenschaft viel erwartet, den sie aber nur als angenehmen

schlüsse ändern, dann — mein Herr, wir sind Kaufleute, Phantasieen und Fanatismus, zu manchen Geschäften gut, um den Impuls zu geben, tragen wir in unserm Contobuch nur unter dem Riscontro ein. Napoleon ist ein großer Speculant, er setzte bisher Alles auf eine Karte; so lange trauten wir ihm nicht. Seit er aber im fortdauernden Gewinnen und sich immer consequent ist, dürfte England dahin kommen, ihn als einen solidern Kaufmann zu betrachten, mit dem es sich wohl einmal auf ein Geschäft einlassen könnte."

„Pitts Nachfolger werden und können sich auf eine Associeschaft mit Bonaparte niemals einlassen."

„Alle Vorstellungen täuschen, sobald die Rechnung ein andres Facit giebt."

Der deutsche Staatsmann sah ihn scharf an: „Mylord, ich habe mir die Achtung vor dem Character bewahrt, auch in der Politik — und ich glaube, nie falsch gerechnet zu haben. Ein wirklicher Character stimmt mit den Gesetzen der Mathematik. Die Maske ist zu durchsichtig. Wo könnte England gewinnen?"

„Wenn es die schwankende, haltungelose Politik derer, die seine Freude sein müßten und es nicht sind, sich selbst überläßt, und mit dem starken Feinde ein einfaches Geschäft macht, Zug um Zug?"

Der Britte sah sich vorsichtig um. Indem sein Blick auf Walter fiel, dämpfte er die Stimme. Es war ein stilles Zwiegespräch von einigen Secunden.

Der Minister horchte, den Kopf etwas vorgebeugt, zu, bis er ihn wieder in die Höhe warf. Er war ein ganz Andrer geworden, alle Unruhe und Agitation war fort. Sein Auge lachte sogar etwas höhnisch, als er mit lauter Stimme sprach:

„Daß er die Proposition machen ließ, bezweifle ich gar nicht, wenn er aber England Hannover zurück anbot, so kenne ich die klugen Kaufleute in der Downingstreet zu gut. Fehlgeschossen, Ihr greift nicht nach dem Danaergeschenk. Wie! Eine Heerde Euch schenken lassen, und wenn sie Euch gehörte seit Abrahams Zeit, aber um Haide und Stall haben sich Wölfe gelagert! Wollt Ihr sie annehmen unter der Condition, daß Ihr die Wölfe nicht bekriegen dürft, daß Ihr Eure Lämmer unter der Aufsicht der Raubthiere scheert und die Wolle holt? Glaubt Ihr zu besitzen, was nur auf einem Vertrage beruht, und wenn der Wolf hungrig ist, wollt Ihr ihm das Papier entgegen halten? Nimmermehr, Mylord, lehren Sie mich von Ihren Staatsmännern nicht kleiner denken, nicht an sie den Maßstab von diesen hier anlegen! Ja, sei es, das Interesse allein trennt und verbindet, und darum bleibt England uns verbündet, wie gut oder wie schlecht wir's ihm gelohnt. Und doch rechne ich nicht darauf — ich habe gelernt, auf nichts mehr zu rechnen, ich rechne allein — doch das gehört nicht hierher. Im Uebrigen, Mylord, jetzt ist es Sommer, aber Bonaparte fängt erst im Herbst Krieg an."

Zwölftes Kapitel.

Ein Plagiarius wird entdeckt.

Walter hatte auf den ersten Blick in dem Minister den Mann erkannt, mit dem er zufällig in Sanssouci zusammengetroffen war — nicht zu seiner Ueberraschung; eine leise Ahnung war schon früher in ihm aufgestiegen. Dennoch fühlte er sich angenehm berührt. Er war bei dem ausgezeichneten Manne eingeführt, er kannte den Minister, der Minister ihn, er durfte hoffen von einer vortheilhaften Seite; so waren die ersten lästigen Formalien beseitigt.

Nachdem der Engländer gegangen, durchschritt der Minister noch einmal das Vorzimmer. Die Mittheilungen des Britten beschäftigten ihn, die Lippen bewegten sich, die Hände spielten ein Pantomimenspiel, als er sich jetzt rasch nach dem Tische umkehrte.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?“ fuhr es heraus, als er Walter erblickte, und um die Augenbrauen wölbten sich gefährliche Runzeln.

„Euer Excellenz haben mich beſchieden.“

„Wer — Sie ſind doch nicht?“

„Mein Name iſt Walter van Aſten. Wenn keine Verwechſelung unterlief, ward ich von Excellenz erwartet.“

Der Miniſter ſah ihn von oben bis unten an. In den Runzeln der Augenbrauen ſammelte ſich ein Gewitter des Zornes, aber während um die Lippen ein ſpöttiſcher Zug bemerkbar ward, glänzte in den Augen, die ihn ſcharf durchbohrten, etwas von Mitleid mit Verachtung gemiſcht.

„Sie — Sie haben das da — er griff nach Walters Brochure, und indem er ſie mit zwei Fingern verächtlich aufhob, hielt er ſie ihm plötzlich mit beiden Händen vor's Geſicht, um ſie eben ſo raſch wieder auf den Tiſch zu werfen. — Das haben Sie geſchrieben — ich meine, Sie haben es drucken laſſen?“

„Ich habe keinen Grund es zu leugnen.“

„Und mir unterſtehen ſie ſich dieſe Schrift zu unterbreiten?“

„Ich erfuhr erſt heut, daß Eure Excellenz von meiner Schrift Notiz genommen.“

„Der Rittmeiſter Doblenck iſt Ihr Freund?“

„So viel ich weiß, ſteht er zu meinem Vater in Verhältniſſen.“

„Doch noch etwas Beſcheidenheit, durch den Papa und die Freundſchaft mir in die Hände zu ſpielen, wozu Ihnen ſelbſt die Unverſchämtheit abging. Gut geſpielt, mein Herr, Sie können ſich

rühmen, daß ich Sie einen Augenblick für ehrlich hielt."

„Wenn meine Ansichten oder meine Darstellung Euer Excellenz Mißfallen erregten, so glaube ich wenigstens diese Behandlung nicht verdient zu haben, da ich mich Ihnen damit nicht aufgedrängt habe. — Wenn Euer Excellenz mich nur deshalb rufen ließen, setzte er nach einer Pause hinzu, so glaube ich jetzt entlassen zu sein."

„Unversch — Ihre Ansichten! Herr, in drei — hat ein Plagiarius Ansichten? Kann ein Dieb sagen, der einen Kasten aus dem offnen Fenster stahl, daß ihm die Sachen darin gehören, wenn er sie in seiner Spelunke in Schränke und Fächer gestellt hat?"

Walters Blut stürzte gegen seine Brust, er preßte die Lippen, seine Stirn glühte, und wie ein eiskalter Strahl fuhr es ihm zugleich vom Wirbel bis zur Zeh: „Was haben Euer Excellenz mir zu befehlen?" Er sprach es mit fester Stimme, aber es war der letzte Moment der Fassung.

„Scheeren Sie sich zum — wo Sie hergekommen, und unterstehen sich nicht, mir wieder unter Augen zu treten."

Der Minister hatte mit halber Wendung ihm den Rücken gekehrt.

„Ich werde nicht gehen, hörte er hinter sich eine klar tönende Stimme. Denn darum haben, darum können Excellenz mich nicht herberufen haben. Ich gehe nicht, weil ich es mir schuldig bin, und ich

gebe nicht, weil ich es Euer Excellenz schuldig bin. Ich habe ein Recht, vor Ihnen gerechtfertigt zu werden, wie der Minister ein Recht hat, vor mir gerechtfertigt zu stehen, und wäre ich die unterste menschliche Creatur in diesem Staate."

Der Freiherr sah ihn über die Schulter an: „Im Mundwerk ein Virtuos wie im Stil; aber ich liebe nicht Virtuosen, ich will Charaktere. Was haben Sie vorzubringen? Kurz!"

„Daß hier ein Mißverständniß sein muß."

„Es ist Alles klar. Mit abgeschriebenen Gedanken wollen Sie sich brüsten. Gehn Sie zu andern Staatsmännern. Ich will Ihnen den Gefallen thun und Sie vergessen. Verstanden? Ganz vergessen! Machen Sie da Ihre Fortune. Aber, junger Mann, wem es ernst ist um das Vaterland, und wo es sich handelt um seine heiligsten Interessen, da dulde ich keine Escroquerie."

Es war nicht mehr die Gluth der Entrüstung und des Zornes, es war eine lösende Wärme, welche unsern Bekannten aus seiner Erstarrung in's Leben rief. Hier war ein Mißverständniß. Er fühlte sich so muthig wie je. Der Minister, der, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen, gegangen war, und schon die Thüre in der Hand hielt, hörte den entschiedenen Tritt des Andern hinter sich, er hörte ein Halt ihm zurufen! Vielleicht wäre der Dreiste ihm in's andere Zimmer gefolgt, wenn er nicht an der Schwelle Kehrt gemacht. Vorhin hatte Walters Stimme ihn

sanfter gestimmt; der klare, ruhige Blick, die gesetzte Haltung, mit der er ihn jetzt ansah, hemmte noch einmal das Gewitter, das im Losbruch, entweder gegen einen unerhört Unverschämten oder gegen einen Unschuldigen. Das klare blaue Auge sprach für die Unschuld.

„Excellenz, ich weiß, was ich begehe, und weiß, daß ein Klingelzug, ein Rufen aus Ihrem Munde, über mein Loos entscheidet. Lassen Sie mich durch Ihre Diener hinauswerfen, in's Gefängniß schleppen, mir den Prozeß machen wegen Attentats gegen einen höhern Staatsbeamten im Dienst. Ich will nichts ableugnen, und weiß, daß es mehre Jahre Festung, meine Carriere kosten kann. Dennoch! — So heilig Ihnen Ihr unbescholtener Ruf ist, so heilig mir meine Ehre. Der Staatsmann, den ich nicht mit den übrigen verwechsle, der die Dinge nach ihrem Werthe prüft und die Menschen nicht nach ihrem Kleid und Namen, er hat mich, den er freundlich in sein Haus lud, hier in seinem Hause einen Plagiarius gescholten, er hat mich des Diebstahls, der Escroquerie bezüchtigt. Ich habe ein heiliges Menschenrecht, dafür Rechenschaft zu fordern. Von Andern würde ich sie nicht fordern, die in brutalem Dünkel den Untergebenen nicht fähig halten zu denken, was sie nicht selbst gedacht; von Euer Excellenz fordre ich sie, und Sie werden sie mir gewähren. Wessen Gedanken habe ich entwendet, wessen Schrift nachgedruckt? wen habe ich um seinen

Vortheil betrogen? Diese Schrift, die Ansichten darin, falsch oder richtig, sind meine. Ich bin auf Tadel gefaßt, ich werde auch Verspottung zu ertragen wissen, aber ich will mein Recht als Eigenthümer."

Er hatte das Heft vom Tische ergriffen. Der Minister sah ihn mit einem durchdringenden Blicke eine Weile an, aber während der Zorn noch auf den Lippen schwebte und den untern Theil des Gesichtes durchzückte, glätteten sich schon die Falten der Stirn und unter den Brauen wurden die Augen klar; ja ein spöttisches Lächeln fing an sich über die Mundwinkel zu legen.

„Die Gedanken, mein Herr, sind meine."

Walter hielt zum ersten Male den Blick nicht aus, er senkte seine Augen; der Blick wurde ganz sarkastisch.

„Meine eigenen, wiederholte der Minister in einem Tone, der dem Blick entsprach. Ihre Artigkeit wird doch nicht Beweise fordern?"

„Und wäre das, mein Gott!"

„So wäre das noch keine große Sünde. Gedanken können sich begegnen, Gedanken fliegen durch die Luft. Der Eine, arglos, im Eifer des Gesprächs, läßt sie über die Lippen, und sie vibriren von Ohr zu Ohr, bis der letzte Horcher sie in Worte faßt und sie für die seinen hält, weil er sie zu Papier bringt. Diesen Diebstahl will ich Ihnen verzeihen, aber —"

Darauf war Walter allerdings nicht vorbereitet gewesen, aber ein Blick auf das Exemplar der Druck-

schrift in seiner Hand gab ihm den Muth zurück. Er hielt das dicke Bravo! mit Rothstift dem Minister entgegen:

„Hier fanden Excellenz —"

„Einen meiner Gedanken ausgeführt, wie es mir gefiel. Nein, ich bekenne, mehr. Was ich erst flüchtig hingeworfen, auf eine andere Zeit die Ausführung verspärend, fand ich so entwickelt, es bekam Hand und Fuß, es ward durch die Wendung ein neuer Gedanke. Es überraschte mich, und ich war froh, daß Jemand mich verstanden hat, in meinem Sinn gedacht, weiter gedacht als ich —"

„Gott sei Dank!" brach es von Walters Lippen. Er vergaß in dem Augenblick seine Stellung, selbst die peinliche Lage, in der er sich noch eben befand. Er zückte mit der Hand, als wolle er nach der des Ministers greifen. „Gott sei Dank, ich bin gerechtfertigt. Diese Wendung werden Sie mir doch als Eigenthum lassen!"

Indem der Staatsmann ihn unverwandt anblickte, schien die Wolke von vorhin sich wieder auf seinem Gesicht zu sammeln, aber es war eine Magie, um nicht zu sagen Sympathie in Beider Augen, welche den Ausbruch des Gewitters noch nicht zuließ.

„Auch die darauf folgenden Seiten? Sehn Sie nach."

Walter blätterte. Sie waren mit Rothstift an der Seite von oben bis unten angestrichen.

„Es ist nur die Entwickelung jener Wendung

des Gedankens. Ich glaube, sie ist folgerichtig und nicht unglücklich."

„Ich glaube es auch," sagte der Minister. Es wetterleuchtete wieder. Er sprach rasch in abgestoßenen Sätzen: „Also Ihre Entwickelung? — Mit Ihren Fingern geschrieben? — Zweifle ich nicht. — Und der Rittmeister, Ihres Vaters Freund, hat nicht mit Ihrem Wissen gehandelt? — Ich will es glauben. — Kennen Sie den Regierungsrath Fuchsius? — Still! Es kommt nichts darauf an. — Die Verlegenheit will ich Ihnen sparen. — Gedanken fliegen nicht allein durch die Lüfte, auch durch die Finger von Abschreibern. — Sind Sie ein Clairvoyant? Ja, ich hörte, aus der romantischen Schule. — Sahen Sie die Ausführung, Seite für Seite, Satz für Satz, Wort für Wort durch die Mauer schimmern? Sie schrieben vermuthlich um Mitternacht, beim Vollmond. Sagen Sie ja. Auf eine Illusion mehr kommt es einem Romantiker nicht an, und wir scheiden in Freundschaft. Ich kann Sie noch als einen ehrlichen Menschen mir aus dem Sinn schlagen, wenn Sie mir ehrlich versprechen wollen, künftig zu wachen, wenn Sie über Dinge schreiben wollen, die Sie zu verstehen glauben."

„Ich bin kein Oedipus, Excellenz, und stehe sprachlos vor dieser Sphynx."

Der Minister nahm ihm die Brochure aus der Hand, aber indem er demonstriren wollte, zerdrückte er sie in der Heftigkeit seiner Gesticulation.

Gesellschafter kennen lernten. In Berzelius in Stockholm hat aber jene ihren festesten und sichersten Repräsentanten für Schweden gefunden. Er erinnerte an den Weisen in Walter Scotts Quintin Durward, den weder des Königs noch des Todes Angesicht aus seinem Selbstbewußtsein zu bringen vermag.

„Als ich sie vorgestern in die Hand bekam, war ich entzückt. Der Anfang superbe. Das Vorwort ist von Ihnen, das kann ein Geschäftsmann nicht. So wollte ich die Verordnung vor's Publicum gebracht, so eingeleitet. Selbst die Perücken, durch die ich mich schlagen muß, würden einigen Respect vor dieser Ueberzeugungskraft, vor dieser Gesinnung in blühender Sprache, die zum Herzen dringt, gewinnen. Das kommt von Ihnen? Nicht?"

„Wenn nicht ein unsichtbarer Geist es mir eingab, der sein Eigenthum reclamirt."

„Machen Sie Ihre Sache nicht schlechter, als sie ist, junger Mann. Gestehen Sie offen Ihren Fehltritt ein. Von da ab hat der Teufel der Eitelkeit Sie geplagt — Wort für Wort abgeschrieben."

„Von wem?"

„Ich will's noch glauben, daß Sie das Original selbst nicht kannten."

Der Minister war, mit einem stummen Wink, daß der Andere ihm folge, in sein Arbeitszimmer getreten. Vom Schreibtisch nahm er ein sauber mundirtes Promemoria und reichte es Walter: „Lesen Sie! die Ausarbeitung des Herrn von Fuchsius, welche dieser geschickte Arbeiter auf die von mir ihm angegebenen Ideen entwarf, ganz zu meiner Zufriedenheit, ganz in meine Ideen eingehend."

Walter las, blätterte, überflog mit steigender Verwunderung. Das Thema dasselbe, die Einleitung die formelle eines geübten Geschäftsmannes, die Ein-

theilungen faſt die nämlichen mit ſeiner Schrift, dann eine Ausführung — es war faſt Wort für Wort die ſeine — nur der rhetoriſche Schluß ein anderer im Aktenſtil.

Er ließ das Papier ſinken. Ein Lichtſtrahl zückte durch das Zimmer und auch in ſeine Seele: „So iſt der Streit nur um die Priorität!“

„Der Streit iſt entſchieden, fiel der Miniſter ſcharf ein. Meine Gedanken über die Regeneration des Bauernſtandes ſind älter als — was geht das Sie an! Fuchſius theilte ich ſie Ende des vorigen Jahres mit, wir hatten darüber Geſpräche, ſeit ſechs Monaten iſt er mit der Ausarbeitung des Promemoria beſchäftigt, ſtückweiſe kannte ich die Arbeit ſchon früher, in ihrer vollendeten Geſtalt legte er ſie mir vor drei Monaten vor. Ihre Brochure trägt die Jahreszahl 1806 auf der Stirn. Die Sache iſt damit zu Ende.“

Der Miniſter ſchien etwas zu erwarten. Wäre er ein König geweſen, die Stirn mit dem orientaliſchen Nimbus umſtrahlt, hätte man meinen ſollen, er erwarte, daß der Andere zerknirſcht ihm zu Füßen ſtürze, ſich ſeiner Gnade ergebend Aber er war ein deutſcher Mann, ein Freiherr im ſchönſten Sinne des Wortes; er erwartete, daß der moraliſche Eindruck den jungen Mann erſchüttern, zu Boden werfen werde, dann verkündete ein gütiger Zug um die Augen, daß er Gnade walten ließ für den Verirrten. Der Miniſter war kein Moraliſt, ſonſt würde er ge-

sprechen haben, daß ein freies Bekenntniß, eine unverhüllte Beichte die Hälfte der Schuld lösche, und der Weg zur Läuterung sei. Wenn etwas davon auf seinen Lippen schwebte, ward es zurückgedrängt durch die aufrechte Haltung des Andern. Er begegnete nur dem Blick des Selbstbewußtseins.

„Sie wollen nicht?" — Eine Bewegung deutete dem jungen Mann an, daß er entlassen sei.

Walter verbeugte sich und ging. Der Minister schien es nicht erwartet zu haben: „Sie haben mir nichts mehr zu sagen?" wandte er sich noch ein Mal um.

„Seit Sie mir zu sprechen verboten haben. Ich würde sonst, was Excellenz vielleicht entgangen, bemerklich gemacht haben, daß es Buchhändlerart ist, auf Druckschriften, die am Ende eines Jahres erscheinen, die Jahreszahl des folgenden zu setzen; daß ferner unter meinem Vorwort das Datum steht, an dem ich die Schrift vollendet, und das war schon in der Mitte vorigen Jahres, also ehe Euer Excellenz Herrn von Fuchsius die Aufgabe stellten; ferner, wenn es in einer so unwichtigen Angelegenheit darauf ankäme, könnte ich durch den Buchdrucker mein Manuscript, durch das Zeugniß von Freunden darlegen, wie ich die betreffenden Stellen bereits Anfang vorigen Jahres niedergeschrieben hatte. Ich könnte auch bemerken, daß aus einer gedruckten Schrift, welche beinahe ein Jahr circulirt, sich leichter Auszüge machen lassen, als aus einer schriftlichen, die im

Bureau eines Miniſters unter dem Siegel der Amtsverſchwiegenheit bewahrt iſt.“

„Halt! Die ſämmtlichen Exemplare Ihrer Schrift ſind aufgekauft und makulirt worden, ehe ſie in's Publicum kamen.“

„Wer that das?“ rief der Erſtaunte.

„Ihr eigner Vater. Weil er es bereute, ließ er mir das letzte Exemplar durch Herrn von Dobleneck zuſtellen.“

„So könnte ich ſchließlich darauf aufmerkſam machen, ſagte Walter, daß ich mit dem Herrn Regierungsrath in durchaus keinen Relationen ſtehe.“

„Kennen Sie Herrn von Fuchſius,“ unterbrach ihn der Miniſter, der ſchon in der Mitte der Rede mit eigenen Gedanken beſchäftigt ſchien.

„Man rühmt ihn als einen unſerer befähigteſten jüngern Beamten, dem eine glänzende Carriere bevorſteht.“

„Ich frage, ob Sie ihn kennen? Perſönlich? Schickten Sie ihm wirklich kein Exemplar? Wiſſen Sie, daß er keines beſeſſen?“

Als Walter den Mund öffnete, ſchoß wieder ein Lichtſtrahl durch das Zimmer. Er erinnerte ſich, als er bei jenem andern Miniſter eine Audienz erhalten, daß Herr von Fuchſius damals aus dem Zimmer gegangen, daß dem Miniſter kurz zuvor ein Vortrag über die Schrift gehalten ſein mußte. In dem ernſten Moment fuhr ein Lächeln über ſein Geſicht. Er erinnerte ſich, daß Fuchſius, als er durch's Vor-

zimmer an ihm vorüber ging, eine Druckſchrift aus der Taſche ſah!

„Herr Regierungsrath von Fuchſius!“ meldete in dem Augenblick der Amtsbote.

„Soll warten!“ ſagte der Miniſter. „Im Bureau!“ rief er dem Boten nach.

Er ſchien mit Gedanken beſchäftigt, als er, die Hände auf dem Rücken, aus dem Fenſter ſah. War Walter vergeſſen? Hatte der Staatsmann angenommen, daß er gehen müſſe? Sollte er jetzt gehen? Sich räuspern?

Plötzlich wandte er ſich um. Er hatte ihn nicht vergeſſen, aus dem Pult riß er ein Concept, und warf es hin: „Verſuchen Sie ſich daran. Hier auf der Stelle. Da iſt Papier und Feder. — Eine Ausarbeitung — ganz nach Ihrem Sinne — an die Lineamente brauchen Sie ſich nicht zu halten; da iſt viel dummes Zeug darin. — Eine Stunde haben Sie Zeit. Ich habe Geſchäfte, die mich wohl noch länger abhalten.“

Dreizehntes Kapitel.

Blicke aus eines Miniſters Fenſter in's Volksleben.

Die Thür ſchlug hinter ihm zu. — War das eine Rechtfertigung, daß der Miniſter dem jungen, ihm fremden Manne das Heiligthum ſeines Arbeitszimmers mit den offen ſtehenden Schränken überließ? Walter konnte wieder lächeln, als aus einem halb geöffneten Schubfach ein Körbchen mit Goldſtücken ihm entgegenblitzte. Da lag auch ein verſiegeltes Packet mit der Aufſchrift: „Nach meinem Tode zu verbrennen.“ Vornehme Leute haben oft eigne Vorſtellungen, wie ſie die von ihnen verletzte Ehre ihrer Untergebenen herſtellen. Jedenfalls war es nur eine halbe Rechtfertigung; der Miniſter wollte ihn durch die neue Aufgabe prüfen, ob er im Stande ſei, ſelbſtſtändig Gedanken zu entwickeln und auszuarbeiten.

Das Concept, das ihm übergeben war, enthielt flüchtige, von des Miniſters Hand hingeworfene Sätze, etwa folgender Art: Was allgemeine Stimmung, wenn kein geſetzliches Organ dafür exiſtirt! —

Jeder Minister ausschließlich in seinem Geschäftskreise — ein König oder Gliederpuppe. Fehlt jedes Element, den König aufzuklären über den wahren Status. — Geheime Kabinetsräthe! — Dahinter war ein dicker Tintenklecks. Der Schreiber hatte mit der stumpfen Feder aufgestaucht. Absolut nicht mehr möglich. Aut — aut! — Fein anzufangen. — Dummes Zeug! So Hardenberg nach heutiger Conferenz. Blücher würd's besser verstehen. — Dahinter einige Striche, Federproben, Eselsohren!

Daraus ein Promemoria entwerfen! Allerdings das Zeichen eines großen Vertrauens. War Excellenz Denkweise so bekannt, daß er aus Chiffren und Hieroglyphen ein System construiren konnte? Oder hatte er ihn absichtlich in ein Labyrinth gesetzt, um ihn auf bequeme Weise los zu werden, wenn er den Ausgang nicht fand?

Feder und Papier waren zurecht gelegt, aber Gedanken sollen dem Schreiben voraufgehen. Sie im Promeniren zu sammeln, war die Stube zu klein. Und es war drückend heiß. Er lehnte sich aus dem Fenster, um Luft zu schöpfen. Die Nachmittagssonne brannte von dem wolkenlosen Horizont auf die breiten Straßen Berlins. Die geputzten Spaziergänger, die nach dem Thiergarten eilten, suchten die schmale Schattenseite. Er hörte ihre Gespräche. Nicht Einen, der nicht dem Andern zurief: „Das ist mal heiß!" Jener machte die Bemerkung: Anno 99 wäre es doch noch heißer gewesen. — „Ja, ja, so geht's!"

ſchloſſen zwei Bekannte mit einem deutſchen, vielſagenden Händedruck ein Geſpräch, in welchem ſie ſich eben nichts zu ſagen gewußt. — „Schlechte Zeiten!“ — „Wenn nur Friede bleibt!“ — „Meinen Sie? — Ja — ja — wer weiß!“ — „Hab ich's Ihnen nicht immer geſagt, es geht oder es geht nicht.“ — „Ja, wenn nicht der Bonaparte wäre!“ — „'Ne ſappermente Wirthſchaft!“ — „Na, man wird ja ſehen.“ — „Und das Bier auch immer ſchlechter.“ — „Saure Gurkenzeit, Herr Gevatter!“ — „Die armen Komödianten! rief eine geputzte Dame. Nein, an ſolchem Tage ſpielen zu müſſen!“ — „Und Belmonte und Conſtance!“ — „Und in Pelzen, hu, einem ſchaudert!“ — „Und wie leer wird es ſein!“ — „Vor leeren Bänken ſpielen müſſen! Ich kann mir gar nichts Schauderhafteres denken. Das ruinirt ja die Kunſt!“ — Hinter den Geputzten ſchlenderte wie ein Opferthier, nicht eins, das erſt gebraten werden ſollte, ſondern das ſchon gebraten war vom Sonnenbrand, ein junger Burſch im Sonntagsrock. Der Mund offen, die blaßblauen Augen unter den glatt herabhangenden Stirnhaaren der Ausdruck eines Minimum von Seele. Plötzlich aber belebten ſie ſich von Pfiffigkeit; halb puſtete, halb pfiff er, und war ſeitwärts geſprungen nach dem Straßenbrunnen. Raſch klirrte die Plumpe, und ſeine Lippen ſchlürften aus Herzensluſt an dem dick vorſprudelnden Waſſerſtrahl. Warum mußte er es ſo laut machen, daß die Schweſtern ſich umſahen: „Aber Karl, Potz Wetter, wie

unanſtändig!" — „Nein, Mutter, ſieh! der Karl! der Junge hält doch nie auf Reputation. Als ob er von 'ner Schuſterfamilie wäre! Wie ein lebendiger Straßenjunge!" — „Warte nur, wenn der Vater!" — „Du kriegſt ja draußen Weißbier, Karl," rief die Mutter. „Wenn nur die wirklichen lebendigen Straßenjungen es nicht gehört hätten. Es ſchnalzte und grinſte: „Straßenjungen! Wer ſind denn Eure Straßenjungen!" — „Und wer ſind ſie denn! Aus der Fiſcherſtraße!" — „Wenn man ſie nicht kennte! Die näht Pantoffeln zu. Selbſt Schuſter!" — „Und die Andre — Schneidermamſell bei den Komödianten!" „Dicke thun hilft nichts." — Hätten die geputzten Damen nur geſchwiegen! Aber ſie ſchwiegen nicht. Sie mußten ihre Ehre vertheidigen. Die Straßenjungen ließen ſich in Berlin nicht überſchreien. Die corpulente Mutter ermahnte ihre Töchter, ſich mit dem „Kropzeug" nicht abzugeben. „Selbſt Kropzeug!" war das Echo. Das war natürlich nicht zu ertragen. Die Frau rief aus Leibeskräften nach ihrem Manne: ob er das dulden wolle, ſeine Frau Kropzeug genannt! Der Mann ſchien ſonſt voraufgeſchickt, das jüngſte Kind auf dem Arm, damit die Ehre der geputzten Familie nicht compromittirt werde. Sein blauer Ueberrock mit dem hochſtehenden Kragen, in den der Kopf beinahe verſank, die groben Kniefiefel und das weit aus ihnen vorblickende Pfeifenrohr paßten allerdings nicht zur Eleganz des weiblichen Theils der Familie, und man durfte an-

nehmen, daß er sich bei Hofjägers an einen aparten Tisch setzen müsse. Aber in der Noth hört solche Distinction auf. Während der Mann zurückkeuchte, so hastig, daß der Pfeife die Spitze abbrach, und er jetzt vollkommen Grund hatte zum Zorn, hatte der Auftritt schon eine andre Physiognomie angenommen. Fritz war von den Schwestern animirt worden. Daß einer der Straßenjungen sich dicht vor sie gestellt und die Zunge „geblökt," durfte er doch nicht dulden. Der Thäter lag auf dem Boden, und Fritz auf ihm, es war indeß zweifelhaft, ob er nicht bald unter ihm liegen würde. Da war es eben so natürlich, daß der Vater mit dem zerbrochenen Pfeifenrohr darunter sprang. Es war auch nicht mehr Geschrei, kaum mehr das, was man in Berlin ein Aufgebot nannte, es war das nächste daran. Vorübergehende standen schon, wie es sich schickt, entweder still, oder nahmen Theil, als ein Einspänner um die Ecke bog und den Knäuel in etwas trennte.

Es waren anständige Leute auf dem Wagen, der Herr Hoflackirer und seine Frau mit ihrer Cousine Charlotte, deren Vaternamen uns noch immer ein Geheimniß blieb. Anständige Leute flößen Achtung ein, besonders, wenn sie Wagen und Pferde haben. Anständig will Jeder sein. Der Herr Hoflackirer hatte aber seinen Rock geknöpft und trug seinen Hut wie ein vornehmer Mann, auch kutschirte er selbst, und das Gestränge glänzte, wenn auch nicht von Silber, doch von etwas, was wie Silber aussah. Hätte er

Zwölftes Kapitel.

Fahrt nach Upsala. Professor Wahlenberg. Sigtuna. Kloster. Nach Deutschland reisen. Upsalas Schlossberg. St. Laerskirche. Gott Thor. Sturés blutige Kleider, der Bischof Swibelius und der Teufel. Die Quelle des heiligen Erich. Die Bibliothek. Der Codex argenteus. — Landsmannschaften. Geselligkeit und Deutsche Sprache. Linnés Haus. Kapellmeister Hoster. Alt-Upsala. Die drei Königsgräber. Thors Tempel. Dannemora.

Auf dem kleinen Dampfboote nach Upsala war eine muntere Gesellschaft, aus der sich bald die Gebildeten zusammenfanden. Unser Glück wollte, daß darunter auch der berühmte Professor Wahlenberg war, ein liebenswürdig gefälliger Mann, welcher mit Deutscher Sprache und Deutscher Gemüthlichkeit den Reisenden die Schiffahrt und den Aufenthalt in Upsala angenehm machte. Aber

nun die Peitsche knallen lassen, und ein donnerndes Wort gesprochen von Auseinander! und Ruhe und Ordnung, und hätte den Wagen durchrollen lassen, dann wäre Alles gut gewesen; aber er fragte: „Was ist denn hier los?“ Und seine Damen erkundigten sich noch eifriger. Bei dem Durcheinander von Antworten schien der Streit jetzt erst recht anzufangen. Wenn man nicht darüber in's Reine kam, wer ausgeschlagen habe, was weniger darüber, wer ausgeschimpft hatte? Die Frau Hoflackir schien für die geputzten Damen mehr Sympathie zu empfinden, während ihre Cousine die armen Jungen in so fern in Schutz nahm, als man nicht gleich losschlagen müsse, wenn Einer mit der Zunge blökt. Wenn die Damen im Wagen schon verriethen, daß sie im Inquiriren nicht geschickt waren, so viel weniger der Herr Hoflackir, der sich einige Blößen gab, welche auch von diesem Auditorium gefühlt wurden. Schwierig war allerdings seine Stellung, wenn er außer den Parteien auch noch den Meinungszwiespalt zwischen seinen Beisitzerinnen schlichten sollte; man soll sich aber nicht zum Richter bestellen, wenn man nicht das Zeug dazu hat, sagte nachher ein ehrbarer Mann.

Die Frau Hoflackir mußte durch eine sehr unanständige Geste eines Straßenjungen in ihrem Zartgefühl verletzt sein, denn sie schrie auf, wie ihr Mann auch dazu komme, unter dem Pöbel sie zur Schau zu halten! Hatte sie dabei unglücklicherweise

auf die geputzten Schwestern ihren Blick gerichtet, denn diese — der Zorn macht blind, — nahmen den Affront auf sich. „Pöbel! Wer ist denn hier ihr Pöbel!“ griffen aber ein zehn Stimmen zugleich die Beleidigung auf. Jetzt war es an Charlotten, auch die ihre zu erheben: „Und wer sind Sie denn, meine Damen, wenn ich fragen darf? Das ist meine Cousine, die Frau Hoflackir, und der Herr Hoflackir, mein Cousin, hat immer nur mit anständigen Leuten zu thun.“ — „Sie meinen wohl, wir wären nicht anständig,“ schrie die eine Geputzte, die den im Streit ihr herabgerissenen Hut wieder auf das glühende Gesicht gesetzt hatte, nur nicht ganz in der vorigen Façon. — „Da müßte doch die Polizei mitsprechen!“ rief die Zweite. — „Die Polizei, rief Charlotte, die kennt ihre Leute, und weiß, wer sich Abends, wenn er aus der Tanzstunde nach Hause geht, von Referendarien in Conditorläden führen läßt.“ — „In Conditorläden! Das ist eine ausverschämte Lüge! Das sollen Sie mir vor dem Criminal beweisen, meine Dame. Der Herr Referendar invitirten mich, aber ich sagte: das würde sich wohl nicht schicken, Herr Referendar! Und wir sind da nicht hineingegangen.“ — „Es kommt mir auch gar nicht darauf an, wo Sie die Rosinen gegessen haben,“ replicirte Charlotte mit einem sehr feinen Blick. — Die zweite Schwester hielt die Höflichkeit nicht mehr für angebracht: „Und woher Sie die Rosinen in Ihrem großen Munde haben, weiß man auch!“ — „Ja, manche Leute, fiel

Charlotte ein, manche Leute haben einen sehr großen Mund, und sehen Wunder wie aus, Sonntags vor'm Brandenburger Thor, wo sie keiner kennt, aber vor'm Hamburger Thor kennt man sie auch." — „Vor'm Hamburger Thor!" schrie die Eine. „Vor'm Hamburger Thor! wiederholte die Andre! Da hätte man Sie ja raus geschmissen, Knall und Fall, wenn's nicht der Herr Wachtmeister gewesen wäre." — „Mit Schmiedegesellen geben wir uns allerdings nicht ab, trumpfte Charlotte drein, die sind uns zu rußig!" — „Sie ist ja eine Köchin!" fuhr die jüngste auf. „Eine Geheimrathsköchin! Und eine für Alles!" Die ursprünglichen Parteien waren aufgelöst, vermischt; es gab nur einen gemeinsamen Kampf gegen die im Wagen Sitzenden. Wer die allgemeine Lachlust gegen sich hat, ist verloren. Wie schwer der Herr Hoflackir auch zur Empfindung zu bringen war, denn die Frau Hoflackir mußte ihm mit der Faust in den Rücken pauken, damit er nur merkte, daß sie ohnmächtig ward, jetzt glaubte er fluchen zu müssen. Es geschah zwar mit einer gewaltigen Bierstimme, aber weder mit den rechten Ausdrücken, noch mit der rechten Folge. Zuerst Flüche aus dem Stall, dann Gründe. Ein Donnern, das mit dem Säuseln des Windes endet, verfehlt seine Wirkung. Im Hohngelächter der Buben blieb ihm nur das letzte Mittel, nach der Polizei zu rufen, und er schwor, so wahr er Seiner Majestät Hoflackirer wäre, wolle er sie Alle durch die Bank in die Stadtvoigtei schmeißen lassen. Ehe sich Einer dessen

gewärtigte, war Charlotte plötzlich vom Sitz aufgesprungen, hatte sich übergelehnt, dem Schwager Zügel und Peitsche entrissen, und ließ mit einem: „Platz!“ die Peitsche knallen. Das muthige Pferd, des langen Geredes sichtlich überdrüssig, bäumte sich mit einem Satz, der dem Wagen zwar einen Stoß versetzte, daß die Frau Hoflackir ihre Ohnmacht vergessen mußte; aber der Peitschenhieb hatte auch den gordischen Knoten zerhauen, den zu lösen dem Herrn Hoflackir am schwersten geworden wäre. Der Haufe, der auf die Rodomontade schon zu Thätlichkeiten Miene machte, flog auseinander, und Kies und Funken stoben.

„Kikelkakel Polizei! rief Charlotte, als sie Zügel und Peitsche dem verdutzten Herrn Schwager wieder in die Hand warf. Darum lohnte sich's auch!“ Die aus der Ohnmacht erwachende Frau Hoflackir stöhnte: das komme davon, wenn man sich mit gemeinen Leuten einlasse. — „Gemeine Leute, das geht schon, entgegnete Charlotte, deren Herz jetzt warm wurde, und ihre Zunge löste sich. Aber wenn gemeine Leute wollen gebildet thun, Cousine, das ist um die Crepance zu kriegen. Die Schmiedetöchter da an der Panke, Hufschmied war er für die Fuhrleute und Bauern! Aber seit er den Knopfladen in der Stadt angenommen, da sollte es oben raus. 'Ne Mamsell läßt sich auch gleich machen, habe ich oft zu meinem Geheimrath gesagt. Das kostet Geld und Bildung, mit 'nen Paar Redensarten und 'nem langen Plun-

derkleid ist's nicht gethan. Da mußten sie in die Komödie, vom Tanzboden in's Corps de Ballet. Ging's nicht so, dachten sie, geht's so. Das kennt man ja. Und Airs geben sie sich, wenn ein Officier mal auf der Redoute: „Meine Damen!" gesagt hat. Als ob man nicht wüßte, wie sie mal barfuß laufen mußten und Reisig auf der Hucke tragen, das ist noch keine Sünde nicht, aber pfui, wer sich schämt, was er gewesen ist. Und gegen den Vater wäre auch gar nichts zu sagen, wenn er nicht so schreckliche Manieren hätte. Man merkt doch gleich den Grobschmied raus. Und wo er zuschlägt, wächst kein Gras. Aber er ist doch mal ihr Vater, und gestohlen hat er auch nicht. Aber die Mutter, na, lieber Gott, wenn man von der erzählen wollte! Unter der Haube ist sie nun mal, aber von vorher weiß man Geschichten. Gott bewahre mich, daß ich was sagte. Wer Allen die Haube vom Kopfe reißen wollte, die jetzt hochmüthig thun, und auf Andere schief runter sehen, da hätte man viel zu thun. Einer den Andern verreden, das ist die Schlechtigkeit der Menschheit, und bis das nicht abgeschafft ist, Cousin, da können Sie mir glauben, ist's nichts in der Welt. Ich weiß das ja von meinem Geheimrath. Da möchte Einer den Andern runter bringen. Katzenfreundlich vor den Augen, und wenn sie sich den Rücken gedreht haben, pfui! Da stellt Einer dem Andern das Bein, und noch weit höher hinauf. Und wenn er gefallen ist, da drücken sie ihm die Hand und thun, als ob sie

die Augen wischen, aber wenn er sich wieder setzen will, Prositemahlzeit! sie sitzen schon auf dem Stuhl. Der König hat's anders haben wollen, aber sie haben ihm gesagt, es geht nicht. Sire, haben sie gesagt, wollen Sie die Menschen anders machen, als sie sind? Solch ein seelensguter König! Wenn's nur nach dem ginge! Ja, ich sollte mal drei Tage lang König sein, Cousin. Ich wollte die Menschen schon anders machen. Krieg, wollen Sie jetzt haben, soll er machen. Warum Krieg! Brauchen wir Krieg? Wenn wir Krieg brauchen, haben wir ihn ja draußen, so viel wir wollen. Der Bonaparte macht ihn, sagt mein Geheimrath und die Andern. Misch Dich nicht in was Dich nichts angeht. Und unsere propern Soldaten, was haben wir davon, wenn wir sie todtschießen lassen? Aber's wird doch Krieg. Passen sie acht, es geht los."

Einmal auf dem Einspänner, mußten wir ihn doch bis an's Thor begleiten. Wir zweifeln nicht, daß Charlottens Lunge, die das auf dem damaligen Berliner Straßenpflaster vermocht, auch draußen auf dem weichen Erdreich des Thiergartens noch lange fortgefahren ist. Ob ihre politischen Deductionen zur Belehrung des Hoflackirerschen Ehepaares beigetragen, lassen wir auf sich beruhen, sie verschafften ihnen aber den Vortheil, nichts von den Spitzreden zu hören, die unter lautem Hohngelächter ihnen nachschallten.

Hier war nur eine Partei zurückgeblieben, man

möchte sagen, eine Herzenseligkeit, und die geputzten Mamsellen fielen sich mit den Straßenjungen um die Wette in's Wort, um den Fortgerollten etwas Kränkendes nachzuschicken. Der Zorn, wenn er auch nicht mehr trifft, muß sich selbst genügen. — Nein, wenn solche Leute sich was herausnehmen wollen, die nichts sind! — Wer unter der Gassenjugend kannte nicht die Geheimraths Charlotte! Wenn die anfängt, müssen die Fischweiber unterducken. — Ja, mit den Fischweibern mag sie Trödel anfangen, da ist sie unter ihres Gleichen, aber sich unterstehen, anständige Personen auf der Straße zu attaquiren! — Eine Köchin so aufgedonnert, ein Scandal, was die Polizei verbieten müßte. — Die Polizei fragt freilich nicht, wo eine Köchin ihr Umschlagetuch her hat. — Vom Wachtmeister hat sie es gewiß nicht erhalten! — Wenn Charlotte sich noch einbildete, daß der Geheimrath sie heirathen würde, hier auf der Straße war es eine ausgemachte Sache, daß sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht. — Und ihre Cousine, mit der sie so groß that! — Ja, wenn man nicht Alles wüßte, wenn man sie nicht gekannt hätte! — Ja, der Herr Hoflackir war ein honetter, propter Herr, der auf sich was hielt. Immer adrett. Er zahlte baar. — Der arme Hoflackir, daß er sich von der Person herumkriegen lassen! — Aber es war ihm schon recht, warum war er ein solcher Schafskopf! — Die Wage des armen Hoflackirs ward immer leichter. Arbeiten verstünde er, das müßte man ihm lassen, aber sonst —

ein Einfaltspinsel. — Und ohne die Weiber was wäre er! — Barfuß, die Stiefel auf dem Rücken, war er durch's Hallesche Thor eingewandert. Aus dem Voigtlande! Ja, wenn seine Meisterin nicht ein Auge auf ihn geworfen! Und wie hatte er es ihr vergolten! — Aus dem Voigtlande mußte er herkommen, um Andern das Verdienst wegzuschnappen, und dann will er noch Polizei spielen über Berliner Stadtkinder! Himmelschreiende Anmaßung!

Der bonette, propre, adrette, immer baar zahlende Herr Hoflackirer wäre gewiß noch schlimmer geworden, hätte nicht die Polizei jetzt wirklich mit vielem Geräusch versucht, die Gruppirung auseinander zu treiben. Sie jagte sich mit den Gassenjungen. Die anständigen Leute ersuchte sie auseinander zu gehen, denn je weniger jetzt zu sehen war, um so mehr drängten sich, um noch zu sehen, was Andre vor ihnen gesehen hatten. Die ursprünglichen Tumultuanten waren längst entwischt, und die ehrbare Familie des weilant Hufschmied, jetzigen Knopfhändlers, schon auf dem Wege nach dem Hofjäger, wo sie, nach einigen Nachrichten, die wir aber nicht verbürgen wollen, sich mit der des Hoflackirers verständigte, indem sie herausfanden, daß es nichts als ein Mißverständniß gewesen, was sie an einander gebracht.

Unter den ehrbaren Bürgern war sehr ernsthafter Disput über den Vorfall. Um so besseres Streiten, als kaum Einer von denen, die stritten, noch mit Augen gesehen, um was es sich stritt. In einem Punkt nur

waren Alle einig: Warum war die Polizei nicht früher gekommen?

„War denn die Polizei überhaupt nöthig?“ sagte der Begleiter einer ältlichen Dame, der etwas Fremdartiges an sich hatte. Er war aus Amerika nach einem langen Aufenthalt daselbst in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Man sah ihn verwundert an. „Haben Sie denn da keine Polizei?“ — „Wo man sie braucht. Was sich von selbst schlichtet, dazu ruft man sie nicht.“ Die ehrbaren Männer schüttelten den Kopf: Es war ja ein Scandal! „Doch nur für die, welche sich um solche Bagatellen stritten.“ Aber es ward ein Auflauf; es hätte noch schlimmer werden können. Einer mußte doch beispringen. „Hätten die Nachbarn und ehrbaren Bürger sich nicht selbst helfen können, wenn es ihnen zu arg ward.“ Man verstand ihn nicht. Das wäre noch hübscher, ehrbare Bürger um so was zu incommodiren! Die meisten Nachbarn meinten, es liege an der Unvollkommenheit der Gesetze, man solle andere machen; nur waren sie verschiedener Ansicht über das wie: den Straßenjungen sollte verboten werden auf der Straße zu schreien, verlangte der Herr Tabackskrämer drüben. Der Schullehrer meinte: den Frauenzimmern müßte untersagt sein, in einem Putz auf der Straße zu erscheinen, der über ihren Stand ginge, denn daher komme doch die ganze Geschichte. Ein Dritter: man solle nicht Jedem erlauben, auf der Straße zu plumpen, denn das sei der eigentliche Quell. Man kam zu keiner Einigung.

Als die Leute erfahren, der Mann sei ein Amerikaner, erregte er den Respect, welchen in Berlin Alles beansprucht, was weit her ist. Mehre der ehrbaren Leute, die zugleich auch wißbegierig waren, umringten ihn mit bescheidenen Fragen über amerikanische Einrichtungen. Einer, der ihm aufmerksam und beistimmend zugehört, sagte: „In alledem, mein geehrter Herr, mögen Sie Recht haben, aber ich frage Sie, wenn Sie keine Schilderhäuser und Schildwachten in Amerika haben und keine Polizeicommissare und Sergeanten, wer reißt denn den Handwerksburschen die Pfeifen aus dem Mund?" — „Niemand." — „Ja, mein Gott, wie kann denn aber da Ordnung in Amerika sein!"

Die guten Bürger schüttelten den Kopf. Die ältliche Dame, welche sich von dem Amerikaner führen ließ, und zu ihm in dem Verhältniß einer Bekannten oder Verwandten stehen mochte, die, einst seine mütterliche Lehrerin, die langen Jahre vergißt, welche den Knaben zum Mann erhoben, sagte mit der Feierlichkeit überlegenen Wissens und doch mit dem gutmüthigen Lächeln einer mütterlichen Freundin, die Verirrungen sanft aufnimmt, weil wir Alle irren: „Du wirst überall Ungläubige treffen, mein lieber Friedrich, wenn Du von den Vorzügen Deiner neuen Welt da drüben sprichst. Und Dir selbst wird, wenn Du Dich nur wieder zurecht findest, auch das Auge aufgehen, daß in keinem Staate so väterlich für das Wohl der Bürger gesorgt ist, als in dem unseren. Nur

auch ſonſt war der Deutſche nicht allein, denn es befand ſich noch etwas Vaterländiſches auf dem Schiffe nach der uralten Heidenſtadt, nämlich: Claurens Chriſtpüppchen, in welchem zwei Damen ſehr eifrig laſen. Die Ortſchaften, die ich ſchon früher bei anderer Gelegenheit nannte, flogen an uns vorüber. Links, in weiter Entfernung, Drottningholm, Staeke, rechts Sigtuna, jetzt ein dürftiger Flecken, an deſſen hierarchiſche Herrlichkeit des Mittelalters indeſſen gewaltige Ruinen ſeiner Gothiſchen Kirchen erinnern. Sie ragen ſo über die anderen Häuſer hervor, daß Sigtuna ganz den Anſtrich einer Ruinenſtadt trägt; ob man einzelne Gemäuer noch bis zum alten Odin zurückrechnet, weiß ich nicht. Skogkloſter liegt, wo der Mälar ſich ſchon verengt, links, dicht an ſeinem Ufer. Vier ſtattliche Thürme umſchließen das gewaltige Gebäude, in deſſen Zimmern und Gallerien vieles Gut aus unſerer Heimath aufbewahrt wird. Unſere Landsleute ahnen wohl nicht, daß der Name ihres Vaterlandes einen zweideutigen Sinn bei den Schweden hat, wenn ſie von einer Reiſe nach Deutſchland redon. Die Schwediſchen Damen mußten bekanntlich, während des dreißigjährigen

in dem Einen haſt Du Recht, da iſt es beſſer bei Euch, daß ſie die Kirchen heizen! — Ja, ich habe es immer geſagt, wenn die Obrigkeit dafür bei uns ſorgte, was hätten die Leute dann noch zu klagen! — Nun, wer weiß, wenn ich die Augen ſchließe, kommt man wohl auch noch dahin! Die großen Herren hier haben immer an Anderes zu denken, was ihnen wichtiger ſcheint, darüber vergeſſen ſie das Nächſte." — „An dieſem heißen Auguſttage iſt es doch wohl nicht das Nächſte, liebe Tante," entgegnete der Amerikaner. — „Wenn wir aber nicht im Sommer für den Winter ſorgen, dann iſt es im Winter zu ſpät. Im Winter aber denken ſie, nun, es iſt ja noch Zeit, es kommt ja der Sommer. So wechſeln Winter und Sommer und es geſchieht nichts."

Es war eine bekannte alte Dame der Reſidenz, gleich geſchätzt wegen ihrer Wohlthätigkeit und Frömmigkeit, als wegen ihres klaren Geiſtes. Nur war ſie ebenſo bekannt wegen dieſes Steckenpferdes, das ihr zur fixen Idee geworden. Sie meinte, die Armuth fühle ſich erſt recht, wenn ſie in ihren Lumpen in den kalten Gotteshäuſern ſtehe, wogegen die Verlaſſenen und Gedrückten mit einem ganz anderen Gefühl gegen ihren Schöpfer und ihre Mitmenſchen aus den warmen Kirchen zurückkehren würden, gleich wie ein Satter gegen die Verdrießlichkeiten des Lebens gebarniſcht ſei, wo ein Hungernder auf den erſten Angriff fällt. So wußte ſie zu beweiſen, daß aus dem Heizen der Kirchen nicht allein chriſtlich

frommer Sinn, allgemeine Menschenliebe, sondern auch Zufriedenheit, Selbstbescheidung und Gehorsam gegen die Obrigkeit, kurz ein glückliches, vollkommenes Gemeinwesen entspringen müsse. Man nannte sie ein Original; Einige aber meinten: ist nicht jedes denkende Wesen mehr oder minder ein Original, das von einer gehegten Vorstellung nicht lassen kann, sie nährt, und von ihrer Realisirung das Wohl der großen und kleinen Kreise abhängig wähnt, in denen sein Gedanke sich bewegt? Glaubt nicht jeder ein Radicalmittel zu wissen, schüttelt er nicht bedenklich den Kopf, wenn die Regierer und Lenker andere Mittel ergreifen, seines ignorirend, und ist nicht der ganze Complex dieser Sinnenden, Denkenden und Thätigen doch eigentlich das Corpus der geistigen Menschheit, welches, aus wie vielen Irrthümern es auch bestehe, die Trägen und Stumpfsinnigen mit sich fortreißt in dem großen Entwickelungsprozeß der Menschheit?

Die Straße war wieder still geworden und Walter saß am Schreibtisch. Er schlug die Augen nieder. Es war eine ermattende Luft. Er schüttelte die Träume ab, aber die Wirklichkeit kehrte als Traumbild zurück. Eine Seite stand fertig geschrieben, als er die Feder wieder fortlegte und sich zurücklehnte: „Lohnt es sich denn um dieses Volk! Will es anders sein, als es ist! Weiß es, was es wollen muß, um aus der Dumpfheit der Existenz —"

Er trat noch einmal an's Fenster.

Vierzehntes Kapitel.

Blicke aus eines Ministers Fenster ins innere Leben.

Es war nicht grade kühler geworden, aber die Sonne prallte nicht mehr vom Pflaster und den hellen Häusermauern zurück. Sie war hinter das Dach eines hohen Gebäudes gesunken. Ein vornehmeres Publicum bewegte sich langsam zum Thore hinaus. Da ging sein Vater, im Arm den Rittmeister von Dohleneck. Seltsame Freundschaft vom neusten Datum! Er lächelte über das Gerücht, das der Witz der Berliner Börse erfunden: sein Vater wolle ihn enterben, weil er keine Schulden gemacht, um den Rittmeister zu adoptiren, der viel Schulden hatte; denn die Firma Walter van Asten verdanke ihren Credit denen, die keinen hätten. Ihre Schuldigkeit sei es daher, das Schuldenmachen zu begünstigen. Er wußte nun, was seinen Vater und den Officier auf's Neue verband. Es war kein angenehmer Gedanke. Er wollte nicht durch einen Vater, noch weniger durch einen Gensdarmen-Rittmeister, es war sein Stolz gewesen, nur durch sich

empfohlen zu ſein. „War das nicht auch vielleicht Phantaſie, fuhr er aus ſeinen Träumen auf, eine fixe Idee, wie die der guten alten Oberkirchenräthin! Bewegen wir uns nicht alle in einem großen Gewinnſt, über das wir nie hinausfliegen, wie wir uns auch anſtrengen! Wir ſehen nur nicht das Gängelband, an dem man uns führt. Ja, Alle ſind wir eingeführt in die Kreiſe, wo wir wirken ſollen; der durch ſeinen Namen, Herkunft, der durch die glatten Wangen, das Geld des Vaters, es war ihm mitgegeben, als er geboren ward. Der ruft den Schneider, den Coiffeur, den Tanzmeiſter zu Hülfe. Sie leſen, bilden ſich, um zu wirken. Was wäre unſer ernſteſtes Studium, wenn uns nicht doch, als endliches Ziel, ein Wirkungskreis vor Augen ſtände, der uns gefällig machen ſoll, uns unter den Menſchen erhebt, einen Einfluß verſchafft! Warum nun, wo wir immerfort Hülfe ſuchen müſſen, um die Lücken unſeres dürftigen Ichs auszufüllen, die von uns ſtoßen, die man uns darreicht, die von ſelbſt da iſt! Das Netz, das uns umſchlingt, heißt Connexionsweſen. Iſt's nicht in unſre Natur eingeimpft, bedingt durch unſre Geſellſchaft, unſer Gemeinweſen, lag es nicht ausgeprägt in unſerm zünftigen, deutſchen Sippſchaftsweſen? Der Sohn ſchlüpfte in die Kundſchaft, Rüſtung, die Leben ſeines Vaters, die Geſetze drückten ein Auge zu, die Freundſchaft half und die Gewohnheit machte die Vererbung zu einem Recht. So überall. Wir ſehen freilich Lumpe auf

diesem Wege steigen, wo das Verdienst zur Thür hinausgewiesen wird. Warum läßt es sich ausweisen? Warum greift es nicht zu den Mitteln, welche die Vorsehung ihm bot! Ist das nicht vielmehr Hochmuth, vielleicht der impertinenteste Dünkel, sich nur selbst genügen zu wollen? Sollen wir nicht klug sein wie die Schlangen! Und was Klugheit! Grassirt nicht unter diesen Menschen die Manie zu protegiren! Sie locken uns; wir brauchen nur zuzugreifen. Es ist der Kitzel des Stolzes und der Armseligkeit derer, die aus sich nichts machen können, Andre zu erheben, die sich ihnen fügen, ihren Launen schmeicheln, in ihre Gedanken hineinlügen. So entstanden Schulen, künstlerische, philosophische, religiöse, so erwuchs das Königthum zu der mythischen Größe. Man erhob sich, weil man Kleinere unter sich groß werden ließ. Man unterließ den Pyramidenbau, weil man inne ward, daß man doch nicht über die Wolken dringe; aber je mehr Abstufungen man zu seinen Füßen betrachtete, um so erhabener dünkte man sich selbst. Es ist ihr Spielzeug, warum erfassen wir es nicht, und lassen sie spielen zu unserm Zwecke!"

Die Baronin Eitelbach fuhr vorüber. Der Rittmeister grüßte sie in feierlich militärischer Haltung. Sie erwiederte den Gruß in derselben Art. Er sah seinen Vater lächeln. Es war ja ein Allerweltsgeheimniß. Was hatte die halben noch im Nebelschleier verborgenen Dirigenten zu dem frevelhaften Spiel veranlaßt? Man nannte hochgestellte Personen.

Was hatten sie für ein Interesse, daß zwei sich verliebten, die bis da eine Abneigung gegen einander empfanden, eine verheirathete Frau von unbescholtenem Ruf und bekannt wegen ihres Phlegmas, und ein Officier, dessen Passionen im Strom des Alltäglichen nie dem Siedegrad nahe gekommen waren? Was anderes, als die Sättigung, welche die Buhlerin endlich zur Kupplerin macht! Der Kitzel, mit den Gefühlen Anderer zu spielen, wo die eigenen versiegt und ausgebrannt waren, die dämonische Lust, über das Loos Anderer zu schalten und walten, gleichviel, ob mit ihrer Freiheit ihre Stellung in der Welt, ihre Ehre, ihr Seelenfriede und ihr Lebensglück verloren ging. So mehr Vergnügen, je schwieriger die Aufgabe war. In der Anstrengung die Hindernisse überwinden, stählt die Kraft. Und diesen mächtigen Antrieb zum Bösen, sollte man ihn wegwerfen, wo man ihn zum Guten angreifen und nutzen kann.

Der Wagen war vorübergerollt. Sein Blick fiel auf eine Fensterreihe, schräg dem Hotel gegenüber. Ein Theil dieser Fenster war mit grünen Jalousieen verschlossen; sie schienen nicht erst heute gegen den Sonnenbrand herabgelassen, der dicke Staub darauf sprach von einem langen Verschluß. Das ganze Haus sah still und öde aus wie eines, worin Krankenluft wehte. Ein Leiterwagen mit Strohbunden kam langsam herangefahren. Er hielt seitwärts. Man streute das Stroh sorgsam auf das Pflaster

vor dem Hause. Jetzt rollte vor einem der Mittelfenster die Jalousie langsam auf, eine weibliche Gestalt sah auf die Arbeiter hinaus. Die Geheimräthin Lupinus gab den Leuten Anweisungen, die er nicht hörte. Sie hatte wieder ein Tuch vor dem Munde und wehte sich frische Luft zu. — Man nannte die Lupinus eine unglückliche, schwer vom Schicksal heimgesuchte Frau. Man rühmte sie wegen der stoischen Ruhe, mit welcher sie die harten Unfälle, die Schlag auf Schlag sie trafen, ertrug. Sie widmete sich Tag und Nacht der Pflege des kranken Gatten, und mußte von ihren Bekannten an die Pflicht erinnert werden, zuweilen auch an sich selbst zu denken. Die Zufälle des Geheimraths sollten besonderer Art sein, und er seine Pflegerin durch wunderbare Phantasieen plagen. Von alledem merkte man nichts, wenn sie in der Gesellschaft erschien. Sie sprach von dem, was ihr bevorstehe, mit Ruhe und Fassung. Sie mache sich keine Illusionen, wenn auch die Aerzte ihr Trost zusprächen; mit einem Seufzer fügte sie hinzu, sie habe in ihrem Leben die Trugschlüsse dieser Wissenschaft hinlänglich kennen gelernt. Sie citirte gern Stellen aus Mendelssohns Plato. Was sei denn das Leben anders, als ein Gefängniß oder ein Wachtposten, aus dem die Seele sich hinaussehnt, nach Befreiung oder Ablösung. Sie blickte auch wohl nach den Sternen, und schien über sich selbst zu lächeln, wenn sie in zwei kleinen, die sie bezeichnete, die lieblichen Kinder zu sehen glaubte, die unter ihrer mütterlichen

Pflege in das Jenseits entschweben müssen. Halten Sie mich um deswillen nicht für eine Schwärmerin, setzte sie mit einem sanften Händedruck hinzu, dazu bin ich verdorben. Meine Freunde sagen so oft, daß ich es am Ende glauben muß, ich sei eine Philosophin. Die Leidenschaften, die uns verwirren und aufregen, wer kann von sich rühmen, daß er sie ganz bewältigt, um zu der Ruhe der Seele zu gelangen, welche uns zu wahrhaft Freien macht! Bin ich nicht eine schlechte Philosophin, wenn ich nicht einmal so weit über mich Herr ward, wie mein guter Mann? Er sieht seiner Auflösung mit der Ruhe des Gerechten entgegen, froh wie ein Kind jeden Augenblick genießend, der ihm noch geschenkt ist; der Sonnenstrahl, der in sein Zimmer fällt, preßt ihm ein Lächeln aus, er webt mit der Hand durch die Sonnenstäubchen; er streichelt dem Kater über den Rücken: was wird aus Dir nach meinem Tode werden? Er kann noch scherzen: ob man nicht Versorgungsanstalten für treue Hausthiere einrichten solle? Mein Herz blutet bei diesen Scherzen, und das sollte eine Philosophin nicht. Sie sollte auch nicht mehr hoffen, wo der Verstand ihr sagt, daß hinter der Hoffnung ein Strich gemacht werden muß. Ich kann es noch nicht, sprach sie, sich plötzlich abwendend, das Tuch am Gesicht, da sehen Sie, was ich für eine Philosophin bin!

Die Geheimräthin Lupinus ward allgemein bewundert, aber man fröstelte bei dieser Bewunderung und man vermied sie. Walter hatte scharfe Augen.

Das Geſicht kam ihm heut beſonders ſpitz vor. Sie ſchielte ja. Fiel nicht ihr Blick ſeitwärts über die ganze Straße? Wie kam ihm die Vorſtellung von einem Brennglas, das in der Ferne zünden ſoll? Er hatte niemals Zuneigung für ſie empfunden. Er hatte ſich ehemals ſelbſt darum getadelt, denn er glaubte, es ſei nur die Abneigung, welche kluge Männer ſo oft gegen kluge Frauen empfinden, aus Hochmuth oder aus Eiferſucht. Er hatte dieſe Gefühle damals bekämpft, er hatte ſich zur Freundlichkeit gezwungen gegen eine Frau, die ſie ihm ſelbſt gezeigt und ſpäter ſeinen Dank beanſpruchte. Sie hatte ſeine Geliebte gerettet.

Das war längſt Vergangenes. Er erröthete ſogar bei der Erinnerung, wie er ihren Launen entgegengekommen war. Junge Männer, wenn ſie eines unpaſſenden Benehmens ſich erinnern, gäben im Augenblick dieſes Unbehagens einen Theil ihres Lebens darum, die Erinnerung auszulöſchen. Was ging ihn jetzt die Lupinus an? Und doch ſtand ihr volles Bild vor ſeiner Seele; das, welches im Spiegel ſich wiedergiebt, und das, was kein Glas und kein Metall aufnimmt. — Wie oft hatte er im Geſpräch über ernſte wiſſenſchaftliche Gegenſtände die Schärfe ihres Verſtandes, ihre Phantaſie im Combiniren bewundert, aber es war, als ob ein bleigrauer Schleier gleich darauf die Anſchauung überzog, eine ätzende Subſtanz, welche die eben noch blühenden Farben verzehrte; aus dem Gemälde ward ein blaſſer Kupferſtich. Er war nie erhoben durch ihr Geſpräch, er

ging nie froh von ihr. Was wollte diese Frau? Jetzt eine Philosophin, die das Firmament durchdringen will nach dem Ewigen; jetzt schien ihre Brust sich zu heben von Hochgefühlen für Vaterland, Freiheit, für die Heroen der Menschheit. Fand sie eine Schranke, eine eiserne Wand, vor der sie zurücksank nach verzehrendem Kampf? — Nein, ihre Flügel schienen schon erlahmt, wenn die Zuschauer fortsahen. Und dann wie das Vogelgeschlecht, das auch Flügel hat, aber nie in die Wolken sich erhebt, flatterte sie im Frivolen, Eitlen, geboben von keinem andern Drang als dem der Gefallsucht. Tausende, die nach dem Interessantsein haschen, zufrieden, wenn irgend etwas als vorzüglich anerkannt wird, sei es auch nur eine Lieblingsarie am Klavier, ein kleiner Fuß, ihr feines Whistspiel. Wo blieb sie denn stehen, woran hielt sie sich? fragte er sich. Wäre sie sich selbst genug? Auch die Vorstellung, von Allen verkannt zu sein, es ist eine bittere Wollust, aber sie mag zur Säule werden, auf die zuletzt allenfalls eine Säulenheilige klettert und in schwindelndem Stolz auf das Gewühl herabsieht.

Aber — nein, dazu pulste ihr Blut zu ruhig. Der holde Wahnsinn spielte nicht um ihre Schläfe, sie, jeden Augenblick die sich bewußte Beherrscherin ihrer Worte, ihrer Mienen. Wußte sie ja sogar, daß sie den Männern nicht gefiel, daß Frauen vor ihren Liebkosungen erschraken. Gefühlvolle erkältete ihr Gespräch, Geistreiche fühlten sich gelähmt. Nur ganz

Krieges, sehr lange die Anwesenheit ihrer Ehemänner entbehren; sie reisten daher zuweilen in günstigen Momenten hinüber nach Deutschland, und die Folge dieser Reisen war, daß Schwedens Bevölkerung sich trotz des mörderischen Krieges nicht verminderte. Seitdem bedeutet die Metapher „sie hat eine Reise nach Deutschland gemacht," eine bevorstehende Niederkunft.

Upsala tritt zuerst in seinem Schloßberge und dem Rest seines alten, darauf von Gustaf Wasa erbauten Schlosses in die Augen. Ein ansehnlicher Berg, um die weite flache Ebene rings um zu mustern, und kein unerfreulicher Anblick, wenn die Abendsonne auf die Herbststoppeln scheint, auf die gelbrothen Laubwipfel, zwischen Upsala's rothen Häusern, und die eben so gefärbten Schloßthürme. Das alte Schloß brannte, ich glaube vor einem Jahrhundert, ab; die Ruinen umher zeigen, daß es nicht mehr im eigentlich Gothischen Style erbaut worden. Aus den Resten hat man ein noch immer ansehnliches Schloßgebäude, eigentlich nur einen Flügel des vorigen, mit zwei Thürmen zusammengerichtet. Es wird von den Sträflingen und dem Landshöfding der Provinz bewohnt. Ein verfallenes

Und am Krankenbett! Da lagen gewiſſe Bücher, Mendelsſohns Plato, Tiedge's Urania, Fichte, Schleiermacher, aufgeſchlagen oder mit Zeichen unter ihrem Arbeitstiſch. Je nach dem Beſuch, der ſich meldete, ward eines auf den Tiſch gelegt. Die Geheimräthin galt für eine ſehr beleſene Frau, ſie ſprach mit Geiſt über die Novitäten, die — ſie nicht geleſen hatte. Walter hatte ſie für ſie leſen, ihr den Inhalt vortragen müſſen. O er wußte Beſcheid im Hauſe; und wie viel hatte ihm Adelheid mitgetheilt! — Ein Schmerz, ein Gedanke, ein Blitz zückte durch ſeine Bruſt. Was hat ſie mit Adelheid gewollt? — Nicht drei Tage waren vergangen, und ſie hatte ſie gequält, alle ätzende Schärfe des Verſtandes auf das Kind der Natur ausgegoſſen. Was war denn ihre Abſicht? Sein Herz pochte immer heftiger. Ein Möbel, den Schmuck des Hauſes, den man ankauft, um Gäſte anzulocken, verdirbt man nicht, man bemüht ſich nicht, ihm die natürliche Farbe, ſeinen Glanz zu rauben. Aber hatte nicht dieſe Frau — Adelheid hatte es nie ausgeſprochen, in ihrem Stocken, ihrem Zittern hatte er es geleſen. Mein Gott, was hatte ſie gewollt! — Dunkle Bilder wogten vor ſeiner Stirn — der Legationsrath, ſein räthſelhaftes Verhältniß zur Lupinus! Hatte ſie einen Kuppelhandel treiben wollen? — Nein, vergiften — ſie vergiften. Aber warum, womit? Weil Unglückliche den Anblick von Glücklichen nicht ertragen können? Weil der Adel einer reinen gottgeſchaffenen Seele zum beſtändigen Vorwurf für die wird, welche

diesen Adel eingebüßt. Es war plötzlich eine Ueberzeugung, die ihn durchdrang. Aber war es nur Instinct gewesen, oder hatte sie systematisch gearbeitet? Mein Gott, ist es denn möglich, daß eine Frau systematisch an ein solches Geschäft geht! Es war wohl nur ein Gebilde des Argwohns, und doch — alle ihre Handlungen — und boten Erfahrung und Geschichte ihm nicht hundert Beispiele einer solchen Verführungslust bloß aus dem Gelüst zu verführen! Wie man dem Tobsüchtigen Wasserstürze giebt, hatte sie auf alle ihre warmen Gefühle einen Eisguß geschüttet. Das junge warme Herz, ja es sollte systematisch erkalten, vor der Zeit absterben, — nicht an eignen bitteren Erfahrungen, an denen einer egoistischen Seele, die nicht mehr Liebe, Glauben, Hoffnung kannte. Ein blühendes Geschöpf, von der Natur mit allen Frühlingsregungen begabt, wollte sie zum ausgebrannten Vulcan machen. War sie das selbst? — Nein, etwas lebte doch in der Frau, ein geheimes Feuer — Haß, Neid, eine stille Wollust des Egoismus. Eine kaltherzige Egoistin ist zu Allem fähig — So wollte sie Adelheid präpariren, zu einer Mitsünderin, einer Verlorenen, Trostlosen.

Und er selbst! — Stand er ohne Schuld da! Hatte ihn nicht längst eine Ahnung überschlichen, daß die Lupinus dies beabsichtigte? Und hatte er die Ahnung nicht aus dem Sinn geschlagen, und aus Eigennutz? War es nicht sein Wunsch gewesen, daß seine Braut dort aushalte, weil er in diesem Hause

freien Zutritt hatte, weil in letzter Zeit wenigstens die Geheimräthin seinen Wünschen entgegen zu kommen schien, weil er unter andern Verhältnissen, in einem andern Hause für seine Hoffnungen fürchten mußte? Darum hatte er, zwar nicht gegen seine Pflicht gehandelt, aber doch — die Gedankensünde begangen. Selbst ein Egoist, wagte er Andere anzuklagen!

Da rollte die Equipage der Fürstin vorüber, im Fond diese mit Adelheid, auf dem Rücksitz saß Louis Bovillard. Die Fürstin schien zu schlummern. Adelheid und Louis sahen nichts, sie sahen nur sich. Der Wagen war verschwunden, eine Erscheinung.

Ein „Gott sei Dank!" löste sich aus Walters Brust, vielleicht von seinen Lippen. Er fühlte eine wohlthätige Transpiration. Das Schicksal hat es so, es hat es vielleicht zum Besten gefügt. Ja, im Contobuch stand noch seine Schuld auf der Seite „Soll," aber sie war ausgeglichen auf der Seite „Hat." Er hatte nichts mehr. Seine Geliebte war die Geliebte eines Andern. Sie war gerettet, und er — verloren? Nein, er war nur frei geworden, um sein ganzes Ich, ohne Egoismus, hinzugeben einer andern Geliebten, dem Vaterlande, der Idee, als deren letztes Ziel in der Ferne — Deutschlands Errettung vom Fremdjoche schwebte.

Mit Eifer setzte er sich an den Schreibtisch, und seine Arbeit förderte sich. Er war fertig, als der Minister eintrat.

Fünfzehntes Kapitel.

Alles für einen Andern.

Die verfinsterte Stirn des Ministers, mit welcher er eingetreten, erheiterte sich nicht, als er das Papier durchlas. Er flog es nur noch über, als er es auf den Tisch fallen ließ.

„Das ist nichts, — gar nichts.“

„Euer Excellenz Ideen —“

„Die Ausführung taugt nichts. Dilettantenarbeit für Herrn Merkel in den Freimüthigen. Oder an die Zeitung da in Leipzig. Wir arbeiten hier nicht für die elegante Welt.“

Walter hielt den Hut schon unter dem Arm, und verbeugte sich, den Entlassungswink anticipirend.

„Empfindlich! Das taugt nicht für die Staatscarriere.“

„Da meine Schrift nichts taugt, kommt wohl darauf nichts mehr an.“

„Man darf nicht der Empfindlichkeit nachhängen, wenn man sich berufen fühlt, für das Gemeinwesen thätig zu sein.“

„Mir ward eben der Beruf abgesprochen.“

Der Minister hatte, ohne ihm zu antworten, das Papier wieder in die Hand genommen, und klopfte, indem er sprach, mit der umgekehrten Hand darauf.

„Dürfte“ — „sollte“ — „wagte!“ Wie soll das wirken! Das gleitet an den blasirten Ohren vorüber, wie eine obligate Flöte, die den Waldsturm accompagniren will. Das Gleichniß vorn, machen Sie ein Gedicht daraus. Diesen hier muß man derb, Schlag auf Schlag, die Nothwendigkeit vor's Auge führen. Da ist ein guter Passus, aber die Worte auch wieder viel zu gehobelt. Und wie sollen sie die Anspielung verstehen? Mit der Trompete ihnen in's Ohr blasen, es ist noch immer sanftere Musik als die Kanonen.“

Walter äußerte etwas davon, daß die Stellung eines Anfängers, der kaum in das Geschäftsleben geblickt, ihm nicht erlaube, sich sofort in die Stellung des Ministers gegen seine Collegen, oder gegen die Majestät des Königs selbst zu finden. „Das glaube ich gern, sagte der Minister, der, sichtlich erschöpft und mit andern Gedanken beschäftigt, sich auf das Ruhebett geworfen. Man muß Vieles erst lernen.“

Walter wartete noch immer auf das Zeichen der Entlassung. Der Minister blätterte in einem Notizbuch. Hatte er ihn vergessen? Plötzlich sprach er: „Setzen Sie sich und schreiben!“ Walter folgte mechanisch. „Nein, hier neben mir; ich will Ihnen

in's Geſicht ſehen." Der Miniſter ſah ihm, kaum zwei Schritt entfernt, in's Geſicht. War das wieder eine ſeiner eigenthümlichen réparations d'honneur, oder ſollte es eine neue Prüfung ſein? Der Miniſter dachte an beides nicht. Er überſann ein Thema, mit dem er nicht fertig werden mochte, er ſteckte das Gedenkbuch wieder in die Taſche:

„Es iſt gut, ein ander Mal."

Was ſollte das heißen? — Er beſtimmte ihm einen andern Tag. Nein, morgen; überhaupt erwarte er ihn jeden Tag um die und die Stunde. Weshalb? Wozu?

„Die Form Ihrer Anſtellung wird ſich ſpäter finden. Die Branche, für die Sie ſich eignen, muß ſich erſt ermitteln."

Walter ſah ihn in ſtummer Verwunderung an:

„Eben war ich auf's Schmerzlichſte in meiner Ehre gekränkt ..."

„Das iſt ausgeglichen, fiel der Andere ein. Sie wollen Ihre Freiheit aufgeben, ſich dem Staatsdienſt widmen. Ich nehme Ihr Anerbieten an. Wie geſagt, bis ſich etwas Beſtimmteres findet, betrachte ich Sie als meinen Privat-Secretair. Ich kann in vielen Dingen Ihre Feder gebrauchen."

„Ich bin noch nicht gereinigt. Nach einer ſo ſchweren Anklage muß der Angeſchuldigte auf einen klaren Richterſpruch beſtehen."

„Sind Sie ſo punktiliös? Ich ſprach mit Fuchſius. Die Sache klärt ſich einfach auf. Während

er in der Bearbeitung meines Entwurfs war, kam ihm Ihre Schrift zu Händen.“

„Er räumte ein —?“

„Daß er sie benutzt hat.“

„Wer gab ihm ein Recht dazu?“

„Er hielt die Schrift für eine preisgegebene, verschollene — machen Sie das mit ihm aus.“

„So entblödete er sich nicht, eine fremde Arbeit für die seine auszugeben.“

„Er entnahm Ihnen nur die Entwickelung der Gründe, die Ausführung —“

„Drei Viertel seiner Schrift —“

„Unter andern Verhältnissen würde auch ich es nicht gut heißen. Hier galt es, eine schwierige Arbeit bald und zum Zwecke tauglich herzustellen. Die suprema lex, das salus reipublicae. Warum doppelt schreiben, was einmal zum Zweck genug ist!“

Der Minister wollte den Regierungsrath gerechtfertigt sehen; es wäre von Walter thöricht gewesen, jetzt mit Hartnäckigkeit auf seiner Meinung bestehen. Er gab sie nicht auf, aber er schwieg, weil er auf des Staatsmannes Stirn andre Gedanken gelagert sah.

„Ich brauche Jemand, auf den ich mich verlassen kann, der, offenen Kopfes, fähig ist, im Umgang, in der Gesellschaft sich geltend zu machen. Verstehen Sie, Jemanden, der nicht mit der Thür in's Haus fällt, was man mir wohl zum Vorwurf macht, der das Metall der Gesinnung in eine gefällige Form zu schmelzen weiß. Nicht ein Haarbreit

darf er aufgeben, aber den Widerstößen soll er eine gewisse Elasticität entgegensetzen. Ich muß ihn brauchen können, nicht zu förmlichen Missionen, für die Form ist Vorrath die Fülle, aber zu gelegentlichen. Keinen Spion, aber er soll die Sinne wach haben. Keinen — der Minister hielt inne, und als er Walters sich röthende Stirn bemerkte, kam er schnell dem Mißverständniß entgegen. Er muß von Geburt sein, einen Namen haben, der ihm überall Eingang verschafft, auch am Hofe. Das ist das Traurige, daß die Minister nie mit voller Kraft nach außen und nach innen wirken können, daß sie der Vermittler, Unterhändler bedürfen, nennen Sie's immerhin Kundschafter, die sie mit dem Hofe, den höchsten Personen in Rapport setzen und zugleich den Kabinetsräthen aufpassen. Jammervoll, unnatürlich ist es, ein Kraftzersplittern, was die besten Intentionen erlahmt, aber es ist nun mal so, und gegen ein Gift braucht man ein Gegengift."

„Unter den Männern von Geburt werden Excellenz eine reiche Auswahl haben."

Der Staatsmann verstand den kleinen Parirhieb, aber mit einem vornehm leichten Aufzücken ging er über etwas hinweg, was zu beachten er nicht für werth hielt.

„Die besten sind geschulte Puppen, wenn redlich, steif wie ein Wegweiser. Sie machen Front dahin, wo sie vor zwanzig, dreißig Jahren den Feind sahen; daß die Dinge sich verändert, daß er jetzt von den

Flanken, vom Rücken droht, ist ihnen nicht begreiflich zu machen. Friedrichs Schule hat sich schlecht bewährt. Ueber das Militair rede ich nicht, nur vom Civil. Da stehn die Posten, wo man sie hingestellt, sich brüstend, daß sie die Stelle nie um einen halben Fuß breit verlassen, aber unaufmerksam, wenn die Contrebande drei Schritte von ihnen bei hellem Tage über die Grenze dringt. Was geht es sie an, sie thun ihre Pflicht! Wenn die dumpfe Tugendtreue, eigentlich nur Bequemlichkeit, sie auszuhalten drängt, so wäre ihre höhere Tugend und Treue, ihre Befehlshaber aufmerksam zu machen, daß man ihre Kräfte besser verwende. Vor dieser Anmaßung, Ueberschreitung ihres Dienstes, erschrecken diese Menschen wie vor einer Sünde gegen den heiligen Geist. Mag das Vaterland untergehen, wenn sie nur an ihrem Schilderhaus präsentirten. So nicht Einer, nein, Alle, keine Freiheit des Urtheils, keine selbsteigene Bewegungskraft. Je besser diese Normalpreußen geschniegelt, gebürstet und geschnürt sind, so kleiner der Kern des Menschen darin. Ja, in Manchem, wenn man ihn aufhülst, ist's hohl, das Mark in die Rinde geschossen."

„Die Klage der Patrioten ist doch, daß von dieser Schule sich nur zu Viele frei gemacht," entgegnete Walter.

„Wo aus dem Leibe die Seele längst entwichen ist, was wundern wir uns über die Ueberläufer zum andern Extrem? Diese Ungebundenheit, Frechheit, Lascivität in der Meinung und den Sitten, preise

Gemach unter dem Schutt zeigt man als das Gefängniß-Zimmer, in welchem Erich XIV. den Sture ermordet hat. Auf dem jetzt freien Schloßplatze ist eine geschmacklos-kolossale Büste Gustafs Wasa's vor kurzem errichtet. Am Fuße des Berges liegt der neue botanische Garten; daneben ist man im Aufbau eines sehr schönen geschmackvollen Gebäudes für die Universitäts-Bibliothek begriffen. Sie wird fast ganz aus Quadersteinen erbaut, mit feuerfesten Gewölben, und sogar steinernen Treppen, eine große Seltenheit in dieser Gegend. Weiterhin ründet sich die Stadt um den Schloßberg. Auf die freie Höhe hier ziehen die Studenten, am Walpurgisabend, in festlichen Aufzügen und blicken auf die unten im Thal zur Feier dieser Nacht, welche Schwedisch-Wahlborgsmäs-Abend genannt wird, zahlreich angezündeten Lichter.

Auch darohne bot Stadt und Ebene, am schönen Herbstabende, einen wohlgefälligen Anblick. Wie in Stockholm bin ich mit Vergnügen, während meines Aufenthalts in den heiteren Straßen der Universitätsstadt umhergeschlendert; denkt man sich doch dieselbe bei uns als eingehüllt in Nordischem Nebel und zwischen

man sie immerhin als Geistesfreiheit, Aufklärung und Liberalität, es sind nur die Symptome einer Auflösung —"

„Vor der Gott uns bewahre!" fiel Walter ein.

„Und nicht bewahren wird, wenn wir nicht selbst etwas dazu thun, wenn wir nicht —" Der Minister war aufgesprungen, er unterbrach sich selbst gewaltsam. Daß er so weit in der ersten Stunde des Vertrauens gegen seinen neuen Bekannten gegangen, schien diesem ein besseres Zeichen der Ehrenrettung.

„Kennen Sie den Legationsrath Wandel?" fragte der Minister plötzlich.

„Er ist ein Ausländer."

„Ausländer! — Mit einem Lächeln fuhr der Minister fort: Scheint doch dieser Staat destinirt, von Ausländern seine Impulse und seine ausgezeichneten Männer zu empfangen. Schwerin war ein Schwedisch Pommer, Keith ein Britte, Derfflinger ein Oesterreicher; auch ist der wackere Blücher ein Mecklenburger, Hardenberg ein Hannoveraner. Moses Mendelssohn stammt auch nicht aus den Marken, und die Väter eines guten Theils unsrer Diplomatie, unsrer Staatsmänner und Officiere wußten vor den Dragonaden in ihrer Normandie und Provence kaum von der Existenz eines Landes, das Brandenburg heißt. Vergessen Sie auch nicht, junger Mann, daß die Hohenzollern aus Franken oder gar aus Schwaben sind. Eingewanderte, wenn Sie wollen, ich hielt sie für mehr,

für Eroberer, — wie der Nilſtrom Aegypten erobert hat.“

„Man ſagt, Herr von Wandel ſei im Thüringiſchen angeſeſſen. Noch Andre geben ihm die Niederlande oder eine däniſche Colonie zum Vaterlande.“

„Meinetwalben Island oder Teneriffa, wenn — Man muß ſich gewöhnen, Preußen anders zu betrachten, als nach dem Naturprozeß. Nation und Staat waren hier nicht eins, ſie wurden es. Es koſtet auch mich zuweilen Mühe, von den mitgebrachten Vorſtellungen zu laſſen. Aber es geht nur ſo, nicht anders, oder Alles zerfällt. Es war allein der Geiſt dieſer großen Fürſten, der das Verſchiedene, Fremdartige aneinander kittete, einen Hauch hineingoß. Dieſen Geiſt muß man lebendig erhalten, immer wieder wärmen die junge Tradition, damit ſie nicht alt wird. Finden wir innerhalb unſerer Grenzen nicht den Licht- und Wärmeſtoff, ſo greifet nach draußen. Was anderwärts Verbrechen, hier iſt es erlaubt, Gebot der Nothwendigkeit, der Selbſterhaltung.“

„Ich habe nicht die Ehre, Herrn von Wandel näher zu kennen.“

„Das Myſteriöſe, womit er ſich umgiebt, ſchreckt die Menſchen zurück. Ich mag die nicht tadeln, welche ſich hier vor den Blaſirten verſchließen. Eine eiſerne Maske vor's Geſicht, um die warmen Pulsſchläge des Herzens nicht zu verrathen!“

„Man gesteht ihm ebenso die Gabe zu fesseln zu, als abzustoßen.“

„Charaktere und ernste Sitte bedarf die Nation; der Staat darf es nicht so genau nehmen. Eine Libertinage, die nicht die publiken Sitten verletzt, darf ich übersehn. Er weiß das Siegel des Anstandes darauf zu drücken. Er beobachtet scharf, hat merveillöse Kenntnisse, Takt, mit seiner Suada entlockt er Geständnisse, ohne selbst etwas zu verrathen, er ist bei den Frauen beliebt, eine fast unerläßliche Eigenschaft eines Diplomaten, den man brauchen will,“ setzte der Minister lächelnd hinzu.

„Seine Liaisons mit der Fürstin Bargazin sind Stadtgespräch.“

„Die sind in diesem Augenblick nicht hinderlich. Und zudem kann Haugwitz ihn nicht leiden, er fürchtet ihn. Das spricht zu seinen Gunsten.“

„So haben Excellenz bereits entschieden —“

„Wenn er Feuer in der Brust sich bewahrt hat. Er muß noch glauben können, wenn er nicht mehr lieben kann, hassen doch aus Herzensgrunde, das Schlechte, Erbärmliche, die Verrätherei, das Schönthun mit dem Fremden; er muß noch hassen können, denn wer nur im Sumpfe fortschwimmt mit der Resignation, endlich doch zu ertrinken, paßt nicht für mich.“

„Er gilt als in intimem Conner mit den Männern der Lombardschen Clique.“

„Wissen Sie, ob er diese Creaturen nicht nur belauschen, durch Gefälligkeiten ihre innerste Natur,

wenn sie eine haben, ihre geheimsten Gedanken herauslocken will? Wissen Sie, ob hinter dieser anscheinenden Indifferenz, diesem blasirten Weltbürgerthum nicht ein Haß glimmt, wie ich ihn wünsche? Ja, dahin sind wir gekommen: bis der Teutsche nicht hassen lernt, aus vollem Herzen hassen, bis er seine philanthropischen Schwärmereien, jenen Allerweltsgerechtigkeitssinn, ohne sich selbst je gerecht zu werden, nicht durch Kasteiungen und Blut sühnt, bis er nicht wieder zum Egoisten wird, ist Deutschland verloren."

„Ich glaube, Excellenz, in diesen Studien befindet sich unser Volk."

„Studien! Da liegt das Elend. Studien vor einer Krisis! Der Haß, der seine Verwünschungen in's Firmament speit, thut es nicht, der Weltsturm treibt die Dünste fort, ehe es zum Gewitter kommt. Handeln! Und bis dahin ließen wir's kommen, daß wir nicht mehr offen handeln dürfen; die Tugend, die Thatkraft muß sich verbergen, hinter einer Larve agiren. Schlimm, daß es ist, aber es ist. Wir brauchen die Tugenden der Brutus, behüte uns Gott vor ihren Dolchen, aber jener zähen Festigkeit, die ihre Gefühle nicht bei jedem Gegenstand aufflackern läßt, sondern sie verschließt, im Stillen nährt, bis der Augenblick der That kam. Weshalb preisen wir jenen Mann, mit dem unsere Geschichte anfing? Spielte der römische Rittmeister in Rom den deutschen Patrioten, radotirte Arminius in den Kaffee-

häusern über Deutschlands Unglück, sang er Lieder zur Guitarre, zum Ruhm seines unvergänglichen Vaterlandes, damit die Römerinnen dem blondhaarigen Schwärmer Bravo klatschten? Er schwieg und hatte die Augen auf, er schwieg und diente, um zu lernen, er schwieg und sammelte Haß und Haß, bis es ein Stock ward, den Feind zu zermalmen. — Wir sind herabgedrückt, entwürdigt, bis zu dieser Lage, fuhr der Minister nach einer Pause fort; aber noch schlimmer als die wirkliche Thatsache, wenn wir sie uns zu verbergen suchen. Offen es uns selbst eingestanden, das ist der erste unerläßliche Schritt zur Rettung. Mir graut vor diesem Bramarbasiren, vor diesem Cornetodünkel. Ich liebe die stillen Menschen, die sich des Urtheils enthalten, weil ich denke, sie könnten doch Vernünftiges denken, wo die lauten Denker nur Unsinn zu Tage bringen."

Der Minister hatte ausgesprochen. Er ging noch in Aufregung umher, aber sein Blick forderte unsern Freund auf, seine Meinung auszusprechen.

„Einige, dünkt mich, sind still aus Ueberzeugung, weil ihre Ansicht nicht verstanden würde, Andere aus Furcht, die Mehrzahl aber, meine ich, aus Speculation, um sich nicht zu compromittiren, wenn die Dinge anders ausschlagen, als sie berechnet hatten."

„So kennen Sie Wandel?" fragte der Minister scharf, vor ihm stehen bleibend.

„Ich sehe ungern in dies unbewegliche Gesicht."

„Das stimmt mit Fuchsius. Weiter!"

„Ich kenne ihn wirklich nicht, Excellenz.“

„Weiter!“ ſprach der Miniſter.

„Wenn der tiefſte Grund des Menſchen ſich auf dem Geſichte irgend ein Mal abſpiegelt, ſo erſchrecke ich, daß ich nie einen Zug auf ſeinem ſah, der den Menſchen verrieth. Die Diplomatie mag andere Geſetze haben, ich aber könnte dem nie vertrauen, der ſtets Herr iſt über ſich. Wer alle Gefühle und Leidenſchaften koſtete, wie Mithridates die Gifte, um ſich ihrer zu erwehren, hat den göttlichen Menſchen in ſich getödtet. Wer den Ausdruck für Liebe, Haß, Furcht, Ehrgeiz, Lüſternheit und Habgier bis zum unkenntlichen Schattenſpiel überwunden hat, ſcheidet für mich aus der Reihe der ſinnlichen Geſchöpfe. Ohne Sinnlichkeit kann ich mir aber keine Sittlichkeit denken, und keinen Charakter, der nicht die Sitte zum Fundament hat.“

Der Miniſter ſah ihn eine Weile an. Die Schärfe ſeines Blickes ging in Wohlgefallen über. Er klopfte ihm auf die Schulter: „Wir werden uns näher kennen lernen. — Aber — ich will ihn doch noch nicht aufgeben. Ich glaubte indeß das in ihm zu entdecken, was ich hier nirgend finde. Dies unausſtehliche Sichſpreizen und Kniſtern, um vornehmer ſcheinen zu wollen, als man iſt, macht für mich dieſe Menſchen um zehn Prozent ſchlechter, als ſie ſind. Wir wollen ihn auf die Probe ſtellen, Sie ſollen mir behülflich ſein.“

„Als Kundſchafter!“

„Ihr Vater steht mit ihm in Relationen, wie Fuchsius mir mittheilte. Ein guter Kaufmann giebt nur Credit dem, der Credit hat.“

„Auch ein Kaufmann ist Illusionen unterworfen.“

„Das sollen Sie ermitteln, mit Fuchsius sollen Sie sich darüber verständigen. Fuchsius hat Antipathieen gegen Wandel. Das muß ein Staatsbeamter sein lassen, ich meine persönliche Antipathieen. Aber er will Renseignements haben, erinnere ich mich recht, aus den Niederlanden, daß häßliche Schatten ihm folgen. — Irgendwo hat ein Glücksritter — es ist ein Entführungsroman, mit Tod, Erbschleicherei und so weiter gekuppelt, — für Romane habe ich keinen Sinn, Fuchsius wird Ihnen das Nähere mittheilen. Aber auch er mag in seinem Argwohn zu weit gehen. — Haben Sie Bedenken?“

„Ich kenne bis jetzt weder den Roman noch die Wahrheit.“

„Oder wissen Sie ein taugliches Subjekt? Ein feiner Beobachter, oder ein blitzendes Talent. Auch Sarkastik oder Humor wären treffliche Eigenschaften, Feuer, wenn auch mit etwas Qualm, das die Salonmenschen hinreißt. Mag er auch sonst ein verlorener Sohn sein, wenn er nur kein verlorener Sohn für's Vaterland ist. Es giebt viele verlorene Söhne, die nur eines Impulses bedürfen, damit das erstickte Feuer aus der Schlacke auflodere. Englands erste Staatsmänner gingen diesen Weg, aus einem Roué ward ein Charles Fox. — Sie

denken an Jemand. Sinnen Sie nach. Er darf nicht ſcheuen, die Stellung anzunehmen. Es iſt ein Sort. Den Rathscharakter, mit einem anſehnlichen Gehalt, habe ich, um der Form zu genügen, für ihn bereit; die eigentlichen Dienſte ergeben ſich mit der Zeit. Morgen ſehen wir uns wieder. — Jetzt gehen Sie in's Bureau, und beſprechen ſich mit Herrn von Fuchſius."

Walter trat einen Schritt zurück: „Excellenz, eine erſte Bitte, und wenn ſie mir abgeſchlagen würde, meine letzte, erlaſſen Sie mir dieſe Conferenz. Ich kann nicht mit Herrn von Fuchſius — dienen."

Die Brauen des Freiherrn zogen ſich zuſammen, die Augen wurden kleiner, ohne die Schärfe ihres Blickes zu verlieren. Er warf einen Gegenſtand, den er in der Hand hielt, auf den Tiſch.

„Soll ich etwa ihn um Sie aufgeben! — Herr, ihn kenne ich, Sie noch nicht."

Er wandte ſich wieder, um nach einigen Schritten zurückzukehren. Das Ungewitter war verzogen und die Stirn ward heiterer, als er zum zweiten Mal die Hand auf Walters Schulter legte:

„Junger Mann, Sie müſſen noch viel lernen. Glücklicherweiſe nur, was jeder Fant, der ein Jahr in der Routine iſt, an den Fingern weg hat. Iſt ein Staatsmann ein Gott, ein Deukalion, daß er ſeine Menſchen ſich machen kann, wenn ihm die nicht gefallen, die ihm das Schickſal zuweiſt? Er hat genug gethan, wenn er jeden an den Platz

ſtellt, den er füllt. Findet er nur das heraus, iſt er ſchon weiſe. Den er zum Steinekloppfen braucht, von dem darf er nicht fordern, daß er Nähnadeln ſpitzt. Und wen er zum Schatzmeiſter gemacht, und ſeine Läden bleiben verwahrt, ſoll er ihn fortjagen, weil er ſich einmal einfallen ließ, in ſeines Herrn — Sonntagsrock auf der Promenade zu ſtolziren? Hab ich etwa hier Vorrath, daß ich nur zu wählen brauche? Wollte ich Alle um ſolches Vergehen fortjagen, ſo könnte ich vom Thürſteher bis zum erſten Geheimrath die Geſchäfte allein übernehmen. Herr von Fuchſius iſt jung, und ſieht in die Zukunft, er denkt an's Vaterland und denkt richtig, ſoll ich ihn zum Teufel ſchicken, weil er nebenher auch an ſich denkt? Fordere vollkommene Menſchen, und Du wirſt als Eremit zu Grabe gehen. Kein Wort mehr davon. Die Ehre meiner Beamten, die ich mir bildete, iſt meine Ehre. Es kann Ihnen auch einmal zu Gute kommen."

Jetzt war Walter entlaſſen. An der Thür blieb er ſtehen.

„Ich wüßte —" Er ſtockte; es ſchickte ſich nicht mehr.

„Preßt es die Bruſt, heraus damit —"

„Einen Mann —"

„Der geeignet. Nennen Sie ihn. Ich ſann eben auch nach."

„Er iſt mein Freund —" Walter ſtockte.

„Deſto beſſer."

„Ja, ich kann aus vollem Herzen ſagen, er iſt der Mann, wie Excellenz ihn ſuchen."

„Sein Name?“

„Wird ihn hier nicht empfehlen.“

„Wenn es ein guter ist?“

„Der Sohn des Geheimrath von Bovillard.“

„Der Tolle?“

„Louis von Bovillard. Für sein Herz, das für's Vaterland schlägt, sag ich gut. Das erstickte Feuer kann aus der Asche zu einer Flamme aufglühen, wenn er an eine edle Schmiede kommt.“

Walter blickte zweifelnd auf den Minister, der nachdenkend stand: „Senden Sie ihn zu mir, ich glaube, Sie haben gut getroffen. Er hat seine Wiener Mission mit mehr Eifer ausgeführt, als Haugwitz wünschte. Aber —“

„Euer Excellenz Bedenken sollen mir Befehle sein.“

„Nein — der alte Bovillard hat ja seinen provencalischen Adel renoviren lassen. Es sind die Bovillard Maitres de Cerisé. Ich danke Ihnen, Herr van Asten, daß Sie mich an ihn erinnert haben. Ueber wen diese Menschen hier entrüstet sind, muß kein gewöhnlicher Mensch sein. — Bringen Sie ihn mir. — Ist er noch mit seinem Vater überworfen? Gleichviel. Die Bovillard de Cerisé waren schon in den Kreuzzügen genannt, und was mehr ist, wahrscheinlich von reiner celtischer Abkunft. Fast unbegreiflich, wie ein solches Mondkalb von Vater da hinein kam. Schicken, bringen Sie ihn bald. — Da erinnere ich mich, dem jungen Mann wird eine fire Anstellung jetzt sehr gelegen kommen.“

grauem Steingeklüft auf unfruchtbarer Oede. Der Weg vom Schloßberge nach der Bibliothek, dem Erzbischöflichen Pallast und der St. Lars-Kirche ist eine anmuthige Allee, in ihrem Herbstkleide, dem rauschenden Laub unter den Füßen und beim hellen Sonnenschein uns an alle Behaglichkeit einer temperirten Heimath erinnernd. Jene Kirche, eigentlich die Hauptkathedrale des ganzen Schwedens, ist Gothisch, wenn gleich mit renovirten Formen, leider ist ihr, wie überall, jeder ehrwürdige Anstrich durch einen von weißem Kalk geraubt. Die Erinnerung des kirchlichen und geschichtlichen Alterthums knüpft sich in Schweden an Neu-Upsala's Kathedrale. Die Gothischen Hallen sahen störrige Versammlungen der Großen; unter den Leichensteinen ruhen Schwedens Könige, Helden, Staatemänner und Weise, aber mir war es zu licht in der Kirche. Das Bild des Gottes Thor, hölzern und von Würmern angenagt, glotzt uns nur in der Vorsakristei entgegen. Es soll das einzige und echte sein, wie wenigstens die christlichen Kirchenvorsteher betheuern. Was man uns sonst an Spangen, Ketten, alten Weihgefäßen und andern antiquen Kleinodien aus dem Mittelalter zeigt, hat für

„Um die Aussöhnung mit dem Vater zu erleichtern?“

„Nein, die Gargazin sagte mir neulich, er ist so gut wie verlobt mit einem schönen jungen Mädchen, eine Beauté der Stadt, es wäre aber viel Jammer von beiden Seiten, weil nichts daraus werden kann. Nun kann ja etwas daraus werden. Wie gesagt, führen Sie ihn zu mir, und freuen sich, daß Sie Ihres Freundes Glück machen.“

„Ich freue mich,“ entgegnete Walter mit voller Stimme, aber sie klang wie ein Grabesgeläut, und entfernte sich.

Sechszehntes Kapitel.

Theorie und Praxis des Egoismus.

Als Walter aus dem Hause trat, war es nicht mehr so heiß, daß er darum die Weste sich aufreißen mußte. Er wollte auch nicht Kühlung, der schwere Athemzug bedeutete etwas anderes.

Er eilte nach Louis Bovillards Wohnung. Noch eine schwere Last von der Brust und dann war er frei. Die Vorübergehenden dünkte der junge Mann mit der gerötheten Stirn, dem stieren Blick, der nicht um sich sah, nicht auswich, ein Trunkener; sie wichen ihm aus. Er hörte nicht das Rollen der heimkehrenden Wagen, nicht den Tambour, der den Zapfenstreich schlug, er hörte überall nur ein dumpfes Grabgeläut.

Auch den Wagen der Fürstin sah er nicht, die doch dicht an ihm vorüber fuhr. Er hörte nicht Adelheids Stimme, mit einem so schelmischen Silberklang, wie auch wir seit den Tagen ihrer kindischen Lust sie nicht gehört. Es waren Nachtigallentöne

mit Lerchengewirbel, in denen ſie der Wonne, die die Bruſt ſprengte, Luft machte, nur Accorde, aber wer, der ihr in's Auge ſah, verſtand ſie nicht! So ſahen wir es niemals glänzen, lachen; ſie neckte den ernſten Geliebten, ſie war Muthwillen und Ausgelaſſenheit. Louis Auge glänzte auch, dunkel ſchön, nur auf ſie den Blick gerichtet, aber den Zug des Muthwillens, des Uebermuths, der feinen Ironie, die ſonſt um ſeine Lippen ſpielten, in ſeinen Augen blitzten, ſuchte man umſonſt. Die Fürſtin, in ihre Wagenecke gedrückt, ſah mit ſtillem Lächeln dem Spiele zu. Walter ſah und hörte nichts. Auch die im Wagen bemerkten ihn nicht. Es war für Beide gut.

Je näher er dem Hauſe kam, ſo langſamer ging er. Nicht daß er unſchlüſſig geworden, er ſann nur über die Weiſe, wie er dem Freunde ſein Glück mittheilen wolle, ohne ſeinen Stolz zu verletzen, ohne ihn auf immer zum Sklaven der Dankbarkeit gegen ſich zu machen. Wußte, ahnte Bovillard, daß er der Räuber grade an ſeinem Glücke war? Er hatte Grund zu glauben, daß es Bovillard bis jetzt verborgen geblieben, und er ſcheute eine Scene, die das Verhältniß enthüllte. Er war in einer heroiſchen Stimmung, und wünſchte ſie durch einen Auftritt nicht gedämpft, der ohne ſentimentale Regung nicht abgehen konnte.

Oben auf der Treppe hörte er eine zänkiſche Frauenſtimme, er glaubte ſie zu kennen; eine andere

schüchterne, die er nicht kannte. Eine Mädchengestalt kam ihm, die Treppe herab, entgegen; ihre bestaubte Kleidung, ihr schwankender Tritt schien von Ermüdung, vielleicht nach einer weiten Fußwanderung zu sprechen. Ihr Gesicht sah er nur halb, sie hielt das Taschentuch vor. Als sie ihm rasch vorüber war, brach das unterdrückte Weinen deutlich heraus. Unten noch eine Weile zaudernd, stürzte sie nach einem noch heftigern Aufschluchzen zur Hausthür hinaus.

Die Wirthin kannte Waltern. Der Herr von Bovillard war nicht zu Hause, aber er könne wohl jeden Augenblick kommen. Als Walter seinen Wunsch ausgesprochen, ihn zu erwarten, hatte sie kein Bedenken, ihm die Wohnung aufzuschließen und Licht anzuzünden. „Denn, setzte sie schmunzelnd hinzu, ich weiß wohl, wen ich einlassen darf, und wer mir nicht mehr über die Schwelle darf. Nein, machte mir die Person nicht ein Lamento. Der Herr van Aßen müssen's ja noch gehört haben. Aber, wenn sie noch mal kommt, laß ich die Polizei rufen."

„Wer ist sie?"

Die Wirthin verzog noch spitziger den Mund: „Ja, wer wird sie sein! — Sie wird keine andere geworden sein, als sie damals war, wir aber sind andere geworden, und das müßte solche Person doch bedenken. Und diese vor Allem. So nobel und honorig haben Herr von Bovillard sich gegen sie benommen, daß es ihre verfluchte Schuldigkeit wäre, nun uns nicht mehr zu belästigen. Aber nein —"

Walter wollte nichts davon hören, aber die Frau wollte noch reden. Sie achtete sein abwehrendes Zeichen nicht.

„Nein, Herr van Asten, von dieser grade ist's ausverschämt. Sie hat dazumal hinten im Stübchen auf dem Hofe gewohnt, das ihr der gnädige Herr chambregarnirt hatte. Gott weiß, was er für einen Narren an ihr gefressen. Sie ließen zwar mal fallen, das Mädchen hätte Ihnen das Leben gerettet. Na, was das sein wird, kennt man schon. Ein paar Ritze hat sie allerdings an der Schulter. I Gott, solche Mädchen lassen sich auch nicht gleich für Einen totstechen. Ich kenne sie ja. Ist's nicht der, so ist's ein Anderer."

Walters durchzückte eine Erinnerung. Erst später hatte er den Zusammenhang der Geschichte gehört. Da war es, wo Louis Adelheid zuerst gesehen! Mit einem Seufzer, den die Frau nicht hören sollte, warf er sich auf das Kanapé. Die gute Frau hatte ihn aber doch gehört.

„Sie haben schon Recht, über solche Undankbarkeit muß man seufzen. Er hatte sie von Kopf bis Fuß gekleidet. Sie hatte ja keinen ganzen Strumpf auf dem Leibe, als sie aus dem Prison kam. Und dann, wie's nu genug war, hat er ihr Geld auf den Weg mitgegeben, ich will gar nicht sagen, wie viel, denn ich weiß es nicht; aber wenig war's nicht, denn das Halsband von der seligen Frau Mutter und die emaillirte Uhr gingen drum zum

Pfandjuden, dem alten Joel. Er hat's mir selbst gezeigt, nämlich der alte Joel; er war kein übler Mann, und schund die jungen Leute nicht so, wie jetzt sein Sohn. Aber geben mußten wir's, da hätte auch gar keine Raison geholfen; denn er hat ein gar zu gutes Herz. Diese Ohrringe habe ich auch von ihm, aber Alles in Ehren. Als Sie von Ihrer großen Reise retournirten, und krank wurden, ich habe ihn gepflegt, rechtschaffen, das kann ich wohl sagen, und der alte Herr Geheimrath haben's auch gesagt: wenn sein Sohn immer mit so rechtschaffenen Weibspersonen zu thun gehabt hätte! Jetzt sind wir nun, Gott sei Dank, besser situirt, und wenn uns mal was fehlt, brauchen wir nicht zu dem Judenschinder."

„Das ist schon lange her, daß er das Mädchen fortschickte?" unterbrach Walter, eigentlich nur um den Redefluß zu unterbrechen.

„Ja freilich, das war ja — warten Sie mal — nun, das thut nichts zur Sache — richtig, wie sie ihn fortschießen wollten, er ward aber nur eingesperrt. Das Mädchen machte da noch Spektakel, nämlich, das muß ich sagen, ganz in der Stille. Sie weinte auf ihrer Kammer, daß es zum Herzbrechen war. Manchmal glaubte ich doch, sie würde — wenn ich sie aufrichtete, sank sie zusammen. Mein Kind, das hilft doch nun mal nichts, sagte ich, raus mußt Du, fort mußt Du. — Und da packte sie ihre paar Sächelchen in's Bündel. Na, wenn ich

denke, wie ſie die Treppe runter ging, und unten blieb ſie noch ſtehen und japſte nur ſo. Ich ſagte: „Nu ſieh Dich nicht mehr um, Julchen; ein paar Schritt noch, dann iſt's vorbei. Und komm mir nicht wieder nach Berlin. Und wenn Du ihn ſonſt wo ſehen ſollteſt, unterſteh Dich nicht, und ſieh ihm nicht in's Geſicht, ſonſt riskirſt Du, er läßt Dich greifen und Du kommſt in's Spinnhaus. Da iſt's eklich. Das iſt Louis nicht im Stande, ſagte die impertinente Perſon, und da ſchupſte ich ſie zur Thür raus. Aber in aller Güte."

„Sie hat ihn geliebt?"

„Mein lieber, guter Herr, was wird ſie nicht! Ein neues ſchwarz ſeidenes Kleid hatte er ihr gekauft."

„Und ſeitdem hat ſie ihn nicht wieder geſehen?"

„Gott bewahre, was denken Sie? — Heute morgen zuerſt, da war ich nicht zu Hauſe, er auch nicht. Und kommt wieder! Ich war wie aus den Wolken gefallen! Na, ich habe ihr denn aber auch das Kapitel geleſen. Jetzt, wo der Herr Vater ſich wieder hat nobilitiren laſſen, — wir haben noch nicht das neue Schild an der Klingel, aber ich hab's beſtellt. — Jetzt unterſteht ſich das ausverſchämte Mädchen, meinen Herrn in Disreputation zu bringen. Jetzt, mein Kind, wenn er ſo was will, wird er ſich's anderwärts ſuchen, ſagte ich."

„Und ſie?"

„Na, Sie können wohl denken. Thränen haben die immer parat."

„Nicht Alle. Was wollte sie? —"

„Was wird sie wollen! — Lieber Gott, man hat doch auch ein Herz, wenn's auch solche Menschen nicht verdienen, und da ließ ich sie denn hier am Tische kritzeln. Da liegt ja das Schnitzel. Aber ich ließ sie nicht aus den Augen, keinen Augenblick. Stibitzt hat sie nichts, obgleich ich ihr nachsagen muß, reine Finger hatte sie immer."

„Sie sah wie eine Unglückliche aus."

„Das mag schon sein, mein Herr van Asten, muß man aber Andere darum unglücklich machen wollen, wenn man's selbst ist! Jetzt kann man wohl davon sprechen, unser junger Herr ist ein Bräutigam; wenn's auch noch nicht declarirt ist, das weiß jedes Kind. Freilich, der alte Herr Geheimrath wollen nicht recht dran, denn die Mamsell hat nichts, das ist wahr, und sie sagen auch, er könnte sie nicht gut ansehen, weil sie bei der Lupinus Kind im Hause gewesen, und da überrieselt's ihn immer, weil er die nicht ausstehen kann. Aber was thut das! Mein junger Herr frägt auch nicht, was der Papa will, und eine Frau, die schön ist, hat schon manchem Mann mehr eingebracht, als volle Kasten. Das spricht sich ganz anders, und wenn auch dem Mann nicht, der jungen schönen Frau hilft man doch gern, besonders die alten Herren. Das weiß man ja. Der Geheimrath von ihr, nämlich ihr Vater, der will auch noch nicht recht dran, so heißt es. Was nicht ist, kann ja noch kommen. Eine gute

Anſtellung, mein Gott, da müßte mein Herr keine guten Freunde haben, und jetzt, wo er von altem Adel gemacht iſt, da kommt das ja von ſelbſt. Und wer iſt denn der alte Geheimrath Alltag! Jetzt freilich, ſo lang läßt er das Uhrband raus hängen, und wenn er zu Königs fährt, ſitzt er wie eine Elle im Glaskaſten; aber man müßte ja nicht wiſſen! Mein Seliger, als der Kanzleidiener war, da war der alte Alltag noch Schreiber, ſo Supernumerar. Einen Rock hatte er, von ſeinem Vater, der war dreimal gewandt, und wie lief er Winters, um ſich warm zu machen! Hätte Einer ihm geſagt, daß ſeine Tochter mal ſolches Glück machen könnte, Du meine Güte! — Ein Eſel, mit Reſpect zu ſagen, wär er ja. — Uebrigens, und wenn's die nicht iſt, ſo iſt's 'ne Andere. Unter den erſten Fräuleins kriegt er ſie, wenn's ſonſt nicht iſt, und darum iſt es ſo ſchlecht und boshaft von der Perſon, daß ſie kommen muß, und meinen Herrn in's Gerede bringen, jetzt, wo er ſo ſolide iſt, 's iſt gar nicht zu ſagen, wie."

„Die Per — ich meine das unglückliche Mädchen macht doch nicht etwa ſelbſt Anſprüche?"

Ein unbeſchreibliches Erſtaunen malte ſich auf dem Geſichte der Frau Wirthin. Worte fand ſie nicht ſogleich, bis die ganze Wucht ihrer Gedanken in der Silbe Die! ſich concentrirte. Walter war beruhigt, wenn er überhaupt der Beruhigung bedurfte; aber er wollte Ruhe haben, nämlich von der

Gegenwart des geſchwätzigen Weibes befreit ſein. Sie ging in einen weinerlichen Ton über, indem ſie ihren Drahtleuchter ergriff.

„Viele haben ſchlecht von ihm gedacht, das weiß ich, denn die Welt iſt auch ſchlecht, und Jugend muß austoben; und wer weiß, wer beſſer iſt, ob der alte Herr, oder mein junger. Und wie's bei den vornehmſten Geheimräthen ausſieht, Herr Jeſus, lieber Herr van Aſten, bei dieſen vornehmen Herrſchaften, da iſt ja eine Zucht, daß mal der Gott ſei bei uns drein ſchlagen möchte. Er thut's auch noch, glauben Sie's mir, und die Julchen, die wir auf der Straße nicht anſehen mögen, iſt nicht ſchlechter, als viele von den vornehmen Damen in Brüſſeler Spitzen. Wenn die ſich ſchämen wollten, man ſieht's nur nicht, weil ſie ſo dick geſchminkt ſind. Jugend muß austoben, ſonſt kommt's nachher, aber dann einen Strich gemacht. So hab' ich's auch meinem Seligen geſagt: nu ſei zufrieden, was Du haſt, und um was rückwärts iſt, da haſt Du Dich nicht zu kümmern. Mein guter Herr, nun ja, tolle Streiche genug. Nüchtern iſt er nicht immer nach Haus gekommen, und iſt allerdings auch ſonſt nicht immer nach Haus gekommen, und den Regenſchirm hat er im Theater aufgeſpannt, dafür ward er arretirt, und er iſt oft arretirt worden, aber wenn ſie Alle in's Priſon bringen wollten, die's verdient haben, da iſt der König nicht reich genug, um Gefängniſſe zu bauen. Und wenn ein Armer kam, da blieb kein

den fremden Beschauer weniger Werth als für den Küster, der es behütet. Dagegen werden hier in einem Glasschrank Sture's blutige Kleider aufbewahrt, die er trug, als er von der Hand des Königs erdolcht wurde. Sie verwittern, aber die Blutflecke sind noch immer deutlich zu sehen. Die Grüfte sprachen mich im Ganzen wenig an; wenn auch nicht gerade zu überladen, dünkte mir doch der still einfache Todten-Charakter ihnen zu fehlen. Ueberladen ist König Johanns Denkmal; es bedurfte einer pompösen Inschrift, wo das Gute nicht von selbst sprach. Die Krone ist bekanntlich dem Denkmal genommen. Auf dem Grabstein des Bischof Menander erhebt sich ein Basrelief, dessen einer Theil von Canovas Meißel herrührt. Am einfachsten und darum wohl auch am großartigsten konnte Linné's Denkstein werden. Auf der steinernen Domtreppe, welche von der Kathedrale unter einem Gothischen Schwiebbogen in die untere Stadt führt, begegnete einem unserer Landsleute einstmals etwas Sonderbares. Jener war nämlich der Bischof Swibelius — Deutsch vermuthlich ein ehrlicher Schwiebel oder Zwiebel — der gleich nach der Reformation hier fungirte. Dieser war Nie-

Groſchen in der Taſche. — Und nun hat er ſich gebeſſert, und ich wollte ja Jeden zur Treppe runter ſchmeißen, der ſich mauſig machte und ihm vorhielte, was ſonſt geſchehen iſt. Das iſt jetzt vorbei, mein Herr! würde ich ſagen. Und alle ſeine Freunde müßten das ſagen, denn ich bin nur eine arme Frau, und verſtehe mich viel darauf, wie ſie da parliren und mit den Augen zwinkern. Aber Freundſchaft iſt Freundſchaft. Und wer ein rechter Freund iſt, der muß ſeinem Freunde Alles hingeben, auch ſein Liebſtes. Das iſt Freundſchaft, und wenn Alle ſo thäten, dann wäre die Welt gut."

Ob ſie dann wirklich gut wäre! dachte Walter, als er allein war. Wenn wir den Egoismus ausgerottet, wie die Raubthiere, wie ein ſchädlich Unkraut, ob ſie die vollkommene würde, von der wir träumen! — Sprang der erſte Schiffer in den ſchaukelnden Kahn, um den Vater zu retten, wie die Idylle erzählt, oder war's ein Kaufmann, ein Verfolgter, ein Räuber, der ſein Leben retten, der Früchte, Gold, Mädchen, Sklaven von den reichen, im goldnen Meere dämmernden Inſeln holen wollte? Und fing das Menſchengeſchlecht wirklich an mit einer Idylle, ſo war es eine kurze; ein ſanfter Hauch der Engel, der am rauhen Hauch der Elementargeiſter erſtarrte. Die kurze Idylle war aus, und die lange Geſchichte fing an — mit Brudermord. Wir Alle aber ſind nicht die Kinder der Idylle, ſondern die Erzeugten der Geſchichte. Der Egoismus führte uns über

die Meere, gründete Staaten, erhob Könige auf den schwindelnden Thron, schuf Republiken, er trieb uns in die Schachte der Erde, in die Lüfte auch, daß wir den Lauf der Gestirne berechneten. Alles, Alles, wir wollten Gold machen und fanden, nicht Regenwürmer, die Künste, die uns zu Gebietern der Natur erhoben. — Und dieses mächtige Movens unsers Daseins sollten wir ausrotten, ausbrennen, wie den Nerv in unsern Zähnen, damit wir nicht mehr Zahnschmerzen haben! Thorheit, die materia peccans bleibt, und wirft sich nur auf andre Theile, edlere vielleicht. Emancipiren sollten wir uns wollen, von unsrer Bildung, aus der Geschichte, die uns machte, heraus uns zwängen in ein wesenloses Dasein, in das Traumleben einer schönen Phantasie, das nie existirt hat, nie existiren wird. Und doch fordern es Religion und Philosophie, beide, schroff und mild je nachdem; aus dem Gewissen, weil es verderbt ist, sollen wir uns in's Lage setzen, den Reiz ertödten, der uns über das Thier erhob, zu den wunderbaren Erfindungen trieb, das Menschengeschlecht zu seinen großen Thaten inspirirt hat. Und grade, die sich am höchsten dünken über das Thier, die fühlen wieder den Drang, den Feuerathem in der Brust, mit Flügeln wollen sie in den Aether schweben, göttergleich sein, sich vergessend, nur für das All, und — sind aus Noth!

Er ging mit sich unzufrieden auf und ab; er griff nach dem Zettel auf dem Tisch und warf ihn wieder hin. „Was wird sie ihm schreiben! — Er

ſoll ſie wieder lieb haben, ihr Geld geben!“ Warum warf er das Papier ſo verächtlich fort? War das ein ſpecieller Egoismus, den er nach der Vertheidigungsrede für den generellen verwerfen mußte?

Er hatte ſich mit unterſchlagenen Armen an die Fenſterbrüſtung geſtellt. Er bereute nicht, daß er der Geliebten entſagt, nicht, daß er ſie dem Freunde überließ, ohne Klage, nicht, daß er ihn noch außerdem in den Stand ſetzen wollte, ſein Glück zu genießen; das lag hinter ihm als abgethane Nothwendigkeit. Er war ein deutſcher Denker, klar wollte er ſich machen, warum er gegen ein Princip gehandelt, das er ſich eben künſtlich entwickelt. Weil ſie ihn nicht mehr liebte, weil ſie ihn vielleicht nie geliebt? Dieſen einfachen, natürlichen Grund ſchien er bei Seite zu ſchieben, und fand den wahren nur in dem Drange, ſich dem Vaterlande ganz hinzugeben. Was iſt die Wahrheit einer Ueberzeugung? Der höchſte Verſtandesrauſch, über den wir nicht hinauskönnen: „Wo wir dies endliche Ziel im Irdiſchen fanden, ſollen wir ſtehen bleiben, darauf alle unſere Gedanken, Kräfte werfen. Und es giebt keinen höheren Begriff, als das Vaterland. Wir haben humaniſtiſch, philanthropiſch auch dies zu zerſetzen verſucht, und wohin hat es uns geführt! In ein Meer von ſchwimmenden Inſeln und Fata Morganen. Wenn wir unſer Schiff herantrieben, landen wollten, verſchwanden die Thürme und Berge in die Wolken, die Gärten der Armida wurden ſchillernde Sumpfpflan-

zen, die der Sturm auseinander wehte. Keine dieser Ideen, wie auch vom Morgenroth gefärbt, gewann einen Leib, den wir umarmen, keine ward eine Säule, ein Fels, an die wir uns im Sturme klammern konnten. Der edle Schiller traf das rechte Wort:

Die angebornen Bande knüpfe fest.
An's Vaterland, an's theure, schließ Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst Du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Nur das Vaterland ist die Eiche, an die wir uns klammern können, nur sie hat das Recht, Opfer von uns zu fordern, das höchste, letzte auch, uns selbst. Die tausend Götzen sonst haben keines. Ihnen gegenüber tritt das volle, heilige Recht des Ichs ein."

Louis kam noch nicht zurück. Das Talglicht auf dem Tische brannte immer düsterer. Sein halb verkohlter Docht beugte sich in einer Wölbung immer höher über die Flamme. Walter hatte aufmerksam dem Verbrennungsprozeß zugesehen, ohne sich gemüthet zu fühlen, nach der Putzscheere zu greifen. Er brauchte kein Licht. Das ewige Gleichniß der Kerze und des Lebens gaukelte vor ihm in den matten Schwingungen der Flamme. Da fiel das dicke schwarze Knopfende von der eigenen Schwere herab auf den Zettel; der noch glimmende Schweif fing an in das mürbe Papier ein Loch zu sengen. Walter löschte, ehe es ein Brand ward. Dabei mußte er den Zettel wieder aufnehmen. Die Schriftzüge verriethen

feine ganz ungebildete Hand, sie flogen über das Papier. Er fing an zu lesen, und hörte erst auf, als es zu Ende war.

„Du mein Alles! Ja, die böse Frau hat Recht, Du darfst mich nicht wiedersehen. Die Frau ist nicht böse. Wer Dich lieb hat, ist gut. Wer Dir Schmerzen sparen will, ist ein Engel. Nein, Du sollst mich nie mehr sehen. — Vergieb mir, Du mein einzig Geliebter, daß ich darum kam. Nur darum — mein Kopf brennt mir, ich weiß nicht, was ich schreibe. Ich sah Dich nur unglücklich, nun wollte ich Dich glücklich sehen. Ist das auch eine Sünde! — Es sollte meine einzige letzte Freude sein. Mit einer einzigen Freude aus der Welt gehn, ist das zu viel gefordert! — Sie sagte — ach Gott, ich klage sie nicht an. Wahr und wahrhaftig, Louis, bei Allem, was Dir theuer ist, glaube mir, ich kam nicht, um von Dir zu pressen, nicht um Dein Glück zu stören — ich Dich stören! — Und Du sollst mich auch nicht für eine ausverschämte Person halten, die Dich aussog und es lüderlich verbracht hat, und wenn das Geld fortgerollt, kommt sie wieder. Glaube ihr nicht, Louis, und darum schon muß ich Dir schreiben. Ich vergebe ihr auch das, denn sie hat's nicht gesehen, wie ich damals aus dem Thor wankte. Ich glaubte, die Luft würde es gut thun, aber die Luft that's nicht gut. Irgendwo, ich habe den häßlichen Ort vergessen, blieb ich liegen — nein, ich wollte da nicht — draußen auf der Landstraße aber fiel ich um, da

hoben ſie mich auf einen Leiterwagen und fuhren mich rein, in ein großes Haus. Ach, die häßlichen Geſichter, wie ſie ſich ſtritten! Der Bürgermeiſter war ſehr zornig, er wollte mich wieder aufladen laſſen und zur Stadt hinaus, Gott weiß wohin. Sie fluchten. Ich habe Dich fluchen gehört, aber ſo nicht. Einer ſchrie, das gäbe eine Unterſuchung und mache noch mehr Koſten. Aber wie kommen wir zu der Laſt! ſchrieen ſechs Andre. Sie müſſen's uns ja vergüten auf Heller und Pfennig! — Eigentlich müßte der Abdecker auch ſolche kriegen! lachte Einer. — Louis! Louis! ich lag da, ſinnlos, ſtarr, wie ein gefallen Thier, um das die Raubvögel ſich ſtreiten. Wer das erlebt — der hat kein Recht mehr auf dieſer Welt. Und ich ſollte noch Dein Glück ſtören wollen! Endlich hieß es, man muß doch was finden, wo ſie hingehört, und dann hätten ſie mich wieder auf den Karren geladen, und das hätte ich nicht ausgehalten; es wäre wohl ſo am Beſten geweſen. Aber als ſie drauf ſuchten, fanden ſie Dein Geld. Hätte ich ſchreien können: es gehört ja Dir! hätte ich es ihnen fortreißen können! Aber ich konnte keinen Finger rühren, keinen Laut rausbringen. Da ward es ſtille; ſie ſchmunzelten und führten wieder häßliche, luſtige Reden. Der Inſpector ſagte, die wolle er ſchon gut und lange pflegen. Da ward mir das Haar geſchoren, da ſtürzten ſie kaltes Waſſer über den Kopf mir, o es war doch immer ſo heiß! Da ſah ich immer Dich, wenn mir wohler ward. Du zückteſt die Ach-

seln und sagtest: Sie ist doch auch eine Creatur Gottes. Ach, Du warst nur wie ein Nebel auf dem Berge. Wärst Du in Person da gewesen, Du hättest Ihnen wohl gesagt, daß sie's sanfter machten, die rohen Männer, die mich bei den Armen und Beinen in den Badekübel warfen. Es that weh, aber ich fühlte es ja nur halb.

„Ich ward gesund. Gott weiß wozu. Sie gaben mir ein langes Papier, das war meine Rechnung, und den Geldbeutel, der war ganz klein geworden. Louis, ich hatte noch keinen Groschen davon ausgegeben. Ich wanderte nun nach meiner Vaterstadt. Unterweges habe ich nicht an Dich gedacht, nur an meinen alten Vater, und was ich ihm sagen wollte, wenn ich vor ihm auf die Knie stürzte. Ich wußte es Alles auswendig. Ich hab's ihm aber nicht gesagt. — Als ich durch's alte Thor kam, trugen sie ihn heraus. Ich stieß einen Schrei aus, sie stießen mich fort. Ich lief ihnen nach. Als sie die Bahre auf dem Kirchhof niedersetzten, drängte ich mich durch; da warf ich mich auf die Knie, wollte es dem Todten sagen, was ich dem Lebendigen nicht mehr sagen konnte. Da haben sie mich erkannt. Da wiesen sie mit den Fingern auf mich, und zischelten. Dann murrten sie laut. Endlich sah ich Gesichter, o Herr Gott, dem Bürgermeister und dem Inspector seine, die waren freundlicher, hätten sie doch nur laut geflucht! Aber der Herr Prediger that es. Als mich der Büttel am Armgelenk gefaßt und aufgerissen —

an der eingefallenen Kirchhofsmauer ließ er mich wenigstens, da durfte ich knieen — da hörte ich des Herrn Predigers Rede. Mich ließen sie keine Erde ihm in die Grube nachwerfen, aber auf mich warf der Herr Prediger — das kann ich nicht wieder schreiben. Und es war nicht wahr — ich habe meinen Vater nicht umgebracht! — Und die Blicke nachher, wie sie an mir vorübergingen! Gott sei Dank, dann ward es frei, der stille Abend, da lag ich über seinem Grabe, und der Lindenbaum fluchte nicht, in seinen Blättern säuselte es wie süße Lieder, und ich schlief ein, bis das Morgenroth mich aus dem Frieden weckte. Um die Mauer schlich ich von hinten nach dem Hause, wo er starb, wo ich geboren bin. War denn das ein Verbrechen, daß ich es zum letzten Mal sehen wollte! Bürgerfrauen hatten mich bemerkt. Der Rathsdiener, mit dem Schild auf der Brust, kam und sagte — ach, was er mir sagte, ich weiß es nicht: von lüderlichem Gesindel und auf die Finger sehen, und hinausbringen, und ich hätte kein Heimathsrecht mehr!

„Nein, Louis, ich habe keine Heimath; wie ich da am rauschenden Wasser stand, da sahen keine rothen Gesichter heraus vom Bürgermeister, und nicht die häßlichen fratzen der Bürgerfrauen — und da — da hörte ich, daß Du glücklich wärst — ich wußte es schon, unter der Linde auf dem Kirchhofe hatte ich Dich gesehen, und die Herrschaften, die im Wagen vor der Schenke schwätzten, derweil ihre Pferde Muth

tranken, und ich trank auch Muth, sie sagten mir nichts Neues — und da stach es mich, und trieb mich, Dich wollte ich noch einmal glücklich sehen. — Und das hab ich nun auch aufgegeben, da ich weiß — —"

Hier waren einige Zeilen von Thränen verwischt.

„Das Geld brauchst Du nicht — das kümmert mich auch nicht mehr, — und mich wirst Du vergessen — aber wenn ich nur etwas wüßte, was Dir recht lieb wäre, ich wollte Alles thun, mir einen Finger abschneiden, mich wieder verkaufen, wenn ich nur wüßte — Und nicht wahr, das war nicht unrecht von mir. Manche hat sich betrunken, ehe sie in's Wasser sprang. Ich wollte ja nur Dich noch einmal sehen, Dich sehen, wenn Dein schön Auge so recht aus voller Seele lacht. — Nein, ich werde es nicht mehr sehen — Lebe wohl, Du mein Alles —"

Die Unterschrift war wieder von den Thränen ausgelöscht. Aber dahinter noch einige kaum lesbare Zeilen: „Aber ich muß Dich sehen — hilf mir Gott, wenn ich mein Wort breche. Wenn Du in die Kirche gehst mit ihr. Ganz von ferne — sieh Dich nicht um, Du wirst mich nicht entdecken. Trinken muß ich den Strahl aus Deinem Auge, und dann —"

Die letzten Worte gingen in ein fieberhaftes Gekritzel über. Walter war von der Lecture aufgeregt; aber sein Entschluß schnell gefaßt.

„Es giebt doch etwas auch neben dem Vaterlande, um was der Mensch sein Höchstes einsetzt,

ſich ſelbſt. Und wo iſt der Sittenrichter, der es kalt verdammt?“

Er nahm das Papier, falzte es und that es in ſeine Brieftaſche: „Ich will ihr Teſtamentsvollſtrecker ſein. Wenn ſie nur etwas wüßte, was ihm recht lieb wäre, was ſie zu ſeinem Heile thun könnte! Ich übernehme es für ſie. Sein Liebesglück darf durch dieſe Erinnerung nicht vergiftet werden. Was könnte er ihr helfen, ohne ihre Liebe zu erwiedern! Sie bleibe vor ihm verſchwunden, ſpurlos. Die Wirthin werde ich inſtruiren. Was er — ohne Liebe, aus Erbarmen für ſie thun könnte, kann ich ebenſo gut.“

Seinen Vorſatz, auf Louis Rückkehr zu warten, um mündlich der Ueberbringer der frohen Botſchaft zu ſein, gab er jetzt auf. Der Freund weilte zu lange bei ſeinem Glück. Er nahm Papier und Feder und theilte ihm kurz und klar, was ſeiner warte, was von ihm gefordert werde, mit. Er ſtellte ſich in den Hintergrund und ließ den neuen Miniſter ſelbſt den ſein, der zuerſt ſein Auge auf Louis Bovillard geworfen, für ſich die beſcheidene Rolle eines um Rath Befragten vindicirend, welcher nur aus vollem Herzen die Eigenſchaften beſtätigen können, welche der Miniſter bereits in ihm entdeckt.

mand anders als der Teufel. Der Bischof stieg hinunter, der Teufel stieg herauf; der Bischof ließ seine Bibel fallen, was der Andere, wird nicht berichtet, und eben so wenig, was weiter daraus geworden ist. Die Treppe ist durch ein eisernes Geländer in zwei Hälften getheilt, ich weiß nicht, ob in der Absicht, eine ähnliche Begegnung gefahrlos zu machen. Nicht weit davon widerfuhr auch, aber in noch früheren Zeiten, dem heiligen Erich das Unglück, daß er umgebracht wurde. Aus seinem Blute entsprangen drei Quellen, die noch, bis auf den heutigen Tag, nach ihm den Namen führen und das beste Wasser in der Stadt, ja in ganz Schweden liefern. Der Blutgeschmack hat sich ganz verloren.

Professor Wahlenberg blieb unser gefälliger Führer in Upsala, da fast alle Professoren, so wie der größere Theil der Studenten, die Ferienzeit zu Reisen benutzten. Bei der Besichtigung der Bibliothek sind wir aber dem Magister, Herrn Metzén, besonders verbunden. Er übernahm, um uns den berühmtesten Codex der Germanischen Sprache nicht bloß im Zwielicht sehen zu lassen, zweimal die Mühe des Umherführens. Eine Bibliothek ist eine Bibliothek: das blieb

Siebzehntes Kapitel.

Ein volles Bekenntniß.

Im Hause der Fürstin hatte sich seit jenem Gesellschaftsabend Vieles ereignet, von dem wir nicht Zeuge waren; es drückte sich auf den Physiognomien ab. Adelheid war heut beim Theetisch eine Hebe; sie ging nicht, sie schwebte. Sie schien fortwährend zu singen. Man hörte es nicht, aber man fühlte es. Ihr Gesicht hatte einen andern Ausdruck.

Der Legationsrath bemerkte es gegen die Fürstin.

„Ei! sagte die Gargazin mit einem besondern Blick. Ich glaubte, dafür hätten Sie keine Augen?"

„Für die Schönheit!"

„Nur für die, welche Sie zergliedern können. Adelheid giebt das den Reiz, was Sie nicht lieben, die Harmonie der Seligkeit."

„Ein Nebelbild!"

Wandel blickte dabei scharf aber ruhig auf Louis Bovillard, der in sich versunken im Fauteuil saß, und die Theetasse mit einem verstohlenen Kuß auf die Hand hinnahm, welche sie ihm reichte. Die

Beiden hätten das Gespräch kaum gehört, auch wenn es laut geführt worden. Wer sich aber wundert, den Legationsrath auch in dem kleinen Kreise zu erblicken, in dem Louis Bevillart ihm gegenübersitzt, dem sagen wir, daß in der Stadt ein Gerücht umlief, daß zwei Cavaliere neulich in der Jungfernhaide ihre Pistolen versucht; es sei kein Blut geflossen, aber einige dürre Zweige wären abgefallen. Was ging Louis der Legationsrath noch an; auch der Legationsrath hatte an anderes zu denken. Er war heut nur auf eine Viertelstunde gelegentlich angesprochen, nachdem die Familie aus dem Thiergarten zurückgekehrt.

„Was geht Sie das an!“ replicirte die Fürstin, ihre Stickerei wieder vornehmend.

„Alles Leben ist ein Traum!“ rief der Legationsrath nach einer Pause.

Die Fürstin hielt die Nadel an: „Fallen Sie nicht aus der Rolle, Herr von Wandel?“

„Welcher?“

„Die Sie die Güte haben, vor sich selbst aufzuführen. A propos, ich bemerke, Sie fangen an wenig zu essen und vom Glase nur zu nippen. Das ist für Berlin zu spät, man kennt Sie einmal als Gutschmecker. Sparen Sie sich die Rolle der St. Germain für Sibirien. Sie können sich dort mit einem Schamanenzauberer associiren. Vielleicht kommen Sie in einer ganz neuen Incarnation nach Europa zurück.“

Wandel bewunderte die Laune der Fürstin und die Farben ihrer Stickerei. Sie stieß halb muthwillig seine Hand fort.

„Mir ist immer bange, wenn Sie etwas anfassen, daß die Farbe ausgeht. Haben Sie nicht wieder eine chemische Tinktur an der Hand kleben?“

„Erlaucht vergessen, daß die Chemie die schönsten Färbestoffe präparirt.“

„Bis sie nicht die Schminke erfindet, die einen Todten lebendig macht, geb' ich nichts auf Ihre Wissenschaft.“

„Sie fordern zu viel. Den Schein des Lebens herzustellen, gilt doch für das höchste —“

„Was sie geleistet hat, fiel die Fürstin ein, und eben darum hasse ich sie. Eine scheinbare Tugend, ein scheinbarer Reichthum, ein anscheinend blühender Staat, und Alles übertünchte Gräber — durch Ihre Chemie. — Was firiren Sie Adelheid's Freund?“

Wandel senkte die Augen: „Hippokratische Züge.“

„Qu'importe! Schmeckt der Blumenhonig den Schmetterlingen darum weniger süß, weil sie nur ein Schmetterlingsleben führen?“

„Der Schmetterling weiß freilich nicht, wie lang sein Lebensfaden ihm zugemessen ist, aber — der Legationsrath beugte sich näher zur Fürstin — aber, ich kann Ihnen nicht verhehlen, man begreift meine erlauchte Freundin nicht. Sie begünstigen das Verhältniß, und thun nichts, ihm eine Zukunft zu sichern.“

„Was heißt Zukunft?“

„Der alte Bovillard ſtellt ſich auf die Hinterfüße. Seit er die Flaſche alten Weins, die ſeinen provencaliſchen Adel enthält, entkorkt, iſt der Duft ihm in's Gehirn geſtiegen. Er will nichts für ſeinen Sohn thun. Mamſell Alltag's Vater iſt eben ſo närriſch von ſeiner neuen Würde benommen. Am Hofe hat man noch einen Degout gegen den jungen Wüſtling. Wenn Niemand etwas für ſie thut! Verſchaffen Erlaucht ihm bei Ihrer Legation eine Stellung, und er — ich meine, er iſt vernünftig genug geworden, um zu wiſſen, was der Begriff Vaterland werth iſt.“

„Haben Sie für nichts Anderes zu ſorgen?“ ſagte die Fürſtin, wieder mit ihrer Arbeit beſchäftigt.

Der Legationsrath griff gedankenlos nach dem Hut. Es kam zwiſchen Seufzen und Gähnen heraus: „Wenn man nur nicht ſo viel Gefälligkeiten übernommen hätte!“

„Und ſich nicht ſo rückſichtslos für ſeine Freunde und Freundinnen opferte!“ fiel die Gargazin ein.

„Spotten Sie nur! Mir wird der Kopf zuweilen wüſt.“

„Dafür haben Sie ja Arkana zur Hand.“

„Die larmoyante Liebelei des Rittmeiſters und der Baronin ennuyirt die Freunde.“

„Les Georges Dandins l'ont voulu.“

„Nun ſoll ich die Platoniker wieder auseinander bringen, oder vielmehr aneinander. Man wünſcht ein

Gezänk, wobei ſie ſich in die Haare geriethen, einen Eclat, einen coup de main, eine Pulverexploſion.“

„Ich auch, ſagte die Fürſtin. Die Luft wird unerträglich ſchwül.“

„Der Mann, der Baron, iſt zu gar nichts zu gebrauchen. Das iſt das Schlimme.“

„Die Baronin ſcheinen Sie ſeit einiger Zeit wirklich in Affection genommen zu haben.“

„Ich?“

„Pardon! Ich vergaß, daß Sie keine Affectionen haben. Geben Sie morgen wieder zur Lupinus.“

„Die unglückliche Frau bedarf des Troſtes.“

„Der Mann wohl nicht?“

„Er iſt in Momenten ſo glücklich. Er kann ſich über das Geringſte, was ſeinen Phantaſieen ſchmeichelt, wie ein Kind freuen. Ein alter Einband, eine neue Lesart, die er entdeckt zu haben glaubt. Auch meine erlauchte Freundin würde ihre Luſt daran haben, denn man kann ſagen, es ſchwebt gewiſſermaßen ſchon die Glorie der Erlöſung um ſeine Stirn. Lange wird er es nicht machen. Da iſt es denn Pflicht ſeiner Freunde, was ſie vermögen, die letzten Augenblicke ihm zu verſüßen.“

„Die Luft im Krankenhauſe ſoll abſcheulich ſein. Nehmen Sie ſich in Acht.“

„Die Geheimräthin iſt zu eifrig in ihrer Pflege, zu excentriſch, um immer die gehörige Vorſicht zu beobachten. Sie erinnern ſich, bei dem Jean Paulfeſte, wie Adelheid beinahe verbrannt wäre.“

Die Fürſtin ſah über die Arbeit ſtarr vor ſich hin: „Es iſt etwas eigenes, das Kapitel von den Sympathieen und Antipathieen.“

„Von den Sympathieen haben wir das corpus delicti vor uns,“ lächelte Wandel, auf das Liebespaar blickend.

„Aber die Antipathieen haben etwas Monſtröſes, ſagte die Gargazin, weil wir ſie mit allem Verſtande uns nicht zu erklären wiſſen. Giebt es einen Gegenſatz zum Magnet, einen Stein, der abſtößt?“

„Feuer und Waſſer miſchen ſich nicht.“

„Das iſt es nicht, was ich meine. Das eine löſcht doch, das andere durchglüht das andere. Aber wer erklärt dieſe innere Seelen- und Körperangſt, die ein vernünftiges Weſen oft vom erſten Erblicken an gegen das andere empfindet? den angebornen Widerwillen, den geheimen Schauder, wo gar kein vernünftiger Grund da iſt?“

„Doch vielleicht der Kitzel zu Paradorieen! Das häßlich zu finden, was Andre entzückt, fordert der Widerſpruchsgeiſt von ſelbſt auf, der gerade begabten Naturen eigen iſt.“

„Warum fürchtet ſich Haugwitz vor Ihnen?“

Wandel ſchien etwas betroffen. Er wollte von dem Unglück ſprechen, von geheimen Feinden verredet zu werden, wo ein Ehrenmann ſich nicht vertheidigen kann, weil ihm die Anklage ſelbſt unbekannt blieb. Das war es nicht, was die Fürſtin meinte.

„Warum hat Louis Vater einen angebornen

Widerwillen gegen die Lupinus? Ich weiß, er hat dieſe Antipathie. Er kann ſie weder ſich noch Andern erklären. Solch eine magiſche Scheu zieht ſich durch's Leben, unzertrennbar von unſrer Perſönlichkeit, wie wir von unſerm Schatten. Was iſt das nun? Ich, von meinem Standpunkte, könnte es mir deuten; aber ich wünſchte Ihre Anſicht zu kennen. Sie Rationaliſt, Ihre Wiſſenſchaft muß wenigſtens vor ſich ſelbſt Alles zurechtlegen können, was in der Natur erſcheint."

Wandel hub an von den ſich anziehenden und den ſich abſtoßenden Kräften, von den Stoffen, die als Wärmeableiter dienen, er ging zur Electricität über und ſtand beim Blitzableiter, ohne daß wir wiſſen, wie weit er ſich in die Wolken, und von ihnen herab wieder in die pſychiſche Welt verſenkt hätte, als ihn die Fürſtin abermals unterbrach. Möglich, daß er nicht ohne Abſicht in die Doctrin ſich verlor, weil er wußte, daß die Fürſtin nie aufgelegt war, Vorleſungen anzuhören, und er in dem Augenblicke noch weniger, ſie zu halten.

„Warum iſt ſie auch mir zuwider?"

„Zwei Sonnen vertragen ſich nicht am Himmel, pflegte man zu ſagen. Aber von Rivalität kann nicht mehr die Rede ſein, wo die eine unterging."

„Wenn ich Ihnen auch zugeſtände, daß ein ſolches Gefühl einmal da war, das iſt es nicht. Es iſt etwas Anderes. Ich kann mit ihr Komödie ſpielen, aber nachher überfröſtelt es mich, wie Jemand

zu Muthe ſein muß, der erfährt, daß er mit einem von der Peſt Inficirten Hände geſchüttelt. Nach jenem letzten Abende erſchien ſie mir im Traum. Ihre koſtbaren Kleider fielen in Lumpen, eines nach dem andern, ihr vom Leibe. Ich ſchrie auf, ich floh vor dem ſcheußlichen Gerippe. Ich war plötzlich aus dem Bette, und es ſtand noch immer vor mir, ja, es dauerte eine Weile, als ich ſchon die Augen mit Gewalt aufgeriſſen hatte, bis es in den Boden verſank. Was iſt das? Erklären Sie's mir."

„Vielleicht die polariſche Attractionskraft der Gegenſätze. Wir träumen das Gegentheil von dem, was wir fühlten, dachten, erlebten, liebten. Das iſt der Inhalt der Traumbücher. Die Geheimräthin iſt immer ſehr gewählt gekleidet, ſie ſpricht und denkt ebenſo, alles Robe und Nackte überkleidend."

„Darum erſchien ſie mir roh, nackt, ſcheußlich! — Wandel, ich möchte Sie einmal im Traum ſehen."

Der Haushofmeiſter war ſchon eine Weile näher getreten, als er ſich jetzt über den Stuhl der Fürſtin neigte und einige Worte ihr in's Ohr flüſterte. Die Fürſtin ließ die Arbeit ſinken; ſie ſtützte den Kopf im Arm. Die verbiſſenen Lippen ſprachen von einer unangenehmen Nachricht. Der Haushofmeiſter flüſterte ſie auch dem Legationsrath zu: „Er iſt eben verſchieden!" — „Le pauvre diable! ſprach Wandel, die Achſeln zückend. Hat er noch viel gelitten? Ich meine, hat er noch wie neulich

phantasirt?" — „Er warf sich noch einige Male unruhig, kreuzte sich, wiederholte den Namen der Fürstin, japste ein paar Mal auf, als wollte er etwas sagen. Solchen Kutscher kriegen wir nicht wieder!" hatte der Hausbofmeister erwiedert

„Warum mußte auch jetzt grade diese Störung kommen!" sagte der Legationsrath und beugte sich über den Lehnsessel der Fürstin.

„Wissen Sie, theuerste Freundin, mich schaudert — doch zuweilen vor der Leibeigenschaft."

Sie blickte verwundert zu ihm auf.

„Ihre beredte Vertheidigung hat mich allerdings von der Naturnothwendigkeit des Institutes überzeugt. Ich erkenne, welche unaussprechliche Wohlthat sie für diese Geschöpfe, Familien, ja diese ganzen Völkerschaften ist, die sich über ihre Naturdumpfheit nicht erheben mögen. Ja, es ist ein berauschendes Gefühl für die von Gott dazu Erwählten, für diese Armen, Verlassenen, Urtheilunfähigen ihr Alles zu sein, Vater, Mutter und Vormund, für sie zu fühlen und zu denken, die Sorgen für unser eigen Wohl hintanzusetzen, um für Hunderte und Tausende von Seelen zu sorgen, welche die Vorsehung in unsre Hand legte. Von dieser Seite erscheint auch mir die Institution eine wunderbare, heilsame, aber der Excess der Gefühle von der andern Seite hat doch etwas Bedenkliches."

Sie verstand ihn nicht.

„Was hat diesem Menschen den Tod gebracht,

nachdem er in der Genesung so vorgeschritten, der Arzt hatte zuversichtlich seine völlige Heilung versprochen, als die Angst, Gewissensbisse kann man sagen, daß er so lange nutzlos liegen mußte, ohne die Güte seiner Herrin durch seine Dienste erwiedern zu können. Wie durchzückte es ihn, als er hörte, daß Eure Erlaucht einen Berliner Kutscher interimistisch angenommen. Er biß sich in die Lippen und ballte die Hand, daß ein Anderer, ein Fremder, seine geliebte Herrin fahren sollte. Wir verbargen es Ihnen, er sprang nachher heimlich auf, kleidete sich an, und war schon auf dem Wege nach dem Stall. Wir kamen noch zur rechten Zeit. Als man ihn wieder in's Bett brachte, überfiel ihn der Paroxysmus; er phantasirte nur von Peitsche und Pferden, er umklammerte sein Kopfkissen, wie man Einen erwürgt, und nannte es Christian. Nenne man es Eifersucht, Brodneid, es war etwas Edleres, meine ich, aber von da ab gab der Doctor die Hoffnung auf. Es thut mir leid, von einem Todten es zu sagen, aber der Mensch hat sich selbst umgebracht. Ein Selbstmord aus Pflichtgefühl. Diese Excesse des Gefühls, Sie mögen mich darum tadeln, aber ich kann sie nicht gut heißen. Etwas Egoismus ist jeder Creatur nothwendig, oder sie hört auf zu existiren. Selbsterhaltungstrieb und einige vernünftige Ueberlegung wären Sie auch Ihren Leibeigenen einzuimpfen ihnen und sich selbst schuldig."

Die Fürstin warf ihm einen dankbaren Blick zu.

für mich noch immer die beste Erklärung und Beschreibung zugleich. Und nur die Göttinger macht darin eine Ausnahme, daß man sie auch gern *besieht*, freilich aber nicht der Bücher wegen. Ein Gothisch gewölbtes Kirchendach erregt nun nicht die Aufmerksamkeit in der Upsalenser, dagegen sind, außer den Manuscripten und Folianten, auch einige Raritäten vorhanden, auf welche der Bibliothekar die verzweifelnde Langeweile solcher Besuchenden verweisen kann, welchen selbst der Anblick von Folianten Entsetzen erregt. Ein kunstvoll ausgelegtes, bebildertes und befächertes Spinde ist ein Geschenk der Stadt Nürnberg an Gustaf Adolf, und könnte der Nürnberger Schnitzarbeit in Schweden Ehre bringen. Einige Zierathe sind wirklich überraschend und mehrere Gemälde nicht ohne Kunstwerth in ihrem Genre; auch kann der Reisende, der in Dresden schon im ersten Zimmer des Kunstkabinets vor Ermüdung einschläft, in Schweden eine solche Einzelnheit wohl mit Vergnügen betrachten. Interessanter blieb mir aber doch das Pülverchen mit veritabler Asche des berühmten Griechischen Generals Achilles, welches Madam Palin der Bibliothek aus Constantinopel

Es giebt Momente, wo ein Kluger von einer groben, handgreiflichen Lüge angenehmer berührt iſt, als von einer feinen, die wie ein lauer Abendwind ſich als Wahrheit in ſein Herz zu ſchmeicheln ſucht. Ihr zweiter Blick war auf die Andern gerichtet; aber ſie waren ſchon verſchwunden. Es war ihr lieb: „Adelheid darf nichts davon erfahren," ſprach ſie, zum Hausbofmeiſter ſich umwendend.

„Sie ſind nun ganz d'accord, wie Sie es wünſchen?" warf der Legationsrath hin.

„Heut im Thiergarten ſcheint die letzte Scheidewand gefallen."

„Welche?"

„Die Affection für ihren Lehrer. Sie haben Recht, Wandel, es giebt auch Exceſſe einer geiſtigen Leibeigenſchaft."

„Ich hielt dieſe für überwunden ſeit jenem Abend."

„Das Bekenntniß der Liebe ſtöhnte noch immer unter den Fußklammern des Gewiſſens. Was der Menſch ſich ſelbſt quälen kann! Sie hat ihm bekannt, wen ſie um ſeinetwillen geopfert, das hat einige Thränen, Schluchzen, platoniſche Herzſchläge verurſacht, denn die Rivalen waren Freunde, aber ſie ſind auf gutem Wege."

Des Hausbofmeiſters Verbeugung war eine Frage, welche die Fürſtin verſtand.

„Wollen Sie mit mir — den guten Paulowitſch ſehen?" fragte die Fürſtin den Legationsrath.

Wandel ſchien ungewiß, welche Antwort ſie erwartete: „Man hat es der Geheimräthin Lupinus verdacht, daß ſie die Leiche ihres Dieners wie die eines Familiengliedes pflegte und ſchmückte. Es iſt hierorts nicht Sitte.“

„Man muß ſich in die des Ortes fügen, ſagte befriedigt und laut die Fürſtin, und richtete den Blick nach oben. Ich werde den treuen Paulowitſch noch oft ſehen. Den irdiſchen Qualen enthoben, ſchwebt ſein verklärter Geiſt in die Räume des Lichtes. Ob es da Hohe und Niedere, ob Herren und Leibeigene giebt, ob wir Alle wie Atome in der Seligkeit verſchmelzen, die nichts Geſondertes duldet, Alle Accorde in dem großen Hallelujah, Glockentöne in der ewigen Harmonie!“

Sie ſprach es, ſich ſelbſt anregend, mit ſilberreiner Stimme. Aus dem andern Zimmer reſpondirte das Klavier, in Phantaſien, die der Stimmung entſprachen; ein ernſter Grundton, wie das Wogen des Meeres, aber wie Schaumwellen ſprützte die Freude dann und wann auf. Es war Adelheid.

Wandel hatte, um der Stimmung auch zu entſprechen, die Hände vor ſich gefaltet. Als die Fürſtin es bemerkte, trat ſie an ihn und riß ſeinen Arm zurück: „Das ſollen Sie nicht. Sie können gehen.“

Er ſchien einen andern Befehl erwartet zu haben, aber mit einer ſpitzen Stimme wiederholte ſie: „Gute Nacht, Herr von Wandel, ich will im Thomas a Kempis leſen. Die Lecture intereſſirt Sie nicht.“

Als der Legationsrath langsam die Hintertreppe hinunter über den Hof ging, sah er auf dem Balcon, der nach dem Garten führte, Louis Bovillard auf einer Bank ruhend. Unter Myrthen- und Orangenstöcken schien er, den Kopf im Arme, auf die Töne im Zimmer zu lauschen. Oder auch nicht. Als der helle Mondenstrahl, hinter einer Wolke vorkommend, auf sein Gesicht fiel, wäre der Beobachter vor dem finstern Ausdruck erschrocken, wenn es in Wandels Art gelegen hätte, zu erschrecken. Er dachte, mit einem schlauen Blick auf den dunkeln Garten, wohin eine leichte Treppe vom Balcon führte, das ist ja ein betrübter Anfang zu einer Wonnescene, als mit einem letzten Aufschlag das Spiel endete und der Klavierdeckel zufiel. Wandel empfand so wenig ein Interesse, das zu belauschen, was auf dem Balcon vorgehen würde, als für die Pensees der Fürstin bei der Lecture des Thomas a Kempis, oder bei den Gedanken, die über das Buch hinwegflogen: „Groß ist Salomo! sprach er, die Hofthür hinter sich zudrückend. Unter der Sonne geschieht nichts Neues. Und das Mirakel ist nur, daß sie um dasselbe Elend immer wieder von vorn anfangen!"

Nur die Nachtvögel hörten das Liebesgeflüster unter den Myrthen und Orangen. Der Mond begleitete es durch die Laubengänge des Gartens. Er lächelte nicht, er seufzte nicht; auch er hörte ja nur, was er durch Tausende und Tausende von Jahren gehört. Er kennt die stille Sprache des sanften Hände-

drucks, was der Athemzug sagt, was die Locke spricht, die sich auf die Schulter senkt, wofür der Hauch aus der tiefen Brust keine Worte findet. Der Mond kennt alle Sprachen der Welt von Anbeginn, und weiß, daß keine ausreicht, um den Gefühlen der Liebenden Worte zu geben, nachdem sie Alles gesungen und gesagt, was sich singen und sagen läßt.

Es waren keine Mondscheinsgedanken, die durch die verschlungenen Hände und Arme von Herz zu Herzen vibrirten. Es waren aber auch nicht Stürme, nicht Blitze, die aus Vulkanen zücken. Die Liebenden schwebten auf den geglätteten Wegen, wie abendlich ein Nachen über den spiegelglatten Fluß zum Ufer schwebt. Aber vorher, als die Sonne noch hoch stand am Himmel, hat der Kahn, unter Gesang und Rudergeplätscher, mit Wind, Sonnenbrand und der bewegten Fluth gekämpft. Davon ruhen sie jetzt aus, schweigend, es ist eine Stille, dem Verständniß, der Erinnerung geweiht. In den einsamen Gängen des Thiergartens erst hatte Louis erfahren, wem er sein Schönstes geraubt. Es war eine Gewitterwolke am klaren Horizonte; aber der dunkle Schatten, der auf seine Stirn fiel, zeigte die Gegend ringsum nur um so lachender. Welche Bekenntnisse entlockte er der Geliebten! Darum ihre Kälte, Scheu; und nun hatte ein Wort sie freigegeben, Alles gelöst, sie wollte ihm Alles geben, was sie so lange ihm vorenthalten. Und was hatte er denn dem Freunde geraubt? Sein Schönstes, ja, aber nicht sein Alles. Hatte nicht

Adelheid gestern einen Brief empfangen von Walter, einen freundlich heitern, eine Urkunde war es, worin er das ihm anvertraute köstliche Gut, wie er es nannte, der Eigenthümerin zur freien Disposition zurückstellte. Mit welchem Scharfsinn hatte er auseinandergesetzt, daß er nie ein Recht darauf gehabt, daß es höchste Undankbarkeit sei, was die Dankbarkeit im überströmenden Gefühl des Augenblicks auf den Altar legt, als verfallen anzunehmen, als unwiderrufliches Eigenthum. Hatte er nicht klar auseinandergesetzt, daß er nicht die Eigenschaften besitze, um Adelheid so glücklich zu machen, wie sie verdiene, dahin, in die glänzenden Höhen sie zu führen, wozu ihre Schönheit, Natur, die sichtliche Fügung des Himmels sie bestimmt. Er sei ein stiller, sinnender Mann, sie berufen zu glänzen. Sein Verdienst wäre vielleicht, daß dieser Glanz ein echter werden müsse, daß er sie gehütet vor dem Flitter und Schimmer, daß er die Hochgefühle einer deutschen Jungfrau in ihr geweckt; darauf sei er stolz; aber hatte er sich nicht zugleich angeklagt, daß er diese Ueberzeugung gewaltsam unterdrückt, daß er so lange sich getäuscht, daß er, schon mit dem Bewußtsein, wie ihre Liebe nur Achtung sei, ein Pflichtopfer, sich fort und fort getäuscht, es könnten doch andre Gefühle für ihn zum Durchbruch kommen, und daß nicht ein freies Opfer von seiner Seite, sondern erst ein Zufall, ein Impuls des Momentes, die lange Kette des Truges gesprengt habe? Und hatte er nicht endlich versichert,

auch er fühle sich jetzt frei, glücklich, sie dürfe um ihn nicht sorgen, denn er sei nun zurückgegeben der heiligen, ernsten, höchsten Pflicht des Mannes, ganz seinem Vaterland zu leben.

Mit Begeisterung hatte Adelheid den Brief vorgelesen, dort auf der unter Brombeeren und Hambutten versteckten Birkenbank, während der Wagen der Fürstin langsam auf der Chaussee auf und ab rollte. „Nun bist Du doch zufrieden," hatte sie gesprochen, und mit der Hand die Falten aus seiner Stirn geglättet. Er hatte geschwiegen, und seine Zufriedenheit in einem Kuß auf ihren Arm gehaucht.

Jetzt fuhr sie wieder mit der Hand über seine Stirn: „Kalt und feucht! Die Abendluft könnte Dir schaden!"

Die Nachtvögel zeigten ihnen den Weg. Sie flatterten, an die hellen Scheiben der Glasthür die Köpfe stoßend. Trüb brannte das Licht im kleinen Gartenzimmer. Sie hatten sich noch so viel ohne Zeugen zu sagen. Es war still im Hause, nur aus dem Souterrain tönte dumpfes Geflüster der Leute, die Fürstin saß in ihrem Armstuhl und hörte über den Thomas a Kempis nicht, wie Adelheid durch die Thür blickte. Aber als sie zurückkehrte, hörte auch Louis nicht ihr Kommen. In sich zusammengesunken, saß er auf dem kleinen Kanapee. Es war nicht die Erwartung, von der der Dichter gesungen.

Erst ihr Arm, der sich sanft um seinen Nacken schlang, erweckte ihn.

„Noch immer — Walter! Ist das recht!" sprach sie.

„Der iſt glücklich!“ ſeufzte Louis.

„Glücklich!“ Sie blickte ihn vorwurfsvoll an.

„Iſt's die Lerche nicht, die in den Morgennebeln nach der Sonne ſteigt. Iſt's der Träumer nicht, der die ganze Menſchheit an die Bruſt ſchließen möchte! Ich möchte ſie lieber erwürgen!“

„Sprich nicht ſo. Das iſt der Reſt Deiner Krankheit.“

„Vielleicht ein anderer Reſt! — Er blickte ſtarr vor ſich nieder. Bin ich nicht ein Feuerbrand, beſtimmt, was er anrührt, zu zerſtören! Sie hatten's mir verhehlt, aber ich erfuhr es, als ich geboren ward hab ich meine Mutter umgebracht. Der Zerſtörungstrieb war die Mitgift an meiner Wiege, und hat ſie nicht in meinem Leben luſtig gewuchert! Meinen Vater — doch davon ſtill. Ich ward ein wüſter Menſch auf der Univerſität, nicht ganz ſo ſchlecht als Andere, aber indem ich gegen die Schlechten losging, ward ich ein Störenfried unter den Guten. Die Guten ſagen, um das Leben gut zu machen, muß man ſich vertragen lernen, auch mit dem Schlechten. Ich habe es nie gelernt. — Ich habe in's Leben gegriffen. Ich wollte Niemand vernichten, und wie Viele habe ich zertreten. Kennſt Du denn mein Leben, Adelheid? Soll ich das Alles herausziehen aus dem Sumpfe, denn zwiſchen uns muß Wahrheit ſein. Wie ſie mich aus den Häuſern geſtoßen, auf der Straße mir ausgewichen, mit den Fingern auf mich gezeigt, bis —“

„Bis Du Dich selbst aufrafftest!“

„Nein, bis ich auch Dich in's Verderben riß — damals — bis ich auch den einzigen, den treusten, wahrsten Freund nun um sein Heiligthum betrügen muß. Was ich berühre, opfere ich. Soll ich es hinnehmen, wie die Götter der Alten an dem rauchenden Blut der ihnen geschlachteten Menschen sich weideten! Was ist's denn in mir, frage ich, dies düster glühende Auge, das Zucken meiner Lippen, der nie gestillte Durst meiner Seele, daß mir das Beste, Köstlichste aufbewahrt ist! — Nun ich sich bin trostlos hinter mir, trostlos vor mir, willst Du blühendes, junges, reines Leben Dich an den morschen Stamm ranken, ich soll, muß Dich zerstören, weil Du mein bist. — Ja, Walter hat Recht, nicht für ihn, aber Du bist auch nicht für mich.“

„Für wen denn?“ sprach sie, und der Ernst, der aus Louis Worten hauchte, schien plötzlich auf sie übergegangen. Aber Louis Ernst war ein düsterer, ihre Worte waren ein sonorer Metallklang. Er hatte es nicht gesehen, wie sie in krampfhafter Erschütterung den Arm von seiner Schulter zurückgezogen hatte, und das Gesicht mit beiden Händen bedeckte. So setzte sie sich in die andere Ecke des Sopha's, und eine Pause trat ein.

„Weinst Du? Habe ich Dich gekränkt, Adelheid?“

„Ich weine nicht, sagte sie im selben Tone, und Du kannst mich nicht beleidigen. Ich dachte nur über mein Schicksal nach, und — bei Deinen

Worten brach es heraus, ach, von so lange her! Louis, das Schicksal schleudert mich ja in Deine Arme. Was würde ich denn, was bin ich? O mein Gott, es ist schrecklich, wenn die Binde so mit einem Mal von den Augen fällt!"

„Du bist die gefeierte —"

„Puppe von — ich weiß nicht wie Vielen. War ich denn nicht herausgerissen aus dem Schooß meiner Familie, dem Glück, der Bildung, für die ich geboren war, haben sie nicht Alle an mir gearbeitet, mich zu erziehen, der Eine so, der Andere so, um aus mir zu machen, was ich nicht war, um mich zuzustutzen zu etwas, sie wußten selbst nicht, was, aber ihr Ziel haben sie Alle erreicht, die vielen Künstler, ich bin wie der Vogel, den man aus dem Neste nahm, und buntes Gefieder ihm anklebte. Die, denen das Gefieder gehört, erkennen ihn doch nicht an, sie spotten still über den Eindringling, aber zu den Seinen darf er auch nicht zurück. Er gehört da nicht mehr hin."

„Welche Phantasieen, meine Adelheid!"

„Ich sehe nur zu klar, und nur zu lange ließ ich mich von der süßen, eitlen Gewohnheit einschläfern, daß ich die Augen nicht aufschlug, daß ich die Stimme nicht hörte, die im Innern immer deutlicher rief. Jenes abscheuliche Weib — o sie war noch die Beste, sie wollte mich nur einfach verderben; da war ich unschuldig; wie der Vogel, der aus dem Neste flattert, fiel ich in das Netz, das sie aus-

gespannt. Aber die Andre, o mein Geliebter, ich fühle das Gift, daß sie in meine Adern sprützte, es schleicht noch jetzt, es zehrt noch."

„Die Geheimrätin wollte Dir wohl!"

„Sie will, sie kann Niemand wohl wollen, glaube es mir, Louis. Sie hat kein Herz; darum wird ihr unwohl, wo ein Herz warm schlägt. Ich las von einem Gespensterthier, das Nachts sich auf die Schlafenden legt und das Blut ihnen aussaugt. Sie saugt auch das Blut aus, mit ihren spitzen Reden, ihren spitzen Blicken. Ich wäre schlecht geworden, Louis, das fühle ich, ich ward schon eine Andre, wie ein in Eis getauchtes Tuch warf sie's um die Brust, wenn edlere Empfindungen aufzuckten."

„Was wollte sie mit Dir?"

„Martern will sie, sie muß martern, was glücklicher ist. Sie konnte den Kanarienvogel quälen, wenn er zu lustig schmetterte; sie beneidete das arme Thier im Käfig, sie marterte ihre Domestiken, ihren Mann, sich selbst auch, wenn sie sich ertappte, daß sie lebhafter gewesen, als sie scheinen wollte. O Liebster, es ist entsetzlich, wenn ich daran denke, ein Traum, und mich schaudert, er ist vielleicht noch gräßlicher, als ich zu träumen wagte!"

„Und alle Welt bewundert sie."

„Die Welt hat Recht. Diese Frau und dieser Mann dazu —"

„Welcher?"

mitgebracht hat. Im äußersten Zimmer, unter silbernem Verschluß, ruht der weltberühmte Codex argenteus des Ulfilas. Von der Geschichte des Pergaments allein läßt sich bekanntlich ein Roman schreiben. Jetzt wird man zu ihm nur, wie zu einem Allerheiligsten, nachdem man alle Vorhallen stufenweise durchlaufen, hingeleitet. Der einsam stehende Tisch, das stark vergitterte Fenster, die Miene des Bibliothekars, die Positur des Wachtmeisters an der Thüre, alles deutet auf das Ungewöhnliche. Nun öffnet sich das Kästchen, das gewichtige Buch wird herausgenommen und jedem Reisenden ist es vergönnt, eine Pagina sanft mit dem Finger zu streicheln. Eine solche Berührung läßt einen unbeschreiblichen Eindruck zurück. Doch auch das kritische Gemüth hat es mit einem solchen zu thun, denn während die Farbe der Buchstaben fast schon ganz verloschen ist, kann man sie, vermöge eines Eindrucks in das rothe Pergament, noch immer fühlen, was der Phantasie freien Spielraum läßt, die ersten Anfänge der Buchdruckerkunst schon in die Zeit der Gothen hinauf zu versetzen. Nicht weit von dem silbernen Codex steht ein anderer geheimnißvoller Kasten, versehen mit vielen

„Der Legationsrath. — Sie sind beide — hohl, verrathe mich nicht, Louis, ausgehöhlte Gespenster. Sie haben alles menschliche Gefühl aus sich gesogen, gepreßt. — „„Man muß die Empfindungen und Regungen, die uns stören, aus sich heraus destilliren,““ hörte ich ihn einmal sagen, und das haben sie, sie haben daraus präparirt die schöne Glätte, den glänzenden Firniß, den die Welt bewundert.“

„Mein Gott, woher kam Dir die Erkenntniß?“

„Weiß ich's? Sie hielten mich für das Schooßkind, das man ausputzt, in den Armen schaukelt, mit Glanz und Süßigkeiten nährt, von dem man alles Unangenehme fern hält, auch die Gedanken — und die Gedanken kamen doch, von selbst — ich war unaussprechlich unglücklich!“

„Dich mißhandelt?“

Sie nickte: „Es waren unsichtbare, feine Geißelschläge, die Luft fühlte sie kaum. Wie ein feiner, ätzender Staub auf die Lunge geworfen.“

„Und Du mußtest es dulden?“

„Wie schließt man das Auge vor dem Zücken des Blitzes, das blaue Licht schießt durch die geschlossenen Lider. — Ich mußte es dulden, ohne ihr entfliehen zu können, und es war mir auch nicht erlaubt zu klagen. Und ich mußte immer lügen — lügen von unermeßlicher Dankbarkeit; wenn ich es nicht ausgehalten wäre ja das Urtheil der Welt über mich zusammengebrochen —“

Er warf, die Hände faltend, sein Gesicht in ihren Schooß: „Und daran war ich schuld!“

„Nein, klage Dich nicht an. Es war eine Kette von Beſtimmungen. Aber untergegangen wäre ich in der Lüge, das fühle ich. Je größer ſie ward, ſo kälter ſchlug's mir an's Herz."

„Gott ſei Dank, eine Frau, die warm fühlt, nahm Dich zu ſich."

Adelheid war aufgeſtanden. Sie ſchüttelte den Kopf. Eine hohe Röthe überzog ihr Geſicht, als ſie ſich zu ihm umwandte, die Hände ſanft auf ſeine Schultern legte und ſeine Augen küßte:

„Laß uns davon nicht ſprechen, Liebſter."

„Du zweifelſt an der Güte der Fürſtin?"

„Meine Augen wurden geöffnet, wunderbar klar liegt es vor mir; Blicke, um die mich Niemand beneiden darf. Das iſt die entſetzliche Schule der Lupinus. Nein, mein Geliebter, laß uns davon ſchweigen."

„Auch hier nicht glücklich?"

„Ich werde glücklich, denn ich werde wieder ich ſelbſt."

Er blickte ſie fragend an.

„Bin ich denn mehr, als ich dort war! Da wollte man den ſeltenen Vogel in ein Bauer ſperren, dort flatterte ich an einer unſichtbaren Kette, hier läßt man mich frei fliegen, weil man weiß, ich kann nicht entfliehen. Ich habe ja kein Haus, wohin. Eine Leibeigene bin ich, nicht anders als die da unten auf den Bänken ſchlafen müſſen. Jeden braucht man, wozu er gut iſt, und ſo lange er dazu gut iſt. Mich

staffirt man aus mit allem Glanze, so lange es sich lohnt. Wenn ich nicht mehr hübsch bin, nicht mehr singen, Musik machen, nicht mehr tanzen kann, nicht mehr muntere Antworten gebe, nicht mehr die Herzen entzücke, dann wirft man mich fort wie jedes andre unnütze Werkzeug. Sie hat so wenig ein Herz für mich, als die Lupinus. Und die Andern! Sehe ich denn nicht, wie man mich abschätzt? Gehöre ich zu diesen Erwählten? Fühle ich nicht unter ihren Complimenten und schmeichelnden Reden heraus, was ich ihnen bin, was ich ihnen wäre ohne den geliehenen Lustre? Rümpfen diese vornehmen Damen nicht die Nase, wenn ihre Töchter mich einladen, mich mit ihren Freundschaftsversicherungen überschütten? Zittern die Mütter nicht, wenn die Söhne mir zu viel Aufmerksamkeit erwiesen? Nahte sich mir denn mit ernster Absicht in der langen Zeit nur ein edler Mann aus diesen Kreisen? Herr von Fuchsius ist ehrlich genug: er trat bald zurück, weil ich kein Vermögen besitze. Die Andern sagen es nicht, aber ich lese ihre Gedanken. Mitten im Zauberwirbel der Geselligkeit, der Pracht und rauschender Lust, bin ich eine Fremde, mitten in den Schaaren, die mich umdrängen, eine Gemiedene. „Wer wird sie denn nehmen!" hörte ich eine vornehme Dame zu einer andern flüstern, nachdem sie vorher nicht Worte genug gefunden, mir Schönes zu sagen. „Sie ist doch nur eine Gesellschafterin, erwiederte die Andre; ein vornehmer Lockvogel." — „Und mit solchen Ballschönheiten geht's

bald zu Ende.“ — „Dann kommt zuletzt doch noch Einer, der erste Beste, setzte die Andre tröstend hinzu. Und unter der Haube ist unter der Haube.“

„Warum hört Adelheid auf das Geschnatter!“

„Weil ich es hinter ihrem geschlossenen Munde lesen würde. Ja, ich bin eine Gebrandmarkte — erschrick nicht, Louis, vor dem Wort, es ist nicht so übel, es sind viele Bessere als ich, ich könnte zuweilen sogar stolz darauf sein. So stolz, daß ich auch meine Gleichen suche. Brauchst Du noch Beruhigung um Deinen Freund, so wisse, ich hätte jetzt Waltern nicht mehr die Hand gereicht. Er war mein Mentor, mein Schutzengel, er hob mich, ihm danke ich, daß ich nicht unterging in dem Sumpfe; aber nun steht er mir auch so hoch da, daß ich den stillen, reinen Strom seines Lebens durch meine Berührung nicht trüben, nicht stören darf und will. — Du bist mein Retter. Wir haben uns nichts vorzuwerfen, wir sind beide Fremde, Mißverstandene, Gemiedene, Ausgestoßene, und unsre Herzen schlagen zu einander. Das hinter uns lassen wir ruhen, und blicken — wir flüchten beide — in eine bessere Zukunft.“

„Wie Du selbstquälerisch Dich erniedrigst, sprach er, ihre Hand an sein Herz drückend. Wenn der gerechte Richter die Wage hält, ist die Schwere Deiner Schuld wie die Flaumfeder, die in der Luft sich wiegt.“

„Die Welt ist kein gerechter Richter; sie wägt

auch nicht die Schuld, sie wägt nur die Verhältnisse ab. Auch der gerechte Richter fragt, was ich bin, nicht was ich hätte sein können. Was bin ich denn! Nicht hier, nicht dort eine Wahrheit! Ein halbes Kind, herausgerissen aus dem elterlichen Hause, lernte ich tänzeln, ehe ich gehen konnte, Komödie mußte ich spielen, ehe ich von dem etwas wußte, was ich spielen sollte. Ehe ich eigen gedacht, empfunden, gelebt, lernte ich reflectiren. Die schlichte Bürgerstochter, plötzlich gestoßen in Kreise der ersten Geister und der vornehmen blasirten Menschen, mußte ich Angelerntes hersagen. Louis, erschrickst Du nicht, wie ich rede! Ist das die natürliche Sprache eines zwanzigjährigen Mädchens! Soll, darf sie reflektiren, wie ein Mann, der die Lebensschule durchgemacht hat! Ich erschrecke oft vor mir selbst; ich schaudere, wenn ich in den Spiegel sehe. So haben sie mich heraufgeschraubt zu einem unnatürlichen Dasein. Ich frage mich oft in Stunden der Verzweiflung: kann mich wer so lieben? wer sich mir vertrauensvoll hingeben? Statt eines kindlichen Mädchens eine, die die Schlechtigkeit der Menschen im tiefsten Grunde kennen gelernt —"

„Aber unberührt von ihr blieb. Deine schöne Natur hat gesiegt."

Sie strich ihm die Locken aus der Stirn: „Sei ehrlich! Wäre es Dir nicht lieber, wenn ich ein Kind wäre, das arglos, neckisch, vertrauensvoll sich in Deine Arme würfe? So zerdrücke ich oft eine stille Thräne, wenn ich im Hause bin, wo ich nicht

mehr zu Hause bin, wenn die jüngern Schwestern mich mit neugierigen Fragen bestürmen, über die ich lächeln muß. Wäre ich wieder so! ruft es, aber ich möchte doch wieder nicht so sein, ich könnte nicht wieder so sein, — es ist eine Kluft gerissen, und ich gehöre nicht hierhin, nicht dorthin. Das ist der Fluch —"

„Nicht Deiner Schuld."

Sie blickte sinnend vor sich und schüttelte langsam den Kopf: „Wenn mein Herz blutete und springen wollte unter der schillernden Maske, log ich nicht, indem ich nicht aus der Rolle fiel? Mischte nicht da etwas Falschheit sich unwillkürlich in mein Denken und Thun? Ich log mir Entschuldigungsgründe vor. Die Phantasie ist unerschöpflich. Ich log mir vor die Vortrefflichkeit meiner zweiten Mutter, der Gesellschaft, der Welt, bis es nicht mehr ging, bis das Bewußtsein herausplatzte. War es keine lange Lüge, die ich auch mit Dir gespielt? Schon da an dem schrecklichen Orte! Dein Blick hatte mich verwundet, aber die Wunde that nicht weh. Hatte sich Dein Gesicht mir nicht eingeprägt! Es durchschauerte mich mit Angst, als Du mich verfolgtest, aber es war eine bange, süße Angst, bis an jenem Abend, wo Du —"

„Da schon! Entzückendes Bekenntniß!"

Sie nickte, die Hände vor'm Gesicht. „Ja, da schon, wie ich Dich mit kaltem Mitleid von mir stieß, Dir verzieh unter der Bedingung, daß Du

mich nicht wieder sähest, als ich Dir sagte, ich könne Dich nie lieben, es war schon eine Lüge. Ich preßte das Feuer mit aller Gewalt in die Brust zurück. Ich log mir vor, daß es nur Mitleid sei, daß ich Dich verabscheue, und ich log weiter. Es war die Angst vor Dir, vor mir selbst, ich wollte mich retten aus dem Strudel, aus dem Hause, Selbstsucht war's, als ich an Walters Brust bekannte; ja es war Liebe, aber nicht ihr Sonnenschein, ein süßes Mondenlicht, die Liebe der Achtung, der Dankbarkeit, der Bewunderung. Jahre sind über diese Lüge hingegangen, sie machte mich bitter, unzufrieden, ich mußte mich selbst verachten, und — ist das keine entsetzliche Schuld, daß ich zwei Jahr das Lebensglück des edelsten Mannes erschüttern mußte. — Schuld gegen Schuld, Geliebter, wir haben beide zu büßen und gut zu machen. Einer muß sich am Andern stützen, aufrichten, — Einer dem Andern Muth zusprechen. Das Leben hinter uns begraben wir und fangen beide ein neues an."

Achtzehntes Kapitel.

Der Weg zum neuen Leben.

Von der düster brennenden Kerze war ein verglimmendes Dochtstück nach dem andern gefallen; hier ohne Schaden auf die Marmorplatte des Tisches. Auch war es nicht dunkel im Zimmer, der Mond und das dämmernde Morgenlicht erhellten es. „Das ist mein Vaterland," murmelte Louis, in das Licht starrend.

Adelheid fühlte wunderbare Kraft; er schien zerknickt. Mit wie leuchtenden Blicken er auch ihren Reden zugehört, das Leuchten verschwand allmälig, das Auge ward matt, ein wehmüthiges Lächeln spielte um seinen Mund, und die Augenwimpern senkten sich wie die eines Einschlummernden.

Und sie hatte doch, eine begeisterte Prophetin, gesprochen. Den Weg zum neuen Leben hatte sie ihm gezeigt — es gab nur einen — das Vaterland.

Die angebornen Bande knüpfe fest.
An's Vaterland, an's theure, schließ Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst Du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt

Und das eine Vaterland war ein größeres geworden. Es war nicht heut erst der Gegenstand ihres Gesprächs. Warum hatte Louis immer durch ein stilles Nicken, was eben so gut dem schönen Munde und den schönen Worten galt, geantwortet? Er seufzte tief auf:

„Wo ist denn Deutschland?"

„Ich spreche nicht von dem Traum hinter uns, Lieber, sagte sie lächelnd, nicht vom Kyffhäuser und der Kaiserherrlichkeit. Du requirirst Dich darüber. Das deutsche Vaterland liegt *vor* uns —"

„Das Walter Dir malte," unterbrach er.

„Walter und Hunderte und Tausende, unsere Edelsten!"

„Was in der eignen Brust des Schwärmers lebt, überträgt er auf die Millionen Creaturen, in denen nichts lebt, als der Gedanke, wie sie morgen satt werden."

„Als wüßte ich nicht, wie Du voriges Jahr in edler Begeisterung selbst Deinen Vater aufwecktest!"

„Damals! Seitdem — Gieb die Hoffnung auf. — Dies Volk erwacht nicht wieder, es ist kein Volk. — Deutschland ist ein Traum der Dichter!"

„Und eben floß Palm's Blut dafür. Es raucht zum Himmel.“

„Und ist übermorgen vergessen.“

„Ueberall knirscht die verhaltene Entrüstung. Greise, Knaben, schwache Frauen, kannst Du ihre Stimmen verleugnen, die Thränen der Wuth, die am stillen Heerde geweint werden!“

„Ich hörte sie, ich sah mehr als Du; sie schnitten Pfeifen aus dem Rohr, mit den Trompeten sollten sie's aufnehmen, sie sprangen auf die Bänke, Einige, und ihre Fäuste zerdrückten in der Luft den Eroberer; die Andern brüllten dazu und stampften das Seidel auf das Brett. Wenn man uns nur ruft! Pamphlete über Pamphlete, von den Kanzeln donnerte es, Schmähworte, Verwünschungen — heute! — Uebermorgen sah ich sie wieder, er war als Sieger eingezogen. Sie hatten die Dächer ausgehoben, ihn zu sehen. In den Schänken war auch nur eine Stimme — der Bewunderung: die herrlichen Bärenmützen, die Bärte der Sapeurs, nein, das war ganz anders als bei uns. Die Einquartierung so liebenswürdig, sie hatte nicht den Teller zum Fenster hinaus geworfen, sie hatte ein Kind auf den Armen gewiegt; o es waren prächtige Menschen, verleumdet, sie hielten Mannszucht. Die Jungen, die die Pfeifen geschnitten, machten ihre Exercitien nach. Wo gab es bei den Deutschen einen Tambour-Major!“

„Das ist ein Pasquill auf den Pöbel überall.“

„Der in Frankreich war ein anderer O, die

Schlössern und Siegeln. Er enthält ein Testament Gustaf's III, welches erst, nach dem Willen des Erblassers, in mehreren Jahren eröffnet werden darf. Das Tagebuch Erich's XIV, voll wissenschaftlicher Bemerkungen des sehr unterrichteten Königs und vielen astronomischen Zeichen, wird ebenfalls in dem Zimmer aufbewahrt. Mit Entsetzen bemerkte ich mitten unter diesen Denkmälern Schwedischer Gelehrsamkeit, daß ich von der eigenen etwas eingebüßt hatte; denn als ich einer Engländerin einige Erklärungen des Bibliothekars zu übersetzen mich bemühte, verwandelten sich die Englischen Worte in Schwedische, solchen Einfluß auf das Gemüth hat das bloße Ansehn einer Bibliothek.

Die Ferien dauern in Schweden länger als bei uns, und von Studenten sah man nur hie und da ein ernstes Gesicht über die Straße wandeln. So viel ich bemerkt, zeichneten sie sich durch keine besondere Tracht aus. Aber der Ernst erklärte sich meines Erachtens, auch abgesehn vom allgemeinen nordischen Charakter, durch die Scheu vor den bevorstehenden Winter-Collegien, die auch der strengste Wissenschaftsmann ihnen wohl verzeiht, wenn ich sage: daß es in den

gepuderten Ehrenmänner! Gute Deutsche, sangen sie Claudius Rheinweinlied, und die Augen gingen ihnen über, aber — aber nachher sah ich sie anders. Die Verhältnisse waren ja auch anders. So lange es ging, war es gut, was aber nicht mehr geht, ist nicht mehr gut. Man muß nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen wollen. Wer nicht bei Zeiten nachgiebt, hat nachher das Zusehen. Und im Grunde genommen, was ist es denn, was ein guter Bürger braucht? Ruhe und Ordnung, Handel und Wandel. Dafür zahlt er seine Steuern. Was kümmert's ihn, an wen!"

„Sind die Krämer die Nation?"

„Wenn Du Pöbel, Alltagsseelen und Kaufleute davon nimmst, was bleibt vom Volk? O, erinnere mich nicht daran. Ich habe auch die Andern kennen gelernt. Da in den Ameisenhaufen, wie sie rannten, Einer über den Andern, um zu retten — sich! Das war ein Wirbelsturm der Angst, wer zuerst ankomme. Nur die Fahne des Vaterlandes brauche es aufzupflanzen, meinten unsere Freunde, ein Trompeter daneben, und die Deutschen würden in hellen Haufen heranbrausen, Waffen! schreien. Die gute Fahne wäre zur Vogelscheuche geworden, sie wären in ihre Verstecke gelaufen, wie vor einem Pestzeichen. Nein, ich hörte Hüons Horn, der Kaiser der Franzosen stieß hinein, und sie tanzten sich rasend, todt. Wer das mit ansah, Adelheid, dieses Kriechen, Antichambriren, diese Botschaften

der kleinen Hohen und Höchsten, wie sich jeder entschuldigte, seine Veneration auf dem Präsentirteller vor dem Unüberwindlichen hinhielt, wie er den Andern fortstieß, verredete, denuncirte, wie er, kaum daß er die Unterwerfung unterzeichnet, auch schon um die Belohnung petitionirte; wie sie, die Stolzen, Hochgemuthen, mit Ahnen von Odin und aus dem Cheruskerwalde, seinen Satrapen um die gestickten Rockschöße tänzelten, froh eines Händedrucks, und wenn sein Vater auch ein Stallknecht gewesen! Ihre Elsteraugen verschmerzten auch einen Sporentritt um die Erlaubniß, mit zugreifen zu dürfen, wo sie ausgeschüttet lagen, zu Füßen des Giganten, die Klöster, Stifte, Städte, Schlösser, Abteien. O, wie er lächelte, das gelbe, schöne Gesicht mit den klugen durchdringenden Augen, als er mit der Fußspitze ihnen die Erlaubniß zustieß, und sie stürzten hin und rafften. „Waren das meine Feinde!" sprach der Apoll mit dem Satanslächeln. Wer das sah —"

„O weh, seufzte Adelheid mit abgewandtem Gesicht, er hat auch den Glauben an sein Vaterland verloren."

„Klage die Grüfte an! sprach er dumpf vor sich hin. Die da haben's verschuldet."

Sie sah ihn mit tiefer Wehmuth an, und eine helle Thräne fiel aus ihren Wimpern. Sie galt nicht dem Vaterlande. Saß er nicht da wie eine schöne Ruine, ein Verschwender am letzten Rest

seiner Habe! — Mit geknicktem Glauben und ohne Hoffnung! Aber er war ja noch krank!"

„Der Erzherzog Karl war einst Dein Held! Noch lebt er."

„Es lebt nur Einer, rief er aufstehend — er, der Gigant, vor dem diese Misere daliegt, wie das Flachfeld vom höchsten Thurm gesehen. Er wird ihr Wohlthäter werden, nicht wie unsere Philanthropen faseln, nicht weil er sie erheben, verständiger, besser, glücklich machen, weil er die Qual ihres Daseins enden wird. Wer, die nicht leben können, schnell sterben läßt, ist ihr Wohlthäter. Sein Siegeswagen mit schnaubenden Rossen wird über die Staaten und Throne rasseln, und die zerbrochenen Scepter liegen wie Spreu an den Landstraßen. Was bauten sie die Throne nicht fester, warum stahlen sie der Sonne den Schein, um ihre Kronen zu vergolden! Beim feuchten Herbstwinde kommt das schlechte Metall zum Vorschein. Was brauchten sie die Stäbe nicht als weise Richter, warum als Korporalstöcke! Warum ward die Weisheit schimmlig, die Kraft stockig? Ihnen geschieht Recht und den Völkern. Zum Rebraus wird geblasen, mit Posaunen, Pauken und Kanonen. Er ist der Mann dazu, seine Seele Stahl. Die Weichherzigen, die Gemüthlichen haben ausgespielt; die Menschheitsthränen sind in den Sumpf gefallen, aus dem kein reiner Bach mehr entspringt; es muß wettern, blitzen, donnern, daß das Unterste sich zu oberst kehrt. Meine Seele jauchzt,

ein Weltgericht ist im Anzug und das neue Evangelium in Blut und Brand getauft."

Adelheid erschrak nicht, es zückte ein Freudenstrahl in ihrem Auge. Das war ja das Schütteln eines Fiebers. Louis zitterte, indem er den Rock vor der Morgenluft sich zuknöpfte; aber ein bitziges Fieber bringt eine Krisis hervor, das schleichende nur ist ohne Hoffnung. Stahl war noch in dieser Seele.

„Du bist für ihn begeistert?" sprach sie rasch.

„Du bist ein freier Mann, fuhr sie fort, als er schwieg. Senke nicht den Blick, ich erschrecke nicht darüber, ich freue mich, daß Du begeistert bist. Louis Bovillard, ist das französische Blut in Dir erwacht? Du begehst dann kein Verbrechen, wenn Du das erworbene Land Deiner Väter abstreifst, wo Dich nichts mehr fesselt. Du kehrst zurück in das Land Deiner Vorfahren. Siehst Du da nur Leben, Rettung, für einen großen Gedanken, für Dich, o so zaudere nicht, aber offen, ehrlich, kehre dahin zurück, zu ihm, den Du für einen Heros und Heiland hältst, schlürfe den Feueratbem ein aus seiner mächtigen Brust, diene ihm, wie Du willst, Du wirst in jeder Gestalt willkommen sein, und lebe auf als Mann. —" Er schwieg noch immer. — „Dein Vater hat es Dir ja leicht gemacht. Er hat seine französischen Erinnerungen wieder an's Licht gezogen, so etwas gefällt jetzt an Napoleons Hofe"

Er schwieg noch immer, dann brach es heraus: „Ich kann ihn aber nicht lieben."

„Aber, Louis, Du bist ein Mann. Ein Mann muß lieben oder hassen; in wetterschweren Zeiten darf er nicht die Hände in den Schooß legen, abwarten, was kommt. Mein innig Geliebter, Du darfst nicht unter die Alltagsmenschen versinken. Dein edles Selbst darf nicht untergehen in dem Schwarm, den Du verachtest; nein, aufrichten sollst Du Dich, stärken am Anblick der Jämmerlichen, deren Unentschiedenheit das Elend über uns gebracht. Du mußt Dich entscheiden; hast Du gewählt, o dann wird der Funke wieder sprühen, er wird Dich drängen zum Handeln. Wo Du wählst, ich folge Dir."

Er hielt seine Hand auf ihre Stirn: „Wäre ich Sachse gewesen, und hätte den großen Karl bewundert, ich glaube doch nicht, daß ich gegen mein Volk streiten könnte."

Ihr Auge blickte ihn freudig an.

„In dieser Luft bin ich, sind meine Väter geboren, in diesen Sitten, Gewohnheiten sogen sie das Leben ein, zeugten ihre Kinder. Wir erwarben ein Vaterland, und es hat uns erworben. Ich hätte in den Reihen der Sachsen gestritten, Adelheid, auch wenn ich gewußt, daß Karl sie zertreten mußte."

Sie hatte gesiegt, er war wieder gewonnen, doppelt gewonnen. Es waren Momente der Seligkeit, die Feder und Farbe umsonst zu malen versuchen. Die Morgenluft webte schon frisch in's Zimmer, als sie die Balconthür öffneten, die ersten Vögel erhoben ihre zwitschernden Stimmen in den dunkeln Gebüschen

und ein röthlicher Streifen färbte den östlichen Horizont. Im Himmel und in den Büschen war noch Poesie. Die gefiederten Sänger brauchen nicht für morgen zu sorgen. Der himmlische Vater speist sie, aber von denen, welchen er Verstand gab, fordert er, daß sie selbst ihre Speisung suchen. Es galt, für Louis einen Wirkungskreis zu suchen, und auf die Poesie folgte ein langes prosaisches Gespräch. Es geht nun einmal nicht anders im Leben.

„Du glaubst nicht, wie mich der Gedanke anwidert, für diesen Staat zu arbeiten, mich hineinzuwerfen in einen Topf, wo der Zufall die Loose zieht, zum Werkzeug herzugeben, wo Keiner weiß, was er will, und Niemand, wessen Wille gilt. Ja, wär's in Oestreich, im kleinsten Lande, wo sie den Muth haben sich zu gestehen, was sie wollen. Und wär's das absolut Schlechte, die Gewißheit ist ein Trost."

Sie war beredt, sie hatte Trost auch dafür. Oestreich lag auf den Tod verwundet, wo war das deutsche Land, wie er es wünschte! Preußen konnte in diesem Augenblick Alles wieder gut machen, es stand da wie berufen, einzutreten in die große Geschichte. Durfte da Einer seiner Söhne sich losreißen, in der Fremde kämpfen wollen? Sie hatte Schillers dreißigjährigen Krieg eben gelesen. Sie erinnerte daran, wie die letzten Ritter für die geistige Freiheit von einem Fürsten und einem Heer, wenn diese geschlagen, zu dem andern übergingen, und mit dem letzten Häuflein, das noch im Felde

ſtand, kämpften ſie unverzagt, ohne die Hoffnung zu laſſen — und die Hoffnung ließ auch ſie nicht zu Schanden werden.

Das Kämpfen mit dem Schwert war jener Zeit für den, der nicht dafür geboren oder dazu gezwungen war, ein noch fremder Gedanke. Es gab viele Wege, dem Vaterlande ſich zu widmen. Der gefundene ſollte zugleich der zu ihrer Verbindung ſein. Adelheid erröthete nicht vor dem Gedanken, daß ſie ihr Glück daran knüpfte. Wer nicht zugleich an den theuren eigenen Heerd denkt, deſſen Liebe zum Vaterlande iſt ein Feuer, das in den Schlott praſſelt und keine Wärme zurückläßt, hatte Walter geſagt. — Es lag wieder kraus vor ihnen, ſie konnten den Weg nicht finden. Die Fürſtin wollte ſich damit nicht befaſſen; Adelheid wußte nicht, weshalb, denn ſie glaubte nicht an den vorgeſchützten Grund: eine Fremde dürfe ſich nie in die innern Angelegenheiten eines Staates miſchen. „Die Verwendung meines Vaters würde einen Preis koſten, rief er unwillig, für den ich alle Aemter der Welt fortſtieße.“ Aber ſoll uns das kümmern! ſchienen Beider Blicke ſich zu ſagen. Sie hatten die Hände in einander geſchlungen zum Abſchied. Da röthete ſich plötzlich wunderbar Adelheids Geſicht, als ſie eben geſprochen: „Muth, Lieber, wir haben uns ganz gefunden, das Uebrige wird ſich von ſelbſt machen. Wer weiß, was Du zu Hauſe findeſt!“ Die Röthe kam aber nicht vom Blut; es war der erſte Sonnenſtrahl, der

durch die Büſche ſchoß. Sie nahmen es als ein gutes Omen.

Adelheid führte ihren Freund auf dem Wege, den vorhin Wandel genommen, durch das Souterrain nach der Hofpforte. Als ſie die ſteinerne Wendeltreppe hinab waren, kam ihnen Lichtſchein entgegen. In der Mitte des Flurs lag eine Leiche, die Diener hatten Kerzen darum angezündet. Sie ſtarrten zurück. „Eine Leiche!“ Adelheid unterdrückte einen Schrei.

In dem Augenblick ward ihr Name oben von der Fürſtin gerufen. „Wir müſſen ſcheiden!“ — „Bei einer Leiche! Das iſt ein böſes Omen, Adelheid.“ — „Ein gutes! rief ſie an ſeinem Halſe. Auch der Tod ſoll uns nicht erſchrecken, auch der Tod nicht trennen!“

Die Fürſtin war ſehr blaß. Mit gläſernen, durchwachten Augen ſtarrte ſie das junge Mädchen an, aber nicht verwundert, ſie noch wach zu finden. Sie fragte auch nicht, woher ſie komme. Es war eine innere Bewegung, als ſie Adelheid an ſich drückte und ſie bat, bei ihr zu wachen, oder auf dem Sopha zu ſchlafen. Sie hatte geleſen, das Buch war ihr entfallen, und ſie hatte böſe Träume gehabt, oder Viſionen, wie ſie ſagte. Man ſah, ſie fürchtete ſich in der unheimlichen Einſamkeit des grauenden Morgens. Adelheid wollte die Kammerfrau wecken. Die Fürſtin ſchüttelte den Kopf: „Thun Sie es diesmal ſelbſt mir zu Liebe.“ Sie zitterte heftig,

als Adelheid sie entkleidete; sie hatte nie die Fürstin zittern gesehen. Auch war sie seit lange nicht so zärtlich gewesen. Als sie ihr zum Schlafengehen die Hand drückte, sprach sie: „A propos, ich vergaß Ihnen zu sagen, die Königin hat sich wieder durch die Voß nach Ihnen erkundigen lassen. Bereiten Sie sich vor, bei nächster passender Gelegenheit werde ich Sie der Majestät vorstellen. Sie werden ihr sehr gefallen."

Die aufsteigende Sonne konnte nicht durch die schweren Jalousieläden in das dunkle Zimmer dringen, sonst hätte sie auf dem Sopha ein sehr frohes Gesicht gesehen. Das Lächeln blieb, als Adelheid einschlief. Sie hatte sich bis heut vor der angekündigten und immer wieder aufgeschobenen Vorstellung vor der Königin gescheut. Heut träumte sie, daß Engel sie zu ihr führten.

Als Louis Bovillard in sein Zimmer trat, goß die Tageskönigin ihr erstes volles Roth durch das Fenster. Alle Gegenstände waren purpurn, am leuchtendsten aber sein Gesicht, als er in dem Goldschein Walters Brief las und überlas. Er mochte zuerst glauben, es sei ein Traum. — Er zerdrückte eine Thräne, die sich über die Wimpern schleichen wollte, riß das Fenster auf, schlürfte die wonnige Morgenluft ein und warf sich dann lächelnd auf's Sopha. Es war am späten Vormittag, als er erwachte, aber sein Gesicht lächelte noch immer.

Neunzehntes Kapitel.

Verfallene Wechsel.

Wer nicht beobachtet sein will, verhängt seine Fenster. Wer Geheimes schafft, verstopft auch die Schlüssellöcher. Das weiß ein Dummkopf, aber den Klügsten, welche den Luftzug berechneten, der durch ein Mauseloch dringen mag, passirt wohl, daß sie vergaßen, den Schlüssel in der Thür umzudrehen. — Weise sagen, wenn den Klugen das nicht zuweilen passirte, wär's in der Welt nicht auszuhalten; die Affecte, die sie unbesonnen handeln lassen, seien das Salz, welches das Leben vor der Fäulniß schützt. Behaupten doch noch Weisere: wenn alle Menschen verständig wären und Charakter hätten, müsse die Welt vor lauter Reibung in Flammen aufgehen.

Der Legationsrath von Wandel wollte heut gewiß nicht beobachtet sein. Er war in seinem Laboratorium, eine kleine alte Küche nach dem Hofe hinaus, die, unbenützt zum gewöhnlichen Gebrauch, an

Upsalienser Auditorien keine Oefen giebt. Mäntel, Mützen, nachbarliche und wissenschaftliche Wärme müssen allein in den weiten Hallen heizen. Welchem Umstande dieses ehrwürdige Herkommen seinen Ursprung verdankt, ist mir nicht bekannt geworden; noch aber hat keine Neuerungssucht hierin an den Satzungen der Vorfahren gerüttelt. Landsmannschaftliche Vereine sind hier nicht allein geduldet, sondern gesetzlich seit undenklichen Zeiten regulirt. Jede Landsmannschaft, nach den alten Provinzen des Reiches, hat ihren eigenen Versammlungssaal, ihre eigene Bibliothek, ja sogar ihre eigenen Professoren; denn auch die Docenten gehören, vermöge ihrer Geburt, zu diesen Vereinen und sind gewöhnlich die obern Vorsteher unter dem Namen von Inspektoren. Man lobt die Einrichtung als besonders geeignet, den neuen Ankömmlingen auf der Universität Schutz zu gewähren und ihnen Anleitung zu dem zu geben, wonach sie auf Deutschen Universitäten gewöhnlich lange umhertappen. Jeder „Fuchs" nach unserer alten Studentensprache ist eo ipso, daß er Student geworden, auch Mitglied seiner Landsmannschaft; dergestalt, daß es in Upsala eigentlich keine solche akademi-

ſeine Zimmer ſtieß. Es war kaum nöthig geweſen, die Fenſter mit Matten zu behängen; durch ihre, alle Farben ſchillernden, mit Staub und Spinneweben umzogenen Scheiben wäre kein Blick gedrungen. Hier durfte kein Diener Ordnung ſchaffen, keine Aufwärterin den Staub wegkehren. Es ward Niemand eingelaſſen, außer bei beſonderen Gelegenheiten der Aſſeſſor und Apotheker Klittner, der Geheimrath Hermbſtädt und andre bekannte Chemiker.

Aber dann hatte die Küche ein etwas verändertes Anſehen. Um irgend ein glänzendes Experiment zu zeigen, waren Töpfe, Tiegel fortgeſtellt, es war der übrige Apparat mehr theatraliſch geordnet. Auch wurden ein Gerippe, und zwei Frauenbilder, die an der Wand hingen, beſeitigt. Wahrſcheinlich ſaß auch der Legationsrath nicht ganz in dem Koſtüm wie heute vor der Retorte — in Hemdsärmeln, weiten Unterbeinkleidern, um den Kopf einen turbanartigen Bund gewickelt, auf der Naſe eine große Brille mit Ohrenklappen, und mit einem ſeidenen Halstuch, das über die Lippen und halb über die Ohren ging.

In dem einen Tiegel kochte ein Stoff. Er ſchob das Tuch höher und drückte den Turban tiefer in die Stirn, wenn er mit einem Spahn darin rührte, und neue Ingredienzien hinzuthat. Alsdann ſchien er dem Kräuſeln des Rauches, der ſich in den Schlott verlor, mit Aufmerkſamkeit zu folgen. Das erſte Experiment mußte geglückt ſein, das Reſiduum des Tiegels ward in eine Retorte gethan, und der Lega-

tionsrath ſah dem Entwickelungsprozeß des Gaſes mit einem ſtillen Vergnügen zu. Darauf deutete wenigſtens der halb verzogene Mund und der ſchlaue Blick des halb ſchielenden Auges, während er auf dem Schemel zurückgelehnt ſaß, ein Bein über dem andern wiegend.

Sein Blick fiel aber auch auf die beiden Frauenbilder. Wie er mit den Augen zwinkerte, ſchien er mit ihnen ein eigenthümliches Geſpräch zu führen. Seine Lippen bewegten ſich, er geſticulirte mit den Händen. Ein Diagnoſtiker hätte vielleicht bemerkt, daß ihm die Unterhaltung einige Anſtrengung koſtete. Wenn er noch ſchärfer ſah, würde er aber auch bemerkt haben, daß es Wandels Abſicht war ſich zu etwas zu zwingen, was ihm Pein verurſachte. Es giebt eine Wolluſt, die auch den Schmerz aufſucht.

Die beiden Bilder waren in Waſſerfarben, beide ſchöne Frauengeſichter. Die Aeltere, blaß und kränklich, hatte einen ſchmachtenden Blick; die jüngere Nußbraune ſchaute mit ihren funkelnden Augen kecker in die Welt hinein. Wandel ſchien ſich lieber mit der Aelteren zu unterhalten, als einer genaueren Vertrauten. Wohl nickte er der Jüngeren und warf ihr auch eine Kußhand zu, aber es war, als ob er das Funkeln ihrer Augen nicht lange ertrug. Er ſchlug zuweilen ſeine Augen nieder. Beide waren unzweifelhaft Schweſtern, dem wohlhabenden Stande angehörig, wie ihre reichen Kleider, nach der Mode der vergangenen Jahrzehnde, andeuteten.

Seine Lippen flüſterten, Laute, freilich nur für die Geiſter, welche im Sonnenſtrahl als Stäubchen ſich ſchaukelten, aber auch der Dichter darf ſie hören:

Schöne Molly, warum ließeſt Du nicht den Vorwitz! Deine Kohlenaugen funkelten vielleicht noch, munterer als auf dem Bilde, und Dein Leib wäre ſo wonnig und voll, denn Du hatteſt Anlage zum Embonpoint, als Deine arme Schweſter da täglich magrer und dürrer wird. Wenn ich nicht mit Draht hülfe, fiele ſie auseinander. — Arme Angelika, Dir konnte ich nicht anders helfen. Hadre mit der Natur, daß ſie Dir keinen beſſern Bruſtkaſten ſchuf. Du dankſt mir auch, daß ich Deine Schmerzen ſchneller endete. Ja, ich weiß es, Angelika, wir ſind Freunde geblieben — wenn die Wolke durch den Mond ſtreift, und Du mir im Nebelgrieſel einen feuchten Kuß auf die Wange hauchſt, es iſt ein Kuß des Dankes und der Liebe. — Ich verſichere Dich auch, ich habe Dich geliebt. Du warſt ſanftmüthig, voller Ergebung, eine Schwärmerin freilich, aber klug genug, von einem Manne nicht mehr zu fordern, als er geben kann. Ein Mann hat viele Ausgaben, das ſaheſt Du ein. Und darum Dein ſchönes Teſtament, das wahrhafte Zeichen einer ſchönen Seele, obgleich ich geſtehen muß, daß ich es eigentlich dictirt hatte. — Um dieſes Teſtamentes willen wirſt Du mir ewig unvergeßlich bleiben! — Nein, ohne Spaß, das Andre ſeitdem iſt alles Spaß, Du gabſt Alles für mich auf, in Brüſſel Deinen Mann, in Paris Dich ſelbſt.

Mit ſolcher Aufopferung, Entſagung, ſolchem Fanatismus hat mich keine geliebt. Um deswillen verſprach ich Dir, was Du in der Fieberhitze des Todtenbettes forderteſt — das letzte heilige Gelöbniß, Dich auch im Tode nicht von mir zu laſſen. Vernünftige Menſchen würden es eine unſinnige Plackerei nennen! Ich habe Dich verſtanden — nicht Dein Geiſt, das iſt eben Alfanzerei! — aber Deine Materie, was ſich von Dir erhalten ließ, ſoll mich umſchweben. Ein beſcheidener Platz am Nagel. Nein, mehr. So haſt Du meinen Muth geliebt, der ſich nicht ſcheute, Dich ſchneller ausleben zu laſſen, Du wollteſt, daß ich an dieſem Anblick die Nerven immer mehr ſtähle, wenn ſie ſchwach würden, immer mehr Herr über jene Empfindungen würde, die der Menſch ſein Erbtheil nennt. Wenn Du Deine Augen aufſchlagen könnteſt! Wie hat das Recipe gewirkt. Ich ſchüttle Deine Hand, klapperndes Gebein. Ich fürchte mich nicht vor Dir, vor nichts!

Und doch ſchienen ſeine Kniee beim Niederſetzen nicht ganz ſo feſt, als das Todtengerippe an der Wand noch hin und her raſſelte, bis es die vorige Ruhe gewonnen. Er biß ſich in die Lippen. Dann ſchlug er das Auge zum andern Bilde auf:

Die Schelmin! — Noch ſehe ich Dich, Du allerliebſtes Geſchöpf, wie ich Dich am Schlüſſelloch ertappte. War es denn Lüge, als ich Dir die Kehle zubielt und den Mund mit Küſſen erſtickte. Ich liebte Dich ja, das war Wahrheit. Nur Dir zu Liebe

hätte ich's? Was ging's Dich an, ob das auch Wahrheit war? Du wardſt glücklich, ſelig in meinen Armen. Die todte Schweſter hinderte es ſo wenig, als die kranke es gehindert hatte. — Sie wußte es, ſie hat ſehr viel gewußt, ehe ſie ſtarb, und mich darum nicht minder geliebt. — Eine Närrin, Molly, eine abſcheuliche Thörin warſt Du, Du hätteſt noch lange glücklich ſein können, wer weiß wie lange! Denn Du hatteſt die Kunſt Dich zu conſerviren, Du wärſt witzig geblieben und hätteſt meinen Geiſt aufgefriſcht — ich hätte Dir wirklich nachgeſehen. — — Aber Du bekamſt Gewiſſensbiſſe — Thorheit, es war zu ſpät, meine liebe Molly; es war auch nur die Angſt, daß es Dir wie Angelika erginge. Das wollte ich Dir verzeihen, liebes Mädchen, aber ſo dumm zu ſein, daß Du es nicht bei Dir behielteſt, daß Du es mir in einer ſchwachen Stunde vertrauteſt! Das war die größte Sünde, die der Menſch begeht, die Sünde gegen ſich ſelbſt, und Du mußt geſtehen, das verdiente ſchon die Strafe. Nachher ward der kleine Schelm pfiffig. Allen meinen Küſſen, Seufzern widerſtandeſt Du, Du wollteſt kein Teſtament machen. Ich verdenke es Dir nicht. Es verlängerte dein Leben, und mich zwang es zur Verſchwendung. Mußte ich nicht meine ganze Liebenswürdigkeit auf Dich ausſchütten, mußte ich nicht allen zarten Saiten meines Daſeins ſüße Töne entlocken, um Dich nur zum Schweigen zu bewegen? Mein Kind, das hat mich viel Anſtrengung gekoſtet, denn

Du warſt mir ſehr gleichgültig geworden, und mir entging darum eine ſchöne Irländerin, auf die ich mein Aug' geworfen. Nachher ſchwiegſt Du nicht — Du ſchriebſt einen Brief — Du ſchriebſt Dir ſelbſt Dein Urtheil — darüber kannſt Du nicht klagen. Aber ich —

Er verzog das Geſicht und ballte die Fauſt gegen das Bild: Der Brief — den ich fand, iſt zu Aſchenſtäubchen aufgelodert, aber es ſtand darin von einem andern Briefe, der meiner Wachſamkeit entſchlüpft war — Molly! Molly! — Sein Geſicht bekam einen furchtbar häßlichen Ausdruck; die Zähne fletſchten zwiſchen den zurückgekniffenen Lippen wie die Hauer eines Ebers, die Augen ſprühten das grünliche Feuer einer wilden Katze. Aber der Paroxysmus der Wuth und Angſt war ſchnell vorüber, die aſchgraue Urnenruhe lagerte ſich wieder auf dem gelben Geſichte, die Finger entklammerten ſich. — Poſſen! In einem Dutzend Jahren und nicht zum Vorſchein gekommen! Feuer — Regengüſſe — Feuchtigkeit — Staub und dünnes Briefpapier! — Lacht Ihr, daß ich mich noch zuweilen ängſtigen kann! — Mes dames! was wollen Sie? Ich beweiſe Ihnen ja das vollſte Vertrauen — Ja, Sie ſehen Alles. Sie brauchen jetzt durch kein Schlüſſelloch zu obſerviren, ich verhänge nicht einmal Ihr Geſicht. Was verlangen Sie mehr? Einige Galanterie? — Mes dames de Bruckerode, je vous assure, que tout ce que vous voyez n'est que moutarde après dîner, rien qu'un dessert maigre après un repas délicieux. —

Wirklich, Angelika — das waren andre Zeiten, andre Genüsse, voller Empfindung, Sympathieen, Leidenschaften. Was ist es jetzt? Asche! Damals glühende Kohlen! Calculatorische Geschäfte! Wo sind Deine süß schmollenden Lippen, meine Molly? So etwas giebt es nicht mehr. Deine ängstlichen Blicke, als Du die Chocolate trankst, ich mußte vorher nippen, und dann, o das war Wonne! O und Du, meine Angelika, Du hattest nicht genippt. Fest mich anblickend, ohne Angst, Vorwurf, nur das tiefe Seelenverständniß im Auge, leertest Du die Schaale, und drücktest mit der feuchten kalten Hand meine. Du hattest mich verstanden, ich Dich. Ils sont passés, ces jours de fête!"

„Schönen guten Morgen, mein lieber Herr Geheimer Legationsrath!" unterbrach eine heisere Baßstimme diese Schwärmereien des Einsamen, und vor ihm stand der Kaufmann van Asten.

Es war so, — keine Erscheinung der Traumwelt. Der alte van Asten war der letzte Mann, der in ein Traumgewebe gepaßt hätte. Trotz seiner schweren rindsledernen Schnallenschuhe war er unbemerkt durch die beiden Zimmer gekommen, und drückte jetzt die Thür hinter sich zu, während dem Legationsrath die Binde vom Kinn rutschte, und er, aufspringend, an der Lehne des Stuhles sich hielt.

„Na wie geht's Ihnen denn, mein lieber Herr von Wandel. Haben sich ja so lange nicht sehen lassen. Ist das Freundschaft?"

Der Turban und die Brille waren vom Kopf des Legationsraths verſchwunden, eine Operation, die ihm Zeit ließ, ſeine Faſſung wieder zu gewinnen. So war es; man merkte nichts von Beſtürzung, kein Zittern mehr, es war das feſte, eiskalte Geſicht, mit den durchforſchenden Augen, als der Legationsrath den Kaufmann anredete.

„Wie kommen Sie hierher?“

„Durch die Thüre. Herr Legationsrath hatten vergeſſen, den Schlüſſel umzudrehen. Sehen Sie mal, liebſter Herr von Wandel, in unſern unſichern Zeiten! Wie viel Geſindel ſchleicht um. Hätten ja Ihren Sopha forttragen können. Sie hätten's in Ihren Meditationen nicht gemerkt. Aber ich habe hinter mir zugeſchloſſen; wir können jetzt ganz ſicher ſein.“

„Tauſendmal Vergebung, mein theuerſter Freund, daß Sie mich in dieſem Koſtüm und hier — Kommen Sie in meine Wohnſtube. Dieſe unerwartete Freude —“

Er wollte ihn unter den Arm faſſen; eben ſo ſchnell aber hatte der Kaufmann einen Schemel vor die Thür geſtellt und darauf Platz genommen. Wo van Aſten einmal Platz genommen, hätte es anderer Kräfte bedurft ihn wieder fortzubringen. Breitbeinig ſaß er, die Füße feſt auf den Boden, die Arme auf den Stock geſtützt. Der Stock ſchon hatte etwas Reſpect gebietendes, er ſchien mit Blei ausgegoſſen, als er auf die gebrannten Flieſen ſank.

„Werde mich ja nicht unterſtehen, Sie zu deran-

giren. Wo ich Sie finde, sind mir Herr Legationsrath lieb. Und Geschäfte sind Geschäfte."

„Die können warten!"

„Wenn Sie nun auf dem Sprunge ständen, den Stein der Weisen zu finden. Da kommt's auf den Augenblick an. Silberblick heißt's ja wohl? Müßte ich mir den Vorwurf machen, daß ich die Menschheit um eine köstliche Erfindung betrogen hätte."

„Wie Sie wollen! sagte Wandel und nahm auf dem Stuhle Platz, so nachlässig, wie seine innere Aufregung erlaubte, den Rücken dem Heerde zugekehrt, ein Bein über das andre streckend. Wie der Kaufmann in seiner Positur dem Rath den Weg durch die Thür versperrte, schien dieser den zum Heerde zu verbarrikadiren. Den Stein der Weisen suchen nur die Thoren, und Gold — "

„Hat ein Philosoph nicht nöthig. Und was Sie sonst präpariren, geht mich nichts an. Im Geschäft Geheimnisse unter Brüdern."

„Doch nicht unter uns, Herr van Asten, lächelte der Legationsrath. Sie werden mich auslachen. Ich versuche, eine kostbare Schminke zu präpariren."

„J, sehn Sie mal! Sind eben aus Paris auf der Stechbahn ganze Kisten angekommen. Erschrak, wie ich bei Herrn Arnous den Preis auf dem Conto-Current las."

„Eben deshalb versuche ich, ob ich diese sogenannte Josephinenschminke billiger nachbilden kann. Die vornehmen Damen sind wie toll danach, der

Preis ist nur zu exorbitant. Sie soll, doch das will ich erst versuchen, einen angenehmen, natürlichen Duft verbreiten, ohne der Haut schädlich zu werden. Deshalb haben die ersten Chemiker der Akademie sich für die Kaiserin Josephine an die Aufgabe gemacht. — Thorheiten, nicht wahr, Herr van Asten, aber was wäre das Leben ohne Thorheiten! Ich habe die Schwäche, daß ich meinen Freunden und Freundinnen zu gefällig bin; aber ich plaudre nicht gern davon, wenigstens nicht, bis es geglückt ist. Es ist auch eine kleine Ueberraschung damit im Spiel. Darum, auf Ihre Verschwiegenheit rechne ich."

„Wie auf den Tod. Sie sind ein braver Mann, Herr Legationsrath. Der Kaufmann ließ seine Augen im Laboratorium wandern. Was sind denn das für Frauenbilder?"

„Wären Ihnen die Züge vielleicht bekannt?" fragte Wandel, ihn scharf fixirend.

„Kam nie aus Berlin heraus. Aber das sind keine deutschen Frauenzimmer."

„Welcher Kennerblick! Die Aeltere eine Schwedin, die Jüngere eine Italienerin."

„So! so! Ich hätte sie für Schwestern gehalten, und sie kommen mir so niederländisch vor. Sie müssen nämlich wissen, ich bin auch aus flämischem Blute."

Der Legationsrath verzog faunisch das Gesicht: „Ich strenge mich vergebens an, eine Aehnlichkeit zwischen Ihnen und den Damen zu entdecken."

„So wenig als zwischen mir und dem Skelett

sche Bürger giebt, welche auf Deutschen Hochschulen in derselben Sprache, seltsamer Weise Nenenen genannt werden. Das jährliche Programm führt Docirende und Studenten nach dieser Eintheilung auf. An frohen Bundesgelagen fehlt es eben so wenig, als an redneriſchen Uebungen. Duelle finden nicht statt; auch kannten die Studenten, welche wir antrafen, sich nicht mit dem Gedanken befreunden, wiewohl sie sonst die akademische Freiheit in ihrer edleren Bedeutung anerkannten. In der Bibliothek der Ostrogothen fand ich überwiegend viel Deutsche Bücher, philosophische und belletristische. Unter jenen waren im Kataloge bereits alle Deutsche Philosophen bis an Hegel einregistrirt. Fouque's Dichtungen durften natürlich in einer Schwedischen Universität nicht fehlen. Ein specieller Beweis der Theilnahme für Deutsche Literatur ist wohl, daß in dem kleinen Upsala sich allein sechs Pränumeranten auf Jean Pauls sämmtliche Werke befanden. Die landsmannschaftlichen Verbindungen dauern nicht allein über die Universität, sondern auch über das Leben hinaus, indem man in ihren Versammlungssälen die Bildnisse

der

da. Wollen Herr Legationsrath das etwa auch schminken? — War auch wohl eine Dame?"

„Ich führe es mit mir zu anatomischen Studien. Schon seit länger. Ich kaufte es einmal von einem Todtengräber, ich erinnere mich wirklich nicht, wo."

„Gleichviel! Der Tod ist jetzt umsonst, und Leichen wohlfeil. Aber die italienische und die schwedische Schwester, das müssen ein paar hübsche Mädchen gewesen sein. Gönne es Ihnen, Recreations der Jugend, geht mich nichts an."

Die umschweifenden Blicke schienen je mehr und mehr den Legationsrath in eine unbehagliche Spannung zu versetzen. Er kämpfte sichtbar mit einem Entschluß, der ihm ebenfalls schwer ward, aber es brach heraus: „Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs?"

„Eine kleine Geschäftssache."

„Welche, theuerster Freund? Doch nicht —"

„Ein kleiner Wechsel —"

„Richtig! Der Legationsrath schlug sich an die Stirn. Der ist aber erst in acht Tagen fällig!"

„Freut mich, daß Sie sich so genau erinnern. Ich habe immer gesagt, Sie sind ein prompter Mann. Ja, in acht Tagen, fünftausend Thaler."

„Die Sache ist mir sehr erinnerlich — zu Ende der Hundstage, aber ich glaubte, Sie hätten die Bagatelle längst abgegeben."

„Auch geschehen, mir aber wieder zurückcedirt. Hat viele Herren gehabt; das macht sich wohl so im Geschäft."

Als der Kaufmann sein Taschenbuch aus der Brust zog, wobei er aber etwas sorgsamer zu Werke ging, als an jenem Abend, wo er die Wechsel vor dem Rittmeister auf den Tisch ausstreute, fiel Wandel ihm in's Wort:

„Aber lassen wir das nachher. Die Sache ist ja kaum der Rede werth. Wie geht es jedoch Ihnen? Sie sehen nicht ganz wohl aus. Daß die Partie Ihres Herrn Sohnes rückgängig ward, konnte Sie doch nicht touchiren. Er ist im Gegentheil in sich gegangen und hat beim neuen Minister eine kleine Stellung angenommen. Ich parire, er wird ein vernünftiger Mensch werden."

„Kann sein. Söhne kosten immer Geld, so oder so; ob sie vernünftig sind oder toll."

„In jenem Zustande wird er auch die vernünftige Partie, welche ein geliebter Vater für ihn ausgesucht, nicht länger von der Hand weisen."

„Kann sein, kann auch nicht sein. So oder so. Hilft auch nichts, wenn Krieg wird. Es weiß Niemand, wo den Andern der Schuh drückt, mein Herr Geheimer Legationsrath."

„Ich bin simpel Legationsrath," lächelte Wandel.

„Sie sind ein geborner Geheimer. Ja, wenn Sie das wüßten, Sie müßten aber noch mehr wissen."

Wandel hatte unverwandt das etwas schwer zu studirende Gesicht des Kaufmanns beobachtet, und glaubte darauf gelesen zu haben, was ihm Ruhe gab. Der Mann war innerlich bewegt. Plötzlich

griff er nach seiner Hand, oder vielmehr nach dem untern Arm, es ist aber möglich, daß der treuherzige Freundesdruck auch der Wucht des Stockes galt, den er mit dem Arme schüttelte und sehr schwer fand. Mit einer Stimme, der Wiederhall eines vollen Herzens, sprach er:

„Herr van Asten, Sie drückt etwas. Ich bedaure, daß es mir nicht gelungen, Ihr volles Vertrauen zu erwerben. Könnten Sie an der Brust eines Freundes Ihren Kummer ausschütten, schon das würde Sie erleichtern. Ein unbefangener Freund sieht aber oft klarer, und Auswege und Mittel, die dem selbst Bedrängten entgehen. Mein Gott, sollte der drohende Krieg — aber ich schweige —"

Mit voller Ruhe erwiederte der Kaufmann: „Geheimes will ich Ihnen gar nichts sagen, aber was die ganze Börse erfahren hat, das können Sie auch wissen. Wir hatten für 10,000 Thaler Weine aus Bordeaux bestellt —"

„Wir? — Ah, das ist das kleine Compagnongeschäft mit Seiner Excellenz. Sie exportirten dafür Holz und Bretter von Seiner Excellenz Gütern."

„Wissen Sie das auch? — Schadet nichts."

„Das Schiff muß jetzt in Stettin angekommen sein."

„Ist! — Mit Weinen, delikaten Weinen — volle Ladung zum Werth von 100,000 Thalern unter Brüdern."

„Hunderttausend! Eine Null zu viel."

„Da liegt es, das Geheime, mein Herr Lega-

tionsrath. Nur eine einzige Null zu viel bei der Bestellung. Der Casus ist klar — ein Schreibfehler. Wer ihn beging, ist gleichgültig. Der Zufall kann einen Artillerielieutenant auf den Kaiserthron bringen, und der Zufall ein großes Reich stürzen, warum nicht auch ein großes Handlungshaus."

„Es beweist nur, welchen Credit Ihre Firma in Bordeaux haben muß."

„Es beweist, daß Einem auch der Credit den Hals zuschnüren kann."

„Ich begreife Ihre Lage, die Waare ist für den Augenblick nicht abzusetzen, sie übersteigt weit den momentanen Bedarf. Alles schränkt sich ein. Indeß wird jetzt Ihr Credit sich beweisen. Ihre Freunde werden sich zeigen."

„Haben sich schon gezeigt."

„Sie werden Ihnen beispringen."

„Sind schon gesprungen. Kommen lauter kleine Wechselchen zurück. Werden noch mehr kommen."

„Excellenz der Minister —"

„Pst! Excellenz sind ja kein Kaufmann, lassen mich nicht vor. Verdenk's Ihnen auch nicht, sind ja nicht in die Gilde eingeschrieben. Wollten nur gelegentlich eine kleine Chance mitmachen. Alles cordial, mündlich. Setzten großes Vertrauen in mich, was ich sehr äßtimire. Wenn wir den Profit gemacht, war's ja beim alten van Asten, ob er die Hälfte auszahlen wollte. Verklagt hätte er mich nimmer."

„Aber er setzte den Werth seiner Hölzer auf's Spiel."

„Wird kein Narr gewesen sein! Auf Höhe dessen hatte er sich vorher auf mein Haus in der Spandauerstraße intabuliren lassen. Jedes Kind sieht nun ein, daß ich mit Excellenz nicht die Schuld eines Schreibfehlers halbiren kann, und Excellenz haben zwar einen vortrefflichen Magen, aber die Hälfte von meinem Wein trinkt auch er nicht aus."

Eine Pause trat ein. Der Legationsrath blickte mit verschränkten Armen vor sich nieder:

„Ihre Lage ist traurig, aber nur wer sich selbst aufgiebt, ist verloren. Die Weine unter dem Steuerverschluß, gleichviel ob hier oder in Stettin, sind ein todtes Kapital, welches das größte Haus ruiniren könnte. Darüber täusche ich mich nicht; täuschen Sie sich auch nicht, mein Freund. Wechselprolongationen auf den Credit eines einmal erschütterten Hauses, Moratorien, die Ihre Gönner Ihnen verschaffen möchten, sind mißliche Auskunftsmittel. Selbst müssen Sie sich helfen."

„Ich denke schon daran."

„Nichts Kleines. Um Gotteswillen das nicht. Ein Verschwender, der die Groschen zusammenzuscharren anfängt, ist verloren. Er muß auf's Neue verschwenden, um die Verschwendung zu verstecken. Das todte Kapital muß flüssig gemacht, der Wein ausgetrunken werden. Das können Sie durch Ihre Verbindungen — ich sage Ihnen, es ist möglich."

Der Kaufmann sah ihn pfiffig an: „Etwa eine Kabinetsordre extrahiren, daß Jedermann zur Stär-

kung seiner Gesundheit täglich ein Viertelchen Medoc trinken soll? Medoc ist nicht Salz, Herr Legationsrath."

„Noch heut das ausführbar, was unter Friedrich dem Großen noch möglich gewesen wäre. Aber Andres ist ausführbar — Größeres — erschrecken Sie nicht; man könnte indirect die Leute zwingen, wenn man direct auf das höchste Ziel lossteuert. Wäre Ihr Medoc nicht ein Kapital, das zwei- dreihundert Prozent einträge, wenn Sie es an einer Nordküste lagern hätten, wo Napoleons Continentalsperre schon Kraft hat? Wird die Schifffahrt geschlossen, sind Sie wieder ein Crösus."

„Alle Zeichen deuten, daß wir Krieg anfangen."

„Alle Zeichen sind trügerisch, wo kein Wille ist. Noch schwankt die Waage. Die Kriegspartei scheint nur schwer, weil die Stimmen der Schreier das Feld behaupten. Mit Geschick ließen sich Stimmen gewinnen, die diesen Officieren und Gelehrten die Wahrheit sagten, wohl verstanden, im Interesse des großen, wohlhabenden Bürgerthums. Abschreckende Gemälde von den Drangsalen eines Krieges, wie er auf alle Stände zurückwirkt, Handel, Industrie, Ackerbau auf Jahrzehnde zurückbringt. Ihnen vorgestellt, wie auch im günstigsten Falle der Bürger durch den Krieg nichts gewinnt als erhöhte Abgaben! Die Kriegspartei ist thätig mit ernsten und Spottliedern, mit Pasquillen, mit fulminanten Tiraden! Warum werfen die Freunde des Friedens nicht einige Tausende zum selben Zwecke hin, an die

Zeitungsſchreiber, die Journaliſten. Man kann viel damit machen, ich verſichere Sie."

Der Legationsrath mußte ſchnell an den glozenden Augen des Kaufmanns bemerken, daß er ihn auf ein Terrain geführt, wohin dieſer ihm nicht folgte: „Die Schriftſteller machen nicht den Krieg."

„Sie haben Recht, man ſagt, die Kabinette machen ihn. Wer ſind die Kabinette? Menſchen mit Neigungen, Schwächen, Leidenſchaften, Anſichten. Balancirend hierhin, dorthin, bald auf die Stimme der Furcht, der Vorliebe, zuweilen auf die des Publikums hörend. Ihr gütiger Monarch will nicht den Krieg, das Kabinet auch nicht. Er wird beiden aufgedrängt von den leidenſchaftlichen Parteien, vom Intereſſe früher alliirter Mächte. Preußen ſteht aber jezt allein. Dieſe Alliirten ſind innerlich erbittert, ihre Beihülfe zweifelhaft, der Krieg kann ſehr unglücklich ausſchlagen. Die Kabinetsräthe ſehen es ein, der König möchte den Frieden erhalten, und wenn ſie doch das Wort Krieg ausſprechen, iſt's, weil ſie gezwungen werden, weil ſie keine Unterſtützung gegen die jungen Schreier und Fanatiker finden. Mein Herr van Aſten, warum treten denn nicht die Patrioten zuſammen, ich meine die, welche Mittel haben, warum unterſtützen ſie nicht das Kabinet? Das iſt noch möglich. Fragen Sie ſich doch, was es gilt? Bleibt Friede, bleibt er nur durch eine Allianz mit Napoleon, es giebt nichts Drittes. Krieg mit ihm oder Anſchluß. Im lezten Falle

Beitritt zu ſeinem Continentalſyſtem, die Häfen ſind geſperrt, und Ihr Bordeaurwein, ohne Concurrenz, iſt wenigſtens drejhunderttauſend Thaler werth. Nun rechnen Sie, wenn Krieg wird, wenn es nur bleibt, wie es iſt! Ihr Wein ein todtes Kapital, Ihre Gläubiger lebendige Quälgeiſter, Ihr Haus erſchüttert, vielleicht — Man ſchätzt Sie auf über zweihunderttauſend, wenn indeß Ihre Activa nichts werden, Ihre Paſſiva — ich ſchweige davon. Aber in ſolchem äußerſten Fall muß der Mann das Aeußerſte wagen. Und ſind Sie allein in dem Falle? Verabreden Sie ſich, ſchießen Sie zuſammen. Lucheſini, Haugwitz, Lombard, ſie Alle ſind ja zugänglich, die freundlichſten Menſchen. Sie erwarten ja nur, daß man ſie unterſtützt, gewichtige Stimmen aus dem Publikum. Schaffen Sie, womit man ihnen hilft, um den Schreiern den Mund zu ſtopfen. — Mit hunderttauſend Thalern übernehme ich's."

Der Kaufmann verſtand jetzt, aber er war ſichtlich von einer Vorſtellung betroffen, die ihn ſchwindlig machte. Das Argument des Legationsraths hatte etwas Verführeriſches, die Verhältniſſe waren, wie er ſie ſchilderte, aber er erſchrak zuerſt vor dem Gedanken, daß ein einfacher Bürger ſich unterfangen dürfe, in das Schickſal eines Staates einzugreifen, dann, daß er dies ſein könne; zuletzt, wenn er die angenehme Maske von der Sache fortzog, erſchrak er, denn was war die patriotiſche Operation —? Van Aſten war ein rechtlicher Mann.

„Mein theuerſter Herr! ſprach der Legationsrath wieder mit der gewohnten Ueberlegenheit des vornehmen Mannes, und auch ſein Koſtüm hinderte ihn nicht, die Situation, die er liebte, einzunehmen, ein Bein über das andere, den Hinterkopf mit der Lehne, die Finger der rechten Hand mit ſich ſelbſt ſpielend. Mein theurer Herr, wenn wir uns doch gewöhnten, die Verhältniſſe zu betrachten, wie ſie ſind. Was ſind die Menſchen in ihrer Maſſenhaftigkeit anders, als Heerden zweibeiniger Geſchöpfe, beſtimmt, von Anderen, die klüger ſind, geleitet zu werden. Sie wären ja wie die Schaafe, unglücklich, wenn ſie keinen Bock hätten, der ihnen vorſpringt. Oder huldigen Sie dem Perfectibilitätsglauben, daß dieſes Convolut von Dummköpfen einmal Vernunft bekommen kann? Daß ſich dann Alles von ſelbſt machen werde, was jetzt die Geſcheiten für die Anderen denken und abthun? Nicht einmal zu der Einſicht kommen ſie, trotz der Erfahrung von ſo viel tauſend Jahren, daß ſie nicht klüger werden, als die vor ihnen waren. Lieber Herr, ich bitte Sie, wo hat die Menge denn ein Urtheil, nur über die gewöhnlichſten Dinge? Sehn Sie in's Theater, wie ſie ängſtlich werden, bis eine Autorität den Mund aufthut, damit ſie ſein Urtheil nachſprechen können. Verſtändigen wir uns doch nur darüber, was ſind ſie denn weiter als unſre Packeſel; und darüber iſt allein die Frage, wer ihnen ſeine Laſt aufpackt, und wer den Eſel ſchlägt. Wozu ſtifteten ſie Freimaurerorden, Gemeindeordnungen, eleu-

ſiniſche Geheimniſſe, Conſtitutionen, als zur Handhabe, wie man die Laſtträger am beſten dreſſirt: die Fahne, die Feuerſäule, das Schiboleth, darauf kommt's ja nicht an. Als der Herrſchaft der Könige in Frankreich das Garaus gemacht ſchien, wäre nichts dagegen zu ſagen geweſen, denn daß das Volk ſich ſelbſt beherrſchen ſollte, war nichts als eine ſchöne Chimäre, wenn nur die klugen Leute, welche die Könige vom Thron gejagt, ſich unter einander verſtändigt hätten, wie ſich in die Macht theilen! Das iſt das Unglück, daß die Klugen darüber nie in's Klare kommen. Fragen wir uns: Wer hat denn überhaupt in der Welt geherrſcht? Einige wenige Könige, die Genies waren oder Feldherren aus Paſſion; das waren ſeltene Ausnahmen. In der Regel waren es kluge Miniſter, ſchlaue Favoriten, noch ſchlauere Maitreſſen. Sie herrſchten um ſo ſicherer, je feiner ſie es zu verſtecken wußten. Oder wollen Sie nach Klaſſen gehen? Die Hohenprieſter fingen an, dann kamen die Könige, dann militairiſcher Adel, dann Prieſter, Könige und Feudalritter im bunten Gemiſch, bis die Könige wieder glaubten das Oberwaſſer zu haben; da nahmen es ihnen die Philoſophen. Das Schiboleth, früher Glauben geheißen, hieß nun Aufklärung. Wer weiß denn, wenn die Klugen inzwiſchen nichts Anderes erfinden, ob der Myſticismus, der Pfaffenglaube die Herrſchaft der Aufklärung nicht wieder ablöſt! Dem Volke kann das ganz gleichgültig ſein. Bei allem dieſem Wechſel bleiben ſie und werden bleiben, was

der ausgezeichneten aus der Verbindung hervor gegangenen Männer findet.

Die Stellung der gelehrten Bildung zum Staate iſt minder erfreulich. Die miniſteriellen Hülfsquellen öffnen ſich nicht, wie bei uns, gelegentlich dem gelehrten Bedürfniß. Die Armuth des Staates bedingt das Feſthalten am Hergebrachten; es werden keine neuen außerordentlichen Stellen creirt, und Upſala's geſunde Luft und Diät läßt die inſtituirten Profeſſoren ein ſolches Alter erreichen, daß die Candidaten, welche wir in die Klaſſe der Privatdocenten rechnen würden, gemeinhin ſchon weit über die Jünglingsjahre hinaus ſind, wenn ſie eine Anſtellung zu erwarten haben. Das literariſche Leben gewährt ihnen eben ſo wenig eine Unterſtützung, als das Collegiengeld; indem die Studenten nur in ſehr wenigen Fällen für einzelne Collegia Honorare zahlen. Viele, die eine Univerſitätsbildung durchgemacht, wenden ſich daher zu andern Beſchäftigungen.

Wie die literariſche Regſamkeit auch das geſellige Leben hier angenehmer und gehaltreich macht, habe ich ſchon vorhin erwähnt. Unter den Ausgeflogenen kehrte Profeſſor Geyer ſo frühzei-

ſie von Anbeginn waren, Heerden, Knechte, Sklaven, Contribuenten für die Regierer; aber bei allem dieſem Wechſel, mein theuerſter Freund, iſt nur das beſtändig, daß die Pfiffigſten das Heft in der Hand behalten. Nun ſehe ich aber nicht ab, warum die reichen Leute nicht einmal den Prieſtern, Rittern und Philoſophen das Geſchäft abnehmen, warum ſie nicht auch einmal pfiffig ſein und regieren wollen? Sie ahnen nicht, mein werther Herr, welche Macht in Ihren Comtoirſtuben, Ihren Wechſeln, in Ihren Federſtrichen ruht, durch welche Sie Welttheile verbinden. Im vollen Ernſt, Ihnen, den großen Kaufleuten, Fabrikanten blüht die künftige Weltherrſchaft entgegen. Sie haben die erſten Kenntniſſe von allen Verfallenheiten, mit einiger Umſicht berechnen Sie, was in der Welt gilt und gelten wird, Sie haben die Sprache, die alle Welt verſteht, das Geld. Geld brauchen die Staaten zum Kriege, zum Frieden. Wenn Sie nur etwas abgeben, ſich etwas verſtändigen wollten, etwas mit den Ackerbau treibenden Herrſchaften, etwas mit den Herren von der Feder, es braucht da nur kleine Aufmerkſamkeiten und Gefälligkeiten, ein klein wenig auch mit den Ideen, welche, was man nennt, beim Volk im Schwunge ſind, ſo prophezeie ich Ihnen, Sie, die Herren von der Induſtrie, werden bald die wahre, reelle, effective Univerſalmonarchie in Händen haben, wie die großen Handelsherren in dem kleinen Venedig ehedem, wie im großen England und im noch größern Amerika jetzt ſchon und in Zukunft noch

mehr. Sie, Theuerſter, fingen ja ſchon an. Bravo! Ihre Aſſociéſchaft en commandite mit der Excellenz war eine großartige Idee, nur muß man ſich von den vornehmen Herren nicht über's Ohr hauen laſſen. Wenn Sie geſchickt agiren, haben Sie den Herrn ja noch jetzt in Händen, er muß jeden Eclat vermeiden, während Sie vis-à-vis de rien Alles einſetzen müſſen. Alſo, Courage, für Frieden und Ruhe Alles dran geſetzt, Frieden und Ruhe, welche die Nation und Ihr König wünſchen. Alſo warum nicht friſch und kühn, ein Auge zugedrückt und in die Taſche gegriffen!"

Herr van Aſten griff auch in die Taſche, aber nur um ſeine Brieftaſche vorzuholen. Er war während der langen Rede wieder ſeiner Herr geworden: „Weil mir ein Sperling in der Hand lieber iſt, als eine Taube auf dem Dache. Weil mein Fuß zu dick iſt, um ihn in Diplomatenſchuhe zu ſtecken. Weil ich auf glattem Boden nicht gehen kann, und weil ich in der Schule gelernt habe, daß, wer beſticht, eben ſo ein Schurke iſt, als wer Beſtechung nimmt. — Hier iſt Ihr erſter Wechſel."

Das Bleiſtift, welches die Brieftaſche verſchloſſen, zwiſchen den Zähnen haltend, zog der Kaufmann den Papierſtreifen heraus.

„In acht Tagen ſtehe ich zu Dienſt, entgegnete Wandel mit einem Verſuch zu lächeln. Preſſirt es ſo, Herr van Aſten?"

„Mich nicht. Glaubte vielleicht, daß es Sie preſſiren würde, den Wechſel einzulöſen."

„Zeigen Sie. Sollt' ich mich im Datum geirrt haben!"

Der Kaufmann hielt den Wechsel seitwärts in die Höhe. Sein Bein und Stock blieben die Barriere. „Sie haben ja wohl gute Augen. — Sehen Sie? — Sie sehen vielleicht nicht Alles. Ich auch nicht. — Die Schrift ist blaß. Herr Legationsrath, seit acht Tagen wird sie jeden Tag bläſſer, und in acht Tagen hätte ich einen weißen Papierstreifen in der Tasche. Ist das nicht curios?"

Wandel hielt die Hand vor's Gesicht, um besser zu sehen. Plötzlich drehte er sich auf den Hacken um, und sank auf den Stuhl zurück mit einem lauten Auflachen. Van Asten verlor keine seiner Bewegungen aus dem Auge.

„Das ist curios."

„Nur curios, Herr Legationsrath?"

„Waren Sie besorgt, daß ich den Wechsel um deswillen nicht honoriren würde?"

„Besorgt eigentlich nicht, Herr Legationsrath, ich ließ nur, als ich's merkte, vom Notar eine vidimirte Abschrift nehmen, und den curiosen Fall ad protocollum vermerken."

„Die Geschichte wird immer hübscher. Ich hatte damals eine sympathetische Dinte präparirt, und tauchte wahrscheinlich aus Versehen die Feder beim Ausfüllen des Wechsels hinein. Wollen Sie gefälligst hergeben, der Schade ist im Moment reparirt."

Er stellte eines der Kohlenbecken vom Heerde auf den Fenstersims.

„Wie Sie wollen, lächelte der vornehme Mann, als van Asten das Papier hinter seinen Rücken hielt. Probiren Sie selbst, eine Sekunde leise über den Kohlendampf und die natürliche Schwärze ist wieder hergestellt.“

Der Kaufmann besann sich einen Moment. Er schien seine Position nicht verändern zu wollen, bei der Operation am Fenster hätte er dem Rath den Rücken wenden müssen. Er überreichte ihm den Wechsel, von dem er ja eine vidimirte Copie besaß, strengte aber jetzt wo möglich seine Augen noch mehr an, jede Bewegung des Andern zu verfolgen. Wandel fuhr nur leicht ein paar Mal über das Kohlenbecken und reichte den Wechsel, ohne ihn selbst anzusehn, zurück: „Prüfen Sie jetzt selbst.“

Die Schrift stand wieder schwarz da, aber das Papier schien sehr mürbe geworden.

„Soll ich Ihnen vielleicht einen neuen Wechsel schreiben? — Sie scheinen etwas ängstlich. — Ich vergehe Ihnen, ein Kaufmann *soll* vorsichtig sein. Mit dem größten Vergnügen.“

Er schob aus dem Winkel einen kleinen Tisch mit Schreibzeug hervor, bestimmt, um seine Notate bei den chemischen Experimenten zu machen, und — schrieb.

Van Asten hatte zu dem Anerbieten weder ja gesagt, noch nein. Er benutzte den freien Moment, sich umzuschauen. Es war ein stiller Sonntag Nachmittag, das ganze Haus schien in's Freie ausgeflogen,

er war auf der Treppe Niemand begegnet. Im Hofe knarrte nicht der Brunnen, keine Stimme; man hörte nur das Zwitschern der Sperlinge, in der Küche das Picken des Holzwurms in dem alten Gebälk. Van Asten war auch ein muthiger Mann, aber ihm war eigen zu Muthe, wenn sein Blick auf das Gerippe fiel, auf die eisernen Geräthschaften, die eben so viel Waffen werden konnten. Waren nicht auch vielleicht auf dem Heerde, in den Tiegeln und Destillirkolben geheime Waffen! Wenn der Koch mit dem Löffel daraus auf ihn sprützte, mochte nicht eine Essenz darin enthalten sein, die ihn betäubte, ihn selbst im Augenblick blaß machte wie die Schrift auf dem Wechsel?

Waren nicht die Blicke, die der Schreibende seitwärts dann und wann auf ihn gleiten ließ, auch Waffen! Der Kaufmann stand hinter seinem Schemel, den darauf gestemmten Stock noch fester in die Hände pressend.

An einer schwarzen Tafel standen mit Kreide arithmetische Figuren, darunter Berechnungen, die des Kaufmanns Aufmerksamkeit anzogen, große Zahlen addirt. An der einen Ecke:

80,000 + 15,000 — 40 Jahr p. p. + + + zu viel.
Summa: 95,000 — 40 Jahr p. p. + + + zu viel.

an der andern:

90,000 + 28 Jahr — Verstand.
p. p. 90,000
180,000 + 28 Jahr — Verstand. ???

Der Legationsrath war fertig und hielt ihm die Schrift hin: „Wollen Sie probiren — englische Immortell-Dinte, neueste Erfindung von Parry — es ließe ſich darin ein Geſchäft machen. Um alle Simulation zu vermeiden, habe ich unter heutigem Datum acceptirt.“

„Wollen Herr Legationsrath noch gefälligſt darunter notiren: Duplicat des an dem und dem acceptirten Solawechſels.“

„Wozu, theuerſter Mann, wir tauſchen die Papiere aus und damit iſt die Sache abgemacht.“

„Möchte gern den erſten Wechſel auch behalten, nur aus Curioſität, von wegen der ſympathetiſchen Tinte. Geſchieht Ihnen ja kein Schade dadurch, lieber Herr Legationsrath. Können noch, der Sicherheit wegen, hinzubemerken: Duplicat u. ſ. w., wodurch der Primawechſel außer Kraft geſetzt iſt. Weiter nichts. Bin ein Raritätenſammler, und trenne mich nicht gern von Seltenheiten.“

Wandel war in die Höhe geſprungen, wie der Tiger beim Geräuſch des herangeſchlichenen Jägers. So funkelte auch ſein Auge, als er krampfhaft die Stuhllehne preßte. Der Stuhl in ſeiner Hand hätte zur Waffe werden können, aber nicht gegen den, der ihm gegenüber ſtand. Die markigen Hände des Kaufmanns umklammerten den Stock, ſein Kinn lehnte ſich darauf und ſeine hellblauen Augen fielen ohne Blinkern auf die gelbglühenden des Andern.

„Was wollen Sie noch?“ fragte Wandel.

„Sie haben noch einen Wechsel von mir acceptirt, auf Höhe von zehn Tausend Thalern.“

„Der am vierzehnten October fällig ist, mein Herr.“

„Weiß es, wir könnten aber vielleicht noch ein Geschäftchen machen. Schreiben Sie mir noch ein solches Duplicat — der Wechsel wird auch blaß.“

Wandel verkniff die Lippen. Nach einer Pause sagte er: „Wie Sie wünschen.“

„Ist mir lieb, daß Sie so gefällig sind; den Verfalltag wünsch ich nur etwas anders. Schreiben Sie gütigst: acceptirt zum ersten September.“

„Herr! Das sind nicht vierzehn Tage.“

„Weiß es.“

„Das könnte mich derangiren.“

„Würde mir sehr leid thun.“

„Das ist unverschämt.“

„Kann sein. Ein Kaufmann muß die Conjuncturen benutzen. Ist sich Jeder selbst der Nächste, darin werden Sie mir Recht geben.“

„Ihre Gründe, Herr van Asten! Durch das Duplicat verschwindet jede Besorgniß wegen der Dinte.“

„Gründe wollen Sie! So viel Sie wollen: bis zum vierzehnten October kann Krieg ausgebrochen, Sie können todt, bankerott, Sie können nach Asien und Sibirien gereist sein. Ich könnte Ihnen noch viel mehr Gründe sagen, der Hauptgrund aber ist, ich will mein Geld haben.“

„Das ist ein sehr verständlicher, mein Herr van Asten. Wenn ich mich recht besinne, könnte ich mich dazu bestimmen lassen. Ich erwarte Rimessen aus Thüringen, die jeden Augenblick eintreffen müssen. Indessen, Kaufmann gegen Kaufmann — dies unbeschadet unserer Freundschaft — was geben Sie für die Gefälligkeit?"

„Die Wechsel für's Geld."

„Und die Prima für die Anticipation?"

Beide sahen sich durchdringend an. Beide waren Kaufleute durch und durch in dem Augenblick, die durchbohrenden Blicke wurden milder, die Drohung schmolz in ein Lächeln. Wandel schrieb auch den zweiten Wechsel um, und nachdem van Asten ihn sorgsam geprüft, tauschte er beide neue Wechsel gegen die beiden Primawechsel aus.

Von dem geschraubten Ton vorhin merkte man nichts mehr. Die Unterhaltung floß noch einige Augenblicke über gleichgültige Dinge, wie zwischen Geschäftsmännern, die eine unangenehme Disharmonie durch freundliches Entgegenkommen verlöschen wollen. Van Asten versicherte, daß er ihre Differenz schon so gut wie vergessen habe, Wandel lobte es, wer erfolgreich leben wolle, müsse an die Zukunft und so wenig als möglich an die Vergangenheit denken. Auch vor Raritäten müsse man sich hüten, sie würden am Ende ein todtes Kapital, in welchem unser Lebensstock immer sparsamer, dünner wird. „Da! — er riß aus einer Lade unter der schwarzen Tafel eine Partie

Papiere hervor — was habe ich davon, daß ich diese Aſſignate zwölf Jahre aufhob, eine halbe Million, und darüber!"

„Freilich jetzt nur Raritäten, ſagte nachdenklich der Kaufmann. Kein Gläubiger iſt mehr ſo dumm, ſie für Activa anzuſehen. Vor fünf bis ſechs Jahren konnte man wohl noch etwas darauf erſchwindeln."

„Fidibus, Theuerſter! Zum Feueranmachen brauche ich ſie."

„Ueber eine halbe Million! Na — ſie werden Ihnen auch nicht ſo viel gekoſtet haben."

„Es kommt darauf an," entgegnete der Legationsrath mit einem eigenen Zücken um die Lippen.

„Was haben Herr Legationsrath denn da an der Tafel ausgerechnet? Thaler und Verſtand iſt ein curioſes Additionsexempel."

„Phantaſiebeluſtigungen! Vielleicht Geſchäfte, die ich vorhabe."

„Das ſind hohe Summen."

„Ich habe größere Geſchäfte gemacht."

„Das Facit des einen iſt fünf und neunzig Tauſend, das des andern hundert und achtzig Tauſend ohne den Krimskrams dran von unbekannten und irrationalen Größen."

„Sie ſind ein unbefangener Mann, aber von glücklichem Takt. Beide Geſchäfte kann ich nicht zuſammen machen. Es gilt die Wahl. Zu welchem rathen Sie?"

„Wenn ich hundert und achtzig Tauſend machen kann, ziehe ich ſie fünf und neunzig Tauſend vor."

„Ich auch, lachte der Legationsrath. Nur habe ich die achtzig Tausend so gut wie in der Hand; beim andern Geschäft aber sind Schwierigkeiten zu überwinden; es ist, würde der Engländer sagen, ein steeple chase mit Hindernissen.“

„Sie winden sich durch, Herr Legationsrath.“

„Ich nehme es als ein gutes Omen an, lächelte Wandel. Wir scheiden doch als Freunde.“

„Wie vorher.“

Der Legationsrath hatte den Kaufmann bis zur Thür begleitet.

„Nun sehen Sie, da wir als Freunde scheiden, und Sie sich so honett gezeigt, ist ein Dienst des andern werth. Sie haben mich gerettet, ich gesteh's Ihnen, für den Moment. Und aus purer Gefälligkeit! Der alte Asten ist aber kein Bettler. Er nimmt nichts umsonst. Also erstens dafür: tiefste Verschwiegenheit; von mir hört keiner eine Sylbe. Zweitens eine Maxime: ein Kaufmann darf nicht zu viel Speculationen auf ein Mal vor sich haben. Wenn er zu lange wählt, entschließt er sich zu spät. Sieht er zu eifrig nach der Taube auf dem Dache, so fliegt ihm auch der Sperling aus der Hand. Merken Sie sich das; rasch zugegriffen. Und drittens ist mir schon lange für Sie was eingefallen. Machen Sie sich doch an Madame Braunbiegler. Das wäre eine Partie für Sie. So reich wie dick. Hundertzwanzig Tausend unter Brüdern. Der alte Braunbiegler verstand's. Lauter solide Hypotheken und

tig zurück, daß wir einen sehr lehrreichen, vergnügten Abend in seinem liebenswürdigen Familienkreise verbringen konnten. Hier so wie beim Landshöfding, Baron Jerta, finden sich vorzüglich die jungen Literaten zusammen, welche man zu den Romantischen zählt. Doch nur in Herrn Professor Geyer's Kreise hört der Ausländer die Deutsche Sprache, welche, namentlich von den jüngern Männern, mit großer Geläufigkeit gesprochen wird. Das Französische waltet im Zirkel des Herrn von Jerta vor; wiewohl die Verständniß unserer Sprache durch alle gebildete Einwohner der Stadt verbreitet scheint. Aber die Französische Scheu vor dem Lächerlichen untersagt dem Schweden vor dem Fremden in seiner Sprache zu reden, wenn er ihrer nicht ganz mächtig ist. Noch können wir auch Herrn Prediger Börgeson anführen, der mit Deutscher Gemüthlichkeit in seinem Hause unsere Literatur pflegt, und unter denen, welche sich nicht über das Baltische Meer verstiegen, mit am ungezwungensten der hochdeutschen Sprache sich bedient. In Christiania hatte eine Familie, welcher durch Reisen und Erziehung die Norwegische, Deutsche, Französische, Englische und sogar eine Slavoni-

Pfandbriefe. Und die halbe Fabrik! Unter uns hundertfunfzig Tausend wenigstens. Und Sie, mit Ihrer Chemie, können das Tuch noch dünner strecken. Zugegriffen! Ein Bischen Schwierigkeiten, aber Sie kriegen sie."

Die Treppen dröhnten unter den schweren Tritten des Kaufmanns, er sah nicht mehr die Bläße auf dem Gesicht des Legationsrathes; nicht wie er in die Küche zurück wankte, nicht wie er, an der Thürpfoste stehen bleibend, das kalte Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Da verließ ihn seine Kraft. Ihn schwindelte, es drehte sich um ihn wie im Kreise, die Bilder, das Gerippe, die Retorten. Er fletschte die Zähne, die Augen traten aus den Höhlen, er ballte die Faust gegen die Bilder: „Lachen Sie nur, „Mes dames de Bruckerode!" Dann wankten die Knie. Der starke Mann sank auf den Schemel, es war auch ihm zu viel gewesen. Die Retorte fiel von der Erschütterung vom Gestell und verschüttete ihren Inhalt in die Kohlen, der Staub wühlte auf, die Bilder bewegten sich, das Gerippe rasselte an der Wand.

Zwanzigstes Kapitel.

Eine Spinne in ihrem Netz gefangen.

„Sie kommen so vergnügt von ihm?“ empfing die Geheimräthin den eintretenden Legationsrath. Er sah allerdings anders aus, als wir ihn neulich verließen. In sorgfältiger Toilette und Coiffüre, ein Ordensband am Knopfloch, ein anderes, das sich unter dem Halstuch versteckte, schien er mehr zum Besuch bei Hofe als im Krankenzimmer ajustirt. Es ist indeß zu bemerken, daß er seit Kurzem seiner Kleidung eine Sorgfalt widmete, welche seine Freunde in der letzten Zeit vermißt hatten. Der Kleidung entsprach der heitere Gesichtsausdruck. „Wie haben Sie ihn gefunden?“ setzte die Lupinus hinzu.

„Wie meine Freundin mich findet — vergnügt.“

Sie blickte ihn verwundert an.

„Sie wissen, daß er in seiner Collection eine seltene Ausgabe des Horaz nicht besitzt, die mit verschlungenen Händen und einem Todtenkopf unter dem Druckort.“

„Leyden, Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, Initialen von der und der Form, unterbrach ihn die Lupinus; ich habe es oft genug hören müssen. Er hatte alle Commissionäre in Requisition gesetzt und große Summen geboten, immer umsonst.“

„Und jetzt hat er sie.“

„Wie ist das möglich! Sie selbst sagten, die Ausgabe wäre nicht mehr aufzutreiben.“

„Um einem Sterbenden einen letzten heitern Augenblick zu machen, dünkt mich, ist Alles möglich und — erlaubt.“

„Erlaubt!“ wiederholte die Lupinus betonend, und blickte ihn fragend an.

„Es thut mir leid, daß Sie nicht zugegen waren. Wie seine Augen aufblitzten; er traute ihnen kaum, und hatte auch gewissermaßen Recht. Bekanntlich ward diese Ausgabe in Leyden während der schweren Belagerung der Stadt gedruckt. Die Setzer waren einer nach dem andern auf den Mauern gefallen. Die Typen wurden zu Kugeln umgeschmolzen. Aber der Factor, der Letzte in der Druckerei, hatte selbst sein Letztes daran gesetzt, diesen Horaz, die Ehre der Officin, zu vollenden. Mochte dann die Freiheit, der Protestantismus, Holland, die Stadt Leyden untergehen, wenn nur die Leydener Horazausgabe für die Nachwelt lebte. Von allen seinen Typen, die schon als Kugeln um die Schanzen pfiffen, hatte er nur soviel sich losgebettelt, um den Titel noch zu drucken, er selbst Setzer, Drucker. Da, im Vorgefühl seines Schicksals, setzte er unter die Jahreszahl und das Wort Leyden einen kleinen Todtenkopf. Nur eine geringe Zahl Exemplare hatte er abgezogen, da verließen ihn die Kräfte. Er sank um, mehr vom Hunger als von der Arbeit erschöpft. Die Soldaten

drangen ein, auch die letzten Buchstaben fortzunehmen, als die Glocken der Stadt ertönten. Der Entsatz war gekommen. Leyden ward frei, der Factor starb zwar am selben Tage, auch der größte Theil der Bürgerschaft war von Hunger, Seuchen, Kugeln fortgerafft, aber er starb mit frohem Gesicht — seine Horazausgabe, Leydens Ehre, war gerettet. — Ist es nicht ein rührendes Kapitel aus der Geschichte der Menschheit? Erhebt es nicht das Gefühl, daß ein armer Setzer für eine Idee sein Leben daran setzte und glücklich starb!"

„Allerdings, aber —"

„Wer glücklich starb, hat glücklich gelebt. Es waren nur fünf und neunzig Exemplare des Titels mit dem Todtenkopf gedruckt. Sie sollten das Ehrendenkmal für den Patrioten bleiben. Der Magistrat ließ die übrigen Titel mit einer Aenderung abziehen. Auch sie sind von hohem Werth; die aber mit dem Todtenkopf und dem Todtenschweiß des Armen unschätzbar. Sie wurden an hohe Potentaten verschenkt, sie finden sich jetzt nur in den Königlichen Bibliotheken von Schweden — Gustav Adolf führte sein Exemplar im Felde immer mit sich —, England, Dänemark. Durch die Einnahme von Breda kamen mehrere nach Spanien. Man hielt es in Holland für eine große Calamität. Bei den endlichen Friedensverhandlungen gab dies manchen Anstoß. Die Generalstaaten gaben sich umsonst alle Mühe, die Exemplare zurück zu erhalten. Später sind durch die Verführung des Gel-

des und die Macht des Handels auch Exemplare nach Amerika gegangen."

„Von daher haben Sie keins bezogen."

„Gewiß nicht, sie sind auch gar nicht mehr im Handel."

„Sie haben ihm ein nachgemachtes Exemplar gebracht."

Mit einem weichen Lächeln drückte er ihre Hand: „Finden Sie das Unrecht, Freundin, wenn ich seit Wochen ein solches Titelblatt nachbilden ließ! Es kostete einige Mühe, Druckerschwärze und Papier dem Braun des Alterthums ähnlich zu vergelben, allein die geschickte Unger'sche Officin überwand alle Schwierigkeiten. — Er ist so glücklich wie jener Setzer in Leyden, ein letzter Sonnenstrahl fiel in den Dämmerschein seines Lebens. Schadet es ihm, daß es nur eine Illusion ist! Was ist denn unser Aller Glück anderes. Sind nicht alle unsere frohen Stimmungen auch nur das Product von Illusionen! Die frohen, meine Gönnerin, wie die bösen. Die Wahrheit finden wir nur in uns selbst, wenn wir alle Täuschung abgestreift."

„Ihre Leydener Geschichte, so rührend sie ist, erinnert mich nur zu sehr an die Kindheit des Menschengeschlechts. Ueber diese naiven Zustände von Ehre sollten wir doch hinaus sein!"

Sie saßen auf dem Kanapé der halbdunklen Stube.

„Sollten! rief er, sich in die Ecke zurück lehnend, und wir sind immer nur Kinder wie am ersten Tag. Nur das Spielzeug wechseln wir, oft auch

nur wie es in Familien mit beſchränkten Mitteln geſchieht. Die Mütter nehmen ihren Kleinen die Puppen und Soldaten allmälig fort, an denen ſie ſich das Jahr durch ſatt geſpielt, um ſie ihnen friſch lackirt und neu angezogen zu Weihnachten wieder zu ſchenken. Die klügſten Kinder merken es nicht. So das ganze Menſchengeſchlecht. Nur die Erwählten kommen mit ſich in's Klare. — Ja, wenn ſie ſo weit ſind, wenn alle Nebel, Dämmerſcheine, chromatiſche Täuſchungen, Vorurtheile geſunken, wenn ſie wiſſen, ihre Kreiſe und ſich ſelbſt zu beherrſchen, wenn ſie ſich das Zeugniß ablegen können, daß ſie durch nichts ſich beirren laſſen, keine Mißgriffe thun, rein und grad auf ihren Zweck hinſteuern, — dann — das muß ein Göttergefühl eigener Art ſein."

Die Geheimräthin ſenkte in ihrer Sophaecke den Kopf: „Wer kann das von ſich ſagen!"

„Ich kenne eine Frau, die es kann!" Er ſah vor ſich auf die Diele. Es war etwas Eigenes heut im Benehmen des Legationsrathes. So weich ſein Ton, ſo ſanft vorhin ſein Händedruck, ſo geſchmeidig, faſt herzlich ſein ganzes Benehmen; aber er ſah ſie nicht an, er ſtreckte nicht die Hand aus, um ſie auf ihren Arm zu legen, er ſaß iſolirt wie ein Träumer, und nur durch das Medium der Töne waren ſie in Berührung.

„Die Klügſte kann ſich darin täuſchen!"

Er ſchien es nicht gehört zu haben. Er legte den Arm auf die Lehne, und ſeine Finger häm-

merten gedankenlos auf das polirte Ebenholz, während seine Augen jetzt an der Decke hafteten.

„Mögen Sie sich immerhin momentan isolirt fühlen, was ist das gegen das beruhigende Gefühl, wie ein Gott in Ihren Kreisen gewaltet zu haben. Sind nicht, seit Sie mit sich klar wurden, Ihre Wünsche in Erfüllung gegangen; ich meine, ist nicht Alles geschehen, was Sie für gut, für nothwendig erachteten? Jenes undankbare Mädchen, das wirklich Ihr Lebensglück störte, mußte Sie verlassen, ohne daß Sie der geringste Vorwurf trifft. Man entführte sie Ihnen, die Menschen bedauern Sie sogar wegen der hinterlistigen Art, wie es geschah, ohne zu ahnen, welche Wohlthat Ihnen damit widerfuhr. Damit wurden Sie zugleich die lästigen Gesellschaften los, die Sie hinderten, ganz sich selbst zu leben. Wie oft fand ich meine Freundin in Sorgen um das Schicksal des kränklichen Bedienten. Was stand dem armen Geschöpf bevor, sobald Sie sich seiner nicht mehr annehmen konnten? Bettelstab, Hospital! Da hat Gott seiner sich erbarmt, ihn zu sich genommen. Gott nimmt sich aber nur da der Menschen an, wo er ihren ernsten Willen, ihre angestrengte Thätigkeit sieht, sich selbst zu helfen. — Wie belohnten jene unartigen Kinder Ihre mehr als mütterliche Aufmerksamkeit! Ich darf Ihnen wohl sagen, man verdachte es Ihnen, daß Sie sich selbst diesen verwahrlosten Geschöpfen opferten. Man hielt es für eine Art Ostentation, man meinte, Sie wären

auf die Sprünge der Fürstin Gargazin gekommen. Das sind die Urtheile der Menschen! Kann ein Vernünftiger noch davor Respect haben! Sie lernten nur zu bald, daß für diese Unglückseligen nichts Besseres sei, als — wenn auch ihrer eine unsichtbare Hand sich erbarme. Diese so früh verdorbenen Kinder wären ja unter der Aufsicht des nichtigen, läppischen Vaters, unter der Erziehung dieser Köchin in Grund und Boden verworfene Geschöpfe geworden. Und am Ende hätte Sie noch ein Vorwurf getroffen. Aber das Unkraut konnten Sie nicht mehr ausziehen, Sie nicht mehr Weizen säen. Verzeihung, daß ich so offen es ausspreche, auf die Gefahr hin, Sie zu beleidigen, die Kinder mußten sterben."

„Mußten —" wiederholte mehr fragend als trumpfend die Geheimräthin.

„Ja, theuerste Frau, sagte er mit Nachdruck. Ich habe es mir oft überlegt. Hätten Sie einen Vortheil davon gehabt, daß sie starben, wäre eine Erbschaft im Spiel gewesen, dann war es anders. Was jetzt die Leute sagen, darauf kommt es nicht an."

Sie schielte, innerlich bebend, zu ihm hinüber, wagte aber die Frage: „was sagen denn die Leute?" nicht über die Lippe zu bringen.

„Die Geschichte der Medea halte ich für eine unglücklich erfundene Fabel, fuhr er in derselben Ruhe fort. Eine Mutter ihre Kinder schlachten, um ihren Geliebten zu retten! Das wäre eine Verirrung der Natur. — Ja, wer über diese Empfindungen

hinaus ist; ich könnte mir eine Medea denken, ohne die brennende Gluth des Südens, eine, deren Blut eiskalt geworden, eine Seherin des Nordens, die abgerissen, abgeschüttelt hat alle die Fibern und Blutadern, die sie mit den Lebendigen zusammenhalten, eine Norne, welche im ehernen Becher die Loose der Menschen schüttelt; wer fallen muß, der fällt, sie kann nicht weinen, sie kann nicht lächeln, es muß. Sind wir nicht Alle auf diesen Prozeß angewiesen, ist es nicht der natürliche des Daseins? Das Blut wird mit den Jahren kälter, was uns in der Jugend entzückte, gleichgültig. Unsere Träume, Phantasieen, Projecte belächeln wir. Werden die Menschen mit Runzeln liebenswürdiger? Wir erkennen ihre Schwächen, die Ideale sind längst gesunken, ihre Eigenheiten treten heraus, sie werden uns widerwärtig. Nein, nicht widerwärtig, Freundin, nur gleichgültig. Wir hören eine Todespost verwundert an: Hat der noch gelebt, wir dachten, er sei längst todt! Wir sterben mit, wo Alles um uns stirbt, und lassen darum sterben, was nicht leben kann! Einer weniger, der Anderen in die Quere kam, Einer weniger, der mit verbrannten Flügeln nach der Sonne flattern wollte! Wem sind sie denn nicht verbrannt? Wir sind allzeit bereite Todtengräber — aus Mitleid, Adepten der Nothwendigkeit. — Das ist weit natürlicher als die andere Erklärung, daß wir's aus Neid wären, aus Haß, Haß gegen die ganze Menschheit. Ist denn die Menschheit werth, daß wir sie hassen?

So wenig als unſerer Liebe. Allerdings lehrt uns der Inſtinct, zu ſtechen, wo wir geſtochen werden. Sticht uns ein Größerer, ſtechen wir den Kleineren. Dagegen iſt nicht anzukämpfen, es iſt das Naturgeſetz der Creatur. Wo wir's überwinden, iſt Unnatur; die Verweichlichung der Moral, die wir umſonſt Religion taufen, es bleibt Verkehrtheit, die ſich rächt. Aber nur nicht aus Haß, Erbitterung: wir ſpielen mit Tod und Leben, wie man mit uns ſpielt; die Folterſchrauben, die man uns anſetzt, probiren wir an Andern, um zu erfahren, wie viel ein Menſch aushalten kann. Das führt zu einem Ziele; der Haß iſt immer eine irrationale Potenz, die in's wüſte Blaue treibt, wo Niemand das Ende abſieht. Pfui Blutrache! pfui, das alte moſaiſche: Zahn um Zahn! Wem hat es genutzt, und alles Unnütze iſt Verbrechen. Dagegen begreife ich ſehr wohl, was der Alltagsmenſch Rache nennt, und was doch weiter nichts iſt als der Schuß nach einem Ziele. Napoleon hat Palm erſchießen laſſen. Er hat Recht gethan, man ſoll ihn fürchten. Die Schriftſteller ſollen ſich nicht unterſtehen, ihn unangenehm zu kitzeln. Dies Recht hat Jeder — ſich furchtbar, ſich gefürchtet zu machen. Aber mit Klugheit, mit Vorſicht es benutzt! Nicht Jeder iſt Napoleon, aber Jeder kann wie die kleine Spinne aus ſeinen eigenen Säften ein Netz ſich weben, um die zu fangen und verderben, die ſich in ſeine Region drängen. Haben Sie einmal die Spinne beobachtet? Es iſt für mich ein furchtbares Thier.

sche Sprache gleich geläufig war, den Erziehungs-Grundsatz aufgestellt, ihre Kinder in der Deutschen, als der schwierigsten von allen, aufzuerziehen.

Als wir Linné's botanischen Garten besuchten, und man uns auch in das Haus und Zimmer daneben führte, wo der große Mann gestorben war, trafen wir in dem jetzigen Bewohner einen Deutschen Landsmann, der trotz verjährter Anwesenheit hier weder sein Deutsches noch sein Thüringer Vaterland verleugnen konnte. Es war der Kapellmeister Heffter, welcher längere Zeit, unter Regierung des großen Friedrich in Berlin gelebt hatte, und eben solcher Enthusiast für den alten Fritz war, als der lebendige alte Mann seine Deutschen Landsleute einnehmend begrüßte.

Er konnte nicht genug nach Preußen fragen, und war hoch erstaunt und erfreut, als er von dem jetzigen Militairgeist hörte, den er wenig mit dem herrschenden Gensdarmen-Tone zu seiner Zeit in Einklang zu bringen wußte. Höchst interessant war es für mich, in ihm einen Augenzeugen jener bedeutungsvollen Anekdote zu finden, welche schon wie mythisch aus dem Nebel

Da liegt sie still, zusammengekauert, ich möchte sagen, fromm, im Centrum ihres Kreises, sie scheint zu schlafen, aber sie ist nur pensiv, sie brütet über ihr ungerechtes Loos. Warum gab die Natur den Fliegen, Bremsen, Mücken, Wespen Flügel? Sie flattern, spielen in den Lüften ein gedankenloses Spiel, sie naschen an den Blumen, sie schlürfen den Sonnenschein. Die Spinne ist stiefmütterlich behandelt, sie, die arbeitsame, denkende Schöpferin, muß an Mauern kriechen, in Winkeln ihr Gehänge spinnen, aus ihrer besten Kraft, nur um sich zu halten, zu existiren. Sie ist gescheut, verachtet. Soll sie nicht dem Schicksal, dem ungerechten, zürnen, nicht Grimm im Herzen tragen! Beim Allmächtigen, meine Freundin, welcher Gerechte fordert das von ihr! Sie fügt sich in das Unabänderliche, sie wartet und lauert; einmal kommt doch der Augenblick, um das Gefühl der Rache zu kühlen. Dann — auch dann stürzt sie noch nicht wie eine Harpye auf ihr Opfer los. Sie scheint fortzuschlafen, bis der unbesonnene Wildfang sich in das Netz verwickelt hat, strampelt. Dann — Was ich plaudere! — Da halte ich Sie ab von der Pflege des armen Kranken. — Es wird ja ohnedem nicht mehr lange dauern. — Sollte der Krieg losbrechen, ach Gott, eine wahre Wohlthat, wenn der liebe Gott den Dulder früher zu sich nimmt. Denken Sie den armen Gelehrten, wenn der Feind einrückte! Oder Berlin wird gestürmt; welches Loos, wenn er mit seinem noli turbare circulos meos dem französischen

Chasseur entgegenträte. Im besten Fall, es ist Napoleons Art, alle Einwohner einer eroberten Stadt müssen zum innern Schutz in die Nationalgarde treten. Stellen Sie sich den Geheimrath vor mit dem Gewehr auf dem Rücken, einen Säbel an der Seite! — Nein, aus Liebe für ihn muß man ihm bald den ewigen Frieden wünschen. — A propos, ich vergaß, womit haben Sie denn vorhin geräuchert?"

Die Geheimräthin hatte vielleicht mit ganz andern Empfindungen auf dem Sopha Platz genommen. Sie ahnte nicht, daß eine Schreckensstunde ihres Lebens nahte. In ein laues Bad, umduftet mit Wonnegerüchen, glauben wir geführt zu werden, und sie haben uns in ein kaltes Sturzbad gelockt. O das ist nichts, wo es mit einem Mal herabrauscht, aber wenn man uns festgebunden, und tropfenweis, stärker und stärker, fällt es auf unsern Schädel, endlich öffnet sich das ganze Reservoir —

Sie versuchte zu ihm aufzusehen, aber sie ertrug nicht den eiskalten, durchbohrenden Blick.

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, welche Ingredienzien schütteten Sie in die Kohlenpfanne? Denn daß Sie räuchern, dagegen ist nichts zu sagen, es ist vielmehr nothwendig. Der Staub, die Ausdünstungen, der Katergeruch, es hat Alles zusammen genommen etwas Ekelerregendes. Es muß dagegen gewirkt werden. Aber Vorsicht, meine Freundin, man muß sich gegen den Verdacht im Voraus schützen."

Sie wollte aufſtehen; ſie ſank auf's Kanapé zurück.

„Mit nichts, als was ich von Ihnen habe," ſprang es aus der gepreßten Bruſt.

„Sie meinen die kleine Apotheke, meine Gönnerin, die ich Ihnen aus Herrn Flittners Apotheke zum Hausbedarf zuſammenſtellen ließ. Die wird vor jedem Medicinalcollegium die Prüfung beſtehen. Es ſind die unſchuldigſten Mittel, wenn man ſie unſchuldig gebraucht. Freilich, wenn man ſich vergreift, dann ſtehe ich für nichts. Waſſer das beſte Heilmittel, man kann auch mit Waſſer ermorden."

Ein zweiter Verſuch, aufzuſpringen, ſcheiterte an der Schwäche ihrer Knie; aber ſie lehnte ſich zurück und die Kraft hatte ſie gewonnen, ihm ſtarr in's Geſicht zu ſehen. — O dies unveränderliche Geſicht! War es auch nur eine Muskelbewegung, die eine Aufregung, Furcht, Schadenfreude, Mitgefühl verrieth! So hätte er eine Liebeserklärung machen, ſo ein Todesurtheil ausſprechen können. Er erfaßte die Spitze ihrer Hand: „Verſtändigen wir uns doch! Das Nothwendige erkenne ich an. Wo der Bruch da iſt, der zur Auflöſung führt, ſoll der Wahrhaftige nicht Salbe darüber ſtreichen. Er muß ſich in das finden, was nun einmal nicht zu ändern ging; ich kann es auch nicht tadeln, wenn er der Nothwendigkeit einen Schritt entgegen that. Aber —"

„Bei allen Mächten, warum foltern Sie mich? —"

„Opiate, narkotiſche Mittel, alle Säfte aus Vegetabilien dunſten und verdunſten, wie Veilchen und Roſe duften und verduften. Sie laſſen Materielles

nicht zurück, wogegen alles Mineralische ein Residuum, einen Satz, einen Ausschlag zurückläßt. In wie veränderter Form es auch sei, die Wissenschaft findet ihn. Wenn wir doch diese wohlthätige Weisung der Natur nie aus dem Auge ließen! Das Lebendige im Pflanzen- und animalischen Leben ist bestimmt, zu blühen, reifen, um sich dann zu verflüchtigen, damit es, im Aether scheinbar verschwimmend, irgend wo wieder ansetzt zu neuem Leben. Diese Aussicht kann uns angenehm berühren, zu welchen Träumen gibt sie nicht Stoff! Aber erschrecken kann es uns nicht. Dagegen repräsentirt der Stein, das Metall die irdische, niederdrückende Schwere. Wir mögen den Stein noch so hoch in die Luft schleudern, er kehrt wieder zurück. Er kann uns auf die Brust fallen, unser Fuß stolpert daran, und wenn wir ihn zerreiben zu Pulver, Staub, er fällt wieder auf die Lunge, und bei der Section findet ihn der Arzt."

Die Geheimräthin hatte sich jetzt aufgerafft; mit beiden Händen an die Sophalehne sich haltend, sah sie über die Schultern auf den Sprecher zurück:

„Welche Verständigung, — was wollen Sie?"

„Ich, für mein Theil, meine Gönnerin, was kann ich wollen! Was könnte ich bezeugen? Gar nichts! — Daß ich bei Herrn Flittner auf Ihren Wunsch eine Hausapotheke entnahm! Das ist Alles dort in die Bücher eingetragen. Eine exacte Apotheke. — Und wer sagt denn, daß das Physikat zu einer Obduction zu schreiten sich veranlaßt finden

wird! Keine Vermuthungen von mir. Nur in Ihrem Intereſſe, ein Freund ſtellt ſich oft das Schlimmſte vor. Denn wer in aller Welt draußen wird auf die Vermuthung kommen, weil in dieſem Hauſe ſo kurz hinter einander bedenkliche Todesfälle eingetreten ſind, daß hier eine ungeſunde Luft iſt, aus irgend einer nicht ergründeten Urſache. Die Polizei hat jetzt an Anderes zu denken."

„Aber wenn — wenn ſie daran dächte!"

„Da ſind tauſend Möglichkeiten, wie man ihr ein k für ein ll macht."

„Aber wenn man Sie —"

„Sie meinen, wenn man mich als Zeugen aufriefe. Frau Geheimräthin, das iſt eigentlich eine Beleidigung. Zweifeln Sie, daß ich gegen mein Herz reden, und nicht meine höchſte Achtung vor Ihrem Charakter ausſprechen würde?"

„Nach meinem Charakter würde man nicht fragen."

„Man wird Thatſachen fordern. Was kann ich denn über Thatſachen ausſagen! Daß die Kinder näſchig waren, daß ſie zugriffen, wo ſie nicht ſollten; daß ſie in ihrer Näſchgier eine ſchädliche Speiſe vom höchſten Küchenbrett holten. Oder wird man mich inquiriren, ob ich den Geruch in der Krankenſtube abſcheulich fand? Da würden die Experten ſich nicht mit Meinungen befaſſen. — Doch, was ich Ihnen zu ſagen vergaß, es war ſehr klug, daß Sie dem todten Johann den Blumenkranz ſo tief in die Stirn drückten. Da kam ein häßlicher blauer Fleck über der Schläfe zum Vorſchein —"

Es war der entsetzlichste Blick, den wir von ihr sahen — nein, den sahen wir hier noch nicht. — Es war einer, der einen Abschnitt im Leben bedeutet. Mit solchem warf der Wüterich den Schlüssel zum Hungerthurm, worin er seinen Feind gesperrt, in den Fluß, mit solchem scheidet man von der Hoffnung, man stößt den Kahn zurück in's Meer, der uns an die Wüste trug, um darin zu verschmachten. Aber ein Blick war's, wie ein Eisendruck, der die erschlafften Nerven plötzlich stählt.

„Herr Legationsrath, was fordern Sie von mir?"

„Fordern — ich!"

„Ihre Principien verbieten Ihnen, etwas Unnützes zu thun. — Kurz, schnell, damit wir in's Reine kommen."

„Ich wollte Sie weder ängstigen, noch derangiren — nur eine kleine Bitte. Eine Zahlung von fünftausend Thalern übermorgen genirt mich, weil mir eine Deckung aus Hamburg ausblieb. Sie haben wohl die Güte, mir mit den fünftausend, welche Sie asserviren, augenblicklich beizuspringen, bis meine Remessen aus Thüringen ankommen."

„Ich — ich werde sie Ihnen schicken."

„Wozu Dritte impliciren — es giebt so leicht Nachfragen. Nur eine Feder, meine Gönnerin, um die Schuldschrift aufzusetzen."

Sie wankte an den Secretair; die Goldrollen aus dem verborgenen Fach lagen auf der Platte. Sie wies stumm darauf hin.

Er machte das Zeichen des Schreibens.

„Wozu das?“

„Es ist doch der Ordnung wegen.“

Um ihm zum Schreiben Platz zu machen, trug sie die Rollen auf einen andern Tisch. Die Rollen waren schwer, ihre Glieder waren wie gebrochen. Eine entglitt ihr, einige Goldstücke rollten umher, die sie aufzuheben sich bückte.

„O mein Gott, Sie geben sich meinetwegen so viel Mühe!“ rief er, auf dem Stuhl sich umwendend, schrieb aber weiter. Er wandte sich wieder um: „Wie wollen Sie es mit den Zinsen gehalten haben?“

Sie antwortete nicht.

„Es ist doch wegen Lebens und Sterbens, verehrte Freundin. Ich würde sechs Procent schreiben, aber Sie könnten, da Sie nicht kaufmännische Rechte haben, dadurch in Ungelegenheiten kommen. Sehr möglich auch, daß der Zinsfuß in dieser Krisis noch steigt. Ich setze daher lieber: je nach dem höchsten Börsensatz.“

Sie winkte ihm Schweigen mit einem krächzenden Hohngelächter. Er schrieb weiter. Was schrieb er noch! Er war aufgestanden und hatte ihr mit einer verbindlichen Verbeugung den Schuldschein überreicht. Sie warf ihn auf den Tisch, ohne ihn anzusehen.

Jetzt war nichts mehr von Angst, Scheu, Bangigkeit in diesem Gesichte, es wogte ein wildes Feuer in der Brust, ihre Augen vermieden ihn nicht, sie sah mit einer Art böser Freude auf ihn:

„Was ist Ihnen noch sonst gefällig? — Da ist

der Schrank mit meinem Silberzeug — dort meine Geschmeide, Ketten, Ohrringe — meine Juwelen. Da im Korb die Schlüssel zum ganzen Hause. Erbrechen Sie, nehmen Sie fort, was Sie Lust haben."

„Ich erkenne Ihre Güte, unter welcher Form sie sich auch ausspricht. In Bezug darauf habe ich mir noch eine zweite Bitte erlaubt. Zum ersten September läuft ein Wechsel auf mich von zehntausend Thalern ab. Nur für den unerwarteten Fall, daß meine Remessen auch bis dahin nicht einträfen, wünschte ich mich hier sicher zu stellen. Für Frau Geheimrätbin Lupinus liegen funfzehntausend Thaler auf der Seehandlung disponibel. Ich habe mir erlaubt, ein Cessionsinstrument auf Höhe von zehntausend dort aufzusetzen. Zugleich ein eventuelles Recipisse. Wenn Sie die Cession gefälligst unterzeichnen, befreien Sie mich, ich gestehe es, von einer momentanen Verlegenheit. Momentan, sage ich, denn — er lächelte — meine Aussichten sind gut. Es kostete nur den Entschluß zu einem sehr glücklichen Geschäft, dessen Chancen so gut wie in meiner Hand liegen. Glauben Sie mir, ich bin sicher auf höher als diese Bagatelle."

„Wie hoch schätzen Sie sich, mein Herr?"

Der Hohn in der Frage berührte ihn nicht. „Auf über zweihunderttausend Thaler, meine Gnädige," antwortete er freundlich und überreichte ihr die eingetauchte Feder.

Sie warf sich auf den Stuhl, sie überlas, ohne zu lesen, sie schrieb ihren Namen darunter; zu seiner Befriedigung, indem er ihr über die Achsel sah, deut-

lich genug. Sie ſtand auf, ſie ſah, ſie hörte nichts mehr, quer durch das Zimmer wankend, ſtürzte ſie auf's Sopha. Thränen, um zu weinen, fand ſie nicht, die Augen brannten unter den vorgehaltenen Händen. Endlich ward es ein krampfhaftes Schlucken, Schluchzen, ihre Füße klappten auf dem Boden, ihre Bruſt hob und ſenkte ſich, ſie holte Luft.

Wandel falzte das Papier und ſteckte es in die Brieftaſche, die Goldrollen hatten in den Taſchen nicht rechten Platz. Er ſchlang um einen Theil ſein ſeidenes Tuch, legte das Pack in den Hut und wollte leiſe zur Thür hinaus, als — ihm ein anderer Gedanke kam.

Er ſaß neben der Lupinus, als ſie die Augen aufſchlug.

„Noch martern!“ rief ſie zuſammenzückend.

„Nein, war die Antwort mit feſter Stimme, nur zu ſtählen wünſchte ich meine Freundin.“

„Das Wort nicht mehr aus Ihrem Munde! Kennten Sie, was Erbarmen heißt, bäte ich Sie, mir aus den Augen, aus meiner Nähe! Ein Todtengerippe könnte mit ſeinen hohlen Augen mich nicht ſo entſetzlich anſtarren.“

„Denken Sie, ich wäre eines, lächelte er. Ich habe ein ſolches ſtets neben mir — eine einſt heiß geliebte Freundin. Wenn ich verzweifeln wollte, das Blut gegen die Stirn preßte, wenn ich einen dummen Streich zu begehen im Begriff war — dumm ſind alle Handlungen, deren Impuls im Blute liegt — dann drück ich ihr die Knochenhand, ich preſſe mich an

ihre Bruſt, ſie muß neben mir ruhen, und ich werde geſund. Sie war ein liebliches Weſen, das nur den Impulſen des Herzens folgte, ſie kannte keinen andern Regulator ihrer Handlungen, und — was iſt ſie nun? — Ein Traum ihr Leben, nur ihre Treue, Hingebung war mehr — ſie, im Tode, giebt mir Kraft im Leben, ſie gießt Eiſen in mein Blut, Stahl in meine Nerven. O erheben Sie ſich, — ſo dürfen wir nicht ſcheiden."

„Die Kette iſt geſprengt — auf ewig."

„Wenn uns die Verhältniſſe auseinanderreißen, warum denn in Feindſchaft? — War denn unſre Freundſchaft auf Affecte begründet? — Ruhe iſt die erſte Pflicht, um in einem Schiffbruch nach dem Kahn auszublicken, der uns retten kann. Ich bewunderte Ihre klare Ruhe und Klugheit, die Ihnen die Entſchloſſenheit gab — wie lange handelten Sie in dieſer Conſequenz, und nun ſoll die Aufwallung eines Augenblicks —"

„Wo die Hölle ſich vor mir aufthut —"

„Gut, nennen Sie es Hölle, mich einen Dämon, Teufel, weil ich nach derſelben Conſequenz handle, wie meine Freundin gehandelt hat. Aber wer in die Hölle ſteigt, um in dem Bilde, was Sie beliebten, zu bleiben, würde dort ſehr einſam leben, wenn er nur mit Heiligen umgeben wollte. Wir ſelbſt ſollen uns das Ziel ſein, aber die Aſſociation iſt das Mittel. — Iſt das undenkbar, daß wir uns gegenſeitig noch Hülfe leiſten könnten! Weil Sie mir jetzt halfen — meinethalben helfen mußten, — können Sie nie in die Lage kommen, wo Sie von mir Hülfe erwarte-

der Fridericianischen Zeit zu uns spriche. Es ist die bekannte Pasquillgeschichte, und ich berichte sie hier, wie ich sie aus dem Munde wohl des letzten lebenden Augenzeugen vernommen:

„Zur Zeit der unglückseligen Kaffeeregie, sagte er, fand sich in der Nähe des Fürstenhauses eines Tages ein großer Auflauf, indem alles mit lächelnden Mienen um ein hoch an der Ecke angeschlagenes Papier versammelt stand. Ich kam von der Kapelle, einige Notenblätter unter dem Arm, und konnte kaum erfahren, was es bedeute, als Jemand anders herzukam, der es ebenfalls nicht wußte, und doch ungleich mehr bei der Sache betheiligt war als ich. Es war der alte Fritz, der einsam mit seinem Heiducken die Jägerstraße herauf geritten kam. Die Mützen flogen herunter, man gaffte den König an mit lächelnden und doch erschrockenen Mienen, man wich zurück, Niemand aber wagte zu sprechen. Der Monarch schickte nun seinen Begleiter ab, um zu erfahren, was es gäbe? Indessen musterte er mit seiner großen Lorgnette die Umstehenden, und ich glaubte sogar zu meiner großen Freude, daß auch mich ein besonderer Blick traf, der zu erkennen gab, daß er sich meiner erinnere. Denn darin war

ten? — O still, meine Freundin, ich weiß, was dieses Aufathmen sagen soll: Sie stürzten lieber in den Abgrund, als sie von mir annehmen! Ich lasse diesem natürlichen Gefühl sein Recht, wie die Alten schreien mußten, um ihren Schmerz loszuwerden. Schreien Sie, meine Freundin, innerlich, weinen Sie, wenn Sie wieder Thränen finden, verfluchen mich! Nichts von Resignation, Vergebung edler Seelen; ein Palliativ, was die Natur abschwächt. Nein, ergeben Sie sich in Ihrem ganzen Haß, aber dann — dann bedenken Sie, daß wir Beide uns kennen, daß der Zufall in der Welt eine bedeutende Rolle spielt, daß, wo kein Thron mehr sicher steht, die sicherste Stellung im Leben es nicht mehr ist, daß Fälle denkbar sind —"

Sie sah ihn scheu an: „Sie meinen —"

„Ich gebe nichts auf Ahnungen, aber — einen Wunsch, eine Weisung laß ich Ihnen zurück, als letztes Angebinde. Sie haben sich stark gezeigt, bleiben Sie es, wenn das Unglück da ist. Welches Recht haben diese Menschen, die wir kennen, über uns? Etwa uns in's Herz zu schauen! Der Pöbel! Wer in aller Welt giebt ihnen das: unsre innersten Gedanken auszufragen? In's Gefängniß mögen sie den Freien schleppen, auf den Rabenstein uns schleifen, nicht uns zwingen, daß wir uns selbst verrathen und verdammen. Das Recht hat keiner Mutter Sohn, er stehe so hoch er will. Der Pöbel kann uns nicht, wir können ihn, wenn wir fest bleiben, überwinden. Die Märtyrer wurden mit Recht Heilige, nur daß

ſie thöricht waren, ſich für Andere martern zu laſſen. Wir würden es für uns. Sie verſprechen es mir, Schweſter im Bunde, ewig zu ſchweigen, ich ſchweige auch. Darauf einen Bruderkuß!"

Er war fort; ſeine letzten Tritte verhallten auf der Treppe. Sie hörte die Hausthür öffnen, zuſchlagen. Aber er war noch bei ihr. Sein Bruderkuß brannte jetzt wie Feuer, jetzt wie Eis. Sie war gebrandmarkt, der Druck des Stempels drang von der Stirn bis in's Herz; ſie fühlte ihn von den Fingerſpitzen bis zur Zeh.

Warum bin ich ein Weib! lachte es in ihr. Vergeltung! — Ohnmacht! — So viel kleine Opfer, und der Dämon ſelbſt, ſein Hohngelächter zitterte in der Luft, er umſchwirrte ſie, unerreichbar. — Und hätte er zu ihren Füßen gelegen, ohnmächtig, gebunden, woher denn Marterwerkzeuge nehmen, die ihren Rachedurſt geſtillt! Welche Schmerzen konnten das Maaß ihrer Schmerzen ausgleichen! — Und durfte ſie's? — Ein Laut, ein Schrei, ein Wort des Gemarterten, und die Klingeln und Glocken hätten in den Lüften geklungen, geklungen bis an's Ende der Welt, wo Gerechtigkeit iſt. — Wo iſt denn Gerechtigkeit! —

„Nein, ſie war noch an ihn gekettet an einer feinen, unſichtbaren Stahlkette — jede Rachezückung und ſie vibrirte wieder, electriſch, in ihm, er hob die Fauſt — nein, er lachte ſie nur an, mit ſeinen Haifiſchzähnen: Wenn mich, vernichteſt Du Dich! — Zu entſetzlich, er war, er blieb ihr unſichtbarer Bundesgenoß. — Wer in dieſe Strudel trieb, muß

eine Säule finden, woran er sich aufrecht hält. — Ein Todtengerippe! Was ist ein fühlloses Todtengerippe Schreckliches mit einem verglichen, was die Augen noch rollen kann in den Höhlungen? Ja, sie bedurfte solches Stahlgusses, solcher Stärkung, des glühenden Eisens, das zur Wollust werden kann, wenn es den Nerv in dem nagenden Zahne ausbrennt. Sie stürzte in das Krankenzimmer.

Ja, das war noch schrecklicher als ein Gerippe an der Wand. Er stand aufrecht. Wie die letzte Flamme in einem verglimmenden Feuer auflodert, spielte der letzte Athem in dem lebendigen Knochenmann. Er mußte furchtbar gespielt haben. Da lagen zerschlagene Gläser, Geschirre, die kostbaren Horazbände auf die Erde geworfen; ein dicker Staub wirbelte durch das Sonnenlicht, das ohnedem nur dunstig durch die trüben Scheiben drang, wie eine dumpfe abendliche Kirchenbeleuchtung durch gelbe Scheiben. Auch die Decke vom Schreibtisch halb herabgerissen, und der Kater oben, mit gekrümmtem Rücken und orangeglühenden Augen, spinnend. Was hatte das ruhige alte Thier in diese Unruhe versetzt!

Hatte er, vom Schmerz ergriffen, diese Verwüstung angerichtet? Körperliche Schmerzen waren es nicht. Diese schienen überwunden. Das Gespenst, den Schlafrock weit auf, ein Gerippe darunter, so wankte er auf die Frau zu. Die Brust schlug noch — heftig, in den Skelethänden hielt er ihr ein Buch entgegen. Das Buch zitterte durch die Luft.

Das war ein wüster Blick in dem Auge, sein letzter, das war ein Schrei aus tiefer Brust, auch sein letzter: „Weib! es ist falsch — Alles falsch!“

„Alles ist falsch!“ antwortete sie tonlos.

Er hatte nicht mehr die Antwort gehört. Er lag auf der Diele, er hatte ausgelitten. Der Kater war vom Tisch gesprungen und bäumte sich über den Leichnam. Die Geheimräthin irrte in der Stube umher und konnte den Spiegel nicht finden. Als sie ihn gefunden, konnte sie nichts drin sehen. Sie rieb und rieb, aber der Spiegel blieb blind. „Mein Gott, ich muß doch die Wahrheit sehen!“ rief sie, und suchte nach einem Tuche. Jetzt meinte sie, der letzte Hauch sei abgerieben. Sie sah sich und sie sah sich nicht. „Allmächtiger!“ — !“ schrie sie auf und preßte die Hände über ihren Scheitel. Diese Bewegung sah sie, aber sonst nur Umrisse. Umsonst quollen die Augäpfel aus den Höhlungen hervor. Mit einem neuen, entsetzlichen Schrei fuhr sie zurück. Die Gestalt im Spiegel fuhr auch zurück: „Ich bin ja hohl!“ Es war ein heulender Ton.

Ihr Diener fand sie nachher halb auf der Erde liegend, den Kopf auf's Sopha gefallen. Sie sträubte sich verzweifelt, als man sie in's Bett bringen wollte, und rief ein Mal über das andere, man werde gewiß nichts finden.

Verlag von Eduard Kranse in Berlin

Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.

Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht

oder

Vor fünfzig Jahren.

Vaterländiſcher Roman

von

W. Alexis (W. Häring).

Elfter Band.

Berlin.
Verlag von Carl Barthol.
1852.

der große Fritz einzig, daß er Jeden wieder erkannte, mit dem er einmal gesprochen. Zu mir war er nämlich, als ich in meinem Dienste dastand, herangetreten und hatte gefragt: „Er bleibt doch nun in Berlin?“ Worte, die ich nicht vergessen kann. Der Heiduck kam jetzt lächelnd wieder, und wollte auch nicht recht mit der Sprache heraus: „Sie haben etwas auf Euer Majestät angeschlagen.“ Nun ritt der König etwas näher und sah sich selbst auf dem Bilde, wie er in höchst kläglicher Positur auf einem Fußschemel saß, und eine Kaffeemühle zwischen den Beinen emsig mit der einen Hand mahlte, während er mit der andern jede herausgefallene Bohne auflas. Sobald Friedrich den Gegenstand erkannt, wehte er mit der Hand und rief: „Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich den Hals nicht ausrecken müssen.“ Kaum war dies ausgesprochen, als ein allgemeiner Jubel ausbrach. Man riß das Bild herab und in tausend Stücke, die Jungen warfen die Mützen und ein allgemeiner Zubelruf: Vivat der alte Fritz! scholl dem langsam fortreitenden König nach.“

Schon vom Schloßberge herab sieht man die merkwürdigsten Ruinen aus Schwedens Vorzeit.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Erſtes Kapitel.

Ernſte Fragen, die Mancher überſchlagen wird.

Den Druck der ſchwülen Luft fühlte ein Jeder, aber ein Höhenrauch ſchien die ſchwarzen Wolken noch zu verbergen. Es wetterleuchtete auch ſchon, nur wirkten die electriſchen Zuckungen verſchieden. Aengſtlich vor dem Ausbruch flatternde Vögel gewahrte man nicht. Es waren Männer im Lande und in der Hauptſtadt, welche bang der nächſten Entwickelung entgegen ſahen, um ſo banger, als das Gewitter ſo lange ſich hingezogen. Kluge und ernſte Männer, welche fürchteten, daß es in einem entſetzlichen Schlage ſich entlade, ein Weltenbrand die Saat eines Jahrhunderts verwüſtend; aber ſie ſchwiegen, ſie bargen den düſtern Ernſt in ihrer Bruſt. Wäre es doch zum Verbrechen geworden, durch eine Kaſſandraſtimme den Muth der Muthigen zu dämpfen! Seltſam, es ſollen gerade die Feuergeiſter geweſen ſein, dieſelben, die vorhin keinen Anlaß verſäumt, zum Kriege anzuſpornen, welche jetzt mit banger Ahnung dem Unvermeidlichen entgegen ſahen! Sahen ſie rings umher nur

blutige Sümpfe, wo der Funke erſtickt, oder trauten ſie dem eigenen Feuerſtoffe nicht?

Dagegen waren es die, welche bis dahin ihren Sinn vor dem Ernſt des Augenblicks verſchloſſen hatten, vor denen er jetzt, ein gebarniſchter Rieſe, ſtand. Geflattert waren ſie wie der Schmetterling, in ihrem Dünkel mit dem Ueberwältigenden ſpielend, jetzt Bewunderung für das Meteor des Tages, jetzt kalt abwägende Richter, Gleichgültigkeit heuchelnd vor dem Ungeheuerſten, was ſeit einem Jahrtauſend geſchehen, um ungeſtört zu bleiben in der ſüßen Gewohnheit, nicht mehr und weiter zu denken, als ihrer Behaglichkeit zuſagte. Und nun waren ſie aus ihrem Taumel der Sicherheit, aus ihrem Dünkel, ihrer Täuſchung erwacht; es war anders geworden. Das Schauſpiel, was ihnen auf den fernen Brettern zu ihrer Unterhaltung aufgeführt ſchien, ward Ernſt, die Darſteller ſchloſſen ſich zu eiſernen Phalangen, über die Lampen rückten ſie heran, um die dupirten Zuſchauer zu erdrücken. Die immer zum Frieden geredet, die Napoleons großen Sinn, ſeine Bewunderung für Preußen im Munde geführt, die da gepredigt, das geht uns nichts an, an uns wird er ſich nicht vergreifen, auch ihnen waren plötzlich die Schuppen von den Augen gefallen, und nun ſprudelte und tobte es. Tauſende von Stimmen, eine wollte die andre überſchreien, die am lauteſten, heftigſten, welche am leichtſinnigſten der Zeichen geſpottet. Da kam es denn wohl, daß die am ernſteſten und unverdroſſen

um Einlaß gepocht zur unerläßlichen That, jetzt von dem Troß zurückgestoßen waren, und den Spott hinnehmen mußten, sie seien nicht zur rechten Zeit entschlossen.

Noch lag ein officieller Schleier über der nächsten Zukunft, aber er war so durchlöchert, daß wer nur das Auge aufriß, durchsah. In Paris war der Rheinbund gestiftet und Preußen war nicht dazu geladen, ja es hatte noch nichts davon erfahren. Die Fürsten, welche an der Leimruthe saßen, auffliegen konnten sie nicht mehr, aber frei mit ihren Flügeln flattern, und der Großmüthige hatte sie dafür entschädigt mit den Beutestücken in seinem Netze, mit den freien Städten, den Gütern der Stifter, Klöster, der Reichsritterschaft, mit der Souveränität im eignen Lande. Frei, von Niemand behindert, durften sie mit den Flügeln die schlagen, die darunter ein Recht hatten auf Schutz. Ihre Rechte, die besiegelt standen in alten Verträgen, waren durch einen Federstrich ausgelöscht. Und die duftende Zeitungsphrase des Moniteurs sagte: „Des Kaisers Absichten hätten sich hier wie immer mit den wahren Interessen Deutschlands übereinstimmend gezeigt." — Nur wohin sollten sie schreien, wohin Hülfe flehend die Arme strecken? Der Kaiser hatte die römische Kaiserwürde niedergelegt, „da er außer Stande sei, seine beschworenen Pflichten gegen das Reich zu erfüllen." Wo war das Reich, wo das deutsche Volk! Oestreich, des langen, ehrenwerthen Kampfes müde, hatte sich in sein Schneckenhaus ge-

zogen, das halbe Reich hing im Netz des Eroberers, und nur Preußen stand allein im Winkel, ohne den Muth, ohne den Beruf, ohne die Mittel.

Das fühlte Jeder in Preußen. Wenn eine Ueberzeugung auf dem trocknen Boden aufschießt, von dem wir reden, so haben Spötter behauptet, daß sie, wie ein Unkraut, das die Wolken säen, plötzlich die Felder überwuchert, oder wie ein Heidebrand über Berge und Thäler sich ergießt. Dann ist kein Widerstand mehr. Aber jeder Fanatismus berührt in der Regel nur gewisse Kreise, nur die an der Straße Wohnenden, die auf den Höhen Sichtbaren. Die in den tiefen Niederungen nur sich selbst leben, unbekümmert um was nicht ihre nächste Sorge angeht, berührt er nur selten. Aber der Fall war hier. Des Herzogs von Enghien Aufhebung und Füsillade hatte nur die politisch Denkenden und Fühlenden getroffen, was gehn den guten Bürger Staatsacte an! Darum haben sich die zu kümmern, die dazu geboren sind, oder dafür bezahlt werden. Aber daß er den Buchhändler Palm in Braunau erschießen lassen, berührte das Gefühl des Menschen, sogar den Gedanken des Bürgers. War Palm nicht ein Bürger, eingeschrieben in die Bürgerrolle, der ruhig seinem Verdienste nachgegangen und ruhig seine Abgaben gezahlt hatte? Was ging ihn die Schrift an, die er verlegt, und noch dazu starb er den Heldentod, weil er den nicht nennen wollte, dem er sein Wort gegeben zu schweigen! Das konnte Jedem „passiren!" Ist ein guter Bürger

da, um den Heldentod zu ſterben! Es war ein Brand, der durch alle Glieder ging, vom Wirbel bis zur Zeh. Die Entrüſtung fand keine Worte dafür, und je gebundener die Meinung in dem andern gefeſſelten Deutſchland war, ſo lauter ſprach ſie ſich in Preußen aus. Man fühlte, was Freiheit war, und fing an zu begreifen, daß ſie ein Gut, ein heiliges Menſchenrecht iſt. Zur Unterſtützung der Familie des ermordeten Mannes wurden überall im Lande reiche Sammlungen veranſtaltet, und die Regierung ſchritt nicht ein, weder aus Furcht vor dem Kaiſer, noch wegen unbefugten Collectirens.

Es war Leben im Lande; aber man ſah es der praſſelnden, ängſtlichen Geſchäftigkeit an, daß die Uebung fehlte. Wie jene Bürgerfrau beim großen Brande der Petrikirche die Borsdorfer Aepfel ſauber in Papier wickelte, während das Silberzeug auf der Diele zerſtreut lag, griff man nach dem Entfernten und ließ das Nächſte liegen. Faſt ein halbes Jahrhundert war vergangen, ſeit Preußen einen Krieg um ſein Alles geführt! Feinde ringsum, und der Geiſt verkörperte ſich zur wahrhaft rettenden That. Ringsum ſahen ſie jetzt ja keine Feinde, und der Geiſt fehlte zur That, weil — man ihn noch nicht ſuchte.

So ſah es in den Bürgerhäuſern aus. Es wird ſich ja ſchon Alles machen, auch ohne uns, war das Troſtwort. Wie es in den Palläſten der Großen, in den Hotels der Miniſter ausſah?

In dem des neuen Miniſters ſaß in dem Zim-

mer, das wir ſchon kennen, Walter van Aſten am Schreibtiſch. Aber die Flügelthüren waren zu dem neben anſtoßenden Audienzſaal geöffnet, wo der Regierungsrath von Fuchſius auf und ab ging. Zuweilen blätterte er in Schriften, zuweilen trat er zu dem neuen Secretair, um Bemerkungen mit ihm zu wechſeln. Er wartete auf eine Audienz und hatte ſchon lange gewartet, der Miniſter war in den obern Zimmern mit dem jungen Bovillard. Walter war bei einer Arbeit, aber er ließ oft ſelbſt die Feder ruhen, und das gelegentliche Geſpräch mit dem Rathe ſchien ihm keine unangenehme Unterbrechung.

„Sie haben ſich da einen gefährlichen Rivalen zugeführt, ſagte der Rath. Sie beſchäftigt er mit Berichten über ſein Papiergeld, und Herrn von Bovillard ſchließt er in ſeinen Intimis das Herz auf.“

„Das war die ihm zugedachte Stellung, entgegnete Walter, die Feder weglegend, und ſtand auf. Wir ſind Jugendfreunde, die Verhältniſſe haben darin nichts geändert, und wenn ſie es hätten, was kommt es jetzt darauf an, wo der der Beſte iſt — der handeln kann!“

„Wer handeln kann! rief Fuchſius mit einem wehmüthigen Lächeln. Welche bittere Erfahrungen ſtehen Ihnen hier noch bevor!“

„Deren Herr von Fuchſius enthoben iſt, weil er freiwillig ſeine Stellung aufgab.“

„Das ſoll eine Spitze ſein, lieber Aſten, aber ſie verwundet mich nicht. — Ich bin dennoch frei-

willig abgetreten und zu meiner juriſtiſchen Carriere zurückgekehrt, trotz alledem, was Sie das Gegentheil zu glauben berechtigt."

„Ich ſetze voraus, ſagte Walter und reichte ihm die Hand, daß Sie nach dem, was zwiſchen uns darüber verhandelt iſt, in mir keine perſönliche Rancune mehr vermuthen. Sie wäre jetzt ein Verbrechen."

Der Rath drückte die gebotene Hand. „Ich bin keinen Augenblick in Zweifel über Ihre Intentionen, und eben darum thun Sie mir leid. Sie werden das Meer der Täuſchungen von vorn an ausſchlürfen. — Zugeben will ich Ihnen übrigens, daß jener Umſtand vielleicht der äußere Anlaß war, aber der Entſchluß datirt von länger. Der Gedanke, daß Seine Excellenz von jetzt ab meine Arbeiten mit einer Reſerve von Mißtrauen controlliren dürfte, änderte meine bisherige Stellung zu ihm; indeſſen, werthester Freund, was ſind Stellungen, wo Alles Schattenbilder ſind in einer Laterna magica, wir Alle Tropfen in einem Meer — Sie einer, Bovillard, der Freiherr ſelbſt, Alle, Alle, die das Beſſere wollen."

„Wer ſich verloren giebt, iſt verloren, entgegnete Walter. Wir ſind künſtlich iſolirt, ja, umgürtet von Gräben, Waſſer, Sandwällen, und unſer Feuer droht in ſich ſelbſt ſich zu verzehren. Das iſt Ihre, das iſt Vieler Anſicht. Aber wer berechnet die Macht des Feuers, wo ringsum trockene Stoffe lagern! Mag, einmal entzündet, es nicht zu einer

Lohe aufschlagen, die über Deutschland sich ergießt. Mag sie nicht Europa in Flammen setzen!"

„Und was dann! — Ich redete nicht davon. — Der Krieg liegt ein so wüstes, trostloses, verworrenes Bild vor mir wie der Friede. — Ihr wollt das Volk wecken, einen Nationalkrieg entzünden — die Idee liegt doch dunkel im Hintergrunde?"

„Und Sie theilten sie nicht?"

„Ich habe sie getheilt aber das ist vorüber. Einen Sturm wollen Sie los lassen, und was webt er auf? — Staub. Mehr nicht. Das Ferment, was Kreuzzüge möglich machte, ist ausgegangen. Auch die französische Revolution könnte sich nicht wiederholen. Ja, trockene Stoffe liegen die Hülle und Fülle um uns her, aber es ist Schlacke, Asche. Sie müßten es doch erfahren haben, lieber Asten. Was hat Ihre ästhetische Schule gewirkt? Es ward Vielen, die noch warmes Blut haben, etwas heißer zu Muthe als gewöhnlich. Sie hatten Visionen, phantasirten, aber über die reale Welt hinaus. Und nun — wo ist's in die Nation eingedrungen, wo in's Herzblut, wo ist neues großes Geschaffenes, das weiter zündet und weckt? — Die Völker sind ein farbloses Decoct geworden, eine träge, weiche, schwammige Masse, der der übersprudelnde Enthusiasmus, die Excesse der Furcht und Dummheit, die elastische Kraft ordentlich chemisch abgezapft haben. Wo ist etwas Ureigenes, Schaffendes zurückgeblieben von den Säulen des Herkules bis zur Mongolei? Dies todte, willenlose Re-

ſchaum ehemaliger Kraft, nur dann und wann auf-ſprudelnd in einer Fuſelbegeiſterung, nimmt jeden Eindruck an, die Farbe, den Stempel jedes Siegers. Jetzt iſt's der Corſe, der ihn ihr aufdrückt. An ſeine Weltherrſchaft glaube ich nicht, auch er wird fallen, aber noch nicht. Das Ungeheuer bläſt noch mit vollem Athem. Was nun das Volk vorher electriſiren, ſeine Kraft vom Wirbel bis zur Zeh nervös aufregen, um es in ſeinen feuerſchnaubenden Rachen zu treiben! Wenn es Krieg ſein muß, warum nicht das alte vertrocknete, knarrende Geſtell ihm entgegen halten! Kracht und bricht es, ſo zerſchmettert er nur, was ohnedem verloren geben muß."

„Und an dieſem Geſtell, mein Herr, ſtanden noch vorgeſtern Einige bewundernd!"

„Zwiſchen vorgeſtern und heut liegt geſtern, und von geſtern zu heut iſt eine Kluft. Auch die Lebendigen reiten heute ſchnell."

„Drei Fürſten haben dieſen Bau aufgerichtet, größere kannte ihre Zeit nicht, und ein treues Volk hat mehr als hundert Jahre in unſäglicher Aufopferung, in rührendem und felſenfeſtem Vertrauen mit gearbeitet. Wäre das Werk ſchon ſo ganz morſch, ſo vom Boden gelöſt, ſo die Fundamente verfault!"

Der Rath ſenkte ſchweigend den Kopf.

„Und wenn dem ſo iſt, ſo laßt es fallen, fuhr Walter auf. Der Grund und Boden iſt noch da, auf dem es ſtand, das Holz, aus dem es gezimmert, das Eiſen, das ihm Klammern und Nägel gab. Die

Arme ſind noch kräftig, die Fäuſte markig, die Schultersehnen zäh und dauerhaftig. Es iſt ein dauerhaftiges Geſchlecht, auf deſſen Schultern ſich die Hohenzollern zu Kriegsfürſten erhoben, und noch verſpüren wir nichts davon, daß die Träger der Laſt überdrüſſig wurden. War der Geiſt des großen Königs nur das Product einer Zeit, die nicht mehr iſt, ſo muß ein anderer Geiſt ſich erheben. Und hören Sie nicht den Geiſt? Brauſt er nicht daher wie das Weben der Luft, das dem Gewitter voraufgeht! Es kommt eben nur darauf an, ihm die Richtung zu geben, daß er nicht ſpielend vorüber fährt, daß er in's Mark dringt."

„Und das iſt ein Prozeß, nicht ſchwerer und nicht leichter, als die Quadratur des Cirkels finden."

„Weil ihn noch Niemand verſucht."

„Vergeſſen Sie doch nicht die Zöpfe, und vor den Zöpfen waren Perrücken, und der Puderſtaub, den ſie ausgeſtreut, liegt dem Volke auf der Lunge. Sie glauben es zu kennen, weil ſie es an ſchönen Sommerabenden bei der Promenade vor ſeinen Thüren tanzen ſahen. Lernen Sie es kennen, wie ich, durch die Adminiſtrationsacten. Steigen Sie mit dem Acciſe-Viſitator, mit dem Steuer-Reviſor in's Heiligthum ihrer Häuslichkeit, und ſehen unter der dicken Schaale hausbackener Ehrlichkeit die verſeſſene Dummheit, den Trotz und die ſpeculirende Pfiffigkeit. Gelingt es ihnen, da in's Mark hinein die patriotiſchen Gefühle zu ſchauern, dann erkläre ich Sie für einen

Aus einer weiten Fläche treten hervor drei runde Hügel und eine alte steinerne Kirche, jenes Königsgräber aus der Heidenzeit, diese ursprünglich der berühmte Tempel des Gottes Thor. Dies ist Gamel-Upsala (Alt-Upsala), nordöstlich ungefähr eine halbe Meile von der Stadt gelegen. Südöstlich liegen auf einer Wiese die Morasteine, jene berühmten Denkmale an alte Volksversammlungen und Königskrönungen aus Schwedens Vorzeit. Hier gehört die Erinnerung der Phantasie dazu, auf den Steinen die Vorwelt zu lesen, denn so phantastisch wild und mit Runenschriften und gemeißelten Figuren sie in der Sueia antiqua et hodierna abgebildet stehen, sucht sie das Auge vergebens. Alt-Upsala liegt in einer weiten fruchtreichen Ebene; ob von Natur oder durch Kunst etwas erhöht, ist zweifelhaft. Das Dorf ist unbedeutend und verschwindet schon in einiger Entfernung gegen die hohen Grabeshügel. In der Regel wird nur von dreien gesprochen, denn drei ragen in einer Größe, wie man nirgends Hünengräber findet, über die andern hervor, welche sich ihnen im Halbkreise in einem auslaufenden Höhenzuge anschließen. Die Aeußersten verlieren sich in der Ebene, schon vom

Zauberer. Der Corporalſtock, mein Freund, iſt der Zauberſtock, der aus den Bauerlümmeln adrette Soldaten macht. Sie können nicht dafür, ſie wiſſen's nicht anders. Und weil es etwas beſſer bei uns war als draußen, halten ſie es für das Vollkommenſte. Der Schuh drückt auch ſie, aber ſie geben von dem alten Leiſten nicht ab. Väter und Großväter ließen ja danach arbeiten und ſie haben auch gelebt. In dies dumpfe Dämmerleben wirft die alte Glorie einen etwas poetiſchen Schein. Item ſie ſind zufrieden, ſie hoffen, daß es ſo bleibt, ſie geben ihre Söhne her es zu vertheidigen, weil es ſo hergebracht iſt, weil ſie müſſen, ſie ſtehen auch vielleicht ſelbſt auf, wenn es ihnen befohlen wird. Sie werden Vivat ſchreien und ſich nach Schuldigkeit ſchlagen. Das iſt aber auch Alles. Mehr fordern Sie nicht. Sie werden ſich über die Geſichter wundern, wenn die Herren mit ihren Reorganiſationsprojecten hervortreten. Ich rede gar nicht von den Berechtigten, die Zeter ſchreien müſſen, weil es ihnen in's Fleiſch ſchneidet, auch der große vernünftige Pöbel, der dabei profitirt! Ach, wie mächtig iſt die träge Gewohnheit. Wie werden ſie die Köpfe zuſammenſtecken: Es ging doch ſonſt! Es iſt doch immer ſo gegangen! Warum ſoll es denn nun mit einem Mal anders werden. Man weiß, was man hat, man weiß aber nicht, was man kriegt. — Wir ſind nun mal von ſinnender Natur und unſre ſinnenden und träumenden Speculationen ſchön wie der Regenbogen, aber fußen ſo wenig als er auf der

realen Erde. — Da hören Sie nur, wie man schon in Entsetzen über Ihre Treforscheine die Köpfe schüttelt. Papiergeld ist etwas noch nicht Dagewesenes. Damit ist für sie der ganze Credit des Staates erschüttert. Das steht freilich da nicht in Ihrem schönen Programm."

Als der Rath eine Bewegung machte nach dem Papier, was auf dem Schreibtisch lag, hatte Walter schnell den Bogen umgedeckt. Er hatte vorhin still die Miene verzogen, als Fuchsius von den Arbeiten gesprochen, welche der Minister ihm aufgelastet, denn es war eine andre Arbeit, mit der er beschäftigt war, und er mußte Gründe haben, weshalb der Rath sie nicht sehen sollte. Fuchsius stand auf, Walter aber ging einige Schritte auf und ab, indem er ihn doch mit einer Bewegung zum Bleiben einlud. Das Lächeln auf des Rathes Lippen mochte der Betrachtung gelten, wie bald Jemand im Amte die Miene ändert. Es war allerdings nicht mehr der sinnende Gelehrte, der an die Dinge außer seinem Ideenkreise nur vorsichtig tastet, ein anderes Gefühl sprach sich in einem andern Wesen, einer andern Haltung, aus, als er jetzt stehen blieb:

„Sie erkennen die Krisis. Sie wissen wie wir, daß die Versäumniß damals uns jetzt eine Nothwendigkeit aufdringt. Wir handeln nicht mehr frei, wir müssen handeln, wenn wir nicht wie ehrlose Feiglinge uns in den Staub werfen, den Sieger bitten wollen, tritt uns auf den Nacken, wir haben's verdient. Fordern Sie das? Selbst unter diesen

blaſirten, verlüderten, albernen Menſchen geht ein ſtiller Schauer des Entſetzens. Sie ahnen, was ſie ihrer Geſchichte, den Namen ihrer Väter und ihrer Fürſten im Grabe ſchuldig ſind. — Und wenn es ſo iſt, kein Preuße iſt, den es nicht durchzückt: jetzt muß es ſein! wenn es ſich um Sein und Nichtſein handelt, ſollen wir losſchlagen mit einem gebundenen Arm, wo ein Schnitt den andern frei macht! Iſt das preußiſch gehandelt, im Sinn des großen Kurfürſten, der vom Rheine flog mit einer Handvoll Männer und die Schweden ſchlug gegen alle Regeln der alten Taktik! Oder im Sinne Friedrichs, der ſchöpfte, wo Keiner vor ihm Quellen ſah! Wäre denn damit Alles erſchöpft? — Sie haben nur ihren Nachfolgern den Weg gezeigt, wie der Geiſt immer neue finden muß, wenn die Natur ſich verſchließt. — Erlahmt ſind die Völker, aber ſind ſie ſchon entnervte, kraftloſe Greiſe? — Unſeres nicht. Wer hat es denn auf die Probe geſtellt? Ja, es taumelt noch in einem großen Traumdaſein, von einer Glorie geblendet, die nicht in ſein Mark drang. Kennen wir dies Mark, wiſſen Sie, welches Gewicht es ſchwingt, wenn wir dem Blute freie Strömung geben! — Die Maſſen, ja, ſie ſind träg, verdroſſen, nachhinkend. Ein Thor oder ein Verbrecher, wer den Funken hineinſchleudert und brennen läßt, wie es kommt. Nein, er muß als Wächter dabei ſtehen. Sie taumeln zuerſt denen nach, die ſie führen; dann lernen ſie ſchreiten, ihnen folgen. Endlich geben ſie auch wohl eine Strecke

vorwärts ohne Führer. So ist's in der Welt seit ihrem Beginn. Aus den schlechtesten Soldaten, aus den Neapolitanern, hat Bonaparte feuerfeste Krieger gemacht. Und der gute, feste, grobkörnige Teig, der uns vorliegt, ihn sollen wir nicht zu formen versuchen, wenn Gott uns Männer schickt, die Einsicht haben! Wenn wir Stahl und Feuerstein haben, sollen wir nicht Funken schlagen; wenn wir ein Volk haben, das sein Vaterland liebt, sollen wir es nicht aufrufen, nicht electrisiren, sein Alles einzusetzen, wo es sein Alles gilt."

Der Rath seufzte mit einem wehmüthigen Blick auf den Redner, während er doch mit wachsender Theilnahme seiner Rede zugehört zu haben schien. „Leben Sie wohl, van Asten, sprach er, ihm die Hand reichend. Ich weiß auch, wie glücklich Illusionen machen."

„Und Sie halten es für Unrecht, mich zu wecken; wer nie geträumt hat, nicht träumen kann, dem geb ich kein Recht dazu. Aber von Ihnen fordere ich es als Pflicht. Fürchten Sie nicht, daß ich wie der Nachtwandler vom Dache stürze."

„Männer fordern Sie, Männer von Einsicht. Und Sie glauben, der Rechte ist da. Sind Männer der Einsicht auch Männer der That? Einsicht hatten Viele. Was halfen sie, wenn sie die Achseln zückten, weil sie sich zu schwach fühlten. Aber dieser, den Sie meinen, und die Wenigen mit ihm, die ihn verstehen, fühlt den Beruf! Das ist Ihre Antwort. Er fühlt

ſich auch ſtark, in's Rad zu greifen, mit eiſernen Beſen, Karſten, Schaufeln will er den Schlamm auskehren, und aus den Gebirgen Waldbäche in die verſchlammten Kanäle leiten. Zugegeben dieſe Herkuleskraft; iſt, wo des Feindes Hammer ſchon am Außenthore kracht, Zeit dazu die Garniſon neu zu organiſiren?"

„Die Noth lehrt nicht allein beten, ſie lehrt uns auch die Zeit ergreifen. Wenn ſie zehn, zwanzig Jahre vergeudet, um ſo ſchwerer wiegt, um ſo koſtbarer iſt der Augenblick, und der ein Verſchwender, ein Verräther, der ihn ungenutzt verſtreichen läßt. Sie kennen den erſten Sturm, den er gewagt. Er blitzte ab, werden Sie entgegnen. Aber er ward nicht abgeſchlagen. Als der König das Memorial zurückgab, nahm man uns da etwa die Waffen? Gab man ihm die Entlaſſung? Er ward nur ungnädig aufgenommen, weil ſie der Gedanke aus der bequemen Ruhe ſtörte. Der Gedanke ward ſeitdem ſtärker, die Bundesgenoſſen wuchſen, und aus der Ruhe haben Andere den Monarchen geriſſen. Es iſt eine Zeit der Unruhe, und er muß deſſen Hand faſſen, der den Boden unter ihm feſt macht."

„So will er es wirklich noch einmal wagen! Ich ſage Ihnen, die Kabinetsräthe ſprengt er nicht. Er ſpringt eher ſelbſt."

„Gefahr kommt nicht in Anſchlag, wo es nur einen Weg giebt. Sie ſchätzen die Menſchen ab nach den langen Jahren der Schlaffheit; warum

müſſen ſie dieſelben bleiben, wenn der Sturm ſie packt! Verjüngt ſich denn nicht die Natur; wenn Aecker durch lange Jahre brach lagen, iſt ihre Tragkraft dann nicht eine neue? Wenn die Stadt brennt, Ueberſchwemmung die Deiche gebrochen hat, entwickelt ſich nicht eine Kraft, eine Energie, die man nie erwartet hatte! Haben wir nicht Beiſpiele, daß die Muthloſeſten in's Feuer ſtürzen, über glühende Balken klettern, um ihre Theuren zu retten. Ja, der Rettungsmuth wird zum Fieber, ſie ſtürzen um Gleichgültige in die Flammen. Das trauen Sie einem Volke nicht mehr zu, wenn es das Vaterland gilt! Aber nein, wir ſind einig. Das Volk iſt eine Maſſe, die Färbung und Form, Thätigkeit und Trieb nur von den Wenigen empfängt, die ſich ihm geweiht haben. Sie wie ich verachten das Gewürm, das ſo lange die Brut des Adlers in Käfigen fütterte, ihr die Flügel verſchnitt, wenn ſie aufflatterte, ſie ſcheuchte: überhebe dich nicht, der Weg zur Sonne iſt zu weit für dich. Dieſe ſtoßen wir fort. Ihr Mißtrauen jetzt trifft die Wenigen, die es wagen. Nein, Herr von Auchſius, es trifft weiter. Ihr Mißtrauen ſpritzt ſein Gift über die Natur hinaus, die wir ſehen, in die Natur, die wir nur ahnen. In ihr herrſcht ein ewiges Maaß, das der mächtigſte Frevler nicht überſchreitet. Das Glück wie das Verbrechen hat ſein Ziel; ſo die Schmach, das Elend. Es muß eine Erhebung, eine Erlöſung geben für ein gedrücktes Volk, wenn es eine ſittliche Weltordnung giebt."

„Und wie viele Völker gingen unter, um nie wieder aufzustehen.“

„Ist Deutschland schon Byzanz! Ist's Preußen? Im Volke unten sind noch Erzstufen, die im rechten Schmelzofen ein Glockenmetall geben. Die zu suchen ist unsere heilige Pflicht; und daß schlechte Verwalter dies ergiebige Bergwerk unverantwortlich verwüstet, doppelte Aufgabe für uns, das Versäumte nachzuholen.“

Der Regierungsrath saß in Gedanken versunken, den Kopf im Arm:

„Ist denn eine sittliche Weltordnung! — Diese Geschichte, die das Weltgericht sein soll, was ist sie denn, wenn wir sie mikroskopisch betrachten! In ihren großen Phasen ein wohl aufgezogenes Uhrwerk, aber wir zu klein für diese Messungen, Infusorien, Schaumtheile, die die Woge über das ungeheure Rad gießt. Auf die das Loos fiel, geboren zu werden, während das Wasser stieg, schwärmen im Morgenrothsgefühl der Titanen; die aber geboren wurden, um zu sterben, wenn es überschlägt, wurden Thränodisten oder Steifer. Da liegt der Kern.“

Walter entgegnete: Wen die Geburt an großen Scheidestunden auf die Welt gesetzt, sei geboren, auch groß zu fühlen.

„O geben Sie mir wieder die Götterfunken, die Fichte, Schiller uns in's Blut hauchten! Nur muß man nicht Specialgeschichte studiren, nicht Akten lesen. Da sinkt Ihre ideale Gerechtigkeit in's Reich der wesen-

losen Schatten! Ja, mein Freund, die furchtbare Nemesis ist da, die auf ihrer Mühle alles Geschaffene wieder zermalmt, und Maaß für Maaß übt, aber bilden Sie sich nicht ein, daß es Einem der Geschädigten zu Gut kommt. Bonaparte's Arm zerdrückt das Regiment jener kleinen Gewaltigen, die Ludwigs Wolken-Perrücke auf den hohlen Schädel drückten, und auch ausrufend l'état c'est moi! die Majestät des deutschen Königthums verhöhnten, mit ihren Maitressen das Mark des Landes verprassten, und seine Söhne gefnechelt nach Amerika verkauften. Der Gott der Gerechtigkeit hat die blutigen Thränen, die Schmerzenslieder der gefangenen Sänger erhört; aber die Rache trifft die Kinder der Schuldigen. Ruft sie die in's Leben, deren Gebeine im heißen Afrika bleichen? Und unter den Lebendigen! Die Gewaltigen ziehen aus mit ihren Geldsäcken, die Kinder der Maitressen, vom Mark des Landes gefüttert, sind große, reiche Herren geworden, und die Unterthanen, das Volk — bekommt Einer nur einen Heller wieder? Nein, es muß von Neuem steuern und steuern, um die Nemesis zu bezahlen und die neuen Gewaltigen groß und reich zu machen. Seine Marschälle, Brüder, werden Fürsten, Könige; wir bleiben, was wir waren, die Masse, aus der man den Saft preßt. Auch diese neuen, ja auch sie wird die Nemesis ereilen, auch Bonaparte wird über's Rad geschleudert werden, aber erst, wenn wir längst modern, und was unsre Kinder vom Raube zurückerhalten werden, —

nun, das kümmert Sie und mich nicht. Wir haben ja keine Kinder."

„Aber einen Glauben habe ich, entgegnete Walter, daß in dieser Fäulniß noch gesunde Stämme sind. Grade aus diesem abgestorbenen Elend im Reiche erheben sich die Größen unseres nächsten Vaterlandes."

„Was ist Größe! Sie werden nun in unsern Archiven blättern. Ach, wenn Sie in den Correspondenzen, den wenigen Zeugnissen der Zeitgenossen lesen, die man klugerweise daselbst vor der Fackel der Geschichte bewahrte, ach, Sie werden so viel Perrücken und Schlafröcke sehen, daß Ihnen die großen Männer darüber verschwinden. Wie viele Wunder, wie vieler Pereismus, wie viel Unbegreifliches wird Ihnen sehr begreiflich und ordinair erscheinen. Die Glas Wasser, die umgestoßenen Chocolatentassen, Liebster, sind es nicht allein, die über Königreiche, Dynastieen und Völkerglück entschieden haben, der ewige Faden der Gemeinheiten und Niederträchtigkeiten zieht sich durch die Weltgeschichte. Mückenstiche, eine schlaflose Nacht, eine schlechte Verdauung, haben auch über die Impulse derer entschieden, die auf der Menschheit Höhen wandelten; so wenigstens admiriren wir sie. Wie mögen sie in jenen Regionen über uns lächeln! Wo unsrer Fäulniß Sitz ist, darüber sind unsere Freunde einig. Aber worauf brüsten wir uns noch, und wenn wir die Theile unter das Mikroskop bringen, auch da

ſchillernde Verweſung! Wie ſtolz ſind wir auf unſre unpartheiiſche Juſtiz, und der pfiffige Müller Arnold kochte noch vergnügt ſeine Klöße von dem abgeſtrichenen Mehl, als die Präſidenten ſchon vor den Recommandationen der Lichtenau ſich bückten, und zitterten, wenn Einer, den ſie abgewieſen, an ſie appellirte. Für welches Wunderwerk galt Friedrichs Controlle, ſein großes Auge ſah ja Alles, es zählte die Groſchen; ſchlagen Sie aber die großen Baurechnungen nach, und ſehen, wie grob er doch betrogen ward! Unſre ſtolzen Großen am Hofe, wie viele danken ihre Grafentitel, nicht dem Könige, dem Kammerdiener Rietz! Wie manche ihre Titel, Güter, Orden, der Laune des Augenblicks, einem ſchönen Frauenblick! Wie kamen wir denn zu Haugwitz, wie zu —, zu —, zu — Ward ihr Werth auf der Staatswage abgewogen?“

„Wie kamen wir zu dem, den Sie und ich gleich verehren, ein geharniſchter Geiſt, der durch dieſe Miſere ſchreitet?“

„Und wie Hamlets geharniſchter Vater in die Verſenkung fallen wird. Und das, ehe Hamlet Muth bekommt. — Der Freiherr wird ſich nicht, ich ſage es Ihnen, er kann ſich nicht halten. So lange er ſeine Pfeile nicht losſchoß, fürchtete, darum ſchonte man ihn. Wenn er den Köcher entleert hat, wird man ihm ein Bein ſtellen. Er wird zu ſchroff drauf losgehen, und unvermerkt ſitzt er in der Schlinge. Da wird er haspeln, poltern, um ſich ſchlagen, das De-

Pflugs bewältigt. Doch jene drei, in welchen die Sage das Asengeschlecht selbst und seine göttlichen Könige ruhen läßt, stehen in unangetaſteter Heiligkeit, wiewohl ſie ebenfalls Schätze darunter verbirgt. An dieſem geweihten Punkte des alten Scandinaviens, wurden große und blutige Opfer den Mächten dargebracht, und die Sage ſchreibt daher die außerordentliche Fruchtbarkeit der Umgegend. Upſala's Aecker ſeien mit Menſchenblut gedüngt! Das mittlere Quarree der Kirche, ein von rohen Felsſteinen thurmartig aufgerichtetes Gebäude iſt der alte Tempel des Thor. Um ein chriſtliches Gotteshaus daraus zu bereiten, hat man auf der einen Seite den Chor, auf der andern einen ſakriſteiartigen Eingang angebaut und ſo eine Art Kreuzesform hervorgebracht. Laubbäume ſtehen zwar in der Nähe, doch keine uralte, die an einen heidniſchen Dienſt erinnerten; der Kirchhof iſt mit dichtem Gras bewachſen. Im Innern iſt nichts Außerordentliches. An der Wand hängt ein Bild eines Bauern von hier, der es bis zu einem Franzöſiſchen Major gebracht hat. Auf dem Fußboden des Chors aber liegt ein echter Runenſtein aus der Heidenzeit, deſſen Bildwerk und Inſchrift

corum verlezen, die Fäden des Gewebes ſind aber zu weit geſponnen, es umſtrickt ihn. — Er drückt, wie einer jener coloſſalen Granitblöcke, die aus einer Sündfluth auf unſrer Ebene zurückblieben, den Sand nieder, aber der Sand erhebt ſich nicht zu ihm, und er befruchtet ihn nicht. Man klopft und zerſprengt dieſe Steine. Unſer Sand bleibt Sand. Und endlich — er iſt ein feuerſprudelnder Rieſe, aber — warum läßt er Bovillard eben ſeine ſturmſchnaubenden Reformationsaufſätze niederſchreiben, und Sie beſchäftigt er wie einen Nebenknecht? Weil Sie bürgerlich ſind, theuerſter van Aſten; wenn er Bovillard unter den Arm faßt, mit ihm auf und ab geht, ſind es immer Staatsgeſchäfte, von denen ſein Auge leuchtet, was die Lippe ſo angenehm bewegt? Ihn intereſſirt ebenſo der reine celtiſche Urſprung der Familie Bovillard, die neue Fabel, mit der Bovillards Vater die Cirkel amüſirt, vom Haus oder Gau oder Clan Ceriſe oder Ceriſen, wobei ich gar nicht in Abrede ſtellen will, daß ein in der Decendenz ſo heruntergekommener Adel gut thut, ſeine Ascendenz bis zu den Cimbern hinaufzuführen und ſeine Schläfe mit Druidenkränzen zu umwinden. — Ein großer Mann muß ſich auch amüſiren, und neben der Nothwendigkeit für Andre muß Jeder auch für ſich leben.“

„Und wofür leben Sie jetzt?“

„Für die Verbrecherwelt. Die Wahrheit, die ich in der Pſychologie des Staates nicht fand, ſuche

ich in der der Gefängnisse. Es ist eigentlich derselbe Stempel, nur ursprünglicher, frischer. Das Schillersche Weltgericht finde ich hier viel concisser, concreter. Die Kreise eines Verbrechers, klein fangen sie an, um rasch größer zu werden, bis er noch schneller seine Katastrophe erreicht; dann verengen sie sich wieder, immer rascher, bis sie zur Schlinge werden. Dort sehen wir nur Stückwerk, hier Totalitäten."

„Aber nichts, was das Gefühl erhebt."

„Wie aus dem unscheinbaren Keim eine ganze Verbrecherlaufbahn entspringt, wie die erste Unterlassungssünde, die Scham darüber, das Streben, es zu verbergen, eben so oft, als der Kitzel der Lust das Individuum weiter treibt, gäbe das keine Anschauungen, Belehrung, ja Erhebung? Da! in der großen Geschichte versucht man es, wie aus dem Kleinen das Ungeheure sich ballt, hier ist kein Grund dazu, die Diplomaten und Historiker fehlen, die das Schlechte schön malen, dem Albernen einen tiefen Sinn unterlegen. Die Natur giebt sich, wie sie ist, und versucht's ein Verbrecher, durch Lügen sich einen bessern Schein zu geben, so braucht man ihn nur fortlügen zu lassen, er verstrickt sich mit jedem Worte tiefer, unlösbarer, und die Wahrheit fällt wie der reife Apfel vom Baume. Und wenn mitten aus der Verworfenheit ein schöner menschlicher Zug, wie ein Licht aus bessern Welten, verschießt, da kann dem Criminalisten eine Thräne in's Auge treten, und er kann den Verbrecher lieben, den er verdammen muß.

Ja, Theuerſter, der Sprung aus der Politik in die Criminaliſtik iſt für mich zur Rettung geworden aus einer Welt der Verweſung, über der der gleißende Schein immer mehr reißt, in eine Naturwelt, wo es noch chaotiſch daliegt, unſchön, meinethalben ekelhaft, aber es iſt die grelle Naturwahrheit, die der Menſch beſſern, veredeln ſollte, gewiß, es war ſeine Aufgabe, aber er hat ſie verfuſcht. Jetzt begreife ich die Völkerwanderung. Die Barbaren, welche die römiſche Culturwelt mit ihren Keulen niederſchlugen, waren nicht etwa rohe Engel aus dem Paradieſe, auch unter ihnen graſſirten Laſter, Blutſünde und Gräuel aller Art, aber ſie waren der friſche Abdruck des giganteſken Menſchengeſchlechts."

„Den finden Sie doch nicht unter Ihren Verbrechern in den Voigteien? Ich konnte ſie immer nur als den Abdruck unſrer Sittenverderbniß betrachten."

„Nun, ſo ſtudire ich in ihnen das Schattenſpiel unſer ſelbſt."

„Aber wo unter hundert Fällen neun und neunzig nur die Verwechſelung des Mein und Dein zum Gegenſtand haben."

Fuchsius ſah ihn lächelnd an: „Iſt das nicht die große Frage, die Alles regiert! Nur daß die Groben für Andre, die Feinen für ſich einen Mantel darüber hängen. Von meinen Verbrechern wollen die Wenigſten ſich ſelbſt täuſchen, es iſt daher viel leichter, die Bemäntelung abzureißen und der Sache auf den Grund zu kommen. Uebrigens verſichere ich

Sie, daß ich die interessantesten Studien vorhabe. Wir stimmen darin, wenn Sie in der Verbrecherwelt nur einen andern Abklatsch der höhern Stände erblicken. So zergliedere, arrangire ich sie mir; ich finde die Erklärung für Vieles, was oben im Licht geschieht, in meinem Schattenreich. Ich dringe in manchen intricaten Dingen bis in die Familien, auch in recht angesehene, und finde immer den Abdruck desselben Stempels. Die Zerlassenheit, das lare Wesen, die Maximen, Principien dringen von oben nach unten durch wie eine ätzende Säure. Hier verschenkt man freilich nicht Staatsgüter, die Hunderttausende werth sind, zur Erinnerung für gute Compagnieschaft bei einer Orgie, noch schwarze Adlerorden an Roués für eine Galanterie, man giebt am Sterbebette eines Monarchen keinen Judaskuß seiner Maitresse um eine letzte Gnadenbezeugung und um sie desto sicherer zu machen, damit, wenn er die Augen geschlossen, man sie auf die Wache schickt. Noch trifft man auf vornehme Damen, die, wenn die Sünde sie verläßt, doch von der Sünde nicht lassen können, und unbescholtene Töchter guter Familien in ihre Zauberkreise verlocken, nicht aus Eigennutz, rein aus Vergnügen, und noch weniger verstehen meine Schelme, Betrüger, Galgenvögel, darüber den Schleier von Philosophie und Humanität zu breiten, aber — Sie werden vielleicht nächstens Dinge sehen, die Sie nicht erwarten, und die Gesellschaft wird die Augen aufreißen. Leben Sie wohl — Excellenz verkehrt mir zu lange mit Herrn von Bovillard."

„Sie ſcheinen wichtigen Entdeckungen auf der Spur.“

Fuchſius nickte.

„Dann müßten Sie eilen. Mich dünkt, das große Ungeheuer Krieg verſchlingt die kleinen.“

„Falſch geſchloſſen, Herr van Aſten. Die Criminaliſtik hat die Beſtändigkeit vor der Politik voraus. Wer auch ſiegt, das Jagdrecht der Juſtiz und Polizei auf die gemeinen Verbrecher bleibt unangetaſtet. Spitzbuben, Räuber und Giftmiſcher liefern die Kriegführenden ſich mit gegenſeitiger Courtoiſie aus, und der Strick iſt der ſicherſte Orden für den, der eine Expectanz darauf erwarb.“

Der Rath ſchien doch noch etwas ſagen zu wollen, als er den Thürgriff langſam aufdrückte, Walter kam ihm zu Hülfe. Wenn er aus ſeiner Wiſſenſchaft ihm etwas mittheilen könne, möge er commandiren; er glaube nicht zu verändern nöthig zu haben, daß er auf ſeine volle Verſchwiegenheit rechnen könne.

„Fand in letzter Zeit eine Communication zwiſchen dem Miniſter und dem Legationsrath Wankel ſtatt?“

„Ich glaube, es poſitiv verneinen zu können.“

Der Rath ſchien zufrieden: „Sie ſelbſt kamen nie mit ihm in nähere Berührung?“

„In keine andere, als welche die geſellſchaftlichen Beziehungen im Hauſe der Geheimräthin Lupinus mit ſich brachten.“

„Mit der ſchien er in Relationen zu ſtehen —“

„Welche das Geklätſch zu andern machte, als

sie vielleicht waren. Sprach man doch auch, daß die Geheimräthin sich scheiden lassen und ihn heirathen wolle. Da, so viel mir bekannt, ihre Verbindung seit dem Tode des Geheimraths sich gelöst hat, so war auch das gewiß ein falsches Gerücht."

„Um so mehr, als jetzt verlautet, daß Herr von Wandel auf Freiersfüßen bei der reichen Braunbiegler aus und ein geht."

„In der That?"

Der Rath faßte freundlich Walters Hand und mit demselben Tone sagte er: „Herr van Asten, verzeihen Sie die Indiscretion, an der Börse meint man, daß Ihres Herrn Vaters Angelegenheiten schlimm stehen. Er hat sich in einer Speculation verrechnet —"

„Und wird hoffentlich, wenn sie fehlschlägt, der Mann sein, der seinen ehrlichen Namen mit dem Letzten, was er besitzt, löst."

„Daran zweifle ich nicht, und wünsche ihm, daß er ohne dieses Opfer sich aus der Klemme zieht. Aber er steht in Geschäftsverkehr mit Wandel, er hat Wechsel von ihm, er hat Mittel gefunden, während man glaubte, daß Wandel auf Prolongation dringen werde, ihn zu bestimmen, daß er diese Wechsel in andere auf kürzere Sicht umschrieb. Schon das ist merkwürdig. Noch auffälliger, daß, während man Ursach hatte, an des Legationsraths Verlegenheit zu glauben, dieser aus Mitteln, die man nicht kennt, Ihren Vater prompt befriedigt hat."

„Man dürfte doch auch bei den Gerichten wissen, was in der Stadt ein lautes Geheimniß ist, daß Herr von Wandel mit diplomatischen Ambassaden in vertrauten Relationen steht.“

„Pah!“ sagte der Rath. Spione hier werden nicht mehr theuer bezahlt, seit man die Geheimnisse wohlfeiler hat. So viel haben wir heraus, was seine politischen Mysterien anlangt, ist er ein Windbeutel, nur mit der Aussin steht er noch in einer Verbindung. Sie ist keine Verschwenderin und bezahlt ihn mit der Münze, die er bringt. Mit Versprechungen löst man aber nicht Wechsel von zehn und zwanzig Tausend Thalern. Ich will, mein theuerster Herr, nicht hoffen, daß Ihr Vater sich näher mit ihm einließ.“

„Sie erschrecken mich —“

„Wenn Sie für Ihren Vater einstehen, gewiß ohne Grund. Aber — warnen Sie ihn, soweit ein Sohn es darf, der zugleich seine Pflichten kennt gegen den Staat und die Gerechtigkeit.“ — Er zog Walter an sich, und die Hand am Munde, sprach er ihm in's Ohr: „Ich habe den dringendsten Verdacht, daß dieser Herr von Wandel —“

In dem Augenblicke hörte man starke Fußtritte auf der Treppe.

„Der Minister!“

„Und sehr ungnädig, sagte Fuchsius, die Thür öffnend. Die Audienz ist ungünstig ausgefallen. — Schade, daß Bovillard nicht Ihr Rival ist, er wird

unfreundlich entlassen, und ich habe nicht Lust, den Zornerguß Seiner Excellenz auf mich zu laden. — Von dem Bewußten ein ander Mal. Bis dahin Verschwiegenheit!“

Der Rath war durch das Audienzzimmer nach der andern Ausgangsthür geeilt, ehe der Minister in jenes eingetreten war.

Zweites Kapitel.

Ein treuer Diener seines Herrn.

Der Minister war aufgeregt. Auf und ab gehend ließ er seinen Getreuen über den Grund nicht lange im Unklaren. Ihm war es darum zu thun, dem jungen Bevillard eine officielle Stellung zu geben, die ihm einen Zutritt bei Hofe verschaffe. Bis gestern hatte man ihm Hoffnung gemacht, heut war Bevillard durch Vertraute insinuirt worden, daß er, um der Person des Ministers einen abschläglichen Bescheid zu ersparen, lieber freiwillig zurückstehen möchte.

„Excellenz Feinde also auch da geschäftig!"

„Diesmal sind sie unschuldig."

„Hätte mein Freund selbst eine Unbesonnenheit —"

Ein „Freilich! wer denn sonst!" sprudelte von den Lippen, und verbot dem Secretair fortzufahren.

„Warum hat er nicht wie ein Karthäuser gelebt, warum hat er tolle Streiche gemacht, warum hat er im Parterre den Regenschirm aufgespannt, als die

Thränen um den Jammer der Eulalia aus den Augen fließen."

Also der Herr war Ironie. Walter ließ eine Bemerkung fallen, daß für Jugendsünden die Zeit das beste Heilmittel sei. Der Freiherr war noch nicht in der versöhnlichen Laune. „Jede Sünde rächt sich," rief er und schien seine Schritte zu verdoppeln, aber die Gedanken waren weit darüber fortgeflogen.

„Warum hat er nicht Komödie gespielt wie die Andern. Warum sich nicht mit Tugend und Anstand geschminkt! War das so schwer! Brauchte nur seinen trefflichen Vater zu imitiren."

„Geheimrath Vezillart ist mir in der That unbegreiflich. Liegt ihm die Gunst, die Euer Excellenz seinem Sohne schenken, das Glück desselben auf! Ihm wäre es doch ein Leichtes, Haugwitz und die Andern umzustimmen."

„Was kümmern mich die! Die Königin will ihn nicht."

„Die Königin! — Sie ist doch sonst nicht so streng in ihrem Umgang."

„Wenn sie's wäre! — Freilich, sie müßte drei Viertel des Hofes fortjagen. — Nun hat sie sich auf diesen gesetzt. Man hat ihn ihr als den Ausbund von frecher Sittenlosigkeit geschildert. Sie betrachtet es als einen Hohn, einen Cavalier von dem Rufe in ihre Antichambres zu bringen. Sie haßt auch wohl im Sohn den Vater. Kurzum, Weiberphantasieen sind einmal nicht zu berechnen."

indeſſen die rindsledernen Sohlen der reſpectiven Bauern und Bäuerinnen in einigen Decennien ſtumpf treten werden. Doch exiſtirt in einem älteren antiquariſchen Werke eine Abbildung davon, und die Inſchrift hat für die Geſchichte nicht viel Bedeutung. Ein Sohn, glaub' ich, hat den Stein dem Andenken ſeines ſeefahrenden Vaters errichtet. Aus einem ſtaubigen Winkel langte der gefällige Vikar von Alt-Upſala eine Holzklobe hervor, welche den Gott Thor vorſtellen ſoll. Die in der Stadt Upſala wollen die Echtheit dieſes Gottes beſtreiten; nach den wenigen Umſtänden zu ſchließen, wie man ihn hier behandelt, ſcheint es allerdings mit ſeiner Echtheit ſchlecht beſtellt. Eine alte Sitte iſt für die Beſuchenden neuerdings eingeführt, nämlich eine Flaſche Meth auf dem höchſten Königsgrabe zu trinken; auch wir befolgten ſie, wiewohl die Abendwolken einen gewaltigen Regen herbeiführten. Der Lehmboden des Königsgrabes iſt ſammt ſeiner kurzen Raſendecke ſo feſt geſtampft, daß die Wolkenbrüche eben ſo wenig das Denkmal wegſchwemmen werden, als jemals die Pietät eine frevenliche Eröffnung ſeiner Geheimniſſe zulaſſen möchte.

Eine Pauſe trat ein. Die Stirn des Staatsmannes ſchien heller zu werden, der neue Beamte hatte ſeinen Vorgeſetzten wenigſtens ſo weit ſtudirt, um zu wiſſen, wann es an der Zeit ſei zu Einwendungen, wann zu Vorſtellungen. Eine geſchickt angebrachte Schmeichelei verträgt auch der gradeſte Ehrenmann. Er hub damit an, ſeines Freundes gute Eigenſchaften gegen ſeine Schattenſeiten abzuwägen. Seine Kenntniſſe, ſeine Begabung, ſeinen feurigen Willen für das Vaterland konnte er mit mehr Wärme und Bewußtſein an's Licht ſtellen. Er ging diplomatiſch darauf über zu dem glücklichen Blick, der dieſe Vorzüge erkannt, ihnen den richtigen Wirkungskreis angewieſen, Talente, die ohnedem wahrſcheinlich untergegangen wären; Talente, die aber richtig genutzt, gerade ſo, wie der Miniſter beabſichtigte, noch günſtiger wirken könnten. Ein junger Mann von Stande, von der perſönlichen Begabung, jetzt, wo es Alles gelte, unter die Puppen und Schranzen geſtellt, könne viele üble Einflüſſe am Hofe paralyſiren. Wenn ſein ſchönes Auge die verwüſteten Hofleute lange anblicke, habe er oft bemerkt, daß ſie den Blick nicht aushielten. Auch der Einfluß, den er auf Frauen übe, ſei nicht zu gering anzuſchlagen. Vielleicht, daß ſelbſt Ihre Majeſtät, wenn ſie ſich überzeugt, daß Bovillars beſſer als ſein Ruf ſei, ihm eine Stütze ſein und in ihm am Hofe eine Stütze finden werde gegen die Schaalheit und Feigheit der Blaſirten. Endlich, ſchloß er, daß, wenn kein anderes Hinderniß

augenblicklich im Wege stehe, es dem Minister selbst ein Leichtes sein werde, die Königin, die ihn so gern höre, auf andere Gedanken zu bringen.

Auch jener Minister, der ihn einst nach Karlsbad wies, würde es eine gute Elaboration genannt haben, um so mehr, als Walter nur die eigenen Ansichten des Freiherrn in seinem Vortrage verschmolz. Aber der Schluß traf nicht das Rechte.

„Ich nicht. Ich grade kann, darf darin nichts thun. Ihre Majestät ist empfänglich für Ideen; mit Personalien darf ich ihr nicht kommen."

Ein Ausruf des Secretairs protestirte dagegen.

„Frauen, mein Lieber, wollen besonders behandelt sein, auch die ausgezeichnetsten. In ihren Vorurtheilen gegen Personen gehorchen sie dem Impulse. Sie käme mir wohl mit dem Spruche des Dichters von dem, was sich schickt: Da frage nur bei edlen Frauen nach! Und sie hätte Recht. Schöne Seelen werden nicht durch Gründe, nur durch eine schöne Regung überwunden. Wenn er nicht darauf eingeben will, was ich ihm sagte, so ist es nichts."

„Es stände in Bovillards Willen?"

„Seine Braut ist die schöne Person, die neulich die Geschichte mit Ihrer Majestät hatte. Ich weiß es bestimmt, die Königin ist, wie hohe Personen sind, für das Mädchen enthusiasmirt; wenn er den Vortheil benutzte —"

Der Minister hielt inne; nicht weil er die Röthe auf Walters Gesicht bemerkte, sondern weil er selbst

etwas von Erröthen fühlte. Ein ernster Staatsmann darf auch die Intrigue spielen lassen, weil leider keine Staatskunst ohne sie bestanden hat, aber schon der Schein ist gefährlich, daß er im Ernst sich in ihr Spiel verliert. Der Minister griff nach den Scripturen auf dem Tisch und schien von der Lectüre absorbirt, während Walter mit einem wehmüthigen Lächeln einer Erinnerung nachhing.

Der Vorfall, auf den der Freiherr angespielt, war eine bekannte Stadtgeschichte, die vor einigen Tagen sich ereignet. Wir müssen mit unseren Lesern aus dem Hotel des Ministers einen Seitensprung nach einem öffentlichen Ball thun, den eine Corporation zu Ehren der Majestäten veranstaltet hatte. Die Königin Louise hatte das schöne Mädchen bemerkt und ein Dienstbuender mochte aus Unkenntniß eine mißverstandene Vorstellung gemacht haben, als sie im Vorübergehen die Frage an Adelheid gerichtet: „Was sind Sie für eine Geborne?“ Die Baronin Citelbach, welche neben Adelheid gestanden, wollte, erschrocken, dem jungen Mädchen zu Hülfe kommen, und hatte die historisch gewordene Antwort gegeben: „Ach, Ihre Majestät verzeihen, sie ist gar keine Geborne.“ — Nur die Gegenwart der Königin hatte ein Gelächter zurückgehalten, was wie ein Gewitterschauer auf den Gesichtern der Umstehenden

drohte. Ihre ganze Huld und Majestät hatte die Fürstin zusammengenommen, um jene strafenden Worte zu sprechen, die ebenfalls in die Geschichte übergegangen sind, und nach verschiedenen Berichten am wahrscheinlichsten so lauteten: „„Ei, Frau Baronin, Ihre naiv satirische Antwort sollte gewiß das junge Mädchen nicht kränken. Von Geburt wenigstens sind alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Ist es auch ermunternd und erhebend, von Eltern und Vorfahren abzustammen, die sich durch Verdienste und Tugenden auszeichneten, und wer wollte den Werth nicht anerkennen und sich nicht selbst geehrt fühlen durch die Ehre, aus einer guten Familie zu sein! Aber Gott Lob, das gilt für alle Stände gleich, und aus den untersten sind die größten Wohlthäter des Menschengeschlechts hervorgegangen. Stand und Würden kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit, worauf am Ende doch Alles ankommt, muß Jeder sich selbst erwerben. Der Weg dahin ist die Selbstbeherrschung, und ich bin überzeugt, wenn ich in den Zügen des jungen Mädchens lese, daß ihre Seele diesen Weg längst gefunden hat. — Ihnen, liebe Baronin, danke ich, daß Sie mir Gelegenheit gaben, den Anwesenden meine Meinung darüber zu sagen. Es ist die Meinung, welche auch im Herzen meines Gatten, des Königs, lebt.““ Der strafende Blick der Königin, der leichthin über die Reihen flog, hatte sich in den huldvollsten verwandelt, als er Adelheid wieder traf. Sie wechselte einige Worte mit ihr, die

nur die Wenigsten hörten, aber Beider Augen verriethen den Sinn. Mit dem gnädigsten Nicken war sie vorüber geschwebt.

Die Scene hatte sich im Augenblick verwandelt. Die mosquanten Mienen von vorhin waren zu langen Gesichtern geworden. Das junge Mädchen war noch eben als ein Eindringling in diese Kreise betrachtet und gemieden worden; fast isolirt hatte sie neben der Eitelbach gesessen, kein Tänzer sich ihr genaht. Welche Urtheile waren hinter ihrem Rücken gefällt worden! Ach, selbst ihre Jugendgeschichte hatte man hervorgezogen. — Ist das die! hatten zwei Hofdamen sich erschreckt angeblickt, mit dem Versuch, über die Erinnerung zu erröthen, der indeß unter dem dicken Karmin erstickt war. Einige begriffen nicht, was denn den Ruf ihrer Schönheit gemacht. Andre hatten gemeint, es komme eben nur auf den Ruf an, und in wie viel Häusern sie gewesen: und nirgend ausgehalten! Da war es doch klar, daß sie selbst daran schuld sei. Einige hatten sich gewundert, Andere es schon choquant gefunden, daß man sie diesen Cirkeln aufdringe. — Man muß eine russische Fürstin sein, um sich das erlauben zu dürfen! — Aber bei der Fürstin muß sie wohl auch schon auf der Kippe stehen, sonst würde sie ihren Schützling nicht von der Eitelbach chaperonniren lassen. Was läßt sich die gute Baronin nicht aufbinden! — Eine Zuhörerin konnte schon fragen, ob denn Adelheid schon aus dem Hause ihrer Eltern verstoßen gewesen, als sie in dem der Obristin eine Zuflucht gesucht.

Und nun, wie Nebel bei einem Sonnenblick, war Alles anders geworden. Woltmann berichtet von der Königin Louise, daß, wenn sie mit Häßlichen gesprochen, auch diese allmälig den Umstehenden schön gedünkt; solchen Zauber strahlte die Fülle ihrer Anmuth aus. Eine ähnliche Magie hatte Louise hier geübt. — Nein, wie schön sie ist! hörte die Eitelbach jetzt hinter sich flüstern. Welcher Anstand! — Es ist etwas Gebornes darin! — Die Eitelbach war ohne Neid; mit Vergnügen sah sie die Lorgnetten auf ihren Schützling gerichtet. Sie lächelte die Dame an, die sich an ihren Arm hing: „Nein, liebste Baronin, was müssen Sie für eine Freude haben, einen solchen Engel zu bemuttern! Aber sie ist auch der besten Obhut anvertraut." — Damen und Herren ließen sich Adelheid vorstellen. Ihre Antworten entzückten. — Da, um das Glück vollständig zu machen, hatte sich auch der König ihr genähert. Auch er sprach gnädig; freundlich sah er zum schönen Mädchen nieder, man hörte durch das Geräusch huldvolle Worte: viel von gehört haben — sehr freuen — einen braven Vater haben — Auch die jüngeren Prinzen waren herangetreten, der König scherzte mit ihnen. Ein Scherz von den gewichtigsten Folgen. Bald durchflog die Säle die Neuigkeit: die Prinzen tanzen mit der Alltag.

Sie war der Stern des Abends. Sie blieb der Gegenstand des Gespräches in den Equipagen, die nach Hause rollten. Ueber ihre Schönheit war nur

eine Stimme. Nur etwas zu ernſt! Aber die Holdſeligkeit der Königin hatte ihr auch davon angehaucht. Welche naive, frappante Antworten ſie gegeben! Wie hatte ſie den jungen Prinzen Auguſt auf eine etwas kecke Frage anlaufen laſſen! Aber wie hatte der ältere Bruder, Prinz Louis, ſich benommen? — Eine ſolche ſpirituelle Schönheit mußte doch auf den galanteſten Ritter wirken. — Er war an ihr vorüber gegangen. — Unmöglich! hieß es; aber Viele verſicherten es. Der unglückliche Prinz ſieht jetzt nur Geſpenſter! Die Ausſicht auf den Krieg ſchüttelt in ihm wie ein kaltes Fieber. — Aber nein, er war zurückgekehrt, er hatte mit ihr Worte gewechſelt. Es klang unglaublich, was der Lauſcher gehört. Er hatte ſie wehmüthig angeblickt, wie Hamlet Ophelien: „Was wollen Sie in dieſer Atmoſphäre? Die iſt nur für kranke Seelen. — Und ſie, was hatte ſie geantwortet? „Gnädigſter Herr, ich meinte, wer geſund iſt, bringe Lebensluft in jede Atmoſphäre mit.“ — Unbegreiflich fanden es Viele — ein ſimples Bürgermädchen, die Tochter von dem alten Geheimrath Alltag! Er wird wohl nun geadelt werden, meinten Einige. Andre ſchüttelten ſchlau den Kopf: Wer weiß denn, ob er ihr Vater iſt! Eine Dame fand in Adelheids Geſicht Züge, die an den vorigen König erinnerten.

Als der Kammerherr von St. Real der Fürſtin Gargazin in einem entfernten Zimmer die erſte Nachricht mit den Worten hinterbracht: „Sa fortune est faite!“ hatte ſie lächelnd geantwortet: „Wiſſen Sie

nicht von dem Schatzgräber, der niemals reich ward, weil er alles gefundene Gold als Meſſing verkaufte?" Es mußte alſo doch eine Verſtimmung, wenigſtens eine Gleichgültigkeit zwiſchen der Prinzeſſin und ihrer Pflegetochter eingetreten ſein. „Sie haben ſich gut amüſirt? Das freut mich, ſagte ſie beim Einſteigen in den Wagen. Die Königin wird Sie rufen laſſen. Ich weiß nicht, was Ihre Majeſtät mit Ihnen beabſichtigt, ich empfehle Ihnen auch nicht, das Eiſen zu ſchmieden, ſo lange es heiß iſt, denn Sie ſind ein Sonntagskind, und es fügt ſich Alles anders, als man es dachte. Der Hof ſagt, Ihr Glück iſt gemacht, die Stadt wird es nachplaudern, ich warne Sie auch nicht vor dem Neide — ich ſchaudre nur vor dem, was die Menſchen Glück nennen. Der große Schiller hat ein ſchönes Gedicht geſchrieben, aber ſein glücklicher Polykrates war doch ein Thor. Warum warf er den Ring in's Meer, deſſen Anſchauen ihm täglich Freude machte? Das Verhängniß wandte er nicht ab, wer aber brachte ihm die verlornen Augenblicke zurück, als der Schimmer des Diamanten ihn entzückt!"

Drei Tage lang ſprach man am Hofe, ſieben in der Stadt, nur von der ſchönen Adelheid. Dann waren andre Gegenſtände gekommen. Die Königin hatte ſie nicht rufen laſſen, die Königin hatte an Anderes zu denken. Die Fürſtin mochte auch an Anderes denken, ſie ſagte nichts, aber wenn ſie Adelheid ſah, ſchien ihr lächelnder Blick zu ſprechen:

wenn eine Königin vergaß, uns rufen zu laſſen, ſo wäre es an uns, ſie anzurufen, damit ſie ſich unſrer wieder erinnere. Zur Diplomatin iſt ſie nicht geboren.

Der Miniſter mochte das und ſeine letzte Bemerkung längſt vergeſſen haben, indem er mit der Schrift ſich auf das Canapé geworfen und mit dem Daumennagel Zeichen am Rande machte, als er auch das Papier ſinken ließ.

„Was wollte denn Fuchſius?"

„Sein Anliegen hat er mir nicht mitgetheilt."

„Er iſt wie ein Trüffelhund auf Maleficanten. Als ob es darauf jetzt ankäme, einen Dieb und Betrüger mehr in's Zuchthaus zu liefern. Was ſagte er ſonſt?"

„Er ſieht trüb."

Der Miniſter ſchien in dem Zuſtande der Erſchöpfung, wo man lieber hört als ſpricht, eine indirecte Aufforderung an Walter, zu ſprechen. Er mochte die unausgeſprochene Abſicht des Staatsmannes treffen, als er in Kürze die Anſichten des Regierungsrathes referirte. Ganz wider Erwarten fiel der Zuhörer mit der Bemerkung ein: „Und hat er nicht Recht?"

„Ich, Excellenz, habe mir den Glauben an eine ſittliche Weltordnung bewahrt."

„Auch nachdem Sie das Geſindel von nahe geſehen haben? Das iſt viel!"

Der Freiherr mußte tief erſchüttert ſein. So hatte der neue Secretair ihn noch nicht geſehen. Es war aber zugleich eine weiche Stimmung, die ihm Hoffnung machte, mit Vorſchlägen, die er in petto hatte, durchzudringen.

„Leſen Sie alſo!“ ſprach der Miniſter.

Walter nahm das Papier, welches jener auf das Canapé fallen laſſen. Der Miniſter ſchüttelte mit dem Kopf.

„Zuvor die Hauptpaſſus, die wir aus dem vorigen Memorial herausgehoben. Man muß ſich dieſe erſt vergegenwärtigen. Es wird nicht mehr Alles für heut paſſen.“

Walter griff nach einem andern Heft und las:

„„Bedrohte Selbſtſtändigkeit — Unwille der Nation über den Verluſt ihres alten, wohlerworbenen Ruhmes.““

Der Miniſter ſchüttelte den Kopf: „Dies bleibt nun weg. Wüſter Lärm genug.“

Walter las weiter: „„Affilirung der Cabinetsregierung mit Haugwitz. An den Miniſtern haftet die Verantwortlichkeit für das, was ſie nicht beſchloſſen, vor dem Publikum.““

„Oeffentliche Meinung! corrigirte der Miniſter. Weiter.“

„„Man ſchämt ſich einer Stelle, deren Schatten man nur beſitzt.““

„Habe ich das im April geſchrieben? Seine Lippen warfen ſich zu einem höhniſchen Lächeln. —

Auch noch am Morgen, bei der schönsten Herbstsonnenbeleuchtung, als wir auf dem Wege nach Dannemora vorbeifuhren, gewährte Alt-Upsala einen feierlichen Anblick. Die Fruchtbarkeit des Bodens athmete uns aus den dunkelschwarzen, fetten Schollen, welche hier vorzugsweise vor dem ganzen ergiebigen Uplande ins Auge fallen, entgegen, und die allegorische Sage vom Düngen mit Menschenblut wird wohl erklärlich. Die alten Scandinavier verstanden es, die fruchtreichsten Plätze zu ihren ersten Wohnsitzen aufzusuchen; denn von hier aus beginnt die eigentliche Geschichte des Nordens. Der Weg nach Dannemora nördlich führt jedoch bald aus diesen gesegneten Ebenen in ein steiniges Hügelterrain, mit wildem Birkengestripp überwachsen, bis man nach jenem fast noch von Wald umschlossenen Platze kommt, wo ein anderer Segen aus der Tiefe der Erde geholt wird.

Es giebt unberühmte Gegenden, die auf den ersten Anblick durch Anmuth oder Größe einen tiefen Eindruck machen. Wo wir nichts vermutheten, werden wir leicht bestochen. Daher, — die Lust, Neues zu entdecken, hat ihren Antheil, — die excentrischen Ausbrüche eines ersten Rei-

Illuſionen! Wenn ſich Einige geſchämt haben, jetzt haben ſie ſich anders beſonnen. Das bleibt weg.“

Walter fuhr fort: „„Das Ehrgefühl der Beamten wird unter einer ſolchen Regierung unterdrückt, ihr Pflichtgefühl abgeſtumpft. — Subalterne gehorchen nur noch halb, ſie ſuchen ihr Heil bei den Götzen des Tages.““

„Das bleibt. Das hat gewirkt, es kann noch wirken. Für die Reputation ihres Beamtenheeres haben ſie noch einiges Tendre. Weiter!“

„„Der Monarch lebt in völliger Abgeſchiedenheit von ſeinen Miniſtern. Von Allem, was geſchieht, erhält er nur einſeitige Eindrücke durch das Organ ſeiner Cabinetsräthe.““

„Sie halten inne. Haben Sie da Bedenken?“

„Könnten wir nicht die Perſon des Monarchen aus der Sache laſſen?“

„Wir leben nicht in England. — Wir leben in Preußen, wo der Monarch mit dem Volke identiſch iſt. Es ſcheint eine Anomalie, aber es iſt eine Wahrheit. Wehe ihm und dem Volke, wenn es nur ein Schein werden könnte. Wo ein Fürſt dieſe abnorme Stellung hat, wo der Kopf ſich eins fühlt mit dem Körper, muß er auch das vertragen können, was die andern Glieder. Preußens König iſt ſo wenig ein Kaiſer Karl und König Artus, die als Pagoden daſitzen, drei Köpfe höher als ihre Tafelrunde, als er ein Fürſt iſt, dem die Conſtitution ein glänzendes Altentheil angewieſen hat. Er iſt nur der er iſt, indem er eine

Partikel seines Volkes ist. Exceptionell, ja, ja, durchaus exceptionell, aber so ist's. Wir dürfen's nie aus dem Auge lassen. Er muß empfinden wie wir — das Streicheln und die Schläge. Man muß ihn anfassen können, schütteln ein wenig, ein derbes Wort sagen. Verträgt er es nicht — doch weiter, weiter!"

„Excellenz, einen jungen Eichbaum schüttele ich, aber eine Sinnpflanze —"

„Es ist keine Zeit für Sinnpflanzen, wenn der Samum weht. Man muß ihn schütteln. — Uebrigens vergessen Sie nicht, das Gefühl für das Rechte hat er von seinen Ahnen geerbt. Er steht über den Parteien. Das ist allerdings eine Eigenschaft, die jeder König haben müßte, da aber nicht jeder König sie hat, Respect vor dem, der sie — und in solchem Umgange sich bewahrt hat. Eine große moralische und intellectuelle Kraft hätte Europa noch nach dem Tage von Austerlitz gerettet. Diese Kraft fehlte. Ich kann dem, dem sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen, als Sie mich anklagen können, nicht Newton zu sein. — Weiter!"

„Nun folgen die subjectiven Gründe. „„Wer hat dies unbedingte königliche Vertrauen? Beyme und Lombard, von ihnen ganz abhängig Haugwitz. Jener — guter Jurist, ward übermüthig, absprechend, corrumpirt — Verbindung mit Lombard untergrub seine Sittenreinheit — gemeine Aufgeblasenheit seiner —""

Der Minister wehte mit der Hand. „Die Frauen mögen jetzt fortbleiben."

„Wahrſcheinlich auch die folgende Charakteriſtik: „„Phyſiſch und moraliſch gleich gelähmt und abgeſtumpft. Seine Kenntniſſe franzöſiſche Schöngeiſterei. Ernſthafte Wiſſenſchaften haben dieſen frivolen Menſchen nie beſchäftigt, frühzeitige Theilnahme an den Orgien der Nietziſchen Familie ſein moraliſches Gefühl erſtickt.““ Soll das auch bleiben?“

„Weiter!“

„„In den unreinen und ſchwachen Händen eines franzöſiſchen Dichterlings von niederer Herkunft, eines Neu..s, der ſeine Zeit im Umgang mit leeren Menſchen, mit Spiel und Poliſſonnerieen vergeudet, iſt die Leitung der diplomatiſchen Verhältniſſe, und in einer Periode, die in der neuern Staatengeſchichte nicht ihres Gleichen findet.““ Auch das?“

„Iſt's nicht wahr?“

„Aber wozu der Vorwurf niederer Herkunft?“

„Das verſtehn Sie nicht. Der Miniſter war aufgeſprungen. Brüſtet er ſich nicht ſelbſt bei jeder Gelegenheit, daß er der Sohn eines Perrückenmachers iſt! Ein Scandal! eine Verworfenheit ohne Gleichen. — Ja, wenn ſie den Adel nicht ſyſtematiſch zu Laquaien depravirt hätten, es ſtände anders. — Ihnen geſchieht recht. — Laß ſie an der Frucht ihrer Schuld nagen.“

„Das folgende, perſönlich gegen den Miniſter Gerichtete iſt ſchon ſo oft geſagt —“

„Kann aber nicht oft genug wiederholt werden.“

Walter las mit Zaudern: „„Sein Leben eine

ununterbrochene Folge von Verschobenheiten oder Aeußerungen von Verderbtheiten. Sein Urtheil seicht und unkräftig, sein Betragen süßlich und geschmeidig. — Als Gelehrter Phantast — dann Mystiker aus Liederlichkeit — Geisterseher aus Mode — Herrnhuter aus Bequemlichkeit — verschwendet die dem Staat gehörige Zeit am Lhombretisch. Abgestumpfter Wollüstling, gebrandmarkt im Publikum mit dem Namen eines listigen Verräthers seiner täglichen Gesellschafter und eines Mannes ohne Wahrheit und Wahrhaftigkeit.""

Walter hielt inne und blickte auf den Minister.

„War's eine zu schwere Aufgabe für Ihre Feder?"

„Ich frage mich nur, ob dieser persönliche Angriff nothwendig ist?"

„Man muß Personen ändern, wenn man Maßregeln ändern will, habe ich Ihnen dictirt. Man muß die Personen niederschlagen, daß sie das Aufstehen vergessen, wenn sie zur Vordertreppe hinabgeworfen, auf der Hintertreppe immer wiederkommen. Man muß sie zertreten, tödten, vernichten, wenn mit ihnen die Maßregeln unmöglich sind. Schonung aus Mitleid wird Verbrechen."

„Wenn wir auf den Erfolg rechnen können! Seine Majestät erwiederten auf das erste Memorial, worin Excellenz auf Aenderung des Cabinets drangen: Sie wünschten nur, daß man Ihnen Beweise der Verrätherei dieser Leute gäbe, so würden Sie keinen Anstand nehmen sie zu entfernen. Die Be-

weiſe — ſagt wenigſtens das Publikum — liegen ſeitdem zu Tage — und —“

„Es bleibt Alles, wie es geweſen. — Und das, Herr, ſoll uns beſtimmen, nicht unſre Pflicht zu thun! Nicht zu rütteln an den faulen Aeſten, ſo lange wir Mark in den Gliedern haben, nicht zu ſchreien, rufen, warnen, ſo lange wir Athem haben und man uns nicht den Mund verbindet. Wie?“

„Ich ſchweige in Ehrerbietung vor Eurer Excellenz gerechter Entrüſtung.“

„Nein, Sie ſollen ſprechen, Ihre Meinung ſagen, dazu ſind Sie hier; darum ließ ich mich in das Geſpräch mit Ihnen ein. — Sie meinen, auch dieſe Denkſchrift wird ohne Wirkung bleiben?“

„Man weiß, daß auch der alte General Blücher deshalb vergebens an den König geſchrieben hat.“

„Und jetzt werden dieſe Denkſchrift die Prinzen Wilhelm, Heinrich, Louis Ferdinand, Rüchel und ich unterzeichnen. Damit keiner meiner Freunde mir vorwirft, daß ſie in der Hitze und Galle auf's Papier geworfen iſt, wird Johannes Müller ſie vor der Unterſchrift überarbeiten. Wenn ſolche Namen zuſammenklingen, ſolche Männer die Arme verſchlingen, ſolche Gründe ihm in's Ohr donnern, über welche Zaubermacht müßten dieſe Wichte gebieten, wenn er widerſtehen kann. — Hier iſt Müllers Concept. Er ſchließt: „„Dieſes Cabinet, welches nach und nach zwiſchen Eure Majeſtät und das Miniſterium ſich eingedrungen hat, daß Jedermann weiß, was bei uns

geſchieht, geſchehe nur und allein durch die drei oder vier Männer, hat, beſonders in Staatsſachen, alles und jedes Vertrauen längſt eingebüßt. Ja, Majeſtät, die öffentliche Stimme redet fürchterlich deutlich und beſtimmt von Beſtechung.'"

„So wird er Ihnen entgegnen: Beweiſ't es! Excellenz, dies eine Wort kann Alles verderben. Können wir, kann irgend Einer den Beweis führen? Ja, die Hand auf's Herz, kann einer dieſer Hochgeſtellten und Gefeierten vor Gott die Betheuerung ausſprechen: ich bin feſt überzeugt, daß franzöſiſches Geld in ihren Taſchen klimpert! Haben wir nicht vielmehr die moraliſche Ueberzeugung, daß ſie mehr aus Indolenz, Eitelkeit, Dünkel, aus eigener Ueberhebung, aus Schlaffheit und Faulheit im Denken, ſich gegen das Vaterland verſündigen, als daß ſie wirklich Verbrecher ſind!"

Der Miniſter machte, die Hände auf dem Rücken, die Augen niederſchlagend, wieder ſeine Zimmerpromenade:

„Sie mögen Recht haben, Gott hat ſie nicht in ſeinem Zorn erſchaffen, nur in ſeinem Mißmuth: daß, zu unſerer Beſchämung, auch ſolches Gewürm herumkriechen muß."

„Vermöge ihrer zwei Beine müſſen ſie doch aufrecht gehen, und aufrecht gehend müſſen ſie die Augen aufſchlagen, ſie müſſen ſehen, was vor ihnen iſt. In Augenblicken, wo ſie aus ihrem wüſten Taumel erwachen, müſſen ſie auch an den Richterſpruch der Nachwelt denken."

„Was kümmert dies Geſindel die Nachwelt! Den Bauch vollgeſchlagen, die Taſchen gefüllt, ſo weit es die Honettität erlaubt, das heißt die Rückſicht vor den Leuten, mit denen ſie mal Lhombre ſpielen können, und nach ihnen die Sündfluth!“

„Das Gefühl für Schimpf und Schande —“

„Prallt von den bunten Blechſchilden ab, vorausgeſetzt, daß ſie mit Gehalt, Penſionen, Güterſchenkungen gefüttert ſind.“

„Excellenz, Lombard ſprudelt und ſpricht jetzt nur Krieg. Luccheſini erklärt laut und offen, es ginge nicht anders, Haugwitz läßt den Kopf hängen —“

„Weil ſie ſich vor'm Pöbel fürchten.“

„Kann der Strahl nicht auch in ihnen gezündet haben?“

„Noch ein Optimiſt! Da walte Gott. Pack ſie am Kragen und ſchmeiß ſie zur Thür hinaus, ſo kommen ſie zur Hinterthür wieder hereingetänzelt und fragen mit einem ſüßen Händedruck, es ſei doch wohl nicht ernſt gemeint geweſen? Wirf ihnen einen Schurken in's Geſicht, ſo lächeln ſie über den liebenswürdigen Scherz. Was iſt ein Fußtritt in einen Plunderhaufen! Sie wollen Miniſter bleiben, Geheimräthe, weiter nichts, und ſie haben Recht. Was wären ſie, wenn ſie es nicht ſind!“

„Und wenn dann doch eine innere Röthe der Scham —“

„Wenn die einmal herauskommt, treten ſie vor den Spiegel und liebäugeln mit ſich wie der Pha-

riſäer. Werfen ſich in die Bruſt, denn was ſie vor ſich ſehen, iſt ja ein treuer Diener ihres Königs. Das iſt der rechte bequeme Bettelmantel für dieſe Menſchen. Wenn ſie etwas Dummes und Schlechtes gemacht, was ſie vor Gott und Menſchen und ſich ſelbſt nicht rechtfertigen können, haben ſie es nur als treue Diener ihres Herrn gethan. Alles für ihren König! Mag Land und Volk darüber untergehen, wenn ſie nur hinter der Decke der treuen Dienerſchaft ſalvirt ſind. Scham in dieſen Laquaienſeelen! Die ſich nicht ſchämen, ihre eigenen Fehler und Sünden dem aufzupacken, als deſſen Götzendiener ſie ſich anſtellen! Der, den ſie als das ſtrahlende Abbild göttlicher Majeſtät anpreiſen, als Kratzbürſte zu brauchen, an der ihr Schmutz kleben bleibt! — O dies Gezücht ſchämt ſich auch nicht, wenn es umſchlägt, die Achſeln zu zücken und mit den Augen zu zwinkern: Er wollte ja nicht anders, wir konnten nichts thun! Wer ſeine eigene Menſchenwürde opfert, dem iſt nichts heilig, er opfert Alles, zuletzt den Götzen ſelbſt, wenn ein mächtigerer da iſt.“

Walter ſagte nach einer Pauſe: „Sind Eure Excellenz überzeugt, daß Haugwitz auf ſeiner Reiſe ohne Inſtructionen gehandelt hat?“

Der Miniſter faßte leicht ſeinen Rockzipfel: „Ein König, mein Lieber, iſt ein Menſch, und ein Menſch noch nicht ein Chamäleon, wenn die Meinungen in ihm ſchwanken. Die Friedrich und Joſeph, die Ludwig und Karle der Vorzeit ſind Ausnahmen. Die

Mehrzahl der Fürſten ſind Menſchen wie wir. Das Gute und das Böſe, das Richtige und das Falſche rollirt in ihnen wie in einem Glücksrad. Da iſt es Pflicht der gewiſſenhaften Räthe, den Augenblick ergreifen, wo das Gute und Richtige oben liegt. Da müſſen ſie das Rad ſtille halten, ſie müſſen es, ſage ich, auf die Gefahr hin, daß es ſie ergreift und zerdrückt. Trauen ſie ſich das nicht zu, ſollen ſie in der Schreiberſtube bleiben, oder ihrem Ehrgeiz mit Kammerherrnſchlüſſeln genügen laſſen. — Wer ſo dreiſt iſt, da oben ſtehen zu wollen, hat vor Gott, vor dem Volke, vor ſeinem König ſelber die Pflicht, ihm dreiſt in's Geſicht zu ſehen. Nicht ſeine guten Launen ſoll er belauſchen, um Gefälliges ſich und Anderen zu wirken, ſeine ernſten Augenblicke ſoll er ihm abſtehlen, und wollen ſie entfliehen, ſoll er ſie feſthalten, mit eiſernem Händedruck, er darf die Runzeln des Unmuths nicht ſehen, er ſoll den ſprudelnden Zorn nicht achten. Es iſt ein anderer Zeuge dann über ihm, über beiden ſteht ein anderer König, vor dem der Purpur und die Staatsweisheit Plunder ſind. — Und dringt er abſolut nicht durch, ſoll er vor ſeinem Könige ſich neigen und ſprechen: „nimm das Amt zurück, das noch rein iſt in meinen Händen! Wehe dem, der ein leichter Gewiſſen hat, es zu beflecken.“ Das iſt ein wahrhaft treuer Diener. Die armen Könige, die keine Männer finden, nur treue Diener wie dieſe hier! ſetzte der Miniſter mit gedämpfter Stimme hinzu und trat, die Arme unter-

ſchlagend, an's Fenſter. — Die armen Könige! wiederholte er! ich könnte ſie bedauern. Solche treue Diener waren es, die die Throne unterhöhlt, Dynaſtieen geſtürzt. Ein argliſtiger, böſer Staatsmann hinterläßt Flecke; die kann man auswaſchen, ausbeizen. Ein Chamäleon, das von jedem Regenbogenſtrahl der königlichen Laune durchſchauert iſt, und ihn in Reſcripten und Geſetzen ausſträuſen läßt in alle Adern des Landes und Volks, dem Flüchtigen den Stempel der Autorität aufdrückend, der verdirbt die Völker und die Monarchieen. Ich ſage Ihnen —"

Ein Geräuſch in der Ferne unterbrach ihn, zugleich brachte der Diener Licht. Es war Abend geworden.

senden bei Ansichten, die den zweiten kalt lassen. Bei andern vielgepriesenen findet sich die Erwartung getäuscht, die Phantasie hatte zu geschäftig vorgearbeitet, als daß die Wirklichkeit dem Traumbilde entsprechen konnte. Wiederholtes Sehen wird hier der sicherste Prüfstein des Wahren. Je länger, je öfter wir eine Aussicht betrachten, um so schöner, um so größer wird sie, wenn sie es überhaupt ist, während das Unbedeutendere in sich verschwinden muß.

Der Anblick von Dannemora gehört zu jenen berühmten Naturschauspielen, wo man auf den ersten Moment den vielen Lärm darüber nicht begreift. Hüttenwerke, Dampfmaschinen und allerlei Holzbauten um eine tiefe, dunkle Spalte. Aber die schwarzen Schlackenberge, wie Mauern um den Flecken gethürmt, sprechen schon von den Jahren und den Geschlechtern, die hier thätig waren. Wir stehen am Rande der Grube und schauen in die senkrechte Tiefe hinab, bis das Auge sich im Dunkel verliert; wir messen die weite Kluft dieses unterirdischen Reiches, und schon der zweite Augenblick erweckt andere Gefühle. Ein breiter Riß in der alten Erde, eine klaffende, tiefe Wunde, unvernarbt, obschon seit

Drittes Kapitel.

Gewetzte Degen.

Der Lärm war ein wirres Stimmenmeer, unterbrochen von schallendem Gelächter. Ein schärferes Ohr hätte das Klirren von Stahl herausgehört, aber die Fenster, die ringsum von Neugierigen aufgeschlagen wurden, ließen es nicht zu. Auch der Minister öffnete einen Flügel:

„Wahrscheinlich wieder ein Theaterfurore!“

„Die Schick spielt heut die Elisabeth und die Unzelmann die Maria Stuart, bemerkte Walter. Man sprach davon, daß es unter ihren Anhängern einen Scandal geben könne.“

Der Minister blickte hinaus: „Ich sehe Uniformen, wenn ich nicht irre, Gensdarmen. — Der Lärm kommt näher.“

Das Gelächter war jetzt mit lebhaften Hussa's, Bravo's und einem schrillen Pfeifen untermischt.

„Etwa noch eine Schlittenfahrt! Daß Gott erbarm, diese Menschen lernen nichts.“

Eine Menschenmasse wälzte sich auf die Straße

zu, und die klappenden Hacken auf dem Pflaster deuteten auf ein Laufen. Eine Art Verfolgung mußte sein, aber die Verfolgten, wie immer Straßenjungen voran, jauchzten zugleich wie in einem Triumphgesang.

„Die Sache wird ernsthafter. Sie möchten sich umsehn, Asten, was es giebt."

Die Dienerschaft unten hatte sich schon umgesehen und der Haushofmeister kam eben mit einem Rapport herauf, der von den Ausrufungen, die man jetzt deutlich von der Straße hörte, unterstützt ward.

Es war allerdings ein Straßenscandal, doch ernsterer Art. Viele junge Gensdarmen und Garde du Corps waren von einem lustigen Gelage in Charlottenburg spät zurückgekehrt. Der Wein sollte in Strömen geflossen sein. Gläser klangen, zerbrachen, einige waren sogar durch die Fenster geflogen. Es galt aber weder der Schick noch der Unzelmann, sondern den Franzosen und Napoleon. Man hatte sich in einen Harnisch getrunken, gesungen und petirt. Beim weiten Wege durch den nächtlichen Thiergarten war der Rausch nicht verraucht, vielleicht hatte der Anblick der Victoria auf dem Brandenburger Thore ihn noch erhöht. Die Rübusien herauf waren als Sieger durchgesprengt. Wo es beschlossen worden, ob hier erst, oder schon in Charlottenburg, weiß man nicht. Plötzlich war man abgesessen und nach dem Hotel des französischen Gesandten gezogen. Der eigentliche Hergang ward verschieden erzählt, man

hatte Urſache, die Sache zu vertuſchen. Ob man Spottweiſen angeſtimmt, was man ſchrie, welche Reden man ſich gegen den Bevollmächtigten des franzöſiſchen Kaiſers erlaubt, blieb unausgemacht, aber junge Officiere hatten ihre Säbel gezogen, und auf den Treppenſtufen zum Hotel gewetzt. Es konnte im Dunkeln geſchehen. Weder die Sterne am Himmel noch die ſpärliche Straßenbeleuchtung machten die Uebermüthigen kenntlich. Aber plötzlich, wie durch einen Zauberſchlag, wurde es im Hotel hell. Die Fenſter, von denen man die Läden fortriß, glänzten von ſo ſchnell angezündeten Kerzen, daß die Vermuthung wenigſtens da war, der Ambaſſadeur habe, wie von Allem, auch von dieſem Impromptu Witterung gehabt. Symbol für Symbol. Wir kündigen den Frieden, rief der Klang; ich nehme die Kündigung an, antwortete der Lichterſchein. Uebrigens blieb es todtenſtill im Haus, kein Kopf zeigte ſich an den Fenſtern.

Die älteren und beſonneneren Officiere waren bei dieſer unheimlichen Manifeſtation zurückgeſprungen, und hüllten ſich in ihre Mäntel. Nur einige jüngere, in denen der Wein glühte, waren durch den Lichtſchein, auch wohl durch die Acclamationen des Straßenpublikums, das ſich in immer dichteren Schaaren ſammelte, noch mehr entzündet. Aber während ihre geſchwungenen Pallaſche funkelten, vernahmen andere ſchon deutlich Hufſchlag und in der Scheide klirrende Säbel. War auch hier ein

Verrath, eine Denunciation, eine geheime Sympathie im Spiele? Die Thatsache war, im Gouvernementsgebäude mußte der Feldmarschall Möllendorf, oder wer ihn vertrat, wach gewesen sein, denn Husaren und Polizeidiener sprengten heran, um dem Unfug zu steuern, die Thäter zu ergreifen.

Der Lärm wuchs. Die sympathisirenden Zuschauer bildeten noch einen Wall gegen die andringende Polizeimacht. Unter den besonnenen Theilnehmern an dem Abenteuer war die Gewissensfrage, ob sie für ihre Personen sich in's Dunkel salviren, und die jüngern Unbesonnenen, die nichts von der Gefahr ahnten, ihrem Schicksal überlassen sollten, oder ob ihre Pflicht erheische, sie mit ihnen zu theilen? Bei einem Rittmeister, den mittleren Jahren näher als denen der Jugend, war der Entschluß schnell zum Durchbruch gekommen, denn aus dem Dunkel der Bäume, wo er sich den Mantel schon fest umgeknöpft, sprang er plötzlich zurück, umfaßte einen jüngern Officier, der eben mit seiner Degenspitze eine Scheibe im Fenster des Erdgeschosses berührte — in welcher Absicht, wußte der junge Mensch nachher selbst nicht — und mit den Worten: „Fritz, bist Du toll?" schleuderte oder riß der starke Mann ihn zurück. Fritz schrie Worte, die vor jedem Gericht als Landesverrath gelten mußten, der Rittmeister küßte sie ihm von den Lippen: „Ja, Fritz, wenn's losgeht, schlagen wir ihn mit einander todt. Du nicht allein, Fritz, Respect, ich bin Dein Onkel, Dein Chef, ich schlage

mit. Aber jetzt, Ordre pariri! — Mäuschenstill!“ Damit hatte er den eigenen Mantel losgerissen und um die Schultern des Neffen geknöpft. Der Neffe parirte auch, er schulterte, ein Gliedermann, aber in der Hand den blanken Degen. — „Platz! Platz!“ riefen die Polizeimänner. — „Retten Sie sich!“ riefen viele Stimmen aus den Gruppen; die Gruppen machten diesmal Partie mit Offizieren und Junkern, deren Uebermuth so oft doch ihre lauten Aeußerungen des Unwillens hervorgerufen hatte. Der Rittmeister hatte rasch den Pallasch seinem Neffen aus der Hand gerissen und ebenso rasch hatten wohlmeinende Bürger den jungen Officier untergefaßt und in's Gedränge geführt. Er war gerettet, aber sein Retter — in der leuchtenden Uniform, den blanken Degen in der Hand!

„Da steht er!“ rief der Commandirende der Patrouille und meinte wohl damit denjenigen, den die Reiter schon von fern geiben mit der Degenspitze an den Fenstern klirren. „Platz! Platz!“ Der Platz aber war grade das, was fehlte, und wo er noch war, trat die hülfreiche Straßenjugend ein, ihn zu versperren. Es war von je in ihrer Art, die Polizei zu necken, und wir verschwören nicht, daß sie der Patrouille falsche Weisung gab, um ihren Eifer vom gesuchten Ziele abzulenken.

Aber auch der Rittmeister fühlte sich plötzlich von einem Mann unter den Arm gefaßt und fortgerissen.

„Eilen Sie, schnell dort um die Ecke!“ rief eine ihm nicht unbekannte Stimme.

Als sie um die Ecke waren, und der Officier einen Augenblick Athem schöpfte, erkannte er wohl in dem Dienstbeflissenen den Sohn seines Freundes van Asten, der nur einen andern ihm früher erzeigten Dienst vergolten hatte; es überkamen ihn aber andre Empfindungen, als die des Dankgefühls, indem er den Schweiß von der Stirn wischte.

„Ein Officier darf doch nicht Reißaus nehmen!“

„Nicht vor dem Feinde, entgegnete Walter, aber vor einem Scandal. Schnell fort, bester Herr von Dobleneck.“

Der Herr von Dobleneck, der, wenn auch nicht so viel als sein Neffe, doch auch viel des süßen Weines getrunken hatte, erhob den blanken Degen in die Luft: „Stehen oder fallen!“

„Gegen die Franzosen, Rittmeister, nicht gegen die Polizei.“

Er zog ihn weiter. Aber der Rittmeister blieb wieder stehen. Er lehnte sich an einen Brunnen.

„Das ist ja eine verfluchte Geschichte —“

„Die noch übler werden kann. Eine Verhöhnung des Gesandten, eine Verletzung des Völkerrechtes. Um Gotteswillen kommen Sie, schnell — weiter. — Werfen Sie den Degen fort!“

„Ein Stier von Dobleneck seinen Degen fortwerfen! — Wer sagt das!“

„Es ist ja nicht Ihr Degen. Ein fremder

Pallasch, den Sie einem Ruhestörer aus der Hand rissen. Ihr Degen steckt ruhig in der Scheide. — Ich will's bezeugen, wenn's zum Schlimmsten kommt. Sie wollten nur Ordnung herstellen, Sie haben Ihren Degen nicht gewetzt. — Aber es darf nicht zum Schlimmen kommen. Es könnte sehr schlimm werden, außerordentlich schlimm, Herr von Dohleneck."

Der Herr von Dohleneck hatte den eisernen Schwengel des Brunnens mit dem Arm umfaßt, in dessen Hand der blanke Degen hing, während er mit der andern sich wie ein Irrer immerfort über die Stirn strich. Ein Meer von Gedanken mochte auftauchen; oder versenkte sich sein Sinn in den Kessel des Brunnens, und stieg in ihm der begreifliche Wunsch auf, daß die kühlen Quellwasser ihn und seine Gedanken überrieselten!

„Hol' mich der und jener, das ist ja grade eine Geschichte wie damals bei der Schlittenfahrt —"

„Schlimmer, drängte Walter; damals profanirten Sie Luther, der es Ihnen gewiß vergeben hat, heut Bonaparte, der es nie vergiebt, nicht Ihnen, nicht uns, nicht dem Könige."

„Der König auch nicht! rief der Rittmeister. Ach Gott, ich bin ja Katharina von Bora."

„Besinnen Sie sich."

„Nein — richtig — ich war nur ihr Kammermädchen. Das ist alles eins. Wenn er's erfährt, bin ich cassirt."

„Theuerster Herr von Dohleneck, ich wünschte,

die Weihe der Kraft überkäme Sie, und Sie beschleunigten Ihre Schritte."

Dabei blickte sich Walter um, ob nicht irgendwo eine Hausthür sich öffne, in die er seinen Begleiter schieben könnte. Aber es war eine ruhige Straße, man hatte mit der Bürgerglocke geschlossen. Nur an den erhellten obern Fenstern blickten Neugierige heraus. Es war nicht der aufsteigende Weingeist, der schwarze Bilder vor Doblenecks Hirn malte. Jene berüchtigte Schlittenfahrt der Gensdarmenofficiere, in der sie Luther, Katharina von Bora und deren Klosterconvictualinnen in sehr frivoler Nebenbedeutung dargestellt, ein Ereigniß, das ganz Berlin in Aufruhr gebracht, hatte den langmüthigsten König auf's Empfindlichste gereizt; sein eigner Wille war diesmal durchgedrungen, und wenn die Thäter auch nicht so gestraft wurden, wie er für angemessen hielt, wurden doch die Urheber des Unfugs gestraft, seit langer Zeit ein Ereigniß, was noch mehr überraschte, noch mehr von sich sprechen machte, als der tolle Streich selbst. Es brauchte nicht der Erklärung, die man versucht hatte, daß dieser oder jener Minister, oder ihre Frauen, eine Pique gegen einen oder den andern der Officiere gehabt, es war der religiöse Sinn des Monarchen, der die Profanation rächte. Man wußte auch schon, daß er derartige Kränkungen nicht vergaß, und die, welche damals der Strafe entgangen waren, blieben doch in seinem vortrefflichen Gedächtniß notirt.

Alles das wußte der Rittmeiſter von Dobleneck; oder vielmehr, es trat jetzt vor ſeine Seele, wie ein Zauberkünſtler auf ſchwarzem Grunde plötzlich die bunten Bilder der Erinnerung vor dem Auge aufrollen läßt. Der Wein, der zur Taube, zum Tiger, zum Bären verwandelt, war der Magier. Es war in dem Rittmeiſter Alles klar. Aber es ſtand keine Thräne in ſeinem Auge, er ſprang nicht auf zu einem wilden Satze, er brummte auch nicht mit geſchloſſenen Zähnen. Der Wein übt noch eine vierte Macht, er ſenkt die ſüße Schwermuth über die Seele ſeines Opfers, die Schwermuth, welche auch über den Glücklichen wie ein feuchter Nebel ſich lagert, Balſam der beißen Bruſt.

Der Rittmeiſter von Dobleneck wollte einmal Philoſophie ſtudiren. Wir zweifeln, daß er den Vorſatz ausgeführt hat, aber in ſeiner Bruſt mußte ſich etwas von dem Stoicismus regen, der in großen Kataſtrophen den Schwachen ſtark, den Gedankenloſen zum Denker macht. Er blieb plötzlich auf dem Damme ſtehen, unbekümmert um den bekümmerten Blick, den Walter nach dem andern Ende der Straße richtete. Auch von hier kam eine Patrouille ihnen entgegen. Er drückte die freie Hand an die Bruſt:

„Wozu ſtrampeln gegen das, was man nicht ändert! Das Fatum! Nun weiß ich's. — Ob's der Teufel iſt, das weiß ich nicht, aber es iſt was, worüber ein ehrlicher Kerl nicht weg kann. Man möchte nicht, aber es packt Einen — Schulden, Liebe,

Scandale — der Strick ſitzt feſt, eh' man ihn merkt, und nun will ich hängen. — Ein Stier von Dobleneck flieht nicht. Mögen ſie mich fangen und braten, hier bin ich. 'S iſt nun mal ſo."

„Aber wollen Sie auf die Feſtung, derweil Ihre Kameraden die Franzoſen ſchlagen? — Rittmeiſter von Dobleneck, jetzt ſich gefangen geben, jetzt ſich caſſiren laſſen, wo der Krieg vor der Thür ſteht — Sie haben ihn erklärt — jetzt, jetzt, bedenken Sie, Ihre Officiersehre ſteht auf dem Spiel — jetzt iſt es Ihre Pflicht und Schuldigkeit, Sie müſſen ſich Ihrer Ehre, dem Staate retten — Sie müſſen —"

Dobleneck ſchien es einzuſehen — das Fatum hatte ihn wieder umgeworfen. Er mußte ſich retten — aber wie?

Da rollte eine Equipage vorüber, von links und rechts, von beiden Seiten der Straße zeigten ſich berittene Piquets. Das Halt! welches Walter dem Kutſcher zurief, hatte eine glückliche Wirkung. Das war ein Moment. Im zweiten hatte er den Kutſchenſchlag aufgeriſſen. Es ſaß nur eine Dame darin. Walter rief hinein: „Wer Sie auch ſind, es gilt, einen Verfolgten retten. Kein Widerſpruch, kein Laut!"

Man wird ſich nicht wundern, wenn die Dame, trotz des kategoriſchen Befehls, ihm nicht ganz nachkam, denn welche Dame in gleicher Lage mit der Baronin Eitelbach erſchräke nicht, wenn auf ſolche Anmeldung ein Officier mit blankem Degen ohne ein Wort, ohne einen Laut zu ihr in den Wagen

Jahrhunderten offen. Wir glauben, ihr ins Herz zu schauen, wenn wir das Auge die nackten, schroffen Felswände hinabgleiten lassen; aber das Grau, unverwittert von der ewigen Feuchtigkeit, geht in Schwarz über, immer dunkler, und die alte Nacht qualmt von unten herauf, daß wir den Schmerz der Erde nicht schauen sollen. Durch die dumpfe Stille schallen die einzelnen Hammerschläge herauf und geben Kunde von der Kühnheit des Menschen. Kübel und Thaue gleiten hinauf, hinunter, senkrecht ist der Weg, das Räderwerk schnell, und doch wie lange braucht es, ehe der Eimer den Boden erreicht. Die Menschen so unendlich klein, bis sie ganz verschwinden, da, wohin das Auge nicht mehr dringt.

Ich lehnte mich über den Rand; zwei volle Stunden starrte ich auf das einförmige Schauspiel, und ich sah nichts in Schweden, was einen gleichen Eindruck zurückließ. Es dämmerte in der ewigen Nacht, die Schichten und Wege schienen herauszutreten, die Pfeiler, die man stehen gelassen, die weiten Portici. Große Feuer glimmten wie einzelne Lichter hervor; es wandelte auch etwas unten zwischen den Metallwänden, aber das große Schauspiel blieb die Nacht.

ſpringt. Sie ſchrie auf: „Herr Jeſus, was iſt das!“ — Das folgende: „Er bringt mich um!“ erſtickte aber ſchon auf ihren Lippen, als von denen des Officiers unter einem ſchweren Seufzer zuerſt ein Fluch hervorbrach, dann die Worte: „Ich kann nicht dafür!“ Sie mochte die Stimme früher erkannt haben als den Mann, der auf den Rückſitz — halb ſank er hin, halb warf er ſich. Der Degen rollte aus ſeiner Hand. Die Baronin fing ihn auf; er war ſcharf — natürlich, er war gewetzt, und an den Sandſteinſtufen des franzöſiſchen Geſandten! — und ſie verwundete ihre Finger. — Nach Hauſe — das ſchicken wir hier voraus — kam ſie, die Hand umwunden mit ihrem Batiſttuch. Ob ſie ſich ſelbſt verbunden, ob der Rittmeiſter den Chirurg geſpielt, darüber ſchweigen unſre beglaubigten Nachrichten.

Das war der zweite Moment geweſen. Im dritten hatte Walter den Wagenſchlag zugeworfen und dem Kutſcher zugerufen: „Nun zugefahren, was das Zeug hält!“ Der Kutſcher gehorchte pünktlicher als ſeine Herrin dem kategoriſchen Befehl und der Wagen kam unangefochten durch das Polizeipiquet.

Nicht ſo ganz unangefochten kam Walter ſelbſt davon. Das Huſarenpiquet, welches eben um die Ecke ſchwenkte, als der Wagen abfuhr, ſchien Miene zu machen ihm nachzuſetzen. Der Commandirende, welcher unſern Freund zu kennen ſchien, ſalutirte ihm ſchon von fern leicht mit dem Säbel, um die Frage einzuleiten: ob nicht ein Militair in die Kutſche geſprungen ſei?

„Der Schlag ward geöffnet, entgegnete Walter, und die darin ſitzende Dame nahm, wenn ich nicht irre, einen Bekannten auf.“

„Ein Officier mit blankem Degen?“

„Der Degen, wenn ich recht verſtand, war mit den Fenſterſcheiben des Herrn von Laforeſt in Berührung gekommen.“

„Cornet Wolfskehl, rief der eine Huſarenofficier. Sagt ich's nicht!“

„Ich laſſe mich nicht täuſchen, erwiederte der Commandirende, das war Dohlenecks Statur. Sie müſſen ihn ja kennen, Herr van Aſten?“

„Sollte der Rittmeiſter ſo jugendlicher Tollheit zugänglich ſein! Es war zu dunkel. Aber, meine Herren, da entſinne ich mich ja, der Rittmeiſter war heut zu Excellenz Schulenburg auf eine Ybombrepartie eingeladen, Excellenz Blüchers wegen. War Lombart oder Herr Crelinger der Vierte, darüber bin ich nicht recht gewiß, aber — warten Sie, — es wird mir gleich einfallen —“

Der Commandirende lächelte: „Wir danken für den Avis.“ — „Cornet Wolfskehl wird wohl zu fangen ſein,“ meinte der Zweite.

Die Huſaren ſprengten ihrer voraufgeeilten Patrouille nach. Wir verſchwören nicht, daß in ihrer Verhandlung mit dem Miniſterialſecretair nicht die wohlmeinende Abſicht mitgeſpielt hat, dem Verfolgten Zeit zu laſſen.

Der Wagen der Baronin Eitelbach entging glück-

lich der Polizei und den Husaren, und als er vor dem Hause der Madame Braunbiegler hielt, war nichts Gefährliches passirt, als daß eine Scheibe im Kutschenschlage — wahrscheinlich durch einen zufälligen Ellenbogenstoß — entzwei gegangen war. Auch hatte sich seltsamer Weise ein Fußgänger, nach einer Verständigung mit dem Kutscher, zu ihm auf den Bock gesetzt. Dieser war, schneller als der Kutscher herabgesprungen, bereits verschwunden, als letzterer sich langsam heruntermachte, um, in Ermangelung eines Bedienten, den Wagen zu öffnen. Ehe das geschah, hatte sich aber die Wagenthür gegenüber schon von selbst geöffnet und der Rittmeister war nach einem langen, zärtlichen Kuß auf die Hand der Baronin entschlüpft.

Die Eitelbach war nie so langsam als heute die Treppe zu einer Gesellschaft hinaufgestiegen. Auch im Vorzimmer hatte sie noch so viel mit ihrer Toilette zu thun. Ein Glück, daß die große Gesellschaft, welche sich noch spät bei der Braunbiegler versammelt, mit andern Dingen beschäftigt war, um auf ihre Verlegenheit Acht geben zu können. Diese Verlegenheit hätte sich eigentlich noch um ein Bedeutendes steigern müssen, als die Wirthin ihr mit dem Bedauern entgegen kam, daß sie ihre Hand an der Fensterscheibe verwundet habe, sie hoffe, es werde doch nicht üble Folgen haben. Die Wirthin hatte nicht Zeit, ihr Erröthen zu bemerken, sie hatte überhaupt in dem Gewirr nicht Zeit für einen einzelnen

Gast. Auch Andere, die an ihr vorüber streiften, beklagten die schöne Hand. „Es wird aber gewiß nichts auf sich haben.“ Wußte denn Jeder nicht nur die Thatsache, sondern schon das Mährchen, was sie sich künstlich zurecht gelegt, um die Wahrheit verbergen zu dürfen? — Von wem hatten sie's erfahren? — Gott sei Dank, daß sie wenigstens das nicht gehört, von dem nichts wußten, was — es war das erste Geheimniß, was sie unter ihrer pochenden Brust verbarg. Die Brust blutete vielleicht heftiger als die Hand.

In solchen Stimmungen kann eine große Gesellschaft, wo Keiner Zeit und Raum hat auf den Andern Acht zu geben, zur Wohlthat für ein geängstetes Gemüth werden. Ein Hofmann hätte es eine gemischte genannt, sie bestand mehr aus den Optimaten des Reichthums als der Geburt. Der Reichthum hing von den Decken als Kronenleuchter, Armleuchter, Festons, Seiden- und Damastgardinen; er lastete in den Aufsätzen der Nischen und Eckti sche, in den Teppichen auf dem Boden, vor allem auf und an der Wirthin. Zum Schildern ist nicht mehr Zeit. Die Juwelen, Ketten, Ringe, Aufsätze, die Madame Braunbiegler vom Wirbel bis zum Gürtel, von den Schultern bis zu den Fingerspitzen trug, waren in Berlin sprüchwörtlich. Reichthum, überall, wohin man sah, nicht ausgebreitet, sondern aufgeschichtet, lastend, prahlerisch, ohne Geschmack. In solchen Kreisen pflegt die Unterhaltung der Lebendigen, der Hauch,

der über eine Gesellschaft hinfliegen soll, den Widerschein und Abdruck des Apparates anzunehmen.

Der Patriotismus hier war anderer Schattirung, als der, welcher den Scheiben des französischen Gesandten gedroht. Das grosse Ereigniß, welches die Straßen, die höheren Kreise heut Abend in Bewegung versetzt, die diplomatischen in Entsetzen, hatte weniger Wirkung hervorgebracht. Man betrachtete den Krieg als etwas Ausgemachtes, Nothwendiges, die Tebors desselben kümmerten die Anwesenden weniger. Nur die jüngern Leute versuchten in einer Nebenstube am Klavier die sechs neuen eben erschienenen Kriegslieder, componirt von Helwig, zu singen. Allgemeinsten Beifall erndtete aber das Kriegslied der Preußen von Karl Müchler, componirt von Mappes: „Endlich tönt der Ruf der Lust!"

Aber es war ein anderer, näher liegender Gegenstand, der die practischen Leute beschäftigte. Gestern war eine Frage entschieden, die schon Wochen lang die Gemüther beschäftigt hatte: ob die Infanteristen Mäntel haben müßten? Es war eine Frage gewesen, so wichtig, so ernst behandelt und so lebhaft als irgend eine, welche zuweilen als Riesenschlange durch alle Gesellschaften in Berlin, von den Spitzen der Thürme bis in die Winkel der Kellerwohnungen sich gewunden und dort ihre Streiter gefunden hat. Fragen wie die, ob das neue Jahrhundert um Mitternacht zu 1800 oder zu 1801 gefeiert werden müsse, ob Fleck oder Iffland ein größerer Schauspieler,

Friedrich oder Napoleon ein größerer Feldherr gewesen?

Es war eine ungeheure Neuerung, das gestand sich Jeder, Vielen schien sie gefährlich, weil den Franzosen nachgebildet. Ja, ein Husar, ohne Mantel gedacht, war kein Husar mehr; aber was blieb er noch, wenn auch Musketiere, Füsiliere, Grenadiere Mäntel erhielten! Der Unterschied von Cavallerie und Infanterie schien über den Haufen geworfen, ein so unübersehbarer Eingriff in die bestehende Ordnung, als heute Vielen eine Gemeindeordnung bedünkt, die den Unterschied von Stadt und Land aufhebt. Friedrich hatte mit einer Infanterie ohne Mäntel gesiegt, er mußte doch wissen, warum es so besser war. Ein guter Soldat muß nicht frieren, wenn sein König befiehlt, daß er warm ist. Aber die Neuerer hatten eingewandt, daß auch der Infanterist ein Mensch ist, und daß jeder Mensch friert, wenn es kalt ist, daß der Regen den einen durchnäßt wie den andern, daß der Krieg seit Friedrich eine andere Façon angenommen, daß Napoleon die Wintercantonirungen nicht mehr respectire, daß er seine Feinde zu Winterfeldzügen nöthigte.

Die Mäntelpartei hatte gesiegt. Gestern hatte ein Erlaß der Geheimen Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Direction das Publikum davon avertirt: wie Seine Majestät, der König, schon längst darauf Bedacht genommen, daß der Soldat im Kriege nicht frieren dürfe, und wie es Seiner Majestät Wunsch sei, daß alle seine braven Krieger eine wärmere

Winterbekleidung erhielten, namentlich die Infanterie Mäntel mit Aermeln, die Cavallerie wollene Unterhosen. Da aber selbige aus allgemeinen Mitteln zu beschaffen in gegenwärtiger Zeit auf mannigfache Schwierigkeiten stoße, so werde die Bereitwilligkeit der Nation angerufen, das Unternehmen des geliebten Landesvaters zu unterstützen und ihren warmen Patriotismus durch die That zu bewähren.

Mäntel! war das Losungswort durch die Stadt, im Civil, während das Militair nur Krieg wollte, mit oder ohne Mäntel. Zum ersten Mal war das Publikum aufgerufen, ein großes Werk des Allgemeinwohls zu unterstützen, ja die Initiative war ihm in die Hand gegeben. Wen darf es wundern, wenn es umher brauste und schwirrte, eine Thätigkeit sich entwickelte, die sich selbst hemmte und verwirrte. Der Staat hatte bisher für Alles gesorgt, nun sollte der Bürger nicht allein für sich, auch für den Staat sorgen! Commissionen und Ausschüsse zu bilden, wo sollte man gelernt haben, was sich jetzt von selbst macht! Der Magistrat, der es in die Hand genommen, fand dafür kein ander Mittel als eine Subscription, die von Stadtverordneten Haus für Haus umhergetragen werden sollte. Das war ein langer Weg. Aber nun fühlte sich Jeder berufen, auf seine Hand es in die Hand zu nehmen; die Nähterinnen und die Geheimrätbinnen, auf den Kanzeln und in den Werkstuben, im Theater und in den Weinhäusern, auch in andern Häusern, es war überall

nur ein Wort, überall wollte man helfen, noch lieber Rathschläge geben, wie man helfen könne.

In der Gesellschaft der Braunbiegler hatte die Sache noch eine andere Seite. Auf dem Conto Debet stand Patriotismus und Tuch. Was Madame Braunbiegler gezeichnet, konnte man auf ihrem strahlenden Gesichte fast in Zahlen lesen. Die Dame selbst wog mit ihrem treffenden Blicke die Gäste ab; auch sie las auf jedem Gesichte, wie viel ist der Mann werth? Wie viel hätte er zeichnen müssen? Wie viel hat er zu wenig gezeichnet? Wie viel zu viel, um sich höher zu stellen? Endlich — wie tief stehen sie alle unter dir!

Ihr zunächst mußte der Baron Eitelbach stehen. War er doch ihr Compagnon! — Aber er stand nicht, er ging, er flankirte mit seinem strahlenden Gesicht durch die Gruppen.

„Was sagen Sie nun dazu, Kapellmeister? Haben die Deutschen keinen Patriotismus nicht, Herr Righini?"

„C'est étonnant! erwiderte der Angeredete. Selbst meine Waschfrau präsentirte mir einen Subscriptions-Zettel."

„Pfui! Das finde ich eigentlich abscheulich. Wenn die Populace sich erst mit etwas befaßt, dann, muß ich gestehen, faß ich's ungern noch an!"

„Der Geist der Zeit!" sagte ein Dritter.

„Was ist das?" fragte der Baron.

„Ein Buch, was eben erschienen ist, bemerkte

ein Vierter, von einem gewiſſen Moritz Arndt. Es macht viel Aufſehen.“

„Mir unbekannt!“ ſagte der Baron und ließ ſeine Lorgnette umherblitzen.

Der Vorige bemerkte, daß der eben neu ausgegebene Preußiſche Staatsanzeiger auf das Buch aufmerkſam mache.

„Was ſteht denn in den Zeitungen? Ich habe wirklich nicht Zeit, ſie zu leſen.“

„Der Kaiſer Napoleon iſt in Mainz angekommen. Sie ſchreiben, er ſähe magerer und blaſſer aus als ſonſt, übrigens in vollkommener Geſundheit.“

„Gar nichts Intereſſantes?“

„In Neapel iſt der berüchtigte Räuberhauptmann Fra Diavolo in Ketten eingebracht worden. Er iſt wahrſcheinlich jetzt ſchon erſchoſſen.“

„Ah! Compagnon von Rinaldo Rinaldini, Abälino, Righini etcetera. Der Baron legte mit anmuthiger Schalkheit ſeine Hand auf die Schulter des Kapellmeiſters. Der Wahrheit die Ehre, Ihr Vaterland liefert uns immer die intereſſanteſten Räuberhauptleute, ſtupende Kapellmeiſter und die ſchönſten Sängerinnen. A propos, wie heißt denn die, die in Paris jetzt Furore macht?“

„Catalani — man ſchreibt eben, daß der Kaiſer ihr eine Penſion von 1200 Francs ausgeſetzt hat.“

„Hab's geleſen — ja, ich hab's ſelbſt geleſen. Man muß die Künſte protegiren, das iſt nobel. — Die Schmalz ſang auch admirabel, muß man ihr

laſſen — ah, eine Kunſt und eine Stimme! Iſt jetzt in Italien. Wenn ſie nur hübſcher wäre! — Es geht nichts über Kunſt, ſag' ich Ihnen. — Neulich: Beſchämte Eiferſucht! — Was geht mich das Stück an? — Aber die Mebus! Zum Küſſen, ſag' ich Ihnen. — Und Mattauſch — iſt nicht mein Mann — aber die Damen — Göttlich! göttlich! und die Tücher vor den Augen. — Iffland kam gar nicht gegen ihn auf. „„Berlin ſah ſeinen Iffland wieder,““ ſteht's in der Zeitung — ja, 's ſteht Manches in der Zeitung, was doch nicht ſo iſt. Aber Iffland, à la bonne heure, halten Sie ihn nicht auch für einen denkenden Künſtler, Herr General-Stabsarzt?“

Der Angeredete verneigte ſich nur ſchweigend.

„Sehn Sie, das hab' ich immer geſagt, wo Iffland nicht ſpricht, weiß man ſogar, was er denkt. A propos, wiſſen Sie denn von der Eigenſatz? — Geht nach Wien —“

Der Zuſatz ward nur hinter der Hand einem der Glücklichen in's Ohr geflüſtert. Der Baron beglückte längſt andre Gruppen mit ſeiner erheiternden Gegenwart, als das ſtille Gelächter im Kreiſe, den er verlaſſen, den Umlauf machte.

„A propos, ma belle! rief der witzige Baron, als er ſeine Gattin zu Geſicht bekam, was iſt denn das für ein Kutſchenfenſterſcheibengeſtoße? Denkſt Du, Glas koſtet kein Geld? Werde die Thüren mit Brettern vernageln laſſen, profit tout clair! Dann ſieht auch Keiner, mit wem Du drin ſitzeſt.“

Und darüber, über den entsetzlichen Schlund, vor dessen Horizont der feuchte Qualm jeden Vogel verscheuchte, flatterte ein einsamer Schmetterling, ein Spätling des Herbstes, und Nacht und Tod waren für ihn nicht da. Man sprengte, der Donner hallte furchtbar durch den weiten Schlund, als sollten die Mauern zusammenstürzen, und doch, was wollte dieser Donner gegen den Klang alles Metalls, das aus Dannemora's Gruben seit Jahrhunderten zu Tage stieg! Durfte nicht der Rachen schrecklich aussehen, der so viel Eisen ausspie unter die Geschlechter dieser Erde? Mein Gefährte, der hinunter und hinaufstieg, hat mir viel erzählt von den Arbeitern, von den Metallstufen und Gängen, von Leitern und Gruben, auch von den Gletschern unten, denn selbst die heiße Julisonne kann hier das Eis nicht schmelzen; er hat mir gesagt, ich hätte viel versäumt, weil ich nicht mit ihm zwischen den schwarzen Felswänden gegangen und den ganzen Schrecken empfunden hätte in dieser Wohnung des Todes. Es mag sein; aber für alle Details gebe ich nicht den einen Eindruck des ganzen Anblicks hin. Auch das Fürchterliche hat eine Anziehungskraft, und ich trennte mich so ungern vom

„Du weißt —?“ Ihre weißen Perlenzähne ſtarrten ihn an.

„Biert ſich, weil er ihr den ſchönen Arm küſſen will, und ſtößt darüber die Scheibe ein.“

Ihre Perlenzähne verſchloſſen ſich, aber ihre ſchönen Augen wurden größer.

„Mir ſchenkt man reinen Wein.“

Jetzt erſt platzte das „Um Gotteswillen, wer?“ heraus.

„Wer anders als der Legationsrath! Was war's denn nun, daß er zu Dir in die Kutſche ſprang? Muß man ſich darum ſo haben!“

„Der Legationsrath?“

„Iſt ein geſcheiter Mann und wird nicht plaudern.“

„Du kannſt ihn ja aber nicht ausſtehn.“

„Man kann Viele nicht ausſtehn, ma chère, und trinkt doch mit ihnen Brüderſchaft.“

In ſprachloſem Erſtaunen ſah die Baronin ihn an. „Ma chère, verſtehe mich. Die Sache iſt ganz ſimpel. Wandel reitet mit Adten vorgeſpannt in's Herz der Braunbiegler. — Wenn's zum Klappen kommt, wird ſie — den Teufel — ſo dumm ſein und einſchlagen. Aber 's iſt doch die Möglichkeit, wer kennt die Weiberherzen. — Und ein ſolcher Compagnon in's Geſchäft, na, da gratulire ich! Alſo —“

„Was denn?“

„Um's kurz und klein zu machen, laß Dir von ihm die Cour machen, ſo viel er Luſt hat, und

wenn er zu Dir in den Wagen ſpringt, ſchrei nicht auf.“

„Der Legationsrath!“ Weiter wußte die ſchöne Frau nichts zu ſagen, denn der Legationsrath ſtand vor ihnen. Es ging zur Tafel. Der Baron legte den Arm ſeiner Frau in den des Rathes: „Sie ſchmachtet nach Ihrer Unterhaltung. Sein Sie liebenswürdig, ſo viel Sie können, es wird Niemand eiferſüchtig —“

In ſich lachend, ſetzte er hinzu: — „außer wer es ſoll!“

Das Opfer ging neben dem, dem ſie geopfert ſchien. So roh, widerwärtig, war ihr Gatte ihr nie vorgekommen. Wandel ging im würdigſten Ernſt. Er ſprach Gleichgültiges, unbefangen. So war er bei Tiſch der liebenswürdigſte Nachbar, aber ſein Geſpräch, ſeine Erzählungen waren für Alle, ſie mußten Jeden intereſſiren. Der Baron hatte ſeine Abſicht nicht erreicht, die Braunbiegler ward nicht eiferſüchtig, die Baronin aber ſaß auf Kohlen.

Nachher kam ein Moment, um mit Wandel, in eine Fenſterniſche von den Aufbrechenden zurückgedrängt, unbemerkt ein kurzes Geſpräch zu pflegen.

„Um Gotteswillen, was iſt das?“

Wandel antwortete, mit der Quaſte der Gardine ſpielend, als unterhalte er ſich mit ſeiner Dame über irgend eine Trivialität:

„Sein Sie unbeſorgt. — Ich bin, ich bleibe der Wächter Ihrer Ehre — der Kutſcher iſt von mir

gewonnen; es wird noch Alles gut werden, wenn Sie ſich nicht ſelbſt verrathen."

„Mein Gott, Herr von Wandel, wie komme ich dazu!"

„Still! Ich beſchwöre Sie, nur keine Emotion! Sie haben ſich beherrſcht, ich habe Sie bewundert. Fahren Sie ſo fort. In meiner Bruſt ruht Ihr Geheimniß wie im Schooß der Erde — vertrauen Sie mir —"

„Aber, lieber Gott, wenn ich's recht bedenke, was iſt es denn eigentlich —"

„Denken Sie nicht, um Gotteswillen, denken Sie jetzt nicht. Dem Reinen iſt Alles rein, aber — wer iſt vor dieſen rein? Ein Rendezvous in der Kutſche — bei Nachtzeit — Ihre verwundete Hand! — die zerſchlagene Scheibe — die Lüge! O verzeihen Sie, ich rede nur, was dieſe reden würden. Gräßlich, wenn Auguſte morgen der Gegenſtand des Stadtgeſprächs — Nein, nimmermehr! Denken Sie nicht, Sie ſind in Agitation — laſſen Sie jetzt Andre für ſich denken, die ruhiger ſind, die wenigſtens ruhiger ſcheinen," ſetzte er ſeufzend hinzu.

Sie reichte ihm bewegt die Hand: „Sie meinen es gut."

„Gnädige Frau, ſagte er, reſpectvoll zurücktretend, Mancher iſt doch beſſer, als man glaubt."

„Charmant! ſagte der hinzutretende Baron, um ſeine Frau fortzuführen. Continuiren Sie, Herr Legationsrath, noch bin ich nicht eiferſüchtig. Aber was nicht iſt, kann noch werden."

Viertes Kapitel.

Nur eine Kleinigkeit.

Es war ſchon Nacht, als Walter mit ſeinen Erkundigungen in das Hotel des Miniſters zurückkehrte.

Es waren inzwiſchen noch mehr Nachrichten eingegangen, geeignet die ernſte Stimmung des Staatsmannes zu erhöhen. Seine Gereiztheit hatte aber einer klaren Ruhe Platz gemacht, gleich wie das Dunſtgewölk draußen einem ſternenklaren Himmel, das Geräuſch des Abends einer tiefen Stille gewichen war. Nur aus entfernten Gärten und Tabagieen ſchallte noch eine dumpfe Muſik.

Depeſchen wichtigen Inhalts waren dem Miniſter communicirt worden: Napoleon hatte endlich officiell dem Berliner Cabinet die Stiftung des Rheinbundes notificirt mit einer formellen Aufforderung, dieſer Conföderation zum Wohl des geſammten Deutſchlands beizutreten. Ein bittrerer diplomatiſcher Hohn ließ ſich kaum denken. Eben als Laforeſt von ſeiner Meldung zurückgekehrt, hatte er die Serenade der Gensdarmen empfangen!

„Das ist ein reiner Zufall!“ war Walters Meinung.

„Wenn nun die ganze Weltgeschichte Zufälligkeiten wären, die unser grübelnder Verstand zu einer Kette von Nothwendigkeiten verschlingt!“

Walter meinte, daß Laforest zu verständig sei, eine Insulte trunkener Jünglinge anders zu betrachten, als sie war.

„Gewiß, hatte der Freiherr erwidert, Napoleon wird um dieser Albernheit willen keine Stunde früher losschlagen, als seine Absicht ist. Aber eben, weil wir und er noch nicht gerüstet sind, weil wir beide die Maske der Freundlichkeit noch nicht abwerfen dürfen, zu welchen Lügen zwingt uns abermals die Unbesonnenheit! Man muß die jungen Leute härter strafen, als nöthig. Hardenberg muß wieder mit süßschwellenden Lippen Betheuerungen unserer freundschaftlichen Gesinnung machen. Das ist der Fluch unserer Gedankenlosigkeit, setzte er hinzu, des Allesgehenlassens, daß sich Zustände, Stimmungen entwickeln, die naturgemäß heraus müssen; wir ließen sie zu, wir nährten sie sogar, und wenn es zur Explosion kommt, erschrecken wir, stehen rathlos, und möchten mit Keulen das Kind zurückschlagen, das aus der Mutter Leibe will.“

Der Minister stand wieder am offenen Fenster. Athmete er die frische Herbstluft ein, oder verfolgte sein Auge das sternenbesäete Firmament? Zuweilen schien er auf die Blaseinstrumente zu horchen, deren

Töne der Luftzug ſtärker herantrug. Es war immer der Deſſauer Marſch.

„Der alte Deſſauer ſang ja auch wohl die Kirchenlieder nach der Weiſe! — Es iſt Alles hier eine Weiſe. Das iſt's, was den Muth dämpft.“

Walter meinte, in Anſichten ſei doch eine Muſterkarte vorhanden.

„Nein, die Uniform iſt in's Blut gedrungen. Das iſt's! Das iſt das Uebel. Ein König war einmal ein Wütherich der Sitte, da wurde das Volk puritaniſch, ein anderer ein Freidenker, da wurden ſie Freigeiſter. Dann Libertins, zur Abwechſelung Träumer, magnetiſch verzückt, Geiſterſeher. Aus Ueberdruß auch wieder tugendhaft, häuslich. Sie wären Encyklopädiſten, Freimaurer, bureaukratiſch fiſchblütige Jacobiner geworden, wenn Menken länger gelebt, und Beyme nicht in die Stricke der andern gefallen wäre! — Und was das Uebelſte vom Uebel, ſie halten dieſe Virtuoſität des Nachſpringens noch für Bravour und Tugend.“

„Und hat nicht dieſe Virtuoſität oder Tugend unſern Staat zu dem gemacht, was er iſt?“

„Reſpect vor dem Geſchlecht, junger Freund! Die großen Männer waren es, die Rieſengeiſter, von jenen Bergen ſtammend, auf denen auch der Hohenſtaufen in die Wolken ſah.“

Auch die Stammburg des Miniſters ſchaute von einem Berge in die Wolken. Der Miniſter mußte den lächelnden Zug um ſeine Augen ver-

ſtanden haben; es lag wieder etwas wegwerfende Härte in ſeinem Ton:

„Sie können nicht dafür, daß Sie es nicht begreifen. Ihre ganze Erziehung, die Bildung hier iſt daran ſchuld. — Es war ein Experiment, wie es in der Weltgeſchichte nicht noch einmal vorgekommen. Daß eine Dynaſtie, ein Fürſtengeſchlecht ein Volk machte! Zuſammengeleimt widerſtrebende Theile mit ſeinem Blute. Ich ſage Ihnen, ich habe den höchſten Reſpect vor dieſem Blute. Welche Eiſentheile, welche Elaſticität, welche Attractionskraft, Klarheit muß die Schöpferin Natur da einmal in ihrer übermüthigen Laune hineingegoſſen haben! Aber wenn ein Volk, wenn Stämme, wenn die Natur ſelbſt darüber untergingen, dann erlaube ich mir wenigſtens eine Thräne an ihrem Grabe.“ —

Nach einer Pauſe hub er wieder an: „Ich ſage Ihnen, ohne Ariſtokratieen iſt kein Leben in der Natur, kein Fortſchritt in der Menſchheit. Die Weltgeſchichte wäre ein mongoliſch-chineſiſcher Brei, ohne Halt, Erhebung, tragiſche Größe. Wenn man die Kirchthürme abbricht und die Schornſteine höher mauert, die Berge planirt und mit Schubkarren Hügel auffährt, iſt das Erſatz? Was wäre der Erdball ohne ſein Granitgerippe, das ihn zuſammenhält gegen Orkane und Fluthen, Wälle gegen Sonnenbrand und Steppenſand! Wo entſpringen die Flüſſe? In dem ewigen Schnee, der auf ihren Firnen lagert. Die Menſchennatur iſt nicht anders. Hab ich eine

Stimme wie die Catalani? Sind Sie ſchön wie Adonis? Können wir's uns geben? Sie würden mich, ich Sie einen Thor nennen, wenn wir danach trachteten. Wohin hat die Gleichmacherei der Jacobiner geführt! Frankreich ſeufzt unter einem neuen Marſchallsadel; ſo dünn plattirtes Gold es ſei, das Volk muß es von ſeinem Schweiße hergeben, wie es die Säckel der Directoren füllen, die Guillotinen mit ſeinem Gelde bauen mußte! Iſt der alte Adel darum todt? Er lauert nur, und läßt ſeine Nägel wachſen, um's wieder an ſich zu ſcharren, wenn die Gelegenheit kommt. Das die Wirkung der Impetuoſen."

„Hier liegt aber vor uns die Arbeit eines Jahrhunderts, und darüber. Wir ſehen nicht mehr die Arbeit, nur das fertige Werk."

„Iſt es fertig? — Er ſchüttelte den Kopf. — Was wäre der ſchönſte Gliederbau werth, dem der Kopf fehlte? — Man fängt an, auf Friedrich zu ſchmälen. Man hat Unrecht, auch der wackere Arndt irrt. Was er als Sünde des Individuums züchtigt, war nur der Inſtinct des Blutes, es war die wunderbare Aufgabe der Dynaſtie, die Naturen und ihre Summitäten zu ertödten, um aus ſich heraus allein das Werk zu erſchaffen. Wär's ihnen gelungen, gelingt es ihnen, dann ſind ſie im Recht, es war eine Miſſion, eine Aufgabe von Gott, aber —"

Das plötzliche Verſtummen des Miniſters war nicht von den Zeichen begleitet, welche den Willen, ein Geſpräch abzubrechen, andeuten. Er wollte

Widerſpruch. Walter aber lenkte es von einer Seite ab, von der er wußte, daß ſie für den Freiherrn immer empfindlich war. Er lenkte es auf die Frage hin: ob denn die großen Reorganiſationspläne des Staatsmannes grade in dem kritiſchen Augenblicke an der Zeit ſeien?

„Jetzt oder nie! fiel der Freiherr ein. Preußens Geſchichte laß ich als eine ſeltene Rarität unberührt. Wir empfingen das Werk mit dem Stempel, den ſeine Schöpfer darauf gedrückt. Dieſe Schöpfer ſind todt. Und wenn ſie als Geiſter aus ihren Grüften um uns ſchwebten, ſie könnten uns doch nicht zuflüſtern, was wir thun müſſen, denn ihre Kenntniß iſt aus ihrer Zeit. Wir müſſen aus der ſchöpfen, die iſt. Ein ſtolzes Orlogſchiff ſchaukelt im ſtürmiſchen Meere. Seine Capitain und Steuerleute ſind geſtorben, ihre Papiere verloren, ſelbſt die Traditionen, wohin es ſteuern müſſe, ſind es. Was ſoll man thun? Die Hände in den Schooß legen, es den Winden überlaſſen, wohin ſie treiben? — Ja, dann verdienten ſie, Mann und Maus, elendiglich auf dem Wrack umzukommen. — Nein, das Volk wird zuſammentreten, berathen, die Tüchtigſten aus ſich, die Erfahrenſten, die Kühnſten auswählen, ſie in die Maſten ſchicken, ihnen das Steuer in die Hand geben, und, mit Gott, ſie werden thun, was an ihnen iſt, ſich und das Fahrzeug zu retten. — Ein ſolches Schiff iſt Preußen, ein ſolcher Augenblick iſt dieſer. — Jetzt gilt es das Volk aufrufen, jetzt oder nie. Erwacht,

erwägt, was es Euch ist, dies Vaterland, ob es werth, daß Ihr Alles dran setzt, Alles, nicht nur Gut und Blut, auch die Gewöhnung, das eingeschrumpfte Dasein, den Stolz. Sie müssen neu geboren, sie müssen wieder Kinder werden, um der Gnade empfänglich."

„Und wenn das Volk den Ruf nicht hörte!"

„So haben wir gerufen, und der Schall vibrirt fort durch die Luft — er weckt nach uns, Andre werden uns hören, wenn wir längst untergegangen."

Der Freiherr ging wieder in Gedanken versunken auf und ab. Er blickte noch einmal zum Fenster hinaus, und das Sternenlicht schien wieder seine Ruhe und Klarheit auf das charakterfeste Gesicht des Mannes gehaucht zu haben, als er zurückkehrend sich Walter gegenüber am Tische niedersetzte.

„Wir dürfen uns nicht in Empfindungen verlieren, es drängt. Nehmen Sie wieder die Feder —"

Walter schrieb — hingeworfene Sätze, die von den Lippen des Ministers, wie ein immer lebendigerer Quell, sprudelten.

„Gedenken Excellenz auch dieses Memorial durch die Hand der Königin an die höchste Stelle zu befördern?"

„Ja, die Königin — wenn sie —!" Die Gedanken flogen, sie drängten und überstürzten sich, convulsivisch, wie die Bewegungen der Lippen.

„Und warum es uns verhehlen, was eine nur zu sichere Ahnung uns sagt! Auch dieser Versuch

Schlunde, wie von der reizendſten Abendlandſchaft, von der das Auge nicht laſſen will.

Dannemora iſt noch ſehr ergiebig. Wohnungen für die Arbeiter, in denen ſie jahrelang leben, exiſtiren nur in Van der Velde's Arwed Gyllenſtierna. Der größere Theil der andern Gruben ſteht unter Waſſer.

wird ſcheitern! Zu einem Titus in Tagen des Friedens war er geboren. Die Zeit forderte einen Sulla. Dieſer bürgerliche Gerechtigkeitsſinn reicht nicht aus in Zeiten, wo das Recht aufhört. Daß es da ein höheres giebt, was der geweihte Prieſter aus den Wolken greifen muß, wer darf ihn tadeln, daß ihn Gott zu dieſem Glauben nicht geweiht. Er hat eine Scheu vor außerordentlichen Schritten — es wird ad acta gelegt werden wie das andre. Sollen wir darum nicht unſre Pflicht thun? — Wir werden Napoleon unterliegen.“

„Seiner Uebermacht?“

„Nein, unſrer Unmacht! Unſerm Dünkel, der den in Sturm und Donner neu ſchaffenden Gott nicht ſieht. — Schreiben Sie weiter —“

„Und mit dieſer Vorahnung —“

„Vorbewußtſein, corrigirte der Miniſter, will ich ihnen einen Spiegel hinhalten. Deſto beſſer, wenn ſie ihn im Zorn zerſchlagen, weil ſie ſo häßlich drin ausſehn. Wenn die Zuchtruthe des Herrn über ſie kommt, lernen die Völker beten. Mit Gebet allein aber, mit dem Inſichgehn iſt's nicht gethan, ſie ſollen aus ſich herausgehn. An Verſtand hat's nicht gefehlt, aber an Muth, ihn auszuprägen. Wir werden nicht erndten, aber ſäen wollen wir. Der Krieg wird die Saat zerſtampfen, aber ein Körnlein geht doch auf.“

Es war lange nach Mitternacht, als Walter die Feder niederlegte. Es war nicht ungewöhnlich, daß

der Minister nach gallichten Ergüssen seiner Heftigkeit selbst die Gescholtenen zur Widerrede aufforderte. Zur Ruhe zurückgekehrt, hörte er sie auch ruhig an. Walter glaubte, daß er in mehreren Punkten die Wirklichkeit schwärzer gemalt, als sie sei.

„Das ist nur der Fluch jeder Parteistellung. Im Eifer fliegen wir über das Maaß hinaus, in der Anschuldigung wie in der Vertheidigung. Es läßt sich nicht anders thun, der redlichste Wille wird unterthan dem Zwecke. Götter sind wir nicht, und der Allmächtige wird wissen, warum er uns nicht Engelsseelen gab. — Uebrigens solcher Liederlichkeit ist auch Gift ein Heilmittel. Heim braucht jetzt Arsenik, wenn das kalte Fieber absolut nicht weichen will."

Walter legte aufstehend die Papiere zusammen. Die Sitzung war geschlossen.

„Warum schaudern Sie? — Ich bin jetzt heiter."

„Ich fragte mich nur, noch ergriffen von Ihrer Darstellung, ob denn noch schlimmere Zustände möglich sind!"

„Wenn — Gottes Zornruthe nicht drein fährt! Ja. Er allein kann helfen, das bekenne ich hier vor Ihnen in Demuth. Wenn keine Blitze niederzücken, kein Gewitter diese faule Luft reinigt, so helfen alle unsere Vorschläge nichts. Dies in liederlicher Humanität aufgepeppelte Lottergeschlecht ist zu nichts Urkräftigem mehr tüchtig. Im glücklichsten Fall würden sie unsere Pläne wie ein neues Spielzeug hinnehmen, das so lange amüsirt, als es neu ist. Die

Blaſirtheit iſt weder der Begeiſterung noch der Entrüſtung fähig. Das ihr Fluch. Im Drang nach Unterhaltung ſpielen ſie mit Allem, was ihnen hingeworfen wird, ſie flattern aber auch in jedes Netz, das die Argliſt ihnen ſtellt. Wiſſen Sie, welche Netze, wer ſie ihnen einſt ſtellt? Die Herrſchaft dieſer frivolen Schwätzer, gedankenloſen Roués iſt recht geeignet, den Boden zu anderer Saat weich zu machen. Ein Ekel muß doch am Ende die beſſere Natur überkommen, auch die nichts Beſſeres weiß. Sie ſtürzt ſich dann aus Verzweiflung in das erſte Beſte, was ihr vorgehalten wird. Die Verſuche der Wöllner und Biſchofswerder kamen nur zu früh, zu ungeſchickt. Darauf ließ man die Romantiker los; junge Genies, von denen ich gern glauben will, daß ſie in ihrem taumelnden Uebermuth ſelbſt nicht wußten, an welchen Fäden ſie flatterten. Dieſe Fäden ſind abgeriſſen, aber der Knäuel iſt noch da. Wer ſieht voraus, wann er wieder neue Fäden auswirft. Friedrich, in ſeiner großen Schöpferkraft ſchwelgend, vergaß, daß es noch einen Schöpfer außer ihm, über ihm, gab. Das muß ſich rächen. Den ewigen Gott haben ſie zum ſentimentalen Großpapa im Schlafrock gemacht. Gott läßt ſein nicht ſpotten. Das wird, das muß einen Umſchlag geben. Der kann fürchterlich werden. Den Gott am Kreuze wollen dieſe nicht mehr anbeten, es können Andere kommen, die fordern, daß wir das Kreuz ohne den Gott anbeten. Wie nun, wenn ein langer Friede wieder die Ge-

müther in frivole Ruhe, in läppiſchen Dünkel auf die Thaten ihrer Väter eingewiegt hat, wenn da dieſe Mächte wieder ihre Netze ſpinnen! — Nun, junger Freund, denken Sie ſich dann dieſe von heut, ſo gedankenlos wirthſchaftend mit dem Gut des Vaterlandes, ſo die Traditionen vergeudend, den Staat von Ehr und Anſehen, durch Jahrhunderte von den großen Hohenzollern geſammelt, großſprecheriſch und kleinkrämeriſch, mit einem Faſſungsvermögen, das nicht über heut hinausgeht, und denken Sie dieſe Verwalter noch den Mantel der Tugend und Religioſität ſich umhängend, und dann fragen Sie ſich [illegible], ob es nicht ſchlimmer werden kann, o's es iſt?"

„Es iſt Geiſterſtunde!

„Und Sie meinen, ich ſähe Geſpenſter. Möglich. Aber Rom vergißt nie die Feſſeln, die es der Welt geſchmiedet, und zweimal wurden ſie von Deutſchland aus gebrochen. Auf dieſer Sandſcholle ruht eine wunderbare Miſſion — Genug davon! — Wenn ich ihn weniger haßte, ich könnte ihn lieben, dieſen Napoleon. Ein fürchterlicher Arzt, treibt er die Krankheit mit Skorpionengeißeln zur Kriſis — Aber was dann kommt — die Geneſung, wie ſie ausſchlägt —!"

„„Man muß auf die großen Beiſpiele der Geſchichte zurückblicken, und Vertrauen auf die Vorſehung haben,"" ſchrieben Excellenz neulich an den Freiherrn von Vincke."

„Was hielte uns ſonſt aufrecht! — Aber dieſe

Vorſehung ließ Reiche und Nationen vom Erdball verſchwinden, um andern Platz zu machen — ſie ließ auch einen langen byzantiniſchen Todeskampf zu."

„Was Gott walte, rief Walter, daß dieſe Agonie von Deutſchland fern ſei."

„Amen!" ſagte der Miniſter.

Draußen klirrten Schleppſäbel auf dem Pflaſter, junge Officiere, von einem verſpäteten Zechgelage heimkehrend, gingen lachend und ſingend vorüber. Es war eine unangenehme Störung in der Feierſtunde des Geſpräches, in der ſtillen Feier der Nacht.

„Es ſind Theilnehmer an der Bravade von heut darunter, ſagte Walter, der ſich dem Fenſter genähert hatte. Sie ſind des Erfolges ſicher."

Der Miniſter legte ſeine Hand auf Walters Schulter: „Und welchen andern, mein Freund, hätte dieſe Bravade gehabt, wenn ein Jahr früher! Damals hätte es zünden müſſen. Damals, als das Pulver geſtreut lag. Laforeſt hätte ſeine Päſſe fordern müſſen, es ging nicht anders. Hardenberg hätte ſie ihm auf der Stelle zugeſandt — der Sturm war los, die Schleuſen gebrochen, und die Sonne von Auſterlitz wäre anders untergegangen! Warum trieb der Champagner ihr Blut nicht durch die Adern! — Warum da nicht? Warum zu ſpät? Das ſind die Fragen, die unſere Philoſophie aus ihren Angeln heben."

Der Miniſterialſecretair war ſchon aus der Thür, als er ihn wieder zurückrief.

„Ich wollte Sie nur um einen kleinen Dienſt bitten, klein für Sie, groß für mich. Es liegt mir viel, ſehr viel daran, daß Bovillard Zutritt bei Hofe erhält. Grade jetzt, wenn das Memorial eingeht. Er wird eigenſinnig bleiben. — Thun Sie mir da den Gefallen und gehn zu dem ſchönen Mädchen, ich meine ſeine Braut. Stellen Sie ihr die Sache ernſtlich vor, daß ihr eigen Glück davon abhängt, ſeine definitive Placirung. Wenn ſie um Audienz bei der Königin bittet, wenn ſie das Sentiment, ihre eigne Herzenslage ſchildert, wird es ihr nicht ſchwer werden, auch Louiſens Herz zu rühren. Die Lafontaineſchen Romane ſpuken da noch immer. Ein Familienjammer iſt außerordentlich wirkſam. Sie kann ja auch einfließen laſſen, daß nur auf dieſe Weiſe die Abneigung des alten Bovillard zu bewältigen iſt.“

Walter ſchwieg: „Liegt denn Euer Excellenz ſo — überaus viel an —“

„An Kleinigkeiten, fiel ihm der Freiherr in's Wort. Die Kieſelſteine, die in ein Räderwerk, der Staub, der in eine Taſchenuhr fällt, ſoll der Müller und der Uhrmacher ſie liegen laſſen, weil er der Vortrefflichkeit ſeiner Maſchinen vertraut? Ja, Lieber, der Staatsmann, der auf die Kleinigkeiten nicht zu achten brauchte, wäre größer, als je einer in der Welt es war. Sie ſind da, um unſern Scharfſinn wach zu halten, und der ſie nicht ergreift, wo ſie ihm günſtig ſind, verſündigt ſich vor dem,

der ſie ihm in die Hände ſpielte. Alſo morgen ſchon, wo möglich.“

„Excellenz, wie komme ich dazu?“

„Sie waren ja ihr Lehrer. Einige Schmeichelworte, einige Autorität. Einem ſo beredten Lehrer ſchlägt eine Schülerin nichts ab.“

„Excellenz, dieſe Aufgabe —“

„Koſtet Sie Ueberwindung. Deſto ehrenwerther. Haben Sie vielleicht ſelbſt einmal — zu tief in die ſchönen Augen geblickt? — Um ſo ſchöner noch Ihre Aufgabe. Wir ſind Alle zur Entſagung geboren.“

Fünftes Kapitel.

Zur Königin.

Es war ein seltsames Zusammentreffen. Die Fürstin Gargazin war heute mit einem Gedanken aufgestanden, der sie beim Frühstück beschäftigte. Sie wollte bei der Königin eine Audienz erbitten, um Adelheid zu präsentiren. Vielleicht die Frucht eines Traumes; auch unsre Träume sind nur die Früchte einer Saat, die wir selbst gesäet. Adelheid fing an sie zu geniren. Weshalb? — Das Gesetz ihres Zusammenlebens war ja, daß keine die andere geniren durfte! Und doch — zuweilen, wenn ihre Blicke sich begegneten, schlug die Fürstin die Augen nieder. Die Augen des Mädchens leuchteten so hell und klug. Sie erinnerte sich unwillkürlich an das, was Wandel über sie gesagt. Warum blieb er kalt vor dieser Schönheit? Warum empfand er ein Unbehagen in ihrer Gegenwart? — Wandel war ein blasirter Mensch, aber — ein Menschenkenner, es war etwas, worin beide in ihren Gefühlen stimmten. — Und was sollte das Mädchen noch in ihrem Hause! — Kaiser Aleran-

der war fern, er hatte andere Gedanken; wenn er kam, kam er im Kriegerrock, und dann — dann! Die besten Berechnungen schlagen am ehesten fehl. — Und wenn Krieg ward, was sollte Adelheid in ihrer Begleitung! — Aber was sollte sie bei der Königin? — Das würde Gott am besten fügen. Die Fürstin war heut von einem Gottvertrauen, das durch die Ereignisse bestärkt werden sollte.

Denn während sie noch am Frühstückstisch saß, war die Hofdame der Königin, Fräulein von Viereck, vorgefahren und hatte unter andern Dingen von der Verwunderung der Königin gesprochen, daß Erlaucht ihre Pflegetochter Ihrer Majestät noch nicht vorgestellt. Die andern Dinge waren bald bei Seite geschoben, die Viereck war nur darum gekommen. Die Königin durfte es nicht officiell wünschen, auch war die Façon schwer zu finden, wie die Fürstin das junge Bürgermädchen präsentiren solle. Also sollte ein gelegentliches Zusammentreffen arrangirt werden. Die Kammerfrau der Königin, Mamsell Schadow, war eine Bekannte der Alltagschen Familie. Adelheid konnte die Kammerfrau besuchen, und so wenig dabei etwas Auffälliges war, konnte es sein, wenn Ihre Majestät bei der Gelegenheit das junge Mädchen traf.

Die Fürstin war über den Vorschlag um so mehr erfreut, als sie nicht nöthig hatte Mutterrolle zu spielen. Sie fürchtete nur Widerstand von dem capriciösen Kopfe ihres Schützlings, eine Befürchtung, die um so größer ward, als sie hörte, daß Herr

van Aſten ſich ſchon früh am Morgen bei Adelheid melden laſſen, daß er angenommen worden und noch jetzt bei ihr ſei. Was wollte der abgeſetzte Liebhaber bei ihr! Er konnte doch nicht beabſichtigen, ſeinen Nebenbuhler und Freund wieder aus dem Sattel zu heben? Das Kammermädchen hatte zwar an der Thür gehorcht, aber nichts von Thränen und Betheuerungen. Die Sprache hatte ſo ernſt geklungen, feierlich und — doch auch zärtlich, meinte das Kammermädchen. Sie mußte die Sprache, welche drinnen geſprochen ward, nicht verſtehen.

Jetzt ging er. Adelheid begleitete ihn bis an die Gartentreppe. Die Fürſtin ſah durch die Glasthür wenigſtens den Abſchied. Der junge Mann ſchien verändert, aber zu ſeinem Vortheil, ſeine Haltung war feſter, entſchloſſener, vornehmer. Er ergriff Adelheids Hand, er ſchien ſie an die Lippen bringen zu wollen, aber beſann ſich. Er hob ſie nur bis ungefähr an die Bruſt und drückte dann ſeine Hand darauf. Er ſah ſie dabei nicht zärtlich, aber innig an. Sie mußte ihn wieder ſo anſehen. Sie ſprachen noch einige Worte, welche die Gargazin nicht hörte. Dann war es Adelheid, welche ihm kräftig die Hand ſchüttelte und etwas ihm nachrief. Als er verſchwunden, kehrte ſie um und trat durch die Glasthür.

Sie war nicht betroffen, als ſie der Fürſtin hier begegnete. Das Betroffenſein war an der Gargazin, als Adelheid ohne Umwege, beſcheiden, aber kurz und entſchloſſen, mit der Bitte vorrückte, die Fürſtin möge

Dreizehntes Kapitel.

Abschied von Stockholm. Der Spätherbst. Södermannland. Södertelge. Der Motalakanal. Seitenwege. Bona fides des Landvolks. Småland. Eine Toilette im Mondenschein. Wimmerby. Werio. Dr. Tegner.

Auch Stockholm verläßt man nicht gern, wie keine südliche Stadt, wo der Italische Duft über glänzende Paläste ausgegossen ist. Wohin schweift die Phantasie, wenn der Kahn über die breiten Meeresarme sanft schaukelt und die tausend Lichter auf den hohen Ufern sich entzünden! wenn der Mond auf den Hafen strahlt, wenn er die Wimpel der Kauffahrer, die Zinnen des Schlosses erleuchtet! Sie mußten noch in den letzten Tagen die Mosebacke illuminiren, um uns ein Zauberschloß vom Hafen aus sehen zu lassen. Auch ein Leichenzug begegnete mir dort. Sie

ihr vergönnen, die Königin heut um eine Audienz angehn zu dürfen.

Der Gedanke lag nahe, daß Adelheid von dem Besuch der Viereck erfahren.

„Das recherchirte Kind der allgemeinen Gunst hat nur zu commandiren. Ich kann nicht dafür, daß Sie die Hintertreppe hinauf müssen und Mamsell Schadow um Vermittelung angehen; hätten Sie mich früher Ihres Vertrauens gewürdigt, würde es mir wohl gelungen sein, Sie zur Vordertreppe heraufzubringen."

Adelheids klarer forschender Blick durchschaute die Sache noch nicht.

„Die Gunst der Großen, meine Liebe, fuhr die Gargazin fort, ist ein Thema, was studirt sein will. Es ist nur das Schlimme, daß wer sie aus dem Grunde studirt hat, nicht weiter und nicht besser daran ist, als der Bauer und das Kind, die den König für einen Gott halten. Wir sind ihnen Spielzeug, das sie auf ihren Putztisch stellen, so lange es ihnen gefällt. Gefällt es ihnen nicht mehr, wird's in den Kehricht geworfen. Es ist Täuschung, wenn das Spielzeug glaubt, es könne etwas dazu thun, daß es sie länger fessele, als ihre Laune dauert. — Erlauben Sie mir eine Warnung. Die Königin hat sich für Sie interessirt, als Sie ihr noch fern waren, das Gerede der Leute, Ihr Ruf vermehrte die Attractionskraft; neulich auf dem Ball erregten Sie ihr Mitleid. Aber Passionen aus Mitleid halten nicht

lange an, und ſind immer mit einer demüthigenden Aetzung gemiſcht. Das zeigt Ihnen ſchon die Art, wie die Königin Sie rufen läßt."

„Mich rufen?"

„Sie fühlen ſich ſchon — ich will nicht ſagen gekränkt, aber Ihr Gefühl ſträubt ſich. Sie werden ihr nun vielleicht nicht in der Art entgegentreten, wie ſie es erwartet; Sie werden in Worten, Blicken, Haltung, Ihr Selbſtbewußtſein verrathen. Liebes Kind, das dürfen wir nicht den Großen der Erde gegenüber. Weil ſie ihre Größe immer fühlen wollen, wollen ſie uns immer klein ſehen. Je größer wir vor ihnen ſtehen, ſo mehr heben ſie ſich, um uns niederzudrücken; je niedriger wir uns aber bücken, je mehr wir den Schein annehmen, daß ihre Majeſtät uns ebloüirt, ſo gnädiger werden ſie, und heben uns Zoll um Zoll — es freut ſie dann, wenn wir uns über Andere groß dünken, denn ſie feiern ſich ſelbſt, weil ſie uns ſo groß gemacht."

„Gnädigſte Frau, die Königin hat mich nicht rufen laſſen, ſie hat mich vielleicht ſchon vergeſſen. Es iſt mein eigener Wunſch, mich ihr vorſtellen zu dürfen."

„Ihr eigener!" Die Fürſtin hielt inne und maß das junge Mädchen. Adelheid war immer wahr; es war eben die Art der Wahrheit, welche der Gargazin nicht convenirte. Nach einer Pauſe hub ſie lächelnd wieder an: — „Sie erlauben mir doch zu zweifeln, daß es ganz Ihr eigener Wunſch iſt, wenn ich be-

merke, daß er nach einem myſteriöſen Beſuche zum Vorſchein kommt."

„Mein Freund und Lehrer hat mich an eine vergeſſene Pflicht erinnert, ſagte Adelheid, ohne zu erröthen. Louis Anſtellung —"

„Ah das! Sie accrochirt ſich an der Abneigung Ihrer Majeſtät, und Sie, meine Liebe, ſollen —"

„Ich ſoll nicht; ich fühle jetzt ſelbſt die Pflicht — was ein ſchwaches Mädchen vermag, dazu zu thun, daß Louis einen Wirkungskreis erhält, der ſeinen Talenten angemeſſen iſt, der ihn zu dem erhebt, wozu er berufen iſt. Meine Hoffnung iſt gering, aber mein Vertrauen groß. Ich verſtoße vielleicht gegen die Sitte, ich bin darauf gefaßt, ſelbſt den Unwillen der Königin werde ich zu ertragen ſuchen, denn ich bin von ihrem Edelſinn überzeugt, daß ſie es meine Eltern nicht entgelten läßt. Mißbilligten Sie es, gnädigſte Frau, ſo —"

„Ich! Nicht im Geringſten. Im Gegentheil, o das iſt charmant, pikant von Ihnen. Vielleicht wünſcht es Ihre Majeſtät ſogar, und das iſt der Grund, weshalb Sie gerufen werden. Nur Attention! meine Theure — vergeſſen Sie nicht, das zu bleiben, als was Sie ſich ausgeben — das ſchwache Mädchen! Zeigen Sie ihr um Himmelswillen nicht das ſtarke Mädchen. Daß allüberall mit unſerer Stärke nichts gethan iſt, das iſt eine Lehre, für die unſre Adelheid noch zu jung iſt. Aber einer Monarchin gegenüber nehmen Sie immerhin die

Lection einer älteren Freundin an, daß wir uns demüthigen müssen. Sie muß Alles thun, denken, wir lauschen nur und lassen im Gewande der Bitte Vorstellungen aufflattern, welche die Fürstin aufgreift und zu den ihren macht. Da geben Sie Ihr Eigenthum hin; Sie wären augenblicklich verloren, wenn Sie in Freude aufblitzten: das habe ich ja gesagt! das sind ja meine Gedanken! Einer Monarchin gegenüber dürfen Sie gar nicht denken. Wie eine Pythia auf dem Dreifuß athmen Sie in halber Auflösung ihre Aeußerungen ein, Sie nehmen Alles an, nun, und ich traue Ihnen doch die Klugheit zu, daß Sie, wie die Priesterin, diese Töne dann zu einem Spruche ordnen werden, der Ihren Absichten entspricht. Ach, Sie glauben nicht, wie leicht das ist, wenn man erst die Neigungen und Schwächen der Großen kennt."

„Ich werde versuchen, zu ihrer Seele zu sprechen."

„Das ist recht. Sie liebt bürgerliche, rührende Scenen. Malen Sie Ihren Liebesschmerz unter Schluchzen, mit den Thränen erstickten Worten. Sobald Sie merken, daß sie gerührt wird, stürzen Sie auf die Knie, ergreifen ihr Kleid — sie wird Ihnen aber die Hand reichen, wenn Sie die rechte Sprache trafen — dann erklären Sie, Ihr ganzes Lebensglück läge in dieser Hand, sie wird Sie huldreich auffordern aufzustehen, Sie erklären aber, Sie würden nicht aufstehen, bis — nun, das Uebrige wird ein so kluges Mädchen wissen."

Adelheid rechtfertigte die Meinung der Fürstin. Sie fand eine Antwort, welche diese befriedigte, eine Antwort, die keine Unwahrheit war und doch verbarg, was die Schülerin über die Anweisung der Lehrerin dachte.

Der Wagen war schon fortgerollt, als es der Gargazin, die ihm vom Fenster nachsah, leid zu thun schien. Wie schnell hatte sie etwas aus der Hand gegeben, was sie mit so großer Anstrengung sich verschafft! Sie hätte sie wenigstens so nicht fortlassen, einen Faden in der Hand behalten sollen. Wem die Intrigue Zweck ist, wer nur in ihr den ewigen Durst nach Thätigkeit löscht, muß Apparate jeder Art stets fertig um sich liegen haben, er darf auch das Geringfügigste nicht verschmähen; der verlorne Faden kann zur Schlinge, die Schlinge zum Knoten werden. Nur darf man den Knoten nicht zu fest schürzen, und noch weniger mit der Scheere ein Band zerschneiden. — Sie ließ den Köder an ihrer Angel fahren, weil sie des Spiels überdrüssig war, wie aber, wenn ein Andrer — wenn die Königin von Adelheids Naivetät, Klugheit, Liebreiz gefesselt ward, wenn sie ein Instrument aus der Hand gelassen, was hier ihr wichtigere Dienste leisten könnte, als dort, wohin sie es bestimmt —

Ein Gedanke durchfuhr sie blitzartig — der Losgelassenen nachzueilen, sie durch einen geschickten Schlingenwurf wieder an sich zu ziehen, selbst sie einzuführen, und wäre es auch durch die Vermittelung

einer Kammerfrau. Schon hielt ſie die Klingelſchnur, um den zweiten Wagen zu befehlen, als ein andrer Gedanke dem erſten folgte: War denn Adelheid ein Inſtrument, das ſich dem Willen ſeines Eigners fügte? Hatte ſie ſelbſt, die Lupinus, wer denn ſie zu ſeinen Zwecken formen und bilden können? Wie die Stehaufmännchen von Hollunderholz, wie eine elaſtiſche Puppe ſchnellte ſie, geknickt, gebogen, gedrückt, wieder auf zu ihrer Natur. Es war eine, die den Impulſen gehorcht. Vor ſolchen Naturen hatte die Gargazin Scheu oder Reſpect. — Sie ließ die Klingelſchnur aus der Hand. Solche Naturen rollen oder ſtürzen ſich in ihr Verderben, oder der Strahl der Gnade durchzückt ſie, wo wir es am wenigſten erwarten. Nur dürfen wir ſie nicht erziehen wollen.

Plötzlich lachte die Fürſtin hell auf. Aber erſt, nachdem ſehr ernſte Gedanken ihre Stirn verfinſtert hatten. Dieſes Mädchen hatte ſie ja ganz durchſchaut. Ja — es giebt Momente, wo eine unwillkürliche Macht zwingt, ein Bekenntniß der Wahrheit vor uns ſelbſt abzulegen, wie Niemand es vor einem Richter wagt und vermag. Sie hatte, nicht eine Schlange, aber einen Spiegel an ihre Bruſt gelegt, klar geſchliffen, daß er jeden Hauch aufnahm. Der Spiegel hatte geſchwiegen — bis jetzt, aus Dankbarkeit, Klugheit. Wer bürgte der Gargazin, daß Adelheid immer ſchweigen werde, jetzt, im nächſten Augenblicke, wenn ſie das Herz der Königin gewonnen,

wenn ihres von einem mächtigen Impulse schlug! Welcher Eid, welche Pflicht band sie, wenn die Majestät der Königin von ihr Wahrheit forderte?

Das waren die ernsten Gedanken. Aber plötzlich lösten sich die zusammengekniffenen Lippen, die Runzeln glätteten sich und die Augen glänzten schadenfroh: „Sie kann sich ja nicht verleugnen, sie wird dort wie hier das starke Mädchen sein. Sie wird das Gefühl der Königin verletzen — und — und — und — sie wird zurückgeschickt, wie sie gekommen — Vive la vérité! — Und wenn sie zu mir zurückkehrt, ist sie eine Andre als die fortging, und wir können uns besinnen, wie anders wir sie aufnehmen."

Mit vergnügtem Gesicht trat die Fürstin an's Fenster. Ihr Auge fiel auf die kleinen Entresolfenster im Seitenflügel, wo die Kammermädchen wohnten. Ihr fiel ein, daß sie die Kammermädchen ja schon längst sich näher gewünscht, und ihr Gesicht verzog sich zu einem ganz eigenthümlichen Lächeln, als sie dachte: das wären ja allerliebste Stuben für Adelheid. Da kam der Legationsrath über den Hof. Das Lächeln ward wieder ein andres: „Eigentlich hasse ich ihn, ich müßte ihn verabscheuen, ich sollte ihn fürchten, aber es lügt Niemand so angenehm als er."

Mamsell Schadow hatte indessen gegen das schöne Mädchen nicht die Diplomatin gespielt. Sie hatte es mit Herzlichkeit empfangen, obgleich sie wußte, daß der Besuch nicht ihr gelte, und sie sogleich in

den Garten und in den Gang geführt, wo die Königin ihre Morgenpromenade zu machen pflegte.

„Wir gehen hier an den Gebüschen langsam auf und ab, und wenn sie kommt, thun wir, als sähen wir sie nicht. Wenn sie in Gedanken ist und uns nicht sehen will, was man gleich merkt, treten wir in's Gebüsch zurück. Will sie uns aber sehen, dann thun wir sehr überrascht und etwas erschrocken. Das lieben die hohen Herrschaften und dann encouragiren sie uns."

Eine Mittheilung der Schadow war aber nicht geeignet, Adelheid zu encouragiren. Ihr Vater, der Geheimrath, hatte vor einigen Tagen eine kurze Unterhaltung mit der Königin gehabt. Adelheids Name war dabei genannt worden. „Das ist schade, das darf nicht sein!" hatte die Königin geäußert. Nachher hatte die Schadow Ihre Majestät zur Viereck sagen gehört: „Ich muß das junge Mädchen einmal sprechen." Adelheids Vater hatte eine Abneigung gegen ihre Verlobung mit Louis Bovillard. Die Mutter betrachtete sie als ein Glück. Sie wußte von häuslichem Verdruß deshalb. Ueber diesen Kampf war Adelheid hinaus. Beim kindlichsten Gefühl der Dankbarkeit fühlte sie sich frei geworden. Sie hatte es keinen Hehl gegen ihren Vater gehabt: Ihr habt mich hinausgesetzt in eine andre Welt, wo andre Gesetze gelten. Wenn ich mich den Pflichten unterwerfen mußte, die sie fordern, so darf ich auch ihre Rechte für mich anrufen. So war ungefähr der

Sinn eines Gespräches, in dem der Vater unterlegen war. Es war ja nicht eigentlich sein Departement; er fühlte, daß der Geist seiner Tochter auf Fittigen flog, die im Staube des Aktenlebens nicht wachsen. Nun und wenn er in seinem Mißmuth Seufzern und Klagen gegen die erhabene Person Luft gegeben, so fühlte Adelheid eine andere Lebensluft in sich. — Sie fühlte sich nicht decouragirt.

Die Königin kam, aber nicht allein. Ein Cavalier ging an ihrer Seite, mit dem sie in lebhaftem Gespräche schien. Es war ein stattlicher, schöner Mann, von einem gewinnenden Ansehen, jede Bewegung weltmännische Grazie, obwohl sein rechter Arm, früh vom Schlage getroffen, gelähmt an der Seite hing.

„Graf Hoym, flüsterte die Schadow, der Vicekönig von Schlesien. Wir müssen zurücktreten."

Beide gingen vorüber, und die Königin bemerkte sie in ihrer Aufregung wirklich nicht.

„Palm! Palm! lieber Hoym, das bleibt doch das Abscheulichste. — So unschuldig, in der Nacht fortgerissen von Frau und Kindern — um — o mein Gott, ich glaube oft seinen Schatten zu sehen, wenn ich unter diesen Bäumen gehe."

„Die Hunderttausende, gnädige Frau, die auf den Schlachtfeldern auch die Kugel traf —"

„Nein, Hoym, das ist nicht das. Er schreitet über Leichen, das ist der Weg des Gräßlichen. Aber der Mord an einem schuldlosen Familienvater —"

Das Säuseln der Bäume und die größere Entfernung nahmen die andern Worte fort.

„Wie fühlen Sie sich, meine Liebe?“ fragte die Schatow, um ihr Muth zu machen. „Nur Geduld, es wird Alles ganz gut gehen.“

„Mich dünkt, die arme Königin ist in großer Aufregung. Ist denn Graf Hoym jetzt ihr Vertrauter?“

Die Antwort bewies der Kammerfrau wenigstens, daß Adelheid keines Riechfläschchens bedürfe, um muthig zu bleiben. Adelheids Mutter hatte ihr die Tochter anempfohlen, wenn die Gegenwart der Majestät das Kind überwältige.

„Die arme Königin! Sie haben Recht, sie so zu nennen. Ach, unter uns, sie hat Niemand, dem sie ihr Herz ausschütten könnte.“

„Ihr Herz?“

Das war ein kluger Blick, welcher der Kammerfrau Muth machte, mehr zu sagen, als Kammerfrauen eigentlich dürfen.

„Ja, wenn sie ganz ihrem Herzen leben dürfte! Dafür hat sie ihre Kinder, ihren Gemahl, sich selbst; aber die großen Staatsangelegenheiten müssen fürchterlich stehen. Das, ich möchte sagen, zersprengt ihr oft das Herz. Liebe Demoiselle Alltag, ich möchte Manchen, der die Könige beneidet, einen Blick da hinein thun lassen, und sie würden Gott danken, daß sie so glücklich in ihrem Hause sind.“

Die Spaziergänger hatten sich umgewendet und gingen wieder vorüber.

führten den schwarzen Sarg längs dem Meer, und weiße Knaben trugen Kerzen in den Händen, ein wunderbar feierliches Schauspiel in der Dämmerung.

Es war ein unbeschreiblich schöner Herbst, und auch der lockte zu bleiben. Aber schon war der October angebrochen, der Schnee konnte plötzlich auf dem Lande überfallen, die Herbststürme mußten bald ihr Winterquartier auf der Ostsee beziehen, und Stockholm liegt noch unter dem sechzigsten Grad. Doch der Rückweg starrte sehr trostlos uns entgegen. Nachdem aller romantische Zauber, alle pikante Schönheit Scandinaviens gekostet, versprachen die hundert Preußischen Meilen durch Södermannland, Gotland, Smaland und Schonen bis Ystad wenig Abwechselung. Ueberhaupt sieht der Reisende nur wenig von den eigenthümlichen Reizen des Nordens, wenn er sich darauf beschränkt, von Ystad nach Stockholm zu fahren und allenfalls auf dem Rückwege die großen Landsee'n zu berühren. Um Schwedens merkwürdigen Charakter kennen zu lernen, ist der Weg zu lang, denn bei der allergrößten Schnelligkeit braucht der Fremde vier bis fünf Tage, um den Weg nach der Hauptstadt zurückzulegen.

Die Königin schien noch immer in derselben Stimmung:

„Er sieht die ganze Gefahr, klar und deutlich. Er könnte retten, und diesen einzigen Mann, der retten könnte, ihn läßt man brach liegen.“

Aus Hoyms Antwort konnte man nur die Worte hören: „Aber der Freiherr von Stein —“

Die Schadow hatte Adelheid tiefer in's Gebüsch gezogen.

„Das ist ihr Hauptkummer jetzt. Unsereins darf freilich nichts davon wissen, und noch weniger sich darum kümmern, aber man müßte ja nicht Ohren und Augen haben. Je mehr es eine hohe Person schmerzt, um so heftiger bricht es unwillkürlich heraus, und uns beachten sie doch eigentlich nicht als Geschöpfe, die es angeht und die es verstehen.“

„Ihre Majestät wünscht den Freiherrn von Stein zum Rathgeber des Königs?“

Die Kammerfrau sah Adelheid verwundert an: „Das wissen Sie auch! — Man mag im Publikum freilich manches wissen, von dem die hohen Herrschaften glauben, daß sie es allein besitzen. Es ist so. Der Herr hat sich aber bei Hofe nicht beliebt gemacht; er hat viel Feinde. Das geht bis zu den Lackeien hinunter, Sie wissen nicht, wie das bei uns ist. Wen sie oben von Einfluß sehen, dessen Worte sprechen sie nach.“

„Aber wenn die Königin —“

„Es ist das Schlimme, liebe Demoiselle, daß der

König selbst den Herrn nicht liebt — er ist ihm unbequem. Ganz unter uns, er fühlt oft, daß es besser wäre, wenn die Andern, gegen die jetzt das Geschrei ist, fort wären, er möchte sie auch zuweilen los sein, denn er ist der edelste, beste Herr von der Welt, aber sie sind ihm bequem, er hat sich an sie gewöhnt. Er entläßt ja keinen seiner alten Diener. Und die seelensgute Königin, betrüben möchte sie ihn doch auch nicht, und in Staatsangelegenheiten hatte sie sich's zum Gesetz gemacht, nicht mitzusprechen. Aber wer kann dafür, wenn das Herz voll ist und die Augen übergehen — sie sieht ja und hört — und, wie gesagt, wenn da am ganzen Hofe Niemand da ist, der mit ihr fühlt und sieht — Da ist nun der Herr Graf Hoym aus Schlesien angekommen. Ob's grade der rechte Mann ist, weiß ich nicht, aber er ist ein frisches Gesicht, er spielt ihr nicht immer die alte Melodie vor, und am Ende, wenn man kein Menschenherz hat, klagt man auch gegen den Mond und gegen die Wände."

Die Spaziergänger waren abermals zurückgekehrt.

„In den Provinzen theilt man Ihre Majestät Entrüstung, sagte Hoym, Allen ist es ein Räthsel: Friedrichs Staat in den Händen eines französischen Roturiers!"

Die Königin blieb stehen: „Sagen Sie lieber, eines characterlosen Libertins, der mit den höchsten Gütern, den Tugenden, der Ehre des schönsten Reiches

leichtſinnig ſpielt wie mit den Goldrollen, die er alle Abend am Pharotiſch verliert."

„Jammerſchade, daß unſer Haugwitz ſich von ihm leiten läßt. Sonſt ein ſo liebenswürdiger heller Geiſt."

„Mich dünkt, es iſt der höchſte Grad des Unverſtandes, das Werkzeug der Verworfenheit Anderer zu werden."

Auf einen ſolchen Ausſpruch aus dem Munde einer Königin muß der Unterthan in Ehrfurcht ſchweigen. Hovm ſchwieg; auch die Königin ſchwieg einen Augenblick, wie im Gefühl, mehr geſagt zu haben, als die Etikette einer Königin zu ſagen erlaubt. Die leichte Röthe war wieder von ihrem huldſtrahlenden Geſicht verſchwunden, als ſie fortfuhr:

„Ihm, ihm allein verdanken wir es, daß das Ungeheuer mit kaltem Hohn auf uns herabblickt. Er verachtet unſre Machthaber, weil wir ſolchen an ihn bevollmächtigten. Ich ſage nichts davon, wie er in Brünn ſich fortſchicken, in Wien behandeln, in Schönbrunn dupiren ließ; ich zerdrücke meinen Schmerz, daß er es war, der Hannover uns ſchenken ließ, der Brocken, an dem unſer Adler erſticken ſollte. Daß er aber nach dieſer Erfahrung, belaſtet von den Verwünſchungen einer ganzen edlen Nation, jetzt in Paris wieder dieſelbe Rolle der Inſouciance ſpielen konnte!"

„Er war vielleicht, wie Lombard in Brüſſel, von der Grandeur der neuen Majeſtät ebloüirt. Il est un

peu phantaste, Mystiker, er glaubt zuweilen an Geister-erscheinungen.“

„Nein, Hoym. Er glaubt nur an sich. Er schrieb damals her: „„Sobald ich ihn gesehen, ist Alles abgemacht; ich weiß ja, was er in Wien zu mir gesagt hat.““ Solcher naive Glaube wäre rührend, wenn er nicht ein Staatsminister des Königs wäre, wenn nicht Seine Majestät das Wohl seines Volkes und seiner Krone in seine Hand gelegt hätte. Da, in der schrecklichen Audienz, die er am siebenten Tage auf vieles Bitten und Dringen erhielt, mußte er sich von Bonaparte die Schmeichelei in's Gesicht sagen lassen: „„Sie sind ehrlich, ich weiß es, aber Sie haben keinen Credit mehr in Berlin; Hardenberg und ein Paar andre hirnkranke Narren wühlen das Volk auf und beherrschen Ihren König.““ Das mußte er hören, der Abgesandte Preußens, aus dem Munde des Corsen, und — schwieg — mußte schweigen — und — und —“

Als sie wieder vorüber waren, meinte Adelheid, die Königin sei jetzt wohl schwerlich gestimmt, ein unbedeutendes Mädchen zu empfangen; ob es nicht schicklicher wäre, wenn sie sich still zurückzöge? Die Schadow verneinte es: „Das geht bald vorüber. Sie kann nicht lange zürnen, das ist ihr himmlisches Gemüth. Es ist, wie wenn ein Gewittersturm vorüberzog und dann die Abendsonne scheint. Dann athmet sie auf, sie kann sich an einer Feldblume freuen, und

gerade dann wird sie erst recht gütig, wenn sie aufgebracht war, und möchte es an Allen, denen sie begegnet, wieder gut machen."

Aber das Gewitter war noch nicht ganz vorüber. Es war nur auf dem Rückzuge. Die Königin wandte in kürzeren Absätzen um. Diesmal schien Hoym der Ankläger gewesen zu sein. Die Fürstin schüttelte den Kopf:

„Ich hielt ihn für ehrlich. Er hat ein so angenehmes Wesen."

„Leider ist es in Paris so bekannt wie hier, daß Luccheſini nach Berlin nur das berichtet, was uns schmeichelt. Die Hauptsachen hat er verschwiegen."

„Er ist ein Italiener. Ich will zugeben, daß seine Lust das Intriguiren ist, aber, Graf, er sieht sehr scharf die Dinge, wie sie sind."

„Das streitet ihm Niemand ab, Ihre Majestät, aber sein Gesandtenposten in der französischen Hauptstadt gefiel ihm so außerordentlich, daß er das geschickt cachirt hat, was unser Cabinet genöthigt hätte, ihn auf der Stelle zurückzurufen. Noch weniger als er hatte seine Frau Lust Paris zu verlassen."

„Muß auch das in unser Unglück hineinspielen!"

„Madame la Marquise haßt ihre Schwester, die Bischofswerder, auf Tod und Blut. Sie hat ihrem Gemahl erklärt, daß sie an Krämpfen verginge, wenn sie mit ihr unter dem Himmel einer Stadt leben müßte. Unser Ambassadeur ist ein so guter Ehemann! Ich kann ihn nicht entschuldigen; in milderem Lichte

aber darf ich Haugwitz's Verſehen betrachten. Ward er nicht immerfort durch falſche Berichte getäuſcht?"

„Ich möchte ſo ungern auch dieſen Mann aufgeben! Iſt ſein Eifer jetzt für den Krieg auch Verſtellung?"

„Nein, nur aufrichtige Erbitterung gegen Napoleon, der ihn nie leiden mochte und ihn endlich aus Paris fortſchaffte."

„O, lieber Hoym — fuhr die Fürſtin mit der Hand an die Stirn, Menſchen, wie ſie ſein ſollten! — Sind denn die Könige verdammt, daß ihr Glanz nur die an ſich zieht, die nicht ſind, wie ſie ſein ſollen!"

„Jetzt entläßt ſie ihn bald, flüſterte die Schatow. Geben Sie Acht, ſie wenden noch kürzer."

Adelheids Herz ſchlug lebhafter. Eine angenehme Wärme durchdrang ſie, ſie fühlte eine Luſt, dieſer Königin Angeſicht gegen Angeſicht zu ſtehen.

Es waren wirklich die Abſchiedsworte, als ſie zum letzten Mal vorüber gingen.

„— Und dieſe Mäntelgeſchichte, welche das Land in Aufruhr bringt, wird man es künftig glauben, daß man erſt jetzt, im letzten Augenblick daran denkt! Eine Sottiſe, bedürfte es noch der Epigramme, es giebt kein ſchlagenderes auf die Unfähigkeit unſerer Verwalter. Und ſtatt als wirklich treue Diener ihres Herrn die Schuld auf ſich zu nehmen, laſſen ſie Seine Majeſtät den König in kläglichen Lauten zum Publikum ſprechen, ſie legen meinem Gemahl Worte in

den Mund, über die ich mich in der Seele schäme. Sie haben nicht daran gedacht, und ihre Pflicht war es. Ist das Loyalität? — Auch im Kriegswesen sagte mir Rüchel Unbegreifliches. Für das Nöthigste nicht gesorgt! Unsre Festungen zu armiren, dazu schickt man sich jetzt erst an. Es ist unerhört, man wird es künftig nicht glauben. Wozu bezogen sie die großen Besoldungen, wozu wurden ihnen Güter über Güter geschenkt! — Nein, lieber Graf, das Cabinet, was diesen gräßlichen Zustand möglich machte — es kann, darf nicht bleiben — oder —"

Die Worte verhallten. Am Ende der Allee war der Vicekönig von Schlesien entlassen. Louise stand eine Weile sinnend. Ihre schöne, anmuthige Gestalt im weißen einfachen Morgenkleide ward noch vortheilhafter gehoben durch den grünen Rasenfleck, gegen den sie wie eine Marmorstatue abschnitt. Ein Sonnenstrahl, der durch die Baumwipfel auf ihren Scheitel fiel, setzte ihr eine goldene Krone auf, aber er goß zugleich ein wunderbares Leben auf das schöne Gesicht. Es war keine Bildsäule; die Königin schwebte die Allee wieder herab.

„Sie hat uns gesehen. Sie kommt auf uns zu, sie wird uns ansprechen. Nun muthig, liebe Demoiselle. Wenn ich Ihnen winke, thun wir also wie erschrocken und treten einen halben Schritt zurück. Dann wird sie eine Bewegung machen, daß wir herantreten. Sie knien so, die Arme kreuzweis auf

der Bruſt, die Ellenbogen gegen den Bauch. Tritt ſie näher, greifen Sie nach dem Rock, als wollten Sie ihn küſſen. Sie wird's nicht zulaſſen und die Hand Ihnen hinhalten. Die führen Sie an die Lippen, noch immer nach tief unten, das Andre findet ſich dann. Dreiſt geantwortet, aber ja nicht eigene Meinungen!"

Sechstes Kapitel.

Die Eine gehörte schon einem Andern.

Auf Louisens Gesicht schien jede Spur der Agitation verschwunden, als sie näher kam. Sie ging auf Beide zu.

„Ihre Majestät entschuldigen, wollte die Schadow anfangen, es ist zufällig eine liebe junge Freundin —"

„Es ist eine alte Bekannte und ein lieber Besuch, unterbrach die Fürstin. Wir sind ja hier unter uns, wozu die Komödie! — Es freut mich, Sie wieder zu sehen, liebes Kind, so wie Sie sind. Ich meine, setzte sie lächelnd hinzu, wie Sie bei Gottes schönem Sonnenlicht aussehen. Das Lampenlicht täuscht immer, und es ist mir lieb, daß ich mich nicht getäuscht habe."

Eine gebietende, aber graziöse Bewegung hatte, wie sie vorhin den Rockkuß abgewehrt, Adelheid aufgefordert, an ihrer Seite weiter zu gehen.

Der Schadow schien es zweifelhaft, ob sie nach diesem Empfange respectvoll unter dem Baume stehen bleiben, oder in ebenso respectvoller Entfernung fol-

gen solle. Da wandte sich die Fürstin freundlich um: „Ach, liebe Schadow, da fällt mir ein, ich vergaß, als Heym sich vorhin melden ließ, daß meine Lieblingsbücher auf dem Nähtisch liegen geblieben sind. Sehn Sie doch nach, damit die Kinder nicht darüber kommen.“

Der Etikettenzweifel der Kammerfrau war gelöst, sie verneigte sich und die Königin und Adelheid waren allein.

Es war ein wunderschöner Herbstmorgen, kein Wölkchen am sonnedurchglühten Himmel, die laue Luft spielte durch die angegelbten Baumwipfel, Seerlinge zwitscherten in den Büschen, weiße Herbstfäden flogen umher. Es war kein gezwungener Anfang des Gespräches, wie von selbst kamen die Worte von den Lippen der Königin:

„Sind Sie auch eine Freundin der Natur?“

„Sie streicht Balsam auf die Wunden der Leidenden und wessen Herz vor Freude jauchzt, wo findet er Laute dafür, als in ihrer stummen Sprache!“

Das war zu starke Farbe für die Stimmung, sagen wir für die Poesie der Königin, aufgetragen. Sie blieb einen Augenblick stumm. Dann sprach sie Worte, die auch Andre behorcht haben müssen, denn wir finden sie schon verzeichnet:

„Ich muß den Saiten meines Gemüthes jeden Tag einige Stunden Ruhe gönnen, und sie dadurch gleichsam immer wieder aufziehen, damit sie den rechten Ton und Anklang behalten. Das gelingt mir

Wer aber schon die grauen Felskuppen kannte, die glatten hellen Wiesen, die Birkenwälder, die einsamen Gehöfte an den See'n, das schnelle Dahinfliegen, hatte hier nichts Neues zu suchen. Uns drohte Kälte, Herbstregen, vielleicht Schnee in den offenen Wagen, Langeweile gewiß bei der Anspannung nach dem Geschehenen, und doch sollte uns auch hier noch die volle Poesie des Reisens erfreuen, wäre es auch nur gewesen in den mondhellen Nächten.

Der Spätherbst zauberte noch einmal einen Frühling zurück. Die weiten Felder in Södermannlands Ebenen waren mit frischer, grüner Saat überzogen; der Sonnenschein spielte darauf. Singvögel flatterten wohl noch zwischen dem Buschwerk. Noch erinnerte hie und da der glänzend schwarze Boden an die ergiebigen Fluren des Uplands. Die Eiche begrüßte uns schon hie und da am ege, die herbstliche Birke verließ ihn nie. Aus den hohen nordischen Tannen quoll der Abendnebel. Bald aber wechselten mit dem fruchtbaren Boden Sandschollen, und die Felskuppen traten vor. Die alten Höfe, die Gaards, (Schwedisch geschrieben Gård's), verwandelten sich in norddeutsche „Krüge," z. B. „Pil-

am beſten in der Einſamkeit, aber nicht im Zimmer, ich muß hinaus in die freie Luft, in die ſtillen Schatten der Bäume. Unterlaſſe ich es, dann tritt gewöhnlich Verſtimmung bei mir ein, und je geräuſchvoller es um mich wird, um ſo ärger wird ſie. Ach, es liegt ein ungemeiner Segen in dem abgeſchloſſenen Umgange mit uns ſelbſt.“

Das war viel von einer Fürſtin gegen ein junges Mädchen, welches keine Anſprüche an ihre Vertraulichkeit hatte, welches ſie zum zweiten Mal ſah. Adelheid fühlte das Viele, es drückte ſie indeß weder nieder, noch erhob es ſie. Jene hatte wohl Recht: die auf den iſolirten Höhen thronen, fühlen auch das Bedürfniß, ihre Gefühle mitzutheilen. Wenn ſie keine Herzen, Seelen, Geiſter finden, die ſie verſtehen, klagen ſie's der ſternbeſäeten Nacht. Sie ſchütten in der Verzweiflung ihr Herz auch aus vor den glatten Marmorwänden, lieber als vor marmorkalten und glatten Menſchengeſichtern.

Adelheid geſtand ſich, ſie war in dieſem Augenblick nur eine Wand, ein Baum, an den die Fürſtin ihr Herz ausſchüttete. In der Art lag aber zugleich eine Correction. Die Königin hatte die Saiten auf den Ton geſtimmt, der im Geſpräche durchklingen ſollte, es war ein elegiſch ſentimentaler. Er paßte nicht zu der Stimmung, welche Adelheid mitgebracht, und die in dem belauſchten Geſpräche neue Nahrung erhalten hatte. Weil Adelheids Saiten zu hoch geſtimmt geweſen, ſchwieg ſie, in Erwar-

tung, daß der Einklang mit der Fürſtin ſich herſtellen werde.

„Sie ſind eines von den glücklichen Weſen, hub die Königin an, an deren Wiege, wie die Dichter ſagen, gütige Feen ſtanden.“

Adelheid öffnete die Lippen, aber verſchluckte das Wort. Die Fürſtin hatte den fragenden Blick aufgefangen und verſtanden:

„Wäre ich nicht die — ſtände ich Ihnen nicht ſo fern und fremd, ſo würden Sie mich gefragt haben: Was iſt denn Glück?“

„An Ihre Majeſtät erlaube ich mir nicht die Frage, aber an mich ſelbſt: Was macht das Glück dieſes Lebens aus?“

„Mich dünkt, der Stempel, den der Schöpfer ſeinen Geſchöpfen aufgedrückt hat, iſt die beſte Antwort. Sie brauchen ſich nicht im Spiegel zu ſehen. Sehen Sie nur die Mienen der Leute, denen Sie begegnen. Die ſchöne Adelheid Alltag iſt überall willkommen.“

„Und doch verdankte ich neulich nur der Huld einer höheren Zauberin, daß ich dem Spott und der Kränkung entging.“

„O das waren Unarten. Neidiſche und böſe Menſchen können den Frieden der Glücklichen nicht verkümmern. Dieſer Friede iſt ein Gut, was tiefer liegt. Ihre häßlichen Hände reichen da nicht hin.“

„Gnädigſte Königin, ich preiſe allerdings mein Glück, weil ich früh einen Lehrer fand, der mich auf das Wahre hinwies.“

„Ich kenne Ihren Vater; er iſt ein trefflicher Mann und treuer Staatsdiener, der nichts Höheres kennt, als Erfüllung ſeiner Pflichten.“

„Mein Lehrer lehrte mich, fuhr Adelheid raſch fort, daß Leiden unſre beſten Erzieher ſind. Aus der Schule großen Unglücks entwickelt ſich die Seele zur Freiheit und Selbſtſtändigkeit.“

Die Fürſtin ſah Adelheid befremdet an. Es war wieder nicht das, was ſie erwartet hatte; aber das Fremde war nichts fremdartig Feindliches, und ſtatt abzuſtoßen, brachte es ihr das junge Mädchen näher. Der immer theilnehmender werdende Blick verrieth es. Jetzt entſann ſie ſich wohl, daß das vielbeſprochene Mädchen wunderbare Schickſale erlebt.

„Haben Sie auch dieſe Schule durchgemacht! — Doch das iſt ja nun vorüber.“

„Wer kann ſagen, daß er aus der Schule entlaſſen iſt, ſo lange er lebt! Und wer ſieht unter dem fröhlichſten Geſicht die Schmerzen in der Bruſt!“

Das war ein Ton, welcher anſchlug, er vibrirte durch die Seele der Königin: „Und wer ſieht heute, was morgen kommt!“

Ein Seufzer machte ſich aus ihrer Bruſt Luft. Da flog, von einem leiſen Luftzug getragen, einer jener weißen flockigen Herbſtfäden, wo die Allee ſich bog, von der Wieſe ihnen entgegen und legte ſich um Beider Bruſt, indem er, von ihrer Bewegung feſtgehalten, ſie umſchlang. Beide waren durch ein Spiel der Natur an einander gefeſſelt. Adelheid

hob den Arm, um den Faden vom Hals der Fürstin loszumachen, aber — es war die Wirkung und die That des Momentes, jene Einwirkung unsichtbarer Geister, die wir umsonst erklären, und, wenn erklärt, so wäre es nichts — die Thränen stürzten aus den Augen der Königin, und sie drückte Adelheid an ihre Brust. Niemand sah es, es war weite sonntägliche Einsamkeit im Park. Die Sonne, obgleich sie Alles sieht, ist eine schweigende Zeugin, die Käfer schwirrten, die Frösche ächzten ihr monotones Lied in den feuchten Wiesen; vom Kirchthurm läuteten die gedämpften Glocken zum Begräbniß einer alten Frau.

Die Lippen der Fürstin berührten Adelheids Wangen: „Ach, liebes Mädchen, wer weiß, was morgen kommt!“ —

Es war da in dem Augenblick mehr zwischen ihnen vorgegangen, als Worte aussprechen. Die Königin sprach: „Sie schickte mir der allgütige Vater im Himmel zu einer Stunde, wo ich Trostes bedurfte. Was man so gefunden, läßt man so leicht nicht wieder von sich.“

Die Emotionen haben ihr ewiges, unverjährbares Recht, unter den goldenen Decken der Schlösser wie unter den Schilfdächern der Hütten; aber hier dürfen sie austoben bis zur Erschöpfung, dort ist ihnen ein Maaß gesteckt.

Louise war wieder die Königin geworden, als sie weiter gingen, aber von einer Huld, welche die Majestät überstrahlte. Sie zeigte nach dem Pavil-

lon mit chineſiſchem Dach, auf einer kleinen Höhe vor ihnen: „Dort wollen wir einen Augenblick ausruhen.“

Ihr Geſpräch, bis ſie den Punkt erreicht, war lebhaft, aber es floß ruhig hin. Adelheids Aeußerungen mußten die ganze Aufmerkſamkeit der Fürſtin erregt haben. Sie hatte ſie oft forſchend angeblickt. Als ſie auf der ländlichen, von Birkenäſten geflochtenen Bank Platz genommen, ſagte Louiſe:

„Sie ſind noch ſo jung und ſchon ſolche Erfahrungen!“

Adelheid erröthete.

„Sie kamen, wie Sie mir ſagten, nie aus der Reſidenz, Sie lebten nur in guten Häuſern, unter reſpectabeln Familien, und zuweilen blitzt es aus Ihren Reden, als wüßten oder ahnten Sie die Verworfenheit der ſchlechten Menſchen. Ich glaubte, das wäre uns nur aufgeſpart, die wir von oben ſo Vieles ſehen, was Ihnen unten verborgen bleibt. Wie die Motten nach dem Licht, ſo flattern uns die zu, welche für ihre ungeordneten Begierden unten keinen Platz fänden. Wir müſſen ſie dulden, weil — ach, aus vielen Gründen! während die ſtillen, ſittlichen, bürgerlichen Kreiſe ihnen die Thür verſchließen dürfen. Man thut daher ſehr Unrecht, uns zu beneiden, liebe Mamſell. Wir, die wir andern Pflichten zu gehorchen haben, könnten die Niederen beneiden, welche dieſe Rückſichten nicht kennen. Sie dürfen nach ihrem Penchant leben und ihre Freunde ſich unter

den Rechtschaffenen und Guten nach ihrem Gefallen aussuchen."

„Ihre Majestät, ich meine, es giebt Rücksichten und Pflichten in jedem Lebenskreise."

„Ganz gewiß, aber es ist leichter, in den Hütten ein stilles Glück sich zu bereiten und doch keine Pflicht zu vergessen, als wenn unsre Wiege dem Throne nahe stand."

Die Fürstin sprach es mit dem bewegt feierlichen Tone, der keinen Widerspruch zuläßt. Ihr Auge sah dabei wie verklärt in die Ferne. Wo ihre Gedanken waren, ließ sie die Zuhörerin nicht lange errathen: „Auch ich habe einen Blick in dieses Glück gethan. Es waren die schönsten, glänzendsten Stunden meines Lebens. Damals, liebes Kind, hielt ich es auch für das höchste Glück, was das höchste Wesen unterm Sternenzelt einer Sterblichen gewähren könne, Königin zu sein über ein glückliches Volk."

Die Gedanken der Königin verfolgten die berühmte Huldigungsreise, welche sie nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. mit ihrem Gemahl gemacht. Tage waren es lichten Sonnenscheins, als vorausgeschickte Cabinetsordres allen Prunk und alle Ehrenbezeugungen verboten hatten; denn, hatte der König erklärt, die Liebe des Volkes habe untrüglichere Merkmale, als Einholungen, Gedichte, Guirlanden und Ehrenpforten. Der Monarch hatte erklärt, daß nur die Merkmale der Liebe für sein Herz Werth hätten, welche, von keiner Gewohnheit und

Herkommen abhängend, grade aus dem Herzen kämen. Und so waren sie ihr, so dem glücklichen Gatten entgegengekommen. Das Volk that, wie es befohlen war, und wir haben nicht den geringsten Zweifel, daß es nicht von Herzen es gethan.

Louise letzte sich an der Erinnerung. Sie malte einzelne jener schönen Züge, von denen uns die Zeitgenossen berichtet. Die Erscheinung des Königs und der Königin, einer jungen, von Liebreiz und Güte umflossenen, in Provinzen, wo auch die ältesten Greise sich nicht erinnern können, je eine Königin gesehen zu haben, glich der Erscheinung von Schutzgöttern des Vaterlandes, von erhabenen Genien der Gerechtigkeit und Milde, die überall, wo sie sich zeigen, unüberwindliche Eroberer, jedes Herz gewinnen. Eine Reise war es gewesen fortwährender Triumphe, nein, eine ununterbrochene Reihe von Familienfesten. Da brannte die Sonne herab, daß man die Augen nicht aufthun konnte, und doch wich Keiner vom Platze, bis er seine Königin mit Augen gesehen. Da waren neunzehn weiß gekleidete Mädchen an ihren Wagen gesprungen. Eines hatte der Königin zugeflüstert: Wir sind eigentlich zwanzig, aber die Eine ist nach Haus geschickt. — Warum denn, liebes Kind? — Weil sie so häßlich ausgesehen. Da hatte Louise nach der armen Häßlichen geschickt und sprach am längsten und freundlichsten mit ihr. — Und jener alte Bauer, der sie so gern sehen wollen, und immer wieder von den An-

dern und den Gensdarmen zurückgedrängt war, die Königin hatte ihn wohl gesehn und heranrufen lassen, und noch sah sie ihn, wie der Greis sein Haupt entblößte und stumm, aber unverwandten Blickes, die Landesmutter anschaute. In dessen Herzen, wußte sie, lebte ihr Bild ewig fort! Und wie in einem andern Dorfe in Pommern die Bauernschaft den Wagen umringt hatte, und die Bauern in ihrem Plattdeutsch durchaus darauf bestanden, daß sie aussteigen müsse und sich „tractiren" lasse, damit die Städter nicht dächten, sie hätten das Vorrecht allein. Und die Königin war lächelnd ausgestiegen und in das Bauernhaus getreten, und hatte von dem großen ihr aufgetragenen Eierkuchen ein Stück gegessen, und versichert, daß er sehr schmackhaft sei. Und wie der König im Zelt an der Weichsel, wo er als Gast der Elbinger tafelte, zu dem Landmann, der mit einer Bittschrift sich auf die Knie geworfen, in edlem Unwillen gerufen: „Nur vor Gott knien! Ein Mensch muß nicht vor einem andern Menschen knien!"

„Da habe ich Blicke gethan auf den Heerd meines Volkes, schloß die Königin, und weiß, wo die Zufriedenheit und Seelenruhe wohnt. — Sie fröstelu, liebes Kind, Sie schaudern sogar —"

„Ach, Ihre Majestät, es waren Gedanken —"

Die Fürstin hatte sie gelesen: „Freilich weiß ich, nicht überall stehen Hütten von Philemon und Baucis, aber die Immoralität hat da keinen dauernden Wohnsitz, wo bewährte Tugenden, Patriotismus und

Menſchenliebe die Seelen umſchlingen. Wenn wir wieder Ruhe und Frieden nach Außen haben, dann hoffe ich, ſoll es in den höheren — Gott gebe auch in den höchſten Kreiſen beſſer werden. Aber Sie, liebes Mädchen, können doch nicht klagen, Ihr guter Genius führte Sie nur unter edle Menſchen —"

„Erlauchte Frau! ich meine, die Menſchen ſind in allen Kreiſen Menſchen, und verzeihe mir der Allgütige, wenn es Sünde iſt, ſie kommen mir oft wie ein Knäuel von Schlangen vor. Wenn Eine mich recht liebevoll anblickt, denke ich an den Tiger, der den Kopf auf die Krallen drückt, zum Satz auf ſein Opfer."

„Was ſind das für Phantaſieen!"

„Ich weiß es nicht. Aber ich ſehe überall Larven und dahinter Verbrecher."

„Calmiren Sie ſich."

„Es iſt nun einmal mein Schickſal, ich ward von ihm herumgeſchleudert, ich bin keine, ich will keine Clairvoyante ſein, aber wie Vieles mußte ich wider Willen belauſchen, und da iſt mir, wenn ich einen ſtillen Teich ſehe, den kein Lüftchen kräuſelt, als werde er plötzlich gähren, ſich heben, toben und Ungeheures zu Tage kommen. Wo wir's am wenigſten erwartet, in den friedlichen Kreiſen, die wir die glücklichen nennen, als braue unter der Ruhe Entſetzliches. Die Luft drückt mich, und zuweilen wünſche ich, daß der Sturm komme, die Elemente toben; ein Krieg erſcheint mir nicht mehr ſo ſchreckenvoll, wenn dieſe brütende Stille nur aufhört."

„Das sind Imaginationen, vielleicht aus den neuen Büchern. Diese Schlegel, Tieck, Novalis sind aber eine excentrische Lectüre, welche das Blut erhitzt; keine für ein junges Mädchen, das Herz und Geist zum Umgang mit rechtschaffenen Menschen ausbilden will."

„Mich dünkt, Ihre Majestät, die Zeit ist auch zu ernst, und fordert von uns andre Pflichten, als in der Mährchenwelt zu lustwandeln."

„Das ist verständig von Ihnen. Man eifert zwar auch gegen das Lesen von Romanen und Schauspielen, aber man thut Unrecht. Unser Iffland führt uns doch immer rührende Beispiele vor, wie wir uns glücklich finden können in beschränkten Verhältnissen. Sie wollen es tadeln, daß er die bösen Menschen immer aus der vornehmen Welt nimmt. Aber hat Iffland Unrecht? Ich wenigstens und der König sehen uns immer mit Befriedigung an. Sie sollen sich nur ein Exempel dran nehmen, die es trifft, sagte neulich mein Gemahl. — Den Lafontaine möchten sie uns auch verleiden, aber wie viele herzliche und frohe Stunden verdanken wir ihm, wie vielen Trost, wenn wir Abends nach einem verdrießlichen Tage uns mit ihm auf dem Sopha vom Gewühl zurückzogen. O es giebt solche Tage, wo Fürsten nichts hören als Klagen, Gegenanschuldigungen, wo uns die Welt wie ganz verderbt erscheint, ein Knäuel von Schlangen, sagten Sie, wir wollen es nur ein Durcheinander von bösen Menschen nennen. Da, wenn wir uns fürchten mußten vor Allem, was

„Pilkrog" u. ſ. w. Ja aber hüte ſich der Fremde, die Bezeichnung St. für etwas Heiliges anzuſehen, um nicht, wie ich, als ich nach der Beſchaffenheit des Wirthshauſes von Sanct Aby fragte, verlacht zu werden. Das St. iſt die Abkürzung für Stor groß, was im Engliſchen noch in einer Nebenbedeutung vorkommt.

Wir kommen hier in das Städtereich der Köpings (ausgeſprochen Tſchöping.) Erſt Nyköping, ſeitwärts Söderköping, Norköping, Linköping, und in einer Richtung damit, am ſüdlichſten Ende des Wetterſees, Jönkoping. Einige Meilen von Stockholm fährt man über den Kanal von Södertelge, der den Mälar ſeitwärts mit der Oſtſee verbindet. Zwiſchen Norköping und Linköping wird der nach dem Flecken Motala benannte paſſirt, welcher vom Wetter aus die Schiffe in das Baltiſche Meer führen ſoll. Alle dieſe Städte haben ein keinesweges unfreundliches Anſehen, zumal wenn die nicht brennende Mittagsſonne auf die hellen, breiten Straßen ſcheint. Ein öffentliches Gebäude von Stein möchte ſich wohl in jeder finden; man denke aber nicht, daß dies die Schönheit ausmacht, denn die hölzernen Stadthäuſer ſind oft ſo zierlich und

uns nahe kam, da erquickte uns Lafontaine mit der rührenden Einfalt ſeiner Perſonen, wir ſahen uns an, und wenn wir es nicht ausſprachen, dachten wir es: es giebt doch noch gute Menſchen. Warum ſind die es nicht, welche die Vorſehung uns in den Weg führt. ‚Zuweilen erhört dann der Himmel unſern Wunſch, und wenn wir es am wenigſten erwarten.“

Der gütigſte Blick ruhte auf Adelheid.

„Was ſind denn Ihre Lieblingscharactere in Lafontaine?“ fragte die Fürſtin, um ſie in ihrer ſichtbaren Verlegenheit aufzumuntern. Die Gütige ſah wohl die Wirkung, aber nicht die Urſache. Adelheid hatte an den Romanen nie Geſchmack finden können; ſie hatte die wenigſten durchgeleſen. Sollte ſie lügen vor einer Monarchin, die allen Schmuck der Hoheit vor ihr abgelegt, und nur in ihrem edelſten Selbſt ſich gab! Adelheid hätte in dieſem Augenblick aufſtehen und ihr zu Füßen ſtürzen können, um die Wahrheit in ihr zu verehren, die nicht in ſchönerer Geſtalt ſich verkörpern konnte, aber die Unwahrheit ſprechen konnte ſie nicht.

Es floß von ihrem Munde, was ſie dachte, mit einer kleinen Einfaſſung von Schmeichelei, die darum nicht Unwahrheit war: „Mich dünkt, des Dichters Aufgabe iſt, die Menſchen zu ſchildern, wie ſie ſind. Weil er Dichter iſt, darf er das Schöne und Erhabene in ſeinem wunderbar geſchliffenen Spiegel vergrößern und verſchönern, und es mag ihm auch vielleicht erlaubt ſein, das Häßliche und Schlechte noch etwas

häßlicher zu machen. Doch das verſtehe ich nicht und beſcheide mich deshalb. Das Große und Schöne ſoll er jedoch nicht häßlich und niedrig malen, ſonſt widerſteht er unſerm Gefühl, denn von der Dichtung verlangen wir Frauen wenigſtens, daß ſie unſre Gefühle erheben und uns die ewige Schönheit ahnen laſſen ſoll. Aber wenn er umgekehrt das Kleinliche und Häßliche ausſchmückt, und dem Gemeinen den Schein der Tugend und des Edelmuthes umhängt, damit uns das gefalle, was wir meiden und verabſcheuen ſollen, dann kommt es mir vor, als verſündigte er ſich an ſeinem hohen Beruf. Wenn ich durch die Wimpern einer edlen Fürſtin eine Thräne ſich drängen ſehe, weil ſie bang einer ſchweren Zukunft entgegen ſieht, für ihre Familie, ihr Volk, ihr Land, oder iſt's eine der Freude, daß ihr Gemahl ſiegreich aus dem Felde zurückkehrt, ihre Kinder ihr Freude bereiten, ihr Erſtgeborner einen erſten Zug entfaltet, der an den Edelmuth und die Tapferkeit ſeiner Ahnen erinnert — das, dünkt mich, iſt eine Thräne, die der Dichter auffaſſen muß wie ein Juwel im Sonnenſchein. Aber entweiht er die ſchöne Thräne nicht, wenn er auch alle ſeine unbedeutenden Perſonen bei jeder Gelegenheit gerührt ſein und weinen läßt, um Kleines und Geringfügiges, und wenn er die Thräne dann ſo ſchön ausmalt, daß die armen Leſer mitweinen müſſen! Sie wiſſen am Ende nicht recht, warum, aber er erhält die weinerliche Stimmung, weil er darauf rechnet, daß wir Alle ſchwach ſind und es

uns am Ende an ihn feſſelt. So kommt mir Lafontaine vor, erlauchte Frau, er weiß, wo wir Alle ſchwach ſind, und da verſucht er uns zu ſtreicheln, er drückt wehmüthig die Hand, ſchlägt verführeriſche Accorde an, bis wir fortgeriſſen ſind, und wenn wir wieder zu uns kommen, ſchämen wir uns darüber, denn er hat uns weich gemacht, wo wir ſtark ſein ſollten, und wo haben wir dann noch Gefühl, Stimmung, die unentweihte Thräne für das große Schickſal wirklich großer Menſchen."

Die Königin hatte mit Aufmerkſamkeit zugehört. Von Spöttern waren ihr ähnliche Urtheile über ihren frühern Lieblingsdichter ſchon zugedrungen. Dieſer Ton war anders. Sie ſtimmte nicht bei, ſie widerſprach nicht, ſie ſchien die Sache zur weitern Ueberlegung zurückzulegen, als ſie ſich ſeitwärts wandte:

„Dann iſt wohl Jean Paul Ihr Dichter? Dieſer Liebling der Muſen erhebt uns in die Höhen, wo unſre Adelheid ſich wohl befindet. Ich liebe ihn auch, aber mir ſchwindelt zuweilen in ſeinen lichten Räumen, mitten in meiner Begeiſterung und Bewunderung für ihn fühle ich mich beklommen. Daß ich es grade herausſage, die Luft dieſer erhabenen Weſen iſt mir zu rein, meine Neigungen ſind doch noch zu irdiſch, ich fühle, daß ich unter dieſen Natalien und Lianen eine ſchlechte Rolle ſpielen würde. Es iſt vielleicht die Eitelkeit — ſetzte ſie lächelnd hinzu — die Königin möchte nicht gern die Magd ſpielen in der überirdiſchen Geſellſchaft des edlen Dichters."

Stimmung plötzlich verwandelt. Es war auch um sie her anders geworden; die Sonne war hinter heraufziehende Wolken getreten, die Vorläufer des Windes hatten schon länger die gelben Blätter über die Füße der beiden Frauen getrieben, jetzt fing er an in den Büschen das Gezweig zu rütteln, in raschen Stößen schüttelte er von den entfernten Baumwipfeln das Laub. Die laue Luft hatte, wie auf einen Zauberhauch, einer empfindlichen, scharfen Kälte Platz gemacht, daß die Damen die Tücher enger um den Hals zogen.

„Wir müssen Alle entsagen, sprach die Königin feierlich, auch Sie, Adelheid, werden die Kraft haben. Ich habe das schöne Vertrauen, nachdem ich Ihre schöne Seele kennen gelernt.“

Da war auch ein schöner Vorhang plötzlich gefallen, ein Vorhang gewebt aus Sonnenstäubchen, die in anmuthigem Spiel hin und her geschaukelt, und die bleierne, graue Wahrheit lag vor ihnen, das, warum die Fürstin Adelheid zu sich beschieden; auch das blickte schon verrätherisch hervor, warum Adelheid gekommen war.

Es giebt im Seelenleben Augenblicke, wo der Klügste sich keine Rechenschaft zu geben weiß, woher ein Gedanke auftaucht, dem er plötzlich zu folgen sich gedrungen fühlt, auch wenn er entgegen der Strömung ist, der all sein Fühlen und Denken sich hinneigt. Bei großen Männern ist es ein Kitzel, mitten in Planen, welche die Welt verrücken sollen, sich starr auf einen

einzelnen Punkt zu ſetzen, der damit nichts zu thun hat, ſorglos, ob die Emſigkeit, welche ſie der Bagatelle widmen, ſie an ihrem größern Schaffen hindert. Cäſar, mit dem Plan die Welt zu erobern im Kopfe, beſchrieb, wie ein Liebender die Augen der Geliebten, die Conſtruction der hölzernen Rheinbrücke, die er erfunden. Es iſt die ewige Mahnung an die großen Geiſter, daß ſie auch Menſchen ſind, an uns, daß all unſer ernſtes Thun vor einem höhern Auge Spielwerk iſt. An Frauen es zu rügen, iſt nie einem Billigen eingekommen. Wenn ſie gar nicht mehr ſpielen ſollten, was wären ſie ſich — uns! Auf Königin Louiſens Seele laſtete Ungeheures. Seit der vorjährigen Gruftſcene in Potsdam ſchien ſie Vielen ihrer Umgebung wie ausgetauſcht. Sie las nicht mehr Lafontaines Romane, daß ſie heute ſie gerühmt, war nur pietätvolle Erinnerung geweſen, ſie lebte der ernſten Sorge vor der Gefahr, die über dem Hauſe ihres Gatten, dem Lande ihrer Liebe und Wahl ſchwebte. Keine Frau, vielleicht wenig Männer fühlten ſo ſchwer, innig, zuweilen klar die Bedeutung der Zeit, und doch hatte ſie ein Etwas, was ganz außer dieſem Kreiſe lag, mit Eifer aufgefaßt. Sie hatte ſich für das ſchöne Mädchen intereſſirt, von dem der Ruf ſo viel ſprach, die erſte Begegnung hatte dies Intereſſe erhöht. Sie wollte Adelheid, nach dem gelegentlichen Geſpräch mit ihrem Vater, vor einer Verbindung bewahren, welche dieſer beklagt, welche ihr als ein Unglück erſchien. Wie ihre Phan-

faſſe plötzlich ſich dieſes Gegenſtandes ſo bemächtigen können, bleibt uns ungeſagt, aber es war ſo, es war nicht unnatürlich, und die Königin ſprach wie eine liebende, zärtlich beſorgte Mutter zu ihrem Kinde.

Louiſens Beredtſamkeit ward von ihren Zeitgenoſſen als bezaubernd gerühmt. Jedes Wort aus ihrem Munde ſei ein Schlag des Herzens, ein Klang der Seele geweſen, da wo eben das Wort nur die wahrhafte Aeußerung des wahrhaft im Innern Lebenden war. Der Zauber dieſer Beredtſamkeit ſei geweſen, daß ſie nicht eine Kunſt war, ſondern eine Tugend. Wie ihre Briefe ein voller, unverkümmerter Herzenserguß waren, ſo folgte in ihrer Rede, wenn das Herz ſie dictirt, die Sprachfertigkeit dem raſchen Schwunge ihrer Gedanken.

So hatte die Königin zu Adelheid geſprochen. Der dürre Inhalt der belebten Rede würde lauten: Sie ſind ein gutes Mädchen, und ein gutes Mädchen iſt gehorſam dem Willen ihrer Eltern, Eltern ſehen am beſten, was zum Wohle ihrer Kinder iſt, Ihre Eltern ſind gegen dieſe Partie, weil ſie dieſelbe für unpaſſend halten, weil ſie vorausſehen, daß Sie mit dieſem Manne kein glückliches Leben führen können. Der Mann Ihrer Liebe iſt ein Wüſtling. Sie ſelbſt können ſich darüber keiner Täuſchung hingeben, denn Sie wiſſen es aus eigner Erfahrung. Wenn auch Ihre Eltern nicht wären, müßten Sie ſich fragen: Iſt dieſer Mann meiner würdig, bin ich, bei ruhiger Ueberlegung, noch des Vertrauens, daß er mich glück-

lich, zufrieden machen kann? Sie müßten sich aufrichtig antworten: Was kann er mir bieten, als ein ganz verwüstetes Leben! Welche Bürgschaft, daß, wenn er sich scheinbar gebessert, er nicht wieder in das alte Sein zurückverfällt, sobald die erste Leidenschaft, die er jetzt Liebe nennt, ausgetobt hat. Und was gebe ich ihm dafür? Den frischen, frommen Sinn einer tugendhaften Jugend, ein blühendes Dasein. Ist er solchen Opfers werth? Kann ich dies Opfer vor meinem Schöpfer verantworten, der so ausgezeichnete Gaben mir schenkte, nicht um sie wegzuwerfen? Er wird dereinst Rechenschaft darüber fordern. — Endlich, zugegeben, daß Ihr Herz sich schwach fühlt, daß Sie ihn lieben. Aber Sie sind ein starkes Mädchen, das selbst es ausgesprochen, in einer so ernsten Zeit dürfe man nicht mit Mährchen tändeln, nicht dem Spiel der Phantasie sich hingeben. „Sein Sie, zeigen Sie sich jetzt stark. Drücken Sie Ihre Hand an das blutende Herz — ich weiß, daß es blutet, ich kenne auch diesen Schmerz — aber man kann ihn überwinden! Reichen Sie mir die andere, dann sehn Sie mich mit Ihren klaren Augen, die nicht lügen können, an und sprechen: Ja, ich will entsagen."

So schloß die Königin und hatte vielleicht erwartet, daß Adelheid auf die Knie sinken, ihre Hand an die Lippen pressen, das Gesicht in ihrem Schooß verbergen würde. Gerührt von so vieler Güte und Theilnahme, mußte sie das Gelöbniß stammeln, und

Louise hätte sie dann in ihre Arme geschlossen und vielleicht gesprochen: „Nun sind Sie mir doppelt gewonnen!“

Aber Adelheid sank nicht auf die Knie, sie preßte nicht die königliche Hand an die Lippen und verbarg auch nicht ihr Gesicht. Sie blickte so klar und ohne Trug, wie die Fürstin es verlangt, diese an und sprach:

„Erlauben mir Ihre Majestät, daß ich antworte, ganz wie ich fühle?“

„Das erwarte ich,“ sagte Louise, ohne ihr Befremden verbergen zu können.

„Ihre Majestät verlangen drei Punkte von mir: Gehorsam, Einsicht und Entsagung. Man ist ein schlechter Advokat in eigner Sache, habe ich immer gehört, möchten Sie, gnädigste Frau, daher Nachsicht mit einer Armen haben, die, angeklagt vor einem so hohen Richterstuhl, sich zum ersten Mal vertheidigen soll.“

Die Vertheidigung, was den ersten Punkt betraf, führte Adelheid mit einer Ruhe und klaren Auseinanderlegung der Thatsachen, daß man doch glauben können, es sei nicht das erste Mal, daß sie, des Ungehorsams gegen ihre Eltern angeklagt, vor Gericht stehe: Noch gehöre ihr Herz und ihre volle Dankbarkeit den Theuren, aber nicht mehr ihr Schicksal, das Vater und Mutter ja längst in andere Hände gelegt. Wenn sie von denen sich frei gemacht, gehöre diese Freiheit ihr, die sie errungen. Wisse ein Vater, auch der beste, liebevollste, immer am besten,

welcher Gatte das Glück seiner Tochter begründen werde, dürfe das Herz nie mitsprechen, und blicke dieses nicht oft klarer in die Seele des Geliebten und die Zukunft, als ein redlicher Vater, der im Staatsdienst, unter Aktenstaub ergraut, den Werth des Menschen nur nach seiner Stellung im bürgerlichen Leben abschätze? Und sei nicht der Wille des Menschen wandelbar, es nie vorgekommen, daß Eltern ihre Ansicht geändert, daß sie endlich ihre Hand segnend über Ehebündnisse gebreitet, denen sie vorher geflucht, während so mancher Vater die Hände gerungen, manche harte Mutter die Haare gerauft über das Unglück ihrer Tochter, das sie durch ihre Hartherzigkeit, ihren Eigensinn herbeigerufen? Aber nein, ihre Eltern würden rein von dieser Schuld bleiben. Ihr Vater kämpfe nur mit alten Vorurtheilen, vielleicht seiner Bescheidenheit, die seiner Tochter ein stilleres, bürgerliches Loos gewünscht, und das Herz ihrer Mutter sei schon jetzt weich gestimmt.

Wenn Adelheid in ihrer Advokatenrede auch nicht von der Wahrheit abgewichen war, hatte sie doch nicht die kleinen Künste der Diplomatie verschmäht. Die versteckten Anspielungen auf so manche Familienscene aus Lafontaine war verstanden und hatte gewirkt. Wo die Königin über die erdichtete Situation Thränen vergossen, durfte sie da die wirkliche mit der Kälte des Verstandes verdammen? Adelheid hatte in diesem Punkte gesiegt. Die Fürstin verschluckte Vorschläge, die ihr dunkel

reinlich ausgebaut, daß das Auge mit Wohlgefallen darauf verweilt. Aber in allen waltet der feierliche Sonntagscharakter vor. Es ist still, wenig Fußgänger, kein Lärm der Gewerke. Nur wo etwa der Reisende unglücklicher Weise auf einen Jahrmarkt trifft, sind Straßen und Wirthshäuser in den kleinen Oertern so überfüllt, daß er schwer zu seinen Postpferden und noch schwieriger zu einem Nachtquartier kommt.

Auch rathen wir Reisenden, die keine volle Muße haben und nicht in der Absicht, Volk und Land kennen zu lernen, reisen, nicht von der großen Straße abzuweichen. Wir hatten auf unsern Karten uns eine geradlinigere Richtung, als den üblichen Postweg von Linköping bis Werid ausgerechnet, und geriethen so auf einen Strich, der allerdings manches Merkwürdige für die Wißbegier darbot, aber, nach dem Zeitmaaß, unserm Ziele uns keineswegs näher brachte. Der Fremde berechnet nicht Berg und Thal und Flußpassagen; er weiß nicht, aus welcher Ferne die Pferde herbeigeholt werden, er denkt nicht an die Schwierigkeit, sich mit Bauern zu verständigen, deren Dialect noch keinen allgemein verständlichen Ausdruck gewonnen hat, die mancher-

vorgeschwebt, daß ein so treues, schönes Mädchen, ein Abdruck der jungfräulichen Natur, nicht in das verderbte Städteleben passe, daß sie an der Hand eines braven, einfachen, redlichen Mannes fern auf dem Lande, in einer Hütte, umschattet von Fliederbüschen, das Glück und den Frieden des Lebens finden werde. Ihre großmüthige Phantasie hatte zwar die Hütte im Innern recht hübsch austapezirt, aber — Adelheid paßte doch nicht dahin; zu dieser Ueberzeugung war die kluge Königin schon in der ersten Hälfte ihres Zwiegespräches gediehen.

Aber um zu entsagen, dazu war sie stark. Louise blickte noch einmal mit Wohlgefallen das schöne Mädchen an. Welch ein Moment, wenn sie, nicht aus kindlicher Pflicht, nicht aus Rührung, nein, aus voller Ueberzeugung erklärte: ja, einer höhern Pflicht gehorchend, entsage ich. In einer neuen, kurzen Ansprache malte die Königin ihr die Seligkeit dieses Gefühls. Sei es nicht eine königliche Tugend, das Herz der Pflicht unterzuordnen? Grade die auf der Menschheit Höhen wandeln, die Fürstinnen, seien von Anbeginn dazu bestimmt; zum Besten des Allgemeinwohls träten sie an den Opferaltar. Es war eigentlich eine Dithyrambe, in der Louise sich für die kleine Niederlage erholte; leider aber war Adelheid heut nicht in derselben Stimmung. Als hätte die frische Herbstluft alle Nebel und Illusionen gelichtet, ihre Gedanken geklärt und in Schichten gelegt, antwortete sie mit einer Verständig-

keit, die einen entzückten Liebhaber vielleicht erschreckt hätte:

„Aber, gnädigste Königin, ich bin nicht aus fürstlichem Blute, und weiß daher nicht, warum ich Opfer dem Allgemeinwohl bringen sollte. Das hat von einem unbedeutenden Mädchen nichts zu erwarten und nichts zu fürchten; ein Tropfen im Meere mehr oder weniger, das Meer merkt es nicht. — Soll ich für Andere entsagen? Wem helfe ich, wen kränke ich? Etwa den Vater meines Geliebten, weil er diese Verbindung nicht wünscht? Er hat sich nie um seinen Sohn gekümmert, er hatte ihn so gut wie verstoßen. Was Louis Bovillard ist, verdankt er sich selbst. Er steht frei gegen seinen Vater, ja, er ist noch freier von ihm, als ich gegen meine Eltern. Kann dieser Vater mir etwas vorwerfen, was nicht alle Welt weiß, was selbst vor den Lästerzungen derselben rein gestempelt ist, seit Ihre Majestät mir öffentlich Ihre Huld gezeigt?"

„O nichts von dem! sprach die Königin mit abwehrender Handbewegung. Er könnte sich glücklich schätzen, eine so reine Schwiegertochter in sein befleckes Haus zu bekommen. Dazu ist er jetzt ein Narr! Dieser prostigate Mensch, der sein Leben durch nichts gethan, als den Adel seiner Menschenwürde herabzusetzen, pikirt sich jetzt, aus vermoderten Pergamenten einen uralten Adel zu beweisen. Lächerlich und empörend!"

„Gegen wen, erlauchte Frau, wäre es dann

Pflicht, dem schönsten Traume meines Lebens zu entsagen?"

„Gegen sich selbst! Können Sie keinen noch schöneren sich denken, das Bewußtsein, Ihre Tugend und Ihr besseres Sein vor Ihren Affecten gerettet zu haben?"

„Ich fühle in mir nicht den Beruf, eine Heilige zu werden, erwiederte Adelheid. Ich bin, was ich bin, und will nicht mehr sein, ein Mädchen wie andre, von nicht zu heißem und nicht zu kaltem Blute. Ich glaube mich überwinden zu können, wenn ich muß, wo ich aber die Nothwendigkeit nicht absehe, glaube ich ein Recht zu haben, wie jedes lebende Wesen, wo Gottes Sonne auf mich scheint, mich zu freuen in ihrem Strahl."

Die Worte klangen nicht harmonisch zur Stimmung der Königin, nein, es war eine kecke Dissonanz, aber Louise konnte nicht zürnen; durch das Vorangehende war sie schon anders gestimmt. Das Gespräch hatte eine ganz andre Wendung genommen, als sie beabsichtigt. Sie begnügte sich zu sagen: „Ach, wenn Sie die Seligkeit einmal kennten, die im Entsagen liegt!"

„Ich habe einst entsagt, fiel Adelheid ein, und kostete nur die Schmerzen der Enttäuschung, ich empfand die Folter der Unwahrheit. Ja, Majestät, da fühlte ich, es giebt auch eine Pflicht, uns selbst treu zu sein und wahr. Die hatte ich verletzt, mich versündigt gegen mich, gegen das Heiligthum meines

Herzens. Es ſchlug für ihn von jenem erſten Augenblick an, und ich hatte ſeine Schläge unterdrückt; es waren die Rückſichten, die meine Königin ausſprach. Das waren unglückſelige Monate, Jahre; die Bruſt blutete und Keiner ſah es, und kein Troſt, ich half ja Keinem damit. Statt kräftig zu werden und friſch, lähmte die Halbheit meinen Geiſt. Es war keine Tugend, es war eine Sünde, es blieb Sünde, bis ich ſie erkannt und mir gelobte, die Wahrheit offen zu bekennen. Gott ſchütze und wahre mich davor, daß ich wieder zurückſinke in die Unwahrheit."

Sie hielt inne, auch die Fürſtin ſchwieg. Das Aber, das auf ihren Lippen ſchwebte, ward durch einen neuen Ausbruch der Rednerin unterbrochen. Sie fühlte ſich auch vor der gütigſten Königin in ihrem Recht, jetzt Alles auszuſprechen.

„Das war ein Selbſtmord geweſen, und der Schöpfer will nicht, daß wir uns ſelbſt vernichten. Aber es konnte mehr werden, ein Mord an einem unausſprechlich Unglücklichen, den zu retten meine ſchönſte Lebensthat wäre."

„O mein armes Kind, fiel die Fürſtin ein, ich ſehe die Gluth Ihrer Leidenſchaft, aber täuſchen Sie ſich nicht. Ich ſehe mehr, Ihre tugendhafte Seele empfindet mit dem Verlornen Mitleid, Sie wollen ſich ihm opfern, um ihn glücklich zu machen, Sie fühlen den Drang ſchöner Seelen, eine Märtyrin zu werden. Kennen Sie ihn ganz? Fragen Sie

ſich, ob er es werth iſt, der Mann, der — wie viele, ſo unſchuldig als Sie, mag er auf ſeinem Gewiſſen haben! Danach fragt die Welt freilich nicht, und die vornehmen jungen Wüſtlinge machen ſich daraus kein Gewiſſen. Aber ſie beobachten doch wenigſtens den äuſeren Anſtand. Was man vom jungen Bovillard erzählt, o mich ſchaudert, ihn an Ihrer Seite zu ſehen!"

„Iſt er darum ſchlechter, weil er keinen Schleier um ſeine wüſte Jugend gebreitet! Mich ſchaudert vor denen, die die Welt lobt, weil die Welt nur das feine Kleid und die feine Miene ſieht, hinter denen ihr verwüſteter Geiſt ſich verbirgt."

„Man ſpricht ihm kein langes Leben zu, die Frucht ſeiner Ausgelaſſenheit."

„Rechnet die Liebe nach Jahren?"

„Doch ſoll die Ehe ein Bund der Seelen, eine Harmonie gleichgeſtimmter Geiſter ſein."

„Iſt ſie's denn immer?"

„Aber der Mann muß wenigſtens die Gefühle einer edlen Frau zu würdigen wiſſen, wenn er auch dem kühneren Schwunge ihres Geiſtes nicht folgt."

Adelheid lächelte: „Sein Geiſt, gnädigſte Frau — O könnte ich Ihnen dieſen edlen Geiſt malen, der rein blieb wie der Aether über dem aufgewühlten Schlamm, könnte ich Ihnen ſein Herz öffnen, wie es mächtig pulſt für die Leiden, die Ehre des Vaterlandes, wie nur die Schmach, die er anſehen mußte, Gift in die Adern ſprützte —"

„Laſſen wir die Poeſie, liebes Mädchen, es handelt ſich von ernſten Dingen. Ich will Ihnen glauben, daß ein beſſerer Keim in ihm iſt, daß große Talente in ihm ſchlummerten, daß Characterſtärke ihm von Gott gegeben war, ich will zu Ihrem Beſten Alles zu ſeinen Gunſten glauben, aber warum gab er ſich keiner geordneten Thätigkeit hin, warum zerſplitterte und vergeudete er dieſe Gaben. Bei ſeiner Geburt, dem Einfluß ſeines Vaters wäre ihm ein Wirkungskreis leicht geworden.“

Adelheid ſah die Königin mit einem eigenthümlichen Blicke an, es lag Frage, Bitte, ein Forſchen darin.

„Darf ich?“ Sie hielt die Hände auf der Bruſt. Der Augenſchlag der Königin winkte Gewährung.

„Ich kenne Jemand, den die Geburt hoch geſtellt, höher ſteht nur Einer. Sein Herz ſchlägt für das Vaterland, ſein Blut glüht für ſeine Ehre. Mit dem ritterlichen Feuermuth der alten Zeit, ſchlägt doch dies Herz weich für das Edle, Schöne, Große, das alle Zeiten ſchmückte. Er möchte, er könnte ein Volk erheben, es glücklich machen, denn ſeine Gaben befähigten ihn zu dem Höchſten. Und klar liegt vor ſeinem Geſichte die Vergangenheit, ſein Auge blickt in die Zukunft. Warum iſt dies Auge trüb? — Weil der Horizont trüb iſt. Warum ſank dieſer Feuergeiſt, deſſen Flügel der Sturm durchſchnitt, der der Sonne entgegenblickte, ohne zu zücken, in den Schlamm zurück? Weil die Atmoſphäre zu ſchwer iſt, ſein

Feueratbem ſie nicht durchdringt, ſeine beredte Lippe umſonſt redet, ſeine kühnen Vorſtellungen an der Mattigkeit der Menſchen, an der Zähheit, der Gewöhnung, an der Macht der grauen Alltäglichkeit abglitten. Da ward er muthlos, er verzweifelte. Erhabene Königin, wie ſollte ich es wiſſen! Ich ſpreche nur, was die Stimmen der Tauſende, die Lüfte mir zutragen, aber ſie flüſtern und rufen es laut: Das iſt unſer Loos. Dies Firmament erdrückt die, die zum Beſſeren aufwallen. Es iſt einmal ſo in dieſem Reiche. Wer daran Schuld, ſagen ſie nicht, aber ſie zählen viele, viele edle Geiſter, die im fruchtloſen Kampf verkamen, untergingen. Wenn der edelſte Prinz, der tapferſte Held, deſſen Lob in allen Zungen, den die Armee vergöttert, dieſem Looſe nicht entging, dürfen wir die verdammen, die daſſelbe gewollt, und auch ihre Flügel verbrannten, ſie ſanken, tief, tief — Dürfen wir ſie verſinken laſſen.“

Louiſe hatte den Kopf halb abgewandt ſinken laſſen.

„Meine Königin iſt nicht die grauſame Richterin, welche die Edlen büßen läßt, was Elende verbrachen. Man ſagt — fuhr Adelheid mit gedämpftem Tone fort — der Prinz wäre zu retten geweſen, wenn er ein edles Weib gefunden, das ſeine Gedanken und ſeine Sorgen getheilt, wenn eine ſeiner würdige Gattin, ſeinem Geiſte nahe, ſeiner Liebe werth, ihn aufgerichtet. Er ſuchte, und — fand ſie nicht. Man ſagt, man flüſtert es wenigſtens, daß

er Eine geſehen, und er wäre gerettet, er wäre geworden, ſie ſagen ein Gott. Aber er verſchloß, entſagend, die brennenden Wünſche in der Bruſt — denn — die Eine gehörte ſchon einem Andern!"

Adelheid fühlte, was ſie gewagt, aber es war eine Macht über ſie gekommen, der ſie nicht widerſtand. Auf Eine Karte war Alles geſetzt — Tod und Leben hieß die Kriſis, es gab kein Mittel. Fieberhitze durchglühte ſie, und ſie ſchüttelte vor Froſt, als ſie aufgeſtanden.

Auch die Königin ſtand auf. Noch wandte ſie ihr Geſicht ab. Es war etwas — war's ein Kampf? — was ſie vor ſich ſelbſt verbarg. Wenn ſie jetzt ſich umwandte, ein zürnender Blick, eine Handbewegung Adelheid zurückwies, wenn ſie ohne eine Sylbe den Hügel hinabſchritt, Adelheid jetzt allein ließ, verſtoßen, verloren — Nein, ſie wandte ſich um, und im nächſten Augenblick drückte ſie das verlaſſene Mädchen an ihre Bruſt. Worte ſprach ſie nicht, nur eine Thräne fühlte Adelheid über ihre Wange rinnen.

Als ſie ſchweigend die Allee zurückgingen, hatte das Sterbegeläut vom Kirchthurm aufgehört; dafür ſchmetterten Trompeten, und ein kriegeriſcher Marſch der Garniſon des Städtchens tönte über die Baumwipfel.

„Gott ſei Dank! ſprach die Königin. Das erleichtert das Herz."

Am Schloſſe beim Scheiden reichte ſie Adelheid die Hand zum Kuſſe. Dabei flüſterte ſie ihr zu: „Wir ſehen uns bald wieder."

In ihren Apartements befahl die Königin ihrem Kammerherrn, zum Miniſter Stein zu fahren. Sie wünſche ihn zu ſprechen.

Darauf hatte ſie eine längere Unterhaltung mit der Viereck. Die Hofdame erklärte nachher den Hofleuten, daß Ihre Majeſtät endlich ſo huldreich geweſen, in den Wunſch einzugehen, den ſie ſchon längſt gehegt, nämlich bei ihrem geſchwächten Geſundheitszuſtande eine Geſellſchafterin zu nehmen, welche in ihren Apartements wohnen dürfe. Sie denke die Tochter des Geheimraths Alltag, die ſich dazu anſtellig zeige, zu acquiriren.

Siebentes Kapitel.

Eine Maus und eine Mausefalle.

Bei Madame Braunbiegler sollte Whist gespielt werden. Die Gesellschaft war nur klein, kam aber nicht zur Ruhe. Wenn man kaum die Karten gezogen, störte eine Nachricht, eine Person, die unerwartet hereinstürzte. Es war nun einmal Unruhe in der Stadt, die mit dem besten Willen sich nicht bewältigen ließ. Man wußte schon, daß das Heer jetzt wirklich auf den Kriegsfuß gesetzt werden solle. Wenn man nur abgewartet hätte, bis die Mäntelgelder beisammen waren! hatte Madame Braunbiegler gemeint; aber es waren noch nicht siebzigtausend Thaler gesammelt. — Und was hilft das Geld, wenn die Schneider fehlen! hatte der Legationsrath gesagt.

Da brachte Herr von Fuchsius eine Nachricht, welche alle bisherigen in den Hintergrund drängte. Die Königin hatte endlich ihren Widerwillen gegen den jungen Bovillard aufgegeben, er war ihr vorgestellt worden, sie hatte ihn gnädig aufgenommen,

lei Unbequemlichkeiten in Höfen, wo ſelten oder nie ein Gaſt einkehrt, ganz zu verſchweigen. Allen dieſen Verdrießlichkeiten mußten wir, als Strafe für unſere Neuerung, begegnen. In einem andern Lande hätten ſie ſich ſchwieriger beſeitigen laſſen, hier kam uns der außerordentlich gutmüthige Charakter des Landvolks zu Hülfe. Es bedurfte nur, wie ich ſchon oben bemerkt, einiger Feſtigkeit, aber mit Freundlichkeit gepaart, um das günſtige Verhältniß zu erhalten. Wir ſtießen in einem größern, ſeitabwärts gelegenen Dorfe auf einen Jahrmarkt. Die Trunkenen taumelten umher, auf dem großen Hofe wogte die Volksmaſſe mehrerer Dörfer; Geſchrei, Streit, die hundert Karren geriethen in einander, die Frauen führten ihre Männer, in der Wirthsſtube ſelbſt konnte man ſich kaum zu der von allen Seiten in Anſpruch genommenen Wirthin durchdrängen. Dennoch bewies ſich überall die Achtung vor dem Fremden, Trunkene ſelbſt trugen unſere Effecten in eine Nebenkammer, daß ſie nicht zu Schaden kämen, und nicht die geringſte Kleinigkeit kam bei der allgemeinen Verwirrung fort. Neugierig drängen ſich die Männer zwar gern bei der Bezahlung, welche vermöge des Pa-

ſich günſtig über ihn geäußert, zu Andern aber ſpitz geſagt, er müſſe wohl viele Feinde haben, da er ihr ganz anders geſchildert worden. Er war Tages darauf zum Legationsſecretair, Andre meinten ſogar zum Legationsrath ernannt worden, beauftragt zu gewiſſen Vorträgen im Cabinet und in der perſönlichen Nähe der höchſten Herrſchaften.

Man war getheilter Meinung, ob dahinter eine Intrigue des neuen Miniſters ſtecke oder des alten Bovillard. Fuchſius lächelte, als eine Dame mit einem andern: Wiſſen Sie ſchon? hereinplatzte. Die Alltag iſt zur Geſellſchafterin der Viereck ernannt. Sie zieht in's Palais! — In's Palais! — Was das zu bedeuten hatte, darüber war Niemand im Zweifel, als man auch von der gnädigen Audienz erfuhr, welche die Königin dem ſchönen Mädchen gewährt. — „Nun wird's ja Alles klipp und klar. Ja, wer nur 'ne hübſche Larve hat und Connerionen, dem fehlt's nicht.“

So hatte Madame Braunbiegler geſagt. Madame Braunbiegler war ihrer Zeit eine berühmte Perſönlichkeit in Berlin, was man heut nennen würde ein öffentlicher Character, von der ſehr viele Dicta noch umgehen. Wenn der Raum unſerer Erzählung, die zu Ende geht, es erlaubte, hätte ſie das Recht und die Anwartſchaft auf eine bedeutendere Rolle darin, als wir ihr angewieſen, aber der Rahmen ſchließt ſich, und die Rückſicht auf den deutſchen Stil und die Grammatik, die wir bis da nach unſern

ſchwachen Kräften beachtet, verbietet uns, ein Bild in den Vorgrund zu ſtellen, welches für viele Leſer unverſtändlich bliebe, ohne eine vorausgeſchickte Abhandlung über den Mark-Brandenburgiſchen Unterſchied zwiſchen Mir und Mich. So genüge denn für dieſes Mal — denn es iſt wohl möglich, daß wir ihr künftig wieder begegnen — ein Dictum, welches mit ſtereotypiſcher Genauigkeit aus den Akten jener Zeit entnommen iſt. Ex ungue leonem. Madame Braunbiegler hatte das Geſpräch über den betreffenden Gegenſtand mit den Worten geſchloſſen:

„Denn heirathet er ihr och noch! Da gratulir ich. Er hat niſcht und ſie hat niſcht. Des wird 'ne magre Kalbfleeſchſuppe. Ne ſage ich doch, wenn ſover Volk noch dicke thun will und vornehm ſind, die können mich geſtohlen werden."

Madame Braunbiegler mußte ſich dabei echauffirt haben; es koſtete ihr immer eine Gemüthsbewegung, wenn ſie von ordinairen Leuten ſprach, die es den Reichen gleich thun wollten. Sie war den liberalen Ideen abgeneigt und hielt auf Standesunterſchied. Der Shawl war ihr beim Echauffement von den leuchtenden Schultern gerutſcht. Herr von Wandel legte ihn ihr ſanft wieder um: „Sie könnten ſich erkälten, gnädige Frau," flüſterte er mit der ſanfteſten Stimme.

Der Ritter begehrte nicht den Dank der Dame. Wie zufällig, hatte er ſich auf einen Stuhl am Spieltiſch niedergelaſſen, wo Frau Geheimräthin Lupinus ſchon mit der Karte in der Hand ſaß.

„Was ſagt meine Freundin dazu?"

Die Freundin war noch in halber Wittwentrauer, in grauem Seidenkleide mit ſchwarzem Ueberwurf. Ihr Geſicht verrieth nur die Verklärung der Trauer. Man hatte bemerkt, daß ſie, die bei ſeinen Lebzeiten nie viel von ihrem Manne geſprochen, jetzt gern, wenigſtens abſichtlich, das Geſpräch auf ihn lenkte. Immer als Philoſophin. Sie bedauerte ihn nicht, ſie erklärte es als ein Glück, daß er dieſe unruhigen Zeiten nicht mehr erlebt. Man wiſſe nicht, wie dieſe reine, von den Weltverhältniſſen unberührte Seele in dieſen Berührungen, Stürmen würde gelitten haben. Schon ein Collectenſammler, ein Weinreiſender, der in ſein Zimmer gedrungen, habe ihn in eine fieberhafte Erſchütterung verſetzt und den Frieden ſeines Geiſtes auf Tage geſtört. Wenn nun, wie jetzt täglich geſchähe, Aufforderungen um Charpie, Beiträge zu dem und jenem in's Haus drängen, wie hätte ſie ihn davor bewahren ſollen! Schon das beſtändige Ziehen an der Klingel hätte ſein Nervenſyſtem angegriffen. Und nun erſt gar die Mäntelgeſchichte! Der Bürgermeiſter, Herr Büſching, war ja mit Herrn Gerresheim und Röls ſelbſt zu ihr gekommen. Der ſelige Geheimrath habe eine ſo lebhafte Phantaſie gehabt, daß, wenn die Herren ihm die Noth der armen Soldaten, den Froſt, die Schauer eines Winterlagers vorgemalt, er die Schrecken am eignen Leibe empfunden hätte. „O und er war die Liebe und Theilnahme ſelbſt! Man glaubt es mir nur nicht,

weil ich keine Worte davon machen kann!" pflegte sie zu schließen.

Zum Legationsrath sagte sie das aber nicht. Sie erwiederte ihm nur: „Was ich dazu sage? Das kommt doch nicht in Betracht. Was aber wird die Gargazin sagen?"

„Sie ist vielleicht auch froh, daß sie das Wunderthier los ist, sagte Wandel leiser. Besteht nicht unser Leben eigentlich aus Knüpfen und Lösen. Mit dem Knüpfen werden die Meisten bald fertig, aber am Lösen, weil sie nicht voraus daran gedacht, scheitert ihr Bischen Verstand, und an den ungelösten Knoten des Daseins ging so Mancher unter. Es ist vielleicht die Aristokratie der Erwählten, diese Kunst sich anzueignen, bei Allem, was sie schaffen und wirken, schon an die Auflösung zu denken. O wer es dahin gebracht —"

„Wenn Alles aufgelöst ist, was ist denn dann?" unterbrach ihn die Wittwe.

„Freiheit, Chaos, wie Sie es nennen wollen, allgemeine Glückseligkeit; denn ist es nicht ein Glück, wenn wir nicht mehr zu denken und sorgen brauchen um Bagatellen! — Ist das Leben mehr, meine Freundin! — Pardon, ich halte Ihr Vergnügen auf, Madame wartet —"

Er hatte der Braunbiegler Platz gemacht, die sich mit ihrer Karte dem Tische näherte. Aber mit derselben Unbefangenheit war er zur Baronin Eitelbach getreten, die am Fenster stand. Er klopfte auf

ihre schöne Hand, er brachte die Fingerspitzen an den Mund.

„Immer pensiv?“

„Sagen Sie mal, Legationsrath, was sieht denn Fuchsius immer auf die Lupinus? Er ist doch nicht in sie verliebt?“

„Ei, meine Freundin, eine so scharfe Beobachterin; man muß sich vor Ihnen in Acht nehmen.“

„Nein, er observirt, er läßt sie nicht aus den Augen. Ich seh das schon eine halbe Stunde an.“

„Nun, wenn es ein süßes Spiel der Liebe wäre, was kümmert es uns beide.“

„Ich bitte Sie! — Die Lupinus —“

„Lassen Sie doch die arme Wittwe in Ruh. Haben Sie nicht an Anderes zu denken.“

„Sie sind ein guter Mann, ich kenne Ihr Herz, und Sie meinen es von Herzen, sagte die Baronin, aber warum müssen Sie mich immer bei Seit ziehen?“

„Um alle Gedanken abzulenken. Denn mich, sagte Wandel mit einem Seufzer, wird man doch nicht für den Glücklichen halten können. Im Uebrigen bis jetzt geht Alles gut. Wenn wir nur auf *seine* Verschwiegenheit rechnen könnten. Officiere plaudern gar zu gern — in der Wachtstube, bei einer Flasche Wein —“

„Wenn ich es nur begriffe —“

Mit einer wehmüthig theilnehmenden Miene schüttelte Wandel den Kopf: „Freundin, wenn Sie

es mir doch ganz überlaſſen wollten! — Aber — ſchenken Sie mir das Vertrauen nicht — dann, nun ja, das verſteht ſich von ſelbſt. — Indeß ich ſchmeichelte mir, in der Hoffnung auf Ihr Vertrauen, grade ſo zu handeln, wie ich es thue, zur Schonung Ihrer Gefühle Ihnen verſchweigen zu dürfen, warum."

„Aber warum denn? Mein Mann —"

„Iſt — ein Mann, den ich kenne, ſchätze, ich weiß zuweilen nicht, ob ich mehr ſeinen weltmänniſchen Freiſinn oder ſeinen Scharfſinn bewundern ſoll."

„Seinen Scharfſinn?"

„Merken Sie denn nicht, daß er Sie nie mehr mit dem Rittmeiſter neckt?"

„Ja, aber —"

„Daß der Contact dieſer Verhältniſſe auch einen Reflex auf Auguſtens Seelenfrieden werfen muß! Nicht wahr, das iſt es, nicht was Sie nicht begreifen, ſondern was Sie nicht begreifen möchten. Ich frage mich ja ſelbſt oft, was iſt denn die Centrifugalkraft unſrer Gedanken, wenn ſie bei dem Problem ſtehen bleibt! Was hat eine ſchöne junge Frau mit den Conflicten der Generalintendantur und Militair-controlle zu thun? Aber aus dem Cirkel kann ich nicht heraus. Verdacht iſt Verdacht. — Aus Verdacht, daß er Verdacht haben könnte, muß er keinen Verdacht zeigen. Aber ſchon der Schatten des Verdachts, daß er mit einem einflußreichen Militair — denn der Rittmeiſter bleibt doch immer der Neffe des Kriegsminiſters — alſo ſchon die geringſte Colliſion

eines, wie man es immer nenne, doch immer eines großen Lieferanten, besonders jetzt, wo die Mäntelbeschaffungscommission —"

Er ward unterbrochen, wie es schien, nicht zu seiner Unlust. Wer an so viel und Wichtigeres zu denken hat, was von ihm fordern, daß er auf Alles vorbereitet sei, namentlich wo er es nicht der Mühe werth hält, sich viel Mühe zu geben. Aus der Phrase, in die er sich offenbar verwickelte, half ihm der Eintritt einer neuen Person. Eben hatte sich Madame Braunbiegler auf ihren Stuhl niedergelassen mit einem: „Na, kommt man denn endlich zur Ruhe. Das war doch heut eine Störung" — als eine neue schon wieder da war. Der Geheimrath Lupinus, nicht der selige, sondern von der Vogtei, war eingetreten, und sofort schien man zu wissen, weshalb. Die Wirthin gab dem allgemeinen Gefühl den Ausdruck: „Ach Gott, die Flanellleibbinden fehlten noch!"

Die neuste Thätigkeit des Vogtei-Lupinus mußte also eine bekannte Sache sein; was wird in Berlin nicht bald zu einer bekannten Sache. Wer etwas gelten wollte, mußte sammeln, natürlich für die armen Krieger; wer sich hervorthun wollte, für einen neuen Zweck. Von Winkelsammlern wimmelte es in den Häusern und auf den Straßen. Der Geheimrath sammelte für wollene Leibbinden. Die Mäntel waren für die Infanterie, die wollenen Leibbinden für die Cavallerie. Weshalb grade der Vogtei-Lupinus

dieſe Sache mit Eifer ergriffen, dafür wußte der böſe Leumund auch einen Grund.

Das Sammeln einer Collecte damals war aber etwas anders. Wenn heut eine ſolche umgeht, ſind Zweck und Gründe und die Dringlichkeit der Motive längſt vorher erörtert, durch die Preſſe Gemeingut geworden, und man giebt oder giebt nicht. In jener Zeit war es anders. Wenn die Deputirten des Magiſtrats in die Häuſer traten mit der Subſcriptionsliſte, ſo fingen ſie damit an, wie jetzt der Vogtei-Geheimrath, Anfang, Urſach, Gründe, Zweck, Dringlichkeit vorauszuſchicken und mit einer Bitte und captatio benevolentiae, je nach der Perſönlichkeit des Angegangenen, zu ſchließen. Ein etwas umſtändlicher Weg, der aber das Gute hatte, daß die Einwohnerſchaft von Berlin mit weniger Collecten beläſtigt ward.

Nachdem der Geheimrath ſeine Papiere und Liſten aus der Mappe genommen, welche ein Beamter ihm nachtrug, hub er an von dem Nutzen der Leibbinden im Allgemeinen, er citirte Hufeland und Heim über die Wichtigkeit, daß der Magen eines Menſchen warm gehalten werde; wenn die Functionen deſſelben in Ordnung, ſei der ganze Menſch in Ordnung. Das gelte aber ganz in's Beſondere vom Soldaten. Er ging dann auf die Cavallerie über, und beſchrieb, wie, Luft und Wind ausgeſetzt, ein Cavalleriſt leichter am Magen ſich erkälte, als ein Infanteriſt, der durch die Bewegung des Marſchirens ſchon den Magen

ſich warm mache. Wenn nun der letztere jetzt überdies noch Mäntel erhalte, ſo erfordere die Humanität und Billigkeit, daß man für den Soldaten zu Pferde auch etwas Uebriges thue. Er ging dann auf die drohende Herbſt- und Wintercampagne über, und ſchilderte, wie ein Cavalleriſt friere, wenn er auf der Erde ſchlafen muß, denn die Zelte ſchützten nicht vor der Kälte, die aus dem Boden dringt und zuerſt in den Magen geht, zumal wenn er leer iſt. Nun aber ſorge ein guter Cavalleriſt allemal zuerſt für den ſeines Pferdes, und komme es auf dieſe Weiſe oft, daß er für ſeinen eigenen nicht geſorgt hat. Mit einer glücklichen Wendung wieder zu den Leibbinden zurückgekehrt, zeigte er, wie ſie am beſten zugeſchnitten und gebunden würden, gab zu, daß die von Wolle geſtrickten allerdings zweckmäßiger, aber nicht ſo ſchnell zu beſchaffen ſeien, daher die von Flanell dem Bedürfniß und Zeitgeiſt entſprächen, und ſchloß mit einer rührenden Declamation an die Anweſenden, daß ſie für König und Vaterland und die leidende Menſchheit ihr Herz und ihren Beutel zu einer milden Gabe öffnen möchten. Auch die geringſte ſei ihm willkommen, lieber jedoch die größeren.

An der Aufnahme ſah man, daß auch hier ſchon fertige Parteien waren, Infanteriſten und Cavalleriſten, Mäntel und Leibbinden, Tuch und Flanell. Indeſſen ſiegte der Flanell. Wer widerſteht, wenn Andre ihm vorangehn und der Controlleur dabei ſteht.

Nur Madame Braunbiegler fand es impertinent,

grade ihr damit in's Haus zu rücken. Sie gehörte natürlich zur Tuch- und Mäntelpartei, und erklärte, sie würde nicht einen Pfennig rausrücken. „Eine Kleinigkeit doch!" flüsterte ihr der Legationsrath zu. Das brachte sie nur noch mehr auf: Wenn sie gäbe, lasse sie sich nicht lumpen, und wenn's honorig sei, greife sie in die Tasche, daß es sich sehn lassen könne, aber Bettelei könne sie nun ein für alle Mal nicht ausstehn. „Und wie kommt er denn dazu!"

Wandel zog seine „edle Freundin" bei Seite. Er theile ganz ihre Ansichten, ob sie es ihm aber verzeihen werde, wenn er eine Kleinigkeit nach Kräften beisteure: „Meine Stellung zum Hofe bringt es mit sich, und der Geheimrath ist wohl nicht ohne Auftrag hier." Dies wirkte. Es konnte bei Hofe vermerkt werden, daß Madame Braunbiegler nichts für die Cavallerie gethan. — „Schreiben Sie mir auf mit zwanzig Thaler, Geheimerath!" rief die Wirthin, und die Blicke der stattlichen Frau überflogen die Gesellschaft, um für die Thaler das Erstaunen zu erndten. „Eine Prise, Baron!" Sie griff mit ihren markigen Fingern tief in die Dose und schien den Spaniol mit Befriedigung einzuschlürfen, während sie nicht mit gleicher die Worte ihres Compagnons vernahm: „Lupinus, Sie, hören Sie — notiren Sie mich auch mit zwanzig!" — „Na, na, Baron, nur keine Extravaganzen nicht! Seit wann haben Sie's denn so dicke sitzen?" — Allerdings hatte der Baron es nicht so dick sitzen als sein corpulenter

pierzeldes immer eine Berechnung erfordert, zu, und rechnen gern mit, aber auch hier konnten wir darauf rechnen, nie durch landsmännischen Gemeingeist, der übrigens verwaltet, übervortheilt zu werden.

Doch verzögerte der Markt natürlich die Abfahrt. Anderntheils verstand man unsere Schwedisch geschriebenen Vorspannzettel nicht ganz in den Gastgeberhöfen und hatte wohl Pferde aber nicht die zwei Karren beschafft. Diese zu holen verstrich wieder viel Zeit, so daß wir in steigender Progression immer später und später an den bestimmten Orten ankamen, und, wäre es immer nach der Strenge gegangen, bedeutende Wartegelder zur Strafe hatten zahlen müssen. Aber ein vertrauliches Begegnen heiterte auch hier die finstern Gesichter des Nordens auf. So hatte uns mitten in Smalands Wäldern eine stämmige Riesenfamilie über die halbe Nacht erwartet und begegnete, am halblodernden Kamin sitzend, den Verspäteten nur eben mit freundlichen Blicken. Kaum aber, daß wir über unsere Mißverständnisse offen gesprochen, unsern vorigen Schaffenden mit zufriedenem Händedruck entlassen, erheiterten sich die Gesichter. Nun hörte

weiblicher Compagnon, aber er ſchlug mit der Hand an die Bruſt: „Wenn's Vaterland ruft!“

Lupinus hatte die Hand, welche eben in der Doſe gewühlt, mit Entzücken ergriffen und an ſeine Bruſt gedrückt: „Ah! Madame Braunbiegler est un ange. Votre exemple glorieux rendra notre chose victorieuse!“

„Umgekuckt, Geheimderath, Ihre Schwägerin winkt, will Ihnen auch vielleicht 'nen Fuchs geben. Stecken Sie ein, was Sie kriegen.“

Der Geheimrath Lupinus prallte buchſtäblich zurück, als er ſein Ohr an den Mund der Geheimräthin gelegt, und dieſe einige Worte ihm zugeflüſtert hatte.

„Hun — hundert!“

„Ich bitte, Schwager, ſein Sie kein Narr!“ ſagte ſie mit leiſem, ſtrafendem Ton und bittendem Blick.

„Hundert Friedrichsd'or!“

„Aber ich habe Sie doch ſo ſehr gebeten; das war ja unter uns — Sie ſind wirklich ein abſcheulicher Menſch.“

Hundert Friedrichsd'or! lief es durch die Verſammlung. — Hundert Friedrichsd'or für Flanell! Starre Blicke, geöffnete Münder. Am weiteſten hatte die Wirthin ihn auf, es kam aber kein andrer Laut heraus, als ein: „Na nu —!“

Die Geheimräthin Wittwe empfand das Unangenehme der Situation. Sie erhob ſich etwas vom

Stuhl: „Warum mußte mein guter Schwager über Etwas an die große Glocke ſchlagen, was ganz unter uns abgethan werden ſollte! Da es aber einmal iſt, ſo bin ich meinen verehrten Freunden und Freundinnen Rechenſchaft ſchuldig. Ich bin nicht ſo reich, um eine ſolche Summe zu dieſem einen Zwecke beizuſteuern. Ich erfülle darin nur den Wunſch und Willen meines ſeligen Gemahls. So wenig er ſich im Frieden ſeiner Seele um Weltangelegenheiten kümmerte, ſah er doch mit bangem Blick die ſchwarzen Gewitterwolken nahen, und es waren ſeine letzten Unterhaltungen mit mir, daß für dieſen Fall ein guter Patriot, was er könne, zum Wohle des Ganzen beiſteuern müſſe. Namentlich ging ihm die Lage unſrer armen Soldaten zu Herzen; er, den jedes kalte Lüftchen wie ein Eishauch berührte, erſchrak vor dem Gedanken der Winterfeldzüge, die er für eine Barbarei der neuern Kriegskunſt erklärte. Er malte ſich in ſeinen letzten Fieberphantaſieen beſonders lebhaft das Bild der Bivouaks, und rief mehr als einmal aus: Und ſie haben nicht mal warme Kleider! Wenn ein unerforſchlicher Rathſchluß ihn nicht plötzlich abgerufen, würde er in ſeinem Teſtamente gewiß Legate dafür ausgeſetzt haben. Wollen Sie es mir daher nicht verargen, wenn ich dies Teſtament für geſchrieben halte, und in ſeinem Sinne zu handeln denke, indem ich thue, wie ich gethan. Nicht ich thue es, mir darf Niemand danken, mir Niemand Verſchwendung verwerfen,

es iſt ſein Geiſt, der mich in dieſem Augenblick umſchwebt."

Während die Geheimräthin es ſprach, waren Aller Blicke auf ſie gerichtet. Es war eine Feierlichkeit in ihrem Weſen, ein ſonorer Ton der Sprache, der ſelbſt der Braunbiegler imponirte. Mit ganz beſondern Blicken beobachteten ſie aber zwei der Anweſenden, Wandel und Herr von Fuchſius; jenes Geſicht erheiterte ſich, dieſer behielt denſelben Ausdruck.

„Nun aber, lieber Schwager, ging die Lupinus plötzlich in einen andern Ton über, thun Sie uns den Gefallen und gehn zu Andern, denn Ihre Flanellbinden dürfen unſre Heiterkeit nicht ſtören. Was Sie mir gethan, iſt vergeben und vergeſſen. Sie ſehen, wir haben die Karten in der Hand, und brennen, zu ſpielen."

Die Liebenswürdigkeit ſelbſt! — Nein, eine Vornehmheit doch, und dieſe Sanftmuth dazu! — Wenn es nicht geſagt, wurde es gedacht. Wie herzlich, zutraulich, um es wieder gut zu machen, hatte ſie dem Schwager, der ſo tief unter ihr ſtand, die Hand gereicht zum Abſchied. Lupinus hatte die Hand an die Lippen gedrückt — etwas ſchauſpielerhaft, ſagten Einige. Wie ein Poliſſon — Andere. — „Er iſt doch immer der Bruder meines ſeligen Mannes, der einzig Hinterbliebene der Familie! hatte ſie geſeufzt. Und was man auch immer gegen ihn ſagen mag, von Herzen iſt er gut."

Mit welcher Aufmerkſamkeit ſie ſpielte, ſie webte

leichte Scherze in's Gespräch! Eine Geschlagene war am Spieltisch. Die Braunbiegler gestand es sich selbst. Ein schweres Geständniß, aber sie wartete nur auf die Gelegenheit, sich wieder zu erheben. Große Seelen schweigen bis zum rechten Augenblick, kleine knurren und murren bei jeder Gelegenheit.

„O Gott! rief sie, als die Lupinus Karten gab, es ist gar nicht darum, um die Flanellbinden. Tausend Thaler sind mich ein Quark für König und Vaterland. Aber der — wie kommt denn der dazu! — Sag' ich doch, wenn Leute, die nichts haben, Andern an die Tasche klopfen wollen, das sollte vom König verboten werden."

Man erwähnte, daß die Königin sich günstig über den Eifer des Geheimraths in dieser Angelegenheit geäußert. Es sei schön, wenn ein alter Sünder durch gute Thaten seine schlimmen wieder gut zu machen suche.

„Wenn's nur von ihm käme! sprach die von Neuem Geschlagene. Da habe ich auch nichts gegen. Er ist ja ein Mann in Amt und Brod, und der König wird wissen, warum er sich solche Geheimräthe gemacht hat. Aber alle Welt weiß auch, er ist nichts im Hause. Da steckt die Charlotte hinter, seine Köchin. Ich weiß nur gar nicht, wie die Familie den Scandal zulassen kann. Wenn das in meiner wäre, ich würde mich ja schämen —"

„Madame Braunbiegler haben anzusagen, sprach mit großer Milde die Lupinus. — Mein Seliger,

ſetzte ſie hinzu, mußte doch wiſſen, warum er mit ſeiner unendlichen Güte den Schwachheiten ſeines Bruders nachſah. Ich bin nur ſeine Erbin. Sein Wille iſt meiner.“

Das Spiel ging gut. Die Braunbiegler gewann. Das kühlt den Unmuth. Aber hinter dem Spieltiſch ward das Geſpräch etwas laut. Verſchiedene Perſonen ſaßen an dem großen Trümeau, der die Spielgeſellſchaft in ſeinem Glaſe auffing.

„Sie ſind ja ſo munter, liebe Eitelbach?“ fragte die Lupinus hinüber.

„Der Regierungsrath erzählt uns allerliebſte Criminalgeſchichten.“

Fuchſius hatte einen dankbaren Hörerkreis. „Das iſt noch gar nichts, ſagte er. Dann wird Sie eine andere Geſchichte, die ich in einer engliſchen Zeitung las, noch mehr intereſſiren. Auf dem Lande lebte ein Gutsbeſitzer oder Friedensrichter mit ſeiner Frau, wahre Muſter in Sittlichkeit und Wohlthun. Man ſtellte die beiden Leute wirklich als Exempel auf. Sie waren ſchon in vorgerückten Jahren und ohne Kinder und, da ihnen Alles glücklich ging, bedauerte man ſie nur, wenn ein Gatte dem andern in jene Welt voraufgehen ſollte. Der Mann ſtarb zuerſt. Es hieß, er hätte ſich zu wenig Bewegung gemacht, der viele Staub ſeiner Bibliothek, den er eingeſchluckt, hätte ſich auf ſeine Lunge geworfen.“

„Die arme hinterbliebene Frau!“ ſagte die Eitelbach.

„Frau Geheimräthin haben vergeben,“ rief ein Spieler am Tisch.

„Freus! es flimmerte mir etwas vor den Augen.“

„Sie ward auch allgemein bedauert, fuhr Fuchsius fort, ertrug aber ihr Schicksal mit wunderbarer Fassung. Sie lebte nur dem Gedächtniß ihres Mannes und führte mit großen Opfern Alles aus, was er angeordnet. Man betrachtete sie als eine Art Heilige. Da fügte es der Zufall, daß durch einen Gewitterregen der an einem Abhange gelegene Kirchhof von aller Erde losgespült und durch die Gewalt des Wassers mehre Särge den Abhang hinunter gestürzt wurden. Darunter war auch der, worin der selige Friedensrichter lag. Er zerbrach, und mit Erstaunen sah man die wohl conservirte Leiche, als wenn er noch lebte. Von einer besondern Luft konnte es nicht herrühren, denn die andern Leichen waren zerstört. Man fand aber bald die untrüglichen Merkmale einer Arsenikvergiftung. Werden Sie es glauben, wenn ich Ihnen sage, daß sich ermittelt hat, die eigene Frau hat ihn umgebracht.“

Einem unterdrückten Schrei folgte eine lange Stille: „Aber wie ist denn das gekommen? Warum denn? Sie hat ihn ja so geliebt!“ rief die Baronin.

Fuchsius, der mit übergebeugtem Leibe auf dem Stuhle saß, wie wohl Erzähler thun, die für eine lange Erzählung den gesammelten Stoff wie einen Faden aus sich herausspinnen, und dabei nicht rechts

und links blicken. Fuchsius sah dabei unverwandt vor sich auf den Spiegel.

„Das Warum ist nie recht klar geworden, antwortete er auf die Frage der Eitelbach. Es ist eine sehr alte Geschichte. In unsern gebildeten und aufgeklärten Zeiten kommt so etwas, wie Sie denken können, nicht mehr vor."

„Gott sei Dank, das ist nicht möglich!" rief die Eitelbach.

„Aber ungleich interessanter, fuhr der Rath fort, und vollständig ermittelt ist, wie sie ihren Mann umgebracht hat. Können Sie sich das denken, sie puderte ihn, in dem Puderstaub aber war Arsenik."

Am Spieltisch war eine Störung. Der Geheimräthin waren die Karten aus der Hand gefallen; sie sah blaß aus, ihr Kopf senkte sich. Das hatten aber nur die Wenigsten gesehen. Im selben Moment schon war der Legationsrath aufgesprungen: „Eine Maus!" Er zog das Taschentuch; damit fuhr und schlug er an der Wand entlang, nach dem Boden. „Eine Maus, eine Maus!" — Vergebens schrie Madame Braunbiegler auf: „Wir haben keine Mäuse!" Es hatten noch Andre die Maus gesehen, denn worauf hätte sonst der Legationsrath sich so lebhaft geworfen! Wie auch die Wirthin dagegen protestirte, in ihrem Hause seien nie welche gewesen, noch sollten sie sich je zeigen, sie kam in dem allgemeinen Allarm nicht auf, besonders als auch der Regierungsrath, an ihr vorüberstreifend, ihr zuflüsterte: „Sie müssen sich

ſchon zufrieden geben, es war eine Maus, Madame Braunbiegler.“ An der Thür ſagte er halb für ſich: „Eine Falle wird ja auch im Hauſe ſein.“ Die Baronin meinte, er gehe eine zu holen, als er ſich unbemerkt im allgemeinen Aufſtand entfernte.

Es war ein verdrießlicher Aufſtand, am verdrießlichſten für die Geheimräthin Lupinus, welche die Urſache geweſen, denn ſie konnte nun einmal keine Mäuſe ſehen, ohne einer Ohnmacht nahe zu kommen. Aber wie ſchnell hatte ſie auch jetzt ſich erholt, ſie war die erſte, welche ihre Karten wieder in der Hand hielt: „Warum mußten Sie mich verrathen! ſchmollte ſie mit einem eignen Blick zum Legationsrath. Das Thier raſchelte ſo ganz unerwartet zwiſchen Decke und Wand hervor. Was that das! Die Geſellſchaft wäre doch in ihrer Aſſiette geblieben.“

Die Geſellſchaft war wieder in ihrer Aſſiette, aber die Maus noch nicht fort. Man erzählte von andern bekannten Perſonen, die auch eine Idioſynkraſie vor Mäuſen hätten. Auch Herr von St. Real ward erwähnt. Er ſpränge trotz ſeines Krückenſtockes, wenn er eine wittere, auf Stuhl und Tiſch. „Sprang!“ rief eine Stimme von einem andern Spieltiſch: „Ach, wiſſen Sie noch nicht, er iſt todt, plötzlich am Schlagfluß geſtorben.“ — Ein allgemeines Bedauern, das ſich indeß in ein allgemeines wohlgefälliges Lächeln auflöſte. Nicht der Kammerherr, ſondern ſein Onkel, der reiche Johannitercomthur Graf St. Real, war geſtorben und ſein Neffe Erbe ſeines Vermögens und

seiner Titel geworden. Der Tribut allgemeiner Theilnahme ward dem unsichtbaren Erben gezollt.

„Ach, ein so liebenswürdiger Herr, dem gönne ich's," sagte die Wirthin.

„Charmanter Cavalier, schmunzelte ihr Compagnon, der Baron. Gefällig gegen Jedermann, hat noch die feinen alten Hofsitten. Wenn solchem Mann ein Glück zufällt, da kann man doch noch sagen, es ist Gerechtigkeit drin. Die Glückspilze sind mir zuwider."

Die Braunbiegler meinte, er wäre todt, und nun könnte man ihn in Ruhe lassen. Die Lupinus nickte ihr beistimmend zu. Sei uns noch eine, die letzte Rede der Wirthin in ihrer Mundart vergönnt. Diese Mundart ist ja fast ausgestorben, wenigstens in den Kreisen, in die wir unsre Leser geführt, aber sie hat auch in ihnen geherrscht, und neben allen Dialecten der Philosophie und der Romantik, was der Gesellschaft jener Zeit einen bunten Anstrich gab, von dem die jüngere Generation keinen Begriff hat.

„Wenn mir nu noch Ener kommt, trumpfte sie auf den Tisch, ob er todtig ist oder lebendig, des weeß ich, denn schmeiß ich die Karten fort. Zu ville ist zu ville. — Aber, Frau Geheimderäthin, müssen Sie denn allemal vergeben?"

Der Bediente war eingetreten, offenbar mit einer Meldung, aber er schien zu zaudern, als er die Lupinus im Begriff sah, die wieder aufgenommenen Karten zu mischen.

„Es iſt draußen — es ſteht draußen — es will Jemand Frau Geheimräthin Lupinus ſprechen.“

„Wir haben hier auch zu ſprechen.“

„Der ſagt aber, er muß abſolut.“

„Na, wer iſt es denn, Jean?“

„Ich kenne ihn nicht, Madame Braunbiegler, aber — aber er iſt ſehr dringend, er hat ein Schild auf der Bruſt und ſagt, er muß partout.“

Wandel hatte die Geheimräthin fixirt. Ein „à merveille!“ entſtieg unhörbar ſeinen Lippen, als ſie die Karten vor ſich niederlegte und aufſtand. Sie verzog keine Miene: „Ich kann mir denken, was es iſt; wahrſcheinlich wegen eines Documentes aus meines Mannes Nachlaß, auf das eine auswärtige Behörde aus archivaliſchen Gründen einen Anſpruch geltend macht. Es thut mir unendlich leid, daß ich abermals die Geſellſchaft ſtören muß, hoffentlich nur auf einige Augenblicke.“

Sie rückte den Stuhl zurück. Wandel reichte ihr den Arm und führte ſie bis an die Thür. Ob und was er mit ihr geſprochen, weiß man nicht. Sie haben ſich nicht wieder geſehen, heißt es.

An der Thür blickte die Lupinus noch einmal über die Schulter, und die ihren Blick damals ſahen, wollten ihn nie wieder vergeſſen haben. Mit einem Lächeln rief ſie: „Ich bin am Geben, meine Damen, vergeſſen Sie es nicht und ich werde nicht wieder vergeben.“

Es war eine peinliche Stille von einigen Minuten. Im Augenblick, wo man einen Wagen abfahren

ich schon die Leute sich unter einander besprechen, und das Wort „gut" und „Deutsches Volk" ging vielfach über die Lippen. Als ich endlich eine Flasche Branntwein beorderte und den Wirthen, dem neuen und dem alten Postillion einschenkte, waren die Herzen gewonnen. Die Flamme brannte heller auf, man räumte die besten Plätze am Heerde für uns, schüttelte uns wiederholt die Hände und klopfte uns auf die Schultern. An ein eigentliches Strafgeld wurde nicht gedacht, und man bewilligte uns gern einige Decken gegen Kälte und Nebel der weitern Nachtfahrt. Als wir von Linköping die ungewöhnliche Nebenstraße einschlugen, fragte uns der Holtkarl, ob wir den Weg wüßten, der Postillion, den er uns mitgeben könne, wisse ihn nicht. Wirklich mußten wir Erkundigungen in dem fremden Lande einziehen und unsern kleinen Schußbenden, einen netten Knaben, danach anweisen. Und die Station betrug ungefähr drei unserer Meilen durch wenig bewohntes Haideland. Um einen Begriff von der hier vorherrschenden bona fides zu geben, brauche ich nur zu sagen, daß niemals das Postgeld voraus, sondern dem heimkehrenden Postillion bezahlt wird. Der Knabe hat es sich aus,

hörte, trat das Stubenmädchen ein, blaß, wie verstört: „Ach Gott, wissen Sie schon —“ Die Sprache versagte ihr.

„Was?“

„Sie wird abgeführt — sie ist criminalisch — die Thränen stürzten dem Mädchen aus den Augen. Ach Gott, ach Gott! daß solchen Leuten auch so was passiren muß. Die gute Frau Geheimräthin!“

„Unmöglich! — Ein Mißverständniß!“ — Die Karten fielen, die Stühle und Tische rückten. Ueberall blasse Gesichter. Mehrere Herren waren hinausgeeilt. Der Baron Eitelbach kam aber schon hereingestürzt. Es ist eine fatale Wahrnehmung für unser Humanitätsgefühl, aber es steht unbestreitbar fest, mitten aus diesem Humanitätsgefühl schießt oft eine canibalische Lust, wenn wir ein ungewöhnliches Unglück, von äußerem Schrecken begleitet, hören. In das Bedauern für die Leidendenden mischt sich ein wollüstiger Kitzel. Es ist nicht immer Schadenfreude, oft nur die Freude, aus dem Alltäglichen heraus in die Regionen des Ungewöhnlichen uns versetzt zu sehen. Hören wir, daß es nur blinder Lärm war, kein Feuer, eine Mystification, so werden wir still. Wir äußern vielleicht ein Gott sei Dank! Aber ganz recht ist es uns nicht, daß die wunderbare Aufregung ohne Resultat geblieben.

„'S ist richtig! Wissen Sie's?“ schrie der Baron.

„Um des Himmels Willen, was?“

„Sie hat ihrem Mann Rattengift gegeben. —

Die Leiche iſt heut heimlich ausgegraben — ſecirt. O wir werden noch mehr hören."

Die Wirkung auf die Geſellſchaft zu beſchreiben, unternehmen wir nicht, die aufgeriſſenen Augen, die bleichen Geſichter, die Taſchentücher, die Eau de Cologneflaſchen. Die „Unmöglich! Es iſt Verleumdung!" welche zuerſt von den Lippen brachen, verſtummten allmälig. Es kamen immer mehr zurück, die es beſtätigten, neue Details angaben. Die hatten die Gerichtsdiener, Andere Fuchsius, einen Criminalrath, einen Gerichtsarzt geſprochen. Die Geſellſchaft war aufgelöſt; die Nachrichten wuchſen mit den Vermuthungen. Sie hatte nicht nur ihren Mann vergiftet, auch Kinder, ihre Dienerſchaft. Sie war eine Giftmiſcherin aus Profeſſion, eine Brinvilliers. Sie hatte aus einer Apotheke alles Rattengift aufgekauft.

„Daher kann ſie keine Mäuſe und Ratten leiden."

Eine Dame entſann ſich, daß ſie einmal eine ganze Schule zu ſich gebeten und traktirt, und die Kinder waren nachher krank geworden. Sie hatte die ganze Schule vergiften wollen, das war keine Frage. Wir wiſſen nicht, ob in derſelben Geſellſchaft, aber am ſelben Abend ſchon erzählten Einige, daß die Lupinus die Intention gehabt, ihre Nachbarſchaft, ja die ganze Jägerſtraße aufzuräumen.

„Und in unſrer Stadt! — In dem aufgeklärten Berlin! — Man wird es auswärts nicht glauben. — Aber wir werden noch mehr hören."

Nachdem Madame Braunbiegler ſich vom erſten

Schreck erholt, war sie die aufgeregteste, wenigstens die lauteste: Wenn man sie nur gefragt, sie hätte es längst gewußt — nein, das freilich nicht, aber vorgeschwant hätte es ihr, daß es so oder so etwa kommen werde. Und der Frau hätte sie ja nicht um die Ecke getraut; so etwas Malicidses im Gange und den Fingerspitzen, in den Locken und Lippen, und die cadirte Vornehmheit! An ihrem Gesichte konnte man ihr die Giftmischerin ansehn. Und wenn sie nur den wüßte, der sie ihr zuerst in's Haus gebracht!

War dies vielleicht die arme Barenin? Sie saß über ihren Stuhl gelehnt wie ein Bild des Entsetzens, blaß, mit weit aufstarrenden Augen, sprachlos. Es war ihr Vieles im Leben begegnet, sie hatte einmal geglaubt, noch vor Kurzem, was sie dulden müsse, das dulde Keiner außer ihr, aber das, was sie jetzt erlebt, war mehr, es war zu viel. Sie hatte dafür keine Sprache, vielleicht auch keine Gedanken. Die Lupinus galt ihr, und war ihr immer vorgestellt worden als ein Muster von feiner, edler Bildung, von Herzensgüte und Verstand, das sie zwar nicht erreichen, aber auf das sie zur Nacheiferung blicken, woran sie sich halten könne. Und glaubte die Eitelbach nicht, daß sie schon eine Andere, Bessere geworden! Hatte sie nicht erkannt, woran es ihr fehle, hatte sie es in einem geübten Augenblicke nicht gradezu ausgesprochen, und die Lupinus hatte ihre Hand auf sie gelegt und mit herzgewinnender Güte gesagt: die einfältigen Herzens sind, denen ist

das Himmelreich offen! — Und ja, ſie war es wirklich, welche die Lupinus zuerſt mit der Compagnonin ihres Mannes bekannt gemacht hatte. Da brach es heraus, Schmerz, Aerger, Wuth: „Herr Gott, wenn die 'ne Giftmiſcherin iſt, was ſind wir dann Alle!“

Der Legationsrath Wandel ſchien in dieſer fürchterlichen Scene nicht ganz die Faſſung behalten zu haben, welche er in allen Lagen des Lebens an den Tag gelegt. Das Unglück einer ſo theuren, langjährigen Freundin mußte auch ihn momentan erſchüttert haben. Er war wenigſtens für die nächſten Minuten nicht ganz Herr ſeiner ſelbſt. Er ſaß auf einem Stuhl, den Rücken der Geſellſchaft zugewandt. Sein Kopf ſank über. Plötzlich aber ſtand er auf, und trat in die Mitte des Zimmers. Sein Auge leuchtete, indem er die Anweſenden überſchaute, ein hochmüthiger, faſt verächtlicher Ton in ſeiner gehobenen Stimme:

„Und wer ſagt — ich frage, wer wagt die Frau, welche man aus unſerm Kreiſe geführt, eines Verbrechens anzuklagen! Hat Jemand von Ihnen Beweiſe? Lieſt man in ihrem Herzen! Wer, ich frage, traut ſich zu, auf bloßes Geſchwätz, Vermuthungen hin, ein Urtheil über eine Dame zu fällen, die als ein leuchtendes Exempel von Tugend bis da in unſerer Mitte ſtand? Wer, wiederhole ich, fühlt ſich ſo reinen Herzens, um den erſten Stein auf ſie zu werfen! — Warum ſenken Sie die Köpfe? — Wie!

Weil die Dienstleute ein Gerücht hereintrugen, ungebildete Gerichtsdiener, übereifrige Beamte sie verhaftet, vielleicht auf ein bloßes Mißverständniß, eine Verwechslung — Kommt das nicht vor? Giebt es nicht Justizmorde? — Wie, darum verdammen wir die, die Sie Alle durch lange Jahre mit Bewunderung, Respect betrachtet, die uns galt für ein Wesen höherer Art! Diese Bewunderung für ihre guten Eigenschaften, der Eindruck, den sie unwillkürlich auf uns Alle geübt, wäre erloschen, fortgewischt durch ein einziges Wort! O mein Gott, lassen Sie mich nicht so schlecht von uns Allen denken, daß ein unbesonnenes, überhastetes Wort die Thaten eines ganzen Lebens verlöschen könnte —"

„Aber —" fiel ihm Jemand in's Wort. Wandel ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Sie haben Recht, der Schein ist gegen sie. Ich vermesse mich auch in keiner Art hier Richter sein, noch ableugnen zu wollen, was etwa von einigen Polizeibeamten zu Protocoll gegeben ist. Nein, von solcher Anmaßung bin ich weit entfernt. Aber, meine verehrten Freunde, hüten wir uns Schlüsse zu ziehen aus dem, was scheint, was wir vermuthen. Wollte ich meinen Vermuthungen nachträumen, dem Scheine trauen, der eben wie ein Blitz vor mir aufzuckt, ich müßte zum Ankläger werden gegen die edelsten Männer, die lautersten Charactere Berlins. Sie traute keinem Arzte mehr, sie glaubte ihre Schwächen durchschaut zu haben, sie nannte sie ins-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARTNG.G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04045/061

geſammt Charlatane; das wußte Heim, Selle; Mucius hat es auch gewußt. Sie präparirte ſich ſelbſt ihre Hausmittel, ſie hatte ſich eine kleine Apotheke von Herrn Flittner verſchafft, wie ich ihr auch abrieth, und vorſtellte, daß es zu Mißdeutungen eben von Seiten der Aerzte führen könne. Es hat dazu, meine Herren, geführt, man hat Urtheile über ſie ausgeſprochen, die ich nicht wiederholen will. Wie nun, wenn ich dieſem Schein nachginge, argumentirte: ſie war eine ſehr kluge Frau, die tiefer ſah als Andere, darum waren die, denen ſie in's Handwerk ſchaute, ihre gebornen Widerſacher, die ihr auf den Dienſt lauerten, jede ihrer Handlungen mißdeuteten; dieſe Aerzte ſind es, die, weil ſie dieſelben vom Todtenbett ihres Gatten fern gehalten, weil ſie dieſelben beleidigt, verhöhnt, an Ruf und Praxis geſchadet, ſie ſind es, welche den Verdacht gegen die Unglückliche ausgeſtreut, bis andere Elende daraus eine Denunciation gebildet. O nein, meine Freunde, ich unterdrücke dieſe Vermuthung, und noch Andere, ich verſichere Sie, Vermuthungen, die einem andern als mir zu Schlüſſen würden. Nein, ſie ſteht mir zu hoch, als daß ich ihr helfen ſollte durch das Verderben Anderer. — Sie wundern ſich über meinen perſönlichen Eifer. Nun wohl denn, wenn Ihnen die Entrüſtung eines Edelmanns über das Unrecht, das man einer edlen Frau anthut, nicht Grund genug iſt, ſo habe ich keinen, unter ſo nahen Freunden zu verſchweigen, daß meine Achtung und

Bewunderung für Madame Lupinus mich nach dem Tode ihres Gatten trieb, um ihre Hand zu werben. Ich sprach es noch nicht aus, um ihre Gefühle zu schonen, aber schon bei einer bloßen Annäherung kam sie schonend, doch mit einer Würde mir entgegen, die alle meine Hoffnungen zurückwies. Sie gehöre dem Todten wie einem Lebenden an, und nichts dürfe sich zwischen sie und diese heilige Erinnerung drängen. Brauche ich Ihnen zu sagen, wie ich diese heilige Empfindung verstand und ehrte, da jeder von Ihnen weiß, daß ich seitdem ihr Haus nicht mehr betrat. Und diese Frau wagt man zu beschuldigen, daß sie Hand gelegt an das theure Haupt ihres Verewigten! Diese Mittheilungen bin ich dem Criminalgericht schuldig. Ich werde sie machen, und zum Richter sprechen: Untersuchen Sie streng, das ist Ihre Pflicht, aber erlauben Sie mir auch, eine moralische Ueberzeugung vor Ihrem Stuhle auszusprechen. Möglich ist Alles, aber nur die, welchen die Sünde in ihrem ersten Stadium, im Argwohn und Neid gegen die Besseren und Glücklichen, genaht ist, werden die Beschuldigung aussprechen, sie werden ein Behagen daran finden sie zu glauben, eine edle, reine Seele wird die Worte ausrufen, welche mir vorhin in's Ohr klangen: Wenn sie eine Giftmischerin ist, gütiger Gott, was sind wir dann Alle!"

Der Eindruck der Rede war groß. Er hatte seinen Hut ergriffen, sich gegen die Gesellschaft ver-

neigt, am tiefſten gegen Madame Braunbiegler. Die Geſellſchaft verſtand die Bedeutung. Trotz des allgemeinen Schauers, trotz der Unruhe des Aufbruchs, denn die Meiſten nahmen Abſchied, bewunderte man den ritterlichen Mann, welcher so der Ehre einer Frau ſich annahm, die ihm den Korb gegeben! Und ſeine hohe Geſtalt, ſein tiefglühendes Auge unter einer Stirn, die ſich im edlen Zorn immer höher zu wölben ſchien! So hatte man ihn nur geſehen, als er im Hauſe der Obriſtin als Retter auftrat.

Niemand ſchien vergnügter als Baron Eitelbach, er hätte, als Beide im Vorzimmer ſich begegneten, dem Legationsrath um den Hals fallen können. Seine Frau übernahm es ſtatt ſeiner. Eine Thräne glänzte in ihrem ſchönen Auge, als ſie, vom Arm ihres Mannes ſich losmachend, ihre Hände auf ſeine Schultern legte und, auf den Zehen ſich erhebend, einen Kuß auf ſeine Stirn hauchte: „Eine ſchöne That verdient eine Belohnung. Eigentlich, daß Sie's wiſſen, habe ich Sie nicht leiden können — Sie ſind ein guter Menſch, das wußte ich, aber es war mir doch immer daneben, als wenn Sie ein ſchlechter Menſch wären — heute aber — nein, Sie ſind gar kein Menſch nicht, heute waren Sie wie ein Gott."

Schade, daß die ſchöne Scene durch ein kreiſchendes Gelächter unterbrochen ward. Nicht das des Barons, der nur etwas „grinſte" und ſich vor Scha-

denfreude die Hände rieb, sondern gespornte Stiefel polterten die Treppe herauf, und der Rittmeister schrie schon von draußen sein: Tralirum la, Tralirum la, nun geht es los! Tralirum la! Krieg! Krieg! Ausmarschordre! — Laforest kriegt seine Pässe!"

Es war ein Intermezzo, das überhaupt zu dem, was hier geschehen, nicht stimmte; Trompetengeschmetter, das einen Choralgesang, die Trauermusik eines Grabeszuges unterbricht. Glühte sein Gesicht nur von der Freude oder auch vom Wein? Gleich viel, es glühte und er war trunken. Er fiel um den Hals, wer ihm in den Weg trat. „Krieg! 's geht los!" begleitete den Kuß. Er hatte den Baron Eitelbach so umarmt, er drückte auch der Baronin seinen Bart und seine Lippen an die Wangen. Nur vor der aufrechten Gestalt des Legationsraths wich er zurück, um den General-Stabs-Chirurg Görecke an's Herz zu schließen.

Herr von Wandel glaubte einen schmerzlichen Zug um die Augen der Baronin zu sehen. Er flüsterte ihr in's Ohr: „Nicht verzweifelt, meine Freundin. Man muß in solchen Momenten der Aufregung auch einer Rohheit nachsehen, die unter andern Umständen unverzeihlich wäre. — Er kann sich bessern, obgleich — doch es kommt eben darauf an, ob er ein Diamant ist, oder nur ein Kieselstein."

wußte aber nicht, wie viel er zu fordern habe, konnte auch nicht ordentlich zählen, meinte jedoch, wir möchten ihm nur geben, es würde gewiß richtig sein. Ein anderer, aber ein Ausgewachsener, war so ermüdet, daß ihm bei jedem Schritte die Augen zufielen. Er sah nun selbst bereitwillig ein, daß er nicht führen könne, ließ sich daher hinten aufpacken und uns kutschiren, um während dessen ruhig zu schlafen.

Mit der alten Provinz Smaland ändert sich der Charakter der Gegend. Der Ackerbau, welcher um Stockholm vorherrschte, weicht hier der Waldregion. Keine nordischen Hochforsten, dagegen Berg und Thal mit niedrigem, zähen Gestrüpp bewachsen, aus dem hie und da ein schöner Birkenwald vortaucht. Dazwischen stille, große See'n, wo das Auge oft vergeblich nach einem Kahn, vergeblich nach einer Bucht sucht, an der sich die Hütte einsamer Ansiedler verbirgt. Unsere schlimm berechneten Tagesfahrten wurden meistentheils Nachtfahrten. So mußten wir uns begnügen, Gegenden im Mondenschein zu bewundern, denen vielleicht das Tageslicht den grandiosen Charakter wieder entzogen hätte, den sie hier bei unbestimmten Fernen und Tiefen gewin-

Achtes Kapitel.

Wir werden Alle Blut ſehn müſſen.

Die bleigraue Dämmerung eines Nebelmorgens drang noch kaum durch die von der innern Wärme angeſchlagenen Scheiben in das Zimmer der Fürſtin, als dieſe im Negligé aus ihrem Cabinet trat. Wandel, der hinter ihr die Thür ſchloß, war ſchon fertig angezogen. Er ſah blaſſer als gewöhnlich aus und ſchlang ein wollenes Tuch gegen die Morgenkälte um den Hals, ehe er ſich anſchickte, den Mantel umzuwerfen.

Die Fürſtin wies auf die Thür zur Hintertreppe: „Sie können durch den Gartenſalon. Adelheid ſchläft ſchon ſeit geſtern nicht mehr hier.“

„Der Abſchied von der Tugendprinzeſſin war wohl ſehr rührend?“

Die Gargazin ſagte nach einigem Beſinnen: „Ja — ich habe geweint.“ Was ſie noch ſagen wollte, verſchluckte ſie.

„Tant mieux, Madame, ſie kann uns nun protegiren. Le temps se change, mais pas les hommes.“

„Ich wünschte, Sie changirten, sagte die Fürstin ernst. — Hat Sie der Anblick des jungen Mädchens nie gerührt? Zuweilen — wenn ich sah, wie alle Verlockungen und Verführungskünste von ihr abglitten — ja, zuweilen überkam es mich, ob sie nicht in einem unmittelbaren Schutze steht."

„Die Hand des Schutzengels, den der Himmel ihr gesandt, drücke ich jetzt an meine Lippen. A revoir! Uebrigens habe ich ja auch ein wenig den Engel agirt."

Die Gargazin riß die Hand zurück und ihr strafender Blick hätte ihn zum Schweigen auffordern sollen, aber er schwieg nicht:

„So war uns die Rolle des Verführers zugewiesen. Jede Rolle ist gut, wenn man sie nur gut spielt. — Sie schaudern, es ist ein frostiger Octobermorgen. Sie werden sich erkälten, Sie sollten sich wieder zur Ruhe legen."

„Ich schaudre, doch ich friere nicht."

Er sah verwundert, als sie nach der Klingelschnur griff.

„Ich will nach der Hedwigskirche. — Wenn Sie gestattet, fühlen Sie dann nie das Bedürfniß, Ihr Herz auszuschütten? Haben Sie gar keine Empfindung, keine Ahnung davon, welche Erleichterung, Wohlthat es ist, so belastet und gedrückt sich in den Staub zu werfen, und im Bekenntniß, in der Beichte zu den Füßen eines plénipotentiaire der Allmacht alles das niederzulegen, und jeden Winkel in uns auszukehren? Glauben Sie mir, es ist nur schwer, wenn

man es noch nicht versucht. Sind wir erst daran gewöhnt, o so wird es mehr als ein Bedürfniß, eine Wohlthat, wie ein Bad nach schwülem Tage. Wie da Luft und Licht allmälig die Adern unsrer Seele durchhaucht! Der Körper fühlt es mit, er wird leichter. Wir athmen auf, wenn in den hohen Hallen der Odem des Ewigen rauscht, die Orgel intonirt, die Glocken über uns anschlagen, der Zugwind trägt uns den Duft des Weihrauchs zu — wenn dann der Priester die Hände auf uns legt, die leichte Buße mit ernster Stimme dictirt, und endlich das beseligende Wort der Lösung spricht — o wie ganz anders fühlen wir uns, nein, wir sind es. Nun trägt ein Anderer, was wir getragen, die Füße, die uns kaum trugen, sind leicht; wir sanken hin und schnellen auf. Die Welt ist wieder schön, rings um uns wie neu geboren und wir wie ein Kind, das nach dem Schmetterling im Sonnenschein hascht. O Sie armer Mann, daß Sie das nicht begreifen."

„Ich begreife es — ich begreife es vollkommen!"

„Und Sie verschmähen die Wohlthat."

„Was dem Armen ein Schatz ist, wirft der Reiche oft aus dem Fenster."

„O Sie reicher Mann!" Es war ein böser, aber scheuer Blick. „Weil Sie so gewaltig stark sind. Weil Sie die Schwäche nicht kennen! — Ich hätte Sie von Anfang an hassen müssen — "

„Aber Sie wollten mich bekehren, darum erbarmten Sie sich meiner und liebten mich."

„Nein! — Eigentlich bewunderte ich in Ihnen die Allmacht der Natur. Wie es ihr möglich war, ein Geschöpf in Menschengestalt ohne Blut und Herz zu bilden! Sie waren mir neu, interessant, ich wollte Sie studiren. Ich klopfte an, ob nicht irgendwo eine schwache Seite herausklinge — aber kalter Marmor von außen und noch kälterer innen. Ich fragte mich, was bewegt denn diesen Block, den irgend ein Dämon aus dem kalten Gestein losshieb und gemeißelt in's Leben setzte, mit täuschender Menschenähnlichkeit, aber er ward kein Mensch."

„Einige wollen behaupten, der Egoismus sei es allein, der diesen — Marmorblock in Thätigkeit bringt."

„Aber die Lichter des Himmels blitzen Sie doch an, die Töne der Natur finden in Ihnen einen Widerhall. Es rauscht und strahlt zuweilen so harmonisch heraus, daß Sie blenden, berauschen, verführen. Sagen Sie, ist das Alles nur der Reflex eines Spiegels, den selbst nichts rührt? Haben Sie keine Seele, oder ist sie wie das Meer am Eispol, eingefroren seit ihrer Schöpfung?"

„Viel näher, theuerste Freundin, läge doch der Vergleich mit dem Dämon, den der große Dichter in's Leben rief. Warum so ungeheuer weit suchen im Chaos des Möglichen und Unmöglichen, statt Goethe's Mephistopheles zu citiren? Die Ehre erzeigten mir Andre, sie nannten mich den Geist, der immer verneint. Höflichere hatten sogar die Freund-

lichkeit, den Schalk in mir zu wittern, von dem es dort heißt, daß unter allen Geistern, die verneinen, er dem Herrn der Schöpfung am wenigsten verhaßt sei. Doch das laß ich auf sich beruhen, es ist Geschmackssache, wie Alles in der Welt, Antipathieen und Sympathieen. Was sich anzieht, was sich abstößt, es ist Alles ein Spiel der Laune, die wir nicht ergründen, der Kern des Kernes, die Ursach der Ursach, nach der die schöne Königin Charlotte selbst einen Leibniz umsonst fragte und quälte. Nein, danach müssen wir nicht suchen, nicht grübeln, um Gotteswillen; wir Alle sind ja nach Ihrem Glauben — Erwählte oder Verstoßene, denen die Gnade leuchtet, oder es blieb in ihnen finster. Haben Sie doch Erbarmen mit solchem Finstergebliebenen, er kann ja nicht für seine Maulwurfsaugen, noch daß sein Blut so kalt blieb als das arctische Meer. Wenn Sie da weiter fragen wollten, hohe Frau, auf welche Fragen stießen Sie, Räthsel, die selbst Ihr Glaube, der Berge versetzt, nicht löst. Zum Exempel, warum gab der Panurg sich die Mühe, Meer da oben am Nordpol zu schaffen, wenn es sofort zu Eis erstarrte? Wir Skeptiker würden fragen, warum schuf er nicht sogleich Eis? es wäre doch einfacher, bequemer, consequenter gewesen. Was hat dies arme Salzwasser verschuldet, daß es die schmerzliche Metamorphose erduldete? Muß es, wie' ein neugeboren Kind, die Sünden seiner Erzeuger büßen? Und warum büßen in alle Ewigkeit, denn

bis nicht ein Komet an dieſe alte Erde ſtößt, der Weltenbrand Alles verzehrt, wird dies unglückliche, verzauberte Waſſer doch aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht erlöſt."

„So glauben Sie doch an den Weltenbrand?"

„Ich glaube an Alles, was außerhalb des Kreiſes meiner Thätigkeit liegt. Warum ſollte ich das nicht aus Gefälligkeit für die Gläubigen! Es geht mich ja nichts an. Nur fordere ich als Gegengefälligkeit, daß ſie innerhalb jenes Kreiſes gar keinen Glauben von mir fordern. Da glaube ich nicht einmal, was ich vor mir ſehe, fühle, rieche, nur was ich hinter mir habe, den Wein, den ich geſchlürft, den Kuß von ſüßen Lippen, den Buſen, an dem ich geruht; daran glaube ich, und ſchwöre auf die Seligkeit, außerdem aber nur an das mathematiſche Einmaleins, und — noch an Etwas. Da coincidirt ja unſer Glaube. Der Panurg ſtreute uns aus ſeinem Würfelbecher auf die Erde, wie wir ſind, Starke und Schwache, Erwählte und Verdammte. Jeder geht auf ſeine Graſung. Wenn Jener ſauren Klee liebt, ſo wäre ich ja ein Thor, ihn fortzureißen, daß er auf mein ſüßes Kleefeld kommt. Er gab uns verſchiedenen Geſchmack, und das iſt ſeine nicht genug zu bewundernde Weisheit, ſonſt fräßen wir Einer den Andern auf."

„Der Weltenbrand!" rief plötzlich die Fürſtin auf, und ihr Geſicht glühte. Nicht die Wärme von innen, es war eine Purpurgluth, die von außen daran ſchlug. Die Sonne war aufgegangen, die Wolken zerriſſen,

eine unförmlich große Feuerkugel tanzte im Dunstlicht. Aber bald sah man sie nicht mehr vor der Färbung, die sie dem ganzen Dunstmeer mittheilte. Das Firmament schien in Feuer. Das Zimmer, eben noch in unheimlichem Grau, war von rothem Gefunkel übersprenkelt. Rasch hatte die Wirthin das Fenster aufgerissen, und die Dächer der Häuser, die weite Stadt, so weit man sie übersah, schwammen in einem Blutroth.

Wenn sie überrascht war, schien es nicht die Ueberraschung des Schrecks, sondern einer dämonischen Freude. Sie streckte ihren entblößten Arm hinaus in die kalte Luft, während diese Kälte sie doch nöthigte, die Enveloppe mit der andern Hand fester um Brust und Hals zu drücken.

„Sehen Sie!"

„Die Nebel zertheilen sich. Es wird ein schöner Herbsttag werden."

„Der Tag der Vergeltung! Er bricht an. Feuer und Blut gemischt. O ich könnte mich freuen, ein entzückendes Schauspiel, wenn die wogenden Flammen über diese Dächer sausten, das Lied der Vergeltung heulend —"

„Die sanfteste Frau mit Nero-Phantasieen!"

„Diese Dächer, diese steinernen hohen Mauern mit ihren griechischen, ihren etruriſch römischen Formen, sie waren immer meinem Auge eine heidnische Decoration. O ich hätte sie abreißen, offen legen mögen, daß man hineinblicke und sehe, was sie so

geschickt verschließen, diese mit heidnischer Tugend übertünchten Sünden."

„Ich bin nicht aus Berlin — auch kein Preuße, fahren Sie fort, Priesterin des heiligen Zornes!"

„Selbst Sie müssen das fühlen, kalter Verstandesmann: hier ist keine Gesundheit, selbst ihre Rechenexempel sind falsch, sie wandeln auf übertünchten Gräbern und merken es nicht. Ihre Bildung, was ist sie?" Eine bunte Garderobe aus allen Ländern zusammengeholt, Frack und Frisur aus Frankreich, ein Surtout darüber aus England, bunte Flitter aus Italien, Spanien, wo es her ist. Und die gerühmte Intelligenz, aus welchem Quell schöpfte denn ihr Geist? Trank er von den Silberwassern, die aus dem ewigen Schnee rieseln, die Gottes Auge befruchtet? Aus schleichenden Flüssen, künstlichen Kanälen schöpften sie ihre Begeisterung. Diese Ramler, Gleim, o es ist zum Lachen! Womit beschäftigte sich ihre Poesie, Philosophie und Kunst, als über die Wüste der Alltäglichkeit einen glitzernden Teppich zu weben, und den Gott, den sie nicht sahen, aber doch bisweilen fürchteten, wie Kinder das Gewitter, aus seinem Aetherſitz herabzureißen, um ihm ein bürgerliches Kleid anzuziehen, bis er zum guten Nachbar ward, d[illegible] man zu Gevatter bittet und die Hand schüttelt. W[illegible] verfolgten diese Nicolaiten und Jesuitenriecher, als die von seinem Geist Durchschauerten. Die blieben die Ihnen unbequemen Gespenster. So im Siegeswahn haben sie über dem Schutthaufen, der Gott

und Teufel, Religion und Aberglaube begräbt, den Thron der Aufklärung aufgerichtet, im Ich, jeder ein Gott mit aufgeblasenen Wangen und Kolophoniumblitzen gegen Andersdenkende! Der rechte neue Aberglaube und Aberwitz, wo den Sündern vergeben wird, wie man irgendwo Gefangene laufen läßt, weil kein Gefängniß für sie ist. Die nach dem Trunke dürstenden Wüstenpilger speist man ab mit dem Troste, ihr Durst sei Illusion, er werde vergeben durch Enthaltsamkeit. Und wie diese Religion ein Mantel von Spinnweben, so ist ihre Staatskunst einer von verschimmelter Weisheit. Weil sie ohne wahrhaften Gott sind, haben sie aus einem Menschen einen Götzen gemacht. Ich sah zufällig als Kind, man führte mich dahin, die Leiche des großen Königs. O schauderhafte Erinnerung. Dieser Größte der Großen, den sie in ihrer Vermessenheit in einem Stern an den Himmel versetzt, war eine kleine zusammengeschrumpfte Mumie, ein Kinderbalg, ein verkrummtes Zwerglein. Man mußte mich fortreißen, denn ich lachte laut, draußen schrie ich noch auf: das ist kein großer Mann, das ist ja eine häßliche Puppe! — Und wenn wir hinsinken vor der schönen gebenedeiten Mutter, wenn sich unser thränenreicher Blick aufrichtet zu den edlen Gottzügen des Gekreuzigten, und schwebt er noch höher beim Klange des gloria in excelsis, zu dem ewigen Auge des Vaters, dann bezüchtigt man uns der Idolatrie! Aber dies Pygmäengeschlecht kniet und betet vor der kleinen braunen Puppe, und das

nennt es nicht Götzendienst, das ist Anbetung der Wahrheit! Und sie haben Recht. Das sind noch die Bessern. Wer nichts ist, muß sich doch am Anblick von Etwas, das mehr ist, stärken, und wer nie ein Goldstück in die Hand bekam, freut sich auch über ein Stückchen Goldpapier."

„Erlaucht! Das sind ja Ihre Alliirten! Vor diesen beredten Lippen hörte ich zwar oft den Wunsch, daß dies sündhafte Berlin von seinen Götzen ließe, seinem Friedrich und Lessing, seinem Schiller und Goethe den Rücken kehre und vor dem König der Könige niederkniete; aber woher diese Vernichtungswuth?"

„Weil sie nicht zu bekehren sind! — Dies in eignem Wissensdünkel aufgeschwollene Pilzgeschlecht, im Innern faul und hohl, nimmt keine Lehre an. Die Ermahnungen der Gesendeten strömen durch das Faß der Danaiden. Berlin hat die Strafruthe des langmüthigen Gottes an den Himmel gerufen. Nun steht sie da. Schmähen Sie mir nicht auf den Mann, den wir bekriegen müssen. Des neuen Attila Mission ist groß, und ich sehe, sie ist noch nicht zu Ende. Nur wir sind zu oft am Ende, weil wir mit unserm Verstand ihm immer dies und das Ziel abstecken wollten, und der unsichtbare Wille lächelt über unsre Thorheit. Die Leichen sollen sich noch zu Bergen thürmen und das Blut in Strömen fließen, wo wir noch kein Bett dafür sehen.. — Ei, Sie schaudern, das freut mich. So blutig-roth wie dieser Morgen —"

nen. Aber ich fand häufig keinen Vergleich dafür, wenn unſere Karren, lange durch einen ſandigen überdeckten Hohlweg rollend, plötzlich an eine freie hohe Stelle kamen, wo der Birkenwald zur einen Seite ſich lichtete und eine freie Ausſicht in eine tiefe, weite Ferne gewährte. Das ſchon herbſtlich dünne Laub der Birkenzweige bildete im Mondenlicht ſo zart verſchlungene Laubrahmen zu dem fernen Gemälde, daß ſelbſt des mechaniſchen Künſtlers Auge an dieſen überſeinen Verſchlingungen ſich nicht ſatt ſehen mögen. Aus den Tiefen leuchtete dann freilich nur das blaue Waſſer deutlich herauf oder hie und da ein Feuer aus den zerſtreuten Gehöften. Auch die weiten Sandflächen, welche, untermiſcht mit dem Hügel- und Felsterrain, in Smaland ſich zeigen, glänzen ſeltſam zu dieſer wunderbaren Scenerie im Mondenſchein. Im Ganzen möchte ich die Provinz der Vendee vergleichen, und ſie würde, nicht minder als dieſe berühmt gewordene Landſchaft zu einem kleinen Kriege dienen, zu Verhauen, Hinterhalten, zu einer offenen Feſtung, die Schritt für Schritt vertheidigt werden kann, und erobert werden muß. Ich erinnere mich nicht aus der Geſchichte, ob ſie in den früheſten

Wandel ſchauderte wirklich, er zog den Mantel um die Bruſt: „Sie wiſſen, ich kann kein Blut ſehen. Alles — Andre — nur kein Blut —“

Die Gargazin ſchien ſich an ſeiner Angſt oder an ſeinem Schreck zu weiden: „Steigt Ihnen es auch zu Wangen! — Wir werden Alle Blut ſehn müſſen, mein Herr von Wandel. Ohne das keine Erlöſung aus dieſem Daſein. Entweder ſtockt es, und wir gehen in Convulſionen unter, oder es ſtrömt in hellen Purpurquellen aus, und das iſt die leichtere. — Hören Sie die Trommeln wirbeln? Wie muthig und froh gehen die Tauſende dahin, wo die eiſernen Würfel fallen. — Ja, das Spiel iſt aus, der Ernſt beginnt, mein Herr. Verſpüren Sie keine Luſt? Hörten Sie's nicht ſingen: „Im Felde, da iſt der Mann noch was werth!“ Regte es ſich da nicht in Ihnen? Hier iſt er — gar nichts mehr werth.“

Welcher Dämon war in die Frau gefahren? dachte der Legationsrath.

„Um in's Feld zu ziehn, muß man —“

„Muth haben,“ unterbrach ſie ihn.

„Bewahre Ihr Genius oder Ihre Heiligen die Liebenswürdigſte Ihres Geſchlechts davor, eine Amazone zu werden!“

Sie ſchien ihn nicht zu hören.

„So rottenweis ſie fallen, Reihe um Reihe unter dem Kartätſchenhagel ſtürzen, das Feld ſich lichten zu ſehen, für einen Feldherrn ſoll es ein Götter-

ſchauſpiel bieten. Da, wenn er auf der Höhe hält, den Tubus in der Hand, ſein Schlachtroß unbeweglich unter ſeinen Lenden, da ſoll Napoleon ein Gott ſein. Ein Bewegen mit dem kleinen Finger, ein Seitenblick, ein Zucken mit der Lippe, die Adjutanten verſtehen es, neue Bataillone wälzen heran, ſie füllen die Lücken, um wieder — Lücken zu werden —"

„Bis eine kleine Kartätſchenkugel, matt nur noch im Sande hüpfend, auf den Hügel ſpringt und den Gott vom Pferde reißt."

„Qu'importe! So zu ſterben, wäre auch Wolluſt. — Sind wir nicht Alle zu Feldherren geboren, die wir über die Maſſe uns erheben? Dieſe Maſſen, die nichts ſind ohne den Geiſt, der ſie regiert, Knäuel grauen Gewürmes, ein Durcheinander ohne Unterſcheidung, wenn nicht ein Lichtſtrahl ſie färbt. Wir färben ſie, geben ihnen Leben, Ordnung, Zweck des Daſeins — haben wir nicht dafür Recht, über ſie zu ſchalten wie der Schachſpieler? Futter für's Pulver, nicht wahr? — Ich kann die Frau da begreifen, wenn es wahr iſt, was ſie von ihr erzählen. Mit Menſchenleben ſpielen wie mit Schachpuppen, warum ſoll es nicht zum Kitzel werden, dem man nicht mehr widerſteht."

„Die Unglückliche! Sie wollte gewiß keine Verbrecherin werden."

„Wer will das! Sie wollte nur Glück um ſich verbreiten, aber weil die Menſchen eigenſinnig ſich ihres auf eigne Weiſe ſuchen, ward ſie erbittert, bis — bis — Ja — weil ſie nicht Muth hatte zu

ſündigen, darum ward ſie Verbrecherin. Eine Philoſophin — ſie hatte ihre Götter ſich ſelbſt geknetet — weiß ich, aus welchem Koth! — Wer den Gott des Lebens nicht kennt, ſeine Beſeligung, dürſtet doch nach einer anderen. Der Gott des Todes gewährt ſie auch, und wem die großen Würgeengel nicht zu Commando ſtehen, wie Bonaparte, läßt ſich mit den kleinen genügen. Die Gemeinheit ſagt, ſie hätte es aus Rache gethan. Nein, ich vertheidige die Frau. Auch ſie nur ein Werkzeug in ſeiner Hand."

„Sie würde mit ihrer erlauchten Vertheidigerin ſchwerlich zufrieden ſein."

„Herr von Wandel wird ſie allerdings beſſer vertheidigen, weil er ſie beſſer kennt."

War das ein Baſiliskenblick? — Er wollte ſprechen — aber er ſtotterte nur von Gott und reinem Bewußtſein. Wenn ſie unſchuldig, werde jener ſie ſchützen, dieſes ſie tröſten.

„Reden Sie doch nur in Sprachen, die Sie verſtehen, herrſchte die Fürſtin ihn an. Wenn Gott ſeine Zuchtruthe am Himmel aushängt für die Völker, ſtraft er auch die Einzelnen. Merken Sie ſich das, Herr von Wandel. Wenn Peſtilenz, Krieg, Verderben in einem Lande ausbricht, kommt es nicht angeweht vom Winde, es bricht von Innen heraus, wie ein Geſchwür von den faulen Säften. Merken Sie das. — Werden Sie noch hier bleiben? Mich dünkt, hier iſt nicht Ihres Weilens. Mich dünkt,

Ihnen könnte Gefahr drohen. — Mich dünkt, man glaubt Sie zu kennen —"

„Wer?"

„Ich nicht, rief mit Nachdruck die Gargazin. Ich will nicht, mir graut, Sie kennen zu lernen. Die Akademie will Sie nicht, aber für Gelegenheit nach Rußland laſſen Sie mich ſorgen — ich könnte Ihnen eine Profeſſur in Kaſan verſchaffen."

Er ſah ſie groß an: „Was iſt's? Wiſſen Sie etwas? Droht mir etwas? Iſt's vorſorgende Liebe, oder ward ich Ihnen läſtig?"

„Ich könnte Sie haſſen."

„Weil Sie mich nicht bekehren können."

„Nein, ich zittre, wenn ich Sie anſehe. Jetzt begreif' ich's, wie die erhabene Katharina vor Abſcheu und Wuth zittern konnte —"

„Wenn Lieblinge nicht fühlten, daß es ihre Pflicht ſei, vor ihr zu verſchwinden, wo ihre Gunſt ausging. Allerdings ein großes Verbrechen der Undankbaren, durch ihren Anblick der Czarewna eine Erinnerung zu verurſachen, die ſie in angenehmeren Phantaſieen ſtörte. Es war eine ſehr zartfühlende Fürſtin. Erlaucht, unſer Verhältniß ſteht aber doch anders."

„Es ſteht nichts mehr, es fällt und bricht, wo Alles bricht und kracht. Aber ich möchte nicht, daß etwas vor meinen Augen zuſammenbricht, wo ich mir ſelbſt Mühe gab, es zu bilden, als — meine Laune ſo war. Wollen Sie nach Kaſan?"

Der Legationsrath verneigte ſich zum Abſchied:

„Die Luft dort iſt mir zu ſtreng.“

„Was feſſelt Sie hier?“

„Erlaucht wiſſen —“

„Unmöglich — nein — abſcheulich — das traue ich Ihnen doch nicht im Ernſt zu.“

„Eine mariage de raison, weiter nichts. Wenn wir mit den Leidenſchaften und Phantaſieen zu Rande ſind, behält die Vernunft das letzte Recht.“

„Mir aus den Augen!“

„Was that Madame Braunbiegler, Euer Erlaucht Zorn zu erregen?“

„O mehr als abſcheulich — widerwärtig — eine Verſündigung gegen Geſchmack, Gefühl, Aeſthetik! An einen trunkenen Silen konnte die Nymphe ſich hängen, da war im Epheu holder Wahnſinn — aber das Thier, das im Schlamme der Gemeinheit ſich wälzt, das wagten die Griechen ſelbſt nicht — Und mit Bewußtſein, klar ſehend — Mir aus den Augen — da iſt die Treppe — wenden Sie ſich nicht um — Ich will Ihnen nicht wieder in's Geſicht ſehen — nie, nimmermehr!“

Wandel hatte ſich noch tiefer verneigt und — er ſtand ſchon auf der Treppe. Da aber wandte er ſich doch um. Es mußte ein eigner Blick ſein. Sie ward roth und blaß:

„Erinnern Sie ſich, rief ſie ihm nach, daß Sie keine Zeile Schriftliches von mir in Händen haben. — Ich kenne Sie nicht. — Fort — hinunter — Scheuſal — ſchneller!“

Neuntes Kapitel.

Auch ein Satz in die Löwenhöhle.

Er war ſymboliſch die Treppe hinunter geworfen. Er machte ſich keine Illuſionen darüber. Aber warum? — Weil er das äſthetiſche Gefühl der Fürſtin verletzt? Weil grade dieſe Rivalität ihren Schönheitsſinn empörte? — Ein höhniſches Lächeln ſchwebte auf ſeinen Lippen. Er litt zum erſten Male ungerecht. Er hatte nie im Ernſt an die Heirath gedacht; vielleicht, weil auch ſeine Aeſthetik ſich dagegen ſträubte, vielleicht, weil er wußte, daß die reiche Braunbiegler eine Feſtung ſei, die mit den Künſten und Mitteln, über welche er gebot, nicht zu erſtürmen ſei.

Unrecht leiden, und die Wahrheit nicht ausſprechen dürfen, die uns frei machte, iſt eine Marter. Die Lüge, um die er verſtoßen war, gehörte zu einem Syſtem oder Gewebe, das noch nicht zerriſſen war. Aber er hatte zu dieſem Schmerz, der edleren Seelen vorbehalten iſt, keine Zeit. Es waren ganz andere Vorſtellungen, die ſeiner ſich bemeiſterten.

War es nur eine Weiberlaune, welche plötzlich

in ihr aufgestiegen, und hatte die Aufwallung einer Phantasie so lange, künstliche, wenn auch nie ganz feste Bande gesprengt? Oder lag etwas Bestimmtes zum Grunde?

Mit jedem Schritte gewann die letzte Vorstellung an Gewicht. Eine fürchterliche Ueberzeugung, aus Kettengliedern zu einer Kette geworden. Er war nicht mehr, oder vielmehr, er galt nicht mehr, was er gegolten. Wer giebt einem fadenscheinigen Rock seine Wolle wieder! Sein Kopf senkte sich, seine Füße wurden schwerer. Der frühe Morgen war ein Glück für ihn; er begegnete keinen Bekannten. Der große Menschenkünstler hätte seine Aufregung nicht verbergen können.

Dort stand er an der Ecke, zaudernd, drei Wege vor ihm, der eine führte zur Post. Seine rechte Hand griff unter den Rock, an die Stelle, wo das Herz sitzt. Ob er dessen Pochen hörte, es unterdrücken wollte? Ueber dem Herzen war aber auch die Brusttasche des Rockes, in dieser sein Taschenbuch, und in demselben steckte ein von allen Gesandtschaften visirter Paß in's Ausland. Es waren auch vielleicht mehre Pässe auf mehre Namen. — Sein Sinnen in dem Augenblicke war, ob er nach der Post eilen, Extrapost nehmen, und die Stadt und das Land auf immer verlassen solle? Vielleicht ließ er damit mehr hier zurück, als den Staub seiner Füße — seinen Namen. An einem andern Orte tauchte er unter einem andern neugeboren auf; die Welt ist groß.

Aber vor seinen Augen mußte sie nicht so groß erscheinen, als er, mit den Zähnen die Unterlippe kneifend, vor sich hinstarrte. Auf der Landkarte, die sein Auge in der Luft vor sich zeichnete, sah er vielleicht Städte und Länder, die ihm schon verschlossen waren. Indem schallte Reitermusik die Straße herauf. Berittene Rekruten sangen das jetzt so beliebte:

Frisch auf, Cameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!
In's Feld, in die Freiheit gezogen!

Sie schaukelten sich dabei, noch ungeschult, in toller Lustigkeit in den Sätteln.

„Was ist diesen Bauerlümmeln Freiheit — was Vaterland! rief es in ihm. Der Stock ihr Meister, und doch gehn Sie muthig dem entgegen, dem sie nicht ausweichen können; sie müßten denn desertiren. Und das Desertiren hat in diesem Lande mehr Gefahr, als — dem Feinde stehen. Ich will auch nicht desertiren."

Er ging weiter; nicht nach der Post, aber doch schien er noch unschlüssig, wohin. War es Zufall, daß seine Schritte sich nach dem Hotel des französischen Gesandten lenkten? Alles war hier in Thätigkeit, Packwagen standen unter dem offenen Thorweg; aber auch eine Kutsche angespannt auf der Straße. Laforest wollte Abschiedsbesuche machen. Wenn Wandel hier angeklopft, würde er bereitwillig aufgenommen sein; er ging unschlüssig bis an die Stufen, aber — er mußte Gründe haben, weshalb er nicht anklopfte. Er ging rasch vorüber, und

athmete auf. „Er ist doch nur ein Meteor! sprach er für sich. Wenn er untersinkt, wo bleibt Napoleons Schweif!“ Wir glauben, daß Wandel sich hierin selbst belog. Er hatte andere Gründe, weshalb er Frankreich nicht mehr betrat.

Er war auf eine Bank unter den Linden hingesunken. Zwei Morgenspaziergänger, die einen Brunnen tranken, setzten sich ebenfalls. Nachdem sie über die Wirkungen des Wassers sich des Längeren unterhalten, sprachen sie auch von der Lupinus und ihrer Verhaftung. Die Geschichte erhielt neue Wendungen. Sie war nach des Einen Conjectur eine geborne Giftmischerin aus Instinct. Er wollte gehört haben, sie hätte schon in der Schule angegiftet, dann als fünfzehnjähriges Mädchen zuerst ihren Vater und darauf ihre Mutter complet vergiftet. Die Zahl ihrer übrigen Opfer lasse sich gar nicht berechnen, und sie thue es ohne allen Zweck und Vortheil, nur weil es in ihrem Blute liege. Sie könne es nicht lassen. Der Andere wollte entgegengesetzte Nachrichten haben: sie sei eine wohlerzogene und sonst treffliche Frau gewesen, aber die Neigung zu einem fremden vornehmen Herrn habe sie aus Rand und Band gebracht. Sie hätte sich zuerst selbst vergiften wollen, weil er ihre Leidenschaft nicht erwiedert, ihre Blicke nicht verstanden. Dann aber hätten sie sich verständigt, und der fremde Herr merken lassen, daß, wenn sie frei wäre, und nicht Manches sonst im Wege stände, er sie gern heirathen würde. Darauf hätte

sie eine Pflegetochter und die Kinder ihres Schwagers vergeben. Bei der ersten sei es noch zu rechter Zeit gemerkt worden und man hätte sie aus dem Hause geschafft; die Kinder wären draufgegangen. Der fremde Herr hätte darauf zu ihr gesagt: so sei es gar nicht gemeint gewesen, und er habe auf immer von ihr Abschied genommen. Da aber hätte sie grade schon auch ihren Mann vergeben gehabt, und wäre von der Alteration außer sich gerathen. Alles war ja umsonst gethan.

„Ich weiß nicht, Herr Geheimsecretair, sagte der andere Geheimsecretair, ich weiß nicht, ob ich nicht den andern vornehmen Herrn auch bei den Ohren faßte."

„Wird auch geschehen, rief der Angeredete dem klugen Manne in's Ohr. Gestern im Casino hörte ich so etwas, unter uns gesagt, daß der Herr Regierungsrath von Fuchsius auf ihn vigilirenließe, ist da was, — man weiß nur nicht, was — Indeß man wird ja davon hören."

Bald darauf klingelte es heftig in der Wohnung des Rath Fuchsius, auch noch in früher Morgenstunde, denn der Rath saß im Schlafrock und Pantoffeln beim Kaffee und Pfeife. Ein fremder Herr wünschte in einer dringenden Angelegenheit ihn zu sprechen, und ehe noch der Bescheid hinausging, war der Legationsrath schon eingetreten.

Zwei fein gebildete Männer sind um den Anfang eines Gespräches nicht verlegen, ohne das Wetter

Zeiten Schwedens Scenen der Art aufweisen kann, wiewohl bis hierher die Ländersireitigkeiten zwischen dem alten Dänemark und Schweden sich erstreckten. Politische Gränzen hat sie eigentlich nicht mehr, indem die neuere Eintheilung des ganzen Landes in Regierungsbezirke (Läne) wenig auf die alt-historische Eintheilung Rücksicht genommen hat. Smaland gehört zu den mindestergiebigen Provinzen des Reiches; es möchte auch in der Bevölkerung keinen Vergleich mit den benachbarten aushalten. Merkwürdig blieb uns bei dieser wilden Buschnatur, daß die Straße, gegen jeden Waldfleck zu, eingezäunt war, ob zum Schutz des Weges oder des Busches weiß ich nicht. Ein Waldfrevel wird weder dadurch verhütet, noch ist Gefahr vorhanden. Das etwa dadurch eingehegte Vieh würde sich eben so wenig dadurch abhalten lassen.

Adelige Schlösser, die in Södermannland und Gothland uns noch häufig begegneten und an der Meeresküste, z. B. in Blekingen, wieder sehr häufig werden, blickten hier wenig aus dem Waldesdickicht vor. Die Nacht freilich mochte vieles verbergen. Doch muß ich noch gedenken der anmuthigen Lage des Schlosses Löwstad, dem

zu Hülfe zu rufen. Aber Wandel unterbrach den schönsten Fluß der Introduction, bei der Fuchsius ihn nicht einmal gefragt, was ihm die Ehre des Besuches verschafft, indem er den Hut auf die Erde fallen ließ und, mit beiden Ellenbogen auf den Tisch sich stützend, die Hände gegen die Stirn drückte:

„Mein Gott, wozu das Alles! — Sie wissen, warum ich hier bin. — Die Arme, Unglückselige! — Sie flehen mich in unaussprechlicher Angst und Verwirrung — ich kann kaum meine Worte fassen — Verzeihen Sie, wenn ich Ungehöriges rede — Sie wissen aus eigner Anschauung, in wie naher Verbindung ich mit ihr stand —"

„Um so schmerzlicher, kann ich mir denken, entgegnete Fuchsius, muß die Beschuldigung, welche die Dame trifft, einen edelgesinnten Freund berühren."

„Ich danke Ihnen für diese schonende Sprache. Eine Dame — wenn sie schuldig ist, ich meine, nach Ihrer Ansicht, gleichviel, ob es nur Ihre moralische Ueberzeugung ist, oder eine, die sich auf Beweise gründet, erlauben Sie mir wenigstens, ihrem ältesten Freunde, sie in unserm Gespräch als eine arme, unglückliche Dulderin zu bezeichnen."

„Da der Jurist die Regel gelten läßt: Quilibet bonus praesumitur, donec contrarium probetur, versteht sich dieses Recht für einen so intimen Freund von selbst."

In Wandels Gesicht blitzte eine Freude auf. Er reichte seine schön geformte weiße Hand über den

Tisch dem Rath: „Dank, tausend Dank!“ Sie erquicken mein Herz. Und wenn es nur Täuschung, ja Selbsttäuschung wäre, es ist wenigstens ein schöner Augenblick. Das erlauben Sie mir, ohne Schmeichelei, hinzuzusetzen: die Geheimräthin hat den Trost, keinem gewöhnlichen Criminalisten in die Hände gefallen zu sein. Still — still — ich weiß, welchen Werth es für einen Angeschuldigten hat, einen Untersuchungsrichter von Weltbildung, wahrer Humanität zu haben, der zugleich ein Psycholog ist, einen Mann, der nicht, wie die meisten rohen Empiriker, aus dem Dunstkreis der Verbrecherhöhlen und Strafanstalten seine Menschenkenntniß geschöpft hat, und nicht die holde Röthe der Scham, die Bluträthe des Schreckes und der Entrüstung für ein Schuldbekenntniß hält.“

Fuchsius hatte seine Pfeife gestopft, ohne für nöthig zu halten, auf das Compliment zu antworten; seine Hand hatte er nur zaudernd und wie scherzend von der des Legationsrathes erfassen lassen. „Ist Ihnen das so bekannt?“ entgegnete er, scheinbar nur mit dem Luftzug der Pfeife beschäftigt.

„Ja, sagte Wandel mit fester Stimme. Und nun, ohne Umschweife, wie es sich unter Männern ziemt: was haben Sie über mich disponirt?“

„Sie vergessen, daß ich mit der Diplomatie nichts mehr zu thun habe.“

„Mein Gott, wozu die Komödie! Bin ich ein fugae suspectus? Haben Sie mich nicht in Ihrem

Hause? Mit einem Worte: werden Sie mich verhaften lassen?"

„Ich — Sie? — Das ist eine sonderbare Frage. Sind Sie denn angeklagt?"

„Qui s'excuse s'accuse, wollen Sie damit sagen. Wohlan, ich betrachte mich als ein Angeklagter, und frage Sie offen heraus: habe ich mich als ein Surveillirter zu betrachten, oder habe ich die Captur zu gewärtigen? Um Anordnungen wegen meiner Güter zu erlassen, liegt mir viel daran, es zu wissen, und ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir gradaus Ihre Absicht mittheilten."

„Die Criminaljustiz schreitet bei uns nur im Fall dringender Verdachtsgründe zur Captur."

„Nun, sind das für Ihre Justiz nicht dringende Gründe, daß eines intimen Umganges mit der Geheimräthin das Gerücht mich bezüchtigt, und ich räume es ein, es war mehr als Gerücht. Ich war fast täglich in ihrem Hause, ich führte ihre Geldgeschäfte, ich wußte um Dinge, die Niemand sonst weiß. Sie war eine nervös-hysterische Kranke, eines jener zartgestimmten Instrumente, die eine ganz besondere Behandlung erfordern, um nicht immer Disharmonien zu hören und von sich zu geben. Sie hatte einen Widerwillen gegen die Aerzte, welche sie nicht so zu behandeln verstanden, oder es nicht wollten. Ich mußte ihr kleine sympathetische Mittel verschreiben; es war oft Betrug dabei, das gestehe ich ganz offen, denn solche Kranke, die sich stets selbst täuschen,

verlangen, auch von ihren Aerzten getäuscht zu werden. Im Verlauf der Zeit war sie auch damit nicht zufrieden, sie wollte selbst operiren. Wie ich auch dagegen mich sträubte, sie bestellte sich bei Herrn Flittner eine kleine Hausapotheke, und ich mußte den Vermittler spielen. Herr Regierungsrath, alles das sind schon Verdachtsgründe, auf die ein gewöhnlicher Richter mit beiden Fäusten zugreifen würde. Aber — ich empfand eine Achtung für die seltene Frau, die mit jedem Tage wuchs, die, weil ich sie erwiedert glaubte, zu einer Seelenharmonie ward. Und eben so offen gestehe ich Ihnen, ich träumte grade nicht davon, denn dazu bin ich zu alt, aber ich malte mir das Glück, dereinst den Rest meines Lebens an ihrer Seite verleben zu können. Dabei war nichts Arges von meiner Seite, denn mein seliger Freund war um zwanzig Jahre älter als seine Frau, kränklich, sehr kränklich, die Aerzte schenkten ihm kaum noch einige Frühlinge, obgleich sie es aus Schonung der Geheimräthin verschwiegen. Ich hatte mich getäuscht, auch das ist Ihnen bekannt. Sie gab mir einen Korb, als ich nach dem Hinscheiden des Edlen auf die schöne Fernsicht hinwies. Einen entschiedenen, deutlichen Korb, indem sie mich zu enttäuschen suchte, daß sie je andre Empfindungen für mich gehabt, als die einer Seelenharmonie. Hierin, behaupte ich eben so offen, hat sie sich getäuscht. Aber das ist das Eigenthümliche in diesen so für höhere Einflüsse immer gestimmten Seelen, daß sie den Ein-

druck des Momentes übertragen auf Vergangenheit und Zukunft. Sie hatte ſich an dem Sterbelager des Gatten überwunden, und dieſen Sieg datirte ſie weiter zurück. — Doch wohin verliere ich mich. Ich hatte daran gedacht, wenn ſie frei ward, um ihre Hand zu bitten, mein Intereſſe war daher des Geheimraths früher Tod; er iſt früher geſtorben, als man erwartet, es heißt, nicht auf natürlichem Wege, ich war bis dahin, wenn nicht täglich, doch ſehr oft in ihrem Hauſe, im nächſten Verkehr mit der, welche man der Giftmiſcherei bezüchtigt, ſie empfing. Specereien, wobei mein Name genannt ward — ich will mich auch gar nicht darauf berufen, daß ich grade in letzter Zeit ſeltener anſprach — ich hielt darauf wirklich um ihre Hand an, wollte alſo meinen Vortheil geltend machen. Nun, mein Herr, entſcheiden Sie, ob das in Ihrem Lande dringende Verdachtsgründe ſind."

Fuchſius hatte ihn feſt angeſehen: „Ich kehre die Frage um: was würden Sie in meiner Lage thun? Sie haben die Rechte ſtudirt."

„In Amerika ließe ich den Mann auf der Stelle verhaften. Ich erinnere mich eines ähnlichen Falles, wo ich als Friedensrichter ſo handelte. Es ergab ſich nachher, er war unſchuldig. Aber Sie müſſen den amerikaniſchen Charakter, die beſondern Verhältniſſe beachten. Standesrückſichten giebt es nicht; die feineren Bezüge der Seelenkunde gehören dort nicht vor Gericht, nichts als die matter of fact. Ich weiß,

ich ſtoße ſo oft an, indem ich mich in die europäiſchen Verhältniſſe noch nicht wieder zurechtfinde.“

„Ich höre zum erſten Mal, daß Sie in Amerika waren, Herr Legationsrath.“

Wandel lächelte: „Ich ehre die Rückſichten, die ein Criminalrichter hat, auch ſchon Ermitteltes vor dem Inquiſiten zu ignoriren. Ich aber habe keinen Grund, zu verleugnen, daß ich erſt Anfang dieſes Jahrhunderts aus der andern Welt zurückgekehrt bin.“

„Wo Sie doch nicht geboren wurden?“

„Eine Vorahnung, was die Revolution uns bringen würde, trieb mich ſchon bei ihrem Ausbruch dahin! ſagte Wandel mit einem tiefen Seufzer. Wäre ich doch nie zurückgekehrt! Man muß geſtehen, die Revolution hat mehr und Tieferes zerſtört, als Königreiche und Fürſtenthümer.“

„Vielleicht auch dem nur den letzten Stoß gegeben, was längſt in ſich zerſtört war,“ ſagte der Rath.

„Sehr wahr! Eine tiefe Wahrheit, Herr Regierungsrath. Wenn ich der ſchlichten Sitten, der Natureinfalt gedenke in unſerm Dorfe, nicht bei den Landbewohnern allein, auch in unſrer Familie, wie ſie traulich Abends unter den Lindenbäumen vor der Thür des reinlichen holländiſchen Hauſes ſaßen und ihren Thee tranken bei der weißen Thonpfeife. Wer dachte bei dieſen glücklichen Landbewohnern an das alte Herrengeſchlecht der Vanſitter. Und als ich zurückkehrte!“

„Vanſitter! wiederholte Fuchſius, und blickte mit einer nicht erkünſtelten Verwunderung den an, von deſſen Lippen dieſes Wort geflossen war. Wandel, der ſich nicht aus ſeiner Ruhe bringen ließ, lächelte fein:

„Ja, wie Ihnen wohl auch ſchwerlich geheim blieb, gehöre ich zu dieſer, leider nur zu ausgebreiteten Familie.“

„Sie ſtammen aus Geldern?“

„Wo die Familie herſtammt, darüber befragen Sie die Heraldiker. Ja, ein großer Theil von Geldern, Yſſel, glaube ich doch ſogar mehre der größeren frieſiſchen Inſeln, gehörten zu den Beſitzthümern dieſer alten ſaſſiſchen Dynaſten. Soll ich etwa ſtolz darauf ſein! Von der Herrlichkeit der Familie blieb nichts über als die Firma Vanſitter in Kopenhagen, und dies reiche Handlungshaus, welches vermuthlich Ihre Notiznahme veranlaßt, iſt ſchon längſt durch eine Erbtochter in andere Hände übergegangen. Sic transit gloria mundi, mein Herr Regierungsrath. Die echten Abkömmlinge der Vanſitter ſind über die Erde zerſtreut, wie Ihre Becker und Schulzen.“

„Wie aber kamen Sie zum Namen Wandel?“

„Da lauert wohl die arrière pensée, daß ich meinen aus Gründen verwandelt hätte! Allerdings, und wieder auch nicht. Der Zweig, dem ich angehörte, war ſchon ſeit einem Jahrhundert aus den Niederlanden nach Dänemark übergeſiedelt, aber den Grad meiner Verwandtſchaft mit der großen Firma

bin ich nicht im Stande Ihnen anzugeben, denn schon mein Groß-Oheim, der Gouverneur von Surinam, äußerte lachend: wenn man alle Vansitter in einen Sack würfe, würde Gott im Himmel selbst seine Mühe haben, sie wieder zu rangiren und jeden an seinen Platz zu stellen. Ehe ich nach Amerika ging, hatte allerdings mein Vater mit seinem Bruder Moritz Wilhelm eine unserer Stammbesitzungen in Geldern, Wandel, von entfernten Vettern wieder erstanden. Aber lassen Sie mich davon schweigen, wie ich es nach meiner Rückkehr wiederfand. Nach der Schlacht von Gemappes war es geplündert, ecrasirt, die Särge meiner Vorfahren — doch genug davon! Dennoch fand ich mich bewogen, wieder den Namen Wandel anzunehmen, mit welchem Recht, das interessirt Sie nicht — aber beruhigen Sie sich, ich hätte nöthigenfalls verbriefte Nachrichten über diese Berechtigung nachzuweisen — aber das Motiv können Sie sich leicht denken. Nicht wegen des Vansitter, der von den holländischen Patrioten gehängt war, angeblich als preußischer Spion — der politischen Sphäre ward ich längst fremd — aber ein anderer Vansitter hatte ja, — war's in Brüssel oder Brügge, die famose Entführungsgeschichte in der Familie Bruckerode — selbst bis in die amerikanischen Urwälder verfolgten mich die Zeitungen mit diesen saubern Familienerinnerungen. A propos, weiß man gar nicht, was aus diesem, meinem unglücklichen Vetter geworden ist?"

„Wer weiß von allen Opfern, die im Strudel der Revolution untergingen!“

„Deſto beſſer für ihn. Ich hörte einmal dunkel, er ſei mit Napoleon nach Aegypten gegangen, und in Syrien wie die andern Zurückgelaſſenen aus dieſer Welt geſchieden. Wie dem ſei, er hat ſeine Thorheiten oder ſeine Vergebungen gebüßt, und ſo wenig ich auf meine altariſtokratiſche Abkunft ſtolz bin, fühle ich mich verlegen durch die präſumtive Verwandtſchaft mit einem Vaurien. Wir Alle, mein theuerſter Regierungsrath, leben nur für die Gegenwart. Ihr und uns gehören wir an; ein Thor, wer weiter hinaus will, und nun, Ercus für die Abſchweifung, zu unſerer unglücklichen Geheimräthin zurück. — Hat ſie wirklich noch nichts eingeſtanden?“

„So nehmen Sie an, daß ſie etwas einzugeſtehen hat?“

Wandel war aufgeſtanden. Er ſchien ein ſchweres Wort aus der Bruſt zu preſſen: „Ja, wie die Dinge ſtehen, kann ich einer Vermuthung mich nicht erwehren. Und — offenherzig — kann man ein notoriſches Factum beſtreiten? Sie hat die ganze Schule an Königs Geburtstag nach den Zelten eingeladen; ſie hat ſie dort bewirthet mit Kaffee und Kuchen: ſie ſelbſt bereitete den Kaffee, ſie hatte den Zucker mitgebracht, den Kuchen zu Hauſe gebacken. Die Lehrer und Hunderte von Zeugen ſtanden umher und ſahen —“

„Daß drei oder vier Kinder unwohl wurden und nach Hauſe gefahren werden mußten, weil ſie ſich den

Magen überladen hatten. Alle sind wieder hergestellt. Das ist ein leeres Stadtgeschwätz.“

„Gott sei Dank! Aber, unter uns, wir Beide waren im vorigen Jahre selbst Zeugen von der plötzlichen, unerwarteten gefährlichen Erkrankung der Kinder ihres Schwagers —“

„Die ebenfalls auf dem natürlichsten Wege von der Welt erfolgte.“

„Das konnte sein, Herr Regierungsrath. Aber in Verbindung mit jenem nachfolgenden Factum gewann die Sache für mich — ja, vor dem Richter ist es Pflicht, die innerste Ueberzeugung auszusprechen — sie gewann dadurch ein mehr als bedenkliches Ansehn.“

Fuchsius blickte ihn verwundert an.

„Mein Herr Regierungsrath, Hamlets Wort von dem zwischen Himmel und Erde hat eine Bedeutung, die wir mit unserer Philosophie nicht lösen. Erklären Sie mir den Instinct der Kinder, der vielen jungen Mädchen, die ohne allen Grund, ohne ein denkbares Interesse, nur einem dunkeln Triebe folgend, Feuer anlegen. Wie viele ähnliche, grauenhafte Erscheinungen zeigt die Criminalgeschichte aller Völker, von sonderbaren Gelüsten, die zum Verbrechen, zur entsetzlichsten Atrocität sonst gut geartete Seelen antreiben. — Die Lupinus hat keine Kinder, ich weiß, wie der Mangel, die Sehnsucht danach auf Saiten ihres Gemüths hämmert. Sie springt Nachts aus dem Bette, wandelt umher, den Leuchter in der

Grafen Piper zugehörig, auf dem Wege von Norköping nach Linköping. Die feudaliſtiſch hohen Mauern ragten aus dem herbſtlichen Schloßpark einladend vor, und einzelne Eichen grüßten wieder aus den Birken und Tannen vom Schloßberge herab die Deutſchen Wanderer. Statt der Schlöſſer trafen wir in Smaland zuweilen auf die Tingshäuſer (Gerichtshäuſer), welche, auch von Holz, aber abgeſondert neben den Gaſtgeberhäuſern, meiſtens unbewohnt ſtehen. Von Akten ließ ſich nicht viel blicken, dagegen waren die Schränke, Tiſche, Stühle, und namentlich der richterliche Großvaterſtuhl, immer in beſter Ordnung. Den Reiſenden waren dieſe ehrwürdigen Häuſer darum willkommen, weil die nebenliegenden Gaſthöfe gemeiniglich beſſer beſchaffen waren, als auf der ſonſt unbewohnten Route. Fanden wir doch noch zuweilen die Reſte einer richterlichen Küche vor.

Wie ich von der Jämteländiſchen, möchte ich noch beſonders von der Smaländiſchen Kälte ſprechen, wiewohl dieſe hier mehr von der Jahreszeit, dort von der rauhen, hohen Lage zwiſchen ſchneebedeckten Bergen herrührte. Qual und Freude der nächtlichen Fahrten zu ſchildern, ver-

Hand — so sagten mir wenigstens ihre Kammermädchen — sie sucht an den Wänden und ruft: wo sind meine Kinder! Die Magie der Natur lehrt uns die Wahlverwandtschaft der Gegensätze. War der Prozeß so undenkbar, daß sie plötzlich das tödtlich haßte, was sie liebte und entbehrte, daß sie die glücklichern Eltern, die sie beneidete, verfolgte! Es ist ein schauerliches Geheimniß der Natur, eine Exception von der Regel, aber diese ganze Frau ist eine Anomalie. Angenommen dies, konnte ich sie nicht vertheidigen, vielleicht nicht mal entschuldigen, aber als mitfühlender Nebenmensch konnte ich an ihre That glauben und sie doch nicht verdammen."

„Ich kann Ihnen die Beruhigung geben, sagte Fuchsius, daß so wenig als die Schulkinder in den Zelten durch Kaffee, die der Lupinus durch die Chocolate vergiftet sind."

Wandel richtete sich auf, ein tiefer Athemzug schien ihn zu erleichtern und sein Gesicht klärte sich auf. Ehe Fuchsius sich dessen versah, fühlte er sich embrassirt:

„Mein theuerster — Sie edler Mann, Ihr Wort ist Leben. Es hat eine Last, eine Angst, eine unbeschreibliche Angst von seinem Herzen gewälzt. Sie war rein, ich bin der Sünder, der das für möglich hielt, der mit seinem heillosen Argwohn — o Gott, ich weiß nicht, was ich rede — Dank, tausend Mal Dank, sie ist gerettet —"

„Gemach, mein Herr!"

„Sie iſt für mich gerettet. Um das Uebrige kümmere ich mich nicht.“

„Es bleibt, dünkt mich, noch viel übrig.“

„Das Andre, ich bitte Sie — nicht wahr, ſie ſoll auch ihren Hausknecht vergiftet haben, und ihren Mann mit Bücherſtaub, und ein Attentat mit Trüffelwürſten, die ſie ihrem Schwager Lupinus ſchickte. Erlauben Sie mir, daß ich darüber herzlich lache. Nach einer ſo ernſthaften Stunde fühlt man zuweilen das Bedürfniß. Nun inquiriren Sie, Liebſter, ſo viel Sie wollen, wenn Sie mir nur ſagen, ſie hat keine Kinder vergiftet —“

„Das ſagte ich nicht unbedingt.“

„Bedingt oder unbedingt, mir gleich viel.“

„Man hat eine Subſtanz gefunden —“

„Die wie Arſenik ausſieht. Liebſter Fuchſius, ich will Ihnen etwas zugeben, ich will ſehr viel zugeben, es iſt Arſenik. O es iſt zum Todtlachen! In den Bücherſtaub ſoll ſie ihn gemiſcht haben! Nicht wahr? Da muß ſie ihn vorher im Mörſer ſtampfen, reiben, ausſchütten, in ein Behältniß, eine Schachtel füllen, damit ja nichts vorbeifällt; dann muß ſie es in eine Streuſandbüchſe thun und nun in die Stube ſchütten, ſchwenken, ſprengen. Erlauben Sie mir, wenn das die Frau vermochte, ohne ſich ſelbſt zu vergiften, verdiente ſie ein Prämium der Akademieen.“

„Der Staub auf ſeinen Lieblingsbüchern iſt unterſucht und [illegible]bſtädt hat Arſenik darin gefunden.“

„Der gute Hermbstädt! Versuchen Sie mich recht, ich zweifle gar nicht daran, ich wundre mich nur, daß Hermbstädt ihn gefunden hat. Ich will ihn finden, wo Sie wollen: da hier im alten Lederrücken des Stuhls, in Ihren Pantoffeln, Arsenik ist überall, selbst in Ihrem Blute. Es kommt nur darauf an, ihn zu secretiren. Verrathen Sie mich nicht den trefflichen Männern hier, sie sind alle meine guten Freunde; aber man kann ein sehr guter Mensch und Freund und doch ein sehr bornirter Chemiker sein. Entre nous soit dit, wie mancher Ruhm wird hier erblassen, wenn die junge Schule in Paris aufkommt. Namentlich in den Apparaten, um verborgene Substanzen zu entdecken. Hören und Sehen wird den Herren vergehen, wenn man einen Porzellanteller über den Körper hält, ein lindes Kohlenfeuer darunter, und auf der weißen Glasur spiegelt sich Alles ab, was im Leichnam versteckt war. Dadurch wird manches Geheime an den Tag kommen; aber aus des Geheimraths Stube Alles eher, als ein Verbrechen — oder fand man etwa Arsenikstücke in seinem Magen? Die müßten freilich von außen hineingekommen sein."

„Das nicht, aber —"

„Von dem bewußten Staub auf Lunge und Gaumen. Da rufen Sie mich, Theuerster, wenn Sie die Untersuchung nicht aufgeben, und Sie sollen das Wunder sehen, aus seinen schweinsledernen Folianten will ich, vor Ihren Augen, so viel Arsenikstaub

entwickeln, um das ganze Kammergericht, vom Präsidenten bis zum letzten Nuntius, damit zu vergeben. Da würden manche Leute triumphiren, die immer gesagt, daß in den Büchern Gift steckt! — Au revoir!"

„Aber im Magen des Dieners stak positiv ein starker Arsenikstaz. Wie erklären Sie das?"

Wandel verbeugte sich: „Gar nicht; wo das Mädchen anfängt, kriecht die Vernunft in ihr Schneckenhaus. Wenn der Mädchendichter ein Motiv erfindet, warum die Lupinus ihren Hausknecht vergiften mußte, um ihn los zu werden, wo es ganz einfach bei ihr stand, ihn fortzujagen, wenn er ihr nicht mehr gefiel, wird sie auch ein Motiv dafür finden, warum sie dem Hausknecht bei einem Dejeuner Trüffelwürste servirte. Mein Verstand steht still, ich weiß aus dem Mädchen keine andre Moral zu ziehen, als daß ein Hausknecht von einer Geheimräthin sich nicht mit Trüffelwürsten muß traktiren lassen."

Er hatte schon vorhin Hut und Stock genommen, und drückte jetzt dem Rath die Hand: „Ich spreche Ihnen nochmals meinen Dank aus für die Beruhigung, welche die Unterhaltung dieser Stunde mir verschafft hat. Moral! Moral ist das Losungswort jetzt. Ist das Moral, daß ein Publikum, welches diese Frau bis dahin vergötterte, auf solchen Argwohn hin sie sofort für schuldig erklärt und als Scheusal verdammt? Wenn auch sonst Alles bei uns wankt, konnten sie doch auf die Unbestech-

lichkeit, auf den Scharfsinn unsrer Justiz vertrauen. Die steht doch noch rein, unparteiisch da. Oder wäre auch dies nicht mehr? Sie konnten ihr Urtheil, bis sie gesprochen, sparen. Nein, es ist ihre Lust, ihr Kitzel, zu verurtheilen, und mit einer wahren kannibalischen Wollust schwelgen sie darin, das Schlechte noch schlechter zu malen, das Große in's Ungeheure. Mein theuerster Regierungsrath, es ist Vieles in diesem Staate faul, ich sehe vor einem echten Patrioten, der das mehr als Einer fühlt, aber — es ist nicht die Regierung allein, im Volke selbst — wenn die Menschen aller Stände nur erwerben wollen und vergessen, daß alle Güter der Selbstständigkeit und der Nationalehre untergeordnet werden müssen, wenn ein Volk sein Dasein behaupten will, wenn ich dies Treiben sehe, dann ist mir oft, als müsse das Strafgericht vor der Thür stehen — Und steht es nicht vielleicht schon da?"

Sein tiefer Blick war nach oben gerichtet. Er drückte Fuchsius noch einmal die Hand und wollte hinaus.

„Wohin so eilig?"

„Zu meinem alten Geschäftsfreunde, dem unglücklichen van Asten."

„Es kam ja noch nicht zum Aeußersten."

„Das — sehn Sie — das nenne ich gegen die Moralität!"

„Daß er aus Versehen eine Quantität Waaren sich verschrieb, die seine Kräfte übersteigt? Der Wein

lagert in Stettin. Bis der Concurs regulirt ist, finden sich doch vielleicht Abnehmer."

„Wer redet davon! — Sein Sohn, sein einziger Sohn könnte ihn retten, wenn er das Mündel des Alten heirathet. Sechszigtausend — nein, mit den Zinsen müssen es jetzt achtzigtausend Thaler sein, und Demoiselle Schlarbaum ist ein hübsches, sittsames Mädchen, er hat nichts gegen sie einzuwenden, er bekäme eine vortreffliche Hausfrau, aber — der junge Mann denkt höher hinaus, sie ist ihm nicht ästhetisch genug, er hat dem Vater erklärt, betteln wolle er für ihn, nur könne er das Glück seines ganzen Lebens nicht tödten, das wäre Selbstmord an seiner Bestimmung, er gehöre nicht sich allein an, es gebe höhere Pflichten, und was der sentimentalen Redensarten mehr sind. Ich sah eine Thräne im Auge des Alten, als er es erzählte. Und um dieser Tiraden und Sentiments willen läßt der junge Herr, der als ein Muster von Tugend verschrieen ist, den würdigen alten Mann, seinen Vater — ruiniren. Und das loben noch Einige, er hat doch seinen Gefühlen gehorcht! — O Menschen!"

Als der Legationsrath hinaus war, sprach Herr von Fuchsius: „Sollte ich mich doch getäuscht haben?"

Aber der Legationsrath trat wieder ein, ohne anzuklopfen; ja, in seiner Aufregung vergaß er, den Hut abzuziehen.

„Sie fanden ein Residuum von Arsenik im Magen des Menschen, des Bedienten oder Hausknechts?"

„Unzweifelhaftes Arſenikpräparat.“

Wandel fuhr mit beiden Händen an die Stirn, der Hut flog ab, er ſelbſt ſank auf einen Stuhl, einige Minuten ſprachlos:

„Dann bin ich ſein Mörder — ich verſchuldete indirect ſeinen Tod — ich gab den Rathſchlag.“

„Erklären Sie ſich deutlicher, wenn ich bitten darf. Es iſt vermuthlich nur eine Phantaſie.“

„Nein, Wahrheit! Der Menſch litt an einem perennirenden kalten Fieber — Die Aerzte hatten es nicht erkannt, getäuſcht durch zufällige Symptome. Heim macht jetzt Verſuche, das Wechſelfieber mit Arſenik zu kuriren. Er wendet es bei Unbemittelten an, ſeit die China durch den gehemmten oſtindiſchen Handel ſo enorm aufſchlug. Ich erzählte in einer Geſellſchaft von der erſten glücklichen Kur. — Jetzt entſinne ich mich, die Lupinus hörte mit beſonderer Aufmerkſamkeit zu — dieſer Blick, den ich damals nicht verſtand! — Ihre Wißbegierde, ihre unſelige Luſt, alles Gewagte zu verſuchen — o arme Freundin, jetzt wird mir Alles klar, und ich — dein Mörder!“

„Wollen Sie mich jetzt verhaften laſſen; Sie haben ja ein vollſtändiges Bekenntniß!“ ſprach der Legationsrath aufſtehend.

Fuchſius hat ihn nicht verhaften laſſen; aber als er jetzt hinaus war, um nicht wiederzukehren, ſagte der Regierungsrath: „So kann man ſich in einem Menſchen täuſchen. Das iſt der Fluch der vorgefaßten Meinungen.“

Zehntes Kapitel.

Verſchlungene Hände.

Ob die Fürſtin in der Hedwigskirche ihr Herz ausgeſchüttet, wiſſen wir nicht, aber einige Stunden, nachdem wir ſie verlaſſen, finden wir ſie ſchon in vollſtändiger Morgentoilette, wie ſie mit einiger Verwunderung die Meldung eines Beſuches anhört. Der Beſuch ward angenommen und der Geſandte Herr von Laforeſt erſchien im Zimmer, um bald darauf im Fauteuil ihr gegenüber zu ſitzen. Die Fürſtin hatte dieſe — Aufmerkſamkeit, wie ſie ſagte, nicht erwartet.

„Die Scheideſtunde iſt ſo ernſt, daß man über die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln wegſieht," ſetzte ſie hinzu.

„Warum ernſter, Fürſtin, als jede andre Trennung?"

„Weil es eine auf immer iſt."

„Das Wort immer und ewig iſt, dünkt mich, aus dem Lexicon der Diplomatie geſtrichen. Nämlich aus dem zum Gebrauch der Adepten. In der Ausgabe, die in's Publikum kommt, iſt es freilich dick

unterſtrichen; wir ſchließen immer ewige Verträge. Die Formeln aber dürfen wir nie aus dem Auge laſſen, ſie ſind die ewigen Fäden, an denen ein zerriſſenes Gewebe wieder zuſammengeknüpft wird. Man muß auch mit dem Teufel höflich ſein, weil man nie weiß, ob man nicht ſeine Allianz einmal braucht."

„Sie können unmöglich glauben, daß man auch jetzt noch einmal den Bruch kittet."

„Mit dieſen hier? Nein. Gott ſei Dank, die Saat iſt reif zur Ernte, und die Sicheln geſchliffen; für Körbe und Scheuern werden Napoleons Receveurs geſorgt haben. Preußen hat uns viel, ſehr viel Geld gekoſtet. Es wird mit Zins auf Zins Alles wieder zahlen müſſen, auch wenn es darüber drauf geht."

„Ihre Aſſurance laß ich auf ſich beruhen, aber wir ſind Preußens Alliirte."

Laforeſt ſtirnte ſie lächelnd: „Iſt der ſtarke Mann, der einen Knaben hinter ſich auf's Pferd nimmt, weil das Kind allein durch den Wald ſich fürchtet, der Alliirte deſſelben? Eigentlich iſt's ein Zwerg, der ſich an die Kruppe des Rieſen klammert."

„Durch zehn Jahre hat das große Frankreich unter allen ſeinen wechſelnden Regimenten dieſem Zwerge geſchmeichelt."

„Um ſo verdrießlicher ſind wir geſtimmt, und um ſo ſchärfer wird die Züchtigung ausfallen."

„Wenn der Rieſe es zugiebt!"

„Das iſt der Punkt, Prinzeſſin. Wir müſſen

uns darüber klar werden. Der Zwerg hinten auf der Kruppe wird auf die Länge dem Reiter eine lästige Zugabe, er hindert ihn in seiner freien Bewegung und will wohl gar mitsprechen und das Pferd mitlenken. Wenn man ihn vor aller Welt aufhob, und von seiner Großmuth ein Fait machte, kann man ihn nicht immer ohne Weiteres wieder in den Staub setzen."

„Lassen wir die Gleichnisse. Sie sind merveilles in Ihrer Zuversicht auf Sieg."

„Mein Kaiser schlägt nur los, wo er ihn schon in Händen hat."

„Das contrastirt furchtbar gegen den Glauben hier."

„Desto besser. Seit Friedrichs Auge erlosch, sieht man hier durch eine Brille, die ihnen immer das Gegentheil von dem zeigt, wie die Dinge sind. Eine wahre Wohlthat der Vorsehung. Was braucht ein Maulwurf in die Sonne zu sehn! Den Lauf der Gestirne berechnen Andre."

„Sie gefallen sich heut in Paraderieen."

„Ohne alle Gleichnisse, Prinzessin, und aufrichtig, Gedanke gegen Gedanke! Wenn große Mächte über große Fragen mit einander in Streit liegen, so ist die Einmischung der kleinen immer verdrießlich. Was haben sie in die Wagschaale zu legen, wo Kraft, Wille, Genie auf beiden Seiten stehen?"

„Wo das Zünglein der Wage hin und her schwankt, dünkt mich, giebt grade ein kleines Gewicht den Ausschlag."

spare ich jedoch für das nächste und letzte Kapitel und gedenke hier nur eines lustigen Auftritts mitten unter aller Romantik der mondhellen Nacht. Der Frost nämlich quälte uns einmal so arg, daß wir auf einer hellen Sandhöhe, wo der Mond auf das Weiß alle Kälte auszuhauchen schien, plötzlich vom Wagen sprangen, um in der Luna Angesicht, der hier kein Spötter die Keuschheit bestritten hätte, unsere Toilette zu machen. Mit klappernden Zähnen wurden die Felleisen aufgeschnallt und alles, was an Wäsche und Kleidung doppelt geblieben war, herausgeholt. Die grauen Steine der Haide wurden Toilettentische und die Zaunpfähle mußten zu Kleiderhaltern dienen. Keine Glocke konnte sie uns zwar verkünden, aber es war doch die echte Stunde zwischen Mitternacht und Eins. Doppelte Hemden wurden über die Kleider, wollene hohe Strümpfe allenfalls über Schuh und Stiefel gezogen. Was von Beinkleidern zu finden war, mußte Dienste leisten, und doch sehnte man sich nach den Rennthierpelzen, die wir an den Gränzen der Lappländer verlassen. Es mochte ein Auftritt sein, der zu den Maskenspielen eines Shakspeareschen Sommernachtstraums neuen Stoff geliefert hätte.

„Das bestreite ich. In der Theorie mag es richtig sein, in der Praxis grundfalsch. Bundesgenossen bringen Prätensionen mit, und beschweren, hemmen die Macht, die zu entscheiden hat. Wodurch siegte Friedrich? Weil er keine Bagage von Alliirten hatte, weil er immer frei handeln konnte. Wodurch ist dies deutsche Reich mit seinem König und Kaiser römischer Nation, das ehedem die Weltherrschaft prätendirte, untergegangen? Weil seine Kaiser nie frei handeln konnten; an den Rücksichten, die sie allen möglichen Berechtigungen in dem bunten Reiche gewähren mußten. Oestreich verblutet, England lassen wir auf seinem Brett im Meer Rule Britannia singen, die Frage steht nur noch zwischen Frankreich und Rußland. Ich bin wenigstens des Glaubens, daß Rußlands große Staatsmänner die Sache so in's Auge fassen. Es ist der Kampf um die Herrschaft auf dem Continent zwischen dem Occident und dem Orient. Was soll, was hat da mitzusprechen in diesem Kampfe zwischen zwei Kolossen die Bagatelle Preußen?"

„Und doch ist jetzt von ihr allein die Rede. Sie ruft unsern Beistand an, wir gewähren ihn ihr. Außerdem beruft sie sich auf geheiligte Rechte, die mein Kaiser respectirt."

„Rechte! Sagen Sie, in aller Welt, was, Prinzeß, gab diesem Pilz von gestern ein Recht, sich unter die Großmächte einzuschieben, und wenn sie über Weltfragen entscheiden, ein Wort mitzusprechen?"

„Da Herr von Lafereſt Geſchichte ſtudirt hat, bin ich wohl der Antwort überhoben.“

„Es iſt einmal ſo geweſen, aber nun iſt es nicht mehr. Laſſen Sie uns doch darüber klar werden. Ja, ein großer Geiſt hat in einer mesquinen Zeitepoche die Gelegenheit ergriffen und das Problem gelöſt, aus Nichts Etwas zu machen. Ich leugne auch nicht, daß einige andre tüchtige Geiſter, die ihm vorangingen, ihm vorgearbeitet hatten. Giebt dies aber dem Product ein Recht, für immer zu beſtehen? Der große Geiſt ſchläft in Potsdam. Schon jetzt, nach zwanzig Jahren, ſind ſeine Traditionen erloſchen, wie ſein Schatz erſchöpft iſt. Nur ſeine Zöpfe und Kamaſchen ſind noch da; auch die ſchon durchlöchert ſeit der Kanonade von Valmy. Seit dem Basler Frieden ward die Ehre ſchadhaft, der Riß immer größer, ſeine Reputation in Europa iſt aus. — Womit denn erhält man eine unnatürliche Exiſtenz, als durch krampfhafte Exaltation der kleinen Mittel. Sind ſie erſchöpft, dann fällt der ſieche Leib um ſo ſchneller zuſammen. Der Erbe des Emporkömmlings hat das Gut des Erblaſſers verpraßt. Ein Friedrich ſelbſt, wenn ſeine Gruft ſprengte, wenn er mit der berühmten Krücke auf ſeinen Schimmel ſtiege, fände nicht mehr das Material. Er ſiegte über zerſplitterte, uneinige Kräfte, durch die Bewunderung ſeiner Feinde. Jetzt fände er große einige Nationen wider ſich, und die Bewunderung der Völker gehört einem Andern. Laſſe man doch zerfallen, was ſich nicht ſelbſt mehr hält.“

Die Gargazin war nachdenklich geworden. „Die hier ſehen davon freilich nichts!“ ſprach ſie mehr für ſich als zu ihrem Beſuch.

Dem Geſandten ſchien es angemeſſen ihren Gedanken nicht zu Hülfe zu kommen; er fürchtete ein Zurückſchnellen. Diesmal aber recollirte ſich die Diplomatin ſelbſt:

„Und doch, iſt es nicht wunderbar, ein Finger Gottes ſcheint da im Spiel, wie oft hat dieſer Zwerg unter den Staaten aus ähnlichen Calamitäten ſich wieder erhoben, ein Phönix aus der Aſche! Es kann doch plötzlich wieder ein Geiſt aufſchießen —“

„Sehn Sie einen? Einen, der nur begreift, was Friedrich wollte, der ahnt, was er thun müßte, um in ſeinem Sinn zu handeln! Er ging ſeiner Zeit voraus, dieſe Alle ſind im Nachtrabe. Sehn Sie einen Einzigen, frage ich?“

„Einen doch —“

„Der iſt bei Seit geworfen, früh verfault, weil er zu üppig aufſchoß. Iſt das nicht wieder ein Finger Gottes, wie ſie dieſen Einzigen behandelt, der klüger als ſie war. Sie wollten nicht gerettet ſein. Gott hat ſie mit Blindheit geſchlagen! Das darf freilich ein profaner Mann wie ich nicht ſagen, aber Fürſtin Gargazin muß es denken.“

Die Fürſtin ſchien in einem Meer von Gedanken verſenkt. Ihr Schweigen war ein zugeſtandener Sieg für den Gegner. Aber plötzlich öffnete ſie die Lippen:

„Einen Mann ſeh ich noch nicht, aber eine

Frau —! Wer kann ſagen, daß er die Königin kennt! Es iſt ſchon jetzt eine wunderbare Umwandlung vorgegangen. Wer erkennt in ihr wieder die immer tanzende Huldgöttin vom vorigen Jahre, die nur auf Blumenkränzen ſich zu ſchaukeln ſchien, und mit ihren Taubenaugen die ſentimentalen Gemüther entzückte. Wo iſt dieſe ſchwärmeriſch tändelnde Fee geblieben! Alexanders Beſuch, die Nacht in der Gruft, hat ſie wie ausgetauſcht. In dieſen Augen leuchtet jetzt ein Geiſt — es iſt eine Majeſtät in dem Blick. Wir wiſſen nicht, was ſie vermag — was ſie wird."

„Um des Himmelswillen nur keine Jael und Judith!"

„Warum nicht eine Jeanne d'Arc."

„Auch dazu ſind Ihre Majeſtät zu lieblich ſchön. Im Uebrigen — er verneigte ſich — habe ich nie daran gezweifelt, daß die Frauen zum Herrſchen und Beglücken geboren ſind."

Der Diplomat hielt inne. Hinter dem Complimente für die Dame vor ihm ſchien er jetzt ernſteren Gedanken Raum zu geben. Die Diplomatin las etwas davon, ſie nahm das Compliment nur für das, was es war:

„Napoleon ſcheint auf den Einfluß der Königin Louiſe aufmerkſam."

Lafereſt lachte auf: „Wenn er überhaupt noch auf etwas hier aufmerkſam iſt."

„Preußen iſt ihm eine zurückgelegte Station. Er legt wohl ſchon Relais bis Petersburg?"

Lafores verfolgte den vorigen Gedanken — momentan: „Uebrigens keine üble Idee, daß eine Dynastie, die ihre Aufgabe vergaß, durch Frauen daran erinnert wird! Miraculös, wie der Deutsche es liebt. Was würde Friedrich im Elysium dazu sagen. Napoleon wird herzlich lachen. — Doch was kümmert uns das! Ich bin hier, um Abschied zu nehmen."

„Aber doch auch, um noch etwas mir zu sagen, was bis jetzt nicht über die Lippen wollte. — Besitzen Sie ein vollständiges Kataster aller Truppentheile, die in's Feld rücken?" setzte die Gargazin hinzu.

„Napoleon kennt die Kranken und Marauden in jeder Compagnie, er weiß, wie viel Schüsse jede preußische Kanone machen kann."

„Dann wird der Krieg nur ein Rechenexempel."

„Das ist er auch. Die Uebermacht erdrückt die Macht. Das Vernünftige, nein, das Natürlichste wäre doch, daß Preußen den Ausbruch des Krieges hinzuzögern suchte, bis die russischen Armeen sich nähern; dann allerdings wäre der Erfolg zweifelhaft. Aber man will Ihre Hülfe nicht abwarten, die Herren Officiere, selbst die Feldherrn betrachten es als eine Ehrensache, daß Preußen es allein auf sich nimmt. Wenigstens den ersten Choc wollen sie aushalten und natürlich siegen; alsdann will man Ihrer Armee das Geschäft mit dem Kehrbesen überlassen. Sehn Sie, wie Alles drängt, treibt, spornt nach Erfurt. Die Straße nach Magdeburg ist schon aufgewühlt. Die Motive, welche die alten Helden anführen, klingen

auch plauſibel, wenigſtens ritterlich, romantiſch: Preußen müſſe die Schmach des langen Zauderns dadurch auswetzen, daß es nun allein den Entſcheidungsſchlag führt. Die jungen Helden ſagen: Was hat er denn bewieſen? Die Oeſtreicher konnte er ſchlagen und die Ruſſen. Die haben wir auch geſchlagen. Nun gilt es beweiſen, wer beſſer ſchlägt. Kurz, der Chorus der Alten und Jungen iſt: Drauf los, ehe die Ruſſen kommen, damit wir die Ehre allein haben. Wenn das Redencrempel richtig iſt, iſt auch nichts gegen die Motive zu ſagen. Wenn ich der großmüthige Alexander wäre, gönnte ich meinen guten Alliirten dieſe kleine Freude."

„Aber Alexander gehorcht höheren Pflichten, als dem Kitzel der Schadenfreude. Er läßt marſchiren, Herr von Laforeſt. Möge Ihr Kaiſer auf einen ernſteren Zuſammenſtoß bereit ſein, als — Sie denken."

„Wir ſind bereit und — freuen uns darauf, denn endlich muß es doch entſchieden werden, wem zwiſchen zwei gleich großen Spielern das Schachbrett gehört. Aber das iſt ein Kampf, der im Jahr 1806 noch nicht ausgefochten wird. Jetzt räumen wir nur das Feld von kleinen Mitſpielern, unnützen Rathgebern; es könnte eigentlich beiden Großmächten gleichgültig ſein, welche es über ſich nimmt, dieſe Parteigänger fortzukehren, denn beide haben den Vortheil, wenn das Feld frei wird. Ihre Armeen können ſich entwickeln. Und — ſetzte er aufſtehend hinzu — ſie können ihre ganze Stärke zeigen, ſie kämpfen nicht

für einen Vorwand, ſie kämpfen für ſich — wer weiß, ob es dann zum Kampfe mit den Maſſen kommt, ob beide Gewaltige ſich nicht beſſer im Frieden über die Theilung der Erde zu verſtändigen wiſſen."

„Nur nicht Menſchheitsbeglückungsträume, Herr von Laforeſt! ſprach die Fürſtin. Mit dem Oſſian konnten Sie dieſe hier beſchwatzen; uns in Rußland —"

„Männer wird Napoleon nicht mit Kinderſpielzeug fangen wollen. Die Welt bedarf der Autorität. Ein Stempel der Kraft muß den Völkern wieder aufgedrückt werden, damit ſie nicht vom Winde der Meinungen wie Flugſand durcheinander treiben. In Frankreich hat ſein Fuß die Jacobiner zertreten, er hat die zerrüttete Ruhe und Ordnung der Geſellſchaft wiedergeſchenkt, er iſt des Willens, ſie auch den Völkern wieder aufzudrücken, wenn — wenn nicht, die ſeine Bundesgenoſſen darin ſein ſollten, mit dem gemeinſchaftlichen Feind gemeinſchaftliche Sache machen."

Die Fürſtin blickte ihn ſcharf an. Sie war verwundert, ſie wollte mehr hören. Der Mund ſchien, halb geöffnet, als ein Zeichen der Aufmerkſamkeit, aber er ſpitzte ſich auch wohl ſchon zu einer ſatyriſchen Entgegnung, während Laforeſt fortfuhr:

„Iſt dies Preußen nicht das wahrhafte Wespenneſt der Sectirer, Illuminaten, wo täglich Ideen und Neuerungen gebeckt werden, Laiche und Brut zu neuen Revolutionen. Und das Schlimmſte, ſie wurden von oben unterſtützt, oder gingen von oben aus;

die Philoſophen läßt man Syſteme bauen, man ſchmeichelt ihnen, ruft ſie in den Staatsdienſt, und was man niedertreten und ausrotten ſollte, begießt man noch! Können wir, nach ſolchen Erfahrungen, uns noch täuſchen, wie weit dieſe Syſteme tragen, wie ſie das Blut vergiften, den Glauben an die Autorität in Kirche und Staat untergraben, wo jeder dürftige Verſtand ſich anmaßt, ſelbſt Alles von vorn an zu prüfen, bis in den Grund der Dinge hinein! Täuſchen wir uns auch darüber nicht, daß die Könige von Preußen noch die Macht hätten, wenn ſie wollten, das Unkraut auszujäten. Wir ſahen ja, wie der Verſuch unter dem vorigen Monarchen mißlang. Es hat ſich ſo eingefreſſen in den fruchtbaren Boden, daß es den Weizen nicht mehr aufkommen läßt; ja, man wird noch oft Verſuche machen, aber ich beſorge, immer vergebens. Was hat ſelbſt in Oeſtreich das kurze Beiſpiel Joſephs geſchadet; nun bedenken Sie, was und wie tief eine ſechsundvierzigjährige Regierung, und eines Friedrich, das Blut des Volkes vergiften mußte! Voran dem Reigen ging, um das Maß voll zu machen, ſogar eine philoſophiſche Königin! Es iſt in der Nation zur Tradition geworden, daß die Macht ihres Staates auf der ſogenannten Intelligenz beruht, und ſie hat, meines Dafürhaltens, darin nicht ſo ganz Unrecht. Darum, Prinzeſſin, darf dieſer Staat keine Macht bleiben, oder er wird der Funke zu einem Brande für alle Staaten. Und welche Verpflichtungen haben denn die alten

mächtigen, in ihrer Mitte einen Emporkömmling zu dulden, der auf ſeine Bildung ſich geckenhaft brüſtet, und ſich zuweilen die Miene giebt, ſie zu verachten; ſtand er nicht jetzt eben noch, es war unerhört, wie der Minos da, und maßte ſich an, zwiſchen den Combattanten über Europas Schickſal zu richten?"

Die Gargazin war ihm mit geſpannter, dann, wie es ſchien, geſättigter Aufmerkſamkeit gefolgt: „Herr von Laforeſt überraſchen mich. Wer hätte das vermuthet. Auch Ihr Kaiſer will, als ein neuer Sanct Georg, den Drachen des Unglaubens zertreten! Seit wann ging dieſe remarquable Umänderung in Seiner Majeſtät vor?"

„Können Sie mit Spott das Einmaleins umändern, oder einen mathematiſchen Lehrſatz umſtoßen? Der Satz beißt in dieſem Falle: er folgt den Maximen, die er zu ſeiner Selbſterhaltung für nothwendig hält. Seine Pläne gehn tiefer, als Sie glauben. Von wo entſpringt alles das Unheil, an dem die Völker leiden? Aus den Beiſpielen, die wir unvorſichtig aus dem Alterthum holten, aus der unverſtändigen Anwendung der Begriffe, die damals galten, auf die Verhältniſſe von heut. Schon lange geht er mit dem Project um, das Studium der Klaſſiker von den Schulen zu verbannen. Das, was uns nützlich iſt, ſoll daraus überſetzt werden, eine Ueberſetzung unter dem Stempel der Autorität; mit dem andern klaſſiſchen Kram fort als Zeitverderb oder Gift. Stimmte dies nicht mit den Anſichten

meiner erlauchten Frau? Ihre Kirche giebt aus der Bibel dem Volke nur, was sie für gut hält, Napoleon will dasselbe, das Heidenthum will er verbannen. Mich dünkt, da gehen wir noch Hand in Hand. Er hat die Pariser Universität zum Instrumente seiner Macht umgeschaffen. Sind wir da nicht auch einig? Er will nicht, daß, wie in Deutschland, so viel Lehrstühle sind, so viel Irrlehren der Jugend gepredigt werden. Der Staat soll eine Lehre prüfen, als gut und richtig approbiren, und diese soll dann in allen Schulen vorgetragen werden. Stimmen wir darin nicht? Er haßt die Ideologie, weil sie den Menschen vom Praktischen und Nothwendigen entfernt, weil sie ewig an der Autorität rüttelt, Stolz, Ueberhebung, Schwärmer hervorruft. Will Ihre Kirche die? darf der Staat des großen Czaaren sie dulden? Deutschland ging daran unter. Preußen schmeichelt ihnen, weil die ganze Nation aus Ideologen besteht. Darum nennt mein Kaiser sie die Jakobiner des Nordens. Mich dünkt, eins der treffendsten Worte, die aus seinem Kopf entsprangen."

„Und was ist der langen Rede kurzer Sinn?"

„Das nur andeuten wollen, wäre Vermessenheit, wo die Weisheit eines Alexander selbst das Beste treffen und — Fürstin Bargazin das, was einschlägt, ihm anrathen wird."

„Was aber würden Sie an meiner Statt meinem Kaiser rathen? Versetzen Sie sich einmal in meine Stelle."

Heimkehrende Marktleute ſahen ihm mit Verwunderung zu.

Neben traurigen Sandhügeln liegt das Städtchen Wimmerby. Es gewährt den troſtloſen Anblick einer Landſtadt ohne Handel und Wandel, und ſogar ohne Waſſer. Die Häuſer ſind verfallen, zerbrochene verklebte Fenſter, geborſtene Mauern, manchen Häuſern ſchienen die Thüren zu fehlen. Hutmacherſchilde über den Pfoſten zeigten die Beſchäftigung der verarmten Bewohner an. Dazu ſchien die Sonne recht eigends auf dieſen Flecken in einer ſchutzloſen Hochfläche dörrend herab zu blicken. Reiſende müſſen ſelten oder nie herkommen, denn es befindet ſich hier nicht einmal eine ordentliche Poſteinrichtung, und wir waren wie in eine Sackgaſſe gerathen, aus der wir nur mit Mühe Wagen und Pferde erhielten, um auf die ordentliche Straße zurück zu kommen. Reiſende in Schweden müſſen ſich überhaupt genau zuvor nach der Route bei Eingebornen erkundigen, wollen ſie nicht, namentlich in Städten, unangenehm aufgehalten werden. Häufig führt der Poſtweg bei den kleinern Städten, in welche man nicht gern die Poſtſtationen verlegt, vorüber; noch häufiger aber kommt es

„Für's Erſte würde ich dieſe Don Quixoten anlaufen laſſen, wie ſie's verdienen. Wer den beißen Brei angerichtet, kann ihn aufeſſen. Ihnen ihren Willen gelaſſen! — Sie lächeln, das wäre gut franzöſiſch gerathen, und ſo argliſtig dumm, daß es eigentlich eine Beleidigung ſei, einer Fürſtin Gargazin es in's Geſicht zu ſagen. — Erlauben Sie mir die Bemerkung, es iſt nicht ſo ganz dumm. Burhöwden hat in Riga den Befehl, zu rüſten. Vergönnen Sie mir auch, zu bemerken, der Befehl iſt etwas ſpät an ihn ergangen, viel zu ſpät. Ich tadle darum Ihre Staatsmänner nicht, denn konnten ſie wiſſen, daß es hier endlich Ernſt, daß man ſich nicht doch noch einmal wieder anders beſinnen werde? Eine Mobilmachung koſtet viel Geld; man thut es doch nicht immer bloß zum Vergnügen, beſonders dann nicht, wenn eine ernſthafte, große Rüſtung uns bevorſteht. Für die ſpart ein weiſer Staatsmann die vollen Kräfte. Nun rüſtet Burhöwden. Es iſt jetzt Anfang Oktober. Bis ſpäteſtens Ende Oktober ſtoßen die preußiſchen und franzöſiſchen Heere auf einander; irgendwo im Herzen von Deutſchland, gebt es nach den Feuerköpfen hier, ſo weit wie möglich nach dem Rheine zu. Nun bitte ich Sie, wie viel Truppen kann der wackere Burhöwden bis dahin disponibel machen, bis dahin durch Kurland, Litbauen, Preußen, Pommern, Brandenburg, durch unwegſame Sandſteppen, aufgewühlte Wege, dem Gros der Preußen nachſchicken? Ich will das Höchſte anneh-

men, daß dreißigtausend Mann in forcirten Märschen bis zum Entscheidungstage die Preußen erreichen, daß sie dieselben noch nicht geschlagen finden; würden diese dreißigtausend abgematteten Krieger, aus Complaisance auf die Schlachtbank geführt, das Schicksal ändern? Sie würden mit den Preußen aufgerollt, vernichtet. Und gesetzt, die Preußen siegten, wie viel Brosamen Ehre würden die Bramarbasse dem russischen Succurs zukommen lassen? — Rußland wäre noch einmal moralisch geschlagen, ohne selbst geschlagen zu haben. — Nein, erlauchte Frau, ich versetze mich ganz in die Seele Ihrer klugen Staatsmänner, und spreche zugleich im Stolz eines Franzosen, wenn ich sie sagen lasse: Rußland ist es sich selbst schuldig, nicht mehr durch Echantillons seiner Macht gegen den Giganten zu kämpfen es darf nicht mehr das Schwert ziehen gelegentlich für Andre, es ist Pflicht seiner Ehre, Gehorsam gegen seine Machtstellung, seine ganze Macht zusammenzuhalten, um sie für sich auf den furchtbaren Rivalen loszuwälzen, wenn — die Zeit kam."

„Nachdem die preußische Armee vernichtet ist!"

„Die wird es ohnedies. In ihrem Dünkel wollen es die Herren, die den König zum Kriege zwingen, auf einen Schlag ankommen lassen. Durch einen Effectstreich soll wieder gut gemacht werden, was so lange Jahre durch versäumt ist. Schade nur, daß Preußen nicht Rußland ist. Sind sie besiegt, so ist Preußen zertrümmert, das Land liegt vor uns, eine offene Beute."

„Und Rußland, das zusieht?“

„Behält die Kraft, auf einen Feind sich zu stürzen, der zwar Sieger ist, aber blutet. Denn auf einen verzweifelten Widerstand dieser zweimal hunderttausend Preußen sind wir gefaßt. Was dann weiter, steht im Rath der Götter, aber ich meine, daß Kaiser Alexander, an der Spitze seines Reiches, soutenirt von seiner Grenze, ein Wort darin mitsprechen wird, das nicht verhallen kann. Wo zwei Gleiche sich gegenüber stehen, ist aber Zeit zum Verhandeln.“

„Ich könnte es eine Gnade Gottes nennen, daß Preußen keine Staatsmänner hat, wie Herrn von Laforest.“

„Und ich Rußland Glück wünschen, daß sein Czaar eine Freundin hat, deren hellerem Blick er traut. Unter uns, Napoleon hat keine solche Freundin, er glaubt nicht an das wunderbare den Frauen geschenkte Ahnungsvermögen. Er traut nur auf sich. Das ist — ein Unglück, denn über aller menschlichen Weisheit schwebt doch ein Etwas — was wir mit dem Verstande nicht ergründen. — Gleichviel nun, ob Sie Burhövden die Regimenter, die er zusammentreibt, marschiren lassen, oder ihn freundlich warnen, daß er die Dinge sich vorher ansieht, daß er mehr an Rußlands Ansehen denke, als an die momentane Freundschaftsaufwallung Alexanders für Friedrich Wilhelm — das, theuerste Frau, sind Bagatellen — so oder so, ein höherer Wille lenkt dennoch Alles, und — ich denke, unser Abschied ist nicht auf

lange, wir ſehen uns bald, unter andern Verhältniſſen wieder. — Sie ſehen mich zweifelhaft an, weil Sie mich kennen. Kennen Sie mich denn ganz, wo ich mich ſelbſt nicht kenne? Die Völker müſſen regiert werden; und um ſie regieren zu können, darf man ſie nicht zu klug werden laſſen. So weit gehen unſre Wege miteinander. Nur in den Mitteln, da liegt der Unterſchied. Ob Napoleons imperialiſtiſcher Wille ausreicht — wir kommen da immer wieder auf den Stock zurück. Es iſt ein gutes, aber ein grobes Mittel, und wer weiß, ob der Stock nicht einmal bricht? Ihre — es iſt ja natürlich auch meine Kirche — hat ſanftere Mittel. Wäre der Proteſtantismus nicht gekommen, wir wären Alle glücklicher! Stände erſt wieder die eine Autorität unerſchütterlich feſt, dann kettet ſich eine an die andre. Obgleich ſelbſt nichts weniger als heilig, erkenne ich doch das ſtille Wirken der heiligen Gemüther, die der aufgewühlten Erde wieder ein Feſtes geben wollen. Ich ahne Ihr ſchönes, großes Werk, Prinzeſſin. Nur vorſichtig, den Schleier darüber gelaſſen, die Welt iſt noch zu ſkeptiſch. Aber ſie wird immer empfänglicher werden, je mehr ſie verblutet, ermattet. Wo alle Kraft erſchöpft iſt, hat die Bekehrung leichte Arbeit, und es iſt gewiß eine ſchöne, belohnende. Haben Sie Ihren ritterlichen Kaiſer erſt ganz eingeweiht, dann machen ſich die Alliancen von ſelbſt, und dann — ich bin kein Träumer von einem Weltfrieden, denn die Menſchen ſind einmal ge-

ſchaffen, um ſich aufzueſſen — aber es iſt doch eine ſchöne Ausſicht, wenn man einmal Rebraus machte mit dieſem Cultus des Geiſtes, dieſer Ideenherrſchaft, wenn alle die Idole ſtürzten, eines nach dem andern, die der übermüthige Menſchengeiſt aus Erz und Marmor aufrichtete. Sie ſtreckten ihre Arme bis in die Sterne, aber ſie ſtanden auf thönernen Füßen."

An der Thür war der Geſandte noch einmal umgekehrt, und zog ein gedrucktes Blatt aus der Bruſttaſche: „A propos, Prinzeſſin, Sie kennen vermuthlich dies noch nicht. Ein Correcturabzug, durch Zufall mir in die Hände gerathen, ein Avantcoureur des kommenden Manifeſtes, in die Erfurter Zeitung geſtreut. Bemerken Sie den Paſſus!"

Die Fürſtin überflog das Blatt: „„Nicht bloß „„Preußen, die deutſche Nation ſollte, ihrer „„Selbſtſtändigkeit beraubt, aus der Reihe un„„abhängiger Völker geſtoßen, einer fremden Sou„„verainität untergeordnet werden. Dieſem Schlage, „„dem ſchrecklichſten, der Deutſchland noch treffen „„könnte, zu begegnen, ehe es zu ſpät iſt, dieſes iſt, „„nach glaubwürdigen Nachrichten, der einzige Zweck „„von Preußens gegenwärtiger Rüſtung.""

„Qu'en dites-vous, Madame? Preußen rüſtet nicht für ſich, ſondern für die deutſche Nation! Wenn es nicht ſo entſetzlich naiv wäre, könnten Andre als wir vor den Conſequenzen erſchrecken. Aber ich hoffe, man wird weder in der Hofburg zu Wien blaß werden, noch in Sanct Petersburg roth, noch wird mein

Kaiſer fragen: wer in aller Welt gab denn Preuſſen die Vollmacht für die deutſche Nation? Denn in Wien, Petersburg und Paris weiß man, daß Phraſen tönender Wind ſind. Nicht wahr? Aber ein wenig Achtung giebt man doch, wenn die Kinder in Phraſen zu ſprechen anfangen, die ſie freilich gelernt haben, aber man fragt doch: von wem?"

Der franzöſiſche Geſandte, Herr von Laforeſt, war längſt in ſeinem Wagen fortgerollt.

„Und doch betrügt er mich nur! war das Ende eines langen Selbſtgeſpräches, aus dem die Fürſtin bei dieſen Worten zu erwachen ſchien. Aber man läßt ſich zuweilen gern betrügen."

Sie ſetzte ſich an ihren Secretair, und ſchrieb haſtig. Das Billet auf Roſapapier mit der Aufſchrift: „An den Legationsrath, Herrn von Wandel," ward einem Diener übergeben, mit dem Befehl, auf der Stelle dahin zu fliegen und Antwort zu bringen.

Die Antwort ließ doch eine Stunde auf ſich warten, welche für die Prinzeſſin in ſichtlicher Spannung verging. Mehrmals hatte ſie ſich wieder zum Schreiben niedergeſetzt, aber Alles, was ſie angefangen, gefiel ihr nicht, ſie zerriß es wieder. „Es geht nicht ſchriftlich, ſprach ſie. Solche Botſchaft kann nur mündlich an Burhövden gebracht werden."

Endlich kam Wandels Antwort. Sie lautete:

„„Die ehrenvolle Miſſion, welche Fürſtin Gargazin mir zugedacht, wie ſie auch laute, iſt mir der ſicherſte Beweis für das, was mein Herz mir ſagte,

daß es eine Selbsttäuschung war, als ich einen Moment glaubte, daß sie im Zorn von mir scheiden wolle. Eine Heilige kann nicht zürnen.

„„Um so schmerzlicher trifft es mein Herz, daß ich dem Rufe nicht folgen kann. Meine Verhältnisse, meine Ehre gebieten mir, hier zu bleiben. Die Dame, um deren Hand ich mich bewerbe, wird eine Aufwallung, zu der ich mich hinreißen ließ, vergessen, und die Gerüchte, die man über eine Entzweiung ausſprengt, ſelbſt widerlegen. Wenn die geringen Gaben, welche die Natur mir ſchenkte, die Kenntniſſe, welche ich mir erwarb, in Mancher Augen mir vielleicht eine höhere Sphäre anweiſen, ſo fühle ich doch nur zu ſehr, daß der Menſch, der immer in weiteren Peripherieen ſein Glück ſucht, ſo oft das überſieht, was ihm zunächſt liegt, und worauf Natur oder Geburt ihn gleichſam hinſtieß. Meine phyſikaliſchen und chemiſchen Kenntniſſe berechtigen mich zum Glauben, daß ich in der Tuchfabrikation Verbeſſerungen einführen werde, welche dem Lande, dem ich fortan gehören will, von, wenn auch nur geringem, doch von Nutzen ſein werden. Lächelt Fürſtin Gargazin darüber, ſo denkt ſie doch vielleicht milder, wenn ſie den Spruch ſich zuruft von dem, der ſich ſelbſt erniedrigt.

„„Und doch würde ich Ihrem Rufe folgen, wenn nicht die heiligſte Pflicht mich feſſelte. Jene Ausſichten bei Seite geſetzt, in dieſem Augenblick kenne ich nur eine Pflicht, eine unſchuldig verfolgte Frau,

die mir einſt theuer war, gegen die Barbarei der Geſetze zu ſchützen. Ja, ihr gehört mein Leben.

„„Urtheilen Sie über mich, verdammen Sie mich, ich werde nie vergeſſen, was ſeiner Wohlthäterin, der edelſten Frau des Jahrhunderts, der Fürſtin Gargazin verdankt

Ihr

unterthänigſter —““

Die Fürſtin zerriß mit einem verächtlichen Lächeln den Brief in kleine Stücke: „Nun muß ich ſelbſt —“ In ihrem Hauſe war helle Unruhe. Um Mittag fuhr ihr Reiſewagen, mit vier Courierpferden vorgeſpannt, aus dem Thore von Berlin. Eine Relaisbeſtellung bis Riga flog ihr voraus. Von der Höhe draußen wandte ſie ſich noch einmal um: „Lebe wohl, Babel! Du und Dein Reich ſollen vergehen!“

Elftes Kapitel.

Sie sind die Puten von Excellenz.

In einem öffentlichen Garten der Vorstadt war an einem schönen Octobernachmittage eine ungewöhnlich große Zahl von Gästen versammelt. Jene Zeit, wo die Schichten der Gesellschaft sich weit schroffer gegenüber standen, als es später der Fall war, hatte doch den Vorzug, oder, wenn man es nicht so nennen will, sie bot für das gesellige Leben den Vortheil, daß die öffentlichen Vergnügungsorte noch nicht in der Art schroff gesondert waren, daß die Anwesenheit von im Leben niedriger Gestellten die höher Gestellten abhielt, auch ihr Vergnügen zu suchen. Wo der Handwerksbursch Kegel schob, konnte auch der höhere Bürgerstand mit Ehren Weißbier trinken; Beider Gegenwart schreckte sogar den Königlichen Staatsbeamten und — was mehr sagen will — den Officier nicht ab, seine Pfeife zu rauchen. Wenn auch der Respect die Stände nicht an denselben Tischen vereinigte, wie es im glück-

licheren Süden der Fall iſt, ſo war doch Gottes freier Himmel, die bretternen Lauben und der ſchmuckloſe Saal, wenn es regnete, für Alle ein gleiches Aſyl, wenn ſie aus dem Staub und Geräuſch der Stadt ſich retten wollten.

Zwar dem Staub und dem Geräuſch waren dieſe hier nicht entflohen, denn der Garten lag an der Landſtraße und auf derſelben wälzten ſich vom frühen Morgen an die Züge der ausmarſchirenden Truppen. Der Wind trug die Staubwirbel und Wolken bis mitten in die große Stadt, und die dicke Lyciumhecke, welche den erhöhten Garten wie eine Mauer von der Straße trennte, lag in einem braungrauen Puderkleide, welches nichts mehr von dem urſprünglichen Grün zum Vorſchein kommen ließ Auch gaben ſich die Mägde und die Gäſte gar nicht mehr Mühe, den dicken Staub von den Tiſchen abzuwiſchen, und empfahlen nur, die Porzellandeckel ſorgſam wieder auf die Weißbiergläſer zu ſtülpen. Gegen Staub, meinten die Herren, ſei der Tabacksdampf die beſte Waffe.

Man war ja zu Staub und Geräuſch gekommen, und von den offenen Balconen oder Eſtraden an der Hecke konnte man den braven Kriegern, die zum Tod für König und Vaterland auszogen, ein Lebewohl rufen, man konnte ſeinen Bekannten allenfalls die Hand reichen oder einen friſchen Trunk auf den Weg — den ſchon von der Sonne Gebräunten; denn wie weit her waren die Meiſten marſchirt und wie

vor, daß man daſelbſt vier bis ſechs Stunden die Pferde vorausbeſtellen muß, indem ſie aus meilenweiter Entfernung herbeigeholt werden.

Auch der Deutſche Reſt unſerer nordiſchen Reiſegeſellſchaft ſollte ſich noch mitten im Lande trennen. Dies geſchah zu Werö, der Hauptſtadt von Kronobergs-Lan. Ich mußte von dort allein voraus nach Yſtad eilen, um das nächſte Dampfſchiff zu treffen, während meine Gefährten noch einen kleinen Seitenabſtecher nach der Blekingenſchen Seeküſte unternahmen. Doch führte uns noch ein gemeinſamer Zweck abſeits in das freundliche Werö. Der berühmte Dichter der Frithiofsſaga, Tegnér, reſidirt hier in ſeinem Biſchofsſitze. Es ward uns weder ſchwer, dieſen, noch den zeitigen Innhaber, zu finden. Uns empfing eine ſtarke, große Geſtalt. Der wahre Dichter war am geiſtreichen Blick nicht zu verkennen. Uebrigens litt Doctor Tegnér in dem Augenblick leider an einem Katarh, und es iſt immer übel, wenn ein berühmter Mann den Katarh hat.

lange hatten ſie auf den Sammelplätzen ſtehen müſſen, ehe die Trommel zum Abmarſch wirbelte. Wie die Lyciumhecke, Alle von Staub gepudert, vom Blau ihres Rockes, vom ſchönen weißen Mehl ihrer Locken war nichts mehr zu ſehen. Aber die Spontons und Bajonette funkelten in der Sonne, die Federbüſche ſchüttelten in ihrer bunten Farbenpracht den Staub ab und — Alle ſangen. Ohne Geſang kein deutſcher Soldat. Die Disciplin kann Alles; das Singen wagt ſie nicht zu verbieten. Lieder waren es, die kein Dichter für ſie gedichtet, am wenigſten brauchten die Soldaten in Deutſchland einen Tyrtäus; von den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, der Landsknechte, ja noch weiter hinauf, ſie machten ſich ihre Lieder ſelbſt, oder die Luft hauchte ſie ihnen zu. Einige aus alter Zeit von Scheiden und Meiden, von frühem Tod und Morgenroth, von grüner Erde und Lindenbäumen, klangen wohl noch wie das Weben eines Frühlingshauches durch Blüthenwipfel, aber ſie klangen ſelten. Der Soldat auf dem Marſche ſehnt ſich nach „cannibaliſchem Wohlſein.“ Wenn Einer die Tabacksfreude anſtimmte, den Krambambuli, das von den Müllerſäcken und Müllermädeln, da ſtimmte der ganze Chorus ein; Lieder ſind es, welche der Schrift nicht angehören, aber ſie leben, viele ſchon Jahrhunderte, und wollen auch wohl noch Jahrhunderte leben.

Daher mochte der Leiermann im Garten, ſo oft er wollte, ſeine Ballade anheben, die ein patriotiſcher

Poet, um der Begeiſterung aufzuhelfen, gedichtet, und die etwa anfing:

Grad fünfzig Jahre ſind es her,
Da zog der große König aus
Und hinter ihm ſein muthig Heer,
Den Feinden all zu Schreck und Graus.

Die Militairs hörten gar nicht, die Bürger nur halb zu, trotz dem, daß jeder Vers eine Schlacht des alten Fritz illuſtrirte, von Mollwitz bis Torgau. Wenn aber die Füſiliere: „Ein Schifflein ſeh ich fahren" anſtimmten, war Alles Aug' und Ohr und die Zuſchauer ſchienen ſtumm die mit greller Luſtigkeit gekreiſchten Verſe mitzuſingen:

Wie kommen die Soldaten in den Himmel?
Capitain und Lieutenant, auf einem weißen Schimmel,
Da reiten die Soldaten in den Himmel.
Capitain, Lieutenant, Fähnderich, Sergeant,
Nimm das Mädel, nimm das Mädel bei der Hand,
Soldaten, Kameraden, Soldaten, Kameraden!

Wie kommen die Officiers in die Höllen?
Capitain und Lieutenant, auf einem ſchwarzen Fohlen,
Da wird ſie der Teufel ſchon alle holen.
Capitain, Lieutenant, Fähnderich, Sergeant,
Nimm das Mädel u. ſ. w.

Und wenn die Huſaren, ihren Bart ſtreichend, zu den Mädchen hinauf ſangen:

Geh du nur hin, ich hab mein Theil,
Ich lieb dich nur aus langer — langer Weil,
Ohne dich kann ich ſchon leben,
Ohne dich kann ich ſchon ſein.

ſo wollten die Mädchen ſich ausſchütten vor Lachen, die Zuſchauer unter den Militairs ſtrichen, in eigenen Erinnerungen ſchmunzelnd, ihren Bart.

Es ſaßen viele Officiere, darunter ſehr vornehme, auf den Eſtraden, den Scheidegruß ihren Kameraden zu geben, den ſie morgen von den nach ihnen Scheidenden empfangen wollten. Aber die ernſte Wehmuth, welche ernſte Scheideſtunden hervorrufen, hätteſt du auf wenigen Geſichtern gefunden. Plötzlich war der Geſang des Leiermanns verſtummt, und eine grelle Beckenmuſik ſchallte übertäubend aus dem Garten herauf — wie zur Freude Aller. Der General, den wir einſt in der Geſellſchaft der Lupinus kennen gelernt, und der jetzt auf einen der größeren Balcone trat, hatte es im Vorübergehen ſo angeordnet.

„Das war ja nicht mehr zum Aushalten, ſprach er zu den Officieren, die ſich reſpectvoll erhoben. Was ſoll das Krächzen! Wenn der Soldat in's Feld zieht, muß er fidel geſtimmt ſein.“

„Sie leiern ſolche Lieder jetzt in allen Tabagieen,“ bemerkte ein Anderer, und der Adjutant des Generals fügte hinzu:

„Es geſchieht auch wohl in guter Abſicht, um die Soldaten zu animiren.“

„Dummes Zeug! Ich weiß, 's iſt von 'nem Gelehrten, einem der Herren Genies, verfertigt, und er hat von einer Prinzeſſin ſogar ein Bijou dafür erhalten. Der Soldat wird davon nicht animirt, daß man ihm die Geſchichte des ſiebenjährigen Krie-

ges vorkrähzt. Hat etwa der Papa Gleim dem großen König zu seinen gewonnenen Bataillen verholfen? Laßt die Kerle sich selbst ihre Lieder singen von Schnaps und drallen Mädchen. Nur nicht sie animiren wollen, was sie nicht verstehen. Das ist auch 'ne neue Mode. Wozu braucht der Soldat animirt zu werden! Ordre pariren, die Fuchtelklinge und gute Verpflegung — das macht gute Soldaten."

„Und Generale, fiel ein Obrist ein, in denen Friedrichs Genie fortlebt."

Der General nahm das Compliment hin, vielleicht wie etwas, was er von einem Subalternen erwartete, wofür zu danken ihm aber die Etikette verbot.

„Mit dem Genie, meine Herren, ist's ein eigen Ding, sagte er nach einer Pause. Man macht zu viel Redens davon. Es sind gewisse Sätze, die fest stehen, wie die Arithmetik, im Uebrigen kommt's auf den Mann an. Wenn er sie in der Noth vergißt, dann holt ihn der Teufel. Aber zu viel gelehrte Officiers in einer Armee, und die holt auch der Teufel. Das wimmelte ja in letzter Zeit von Genies, die uns alle Rath geben wollten. Gott sei Dank, daß wir losschlagen, ehe wir ihren Rath angenommen, das, meine Herren, ist's, was mir Assurance giebt, obschon manches davon, das muß ich Ihnen gestehen, so auf dem Papier ganz plausibel klang."

Unarticulirte Töne und ausdrucksvolle Blicke gaben zu verstehen, daß man der Assurance nicht bedürfe. „Was kann Papier und Federkiel besser machen!"

Der Obriſtwachtmeiſter Stier von Dohleneck ſtieß einen tiefen Seufzer aus, den die Cameraden zu verſtehen glaubten. In Gegenwart eines höheren Officiers müſſen die Subalternen ſchweigen. Wenigſtens iſt es nicht an ihnen, ein Geſpräch anzufangen, zu lenken oder andrer Meinung zu ſein. So angenehm dies für die Hochgeſtellten iſt, hat es doch auch ſein Unangenehmes, weil ſie nun genöthigt ſind, immer das Wort zu ergreifen, wenn es um ſie her verſtummt, und wenn der Pfingſtgeiſt ſie nicht heimgeſucht hat, ereignet ſich auch wohl, daß ſie Alltägliches zu Tage bringen. Weil ſie immer Zuhörer und immer Zuſtimmung finden, und, wenn ſie es wollen, immer beladt werden müſſen, glauben ſie endlich, daß auch das Alltäglichſte geiſtreich ſei, wenn es aus ihrem Munde kommt. So hat man davon betrübende Beiſpiele, daß gewiſſe Tiraden und Banalphraſen, in welche ſie ſich ſo verſtrickt oder verliebt, daß ſie dieſelben bei jeder Gelegenheit vorbringen, ob ſie paſſen oder nicht, zu einem Zopf hinter ihrem Rücken werden, mit dem die nach Herzensluſt ſpielen, bei denen ſie erſtarrende Devotion vorausſetzen. Es iſt mit aller Autorität ein eigen Ding. Sie geht und braucht keine Füße, ſie fliegt und braucht keine Flügel, ſie ſtrahlt und braucht kein Licht, ſo lange man an ſie glaubt; wenn man aber nicht mehr an ſie glaubt, dann ſieht man ſie hinken, wo ſie zu fliegen meint, und ſie mag mit tauſend Hohlſpiegeln das Sonnenlicht auffangen, man ſieht doch nur ihre Schattenflecke.

Der General hielt auf seine Autorität und duldete keinen Widerspruch von unten; nach oben erlaubte er sich aber Widerspruch, weil er auch dahin auf seine Autorität hielt. Er galt für streng, tyrannisch in seinen Launen, ja Einige nannten ihn barbarisch in der Strenge gegen den gemeinen Soldaten, und von brutalem Stolz gegen das Civil. Heut erschien er milder. War es der Anblick der wohlgeordneten Kriegerschaaren, war es die Assurance, mit diesem Heer zu siegen, oder der Ernst, welcher sich der Seele jedes denkenden Kriegers vor einer Schlacht bemeistert.

„Weiß vielleicht Einer von den Herren, unterbrach er das Schweigen, was aus dem Obristwachtmeister von Eisenbach geworden. Nach Oestreich kam er voriges Jahr zu spät, die Campagne war vorüber. Demnächst schrieb man, daß er aus Alteration gefährlich erkrankt sei. Es sollte mich doch wundern, ob er sich nicht wieder bei uns einfindet, wenn es Ernst wird."

Auf die Frage wußte Niemand Bescheid; sie wußten eben so wenig, ob der General etwas zum Lobe oder zum Tadel des genannten Officiers hören wollte. Sie schwiegen.

„Meine Herren, es ist ein Genieofficier von admirabeln Kenntnissen, hat auch manche vortreffliche Conceptionen. Ich gestehe Ihnen, einige waren wirklich acceptabel, und es that mir leid, als er den Abschied nahm. Verdachte es ihm freilich nicht. Wollte nicht bloß Rath geben, drauf los, in's Feuer; cheva-

leresque und von exemplariſcher Conduite. Aber, offenherzig, es iſt mir heute doch lieb, daß er nicht bei uns blieb. Wir wären auf manche Vorſchläge eingegangen, wir hätten vieles geändert. Vielleicht zum Guten — wer weiß es, wer hat die Probe gemacht! Heute gereicht es mir nun zur Genugthuung, daß auch nichts in unſerm Armeeweſen geändert iſt. Wenn der große König aus den Wolken blickte, ſähe er ſeine Armee, wie er ſie verließ, kein Knopf an den Kamaſchen mehr oder weniger. Und ſo ſoll und wird ſie Bonaparte ſehn. Meine Herren, Attention! Das iſt etwas, was wir nicht zu gering anſchlagen dürfen. Er muß bei dem Anblick gleichſam fühlen, daß er mit dem Genius des vorigen Jahrhunderts ſich ſchlagen ſoll. Und da er ein Mann von einem gewiſſen Sentiment iſt, muß dies einen moraliſchen Eindruck auf ihn machen. In ſeinem Moniteur läßt er uns Don Quixoten nennen. Nun, wir wollen doch abwarten, wer Mühlenflügel und wer Geiſter geſehen hat!"

Man konnte aber jetzt kaum mehr etwas ſehen und noch weniger hören. Der Staub war unerträglich geworden, zu Wolken aufwirbelnd fiel er als trockener Regen nieder. Dazu war ein Toben, Peitſchengeknall, ein Gewieher der Pferde und ein Geſchreiſch der Troßknechte, daß die Commandoworte nicht mehr durch das Gewirr drangen. Was halfen die Flüche und Klingen der Officiere, die auf die Rücken der Säumigen fuchtelten, wo Alles ſtockte! Drei Batterieen hatten, nachdem die Dragonerregimenter

das Ihre gethan, die Straße in Grund und Boden aufgewühlt, und jetzt, so weit das Auge vor und zurück sehen konnte, war sie mit Bagagewagen, Fourgons, mit Kaleschen und Küchenwagen bedeckt. So breit der Weg, hatten die Fuhrwerke sich doch verfahren und grad am Garten war eine totale Stockung eingetreten. Auch im Fuhrwesen war die alte Ordnung, aber in jeder Ordnung giebt es Ausnahmen, und Kutscher und Fuhrknechte sind darin verstockte Aristokraten, die auf Rang und Stand im Vorfahren unerbittlich halten. Wessen Generals, Obristen oder Capitains eigne Wagen vorfahren wollen, und dadurch die Verwirrung verursacht, war nicht mehr zu ermitteln; kurz, Räder, Deichseln, die Pferde und ihre Geschirre waren in ein so wüstes Knäul gedrängt, daß die Campagnepferde der Officiere dazwischen in Gefahr geriethen, und nicht Reiter noch Fußgänger mehr hindurch konnten, um zu sehen, wo die Stockung anfing und Abhülfe möglich war. Die commandirten Aufseher und Officiere mußten über die Wagen wegklettern und springen, und wo sich auch das nicht thun ließ, schwangen sich Einzelne über die Hecke und suchten durch den Garten den Weg zu ihrem Ziel.

Die Lyciumhecke war kein schirmender Wall mehr. Tisch, Bänke und Estraden wurden, weil Alles überstieg und durchbrach, verlassen, um doch gleich wieder von Neugierigen besetzt zu werden. Eine Gefahr erschreckt nur im ersten Augenblick, im nächsten erregt sie schon den Kitzel, es mit ihr zu versuchen. Die

rohe Wuth, die Leidenschaften waren entfesselt. Manches Gesicht glühte auch vom Branntewein, es konnte aus der Zänkerei ein Kampf werden. Die verschiedenen Truppentheile haben immer gegen einander Eifersucht. Da warfen sich die Feldkutscher vor, wer wider Recht den Vorrang erstreiten wollen; dort hechelten sie sich über den Inhalt und die Größe der Bagagewagen, und aus ihren versteckten Winken — wo man diese Rücksicht noch beobachtete — erfuhr das Publikum, daß mancher Officier Dinge oder Gegenstände mitnähme, die eigentlich nicht in's Feld gehören. Wer daran zweifelte, sah wohl vorn aus den Küstwagen ein halbverhülltes Frauengesicht scheu verblicken, das nicht füglich zu den Marketenderinnen zählen konnte. Doch waren das nur Ausnahmen. Aber zwischen dem Schreien, Fluchen und Wiehern tönten noch andre Stimmen, die weder Pferden noch Menschen angehörten, sondern eher auf das Dasein einer Menagerie schließen ließen.

Diese Menagerie war indeß gar kein Geheimniß, und wenn die großen Hühnerkörbe, hinten oder vorn auf den Generalswagen, bis da mit Decken verhängt gewesen, so waren diese beim Zusammenstoß, dem Klettern und den Manipulationen der Helfenwollenden von den meisten abgefallen. Das gefangene Federvieh flatterte und gackerte und schien selbst wieder einen Bürgerkrieg in den Gitterkörben zu führen, als durch das Zurückstoßen eines Wagens mit Zeltstangen diese an den Fourgen eines Generals stie-

ſen. Der Wagen ſchwankte und fiel auf die Seite über, ohne doch ganz fallen zu können, der Hühnerkorb aber brach, ſtürzte, und die gefiederten Innewohner, ſo weit ſie nicht von den Zeltſtangen getödtet waren, krochen, flatterten und flogen heraus. Da der Korb nach der Seite der Hecke übergeſtürzt war, entlud ſich die lebendige Beſcherung in den Garten. Die Hühner, in glücklichem Rettungs-Inſtinct, drängten ſich nicht wie die Schaafe in einen Keil, ſondern über Köpfe und Tiſche flatternd, krochen ſie hier unter die Hecke, dort zwiſchen die Beine der Gäſte oder ſuchten in ſympathetiſchem Zuge den Hühnerſtall des Kaſetiers. Der Aufruhr war damit in den Garten getragen.

Wo war die Disciplin, wenn rohe Trainknechte über die Hecke auf den Tiſch ſpringen konnten, wenn die Gläſer von Stabsofficieren unterm wuchtigen Tritt ihrer geſpornten Reiterſtiefel zitterten, wenn ſie ohne Rückſicht auf Orden und Epauletten, nicht einmal die Honneurs machend, auf die Erde plazten, wenn entlaufenes Federvieh für dieſe Menſchen alle Rückſichten, die der Autorität gebühren, aufwog!

Wo, wenn ſelbſt ordnungsliebende Bürger nicht davor ſchauderten, ſondern es in der Ordnung fanden, denn durch den Garten verbreitete ſich ein geflügeltes Gerücht. „Es ſind ja Obriſt Köckeritzens Truthähne!“ — „Nein, riefen andre Stimmen, es ſind Excellenz Feldmarſchall Möllendorfs Putbühner!“

Verwirrung und allgemeine Verfolgung. Die

Vierzehntes Kapitel.

Nacht und Mondenſchein. Einſamkeit. Stille. Sicherheit. Kälte. Ein Wagenſturz. Schonen. Eine andere Natur, ein anderes Geſchlecht. Leibeigenſchaft. Pfad. Das Dampfboot. Greifswalde.

Schwediſche Nächte möchte ich ein eigenes Kapitel meiner Reiſe überſchreiben; ſo viele Reize hatten die Nächte, welche ich auf dem Wagen durchwachte. Die Einſamkeit, ſchon am Tage der vorherrſchende Character dieſes Nordens, erſchien dann potenzirt. Aber wer vermag eine Negation zu ſchildern? Wer will eine Todtenſtille durch Worte ausdrücken? Ich bekenne, daß wohl bei nächtlichen Reiſen durch Deutſche Wälder eine gewiſſe Bangigkeit die von der ſpäten Tageszeit aufgeregte Phantaſie überſchlich. Ich ſuchte die Geſelligkeit. Bei einer nächtlich einſamen Fußwanderung durch den Weſterwald,

Truthähne waren kein Gespenst; sie waren geflattert, gelegen und Viele hatten sie gesehen. Wohin? Links, rechts. Die Trainknechte fluchten, statt für die Weisung zu danken. Selbst die erndteten kein freundlich Wort, die es sich angelegen sein lassen, ein verirrtes Huhn aufzufangen. Hühner hin, Hühner her, aber der calecutische Truthahn, die Bestie, wo war er, und die schöne Henne, das Prachtstück! Sie waren den Knechten doch vom Mundkoch auf die Seele gebunden.

Der Garten erstreckte sich weit in die Sandebene. Solche Gärten hatten auch stille Plätzchen, wohin gefühlvolle Gemüther sich aus dem Geräusch des Kegelschiebens und dem Klirren der Gläser zurückzogen. Auf einer Bank unter dem Lycium, das seine ausgewachsenen und schon vertrockneten Zweige zu einer Art wilden Laube über ihre Köpfe rankte, saßen Charlotte und ihr Wachtmeister. Es war die bittere Scheidestunde. Auch wir nähern uns der von unsern Lesern und scheuen uns deshalb, ihnen eine neue Figur vorzuführen, die — sie vielleicht nicht wiedersehen. Uebrigens sah ein Wachtmeister wie der andere aus.

Charlotte mußte das auch denken. Sie hatte geweint und hielt das Tuch noch an die Augen. Der Wachtmeister hatte wohl nicht grade geweint, aber sein Gesicht war roth, als er die rechte Locke unter dem Hute ajustirte: „Es geht nun mal nicht anders in der Welt; aber mit Courage geht Alles.“

„Halten Sie ſich nur recht warm, ſchluchzte ſie, daß Sie ſich nicht verkälten.“

„Halten Sie nur Ihren Geheimerath warm, ſagte er. Darauf kommt Alles an. Denn die Civilverſorgungen, das iſt die Schwerenoth, die ſind verflucht mager.“

„Und trinken Sie nicht ſo viel Schnaps. — Und wenn eine Kugel kommt —“

„Dann ſchreib ich's Ihnen.“

„Und wenn Sie mir nicht ſchreiben?“

Da hub das Schluchzen von Neuem an; aber es war nur Charlotte. Der Wachtmeiſter hatte ſeine Handſchuh angezogen, den Pallaſch in die rechte Lage gebracht und ſich grad aufgerichtet:

„Demoiſelle Charlotte, wozu hilft das Greinen! Sie müſſen bedenken, der Soldat iſt Soldat. Iſt's nicht ſo, ſo iſt's ſo. Sterben müſſen wir alle, und wenn's uns noch ſo gefällt in einem Quartier, einmal ziehn wir raus. Drum ſagt unſer Obriſtwachtmeiſter: Kerle, Ihr müßt denken, daß Andre nach Euch kommen, die wollen auch was finden. Und warum nicht! Sie ſind ja auch Menſchen. Und ſo iſt das ganze Leben, ſagt er, wir ziehn aus einem Quartier in's andre. Und wem's ſein letztes war, das weiß Keiner nicht, denn 's kommt auf ein Mal, auf den Plutz. Da ſteht der Tod vor ihm roth und blaß auf der Mauer und kräht ihn an, und eh es ausgekräht —“

Charlotte ſchrie auf. Es krähte ihn ja an. Auf

der Hecke ſtand der Calecuter, ſeine rothen Lappen von der Sonne beſchienen, ſeine Augen funkelnd vor Angſt oder Zorn. Und die Pute, das Prachtſtück, flog auch über die Hecke und ihr gar in die Arme. Aber auch die Trainknechte flogen den Gang herauf, ſchreiend, fluchend, die böſen Trainknechte, mit ſo zornfunkelnden Augen als der Hahn. Charlotte hatte ſich wirklich die Pute nicht aneignen wollen, die ſie unwillkürlich an ihr liebebedürftiges Herz gedrückt. Charlotte war ſelten um eine Antwort verlegen, aber kaum, daß ſie über die Lippen war, mußte ſie es mit eignen Ohren hören, daß der Knecht ſie anſchrie: „Selbſt Pute, ſie!“ und mit eignen Augen mußte ſie es ſehen, daß der Wachtmeiſter, ſtatt ihr beizuſpringen, mit nach dem Calecuter haſchte. „Es ſind ja Excellenz Möllendorfs eigne Truthühner!“ rief ein Andrer, um ſie zu Reſpect und Raiſon zu bringen.

Der Puter und die Pute waren längſt fort, denn als Charlotte die Arme öffnete, hatte die letztere es vorgezogen, einen Satz in die Luft zu machen, als in die Arme des Knechts zu fliegen. „Beſtien ihr, warte!“ war das letzte Wort, das ſie hörte, und leider war ihr die Stimme ſehr bekannt. Das wilde Heer war verſchwunden, und das war der letzte Abſchied von ihrem Wachtmeiſter.

Die Frau Hoflackir, die herbeikam, fand Charletten in Thränen. Der Herr Hoflackir, der ſeiner Gemahlin die beiden jüngſten Kinder auf den Armen nachtrug, derweil das älteſte an ſeinem Rockſchooß ging,

fragte, warum die Couſine weine. — „Das frägt er noch!“ ſagte die Frau Hoflackir. — „Es frägt ſich vieles, ſprach Charlotte mit einem Blicke gen Himmel. Ach, lieber Couſin, die Militairs in Ehren, aber ihnen geht doch das ab, was ein empfindungsvolles Gemüth bedarf, wenn es ſich über das Gemeine des irdiſchen Daſeins erheben ſoll. Die Montur und die Uniform ſind etwas ſehr Schönes für König und Vaterland, aber mehr Gefühle für Frauenwürde findet man doch beim Civil — ſelbſt bei meinem lieben Geheimerath.“

Und daß Puter und Pute, dieſelben, noch ein zärtliches Paar aufſchrecken, noch einen Abſchied ſtören mußten! Den Obriſtwachtmeiſter Stier von Dohleneck und die Baronin Eitelbach, die in der einſamen Allee am Rande des Gartens promenirten. Es war die ſüße Verſtändigung nach ſo langen, langen Zweifeln.

„Und nun grade uns trennen müſſen!“

Seltſam! war es doch hier das Widerſpiel der andern Abſchiedsſcene. Er ſchien der Geknickte und ſtrich über die Augenwimpern. Thränen waren es nicht, aber ein Zucken und Drängen an den Augen, als fürchte er ſich vor ihnen.

„Wiſſen Sie, mir iſt's manchmal, als wären wir alle nur da, um uns zu trennen, ſprach die Baronin und ſah in den blauen Himmel. Und wir lebten nur, damit wir uns darauf vorbereiteten.“

Er blickte ſie verwundert an.

„Die zu einander gehörten, müßten ſich ihr Leben lang ſuchen, und wenn ſie ſich gefunden haben, wäre es nur, um von einander Abſchied zu nehmen. Da geht Mamſell Alltag mit ihrem Vater in den Salon. Das iſt doch ein kreuzbraves, ſchönes und geſcheites Mädchen. Was hat die ausſtehen und ſich verſuchen müſſen, darüber iſt doch nun alle Welt im Klaren, und nun's ihr endlich gut geht, und die ſchlechten Zungen ſchweigen müſſen und die Königin ſich ihrer angenommen hat, und ſie den nun endlich heirathen ſoll, den ſie von ganzem Herzen lieb hat, da — da muß er den Tag vor der Hochzeit ſpornſtreichs auf und davon."

„Nur auf einer dringenden Miſſion vom Könige. Er wird wiederkommen."

„Wenn ſie ihn nun als Spion hängen!"

Der Obriſtwachtmeiſter ſah ſie noch verwunderter an. Welche Lichter zückten plötzlich durch dieſe Seele!

„Alles kommt anders, als wir's uns gedacht, fuhr die Baronin fort, und es iſt überall ſo. Die arme, unglückliche, ſchreckliche Geheimräthin! Ich mag's noch immer nicht glauben, daß ſie ſo ſchlimm iſt, aber wenn ſie ihn liebte und heirathen wollte, und es darum gethan hat, nun iſt ſie auch auf immer von ihm getrennt —"

„Wem?"

„Dem Legationsrath. A propos, der iſt Ihr aufrichtiger Freund, Doblenek, Sie mögen es nun glauben oder nicht. Ein Freund in der Noth iſt er,

das kann ich Ihnen ſagen. Sie packen ihm Alles auf, wer was zu tragen hat und wen was ängſtet, und dafür verreden ſie ihn noch. Aber er trägt es und lächelt. Er weiß auch, Dohleneck, daß er Ihnen unausſtehlich iſt, und doch ſorgt er um Sie wie ein Vater, nein, wie ein Freund, der Alles thun möchte, um mir meinen liebſten Freund zu erhalten. Was giebt er mir nicht für Rathſchläge, daß Sie in der Campagne zu Ihrer Geſundheit thun und mitnehmen ſollen, und bittet mich, daß ich Sie beſchwören ſoll, Sie möchten ſich nicht zu ſehr exponiren."

„Wenn er mir den Rath in's Geſicht gäbe, würde ich wiſſen, wie ich ihm in's Geſicht antworte; ein Soldat thut nur ſeine Schuldigkeit."

Sie lächelte ihn ruhig an: „Ich weiß es ſchon. Grade ſo würden und müßten Sie ſprechen, hat er zu mir geſagt. Darum hat er mir auch verboten, Ihnen von den Salben und Pulvern zu geben; Sie würden lachen und den Plunder in den Graben werfen. Der Beſte und der Klügſte ändert's nicht, was kommen ſoll, und das iſt das Wunderbare in unſrer Beſtimmung, ſagt er, daß man das weiß, und ſich doch immer wieder gedrungen fühlt, den Rath zu geben, der nicht befolgt wird. So hat er's auch mit der Lupinus gemacht. Wie er es ihr auch zu verſtehen gegeben, daß es nur Achtung und Verehrung von ihm ſei, ſie hat's für Liebe gehalten. Und wie er jetzt auch ſich Mühe giebt, daß ihre Unſchuld an den Tag kommen ſoll, er weiß doch, ſie

werden nicht auf ihn hören, denn die Menſchen rennen alle in ihr Verhängniß, und er preiſt die am glücklichſten, die nicht klug ſind, und nicht Alles ſehen wollen, denn ihnen wären viele Qualen geſpart. Darum, ſagt er, hat er uns ſo lieb, ob er ſchon weiß, daß ich ihm nicht gut bin, und Sie ihn gar nicht mögen. Da iſt auch alle Mühe umſonſt, ſetzte er hinzu, alle Beweiſe helfen nichts, und der Mißtrauiſche weiß ſogar in der guten That, die man ihm erzeigt, eine heimliche böſe Abſicht herauszuleſen."

Dem Herrn von Dobleneck ging es dumpf durch den Kopf: „Wenn man ſich doch getäuſcht hätte!"

„Das ſagt er ja auch. Wenn in der letzten Stunde nur die Enttäuſchung käme! Wenn er da liegt auf dem Felde der Ehre, und die Lüfte trügen mir wenigſtens mit Aeolsharfenklang ſein Geſtändniß zu: Ich habe mich in dir geirrt! Das wäre wenigſtens ein Troſt!"

„Donner und — Himmeldonner! Er macht mich doch nicht bei lebendigem Leibe todt!"

Der Obriſtwachtmeiſter Stier von Dobleneck hatte nicht die Veränderung geſehen, die auf dem Geſicht der Baronin vorgegangen. Die Thränen ſtürzten aus ihren großen, ſchönen Augen; ſie zitterte:

„Ja, mein inniger, einziger Freund, er hat eine Ahnung — er wollte ſchweigen — ich erpreßte ihm das Geſtändniß — Ihr zügelloſer Muth — er ſah Ihr Blut fließen — Wir ändern's nicht — ja, es iſt nur zu wahr, es findet ſich Alles nur, um ſich zu

trennen, die Herzen, um von einander gerissen zu werden, die Seelen und Geister, um sich schätzen zu lernen, wenn sie sich verloren haben, und das Glück ist nur da auf der Welt, daß es zerbricht! — Es ging ja auch nicht anders, sagte sie, sich zurückbeugend, und blickte ihn mit freudiger Wehmuth an. Wir konnten uns ja nur finden, um uns wieder zu trennen! — Freiwillig, nicht wahr, hatten wir es gethan? Und nun trennt uns eine höhere Hand."

„Aber warum denn auf immer! sagte der Officier, ihre Hand an die Brust drückend. Ohne Hoffnung —"

„Darf der Mensch nicht leben und nicht sterben, fiel sie ein. Das hat er auch gesagt. Und sah dabei in den Himmel, und das war ein Blick! — Nein, nicht auf immer! sagte er, wer unvergänglich liebte, der liebt auch in die Ewigkeit. Ist denn das Blut ein Strom, der uns vom Jenseits trennt? Da liegt er auf der Heide, purpurn strömt es aus der Brust des Redlichen. Sein letzter Hauch ist seine Freundin, sein letzter Blick für Sie. Wenn er Sie im Tode sah, warum sollen Sie ihn denn nicht im Tode sehen! Sie werden sich wiedersehen!"

„Nun, um Gottes Barmherzigkeit willen, ja, wir werden uns auch wiedersehen! rief Dobleneck in ungewöhnlicher Aufregung. Kein Krieg ohne Blut, aber warum gleich maustodt! Wozu giebt's denn Charpie und Pflasterkasten? Das Blut mag zwischen uns fließen, ja, ein tiefer Fluß, aber warum soll ich denn nicht rüberspringen und —"

„Wir werden uns wiederſehen!“ und die Baronin öffnete die Arme und der Obriſtwachtmeiſter auch — Da mußte es um ſie ſauſen, krächzen, und die wilde Jagd kam hinterher. „Fangt ſie! — Da ſind ſie! — Die Brut!“

Als die Unholde heranſtürmten, war die Baronin ſchon durch die Oeffnung der Hecke geſchlüpft. Der Obriſtwachtmeiſter warf einen Zornblick auf die Störenfriede, ja, ſeine Linke ruhte auf dem Degengriff. Ob Herr von Dobleneck ihn gezogen hätte, wir wiſſen es nicht; aber es war ja ſein Wachtmeiſter, der, in Reſpect erſtarrend, vor ihm ſchulterte und aus den Lippen des vorgeſtreckten Kopfes die Worte flüſterte: „Halten zu Gnaden, Herr Obriſtwachtmeiſter, ſie ſind die Puten von Excellenz Feldmarſchall Möllendorf!“

Zwölftes Kapitel.

Die Scheidestunde ſchlug.

Als die Baronin durch die Hecke geſchlüpft — ſie hoffte, unbemerkt von den Verfolgern, — befand ſie ſich in einem ſchmalen Gange, der eigentlich nicht zum Spazierengehen, ſondern, zwiſchen der beſchnittenen Baumhecke und einem alten Plankenzaune, mit Unkraut bewachſen und für den Kehricht des Gartens beſtimmt war. Ihre Abſicht war auch wohl geweſen, wenn das wilde Heer vorüber, in die Allee zu ihrem Freunde zurückzukehren. Davon wurde ſie zu ihrem Schreck durch einen andern Mann, den ſie nicht als ihren Freund betrachtete, abgehalten. Nein, ſie fürchtete oder verabſcheute den alten Herrn von Bovillard, und glaubte dazu hinlänglichen Grund zu haben, denn hatte nicht der Legationsrath in einer vertrauten Stunde ihr — wir ſagen nicht Alles, aber doch Vieles vertraut, was ſie nie erfahren durfte, wenn man nicht ohnedem wüßte, daß das Amtsſiegel der Verſchwiegenheit über die geheimen Staatsangelegenheiten in der Hinterſtube des Geheimrath Bovillard nur zu oft erbrochen war.

wie erfreulich scholl da dem Verspäteten einst Lützows wilde Jagd entgegen, in deren Sängern er Gymnasiasten aus Wetzlar erkannte. Die verfallenen Burgen im Mondlicht, bald verborgen, bald enthüllt von den vorüberziehenden Regenwolken, blickten so schaurig hinab auf die öde Landstraße, daß die Deutsche Heimath weit in eine unheimliche Nebelferne entrückt war. Wie ganz anders war dies Gefühl in Schweden! Hunderte von Meilen entfernt von der Heimath, konnte auch nicht das geringste bange Gefühl den Verspäteten beschleichen. Ich verließ um Mitternacht Wagen und Reisegefährten und ging weit vorauf in die helle Nacht, unbekümmert, ob sich das Geräusch der Nachkommenden nicht verliere; selbst ein Abirren vom Wege, was auf lange Zeit und unangenehm getrennt hätte, konnte keine Besorgniß einflößen. Die Schatten der Büsche mochten sich über die Straße bewegen, der Beherzteste sieht sonst wohl still oder rüstet sich gegen den Rest der Ammenfurcht, ehe er den Fuß hineinsetzt, um schnell wieder drüber hinaus zu kommen. Hier nichts davon. Die ungeheure Einsamkeit hatte etwas Erhebendes.

Ist schon die Natur am Tage hier größer

Und diesen selben Bovillard, der mit ihr und dem Rittmeister ein so grausames Spiel gespielt, dem sie in ihrer Entrüstung geschworen, nie mehr in's Gesicht zu sehen, traf sie an dem einsamen Orte, er kam grad auf sie zu, und hob grade den Kopf, den er gesenkt trug, ehe sie ausweichen konnte. Zu andrer Zeit kochte es in ihr, ihm Sottisen oder die Wahrheit zu sagen, was sollte sie ihm jetzt sagen, wenn er mit seinem medisanten Witze sie raillirte!

Ach, aber der Geheimrath war ein Anderer, in kurzer Zeit schien er um Jahre älter geworden. Wohin war der elastische Schritt, die Jugendlichkeit, die er im Umgange affectirte? Er ging bedächtig und gesenkten Hauptes. Er litt an fixen Ideen, sagte man. War es sein Stammbaum, dessen Wurzeln bis zur Schöpfung der Welt zurückwuchsen, was seinen Blick auf der Erde wurzeln ließ? Man hielt es nur für eine momentane Phantasie des aufgeklärten Lebemannes; er benutze sie, um seinem Depit gegen die Verbindung seines Sohnes mit der Demoiselle Alltag einen scheinbaren Grund unterzulegen. Er litt, wer sollte es glauben, an einer andern Idee, die er zwar nicht deutlich aussprach, aber aus seinen hervorgestoßenen Reden erschien es, daß er an gewissen Tagen sich für vergiftet hielt, von wem anders, als der Lupinus! Auf vernünftige Vorstellungen gab der vernünftige Mann zu, daß dies unmöglich sei, da er jede gesellige Berührung mit ihr vermieden hatte; aber er nahm doch in jenen Tagen viele

und ſtarke Paranzen. Er, der erklärte Gegner der Romantik und alles Myſticismus, las in Büchern, die man nicht auf ſeinem Tiſch erwarten ſollen, und an Aerzte, die ſich jener Richtung näherten, ſtellte er die verblümte Frage, was ſie von dem böſen Blick hielten, an den die ſüdlichen Nationen glauben, und ob nicht eine phyſiſche Möglichkeit ſei, daß er der Geſundheit Anderer ſchaden könne? Der Geheimrath Bovillard war bereits als malade imaginaire ſprüchwörtlich. Sein Gönner, der Miniſter mit der aufrechten Haltung, hatte ihm ſeine Univerſalcur, Karlsbad, wiederholentlich empfohlen, der Geheimrath den Rath aber von der Hand gewieſen — für jetzt. Er fürchte, es werde ihm als Furcht ausgelegt, wenn er ſich aus Preußen entferne, er ſei ein Patriot, darum müſſe er es zeigen. Darum zeigte er ſich an öffentlichen Orten; wenn auch nicht grade an dem, wo die Baronin ihm begegnete.

„Ach, meine gnädige Frau, ſagte er, nachdem von ſeiner Seite weder eine freudige noch eine andre Ueberraſchung ſtattgefunden, er brachte die Worte vielmehr mit einer Art innerem Gähnen heraus, indem er neben ihr berging. Ach, meine gnädige Frau, die Moraliſten ſagen, Alles in der Welt iſt eitel; aber es iſt nur die Wirkung aus der Ferne. Ich ſehe in der Welt nicht ab, warum das eitel ſein ſoll, was ich genieße, und es ſchmeckt mir. Eitel, — das heißt, es verdirbt und vergeht, wird es nur durch die Einflüſſe von außerhalb. Könnte Jeder

seinem Penchant nachgeben, dann gäbe es keine Eitelkeit und keine Sünde, nur vergnügte Menschen. Sie lieben im Frühling die Veilchen, ich die Maibutter, wie schön duften sie am Morgen, wie aromatisch und frisch schmeckt sie zum Frühstück! Da muß ein Weltkörper, viele Millionen Meilen von uns entfernt, so einwirken, daß das Veilchen am Abende welk ist, meine Butter ist ranzig und zerflossen. Das Uebelste ist, auch die Philosophie hilft dagegen nicht. Der böse Magnet, Dämon, was es sei in der Ferne, unsre Pfeile erreichen ihn nicht, und, was noch schlimmer, wir wissen gar nicht, wo unser Feind sitzt. So ist der Klügste nicht sicher, wober's ihn einmal überkommt, ob er auf dem Eis einbrechen, oder im Tanzsaal ein Bein brechen soll. Was ist der Krieg? Die Soldaten bilden sich ein, sie trügen ihn, und sie bluteten für uns. Aber, contrair, sie haben das Vergnügen, und der Civilist hat die Leiden; er muß zahlen und zahlen, Handel und Gewerbe stocken und wir müssen Spott, Uebermuth und Einquartierung ertragen, bis wir aus der Haut fahren. Ich will mich nicht um die Welthändel kümmern, sagt der gute Bürger. Und hat er dazu nicht ein Recht? was er nicht eingerührt hat, braucht er nicht aufzuessen. Hat der Weizenbauer in Pyritz die französische Revolution gemacht, hat er consentirt zur Pillnitzer Alliance, oder hat er Napoleon zum Kaiser ausgerufen? Gott bewahre, er weiß von alledem nichts, hat nie was davon wissen wollen; aber büßen muß

er jetzt: ſeine Pferde werden ihm ausgeſpannt, Fourage muß er liefern, ſeine Söhne hergeben zum Todtſchießen, und wenn die Franzoſen gewinnen, frißt und prügelt ihn die Einquartierung, ſie ſchmeißt ihn am Ende aus Haus und Bett, wenn er eine junge Frau hat, alles das die Wirkung aus der Ferne, und Niemand weiß, meine theuerſte Baronin, wo das Uebel ihm ſitzt und von wo es kommt."

Die Baronin ſchenkte ihm einen Blick, der zu verrathen ſchien, daß ſie wenigſtens die Ferne kenne, aus welcher ſie die Wirkung empfunden. Der Geheimrath hatte für ſolche Blicke keine Augen und kein Gefühl.

„Meine Beſte, ſagte er, das Geſicht in eigenthümlicher Weiſe verkneifend, und beide Hände gegen die Seiten ſtemmend, denken wir nicht an vergangene Thorheiten. Sie ſollten nach Karlsbad. Hier, Gott weiß, was hier kommt; die ſchwere Luft, und Niemand weiß, was er in den Sonnenſtäubchen runterſchluckt, die er einathmet, wenn er den Mund aufthut. — Da — da können Sie ungenirt und frei leben. Ich ginge ja auch herzenegern, aber — ein Staatsmann und die Rückſichten. — Excuſe!"

Mit einem raſchen Sprung war er in den Gang zurück, aus dem er die Baronin unter ſo liebenswürdigem Geſpräch bis in den Garten zurückgeführt hatte. Da trafen ſich im Gewühl viele Bekannte, die wieder auf die Eſtraden ſtiegen. Die Stopfung auf der Straße war gelöſt. Der Abendwind trieb

den Staub nach einer jenſeitigen Richtung. Herr von Fuchſius, der die vereinſamte Frau zuerſt gewahrte, hatte ihr ſeinen Arm angeboten. Sie hätte wohl einen beſſeren Führer gewünſcht, ſagte er lächelnd, aber in dem Gedränge müſſe man ſich ſchon dem erſten Beſten anvertrauen. „Wer in der Gefahr vereinſamt ſteht, iſt verloren.“ Ueberall Abſchiedsſcenen, Thränen, Tücher. „Sie waren eben Zeugin einer der tragiſchſten Abſchiedsſcenen!“ Die Baronin ſah ihn verwundert an.

„Herr von Bovillard ſcheint förmlich von ſeinem Verſtande ſich geſchieden zu haben. Es iſt der Abſchied eines Verſchwenders von ſeinem verſchleuderten Gute. Er iſt auf dem Wege, ein vollſtändiger Hypochonder zu werden. — Aber beachten Sie den Abſchied dort, er iſt weit trauriger, zwiſchen Vater und Sohn.“

„Zieht der junge van Aſten auch in's Feld?“ fragte die Baronin, denn dieſer war es, dem ſein Vater nach einem langen, wie es ſchien, eindringlichen Geſpräch plötzlich den Rücken wandte.

„Nur in die Freiheit — und der Alte vielleicht in's Schuldgefängniß.“

Das Verhältniß war ſtadtkundig: „Mein Gott, wer hat denn da nun Recht? Der junge Walter iſt auch ein ſo braver Mann!“

Der Rath zuckte die Achſeln: „Baroneß, das ſind Fragen, auf die nur der liebe Gott Antwort weiß.“

Die Baronin drückte plötzlich die Hand ihres Be-

gleiters und der Freudenſtrahl in ihrem Auge ſchien zu ſprechen, daß der liebe Gott wohl Antwort gegeben habe. Der alte van Aſten, der noch eben den Stock mit beiden Armen unmuthig auf die Erde geſtampft und den Hut tief in die Stirn gedrückt hatte, um den Garten zu verlaſſen, war plötzlich ſtillgeſtanden. Eben ſo raſch wandte er ſich um, und fiel dem Sohn, der ihm wehmüthig nachgeſehen, um den Hals.

Ob ſie etwas geſprochen und was, wer konnte das hören, beſonders jetzt, wo wieder ein feierlicher Marſch von Blaſeinſtrumenten durch die einbrechende Dämmerung ſchmetterte. Die Baronin riß ihren Führer auf die Eſtrade. War erſt jetzt die Ordre gekommen? Die Gensdarmen zogen aus der Stadt, um in einem benachbarten Dorfe Nachtquartier zu halten. Noch war es hell genug, um ſich zu erkennen, und ein letzter rother Schimmer färbte die Federbüſche und Geſichter der Reiter. Die Baronin ließ ihr Tuch wehen, er ſah es und ſalutirte mit dem Degen. Sie ſprach kein Wort, aber unverwandten Blickes ſtarrte ſie hin, bis die Geſtalt ſich in der Menge verlor, dann lehnte ſie ſich, wie erſchöpft, auf die Schulter des Rathes. „Wir werden uns wiederſehen!“ kam es wie aus tiefſter Bruſt. — Unſern von ihr ſchrie eine andre weibliche Stimme: „Ich werde ihn nie wiederſehen! Was ſoll aus mir werden!“ Charlotte war auf eine Bank geſunken. Zum Glück ſtand jetzt neben ihr ein ältlicher Herr — denn unter den übrigen Zuſchauern ſchien keiner ſich um

den andern zu kümmern, ihre Blicke und ihre Gedanken gehörten den schönen, jungen ausmarschirenden Reitern allein an. Der ältliche Herr klopfte ihr auf die Schultern: „Charlotte, weine Sie nur nicht, gebe Sie sich zur Ruhe, es wird sich schon Alles finden, und ich verlasse Sie nicht.“

Es war eine besondere Stimmung unter Allen, sehr verschieden von der lauten beim Vorüberziehen der frühern Regimenter. Hatte der Abend sie gemacht? Waren die Gensdarmen grade die Lieblinge der Zuschauer? Man hörte keine lauten Hurrah's, keinen jubelnden Zuruf, nur unterdrücktes Schluchzen. Vielleicht that's die Regimentsmusik; sie spielte die Melodie eines alten Volksliedes von Morgenroth und frühem Tod. Nachher flüsterte man sich zu: Prinz Louis sei in seinem Mantel verhüllt unter dieser Schwadron in der Stille mit ausmarschirt.

In den Sälen, die als sehr bescheidene Pavillons des auch bescheidenen Restaurationsgebäudes in den Garten ausliefen, hatten einzelne Familien und Gesellschaften zum Abendbrod sich vereinigt. Die Lichter wurden schon angezündet, es sah aber wenig festlich aus, trotz der Astern und anderer Herbstblumen, die eine sorgende Hand wohl hie und da auf den Tisch gestellt. Luft und Boden, die Dielen auf dem Erdreich liegend, waren kalt und feucht, die Frauen hatten ihre Enveloppen, die Männer ihre Ueberröcke umgethan. Es war auch sonst ein Etwas, was die helle Freude nicht aufkommen ließ.

In einem dieſer Pavillons hatte der Geheime Kriegsrath Alltag ſeine Familie und einige Bekannte vereinigt. Als Fuchſius die Barenin vorüberführte, um ſie nach ihrer Equipage zu geleiten, rief ſie, durch die hellen Fenſter blickend: „Herr Je — da geht ja Adelheid mit dem jungen van Aſten.“

„Er war ihr hochverehrter Lehrer, ſagte der Rath, und der alte Alltag hat zum Abſchied alle nächſten Angehörigen zu ſich gebeten.“

„Geht er auch mit in den Krieg?“

„Er nicht, aber ſeine Tochter. Die Königin folgt ihrem Gemahl in's Hauptquartier, und Mamſell Alltag iſt, als Geſellſchafterin der Viereck, beſtimmt, Ihre Majeſtät mit zu begleiten.“

„Das iſt eigen, ſagte die Barenin, das ſchöne, junge Mädchen in den Krieg! Was man nicht erlebt! Wiſſen Sie wohl, was ich glaube?“

„Gewiß etwas Richtiges.“

„Der Alte mochte damals nicht die Brautſchaft. Jetzt, glaube ich, gäbe er etwas drum, wenn die Adelheid beim jungen Aſten geblieben wäre. Er iſt ein ſolider Menſch, und die Leute meinen, er wird eine gute Carriere machen. Hübſch iſt er nicht, aber es iſt ſo etwas in ihm — man traut ihm auf's Wort.“

Möglich, daß die Barenin das Richtige getroffen hatte. Der alte Alltag, der ſchweigſam in der Geſellſchaft umherging, drückte bei einer Gelegenheit ganz beſonders die Hand des jungen Aſten, er dankte ihm mit gerührter Stimme, daß er ſeine Tochter zu dem

gemacht, was ſie ſei. Rührung war weder ſonſt noch jetzt das Departement des Geheimen Kriegsrathes. Die Geheimräthin brachte ſelten das Tuch von den Augen. Sie unterhielt ſich mit dem alten Rittgarten, er mußte ihr vom Krieg erzählen, wie weit man ſich herangetrauen könne ohne Gefahr, ob die Franzoſen auch auf Frauenzimmer ſchöſſen? Nie war ſonſt ihren Gedanken etwas entfernter geweſen. „Sie iſt noch gar nicht gereiſt, das Kind, einmal nur bis Potsdam, und nun muß ihre erſte Reiſe gleich in den Krieg ſein! — Wer hätte das nur als möglich gedacht; es wird doch Alles anders, als es ſonſt war.“

„Alles — Alles!“ ſagte der alte Major, den Kopf ſchüttelnd, die Pfeife mußte ihm heut nicht ſchmecken.

„'S iſt Fügung des Himmels; das muß uns wohl tröſten, ſagte die Geheime Kriegsräthin, aber — aber —“

„Der Himmel fügt es, daß Alles aus dem Gefüge geht, und es wird noch mehr losgehen. Er weiß, warum. Es muß wohl nicht recht zuſammengefügt geweſen ſein.“

Eine Converſation kam nicht auf. Wer zu ſprechen anfing, brach plötzlich ab, im Gefühl, daß es Wichtigeres zu ſprechen gab, und die Zeit war koſtbar. Und dann hatte Jeder mit dem Andern etwas Beſonderes zu ſprechen. Wenn er fortgegangen, fiel ihm ein, daß er das vergeſſen, was ihm beſonders auf dem Herzen lag. Welch ein Strom mütterlicher Er-

mahnungen war von den Lippen der Mutter geflossen, und immer besann sie sich, daß sie doch noch etwas Anderes, etwas Neues zu sagen hatte.

Jetzt nahte die Scheidestunde. Adelheid konnte nicht zum Abendessen bleiben, der Wagen der Hofdame, der sie nach dem Palais bringen sollte, war angemeldet. Der Vater hatte eigentlich am wenigsten mit ihr gesprochen. Jetzt legte er seine Arme um ihre Schultern: „Du, mein geliebtes Kind, mein Bijou! Nun ich Dich verlieren soll, begreife ich erst, was ich in Dir gehabt habe. Und was ich hätte in Dir haben können! Liebe Adelheid, ich hätte Dich mehr lieben können, dann wäre ich Dir mehr gewesen und Du mehr mir. Ich hätte Dich besser verstanden, und Manches wäre besser — vielleicht! Aber es hat nicht sein sollen. Andre sagen, der Mensch gehöre zuerst sich selbst und seiner Familie, und dann erst seiner Pflicht gegen den Staat. Ich verstand es anders. Gott wird wissen, wer Recht hat. Wenn Alles in der Welt wechselt, so wechseln wohl auch die Ansichten über die Pflichten. Aber ich glaube doch, wer das thut, was er gelernt hat, daß es recht sei, der thut Recht, und der himmlische Vater wird ihm vergeben, wenn er dabei auch mal Unrecht thut. —“

Adelheid an seinem Halse wollte nichts davon wissen, daß ihr Vater gegen sie Unrecht gethan; sie habe sich anzuklagen, daß sie nicht alle Pflichten eines Kindes gegen ihn erfüllt.

als der Mensch, in der Nacht tritt sie in ihrer ganzen stillen Wunderkraft heraus. Es war etwas Zauberartiges, wenn wir durch die weiten Flächen dahin rollten, und wozu uns Anfangs der Mangel an Zeit nöthigte, wählten wir später aus Lust. In Gebirgen entfaltet eine Mondnacht überall wunderbare Reize durch den grellen Wechsel der lichten und dunklen Massen. Eine einzelne Kiefer auf dem Gipfel greift mit ihrem Schatten in weite Gründe; das Dunkel der Schluchten verbirgt, gegen die lichten Höhen gehalten, ganz andere Geheimnisse, als das duftige Grün einer Tagesbeleuchtung zeigt. Aber nicht das Gebirge, die monotone Ebene war es, ummölbt vom klaren, nordischen Horizont, die so zauberhaft zum Gemüthe sprach. Ein ununterbrochenes Schweigen ruhte auf den weit ausgedehnten Feldern, kein Nachtgevögel, nicht einmal die Fledermaus, flatterte auf. Der Mond badet sich in dem kalten Wasser, und die ganze nordische Vegetation streckt ihm die Häupter entgegen. Ein Birkenwald in solcher Mondennacht gewährt eines der schönsten, ätherischen Schauspiele. Es sind nicht die blendend weißen Stämme, welche Geister-Erscheinungen vorstellen sollen. Diese beschränk-

Er ſchüttelte den Kopf: „Du warſt ein ausgezeichnetes Kind, und für die hat die Vorſehung wohl beſondere Geſetze. Sie führt ſie Wege, die uns nicht gut dünken, aber ſie leiten zum Ziel, das wir nur nicht ſehen. So iſt's mit Dir gekommen, und ſo wird es noch weiter kommen. Es wird Vieles beſſer werden, als wir denken — und — wir werden uns wiederſehen und froher als heut —"

Da brachen die Kleinen in Thränen aus, jede wollte zuletzt die liebe, ſchöne Schweſter an's Herz gedrückt haben. Dem Alten ward zu weh um's Herz. Er konnte die Tochter nicht an den Wagen führen; er drückte ihr nur die Hand mit abgewandtem Geſicht und warf ſich auf einen Stuhl. Die Mutter auch, nachdem ſie ihr den mütterlichen Segen gegeben. Aber es fiel ihr noch etwas ein, als Adelheid die Glasthür ſchon geöffnet:

„Und das mußt Du mir heilig verſprechen, Adelheidchen, daß Du immer wollene Strümpfe trägſt. Die Octobernächte werden ſchon ſo kalt. Die Königin iſt ſo gut, die pure Menſchenfreundlichkeit! Sie wird ſchon ein Auge zudrücken."

Adelheid hatte Alles verſprochen, ſie mußte aber immer wieder daſſelbe und Neues verſprechen: gleich zu ſchreiben, wenn ihr was paſſirt, kein unreifes Obſt zu eſſen, was jetzt ſo viele Leute krank mache, nie zu nahe zu gehen, wo ſie ſchießen.

Endlich mußte doch die Glasthür geſchloſſen werden, von der Zugluft ſchmolzen ſchon die Talglichte.

Die Geſchwiſter wollten mit; anfänglich die Mutter auch, ſie fühlte ſich zu ſchwach. Die Kinder aber konnten ſich im Gedränge und der Finſterniß verlieren. So machte es ſich denn wie von ſelbſt, daß van Aſten ſeine ehemalige Braut allein nach dem Wagen begleitete.

Die Sterne funkelten hell am klaren Herbſthorizont, als ſie aus dem Baumgang traten. An der Hinterpforte ſtand der Wagen.

Sie reichte ihm die Hand. Mit ihrer Silberſtimme ſprach ſie: „Walter, hinter uns iſt es klar; ich hoffe, es wird auch vor uns immer klar bleiben.“

Er ſchlug ein: „Es werden noch viele Nebel aufſteigen, bewahre Deinen hellen Blick und dann bleibt es zwiſchen uns klar.“

„In keinem Fältchen Deines Herzens iſt ein Groll, ſprach ſie, nicht wahr? — Das giebt mir Muth. Aber —“

Sie zauderte.

„Sprich es aus! ſagte er. Es ſoll gar kein Fältchen zwiſchen uns bleiben.“

„Ich möchte Dich auch ganz zufrieden, ganz klar mit Dir ſelbſt verlaſſen. Bin ich's noch, Walter, die wie eine Nachtwolke zwiſchen Dir und Deinem Vater ſchwebt, den Wünſchen des Mannes, deſſen Glück und Frieden Dir das Theuerſte ſein müßte?“

„Und wenn Du es wäreſt, was kannſt Du dafür? Kann der Nordpol dafür, daß der Magnet nach ihm zeigt? Es wäre die Arbeit eines Nar-

ren, den Magnet zwingen zu wollen, daß er nach einer andern Himmelsgegend weiſt. Das ſind ewige Nothwendigkeiten, vor denen die ſich beugen ſollen und müſſen, die nicht Muth haben, ſie freiwillig anzuerkennen. Dieſer überreichen Welt an Allem fehlt nur etwas — Characktere. Ich bilde mir nicht ein, ſie beſſern zu wollen, dazu fühle ich mich zu ſchwach, aber ich bin ſtark genug, mich nicht von ihr bilden, fortreißen zu laſſen.“

„Lebe wohl, Walter! ſprach ſie mit erſtickter Stimme. Ich habe den Glauben: es iſt kein Lebewohl für immer. Wir ſehen uns wieder.“

„Ich ſehe Dich nicht wieder, denn ich ſehe Dich immer. Du bleibſt bei mir, wie Du bei mir warſt. Was wären wir, wie hielten wir's aus unter den täglichen Hammerſchlägen in dem wirren Mühlengetriebe des Egoismus und der Erbärmlichkeit, ohne den Glauben an eine vollkommene Welt, die nur den Ungeweihten unſichtbar iſt, die auch wir nur in Momenten erblicken, aber dann ſo klar, ſtabil, in einander gefügt, daß wir Troſt ſchöpfen am Born dieſes ewigen Organismus, und lächeln mögen über uns, daß wir uns von den Widerwärtigkeiten, dem Schmutz, den Nebeln irren ließen und verzweifelten! — Das ſollen wir nicht, es iſt unſre Aufgabe, den Schmutz fortzukehren, die Dünſte wegzublaſen und den Spiegel in uns klar zu halten für jenen Silberblick. Arbeit koſtet es, ein furchtbar Ringen, Selbſtkämpfe mit unſern ſchönſten Illuſionen, aber

auch sie sind ein falscher Trost, sie müssen erst überwunden sein, bis wir schauen — den unsichtbaren Staat, die unsichtbare Kirche, bis die unsichtbare Weltordnung so klar vor uns liegt, wie dort der gestirnte Himmel über uns. Es ist nur Stückwerk, Adelheid, wohin unser Auge dringt, aber athmet nicht Deine Brust froher auf? Die Sterne irren nicht, aber sie wandeln. Wir wandeln auch, aber wir sind glücklicher als jene, die, wenn der Wandellauf sich erfüllt, Wunder sehen, hier Abgründe, dort flammende Berge. Wir lassen uns nicht erschrecken, wir vergehen nicht in Jubel; wir wußten, es mußte so kommen, und stehen gerüstet für das, was darauf folgt. — Es wird noch viel Schlimmes folgen, Du wirst gerüstet sein, Du wirst ihm klar in's Auge blicken."

„Lebe wohl, Walter!" wiederholte sie und drückte, sich auf den Zehen hebend, einen Kuß auf seine Stirn; dann schwebte sie in den Wagen, er rollte fort.

In einem andern Pavillon des Gartens war eine militairische Gesellschaft versammelt, ihr Mittelpunkt der General, den wir vorhin auf der Estrade sahen. Es giebt Momente, wo auch ein Feldherr genöthigt ist, ein Auge zuzudrücken. Solch ein Moment war's, als der General es gerathen fand, das tölpelhafte Betragen der Trainknechte nicht zu sehen. Er hatte mit den Andern — des Staubes wegen, der nichts mehr zu sehen erlaubte, den Balcon verlassen.

Jetzt nahm die Erzählung eines jungen Offi-

ciers, der erſt ſpäter zu dieſem Kreiſe getreten, die Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Er war aus Mitteldeutſchland, wohin er in einem Auftrage geſandt geweſen, zurückgekehrt und berichtete über die Streitkräfte des Feindes, welche ſich am Main und Rhein ſammelten.

„Und halten Sie dieſe Kerle nun, wie Sie dieſelben ſchildern, für ſtark genug, mit einer disciplinirten preußiſchen Armee es aufzunehmen?“

„Excellenz, trotz alledem ſind es nicht mehr die „windigen“ Franzoſen, wie wir ſie ehedem nannten. Es iſt wahr, ſie ſtehen in Reih und Glied nicht wie eine Mauer, ſondern ich möchte ſie einem Aehrenfeld vergleichen, das bei jedem Windesſpiel ſich bewegt. Das iſt ihre natürliche Alertität, aber ſie ſtehen ihrem Mann, und, was gefährlicher, ſie fliegen, während Oeſtreicher und Preußen marſchiren, und vermöge der Leichtigkeit ihrer Bewegungen ſteht im Augenblick ihre Fronte, wo der Feind ſeine Flanke und ſeinen Rücken hat. Ich hatte oft Gelegenheit, ſie auf dem Marſche zu beobachten, und wenn man dies gruppenweiſe Hintänzeln ſieht, dies bunte Durcheinander, dazu das Lachen, die Geſchwätzigkeit, wird man zum Glauben verführt, daß es ein Leichtes ſei, mit ihnen ein neues Roßbach zu ſpielen, daß eine unvorhergeſehene Reiterattaque ſie aufrollen müßte. Aber vermöge dieſer Leichtigkeit ſind ſie eben ſo ſchnell wieder in Ordnung und zum Angriff bereit.“

„Sie ſagen uns da nichts Neues.“

„Noch vermeſſe ich mich, dies ſagen zu wollen. Aber wenn ich heut unſre ſchwerfällige Bagage ſah, und ſo traf ich es auf dem ganzen Wege nach Magdeburg, und einen Marſch der Franzoſen damit vergleiche, ſo wird mir mancher ihrer Erfolge erklärlich, der uns wunderbar bedünkte. Mit Erſtaunen ſah ich bei ihnen, Excellenz, daß nur der Regimentscommandeur oder der Bataillonschef reitet. Einige Adjutanten neben ihm, das ſind die einzigen Pferde. Ihre kleinen Torniſter auf dem Rücken, ſpazierte oder tanzte das Officiercorps in anmuthigem Geſpräch bergauf, bergab.“

„Wo haben ſie denn ihre Campagnepferde, Herr von Müffling?“

„Das fragte ich auch und ward ausgelacht. Sie haben keine.“

Der General muſterte die Geſichter der Officiere, auf denen hie und da eine Zuſtimmung zu liegen ſchien. Er ſchüttelte den Kopf: „Das mag relativ ſeine Vortheile haben und für dieſe da paſſen, die aus dem Strudel einer Revolution geboren ſind, aber ein preußiſcher Edelmann, Herr von Müffling, wird ſich nie dazu verſtehen, zu Fuß zu gehen.“

Damit war die Sache abgemacht, es verſtand ſich, daß keine andere Meinung erlaubt war. Aber bei der Tafel erlaubte man ſich doch Bemerkungen, daß die Armee unverhältnißmäßig viel Bagage mitſchleppe, daß das Auge des großen Königs nicht Alles würde gut geheißen haben, was die Officiers-

wagen enthielten. Der General fand es für gut, darauf zu bemerken, daß Friedrichs Kriege und Märsche aus einem besondern Gesichtspunkte angesehen werden müßten. Hier komme es nicht darauf an, durch forcirte Märsche und Schwenkungen einen Feind zu überraschen, sondern durch die Wahrheit ihm zu imponiren. „Das geschieht, wenn wir ihm das ganze Gros der preußischen Kriegsmacht mit allem Apparat gegenüber stellen. Und da kommt es denn auf einige Bagagewagen mehr nicht an."

„Aber das ist doch zu toll, erlaubte sich ein anderer General zu bemerken, der Lieutenant Wolfskehl hat, wie ich eben höre, ein Clavier in seinem Reisewagen mitgenommen."

Man lachte, der erste General auch. Zu andrer Zeit würde er vielleicht nicht mitgelacht, und gegen einen Lieutenant seines Regiments in ähnlichem Falle gedonnert haben; aber er war bei guter Laune: „Sind die Ritzengnitze so musikalisch? — Im Uebrigen, meine Herren, es drückt doch eine Assurance aus, die ich beim Militair liebe. Entweder — die zwei Fälle haben wir vor uns, die Schlacht ist nicht entscheidend, dann beziehen wir Winterquartiere, oder wir schlagen die Franzosen auf's Haupt, dann ist die Jahreszeit zu weit vorgerückt zur Poursuite, und wir beziehen auch Winterquartiere. Und ist denn das was Unziemliches, in den Winterquartieren Musik zu machen? Der junge Mensch will sich bei Prinz Louis insinuiren. Lassen wir's ihm."

Der General war ſogar bei froher Stimmung. Die Zahl der leeren Rheinweinflaſchen hatte ſich hinter den Stühlen vermehrt. Als die Aufwärter abgetreten und ein Wink auch die Ordonnanz entfernt hatte, blickte die Excellenz, das Glas ergreifend, ſchlau um ſich, und ſah dann auf einen bekränzten Kupferſtich vor ihnen auf der Wand. Er ſtellte den Prinzen Louis Ferdinand vor:

„Meine Herren Kameraden, wir ſind unter uns. Braunſchweigs Plane plaudre ich nicht aus, denn er theilt ſie Niemand mit. Aber es giebt Lineamente, die ein gutes Auge von ſelbſt entdeckt. Unſer Gros ſteht bei Weimar und Erfurt, wir ſchieben unſre Tête bis Eiſenach vor. Auf dieſe wirft ſich Bonaparte mit ſeinem gewohnten Ungeſtüm; wir wollen zugeben, daß wir anfänglich etwas zurückweichen. Das können wir mit guten Ehren, verſtehen Sie mich, bis wir ſtehen bleiben, aber dann ſtehen wir auch. Inzwiſchen hat Prinz Louis, der die Saale ſcheinbar occupirt, einen Flankenmarſch am Thüringer Walde effectuirt, und wenn wir ihn geſchlagen haben, iſt nur die Frage, wo er das Loch finden ſoll, um zu echappiren. Der Prinz wird's ihm verlegen, meine ich, und dann iſt die zweite Frage: was mit dem Kerl anfangen, wenn wir ihn haben? Wir haben ihn, ſage ich Ihnen, wie unter dieſem Hut, und der Prinz, ich gönne ihm die Ehre des Tages. Angeſtoßen, Kameraden, Prinz Louis Ferdinand!“

Von der Erſchütterung der Aufſtehenden, oder

vom Klang der Gläſer fiel das Bild von der Wand, das Glas zerbrach. Die Trinker hatten es wohl nicht gemerkt.

„Da leſen Sie!“ rief der Miniſter ihm entgegen, als Walter ſpät zurückkehrte, und warf ein gedrucktes Blatt auf den Tiſch. „Alles verloren, Alles aufgegeben, Alles aus!“

„Unmöglich!“ Es war das Manifeſt aus dem Hauptquartier Erfurt, d. d. 9. October. „Verloren, Excellenz —“

„Nenne ich eine Sache, die ſo angefangen, aufgegeben, die ſo vertheidigt wird. Da haben wir's, Lombards Meiſterſtück, coulanter, glänzender Stil, ſüße Suade, ein junger, ſchüchterner Advocat könnte nicht beſſer ſeine erſte Proberede halten.“

„Aber der Inhalt!“

„Leſen Sie! Entſchuldigungen, daß wir ſo dreiſt ſind, Bonaparte den Krieg zu erklären, falls er nicht ſo höflich iſt, den wirklich unangenehmen Uebelſtänden abzuhelfen, deren Gründe wie ein Rabuliſt ſie aus den Winkeln zuſammenklaubt, und zwiſchen jeder Zeile die Bitte, er möchte es ja nicht übel nehmen.“

„Hier finde ich doch eine Stelle, die mich bei Lombard in Erſtaunen ſetzt: „„Es iſt Preußen erlaubt, an ſeine hohe Beſtimmung zu glauben.““

„Die iſt wohl aus Verſehen ſtehen geblieben, oder aus Complaiſance gegen Müller, oder wer ſonſt an einem Entwurf ſich verſucht. Und es iſt ihm „erlaubt!“

O es iſt himmelſchreiend, nein, diaboliſch lächerlich, mit ſolchem Wiſch von Deduction einem Napoleon entgegen zu treten. Ich getraue mir in ſeiner Stelle — nein, er braucht nur die Schreiber ſeiner Schreiber die Feder in's Tintenfaß tauchen zu laſſen, und ſie können Europa haarklein aus unſrer eignen Schrift beweiſen, daß wir im Unrecht ſind. Was handelt es ſich denn hier um Recht und Unrecht! Was iſt hier Recht und Unrecht? Wir ſtreiten nicht, wer zuerſt die Pfefferbüchſe nehmen, wer zuerſt im See fiſchen darf, wir ſtreiten —"

„Um das, was ſie nicht auszuſprechen wagen."

„Sie müſſen's, ſie mußten's. Die ganze Sprache der Entrüſtung in die Wagſchaale gethan, die Sympathieen, die heiligſten und heimlichſten Gefühle der Nation mußten angerufen, Deutſchland, wo es iſt, ſitzt, wie es heißt und wie es ſpricht, aufgerufen werden, mit Flammen mußten ſie ſchreiben, mit Scheidewaſſer, das in die Nieren dringt. Auf dies diplomatiſche Machwerk erhebt ſich kein Arm, und die ehedem wollten, ziehn ihn wieder zurück, denn wo können ſie vertrauen? Wenn er uns morgen ein Compliment ſchickt, müſſen wir übermorgen den Degen in die Scheide ſtecken. Wo kann nur ein Alliirter noch auf uns bauen, wenn wir nicht jetzt wenigſtens uns ſelbſt in Aufrichtigkeit und Aufopferungsmuth überboten, die Schiffe hinter uns verbrannten, die Scheide wegwarfen. Wir thaten's nicht, wir verſpielten wieder — Alles, weil wir wieder nur halb einſetzten."

ten Gespensterphantasieen verschwinden in einer so großartigen Nacht, wo die ganze Natur Geist ist. Es ist der kühne, stolze Bau jedes einzelnen Baumes, wie er seinen Gipfel hinaufschießt ins lichte Blau. Das zarte Laub der äußersten Zweige spielt mit der glänzenden Luft. Es ist keine Trauer, es ist keine Freude in der weiten Natur, aber eine Klarheit, eine Sicherheit, eine Größe, die den Geist erhebt.

Wie hell flimmern die Gestirne, wie verräth der hohe Stand des großen Bären am Horizont die nördliche Höhe. Fast keine Nacht vergeht, wo nicht ein Meteor sichtbar wird; wenigstens schießen lichte Sternschnuppen am blauen Gewölbe pfeilschnell nieder. Aber es ist Herbst geworden, und die Nebel dampfen auf dem Wasserspiegel. Der Mond, wenn er hinter ihnen aufsteigt, ist blutroth gefärbt. Auch aus den tiefern Wiesengründen quellen sie empor, und die Karren rollen durch ein Meer von feuchtem Dampf, daß das Pferd vor uns zu ertrinken scheint und die hinter uns kaum mehr als unsern Kopf entdecken. Wie hundertfältig bricht sich der Mondenstrahl in diesen Dampfwolken, wie saugen sie dort in der Ferne sein Licht ein, daß

„Alles? rief Walter. Der Degen ist aus der Scheide und der Herzog von Braunschweig —“

„Ein Greis, zitternd vor den Schauern der Vergangenheit. Wenn ein Schwindel in der Schlacht ihn überkommt, wenn er ohnmächtig wird, so müssen wir die Schlacht aussetzen, denn wie ein eigensinniger Arzt hält er auf Arcana, will sein Recept Niemand mittheilen, und diesem Einen muß der unglückliche Fürst sein Vertrauen, sein Reich, sein Alles übergeben, ohne ihm eigentlich zu trauen. Wär's nicht zu fürchterlich, klänge es wie eine bittere Satyre — ein arabisches Mährchen —“

„Wenn auch Sie, gnädiger Herr, die Hoffnung aufgeben!“

„Ich gebe nichts auf, sprach der Minister mit Stolz, nicht die Hoffnung, nicht meine Plane, nicht einmal mein Vertrauen zu diesen Menschen, denn ich hatte es nie. Komme, was da will, es muß darauf wieder anders kommen, und vielleicht ist es gut, in Gottes Rathschluß, daß das Nächste schlecht ist, unerträglich schlecht, daß sie in Verzweiflung sich zerbeißen, daß — daß — Aber Sie, van Asten, sprach er, und legte die Hand ihm auf die Schulter — Sie dürfen nie verzweifeln, nie den Kopf sinken lassen, mir nie den Stuhl vor die Thür setzen, auch wenn ich Sie im Unmuth einmal zur Thür hinaus würfe. — Die Augen auf! Wenn ein Unglück geschieht, haben wir alle Hände voll zu thun. Jetzt gehen Sie schlafen, damit Sie morgen wach sind.“

Dreizehntes Kapitel.

Der Schüler des Schauspielers.

Es war eine wunderbar bewegte Nacht vom 13. zum 14. October. Die Sterne warfen kein Licht auf das tiefe Saalethal, und die Tausende von Lichtern, die auf Befehl an den Fenstern der Stadt Jena brannten, verbreiteten nur einen ungewissen Schimmer, der die Dunkelheit noch dunkler zeigte. Aber durch die Nacht rauschte und dröhnte es, wie wenn Dämonen einer Erdrevolution vorarbeiten. Durch die Krümmungen der Schlucht, so weit das Auge getragen hätte, das Ohr reichte, wogte und wallte es; es war kein Strom, der durch die Rippen der Erde bricht, keine Windsbraut, die die Wolken peitscht, keine Feuersbrunst, die über Dächerreihen prasselt, es war ein heimliches, dumpfes Wirken und Schaffen, wie eine Sprache, die keine articulirten Töne findet. Wie die Riesenschlange die Erde umfaßt; in lautloser Wuth und Kraft drückt sie ihre Weichen, und da steigen gepreßte Schmerzenstöne in die Luft, so durchbrach die Monotonie hier ein Schrei,

dort ein Halloh, ein Zusammenstoß der Geschütze und Rüstwagen, ein Peitschenknallen, ein gräßlicher Fluch. Dann aber wieder tiefe Stille, man hörte nur den dumpfen, dröhnenden ehernen Tritt der Tausende, die Erde stampfend, das Wiehern der Rosse, das wuchtige Rasseln der Kanonen.

Die Heeressäulen der Franzosen wälzten sich durch das tiefe Saalethal; wie die fabelhafte Heerschlange, die im Thüringer Walde sich zeigt, eine Kette, Mann und Roß, von den Höhen der Berge bis schon hinaus viele Meilen über Jena, da, wo die Unstrut in die Saale fällt. Die Thüringer, die das Weh aller großen Kriege, welche Deutschland zerfleischten, in ihren schönen Thälern, an ihren Berggeländen recht aufgesogen und eingesammelt, hatten solche Massen Krieger nie gesehen. Eine Völkerwanderung schien es.

Wo die Schlange sich in dem Lichtschein ringelte, blitzte es auf von den Bajonetten und Flintenläufen, den funkelnden Säbeln, von umbuschten Helmen. Da auf dem Markte preschten die Chasseure, Raum machend für den Gewaltigen, und die Glieder standen und präsentirten. Es war eine kurze, aber ernste Heeresschau. Tausende und Tausende wälzten sich durch die Thore weiter, aber Tausende und Tausende verschwanden aus der lichthellen Stadt, man wußte nicht, wohin. Keiner legte sich zur Ruhe, der Kaiser wachte! Für wie viel Tausende sollte es die letzte Nacht sein, eine schlaflose Todesnacht.

Steile Felsberge wipfeln ſich über der Stadt; die Knaben üben ſich im Spiel zu klettern, der Jenaer Burſch wagt in kecker Laune den gefährlichen graden Aufweg; wie wollen Mann und Roß und Kanonen zu uns herauf? ſcheinen die kahlen Berge höhniſch zu fragen. Aber ein ſiegreiches Kriegsheer hat für jede Mauer eine Leiter. Es ward eine Nacht voll Bewegung und Leben; Fackeln, brennende Kienſcheite erhellten die Berge, die Artſchläge krachten durch das Thal. Es giebt keine noch ſo nackte und ſteile Höhe, die nicht durch Schlingungen und Wendungen zu gewinnen iſt. Einige hat hier die Natur oder Vorzeit ſchon gebildet, der Berg am Mühlthal heißt die Schnecke, andre kann ein geübter Blick ſuchen, und wo die Natur vorgearbeitet, hilft die Kunſt nach. Napoleon hatte in jener Nacht auch die Hülfe der deutſchen Wiſſenſchaft. Ein gelehrter Militair in ſeiner Suite, welcher einſt in Jena ſtudirt, wies den Ingenieuren die Stege, die er in tollem Uebermuth der Jugend erklettert. Was man in einer Wette thut um Kannen Bier, ſoll man's nicht, wo der Einſatz die Weltherrſchaft iſt! Schaufeln und Aexte halfen nach; Gerüll, in die Tiefen geſchleudert, Baumſtämme wurden zu Brücken und das Saaluſer von Jena war kein ſchneebedeckter Simplon. Wo die Pferde nicht konnten, zogen Menſchenarme das Geſchütz. Napoleon ſchmähte in dieſer Nacht nicht auf die Ideologie der deutſchen Studenten.

Lange ehe der erſte Hahn krähte, war es voll-

bracht. Die Massen der kaiserlichen Garden und Linientruppen standen, ein dicht gedrängt Quarré, auf dem Berguser, und auf dem Landgrafenberg, dem höchsten Punkte, von dem das Auge eine weite Aussicht hat auf die Hochebene, die sich nach Weimar erstreckt, erschien der Feldherr in der Mitte der Seinen. Fackeln beleuchteten den grauen Mantelrock, das schöne, prüfende Auge des Siegers, während er längs der Reihen ritt, und den Jubel, der ihn begrüßte und verdoppelt bei jeder neuen Reihe in die Luft schallte, mit dem Lüften seines Hutes erwiederte. Seine Lippen blieben verschlossen, die Augen sprachen um so beredter: es ist morgen ein größerer Tag, denn je!

Der Jubel verhallte, er war in das Gebüsch geritten, um — zu ruhen, bis der Tag der Entscheidung anbrach. Auch seinen Kriegern war es jetzt vergönnt. Sie sanken hin, wo sie in Reih und Glied gestanden, die neben dem Pferde, die unter der Kanone; die kalte Nacht ihr Mantel. Hier brannten wenige Feuer, auch diese halb versteckt hinter Gebüsch und Erderhöhungen. Die Augen schlossen sich, ein allgemeines Schnarchen, ein Bild des Friedens wenige Stunden vor einem Gemälde des Todes, und welchem!

Nicht Alle schliefen. Die dunklen Gestalten dort vorn, in ihre grauen Capotmäntel gehüllt, das Gewehr in den Arm gedrückt, gegen einen Baum gelehnt, an einen Steinhaufen gekauert, hatten scharf das Aug geöffnet. Es verfolgte jeden Rauchwirbel,

der über den Wachtfeuern des Feindes ſich kräuſelte, jeden Windzug, der in der Zeltleinwand ſpielte. Seit die Rotten und Glieder ſich auf die Erde geſtreckt, konnte man das Schauſpiel frei überſehen. So weit das Auge in die Nacht reichte, Wachtfeuer und Zeltreihen. Durch ſechs Stunden dehnte ſich die Schlachtlinie der Preußen aus, hell, licht, Alles in bequemer, hergebrachter Ordnung. Und hier auf engem Raum, um einen bewaldeten Berg zuſammengedrängt, im Dunkel ſeiner Schatten und der Nacht, und am Rande eines Abgrunds hinter ihm, der Feind. Die Wachtpoſten ſtanden kaum auf Schußweite von einander entfernt; aber es fiel kein Schuß, kein Allarmzeichen, kein verſprengtes Pferd ſtörte die Ruhe. Schien es doch ein ſtillſchweigend Abkommen, ſie bedurften beide der Ruhe, um morgen ſich zu morden.

Nicht Alle ſchliefen, auch von denen nicht, welchen es vergönnt war. Unter einer Eiche lag ein zum Tode Verurtheilter. Der Officier, der ihm zur Bewachung zugeordert, hatte ihm doch höflich das Bund Heu, was für ſein Pferd beſtimmt, zum Kopfkiſſen gegeben, daß er, ſo bequem es ging, eines letzten Schlafes vor ſeinem letzten Tage ſich erfreue. Aber Louis Bovillard konnte nicht ſchlafen, oder er hatte ſchon genug geſchlafen; er richtete ſich auf und ſtützte den Kopf auf ſeinem geſunden rechten Arm. Der linke war verwundet, ein Verband war darum geſchlungen. Vorgeſtern war er, als er, aus dem Saalethal aufgeſcheucht, über die Schwarzach ſetzen

wollte, von franzöſiſchen Jägern angerufen werden. Als er die Antwort ſchuldig blieb, hatten ſie gefeuert. Am Arm verwundet, war er vom Pferde abgeſchleudert und gefangen worden. Man hatte ihn nach Kahla gebracht und vor ein Kriegsgericht geſtellt. Da er nichts ſagen konnte oder wollte, als daß er in Aufträgen ſeiner Regierung nach Franken geſchickt geweſen, und, beim Rückwege unter die Schaaren der Franzoſen gerathen, den Verſuch gemacht, durch den Thüringer Wald ſich nach dem Hauptquartier ſeines Königs durchzuſchlagen, hatte das Gericht ihn für einen Spion erklärt und zum Strang verurtheilt. Irgend ein Zufall, der ſchnelle Abmarſch, hatte die Execution verhindert; man hatte ihn mitgeſchleppt bis Jena. Auch hier war dazu keine Zeit, man hatte ihn auch auf den Berg mitgeſchleppt. — Betrachtete er jetzt über ſich den dürren Aſt der Eiche, von dem er morgen herabſchweben ſollte, eine kalte Leiche? Oder ſuchte ſein Auge durch den nebelgrau belegten Himmel nach einem Stern, an den er ſeine Hoffnung knüpfen wollte?

Es war keine Hoffnung, die noch mit dieſem Leben liebäugelt; das ſprach ſein umflorter Blick.

Man hatte ihn immer menſchlich, zuletzt mit chevalereſker Höflichkeit behandelt. Sein Wächter hatte ihm vorhin eine Cigarre angeboten, mit dem ſeltſamen Troſt, wie in Spanien, woher er ſie gebracht, die Sitte fordere, daß der Henker mit ſeinem Opfer eine Art Friedenspfeife raucht. „Der

Tod iſt ja der Frieden!" hatte der Gefangene erwidert.

Eine Schaar Krähen, von der momentanen Stille getäuſcht, hatte ſich auf den Aeſten des Baumes niedergelaſſen; auch ſie ſchienen wie der kluge Feldherr das große Feld zu überſchauen, wo morgen Abend eine Tafel, und eine wie große, für ſie gedeckt ſein ſollte. Der Officier, der, mit verſchränkten Armen auf einem Sattel ſitzend, die Augen auf einen Moment geſchloſſen, ſchien durch das Gekreiſch der Thiere erweckt, und ſah mit Verwunderung die Stellung ſeines Gefangenen. Der Gedanke an einen Fluchtverſuch konnte ihm nicht kommen:

„Schrecken böſe Träume Sie auf, oder die geflügelten Beſtien da?"

„Ich bin auf mein Schickſal gefaßt."

„Um ſo mehr Aufforderung, die letzten Momente in Ruhe zu genießen. Nehmen Sie eine Morgenerfriſchung."

Louis lehnte mit Dank die ihm dargereichte Flaſche ab: „Der Zuſtand meiner Wunde erlaubt es mir nicht."

Der Capitain lächelte: „Sie ſind nicht Soldat. Die Wunde iſt nur leicht."

Bovillard verſtand den Sinn der verhüllten Antwort: „Meine Wunde iſt tiefer, Capitain."

„Und Ihr Auge ſtößt ſich an dem dürren Aſt über Ihnen. Hat Ihnen der Traum ſo beſtimmt geſagt, daß Sie grade an dem die Sonne zum letzten Mal aufgehen ſehen werden?"

„Ich werde eine Sonne dort untergehen ſehen.“

„Wenn ich Ihnen nun meine Meinung ſagte, daß Sie dieſer Procedur überhoben ſind! Die Reminiscenzen an die Pariſer Laternen ſind in der Armee nicht beliebt. Daß man es bis jetzt nicht executirt, was da in Nabla im erſten Aufbrauſen dictirt ward, könnte Ihnen ſagen, daß man ſich die Hände mit der Strickarbeit nicht beſchmutzen will. Es iſt wahrſcheinlich ſchon beſchloſſen, wenn die Sonne aufgeht, Sie hier unter dem Baume zu füſiliren. Sie gehen dann aus dieſer Welt, wie vielleicht eine Viertelſtunde ſpäter die, welche Ihnen den letzten Dienſt erwieſen, vielleicht wie der, welcher jetzt die Ehre hat, die letzte Converſation mit Ihnen zu führen, gewiß wie Hunderte, welche Zeugen ſind, daß Sie muthig ſterben. Denn ich traue Ihnen das zu.“

„Ich freue mich auf den Tod.“

„Wenn dieſe Freude Ihnen nun vergällt würde, ſagte der Officier nach einer Weile. Ich ſpreche darin nur eine Vermuthung aus. Aber es iſt ſonderbar, daß man Sie nicht unten abthat, daß man Ihnen und uns noch die Mühe machte, Sie dieſen verteufelten Weg herauf zu ſchleppen. In welcher Abſicht konnte das ſein?“

„Vielleicht um Nachrichten aus mir zu preſſen, die meine Unterthanenpflicht zu geben mir verbietet. Man irrt ſich.“

„Pah! rief der Officier. Aus Ihren Papieren, ſo weit ſie von Ihnen nicht vernichtet ſind, erſieht

man, daß Sie auf einer Miſſion nach Franken waren. Sollten Sie vielleicht eine freie Reichsſtadt, einen Abt und Biſchof oder gar die Bauern aufwiegeln? Was kommt es meinem Kaiſer darauf an! Die Deutſchen laſſen ſich nicht aufwiegeln. Oder ſollten Sie belauſchen, welchen Plan wir gemacht, durch den Thüringer Wald zu brechen? Unſre That kommt überall Ihren Spionen zuvor. Wir ſind durchgebrochen, wir haben geſchlagen."

Der Gefangene ſchwieg, der Andre fuhr nach einer Pauſe fort:

„Kamerad, aus Vorſicht möchte ich Ihnen anrathen, prävariren Sie ſich noch für einige Momente auf das Leben. Sahen Sie nicht, daß der Kaiſer einen eigenthümlichen Blick auf Sie warf? Er wandte noch einmal ſein Pferd, um Sie wieder anzuſehen."

„Wie der Tiger ſein Opfer, ehe er es zerreißt. Das war ſein Blick auf Leichenhaufen."

„Die ſieht er vor jeder Schlacht. Ob eine mehr oder weniger, darauf kommt es —"

„Dem Großhändler über Menſchenleben freilich nicht an."

„Sie haben den unnatürlichen Haß Ihrer Nation gegen ihn eingeimpft."

„Nein!" antwortete Bovillard nach einigem Beſinnen.

„Dann würden Sie ſich ſelbſt ſagen: wenn ein Fürſt einen zum Tode Verurtheilten vor ſein Auge ließ, bedeutete es ſonſt Gnade."

daß der Nebel wie ein Silberschleier die Niederung deckt. Am Wege lauert mit gespitzten Ohren ein schön bepelzter Fuchs, still und regungslos wie die Nacht. Selbst das Rädergerassel und die Blicke der Reisenden, auf ihn gerichtet, irren und vertreiben nicht das schlaue Thier. Er weiß, ihm droht von dorther keine Gefahr, und die Beute, auf die er lauert, fordert seine ganze Aufmerksamkeit. Eine Höhe ist wieder gewonnen, der Nebel bleibt weit unten zurück. Da schimmert ein neues Licht aus der dunkeln Waldung, ein schwelend röthlich Feuer, fremdartig unter diesen ätherischen Lichtern. Man swedget noch in die Nacht hinein, doch ein Zeichen des Menschen in der Abgestorbenheit.

Aber nun reiste ich allein. Der Spätherbst war herangekommen; so klar die Sonne am heitern Tage die obere Gegend bestrahlte, so bitter kalt wurden die Octobernächte. In andern Jahren liegt um diese Zeit der Schnee schon auf den Feldern. Es war ein ausgezeichnet schöner Herbst. Und doch reizte es mich, auch ganz allein den Zauber dieser Schwedischen Nächte kennen zu lernen. In der That war ich oft ganz allein, denn der kleine Postillion, den des

„Sonſt!“

„Sie prätendiren doch nicht, daß Napoleon einen perſönlichen Haß gegen Sie hat, daß er an Ihrer Angſt ſich weiden wollte?“

„So wenig, als ich glaube, daß er den Herzog von Enghien perſönlich haßte, auch nicht den Buchhändler Palm.“

„Sie nähren ſelbſt einen bittern Haß gegen den großen Mann. Das thut mir von Ihnen leid.“

„Gegen den großen Mann! Nein. Es gab Stunden, wo ich ihn bewunderte. Ja, in dieſer meiner letzten, darf ich es ausſprechen, Momente, wo ich in ihm den neuen Heiland dieſer modernden Weltordnung erblickte. Seitdem — genug!“

„Und zweifeln Sie jetzt, daß ſein Athem ſtark genug iſt, die langen Zeltreihen da umzublaſen?“

„Die ſehe ich ſchon am Boden liegen.“

„Nun, und warum iſt er Ihnen nicht mehr groß?“

„Weil er keine Größen neben ſich erkennt —“

Louis verſtummte. Was ein Sterbender ſpricht, hat für den Anſpruch auf Achtung, der ſelbſt den Tod vor Augen ſieht.

„Beſorgen Sie nicht, mich aufzubringen, Kamerad; was die Deutſchen denken, fängt an, uns in Frankreich mehr zu intereſſiren, als Sie denken. Weil wir ſo viel handeln, haben wir jetzt nicht Zeit zum Denken. Sie ſahen in ihm den Prometheus, warum nicht mehr?“

„Dieſe Sucht, alle die zu verleumden, die er fürchtet, und ſelbſt die, welche ihm dienten, in der

Meinung der Welt zu ſtürzen, um ſie in ſicherer Abhängigkeit von ſich zu erhalten, das iſt nicht das Kriterium einer großen Seele, nicht Heroendrang, kein prometheiſcher Funke, es iſt nur der Abglanz der ewigen Gemeinheit, an der die Menſchheit krank iſt — todtkrank — und dieſe Krankheit graſſirt — furchtbar —“

„Was thut's! warf der Franzos ein. Die Welt will er beſſer machen, mit den Menſchen überläßt er die Prozedur den Thorey.“

„Und wie kann [illegible] beſſer werden, wenn die Menſchen den Bodenſatz, die Schlacken nicht von ſich werfen? Der erſte Prinz, den ich bei Saalfeld ſtürzen ſah, war ein Bewunderer Ihres Kaiſers. Einſt rief er aus: „Ich erlaube ihm ja, uns zu vernichten, aber moraliſch zu menſchelmorden, das empört.““

„Eine ſeltſame Converſation, Kamerad! Der zum Tode Verurtheilte richtet ſeinen Richter. Ich hätte gewünſcht, daß Sie heute wenigſtens noch ſein Bewunderer wären, daß man ihn drauf aufmerkſam machen könnte —“

„Und daß er vor der Schlacht einen Komödienakt ſpielen, großmüthig mit einer Tirade aus Racine oder Corneille mich begnadigen könnte!“

„Was kümmerte Sie die Poſſe, wenn ſie den ernſten Schluß hätte, daß Sie mit dem Leben davon kämen, vielleicht gar mit der Freiheit. Nachher könnten Sie darüber lachen, ſo viel Sie wollten. — Nun, im Ernſt geſprochen — man weiß in ſeiner Suite, wer Sie ſind —“

„Da weiß man ſehr viel!“

„Der Sohn eines Mannes von Einfluß, der lange die franzöſiſche Partei an Ihrem Hofe gehalten, vielleicht noch jetzt. Das hat die Gemüther ſanft geſtimmt, Gott weiß, welche Conjecturen die Herren daran knüpfen, genug — ich glaube, es käme nur auf Sie an —“

„Ich ſterbe in der großen Tragödie, in der mein Vaterland untergeht.“

Die Augen des Verwundeten ſtierten mit einem Fieberglanze auf die Wachtfeuer im Thale, deren Flammen jetzt ſichtlich niederbrannten. Der Officier ſah ihn verwundert an:

„Wir werden ſiegen, denn ich glaube feſt an Napoleons Stern. Aber Sie, ein Preuße! Der kleine Sieg bei Saalfeld —“

„Ward zum entſcheidenden, da Ihre Feldherren ihn benutzten, die Saale in reißender Schnelligkeit zu occupiren. Sie haben das preußiſche Heer umflügelt, von den Marken und Sachſen, woher es ſeine Lebensſäfte erhält, abgeſchnitten, Sie haben die Höhen des Fluſſes, die Uebergangspunkte beſetzt, Sie greifen es im Rücken an, und drängen es mit Ihrer Uebermacht in die Poſitionen, wo Sie Herren ſind. Und hier vor meinen Augen ſah ich die Nacht, das Lager von Hochkirchen wieder, ſogar der verhängnißvolle Jahrestag iſt's der Schlacht! Dort die weit zerſtreuten Feuer der ſorglos Gelagerten, ohne Schanzen, Verhau, natürliche Grenzen; hier zuſammengekeilt auf der Höhe, welche das Plateau beherrſcht, eine

ſtärkere Kriegsmacht, die, beweglich und elaſtiſch, wie ein Bergſtrom hinabrauſchend, die zerſtreuten Feinde durchbrechen, trennen, aufrollen, vernichten muß. Und der größte Feldherr des Jahrhunderts gebietet über ein Heer, das eine Einheit iſt. Ja, mein Herr, dieſe verdienen vernichtet zu werden, die Sie auf die ſteilen Wände klimmen ließen, ohne den Verſuch nur, Sie daran zu hindern. Die mit Mann und Roß und vollem Geſchütz müßig, zaudernd, unſchlüſſig zuſehen konnten, wie Napoleon ſich auf dieſen Höhen formirte, die keinen Angriff wagten und Ihre Colonnen nicht in den Abgrund ſtürzten — die ſind ſchon geſchlagen, vernichtet."

Der Sprecher ſank zurück und drückte ſein Geſicht in das Heu. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit hatte der Capitain ihm zugehört. Mit Voranſchickung eines franzöſiſchen Fluches ſchloß er: „In Ihnen iſt ein Soldat verloren!"

„Verloren — verloren!" murmelte Bevillard dumpf in ſich.

„Warum, Kamerad? Der Mann iſt's nie, wenn er ſich nicht ſelbſt verloren giebt."

„Oder eine höhere Hand ihn ſchlug! — Da wieder!"

Er athmete krampfhaft auf. Die brennenden Augen ſtierten in den Morgennebel. Die Hand machte eine convulſiviſche Bewegung; er war im Fieber: — „Morgen, morgen hinab — mit meinem Vaterland!"

„Sehn Sie Geiſter?"

Der Capitain fuhr mit Franzbranntwein über die eiskalte Stirn des Verwundeten. Er erholte ſich, er hatte ſich wieder aufgerichtet. Die Kräben flatterten, durch etwas erſchreckt, ſchreiend in die Höhe; die Morgenluft ſtrich durch die Wipfel des Holzes. Es war ein Bedürfniß, ſich ſelbſt Luft zu machen, als Louis mit tonloſer Stimme vor ſich hin ſprach:

„In Rudolſtadt, am Tage vor ſeinem Tode, hatte der Prinz an der fürſtlichen Tafel geſpeiſt. Die Familie nahm ihn beim Aufbruch mit ſich in ihre Gemächer; er winkte mir im Abgehen, daß ich auf ihn warte. Dort warf er ſich an's Klavier und überließ ſich ſeinen Phantaſieen. Er hat nie ſo ſchön geſpielt. Ich ſtand allein in dem Saal, ein alterthümlich Zimmer, es dunkelte. Ich lehnte mich an den Fenſterpfeiler, und ſah den Wolken zu, die über den Horizont ſtrichen. Ich ſchloß wohl die Augen. Das waren Töne, die nicht die Finger den Taſten entlockten, die Seele wogte in düſtern und ſchmerzlich weichen Melodieen; er ſchüttete ſein Innerſtes aus. Die Prinzeſſinnen weinten. Wolken, nichts als Wolkengetreibe mit blutrothen Streifen. Da fuhr eine kalte Hand über meine Stirn, die Hand des Todes, und vom Druck öffneten ſich meine Augen. Es gleitete an der Wand hin, ein Schein, ein Licht, wie ich es nie geſehen — ein Roß in den Wolken, Pulverdampf, Staub. Es bäumte ſich mit ſeinem Reiter — ein Blitzſchlag, oder ein Strahl, aus den Wolken niederzückend — der Schädel ſpaltete — die

Bruſt klaffte — der Reiter ſank vom Pferde — und es ward wieder Nacht — Im ſelben Augenblicke ſchloß das Spiel am Klavier mit einer grellen Diſſonanz, als ſprängen die Saiten. — Der Prinz, blaſſer als je, trat heraus und winkte mir, ihm zu folgen. Er blieb einſylbig. Als er mich entließ, ſprach er dumpf: „„Ich habe meinen Tod geſehen —““ Er hatte geſehen, was ich ſah.“

„Und?“

„Er fiel am nächſten Tage.“

„Und Sie?“

„Ich bin kein Fortepianoſpieler, der auf den Wellen der Melodieen ſein Schickſal beſchwört. Und doch, vorhin drückte wieder dieſelbe kalte Hand auf meine Stirn, die Wolken theilten ſich und ich ſah — ich ſah nicht mehr, als ich ſchon längſt geſehen, und ich ſehe es wieder —“

Er richtete ſich plötzlich auf, er ſtand aufrecht: „Lachen Sie doch! — Wenn Sie ein Schüler ſind von Voltaire und Diderot, ſo müſſen Sie mich auslachen — ich ſah mich ſelbſt.“

„Der Capitain lachte nicht, ihn fröſtelte. Er ſah eine Patrouille mit einem Ordonanzofficier heraneilen. Er reichte dem Gefangenen die Hand:

„So wünſche ich Ihnen wenigſtens Eines — vor Ihrer letzten Stunde einen letzten Sonnenblick.“

Boyillard ſchüttelte die dargereichte: „Das iſt ein guter Wunſch. Das Scheiden von dieſem Leben wird mir nicht ſchwer, iſt's doch nur ein Reſt,

den ein Verſchwender ließ — aber ſcheiden mit einer hellen Ausſicht, von Harmonieen umrauſcht — und — es iſt mir gewährt, ich ſah ein Bild —"

Der Ordonanzofficier war herangetreten: „Der Gefangene ſoll ſchleunigſt vor Seine Majeſtät den Kaiſer gebracht werden."

„Glück auf! flüſterte der Capitain ihm zu. Das iſt Ihr ſchönes Bild."

In der kleinen Hütte eines Heidewärters ſtand der größte Mann des Jahrhunderts. Sie war ſo klein, daß der Adjutant, der die Feder führte, ſich in den Winkel drücken mußte, um den Bewegungen des Kaiſers Platz zu machen. Den Hut auf dem Kopfe, den Capotrock über der Uniform, ſchritt er auf und ab, den Tubus in der behandſchuhten Hand. Er dictirte, er ſprach zu den Generalen, die im Halbkreis draußen ſtanden, durch die offene Thür. Durch dieſen vornehmen Wächterkreis war auch der Gefangene in die Hütte gebracht worden.

Der Kaiſer hatte ihn officiell nicht bemerkt; er dictirte weiter, er obſervirte mit dem Tubus durch das Fenſter.

„Wenn die Sonne aufgeht, occupiren am linken Flügel die Tirailleure das Kiefergebüſch!" commandirte er zur Thür hinaus. Ein Adjutant flog fort. Jetzt, als er ſich umwandte, bemerkte er den Eingebrachten officiell.

„Ein Spion!"

„Ein Gefangener, Sire!"

Der Spion oder der Gefangene sank auch jetzt nicht auf die Knie, er zitterte nicht, er ertrug den kaiserlichen Blick, fest, ruhig. Vier Augen, die sich begegneten, ohne zu zücken.

„Ihre Generale lassen die Spione hängen, ich lasse sie laufen.“

Der Gefangene stürzte dem Großmüthigen nicht zu Füßen, er umfaßte nicht seine Knie, er küßte nicht seine Füße. Der Angriff war fehlgeschlagen. Sonderbar, und doch stimmten Beide in ihren Empfindungen. Als der Kaiser jetzt wieder mit dem Tubus an's Fenster trat, glaubte der Adjutant ein Lächeln über seine Lippen schweben zu sehen. Auch über Bovillards Gesicht flog unwillkürlich eine Bewegung, die man so hätte deuten können.

Wieder stand im Vorübergehen, wie zufällig, der Imperator vor dem Gefangenen still:

„Ihr König hat Krieg gegen mich angefangen; ich weiß nicht, warum.“

„Ich gehöre nicht zu den Vertrauten Seiner Majestät, meines gnädigsten Königs, auch nicht zu seinen Räthen,“ entgegnete Bovillard.

„Meine Räthe haben mir ein gedrucktes Papier aus Erfurt gezeigt. Da steht lauter Unsinn drin. Ich kann nicht glauben, daß der König von Preußen darum weiß.“

Der Gefangene schwieg. Der Kaiser winkte einigen Generalen und gab ihnen leise Befehle. Es lichtete sich vor der Hütte.

„Ihr König ist ein guter Mann, fuhr der Cäsar fort, aber er hat böse Räthe. Sie sind von England bestochen. Er hört nicht die Wahrheit. Ich habe einen Brief von ihm erhalten, er schreibt, er will nicht Krieg. Ich will ihn auch nicht. Aber die Conspirationen meiner Feinde zwingen mich; sie sind auch seine Feinde, aller Welt Feinde. Sie leben von Intriguen, sie möchten in ihrem Ehrgeiz, ihrer Rachsucht, die ganze Welt gegen mich aufwiegeln."

Der Gefangene schwieg.

„Der Brief kam zu spät. Sagen Sie das Ihrem Könige. Das Blut, was vergossen wird, komme über ihre Häupter. Ich kenne sie — Alle — Alle!"

Der Cäsar mußte noch Zeit haben zum Zorn; aber die Gelegenheit war ungünstig. Wenn ein Gegner, der uns in Zorn bringen soll, schweigt, müssen wir uns selbst in Harnisch setzen.

„Sie waren bei dem Prinzen Louis, fuhr er dazwischen, — ich meine, in Saalfeld — Sie waren sein Freund."

„Ich sah ihn fallen, den ritterlichsten Fürsten, das edelste Blut, was für eine heilige Sache geflossen ist."

„Er war betrunken, als er ausritt."

„Er war der größte Bewunderer des größten militairischen Genius dieser Zeit, und sprach von Eurer Majestät mit der hohen Achtung, welche jeder große Mann einer andern Größe schuldig ist."

Die Antwort kam dem Cäsar ungelegen. Indem er sein Auge nach einem Punkte draußen richtete, rief sein Blick einen Obristen heran. Er mochte etwas sehen, was dem Feldherrn nicht gefiel. Nachdem er dem Unwillen gegen den Officier Luft gemacht, hatte er den Ton gefunden, in dem er gegen den Gefangenen eiferte:

„Diese Hitzköpfe sind es, diese Kriegspartei von hirnverbrannten Phantasten, diese Ideologen und Studenten! Der Prinz hat seinen Lohn weg. Viel zu gut! Wie, ist es erhört, hier schreibt mir der König von Preußen, er wünscht Frieden, er wünscht eine Zusammenkunft, eine Vermittelung. Die hätte sich so leicht gemacht. Und während sein König das mir schreibt, verläßt der Tollkopf seinen Posten, greift in rasendem Ehrgeiz meine Truppen an. Gleichviel ihm, wie viel Tausende darum ihr Leben ließen. Wollte durch die Attaque zur Schlacht zwingen. Und das nennt er Gehorsam gegen seinen Monarchen. Unerhört!"

Es war die ernsteste Stunde in Louis Bovillards Leben. Dem größten Genius des Jahrhunderts stand er, der Unbedeutende, gegenüber, gewürdigt einer Unterhaltung, um die ihn Millionen beneidet hätten, und in der brennenden Krisis welchen Momentes! Und wie kam es, daß nicht Schauer vor der Größe, nicht Haß und Bewunderung wie Fieberfrost und Hitze, in ihm wechselten? Nein, er entsann sich des spöttischen Artikels einer englischen

Vaters Hand unſanft aus dem ſüßen Schlummer zum Staats- und Fremdendienſte aufgerüttelt, holte das Verſäumte auf dem Karren nach, und ich nahm die Zügel in die Hand, um das Pferd über die kreideweiße Ebene traben zu laſſen. Er ſchlief in ſeiner kurzen Wollenjacke, ſanft und ſicher auf dem Brett ſich ſchaukelnd, indeſſen ich mit meinen geſammten über einander gezogenen Kleidern kaum wachend dem bittern Froſte widerſtand. Theilweiſe in ſolcher Lage einzuſchlafen und dann aufwachend die Kälte durch alle Glieder zu empfinden, war eines der unbehaglichſten Gefühle. Neben dem Froſt kam noch ein Uebel. Je ſpäter es wurde, um ſo mehr Nebel ſtiegen auf. In Waſſergegenden lagerten ſie ſo ununterbrochen auf den Niederungen, daß ſelbſt das bewaffnete Auge kaum die Richtung des Weges zu finden vermochte. Die Bruſt fühlte den unheimlichen Hauch. Zuweilen ſtrich ein warmer Brodem durch die kalten Nebel, vermuthlich wenn ein leiſer Luftzug über die Dünſte eines benachbarten Moores fuhr, aber es war keine Erholung, der Körper befand ſich unheimlich dabei. Am Morgen nach einer ſolchen Nachtfahrt glich das Spiegelbild dem des

Zeitung, worin der angebliche Unterricht geschildert ward, den Talma dem neuen Kaiser im Ausdruck tragischer Affecte gebe. Er sah nicht den Gewaltigen vor sich, sondern den Schüler des Schauspielers.

„Sire, entgegnete er, es ist die Taktik der Preußen, einen gewissen Angriff nicht abzuwarten, sondern ihm zuvor zu kommen."

Seine Majestät der Kaiser mußte aus irgend einem Grunde auch diese Antwort nicht gehört haben. Er fuhr im vorigen Tone, als wäre gar nicht dazwischen geredet, fort:

„Füsiliren ließe ich ihn, wäre ich Ihr König, wenn er noch lebte. Weiß Ihr König nicht, wie auf diesen Prinzen die Hoffnungen der preußischen Jakobiner gerichtet waren? Wer stand ihm dafür, daß sein Ehrgeiz nicht weiter ging? Von politischer Freiheit sprach er, er klagte, daß ich die liberalen Ideen ersticke — ich kann Briefe des Todten vorlegen — eine Krone wäre ihm nicht zu hoch gewesen, wenn seine Freunde sie ihm boten. Kennt Ihr König diese Freunde? Hab' ich umsonst die Jakobiner in Frankreich zertreten, damit sie in Preußen ihr Haupt erheben? Ihr König dauert mich. Er ist von Schwärmern und Jakobinern umgeben. Man will nicht sein Wohl, man will liberale Ideen. Ja, die will man!"

„Laßt die Todten ruhen!" sprach Bovillard.

„Und die Weiber auch. — Mit toll gewordenen Frauen kämpfen müssen! Und man soll nicht in

Harniſch gerathen! — Ich weiß Alles. — Warum iſt die Königin bei der Armee? — Was thut eine Frau, wo die Waffen entſcheiden? Ihre alten Generale ſind außer ſich. Weiber im Train, Weiber im Hauptquartier und eine Armee iſt verloren. Ich ſollte mich freuen. Nein, ich weiß, was ſie ſoll. — Den König warm halten. Sie iſt im Dienſte Englands, von Alexander beſchwatzt; ſie iſt die Hoffnung oder die Puppe der Schwärmer für Deutſchland. Sie hat ihn angetrieben, ſie das Feuer geſchürt, ſie iſt die —"

„Sire! fuhr Bovillard auf, muß ein Gefangener auf Alles ſchweigen?"

Napoleons Schlachtroß war vorgeführt.

„Gebt ihm die Briefe! rief der Kaiſer, und das ſchnellſte Pferd aus meinem Stall."

Das Roß ſtampfte. Der Kaiſer war ſo dicht an Bovillard getreten, daß die Geſichter ſich faſt berührten.

„Junger Mann, die Sterne geben ihren Lauf trotz der Weiberlaunen, und wehe, wenn in das Rad der Weltgeſchicke eine Frauenhand greift. — Ich biete dem Könige von Preußen noch einmal meine Hand. Fliegen Sie mit den Schreiben in ſein Hauptquartier. Keinen Moment Raſt, das Leben von Hunderttauſend hängt an einem Haar. Dringen Sie zu ihm durch, ſelbſt übergeben Sie ihm die Briefe, denn er iſt von Verrätern umringt. Ich will den Angriff von Saalfeld, ich will Alles ver-

geſſen, aber keine Weiber zwiſchen uns. Die Königin muß fort. Sie bringen ihm, Ihrem Vaterlande den Frieden, junger Mann. Raſch, ohne ſich umzuſehen, ohne zu athmen, wie der Blitz!“

Das Schlachtroß bäumte ſich unter dem Imperator. Der erſte Kanonenſchuß tönte dumpf aus der Tiefe, und in dem Augenblick ging die Sonne auf, eine unförmliche, blutroth dunſtende Kugel, den Herbſtnebel färbend, der nicht weichen wollte. Auch des Imperators Haupt war einen Augenblick von ihr angeglüht. Der Jubelruf ſeiner Garden ſchwellte in die Luft. „Louis Bovillard rief eine Stimme: „Dieſer Sieger bringt der Welt nicht das Heil, er bringt ihr den Sieg der Lüge.“

Kaum daß der Kaiſer fortgeſprengt, ſtand der ſchönſte andaluſiſche Renner vor der Thür, man hob ihn hinauf, vornehme Officiere waren dabei geſchäftig, man empfahl ihm dringend Eile, die Richtung, die er zu halten habe, rechts am linken Saaleufer fort, damit er aus dem Bereich der ſcharmutzirenden Parteigänger komme, dann müſſe er nordweſtlich nach der Gegend zwiſchen Weimar und Auerſtädt ſich halten, raſch direct nach des Königs Hauptquartier.

Der Capitain geleitete ihn wieder bis zu den äußerſten Vorpoſten. Las er die Fragen und Zweifel auf der Stirn des Entlaſſenen? Er flüſterte ihm zu: „Ein Emiſſair Napoleons, ein Herr von Monteſquieu, iſt, wie ich eben hörte, von preußiſchen Parteigängern gefangen. Ihm könnte das Schickſal

droben, dem Sie entgingen. Die Großmuth iſt vielleicht das Facit einer Rechnung. Gedenken Sie daran."

Das konnte es nicht ſein! Auf einer Höhe hielt er einen Moment, um Athem zu ſchöpfen. Der mit Millionen Menſchenleben ſpielte, konnte zu einem ſolchen Spiel in ſolchem Augenblick ſich nicht gedrängt fühlen — um einen ſeiner Officiere! Da hörten die einzelnen Signalſchüſſe auf, das Knattern der Tirailleure verſtummte vor dem Krachen der Geſchützſalven, es donnerte an den Bergen und die Erde unter ihm zitterte. Jetzt trieb ein friſcher Morgenwind die Nebel aus einander. In dem Rahmen breitete ſich zu ſeinen Füßen ein ſonnenerhelltes Bild — die Schlacht von Jena.

Und in ihm riß auch ein Vorhang, es ward heller und heller: dort will er den Fürſten von Hohenlohe ſchlagen, und er wird vernichtet, wenn das Hauptheer ihm nicht zeitig zu Hülfe eilt. Den König ſoll der Brief zweifelhaft machen, er ſoll, der Sirenenſtimme der Friedenslockung horchend, den Moment verſäumen, er ſoll zaudern, um ſelbſt vernichtet zu ſein!

Louis Bovillard fühlte an ſein Herz. Es ſchlug nicht, wie es ſollte, er fühlte ſeinen Puls, er konnte die Schläge nicht zählen, er drückte die Hand an ſeine kalte Stirn. Ein tiefbanger Seufzer ſtieg aus ſeiner Bruſt: „O du Lenker des Weltalls! — nur bis dahin — warum ſo groß die Miſſion, wenn

der Athem ſo kurz iſt. Kraft nur — dann — dann —“

Der Andaluſier unter ihm ſcharrte und ſchnaufte in friſcher Morgenjugendluſt: „Dank für das Geſchenk! rief Louis. Trage mich, mein Segler, durch die Lüfte. Du und ich, wir mögen in Staub ſinken, wenn der Athem nur ausreicht zu einem Wort — ein letztes Wort!“

Vierzehntes Kapitel.

In der Dorfkirche.

Im letzten Dorfe, welches die Königin paſſirte, hatten die Relaispferde gefehlt. Der Geiſtliche hatte ſeine Ackerpferde vorgeſpannt; aber ſie waren auch müde, eben von einer Vorſpannfahrt zurückgekehrt. Die Königin glaubte dem alten Manne die Sorge um ſeine Thiere anzuſehn; ſie hatte ſich anfänglich geweigert ſie anzunehmen. Der Prediger hatte erwidert: wer weiß, was heute ſein iſt, ob es morgen ſein bleibt! Wer es hingiebt zu einem guten Werke, hat doch das Bewußtſein hinter ſich.

Es war noch keine Flucht; die Monarchin hatte endlich, von den tauſend Stimmen, die laut und lauter gegen ihre Anweſenheit beim Heere ſich ausſprachen, gedrängt, das Hauptquartier verlaſſen; ſie wollte über Naumburg nach ihrem geliebten Magdeburg zurück. Es war ein herzzerreißender Abſchied geweſen von dem Gemahl — der Schatten einer Leiche ſchwebte ſchon über die Umarmung. Ihr ſchwarzes Kleid galt der blutigen Erinnerung an den Prinzen Louis Ferdinand.

Tausend wüste Nachrichten schwirrten durch Weimar, als sie es verließ. Alles hatte sich verändert, der Feind kam nicht von daher, wo man ihn erwartete, sondern griff vom Rücken an. So viel wußte man schon, nicht, wie weit er vorgedrungen. Die festen Positionen an der Saale mußten ihn doch aufhalten! Aber Wirrwarr überall auf der Straße: verfahrnes Fuhrwerk, Maraudeure, Kranke, umgestürzte, geplünderte Bagagewagen, versprengte Flüchtlinge, die, jenseits der Saale durch die ersten Angriffe der Franzosen geworfen, jetzt ihre Corps aufsuchten. Viele suchten sie auch nicht. Bei Lobeda war die sächsische Bagage, ehe die Franzosen erschienen, von den eignen Trainknechten aufgegeben, überfallen und geplündert worden. Wer mochte unter den Hunderten, die davon auf der Straße erzählten, die Vorfallenheiten vergrößerten, ausschmückten, die Beraubten immer von den Räubern unterscheiden! Wohin war schon jetzt der Zauber der Autorität, wenn man Mühe hatte, für den königlichen Wagen Platz zu machen.

In jenem Dorfe mochte die Ankunft der Monarchin eine Katastrophe abgewendet haben. Verwilderte Schaaren Zersprengter, die sich eingelagert, machten Miene, das Mein und Dein zu vergessen. 'S ist Krieg, da hört Alles auf! hörte die Königin mit eignen Ohren. Welche Schadenfreude auf den Gesichtern jener Soldaten, die an der Hecke nicht schulterten, und sie trugen den preußischen Rock, sie wußten, daß es ihre Königin war. Es sind ausgehobene

Polen! Sollte die Monarchin dies zugeflüsterte Wort beruhigen? Unter dem blauen Rock sei Herz und Verlaß, hatte man sie gelehrt. Wenn nun Tausende von Herzen darunter schlugen, auf die kein Verlaß war, und Friedrichs Disciplin fehlte! Daß diese nicht mehr sei, hatte sie in Weimar, Naumburg, selbst in Berlin von so vielen klagenden Stimmen gehört. Auf dem Kirchhofe sangen Maraudeure, die ihre Beute von Lobeda theilten, unter wildem Gekreisch das Räuberlied: Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne! — Die Königin, während der Umspannung einen Augenblick abgestiegen, hatte in die offene Kirche treten wollen, der Geistliche aber bat sie, umzukehren, es seien da Verwundete, Sterbende untergebracht. Es mochte noch mancher andere Anblick sein, nicht geeignet für die Augen einer zarten Frau. Am Ausgang hatte sie ein hingesunkenes junges Weib bemerkt, die Züge des Todes auf ihrem blassen, schönen Gesicht. Der Prediger wollte den Anblick mit seinem Rücken decken, aber die edleren Züge des Mädchens in der widerwärtigen Umgebung interessirten unwillkürlich die Königin. Wie kommt die Unglückliche hierher? Der Geistliche hatte die Achseln gezückt: „Eins von den Geschöpfen, welche die Soldaten mitschleppen, oder sie laufen ihnen von selbst nach. So was gehört freilich nicht in ein Gotteshaus, aber wer kann's hindern. Sie haben sie auch wohl arg mitgenommen da bei der Plünderung in Lobeda und geschlagen. Sie blutete." Die Königin

fühlte das Bedürfniß, der Armen etwas Wohlthätiges zu erweisen. Ach, sie hatte nichts, nicht einmal das, was jeder ihrer Diener bei sich führte, eine Börse. Sie wollte einen heranwinken, aber der Stallmeister stand schon mit der Miene banger Ungeduld am Wagenschlag. Aller Mienen sagten: hier ist nicht länger zu verweilen!

Es war stiller geworden auf der Straße. Der Wagen mit den müden Pferden fuhr aber nur langsam in den aufgewühlten Wegen. Zuweilen ließ der Wind den Kanonendonner von der Mittagsseite herübertönen. Es schien eine stillschweigende Uebereinkunft, nicht darauf zu achten. Die Hofdamen, von Ueberanstrengung erschöpft, nickten. Auch die Königin hatte, den Kopf in die Ecke gelehnt, zu schlafen geschienen. Jetzt richtete sie sich auf, warf den Schleier zurück und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Nach einem heftigen Athemholen löste sich ihr Schmerz in Thränen, sie glaubte ohne Zeugen; aber ihr gegenüber in der Wagenecke wachten zwei Augen. Adelheid Alltag, die hier in bescheidener Zurückgezogenheit gesessen, wagte die Hand der Fürstin zu ergreifen und, halb auf das Knie sinkend, sie an die Lippen zu drücken.

„Es ist ja noch nichts verloren."

„Nichts!" sagte die Königin und schüttelte wehmüthig den Kopf. — „Aber Ihr Anblick, liebes Kind, sollte mir eigentlich Stärke geben. Würden Sie denn den Muth gehabt haben, Alles zu ertragen, wenn Sie

voraus gewußt, was Ihnen bevorſtand? Die gütige Vorſehung verhüllte es mit einem Schleier. So hat der Vater im Himmel es wohl auch mit mir gefügt. Hätte ich das, was ich jetzt erlebe, noch vor zwei Jahren ahnen können, und wer ſagt, was mir noch bevorſteht! Da tänzeln wir im Flügelkleide der Luft und ſehen überall Sonnenſchein und Wieſengrün um uns, während die Herbſtſtürme ſchon heranziehen. Aber es iſt in ſeinem unerforſchlichen Rathſchluß, daß wir nichts davon ahnen, um geſund zu ſein und ſtark, wenn ſie hereinbrechen."

Adelheid verſuchte von einer beſſern nächſten Zukunft zu ſprechen. Der Ton ihrer Stimme verrieth, daß ſie nicht daran glaubte.

„Nein, liebes Kind, ich täuſche mich nicht mehr; es iſt vieles in dieſen Tagen vor meinen Augen geriſſen. Es iſt nicht mehr, wie es war. Wohin iſt unſer Anſehen, wohin die Kriegszucht, wenn ſo kleine Derangements ſchon ſolche Unordnung bringen! Die Officiere mußten ein Auge zudrücken. Wenn das die preußiſche Armee betrifft! Wie hat man uns belogen! Ich hörte Stimmen aus dem Volke —"

„Wir ſind hier nicht in Preußen."

„Auch in unſerm Heere ſelbſt. Ich hatte nicht geglaubt, daß unſre Officiere ſo gehaßt ſind! Dieſer Widerwille gegen die Junkerherrſchaft! Und ſah ich's nicht mit eignen Augen! Die Brutalität gegen die armen Menſchen, und dieſe alten Generale, denen drei Mann helfen mußten, um auf's Pferd zu ſteigen.

wüſteſten Schwärmers. Wie klar wurde mir hier die erſte einfache Natur-Bedeutung der nächtlichen Ritte, wenn der König ſpät ausreitet von Hofe und morgens ſich heimkommt. Der Elfenſchlag hat ſeine Bruſt getroffen. Der Knabe ſaß auf der Elfenhöh', und nur weil der Hahn krähte, als noch Kraft in ihm war, entrann er den ſchmeichleriſchen Zaubertönen, die ihn zu berücken anfingen. Doch mitten im unbehaglichſten Kampfe zwiſchen Wachen und Einſchlummern, während ich durch alle mögliche Stellungen und Bewegungen die erſtarrenden Glieder wach zu erhalten ſuchte, war die Poeſie mächtiger als die Unbehaglichkeit. Es galt kein Dichten, kein Phantaſiren; aber es war alles umher ein großes Gedicht. Wie mannigfach brach ſich das Mondenlicht in den Nebelwolken, wie entzückte jeder Moment, wo eine lichte Stelle am Horizont ſich öffnete, wie wuchs mit jeder Nacht das Gefühl großartiger Sicherheit!

So lange ich in Geſellſchaft fuhr, konnten wir durch Geſpräch den Schlaf abhalten. Die Gedanken, die Phantaſie allein leiſteten jetzt nicht denſelben Dienſt. Das nächtliche Warten auf die Pferde war peinvoll. Ich legte mich auf die

Die in Weimar lachten, unſre Soldaten verzogen auch den Mund. Der wackre Rüchel ſuchte es mir zu verbergen. Ach, er iſt auch gefürchtet und gehaßt —"

„Deſto allgemeiner verehrt und geliebt iſt Seine Majeſtät der König."

„Gott ſei Dank! Aber auch ich bin verredet, gehaßt, verleumdet."

„Um Gotteswillen, Ihre Majeſtät, es iſt nur eine Stimme der Liebe und Bewunderung —"

„Unter denen, die mir vor Geſicht treten, wie damals auf der Huldigungsreiſe! Jetzt, liebes Mädchen, ſehe ich und höre ich ſchärfer. Ich glaubte meine Pflicht zu thun, als ich dem Könige in's Feld folgte; ich dachte an die erhabenen Beiſpiele der Vorfahrinnen unſeres Hauſes, der ſchönen Elſe, die Kurfürſt Friedrich I., an Louiſe von Oranien, die dem großen Kurfürſten gefolgt ſind; damals lobte man es, man bewunderte ihren Muth, und rühmte, daß ſie die Gefahren ihrer Gatten getheilt, mit Rath und That ihnen zur Hand. Heut geißelt man mich mit bittern Sarkasmen."

„Das iſt nur Lombard —"

„Nein, liebes Kind, das vergebe ich ihm und könnte ihn darum loben; es iſt einmal ſeine aufrichtige Meinung! Aber ſie Alle, bis auf Wenige. Warum hatten ſie damals nicht den Muth, es zu ſagen? Das vergebe ich ihnen nicht. Vielleicht hätten ſie mich aufgebracht. Lieber Gott, ich habe doch auch

Gefühle. Davor fürchteten sie sich mehr, als davor, ihre Königin dem übelsten Gerede auszusetzen. Und wenn sie wirklich dachten, daß meine Anwesenheit beim Heer unsrer Sache Schaden bringt! Sind das treue Diener ihres Herrn, die sich mehr vor einem bösen Gesicht fürchteten, das ich ihnen machen konnte, als — o mein Gott, wie lernt man die Menschen in solcher Zeit kennen!"

Sie schien von dem Gedanken sehr geängstigt. Nach einer Pause hub sie wieder an:

„Ich wollte schon früher zurück, da beschwor mich Kalkreuth, er legte auf meine Gegenwart, wie er sagte, das größte Gewicht. — Jetzt legt ein Anderer Gewicht darauf; Napoleon, weiß ich, beschimpft mich und meinen Gemahl laut vor seinen Officieren, wer es will, kann seine Schmähungen hören."

„Ihre Majestät hörten dafür den Jubelruf der braven Truppen, als sie in Weimar vor Ihnen vorüberzogen."

„Auch das wird mir zum Verbrechen gemacht! Ich bin die Kriegsfurie, die wuthschnaubende Megäre, die den König fort und fort gestachelt, bis er sich zum Kriege entschloß, ich bin hier, nur damit er in seinem Entschluß nicht wankend werde. Gott weiß, daß ich nie über öffentliche Angelegenheiten zu Rath gezogen wurde und auch nie danach gestrebt hatte. Erst als Kaiser Alexander voriges Jahr mich auf die Gefahr unsrer Lage, unseres Hauses aufmerksam machte, erwachte ich. Damals konnte ich noch

keinen tieferen Blick in unſre Staatsverhältniſſe werfen; war ich doch wie ein junges Mädchen, das aus der Penſion in die Geſellſchaft eingeführt wird. Aber Alexanders Worte erſchreckten, weckten mich; ich ſah meinen Gemahl, meine Kinder, die Thronfolge, Alles, was mir lieb und werth war, in Gefahr, ich bot daher Alles auf, ihn, ſeine Freunde zu wecken. Ja, ich hielt den Krieg für nothwendig, und wenn das ein Verbrechen iſt, ſo habe ich ihn gewünſcht. Mir ſchien, daß alle Güter dieſer Erde untergeordnet ſeien dem Gefühl edler Selbſtſtändigkeit und der Nationalehre. Seit ich eine Preußin geworden, fühlte ich nur als Tochter dieſes Landes. Und den Troſt habe ich, alle Beſſern fühlen mit mir — es iſt nur —"

Der Wind mußte ſich gewandt haben, wie ein fernes Gewitter dröhnten die Kanonenſchläge über die Fläche.

Die Tauentzien fuhr mit einem: „Ach Gott! ach Gott!" aus dem Schlaf, aber die Sonne ſchien hell durch die Wagenfenſter. Im Hohlweg, in den der Wagen bog, hörte man nichts mehr. Die Hofdame ſchlief wieder ein.

„Sein Tod muß ſchön geweſen ſein! rief die Königin plötzlich aus ihrem Verſunkenſein auf. Der Tod für's Vaterland! Der König war tief erſchüttert; im Leben ſtanden ſie ſich fern. Das iſt das Schöne vom Tode, daß er verſöhnt. Viele Herren machten gleichgültige, unangenehme Bemerkungen, wir ſchloſſen uns ein. — Kannten Sie den Prinzen?"

„Ich ſah ihn ein oder zwei Mal, gnädigſte Frau.“

„Welchen Eindruck hat er auf Sie gemacht?“

Es brach unwillkürlich von Adelheids Lippen, während ſie roth ward: „Wie Einer, dem der Tod eine Wohlthat iſt. Wie Einer, der nach der Sonne fliegt, und oben in der Luft, weil ſie zu rein für unſre Lunge, erkennt er, daß es vergebne Mühe iſt. Ihn verläßt die Kraft, er will nicht ſtürzen, aber er ſtürzt. Es iſt ein troſtloſer Kampf, nicht um das Daſein — um das Sonnenlicht, möchte ich ſagen. Er flattert und flattert, um ſich zu halten, den ganzen Schmerz in der Bruſt, wieder auf die dunkle Erde ſinken zu müſſen, und ihre mephitiſchen Dünſte fallen ſchon auf die Bruſt — da, wohl ihm, ehe ſeine Flügel erlahmen, wenn die Kugel eines Schützen ſeiner Qual ein Ende macht.“

Die Königin warf ihr einen bedeutungsvollen Blick zu: „Sie halten es für ein Glück, Adelheid?“

„Ja,“ ſagte ſie mit feſter Stimme.

„Sie haben keine Nachricht von Ihrem Bräutigam?“

„Keine,“ entgegnete Adelheid mit derſelben Stimme.

„Und keine Ahnung, ich wollte ſagen keine Hoffnung?“

„Euer Majeſtät Frage könnte mich beſorgt machen, daß Sie auf eine ſchlimme Nachricht mich vorbereiten wollen. Aber ich bin auf Alles vorbereitet. Wo hat der Einzelne ein Recht auf Glück, wo

das Ganze zusammenbricht — und doch — doch — ich habe noch eine Hoffnung, beinahe Zuversicht, daß ich ihn noch ein Mal sehe —"

„Sie irren sich, Liebe. Ich weiß von nichts. Ich dachte nur, des Prinzen Tod war ein schöner; so könnte ich ihn allen denen wünschen, die ich ehre und liebe und die doch nicht leben können. War die Vorsehung nicht gütig gegen ihn? Vielleicht ist sie es so gegen alle Edle. Wer im Leben über den Staub und Stoff sich erhob, der, dünkt mich, hat auch die Kraft, die Mittel, sich in der letzten Stunde zu erheben, über den Tod — die Wolken theilen sich vor ihm, und er sieht Sonnenschein und Herrlichkeit —"

Durch einen Lärm draußen wurden sie unterbrochen. Eine durchdringende Stimme hatte schon aus der Ferne ein wiederholtes Zurück! gerufen. Die Pferde, entweder scheu geworden oder angehalten, hatten eine Bewegung nach rückwärts gemacht, auch der Wagen war davon zurückgestoßen, als man das Fenster von innen niederließ. Ein staubbedeckter Reiter sprengte mit verhängtem Zügel ihnen entgegen. Sein Weben mit dem Tuche hatten sie in den Staubwirbeln, die um ihn aufflogen, nicht gesehen. Jetzt hielt er am Kutschenschlag — Da kam ein Schrei aus dem Wagen. Der Anblick konnte wohl ein zartes Frauenherz außer sich bringen. Er hing mehr, als er saß, auf dem Pferde, ein leichenblasses Todtengesicht mit gläsernen Augen und stierem Blick. Der Hut war ihm vom Kopf geflogen, die Haare hingen in

zerriſſenen Streifen vom Scheitel. Wie gänzlich vom Ritt erſchöpft, hielt er ſich mit den Händen am Sattelknopf, während die Lippen convulſiviſch bebten im Verſuch, Worte hervorzubringen. Jetzt gelang es ihm, er riß zugleich Briefe aus der Bruſt, die Worte kamen abgebrochen vor:

„Zurück — die Königin muß zurück — die Feinde in Naumburg — die Brücken genommen, Franzoſen auf den Höhen von Kösen — ein Angriff von dort!“

„Die Franzoſen!“ ſchrieen zehn Stimmen. „Wir ſind verloren!“ die Hofdamen. „Kehrt! Kehrt! Auf der Stelle Kehrt gemacht!“ commandirten die Stallmeiſter.

„Iſt ſchon Gefahr?“ rief die Königin zum Fenſter hinaus. Ihr Blick ſchien dem Erſchöpften auf einen Augenblick Beſinnung und Kraft wiederzugeben.

„Noch nicht — noch um Stunden ſind ſie zurück — mein guter Renner — aber Majeſtät muß nach Weimar zurück, über den Harz nur iſt noch ein ſicherer Rückweg. — Dieſe Schreiben an den König! — Schreiben der Argliſt — traue Niemand.“

Die Briefe flogen aus ſeiner zitternden Hand grade noch in den Wagen, als dieſer Kehrt machte und die Inſitzenden den Reiter aus dem Geſicht verloren. Es war gut, daß die Hofdamen Riechfläſchchen bei ſich führten, ein Händedruck der Königin wirkte indeß vielleicht doch belebender. Louiſe hielt mit der Linken Adelheids Hand, während ſie aus

dem Fenſter mit den Stallmeiſtern und den begleitenden Officieren ſprach. „Die Gefahr iſt vorüber!“ ſagte ſie, den Kopf zurückziehend. „Er ſtirbt!“ rief Adelheid mit einer ohnmächtigen Bewegung, ſich aufzurichten. Dann ward ſie ſtill und blickte ruhig vor ſich hin. Wer Zeit und Sinn dafür gehabt, ſie zu beobachten, würde jetzt ein Lächeln auf ihrem Geſicht erblickt haben.

Wer hatte Sinn dafür, wer Zeit! Der Wagen ſchien ſich nicht fortzubewegen: alles Peitſchen und Fluchen war vergebens bei den müden Thieren. Endlich ſtürzten ſie; es war aber am Eingang in's Dorf. Gefahr war nicht mehr, denn von der preußiſchen Avantgarde war das Dorf ſchon beſetzt. Rüchel hatte einen Adjutanten der Königin nachgeſandt, deſſen Meldung mit der des Reiters übereinſtimmte, ſie müſſe in Eil nach Weimar zurück, von dort ſeien Relais und Escorte nach Sondershauſen und dem Harze für ſie bereit. Aber noch fehlten die Pferde, auch am Wagen war etwas zu beſſern.

Die Königin ging in's Dorf zurück. Sie ſprach lebhaft mit den Officieren. Sie ſchien in raſchen, ſcharfen Fragen den Sinn jeder Falte auf ihrem Geſicht entdecken zu wollen. Adelheid wankte allein. Er kam noch nicht. Sie wagte nicht zu fragen; ſie ſtand, ohne zu wiſſen wie und warum, auf dem Kirchhof. Ein angelehntes Hinterpförtchen führte in die Kirche; eine einfache gothiſche Landkirche von Steinquadern, mit einer Balkendecke. Und doch hatten

Reste von bunten Scheiben in den Spitzbogenfenstern sich erhalten; spinneumwebt, verdunkelt von Staub und Wetter, und doch genug Farbe enthaltend, um dem Sonnenschein, der eindrang, eine dumpfe, gelb brennende Färbung zu geben. Sie paßte zu ihrer Stimmung. Ob der Schein sie lockte, ob eine Ahnung?

Sie war eingetreten. Sie sah nichts von den Schrecken. Vielleicht waren sie schon entfernt. Auf den Stufen am Hochaltar lag der Bote, welcher der Königin die Rettungspost gebracht. Sein Pferd hatte sich losgerissen von den Vorreitern, die es auf einen Wink des Stallmeisters am Zügel führen sollten. Der Mann selbst war ja nicht mehr im Stande, es zu lenken. Im Dorf war das Thier gestürzt mit seinem Herrn — ein heftiger, tödtlicher Blutsturz. Louis Bovilliard hatte sich nicht mehr aufrichten können, der Pfarrer hatte ihn in die Kirche tragen lassen.

Der Sonnenschein fiel durch die gelben Scheiben gräde auf sein Gesicht, als Adelheid eintrat. Sie schrie nicht auf, sie rang nicht die Hände, ihre Knie zitterten nicht. Schien es doch, als sei es nur die Erfüllung von etwas, was sie längst gewußt. Die Hände faltend blieb sie noch in der Entfernung stehen und blickte auf ihn, wie man zum ersten Mal den Grabstein eines theuren Verblichenen erblickt. Nicht einmal eine Thräne stürzte aus ihrem Auge. Aber etwas hätte sie befremden mögen, — auf der Stufe drunter die jugendliche Gestalt eines Weibes;

ſie hatte ihr Tuch über ſeine Füße gebreitet und ihr Geſicht in ſeinen Schooß gedrückt. Ein Bildhauer hätte die Figur der Trauer nicht beſſer dargeſtellt. Ihr aufgelöſtes Haar wallte um ihren Nacken.

Auch die Anweſenheit dieſer Trauernden ſtörte ſie nicht. Sie war jetzt neben ihm niedergekniet und hatte die kalte Hand erfaßt, die ſie an die Lippen drückte. Sie ſchien zu beten, als es hinter ihr rauſchte; die Königin legte die Hände ſanft auf ihren Scheitel: „Mein Kind, es trifft jeden ſein Theil und Du warſt darauf vorbereitet.“

„Wenn er nur noch einmal die Augen aufſchlüge!“ athmete ſie leiſe.

„Um meinen Dank in den Himmel mitzunehmen, denn er hat ſeine Königin gerettet. Ich kann ihm nicht mehr danken.“

„Doch, Königin, ſprach Adelheid, ſich umwendend. Gönnen Sie mir die Freiheit, laſſen Sie mich hier zurück. Ich war ſeine Braut vor Gott und Ihnen, er darf nicht verlaſſen ſterben. Die Pflege iſt zu ſpät, aber den letzten Dienſt kann ich ihm erzeigen. Laſſen Sie mich ihm die Augen zudrücken.“

Da richtete ſich das verwilderte Mädchen etwas auf und ſtarrte die Hinzugekommenen an. Der Traum der Wahrheit ſchien durch ihre brechenden Augen zu dämmern.

Die Gräfin Voß war an die Königin, die zweifelnd daſtand, getreten und flüſterte ihr zu: „Wenn Ihro Majeſtät das zugeben, iſt es abſolut unmöglich,

daß die Demoiselle ferner, in welcher Stellung es sei, in Dero Nähe verweilt. Ja, wenn sie nur getraut wären —"

In dem nächsten Augenblick geschah vieles. Der alte Geistliche hatte sich über den Sterbenden gebeugt: „Er athmet noch." — Das Mädchen zu seinen Füßen rief wie in wahnsinniger Freude: „Louis schlägt die Augen auf." Der Sonnenschein hatte eine rothe Scheibe getroffen, und ein rosiger Schein breitete sich über die eng zusammengedrängte Gruppe aus. Der Todte lebte noch, er schien zu lächeln, er erkannte die Gegenstände. Die Königin aber hatte im nächsten Augenblicke mit dem Prediger heimlich gesprochen: „Ich übernehme alle Verantwortung."

Der Geistliche erwiderte: „Auf die wage ich es selbst vor dem höchsten Richter, wo ich bald mit ihm erscheine. Aber hat er die Besinnung — und die junge Dame?"

„Sie wird ihr Ja deutlich sprechen," hatte die Königin geantwortet und flüsterte Adelheid etwas in's Ohr: „Bleib knieen, mein Kind!"

Da wollte es der Zufall, während der Pfarrer in Kürze die liturgischen Formeln der Trauung sprach, daß ein Knabe des Küsters auf der Orgel intonirte. Der Sterbende wollte den Kopf aufrichten, das gelang ihm nicht, aber von seinen Lippen kam es: „Da rufen sie uns!" Der Prediger sah froh der Königin in's Gesicht, welche Adelheid schnell einen Ring an den Finger gesteckt hatte. Das fremde Mädchen aber

Mauerbank, das Felleisen unterm Kopfe, und zählte die Minuten, Viertel- und ganzen Stunden. Ringsum waren die Wirthe längst wieder eingeschlafen, das Licht war ausgelöscht, nur der Mond warf durch die Scheiben einen ungewissen Schein auf das fremde Wesen. Wie hundertfältig bestürmten Zweifel den aus dem Schlaf Auffahrenden! Man konnte mich falsch verstanden haben, denn nichts regte sich. Die Traumbilder zeigten das Dampfboot absegelnd, ich blieb zurück. Ich kam mir wie ein Verzauberter im wüsten Schlosse vor. Endlich tönt Pferdehufschlag aus der stillen Ferne herüber, der nicht wieder täuschend verschwindet, und der Karren hielt vor der Thür.

Doch es ist so bitter kalt, daß alle künstliche Mittel nicht mehr ausreichen. Ich ziehe die Arme aus den Mantelärmeln, um die Wärme durch freiere Bewegung des Körpers unter der Hülle zu erzwingen. Vergeblich; das Heu, um die Füße gepackt, wird Schnee, der blaue Mantel fängt alle Kälte der Mondstrahlen auf. Man will mir in einem Gaard weder für Geld, noch gute Worte eine Decke leihen. Der Porter, den ich, um Wärme für die Nacht zu sammeln, am Abend getrunken, ist verraucht. Kaum doch er-

hielt den Kopf des Sterbenden, während der Prediger die Ringe wechselte. Als er die entscheidende Frage that, antwortete ein Ja so wunderbar laut, daß es die Orgel übertönte. Es war sein letztes Wort. Kaum daß der Segen gesprochen, sank er röchelnd nieder. Der Brautkuß war der Sterbekuß. Das fremde Mädchen weinte und lachte: „Ich habe doch seinen letzten Händedruck.“ — Die Königin sagte: „Ich konnte ihm doch danken.“

Der Wagen stand fertig vor der Kirchenthür. „Frau von Bozillard! sprach feierlich die alte Boß, Ihre Majestät sind bereit.“

Die Fürstin sah fragend auf die Trauernde. Ihr Blick schien zu sprechen: „Willst Du mich jetzt verlassen!“

Der Geistliche sagte: „Für die Todten sorgt Gott und die Kirche. Wer noch Pflichten im Leben hat, fliehe von hier. Den Todten ist wohler in der Erde als den Lebendigen, wo die Verwüstung ihr Reich aufschlägt.“

Das fremde Mädchen schrie wie im Irrsinn auf: „Er wird nicht allein begraben werden.“

Zwölftes Kapitel.

Ein Frühstück bei Dallach.

Es ist in der Luft eine Magie, die unsre Wissenschaft noch nicht erklärt hat; eine Communication durch unerfaßbare Organe, welche die Begebenheiten verbinden. Unergründlich nannten unsere Väter eine Tiefe, die sie noch nicht ergründet; unerfaßbar hätten sie das Lichtbild genannt, wir lernten es fassen und festigen auf der Platte, und an Drahtseilen fliegt der Gedanke hunderte von Meilen in Secundenschnelle, und drückt sich auf die Tafel in bunten Buchstaben, für jedes Auge lesbar.

Dies Lichtbild spiegelte sich auch schon vor den Augen unserer Väter, der Gedanke flog auch da mit derselben Schnelle, nur faßten sie ihn nicht, weil ihnen die Verbindungsmittel unbekannt waren; weil sie die Platten und die Drahtseile nicht sahen, tauften sie es Wunder.

Alte Leute entsinnen sich, daß man in der Stille der Nacht nach dem 14. October vor Berlin auf der Erde die Schläge des Kanonendonners von Auerstädt

hören können. Von Andern ſagt man, daß ſie am folgenden Tage ſchon den Ausgang der Schlacht gewußt. Aufgeklärte meinten, das ſei nur die Nachdröhnung geweſen von dem unglücklichen Gefecht von Saalfeld, die als Vorahnung gewirkt.

Nicht Alle waren es, es waren nur Wenige, darunter zwei, die wir kennen.

Der Rath Fuchsius konnte in der Nacht nicht ſchlafen, ſeine Beängſtigung ward gegen Morgen immer größer. Er hörte die Kanonenſchläge, ſein Bett ſchien unter ihm zu zittern; wie feſt er auch die Augen zudrückte, er ſah immer wieder den hellen Schein, wie ein Nordlicht, das am äußerſten Horizont aus der Erde quillt. Er zündete das Licht an und ergriff eine Lecture, es war ein Band des Shakſpeare. Die Stelle aus Macbeth, die er aufſchlug, war nicht geeignet, ſeine Träume zu beſchwichtigen:

Die Nacht war ſtürmiſch; wo wir ſchliefen, beult' es
Den Schloß herab; und wie man ſagt, erſcholl
Ein Wimmern in der Luft, ein Todesſtöhnen,
Ein Prophezein in fürchterlichem Laut,
Von wildem Brand und gräßlichen Geſchichten,
Neu ausgebrütet einer Zeit des Leidens.
Der dunkle Vogel ſchrie die ganze Nacht durch:
Man ſagt, die Erde bebte fieberkrank.

Er ſah die Schlacht, die meilenweit ſich dehnende, mit ihren wankenden und wogenden Linien, den dampfenden Batterieen, den Cavallerieattaquen, und ſo gewiß er das Herz unter der Bruſt pochen hörte,

ſo centnerſchwer drückte ihn eine Gewißheit — daß er nichts Frohes ſah.

Um den fürchterlichen Alp los zu werden, zündete er noch ein Licht an, und begrub ſich unter ſeinen Akten. Auch aus dieſen Bergen ſtiegen Dünſte, tiefe Schachte öffneten ſich, deren Ende er nicht ſah, und Sybynre lagerten ſich vor dem Eingang.

„Ein Weib, das ſelbſt eine Sybynr iſt, rief er, ſich im Armſeſſel zurücklehnend, und der Oedipus will nicht erſcheinen. Die Thatſache liegt nackt da, und alle Bezüge, Fäden, die zu einem Motiv führen, plötzlich abgeſchnitten! Kann ein Weib gebären ohne empfangen zu haben? Und wo wir einer Spur folgten, verſchwindet ſie nicht nur, ſondern wir haben aktenmäßige Beweiſe, wie und woraus ſie entſtanden iſt! Werden noch Ungeheuer geboren aus dem Meeresſchaum, wenn Götter einen Sterblichen verfluchen, oder geſtalten ſie ſich im Laich der mephitiſchen Dünſte dieſer Zeit? Shakſpeare läßt die Gräuelthaten ſeiner Könige durch ungeheuerliche Erſcheinungen vorausverkünden: eine Eule verfolgt einen Falken, die Roſſe Dunkans freſſen ſich. Solchen Antheil des Entſetzens nimmt die Natur am Thun der Könige! Die Zeiten ſind doch nun vorüber, der Erdgeiſt kümmert ſich nicht beſorglicher um die Könige als um die Bettler; ſelbſt wenn große Ideen geboren werden, Ideen, beſtimmt die Welt zu erſchüttern, was geht's die Natur an! Sie läßt keine Sterne mehr den Weiſen nach der Krippe leuchten und keine mo-

ralische Revolution bringt sie aus ihrem Alltagsrock. Das ist unser Trost. Aber wäre doch ein inniger Conner da, den wir nur nicht sehen, zwischen den Werken der großen Geschichte und den Thaten der kleinen Menschen? Spiegelte sich das Ungeheuerliche des Weltbrandes wieder im Thun der Individuen, dort die Revolution in der Desorganisation der natürlichen Gefühle, und der krankhafte Drang, der Welteroberer erzeugt, riefe hier in der schwachen Weiberbrust den Kitzel hervor zur scheußlichen That!"

Er blätterte weiter in einem Convolut. Es waren Privatcorrespondenzen der gefangenen Geheimräthin: „Welcher Verstand! welche klare Erwägung der Verhältnisse, welche ruhige, treffende Beobachtung im Urtheil über Personen! Und nirgends nur ein Wink von auswärts her! Alle ihre Verbindungen bestehen die Probe. Und vor allem dieser!" Er überlas noch einmal die Billette, welche Wandel an die Lupinus gerichtet, und mit ihrer ganzen Correspondenz zu den Akten genommen waren.

Er fuhr, wie ein Unzufriedener mit sich selbst, mit beiden Händen über das Gesicht:

„Wie ein Criminalrichter sich in Acht nehmen muß, auch auf den dringendsten Verdacht hin, eine bestimmte Meinung zu fassen! Wie leicht verführt er sich, und wie schwer wird es ihm, dann wieder auf den richtigen Weg einzulenken! — War ich nicht schon innerlich überzeugt von der Identität jenes von

der franzöſiſchen Juſtiz verfolgten Aventuriers mit Herrn von Wandel! — Seine Verbindung mit meiner Giftmiſcherin erſchien mir als ein nur zu deutlicher Fingerzeig! — Selbſt die kecke Weiſe, wie er ſich mir damals aufdrängte, konnte mich noch nicht ganz überzeugen. Man hat Beiſpiele — und er iſt klug, ſehr klug! — Aber dieſe Briefe an die Lupinus! — Der klarſte Spiegel einer unbefangenen Seele, beſſer als er ſich ſelbſt darſtellt. Er mag anderweitig — aber in dieſer Sache iſt er nicht implicirt. Nichts von Oſtentation, Raffinement! Er ſchreibt wie ein welterfahrner Mann. Seine Rathſchläge, wie vernünftig! Er warnt ſie vor der Exaltation, ihr aufrichtiger Freund: anfänglich zwar ſcheint ein andres Gefühl im Spiele, die Neigung ſteigert ſich, aber dann dies allmälige Zurückfallen in den Ton der Achtung und des Reſpectes. — Schade, daß ihre Briefe fehlen! Ja, eine Ahnung von dem, was in ihr vorging, mag er gehabt haben, darum zog er ſich zurück. Und ſoll ich es ihm als Verbrechen anrechnen, daß er ſich jetzt Mühe giebt, eine von ihm hochverehrte Frau zu vertheidigen? — Als Criminaliſt ſollte ich es vielleicht, als Menſch kann ich es nicht."

Fuchſius war an ein anderes Convolut, das auf einem Nebentiſch lag, getreten. Es waren franzöſiſche Akten, er nahm eine Silhouette heraus und hielt ſie an's Licht: „Und was bedeutete die Aehnlichkeit eines Schattenbildes mit einem lebendigen Menſchen, wenn ſie zu entdecken wäre! — Und dann, wie vieler Jahre

Staub hat an diesen Papieren gezehrt! — Uebrigens — sagte er mit wehmüthigem Lächeln — muß man die Gefälligkeit der französischen Behörden bewundern. Daß wir in einem Kampf auf Leben und Tod sind, in einem Kriege, der sie verpflichtet, Tausende und aber Tausende der Unsern umzubringen, hindert sie nicht, uns in unserm köstlichen Rechte beizustehen, damit wir ja nicht fehl gehen, ein uns verfallenes Justizopfer, und wäre es auch aus ihren Reihen, zum Tode zu fangen! Welche Zuvorkommenheit! Es war Laforest's letzter Akt hier unserm Kanzler die Akten aus Paris zu communiciren. Eine schöne Sache um das Band der Civilisation! Die Revolutionen, die große Verbrecher krönen, retten die kleinen nicht vorm Galgen. Die ganze Welt wird für ihn zum Netz und ein Verbrecher findet in keinem Staat und keinem Volke mehr ein Asyl!"

Er war an's Fenster getreten. Es war noch todtenstille, finstre Nacht, obgleich schon hie und da in abgelegenen Gehöften die Hähne krähten. Die Straßenlampen brannten düster, die Laternen wurden vom Morgenwinde geschaukelt. Ob er horchte —? Er hörte nicht mehr den Kanonendonner, aber der Tritt jedes verspäteten oder verfrühten Fußgängers schallte aus der Tiefe zu ihm herauf. Fuchsius wohnte hoch; er konnte die Dächer der nächstgelegenen Straßen mit niedrigen Häusern überschauen. Als er nach den Sternen ausschaute, sah er einen fernen Lichtschein. Es kam aus einem Hoffenster in einer jenseits ge-

legenen Straße Er kannte die Straße, das Haus, das Fenster. Hier wohnte der Legationsrath. Das Fenster gehörte zu seiner Küche, die Küche diente ihm zum Laboratorium. Was konnte Wandel so früh hier zu schaffen haben? Er war ein Nachtschwärmer; er experimentire nie anders als bei Tageslicht, hatte er selbst zu Fuchsius gesagt. Was präparirte er jetzt? Es war zwischen drei und vier. Und das Licht verschwand nicht. Gedanken durchzückten ihn in rascher Folge. Was kann er in dieser Nachtstunde experimentiren? Warum die Heimlichkeit? Warum hat er, bei aller Offenherzigkeit in andern Dingen, Niemand klaren Wein über seine Vermögensverhältnisse eingeschenkt? Warum schweigt über ihn der alte van Asten, der einmal merken ließ, daß er etwas wisse, und jetzt behauptet, daß er nichts weiß? Er hatte Wechsel von ihm in der Hand! — Wechsel! — Fuchsius sah Wandel schreiben. Er rieb sich wieder die Stirn. Plötzlich saß er am Tisch und wühlte in den französischen Akten. In einem kleinen vergilbten Handbillet verfolgte er mit dem Auge und mit dem Finger die Buchstaben. Ebenso rasch riß er das vorige Aktenstück herbei, und verglich Wort um Wort, es schien Buchstabe um Buchstabe. Es war ein französisch geschriebenes Billet Wandels an die Lupinus: „Welche täuschende Waffe die Aehnlichkeit der Schriftzüge! Wie man auch da sich in Acht nehmen muß!" Aber plötzlich vergrößerten sich seine Augen, sein Mund öffnete sich — ein, zwei — drei Worte — nicht nur die Schriftzüge der Buchstaben,

die Schleifzüge, die Abbreviaturen waren dieſelben, auch die ungewöhnliche Orthographie.

„Florefian Vanſutter!“ rief er aufſtehend, und es ſchien, als fröſtele ihn. Er warf einen Blick in den Spiegel, ſein Auge glänzte ihm entgegen, ein Glanz, den man der Freude beimißt. „Pfui! entfuhr es ſeinen Lippen. Iſt das nicht die canibaliſche Luſt des Menſchenfreſſers, wenn er ſein Opfer auf Schußweite erblickt! — Ach, wir ſind alle Canibalen, alle, uns dürſtet nach Menſchenblut. Bin ich der Einzige, deſſen Geſicht ſich röthen wird von diaboliſchem Entzücken, wenn es an's Tageslicht kommt! Wie wird die Geſellſchaft hier von der Wolluſt des Entſetzens beben, wenn es ausgeſprochen iſt, wenn der Mann, mit dem ſie Hände gedrückt, Gläſer angeſtoßen, zu dem ſie ſich gedrängt, von deſſen Lippen der Honig geiſtvoller Unterhaltung floß, arretirt, in Ketten eingebracht wird, ein gemeiner Verbrecher. Unmöglich! werden ſie rufen und doch innerlich zittern, wenn es nun nicht wahr wäre! — O du Mantel der Humanität, der uns ſo ſchön ſitzt, aus welchen Mondſcheinſpinnefäden biſt du gewebt!“

Als er ſich angekleidet und der graue Tag ſchon durch die Fenſterſcheiben blickte, ſtand ein junger Menſch in unanſehnlicher Kleidung vor dem Rathe.

„Nichts von Wichtigkeit, antwortete der Eingetretene auf eine Frage des Rathes. Ihr Benehmen im Gefängniß bleibt daſſelbe. Sie ließ den Hofrath

Heim, der ihr die Wahrheit ſagte, anlaufen und verbat ſich ſeine fernere Theilnahme.“

„Sie kennen wir, entgegnete Fuchſius, aber mein Auftrag war, daß Sie auf alle Ereigniſſe und Bewegungen in dem Kreiſe Acht hätten, dem ſie bis jetzt angehört. Was haben Sie da beobachtet, Eckard?“

„Nicht das Geringſte, was zur Sache gehört,“ erwiderte Eckard mit einiger Selbſtzufriedenheit.

„Ob es dazu gehört, werde ich beurtheilen. Was macht ihr Schwager?“

„Er wird ſich doch nicht freuen, daß er penſionirt iſt. Der Auszug aus ſeiner Amtswohnung in der Voigtei liegt ihm noch in den Gliedern. Er ſpuckt. Neulich in der Weinſtube bei Sala Tarone ließ er einen Witz los. Sie haben darüber gelacht. Das paſſirt ihm jetzt ſelten.“

„Welchen?“

„Damals, als er wirklich eine Bêtiſe begangen, ſagte er, nämlich mit den Gefangenen, ſei er mit blauem Aug davongekommen, und jetzt müſſe er büßen, wo er unſchuldig ſei wie ein neugeboren Kind. Er hätte doch ſeinem Bruder nie was zu trinken gegeben. Nun müſſe er aus Haus und Brod, bloß weil es ſich nicht ſchicke, daß er der Kerkermeiſter ſeiner Schwägerin würde.“

„Die Juſtiz iſt blind, trifft aber in der Regel doch am rechten Fleck. Noch etwas von ihm?“

„Er heirathet ſie. Das iſt ausgemacht. Im Dom iſt ſchon die Trauung beſtellt.“

was am Feuer aufgethaut, beſtrige ich mit meinem practiſchen Schußbonden wieder das Cabriolet, um bald mehr erſtarrt zu ſein als je. Schon glaube ich, dem Froſt unterliegen zu müſſen, als eine gewaltſame Rettung kommt. Das Pferd ſtürzt, ich fühle mich in die Luft gehoben und nach einer kleinen Flucht liege ich auf dem von beiden Deichſeln gequetſchten und ſtöhnenden Pferde. Mein Poſtillion iſt über mich weggeflogen; der Wagenſeſſel liegt auf mir. Die Sache ſchien äußerſt mißlich. Glücklicherweiſe haben aber weder der Schußbonde, noch ſein Pferd, noch der Reiſende bedeutend gelitten. Daß Erſterer noch lebe, ſah ich, als er aufſpringend fortlief, um — mir meinen weit fortgeflogenen Hut zu holen. Meine Brille, die ich der Meteore wegen trug, war ganz geblieben, ebenſo meine Uhr, und vom ganzen Körper fühlte ſich nur der kleine Finger gequetſcht. Das arme Thier lag freilich höchſt traurig unter mir und dem Wagen; nachdem man indeſſen einige Stricke zerſchnitten, erhob es ſich auf einen Peitſchenhieb und zog uns und den ſchnell reparirten Karren ganz gut bis zum nächſten

„Aus Devit, daß er die Voigtei verlor?“

„Nu ja! Er ſagt aber, weil er das Heulen der Charlotte nicht länger aushalten können. Das iſt wahr, ihr Wachtmeiſter iſt bei Saalfeld niedergehauen, als er den Prinzen rausbauen wollte.“

„Was iſt denn nicht wahr?“

„Daß der Major Stier von Dobleneck auch da geblieben wäre. Der iſt nur bleſſirt vom Pferd gefallen. Sie haben ihn ſplitternackt ausgezogen, dann gefangen genommen, dann hat er ihnen ſein Ehrenwort geben müſſen, und ſo kommt er retour nach Berlin. Die Baroneß Eitelbach weiß es nur noch nicht; ſie geht ſchwarz.“

Der Vigilant mußte ſehr genau, auch mit den innern Familienverhältniſſen, vertraut ſein. Ein flüchtiges Lächeln ging über die Lippen des Rathes.

„Was macht Geheimrath Bovillard?“

„Sieht ſchon wie eine Leiche aus. Larirt einen Tag um den andern; zur Abwechſelung nimmt er auch Vomiſſements. Der Legationsrath Wandel ſagt, wenn er ſo fortführe, würde es ihm an's Leben gehen. Es ſei kein Spaß damit. Die Ruhr geht ohnedies bei der Witterung um, und die Werderſchen bringen unreifes Obſt. Man wiſſe aber gar nicht, was noch draus werden könne, denn die Ruhr könne noch was ganz Andres ſein, woran jetzt kein Menſch denkt.“

Fuchſius hatte nur auf den einen Namen Acht gegeben: „Läßt der Legationsrath ſich viel beim Kranken ſehn?“

„Nicht eben. Er ſteckt ja faſt immer bei der Braunbiegler. Auch mit dem Baron Eitelbach hat er viel zu ſchaffen. Der mag ihn nicht; aber er läßt ihn nicht los. Beſonders wenn er in der Fabrik iſt, da ſpricht er in allen Dingen mit. Der Baron ſagte: „wenn er mal in den Farbekeſſel fiele, dann wäre auch nichts verdorben, als die Farbe.“

„Eckard!“ Der Rath zog ihn in den Winkel, als könnte die Luft hören, was er ihm zu ſagen hatte. Er ſchloß: „Von jetzt ab vigiliren Sie auf ihn, Schritt und Tritt. Sie laſſen ihn keinen Moment aus dem Auge, wo er hingeht, an wen er Briefe abſchickt, von wo er Briefe empfängt, und wo möglich ſehn Sie durch ſeine Wände. Iſt denn durch ſeine Dienerſchaft nichts zu ermitteln?“

„Er wechſelt oft die Bedienten und ſie kommen nie weiter als in ſeine Wohnzimmer. Die Mädchen im Hauſe ſagen, in der Küche müſſe 's wie im Schweineſtall ausſehen, er läßt keinen Beſen rein.“

„Was lächeln Sie?“

„Die Mädchen meinen, wenn eine Hintertreppe wäre, ſo begriffen ſie's.“

„So fährt der Spiritus familiaris wohl durch den Schlott! ſprach Fuchſius für ſich. Seltſam, auch er wie ſie nachweislich ohne nähern Umgang, ohne einen Vertrauten, ein iſolirtes Ungeheuer, das, wie der Schwamm, aus der Luft den Athem ſaugt.“

„Es war ſchon Einer mal drin, ſetzte Eckard im Fortgehen hinzu, der ſagt aber nichts.“

„Wer?“

„Der alte van Aſten.“

„Wie kam der hinein?“

„Sie ſagen, er hätte die Thür aufgelaſſen. Seitdem läßt er die Thür nicht mehr auf.“

„Haben Sie Verdacht gegen den alten van Aſten?“

Der junge Vigilant ſchüttelte den Kopf: „Wenn er auch die tauſend Stückfäſſer in Stettin auf den Buckel laden könnte, wo ſollte er damit hin? Er iſt ein ruinirter Mann, rein in Rothwein. Durch 'nen Pfuſchmakler hat er ſchon unter der Hand zum halben Preis ausgeboten. Wer will's jetzt! Gewinnen die Franzoſen, ſo trinken die's aus und zahlen nicht, gewinnen wir, ſo finden Unſre über'm Rhein den Wein wohlfeiler. Vielleicht, ſetzte er mit ſchlauer Miene hinzu, ſoll ihm der Herr von Wandel den Medoc in was Andres verwandeln, was Käufer findet. Er iſt ja ein Tauſendkünſtler.“

„Vigiliren Sie!“ ſchloß der Rath die Unterredung.

Ja, wenn die Wände, die des Legationsraths Wohnung umſchloſſen, vor ihm niedergefallen wären, und er hätte einen Blick frei gehabt!

Auch der Legationsrath konnte in der Nacht nicht ſchlafen, auch er hörte den Kanonendonner, auch unter ihm zitterte das Bette, der Himmel leuchtete, er ſah die Bataillelinien hin und her ſchwanken und war aufgeſprungen, um Herr zu werden ſeiner Sinne.

Auch er zündete Licht an und ergriff eine Lectüre, es war zufällig dieſelbe, die Fuchſius ergriffen. Da ſchlug er die Stelle auf:

Auf ſiebzig Jahr kann ich mich gut erinnern;
In dieſem Zeitraum ſah ich Schreckenstage
Und wunderbare Ding', doch dieſe böſe Nacht
Macht alles Vor'ge klein.

Der Leſer hielt inne: „Ein Zeichen! Warum dieſe Nacht?“ Er las weiter:

Der Himmel, ſieh, als zürn' er Menſchenthaten,
Drauf dieſer blut'gen Bühn'. Die Uhr zeigt Tag,
Doch dunkle Nacht erſtickt die Wanderlampe:
Iſt's Sieg der Nacht, iſt es die Scham des Tages,
Daß Finſterniß der Erd' Antlitz begräbt,
Wenn lebend Licht es küſſen ſollte?

Er warf den Band fort: „Albernheit! Was hat der Himmel ein Recht, auf Menſchenthaten zu zürnen! Wir ſind's, die die weſenloſe Leere bevölkern, die Schwächlinge mit ihren Phantaſiegeſpinnſten, die Starken mit ihren Thaten. Da iſt die Frage: welcher Zauber iſt ſtärker, die Vogelſcheuchen, die ſie an die Sterne binden, oder der Wille, der der Nacht und ihren Uhuſtimmen in's Antlitz lacht?“

Er zündete eine chemiſch präparirte Kerze an, welche einen beſonders hellen Schein warf, und trat, was er wirklich ſelten bei Nacht that, in ſein Laboratorium. Alles, wie er es am Abend verlaſſen, dort hingen die Bilder, da das Gerippe, die Retorten, Kolben, Tiegel auf dem Herde; einige kleine Fläſchchen, auf die ſein Auge zuerſt fiel, ſtanden wie zur

Abkühlung am Fenſter. Er hielt den Athem an, wie um zu horchen. Es bewegte ſich außer ihm etwas. Er biß ſich in die Lippen: „Thorheit! es iſt die aufgeregte Phantaſie von der Lecture des Dichters, des größten, der geboren ward, aber warum ließ das Schickſal in einer dunkeln Zeit den Rieſen an's Licht treten, daß an ſeinen gigantiſchen Gliedern noch immer ihre Moderfetzen kleben! Er hat Geiſter beſchworen, ich kann es auch. Nur Jeder in ſeiner Art!“

Da bewegte ſich das Gerippe ſichtlich, ein ſchrillender Ton kam aus der Mundhöhlung, es rauſchte etwas heraus, es webte durch die Luft und das Licht erloſch. Wandel ſank nicht zu Boden, aber er preßte den Leuchter ſo feſt, daß das Metall eingebogen war, der Todtenſchweiß, der von ſeiner Stirn tropfte, hatte ihn aus ſeinem Starrkrampf geweckt.

„Von einem Nachtvogel ſich erſchrecken laſſen, der in ſeiner Angſt durch den Schornſtein eindrang!“ rief er, nachdem er mittelſt eines chemiſchen Feuerzeuges das Licht wieder angezündet. „Flattre nur, Unhold, Du biſt kein Leben, und lügſt keines mehr der ſchönen Hülle an. Es giebt keine Geiſter, nur Spuk, den, den die Schwäche unſrer Nerven gebiert. Aber ein Spuk und eine Verhöhnung unſrer Kraft, daß wir uns zumeiſt von denen in Angſt ſetzen laſſen, die ſelbſt vor Angſt aus ſich herausgehen.“

Aber weshalb war er hier? Um mit den Geſpenſtern, an die er nicht glaubte, eine Lanze zu

brechen? — Warum hatte ihn die Dröhnung des Kanonendonners, warum das Phantasma der Schlacht aufgeschreckt? Berührte ihn der Ausgang, welcher es sei? — „Doch! rief er plötzlich. Das ist der Vortheil jener chaotischen Katastrophen, welche die kleine Menschenwelt und ihre Ameisenhaufen, Staat und Gesellschaft genannt, durcheinanderwerfen, daß wir uns da frei fühlen. Wo das Haus über ihren Köpfen zusammenbricht, merken sie nicht das Insect, das sie sticht. — Die Kerker öffnen sich — vielleicht! Die Schuldbücher werden zerrissen — vielleicht! Es wird vergessen, Alles — nein, doch Vieles — auch das? — Vielleicht."

Er nahm die Fläschchen, hielt sie gegen das Licht und that sie dann in ein Etui. „So viele Arbeit um — eine Bagatell. Ich ging doch an schwerere mit leichterm Muth, fast im elastischen Tänzerschritt. Aber der alte Asien hatte Recht. Die Polypragmosyne hat mir Schaden gethan. Das erste Gesetz lautet: nicht zu Vieles im Aug! Dies Abwägen verwirrt und schwächt unsre Sehkraft. Rasch drauf los. Die Weisheit unsrer Väter: Frisch gewagt, halb gewonnen! Es ist eine ewige alte Fabel vom Hunde und dem Fleisch, und doch, wer wehrt sich vor dem Blendwerk, daß ihn das große Bild im Wasser verlockt. Und das: Morgen, morgen, nur nicht heute — wie viel kühnen Entschlüssen brach es den Hals."

Und doch schien er selbst durch hervorgezogene

Sprüchwörterphiloſophie entweder ſich Muth einzuſprechen, oder ſich immer noch einen Aufſchub abzulisten. Er packte die Fläſchchen aus, um zu ſehen, ob ſie auch eingewickelt waren. Er befühlte auch Gegenſtände, die er nicht mitnehmen wollte. Es war ſo heiß in der Küche, ob von der eingeſchloſſenen Luft oder von ſeiner innern Hitze? Schon hatte er die Thüre in der Hand, als er zurückkehrte. Ihm fiel ein, daß er auch auf die ſchlimmſte Eventualität ſich waffnen müſſe. „Sie dürfen auch nicht das finden, was ſie bei der Lupinus gefunden.“ Er mußte ſchon vorgearbeitet haben. Nur aus einem Tiegel ſchabte er vorſichtig den Bodenſatz und warf ihn in den Abzugsgraben. Dann ſtreute er verſchiedenen Farbenpuder verſchwenderiſch umher. Die Küche bekam dadurch einen Wohlgeruch: „In meinen Schminkpräparaten mögen ſie meine Arcane entdecken.“

Dann näherte er ſich dem Gerippe: „Wieder eiferſüchtig? Gieb mir die Hand, Angelika.“ Sie gab ſie ihm, aber ſchüttelte er ſo heftig, oder war der Wandnagel loſe? Das Knochenweib ſtürzte herab. Wir wiſſen nicht, ob er geſchaudert, doch ſchnell hatte er ſich und das Gerippe gefaßt: „Das hätte ein böſer Fall werden können, wie damals, als Du vom Pferde ſprangſt und ich Dich auffing. Du nannteſt mich Deinen Lebensretter. Ja, ein theurer ward ich Dir. Zwei Mal für das eine Bischen Rettung nahm ich Dein Leben. Ihr armen jungen Weiber! Mit Eurem warmen Blut und leichten Sinn ſeid Ihr nun

einmal vom Fatum deſtinirt, in unſre Netze zu flattern. Hier lernte ich Klügere, Kältere kennen, die auch denken, ſogar berechnen konnten. Das war Euch unmöglich. Und doch weiß ich nicht, ob Ihr nicht die Glücklicheren ſeid. Ihr nipptet und dann ſchlürftet Ihr die Wonne des Lebens in vollen Zügen. Dann — mit einem Mal war es aus! Aber jetzt — jetzt — mach' mir das Leben nicht ſchwer. Du könnteſt hier an der Wand in einem unbewachten Augenblick plaudern. Dort im Kaſten biſt Du nicht gefährlich, Du biſt ein Präparat, eine anatomiſche Studie. Ruhe da ſanft, und was würdeſt Du ſagen, Liebchen, wenn ich Dir über Jahr und Tag eine Geſellſchafterin zulegte? Schön und groß wie Du, aber etwas dumm. Was thut das? Sie wird Dich nicht langweilen. Sie iſt ſtumm wie Du. Und wenn Ihr Beide dann friedlich neben einander ruht, ſieh, den Troſt gebe ich Dir, bei Dir wird mein Sinnen bleiben, wir werden nach wie vor leſen, bei Dir werde ich mir Rathes erholen, Du wirſt mich verſtehen. Die Andre iſt eine Gliederpuppe, jetzt gelenkig, dann wie Du, aber Deine Folie. Adieu, mein Herz!"

Und wer behauptet, daß ſeines nicht doch ſchlug, daß der kalte, gräßliche Hohn auf ſeinen Lippen nicht nur der Mantel war, der die Natterſtiche, das convulſiviſche Aechzen, die Qualen, die keinen Namen haben, bedecken ſollte? Nicht täglich, wie er der Lupinus lag, drückte er das Gerippe an ſeine Bruſt.

Es waren nur die fürchterlichsten Momente, wo er Kraft bedurfte, und er konnte sie in sich nicht finden. Wer sah den Angstschweiß auf seiner Stirn, wer, wie die Knie wankten, wie er sich an das Treppengeländer hielt, als er hinunterstieg. Es war ein saurer Gang. Warum? das wußte er sich nicht zu sagen. Er hatte schon viele Gänge der Art gemacht.

Aber draußen sah man ihm nichts davon an. Wie der Hahn, um die Witterung anzukrähen, schlürfte er sie ein. Die Luft war grau, regenhaltig, eine bange Stimmung, wie sie einem großen Unglück vorangeht. Der Tausendkünstler hatte schnell die Physiognomie sich angeeignet.

Wo fand er nicht auf der Straße Bekannte! Wo sah man sich nicht ängstlich an, hatte sich trübe Nachrichten, bange Ahnungen mitzutheilen. Schon wandelten Frauengestalten in Trauer, die frühe Nachwirkung des Gefechtes von Saalfeld.

Der Baron Eitelbach ging zur Börse. Er ward unterwegs von Mehren angesprochen. Man condolirte ihm. „Wie nahm sie's auf?" — „Ich kann wohl sagen, sie deplovirt eine große Seelenstärke." — „Ist's denn auch ganz gewiß?" — „Na, warum denn nicht? Sein Neveu, der Wolfskehl, hat ihn selbst vom Pferde hauen sehn; er hat's hergeschrieben."

Der Legationsrath trat in dem Augenblick an die Gruppe, und es war der vollste Ausdruck inniger Theilnahme, mit der er dem Baron die Hand

drückte: „Sie sind ein Mann. Er zog ihn etwas bei Seite. Und sie ist eine Frau, die durch Leiden geadelt wird. Ich bin überzeugt, daß dies Unglück den wahren Bund Ihrer Seelen nur fester schlingen wird. Es ist schön, es ist edel — ich sage nicht groß von Ihnen, daß Sie ihre Empfindungen durch solche Theilnahme ehren.“ —

„Gehn Sie doch zu ihr, Legationsrath, trösten Sie sie. Sie hört Sie so gern plaudern.“

Ein zweiter Händedruck: „Erlassen Sie mir das. Sie werden selbst den besten Trost wissen.“

Als noch Jemand an die Gruppe getreten, war der Legationsrath plötzlich fortgesprungen. Fuchsius sah ihm verwundert nach, aber noch verwunderter sah er dem zu, was Wandel begann. Er unterhandelte mit einer Obsthökerin. Er zog die Börse und schien eine ansehnliche Summe ihr in die Hand zu drücken. Dann nahm er plötzlich die Körbe mit Birnen und Pflaumen, den ganzen Vorrath der Händlerin, und warf ihn in einen der tiefen Rinnsteine, die den ganzen schwimmenden Vorrath alsbald in ein Abzugsloch trieben. Die Straßenjugend jubelte, Andre jubelten nicht, sie schimpften auf den vornehmen Herrn, der so mit Gottes Gabe umgehe; statt armen Leuten sie zu schenken, verderbe er sie. Es gab einen kleinen Auflauf, aus welchem Wandel sich nur mit einiger Mühe losmachte.

Die Herren in der Gruppe hatten zwar mit Verwunderung zugesehen, doch ahnten sie die Auf-

Posthof. Zwar eine mißliche Kur, vor dem Erfrieren aber hatte sie mich gerettet.

Aber welche plötzliche Umwandelung mußte ich mit dem Tageslichte erblicken! Ich war in einem neuen Lande. Es war keine Täuschung, denn mit jedem Schritte verrieth die Gegend, das Volk, seine Tracht, Sprache, daß ich das alte Schweden bereits verlassen. Einen solchen auffallenden Unterschied bildet die Provinz Schonen von dem eigentlichen Schweden. Die geringste Aufmerksamkeit entdeckt die örtliche Verschiedenheit in der ursprünglichen Natur der Provinzen. Schonen ist ein angeschwemmtes Erdland an das alte Steingerippe des echten Schwedens. Nachdem man die letzte Kette bröckliger Felshügel in Smaland überstiegen, breitet sich vor uns die weite Fläche des alten Skaniens aus. Schwarze Dammerde, fruchtreicher Lehmboden und hie und da eine Sandscholle sind der Grundbestandtheil der Provinz. Nirgends fast schießt mehr ein eigentlicher Steinrücken, den Schweiß des Pflügers verhöhnend, aus den Feldern in die Höhe. Die Ufer, wo Sandbrüche vorwalten, gleichen denen unserer Ostseeküsten. Hier zum ersten Mal in Schweden hat man den

klärung. Wahrscheinlich war das Obst unreif, oder der Legationsrath hielt es dafür. Er hatte schon an mehren Orten von der unverzeihlichen Nachlässigkeit der Polizei gesprochen, daß sie solchen Verkauf zulasse, wo die Ruhr in der Stadt grassire; man wisse ja nicht, was noch daraus entstehe.

„Ihre Intention in Ehren, sagte Jemand zu dem Zurückkehrenden, in dieser allgemeinen Calamität ist es aber nicht recht, Anlaß zum Scandal zu geben. Das Volk ist ohnedem auffässig."

„Und was helfen zwei Körbe weniger!"

„Sie haben vollkommen Recht, meine Herren, sagte Wandel, doch wer ist Herr über seine Impulse! Zudem sehe ich ein Gespenst, welches mir fürchterlicher dünkt als alle Kriegscalamitäten, die uns noch drohen mögen."

Man sah ihn verwundert an, auch auf die Sonne, die eben hell durch die Nebel brach, eine Scenerie, die gar nicht zu Gespenstererscheinungen paßte. Aber Wandels Gesicht hatte den Ausdruck:

„Wissen Sie, meine Herren, welches Unglück uns droht? Noch ist es nicht hier, aber es wogt aus dem fernen Asien herüber, eine Pest, gegen die der schwarze Tod, das gelbe Fieber, und was sonst den Namen führte, unbedeutend erscheinen werden. Eine Krankheit, die ganze Ortschaften, Landstriche hinrafft, entwickelt sich in dem brittischen Indien. Die englischen Aerzte geben entsetzliche Schilderungen und behaupten, daß sie ihren Siegerzug durch

die ganze Welt halten werde. Sie nennen ſie Cholera morbus, und was das Schrecklichſte, es iſt kein ärztliches Mittel dagegen zu entdecken. Sie fängt mit Vomiren an, heftiger Dyſſenterie, dies ſteigert ſich in wenigen Stunden bis zum Tode. Der geringſte Diätfehler, namentlich der Genuß von unreifem, ja, ſelbſt von reifem Obſt ruft ſie hervor. Ich kann Ihnen meine Beſorgniß nicht verhehlen, ich hörte durch Selle vorhin von Fällen, die mich fürchten machen, daß ſie ſchon in den Ringmauern von Berlin iſt. — Ich bitte, laſſen Sie ſich nicht ängſtlich machen, meine Herren, aber hüten Sie ſich ja vor jeder Erkältung, vor Obſtgenuß. Ja, ja, meine Herren, wir wiſſen Alle nicht, was uns bevorſteht, und welche neue Wendung das Schickſal nimmt. Wo dieſe Krankheit graſſirt, hört der Krieg von ſelbſt auf. — Sie fühlen ſich doch nicht unwohl, liebſter Baron, Sie faſſen ſich an den Magen?“

Der Baron hatte Melone gegeſſen. Die Geſichter einiger Andern verriethen die Nachwirkung einer zu lebhaften Schilderung. Da erſt erblickte Wandel den Rath Fuchſius. Er ergriff ſeine Hand: „Ach, mein werthester Freund! Vorſicht, Vorſicht, meine Herren, weiter nichts! A propos, was macht denn unſer Freund Bevillard? Ich ſah ihn ſeit vorgeſtern nicht.“

Der Rath zückte die Achſeln: „Durch ſeine Selbſtcur —“

„Thut er Buße, fiel der Baron ein, für die

Gänseleberpaſteten und Trüffelwürſte, um die er ſeine Nebenmenſchen übervortheilt hat. Es hat Einer ausgerechnet, was er in ſeinem Leben verſchlungen hat — die Summe iſt gar nicht auszuſprechen."

„Ich bin ſehr um ihn beſorgt, ſagte Wandel, den Kopf ſchüttelnd. Die fixe Idee kehrt immer wieder. Und ſonſt die Raiſon ſelbſt! Beſtätigt ſich noch das gräßliche Gerücht, daß ſein Sohn gefangen und als Spion — das Leben verloren hat — ſo gebe ich auch den edlen Mann verloren. Heim will es nicht Wort haben, aber — glauben Sie mir — ſprach er, Fuchſius bei Seite ziehend, das ſind ſchon die veritablen Symptome der Cholera. Ach, mein Gott, ſprach er, ſeine Hand drückend, theuerſter Freund, was macht denn unſre Freundin?"

„Sie wird mit der Rückſicht behandelt, die ihre Bildung beanſprucht."

„Davon bin ich bei ſolchem Inquiſitor überzeugt. Aber noch kein Geſtändniß, keine Regung des Gewiſſens?"

„Stolz, feſt, ſtarr wie immer."

„Dann bin ich von ihrer Unſchuld überzeugt. Jedes Weib verräth ſich, wenn der rechte Inquirent zu ihrem Gefühle ſpricht."

„Dieſer Ausſpruch des vollendetſten Weiberkenners ſollte auch mir Beruhigung geben."

„Nein, nein, inquiriren Sie, ſcharf und ſchärfer, nehmen Sie ſie in's Gebet, wie ich jetzt meinen Baron. Er will noch nichts davon wiſſen, er iſt ein

ſtarrer Anhänger des Alten, der gute Eitelbach, aber bei einer Flaſche Burgunder hoffe ich es ihm einleuchtend zu machen, denn er iſt doch auch ein guter Patriot —“

„Was?“

„Daß wir unpatriotiſch, unverantwortlich handeln, wenn wir nach wie vor unſer Tuch mit Indigo färben. Wozu den Engländern den Gewinnſt gönnen, wenn wir das Blau im Lande haben?“

„Wollen Sie die Uniformen in Berliner Blau tauchen?“

„Kein Scherz. Die Mark producirt ſeit alter Zeit einen Färbeſtoff in ihrer Waidpflanze, welcher bis zur Entdeckung der Schifffahrt nach Oſtindien nicht nur für das Bedürfniß ausreichte, ſondern für Brandenburg zum ergiebigſten Handelsartikel ward. Da verließ man die Production, natürlich, weil der Indigo wohlfeiler, beſſer präparirt war. Jetzt, durch die Kriegsverhältniſſe, iſt er nicht mehr wohlfeil, durch Sperrung der Schifffahrt kann er uns ſogar ganz abgeſchnitten werden, es iſt alſo Aufgabe der Induſtrie, ein Surrogat zu finden, welches in dieſem Falle ſchon vor uns liegt. Warum in der Fremde ſuchen, was wir zu Hauſe haben! Es kommt nur auf die Präparation an, und ich hoffe, den Baron heut beim Frühſtück zu überzeugen, daß die, welche ich verſucht, dem Zweck entſpricht. Ja, damals war Waid nichts gegen Indigo, aber iſt die Chemie nicht fortgeſchritten? Ich wage zu behaup-

ten, der Indigo iſt jetzt nichts gegen den Waid. Im Ernſt, die Sache verdient Aufmerkſamkeit. Preußens Rock iſt blau, und die Natur weiſt uns auf unſern Fluren die Pflanze, welche dies Blau in reicher Fülle enthält. Uns in jeder Beziehung unabhängig vom Auslande zu machen, iſt, dünkt mich, die erſte Aufgabe jedes Patrioten. Beſter Rath, beehren Sie uns mit Ihrer Gegenwart bei Dallach, und helfen Sie mir unſern Baron von ſeinem eigenen Vortheil überzeugen.“

Fuchſius war vermuthlich der Anſicht, daß es für einen Patrioten in dem Augenblick näher liegende Aufgaben gebe, als die Blaufärberei; er lehnte die Einladung ab. Auch der Baron ſchien nur ungern vom Arm des Legationsraths fortgeriſſen zu werden. „Aßen Sie viel Melone? hörte man im Abgehen Wandel zum Baron ſagen. So ſpringen wir vorher bei Selle an; er verſchreibt Ihnen eine kleine Magenſtärkung.“

Die Zurückbleibenden hörten nicht die Antwort, ſie haben den Baron nicht wieder geſehen. „Er ſcheint ſeinem künftigen Compagnon überhaupt ſehr ungern zu folgen, der es doch an Aufmerkſamkeit nicht fehlen läßt.“

„Iſt die Sache mit der Braunbiegler wirklich ſchon ſo weit?“ antwortete ein Anderer. Das ſtumme Lächeln der Andern war eine bejahende Antwort.

Die Indigo- und Waid-Angelegenheit ſchien den Baron um ſo weniger zu intereſſiren, je mehr der

Legationsrath in ein wahres Feuer der Begeiſterung gerieth. Auf dem Frühſtücketiſch, in einem ſeparaten Zimmer der Reſtauration gedeckt, nahmen die Proben Tuch, mit Indigo und Waid gefärbt, und die Fläſchchen mit Färbeſaft faſt mehr Platz ein, als die Teller und Flaſchen aus Herrn Dallachs Keller.

„Alles ganz ſchön, ſagte der Baron, wenn nur —“

„In Gedanken! Was iſt's?“

„Wenn wir überhaupt noch blaues Tuch brauchen!“

„Was, Sie Patriot und verzweifeln! Was wollen Sie da am Fenſter?“

„Ich dachte, wenn es ein Courier wäre.“

„Wir ſind unter uns, Patrioten Beide. Hören Sie, liebſter Baron, und wenn's denn wäre, Tuch brauchen ſie, ſo lange die Welt ſteht. Iſt's nicht blaues, dann grünes —“

„Und wenn wir franzöſiſch würden?“

„Changiren wir nur etwas das Blau. — Qu'importe! Der Weltbürger iſt auch ein Patriot. Aber Sie trinken nicht. Schmeckt Ihnen der Burgunder nicht?“

„Das könnte ich Ihnen wiedergeben.“

„Ich bin etwas trunken, nicht vom Wein; aber ich möchte heut aller Welt um den Hals fallen. Mir iſt, als ſtände mir etwas Erfreuliches bevor.“

Herr Dallach war eingetreten und erlaubte ſich, ſeinen Stammgäſten eine Priſe zu offeriren: „Herr Baron ſehn etwas angegriffen aus. Ihnen iſt doch wohl?“

„Es wird vorübergehn," ſagte Eitelbach.

„Er iſt ein Anglomane, will an ſeinem Indigo feſthalten, da ſehn Sie, Dallach, das iſt mit Waid gefärbt, wie ich Ihnen ſagte — halten Sie's gegen's Licht — Der Baron krümmt ſich es einzugeſtehen, das paſſirt ſo obſtinaten Leuten. — Aber was Teufel, Eitelbach! hätte er ſich beinah vergriffen und aus der Färbeflaſche eingeſchenkt."

„In der Stadt iſt man ſehr unruhig, ſagte Dallach, Niemand weiß recht was, aber es ſollen beunruhigende Nachrichten eingelaufen ſein."

„Pah! nichts von Politik. — Herzensmann, Sie eſſen zu viel Compott. Nach der Melone, Vorſicht! Vorſicht! Das merken Sie ſich auch, Herr Dallach, nicht zu viel Obſt Ihren Gäſten, Sie haben es zu verantworten. Schicken Sie uns Portwein, der wird dem Magen des Barons gutthun."

Ein Zeichen für Herrn Dallach, ſich zu entfernen. Auch der Baron war einen Augenblick aufgeſtanden und wiedergekommen. Der Portwein ſchien ihm wohlzuthun. Und doch ſaß er wieder in ſich verſunken. Es war nicht ſeine Art:

„Eine niederträchtige Geſchichte!"

„Was kümmert meinen Freund, ſchütten Sie Ihr Herz aus. Mein Gott, Theuerſter, ich weiß es ja, Sie wünſchen mich nicht als Compagnon. Verdenk' ich es Ihnen? Wer läßt gern in ſeine Geheimniſſe einen Andern blicken! Aber die Sache ließe ſich ja anders arrangiren. Hänge ich denn ſo ſehr an der

Compagnonſchaft in der Fabrik, oder iſt Madame Braunbieglers Herz grade an's Tuch gewachſen? Wir machen nach der Hochzeit eine Tour durch Europa. Wer weiß, ob wir wiederkommen."

„Es iſt nicht das. Denken Sie ſich, der Schmeckedanz, der Kerl auf dem Mühlendamm — ein verfluchter Jude —"

„Hat doch nicht Wechſel auf Baron Eitelbach?"

„Aber Doblenecks Wechſel aufgekauft, Gott weiß wie. — Und nun der todt iſt —"

„Bravo! kann er ſich Fidibus davon machen."

„Nein, er ſchickt ſie meiner Frau."

„O, das iſt zum Todtlachen."

„Nein, zum Einlöſen."

„Iſt der Kerl verrückt?"

„Wenn nur nicht ein Brief dabei wäre —"

„Von wem?"

„Vom todten Rittmeiſter, ich meine, vom Major Dohleneck."

„Schreiben die Todten wieder Briefe?"

„Nein, eh' er ausmarſchirte. Solch ein Galimathias. Wenn er fiele, ſollt' er ſich nur an meine Frau wenden, die ſei ſo ſterblich in ihn verliebt, daß ſie ſeine Ehre auch nach dem Tode nicht ſitzen ließe. Bei Lebzeiten hätte er ſie können um den Finger wickeln, und ſie hätte gehörig blechen müſſen. Und wenn ſie nach ſeinem Tode nicht zahlen wollte, ſo —"

„Schnell noch ein Glas Port. Ich kann mir denken, wie die Niederträchtigkeit Sie afficirt."

Der Baron ſaß zurückgelehnt auf dem Stuhl, leichenblaß.

„Die Erzählung hat Sie angegriffen. Hoffentlich hat der Jude nicht die Effronterie gehabt, Ihrer Frau Gemahlin den Brief zu ſchicken.“

„Hat's! Das iſt es eben.“

„O pfui! Sind Sie auch ſicher, daß der Brief wirklich von Dohleneck iſt? Ich hielt ihn für ſehr beſchränkt, aber ehrlich.“

„Das iſt's eben — darüber heult ſie mehr, als daß er todt iſt.“

„Gemeine Seelen! — Nun hat ſie ihn kennen gelernt. — Sie hat doch den Brief in gerechtem Zorn zerriſſen und die Wechſel auch?“

„Nein — ſie will ſie auslöſen — ſie iſt obſtinat. Ich ſoll's aus ihrem —“

„O, das müſſen wir hindern — auf der Stelle — wir wollen zu ihr — Was iſt Ihnen?“ —

Der Baron ſtürzte hinaus. Er kam nach einer Weile, von einem Kellner geführt, wieder herein. Wandel ſchien die Verwandlung auf ſeinem Geſicht nicht zu bemerken; in ſolcher Agitation ging er im Zimmer auf und ab:

„Ich kann's mir denken — ihren Seelenzuſtand! Sie verachtet ihn. Und doch, ſie will ſich dadurch an ihm rächen, daß ſie ſeine Manen beſchämt. Das ſoll das letzte Opfer ſein, was ſie auf ewig von ihm ſcheidet. O, dort in jener Ewigkeit — mit welchem ſtolzen, vernichtenden Blicke wird ſie ihm entgegentreten —“

Der Baron hörte nichts davon, er konnte nichts davon hören. Der Legationsrath that einen Schrei — er riß die Thüren auf. Herr Dallach und die Kellner, die hereintraten, sahen die liebende Theilnahme, mit welcher Wandel dem Erkrankten den Kopf hielt.

„Ein Arzt!“ — „Ein Wagen!“

„Die verdammte Melone! Habe ich ihn nicht gewarnt?“

Herr Dallach reichte dem Kranken wieder ein Glas Portwein. Er wehrte es mit der Hand ab, Wandel schenkte ihm ein Glas Wasser. Er athmete wieder auf. „Ach, das Wasser, sagte Wandel, wenn die Aerzte erst seine wunderbare Heilkraft ganz kennten! — Jetzt nur frische Luft!“

Es kam kein Arzt, kein Wagen. „Die Stadt ist in Verwirrung.“

„Würden Sie sich stark finden, theuerster Baron, zu Fuß nach Ihrer Wohnung — ich führe Sie.“

Der Baron war aufgestanden: „Es wird gehn, es wird schon besser werden. Ich erhole mich.“

„Die verfluchte Melone!“ knirschte Wandel und stampfte; er stülpte den Hut auf. Er zog den Wirth noch ein Mal bei Seite:

„Herr Dallach, habe ich's nicht gesagt? O, es wird noch ärger kommen. Wir können uns gratuliren.“

„Was ist denn, Herr Legationsrath?“

„Die Cholera! schrie er ihm in's Ohr. Ein Anfall der asiatischen Cholera morbus! Und der Leicht-

freien Anblick der offenen See, denn nirgends treten Schären heraus, kaum daß kleine Inseln um Schonen liegen; die Gewalt des alten Meeres hat alle vortretenden Erd- und Sandmassen auf das Hauptland zurückgeschwemmt.

Das ganze Land ist dem Ackerbau geheiligt. Nichts von jenem buschigen Dickicht Smalands. So weit das Auge reicht, sind die Flächen und die sanften Höhenzüge vom Pflug aufgerissen und geebnet. Nur hie und da hat man einen schönen, hochstämmigen Eichenwald stehen lassen. Aber auch er hat den Anstrich eines künstlichen Parks, denn das Buschwerk unten ist ausgereutet, und die stolzen Bäume strecken frei über das weite Furchenland ihre Kronen in die Höhe. Daß die Vorzeit lebendig gewesen verrathen die zahlreichen Hünengräber, kreisförmig, wie überall, die Anhöhen krönend. Doch hat sie der Pflug wenig geschont.

Stattliche Schlösser sah ich, am Wege mindestens, wenig. Dafür tragen die steinernen Kirchen, meist sehr anmuthig gelegen, schon einen völlig verschiedenen gothisch-feudalistischen Charakter von denen des übrigen Schwedens. Sie führen breite, mit vielen Strebepfeilern spitz an-

ſinn! Aber ſtill, liebſter Dallach, erſchrecken Sie nicht Ihre Gäſte; wir werden bald mehr hören.“

Indem er den Kranken über die Schwelle mehr ſchleppte als führte, rief er zurück: „Dallach, laſſen Sie ja Alles auf dem Tiſche ſtehen, wie es liegt. Man kann doch nicht wiſſen, ob nicht Recherchen —“

Es war ein ſaurer Weg für den Legationsrath. Zum Glück, daß die Straßenjungen mit andern Dingen beſchäftigt waren.

Sechszehntes Kapitel.

Das groſze Trauerhaus.

Wo der Trauerhimmel über eine ganze Stadt ausgeſpannt iſt, wer achtet da ſehr auf ein einzelnes Trauerhaus! Die Aerzte, nach denen er geſchickt, waren nicht zu Hauſe geweſen. Sei doch der Krankheitsanfall einer Art, daß ein geſunder Körper ſich ſelbſt heile, hatte er geäußert, oder wenn — dann war er plötzlich aufgeſprungen, und ließ doch noch einen Arzt rufen. Er hatte ihm im Vorzimmer die Symptome beſchrieben, ſie hatten gelacht, und als der Doctor in's Zimmer trat, hatte er lächelnd den Puls des Kranken befühlt und auch lächelnd zur Baronin geſagt: „Etwas Kamillenthee und Einreibungen — das wird den Patienten bald auf die Beine bringen, aber wenn er auf den Beinen iſt, gnädige Frau, dann thun Sie mir den Gefallen und laſſen ihn nicht wieder Melone eſſen und ſich erkälten.“

Liebevoller, aufmerkſamer, aufopfernder, hätte ein Bruder den Baron nicht pflegen können. Tag und Nacht ſaß er abwechſelnd mit der Baronin an

ſeinem Bette. Er trocknete, er rieb den Leib, er ſchenkte ihm den Thee, den er ſelbſt vorher koſtete.

„Wenn er nur nicht ſo ſpaßhaft wäre!“ hatte die Baronin gerufen, als ſie in's Nebenzimmer trat, um Luft zu ſchöpfen, und ſchauderte. Sie ging in Schwarz. Viele wollten nie eine Seele in dieſen großen Augen erblickt haben. Heut wären ſie anderer Meinung geweſen. Dieſer Blick voll tiefer Wehmuth, voll Stolz und Ergebung ſprach nur von einem Seelenſchmerz. Als ſie die Worte ausrief, hatte ſie ſich an die Wand gelehnt. Die Wand antwortete nicht. Da wollte ſie die Worte wiederholen, aber ſie kamen anders heraus: „Wenn er mir nur nicht das gethan! Wenn er nur den Brief nicht geſchrieben hätte!“

Hatte Wandel durch die Wand gehorcht! Er war ein anderer, als ſie zurückkehrte. Wie wenn ein ſcharfer Oſtwind weht, die Mücken und Inſecten, die uns geneckt und geplagt, mit einem Mal verſcheucht und verſchwunden ſind, waren die launigen Anecdoten, mit denen er ihre Sorge zu verſcheuchen geſucht, auf ſeinen Lippen erſtorben. Er ſaß da, ein blaſſes Bild, auch der Seelentrauer. Er hörte kaum ihr Kommen, kaum ihre Frage: „Wie ſteht es?“

„Wie ſollen die Glieder geſund ſein, wenn der Körper krank iſt!“ Er ſprang auf.

„Iſt eine Veränderung eingetreten?“ Der Kranke lag in dem Augenblick ſtill nach der andern Seite gewandt.

Wandel ſtand am Fenſter. Lärm, Unruhe, Hin- und Hergelaufe, kernige Fluchworte, dazwiſchen ein Geſchrei, das hier in Heulen überging. Ein Reiter ſprengte auf der Straße vorüber:

„Das iſt der Rittmeiſter Terville. Ich fürchte, er bringt Uebles vom Schlachtfelde.“

Eine Stimme rief zum Fenſter hinauf: „Verloren! Es iſt Alles verloren.“ Was eine Stimme, was Stimmen! Es war Alles in der Stadt nur eine, und das war ein entſetzlicher Wehruf. Wohl denen, die ihn laut machen konnten; der ſtumme Schmerz iſt der tiefere. Er ſprengt nicht immer die Bruſt, aber er ſtopft die Adern, er wirkt einen Niederſchlag, der alle Functionen der Glieder lähmt. Das Herz, das ſo muthig noch eben ſchlug, ſcheint ſtill zu ſtehen, die Gedanken, die gradaus ſchoſſen, zittern und verirren. Es war kein lauter Aufſchrei in der Stadt; kein Todeshieb, der eine Wunde geöffnet, aus der das Herzblut mit einem Mal ausſtrömt; es war eine Quetſchung, ein Niederſchlag. Ein Uhrwerk war's, deſſen Räder noch gingen, aber keines griff in's andere.

Die ſtürzten aus den Häuſern, um draußen Nachricht einzuziehen, aus dem Sprachgewirr, den Geſichtern, der Luft. Die drangen in die Häuſer, um ſie von denen zu erhalten, welche darum wiſſen mußten. Die fragten mit ſcheuem Entſetzen: Was iſt mit uns? Die drangen: Was ſollen wir thun? — Ach, es wußte Niemand, was er thun ſollte, die am wenigſten, die es wiſſen ſollten!

Ein Knäuel von Hiobsposten wälzte, flog durch die Straßen. Hier schüttete es die entsetzlichsten aus, und schien sich erschöpft zu haben, aber elastisch sprang es in die Höhe, um in der nächsten einen neuen Regen zu sprühen. Wenn die Besonnensten und Klügsten es nicht faßten, den Kern nicht herauszogen, was Wunder, wenn die, welche nie gedacht, Fäden herausspannen, die in's Mährchenreich gehörten. Die Franzosen hatten gesiegt, die Armee war in die Flucht geschlagen; die Besonnenen hatten wohl Recht, wenn sie schrieen, man solle zukochen, heizen, für Stroh, Decken, Quartiere und Lazarethe der Flüchtlinge sorgen, Andere schrieen nach Waffen und Widerstand. Da schreckte beide die Nachricht zum blassen Verstummen: Nichts von Flucht und Widerstand! Unsre Armee ist aufgerieben, vernichtet, alle Generale, der König, die Prinzen gefallen! Nicht unsre Flüchtlinge, die Franzosen kommen, stürmen, brandschatzen, plündern! Das ward zwar von Unterrichteten dahin corrigirt: die preußische Armee sei von den Franzosen nur umgangen worden, Napoleon habe sich zuerst bei Jena auf das Corps Hohenlohe geworfen und es vernichtet, darauf oder zugleich sei die Hauptarmee, wo der König und die Prinzen, bei Auerstädt total geschlagen, der Herzog von Braunschweig, der Oberfeldherr im Getümmel erschossen, und beide geworfenen Corps, auf einander gedrängt, würden von den Franzosen nach dem Rheine zu verfolgt; aber für die Begriffe der Masse war das zu

ſchwer zu entwirren. Wenn auch einige Kluge calculirten, dann entferne ſich ja die Gefahr, wenn noch Klügere meinten, es ſei nur eine Kriegsliſt, um den Krieg nach Frankreich zu wälzen, ſo hörten Andere dafür ſchon, wenn ein Piket Huſaren durch eine entfernte Straße preſchte, die Vorpoſten der Franzoſen in die Stadt einreiten. Andre aber hatten beſſer geſehen oder gehört, es waren Ruſſen oder gar Engländer, die gelandet oder geflogen waren, um Berlin beizuſtehen.

Natürlich waren das nur Luftblaſen der Angſt und Furcht in den unterſten Volksklaſſen, die nie um öffentliche Dinge ſich gekümmert, die in dem Wahne ſicher träumten, der Bürger dürfe ſich darum nicht kümmern, es ſei am Staate, ihn vor Gefahr zu ſchützen. Ach aber die Höheren waren die Allerrathloſeſten in dieſen Stunden. Die noch die Beſſeren, die wenigſtens nach Rath verlangten. Wäre er da geweſen, der Wille zur That hätte ſich auch eingeſtellt.

Man ſah Einige durch die Maſſen ſich drängen. Aber wo Rathes ſich erholen? Die Lenker des Cabinettes ſollten im Hauptquartier ſein. Hier klopften ſie umſonſt an die Thür eines Großen. Er lag in einer heftigen Kolik und hatte befohlen, Niemand vorzulaſſen. Ein Anderer war bei einem Andern, der Andere war aber wieder anderswohin geeilt. Im Gedränge trafen ſich zwei, die ſich einſt geſehen und ſeitdem nicht wieder, Walter und der alte Rittgarten.

„Zum Gouverneur! rief der Invalide. Er muß die Trommel rühren laſſen.“ — „Trommeln! Das fehlte noch, rief ein gutgeſinnter Bürger, um den Wirrwarr voll zu machen.“ — „Es giebt nur Einen, und wenn er nicht Hülfe weiß —“

Walter ward durch einen lauten Aufſchrei unterbrochen, der durch die Stimmen von Tauſenden und aber Tauſenden immer neu anwuchs. Das waren Laute des Schmerzes, aber auch der Freude — „Die Königin! die Königin!“ In der Entfernung bog ein Reiſewagen um die Straßenecke. Thränen, Schluchzen, Jubelrufe! Es war in dem Gewirr nichts zu verſtehen. Ein Tuch, ein Arm wehte heraus. Die Beiden, die ſich eben gefunden, wurden wieder getrennt. Jeder hatte ein anderes Ziel. Aber die Stimmung ſchien ſich geändert zu haben. Der Anblick der Königin hatte gewirkt. Der alte Rittgarten traf auf entſchloſſene Geſichter. Kernworte, Flüche! Da ſchüttelte einer ſeinen markigen Arm. Rittgarten ergriff ihn. Er ſprach Worte, die zum Herzen drangen. Als ſie das Hotel des Miniſters erreicht, hatte ſich die Zahl bedeutend verſtärkt; es waren kräftige Männer, alte Soldaten darunter. Wuth und Freude ſtrahlte auf den Geſichtern.

Wo war die alte Ordnung, die heilige Ruhe, wenn man berußte Arme, Schurzfelle auf den Treppen ſah, Einige ſogar bis in das innere Heiligthum gedrungen. Es mußte hier ſchon viel vorgegangen ſein, wenn wir den Miniſter, denſelben, welcher den

jungen Walter nach Karlsbad ſchicken wollte, zwiſchen dieſen, ſelbſt für die Antichambre ungeeigneten Geſtalten umhergehen ſehen, ohne daß ſein Auge Blicke der Entrüſtung warf. Nein, er trug weder Uniform noch Hofkleid, auch keinen Stern an der Bruſt, er ging nicht aufrecht und die Stirn leuchtete nicht vom Wiederſchein ſeiner unantaſtbaren Würde. „Meine lieben Freunde!“ ſprach er, zwiſchen den Eingedrungenen ſich bewegend. Seine feinen ariſtokratiſchen Hände, ſtets in einer Poſition gehalten, die ſie vor jeder Berührung ſchützen ſollten, berührten doch freiwillig die Arme der Bürger, er drückte dem Nagelſchmied die Hand, er legte ſie dem patriotiſchen Stadtwachtmeiſter auf die Schulter: „Mein liebſter guter Freund, nur keine Uebereilung.“

„Aber, Excellenz, ſie ſtürmen Ihnen das Haus!“ riefen drei, vier Stimmen.

Der Hausflur war voll, die halbe Treppe, ſie drängten von draußen, Andre ſtanden im Hofe und gafften mit häßlichen Blicken die Reiſewagen an, die in Haſt bepackt wurden. Die Excellenz beugte ſich über's Geländer, ſie rang die Hände, es war der mildeſte, freundlichſte Ton: „Um Gottes Willen, meine Freunde, keine Uebereilung! Was wollen Sie?“

Da brach es los, wie, ich weiß es nicht; es war aber das Unglück, daß Keiner wußte, was er wollen ſollte. Es war die Wuth, die in hundert Lauten ſich Luft machte. „Wir ſind verrathen!“ — „Der König und die Königin ſind verkauft und ver-

rathen!“ — „Das Vaterland iſt in Gefahr“ — „Die Franzoſen vor der Thür!“

„Ja, ja, meine lieben Freunde, um Gottes Willen ja, es iſt wahr, wir ſind Alle in Gefahr — aber was wollt Ihr, was ſollen wir thun?“

Eine rebelliſche Stimme aus dem Haufen ſchrie eine Verwünſchung gegen die verfluchten Junker, die das Unglück über's Land gebracht.

„Wir ſind Alle gleich! Wir ſind Alle Brüder, uns Alle trifft es, wir müſſen uns Alle im Unglück beiſtehen.“

Es klang ſchön, aber die im Hofe zeigten auf die bepackten Reiſewagen: „Er kraxt aus, uns läßt er im Stich.“ Ein höhniſches Gelächter verſchlimmerte die Lage der Autorität, die es nicht mehr war. Da ward der Ruf laut: „Widerſtand! Waffen! Ein Schuft, wer ſeinen König verläßt!“

„Um Gottes Willen, verehrte Mitbürger! Ich beſchwöre Sie, bedenken Sie Ihre Familien, Ihre lieben Kinder, Ihre Lage, dieſe Stadt! Es iſt ein Unglück, ja, ein großes, ein unermeßliches Unglück, unſre Armee iſt geſchlagen, total geſchlagen, wir wiſſen nicht, wo ſie iſt. Wo eine ſo tapfere Armee erliegen mußte, iſt es Thorheit, ich beſchwöre Sie, es iſt Raſerei, an den geringſten Widerſtand noch zu denken.“

„War's Thorheit, rief eine Stimme, es war der alte Rittgarten, als Haddick in unſre Straßen ſprengte, daß die Berliner nicht zu Kreuz krochen? Raſerei,

daß ſie Schanzen aufwarfen, daß wer eine Muskete tragen konnte, der Trommel folgte, als die Ruſſen ihre Kugeln in die Friedrichsſtadt warfen? Des Königs Hauptſtadt ward gerettet!"

„Meine lieben, theuren Mitbürger, bedenken Sie doch die veränderten Verhältniſſe. Wer war Haddick, wer die Ruſſen! Der Kaiſer Napoleon iſt unüberwindlich. Sie waren ſelbſt Militär. O erklären Sie Ihren Mitbürgern, daß aller Patriotismus und alle Bravour gegen ein disciplinirtes Heer nichts ausrichten. O mein Gott, ſtehn Sie mir doch bei, dieſe braven, rechtlichen, unſre Mitbürger vor einer entſetzlichen Verirrung zu bewahren."

„Excellenz, erwiderte Rittgarten, eine Schlacht können wir den Franzoſen nicht liefern, noch beſteht Bürger und Bauer vor denen, die den Krieg erlernt. Das weiß ein Kind. Aber hier gilt's, was keiner erlernt, was geboren iſt, das Herz zeigen am rechten Fleck. Iſt der König geſchlagen, ſo gilt's, ihm aufbewahren, als treue Unterthanen, unſern Muth, unſre Treue, uns ſelbſt. Er wird wiſſen, ob er Berlin halten ſoll oder aufgeben, und an uns iſt's, ihm die Entſcheidung offen erhalten. Das iſt unſre Schuldigkeit. Es gilt, der Obrigkeit, die er zurückließ, gehorchen, und wenn ſie ſtumm bleibt, ſie fragen, was müſſen wir thun, daß dem Könige ſeine Hauptſtadt gerettet wird? Sind Soldaten da, ſo ſammelt ſie, ſind Invaliden, ruft ſie auf, ſie werden daſtehen. Sollen die Bürger ihnen zutragen, ſchanzen, Wache ſtehen?

laufende Thürme, die Kirchendächer sind hoch und spitz gewölbt. Man nähert sich der Deutschen Heimath. Deutlicher wird dies in den Dörfern. Die einzelnen, großen Gehöfte verschwinden, die Deutsch-slavische Dorfgemeinschaft tritt hervor. Das Wirthschaftliche herrscht überall, das Geräumige in Schwedischen Herren- und Bauerhäusern geht aus. Behaglichkeit, Betriebsamkeit regiert. Das Auge blickt sich verwundert um und trifft auf kein einziges hölzernes, hoch aufgezimmertes Haus mit seinen glänzenden, gastlichen Scheiben. Fachwerk und Lehm dazwischen ist an die Stelle der rothen Balken getreten, auch Mauern von Backsteinen. Statt in die Höhe, wie die Schwedischen, sind die Häuser hier in die Breite gebaut. Stroh und Schilf sticht unreinlich aus dem Pisé heraus, Leitern, Wassereimer hängen an den Wänden, Zäune und Mauern umschließen weite Höfe, die mit Mist, Pfühlen und Federvieh bedeckt sind. Nichts von Grün darum, weder Rasen noch Baum. Nur daß hie und da ein breites Pächterhaus mit Holländischen Backsteinen zum Vorschein kommt, sonst wären die Dörfer durchaus niedersächsisch.

Auch die Wege erinnern an das sandige Ba-

Sollen Wagen und Proviant hinaus, die Flüchtlinge einzuholen. Soll ihnen ein Lager abgesteckt werden? Soll junge Mannschaft geworben werden? Sollen wir Pulver holen, Kugeln gießen, abkochen für die Ankömmlinge? Alles das weiß der Bürger nicht, Excellenz, aber er hat ein Recht, von denen es zu erfahren, die der König zurückließ an seiner Statt. Die müssen es wissen, die uns vorangehen. Und die und wir Alle haben die Verpflichtung, uns so zu zeigen, daß der Feind erfährt, er hat eine Stadt von Männern vor sich, nicht von Memmen."

Gewirkt hätte die Rede, wenn nicht zwei Umstände die Wirkung paralysirten. Von draußen schrie es: „Die Königin! die Königin flieht aus Berlin!" — „Die Königin redet zu den Bürgern!" Darauf eilten die Entschlossensten nach dem Palais. Vielleicht war dort Rath und Hülfe. Im hintern Hofe aber hatten Andere einen Reisewagen umgestürzt. Wo mischt sich nicht schlechtes Gesindel hinein, wenn der Patriotismus aufbraust! „Sie plündern! Herr Major, hindern Sie's! Man weiß nicht, was draus wird! — Es sind Soldaten bei." Es bedurfte für den Officier kaum der Aufforderung.

Die Excellenz ließ ihren Wagen im Stich, sie hatte eine höhere Aufgabe, das Terrain war günstiger, die Haufen gelichtet, er glaubte geneigtere Gesichter zu sehen. Er war auf die letzte Stufe in ihren Kreis getreten:

„Mitbürger! Theuerste Freunde! Der Augenblick ist entsetzlich, aber lassen Sie sich von unruhigen

Köpfen nicht aufreden. Hier iſt nicht zu helfen. Der Himmel hat es ſo gefügt, wir müſſen uns drin finden. Der mindeſte Widerſtand, irgend ein unruhiges Benehmen von Ihrer Seite könnte die ſchrecklichſten Folgen haben. Denken Sie an Ihre Frauen, Ihre Kinder, denken Sie an Wien! Wie ungnädig hat Seine Majeſtät der Kaiſer Napoleon das trotzige Benehmen der Bürger aufgenommen. Er iſt nun einmal der Sieger. Er wird ein großmüthiger Sieger ſein, wenn Sie der Vernunft Gehör ſchenken. Sein Sie freundlich, ſein Sie ſehr freundlich gegen ihn. Ueberwinden Sie ſich; wenn er einzieht, rufen Sie Vive l'Empereur! Ich weiß, es wird Ihnen ſchwer werden, aber der Menſch kann ſich überwinden, meine Herren, der Menſch kann viel, wenn die Noth ihn zwingt. Recht friedlich, recht beſonnen. Illuminiren Sie! Das wird ihn überraſchen, ſein Herz wird ſich aufſchließen. Liebe Mitbürger, hören Sie auf den Rath eines Mannes, der's mit Ihnen wohl meint, es iſt nicht für mich. Bedenken, erwägen Sie, ich wiederhole es nochmals, wie ſchrecklich ſein Zorn auf Wien fiel. Sie ſind keine Wiener, Sie ſind Berliner, und das Beiſpiel wird Sie lehren, daß eine männliche, ruhige Hingebung im Unglück es allein iſt, die den Patrioten ehrt."

In den Akten der Zeit wird man freilich dieſe Rede nicht aufgeſchrieben finden. Aber man findet mehr — ein gedrucktes Aktenſtück. An allen Straßenecken ſtand — an einem ſpätern Tage — folgendes

Proclama und in den Berliner Zeitungen las man es am 21. October 1806.

In dem Proclama hieß es:

„„— Nur festes Anschließen an diejenigen, welche „„das mühselige Geschäft übernehmen, die von einer „„solchen Begebenheit unvermeidlichen Folgen zu min„„dern, so wie die, mehr als jemals nöthig gewordene „„Ordnung zu handhaben, kann die schrecklichen „„Folgen abwenden, welche der mindeste „„Widerstand oder irgend ein unruhiges „„Benehmen der Einwohner über die Haupt„„stadt verbreiten würde, und das noch neuer„„liche Andenken des Betragens, welches die Ein„„wohner Wiens in einer ähnlichen traurigen Lage „„beobachtet haben, muß die Einwohner Berlins be„„lehren: daß der Ueberwinder nur ruhige „„männliche Hingebung im Unglücke ehrt. „„— — — Ich ermahne Jeden (denn — hoffent„„lich werde ich es nicht nöthig haben zu befehlen) „„— — ruhig bei seinem Gewerbe zu bleiben, und „„alle Sorgen denjenigen zu überlassen, welche „„sich rastlos mit seinem Wohl beschäftigen „„werden. Ich verbiete durchaus alles Zusammenlau„„fen, alles Schreien auf den Straßen, alles öffent„„liche Theilnehmen an denen so verschie„„denlich einlaufenden Kriegs-Gerüchten; „„ denn ruhige Fassung ist dermalen unser „„Loos, unsre Aussichten müssen sich nicht „„über dasjenige entfernen, was in unsern

„„Mauern vergeht; — dieſes iſt nur unſer
„„einziges höheres Intereſſe, mit welchem
„„wir uns allein beſchäftigen müſſen. — — —

Berlin, den 19. October 1806.

Fürſt von Hatzfeld.““

Es mußten ſchon Flüchtlinge in der Stadt ſein; vielleicht verbargen ſie ſich vor der Neugier oder dem Grimm des Volkes in den entfernteren Theilen. Aber das Volk ſuchte nach ihnen. Da hielt es eine ſtaubbedeckte Reiſekaleſche an, und zwang einen Officier herauszuſteigen. Vergebens proteſtirte er, daß er die Schlacht nicht mitgemacht, nicht vom Schlachtfeld komme, vielmehr über Schleſien aus Oeſtreich; der Wagen kam ja vom ſchleſiſchen Thor. Zum Gouverneur wollte er ſich führen laſſen, obgleich ihm die Escorte unangenehm war, als Herr von Fuchſius ihm begegnete und von der verdächtigenden Begleitung befreite.

„„Zu ſpät!“ — „Wieder zu ſpät! erwiderte Eiſenbauch und drückte die ihm entgegen gehaltene Hand. Das iſt mehr als Auſterlitz.“

„Zum Gouverneur! Kommen Sie mit? — So lange die Möglichkeit da iſt —“

„Die Gewißheit!“ unterbrach der Rath.

„Auch Sie ohne Troſt und Hoffnung?“

„Die Geſetze der Natur ſind ewig. Die Kugel rollt nur, bis ſie den Abgrund erreicht, und der Verbrecher bleibt nur ungeſtraft, bis ſein Maß voll iſt.“

Welche faſt lüſterne Freude glänzte auf Fuch-

ſtus Geſicht, als er dem alten Bundesgenoſſen die Hand raſch zum Abſchied gedrückt. „Wohin? Wohin?“

„Das im Kleinen thun, was Gott im Großen vollenden wird, wenn — auch da das Maß voll iſt. Jetzt entlarven — ein Scheuſal!“

Eiſenhauch begriff ihn nicht. Wer konnte einer Bagatelle jetzt nachgehn! Das Reich der Pygmäen war ja aus. Er bedachte nicht, daß um deßwillen noch nicht das von Titanen beginnt. Er traf den Miniſter auf dem Flur — er kannte ihn, er wußte, was er unter andern Umſtänden von ihm erwarten durfte, aber jetzt — Der Miniſter war zugleich preußiſcher Krieger, ein hoher General, er hatte einſt ein Armeecorps commandirt. Jetzt mußte er den Zopf fortgeworfen haben, jetzt in Stahl und Eiſen aufſpringen, und wirklich der Miniſter ſchien erfreut, wie man erfreut iſt nach einer guten That. Er erkannte ſogleich den Freiherrn: „Gott ſei Dank, mir gelang eben etwas, was von dieſer Stadt eine große Gefahr abwendet.“

Da rückte Eiſenhauch raſch in kurzen Worten mit ſeinen Anträgen vor: er bot ſeine Dienſte an, er ſtellte ſich zur Dispoſition, wohin man ihn brauchen könne, er wollte noch mehr: einen unterwegs entworfenen ſtrategiſchen Plan andeuten, wie man durch raſches Zuſammenziehen der gebliebenen militäriſchen Kräfte und Benutzung der Localitäten Poſitionen einnehmen könne, nicht ſtark genug, um einem ernſten Angriff des ſiegreichen Feindes zu widerſtehn,

doch ausreichend, um die Hauptſtadt vor dem erſten Anprall zu ſchützen, die zerſprengten und flüchtigen Truppen aufzunehmen, in Cadres zu ſammeln — als der Miniſter mit Entſetzen ihn unterbrach:

„Sind ſie raſend! In ein brennend Haus ſich ſtürzen! Wir — wir werben nicht, was neue Soldaten — ſollen wir noch den Kaiſer reizen! Wir können Gott danken —“

„Wenn wir unſer elendes Leben ſalviren,“ rief eine Stimme von der Hofthür her.

„Machen Sie ſich aus dem Staube, liebſter Freiherr Eiſenbach, verſchwinden Sie, ſchnell, ſchnell, ehe ein Spion Sie erblickt. Gott ſei Dank, mir gelang wenigſtens eins: das Pulver iſt aus Berlin, ehe er eintrifft. Er wittert überall Verſchwörungen, Empörungen, Herr Gott, er hätte in Zorn gerathen können —“

„Ueber die Creatur, die er zum Mann ſchuf, und ſie ward ein Wurm!“ rief die Stimme und der alte Rittgarten hob ſeinen Stock. Es war ein erſchreckender Anblick, der Greis, der ſichtlich auf den Füßen ſchwankte, ſeine Bruſt bebend, ſein Geſicht vom Blutandrang geröthet, aber weiße, verrätheriſche Streifen zogen ſich von der Naſenwurzel bis an die Mundwinkel. Seine Stimme polterte, aber die Laute waren nicht mehr articulirt. Man konnte auf einen Schlaganfall aus Gemüthserſchütterung ſchließen. Und den Stock in der Luft ſchwingend, drohte er das Gleichgewicht zu verlieren. Eiſenbach hatte ihn raſch unterfaßt. Mit äußerſter Anſtrengung ſtieß der

alte Krieger Worte vor: „Fluch — über die Verräther! — Dieſe Sykophanten an Friedrichs Thron, die ſein Volk nichts achteten — ſie werden die erſten ſein — die ihm die Füße lecken, dem neuen Herrn — Stempelt dieſen, zeichnet ihn, daß man ihn wieder erkennt, — er wird die fremde Livrée tragen. — O fort, — hinaus, die Luft hier erſtickt.“

Rittgartens Stock hatte den Miniſter nicht getroffen, aber ſein Blick und Wort. Er war verſchwunden, in der nächſten Stunde auch aus Berlin. Die Prophezeiung des Sterbenden ging in Erfüllung. Der Miniſter — aber er nicht allein — ließ wenig Monate darauf ſich ein neues bordirtes Galakleid anmeſſen; er antichambrirte im Miniſterrock des Königs von Weſtphalen, ſo ſtolz und aufrecht, die Bruſt ſo reich geſchmückt, und er ſah ſo gnädig und herablaſſend auf Niedere, als damals, wo er nichts war und ſein wollte, als ein treuer Diener ſeines Herrn, des Königs von Preußen. Kleider machen Leute, ſagt das Sprüchwort, aber nicht auf Alle paßt es, denn in der Politik giebt es Männer, für die alle Kleider paſſen.

Ein Sterbender war der Major Rittgarten. Er athmete draußen noch ein Mal die freie Luft, er ſchien Eiſenhauch zu erkennen, er erſchrak nicht. Der führte ihn, den er einſt auf Tod und Leben gefordert. Ein Anderer hatte die Looſe geworfen, eine andre Hand die Kugel abgedrückt. Aber da lief ein Mann mit Pinſel und Zettel heran und klatſchte ein

Plakat an die Thür. Als er das gelesen, zitterte er zusammen, Eisenbauch fühlte eine Erschütterung in den Gliedern des Greises. Auf dem Plakate standen die Worte:

„Der König hat eine Bataille verloren. Seine Majestät und dessen Brüder, Königliche Hoheit, sind am Leben und nicht verwundet. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Ich bitte darum.

Schulenburg."

„Es wird besser," antwortete Rittgarten auf des Majors Frage, der Hülfeleistende heranwinkte.

„Ja, es wird besser, es muß besser werden," rief Eisenbauch.

„O mein Gott, mein Vaterland!"

„Er kann nicht mehr allein stehen," sagte Jemand.

„Preußen!" athmete der Sterbende, an des Freiherrn Brust sinkend — es war sein letztes Wort.

„Kann nicht mehr allein stehen, wiederholte Eisenbauch dumpf. Es hätte nicht allein stehen dürfen ohne Deutschland."

Der Schlag hatte den Invaliden getroffen.

Im Trauerhause, dem Hotel des Ministers gegenüber, hatte auch ein Schlag getroffen. Die Baronin lag auf ihren Knieen am Bette, ihr Gesicht verbergend. Gott verzeih ihrer Seele, wenn sie nicht

für die des Mannes betete, der eben, nach furchtbaren Convulsionen, sanft entschlummert war. Es war ja Krieg, der in seinem Zorn Tausenden

— unnennbaren Jammer erregte,
Und viel tapfere Seelen der Heldensöhne zum Ais
Sendete, selber sie aber hinstreute zum Fraße den Hunden
Und dem Gevögel der Luft. So ward Sein Wille vollendet.

Warum war's eine Sünde, wenn ein edles Weib in ihrem Gebet an eine andre Seele dachte, wenn sie für diese um Vergebung flehte. Der Todte vor ihr hatte nie Jemand getäuscht, was er war, hatte immer zu Tage gelegen, der Richter überm Sternenzelt kannte ihn und würde nach seinem Werth oder Unwerth das Urtheil fällen. Aber die Seele des Einen war mit einem Fleck dahin gegangen. Ein einziger Fleck hatte die reinste Seele getrübt, und ehe er sich verantworten können, hatte das blitzende Schwert den Helden niedergeschmettert. Wußte sie, in welchen Aengsten, daß er keinen hatte, dem er beichten, gegen den er sich von dem einzigen Fehler, der ihn drückte, entlasten konnte! Und war es denn eine Sünde, hatte er nicht wissen können, daß sie gern Alles für ihn hingab, daß sie mit Freuden seine Schulden bezahlt hätte, wenn er sich nur an sie gewandt! War das nicht edel, daß er es nicht gethan! Nur in einem schwachen Augenblick hatte er sich verführen lassen, auch nur vielleicht in Betreff des Wucherers, der ihn aus der Noth ziehen sollte. Und darum auf ewig verdammt! Nein, wenn Einer, er bedurfte des

Mitleids. Und sie hatte zum Vater, von dem alle gute Gaben kommen, gebetet, daß er Dobleneck vergebe.

Da war sie, fast erheitert, aufgestanden, sie hatte des Todten Hand gedrückt, auch er würde im Leben nichts dagegen einzuwenden gehabt haben, und in stiller Fassung saß sie im Lehnstuhl, die Augen schließend, als ein heftiger Schrei sie aufschreckte. Der Legationsrath, der, um Nachricht, ob Gefahr sei, einzuziehen, sie verlassen, war zurückgekehrt, er hatte sich über das Bett geworfen, der stöhnende convulsivische Schrei kam von ihm.

„Da ist ein edler Freund mir hingegangen. Er da oben nur weiß, was er mir war!" rief er, sich erhebend, die Hände über's Gesicht deckend. — Nur auf kurze Secunden. Den nächsten Augenblick beugte er sich über die Wittwe, sie fühlte einen langen Kuß auf ihre Stirn gedrückt:

„Das ist der Bruderkuß, der Schwester gegeben. Die Sterne wollen es so. Edler Todter, deine Seele blickt auf uns, aber ich sehe dich ruhig lächeln, denn du weißt, daß ich deine heiligen Pflichten gegen dein Weib erfüllen werde. Durch diesen Kuß besiegle ich mein Gelöbniß."

Sie war vorhin überrascht worden, jetzt, als seine Lippen sich ihr näherten, stieß sie ihn zurück. Sie wollte sich auf die Leiche werfen, aber mit eben solcher Entschlossenheit riß er sie am Arme zurück:

„Unglückselige! Wissen Sie, was Sie thun? Er

terland. Sie sind breit, halb chaussirt, an der Seite wachsen kümmerlich angepflanzte Bäume. Man hat Gräben darum gezogen, wo das Unkraut im Staube wuchert. Sie biegen um keinen Felsvorsprung, sie schießen keine schroffe Höhe hinab, kein Anklang von schöner Wildheit eines Gebirgslandes. Die leichten Karren haben sich verwandelt in schwere Norddeutsche Leiterwagen, die nur von zwei handfesten Rossen gezogen werden können. Schweigende Betriebsamkeit grüßt uns in den lebenden und leblosen Gegenständen.

Ein ganz anderes Geschlecht bewohnt dieses Niederland. Die hohen Tannengestalten sind verschwunden; ein untersetzter Menschenschlag mit tüchtigen Schultern und feinen Zügen ist hier einheimisch. Die Sorgen des Lebens haben die Gesichter gefurcht. Doch zeichnet ein gewisses sinnig stilles Wesen die Scanier aus. Nichts von Wildheit, nichts von Kühnheit, dagegen lernte ich zur Genüge neben der Demuth den stummen Trotz des Slavisch-Niedersächsischen Bauern kennen. Sie vergeben kein Tittelchen ihres Rechtes, sprechen aber kein Wort dabei. Das war mir eine wehmü-

iſt an der Cholera geſtorben. Sein Hauch iſt Peſt. Er muß noch heut unter die Erde."

Er ſtand gebieteriſch zwiſchen ihr und der Leiche. Ehe ſie Zeit zu antworten hatte, führte er ſie ſchon, halb zwang er ſie an den Schreibſecretair:

„Schnell, keine Minute verloren! Ihre wichtigſten Papiere, Kleinodien, was Sie an Geldeswerth faſſen können — in einen Kaſten, Korb, was es iſt. Ich beſorge mit Ihrem Kammermädchen die nöthigſten Kleider. Der Wagen rollt vor —"

„Was iſt's, mein Herr!"

„Sie wiſſen nicht! In einer Viertelſtunde ſpäteſtens müſſen wir fort. Auf der Schöneberger Höhe ſieht man ſchon die Avantgarde. Alles flieht, wer nur Pferde auftreibt. Die Königin beinahe in Lebensgefahr. Sie wird jetzt ſchon aus dem Thore ſein. Geſtreckter Galopp. Die Franzoſen werden plündern, vielleicht die Stadt in Brand ſtecken. Napoleons Wuth iſt unausſprechlich. Nur keine Frauen zurückgelaſſen, ruft es durch alle Straßen. Sie mißhandeln — Ihre Brutalität iſt ohne Gränzen. Unglücklich Weib! keinen Augenblick verloren!"

Er hatte den Secretair aufgeriſſen. Mechaniſch folgte ſie ſeinem Befehl; ſie hatte keine Luft, keinen Athem zum Denken, zum Erwägen. Das Rädergeraſſel draußen, das Stimmengewirr unterſtützten, was Wandel ſagte. Eine Chatoulle war in lautloſer Angſt gepackt.

„Nur nichts Unnützes!" rief er, als ſie ein Pack

eröffneter Briefe hineinwerfen wollte. „Wozu ſich mit Erinnerungen beſchweren! Nur nichts hinter uns.“

Die Briefe fielen zerſtreut auf die Tiſchplatte. Sie ließ Alles geſchehen in ſprachloſer Erſtarrung. Da nahm er einen: „Ah, Doblenecks Hand! Selig ſind die Todten, aber ſie haben nichts zu ſchwatzen.“

Ehe ſie es hindern konnte, hatte er den Brief in kleine Stücke zerriſſen. Aber ſie hatte den Blick geſehen, der auf das Papier ſchoß, die Freude, die aus ſeinen Augen blitzte — es war eine ganz eigenthümliche Freude — das Weiße des Auges verzog ſich, er kniff die Unterlippe mit den Zähnen ein. Da blitzte etwas auf in ihr; es war, als ob ein Vorhang riß. Einige Schritte zurückfahrend, maß ſie ihn vom Kopf bis Fuß. Es war ein fürchterliches Licht, das in ihr aufſchoß. Ihr Geſicht röthete ſich, ein Strahl von einer Freude ſchoß darüber, während ſie unwillkürlich die weißen Zähne zeigte, und die Finger der ſchönen Hände ſich krümmten.

„Warum vernichten Sie gerade den Brief?“

„Weil — weil ich im Intereſſe dieſes heiligen Todten ſeiner Wittwe Erinnerungen ſparen will, die den Seelenfrieden einer treuen Gattin trüben könnten.“

Der imponirende Ton verfehlte ſeine Wirkung. Ein krampfhaftes Lachen erleichterte ihre Bruſt: „Falſch! es iſt Alles falſch an Ihnen — jetzt — ich ahne — Sie ſind ein Menſch, dem Niemand trauen durfte — o mein Gott! — und da der todte Mann — Wer ſchützt mich!“

Wir zweifeln nicht, daß der Legationsrath auch jetzt noch Mittel gefunden — wenigstens würde er danach gesucht haben, das Mißtrauen der Wittwe zu beschwichtigen, wenn sein Blick nicht plötzlich durch einen Gegenstand an der Thür absorbirt worden wäre. Es lag in der Natur der Dinge, daß, nachdem durch die Diener die Nachricht vom Tode des Barons bekannt geworden, eine Anzahl Freunde, Angehöriger und Theilnehmender sich in das Haus drängte. Eben so natürlich war es, wenn bei der obwaltenden Krisis einige unangemeldet in das Zimmer drangen, zur Förmlichkeit eines Trauerbesuches war nicht mehr Zeit. Alle trauerten, und alle Trauer mischt sich. Die Baronin ward embrassirt, Dienstleute aus dem Hause drängten herein und schrieen beim Anblick der Leiche auf. Das: „Wissen Sie schon?" — „O der ist glücklich, der nichts davon hört!" — „Ach wer weiß, was uns Allen bevorsteht!" — „Und so jung noch!" — Das Schluchzen, das stille Weinen, das Händeringen, es war Alles zusammen wohl geeignet, die peinliche Lage der Baronin zu vermehren und ihre Aufmerksamkeit abzuziehen, aber die Wandels war auf einen andern Gegenstand gerichtet gewesen. Er glaubte, als die Thür aufgerissen ward, den rothen Kragen eines obern Polizeibeamten entdeckt zu haben.

Der war zwar noch nicht eingetreten, aber wie aus einer geöffneten Schleuse ergossen sich Nachrichten, die ihm nicht alle angenehm waren. Dem „Wissen

Sie ſchon?“ der und jener Freundin folgte eine Reihe von Unglücksfällen und eine Todtenliſte. Der iſt erſchoſſen, der gefangen, der niedergehauen! Rittmeiſter Dorville ſchien die Pandorabüchſe, welche alle dieſe Hiobsboſten ausgeſchüttet hatte.

„Sah er auch den Major Doblenek fallen?“ fragte ſich ſelbſt überwindend die Baronin ſchüchtern.

„Den hat Dorville ſelbſt geſprochen.“

„Geſprochen! eh' er fiel?“

„Nur verwundet, aber nicht ſchwer. Er iſt ranzionirt, oder losgegeben, er kommt direct nach Berlin, nur darf er nicht mehr dienen in dem Kriege.“

Wandel hatte nicht mehr Zeit den Blick zu ſehn, den ihm Auguſte Eitelbach zuwarf, ein triumphirender, durchbohrender Blick. Er ſah auch nicht, wie ihre Bruſt ſich hob, wie ſie tief Athem ſchöpfte, um dann auf dem Stuhl zuſammenzuſinken, ihre Hände zu falten und ihr Geſicht zu verbergen. Der junge Menſch, den wir am Morgen bei Fuchſius ſahen und den er Eckard nannte, hatte ſich hinter ihn geſchlichen und ihm zugeflüſtert: „Es will Sie draußen Jemand ſprechen.“

Wandel fixirte den Menſchen, ob er ihn einer Antwort zu würdigen habe, als ſein Auge auf Fuchſius fiel, der unbeweglich an der Thür ſtand. „Ah, ein alter Freund!“ ſagte er.

„Das glaube ich nicht,“ entgegnete der junge Menſch.

In dem Augenblick öffnete ſich die Thür und

ein Polizei-Inſpector ſchritt zum Befremden der Anweſenden auf Wandel zu:

„Da Sie meiner Invitation nicht gefolgt ſind, erlaube ich mir, Sie abzuholen, mein Herr.“

„Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.“

„Wir werden uns kennen lernen.“

„Ah, ich ſah nicht den rothen Kragen! Als was ſoll ich Ihnen folgen?“

„Als mein Gefangener.“

Noch ein Mal warf ſich Wandel in die Bruſt: „Noch Poſſen im alten Curialſtyl! Auf Ihre Gefahr hin! In vier und zwanzig Stunden wird mein Kaiſer Rechenſchaft fordern für die mir angethane Beleidigung. Wollen Sie es noch wagen? Immerhin!“

Aller Augen ſtarrten auf ihn. Nur der Polizeimann ſah ihm feſt in's Geſicht und ſprach mit tönender Stimme:

„Auf Requiſition des Tribunals der Seine zu Paris, und auf ausdrückliches Anſuchen des Kaiſers der Franzoſen durch ſeine vormalige Geſandtſchaft hier verhafte ich Sie.“

Todtenſtille. Wandel erblaßte, doch nur auf einen Augenblick: „Dann iſt's ein Mißverſtändniß!“ er knöpfte ſich zu, verbeugte ſich leicht gegen die Anweſenden und folgte raſch dem Inſpector. Hinter ihm ſchnitt ein greller Pfiff durch die Luft. Der junge Vigilant hatte ſich einen Spaß gemacht. Er ſchien ihn fortzuſetzen, indem er beim Hinausgehn

zu einem Angehörigen des Hauses sagte: „Sehn Sie nur im Secretair nach, ob da nichts fehlt.“

Der Inspector brachte den Gefangenen in ein abgesondertes Zimmer zu flacher Erde, bis der bestellte Wagen ankam. Fuchsius Gesicht war undurchdringlich geblieben, als Wandel an ihm vorüberging. Das des Polizeimanns versprach ihm vielleicht mehr, als er mit verschlungenen Armen ihn beweglich anblickte:

„So will man mich wirklich ausliefern — auf Requisition des Napoleonischen Gerichts?“

„Sie hörten es.“

„Wissen Sie, was mit mir geschieht? In vier und zwanzig Stunden bin ich erschossen. Ich wußte um eine Verschwörung gegen Bonaparte's Leben, ich war vielleicht selbst dabei implicirt. Der Kaiser weiß es; mein Loos ist entschieden. Ist Ihre Regierung so verzagt, mich ihrem Feinde auszuliefern, weil er droht, so sind vielleicht doch noch Patrioten im Volke, die den Vortheil ihres Vaterlandes und ihren eigenen bedenken.“

Der fatale Pfiff des Vigilanten antwortete von draußen. Der Inspector erwiderte ruhig: „Sie sind wegen Giftmordes verhaftet.“

„Das ist eine andere Sache,“ hatte Wandel auch ruhig erwidert und sich nach dem Fenster gewandt.

Nach einer kleinen Weile trat Herr von Fuchsius ein. Wandel begrüßte ihn höhnisch:

„Ich gratulire, Ihr Staat macht noch in seinem

Untergang Progreſſen zur Geſetzlichkeit. Als wäre ich in dem glücklichen England, hat man mir ſo eben das Verbrechen benannt, um was man Luſt hatte, an mir einen Juſtizmord zu begehen. Ich danke Ihnen aufrichtig, Herr Regierungsrath, für die Berückſichtigung, da ich weiß, daß ich nach der alten Obſervanz ſehr wohl ein halbes, auch Jahre in Ihrem freien Quartier ſchmachten können, ohne mit einer Sterbensſolbe zu erfahren, was mir die Ehre verſchafft."

„Guido Floreſtan Baron Vanſitter, genannt von Wandel!" redete Fuchſius ihn an.

Er irrte, wenn er auf eine Beſtürzung des Gefangenen gerechnet hatte. Nur ein moquanter Zug ſchwebte um die Lippen deſſelben, als er erwiderte:

„Ich bedaure die Mühe, die es Ihnen machen wird, meine Identität mit der meines genannten Vetters herzuſtellen. Die meiſten Zeugen ſind geſtorben; bis Sie die überlebenden auftreiben und nach Berlin ſchaffen, darüber können Jahre vergehen. Der Unterſuchungsrichter hat ein ſaures Geſchäft, mein Herr von Fuchſius, wenn er Inquiſiten vor ſich hat, welche die Geſetze, die Menſchen und ihre Inquirenten kennen. Aus perſönlicher Freundſchaft und Reſpect vor Ihrem Character würde ich Ihnen rathen, die Unterſuchung abzugeben. Sie erſcheint Ihrem Ehrgeiz lockend, ich verſichere Sie aber, ich ärgre Sie zu Tode."

„Aus Reſpect vor Ihrer Bildung, und nur darum, habe ich zwei Worte mit Ihnen allein zu reden."

„Allen Respect vor Ihrer Versicherung, aber ich glaube Ihnen nicht, weil die Pflicht der Selbsterhaltung mir gebietet, Ihnen zu mißtrauen. Allein Ihnen, was Sie wünschen, aber vorher die Gewißheit, daß hinter der Tapete kein Protokollführer lauert.“

Wandel schien sich diese Gewißheit verschafft zu haben:

„Was steht zu Ihren Diensten?“

„Führen Sie Gift bei sich? Ich meine Mittel, die es Ihnen ermöglichen, sich der Schande und der weltlichen Strafe Ihres Richters zu entziehen? Es ist meine Pflicht, mich davon zu vergewissern.“

„Soll ich Ihnen mit Macbeth antworten:

Weshalb sollt' ich den röm'schen Narren spielen,
Sterbend durch's eigne Schwert? So lange Leben
Noch vor mir sind, stehn denen Wunden besser.

So lange ich athme, will ich von dieser süßen Gewohnheit des Daseins nicht lassen. Besser Kerkerluft und schimmlichte Brodrinde, als schwimmen ein Atom im grauen Nebel der wesenlosen Leere. Nein, da beruhigen Sie sich, Sie sollen mich als Epicuräer kennen lernen. Ich wollte viel, ich lasse mich aber auch genügen am Wenigen. Die Welt ist ein Kerker, warum sollte nicht der Kerker zur Welt werden für den, der noch Lust am Leben hat! Ich trank Neapels Sonnenschein, der sich im Golfe badete, aber auch wenn sie mich in einen Kerker mit Blechkasten würfen, will ich wie ein Kind mit dem Sonnenstrahl kosen, der sich durch die trüben Scheiben Mittags zu

mir ſtiehlt. Ich kann mich auch wie jener mit der Spinne vergnügen, mit Mäuſen, dem Inſect im Stroh. Ich will mit ihnen ſpielen, mich necken wie mit vernünftigen Weſen. Sie ſollen meine Könige, Staatsmänner, Volkstribunen ſein und ich werde nicht zu großen Unterſchied mit den wirklichen finden. Oder wollen Sie mich an die Mauer ketten, Eiſenſtangen mir an Hände und Füße legen, ich bleibe doch der freie Mann. Können Sie meinen Geiſt, meine Phantaſie feſſeln? Können Sie ihr verbieten, mein Gefängniß zu bevölkern mit Weſen, die, ohne Selbſtſchmeichelei, etwas geiſtreicher ſind, als Ihre erwählten Geſellſchaften. Fürchten Sie ſich nicht vor dem Nagel in der Wand, gönnen Sie mir ein Strumpfband, ein Halstuch, ich ſchwöre es Ihnen beim höchſten Eide, bei der Achtung vor mir ſelbſt, den Verſucher, der mich auch nur um eine Spanne meines Lebens betrügen wollte, jage ich hohnlachend zum Gitterfenſter hinaus."

„Baron Vanſitter, es wäre beſſer für Sie, wenn Sie mit ernſten Dingen ſich in der Spanne Zeit beſchäftigten, die Ihnen noch gemeſſen wird."

„Spanne Zeit! Sie täuſchen ſich. Es wird eine recht lange Zeit werden. Ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde mich vertheidigen — beſſer als Ihr Staat gegen ſeinen Ueberwinder. Gewiſſermaßen ſoll jetzt mein Leben erſt anfangen. Sie kennen mich doch einigermaßen, und wiſſen, wie ich in die Schranken trat. Man meinte, ich war ein glücklicher Advocat, ich ſetzte manches durch, noch mehr wandte ich

ab. Alles für Andre! Nun, mein Herr, jetzt gilt es für mich ſelbſt. Werde ich mich ſchlagen, wie Ihre Soldaten, für Commisbrod, aus Furcht vor dem Corporalſtock? Nein, wie der Pirat, den die Fregatten eingeholt. In dem Todeskampfe ſiegt er wohl zuweilen gegen die Uebermacht, es kommt öfter vor, daß er die Verfolger mit ſich in die Luft ſprengt. O, es ſoll ein Kampf werden, auf den ich mich freue; eine Beſchäftigung für den Geiſt, wie ich ſie wünſche. Sperren Sie mich in den engſten Kerker; je kleiner der Keſſel, um ſo größer die Expanſionskraft des Gaſes. Mein Compliment Ihnen, ich weiß, wen ich vor mir habe: keine plumpe Criminalſpinne, die außer ihrer Aktenhöhle, blödſichtig, nicht um ſich weiß, nein, einen feinen Welt- und Lebemann, der mit ſeinen Kenntniſſen und pſychologiſchen Erfahrungen mich umgarnen und harmlos fangen möchte. Grad, auf ſolchen Gegner freue ich mich. Ich ſchätze Sie. Wir wollen uns in Minen und Contreminen begegnen. Das wird meinen Geiſt friſch erhalten; das erfriſcht auch das Blut; weit mehr, als die körperliche Bewegung. Ich werde ein geſunder Gefangener bleiben. Auch Sie ſollen Ihre Freude an mir haben. Ein Inquiſitor verliebt ſich am Ende in ſeinen Inquiſiten — er ſehnt ſich in der Nacht auf den nächſten Morgen, wo er ihn wieder erblickt —"

„Bis er ihn an einem Morgen dem Richter abliefert, der ihn nicht zurückliefert."

„Das bilden Sie ſich ja nicht ein. Sie meinen

thige Rückerinnerung an die Heimath. Der Landmann in Schonen gehört auch darin nicht zu Schweden, daß er nicht die Freiheit der Bonden theilt. Wie weit seine Unterthänigkeit gegen die Herrschaft noch geht, weiß ich nicht, aber auf dem Gesichte drückt es sich aus, daß er nicht so frei und kühn um sich schaut, wie die Männer am Silja und den Katarakten der nördlichen Elfs. Fouque's Gleichniß von Märkischen Bauern, — im Waldemar — „sie sind so zäh wie ihre Fichten und so spitz, wie ihre Tannennadeln," findet wohl auf alle Bauern Norddeutschlands Anwendung, da, wo die Leibeigenschaft die freiere Entfaltung der geistigen Kräfte früher hemmte. Ein stummer Trotz, ein beständiger Argwohn, ein Haften am Hergebrachten, weil alles Neue ihnen vielleicht noch etwas von dem Wenigen entreißt, was sie als ihr eigen kennen. Der Landmann um die Ostseeprovinzen konnte auch seit den letzten anderthalb Jahrhunderten nicht ohne Grund argwöhnisch sein. Als neue Ansichten sich regten, als der alt Schwedische Bauer unter mehreren Königen seine gefährdete Freiheit gesichert erhielt, als der Adel ahnend die Zeit voraussah, wo seine ungemessenen grundherrlichen Rechte durch das

das Schaffot. Was wollen wir wetten? Auf's Schaffot bringen Sie mich nicht. Ich kenne Ihre Geſetze, die Anſichten Ihrer Richter. Höchſtens, wenn Alles gut geht, nämlich für Sie, eine außerordentliche Strafe. Zehn, funfzehn, vielleicht zwanzig Jahr Gefängniß. Die ganze Welt iſt ein Gefängniß; wie angeſtrichen, ſchwarz-weiß, blau, grün, ſchwarz-gelb, das iſt am Ende gleichgültig. Ja, wenn Sie mich nach Frankreich auslieferten, das wäre eine andre Frage, vor den Geſchwornen, da hört unſre Logik auf. Aber Sie ſind ein zu guter Patriot, und die Sache iſt doch wohl auch für Sie zu intereſſant, um ſie aus der Hand zu geben."

„Der Baron Eitelbach iſt nicht an der Cholera geſtorben," ſprach Fuchſius, ihn fixirend.

„Dann wäre es mir doch ſehr intereſſant, zu erfahren, was man bei ihm finden wird! — Nichts Mineraliſches, darauf können Sie ſich verlaſſen," — ſprach Wandel mit höhniſch freundlicher Stimme, indem er die Frechheit hatte, dem Rath dabei ſanft auf die Schulter zu klopfen.

„Scheuſal!" rief dieſer zurückweichend.

„Warum das? Nur keine Affecte, ſie paſſen nicht für Sie, nicht für mich. Ueberhaupt, ſein Sie darauf gefaßt, durch Ueberraſchungen, Impulſe, Gefühlsaufwallungen ringen Sie mir nichts ab. Es iſt für uns Beide beſſer, wenn wir uns auf den Standpunkt der Humanität und Courtoiſie ſtellen, wie zwei geſchickte Schachſpieler, wo Jeder die In-

tentionen des Andern durchschaut. Einer muß endlich gewinnen, der, der die meiste Geduld hat und am längsten wach bleibt. Bleiben Sie wach, Herr von Fuchsius, Sie haben einen alerten Gegner. Nein, die Kränkung trau ich Ihnen nicht zu, zu glauben, ich könnte so einfältig gewesen sein, wenn ich den mir gleichgültigsten Mann auf der Welt aus ihr fortschaffen wollen, daß ich es mit Arsenik gethan und nicht mit Pflanzensäften, deren Spuren schon nach ein Paar Stunden verflüchtigt sind."

Der Wagen, der ihn nach dem Gefängniß schaffen sollte, war vorgerollt. An der Thür wandte Fuchsius sich noch einmal um:

„Herr von Wandel, es ist möglich, daß Sie Recht behalten, daß die Gerichte mit ihren groben Werkzeugen nicht in alle verborgenen Winkel Ihrer Verbrechen dringen, ich aber habe die volle moralische Ueberzeugung. Um deshalb werde ich die Untersuchung vielleicht einem unbefangenern Richter abgeben. Hier aber, vor Gott, vor der Ewigkeit, oder, wenn Sie wollen, vor der wesenlosen Leere, deren Annahen Sie grauen machte, möchte ich in Ihre Seele schauen und eine Frage thun —"

„Deren Inhalt ich mir denken kann. Geben Sie sich nicht die fruchtlose Mühe. Nur ein Wort. Nicht wahr, vor dieser Ihrer moralischen Ueberzeugung bin ich ein gräßlicher Verbrecher, weil — weil ich mit Menschenleben gespielt habe, das nehmen Sie an, zu meinem Vortheil, der Wißbegier, des Ver-

gnügens wegen, was es sei. Nun blicken Sie um sich, links und rechts, in West und Ost, in Nord und Süd, auf die großen Spieler. Die haben gespielt und spielen fort, mit tausenden, mit hunderttausenden von Menschenleben, und ich kleiner, bescheidener Bankhalter! — Ja, die haben Motive, antworten Sie, Menschenliebe, Allgemeinwohl, Religion, Freiheit und Gleichheit, Thron und Altar, Sitte und Nationalität — Herr, wer sagt Ihnen, daß ich nicht auch Motive habe, Ideen, vor denen alle Rücksichten schwinden müssen? Kann ich sie nicht auch überkleistern mit Goldschaum und Tugendfloskeln? Das wahre Motiv, Herr, das ist überall dasselbe: der Größere frißt den Kleineren, wenn er Appetit hat und sein Magen es verträgt, und der Unterschied ist nur der: die großen Verbrecher kommen in die Geschichtsbücher und wir kleinen irgendwo in ein Criminalregister. Wenn der Wurm auf uns Mahlzeit hält, ist's uns Beiden gleichgültig. — Aber ich, nein, mir ist's nicht gleichgültig, ein Stein ist mir vom Herzen gewälzt, ein Quell sprudelte in der Wüste — ich habe nichts mehr mit der verfluchten Politik zu thun. Dieser Verstellung, dieser Heuchelei, für Andre denken, fühlen zu sollen, bin ich quitt. Mögen sie sich todtschlagen, betrügen, verreden, glorificiren, wie sie Lust haben, mich kümmert's nicht mehr. Von nun an bin ich wahr, ja, mein Herr, ich fühle die ganze S..igkeit der Wahrheit, ich athme, kämpfe, lebe nur für mich."

Die Gerichtsdiener waren eingetreten.

„Haben Sie mir nichts mehr zu ſagen? Wir ſehn uns wahrſcheinlich zum letzten Mal.“

„Das würde ich aufrichtig bedauern.“

„Nichts der Baronin Eitelbach, deren —“

„Deren Glück ich gemacht, wollen Sie andeuten, lachte Wandel auf. Wider Willen allerdings, wenn es wäre! Wenn ihre Wunden und ſeine Wunden geheilt, die Trauermonate mit honetten Thränen anſtändig verweint ſind, wird ſie ihn heirathen, und wenn ich an das Glück dieſer geiſtreichen Ehe denke — wahrhaftig, dann wird mein Gefängniß mir noch einmal ſo intereſſant erſcheinen.“

„Und keinen Wunſch mehr?“

„Nur eine Bitte. Haben Sie die Güte und empfehlen mich der Frau Geheimräthin Lupinus. Ich traue ihr zwar zu, daß, wenn ſie von dem Evenement hört, eine kleine Schadenfreude in ihr aufblitzt. Warum nicht, ſie bleibt doch eine charmante Frau. Wir verſtanden uns, es war eine wirkliche Sympathie. Durch Mauern und Räume getrennt, werden wir noch miteinander leben, eine platoniſche Ehe; um ſo ſicherer, denn unter einem Dach hätte ſie mir doch vielleicht, aus Rache oder Liebe, einen ihrer Tränke gereicht, die für meinen Geſchmack zu ſtark ſind. Es hat ſich ſo beſſer gefügt.“

Die Kutſche mit dem Gefangenen mußte oft anhalten. Wagen, ſchwer raſſelnd, unter ſtarker Mi-

litairescorte, verſperrten die Straße. Es waren die Kaſſen, welche der neue Miniſter fortſchaffen ließ. „So wird doch etwas gerettet, murmelte der Transportirte. Und wenn Preußen ſagen kann: Tout est perdu, sauf l'argent, iſt's am Ende ein Anfang zu einer neuen Exiſtenz.“ Walter van Aſten gab aus dem Fenſter des Miniſters den Commandirenden beim Transport Anweiſungen. Auch der Geheimrath Alltag ſchien unter denen, welche auf ihn hörten. Wandel, der den Zuſammenhang gefaßt, lächelte: „Die Welt dreht ſich um; das kann was werden! Wer Geld bringt, kann eine Carriere machen. Die beſte freilich wäre es, wenn der junge Menſch damit nach Amerika liefe.“

Walter, der ſich dem Auftrage des neuen Miniſters mit Eifer unterzogen, war gekommen, um ſeinen letzten Bericht abzuſtatten. Er hoffe, das Geld mit ſichern Leuten an den Ort ſeiner Beſtimmung abzuliefern, aber — ſein Bericht über die Volksſtimmung war traurig, er hegte keine Hoffnungen, nach dem, was er geſehen, gehört.

„Wie Jeder beobachtet, ſagte der Bancodirecter Niebuhr, der ebenfalls vom Miniſter Abſchied nahm. Niemand kann an allen Orten zugleich ſein.“

„Dieſe jubelnden Trainknechte, dieſe gepreßten Bauerbengel, die froh ſind, dem Stock und der Fuchtelklinge einmal entlaufen zu ſein, ſind freilich ſo wenig das Volk, als da die zitternden Käſekrämer und Schnittwaarenhändler,“ hatte der Miniſter nachdenkend erwidert.

„Und doch, Excellenz, fiel Niebuhr ein, auch unter ihnen regt sich schon eine andere Stimmung. Ich lernte, wie Sie, dies Volk erst kennen. Aber wenn Sie es jetzt kennten, wie ich, Sie würden es Ihrer Liebe werth finden. Ich habe in diesen Tagen nirgend mehr so viel Kraft, Ernst, Treue und Gutmüthigkeit zu finden erwartet. Von einem großen Sinne geleitet, wäre dieses Volk immer der ganzen Welt unbezwingbar geblieben, und wie sturmschnell auch die Fluth unser Land überschwemmt, noch jetzt drängte ein solcher Geist sie wieder zurück. Aber wo ist er, der große Geist, der es vermöchte!" *)

„Er wird erscheinen, rief der Minister und seine Stirn leuchtete, indem er Niebuhrs Hand drückte, die andere reichte er Walter. Warum sollen nur die Völker des Alterthums ihren Phönix haben! Ist das Christenthum nicht basirt auf dem Mysterium der Wiedergeburt! Sollten nur die germanischen Völker bestimmt sein, auszugeben und überzugeben in andre! Ich glaube an den Phönix, aber der Scheiterhaufen ist noch nicht hoch genug. Es muß noch vieles Morsche, Faule, Wurmstichige darin verbrennen, viel mehr, als wir wähnten, vieles, was wir gestern noch für gesund hielten, vielleicht was uns das Liebste und Theuerste war. Leben Sie wohl, meine Freunde, wir sehen uns wieder, wenn noch nicht in besserer Zeit, doch in einer, wo wir wieder hoffen dürfen."

In den Geschichtsbüchern steht, und es ist daraus

*) Historische Worte Niebuhrs aus jener Zeit.

nicht wegzulöſchen, daß viele der gutgeſinnten Bürger Berlins die Mahnung jenes Miniſters befolgten. Sie ſchickten ſich in die Zeit, denn es war böſe Zeit. Sie ſchwenkten die Hüte vor dem einziehenden Napoleon und riefen Vive l'Empereur, und illuminirten ihre Häuſer, daß der Kaiſer ſelbſt in jene Worte der Verwunderung und der Schmach ausbrach, die wir nicht wiederholen wollen. Sie thaten es aber nicht aus Geſinnung, ſondern wie Andere nach ihnen, aus der „guten Geſinnung," welche der Dichter nennt:

die Rückſicht,
Die Elend läßt zu langen Jahren kommen;

ſie ſtimmten zu dem Uebel und ſtreichelten es, damit das Uebel, das kommen konnte, nicht noch größer werde, als das, was war. Aber nicht Alle waren gut geſinnt. Es gab Männer, und Frauen auch, welche das Uebel beim rechten Namen nannten, und nicht erſchraken, wenn es ihnen ein böſes Geſicht machte. Dieſe Einigen waren die Kieſelſteine, an denen der Stahl Funken ſchlagen ſollte, aus denen der ſtille Brand ward, welcher ſpäter zum allmächtigen Feuer aufloderte. Gut Ding will Weile im deutſchen Lande. Viele hat die Geſchichte genannt, oder fängt jetzt an, ihre Namen zu nennen, aber wie viele ſind ſchlummern gegangen, auf ihren Grabſteinen wächſt Moos, und die Geſchichte kratzt es nicht mehr ab, um von ihrem ſtillen Wirken Zeugniß zu geben. Da darf die Dichtung, die ſo viel Trauriges und Schlimmes nicht verſchweigen durfte, auch an die einzelnen

Muthigen erinnern, und wo wir ſolche Bilder muthloſer Zerſchlagenheit aus der preußiſchen Hauptſtadt hinſtellen mußten, um wahr zu ſein, wird es zur Pflicht auch einiger Züge zu gedenken, die ſchon wie das ferne Wetterleuchten einer beſſeren Zeit am Horizont erſcheinen.

Da ſtand eine Deputation vor dem Gewaltigen, und er erwartete ſtammelnde Unterwürfigkeit, Bewunderung und demüthiges Flehen. Er konnte es erwarten nach dem, was voranging. Aber Einer im Prieſterkleide trat vor und ſprach: „Sire, ich wäre nicht werth des Kleides, das ich trage, des Königs, dem ich diene, des Wortes, das ich verkündige, wollte ich nicht bekennen, ich ſehe — Eure Majeſtät nicht gern in Berlin.“ — Was Napoleon erwidert, haben die Kinder der Zeitgenoſſen vergeſſen, aber im Verlauf des lebhaften Geſprächs, worin der kühne Mann den Sieger fragte, ob er denn in der Geſchichte lieber als ein Räuber daſtehen wolle, denn als ein chriſtlicher Herrſcher, trat der alte Erman plötzlich herzhaft auf den Kaiſer zu, faßte ſeinen Arm, ſchüttelte ihn und ſagte: „Ce bras victorieux sera bienfaisant!“ Es wird erzählt, Napoleon ſei erſchrocken zurückgetreten. Das hatte er aus Berlin nicht erwartet. Später habe er zu ſeinen Adjutanten geäußert: „quel géant que ce vieux druide! Jamais prêtre ne m'a dit cela.“

Erman, ſo weiß man, aber nicht aus dem Munde des beſcheidenen Mannes, der ſelten davon ſprach, wußte das Geſpräch, als Napoleon eine gnädige

Miene annahm, auf die Königin Louiſe zu lenken. Als warmer Lobredner der erhabenen Tugenden ſeiner Monarchin habe er verſucht, die böſe Meinung oder den böſen Willen des Kaiſers zu beſchämen. — Darüber ruht ein Schleier, den Niemand lüften wird. Nach der Rückkehr des Königspaares nach Berlin überreichte die Königin ſelbſt Erman die Decoration, welche der König ihm verliehen, mit der Anrede: Mon chevalier!

Der vor Kurzem verſtorbene Sohn jenes alten Erman, der auch wieder der alte Erman genannt ward, der berühmte Profeſſor und Chemiker, ſchrieb in einem Briefe an eine Verwandte zur Zeit der Mobilmachung im Herbſte 1850: „Ich denke jetzt oft an die Worte, die Napoleon an meinen Vater richtete: Votre reine m'a fait une guerre de petite fille et de petit garçon. Schon ſieben Jahre ſpäter waren die Kinder der Knaben zu den Männern der Katzbach und von Leipzig erwachſen!

Eine andere Deputation berief ſpäter der zürnende Kaiſer nach Paris. Es waren Männer des Gerichts, eines hohen Tribunals, das gewagt, ein Urtheil zu fällen, welches dem Gewaltigen nicht gefiel. Sie hatten Einen, der von Paris aus verfolgt ward, freigeſprochen, und Napoleon wollte ihn verurtheilt wiſſen. Napoleon donnerte ſie an und ſchloß mit der Drohung, wenn der Fall wieder vorkäme: „Je vous fusillerai!“ Der Präſident des Tribunals erwiderte dem Imperator: „Sire, vous fusillerez la

loi.“ Napoleon leitete gegen ihn kein Disciplinarverfahren ein. Der Mann des Rechtes, der die männliche Antwort gab, hieß Sethe.

Ob der Fall in unsere Geschichte gehört? — Er geht über sie hinaus. Wandel ward von Paris aus verfolgt, das preußische Gericht fand aber die Beweise nicht zur Ueberzeugung geführt. Auch in Bezug auf seine Verbrechen in Berlin hatte Wandel gegen Fuchsius richtig vorausgesagt. Trotz der moralischen Ueberzeugung, welche das Gericht gewann, genügten die Beweise nicht, um gegen ihn die letzte Strafe zu dictiren. Er büßte, wie die Lupinus, für seine schweren Verbrechen nur durch eine lange Freiheitsstrafe. Beide überlebten sogar ihre Strafzeit.

Viele von den Personen, die wir hier vorgeführt, haben auch den Tag überlebt, mit dem wir unsere Geschichte beschließen, es wäre sogar möglich, daß sie noch heute leben. Wenn sie die Theilnahme unserer Leser sich erwarben, wäre es möglich, daß wir auch von ihren ferneren Schicksalen Kunde gäben, denn es ist viel vorgegangen seit fünfzig Jahren und heut.

Das war der traurigste Auszug, den je Berlin gesehn. Selbst der Jubel des Volks, als die Wagen der Königin vorm Schlosse hielten, um Wäsche und das Nöthigste zu einer Reise ohne Ziel einzunehmen, war herzzerreißend für die hohe Frau. Sie hatte nicht Worte, nur Thränen. Dann die Straßen, die Tausende, die dem Wagen folgten, die zum

Gesetz beschränkt werden würden, schritt er hie und da freiwillig zu Verträgen, welche die Bauern aus ihren precairen, aber durch Deutsches Wohlwollen nicht unbehaglichen Rechten in eine Lage versetzte, wo jedes Eigenthums-Recht aufhörte. Auf diese Weise ist z. B. der Bauernstand in Rügen ungefähr vor einem Jahrhundert ganz verschwunden, und es giebt jetzt daselbst nur kleine Zeitpächter, die so wenig als die unseligen Irländischen jemals aus eigenthumsloser Dürftigkeit herauskommen werden. Mehrere noch nicht gelichtete Sagen gehen um über die Contensionen der Schwedisch-Pommerschen Bauern mit ihren Edelleuten aus den Zeiten Karl's XII. Mag doch auch aus diesem Argwohn der uns seltsam dünkende Trotz der Bauern in den Russischen Ostseeprovinzen sich herschreiben, der sie bis zu Thätlichkeiten trieb, als eine erleuchtetere Regierungspolitik ihnen bis dahin unbekannte Rechte einräumen wollte.

Ich kann nicht sagen, daß dieser Trotz des Bauern unangenehm auffiel. Der sinnige Ernst hatte etwas Wohlgefälliges. Der Deutsche Fleiß war uns befreundet. An einem ganzen Sonntag bemerkte ich nirgends auch nur einen Trun-

letzten Mal die geliebte, schöne, milde, bürgerfreundliche Königin sehen wollten. Auch da schrieen Viele, sie wollten ihr Gut und Blut lassen, man solle sie nur rufen. Was sollte Louise antworten! — Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn! schluchzte es aus den Fenstern. Was konnte sie darauf antworten!

Die Fenster alle aufgerissen, überall Kopf an Kopf, Tücher wehten und Tücher trockneten die Augen. Sie konnte nicht mehr hinauswehen, sie lehnte sich erschöpft zurück. Und doch fielen ihr zwei stattliche Häuser auf, da war es still, die Fenster, auch hie und da die Laden, waren geschlossen. Die Blicke ihrer Begleiter sahen mißvergnügt dahin. Die milde Fürstin sagte: „Gewiß sehr Kranke!“ — „Da wohnt der Geheimrath Bovillard, sagte die Hofdame verlegen, er soll in der That krank sein!“ Die Königin schütterte zusammen und fragte nicht mehr, auch nicht, wer in dem andern Hause wohne? Der Adjutant zu Seiten des Wagens flüsterte der Voß zu: „'S ist doch unglaublich vom Grafen St. Real. Er hat Angst, daß Napoleon es ihm übel vermerken könnte.“ — „Aber ein sehr nobler Cavalier sonst, bemerkte die alte Gräfin. Auch ein Kranker,“ sagte sie zur Königin.

Da war die Straße gesperrt in der Nähe des Doms. Ein Hochzeitszug kam aus der Kirche. Die Leute lachten, die Straßenjugend war sogar laut; sie machten ihre Glossen zum Brautpaar. Auch die Kassenwagen hatten hier Halt machen müssen, und Walter war mit dem Geheimrath Alltag aus dem

Wagen gesprungen, nicht aus Theilnahme für die Hochzeitleute, sondern weil jeder den Augenblick nutzen wollte, um Abschied von einem Angehörigen zu nehmen.

Walter preßte seinen Vater an die Brust: „Ich suchte Sie vergebens in — Ihrem Hause. Aber was bedeutet das, die Siegel waren abgenommen?"

„Freude, mein Sohn, es können ja nicht Alle trauern. Die Welt ist ein großes Kaufmannsspiel; wenn Viele verlieren, müssen doch Einige gewinnen, wo bliebe es sonst! Der Rothwein steigt, die Häfen werden gesperrt. Er ist schon gestiegen. Gestern bot man mir zehn Prozent über den Einkauf, heute zwanzig, wenn die Franzosen da sind, bieten sie fünfzig. Soll ich mich nicht freuen, daß die Franzosen da sind, oder soll ich weinen, daß unsre Junkerofficiere Schläge bekommen haben? Dein Vater ist ein reicher Mann, er hat Credit, Freunde überall, die ihm längst hätten helfen wollen, wenn sie nur gewußt, daß er in Noth war. Nicht wahr, die Menschen sind doch besser, als wir denken, wir merken's nur nicht! Lebewohl, mein Junge, behalt im Gedächtniß, daß der beste Rechner oft die größten Fehler macht. Wer weiß, wann der Bonaparte mal 'ne Null zu viel schreibt! Drum rechne nicht zu viel, schone Dein Leben, denn Du mußt rechnen, daß Du wieder eines reichen Mannes Sohn bist und sein Erbe; und Minchen Schlarbaum, vor der brauchst Du Dich nicht zu fürchten, wenn Du wiederkommst, sie wird wohl den Herrn von Fuchsius heirathen. Drum bleibe meinethalben romantisch,

haß Recht, ich muß ja jetzt auch romantisch sein, auf jeden Fall aber bleibe — ein Patriot!"

„Platz!" rief es, der Hochzeitzug bewegte sich fort. Aber als der Geheimrath Luvinus mit der ihm eben angetrauten Frau Geheimräthin nach dem Lustgarten schritt, rief es wieder: „Platz! Ihre Majestät die Königin!" Der Zug stiebte auseinander, als der Wagen sich langsam Platz machte. Charlotte hatte in der Kirche viel geweint vor Gemüthsbewegung, und sie hatte Gründe: der Tod ihres Wachtmeisters, die unverhoffte Ehre, zu der er ihr endlich verhalf, und der Verdruß, daß sie keine Kutschen und Pferde erhalten können. Die waren alle requirirt zum Transport und für die Fliehenden. Ein Brautzug zu Fuß hatte ihr eine Entwürdigung der Ehe gedünkt. Was aber war das gegen ihr Gefühl, ihre Bestürzung, nein, es war ein Donnerschlag, als man ihr auf die Schulter stieß: „Zurück! die Königin!" Die Königin hatte halten und warten müssen um Charletten! — Sie sah das holdselige Gesicht der Königin, das verwundert über das Unerwartete zum Kutschenschlage herausblickte. Da war's um sie geschehn; es war zu viel. In ihrem Brautanzuge, der sehr kostbar war, aber doch vielleicht aus der Garderobe der seligen Frau Geheimräthin, war sie auf die Knie gestürzt, das schwere bauschigte Damastkleid im Gemüll der Straße! „Gnade, allerdurchlauchtigste Königin, aber ich kann nicht dafür. Er hat mich geheirathet." Als die Königin, die vielleicht ein Bittgesuch vermuthete, den Kopf weiter vorbeugte,

ſetzte der Geheimrath mit tiefer Verbeugung hinzu: „Majeſtät, nur wegen der allgemeinen Calamität!“

Ob die Königin in ihren Schmerzen gelächelt, ob ſie wirklich eine Bewegung mit der Hand gemacht, die für eine Segnung gelten konnte? Sie hatte ſich ſchnell wieder in die Kutſche zurückgelehnt. Alles war das Werk des Augenblicks.

Walter zückte plötzlich auf. Der Brautzug trennte ihn noch von jener Wagenreihe; aber er ſah eine weibliche Geſtalt in Trauer ſich aus der dritten Kutſche hinauslehnen und dem alten Alltag einen Scheidekuß geben. Es war Adelheid. Ihre Augen trafen ſich. „Eine junge Wittwe, die Frau von Bovillard,“ ſagte Jemand neben ihm. Der Wagen rollte den andern nach. Adelheid ſah noch einmal hinaus und winkte mit dem Tuche, er wußte nicht, ob ihm, oder ihrem Vater. Durch die Pappeln ſchwirrte ein Luftzug; ihm war es, als ſäuſele er: Auf Wiederſehn!

„Rebutant! ſagte die Gräfin Voß, als die königlichen Wagen außer dem Thore waren. Daß Ihro Majeſtät zuletzt ein ſolcher ridiculer Auftritt in Dero Reſidenz begegnen mußte. Man ſieht, es iſt mit aller Ordnung und Debors dort aus.“

Man mußte Zeit gehabt haben, vielleicht um ſie zu zerſtreuen, die Fürſtin von den Verhältniſſen zu unterrichten. Auch hatte man ſie aufmerkſam gemacht, daß der alte wohlbekannte Kaufmann van Aſten lächelnd an der Straße geſtanden: „Er hätte doch wenigſtens in ſolchem Augenblick ſeine Freude verbergen müſſen.“

Die Königin hatte schweigend dagesessen. Jetzt öffnete sie die Lippen: „Weshalb, meine Freunde, weil wir traurig sind und Millionen mit uns, sollen Alle trauern! Hat die Vorsehung es nicht so gefügt, daß, während es hier Nacht ist, jenseits der Erde die Sonne scheint, und wir wissen, daß, wenn es dort dunkelt, hier der Tag anbricht. Wenn wir Alle in Finsterniß und Trauer vergingen, wie sollte der Hoffnungsstrahl uns erleuchten! Freuen wir uns doch, daß nicht alle Herzen brechen, daß sie sogar noch lachen können, während wir blutige Thränen weinen. Die heute ausruhen, sind morgen wach. — Ich will es als eine gute Vorbedeutung nehmen, daß wir eine Hochzeit, Lachende und Frohe sahen beim Abschied aus Berlin. Wir werden es wiedersehn."

Als sie, um von der Höhe einen letzten Scheideblick auf die Königsstadt zu werfen, den Kopf aus dem Fenster steckte, theilte sich der Herbstnebel am Horizont und die Sonne strahlte aus dem blauen Firmament. Sie horchte auf die Lerchen in der Luft. Ob sie das Lied verstand? Es war kein letzter Seufzer des Mohrenkönigs, als er sein Wehe mir, Alhama! auf dem Berge sang, von dem er zum letzten Mal sein geliebtes Granada sah.

[illegible]

Druck von Eduard Kronke in Berlin.

Von demſelben Verfaſſer ſind ferner erſchienen:

Cabanis.

Roman in ſechs Büchern.

6 Bde. broch. Preis 6 Thlr.

Der falſche Woldemar.

Hiſtoriſcher Roman in drei Bänden.

Preis 6 Thlr.

„Weil ich Euch Brandenburgiſche Geſchichten erzähle, was kümmert mich, rufen wohl Einige, der deutſche Adler, den ſolle ich fliegen laſſen und im Lande bleiben. — Ich kanns nicht. — Denn Brandenburg war nur ein Glied, ein theures Glied, meine ich, und will's Gott, ſoll es bleiben, des deutſchen Körpers. Und was den zerreißt, zerreißt es mit. Ich erzähle Euch Brandenburgiſche Geſchichten aus alter Zeit; aber ich meine: es ſind deutſche Geſchichten. Denn was Brandenburg litt, litt das deutſche Reich auch. Es griff ſein Herz an und zehrte das innerſte Blut. Die Untreue und die Falſchheit, die ſchlaue Kunſt doppelzüngiger Rede und ſchöner Worte um ſchlimme Dinge, daß die Völker getäuſcht wurden, hub damals an, und was die Großen thaten wirkte auf die Kleinen zurück.“

Der falſche Woldemar Bd. III

---

genthümlichkeiten des Volkes, der Natur und der historischen Erinnerungen, auch für den Reisenden als der lebendigste Wegweiser dient, welcher den Mährchenspiegel nicht liebt, denn was er auffaßt ist eben nur die Wirklichkeit, die selbst nichts dafür kann, daß sie dem Fremden überall wie ein Mährchen erscheint.

In demselben Verlage ist erschienen.

Fichte, J. G.,

Die Bestimmung des Menschen.

Neue Aufl. gr. 8. geh. ⅔ Thlr.

Heinse, W.,

Hildegard von Hohenthal.

3 Theile. 8. geh. 1½ Thlr.

Kleist, E. C. v., sämmtliche Werke.

2 Theile. gr. 8. 1⅓ Thlr.

Louisens und Friederikens,

geb. Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz Ankunft und Vermählung in Berlin, im Dezember 1793.

Mit Kupfern. gr. 8. ⅚ Thlr.

Merkel, G. D.,

Die Vorzeit Liflands.

Ein Denkmal des Pfaffen- und Rittergeistes.

2 Bde. M. Kupf. Neue Aufl. 3 Thlr.

Kamlers, A. W., geiſtliche Kantaten.
8. geh. ¼ Thlr.

Kamlers, A. W., Oden.
8. geh. ¼ Thlr.

Richter, Jean Paul Friedrich,

grönländiſche Prozeſſe, oder ſatyriſche Skizzen.

(Jean Pauls erſtes Werk.)

2 Theile. 2. Auflage. ⅓ Thlr.

Quinctius Heymeran von Flamming.

Von Auguſt Lafontaine.

Neue Ausgabe in 4 Theilen. 8. geh. 1 Thlr.

Quinctius Heymeran von Flamming iſt anerkannt einer der beſſeren, wenn nicht der beſte Lafontaine'ſche Roman. Der tendentiöſe Witz hebt den Verfaſſer über ſeine zum Sprüchwort gewordene Sentimentalität, und auch in der Ausführung iſt eine Körnigkeit, welche den übrigen Lafontaine'ſchen Romanen fremd iſt und dieſen, bei dem Reichthum der Handlung, zu einer intereſſanten Lectüre macht. Es dürfte aber auch daran erinnert werden, daß Heymeran von Flamming ein hiſtoriſch-vaterländiſcher und vielleicht der erſte märkiſche Familien-Roman iſt, indem in ſeinem erſten Theil eine lebhafte Schilderung der Zuſtände in den adligen Familien auf dem Lande nach dem Siebenjährigen Kriege ſich giebt, die, von einem Schriftſteller, der faſt noch Zeitgenoſſe war, von doppeltem Werth iſt. Weiterhin durchfliegt der Held, der alle Extreme der Zeitrichtungen durchmacht, unſere Cultur- und politiſche Geſchichte ungefähr bis zu dem Zeitpunkte, wo unſre modernen hiſtoriſchen und ſocialen Romane anzufangen pflegen.

---

kenen. Die Schenken waren leer. In der weichen, singenden Sprache ist der Scanier ganz mit dem Dänen verwandt. Sie übt einen seltsamen Eindruck auf das Ohr, wenn man lange Zeit nur an die scharfen, starken Töne des Schweden gewöhnt ist. Noch auffallender ist die eigenthümliche Kleidung, welche sich unverändert seit undenklichen Zeiten erhalten hat. Als ich am ersten Sonntagmorgen nach einem kleinen Wagenschlummer in einem Scanischen Dorfe die Augen aufschlug, glaubte ich mehrere altdeutsche Jünglinge unserer Städte und Tage zu erblicken. Ihre schwarzen Sonntagsröcke trugen fast ganz den Schnitt der nun ausgegangenen Mode. Dazu fallen feine, glänzend weiße Spitzenkragen von dem gelbgebräunten Halse auf die Schultern, ohne von einem Halstuche auf der Brust festgehalten zu werden. Die Holzschuhe und breitkrämpigen Quäkerhüte enttäuschen zwar wieder, was vollends geschah, als ein solcher Altdeutscher sich neben mir niedersetzte und das schwere Gespann lenkte.

Hier ist aber auch der Bauer völlig von den andern Ständen getrennt. In den Gastgeberhöfen treten wohlbeleibte Deutsche Wirthe mit glän-

Isegrimm.

Isegrimm.

Vaterländiſcher Roman

von

W. Alexis (W. Häring).

Erſter Band.

Berlin.
Verlag von Carl Barthol.

1854.

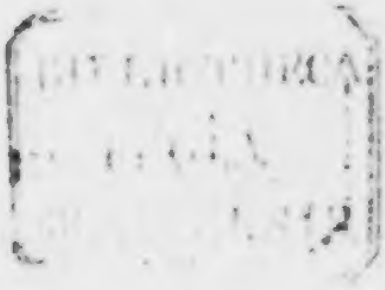

„Daß ein Volk Nichts sei, wenn es nicht eine politische Größe ist, diese nihilistische Ansicht ist nicht die unsrige, wir geben davon aus, daß der Culturberuf und die politische Bedeutung eines Volkes nicht identisch seien, daß ein Stamm große Schöpfungsaufgaben erfüllen könne, ohne — zu politischer Macht emporzuwachsen. Ein Volk — — — bestimmt die geistige Freiheit des Individuums in der Weltgeschichte zur höchsten Geltung zu bringen, wird niemals dauernd zu politischer Uebermacht erwachsen: es kann nur in einzelnen weltgeschichtlichen Momenten die Oberhand gewinnen. Dies ist die Geschichte und das Schicksal des deutschen Volkes. Es hat dreimal die Geschicke Europa's in seiner Hand gehabt — immer um sie schnell wieder an andere Stämme abzutreten." (Rec. d. Rom.: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" in d. Bl. für lit. Unt. 1853.) Sagt es ein Weimaraner, so wär's zu begreifen; sagt's ein Reuß-Schleiz-Greizer, wär's zu entschuldigen Sagt es ein Oesterreicher, wär es diplomatisch, sagt's ein Preuße — Verbrechen.

Erſtes Kapitel.

Die Schwedenſchanze.

Non semper in medios res.

Die Sonne wirft denſelben warmen Strahl auf die Gipfel der Berge und in die Thäler, ſie leuchtet ſo hell auf das Dächermeer der Städte, als auf die bemooſten Hütten der Dörfer. Ueberall ſchafft ſie Bilder, aus was Stoff ihr entgegen kommt, und ſie fragt nicht nach Vornehmheit und Schönheit, ob ſie die Firnen der Alpen anglüht, oder ihren Abendhauch in den Hagedorn ſprenkelt, da auf dem einſamen Rain, wo nur die Mücken wirbelnde Kreiſe durch die goldne Gluth ziehen. Unſere Kunſt thut es nicht gleich der großen Gleichmacherin. Was ſie ſich auch müht die Wahrheit in den Winkeln und Ecken zu finden, ſie ſucht doch immer nach dem, was ſich auszeichnet, auch unter Lumpen nach den bunteſten. Und unſre allergrößte Kunſt, die Geſchichtsſchreibung — denn was wären wir ohne ſie! Ein Strom, aus dem Luftblaſen aufſtauchen, um wieder darin zu vergehen — auch ſie, wenn ſie ihr klarſtes Licht in die Dinge und ihre Bewegungen ſenkt, beleuchtet nur das, was ſich hervorthat. Es iſt eitle Arbeit, wenn ſie von den Königen

zenden Gesichtern dem Fremden entgegen. Es sind nicht mehr Schwedische Banden, die das Posthalteramt und die Schenkwirthschaft als Nebenbeschäftigung betreiben. Die Wirthschaften sind, wenn auch nicht elegant, doch modern eingerichtet. Die „Jungfrau'n" werden zu Demoiselles. Man sieht seidene Locken, schwarze Sammetenveloppen, Tüllhauben, und die dicke Wirthin in einem Orte fragte mich genau aus, wie denn die Catalani in Stockholm gesungen? In den Städten ist der kleine Gewerbsverkehr lebendig; ein freundlich sanftes Geschlecht, aus dem indessen zuweilen ganz tüchtige Redner zum Reichstage gehen. In Christianstadt, Ystad und Malmö werden die berühmten Schwedischen Handschuhe gemacht, welche zunächst mit den Dänischen durch die Europäischen Länder versandt werden. Malmö ist aus der Dänischen Geschichte als ein Ort bekannt, dessen Bürgermeister nicht immer die Stelle unterthäniger Regierungspräfecten spielten, sondern in recht überkräftig reichsstädtischem Geiste für das specielle Wohl ihrer Stadt sorgten.

Die letzte Station in Schweden machte ich zu Fuß. Es war nur eine halbe Meile bis

und Helden sich abwenden will, um nur das Volk zu schildern: wie tief und tiefer sie in die Schichten und Kreise dringt, sie conterfeit nur die, welche auch da Führer und Fürsten waren.

Die Geschichte geht wie ein großes Heer auf der Heerstraße fort, und in das Land daneben schickt sie nur Streifzüge, je wie die Gelegenheit es giebt, zum Auskundschaften und Beutemachen. Ja wenn die Büsche und Felsen zur Festung werden, wenn Entschlossenheit, Glaube und Muthsinn von den Hauptstädten und Straßen sich in die Schluchten und Winkel retten, dann ändern sich die Verhältnisse, aber nicht das ewige Gesetz; dann kann auch einmal ihre große Straße durch die unwegsamen Hecken der Vendée führen und über die schwindligen Klippenstege der Tyroler Alpen.

Die große Heerstraße der Geschichte von Jena bis Tilsit kennen wir, mit ihren Etappen, den großen Niederlagen. Auch Streifzüge macht sie in die Provinzen, aber wo ihr Brennspiegel Licht hinwirft, zeigt sie uns nur den Fall von Festungen, Capitulationen und Uebergaben. Weiter malt sie nichts, sie fand keine Vendée und kein Tyrol. Und hätten wir ein Buschland gehabt von der Elbe bis zur Oder, von dichten, stachlichten Hecken durchschnitten, und trüben Bergschluchten, um Felsblöcke herunter zu wälzen, die Franzosen wären doch ruhig durchmarschirt — damals! Es war nicht die physische Gewalt, es war der panische Schreck des Unerwarteten, Ungeahnten, es war der Zauberschlag der Wirklichkeit, was die verschlafenen und träumenden Seelen

niederwarf, da waren sie, enthüllt von allen ihren Illusionen, allen den Schirmen und Brillen, die sie um ihr Gesicht gethan, von dem niederschießenden grellen Licht geblendet, — in einen Starrkrampf verfallen. Der Schrecken mußte lange regieren, der Körper gelähmt bleiben, damit die Seelen wieder erstarkten.

Wir können auf der Heerstraße Schritt um Schritt verfolgen den Uebermuth und die Gewaltthätigkeit der Sieger, die Noth, das Elend, die Thorheit und Kleinmüthigkeit oder den stummen Grimm der Besiegten. Davon sind hundert Bücher zu lesen, wie es in der Hauptstadt und den großen Städten traurig und jämmerlich aussah; aber dasselbe Elend und dieselbe Noth breitete sich auch aus über das Land, und jeder Flecken und jeder Winkel hatte davon zu tragen und zu klagen. Von diesen Klagen nahm die Geschichte nur wenige auf, weil sie meint, es sei nicht nöthig zehnfach wiederholen, was an neun Orten eben so war wie an dem einen. Es schmerzte aber darum nicht weniger. Ja in der großen Anklage, die sie uns jetzt tausendfältig in die Ohren schreien, daß das Uebergewicht der großen Städte der zehrende Schaden des platten Landes sei, und daß, um dies gut zu machen, die Weltgeschichte umgekehrt oder neu gemacht werden müsse, und das Land und seine Grundherren die Uebermacht wieder gewinnen über die Städte, da führen sie auch an, daß das Land damals weit schwerer die allgemeinen Lasten getragen, und seine Aengste und Schmerzen ganz besondere gewesen, welche der Städter hinter seinen warmen Mauern, in der Gemein-

ſchaft der Vielen und unter dem Schutz der Ordnung, welche auch unter der Herrſchaft der Feinde bleibt, gar nicht kennen gelernt. Das iſt möglich, es hat ein jeder Schmerz ſein ariſtokratiſches Recht, daß er ſich für den erſten und größten hält, die der andern im Vergleich damit für klein. Aber wo das Unglück alle ereilt, wie eine Waſſerfluth, da, meine ich, iſt es an den Einzelnen, nicht zu rechten und zu rechnen, wer mehr verloren hat, ſondern daß, wer noch nicht ertrunken iſt, dem Ertrinkenden die Hand reicht, um ihn zu retten.

Doch kam der Feind nicht wie eine Ueberſchwemmung, ſondern wie graue Wolken, die langſam, aber ſicher eine Gegend überziehen, bis ſie in einen Regen ſich entladen, ſo durchdringend und andauernd, daß endlich kein noch ſo verſteckter Fleckchen undurchweicht iſt. Wohl ſah das Land auch viele Schreckensauftritte, wenn die erſten Feinde in die Dörfer ſprengten, in die Höfe preſchten. Krieg iſt Krieg, und auf die Namen kommt es nicht an, auch nicht ob der Sieger nimmt oder ſich geben läßt, worauf er Luſt hat. Was gut iſt, ſchlecht finden, was man nicht mehr genießen kann, verwüſten, und Gewaltthätigkeiten üben, wo man ſich Herr glaubt, das gehört nun einmal zur unverwüſtlichen Natur des ſubalternen Menſchen. Das Bischen Plündern und Mißhandeln hätte man abgeſchüttelt, wie ein Unwetter, aber dann die Colonnen auf Colonnen, die wie ein Alp ruhten, wie Vampyre ausſogen, und hinter ihnen die Maraudeure, die nächtlichen Einbrüche, Feuersbrünſte, die Lazarethe und ihr vergiftender Peſthauch. Doch das

übelste der Uebel war das System, das die Fremden mitbrachten, und auf die Verhältnisse, die sie vorfanden, impften. Ihre Commissaire, Receveure und Directeure litten weder Axtschläge auf die noch gefüllten Kisten, nein sie stellten Schildwachten davor, noch begünstigten sie die Plünderer, sie trieben sie wohl mit Klingenhieben fort und zwangen sie, was sie aus den Speichern auf die Gasse geworfen, selbst zurückzutragen. Denn was sie retteten, retteten sie für sich, die Besitzer wurden ihre Verwalter. Das war der feuchte Nebelregen, der in alle Poren des Landes drang, das Spinnengewebe der französischen Beamten mit höflichen Redensarten und lächelnden Mienen, aber mit Argusblicken und den Klauen des Luchses. Sie drangen bis in's Herzblut und hatten sich eingewühlt und gefressen, wie die Maden in alle Theile des Leibes. Nicht an einem Aderlaß sollte das Opfer verbluten, nein, sie pflegten und hätschelten es, damit es wieder Kräfte bekäme, und dann zapften sie langsam und sicher Tropfen um Tropfen ab. Das war der Schrecken der Schrecken, weil man es nicht sah, und doch in jeder Faser fühlte, das systematische Aussaugungssystem, das von der Hauptstadt auslief, bis es mit seinen Schlingen und Fasern das letzte Haus des letzten Dorfes umspannt hielt.

Ein grauer Nebelhimmel war es auch, der noch nicht regnen wollte, aber Regen schwitzte, als wir einer Jagdkalesche begegneten, deren sonst wohlgehaltene Pferde nur mühsam das leichte Gefährt durch die aufgewühlten Sandwege zogen. Daß die erscheinende Natur so oft Sym-

pathie hält mit den Dingen und Stimmungen, die uns drücken! Es war einer der Landestheile, wo die ganze Wucht des Unglücks sich noch nicht entladen hatte, aber die Wolken zogen und senkten sich immer tiefer, wie die an dem Novemberhimmel, der die Erde fast zu berühren schien.

In der Caleſche saß ein hochgewachsener Mann mittlerer Jahre, dessen mit Zobel besetzte Wildschur den vornehmen Herrn andeutete. Nachläſſig zurückgelehnt nahm er den größten Theil des Sitzes ein, den er mit einem andern theilen sollte. Der neben ihm war ein junger schmächtiger Mann, von blassem Gesicht, aber dunkel glänzenden Augen. Sein schwarzes Haar fiel unter dem Hut in lockenförmiger Kräuselung über beide Seiten herab, in einer Art, wie es damals noch nicht Mode war. Es war aber überhaupt wenig Modisches an dem jungen Manne; sein dünnes, abgetragenes Oberröckchen deckte nur den schwarzen Leibrock darunter, aber kaum die Knie und Füße gegen die herabfallende Näſſe. Die Pelzdecke, welche man beim Ausfahren wohl zu diesem Zwecke mitgenommen, hatte ein anderer junger Mann über seine Knie gebreitet, was sehr natürlich schien, da er vorn die Pferde lenkte. Aber der junge Mann draußen, sichtlich vornehmer als sein Platz, hatte, was man nennt, mehr auszugeben, nämlich das, was einen Schutz von innen gegen die Einwirkungen von außen gewährt; wie Einer, der ein gutes Frühstück zu sich nahm, besser der Kälte trotzt, als der, welcher hungrig in den naſſen und kalten Morgen ausreitet.

Er gehörte auch weder auf diesen Platz, noch auf

dieſen Wagen; das Reitpferd, welches der Knecht in Kutſcherlivree hinter der Careſſe ritt, war augenſcheinlich das ſeine, und er hatte es nur mit dem Kutſcherſitz und Dienſt aus Liebhaberei, oder um der Geſellſchaft willen vertauſcht. Man ſah, er wußte mit Pferden umzugehen, aber die Pferde kaum mit dem Wege zurecht zu kommen, beſonders jetzt, wo ſie durch eine Niederung ſich durcharbeiten mußten. Als auch die Pfeife, vielleicht in Folge der naſſen Luft, ihm ausgegangen war, hielt er einen Augenblick an, wie er ſagte, um die Thiere verſchnaufen, Andere mochten denken, um ſich vom Kutſcher, den er heranwinkte, Feuer geben zu laſſen.

„Frieren Sie auch nicht, Herr Candidat?“ fragte er zu dem jungen Manne gelegentlich über die Achſel.

„Es iſt eigentlich warme Luft,“ entgegnete der Angeredete, ob doch ein Fröſteln über ſeine Glieder fuhr.

„Wir ſind ja bald da, Baron, warf der Andere hin. Auch kann man oben in der Schenke, wo wir ohnedies anhalten müſſen, etwas Wärmendes zu ſich nehmen.“

Der vornehme Mann bedurfte nicht der Wärmung, obgleich er nicht gerade das auszugeben hatte, was der als Baron Angeredete. Er ſchien vielmehr mager, aber die Wildſchur hielt wie jeden Tropfen, jedes Lüftchen von ihm ab.

Die Pfeife brannte, aber der Weg ward nicht beſſer. Es war ein Knüppeldamm, der an einigen Stellen ganz aufzuhören ſchien. Die Hölzer waren verfault und in den Moorgrund geſunken, die Räder ſanken mit einem heftigen Ruck nach, und mußten, oft bis an die Achſe im Koth, ſich Bahn brechen. Hätten nicht hie und da ver-

krüppelte Weiden geſtanden, ſo hätte man fürchten können, den Weg ganz verloren zu haben. Der Herr in der Wildſchur ſchien dieſe Beſorgniß zuweilen zu theilen, indem er über die Räder auf den Boden unter ſich, und dann in die Ferne blickte, die, obgleich es noch früher Nachmittag, immer dunklere und unbeſtimmtere Schattirung annahm. Der Knecht, der, ſo viel es ging, ſich in der Nähe des Wagens hielt, mußte auch die ſtumme Sprache ſeines Herrn verſtehen.

„Herr Hofmarſchall brauchen keine Bange nicht zu haben, das iſt man hier in dem verfluchten Loch unter der Schwedenſchanze ſo. Weiß der Teufel, wenn's acht Tage im Herbſt geregnet hat, dann iſt's, als ob die Quierlitz ihr altes Bette ſucht, dann quirlt und quikt und ſprudelt es von Quellen, an die kein Chriſtenmenſch denkt, und iſt doch Sommers, wenn's trocken iſt, wie 'ne aufgeſprungene Brodkruſte, die der Bäcker verbacken hat."

Für die Herren im Wagen mochte das kein Troſt ſein, beſonders da derſelbe jetzt im hellen Waſſer fuhr. Der Baron wollte wieder anhalten.

Der Eigenthümer aber ermahnte ihn, getroſt dem Knecht zu folgen, der hier aus und ein wiſſe, und bald hörte auch das Plätſchern und Rauſchen unter ihnen auf, um wieder dem unangenehmen Stolpern und Holpern Platz zu machen, das erſt nach einer ganzen Weile nachließ, als der Erdboden ſich hob und den Pferden die ſchwierigere Arbeit blieb, die Caleſche eine langſam ſteigende Anhöhe durch tiefen Sand hinaufzuziehen. Der Hofmarſchall ſah jetzt etwas beſorgt auf ſeine dampfenden Thiere. Der Knecht verſtand ihn wieder.

„Gar nicht, gnädiger Herr! Da hätten Sie ſehen ſollen, wie ſie beim Vorſpann dran mußten, und gar wie die Kanonen im Bruch bei Dammerthin ſtecken blieben. Alles losgeſpannt im Nu, die Wagen gelaſſen, wo ſie ſtaken, und vor die Laffetten, und nun, das war ein Peitſchen und ein Fluchen, alles franzöſiſch, und ricks, racks, raus und durch! Ob ein Paar Stränge riſſen und ein Paar Thiere fielen, darauf kam es nicht an. Unſre ſahen aus, daß Gott erbarm, ich hab's dem gnädigen Herrn nicht geſagt, derweil Herr Hofmarſchall zur Kreisſteuer-Conſcription drinnen waren, aber ich habe ſie doppelt gefuttert und geſtriegelt; denn was gute Race iſt, hält aus. Dem Herrn Baron ſein Fuchs, dieſer, hat ja auch nach Daberlow 'nen Pulverwagen ziehen müſſen. Da hieß es: Zieh, Schimmel, zieh! Und ſieht doch wieder ganz reputirlich aus. Den Franzoſen ihre Thiere aber, das ſind Schindmähren, mit Reſpekt zu ſagen. Kaninchen ſind das, und keine Pferde. Ich kenne ſie ja, wenn ſie damit in die Oderbrüche kommen!"

„Deſto ſchlimmer für uns!" ſeufzte der Hofmarſchall, als er abſtieg, um den Pferden Erleichterung zu ſchaffen und der Candidat folgte; der Baron nahm ſeine Büchſe und ſprang vom Bock, jetzt eine elegante Jägergeſtalt, in dem grünen, knappen Ueberzieher mit Metallknöpfen und den glänzend gelben Klappſtiefeln. Die Herren waren, ohne ſelbſt zu eilen, dem Wagen vorauf, und hatten die Höhe erreicht. Der Baron, der ein verdrießliches Geſpräch mit dem andern über die Pferdelieferungen geführt, blieb hier ſtehen, und ſah mit einem prüfenden

Kennerblick umher: „Ich wünschte, die Nackers, die Franzosen, würden auch mal hier durchgefahren, daß sie im Dreck stecken blieben. Wozu ist sonst solcher Moraſt!“

Der Hofmarschall wandte unwillkürlich das Gesicht, als wolle er nach dem Wind sehen.

„Lassen Sie sich nur von Herrn Mauritz erzählen, sagte er dann. Etwas Aehnliches hat sich hier schon in der Vorzeit zugetragen.“

Der Candidat erzählte kurz, aber doch noch vielleicht zu lang für die Aufmerksamkeit seines Zuhörers, daß der Sage nach in diesem Sumpfe der größte Theil eines deutschen Heeres in dem furchtbaren Wendenkriege um den Besitz der Marken den Untergang gefunden. Das Historische schien aber den Baron nicht sehr zu interessiren, auch nicht, daß es vielleicht Otto der Große selbst gewesen, der den Angriff seiner Heere geleitet.

Sie standen auf einem jener gewellten Hügelzüge, die sich so oft in den Marken mitten aus dem flachen Bruchland erheben, zuweilen in so regelrechter Form, daß das Auge zweifelhaft wird, ob es mit einem Spiel der Natur oder einer Befestigungskunst zu thun hat, deren rohe Züge durch die Jahrhunderte wieder verwischt sind. Die Kiefern, welche in unregelmäßigem Aufwuchs die Höhe bestanden, konnten indeß für den Kenner die Formen eines altslavischen Burgwalls nicht verbergen, hier auf einer der Sandhöhen errichtet, welche das Meer bei seinem Abzuge von diesen Alluvionen zurückließ. Wo der Wall gegen Mitternacht sich deutlich mit dem Hügel zugleich senkte, erhob sich gegenüber eine fort-

geſetzte Reihe von Hügeln, auf denen unverkennbar Hünengräber ſtanden, das erſte nächſt gelegene von beträchtlicher Größe, die Formen der tiefer nach dem Bruchland zu gelegenen hatte der Pflug ſchon mehr verwiſcht.

Die Andern waren zweifelhaft, was der Baron beabſichtigte, als er in's Erdreich des Walles mit dem Ladeſtocke bohrte, und mit der Hand nachdrängend, das Herausgezogene an's Licht hielt.

„Sie ſuchen doch nicht nach Schätzen, ſagte der Hofmarſchall. Jene Vorzeit hatte nach unſerer Taxe keine, als die unſre Einbildungskraft ihnen beimißt.“

Der junge Mann zeigte eine Handvoll fetter ſchwarzer Erde: „Sind das keine Schätze, Herr von Quarbitz? Alle dieſe Wälle ſind von Lehm und der fetteſten Dammerde gebacken und geſtampft; wie hätten ſie ſonſt durch ein Jahrtauſend ſich ſo ſteil erhalten! Jenen alten Heiden, Ketzern oder Barbaren will ich's verzeihen, die aus dem Moor die Schätze, die ſie nicht kannten, auf den Sandhaufen ſchleppten, und damit nichts Beſſeres anfangen zu können glaubten, als Schanzen zu bauen, die ſie doch nicht vor den Eroberern ſchützten; aber daß wir, die wir uns gegen die Feinde nicht verſchanzt haben, ſondern ihnen alle unſere Feſtungen auf den erſten Trompetenſtoß übergeben, dieſe Schätze liegen laſſen, iſt Sünde und Schande. Sehn Sie hier, Hofmarſchall — er fuhr mit dem Hacken etwas tief in den Boden, daß der trockne Sand unter der feuchten Überlage aufflog — purer Staub und Kiennadeln! Wenn jene Kerle, die eigentlich Vieh waren, denn ſie hatten keine Maſchinen und keine

Ystad. Dafür kam mein kleines Felleisen und mein Mantel auf einem großmächtigen Zweispänner hinterher. Auch diese Stadt hat kein Schwedisches Ansehn, die Häuser sind niedrig und schienen zum Theil von Stein. In Ystad muß sich der Fremde auf eine doppelte Kreide gefaßt machen. Zweimal in der Woche fahren die Dampfboote von hier hinüber nach Greifswalde und bringen zweimal die Deutsche Post herüber. Das Schwedische Schiff heißt Constitucion. Die Preise für die Passagiere sind theuer und stehen in keinem Verhältnisse weder mit den ziemlich billigen auf den Schwedischen Gewässern, noch mit den Dänischen, welche Kopenhagen jetzt in den regelmäßigsten Verkehr mit allen Küstenländern bringen. Mit deshalb mag der Weg vom Continent nach der Halbinsel über Kopenhagen jetzt der gewöhnliche geworden sein.

Die Wellen spülen von Deutschland herüber an den frei am Meere gelegenen Hafen. Bei einbrechender Nacht ging das Dampfboot ab, welches am Morgen den Schwedischen Gesandten aus Constantinopel, Grafen Löwenhjelm, nach Schweden gebracht. Nach Deutschland nahm es diesmal nur zwei Preußische Passagiere hinüber.

Die

Induſtrie, auf ihren Buckeln den ſchwarzen Koth da hinauf tragen konnten, höchſtens mit Ochſengeſpann, was ſind wir denn, die wir Maſchinen haben und Ochſen auch, daß wir ihn zuſammengeballt liegen laſſen, wo wir damit zwanzig Morgen Sandboden düngen könnten."

Der Hofmarſchall lächelte. Sein Verwalter hatte auch ſchon einmal daran gedacht, die Wälle abkarren zu laſſen, wenn auch nicht zu Weizenäckern, doch um den Damm durch den Moraſt höher ſchütten zu laſſen. „Aber mein Herr Vetter in Jlitz wollte davon nichts wiſſen. Sie erinnern ſich vielleicht nicht, daß Querbelitz, was wir jetzt paſſiren, ein Lehngut iſt, was denen von Jlitz und Dulitz zu gemeinſamer Hand gehört."

„So war's ja ſein Profit auch!"

„Er hält aber die auf den Profit ſehen, nicht für Edelleute, entgegnete der Hofmarſchall mit dem Anflug einer moquanten Miene, deren Spitze auf den jungen Baron gemünzt ſein konnte. Passons là-dessus, mon cher. Auch paßte es nicht in meines Vetters Kram, wenn ich den Damm fahrbarer machte, und wir dadurch leichter zu einander kämen."

Der Baron ſah ihn verwundert an: „Sie leben doch nicht in Feindſchaft? Sonſt würden Sie ihn jetzt nicht beſuchen wollen."

„Gewiß nicht, wir vertragen uns, wenigſtens ich weiß ihn zu ertragen. Aber ce sont ses idées feudaliques, daß ein guter Edelmann eigentlich wie ein Klauſner iſolirt leben ſoll. Je weniger Umgang und je weniger Communicationen, um ſo ſicherer ſteht er für

ſich, ein Patriarch, ein König oder ein kleiner Gott unter ſeinen Schafen, Ochſen und Unterthanen. Die liebe Familie nicht zu vergeſſen, — ſetzte er etwas leiſer hinzu. Da er nun den alten Graben um ſein Schloß wieder aufräumen ließ, unbekümmert um den Geſtank, der ſeine Damen in Verzweiflung brachte, ſo mögen ſie denken, daß er zu einer Regulirung der Quierlitz ſich am wenigſten verſtehen würde."

„Mein Gott, der Herr von der Quarbitz will ſich ſich doch nicht in Ilitz gegen die Franzoſen verſchanzen!" rief der Baron.

„Was er will, werden wir erfahren; ich fürchte aber — nichts Geſcheidtes."

Die Caleſche war längſt auf der Höhe, aber der Kutſcher brachte aus dem Gehölz die unangenehme Nachricht, daß der kleine Fluß, den wir die Quierlitz nennen hörten, dermaßen reißend geworden, daß vermuthlich der Schulze drüben es für gerathen gehalten, die Bohlen der Brücke abtragen zu laſſen. Das Reſultat war, daß Wagen und Pferde an der Stelle nicht hinüber konnten, ſondern rechts eine andere Brücke oder Fuhrt ſuchen mußten, um das Waſſer zu paſſiren. Das verurſache einen beſchwerlichen Umweg, wo nicht einen gefährlichen, da der Wagen zwiſchen dem Rande der Hügel und dem Moor ſich ihn erſt ſuchen müſſe. So verſicherte wenigſtens der praktiſche Knecht und ſchlug vor, daß die Herrſchaften zu Fuß hinüber möchten, derweil er mit dem ledigen Wagen ſie ſchon noch an der Querbelitzer Schenke zu treffen hoffe.

Der Baron, obgleich vor Kurzem erſt in der Provinz angeſiedelt, wußte doch, daß das Flüßchen jenſeits des Kiefernwaldes ſich einen tiefen Durchweg durch die Hügel gebahnt, und, wenn es angeſchwollen, ein Fußgänger zugleich ein verzweifelter Springer ſein müſſe, der von einem ſteilen Ufer zum andern wollte.

„Die gnädigen Herrn gehn mit Verlaub über den Butterkrab," entgegnete der Knecht auf den Einwand.

Der Hofmarſchall gab eine kurze Erklärung des Epithetons, welches der Witz der Bewohner einem Richtſteig beigelegt, den die Bauerfrauen an den Markttagen benutzten. „Er iſt etwas beſchwerlich, indeſſen was erträgt man nicht, ſetzte er lächelnd hinzu, wenn das Ziel ſchön iſt." Der Baron erklärte ſich zufrieden, ohne Nichtwege im Leben komme man nie zum Ziel, und obwohl der Bauer von Natur ein Hornvieh zum Speculiren, ſei er doch pfiffig genug, wo es am beſten krumm 'rum zu kommen gelte.

Der Wind hatte inzwiſchen in den Kiefern zu ſpielen angefangen, bald klärte er die obere Luftſchicht, daß auch etwas vom Sonnenlicht auf ihre Scheitel fiel. Es war kein ſchönes, auch kein beſſeres Wetter, aber doch der Schein davon. Man ging daher leichteren Muthes an die Promenade. „Vergeſſen nicht Herr Hofmarſchall, rief der Knecht ihnen nach, als der Wagen ſchon über die Wurzeln rollte, bei den Blutſteinen rechts um die Ecke, geradeaus geht's nach Rauwalk."

Die Fußgänger mußten durch den Burgwall, um links auf dem Hügelrande den beſchriebenen Fußſteig zu

erreichen. Der Boden war glatt von den Kiefernadeln; an ſchrägen Stellen gleitete man aus. Von den Wipfeln kamen dichte Tropfenſchauer, die der Wind oder das Anſtoßen gelöſt, und Schwärme von Krähen löſten ſich auch bei ihrer Annäherung von den Kieferäſten und umkreiſten mit ihrem unmelodiſchen Angſtruf die Wipfel. Baron und Hofmarſchall geriethen trotz aller Hinderniſſe in lebhafte Unterhaltung. Der Baron fand vieles unrecht und überall etwas auszuſetzen. Warum hätte man hier keine Krähenhütte angelegt, dazu wenigſtens wäre ſolche alte Umwallung in der Wüſtenei zu nutzen. Er gerieth ſogar in eine hiſtoriſche Erörterung, warum man das Volk nicht aufkläre, das dieſe Erdwälle irrthümlich „Schwedenſchanzen“ nenne. „Und die Kerls ſchwören noch darauf, und ſind ſtolz, als ob die Schweden, die eine cultivirte, in der Technik erprobte Nation waren, ſolche plumpe, hohe Wälle für ihre Kanonen aufgeführt hätten. Wo ſollten denn die auf der ſchmalen Spitze ſtehen! Und als ob ſie, denen die Städte des Landes offen ſtanden, ſich in irgend einem feuchten Winkel, im Bruch und Moor, zwiſchen Sumpf und Pfützen, verſchanzt haben würden.“

„Unſres Volkes Erinnerungen gehn nicht weit zurück, ſagte der Candidat. Der dreißigjährige Krieg hat in dieſen Gegenden nicht allein phyſiſch ſo gewüthet, daß ganze Dörfer von der Erde verſchwanden, er hat auch moraliſch die Generationen verdumpft und ſchwachſinnig gemacht. Geſchichte, Sage und Tradition ſind dem armen Volke völlig entſchwunden. An den Namen Schwede knüpft ſich für ihn Alles, was über das Gewöhnliche

hinausgeht. Der Schwede iſt für ihn der Heros und der Barbar, er iſt Rieſe, Hüne und mitunter ſogar der Teufel ſelbſt.“

Der Hofmarſchall fügte hinzu, daß die Schweden in dieſen Gegenden beſonders arg gehauſt. „Als ſie darauf von den Brandenburgern nach dem Tage von Fehrbellin hier eine böſe Schlappe erlitten, haben die Bauern mitgeholfen. Mit ihren Dreſchflegeln und Miſtgabeln drangen ſie in ein Quarrée und haben die Schweden bis auf den letzten Mann niedergedroſchen.“

Der junge Baron ſchüttelte den Kopf.

„Trauen Sie unſern Bauern den Muth nicht zu?“

„Wenn's die oberſchleſiſchen meines Bruders wären, meinethalben! Da iſt noch polniſch Blut drin. Wenn der Gutsherr ihnen Branntwein, der Pfaff den Segen giebt und etwa noch den Strumpfband einer Heiligen an ihre Fahne bindet, dann ſchlagen ſie los, worauf es ſei, wie Teufel. Womit wollen Sie aber dieſe hier aus ihrem Phlegma rütteln? Kann ich ſie nur dazu bringen, ihre Aecker zu mergeln? Sie ſehen, wie meine Felder prosperiren; ſie haben Geſpann, Zeit, Arme. Gott bewahre. — Ihr Schwernöther, warum denn nicht? — Sie grinſen und krauen ſich hinterm Ohr: Ja, Herr Baron, das mag für den gnädigen Herrn ſchon gut ſein, aber für uns paßt es nicht. — Oder daß ſie ihre Gemeindewieſe, die immer mehr verſumpft, trocken legen? Mit ein paar Gräben wär's gethan. — Wozu das? Unſre Väter und Großväter haben's nicht gethan und haben auch gelebt! — Ich will mich mit ihnen abfinden, ich will, ich mag ihre Hofedienſte nicht, bezahlte Arbeit iſt beſſer als Frohndienſt, ich ſtelle ihnen

die beſten Bedingungen. Ja ſie wollen ſich bedenken. — Habt Ihr Euch bedacht? Ja, gnädiger Herr. Ich rechne es ihnen wie das Ein mal Eins vor, daß es ihr eigner Vortheil iſt. Habt Ihrs verſtanden? — Ja, gnädiger Herr! — Alſo nun wollt Ihr? — Da drehn ſie die Mütze in der Hand und kneifen die Augenwimpern: Ne, gnädiger Herr, wir denken, es iſt nun mal ſchon ſo, nun mag es auch ſo bleiben. — Nun, ſo denk ich, bleibt hinter Eurem Ofen ſitzen, eßt Schlippermilch und Buchweizengrütze bis an den jüngſten Tag, und geht im Sommer im Schafpelz, aber wer Euch hinaustreibt, um ſelbſt für Euer Beſtes zu ſorgen, der ſoll noch geboren werden."

„Sie vergeſſen, Baron, daß der brandenburgiſche Bauer Friedrichs beſter Soldat war."

„Dreſſirt. Wo iſt denn hier im ſiebenjährigen Krieg nur ein Freicorps zu Stande gekommen."

„Herr Mauritz ſcheint anderer Meinung", ſagte der Hofmarſchall, vielleicht weil es ihm unbequem war, ſeine zu äußern, vielleicht weil er keine hatte.

Der Candidat äußerte beſcheiden, ein Urtheil darüber ſtehe ihm nicht zu.

„Ei, Sie ſprechen doch ſonſt über Manches, worüber ich Sie nicht zum Informator nahm, lautete die Antwort, und hier hört Sie Niemand."

Der junge Mann erröthete etwas: „Ich glaube, es iſt in der ſittlichen wie in der phyſiſchen Welt jedem Dinge ſein Maaß geſetzt. Darüber hinaus wächſt kein Baum, und der Geduldigſte erträgt nicht mehr, als — Gott ihm auferlegte, daß er ertragen ſollte."

Nach einer Pauſe, die Andern ſchwiegen, ſetzte er hinzu: „Wenn der märkiſche Bauer das wieder ertragen ſollte, was unter Schweden und Wallenſteinern, ſo glaube ich, iſt er noch heut ſo fähig als damals, die angeerbte Trägheit abzuſchütteln, ſich umzukehren, vielleicht aus der Menſchenhaut in einen Tiger oder Dämon zu ſpringen. Freilich, aus ihm heraus kommts nicht. Die Hülfe muß von anderswo ſein. Es bedarf des Lichtfunkens, der Trommetenſtöße, daß ſein Innerſtes erbebt und empfänglich werde für die Erkenntniß. Wo dieſer Stoß jetzt herſchallen ſoll, weiß ich nicht. Er hat keine Führer, keine väterlichen Freunde, keinen, der mit ihm fühlt, ihn liebt. Die die Aufgabe hätten, ihn aus der Verdumpfung aufzuziehen, betrachten ihn als eine Maſchine, ein Werkzeug, er iſt ihnen nicht mehr als der Spaten, der ihre Schollen umwirft, ein Laſtthier, ſie nennen ihn auch ein Hornvieh. Für den Staat iſt er nichts als der große Teich, das Gehege, worin er ſeine Schlingen und Netze auswirft, wenn er Soldaten bedarf. Nummern, Zahlen, zum Statiſtiken, Futter für's Pulver, iſt er beſtimmt, ohne andere Beſtimmung, als, wenn er abgenutzt iſt, fortgeworfen zu werden. Was wundern wir uns, daß er die Schwielenhaut der Trägheit und Gleichgültigkeit immer feſter um ſich zieht, um ſich zu ſchirmen gegen die Stacheln und Schläge, daß er jene Pfiffigkeit und Schlauheit ausbildet, die auch das Thier mit ihm gemein hat, wenn es ſeine Peiniger wieder ſticht. Was, daß der kleinherzige Egoismus die kleingetretene Seele ausfüllt, wo ein brauſendes Hohngelächter ihm antworten würde, wenn er von

ſeiner Menſchenwürde ſprechen wollte. Was weiß er von Freiheit, Vaterlandsgefühl, von den Ideen, die den Edlen über ſich ſelbſt erheben, zu Opfern muthig machen. Der König freilich iſt ihm das Bild der Allmacht und Gerechtigkeit auf Erden, aber wie unklar, undeutlich iſt dies Bild. Wo ſieht er ihn unvermittelt, in belebender, perſönlicher Größe. Wohl ſah der Bauer einſt ſeinen Friedrich, und er lebt noch in den Hütten, ſo ſah er auch ſeinen Retter aus den ärgſten Nöthen, den großen Kurfürſten, da ſchuf Verzweiflung und Dankbarkeit eine Begeiſterung, die —“

Die Beiden hatten ſchon lange nicht mehr zugehört, als der Aeltere den Jüngeren hier mit einem: „Apropos, beim großen Kurfürſten“ auf die Schulter klopfte. Sie hatten den Ausgang des Kiefergehölzes erreicht, und es war nur noch ein halb entblätterter Elſenbuſch, der die Ausſicht über die weite Moorgegend vor ihnen verbarg, während ſie vom letzten übermooſten Waldknollen eine weite ziemlich über den zurückgelegten Strich hatten.

„Dies iſt auch das Werk des großen Kurfürſten, Herr von Eppenſtein,“ ſagte der Gutsherr, und wies auf einen überwachſenen Erddamm hinter ihnen, welcher an den Hünengräbern quer in's Land ſchnitt, und den man jetzt durch eine Lichtung des Holzes bequem überſehen konnte: „Von daher flutheten vor Alters die Sumpfwäſſer und Quellen, welche heut das Flüßchen, die Quierlitz bilden, und ergoſſen ſich in's Torfmoor, durch das wir müſſen. Der Bach, der ſich in den Hügeln ein Bett geſchnitten, war damals nur ein Abfluß, möglicherweiſe

auch nur ein Graben, von den Wenden, um die Mühle zu treiben, ausgetieft."

„Oder um die Festung fertig zu machen," unterbrach der Baron, der mit raschem Blick die Position erkannt hatte. Die Hügelkette mit dem Burgwall und den Hünengräbern mußten, von dem alten See, dem tiefen Graben und dem Meer umschlossen, eine starke Fortifikation jener Zeit abgegeben haben. „So ganz dumm waren die alten Heiden auch nicht."

„Der große Kurfürst war aber noch klüger," setzte der Hofmarschall seine Erklärung fort und beschrieb, wie man in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts den Erdwall geschüttet, der die Fluth allmälig dämmte und das Wasser in das enge Bette zwischen den Bergen trieb. „Nur schade, die Arbeit ward nicht fertig, der Damm nicht hoch und fest genug. Im Herbst und Frühling brechen die Hochwasser durch und suchen doch wieder ihren alten Weg."

Der Baron lachte etwas höhnisch auf: „Wie Alles hier, es ward nicht fertig. Gut gedacht und schlecht ausgeführt. Angefangen und liegen gelassen. Ein großer Ansatz und ein kleiner Sprung. Wissen Sie, was mein Vater sagte? — Ein Dutzend betriebsame Köpfe ins Land und drei Schock Generale, Kriegsräthe und Minister weniger, und er wollte pariren, ob nicht aus der Kurmark ein so propre Ländchen würde, das seine Leute nährte wie der Magdeburger Boden."

Der alte Edelmann unterfaßte den jungen, indem sie den letzten Abhang in den Elsenbusch hinabstiegen.

„Das ſind Principes, mon cher baron, über die ſich viel ſagen läßt, dafür und dagegen. Aber was geht es uns an! Als Freund rathe ich Ihnen indeſſen zu ſchweigen, wenn wir bei meinem Vetter ſind. Es iſt ſchon nicht gut, das Wort Melioration zu brauchen, und er wittert Unrath, wie der Jagdhund ſtutzt, wenn es raſchelt. Ueber dieſe verwünſchten Sümpfe, dieſen Bach, die Quierlitz, ihre Regulirung, die Mühle, ah mon dieu, wenn ich Ihnen alles erzählen ſollte, was uns das Verdruß gemacht, Verredereien, Advokaten, Prozeſſe auf den Hals geladen — Mon cher ami, man muß nichts, was ſchlimm iſt, noch ſchlimmer machen. Man muß die Menſchen, ein Land und die Zeit nehmen, wie ſie ſind, dann kommt man noch am beſten fort.“

Die Lichter der Stadt glänzten noch fern über die dunkle See. Nach einer glücklichen Nachtfahrt, die doch nicht ohne Rückerinnerungen an die auf dem Kattegat abging, sah ich, bei heiterm Morgen auf die Kajüte steigend, die weißen Kreidefelsen von Yasmund. Bald grüßten die Pommerschen Küstenthürme. Bis zur Stadt Greifswalde selbst geht das Dampfboot bis jetzt noch nicht. Schon bei Peerd hatte uns das erste Deutsche Gesicht gegrüßt, ein Monchguter Lootse, hier empfingen uns die ersten Preußischen Gendarmen. In dem einen fand ich eine Seltenheit — einen zufriedenen Mann. Ein geborner Schwedisch-Pommer, war er Schwedischer Soldat gewesen, in Russischer Gefangenschaft, verwundet, ranzionirt; seine Schicksale konnten einen Roman abgeben, er hatte vielfältig Alles verloren, nur nicht eine gewisse Laune und ein gewisses Glück; kurz ein ganz zufriedener Mann empfing mich, und ich nahm seine Erscheinung als ein gutes Omen an. In Greifswalde kann sich jeder Reisende von den Beschwerden der Nacht in dem trefflichen Gasthofe zum Deutschen Hause erholen. Aber wohin ging die Zufriedenheit, als der Reisende,

Zweites Kapitel.

Die Blutsteine.

Wenn die Monotonie einer afrikanischen Wüste den Maler zum Bilde begeistern kann, was nicht auch eine der wüsten Moorgegenden, an denen unsere Küstenländer so reich sind, noch reicher waren. Das Licht macht die Landschaft; die Stimmung, in der wir sie betrachten, drückt ihr den Charakter auf. Der einsame Raubvogel, der über dem buntschillernden Wasserspiegel schwebt, die graue Weide, vom Winde zerrissen, das bleichende Gebein eines Thieres, ein morscher Wegweiser, dessen Arme niedersinken, eine überwachsene Wagenspur, die in Gras und Moos sich verliert, — hauche das rechte Licht darauf und bringe den Sinn dafür mit, so ist das Bild fertig.

Aus dem grau dunstenden Horizont schoß ein mattgelber Lichtstrahl auf das Torfmoor. Es lebte und es war doch kein lebendiges Wesen da, so weit das Auge trug. Auch der Wind bewegte nicht die entblätterten Gesträuche. Grau in Grau umspannte Himmel und Erde. Und doch hätte es einen Maler entzücken können, das weite Fernbild einer ersterbenden Natur. Die scharf

geſchnittenen Torfgräben mit ihren grauen Waſſerlinien freilich nicht, ſie verwunden das künſtleriſche Auge. Aber dieſe Linien, Winkel, liefen nur aus wie Radien und Zacken, welche die Kultur hineingeſchnitten in die noch unbewältigte Maſſe. Das war ſie freilich hier nicht, die Väter der Väter hatten ſchon Torf gegraben, aber das war lange her, und die Natur hatte wieder Beſitz genommen von ihrem Eigenthum. Die ſcharf abgeſtochenen Wände waren eingefallen, das Waſſer quellte über. Geſtrüpp und Schilf wucherten und die braungelben Hügel waren überwachſener Auswurf des Spatens. Da verfiel eine Hütte von den alten Torfgräbern, zum Schutz vor der Witterung, errichtet; aus ihrem eingeſunkenen Dach wuchſen junge Birken auf. Und wenn der ſchräge, gelbe Strahl alle die aufquellenden Waſſerſtrahlen traf, wenn er ſich drüben am Horizont an den bloßgelegten Hügeln, die ihren rollenden Sand in's Moor ſchütteten, brach, konnte man ſagen, die Gegend blitzte, lebte; es war aber nur das letzte Aufblitzen, hätten andere geſagt, eines Sterbenden, ſeine Augen ſtarren noch einmal, ſie leuchten noch einmal die Gegenſtände an, die er nicht mehr ſehen ſoll, und im Körper iſt ſchon der Todesfroſt, der ihn niederſinken läßt, ein ſtarrer Klumpen, Erde, um Erde zu werden. Wenn die Wolken ſich ſchloſſen, der Strahl verſank, ſchillerten und blitzten auch die Waſſer nicht mehr, es ward alles wieder Grau in Grau.

Als der Baron, der Geſellſchaft voraus eben, aus dem Elſenbuſch trat, ſchoß dieſer rötblich gelbe Wetterſtrahl gerade hinter einer ſcharf abgekanteten Wolke

ſtärker als vorhin nieder. Es war eine Wirkung, wie etwa die alten Maler Jehova andeuten, der aus den Wolken ſich den Propheten verkündet. Ein goldbrennender Lichtſtreifen fuhr ſchräg über die Haide, die kleinen Seen und Waſſertümpel, die er berührte, gleichſam entzündend. Er konnte einen Wanderer, der in der Wüſte dies unerwartet ſah, erſchrecken. Auch fuhr der Baron zurück, wenigſtens zog er den Fuß, der eben über eine Moortiefe nach einer feſten Wurzel drüben den Anſatz nahm, wieder ſacht an ſich, bog ſich dann links mit dem Körper und ließ mit angehaltenem Athem den Riemen ſeiner Flinte von der Schulter gleiten, bis das Gewehr in ſeinem Arme lag. Aber ſein Auge verfolgte nicht den Sonnenſtrahl bis zu den fernen Sandhügeln, ſondern haftete auf zwei Steinen, die gegen hundert Schritt von ihm in Mannshöhe ſich aus dem Moore erhoben. Sie ſchienen, von tauſendjährigen Regenſtrömen und Waſſergüſſen abgeſpült und von der Sonne gebleicht, wie Gebeine der Erde in der braunen Wüſte zurückgelaſſen, aber der Reflex des Sonnenſtrahls brach ſich röthlich an ihrer Kante.

Ehe es hinter ihm ausgeſprochen war: „Um des Himmels Willen, was thun Sie, Baron!“ war der Schuß losgegangen. Er hallte dumpf hin über die lautloſe Stille der Heide. „Nur ein paar Krähen, da auf den Steinen,“ antwortete der Schütz, die Hand über den Augen, durch den Pulverdampf blickend. Darüber ſah er nicht die Wirkung, welche der Schuß ihm ganz zunächſt auf den Hofmarſchall hervorgebracht. „Das ſind ja die Blut-

ſteine. Mein Gott, was mußten ſie das!“ Kaum aber waren die Worte heraus, als ein entſetzlicher Angſtſchrei in unarticulirten Lauten gehört ward. Der Hofmarſchall, nicht einer der behendeſten, war mit einem Satz auf der Elſenwurzel und der Candidat ihm nach: „Da iſt ein Unglück paſſirt!“ — „Was wird's denn ſein! brummte der Baron, ſein Gewehr in Ordnung bringend, das iſt ein altes Weibergeſchrei.“

Der Baron hatte Recht, das Geſchrei kam von einer alten Bauerfrau; die Hände vorm Geſicht, ſchien ſie ein angeſchoſſener Vogel, der vor dem aufſuchenden Jäger noch einmal aufflattern und fliehen will, aber er weiß nicht wohin. Hinter den Steinen war helles Waſſer. Das arme Weib ſank am Ende des einen nieder, und wimmerte: „Gottes Gnade und Barmherzigkeit, Herren Franzoſen, ich bin ein unſchuldiges Weib!“

„Elle est blessée!“ rief der Hofmarſchall, denn Blut tröpfelte allerdings von ihrem Geſicht über ihren Bruſtlatz.

„Ach mein Gott, die alte Suſe, die Botenfrau aus Illy“ rief der Candidat.

„Die iſt todt, rief der Baron, eine blutende Krähe am Flügel aufhebend. Da fließt's ja vom weißen Stein! — Krähenblut, Herr Nachbar, weiter nichts. Mein Schrot geht nicht um die Ecke.“

Das Weib wimmerte noch immer: „Gnade, allergnädigſte Herren Franzoſen, ich bin nur die Botenfrau, ich habe nichts. Mein Mann iſt todt, mein Sohn iſt auch todt; ich habe nur die armen Würmer zu Hauſe.“

Der Hofmarſchall war näher getreten. Er fragte,

ob sie verwundet -- er meine, ob sie blessirt sei, ob es ihr wo weh thue?

Es kostete einige Weile, bis die Alte zur Besinnung kam, und einige Rückfälle, bis sie in ihrem Zittern vernünftige Antworten fand. Sie war von der gnädigen Herrschaft von Aix mit vielen Besorgungen nach der Stadt geschickt, und hatte sich hier nur etwas verpusten wollen. „Lieber Gott, man geht doch auch schon auf die Achtzig los, und Botenlaufen ist ein sauer Brod." Aber sie wollte sehen, wo die Jüngste es ihr nachthäte, denn warum, sie kenne den Weg wie Eine, aber es seien zu schlimme Zeiten, und wer heut sich niederlegt, der wisse nicht, ob er morgen wieder aufsteht. „Nur wie's da knallte, da kam's heruntergeschossen, blutroth und heiß," und sie hätte gedacht, das Herz wäre ihr gesprungen und der Kopf auch, „denn die Franzosen sind zu grausam, gnädiger Herr."

Der gnädige Herr fragte, ob jetzt Franzosen in Aix lägen?

Der Schuß hatte nicht ihr Herz getroffen, aber es schien, in die Zunge, und sie gelöst. Franzosen waren jetzund keine da in Aix, aber der taube Herr Pastor, der hatte noch Panduren im Quartier gehabt, damals im Siebenjährigen. Die stahlen wie die Raben, und sprachen, was keine Seele verstand. Aber die Franzosen, das ginge wie ein Sturmwind, rauh und rein, und Alles wär' ihnen zu schlecht, und wollten immer das Beste haben, und die wüßten, wo alles liegt. Mit dem Pferd in die Stube rein, und nun mit dem Säbel auf den

Tiſch. Und das würde noch ſchlimmer werden. Die ſchonten das Kind im Mutterleib nicht. „O du lieber Gott, du lieber Gott!“ rief ſie von Neuem aufwimmernd, und ſuchte die heraus gefallenen Sachen aus der Kiepe, welche in der Verwirrung umgeſtürzt war. „Wenn ſie das gekriegt hätten, ich hätte mich ja mein Lebtag nicht wieder vor der gnädigen Herrſchaft ſehen laſſen dürfen.“

Der Candidat war ihr beim Aufleſen behülflich. Beim Hofmarſchall ſchienen die Gegenſtände nicht gerade ein Intereſſe zu erregen, doch betrachtete er einige mit Aufmerkſamkeit.

„Was ſollen denn die wollenen Strümpfe in der Stadt? Iſt eine Lieferung für's Lazareth commandirt?“

„Gott bewahre, gnädiger Herr, ſo was Feines für das! Die gnädigen Fräulein haben's ſelbſt geſtrickt, ganz heimlich. O ich habe noch manches ſonſt. Das iſt alles, Sie müſſen mich aber ja nicht verrathen, für den gnädigen Herrn Cornet Theodor. Ach Gott, das junge Blut!“

Die Botenfrau wiſchte mit der Schürze die Augen. „Daß ſo feinen und vornehmen Herrſchaften auch ſo was begegnen muß! Splitternackt, ja barfuß kann man ſchon ſagen, denn die Zehen ſteckten ihm aus den Stiefeln. Ich ſah ihn ja ankommen, und kothig und ſtaubig. Wenn's Unſereinem geſchieht, nun, da weiß man, das iſt ſo, und ſchadet nichts. Aber ſo mir nichts, dir nichts, wieſen ihm der gnädige Herr Major die Thür. Es that ja Noth, daß ihm die gnädige Frau einen Biſſen in den Mund ſteckte, ſonſt wär er ohnmächtig worden, und der gnädige Herr Major wollten's nicht ſehen, drum ſchmiſſen

Sie die Thür zu. Und ist seines Bruders Frau Schwester leiblich Kind, und ein so hübscher, junger Mensch!"

Also die Geschichte ist noch nicht aus, murmelte der Gutsherr. Lauter setzte er hinzu: „Der Cornet ist noch in Kawwalk?"

„Und der Herr Major wollen nichts von ihm wissen, noch hören, und schicken ihm keinen Groschen. Ja, wovon soll er denn leben, sagten die gnädige Frau. — Da sagten der gnädige Herr ein Mal: Von der Schande! und spuckten aus. Und die gnädigen Fräulein weinten, denn sie sind ihm alle gut."

„Sie vermutheten in dem alten Weibe wohl nicht einen *postillon d'amour*?" sagte spöttisch der Hofmarschall zum Baren; zur Botenfrau aber: „Welches Fräulein hat ihr denn die besten Sachen für den jungen Herrn mitgegeben?"

Die Frau mußte den Sinn der Frage verstehen; sie schüttelte mit grinsendem Lächeln den Kopf: „O da ist eine wie die andere; sie sparten ihren letzten Bissen für ihn."

„Da sehen Sie wieder ein Pröbchen der Erziehungsmethode meines Vetters; der junge Mensch hat nicht mehr gethan als wie viele tausend andere. Es ist wahr, seine Sortie war etwas großsprecherisch und seine Rentrée pitoyabel. Welcher Familie ist das nicht passirt! Wer auf vernünftige Ehre hält, cachirt die Sache. Mein Herr Vetter aber versteht die Ehre anders, er zog an die große Glocke. Was soll der arme Teufel ohne Gage machen? Vermögen hat er nicht, reiche Verwandte auch nicht. Und läßt ihn in die Stadt laufen, Schulden machen, plaudern,

über die Hartherzigkeit ſeines Onkels klagen. Zwingt er nicht dadurch die weichen Herzchen ſeiner Töchter, für den armen Vetter Partie zu nehmen!“

„Nahmen die Damen ſchon früher Partie für ihn?“

„Wie das ſo zu gehen pflegt, wenn man einen hübſchen vater- und mutterloſen Knaben im Hauſe aufnimmt, wo ein rauher Vater iſt und gutmüthige Couſinen. Die Couſinen cajolirten und admirirten ihn; je toller er renommirte, um ſo mehr vor dem blauen Rocke glaubte der Alte ſchweigen zu müſſen. Es war ja möglich, daß er als zweiter Seydlitz wiederkehrte. Aber als er als ein Ausreißer ankam, nun Sie hörten ja. Was nun einmal draus werden kann, hat er ſich ſelbſt eingerührt.“

„Uebrigens iſt es mir lieb, daß wir in Jlitz keine Einquartirung finden; der Jſegrimm iſt vielleicht traktabler“, hatte der Hofmarſchall hinzugefügt, als er Anſtalt machte, den Weg fortzuſetzen. Aber die alte Botenfrau war wieder unruhig geworden, ſie ſuchte noch etwas, die Kiepe ward noch ein Mal um und um gepackt. „Ach wenn das verloren iſt, bin ich eine verlorne Frau, das Frölen hat's mir auf die Seele gebunden.“

„Es wird ja wohl zu erſetzen ſein“, meinte der Hofmarſchall, als er den Fuß zurückzog, unter dem etwas knickte, ein zerbrochnes Glas. Die Alte brach in Thränen aus, als der Herr es aufgenommen und betrachtete. Was das Frölen ihr auf die Seele gebunden, war zertreten! Ein kleines Medaillon mit Silhouetten; auf der einen Seite ein männlicher, auf der andern ein weiblicher Kopf, über beide ein Glas mit einem Kranz von geflech-

tenen Haaren. Nicht erſt der Fußtritt hatte das Glas zerbrochen, nach dem ſpiralförmigen Riß des Glaſes ſchien es durch ein Schrotkorn vorher geſprengt, welches auch in das Pergament ein Loch gebohrt und damit einen Theil des männlichen Kopfes durchdrungen hatte. Wer das Wunderbare natürlich erklären wollte, hätte ſagen können, daß die Alte, ihre Kiepe auf dem Rücken, ſich an den Stein gelehnt, und daß von dem Schuß, der die Krähe traf, ein Korn am Stein abprallend wie manche matte Kugel noch im Fallen die Verwüſtung angerichtet.

„Kindereien!“ hatte der Hofmarſchall geſagt, indem er das zerbrochene Medaillon in die Bruſttaſche ſteckte. „Nichts als Kindereien!“ hatte er in ſehr ernſtem Tone wiederholt, als die Alte mit einer Miene die Hand danach ausſtreckte, die es nicht auszuſprechen wagte, was ſie dachte: was ſoll ich denn nun dem jungen Herrn ſagen? „Sie braucht ihm nichts zu ſagen, Suſe. Ich weiß das alles, und werde das Bild wieder ganz machen laſſen; denn ſo zerbrochen kann Sie es ihm doch nicht bringen. Nun mach Sie ſich nur auf den Weg, damit Sie in Alitz zurück iſt, ehe es dunkel wird.“

„Nichts als Kinderpoſſen“, hatte der Edelmann wiederholt, als er mit dem Baron langſam weiter ging, um bald mit demſelben in ein ſehr ernſthaftes Geſpräch verwickelt zu ſein.

Ehe der Candidat ihnen folgte, half er der alten Suſe den Korb auf den Rücken nehmen. Es war ein innerer Schrecken, der ſich nur durch ein ſtilles Wimmern und Zittern kund gab: „Was mußte ich auch an den Blut-

ſteinen mich verpuſten; wimmerte ſie. Die ſind nun verloren."

„Verloren iſt Niemand, ſagte der Candidat, der nicht Gott verlor." Er ſprach ihr Troſtworte zu, daß der die Haare auf ihrem Haupte gezählt, auch mit ſeinem Auge wache, wo ihr Fuß ſtraucheln könne. Sie nickte dankbar und beim Abſchied ergriff ſie ſeine Hand: „Ach Herr Candidat, ſo Einer wie Sie thut da Noth. Das Wort Gottes iſt ſchon gut, wo es iſt und wie es klingt, aber es iſt doch anders, wenn's gut klingt. Der Herr Major ſind ein gottesfürchtiger Herr, das weiß der liebe Gott, und kennt ſeine Bibel auswendig, aber 's iſt nicht gut, wenn der Paſtor und der Edelmann ſich nicht ausſtehen mögen, und 's iſt nicht gut, wenn in einem Haus der eine da hinausſieht und der andere da. Die Frölen ſind engelsgut, und die gnädige Frau iſt auch ſo gnädig, und der gnädige Herr iſt ein Mann Gottes, der kein Unrecht thut, und kein Unrecht leidet, aber wiſſen Sie noch, wie Sie in der Predigt ſagten: Der Herr fährt auf dem Sturmwind und ſeine Stimme iſt ein Rollen des Donners, aber er iſt auch im Abendwind, der über die Blüthenfelder ſäuſelt, und wohl dem Hauſe, wo ſeine Stimme klingt wie der Geſang der Vögel, und ſein Blick hineinſcheint wie die Sonne, die aufgeht am klaren Himmel und unterſinkt nach einem heitern Tage; denn das iſt das Haus des Friedens, ſagten Sie, der von ihm kommt. Da ſahen alle Bauern nach dem gnädigen Herrn und der gnädige Herr ließ den Kopf ſinken, und nachher that er einen harten Thaler in's Becken. —

um bald Stettin zu erreichen, die erste Deutsche Post nach Neuwary bestieg; und selbst die treffliche Stettiner Schnellpost, wie wollte sie langsam bedünken gegen die fliegenden Schußcabrioletts in Schweden. Die Deutschen Pferde erschienen dagegen wie Riesen gegen die starke aber kleine Race auf der Scandinavischen Halbinsel.

Bayer. Staatsbibl. München

Berlin, gedruckt bei C. Feister und W. Eisenbeck.

Von uns Bauersleuten hat jeder die Worte behalten, aber — sie flüsterte es ihm in's Ohr, als könne der Luftzug es über die Heide tragen — der gnädige Herr Major muß sie wohl vergessen haben. Darum warten wir Alle in Jlitz, daß der Herr Candidat kommt. Dann schreien Sie es ihm nur wieder von der Kanzel zu."

Einige zwanzig Schritte vorauf waren die beiden Herren im Eifer des Gespräches stehen geblieben, vielleicht auch weil der Weg nicht mehr ein Nebeneinandergehen erlaubte.

„Sie wollen dem Aberglauben das Wort reden!" hatte der Baron verwundert ausgerufen.

„Wenn ich in Berlin bin, lache ich darüber, wie man über einen ungeschickten Menschen lacht, der sich in der Gesellschaft nicht zu präsentiren weiß. Hier auf dem Lande — ich möchte sagen, die Atmosphäre hat auch ihr Recht. Il faut s'acclimatiser! Ueberdem, lieber Baron, ist es vielleicht Pflicht der Klugheit, den Samen des Aberglaubens nie ganz ausgehn zu lassen. Womit soll man die Menge gouverniren! Et enfin, wer weiß, ob er nicht wieder einmal gangbare Waare wird."

„Was aber mein Krähenschuß mit dem auf parole d'honneur davon gelaufenen Cornet zu thun haben soll, begreife ich doch nicht."

„Auch ich nicht, aber die Leute glauben es, und darauf kommt es an. Auf diesem Moorgrund haftet nun einmal ein Etwas. Hier war die Wendenschlacht, hier fiel ihr letzter Krole. Eben da sehen Sie sein Grab. Hier spielte auch die Schwedengeschichte. An den Blutsteinen wäre der Schwedenoberst erschlagen, von dem Sie in Jlitz genug hören

können. Man spricht aber nicht gern bei den Blutsteinen davon. Die Gegend ist nun einmal in Verruf. Ein Paar Schatzgräber sind wirklich im Meere versunken; mehrals ein tüchtiger Mann, der die Torfgräbereien unternommen, ward bankrott, das mischt sich untereinander, und wenn die, Geschichte mit der durchschossenen Silhouette bekannt wird, so ist es ein Omen, ein neuer Beleg für den Volksglauben und wir wissen nicht, was sich weiter daraus entspinnt."

„Sind der Herr Major von der Quarbitz auch abergläubisch?"

„Kluge Leute wollen behaupten, daß Niemand frei von Aberglauben sei, am wenigstens die, welche sich für die allergescheitesten halten. Nun will ich das zwar meinem Lehnsvetter nicht nachsagen, aber Sie thäten gut, etwas *seinen* Aberglauben zu studiren. Wer das versteht, kann viel. Aber jetzt Attention, der Weg wird schlecht."

„Sie, oder der Knecht, welcher ihnen den Rath gab, ihn einzuschlagen, hatten nicht bedacht, daß ein Strom, welcher im engen Gefälle einer Bergschlucht die Brücke wegreißen konnte, jenseits auch seinen Weg für sich braucht."

Es quellte und strömte von allen Seiten und man hatte für solche Fälle schon ehedem große Steine in gemessener Entfernung von einander gelegt, um von einem zum andern zu springen. Für den Hofmarschall war es eine saure Arbeit, dem munter vorauf springenden Baron zu folgen. Während jenem die Büchse, die er spielend in der Hand trug, zur Balancirstange ward,

fühlte dieser sich durch seine Wildschur genirt. Er ward zu heiß, und an einer Stelle, wo die Strömung so heftig war, daß sie den nächsten Stein fortgerissen hatte, stand er zaudernd vor der breiten Oeffnung und dachte laut: „Man ist doch auch nicht mehr" — „ein Springinsfeld", dachte er still dazu, aber der Baron, der um ihm zu helfen zurückgesprungen, ergänzte es laut: „ein Butterweib oder eine Betenfrau. Reichen Sie mir nur dreist die Hand, Nachbar." Das ließ sich indeß in dem schleppenden Pelze nicht so leicht bewerkstelligen. Der Edelmann zog die Wildschur vom Leibe und revanchirte sich dabei an dem Nachbar drüben für dessen Laune, indem er versicherte: dies solle ihm künftig eine Warnung sein vor allen Nichtsteigen, welche die Speculation ausfindig gemacht.

Aber die Last der Wildschur im Arm machte das Springen noch bedenklicher. Zum Glück war jetzt auch der Candidat herangekommen. Ob er den Arm danach ausgestreckt, oder der Edelmann ihm entgegenkam — genug, der Candidat hielt den schweren Pelz im Arm, der Hofmarschall sagte: „Ach Sie sind sehr gefällig!" und sprang, von der Hand des Barons gezogen, auf die andere Seite. Drüben fand er, und der Baron auch, daß er in starker Transpiration sich befinde, und durch schnellere Bewegung sich vor einer Erkältung bewahren müsse.

„In der Schenke von Querbelitz treffen Sie uns, Herr Mauritz, waren seine letzten Worte. Sie kommen uns wohl bald nach."

Der Candidat Mauritz beeilte sich nicht. „Es muß

doch Manches hier anders werden!“ ſprach er, und ſah ihnen mit einem halb wehmüthigen, halb lächelnden Blicke nach. Erſt als ſie am Ende des Moorpfades in den Büſchen der jenſeitigen Höhen verſchwunden waren, warf er den Pelz über die Schulter, und war mit einem Satze auf dem Steine drüben. Die Waſſer, die an den Steinen ſich brachen und um ſeine Füße rauſchten, ſchien er mit Vergnügen zu betrachten. Er blieb oft ſtehen, um ihr Spiel zu verfolgen: „Sein Geiſt ſchwebt, wie über den großen Waſſern der Schöpfung, auch über dieſem kleinen Strudel, und es iſt ewige Bewegung. Aber dieſe ſpielenden Fluthen werden verſiegen, die durſtige Erde ſchluckt ſie ſchon vor dem nächſten Sommer ein, und der alte Sumpf haucht wieder die feuchten, ſchädlichen Dünſte aus. Die Waſſertaufe ſpült nicht mehr den Schlamm der Jahrtauſende herunter .... Wird ſeine nächſte eine Feuertaufe ſein?“

Er hatte die Höhe drüben erſtiegen; eine kahle Waldkuppe bot noch einen letzten Rückblick auf die Gegend, ehe der Fußpfad nach dem Dorfe ſich in den dichten Kiefernwald verlor. Die Sonne ſchoß noch einmal aus der kleinen Wolkenbreche, die ſich enger zuſammenzog, einen trügeriſchen Freudenſtrahl. Rothe Lichter fielen auf das braune Moor, die Blutſteine flammten, und der hohen Kiefernſtämme knorrige Aeſte, welche die jenſeitigen Ufer der Quierlitz überſchatteten, die dem Wanderer zu Füßen rauſchte, waren von der Gluth übergoſſen, welche unſre Nadelwälder oft ſo maleriſch macht. Der Burgwall ward von den Bäumen verſteckt, aber jenſeits links

ragte das große Königsgrab, vom Lichtglanz übergossen, in den Horizont. Es war ein stiller feierlicher Anblick. Ein Maler, der das Bild wiedergeben wollen, hätte ein verfehltes Gemälde geliefert, aber ein Maler, der hier sammeln wollte, fand Töne und Tinten, um ein eindrucksvolles, zu schaffen. Tiefe Stille ruhte über der Gegend, nur schwach unterbrochen vom Klappern der Wassermühle, welche der Bach trieb. Das Krähengeschrei war verstummt; nur hoch über dem Krolengrabe kreisten zwei Raubvögel.

Der Candidat schien der Maler, der hier Töne sammelt. Er stand mit unterschlagenen Armen, den Blick unverwandt auf die Hünengräber gerichtet, als wolle sein Auge in ihre geschlossenen Tiefen dringen:

„Was ist von Euch allen übrig, als eine dunkle Mähr, daß Ihr einst gelebt habt. Alles andre vergessen, Eure Thaten, selbst Eure Namen, und über Eure Gräber geht der Pflug. Wo Einer Eure Aschenurnen ausgräbt, zerschlägt er sie gleichgültig, er zerstreut den Rest Eurer Gebeine in den Wind, weil Ihr keine Schätze gesammelt, die Werth für uns haben. Wenn so große Reiche und Völker untergehen konnten, welche die Geschichte noch gekannt, spurlos, ohne Erinnerung verschwanden, kann nicht auch an uns die Reihe kommen? Was helfen Heldenthaten, große Werke und große Könige einem Volke, wenn seine Stunde abgelaufen ist! Wir hatten auch große Könige, haben Werke verrichtet und Heldenthaten geübt, die unser Stolz bis in die Sterne erhebt, und wenn doch auch unsre Stunde ge-

kommen wäre in dem Zeitmeer, für das wir keine Meſſung haben, wenn die Hand des Ewigen verdammend über uns hinwehte, und die Schöpfung dieſer gewaltigen Könige beſtimmt wäre, in Trümmern und Staub zu ſinken, und Männer ſtänden einſt vor unſern Gräbern, wie wir vor dieſen, und fragten gleichgültig, wer waren ſie und was haben ſie gethan? Und unſre Geiſter ſchwebten wie Dunſtflocken im Nebel, ihr Angſtſchweiß, weil keiner Antwort gäbe, träufte wie dieſer kalte Nebel auf die Haut der Lebendigen! Und wenn die Allmacht, unſres Schmerzes ſich erbarmend, ihm doch Laute und Stimme ſchenkte, — auch dann verſtänden die Männer es nicht. Die Stimmen blieben ein todter Schall, Friedrichs Ehre und Fehrbellin ein Klang wie uns die gleichgültigen Namen jener Wilzenkönige, und ſie zerſchlügen unſre Urnen, ſie ſtreuten unſre Aſche und Gebeine in den Wind, denn wir haben keine Schätze geſammelt, die für ſie Werth haben!“ —

Der Wind, der leiſe pfeifend von Weſten gekommen, heulte jetzt durch den Forſt. Die Kronen der hohen Kiefern beugten ſich knarrend über den Einſamen und das leuchtende Königsgrab war zum grauen Klumpen verſchrumpft.

Drittes Kapitel.

Der Quilitzer Knecht.

Der Weg durch den Wald war eng und dunkel, aber fest getretener Boden. Wo er sich am Ausgang durch jüngern Kiefernaufwuchs nach der Landstraße schlängelte, ward er lockerer Sand, der bis zum Dorfe fortdauerte.

Die Schornsteine rauchten schon gastlich aus der Ferne. Ueberhaupt hatte der Charakter der Gegend sich verändert. So schlecht der Boden sein mochte, war doch alles Kultur, die Felder gut gehalten und getheilt, die Straße mit einer Allee bepflanzt. Die Laubbäume standen zwar traurig entblättert, aber die Dächer des Dorfs schimmerten wie aus einem großen Bouquet rothgoldenen Laubes; das ist der Zauber auch des späten finstern Herbstes auf dem Lande. Die Fruchtbäume der Gehöfte erhalten sich länger in ihrem bunten Kleide als die des Waldes.

„Wollen Sie nicht aufsteigen, Herr Mauritz, es geht sich schlecht im Sande?“ rief eine wohlbekannte Stimme hinter ihm. In dem weichen Geleise hatte er das Gefährt des Knechtes nicht bemerkt.

„Nicht wahr, Sie haben tüchtig ſpringen müſſen?“ fuhr dieſer fort, als der Candidat im Wagen ſaß, und wandte ſich, während er die Pfeife gemächlich fortrauchte, zur Converſation gelegentlich um. „Ich wußte es ſchon, und die Füße ſind auch wohl naß.“

„Und doch konnteſt Du uns den Weg anrathen?“

„I nu, dem Herrn Baron von Eppenſtein gönnte ich's ſchon.“

„Er geht Dich ja nichts an.“

„Was muß er Alles beſſer wiſſen, und hat kaum in die Gegend gerochen.“

„So haben die wohl Recht, die meinen, weil er nicht von altem Adel iſt, hätten die Bauern keinen rechten Reſpect vor ihm!“

„Na, da ließe ſich manches drüber ſagen, Herr Mauritz. Der wird ſich noch manchmal wundern thun, daß es hier zu Lande auch kluge Leute giebt.“

„Aber Dein Herr! Den Heimarſchall haſt Du auch in den Sumpf geſchickt.“

Der Knecht verzog etwas ſchlau den Mund: „Sterben wird er auch nicht davon. Iſt ihm für ſeine Gicht recht gut, das Hopfen.“

„Wenn ich ihm aber wieder erzählte, was Du mir eben vertrauſt!“

„Das werden Sie nicht thun, Herr Mauritz. — Ich war ja ſchon längſt hier mit der Caleſche; da im Buſch hielt ich. Iſt gar nicht ſo weit der Weg, als der gnädige Herr glaubt, denn hinter der Sägemühle iſt 'ne Fuhrt, die iſt zu jeder Zeit paſſirbar. Alſo raucht' ich

da ruhig meine Pfeife und dachte, wer wird nun zuerst kommen? Da war's der gnädige Herr und der Baron, die spürten auch bald im Sande, daß mein Gefährt noch nicht vorbei war, also warteten sie. Ich dachte, Ihr könnt warten bis Ihr schwarz werdet, und kitzelte meine Braunen unterm Hals, daß sie nicht wiehern sollten. Aber es ward ihnen zu lang."

„Und warum das? Wenn sie müde waren!"

„Ach was müde! Bei Hofe müssen der Herr Hofmarschall oft zwölf Stunden hinter dem Stuhle stehen und darf nicht müde werden. Und mit seinen Storchbeinen kann er besser durch den Sand steigen —"

„Als ich, meintest Du?"

„Freilich! Sie mußten ihm ja die dicke Wildschur nachschleppen. Er ging im Flips. Also wer konnte sie ihm tragen! Da dacht ich, der Herr Candidat muß müde sein, und auf den willst Du warten. Und das war richtig. Sehn Sie, unsereins kann auch calculiren."

Der Candidat schwieg. Sollte er ihm danken, ihn schelten? Er fragte den Knecht, was ihn denn so freundlich gegen ihn gestimmt?

Der Kutscher knallte mit der Peitsche, als suche er eine Antwort:

„Sie sind auch nicht von unserer Art, Herr Mauritz, mit Verlaub, aber Sie sind doch anders als der Baron. Sie wissen auch alles besser. Nu dafür sind Sie ein Studirter; aber 's kommt nicht 'raus als wie beim Baron. Der denkt immer dabei: Du dummer Bauerkerl! Sie spielen auch mit den Kindern, und die

Bauerweiber, wenn Sie mal gepredigt haben, was heulen die! Ja, die Frauensleute haben Sie alle bei uns im Sack."

„Aber die Männer, ich meine die Bauern?"

„Na, davon wollen wir nicht reden, Herr Mauritz; — Sie wohnen bei der Herrschaft, Sie sind aber doch nicht die Herrschaft. Das fühlt unsereins auch 'raus, und darüber ließ sich auch viel sagen, aber das taugt nichts. Und Sie predigen auch schön, das muß Ihnen der Neid lassen, das Herz rührt sich Einem im Leibe, wenn Sie nur nicht so grausam katholisch predigen wollten!"

Der Candidat sah verwundert auf.

„Ja, ja, ich weiß schon was Sie meinen, daß Sie ein guter Lutherischer sind; aber wir hier zu Lande nennen das katholisch predigen und nicht christlich. Immer vom Schlamm der Verderbniß und der Erbsünde, und der ewigen Verdammung. Herr Gott, wenn ein Bursch 'mal ein Mädel ins Korn zieht, darum geht die Welt auch nicht unter. Aber Sie orgeln und donnern ja, daß Einem das Mittagsessen nicht schmeckt. Wir haben unser Christenthum auch, Herr Candidat, und darum will uns das eben nicht schmecken."

Der Candidat war nicht geneigt, sich in einen theologischen Disput einzulassen, er fragte nur kurz, ob alle Bauern hier so dächten? Der Kutscher schien entweder durch das lange Warten gesprächig gestimmt oder seine Epistel als Bezahlung für seinen Dienst einstreichen zu wollen.

„Alle nicht, Herr Mauritz, ich meine, es giebt wohl

Errata im zweiten Bande.

Seite	32	Zeile	6 von unten statt Zeile lies Zeile
	35	—	2 von oben st. und — we
	36	—	3 v. o. st. knaciformig — knaciformig
	37	letzte Zeile	st. ein Astrologe — im Astrologen
	43	Zeile	6 v. u. st. Guanen — Guanen
	72	—	11 v. o. st. auch — auf
	102	—	7 v. o. st. Awajasay — Awajasar
	103	—	4 v. o. st. geistliche — gastliche
	105	—	4 v. o. st. anmessen — annuiren
	139	—	5 v. o. st. Elisa-See — Elisa-See
	—	—	2 v. u. st. indem — indem
	151	—	4 v. o. st. Partien — Portion
	—	—	6 v. o. st. werden — worden
	152	—	4 v. u. st. Maanus Sank — Magnus Smek
	165	—	10 v. u. st. das Ueberkommen — das Ueberkommene
	231	—	9 v. o. st. Ladugards — Ladugards
	256	—	8 v. u. st. Rosenberg — Rosersberg
	257	—	6 v. u. st. nur — uns
	264	—	3 v. u. st. wenn — wen ꝛc.

ſolche Dörfer, wo ſie den Kopf hängen, aber bei uns nicht. Auch nicht in Jlix, wo Sie hinkommen. Sehn Sie, unſer Chriſtenthum iſt, daß Einer ſoll gut ſein und ſich anſtändig aufführen. Er ſoll nicht immer beſoffen in der Schenke liegen, und ſeine Frau nicht prügeln ohne Noth und nicht betrügen und keine Schulden machen, die er nicht bezahlen kann. Undankbarkeit iſt auch unchriſtlich, und ſeine Steuern ſoll man zahlen, wenn der König befiehlt, und ſeinen Nächſten lieben wie ſich ſelbſt. Das iſt auch chriſtlich, und manches noch, was mir nicht gleich einfällt, und das weiß Jeder ſo gut wie der Küſter und der Paſtor. Den Herrn Chriſtus lieben wir auch, denn er iſt unſer Herr und Seligmacher. Das iſt unſer Chriſtenthum, aber mehr ſoll man nicht draus machen, das iſt nicht gut hier, Herr Maurix, das ſage ich Ihnen. Denn unſre Bauern ſind pfiffiger als die Herrſchaften denken, und wenn einige Herrſchaften mehr aus ihnen machen wollen — nun ja, ſie thun's, warum nicht, wenn Sie ſehn, daß es der Herrſchaft ihr Plaiſir iſt. Sie verdrehen die Augen, und ſchlagen ſie unter und ſprechen wie die Bibel. Aber paſſen Sie auf, Herr Maurix, das werden im Lebtag keine gute Bauern nicht. Wenn man ſo viel beten ſoll, kann man nicht arbeiten, und unſer Herr Gott hat uns geſchaffen, daß wir arbeiten ſollen, im Schweiß unſers Angeſichts. Das iſt auch der Beten hier dazu, daß man faulenzen ſollte! Der liebe Gott düngt den Sand nicht und wiethet nicht den Hederich, wenn man ihn auch noch ſo ſehr bittet. Das iſt alles katholiſcher Aberglaube. Ja, drüben über der Elbe,

da giebts wohl Aecker, wo's von ſelbſt zuwächſt, da mögen ſie faulenzen und beten ſo viel ſie wollen, und meinethalben mögen ſie ihr apartes Chriſtenthum haben, und Faſttage und Erbſünden, ſo viel ſie wollen, aber unſer Chriſtenthum das iſt das hier, was ich Ihnen ſage, und die Herrſchaft, die damit nicht zufrieden iſt, die zieht ſich Heuchler auf und Scheinheilige. Das werden hochmüthige Taugenichtſe, und die Herrſchaft und der König kriegt keine gute Unterthanen nicht. Glauben Sie mir, Herr Mauritz, ſo iſt's hier in der Mark jetzo, und ſo iſt's immer geweſen. Ob katholiſch oder halb katholiſch, das iſt egal. Wir wiſſen das ja vom dicken Könige her, und vom Zopfſchulzen aus Gielsdorf wiſſen wir auch recht gut. Wir wollen gar nicht katholiſch ſein, das iſt gut brandenburgiſch, und ſo wird's immer ſein."

Die Peitſche knallte luſtige Wirbel in die Lüfte, aber nur zum Spaß, gegen unſichtbare Geiſter; die Pferde verſtanden es und zogen ſo langſam wie vorhin durch den Sand. Der Kutſcher meinte wohl, bei den Geſchäften in der Querbelitzer Schenke habe der Candidat nichts zu thun. Herr Mauritz ſchwieg; auch auf des Knechtes Aufforderung, da es kühl werde, ſich die Wildſchur umzuwerfen; er breitete nur die Decke über die Knie. Der Kutſcher aber hatte Luſt zum Reden:

„Ich möchte wohl wiſſen, Herr Mauritz, hub er nach einer Pauſe an, was Sie jetzt denken. Ich meine, was ſo ein Studirter immer denken kann, wo Unſereins doch platterdings nichts ſieht und hört und weiß, an was er denken ſoll. Die Kirſchbäume ſind roth und der Himmel

iſt grau; ſonſt iſt doch auf Gottes weiter Welt nichts vor uns.“

„Denkſt Du nie an Dein Vaterland, wenn Du es auch nicht ſiehſt?“ ſagte der Candidat.

„Ach Sie meinen die Franzoſen und deswegen! Sehen Sie Herr Mauritz, da denke ich thun wir genug, wenn wir dran denken, wenn ſie mit dem Quartierzettel vor uns ſtehn. Dann iſt's ſchlimm genug; drum ſoll man ſich's nicht ſonſt damit incommode machen.“

„Aber wenn ſie nicht vor uns ſtehen, ſtehen ſie vor andern unſrer Brüder.“

„Ich verſtehe Sie ſchon, Herr Mauritz. Aber da heißt die Bauernregel: Kümmere Dich nicht um was Dich nicht angeht. Das iſt des Königs Sache und nicht unſere.“

„Aber der König iſt aus ſeinem Lande vertrieben. Die Franzoſen verfolgen ihn, wir hören eine böſe Poſt um die andre, wie eine Feſtung um die andere fällt, wie die braven Truppen, die noch bei ihm ſind, geſchlagen und aufgerieben werden.“

„Darauf hören wir Bauern gar nicht mehr, wir wiſſen, das iſt alles erſtunken und erlogen, von den Franzoſen und wer es mit ihnen hält. Unſer König bleibt unſer König, und das iſt uns genug.“

„Wenn es nun nicht erlogen wäre. Die Franzoſen ſind im Lande und bleiben im Lande. Wenn ſie immer — immer blieben, und wir unſern König nicht wieder ſähen! Liebſt Du nicht Deinen König?“

„Da müßt ich ja kein Brandenburger ſein. Den

König und Sein Königliches Haus und was dazu gehört, dafür muß der Prediger beten und wir beten mit.“

„Wenn es nun die Franzoſen verbieten!“

„Dann beten wir im Stillen. Das hört der liebe Gott eben ſo.“

„Gewiß! Doch wenn es mit dem Beten nicht abgethan wäre? Wenn unſer König und ſeine Sache verloren bliebe, wo wir uns nicht für ihn rühren. Der König kann uns zu Hülfe rufen, unſer Gut und Blut fordern.“

„Ich bin nicht cantonpflichtig, Herr Mauritz; 's iſt ſo curios gekommen, die Geſchichte iſt nur zu lang, aber es iſt ſo.“

„Cantonpflichtig oder nicht, Du junger Burſch, ohne Weib und Kind, würdeſt nicht aufſpringen, wenn Dein König riefe, und nicht die Flinte ergreifen?“

„Ja wenn ich cantonpflichtig wäre, da brauchten ſie nicht lange zu pfeifen, und, mein Seel, ich glaube ich würde kein ſchlechter Soldat nicht. Aber nun iſt's nicht, und das iſt auch gut. Alles was Rechtens. Was drüber iſt, iſt vom Uebel, ſteht in der Bibel.“

„Am Ende wäre es Dir gleichgültig, ob wir gut Preußiſch bleiben oder Franzöſiſch würden.“

Der Knecht beſann ſich: „Gleichgültig, Herr Mauritz, eigentlich nun nicht. Die Sakkermenter, die Franzoſen, kann ich nicht leiden, ſie ſind ſo windig und dunſtig; aber im Quartier, das haben mir ſchon Viele geſagt, ſind andere noch viel ſchlimmer, als wie die Würtemberger, die Baiern, die Naſſauer, und wie das Krimskrams

heißt. Die prügeln und sakkermentiren und zerschlagen weit mehr. Aber ich denke so, Feind ist Feind, und wenn sie nicht mehr Feind sind, dann sind sie auch anders. Ich verstehe Sie schon, Herr Mauritz, wenn ich mich auch nicht so expliciren kann, was Sie meinen, von wegen der Obrigkeit, die von Gott ist. Schon richtig. Wenn nun aber eine Obrigkeit abgethan ist, dann ist die andere, die kommt, auch wieder von Gott. Und was schiert es uns! Wir müssen Steuer zahlen und wieder zahlen, graben, ackern, dreschen, Boten laufen, Führer sein, schanzen, Vorspann thun, oder die Muskete auf den Rücken nehmen und uns fuchteln lassen oder todtschießen, wie es kommt. Da calculire ich nun manchmal so, das fordert eine Obrigkeit von uns und die andere auch, und was sie dem Ding für Namen giebt, das ist uns egal. Und wer da glaubt, daß es jemals anders wird, der ist ein Narr. Und der, calculire ich nun, wäre auch eigentlich einer, der sich graue Haare wachsen läßt, ob er von der Obrigkeit gefuchtelt wird, oder von der. Das Beste ist, daß man sich 'ne dicke Haut anschafft, ich meine, wir gemeinen Leute, und das Ohr fritz hält, um zu hören, wo der Wind herkommt. Denn wer pfiffig ist, kommt mit jeder Herrschaft durch."

„Denken Viele so wie Du?"

„Sie denken grade nicht so, denn zum Denken hat der Bauer nicht Zeit, aber — na, Herr Mauritz, was denken Sie denn von den Herrschaften und dem faulen Volke in der Stadt? Die schreien schon, wenn der Floh sie sticht, und kommts so, passen Sie acht, pfiffig sind sie

auch, und wird der Napoleon unſre von Gott eingeſetzte Obrigkeit, und kann er ausſchenken Domherrnpfründen, Kreiscontrolleurſtellen und Pour le mérite's, ach Herr Je, wie werden ſie, Heidi, Juchhei haſt du nicht, kannſt du nicht — Ich will Keinen verreden, aber — unſere Herrſchaft — Na, nu, ſteigen Sie ab, Herr Candidat!"

„Warum hier?"

„Weil ich da umwende. Sie können uns von der Schenke aus ſehn."

„Haſt Du etwas Böſes gethan, daß Du mich aufnahmſt?"

„Ob's vor Gott bös iſt, weiß ich nun grade nicht, aber die Herrſchaft könnte es doch ſo auslegen, daß ich den Informator kutſchirt habe und den Herrn Hofmarſchall im Dreck laufen ließ."

Als der Knecht die Peitſche ſchwang, um ſeine Thiere durch einen gelinden Galopp etwas ſchwitzend vor die Schenke zu bringen, wandte er ſich noch einmal zum Candidaten um:

„Das wollte ich Ihnen noch ſagen, Herr Mauritz, was ich geſagt, daß paßt nicht auf Alitz. Der Iſegrimm iſt ein aparter Herr. Da müſſen Sie auch die Augen aufſperren und die Ohren ſpitzen, wenn Sie mit ihm durchkommen wollen. Ueberhaupt merken Sie ſich, die Alitzer das iſt eine andere Nation als wir von Quilitz."

Viertes Kapitel.

Die Querbelitzer Schenke.

Zu welcher die von Querbelitz gehörten, was etwa in der Mitte lag, hatte der kluge Kutscher nicht gesagt. Das Dorf sah nicht anders wie andere in unseren Kur-, Mittel- und Uckermarken und der Priegnitz zu Anfang dieses Jahrhunderts aus. Zwischen den vielen ungeputzten Lehmhäusern trat selten ein mit Steinen ausgemauertes, noch seltener zwischen den bemoosten, wettergeworfenen Schilfdächern ein Ziegeldach hervor. Die Dorfstraße, breit, aber krumm, mit uralten Bäumen bestanden, war bei schlechtem Wetter ein ausgefahrner Hohlweg, besser ein Sumpf, von dem die Enten, zuweilen die Schweine Besitz nahmen, wenn die jüngste Dorfjugend, Mädchen und Knaben, barfuß darin plätschernd, die ungebetenen Gäste nicht fortjagten. So viel Häuser fast so viel Storchnester zählte man auf den Dächern, und so viel Bretterzäune um die Höfe, so viele waren auch schief, von Alter und Wetter halb eingesunken. Und doch sah es heimlich oder häuslich, wie man will, aus, selbst jetzt im Spätherbst, wo die Fliederbüsche nicht die Lehmwände bedeckten und an die Dächer schlugen, noch

der Storch auf der Firſte klapperte, und Weiß und Roth als die Farbe proclamirte, die im Dorf herrſchte. Roth waren ja die Ebereſchen, roth der wilde Wein, der ſich an einer alten Mauer aufrankte, roth und gelb und braun die Birnen- und Aepfel- und Pflaumenbäume, und weiß die Birken, die Gänſe und die Laken, die am Zaun trockneten oder wieder naß wurden. Dazu wirbelte der Rauch nicht allein aus allen Schlotten, es dampfte auch aus allen Backöfen; denn Fouriere waren dageweſen, und hatten Einquartierung angeſagt. Kurz es war lebendig im Dorfe Querbelitz. Ein Wanderer, der den ganzen Tag in Froſt und Näſſe gewandert, hätte ſich gefreut über — das warme Neſt.

In der niedrigen Schenkſtube zumal war es mehr als warm, es dampfte. Der gnädige Herr von Quilitz, obgleich er noch fröſtelte und deshalb vom Kaffee aus der großen Bunzlauer Kanne mehr als eine Taſſe herunter geſtürzt ohne ſchmecken zu wollen, daß er mit Syrup aufgekocht war, mußte vom Schreibſekretair, an dem er Rechnungen durchſah, mehrmals aufſtehen und an die freie Luft. Es gehörten Naturen dazu, die dafür geboren waren, wie der Bär für den Winterſchlaf, die Biene für ihren Korb, die Eule für den Kellerbalken, um in ſolcher Stube auszuhalten. Freilich die größte im Dorf, denn die Schenke oder der Krug war zugleich das Schulzenhaus, ehedem war es das Weichhaus oder Vorhaus vor dem Herrenhauſe geweſen, das nicht mehr exiſtirte; was alles aber mußte die Stube aufnehmen und ſein! Da ſtand das große zweiſchläfrige Himmelbett mit den gewürfelten

Kattunverhängen, das jetzt nur den Schulzen allein aufnahm, wenn er sich nicht erbitten ließ, seinen blond gelockten Enkelbuben mit hineinklettern zu lassen. Zunächst in der Ecke noch ein zweischläferig Bett. Ach, auch das war jetzt einschläfrig, die junge Wittwe und Schwiegertochter theilte es aber redlich mit ihren zwei Töchterchen, die aus der kleinen Bettstelle daneben, umsichtig, je nach Gunst und Verdienst, zu ihr hineinschlüpften. Der Säugling aus der Wiege, die zu Köpfen des Bettes stand, konnte freilich noch nicht schlüpfen, die Mutter nahm ihn aber oft aus freien Stücken, oder wenn er durch Geschrei sich meldete, zu sich. Es standen vielleicht noch ein Paar Betten da, die ich vergaß, mein Papier aber muß Raum behalten für die Möbel und die Menschen. Die Möbel waren einfach, lange Tische mit Kreuzbeinen, lange Bänke, hohe Schemel, alle rothbraun angestrichen, wo man die Farbe noch sah. So waren es auch die Schränke, die verschlossenen und die offenen, Urelterväter-Besitz: auf den Brettern der offenen prangte der halbe, wo nicht der ganze Hausrath, Krüge, Teller, Schüsseln, Büchsen, von Blech, Holz und schön gemaltem irdenen Geschirr. Es war ein Mann, der sich und sein Haus sehen lassen konnte, der Schulze. Sonst hätte er auch nicht, was Manchen wie eine Mesquerie bedünken konnte, an die eine Wand einen Schreibsecretair von fein geädertem und polirtem Birkenholz gestellt; oben hatte er ein Dreieck und Säulen und sogar einen Spiegel. Eigentlich brauchte er ihn nicht, denn das, wozu ein Schreibsecretair dienen kann, dafür hätte es wohl ein

Schubfach, einen Tiſch oder ſonſt etwas gegeben. Aber der Schulze hatte zeigen wollen, daß er etwas auf ſich, oder ſeine vornehmen Gäſte halte, und ihn ſelbſt in Berlin gekauft, und ſelbſt auf ſeinem Wagen nach Querbelitz gefahren. Als er ankam, war das ganze Dorf auf den Beinen, um den neuen Schatz, der es ſchmücken ſolle, zu ſehen.

Das war aber nicht der einzige Schmuck. Der Schulze hielt auch etwas auf die Kunſt. Außer einigen älteren Schildereien, wahrſcheinlich Holzſchnitten, die man vor dem Roſt des Alters, auch Schmutz genannt, nicht mehr erkennen mochte, hingen zwiſchen den Fenſtern zwei größere Portraits Seiner Majeſtät des Königs und der Königin; zwar auf grobem und etwas gräulichem Papier abgedruckt, dafür aber deſto ſchöner und bunter colorirt. Seine Majeſtät Friedrich Wilhelm III. als ſtattlicher junger Mann in der ſorgſam zugehäkelten Gardeuniform mit den breiten Rabatten und ſauber friſirtem und gepudertem Haar, wobei der Künſtler durch geſchickte Wendung auch den Zopf wenn nicht ſehen, doch hatte ahnen laſſen. Ihre Majeſtät, die Königin Louiſe, mit etwas zu rothen Backen und abgeſtumpfter Naſe, und in dem griechiſchen Kleide, deſſen antiker Schnitt in den kurzen Aermeln und der ſchmalen hohen Taille geſucht ward. Aber wer hätte ſie nicht erkannt, wo er das cravattenartig um den Hals geſchlungene Tuch ſah. Nicht an die Wand genagelt, nein in Glas und Rahmen, dieſer auch aus hellem Birkenholz, hingen dieſe Bilder frei an der Mauer, und wenn die Fliegen in ſechs Jah-

ren ſie etwas verdunkelt hatten, ſo war das gewiß nur geſchehen, weil der Schulz es gegen den Reſpect hielt, ſeinem hohen Königspaare die Köpfe zu waſchen. In Haus Quilitz hatte man, bei der Ankunft der Franzoſen, alle Bildniſſe des Königlichen Hauſes auf den Boden gebracht. Der Schulz von Querbelitz ließ ſie hängen. Er war ein Patriot.

Und in dieſer Stube, es war die einzige im Haus, der man den Namen zugeſtehen konnte, lebte und webte, aß, trank, ſpann, discurrirte die Familie, die wir in ihren geſammten Gliedern noch nicht einmal kennen gelernt. Wären nicht die Bodenkammern geweſen, ſo hätte ſie auch in der Stube geſchlafen, was indeſſen ſich recht gut thun ließ, denn wie oft ward dem Handwerksburſchen, dem Viehhändler, der in Querbelitz nächtete, hier ſein Strohlager geſtreut. Ja, gings zum Jahrmarkt nach Rauwalk, ſo traf ſich's wohl, daß alle Bänke und Schemel auf die Tiſche geſtellt werden mußten und der Fußboden ward eine kniſternde Streu. Einen Weg zum Durchgehn ließ man nicht. Stand die Wirthin etwa früher auf als ihre Gäſte, ei ſo nahm ſie's nicht ſo genau, und ſtieg über die Träume der Schlummernden. Hier ſäugte die Mutter ihr Kind, hier brodelte der Topf im großen gemauerten Ofen, hier ſpeiſten Familie und Knechte, nachdem ſie, ſtehend und laut, ihr Tiſchgebet geſprochen; gleich viel ob die Stube voll war, weil der Juſtitiar Gerichtstag hielt, oder die Gäſte ihr ſaures Dünnbier tranken und aus ihren Pfeifenſtummeln einen Qualm ausbliesen, der

von der Decke zur Erde ſchlug und vom Boden wieder zu den Balken ſtieg. Er fand ja nirgends Platz. Die Stube war Alles in Allem, Tanzplatz und Zankplatz, Parlament und Spielhaus; hier wurden die Hochzeiten ausgerichtet, Flüche ſchallten, und Eichelkönig und Schellenbube knallten, von der markigen Hand des Gewinners auf den Tiſch getrumpft. Hier war jeder Herr für ſich, wenig um den andern bekümmert; eine große Republik, in der es Allen wohl war, nur vielleicht nicht dem übermüden Wanderer, dem ſie Sonntags die Streu in die Ecke gebreitet, aber er ward zuweilen aus dem Schlaf geweckt, weil die Tänzerpaare über ſeine Füße wirbelten. Ei man muß den Fuß nach der Decke ſtrecken, wenn auch nicht immer eine Decke da iſt, und endlich ſchläft man doch in allen Wirrſalen und Toben. Die Ruhe iſt der letzte Sieger in dieſer Welt.

Ganz ſo bunt und qualmig ſah es heut nicht in der Schenkſtube aus, es war weder Gerichtstag, noch Jahrmarkt, noch Hochzeit. Aber eine ſtarke Einquartirung war angeſagt und der Schulze noch aus, um Zurichtungen zu treffen. Auch die Gegenwart des gnädigen Herren war nicht im Stande, den Proteſtirenden und Lamentirenden, beſonders den Frauen in ihren Herzensergüſſen Zaum und Zügel anzulegen. Einige behaupteten, die Franzoſen thäten nur aus Malice, als ob ſie nicht deutſch verſtänden; andre wußten, daß ſie's eigentlich auch ſprächen, aber aus Bosheit ſo ſchlecht, daß man ſie nicht verſtehen könnte. Die Mutter des Schulzen, die Siebzigerin, denn es begegnen ſich in der Stube vier

auf einander folgende Generationen, war am lautesten und ungelassensten in ihren Klagen: denselben Kaffee, den der gnädige Herr von Quilitz getrunken, und die Tasse, hatten ihr die Reiterkerle mit den blanken Helmen und den Pferdebüschen über den Kopf gegossen. Zucker wollten sie, aber nicht Syrup; da hätte man's doch klar gehabt, daß sie deutsch gekonnt.

Ein Bauer mit eisgrauem Haar erzählte jedem, wie der Chasseur, der bei ihm quartirt gewesen, den ganzen Tag auf der Ofenbank gelegen. Die Tochter hatte ihm die Pfeife anzünden und anrauchen müssen, er der Alte aber neben ihm auf der Erde hucken und mit dem Finger die Rädchen seiner Sporen umdrehen. Ward er müde, setzte es Fußstöße. „Das dem alten Steffen!" Dem Patriarchen des Dorfes konnte man so begegnen. Die Geschichte dieses brutalen Uebermuthes einer nichtigen Seele erregte ein solches Entsetzen, daß man die eigenen Schreckensgeschichten darüber fast vergaß.

„Es ist böse Zeit, wir müssen uns in die böse Zeit schicken, war der einzige Trost des Edelmanns. Es geht uns Allen so, Kinder; es wird ja aber auch einmal besser werden."

„Ach, es wird noch schlimmer!" schallte ihm ein ganzer Chorus entgegen. Die Contributionen, meinte Einer, seien doch noch nicht das schlimmste. Einen Schulzen hatten sie ja da an der Elbe in die Heide geschleppt und geprügelt, damit die Bauernschaft zahlen sollte, was sie verlangten, und der Mann wäre umgekommen, wenn es nicht einem General von den Chasseurs

zu rechter Zeit gestochen werden, der den Mann frei gemacht und drei der Marandeure erschießen lassen. Der General hatte die Bauern gescholten, warum sie die schlechten Lumpenkerle nicht aufgegriffen, denen man es auf den ersten Blick ansähe, daß sie nicht die Ehre hätten, französische Truppen zu sein. An den Edelmann ward die schon unter den Dorfbewohnern vielfach verhandelte Frage gestellt, ob sie sich in solchem Falle zusammenthun und Widerstand leisten sollten?

Der Gutsherr war nicht darum in der Schenke eingesprochen; er wollte nichts ausgeben, wenn es auch nur ein Rath war, sondern einnehmen. Den Rechnungsabschluß hatte er in guter Ordnung gefunden, aber mit noch mehr Zufriedenheit einen Baarbestand, für dessen Nichtdasein ein anderer Verwalter in so schlimmer Zeit um einen Grund nicht verlegen gewesen wäre. Der Herr von Quilitz war also eigentlich in zufriedener Stimmung, aber die an ihn gestellte Frage riß ihn sichtlich aus derselben und versetzte ihn in das, was er am meisten vermied, in eine Art Affect, der sich in einer lebhaften abwehrenden Handbewegung ausdrückte:

„Um des Himmels Willen, Kinder, keine Uebereilung! Widerstand, wißt Ihr, was das heißt und was daraus werden kann? Wer will denn seine Haut unnöthig zu Markte tragen, denn was will der Landmann gegen Soldaten ausrichten? Wie wollt Ihr denn auch unterscheiden, was regulaires Militair ist, und was nicht? Der Herr General, der auf sein schönes Chasseurregiment stolz ist, hat gut reden, aber die Marandeure können ja

einem andern Truppentheil angehören, und Ihr kämt schön an vor dem Commandeur. Der Himmel hat es nun einmal so gefügt, so müssen wir uns auch fügen. Gebt was sie fordern, denn sie können's Euch nehmen, und noch mehr verderben. Gebt mit guter Miene, aber, wenn Ihr meinen Rath wollt, nicht zu hastig, nicht zu viel mit einem Mal. Kommt Zeit, kommt Rath. Ihr könnt ja sagen, Ihr seid schon geplündert. Es sind auch noble Menschen unter den Feinden, o gewiß. Ihr habt's ja an dem General gesehen. Treibt nicht grade den Soldaten damit, aber haltet Euch immer an die Officiere, besonders die obern; die allein können uns helfen. Man kann sie warm halten, ihnen gefällig sein, dann werden sie wieder gefällig; denn die Franzosen sind und bleiben eine sehr feine und artige Nation."

Die Trostrede hatte keinen besonderen Trost für die Zuhörer. Der Redner selbst mußte es sich eingestehen. Was sollten die Bauern in einem verlassenen Dorfe mit Künsten, zu denen ihnen die Fähigkeit und die Mittel abgingen! Um so erwünschter kam ihnen ein Beistand in der Person der jungen Hausfrau. Eine schmucke Dreißigerin, der das bischen Schwarz an ihrem Anzug durchaus nichts Trauriges angeheftet hatte. Sie strahlte vom Wirbel bis zur Zeh von einer Gesundheit, die vieles ausschloß, die Melancholie, die Häßlichkeit und die Schönheit. Den Säugling hatte sie in die Wiege gelegt mit einem: „Nun greine Du nicht auch wie die alten Weiber hier," und das Kind, dessen Stimme draußen noch eben sehr vernehmlich geklungen, blieb mäuschenstill.

Der Edelmann war gewiß eine unangetaſtete Autorität in dieſem Kreiſe, aber es mußte der Conflikt der Umſtände ſein, daß er vor der Bäuerin zurückzutreten ſchien. Der Schulz hatte Marthen auch nicht umſonſt drüben im Nobiskrug ausgeſucht zur Frau für ſeinen Aelteſten. Fünf Jahr älter war ſie als der Bräutigam und hatte als Großmagd im Amte gedient. Der Leiterwagen, der ſie am Hochzeitstage nach Querbelitz fuhr, war zwar ſo ſchön wie Einer mit bunten Bändern und grünen Büſchen ausgeſchmückt geweſen, und die jungen Burſchen, die wie toll vorauf ritten, waren es auch, und ſie hatten geknallt mit der Peitſche, und Abends mit den Schlüſſelbüchſen und Flinten, aber die hölzernen Kiſten auf dem Wagen waren weder groß noch ſchwer. Alle in Querbelitz und rund um hatten ſich über den ſtolzen Schulzen gewundert. Wie viel er ſitzen hatte, wußten ſie nicht, aber er hatte es ſitzen, das wußten ſie, und da war kein reicher Bauer, der nicht ſeine Tochter gern gegeben hätte. Sie wunderten ſich damals; ſeitdem nicht mehr. Die Marthe verſtand's, es war etwas andres in die Wirthſchaft gekommen. Ueberall hatte ſie ihr Auge und ihre Hand auch. Sonſt ſchlug der Schulze los, jetzt ſparte er ſeinen Arm zum Schreiben. Der Marthe ihrer war ſchwer genug und fehlte nicht, wo es Noth that. Gottlieb Köpke hatte ſich nicht auf's Altentheil geſetzt, Gott bewahre, er war ja noch nicht alt; aber doch war Einigkeit im Haus. Er hatte ſie nie geſcholten, aber auch nie gelobt. Es ging ſchon alles, als wenn es ſo ſein müßte. — Da hatten ſich die Leute wieder

gewundert, warum er die Marthe seinem Sohn gegeben und nicht für sich genommen. Er zählte damals knapp fünfzig und war rüstig wie Einer; der Marthe wär's auch schon recht gewesen, denn ihr Bräutigam war eine Frühgeburt und weiß und schwächlich. Damals hatte er noch keinen Bart, und hatte ihn auch kaum bekommen, als er am Zehrfieber starb. „Just so paßt sich's, hatte aber Gottlieb Köpke gesagt. Was der eine nicht hat, bringt der andere zu. Das macht die Ehe." Wenn er beim Glase warm geworden, sagte er wohl im Vertrauen: „Zur Heirath gehört, daß man calculirt. Es theilte sich schon zu sehr, und wären noch Bälger dazu gekommen, hätte sich's noch mehr getheilt. Das thut nicht gut, wenn Gut zu klein wird; sonst hätte ich die Marthe schon gemacht."

Nun war Martin gestorben, ehe das jüngste Balg die vier Wände angeschrieen, und Marthe hatte wie eine rechtschaffene Frau geschrieen und dann still geweint. Grade so lange, als es sich in Querbelitz und Nobiskrug schickt. Aber die Thränen waren längst getrocknet, wie die Blumenkränze auf dem Grabe; und dafür schrie jetzt ein blühender Junge in der Wiege und sog Lebenslust an der Brust der auch wieder blühenden Mutter. Dann hatte sich alles wie von selbst gemacht; die Marthe, wenn das Kind gestillt, und das Trauerjahr um, oder etwas weniger, sollte wieder heirathen; und das war eben so natürlich und Alle waren darin einig, daß sie wieder in's Haus heirathen müsse, denn die Bälger vom Aeltesten mußten einen Vater haben. Nur war einige Uneinig-

keit darüber, wen? Die Marthe hätte schon am liebsten den älteren genommen, der nach dem Vater auch Gottlieb hieß. Er war ein und zwanzig, hübsch und stark gewachsen, daß er den vollen Müllersack wie einen Beutel auf den Rücken schwang. Etwas dämelig war er; dafür war dann die Frau. Der Schulze aber war für den Peter, der erst neunzehn Jahr alt war, auch etwas weiß und schwächlich, und nicht viel besser zu werden versprach als der älteste. Denn, sagte er, der Gottlieb mit seinen rothen Backen und starken Knochen kriegt überall sein Theil, es hat auch schon Erbtöchter genug auf den Höfen, und wenn wieder Friede wird, fängt er eine eigene Wirthschaft an, und aus unsrer brauchen wir nichts rauszugeben. Für den Peter sei es besser, wenn er im warmen Nest bliebe und die Frau ihm dazu.

Darüber, wie gesagt, war einige Uneinigkeit. Der Gottlieb sagte, es sei ihm gar nicht so um die Marthe zu thun, als um sein Recht und daß es in der Reihenfolge bleibe, und wenn der Weißschnabel sie ihm wegschnappen thäte, sollte er sich versehen, daß er ihm nicht alle Knochen windelweich schlüge. Der Peter meinte, ihm sei's am Ende auch egal, aber aus Haus und Hof lasse er sich nicht jagen, die Mutter seliger habe vom Vater das Wort drauf bekommen. Die Marthe sagte: es sei ihr auch nicht so viel um die beiden Brodesser zu thun, gings nach ihnen, so fräßen sie die Wirthschaft auf; aber was von Gott und Rechtswegen sei, müsse bleiben. Der Alte pflegte dann dazwischen zu donnern, daß er Herr im Hause sei, und in einem Hause dürfe nichts

geſchehen, als was der Herr will, und wen er der Marthe zum Mann beſtimmt, das ſei ſeine Sache und keines andern. Und in der Kammer oben müſſe das eine Bett bald leer werden, das ſage er ihnen, weil die Jungen drunten zu groß würden und hinauf müßten. Und wen er dann hinunterriefe in's Ehebette, das ſage er ihnen auch, der ſolle kommen, und der andere nicht, oder er werde es ihnen auf den Rücken ſchreiben, was ein Vater kann. Dabei ließ er es indeß noch immer in der Schwebe, welchen Sohn er rufen würde, denn mit der Schwiegertochter mochte er es nicht verderben, und hielt mit dem Hofmarſchall dafür, daß mit der Zeit Rath kommt. Im Uebrigen waren das nur freundſchaftliche und artige Disputе, denn die Schulzenfamilie galt für die feinſte weit umher, und weil ſie alles 'raus ſagten, was ſie dachten, vergnurrten ſie ſich auch nicht, und es war Friede im Haus, an dem andre ſich ein Exempel nehmen können.

Der Hofmarſchall hielt es für anſtändig, wenigſtens der Wirthin ſein Mitgefühl zu zeigen, da es mit ſeiner Tröſtung bei den andern nicht gelungen war. Er klopfte ihr auf die Schulter:

„Daß Sie Ihren Mann verlieren mußte und grade jetzt! In ſolcher ſchlimmen Zeit bedarf die Frau einer Stütze.“

Frau Marthe hielt es für anſtändig, den Zipfel der Schürze an's Auge zu bringen. Sie beantwortete die Fragen nach ſeiner letzten Krankheit noch mit weinerlicher Stimme, die aber bald in ihre ſehr deutliche und feſte überging:

„Ach, gnädiger Herr, eigentlich iſt's noch ein Glück, denn mein Gottlieb, Gott habe ihn ſelig, in dieſe Zeit hätte er ſein Lebtag nichts getaugt. Wenn er Säbel blitzen ſah, da flimmerte es ihm immer vor den Augen. Und wie geſagt, er war der beſte Menſch und ſolch einen krieg ich nicht wieder; ſchreiben that er, hübſcher als der Vater, es ging nur langſam, aber wenn er hätte Quartierzettel ausſchreiben ſollen, da wäre es ihm wie ein Brummtriefel im Kopfe 'rum gegangen. Er wurde ja mit nichts fertig. Und am Ende hätten ſie ihn auch mit der Stange runter geholt vom Heuboden, wie drüben in Altglücken den Schulzenſohn, der hatte ſich aus Angſt verkrochen vor den Bärenmützen. Nachher hatte er den Spott weg."

Frau Marthe konnte ſchreiben, ſie hatte es ſo weit gebracht, die Quartierzettel ſelbſt auf das Papier zu kritzeln. Das war eine Anſpielung auf dieſe ihre Vollkommenheit, auf die ſie ſtolz war. Sie hatte die erſten Einquartierungen vertheilt, und unter den Leuten war die Verwunderung darüber ſo groß, daß ſie im erſten Augenblick vergaßen, wie ſie vertheilt worden. Denn wer Einquartierung bekommt, hält ſich für überlaſtet, und rechnet, wie viel weniger die Nachbarn erhalten. Inzwiſchen war man zur Beſinnung gekommen. Frau Marthe hatte ſich eben draußen gewehrt, wahrſcheinlich mit Gründen und Zunge, ſchärfer und deutlicher als ihre Schriftzüge, und dann die klagenden Hausmütter der Autorität ihres Schwiegervaters überlaſſen, und ihre Jungen geſängt, und war nun parat zu neuem Kampf und Streit in der Stube.

Wanderungen

im Süden.

Mitgetheilt

durch

Willibald Alexis.

Berlin, 1828.

In der Schlesinger'schen Buch- u. Musikhandlung.

Unter den Linden No. 34.

„Krieg iſt Krieg, wie Gewitter Gewitter iſt. Wo's einſchlägt da trifft's. Und mit Heulen wird's nicht anders. Wenn Feuer iſt, wo geht's denn davon aus, daß man weg läuft! Trauf mit den Eimern und Leitern! Rettet man nicht die Scheune, doch das Haus; brennt das Dach, ſo kann man noch im Keller räumen. Aber vor den Franzoſen möchten ſie in die Erde verſinken und in's Waſſer ſpringen. Dreiſt in's Geſicht geſehen, ſage ich, das thut bei Thieren und Menſchen gut. Wo die Bauersleute Reißaus genommen, da ſchlagen ſie den Boden aus dem Faß, wo der Bauer aber an der Thür ſteht, mit Flaſche und Glas und ſagt: trinket doch, Ihr werdet durſtig ſein! da haben ſie die Thür nicht eingeſchlagen. — Ja, wo Einer ihnen ein Geſicht macht, wie's Leiden Chriſti, und ſo'n krummſcher Tölpel, wie Steffen's Andres, ihnen den Zettel abnimmt, und kein Wort ſpricht, als wär's Vieh, das in den Stall kommt, da ſetzt's Kolbenſtöße. Noch ihnen gut, dann ſchmeckt's ihnen gut, und wem's gut ſchmeckt, der iſt gut. Die Franzoſen ſind auch Menſchenkinder und keine Menſchenfreſſer, ſie ſind auch ihrer Mütter Söhne, als wie Ihr ſeid, und ihnen fortgeriſſen, weil ſie cantonpflichtig waren, und in die Kanonen werden ſie getrieben, und wenn ſie nicht todtgeſchoſſen ſind, wollen ſie leben, als wie Eure Söhne leben wollen, und von nichts lebt man nicht."

„Sie plündern uns alle arm und todt," jammerte ein altes Weib.

„Was werden ſie denn bei Dir plündern, alte Urſel, rief die Wittwe. Deine Lumpen und Deinen Strohſack

nehmen ſie nicht mit. Wer ſich plündern läßt, iſt ſelbſt dran ſchuld. Wer wird denn Silber und gutes Leinen draußen liegen laſſen! Und wer wird denn an den Birnbaum eine Fahne ſtecken und dran ſchreiben: hier habe ich meinen Geldtopf vergraben. Wenn ſie nur die Kühe nicht forttreiben und ſchlachten, dann iſt das Unglück noch nicht ſo groß. Pferde muß man geben, das geht nun mal nicht anders, aber man kriegt ſie ſchon zurück, wenn man hinterher iſt. Ochſen auch. Nun ja, einer wird mal geſchlachtet, wenn ſie hungrig ſind, man kann ja nicht immer leben. Aber die Kühe, das müßt Ihr nicht zulaſſen, laßt ſie die Kaſten aufreißen und die Teller zerſchlagen; aber nur nicht fortlaufen! „Wozu hat Gott den Frauen den Mund gegeben? — Zum Schreien. Wenn Ihr Alle ſchreit aus Leibeskräften, ſchreit, daß ihnen die Ohren weh thun — hängt Euch da an einen Arm, faßt ſie da am Rocke — meinethalben fallt auf die Erde und klammert um die Beine. — So ein Säbelhieb flach und ein Kolbenſtoß — i was, der Menſch kann mehr anhalten — und die Bajonette werden ſie Euch nicht in den Bauch ſtoßen — aber je mehr Spektakel um ſo beſſer — das macht ſie doch am Ende confus. Ihr wiſt's ja vom Gerichtshalter, wenn die Weiber ihm die Ohren vollſchreien, da paukt er mit der Fauſt auf den Tiſch, und tobt, ſie in's Loch zu ſchmeißen, aber am Ende wird's ihm zu viel, er wird blaß und läßt fünf grade ſein. Und die Franzoſen ſind auch nur Mannsperſonen. Und dann habt Euch nicht wie der leibhaftige Satan, wenn Euch Einer um die Hüfte faßt.

Krieg iſt Krieg, nur vom Abküſſen ſtirbt man noch nicht. Manche hat 'ne Kuh dadurch gerettet, und ich ſage Euch ja, dann iſt doch noch nichts verloren, denn Acker und Feld tragen ſie nicht fort."

„Das iſt ein Weib!" rief eine uns bekannte Stimme, und der Kutſcher ſtampfte das Bierglas auf den Tiſch, an dem er gemüthlich ſeine Pfeife rauchte. „Die nimmt's mit dem Satan und den Franzoſen auf. Trink, Marthe — er hielt ihr das Glas hin — die Kehle wird Dir trocken ſein, und dann fang von Neuem an."

Der Schulze war eingetreten und hatte mit dem Gutsherrn leiſe geſprochen. Ob Marthe von Neuem angefangen, darüber konnten wenigſtens die Beiden keine Auskunft geben, denn ſie hatten ſich ſchon während der Rede entfernt — vielleicht zur Bewahrung ihrer Autorität. Aber des Schulzen Geſicht war ſehr ernſthaft, und der gnädige Herr kaute eine Weile an den Lippen, während ſie in dem wüſten Garten an dem ſchilfichten Teiche auf und ab gingen.

Hier ſollte das alte Schloß der Querbelitze geſtanden haben; im Teich war es verſunken, behauptete die Sage. Trümmer ſah man nicht, das einzige, was zuweilen aus der Tiefe blickte, waren die Fröſche. Wenn die hohen Rüſtern jenſeits am Damme ſchon zur Wendenzeit geſtanden, konnte es wenigſtens nicht ſo groß geweſen ſein, als die, welche daher ihre Abkunft rühmten, es gern glaubten. Und doch, was war nicht Streit um den einen Sumpf, in dem nichts ſich wiederſpiegelte als die Wolken. Auch der Erb-, Lehn- und Gerichtsſchulze Gottlieb Köpke

rechnete Jahrhunderte hinauf bis zu den Hunnen oder zu den Schweden; ſo lange hatten ſeine Väter hier geſeſſen, und in der Wirthſchaft war nichts anders geworden, es war jetzt wie ſonſt — meinte er.

Das hütete er ſich aber wohl vor dem gnädigen Herrn von Quilitz zu meinen; er ſparte es auf, bis der Herr von Ilitz, der Mitbeſitzer des Gutes, kam.

„Köpke, ſagte endlich der Herr von Quilitz, Er iſt ein verſtändiger Mann. Ob's nun Wallonen ſind oder Italiener und Holländer, ſie werden kommen, aber wieder abziehen, wie die Wolken da oben. Ein Kluger weiß, wie er das Wetter nutzt; wenn's naß fällt, hängt er nicht an die Trockenleine, er kann ja das Waſſer noch zum Waſchen brauchen."

Der Schulz, der immer noch reſpectvoll die Pudelmütze zwiſchen den Fingern hielt, ſpitzte die Ohren, um zu horchen, was man denn waſchen könne?

„Ich meine die Mühle."

Gottlieb Köpke verſtand jetzt, was gewaſchen werden ſollte. Sein Auge ſchielte zum Gutsherrn auf, aber er ſchüttelte den Kopf:

„Die von Ile
Quält ihre Mühle,
Die von Quile
Haben 'ne Kuh (Q.) zu viele."

Der gnädige Herr von Quilitz lächelte gnädig. Es war ein alter Volkswitz.

„Wer weiß, wenn es ſo fortgeht, ob wir überhaupt noch eine Kuh im Stalle behalten! Aber die Mühle, die Mühle, mit der müßte es jetzt anders werden."

„Er thut's nicht.“ Der Schulze ſchüttelte den Kopf. „Es ſteht einmal geſchrieben, ſagte er. Sie muß Bretter ſägen, ſo lange Holz da iſt, und wenn ſie zehnmal verfaulen.“

„Es könnte doch ſein, daß mein Vetter ſich jetzt eines Beſſern beſinnt.“

„Und dann will der gnädige Herr von Blitz auch die Müller nicht aus dem Brot ſetzen; die Familie ſitzt ſeit dem erſten König.“

„Und eſſen unſer Gnadenbrot, ſeit die Bretter keinen Abſatz haben. Zudem war's ja ſchon vor Alters eine Walkmühle.“

„Das hört der Herr Major erſt gar nicht gern.“

„Der Müller könnte übrigens bleiben, wenn man der Mühle eine andere Beſtimmung und Conſtruction giebt. Es iſt nur ſein Eigenſinn und das Teſtament.“

Der Schulze ſpitzte wieder die Ohren:

„Was ſoll ſie mahlen? Zum Korn haben wir Windmühlen genug.“

„Man kann viele andre Dinge in nächſter Zeit brauchen. Der Baron Eppenſtein macht mich drauf aufmerkſam, daß bald an Oelmühlen Mangel ſein wird, wenn der Rapsbau aufkommt, wie er hofft. Doch hat das noch Zeit. Aber die Franzoſen ſind einmal im Lande, ſie werden lange im Lande bleiben. Sie brauchen vielerlei, Schrot — Pulver —“

„Den Franzoſen das Pulver mahlen?“ fragte der Schulze, zum Edelmann ſchielend.

„Was wir nicht, thun Andere. An Speculanten, die

ſich darum reißen, wird es nicht fehlen, und die Orte, wo für ihn gearbeitet wird, verſchont der Feind. Die Franzoſen ſind jetzt die einzigen, die kaufen können. Wer ſagt denn auch, daß wir es thun ſollen! Aber ich habe ſchon manche Nachfrage gehört von Entrepreneuren; was weiß ich, ob zu Pulver oder was ſonſt! Mir iſt ja nur darum zu thun, daß wir die Mühle los werden, und bei Vetter Wolf in Zlitz wird baar Geld auch nicht überflüſſig ſein. Die Contributionen werden immer drückender."

Der Schulze mußte ein Mann von mehr Bedeutung ſein, als wir aus ſeiner demüthigen Erſcheinung, dem Edelmann gegenüber, ſchließen durften. Dieſer zog ihn nicht nur in ſein Vertrauen, er gab ihm auch Motive, Erklärungen, das darf ein ſo viel höher ſtehender gegen einen unter ihm ſtehenden nur im äußerſten Nothfall. In der That war der Schulz immer die Mittelsperſon zwiſchen den beiden Lehnsvettern geweſen, die, wenn ſie zu einander kamen, auch an einander geriethen. Gottlieb Köpke war nur ein ſchlichter, grader Mann von nicht viel Worten, aber die Worte trafen immer das Rechte, und was noch wichtiger, ihn verſtand der Zlitzer und der Quilitzer, wenn ſie ſich auch untereinander nie verſtanden. Seine Rechnungen waren nicht gerade ſchön geſchrieben, aber allzeit richtig und fertig, und der Saldo lag immer in ſeiner Lade, baar aufgezählt oder ſchon verpackt. Nur traf es ſich, daß die Ausgaben oft den Einnahmen gleich kamen, und das Päckchen Baarbeſtand war demnach klein. Sie mochten nachrechnen, wie ſie wollten, die Herren, es war jeder Punkt richtig. Dann

pflegte Gottlieb Röpke zum Quilitzer zu ſagen: „Das kommt vom Zuſammenbeſitz! Der Landwirth muß freier Herr ſein, wenn er meliorieren ſoll. Und wenn man nicht melioriert, wie kann man profitiren!“ — Zum Klitzer zuckte er auch die Achſeln: „Der Herr von Quilitz meinen's gewiß recht gut, aber Sie wollen zu viel probiren. Bei der Landwirthſchaft kommt dabei nichts 'raus. Ich meine noch immer, wie's unſre Väter gehalten, das iſt am ſicherſten. Man weiß, was man hat, man weiß nicht, was man kriegt.“ Da die Vettern nie einig wurden über eine Aenderung, blieb es Jahr aus Jahr ein wie es geweſen war, und die Leute meinten, der Schulze Gottlieb Röpke ſtehe ſich dabei am beſten, obgleich er ſich ſelbſt gegen Jedermann verſchwor: es ſei eine Sünde und Schande, daß es ſo ſei, und das ganze ſchöne Gut gehe zu Grunde, wenn es nicht in eine Hand komme oder getheilt würde. Das ließ ſich nun nicht thun. Wenn die Vettern ſchon nicht einig werden konnten über die Bewirthſchaftung, um wie viel weniger über Tauſch und Theilung, auch wenn die Sache ganz in ihrer Hand gelegen hätte.

Der Schluß, daß der Schulz ein Mann geweſen, der nur ſeinen Gutsherren nach dem Munde geredet, wäre übrigens ein falſcher. Nein, er war, wenn es auf gewiſſe Punkte kam, ein ſo ſtörriſcher, rechthaberiſcher Bauer, wie nur Einer. Mit dem Klitzer führte er ſchon ſeit ſechs Jahren einen Prozeß über die Hütung an der Gränze, einen andern mit dem Quilitzer über einen Torfſtich, und mit beiden Herren, als Geſammtbeſitzern,

einen dritten über die Fiſcherei in der Quierlitz. Das that er als Schulze für die Gemeinde, und oft hatte der Herr von Quilitz geſagt, er wäre eigentlich ein rebelliſcher Menſch, der die Gemeinde gegen ihre Gutsherrſchaft aufredete, denn die würden ſich den Teufel um die paar Steferlinge und Ikleye ſcheeren, wenn er ſie nicht hetzte. Gottlieb Köpke hatte ruhig erwidert: Recht muß doch Recht bleiben, und von Vergleichen hatte er nie etwas gehalten. Der Herr von Ilitz zürnte ihm darum nicht, er meinte, wenn jeder ſeine Pflicht thäte, ohne Anſehn von Stand und Perſon, ſo wäre es beſſer auf der Welt.

Jetzt hatte der Schulze wieder den Kopf geſchüttelt, aber ehe er den Mund aufthat, ſagte der Edelmann, indem er einen Schritt näher trat: „Köpke, Er hat ein Einſehen in die Dinge, wie ſie ſind, und mein Vetter brauchte bisweilen einen Vormund. Ich kann's ertragen, aber ihn ruinirt die Mühle. Das muß jetzt anders werden, und die Gelegenheit kommt nicht wieder. Ich habe einen Pachter. Ehe der mir aus dem Netze geht, muß es richtig gemacht ſein. Er handelt für ſeine Herrſchaft, bedenke Er das. Sind wir die Mühle los, wollen wir auch über den Torfſtich reden. Ich habe jetzt in Schmachtenhagen eine Wieſe angeſtochen, wo der Torf beſſer iſt, alſo kommt's mir nicht ſo viel mehr auf den an, darum wir prozeſſiren. Verſteht Er mich?"

Der Schulze fuhr mit der Hand hinter ſein Ohr: „Herr Hofmarſchall, ich denke wegen des Torfs da warten wir ab, was das Kammergericht dazu ſagt. Das dritte Urtheil muß ja nun in drei Wochen 'rauskommen."

„Das zu ſeinen Ungunſten ausfallen muß, wie die beiden erſten. Mein Juſtizcommiſſar ſchreibt mir, es iſt gar kein Zweifel.“

„Nun, dann wiſſen wir doch was Recht iſt. Aber mit der Mühle, das wiſſen wir nicht ſo genau. Herr Hofmarſchall, fangen Sie nicht davon in Ilitz an. Die gnädige Frau zittert ſchon wie Espenlaub, wenn der gnädige Herr mit der Einquartierung parlirt. Und nun kommt viel ſchlimmere. Er kann den Major nicht vergeſſen, und das Podagra macht ihn noch verdrießlicher. Wenn wir ihm aber mit dem Vorſchlag verquere kommen, jetzo grad, und er riecht Pulver, Pulver für die Franzoſen, gnädiger Herr, da geſchieht was, und wer aufſteigt, das weiß Keiner.“

Es war eine Wahrheit in der Rede des Schulzen, die dem Edelmann einleuchtete. Er war ein Mann, der Vernunft annahm. Es ſchien ihm nur darauf anzukommen, wie er den Rückzug maskire, als er kopfſchüttelnd ſeine Blicke auf dem Sumpfſpiegel ruhen ließ:

„Die neuen Truppen wären alſo ſo ſchlimm?“

„Ich will nur die Hälfte glauben, was der Küſter aus Marzahne verzählt hat. Und der ganze Zug kommt hierüber.“

„Wo kein Feind ſteht?“

„Was weiß ich's! Nach der See zu marſchiren ſie. Gegen wen, was gehts uns an, wenn wir's tragen müſſen. Wir werden's ſchon tragen, aber unſer gnädiger Herr Major?“

„Mein Vetter iſt gewiß ein braver Mann!“ ſagte

der Gutsherr, behielt aber etwas zurück. Der Schulze that seine Betheuerung hinzu, er schien aber auch etwas zurück zu behalten.

„Köpke, weiß Er noch etwas?“ fragte der Edelmann, der ihn scharf fixirte.

„Gar nichts, Herr, es könnte aber doch noch was Schlimmeres kommen, — ich meine, wenn sie lange im Lande liegen blieben. — Meinen der gnädige Herr, daß wir 'mal französisch werden müssen?“ sprach mit leiser Stimme der Schulze, und wieder mit dem schielenden Blick.

„Mein lieber Köpke, man muß sich nicht um Alles Kopfbrechen machen. Aber, Er hat es ja selbst gesagt, ein kluger Mann muß auf Alles gefaßt sein.“

„Das wird schwer halten, bis unsre Bauersleute Französisch lernen, und hatten einen so guten König, Gott segne ihn!“

„Seine Gesinnung ist vortrefflich, Köpke, aber Er muß sie nicht zeigen! Wir sind einmal in Feindes Gewalt.“

„Da ist nun Volks, das spricht: wie's Wetter umschlägt, kann's auch im Krieg umschlagen. Wenn unsre nur erst ein Paar Mal gestanden und Courage gekriegt hätten. Manche Festung hielte sich noch. In Schlesingen, sagte der Küster von Marzahne, wäre der Fürst von Pleß, der hetzte die Franzosen mit seinem Freicorps, daß sie oft ihre Suppe stehen lassen müßten.“

„Schlesien ist sehr weit.“

„Schon recht, aber sie sagen auch, daß sie sich da

MUNCEE

oben bei Lübeck oder Colberg, oder wer weiß wo, noch blutig in den Haaren lägen, das wäre da ein Husarencorps, das wie der Blitz drein führe."

„Possen! Wo die große Armee hinkommt, ist kein Widerstand mehr. Unsre ziehn sich immer weiter zurück."

„Schon recht; was Ernstes ist's auch nicht. Es neckt sich nur; das habe ich weg. Wenn sie nun aber mal bis in unsre Gegend sich neckten!"

„Sie werden nicht so toll sein."

„Es sind Tollköpfe drunter."

„Sie richten nichts aus."

„Das ist schon recht, aber anrichten können sie mancherlei. Volk ist allüberall, das sich lieber 'rumtreibt als arbeitet."

„Er wird hierorts seine Pflicht thun, Schulze."

„Gewiß, wenn unsereins nur immer wüßte, was Pflicht ist! Wir sind alle gute Landeskinder und unserm König geschworen mit Gut und Blut, aber — der König ist fort, wir sehen nur hören nichts von ihm, und was der Eine uns zuflicht, das leugnet der Andere wieder ab. Der Landrath schreibt uns, wir sollten nach wie vor thun und geben als gute Unterthanen, und der Obrigkeit gehorsam sein; und der Landrath schreibt nur das nach, was die Regierung ihm vorschreibt, und was die Regierung schreibt, das schreiben der wieder die Franzosen vor, und sie sind also jetzt die Obrigkeit. Und da ist uns denn auch vorgeschrieben, daß wir uns in keinerlei Verbindung einlassen sollten mit dem Feinde. Wer der Feind ist, steht nicht auf dem Papier, aber daneben stehts:

das sind unsre Leute und der König. Und wer's thut, ihnen was zuschickt oder heimlich sticht, wird am Kragen gegriffen und auf die nächste Festung geschleppt. Wiedergekommen ist noch keiner. — Und nun posito, gnädiger Herr, ich setze nun den Fall, es kommt so 'ne Schwadron oder 'n Bataillon, oder was es ist, Preußische mein ich, rings umher knallts und schallts: Vivat der König! die Burschen laufen zu, nämlich unsere Leute, und die Husaren mit den Trompeten und bunten Schabracken und Säbeln und Klumkern preschen durchs Dorf, sie haben gute Beute gemacht, und getrunken wird, da ist ein Jubel und eine Lust. Den Schulzen schleppen sie am Ende am Kragen 'raus, und die Jungen schreien und höhnen: er soll auch jubiliren und alles gut heißen. Ich wüßte wohl, was ich drauf zu antworten hätte, aber da kämen die von Alt 'rüber auch mit Trommeln, Flinten, Pfeifen und Heugabeln, Alle wollten Soldaten sein, und voran ritte der Herr Major —"

„Er wird doch nicht des Teufels sein!" — brach es von den Lippen des Edelmanns, der sie bisher mit sichtlich steigendem Unmuth verknissen, und dabei die Augen umherschweifen lassen, ob kein Lauscher in der Nähe sei. Darüber hatte er nicht die Blicke des Mannes bemerkt, der jeden Muskelzug im Gesicht des andern zu beobachten schien. Jetzt fuhr er ruhiger fort:

„Ich meine auch nicht den Herrn Major allein, aber er könnte doch nicht zurück bleiben, wenn die andern Herren aufstünden."

„Wer denn?"

„Nun die Herren von Quitzitz und Quaritz, die Ritzengnitze und Kniewitze. Was die Quitzitzer für Patrioten ſind, weiß ja jedes Kind, wie ſie dazumal in Champagner auf den Napoleon ſeinen Tod tranken. Und die Herrn von Wahrnim! Ja wenn der gnädige Herr auf Kautzenburg ſeine Bauern aufſitzen ließe —"

„Warum nicht gar auch der Wahrnim auf Hintzenacker!" unterbrach ihn der gnädige Herr mit einem höhniſchen Lächeln. Seine ganze Phyſiognomie hatte ſich verändert, wie jemand, der in banger Erwartung einer Eröffnung zugehört, die ihn peinlich berühren könnte, durch einen gleichgültigen oder launigen Schluß den Zauber gebrochen fühlt. „Laß Er ſich doch nichts aufbinden, Schulze. Die — er verſchluckte die Namen — die ſind froh, wenn ſie ruhig ſitzen bleiben können. Und der Wahrnim Kautzenburg ſollte ſeine ſchöne Herrſchaft auf's Spiel ſetzen um einen Cornetſtreich! Nein, mein lieber Schulze, da ſei Er unbeſorgt. Thue jeder was ſeines Amtes iſt und ſeine Schuldigkeit. Das Uebrige — ſagte er mit einer Miene, die er nur ſelten anlegte und nur auf dem Lande — muß man der Vorſehung überlaſſen, die hat alles ſo gefügt, und wird wohl wiſſen, warum es ſo am Beſten iſt."

Er ſchien erheitert und zufrieden ins Haus zurückzukehren; der Schulze war auch zufrieden, er wußte, was er wiſſen wollte.

Fünftes Kapitel.

Schemelbeine.

Der Candidat war aus der dampfenden Stube getreten und der Baron lud ihn, mit einem Schlag auf die Bank, ein, neben ihm Platz zu nehmen:

„Sie müßten rauchen lernen, Herr Candidat. Sie sind ganz blaß drin geworden. Es geht nicht anders auf dem Lande; vor allem ein Pastor.“

„Warum grade der?“

„Weil er nichts zu thun hat. Sie gewöhnen sich gar zu leicht das Saufen an, und der Branntwein kann 'nen Geistlichen um sein Brod bringen, wo nicht um mehr.“

„Ich habe nie ein Bedürfniß nach — Ihrem Trinken empfunden.“

„Das glaube ich Ihnen schon. Aber wenn die Langeweile kommt, muß man doch was thun.“

„Ich glaube Beschäftigung in mir selbst zu finden.“

„So sagen Alle, wenn sie von der Universität kommen. Ich kann Ihnen davon ein schrecklich Exempel erzählen, bei meinem eignen Bruder in Oberschlesien. Der hatte einen Hauslehrer für seine Jungen genommen, der hieß Woyte; einer von den Feinen. Ein Schulfuchs,

ich glaube, er hatte ſich nicht ein einzig Mal gepaukt. Nun was that's! Er unterrichtete ſeinen Stiefel weg, und ſie waren mit ihm zufrieden. Mein Bruder ließ ihn auch predigen in ſeinem Filial. Wenn ihn die Bauern auch nicht verſtanden, das ſchadete nichts; er konnte ſich doch die Lunge ausſchreien. Der rauchte nicht, aber er war ein guter Schütze. Auf dem Anſtand machte er ſeine Predigten. Mein Bruder ließ ihn alle vierzehn Tage Sonntags nach Tamſel fahren; ſo hieß das Dorf. In einem Päckchen im Schnupftuch lag der ſchwarze Rock und die Päffchen, und die Büchſe ſtand daneben; denn wenn die Predigt aus war, ging er mit der Büchſe zu Fuß zurück. Unterwegs in 'nem Kretſcham — ſo nennen ſie dort die Schenke — hatte der Knecht eine Liebſchaft; darum futterte er jedesmal da. Dem Weyte war das auch ganz recht, denn da ſimulirte er noch einmal die Predigt. Aber weil er nicht rauchte, ließ er ſich eins einſchenken. Das ging nun Sonntag um Sonntag ſo. Sie tranken da alle, und man merkt's nicht. Mein Weyte merkte auch nicht, wie viel er getrunken, nämlich wie hoch er beim Wirth an der Kreide ſtand; denn er ließ es anſchreiben. Als der Wirth ihn einmal mahnte, hatte er nicht ſo viel Geld bei ſich und ſagte: das nächſte Mal. Ja, es gingen viele nächſte Male vorüber. Und eines Tags, wie er meint, es iſt Zeit, lacht der Knecht, denn der Wirth kommt vom Wägelchen draußen, ſein Päckchen unterm Arm, und fragt ihn: Werden Sie nun bezahlen, Herr Candidat? — Ja, das nächſte Mal ganz gewiß! — Damit Sie ſich dran er-

innern, ſagte der Wirth, der auch ein feiner Menſch war, werde ich Ihren ſchwarzen Rock und die Päſſchen bis dahin bei mir verſchließen. Nun ging ein Bitten los und ein Betheuern. Ja Preſtmahlzeit, der Wirth hatte Haare auf den Zähnen; er hatte ihn zu oft hingezogen, er glaubte ihm nicht mehr auf's Wort. Was wollte er machen! Im gelben Flaus konnte er nicht auf die Kanzel. Die Kerle im Kretſcham lachten ſich den Hals aus: die Büchſe wäre ihm ja geblieben; wenn er kein Prediger, könnte er ein Jäger ſein vor dem Herrn. Dem armen Menſchen ſtürzte eine Thräne aus dem Auge, und blutroth war er, wie er die Thür hinter ſich zuſchlug. Kaum 'ne Viertelſtunde verging, da hörten ſie 'nen Schuß. Nun, die Geſchichte können Sie ſich denken. — Er hatte ſich den Stiefel ausgezogen, die Büchſe gegen die Erde geſetzt, und mit dem großen Zehen abgedrückt. Das war das Ehrgefühl bei ihm, er hätte es nicht ertragen können. Meinem Bruder koſtete es ein ſchmähliches Geld; erſt die Gerichtskoſten, die Obduction und dann das Begräbniß. Und die Kinder heulten, daß es ein Jammer war; ſie hatten den Woyte ſehr lieb gehabt."

Eine leichte Röthe war über das Geſicht des Zuhörers geflogen: „Ich weiß nicht, was der Herr Baron mit der Erzählung beabſichtigen."

„Keine Anſpielungen auf Sie, denn Sie haben ja noch keine Flinte in die Hand genommen. Ich meine es gut mit Ihnen."

„Es ſind hier andere Verhältniſſe."

„Da haben Sie auch wieder Recht. Wäre der arme Woyte ein Katholischer gewesen, hätte er bei seinen Wasserpolacken trinken mögen, so viel er wollte. Es ist mein Ernst, Herr Mauritz. Der Priester muß mit seinen Bauern sein, und darum auch trinken. Wenn er sich für besser hält, was Apartes sein will, ist's um seine Autorität geschehen. Der protestantische Pfarrer weiß mehr, und will immer vornehmer sein. Wo soll das herkommen, wenn er sich in der Welt nicht umgesehen hat? Die meisten Pfarrstellen sind raisonnabel schlecht. Mit der Gutsherrschaft soll er sich auch besonders stellen. Ist er ihr gehorsamer Diener, ist's mit dem Respekt bei den Bauern aus; besteht er auf seinen Kopf und ist widerbellerisch, dann kommt all der Krakehl, den Sie in Alix kennen lernen werden. Sie thun mir leid, Herr Mauritz. Sie werden da einen schweren Stand haben."

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, Herr Baron. Einstweilen bin ich dem Pfarrer Faßbinder nur auf ein Jahr adjungirt, und nur für's Predigen, nicht für die Seelsorge. Ob der Herr Major mich auch als Informator in sein Haus ziehen will, ist noch unbestimmt, und hängt vielleicht von dem Eindruck ab, den ich heut auf ihn machen werde."

„Werden Sie sich das Er gefallen lassen? Das soll ja der erste Stein des Anstoßes mit dem alten Pastor gewesen sein. Der taube Mann, der den Donner nicht mehr hört, hört doch jedesmal das Er 'raus, wenn der Major ihn anredet."

„Herr von der Quarbitz wird mich nicht Er nennen. Wir sind darüber schon einig geworden."

Ein Donnerwetter! entfuhr ſehr hörbar des Barons Lippen. „Aber, ich ſage Ihnen, er kann einmal die Gelehrten, Beamten, eigentlich alle Bürgerliche, nicht leiden. 's iſt ſeine Natur.“

„Es könnte doch auch an den Gelehrten, Beamten — und den Bürgerlichen gelegen haben.“

„Wie ſo meinen Sie das?“

„Weil ſie ſich keine Achtung zu erwerben verſtanden.“

„Das geht auch ſo leicht dem Iſegrimm gegenüber! Aber 's iſt gut, wenn ſie Courage haben. Laſſen ſie ihn reden und grunzen. So kommt man am beſten durch. Aber nehmen Sie ſich nur in Acht beim Unterricht. Sollen Sie den Fräuleins auch Lectionen geben?“

„Iſt das ſo gefährlich?“

„I nun, ſie werden Ihnen nicht in's Geſicht lachen. Aber ein Gelehrter wie Sie, lieber Herr Maurit, und junge Damen, nehmen Sie mir's nicht übel, das paßt nicht. In Berlin, nun ja, die Aeſthetiſchen greifen nach Allem, je toller je beſſer; aber hier auf dem Land, ich kann Ihnen nur als Freund rathen, paſſen ſie gut Achtung. Haben die Blitzmädchen Ihnen erſt was Curioſes abgemerkt, da ziehn ſie dran wie die Kinder an der Klingel, die ihnen verboten iſt. Sie tragen keinen Zopf, aber Sie könnten bald einen hinter ſich haben. Losſchlagen können Sie doch nicht auf die Fräulein; wenn Sie grob werden, haben Sie's mit Papa und Mama zu thun, und Autorität ſollen Sie auch behalten, ſonſt heißt's, der Lehrer taugt nichts. Und wie viele Edelleute haben denn jetzt Geld und Luſt, ihren Kindern Informators zu hal-

ten: 's iſt ſchon 'ne ſchwere Zeit. — Was iſt denn aber da drinnen los?'"

Die Nachrichten des Küſters von Marzahne hatten unter den Weibern nachträglich gewirkt. Die alte Mutter des Schulzen hatte den Edelmann, als er in's Haus trat, bei Seite gezogen. Sie hatte Etwas auf dem Herzen, aber ein Strom von Thränen machte ſich Luft, ehe die zitternden Worte herauskamen:

„Muß ich denn das auch noch erleben!"

Er beſorgte eine neue Ausſchüttung des Syrupkaffees, aber die Frau verſicherte: Ach das ſei es nicht, es ſei zu ſchrecklich, und ſie erzählte eine allerdings brutale Geſchichte, die wir unerzählt laſſen, obgleich ſie in der Wirklichkeit ſich öfters zugetragen hat. „Das muß man auch an ſich erleben, ſchloß ſie, und dann wollen ſie uns auch noch die Religion nehmen."

Der Herr aus Quilitz, ein Mann, dem alles Rohe zuwider, war wirklich von den Details der Brutalität entſetzt, und in einem Tone der Entrüſtung rief er: „Das iſt ja abſcheulich! Selbſt ſich an ſolchen alten Frauen zu vergreifen!"

„Ach gnädiger Herr, das könnten ſie ſchon haben, erwiderte die Alte, wenn ſie uns nur die Religion laſſen wollten: aber ſie wollen uns Alle durch die Bank katholiſch machen."

Sie über dieſe Furcht zu beſchwichtigen war nicht Ort und Zeit, denn drinnen war ein Zank ausgebrochen. Der Kutſcher aus Quilitz, der mit freundlichen Augen immer die ſchmucke Wirthin betrachtet, hatte, als es zum

Abſchied ging, ihre Hüfte umſchlungen, und wollte, vermuthlich zur Probe von ihrem eigenen Recept, daß man von einem Kuß nicht ſtirbt, ihr einen auf die rothen Backen drücken. Ob Marthe mit dieſer Probe einverſtanden war, da es nicht die Rettung der Kühe galt, bleibt unausgemacht, denn Gottlieb der Zweite hatte ihn im ſelben Augenblick unterfaßt und mit einem: „Du Quitzitzer Lümmel! das unterſteh Dich!“ bei Seite geſchleudert. Der Quitzitzer Lümmel, der ſich deſſen nicht verſehen, brachte im Taumeln den großen Tiſch in Gefahr, daß mehre Gläſer fielen und einige zerbrachen. Aber der Schemel, der mit ihm zu Boden ſtürzte, ward im ſelben Augenblick zum Stab, an dem er wieder aufſprang, und zugleich zur Waffe, die er, elaſtiſch aufgeſchnellt, in die Luft ſchwang: „Nu koſte mal, wie Querbelitzer Holz ſchmeckt.“ Der Schulzenſohn war ſtärker und ſtämmiger als der andre, aber ungeſchickt. Während er mit beiden Armen und markigem Griff die drohenden Schemelbeine gepackt hielt, und man an ein Ringen in der Luft um den Beſitz der gefährlichen Waffe dachte, hatte der Kutſcher, nervig und behend, den Stuhl plötzlich losgelaſſen, und, den Kopf als Sturmwidder anſetzend, den Bauern an Bein und Hüfte unterfaßt. Es war ein gymnaſtiſches Kunſtſtück, wie er die Füße aus den Holzpantoffeln und den ganzen Kerl in die Lüfte hob. Auf des Kutſchers Kopfe ſchwebend, mit den blau beſtrumpften Füßen vorn und dem Kopf nach hinten balancirend, konnte er ſich nicht helfen, zumal da ſeine Hände den Schemel noch immer in die Luft hielten, jetzt freilich nicht in freier,

MÜNCHEN

Bei der Herausgabe dieser Reisebilder durch Frankreich wüßte ich der Einleitung ihres Urhebers wenig Anderes hinzuzufügen, als die Bitte, die Jahreszahl nicht zu übersehen. Sternanis, ein durch anagrammatischen Zufall entstandener Pseudoname meines Freundes, reiste durch Frankreich im Jahre 1826. Die politischen Betrachtungen reihen sich an den damaligen Zustand des Landes. Wer hätte erwartet, daß so schnell

denn er ſtieß an die Leute. Es war das ungeſchickteſte, lächerlichſte Bild, als der muthwillige Kutſcher rief: „Vivat hoch, was gebt Ihr mir für den Kronprinzen von Querbelitz!“

Der Kutſcher hatte nicht bedacht, was es heißt, den Feind im eignen Lande angreifen. Durch Ueberraſchung ſiegt man, aber nur, wenn man einen beſſern Succurs hat als das erſte Staunen und Gelächter der Ueberraſchten. Die Querbelitzer und Quitlitzer waren von je ab Feinde, nämlich auf Märkten, wie man ſo bei Kirchweihfeſten und Hochzeiten es iſt. Der Kutſcher vertrat heut allein ſein Dorf, was ſeine Begeiſterung vielleicht ſteigerte, wenn es nicht ſchon der Branntwein gethan oder der Drang, ſich vor der Schönen auszuzeichnen. Er hatte aber auch nicht bedacht, daß es Marthe's wenn nicht geliebter, doch gewählter Bräutigam war, den er in ſo unangenehmer Weiſe erhöht hatte. Zuerſt war die junge Frau auf den Tiſch zugefahren, um zu retten, denn Gläſer zerbrechen leichter als Schädel. Dann ſchien ſie ſich zu beſinnen, was noch zu retten ſei, und ihre Mundwinkel verzogen ſich ſchon zu dem Gelächter, welches der erſte allgemeine Eindruck auf die Verſammlung war, als ſie ſich raſch beſonnen, daß die Ehre ihres Zukünftigen auch die des Hauſes ſei. Sie beeilte ſich zwar nicht, den Schwebenden zu erlöſen, was ihr nicht ſchwer geworden wäre, aber des Kutſchers volle und freundliche Backen leuchteten zu lockend und vertheidigungslos entgegen, da ſeine Arme als Karyatiden der Beine des Beſiegten dienten, und wie Blitze wetterten ihre Hände links und rechts auf dieſe ſchutzloſen Backen.

Jedoch nicht lange. Der Quilitzer Kutſcher hatte auch nicht bedacht, daß der Schulzenſohn, den er an die Decke drückte, noch einen Bruder hatte, der zwar ſein Rival, aber doch immer ſein Bruder war, der für die Ehre des Hauſes, und außerdem ein Querbelitzer, der für die des Dorfes einſtehen mußte. Er war im ſelben Augenblicke aus ſeinen Pantoffeln und über den Tiſch gerutſcht und hatte unbemerkt, durch ein leichteres gymnaſtiſches Kunſtſtück als das des Quilitzers dieſen der Art von ſeinem Fundament entrückt, daß — man eben nur an der Wirkung merkte, was geſchehen war. Dieſe aber war heftig genug. Es ſchlug und krachte. Der niederfallende Schemel zerbrach mehrere von den geretteten Gläſern, und außerdem wohl noch manches, der ſchwebende Schulzenſohn ſchoß Kobolds in der Luft, und ſtürzte ſchwer, glücklicherweiſe aber nur auf den Körpertheil, wo er keine Glieder brechen konnte, zu Boden. Der Kutſcher wäre empfindlicher auf ſeine rothen Backen gefallen, und vielleicht wäre es um ſeine Naſe geſchehen geweſen, wenn es ſich nicht ſo gefügt, daß er nur auf die Knie ſtürzte. Das aber war kein Zufall, ſondern Frau Marthe hatte ihn inſtinctartig, als der Stoß kam, an den Ohren gefaßt, und, wenn er auch fallen wollen, er hätte nicht fallen können.

Unfehlbar wäre es jetzt zu einer allgemeinen Schlägerei gekommen, bei welcher Kutſcher Lamprecht doch vielleicht nicht ganz allein geſtanden hätte, denn es regte ſich auch Quilitzer Blut in manchen Querbelitzer Adern, dann ſchlägt auch mancher aus Ehrgefühl, wenn er ſieht, daß

Alle über Einen losſchlagen, und außerdem war's der herrſchaftliche Kutſcher. Den konnte man doch nicht zerſchlagen laſſen, wo die Herrſchaft in der Nähe war. Lamprecht ſelbſt aber war in ſolcher Wuth, daß er auf keine Rückſicht geachtet hätte, ſelbſt nicht auf den gnädigen Herrn, der eben eingetreten. Seine Wuth ließ ſich aber nicht gegen den Tückebold aus, der ſeinen Sturz veranlaßte, ſondern gegen die, welche über ſeinen Fall zu triumphiren ſchien. Mit einer raſchen Kopfſenkung, als wolle er untertauchen, hatte er ſeine Ohren von den Harpyengriffen losgemacht, eben ſo ſchnell einen von Gottliebs Pantoffeln ergriffen, und war aufgeſchnellt: „Warte, Du Querbelitzer Hexe, das will ich Dir eintrichtern!“ ſchrie er, als ein „Halt“ durch die Stube ſchallte.

Es iſt anzunehmen, daß ein Theil der Drohung ſchon in Erfüllung gegangen, als der Arm des Schulzen in den ſeinen fiel: „Lamprecht, Kerl, iſt Er raſend, ſieht Er nicht! der gnädige Herr!“

Der gnädige Herr wiederholte mit einem drohenden Blick den Namen des Kutſchers, die Wirkungen der Blicke ſind aber unter Umſtänden und Zeiten verſchieden. Lamprecht zerrte noch an dem Arme und ſchoß wüthende Blicke auf Marthe, als er rief: „Herr Hofmarſchall, die Querbelitzer haben ausgeſchlagen!“

„Das lügt Er! ſchrien drei bis vier Stimmen, aus denen bald ein Chorus ward. So ein Quilitzer Lügenmaul. Er hat den Krawall angefangen, er dünkt ſich beſſer —“

„Als Ihr, fiel der Kutſcher ein, zehn Mal und nicht

ein Mal. Wenn's nicht um meinen gnädigen Herrn wäre, ich kehrte ja in Euer Neſt nicht ein und in Eurem Bier könntet Ihr die Gurken ſauer machen, Ihr ſeid ja alle durch die Bank —"

„Was ſind wir?"

„Halt Er's Maul, Lamprecht," unterbrach der Schulze, und der Gutsherr hob ſein Rohr, gewiß nicht, um ihn zu ſchlagen, aber wo die Autorität fehlt, greift der, welcher ſie wieder zu haſchen ſucht, nicht immer nach dem rechten Mittel: „Unterſteh Er ſich, noch ein Wort —"

„Und das ſag ich, und das laß ich mir nicht nehmen, unterbrach der Kutſcher mit einer immer vehementeren Bewegung des freien Arms. Das ſind keine Patrioten nicht hier. Die ſind nicht Quilitſch und nicht Ilitſch, die ſind gar nichts. Wo ſie Ilitſch ſein ſollen, ſagen ſie, ſie ſind Quilitſch, und wo mein Herr von Quilitz was will, ſind ſie Ilitſch. Sag ich doch, wo die Herrſchaften nicht ſind, da iſt kein Unterthan. Das ganze Querbelitz taugt den Teufel nichts, und wer nicht rein zu treten braucht in das Rothneſt, der iſt gut dran. Denn wenn's ſchön iſt, ja da ſind ſie oben auf, und wenn's dicke kommt, krauchen ſie unter. Die Franzoſen ſind ſchon gut hier, die werden ſie zwiebeln. Ja katholiſch ſollen ſie werden, und was ſonſt iſt, das iſt ihnen recht. Denn das ſind keine Bauern hier nicht, das iſt eine Nation."

Es war vieles in der Rede, was zu andrer Zeit das Ohr des Gutbeſitzers nicht unangenehm berührt hätte. Vor den Querbelitzern durfte er es ihnen aber nicht ſagen laſſen, daß ſie eine Nation wären.

„Auf der Stelle, hinaus, Schlingel! Er iſt betrunken. Angeſpannt! Oder ich laſſe ihn ins Loch werfen.“

Den Aufſeher, der allerdings getrunken hatte, aber der Zorn war ſtärker als der Branntwein, überkam jene Bläſſe, die nach einem Rauſche oder Zornerguß uns überzieht. Es iſt ein Fröſteln, was den Menſchen oft deſperater macht als die Exaltation. Er fuhr mit dem Aermel über das Geſicht, und ſtrich die zerzauſten Haare zurecht:

„Schon gut, gnädiger Herr, ich werde anſpannen, wenn die Pferde gefreſſen haben, denn das Vieh muß auch leben. Ein Schlingel, das iſt ſchon recht; aber betrunken bin ich nicht. Und ins Loch ſchmeißen laſſen, das iſt auch nichts mehr. Denn das weiß unſer eins auch, damit iſt's vorbei. Die Franzoſen ſind auch nicht umſonſt hier. Wir ſind auch Menſchen, und ein Unterthan iſt er auch. Und ich bin kein Unterthan nicht von Ihnen.“

Den Gutsherrn überkam es. Was würde aus der Welt, wenn es den Klügſten nicht bisweilen überwallte, daß er die Klugheit vergißt.

„Schmeiß Er ihn in's Loch, Schulze!“

Der Knecht wurde immer ruhiger: „Wer ſoll denn den gnädigen Herrn Hofmarſchall nach Ilitz fahren, und retour nach Tuilitz, wenn's duſter wird, und durch's Meer! So ein Querbelitzer Bauerlümmel? Der weiß bei hellem Tage nicht durch. Wir ſchon recht, Herr Hofmarſchall. Aus dem Loch geh ich zum Landrath. Zeugen hab ich. Schwören müſſen ſie Alle. Ausgeſchlagen hab' ich nicht, geſtohlen auch nicht. Ich habe die Wahr-

heit gesagt. Das Pfeifen geht nicht mehr wie sonst. Es sind zu viele, die pfeifen thun. Wenn der Herr Landrath französische Gensd'armen schickt, die verstehn auch deutsch, wenn man nur recht mit ihnen spricht, und fragen: wie so?"

Entweder die Aussicht auf die Nachtfahrt durch's Moor, oder etwas anderes hatte den Herrn von Quilitz zur selben Ruhe wie seinen Kutscher zurückgebracht:

„Er ist aus meinem Dienst entlassen."

„Das ist mir schon recht; das ist mir grade recht; das genirt mich gar nicht; ich wollte mir ohnedem einen bessern suchen. Zu wann, gnädiger Herr, auf der Stelle, oder —"

„Zu Weihnachten. Jetzt spannt er an."

Der Knecht trällerte eine Weise zwischen den Zähnen, riß seinen Hut vom Riegel, und indem er bei der Wirthin vorüberging, ballte er gegen sie die Faust: „So gewiß, Marthe, das tränk ich Dir noch mal ein."

Die Dorfprimaten hielten es für bedenklich, daß der Edelmann sich dem desperaten Menschen anvertraue. Er war andrer Meinung. Wenn Einer in der Irritation aus dem Respect gefahren, kehre er um so schneller dahin zurück, wenn sie vorüber, wie Jemand sich um so fester in seinen Pelz hüllt, den er vorhin in augenblicklicher Aufwallung abgeworfen; denn der Frost komme nach.

Auf dem langen Wege schien er indeß anderer Meinung, nämlich gegen den Baron, der auch jetzt auf dem Bocke saß und kutscherte, während Lamprecht voraus ritt. Der Herr von Quilitz hatte es wieder so gewünscht. Der

Baron drückte seine Verwunderung über die Unwissenheit der Leute aus, daß sie im Ernst von den Franzosen befürchten könnten, sie würden sich um ihre Religion kümmern, und ihnen einen andern Glauben aufdringen.

„Diese Unwissenheit ist nicht das Schlimmste, sagte der Gutsherr, aber daß diese Leute sich auch zu denken unterstehen, was ganz aus ihrer Sphäre bleiben müßte! Aber es ist leider alles schlimm, wohin wir blicken."

Sechstes Kapitel.

Isegrimms Haus.

Der Novemberhimmel war nicht weniger grau über Haus Ilitz als über dem Querbelitzer Torfmoor; ja die alten Rüstern, die um zwei Seiten ſtanden, das ſteile Dach faſt überragend, machten die Zimmer noch dunkler. War doch auch wenig von Farbe drinnen, was dem trüben Eindruck die Spitze bot. Das Haus war alt, alles war alt darin, bis auf einige friſche Geſichter; aber nicht das behagliche Alterthum mit barocken Formen, ſauberem Schnitzwerk, nicht der Roſt, welcher das ehrwürdig macht, dem man anſieht, daß es einſt gelebt und gegolten hat. Die Räume waren groß, aber öde, bewohnt, aber ohne Leben, nicht unreinlich, aber auch nicht ſo reinlich gehalten, daß man in Ermangelung von anderem Wohlgefälligen ſich an der Sauberkeit erfreuen können. Das galt beſonders von dem großen Flur, deſſen Wände und mächtige Balkendecke weiß geſtrichen waren, ſo weiß, daß man wetten durfte, es ſei erſt in dieſem Jahre geſchehen, denn es geſchah wirklich jedes Jahr, aber auf der eichenen Diele lagen Strohhalme, Heuſpuren und die der Stiefeln, welche durch Stall und Feld gewandert. Von den braungebeiz-

ten, wurmſtichigen Wandſchränken hätte man allerdings die Kalkflecken, die beim Schlemmen darauf geſpritzt waren, abwaſchen können. Auch die alten Herren und Damen in Reifröcken, Roben, in Puderbeutel und Harniſch, die in dunkeln, vom Wurm zerfreſſenen Rahmen lebensgroß an den Mauern hingen, hatten jeweilig vom Spritzregen des Tünchерpinſels Flecke erhalten; ach ſie waren aber auch ohnedem ſchon ſo zerriſſen, faſerig, die Leinwand hauſchte ſich unter der abgetrockneten Oelfarbe, daß man einen Flecken mehr oder weniger nicht mehr der Beachtung werth hielt. Waren es doch auch vielleicht ausrangirte Ahnenglieder, die ſelbſt, wenn nicht Flecken, doch keine Zier der Familie geweſen.

Auch die erſten Feinde, die hier eine oberflächliche Nachſuchung nach fremdem Eigenthum angeſtellt, hatten ſie reſpectirt. Nur vom Pallaſch eines baieriſchen Chevauxlegers war einer bösausſehenden alten Dame der ſchon große Mund noch etwas erweitert. Sie konnte jetzt gut als Schutzwächterin des Hauſes gelten, ein Cherub, um einen furchtſamen Bittſteller zurückzuſchrecken. Im Ganzen hatte aber auch das Haus, im Aeußern wie im Innern, wenig, was Plünderer und Diebe anlockte. Die Zeit war die Räuberin geweſen, nicht ſowohl ihr Zahn, als ihre allmächtige Kraft, mit der ſie das, was nicht mit ihr fortſchreitet, bei Seite und in den Winkel ſchiebt. Freilich ſind's oft nur bunte Lumpen und Flittergold, in die ihr Gefolge ſich kleidet, aber ſie öffnen die Thore zu den Arenen, Märkten und Paläſten, wo der Mann im verſchoſſenen Kleide der Vergangenheit zurückgeſtoßen

wird. Die von der Quarbitz auf Ilitz mochten ſeit Generationen nicht für nöthig geachtet haben, ihr Ameublement durch mehr als das allernothwendigſte zu renoviren.

Doch ſah das untere Sprechzimmer, das an den Flur ſtieß, und wo die Familie ihren gewöhnlichen Aufenthalt hatte, wenigſtens voller und wärmer aus als der letztere. Fräulein Minchen war, nachdem ſie die Stallpantinen vor der Schwelle gelaſſen, eben eingetreten, und warf, als ſie den Schlüſſelkorb auf den Tiſch geſtellt, ihr dickes wollenes Umſchlagetuch, welches die Figur des hübſchen Kindes zu lange entſtellt hatte, über die Stuhllehne.

„Line, klimperſt Du noch immer, ſagte ſie, und 's wird duſter wie die Nacht."

Die älteſte Tochter verſuchte am Klavier eine Phantaſie, die nicht herauskam, wie ſie wollte. Sie ward heftiger und ſchlug auf die Taſten, bis man den Sprung einer Saite hörte.

„Siehſt Du, das kommt davon," ſagte die Eingetretene.

„Daß Du mich durch das Klappern mit Deinem Schlüſſelkorb aus meiner Illuſion gebracht haſt." Linchen ließ ärgerlich den Deckel fallen, indem ſie aufſtand.

„Da wirſt Du wieder lange warten können, bis der Stimmer kommt, ſetzte die Erſte hinzu. Und wirſt wieder unglücklich thun."

„Wer ſich mit ſich ſelbſt beſchäftigen kann, iſt nie unglücklich," war Carolinens Replik.

„Was habt Ihr denn wieder vor, Kinder, rief die Mutter, und legte die Naſenbrille ab, mit deren Hülfe ſie am Fenſter eine alte Zeitung geleſen. Ihr ſeid doch

und eine so gänzliche Umwandlung im nächsten eintreten werde. Indessen hatte das „bedauernswerthe“ System so fest und tief gebaut, daß die Beobachtungen wohl noch Jahre lang ihre Gültigkeit behalten werden. Der elegische Charakter waltet trotz des humoristischen Gewandes in den Reflexionen, den plastischen, wie den andern, vor. Es ist nur der Wiederhall der Stimmen Aller, die damals Frankreichs Provinzen besuchten, und sie trugen nicht Alle den Constitutionell auf der Brust. Ich glaube, das Jahr 1828 ist das erste seit Anbeginn, wo der Freund einer sittlichen Ordnung freudig auf das Land und seine gesetzgebenden Versammlungen blicken kann. Nicht der aufgestellten Theorien, sondern des Geistes der Mäßigung wegen. Ist die diesjährige Kammer nicht die erste von

nun erwachſen, was müßt Ihr Euch noch immer zanken. Ach Gott, ach Gott, es kommt doch Eins zum Andern. Wo iſt denn der Vater, Minchen?"

Die hurtige Wirthſchafterin, die ſich ſogleich wieder im Zimmer an andere häusliche Geſchäfte gemacht, antwortete, daß er, als die Sonne ein bischen geſchienen, mit Fritz und Wilhelm in den Park gegangen. Die Mutter, eine etwas beleibte Frau von kurzer Geſtalt, der man anſah, daß Spazierengehen und unnöthige Bewegung nicht zu ihren Leidenſchaften gehörten, ſchüttelte den Kopf:

„Und mit ſeinem Podagra auf dem feuchten Erdreich! Er kann doch auch keine Ruhe kriegen!"

Sie erkundigte ſich, wann die Botenfrau fortgegangen, worüber Wilhelmine genaueſten Bericht erſtattete, aber ſie bezweifelte, ob die Suſe vor'm Zubettegehn zurück ſein könne? Der Gegenſtand ſchien die Aufmerkſamkeit der Familienglieder zu erregen. Auch die jüngſte, halb Mädchen, halb Kind, die jetzt durch eine Seitenthür hereinkam, nahm daran Theil. Auf der Treppe hatte man ſie trillern gehört, ſie war über drei Stufen mit einem Satz geſprungen, hier ward ſie ernſt, und mit klugem Auge verſicherte ſie, die Suſe werde vor Nacht zurück ſein, ſie habe es ihr auf die Seele gebunden. Die Mutter ſeufzte:

„Ach Gott, wenn wir ihn nur 'rum kriegen könnten! Da iſt doch auch keine Gutsherrſchaft mehr, die jetzt nicht täglich ihre Botenfrau nach der Stadt ſchickte. Aber nein, auch das will er nicht!"

„Vater will ja nichts mehr von der Welt wiſſen!“ ſagte Malchen, die jüngſte. Die Klavierſpielerin gab eine andre Erklärung:

„Er ſchmeißt die Zeitung fort, wenn die Suſe ſie aus dem Korb legt, aber nachher, wenn wir's nicht ſehn, greift er doch zu, und lieſt von den wilden Männern eben bis an den letzten Strich.“

Minchen, die zweite, die Wirthſchafterin, ſuchte den kleinen Riß auszugleichen. Vor Jahren ſei ja die Botenfrau wöchentlich nur ein Mal nach Rauwalk gegangen, ſeit den letzten Kriegen hätten ſie's aber ſchon dahin gebracht, daß ſie die Suſe zwei Mal ſchicken dürften. „Einmal bringt ſie zwei Zeitungen und Einmal eine. Und wenn Ihrs nur ordentlich anfangt, kriegen wir auch noch ein drittes Mal 'raus.“

„Wenn wir wieder Einquartierung haben, ich meine Officiere, ſagte die Mutter, ſo müſſen wir doch friſch Weißbrod haben und Semmel täglich. Wenn er doch das einſähe!“

Minchen ſchüttelte den Kopf, ihr kluger Blick ſagte, das wäre zu viel gefordert.

Die Mutter mißverſtand es. Friſche Semmel könne man freilich nicht zum Frühſtück haben, da die Botenfrau früheſtens um Mittag zurück ſein könne, aber das ſchade noch nicht ſo viel; wenn man ſie nur ordentlich Morgens aufbacke und gleich mit friſcher Butter ſchmiere, merkten es von Zehnen Keune beim warmen Kaffee nicht, nur müſſe die Sahne immer dick und gut ſein.

„Damit kommt ihm nur! ſprach Wilhelmine ver-

nehmlicher ihre Meinung aus. Um die Einquartierung thut er's am wenigsten."

„Und er meint auch, fiel Caroline ein, zwei Mal wäre schon genug für die alte Suse. Alle Tage hielte sie's gar nicht mehr aus."

„Hat er das gesagt? rief Wilhelmine vergnügt. Wenn er sich erst auf Gründe einläßt, dann ist er schon halberwegs."

„Aber er hat Recht, daran haben wir nicht gedacht, liebe Kinder. Es wäre für die Suse zu viel."

„Dann sind Andre. Die alte Besicke, da wills mit der Arbeit auch nicht mehr recht fort. Nächstes Jahr ist sie reif zum Beetenlaufen. Ueberhaupt, fuhr das verständige Mädchen fort, wenn man nur Vatern recht behandelt, man kriegt ihn zu weit mehr 'rum, als Ihr denkt. Aber Ihr wollt immer gleich drauf los, und das ist nichts. Alles Vieh sollte in der Wirthschaft bleiben; jetzt drückt er schon eine Auge zu, wenn der Verwalter ein paar Schock in die Stadt fährt. Butter für den Markt, das war ihm auch nicht recht; jetzt verkaufen wir schon den Käse. Hätte es der Pastor nur ordentlich angefangen, so hätte er ihn auch noch Sie genannt. Warum hat's denn der neue Candidat durchgesetzt? Bloß auf einen Brief. Vater hat ihn uns nicht zum Lesen gegeben, aber der muß es verstanden haben."

Die Jüngste, welche das Gespräch nicht zu interessiren schien, rief am Fenster, wo sie dem Spiel der Wolken zusah: „Ach seht 'mal den Rummelack! Wenn die arme Suse den auf den Pelz kriegte!"

Den „Rummelack" erklärten Einige für eine Schnee-,

Andere für eine Gewitterwolke. Die gnädige Frau meinte, ob man nicht nach dem Vater ſchicken ſolle, als es hinter den Weiden knallte und rollte, und eine Kaleſche auf den Platz zufuhr, wo früher die Zugbrücke mündete. Aus dem Wagen ſprangen die uns ſchon bekannten Inſitzer.

„Ein Beſuch!“ Es kam wie aus einem Munde, halb erſchrocken, halb froher Ton. Froh war man, außer über die Unterbrechung, welche ein Beſuch in der Monotonie ländlicher Einſamkeit hervorbringt, darüber, daß es keine Einquartierung war. Die ſcharfen Augen der Frauen hatten ſofort durch die trübe Atmoſphäre den Lehnsvetter aus Quilitz und den Baron aus Wüſtelang erkannt. Erſchrocken war man, daß man ſich ſo betreffen ließ. „Minchen, Du haſt die Schuh 'runter getreten.“ — „Line, das alte Umſchlagetuch' runter!“ — Ja, die Mutter hatte ihre Haube und ihre Locken am Spiegel geordnet, als die drei Töchter wie mit einem Munde entſetzt riefen: „Aber Mutter, Du haſt noch die Schürze um.“ Ein Glück, daß an Dienerſchaft im Hauſe kein Ueberfluß ſchien. Der alte Hans kam ſehr langſam durch Hof und Flur, um Pferde, Wagen und Kutſcher in Empfang zu nehmen und auf einem ziemlichen Umweg hinten nach den Ställen zu führen, wo der Schloßgraben noch nicht renovirt war.

Der Empfang, die erſten gewechſelten Redensarten, in nichts vom Gewöhnlichen abweichend, hätten doch einem aufmerkſamen Beobachter zur Bemerkung Anlaß gegeben, daß der Menſch, auch wenn er nicht falſch iſt, durch die geſellſchaftlichen Verhältniſſe zur Schauſpieler-

ſchaft angewieſen wird. Jeder ſpielt Rollen, ohne es zu wiſſen. Wir ſehen beide Theile, Wirthe und Gäſte, vorhin im Négligé, jetzt im Geſellſchaftskleide, und ſie ſcheinen beide andre Perſonen geworden, in Haltung, Blick, Bewegungen, im Ton der Sprache, in der Wahl der Ausdrücke. Nur zwei, die gar nicht ſprachen, blieben dieſelben, der Candidat und das jüngſte Fräulein. Die Elaſticität, welche plötzlich in die Sitzer Damen gefahren, war ja in dem Kinde ſchon vorhin da. Der Candidat aber war ein Stock, hätten vielleicht Einige gemeint. Er betrachtete die Bilder an der Wand und ſetzte ſich erſt als der Kaffee aufgetragen war und Fräulein Wilhelmine ihn erinnerte, daß der Stuhl für ihn beſtimmt ſei.

Auf dem Lande, wenn man ſich lange nicht geſehen hat, braucht man nach Gegenſtänden zum Geſpräch nicht zu ſuchen, am wenigſten in einer Zeit, die zu viel des nachbarlichen und nächſtliegenden Intereſſe bot. Der Hofmarſchall war beſondere höflich und theilnehmend gegen die Edelfrau.

„Alſo auch dieſe Kataſtrophen haben ſeinen Sinn nicht brechen können!“ ſagte er mit einem leiſen Seufzer, als er, näher dem Fenſter, mit der Wirthin Platz genommen.

„Ganz im Gegentheil, lieber Couſin. Die Nachrichten aus Berlin haben ihn noch ſchlimmer gemacht. Die Zeitungen, da iſt ein Blatt, der Telegraph, wenn er das in die Hände kriegt, ſo zerdrückt er's und ſchmeißt es gegen die Wand. Ach dann rollen ihm die Augen. Ich habe eit rechte Angſt um ihn.“

„Es iſt doch eine Art von Melancholie. Sollte nicht der Arzt vielleicht eine Badereiſe künftiges Frühjahr —“

„Kommen Sie Quarbitz damit! Die Luft und das Waſſer, wo wir geboren, ſind für uns gemacht, ſagt er, und was er von den Aerzten denkt, wiſſen Sie ja.“

„Es freut mich nur, daß ich nichts von Colliſion mit der Einquartierung gehört habe. Davor hatte ich immer eine heimliche Angſt.“

„Und ich erſt, lieber Couſin! Es war ein Glück, daß die meiſten nur Paſſanten waren; darunter wirklich recht hübſche Leute, die ein Einſehens hatten. Aber wie die erſten Baierſchen kamen und ſo um's Haus ritten und hinauf äugelten, ich kann Ihnen nicht ſagen, wie mir's brühſiedend heiß um's Herz fuhr. Die haben Schlimmes im Sinn, ſagte ich zu Quarbitz, geben wir doch lieber, was wir haben! Wenn Du meinſt, ſagte er. Nun denken Sie, ſtellt er ſich da in ſeiner Piteſche an die Treppenwand und raucht, ein Bein über's andre, ſeine lange Pfeife, während die Kerle mit dem Fuß unten die Thüren einſtießen. Wie ſie ihn ſehn, ſtutzen ſie, denn 's iſt doch ein alter Militair, das erkennen ſie gleich. — Wollen Sie plündern, Cameraden? fragt er. Genieren Sie ſich nicht. Ich weiß auch davon zu erzählen. — Die ſakramentirten, er aber ließ ſich nicht aus ſeiner Ruhe bringen und ſagt ihnen: Wozu denn mit dem Fuß die Thür einſtoßen; wenn ſie verſchloſſen iſt, da hängt der Schlüſſel. Da wurden ſie wirklich manierlicher, und wir kamen noch ſo ziemlich davon. Nachher kam auch der Officier zum Vorſchein und that ſo als ob er's nicht

gesehen, und wollte zum Schein gegen seine Leute. Aber glauben Sie, daß Quarkitz dazu zu bringen war, daß er eine Flasche mit ihm trank. — Sie können ja allein saufen; ich trinke mit den Kerlen nicht, rief er, daß sie's hörten. Nun dachte ich, giebt es was, aber sie thaten auch, als ob sie's nicht verständen. Da sind wir noch mit blauem Auge davon gekommen."

Der Reimarschall freute sich, zu hören, daß der Vetter noch in seiner alten Laune sei. „Nicht alle Gewohnheiten sind gut, setzte er hinzu, aber es ist gut, wenn man sich in bösen Zeiten nicht aus den seinen bringen läßt."

Die Edelfrau war andrer Meinung: „Denken Sie doch nur, Cousin, was die französischen Officiere dazu sagen werden, wenn wir Sonntags im Flur mit den Leuten essen."

„Alle auch die Marotte —"

„Ist ihm nicht abzucomplimentiren. Es muß draußen gedeckt werden, die Hausthür noch sperrangelweit offen, daß alle, die vorübergehn, die Thorheit sehen. Ich lasse unter unsere Stühle doppelte Matten legen, aber was hilft's vor dem Zugwind! Den Montag sind wir immer rheumatisch. Und glauben Sie mir, Cousin, den Knechten und Mägden unten auf den Bänken ist es auch nicht recht zu Muthe. Sie getrauen sich nicht ordentlich in die Schüssel zu greifen, besonders die neu angezogenen; sie halten's für Spott und Mequerie. Und wenn die Suppe angerichtet wird, spielt jedesmal die Komödie mit dem Pastor."

„Der kommt ja nicht mehr, denke ich, in's Schloß.“

„Aber sein Convert muß da liegen. Wolf fragt einen Sonntag wie den andern: ist der Pastor noch nicht da? Einer muß antworten: er läßt sich entschuldigen, er ist unpäßlich. Dann heißt's: Herr Verwalter, dann sind Sie wohl so gut das Gebet zu sprechen. — Sind wir nicht genug im Gerede!“

Die Herzensangst der gnädigen Frau mußte groß sein, daß sie einen Mann, mit dem kaum eine Blutsverwandtschaft und nur eine sehr getrübte conventionelle sie verband, zum Vertrauten ihrer Schmerzen machte. Was ihm die Frau mittheilte, dünkte dem Herrn von Quitzow ein schlimmes Omen. Er wollte seinen Lehnsvetter zu mancherlei stimmen, in der Hoffnung, daß er ihn in seinem starren Sinn gebeugt finde, und es war keine Klostel der Höflichkeit, als er seine theure Cousine versicherte: bei allen seinen Eigenheiten bleibe der Major ein Mann, auf den die ganze Umgegend mit Respect blicke, der durch sein Beispiel viel wirken, und wenn er mit gutem vorangehe, der Provinz von großem Vortheil sein könne.

„Wo nur mein Mann bleibt!“ Die ausgeschickten Hofleute hatten ihn nicht finden können; indeß war der „Mummelack“ vorübergezogen und die Luft wieder etwas heiterer. Man mußte etwas vernehmen und besah den Hof und das Wohnhaus. Die Edelfrau war sehr freundlich gegen den Herrn von Eppenstein, und hoffte, daß sie öfter das Vergnügen haben würden, ihn in Alitz zu sehen. Auch er war hier ein anderer als unterweges. Ein knapp anschließender heller Morgenrock vom feinsten

englischen Schnitt war unter dem abgeworfenen grünen Surtout zum Vorschein gekommen. Es war auch ein feines Gesicht, dem der kleine Lippenbart wohl stand; er sah jünger aus, und das legere Wesen, mit dem er auf dem Pferde gesessen, hatte einer anmuthigen Elasticität in den Bewegungen und der Rede Platz gemacht. Er rühmte die wirthschaftlichen Anordnungen der gnädigsten Frau und fand alles vortrefflich; auch als sie die Aufräumung des Grabens entschuldigen wollte, wußte er dafür ökonomische Gründe.

„Ein charmanter junger Mann!“ sagte die Edelfrau, als sie am Arm des Gastes die breite Treppe nach dem oberen Stockwerke hinauf stieg. „Und sehr reich, setzte ihr Begleiter hinzu. Er muß weit mehr baares Capital mitgebracht haben als man glaubt. Schade, daß er grade zur Kriegszeit sich hier ankaufen mußte. Das wird manche seiner großartigen Projecte verzögern. — Wenn Friede wird, werden wir Gutsbesitzer dafür alle empfinden, was es heißt flüssiges Geld besitzen. Und überdem ist er ein Patriot.“ Das setzte er mit starker Betonung hinzu, als sie in dem Corridor angelangt waren. Die eichene Treppe, obwohl selbst schon von ehrwürdigem Alter, war doch neuer als das alte steinerne Haus, und dieser lange Corridor, der die vorderen und hinteren Zimmer trennte, klösterlich einfach, auch weiß wie der Flur angestrichen, und ebenfalls ein Ahnensaal der Familie; nur waren die lebensgroßen Portraits geschonter, man sah mehr Harnische und kriegerischen Apparat, obwohl auch hier die meisten Herren und Ritter noch über

dem Panzer einen geſtickten Sammetrock trugen, oder ſtatt des Helmes eine ſauber gehaltene Friſur.

Weder der Gaſt noch die Wirthin ſchienen beſondere Schauer beim Vorüberwandeln an den kriegeriſchen Bildern ihrer Ahnen zu empfinden. Nur bei einem blieb die Edelfrau ſtehen, indem grade das Fenſterlicht heller drauf fiel. Es war eine Art Schlachtenbild, wenigſtens mit Brand, Pulverrauch und Gemetzel im Hintergrunde, Fliehenden, Verfolgten und Todten. Doch war die Hauptfigur ſichtlich ein Portrait, eine Kriegergeſtalt im Coſtüm aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Er ſtützte ſich wie erſchöpft vom Gemetzel auf ſein blutiges Schwert. Das Geſicht war dunkel gehalten wie das ganze Gemälde und hatte etwas Abſchreckendes. Es war zweifelhaft, ob die Edelfrau vor dieſem Geſichte oder den Kriegsſcenen dahinter ſich wie erſchreckt abwandte und zum Vetter mit Bewegung ſprach:

„Bringen Sie uns denn gar nichts Tröſtliches? hört man auch bei Ihnen von Friede nichts? Meinen Mann darf ich ja gar nicht fragen.“

Der Hofmarſchall blickte ſich um, es ſchien als ob er die ſtieren Blicke der geharniſchten Mannen ſcheue; dann ſagte er leiſer, in die Fenſternische tretend:

„Doch, es weht ein leiſer Athemzug von Hoffnung. Man iſt in Unterhandlungen, wenigſtens über einen Waffenſtillſtand. Unſer guter König will den Frieden, das muß uns alle tröſten. Keiner fühlt mehr als er die Leiden ſeines Volkes. Lucchesini und Zaſtrow waren nach Berlin geſchickt. Sie haben Napoleons Bedingun-

allen, unter welchem Namen sie auch ans Licht getreten, wo eine siegende Parthei sich selbst zurückhält? Die ersten constitutionell-royalistischen Partheien, die republicanische Gironde, die jacobinischen Terroristen, der militärische Despotismus, die Liberalen zu Decazes Zeiten, die Priesterparthei mit und gegen Villele, alle endeten mit — dem Berge. Keine Mäßigung im Eifer, keine Selbstbeherrschung. Unter der Losung: „Keine halbe Maaßregeln," ein blinder Sturmschritt. Einen Sieg, wie 1828, hatte die Gesetzlichkeit in Frankreich noch nicht zu feiern

Möge man immerhin im Vorwalten des strengen Verstandesprincips eine ideelle Rückkehr

gen nach Preußen mitgenommen. Der König hat die Minister zu einer Conferenz nach Graudenz berufen. Das ist die letzte Nachricht aus Berlin; man erwartete dort täglich das Resultat."

„Gott sei Dank!" rief die Edelfrau.

„Jubeln wir nicht zu früh. Um den Monarchen sind noch zu viel eigensinnige Charaktere, die alles dran setzen möchten, was noch zu verlieren, wo gar nichts mehr zu gewinnen ist. Diese Ausländer empfinden freilich nicht, was wir Angesessenen leiden, dieser Freiherr von Stein und Hardenberg und so mancher Bramarbas, der noch immer auf Kriegsruhm hofft. Napoleons Bedingungen sind etwas hart, das gebe ich zu. Er fordert die Uebergabe von Glogau, Graudenz, Danzig und die Entfernung der Russen aus Preußen. Aber was uns Festungen helfen, haben wir eben gesehen: und was solche Alliirte, die nur thun, was ihnen gut dünkt, die, ihr Land weit hinter sich, in unserm wie in Feindesland hausen, das werden wir auch bald erfahren, wenn eben nicht einsichtige Rathgeber unserm zu guten Könige zur Seite stehen."

Die Edelfrau schien, indem sie die Hände faltete, Gott um solche einsichtige Rathgeber zu bitten. Sie bat aber rasch, ihrem Manne nichts davon zu sagen. Der Lehnsvetter drückte ihre Hand: „Es ist überhaupt gut, das für sich zu behalten, liebe Cousine, denn — doch lassen Sie uns von diesem Thema abbrechen. Der Mensch will sich immer mehr Sorgen machen, als der Himmel ihm ohnedies aufpackt."

Und es waren allerdings Sorgen anderer Art, die

jetzt die gute Hausfrau und Mutter beſchäftigten, als beide langſam auf und ab im Corridor gingen, bis ſie es für gerathener fanden, in das Eckzimmer zu treten. Es war dunkel und was man neunt heimlich darin; mit ſeinen kleinen Fenſtern in der dicken Mauer gehörte es zu einem ältern Schloßflügel, an den das geräumige Vordergebäude, wenigſtens der obere Fachwerksſtock, erſt ſpäter angebaut war. Die älteſte Tochter, Caroline, hatte das Zimmer nach ihrem Penchant eingerichtet. Der Geſchmack war etwas wunderlich, denn man wußte nicht, welche Richtung er eigentlich nahm, aber es war voller und ſah wärmer aus als die andern Gemächer des Hauſes.

Die gute Frau von Quarbitz hatte während des Geſprächs ihr Tuch zuweilen an die Augen gebracht; auf dem Tiſche lag die zerbrochene Silhouette:

„Ach lieber Couſin, ein Mutterherz iſt doch auch ein Mutterherz. Und wie meine Töchter ſich verheirathen ſollen, das weiß der liebe Himmel. Er hat kein Einſehen. Was kriegen ſie denn 'raus, wenn er 'mal die Augen ſchließt! Es iſt ja alles Lehn; das bischen Allod, das Vorwerk da, wenn's nicht in der böſen Zeit auch drauf geht, was kommt denn auf jede! Caroline ſollte Hofdame werden bei Prinzeß Ferdinand. Er wollte nicht. Ja warum nicht? Darüber will ich lieber auch nichts geſagt haben. Caroline iſt hübſch, ja ich kann wohl ſagen, ſie war die ſchönſte bei Mamſell Brüel. Die Gräfin Medem und die Dankelmann waren gar nichts dagegen. In der Penſion, wo jede die andere im Schlumper ſieht und in Papilloten, da weiß man das.

Sie hat Körbe ausgetheilt, ehe die Männer noch die Hand danach ausstreckten. Ich war des Todes erschrocken, wie ich das von Herrn von Quirin hörte. Sie hielt sich „zu gut für solchen Krautjunker.“ Wo kann man sich denn die Männer machen, wie man sie wünscht, man muß sie nehmen, wie man sie findet, sonst bleiben alle sitzen. Und glauben sie, mein Mann war ganz zufrieden damit. Welf, sagte ich, wie kannst Du nur so sein, der Quirin, der Johanniter, ist doch die beste Partie in der ganzen Provinz! Was antwortet er mir? „Der rothe Stöpsel kann ja nicht auf dem Pferde sitzen. Und so ist er und bleibt er. Um die Wilhelmine ist mir nicht so bange, die hat 'ne Art, die gefällt jedem, und sie nimmt auch den ersten besten anständigen Mann, der Ernst macht, und die Malchen ist noch ein Kind, sie wird erst siebzehn. Aber Carolinen ist keiner fein und vornehm genug, und gelehrt und gebildet. Wozu soll das auf's Land, frag ich? Da giebt mir auch Quarbitz Recht, aber es schmeichelt ihm doch, wenn sie so über die Schultern die Männer ansieht, er sieht sie ja nicht besser an — als wären's Rekruten und er könnte wählen. Es hat sich auch zu wählen!“

„Wer weiß,“ sagte der Hofmarschall, indem er die Finger auf dem Tische spielen ließ.

„Ich weiß schon was mein Mann denkt. Die Mädchen haben sechszehn Ahnen, ach Gott und noch drüber, und das war es auch, warum Herrn von Quirin Vater kam, wegen des Stifts, worin der Hugo succedirt, und die Familien im Lande soll man suchen,

die das so klar wie das Einmaleins im Stammbaum haben, aber —"

Sie hielt plötzlich erschrocken inne, sie glaubte ein leichtes Erröthen über das Gesicht des Lehnsvetters fliegen zu sehen. Die Quarbitz auf Quilitz erfreuten sich nicht des Rufes, daß sie das so klar im Stammbaum hätten. Aber der Herr von Quarbitz lächelte bald sehr freundlich die Bestürzte an:

„Nicht wahr, meine Gnädige, wir beide sind doch der Meinung, daß wir für unsere Nachkommen leben und nicht für unsere Vorfahren. Die Franzosen legen so viel Einquartierung bei denen mit sechszehn, wie bei denen ohne Ahnen. Uebrigens gebe ich Ihnen zu, es war eine Betise, daß sie den jungen Quiritz abwiesen. Einen Kopf kleiner ist er freilich als mein schönes Mühmchen, und sein Kopf war feuerroth und das Gesicht blatternarbig, auch war er etwas zu rund für einen guten Reiter, das geb ich auch zu; indeß er war doch immer der Majoratserbe von Vegesack. Mein Pathe Hugo hat sich nun getröstet, sein Vater hat ihm eine Gräfin aus Hannover mit gerade sechszehn Ahnen verschrieben. Ich aber tröste mich, daß Sie dieser Sache da — er zeigte auf die Silhouette — keine große Bedeutung beilegen."

Die Mutter seufzte wieder, das Tuch an den Augen: „Der gute Theodor! Leichtsinnig ist er, und verspricht mehr als er halten kann, das ist wahr; aber wir waren dem Jungen Alle so gut, und wer stopfte ihm nicht zu, was er konnte, bei seiner Equipage! Lieber Gott, man

dachte, wer weiß was aus ihm wird! Im Kriege iſt ein anderes Avancement. Auch mein Mann war ihm gut. Was konnte er dafür, daß ſein Regiment gar nicht zum Angriff gekommen iſt?"

Der Andere zuckte die Achſeln: „So wenig als für den boshaften Artikel im Telegraphen des Herrn Lange, wonach der Kommandeur in ſeiner Herzensangſt den Befehl des Herzogs von Würtemberg mißverſtand, und ſtatt zur Attaque zur Retraite blaſen ließ. Als er es rektifiziren wollte und aus Leibeskräften ſchrie, verſprach er ſich, oder die Trompeter hörten falſch und bliesen ſich die Lunge aus, daß die Retraite nicht ſchnell genug gehe. So ſchrieb, wie geſagt, der Telegraph, und die Wahrheit iſt, daß ein Paar Schwadronen auf falſches Kommando Kehrt machten, und unter dem Gelächter des Feindes in geſtrecktem Galopp das Schlachtfeld verließen. Als ſie athemlos an der Elbe ſich beſannen, war es zu ſpät. Der Cornet Hurlebuſch konnte nichts anderes thun, als auf Kommando mitlaufen. Nun wird er auch mit ausgelacht. Das iſt nun mal ſo in der Welt und dagegen hilft kein Proteſtiren. Er muß ſich tröſten mit dem Mitleid ſchöner Damen. Aber in den jungen Don Juan ſcheinen ja alle drei verliebt?"

Die Mutter hatte auf etwas gehorcht, und war aufgeſtanden, denn dies Geſpräch war zu Ende: „Theodor ſpielte gar zu ſchön. Wenn er die Reichardſchen Lieder auf dem Klavier vortrug, waren die Mädchen wie bei Tiedges Horn. Beſonders das ſchöne Lied von dem

Citronenlande — Malchen zerfloß immer in Thränen — ein Mal, wie er's gesungen, fiel sie ihm — Mein Gott, was ist denn das? Das ist ja Theodor! — Der Junge wird doch nicht —"

Sie hatte die Thür aufgerissen, der Gast war ihr gefolgt. Es war ein eigenes Schauspiel. Dicht an der Thür stand die jüngste Tochter in der Stellung einer Lauscherin, halb auf den Zehen, den einen Finger am Mund. Die im Zimmer hatte das Kind nicht behorcht, sie winkte ihnen vielmehr durch ein Augenzücken Stille zu. Auch waren noch andere Horcher im Corridor; Caroline in der Mitte und Wilhelmine mit dem Baron an der Treppenmündung.

Volle Töne eines wohlgestimmten Klaviers drangen durch den Fußboden. Es war Mignon's Lied, nach der Reichardt'schen Composition, aber es klang voller, rauschender, sehnsüchtiger, der Vortragende hatte eigne Phantasien dem Empfangenen untermischt.

„Ach der Herr Candidat, den haben wir ganz vergessen," rief Minchen vom andern Ende des Corridors. — Der Zauber war erklärt.

„Ganz wie Theodor," sagte Caroline in der Mitte.

„Nein, das ist was andres! rief Malchen. Das ist —"

Ihr fehlte wohl ein Gleichniß, auf das sie sich besann, als die Hausglocke heftig anschlug. Hans mußte sie rühren, wenn ein vornehmer Gast eintrat, zuweilen auch, wenn der Hausherr zurückgekehrt war: „Der Herr Major!" rief seine Stimme.

Der Zauber war gelöst, vielleicht um einem andern Platz zu machen. Die Mienen Einiger nahmen einen andern Ausdruck an; alle befangener als vorhin, nur vielleicht Malchen nicht, die voran die Treppe hinabsprang, dem Vater entgegen.

Siebentes Kapitel.

Ingrimm.

Der Gutsherr ſah nicht ſo grämlich aus, als man nach den Reden der Andern vermuthen ſollen. Zwar war er in ſeinen mit Koth beſpritzten Stiefeln, die er in polniſcher Weiſe oder als alter Cavalleriſt über den Pantalons trug, und mit der Regimentsmütze, von der er den Regen abſchüttelte, nicht in dem Coſtüm, um Gäſte zu empfangen, noch ſchien es ihn zu kümmern, daß er nicht darin war. Aber es zuckte in den grauen Augen eher ein Strahl von Freudigkeit, der zwar einen andern Grund haben mochte, als den Anblick des unerwarteten Beſuches, von demſelben aber nicht zurückgedrängt wurde. Die weiblichen Familienglieder telegraphirten unter ſich die angenehme Wahrnehmung mittelſt jener Augenſprache, in der alle gleich erfahren ſchienen.

„Was verſchafft mir dieſe Ehre?“ ſprach er zum Hofmarſchall, und von der kurzen militairiſchen Verneigung fiel auch etwas auf den Candidaten und auf den Baron. Den letzteren ſchien er mit einem raſchen Blick von Kopf bis Fuß zu meſſen, um dann flüchtig die Hand

des Hofmarſchalls zu ſchütteln: „Wie ſich von ſelbſt verſteht, ſehr willkommen unter allen Umſtänden.“

„Sie wünſchten, verehrteſter Vetter, entgegnete der Gaſt, vor der Introduction unſeres Herrn Mauritz eine Entrevue mit ihm. Da ich mir denken kann, daß Sie jetzt nur ungern von Ihrem Hauſe ſich entfernen, wollte ich Ihnen den langen Weg erſparen, und erlaube mir, Ihnen unſern jungen Freund zu präſentiren. Wir verlieren ihn ungern, ſagte der Herr Hofmarſchall und unterfaßte den Arm des Candidaten, indem er einige cordiale Handſchläge drauf that, aber wir tröſten uns, da wir wiſſen, daß er hier beſſer aufgehoben ſein wird.“

„Sehr obligirt, entgegnete der Major. Das wird ſich ja alles finden. Aber à propos, Louiſe, ehe ich es vergeſſe, ſchicke Gerella'ſches Bruſtpulver in die Schäferei. Die Thomas hat's wieder ſchlimm auf der Bruſt. Auch eine Suppe und Fleiſch zu morgen. Sie können nicht zukochen. Aber auf der Stelle.“

Die gnädige Frau ſah ihn und die Gäſte an; es war wohl ſehr begreiflich, daß ſie gern Zeugin des erſten Geſpräches geblieben wäre: „Du meinſt, lieber Wolf, gleich —“

„Auf der Stelle, ſage ich. Thomas Junge wartet draußen.“

Nun wußte ſie, er war in der Schäferei geweſen, die ziemlich entfernt vom Gute lag, aber von woher er den frohen Blick gebracht, wußte ſie darum noch nicht. Vielleicht, tröſtete ſie ſich im Hinausgehen, erfuhr ſie es durch die Söhne, die nicht in die Stube durften.

Aber auch Wilhelmine ward hinaus geſchickt, um das Abendbrot zu beſorgen, ehe es zu ſpät würde. Der Gaſt entſchuldigte ſich mit dem ſchlechten Wege und der einbrechenden Nacht. „Aber eine Collation, etwas Kaltes, was die Küche eines geplünderten Mannes hat. Schnell Mienchen, unſere Gäſte müſſen bald fort.“

Der Wirth ging noch einige Mal mit denſelben vergnügten Blicken auf und ab, und ſo feſten Trittes, daß man ſein Podagra nicht merkte. Die Gäſte konnten denken, es ſei das Vergnügen, ſie hier zu ſehen; vielleicht dachten ſie aber, es ſei nur um ſich trocken zu gehen; denn die warme Stube hatte die Spuren des Regens an ſeinem Rocke noch nicht vertilgt.

„Sie ſind doch nicht naß geworden, Herr Baron von Eppenſtein? blieb er plötzlich vor dieſem ſtehen. Wer das Klima hier nicht kennt, hat den Schnupfen weg, er weiß nicht wie. Das würde mir außerordentlich leid thun.“

Der Baron verſicherte, er befinde ſich vollkommen wohl, obgleich er noch nicht wußte, warum er das verſichern mußte. Er erfuhr es aber ſogleich, als der Major an ſeinen Rockzipfel faßte:

„Es wäre auch Schade um das feine Röckchen geweſen. Engliſche Waare, nicht wahr? Man nennt es Engliſch Leder?“

Der Baron bejahte es durch eine ſtumme Neigung.

„Sie wollen eine Fabrik anlegen? Ich meine, von ſolchen kurzen Waaren? — Ich meine, wenn die Häfen geſperrt ſind, die Engländer nichts mehr 'rein bringen

zu dem des Republicanismus gewahren wollen; die Mittel, welche unter der vorigen Verwaltung angewandt wurden, das Reich des Glaubens und des Geoffenbarten zu erweitern, haben nur gedient, die zarten Schößlinge des Christenthums, kaum Wurzel fassend auf dem chaotischen Schlacken-Boden der Revolution, umkommen zu lassen. Soll je die Gemüthswelt, die Ahnung eines Etwas, das kein Verstand ergründet, schafft und wegläugnet, die Achtung vor dem, was einst das Ueberkommene hieß, soll die Religion wieder Wurzel schlagen, geschieht es weder durch den Fanatismus einer Priesterparthei, noch politische Intriguen. Durch Willkür hat das Christenthum nichts gewonnen, so wenig als Sitte und Moral, die bei dem

dürfen? — Das kann ein gutes Geſchäft werden — ſorgen Sie nur für Leute, die ſolches Zeug kaufen. Wir hier werden bald zufrieden ſein, wenn wir uns ſelbſt nur was Groſchen weben können, damit wir nicht nackt gehn."

„Herr Major belieben zu ſcherzen; es war nie meine Intention mit dieſem Induſtriezweig mich zu befaſſen."

„Excüs! Richtig! Eine Verwechslung. Es vagirt da ein anderer Commis-Voyageur aus Hamburg in der Prieguitz und Altmark. Der Kerl will — was gehts mich an, was er will. — Sie wollen Raps bauen. Gut! Verſuchen, aus der Rübe Zucker zu quetſchen. Meinethalben, wenn Sie mich nur nicht nöthigen, ihn in meinem Kaffe zu trinken."

„Für's Nächſte iſt das nicht meine Abſicht. Der Boden —"

„Taugt zur Karteffel, und Sie wollen deſtilliren. Schnaps trinkt Freund und Feind. Was für Jedermann recht iſt, darauf ſpekulirt man am beſten. Sie haben recht. Brennen, deſtilliren Sie Branntewein, bis wir eine Hungersnoth haben. Deſto beſſer. Je mehr man hungert, um ſo mehr trinkt man, um's zu vergeſſen."

Ehe der Baron die Lippen zu einer Entgegnung geöffnet, hatte der Major ſich ſchon zum Candidaten gewandt:

„In der Muſik auch bewandert wie in der Bibel?"

„Herr Major betrafen mich auf einer Phantaſie."

„Phantaſien lieb ich nicht."

„Ich hatte einen taktfeſten Lehrer in Berlin."

„Ich kann es ſonſt nicht leiden, wenn der Prediger

auch Küſter und Cantor ſein will, aber taktfeſt iſt gut in jeder Sache. Geben wohl auch Unterricht?"

Ein Nicken des Herrn von Quilitz bejahte es, und ein ausgeſprochenes Lob deſſelben über die Art, wie der Candidat in ſeiner Familie auch den Muſikſtunden obgelegen, erſparte dieſem die Antwort. Die anweſenden Familienglieder, den günſtigen Augenblick benutzend, rühmten ſein ausgezeichnetes Spiel. Malchen war drauf und dran, ein Familiengeheimniß zu verrathen, indem ſie anhub: „Herr Mauritz ſpielt wie —" Aber Caroline fiel ein — ſie nannte ein Paar der erſten damaligen Klavierſpieler der Hauptſtadt, deren Namen ihrem Vater ſehr gleichgültig waren. Sie verrieth auch die Entdeckung, welche ſich faſt von ſelbſt gemacht, daß der Candidat die geſprungene Saite wieder eingeſetzt, das Klavier prächtig geſtimmt und ſie nun keinen Stimmer mehr brauchten.

„Meinethalben mag er ſpielen wie der alte Fritz ſeine Flöte, und Geigen machen wie ein Cremoneſer" brummte der Hausherr, der dem Candidaten längſt den Rücken gekehrt, und entkorkte eine Flaſche, die er Minchen vom Präſentirteller abgenommen, auf dem ſie den kalten Imbiß zu Ehren der Gäſte ſelbſt hereingebracht. Die Collation, das Corellaſche Bruſtpulver und die Suppe für die kranke Schäferin war mit ungewöhnlicher Schnelligkeit beſorgt worden, und doch hatte die Mutter draußen noch ein Examen mit ihren beiden Knaben abgehalten. Aber ſie hatten ihr nicht mehr ſagen können, als daß der Vater, als ſie über den Park heraus im Walde waren,

auf der Landstraße einen Reisewagen fahren gesehen. Da wäre er querfeldein über die umgestürzten Aecker geeilt, um den Herrn, der im Wagen saß, anzuhalten. Was beide so eifrig gesprochen, wußten die Knaben nicht, theils weil sie mit ihren kleinen Beinen durch den nassen Lehmboden nicht so schnell dem Vater nachkommen, theils weil sie es auch nicht verstanden. Die Mutter hatte nun zwar aus der Beschreibung heraus, daß der Herr im Wagen ein Oberſteuerbeamter gewesen sein müsse, der eft von Berlin des Weges nach der mecklenburgischen Grenze fuhr, aber nicht, was den Vater und den Herrn so ergriffen, daß sie sich die Hände geschüttelt und, als der Wagen schon fortgerollt, noch zugenickt hätten. Der Major schüttelte selten mit einem Bürgerlichen die Hand, noch seltener mit einem Herrn vom grünen Tische, am wenigsten mit den Herren vom Steueramt, welche die Grenzen bereisen.

Auch der Vetter aus Quitzig war über die Weinflasche verwundert, da der Vetter aus Zlitz nicht allein gelobt, keinen französischen Wein mehr zu trinken, sondern überhaupt in diesen schweren Zeiten keinen auf dem Tische zu haben. „Eben darum, erwiederte der Major, soll dieser letzte Rest auf die frohe Nachricht ausgestürzt werden!“

Welche frohe Nachricht? stand auf den Blicken.

„Auf den fortgesetzten Krieg! Angestoßen, Vetter aus Quitzig. Die Zlitzer und Quitzer kamen nie zu einem so frohen Ereigniß zusammen. Darüber kann, soll, muß man Alles vergessen. Ihre Hand, Vetter. Das

bedeutet auch Ihr Beſuch? Nicht wahr, Sie wußten es — Sie wollten mich nur aushorchen? hier ſind noch keine Spione und Verräther —“

„Mein Gott, was wußten Sie, Couſin?“ Die gute Frau von Itzig wurde blaß.

„Die Waffenſtillſtandsverhandlungen ſind zerſchlagen. Bei der Miniſterconferenz in Graudenz kam nichts 'raus, wie an den grünen Tiſchen nie was 'raus kommt. Der König berief ſie alle noch ein Mal nach Oſterode. Da wurde geſchwatzt. Beyſan, Kalkreuth, Laurenz, wer weiß, wie alle die — Kerle heißen, plapperten allerhand von Unmöglichkeit, man dürfe den Bonaparte nicht auf's Aeußerſte erbittern. Aber Freiherr Stein donnerte ihnen in die Leber: ſolcher Waffenſtillſtand beraube den König des Vertrauens der Nation, wir würden zu Verräthern an Rußland und England. Auch Voß ſecundirte; ich hätte 's ihm kaum zugetraut. Kurz verworfen, total verworfen! Der Krieg wird fortgeſetzt. Leſtocq ſoll das Oſtpreußiſche Corps verſtärken. In Schleſien halten ſich noch die Feſtungen. Der Fürſt von Pleß ſoll unterſtützt werden. Der Schnee und Regen werden unſre Alliirte, die Franzoſen bleiben im Koth ſtecken. Aber geräth's zum Schlimmſten, auch dann kein Nachgeben; die Königliche Familie geht nach Rußland. — Alſo angeſtoßen, Seine Majeſtät unſer Allergnädigſter König!“

Der Hofmarſchall ſtieß an. Auch ſah er nicht mehr verſtört aus; er hatte ſich vorhin ungeſehen und war über die Anweſenden beruhigt.

„Unſer trefflicher, guter König! Aber was ſagt Haugwitz dazu?“

„Fortgejagt! Haben ihm 'ne Krankheit, Augenleiden, oder ſonſt was angelogen. Als ob an dem Kerl noch ein geſunder Fleck wäre. — Auf den Freiherrn Stein! Vetter; wir kennen ihn ja. Der hat Haare auf den Zähnen.“

„Ich habe nur die Ehre, ihn ganz flüchtig zu kennen,“ ſagte der Gaſt, und ſtieß auch nur flüchtig an.

Der Wirth ſah ſich wieder mit dem vollen Glaſe um: „Hera, Herr Candidat. Sie wollen wohl nicht anſtoßen? Die Kirche trinkt kein Blut.“

Herr Mauritz aber ſtieß ſein volles Glas an das des Gutsherrn: „Aus ganzem Herzen und mit voller Seele!“

Der Major ſah über die Schulter: „Und der Herr Baron aus Wüſtelang da?“

Auch er ſtand mit dem Glaſe: „Ein angefangen Geſchäft muß man zu Ende bringen, oder ſich bankerott erklären, und eine Schüſſel rein aueſſen, oder es wird ſchlecht Wetter, ſagen die Ammen. Ein Krieg, der mit 'nem Waffenſtillſtand ausgeht, giebt keinen ordentlichen Frieden. Alſo der Krieg, Herr Major!“

Der Gutsherr ſah ihn nicht ungefällig an; er war ſehr vergnügt. Nur die Edelfrau konnte nicht Herrin ihrer Gefühle werden. Sie war auf einen Stuhl geſunken und ihre ſtillen Thränen machten ſich Luft: „Warum muß denn Krieg auf der Welt ſein!“

Der Herr von Quilitz ſchien ſie in einem Geſpräch zu trö-

ſten, deſſen Worte nicht laut wurden. Der Schluß lautete: „Wenn der Menſch das nur ernſtlich will, und ein gewiſſes savoir faire ſich angeeignet hat, findet er auch unter Feinden Freunde und im Unglück immer etwas Glückliches. Das muß jetzt unſre ganze Sorge und Arbeit ſein, und ich muß um Entſchuldigung bitten, wenn ich Ihren Herrn Gemahl deshalb erſuche, mir einige Augenblicke in ſeinem Zimmer zu ſchenken.“

Die unten geblieben, waren neugierig, was eben verhandelt werde. Des Vaters Wohnzimmer war über dem Saal; das Knacken der Dielen unter ſeinen Tritten, wie er ſich räuſperte, die Pfeife ausklopfte, den Lehnſtuhl an den Tiſch rückte, war für die kluge Familie ein Thermometer, wie die Dinge oben ſtanden. Um deshalb war es ihnen nicht angenehm, als der Baron, vorhin von den Töchtern dazu aufgefordert, ſich jetzt an das Klavier ſetzte und einen neuen Wiener Walzer ſpielte. Malchen ſah verwundert auf, und ihr Blick traf mit dem des Candidaten zuſammen. Es war eine Harmonie in ihrem Ausdruck: das paßte hier nicht! Der Spieler ward unterbrochen durch den Eintritt des Dieners: „Der Herr Candidat möchten zum Herrn Major ſich hinauf verfügen.“

„Aha, nun wird der in's Gebet genommen,“ ſagte der Herr von Eppenſtein. Die Bangigkeit in der Familie ward dadurch nicht gehoben, daß er ſie verſicherte, der Candidat wäre ein guter Menſch, nur ein Bischen eigenſinnig.

„Wenn er nur meinem Mann nicht ſo antwortet, ſeufzte die Edelfrau, bei dem kann ein Wort Alles verderben.“

Eigentlich war man aber noch neugieriger, warum

der Hofmarſchall wohl gekommen; denn um den Candidaten zu präſentiren, hätte er ſich nicht auf den Weg gemacht. Davon waren Mutter und Töchter, trotz des ſehr verſchiedenen Grades ihres pſychologiſchen Scharfblicks, überzeugt.

„Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, meine Gnädigen, ſo ſteckt eigentlich nur die Pferdelieferung dahinter.“

Die Damen von Ilitz waren davon nicht unterrichtet.

Der Baron gab die Erklärung: „Dem Herrn Hofmarſchall haben wir's zu verdanken, daß unſer Kreis bis jetzt noch ſo erträglich davon gekommen iſt. Oder vielmehr auf dem Papier haben wir unſer Theil getragen, wie andere, aber wir haben Schindmähren geſtellt, von denen man froh ſein konnte, daß ſie bis in den Stall kamen. Ausrangirte Cavalleriepferde wurden von den franzöſiſchen Commiſſären unter der Hand gekauft und mit eingeſtellt. Keinen Tag drauf, und die meiſten mußten ſchon todt geſtochen werden. Umſonſt hat man das natürlich nicht; es koſtet Trinkgelder an die Trainknechte, die Chaſſeurs, die Brigadiers, die Inſpecteurs. Man kann aber gar nicht hoch genug hinaufgehen, um ſicher zu gehen. Der General in Berlin, der die Remonte unter ſich hat, iſt, ſagt man, ein menſchenfreundlicher Mann; aber er hat unter der Hand durch den Intendanten in Naumalk anfragen laſſen, wie es denn komme, daß gerade von den Pferden aus unſerer Provinz ſo viele gefallen ſeien? Ob vielleicht eine Krankheit graſſire? Man ſolle doch gründliche Mittel dagegen

nicht ſcheuen, auch wenn ſie dem Kreiſe etwas koſteten. — Was das bedeutet, weiß jedes Kind. Ja, ſeine Pferde retten möchte auch Jeder, aber wie zwingt man die Leute, daß ſie was freiwillig geben! Der Herr Major ſind nun ein Mann, deſſen Name im Kreiſe was gilt. Iſt er dabei, dann ſpringen Viele nach. Und der Herr Hofmarſchall meint, es iſt die höchſte Zeit, ſonſt könnte es uns noch viel ſchlimmer auf den Hals rücken — die Durchzüge von den Wallonen und Italienern ſind auch nicht ohne. — Man will uns fühlen laſſen, daß wir was thun müſſen. —“

Der Baron ward durch die Rückkehr des Candidaten unterbrochen. Er trat, verbindlich ſich neigend vor die Mutter: „Gnädige Frau, wenn ich auch Ihre Zuſtimmung gewinne, ſo werde ich vom neuen Jahre ab das Glück haben, Ihr Hausgenoſſe zu ſein. Der Herr Major hat die Güte gehabt, mit meinen ſchwachen Fähigkeiten ſich zufrieden zu erklären, und wir kamen überein, daß ich vorläufig auf ein Jahr den Unterricht Ihrer Söhne übernehme. Ich hoffe zum Allmächtigen, daß, wenn mein Erziehungswerk vollendet, bei dem ſein Segen das Beſte thue, ich aus dem Hauſe unter glücklicheren Conſtellationen ſcheiden möge, als die, leider! ſind, unter denen ich es betrete. Seine Hand laſtet ſchwer auf uns, um ſo feſter müſſen wir zuſammenſtehen, und einträchtig bleiben im Vertrauen auf ihn. Er züchtigt, die er liebt, aber er wird die erhöhen, welche ſich im Gefühl ihres Unwerths vor ihm in den Staub werfen. Wir haben Alle zu bekennen, daß wir geſündigt, ſchwer geſündigt, und nicht

werth ſind ſeiner Gnade. Dieſe Erkenntniß iſt das erſte, was Noth thut, ſie muß in unſern Nieren brennen und mit Flammenſchrift durch die Nacht, die um uns, vor unſrer Seele leuchten. Dann mögen wir hoffen, daß wir wiedergeboren werden, und ſein Strahl, der uns durchzückt, möge er dann freie, edle Menſchen in einem freien glücklichen Lande ſehen!"

Die gehobene Stimmung, in welcher der Candidat ſichtlich eingetreten, und die ſich unwillkürlich in dieſer predigtartigen Anſprache Luft machte, wirkte verſchieden. Die gnädige Frau, die leicht gerührt war, wäre ihm gern um den Hals gefallen, wenn ſich das geſchickt hätte. Sie weinte mehr als ſtille Thränen. Maichen ſtand nachdenklich hinter ihrem Stuhl, ihre Blicke auf den Boden gerichtet. Caroline am Klavier ſchien weniger von der Rede erbaut als von dem Klavierſpiel, deſſen verklungenen Tönen ihr inneres Ohr folgen mochte. Wilhelmine, die von einem Gange zurückkam, hatte nur die letzten Worte gehört, und fragte den Baron, was Herr Maurin damit gemeint? „Gemeint, antwortete dieſer, hat er wohl eigentlich, daß es ihm mehr auf gute Behandlung als auf hohes Gehalt ankäme."

Die Aufmerkſamkeit war bald von ganz anderen Dingen gefeſſelt. Oben war es laut und lauter geworden. Die Decke dröhnte von den Schritten des Majors; man hörte ſeine Stimme, ohne die Worte zu verſtehen. Doppelte Tritte — auch der Gaſt mußte mit ihm um die Wette gehen; — ein heftiger Wortwechſel, der jetzt in faſt ſchreienden Tönen ſich kund gab, um wieder in

ein Geſurr von Stimmen ſich zu verlieren, wie wenn im Diſput jeder nur das Athemholen des andern abwartet, um die geſammelte volle Ladung von Gründen loszulaſſen. Der Major ſtampfte den Stuhl, den er in Händen hielt, auf den Boden.

„Ach du lieber Himmel, jetzt geht ein Donnerwetter los!“ Die Mutter faltete die Hände.

„Nein, Mutter, ſagte die jüngſte Tochter, welche mit angehaltenem Athem, wie die andern, den Symptomen gelauſcht. Der Herr von Quilitz widerſpricht. — Das iſt ſeine feine Stimme. — Wenn Jemand Vatern kein Wort ſchuldig bleibt, dann giebt es kein ſchlimmes Ende. — Siehſt Du, ſie promeniren wieder. — Der Vetter ſchlägt ſeine Doſe zu.“

Minchen, die etwas Gebackenes präſentirte, ſtimmte der Wahrnehmung ihrer Schweſter bei: „Einig ſind ſie nicht geworden; aber ſie gehen viel ruhiger. — Der Herr von Quilitz ſoll ſich nicht echauffiren vor der Abfahrt.“

Nur der Baron machte ein eigenthümliches Geſicht, indem er die Hände über dem gekreuzten Knie verſchlang: „Patſch iſt der Ball! Das iſt gewiß.“ Der Herr von Eppenſtein ſchien die Rolle vergeſſen zu haben, die er hier ſpielen mußte, aber nur auf einen Augenblick; als man ihn fragte, was er damit meine, ſchnellte er wieder in den Gentleman, obgleich ſeine Mittheilung noch immer im vertraulichen Tone gehalten war.

„Sie müſſen mich auch wieder nicht verrathen, meine Gnädigſte. Und Sie auch, Candidat. Es war der letzte

neuen Terrorismus des Absetzungssystems mit voller Gewalt verdrängt wurden. Die Jesuiten haben nur dahin gewirkt, die Herrschaft des Deismus zu erweitern. Ein einflußreicher Mann reichte ihnen die Hand, weil es in seinen Finanz-Planen lag. Konnte die Religion freudig blühen, wenn sie den Indifferentismus der Kabinets-Politik im Bunde sah mit dem Fanatismus? — Das Unsichtbare wird sich selbst Recht verschaffen; und das Verlangen nach der Gnade tritt vielleicht dann am lebendigsten ein, wenn der Verstand als Despot auf seinem schwindligen Throne sitzt.

Aus diesem Standpunkte möge man die Betrachtungen lesen, die sich meinem Freunde

Schuß, wenn die andern geglückt wären. Ein Ball war proponirt in Rauwalk, den der Landadel geben wollte!"

„Ein Ball — jetzt!" es war eine Stimme der Verwunderung.

„Meine gnädigsten Fräulein, Sie werden doch nicht davor erschrecken. Ein langer Winter ist vor der Thür, und sehr viel Angenehmes steht uns nicht bevor. Warum sollten wir uns nicht die unangenehmen Grillen forttanzen! Aber nun ohne Spaß, die Sache hat auch ihre ernsten Seiten. Den Winter durch müssen wir nun mal mit den Franzosen leben; da hilft nichts vor. Hilft es uns, wenn wir die Köpfe hängen, grimmige Gesichter schneiden und uns immer als ihre Feinde präsentiren? Mit den Franzosen kommt man am besten aus, wenn man mit ihnen raillirt, toujours frères et compagnie. Die Herren Officiere, die wir zum Ball invitiren, accommodiren sich als Einquartierung weit besser: und was wir an Punsch und Kuchen ausgeben, profitiren wir zehnfach an Schinken und Eiern in der Wirthschaft. — Sind wir darum etwa nicht Patrioten? Werden wir schlechte Preußen, weil wir mit den Franzosen tanzen? Im Gegentheil, wir zeigen ihnen, daß wir uns noch nicht caput fühlen."

Alle schwiegen, während der Baron einige jener verklungenen Walzertöne wieder über die Tasten gleiten ließ.

„Die Franzosen dachten einmal anders, sagte der Candidat. Als die jungen Mädchen in Verdun auf dem Ball mit den Preußen getanzt, ließ sie der Convent zur Guillotine schleppen — als Vaterlandsverrätherinnen!"

Der Eindruck der Worte war kein wohlgefälliger. Die Damen ſchauderten; Caroline warf auf den Redner ſogar einen böſen Blick. „Und ſolchen Republikaner oder Jacobiner, rief der Bacon lachend und mit einer Diſſonanz ſeine Finger vom Klavier ziehend, wollen meine Gnädigen in ihr Haus nehmen!“

Die Stimme des Majors, der am obern Fenſter rief: „Angeſpannt! der Herr Hofmarſchall will fahren!“ unterbrach die peinliche Scene. Bald hörte man beide Herren die Treppe herabkommen. Man erwartete nicht viel Gutes; die Phyſiognomien der Lehnsvettern täuſchten aber. Sie traten, ſich höflich becomplimentirend, ein, und der Herr von Quilitz näherte ſich mit der feinſten Freundlichkeit eines Weltmannes der Dame des Hauſes:

„Nicht wahr, gnädigſte Couſine, Sie fürchteten, daß wir uns in die Haare gerathen wären? Es war nichts als eine kleine Divergenz der Meinungen. Es iſt gut, wenn ſie ſich zuweilen reiben wie Stahl und Feuerſtein. Wir ſind beide gute Patrioten, und nur über die Mittel uneinig. Jeder muß etwas nachgeben; nur ſo erhält man den Frieden. Heute haben wir wenigſtens Waffenſtillſtand geſchloſſen. Ich, das will ich ganz offen geſtehen, in der Hoffnung, inzwiſchen Alliirte zu gewinnen. Und dieſe Alliirten ſind Sie, meine Damen. Ich gehe ſchon mit einiger Beruhigung fort. Mein Vetter hat mir verſprochen, gegen die Franzoſen, die in's Haus kommen, das Gaſtrecht zu üben, das ja auch unſre barbariſchen Verfahren übten. Aber das iſt nicht genug. Wenn wir unſre Geſinnung zur Schau tragen, recht ge-

ſliſſentlich, ſchaden wir nicht den Feinden, ſondern uns ſelbſt, unſrer Sache, ja der Sache unſeres theuerſten Königs. Was wir für ihn ſparen könnten, bei weiſer Haltung, erpreßt man uns bei einer thörichten. Und dann, meine gnädigſte Couſine, gute Patrioten müſſen auch gute Eltern ſein. Der Staat iſt eine große Gliederung, deren nächſter und heiligſter Kreis die Familie iſt. Ihr Oberhaupt muß zunächſt für Gattin und Kinder ſorgen. Das brauchte ich meinem lieben Vetter nicht zu ſagen; das erhabene Beiſpiel Seiner Majeſtät des Königs beſtätigt es uns. Er iſt vor Allem ein guter Familienvater, der ſeine Theuren in Sicherheit gebracht hat. Ihr Herr Gemahl wollte ſeine Familie nicht nach Berlin ſchaffen, ich achte ſeine Gründe — für damals. Aber jetzt haben ſich die Verhältniſſe geändert. Wenn der Feind immer mehr Zuzüge durch dieſe Provinz treibt, wenn die Exceſſe ſich mehren, und wir nichts — gar nichts thun, uns mit den Behörden zu ſtellen, wenn wir recht gefliſſentlich durch ein Ignoriren ſie irritiren, dann freilich wird unſere Lage hier auf dem Lande immer bedenklicher. Beſonders für zarte Damen, denn den disciplinirten Truppen folgt überall rohes undisciplinirtes Geſindel."

„Was meinen Sie?" fragte die Mutter, denn die lange Rede war allerdings weniger für ſie als für ihren Gatten gehalten.

Er zuckte die Achſeln: „Ich habe dem Herrn Major meine aufrichtige Meinung geſagt. An ihm iſt es, ſie zu prüfen. Möchten wir nur Alle bedenken, daß Klagen nachher nichts helfen, wenn der Schaden da iſt."

„Der Wagen des Herrn Hofmarſchall ſind vorgefahren," meldete Hans.

„Nicht noch eine Pfeife gefällig?" fragte der Hausherr in einem Tone, der nicht dazu aufforderte. Er hatte ſchweigend vorhin zugehört, als wäre es ſo mit dem Gaſte vertragen geweſen. Der Gaſt deutete auf die anbrechende Dunkelheit. Er müſſe ohnedies den Umweg jenſeits der Querbelitzer Berge nehmen, um nicht das Moor zu paſſiren. „Da wünſche ich nur, daß Ihnen nichts Unangenehmes paſſirt," ſagte der Major. Die Hand, welche der Herr von Quilitz ihm hinhielt, mußte er drücken, den Baron verabſchiedete er mit einer ſteifen Kopfneigung, gegen den Candidaten fiel ſie noch leichter aus. Die Damen zogen ſich von der Schwelle in den Saal zurück, der Major begleitete die Gäſte bis zum Thorweg, um nach einer allgemeinen Verbeugung ſich zu entfernen. Er litt ja am Podagra; der Herr von Quilitz hatte es ausgeſprochen und er die dargebotene Entſchuldigung gern entgegen genommen. „Hol' Euch alle der Teufel," hatte der alte Hans ihn brummen hören, als er die Treppe hinaufſtieg.

Achtes Kapitel.

Eine Rückfahrt.

Das war aber noch nicht das Ende des Abſchieds. Zu ihrem nicht geringen Erſtaunen fanden der Hofmarſchall und der Baron das Reitpferd des Letzteren mit vor die Kaleſche geſpannt. Kutſcher Lamprecht erklärte, das ginge nicht anders bei dem verteufelten Wege; nachdem der Regen ſo aufgeweicht, kriegte er den Wagen mit den zwei müden Thieren nicht fort. Das war eigenmächtig gehandelt. Unverſchämt! nannte es der Baron. Es half aber nichts, Lamprecht ſagte, es ſei ihm nicht um den vertrackten Wagen zu thun, auch nicht — das verſchluckte er aber, — ſondern um die Pferde. Wenn ein anderer mit zweien über die Rauhberge und durch die Diſteläcker fahren wollte, ſo könnte der gnädige Herr ja nur commandiren; für die Thiere aber müßte er ſtehen, und Niemand ſolle von ihm ſagen, daß er ſie auf den Schindacker getrieben.

Es hätte ſchon Mittel gehabt, dem Uebelſtande abzuhelfen. Der Lehnsherr von Alitz, der oben hinter dem Fenſter zuſah, hätte einen Ackergaul wohl hergeben können, um den ſchönen Fuchs, des Barons Lieblings-

pferd, loszumachen, aber er war ſtill und zeigte ſich nicht. Auch hätte der Herr von Quitiz wohl mit dem widerſpenſtigen Knecht eine andere Sprache reden können, bei der er, wenn es zum Ernſt kam, auf den vollen Beiſtand ſeines Vetters rechnen durfte. Aber entweder wollte er den Knecht nicht noch mehr aufbringen, oder er hatte eine kleine Schadenfreude am Aerger des Barons: „Liebſter Nachbar, immer beſſer als daß Ihr Fuchs franzöſiſche Kanonen ziehen muß.“ Damit ſaß er auf. Ein heftiger Regenſchauer, mit Schnee gemiſcht, kam dem raſchen Entſchluß zu Hülfe. „Schnell zu mir, Baron, ehe Ihr Sitz naß wird. Meine Wildſchur wird uns beide ſchützen.“ Für den Baron ſchichtete es ſich auch ganz gut, ſie breiteten ja die Wagendecke noch über ſich; aber zum Candidaten, der neben dem Kutſcher auf den Bock ſtieg, ſagte dieſer: „Nu, Herr Mauritz, zu waſchen brauchen Sie ſich morgen nicht.“ Es ſtiebte und peitſchte immer heftiger. Als Lamprecht die Peitſche knallen laſſen wollte, tönte aber aus dem Fenſter oben ein Halt! und des Majors Stimme befahl dem Diener, ſeine, des Majors, Wildſchur hinunter zu bringen: „Der junge Menſch verklammt ja da oben.“ Herr Mauritz mußte wieder abſteigen, denn oben war kein Platz, den Pelz anzuziehen. Als er ihn über die ſchon durchnäßten Röckchen geſchlungen, erklärte aber der Kutſcher, was jeder einſah, es ſei eine Unmöglichkeit, daß er in dem dicken Dinge neben ihm auf dem ſchmalen Sitz Platz habe. „Nun Ihr wärmt Euch beide deſto beſſer,“ ſagte der Hofmarſchall. — „Ich zerdrück' ihm ja die Kno-

chen: es geht absolut nicht," erwiederte der Knecht, und noch eine dritte Stimme rief dictatorisch: „das geht absolut nicht."

Trotz des Schnees und Podagras war der Major am Wagen. „Ueberdem kann der junge Mensch krank werden: er ist so was nicht gewohnt," setzte er der Wiederholung jener Versicherung hinzu.

„Ja, aber was machen, Cousin? Es geht doch einmal nicht anders. Vorn auf's Kutschpferd kann er sich nicht setzen."

„Er kann aber hier bleiben."

Ein Gedanke, der plötzlich durchschlug. In Kürze ward er so verarbeitet, daß man nicht allein beschloß, er solle diese Nacht in Alix bleiben, um mit nächster Gelegenheit nach Tuilix zu fahren, sondern man kam überein, daß es gar nicht nöthig sei, daß er dahin zurückkehre, vielmehr könne er sofort in Alix sein Amt antreten. Der Major schlug es vor, der Hofmarschall acceptirte es und versprach, morgen seine Effekten ihm nachzuschicken, und weder der Baron noch der Kutscher Lamprecht hatten etwas dagegen einzuwenden. Auch der am wenigsten, welcher gar nicht darum befragt ward — der Candidat.

Vielleicht dachte er doch, daß er ein Wort dazu geben müsse, als Kutscher Lamprecht wahrscheinlich dachte, es sei genug gesprochen und ein zweiter Abschied vom Ueberfluß. Seine Peitsche knallte, und der Wagen flog davon — bis die immer dickeren Schneewirbel ihn verbargen.

Aber es ſchneite und regnete nicht immer, nur ſtoßweiſe, wie der Wind die Wolken trieb. Es fuhr ſich zuweilen ganz weich und angenehm in dem tief durchnäßten Sande, wo der Weg zwiſchen den hochgelegenen Feldern auf keine Wurzeln ſtieß. Bald war ein lebhaftes Geſpräch im Gange, des Kutſchers wegen meiſt in franzöſiſcher Sprache geführt.

„Herr Nachbar ſcheinen zufrieden mit dem Reſultate unſeres Beſuches," fing der Baron an.

„Mit meinem, lieber Baron, ja. Ich bin meinen Candidaten auf gute Art los geworden."

„Ich wunderte mich, wie Sie in die Trompete ſtießen."

„Das hatte ſeine Raiſon. Er iſt in Jlitz nur zum Predigen dem tauben Faßbinder adjungirt, und kann in ſeiner Pfarre nicht wohnen; die Bauern hätten ihn Sonntags aus Quilitz herüber holen müſſen, was auch ganz gut anging. Aber mich genirte er ſchon längſt. Hätte ich ihn ohne weiteres gehen laſſen, würde das ein unangenehmes Gerede gegeben haben. Auch hatte meine ſelige Mama, die ihn erziehen laſſen, eine Art Verſprechen ertheilt, daß für ihn geſorgt werden ſolle, bis er in Amt und Brot ſei. Nun, dem Himmel ſei Dank, mein guter Vetter in Jlitz hat erkannt, daß er für ihn beſſer paßt als für mich, und ich bin ihn los."

„Die Erziehung Ihrer Kinder iſt aber noch nicht vollendet, und Sie waren mit ihm zufrieden."

„Ja und nein! Die Kinder haben etwas gelernt, das iſt richtig. Er iſt gelehrt, das heißt, er weiß zu

viel, aber unpraktisch, mystisch, mit einem Worte, er ist ein Schwärmer. Gott sei Dank, meine Jungen sind dazu nicht aufgelegt, aber —"

„Haben Sie schon einen andern in petto?"

„Nein. Ich will sie jetzt ein bischen wild lassen; auch wenn sie vom Gelernten ausschwitzen. Wer weiß denn, mein lieber Baron, wohin die Zeit steuert? Unsre Jugenderziehung, ich meine meine, paßt nicht mehr. Manches sind jetzt abgelebte Dinge. Unsre Adelsbegriffe nennt man Vorurtheile. Ich sage nicht, daß sie es sind, aber sie gelten dafür. Auch unsre Philosophie hat, man kann es nicht leugnen, so einen Knick wegbekommen. Wer darf Voltaire noch als Autorität citiren! Mit einer Sentenz aus Wieland konnte man sonst in der Gesellschaft brilliren. Heut liefe man in mancher Société schlimm damit an. Diese jungen Genies sind hochmüthig. Mein junger Vetter Kleist, ich meine Heinrich, der transcendentale Poet, hält sich schon für besser als sein Ahnherr Ewald. Die Kreise, wo er dafür gilt, sind doch auch zu respectiren. Und nun gar erst in der Politik! Wer kann sagen, was morgen oben auf schwimmt, was sich halten wird. Um deshalb —"

„Suchen Sie einen Informator, der ein gutes Wetterglas im Zimmer hat."

„Liebster Baron, es ist überhaupt eine fatale Geschichte mit diesen Hauslehrern. Ich meine nicht, weil es wohl passirt, daß ein Fräulein mit ihnen durchgeht und die Eltern am Ende in die Mariage contre-coeur willigen müssen. Das ist eben nicht das größte Unglück.

Sonſt that man die Töchter, die überflüſſig waren, in's Kloſter, warum nicht ſie an Prediger verheirathen, was mancher Familie noch vortheilhaft iſt, wenn ſie das Patronat über eine gute Pfründe hat. Die jungen Theologen haben Tournure, ſprechen fein und ſüß und äſthetiſch. Das beſticht die jungen Damen. Warum blieben Vater und Brüder Krautjunker, warum eigneten ſie ſich nicht Tournure an! Wie geſagt, gerechte Strafe! Und dann kann man ja den jungen Menſchen, wenn er pfiffig iſt, pouſſiren. Denken Sie an Böllner, der eine Ixenplitz kriegte. Aus einem deutſchen Theologen kann alles werden; wenn man ſie zuſtutzt, die ſchlaueſten Diplomaten, Staatsmänner, in Rußland ſogar Generale und Feldherrn. Alſo das iſt es nicht, was ich meine."

„Die Theologen ſind immer die tollſten auf der Univerſität. Saufen und pauken, und —"

„Das ſtößt ſich alles nachher ab. Aber ehe die tollen Hörner abgeſtoßen ſind, bekommen wir Gutsbeſitzer dieſe friſch gebackenen Candidaten, und dieſe Halbknaben, die ſelbſt noch nicht erzogen ſind, ſollen unſere Kinder erziehen! Sie müſſen grade von ihrem Schmutz zehren, ehe ſie ſich gewaſchen haben. Daß dieſe jungen Menſchen nun von den Univerſitäten die Ideen mitbringen, die grade en vogue ſind, und ſie unſern Nachkommen einimpfen, wäre an und für ſich nicht übel, wenn nur nicht die Begriffe in der Welt auch wüchſen. Was wächſt, formirt und verändert ſich. Wenn unſre Jungen ins Leben treten, iſt das ihnen vor zehn, zwanzig Jahren Eingepaukte wieder veraltet, und mit ihrem Angelernten

aufdrängten. Zum Theil ſpricht er ſich ſelbſt deutlicher darüber aus. So verweiſen wir auf die Abſchnitte: Der ſtumme Bettler, die Miſſionen, die Reiſenden, Frau von Genlis u. a., die zum Theil ſchon die würdigende Aufmerkſamkeit des Publikums gewannen. Dahin gehört auch das Kapitel: Die Engliſche Lady, wenn es auch den kirchlichen Kämpfen außerhalb Frankreich folgt. Der liberalen Fronderie ſpricht er nirgends das Wort. Unter zweien Uebeln wählt man freilich nach Ueberlegung das geringere; aber darf man nicht hoffen, daß für Frankreich ſich in der Mitte ein Weg zeigen werde, auf welchem im glücklichen Deutſchland die Beſſern längſt gewandelt ſind! Männer dafür treten auch dort ſchon

kommen ſie in die Arrieregarde. Steifen ſie ſich nun darauf, ſo werden ſie, was man nennt Charactere, wie mein Vetter in Alt. Das heißt blinde Poſtgäule, die jeder Piſſicus bei Seite ſchiebt. Man honorirt ſie zuweilen, je nachdem der Wind geht, aber ſie bringen's nie über einen Nebenpoſten. Haben ſie aber einen Kopf, und ſehen ein, daß es mit den Ideen nicht geht, ſo müſſen ſie von Neuem lernen, und ſelbſt ſich Lehrmeiſter ſein. Das iſt zwar das Beſte, aber ich frage, wozu war denn dann die Erziehung? Fortgeworfen Geld und verlorne Mühe."

„Eine Weltweisheit, die für alle Zeiten gilt, wird man nie zu Stande bringen," ſagte der Baron.

„Sehr richtig! Aber, lieber Nachbar, man darf auch nicht alles was gegolten hat, und heut nichts werth ſcheint, darum in die Mülltute werfen. Es kann die Zeit kommen, wo es wieder im Cours ſteigt. Wer ſteht mir dafür, daß Voltaire nicht 'mal wieder zur Geltung kommt! Und dieſer myſtiſch romantiſche Unſinn, wer bürgt uns, daß er nicht 'mal zur Herrſchaft gelangt. Darum ſagte ich vorhin, man muß auch den Aberglauben conſerviren, man weiß nicht, ob man ihn nicht einmal braucht."

„Das Leben wird nur verflucht ſchwer, wenn man ſich um all das kümmern ſoll. Ich meine, man läßt Andere für ſich denken, und braucht ſeine Gedanken zu was Beſſerem."

„Das iſt praktiſche Philoſophie, lächelte der Hofmarſchall. Nun aber bitte ich, wie waren Sie mit dem Reſultat Ihres Beſuchs zufrieden?"

„Die Mädchen haben mir gefallen.“

„Alle drei?“

„Die Aelteſte möcht' ich nicht. Die iſt mir zu ſchlank.“

Der Herr von Lulitz lächelte: „Das Uebel läßt ſich doch wohl curiren.“

„Dann riecht ſie mir auch etwas äſthetiſch und iſt hochnäſig. Die gäbe mir einen Korb.“

„Biſt Du ſo ſicher, daß Du von den anderen keinen erhälſt?“ ſtand auf dem Geſicht des Hofmarſchalls. Laut ſagte er: „Dann ſind wohl Ihre Blicke auf die zweite gerichtet?“

„Ja, die gefällt mir beſonders; ſie ſieht Einen ſo freundlich und klar an mit ihrem hellblauen Auge. Flink auf den Beinen, überall zur Stelle, und dabei ſo „quabbelig.“ Man möchte ſie um den Leib faſſen, und ihr in die Schulter beißen.“

„Um's Himmelswillen nicht zu ſchnell. Sie kennen das Terrain nicht.“

„Das kenne ich ſchon.“

„Und die Jüngſte?“

„Iſt auch ganz nett. Würde es mit der zweiten nichts, die Malchen nähme ich auch ſchon.“

„Sie iſt ja noch ein Kind. Da müßten Sie etwas lange warten.“

„Solche Zeiten ſind nicht zu Hochzeiten angethan. Ueberdem bin ich erſt zwei und zwanzig, und denke vorher mich noch ordentlich zu amüſiren. Ich ſehe mich nur vorläufig, nach Ihrem Rathe, im Lande um, denn

Sie haben ganz recht, wer hier aufkommen will, muß in die Familien hineinheirathen."

„Nun, wenn Sie noch ein halb Dutzend Jahre zugeben, werden Sie wohl die Rechte finden, zudem haben Sie ja nur zu wählen."

„Ihren Spott, Herr Hofmarschall, gebe ich Ihnen frei. Ich kenne ganz gut meine Stellung. Ich weiß, was der alte Ysegrimm dachte, als ich kam, und was er mir auf den Hals wünschte, als ich ging. Die Minchen, wie gesagt, nähme ich auf der Stelle; ein superbes Mädchen, grade wie ich eine brauche. Sie versteht das Wirthschaften; bei mir sollte sie es en gros treiben. Gestehe Ihnen, ich bin so verliebt, daß ich einen dummen Streich machen könnte, aber Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Da bin ich ausgepicht. — Mein Bruder in Schlesien hat dran zu leiden, er hat eine blutarme Gräfin geheirathet. Leben wie Katze und Hund miteinander; das weiß alle Welt. Beim Abschied sagte mein Bruder: Juline, es ist genug, wenn Einer in einer Familie einen dummen Streich macht. Meine Schwägerin, die dabei stand, sagte: Amen!"

„Das ist viel von einer Dame."

„O es ist eine prächtige Frau, und aufrichtig, und ich bin ihr sehr gut, sie ist mir auch gut. Wenn sie nur nicht von den sieben Kindern so spindeldürr wäre, aber Augen noch wie Kohlen! Sie gab mir noch einen Rath mit auf den Weg: Wenn Du in eine alte Familie zu heirathen wünschest, so plumpe mit dem Antrage nicht ins Haus, sagte sie.

„Ihr Herr Bruder hatte es vermuthlich sehr fein angefangen?"

„Nein, umgekehrt. Deinen Bruder und meine Geschichte mußt Du nicht zum Exempel nehmen, sagte sie. Wenn man sich von Morgens bis Abends die Finger wund nähen muß, und doch nur Kartoffeln ißt, ist man nicht difficil. Und wenn er noch unausstehlicher gewesen, damals hätte ich Deinen Bruder doch genommen. Der Executer steht aber nicht überall vor der Thür wie vor meiner Mutter ihrer. Du bist nun hübsch, manierlich und kannst gut sprechen, wenn Du Dir Mühe giebst — und hast Geld. Das sind Gaben, die sehr viel werth sind, aber sie erhalten ihren Werth vor den Leuten erst, wenn man sie nicht fortschlendert wie ein Verschwender, sondern ausprägt und allmälig ausgiebt. Je mehr Du zurückhältst, um so mehr steigst Du. Sind heirathbare Töchter im Hause, so versteht sich das von selbst, sie fragen sich: ob ein Mann, der ins Haus kommt, wohl Absichten hat? Und zweitens gehen sie mit sich zu Rathe, ob sie ihn nehmen würden oder nicht? Je länger nun der Mann zaudert, je zweifelhafter er es läßt, um so interessanter wird er, das heißt, er steigt im Werthe. Da wird abgewogen, da werden Einwendungen gemacht und widerlegt. Alles das, was Du im glücklichsten Falle selbst thun müßtest, geschieht im Stillen ganz ohne Dein Zuthun, und für Dich. Sie schenken Dir nichts, darauf kannst Du Dich verlassen, sie rechnen alles genau aus, daß Dein Vater erst geadelt worden, und wie Dein Großvater ins Land gekommen ist, aber ebenso, daß Du

eine glänzende Equipage halten, einen Jäger und wie viel Diener, daß Du im Winter in der Stadt leben, in die Oper fahren, Diners und Bälle geben kannst. Dann wird verglichen mit der und jener guten Freundin, die es ihnen voraufgethan hat, und denen sie es nun vorauf thun können. Sind sie erst auf dem Punkte, Julius, dann hast Du gewonnen Spiel. Dann werden sie weichmüthig: was kann der junge Mann dafür, daß sein Großvater mit Lumpen en gros gehandelt hat? Dann wird auch ein bischen philosophirt, daß alle Menschen eigentlich gleich sind, und merkt man das erst, so finden sich auch Freundinnen ein, die zu Worte reden. Die Eine erzählt dem Fräulein, wie wunderschön Du ausgesehen da und da, wie Du Dich ganz anders präsentirt als der und der, daß alle verwundert gewesen, wie die und die Augen auf Dich geworfen, und wenn das so fort ginge, könntest Du wo hängen bleiben, was recht schade wäre, denn der und der gönnten sie Dich nicht. Und wenn's so weit ist, und Du merkst es nicht, und lässest Dich nicht greifen, denn zuzugreifen brauchst Du dann nicht mehr, dann bist Du ein Stockfisch. So sprach meine Schwägerin, und wenn's auch nicht ihre Worte sind, ist's doch ihre Raisen."

„Man muß gestehen, die gnädigste Frau von Eppenstein auf Tunke und Tamsel ist eine Philosophin für die Welt. Ich wünsche nur, daß ihre Maximen auch auf meinen guten Vetter von Nix passen."

„Bester Hofmarschall, das weiß ich auch: Eine schickt sich nicht für Alle. Den Den Raunde Isegrimm muß man anders fassen —"

Wie er ihn faſſen wollen, hörte man nicht mehr, denn ein Windſtoß erfaßte ſie, als der Wagen aus einem Kiefernwalde die freie Höhe erreichte, und trieb ein ſo heftiges Schlackenwetter herauf, daß eine Viertelſtunde lang von einer Unterhaltung nicht mehr die Rede war. Sie bargen ſich unter Wildſchur und Decke ſo gut es ging; vor ſich nichts als einen weiß flimmernden grauen Himmel, der in beſtändiger Bewegung doch immer derſelbe blieb, und die weiße Geſtalt des Kutſchers.

Als endlich der Sturm nachgelaſſen, die Wolken vertrieben waren, und, wie zum Hohn ein Paar Sterne aus einem blauen Flecken des Horizontes auf die Wüſtenei blickten, fingen ſie an, den Schnee, der nicht geſchmolzen war, abzuklopfen. Die Luſt, das vorige Geſpräch fortzuſetzen, war vergangen; wenn aber zwei in einem Wagen neben einander weder zum Schlafen noch zum Denken Luſt haben, macht es ſich von ſelbſt, daß ſie doch zum Wort greifen. Der Baron hub an:

„Wie kommt es, Herr Nachbar, daß ich den Major nie bei Ihnen in Quilitz ſah, während Sie ihn doch gelegentlich beſuchen?“

Der Nachbar lächelte: „Sollten Sie nie den Spottvers gehört haben:

Ihr von Ilitz, Ihr von Ilitz,
Solltet nimmermehr nach Quilitz!

Der Baron entſann ſich nur undeutlich und bat, wenn kein Familiengeheimniß damit enthüllt werde, um Mittheilung. Es ſei doch gut in der grauſichen Nacht —

„Durch etwas Luſtiges ſich ihre Schauer abzuwehren, fiel der Hofmarſchall ein. Ich bin auch Ihrer Anſicht, die Geſchichte iſt nur lang und ich muß von weit ausholen.“

„Deſto beſſer, unſer Weg iſt auch lang und weit.“

Neuntes Kapitel.

Alte Geſchichten.

„Sie müſſen wiſſen, daß es mit unſerer Verwandtſchaft ſchwach beſtellt iſt. Es iſt entre nous soit dit, ſogar zweifelhaft, ob die von der Quarbitz auf Ilitz mit uns den ſimpeln Quarbitz von Quilitz dieſelbe Abſtammung haben. Indeſſen es war ſchon ſeit Jahrhunderten chose convenue, daß wir uns für Vettern hielten. Heraldiker waren zu jeder Zeit gefällig und geſchickt. Einer Familie Deſcendenz zu ſchaffen, wenn es ſonſt nicht ging, überließen ſie andern, aber ſie verſchafften Väter und Vorfahren, wo man ihrer bedurfte; warum da nicht auch gemeinſchaftliche Namen, da, wie Sie auch wiſſen, unſre Vorfahren in der älteſten Zeit ſich um Geſchlechtsnamen nicht beſonders kümmerten. Von meinem Vetter mögen Sie ſich erzählen laſſen, wie wir mit den fameſen Querbelitzen zuſammenhängen; fames ſage ich, weil man nichts von ihnen weiß. Sie ſollen ein altes Geſchlecht, oder Stamm, eine aparte Race von Landſtibuſtiers geweſen ſein, eine Republik von Räubern, die die Gegend in Schrecken ſetzte und ſich tributair machte; nach dieſen ein letztes Hecke-Reſt von Wenden, das ſich in den

Büſchen und Bierälen hielt, nach jenen ein erſter Satz deutſcher Kriegercoloniſten, die von hier aus germaniſirten, das heißt brandſchatzten, brannten und ausmerzten. In Urkunden findet man nichts, als einmal den Ausdruck: castrum Querbelizza, und einmal: arx illustris Werbeliez, woraus der doppelte Streit entſtand, ob es nur ein verſchanztes Lager geweſen, ein ſogenannter Burgwall, was dann auf die jetzige Schwedenſchanze hinwieſe, oder eine gemauerte Burg mit Thürmen im jetzigen Dorfe Querbelitz. Der Ausdruck arx und illustris und Werbeliez gab denen eine reiche Fundgrube, welche die deutſche Abkunft behaupteten, und da ward denn ein Burg- oder Grenz-Graf Werbel daraus, der den Köpfen entſetzlich viel zu denken und den Federn zu ſchreiben gab; je wie man nichts zu thun hatte. Möglicherweiſe, lieber Nachbar, haben Sie alſo die Ehre, neben dem Abkömmling einer alten markgräflichen Familie zu ſitzen.

„Von der arx illustris iſt nun nichts übrig als der Sumpf im Querbelitzer Schulzenhofe. Herr Matthiſſon könnte darüber eine ganz andere Elegie dichten als von ſeiner verfallenen Burg; denn wo er gar nichts mehr ſieht, ſollte ich meinen, hätte der Poet weit mehr Acker und Feld. Glücklicherweiſe ſind nun die Querbelitzer Aecker nicht mit im Sumpf verſunken, und mit ihnen fängt eigentlich unſere beglaubigte Geſchichte an; denn im Landbuche Kaiſer Karls IV. heißt es: die Dorfmark von Querbelitz iſt Lehn zu geſammter Hand derer auf Ilitz und Quilitz. Da wird der Name Quarbitz

noch nicht genannt. Aber in einer Urkunde von 14 . ., ich erinnere mich nicht welches Jahr, verleiht Jobſt von Mähren an die von Quarbitz, weil ſie ihm in einem kalten Winter ſo und ſo viel wollene Nachtjacken nach Tangermünde geliefert, das Recht, in der Quierlitz zu krebſen, und da noch auf Bogenſchußweite, wo ſie in die Ritze fließt, jedoch ohne Netze. Da nun aber die von Quitz und Quitzow ein Recht auf die Fiſcherei in der Ritze beanſpruchten, ſo erkläre er, daß das Krebſen nicht zum Fiſchen gehöre, und ſollten die von Quarbitz das Recht haben, jeden, der da krebſt, zu pfänden, einzuwerfen und vor ihr Gericht zu ſtellen. Unglücklicherweiſe iſt auf der Urkunde ein Dintenkleks, und man lieſt nur „die von Quarbitz auf — litz.“ Sehn Sie, wertheſter Nachbar, auf dieſem Klecks beruht eigentlich unſre Verwandtſchaft.“

„Herr Hofmarſchall führen mich allerdings ſehr weit zurück.“

„Kommen Sie erſt zu meinem Vetter; der führt Sie bis an die Sündfluth. Uebrigens iſt die Sache nicht ſo lächerlich als ſie ſcheint; ſie hat ihre ſehr praktiſche Seite. Um die Krebſe war es unſern Vorfahren nicht zu thun, — beiläufig geſagt, waren ſie, als man ſich überredete, daß man eine Familie ſei, aus der Ritze längſt verſchwunden. Aeltere Lehnbriefe haben beide Familien nicht aufzuweiſen, das älteſte Document über den Geſammtbeſitz der Querbelitzer Mark iſt eben nur das Landbuch, und bei den vielen Regierungswechſeln hätte man unangenehme Fragen über den Beſitztitel zur Geſammthand aufwerfen können, wenn uns der Klecks

auf, wenn ſie bis jetzt auch nur geſprochen haben.

Berlin, im Auguſt 1828.

W. A.

nicht zu einer Familie geſtempelt. Das gemeinſchaftliche Intereſſe förderte alſo damals die Eintracht, obwohl Urſachen genug aufſtiegen zur Zwietracht.

„Und die fing an?“

„Sie war eigentlich von je an da. Die in ihrem ſteinernen Haus zu Jlitz rechneten ſich zur ſchloßgeſeſſenen Ritterſchaft, während wir Quilitzer nur für ſogenannte Zaunkönige galten. Worauf dies Recht und Unrecht beruht, wiſſen wir eigentlich eben ſo wenig. Denn zum Beweis ihrer ältern Ritterbürtigkeit haben die Jlitzer nichts anzuführen, als einen alten Leichenſtein in ihrer Kirche, worauf ein geharniſchter Ritter mit der Inſchrift ſteht:

Wolf Qworbitz bin ik v. Jl
Gott ſy gnadigk myner Sel.

Sie behaupten nun, das ſei ein Vorfahr, der ſchon in den Kriegen um den falſchen Woldemar mitgefochten, wovon unſre Quilitzer nichts wiſſen wollen, und ſogar meinen, der Stein, die Sculptur und die Mönchsſchrift gehören erſt dem Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts an, wogegen allerdings ſicherer iſt, daß die Jlitzer wirklich unter den Schloßgeſeſſenen am Kremmer Damm mitgefochten haben und dafür tüchtig bluten mußten. Mein Vetter gäbe viel darum, wenn er beweiſen könnte, daß die faule Grete vor ſein ſteinern Haus gefahren worden, aber wir haben ihm immer, auf Urkunden und die beſten Chroniken geſtützt, dargethan, daß es nicht geſchehen, und ſeine Ahnen nur genöthigt wurden, ſelbſt ihre Mauern zu raſiren und die Gräben zu verſchütten. Aber die

Querbelitz wäre damals wohl von den Hohenzollern als verwirktes Lehn eingezogen worden, wären nicht die Quilitzer, die ſich weislich zurückgehalten, Mitbeſitzer geweſen. Dieſer Umſtand warf neuen Zündſtoff in die glimmenden Kohlen.

„Meine ſpeciellen Vorfahren verdroß es gewaltig, daß die Jlitzer noch immer die Naſe hoch trugen, noch immer Schloßgeſeſſene ſein wollten, obwohl ihres um einige Köpfe kleiner geworden, und auf unſer Quilitzer Lehmhaus mit Mitleid herabſahen.“

„Auf Ihr ſtattliches Palais, Nachbar? Seine großen Fenſter leuchten ja in der Abendſonne, als wär's ein orientaliſches Zauberſchloß.“

„Dazu hat es erſt die polniſche Gräfin gemacht. Wir waren klüger als Ihr Herr Bruder, und nahmen zwar auch eine Gräfin, aber eine ſehr reiche. Von dieſem glücklichen Einfall meines Urelternvaters datirt der Umſchwung. Zwar wurden uns durch die Mariage gewiſſe Stifte verſchloſſen, denn Madame la comtesse, obwohl Königlichen, war doch ſonſt vor der Genealogie zweifelhaften Urſprungs; aber die Koffer mit türkiſchen, ungariſchen und venetianiſchen Ducaten ließen das alles vergeſſen. Sie träuften einen Geldregen auf unſeren trockenen Sand; da entſtand das Schloß, von einem italieniſchen Baumeiſter gebaut, und in dem Garten, wo kaum Zwiebeln und Aepfel fortgekommen, reiften Orangen und Citronen. Ich geſtehe, wenn ſie die Ducaten in die engliſche Bank gepflanzt, ſo würden auch wir Nachkommen ſüßere Früchte davon ziehen als die ſauren Apfel-

ſinen in der jetzt ſehr verkrüppelten Orangerie. Aber darum keinen Stein auf unſre theure Urelternmutter, die mit ihren Mohren, Heiducken und Goldbrokatſchleppen am Krönungsfeſt in Königsberg den ganzen märkiſchen Adel verdunkelte. Was kamen dagegen unſere Ilitzer Vettern auf, obgleich ſie zwei militairiſche Excellenzen präſentirten! — Flittergold gegen echtes! Der König war ſehr vergnügt, die Huld ſelbſt gegen meine Urelternmutter. Ein ſchwarzer Adlerorden oder eine Grafenkrone ſchienen für meinen Ureltervater in der Morgenluft zu ſchweben. Dieſer erſte Sieg der Quilitzer war ein vollkommener; ein zweiter Angriff wurde verſucht, endete aber leider in einer Niederlage."

„Wie konnte ſo viel Geld unterliegen?"

„Setzen Sie hinzu, und ſolche Schönheit! Sie haben ihr Portrait in meinem Cabinet wohl nicht genauer betrachtet. Das ſind Kohlenaugen! Ihre Mutter war eine Italienerin. — Genug Friedrich I. war entſchloſſen, nach langem Kampfe, ſich eine Staatsmaitreſſe beizulegen. Es war das Einzige, worin Ludwig XIV. nach ſeiner Meinung noch einen Vorzug hatte. Wer hatte mehr Anwartſchaft als meine Urelternmutter, der er in Königsberg ſo offenkundig ſeine Gunſt bezeugt. Die Familie that das ihre, die Beförderung zu bewirken, und man hoffte auch auf die Fürſprache der philoſophiſchen Königin Sophie Charlotte —"

„Wetter noch mal!" rief der Baron und ſtarrte ſeinen Nachbar an.

„Lieber Freund, wir ſprechen von vor hundert Jah-

ren. Erinnern Sie ſich, daß unſre Vorfahren damals eben erſt auftauchten aus dem Schlamm und der Rohheit des dreißigjährigen Krieges. Die Civiliſation geht ihre eigenen Wege. — Aber unſerer damals ſchlug ſehl. Graf Kalb von Wartenberg war ein ſchlechter Premierminiſter, aber ein geſchickter Intrignant. Er intriguirte für ſeine Frau. Unſre Familie ward aus dem Felde geſchlagen, und die bekannte Allerweltsſchönheit, Gräfin Wartenberg, des Königs Maitreſſe. Die ſchöne Judith, ſo hieß meine Urelternmutter, konnte den Affront nicht verwinden; die vielen Gratulationen, die ſie ſchon empfangen, ſchmerzten nach wie ein brennender Hohn, die Tröſtungen ihres Mannes, ihrer Familie, konnten ihren Schmerz nicht mindern. Sie lauerte eines Abends ihrer Feindin, der Wartenberg, auf der Schloßtreppe auf. — Nun wollte aber das Unglück, daß noch Jemand, am ſelben Abend, an derſelben Stelle, und wahrſcheinlich in derſelben Abſicht, der Gräfin auflauerte. Dies war keine andere als die Excellenz, Frau Generallieutenant von der Quarbitz. Sie ſahen ihr Bildniß in Alitz, die Frau mit der Purpurſtirn und dem großen Munde. Sie war nichts weniger als eine Rivalin der ſchönen Judith, und in welchen Relationen ſie vorhin mit unſerer Ellermutter geſtanden, weiß ich nicht, gewiß waren ſie ſich nicht eben hold. Aber gegen die Wartenberg hatte die Excellenz eine Pique, ohne darum auf ihren Poſten aſpirirt zu haben. Sie war ein Tugenddrache. Ihre Rancune rührte nur von einem Ellenbogenſtoße her, den die Wartenberg ihr bei einem Cho-

coladencaſſe, und ſo in Gegenwart der Königin, gegeben hatte, daß ſie denſelben verſchmerzen müſſen. Sie war aber, wie der Bart auf ihrer Lippe ſagt, nicht die Frau, um etwas einzuſtecken, und reſolut wie Eine. Sie wollte, um es mild auszudrücken, die Creatur zur Rede ſtellen. Unglücklicherweiſe war die Lampe im Corridor im Erlöſchen, unglücklicherweiſe traten beide Frauen zugleich um eine Ecke und — das Reſultat hörte man bis im zweiten Zimmer, es ſtörte eine intime Piquetpartie zwiſchen Seiner Majeſtät und der Gräfin. Friedrich erblaßte, ſolche Töne hatten nie das Königliche Ohr im Königlichen Schloſſe verletzt. Auf ſeinen Wink ſtürzten die Laquaien mit den Armleuchtern hinaus. König und Gräfin folgten in eigener Perſon, die Thür ward aufgeriſſen und —"

„Die Beſcheerung kann man ſich denken."

„So ſchmerzlich es für einen Urenkel iſt, ſo kann ich doch nicht über die Wahrheit. Die ſchöne Judith hatte in der Dunkelheit den Kürzern gezogen. Nicht allein ihre Haare flatterten, auch ihre Haube, Krauſen und was zur Toilette gehörte, waren in einem deſolaten Zuſtande. Auch waren ihre Backen nicht nur purpurroth, — denn wohin die Excellenz ſchlug, wuchs kein Gras, ihre Kinder und Diener traten dafür als Zeugen auf — ſondern auch purpurn von ihrem Blute, die Fingerſpitzen der Blitzerin hatten Eindrücke zurückgelaſſen, welche auch auf dem Geſichte der Gräfin noch bemerklich geweſen ſein ſollen, was ich alles hiſtoriſch getreu berichte, um die nachhaltende Wuth meiner Ahnin zu motiviren, die ſich übrigens verzweifelt gewehrt haben mußte —"

„Und ausgeschlagen!“

„Das weiß Niemand. Aber in der Hitze des Gefechts waren sie schon ein Paar Stufen 'runter gerutscht, und Judith lag so unter der Andern, daß sie nicht einmal sogleich aufzustehen vermochte, als das Licht der Kerzen und der Majestät ihr ins Gesicht strahlte.“

„Hatten Sie sich denn nicht erkannt? beim Ohrfeigen kommt man sich doch nahe genug.“

„Das weiß nur der Himmel! Von beider Lippen ist nie ein Wort der Erklärung geflossen.“

„Aber sie mußten sich doch vor dem Könige erklären.“

„Halten Sie die Alizerin für so dumm, daß sie gekniyt und gesprochen haben wird: Eigentlich galten meine Ohrfeigen der Frau Gräfin Kalb von Wartenberg Excellenz, aber in der Dunkelheit vergriff ich mich! Nein, sie soll sich mit einer gewissen Würde aufgerichtet haben: Strafen mich Euer Majestät, denn ich habe es verdient, daß ich die geheiligte Schwelle, über welche Dero Füße traten, entweiht, aber ich kann dieses Weib, meine Cousine, nun einmal nicht ausstehen.“

„Und Gräfin Judith?“

„Hatte eine ähnliche Ausrede.“

„Und was glaubte der König?“

„Es kommt doch nur darauf an, was man ihn glauben machte. Die Wartenberg, pfiffig wie sie war, ahnte sogleich den wahren Zusammenhang, und hielt es für's angemessenste, in Ohnmacht zu fallen. Für alle Theile das beste, weil es fernere Explicationen aus-

ſchloß, und jedem auf eine Anrede ſich zu präpariren geſtattete. Hätte meine Urelternmutter die Friſt ſchnell benutzt und ſich mit der Blitzerin auf ein plauſibles Mißverſtändniß verſtändigt, ſo wäre es für beide Theile gut geweſen. Die Wartenberg kam aber ſchon nach einer Viertelſtunde zu ſich und zum Facit, daß die Excellenz von Blitz, die nur einen Ellenbogenſtoß rächen wollen, weder eine ſo gefährliche noch eine ſo unverſöhnliche Feindin ſei, als die Rivalin von Quilitz, der ſie ihre höchſte Lebensausſicht geraubt hatte. In einer halben Stunde war ſie bei der Excellenz, die ihre Wunden, ich glaube nur an der Toilette, eben verbunden hatte. Es ward eine ſo rührende Scene, als die vorige dagewesen. Sie drückte ihr die Hand, machte eine Bewegung, als wolle ſie ihr zu Füßen ſtürzen, ließ ſich aber vom Gefühl des Dankes ſo überwallen, daß ſie ihr unter einem Thränenſtrom um den Hals fiel, und ſie verſicherte: ſie ſei ihre Lebensretterin."

„Lebensretterin?"

„Natürlich, Baron. Die abſcheuliche italiäniſche Polin hatte aus Eiferſucht, Haß, Neid, ſie anfallen wollen, wenn ſie aus der Thür trete; die Generalin hatte ſie auf der Lauer betroffen, ſie hatte ſich für die Wartenberg geopfert, gekämpft, geblutet, und wenn ſie ihr je dieſen Dienſt vergeſſe, wolle ſie eine ſchlechte Perſon ſein."

„Sagte die Wartenberg. Aber die Excellenz —"

„Nahm die ihr aufgedrungene Anrede natürlich ohne Widerrede hin; zeugte ſo vorm Könige, was auch

gewiſſermaßen die Wahrheit war, und meiner Urelter-mutter ward der Hof auf alle Zeiten verboten.“

„Und die Ilitzerin?“

„Erntete auch ihren Lohn. Als Judith nicht mehr zu fürchten war, ward dem Könige inſinuirt, daß die Quarbitze auf Ilitz heimliche Anhänger der Tankel-mann's ſeien — was ſie auch in der That waren — daß die Excellenz zwar der Wartenberg einen großen Dienſt geleiſtet, aber nur zufällig. Denn eigentlich hätte ſie ſich in der Abſicht an die Thür geſchlichen, um des Königs Geſpräch mit ihr zu belauſchen. Der König glaubte Alles, was ſeine Favoritin ihm hinterbrachte, und die Excellenz ward ebenfalls vom Hofe und in ihr einſames ſteinernes Haus verwieſen.“

„Da muß freilich die Feindſchaft der Ilitzer und Quilitzer erſt recht begonnen haben.“

„Nur um der Ueberzeugung zu weichen, daß für beide Theile dabei nichts herauskomme. Ich meine die Verſtändigen in den Familien. Man kam zum erſten Mal auf den Gedanken, ob dieſer ewige Zwiſt nicht durch eine Heirath curirt werden könne? Die märkiſchen Adelsfamilien heirathen doch ſonſt ſo gern ineinander; warum war das hier nie verſucht! Man verſuchte es, wohl verſtanden, es waren nur einige Wenige im Spiel, und ſie operirten heimlich; aber der Griff war nicht glücklich. In unſerer war ein rothbäckiges Gänschen, in der Ilitzer ſo ein — wir wollen ihn nicht grade Pute-rich nennen, oder Stockfiſch, aber ein gutmüthiges Kerl-chen, dem ſich viel einreden ließ, alſo auch, daß unſere

Amanda sterblich in ihn verliebt sei. Aber Argusaugen bewachten sie — hieß es, und diesmal war es eine Wahrheit. Sie sahen sich wohl auf Landbällen, auf den Märkten, aber ein Rendezvous hatte noch nicht stattgefunden, und Liebesbriefe hatten damals etwas Mißliches, — es war in den ersten Regierungsjahren des großen Königs — weil das Schreiben bei unseren Landfräuleins noch für eine saure Arbeit galt. Wie dem nun sei, eine Entführung ward verabredet. Natürlich von Anderen, als der Amanda und dem Amandus; vielleicht hatte Einer von Romeo und Julie gehört. Ob da schon Verrath im Spiele war, oder erst nachher hinzutrat, laß' ich ungesagt. Aber der böse Genius wachte, er lebte in der uralten polnischen Großmutter des Fräuleins. Der Dämon der Rachsucht gegen den Enkel ihrer längst verblichenen Feindin spie Feuer und Flamme in der Greisin. Keiner von Witz in ihr Haus! Sie hinderte nichts, aber ihre Intrigue schmeckte etwas nach kindischem Alter."

„Worin bestand sie?"

„Nur in einer kleinen Kopfwäsche, als Don Amandus auf der Leiter zur Amanda steigen sollte; benebst einigen anderen Unannehmlichkeiten von Hecken, Hunden und so weiter. Aber er hat keinen Schaden gelitten."

„Und die Amanda?"

„Soll recht herzlich gelacht haben. Nicht aus Bosheit; es war ein gutes Kind, sie hätte sich auch gern entführen lassen, eins oder das andere, wie es befohlen ward."

„Das war das Fatalſte.“

„Doch nicht ſo fatal als das Gerede, und was nachher kam. Damals ſchon ſpukte der häßliche Vers:

Ihr von Alitz, Ihr von Alitz,
Solltet nimmermehr nach Quilitz!

Auch das ſchien in einem halben Jahrhundert verwunden, und die Familien näherten ſich wieder, als es einem Witzbold, noch dazu einem Vetter unſrer Familie, dem Referendarius Trütſchler, einfiel, den Vorfall in eine ſpaniſche Romanze zu überſetzen. Er gehörte zu den romantiſchen Genies in Berlin, die an unſre Kiefern gar zu gern einen Zopf hängten. Dieſe märkiſche Iliade, wie Einige ſie nannten, ging in Abſchrift von Hand zu Hand, bis kein Haus vom Havellande bis zum blauen Ländchen war, wo man ſie nicht recitirte und Zuſätze machte.

Der Hofmarſchall verſuchte aus der Erinnerung einige Verſe zu wiederholen. Daß er ſie ganz in der Nacht hergeſagt, iſt nicht anzunehmen, er theilte aber ſpäter dem Baron eine Abſchrift der letzten Auflage mit, die ſo lautete:

Ihr von Alitz! Ihr von Alitz!
Solltet nimmermehr nach Quilitz;
Denn es blühn für die von Alitz
Glück und Roſen nicht in Quilitz.

Das iſt was ein Edelmann
Von der Liebe leiden kann!

Die Reise, deren Bilder hier gesammelt vor dem Publikum erscheinen, wurde im Jahre 1826 unternommen. Viele Capitel sind in der Provence niedergeschrieben, eines giebt Auskunft wo? Freunde wundern sich über die Heiterkeit bei jenem Aufenthalte. Ich versichere, wenn man Heiterkeit mitbringt und nur die Aussicht bleibt, kann selbst eine Quarantaine zum Feenpallast werden. Die meisten Abschnitte wurden

Holder Jüngling! ſieh, dort glanzt er,
Sie, Dein Morgenſtern, am Fenſter.
Fürchte nicht der Nacht Geſpenſter,
Denn ſchon klirret leis das Fenſter.

Auf der Leiter — Sommerſchwüle —
Mondenglanz — Rauſcht eine Mühle?
Klirrt und klatſcht! — wie kühlt es kühle
Auf die heißeſten Gefühle.

Das iſt was ein Edelmann
Von der Liebe leiden kann!

Mond, du guter, keuſcher, klarer,
Lachſt du, auch ein Menſchenhaſſer?
Liebe ſprengt ſonſt Roſenwaſſer —
Warum grade ſolches Waſſer!

Auf der Leiter ſtehſt Du rückwärts —
Den Anandus, Du mußt rückwärts!
Kein Beſinnen, rückwärts, rückwärts,
Läßt Du auch zurück ein Stück Herz!

Triefend, blutig und geſchunden,
Angebiſſen von den Hunden!
Hätte ſie noch ſie verbunden!
Doch ſie lacht zu ſeinen Wunden.

Das iſt was ein Edelmann
Von der Liebe leiden kann!

Weiße Hände kränken nimmer,
Aber als die Dummheit dämmer
Iſt es gekeln noch im Schimmer
Eines Lichts — dann wird's nur ſchlimmer.

Das iſt was ein Edelmann
Von der Liebe leiden kann!

* * *

Eher an der Mühle Flügeln
Faſſen, eine Windsbraut zügeln
Kannſt Du, als ob Thal und Hügeln
Folgen Fama's Rieſenflügeln.

Wo verrätheriſch der grüne
Raſen zittert an dem Rhine,
Und der Torf im Land Bellino
Wächſt — von Potsdam bis Ruppine;

Wo an Rathenows Geſtaden
Schiffer rothe Steine laden,
Und die wendiſchen Najaden
In des Spreewalds Schatten baden;

Wo am Krug die Kärrner futtern,
Schwören bei Calvin und Luthern,
Rühmen gallern mit den Muttern
Und bei Königsborſt ſie buttern;

Storkow, Beeskow, wo die Knute
Endlich wich dem Deutſchen Muthe,
Und von letztem Wenden-Blute
Roth ward Dahme, Notte, Ruthe;

Von der Wittenberger Sand-Au
Bis zu des Madüe-Sees Strand-Au,
Von der Zauche bis zur Nandau,
Von der Ucker bis nach Spandau;

Wo die Havel nährt zur Elbe,
Wo im Teltow reift die gelbe
Rute, überall dieſelbe
Mähr, — von Oder bis zur Elbe;

Kritzy, Pritzy, Damlack, Lietzen,
Friedack, Wilsnack, Beelitz, Brietzen,
Luckenitzen, Köckenitzen,
Nikebuſch und Treuenbrietzen;

Schievelbein und Hungerpoten,
Kalau, Meſeritz — die Boten
Fliegen — Briefe — Höf' und Kothen —
Ach es hören's auch die Todten!

Das iſt was ein Edelmann
Von der Liebe leiden kann!

* * *

Die auf Sand, und die im Torfe,
Sydows, Arnims, Möllendorfe,
Ziethen, Burgsdorf, Rochows, Korfe,
Holtzendorffs und Schlabrendorfe,

Dieſe fanden's tragiſch, lächerlich die andern. Stechows, Kröcher,
Rohr, Pfuel, Voß, Buch, Eckebrecher:
Blut, nicht Waſſer, fordre Rächer!

Alles ſo was muß man philoſophiſch anſehn, das Gefühl o
Täuſcht uns oft! meint Bülow, Fülow,
Thilo, Tippelskirch und Ihlow.

Quitzows, Klitzows, Quaſte, Kleiſte,
Piephahn, Schulenburgs und Beuſte:
Darum nur nicht aus der Leiſte,
Bald veraltet auch das Neuſte.

So etwas von ſolchem Mädel!
Lieber ſpalten doch den Schädel,
Als ſolch Waſſer auf den Schädel!
Rief ein Fahnenjunker Wedel.

Muß wie Mine! Drum zu Felde!
I warum nicht! So die Helde,
Jena's, Jagows, Hertefelde,
Hagen, Kaphengſt, Winterfelde.

Als die Bismark es vernommen,
Kreideweiß und bruſtbeklommen,
Hat man nur ein Wort vernommen:
Mußte ſo was auch noch kommen!

Heute meine, morgen deine
Sagten Bergs und Finkenſteine;
Kehre jeder doch alleine
Vor der Thür! die Biberſteine.

Alvens-, Erx- und Bardeleben
Meinten, was man ändern eben
Nicht kann, müſſe man im Leben
Nehmen, wie es mal gegeben.

* * *

Durch die Dinge, die da dauern
Und vergehen, ſchlich ein Schauern;
Schafer nahmen's wahr und Bauern
Der Natur elegiſch Trauern:

Grüneberg ſenkt ſeine Reben,
Pvritz Weizenäcker beben,
Kein Aroma will daneben
Mehr Vierradens Taback geben.

In Wiſetzky's heitern Räumen
Will das Weißbier nicht mehr ſchäumen;
Kübitze — als wie in Träumen —
Legten Eier — von hohen Bäumen.

Hart gejetten fand man dieſe
Bei Parey auf einer Wieſe;
Saure Gurken wurden ſüße
In Kaput und Güſtebieſe.

Alle Fürſicht ward zu Schanden,
Als ſie die in Spandau, Brandenburg und Straußberg in den Banden
Ueber Nacht gekeſſert fanden!

Keiner, ebiben auf die Pforten
Standen, blickt mehr aus von dorten;
Als wär' man in Himmelpforten
Hört man nichts als Bußaccorden.

* * *

Stumm ſind Fiſche, aber wähne
Nicht, daß Aal, Blei und Maräne
Nicht empfinden! Von Lippehne
Weinen ſie bis nach Kitzhne.

Auf dem Schwielow ſangen Schwäne
Schwanenlieder. Und Spreeſähne
Hörten Mondnachts Klagetöne
Von des Müggelſee's Syrene —

Krebſe, roth im Waſſer tauſchen
Zornerfüllt die Farbe; lauſchen
Sieht man fromme Zander, rauſchen
Angſtvoll Kaulbars und Karauſchen.

Karpfen reiben ab die Schuppe —
Schwimmen ſah man eine Truppe
So zur ſtillen Dörfergruppe
Hundeluſt und Waſſerſuppe.

Stinten ſagt man nach: ſie läſtern
Weil ſie ſtinken. Quinten geſtern
Sah ich ſtumm vor Scham die Schweſtern
Tief im Bach. Heißt Schweigen läſtern?

Und ein Judenmädchen barten
Neben Landsberg an der Warthen
Kriegt von einem blond gehaarten
Chriſt ein Kind mit ſchwarzen Barten.

Solche Irrungen erfuhren
Immer dann nur die Naturen,
Wann der Weltgeiſt neue Spuren
Aufſchließt ſeinen Creaturen.

Darum, darum, Ihr von Ilitz,
Sellet nimmermehr nach Quilitz,
Darum wahrt Euch, Ihr von Ilitz,
Vor der Spur, die führt nach Quilitz.

Das iſt wie 'nem Edelmann
Lieb zu Leide wandeln kann.

„Charmant!“ ſagte der Baron.

„Der Major in Ilitz fand es nicht charmant. Er hatte ein ernſtes Zwiegeſpräch mit ſeinem Vetter, und dieſer ward davon ſo überzeugt, daß Proſa für uns nöthiger iſt als Poeſie, daß er nie mehr einen Vers gemacht, auch keinen mehr geleſen haben ſoll, ja überhaupt kein ander Buch mehr als das Allgemeine Landrecht.“

Der Baron hatte darüber nicht bemerkt, daß der Wagen langſamer ging, weil der Kutſcher ſeine ganze Aufmerkſamkeit nach einem Punkte links gerichtet. Jetzt zeigte er mit der Peitſche hin:

„'s iſt richtig, da haben ſie wieder die Räucherkerze angeſteckt.“

Am obern Himmel röthete ſich eine Stelle. Es war nur der Widerſchein von etwas, was hinter dem düſtern Dunſtgewölk am Horizont dem Auge noch verborgen war. Das Geſpräch war verſtummt, aller Blicke dahin gerichtet, als ein rother Feuerſtrahl, kerzengerade in die Lüfte ſteigend, den Dunſt durchbrach, und bald die dunkeln Regenwolken mit Purpurſchein übergoß. Eine rothe Flammenſäule ſpiegelte ſich auf den ſchneebeſäeten nächtlichen Feldern.

„Feuer!“ — „Eine fürchterliche Feuersbrunst!“ — „Wo?“ — „Wo?“ Die im Wagen konnten sich nicht mehr orientiren. Der Kutscher blieb noch stumm auf ihre Fragen; er mußte selbst in der lichtlosen und objectlosen Gegend sich zurecht finden. Es konnte eins der Güter des Hofmarschalls sein. „Ja 's ist Dames Mühle,“ sagte endlich Lamprecht; der Gutsbesitzer athmete etwas auf. — „Schnell, links Kehrt! dahin!“ rief der Baron.

Lamprecht schüttelte den Kopf: „Da geht kein Fahrweg hin.“ — „So forciren wir einen.“ — „Um Rad und Gestränge zu brechen! Zu retten ist auch nichts. Eh wir da sind, ist sie bis auf den Grund 'runter.“ —

„So, Himmel und Hölle! rief der Baron, mir schwant so was, wenn's angesteckt wäre — Mordbrenner!“ — „Na, selbst wird er's nicht angesteckt haben, der Müller; er ist nicht versichert.“

Neues Schweigen, jeder schien zu horchen. Es war todtenstill, kein Wind ging. Da plötzlich schlug ein Feuerwirbel prasselnd in den Himmel, eine entsetzliche Helle verbreitete sich; nach einigen Minuten krachte und dröhnte es durch die Luft: „die ist eingestürzt.“

Der Hofmarschall hatte nach rechts auf ein anderes Geräusch gehört. Es klang wie Waffen, Pferdegetrappel, verworrene Stimmen. „Fort, Kerl, Lamprecht, was die Pferde können, peitsche, peitsche, fort!“ Aber der Kutscher peitschte nicht; er hatte auch nach derselben Seite gelauscht: „Die sind's nicht, das sind unsre — das sind Querbelitzer — die kommen zum Löschen.“

Der Wagen war bald umzingelt von Reitern und Fußgängern, die meisten bewaffnet, wie es war; des Schulzen Söhne darunter: „Hätten wir den gnädigen Herrn beinahe auch für solch französisches Affenmaul gehalten.“ — „Kerle — Kinder, was wollt Ihr?“ — „Dames Mühle brennt ja — es sind französische — eine Bande. — Aber wir wollen sie schon kriegen, die Mordbrenner; andere sind links rum, die fangen wir ein!“

„Um Gottes Willen, was thut Ihr!“ rief der Edelmann und noch mehr Worte, von denen die Querbelitzer aber nichts mehr hörten. „Adieu, Herr von Quarbitz! damit war der Baron, die Büchse ergreifend, mit einem Satz aus dem Wagen. Behalten Sie mein Pferd im Stall, ich laß es morgen holen.“

Der Hofmarschall sah ihn über den Schnee den andern nachspringend. Er schauderte, es war ihm nicht recht, allein im Wagen nach Quilitz fahren zu müssen.

Zehntes Kapitel.

Die erſte Nacht in Haus Alitz.

Während deſſen war ein trüber Abend in Haus Alitz. Sie hätten ſich doch freuen ſollen; das Engagement des Hauslehrers war ja ein von dem weiblichen Theil der Familie ſehnlich gewünſchtes Ereigniß. Aber auf dem Hausherrn laſtete etwas. Am frugalen Abendtiſch ſprach er kaum mehr als einige zurechtweiſende Worte gegen den Candidaten, wie er das Tiſchgebet künftig zu verrichten hätte. Verdrießlichkeit iſt anſteckend. Auch Herr Mauritz blieb ſtumm; er hatte ja keine Aufforderung zum Reden. Als er das eine der beiden Lichter putzen wollte, welche die Dunkelheit im großen Saale nur noch mehr zeigten, griff er mit der Scheere zu tief, es ging aus. „Wenn man in einem guten Hauſe iſt, ſollte man doch die Manieren lernen, die dahin gehören," ſagte der Hausherr. Minchen, die ſich tüchtig hatte rühren müſſen, um die Stube des Informators in der Eile einzurichten, antwortete ſtatt ſeiner: „Wie ſoll denn das Herr Mauritz in Quilitz gelernt haben; da brennen ſie ja Wachslichte. Ich will Ihnen aber zeigen, wie man, was ſchlimm ausging, wieder gut anfängt. Sehen Sie

im Berliner Conversations-Blatte schon im Laufe des vergangenen Jahres abgedruckt. Dies ist ohne mein Wissen geschehen. Ich hatte bei meiner Rückkehr die seltsame Ueberraschung, Vieles, was ich bis dahin nur für einen engeren Kreis bestimmte, schon im Publikum bekannt zu finden. Es war nicht Alles, wie ich es niedergeschrieben. Da man es indessen günstig aufgenommen, wäre es thöricht, auf Restitution zu dringen. Ueberdies ist das Manuscript verloren, und das Gedächtniß nach einer größern Reise nicht so treu, um bei jedem Satz das Eigene vom Fremden sondern zu können. Ich lasse daher in der Sammlung meiner Reisebilder auch die Capitel mitdrucken, wo ich unter Früchten wandle, die mehr im Garten der Phantasie blühten. Es ist die Minderzahl.

ſo.“ Sie hatte raſch die ausgelöſchte Kerze an der brennenden angezündet. Auch das wirkte nicht, der Major verfiel wieder in ſein Hinſtarren. Als der Käſe umgereicht werden ſollte, warf er ſein Tuch hin, und ſtand mit einem „Geſegnete Mahlzeit!“ auf.

Er hatte ſelbſt das Tiſchgebet vergeſſen. Das war in letzter Zeit nur ein Mal paſſirt, als die Nachricht von der verlorenen Schlacht gekommen. Der Candidat glaubte einen günſtigen Augenblick, als der Hausherr ſich an den Ofen ſtellte, ergreifen zu müſſen und befragte ihn, wie er die Lehrſtunden eingerichtet wünſche, indem er einige Vorſchläge machte: „Das iſt meine Sache, und morgen iſt auch noch Zeit, war die Antwort. Sie werden jetzt müde ſein. Schlafen Sie gut aus, Herr Candidat!“

„Die erſte Nacht müſſen Sie ſchon vorlieb nehmen, wie Sie es finden, ſagte Minchen. Wir waren nicht darauf vorbereitet. Aber morgen wollen wir ſchon Rath ſchaffen. Wenn die Stube noch nicht warm iſt, habe ich Ihnen Vaters Pelz hinlegen laſſen.“

Der junge Burſch, der erſt kürzlich in die ihm nicht paſſende Livree geſteckt ſchien, hatte einen Lichtſtumpf vom Schanktiſch genommen, und winkte dem Candidaten, ihm zu folgen.

„Was will Er?“ ſchallte des Gutsherrn Stimme.

„Dem Candidaten 'rauf zeigen, gnädiger Herr!“

Ein „Lümmel!“ dröhnte ihm in's Ohr, während die ſchwere Hand des Herrn ihm den Drahtleuchter aus ſeiner ſchlug: „Aufgelangt! — Wenn Er den Herrn Candidaten in ſein Zimmer führt, ſteckt Er zwei Kerzen

an, und trägt sie ihm vor. An der Thür frägt Er, was der Herr Candidat zu befehlen hat! Mein Hauslehrer ist Sein Herr, merke Er sich das, oder ich schicke Ihn wieder in die Hechselkammer."

„Was ihm nur wieder ist!" — Die Frauen hatten mit dem Ausspruch dieser wichtigen Frage gewartet, bis nicht allein die Tritte des Candidaten, sondern auch die des Majors verklungen waren. Ich sage, mit dem Ausspruch; in ihren Mienen stand sie längst geschrieben. Aber man verstummte. Seine Tritte hallten wieder durch die Decke; eine monotone Musik, die wohl eine Viertelstunde dauerte. — „Und Hans thut den Mund nicht auf; es muß schlimm stehen." — „Gott sei Dank, er zieht die Stiefeln aus, rief die Mutter endlich, wie erlöst. Ich hatte rechte Angst, daß es noch 'mal losbrechen würde. — Es ist gewiß Theodor; er hat davon erfahren."

Die älteste und die jüngste Tochter theilten die Besorgniß der Mutter. „Wenn man den guten Jungen nur fortschaffen könnte, wo anders hin!" Malchen meinte, der Vetter aus Quilitz sei heut so freundlich gewesen — was sie weiter dachte, verschluckte das Kind.

„Der nur gar nicht! rief Minchen. Es war auch nicht um Theodor; denn wenn der Vater etwas gemerkt hätte, wäre das Donnerwetter gleich losgegangen. Der Vetter ist allein schuld. Es muß da etwas geschehen sein; denn Vater war wie ausgetauscht. Er widersprach dem Vetter nicht mehr, aber er verbiß etwas. Sonst wäre er 'auch höflicher gegen Herrn Mauritz gewesen.

So iſt Vater nur, wenn er mit ſich ſelbſt nicht zufrieden iſt.“

Das kluge Mädchen ſprach es mit ſo klarem Blicke, daß die Mutter wenigſtens beruhigt ward. Aber in dem Augenblicke klopfte es leiſe, und durch die nur halb aufgemachte Thür drückte ſich, barfuß ſchleichend, die Botenfrau in's Zimmer. Die Alte war durchnäßt, aber ſie wollte nicht frieren, oder müde ſein. Die warme Bierſuppe und ſelbſt den Schnaps ſchlug ſie aus, „denn wenn es auch grauſam düſter geweſen, und die Waſſer erſchröcklich über die Steine gelaufen wären, daß man oft nicht gewußt, wo den Fuß hinſetzen, und der Schnee hätte ihr um die Naſe geſtiebt, und der Wind die Röcke aufgehoben,“ ſo erſchien ſie doch in einer eigenthümlich freudigen Aufregung und Redſeligkeit. Auf die Frage, was ihr denn in der Stadt paſſirt, löſte ſich ihre Zunge:

„Ach gnädigſte, geſtrenge Frau und gnädige Frölen, wer das nicht geſehen hat, der glaubt es nicht. Nein, das muß doch auch jeder ſagen, das Nauwalk iſt wie das Paradies. Gar nicht wieder zu erkennen! Der Bäcker ſagt auch, wenn das ſo fortginge, da möchten die Herrſchaften auf dem Lande ſehen, wo ſie Semmeln kriegten. So dick ſteht's vor'm Laden, und bei den Schlächtern auch, und auf der Poſt ranzen ſie Einen an, wenn man nach Briefen fragt. Sie wiſſen nicht, wo ihnen der Kopf ſteht. Und gar nicht grauſam ſind die Herren Franzoſen. Gott bewahr! Sie gehn ſo proper und blank durch die Straßen, Einer faßt den Andern unter'n Arm, und lachen und ſprechen mit den Bürgermädchen, ganz wie

ordinaire Menſchen. Einige Bürger ſagen auch: die Offiziere ſind gar nicht wie unſre, ſie thun höflich mit dem gemeinſten Soldaten, und die Säbel laſſen ſie nicht ſo klirren. Die Einquartierung frißt auch, ſagen ſie, das iſt ſchon wahr, und flucht, und manche prügeln, aber's iſt doch alles mit Manier, nicht wie auf dem Lande; und mancher thut auch's kleine Kind von der Wirthin wiegen und mit den Töchtern tanzen ſie im Wirthshaus."

Man zänmte durch beſtimmte Fragen die Sprechluſt der Alten, und erfuhr nun, daß das Städtchen weniger durch einquartiertes Militair, als voll ſei von dem Fuhrweſen, der Bagage und allem dem, was zu einem großen Heere gehört, aber ihm nur in gemeſſener Entfernung nachzieht. Durch die furchtbar aufgewühlten Wege war eine Stockung eingetreten.

„Und Herrſchaften ſind da, ſo vernehme, die Leute in Nauwalk ſagen, ſie hätten eher geglaubt, daß der Himmel einfallen könnte, als ſolche Equipagen und Pferde und Herren mit geſtickten Röcken und Troddeln. Und alle Tage iſt auf dem Markte Muſik, Schlag zwölf Uhr; die ſpielen auf, keinen Groſchen brauchen die Nauwalker zu bezahlen. Das haben ſie nie gehört, und werden's ihr Lebtag nicht vergeſſen. Eine ſchrecklich vornehme Frau Generalin iſt auch da, eine ſeelensgute Frau, aus America oder Batavia, oder wie ſie ſagten, die reiſt ihrem liebſten Herrn Gemahl nach, mit einer wunderſchönen Tochter, die reiten kann, und zu Pferde, und die ganze Stadt iſt immer auf den Beinen, wenn ſie ausreitet. Sie wohnen bei Bürgermeiſters, und die

Töchter haben ſchon 'mal die Ehre gehabt, zum Thee eingeladen zu werden. Na die dünken ſich was! Denn die Frau Generalin ſpricht auch deutſch. Sie iſt in Deutſchland geboren und ſagt: pfui, wer ſich ſeiner Mutterſprache ſchämen wollte, und wir Menſchen ſind alle Brüder. Und einen großen Ball werden ſie geben, im Rathhausſaale, zur allgemeinen Verſöhnung, ſagen ſie. Dann wird der Roland weiß angeſtrichen werden, und er ſoll die Laterne halten, wo ſie 'rein gehen. Wer ihn ausrichten wird, das weiß man noch nicht; Einige ſagen die Stadt, Andre ſagen die Herrn Franzoſen, Andre noch anders; darüber iſt noch viel Gerede. Die Wirthin vom deutſchen Haus und der von der goldnen Gans, die zanken ſich, wer's Traktement geben ſoll, aber ſie werden ſich ſchon vertragen. Denn's iſt ja um die Einigkeit und den Frieden willen, ſagen ſie."

„Aber was bringt Sie von meinem Neven, dem Cornet?" brachte endlich die Mutter die bange Frage heraus.

„O der iſt 'mal fidel! — Kreuzfidel waren der Herr Cornet."

„Suſe, mein Neven Theodor! Wo hat ſie ihn geſehen?"

„Im Rathskeller! Ach, es bleibt doch ein charmanter junger Herr! Ich mußte lange fragen, bis ich ihn fand. Aber da war er auch gleich — ganz anders wie die Andern. Ein bischen auch — Na was ſchadet das? Junges Blut muß leben."

„Suſe, was ſpricht Sie! Wo war er? Wer waren die Andern?"

„Unten in dem Stübchen an der Ecke, sie brannten schon die Lampe, denn da wird's früh dunkel. Und die Röcke hatten sie ausgezogen. Und es rauchte vom Tische. Ich dummes Ding dachte erst, es brannte; aber es war ein großer Napf, und Flaschen standen 'rum. Und sie gossen immer ein und rührten — ich weiß ja, das ist Punsch. Aber sie thaten auch Eier drein, und dann gossen sie Flaschen zu, die an die Decke knallten. Anfangs schämte ich mich und wollte fortrennen, aber da riefen sie: halt die Hexe, und zogen mich am Rock zurück. Es hat mir auch nicht leid gethan, denn da half kein Sperren. Ein ganzes Bierglas schenkten sie mir, sehen Sie, gnädiges Fräulein, bis so weit voll, und waren so gut gegen mich. Und wie freuten sie sich, und lachten sich schedig, daß es mir schmeckte. Es war Ihnen aber auch so süß — Syrup ist gar nichts gegen, — und auf der Zunge kitzelt es, und in den Ohren, na da war's doch als wenn die Vögel im Frühjahr singen. Aus der Stadt kam ich, als wenn ich tanzte, und darum war mir Schnee und Regen gar nichts und das Wasser auch nicht, das über die Füße planschte. Mir war's immer, als möcht' ich singen, und meine alten Knochen — So schnell bin ich nie über den Buttertrab gelaufen."

„Wer waren die Andern — Luise, mit wem war Theodor?"

„Ach, alles charmante junge Leute — wie der Herr Cornet."

„Kanzionirte Officiere?"

„I freilich, so was. — Wenn sie sich schlagen,

warum ſollen ſie ſich nicht vertragen, ſagten ſie. Der junge Herr Lieutenant von Wolfskehl läßt die gnädigen Fräuleins auch recht ſchönſtens grüßen! — ach, mein alter, alter Kopf! hätt' ich das beinah' vergeſſen. Da muß das Geld 'mal wieder recht dick ſitzen. Auf Ritzengnitz giebt er nächſter Tags ein Hautreiben, wenn nur der Ball erſt vorbei iſt. Die franzöſiſchen Officiere, die freuen ſich 'mal drauf."

„Der Herr von Ritzengnitz!" Da war durch einen Namen für die Damen wenigſtens ein Räthſel gelöſt. Wo der reiche liederliche junge Menſch, waren auch die Mittel zum wüſten Leben.

„Die Herren aus dem Rathskeller werden wohl auch beim Balle ſein?" fragte Caroline.

„Freilich. Der Krieg iſt doch aus, ſagen ſie, und nun wollen ſie ſehn, wer beſſer tanzt, und Einer faßte den Andern um den Leib. Hurrje, was hopſte es da."

„Und Theodor?"

„Gott bewahre! Der nicht. Der ſaß ſo auf dem Schemel, die Beine vor, und lachte ſo recht ſtill vergnügt."

„Unſre Beſtellungen —"

„Alles ausgerichtet. Anfangs getraute ich's mir nicht; aber nachher kriegte ich Courage."

„Und Theodor —"

„Die Strümpfe zog er ſich über die Hände und küßte ſie. Und dann hielt er die Arme ſo gegen die Decke, und ich ſollte ſagen, er wäre ſehr ſchön warm. — Und dann —"

„Nun was denn noch?“

„Ich schäme mich. Er sprang auf und fiel mir um den Hals, — nämlich mit den Strümpfen, und all' die Küsse sagten Sie, sollte ich seinen herzallerliebsten Cousinen wieder geben, und immer eins mehr. Nachher, da kams mir vor, als weinten Sie auf dem Stuhle, aber wie ich meine Kiepe wieder auf den Rücken that, da schnarchten Sie. Denn man muß wissen, sagte mir der Rathswirth, sie hatten von frühmorgens an getrunken.“

Die Botenfrau war fort; auch die ältesten Töchter waren in die Schlafstube voraufgegangen. Da entlud sich Amaliens stilles Weinen in ein lautes Schluchzen. Die Mutter streichelte ihre seidenen Haare: „'s ist Manches nicht so schlimm, wie's aussieht, liebes Kind. Frage Du einen Menschen, der was Ordentliches geworden ist, ob er nicht einmal betrunken gewesen ist? Ja, Dein Onkel, der Obrist, der in Kyritz stand, sagte, dem Officier traue er nicht, der nicht wenigstens ein paar Mal nicht gewußt, wie er zu Bette gekommen. Soldaten müssen schon trinken. Dein Vater sagte auch: wenn ein Kerl nur nicht immer besoffen ist. — Immer betrunken wird Theodor nicht sein. Er ist nur verführt von dem Ritzengnitzer. Wenn das so fortgeht, wird sein schönes Vermögen auch 'mal zu Ende gehn.“

Malchen schüttelte den Kopf: „Es ist nicht das, Mutter —“

„Was denn noch, Kind?“

„Er thut's aus Verzweiflung. — Wenn Einer gar keine Aussicht mehr hat, o mein Gott, das muß

ſchrecklich ſein! Der Vater hat ihm das Herz gebrochen.“ —

Die Mutter verſchluckte, was ſie erwiedern wollte.

„Er war gar nicht ſo. Ihr habt ihn nicht gekannt. Er konnte auch ſanft ſein, wie eine Taube. Der Lerche hörte er ſtundenlang zu und mit einem Veilchen konnte er ſich unterhalten, als wär's ein Menſch. 's iſt nur die böſe Geſellſchaft. Wenn Andre ihm was verthaten, da mußte er bei ſein, und wollte ſich verthun.“

„Komm zu Bett, Mädchen, und verſchlaf den Kummer.“

Sie drückte ihr weinendes Geſicht an die Bruſt der Mutter: „Ich muß ihn einmal ſeh'n, Mutter! Ich muß, ich muß — ganz gewiß, wir müſſen nach der Stadt; ſonſt iſt er verloren.“

Die Mutter wußte keinen Rath: es wird ja ſchon Alles 'mal beſſer werden. Mädchen ſchlief in ihrer Stube; beide hatten unruhige Träume. Einmal ſchrie das Kind auf: „da reitt der Todtenkopf!“ davon erwachte die Mutter. Aber Mädchen ſchlief wieder feſt und athmete ſo ruhig. Da legte ſich die Mutter, die aufgeſprungen war, auch wieder in ihr Bett, und als ſie zu hören glaubte, daß ihr Mann im Nebenzimmer ſich die Stiefeln anzog, glaubte ſie, es ſei auch ein Traum, und drehte ſich auf die andere Seite. Darüber hörte ſie nicht den Lärm, der bald im Dorfe laut ward und auch im Schloſſe einige Thürklappen und Unruhe verurſachte.

Es war auch kein Traum geweſen, daß der Major die Stiefeln anzog. Er war hinuntergegangen ins Dorf,

es war viel Leben, ſie hatten davon geſprochen, die Sturmglocke zu rühren, denn der rothe Schein flammte wie ein Nordlicht. Es waren dann andere Nachrichten gekommen, weit ernſterer Art; aber die Sturmglocke rührten ſie nicht, ſondern die rüſtigſten Männer aus dem Dorf bewaffneten ſich, obgleich ein Querbeliger, der herüber gekommen, ihnen ſagte: nun habe es für diesmal keine Noth mehr, denn die verfluchte Schwefelbande ſei eingefangen. „Wenn wir nur ordentliche Einquartierung hätten, war es einem Bauern entfahren, dann wären wir doch davor ſicher.“ Es war ſo tiefe Trauer und Entſetzen, daß der Major, der ſelbſt bei der Erzählung geſchaudert, den Mann nicht ſchalt. Er ging ſtumm in's Schloß zurück.

Ein Glück für Viele, die ruhig ſchlafen konnten; am Morgen hört das Geſchehene ſich ruhiger an. Unter dieſen Glücklichen war auch der Candidat. Man hatte ihn auf dem alten Seitenflügel in ein entferntes Gemach gebettet, deſſen Holzgeruch verrieth, daß es lange nicht benutzt worden. Die hochaufgeſchichteten Aepfelhaufen verbreiteten aber einen gefälligen Duft, die kleinen runden in Blei gefaßten Fenſterſcheiben, die tiefen Niſchen, der ungeheure ſchwarze Kachelofen, in dem die Holzkloben kniſterten und praſſelten, hatten für den Gaſt etwas Heimliches. Er bedurfte nicht des Pelzes; der Ofen, oder ſein Jugendfeuer ſtrömten ſo viel Wärme aus, daß er ſich im leichten Rock auf den alten Lederſeſſel warf, und, den Arm auf den Tiſch gelehnt, ſeinen Gedanken Audienz gab.

Für die gewisse Wahrheit will ich mich jedoch verbürgen. **Amicus Plato, amicus Socrates, sed magis amica veritas** heißt natürlich dabei das Motto, aber doch immer nur die **Veritas**, die wir mitbringen.

Man könnte mir vorwerfen, ich hätte nur die Heerwege besucht. Da lohne sich keine Beschreibung. Allerdings streifte ich wenig in den Fußsteigen der Provinzen. Aber ich will auch nicht *beschreiben*. Yorik drang nie ab von den Chausseen, und Frankreich kam ihm doch entgegen. Ich bin weit von der Anmaßung entfernt, Yorik als mein Vorbild zu nennen, aber Frankreich hat sich *darin* nicht geändert. Den Engländer, den Deutschen, den Italiener, den Spanier muß man aufsuchen, der Franzose kommt uns entgegen. Man kann an den Heer-

Wie gewaltigen Schwunges, wie weit in's Endlose schweifen die Gedanken eines Jünglings, der noch des süßen Wahnes ist, daß die Angeln und Haken, die Bleigewichte der Gewöhnlichkeit, die uns alle verstricken und niederdrücken, auf seinen freien Geist ohne Einfluß bleiben! Tiefer hatte ihr Gewicht schon empfunden, der Silberglanz seiner Jugendträume war vor der Witterung verblichen: der Geist suchte wie der Bergmann die edlen Adern im Innern; da war er Herr, da frei von den Verhältnissen. Aber ein wenig drückten sie ihn doch. Der Empfang, die Scene am Wagen, seine Aufnahme, der erste häusliche Abend, das war ihm freilich alles nichts Unerwartetes — er kannte diese Menschen — aber es drückte doch seine Stimmung, während er sich Mühe gab, durch ein Lächeln Heiterkeit vor sich selbst zu lügen. Endlich schien er zum Resultat gekommen: „Meines Bleibens hier wird nicht länger sein, als es muß. Ein gesunderer Stamm zwar als dort, aber die Wurzeln und die Aeste treiben in's Wilde, Maßlose des Eigendünkels, weil sie kein Correctiv anerkennen. Mit jenem bin ich eigentlich nicht aneinander gerathen, weil seine Formen elastisch waren, und wir hätten uns doch nie verständigt. Mit diesem muß ich es einmal, wenn das Ausweichen zur Sünde wird; er wird mich verstehen, aber eisern bleiben. Dann könnte es Funken setzen, wenn Stahl an Stahl schlägt. — Ebenso mit den Frauen! Auch da unverdorbene Natur; aber diese heimliche Conspiration zwischen Mutter und Töchtern gegen den Vater, ihr Zunicken, ihre Augensprache, ich darf es weder als

Lehrer noch als Geiſtlicher dulden — es iſt abſolute Unſitte, es frißt in das Heiligthum des Familienfriedens, in die Autorität, die unangetaſtet bleiben muß, des Vaterrechtes — Und —"

Das Weitere blieb unausgeſprochen in der Bruſt; ſein Geſicht ſchien ſich eher zu erheitern. Die rothen Backen der Aepfel glühten ſo ſchön im Anhauch der Flammen, auch die vielen ſtaubbedeckten ſchweinsledernen Quartanten in dem großen wurmſtichigen Bücherſchrank wurden etwas von der Gluth belebt. Dann konnte er wieder ſein Auge vom Feuer nicht abwenden. Woher fiel ſein Gedanke auf die drei Männer im feurigen Ofen: „Ehe dieſer Glaubensmuth unſer Volk nicht durchdringt, wird es nicht frei werden!"

Bald lag er, oder er verſank vielmehr in den vielen dicken, vollgeſtopften Federkiſſen, welche Wilhelminens Sorgfalt übereinander gethürmt, und ein noch dickeres Deckbett ſenkte ſich elaſtiſch auf ſeine müden Glieder. Bald hörte er auch nicht mehr das Kniſtern des Strohes unter ſich, noch das Raſcheln der Mäuſe, der klugen Thierchen, die immer merken, wenn der Wächter des Zimmers eingeſchlafen iſt. Auch das Feuerrufen draußen traf ſein Ohr nicht; das Feuer im Ofen praſſelte nicht mehr, nur der goldene Kohlenſchein glühte noch Decke und Wände an, wenn der Einſchlummernde die Wimpern zum letzten Male öffnete.

Es war lange nach Mitternacht, als ein ſtarkes Klopfen an der Thür ihn aus einem Traum, es mußte kein unangenehmer geweſen ſein, aufſchreckte. Auf ſein

eben so lautes: Herein! noch halb im Schlafe, ward die Thür aufgestossen, und der Major trat mit einem Lichte ein. Er ging rasch auf den Tisch zu, um die beiden Kerzen anzuzünden, indem er sagte: „Es ist mir lieb, daß Sie Ihre Thür nicht verschließen. Das zeugt von Muth. — Führen Sie Waffen bei sich?“

„Mein ruhiges Gewissen, und das Gefühl, daß ich nichts habe, was einem Räuber von Werth sein könnte.“

Die Antwort schien dem Major zu gefallen, er sagte nichts darauf: „Stehen Sie jetzt auf, Herr Manitz, werfen Sie sich Kleidungsstücke über. Hier ist der Pelz. Was wir miteinander zu sprechen haben, muß Mann gegen Mann sein.“

Während der Candidat verwundert dem Geheiß folgte, hatte sich der Hausherr ihm den Rücken kehrend auf einen Stuhl gesetzt, entweder mit geistigen Schmerzen oder mit körperlichen kämpfend. Unterdrückte Töne, indem er mit der Hand über das Bein strich, schienen wenigstens auch auf die letztern zu deuten.

„Ich will Ihnen etwas anvertrauen, hub er an, nachdem der andere auf seinen Wink ihm gegenüber Platz genommen, — Ihnen, weil ich Ihnen vertraue. Es kommt das selten aus meinem Munde, aber ich glaube, daß die Worte, die Sie von der Kanzel sprechen, auch aus Ihrem Herzen kommen. Es ist eine Art Beichte dabei. Mein Vetter aus Quitzig kam, um mir einen Rath zu geben. Ich wies ihn zurück, weil ich keines Rathes zu bedürfen glaubte, weil ich keinen Rath annehme von Menschen, die — genug, ich wies den Rath

zurück, aber er war gut. Habe ich daran recht, habe ich unrecht gethan? Das will ich von Ihnen wissen."

„Herr Major, ein Dichter hat gesagt: Wer in Räthseln beichtet, wird in Räthseln losgesprochen."

„Soll man einen Rath von denen annehmen, deren Erbärmlichkeit man durchschaut? Das meinte ich. Oder rein: wenn man ihn zurückwies, verträgt es sich mit der Pflicht, ich meine mit dem Gewissen, der Ehre, sich nachher doch anders zu besinnen? Ich meine das zu thun, was man gesagt hat, man werde es nicht thun. Was sagen Sie als Geistlicher dazu?"

„Der Geistliche hat nichts mit der Frage zu thun; es ist eine rein weltliche."

„Die Geistlichen sind aber da, in Gewissenszweifeln uns zu antworten. Sie sind kein Rationalist, Sie lesen die Bibel, wie sie geschrieben ist. Als bibelfester Christ will ich Ihre Antwort: Thu' ich Recht oder Unrecht?"

„Als Diener des geistlichen Wortes halte ich für sündhaft, beim Conflict rein weltlicher Pflichten, es zu citiren. Sie kamen auch nicht um deshalb, Herr Major."

„Nun warum denn, Herr — Candidat?"

„Darf ich das aussprechen?"

„Ja — drei Mal ja."

„Sie sind hier, um sich für Etwas absolviren zu lassen, was Sie bereits gethan haben."

„Ich habe noch nichts gethan."

„Aber beschlossen. Sie sind jetzt Willens, dem Rath des Hofmarschalls zu folgen, den Sie doch von sich gewiesen. Sie wollen grade das ausführen, worauf Sie

einen Trumpf geſetzt, daß Sie es nicht thun würden. Das beunruhigt Sie nun, nicht eben ſo, daß Sie es wieder unterlaſſen würden, wenn auch ich Ihnen abriethe, ſondern Sie verlangen meinen Rath nur zur Beſchwichtigung dieſer Ihrer Unruhe."

„Das iſt ſehr keck geſprochen, beinahe als wären Sie ein katholiſcher Prieſter."

„Und wäre ich das, Herr Major, hielte ich es doch nicht meines Amtes, eine Salbe auf Scrupel zu drücken, die damit nichts zu thun haben."

„Bei wem ſoll ich mir denn Rath oder Beſchwichtigung, wie ſie's nennen, holen?"

„Bei ſich ſelbſt, Herr Major. In ſolchen Conflicten weltlicher Ehrenpflichten mögen und ſollen wir uns ſelbſt Rath ſein. Dazu gab Gott uns Vernunft, Verſtand — Geiſt. Uebrigens bin ich zu jung und unerfahren."

Der Edelmann ſchwieg eine Weile: „Umſtände verändern die Sache. Der Meinung ſind Sie doch auch?"

„Wir hängen alle von Umſtänden ab, wir ſind Spreu im Winde vor ihm, der die Stürme los ließ. Was wir feſt ſtehen heißen, iſt oft nur der Trotz der Creatur, die Weisheit der Milbe, die den Lauf der Geſtirne nach den Pulſen ihres Lymphenblutes berechnen will. Aber er gab auch dem Sclaven die hohe Freiheit vor ihm, zu beſchließen und thun nur was er für Recht hält."

Der Edelmann ſchien im Nachſinnen nur halb darauf gehört zu haben: „Mein Vetter wollte es mir zur

Pflicht machen, die Frauen nach der Stadt zu ſchaffen. Damals, ich meine geſtern, war ich der Meinung, und ich bin der Meinung auch noch, daß der Gutsherr, wenn der König ihn nicht ruft, auf ſeinem Gute bleiben muß. Er iſt der von Gott eingeſetzte Herr, um für ſeine Unterthanen, ſeine Familie zu ſorgen, ſie zu ſchützen. Gott hat ihm dazu Kraft gegeben, wenn es ein rechter Herr und Edelmann iſt. Wo ſind Kinder, Frauen beſſer geſchützt, als unter den Augen ihres Vaters? Darum, wie geſagt — aber wer kann für Alles ſtehen! Und dieſe Nacht —"

„Was iſt geſchehen, gnädiger Herr!"

„Dames Mühle iſt abgebrannt."

„Das iſt ein großer Verluſt für die Leute! Uebermüthiges Volk, dieſe Müller, hartherzig, geizig, aber fleißig; ſie hatten viel geſchafft, und waren ſtolz auf ihren Mammon."

„Ihren Mammon nimmt ihnen Niemand mehr. Sie ſind todt."

„Mann, Weib und Töchter?"

„Nur der Müllerburſch, der ſich verſteckt gehalten, entſprang."

„Ein Unfall —"

„Von niederträchtigem Geſindel, Ausreißern, Trainknechten. Der Brand war nicht beabſichtigt, aber ſie hatten die Frauen auf den Tod mißhandelt, den Müller geknebelt, verwundet. Damit es nicht herauskäme, ſteckten ſie die Mühle an. Ein paar von der Bande, toll betrunken, ſind mit verbrannt. Die andern glauben die Querbelitzer gefangen zu haben."

„Die Tuerieliver? —“

„Der Müllerburſche lief querfeldein dahin. Sie waren noch allert wegen der erwarteten Einquartierung. Die Kouriere redeten ihnen zu, das wäre nur Geſindel. Sie zogen aus, umzingelten die Mühle. Die Kerle waren alle betrunken. Die unter ihren Prügeln nicht auf dem Platz blieben und in's Feuer geworfen wurden, haben ſie gebunden jetzt ſchon nach Kanwalk geführt. Wenn der Commandant ihnen nicht etwa den Strick der Ehrenlegion giebt, wird er ſie wohl erſchießen laſſen. Das iſt ziemlich ein und daſſelbe. Aber das iſt eine Bande, wer ſteht für die andern?“

Der Candidat wußte jetzt was geſchehen, auch was geſchehen ſollte. Es kam nur darauf an, welche Rolle ihm dabei zugetheilt war. Er glaubte im erſten Augenblick, daß, während die Familie nach der Stadt, er beſtimmt ſei, nach dem Hausweſen zu ſehen, und erklärte ſich zu allem, was in ſeinen Kräften, bereit. Der Major ſchüttelte den Kopf:

„Ich darf Alix nicht verlaſſen. Ach ſind mir Erkältung und Aufregung wieder in's Bein gefahren. Ich könnte nicht. Sagen Sie aber den Frauen nichts davon; ſonſt giebt's ein Lamento, und ſie kommen nicht fort. Es muß ſchnell geſchehen, wenn's heller Tag iſt. Ueberdem paß ich nicht dahin. Ich würde es nur verderben. Sie ſind kein Edelmann, Sie können ſich alſo mit der Canaille beſſer befaſſen und mit den Sansculotten, den Königsmördern, höflicher umgehn. Verſtehn Sie mich, höflich! Die Umſtände ſind nun einmal ſo, man muß ihnen

mit Artigkeit und Anſtand begegnen, um die Frauen vor ihrer Unartigkeit zu bewahren. — Ich binde es Ihnen auf die Seele, Herr Mauritz, ſein Sie aufmerkſam, gefällig, geſprächig zu den Schuften. Meinethalben lügen Sie ihnen vor; ſchimpfen Sie auf den alten Aſegrimm, daß er ſich nicht in die Zeit ſchicken will, kaum dahin zu bringen war, ſeinen Kindern das Vergnügen ſo liebenswürdiger Geſellſchaft zu gewähren. Meine Töchter ſind mein Augapfel, Herr Mauritz. — Nun rüſten Sie ſich, bei der Frau Rothenmeier im Deutſchen Hauſe werden Sie Quartier finden. Gott ſtehe uns allen bei; es wird ja nicht immer ſo bleiben."

Alſo war der Candidat dazu beſtimmt, die Damen des Hauſes nach Ranwalk zu begleiten und als ihr Chaperon daſelbſt zu bleiben. Es war ein ehrenvoller Auftrag, gegen den nichts einzuwenden war, zum ſonntäglichen Gottesdienſt mochte er leicht nach Alitz hinaus. Aber wie war es mit dem Unterricht der Kinder?

„Die Jungen bleiben bei mir. Meinen Sie, daß Sie allein erziehen können? Für die Zeit, die kommt, Herr Mauritz, ſage ich Ihnen, braucht es nicht viel Vocabeln und Grammatik, nicht Ihre Regeln, die, ſo neu ſie ſind, ſchon wieder fadenſcheinig wurden. Mit Eurer Humanitäts-Pädagogik zum Henker, die das Unterſte zu Oberſt kehrt, die Menſchen ſchlaff und weichherzig macht; ſie iſt an all dem Unglück Schuld. Wir brauchen wieder Männer, keine Maulhelden, keine Theoretiker, Männer, die auf dem Flecke ſind, nicht Schulmeiſter."

Der junge Mann ſtand auf: „Dann bin ich gewiß hier nicht auf meinem Fleck.“

„Nur nicht empfindlich! — Sie haben mir vorhin etwas in's Geſicht geſagt; da waren Sie auf Ihrem Fleck. Ich äſtimire es. Wir werden uns vertragen, wenn wir uns verſtehen lernen. Jetzt bringen Sie die Damen nach Rauwalk. Es iſt dabei ein Stück Erziehungsgeſchäft. Ich wünſchte, Sie wären auch da recht auf Ihrem Flecke.“

Es lagerten ſich wieder Runzeln auf dem Geſicht des Oheimanns, aber nicht des Zornes, bis er anhub: „Da vegetirt im Städtchen noch der unglückliche Neffe meiner Frau, der Cornet Hurlebuſch. Sie haben davon gehört. Es ſind Viele, die mich darum tadeln. Aber warum ſagt's mir Keiner in's Geſicht? Die Anklage, die nur hinterm Rücken flüſtert, hat die Feigheit zur Mutter, und die Feigheit iſt nie im Recht. Hätten alle Väter ihre Söhne, die ſo zurückkommen, ausgewieſen, alle Häuſer ſich ihnen verſchloſſen, dann — wir ſtänden ſchon jetzt anders. Daß wir für das Schlechte nicht Zorn, daß wir nur weichherziges Mitleid haben, das iſt der zweite giftige Wurm, nächſt Eurer Pädagogik. Die Römer ließen ihre Deſerteure mit Weinreben todtpeitſchen; daher hatten ſie Römerheere. Wir — genug, freilich, er war nicht ſchlimmer als and're. Aber in mein Haus ſoll er nicht mehr, nie, nimmermehr, unter keiner Bedingung.“

„Herr Major haben vermuthlich einen Auftrag an ihn?“

„Ich habe nichts mit ihm zu ſchaffen. Sie, aus ſich ſelbſt, ſuchen Sie ihn auf — reden Sie wie ein Mann, gießen Sie glühende Worte in die Seele dieſes bodenlos eitlen, leichtſinnigen —“

„Ich? Kraft welches Berufes? Der junge Gardeofficier würde die Vorſtellung eines Theologen —“

„Sie haben recht,“ unterbrach ihn der Major, der ſichtlich das, was er ſagen wollte, noch umging, wie man oft unangenehme Dinge umſchreibt, in der Hoffnung, daß der Angeredete das Wort ſelbſt finden werde, was wir auszuſprechen ſcheuen. Aber wenn der Kreis immer enger wird, platzt es endlich heraus, aber unangenehmer, und ſelbſt verletzender, als wir wollten. — „Sie ſind in ihn vernarrt, die Weiber, Sie wiſſens ja. Das ſchadete noch nichts. Worin ſind Weiber nicht vernarrt? Immer in Tand und Nichtiges. Hinter meinem Rücken wird das Spiel getrieben. Sie ſtecken ihm zu, was ſie können, und ich mußte die Augen zudrücken, eben weil — weil ich mußte, — weil der Menſch leben muß. Das geht nicht länger, durchaus nicht, und ich will's doch nicht zum Eclat bringen. Darum, ſage ich Ihnen, gehn Sie ſchonend zu Werke.“

Der Candidat verſtand ihn wirklich nicht.

„Sie ſagen, es war nur Kinderſpiel, aber es iſt mehr. — Die Mutter, auch die Schweſtern verſtehen ſie nicht. In dem Kinde iſt etwas Beſonderes. Sie ſcheint noch mit Puppen zu ſpielen, aber es geht nichts an ihr vorüber, was ihre Seele nicht auffaßt, und mit einer Lebhaftigkeit, einer Innigkeit, die mich erfreut und

straßen, sogar in den Diligencen kann man noch heut Frankreich kennen lernen. Nicht der Kalkfels und die Weingärten sind es, sondern sein bewegtes Völkchen. Dort gehört Alles ins Leben, und zu diesem Leben gehört die Sprache, und zwar die Französische. Man glaube mir, auch an den Heerstraßen kann man in Frankreich sammeln, und soviel, daß kein Reisekoffer es faßt. Um jene sechziger Jahre hat Sterne in dem dünnen Büchlein ein vollständiges Sittenbild von ganz Frankreich geliefert, — und Paris eingeschlossen. Aber Sterne's Frankreich ist nicht mehr das heutige. Ich zweifle, ob ein heutiger Sterne in eben so wenig Paginis die Aufgabe löste. Es gehört ein Byronischer Humor dazu, mit fesselloser Heiterkeit über die Bluterinnerungen fortzuhüpfen! — Und dann

erſchreckt. Ich fürchte nicht etwa, mein Herr, daß ſie ſich zu einer Thorheit hinreißen läßt. Sie iſt die Tochter ihres Vaters, die Enkelin ihrer Ahnen, aber ſchon das ſchon erzte mich, wenn ſie ernſthafter von einer Empfindung berührt würde, die ihrer unwürdig. Sie iſt mein Stolz, ſage ich Ihnen, hier im Vertrauen. In dieſem kindlichen Gemüthe, in dieſem tändelnden Weſen lebt ein Adel — Genug, darum Herr Mauriz gehn Sie mit Schonung zu Werke. Ich will ihre Gefühle ſo wenig zerriſſen, als auf die Straße geſchleppt ſehen. Handeln Sie mit Klugheit, erfüllen Sie ihren Willen, ſo weit es geht, aber aus ihrem Herzen muß er geriſſen werden, ſo oder ſo —"

Der Auftrag war ſo undeutlich als außerordentlich. Der junge fremde Mann ward vom Vater in ſo zarte Familiengeheimniſſe eingeweiht, daß dieſer ſich kaum ſie auszuſprechen getraute, und eine Art Vormundſchaft ihm zugewieſen, die nur dem allerhöchſten Vertrauen entſpringen konnte, und das, nachdem er ihn heute ſeine Superiorität und das Drückende ſeiner Stellung hatte empfinden laſſen.

„Als Theologe, als Chriſt, als Geiſtlicher — corrigirte ſich der Major auf die vom Candidaten leis angedeutete Frage, wie er dazu komme — ſo ſollen Sie handeln."

Ueber das Wie? ließ der Major ſich indeß in Kürze deutlicher aus. Der Cornet ſolle aus Rauwalk fort, auch aus der Provinz, aus den Preußiſchen Landen. Nach Schweden, England, Oeſtreich, irgend wohin, wo

man Soldaten brauche. Das Corps Officiere, mit dem er gefangen, habe nur das Wort gegeben, nicht in den Preußischen und Russischen Linien gegen den Kaiser der Franzosen zu dienen. — Aber wie den von Allem entblößten Menschen fortschaffen? — Der Major gedachte vom Schulzen in Querbelitz eine Summe aufzunehmen. Der treue Mann werde das Geld wohl für sicherer halten in der Hand seines Edelmanns, als in einem alten Topf unter der Erde. Allein, wenn der Candidat dem Officier diese Offerte machte, auch der Leichtgläubigste würde nicht zum Glauben zu bewegen sein, daß ein Candidat der Theologie einen Officier zum Englischen Dienst equipiren könne. Eine Handschwenkung des Majors, die er mit abgewandtem Gesichte that, war für Mauritz genügende Vollmacht und ein Zeichen mehr, daß auch ein fester Mann den Umständen nachgiebt, wenn es nicht anders geht. Der Major hatte heute viel nachgegeben.

Und doch noch nicht genug. Als er den Leuchter schon in der Hand hielt, fiel sein Blick auf ein sehr verdunkeltes Oelgemälde, das rahmlos im Winkel der Thür hing. Man mußte das Auge anstrengen, um ein weibliches Portrait darin zu erkennen. „Wissen Sie von der auch? sagte er mit gedämpfter Stimme, darauf starrend. Ich sah sie diese Nacht —“

Man konnte wirklich glauben, daß den Hausherrn eine Erscheinung verstört habe. Der einsylbige Mann fühlte das Bedürfniß zur Mittheilung. Er saß wieder auf dem Schemel, das Bein haltend wie von einem neuen Schmerzanfall durchzuckt.

„Das iſt ein Ahnenbild, ein Fräulein aus unſerm Hauſe. Es heißt, ſie geht um. Was halten Sie davon?“

Der Candidat wich der Frage aus. Indem er das Licht an die Wand hielt, verſicherte er, das Coſtüm (ein verdunkeltes gelbes Mieder), deute nur auf die Zeit des dreißigjährigen Krieges.

„Müſſen Geſpenſter älterer Abkunft ſein? Meinethalben. — Aber Sie haben recht geſehen. Während des dreißigjährigen Krieges muß ſie geboren ſein. — Von meinem Ahnherrn Wolf haben Sie wohl gehört. Man nannte ihn den ſchwarzen Wolf. Sein Bild hängt im Corridor, es ſoll mir gleichen.“

Der Hauslehrer erinnerte ſich. Wolf Gebhard hatte den Ruf eines furchtbaren und ſtrengen Mannes, der ein einſames Leben geführt, ein finſterer Sonderling, deſſen Begegnung man ſcheute. Er hatte eine eigene Paſſion, erzählten ſich die Jäger, den Wilddieben nachzuſtellen. Er ſollte eine beträchtliche Zahl eigenhändig erſchoſſen haben. Er kam nie in die Stadt; man ſagte, der Hof wäre ihm unterſagt geweſen, weil die fromme Kurfürſtin Louiſe von Oranien ihn verabſcheut. Und doch hatte er ſeinem Kurfürſten große Dienſte geleiſtet. Er war es, der nach der Fehrbelliner Schlacht die Bauern in dieſer Gegend aufgeſtürmt und angeführt, dieſelben, welche am Querbelitzer Torfmoor ein Bataillon flüchtiger Schweden überfallen und nieder gemacht. Die Sage nannte eine unglaubliche Zahl Schweden, die der ſchwarze Quarbitz mit eigner Hand umgebracht.

„Er war der Vater jener Dame. Zur Geſchichte gehört aber noch ein Dritter. Das war ein Schwediſcher Obriſt vom gelben Regiment. Es iſt eine Einquartierungsgeſchichte, weiter nichts. Der lag einmal in Haus Jlitz. Nicht in dieſer Stube; das war des Fräuleins Stube. Der ſchwarze Wolf aber trat eines Nachts hinein und fand, daß der Herr Obriſt die Stuben verwechſelt. Was da ſich zugetragen, weiß man nicht. Der Hallunke entfloh. Ich ſage der Hallunke, denn es war kein Wrangel, Torſtenſon und auch kein Brahe. Er war von der Sorte, wie ſie zur Wallenſteiner Zeit Hauptleute und Generale machten — ein Roßtäuſcher aus Mecklenburg oder ein Tafeldecker aus Frankfurt. Draußen hat man um die Zeit einen Schuß gehört. Es ward viel geſchoſſen um die Zeit. Andern Tags war Trauer im Schloß, das Fräulein war an einem Blutſturz plötzlich verſtorben. An der Kirchhofsmauer iſt ihr Grab. Die alten Leute ſagten ſonſt, es lägen zwei darin —“

„Der Obriſt? —“

„Wenn die Raubvögel nicht ſeine Knochen verſtreut haben, modern ſie im Torfmoor. An den Blutſteinen, welche Sie wohl kennen — da, wo die letzten Schweden, zuſammengekeilt, ihre Haut an die Bauern verkauften. Der ſchwarze Wolf hieb ihn ſelbſt nieder; nachher ließ er ihm mit den Miſtgabeln das Garaus geben. — ’s iſt eine alte Geſchichte, von der man nicht gern ſpricht. Sie würden ſie doch einmal von den Leuten hören.“

Mit dem Licht war er ſchon an der Thür, als er

ſich umwandte: „Nein, ich erzählte ſie nur, damit Sie nicht erſchrecken, wenn's Ihnen einmal auf dem Gange begegnet. Ich erzählte ſie Ihnen, damit Sie begreifen, wie es einem Vater um's Herz iſt, wie er auch einmal ſchwach werden kann, wenn — ihm das Bild da erſcheint."

Elftes Kapitel.

Eine Erſcheinung im Walde.

Ein Blick auf jede Specialkarte wird dem Leſer den Weg veranſchaulichen, welchen der Wagen zu machen hatte, auf dem die Jlitzer Herrſchaften nach der Kreisſtadt fuhren.

Die kleine Tuierlitz, von der man meint, ſie müſſe im großen Torfmoor ertrinken, hat doch noch Kraft, die lange Sandhügelreihe, die Kleiſtower Berge, zu durchbrechen, und jenſeits fällt ſie in die Ritze. Hier wollte Thurneiſſer Goldſand fiſchen; darüber ſind die Krebſe ausgegangen. Die Ritze ſchlängelt ſich nun durch die feuchten Wieſen, die Langenwiſche und den Wildenbruch, etwa eine halbe Meile. Es iſt viel Schilf. Von daher kommen die Kibitzeier nach Berlin. Wo die Ritze in die Gnitze ſich ergießt, da liegt, wie jeder weiß, Ritzengnitz. Das Haus war im dreißigjährigen Kriege von Max Piccolomini verbrannt; das jetzige iſt erſt nach dem ſiebenjährigen Kriege aufgebaut. Als die Wolfskehle, die bei denen von der Tuarbitz auf Jlitz zu Lehn gingen, reich geworden unter der guten Wirthſchaft von Marcus Ephraim, den ihr Vater als Gütervormund

eingesetzt, schwoll ihnen der Kamm; sie prätendirten, ihre Vorfahren wären Schloßgesessene gewesen und hätten nur zu böser Zeit ihre Güter denen von der Quarbitz zu Lehn übergeben. Aber im Prozeß vorm Kammergericht ward bewiesen, daß sie nie ein Schloß gehabt, nur ein Lehmhaus, mit Stroh drauf. Sie einigten sich drauf aber doch gütlich, und fanden die von der Quarbitz mit 3500 Thalern ab für ihre Lehnsrechte. Der Boden im Winkel zwischen Ritze und Gnitze ist pures Gartenland; daher kommen die besten Borstorfer Aepfel. Um so blendender glänzt der Sandberg, die Wolfskehle, mit seinen weißen Spitzen schon in der Ferne aus dem vollen Grün der Gärten. Daß darauf ein Wartthurm oder gar eine Burg gestanden, ist eine Fabel der Familie. In der Kehle mögen sie vor Alters Wölfe gefangen haben; daher der Name. Jetzt vermuthet man, daß unter dem Sattel Braunkohlen lagern. Die Ritzengnitz aber, wie nun der Fluß heißt, ergießt sich immer noch in südlicher Richtung in zwei Seen; zuerst in den kleineren Moltzen und von da in den großen Karutz. Da fließt sie seitwärts nach Abend ab und heißt nun Beeste. Wie die Beeste bei den Schmöckewitzer Bergen in die Elbe kommt, weiß Jedermann. Das Fließwasser, worauf sie das Holz vom Karutzsee nach Kanwalk flößen, ist nicht mehr die Ritzengnitz; es sind pure Wiesenwasser. Im Karutzsee, der einer der größten in der Kurmark, wurden die berühmten Karauschen gefangen. Nach der Volkssage haben die Wenden, als sie beim letzten Aufstande das Kloster Kogel zerstörten, die Nonnen in diesen See geworfen; davon wären

die Fiſche ſo fett. Auch findet man Bernſtein darin, das wären ihre letzten Thränen. Von dem vielhundertjährigen Prozeß zwiſchen den Quitz, Alvensleben, Schapelow und Kröcher mit dem Fiscus, wie weit jeder fiſchen dürfe, ſage ich nichts. Die Quitz und Schapelow ſind darüber ausgeſtorben. Neunzig Jahre vergingen, ehe die andern ſich als Succeſſeres legitimirten. Als dann die Kröcher und Alvensleben gewannen, war's mit den Karauſchen zu Ende. Sie hatten nach Uebereinkunft einen Adminiſtrater in der hohen Binde niedergeſetzt; der legte pünktlich alle Jahr Rechnung ab, und ſie war immer richtig, aber es hat weder der Fiscus, noch die Alvensleben und die andern je einen Fiſch aus dem Karutz bekommen. Es ging alles auf die Feſten. Wenn einer der edlen Herren die Karauſchen feſten wollte, mußte er ſich beim Adminiſtrater zu Gaſte bitten.

Von Querbelitz, das in der Mitte zwiſchen Ilitz und Quilitz liegt, wie der Kopf zwiſchen den Schultern, geht der geradeſte Weg nach Rauwall über die Wieſen und Fließe bis an den Karutzſee, von wo es nicht mehr weit iſt. Auf dem Buttertrab kann ſelten ein Reiter fort, geſchweige denn im Wagen, und in den Wieſen wird es noch ſchlimmer. Alſo fuhren ſie von Ilitz und Quilitz jeder auf ſeiner Seite des Bruchlandes; die Ilitzer in der Niederung, die Quilitzer auf der Höhe. Beides ſind große Umwege. Und doch fuhr der Herr von der Querbitz auf Ilitz, wenn er nach Rauwall wollte, nie auf ſeiner Seite, ſondern wählte den noch größern Umweg, er fuhr über Querbelitz bis dicht an die Quilitzer Feld-

mark, und ſchwenkte dann in den Quilitzer Weg ein. Da wurden es an drei Meilen und auf ſeiner hatte er nur zwei. Was er vergab, daß der Weg dort höher, alſo trockener ſei, das war nicht der Grund.

Der Mitzer Knecht fuhr den nächſten Weg. Der Herr ſah es ja nicht; und wenn er es geſehen, heut würde er nichts einzuwenden gehabt haben. Nur als ſie links die Wolfskehle aus den rothbraunen Obſtbäumen verblitzen ſahen, ſeufzte etwas die gnädige Frau. Es waren Erinnerungen an vergangene Tage.

„Mit denen hätten wir auch gute Nachbarſchaft halten können! Es waren charmante Leute, die Herren von Wolfskehl, ſetzte ſie hinzu, und wer weiß, wird aus dem Lieutenant auch noch was Solides.“

„Der Vater kann es nicht verſchmerzen, daß ſie nicht mehr ſeine Vaſallen ſind,“ ſagte die Aelteſte, um den Candidaten von den Verhältniſſen zu unterrichten. Die Mutter fuhr fort:

„Aber da ſollen Sie mir ſagen, Herr Mauritz, ob das chriſtlich iſt, daß er mit ſeinem Vater im Sarge noch zankt, weil der, wie er ſich ausdrückt, um einen Pappenſtiel ſeine Lehnsrechte aufgegeben hat.“

Herr Mauritz hätte auch hierauf erwiedern mögen, daß das Chriſtenthum mit der Frage wenig zu thun habe. Er umging aber die Antwort, indem er ſie in die Frage verwandelte, was das mit dem Ort und der Stelle für Zuſammenhang habe?

Wir ſind hier auf der Ritzegnitzer Feldmark, ward ihm erwiedert. Wenn die alten Quarbitze nach Nau-

walk fuhren, ward immer ein Bote an den Herrn von Wolfskehl vorausgeſchickt, mit der Meldung, daß ſie dann und dann paſſiren würden. Alsdann geſtellten ſich zur beſtimmten Stunde der Hochherr oder ſeine Söhne, zu Pferde oder zu Fuß, an der Gränze ihres Gebiets, begrüßten als Vaſallen ihren Lehnsherrn, erkundigten ſich nach ſeinem Wohlſein, fragten um ſeine Befehle, und invitirten ihn, ihr niedriges Haus mit ſeiner Gegenwart zu beglücken. Natürlich trat er nie ein, hatte nie etwas zu befehlen, befand ſich immer ſehr wohl, erkundigte ſich auch nach dem Wohlſein der Familie ſeines lieben Vaſallen, grüßte höflich und fuhr ab. Jene rauhe Formel des „Er", wie der Quarbitzer Senior an die Ritzengnitze ſchrieb, ward im perſönlichen Umgang nicht gebraucht, auch nicht die Verſicherung, daß er ihnen immer hold und gewärtig ſein wolle.

„In's Geſicht wagten ſie ſich die Albernheit nicht zu ſagen," ſprach Minchen.

Der Vater war oft als Knab mit ſeinem Vater, der ſtreng darauf hielt, Zeuge dieſes Auftritts geweſen, und ſein kindiſcher Stolz hatte ſich auf die Zeit gefreut, wenn dieſe Ehre ihm gelten würde. Darum hatte er es nicht verwinden können, daß der Vater dies uralte, heilige Verhältniß in einem Augenblick und um ſo geringen zeitlichen Gewinn auf immer hingeben konnte. „Um deswillen fährt Vater den Weg auch nicht mehr." Die Mutter fuhr fort:

„Es erinnert ihn zu ſchmerzlich, ſagt er, an die guten alten Zeiten, die täglich mehr und mehr unter-

die Politik! Kurzum selbst ein York könnte heut sentimentale Reisen schreiben, auf denselben Stationen, Calais, Paris u. s. w., und es würde ein ganz anderes Buch.

Ich bin nach keinem Plan gereist, ich habe nach keinem Plan beobachtet. Paris überließ ich allen Exemten, die es beobachten wollen, und flog dem schönen Süden zu. Er ist nicht so, wie wir ihn aus Thümmel kennen. Das weiß man längst. Aber Thümmel hat doch ein anmuthiges Phantasiebild geliefert, und auch die Natur ist schön, aber man muß sie suchen. Wenn aber auch hier die Politik über Schönheit und Frohsinn siegte, bin ich nicht Schuld. Die Philosophen, die Revolution, wird eine fanatische Parthei schreien, ich glaube, daß Villele und was sich an den Namen knüpft, mehr An-

gehen. Nun bitte ich Sie, Herr Mauritz, wenn das noch zu meiner Zeit geweſen wäre, ich hätte ja nicht gewußt, wo hinſehen. Dieſe reichen Ritzengnitze, wo die Jäger und Laquaien von Gold und Treſſen ſtarren, mit ihrem ſilbernen Pferdegeſchirr, die hielten hier vor unſrer alten Landkutſche, und machten uns die Honneurs, und ſprächen von ihrem niedrigen Hauſe, und es iſt wie ein Pallaſt für Prinzen und unſer räucheriges altes dagegen! Nein, man muß doch auch wiſſen, was an der Zeit iſt, und was ſich ſchickt. Und, ich frage Sie, was kann ein vernünftiger Menſch davon haben? Sie lachten uns, wenn wir den Rücken gekehrt, herzlich aus, wie ſie ſchon damals gethan; ich weiß es vom Vetter aus Quilitz. Auch bei Hofe haben ſie von der köſtlichen Komödie erzählt. Ich fühlte und dachte es gleich, wie wir zur Huldigung in Berlin waren. So ſahen ſie uns an, und in ihren Blicken las ich, was ſie dachten: Ach das ſind die!"

Die Wagenräder ſtolperten jetzt auf Damm und Brücke über den Theil des Fluſſes, der den Moltzenſee und den Karutz verbindet. Jenſeits am Karutz ſind die Ufer ſteil. Von dem finſtern Kiefernwald, mit dem ſie beſtanden, und der den Ritzengnitzen gehörte, ſieht man heute nicht mehr viel. Der Theerofen und die Pechhütte konnten auch in ſieben und vierzig Jahren nicht die ganze Jungfernhaide aufzehren, aber die Adminiſtratoren ließen nach dem Kriege ſchlagen, ein Jahr immer mehr als das andere; einiges ging auf der Flöße nach Rauwalk, das beſte Holz durch die Beeſte nach der Elbe, zumal nach dem Hamburger Brande.

Auf der Höhe geht die Straße nach der Stadt; ſie trifft da auch mit der Quilitzer zuſammen, und von manchen Punkten hat man noch jetzt durch die hohen Kieferſtämme, die am Rande ſtehen geblieben, ſchöne Niederblicke auf den See. Aber von dem jungfräulichen Walddunkel, das ſo oft die Beeren leſenden Kinder erſchreckte, und in die lichten Geſtelle zurücktrieb, iſt nichts mehr zu finden. Die Geſtelle ſchneiden aber noch durch die Schonungen in den See hinab.

Der Wagen hatte, mühſam durch den Sand ſich hinaufwindend, die Straße oben gewonnen, wo er ſanft hinrollte, denn auch ein Regen wie geſtern konnte dieſe Sandwege nicht verderben. Auch war es ſeit heut Morgen klarer geworden, und es blitzte etwas Sonnenlicht in die ſchwarzen Kiefern. Da glaubten ſie ein ſeltſames Geräuſch zu hören, es fuhr durch die Büſche, nicht wie der Wind, ſondern wie das wilde Heer. Caroline hatte ein Blaſeinſtrument ſchmettern gehört, Wilhelmine beſtritt es, die Mutter ſah ſich ängſtlich um: wenn ſie nur hier nicht Franzoſen begegneten! Das ſei wohl möglich, meinte Herr Mauritz, da in Querbelitz Einquartierung angeſagt geweſen, die in der Nacht nicht gekommen; von den regulären Truppen habe man aber nichts zu fürchten. „'s iſt nur ſo allein im Walde!" meinte die Mutter, als es im Geſtell kniſterte und ſtiebte, wie von einem aufgeſchreckten Wilde. Die Pferde ſcheuten. Eine Erſcheinung war's; träumen ließ ſie ſich in einem arabiſchen Mährchen, aber nicht an einem rauhen Novembertage in einer kurmärkiſchen Kieferheide.

Aus dem Geſtell zur Linken ſchoß eine Reiterin grad im Augenblick, als die Kutſchpferde die Oeffnung paſſiren wollten. Auf dem fahlgelben, elegant gebauten Renner lag ſie mehr, als ſie ſaß, das wunderſchöne junge Mädchen. Die Linke hielt leicht den Zügel, die Rechte die Reitpeitſche, den Arm zurückgeſtreckt, wie ein verfolgter Beduine mit dem Säbel gegen die Verfolger gekehrt. Ihr Kopf berührte faſt den ihres Falben, aber ihre ſchelmiſch blitzenden Augen waren, ſo viel der Schleier zu ſehen erlaubte, auf die hinter ihr kamen gerichtet. Wie maleriſch wallte dieſer Schleier, am kleine Hute befeſtigt, in den Lüften zurück; ein grüner Schatten, der ſeine fliehende Gebieterin zu verlieren fürchtet. Wie phantaſtiſch ſchwankten auf dem Hute die braunen Farrenkrauthalme, welche die Schöne in künſtleriſcher Laune daran geſteckt. Ueber das herabfluthende weiße Untergewand ſchmiegte ſich ein blauſammetner Kaftan knapp an die ſchönen Formen des Oberleibs und zeichnete die Linien der vollen, vollkommen ſchön gebauten Arme. Aber die ſchwarzen Augen, die aus dem von Freude, Spannung, Schelmerei und Luſt glühenden Geſichte blitzten, waren es, welche den Beſchauer, wie der Blick der Schlange den Vogel, gefeſſelt hätten.

Dieſen Blick ſchenkte ſie den Inſitzerinnen des Wagens, als ſie über den Weg geſetzt war, aber, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, nur die Schlacke fiel ihnen zu; der blitzende, lebendige, ſchoß über den Wagen fort, nach der wilden Meute, die mit einem Huſſa das Geſtell heran brauſte.

„Mesdames, arrêtez, s'il vous plaît! — Non, non, avancez, mesdames! — Fermez la porte — barricadez le chemin — je vous en prie!"

Ein Wirbelwind von Worten. Die Reiterin wollte das Geſtell hinabſtürzen. „Herr Gott, da ſtürzt ſie!" ſchrie Minchen auf. — Sie wäre auch geſtürzt, denn wenige Schritte davon ſenkt ſich das Geſtell ſo jählings in den See, daß man im Winter das Holz herab rollen läßt, wenn — ihr Pferd nicht ſo gut, ſie nicht eine ſo vortreffliche Reiterin geweſen wäre. Im Nu hatte ſie das Thier umgeworfen, ſie war wieder oben, an der Kutſche vorbei und ſprengte den Weg nach Kauwalk hin.

Der Kutſcher aus Alitz, der leider kein Franzöſiſch verſtand, war ruhig weiter gefahren; da die Thür alſo nicht geſchloſſen, das Geſtell nicht barricadirt war, fuhr die Meute der Verfolger heraus. Zwar genöthigt einen Umweg um die Kutſche zu machen, brauchten ſie doch die Hoffnung nicht aufzugeben, die Reiterin noch einzuholen.

Die Reiter hatten keinen Blick für die Kutſche und ihre Inſitzerinnen; dieſe ließen ihre Blicke auf die Vorüberſprengenden haften, ſo lange es möglich. Jene glühten, zwar nicht ſo ſchön als die Reiterin, aber eben ſo voll Spannung, Erwartung, Erhitzung! Dieſe ſaßen ſtumm und ſtill, eine war ganz blaß geworden, die Mutter nur brach das Stillſchweigen, als der Sturm vorübergeſauſt: „Mein Gott, was war denn das?"

Darauf wußte oder wollte Keine eine Antwort geben, aber jede hatte einen oder mehrere aus dem Corps der Verfolger erkannt. Es waren junge Herren aus der

Umgegend. Den rothköpfigen Herrn von Quirit hatten alle geſehen; ſeine Güter liegen auf der andern Seite des Karutz. Auch der Lieutenant Wolfskehl von Ritzengnitz war darunter. Aber auch franzöſiſche Officiere. Es war eine partie de plaisir. Sie lachten und nickten ſich zu. — „Herr Gott, rief die Mutter auf, wenn ich recht ſah, da war auch Theodor bei.“ Minchen bezweifelte es, Careline beſtritt es. Der Candidat wußte es. Malchens Knie, die ihm gegenüberſaß, zitterten heftig gegen die ſeinen; ihr Geſicht verbarg ſie mit dem Tuche, ſie hatte von der Zugluft zwiſchen den Seen Zahnſchmerzen bekommen. Er ſchnitt den Streit darüber durch die Bemerkung ab, es ſcheine eine Parforcejagd zu ſein, vielleicht würden ſie an der Pechhütte Auskunft erhalten.

Es traf ſo ein. An der Pechhütte ſtand der Förſter von Ritzengnitz und unterhielt ſich lachend mit den Arbeitern. Sie ſtritten darüber, wer ſie einkriegen würde. Eine Jagd ſei es nun eigentlich nicht, erklärte er den Damen; aber ſein junger Herr habe ein Jagdfrühſtück einigen Herren und Damen aus der Nachbarſchaft gegeben, und dazu ſeien auch von den franzöſiſchen eingeladen worden; auch eine Generalin mit ihrer Nichte, die der Armee nachreiſten, deren Namen aber ſehr geradebrecht aus ſeinem Munde hervorkamen. Der der Generalin war ganz unverſtändlich, der der Nichte konnte wie Comteſſe d'Aiguillon klingen. Was ſie eigentlich ſpielten, wiſſe er nicht, aber es wäre wohl eine Art Zeck jagen. Die Gräfin wäre eine verteufelte Reiterin, und hätte parirt, wenn ſie ihr und ihrem Falben nur ſo und ſo viel

Schritt Vorſprung gäben, ſollte keiner ſie kriegen; wenn aber Einer ſie doch kriegte, ſollte er einen Kuß haben: „Bis itzo iſt ſie Allen entwiſcht, ſchloß er, aber endlich läßt ſie ſich doch kriegen, oder ſie müßte keine Frauensperſon ſein. Sie wird auch ſchon wiſſen, von welchem ſie ſich kriegen läßt. Uebrigens werden die gnädigen Herrſchaften Ihnen ſchon noch weiter begegnen; denn wo die Geſtelle aus ſind, müſſen ſie retour und dann geht's ein paarmal kreuz und quer über die Landſtraße. Kilian, rief er zum Kutſcher, halte nur Deine Klepper ordentlich ſtramm, ſonſt gehen ſie auch durch."

Kilian murmelte einen Fluch durch die Zähne. Welcher Kutſcher läßt ſeine Pferde beſpötteln! Aber der Förſter hatte Recht. Es traf ſo ein!

Die Reiterin oder ihr Falber ſchien erſchöpft, als ſie durch raſche Wendung in eine Schonung die Hetze aus den Augen verloren. Sie wollte die Straße traverſiren, als durch die Büſche ein Reiter ihr den Weg abſchnitt. „Grâce!" rief ſie lächelnd und nicht erſchreckt. Wie ſollte auch der bildhübſche junge Menſch, blond, blauäugig, um ſeine Lippe keimte kaum der Flaum, ein ſchönes Mädchen erſchrecken, als er nach dem Zügel ihres Pferdes und damit ihre Hand griff. Wie erſchöpft hatte ſie den Kopf, eine Ueberwundene, ſinken laſſen, ihre Wangen ſtreiften ſich: — „C'est pour vous en secret! flüſterte ſie. Mais pour lui en public!"

Kaum waren die Worte geſprochen, als die Schelmin einen derben Schlag mit der Reitgerte auf das Pferd des Siegers that; es bäumte ſich, der Reiter, alles

eher als deſſen ſich verſehend, ſtürzte. Im ſelben Augenblick ſtieß eine weibliche Stimme einen zerreißenden Schrei aus, im ſelben Augenblick flog aber auch die Dame über die Straße. In der Mitte erhob ſie ſich im Sattel, die Gerte hoch in der Hand: „Trompés, Messieurs, je suis encore libre, trompés!“ rief ſie, und verſchwand in den Büſchen. Die Hetze ihr nach, aber weit voran in Carriere der Ritzengnitzer: „Du ſollſt's nicht lange bleiben. Ich habe Dich doch.“

Der Schrei kam aus dem Wagen der Ritzer Herrſchaften, die gerade jetzt um die Biegung der Straße fuhren. Ja, es war Theodor, der vom Pferde geſtürzt. Aber es war weicher märkiſcher Sand; der thut Niemand Schaden. „Er kloyſt ihn ſich ſchon ab“ ſagte die Mutter, und wollte ihren Neffen herausrufen. Aber Malchen rief mit ängſtlicher Heftigkeit Kilian zu, er möge weiter fahren. „Warum denn?“ — „Es iſt doch gut, meinte Herr Maurit, denn die Reiter könnten wieder kommen.“ Kilian war ſchon von ſelbſt dem Wunſche des Fräuleins nachgekommen.

Aber ſie trafen auf eine andere Fährlichkeit Was verſammelte die Hunderte von Menſchen, was die Bajonette und klirrende Reiter auf dem Mühlenanger vor der Stadt. „Herr Gott, ſie ſchießen!“ — „Das iſt aber kein Gefecht,“ beruhigte der Candidat, der emſig hinausſah, die Damen. Der erſten folgte eine zweite, dritte Salve von mehren Flintenſchüſſen. Ein dumpfes Murmeln, untermiſcht mit Geſchrei von Weibern und Kindern. Als der Wagen ſich langſam näherte, ritt ein

Gensd'arm heran und befahl dem Kutscher schnell durchzufahren! es schien auf den Wink eines commandirenden Officiers, der zu Pferde hielt. „Herr Gott, was giebt es hier?"

„Eine Execution," antwortete eine wohlbekannte Stimme von der andern Seite des Wagens. Es war Baron Eppenstein. „Schließen Sie die Augen, meine Damen; es ist da nichts für Sie zu sehen. Die Marauderie von Dames-Mühle werden füsilirt. Neun Stück. Die Franzosen wollen exemplarische Mannszucht halten. Es ist ein neuer Commandirender heut angekommen."

Ja, wer kann die Augen schließen, wenn man ihm sagt: vor dir geschieht das Entsetzlichste, was du sehen könntest! Drei mit verbundenen Augen knieten auf dem Sandhügel, drei blutende Körper wurden fortgeschleppt, und drüben im Sand eine tiefe Grube! Sie trugen die Leichen ihrer Cameraden.

Waschen war mit einem Aufzucken, das aber kein Schrei wurde, in Ohnmacht gesunken, die Mutter hielt sich die Hände vor's Gesicht, konnte es aber nicht lassen durch die Finger zu sehen. Der Commandirende ritt ja an den Wagen, eine elegante militairische Gestalt von schönem, ernstem Gesicht. Er fixirte die Damen mit Kennerblicken, indem er sprach:

„Beeilen Sie sich, meine Damen. Es ist kein Schauspiel für zarte Frauen. Der Krieg ist ein furchtbarer Richter. Wir thun es für Ihre Ruhe und Sicherheit. Ich bitte inständigst, eilen Sie und verschließen Sie Augen und Ohren."

Minchen zog raſch die Gardine vor das Fenſter: „Verzeihen Sie, Herr General, das iſt auch nöthig, wenn wir's nicht ſehen ſollen.“

Caroline rief: „Aber Mine, wie ungeſchickt wieder, der General, ſiehſt Du ja, wollte noch mit uns ſprechen.“

Kutſcher Kilian hatte aber die Pferde ſchon angetrieben. Als ſie die Scheunenbrücke paſſirten, knatterte ihnen die nächſte Salve nach, die letzte hallte an den Gewölben des alten Thurmthores wieder. So war die Entrée der Ilzer Herrſchaften in der alten Stadt Nauwalk.

Zwölftes Kapitel.

Der Ball muß ſein.

Ganz ein Paradies war Rauwalk nicht; ſchon um deswillen nicht, weil es immer ſchneite und regnete. Auch ſollen im Paradies lauter Zufriedene wohnen; in Rauwalk gab es auch Unzufriedene. Madame Rothenmeier vom Deutſchen Haus und der Wirth von der goldenen Gans lagen ſich noch immer in den Haaren, wer das Traktament beim Ball ausrichten ſolle? Kamen ſie dem Bürgermeiſter mit ihren Klagen, ſo klagte er ihnen wieder. Er wußte ja nicht, wo ihm der Kopf ſtand vor lauter Beſchwerden und Drehungen wegen Vieh und Menſchen. Mehr Quartiere, beſſere Quartiere, mehr Ställe, beſſere Ställe, mehr Eſſen, beſſeres Eſſen, beſſeres Bier, andern Haſer, trockneres Heu ſollte er dieſen ſchaffen; für jene weniger Einquartierung und mehr Zufriedenheit, nämlich der Einquartierten, mit Stroh und Bett, mit Brot und Bier, mit Haſer und Streu. Zwiſchen der Scylla: mehr für die Einquartierung! und der Charybdis: weniger Einquartierung! ſchiffte der Unglückliche ſteuerlos umher. Dort raſſelnde Säbel, klirrende Sporentritte, hier das Geheul der Weiber, Verwünſchun-

sprüche darauf macht. Was mir begegnete, habe ich aufgenommen, und wenn das Sitten-Gemälde des öffentlichen Lebens sich rundet, hat es der Zufall gethan.

Es ist auf diese Weise auch manches nicht auf Französischem Boden Aufgewachsene dahineingekommen. Allein es hat sich damit ganz verrankt, z. B. reisende Engländer, Kriegsanekdoten, eigene Abenteuer. Es dient doch Alles dem Ganzen. Gern hätte ich die Sammlung Reisebilder getauft; man sagte mir aber, der Name, so trefflich er ist, sei noch nicht recipirt. Bis Dato Heine's patentirte Erfindung, möchte man mir Eingriffe in fremdes Eigenthum vorwerfen. Das sei fern von mir. Ich empfehle meine Erinnerungen dem Leser, der Frankreich gesehen hat, oder es sehen will, zu geneigtem

gen auf ſeinen Kopf, und er ſollte noch an einen Ball denken! Aber der Gedanke entging ihm nicht, er verfolgte ihn bis in ſein Haus. Hatte ſich endlich der geplagte Mann ins Cabinet verſchloſſen und auf den Sorgenſtuhl geworfen, fing unter ſeinem Fenſter die Janitſcharenmuſik an. Es flötete, ſchmetterte, dröhnte, klingelte und paukte, trotz des Schnees war der Markt gedrängt voll, ſie riſſen trotz der Näſſe die Fenſter auf, und Alle waren in der Stadt glücklich, nur ihr Bürgermeiſter trug doppelt und dreifach ihre Sorgen.

Und wenn dann die Melodien auch um ſeine heiße Stirn ihren Zauber zu ſpielen anfingen und ſeine Augen ſich ſenkten, war durch die Tapetenthür die Frau Bürgermeiſterin eingetreten, und ſtand vor ihm und wiſchte an dem naſſen Auge: „'s iſt doch auch um Deiner Töchter willen, ſagte ſie. Ich habe ihnen doch geſagt, daß es wird! Willſt Du Deine eigne Frau vor Deinen Kindern blamiren!“ — Da ſchwieg er noch, und holte aus der Bruſt einen tiefen Seufzer, der aber über die Lippen wie eine Art Pfiff kam, der bedeuten konnte: „Darum ſcheer' ich mich auch viel!“ — Wenn ſie aber den andern Ton anſchlug: „Die Frau Generalin hat mich geſtern Abend wieder gefragt: Na, wie wird's denn mit dem Ball? Und die gnädige Comteß ſind heut früh zum Herrn Receveur-General gefahren, und als ſie zurückkamen und die Treppe heraufſprangen, ſagten Sie recht neckiſch: Nun, liebe Madame Schulz, der Herr Receveur freut ſich, mit Ihnen die erſte Polonaiſe zu tanzen. Ich ſage Dir, wir blamiren uns! Wir blamiren uns in den Tod.

Das gereicht der Stadt zum Schaden. So was vergeſſen ſie nicht.“

Wenn die Frau Bürgermeiſterin den Ton anſchlug, ſprang der Bürgermeiſter auf, zerknitterte das Actenſtück, das er in der Hand hielt, und warf es auf die Erde: „Die Stadt, die Stadt hat nichts damit zu ſchaffen; die Stadt hat mehr zu geben als Bälle.“

Dann wurde replicirt: der Kämmerer und der Syndicus und die Rathsherren haben ganz laut davon geſprochen, und man mache ſich vor ſich ſelbſt zum Narren, und warum wären denn die vielen adligen Herrſchaften vom Lande in Rauwalk? Darauf erklärte der Bürgermeiſter: ſo könnten die adligen Herrſchaften den Ball ſelbſt geben, wenn's ihnen gefällig; den Rathsſaal würde der Magiſtrat ihnen nicht abſchlagen. „Und ſolche Schande will die Stadt auf ſich laden?“ — Der Bürgermeiſter erwiederte dann, die Stadt tanze nicht. — Da war man zum eigentlichen Punkt des Streites gekommen: wenn der Landadel in Rauwalk einen Ball gab, liebten es die Herrſchaften unter ſich zu bleiben; die Bürgertöchter wurden nicht eingeladen. Für einen derartigen Ball führte die Frau Bürgermeiſterin nicht das Wort, ſondern für einen Reunionsball, einen, wo alle Stände gleich wären — natürlich nur die Honoratioren — einen Ball der Verſöhnung und allgemeinen Brüderlichkeit und des Friedens.

„Und es wird kein Friede, trumpfte heut der Bürgermeiſter. Die Unterhandlungen haben ſich zerſchlagen, der Krieg geht fort. Deshalb, daß Du es weißt, halten

die Herren es jetzt für unpatriotisch, mit den Franzosen zu tanzen —"

„Die Herren sollen ja auch nicht mit ihnen tanzen, fiel die Bürgermeisterin ein. Die Comteß Elwire die frägt den Geier nach, ob's Feinde sind, wenn's gute Tänzer sind. Und was sagte neulich die Frau Generalin, die wir uns Alle könnten zum Muster nehmen: wenn die Militairs Krieg führen, so müssen die Civilisten sich vertragen, und wenn die Männer toll sind, müssen die Frauen sie beim Kopf kriegen und zur Vernunft bringen. Artigkeit und Galanterie die muß man auch im Kriege nicht vergessen; denn wir sind nicht bissige Thiere, sondern gute Menschen. — Und wir tanzen auch nicht für uns, sondern für die gute Sache; nämlich die Liebe und Freundschaft, die wir den Franzosen zeigen, da streuen wir feurige Kohlen auf ihr Haupt, und sie lassen es unsern Leuten auch wieder entgelten. So muß man rechnen."

Sie ward in ihrer Berechnung durch die Anmeldung eines vornehmen Besuches unterbrochen. Vor dem Herrn Hofmarschall aus Quitiz mußte die Bürgermeisterin sich zurückziehen, was sie unter vielen Knixen und der Erkundigung nach dem Wohlergehen der werthen Familie des gnädigen Herrn that, ohne zu ahnen, daß der vornehme Besucher in ihrem Interesse kam, und es besser durch Gründe als sie mit der Zunge durchzuführen wußte.

Nach einem längeren Discurs schloß der Hofmarschall:

„Alle Verhältnisse sind umgestoßen, mein werther Freund, alle Begriffe haben ihre Principien verloren.

Wir ſtehen vor einer neuen Welt und wiſſen nicht, was uns da aufgeſchloſſen wird. Wo der Compaß verloren ging, oder beſſer der Nordpol ſich verrückt hat, muß der Schiffer nicht eigenſinnig ſein. Weiß er, ob der Hafen, nach dem er ſteuert, nicht ſchon im Erdbeben unterging: Lavirt, lavirt und das lecke Fahrzeug in den erſten Nothhafen getrieben."

„Wie würde man nach dem Frieden Seitens unſerer Regierung dies Feſtin der Stadt vermerken!"

„Wenn aber unſere Provinz in dem Frieden dem franzöſiſchen Kaiſer abgetreten würde, wie würde die gute Stadt einen recht hübſchen Stein im Brette bei der neuen Regierung gewinnen, wenn ſie die erſte war, die ihr gehuldigt hat."

Der Bürgermeiſter war erſchrocken. Er hoffte, ſo arg würde es nicht kommen. Das ſchiene ihm ein Lotterieſpiel. Der Heer von Tuilitz nickte bedeutſam: „Und iſt es denn etwas anders! Wer nicht einſetzt, gewinnt nicht. Nur ſetzt ein kluger Mann nicht Alles auf eine Nummer."

Der Bürgermeiſter warf etwas hin von heißgeliebtem Vaterlande und den blutigen Thränen der Patrioten.

„Auch ein ſchöner Begriff! ſeufzte der Hofmarſchall. Aber wenn er nun einmal aufhörte! Sie ſind ein Philoſoph, Herr Bürgermeiſter."

„Einem Vaterlande muß doch jeder Staatsbürger angehören."

„Ich meine auch nicht, daß wir Zigeuner werden ſollen. Aber das Vaterland kann größer werden; es

kaum die ganze cultivirte Welt umfassen. Wenn nun dieses Genie die Testinée hätte, sie zu erobern, aus Europa einen großen Staat, wenn Sie wollen, ein großes Vaterland zu machen!"

Der Seufzer und die abwehrende Handbewegung des Bürgermeisters schien zu sagen: „Wie soll ich geplagter Mann an eine Universalmonarchie denken, wo ich nicht Platz finde für meine Einquartierung."

„Ce ne sont que des fantaisies! Sie haben Recht! — Recht und Unrecht, lieber Herr Schulze. Bei Dingen, die uns über den Kopf wachsen, müssen wir uns an's Nächste halten. Zum Exempel, was wird aus den armen Offizieren, die auf's Bettelbrot angewiesen sind? Wovon sollen sie leben, wenn der Staat sie nicht wieder anstellt?"

„Das muß und wird Seine Majestät thun. Die für ihn geblutet, kann er nicht dem Elend überlassen."

„Muß und wird! schöne Worte! Wenn er aber nichts hat? Die Hälfte seiner Länder muß er dem Sieger abtreten. Darauf müssen wir uns gefaßt machen, wenn es noch dabei bleibt. Nun frage ich Sie, wird, kann, darf er alle Nothleidende und Brotlose aus der verlorenen Hälfte in die gerettete nehmen, und darf er sie mit dem füttern, was kaum für die Geretteten ausreicht?"

Die Abschweifung vom Thema hatte ihre bestimmte Absicht. Nebenher geschah es, um eine gelegentliche Erkundigung über den Cornet einzuziehen, der seiner Familie so viel Sorge machte. Der Edelmann warf hin, daß

der junge Menſch ja bis über die Ohren in eine junge Franzöſin verliebt ſein ſolle, und man ſpreche gar, daß er, um ſie zu gewinnen, in franzöſiſche Dienſte treten wolle.

„Er wird doch nicht ſeiner Familie die Schande machen!“ rief der Bürgermeiſter.

„Wenn man hungert und verliebt iſt, fragt man viel nach der Familie!“

„Die würdigen Herrſchaften von Blitz! Ich hielte es für ein wahres Unglück.“

„Wenn eine reiche Franzöſin den Burſchen nehmen will! Liebſter, beſter Bürgermeiſter, man muß in Nauwalk nicht antediluvianiſch denken. Ich hielte es nur für ein Unglück, wenn ſie ihn am Narrenſeil führte.“

Dies veranlaßte den Bürgermeiſter über das anſtößige Betragen der jungen Leute, ihr Trinken und Singen im Rathskeller, ihre Sortegen hinter der franzöſiſchen Gräfin, ſich zu beklagen. Wenn er nicht den Stand und die Verwandtſchaft der jungen Wüſtlinge bedächte, wäre er genöthigt, als Sittenwart der Stadt, dagegen einzuſchreiten. So etwas muß zur Calamität der Zeit noch hinzutreten! — „Deſperation, was will man von der Deſperation!“ war der einzige Troſt und Rath des Edelmanns, und die einzige Frage: ob die jungen Leute Geld hätten, um ihre Tollheiten zu bezahlen?

Auf die Antwort hatte er ſchon nicht mehr gehört, als er anſcheinend zu ſeinem Thema zurückſprang: „Alles das wird ſich ja mit dem Ball ausgleichen und arrangiren laſſen. Wie geſagt, liebſter Bürgermeiſter, wir

sind ganz d'accord, um den Ball kommen wir nicht herum, und Sie haben wieder ganz Recht, es fragt sich nur über das Wie? Ich war ordentlich erschrocken über den Empfang beim Herrn Receveur. Wir glaubten doch genug eingeheizt zu haben und — wie kühl war er!"

Der Bürgermeister zuckte seufzend die Achseln. Er hatte ja schon gehört, daß der Receveur hier auf die Pferde des Hofmarschalls geblickt und sich gewundert, woher sich die schönen Exemplare in der armen Provinz erhalten hätten? „Der Herr Receveur steht nicht allein!"

„Aber mein bester Freund, was ist es mit dem Intendanten? Da glaubte ich doch, hätten wir uns ganz verständigt. Einen Ehrenpokal oder so etwas von Service will er nicht. Gut! das sind die besten, die gradaus sagen, in welcher Münzsorte sie bezahlt sein wollen. Es kam nur noch darauf an, wie viel er fordere. Als ich aber bei meiner Visite als *façon de parler* ihm für den großen Dienst danken wollte, den sein hohes Gerechtigkeitsgefühl der Gegend erwiesen —"

„Der Chrisi d'Espignac ließ die Marodeure erschießen," unterbrach ihn der Bürgermeister.

„Das wußte ich so gut wie er; aber warum kam er meiner Intention nicht entgegen! Was pustete er sich auf wie ein Puterhahn, sprach von den freundlichen Gesichtern von außen, aber im Innern stecke Verschmitztheit und Betrug. Ich fange vom Ball an, wie ich mich freute, daß dies das Mittel werde, um so manche Vorurtheile und Mißverständnisse zu beseitigen, um uns ganz kennen zu lernen. Da fährt er heraus: Das hal-

ten Sie wohl für die billigſte Weiſe uns abzufinden! — Ich geſtehe Ihnen, ich war frappirt, aber gut — ſo wird er doch mit ſeiner Forderung endlich heraus rücken. Ich ergreife ſeine Hand, betheure, daß uns das nicht in den Sinn kommt, der Ball ſei nur eine Oſtentation, und nun möge er ſeine Bedingungen nennen. — Da fährt er auf, ſieht mich an, ſpricht von impertinent und choquant und läuft, allerlei Tolles, Unverſtändliches ſprechend, im Zimmer auf und ab, daß man's im Bureau nebenan hören muß. Poltert dann los, die Kreuz und Quer: der Kaiſer ſei viel zu gut gegen die Preußen; wir wüßten ſeine Güte nicht zu ſchätzen. In Berlin, auf dem Lande, überall conſpirire man noch immer mit der geweſenen Regierung. Ob man denn glaube, daß ihre Geduld unerſchöpflich ſei! Er ließ mich nicht zu Worte kommen. Da erfuhr ich denn auch, daß unſer Cornet wirklich davon geſprochen, in franzöſiſche Dienſte zu treten, daß Muhmen und Baſen darüber ein Geſchrei erhoben, als wenn er zur Hölle fahre. Ob das nicht Inſulten wären gegen die große Nation! Aber ginge es nach ihm, würde er füſiliren laſſen, nicht ſolche armen Schlucker, die einmal in einem Hauſe geplündert und geküßt, ſondern die Verräther an ſeinem Kaiſer, ſolche verſeſſenen Bürger und Edelleute, die, ſüße Worte auf den Lippen, im Herzen Gift kochten. — Ich geſtehe Ihnen, lieber Schulze, ich verlor die Contenance. Was er wollte, weiß ich — Geld und viel Geld! Aber warum das auf dieſe Weiſe, und noch dazu, wenn man ſchon den Geldbeutel in der Taſche aufzieht."

Man ſoll nie die Contenance verlieren, am wenigſten darf es ein vornehmer Mann, der ſeine Superiorität gegen einen niedriger Geſtellten bewahren will. Was das Herz drückt, nicht auf der Zunge behalten können, iſt das Patrimonium der Gemüthsmenſchen, und wird der Köder, womit die Klugen ſie fangen.

Auf den Lippen des Bürgermeiſters ſchwebte ein Lächeln, das empfindlichſte für den Mann, der ſeine Superiorität zu bewahren ängſtlich beſtrebt iſt, das Lächeln des Beſſerwiſſens.

„Wenn man es im Bureau hören konnte, ſo ward vom Herrn Intendanten wahrſcheinlich für das Bureau geholtert.“

„Aber ein franzöſiſches Bureau iſt ja —“

„Ein Perſonal von Dienſtboten, die für ihren Chef horchen, ſprechen, ſchreiben und ſolche Geſchenke empfangen, nach denen er Ehren halber nicht ſelbſt die Hand ausſtrecken darf. Aber es können auch Horcher im Bureau ſein, Spione für einen höheren Chef. Was der Intendant vor dem Bureau ſprach, war wahrſcheinlich für den Colonel d'Espignac geſprochen.“

„Wer iſt der Colonel?“

Was der Bürgermeiſter dem Edelmanne mittheilen konnte, war mehr geeignet ſeine Neugier zu reizen und ſeine Beſorgniß zu ſteigern als jene zu befriedigen. Seit der Colonel mit ſeinen Cuiraſſiren eingerückt, waren der Receveur-General und der Intendant nicht mehr die erſten Autoritäten. Wie es zwiſchen Militair- und Civilbehörden zu gehen pflegt, die ſich nicht gerade ſub-

ordinirt ſind, es war eine unangenehme Rivalität eingetreten, jeder paßte dem Andern auf den Dienſt, und es waren ſchon viele Mißhelligkeiten zu Tage gekommen.

Der Hofmarſchall kniff die Lippen: „O weh, der will auch ein Geſchenk. Das wird eine theure Geſchichte. Aber coûte que coûte, die Pferde müſſen wir retten!“

Der Bürgermeiſter ſchüttelte den Kopf; es war wieder ein unangenehmes Lächeln des Beſſerwiſſens in ſeinem Blicke.

„Wie! Sie glauben nicht daß er Geſchenke nimmt?“

„Er ſoll von Familie ſein.“

„Alle Franzoſen nehmen Geld. Wozu wären ſie hier?“

Was der Bürgermeiſter über den Cuiraſſier-Obriſten dem Edelmanne mittheilen konnte, ſchien nicht geeignet, ihn heiterer zu ſtimmen. Ein ſtolzer Mann, der ſich rar macht, ausgezeichneter Cavalleriſt und militairiſcher Commandeur, pünktlich im Dienſt, ſtreng gegen alle Exceſſe, gelte er doch eben für keinen guten Zelt-Cameraden, hatten andere Officiere angedeutet; er wiſſe ſich etwas auf ſeine Art und ſein Wiſſen, denn er ſtudire viel. In ſeinem Zimmer ſähe man ſeltene Bücher; auch ſchwebe etwas Eigenes, um nicht Geheimnißvolles zu ſagen, um ſeine Perſon. Möglich, daß dies auch der Grund ſei, weshalb man ihn in der Arrieregarde belaſſe, da ſeine Verdienſte in Italien und den Alpen ihm wohl einen Anſpruch gäben, auch in dieſem Feldzuge voran zu ſein. Seine Höflichkeit und ſein verbindliches Weſen athme doch einen Andere beleidigenden Stolz,

Wohlwollen. Letzterem als bescheidener Wegweiser, aber nicht um die Meilen zu zählen, denn diesem Geschäft enthebt uns jeder Messagerichof.

Berlin.

St.....k.

und das Bewußtſein: ich bin beſſer und feiner als Ihr, ſcheuche die zurück, welche ſich ſelbſt für fein und gut hielten. Die Bürger könnten nicht über ihn klagen, ohne ſich zu ihm gezogen zu fühlen. Dagegen ſei er chevaleresque gegen die Damen, und ein Amateur ſchöner Pferde. Der Receveur hatte dem Bürgermeiſter andeuten laſſen: wenn der Colonel auf die Pferdelieferung zukomme, ſo möchten ſich die Pferdebeſitzer auf ein Scrutinium gefaßt machen, daß ihnen Hören und Sehen verginge.

Wider Erwarten ſprang der Hofmarſchall vergnügt auf und ergriff den Hut: „Vortrefflich! Chevaleresque und Amateur von Damen und Pferden. Da kommen wir noch wohlfeiler fort. Der Ball wird nun eine Nothwendigkeit. Keine Widerrede, liebſter Schulze! Der Ball für den chevaleresquen Franzoſen; ein gutes Päckchen in baarem Courant für Ihren Receveur, daß er uns das ſtehen ließ; ein Reitpferd, es muß aber leider ein gutes ſein, für den Amateur Colonel; und für einen Bericht unter der Hand an unſere Behörden, der uns außer culpa ſtellt, laſſen Sie mich ſorgen.“

So ſcheinbar vergnügt der Hofmarſchall ging, war er es doch in der Wirklichkeit ſo wenig als der Bürgermeiſter. Er hatte, was in ihm verging, nicht zu verbergen gewußt, und je unruhiger er ward, um ſo mehr war von der Politur ſeiner vornehmen Haltung abgefallen. Unter andern Umſtänden hätte der Herr von Quilitz es dem Bürgermeiſter nicht verziehen, daß ihm grade vor ihm das paſſiren mußte. Ein Stolzer vergiebt leichter

dem, der ihn gekränkt hat, als dem, der ein Zeuge ſeiner Schwäche ward.

Die Thür öffnete ſich, und durch die Ritze rief die Frau Bürgermeiſterin: „Aetſch! nun wird doch Ball!“ — „Du lieber Gott, rief Herr Schulze in ſeinem Sorgenſtuhl, das Geſicht in die Hände gedrückt, wofür leben wir denn! — In der Schule, auf der Univerſität, was pfropfen wir uns ein von Begriffen und Ideen! Und wenn Einer ſo glücklich oder ſo unglücklich iſt, mit an's Ruder zu kommen, und man möchte die Ideen auspacken! — Sorge und Noth, Noth und Sorge! Um was? Wenn's Vaterland nicht zu retten ging, retten wir doch vielleicht die Pferde. Und darum mit blutendem Herzen bei Pfeifen- und Beckenſchall-Muſik in die Luft geſprungen!“

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Anstands-Visiten.

Es schneite immer fort.

„Wenn der Schnee nur endlich liegen bliebe!“ sagte Minchen, am Fenster der niedrigen Stube mit einer Näharbeit beschäftigt. Die Stube war nicht unfreundlich. Die Frauen von Ilitz hatten sich behaglich eingerichtet; der Seufzer der gnädigen Frau, die sich umschaute, war vielleicht nur das Resultat einer Vergleichung mit den düstern Räumen ihres alten Steinhauses. Die Mauern im deutschen Hause waren zwar etwas krumm, der Fußboden schief, denn das ganze Gebäude hatte sich gesenkt, aber wie hell waren die Wände gestrichen, wie sauber Dielen, Thüren, Fenster gescheuert; der Ofen so hübsch warm, und das Schneelicht so hell.

„Ach Gott, Kinder, schweigt doch von dem Ball, mir ist so bang zu Muthe, wenn ich dran denke,“ sagte die Mutter.

Minchen meinte, es sei auch recht gut, wenn nichts draus würde. „Wir haben keine Kleider dazu. Wir müßten sie aus Ilitz kommen lassen. Und Vater würde schöne Augen dazu machen.“

Das ſei nun ſchon der dritte Tag, daß die Botenfrau nicht gekommen, erwiderte die Mutter. Man wiſſe ja kein Sterbenswort, wie es zu Hauſe ausſieht. — „Und bis der Schnee nicht feſt bleibt, ſetzte Minchen hinzu, kommt auch keine Botenfrau durch den Luch. 's iſt unergründlich, ſagt Frau Rothemmeier, draußen.“

Malchen, die am Ofen ſchrieb, wiſchte ihre Feder aus — ſie hatte für die Familie in einem langen Briefe an den Vater die Vorfallenheiten berichtet: „Wie ſollen wir's denn zu ihm kommen laſſen?“

„Schicke doch Deinen Candidaten hin, rief Caroline; wenn Du es ihm aufträgſt, läuft er durch Schnee und Sumpf.“

Die Mutter verbat ſich die Neckereien. Wo ſo viel Hader und Zwiſt in der Welt ſei, müßte man wenigſtens in der Familie Frieden halten. „Und was wären wir hier ohne Herrn Mauritz! Er handelt wirklich wie ein Vormund.“

„Und will doch nicht, daß wir bei der Frau Generalin eine Viſite machen, warf Caroline ein. Alle haben es gethan, nur wir noch nicht.“

„Weil ſie ſich langweilen, trumpfte Minchen. Wir langweilen uns nicht.“

„Aber wir kommen wieder ins Gerede, und daran iſt diesmal nicht der Vater ſchuld, ſondern der Herr Candidat.“

„Du haſt nicht recht gehört, Linchen, ſagte die Mutter. Er hat es auch nicht gerade unterſagt —“

„Nun, das fehlte noch, daß Herr Mauritz uns was verbieten ſoll!“

„Wir ſollten nur erſt des Vaters Meinung hören, meinte er. Und dann müßten wir doch auch ordentlich verfahren. Die Kutſche, das ginge ſchon zur Noth, aber wir müßten einen Bedienten nehmen. Und woher die Livree kriegen! Nur mit meinem bischen Franzöſiſch —"

München erklärte, das thue nun nichts, die Generalin ſpreche ja, wenn auch nur aus Gefälligkeit, deutſch. Die Mutter fand den Ausweg, ſie wolle noch ein Mal mit dem Vetter aus Quilitz darüber reden, der Hofmarſchall habe ihr anfänglich zugeredet, nachher ihre Bedenken getheilt und dann verſprochen, ſich näher nach der Sache zu erkundigen.

Da öffnete ſich die Thür und das Vollmondsgeſicht der Frau Rothenmeier blickte mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Pfiffigkeit herein. Es war gewiß eine gute Frau, und ihre Botſchaft auch eine gute, nur konnte ſie vor Ueberanſtrengung nicht gleich zu Worte kommen. Ihre Geſtalt hätte man einem Bierfaß vergleichen können, das von zwei Beinchen getragen wird. So war ſie die Treppe heraufgeſtürzt. Das ganze Faß athmete nach Luft, nachdem ſie die Worte ausgeſtoßen: „Der Herr Hofmarſchall werden gleich hier ſein." Wenn dieſe Meldung ſchon die Familie electriſirte, was mehr, als ihre Lunge frei ward: „Und nun rathen Sie, wen er mitbringt?"

„Den Vater?" rief München.

„O ganz was anders! — Die Frau Generalin —"

„Die Genera —!"

„Die Frau Generalin von Malcheren in eigner Perſon!"

Der Strickſtrumpf der Frau von Ilitz fiel auf die Erde, ſie ſelbſt fuhr vom Sopha und ihre beiden Hände in die Haube: „Mein Gott, doch nicht gleich!“ Caroline, deren Blicke einem Reiter auf der Straße gefolgt, ſchlug das Buch zu und rollte die Stickerei zuſammen; Amalie warf die Papiere in den Schubkaſten und rückte den kleinen Tiſch in die Ofenecke, und ſelbſt das fleißige Minchen legte mit einem ſtillen Seufzer: „Wieder eine Unterbrechung!“ ihre Arbeit fort. Es war zu ſpät, die Wirthin hatte kaum Zeit ſich hinaus zu retten, als der Hofmarſchall ſchon, die Generalin am Arm eingetreten war.

„Point d'honneur, point d'honneur!“ entgegnete die Eintretende auf die verlegen vorgebrachte Frage der Frau von Ilitz, wie ſie zu der Ehre komme? „Comment vous portez-vous, ma chère baronne?“ Man ſchien nur franzöſiſch angefangen zu haben, um auf der Stelle ins Deutſche überzugehen. Ehe die Frau Generalin auf dem Sopha Platz genommen, ehe noch die Frau von Ilitz um Entſchuldigung gebeten, daß es ſo hart ſei, hatte der Gaſt die Wirthin embraſſirt: „Das müſſen Sie mir ſchon erlauben, meine liebe, gnädige Frau von — wie iſt doch gleich Ihr werther Name? — Das thut nichts zur Sache. Namen ſind eine gute Sache, aber ein gutes Geſicht iſt beſſer. Das Ihrige ſagt mir gleich, daß der Ruf nicht gelogen hat. Da konnte ich mir denn auch das Vergnügen nicht verſagen, — der Herr Hofmarſchall wird meine Dreiſtigkeit entſchuldigen.“

Der Herr von Quilitz erklärte kurz, daß, als er

der Frau Generalin ſeine Aufwartung machen wollte, er ſie ſchon bereit gefunden, ihren Beſuch ſeiner theuren Schwägerin abzuſtatten, und die Generalin habe ihm erlaubt, ſie begleiten zu dürfen. Er mußte dann auf die Bemerkung: „vermuthlich die liebenswürdigen Fräulein Töchter?“ dieſe verſtellen. Die Fremde war charmée und enchantée, ſie hatte immer geſagt, daß auf dem Lande die ſchönſten Blumen blühen; die beautés in der Stadt hätten nicht die rechte fraicheur.“

Die Mutter fühlte, daß ſie das Compliment erwidern müſſe; ſie that es mit vieler Feinheit, indem ſie ſich nach dem Befinden der Comteß, ihrer Nichte, erkundigte, und ihr Bedauern ausdrückte, daß ſie den ſchönen und überraſchenden Beſuch nicht auch durch deren Gegenwart verſchönert hätte. Ihre Töchter hätten ſich ſchon längſt auf die Bekanntſchaft der Comteß d'Aignillon gefreut.

„Ach, der Wildfang hat die Migräne. N'en parlons pas, ma chère baronne. Wenn ihr etwas im Oberſtübchen ſitzt, bringt man ſie nicht auf die Beine.“

„Mademoiselle la comtesse lebt etwas retirée, bemerkte der Vetter aus Quilitz. Man klagt, daß man ſie ſo ſelten ſieht.“

„Das ſag' ich ja auch. Wozu geht man auf Reiſen, als um gute Menſchen kennen zu lernen.“

„Man will auch bemerken, fuhr der Hofmarſchall mit einem fixirenden Blick fort, daß, wo die Comteß hinkommt, ſie bald wie der Blitz verſchwindet.“

„Sie hat kein Sitzfleiſch nicht, monsieur le maréchal. Nur auf dem Pferde, da hält ſie aus. Ach, daß

ihre Mutter ſo früh ſterben mußte! Sie iſt nun 'mal ein verzogenes Kind. Und Mucken hat ſie im Kopf, aber von engliſcher Güte. Ihre Großmutter war eine Engländerin. Ich ſagte oft zu ihrem ſeligen Vater: mit der Reitpeitſche erzieht man doch nicht junge Fräuleins. Als Kind ſchon, mit dem Lockenköpfchen, auf dem Pferde. Und die wildeſten gingen ihr nicht ſchnell genug. Hurrah mit der Peitſche! Das Reiten, wie geſagt, hat ſie von ihrem Vater, und die engliſche Güte von ihrer Mutter."

Die Frau von Ilitz fühlte ſich zu einem Gegencompliment gedrungen: die Gräfin werde wohl das Beſte durch die Erziehung der gütigen Tante abbekommen haben. „Nein, nein! von mir hat ſie nichts. Wir beide, meine liebe Frau Baronin, ſind aus der guten alten Zeit, das heißt, ich will gar nicht ſagen, daß meine gnädige Frau alt wären — Sie ſind in den beſten, ſchönſten Jahren — aber dieſe junge Springinsfelds haben andere Gedanken als wir, fragen Sie nur Ihre Fräulein Töchter. Die lachen uns hinter'm Rücken aus; wir ſind vom alten Regiſter; von uns wollen ſie nichts lernen. Haben auch Recht. Wir ſind ja alle auf der Welt, daß wir vergnügt ſein ſollen; der Eine ſo, der Andre ſo. Ich will nur froh ſein, wenn ich meine Nièce bis zur großen Armee —" Sie hielt raſch den Mund an den Finger: „Schelten Sie mich nur, daß ich ſo in's Plaudern kam, aber unter lieben Menſchen geht das Herz mit der Zunge durch."

Die verſchiedenen Perſonen in der Geſellſchaft ſchienen Verſchiedenes zu denken. Caroline hatte mit einem verächtlichen Zucken um den Mund der Sprecherin halb

den Rücken gewandt. Der Hofmarschall hatte eine Prise genommen, mit einem gewissen Elan, der auszudrücken schien: Nun weiß ich genug! Die Frau von Ilitz hätte gern gefragt, ob die Comteß wirklich mit einem der großen Herren aus der Suite des Kaisers verlobt sei, wie es in der Stadt hieß, aber sie getraute sich nicht. Um die Pause zu unterbrechen, drückte sie ihr Erstaunen aus, wie gut die Frau Generalin sich deutsch auszudrücken wisse.

„Frau Baronin sind zu gütig, daß Sie mein Geplapper noch als deutsch passiren lassen. Meine Mutter war noch eine Deutsche und mein Großvater war auch einer gewesen, aber ich bin als Kind in Batavien oder Calcutta geboren, wo sie Sprachen reden, die eigentlich kein Mensch versteht. Gott weiß, was ich für eine reden würde, wäre nicht mein erster Mann von den Wilden gefressen worden. Ja ja — wiederholte sie und brachte ihr Tuch etwas an's Auge, als die der andern auf ihr hafteten — es ist so. Als Oberst von den Holländern, in der Schlacht mit giftigen Pfeilen haben ihn die Caraiben todt geschossen, und dann gebraten am Spieß und aufgefressen. Es ist kein Stück von seinem unsterblichen Leibe in's Grab gekommen. Sage ich Ihnen, da grauselte mich unter den Türken und Hottentotten — er war ein Mann so gut und wie ein Kind — und hätte ich als Bettelweib zurück gemußt, da wäre ich nicht geblieben. Da ließ der Himmel mich meinen zweiten Mann finden, der mir rechtschaffen den ersten ersetzt hat; das kann ich wohl sagen. Damals war er noch nicht Gene-

ral, aber es iſt ja alles ganz gut gegangen, und er iſt avancirt.“

„Der Herr General ſind ſchon mit nach Preußen vorgerückt?“

„Nein, er kann das Blutvergießen nicht leiden. — Sie ſehen mich verwundert an, meine Herrſchaften, aber wenn Sie wüßten, was mein lieber Mann für Blut vergoſſen hat in ſeiner Jugend! Er war ſo ſchrecklich tapfer, daß ſie ihn immer zurückhalten mußten, nämlich gegen die Menſchenfreſſer und Wilden. Nun hat er's ſatt und ſagt: Das ſind doch auch Chriſtenmenſchen hier und unſere Brüder; wen man heute todtſchlägt, wer weiß, ob man ihn nicht morgen lieb haben muß. Denn die großen Herren ſchlagen und vertragen ſich, ehe man ſich umſieht, und dann muß man's ausbaden. Darum haben ſie ihn in's Commiſſariat geſetzt. Lieber Himmel, die Strapazen haben ihn auch ein bischen angegriffen. Und mit was für gemeinem Geſindel muß er ſich placken. Da muß er denn ſchon zuweilen einen über die Lippen nehmen. Aber, wenn er hier wäre, die Rauwalker könnten froh ſein. Er iſt lammfromm, und drückt, wo er kann, ein Auge zu. Er ſieht mehr auf den guten Willen, was Einer geben kann, und zieht den Leuten nicht das letzte Hemde aus. — Der hätte, glauben Sie mir, auch die armen Kerle da nicht todtſchießen laſſen, und dicht am Thore, wo die Herrſchaften vorbei paſſiren mußten. — A propos, wie befindet ſich denn Ihr Fräulein Tochter? Was hat uns allen das leid gethan, daß ſie vor Schreck krank werden mußte!“

1.

Paris.

Sie sind glücklich, Freund!

Warum? Das wußte ich selbst da noch nicht, als ich mich aus Otto's entzückter Umarmung losgerissen; denn nun riß er mich durch das Gedränge der Packträger, Commis, Burschen, erstaunten Reisenden, Wagen, Thiere und Menschen machten doch endlich Platz, nur ein Engländer nicht, und als ich Zeit gewann, meine Beule zu fühlen, versüßte der Gedanke an unsern Wolff den Schmerz. Gewiß, dachte ich, diese zweibeinige Laternenpfahl-Physiognomie hat er an der Seine studirt, als er nach der Spree seinen einen von den beiden Britten verpflanzte.

Welch ein vollständiges Bild von Paris empfängt der Fremde, wenn er aus der Diligence springt, im Hofe einer *messagerie royale!* Kopf an Kopf; bunter Wirrwar. Der Franzose, sagte Yorik, gleicht der abgeriebenen Münze, das Gepräge ist verwischt, alles glatt geschliffen und gleich.

„Sie ist ja so leidlich wieder hergestellt," erwiederte die Mutter. Als die gute Frau Generalin ihre Theilnahme der Leidenden selbst beweisen wollte, irrte sie in der Person. Caroline entgegnete kurz: „Ich falle nicht in Ohnmacht, wenn Leute erschossen werden, die ihr Schicksal verdient haben."

„Ach, das ist ein Heroismus! Eine Heroine! Die muß ich an mein Herz schließen."

Als sie Carolinen umarmen wollte, rief die Mutter: „Nein, die hat die beste Gesundheit unter uns."

Malchen hatte sich fast hinter den Ofen gedrückt. Wer ist immer über seine Gefühle Herr, und giebt sich Rechenschaft warum ein Schauer ihn überkommt. Sie fuhr zusammen, als die Generalin ihren Nacken umfassen wollte, und barg an den Nadeln ihr Gesicht, aber die Thränen, die herausbrachen, konnte sie nicht verbergen.

„Ach, das arme Kind friert noch. — Ein Fieberfrösteln hat nichts zu sagen. — Nach Regen kommt Sonnenschein. — Ihre Seelen sind nun im Himmel, liebes Fräulein. Denen thut kein Glied mehr weh, und der liebe Gott wird sie trösten. Aber, setzte sie hinzu, wer läßt denn am großen Wege Menschen erschießen, wo anständige Damen vorüberfahren! — Das war ein Massacre, sagt der Herr Intendant, und Monsieur der Receveur General waren außer sich, wie er's gehört hat. Das wären Bestien, hat er gesagt, und wenn's nach ihm gegangen, lebten die armen Kerle noch, denn im Kriege müßte nicht jeder auf seinen Nebenmann sehen,

weil er genug zu thun hat, wenn er auf ſich ſieht. Der neue Colonel will wichtig thun. Das iſt ein hoffährtiger und grauſamer Menſch, glauben Sie mir, von dem die Stadt und Gegend noch manches leiden kann. Er fährt bei Keinem vor, und Alle ſollen zu ihm kommen. Erlauben Sie mir, meine Herrſchaften, Sie vor dem inſtändigſt zu warnen; da müſſen Sie ſich in Acht nehmen —"

Da knarrte die Thür und daſſelbe pfiffige Geſicht der Frau Rothenmeier guckte herein: „Meine Herrſchaften, meine Herrſchaften, der Herr Colonel mit der Frau Hofmarſchallin — ſie kommen ſchon die Treppe 'rauf."

Sie waren im Zimmer. Diesmal zuckte kein electriſcher Funke durch die Anweſenden, nur eine allgemeine Verlegenheit. Nur der Hofmarſchall war davon frei. Er half auch den andern: Wahrſcheinlich habe der Herr Colonel ihm die Ehre erzeigen wollen, den Beſuch, den er, der Hofmarſchall, ihm gemacht, zu erwidern, und er ſei der Bitte ſeiner Gattin nachgekommen, ſie zu ſeiner verehrten Couſine zu geleiten. Er erlaube ſich daher den Colonel d'Espignac der Frau von der Quarbitz vorzuſtellen. Die Vorſtellung der anderen Perſonen, ſo weit ſie nöthig war, folgte.

Der franzöſiſche Officier war eine ritterliche Geſtalt. Seine Züge ſprachen von den Strapazen der Feldzüge. Er mochte in der Mitte der Dreißiger ſein, oder etwas drüber, ſein dunkles Auge aber ſtrahlte zuweilen von jugendlichem Glanze. Mehr als ſeine Züge ſprach ſein geſetztes Weſen von dem Stande, den er unter ſeinen

Genoſſen einnahm. Dies hinderte indeß nicht, daß er ſchon während der erſten Complimente lebhafte Beobachterblicke auf die Anweſenden umherſchweifen ließ.

Wenn er ein Kenner und Liebhaber von Schönheit war, ſo hatte er wenigſtens keine an ſeinem Arme hergeführt. Die lange und ſpitze Geſtalt der Frau Hofmarſchallin war etwa der Gegenſatz zu der der Frau Rothenmeier. Als die lange Rike ſchon als Mädchen bekannt, führte ſie noch als reife Fünfzigerin in der Gegend den Namen. Sie mochte deshalb die Gegend und die Menſchen nicht leiden, welche letzteren dieſe ihre Geſinnung redlich erwiderten. Sie wäre gern immer in Berlin geweſen, und ihre Nachbarn hätten ſie gern immer dort gewußt, denn ihre ſpitzen Reden ſtachen auch durch harte Haut, und die Salbe, welche ihr Ehegatte daranſiegte, heilte nicht immer die Wunde. Von Einigen wurde das Paar auch deshalb der Dornſtrauch und die weiße Salbe genannt. Was man in Berlin Witz nennt, drang jener Zeit auch in die Provinz. Aber auch in Berlin hielt die lange Rike es ſelten lange aus. Zwar incommodirte ihre ſtachlichte Zunge weniger, wo ſo viele ſtachlicht ſind, aber in Berlin wußte man's nicht, daß ſie auch die Allodialerbin der Kloſtergüter Schmachtenhagen und Schwanebük war; die Erbtochter der Dueiſte, welche jene Güter in der Reformation an ſich gebracht. Mit ihr erloſch das vielgenannte Geſchlecht, das im ſiebenjährigen Kriege zwei und ſiebenzig Combattanten geſtellt hatte, die alle fürs Vaterland geblutet hatten, und, was noch merkwürdiger, alle als Cornets, Fähnriche und Lieutenants. Nur einer war

Capitain geworden, als er den Abſchied nahm. In Berlin wußte man's nicht, und wenn man's gewußt, es hätte ihr damals nicht geholfen. In der Provinz wußte man's zu ſchätzen; darum heirathete ſie ein Quarbitz auf Quilitz, was für die Quelſte als Ehre galt, denn ihr Stammbaum war jenſeits der Reformation ſehr dunkel, für die Quilitzer aber als eine vortheilhafte Partie, denn was im Verlaufe der Zeit von den Ducatenkoffern der polniſchen Gräfin abhanden gekommen, die Lücke füllten die Kloſtergüter der langen Rike. Aber es bedurfte der wunderbaren Wirkungen eines alles erſchütternden Krieges, daß man die Frau Hofmarſchallin aus Quilitz im Beſuchszimmer der Frau Majorin von Alitz ſah; denn wenn die letztere vor Gott betheuern zu können glaubte, daß ſie alle Menſchen liebte, ſo wäre ſie doch roth geworden, wenn eine Stimme aus dem Himmel gefragt: Auch die lange Rike? Es ſchrieb ſich ſo von der Jugend her. Deshalb konnte die ehrliche Frau von Alitz auch nicht einmal die gewöhnlichſten Formeln von ungemeinem Erfreutſein ſtammeln; ja ſie war erſchrockener über den Beſuch ihrer Couſine mit der ſpitzen Zunge, als die gute Generalin über den des Mannes, den ihre breite Zunge eben geläſtert hatte.

Die Unterhaltung ward jetzt natürlich nur franzöſiſch geführt. Der Colonel ſprach wenig, die Frau Hofmarſchallin zwar perfect, aber mit einer ſo unangenehm betonenden Ausſprache, daß des Colonels Ohr ſelbſt lieber auf das mangelhafte, aber weiche Franzöſiſch der Frau von Alitz zu hören ſchien. Die Generalin ſtreute nur

einzelne Complimente für den Obriſten ein; ihre Bemühung, eine freundliche Aufmerkſamkeit von ſeiner Seite zu erwecken, ſcheiterte aber an ſeiner gänzlichen Gleichgültigkeit. Die weiße Salbe bewährte ſich übrigens; als vollkommener Hofmann wußte der Herr von Quilitz die Converſation, ſo lange ſie des Stoffes bedurfte, ebenmäßig hinzuleiten, daß ſie eben nichts berührte und doch fortlief.

Es war nur eine Anſtandsviſite. Man ſah ſchon an der Art, wie der Colonel den Hut faßte, daß ſie zu Ende ging, und wunderfroh war die gute Frau von Blitz, daß die Thorſcene nicht berührt ward. Bei der Präſentation hatte der Colonel geäußert: „Ich hatte ſchon die Ehre, die gnädige Frau zu ſehen.“ Aber der feine Mann hatte raſch abgelenkt, als er ihr Erröthen bemerkte. Da mußte die Hofmarſchallin die Unterhaltung aus dem Geleiſe bringen:

„A propos, Herr Colonel haben neulich ein Paar Filous füſiliren laſſen. Dafür müſſen wir Ihnen ja dankbar ſein.“

„Klagen Sie den Krieg an, Madame.“

„I laſſen Sie immer ein Paar mehr erſchießen. Es ſchadet nichts.“

„Madame ſind eine böſe Feindin meines Kaiſers.“

„O ich gönne Ihnen auch von unſern. Geſindel genug, das in den Schenken liegt und die Gutsbeſitzer plagt. Zum Aufräumen dazu iſt der Krieg.“

„Aber ich bedaure, wenn er zarte Damen aus ihrer Sphäre verſetzt.“

„Ich habe ſtarke Nerven; aber es iſt wahr, Ihre Töchter, liebe Couſine, kriegten ja wohl Convulſionen. Sind alle drei in Ohnmacht gefallen? — Warum haben Sie nicht zu mir nach Eau de Cologne geſchickt? Na, das Rauwalker Straßenpflaſter wird ſie ſchon wieder zu ſich gebracht haben.“

„Meine Töchter, gnädige Frau —“

„Können einen Puff vertragen, fiel die Gnädige ein. Sie ſehen ja auch ſchon wieder ganz robuſt aus. Beim Ball tüchtig geſchwenkt, und der Schreck iſt 'raus.“

Der Colonel hatte den Stuhl gerückt und ſich mit einer lauten Frage an den Hofmarſchall gewandt. Dieſer verſtand zwar, was der Frager unter Kerbeließ meinte, und bejahte, daß er Beſitzer des Dorfes Querbelitz ſei, ohne doch den Sinn zu errathen.

„Die Bauern Ihres Dorfes haben uns einen Dienſt geleiſtet, indem ſie die Marauderure einfingen, aber warnen Sie Ihre Leute vor Conſequenzen. Die Fouriere melden, daß es Zänkereien mit der Einquartierung giebt. Ich gönne den Leuten ihren Stolz, ſich ſelbſt geholfen zu haben, das kann aber gefährlich werden — unter Umſtänden.“

„Ich gönne ihnen, daß Sie mal tüchtig in die Patſche laufen, fiel die Frau von Quilitz ein. Störriger Volk giebt es im ganzen Kreiſe nicht. Sie haben keinen Reſpekt vor der Herrſchaft, weil mein Mann zu gut iſt. Es ſind wahre Republikaner.“

„Kommt die Thorheit auch hier vor!“ ſagte der Colonel.

„Was meinen Sie mit dem Wort: unter dieſen Umſtänden?“ fragte der Hofmarſchall.

Der Colonel war aufgeſtanden: „Ich habe keinen Grund ein Geheimniß daraus zu machen. Verſprengte Soldaten Ihrer Armee aus Lübeck, andere aus Colberg führen jenſeits der Oder einen kleinen Krieg gegen unſere Truppen. Ein gewiſſer Skill oder Skiel, ein Aventurier, commandirt ſie: ſie überfallen Transporte und unternehmen auch Anfälle auf ſchwache Garniſonen. Dieſe Neckereien ſchaden nicht viel, aber ſie erbittern. Sie können nur gefährlich werden, wo die Bevölkerung unruhig iſt. Ich hoffe doch, daß wir hier nichts zu beſorgen haben —“

„Sie werden ſich doch nicht über die Oder wagen!“

„Es iſt nicht wahrſcheinlich, aber nicht unmöglich. Wenn ich hoffte, daß wir nichts zu beſorgen haben, ſo meinte ich unſre freundlichen Wirthe in dieſer Provinz. Wir lieben nicht den kleinen Krieg, aber fürchten ihn auch nicht. Wenn er Ernſt würde, würden wir ihm einen Ernſt zeigen, der ihm ſchnell ein Ende macht. Dazu bin ich hier.“ Sein Degen raſſelte dabei an der Seite, wohl unwillkürlich.

Die Damen ſahen ſich erſchrocken an. Der Hofmarſchall war es mehr als ſie, aber er hatte ſeine weiße Salbe zur Hand. Er proteſtirte für die Friedfertigkeit und Loyalität der Kreisbewohner und ſchloß: „Wir lieben unſern König aufs Innigſte, wir beten für ſein Glück und darum für den Frieden, aber —“

„Sie billigen keine Thorheit, unterbrach ihn der Obriſt. Ich nehme Ihr Wort als Pfand; Ihre Bauern werden

vernünftig ſein und ſich dabei gut ſtehn. Unſere Officiere werden jeden Exceß, den unſere Truppen begehen, exemplariſch ſtrafen, aber wehe dem, der ſich zu Exceſſen und Revolten gegen des Kaiſers Truppen hinreißen läßt. Geben Monſieur mir auch das Wort, daß Ihre Edelleute hier ihre Schuldigkeit thun werden?"

Der Hofmarſchall verſicherte, daß die Edelleute zu guter Geſinnung und zu klug wären, um einen ſolchen Wahnſinn zu begünſtigen.

„Dem Himmel ſei Dank, entgegnete der Franzos; wir finden hier nur ſehr vernünftige Leute. Aber die meiſten Landedelleute, ſagt man mir, waren Officiere. Im alten Militair revoltirt oft das Ehrgefühl gegen die Vernunft. Man nennt mir einen Major von Kar — Quar — verzeihen Sie, Ihre Namen ſind unſerer Zunge zu ſchwer —"

„Ein Mann von der loyalſten Geſinnung und Treue, der nichts thun würde, was ihm nicht ſein König ausdrücklich befiehlt; dieſer König hat ihn aus dem Dienſt entlaſſen. Uebrigens hat er das Podagra, er iſt mein Vetter. Herr Colonel befinden ſich im Hauſe ſeiner Gemahlin. Meine Couſine wird Herrn Colonel verſichern, daß ihr Gemahl niemals ein Aufrührer werden kann."

Die arme Frau von Ilitz! Wie war alles Blut aus ihrem Geſichte! Wie hatte ſie unwillkürlich die Hände gefaltet und wollte ſprechen, aber ſie brachte keinen Laut heraus. Sie ſah ſchon ihren Mann auf die nächſte Feſtung geſchleppt. Der Obriſt kam ihr freundlich zu Hülfe:

„Mögen andere Nationen nur Männer zur Bürg-

ſchaft zulaſſen, uns genügt die der Damen für ihre Männer. Vermelden Sie, Madame, Ihrem Herrn Gemahl unbekannter Weiſe meinen Reſpect. — Ich würde, ſetzte er hinzu, ſchon um deswillen hier keinem Argwohn Raum geben, weil ich Ihre jungen Officiere in ſo kameradlichem Verkehr mit den unſern ſehe. Ja, mein Adjutant ſagte mir, einer habe ſich unter der Hand erkundigen laſſen, ob und unter welchen Bedingungen man in der großen Armee Preußiſche Officiere aufnehmen würde? Das iſt in der That mehr als ich erwartet hatte."

Vielleicht war es, um die Stimmung zu prüfen, vielleicht auch ohne Abſicht hingeworfen. Er ſah eine Wirkung, die er nicht erwartet hatte. Selbſt dem Hofmarſchall entfuhr es: „der Junge wird doch nicht verrückt ſein!" Sogar die Generalin zuckte zuſammen: „hat ſie's ſo weit getrieben!"

Die Disharmonie, die er hervorgerufen, lag nicht in der Abſicht des Colonel: „Meine Damen, ſollte der junge Mann Sie näher angehen, meine Verſicherung, daß ich nichts Näheres weiß. Mag es doch auch nur Plaiſanterie ſeiner Kameraden ſein. Und bekümmerte Sie ſein Entſchluß, ſo beruhige es Sie, daß wer ſich bei uns zum Dienſt meldet, noch nicht angenommen iſt."

Der Colonel war gegangen. Die Generalin fand auch für nöthig nach Hauſe zu eilen.

„Der ſtört uns noch hier die Aſſiette, Mesdames, wenn man ſich da nicht vorſieht," hatte ſie beim raſchen Abſchied geſagt. Der Hofmarſchall führte ſie hinaus, aber es war eine andere Manier:

„Madame, ſagte er an der Treppe, ſprechen ja wohl am beſten holländiſch?“

Sie ſah ihn zweifelhaft an: „Monsieur le maréchal —“

„Quälen Sie ſich nicht.“

„Weil mein lieber Mann, der doch in holländiſchen Dienſten ſtand, und wir ſind, wie Sie wiſſen, jetzt franzöſiſch —

„Drum werd ich mir erlauben, Frau Generalin heut Nachmittag auf ein Stündchen zu beſuchen, wo wir ehrlich holländiſch und ehrlich deutſch mit einander reden wollen.“

„Es wird mir zur größten Ehre gereichen.“

„Und zu Ihrem Vortheil, meine Frau Generalin, wenn wir uns verſtehen. Ihre Comteſſe Nièce —“

Sie ſah ihn fragend an.

„Wird Ihnen doch Ordre pariren, wenn Sie mit ihr auch holländiſch ſprechen?“

„Ach, ſie iſt zuweilen rabbiat. 's iſt nicht mit ihr auskommen. Hat ſie ſich was in den Kopf geſetzt, o Jemine. Ich ſage ihr ja, mit dem Cornet, Du bringſt uns alle ins Unglück. Das geht hier nicht ſo, wie — und wozu? Da möchte ſie Kobolds vor Lachen ſchießen —“

„Das ſoll der Comteſſe d'Aiguillon frei ſtehen, aber erſtens, den Cornet muß ſie loslaſſen, zweitens, die Franzoſen brauchen keine Werber. Verſtehen Sie mich? hier giebts Gerichte und Obrigkeiten. — Verſtehen Sie mich?“

„Ich glaube den Herrn Hofmarſchall zu verſtehen.“

„Und drittens, will es mich bedünken, als hätte ich meine Frau Generalin ſchon im Leben geſehen. — Still!

Hier wäre doch noch Eigenthümliches zu ſuchen. Stelle einen Hogarth — vorausgeſchickt, daß er einen Platz findet — hin, und die Phyſiognomieen der Ankommenden und der Empfangenden liefern ein neues Blatt zu ſeinen Carikaturen mit der Unterſchrift: „Wie wirſt du betrogen werden?“ und „Wie wirſt du betrügen?“ — Vier Wagen, jeder ein Repräſentant der vereinigten drei Königreiche, raſſeln in Zeit einer Viertelſtunde in den dunkeln Hof. Achtzehn Perſonen mindeſtens winden ſich aus dem Schlangendarm jeder Diligence; da ſtudire man die Völker! Vom neugierigen Juden bis zum phlegmatiſchen Engländer, vom Lockenkopf der Schönen aus der Provinz, die hier ihr Glück ſucht, bis zum kalmückiſchen Großen. Kaufmann und wiſſenſchaftlicher Reiſender, überall ein Ausdruck, nur in tauſend Schattirungen — die Erwartung! Wie ſieht die Hauptſtadt der Welt aus? Wie wirſt du empfangen werden? O, es iſt ein eigenes Gefühl, wenn man zum erſten Mal durch die Barrieren rollt und Pariſer Straßenpflaſter unter ſich fühlt. Gleichen wir nicht alle jenem Potentaten, der London ſeinetwegen erleuchtet glaubte? Die Enttäuſchung kommt nur zu bald.

Und doch, Eitelkeit, wer dich feſt halten will,

Mäuschen still wollen wir Beide bleiben, das ist so am Besten, um ihre Nièce, die Comteß, nicht zu alteriren. Wenn das liebe Kind etwa Zutritt hätte beim Herr Intendanten, vielleicht ist sie mit ihm verwandt, und ein Wort einfließen lassen könnte in Dingen, die ich Ihnen lieber heimlich sagen werde, dann meine Frau Generalin kann Alles nach Ihrem Wunsch, verstehen Sie mich, in der Assiette bleiben. Bis dahin, meine Frau Generalin, habe ich die Ehre, mich Ihnen ganz gehorsamst zu empfehlen."

Er verbeugte sich sehr tief an der Treppe, sie knixte noch tiefer; er hielt dafür, daß die Generalin den Weg nach Hause jetzt ganz gut allein finden werde.

Malchen war unbemerkt aus dem Zimmer verschwunden, als die Andern sie suchten. Die Frau von Ilitz war weinend auf das harte Sopha gesunken: „Wenn mein Mann das erfährt!"

Die Hofmarschallin ajustirte ihre Toilette vor dem Spiegel. In der Kristalleinfassung, die sie zu vielfach wiederspiegelte, mußte ihre geröthete Nase sie unangenehm ansehn. Sie wandte sich verdrießlich ab: „Ja, ja, meine liebe Frau Majorin, das kommt davon, wenn man Töchter mit rothen Backen hat, die die Leute hübsch nennen, und nicht vorsichtig ist. Warum hat man den jungen Hurlebusch so verzogen, die Leute haben sich genug darüber aufgehalten. Undank ist der Welt Lohn. Die Malchen ist ja noch ein Kind, und so ernst wirds nicht gewesen sein, ich will's wenigstens hoffen. Hasenscharten und Liebeswunden wachsen mit den Jahren aus; und bis sie

unter die Haube kommt, ist das Gerede auch vergessen. Was die Leute reden, Sie haben recht, das ist Wind, aber 's ist ein unangenehmer Wind, und wer steht denn gern und läßt sich anblasen, wenn er in der warmen Stube sitzen könnte. Das hätten wir können, nehmen Sie mir's nicht übel, wenn Cousinchen Carolinchen den Herrn von Quirit; genommen; da saßen wir so warm, daß der Wind gar nicht zu blasen wagte. So was kommt nicht alle Tage wieder. Aber Cousinchen hatte Recht; ästhetisch war er nicht gebildet, und stottert auch etwas. Und man will seinen Mann doch auch in der Gesellschaft präsentiren. — Nicht wahr, Minchen, der französische Obrist, das wäre ein Mann, der sich präsentiren läßt! Nehmen Sie sich in Acht, er warf ganz besondere Blicke auf mein Cousinchen. Oder irrte ich mich, war's auf Sie, Carolinchen?"

„Mich dünkt, sagte Minchen, er sah immer die gnädige Tante an, oder war's die Generalin?"

„Ach, Kinder, wenn nur nicht Krieg wäre und die Franzosen! jammerte die Frau von Jlitz; es war alles so hübsch bei uns."

„Und wird schon wieder hübsch werden, sagte die Hofmarschallin, als ihr Gatte eintrat, um ihr den Arm zu bieten. Und wenn sie die Madchen nicht curiren können, schicken Sie sie zu uns nach Quilitz. Meine Jungen sollen mit ihr tollen, daß sie wieder ein Kind wird."

„Und Alles, Mesdames, wird sich schon arrangiren, wenn man nur vorsichtig zu Werke geht, setzte der Herr von Quilitz hinzu. Aber beim Ball dürfen Sie nicht fehlen."

Die Luft war frei. Alle fühlten es und athmeten auf. Der Mutter ſtürzten die Thränen aus den Augen: „Ich weiß nicht, was ſchlimmer iſt. Wenn man noch ſolche Reden hören muß!“ Caroline kehrte ſich vom Fenſter um: „Warum hören wir ſie! Vater ſagt, die Queiſte ſind ein Kammerdienergeſchlecht, und Keiner verleugnet ſeinen Urſprung.“

Vierzehntes Kapitel.

Malchen.

Im Erkerstübchen des deutschen Hauses saß der Candidat und dachte seiner Lage nach. Wer war er und was war er hier? — Raum aus Gnaden, so schien es, in der Ilitzer Familie aufgenommen, weil er seinem vorigen Herrn unbequem geworden, von dem adelsstolzen Major noch eben empfindlich auf seine demüthige Stellung zurückgewiesen, war er plötzlich mit einem Auftrage betraut, den ein Familienvater nur dem nächsten bewährtesten Blutsverwandten und Freunde überträgt. Nicht allein das Herzensverhältniß einer geliebten Tochter sollte der junge Mann überwachen und zu lösen suchen, einwirken auf das Schicksal eines jungen trotzigen Verwandten, ihn überreden, nöthigen, zwingen, eine andere Lebensbahn einzuschlagen, auch zum Ehrenwächter über seine Familie hatte ihn der Major gesetzt. Noch am Morgen hatte er ihm Aufträge gegeben, daß er ihr Benehmen beobachten und reguliren solle, weil — seine gute Frau sich nicht immer in die Verhältnisse zu finden wisse. Kannte er denn diese Verhältnisse, die möglichen Conflicte, in welche man in der schwe en Zeit gerathen

mochte? — Und nicht einmal specielle Anweisungen waren ihm ertheilt, es war alles seinem Ermessen, seinem Urtheil überlassen.

Woher dies ungemessene Vertrauen? Etwa seiner Kenntnisse, seiner Bildung wegen? — Auf die gab der Major nichts. Um seines Charakters willen? — Den hatte er noch nicht erprüft. Je mehr er darüber nachdachte, kam er zu dem demüthigenden Schlusse: es war nicht er, der Mensch, der denkende, gebildete, unterrichtete junge Mann, nicht der Bürger des Staates, es waren nicht seine redlichen Gesinnungen, nicht sein Geist, was ihm das verschafft, sondern allein der zufällige Umstand, daß das Consistorium ihn vor der Zeit ordiniren lassen, um einen tauben Prediger in seinem Amt zu unterstützen. Er, und alles Bessere, was er in sich fühlte, war vor dem Mann gleich Null; nur des Edelmannes Respect vor dem geistlichen Stand war auch auf ihn übergegangen. Hätte ein Luftzug, ein Bad, ihm die Weihe nehmen können, so war er wieder vor ihm — ein Nichts. — Aber lag nicht auch nebenher in der Ausdehnung des ihm geschenkten Vertrauens eine Mißachtung? Der Herr von Quarbitz würde sich sehr bedacht haben, einem ihm an Stande Gleichstehenden so zarte Aufträge anzuvertrauen, ihn so tief in seine Familienverhältnisse blicken zu lassen. Es war der ganze Hochmuth des alten Edelmannes, der ihn als nichts, als ein leeres Gefäß betrachtete, in das er ohne Gefahr Alles schütten konnte, was ihn bewegte. Er war zu seinem Instrumente geweiht, weil der Edelmann sich nicht einbildete, daß er

ſelbſt, auf eigene Hand, für ſich, Antheil daran nehmen, Empfindung dafür haben könne. So kannte man in den Familien der alten franzöſiſchen Ariſtokratie keine Scheu und Rückſicht vor der Dienerſchaft, vor ihr ſprach, that, verrichteten die Familienglieder, was ſie vor jedem gleichgeſtellten Fremden Scheu getragen hätten nur zu erwähnen. Es waren für ſie nicht menſchlich fühlende Glieder, ſie galten nur als ein Geräth des Hauſes.

Seine Empfindlichkeit machte den Candidaten doch vielleicht ungerecht. Einem Rationaliſten würde der Major nicht viel Vertrauen geſchenkt, einem Informater von den Anſichten ſeines Predigers Faßbinder nicht den Auftrag ertheilt haben.

„An welchem Schöpfungstage ſtreute der Herr dies Samenkorn aus, das ſo fruchtbar in der Creatur, die er zu ſeinem Ebenbilde beſtimmt, gewuchert hat? Dieſe Herrſchbegier, die allein den Strahl der Sonne trinkend, unter ſich nur Gewürm, Zahlen, Sandkörner erblicken möchte? Es kann doch nicht Angewöhnung, es muß Natur ſein, wo daſſelbe ſich zeigt, von der Stube der Werkmeiſter an, wo der Geſell den Burſchen knechtet, der Burſch', ein halb Jahr älter, den Neuling, vom Bauern an, der mit tiefer Verachtung auf die Colonen und kleinen Leute niederblickt, bis da oben hinauf, wo ſie ſich die Auserwählten, die allein von Gott Begnadigten wähnen. Wäre es ein Kern der Frucht, die die Schlange angegeifert? — Nein! die Ader iſts, die durch die ganze Welt pulſt, die die Menſchheit zu großen Thaten förderte. Das kann nicht vom Satan ſein! Sie alle, die

wir Wohlthäter unſeres Geſchlechts nennen, wollten hinanklimmen zu den ſchwindelnden Wolkenſitzen, zu den ſtarren Felsgipfeln, von wo die Erde ſo klein erſcheint. Sie traf dann der Blitz, Strafe für ihre Vermeſſenheit, uns aber zeigten ſie den Weg. Nur der Eine nicht, er überhob ſich nicht. Er rief die Kindlein zu ſich, auch die Zöllner und Schächer, er lehrte, daß der Geringſte dem Höchſten gleich vor dem Ewigen, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr kommt, als ein Reicher ins Himmelreich, der verlorne Sohn dem Vater theurer iſt, als der nie ſtrauchelte und irrte, das verlorene Schaf lieber dem Herrn als zehn Tauſend, die immer dem Hirten folgten. Dem, ſeiner Lehre ſollen wir nachfolgen! Und wo blieb ſie unter denen, die auf ſeine Worte ſchwören? Was haben ſeine falſchen Propheten daraus gereutelt? Daß wir uns alle fühlen ſollen als Nullen; nicht vor ihm, dem Herrn über der Welt, ſondern vor den Herren und Herrſchaften in der Welt! — Wäre dies das Alpha und das Omega, das Ziel der Ziele, des Kreislaufs Ausgang, daß wir wieder am Eingange ſtänden?“

So etwa hätten des Candidaten nicht ausgeſprochene Worte geklungen, aber die bittere Reflexion ſchien von ganz andern Phantaſien accompagnirt zu werden. Auf ſeiner Stirn lagerten ſich nicht Runzeln düſtern Zweifels, ſie war glatt wie von innerer Zufriedenheit. Wer iſt nicht zufrieden, wenn ihm etwas nach langer, ſchwieriger Thätigkeit gelungen, auch wenn das Reſultat, betrachtet zum Ganzen, geringfügig iſt. Das erhält Parteien aufrecht,

die nicht zum Ziele gelangen, daß ſie auf dem Wege dahin einzelne Siege erfechten. Unſre geiſtigen Lebensregungen ſind ſie nicht auch wie die Parteien? Wenn auch keiner je das erreicht, worauf er in der Jugend ausging, unterweges glückt ihnen doch hier und dort etwas, oft das Entgegengeſetzte von dem, was er gewollt, aber das Gelingen ſtärkt ſeine Kraft. Ein Thor iſt, wer nach Schätzen gräbt und froh iſt, wenn er Regenwürmer findet; wer aber, wenn er im ſonneverbrannten Gebirg nach edlen Metallen gräbt, eine friſche Quelle findet, die dem Verſchmachtenden den Durſt ſtillt, und nicht darüber froh wäre, der wäre kein Menſch.

Er war an's Fenſter getreten. Ein wunderbares Wetter war es, ein April im Winter. Es hatte zu ſchneien aufgehört, und aus dem blauen Himmel ſtrahlte die klare Sonne auf die beſchneiten Dächer, Höfe, Straßen; ein ſchöner, faſt ein maleriſcher Anblick: die alten Baulichkeiten, die gezackten Giebelränder, die Holzgalerien der Hinterhäuſer, in ſcharfen dunkeln Linien abſtechend gegen die helle Schneelaſt, die ſie drückte, um doch ſchon in kryſtallenen Tropfenfall ſich aufzulöſen, Perlen, von der Sonne beſchienen. Wenn ſie einige Stunden fortſchien, zerſtörte ſie ihr eigenes Schauſpiel, denn auf dem Boden trat ſchon unter den Fußtritten der ſchwarze Koth hervor.

Vom Erkerfenſter war eine weite weiße Fernſicht in die Felder; aber ſie ging auch auf die Höfe. Der Candidat richtete ſein ſcharfes Auge nicht zum erſten Mal auf den des Hauſes, in welchem der Bürgermeiſter

wohnte. In alter Art lief eine übergekragte Holzgalerie um das Innere deſſelben. Die Sonne ſchien gerade hell darauf, als eine elegante, weibliche Geſtalt hinter einem Pfeiler eine Nußſchale in den Hof hinunter warf; dann trat ſie ſeitwärts zurück, und er ſah nur noch, wie ſie mit dem Tuche nach einer andern Richtung wehte. Aus der Seitengaſſe kam ein junger Mann. Noch ein Mal blickte er, an die Ecke eines Hauſes gelehnt, zurück, dann taumelte er mehr als er ging. Die Mittagsſonne ſchien auch hell auf ſein blühendes Geſicht, die Augen ſchienen es mit der Sonne aufnehmen zu wollen. Die offene Luft ſpottete des Winters.

„Unglücklicher, entfuhr es dem Candidaten, vielleicht eilſt Du jetzt der entſetzlichſten Stunde Deines Lebens entgegen! — Daß die Natur ſo ſchöpferiſch an Qualen iſt, die ſie unſrer Schwäche bereitete und die, welche der Seele eine Todesangſt auspreſſen, noch die Schmerzen des Körpers überbieten!“

Da klopfte es leiſe an die Thür, ſie öffnete ſich eben ſo leiſe, und eine ſchüchterne Stimme fragte: „Sind Sie allein, Herr Maurin?“

„Fräulein Amalie!“

Sie war im Zimmer. Die Thür blieb halb auf. Sie ſah ihn ängſtlich an und ſenkte wieder die Augen, halb ſetzte ſie ſich, halb ſank ſie auf einen Stuhl in der Mitte des Zimmers. Der Candidat ſchien in Zweifel, ob er die Thür zumachen ſolle. Sie verſtand ihn:

„Ich muß, ich muß! — Es geht nicht anders. —

Sie werden uns nicht ſtören, es iſt eine große Geſellſchaft unten."

„Sie armes Kind!" ſagte der Candidat aus ganzem Herzen.

„Ja, ſo iſt's recht. Betrachten Sie mich als ein Kind. Ich bin's auch noch. Aber — aber es will mir das Herz ſprengen — nur das nicht!"

„Es wird ſich doch Alles vielleicht noch zum Guten fügen, für Sie, für uns alle."

Sie hielt die Hände vor's Geſicht, um ſich Muth zum Sprechen zu machen:

„Sie halten mich vielleicht für recht albern. Sie meinen, ich könnte noch mit der Puppe ſpielen. Aber wenn man eine Puppe recht lieb hat, weint man um ſie, wenn ſie zerbricht, als wenn ſie ein lebendiger Menſch wäre."

„Die Thränen, Fräulein Malchen, gab uns Gott, den Erwachſenen wie den Kindern. Weh denen, die in ihrem Schmerz keine Thränen finden. Wir dürfen uns ausweinen, damit es in uns klar wird. Alsdann ſehen wir die Dinge anders an als vorhin. Was uns ſchön dünkte, kommt uns dann wohl gar häßlich vor, und was uns mißfiel, davon bemerken wir wohl Manches, was uns nun gefällt."

Sie ſchüttelte leiſe das Köpfchen, als habe der Candidat nicht getroffen was ſie bewegte.

„Um in Ihrem Gleichniß zu bleiben, Fräulein, wenn ein Kind die Puppe fallen läßt und ſie zerbricht, ſo iſt damit nicht alles an ihr zerbrochen und vernichtet. Eine

Paris, wo zwar keine Goldmacher exiſtiren, aber das Gold alles macht, auch hier magſt du deine Nahrung erkaufen. Machte man doch Volksjubel: *Vive la République! A la lanterne! Vive l'Empereur* und *Vivent les Bourbons!* alles für daſſelbe Geld. Warum ſollte ein Unbekannter ſich nicht auch Ruf, Empfang, Bewunderung kaufen können? Geſchickte Mäkler fehlen an der Seine nicht. Und drängen ſie ſich nicht von ſelbſt den achtzehn Einwohnern des langen Poſtdarms entgegen?

Hier ſchiebt ein Commiſſionair den andern fort; kaum, daß der Fremde durch Beide ſich Platz macht zum empfohlenen Freunde, der ihn erwartet. Man braucht kein Geld zu bieten und kann doch die Taſchen füllen mit — Recommandationskarten. Hier berührt eine Schöne verſtohlen unſere Hand, während auf der andern ein Arzt, „der die ſtrengſte Verſchwiegenheit gelobt," ſeine Adreſſe für wichtige Fälle uns zuſteckt. Fiaker wollen uns nach dem beſten Hotel fahren, doch Laſtträger faſſen ſchon mit geübter Hand den Koffer, weil den Effekten das Tragen weit zuträglicher ſei. Glücklich, daß ein Douanier noch zeitig uns zu Hülfe ſpringt, freilich nur, um mit aller Höflichkeit

ſorgſame Mutter nimmt ſie wieder auf, ſie pflegt die Puppe, wenn man es ſo nennen will, und unter geſchickter Hand wird ſie wieder neu, eine andre —"

„Wir wollen aus dem Gleichniß fort, lieber Herr Mauriz, unterbrach ihn Malchen mit einem ſo klaren Blick, als hätten die Thränen die Wirkung gehabt, von der er eben ſprach. Mein Vater vertraut Ihnen, ich traue Niemand mehr als meinem Vater, alſo vertraue ich auch Ihnen ganz. — Ich liebe Theodor nicht mehr —"

Wenn der junge Mann vielleicht ſelbſt damals die Liebe noch nicht anders kannte als aus dem Ovid, ſo hatte er doch ſchon bedeutende Studien über die Liebe durch die vertrauenden oder unwillkürlichen Mittheilungen des Kindes gemacht. Er glaubte ihrer Verſicherung nicht. Er ſprach es nicht aus, ſein Blick ſagte es. Und ſie verſtand den Blick vollkommen.

„Neulich im Walde, als ich aufſchrie, war ich ein Kind. Wenn ich da geſagt hätte, nun liebe ich ihn nicht mehr, hätten Sie mir nicht glauben dürfen. Es war wie ein giftiger Stich, es war ordentlich wie Haß. Aber ich glaube jetzt, man kann haſſen und doch dabei liebhaben. Da hatte ich bald tauſend Entſchuldigungsgründe für ihn."

„Er iſt leichtſinnig, Fräulein, im höchſten Grade leichtſinnig. Die Frauen haben ihn verwöhnt und die Schule der jungen Officiere iſt eine ſchlimme für einen jungen Mann ohne feſte Grundſätze. Aber wer ſich verführen läßt, iſt darum noch nicht verdorben. Die bittern Erfahrungen, die ihm da bevorſtehen, die Leiden, Entbehrungen, Täuſchungen ſtählen oft die Seele, daß ſie

aufſchnellt, die Schlacken von ſich wirft, und das edle Metall klingt und ſtrahlt —"

„Das wünſche ich Theodor von ganzem Herzen, unterbrach ſie ihn mit feſter Stimme. Wenn zu ſo etwas ein Gebet zum lieben Gott hülfe, ſo würde ich Sie bitten, Herr Mauritz, mit mir zu beten. O ja, ich wünſche ihm alles Gute, glauben Sie es mir, daß es ihm auch licht werde vor den Augen des Geiſtes, wie Sie einmal predigten, ich weiß die Worte noch: daß der Strahl der Gnade niederſchieße in ſein verwüſtetes Daſein, daß er fühle, wozu Gott die Creatur Menſch erſchaffen; ſie ſolle den Blick erheben zu ſeinem Auge, das die Welt erleuchtet und wärmt, zu den Sternen, die er am Firmament geſäet, daß wir auch in der Finſterniß an ihn glauben; ſie ſolle nicht kreuchen wie das Thier, ſondern aufrecht gehen und aufrecht jedem Mitgebornen ins Geſicht ſehen, nicht auf den Genuß ſich ſtürzen, ſondern den Geber aller guten und vollkommenen Gaben preiſend, ſo genießen, wie es ſeinem Ebenbilde ziemt. — Ich weiß alles das noch, aber —"

„Die Art, wie er ſich Ihrer Familie vorſtellte, einer Familie, der er Alles verdankt —"

„Nein, Herr Mauritz, ich meine — ich weiß es nicht — aber mir iſt ſo, als ob auch die Dankbarkeit eine Grenze hat."

„Wie kommen Sie darauf, liebes Kind?"

„Ich glaube, ich habe es von Ihnen. Sie müſſen ſchon einmal ſo etwas von der Kanzel geſagt haben: daß der Menſch auch eine Verpflichtung hat gegen ſich ſelbſt,

ſeine eigene Menſchenwürde zu erhalten. Es iſt nicht jetzt, damals ſchon dachte ich, wenn ſie ſo alle auf den armen Jungen einſtürmten, daß er immer gedenken ſollte, was er uns verdankt, und was er wäre, wenn wir das nicht gethan — er kam mir manchmal wie ein Gefangener vor, und ich hätte ihn gern frei gemacht. Und als des Königs Officier unter ſeinen Cameraden, wie manchen Spott mochte er aushalten müſſen!"

„Rechtfertigt ihn das? Iſt es nur entſchuldbar, daß er das Band der Liebe, was Sie Alle um ihn geſchlungen, ſo ſchonungslos zerriß? Jetzt, wo er weiß, daß die ganze Familie hergekommen war, um ſich ſeiner anzunehmen, durfte er da ſo vor Ihnen erſcheinen, wie er gethan? Mußten Sie ihn nicht bitten laſſen, bis er nur kam!"

„Er ſchämte ſich, Herr Maurit. Als der Vater ihm die Thür wies, ihn in's Elend ſtieß, verbot, wieder ihm unter die Augen zu treten, bis er ſeine Ehre wieder gewonnen, hatten wir nicht da ſchon das Band zerriſſen?"

„Ich brauche Sie nicht daran zu erinnern, daß Sie, die Mutter, Ihre Schweſtern, es ihm zehnfach wieder gut gethan, was der Vater in raſcher Aufwallung verſehen. Gegen Sie hatte er heilige Pflichten, die, wenn ein edler Sinn in ihm lebte, alle anderen Rückſichten beſiegen mußten."

Sie ſchien nachdenkend. „Alle? — Keiner wollte ihn ja. War Theodor etwa feig geweſen? Liebte er nicht ſeinen König und ſein Land, wäre er nicht gern

für ſie den Heldentod geſtorben? und nun verſpottet, verlacht! Ach, Herr Mauritz, darf man da nicht auch lachen! Das iſt das Gelächter der Verzweiflung! Ich begreife es, ich verzeihe ihm, daß er trinkt, lärmt, ſingt. Ich verzeihe ihm wie er bei uns auflachte, renommirte, auf's Klavier trommelte. Es zerriß mir das Herz, aber — da hätte ich ihm noch können um den Hals fallen und ihn bitten, rette Dich, lieber Junge, vor Dir ſelbſt. Er wollte ſich ja nur vor ſich verbergen. Ich dachte daran, was Vater einmal vorlas von Einem, der todkrank, melancholiſch war, und darum ſich in die Harlequinsjacke ſteckte, und alle, die ihn ſahen, zum Todlachen beluſtigte, damit ſie nur nicht ſähen, wie das Herz in ihm brach."

„Es iſt viel gethan und geſprochen worden, ihn zu retten. Wir hofften, ſo lange er Ausflüchte machte, toll ſich gebärdete, uns zum Beſten hatte. Wir hofften, wie Sie, liebes Mädchen, daß er ſich ſchlimmer vor uns zeigen wolle, als er war, und der Moment kommen würde, wo ſein Herz bloß läge. Wir hofften, ſo lange der Irrſinn dauerte, denn es giebt Naturen, und ſie ſind nicht die ſchlechteſten, die wie ein Vulcan toben müſſen, — dann zückt wohl ein helles Himmelslicht durch die weiße Flamme und aus dem zerſtörenden Brande wird ein wärmendes Feuer. Theodor war eine ſolche poetiſche Natur. — Aber als er ruhiger zuhörte, ſchwieg und nachdachte, als er uns mit Vernunftgründen antwortete, als er mir den Einwand machte, der Schulze, von dem der Vater die Summe aufnehmen will, um

ihn nach England zu ſchicken, werde ſich wohl hüten, das Geld vorzuſchießen, weil ihm der Major in jetziger Zeit nicht ſicher ſei — da gaben auch wir dieſe Hoffnung auf."

Das Kind hatte ihre Stirn auf den Arm gedrückt, damit der Redner das feuchte Auge nicht ſähe, aber er hörte, was ſie tonlos vor ſich ſprach: „Da habe ich ihn auch aufgegeben."

Es war eine peinliche Pauſe. Noch hatte er, noch hatte ſie vermieden den Gegenſtand zu nennen, um den das Geſpräch ſich drehte, und es ſchien ſchon zu Ende, als ſie aufſtand und ihm freundlich die Hand reichte.

„Leben Sie wohl, Herr Mauritz. Verzeihen Sie mein Geplapper, und warum ich kam, habe ich Ihnen noch nicht einmal geſagt. Wenn ſie ihn liebt, wenn ſie ihn glücklich machen kann, will, die ſchöne Franzöſin — dann will ich auch glücklich ſein. Er liebt mich nicht, er hat mich nie geliebt, das weiß ich jetzt. Ich weiß ja nun, daß es eine Krankheit iſt, die, wenn ſie zum Ausbruch kommt, Raſerei wird, daß man nicht mitfühlen, daß man mit dem Befallenen nur Mitleid empfinden kann. Gott bewahre mich vor dieſer Raſerei."

„Und wenn Theodor nun von ihr geheilt, ganz geheilt würde?"

„So will ich mich herzinnig freuen für meinen alten lieben Spielgenoſſen; aber wir können nicht mehr mit einander ſpielen, wir gehören nicht mehr zu einander. Wer einmal wahnſinnig geweſen, ſoll Rückfälle bekommen können, und das wäre entſetzlich. Wenn Sie ihn

ſprächen, wenn er zur Beſinnung käme, ſagen Sie ihm das von mir. Die Kugel da an den Blutſteinen ging durch unſer Bild, wir ſind geſchieden.“

„Kommen Sie darum zu mir, Amalie? — Wenn nun die Kur ſehr nahe bevorſtände? Morgen, vielleicht heute ſchon? Es wird eine heftige, ſchmerzliche ſein, mehr darf ich Ihnen davon nicht ſagen, die Verhältniſſe verbieten es. Aber ich bin gewiß, er wird von ſeiner Leidenſchaft gründlich geheilt werden, wahrſcheinlich wird er in ſeinem Schmerze in eine neue Raſerei verfallen, aber die iſt vorübergehend, und er wird die Franzöſin dann vielleicht ſo haſſen, verabſcheuen, wie er ſie jetzt anbetet.“

„Die Franzöſin? rief Malchen mit ſtrahlendem Auge und ſich aufrichtend. O pfui! Was kann das arme, ſchöne Mädchen dafür! Die Franzoſen ſoll er haſſen, ſich frei machen von ſeinem Ehrenworte, ſeinen Degen ſich zurückgeben laſſen, und — und — Sie verſtehen mich beſſer, als ich es ausſprechen kann.“

Halb verſtand er ſie. Hier war ein Mißverſtändniß.

Darum kamen Sie zu mir?

„Darum, lieber Mauritz. Ja, ich liebe ihn noch, als meinen lieben Couſin, dem ich von Jugend auf gut war, meinen Schulgenoſſen, und ward er mir auch ganz gleichgültig, und mag er ſein Herz verſchenkt haben an eine, an zehn andre, das iſt mir nicht gleichgültig, daß er unter den Franzoſen gegen ſeinen König, ſein Vaterland dient. Ich kann's auch nicht glauben, was ſie unten erzählten; aber ſie glauben es, an ihren Mienen ſah ich's; das darf, das kann, das wird nicht ſein.

Meinem Vater bräch's das Herz, unauslöſchliche Schande brächte es auf unſre ganze Familie. Lieber, beſter Herr Mauritz, ſehen Sie mich nicht ſo zweifelnd an, es iſt ſo, er hat ſich erkundigen laſſen, wie man da Dienſte nimmt. Hindern Sie es, fallen ſie ihm in den Arm, wenn er unterſchreiben will, erſinnen, erfinden Sie etwas —"

Er hielt ihre Hand und drückte ſie in der ſeinen: „Das alſo! — Hier mein Wort! Er ſoll kein Verräther an ſeinem Vaterlande werden. Mit der franzöſiſchen Circe wird er auch die Verlockung von ſich ſtoßen. Fräulein, ich bin Bürge dafür. Was dann weiter, da wollen wir beide ſorgen."

Unten ward es jetzt laut, die Geſellſchaft verließ das Haus. Einen unbeſchreiblichen Blick des Dankes warf ihm Malchen zu, legte den Finger an den Mund, und verſchwand, um, am Geländer horchend, den Augenblick zu erpaſſen, wo ſie unbemerkt hinunterglitt.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Wetterſtrahl im Rathskeller.

In der Kellerſtube des Rathhauſes, die wir aus der Beſchreibung der Ilitzer Botenfrau kennen, finden wir heut zwei Beſucher. Es war noch heller Tag, und das Sonnenlicht drang durch die kleinen Fenſter in das Gewölbe, daß man noch nicht nöthig gefunden, die Hängelampe anzuzünden. Darum ſah es aber weder hell noch gemüthlich aus.

Auf dem Ledercanapé an der Wand lag der Lieutenant Wolfskehl von Nitzenguitz, das blaſſe Geſicht, wie von einer durchſchwärmten Nacht, im Arme ſtützend. Am Tiſche ſaß ein Cavalier mit kothbeſprützten Stiefeln und ſtärkte ſich von der Erſchöpfung eines langen Rittes im ſchlechten Wetter bei einer Flaſche Madeira. Trotz des Johanniterkreuzes, das unter dem Oberrock zum Vorſchein kam, war es keine ritterliche Geſtalt; ſie näherte ſich mehr dem Pygmäengeſchlecht, das blonde Haar dem brennenden Roth, aber das durch Blatternarben nicht verſchönerte Geſicht hatte doch den gewiſſen vornehmen Ausdruck, der, wenn man ihn verkennen wollte, ſich nicht verkennen ließe. Es war der Majoratserbe, Herr von Quiritz.

„Sie müſſen verteufelt geritten ſein, Herr Bruder,“ ſagte der Liegende.

„Es war kaum durchzukommen, auf Ehre, ſage ich Ihnen. Am Moltzen waren die Knüppel vom Damm geſchwemmt, ich mußte, unten am Karutz an der hohen Binde vorbei, und mein Brauner verſank bis an's Knie. Aber an der Jungfernhaide ſteht der Sand.“

„Vorher waren Sie in Berlin? Von drüben — von der Armee wiſſen ſie nichts, — die Herren von der Regierung meine ich?“

„Dürfen nichts wiſſen, nicht correſpondiren, haben ja den Franzoſen eine Art Eid ableiſten müſſen. Sage Ihnen, die grünen Tiſche ſind in Desperation. An wen ſollen ſie berichten! Die Franzoſen werfen ihre Wiſche unter den Tiſch. — Den alten Iſegrimm hätten Sie hören ſollen. — Gewiſſermaßen hat er recht.“

„Was denn?“

„Daß der König ihnen die Kammern und die ganze Schwerenoth zurückließ. Die Adminiſtrationsmaſchine geht wie am Schnürchen, brauchen nur hineinzupuſten. Der Ilitzer nennt es bald Hochverrath, bald Dummheit, und die Schafsköpfe fliegen herum.“

„Hätten ſie etwa noch die grünen Tiſche aufpacken ſollen auf die Paar Bagagewagen! Unrath iſt genug nach Preußen mitgenommen.“

„Sehr gut! Uebrigens, Herr von Ritzenguitz, hat die Sache zwei Seiten. Schaffen müßten wir auch wenn keine Kriegs-, Kammer- und Domainen-Räthe geblieben wären.“

zu visitiren, ob sich keine unversteuerten Lebensmittel durch die Barrieren geschlichen haben? An der Gränze und vor jeder Stadt visitirt, gränzt es an ein Wunder, daß noch etwas für die nicht polizeilichen Visitatoren in Paris übrig bleibt.

Das ist der erste Eindruck, den Paris gewährt. So empfing er mich, als ich vor vierzehn Tagen hier aus dem engen Gefängniß heraussprang, um ebenso heut wieder in die Orleans'sche Diligence einzusteigen. Noch dröhnte der Taumel in mir, noch fühlte ich das selige Gefühl als ich unzerrissen damals das Hotel erreichte, und der heutige Auftritt war nicht geeignet, mich aus dem Taumel vor der Abfahrt zu wecken, hätte es nicht der Stoß des Engländers gethan.

Was ist denn nun mein Glück? rief ich ärgerlich, als mich Otto aus dem Gedränge heraus, unter einen dunkeln Schuppen bugsirt hatte.

Ein Abenteuer, wie Sie es in vierzehn Tagen umsonst gesucht haben.

Und nun zu spät gefunden, sagte ich verdrießlich, mich in den großen Mantel gegen die Regenschauer einknöpfend. Lassen Sie uns hier Abschied nehmen, setzte ich hinzu, dort giebt man schon das Zeichen.

ſindel dürfe das Land nicht in Unordnung gebracht werden. Im Rücken der großen Armee iſt's leer, für ein Streifcorps, das wie der Wind hier und dort iſt, gerade Platz."

„Und Sie, was ſollen wir thun, Quirin?"

Der Angeredete ſchlürfte nachdenkend an ſeinem friſch gefüllten Glaſe: „Das, was die Andern thun, meinte ich. Wir bleiben in der Stadt, unter ihren Augen. Wenn was auf unſern Gütern paſſirt, ſind wir nicht dabei, und haben nicht Rechenſchaft dafür zu geben. Der Quilitzer iſt auch hier. Was der thut, kann man ohne Gefahr nachthun." —

Der Lieutenant gähnte wieder: „Alles iſt eitel auf der Welt. Sagt das nicht König Salomo!"

„Es muß mit dem ehemaligen Cornet Wolfskehl von Ritzenguitz weit gekommen ſein, wenn er Salomo citirt. In Berlin wußte man nur, daß er mit der Majeſtät in Berührung kam, wenn er ſich Pillen aus ſeiner Apotheke holen ließ."

„Pillen und Kugeln, geht beides durch die Gedärme, aber was bleibt? Was iſt der Champagner, wenn er im Rinnſtein ſchwimmt? Was Küſſe, wenn die Lippen müde ſind? Was iſt Ehre, was iſt preußiſche Cavallerie, was Friedrichs Taktik, was Vaterland? Was blau, roth, grün, ſchwarz, wenn wir wiſſen, dahinter wird Alles grau."

„Was Teufel, kommt das vom jungen Schwarzrock? Sie ſind mir noch Red' und Antwort ſchuldig. Als ich heut früh bei Ihnen vorritt, ſagte Ihr Kerl, Sie hätten ſich mit dem Informator ſchon eine Stunde eingeſchloſſen.

Es iſt doch der, der beim Quilitzer war, und jetzt iſt er beim Alitzer?"

„Derſelbe."

„Ließen ihn ſich kommen, um Ihnen Buße zu predigen!"

„Nein, er kam von ſelbſt. Variatio delectat, das weiß ich noch von meinem Präceptor. Nach einer tollen Nacht, wo man's bis auf die Hefe ausgetrunken, warum da nicht eine moraliſche Lection als Recreation! Es erfriſcht, macht den Geiſt klar."

„Poſſen! Iſt er vielleicht auch Arzt?"

„Nein, er will mich zu einem machen. Wir wollen Beide eine Erziehungsanſtalt anlegen für verlorne Söhne. Durch moraliſche Vorhaltungen und andre Pferdekuren wollen wir ſie auf den Weg der Tugend zurückführen, zur Sittlichkeit, zur Selbſtbeherrſchung, zur Vaterlandsliebe. 's iſt 'ne tolle Geſchichte, buchſtäblich wahr, en passant ein Spaß, ſonſt ein verteufelter Ernſt, und es thut mir nur leid, daß ich Sie nicht ins secret ziehen darf, denn es muß ein tiefes Geheimniß bleiben."

„Noch habe ich Luſt, in Ihrer Poſſe mitzuſpielen, wo die Tragödie vor der Thür ſtehen kann, ſagte der Johanniter und war aufgeſtanden. — Was ich Ihnen von den Schillſchen mittheilte, bleibt auch secret entre nous. — Ihre Parole drauf, Ritzenguitz."

Der Lieutenant reichte ihm gleichgültig den Finger mit einem „pourquoi?"

„Weil ich nicht weiß, ob ſie es uns hier nicht zur Pflicht machen könnten, davon Anzeige zu thun. Wenn

ſie die Huſaren für Brigands erklären, und damit iſt Napoleon ſehr bereit, ſo ſind alle für ſie Conſpirateurs, die um ihren Aufenthalt wußten, beſonders die, beachten Sie das, Wolfskehl, wo man Execution hinſchicken kann.“

Ein junger Menſch rannte den Johanniterritter auf der Kellertreppe beinahe um. Der aus dem Dunkeln kam, erkannte den aus dem Lichte kommenden. „Cornet Hurlebuſch! ſprach er ihm nachſehend: Was will der hier? Weiß er etwas? Das wäre einer von denen, die alles verderben können!“ Aber der Hofmarſchall, der über den Markt ging, war dem Herrn von Quiritz jetzt eine wichtigere Perſon; er eilte ihm nach.

Der junge Menſch war in das Eckzimmer geſtürzt. „Gut, da biſt Du!“ rief er beim Anblick des Lieutenants, und machte eine Bewegung mit den Armen, als wollte er die Luft an ſeine offene Bruſt drücken. Der Sonnenſtrahl, der ſchräg durch das Gewölbe auf ſein Geſicht fiel, zeigte einen Ausdruck von Wonne, der ſich nicht beſchreiben läßt. Die blauen Augen, die Lippen ſchienen die Sonnenſtäubchen wie von den Lüften getragene Ambroſia einſchlürfen zu wollen. Dann ſtürzte er auf den andern zu, ſchlang die Arme ſtürmiſch um ihn, preßte die Stirn an ſeine Bruſt, um gleich darauf los zu laſſen. Er warf ſich an den Tiſch, das Geſicht auf die Hände, er weinte.

„So! — ſo ſchilt mich nur kindiſch. — Nun habe ich Muth. — Ich ſehe Dir grade in's Aug'. Will nicht zuſammenzucken, was Du auch antworteſt.“

„Da bin ich doch neugierig auf die Frage vorher.“

„Liebſt Du ſie?“

„Poſſen! Ich habe kein Geheimniß vor Dir.“

„Haſt Du ernſte Abſichten?“

Der Ritzengnitzer ſah ihn nur ſeitwärts an, er war mit dem Stahl und Feuerſtein beſchäftigt, um die Pfeife anzuzünden: „Hältſt Du mich für 'nen Narren?“

„Ich danke Dir Bruder, ſagte der Cornet, die Hand in die Luft ihm entgegen haltend. — Brauche Worte wie Du Luſt haſt. Schilt, raillire mich, heut iſt alles vergeben. Alles iſt Muſik für mich, das Knarren der Wagenräder, das Schnattern der Marktweiber, das Krähen der Wetterfahnen, alles, Concert, Harmonie! O daß nur ein Menſch das fühlen ſoll! Ich möchte alle Welt umarmen, daß alle Welt es mit mir fühlt.“

„Tauſend noch mal, da muß ja was Beſondres paſſirt ſein!“

„O ich war ein leichtſinniger Menſch, ſchlecht, ſchlecht, das fühle ich jetzt — aber das wird nun anders. — Sie kennt mich, ſie weiß alles — ſie fragte mich ſogar, ob ich es vor Couſine Malchen verantworten könne? — Das habt Ihr geplaudert, ich verzeihe es Euch — ich ſei ein Flattergeiſt, dem man nicht trauen dürfe, ſie wolle mir aber doch trauen auf mein blaues Auge —“

„Das iſt viel von ihr.“

„Sie kann es. Ich ward ein anderer, ich fühle mich wie neu geboren. Julius, Julius, meine Bruſt möchte ſpringen, mein Hirn auch. Ihr brauchtet nicht zu erſchrecken, lauter luſtige Figuren tanzten heraus, Blumen und Sterne, Raketen und Engel mit Flügeln im Son-

menſchen. Friede nun mit allen Menſchen, jeder ſoll mein Glück kennen, jeder mich ganz wie ich bin. Auch zu Couſine Malchen, auch ſie ſoll alles wiſſen, bekennen will ich, verzeihen ſoll ſie, das unſchuldige Kind, das noch nichts davon, nicht einmal davon geträumt hat, was Seligkeit iſt."

„Ich würde Dir doch rathen, noch ein bischen zu warten, bis Du zur Couſine gehſt. — Hat ſie denn — ich meine die wir meinen, es Dir erlaubt?"

„Alles — o ſie iſt ein Engel — zu ihren Füßen mußte ich beichten."

„Das hat ſie auch gefordert?"

„Nein, es trieb mich, ich mußte, mußte. Ihre weichen Finger ſpielten in meinen Haaren."

„Sieh mal Einer!"

„Das war Balſam, ſo neckiſch, ſo himmliſch gut ſäuſelten ihre Troſtworte, wie der Abendwind über ein Nelkenbeet."

„Die Wetterhexe! — Wie iſt's denn mit ihrer Amour oder Verlobung — ein Herzog ja wohl, oder Marſchall?"

„Es war nur der Ehrgeiz ihrer Tante. Sie will nichts mehr von ihm wiſſen."

„Da thut ſie ſehr klug dran."

„Sie iſt nur aus Liſt ihrer Tante gefolgt. Sie iſt enorm reich. Zwei große Herrſchaften hat ſie an der ſpaniſchen Grenze."

„Und in Spanien drüben vermuthlich noch mehr Schlöſſer."

„Wenn ſie majorenn wird, iſt ſie unbeſchränkte Ge-

bieterin. Sie kann heirathen wen ſie will. Jetzt läßt ſie ſich von der Tante, die nur ihre eigennützigen Zwecke hat —"

„Das traue ich der Alten zu."

„Zur Armee führen. Sie will Napoleon zu Füßen fallen, daß er ſie für volljährig erklärt!"

„Theodor! was gilt die Wette! Die iſt ſchon majorenn. Die alte Generalin hat ſie betrogen, wahrſcheinlich ein Teſtament untergeſchoben. Und das unſchuldige Kind, die Comteß, glaubt noch immer der alten Hexe —"

„Nein, Julius, die Generalin iſt auch ein edles Weib. Sie lebt nur für ihre Nichte —"

„Für ſie oder von ihr, das iſt egal."

„Sie opfert ſich für ſie auf. Natürlich wünſcht ſie für ſie eine glänzende Parthie, aber —"

„Wenn Einer nicht viel hat, iſt ſie auch mit wenigem zufrieden. Ich habe ſolche edle Frauen gekannt. Zuletzt, ſage ich Dir — Na, was hat ſie denn über Dich beſchloſſen?"

„Vor allem iſt es ihr um meine Ehre, meinen guten Namen zu thun."

„Das nenn' ich eine ſchöne Seele!"

„Sie zittert, wie man es mir hier auslegen könnte, wenn ich ohne weiteres in des Kaiſers Dienſt träte. Nur einem Manne von unbeflecktem Rufe könnte ſie ihre Hand reichen."

„Was man nicht hat, ſchätzt man an andern. Es iſt Raiſon drin. Kann nicht ein preußiſcher Cornet auch Herzog von Spanien werden?"

„Nein, ſie iſt glühende Patriotin. Aber mit Ehren ſoll ich abgehen. Sie will es bei Napoleon auswirken. Der König wird mir einen ehrenvollen Abſchied geben, wenn der Kaiſer ihm dafür einige gefangene Generale zurückſchickt.“

„Nur nicht die Feſtungscommandanten! Der König machte ein ſchlechtes Geſchäft, ohne Schmeichelei.“

„Nur keine Sylbenſtecherei, Julius, ich kann viel, o ich bin im Stande Alles zu ertragen. Fliegen möchte ich, wie ein Luftballon, Feueräther, aber ein Funke hinein und er platzt.“

„Alſo bis dahin ſollſt Du warten! Das wird ja eine lange Geſchichte. Giebt ſie Dir nichts auf Abſchlag?

Theodor riß aus der Bruſt eine blaue Schleife. „Das! an ihrem Herzen hat ſie es getragen.“

„Weiter nichts? Ich hätte ihr Strumpfband auch als Schleife binden können.“

Der Cornet ſprang auf: „Ich ertrage heut viel, Julius, aber — mach mich nicht raſend mit Deinen Railleries.“

„Ich will Dich nur vernünftig machen — mit der Wahrheit.“

„Kein Wort mehr,“ der Cornet ballte zitternd die Fauſt.

„Nur ein Paar — wenn's auch Donnerſchläge ſind, armer, verträumter Junge — ſie ſollen Dich wecken. Wenn ſie Dir noch keine Nacht geſchenkt hat, laß ſie fahren. Freilich, ſie verſchenkt nichts, ſie verkauft alles — theuer genug — fünfzig Ducaten!“

Blaß, zitternd, athemlos ſtand der junge Mann wie im Starrkrampf da. Er konnte die Arme nicht rühren, die Lippen nicht bewegen, nur zwei Schweißtropfen der Angſt perlten auf ſeiner Stirn. Sein Auge ſtierte gläſern auf den Andern.

„Hör's nur ganz aus — Fünfzig Dukaten! Die Alte wollte noch mehr ſchneiden. Proſt Mahlzeit ſagte ich, nun wiſſen wir's ja. — Und auf Ehre, es war zu theuer. — Außerdem iſt ſie die Maitreſſe vom Payeur General, ich glaube auch vom Intendanten. — Haſt Du noch Intentionen auf die ſchöne Seele, ſo —"

Das Gewölbe drehte ſich um Theodor, er hatte nicht die Hälfte gehört, denn Glocken, Donner, Orgeln, Marktweiber ſchwirrten einen betäubenden Chor um ſein Ohr. Der Starrkrampf war gelöſt, das erſtickte Wort von vorhin brach heraus, wie das Waſſer aus dem geborſtenen Eiſe:

„Lügner — Lüg — Schurke!"

Es war ein Satz des Tigers. Er hätte ihn an die Bruſt gepackt, aber der Lieutenant hatte den Arm wie zum Commando gehoben. „Cornet von Hurlebuſch!" Das Commandowort übte inſtinctartig ſeine Kraft.

„Wenn jetzt ein Raſender, bedenken Sie wenigſtens daß Sie noch Cavalier ſind. Andere werden unſer Geſpräch fortſetzen und wir uns an einem Orte treffen, wo Worte überflüſſig ſind."

Wolfsfehl hatte ſich umgewendet und ſchlug wieder Feuer. Hätte ein Säbel an ſeiner Seite geklirrt, eine Piſtole an den Wänden gehangen, hätte der enge Keller-

raum zur Menſur ausgereicht! Mit der Degenſpitze in der Bruſt des Andern das Blut umwühlen, wie er in ſeiner gewühlt! O was iſt der ſpitzeſte, giftigſte Degen gegen ſolche ſpitze, giftige Worte! Nicht noch einmal ihm zurückſchreien dürfen: „Du lügſt doch!“ An der niedrigen Thür hielt er ſich, wie einer Ohnmacht zu widerſtehen, mit beiden Armen preßte er die ſteinernen Pfoſten. Die Bruſt mußte Luft haben: „Es iſt unmöglich!“ Das Gewölbe gab einen dumpfen Schall zurück; es klang wie „möglich!“

An der Treppe begegnete ihm der Baron von Eppenſtein. Gleich viel, daß es ein neuer Bekannter war, der nächſte war der beſte. Er riß ihn in eine Seitenkammer: „Sie müſſen!“ Der Baron hatte Bedenken, aber einen Exaltirten muß man gewähren laſſen. „Die Sache wird ſich doch noch arrangiren laſſen,“ ſagte er mit einem Handſchlag beim Aufſtehen. „Nimmermehr, rief Theodor, je eher je kürzer, je näher ſo beſſer. Einer von Beiden!“

Nach dem etwas längeren Zwiegeſpräch, welches der Baron darauf mit dem Herrn von Wolfskehl hatte, ſchloß jener: „Da bin ich in eine Affaire gerathen, und auf einen Poſten geſtellt, wo ich nicht hingehöre. Secundanten ſollen ruhiges Blut haben und bei der Sache nicht perſönlich intereſſirt ſein, ich habe aber kein ruhiges Blut und bin dabei intereſſirt, denn die Hexe hat es auch mir angethan.“

„Qu'importe! ſagte der Herr von Wolfskehl. Sind Sie's wirklich noch nach dem, was Sie erfuhren, ſo

dependirt es von Ihnen, ſo gleichgültig zu werden als ich. Zehn Ducaten eingeſiegelt und der Alten geſchickt, und Sie werden die Erfahrung anderer weiſen Leute machen, daß nicht Alles Gold iſt, was glänzt."

„Herr von Ritzenguitz ſind ſehr philoſophiſch geſtimmt. — Aber auf Tod und Leben zwei junge Edelleute, und um ſolche Perſon! Wenn ich nun nach dem Experiment als Zeuge für Sie aufträte!"

„So machen Sie das Wort nicht ungeſprochen. Wenn das Philoſophie iſt, daß man des Lebens herzlich ſatt wird, wenn man es vollauf gekoſtet, ſo ward ich ein Philoſoph. Einer muß fallen; er hat Recht. Bin ich's, ſo willkommen kühle Wintererde; der Frühling, der dich wieder grün kleidet, bringt doch nur das ewige Einerlei. Fällt er, ſo ſpare ich ihm die vielen Enttäuſchungen, die dem Jungen bevorſtehen, bitterer als die, wo ich ſein Arzt war. Ja ich bin ſein Wohlthäter, er geht aus dieſer Welt mitten in einem ſchönen Rauſch. Laſſen Sie ihm denſelben, aber arrangiren Sie es ſchnell, heute, morgen."

„Es darf nicht vor dem Ball ſein."

„Zum Teufel mit dem Ball! Was ſchiert uns der!"

„Uns wenig; deſto mehr den Hofmarſchall. Durch die — Gräfin hofft er die neue Pferdelieferung zu hintertreiben. Knallen Ihre Piſtolen in der Jungfernhaide zu früh, ſo wird die Sache ruchbar, das heißt, der Ruf der Gräfin platzt heraus, und die Geſchichte iſt verdorben."

Aber Otto konnte ſeine Freude nicht mäßigen. Eine Spanierin! Eine Spanierin! das intereſſanteſte Geſicht, das ich je in Paris geſehen. —

Ich wünſche viel Glück ....

Ihnen, Ihnen, rief er, es ſitzt neben Ihnen im Coupé. Intereſſante Züge, ſie ſeufzte, Augen voll Schmerz und Gluth. Glückſeligſter Freund, eine Nacht an ihrer Seite, und das ſtrict nach dem Poſtreglement, eine ganz regnigte dunkle Nacht! Die Viertelſtunde, daß ich auf Sie wartete, hätte ich drei Sonette ſchreiben und einen Roman entwerfen können. Sie iſt aus vornehmer Familie, Tochter eines liberalen Granden, der für die Cortes geblutet, ihr Bruder fiel in Griechenland, ihr Geliebter endete wie Riego. Liebesgluth und doch eine große Seele, ganz Spanierin, die eine Guerilla führen könnte. Hilf Gott unſerm Deutſchen Phlegma, das ſind ja Elemente, die einen Kieſelſtein vor Liebe wahnſinnig machten.

Und woher erfuhren Sie das alles ſo ſchnell?

Eine Viertelſtunde Beobachtung und ein Kenner wie ich ...

Ich zweifle nicht... rief ich ſchnell, als ein Strahl der Laterne die ſchöne Fremde beleuchtete, zu der mich der Conducteur eben nöthigte. Otto's

„Er kann doch die Nobleſſe, ſeine eignen Damen nicht mit der Creatur tanzen laſſen!“

„Darüber hat er ſeine eigenen praktiſchen Anſichten. Es darf hier nichts angerührt werden, was die Aſſiette ſtörte, bis wir Schwarz auf Weiß wegen der Pferde in Sicherheit ſind.“

Sechzehntes Kapitel.

Zum Ball oder nicht zum Ball?

Der Ball war angesetzt. Der Landadel gab ihn, das heißt, einige der in Rauwalk anwesenden Edelleute hatten patriotisch die Summe zusammengeschossen, dem Point d'honneur der andern es überlassend, sich auch zu betheiligen. Es war der einzige Weg gewesen, aus dem Gewirre der Meinungen herauszukommen. Wenn man die Häupter einig sieht, wollen die Glieder es auch scheinen. Der Hofmarschall von Quilitz, der Johanniterritter von Quiritz und der Freiherr von Wahrnim-Stintenfang waren diese Häupter, und sie hatten ihr Geld gut angelegt, denn von den übrigen Familien wollte es jetzt eine der andern zuvorthun, ihren Namen zu unterschreiben und den Beitrag zu zahlen. Auch Wahrnim-Hintzenacker und selbst Wahrnim-Kantzenburg; — der erstere hatte vorhin laut dagegen declamirt, der letztere es bedenklich und nicht zeitgemäß gefunden. Sie wurden sogar empfindlich, und ließen einfließen, daß man sie zurückgesetzt. Auch im Stadtrath kam es zur Sprache, und Stimmen regten sich, ob man sich denn die Sache von den Rittergutsbesitzern über den Kopf wegnehmen lassen,

ob man nicht activ daran Theil nehmen ſolle. Der öffentliche Charakter des Feſtins ſei doch nicht zu verkennen, ſo wenig als die lobenswerthe Abſicht, eine Harmonie zwiſchen den Angeſeſſenen und der Bevölkerung mit der Einquartierung herzuſtellen. Wer zöge den nächſten Vortheil als die Stadt ſelbſt, denn wenn auch die ganze Provinz den angedeuteten allgemeinen mitgenöſſe, fiele doch die wohlmeinende Geſinnung der Franzoſen zuerſt auf die Stadt, wo ſie gegeſſen, getrunken und im Quartier gelegen. Außerdem flöſſe das Geld in die Taſchen der gewerbetreibenden Bürger. Wenn ſie nur das Maul aufſperren, miteſſen, mittrunken und mittanzen wollten, was würde das nachher wieder für Anzüglichkeiten, Raillerien und Anklagen von Seiten der Landedelleute geben und was könne man mit Grund dagegen ſagen! Von der andern Seite ward erwidert, das Stadtgut ſei ſchon verſchuldet, die ausgeſchriebenen Contributionen kaum aufzutreiben, derer, die noch kommen würden, nicht zu gedenken, die Bürger von der Einquartierung erdrückt; wie wolle man es vor ihnen verantworten, zu einem Balle entweder neue Schulden zu contrahiren, oder einen Umlauf bei den Bürgern zu veranſtalten! Man thue genug, wenn man den Rathsſaal gratis hergebe, dazu die Stadtmuſikanten, und an den Roland die Laterne hänge. Dennächſt ließ man einfließen: man wiſſe doch auch nicht, wie die Sache ablaufen, und eine zu große Bereitwilligkeit einſt übel vermerkt werden könne. Was habe es Mühe gekoſtet, der Stadt die kleine Garniſon zu verſchaffen: wer wolle die Verantwortung auf ſich nehmen,

daß ſie ihr im Frieden wieder entzogen würde? Dieſe Anſicht ſiegte mit großer Majorität, jedoch mit dem Amendement, daß der Magiſtrat ſeine Stadtmuſikanten ſelbſt beköſtigen und taxmäßig vergüten wolle. Ein Unteramendement fand allgemeine Zuſtimmung, daß in's Protokoll zu ſetzen ſei: „es geſchehe dies, um ſie in der Uebung zu erhalten, weil in dieſer ſchlimmen Zeit nirgends mehr Muſik gemacht werde.“

Ein Umſtand, der im Rathe gar nicht berührt wurde, ſprach bei dieſer Entſcheidung mit. Der Entſchluß des Ballcomités war ſchon bekannt: die Bürgerlichen diesmal nicht auszuſchließen, ſondern die Einladung auf alle Honoratioren, ſoweit dies irgend thunlich, auszudehnen. Die Freude in Nauwalk war groß, bei den Frauen hatte der Adel dadurch ſehr gewonnen. Welches Saatkorn innerer Zwietracht er in die friedliche Stadt dadurch geworfen, wie üppig es wucherte, wie es lange Jahre Nauwalk in zwei Parteien ſchied, bis erſt das große Verſöhnungsfeſt, der Krieg und der Aufruf des Königs an alle Söhne des Vaterlandes 1813, eine Ausſöhnung bewirkte, — das hatte der Adel damals ſelbſt nicht bedacht. Es war wirklich in wohlmeinender Abſicht geſchehen, als er dem Magiſtrate Carte blanche gab, alle Honoratioren einzuladen, ohne die Perſonen zu nennen, ohne die Grenze zu beſtimmen. Der Bürgermeiſter hatte ſchwere Stunden, Tage. Die Klagen wegen der Einquartierung waren nichts gegen die, welche er von den nicht Eingeladenen hören mußte. Wie er auch mit dem Syndicus und Kämmerer alte Regiſter und Bücher nachſchlug, wo ſtand denn

positiv geschrieben, wer ein Honoratiore sei? Es war Usance, und die Usance hatte gewechselt. Das Natürlichste war, das Festcomité um eine officielle Auslegung anzugehen. Der Herr von Wahrnim-Stintenfang aber zuckte die Achseln: in einer so delicaten Angelegenheit müsse er die Entscheidung ganz der Weisheit des Magistrats überlassen; übrigens, und dabei drückte er dem Bürgermeister verbindlichst die Hände, ihm sei der Niedrigste gleich dem Höchsten; ... sei es denn eine Zeit um Standesunterschied zu hadern? sie wären alle hier nur Menschen, Brüder, Bürger! Der Hofmarschall sagte Aehnliches; der Herr von Quiritz, er sei zu unbekannt mit den Verhältnissen ... er war der nächste Nachbar der Stadt.

Hätten sie nur ihm allein die Ohren vollgeklagt, aber sie stürmten auch zu seiner Frau. Sie mußte vieles hören, was sie als Frau des regierenden Bürgermeisters nicht mehr hören zu dürfen glaubte. War er denn als Bürgermeister geboren, war sein Vater nicht ein Grobschmied gewesen, und seine Cousinen, die Töchter des wohlhabenden Kupferschmiedes sollten nicht für Honoratioren gelten! Es soll nicht bei Thränen im Zimmer stehen geblieben sein; der Vorwurf ist aber auch hart, daß man aus Hoffahrt sein eignes Blut verleugne. Die Frau Bürgermeisterin weinte aber noch in's Besondere in ihrer Kammer, und in einem Augenblicke des Affektes mußte ihr Mann das bittere Wort hören: „Hättest Du mir das damals in Halle gesagt!“ Irren wir nicht, so wurden die Kupferschmiede nachträglich für

Honoratioren erklärt, was indeß auch für ſie wieder unangenehme Demelés mit ihren Couſins, den beiden Klempnern, hervorbrachte. Dagegen blieben die Magiſtratsperſonen unerbittlich bei ihrer Weigerung, auch andre ſehr reſpectable Schuhmacher- und eine Schneiderfamilie aufzunehmen, obgleich letztere in Stettin mit einer der erſten Kaufmannsfamilien verſchwägert war. Andere, ich verſchweige ihre Namen, wählten einen ungleich kürzeren, aber exacteren Weg: ſie beklagten ſich bei den franzöſiſchen Behörden. Sie fanden die freundlichſte Aufnahme, beſonders wenn die Frauen und Töchter freundlich und hübſch waren. Ja, man traute ſeinen Augen nicht, und es war lange ein Scandal, der Payeur General erſchien auf dem Balle am Arm einer Bierſchenkerstochter aus der Vorſtadt, die hübſche Guſtel genannt. Es ließ ſich ihr zwar nichts Böſes nachſagen, auch war der Vater ein wohlhabender Mann, aber den Stammgäſten ſetzte ſie ſelbſt das Bier auf den Tiſch, die Honoratiorinnen nickten ihr nur gnädig mit dem Kopf zu, und fragten ſie höchſtens: Wie geht's denn, Guſtel? — Das mußten ſie ſich gefallen laſſen, der Feind war im Lande; aber den Schneidertöchtern gaben es die Honoratiorinnen auf dem Ball zu verſtehen, was ſie von ihnen dachten. Sie ſprachen kein Wort mit ihnen.

Wir ſind der Geſchichte vorausgeeilt. Von den eben berührten innern Zerwürfniſſen in Naumalk merkten die Fremden nichts. Selbſt Frau Rothenmeier vom Deutſchen Haus und der Wirth von der Goldnen Gans hatten ſich unter Vermittelung des Magiſtrats geeinigt.

Der Eine, glaube ich, beſorgte das Flüſſige, der Andre das Conſiſtente. Nur in einer Familie war man noch nicht einig. Die Jlitzer hatten einen Expreſſen nach Haus geſchickt mit der Anfrage, ob der Vater damit einſtimme, daß ſie den Ball beſuchen, und der Bote war noch nicht zurück. Es war nahe an Mittag.

„Und die Sonne ſcheint wieder ſeit zehn Uhr, ſagte Minchen am Fenſter. Drüben kommen ſchon trockene Steine vor.“

„In der Heide oben iſt's ganz trocken und warm, bemerkte Caroline. Baron Eppenſtein ſagte vorhin, man könne da einen Spazierritt machen.“

Frau Rothenmeier blickte zur Thür herein: „Haben Sie nur ein bischen Geduld, meine Herrſchaften. Der Andrees iſt links 'rum gegangen über die Wieſen und die hohe Binde. Da iſt's noch grauſam naß, aber er hat große Waſſerſtiefeln an; der kennt den Weg. Und dann nimmt da Einer doch auch unterwegs einen über die Lippen. Wer weiß, wo er da liegen geblieben iſt.“

„Aber geſtern Abend ſchon fort.“

„Wenn ihm nur nicht ein Unglück paſſirt iſt!“ ſagte die Mutter.

„Gnädige Frau, man muß nicht gleich ans Schlimmſte denken, und nicht zu viel fragen. Das ſagte mein Seliger immer. Wer viel fragt, kriegt viel Antworten. Halten Sie's nicht für ungütig, aber ich hätte gar keinen Boten 'rausgeſchickt. Herr Gott, der gute Herr Major haben da wohl an anderes zu denken als an 'nen Ball. Vielleicht iſt er auf dem Felde, und Andrees kann lange ſuchen. Und wer weiß, als er ſeine liebe Familie in die

Stadt einpackte, was er da gedacht hat. In Ranwalk ſind ſie 'mal tanzluſtig. Das wiſſen auch der Herr Major. Lieber Gott, Sie waren auch einmal jung und Lieutenant, und man erzählt ſich hier Manches."

„Er erlaubt's nicht, ich weiß es," wiederholte die gnädige Frau.

„Erlauben nicht, nein, gnädige Frau, wenn ich mich unterſtehen darf das zu ſagen. I Gott bewahre, Sie ſind nun 'mal jetzt etwas irritirt, Sie werden Ihrer lieben Familie nicht ſagen laſſen: in Gottes Namen, tanzt! Das, nein das kann er nicht. Aber im Herzen denken Sie: meinen Kindern gönnte ich's ſchon, und wenn ich nichts ſagen laſſe, ſo mögen ſie thun, was ſie wollen. Nachher können Sie ſchon, wenn es erlaubt iſt, etwas brummen, aber was thut das. Vielleicht brummen Sie auch nicht, Sie thun, als wüßten Sie nichts davon. Warum er aber den Andrees nicht zurückſchickt, das weiß ich auch."

„Frau Rothenmeier, ſagte Minchen, wenn Redoute iſt, wüßte ich eine gute Maske für Sie — die Schlange aus dem Paradieſe."

„Das gnädige Fräulein hat zu gütige Intentionen. Ich und eine Schlange!"

„Oder ſpielen Sie den Apfel auf dem Baume?"

„Der fiele von ſelbſt 'runter, Eva brauchte gar nicht danach zu greifen," ſagte Caroline.

„Wenigſtens unterſtehe ich mich zu ſagen, meine verehrten Fräulein, in dem Apfel wäre nichts Saures und auch ſonſt nichts Böſes. Iſt Tanzen wohl was Sünd-

liches? Eine Motion iſt es für den Körper, daß das Blut nicht ins Stocken geräth, gegen die Melancholie und den Menſchenhaß ein Radicalmittel, ſagte unſer Phyſicus. Daher werden in England ſo viele verrückt, ſagte er, weil ſie zu wenig tanzen, oder zu langſam. Fragen Sie den Herrn Candidaten. In der Bibel ſteht ſchon, daß David getanzt hat. O es haben noch andere große Herrſchaften getanzt, und mein kleiner Finger ſagt mir, es wird aus dieſer niedrigen Stube eine Dame auf dem Balle brilliren und ſtrahlen, und der Kragen, den Fräulein Wilhelminchen dazu näht, da brauche ich meinen Finger nicht zu fragen, der iſt nicht für dies ſchlechte Haus, und — halt, da kommt der Andrees die Treppe 'rauf —"

Es war zwar nicht der Andrees, aber der Hofmarſchall mit ſeiner Gemahlin. Er hatte einen Boten nach Lulitz geſchickt, um noch einzelne Sachen zum Ball holen zu laſſen. Da der Bote noch immer nicht zurück war, wollte er ſich bei der Couſine erkundigen, ob vielleicht ein Irrthum vorgefallen; es kam wohl, daß die Leute Litz und Lulitz verwechſelten. Die Herrſchaften tauſchten nun ihre gegenſeitigen Vermuthungen und Beſorgniſſe aus. Der Andrees und der Mangold waren Beide Säufer, Beide Schwätzer und Feinde. Man ſtatuirte alſo die Möglichkeit, daß ſie ſich auf dem Rückwege begegnet, mit einander eingekehrt, getrunken, geſchwatzt, gezankt, geprügelt, blutig geſchlagen oder eingeſchlafen wären.

„Il ne faut pas dépendre de ses sujets!" ſagte der Hofmarſchall, in ſein Spanielchen mit dem Finger tupfend, nachdem die Gattin mit dem Anruf: „Schöne

Geſchichten!“ ſich auf einen Stuhl geworfen. „Die nöthigen Rubans werden ſich ja allenfalls auch hier auftreiben laſſen!“

„Hören Sie, Couſinchen Caroline! lächelte die lange Rike. Etwa im Laden bei der Frau Kämmerer, oder bei der Putzmamſell am Scheunenthor?“

„Schlimmſten Falls müſſen wir denken, daß wir auf dem Lande ſind,“ entgegnete die Angeredete.

„Und, ein Gänſeblümchen im Haar, zufrieden ſein! Nicht wahr? Ja, das paßt für Sie, liebes Kind, aber —“

„Aber bis der Bote nicht zurück iſt, fiel die Mutter ein, wiſſen wir ja gar nicht, ob Quarbitz will? Und ich bin ſo gewiß überzeugt, er will nicht —“

„Chère couſine, wenn Sie das wiſſen, warum haben Sie denn überhaupt geſchickt? ſagte die Hofmarſchallin. Vorhin konnten Sie thun und laſſen, was Sie wollten, nun dependiren Sie von einem betrunkenen Hausknecht.“

Der Hofmarſchall hatte behaglich Platz genommen: „Meine Liebe, Du willſt nicht bemerken, daß chère couſine ſehr wohl weiß, was ſie thun wird, und wie ſie ſich ſelbſt ſagt, thun muß. Geht ſie denn gern auf den Ball? So wenig als Du und ich und wir Alle. Es iſt ein Opfer, das wir bringen — den Verhältniſſen, dem Wohl unſerer Mitbürger. So würde es der Major ebenfalls anſehen, wenn er hier wäre. Daß er nicht hier iſt, verdenke ich ihm nicht. Er kann ſein Naturell nicht überwinden, und das iſt reſpectabel, ganz in ſeinem Charakter. Sein ganzer Sinn ſträubt ſich dagegen, daß wir den Franzoſen einen Ball geben, er verargt es uns, daß wir

letzter Händedruck lautete wie eine Assignation von höherem Werthe, wie sie je ein Kaufmann acceptirt. Ich lüftete die Reisemütze etwas beschämt, sie verbeugte sich leicht und anständig. Es war eine Spanierin. Der eleganteste Fuß, die zarteste Gestalt konnte nur den Töchtern des Südens angehören.

Zwei Deutsche „Lebewohl" hallten durch das babylonische Sprachgewirr des Messagerie-Hofes, wo besonders die Goddams und Englischen Seufzer die Luft für mich verpesteten, mich, den nun einmal das Unglück in Frankreich nur mit Engländern und Engländerinnen zusammenbringen will.

Glückliche Reise! tönte es noch von der befreundeten Stimme hinter mir, als die lange, schwere Diligence in die engen Straßen rasselte. Pariser Postillione müssen gute Lungen haben; den unsern mußte ich bewundern, da die Töne *gare! hile, boule, è donc!* nicht aus seinem Munde kamen, so lange wir das Pflaster unter uns fühlten.

Von dem pont neuf warf ich die letzten Scheideblicke auf die grandiosen Quai's, die in hellster Beleuchtung sich weithin zogen. Aus dem Odeon summten mir die Töne des Crociato ins

es thun, das ist ganz in der Ordnung; aber hältst Du ihn für so wenig klug, daß er öffentlich dagegen Widerspruch thun würde? Wenn er das wollte, würde ihn Wetter, Pedagra und sein Dorf nicht abhalten, herzureiten und laut dagegen zu schreien. Das sieht jedes Kind ein. Was wäre es aber anders, als ein solcher Protest, wenn alle Familien erscheinen, und nur seine nicht? Glaubst Du, daß ein Mensch sich einbildete: Frau Majorin hätte das aus eigenem Willen gethan, sie würde ihren Kindern die einzige Erholung verweigern, die man hier in der Stadt haben kann, um derentwillen die Gutsbesitzer da sind? Nein, liebe Friederike, es sind nicht eben viel gescheite Leute hier, aber das wüßte Jeder; unsere Cousine handelte nur so auf Anweisung ihres Mannes. Sie würde man nicht tadeln, es fiele alle Verantwortlichkeit auf den Major zurück. Ganz allein auf ihn. Und, nimm mir nicht übel, sie ist nicht gering. Wenn die Ritzer sich von etwas ausschließen, was der übrige Adel thut, so hat das was zu bedeuten."

„Ich glaube nicht, daß mein Mann ganz so denkt, lieber Cousin. Das ist viel zu hoch von uns gedacht!"

„Bescheidenheit, wo sie hingehört, und Ehre dem Ehre gebührt. Wenn der Major sich etwas in den Kopf gesetzt hat, so geht nichts im Kreistag durch. Die Franzosen wissen das auch sehr gut. Ach, was würden Sie für Einquartierung nach Ritz bekommen!"

„Das wäre ja schrecklich!"

„Tu l'avez voulu, George Dandin, vous l'avez voulu, würde der Herr Intendant die Achsel zucken."

„Wenn nur der Bote käme!“ rief die unglückliche Frau, als Stiefeltritte abermals auf der Treppe hörbar wurden. Es war aber nicht der Bote, sondern der Candidat. Er hatte auf beiden Wegen ausgesehen, von dem Boten war nichts zu entdecken gewesen.

„Tant mieux, so wird unsre gute Cousine als Familienhaupt und gute Mutter rasch den Entschluß fassen, auf den die lieben Töchter sehnsüchtig warten.“

„Was sagen Sie nun dazu, Herr Mauritz?“ Die Geängstigte blickte zum Candidaten auf.

„Was wird unser guter Herr Mauritz sagen können, nahm der Hofmarschall das Wort, als daß der Mensch in solchen Dingen thun muß, was die Vernunft gebietet,“ und in Kürze, nur mit etwas schärferem Ton faßte er die vorigen Gründe zusammen, diesmal aber an die Frau Majorin gewandt, daß der Candidat es nebenbei hören konnte, wie vorhin die Majorin es nur nebenbei hören mußte, was er seiner Frau sagte. „Die Theologie hat doch damit nichts zu thun, auch nicht die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit,“ schloß er aufstehend und klopfte mit der Autorität eines Gönners auf die Schulter des Candidaten und mit der Zuversicht, daß die Sache damit geschlossen sei. Der Candidat hielt sie nicht für geschlossen:

„Die Theologie hat damit allerdings so wenig zu thun, als die Philosophie das Tanzen verbietet, auch will ich nicht in Abrede stellen, daß es Fälle giebt, wo die Vernunft fordert, daß man einen Ball besucht. Ob dieser Fall hier ist, bescheide ich mich des Urtheils. Aber

da unſere gnädige Frau den Herrn Major zum Schiedsrichter aufrief, ſo ſcheint mir die natürliche Folge, daß ſie ſich ſelbſt ihres Urtheils begeben hat. Zuerſt zu fragen, und dann zu thun was uns gefällt, wäre eine Inconſequenz. Das ſage ich unbeſchadet meiner eigenen Meinung. Meine Antwort halte ich aber auch für eine."

Eine Hülfe kam dem Hofmarſchall und auch der guten Frau von Ilitz, von woher beide ſie nicht erwartet. Wilhelmine ſah den Candidaten mit einem ihrer klaren Blicke an, denen man nicht widerſtand:

„Herr Mauritz, wir wollen aber Ihre Meinung wiſſen. Was Sie eben ſagten, das war nichts geſagt, als daß Sie ſich aus der Sache herausziehen wollen. Ihnen hat der Vater aufgetragen, für uns zu denken und zu ſorgen, ich meine in ſolchen Dingen, wo wir nichts von verſtehen, was ſich im Umgang mit den Fremden ſchickt und nicht ſchickt. Das iſt nun nicht ehrlich von Ihnen, wenn Sie's von ſich abwickeln wollen und auf andre. Sie ſind ſonſt ehrlich; ſeien Sie es jetzt auch. Sie ſollen alſo nicht hinterm Berge halten, ſondern grad ausſprechen, was Sie davon denken. — Ich will Ihnen zu Hülfe kommen. — Ich ginge recht gern auf den Ball und tanzte mich mal aus; man hat ja ſo keine Bewegung in den engen Stuben. Caroline hat noch mehr Luſt. Mutter ſähe ſich die Sache auch recht gern 'mal an; ſie langweilt ſich hier. Was Malchen will, weiß ich nicht; das thut aber nichts zur Sache. Ob Sie mit wollen, Herr Mauritz, oder nicht, das thut auch nichts. Denn tanzen werden Sie doch nicht. Sie können alſo unbe-

ſorgt zurück bleiben. Wenn der Onkel aus Quilitz und unſre Tante uns chapreniren, ſo iſt für den Anſtand geſorgt und ſie übernehmen die Verantwortung. Und damit Baſta!“

„Wenn im Familienrath ſchon beſchloſſen iſt, ſo iſt meine Anſicht überflüſſig.“

„Nein, nein, ſo kommen Sie uns nicht fort, Herr Mauritz. Wir wollen hin. Wir verſtehen es aber nicht. Sie verſtehen es, und wenn Sie es für unrecht und ſchlecht halten, dann bleiben wir zu Hauſe.“

„Wir, Wilhelmine! unterbrach die Aelteſte. Wir andern hätten denn doch auch noch unſere Meinung frei.“

„C'est bien drôle,“ ſagte die lange Rike. Ihr Gemahl fand es aber gar nicht „drollig,“ ſondern unbehaglich, mit ſeinem ehemaligen Hauslehrer eine Verhandlung über das zu haben, was ſich ſchickt und nicht ſchickt, und das, wo er ſchon das Siegel der Autorität auf ſeine Meinung gedrückt.

Der Candidat hatte die Autorität nicht anerkannt. Behaglich war indeß auch ſeine Lage nicht, um ſo weniger, als er nirgends in den Geſichtern etwas ſah, was ihm Beiſtand verſprach. Wo Gegner ringsum, wächſt dem Muthigen der Muth:

„Ich halte es nicht für paſſend, wenn die gnädige Frau mit ihren Töchtern den Ball beſucht.“

„Mauritz, was fällt Ihnen ein, rief die lange Rike. Die Raiſon! Wenn der Hofmarſchall mich hinführt —“

Der Ca[illegible] verſenkte ſich. „So wird Ihr Herr

Gemahl ſeine Raiſon dafür haben. Meine gnädige Frau haben keine jungen Töchter auf den Ball zu führen."

„Zu bewachen, wollen Sie wohl ſagen, fiel der Herr von Tullity ein. Iſt unſre Chaperonage nichts für meine Couſinen? Iſt Ihnen die Geſellſchaft etwa nicht gut genug, die den Ball arrangirt?"

„Die ehrenwertheſte, aber wir kennen die geladenen Gäſte nicht."

„Ach, charmant! Das ſind die Grillen meines guten Vetters. Weil Bürgermädchen mittanzen. Wollen wir ſie etwa heirathen? Nur Futter zum Tanz für die franzöſiſchen Officiere; wir können ganz unter uns bleiben. Zum Menuet engagire ich ſelbſt meine Couſine Carolinchen, wenn es ihr gefällt. Zum Walzer werden ſich ſchon beſſere finden."

Der Candidat fuhr mit ruhigem Tone fort: „Die Töchter und Frauen aus der Stadt ſind unſern Damen bekannt, nicht aber die Damen, welche ſich in der franzöſiſchen Suite befinden. Wir wiſſen nicht, wer die Frau Generalin iſt, die ihrem Gatten nachreiſt, oder voranreiſt; ebenſo wenig kennen wir die Gräfin, ihre Nichte. Die Pflicht der Gaſtfreundſchaft, die Humanität und unſere ganz beſondere Lage fordert, das Beſte zu denken und anzunehmen. Aber eben dieſe beſondere Lage fordert auch, dieſen fremden vornehmen Damen eine beſondere Auszeichnung zu gewähren. Wenn die Herren dies auf dem Balle thun, werden ſie ihre Gründe dafür haben, ſie erfüllen nur die allgemeine Pflicht der Galanterie. Sie vergeben ſich nichts, auch dann nicht, wenn ſpäter ſich ermit-

teln ſollte, daß dieſe fremden Damen nicht — den Rang beanſpruchen dürfen, den man ihnen einräumt. Ich weiß aber nicht, Herr Hofmarſchall, ob die Herren ſich nicht ſpäter Vorwürfe machen könnten, wenn ſie auch ihre Frauen und Töchter in eine Geſellſchaft gebracht, welche ihrer — nicht angemeſſen wäre."

Der Candidat hatte eine unangenehme Saite berührt. Die Frau von Ilitz ſah nach dem Ofen, wo Malchen, anſcheinend theilnahmlos, ſtand. Die Mutter dachte nichts Schlimmes von der Comteß, aber dieſe Fremde hatte Schlimmes für die Familie angeregt. Man war übereingekommen, ihrer nicht mehr zu erwähnen. — Der Hofmarſchall war einige Schritte auf und abgegangen, bis er zu einer Reſolution gekommen:

„Unſer guter, lieber Mauritz, ich möchte ihn embraſſiren für ſeine Sentiments. Meinſt Du nicht auch, Rikchen, daß er durch den Umgang mit guten Familien profitirt hat? Es paßt nur nicht hierher. — Es hört uns doch Niemand? — Meine Freunde, wer ſind denn dieſe franzöſiſchen Officiere, dieſe Obriſten, Generale, Marſchälle? Nach unſern Begriffen alle aus der Roture. Wer darf denn das aber fragen, wer erkundigt ſich nach ihrer Familie, ihrem Stammbaum! Sie ſind nun 'mal die Geſellſchaft hier; und, verſtehen Sie wohl, die dominirende. Wen ſie gelten laſſen, muß auch für uns gelten. Sie haben das unter ſich abzumachen und nicht wir. Wir haben gar nicht uns darum zu kümmern. Das iſt ſo ungefähr wie an den kleinen Höfen, wo man gern junge Engländer recipirt. Vom Augenblick an, wo ſie ſich in

einem anſtändigen Rock und Namen und mit gewiſſen Manieren präſentiren, ſind ſie Edelleute, und es iſt ganz gleichgültig, ob ihr Vater ein Meſſerſchmied oder Brauer war. Selbſt wenn man's erführe, ignorirt man's. Ach, meine Freunde, es wäre mit aller unſrer Societät ſchlecht beſtellt, wenn man nicht die Kunſt des Ignorirens verſtünde; nicht immer, aber es giebt Augenblicke, wo ſie zur Pflicht wird."

Die Frau von Ilitz hielt die Frau Generalin Van Malchern für eine charmante und gütige Dame, und glaubte nicht, daß man ihr etwas Böſes nachſagen könne. Die lange Rike hatte einen mocquanten Blick mit ihrem Gemahl gewechſelt. „Was ſagen denn die jungen Damen dazu? Carelinchen, thun Sie doch den Mund auf."

„Wo die Tante aus Quilitz hingeht, da, meine ich, können auch wir hingehn. Die franzöſiſchen Officiere ſind auch nicht ſo ſchlimm, als die Leute ſie verſchreien. Als der Reichsgraf von Waltron 1805 bei uns im Quartier lag, ſagte er zu Vatern, es wäre noch immer etwas Chevalereskes unter ihnen, und das Schlachtfeld adle den Mann."

„Und der Reichsgraf von Waltron-Alledeeſe iſt ein competenter Richter," ſchaltete der Hofmarſchall ein.

„Geben Sie ſich nur drein, Sie ſind überſtimmt, Herr Mauritz, ſagte die Hofmarſchallin. Herr Jemine, bedenken Sie doch, liebſter Menſch, wir tanzen ja nicht für uns, wir tanzen ja nur für die Pferde."

Die Mutter blickte ihn ängſtlich erwartend an: „Da doch unſer Couſin meint, daß es anſtändige Damen —"

„Ich meine nichts, unterbrach der Couſin, als daß es ein anſtändiger Ball iſt. Dieu me préserve, daß ich für alle Tugenden einſtehen müßte; nicht einmal in dieſer kleinen Stadt. Man erzählt ja erbauliche Einquartierungs-Geſchichten. Die hübſche Frau Kämmerer ſoll ihrem Mann ein mal die Thür vor der Naſe zugeſchlagen haben, weil ihr Sergeant Major noch ſoupirte. Sollen wir ſie etwa darum vom Ball excludiren!“

Wilhelmine ſtand an den Stuhl der Mutter gelehnt:

„Nun, Herr Mauritz, Mutter und ich warten. Gehn wir, ſo muß ich Bolzen beſtellen; wir haben viel zu plätten.“

„Die kleine Schelmin!“ Die lange Rike war aufgeſtanden. „Als ob Herr Mauritz etwas anderes ſagen könnte, als die Familie beſchloſſen hat. Ich will unten im Vorbeigehen der Frau Rothenmeier ſagen, daß ſie alle ihre Bolzen ins Feuer thut.“

„Wenn die Familie beſchloſſen hat —“ ſagte der Candidat. Minchen fiel ihm ins Wort:

„Nein, nein, nein! So kommen Sie nicht fort. Klar und deutlich, was iſt Ihre Meinung?“

„Sie hat ſich nicht geändert, nur beſtärkt. Im Geiſte Ihres Herrn Vaters, kraft des Vertrauens, das er mir geſchenkt, und im beſten Sinne für Ihre Familie, erſuche ich Sie und warne Sie: bleiben Sie zu Hauſe.“

„C'est impertinent!“ rief die lange Rike.

„Mein Gott, was iſt denn da zu thun? die Mutter. Kinder ſagt doch ſelbſt?“

Amalie war vorgetreten: „Liebe Mutter, ich bleibe zu Hause, wenn Du nicht anders bestimmst.“

„Ich auch,“ — sagte, nicht so froh, Wilhelmine. „Der Herr Candidat mag Recht haben, und Mutter Du wirst nun wohl auch bei uns bleiben müssen, denn Vater hat uns ein Mal den Tyrannen mitgegeben. Aber vergessen werde ich es Ihnen nicht, Herr Mauriz, und nehmen Sie sich in Acht, wenn Sie einmal sich auf etwas recht gespitzt haben, — die Osterſuppe versalze ich Ihnen.“

„Dann bleiben wir also zu Hause,“ sagte halb fragend, halb bestimmend die Mutter.

„Ich nicht, — fiel Caroline ein, — vorausgesetzt daß die ehrw. Tante aus Tuliz mich unter ihren Flügeln mitnehmen will, und Mutter es nicht verbietet. Du wirst doch nicht, lieb Mutter, fordern, daß wir alle dem Herrn Candidaten gehorsam sind?“

„Aber Kinder!“

„Ich werde vor dem Vater verantworten, was ich thue. Vater mag sehr gute Absichten gehabt haben, als er Herrn Mauriz in der Eil' der Abfahrt die Vollmacht gab, aber nimmermehr, daß er unsere Familie tyranniſiren soll, denn zum Präcepter hat er ihn nur für unsere kleinen Brüder, so viel mir bewußt, angenommen. Ich glaube vielmehr, unser guter Vater wird mir dankbar sein, daß wenigstens eine aus der Familie den Muth hat, ihren eigenen Willen zu haben, und entgegen dem des Herrn Candidaten Mauriz.“

„Charmant! rief die Hofmarſchallin und ihr Gatte:

„So iſt die Familie wenigſtens beim Balle repräſentirt.“

„Und wie! rief Minchen, indem ſie Carolinen auf die Schulter ſchlug. Sie ſoll meinen Levkoyenaufſatz haben. Mehr kann eine Schweſter nicht thun, der das Herz im Leibe blutet, alles um einen grauſamen tyranniſchen Candidaten.“

„Wenn nur alles in Frieden abgeht,“ ſagte die gute Frau von Ilitz.

Ohr, doch ſelbſt Meyer Beers pikirter Blick hatte meine Luſt nach dem Süden nicht länger feſſeln können. Die Heiſerkeit der Sängerinnen konnte ich freilich nicht vorſchützen, wohl aber anklagen. Ich kann es ja in Italien nachholen. Noch ein Adieu dem *Jardin des plantes* und allen Stellen, die man mir gezeigt, wo unſere Sonntag gewandelt iſt, und nach 7 Uhr lag die ungeheure Stadt hinter uns.

Mir war freier zu Muthe, ich fühlte mich mir und der Natur wiedergegeben. Obgleich im ſehr engen Coupé (dem vorderſten Abſchnitt der Diligence) eingeſchloſſen, drückte mich doch nicht mehr die ungeheure Steinmaſſe, und ich geſtand mir, ſo reiche Unterhaltung Paris dem Fremden gewährte, und ſo bequem es dem Ausländer den Genuß mache, ſo wenig könne es mich zum dauernden Aufenthalt locken. Die leichte Art des Lebens wird von den angeſiedelten Ausländern gerühmt; freilich wer über den Canal herkommt, tritt aus Franzöſiſchen Taxushecken hier in einen Engliſchen Park der Behaglichkeit, eine Eigenſchaft, die in England, nur Engliſch (*comfortable*) vorhanden, für keinen Fremden überſetzt wird, allein der Deutſche will nicht immer leichtes Leben, und

Siebenzehntes Kapitel.

Die Ouverture zur Ballmuſik.

Der Ball war wirklich zu Stande gekommen. Es ſummte und ſchwirrte in Nauwalk wie in einem Bienenkorb. Man hörte nichts als Muſik der Stadtmuſikanten; auch die Franzoſen hatten ihre Trompeter geliehen. Vom Augenblick, wo es zu dunkeln anfing, wirbelte, flötete und ſchmetterte es vom Rathhaus, die Luft zitterte, und die Herzen auch. Wie Viele waren noch erfreut worden, ſpät, aber doch. Nur ſehr Wenige zerdrückten am dunkeln Fenſter eine Thräne, indem ſie nach den Hallen des Rathhauſes ſchielten und quälten ſich an unlösbaren Rechenexempeln: „Warum denn die — und die — und die — iſt ſie denn mehr als du?“ — Die zwei ſchweren Kutſchen polterten noch immer über das ungleiche Straßenpflaſter, und ſetzten ihren vollen Inhalt an ſtädtiſchen Tänzerinnen aus, um ſchnell wieder Kehrt machend, eine neue Ladung einzuſammeln. Die Kutſcher brummten beim Ein- und Ausladen, daß ſie „fix machen“ ſollten, und dazwiſchen rollten im Trabe die leichten Caleſchen mit den Damen vom Lande vor.

Von den entlaſſenen Officieren, die in Nauwalk ihr trauriges Domicil hatten, ſchienen nicht alle zum Ball geladen; oder es hielten ſie andre Gründe zurück. Wir finden wenigſtens einige im Eckzimmer am Rathskeller. Andre junge Edelleute, die den Ball beſucht, kamen ab und zu, um zu plaudern, erzählen, zu railliren oder ſich zu reſtauriren. Es war gut, daß die guten Bürger und Bürgerinnen nicht alles hören konnten, was hier geſprochen ward. Die Stimmung war aber keine heitere.

Baron Eppenſtein war unter den Tänzern, die herüber kamen; des Ritzengnitzers beſprützte Stiefeln zeigten vom Gegentheil. Beide ziſchelten ſich viel zu.

„Sie hätten ſich doch überwinden ſollen, ſagte der erſtere. Es war für uns manches zum Todtlachen. Zum Exempel wie der wohlweiſe Magiſtrat an der Treppe die Generalin empfing.“

„Pfui Teufel!“

„Dem gönne ich's ſchon. Und die Comteſſe! Wie eine Königin! Sie empfing, ließ ſich vorſtellen; durch ein Ruckgläschen, das an einer Kette um den Hals hing, lorgnirte ſie, rechts, links. Eine Zunge hat ſie, und auch paſſabel deutſch, wenn die Bürger ihr franzöſiſch nicht verſtanden. Und dann ein Trieſel und eine Rakete, ſage ich Ihnen, ſo ſchoſſen Witze und Blicke.“

„Wer tanzte mit ihr die Menuet?“

„Wahrnim-Stintenfang.“

„Dem gönn' i ch's.“

„Ich auch. Sie ſchwebte aber hin, wie eine Prin-

zeſſin, die Augen vor ſich; keine Heilige kann ſo muckern. Der alte Kerl iſt bis über die Ohren in ſie geſchoſſen. Er fliegt, um ihr die Limonade zu präſentiren, ſteht hinter ihrem Stuhl wie ein Kammerherr, der jeden Wunſch ablauſchen will."

„Was ſagt denn der Quilitzer dazu?"

„Der lacht ſich buckligt, aber inwendig."

„Ward ſie nicht roth und verlegen, als Sie —"

„Als ich ſie zur Ecoſſaiſe aufforderte? Ich wünſchte, Sie hätten das mit angeſehen. — Ja, ſie rutſchte etwas verlegen und ſah zu ihrem Cicisbeo hinauf: „der Herr iſt mir noch nicht vorgeſtellt, vielleicht —" der Herr von Wahrnim-Stintenfang hatten dann die Güte, mich zu präſentiren."

„Das Lu..r! brach es unwillkürlich von den Lippen des Lieutenants. — Auch da erinnerte ſie ſich nicht ihrer jüngſten, ſüßen Bekanntſchaft?"

„Sie freute ſich, mich kennen zu lernen, bedauerte indeß, von der Menuet zu ſehr echauffirt zu ſein. Sie wolle lieber die Ecoſſaiſe überſpringen."

„Und das war Alles?"

„Sie fragte mich nach meiner Familie."

„Donnerwetter."

„Sie hätte den Namen noch nicht gehört."

„Was meinte ſie damit?"

„Vermuthlich, daß zehn Ducaten zu wenig geweſen; denn ſie flüſterte, daß ich es hören konnte: „wohl aus einer wenig bemittelten? Der arme junge Menſch!" Nachher hat ſie zum Stintenfänger gemeint, es ſei ſchade, daß

die Geſellſchaften jetzt ſo gemiſcht wären. Den Mann von wahrem alten Adel erkenne man doch auf den erſten Blick! Das ſchmunzelnde Geſicht des Stintenfängers war nicht mit Gold zu bezahlen.“

„Wie benahmen ſich die franzöſiſchen Officiere gegen ſie?“

„Bei den Franzoſen iſt das ja alles egal. Die vornehmeren kamen erſt, als ich ging. Aber ein Genie bleibts von Hexe.“

„Und um die! — Der Ritzenguitzer ſtützte den Kopf in die Hand. Ach, ich wünſchte, ich — weiß nicht was.“

„Eure Kugeln ſollen nicht treffen,“ murmelte der Baron. Der Lieutenant hatte nur das Wort Kugeln gehört:

„Warum Kugeln? — Säbel, die Funken ſprühn, ſind beſſer, die das Blut durch die Adern treiben; gleichviel gegen wen. Steht nicht in den alten Geſchichten, daß Gladiatoren, wenn ſie lebensſatt waren, gegeneinander die Klingen zogen, nur um aus dem Elend loszukommen? Wurden wir nicht, im Grunde genommen, auch Gladiatoren? Er treibt uns an die Schlachtbank, daß wir uns todtſchlagen laſſen, Gott weiß wofür. Gegen den Mond oder gegen engliſchen Kattun! Hat der tolle Junge da unrecht, wenn er für eine Allerweltsvettel ſein Herzblut laſſen, oder von vornherein beim Allerweltsbüttel Dienſte nehmen will? Was! wo iſt denn noch was! Wenn's in aller Welt zur Schlachtbank wird, iſt der am Beſten, der keine Vorliebe und keine Paſſionen mehr hat, ſein Herz auf die eiſerne Fauſt genagelt. Drauf los, wen's trifft. Heut das Faß ausgeleert, denn auf mor-

gen ſparen iſt Thorheit. Wer bürgt uns, daß die Sonne wieder aufgeht!“

„Wenn der Cornet das ſpräche, hätte er Recht, Herr von Wolfskehl, Sie aber haben Unrecht. Die Sonne geht immer wieder auf, und nach jedem Sturm ſetzt ſich die Temperatur. Dann ſetzt ſich Vieles, eins kommt nach dem andern zum Vorſchein, was wir für verloren hielten; ja viel mehr, als man denkt. Zum Exempel, Ihr ſchönes Schloß mag zerſtört und ein Aſchenhaufen werden, Ihre Pferde und Wappendecken, und Ihre Hunde und Obſtbäume todt, kurz und kleingeſchlagen, aber Ihre Ritzengnitzer Aecker ſpült kein Platzregen und weht kein Orkan fort. Das taucht alles wieder auf, und noch manches andre drauf und darum, und ſieht gar ſchön aus, wenn die Sonne drauf blitzt. — Mit der Gleichheit iſt's nichts, Herr Nachbar, das weiß die Mücke auch. An einem Magern ſaugt ſie nicht. 's iſt ein verfluchter Unterſchied zwiſchen denen, die was haben, und die nichts haben. — Die letztern haben ein Recht zur Verzweiflung, wir aber nicht. Wir müſſen für unſeres einſtehen, wie's in der Bibel heißt vom guten Verwalter.“

„Wenn uns die Natur zum Verwalter ſchuf, entgegnete der Lieutenant. Dazu muß man eine Haut haben, wie ein Sack, je dicker je beſſer; wenn man aber eine hat, wie ein Sieb, und die Juden und Gott weiß was haben die Poren immer größer gebohrt, und das Blut möchte zu allen hinaus — Wetter noch mal, ich kann nicht länger ſtill liegen.“

Ein Druck am Arme mahnte ihn aber, still zu ſein „Der Cornet!“ flüſterte ihm der Baron ins Ohr.

„Schickt ſich denn das!“ rief halb verwundert, halb zornig ein Militär in Civil, in dem wir den Secundanten des Ritzengnitzers vermuthen, und war aufgeſtanden, als der, zu welchem er die Worte richtete, neben ihm auf die Bank mehr gefallen war, als man ſagen kann, er habe ſich geſetzt. Theodor war lautlos, wie ein von einem langen Marſch, einem Wettlauf Erſchöpfter, in die Stube getaumelt. Er hatte ſich nicht umgeſehen, wer darin war; er warf ſich hin, wo er einen Platz fand.

„Was ſchickt ſich noch! — 's iſt Alles Revolte —“

Der Secundant winkte dem Baron: „Das wäre Ihre Sache, Herr von Eppenſtein, dem Cornet Hurlebuſch zu bedeuten; vor ausgetragener Sache dürfen Contrahenten ſich nicht begegnen.“

„Sie dürfen ſich nicht begegnen!“ wiederholte mit wildem Gelächter Theodor. „Da liegt's! — Sie haben ſich aber begegnet. — Verbietet's ihnen doch! — Die Sterne reiten — die Todten auch; rund herum — könnt Ihr's ändern? — Es iſt ſo, ich hab's ſelbſt geſehen.“

Die Andern blickten ſich an. War er betrunken? fragten ihre Mienen.

„Es wird das Schicklichſte ſein, daß ich gehe,“ ſagte der Lieutenant, den Hut aufſetzend.

Theodor gaffte auf, und drückte mit einem Schlag die Hand auf den Tiſch: „Geh nicht, Julius! Es giebt keine Ehrengeſetze mehr, wo's keine Ehre giebt. — Du haſt Recht. Was willſt Du mehr? Ich will's

Dir nachſchreien, auf den Markt, in den Ballſaal. — Was willſt Du mehr?"

„Sorgt für ihn!" flüſterte der Andere im Fortgehen.

„Bleibe, Julius," wiederholte Theodor mit weicherer Stimme. „Wir werden uns ja bald nicht mehr ſehen. — Der Schuß ging grad durchs Herz."

„Er phantaſirt! — Man möchte einen Doctor holen."

„Dafür giebt's keinen. — Hört mich doch nur an! — Ihr ſeht freilich das Blut nicht fließen, es iſt verſtockt. Aber Deine Kugel ſoll's wieder offen legen. Du biſt der Beleidigte, Du haſt den erſten — So wahr Gott über mir lebt, der Schuß trifft, gerade hier — zerſchmettert am Boden werd ich's noch rufen: Du haſt Recht! Was willſt Du mehr? — Aber bleib!"

Die Andern meinten jetzt, es ſei gut, daß er bleibe; der Paroxysmus werde ſich legen, er ſcheine am Bedürfniß zu würgen, ſein Herz auszuſchütten. Wolfskehl trat in eine Ecke. Die Natur half ſich nach einem heftigen Schluchzen durch eine Fluth ſtiller Thränen, die er in den Armen zu verbergen ſuchte.

„Wo kommen Sie her, Hurlebuſch?" fragte der Baron.

„Weiß ich's! — Aus der Haide vermuthlich."

„Wenn er ſich da bis jetzt herumtrieb, iſt der Fieberanfall erklärlich, äußerte der andre Secundant. Ich ſah ihn heut Mittag, als die Sonne warm ſchien, in den Kiefern."

„Das war kein Fieber — es war wirklich, alles wirklich," fuhr Theodor auf.

„Laßt ihn erzählen," flüſterte Einer dem Andern zu.

„Ja, um Mittag — Mittag war's — das war auch Täuſchung, niederträchtige Heuchelei — der Himmel ſo blau, die Luft ſo lau — der Winter in die Erde verſunken — die Sonne brannte durch den dünnen Rock — die Käfer ſpielten und ſchillerten in ihrem Scheine. — Warum ſcheinen die Fichten grün, wenn die Natur ihr braunes, nacktes Bettlerkleid anlegt! Und ſo ſtill alles, und das Moos ſo ſchwellend und ſo warm! — Es lag ſich ſo wonnig auf dem Kopfkiſſen. Die alte Kiefer ſang Lieder über mir in das blaue Firmament — ich weiß nicht was: Waren's Hochzeitslieder oder alte Träume? — Da kam ein Rabe — nein, es waren drei — drei häßliche Krähen. Die wollten auf die Kiefer ſich ſetzen. Sie ſchüttelten ihre Aeſte — aber die Thiere kreiſten immer, immer um den Wipfel — ſie witterten ihre Beute. — Nun waren ſie fort, und meine Gedanken ſtiegen durch den blauen Aether immer weiter — weiter — ich weiß nicht wie weit — ſo leicht hat nie das Herz mir gepulſt — da war Friede, Seligkeit — die Erde ein brauner Klumpen." —

„Ob man nicht doch nach dem Arzt ſchickt?"

„Der tanzt drüben."

„Er tanzt auch, nur in anderer Manier. Still, er hört's."

„Aus der Schonung kam das Häschen. — Es ſah mich. Es ſtutzte und blieb im Geleiſe ſtehen. Mit ſeinen klugen Aeuglein ſtarrte es mich an. Ich hatte ja keine Flinte — und hätte ich eine gehabt, auf das Häs-

lein hätte ich nicht angelegt. Aber — aber — Gott ſei mir gnädig — daß ich keine Flinte hatte.“

„Es wird ſchlimmer.“

„Still doch!“

„Da kam ſie — Ihr wollt's nicht glauben — hab' ich's denn geglaubt? — Ich biß mir in den Daumen — da noch die Narbe! — Das Häslein ſtürzte über den Weg. Sie auch. Das Häslein warf mir noch einen Blick zu — ſie nicht. Nicht einmal einen letzten, und ich werde ſie nie wieder ſehen.“

„Das iſt etwas, flüſterte der Secundant. Die Comteß ſah ich um Mittag nach der Heide reiten, auf ihrem Falben.“

„Allein?“

„Allein, auf ihrem Falben. — Laßt mich nur, jetzt entſinne ich mich — es reiht ſich wieder eins an's andre. — Scheltet mich toll, wie Ihr wollt — aber Tollheit iſt Wahrheit. Sie flog vorüber, himmelblau und weiß wie damals — ſo konnte ſie in den blauen Himmel reiten, darüber hätte ich mich nicht gewundert.“

„Eben kam's vernünftiger — und nun wieder“ —

„Ihr Ungläubigen ſperrt Mund und Ohr und Auge auf, Ihr faßt es doch nicht, wenn Ihr Euch ſchon darüber wundert. Da, hier auf die Backe verwundete mich der Kies von ihres Falben Huf. Damit ich wach würde. Die Thiere haben mehr als Inſtinct.“

„Nun ja, die Comteß war's, Hurlebuſch. Kommen Sie zu ſich. Sie iſt nicht in den Himmel geritten, ſondern in den Buſch; der Himmel weiß zu welchem Rendezvous.“

„Nein — ſie war überraſcht. Das war wieder Wahrheit. So lügt auch die Lüge nicht. Als ſie um die Ecke ſchwenkte, kam's wieder aus der Ecke.“

„Und diesmal ein Reiter, natürlich, der auch nicht in den Himmel wollte.“

„Ein Officier — ich muß ihn ſchon geſehen haben.“

„Ein Franzos? Was machen die ſich denn für ſolche Ungelegenheiten. Ein Rendezvous in der Heide. Sie haben's überall bequemer!“

„Ihr irrt! — Sie erſchraken Beide. — Wie ſie die Augen aufriſſen — die Lippen!“

„Zum Küſſen auf dem Pferd? — Das iſt unbequem. Sie werden wohl nachher 'runter geſtiegen ſein.“

„Raoul! rief ſie. Das war eine Stimme. Est-il possible?“

„Und er?“

„Jenny!“

„Alſo alte Bekanntſchaften, die ſich gelegentlich wiederſahen. Darin ſehe ich nun nichts Wunderbares, ſagte der Baron. War's einer von den neu Eingerückten?

„Ihr Commandeur.“

„Das klingt faſt wie ein Wunder. Der Colonel ſelbſt! — Sie verſchwanden natürlich im Buſch und kamen nicht wieder.“

„Sie kamen wieder. Hand in Hand im Carriere durch das Geſtell, auf und ab.“

„Wie! Eine Eceſſaiſe zu Pferde?“

„Das waren Augen! Was ſie ſich mit ihren Blicken erzählten! Sie hätten nichts umher geſehen, jeder ſah

es steht dahin, ob nicht die Formen hie und da in Berlin weit comfortabler für die Geselligkeit sind, als in dem gerühmten Paris. Welche goldne Freiheit z. B. bei uns in der Tracht, während der Pariser zum furchtbarsten Regelzwange in der Kleiderordnung aus dem Cynismus der Revolution zurückkehrte. Manschetten, Puder, Tressen! Glaubt man doch kaum, bei den großen Soirées in einer großen Stadt zu sein!

Bekanntlich werden die Liebesabenteuer mit Spanierinnen durch ihre Duennen erschwert, und wirklich fehlte auch hier dieser Spanische Auswuchs nicht. Noch dazu hatte die Duenna zur Rechten meiner Schönen ein sehr mütterliches Gesicht; indessen besaß sie zwei vortreffliche Eigenschaften, sie sprach gar nicht und schlief sehr viel.

Mit Spanierinnen, die kein Deutsch verstehen, kann man in zwei Sprachen sich unterhalten. Die eine ist die Spanische Zeichen- und Gefühlssprache, welche mit ihren andern Europäischen Schwestern vieles gemein haben soll, die andere *la lengua Castellana* in articulirten Lauten. Der Wagen rollte durch die Dunkelheit der Französischen Felder und ein unaufhörlicher Regen rieselte und tickte auf den Lederboden. Da es unmöglich

nur den andern. Ich glaube, die Pferde ſelbſt ſprachen mit.“ —

„Nun wird's zum arabiſchen Mährchen.“

„Nein, ſo ſah ich nie Schule reiten. Beide a tempo.“

„Man ſieht, Sie ſahen mit eigner Brille, denn was das Reiten betrifft, Donner und Wetter, da nehmen wir's noch mit jedem Franzoſen auf.“

„Und nun plötzlich — Einer ſah den andern an — ſie verſtanden ſich, lachten — im Nu — er mit den Füßen auf dem Sattel — ſie auch — Hand in Hand — den Zügel leicht im Finger — ſo ſauſten ſie fort.“

„Um nun nicht wiederzukehren?“

„Kinder, ich reibe meine Augen, ich hab's geſehen, ich ſchwör es Euch zu — er umfaßte ihre Taille — mit einem Sprung hing ſie auf ſeiner Schulter. Das Füßchen in ſeiner Hand, ihre Linke auf ſeiner Achſel, das Halstuch mit der andern in die Lüfte ſchwenkend, la victoire! la victoire! ſo ſauſten ſie vorüber.“ —

„Und da erwachten Sie?“

„Aus meinem langen Traum. Iſt's nicht zum Todtlachen? — Ein Traum, ein Traum! Und wenn man nur im Traum leben kann!“

Der Kellerwirth war ſchon einige Secunden eingetreten, ehe er ſich bemerklich machen konnte.

„Meine Herren, hören Sie denn nicht, es iſt Lärm draußen — man weiß nicht was, aber es iſt etwas los.“

Man horchte. Die Ballmuſik tönte von oben nach wie vor.

„Es iſt nichts.“

„Meine Herren, es iſt gewiß was, vom Thore her kam es. — Da hören Sie, es ſprengen ein Paar vor — klirrende Säbel — ſie ſteigen ab.“

„Die ſtolpern hinauf!“

— „Ein Schuß! — Nein — Ja — Wieder eins, zwei, drei, vier! — Holla, was iſt das?“

Das Traumbild war verſunken. Sie ſtürzten hinaus; wir aber ſteigen die Treppe nach dem Rathsſaal hinauf, wo inzwiſchen mancherlei, wenn auch nicht ſo Wunderbares, vorgegangen iſt.

Achtzehntes Kapitel.

Die Ballnacht.

Die älteſten Leute in Rauwalk entſannen ſich keines ſolchen Ballfeſtes, ſelbſt nicht zur Zeit des dicken Königs. Als ein Theil der Stadt abgebrannt, und durch die Zuſchußgelder aus der Chatoulle wieder aufgebaut war, hatte man nämlich eines zu Ehren des Königlichen Gnadenſpenders veranſtaltet. Die Nobleſſe aber hatte ſich nicht ſo zahlreich eingefunden als heut. So reichlich war auch niemals Bier und Punſch auf der Gallerie der Muſikanten gefloſſen: der Magiſtrat wollte ſich ebenfalls nicht lumpen laſſen. Sie bliſen, ſtrichen, paukten aus Leibeskräften. Nur die Talglichter, ſo viel ihrer auch an die Wände geſteckt waren, wollten in der dicken Atmoſphäre nicht hell brennen.

Und ſo ſchöne Einigkeit herrſchte. Drei Stunden war ſchon getanzt und noch keiner hinausgeworfen. Alles bunt durch einander, Militair und Civil, Franzoſen und Inländer, Adlige und Bürgerliche. Wenn einmal auf den Fuß getreten, eine Borte abgeriſſen, ein Tänzer gefallen, zwei wegen einer Dame aneinander gerathen waren, es war immer wieder in Güte geſchlichtet wor-

den. Der Magiſtrat hätte das nicht vermocht; es mußten ſo feine Männer wie der Hofmarſchall und der Herr von Wahrnim-Stintenfang ſich der Sache annahmen, wie ſie thaten, — von ganzer Seele. Trotz ihrer Jahre, und der Stintenfänger war noch um ein Dutzend älter als der Quilitzer, beſchämten ſie die Jüngſten. Sie waren überall, vermittelnd, aufmunternd, ſcherzend. Unter den Bürgermädchen und Frauen war nur eine Stimme: nein ſo liebenswürdig hatten ſie ſich den Hofmarſchall nicht gedacht! Mit der Bürgermeiſterin hatte er die Polonaiſe angefangen, jeder etwas Angenehmes geſagt, und in einer Pauſe ſeine Frau Gemahlin herumgeführt. Er hatte ſie dieſer und jener vorgeſtellt, er „erlaube“ ſich das! hatte er geſagt. Da könnten ſich ihre ſtädtiſchen jungen „Lümmel“ ein Muſter dran nehmen; aber bei denen ſei Hopfen und Malz verloren. Und auch die lange Rike war freundlich geweſen. Drei Bürger-Frauen hatte ſie embraſſirt, bei einem jungen Mädchen ſich erkundigt, wo ſie ihre Schärpe gekauft, bei einer andern, wer ihr das Kleid zugeſchnitten. Sie hatte es nicht glauben wollen, daß ſie es ſich ſelbſt gemacht, und um Erlaubniß gebeten, es ſich einmal holen zu laſſen, um ſich ein Muſter davon zu nehmen. Da ſah man doch, wie ſchändlich die lange Rike verleumdet war; was thun aber nicht böſe Zungen! Sie war nicht hochmüthig, meinten Alle, und auch nicht ſo häßlich Einige; nur die Naſe wäre etwas ſpitz und röthlich. Wenn man den leibhaftigen Hochmuth ſehen wolle, da wäre das Fräulein von Quarbitz. Die gehe nicht umher, ſie dünke ſich wohl zu ſchön und zu

vernehm, wie alle Ulixer. Die hielten wohl den Ball für sich zu ordinair, und darum wären sie gar nicht gekommen.

Gut, daß die guten Frauen nicht hörten, was der Tuilitzer seiner ins Ohr flüsterte, als er sie auf ihren Stuhl zurück geführt: „Nun hast Du in den sauren Apfel gebissen, und Du siehst, es ging. Es geht Alles, wenn man's nur nicht zu schwer sich vorstellt. Man glaubt nicht, Friederike, wie wohlfeil man fortkommt, wenn man zu rechnen und sich zu menagiren weiß. — Constanzchen sieht aber bös aus. Du mußt sie ein Bischen encouragiren."

„Qu'importe!" entgegnete die lange Rike. Laß sie doch aussehn, wie ihr der Schnabel gewachsen ist. Est-ce que c'est une folie, wenn ich sie als Folie brauche! Mein galanter Mann will doch nicht, daß ich die Folie ihrer Schönheit sein soll!"

„Méchante!" entfernte sich hold lächelnd der galante Ehemann.

Herr von Wahrnim-Stintenfang überbot an feiner Sitte noch den Tuilitzer. Er war nur vielleicht zu fein für viele, und weil er zu lang, gerade und mager, und sein zu spitzes längliches Gesicht einen nicht wegzuwischenden aristokratischen Ausdruck hatte, ward seine Höflichkeit von den bürgerlichen Frauen nicht ganz verstanden oder goutirt. Deste zuvorkommender war er gegen die Männer, und wenn er nicht bei der Comteß beschäftigt war, unterhielt er sich auf das verbindlichste mit den französischen Officieren und Civilisten. Dem Intendan-

ten und dem Payeur-General ſah man an, ſie waren aus grobem Stein gehauen, aber im Geſpräch mit ihm überkam ſie unwillkürlich etwas von ſeiner Politur. Er ſprach ihre Sprache fließend, mit einem Pariſer Accent; er gab der Unterhaltung einen Elan, der ſie ſelbſt mithob. Er ſprach philoſophiſch. Von den Ideen von 1789 mit einem Seufzer: ja, wenn alles das Wahrheit geworden wäre! Und es waren ſchöne, ſchöne Ideen darunter. Auch die Klügſten und Edelſten können ſich täuſchen! das ſei die Unvollkommenheit der menſchlichen Natur. Raſch übergehend ſprach er von einem Genius, der nur alle Jahrhunderte, und kaum das, geboren wird; den man gewiſſermaßen als ein Geſchenk des ciel protecteur du genre humain betrachten könne. Dann ſeufzte er noch tiefer: die Wege der Vorſehung ſeien unerforſchlich; und daß ſo viele Herzen, Glück und Ruhe von Millionen, bluten müßten und zertreten würden auf den Wegen, die ſie ihre Herren zu gehen zwingt! Aber — aber — und dabei drückte er verſtohlen die Hand — eines bleibe doch das ſchöne Reſultat: daß die Völker ſich kennen lernten, ſich in der Cultur näherten, edle Geſinnungen austauſchten, aus Haß allmälig Neigung, Liebe entſpringe, und endlich, wenn alle inne würden, daß alle eigentlich daſſelbe wollten, Glück, Ruhe, Friede mit ihren Nebenmenſchen, dann werde aus den blutgetränkten Schlachten und dem herzzerreißenden Kanonendonner das ſchöne Band der Humanität ſich losſpinnen, was alle Menſchen zu Brüdern macht — zu einem Weltreich, wo wir Alle Bürger ſind, gleich die höchſten, gleich die niedrigſten.

Alsdann bat er um Erlaubniß, den Bürgermeiſter und den Syndikus der Comteß vorſtellen zu dürfen. Der Intendant und der andre hatten nun eigentlich mit dieſer Erlaubniß nichts zu thun, es war der Comteß Sache allein, aber die Bitte ſchmeichelte. Die Comteß d'Aiguillon empfing mit leutſeliger Güte die ſtädtiſchen Herren; ſie erkundigte ſich nach ihren Familien, und verſuchte ihre ſchwer klingenden deutſchen Namen nachzuſprechen, wobei natürlich einige poſſirliche Fehler unterliefen, die ſie ſelbſt lächelnd bemerkte. Man müſſe ſchon damit vorlieb nehmen; das ſei der Fehler der Pariſer Erziehung. Warum ſtelle man ihnen noch immer die Länder du Nord als Länder der Barbaren vor. Der Krieg lehre die Unwahrheit dieſer Vorſtellung, und wenn ſie nach Paris zurückkehre, würde ſie die Pariſer wiſſen laſſen, daß ſie nirgends liebenswürdiger empfangen, angenehmere Geſellſchaft gefunden und ſich beſſer unterhalten als in dieſem aimable **pays de Nauwalk.**

Nauwalk ſei nur eine kleine Provinzialſtadt, konnte ſich der Bürgermeiſter nicht enthalten zu bemerken, die im Kriege ſchwer gelitten habe.

„Oh! c'est bien dommage!“ Das iſt ganz gegen des Kaiſers Willen. Ich verſichere Sie. Er will nur Gutes; Niemand ſoll Schaden leiden. Gewiß ſind es nur Mißverſtändniſſe, Ueberſchreitungen. O pfui, pfui! Wenn der Kaiſer das erfährt, wird er ſehr zornig ſein. Er iſt die Güte ſelbſt. Nicht wahr, meine Herren — ſie nannte die Namen der Civilbeamten — Sie kennen ihn, wenn auch nicht perſönlich. O ſeine Maxi-

men ſind erhaben. Notiren Sie die Beſchwerden des guten Bürgermeiſters. Ich werde ſie mitnehmen, ich werde ſie Seiner Majeſtät mittheilen, und ſeien Sie verſichert, es wird Abhülfe kommen. Meine Herren! Ich kann es meinem Freunde, Herrn von Wahrnim, nicht genug danken, daß er mir das Vergnügen Ihrer Bekanntſchaft verſchafft hat."

Sie waren entlaſſen. Der Syndicus war vergnügt. „Wenn es nur was hilft!" Des Bürgermeiſters Geſicht ſchien zu antworten: „Du gute, unſchuldige Seele!"

Der Quilitzer war andrer Meinung, aber in einer andern Sache: „Alles geht charmant, wir ſind ſchon 'rum. Die Pferdelieferung iſt ſo gut wie in den Rauch geſchrieben." So ſprach er, ſich an das Seitentiſchchen ſetzend, wo der Majoratsherr von Wahrnim auf Rautzenburg mit dem Majoratserben von Quiritz ſchon bei einer Flaſche Wein ſaßen.

Der Rautzenburger, ein wohlbeleibter Herr mit einem Kahlkopf und verſtändigem Geſichte, ſchüttelte ihn: „Mir gefällt eigentlich die Geſchichte nicht. Die Pferde, die wir nicht liefern, werden andern Kreiſen abgezwackt."

„Sollen wir für ſie auch klug ſein?"

„Unpatriotiſch bleibt es."

„Daß wir die beſten Pferde in der Provinz vor dem Dienſt gegen unſre Landsleute retten? Fragen Sie den Herrn von Quiritz."

„Ich weiß ſelbſt ſehr gut, was meine Zucht werth iſt, und was die Pferde in unſrer Provinz, nahm der Rautzenburger das Wort. Könnte ich ſie über die See,

durch die Luft dem Könige nach Preußen ſchicken, gut. Aber in den Ställen helfen ſie uns nichts; denn wenn wir auch noch ſo viele Augen mit Geld zudrücken, es bleiben ihrer immer noch zehn Mal ſo viel wach. Wenn jetzt nicht, ſo nehmen ſie ſie uns ein ander Mal, und wenn es uns gelänge, ich ſetze den beſten Fall, daß wir ſie unter der Hand verkauften und hinüber ſchafften nach Mecklenburg, oder über die Elbe, ſo gerathen ſie dem Feinde dort in die Hände. Kaufen muß er ſie da, allerdings, theuer vielleicht, aber mit unſerem Gelde. Je weniger wir liefern, um ſo größer die Contribution. Der gerade Weg iſt auch gegen den Feind oft der richtigſte. Uebrigens beſorge ich, daß wir auf unſerm krummen noch gar nicht am Ziele ſind. Dieſe Canaille von Intendanten, der man den alten Sansculotten anſieht, angeſtrichen mit ein bischen Directorialverſchmitztheit und überfirnißt mit einem bonapartiſtiſchen Air, iſt gewiß ein Filou, der auf Abſchlag alles, was man ihm freiwillig giebt, in die Taſche ſteckt, nachher aber —"

„Unfreiwillig alles noch 'mal fordert, fiel der Johanniter ein. Ich traute dem Kerl auch nicht, aber er hat ſich vom Pavenr General unter die Decke ſehen laſſen. Jeder weiß vom andern, daß er beſtochen iſt, da muß er vor ihm auf der Hut ſein."

„Da iſt auch noch der Colonel von den Cuiraſſiren, ſagte der Kautzenburger. Der ſieht mir ſehr danach aus, als ob er beiden einen Strich durch die Rechnung machen könnte."

„Wer nicht noch! ſprach der Cuiritzer. Durch die

ſicherſte Rechnung kann eine Hand aus den Wolken einen Strich machen. Wer darauf warten wollte, müßte nie einen Abſchluß machen.“

„Wo iſt denn der Colonel?“ Der Quilitzer war etwas unruhig aufgeſtanden.

Dieſelbe Frage hatte der Stintenfänger eben an den Intendanten gethan, und die Antwort erhalten: „Der Herr Colonel von Copignac ſind einer von den Hochnäſigen, denen Fortuna's Rappen nicht ſchnell genug laufen. Weil er immer nur nach dem Marſchallshut blickt, ſieht er nicht auf den Weg; aber wenn er 'mal fällt, werden nicht Alle Trauer anlegen. Ich verſichere Sie, mein Herr, es kommt eine verfluchte Ariſtokratie in der Armee auf, um keinen Pfifferling beſſer als die alte, die wir raſirt haben. Das baroniſirt, graft, herzogt und fürſtet ſich! — Das hätte Anno 92 paſſiren ſollen!“

„Iſt der Colonel von Adel?“

„Ich kann Ihnen nicht dienen, mein Herr. Er ſtand bei der italiäniſchen Armee und iſt ſchnell avancirt, wie alle dieſe Glückspilze. Wir ſind ihm zu ordinair. Fortbleiben wird er nicht, aber je ſpäter er erſcheint, um ſo größer iſt die Aufmerkſamkeit. Wahrſcheinlich macht er noch ſeine Toilette und wartet den Moment ab, wo er mit Eclat unter die Erſtaunten einbricht.“

Der Intendant mußte ein guter Menſchenbeobachter ſein. Es war ein allgemeiner Aufſtand, die Muſik ſchwieg, als der Colonel erſchien. Wirklich eine glänzende Erſcheinung, ohne daß man ſich ſogleich Rechenſchaft hätte geben können, worin ſie beſtand; ob in der Toilette, dem krie-

war, Bemerkungen über Frankreich anzuſtellen, beſchloß ich, während deſſen Spanien zu obſerviren.

Die Zeichenſprache erfordert nicht allemal Licht; gleich der Muſik weiß ſie im Dunkeln ſo gut als bei Tageshelle ſich verſtändlich zu machen. Nur daß ſie, gleich der letztern, immer nur zum Gefühle redet. Sie zerfällt in die Sprache der Hände und Füße, mit den Füßen darf aber, der eigenen Grammatik zufolge, nur die Dame anfangen, ſo blieb mir, um die Converſation zu beginnen, nur das Spiel der Hände. Da Ines oder Menzia (einen der beiden Namen mußte ſie nothwendig führen) indeſſen beide nach der Mutter zu, auf einem Pompadour, zuſammengeſchlungen hielt, war mir auch hier die Entree verwehrt.

Noch einen Ausweg gab es, um doch in der Gefühlsſprache zu bleiben; mit dem Munde ohne Laute, Sylben und Worte zu reden, dazu fehlte mir aber noch der Muth. Nur Gelegenheit macht Diebe, und jene ſollte mir erſt ſpäter kommen.

Nein! . . . rief ich nach gepflogenem Kriegsrathe. Eine unehrliche Ueberrumpelung, wo der Feind ſo vieles Vertrauen beweiſt. Durchaus anſtändig in Sitz und Haltung, berichteten meine Vorpoſten. Geſprochen hatte Ines noch nicht,

geriſchen Anſtand, den edlen Zügen ſeines Geſichts, oder der vornehmen Ruhe mit der er ſich umſchaute. Man gruppirte ſich um ihn, man ließ ſich ihm vorſtellen. Seine Antworten waren höflich, aber gemeſſen und würdig, wie ſeine Bewegungen. Niemand ſchien bevorzugt, er ſelbſt zu Niemand beſonders hingezogen. „Erlauben Sie mir den Damen mein Compliment zu machen.“ Man glaubte ihn zuerſt zu ſeiner ſchönen Landsmännin führen zu müſſen: „Ah! ma belle comtesse, rief er ohne ſonderliches Erſtaunen. Pardon, daß ich Ihnen noch nicht meine Aufwartung gemacht. Ich hoffe, die Strapazen der Reiſe haben Sie nicht angegriffen. Aber ich bitte mich der femme du maire vorzuſtellen.“ Der Schreck konnte die Frau Bürgermeiſterin kein Wort vorbringen; ſonſt ſo geläufiger Zunge! Aber man merkte es nicht; er legte auch ihre ſtummen Gedanken aus. Unter den Damen vom Lande war nur eine Meinung: erſt unter ihnen hatte er ſich wie zu Hauſe bewegt, mit richtigem Takt herausgefühlt, wo Complimente angebracht waren, wo ein eindringenderes Geſpräch: „Wie gütig von Ihnen und wie glücklich, daß Sie das Fräulein von Quarbitz bemuttern müſſen,“ hatte er zur langen Rike vertraulich geſagt. Auf ihr: „Pourquoi, monsieur le colonel?“ war ſeine Antwort: „Es iſt nicht gut, wenn Damen von Familie ſich zu lange vom Hofe zurückziehen. Man iſt da — verländlicht ehe man es merkt. Das ſoll keinen Bezug auf die Damen von Ilitz haben; aber die treffliche Mutter ſcheint durch den langen Aufenthalt auf ihrem Gute etwas ſchüchtern geworden, zu ſchüchtern um ein ſolches Juwel

von Tochter in der Geſellſchaft zu bewachen." — „Es iſt nicht alles Gold, was glänzt," hatte die lange Rike erwiedert; — „Aber vieles Geld glänzt auch nicht," der Colonel replicirt, indem er ſein Auge im Saal umſchweifen ließ.

Dann hatte es ſich ſo gemacht, daß er neben dem Fräulein von Quarbitz einen Stuhl leer fand. Es war ein lebhaftes Geſpräch; die Complimente und Gemeinplätze, mit denen die Unterhaltung unter ſich fremd Stehenden, der Natur der Dinge nach, anfängt, waren wie Ballaſt ſchon in den erſten Minuten über Bord geworfen, er ſchien in ihre Familie, ſie in ſeinen Gedankenkreis eingeführt.

Wie richtig hatte er aus einigen Worten und Mienen, und bei einem flüchtigen Beſuche, auf den Charakter ihrer Schweſtern geſchloſſen: „Man muß ſich vor einem ſo ſcharfen Beobachter fürchten."

„Doch nur, wenn man etwas zu verbergen hat. Das iſt der Vorzug Ihres Geſchlechts."

„Man wirft uns doch ſonſt vor, daß wir gern anders ſcheinen, als wir ſind."

„Reden Sie von meinen Landsmänninnen! Sie wiſſen nicht, welchen Zauber auf uns das blaue Auge, der offene Blick der deutſchen Frauen übt. Sahen ſie ſchon in einen klaren Bergſee der Alpen? Man ſieht den Kieſel auf dem Grund, die Forellen ſpielen wie Gedanken, die in der ſtillen Tiefe der Bruſt noch unentwickelt nach einem Ausdruck ſuchen."

„Ich bin nie gereiſt," fiel ſie erröthend ein.

„Das iſt Schade. Freilich eine ſchöne Pflicht der ältern Schweſter, die jüngern Geſchwiſter zu bilden, zu ſich heranzuziehen. Aber zu früh die Mutter ſpielen wollen, das kann zum Morde werden an unſern ſchönſten Jugendgefühlen. — Ach, man iſt nur ein Mal jung, und keine Reflexion bringt uns in das Feenland zurück.“

Caroline wollte erwiedern, daß ſie mit der Erziehung ihrer Geſchwiſter nichts zu thun habe, daß der Vater dazu einen Inſormator genommen, aber ſie fühlte, daß das nicht hergehörte. Sie fragte ihn, ob er weite Reiſen gemacht? Er mußte, ſeinen vorigen Gedanken nachhangend, die Frage überhört haben.

„Wir dachten uns die deutſchen Frauen mit tiefen, dunkeln Augen, eine myſtiſche Erſcheinung, wie die Dichter ſie geſchildert, Seherinnen, die uns in die Zukunft ſchauen laſſen; aber wir vergeſſen nur zu oft Zukunft und Vergangenheit, und uns ſelbſt, wenn wir ihnen zu lange in's Auge ſehen.“

„So mögen unſere Vorfahrinnen ausgeſehen haben zur Zeit der Römer; wir aber leben in einer ſehr proſaiſchen Gegenwart. Heute würden die Römer das nicht finden.“

„Sie täuſchen ſich. Waren Sie in Rom? — Ach, ich bin zerſtreut, mein Fräulein. — O, Sie müßten nach Italien. Grade Sie. Sie würden heute noch dieſelbe Bewunderung finden für das blonde Haar, die blauen Augen und die klare Seele, die ſich darin ſpiegelt. Die ſchönen Italienerinnen ſelbſt erkennen die Vorzüge der Töchter des Nordens willig an. Daher heirathen ſo viele

aus dem hohen italieniſchen Adel Engländerinnen. Die wilde, kochende Leidenſchaft verlangt nach dem Adel wahrer Weiblichkeit, nach dem Frieden der Seele. Ach! — wie wir Alle, die das Schickſal unter Stürmen geboren und groß werden ließ!"

„Wie! Ein Soldat, der nach dem Frieden verlangt?"

„Wofür kämpfen wir ſonſt?"

„Für den Ruhm."

„Das iſt eine Fata Morgana in der Wüſte. Je näher wir uns dünken, um ſo entfernter ſind wir. Ein Lottoſpiel der Hölle; wer die meiſte Anwartſchaft hat, zieht immer Nieten. Eine gräßliche Lotterie, denn je größer der Gewinn, um ſo größer die Zahl der Verlierenden. — Nein, mein Fräulein, wer in den Krieg zieht ohne jenes Ziel im Auge, der ſtürzt ſich in den Strom, nicht um das Ufer zu gewinnen, er ſucht die Vergeſſenheit im Grunde, er ſucht Rettung vor ſich ſelbſt."

Die Geigen, die ſchon lange präludirt, fielen hier mit ſchmetternder Luſtigkeit zum Walzer ein. Der Colonel ſprang auf: „Mein Gott, wohin verirrte ich? Mit meinen trüben Phantaſien hielt ich Fräulein von beſſerer, heiterer Unterhaltung ab."

„Zum Walzer, Herr Colonel, ſprach der Quilitzer hinter ihm. Sie werden doch einen deutſchen Tanz nicht verſchmähen. Wählen Sie eine Tänzerin."

Der Herr von Wahrnim Stintenfang, der zum Walzer nicht mehr accommodirt war, hatte die Comteß in die Nähe der Gruppe geführt. Es ſchien eine chose

convenue, daß der vornehmſte Franzoſe die vornehmſte Franzöſin zum Tanz führen müſſe. „Das wird ein ſchönes Paar!“ flüſterte man; aber Espignac neigte ſich zu Carolinen: „Darf ich um die Seligkeit einer kurzen Minute bitten?“ Ihre Hand fiel mit einem leiſen Zittern in die ſeine, während ihre Wimpern die Augen bedeckten.

Das war der Augenblick, wo die zwei geſpornten Reiter vor dem Rathhauſe abgeſeſſen. Der eine war die Treppe heraufgeſtürmt, und die Anweſenheit der Cavaliſten mit klirrendem Säbel, den Czacke auf dem Kopf, ließ die leichte Tänzerwelt zurückfahren und die Inſtrumente verſtummen.

„Was ſoll das hier? rief der Colonel ärgerlich, der Ordonnanz entgegen tretend. Ich hoffe, daß man nicht um Bagatellen das Feſt dieſer guten Bürger ſtören wird.“

„Mein Colonel, man hörte vor einer Stunde verdächtiges Geräuſch in der Heide. Der Wachthabende am Thor ſchickte ſofort eine Patrouille in die Büſche. Sie iſt noch nicht zurück. Er fragt, was unter den Umſtänden zu thun?“

„Und das Geräuſch?“

„Iſt verſtummt.“

„Von der Hauptwache eine Verſtärkung nach der Thorwache! — Eine doppelte Patrouille zu Pferd in den Wald. — Ortskundige Führer mitgenommen, Laternen. — Das Geſindel, die Marauderre, die man aufgreift, in die Thurmwache. — Bis man die verirrte Patrouille auffindet keine Meldung, keine Störung! Marſch!“

Der Tanz begann. Es war bald kein allgemeiner mehr. Die andern Paare traten zurück; es war die Bewunderung oder Beschämung vor dem einen — „Wie schön er ist!“ „Elle est ravissante!“ — „Brave! — Brave!“ — „Wie zu einander geschaffen.“ — „Sie tanzen nicht, sie schweben.“ — „Sie macht uns Ehre, sagte die Hofmarschallin zu ihrem Manne. Wer hätte das gedacht!“ — „Der Tänzer, ma chère, macht die Tänzerin, wie der Officier die Soldaten.“ — „Das kann man nur in Berlin lernen“ sagten Einige, Andere: „Das lernt sich nicht, das ist geboren.“

Sie waren nicht ermattet, nicht erschöpft, nur wie alles Schöne sein Maaß in sich selbst findet, verschwebte ihr Wirbeltanz in langsamen Weisen aber mit derselben Anmuth. Ein Sturm des Beifalls, ein lautes Klatschen und Brave! als der Tänzer die Tänzerin auf ihren Platz führte. Da sprang die Comteß von ihrem Stuhle auf, und schwebte, den künstlichen Veilchenkranz von ihrem Haarputz nehmend, wie eine Hebe oder Victoria durch den geöffneten Raum. Sie ließ sich auf ein Knie vor Carolinen, und dann auf einen Fuß sich hebend, den Kranz ihr auf den Scheitel zu setzen:

„Honneur et hommage à la déesse du jour!“

Auch diese Huldigung der Schönheit durch die Schönheit würde von Allen beklatscht sein, wäre nicht schon ein großer Theil der Anwesenden an die Fenster gestürzt gewesen, die nach dem Markt hinausgingen. Die Musik, oder vielmehr das dissharmonische Toben der angetrunkenen Künstler ließ noch den Lärm nicht hören.

„Attention! attention! qu'est — ce que c'est que ca!“ Mehrere Franzosen geboten Stille.

Da schallte vom Markte eine durchdringende Stimme: „Sonnez la trompette, les Prussiens sont là!“

Im Augenblick hatte der Colonel das Fenster aufgestoßen, zerbrochene Scheiben klirrten: „Des brigands! aux armes!“ Das Knittern und Knattern von Pistolenschüssen, Pulverblitze, galoppirende Reiter, klirrende Säbel antworteten. „Wir sind überfallen“ — „zu den Waffen!“ — drinnen; draußen: „Hurrah“ — „die Preußen sind da!“ — „Der König von Preußen vivat hoch!“ — „Schill! Schill!“ — „Lichter an die Fenster! brüllten andere, daß wir sehen, wo die Canaillen sitzen.“

Die Stadt war überfallen. Es war ein gelungener und, wie es schien, mit Geschick vorbereiteter Ueberfall eines Streifcorps. Die Anführer mußten vollständige Kunde haben, wie es im Orte stand, während sie durch das Auffangen der Landleute, Boten und der ausgeschickten Patrouillen den unvorbereiteten Feind in vollkommener Unkenntniß erhalten hatten. Die Thorwache war überwältigt, niedergehauen, oder gefangen; die Husaren, uniformirte und Zuzügler, die in allerhand Kleidung, schlecht bewaffnet, hier Munition und Waffen zu gewinnen hofften, sprengten über den Markt und die anliegenden Gassen. Durch das Schementhor waren andere gedrungen; die Hauptwache hatte sich schon fliehend und vertheidigend nach dem Pritzgarder Thore zurückgezogen. Das Rathhaus war abgeschnitten, in der Hand der Sieger.

„Ergeben Sie ſich meine Herren!“ rief ein jüngerer Officier den Franzoſen zu, welche, näher an der Thür, auf den erſten Lärm hinab geſtürzt, mit ihren Degen an der Seite aber wenig geeignet waren, den geſchwungenen Säbeln der Cavalleriſten Widerſtand zu leiſten. „Ergeben Sie ſich. Widerſtand leiſten iſt unnützes Blutvergießen. Das Blatt hat ſich gewandt. Der Commandirende jenſeit der Oder, Schill, iſt mit zehntauſend Mann über den Fluß gegangen. Die Provinz, entblößt von den franzöſiſchen Truppen, iſt ſchon unſer. Die Stadt umzingelt, die Thorwache genommen, Flucht unmöglich; Sie ſind unſere Kriegsgefangenen.“

Die Verwirrung im Rathhaus war groß. Weil jeder dahin rannte, wohin er nicht wollte und ſollte, war jeder Ausweg verſperrt. „Nous sommes perdus!“ rief der Faveur General, der von einer Tarockpartie mit der Generalin ſich zu ſpät erhoben. „Nous sommes trahis!“ antwortete der Colonel, welcher ſeinen Säbel ſuchte. Aber er war verſchwunden. Vielleicht hatte er ſich nur im Ort verſehen, wohin er ihn geſtellt. „Nicht durch uns,“ ſagte der Bürgermeiſter, ohne einer Antwort gewürdigt zu werden. „C'est un malheur,“ rief der Tuchlitzer. „Un désastre imprévu!“ accompagnirte der Stintenfänger. „Mais qu'on vengera!“ knirſchte der Colonel jetzt wieder am Fenſter, zu dem die Aufforderung zur Uebergabe heraufdrang.

Er verſtand nicht den leiſen Händedruck des Herrn von Wahrnim-Stintenfang, auch nicht ſeine zugeflüſterten Worte: „Vous vous trahissez vous-même, mon colo-

nel, tout s'arrangera si vous voulez nous cacher!“ Den Arm zum Fenſter hinaus, ſchrie er: „Zu den Waffen, Cameraden, es iſt Verrath, Betrug — kein Corps — eine kleine Streifſchaar — Schande, wer ſich ergiebt! Wir ſind ſtark genug, ſie aus der Stadt zu treiben.“

Der Colonel, an der Spitze der waffenfähigen Mannſchaft, wäre vielleicht ſtark genug geweſen; aber er war allein im Saal. Die Franzoſen am Therweg hatten zwar ihre Degen gezogen, aber was wollten die wenigen, ohne Feuerwaffen und — ein Feind von zwei Seiten! Zwar konnten die heftiger werdenden Flintenſchüſſe am andern Stadtende ihnen Ausſicht auf einen beſſern Ausgang eröffnen — am Pritzgarder Ther hatten ſich die verſprengten, aus den Häuſern geretteten Franzoſen geſetzt — aber die Hülfe, die von daher kommen konnte, war entfernt, und hinter ihnen waren aus den Kellerräumen des Rathhauſes Männer herausgeſtürzt, in deren erhitzten Geſichtern man alles andre leſen konnte, als die Luſt und den Willen, ihnen beizuſtehen. Es waren entlaſſene Officiere, krampfhaft würgend zwiſchen Luſt, Entſchluß und Pflicht. Der jüngere Huſareneſficier, der gut franzöſiſch ſprach, wollte noch parlamentiren, als ein älterer, mit ſonnverbranntem dicken Schnurrbart-Geſicht, mit einem Satz vom Pferde war: „I dicke durch! Warum nicht gar. Erſte Rotte abgeſeſſen, die Carabiner vor! Angelegt...“ Den blanken Säbel ſchwingend, rief er, des Zauderns müde: „Nun nicht länger! Die Degen fort. Ich zähle zwölf, dann commandire ich Feuer!“ — „Meine Herren, das wäre Wahnſinn, aber nicht mehr Muth, rief

ein älterer Officier unter den entlaſſenen Preußen. Ihr Tod, und ohne allen Nutzen für Ihre Sache, iſt gewiß. Sie retten ſich Ihrem Kaiſer und ein Austauſch und Ranzionirung iſt leicht.“ Es gab freilich noch einen dritten Ausweg, in den Hof und die innern Räume des alten Rathhauſes zurückzuſpringen, von wo die Flucht wenigſtens Einigen gelungen, allen die Möglichkeit eines Widerſtandes blieb. Dieſen Ausweg aber verſperrten eben die erhitzten Geſichter, Dienſtleute, Bürger, Frauen.

Der preußiſche Anführer hätte auch wohl deshalb Anſtand genommen, ſeine Drohung auszuführen, die Carabinerkugeln unterſcheiden in ſolchem Falle nicht zwiſchen Freund und Feind; aber Drohungen muß man nicht auf die Goldwaage legen: ſie ſtehen außer der Kritik, wenn ſie gewirkt haben. Der wohlbeleibte Camerad ſtürmte nun mit einem Dutzend Leute die Treppe hinauf: „Nu oben ſäubern und uns den Nachtvogel holen, der ſo luſtig aus dem Fenſter krähte.“

Das war in vieler Beziehung zu ſpät. Die Geſellſchaft hatte ſich ſchon ſelbſt geſäubert; wer entfliehen können, war entflohen, Mancher ward indeß nachher aus ſeinem Verſteck, vom Boden, unter der Treppe, wieder hervorgeholt. Der Schrecken hatte Gruppen und Bilder hingezaubert, für die es Schade, daß kein niederländiſcher Pinſel zugegen war. Den Frauen und Damen von in und um Rauwalk muß man aber zu ihrem Ruhme nachſagen, daß keine in Ohnmacht gefallen iſt, obgleich ſie faſt umgerannt wurden. Vielleicht verhinderte grade die Anſtrengung, ſich gegen äußere Gewalt aufrecht zu er-

aber auch unartikulirte Laute können von feiner Ausbildung zeugen. Ihr Athemholen kam bisweilen wie Seufzen heraus.

Jetzt denkt sie an Riego's schmachvollen Tod — jetzt an die schändliche Ermordung des kühnen Empecinado — sie sieht die Heldengeister des Cid und seiner Schaaren vor Valencia die Rosse tummeln; auch diesen edelsten ihrer Landsleute traf Groll und Mißgunst seines Königs, er starb verbannt für seine Thaten, die Spanien frei gemacht. — Edle Ritter reiten im Kampfe mit den Mauren längs der Guadiana. — Oder denkt sie an Mina, der freudlose Tage der Verbannung unter Albions Nebeln verlebt, von keinem Sonnenstrahl seines schönen Vaterlandes erfreut?

Es mußte doch geredet werden. Ich sammelte meinen Sprachschatz. Mit den Regeln aus der Grammatik war ich sehr bald fertig, nur die Worte fehlten noch. Ging es mir doch, wie einigen Dramatikern, die ihren Begriff mathematisch construirt haben, ehe sie die Personen aufgefunden, welche diesen Begriff in einer großen Staatsaction, genannt Tragödie, demonstriren sollen! Auch diese lös'ten sich allmälig. Nun fehlte nur die Anrede! *Vuestra merced* ging nicht füglich. Sennora

halten, den verführeriſchen Schwindel, ſich ſelbſt fallen zu laſſen. Den beiden Strolchen, welche die Hauptpatrone des Feſtes, war es endlich gelungen, den Colonel aus dem Saale zu reißen. Draußen, im halb erhellten Corridor hatte er ſich aber von der unerbetenen Führerſchaft wieder losgemacht, oder im Gewirre machte ſich das von ſelbſt. Er ſuchte einen Ausweg. Er glaubte eine Hintertreppe erreicht zu haben, die ihn in den Hof führe, aber ſie ging nach dem Keller und alle Thüren waren verſchloſſen. Hier einen dunklen Verſteck zu ſuchen, war nicht in ſeiner Abſicht; das Schießen am Thore, immer ſtärker werdend, trieb das Blut ihm durch die Adern; er wäre aus dem Fenſter geſprungen, um zu den Braven zu eilen, wenn er eines öffnen können. Er mußte wieder die Treppe hinauf — vielleicht im Corridor.

„Werden ihn ſchon finden!“ rief die rauhe Bramarbas-Stimme vom andern Ende des Ganges, und die Thür ward aufgeſtoßen. Im ſelben Augenblick war aber auch eine Seitenthür aufgegangen, einen Schritt von d'Espignac, und ſie verbarg ihn noch vor den Augen der Verfolger. Das Fräulein von Tuilly war es, das die Klinke in der Hand hielt. Im nächſten Moment war er hinein. Hatte ſie ihm zugeflüſtert, gewinkt, hatte er darum gebeten? Das wußten Beide nicht. Die Sekunden waren zu koſtbar ſelbſt nur um ſich umzublicken; es war ein Gemach, wo jedem Herrn der Eintritt verboten war, das weibliche Ankleidezimmer. Man hörte die Thüren der auf den Corridor ausgehenden Stuben eine nach der andern aufſchlagen. „Iſt eine Seitenthür?“ fragte der Colonel. „Ich

weiß es nicht, antwortete sie, aber Niemand soll hier eindringen." — Er drückte ihre Finger an seine Lippen: „Ihr Gefangener und Sclave."

Sie hatte die Thür aufgerissen und war hinaus. „Halt! rief des Bramarbas Stimme, als sie die Thür wieder zuwarf und den Schlüssel umdrehte. Die Kammer ist noch nicht durchsucht."

„Die Garderobe der Damen!"

„Wischi waschi!" Vielleicht wäre der Bramarbas im Stande gewesen einer Dame den Schlüssel aus der Hand zu winden, wäre nicht der jüngere Officier im Augenblick herbeigesprungen:

„Was thun Sie, Camerad, das Fräulein von der Quarbitz, die Tochter unsres besten Patrioten, wird keinen Feind des Königs versteckt haben."

„Keinen Feind unseres Königs," erwiderte sie betonend.

Hätten sie nicht mit Jubel und Halloh in dem Augenblicke von der Bodentreppe einen andern Gefangenen geschleppt, den etwas ungeschlacht gebauten Payeur General, so hätte Carolinens Betheurung vielleicht so wenig geholfen als die Einsprache des zweiten Officiers. Der früher so Gefürchtete war aber eine zu lächerliche Gestalt geworden, um über die Lustigkeit nicht Anderes zu vergessen. Man hatte ihn nämlich zwischen Mehlsäcken vorgezogen. Er ward indeß auch ein wichtiger Fang, denn in seiner Todesangst machte er Angaben, denen die Sieger der Nacht die hochbepackten Wagen und Pferde mit französischem Gute verdankten, welche sie am grauenden Morgen mitnahmen. Darüber vergaß man den verschwun-

denen Colonel, vielleicht auch den Angriff auf das Prinzgarder Thor mit dem nöthigen Eifer fortzuführen. Man weiß wenigstens, daß es den dort Gesammelten von der Besatzung später gelang sich durch das Thor zurückzuziehen, ohne daß sie ernstlich verfolgt wurden, was auch wohl außer der Absicht der Angreifenden lag. Der Colonel führte den Rückzug an; man erzählte sich, ohne es beweisen zu können, daß er in einer Verkleidung sich aus dem Rathhause nach dem Thor gerettet.

Die Siegeslust des kleinen Trupps braver Soldaten war für die Patrioten in der Stadt mit peinlichen Gefühlen gemischt. Wie manchem pochte vor stürmischer Freude das Herz bei den ersten Schüssen, wie jauchzte es auf, als er die Franzosen vor den ersten blinkenden Säbeln in die Nebengassen stürzen, über Zäune sich schwingen sah. Lachten nicht viele schadenfroh auf, wenn sie sahen, wie die geängsteten Feinde mit zitternden Armen auf die keck vorüberſprengenden Husaren zielten und schossen! Wie manchen jungen Mann hätte es gepackt, er hätte die Flinte ergriffen, wenn eine Werbetrommel gerührt worden, des Königs Fahne auf dem Markt aufgepflanzt wäre, wenn Worte des Trostes, der Hoffnung aus beredtem Munde an die Bürger erklungen. Man schleppte nur Wagen, Karren, Pferde herbei, packte, schnallte, zäumte. Sie sahen nur die Präparationen zur Flucht.

Und der Ball sollte noch nicht zu Ende sein! Der Quitzow hatte zu seiner Gattin geflüstert: „Sie lassen noch Niemand 'raus," als der Herr von Wahrnim-Stintenfang mit einer neuen Hiobspost kam: „betrunkene Hu-

ſaren hätten den Payeur-General mit flachen Klingen gefuchtelt, unter dem rohen Witz, ſie wollten ihm nur den Mehlſtaub ausklopfen." — Der Kautzenburger, der ſehr ernſt geworden, ſeufzte für ſich: „das kann uns mehr als die Pferde koſten!"

Der Herr von Quiritz zog ihn bei Seite: „Er iſt nicht abzubringen, er nimmt keine Vernunft an." — „Helfen Sie uns, Herr von Wahrnim, rief der hinzukommende Baron von Eppenſtein. Der Cornet Hurlebuſch zieht mit. Er hat ſchon ein Beutepferd geſattelt. Für ſeinen Handſchlag und ſein Ehrenwort hat er eine Anrede; er habe es nur gegeben, nicht mehr in die Linie zu treten, dies ſei ein Freicorps. Die Raſerei macht erfinderiſch, — aber was ſagen, wenn auch der Ritzenguitzer den Säbel umgeſchnallt hat und mitreitet! Er möchte mit dem Tode Villard ſpielen, wie er's mit dem Leben that."

„So laßt ſie — ſagte der Kautzenburger. In Momenten, wo alles unter uns wankt, verſinken auch oft die feſteſten Wegweiſer, und wo einmal das Blut ſtärker ſpricht, als alle Geſetze, was haben die der Ehre voraus! Sie wiſſen, was ſie thun, laßt ſie ſich ſelbſt Richter ſein."

Darüber hatten die Herren einen der ſeltſamſten Auftritte überſehen.

Der Huſarenofficier, den wir als Bramarbas eingeführt, um einen Namen zu ſparen, oder nicht zu verunglimpfen, ſchien ſeine That mehr als einen glücklichen Spaß zu betrachten. Er antwortete dem Bürgermeiſter, der fragte, ob und welche Sicherheitsmaßregel genommen, damit der Coup der treuen Stadt des Königs nicht zum

Schaden gereiche: die treue Stadt ſolle lieber dafür ſorgen, daß die treuen Diener des Königs zu eſſen und zu trinken bekämen. Dafür war indeſſen ſchon von ſelbſt geſorgt, denn die Tiſche wurden gerade für die vorigen Gäſte gedeckt, als der Wirbelwind losging, der ſie in alle Winkel verſcheuchte.

Auf ſie hatte der Rittmeiſter auch ſo wenig Acht, als es ihn zu kümmern ſchien, wer der Wirth beim unterbrochenen Feſte ſei. Er ſah vielmehr auf die Tiſche, die eben wieder in Ordnung gebracht wurden, und blinzelte dann unter ſeinen blonden Augenbrauen, eine ſchlechte Zote zu dem roth aufgedunſenen Geſichte, zu ſeinem Adjutanten: „Meiſt, wie wär's? Nach dem Tanze noch ein Tänzchen!“ —

„Aufgeſpielt!“ ſchrie er dann zur Gallerie, als der junge Officier erklärte, daß man vor zwei Stunden nicht fertkönne, und blickte ſich nach einer Tänzerin um.

Unter den Damen ſuchend fiel ſein Auge auf die Comteß, die in ihrer Angſt unter die Bürgerfrauen ſich miſchend, durch ihre Eleganz um ſo mehr auffiel: „Gehört die auch hierher?“ Als Jemand ihm Auskunft gab, klatſchte er in die Hände. „Hurrah! dann iſt ſie ja auch unſere Beute. So was laß' ich mir gefallen!“ Aber als er auf ſie zuſchritt, vermuthlich um ſie zum Walzer aufzufordern, prallte er zurück. Die kleinen graublauen Augen in dem rothen Geſicht wurden nicht ſchöner von dem Ausdruck des Erſtaunens: „Blitz und Hagel, hol mich der und jener, oder das iſt — das iſt die Jenny!“

Ob die kleinen graublauen Augen einen Stich bekommen aus dem wirbelnden Raketenfeuer, das ſich auch plötzlich in dem ſchwarzen Auge der Comteß entzündet! — Ob ſie ihn auch ſogleich erkannt! Es wäre faſt zu viel Erinnerungsvermögen in der jungen Dame vorausgeſetzt. Zehn — zwölf Jahre lagen rückwärts, und was lag dazwiſchen! Aber das Brennglas mußte ſeinen Strahl gerade auf einen ſehr bunten, luſtigen Punkt aus der reichen Vergangenheit geworfen haben. Es hatte gezündet, wenige Worte genügten, um ein Bild der Tage, die geweſen, in ſo flimmerndem Lichte ins Leben zu rufen, daß das Bild, was war, mit ſeinen hundert Talglichtern verſchwand. Immer heller hatte ihr Auge geglänzt, immer ſchelmiſcher ſich ihre Lippen verzogen, bis unter ſchallendem Gelächter die feine Geſtalt um Kopfeshöhe ſich erhob, und auf einer Zehe, zum Erſtaunen Aller, minutenlang um ſich ſelbſt wirbelte. „Eine Tänzerin!“ murmelte es. „Sie iſt eine Operntänzerin!“ Wie viele hatten es längſt gedacht; ſchade nur, Keiner hatte es ausgeſprochen.

Die Beiden ſprachen ſich aus, ſcharfe Blitzesworte, Keiner blieb es dem Andern ſchuldig. Was heraus blitzte? Wer hat jetzt Zeit, das zu erzählen! Von einem Rendezvous war die Rede, das geſtört werden. Es war vielleicht Verabredung, daß es geſtört werden ſollte! Der Officier hatte in einen Schrank wandern müſſen — viel zu lange für ſein Glück. Er hatte warten müſſen — er wartete noch. Im ſüßeſten Tone flüſterte die Zauberin:

„Es that mir wirklich recht leid, und war ein reines Mißverſtändniß —“

„Blos eine Verwechslung der Perſonen; das paſſirt wohl.“

„Sie müſſen ſich ſchrecklich gelangweilt haben.“

„Werde mich in Kolberg zu revanchiren ſuchen.“

„Und daß ich aus Vergeſſenheit den Schlüſſel einſtecken mußte!“

„Sie nahmen ihn bis Leipzig mit.“

„In Paris dachte ich daran.“

„Und in Paris ſind Sie zur Gräfin avancirt? Was erfreut mehr, als wenn man hört, daß die Tugend nach Verdienſt belohnt wird.“

„Mit gleichem Vergnügen hörte ich, daß der König Sie aus Berlin in die Provinz verſetzt, von den Garde du Corps zu den Huſaren. Ja wohl wegen eines kleinen Rouge et Noir, bei dem ein junger Ruſſe nackt gerupft ward?“

„Was die Zeitungsſchreiber lügen! Wenn ich daran glauben wollte, wären Sie mir in den zwölf Jahren einige Mal untreu geworden. — Alte Liebe roſtet nicht, und aufgeſchoben iſt noch nicht aufgehoben. Ihr Kerle oben, losgeſtrichen, was Zeug hält, die Melodie:

Schier dreißig Jahre biſt Du alt,
Und noch ein Paar darüber!“

Sie hielt ihm verſchämt die Hand nach dem Munde; das glückliche Paar wirbelte durch den Saal.

Ach es war Alles unheimlich hier. Unheimlich der

improviſirte Tanz, unheimlich das improviſirte Abendeſſen. Die Harmonie war von der Gallerie entwichen, die angetrunkenen Muſikanten tobten durcheinander; nicht viel anders war die Ordnung an der Tafel, die Gläſer und Flaſchen klirrten, die Speiſen wurden hin und hergeriſſen. Die Mehrzahl der Gäſte hielt ſich entfernt. Wäre nur ein anderer Anführer geweſen, der das Glas ergriffen zu einem begeiſterten Zuſpruch an eine beſſere Zukunft! Wenn da unter den Anweſenden Männer waren, die auf eine beſſere Zukunft hofften, aus den Trümpfen, Flüchen und Witzen des Bramarbas konnten ſie die nicht ſchöpfen. Es waren die Schaumflocken aus dem Schlamm einer untergegangenen Zeit: Wäre Rüchel nur eine halbe Stunde früher eingetroffen, dann hätte die Schwerenoth die Franzoſen bei Jena geholt. Hätte der und jener Artillerie-Capitain nicht zu früh abprotzen laſſen, wäre auch die Schlacht bei Auerſtädt nicht verloren gegangen. Fuchtel, Fuchtel hätten gefehlt, die rechten Unterofficiere die die Kerle ordentlich zu ſchütteln wußten. Weibsvolk ſei bei der Armee geweſen — er verſchwieg wenigſtens aus Decenz den Namen der Königin. Der König ſei zu gut und die Generale zu alt geweſen. Wären die rechten Officiere nicht bei Seit geſchoben worden, dann — dann wäre es mit den Franzoſen aus geweſen.

Unter den Zuhörern war Einer, der unwillkürlich zuſammenſchauderte. Der Candidat hatte ſich auf den Wunſch der Mutter durch den Markt gedrängt, damals als noch Gefahr war, um der von der Familie getrennten Tochter zur Seite zu ſtehen, ſie zu ſchützen, wenn es

ohne Gefahr ging, nach Haus zu führen. Freudeklopfenden Herzens war er ausgegangen, er hatte den Husaren die Hand geschüttelt, etwas Geld und Wäsche ausgetheilt. Ach, da standen schon die Packwagen, Alles sprach nur vom Abmarsch. Bei den Reden an der Tafel durchfröstelte ihn eine unaussprechliche Trostlosigkeit.

Diese Empfindung schien auch der Bürgermeister zu theilen, als er das Glas erhob und die Gesundheit des Königs ausbrachte. Er sah blaß aus, er versprach sich und das Glas zitterte in seiner Hand.

Endlich das Signal zum Aufbruch. Die Flaschen rollten am Boden und die Zungen waren gelöst. Man umarmte sich auf Wiedersehen. Wer dürfte auf das Wiedersehen hoffen!

Nur Eine schien unverändert. Am Arm des Rittmeisters hüpfte die Comteß aus dem Saal. An der Treppe dankte sie den Magistratspersonen verbindlich für die gütige Attention, sie werde die Aufmerksamkeit nie vergessen. Einige Magistratspersonen verneigten sich. Es ist nichts so unvernünftig, was nicht möglich wäre, behaupten Philosophen. In solchen Augenblicken des Schreckens, der Verwirrung soll aber die Vernunft auch aus den Versammlungen von Philosophen zuweilen entfliehen.

Mond, Fackeln, Laternen beschienen unten eine neue Scene der Verwirrung.

In dem Gedränge, Schreien, Singen, Fluchen, Schwören, unter dem Rädergerassel und Pferdewiehern bemerkten viele nicht, daß die zwei Personen, welche seit

einer Woche die Glanzpunkte der Stadt gebildet, in einen ſehr lebhaften Disput gerathen waren. Die Generalin hielt die Comteß am Kleide.

„Si ce n'est pas ça, c'est ça!“ lachte die Comteß.

„Nach Kolberg ſchleppen laſſen!“

„Chère tante, mir iſt ſchon längſt ein Seebad verordnet.“

Die Tante wollte wenigſtens mitgenommen ſein. Der Bramarbas drängte ſie mit dem Ellenbogen zurück: „Das fehlte noch. Eine alte Schachtel mehr auf die vollen Wagen!“

Bis da hatte die Generalin die Dehors beobachtet. Jetzt brachen alle Schranken, und eine Fluth Verwünſchungen lockte die noch nicht zerſtreuten Ballgäſte zu unerwünſchten Enthüllungen. Vergebens ſuchte der Herr von Stintenfang die Wüthende zu beruhigen, vergebens rief die Comteß: „Tantchen, ſo bald ich an Ort und Stelle bin, ſchreib ich Ihnen, Sie können ſich drauf verlaſſen.“

„Zum Henker mit Deinem Geſchmiere! Was ſoll denn aus mir werden? Sie hat mich als Tante angenommen.“

„Zu Ihrem Manne rathe ich Ihnen gehen Sie nicht zurück; der prügelt Sie wieder. Gehn Sie wieder nach Berlin, Tantchen. Da finden Sie Nichten, ſo viel Sie wollen.“

„Creatur, meine Gage! Verköſtigung und Gage, ein Quartal biſt Du mir noch ſchuldig.“

„Sie haben noch die zehn Ducaten vom Baron, die ſchenk ich Ihnen!“

klang mir zu feierlich für meine Nachbarin im nächtlichen Poſtwagen. Und doch . . . nur der Inhalt . . .

Auch dieſer kam. In einer ſchön ſtyliſirten, langen Periode im reinſten Caſtilianiſch, nach dem, was die Madrider Academie in ihren letzten Sitzungen dazu geſtempelt, wandte ich mich an die junge Dame, indem ich ihr meine Freude ausdrückte, an der Seite einer ſchönen Andaluſierin (dazu machte ich ſie) zu ſitzen, ſtatt daß mich bisher das Unglück getroffen nur mit Engländern Ellenbogen an Ellenbogen zu ſtoßen. Einige Verwünſchungen gegen dieſes Geſchlecht, welches jetzt die Franzöſiſchen Diligencen nicht freilaſſe, vielleicht etwas zu ſtark, weil mir keine milderen Ausdrücke als *baca canalla* u. ſ. w. einfielen, beſchloſſen den zierlichen und complimentvollen Periodenbau.

Sie verſtände meine Sprache nicht . . . lispelten, in ebenfalls nicht verſtändlichem Franzöſiſch, ihre Lippen.

Adieu, ſchönes Sevilla! Andaluſiens reizende Mädchen können nie wie meine Nachbarin ſeufzen. Lord Byron ward citirt; ich ſchlug mich vor die Stirn, und Otto's Credit, Hinſichts der Menſchenkenntniß, war um ein Bedeutendes geſunken.

„Du mir was ſchenken! — Meine Herrſchaften, wiſſen Sie, wer ſie iſt, und wo ſie her iſt?“

„L'éducation fait l'homme!“

„Sie iſt keine Gräfin nicht, meine Herrſchaften, ſie denkt nicht dran. Ein Apfelweib war ihre Mutter, an der Rätzengaſſe.“

Jenny erhob ſich noch einmal unter dem kleinen Verdeck, das vorn am Proviantwagen ausgeſpannt war; das ſchmale Bänkchen darunter war der Sitz, auf welchem die franzöſiſchen Generale jener Zeit gewöhnlich die Schätze mitnahmen, deren Eroberung ihnen nicht ſchwer geworden, und die Niemand reclamirte.

„J'ai régné sur les coeurs, chez vous et dans la France,
Par le droit de conquête, et non par la naissance.“

declamirte die Schöne mit gehobenem Arm.

„Au revoir, Mesdames, Messieurs! Kutſcher, fortgefahren!“ Die Zauberin war verſchwunden.

„Mais c'est affreux!“ ſagte die Hofmarſchallin, als ſie über den Markt gingen. Die Herrſchaften hielten es angemeſſener zu Fuß nach Hauſe zu ſchleichen. C'est la guerre! hatte der Hofmarſchall geſeufzt.

Sie hatten Carolinen an der Thür des Deutſchen Hauſes abgeſetzt. Caroline hatte noch einen Begleiter. Auf dem dunken Flur ergriff ſie des Candidaten Hand und drückte ſie mit Wärme: „Ich werde Ihnen den Dienſt nicht vergeſſen.“

Oben war eine bewegte Familienſcene, man umarmte ſich ſtumm; es waren mehr Thränen als Worte: „Gott

ſei Dank, wir haben uns nun wieder!“ ſagte die Mutter. Amalie war am Fenſter ſitzen geblieben. Sie reichte dem Candidaten die Hand: „Ich danke Ihnen, Herr Mauritz.“ Er lehnte den Dank ab: „Zu dem Entſchluſſe, der Sie erfreut, habe ich ja nichts gethan.“ Theodor war mit der Schaar, der er ſich zugeſellt, am Hauſe vorübergeritten; mit dem Säbel ſalutirend, hatte er einen letzten, ſtummen Abſchied von ſeinen Couſinen genommen. Sie hielt die Hand an's Herz: „Ich weiß nicht, ich wünſche noch etwas — ach nein, das iſt wohl Sünde zu wünſchen, daß ein Menſch ſtirbt.“ — Minchen drückte den Kopf der ſtill Weinenden an ihre Bruſt: „Warte nur, mein Malchen, es wird Alles gut werden. Legen Sie die Hand auf ihren Kopf, Herr Mauritz, und ſprechen: Amen! dann glaubt ſie es.“

„Nicht wahr, Baron Eppenſtein iſt doch nicht ausgeritten?“ fragte ſie nachher. Der Candidat hatte nichts davon gehört.

„Aber was iſt denn nun das Ende davon?“ fragte die Mutter den Candidaten.

„Kein gutes, beſorge ich. Der Ueberfall war nur ein Bravourſtück. Was ſie erbeutet, lohnt nicht der Anſtrengung. Sie wollten Schrecken einflößen, haben aber nur irritirt, und wir werden es zu bezahlen haben. Unter den Umſtänden iſt es noch ein Glück, daß der Oberſt Espignac entkommen; man würde noch mehr Gewicht auf die Sache legen, das ſie nicht hat, nicht verdient.“ Ein dankbarer Blick von Carolinen belohnte ihn.

Die Stadt war ruhig geworden. Die Lichter im

Rathhaus bis auf das letzte erloſchen. Der Bürgermeiſter war der letzte, der nach Hauſe ging. Der Rathsdiener nahm die große Stalllaterne vom Roland, um ihm zu leuchten, denn der Mond hatte ſich wieder hinter dichten Wolken verkrochen. Der Bürgermeiſter ging ſchwer, geſenkten Hauptes; man hätte auf einen ſtark angetrunkenen Mann ſchließen können, der nach Hauſe geleitet ward, und er hatte kaum das Glas geleert, das er auf ſeinen König an die Lippen brachte. An ſeiner Hausſchwelle ſtieß er an etwas mit dem Fuße. Der Diener hielt die Laterne hin. Es war ein todter Franzos: „Richtig, und leibhaftig der Sergeant-Major, der beim Kämmerer — Sie ſagten ſchon, der hätte einen Schuß weg. — Hat er ſich gerade bis vor Herrn Bürgermeiſters Thür ſchleppen müſſen.“ — Der Bürgermeiſter ſah nach dem grauen zerriſſenen Himmel hinauf: „Eine Leiche — auf meiner Schwelle!“ — „Krieg iſt Krieg, Herr Bürgermeiſter, ſagte der Diener, es wird auch nicht die letzte Leiche ſein.“

Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Isegrimm.

Isegrimm.

Vaterländischer Roman

von

W. Alexis (W. Häring).

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Carl Barthol.

1854.

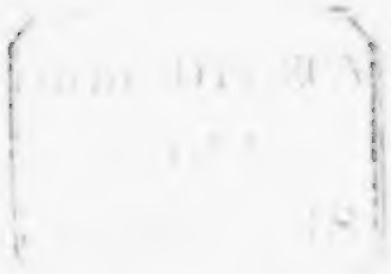

Erſtes Kapitel.

Vorm Scheunenthor.

Vor dem Scheunenthor iſt bei Ranwalk eine kahle Anhöhe. Die Stadt von da ſieht alt, aber troſtlos aus; neben dem Koloß von Dom und den paar herrlichen Thorthürmen von rothem Backſtein, woran fünf Jahrhunderte die zierliche Ornamentur nicht zu zerſtören vermocht, erſcheinen die neuern Wohnhäuſer wie nur aus Noth und Bedürfniß zuſammengeklebt von einem Geſchlecht, dem ein böſer Zauberer die abſolute Nüchternheit angehaucht, wo ſolche Kunſterinnerungen aus der Vorzeit es täglich an das beſſere Daſein ſeiner Väter mahnen ſollten. Die Thürme und Thore verrathen in ihrer Schnörkelung die Zeit Kaiſer Karls IV., der Dom mit ſeinen geſpaltenen Mauern aber den reineren Styl und Kunſtſinn aus der Blüthe der askaniſchen Herrſchaft. Um die Zeit, als der wilde Heinrich Bülow Wilsnack verbrannte, ward auch Ranwalk eingeäſchert; einige meinen von den Krachten und Köckeritzen, andere von Mecklenburgiſchen Rittern unter Hans Baſſewitz. Dazumal ſtürzte der Glockenthurm des Domes ein. Daß man's nicht mehr weiß, iſt ſchlimm, daß man's nicht mehr wiſſen kann,

Aber der kleine Fuß, südliche Augen, südliches Colorit. — Eigentliche Italiener können nie so schwermüthig sein, ihr Schmerz um das Vaterland drückt sich anders aus. Vielleicht eine Corsicanerin, eine Enkelin Paoli's . . . Ich warf mich in die Brust und fühlte in meine Tasche, ob das Italienische Lexicon noch feststecke? So, wie Antäus durch Berührung der mütterlichen Erde, durch die des Wörterbuchs gestärkt, sprach ich im reinsten Toskanisch:

Es lastet ein wahrer Fluch auf allen Reisenden in Frankreich, daß man überall auf Engländer stößt. Stumm und verdrossen tödten sie die lebendige Conversation auf den Diligencen. Sie machen den Damen niemals Platz, und selbst die einzige Eigenschaft, die man sonst an Englischen Reisenden lobte, die Freigebigkeit geht ihnen jetzt ab.

Sie schüttelte mit dem Kopf, und es kam wie unter Lächeln heraus: *Monsieur, j'ach na wuh comprangs pah.*

Nicht Spanierin, nicht Italienerin, eine Griechin wird es doch nicht sein. Erstens, obgleich ihr Vaterland unglücklich ist, pflegen Griechinnen (vielleicht eine Botzaris ausgenommen) nicht schwermüthig auszusehen, die Türkische Education arbei-

ſchlimmer. Der Magiſtrat hat einmal, als es ihm an Raum fehlte, die alten Papiere an die Krämer verkauft. Auch den alten geborſtenen Thurm wollten ſie abbrechen laſſen. Damals half ihm Keiner; er mußte ſich ſelbſt helfen. Die Backſteine wollten nicht auseinander gehen, und der Wind ſchien ein Spottlied durch die Mauerritzen zu pfeifen, als die Arbeiter mit ihren Karſten, Hacken und Beilen abziehen mußten. Jetzt niſten unter den zerklüfteten Gewölben Schwalben, auch die Tauben haben eine Colonie in dem durchlöcherten Dach gegründet. Auf wie lange, weiß Keiner; denn der Conſervator der Staatsalterthümer iſt ſchon drei Mal in Rauwalk geweſen, und hat den günſtigſten Bericht über die herrliche Ruine abgeſtattet. Auch Magiſtrat und Bürgerſchaft wiſſen jetzt, was für einen Schatz ſie beſitzen; er trägt nur zur Zeit keine Intereſſen. Von Reſtauration iſt viel geſprochen. Der Stadt iſt bewieſen worden, wie es ihre Ehre und ihr Vortheil zugleich ſei, ſolch ein herrliches Kunſtwerk, in der Vorzeit von ihren Vätern gebaut, ihren Kindern wenigſtens zu conſerviren. Die Stadt hat dies anerkannt, aber eingewandt: daß das Patronatsrecht über die Kirche ſchon zur Zeit der Luxemburger an verſchiedene von der Ritterſchaft vertragsweiſe, viis et modis, übergegangen, daß überdem in der Kirche ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert nur gewiſſe Adelsgeſchlechter ihre Erbgrüfte gehabt, die praesumtio alſo dafür ſei, daß das Eigenthum an Grund und Baulichkeiten auf die Ritterſchaft übertragen worden; insbeſondere als auch ſeit der Kirchenbeſſerung kein proteſtantiſcher Pfarrer darin gepredigt;

übrigens aber hätten ſie kein Geld. — Die Ritterſchaft räumt Vieles davon ein, namentlich, wie es eine große Ehre ſei, wenn es thunlich ſei, dieſes coleſſale Monument einer beſſern Zeit in ſeiner frühern majeſtätiſchen Würde herzuſtellen, gleichſam zur Beſchämung für die gegenwärtige Generation, die für die Feier des Gottesdienſtes kaum das Nothwendigſte und Dürftigſte hergeben wolle. Sie räumt auch ein, wie das Patronatsrecht vor Zeiten einige Geſchlechter wirklich gehabt; da ſie es aber durch Jahrhunderte nicht geübt, ſei es durch Verjährung erloſchen. Was die Erbgrüfte anbelangt, laſſe ſich zwar nicht in Abrede ſtellen, daß gewiſſe Familien deren in der Kirche beſeſſen, ſo weit aber die erhaltenen Grabſteine nachweiſen, ſeien dies zumeiſt die erloſchenen Familien geweſen, als wie derer von Polenz, Quitze, Quiſte, Schapelow, Sparre und Striezow. Wenn eine Verpflichtung wirklich aus den Erbgrüften zu erweiſen, würde ſie daher nur bei deren etwa noch zu ermittelnden Succeſſores omni jure defunctorum zu ſuchen ſein. Wenn nun gleich die Ritterſchaft zu jeden, auch den größten Opfern für das Vaterland bereit ſei, ſo müſſe ſie doch in dieſem Punkte durchaus an dem Rechtspunkte feſthalten, und, nicht ſowohl ihrer ſelbſt als ihrer Nachkommen wegen, jede Verpflichtung zu einer Beiſteuer beſtreiten. Uebrigens aber hätten ſie jetzt kein Geld. — Beide, Stadt und Landſchaft, einigten ſich aber darin, es gemeinſchaftlich der Regierung als heiligſte Aufgabe darzuſtellen, und es ihr aufs wärmſte ans Herz zu legen, daß ſie dieſes Denkmal ebenſo eines wunderbaren Kunſtſinnes als der Glaubenskraft unſerer

Verfahren, nicht vollends zur Ruine werden laſſe. Es gehöre nicht Einem und nicht Einigen an, es ſei vielmehr das Fideicommiß der Vergangenheit an die Zukunft, daher eine National- und Landesſache, daſſelbe zu erhalten und zu reſtituiren, als leuchtendes Exempel und mahnendes Beiſpiel, was Großes und Schönes in der Vorzeit bei geringen Kräften, aber mit vereinigtem Willen zu ſchaffen möglich geweſen. — Die Regierung erklärte ſich ganz damit einverſtanden, ſie erkannte den hochherzigen, frommen und patriotiſchen Sinn der Bittſteller belebend an, konnte ſich aber mit ihrem Antrage in ſofern nicht einverſtanden erklären, als noch ſo viele hiſtoriſche Monumente von allgemeinerer Bedeutung auf die nöthige Reparatur warten müßten, indem die bisher unternommenen Reſtaurationen den dafür ausgeſetzten Fonds ſchon weit überſtiegen, und wenngleich der Kunſtwerth des Naumburger Domes nicht zu beſtreiten, derſelbe doch immer als ein Provinzialdenkmal ein nur ſecundäres Intereſſe beanſpruche. Unmaßgeblich ward den Bittſtellern anheimgeſtellt, ob ſie durch eine Kirchencollecte und Subſcription innerhalb der Grenzen ihres Kreiſes den Reparaturfonds aufzubringen ermöglichen wollten, als in welchem Falle durch eine Immediateingabe vielleicht ein Gnadenzuſchuß zu erhoffen ſei. Die Collecte und Subſcription haben bis jetzt 37 Thlr. 22 Sgr. 6 Pf. eingebracht; auf die an den betreffenden Miniſter abgegebene Immediat-Vorſtellung erfolgte ein huldreicher Beſcheid, mit der rühmlichen Anerkennung des patriotiſchen Beſtrebens der Unternehmer, aber mit dem Bedauern, daß es zur Zeit an disponiblen Fonds fehle.

Inzwiſchen hat die Landbaupolizei die Forderung geſtellt, daß das Dach der Kirche umgedeckt und die Fenſter einſtweilen mit Brettern vernagelt würden, der allgemeinen Sicherheit wegen. Der Magiſtrat, an den dieſe Forderung zunächſt ergangen, hat der Landſchaft litem denuncirt, dieſe, ihre Verpflichtung beſtreitend, desgleichen gegen den Fiscus gethan. Der Proceß ſchwebt noch in erſter Inſtanz; es iſt alſo für die Tauben Ausſicht vorhanden, daß ſie noch lange ungeſtört unter dem Dache niſten können.

Wer heut die Anhöhe am Schwanenthor beſucht, findet ſie nicht mehr ſo kahl. Oben ſtehen Pappeln, etwa dreißig- bis vierzigjährig, um einen grün gehegten Hügel. Auf dem Hügel ſteht ein behauener Sandſtein mit einer Inſchrift. Die Trauerweide, die ihre Zweige darüber neigt, verkümmert aber, weil es ihr in der Höhe an Feuchtigkeit fehlt. Sie iſt oft ausgegangen und wird dann wieder gepflanzt. Die Inſchrift auf dem Steine hat manche Thräne dem Beſchauer ins Auge gelockt. Nun ſind 47 Jahre vergangen, und die Thränen ſind getrocknet; die damals weinten ſind größtentheils geſtorben, die Begebenheit iſt faſt vergeſſen, aber der Stein mahnt, daß wir ihrer gedenken ſollen, ſo lange ein Herz für das Vaterland uns im Leibe ſchlägt.

An einem Decembertage deſſelben Jahres, in welchem der Verfall in der Stadt Rauwalk ſpielt, von dem die vorigen Capitel erzählten, finden wir auf der Anhöhe einen Mann, deſſen Anzug einen reiſenden Viehhändler verräth. Hochgezogene, dicke Kniefliefeln, an denen Lehm

und Roth eine lange Wanderung anzeigen, die lederne Geldkatze um den Leib geſchnallt, der abgeriebene gelbbraune Manchesterrock, die Pelzmütze und die wuchtige Peitſche würden dem Kundigen ſofort den Schweinetreiber vermuthen laſſen, wenn nicht die mageren Thiere, welche an den Abhängen des Berges nach dürftiger Nahrung wühlten, die Vermuthung zur Gewißheit machten. Die Aufſicht über die Thiere ſchien aber der Mann ſeinen Knechten zu überlaſſen, denn er lag eben, nachläſſig hingeſtreckt am Boden, den Kopf auf den Arm geſtützt, im Anblick der alten Stadt wie verſunken.

Betrachtete er den grauen Domkoloß, die Zicken und Zacken der Thürme, die Stadtmauern, von Feldſteinen zuſammengebacken in einer Zeit, die noch weit über den Dombau hinausging, oder ſchweifte ſein Blick über die Gegend auf den Weg, den er verhatte, ins Land? Zwiſchen zwei Giebeln ſchimmerte der Silberſpiegel des Ratzeburger See in die graue dunſtige Atmoſphäre. Der dicke Rauch aus den Schlotten der Stadt, der ſie nicht durchbrechen konnte, lagerte breit über die Dächer, ohne den Schnee ganz darauf fortſchmelzen zu können. Es war ein unerfreulicher Anblick, und doch mußte er den Mann ſo gefeſſelt haben, daß er nicht bemerkt, wie ein Paar ſeiner Schweine ihm nachgekommen, und jetzt in einer lockern Sandſtelle dicht ihm zur Seite mit ihren Rüſſeln wühlten.

Er hatte auch den Mann nicht bemerkt, der langſam aus der Stadt heraufgeſtiegen, jetzt mit ſeinem Stock heftig nach den Schweinen ſchlug, daß ſie grunzend hinunterſchoſſen.

„Was ſchlagt Ihr meine Thiere? Haben Sie Euch was gethan?“ rief der Treiber auffahrend und griff nach der Peitſche.

„Wer hat Euch denn erlaubt hier zu treiben?“ entgegnete der Andre ihn ſcharf fixirend. Es war etwas von einem bürgerlichen Polizeiblick.

Der Viehhändler ſchien nicht ſo erzürnt, wie wohl bei rohen Menſchen ſeines Schlages in der Art iſt, wenn ſie ſich in ihrem Recht gekränkt glauben; vielmehr erwiderte er ruhig, die Peitſche wieder hinlegend:

„Ihr ſeid vermuthlich bei der Stadt. — Hier iſt ja keine Pflanzung, und treiben, meinte ich, könne man, wo nichts zu verderben iſt.“

„Nein, Pflanzung iſt hier nicht, ſagte der andre; aber die Todten ſoll man ruhen laſſen. Und wer's auch iſt, und wie's auch iſt, die Schweine ſollen nicht unſere Leichen aufwühlen!“

„Leichen?“ wiederholte der Händler verwundert. Aber er beſann ſich. In der Stadt war ja jetzt ein großes Lazareth; der Rathsſaal, das ganze Rathhaus war mit Streu und Krankenbetten gefüllt. Wenige Verwundete, deſto mehr Kranke an jenem entſetzlichen Fieber, das, wie der Schakal dem Löwen, den Heeren folgt, mehr hinwürgend als Stahl, Pulver und Blei. Es rafft Krieger und Bürger, Männer und Frauen, Erwachſene und Kinder fort, und ſein Peſthauch dunſtet weit entlang die Heeresſtraßen. In Rauwalk graſſirte das Lazarethfieber; um deswillen trieb er ſeine Schweine nicht durch die Stadt. Aber der neue Kirchhof lag ja nach der Jungfernheide zu.

„Soll etwa hier noch ein Leichenacker angefangen werden?“ fragte er, den Blick auf den erst frisch aufgeworfenen Bodensand werfend.

Der Rauwalker Bürger sah ihn groß an: „Das verhüte der liebe Gott! Hier haben sie ja unsern Bürgermeister erschossen.“

Der Mann aus der Stadt fuhr mit der Faust über die Stirn; es war ihm etwas ins Auge gekommen. Darüber sah er nicht, wie es im Auge des Viehhändlers aussah. Als er wieder hinblickte, lag der wieder, den Kopf im Ellenbogen, sah vor sich hin auf die Erde, und rupfte gleichgültig welkes Gras: „Also hier ist das passirt?“

Dem Mann aus der Stadt mißfiel's. Er warf musternde Blicke auf den Händler, auf seine Knechte unten und auf die Thiere: „Wo kommt Ihr denn her und wohin soll's?“

„Von Berlin — nach der Uckermark und Priegnitz, wenn's muß bis Mecklenburg — wo ich was finde.“

„Hab doch alle Schweinetreiber gekannt, die hier vorbei ziehn; aber muß sagen, Euch hab ich noch nicht gesehn. Auch Eure Knechte, die haben mir ganz fremde Gesichter. Wie heißt Ihr denn?“

„Samuel Gramatzky.“

„Ihr treibt wohl das Geschäft noch nicht lange?“

„Wie so?“

„Weil Ihr so magres Vieh aufkauft. Wer treibt's denn auch so ab.“

„Für die Racker, die Franzosen, ist's fett genug.“

„So, so, iſt das ſo gemeint? Doch für die Franzoſen in Berlin? Wenn Einer nach der Priegnitz und Mecklenburg reiſt um Vieh aufzukaufen, und unterwegs handelt er um ſolche ſchlechte Schweine, die treibt er doch nicht mit ſich, ſondern läßt ſie ſtehn und füttern, bis er retour kommt."

„Man fängt mit Kleinem an, kauft wo's geht; ſeh' ſchon Jeder, wie er's treibe!"

„Aber man kann aufgegriffen werden, und dann heißt es, nun legitimire dich."

Der Viehhändler riß aus ſeiner Bruſttaſche eine vergriffene Briefta ſche und überreichte dem Bürger einen Paß, bei deſſen Durchſicht ſeine Geſichtszüge ſich merklich änderten, er machte ſogar einmal eine Bewegung als wolle er an ſeine Mütze ziehen. Sauber legte er das Papier wieder zuſammen, und überreichte es dem Fremden:

„Das iſt ſchon was Andres, Herr Gramatzky, oder wie Ihr werther Name iſt. Da ſteht ja der Herr Gouverneur von Berlin drunter und der Commandant von Spandau."

„Nicht wahr, damit kommt man ſchon durch! Die Franzoſen hungern; da muß man ſich's nun nicht verdrießen laſſen, und ſuchen, wo man was findet. Sie zahlen gut, wenn auch nicht von ihrem Gelde. Aus unſerm Beutel gehts doch zuletzt. Aber was ſchadet's? Bluten muß, wer noch bluten kann!"

„Nehmt Eure Zunge in Acht, Herr Gramatzky. Denn mit Verlaub, — ich dachte, Ihr könntet ſo ein Spion ſein —"

„Seh ich wohl wie ein Spion aus!"

„I bewahre, nun weiß ich's ja, aber man kann nicht vorsichtig genug sein, denn es giebt ihrer schon, die uns aufs Eis führen wollen, zumal seit der Geschichte mit dem Ueberfall. Herr Gott, die Stadt hat schon genug leiden müssen."

„Wer leidet nicht! 's ist viel von gesprochen, aber wo kann unsereins alles hören. Nicht wahr der Bürgermeister hat die Garnison an die Preußen verrathen?"

Der Mann schoß wieder einen schielenden Blick auf den Gerechtfertigten. Mit einem Seufzer stieß er den Stock in die Erde. Seine innere Bewegung siegte über die Furcht.

„Nein, das hat Herr Schulze nicht gethan, Gott habe ihn selig. Er war ein braver Mann, und er hat's nicht gewollt."

Der Fremde zeigte wieder so viel Theilnahme, daß der Bürger ein Herz gewann und ihm erzählte, was wir wissen; nur daß, wenn zwei auch dasselbe erzählen, es nicht ganz dasselbe bleibt. Das Ende der traurigen Geschichte wissen wir aber noch nicht.

„Wäre nur der Herr Colonel damals in der Stadt geblieben, sie meinen, es wäre doch vielleicht nicht so schlimm geworden. Gar streng war er, aber ein nobler Mann, sagen sie, und hatte am Ende ein Einsehens. Aber als der Succurs kam, mußte er den Schill'schen nach. Anfangs hieß es, sie wollten den ganzen Magistrat erschießen lassen, und es wäre in Rauwalk hergegangen wie in Bethlehem. An die Einquartierung werden sie denken, so lange ein Stein auf dem andern

ſteht. In den erſten Tagen konnte jeder Soldat fordern, was er Luſt hatte. Das war aber nicht das ſchlimmſte; die Contribution iſt noch nicht aufgebracht, und ſo lange behalten wir das Lazareth, und alle drei Tage muß jeder Bürger 'raus, um Gräber zu graben. Wie viele haben wir ſchon aus der Stadt ſelbſt hineingetragen. Und Naumburg verarmt ganz, denn wer traut ſich jetzt 'rein?"

„Der Landadel hätte den Ball gegeben, erzählten ſie drüben."

„Nu freilich, ſo war's wohl, aber um den Ball eigentlich iſts auch wohl nicht geſchehen. Die Herrſchaften waren wie der Wind fortgeblaſen, und Einen mußten ſie haben, wie ſie ſagen, um ein Exempel zu ſtatuiren. Sollten ſie alle die einzeln von ihren Gütern holen und dann unterſuchen, wer der Schuldigſte war? Das wäre zu weitläufig geworden; die Franzoſen lieben, daß es raſch geht. Na, die Herrſchaften haben auch pfeifen müſſen."

„Wie ſo?"

„Jetzt iſts kein Geheimniß mehr. Gar nicht aus böſer Abſicht gaben ſie den Ball, ſondern nur damit ſie um die Pferdelieferung 'rum kämen! Wer wollte es ihnen auch verdenken! In unſerem Kreis iſt die ſchönſte Zucht weit und breit. Das Herz brannte Einem, als ſie die ſchönen, jungen Hengſte aus den Ställen des Naumburgers und des Tauliper herführten. Den Reitknechten ſelbſt traten die Thränen ins Auge. Solchen Kerls, ſagten ſie, muß man die Prachtthiere geben,

tete nicht darauf hin; zweitens, reisende Griechinnen sah ich noch auf keinem Register in Französischen Postbüreau's. Mein Gott, sie muß doch aber ein Mensch sein.

Vielleicht eine Provençalin, wegen des schlechten Französisch!

Mademoiselle, wird noch wie sonst die Vaucluse von neugierigen Engländern belästigt?

Ich verwünschte meine Gedankenarmuth an der reizenden Seite, die mich in drei fremden Sprachen kein anderes Thema anschlagen ließ, als meinen Aerger gegen die Engländer, welcher, beiläufig gesagt, wohl motivirt war, indem mich seit Mainz dieses Volk auf Schritt und Tritt begleitet, ohne daß ich mehr Unterhaltung von ihnen profitirt, als die Redensarten, welche in Madame de Genlis *Itinéraire* jedermann, also nicht allein den Engländern, freustehen.

Ich kenne den Ort nicht.

Das war zu arg. Eine Provençalin, und wenn sie ihn auch nicht gekannt, hätte Petrarca's Thal nicht verleugnet. Aber „sie kenne ihn nicht!“ Sie schien pikirt, denn sie hielt das weiße Schnupftuch vor den Mund und lehnte sich hinten, wie zum Schlafen, über.

die ſie nicht äſtimiren; in ein Paar Wochen haben ſie ſie zu Schande geritten."

„Na, wie ſo denn war das? Mußten ſie doch liefern?"

„Freilich! Aber das war noch nicht die Lieferung. Die Herrſchaften dachten's damit gut zu machen. Sie ſchickten's als Geſchenk, oder wie ſie's nannten, den öberſten Officieren und dem Intendanten, der wieder hier war. Die mögen ſich in den Bauch gelacht haben. Heut nahmen ſie ruhig die Verehrung an, nämlich für ſich, und andern Tags kam die Ordre: daß die Pferdelieferung für den Kaiſer und die Armee in ſo unglaublich nachläſſiger Weiſe erfolgt ſei, daß eigentlich die ſtrengſte Unterſuchung erfolgen müſſe, dieweil die meiſten der Pferde als ganz untauglich ſich erwieſen. Nur in Anbetracht beſonderer Rückſichten wolle man diesmal die wenige Lieferung als gar nicht geſchehen annehmen, und habe binnen acht Tagen der Kreis die 300 dienſttauglichen Cavalleriepferde im Kreisort aufs Neue zu geſtellen, oder — na, das kann man ja denken. Kamen alle an, ehe acht Tage um waren."

„Die ſchönen Pferde! ſeufzte der Viehhändler. Und die haben den Bürgermeiſter auch nicht gerettet?"

„War ſchon todt, der gute Herr Schulze. Er hätte ſich ſelbſt retten können; aber er wollte nicht!"

„Wollte ſterben?"

„Ja, das hat er auch 'mal geſagt: wir müſſen alle doch einmal ſterben. Aber das war ein ander Mal. Er war nicht die Urſache von dem Ball, das ward auch vor

dem Standrecht erwieſen, aber er hat, nämlich als Bürgermeiſter, die Muſikanten beſtellt. Und nun hieß es, wer hat ihnen denn befohlen, ſo laut aufzuſpielen, als es ſich für einen Ball nicht ſchickt? Das iſt geſchehen, damit die Officiere drinnen das Schießen draußen nicht hören ſollten. Das war ſchon richtig, aber 's war nicht richtig zu kriegen, wer's den Muſikanten befohlen hat."

„Einer hatte vermuthlich eine Bosheit gegen den armen Bürgermeiſter."

„Das nun auch nicht grade."

„Der Paveur ſoll ja Prügel bekommen haben."

„Die hat er ſich bezahlen laſſen, und wie! Der hat 'mal angeſchrieben, was ihm die Schillſchen bei der Gelegenheit genommen! Das hat alles die Stadt zahlen müſſen. Wenn nicht der General einen Strich gemacht, wäre die Rechnung noch nicht zu Ende. Ueberhaupt der Herr General war noch ein menſchenfreundlicher Herr."

„Und doch ließ der ihn erſchießen!"

„Er mußte ja: es war expreſſe Ordre aus Berlin. Einer ſollte dran glauben zum Exempel für die Andern. Dem Herrn General war's ganz gleich, wer. Er hätte auch gern Herrn Schulze gerettet, denn Frau und Kinder klammerten ſich ja nun ſeine Füße, daß es ein Erbarmen war. Drum ließ er ihn vor ſich kommen und ſagte ihm grade 'raus, wie es ſteht: Einem müßte er vor den Kopf knallen laſſen, wem? ſei ihm ganz egal. Nun möchte Herr Schulze die Gefälligkeit haben und ihm Einen nennen. Denn Sie, ſagte er und faßte ihm an den Knopf, werden

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING.G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 04042/062

den nicht den Befehl an die Musikanten gegeben haben? Das schickt sich nicht für Ihr Amt, also nur 'raus, wer? — Wen soll ich denn anklagen? sagte Herr Schulze. — Donnerwetter, sagte der General, was kann ich Eure Gewürzkrämer-Streitigkeiten! Ist's der Kämmerer oder der Syndikus oder wer kann? — Sie haben über die Musikanten nicht zu kommandiren, sagte Herr Schulze. — Kerle! rief nun der Herr General, wer ist denn hier Kapellmeister? — Nun müssen Sie wissen, keinen Kapellmeister haben wir in Kamwalk nicht, aber den Organisten. Das war ein kleiner, versoffener Kerl. Die Stadt wäre ihn schon längst gern los geworden, man wollte ihn nur nicht verhungern lassen. Er hatte auch beim Ball über den Durst getrunken und es war's, dem seine Leute nicht genug tänzten. Also hatten's wohl Einige dem General gesteckt, daß der Bürgermeister auf den anklagen sollte, und Herr Schulze hatte seine Unwahrheit gesagt. Der hatte nicht Mut, nicht Regel, und was war an ihm verloren? War nichts. Der Angst lag er dazumal schon auf dem Bett, und vergessen haben sie ihn 'rausgetragen. Ist auch am Nervenfieber gestorben. Also wär' die ganze Keib nicht gewesen; aber Herr Schulze trat an den Tisch und sagte: Schreiben Sie in's Protokoll, ich habe den Musikanten den Befehl zum Spielen gegeben, und das ist die Wahrheit. Da hatt's denn geschrieben, und da war's aus."

„Alles — alles war da aus?" Es kam wie ein hohler Seufzer aus der Brust des Viehhändlers.

„E, es hätte noch schlimmer werden können, fuhr

der Bürger fort. Der Herr Intendant hatte bei mir — ich bin nämlich ein Seiler von Profession — einen Strick bestellt. Weil er ein Verräther und Spion wäre, hatten sie zuerst in ihrer Rage gedroht, müßte der Kerl gehängt werden, der die Schillschen reingeführt. Gott sei Dank, da fuhr der Herr General drunter. Den fuhrte er mal zurecht, ich verstand nicht alles, aber der Intendant ward puterroth, als er von den Saikermentern oder Septembermentern und Jankletten sprach, und daß die Geschichte mit Laternen und Stricken aus wäre, und einem ehrlichen Kerl thue eine Kugel vor den Kopf keine Schande. Ja, sie sagen, er hat den Bürgermeister, wie er mit ihm allein war, an die Brust gedrückt und gesagt: Sie sterben einen schönen Tod, Herr Schulze, Sie sterben für Ihre Stadt."

„Und das hat Niemand sonst gesagt, als der französische General?"

„Es ist hier Keiner gestorben, um den sie so geklagt haben. Sie hätten's noch viel lauter gethan, wenn nur nicht die Angst gar zu groß war vor den Franzosen."

„Die Herrschaften vom Lande?"

„Die haben Briefe über Briefe geschrieben. Der Lüttitzer, der Hofmarschall, einen französischen; er wäre selbst gekommen, wenn er nicht an der Gicht gelegen, sie möchten nur warten, denn sie wollten an den französischen Kaiser eine Bittschrift aufsetzen. Die wollten aber nicht warten, in 24 Stunden sollte es abgemacht sein. Einige Herren kamen auch selbst. Der Wahnwitz von Kantzenburg, der Lüttitzer und der Baron aus

Wüſtelang haben die Frau Bürgermeiſterin getröſtet, ſie wollten eine Subſcriptien anſſetzen, als wie eine Penſion für ſie und ihre Kinder. Der Kanzenburger iſt bei ihm geweſen, bis auf die Lezt im Arreſt; aber anſehen mit hat er's nicht mögen. Ich ſah ihn ſelbſt weinen, wie er vom guten Bürgermeiſter Abſchied nahm. Der Major von der Lnarbix, ich meine den Blixer, der ließ ſich's aber nicht nehmen, er ging mit dem Bürgermeiſter 'raus bis hier, daß er ihn unterſtützte, wenn er ſchwach würde. Aber er wurde nicht ſchwach, er war nur traurig. Zudem hat auch Herr Schulze im Gefängniß geſagt: was wäre denn das Leben jezt anders als ein Acker voll Noth und Trübſal, und er ſtürbe gern, denn er ſähe doch nicht wieder den Weizen blühen. Seine Frau hat ihm auch nicht viel Ruhe gelaſſen, dem guten Herrn Schulze. Sonſt iſt's ſchon 'ne propre Frau, aber immer hoch hinaus. Er ſollte noch mehr werden als Bürgermeiſter. Sie iſt 'ne Geheimrathstochter aus Magdeburg. Sage ich doch, wer ſein Brot hat, der ſoll zufrieden ſein. Der Blixer, ſehen Sie an dem Stein, wo Sie ſitzen, da faßte er ihn noch 'mal an der Hand und dann drückte er ihn an die Bruſt, und ſagte: „Du wirſt nicht umſonſt ſterben.“ Ich hab's ſelbſt gehört. Sie ſagen, es iſt der erſte Bürgerliche, den der Blixer umarmt hat. Die Herren Franzoſen auch, das muß man ihnen laſſen, waren ſehr höflich. Maltraitirt, Gott bewahre! Gar nicht als 'nen Maleſikanten: als wär's ein anſtändiger Herr, den ſie begleiten thäten, ſo kamen ſie im Diſcours mit ihm her. Dann hat ihn ein Capitain, ob's ihm jezt

gefällig wäre? Da knieten sie nieder, nämlich Herr Schulze, ließen sich die Augen verbinden, und — 's ist alles in guter Ordnung geschehen."

Und doch wischte der Seilermeister wieder am Aug'. Es mochte doch nicht alles in Ordnung sein.

Der Viehhändler unterhielt sich noch eine Weile mit dem Mann, der so gern sprach und Vieles wußte. Ein Handelsmann muß sein Terrain und die Menschen kennen lernen.

„Na, das Hängen schadet ihnen nichts im Bilde, aber wenn die Franzosen sie kriegen, dann knallt's auch einmal wie hier. Was den Herrn Cornet von Hurlebusch anbelangt, hat sich auch keiner sehr gewundert, der war schon nicht recht mehr bei Treste. Und was hat er denn zu verlieren! Aber der Ritzengnitzer Herr, nein, da haben sie mal den Kopf geschüttelt.

„Daß er die Parole brach?"

„Nu ja auch. Aber wenn sie ihn nicht kriegen, dann hat das nichts auf sich. Aber so muß Einer thun, dem 's zu gut geht. Sage ich doch, wenn's dem Esel zu wohl ist, geht er auf's Eis und bricht ein Bein. Hätte nun leben können auf seinen Gütern wie ein Rabob. Konnte ihm kein Mensch was anhaben. Wer Geld hat, braucht sich vor nichts zu fürchten. Nun wirthschaften die Franzosen drauf, und wie!"

„Können auch mal wieder verjagt werden."

„Ihr seid ein guter Patriot also? entgegnete der Seilermeister. Nehmt Euch in Acht, das haben manche in der Stadt gesagt — verber — nun hüten sie sich

wohl, wie's vom gebrannten Kinde heißt. Eben im Gouvernement haben sie uns auf dem Kern, weil sie die Schillschen noch nicht klein kriegen können, es sind hier zu wenig Truppen, und sie denken, von unseren stecken mit ihnen unter einer Decke. Ganz unrecht haben sie auch nicht."

„Wirklich, das freut mich, Landsmann."

„Wollt Ihr mich auf die Probe stellen! Ei seht mal, Herr Gramatzky, sagte der Teilermeister sich mit einem sehr klugen Blick auf den Stock lehnend. Mit Verlaub, da müßtet Ihr doch früher aufstehen. Wir lassen den Verwitz andern. Ins Herz kann uns keiner sehen, das gehört uns, aber mit unserer Zunge da hüten wir uns, und wenn die Preußen mal wieder an's Thor klopften, da würde sich keine Maus rühren — nämlich bei uns."

„Aber hinterm Berge wohnen auch noch Leute!"

„Haltet Ihr mich für 'nen Bauern, dem Ihr die Künste abfragt? Nein, mein Herrn Gramatzky, ich bin ein guter Bürger, zahle meine Steuern, liebe Gott, meinen König und die Obrigkeit, und um's andere kümmere ich mich nicht. Von unruhigen Köpfen kommt keine Ruhe in's Land. Euch aber möcht' ich einen guten Rath geben, nicht wie Ihr Schweine kauft, denn mir kommt vor, Ihr handelt auch noch mit was anderm, und Ihr könntet mal an den unrechten Mann gerathen."

Der Viehhändler sah ihn scharf an: „Meint Ihr an den vornehmen General, der hier 'rumreist, um zu inspiciren, wie's aussieht?"

„Vor dem werdet Ihr Euch wohl nicht sehr zu fürchten haben, wer solchen Paß hat, wie Ihr! Aber 's

iſt richtig, ſie haben Luchsaugen, zumal ſeit es heißt, eben nach Schwediſch-Pommern zu wär es nicht richtig. Aber ich meine nur, nehmt Euch vor andern Leuten in Acht, wenn ſie erfahren, daß — Ihr Schweine für die Franzoſen aufkauft, Ihr könntet ſie theurer bezahlen als Euch lieb iſt."

„Alſo ſolcher ſind doch noch hier? Bei den Bauersleuten, oder bei den Edelleuten?"

„Nicht wahr, daß ich Euch die Namen nenne! Preſt Mahlzeit! aber, das iſt kein Geheimniß, das raucht aus allen Schornſteinen und ſchwitzt aus allen Reben, 's iſt wie ein Fieber, das ihnen die Glieder ſchüttelt, ſeit unſer Bürgermeiſter erſchoſſen ward. In Berlin mögen Sie's nicht ſo wiſſen, aber hier, es brennt ſage ich Euch, und ich möchte keinem Franzoſen rathen, daß er allein vom Wege abgeht. Die groben Bauern könnten ihm eins auf den Kopf verſetzen, daß er's Aufſtehn vergißt, wie's ſchon die Querbeißer gethan, damals in der Mühle. Und wenn ein Schuß aus dem Buſch kommt, das Pulver ſieht man wohl rauchen, aber nicht wer geſchoſſen hat. Nichts für ungut, Herr Gramatzky, und glückliche Reiſe!"

Der Schweinetreiber blieb noch auf dem Steine bis der Bürger unten verſchwunden war, dann warf er ſich auf den lockeren Sand: „Alſo hier!" Er wühlte hinein und eine Handvoll drückte er an ſeine Bruſt: „Du heilige Erde, getränkt vom Blut des erſten Märtyrers. Allmächtiger oben, der Du Dein Licht am grauen Firmament ſo lange uns verbirgſt, wird er eine lange Reihe anfangen, oder iſt es Dein Wille, daß er — der letzte war!"

Zweites Kapitel.

Im Schnee.

Ein heftiges Schneetreiben hatte auf der Landstraße den leichten Reisewagen überfallen, in dem zwei französische Militairs, tief eingehüllt in ihre Mäntel, saßen. Tas en avant, en avant! des Einen aus dem Wagen fruchtete auf die Dauer so wenig, als die Flüche und handgreiflichen Mahnungen des auch militairischen Dieners auf dem Bocke. „Brenke Du nur, dachte oder sprach der vor ihm reitende Postillion. Was nicht geht, geht nicht.“ Im Carriere war es gegangen, obgleich die Landstraße keine Chaussee war, aber die Peitsche vermochte nichts mehr über die vier keuchenden Pferde, als das kalte Naß schon stundenlang auf ihre rauchenden Körper schlug. Der Wind trieb den Schnee über das weite Flachland, und wellenartig schichtete er sich gerade vor ihnen im gehöhlten Wege. Die Pferde versanken schon bis an den Bauch.

„Da haben wir die Bescheerung!“ rief der Schwager, und sprang ab. Das eine Vorderpferd war gestürzt. Er riß umsonst, es stand nicht wieder auf. Da

Mit dem Abenteuer sah es wirklich schlimm aus. Ich hatte den Muth verloren und war auch pikirt.

Es sei so schlechtes Wetter, daß man nichts Besseres in solcher monotonen Nacht thun könne als schlafen, sagte ich, mich in den Winkel werfend.

Ah que oui! seufzte die Andalusierin.

Was man in Berlin nennt „ich drusselte;" die Castilianische Sprache hat dafür keinen Ausdruck, deshalb entschlief meine schöne Nachbarin förmlich und ordentlich. Der Wagen schaukelte. Wer auf den Ruderbänken unserer Schnellposten den Mittelsitz hat, pflegt dabei den vom Schlafe schwer gewordenen Kopf bald rechts bald links auf die Schultern der Nebenmänner fallen zu lassen. Dieselbe Sitte fand ich in Frankreich wieder.

Ich ließ es mir gern gefallen, als der Lockenkopf sich fester und fester auf meine Schulter senkte. Ihre Brust schlug an der meinen, ihr Athem berührte mich. Die Last war gar nicht schwer. Daß sie fester ruhe, machte ich unvermerkt meinem rechten Arm hinter ihrem Rücken Bahn, und die Nacht war jetzt recht anmuthig, wäre nicht ein fataler Französischer Kalkstein zum Stein des Anstoßes geworden.

leuchte und röchelte es ihm zur Seite, auch sein Handpferd stürzte.

Es brauchte keiner Worte, noch einer Verständigung durch den Dollmetscher, der der Kammerdiener und Husar war, es war nur ein seltsamer Contrast in der südfranzösischen Wuth des Generals, der noch eben erklärt, er müsse noch heut, koste es was es wolle, in einem Ort sein, den er nannte, und der Ruhe des Postknechts, mit der er das Gestränge den gestürzten Thieren abnahm.

„Mais, que faire donc?“ die zwei übrigen Pferde konnten unmöglich den Wagen weiter ziehen, wo die Kräfte von vieren nicht ausgereicht.

Mit der Nothwendigkeit kämpft auch der siegreichste Held vergebens. Es kommt nur darauf an, wie er sich in die Nothwendigkeit schickt, um Held zu bleiben. Der Postillion sollte nach der nächsten Station reiten um frische Pferde zu besorgen; da man aber weder seiner Eilfertigkeit, noch seinem guten Willen trauen mochte, ward der Kammerdiener auf dem anderen Pferde ihm mitgegeben. Bis zu ihrer Rückkehr mußten, im günstigsten Falle, Stunden vergehen. Es dunkelte schon stark, im halboffenen, ausgespannten Wagen die dahin auszuhalten, war eine relative Unmöglichkeit. Man sah glücklicherweise Licht schimmern aus einem verfallenen Gehöfte, dessen tiefherabgehendes, vom Schnee weiß gefärbtes Dach es dem Auge verborgen hatte. Der Postillion bestätigte, daß es ein Vorwerk oder eine Ausspanne sei, die von ihrem Besitzer in den Kriegsnöthen

und Tauchmärschen längst verlassen und Wind und Wetter preisgegeben sei.

Auf die Frage, warum sie das gethan? hatte der Postillion eine Antwort, die der Tellmetscher wohl nicht so keck übersetzte, als der Bursch sie gegeben, der schon auf dem Pferde sich in einer gewissen Sicherheit den Officieren gegenüber fühlte, welche, trotz ihrer hohen Stiefel, unsicher im Schnee einen Weg suchten: „Weil sie die schwerenöthsche Einquartierung nicht mehr aushalten konnten."

Endlich hatten sie, zwischen Hecken und über Gräben steigend, die Hütte erreicht. Während der General einen Blick nach dem Wagen und den Reitern warf, die nur noch wie dunkle Punkte aus dem Schneegewirbel verschimmerten, spannte der Adjutant unterm Arm die Pistolen, und blickte vorsichtig durch das Fenster nach dem Lichtschein.

„En avant!" rief der General und stieß die Thür auf. „Wo Feuer brennt, sind noch keine Wölfe!"

Nachdem die Eigenthümer ausgezogen, mußten noch viele in das Haus eingezogen sein. So viele hatten hier muthwillig zerstört. Kein Fenster war ganz, keine Thür unzerschlagen, selbst die Seitenwände waren niedergerissen. Das spärliche Feuer auf dem Heerd hauchte die Verwüstung noch trostloser an. Männer wie die Eingetretenen waren an Schreckensscenen jeder Art gewöhnt. Dem General aber, einer hohen Gestalt, dessen Federhut die Decke fast berührte, sah man an, daß er auch in Palästen zu Hause war. Unter seinen festen klirrenden Schritten zit-

terten die morſchen Dielen, als auch er mit der Hand am Degen plötzlich inne hielt, und ſeinen Blick in eine dunkle Ecke warf, wo dumpfe Töne vernehmbar wurden. Der Adjutant hatte eben ſo ſchnell einen Kienſpan am Feuer entzündet und in die verdächtige Ecke geleuchtet. Er lachte auf:

„Gute Ausſicht, wenn uns hungert. Verirrte Schweine.“

„Und ein Menſch daneben.“

„Vieh beim Vieh!“

Der Schweinetreiber, der auf zuſammengefegtem Müll und Streh halb lag, halb ſaß, ſchien auch wirklich auf die Benennung Anſpruch zu machen. Er glotzte, das Brot im Munde und in der Hand Meſſer und Käſe, die Eintretenden an, ohne aufzuſtehen oder ſich nur im Geringſten ſtören zu laſſen.

„Wenigſtens ein Vieh, ſagte der General, das aus Inſtinct daſſelbe thut, was wir aus Vernunft, er hat auch ein Obdach geſucht vor dem Wetter.“

„Und für unſre Erleuchtung geſorgt,“ ſetzte ſcherzhaft der andre hinzu, und verſuchte mit einigen Brocken Deutſch eine Art Unterhaltung anzuknüpfen. Der Menſch war aber entweder zu ſtumpfſinnig oder das Deutſch des Adjutanten zu unverſtändlich. Er erhielt auf die einfachſten Fragen keine deutliche Antwort.

Der General hatte dem gleichgültigen Gegenſtande längſt den Rücken gewandt, und ſah bald auf das Feuer, bald auf die Schneeflocken, die durch das Fenſter trieben, um zum Theil zur Thür wieder hinauszufliegen.

„Was kümmern Sie sich um diese verthierten Geschöpfe, d'Espignac?"

„Excellenz, wir sind in Feindesland."

„Aber nicht in Italien oder Spanien."

„Excellenz, wenn ich mich nicht täuschte, sah ich schon unter den Bauern trotzige und tückische Gesichter."

„Weil es Leibeigene sind. Sie mußten Nachts in die Teiche peitschen, damit die Frösche durch ihr Gequack nicht die gnädige Wöchnerin im Schlaf störten."

„Aha, das! lachte der Adjutant. Ich wüßte doch nicht, daß meine Frau Mutter und Großmutter es prätendirt hätten. Im Uebrigen weiß ich nicht, ob es schlimmer wäre, in lauer Sommernacht am Teich sitzen und mit Ruthen ins Wasser schlagen müssen, als in der Julisonne auf dem Weizenfelde Frohnarbeit thun."

„Wir erscheinen diesem Volke als seine Befreier, wenn es ein Einsehen hat!"

Der Adjutant wiederholte mit einem satyrischen Blick die letzten Worte: „Wenn Excellenz dieser Ansicht sind, wundert mich um so mehr die Eil', mit der Sie auf dem kürzesten Wege, der aber, wie die Dinge stehen, der längste werden kann, Ihr Ziel verfolgen."

„Es dependirte von Ihnen, ob Sie mir folgen wollten. Russac war sehr bereit."

Die Worte wurden in so determinirtem Ton gesprochen, daß der Subaltern die Weisung zu schweigen verstand. Der General schwieg auch, er amüsirte sich, Holzstücke, an denen noch kein Mangel unter den Trümmern war, in das Feuer zu werfen. Er schien sich mit den

hellprasselnden Flammen eine Weile zu unterhalten, bis er wieder das Bedürfniß zum Sprechen empfand:

„Fürchten Sie etwa, daß mein helles Feuer eine brandenburgische Guerilla anlockt?“

„Ich sah nur im Flammenschein Eurer Excellenz Heldengestalt. Sonst glaubte ich noch keine Probe abgelegt zu haben, daß man mich zu denen zählen könnte, die sich fürchten.“

„Was sagte Ihnen der Commandant in Nauwalk? Mir gab er die Versicherung, der Weg sei jetzt sicher.“

„Sicher, wiederholte der Adjutant lächelnd, indem er auf's Fenster zeigte. Wenn sie nicht unter dem Schnee einen Weg finden, darüber presscht jetzt kein Husar.“

Es schien wirklich, als ob der Himmel platze und eine dicke Schneewand in der Luft sich schichte. Der Adjutant mochte einen Ausbruch der Ungeduld erwarten; aber der General sah, fast trämmerisch stumm, auf das weiße Gewirbel. Dann warf er sich auf eine Bank am Heerde und stützte den Kopf in der Hand.

„Wenn er daran scheiterte!“

„Woran?“

„Woran scheitert die Götterkraft des Menschen? An der Dummheit, am Ungefähr. Napoleon hat an Durec geschrieben, er habe in Preußen ein fünftes Element und einen neuen Feind kennen gelernt, den Koth. Unsere besten Truppen bleiben wie gelähmt an einem Flecke, sie können oft wochenlang absolut nicht weiter.“

„Sein Alter holt das Versäumte nach.“

„Das sind Ihre Complimente, d'Exignac. Ich möchte einmal Ihre Wahrheit hören, wie die Herren von den alten Seigneursfamilien eigentlich über ihn denken. Hier verräth uns Niemand; in mir werden Sie keinen Verräther fürchten.“

„Mein General, wer sich in der Sonne ausstreckt, um warm zu werden, fragt nicht woher sie ihren Wärmestoff hat.“

„Eigentlich aber knirschen Sie innerlich über die Nothwendigkeit ihm dienen zu müssen. Wenn einmal eine Schlappe ihn trifft, etwas schief geht, freuen Sie sich nicht heimlich darüber?“

„Ich grade nicht, mein General; es mögen ihrer sein —“

„Ich weiß es, Sie sind ein Philosoph, unterbrach der General und stand mit heftiger Bewegung auf. Uns grade ist er — O daß auch diese Titanennatur, ein Meteor, das aus sich heraus, allein aus sich zur Sonne ward, zu einer so strahlenden, wie die Welt sie nie gesehen —“

„Einmal untergehn muß, ohne das Sternensystem verrückt zu haben!“ fiel der Adjutant ein.

„Wir gehen Alle einmal unter. Nur ein Narr sorgt darum! Unsere Namen bleiben. Das Firmament ist groß genug, um neue Gestirne aufzunehmen.“

„Und der Name Victor kann nie untergehn.“

Der General schien das grobe oder feine Compliment überhören zu wollen, obgleich sein Gesicht ein wohlgefälliges Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Aber daß dieſe Sonne in einen Sumpf unterſinken könnte!“

„Kann ſein Hauch dieſen Schnee ſchmelzen? Wenn dieſe glitzernde weiche, widerſtandloſe Maſſe, in die ſich die Feuchtigkeit der Atmoſphäre verkörpert, hier ſchon eine ſo niederdrückende Geſtalt annimmt, den Widerſtand der Trägheit und Faulheit übend, wie erſt weiter im Norden! Mit welchen Waffen iſt dagegen kämpfen, wenn das ganze Heer eingeſchneit iſt wie wir in dieſer Spelunke. Aegyptens Staubwirbel, Syriens Sonnenbrand, ſind dagegen nichts. Das kann ein Widerſtand werden, woran der Titanen Kraft erlahmt.“

„Es ſchneit nicht immer, Excellenz.“

„Und ſchon zwei Stunden!“ rief der General mit dem Fuße ſtampfend.

„Wir müſſen Geduld lernen von jenem Cretin. Er hat ſich auf ſeinen Kober zum Schlafe gelegt.“

„Ein Cretin iſt er nicht,“ ſagte der General, der wieder am Heerde Platz genommen. „Ueberhaupt unterſchätzen wir nicht dieſe Menſchen! Ihre Soldaten waren gut, grade aus dieſem Lande. Wenn ſie andere Officiere gehabt —“

Der General ſuchte in der Taſche; der Adjutant fragte, ob er nach dem Wagen zurückſpringen und Lectüre bringen ſolle — oder vielleicht Karten? Der General lächelte: „Ich glaube, Sie wären im Stande, auch hier Bank zu legen. Es iſt aber zu kalt, um mich von Ihnen ausziehen zu laſſen.“

Der General überflog ein Papier, das er aus der

Briefstasche gezogen, und es entfaltend gegen Zugluft, Schnee und Flamme zu hüten schien: „Wenn nur nicht diese barbarischen Namen wären, die wir nicht aussprechen können. Wenn zu rasch gehandelt wird, möchten Verwechselungen entstehen, vor denen man sich zu hüten hat."

„Wie nur Fouché in Paris wissen kann, was unsere gescheitesten Spürhunde hier nicht ausstöbern!"

„Fouché weiß Alles — was nöthig ist zu wissen, und zuweilen hält er es für nöthig, daß die, welche es wissen müßten, nichts davon erfahren. Darum muß seine Schrift und Liste dem Kaiser allein vorgelegt werden; er allein kann da entscheiden."

„Kennt denn Seine Majestät diese Herren von Itz und witz und gnitz?"

„Er wird hinein greifen, und wo er zugreift, hat er recht gegriffen. Das ist das Patrimonium des superieuren Genies."

„Ich fürchte nur, daß wir uns lächerlich machen, wenn wir diese soi-disant Seigneurs einer Conspiration anklagen."

„Wer redet von einer eigentlichen Conspiration! Man hat hier keine Höllenmaschinen zu fürchten, keine Assassinendolche. Die Teutschen sind einmal eine aparte Race Menschen, die wir erst studiren müssen. Es scheint ein Volk unpraktischer Träumer, aber indem sie träumen und metaphysisch grübeln, präpariren sie in ihrer Art das Handeln vor. Auf ihren Universitäten lehrt jeder Professor was er Lust hat, und kein Staatsmann kümmert sich darum, man verachtet es oder macht sich lustig,

wie über eine Spielerei der Jugend, die man ihr gönnt als heitern Eingang in das saure Leben. Aber ehe eine Generation vergangen, haben diese Ideen unmerklich durchgeschlagen, sie sind ins Fleisch eingedrungen, und was man vorhin als Thorheit verspottet, ist nun Regime. Diese in der Regel kümmerlich lebenden Gelehrten und Dichter dünken sich daher in ihrer Dachstube die Könige und Gesetzgeber kommender Zeit."

„Wie's ihnen beliebt. Wir sind Satelliten der Gegenwart; was gehen sie uns an?"

„Mehr als wir denken, sagt Bignon, der in Berlin deutsch lernt; während wir handeln, denken sie uns."

„Desto besser; wenn sie sich in uns hinein denken werden sie Franzosen."

„Sie denken sich in das hinein, was uns frei, einig, groß und siegreich gemacht hat. Sie studiren unsere liberalen Ideen. Was sagen Sie dazu?"

„Daß wir sie quittirt haben."

„Ganz, Marquis d'Espignac? sagte der General mit Betonung, wir haben sie nur mit unserer Gloire vergeldet. Ja, mein Herr, die Deutschen fragen sich, wodurch wurden wir die große Nation?"

„Den Zorn des Kaisers über die deutschen Ideologen konnte ich nie begreifen."

„Ich begreife ihn jetzt. Durch ganz Deutschland läuft diese stille Verschwörung. Man sieht endlich ein, daß die alte Staatswirthschaft in allen ihren Branchen sich überlebt hatte; selbst das Preußische Militairwesen, das auch wir einmal für das vorzüglichste hielten, ist

vor aller Augen zum Kinderspott geworden. Diese Ueberzeugung, die wie ein Gewitterschlag über sie gekommen, hat auch blitzartig auf die Gemüther gewirkt. Solcher Umschlag war in Deutschland noch nicht da, und wir sind ihre Aerzte, ihre Magnetiseure."

„Meinethalben, aber was thun sie?" frage ich.

„Und ich antworte: sie denken! Wer in die Historie blickt, Herr von Espignac, wagt zu bestreiten, daß der Gedanke eine furchtbare Waffe ist, der Reiche vernichtet und Nationen verwandelt, aus der Reihe der Lebenden ausgelöscht hat? Auch wir in Frankreich hatten uns überlebt, und ehe wir es inne wurden, stand der Gedanke, groß geworden, geharnischt da, und das blutige Ende brach herein."

„Hier sind keine Harnische und kein Blutdurst."

„Welche Waffen hatten unsere Marseillaiser! Was halfen dem König seine Kanonen, der Muth und die Taktik der Schweizer! Wo ein Volk aufsteht hat es Waffen. Und wenn Eventualitäten einträten! Es giebt keinen Feind von Fleisch und Blut, den er noch zu fürchten hätte; aber wer sagt uns, daß der Feind in Fleisch und Blut erscheint! Eben diese Wege, dieses Wetter, dieser Schnee, ich gestehe Ihnen, in diesem Dunstlande wachsen mir Gespenster auf. Wenn er da in den Morästen eingeschlossen, sein Heer ertrunken, erfroren, von Krankheiten hingerafft, wenn es vernichtet wäre, wer, mein Herr, bürgt Ihnen, daß das Volk in Deutschland nicht doch aufsteht? Die Emissaire dieses Bündnisses schleichen in allerhand Gestalten durch das Land. Das

Pardonnez Monsieur! fuhr ſie auf (gewiß erröthend, wenn ich es hätte ſehen können).

Ich vergab von Herzen. Es dauerte nicht lange, ſo knüpfte der launige Mohngott das vorige Spiel wieder an. Sie ruhte ſanft und feſt mir angeſchmiegt, der Wagen ging über viele Steine weg, und kein einziger ward einer des Anſtoßes, ſo heftig auch die Räder dagegen prallten. Ihr Athem wurde immer tiefer, Anzeichen völliger Geſundheit. Ines ſchien Leid und Schmerz vergeſſen zu haben.

Auch mir wurde wohler und wohler zu Muthe, alle böſe und trübe Gedanken entflohen, ich machte Plane für Ines Glück — gar nicht egoiſtiſch — ihr Geliebter mußte nicht erſchoſſen ſein. Ich entdeckte ihn auf einer Galeere. Mein Fürwort bei unſerm Geſandten machte ihn frei, ich führte ihn in Ines Arme. Sie warf ſich entzückt an meine Bruſt, und der eiferſüchtige Spanier wandte ſich, eine Thräne im Auge, von uns ab, den ſeligen Moment mir nicht zu kürzen. Die ſchönen Ufer des Ebro — Orangenhaine — Düfte —

Es war alles ſehr ſchön — als der Wagen plötzlich auf dem fürchterlichſten Steinpflaſter polterte. Ich flog aus meinem Sitz und erwachte;

haben wir ermittelt, aber ſie haben keine Kennzeichen. Sie verſtändigen ſich nur durch die Geſinnung. Sie klopfen leiſe an, horchen aus, ermahnen zur Geduld, aber ermuthigen —“

„Sie präparirten wirklich einen Coup?“

„Nein, nein, ich ſage Ihnen ja, das iſt nicht deutſche Art. Sie ſchmieden nicht Waffen, nur die Geſinnung. Unverrückte Treue, nennen ſie's, gegen ihren König, und weil ſie dabei Alles pünktlich thun, was unſer Gouvernement befiehlt, kann man ihnen nicht einmal zu Leibe gehen.“

„Und darum müſſen Excellenz zum Kaiſer fliegen?“

„Hier ſehn Sie Fouchés Liſte.“

Er entfaltete ſie und las eine Reihe deutſcher Namen, die aber ein deutſches Ohr kaum verſtanden hätte, wenn auch wir unter dem Herrn von Ilis oder Iliſſe den Herrn von der Quarbitz auf Ilitz enträthſeln mögen.

„Die Liſte iſt lang, die Kreuze, Striche, Nullen dabei eigenhändig von Fouché. Das Gouvernement hätte entweder nichts daraus gemacht, ungeſchickt unterſucht, oder noch ungeſchickter hineingegriffen, wie mit dem Bürgermeiſter dort. Das hat unnütz böſes Blut gemacht.“

„Sollen alle dieſe Herren nun, auf den Verdacht hin, daß ſie möglicherweiſe in der Zukunft als des Kaiſers Feinde auftreten könnten, arretirt werden? Es wäre perſiſch und türkiſch, nicht franzöſiſch.“

„Mich dünkt, es giebt auch europäiſche Polizeien, die das, und noch mehr möglich machen. Iſt die Provinz nicht ohnedem verdächtigt? Hat der arme Bürgermeiſter

dort etwa den Ball gegeben? Man weiß jetzt, es waren die Gutsbesitzer vom Lande. Das genügte schon, um einzuschreiten. Dazu kommt, daß sie die Armee um die Pferdelieferung betrügen wollten, der effective Verlust, den die Freibeuter in der Stadt angerichtet, man muß ihn so groß als möglich schildern, auch die Stimmung unter dem Landvolk; sie helfen sich selbst gegen die Einquartierung. Wer kann diese stupiden Sklaven dazu aufgereizt haben, als ihre Herren! Endlich sind die Schillschen Parteigänger noch immer in der Provinz. Wie könnten sie es sein ohne Unterstützung. Mein Herr, es bedarf da keiner Advokatenkunst, um einen Bericht zu liefern, daß den Herren im Kriegsrath die Haare zu Berge stehen, und der Kaiser über die Nachlässigkeit des Gouvernements, das er zurückließ, in Feuer und Flammen geräth."

Der Adjutant war verstummt; ihm schien ein Licht aufzugehen. Der General aber fuhr fort:

„Nichts von Füsilladen! Man weiß unter uns nicht, welche unangenehme Sensation die des Buchhändler Palm veranlaßt. Die deutschen Nerven vertragen das nicht; ihre Fürsten liebten es auch nicht, aber an Einsperrung sind sie gewohnt. Wenn man ein Dutzend aus dieser Liste aufgreift, in Festungen sperrt, ist die Provinz gesichert. Sind Sie nicht auch der Meinung?"

„Gewiß, eine angemessene Strafe für das, was sie hätten thun können."

„Nichts von Strafe, nur Präventivhaft."

„Eine etwas lange, wenn die einen in den Pyre-

näenfeſtungen, die andern in Calais oder in Genua ſitzen.“

„Nicht länger, als der Friede auf ſich warten läßt. So wird es auch zum Unterpfand für dieſen, den wir doch Alle wünſchen müſſen.“

Es trat eine Pauſe ein. Ein Blick des Generals ſchien ihn aber zum Reden aufzufordern: „Sind Euer Excellenz befeindet — ich meine nicht ganz zufrieden mit dem Gouvernement, das der Kaiſer hier zurückließ?“

Der General ſtutzte einen Augenblick, lächelte aber gleich darauf, indem er die Hand vertraulich auf die Schulter ſeines Adjutanten legte, der um einen Kopf kleiner war.

„Mein lieber d'Espignac, ich habe keine Rivalität mit den Herren, die vom Kaiſer entfernt ſind, aber die, welche täglich um ihn ſind, bilden ſchon einen militäriſchen Hof und üben ein Schranzenweſen, wie nur bei den Königen ihrer guten alten Zeit. Ginge es nach ihnen, ſo käme kein Verdienſt mehr auf. Wo hat man den tapfern Brune hingeſtellt? da oben an die Schwediſche Grenze, wo keine Lorbeern wachſen können. Wie wird Bernadotte behandelt! Wie mancher Tapfere wartet vergebens auf den Marſchallshut, weil er nicht das Glück gehabt, unter Napoleons Augen zu reuſſiren. Andre Verdienſte müſſen ungeheuer groß ſein, wenn ſie nicht durch die Vermittelung ſeiner Umgebung zu ganz kleinen zuſammenſchrumpfen. Schlimm, daß es iſt, aber es iſt, daß man ſich ſchon verdrängen muß, um dem Kaiſer den eignen Werth zu zeigen. Wer die Gelegenheit nicht ergreift, was

er werth ist zur Geltung zu bringen, ist ein Narr. Unter Lügnern kommt der Wahrheitsfreund überall zu kurz."

„Victori gloriam!" Der Adjutant verneigte sich. Im Lächeln verschluckte er das Darum! Ich ward kein Hellseher in diesem Dunstlande, aber ich sehe ihn sehr klar auf Euer Excellenz Haupte — den wohlverdienten Marschallshut."

Der General ward durch ein Geräusch draußen an der Antwort gehindert. „Was ist das?" Es arbeitete sich etwas durch den Schnee, und stand jetzt in der Gestalt eines hochbepackten Mannes in der Hütte. Der General warf einen mißbilligenden Wink auf den Adjutanten, der den Degen ziehen wollte: „Es ist kein Wolf — auch kein Brigand — wenn ich nicht irre, ein Handelsjude."

Der Hausirer hatte noch nicht den Schnee von seinen Schultern geschüttelt und seine Hucke zu Boden gestellt, als er in schlechtem Französisch seine Freude nicht lebhaft genug ausdrücken konnte, die gnädigste Excellenz aufgefunden zu haben. Er wäre beinahe erfroren und verschneit, wenn nicht der Eifer ihn geführt, einen so berühmten und großen Mann, den Stolz der unüberwindlichen Armee, den Liebling seines Kaisers, aufzusuchen. Und wäre es nicht zum Erschrecken, einen solchen Prince und Marschall in solcher Lage und in solchem wüsten Loche zu finden!

Es war keine erfreuliche Botschaft, die sich auf ein barsches: „Was soll's?" loswand. Der Hausirer war auf dem Heerwege dem Postillion und dem Kammerdie-

ner begegnet. Damals waren sie noch nicht bis an den Karutzsee, und die Wege drüben waren noch weit tiefer verschneit. Er rechnete aus, daß sie noch in dem Augenblick nicht bis zur Stadt gelangt sein könnten, und wenn sie auch wirklich dort parate Pferde träfen, diese vier bis sechs Stunden gebrauchten, um von Rauwalk bis hier zu gelangen. Da er sich nun lebhaft die Ungeduld der gnädigsten Herrn Generale vorstellen können, sei er mehr her gestürzt und gesprungen als gegangen, um sie zu avertiren."

Die Dielen schütterten unter den Fußtritten des Generals: „Und fort muß es, und wär's zu Fuß."

Ein mißtrauischer Blick des Adjutanten maß den Juden.

„Nur um uns davon zu avertiren, haben Sie den Weg hierher gemacht?"

Der Hausirer versicherte, die Hand auf der Brust: daß er's aus reiner Menschenliebe gethan haben würde, daß solchem großen General einen Dienst zu leisten aber sein höchster Stolz sei.

„Den Henker für seinen Dienst, ich will Pferde!" hatte der General, mit großen Schritten den kleinen Raum messend, gerufen, während der Adjutant mit dem Juden verhandelte.

Das Resultat war, es gab keine nähere Poststation als Rauwalk, aber in einem von der Landstraße abgelegenen Dorfe jenseits des Moors wären reiche Bauern, die tüchtige Pferde besäßen. Das Moor, über welches der Fußweg dahin führt, sei fest gefroren, daher sicher

zu paſſiren, wenn man das Waten durch den Schnee nicht ſcheue. Der Jude getraue ſich den Weg zu zeigen, im Schneegewirbel wie bei Tage, und etwa in zwei Stunden verſpreche er, daß ſie es zu Fuß erreicht. Von dort könnten ſie auf Schlitten die Landſtraße ſchnell wieder gewinnen.

„Zwei Stunden Arbeit beſſer, als ſechs hier warten!“

„Er iſt ein Mann, des Vertrauens werth,“ ſagte mit moquanter Miene auf italieniſch der Adjutant, als der General die Frage ausſprach: „Was ſein Metier?“

„Der Menſchheit zu dienen.“

Ein Schwall von Worten löſte ſich von den Lippen: Nur der Menſchheit zu dienen, er kenne nicht Freund und Feind, wenn es Helfen gilt. Da es ihm nun endlich gelungen, nach unſäglicher Anſtrengung, jedoch unterſtützt von einigen chemiſchen Kenntniſſen, die er zu beſitzen ſich ſchmeichele, weil er in Polen einer Officin vorgeſtanden, aber, wie Excellenz denken können, mit ungeheuern Opfern, denn es ſei jetzt Alles theuer, aber die Kaufleute und Droguiſten hier zu Lande geradezu unverſchämt in ihren Forderungen, — da es ihm nun mit dieſen Opfern und dieſen Kenntniſſen gelungen, eine Stiefelwichſe herzuſtellen, von der er ohne Ruhmredigkeit ſagen könne, daß ſie ihres Gleichen ſuche. Davon wolle er nicht reden, aber wovon er reden müſſe, und wenn Excellenz, mon prince es nicht glauben wolle, bäte er, an Dero Stiefeln ſofort einen Verſuch machen zu dürfen, damit son altesse ſich davon überzeuge, daß ſie auch dem Schnee widerſtehe, und da er wiſſe, wie die große

Armee in den unergründlichen Kothwegen an der Weichſel grade am Fußwerk leiden müſſe, und der ſo höchſt nöthigen Reinlichkeit entbehren, hoffe er, mit dieſer ſeiner Erfindung nicht allein einem dringend gefühlten Bedürfniſſe entgegen zu kommen, ſondern er könne ſich ſchmeicheln, daß ihr unvertilgbarer Glanz wirklich Senſation mache, vorausgeſetzt — denn wie die Welt nun einmal wäre, ſei das Beſte und Schönſte nichts ohne Fürſprache — daß er ſich der Empfehlung und Protection eines hohen Gönners erfreue, der die Großmuth und Humanität ſelbſt und zugleich ein Kenner ſei.

Die Stiefelprobe unterblieb. Der Entſchluß war ſchnell gefaßt, den Wagen im Stich zu laſſen, die werthvollſten Effecten mitzunehmen. Wer ſollte ſie tragen?

„Da iſt ja das andere Vieh, der Schweinetreiber! rief der Adjutant. Er hat ſtarke Schultern.“

Aber der Schweinetreiber war nicht mehr da. Wie man auch ſuchte, rief, er blieb verſchwunden.

Der Jude entſchloß ſich, auch zum Dienſt der Menſchheit, ſeine Erfindung und ſeine Schätze im Stich zu laſſen; auf ſeine Hucke ließ er ſich laden, was ein Menſch tragen kann.

Der Weg war lang, er wurde immer beſchwerlicher, er ſchien auch immer länger zu werden. Wir kennen das Querbelitzer Moor, aber noch nicht in ſeinem ausgeſprochenen Winterkleide, ein bis zwei Fuß lockerer Schnee über den gefrornen Bülten; kein Schritt ſicher, unter der weichen Decke Vertiefungen, Steine, Gräben. „Sind wir auch richtig?“ fragte der Blick des Generals, der, an

einen großen Feldstein sich lehnend, das trostlose weiße Feld überschaute. Der Hausirer verstand ihn: „Wir haben eine Spur, gnädigste Excellenz, es muß Einer vor uns gegangen sein.“

Drei Stunden waren verflossen, und der Tag graute, als sie an die Querbelitzer Höhen gekommen. Man hörte die Thurmuhr schlagen.

Da sanken am Gebüsch zugleich der General und der Hausirer nieder, dieser von der Last, die er trug, jener von der Wucht der hohen Reiterstiefeln, die ihn trugen.

Der Adjutant, der, leichtfüßiger, die Höhe zuerst erstieg, sprach für sich: „Das Alles erträgt der Mensch um — einen Marschallshut und Glanzwichse!“

Drittes Kapitel.

Jede Schlacht fordert Präparationen.

Im Kruge zu Querbelitz saß in der Nacht eine curiose Gesellschaft. Wer hätte den Kutscher Lamprecht in dem Nothneste wiederzufinden erwartet. Wenn die Pfeife ausging, rief er nach Kohle, und wenn die Marthe sie brachte, kniff er ihr in den Arm, und Gottlieb und Peter sahen's gemüthig an. Es hatte aber seine Bewandtniß.

Der große Kienspahn flackerte am Ofen, und Marthe ließ ihn nicht ausgehen, aber auf den beiden Tischen brannte auch auf jedem ein dünnes Talglicht, das war auch etwas Außerordentliches. Die Marthe putzte sie zuweilen. An dem einen Tische saß Lamprecht und neben ihm zwei Querlitzer, dralle Burschen, denen das Blut ins Gesicht sprang, und an den Ellenbogen waren ihre Kamisole geplatzt.

Gegenüber am andern Tisch saßen Gottlieb und Peter und noch ein Querbelitzer, ein stämmiger Kerl, unter dem die Bank knackte, wenn er sich rührte. Sie rauchten und tranken Bier und sahen sich ins Gesicht, als wollten sie sich was absehen. Vielleicht ihre Mützen; der trug ein Tangerreis dran, der gar eine Habichtfeder.

Keiner hatte geſchimpft und geflucht, der Marthe war aber doch bang; man ſah's ihr an. Da meinte ſie, es ſei doch nun Schlafenszeit, ob ſie nicht auf den Heuboden kriechen wollten. Wenn ſie was mit einander zu ſprechen und abzuthun hätten, ſei Morgen auch ein Tag.

„Da hat die Marthe ſchon recht, ſagte Lamprecht, aber es discurrirt ſich ſchon ſo beſſer, und zum Schlafengehen, da wird Mancher morgen noch Zeit genug haben.“

Draußen in der Küche traf die junge Frau den Schulzen. Er ſchnitzelte an einem neuen Deichſelbaum zum Schlitten.

„Was ſagt Er nu dazu, Schulze? 's iſt richtig ſo.“

Der Vater ſummte etwas zwiſchen den Zähnen und ſchnitzelte weiter. Es war noch nicht vorgekommen, daß die Marthe ihn um etwas befragt hatte. Sie thaten beide immer, was ſie für gut hielten, und es hatte noch immer geſtimmt.

„Sie wollen nicht von ſprechen im Dorf; aber wiſſen thun's Alle.“

Er ſchüttelte den Kopf: „'s thut auch ſo beſſer.“

„Aber was ſoll draus werden? Wenn ſie den Gottlieb zerſchlagen rein tragen — und den Peter auch. — Der Lamprecht iſt auch kein ſchlechter Kerl nicht; nur ſo borſtig wie die Quilitzer alle. Sonſt läßt ſich ſchon mit ihm reden.“

„'s iſt tiefer Schnee,“ war die einzige Entgegnung des Schulzen.

„Da fällt ſich's weich, das iſt ſchon gut, aber ihre Fäuſte ſind nicht weich. Wo der Quilitzer Jürgen hin-

Ines erwachte und Ines Mutter erwachte — ich mit Schmerzen, denn mit der Beule vom Engländer war ich gegen Ines Chignon gestoßen — das nüchterne verdrossene Tagesgrau blickte in das Coupé, außerdem noch jemand und ich sah — Himmel, was sah ich . . .

2.

Orleans.

Mein Gott, sie war ja ganz gelb! War das der Teint der Südländerin, das frische Braun, durch den Hauch aus Andalusiens Bergen gemildert und erfrischt? O Otto, wie hatte sie gefernt im Laternenlichte, o wie tief sank dein Credit! Wo blieb die interessante Schärfe der Züge, wo das südliche Muskelspiel? Unzuverlässige Fleischzüge. Was hilft der kleine Fuß, wenn die ganze Gestalt klein ist? Und eine Spanierin kann nie so mager sein. Etwas blieb, — ihr Auge. Aber es war trübe vom Schlaf, und sie reckte sich mit den Armen . . . Die Hand war nicht eben rein gewaschen . . .

ſchlägt, wächſt kein Gras, und der lahme Hufſchmied, unſerer, der führt auch 'ne Hand, und hat 'ne Malice ſpeziell gegen den Lamprecht."

„Sie hat wohl keine Malice nicht gegen den Lamprecht?" ſagte Gottlieb Köpke mit einem beſondern Blick.

„Ach was, wir ſind doch alle Chriſtenmenſchen, und zu was Beſſerem da, als uns die Knochen zu zerſchlagen!"

„Wer weiß! zu guterletzt werden ſie uns alle zerſchlagen."

Die Marthe dachte: wie er nur ſo ſprechen kann:

„Er iſt doch Schulze nun. Und der Schulz iſt die Obrigkeit, und was die Obrigkeit ſagt, das muß geſchehen. Er könnte doch drein fahren!"

Der Schulze hatte die Deichſelſtange fertig. Er ſtützte ſich drauf:

„Das iſt ſchon richtig Wenn's nur was hülfe!"

„Na nu, Schulze?"

„Wenn ich nun jetzt drunterführe und ihnen die Schwerenoth auf den Pelz jagte, da würden ſie mit 'nem Katzenbuckel abziehen und knurren. Das Knurren thäte es nicht, aber das böſe Blut. Blut läßt ſich beſprechen, wer's verſteht, das iſt ſchon richtig, und Geſchwüre auch; aber einmal bricht's doch wieder 'raus, was 'raus ſoll, und Niemand ſagt wo, und wann, und ob's dann nicht ſchlimmer iſt. Drum iſt's beſſer, man läßt's gehen, wie's nun mal iſt. Was los ſoll, muß doch los; beſſer, daß man's hinter ſich hat, als vor ſich."

„Schulze, wie Er nur ſo reden kann!"

„'s iſt mit dem jungen Volk nicht anders, als wie

mit den großen Herrn und Potentaten. Die tollen Hörner müſſen ſie ſich abſtoßen. Krieg iſt was Schlimmes, ſehr was Schlimmes, manchesmal aber doch auch was Gutes, daß es 'rauskommt, was drinnen ſteckt. Wenn's nicht 'rauskommt, und drinnen rumort es, ſo wird der Menſch krank, und ein kranker Menſch, das iſt ein halber Menſch, und ein halber Menſch iſt gar kein Menſch, denn er iſt unnütz, weil er nicht arbeiten kann. Das ſag ich Ihr nur, Marthe; Sie muß es Keinem wiederſagen."

So hatte Gottlieb Köpke nie zur Marthe geſprochen; es war ein Zeichen, daß nicht alles richtig war, wenn er ſich auf Gründe einließ, und gegen eine Frauensperſon.

„Und den Kopf werden ſie ſich auch nicht einſchlagen, ſetzte er hinzu. Und wer weiß denn, ob was Ernſtes dahinter iſt."

Da brach es aus Marthens Augen; auch etwas ſo ungewöhnliches als Gottliebs Gründe. Sie wußte, es ſollte Ernſt werden. Die Burſche hatten's verſchworen, es ſollte, da's ſo lange verſchoben, nun auch losgehen, bis der Schnee roth würde, und einer liegen thäte. Und wenn's ſo arg würde, daß das Criminal mitſprechen müßte, dann wollten die andern ſich nicht einſtecken laſſen, ſondern ſich auf und davon machen, ja wohin? — Grad zu den Schillſchen.

Der Schulz mußte auch darum wiſſen. Er fuhr nicht auf, er ſann nur ein Bischen nach: „Marthe, Sie iſt eine verſtändige Perſon. Für die Jungen wäre das auch noch nicht das dümmſte. Vor die Kugel müſſen ſie doch einmal. Kommt der König retour, werden ſie en-

rollirt; bleiben wir franzöſiſch, werden ſie conſcribirt. Wenn Gottlieb Köpke's Söhne gegen des Königs Rock fechten müßten, Marthe, das möchte ich doch nicht."

Dagegen hatte ſie keine Gründe, es ging über ihren Horizont.

„Aber, was meint Er, daß die Leute ſagen werden, wenn Er's zuläßt, ich meine nicht das, ſondern das; und unter Seinen Augen und Er iſt die Obrigkeit!"

Gottlieb Köpke hob den Teichſelbaum über die Schulter: „Dummes Geſchnatter! Merkt Sie nicht, daß ich mit Ihr geſpaßt, als ich that, ich glaube Ihr, was Sie ſich hat aufbinden laſſen. Ich fahre nach Nauwalk, wenn der Hahn kräht; der Landrath hat die Schulzen convocirt, es ſoll aufgeſchrieben werden, wie viel Heuvorrath noch in der Provinz iſt."

Sie ſchüttelte den Kopf. Ihr klarer Blick ſagte: Schulze, ich verſteh Ihn heut' nicht. Da legte er im Hinausgehn die Hand ihr auf die Schulter: „Sie braucht's auch nicht zu verſtehen. Alle Obrigkeit iſt von Gott; und Gott kann Alles, aber die Obrigkeit kann nicht Alles, und manchesmal, wenn ſie Uebel nicht hindern kann, thut ſie am beſten, ſie kehrt den Rücken und ſieht's nicht. Denn wenn die Obrigkeit dem Uebel zuſieht und nichts thut, ſo heißt es, ſie billigt's, und dadurch wird's ärger, oder ſie iſt zu ſchwach, und dann verliert ſie den Reſpect. Es giebt noch ganz andere Obrigkeiten als uns Schulzen, die's Auge zudrücken müſſen. Der liebe Gott mag wiſſen, warum 's ſo iſt, aber 's iſt ſo. Davon wird ſie aber zu Niemand ein Wort ſprechen. Verſteht Sie mich, Marthe?"

Warum mußte denn der Schulze ein Auge zudrücken? In Querbelitz und Quilitz, und auch in Ilitz, wußte es jeder. Seit die Schemel damals in der Schenke geflogen, war wieder das alte Wesen los zwischen ihnen. Wer hätte es denken sollen, wo Alle eine große schwere Noth und ein böser Feind drückte, daß sie noch Zeit hatten sich unter einander Possen zu spielen. Aber die Menschheit ist nun mal nicht anders; wo sie der Hafer sticht und wo sie nach Knochen suchen. Da brauste es in Quilitz als sie hörten, wie der Lamprecht drüben traktirt war. Wäre nicht die Einquartierung gewesen, so wären die Quilitzer schon am nächsten Sonntag zu Dutzenden nach Querbelitz gekommen, zu — Biere! Wie wollten sie es schlecht finden, wie sollte es auf der Diele fließen — und mehr! Das ging nun nicht. Aber der Uebermuth der Querbelitzer war ja nicht mehr zum Ausstehen. Wart Ihr auch bei Dames Mühle? Nein, die lagen im Bette; es sind ja Quilitzer! Das mußten sie hören, wo sie zusammen trafen. Sonderbar, wo sich ein Quilitzer und ein Querbelitzer Wagen auf der Straße begegneten, da verfuhren sie sich und es gab ein Spectakel, bis sie loskamen. Auf dem Lande nimmt man's doch nicht so genau; wenn die Wege ausgefahren sind und Moraſt, treibt man über den Acker daneben. Ein Unglück ist es nicht; aber wenn ein Querbelitzer nur mit einer Radſpur über einen Quilitzer Acker fuhr, so waren gleich zehen Burſche da, die ihn pfändeten, und die Thiere in den Pfandstall trieben. Die Querbelitzer gaben's ihnen redlich wieder. Und auf dem Markt in Rauwalk ließen sie sich kein gu-

tes Haar; der Magiſtrat mußte verordnen, daß die einen an dem, und die am andern Thore ſaßen. Weil im Bebbiner Krug ein Quilitzer Weib und ihre Schweſter zu viel getrunken, und nicht fort konnten, ritten ein Paar Querbelitzer Burſche, die's geſehen, nach Quilitz, und in der Dorfſtraße ſchrieen ſie vor jedem Haus: He, Gevatter 'raus, ſpannt an, nach Bebbin, da liegt Euer Weib voll und toll unter dem Tiſch! Hieß es nun: mein Weib iſt ja zu Haus, ſo war die Antwort: Dann iſt's Eure Schweſter, oder Eure Tochter! Das gab einen heilloſen Lärm und noch mehr Nachreden, ſpitz wie Nienadeln: „Der trinkt wie ein Quilitzer Bauerweib", oder: „Warum kriegen die Quilitzer keine Einquartierung?" „Weil die Weiber den Franzoſen die Schnapsflaſchen austrinken." Uebel wäre es einmal des Schulzen Schwiegertochter aus Querbelitz ergangen, als ſie nach Rauwalk zu Markt wollte, und weil der Weg draußen zu ſchlecht, durch Quilitz fuhr. Der Knecht, der die Pferde lenkte, hätte wohl den Uebermuth laſſen ſollen, aber er ließ es nicht, und fragte ein Weib, das einen großen Waſſerkrug am Brunnen ſpülte: „Haſt Du mehr ſolche Schnapsflaſchen?" Da hagelte es Schimpfworte, es hagelte auch Steine. Von einem fiel der Knecht vom Wagen, und mußte nachher ins Stroh gelegt werden. Sie waren drauf und dran die Marthe und ihre Eier und Butter vom Wagen zu reißen, wenn nicht der Lamprecht zugekommen wäre. Er ſagte, ſie wäre noch nicht die ſchlimmſte von den Querbelitzer Hexen, und Alle auf Eine los, das ſchicke ſich nur für Querbelitzer, nicht für

Quilitzer. Da nahm er selbst die Zügel, er war ein resoluter Mensch, und kutschirte sie aus dem Dorf 'raus. Sie mußt' es ihm wohl danken, unterweges haben sie sich aber noch tüchtig geschimpft.

Dazumal wäre es wohl schon zu einem Ernst geworden, wenn die Schill'schen nicht drüber gekommen und die Geschichte in Rauwalk und was drauf und drum; denn den Quilitzern muß man's lassen, sie hatten so gutes preußisches Blut wie die Querbelitzer. Gegen die Franzosen redete Einer den Andern aus, aber wenn sie fort waren, fing der alte Schabernack wieder an. Da meinten auch die vernünftigen Leute, so ginge es nicht mehr, und es wäre schon zum besten, wenn's 'mal zu 'ner rechtschaffenen Prügelei käme unter dem tollen jungen Blut, damit's ausgetragen würde, und man zur Ruhe käme.

Als der Schulz in die Stube zurücktrat, hielt er es doch für anständig, in seiner Art den Burschen das zu sagen, was Frau Marthe vorhin in ihrer gesagt, nämlich daß es nachtschlafende Zeit sei, und was das für Wirthschaft wäre, sie sollten sich auf den Heuboden scheeren, oder das Donnerwetter solle drein schlagen. Er that's nicht, damit sie's thäten. Mancher glaubt poltern zu müssen, nur weil er meint, daß es sich für ihn so schickt. Wenn er zur Thür und mit dem Schlitten zum Hofthor hinaus, war ja das Thun und Lassen an ihnen, er sah es nicht.

Aber als er zur Thür hinaus wollte, trat ihm Jemand entgegen, der Schnee und Wetter von Pelz und

Stiefeln abſtampfte. Auf des Schulzen verwundertes „Na nu?“ antwortete der Viehtreiber, den wir ſchon kennen, auch mit einem: „Na nu, wie ſtehts?“ und reichte ihm die Hand, in die Gottlieb Köpke doch nicht anders als einſchlagen konnte, denn er war der Wirth und jener der Gaſt, er im Warmen und der triefte vor Näſſe und Kälte. Aber trotz des Handſchlages ſchaute er ihn noch immer verwundert an, denn er hatte ihn nie geſehen.

„Das iſt ein Hundewetter!“ hatte der Viehhändler geſagt, und der Schulz brummte etwas, daß man das in Querbelitz auch ſchon wiſſe. Zu Worte ließ er's aber nicht kommen, denn der Andre gevatterte ihn mit allerhand Fragen und ſolchen vertraulichen Reden, wie es ſich ſchickt, wenn Einer in eine Schenke tritt. Wer da mürriſch thun will und ſich vernehm in die Ecke ſetzt, als wäre der Krugvater kein Menſch und keine Reſpectsperſon, der darf ſich nicht wundern, wenn er die Neige aus dem Faſſe bekommt.

„Na nu ſeh ich ſchon, daß Er weit her iſt,“ ſagte Gottlieb Köpke beruhigter, als der Fremde ihn gebeten, ihm aus dem ſchäumenden Glaſe zuzutrinken, welches Frau Marthe ihm vorgeſetzt, auch wohl, weil ſein ſcharfes Auge einen prüfenden Blick auf die Lederkatze geworfen, die nicht unwuchtig dem Händler um den Leib ſaß. „Aber wer kommt denn ſo zu nachtſchlafender Zeit ins Haus? Und wie traut ſich einer ſo ſpät auf die Landſtraße, — der was zu verlieren hat.“

„Wer nicht wagt, gewinnt nicht,“ ſagte der Schweine-

treiber, und warf ſich auf die Bank zu den Quilitzern, den Ellenbogen auf den Tiſch.

„Als mich bedünken will, kommt Ihr mir aber noch nicht bekannt vor," entgegnete der Schulze, nachdem der Fremde ihm ungefähr das erzählt, was er zum Bürger von Rauwalk geſagt; worauf der Gaſt erwiederte: das ſei wohl möglich, denn ehedem habe er immer über die Altmark getrieben.

„Nun will er unſere Schweine aufkaufen!" ſagte der Schulze zu den anderen gewendet. „Habt Ihr welche übrig in Quilitz? Wir haben unſere liefern müſſen; haben dafür gekriegt, was die Herrn Franzoſen Vous nennen. Das heißt nach ihrer Sprache gut, wir aber nennen's ſchlecht. Die Scheine können wir ihm verkaufen, Schweine nicht."

Der Treiber meinte, alles Vieh werden die Franzoſen doch nicht gefreſſen haben, es ſammle ſich ſchon was mit der Zeit; ein Tropfen, wenn's regnet, mache noch nicht naß, aber aus vielen werde eine Rinne, aus den Rinnen ein Bächlein, und ſo weiter. Und dann fing er an ſich nach den Dorfſchaften umher zu erkundigen und den Herrſchaften, wo noch etwas ſitze, daß der Schulz die Ohren ſpitzte.

„Sieh mal Einer, Er iſt ja bekannt als wär Er hier geboren, oder — als hätte Er's vom Papier abgeleſen."

„Das hab ich auch, ſagte der Fremde ruhig. Wißt Ihr nicht, daß die Herren Commiſſare und Generale Liſten führen, wo Alles verzeichnet ſteht, was im Lande

iſt, von Vieh, Menſchen, Vorräthen. Die haben Augen und ſehen Alles. Und wenn Einer denkt, ihnen ein x für ein u zu machen, der iſt auf Holzwegen.“

Sie blinzelten ſich an, und der Quilitzer Lamprecht rückte mit dem Ellenbogen vom Fremden ab. Der Treiber that, als wenn er nichts vermerkt, auch nicht den Blick, den der Schulze mit einem leiſen Kopfſchütteln ihnen zuwarf. Wenn's ein franzöſiſcher Aushorcher war, ſo that's nicht gut, ihm drohende Mienen zu weiſen.

„Iſt mir nur lieb, fuhr der Fremde fort, als er das zweite Glas aus Marthens Händen nahm, daß ich das Neſt hier nicht leer fand. Drüben in Wuſterhauſen meinten ſie, ich würde lange nach einem Menſchengeſicht ſuchen müſſen.“

Sie glotzten ihn von beiden Tiſchen an, auch der Schulze und Frau Marthe machten große Augen.

„Die Leute ſchwatzen freilich viel dumm Zeug. Aber Ihr Burſche von Querbelitz ſeid verſchrieen, von wegen damals, und denn manches ſonſt. Ihr ſteckt's auch den Partheigängern zu. Das wiſſen ſie.“

Der Schulze wollte einreden, der Fremde ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Ihr würdet's nicht dulden als Schulze, das weiß ich ſchon, und die jungen Burſche werden ja auch nicht ſo toll ſein; wer rennt denn wie ein Ochs in ſein Verderben! Aber leid thäte es mir auch um Euch, wenn ſie Euch unter die Muskete ſteckten, alle Ihr wie Ihr da ſeid. Denn wenn's mal ſein muß, warum nicht lieber den Schießprügel für die Preußen? Nicht wahr? Ja, ja,

es muß schon jeder sein Bündel tragen, einer so, der andre so, und Ihr seid noch am besten dran, Ihr gemeinen Leute, Euch schießen sie nicht tot, wie den Bürgermeister von Ranwalt, ohne Not nämlich, und Euch werden sie auch nicht über Nacht aus dem Bett reißen und auf den Schub geben, daß Ihr aufwacht, Gott weiß wo, auf 'ner Festung, was weiß ich, wo der Pfeffer wächst. Na Gott befohlen!"

Der Händler wollte seinen Tuchsack über die Schulter werfen.

„Na nu, wohin denn?"

„Nach Tuilitz — oder nach Schmachtenhagen."

„Da findet Er erst gar kein Schwein mehr."

„Weiß schon, der gnädige Herr hat's mal verstanden! Kein Stück für sich behalten; alles was nur Beine hatte, zu Schinken und Würsten gemacht, von wegen der Pferde und dem Ball, und alles in die Magazine. Bei den Herren Commissarien hat er auch einen Stein im Brett. Und hat noch dabei sein Schnittchen gemacht; denn solche Bens, der Schulz hat schon Recht, Euch Bauerleuten taugen sie nicht viel, aber in den Händen von so vornehmen Herren die wissen, was sie damit machen sollen. Und solchem Commissarius kommt's auch nicht darauf an, ob er ein Paar Schnitzel einem guten Freunde mehr abschneidet oder weniger."

Der Schulze meinte, von der warmen Wurstsuppe werde der Treiber weder in Tuilitz noch auf den Klostergütern etwas zu löffeln bekommen.

„Wer weiß!" rief der Mann mit einem schlauen

Der Nochjemand war der Douanier von Orleans. Es war von Lebensmitteln nichts bei uns zu finden. Der Conducteur öffnete.

Die Mutter war schon ausgestiegen, als ein Schwarm von Frauen mit tiefen und drei bis vier Männer mit den allerkleinsten Hüten und in weißen Kragen-Ueberröcken auf das Coupé zu stürzten. Ein Umarmen, ein Quiken, Exclamationen.

Ich wollte Ines behülflich sein, hinunterzusteigen, als die Mutter ihr die Arme entgegen streckte.

Come down, my dear child! Your cousins, your cousins!

I shrunk back, heißt zu Deutsch: ich schrak zurück, und ließ Ines, von Mutter und Vater unterstützt, hinausklettern. Mich hatte nämlich kein Panisches, sondern ein Englisches Schrecken erfaßt.

Da saß ich, sah und hörte. Unten gurgelte es von Nasen- und Gaumenlauten. *How do you do? — Ah my pretty Bessy! — How she looks beautifull! — My handsome girl! — Oh my good aunt! — Now you will rest by us etc. etc.*

Ich zog meinen Kragen über das Gesicht und

Blick, den Sack über der Schulter. Heute wenigstens brauche ich Eure Suppe nicht auszueſſen, die Euch morgen oder heute ſchon eingerührt wird.“

Wenn er meinte, mit den Dreiern, die er auf den Tiſch warf, die Zeche bezahlt zu haben, war er falſch. Die Marthe ließ die Kupferſtücke liegen, aber mit unterſtemmten Armen vertrat ſie ihm an der Schwelle den Weg:

„Na nu, was iſt's? Hier ſeiſt man Keinen ein und ſchickt ihn über die Gaſſe zum Barbier. Bange machen gilt nicht, und veriren laſſen wir uns auch nicht. Raus mit der Sprache, oder die Burſche verſtehn hier eine, daß auch ein Tauber es hört.“

„So iſt's recht,“ rief Lamprecht.

Köpkes Söhne zeigten Luſt, auf der Stelle die Sprache zu reden, aber er zwinkerte ihnen zu, noch wär's nicht nöthig. Es war auch nicht nöthig.

„Nun, guter Mann, ſage Er uns, was iſt das für 'ne Suppe, fuhr die Marthe fort. Denn wer ſie anrichtet, muß ſie miteſſen; ſo iſt's Sitte in Querbelitz.“

Der Treiber ließ ſich auch nicht lange nöthigen: „Als ob Ihr's nicht auch ſchon wiſſen thätet! Seid doch nicht curios, Ihr Leute. Die Previnz iſt ihnen ſchon längſt ein Dorn im Auge. Wundert Ihr Euch nun, daß ſie Hetzjagd anſtellen wollen? Haben ſie's vergeſſen, daß ihr ſie bei der Pferdelieferung über den Löffel balbiren wolltet?“

„Wir nicht,“ ſagte der Schulze.

„Na nu, das wiſſen wir ja, auf Euch geht's auch

nicht grade los, obgleich Ihr von wegen Dames Mühle auch kein Brett bei Ihnen im Sacke habt. Und ich meine auch, was geht's die Bauern an, wenn sie die Edelleute wegschleppen."

„Die Edelleute!"— „Ueberhaupt das ist eine weitläufige Geschichte, wenn unser eins sich mengen will, wo's ihm nicht an die Haut geht. Todtschießen werden sie auch nicht alle gleich, wie den Herrn Schulze in Rauwalk, denn das knallte zu sehr; aber über Nacht reiten die Gensdarmen auf meinen Hof, und andern Tags auf einen andern, und wenn der Hahn kräht, trottirt der Strohwagen oder die Kalesche schon lustig nach Magdeburg oder Torgau. Ob sie 'mal wiederkommen, danach habt Ihr doch nicht zu fragen. Wozu überhaupt viel fragen! Gescheiter wird Keiner davon. Den Kragen in die Höh' und die Mütze über die Ohren, vielleicht sehen sie Euch nicht, und wollen Euch nicht sehen, wenn Ihr muckstill seid. Nehmt Euch nur in Acht, fangt keinen Streit an, man weiß nicht, — ich sage Euch, man weiß nicht —"

Unter den Burschen ging ein Murmeln, wie wenn ein warmer Mittagwind das Eis anhaucht, und es bröckelt und sinkt: „Das ist kein Spion nicht!"

„Welche Edelleute, guter Mann, wollen sie denn wegschleppen?" fragte die Marthe.

„Na natürlich, die ihnen nicht gefallen thun. Was weiß ich — den Kanzenburger, den Quiritzer, den Jlitzer —"

„Unsern gnädigen Herrn?"

Der Schulze ſah ihm ſcharf in's Geſicht: „Ihr wißt ſehr viel, Landsmann, aber hier zu Land fragt man: haſt du Beweiſe?“

„Der Bonaparte fragt das nicht, wenn er Einen todtſchießen läßt. Wißt Ihr, wie's drüben in Schwediſch Pommern ausſieht? Da rüſten ſie. In Schleſingen ſtürmt der Fürſt von Pleß. Ueber die Weichſel munkelt's von 'ner Bataille, wo die Ruſſen und die Preußen den Franzoſen die Zähne gewieſen haben, daß ſie ſich verwundert. Wenn er nun hört, der Kaiſer meine ich, daß hier ein Paar Huſaren-Schwadronen durch's Land preſchen, wegnehmen, wo ſie was kriegen, Officiere und Couriere wegfangen, junge Leute verführen, wenn die Edelleute dazu ſchweigen und die Burſche in Querbelitz tolle Lieder ſingen und Federn an den Hut ſtecken, meint Ihr, daß der Bonaparte ſagen wird: Schafft mir Beweiſe dafür? Wetter noch 'mal, wofür wär' er der Bonaparte? Er ſchlägt drein; und er hat Recht, wer wartet, bis er verlieren kann, hat ſchon verloren. Fordert nichts als 'ne Liſte, eine Feder — dick durch — die Namen und die — und dann Adjö! — Aber, ich ſage ja, Euch braucht's nicht zu kümmern. Der General, der ihm die Liſte bringt, wo Alles vermerkt iſt, wer weggeſchleppt werden ſoll, kommt hier durch. Muß hier ſein mit dem Hahnenſchrei; er will Pferde haben und einen Schlitten. Gebt ihm, was er fordert, ſeid artig und höflich, dann geſchieht Euch nichts. Möchte Euch aber doch gerathen haben, laßt's nicht merken, was ich Euch geſagt habe, nämlich daß Ihr es wiſſen thut. Sintemalen, wenn die

Husaren mal wieder kämen, dann könnten sie's Euch gedenken, und meinen, warum habt Ihr die Hundsvötter nicht in den Sack gesteckt und uns einen Wink gegeben; wir hätten den Sack schon geholt. Nun, Frau Marthe, noch einen über die Lippen! Das ist meine Suppe. Angerichtet hab' ich sie, das ist wahr, aber wer sagt denn, daß Ihr Euch die Lippen daran verbrennen sollt. Laßt sie kalt werden, dann kann sie essen, wer Lust hat."

Bald darauf war ein eigen Treiben im Schulzenhofe. Sie steckten die Köpfe zusammen, zischelten in den Ecken und striegelten die Pferde in den Ställen. Der Viehhändler war schon auf dem Weg nach Schmachtenhagen, als Frau Marthe, an die Pfoste gelehnt, dem Schulzen zusah, wie er die Deichsel an den Schlitten hämmerte. Ihre Finger „pelkten" gedankenlos an dem morschen Holze, eine Handlung, wofür sie doch sonst ihrem Kleinen manchen Nackenschlag versetzt:

„Schulze, 's wird heut' bös Wetter geben."

„Glaub's auch," brummte er.

„Will Er doch fort?"

Er nickte.

„Mit dem Schweinetreiber war's nicht richtig," hub sie nach einer Pause an.

„'s ist nirgend richtig," brummte er fort.

„Aber ein französischer Schnüffelhund war's nicht, den riecht man. Meint er nicht auch, Schulze?"

„Ne, französisch war er nicht; das ist schon Recht."

Es trat wieder eine Pause ein. Der Schulz hämmerte gegen die Deichsel, Frau Marthens Herz hämmerte

gegen das blaue Mieder. Man hätte glauben können, es komme ihr eine Thräne aus den Augen, wie ſie mit den Fingern über die Wimper ſtrich, aber ſie meinte, es war nur der Schlaf, den ſie fortwiſchte.

„Schulze, der Quilitzer, der Lamprecht, der Kutſcher, iſt ein Rumtreiber, ein Taugenichts. Der ſtiftet noch Unglück an. Glaub' Er mir's, wir können noch was erleben! Hat ein gottlos Maul, vor keiner Seele Reſpect. Wie hat er dem gnädigen Herrn von Quilitz den Stuhl vor die Thüre geſetzt! Er verführt Eure Söhne. Und mit der Prügelei wird's nu auch nichts. Derowegen kann Er zu Hauſe bleiben."

„Na, denn iſt's ja gut," ſagte der Schulze mit einem halben Seufzer.

„Ob's gut iſt —" da waren die Schleuſen, die ſie ſo lange zurückgehalten, gebrochen. Es koſtete eine Weile, bis ſie unter dem Schluchzen wieder zu ſich kam: „Er fährt fort, Schulze, Er läuft davon; mich läßt Er allein zurück. Was ſoll ich armes Weib thun, wenn der vornehme Prinz oder Graf, oder Feldmarſchall kommt?"

„Auffreſſen wird er Sie auch nicht."

„Wenn er Pferde fordert, Fuhrwerk und Schlitten?"

„Was da iſt, muß Sie geben. Wer Gewalt hat über uns, der iſt unſere Obrigkeit, ſteht in der Bibel."

„Gewalt! wiederholte ſie. Wenn's nun eine einzelne Perſon iſt, oder zwei, und mit einem Juden kommen ſie, ſagt der Schweinehändler. Sie ſind im Schnee verirrt, und der Gottlieb und Peter können keinen Juden ausſtehen, Ihr wiß's ja! Wenn ſie nun

Händel anfangen; mit den Jungen iſt ja kein Auskommen mehr."

„Marthe! Sie wird doch keine Händel anfangen!"

„Aber Er hat doch Ohren, Schulze, Er hat Augen, Er iſt ein verſtändiger Menſch; der Peter und Gottlieb haben keinen Grips; es klunkert ihnen ſchon an der Seite, als hinge der Sarras dran. Der Lamprecht hat Grips, das iſt wahr, nur zu viel; er iſt ein rechter Ausbund von Gottloſigkeit. Mit dem Kerl, ehe er fort war, hat er da noch an der Ecke den Kopf zuſammen geſteckt. Der hat's nicht auszubaden, der iſt bald über alle Berge. Aber, Herr Jeſus, der Gottlieb und der Peter ſind ja ſeine leibhaftigen Söhne. Hat Er denn kein Einſehens, Schulze!"

Der Schulze wiegte, wie nicht ſeine Art war, den Kopf: „Wenn der Bauer Söhne kriegt, die gehören nicht ihm, die gehören dem König; das iſt nun mal ſo. Und der König ſteckt ſie unter die Soldaten; das iſt nun auch mal ſo. Und Soldaten ſind da, damit ſie todt geſchoſſen werden. Das iſt auch mal ſo gemacht; der liebe Gott mag wiſſen, warum? 's iſt beim Einen ſo, und beim Andern wird's auch ſo ſein. Das iſt drum nun egal, wer ſie todt ſchießt; und wenn ſie in der Grube liegen, fragt Keiner danach, und im Himmel werden ſie wohl auch nicht danach fragen."

Gottlieb Köpke ſprach's in einem gar eigenen Ton; den Arm hob er, als wollte er mit dem Aermel an die Augen, aber das ſchickte ſich doch nicht für einen Erb- und Lehn-Schulzen.

„Und wir ſind alle verloren! Sie maſſacriren uns Alle, und Ihn — und Ihn, Schulze, führen ſie 'raus wie den Bürgermeiſter in Nauwalk!“

Sie hätte laut geſchrieen. Da hielt ihr Gottlieb Köpke die Hand, mit der er an die Augen wollte, vor den Mund:

„Still, Marthe. Jetzt iſt's an Ihr, daß Sie verſtändig ſein muß. Sie iſt ein Weib, aber Sie hat Einſehens. Ueber wen das Unglück kommt, das iſt von Gott geſchickt; aber der liebe Gott will nicht, wenn wir mit dem Bein drin ſitzen, daß wir auch den Kopf in die Schlinge ſtecken. Wenn der Kopf hauſſen bleibt, wer weiß, ob man nicht auch das Bein frei kriegt. — Wenn der Strom kommt, iſt nicht gegen ſchwimmen, aber mitſchwimmen und die Augen immer über'm Waſſer muß man haben, um zu ſehen, wo man eine Wurzel faßt. Sie weiß nichts, Sie hört nichts, Sie thut nur, was die fordern. Ein bischen Lärm machen kann Sie, und lamentiren. Wenn ſie Händel anfangen, dann iſt's am beſten, Sie iſt nicht bei; wenn's lauter wird, ich meine, wenn's Ernſt wird, dann muß Sie bei ſein, ſonſt heißt's, Sie ſteckt mit drin und hat ſich nur verſteckt. Nein, wenn ſie — nun Sie verſteht mich, ſo was muß man nicht ausſprechen — wenn's zum Aergſten käme, wenn die ungerathenen Burſche darauf los ſind, dann ſchreit Sie, was das Zeug hält; greif Sie auch mit zu, nämlich, als daß Sie helfen möchte. Ein Paar Schläge und Stöße, das thut Ihr ja noch nichts. Und dann merk Sie wohl, daß es immer der Quilitzer iſt, der Kutſcher,

der desperate Kerl, den sein Herr schon fortgejagt hat. Sie hat ganz recht, der hat das große Maul, der hat die Jungen verführt, das sind Tämelacks, die nicht aus und ein wissen. Er hat sie gezwungen. So muß Sie aussagen. Sie versteht mich doch?"

Sie hatte ihn verstanden: „Warum muß es denn!"

„Soll ich den Rohrstock nehmen und unter die Burschc fahren, daß es alle Welt hört, was die Maus nicht hören darf?"

„Ach du mein Heiland, Er steckt auch mit drein, ich merk'e, Vater. Warum soll denn der Bauer seine Haut zu Markte tragen, wenn sie den Edelmann in den Sack stecken wollen! Haben wir nicht genug zu frohnen und sind geplagt von ihnen! Vor Alters war's noch mehr."

„Da hat Sie schon recht, Marthe; aber nicht ganz recht. Es heißt schon in alten Historien, die sie sich erzählen, der Teufel hätte die Edelleute gemacht, und der liebe Gott die Bauern, und es wäre nur in der Verwirrung so verrückt worden, und einmal werde die Zeit kommen, wo sie's wieder in die Richte brächten. Das ist jetzo aber noch nicht. Daher thut's Noth, daß wir einträchtig sind und beisammen halten, und der Edelmann gehört dem König, wie der Bauersmann und der Bürger. Und wer eins von ihnen wegstiehlt, der stiehlt's dem König, und wer zusieht und nicht hilft, der ist so schlecht wie der Hehler. Wenn die Franzosen uns erst an einanderhetzen, dann haben sie gewonnen Spiel; wenn wir aber Alle eins sind, dann wird's anders kommen."

Wie es darauf im Schulzenhause zu Querbelitz her-

gegangen, dahinter iſt man nie recht gekommen, weil jeder es anders erzählte, und keiner es recht erzählen mochte. Der Schulze, hieß es, ſei längſt zu Schlitten fort geweſen, nach Rauwalk hin, als der General Victor, der nachdem Marſchall ward, dort angekommen und Frühſtück, Schlitten und Pferde gefordert und bald in argen Zwiſt mit den Leuten in der Schenke gerathen war. Dem iſt aber nicht ganz ſo, denn ſie donnerwetterten und „feuterten“ ſchon in der Schenkſtube, als Einer noch den Schulzen geſehen, wie er hinter einer Lehmmauer geſtanden und durch die Spalte gelauſcht. Erſt als es gar arg ward, wovon man gar nicht ſpricht, war er ſächtchen an den Hecken fortgegangen und hatte ſich auf den Schlitten geworfen, der draußen hinterm Garten ſchon fertig ſtand, und war querfeldein, was die Pferde laufen konnten, nach der Kreisſtadt gerutſcht.

Viertes Kapitel.

Schulze und Edelmann.

„Papa hat gut reden. Was ist denn draußen noch, wie es war? Warum soll's denn bei uns sein, wie es gewesen ist? Alles ist anders geworden. Sonst schien die Sonne, und jetzt ist's finster. Einmal war's heiß, und jetzt ist's kalt. Sollen wir nicht heizen, weil wir's im August nicht vor Hitze aushalten konnten? Sonst, wenn Einquartierung kam, freuten wir uns, und jetzt brummen wir. Sonst war's in der Scheune bis an's Dach gepfropft, und jetzt können die Katzen drin herumjagen. Sonst — sonst — sonst — es hat Manches in Haus Ilitz sonst anders ausgesehen als jetzt."

Mit einem leichten Seufzer schloß Wilhelmine die Rede, welche sie, bei einer Plättarbeit beschäftigt, ihren Geschwistern zu halten schien; die elegische Stimmung mußte aber nicht tief sein, denn der Seufzer ging in eine gefällige Melodie über, die sie zwischen den Zähnen murmelte.

Caroline warf über ihre Lectüre einen halb strafenden Blick auf die Schwester: „Wenigstens ist eins noch wie sonst; Mine ist dieselbe geblieben. Vater hat's auch

sprang erst von der andern Seite zum Coupé hinaus, als der Conducteur schon hereinstieg.

Aus dem Hinterkasten haspelte sich eben der letzte verdrossene Schläfer los. Seine erste That in Orleans war, er gähnte, die zweite, er steckte die beiden Hände in beide Hosentaschen und, breitbeinig sich auf dem Markte von Orleans hinpflanzend, gähnte er noch einmal. Es schien als wolle der große Mund die alte Stadt verschlingen. Leibhaftig unser Pius Alexander Wolff als Lord Danby, und derselbe Engländer, dem ich die fatale Beule verdankte. Mit einem grimmigen Blick, daß er es merken mußte, ging ich an ihm vorüber, aber er that nichts, als daß er zum dritten Male gähnte.

Mich schleppte man in das Hotel *de la Boule d'or*. Sonst bot Orleans wenig Gold für den Reisenden.

Jeanne d'Arc steht auf dem Markte; aber so stand sie schon vor elf Jahren. Der Anblick einer Jungfrau, einer holden — und auch, wenn es sich fügt und schickt, einer kriegerischen — ist sehr wohlthätig, aber ich liebe nicht — steinerne Jungfrauen. Immer und ewig die Jungfrau! Es giebt Männer aus Orleans, die auch den Namen

gar nicht so gemeint. Wir sollen uns nur die vorige Gemüthsruhe bewahren —“

„Aber Gott sei Dank, Sonntags nicht mehr im Flur essen, und das ist das einzig Gute,“ unterbrach die vorige Rednerin.“

„Wie man nur so sein kann! der Ernst der Zeit sollte uns doch Alle berührt haben.“

„Soll ich darum auch lamentiren? das wäre eine schöne Geschichte. Malchen sitzt wie eine Wachspuppe, die ins Wasser fiel, und die Farbe ist ihr abgegangen, Line schießt Blicke in den Himmel, als wären wir ihr Alle zu ordinair, Vater spricht kein Wort, und Herr Mauritz ist auch wie aufs Maul geschlagen; nun brauchten wir noch den tauben Pastor ins Haus zu laden, dann wäre die Litanei fertig.“

Die Mutter, im sonntäglichen schwarzen Seidenkleide, ließ das Predigtbuch sinken und nahm die Brille ab: „Laßt doch das sein. Ich muß Carolinen darin Recht geben. Und paßt solch ein Gezänk am heiligen Sonntag und während der Kirche?“ —

„In die wir nicht gehen dürfen“ — fiel Minchen ein.

Das war ein Riß in die Saiten, der Alle berührte. Der Vater hatte ihnen den Kirchgang verboten. Nicht weil Truppen im Dorfe lagen, nicht weil es kalt und stürmisch war, es hatte einen andern Grund. Jeder wußte ihn; sie senkten die Köpfe.

„Mich soll nur wundern, hub Minchen nach einer Pause an, ob er nicht Herrn Mauritz mal selbst den Stuhl vor die Thür setzt.“

Die Mutter meinte, es sei nur eine Aufwallung gewesen, er werde sich schon wieder eines andern besinnen. Ihr ward entgegnet, daß der Vater schon seit vierzehn Tagen kein Wort mit dem Candidaten gewechselt.

„Nehmt mir's nicht übel, Kinder, denn Ihr nehmt jetzt Alle für Herrn Mauritz Partei, aber es war auch nicht recht von ihm, daß er noch immer zu Herrn Faßbinder gehen muß; er weiß doch, wie Vater mit ihm steht. Und wie hat er ihm geantwortet, als Quarbitz ihm seine Meinung sagte! Schon aus Delicatesse hätte er die Uebers beobachten müssen."

Die Töchter schienen nachzusinnen, ob er das thun müssen. Carolinen hatte gerade seine Antwort gefallen: wenn die Rationalisten und Neologen zur ewigen Verdammniß führen, hatte er gesagt, wäre es doppelte Christenpflicht sich ihrer anzunehmen, und selbst wenn man sie nicht retten könne, mit ihnen in Liebe und Eintracht den kurzen Weg bis an die Pforten der Ewigkeit wandeln.

Die Mutter meinte, wenn er nur nicht das hinzugesetzt von den vielen Wegen, die zum Himmelreich führen. Dabei hätte er so ausgesehen, als wenn seiner doch der beste wäre, das könne nun der Vater als alter Militair durchaus nicht vertragen, denn beim Commando müsse man nicht links und rechts sehen, wie man Lust hat, sondern wie's befohlen ist. Und wenn man schon seinem Corporal und Hauptmann folgen müsse, auf's Wort und ohne Mucksen, was mehr seinem Könige und

noch mehr dem lieben Gott. Das wäre Quarbitz Meinung. „Und darin hat er doch eigentlich Recht," ſchloß die gute Frau von Ilitz.

Die Töchter mochten eine jede ihre eigene Meinung haben. Caroline ſagte: „Er guergelt, wo er kann, und wenn Herr Maurit etwas ſagt, ſo thut er, als wenn es gar nicht geſprochen wäre; das kann gar nicht länger ſo gehen, es muß was platzen."

Malchen, die bei einer Näharbeit am Fenſter bis da geſchwiegen, ſchüttelte den Kopf: „Er läßt ihn nicht fort. Er thut nur ſo."

„Und damit Ihr's wißt, ſagte Minchen, die das letzte geplättete Stück auf die übrigen legte und mit den Händen glatt ſchlug, es iſt auch gar nicht Herr Maurit, was ihm im Kopf umgeht. Nur weil der ihm gerade in den Weg lief, hat er's ausbaden müſſen; aber nicht darum. Habt Ihr denn nicht gemerkt, daß es Vatern gereut, daß er uns nach der Stadt geſchickt? Er that's, weil der Vetter aus Quilitz in ihn drang, und das ſchon wurmte ihn. Dann mußte ja aber in Nauwalk Alles das kommen, warum er uns hier fortgeſchickt, und hier blieb's mäuschenſtill; es iſt nichts vorgefallen. Wir hätten ruhig ſitzen bleiben können, und es wäre, wenn auch nicht beſſer, doch nicht ſo ſchlimm geworden. Das verdrießt Vatern. Er geſtehts freilich nicht ein, aber er müßte ja nicht er ſein, wenn er ſich nicht Vorwürfe machte; und unzufrieden iſt er nicht mit Herrn Maurit, ſondern mit ſich."

Die Familie hatte die ſchweren Tritte im Flure

überhört. Die Thür ging auf, aber der Major, der eintrat, hatte glücklicherweise auch nichts gehört. Er ging, in Gedanken, auf und ab; aber Mutter und Töchter, die immer bei seinem Erscheinen, ich will nicht sagen schulterten, aber auf dem qui vive-Fuß standen, blinzelten sich eine angenehme Wahrnehmung zu. Die Runzeln auf seiner Stirn waren geglättet, die Sonne arbeitete sich durch Wolken, und er kam aus der Kirche, und hatte den Candidaten gehört. Als er sich von Malchen die Pfeife reichen ließ, streichelte er ihre Stirn, und als sie den Fidibus an den Meerschaumkopf hielt, sagte er, es sei schade, daß sie nicht in der Kirche gewesen. Was sollte das heißen? Vielleicht erwartete er eine Frage, aber es wagte Niemand zu fragen. Er hatte die Pfeife noch lange nicht ausgeraucht, als er aufstand, und an's Fenster trat: „Wo nur Herr Mauritz bleibt!"

„Wo hast du ihn gesehen, Wolf?" fragte die Mutter, die in den Stürmen, welche den Hausfrieden nicht störten aber unterbrachen, von der diplomatischen Kunst auch etwas abbekommen, so viel als grade für den Hausbedarf nöthig war.

„Er hat ja gepredigt."

„Ach ja so! Das hätte ich bald vergessen. Es mag wieder so hoch gewesen sein, daß unsereins es nicht versteht."

„Alle konnten's verstehn!" war die kurze Antwort.

„Doch nicht Fritz und Anton. Es ist schon gut, daß du die Jungen an die Kirche gewöhnst, aber nimm mir's nicht übel, wenn du es den Mädchen verbietest,

weil ſeine Predigten gefährlich ſind, da werden die Jungen ja grad zu verderben.“

Etwas wie ein leiſer Fluch flog über des Majors Lippen, der ſich aber in die Worte löſte: „Wer redet von gefährlich? Das war zur Seele geſprochen, das mußte jedes Herz erſchüttern. Man hätte mögen aufſpringen —“

Die erfreute Mutter war im Begriff, auch aufzuſpringen, wenigſtens ihre Zunge wollte das Herz nicht verrathen, was alle Kunſt ihrer Diplomatie wieder verdorben hätte, als Minchen raſch einfiel:

„Den Jungen ſchadet es auch nichts, Mutter, die geben doch nicht Acht.“

„Sie ſollen Acht geben, darum geht man in die Kirche, kappte der Vater. Das hätte Jeder heut hören ſollen. Es war, es war“ — er ſtellte die Pfeife wieder fort und ſchritt im Zimmer auf und ab.

„Man muß nur nie verzagen,“ flüſterte Minchen der Mutter zu. Der Vater — hatte er es gehört? Nein, es war ſo leiſe geſprochen, daß ohne die diplomatiſche Augenſprache der Familie auch die Mutter es nicht verſtanden hätte.

„Man ſoll nie verzagen! repetirte der Vater im Umhergehen. Das war es. — Ob wir denn immer auf große Zeichen warten müſſen, ob uns die kleinen nicht genügen? — Sind wir denn ein Volk Gottes, daß er aus dem feurigen Buſche zu uns reden wird! — Wir ſind abgefallen in Eitelkeit, Stolz und Hoffahrt. Auch jenes Judenvolk war ſeiner noch nicht würdig, nur Moſes

ſah ihn in ſeiner Herrlichkeit: ſie mußten auch durch die Wüſte geführt werden — vierzig Jahre! Wir — wir wären vielleicht noch keines Moſes werth — das war etwas ſtark geſagt, mein Herr Candidat! — aber ſchadet nichts. — Er redet auch zu uns, täglich, ſtündlich — das war der eigentlich ſchönſte Theil der Rede — er offenbart ſich uns durch tauſend Zeichen, wenn wir nur Augen dafür haben und Ohren. Auf dieſe kleinen Zeichen hätten wir zu achten, das ſeien die Samenkörner, die er ausſtreue, um wieder ein Volk ſich zu zeugen, in Stahl gerüſtet und in Gottesfurcht brennend. Und vorſichtig, ſehr geſchickt war das auch geſprochen. — Wir wollen heut Mittag wieder ein Glas Wein trinken."

Der Candidat mußte Wunder geſprochen haben. Seit des Bürgermeiſters von Kauwalk Tode hatte der Major kein Glas an ſeine Lippen gebracht. Die Freude ſtrahlte auf den Geſichtern der Familie. „Wo er aber nur bleibt!" wiederholte der Major am Fenſter, als der alte Diener eintrat.

„Der Herr Candidat laſſen ſich entſchuldigen, wenn Sie heut nicht zu Tiſche kommen, der Herr Prediger Faßbinder haben Sie zu Mittag eingeladen."

Die frohen Geſichter wurden lang. Der Major ſog auch einen langen Zug aus ſeiner Pfeife und ſagte: „Auch gut." Es ſollte eben heute nicht mehr viel Gutes ſein; es kamen Klagen, Nachrichten von allen Seiten, was anders als ſchlimme, und dazu auch Einquartierung. Man war in Iliz ſchon auf Alles gefaßt, und darum ließ ſich der Major auch ſeine Pfeife anſcheinend wohl

ſchmecken, und rückte ſich weder vom Stuhl als die Meldung kam, daß die Sappeurs in Quilitz es ſo arg getrieben, daß ſein Vetter aufs Vorwerk geflüchtet, noch als die Einquartierung ihrer Anmeldung auf dem Fuße folgte, wie man aus dem Trompetengeſchmetter im Dorfe hörte. Sogar hätte man ein Lächeln auf ſeinen Lippen bemerken können, als der Bote von dem unangenehmen Gedränge erzählte, in welches der Hofmarſchall mit dem bärtigen Bärenmützer gerathen ſein ſollte. Aber als ein Bauerwagen vorfuhr und der Schulze von Querbelitz gemeldet ward, ſtellte er die Pfeife ſogleich weg und wollte in ſein Zimmer. Er hatte unter dem Thürklappen die Aufregung, welche ſich des weiblichen Theils der Familie bemächtigt, nicht bemerkt, ſo wenig er die Cüraſſiere eines Blicks würdigte, welche jetzt auf das Herrenhaus zugeritten kamen.

„So gebt ihnen zu eſſen und zu trinken wie den andern," antwortete er auf eine nur halb gehörte Bemerkung ſeiner Frau, wobei unſrerſeits nur zu bemerken iſt, daß er in der Regel, wenn von beiden Verrichtungen bei der Einquartierung die Rede war, ſich ſtärkerer Ausdrücke bediente. Schmeckt's ihnen, ſo mög's ihnen bekommen, wie ſie's verdienen; ſchmeißen ſie's zum Fenſter 'raus, ſo iſt's für die andern Hunde."

„Aber Wolf, lieber Wolf," ſagte die gnädige Frau, du haſt mich nicht gehört, es iſt ja der Herr Colonel ſelbſt — Herr Gott! da iſt er ſchon in's Thor! — Wie iſt doch gleich ſein Name?"

„Das fehlte noch, daß man ſich auch um die Namen

der Kerle bekümmerte. Das hat ja da keinen, nur Regimentsnummern, und ist auch genug."

Auf der Thürschwelle mußte er fast mit dem Ellenbogen an den Christen gestoßen sein, der eintrat; gesehen hatte er ihn aber nicht, denn er gab später dem Colonel sein Wort, und sein Wort war dem Herrn von Ilitz heilig.

Eben sehen wir ihn bald darauf auf dem alten, schwarz leinenen Kanapee sitzen, das die gute Frau von Ilitz vor dem Kriege, ach schon vor der Rheincampagne, so gern ihrem Manne abgeschwatzt hätte; so eingesessen war es, halb glänzend und zerrissen der Ueberzug. Aber er wollte nicht; sein Vater hatte drauf gesessen, wenn er die Verwalter und Schulzen empfing. Heute stand der Schulze Gottlieb Köpke ehrerbietig dem Sopha zu Füßen und horchte auf die Worte des gnädigen Herrn. Aber wie gebückt er auch stand, die Mütze vor sich zwischen den Fingern, und der Herr Major fast mit ausgestreckten Beinen, den einen Arm über der Lehne, mit der andern Hand dann und wann auf seine Knie schlagend, es hatte doch nicht die Art von sonst. Der Major warf häufiger unter seinen weißen Brauen einen fragenden Blick auf den Bauern, als dieser nach den Runzeln auf dem Gesicht seines Herrn.

„Gnädiger Herr, es ginge schon, da haben Sie Recht, es geht man nur nicht."

„Was muß Er nicht zurück gelegt haben, Köpke! Seit die Marthe bei ihm wirthschaftet, es kann's Ihm Jeder nachrechnen. Was hat er allein noch bei der Lie-

ferung im September für Maſtochſen und Schweine in den Säckel geſteckt!“

„Lieber Gott! das Leben koſtet auch was. Die vielen Bälger! Die Marthe muß ich doch wieder verheirathen! Und dann die Advocaten, Herr Obriſtwachtmeiſter! Man ſoll ſie nicht mehr ſchmieren, hat der alte Fritz geſagt. Und ſo ſteht's auch in den Büchern, das iſt richtig; aber 's iſt nicht alles richtig, was gedruckt ſteht. Wie ſoll man denn mit 'nem Wagen fahren, den man nicht ſchmiert? Die Herren an dem grünen Tiſch, ja die ſind klug, die wiſſen Alles, aber wo dem Landmann der Schuh drückt, das wiſſen ſie nicht, und wenn ſie es wiſſen thäten, ſo wollen ſie es nicht wiſſen. Wenn die Kammern und die Regierung uns doch nur ließen wie wir ſind. Beſſer machen werden ſie's nicht. Mit unſern Herren da verſtehen wir uns ſchon. Und wenn einer mal ſchlimm iſt, i einer, der weiß wie's bei uns ausſieht, iſt immer beſſer als zehn Herren, die uns nicht kennen. Sag' ich doch immer, unſre Väter haben ſich gut dabei geſtanden, warum ſollen wir's anders wünſchen.“

Zu andrer Zeit war das eine Melodie, die man nur anzuſchlagen brauchte, und der Major fiel von ſelbſt ein. Heute glaubte er zu merken, daß der Schulz damit nur auf etwas anderes ablenken wollte, und indem er ihn ſcharf anſah, ſprach er mit dem Ton eines Mannes, der zu einem Entſchluß gekommen, welcher ſeiner Sinnesart entgegen iſt, aber es giebt Momente, wo auch ein ſtarker Mann ſeine Ueberzeugung bezwingen muß:

„Köpke! Er hat neulich wieder meine Kühe pfänden

laſſen, als ſie über den Unterſchlag traten. Das hätte Er bleiben laſſen können, es ſchickte ſich nicht, es giebt andre Mittel, wie ein Bauer gegen ſeinen Herrn ſein Recht ſucht. Aber ich habe es Ihm vergeben. Er fühlt nun auch, was es heißt, mit den Rechtsverdrehern zu thun zu haben. Köpke, wir wollen die Sache ruhen laſſen, verſteht Er mich? Er ſoll nicht mehr nöthig haben, die Advocaten zu ſchmieren, Er ſoll ſein Geld zu beſſern Dingen anwenden. Wir theilen den Strich, wie Sein Advocat damals verſchlug im Termin. Ich gebe nach. Hat Er mich verſtanden?"

„Das wäre ja ausverſchämt, gnädiger Herr. So ſoll mich doch der liebe Gott ſtrafen, wenn ich davon Vortheil ziehen wollte, wo es meinem gnädigen Herrn Oberſtwachtmeiſter mal ſchlimm geht."

„Kein Wort davon! herrſchte der Major ihn an. Hat Er ſonſt Bedenken?"

Der Schulze hatte noch Bedenken, denn er ſchwieg.

„Gnädiger Herr, mit Verlaub, hob er wieder an, das war damals. Seitdem das zweite Erkenntniß raus iſt, meine ich aber, das paßt nicht mehr, denn von meiner Part iſt ſeitdem mehr bewieſen, der Unterſchlag iſt gar nicht die Grenze, es iſt von Alters her der Heidendamm, wie meine Zeugen ausgeſagt. Gnädiger Herr, Sie ſind ein ſtrenger und gerechter Herr. Sie werden am wenigſten wollen, daß ich gegen mein Recht zu kurz komme."

Das wollte der Major nicht, er wollte etwas ganz anderes, und eine flüchtige Röthe des Unmuthes zog über

d'un certain Schiller, zu mehrerem Preise ihres Artikels, dem Fremden zu nennen wissen; ich konnte mich nicht enthalten, auch an Shakspeare zu denken. Die Mauern stehen noch alt und ehrwürdig, mit manchem Stein, der 1428 dem Englischen Geschütz trotzte; da sah ich denn den Dauphin mit dem Französischen Adel im Hemde herüberspringen, was ich aber natürlich meinem Französischen Begleiter verschwieg. Eine solche Scene möchte die Sittlichkeit beleidigen. Vor elf Jahren war die Jungfrau mit weißen Bändern behangen und Kränzen geschmückt; beides fehlte jetzt, auch verriethen die Höckerweiber rundum wenig Achtung vor ihrer halb canonisirten Stadt-Patronin.

Damals fing man am Portale des großen Domes zu arbeiten an; an ein Paar Engeln, die das Lilienwappen halten sollten. Engel und Lilien waren heut noch nicht fertig; doch arbeitete man frisch darauf los. Drinnen lasen die Domherren eine große Messe; es war auch hier Vieles nicht fertig, Gesang, Orgelspiel, innere Andacht. — Ein einziges Instrument — es klang wie unsere Nachtwächterhörner — begleitete so der Chorherren herz- und kunstlosen Gesang, daß ich vor diesem Gottesdienst schauderte. Kaum zwanzig Andächtige in der

ſein gefurchtes Geſicht. Er war ja vom graden Wege abgeſprungen.

„So mag der liebe Gott dem Jungen helfen!“ rief er aufſtehend.

„Wer weiß, ob es auch hülfe, wenn der Herr Obriſtwachtmeiſter ihm das Geld ſchickten, hub der Schulze nach einer Weile an. Was denken die beim Freicorps daran, daß es um ihren Kopf geht, wenn die Franzoſen ſie 'mal attrapiren. Wenn nicht zu Pferd, ſitzen ſie um's Todtenkopf- und Kanonenſpiel. Sie ſagen, der Krieg iſt ein Würfeln um Köpfe. Die Verführung iſt grauſam. Da redet Einer den Andern auf. Schickten ihm nun der Herr Major die 500 Thaler, und, ich ſetze, das Geld kommt an, was ſoll der Herr von Hurlebuſch zu ſeinen Kameraden ſagen? Das Geld hab' ich von meinem Onkel gekriegt, damit ich mich ſalviren ſoll nach England oder Schweden? Und uns läßt Du in der Brühe zurück, ſagen dann die Andern. Will er beſſer ſein als wir? Hat der Schwarzrock ihm zu Gewiſſen geredet? Denn es ſind Viele drunter, die auch ihr Ehrenwort gegeben haben, und ſie denken nicht dran, daß es ihnen den Hals zuſchnüren könnte. Mit Verlaub, gnädiger Herr, Sie ſchmiſſen da das ſchöne Geld fort, und wer weiß, wie es Ihnen angerechnet würde, ſo die Franzoſen es erfahren thäten.“

Wenn vorhin der Major, ſo hatte ſich jetzt der Schulze dahin reißen laſſen, wo er nicht auf ſeinem Platze war. Einen Willen ehrte der Gutsherr, auch Trotz ließ er in gewiſſen Fällen gelten, aber Gründe und Belehrung duldete er von keinem Untergebenen. Es brauchte nur des

ariſtokratiſchen Blickes, den er auf den Schulzen warf, um dieſen wiſſen zu laſſen, daß und worin er ſich vergangen. Gottlieb Röpke wollte eine Entſchuldigung ſtammeln, ein zweiter Blick gebot ihm Schweigen, ein Wink mit der Hand, daß die Audienz zu Ende ſei. Der Schulze blieb dennoch an der Schwelle ſtehen.

„Sprach Er darum in Jlitz an?“

Der Schulze wiſchte mit der Hand etwas über's Auge: „Es war nicht darum, gnädiger Herr. — Aber Jeder iſt ſich doch der Nächſte, und wenn ich dem gnädigen Herrn die 500 Thaler gäbe, was bliebe mir für meine Söhne?“

„Für Seine Söhne? fragte der Major und ſah mit Verwunderung, daß es wirklich etwas Naſſes war, was der Schulz aus dem Auge gewiſcht. Wenn Er noch für Seine Marthe ſagte, aber Seine Söhne —“

„'s iſt Keiner ſo dämelig, daß es ihm nicht doch 'mal geſchoſſen kommt. Sie ſind weg.“

„Wohin?“

„Zum Schill.“

Der Major war wirklich überraſcht; er hätte es von jedem ſeiner Unterthanen eher erwartet, als von Gottlieb Röpke's Söhnen: „Alle Beide?“

„Beide! Es war ſchon bislang kein Auskommens mehr. Eigentlich war's doch um die Marthe. Sie ſchimpften ſich und prügelten ſich, das iſt ſchon wahr; aber ſie mochten ſie doch Alle, und keiner gönnte ſie dem andern nicht. Da iſt's nun vielleicht ſo am Beſten. Länger ging's nicht, nun haben ſie was, da können ſie drauf losſchlagen, alle drei.“

„Drei?“

„Der Quilitzer ja, den meine ich, gnädiger Herr, der Thunichtgut, der Lamprecht, der iſt mit meinen Jungen durchgegangen. Der iſt auch an allem Schuld; wo was rappelt, da hat er die Naſe drin, ein gottloſes Maul, und ſtiftet alles an — damit will ich ihn nicht verreden, denn, was wahr iſt, iſt wahr, er iſt ſonſt ein Kerl, der was verſteht; geſagt haben ſie's auch nicht, indeß man merkt doch auch was, um die Marthe war's auch da — und, wie geſagt, derowegen iſt es ſchon ſo am beſten; ſie hätten ſich ſonſt untereinander todt geſchlagen.“

Der Major blieb vor dem Schulzen ſtehen und ſah ihn durchdringend an: „Dahinter ſteckt mehr, Köpke. Wo kommt Er her? Was iſt vorgefallen?“ Der Schulze mußte erzählen.

Man weiß noch heute nicht genau, wie es hergegangen, daß General Victor von brandenburgiſchen Bauern eingefangen worden, wie können wir Treue und Genauigkeit von der Erzählung des Schulzen Gottlieb Köpke erwarten:

„Der vornehme Herr General trat, das iſt ſchon richtig, mit ſeiner Suite bei uns ein, als es in Querbelitz nicht Art iſt, und Einer, der mit knapper Noth davon kam, daß er nicht im Schnee verſeſſ, mein' ich, hätte auch ſanfter ſprechen können. Sacrementiren verſchlägt bei unſern Burſchen nichts, denn fluchen können ſie auch. Und warum brachte der General auch den verfluchten Juden, den Moſes Landsberger, mit. Den kennen wir ja von den Jahrmärkten her; er hat auch mal geſeſſen. Und wenn ſo Einer flunkern und commandiren will, das vertragen die Burſche nun partout nicht. Der Kaffee wäre

angebrannt geweſen, hat der Hallunke geſchrieen. Das glaub ich nun nicht, gnäd'ger Herr, wenn die Marthe den Kaffee macht, dann iſt er gut, und die Pferde konnten doch auch nicht gleich zur Hand ſein, ich hatte ja die beſten vor den Schlitten geſpannt nach Rauwalk."

„Das hat er hoffentlich nicht zum Commandirenden in Rauwalk geſagt."

„Und ſo muß es denn wohl gekommen ſein, gnädiger Herr. Dem vornehmen General braunten die Dielen unterm Fuße, er ſtampfte auf, daß er fort wollte, und der Jude wollte auch ſtampfen, und da war noch Einer, ein pockennarbiger Offizier, von kleiner Statur, und ſchrie immer: fix! fix! Es läßt ſich auch nicht alles fixen. Als der Adjutant nun die Marthe am Arm faßte, daß ſie ſich nicht darum zu kümmern hätte, es war falſch, denn die Marthe wollte nur zur Ordnung ſehen, daß es nicht zum Schlimmſten käme; der Adjutant aber meinte, ſie wollte mit drauf los, und das iſt grundfalſch, ich habe es ihr ausdrücklich geſagt, daß ſie das nicht ſollte, und ſie iſt ein verſtändig Weib."

„Er hat Anweiſungen gegeben, wie ſie die franzöſiſchen Offiziere traktiren ſollten!"

„Gott bewahre, gnädiger Herr! Wie ſollte ich, der Schulze, ihnen geſagt haben, daß ſie ſo einen vornehmen General anpackten; ich glaube gar, über den einen haben ſie einen Sack geworfen, und den Juden ſchmiſſen ſie in den Schlitten über ſie, als wär's ein Kalb. Wenn der Adjutant nur nicht blank gezogen hätte —"

„Und ſie haben —"

„Quer über die Schneefelder gings nach der Bobbiner Mühle. Da ſtanden im Verſteck Vorpoſten von den Huſaren. Das wußte der niederträchtige Kerl, der Lamprecht. O jetzt ſind ſie ſchon auf dem Weg nach Colberg.“

„Und die Franzoſen —“

„Die haben das Nachſehen.“

„Nirgend Alarm geſchlagen?“

„Das iſt noch ein Glück — denn wie ich höre, iſts ein General, auf den ihr Kaiſer viel giebt, er ſollte bald Marſchall werden.“

„Ein Glück! — Köpke! — Weiß Er, was Ihr angerichtet? Der Ueberfall im November, das war ein Poſſenſpiel und koſtete dem armen Bürgermeiſter doch den Kopf. Sie müſſen — ſie werden — Gott weiß, was — Unglückſeliger Menſch, Sein Haus, Seine Wirthſchaft, Sein Kopf — es geht uns Allen an den Hals. — Wie Gott will! —“

„Wie Gott will, Amen!“ wiederholte der Schulze.

„Wenn Er's hindern wollte, er mußte es können.“

„Das iſt ſchon richtig, aber ſo ich's nun hätte hindern können — ich hätte es doch nicht thun mögen.“

Der Major maß ihn wie Einen, der anfängt irr zu reden. Auch über den Vernünftigſten kann der Schuß kommen. Gottlieb Köpke ſprach mit leiſer Stimme, indem er ſich zu ihm beugte:

„Gnädiger Herr, der General trug eine Liſte mit ſich. Wenn er zur großen Armee kam, wurden alle aufgehoben, die darauf ſtanden. Und darauf ſollen geſtan-

den haben alle, die es mit dem Lande und dem Könige gut meinen. Auch des Herrn Obriſtwachtmeiſters Name ſtand drauf. Auch unſern gnädigen Herrn hätten ſie aufgehoben, außer Landes geſchleppt, auf eine Feſtung geſetzt; wer weiß was noch Schlimmeres daraus worden, wenn — wenn nicht geſchehen wäre, was nun der liebe Gott 'mal beſchloſſen haben muß."

Der Gutsherr wandte dem Schulzen den Rücken. Empfindungen, die man nicht bemeiſtern kann, zeigt ein Herr ungern ſeinen Untergebenen, am wenigſten, wenn dieſe Empfindungen ſo gemiſchter Natur ſind, daß er ſich ſelbſt noch nicht drüber klar iſt. Er freute ſich des tollen Wageſtückes als Patriot, und erſchrak als Patriot, Menſch und Familienvater vor den Folgen. Er hatte Grund zu glauben, daß die Nachricht des Schulzen richtig war; war aber die Gefahr um deswillen beſeitigt? Und mitten in dieſe ernſtern Gedanken ſpielte der widerwärtige, daß er ſeine Rettung dem tollen Gebahren übermüthiger Knechte verdanken ſolle, das er unter andern Umſtänden geahndet hätte. Und ein neuer Seitenweg, in den ſein Sinnen verirrte: Wenn er es ihnen geheißen, würden ſie gehorcht haben! Würden ſie nicht zurückgewichen ſein, alle die Rückſichten ihm vorgehalten haben, welche jetzt vor ihm aufſtiegen? Nein, er mußte ſich geſtehen, dieſe trotzigen Querbelitzer, die das auf eigene Hand gethan, um ihn zu retten, würden ihn ſeinem Schickſal überlaſſen haben, wenn er es von ihnen als Pflicht gefordert.

Von dieſen Stimmungen hatte der Schulze nichts

gemerkt, aber vielleicht geahnet, als der Edelmann ihm wieder sein Gesicht zeigte: „Warum war Er in Rauwalk?“

„Dem Landrath und dem Commandirenden habe ich es rapportirt.“

„Daß Er unschuldig ist?“

„Das wir es Alle sind, gnädiger Herr! daß ein Kerl, der schon von seinem Herrn fortgejagt war, der Quilitzer Kutscher, Alles angestiftet, daß er die Bursche betrunken gemacht und verführt hat. Als ich's hörte, denn ich war schon unterwegs, kehrt' ich um und wollte die Sturmglocke läuten, da war's zu spät; ich fuhr zu dem Commando Gensdarmen, die in Ritzenguitz einliegen, die hatten aber zu tief in die Keller geguckt, und lachten mich aus. Da war's zu spät, als ich nach Rauwalk kam.“

„Da schenkte man Seiner Lüge nicht mehr Glauben? — Ist ein Commando unterwegs? Weiß Er von Verhaftsbefehlen? Davon uns zu avertiren, das wäre vor Allem seine Schuldigkeit gewesen.“

Der Schulze machte eine pfiffige Miene: „Gnädiger Herr, ich glaube, das Gewitter ist hinter die Berge gegangen. Hätt' ich doch nicht anders erwartet, als die Herren würden über mich ausgießen, daß ich Hören und Sehen vergäße. Aber sie machten curiose Gesichter.“

„Curiose Gesichter! Was meint Er damit?“

„Ich sah wohl, wie sie die Köpfe zusammensteckten und sich ins Fäustchen lachten. Einer trat dann raus und that, als ob er eine zornige Miene machte: ob ich ihnen

einen Faſtnachtsſchwank aufbinden wollte? ſagte er. Ein Anderer: es hätte ſich wohl irgend ein verlaufener Feldſcheer oder Barbier mit uns einen Spaß gemacht; der berühmte General Victor werde doch nicht zwei Meilen durch den Schnee ſtiefeln, und in einem Dorf in ſelbſt eigener Perſon Vorſpann requiriren. Da ich nun aber darauf beſtand, ſie ſollten mir ein Certificat geben, daß ich die Sache angezeigt und daß ſie's zu Protokoll nehmen ſollten, was ich ihnen ſagen kam, da merkte ich's an ihren Mienen, daß es ihnen gar nicht gelegen kam. Nachher ging Einer im dunkeln Gange an mir vorüber und ſprach mir ins Ohr: ich thäte beſſer, daß ich von der Sache ſchwiege, als ſo viel Aufſehens machte, das könne mir und andern ſchlimm bekommen, am Beſten wär's, wenn kein Hahn danach krähte; denn der Herr Marſchall, oder was er iſt, würde doch zum wenigſten in die Trompete ſtoßen, daß es der Kaiſer erführe, daß er ſich von Bauerlümmeln greifen laſſen, wie ein Bär, der ſich in die Baumritze klemmte; wenn er loskäme, würde er wohlweislich ſchweigen und es heißen laſſen, daß er von einer Streifpartie eingefangen worden; warum ich denn anders ausſagen wollte? Ich thäte am geſcheiteſten, ein Stück Geld in die Commandantur zu ſchicken, dann ſollte die Sache vergeſſen ſein."

„Canaille!" murmelte der Major.

„Nachmalen wurde es mir denn auch geſtochen, wie ſo das war. Der Marſchall oder General war unter ſie gefahren wie der Beſen in den Kehricht, weil nichts ſei, wie der Kaiſer es befohlen. Das Schreibergezücht, wie

ſie's heißen, das jetzt wieder dort ſitzt und ausſchreibt für den Kaiſer und einſtreicht, hatte ihm Katzenbuckel gemacht, hinterher aber Männchen und alles Mögliche ihm auf den Hals gewünſcht. Denn es ſoll bei den Franzoſen jetzt ſchon wieder ſo ſein als wie bei uns. Was die hohen Herrſchaften befehlen, thun die kleinen nur ſo lange, als ihnen aufgepaßt wird. Nachher thut Jeder, was er Luſt hat und ihm Vortheil ſchafft, nicht ſeinem Herrn. Sag ich doch juſt als es bei uns war, wenn der König ein Edict gab, daß es uns beſſer ginge, und die Laſten uns abgenommen würden, die den Bauer drückten. Ja, wenn's an die Herren kam die's ausführen ſollten, und an die Kammern und die Landräthe, und reſcribirt ward hin und her, und demonſtrirt und redemonſtrirt —"

Der Schulze verſtummte plötzlich, weil der Gutsherr ihn wieder mit einem Blick betrachtete, der Gottlieb Köpke die Zunge verſchloß. Ein Blick war's, der ſagte, daß er nichts mehr hören wollte, er lud ihn auch nicht ein, was er doch Sonntags that, zum Mittagstiſch zu bleiben. Er warf ſich wie erſchöpft auf's Sopha, das auch, erſchöpft durch die Jahre und den Gebrauch, knackte: „Es will Alles aus ſeinen Fugen gehen!"

Warum mußte auch zum zweiten Male dem Querbelitzer Schulzen die Zunge durchgehn!

Und war denn das Gewitter wirklich vorüber? Im Hofe war es laut geworden. Der Colonel rief aus dem Fenſter ſeinem Adjutanten. Dieſer commandirte den aufgeſtellten Reitern. Ein Unterofficier trabte mit ſeiner

Kette durch das Hinterthor. Man hörte die Worte: Nach Querbeliz!

Die Blicke des Majors und des Schulzen hatten sich wieder getroffen. Dieser trat einen Schritt dem Edelmann näher:

„Gnädiger Herr! Dieser Colonel da hält es nicht mit der Schreiberwirthschaft."

Sie verstanden sich. Warum war der Obrist grade hier mit seinem Cavallerie-Regiment eingelegt? Warum in diesem Augenblick, wo man wußte, daß er zur Verfolgung der Streifcorps commandirt war? Diese schwärmten um viele Meilen nördlich. Galt der militairische Besuch dem Edelmann?

Der Schulze öffnete die Lippen, aber schwieg. Dennoch verstand ihn der Gutsherr.

„Sorg' Er für sich, Köpke, ich werde für mich sorgen. Es taugt nicht, wenn der Bauer für den Edelmann denken will. Merk er sich das. Es taugt überall nicht, wenn der Bauer denkt; er soll arbeiten, seine Schuldigkeit thun, gehorchen. Wir sind da, daß wir für Ihn denken, so hat es Gott gefügt, und dabei wird Er sich wohl befinden. Gott mit Ihm."

Kirche vertheilt. Nur die luftigen Thürme, von zierlich schlanken Säulen und Gallerien gebildet, lassen einen erhebenden Anblick zurück.

Dreimal setzte ich an, und dreimal kehrte ich um, nämlich von der schönen steinernen Brücke, welche über die breite Loire in das Land führt, von dem es heißt:

Auch jenseit der Loire liegt noch ein Frankreich,
Wir gehen in ein glücklicheres Land.
Da lacht ein milder, nie bewölkter Himmel,
Und leichtre Lüfte wehn, und sanftre Sitten
Empfangen uns, da wohnen die Gesänge,
Und schöner blüht das Leben und die Liebe.

Jenseits stand 1815 nach Abschluß des Waffenstillstandes das Französische Heer; wie oft winkte mir die Schildwacht damals zurück, wenn mich ein Kitzel trieb, hinüber in das von Schiller so gepriesene Land zu schleichen. Es zuckte mir durch die Glieder, als werde und müsse hier oder dort eine Bärenmütze hervorspringen, das Bajonet mir entgegen haltend.

Nichts von alle dem, selige Frucht des Friedens! Ich stand jenseit der Loire. Ob der Boden unter mir ein glücklicheres Land sei, ich konnte es nicht fühlen. Aber gerade während ich von drüben

Fünftes Kapitel.

Die Einquartierung.

Der Major, als er die Treppe hinabstieg, erwartete nicht anders, als daß der Sergeant, welcher im Flur auf- und abtirrte, ihm seinen Arrest ankündigen solle. Er war auf Alles gefaßt. Aber der Soldat ließ ihn ruhig vorüber, er trat sogar in einer Art zurück, als wolle er dem alten Officier die Honneurs machen. Im Saal war Niemand. Er lehnte sich an's Fenster, das nach dem Hofe hinausging. In den Ställen wirthschafteten die Dragoner. „Wie die Kerle mit den Pferden umgehn!“ brummte er zwischen den Zähnen. Der alte Diener schlich vorüber und blickte fast scheu zu seinem Herrn hinauf: „'s ist richtig, gnädiger Herr! Die Querbeliger sind fort.“ Er wußte noch mehr; der Herr aber sah in dem Augenblick etwas anderes, weshalb er das Fenster zuschlug.

Bald darauf war so ziemlich die ganze Familie im Zimmer versammelt; es war einer jener peinlichen Auftritte, von denen wir schon einen Abschmack haben. Er hatte seine Frau und die Töchter mit dem fremden Officier durch den Corridor gehen sehen, und wollte nicht

begreifen, daß es für die Damen eine Nothwendigkeit geweſen, dem höflichen und artigen Colonel, der ſich ihrer ſchon angenommen, eine Aufmerkſamkeit zu erweiſen.

An welche kleine Dinge rankt ſich die Intrigue! Von Rauwalk durfte man dem Major nicht ſprechen, es erweckte immer unangenehme Erinnerungen, und ätzte ſeine Laune. Aber es galt jetzt ihn zu beſtimmen, daß er den Officier zum Familientiſch einlade. Den letzt Einquartirten hatte er auf ihrem Zimmer ſerviren laſſen. Der Einwand, daß das viel mehr koſte, war ſchon früher zurückgewieſen: Man giebt ihnen zu eſſen, bis wir aufgezehrt ſind; dann bleiben ſie von ſelbſt fort! Aber Wilhelmine that eine Frage, bei der ſich die Geſichter aufklärten. Der Vater hatte ehedem gern eine Geſchichte aus dem Feldzuge in der Champagne erzählt. Er war als Capitain in ein Dorf eingelagert worden, wo man ſich Exceſſe gegen preußiſche Soldaten erlaubt; es ſollte eine Art Straferecution ſein, und er ſelbſt war erbittert genug, um die rauhſte Seite herauszukehren. Aber die Familie des Gutsherrn hatte ihn ſo freundlich empfangen, er war ſofort an die Tafel gezogen worden, die Töchter waren ſo liebenswürdig geweſen, die Mutter ſo ſorgſam, der Vater ſo verſtändig, die Unterhaltung ſo unbefangen und angenehm, daß ſein Zorn ſchon beim Deſſert verraucht war und ſeine Execution in der mildeſten Weiſe vollzogen ward. So muß man vorſichtig ſein, pflegte dann der Vater hinzuzuſetzen, unter einer Geſellſchaft von Schuften findet man auch manchmal einen honetten Mann. Wilhelminens Frage jetzt lautete:

„Papa, wie hieß doch das Dorf in der Champagne, wo es Dir so gefallen hat?“

Aber die Kriegslist schlug diesmal fehl, weil der Vater die Absicht merkte: „Das waren Franzosen von ehemals, dies aufgetriebene Gesindel von jetzt ist mit ihnen nicht zu vergleichen. Der französische Adel auf dem Lande war überhaupt —“

Die diplomatische Kunst verließ wieder die gute Mutter, indem sie einfiel: „O, Du solltest diesen Obristen erst kennen lernen —“

„Wenn man die Race kennt, schnitt der Vater ab, weiß man, was das Thier werth ist.“

„Sie sagten in Rau — sie sagten da, man glaube er sei ein Edelmann, aus einer alten Familie.“

Der Major lachte höhnisch auf: „Dann wäre er nicht Commandeur eines Regimentes. Wenn man auch etwas gutes Blut in den Schlamm geknetet hat, damit er hält, so läßt die Canaille es doch nicht aufkommen. Man stößt allerdings in der Armee auf Einige aus guten Familien, setzte er hinzu, aber was sind sie? Sergeanten, Brigadiers, sie bleiben Subalterne; wer Fortune machen will, muß aus dem Roth gebacken sein. Und wenn sie sich auch noch so spreizen in ihren goldgestickten Klipsen, mit Tressen, Bändern und Federn, schon aus dem Knarren ihrer Stiefeln höre ich heraus, wo sie her sind. Es ist nicht Art —“

Wilhelmine mußte es noch mehr verderben; sie erinnerte den Vater, daß jene Familie in der Champagne ja auch nicht von Adel gewesen. Er hatte es selbst oft

gesagt, wie er sich gewundert, unter diesen Bürgerlichen so vielen Anstand, so feine Sitten zu finden. Und der Besitzer war noch dazu ein Käufer von Nationalgütern, ein fanatischer Anhänger der Revolution; die Söhne, für den Kriegsdienst glühend, zu dem sie nur noch nicht das Alter gehabt, hatten die Marseillaise vor seinem Fenster gesungen, und alles das hatte ihn damals nicht gekränkt: „Papa, wenn nun der Obrist der Sohn wäre von dem Mann in der Champagne?“ Denke Dir, wenn er herkäme als Gastfreund, damit wir ihm vergelten, was sie Dir damals gethan.“

Ein sehr ungelegener Einwand für den Major. Dachte er einen Augenblick an ein romanhaftes Eintreffen, als er erklärte, daß er Romane nicht liebe; er hoffe auch, daß seine Töchter von der unnützen Lectüre sich frei gehalten, was bei Carolinen vielleicht nicht der Fall war. Ob der Gedanke ihn ernsthafter beschäftigte, als er auseinandersetzte, daß jene Leute da zu den eifrigsten und strengsten Republicanern gehört. Um Bonaparte und seine Trabanten recht schwarz zu malen, verfiel er in eine Art Lob der damaligen Republicaner, wie jugendlich und frisch, mäßig und bescheiden jene ersten Soldaten gewesen, fortgerissene Söhne anständiger Eltern, während diesen jetzigen Raubgier und Uebermuth schon aus den Augen blitze. „Damals, ja damals, schloß er in einem weichern Tone. Es waren andere Zeiten; wer sah alles das Uebel voraus, das kommen würde! In jüngern Jahren giebt man den Gefühlen zuweilen mehr Rechte, als sie haben sollten; das bereut man im Alter. Was hilft es,

das abzuleugnen! Es iſt geſchehen! Man trällerte wohl auch das ça ira, nur im Scherz, aus Uebermuth, oder auch nicht aus Scherz, weil wir den Oeſterreichern übel wollten, weil mancher an eine Allianz mit den Neu-Franzoſen dachte. — Es waren nicht die Schlechteſten in der Armee. — Man ſoll nicht phantaſiren, nicht ſpeculiren — man ſoll auch nicht dem Gefühl nachgeben."

So ſchloß er mit ſinkender Stimme, ein Zeichen, daß er ſelbſt einem Gefühl nachgegeben. Hätte man ihn jetzt ſich ſelbſt überlaſſen! Aber die Verſchworenen waren zu haſtig, es war Gefahr im Verzuge, und ſo verrathen wir es denn, Mutter und Tochter hatten den Obriſten ſchon zur Mittagstafel eingeladen. Es mußte alles gewagt ſein, dachte Caroline. Sie erzählte, in welcher Achtung der Obriſt bei ſeinen Cameraden geſtanden. Ueber ſeine Bravour ſei nur eine Stimme, obwohl ſeine Mannszucht vielen zu ſtrenge dünke. Dies, und weil er nicht mit Jedem umgehe, habe ihm in der Armee Feinde gemacht. Man beneide und haſſe ihn, weil er ſo ſchnell avancirt, was er allein ſeiner Tapferkeit in den Italieniſchen Feldzügen verdankt.

„Und wenn Sie ihn kennen lernen, Papa, ſchloß ſie, ſo würden auch Sie eingeſtehen, daß er von einer nobleren Art iſt; das wenigſtens meinten alle franzöſiſchen Officiere, ſeine Feinde ſowohl als ſeine Freunde."

„Haſt Du mit ſo vielen Officieren Bekanntſchaft gemacht? — Ich kenne keinen einzigen, das aber weiß ich, ohne daß ich die Ehre gehabt wie Caroline bei ihrem Kriegsrath mitzuſitzen, daß nicht eben viel an ihm

sein muß, nämlich als Officier, was kümmert mich sonst der Kerl! Die ihm scheinen zu was zu taugen, schickt sein Kaiser voran. Um hier Fourage einzutreiben und Police zu spielen, dazu verwendet man die sich drücken, Marodeure und Krämper. Mögen auch noblerer Art sein, ist nur nicht meine Art."

Es waren nur noch Minuten bis zur Mittagsglocke. Die Frauen sahen sich an. Wer sollte mit dem schweren Geständniß herausrücken? Wilhelmine trat vor:

„Ja, Papa, was machen wir da? Er hat sich selbst zu Tisch gemeldet. Wir konnten doch nicht sagen: Gott bewahre, wir essen mit keinem Franzosen aus einer Schüssel. Wir haben gebeten und gesagt, es würde uns eine Ehre und ein Vergnügen sein. Sollen wir ihm nun doch hinaus sagen lassen: nein, Herr Oberst, wir haben uns anders besonnen, es ist uns keine Ehre und kein Vergnügen?"

Der Major zerknitterte die alten Zeitungen, die er in der Hand gehalten, zu einem Ballen und warf sie auf die Erde: „Ihr sollt das Vergnügen und die Ehre haben, mit ihm allein zu speisen, sprang er auf. Ich melde mich krank — und das ist keine Lüge."

Die Thüre flog hinter ihm ins Schloß, daß die Schildereien an der Wand zitterten. Als er eben in der Stube sich auf den Lehnstuhl warf, war er aber nicht allein. Es führte noch eine kleine Wendeltreppe hinauf. Durch diese war Waldchen ihm vorausgesprungen, ohne daß die andern es gemerkt oder geahnt, wie sie überhaupt auf das Kind weniger Acht hatten; sonst

würden ſie ſeine Unruhe, und daß es nur ab und zu unten im Saale war, bemerkt haben. Aber es war angenommen, daß Mädchen wenig tauge, wenn es eine gemeinſchaftliche Operation gegen den Vater galt, am wenigſten ſeit den Vorfällen in Ranwalk. Sie war ſo ſtill und in ſich verſeſſen; einmal, als man ſie fragte, warum ſie das Spiel verderben wolle? war ſie roth geworden und hatte das Wort verſchluckt, das über die Lippen wollte.

Am weichen Druck der Arme, die ſich um ſeinen Hals ſchlangen, erkannte der Major ſein Lieblingskind, ehe ſie noch aus der Bruſt die Worte preßte: „Thu es doch, lieber Vater, iß mit uns.“

Er hatte, ohne aufzufahren, einen Kuß auf ihre Augen gedrückt, dann hielt er das Mädchen vor ſich, mit beiden Armen gefaßt, und ſah ſie ernſt an: „Warum, Mädchen? Du biſt verſtändig genug, um Dir Rechenſchaft zu geben, weshalb Du etwas bitteſt, was ich eben abſchlug.“

Sie ſah ihn klar an: „Vater, Du mußt es thun, um uns Alle, um Dich ſelbſt.“

„Kommt das von Dir?“

Sie ſchlug die Augen nieder und erröthete etwas; die Antwort kam nicht mit ſo feſter Stimme: „Ja — auch Herr Mauritz hat es geſagt.“

„Was hat Herr Mauritz hier zu ſagen? Wenn er etwas will, warum kommt er nicht ſelbſt?“

„Vater, entgegnete ſie ſtockend, doch dann mit ſicherer Stimme, Du warſt in letzter Zeit nicht ſo gegen Herrn Mauritz, daß er —“

„Wagen sollte mir seinen Rath zu präsentiren, unterbrach er. Lassen wir das ruhen. Aber der Candidat ist beim Pastor zu Mittag."

„Er kam vorhin durch den Garten gestürzt und wollte mich herausrufen lassen — ich traf ihn, als ich aus der Speisekammer trat. Schon als er aus der Kirche kam, hatte er am Kruge von den schrecklichen Nachrichten gehört —"

„In Querbelitz haben sie einen dummen Streich gemacht — einen von den Französischen großen Kerlen gepackt, auf den Schlitten geladen. — Tolles Zeug, Köpkes Jungen sind mit ihm durchgegangen. Ich weiß Alles. — Herr Mauritz hätte Dir die Angst ersparen können, denn Du siehst, ich bin nicht in Angst."

Mathen sah ihn an, wie um zu prüfen ob es wahr sei: „Herr Mauritz, weil der Frau Pastor Kalbsbraten erst zwei Stunden gebraten, ging aufs Feld, um zu überlegen, was er ihnn solle. Da kam aus Quilitz des Verwalters Sohn in Carriere geritten." —

„Weiß es unser Vetter auch schon! Er ists am Ende der mich warnen läßt —"

„Ja, lieber Vater, der Verwaltersohn sollte es Dir heimlich stechen, aber nicht merken lassen, von woher es kam, daher war er zufrieden, daß er Herrn Mauritz traf, der es übernahm."

„Nun, und was giebts?"

„Der Vetter aus Quilitz läßt Dir sagen, daß der Colonel zurückmarschirt ist. Er hat expresse Ordre zum Rückmarsch bekommen von der See, wo er war, daß er

den kleinen Krieg hier mit allen Mitteln unterdrücken soll. Es heiße in der Ordre aus Berlin, er solle ihn an der Wurzel anfassen, und mit allen Fasern ausziehen. Er solle nicht viel nachfragen, sondern auf der Stelle arretiren, füsiliren lassen. Er darf auch Höfe und Dörfer, wo die Brigands Zuflucht finden, der Erde gleich machen lassen. Und so rasch wie möglich und ohne viel Aufhebens, damit der Kaiser nichts davon erfährt. Die Sache läge nun ernsthaft, läßt der Vetter Dir sagen. Er weiß von einer Liste, worauf alle Edelleute stehen, die über Nacht aufgehoben werden sollen; er weiß nur nicht, ob der Colonel sie hat. Wenn der aber von dem Streich in Querbelitz erfährt, da bleibe weiter nichts übrig, als entweder auf der Stelle selbst angeben, und die französischen Behörden zur Hülfe auffordern gegen die rebellischen Bauern, oder sich so rasch wie möglich aus dem Staube machen, und versteckt halten, bis das Ungewitter vorüber."

„Und mein Vetter hat die erste Rolle gewählt, mir überläßt er die zweite. Nicht wahr?"

„Lieber, lieber Vater, Du mußt uns erhalten werden!"

„Und den Verräther spielen!" Seine Stirn runzelte; sie hing an seinem Halse und weinte: „Nimmermehr; das kannst Du nicht. Aber Du wirst auch nicht fliehen, nicht Dich verstecken. Nicht wahr? Du bist ja nicht schuldig, Du hast es selbst einen thörichten, dummen Streich genannt. Wenn Du jetzt fortgehst und Dich verbirgst, trifft Dich der Verdacht, daß Du darum gewußt hast; sie sagen, daß Du die Hand im Spiele hattest. Das

wäre nicht ſchlimm, vor Gott und Deinem König, aber jetzt wäre es ſo, die böſen Feinde legten es noch ſchlimmer aus."

Der Major war aufgeſtanden; er ſchien mit einem böſen Gedanken zu kämpfen, indem er die Worte vor ſich wiederholte: „Böſe Feinde! — Wer ſind denn meine böſen Feinde? Es wäre vielleicht manchem jetzt ganz angenehm, wenn ich verſchwände und dem Verdacht dadurch erſt Kraft gäbe! — Nein, nein, pfui! das ſind häßliche Gedanken — Gedanken, die nur der böſe Feind eingiebt!" Er blieb vor der Tochter ſtehen und legte die Hand auf ihre Stirn: „War das Deiner? — Ich meine der gute, helle, klare Gedanke, daß Dein Vater jetzt nicht fort darf? Ich habe Dir immer viel Einſicht und über Deine Jahre zugetraut, aber — er ſteckte — Deine Schweſtern und Deine Mutter, wenn ſie es wüßten, würden mich mit Bitten beſtürmen, daß ich fliehen ſollte, und ſie lieben mich doch gewiß ſo, wie Du mich liebſt. Warum willſt Du nun, daß ich mich der Gefahr ausſetze?"

„Lieber Vater, weil ich Dich kenne, weil ich weiß, daß Du — biſt wie Du biſt — Du haſt nie etwas verſteckt, nicht was Du denkſt, nicht was Du fühlſt — Nun wirſt Du auch Dich ſelbſt nicht verſtecken wollen, wo Du Dich unſchuldig fühlſt, wo Du unſchuldig biſt — auch da nicht, wo Gefahr iſt. Ich thue es um Dich ſelbſt, Vater. Denn wenn Du jetzt dem Vetter nachgäbeſt, ſo würdeſt Du es Dir nachher nicht vergeben können. Du wärſt unglücklich, und Du ſollſt nicht unglücklich ſein."

in denſelben Spiegel der Loire blicke, ziehen Wolken heran aus Abend, und die Dämmerung mahnte, ehe ich von den ſanften Sitten empfangen worden, die heimathlichen Geſänge gehört und den Blüthenbaum des Lebens und der Liebe gefunden, nach dieſſeits und in das *Hotel de la Roule d'or* zurück.

3.

Blois.

Dieſemal ſaß ich im Wagen.

Monſieur ſind kein Engländer, und fahren doch auf der Straße nach Tours? fragte ein zierlicher Franzoſe.

Ich ſtotterte etwas von den ſchönen Loire-Ufern.

Er lächelte, bei ſolchem Wetter pflege ein Reiſender von Paris nach Italien nicht über Blois und Tours zu fahren.

Ich knöpfte unter dem Mantel meinen Rock zu. Was brauchte er zu wiſſen, daß ich ſchon vor elf Jahren, und nicht als friedlicher Reiſender, dieſe Gegenden beſucht hatte. Aber er wußte es

Der Major hatte Amalie an seine Brust gedrückt; sie fühlte eine Thräne auf ihrer Stirn. Er wischte hastig das Auge: „Verrathe das Niemand, Kind; ich glaubte darüber hinweg zu sein. Aber es war die Freude, daß ich ein Kind habe, das mich versteht. — Ich glaubte auch, daß ich mich nicht mehr recht freuen könne. Du kleine Hexe hast das gemacht. Wollte Gott, daß meine Jungen auch so ausschlügen wie Du! Doch — weg die Gedanken, der liebe Gott geht auch seine eigenen Wege. Eins versprich mir nur — Du hast mich recht erkannt, ich kann keine Unwahrheit ausstehen — sei Du auch nie unwahr, verstecke Dich auch nicht — gegen Niemand — am wenigsten gegen mich. Was Dein Herz drückt — Dein Vater sei Dein bester Freund. — Topp! Nicht Thränen, nicht Küsse — die Hand drauf, wie ein deutsches Mädchen."

Nach dem Handschlag senkte Maldchen die Augen, sie wollte gehen, aber sie wandte sich zurück: „Vater — wenn ich ganz wahr sein soll — ich habe doch eine Unwahrheit gesagt. Der Gedanke — eigentlich — kam er nicht von mir — Herr Mauritz war es, der es meinte — er sprach es zuerst aus, er glaubte nicht, daß es sich für Dich schicke, noch daß Du es thun würdest. Aber wie er es gesagt hatte, so klar und warm und verständig, da war es mir auch mit einem Mal ganz klar, als wenn ich es längst so gedacht hätte, oder so gedacht haben müßte. Die Gelehrten sind doch recht glücklich, daß sie das alles in Worten sagen können, was wir nur fühlen."

„Was haſt Du mit den Gelehrten zu ſchaffen! Es kommt auch vor, daß ſie etwas ſagen, was ſie nicht fühlen. Der Candidat iſt kein Gelehrter. Einen Gelehrten hätte ich nicht in's Haus genommen. Aber er hat das Herz auf dem rechten Fleck. Das iſt's. — Der Menſch hätte übrigens auch zu Tiſch kommen können, und mit uns eſſen."

Sie legte ſchmeichleriſch die Hände um ſeine Backen und mit der ſanfteſten Stimme ſagte ſie: „Aber Du, Vater, ißt heut mit uns?"

Ein tiefer krächzender Seufzer war die deutliche Antwort, der nur der Nachſatz folgte: „Aber Ihr müßt die Unterhaltung führen; ich ſpreche mit dem Kerl kein Wort."

Die Mittagsglocke tönte durch die Gänge. Der Major hatte ſich unnöthig von Amalien die Treppe hinabführen laſſen, wir meinen, er hatte umſonſt einen Anfall von Podagra bekommen oder fingirt, um als Kranker an der Tafel zu ſitzen. Unten war neue Beſtürzung. Der Chriſt hatte ſich eben entſchuldigen laſſen, daß er nicht bei Tiſch erſcheinen werde, da ihn ein dringendes Geſchäft auf der Stelle nach dem benachbarten Dorfe Querbelitz rufe.

„Dann muß er mit Aufgewärmtem vorlieb nehmen," ſprach der Major, ſich raſch hinſetzend, als fürchte er von ſeiner Frau den Vorſchlag, mit dem Eſſen bis zu ſeiner Rückkehr zu warten. Der Hausherr ſchien bei vielem Appetit, während Mutter und Töchter die Biſſen kaum herunter würgten. Wußten ſie noch nicht das Schlimme, ſo ſtürzte es mit einem Male heraus, als der

Diener ängstlich meldete. Die Kürassiere hätten die Ausgänge des Schlosses besetzt; es werde Niemand ausgelassen. „Ach Du mein Gott, was soll das?“ Die Mutter rief es, Malchen fiel die Gabel aus der Hand, sie sah todtenblaß den Vater an. „Was es soll? sagte dieser. Sie haben zu commandiren, wir zu gehorchen.“ Der Stallknecht meldete, daß sie auch um das Dorf Posten gestellt; auch da werde Niemand hinausgelassen. „Ganz wie ihr Plaisir ist, sagte der Major. Zu die Keller dürfen wir doch? Eine Flasche Wein, Hans!“ Auf die verwunderten Blicke antwortete er: „Ich bin nun heute einmal vergnügt. Wir wollen anstoßen.“

„Wolf, Wolf!“ der guten Frau stürzten die Thränen aus den Augen. „Wir sind alle gefangen!“

„Vielleicht! entgegnete er, aber gewiß ist, daß auch von ihnen Einer es ist, und ein recht infamer, verstiger, aufgeblasener Fuchs; und da soll man nicht lustig sein?“

Das war ein langer Sonntagnachmittag. Den Frauen standen immer die Thränen im Auge, der Vater rauchte im Lehnstuhl, als sei ihm so recht wohl. Als Minchen schon den Kaffee hereintrug, bestellte er noch eine zweite Flasche Wein, und als der Candidat zurückkam, lud er ihn zu sich an das Weintischchen und rief nach einem zweiten Römerglase. Sie sahen ihn immer ängstlicher an.

„Meine braven Querbeliger sollen leben! Angestoßen, Herr Mauritz!“

Der Candidat berührte bescheiden das Glas des Gutsherrn, aber er bemerkte leise, die Sache

ſcheine ihm doch bedenklicher, und es wäre vielleicht beſſer —

„Ihr nicht ins Auge zu ſehen? Was! auf der Kanzel reden Sie dem Volk Muth ein, und hier, wo es gilt ihn zeigen, ſchlagen Sie ſich zu den Frauenzimmern!“

„Gilt es ſchon? entgegnete der andere. Wir wiſſen noch nicht was kommt, ob wir nicht den Muth für den entſcheidenden Augenblick aufſparen müſſen.“

„Darin iſt etwas Wahres, wie es ein Gelehrter auffaßt. Aber der Militair, der nicht in jedem Augenblick adrett, allart, geſtiefelt und geſpornt iſt, iſt's auch nicht im Moment der Gefahr. Haben Sie erfahren, wann man den Herrn Colonel zurückerwartet?“

„Im Pfarrhaus meinte der Rittmeiſter: vor Abend.“

Der Major ging hinaus, um nach einer Weile, in welcher die verſorgliche Wirthin den Abendtiſch decken ließ, zur großen Verwunderung der andern in ſeiner Armeeuniform zurückzukehren. Er trug ſie ſelten; am Halſe hing der pour le mérite und das große Comthur-Kreuz eines Stiftes; an der Bruſt war das Johanniterkreuz.

„Lichter, Kinder! Es wird ſchon dunkel. Man muß ſich doch ins Geſicht ſehen, wenn man ſich kennen lernen will.“

Stellte der Mann grade eine Kerze unter den Stammbaum der Familie, der an der Wand hing! So was verſteckt man doch jetzt lieber, als daß man's zur Schau ſtellt! — dachte die Frau von Ilitz; es laut auszuſprechen war nicht an der Zeit.

„Bier!“ rief der Major und nahm die Weinflaſchen vom Tiſch.

„Aber Wolf! — Liebſter Vater!“

„Ich ſagte, wir trinken heut Abend Bier. Andere Gläſer auch, wenn's beliebt!“

Es war ein Ton, ein Blick, gegen den kein Widerſpruch galt. Caroline zerdrückte eine Thräne zur Mutter gewandt, welche doch ſonſt nicht ihre Vertraute war: „So gegen den einzigen Mann, der es vielleicht mit uns gut meint.“

Der einzige Mann war erſchienen, nicht unerwartet, da das Pferdegetrampel auf dem Damm ſeine Ankunft ſchon verkündet hatte; aber ſein Eintritt hatte nichts Beſonderes. Er entſchuldigte ſich leicht gegen die Hausfrau, wenn er durch ſein verſpätetes Kommen die Hausordnung derangirt haben ſollte, aber ein Geſchäft, das ſich nicht aufſchieben laſſen, habe ihn dazu gezwungen.

„Hat gar nichts zu ſagen, rief als Antwort die Stimme des Majors aus der andern Ecke des Zimmers, wo er ſeine Pfeife ausklopfte. Thun Herr Obriſt, als wären Sie zu Hauſe. Wir laſſen uns auch nicht derangiren.“

„C'est mon mari,“ ſagte die Hausfrau.

Der Colonel war charmé ſeine Bekanntſchaft zu machen; aber in der leichten franzöſiſchen Weiſe, daß weder Ernſt noch Beleidigung darin lag. Wie ein Polirer die Unebenheiten im Holz ausgleicht, ohne daß man ſeiner leichten Hand die Anſtrengung anmerkt, ſchien der Officier die Sprünge ſchnell geebnet zu haben, welche den

Uebrigen wie klaffende Riſſe erſchienen, von denen das ganze Gebäude krachend berſten müſſe. Die Unterhaltung ſtrich eben ſo leicht hin über Wind, Wetter, ſchlechte Wege. Den ſchweren Ernſt, welcher unverkennbar auf des Officiers Stirn lag, ſuchte das lebhafte Spiel der ſchön geformten Lippen wegzuſpielen. Wie aber erröthete Caroline, als der Vater aus dem Henkelkruge ein Glas ſchäumend füllte und es dem Gaſte mit den Worten: „Wenn's beliebt?“ hinſchob. Sie erwartete doch nicht anders, als daß er es eben ſo erröthend von ſich ſchieben würde. Aber er nahm es mit einer leichten Neigung und brachte es an die Lippen. Dann machte er die Bemerkung: „Es iſt nicht die unangenehmſte Seite des Krieges, daß die Völker ihre verſchiedenen Sitten kennen lernen. Was in Frankreich eine Beleidigung wäre, daß der Wirth dem Gaſte einſchenkt, iſt hier ein Zeichen edlen Vertrauens.“

„Und ein edler Gaſt iſt der, welcher das Zeichen ſo annimmt,“ fiel Caroline raſch ein.

„In Spanien, auch in Italien, würde ich als Einquartierter mich doch bedenken, entgegnete der Officier, während ich in Deutſchland den dargereichten Becher raſch ausſtürze. In jedem Hauſe, ſetzte er hinzu, auch wenn ich der noblen Geſinnung ſeiner Bewohner nicht verſichert wäre.“

„Ja, das Giftmiſchen überlaſſen wir andern, war die ſchnelle Replik des Majors. Wir ſchenken Jedermann reinen Wein.“

„Oder klares Bier,“ verſetzte Minchen.

Das Schweigen, welches darauf eintrat, unterbrach die Bemerkung des Officiers etwas unangenehm: „Man soll den Charakter einer Nation in ihren Verbrechergeschichten studiren können. Da fiel es mir auf, daß bei meiner Anwesenheit in der Hauptstadt von furchtbaren Criminalfällen so viel die Rede war — eine vornehme Dame, die ihren Gatten, ihren Bedienten, ja unschuldige Kinder aus reiner Wollust am Vernichten vergiftet habe. Ebenso erzählte man von einem wahren Monstrum, einem Aventurier, der —“

„Um Gottes Willen, nichts von den gräßlichen Menschen!“ unterbrach die Mutter.

„Ich bin auch überzeugt, daß es nur Ausnahmsfälle sind. Wo aber finden diese Geschwüre den Stoff, die Nahrung, in einem sonst gesunden Körper!“

„In der Lectüre französischer Bücher, mein Herr Colonel, in der Nachäffung französischer Moden und Sitten und — Schminke. Diese Pariser Schminke, die die schlechten Dinge gut malt, ist ein Gift, was seit einem Jahrhundert in seinen pulverisirten Nationen über den Rhein geblasen ward, so fein, daß die ehrlichen Deutschen es nicht merkten. Jetzt fangen sie endlich an, da es ihre Haut nicht mehr kitzelt, sondern brennt, und wir müßten eigentlich gewissen Procureurs sehr obligirt sein, daß sie uns dieses Gift als Pferdekur offerirten.“

„Auch wir vielleicht,“ sagte der Gast mit Nachdruck und einem ruhigen Blick auf den Wirth, während doch die weiblichen Familienglieder ängstlich seine Gesichtszüge bewachten. „Auch wir vielleicht, wiederholte er mit einem

Seufzer, ſollten den fürchterlichen Aerzten Dank ſchulden, die uns nicht allein von den Giftpülverchen der Boiſins und Brinvilliers rein gemacht, ſondern, was mehr werth, von denen, welche die Philoſophen und Encyklopädiſten uns unmerklich in's Blut, in unſere Denkweiſe, in unſer ganzes Sein und Leben gemiſcht."

Die Tafel war endlich aufgehoben. Mutter und Töchter hatten auf Nadeln geſeſſen. Wenn der Zunder keinen Funken fing, ſo lag es nicht an dem, welcher beſtändig Stahl und Feuerſtein aneinander ſchlug. Sie begriffen den Vater nicht. Was aber bewog den Colonel, mit ſolcher Kunſt den Streichen, auf ihn gerichtet, zu pariren, und dem Blitz immer wieder einen neuen Ableiter hinzuhalten? Wilhelmine hatte ihn mit ſteigender Theilnahme angeſehen. Sie bemerkte, daß es wohl dann und wann in ihm aufflackerte, aber eben ſo ſchnell drückte er die aufſteigende Gluth zurück. Caroline glühte ſelbſt wie der Ofen, an dem ſie ſtand, und vergebens Aug und Ohr von dem, was ſie ſah und hörte, abzuwenden ſuchte.

Und wieder ließ der Major ſich die Pfeife reichen. Erſt nach einigen tüchtigen Zügen fragte er: „Dem Herrn Colonel darf man wohl keine anbieten? Wenn er Luſt hätte, würde er ſich eine genommen haben. Das war alſo ſchon im alten Frankreich Sitte! Was man noch in ſeinen alten Tagen lernen muß!"

Der Colonel hatte im ſelben Augenblicke mit höflicher Verneigung die Pfeife ausgeſchlagen, welche die gnädige Frau, Anſtands halber, wenn auch nur par distance ihm präſentirt, um den Verſtoß des Ehegatten

gut zu machen: „Ich konnte mir ſchon denken, daß unſere Gewohnheiten einem feinen Herrn aus Paris zu grob ſind.“

„Gewohnheiten ſind unſer Heiligthum, hatte er entgegnet, das uns erſt recht theuer wird, wo wir ſie vermiſſen. Uebrigens überſchätzt man die franzöſiſchen Sitten, wenn man gerade in unſern Gewohnheiten ihren Werth ſucht. Der Türke, der Perſer raucht, ja der Orientale erſcheint erſt in ſeiner Würde, wenn er, vor ſich ſeine Pfeife, auf dem Divan ſitzt. Daß wir auf glattem Boden mit der Sicherheit uns bewegen, wie der Schweizer auf ſchwindligem Alpenſteg, iſt eben auch nur eine Angewöhnung. Aber was den Sitten des alten Frankreichs die Herrſchaft über die gebildete Welt verſchaffte, war, daß wir mit derſelben Sicherheit unter fremder Angewöhnung uns bewegten, es war die feine Art, mit der wir uns auch in das uns Widerſtrebende fanden, und daß wir unſre Sitte übertrugen; daß wir im Umgang mit Frauen nicht nach Schönheit und Alter fragten, ſondern chevalereſk in jeder die Dame, daß wir im Feinde, im Kriegsgefangenen, den Cavalier ehrten, und ſelbſt die Ungeſchliffenheit durch unſre Manier zu übertünchen wußten. Er, der alte Franzoſe wußte den Schein ſeiner Bildung über ſeine Umgebung zu verbreiten, das machte ihn, was man nennt, liebenswürdig. Denn, die Wahrheit in Ehren, was wäre das Leben ohne den anmuthigen Schein, die Illuſionen, welche Bildung über ſeine Riſſe und Unebenheiten werfen. Leider, leider, ſpreche ich aber von vergangenen Zeiten, dieſe chevalereſke Sitte

iſt auch bei uns dahin. Man will wahr ſein und wird grob. — Sonſt hob, jetzt zerſtört der Krieg den ritterlichen Charakter."

Er hatte, während er das ſprach, mit Aufmerkſamkeit auf den Stammbaum geſehen, als intereſſirten ihn darin einige Schilder und Namen mehr als das, was er ſagte: „Ich finde hier eine Marie Gasparde du Rezieres D'Etaing."

„Die Ältermutter meines Mannes, in directer Linie."

„Sonderbar!" ſagte der Gaſt.

„Sie war von der Colonie."

„Das kann man wohl nicht eigentlich ſagen, entgegnete der Franzos; ſie muß mit den erſten Refugiés ins Brandenburgiſche gekommen ſein. Die du Rezieres ſind aus dem Poitou — das Wappen iſt nicht ganz richtig. Oder hätte die ausgewanderte Branche nur hier die Helmzier verändert? — Er ſetzte hinzu: Eine reſpectable Familie; in Frankreich ausgeſtorben, nicht ganz würdig ihrer Ahnen, die noch in den Tagen der Fronde Heldenthaten vollbracht.

„Wahrſcheinlich als Opfer der Revolution? Mein Mann hat nichts davon gehört."

„Das wäre wenigſtens ein glorreiches Ende! Leider ſtarben die letzten männlichen Abkommen als Opfer der Debauchérien unter der Regentſchaft. Es würde mich ſehr intereſſiren zu erfahren, wenn in Preußen ſich noch ein Seitenzweig erhalten hätte."

„Darüber wird Wolf Ihnen die beſte Auskunft geben."

doch, denn er hatte beim Einſteigen das Band im Knopfloch bemerkt.

Monſieur ſind nicht zum erſten Mal in Orleanois. Sehr viel Ehre für die guten Leute an der Loire, wenn es Ihnen damals ſo gefallen, die alten Orte wieder aufzuſuchen. Ich war auch einſt zum Beſuch bei Ihnen — denn den Berliner verräth die Sprache — im Jahr 1806 fand ich Berlin ſehr ſchön. Man hatte ſehr viel Egards für uns, ich ſtand beim Bureau und machte viel Bekanntſchaften. —

Ich war bei den blauen Huſaren, fiel ich etwas hitzig ein, und griff an die Seite; es that mir wirklich leid in dem Augenblicke, daß ich keinen Cavalleriesäbel führte, ihn auf dem Boden klirren zu laſſen.

Die Nationen ſind ſeitdem alle Brüder geworden.

Ich ſah mich um, ob kein Engländer im Wagen ſitze; zum erſten Mal in Frankreich war dies nicht der Fall.

Ja, Cultur und Reiſeluſt verbinden Alle.

Die Art zu reiſen, ſagte der Franzoſe, von damals und jetzt iſt ſehr verſchieden, und lächelnd ſetzte er hinzu: wenn unſere Landsleute zu Ihnen

Der Major war aufgestanden und hatte den Fremden verwundert angeblickt. Dieser aber, wie aus Träumereien erwachend, rief: „Wohin man sich verirren kann! — Meine Damen, ich hoffe, daß Sie in Ihrer Nachtruhe durch keinen Allarm sich stören lassen — es giebt vielen blinden Lärm in Kriegszeiten. Monsieur! wandte er sich rasch zum Hausherrn, ich würde Sie um zwei Worte in meinem Zimmer bitten."

Er war hinaus, der Major ihm gefolgt.

„Er fordert ihn! Er muß ihn fordern!" — unterbrach Caroline das peinliche Schweigen.

„Nein, er arretirt ihn, jammerte die Mutter; so gewiß, er läßt ihn fortschleppen."

„So wollte ich doch!" Wilhelmine ballte weinend ihre kleinen Hände.

„Was?"

„Daran sind allein die Querbeliger Schuld. O, sie verdienten —"

Die Mutter wollte einen Fußfall thun, Wilhelmine schien mehr Lust zu haben, die Bauern aufzurufen. Wenn die Querbeliger einen Marschall bei den Ohren ergriffen und gefangen fortgeschleppt, aus purem Uebermuth, was sollten nicht die Ilitzer thun, um das Leben ihres Herrn zu retten! „Seid Ihr wahnsinnig?" fragte Caroline. „Wir dürfen darin nicht einreden." Sie fand unerwarteten Beistand bei ihrer jüngsten Schwester, die mit entschiedenem, einem fast gebietenden Tone, den man an dem Kinde noch nicht kannte, gegen beides protestirte: „Vater wird für sich selbst handeln." Der Meinung

war auch der hinzugezogene Candidat, von dem jede eigentlich verlangte, er solle ihrer Ansicht sein, und sie unterstützen. Er unterstützte aber keine: Wen man fordern wolle, mit dem verschließe man sich nicht in ein Zimmer; wenn er den Vater zu arretiren beabsichtigt, würde das plötzlich, unvorbereitet, über Nacht geschehen; wenn etwas Ernstliches dem Major drohe, sei aber jeder Widerstand eine Thorheit, und könne das Schlimmste herbeiführen. Uebrigens sei es im Sinne des Hausherrn gehandelt, wenn man ihn selbst walten lasse, da ihnen bekannt, daß er in solchen Dingen keinen Einspruch, ja keine Meinung gestatte. „Sage ich doch, sagte Minchen halb ärgerlich, Herr Mauritz ist immer Malchens Meinung."

Sechstes Kapitel.

D'Espignac.

„Ich habe mich bei Ihnen wegen etwas zu rechtfertigen, was dem Bruch des Gastrechts ähnlich sieht. Aber der Krieg hat seine eigenen Gesetze. Sie waren Militair, mein Herr, Sie werden mich verstehen und bei Ihrer Familie wegen der verursachten Angst entschuldigen."

So hatte der Colonel beim Eintritt in die Stube begonnen. Wir vergaßen vorhin, daß dem Colonel die Stube des Candidaten eingeräumt worden. Auf speciellen Befehl des Hausherrn. Sie galt im Corps de logis als die schlechteste. Der Candidat war in den sogenannten Rüstsaal auf dem Boden einquartiert.

„Der Soldat ist Instrument, entgegnete ernst der Major. Er parirt nur Ordre."

„Nicht ganz, wenigstens nicht bei uns. Allein auf meine Anordnung sind die Ausgänge besetzt."

„Ich werde Ihnen nicht entfliehen."

„Ich bin von Ihrem loyalen Character überzeugt."

Die Stirn des Edelmanns runzelte sich: „Die Auslegung des Wortes loyal kann verschieden sein, ich nehme

an, daß es in Ihrem Munde keinen Hohn umschließt, denn ein Militair von Ehre würde sich keine Beleidigung gegen einen alten Officier erlauben, wenn dieser in der Lage ist, sich nicht vertheidigen zu dürfen."

„Es ist nichts Persönliches im Spiel."

„Das hängt nun auch von der Auslegung ab. Sie ritten nach meinem Gute Querbelitz, zugleich erging Ihre Ordre, die uns zu Gefangenen macht. Da ist die Person mit der Sache, dünkt mich, sehr nahe verbunden."

„Ich habe nicht die Ehre Sie zu verstehen."

„Noch ich die Verpflichtung mich deutlicher auszudrücken. Uebrigens bin ich bereit für jede meiner Handlungen Rede zu stehen. Meine Ansichten und Gefühle sind mein Eigenthum."

„Hier muß ein Mißverständniß sein."

„Ich habe genug gesagt, wenn ich mein Wort darauf gebe, daß ich erst vor einigen Stunden von dem Vorfall in Querbelitz erfuhr."

„Ah, die Posse da meinen Sie!"

„Posse —?" Der Major sah ihn verwundert an.

„Eigentlich eine gewöhnliche Einquartierungsgeschichte, die nur für den armen General Victor unangenehmer endete. Die gerechte Strafe, daß er sich wichtig machen wollen, in Dinge mischen, die ihn nichts angingen. Freilich die Bestimmung aller dieser Pilze, die Halbgötter werden wollen, und es geht ihnen nicht rasch genug. Darum schnell etwas erfunden, was die Augen auf sie lenkt, Ueberfälle, Lebensrettungen, Ver-

ſchwörungen. Wir kennen ſie. Am Hofe Ludwigs XV. iſt nicht ſo viel intriguirt worden. Dieſem General Victor konnte der Marſchallsſtab ohnedem nicht entgehen. Was mußte er allein, ohne Sauvegarde durch ein feindliches aufgeregtes Land, — o er verdiente eine ernſtliche Strafe, und doch könnte er uns leid thun; er iſt ſonſt ein braver Soldat —"

„Alſo wirklich gefangen?"

„Um bald wieder ausgetauſcht zu werden. Der Kaiſer hat preußiſche Generale genug zur Verfügung. Aber wer dem Ridicule verfiel, iſt verloren. Der Adler, der ſich von Knaben an der Leimruthe fangen ließ, bleibt der Spott der anderen Vögel, auch wenn er ſich ungerupft losriß. — Es wäre freundlich gehandelt, wenn man hier nicht davon ſprächte."

„Dann erwarte ich Ordre, wovon die Gefangenen ſprechen dürfen?"

„Ihre Gefangenſchaft iſt morgen, wenn Alles glückt, wie es angelegt iſt, ſchon vorüber. Bis dahin bitte ich Sie, das Recht des Stärkern gelten zu laſſen, und ſich ruhig in das Unvermeidliche zu fügen."

„Was kann bis morgen entſchieden werden? Ich ſehe keinen Grund für dieſe Privathaft."

„Und ich keinen was ich verhabe zu verſchweigen. Das Unweſen des Parteigängerkrieges hier, das immer mehr um ſich greift, je läſſiger man es angreift, ſoll ausgerottet werden. Der Abenteurer Schill hat durch mehrere aufeinander folgende glückliche Coups einen Ruf erworben. Der Ruf iſt im Kriege gefährlicher als das

Verdienſt. Bei der alten Organiſation Ihrer Armee fand er glücklicherweiſe nicht die nöthige Unterſtützung. Statt ſich eines Officiers zu freuen, welcher auf eigene Hand etwas wagt, und dieſe Hand iſt glücklich, hält der alte Gouverneur von Colberg ihn am Gängelband, weil es nicht in das alte Syſtem paßt. Inzwiſchen iſt man in Königsberg auf den kühnen Huſaren aufmerkſam geworden. Der alte General Lucadou ſoll abgeſetzt werden, und man ſchickt einen jüngern Officier vom Genie, ich glaube er heißt Gneiſenau, an ſeine Stelle!"

Der Major wiegte nachſinnend den Kopf: „Gneiſenau! das iſt ein Mann, ich kenne ihn."

„Frohlocken Sie nicht zu früh. Man beſinnt ſich vielleicht wieder anders. Auch dort liebt man jetzt ſo wenig als früher Männer von Character. Wer ſelbſt denkt und ſelbſtſtändig zu handeln weiß, iſt an keinem Hofe beliebt. Uebrigens iſt Pommern ohne Einfluß auf den Gang des Krieges, und die detachirten Parteigänger, die ſich über die Oder geworfen, haben hier gar keinen Anhalt."

„Und doch ſo viel Ernſt gegen ſie?"

„Weil man auch erfahren, daß ein Major Marwitz, der bei Prenzlow mitgefangen war, und ſich zur See nach Königsberg geſchlichen, dort den König und die Miniſter anliegt, ein Freicorps werben zu dürfen."

„Den ſollte ich auch kennen," ſagte der Wirth.

„Der raſende Franzoſenhaſſer hatte die tolle Idee, mit dem Streifcorps ſich nach Stralſund oder einem Mecklenburgiſchen Hafen überzuſchiffen; auf requirirten

Bauerwagen ſollte er von da nach der Spree, unterwegs wollten ſie das Land revoltiren, und mit einem Coup Berlin nehmen.“

„Sie wiſſen Wunderdinge.“

„Des Kaiſers Kundſchafter berichten Alles. Das Projekt kam nicht zur Ausführung, muß ich Sie abermals enttäuſchen, weil man über die Uniformirung des Freicorps und den Rang der Officiere im Verhältniß zur Linie nicht einig werden konnte. Genug für uns, der Gedanke iſt da, wenn auch thöricht und unausführbar, aber je romanhafter, wunderbarer, um ſo mehr muß er reizendes für den deutſchen Character haben. Dazu in Schweden ein halb toller König, der nach Allem greift, nur nicht nach dem Vernünftigen. General Brune, der das Commando in dieſen Provinzen erhält, will das Terrain geſäubert, um reines Feld für den Ernſt zu haben, der kommen kann.“

Die ernſte Sprache des Colonel hatte ernſte Gedanken in dem Major erweckt; es war unmöglich, daß er der offnen Weiſe ſeines Feindes den groben Sarcasmus noch ferner entgegen ſetzte. Der alte Militair erwachte und trug auf einen Augenblick den Sieg davon über den Patrioten. Er konnte den Colonel nicht beneiden. Was laſſe ſich in ſolchem Hetzkrieg durch die Büſche thun?

„Es kommt doch darauf an, ob man den Krieg als Ziel oder als Mittel betrachtet, entgegnete d'Espignac. Es gilt nicht in der That Napoleon wirklich den Rücken zu decken, aber moraliſch. Das Lüſtre ſeines Namens erfordert, daß worüber er ſiegreich, ein ſengendes

Meteor, hinfuhr, auch der Verſuch, der Gedanke, gleichſam das Embryo eines Widerſtandes ausgebrannt ſei. Die Majeſtät ſoll wie die Mittagsſonne alle Nebel verſcheucht haben. Des Imperators Handlangern bleibt es dann überlaſſen, während er vorwärts denkt, hinter ihm zu kehren. Es iſt das übrigens nicht meine, es iſt die Vorſtellung ſeines Hofſtaates und in ſo fern —"

„Bleibt die Hetzjagd für ſeine Handlanger das, was ſie iſt."

„Pflicht, mein Herr. Im Uebrigen, meine ich, kann ſich auch in dieſem Falle die Strategik zeigen! Alle Straßen und Wege ſind noch in dieſer Nacht beſetzt. Mit einem Schlage iſt es morgen geſchehen, die Streifcorps ſind aufgehoben."

„Wenn's glückt."

„Das Netz iſt ſo geſpannt, ſage ich Ihnen, daß der Schlag gar nicht mißglücken kann, beſonders da wir genaue Renſeignements über die Schlupfwinkel der Feinde erhielten."

„Renſeignements — von hieſigen —"

„Angeſeſſenen Männern, die ihr Ehrenwort dafür eingeſetzt." Als der Oberſt den Eindruck ſeiner Worte bemerkte, fuhr er fort: „Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, nenne ich Ihnen meinen Gewährsmann — ich habe ſie aus dem Munde Ihres Vetters, des Herrn von Quarbitz, er iſt ja wohl Hofmarſchall. Er war ſelbſt bei mir in Rauwalk."

Der Major verſtummte; er ſchütterte zuſammen und wandte dem Oberſt halb den Rücken: „Ein Quarbitz ein Verräther! Auch das noch!"

„Sie würden anders urtheilen, wenn Sie ihn mit angehört. Er achtet Sie mehr als Sie ahnen und glaube mit in Ihrem Intereſſe gehandelt zu haben, indem er nur that, was die Pflicht eines redlichen Vaterlandsfreundes ihm gebot.“

„Daß er das Schlechte ſchön zu malen weiß, daran zweifelte ich nicht, daß aber auch ein Kenner die Gefälligkeit hat, es dafür zu erklären —“

„Das wundert Sie, und ich könnte antworten: ich urtheile als Franzos, dem es Vortheil bringt. Doch nein, ich würde auch als Ihr Landsmann ſeine Handlungsweiſe billigen. Was ſind, woraus beſtehen dieſe Streifcorps? Aus davon gelaufenen, ranzionirten Soldaten, aus Herumtreibern, verlornen Subjecten, die ſich aus Faulheit, Noth, aus Luſt am wüſten Leben ihnen anſchloſſen. Haben Ihre Behörden, Ihr König dieſe eigenmächtige Aushebung autoriſirt, nur gebilligt? Selbſt der Lieutenant Schill hat ſeine endliche Anerkennung nur ſeinen Succeſſen zu verdanken. Wäre er unglücklich geweſen, ſo hätte man ihn vor ein Kriegsgericht geſtellt. Es liegt weder im Syſtem Ihres Staats, noch im Charakter Ihres Königs. Wer will, ſoll, wer hat denn nun das Recht, dieſen Krieg ohne Ordre und Auftrag gut zu heißen? Oder wollen Sie ihn rechtfertigen, weil er Ihnen Nutzen bringt? Ich beſorge, daß Sie da ſtrenger urtheilen als ich. Was iſt ein Krieg, in Hohlwegen und aus Verſtecken gegen Fouragewagen und Marketender geführt? Wirft er nur ein Loth in die eiſerne Kriegswage, wo nach Centnern gewogen wird? Wen trifft

die Laſt dieſes Krieges? Uns nicht, Sie, die Bewohner der Provinzen, namentlich die großen, begüterten Gutsbeſitzer. Was die Parteigänger uns fortſchleppen, müſſen die Kreiſe zehn, zwanzig Mal erſetzen. Alſo plündern die Plünderer eigentlich nur ihre eignen Landsleute. Wie dieſer kleine, unnütze Krieg die Heere erbittert, das Friedenswerk immer ſchwieriger macht, davon ſchweige ich; aber Sie ſehen ſelbſt in Ihrer Kreisſtadt ſeine Früchte. Einige Desperados und ranzionirte Junker haben freilich ihr Müthchen gekühlt und ihr Vergnügen gehabt, auf eine Nacht Generale zu ſpielen und Städte zu erobern; aber auf weſſen Koſten? Sie haben ſich ſalvirt und lachen ſich ins Fäuſtchen, aber der arme Bürgermeiſter dort hat ſich nicht retten können, er hat für ſie bluten, ſie, die Herren Gutsbeſitzer, haben bezahlen müſſen. Mich dünkt, es war ein etwas theures Vergnügen. — Noch Etwas, mein Herr. Ich wollte viel zugeben, wenn Sie mir nur eine Wahrſcheinlichkeit eröffnen, daß dieſer Guerillaskrieg Ihrem Vaterlande, der Sache Ihres Königs hilft. Ihr König, Ihre Feldherren, Ihre Heere wurden geſchlagen, vernichtet, weil eben nur König, Feldherren, Heere uns gegenüberſtanden. Wäre es ganz Deutſchland geweſen, oder nur ganz Preußen, der Sieg würde dem Imperator nicht ſo leicht, er wäre wenigſtens nicht ſo entſcheidend geweſen. Ihr Reich, Ihre Provinzen liegen wie ein weites Beutefeld vor uns, man hat nichts Zeit zu retten gehabt. Wo erhebt ſich denn eine Hand, um etwas davon dem frühern Beſitzer zu erhalten? Ihre Kaſſen, Ihre vollen Magazine, Ihre Verwal-

kommen, möchte Manchem eine unbezahlte Rechnung vorgehalten werden.

Unbezahlte Rechnung! . . . Das Wort fiel mir auf die Seele, mein Herz pochte und ich barg das Geſicht im Mantelkragen, als ſäße die Engländerin vor mir.

Und das Pochen wurde immer deutlicher, je mehr die Thürme von Blois heraustraten. Ich kannte alles wieder, nur die Straßen ſo eng, nur die Häuſer ſo klein, die hohe Burg lag nicht ſo hoch, und was der Achtzehnjährige als prächtig angeſtaunt, kam dem Neun und zwanzigjährigen gewöhnlich vor.

Das iſt das *Hotel de la boule d'or*, rief ich im Vorüberfahren.

Geweſen, entgegnete lächelnd der Franzoſe. Vor drei Jahren ſchuf es unſer reicher Mitbürger zum Gemeindehauſe um. Haben Monſieur dort vielleicht alte Rechnungen zu berichtigen?

Ich kann leicht verdrießlich werden. War doch der Vorſatz von Berlin aus genährt, in demſelben Zimmer als freiwilliger Gaſt zu wohnen, wo ich einſt, wenn gleich ein Freiwilliger, als ſehr unfreiwillig aufgenommener Gaſt zwei Monate zugebracht hatte!

tungsinſtrumente, alles, alles, ließ man uns, nicht vernichtet, nein in voller Ordnung zum beliebigen Gebrauche zurück. — Wenn im Volke der Sinn bei der Sache geweſen wäre, würde nicht jeder Patriot zugeſtürzt ſein, um zu retten, was an ihm? Kein Feuerbrand flog in die Magazine, kein Eimer Waſſer, um das Pulver zu verderben, kein Pfund Blei und Eiſen ward verſenkt. Nein, man zahlte uns mit zitternden Fingern die Kaſſen-Beſtände aus und erbat ſich nur ängſtlich Quittung darüber. Was erwarten Sie von einem ſolchen Volke? Es iſt nur gut, zum Gehorchen. Aus Luſt dazu gehorcht es, wem es ſei. Unſere Intendanzen ſind erſtaunt, ſie haben im eigenen Lande nie ſolche Folgſamkeit und Pünktlichkeit gefunden. Kann dies Volk ſich erheben, ſelbſtſtändig handeln, kann es ſich empören, frage ich Sie? Und kann es, wenn es empört wäre, ſeinem Vaterlande, ſeinem Könige helfen? Dazu gehören andere Localbedingungen, anderes ſüdliches Blut, andere glühende Augen, andere Sinnlichkeit. Franzoſen, Spanier, Italiener, ja die können Revolutionen machen, der Deutſche folgt nur gehorſamſt den Revolutionen, welche ſeine Fürſten für ihn unternehmen. Man braucht ihnen nur in ihr ehrliches, ſchläfriges Geſicht zu ſehen, um überzeugt zu ſein, daß keine Marſeiller Trommel ſie aus ihrem Phlegma aufrüttelt. Oder erwarten Sie, daß die Paar mißvergnügten Officiere, beſchäftigungsloſen Abenteurer, dieſe deſertirten Unterofficiere und Soldaten, die nur prügeln konnten oder ſich prügeln laſſen, daß ſie das ça ira ſo ihnen in Mark und Nieren brüllen würden, daß dieſe

Bauern und Bürger aus ihrer Haut ſpringen? Mein Herr Major, Sie ſind ein Ehrenmann, aber Ihr Vetter hat mit dem vollen Bewußtſein eines Patrioten gehandelt, daß er, um Blutvergießen zu erſparen, daß er, um ſeines Vaterlandes willen ein abſolut thörichtes, unnützes, verderbliches Beginnen an der Wurzel uns zerſtören läßt."

Es war Manches in der Rede, was dem Herrn von Ilitz zu Sinne ging. Es war ihm aber eben ſo wenig zu Sinn, ſeine Beiſtimmung zu geben, als jetzt darüber zu ſtreiten. Die nächſte Gefahr für ſich und ſein Haus ſchien beſeitigt, aber andere Gefahren weckten andere Vorſtellungen. Nach einer Pauſe hub er an:

„Warum würdigen Sie mich dieſes Vertrauens und ſperren mich doch ein?"

„Nach den Maßregeln, die ich zu nehmen gezwungen bin, war es nur Herzenspflicht, eine edle Familie über den Grund derſelben zu beruhigen."

„Ließen Sie alle Edelhöfe abſperren, damit keine Nachricht hinauskommt?"

„Sie ſind der einzige Edelmann, gegen den ich mich gedrungen fühlte, dieſe Mittheilung zu machen."

„Doch in der Erwartung, daß ich Ihrer Raiſon beiſtimme? Sie trafen es, ja, aus dieſem Kriegſpielen wird nie etwas Geſcheites. Eben deshalb aber ſehe ich keinen Grund ab, weshalb Sie gegen mich dieſe Exceptionsmaßregel fortſetzen. Es wirft einen ſonderbaren Verdachtgrund auf mein Haus, es ſpricht ſich durch und könnte für mich üble Folgen haben; zum Exempel wenn

andere Commandirende mit nicht ſo wohlwollenden Geſinnungen an Ihre Stelle träten.“

„Mein Herr, ich glaube, dieſer Verdacht wird Sie nicht drücken.“

„Sei es, aber ich wünſchte, vor einer ſo wichtigen Kriſis, von der das Schickſal ſo vieler Perſonen abhängen kann, mit meinem Lehnsvetter, dem Hofmarſchall Rückſprache zu nehmen.“

Der Colonel ſah ihn ernſthaft an: „Wenn Herr von der Quarbitz mir als Cavalier ſein Wort geben will, daß er nur und allein mit dem Hofmarſchall communiciren und jeder anderweiten Mittheilung, mit wem es ſei, ſich enthalten will, ſo ſteht Thor und Thür ihm offen.“

„Alſo doch Mißtrauen?“

„Ihr Charakter rechtfertigt es.“

„Mein Herr —“

„Sie können das Parteigängerweſen als Militair verdammen, aber als Patriot müſſen Sie für Die, welche es treiben, Partei nehmen. Ueberdem hören, wo uns das Vaterland auf dem Spiele zu ſtehen ſcheint, die gewöhnlichen Rückſichten und Pflichten in unſerm Sinne auf; wir haben nichts Eignes mehr, alſo auch nicht mehr unſere Privatehre, wir betrachten uns als Atome des Landes, der Nation, des Staates, dem wir unſere Perſon gewidmet haben.“

„Das Wort eines wahren Edelmannes ſollte mehr ſein als ein Atom.“

„Aber doch immer nur die Partikel eines größern

Ganzen, dem er ſich unterzuordnen hat. Es lohnt darüber kein Streit. Ich würde, in dem Falle, meinem eigenen gegebenen Worte nicht trauen. Wenn es Frankreich retten gilt, ich glaube, ich brächte mein Wort. Doch das ſind Anſichten, da muß Jeder nach ſeinen handeln. Aber auf die Gefahr Sie zu beleidigen, ich traute es auch Ihnen zu, Herr Major — wenn ein entſcheidender Kampf dort in der Gaſſe gefochten würde, — Sie ſähen die Ihrigen weichen. Sie könnten helfen — ich traue Ihnen zu, Herr Major, Sie vergäßen die Parole, die Sie uns etwa gegeben, nicht zu fechten, und ſprängen aus dem Fenſter. Der Ehrentod wäſcht das gebrochene Ehrenwort. Um deswillen — zu Ihrem Beſten ſperre ich Sie ein, Herr Baron."

Der Major hatte nie geglaubt, daß er mit einem Franzoſen eine ſo lange und friedliche Unterhaltung zu führen im Stande geweſen wäre. Und doch ſchon an der Thür, knüpfte er noch ein Mal an. Er ſprach's mit nicht ſo feſter Stimme; es war ein Calcül der Klugheit: „Alsdann beurtheilen Sie auch wohl jene unglücklichen Officiere milder, welche zur Parole genöthigt wurden?"

„Und ihr Wort brachen! Der Colonel zuckte die Achſeln. Mein Herr, es giebt zwei Richterſtühle. Der, auf den der Kaiſer Napoleon mich ſetzte, und einen andern, auf den meine Geburt mich ſtellte, auf den mein Herz — Der Präſident eines Kriegsgerichts darf auf dieſe Stimme nicht hören. Er muß richten und ſprechen wie Brutus. Auch in Rom, mein Herr, werden Tau-

ſende von Herzen für die edlen Jünglinge geſchlagen haben, am lauteſten das ihres Richters. Dieſen Herzſchlag erdrücken zu müſſen, iſt die ſchwerſte, bitterſte Pflicht des Militairs. — Genug davon!"

Wie es kam, er wußte es nicht, aber der Major fühlte ſeine Hand vom Colonel gedrückt. Es war der erſte Händedruck eines Franzoſen. D'Espignac flüſterte ihm zu: „Tröſten Sie ſich, Einem oder dem Andern gelingt es wohl zu entfliehen. Warum nicht Ihrem Freund und Nachbar Wolfskehl!"

Der Herr von Ilitz wiederholte verwundert den Namen: „Was ſoll der?"

„Ich verhehle Ihnen nicht, fuhr der Franzos im vorigen Tone fort, auf ihn gerade iſt die Hetzjagd gerichtet. Was kümmern uns die verlaufenen Fähnriche und Lieutenants, die Noth und Depit treibt. Aber wenn ein angeſeſſener Edelmann von Anſehn und Namen, reich, von Einfluß auf die Population, alle Geſetze der Klugheit ſo vergißt, da muß ein Exempel ſtatuirt werden, damit er nicht zum Exempel wird."

Mit einer ſtummen Verbeugung hatte der Commandirende den Gefangenen entlaſſen. Doch hielt er ihn noch zurück: „Eine Bitte noch. Daß ja Ihre Damen nicht alarmirt werden; und wenn es nicht zu verhindern — dann denken Sie, es ſind böſe Träume, die zu ändern nicht in unſerer Macht iſt. Wir erwachen wohl einmal ſelbſt wieder zu beſſern Zuſtänden!"

„Träume! ſagte verwundert der Gutsherr. Was hat ein Officier des franzöſiſchen Kaiſers mit Träumen zu ſchaffen!"

Ein wehmüthiger, faſt tragiſcher Zug flog über das intereſſante Geſicht, als er ſich umwandte: „Und iſt's kein Traum, daß ich — ich —“ ſeine Hand fuhr mit krampfhafter Heftigkeit an die Bruſt; mit unterdrückter Stimme ſagte er — „hier ſaß einſt der Orden meines Königs, das Kreuz des heiligen Ludwig, und jetzt, jetzt bin ich — Leben Sie wohl, vergeſſen Sie, was ich ſagte, es war auch ein Traum.“

Der Herr von Ilitz war gewiß kein Träumer, aber ſo viele Gedanken gaukelten in dieſer Nacht als Bilder um ſeine gefurchte Stirn, daß er die Augen ſchließen mußte, und dann erſt wurden ſie ſo lebhaft, daß er ſie wieder aufriß. Wenn das wirklich wurde, was der Colonel ihm vertraut, war das Schickſal des jungen Menſchen, ſeines Neffen entſchieden. Ein wieder eingefangener Officier war vor keinem Militairgericht zu retten. Er hatte vorhin daran gedacht, ihn aus dem Lande zu entfernen; auch als der Schulze das kleine Capital ihm abſchlug, hatte er nachgeſonnen, wo er anderwärts die Mittel beſchaffen möchte, und ſogar einen Augenblick an den Baron Eppenſtein gedacht, um doch eben ſo ſchnell den Gedanken zu verwerfen. Jetzt rief er ſich wieder Theodors Bild in den Sinn, aber was ſollte ihn das Schickſal des Tropfens im Meere, des Atomes beſonders kümmern, wo die ſtürmenden Wellen aufbrauſen gegen Alles, was feſt geweſen.

Doch auch das war es nicht, was ihn zunächſt aufregte. Er recapitulirte ſich die Worte des Colonel, was er über die Freiſchaaren geſagt, über eigenmächtige Be-

waffnung, Volksaufſtände; er quälte ſich ihm Unrecht zu geben, und je mehr er ſich Mühe gab, ſo mehr mußte er ihm Recht geben. Es ſchlug in das Syſtem ein, was er von je an verfochten. Aber die Vorſtellung, daß er einem Franzoſen, einem Feinde, Recht geben müſſe, brachte ſein Blut immer wieder in Unruhe. Und dann die andere, daß er zum erſten Male nicht Herr, daß er Gefangener in ſeinem Hauſe war. Immerhin! aber er hatte ſich ihm gegenüber, in einer Art demüthigender Stellung befunden. Der Major vor dem Obriſten, das wäre angegangen! Die Disciplin erfordert ärgere Demüthigungen. Aber hier hatte ihm eine andere Vornehmheit entgegen geweht, — die Ueberlegenheit eines durchgebildeten Geiſtes. Nicht ſowohl daß ihm die Menſchen, welche auf Geiſt Anſpruch machten, unbequem waren, als daß er das ſelbſt haßte, was man Geiſt nannte, weil es aus ſich Geſetze ſchöpft, weil es Vorſtellungen ins Leben geſetzt, die ſchon ſo heftig an dem Althergebrachten gerüttelt. Wie hatte er in Berlin die Aeſthetiſchen und Gelehrten über den Kopf angeſehen, um ſo mehr, je mehr ſie in den Geſellſchaften gefeiert wurden; wie manchen jüngern Regierungsbeamten, der zu ihm auf Commiſſionen geſchickt war, hatte er anlaufen laſſen — dem Oberſten gegenüber, noch dazu einem jüngern Manne! hatte ſich das nicht gemacht. Wunden, der Autorität zugefügt, ſchmerzen doppelt. Zwar — wenn d'Espignac der Abkömmling einer alten Familie war, wenn reines Blut in ſeinen Adern floß, und er nur gezwungen den Siegerfahnen des Eroberers gefolgt war, änderte ſich das Ver-

hältniß. Er war der Brutus gegen ſich ſelbſt geworden. Von einem ſolchen Franzoſen konnte auch ein deutſcher Edelmann Anſichten entgegennehmen. Aber war das die Sprache eines alten franzöſiſchen Edelmanns? War nicht auch in dem Raiſonnement Windiges und Schiefes? ja, die Zeit und ihre Ideen hatten auch auf ihn Einfluß gewonnen! — Hatte er nicht vertheidigen wollen, daß ein Vaſall ſein perſönliches Ehrenwort brechen dürfe, wenn es die Rettung ſeines Lehnsherrn gelte? Wog ein Ritterwort, die unbefleckte Ehre eines Edelmanns nicht ſchwerer als —? Und dann hatte er auch das natürliche, von Gott eingeſetzte Verhältniß von Vaſall und Lehnsherr gefliſſentlich in die modernere Vorſtellung eines Cavaliers zu ſeinem Fürſten oder von König und Vaterland überſetzt! Das war unbedenklich windig und ſchief, eine Conceſſion, die kein wahrer Edelmann machen darf! Aber hinwiederum handelte nicht d'Espignac ſelbſt im echten Geiſt des Ritterordens! Er gehorchte der Pflicht gegen ſeine Ueberzeugung, er diente in unverbrüchlicher Treue, er opferte ſich, ſein beſſeres Selbſt, einem aufgedrungenen Lehnsherrn, den er im Herzen verabſcheute. Solche Fälle gab es, erinnerte ſich jetzt der Major. Dienten nicht viele alte Edelleute im Heere des Corſen, ein Narbonne, Marmont, Bourmont, die vielen La Tours, ſelbſt ein La Roche Jacquelein! Sie mußten, aber ſie dienten in echter Ritterlichkeit.

Er griff aus den Folianten und ſchweinsledernen Bänden, welche die eine Wand ſeines Zimmers bildeten, einen beſtäubten Quartanten heraus. Franzöſiſche Lilien

in altem Holzſchnitt ſchmückten den Titel. Sein Geſicht erheiterte ſich bei einem Blatte, auf dem ein groß gemaltes Wappen ſtand: „Latour d'Espignac! — normanniſch — doch vielleicht die Wurzel bretagniſch — ein Gouvion Latour d'Espignac in Urkunden zuerſt genannt, aber ſchon Mundſchenk Wilhelms des Eroberers — die Familie muß alſo älter ſein.“ — Sein Blick ſchweifte zum Fenſter hinaus. „Auf dem Papier! Geduldiges Papier — wenn nur die Wahrheit wie ein unauslöſchliches Waſſerzeichen ſich darauf abdrückte, und wenn — die Schrift da auf den Lumpen immer mit der Wirklichkeit ſtimmte!“

Da fuhr es durch die Nacht, ein rother praſſelnder Strahl, der ſich in die Wolken verlor, ein zweiter, ein dritter dicht in der Nähe. Eigentlich war es ſchon Morgen, die Hähne hatten längſt gekräht, aber es war noch tiefe, dunkle Stille auf der Erde und am Horizont, durch den die Signalraketen praſſelten. Jetzt erſt regte und bewegte es ſich. Die Trompeten im Dorf bliesen die Reveille, darauf Pferdegetrappel. Auch im Hofe zogen ſie die Roſſe aus den Ställen, der Colonel ſchritt feſten Tritts, aber leiſe über den Corridor die Treppe hinab. Unten hörte man ſeine Commandoſtimme, aber auch die gemäßigt, als gelte es die Ruhe im Hauſe nicht ſtören. Jetzt ritten ſie eben ſo leiſe hinten zum Hofthore hinaus.

Ein guter Hausherr muß nach den Ställen ſehen, wenn die Einquartierung abzieht. Die Franzoſen lachten der Polizeivorſchriften, ſie gingen mit brennenden Pfeifen und Lichtern unter Stroh und Heu. Nach den Ställen zu ſah alles dunkel aus, aber aus der offen gelaſſenen

Stubenthür des Oberſten kam ein Lichtſchein. „Wieder recht echt franzöſiſch leichtſinnig," brummte der Major, und trat hinein, um die Kerzen zu löſchen. Einen Blick umher durfte er ſich doch vorher erlauben. Es war große Unordnung, ein Felleiſen lag offen auf der Diele, ein anderes halb umgeſtürzt auf dem Sopha, Scripturen auf dem Tiſche. Wo waren die Zeiten, dachte er, wo der franzöſiſche Offizier und Edelmann von ſeinen Kammerdienern im Felde ſo ſauber und ordentlich bedient und friſirt ward, als in ſeinem Schloſſe. Die Schlingel von Burſchen, die ihm heute aufwarten, verſtehen freilich nichts von der Toilette. Aber wer ſeine Sachen ſo zurückläßt, muß doch an's Wiederkommen denken. Der Gutsherr hielt es daher für Pflicht, ſich der zurückgelaſſenen Effekten anzunehmen. Da rutſchte ein Etui, worin nach dem Klange Metallgeld war, auf die Erde. Er hob es auf, um es zu verſchließen. Auf dem Lederdeckel war ein Wappen in Gold eingepreßt. Er betrachtete es am Licht, und es ſchien ihm daſſelbe mit dem im Wappenbuche gefundenen, aber der Deckel war abgegriffen, die Formen verwiſcht. Als er es in den Mantelſack that, ſtieß er auf eine offene Pergamentrolle. Sie ſchien ihm von ſelbſt in der Hand aufzuſpringen. In prächtigſtem heraldiſchen Farbenglanz ſchaute ihm jenes Wappen entgegen.

Er ſteckte ſie in das Felleiſen, um es zu verſchließen. Da wollte der Zufall, daß ſein Auge auf die Scripturen auf dem Tiſche fiel. Ein Brief, der, geſtern mit der Feldpoſt angekommen, durch ſeine Hände gegangen, lag eröffnet. Die Adreſſe auf dem Couvert war: A Monsieur

Der artige Franzose merkte meinen Verdruß. Er lud mich in seinen neu eingerichteten Gasthof, mit dem Versprechen, was etwa von meiner alten Rechnung in der *boule d'or* stehen geblieben, auf die neue zu übertragen, denn der verstorbene Wirth wäre sein Schwager gewesen.

Ich zweifelte gar nicht . . . aber was mich bewog, in das wohl bekannte neue Wirthshaus einzutreten, war, daß es vor elf Jahren das wohl bekannte alte Gouvernementshaus gewesen. Ich suchte mir das Zimmer aus, vor dessen Schwelle ich manche Nacht als Ordonanz auf platter Diele, nur drei Servietten unter dem Kopfe, *l'auberge pleine* gespielt hatte. Heute brauchte ich das nicht, aber ich konnte nicht schlafen, ob ich gleich wieder die Nacht gefahren war.

Es trieb mich hinaus. Ich richtete immer meine Schritte nach einem Winkel — wie in Orleans nach der Brücke — und kehrte doch immer wieder zurück. Die Kopfschmerzen ließen mich nicht ruhen.

An der Wirthstafel konnte man nicht begreifen, weshalb ich nach Blois gekommen sei; ich begriff es eben so wenig, und doch ging ich nach Tische aus, um Blois zu besehen.

le Colonel d'Espignac, Commandeur etc., aber der eigentliche Brief, der halb herausſah, hatte, von ſeiner Hand geſchrieben, noch eine andere Adreſſe. Dieſe zu betrachten war ihm doch erlaubt: „A Monsieur le Marquis Raoul Bien-aimé Gouvion de la Tour d'Espignac.“

Die Kerzen mit den lang verfehlten Dochten brannten trübe, dem Gutsherrn aber dünkte die Stube wie mit einem roſigen Schein erhellt. Wer ihn geſehen, hätte den Schein auch vielleicht auf ſeiner Stirn bemerkt. Da ſtand in der Ecke neben einem Cavalleriesäbel ein altes Ritterſchwert; vielleicht ein Familienerbſtück. Und dieſer Officier und treue Diener des modernen Kaiſers hatte weder die Beſchwerde noch den Spott gefürchtet, es auf den Heerzügen, vielleicht als Amulet, mit ſich zu führen. Er konnte ſich nicht enthalten es aufzunehmen, es in der Hand zu wiegen; ja er riß es aus der Scheide und ſchwang den Stahl in der Luft. Welche Streiche für Tugend, für Recht, für Gott und König, gegen Ketzer, Ungläubige, Verräther, mochte das treue Schwert in der markigen Fauſt ſo vieler edler Ahnen geführt, wie manchen Ritterſchlag es gethan haben. Wie ſtimmte der dunkle Charakter der alten Stube, die kleinen Fenſter mit den runden Scheiben, der ſchwarze Kachelofen zu dem Bild der alten Zeiten, das vor ihm auftauchte. Darüber hörte er nicht das ferne Knattern von Schüſſen, welches auch die Schloßbewohner erweckte, die der Abzug der Garniſon nicht ſchon alarmirt hatte. Sein Blick fiel auf das weibliche Portrait an der Wand, und eine andre alte Zeit ſtand vor ihm. Trat ſie heraus, das blaſſe Geſicht aus

der nachgedunkelten Leinwand, entſetzte er ſich vor ihren verlöſchenden Kohlenaugen, vor den krampfhaft zitternden Lippen, war er der ſchwarze Wolf geworden, der zähnefletſchend das Schlachtſchwert erhob, um die Schande aus ſeiner Familie zu wetzen, — als die halb offene Thür knarrend weiter aufging — und die Geſtalt eintrat. Er ſchrak zurück und ließ die Klinge ſinken: „Was iſt das?“ Es war nur ein Moment. „Was iſt Dir, um Gottes Willen, was ſoll das? rief die Eintretende, ſeine Tochter Caroline im Nachtkleide, mit allen Zeichen der Verwirrung und Angſt. Vater, was iſt's? — ſie ſchießen — O biſt Du krank, verlaß uns nicht, was iſt Dir?“

„Es iſt nichts, Kind — eine Täuſchung — wir ſind geſund — das bedeutet nichts, — hier aber — hier fand ich endlich einen Schatz, einen echten Franzoſen — einen wirklichen Edelmann.“

Siebentes Kapitel.

Der kleine Krieg.

Denſelben Raketenſtrahl, welcher in Haus Ilitz die Inlieger aufgeſchreckt, hatte auch der Cornet Theodor geſehen, und er war vom Schemel, auf dem er ſchlummernd geſeſſen, aufgeſprungen. Der Säbel, der von ſeiner Seite auf die Erde klirrte, ſagte ihm, daß es kein Traum war.

Vielleicht hatte er über ein Billet geträumt, das vor ihm auf dem Tiſche lag. Es war vom Lieutenant Wolfskehl und lautete:

„Unſer kleines Ehrengericht hat entſchieden. Nicht Du, nicht ich dürſten nach Blut, aber ſie ſagen: einer von uns muß ſeins laſſen; und es ſind gute Edelleute. Kerle ſonſt, die mir — aber unzweifelhafte Edelleute. Wem ſoll man glauben, in einer verfluchten Zeit, wo keine Treue und Glaube iſt! Alſo denen, die da ſagen, ſie könnten ſonſt nicht mit uns dienen. Hol ſie der — aber ſie haben Recht. Einer — warſt Du es, oder ich? — meinte, ob wir den Schimpf, der auf unſerer Uniform ſitzt, ich weiß nicht, ob Deiner oder meiner, nicht beſſer in Franzoſenſchädeln auswetzten? Umſchichtig, wir

beide drauf, die Augen zugedrückt, auf die Canaille hieben wir, und meinten uns. Sie schüttelten den Kopf. Einer führte auch an: Unrecht sei es, jetzt das Blut verspritzen, was dem Könige und dem Lande gehört, Numero 1 sei der Feind, Numero 2 der Freund. Es hätte schon was, meinten sie, aber strichen die Bärte: es sei ihnen doch noch nicht zugekommen. Bruderherz, sie haben Recht; was ist uns denn geblieben als die Uniform! Ich las einmal in der römischen Geschichte von zwei Gladiatoren, die mit dem Spartacus ihre Hundeketten zerbissen hatten. Auf einen kahlen Fels retirirt, sahen sie rings um sich römische Soldaten. Entweder gefangen, an's Kreuz genagelt, oder verhungert, das war ihre schöne Aussicht von dem kahlen Felsen. Da fochten sie als echte Gladiatoren einen letzten kunstgerechten Kampf, und stießen sich beide die Schwerter in den Bauch. Wenn wir nicht schon Gladiatoren sind, so werden wir's — seine, des Unersättlichen! Ob wir für ihn klopffechten in Spanien, England, oder unsre Gebeine endlich bleichen in der Wüste, in Sibirien oder Indien — es handelt sich doch nur noch um unsere Knochen. Was retten als einen schönen, vollen Tod! Ich bin satt, dürstet Dich noch? Armer Junge! Der Sperling, der noch einmal aus dem Bache trinkt, noch einmal auf der Firste flattert, der Sonne entgegen, als ob sich der große blendende Feuerklumpen um eine Sperlingsseele kümmerte, ist er unglücklich, wenn das Pustrohr des tölpischen Knaben auf ihn zielt, und im nächsten Moment rollt er, ein blutstäubendes Federklümpchen, das Dach herab. Nie-

mand bemerkt es, die andern Sperlinge, kaum aufgeſcheucht, flattern und zwitſchern ſo luſtig als vorher, die große todte Sonne ſtrahlt gleichgültig auf Aas und Leben, und nicht einmal den Knaben kümmert es, wohin ſeine Beute fällt, um gelegentlich von Würmern gefreſſen zu werden, denn er läßt ein neues Kügelchen in's Rohr rollen, um einen neuen Spatz als Ziel zu ſuchen. Oder iſt's darum, daß der Sperling unglücklich wird, weil er weiß, daß der Bengel unten das Puſtrohr auf ihn anlegt? Nimm die Moral daraus, die Natur hat uns mit einem Ding beſchenkt, was ſie Bewußtſein nennt, nur um in unſerem Vollkommenheitsgefühl uns zu necken. Wir ſind und bleiben Sperlinge, auf die alberne Jungen und hohle Rohre von allen Seiten zielen. Wer fällt, der fällt, wir ändern's nicht; aber Sperlinge, die außerdem Soldaten ſind, haben noch die beſondere Pflicht, nicht fortzuflattern, wenn ſie die Mündung des Rohrs ſehen. Courage, lieber Junge, aber das iſt nicht Courage, der Canaille in die Hirnſchädel hauen, man muß wie die Gladiatoren des Spartacus thun — ohne Augenzwinkern, Einer den Andern, in den Bauch oder ins Herz, es thut daſſelbe, — ein Liebesdienſt. Denk an die beiden Fähnriche bei Saalfeld. Die Fahne, die ſie nicht retten konnten, banden ſie um den Leib, und ſprangen in den Fluß. Beide erſoffen. Unſterbliche Gloria nennen ſie's vielleicht in der Poſterität. Wir haben nichts mit der Gloria zu thun; nur fort aus dem Hundeleben!

In Leben und Tod Dein."

„Junker! Aufgewacht! — Nun gehts los!“ Ein graubärtiger Wachtmeister rüttelte den Jüngling.

„Ach, was für ein Traum!“ Theodor strich über die Stirn.

„Ist nicht zum Träumen Zeit, Junker! — Aufgesessen! — Commandirt! — Die Feuerzeichen.“

„Die Feuerzeichen! Feuer! Feuer! Und es war Frühling.“

Unten stand die kleine Schaar schon gesattelt, als der Cornet sich aufs Pferd schwingen wollte. Das Pferd bäumte sich; zwei Mal mußte er absetzen. Ein böses Zeichen, murmelte der Müller hinter der Luke; er wollte sich nicht sehen lassen. Seine Weibsleute weinten: „Der hübsche junge Mensch!“ — der Müller hinderte den Sohn und Knecht, daß er den Thorweg hinter den Reitern schloß. Wenn die Franzosen kämen, müßten sie's so finden, wie es ist: daß sie ja nur gezwungen gewesen die wilden Gesellen aufzunehmen: „daß Gott erbarm!“ schluchzte die Müllerin. „Und sind so hübscher Leute Kind!“

„Es wird noch Mancher ins Gras beißen müssen, sagte der Müller, und das Gras fragt nicht, ob's hübscher Leute Kinder waren oder gemeiner Leute, und die Erde fragt auch nicht, und ob der Himmel danach fragt, weiß Keiner hier, auch nicht der Herr Pastor.“

Die Hähne krähten hinter den Reitern, als sie an den Hecken sich fortstahlen. Dann sprengten die Husaren einzeln über das schneebedeckte Feld, um im Schatten des Kiefernholzes sich wieder zu sammeln. Man sah,

es galt einen nächtlichen Angriff oder Ueberfall. So hielten sie vereinzelt unter den hohen Bäumen, und schauten und horchten über das weiße Blachfeld.

Tiefstill war's, als scheuten sie zu athmen. Der Cornet hatte verboten die Waffen zu rühren; aber er selbst war's, an dessen Seite es klirrte. Hielt er doch die Hand am Säbelgriff, und wie das Herz pochte, hob er sich und glitt wieder in die Scheide.

Hinter dem Junker hielt der alte Wachtmeister. Der hatte nicht die Hand am Griff, er saß wie angegossen auf dem Pferde, und schwören hätte man doch mögen, ob er schon den Kopf auch nicht ein bischen vorbeugte, noch die Augen klemmte und aufriß, er sähe und zähle die Flöckchen, die über dem Schneemeer noch in der Luft stäubten.

„Junker, sprach er leis, haben heute vorm Ausritt gebetet?"

„Was solls, Krauskopf?"

„Kein Mensch weiß, was vor ihm steht."

„Der Tod, antwortete Theodor. Dem Soldaten allemal um fünfzig Schritt näher."

„Nicht jedem. Die Leute erschraken, als des Herrn Cornets Pferd sich bäumte, das nächstemal warf es Sie beinahe aus dem Sattel. An der Schwelle scharrte es und wieherte, es wollte nicht hinaus. Die Leute —"

„Halt's Maul."

„Das Leichenhuhn krähte doch."

Der Junker schauerte und schielte herum: „Hast Du's auch gehört? — Aber sieh — sieh!"

Es flog noch einmal ein Funke durch die Schneeluft. Der Wachtmeiſter ſchüttelte den Kopf. „Das iſt nicht die rechte Stelle — es will mir ohnedem nicht richtig ſcheinen.“

Da kam einer, den ſie vermuthlich zu Fuß vorausgeſchickt, von ſeiner Kundſchaft zurück; er ſchlich an den dunkeln Hecken und Furchen, bis er im Holz aufſprang. Seine Botſchaft, in Alitz ſei es ſtill und leer, Alles ausgeflogen, machte lange Geſichter.

„Verdammt! hat der Colonel Wind bekommen? Es wäre ein ſo ſchöner Streich geweſen.“

Der alte Wachtmeiſter antwortete nicht, er horchte und ſchaute ſcharf nach rechts. „Wer weiß, ſie wären doch ſtärker geweſen als wir dachten, und wenn der Herr Rittmeiſter und der Lieutenant von Wolfskehl nicht zeitiger zur Hand waren als jetzo — wer weiß — und dann, es brummt da was im Winde —“

„Was horchſt Du?“

„Der Wind iſt uns contrair, ſonſt — Und dann, Herr Junker, wer weiß, wenn's da im Schloß beim Herrn Obriſtwachtmeiſter ſolche Wurſtmacherei gegeben hätte! Der Herr Colonel iſt nicht der Mann, der ſich gutwillig giebt.“

„Oder hätte Wolfskehl ſchon — allein — Donnerwetter!“

Der Unterofficier ſchüttelte wieder den Kopf. „Junker, Junker, das wäre ſchon gut geweſen, als wie Sie und ich gedacht. Wenn es gelang, war es was Großes — das kam vor die Andern nach Colberg und wohl

noch weiter, und ſie hätten da ein ander Ehrengericht eingeſetzt; denn wenn's einem gemeinen Wachtmeiſter erlaubt iſt, ſo was über Officiere zu denken, ſo hätte da kein Blut fließen müſſen, wo andres Blut Noth thut. Nun iſt das nichts — wer weiß, der liebe Gott fügt's manches Mal, wie unſer Eins es nicht denkt, und ich denke ſo, zu der Menſur wird es nicht kommen, auf [illegible] oder die andre Art, denn in der Bibel ſteht's [illegible] geſchrieben: Du ſollſt nicht tödten; aber was nicht beigeſchrieben ſteht, aber es verſteht ſich von ſelbſt, — Franzoſen und ehedem Oeſtreicher und ſo weiter — halt! — daß dich, da iſt was los!“ —

Er brauchte nicht vom Pferd zu ſpringen und ſich auf die Erde legen. Der Wind war aufgeſprungen — es pfiff, knallte, klirrte, als wäre ein Uebel, der die Töne, bis da verborgen, von einem Ende fortgezogen, und nun mit einem Male [illegible]agt, rauſcht, brauſt es auf.

„Drauf los!“

Der Wachtmeiſter griff dem Junker in den Zügel: „Halt! das iſt mehr — ſie haben uns angegriffen. — Blitz und Wetter! — Von daher auch — da auch — das iſt eine Hetzjagd, Junker.“

„Das Wild ſoll ihm ſtehen!“

„Erſt den Jäger und den Wind gerochen, Junker. Dort in den Hohlweg —“

Ueber den Schnee brauſten ſchwarze Punkte, verſprengte Reiter. Sie kamen auf die Holzung zu, offenbar um hier Schutz vor ihren Verfolgern zu finden,

wenigſtens einen augenblicklichen Verſteck. „Der Rittmeiſter ſelbſt — und verwundet!“

„Schwerenoth Ihr!“ rief er mit einem Satz über den Graben, der das Holz von der Ebene trennte. „Was macht Ihr hier? — Hat Euch der Satan noch nicht gepackt?“

„Wohin? Commandiren Sie, Herr Rittmeiſter, zum Angriffe. Ein Paar Dutzend Männer ſehen Sie zum Sterben bereit.“

„Dummheit! Nichts mehr von Angriff. Den Tod habt Ihr wohlfeiler. Wir ſind verloren, umzingelt. Alles aus, Alles Verrath! Rette ſich wer kann.“

„Und Wolfsloch?“

„Wird gefangen, wenn er es nicht ſchon iſt. — Drüben in Luerbeliz am Kirchhof. Machen Sie Kehrt, Cornet. Vielleicht ſchlagen wir uns durch, nach Quiliz zu. Da ſtehen nur Italiener, Infanteriſten. — Sporen in die Seite. — Raſch mir nach!“

Die Schaar der Dutzend, oder ein Paar mehr, ſtand noch ſtumm, wie an den Boden gefeſſelt, als die flüchtigen Reiter kniſternd durch das Dickicht brachen. Die Führer der Schaar hielten ja auf ihren Roſſen wie Verſteinerte.

Da hob ſich Theerker im Steigbügel und ſchaute ſeine Leute an. Seine Augen funkelten, Stirn und Wangen glühten: „Hört Ihr, ſie ſchießen. Noch vertheidigt ſich Wolfsloch! Wer einen braven Officier im Stiche laſſen will, dem ſage ich Ade! heut und auf ewig. Wer einen braven Cameraden nicht im Stiche laſſen will, in ſeinen Reihen, die Plempe raus, mir nach!“

Der verwünschte Engländer! Da stand er vor mir auf der Straße — breitbeinig, die Hände in den Hosentaschen; doch was brauche ich den Gähnenden erst zu beschreiben? Welcher Teufel hatte ihn nach Blois geführt, wenn er nicht im Coupé der Diligence verborgen saß. Sein Anblick rief mir die furchtbare Langeweile zurück, die mich zwei Monate lang in der alten Stadt gepeinigt hatte. Nur die frische Jünglingskraft und die Wehmuth des Heimwehs hielten mich damals aufrecht. Essen, Trinken, Exerciren drei Monate lang, und der Geist blieb todt, oder — zum Glück — er war noch nicht erweckt.

Instinctartig fand ich den Weg zum alten Schlosse. Hier war alles unverändert. Selbst in den grauen Durchgängen war die wohlbekannte Winkelschrift: *Il est defendu etc.*, die ich mechanisch so oft gelesen, daß ich die Stellung der einzelnen Buchstaben nachmalen konnte, noch nicht erloschen. Mit einem Male tritt das Bild unseres beleibten Freundes Karl Schall aus der Portierthüre; ich sah den Siegertschen Dominicaner behaglich auf dem Kanapee sitzen und aus *Carmontels proverbs* die Erzählung vom Maler Raphael ergötzlich vortragen, der an die weiße Wand die

„Wir müſſen Alle ſterben," hatte der alte Wachtmeiſter gerufen, als er den Säbel herausriß. Da klirrten in einem Augenblick alle ſtählerne Scheiden. Zuerſt fühlten's die trockenen Aeſte, daß hier noch Herzen ſchlugen, nachher ſollten es die Franzoſen fühlen. Der erſte über den Graben war Theodor. In der Fauſt die Klinge hoch, hob er ſich im Sattel. Da war der Traum verſchwunden, wie er vor ſich ſchaute, rückwärts commandirte. Er war der Feldherr geworden, der Wachtmeiſter hätte ſich's nicht unterſtanden, noch ein Wort einzureden; er hatte es auch nicht Noth.

Wer beſchreibt ein Reitergefecht, abwechſelnd in Dorf und Buſch, auf Straße und Feld? Wäre es nicht der Schimmel, den wir uns freuen immer in anderer Stellung wiederzufinden, wer verfolgte in den Kunſtſammlungen noch Wouvermanns Schlachtgemälde. Was Kraft und Gewandtheit, ein ſchnelles Aug' und richtiger Blick vermögen, der Mann kann ſich da noch zeigen, und doch wird die Ritterthat vom Zufall regulirt, von Staub und Pulverdampf verſteckt. Wo berichtet die Geſchichte von dem, was ihre Scribenten Schnitzel und Abfall nennen für den Papierkorb!

Heldenthaten waren hier geſchehen, ſo erzählten nachher die Leute. Verzweifelt hatte ſich im Kirchhof der Herr von Wolfskehl gegen die Uebermacht gewehrt; den von ihren Roſſen Abgeſprungenen war die alte Mauer des Gotteshauſes zum Wall geworden, ſchon von Blut beſpritzt, mit Leichen bedeckt, als die Hacken und Beile der feindlichen Handwerkersſoldaten das ausführten, was

bei Festungen die Aufgabe der Batterie ist. Sie hatten eine Bresche gelegt, und über die niederrollenden Feldsteine waren schon die Bajonette geklettert, die jetzt gegen die Brust des Parteiführers zuckten, als —

Ja, was in der Geschichte unterging, im Dorfe lebt es noch, und sie zeigen Dir den steinernen Pfeiler, der die morsche Kirche hält, wo der Wolfskehl von Ritzengnitz wie ein Löwe stand. Hätten alle Officiere so gethan, sagte ein Französischer, dann wär's bei Jena anders ausgefallen. Fünf hatte er niedergestreckt mit seiner Klinge, da winkte ein Capitain einem Tirailleur, er möchte ihn auf's Korn nehmen. Nicht, daß er's bös mit ihm gemeint, oder daß der Franzos den wunden Mann gefürchtet, sagt dir der Küster, der's von seinem Vater hat, sondern den Capitain jammerte der tapfere Officier, der so viele Noth hätte, um zu sterben; denn das sehe man ihm ja an, er kämpfe wie Einer, der, lebenssatt, den Tod sucht. Doch wie der Scharfschütz angelegt, dort hinter der Lehmwand, sauste schon der Säbel, der ihm den Ellenbogen spaltete.

Wie ein Wunder, das aus der Luft kommt, war der Cornet Theodor Hurlebusch im Dorf und mitten unter den Feinden. Nachmals, als man die Todten und Verwundeten zählte, kam es heraus, daß es ihrer funfzehn oder höchstens achtzehn gewesen; den Franzosen aber dünkte es, als wären's Tausende, und so fuhren sie auseinander, zwischen die Häuser und durch die Hecken. Die Preußischen hinter ihnen drein, bis sie vor den knatternden Flinten zurück mußten, und bis die französischen

Cüraſſiere ſich draußen wieder geſammelt und ihr Oberſter ſie in hellen Haufen wieder in's Dorf geführt.

Was dann weiter geſchehen, da weiß auch der Küſter nicht recht Beſcheid, denn, obgleich er gedient, hat er doch die Kriegskunſt nicht ſtudirt und iſt auch kein Geſchichtsſchreiber. Einmal iſt der Theodor, ſo wird er im Dorf genannt, an der Kirchhofmauer vorübergeſprengt, und, den blutigen Säbel ſchwingend, hat er zum Wolfsfehl gerufen: „Das nehmen ſie doch vielleicht für Revanche, Bruderherz.“ — Dann hat's nach vielem Getümmel noch eine Attaque gegeben. Nur noch mit Sieben oder Achten hinter ihm, die alle bluteten und zerfetzt waren, und ihm ſelbſt war der Hut vom Kopf geſchlagen, ſtürzte ſich der Theodor auf die anpreſchenden Cüraſſiere. Daß ſie zurückgewichen und in Unordnung gerathen, wollten die Franzoſen nicht zugeben; aber leugnen konnten ſie's doch nicht, ihr Oberſter war durch einen Säbelhieb getroffen. Auf dem Pferde wankte er, und hätten ihn nicht zwei gehalten, er wäre gefallen, und unter den Hufen zertreten worden. Denn nun ging das tolle Gemetzel los. Theodors Pferd, am Ohr geſpalten, war raſend geworden; es ſchoß durch die dichten Maſſen und trug ſeinen Reiter in's Freie, bis es mit einem Todesſatz ihn auf die Erde ſchleuderte. Die Sieben mit ihm ſollen Alle unter den Klingen der Cüraſſiere gefallen ſein.

Einer aber, der alte Wachtmeiſter, war ſchon vorhin aus dem Sattel geſtürzt und lag, auf den Tod getroffen, an der Kirchhofsmauer. Als der Ritzengnitzer,

der im Bein verwundet, mit einer Muskete wacker auf die Feinde gefeuert, doch nach einem Pferd schrie, und er wollte hinauf, um sich auch zu revanchiren und seine guten Cameraden zu retten, redete ihm der alte Wachtmeister ab: was denn zwei sollten, wo's an Einem genug sei, und der Tod hole sich jeden, den er will, der Soldat brauche ihn nicht zu suchen. „Den Cornet retten Sie nicht, den hat sich der Tod schon gesucht, so oder so, als wie mich auch — das wußt' ich gestern schon — drum retten Sie noch den Lieutenant dem König." Das hat der alte Mann vor seinem Tod gesprochen. Gedacht hat er: warum mußte der Lieutenant nun davon kommen, und der Cornet dran glauben! Er meinte, es sei mehr zu trauern gewesen um seinen Cornet, als um den Lieutenant.

Wie gesagt, es steht nicht so im Kirchenbuch verschrieben, noch hat es überhaupt wer aufgeschrieben. Von den Bauern hats Einer dem Andern erzählt, und da ist wohl Manches dazu gekommen, und noch mehr vergessen worden. Es war auch ein Brand ausgebrochen in einem Nähnerhause und weil der Wind gegen das Dorf wehte, stürzten die Feinde dorthin um zu retten, denn die Bauerhäuser lagen voller Verwundeten. Dem Umstande soll der Ritzenguitzer seine Rettung verdankt haben. Er hatte sich doch auf's Pferd heben lassen, um den guten Cameraden rauszuhauen, der ihn herausgehauen. Aber ehe sie das Roß über die eingestürzte Mauer zogen, vergingen ihm die Kräfte. Da lehnte er sich an die Steine und rief den Wenigen um ihn ein

Valet zu: es möge sich jeder salviren, wer's könne, und noch Lust hätte zu leben. Er wankte durch die Sacristeipforte in die Kirche und wollte dort sterben. Von seinen Leuten, meint der Küster, wäre Keiner davon gekommen, alle seien niedergehauen, hier und dort; so gut hatten die Franzosen ihre Posten aufgestellt. Der junge Herr von Wolfskehl aber ist in der Kirche nicht gestorben, auch nicht gefangen worden. So viel ist gewiß, denn er hat noch lange nachher gelebt. Wie er aber davon gekommen, ist noch heut ein Geheimniß. Die Leute meinen, der Schulze Gottlieb Köpke, der die Gefallenen hinausschaffen ließ, daß sie am Busch in die große Grube geschüttet wurden, welche die Bauern graben müssen, hätte den Lieutenant in einem groben Husarenkittel, als einen Todten unter den Leichen mit hinaus gekarrt. Dort hätte er ihn nachmals im Busch in ein Bund Reisig gewickelt, und so wieder ins Dorf gefahren. Im Heu versteckt auf dem Boden, wovon Niemand gewußt bis auf ihn und die Marthe, hätte die den jungen Herrn verbunden und gepflegt, bis die Luft wieder still ward und ein Leib sich fand, um ihn fortzuschaffen. Der Schulze hat's in Abrede gestellt gegen Jedermann, auch als die Franzosen längst aus dem Lande, und auch da noch, als sie bis Paris geschlagen waren. Die Leute glaubten's aber doch. Gottlieb Köpke war ein vorsichtiger Mann, er traute keinem Frieden und hatte oft geäußert, man wisse nicht, ob die Franzosen nicht doch mal wiederkehren. Wenn aber Freunde in ihn drangen, er solle doch nur mit der Wahrheit

rausrücken, das könne ihm, wenns an die rechte Schmiede käme, am Knopfloch was Buntes eintragen, und drunter etwas Blankes, da machte er ein ganz eigen Gesicht, den Mund weit auf und die Augen groß, daß man ihn hätte für dumm halten sollen, er war der Klügste und Pfiffigste weit um, und sagte: „Darum?" und weiter sagte er nichts. Aber nach dem Frieden hatte er auf den birkenen Schreibsecretair eine große Stutzuhr gestellt, von schwerem, getriebenen Silber, die die Stunden und halben Stunden schlug. Er hielt viel darauf. Zu den Leuten, die sich über den Reichthum wunderten, sagte er, er hätte sie von einem Polnischen Juden um ein Billiges erhandelt, und brach dann kurz ab. Andere glaubten sich zu erinnern, daß sie die Uhr vordem im Schloß Ritzengnitz stehen gesehen, und meinten, sie wüßten nun, was die Glocke geschlagen, auch wenn sie nicht nach der Uhr sähen.

Achtes Kapitel.

Der Verſucher im Hauſe.

Des Unglücks war doch ſchon ein hinlänglich Maß über Haus Iltz in dem Jahre ausgeſchüttet; aber es ſchien doch noch nicht genug.

Zu den halb Abgeſperrten — denn wer hätte den verſprengten Nachrichten von dem was draußen vorfiel, den Eingang ganz verſchloſſen — ward gegen Mittag auf einer Bahre der ſterbende Colonel d'Espignac gebracht. Er wolle hier ſterben, hatte er auf die Frage geantwortet, wohin man ihn tragen ſolle. Ein Säbelhieb hatte zwiſchen Nacken und Hals getroffen, ſo ward er beſinnungslos unter ſeinem Pferde vorgezogen.

„Schon recht ſo, hatte der Major gerufen. Er war zu gut unter dem Schofel!“

Wie richtig er geurtheilt, ſollte ſich nur zu bald erweiſen. Minchen, die zuerſt zur Beſinnung gekommen, und in der allgemeinen Verwirrung, was nöthig war angeordnet, hatte die arme Mutter vergeblich mit dem Troſt aufzurichten geſucht, daß die Anweſenheit des Oberſten die beſte Sauvegarde für das Haus ſei. Unter den ins Dorf rückkehrenden Truppen ſchien die Disciplin aufgelöſt.

Sie quartierten ſich ein wie in eine eroberte Stadt. Nichts mehr von der weiſen Oekonomie, auf welche die früheren Befehlshaber ſtreng geſehen. Man drang in Keller und Küche, man warf Hafer und Heu auf den Hof. Menſchen und Thiere ſchienen in cannibaliſcher Vergeudung ſich für die Strapatzen entſchädigen zu wollen. Die Officiere, mürriſche rohe Menſchen von gemeinen Geſichtern, waren taub gegen die Klagen, blind gegen die Exceſſe. Auf dem ſchon gedeckten Mittagstiſch der Familie ließen ſie für ſich anrichten, ohne auf einen Platz für die Mitglieder Rückſicht zu nehmen. Wilhelminen, die es dennoch nicht unterlaſſen konnte, auf einige Ordnung zu ſehen, reichte ein Sergeant-Major die Schüſſel, um ſie dem Capitain, der am andern Ende darnach verlangte, zu bringen. Sie that es, ohne eine Miene zu verziehen.

„Schon recht ſo," hatte wieder zum Erſtaunen der Mutter, die eine Aufwallung erwartete, der Vater geſagt, „es iſt ehrenvoller, ihre Dienſtboten ſein als mit ihnen Brüderſchaft trinken."

Daß ſie mit der Herrſchaft im Hauſe auch kaum ein Wort wechſelten, mochte man ihnen vergeben, denn ſie hatten unter ſich zu viel zu ſprechen und die eintretenden Boten und Ordonnanzen anzuhören, aber die vorige Gefangenſchaft, die doch nun von ſelbſt gelöſt ſchien, ſollte noch ſtrenger werden. Man ſperrte die Bewohner ohne viel Umſtände auf den einen Flügel des Hauſes ab; es hieß, wegen der eingebrachten Gefangenen und andrer verdächtiger Leute. Die Communication mit

ihnen sollte unmöglich werden. Dafür kam die Botschaft, daß eine außerordentliche Commission aus der Kreisstadt eintreffen werde, um die verdrießliche Angelegenheit zu untersuchen und dafür zu sorgen, daß nicht auch Unschuldige bestraft würden. Eine Commission, bestellt um nicht die Ungerechtigkeit in Naumalk zu wiederholen, welche, trotz des Druckes der Fremdherrschaft, so laut besprochen ward — Einige meinten, sie schreie zum Himmel — war gewiß vom Guten, wenn die ernannten Commissare nur Vertrauen eingeflößt hätten, aber es waren außer dem Payeur-General französische Schreiberseelen von derselben Farbe, dazu einige benachbarte Gutsbesitzer, die außer dem Bereich ihrer Ställe und Scheunen für nichts Augen und Sinn hatten, und zu allem Ja sagten, was ihr Führer sagte.

Ueber die Lippen des Majors war nur ein bitteres Lächeln gefahren, als am Nachmittag auch sein Lehnsvetter aus Quilitz einfuhr. „Zu viel Güte, empfing er ihn, als der Hofmarschall gegen Abend ungemeldet in sein Zimmer trat. Es könnte Ihnen doch Ungelegenheiten verursachen. Ich hätte es vergeben, wenn Sie mich diesmal ganz ignorirten"

Der Lehnsvetter erwiderte durch einen stummen, kräftigen Händedruck: „Wir haben wohl Wichtigeres zu sprechen. Wir stehen an dem bittersten Ernst, wo der Mann gegen den Mann aussprechen darf und muß was er denkt. Es ist heilige Pflicht der Selbsterhaltung, sage ich Ihnen, uns über unsre Lage klar zu machen. Geht das nur noch eine kurze Weile wie jetzt fort, so sind

wir Alle ruinirte Leute, ohne daß etwas Beſonderes zu geſchehen braucht.“

„Sie haben auch von der Einquartierung erſchrecklich zu leiden,“ entgegnete der Gutsherr, ohne daß er in die Wärme des Tones einging, ſo wenig er ſich überwinden können, den Händedruck warm zu erwidern, wie er gegeben ward.

„Wie wir Alle, entgegnete der Hofmarſchall; ob etwas mehr, darauf kommt es hier nicht an. Beſter Herr Vetter, und nun möge doch jeder Schleier zwiſchen uns reißen. Alle Menſchen können ſich nicht veneriren, nicht lieb haben. Sie ſind ein Mann, ich bin es auch, keiner würde in Ohnmacht fallen, wenn er wüßte, was der andere über ihn denkt. Ich wünſchte, Sie kennten mich eben ſo gut, wie ich über Sie denke, als ich glaube Ihre Geſinnung über mich zu kennen. Ich weiß, wie Sie meine Verſuche in Rauwalk ausgelegt; ſelbſt daß ich jetzt zu dieſer Commiſſion mich ernennen ließ, iſt Ihnen ein Gräuel. Gut, gut, Ihnen gefällt nichts an mir, aber was verſchlägt denn das, wenn ich Sie frage: wollen Sie nicht das auf einen Augenblick vergeſſen und Hand in Hand mit mir gehen, wo es nicht unſere, wo es die Wohlfahrt der Tauſende unſerer Mitbürger gilt?

„Der Herr Vetter kommt alſo nicht meinet und nicht ſeinetwegen, ſondern um des allgemeinen Beſten? Das kommt mir freilich unerwartet.“

„Nein, auch da Wahrheit zwiſchen uns! Ich kam auch Ihretwegen. Sie ſind wegen Ihrer Geſinnungen

Bannformel: *Il est defendu etc.* hinsetzen soll, und doch zugleich dasjenige daruntersetzt, was eben nicht daruntergesetzt werden soll.

Il est defendu . . . scholl es mir plötzlich nach — es war wirklich der Portier, aber nicht Karl Schall aus Breslau, der mir bemerklich machte, wie die Schildwacht mit der Kolbe mir den Weg vertreten werde.

L'entrée est defendue . . . auch dies noch; ich hatte vergessen, daß es nicht mehr meine muntern blauen Husaren waren, welche im Schloßhofe exercirten. Grenadiere vom 37sten Infanterie-Regiment spazierten mit über einander geschlagenen Armen auf dem verlassenen weiten Hofe. Gras und Nesseln wucherten darauf. Das war doch ganz anders im Kriege!

Noch sehe ich den Morgen nach einem festlichen Tage, wo die Volontairs des Regiments mit den Officieren zugleich an der Tafel Gesundheiten ausgebracht hatten auf die ferne Heimath. Scherz und Lust hatten den Krieg vergessen lassen. Aber Subordinationsfehler waren in derselben Nacht vorgefallen, der Commandant wüthete und die Schwadron zitterte, als sie im Schloßhof aufmarschirt stand, wen Verdacht und Strafe treffen werde?

bekannt, gerad heraus, verrufen — warum nicht, es iſt ja eine Schmeichelei für Sie! Mit mehr Grund, als den armen Bürgermeiſter da, konnte man Sie wegen dieſer Vorfälle beim Kragen faſſen, wenn man Ihnen übel wollte. Das iſt nun beſeitigt, genug davon; ich rechne ſo wenig auf Ihren Dank, als ich ihn verdiene. Es hat ſich alles glücklich gefügt, und Sie haben ſelbſt das Beſte gethan, was ich, offenherzig geſagt, kaum von Ihnen erwartete, Sie haben ſich diesmal ſelbſt überwunden."

„Lieber Gott, man lernt doch auch mit den Jahren, ſagte der Major und griff nach der Pfeife im Winkel. Kann ich Ihnen — offeriren?"

„Obligirt. Sie ſetzen den Stürmen jetzt eine ſteife Ruhe entgegen. Das iſt gut, aber nicht genug. Wo das Schiff im Sinken iſt, muß Jeder zuſpringen."

Der Major hatte tief aufgeſeufzt: „Mit wem haben Sie denn conſpirirt?"

„Mit der Vernunft, oder wie Sie es nennen wollen. Wo Niemand iſt, der retten will und kann, wird es eines Jeden Pflicht. — Von dem Lieutenant Schill erwarten Sie's doch nicht?"

Der Gutsherr ſchüttelte den Kopf.

„Und noch weniger von Gottlieb Köpke's Söhnen und meinem Schlingel von Kutſcher. Das iſt es ja eben, Thunichtsgute, die nichts zu verlieren haben, wären im Stande, uns Alle zu ruiniren, wenn wir länger ruhig zuſehen. Dieſe Plane, Alles in Unordnung zu ſtürzen ſage ich Ihnen, das Oberſte zu unterſt zu kehren, gehen,

aber weiter. Da hat der Marwitz aus Friedersdorf in Königsberg einen Plan ausgeheckt — "

„Woraus nichts wird," unterbrach der Major.

„Es kann aber einmal etwas daraus werden, hitzige Tollköpfe giebt es überall und in jedem Stande. Die gewitterschwüle Luft erweckt Phantasien auch in sonst gesunden Köpfen. Wer nichts zu verlieren hat, ist bereit, Alles auf eine Karte zu setzen; die Zahl derer, die das Ihre verloren haben, mehrt sich aber mit jedem Tage."

„Wissen Sie etwas, oder sehen Sie Gespenster?"

Der Hofmarschall rückte seinen Stuhl näher, indem er seine Sprache mäßigte: „Positiv weiß ich allerdings noch nichts, aber was man in den Bureaus des Gouvernements sich zuflüstert, scheint Grund zu haben. Es schleichen Emissaire umher, in allerhand Gestalten, die von Tugend und Vaterland sprechen. Man vigilirt auf sie; aber daß ihr ausgestreuter Funke Zunder findet, beweist Ihnen das leidige Beispiel aus unserm Dorfe. Sie werden nicht überall so plump operiren; in den Städten geschieht es feiner; man führt eine gelehrte, ästhetische, philosophische Sprache, um die verwirrten Begriffe noch mehr zu verwirren. Auch bei uns klopft man auf den Busch, wie wir uns wohl in dem und dem Falle verhalten, was wir dann und dann wagen möchten?"

„Hat man auch bei Ihnen angeklopft?"

„Ich glaube durch meine offen ausgesprochenen Ansichten mir diesen unheimlichen Besuch von der Thür gehalten zu haben. Aber, rein heraus, Vetter, für Sie war ich besorgt, ich bin noch jetzt nicht beruhigt. Sie

muß man zu gewinnen ſuchen, wenn man aufs Landvolk wirken will. Sie wird man verſuchen, Ihr prononcirter Character lockt dazu. — Sie ſchweigen; um des Himmels Willen, wäre ſchon Jemand hier geweſen?"

„Nein."

„Aber wenn der Verſucher käme?"

„So wird er mich finden als treuen Vaſallen des Markgrafen und Kurfürſten von Brandenburg, meines gnädigen Herrn. So wird er, ſoll er, das hoff' ich zu Gott im Himmel, auf dieſem Strich Erde alle Vaſallen des durchlauchtigen Hauſes finden. Wenn mein König ruft, werde ich bereit ſtehn, woher und wohin, und was auch mir droht."

„Das konnte ich erwarten, entgegnete nach einem kurzen Verſtummen der Hofmarſchall, ohne noch den Eindruck ganz verwunden zu haben, den die laut betonten Worte hervorgebracht. — Ich mußte es erwarten, oder ich hätte mich in Ihrem Charakter geirrt. Wenn der König ruft, das heißt, ausdrücklich befiehlt, ſo würden Sie dem Befehl gehorchen, wie er auch laute, Sie würden Ihr Glück, das Ihrer Familie, Alles in die Flammen werfen, um als gehorſamer Bürger des Staats und Unterthan —"

„Vaſall meines Königs," corrigirte der Major.

„Sie würden auch über das eidliche Gelöbniß, was wir den Behörden ablegen mußten — hinwegſehen. Darüber können die Anſichten verſchieden ſein; in der That, ich bekenne, daß meine — doch darauf kommt es nicht an, über Gewiſſensſcrupel iſt in ſolcher Zeit nicht zu dis-

putiren. — Theuerſter Vetter, wie ich Ihren ritterlichen Character mir immer conſtruirt habe, ſo würde ich Sie deswegen aus vollem Herzen vertheidigen. Aber — die Prämiſſe iſt falſch: der König ruft nicht und wird nicht rufen."

„Woher wiſſen Sie das?"

„Vorläufig habe ich Ihnen die Trauerbotſchaft zu melden, daß der König eine große Schlacht verloren hat. Alle Tapferkeit unſerer Truppen, der mächtige Beiſtand der Ruſſen, die Gunſt des Terrains, vermochten nicht, den ſchon halb errungenen Sieg feſtzuhalten. Die Preußiſchen fochten mit Löwenmuth, ſie wurden gut geführt. Fehlt noch Etwas, um den Glauben an Napoleons Unüberwindlichkeit zu befeſtigen, ſo hat es dieſe Schlacht gethan. Ich glaube der Ort heißt Eylau. Seine Majeſtät und der Hof ſollen über die ruſſiſche Grenze — ſich zurückgezogen haben. — Nun frage ich Sie: Was bleibt uns?"

„Der Glaube, daß Preußen nicht untergehen kann — rief der Major nach einem dumpfen Schweigen — der Glaube, daß ſein König es nicht verlaſſen kann, daß ſein Herz dort ſo lebendig für ſeine Unterthanen ſchlägt, als in ihrer Mitte — die Hoffnung —"

Er ſchwieg — es war zu viel, zu viel auf ein Mal.

„Dies ſüße Spiel mit der Hoffnung, ſagte der Hofmarſchall mit Wehmuth. Und daß ſein Herz dort ſo lebendig für uns ſchlägt als in Berlin und Charlottenburg, wer bezweifelt das! Am Nordpol, unter Eisſchollen würde es nur von dem Wunſche glühen und

klopfen. Aber — mit einem warmen Herzen erobert man weder, noch vertheidigt Königreiche. Kennen Sie unſern König?“

Es mußte etwas auf den Major bezügliches in der Frage liegen. Er ließ die Blicke ſinken: „Er wird im Unglück ſeine wahren Freunde kennen lernen.“

„Täuſchen Sie ſich nicht. Es koſtete ſchon ungeheure Mühe, um Hangwitz von ihm loszureißen, Lombard hat er auf der Stelle freigegeben, ſelbſt die Königin, die ihn in gerechtem Zorn in Stettin verhaften ließ, dadurch bloß ſtellend. Das hatte Niemand erwartet.“

„Weil der Pöbel die Verhaftung impetrirte, der Pöbel hat nicht mitzuſprechen.“

„Welche Aufmunterung aber für die, welche auf Beſtrafung der Verräther dringen. Auch haftet Beyme an ihm wie eine Klette; der ungeſtüme Stein, Rüchel, die Prinzen, alle arbeiten vergebens daran, ihn zu entfernen. Selbſt der feine und ſchlaue Hardenberg iſt geſcheitert. Mein werther Vetter, Sie ſehen mit dem hoffenden und gläubigen Auge eines wahren Patrioten, ich — hege keine Hoffnung mehr, weil ich weiß, wie die Dinge in Königsberg ſtehen — gerade ſo wie es in Berlin aufhörte — dieſelbe Unſchlüſſigkeit, Ungewißheit. Niemand weiß, wer Koch und Kellermeiſter iſt. Ein ſtiller und ein lauter Hader zwiſchen den Miniſtern und dem Cabinetsrathe, unter den Miniſtern ſelbſt: einer möchte den andern verdrängen, täglich neue Combinationen. Man will regeneriren, das heißt man ſpricht da-

von; Einer hat diese Meinung, der Andere jene, der König kann sich nicht entschließen, was er einen alten treuen Diener nennt, Unrecht zu geben, so bleibt es beim Alten. Das Militairwesen war verrottet, darüber sind jetzt Alle einig, es ist ein allgemeiner Chorus. Sie könnten jetzt an die Umschaffung gehen, denn an Leuten fehlt es nicht, Davongelaufene, Kanzionirte, Freiwillige; Pferde, Munition, Monturen wären zu beschaffen, da England und Rußland helfen, Zeit hatte ihnen Napoleon und der Reth gelassen, den er mehr als unsere Armee fürchtet, aber geschehen ist nichts. Der Herr von Scharnhorst sinnt und planirt, aber Rüchel, der auch nicht fortzuschaffen ist, dominirt und weiß alles besser. Man lebt von der Hand in den Mund, ordnet für heute an, und läßt den Zufall für morgen sorgen. Der Zufall war aber noch immer der Freund des Kaisers Napoleon. Er weiß ihn zu benutzen, wir, wenn er sich einmal für uns erklärt, nicht, und in diesem Augenblick schon ist vielleicht dies Königreich Preußen, das heißt, was von ihm geblieben, auf russischen Grund und Boden versetzt, und seine Existenz hängt von der Gnade des Czaren ab."

„Und des Herrn, der Himmel und Erde schuf, und — und —" der Major war in einer Aufregung, die er doch heute von sich fern halten wollte. „Und wenn der König, mein gnädiger Herr, fuhr er fort, des Sinnes wirklich entbehren sollte, der sein Geschlecht groß und herrlich gemacht hat auf Erden, wenn er in seiner zu großen Güte mehr auf die Elenden und Schlechten hört, als auf die Redlichen, wenn er nicht wie ein Hohenzoller

wagen, sein Alles einsetzen will, um sein Alles zu retten, dann steht ihm doch noch zur Seite eine stille, erhabene Frau, ein Engel an Güte und — man weiß es jetzt — eine Frau, die das Herz am rechten Fleck hat, und einen Blick, der das Niederträchtige und Falsche erkennt. Man fängt an, sie jetzt zu erkennen, und wenn ich auch nichts auf die Gerüchte gäbe, die uns von ihrem Muthe, ihrem Verstande, ihrem Scharfblick zu Ohren klingen, ich habe jetzt einen andern Beweis dafür. Umsonst wird Bonaparte die Königin Luise nicht durch seine niederträchtigen Schmarozer und Tintenkleksер besudeln lassen, denn er thut nichts umsonst. Er muß sie fürchten. Mein Herr Hofmarschall, wenn Bonaparte zu fürchten anfängt, fange ich an zu hoffen, und wen er fürchtet, auf den setze ich mein Vertrauen."

„Glauben Sie in der That, daß Ihre Majestät die Königin den Einfluß hat? entgegnete der Hofmarschall nach einigem Besinnen. Ihre Ansicht über die erhabene Frau, wer theilte sie nicht! Aber ich hatte doch manche Gelegenheit, das Verhältniß der erlauchten Gatten zu beobachten und zweifle dennoch. Ich will zugeben, daß in ihr in den letzten Jahren eine Aenderung eingetreten ist, aber Seine Majestät ist derselbe geblieben, seiner Natur nach wird er immer derselbe sein. Sie ist eine Zauberin, aber keine Königin der Nacht, nur ihre Liebenswürdigkeit schafft Wunder, ihr Haß ist ohnmächtig. Hat sie, seit 1805 wie man sagt Politikerin, auch nur einen einzigen aus der Haugwitz-Clique zu sprengen verstanden? Selbst den Lombard ließ ihr Gemahl, gleichsam ihr zum Trotz, wieder

frei. — Vetter, wir sind unter uns, ja, er ist unser König und voll magnifiquer Eigenschaften, solcher, die jeden Privatmann zierten, aber — was brauche ich Sie zu erinnern, wie er einst einen alten Edelmann, den Sie genauer als ich kennen, um einer freimüthigen Darstellung willen abfahren ließ, und der Edelmann sprach doch nur für die Ehre und die unzweifelhaften Rechte seiner Standesgenossen —"

„Von den liberalen Federfuchsern, denen er seinen Namen hergeben muß, nicht von ihm, kam die Abfertigung."

„Und er ist heut wie je in deren Banden. Er durchschaut, haßt sie vielleicht, wollen Sie mir entgegnen. Ist das nicht schlimmer, daß er sie doch nicht von sich abzustreifen den Muth hat! Sie haben den Muth und die Frechheit zu bleiben, weil sie wissen, daß er sie nicht loslassen kann. Es giebt nun einmal Naturen, die, ihrer eigenen beschränkten Gaben und Kräfte sich bewußt, darum sich freiwillig unter das Urtheil Anderer gefangen geben. Sie müssen ein Leitseil haben. Daran klammern sie sich daran so fest, daß alle Aussicht, Umsicht, und damit auch alle Wahl ihnen abgeht. Sie wollen nichts Besseres hören, denn frei werden sie nie, den Instinct haben sie, und um nicht in neue, vielleicht schlimmere Knechtschaft zu gerathen, klammern sie sich nur noch fester an die alte. Diesen Naturen ist es zugleich eigen, daß sie alles Geniale hassen, und genial ist in ihren Augen, was aus dem Geleise weicht, in das sie von Jugend auf gespannt sind. Die Königin muß in der Extase, in

die ſie die Verhältniſſe geſtoßen, dem Könige als genial erſcheinen; ſtatt ihn zu apaiſiren, was er gern hätte, was er von der Gattin erwartet, regt ſie ihn auf, ſie denuncirt gegen ſeine alten Freunde, ſie fordert geiſtige Anſtrengungen, Anſchauungen, die ihm unbequem ſind. Sie will die Königin zeigen und er will nur die liebende, treue Hausfrau. Er iſt heroiſch geſinnt im Dulden, aber nicht, in außerordentlichen Verhältniſſen ſich über ſich ſelbſt zu erheben; und das verlangt ſie von ihm, wenn nicht in Worten, dann in ſtummen Blicken, Seufzern. Darum fürchtet er ſie, und das Gerede, daß er ſich von einer Frau leiten laſſe; und ſchon darum wird er nichts von dem, was ſie ihm räth, ſondern lieber das Gegentheil thun, um nur den Schein zu retten, daß er ſich nicht regieren, nicht beherrſchen läßt. — Vetter, der König wird nicht rufen. Schade, daß ein ſo vortrefflicher Mann an einen Platz geſtellt wurde, für den er zu viel Tugenden hat und zu wenig Ehrgeiz."

Es mußten eigne Gedanken den Major beſchäftigen. Er ließ ſonſt nie ein Wort gegen ſeinen Monarchen ungeſtraft vorübergehn. „Wer weiß" — rief er, nur wie unwillkürlich durchs Fenſter auf den abgebrochenen Thurm die Blicke gerichtet. — Hatte der Hofmarſchall den ſtillen Prozeß ſeiner Gedanken verfolgt, als er mit halb lächelnder Miene einfiel:

„Allerdings jener Thurm ſtände wohl noch ungebrochen, wenn ſeine Vorfahren von den milden Geſinnungen der gegenwärtigen Majeſtät beherrſcht geweſen. Es wäre manches anders! Wir geſtellten unſere Ritterpferde und

wären steuerfrei; wir wären nicht ruinirt, sondern reich, denn wir besäßen wie viele schöne Güter, die man als verwirkte Lehne uns damals genommen hat — zum Besten des Allgemeinen natürlich, und unsere Vorfahren mußten demüthig schweigen. Schade nur, daß das Allgemeine so wenig Erinnerung und Gefühl für die ihnen erwiesene Wohlthat hat! Wir sprächen auch wohl in den Landtagen mit, und unsere Stimme klänge etwas lauter und vernehmlicher als die von den grünen Tischen. Sie müßten auf uns hören, während wir jetzt unser Ohr spitzen müssen, um nur alle Wohlmeinenheit zu verstehen, die sie in ihrer Weisheit über uns ausgießen. Der angeborne Adel gälte noch als geborne Räthe des Fürsten, und die Gehalte und Pensionen für die hergelaufenen oder gütig aufgenommenen Fremden, aus allerlei Schreibe- und Kriegsstuben und, Gott weiß sonst woher, preßten nicht den Blutschweiß von uns armen Contribuenten. Für unsere Bauern sorgten wir allein und vielleicht besser, als die Regierung es vermeint, die uns in ihrer gütigen Fürsorge täglich etwas mehr von unsern Rechten und Pflichten abnimmt, und, wenn alles wieder hergestellt wird, wie es war, noch weit mehr abnehmen wird. Die Lust hat sie dazu. — Wer kann dafür, daß dies eiserne Geschlecht vor vierhundert Jahren aus Franken ins Land kam — wir hatten es nicht gerufen — und an uns schüttelte und rüttelte, bis alles anders ward, als Gott und Natur es gemacht. Nun meinen Einige — ich nicht, aber es sind gute Patrioten — warum wir uns denn abhasten, Leib und

Mein Rittmeister schritt so grimmig auf und ab, als lese er sich die Opfer aus.

Plötzlich blieb er vor mir stehen und rief: „Volontair Sternanis vor!"

Der arme Junge! hörte ich hinter mir einen graubärtigen Husaren flüstern; theilnehmende Blicke zur Rechten und Linken, ein leises Gemurmel.

Ich nahm mich zusammen, und marschirte stramm vor die Fronte, bis er halt! commandirte. So grimmig hatte mich Loen noch nie angeblickt. Als sollte der Blick allein mich bestrafen, ließ er die Augen mehrere Secunden auf meinem nicht ganz tactfesten Anzug haften, daß mir das Blut ins Gesicht stieg. Nun beugte er sich herüber:

Guten Morgen Philippchen! flüsterte mir's ins Ohr und in demselben Augenblicke gebot er zurücktretend: „Volontair Sternanis kehrt!"

Ich habe es meinen Kameraden nie verrathen, welche Subordinationsfehler mir den herben Verweis zugezogen; aber als ich nach drei Tagen von einem Commando heimkehrte, löf'te ich mein Philippchen, indem ich dem Rittmeister einen Brief von seiner schönen Braut brachte. Er fiel mir um den Hals.

Das Gesetz, welches den Eintritt in das Schloß

Seele einſetzen ſollen, damit jene corrumpirten Zuſtände fortdauern und wieder anfangen.“

Der Major hatte mit um ſo ſteigender Aufmerkſamkeit jetzt zugehört, als er vorhin ſeinen Gedanken Audienz gegeben. Sein Auge leuchtete auf, wie der Schiffer dem Sirenengeſang lauſchen mag, aber wie ein kluger Schiffer, der die Klippe kennt, in welche die ſüßen Töne ihn verlocken wollen.

„Herr Hofmarſchall, Sie vergeſſen, daß Sie mit der Vernunft conſpirirt haben. Kauft man ein altes Recht durch ein neues Unrecht wieder? Was man uns räuberiſch einſt genommen, erhalten wir es etwa zurück, wenn wir einem neuen, weit ſchlimmeren Räuber beiſtehen, denen ihr Alles und auch das zu entreißen, was ſie durch jahrhundert-alte Verjährung von uns beſitzen? Mit nichten. Ihre Zunge geht mit Ihrer Klugheit durch, oder erwarten Sie von Bonaparte —

„Nicht daß er, fiel der Vetter ein, den Quiritzern ihr Lanken und Schöneiche, den Rochows ihr Potsdam, noch Ihnen die Dorgelower Marken wieder giebt, aber der Sieger, der aus der Revolution ſich erhob, um ſie unter die Füße zu treten, bleibt nicht der Liebhaber ihrer Maximen, wenigſtens nicht von denen, die ihm keinen Vortheil bringen. Piquirt er ſich nicht, an ſeinen Hof den alten Adel zurückzurufen! Könnte er in Frankreich auch die Feudalrechte wieder herſtellen, ihn würde es nicht kümmern. In Frankreich geht das nun freilich nicht; was indeß ſollte ihn hier daran hindern, wenn er ſich dadurch, ich ſage nicht ihre Liebe erkaufte, aber doch den

Widerſtand eines ehemals mächtigen Standes paralyſirte. Wie cajolirt er die Talbergs —"

Es war ein Fehlſchuß. Des Majors Auge ſchoß einen jener Blitze, welchen eine Verwünſchung zu folgen pflegte; aber er wollte heut Herr über ſich bleiben: „Wer ſich cajoliren läßt!" Weiter ſagte er nichts, der Hofmarſchall hatte es aber vollkommen verſtanden. Es war alſo auch jetzt hier noch kein Terrain zu gewinnen. Er proteſtirte dagegen, daß ein kurmärkiſcher Edelmann ſich durch ſolche Künſte je gewinnen laſſen werde. Liege doch Napoleons Hand gerade um deswillen ſo ſpecifiſch ſchwer auf Preußen, weil ihm hier die Eroberung ſo ſchwer geworden, welche in ſeinen Kriegen allemal der durch die Waffen vorangehe; das müſſe eigentlich das Bewußtſein des wahren Patrioten erheben und ſtärken. Wenn nun aber die Blicke auf die Zukunft ihn unterſtützten! Nicht die Zukunft meine er, die im Schooß der Vorſehung ruhe, über die das rollende Geſchoß des Kriegsgottes entſcheide; da müſſe man in Ergebenheit den Willen der Allmacht erwarten. Aber wenn nur die Zukunft, welche wir uns ſelbſt bereiten, unſeren Wünſchen und Bedürfniſſen entſpricht.

„Denn, mein werther Vetter, ſchloß er, die Thür ſchon in der Hand, gerade das, worauf Sie hoffen, iſt es, was mich beſorgt machen könnte. Siegt die Königin über das Cabinet, ſo wird der Krieg, darauf können wir gefaßt ſein, mit einer neuen Energie fortgeführt. Vielleicht gehen wir alle darüber zu Grunde, wenigſtens werden die letzten Kräfte des Landes verzehrt, — aber

— nun, mein Gott, auch darüber iſt es verſchieden zu denken erlaubt — am Ende beſſer mit Ehren untergehen, als mit Schande beſtehen! Aber — durch welche Mittel wird die Kriegspartei ſiegen! Es klingen wunderbare Nachrichten vom Pregel herüber, mit welcherlei Genies und Feuerköpfen Ihro Majeſtät verkehrt, welche Plane, Projecte daſelbſt an's Licht gefördert werden! Daß ſie für den Freiherrn von Stein excentriſch eingenommen iſt, hat nicht ſo viel auf ſich, ſie hält ihn allein gegen Seine Majeſtät, deſſen Magen ſich immer beſchwert fühlt, wenn der Reichsfreiherr zu argumentiren anfängt und mit Poltern aufhört. Stein bleibt ein genialer Kopf, und bei allen ſeinen Irrthümern immer ein wirklicher Edelmann. Aber was kriecht und ſchlängelt ſich da Alles an, in die harmloſen Matinées, die Theeabende Ihrer Majeſtät! Bürgerliche, Gelehrte, Kaufleute haben Zutritt. Da ſollen Prediger und Philoſophen das Wort führen, einige ſich ſogar in das Vertrauen der Fürſtin eingeſchlichen haben. Man hört Ideen über die Geſchichte der Menſchheit, als ob es ſich um das Menſchengeſchlecht handelte, wo es nur den letzten Zipfel von Preußen zu retten gilt. Wenn man der Beſtimmung des Menſchengeſchlechts und den letzten Zwecken des Lebens nachhängt und denkt, ſo weiß man ja aus Frankreich wohin das führt; nicht dahin, abzuwägen und zu bedenken welche unveräußerlichen Rechte jeder Stand, jede Familie, jede Perſon hat, und daß es des Staates erſte Pflicht iſt, jedem zu ſchützen und zu bewahren, was das ſeine iſt, ſondern zu der Anſicht, daß Alles veräußerlich

iſt, alles genommen werden kann — zu des Staates, oder der Menſchheit Beſtem. Und grade darauf ſteuern ſie los. Die Haare würden Ihnen zu Berge ſtehen, wenn Sie hörten, was man flüſtert, was ſelbſt Stein, was Hardenberg vorgeſchlagen! Auflöſen möchte man alles, Standes-, Corporations-, Zunftrechte, Stifte, Communen, Klöſter, um für das Allgemeine etwas zu fiſchen. Man will uns ins Fleiſch, das iſt ſo ein Lieblingsausdruck dieſer philoſophiſchen Aerzte, das faule Fleiſch will man ausſchneiden, damit das geſunde gerettet werde!"

„Zu Opfern müſſen wir bereit ſein!"

„Wer iſt das nicht, zu großen Opfern, das verſteht ſich ja von ſelbſt. Aber zu Opfern darf man uns nicht zwingen, ſie müſſen freiwillig dargebracht werden."

Der Major hatte mit entſchiedenem Tone jene Worte geſprochen, aber als der Hofmarſchall ſeine Theorie von der Opferbereitwilligkeit und deren Gränzen auseinanderſetzte, beſonders dahin ſteuernd, daß man von dem keine freiwilligen Gaben mehr fordern dürfe, dem man ſchon mehr genommen, als er billigerweiſe geben könne, hatte er längſt nicht mehr darauf ein Ohr. Denn er hörte auf etwas anderes, und rief plötzlich: „da iſt ein Unglück geſchehen!" Als er die Thür aufriß, ſtürzte ſchon die gnädige Frau herein, Minchen folgte, auch der alte Diener.

„Nur keine Thräne! Schnell heraus! Was giebts? — Iſt der Colonel geſtorben?" —

Die Mutter warf ſich ſchluchzend an ſeinen Hals. „Ach Weh!" — ſie konnte nicht mehr — Minchen wandte

ſich ab, und wiſchte eine Thräne aus dem Auge. Amalie war ihnen langſam gefolgt, leichenblaß, aber ſie zitterte nicht. Klaren Blickes ſah ſie den Vater: „Theodor iſt gefangen.“

Minchen umfaßte ſie mit ſchweſterlicher Innigkeit: „Es iſt noch nicht alles verloren — er lebt noch — er iſt nur leicht verwundet.“

„Er lebt nur um zu ſterben,“ rief Malchen mit einer gehobenen, ſo klaren Silberſtimme, wie man ſie nie aus dem Munde des Kindes gehört. Dann aber, als hätte ſich ihre Kraft erſchöpft, war ſie zuſammengeſunken; der Glanz ihres Auges war erloſchen, die eben noch ſo belebten feſtſtrahlenden Züge waren matt, der klare Teint grau; ſo ſaß ſie auf dem Stuhl, und als ſie die Augen wieder öffnete, horchte ſie mit faſt lächelndem Munde dem zu, was die andern ſprachen.

Der junge Menſch war vor einer halben Stunde eingebracht worden, mehr wie ein Verbrecher, den Genſd'armen auf der Straße ergriffen, als wie ein verwundeter Officier, den man auf dem Felde gefunden und zum Kriegsgefangenen gemacht. Sein Kopf war mit einem Tuch umwunden, aus dem das Blut tränfelte; Dragoner trieben ihn zwiſchen ſich her. Die Mägde im Haus hatten laut beim Anblick geſchrien. Sie waren dafür von den Soldaten barſch zurecht gewieſen worden. Man hatte den Cornet mit andern Gefangenen in den abgebrochenen Thurm geſperrt, ein häßlicher Franzos, der die Thür abſchloß, hatte zur Großmagd geſagt: der käme auch nicht wieder los!

Das etwa erfuhren die Anwesenden durch die von Schluchzen unterbrochenen Reden der Frauen, der Frau von Ilitz, und die nicht weniger unruhigen Berichte des alten Hans. Minchen war mit ihrer Schwester beschäftigt. Auch der Major war stumm; er sagte nur, wie in sich versunken, halb zum Lehnsvetter gerichtet: „Das ist auch ein Opfer! — Ob wirs freiwillig bringen?“

Der Herr von Quilitz suchte wohlfeile Trostworte für Mutter und Tochter. Er sprach von der Möglichkeit einer Freisprechung, Flucht. Wie wenig er selbst daran glaubte, verrieth, daß er sogleich darauf noch mit dem andern Trost bereit war: „Vielleicht stirbt er auch an seinen Wunden, und dann wird uns die Execution erspart.“

In dem Augenblick öffnete sich die Thür und ein Freude strahlendes Gesicht blickte herein. So sahen wir auch Carolinen noch nicht. „Er lebt!“ rief sie, und ließ in ihrer Freude die Thür hinter sich auf.

„Wer?“

„Der Colonel. Die Wundärzte haben ihn untersucht. Der erste Feldscheer war ein Dummkopf. Nur der Blutverlust hatte ihn so entstellt. Es ist eine leichte Wunde, in wenigen Wochen geheilt.“

Caroline hatte nicht geahnet, zu welcher Scene sie kam: in ihrer Sorge um den Verwundeten hatte sie von dem, was diesen Auftritt veranlaßt, nichts erfahren. Am plötzlichen Verstummen, wie Alle die Augen niederschlugen, konnte sie merken, daß ihre Mittheilung wie eine grelle Disharmonie in die Accorde hier gefahren war. Den

Moment hatte der Lehnsvetter benutzt, sich durch die offene Thür zu entfernen. Vorher aber hatte er dem Major zugeflüstert: „Es ist doch möglich, daß der Colonel noch Ihrem Hause von Nutzen wird, halten Sie ihn nur warm.“

Neuntes Kapitel.

Scheiden.

Man konnte das Kind nicht begreifen. Alle schienen nur von einer Sorge bewegt — um Theodors Schicksal; Amalie schien gar nicht bewegt, sie war ganz ruhig. Aber es war eine gläserne Ruhigkeit in ihren Augen. Sie arbeitete und that nichts; sie konnte lächeln, weil sie gewiß nichts dabei dachte; sie lächelte auch, wenn die Andern sich abmühten, etwas zu ersinnen, um den armen Vetter zu retten. Sie denkt nichts dabei, dachten die Andern, sie ist krank; aber sie hörte die Reden, und schüttelte wehmüthig den Kopf: „Es hilft ja doch zu nichts."

Allerdings war es ein müßiges Sinnen. Sein Schicksal war ausgesprochen; Jeder konnte, was kommen müsse, sich sagen, wenn auch die Machthaber mit der Vollstreckung noch zögerten, um keine der Förmlichkeiten zu versäumen, welche man im Kriege zuweilen für nöthig findet, um Einem mehr das Leben zu nehmen, zuweilen geht man auch rasch darüber weg, und es ist dasselbe.

„Der Krieg will sein Opfer, wie Sturm, Wasser und Feuersbrunst. Jede Execution aber ist ein Blitzableiter; die nicht getroffen werden, mögen dann Gott dan-

len für die abgewandte Gefahr. Ja, es iſt traurig, herzzerreißend, aber es iſt nur ein junger verlorner Menſch, aus dem Gott weiß was geworden wäre, und wenn ſie dieſen Sündenbock nicht gefunden, wer weiß, wen der Blitz traf! Hätten ſie nicht möglicherweiſe, denn möglich iſt alles, ſich ein anderes, theureres Haupt auswählen mögen? — Wuth und Tyranei ſind blind. — Und, Vetter, denken Sie die Verzweiflung Ihrer Familie — unſer aller, wenn ſie einen Mann mit grauem Haar, einen Mann, von dem ich nichts ſage, als daß er ein wahrer Patriot war, wenn ſie auch ihn dahin geſchleppt, wohin ſie den Bürgermeiſter führten. Darum, Gott ſei gelobt, daß dies nun alles aplanirt iſt."

Das ſollte der Troſt ſein, den der Hofmarſchall bei ſeiner Abfahrt für den Major bereit hatte; für Frau von Ilitz hatte er — nur Worte: „Wer weiß denn, wie ſich noch Alles fügt! Wenn ſie ihn füſiliren wollten, warum haben ſie es nicht auf der Stelle gethan! Wo man eine Strafe aufſchiebt, geht man ſelbſt ungern daran, und jeder zufällige Umſtand, der die Sache hinzieht, iſt uns willkommen, bis — Nun, Gott wird Alles zum Beſten fügen!" hatte er mit dem herzlichſten Händedruck beim Abſchied geſagt.

Die Ungewißheit verſchlimmerte die peinliche Lage. Die Franzoſen waren ſtumm. Böſe Geſichter ſcheuchten die Frager, vorgewieſene Kolben die Neugierigen zurück. Es hatte nicht einmal Einer mit Beſtimmtheit den Junker geſehen, nur Hans und die Großmagd glaubten, ihn erkannt zu haben; aber es war ſchon dunkel geweſen,

ſein Geſicht war von Tuch und Blut entſtellt. Möglich auch, ſie hatten ihn entſchlüpfen laſſen, warum ſonſt das Geheimnißvolle? Vielleicht war er auch ſchon ſeinen Wunden erlegen?

War das ein Troſt, wo Jeder ſich ſagen mußte: es iſt nicht wahr? — Der Major war den ſtummen Thränen der Seinen entſchlüpft, aber als er in ſeiner Stube ſich niederwarf, ſchien es, als hätte der zurückgehaltene Schmerz gewinkt, ſtärker, als er ſich zugeſtehen wollte, er fuhr mit der Hand über ſeine feuchte Wimper: „Wenn das dem Kinde an's Leben ginge! Das iſt der Burſch nicht werth!“

Der Candidat kam über den Corridor gegangen. Der Major ſtieß die Thür auf und winkte ihn herein. Sie hatten ein längeres Geſpräch, es war verwandt dem an jenem erſten Abend. In der erzumſchienten Bruſt war etwas gelöſt, und es floß wie ein Strom, der ſich ſanft über ſeine Ufer ergießt. Es ſchien von ſeiner Seite alles vergeſſen, was letzthin wieder zwiſchen ſie gekommen war; der Candidat erinnerte ihn nicht daran. Dennoch waren Beide, ehe ſie es ſich verſahen und gegen ihren Willen, wieder in eine Controverſe gerathen. Herr Mauritz ſollte, das war des Vaters Wunſch, auf ſeine Tochter einwirken, ihr Faſſung empfehlen, ihren Schmerz ſtillen, ihren Gedanken eine andere Richtung geben.

„Ihre Tochter iſt gefaßt, ſie iſt ruhiger, als ich ſie je gekannt. Ihren Schmerz aber anzugreifen dünkt mich ein Eingriff in fremdes Eigenthum. Kennen Sie, der Vater, denn ganz dieſen jungfräulichen Schmerz? Was

von Blois verwehrt, ist nicht so streng, als daß es keine Hinterthür für wißbegierige Reisende aufgelassen hätte. Der Portier wies mich selbst darauf mit einer gedehnten Frage und gehöhlter Hand. Vier Flügel umschließen den Hofraum von vier verschiedenen Erbauern; aber weder der alte Graf von Blois, noch Ludwig XII., noch Franz I., noch Gaston, Herzog von Orleans, haben seinen Bauten ewige Dauer geben können. Das alte Schloß, durch so manche historische Erinnerungen geheiligt, versinkt in Trümmer.

Die Revolution hat alle Königszeichen des alten Fürstensitzes zerstört, noch ärger wüthete sie auf die historische Erinnerung meines graubärtigen Führers. Ich war nie in den Gräuelgeschichten, die Heinrich's IV. leuchtender Regierung vorausgingen, bewandert, das aber wußte ich, nie konnten sie einen so verworrenen Knäuel gebildet haben, daß der Enkel der Vater seine Urgroßmutter würde.

Katharina von Medici mußte sich hier an einem Seil aus der gefänglichen Haft ihres Königlichen Sohnes herablassen. Der Thurm war steil, die Begebenheit romantisch und durch Rubens Pinsel berühmt genug, hätte mir nicht meine Erinnerung gesagt, daß es Marie von Medici war,

weniger ich! Edlen Seelen iſt ihr Schmerz ein Schrein, worin Sie ihr Beſtes thun, er wird die Quelle zu ſchönen Entſchlüſſen und erhebenden Thaten. Und warum den Gedanken eine andere Richtung geben wollen, wo wir weder ihren Quell genau kennen, noch auf welches Ziel ſie ſelbſt hinſteuern. Wir wiſſen nur, wohin wir wünſchen, oder für gut halten, daß ſie ſteuern ſollen; wer aber giebt uns die Gewißheit, daß wir damit zum Beſten lenken!"

Der Major fand das gut geſprochen, aber nicht chriſtlich gedacht. Man müſſe auf jedes Gemüth durch die Religion einwirken.

„Iſt die Religion ein Despot, ein Exercirmeiſter? Und wenn wir von ihren Segnungen erfüllt ſind, ſind wir um deswillen berechtigt, ſie Anderen aufzudringen?"

„Aber verpflichtet; es iſt die Pflicht des Seelſorgers."

„Das bin ich zur Zeit noch nicht; aber wenn ich es wäre, entgegnete der junge Mann nach einigem Bedenken, ſo gäbe es doch Verhältniſſe, wo ich zweifelte, ob meine Pflicht zum Recht würde. Macht der Unterofficier einen Recruten zum tapferen Soldaten, indem er ihm die Montur aufpreßt und die Exercitien und Handgriffe beibringt, wie einem alten Veteranen?"

„Vielleicht — doch! — Steht der Menſch in Reih und Glied, iſt er eben ein Glied nur in der Kette. Es kommt nicht auf ihn an; auf den allein, der die Kette in der Hand hat, auf das Rad, woran ſie hängt. Der Officier macht den guten Soldaten."

„Die Religion aber ist kein Exercirreglement, sie kennt Höheres, weil sie etwas Höheres ist als die Disciplin. Das Glied in der Kette wird zum freien, selbstständigen Wesen vor dem, der es schuf.“

„Noch nicht satt von den schönen Freiheitsideen — Herr Theolog?“

„Soll ich das größte, heiligste, beseligendste Geschenk, was den Menschen über die Creatur, zu seinem Schöpfer erhebt, denen aufdringen, die sich davor verschließen? Wehe uns, wenn das wieder zum Gesetz würde in dieser Welt der Arglist und Heuchelei. Wie zwing' ich den armen Bethörten, der sich gegen den Trost verschließt, der nach der Sonnengluth des Tages die Brust zuknöpft, daß er sie aufreißt, um im linden Wehen des Abendhauches sich des Daseins zu erfreuen? Der Theolog, den Sie anrufen, weiß von dem Gnadenstrahl, der durch die Finsterniß der Seele zückt, aber sein weisester und glühendster Priester vermißt sich nicht, daß er vollbringe, was allein des Herrn ist. Glaube, Liebe, Hoffnung, wie ein Quell sprudeln sie aus des Berges Grunde; so kommt auch der süße Trost, die selige Erleuchtung, doppelt erfrischend, belebend, wenn er gefunden wird während der Müde nach anderem suchte, nimmermehr auf ein Commando.“

„Und doch gräbt man Brunnen. — Eure Theologie wird erst gesund werden, wenn sie aufhört gelehrt zu sein und spitzfindig zu argumentiren.“

„Vielleicht erst dann wenn sie die Lust zum Herrschen und zum Richten aufgiebt.“

„Aber die Furcht Gottes erwecken, das verträgt ſich doch noch mit Eurer myſtiſchen Liebe, Herr Candidat? Meinen Sie, daß Faßbinder in dem Kinde die religiöſen Gefühle nicht recht erweckt hat? Sie iſt der Gehorſam ſelbſt gegen den Vater, warum nicht weiter? — Genug, Sie ſehen, Malchen verkommt. Ein rechtes Wort von Ihnen zur rechten Zeit, denn — ſie horcht ja auf Sie, ſie thut Alles, was Sie gut heißen. Iſt das für Sie kein Fingerzeig, das Mädchen von ihrer thörichten Liebe abzulenken?“

„Nein, Herr Major.“

„Weil Sie eigenſinnig ſind.“

„Weil — der Candidat ſtockte — weil ich nicht weiß, ob ſie wirklich in thörichter Liebe an dem jungen Officier hängt — es wäre ja denkbar, daß ſie dieſe ihre erſte Jugendneigung ſchon überwunden hat — daß nur das allgemeine, das Schickſal ihres Verwandten, vielleicht die Angſt um ihren Vater, ihre Familie —“

„Sie iſt darin verſtändig. Herr Mauritz, ich meine, daß in einem Hauſe nur Einer Herr ſein ſoll. Seit Sie darin ſind, iſt zu dem Einen, an dem es genug wäre, meinte ich, ein zweiter gekommen. Der commandirt zwar nicht, o, er tritt ſehr beſcheiden auf, aber man fragt offen, oder im Stillen, nach ſeiner Meinung, und was er räth, vorſchlägt, das geſchieht. Ich klage nicht darüber, denn das iſt Frauenart, ſo von je geweſen und wird ſo bleiben, daß ſie ſich Raths und Troſt einholen, wo ein rauher Vater und Ehegatte iſt, beim ſanften Beichtvater, gleich viel, ob er eine Tonſur trägt, oder

einen melancholiſch geſtrichenen Scheitel. Verſtehen Sie mich, ich klage nicht darüber, ich jage den Beichtvater auch nicht zur Thür hinaus, weil die weibliche Schwäche abſolut eines weichen Schwammes bedarf, in den ſie ihren Jammer ausdrücken kann, und weil ich nicht weiß, ob, wenn ich den einen fortſchickte, nicht ein anderer wiederkäme, der ſchlimmer iſt, aber — von ſolchem Beichtvater erwarte ich denn auch, daß er ſeine Stellung und ſeine Pflichten begreift. Er muß Friede ſtiften, dem Hausherrn entgegen kommen, und von ihm das abhalten, was ihn ſtört. Wer hat jetzt Zeit für rothe Augen und Familienjammer! Das Vaterland liegt in der Agonie, und der Mann hat abzuwägen, ob mehr Muth dazu gehört, noch zu hoffen, oder die Hoffnung aufzugeben. Alſo — wenn Sie der Mann ſind, den Gottes Geiſt erleuchtet, ſo begreifen Sie Ihre Lage, Ihre Pflicht. Ich übergebe Ihnen meine Tochter. — Wenn — wenn das Schlimmſte kommt — und ich ſehe kein Mittel, es abzuwenden — dann ſprechen Sie ihr Troſt ein, den beſten, den Sie haben, richten Sie die Geknickte auf. Sie können es, Sie müſſen es, ich fordere mein Kind von Ihnen. — Nun, mein Herr! — Noch immer ſtumm? — Sie zittern ja. Ei, ei, Sie, ſo muthig oft, daß Sie auch mir Lehren geben wollen, werden doch aus einem ſechszehnjährigen Mädchen machen können, was Sie Luſt haben?“

Die Unterredung war längſt vorüber, aber Herr Mauritz zitterte noch immer. Es war auf ſeiner Stube. Er entſann ſich nicht mehr, was er noch eingewandt, er

glaubte, er habe Verwirrtes geſprochen. Der Major hatte die Stirn gerunzelt und mit den Worten geſchloſſen: „Wem ich Vertrauen gezeigt, von dem erwarte ich, daß er es zu ſchätzen weiß.“ — Er hatte ihm ja ſchon einmal Vertrauen gezeigt, ein ungewöhnliches, und hatte der Candidat Dank, auch nur Anerkennung für ſeine Handlungen in der Stadt geerntet? Woher dies neue Vertrauen, nachdem der Hausherr in der langen Zwiſchenzeit auch nicht das geringſte Zeichen einer Zufriedenheit verrathen? Freilich, der Major kannte nur Pflichten bei denen, welche keine Rechte beanſpruchen dürfen; aber zitterte der junge Mann vielleicht darum, weil er den Auftrag für eine Verſuchung und Falle anſah? Retten konnte er nichts, nichts an dem Unabänderlichen ändern. Vielleicht wollte der rauhe Mann gerade das, um ſeiner Ohnmacht ſich zu freuen, und einen Grund zu finden, ſeiner ſich zu entledigen?

Da ging die Thüre auf; ſie mochte nicht ganz verſchloſſen geweſen ſein, und zu dem Zitternden trat Eine, die auch zitterte. In Carolinen, was wir nachholen müſſen, war auch eine Veränderung vorgegangen; man achtete nur nicht darauf, entweder, weil ſie ihre Unruhe beſſer zu verbergen wußte, oder weil die Beſorgniß der Familie ſich allein auf die jüngſte Schweſter gewandt. Was Niemand ausſpricht, mögen doch vielleicht Alle fühlen, und Caroline hatte am allerlebhafteſten gefühlt, welche Diſſonanz ſie neulich in den Empfindungen der Andern hervorgerufen. Was dieſe vielleicht ſchon wieder vergeſſen hatten, wirkte in ihr eine Unruhe, ein bitteres Gefühl;

war es Scham, Reue, oder plötzlich erwachte Schwesterliebe? Sie wollte es wieder gut machen, ſie überhäufte Malchen mit Zeichen der Theilnahme und Zärtlichkeit, worauf dieſe doch nur mit ſtarren Blicken geantwortet, und wenn ein wehmüthiges Lächeln um ihre Lippen geſpielt, ſchien ſie nur zu fragen: Was kümmert Dich denn das, Du denkſt ja doch an ganz Anderes.

So dachte Caroline, denn wer auf Irrwegen geht, iſt argwöhniſch. Ihr Gewiſſen trieb ſie auch an, etwas zu thun, aber warum ſchlug das Herz ſo lebhaft, als ſie über die Mittel ſann? Warum war ſie ſo heimlich, erröthete, als könne Jemand etwas merken? Warum war ſie jetzt über den Corridor geſchlichen wie eine Verbrecherin, die ertappt zu werden fürchtet? Dies hatte nun wohl ſeinen Grund, denn als ſie kam, hatte ſie die Stimme des Candidaten in der Stube des Vaters gehört. Sie war ſtehen geblieben und hatte auch den Vater, am Ende hatte ſie das ganze Geſpräch gehört. Nun durfte ſie ſich doch nicht verrathen, und hatte ſich in die Ecke gedrückt, als Herr Mamitz an ihr vorüberging, und jetzt — vielleicht um ihn um Entſchuldigung zu bitten, vielleicht — Gott weiß warum, ſie ſelbſt wußte es nicht, war ſie in ſeinem Zimmer.

Auf ſeinen verwunderten Blick, auf ſein: „gnädiges Fräulein!“ ſchien ſie erſt wieder zu ſich gebracht. Doch arbeitete es noch in der Bruſt, bis ſie Worte fand, es waren nicht die, es war nicht das, was ſie ſagen wollte. „Ich habe Sie belauſcht, ich weiß Alles,“ und ſie warf ſich auf den Stuhl, ihr Geſicht verbergend. „Wir leben in einer ſchweren Zeit, mein gnädiges Fräulein, wo das

Maß von ſonſt für die Verhältniſſe nicht mehr ausreicht," hatte er erwidert, und ſie mit einer Heftigkeit, die er an ihr noch nicht kannte, entgegnet: „Ja, ſo iſt es, es wird alles anders, es muß anders werden. Wir haben uns zu lange getäuſcht und eingeredet, daß etwas noch ſei, was nicht mehr iſt, und Sie haben immer hier die Wahrheit geſagt, aber man hörte Sie nicht. Nun hat auch der Vater auf Sie hören müſſen, es hat ihm Mühe gekoſtet, ſeinen Stolz zu überwinden, aber er hat Sie zu unſerm Vormund eingeſetzt. — Mein Gott, wir müſſen doch Jemand haben, zu dem wir ausſprechen dürfen, was uns ängſtet, der uns verſteht, uns deutlich macht, was uns verwirrt, uns Rath giebt. Sind wir doch ſo mit einem Male hineingeriſſen in eine neue Welt, in ungeheure, wunderbare Verhältniſſe, die über unſere Köpfe zuſammenſchlagen." —

„Starren Sie nicht ſo verwundert auf mich, hub ſie wieder an, als er noch vergebens nach dem Schlüſſel zu dem unerwarteten Auftritt ſuchte. Wo Alles ſich verrückt hat, Alles anders ward, bin ich auch eine andre geworden. Sind wir hier in Ilitz, bin ich in Berlin für das erzogen, was über uns hereinſtrömt? Hat uns der Lehrer gelehrt, haben wir's von unſern Eltern, hat der Prediger es uns geſagt, was wir thun, wie wir handeln müſſen? Unſere Eltern — was ich rede! — Nun aber ſollen Sie uns helfen, der Vater ſelbſt hat Sie dazu eingeſetzt, und meine Schweſter muß gerettet werden. Sie muß — wir müſſen Alles daran ſetzen. Das will ich von Ihnen hören."

Was wollte sie von ihm hören! Sie war doch nicht im Zustande, um nur ruhig anzuhören, was er ihr sagen konnte: daß man noch immer nicht wisse, ob das Kriegsgericht wirklich zusammengetreten sei, daß zur Zeit bei dem besinnungslosen Zustande des verwundeten Obristen kein höherer Officier im Hause wäre, um zu präsidiren, daß man glaube, sie warteten auf die Ankunft eines solchen, somit noch immer die Möglichkeit einer Aenderung da sei. Sie hatte nur das eine herausgehört:

„Er ist nicht mehr besinnungslos! Ich sah es, die Thür stand vorhin offen — er fragte den Chirurg, wie lange er werde liegen müssen? Der Arzt sagte, das hinge ab von der Ruhe, die er pflege. Er lächelte schmerzlich: „Das sagen Sie einem Soldaten, der sein Leben nur nach den Tagen der Unruhe zählt!"

„Ich begreife Sie nicht, Fräulein."

„Was sind in solchen Momenten die Rücksichten! War ich nicht, waren nicht Alle dabei, als er auf der Bahre gebracht ward? Sie trugen ihn ungeschickt, er fiel und der Verband ging ab, sein Blut floß auf den Boden, wir Alle schrien, sprangen hinzu — faßten mit an — da hier auf meinem Aermel ist noch ein Fleck von seinem Blut."

„Was soll das Ihrer Schwester — was soll es dem Cornet helfen? Besinnen Sie sich, Fräulein."

„Hab' ich das nicht gesagt? — Ach, mein Kopf ist wirr und wüst. — Er hat ein menschlich Herz — Herr Mauritz, Sie hörten ihn nicht, wie ich, nicht dort in der Stadt, nicht hier — er ist edel, bei Gott, er ist ein

durchaus adliger Mann, er ist uns Dank schuldig — vielleicht sein Leben, seine Rettung — ach, Sie wissen ja auch darum — ich vergaß es — er vergißt es nicht, er ist ein Ritter im wahren Sinne des Wortes. Vater sieht es nicht, weil er es nicht sehen will — er darf auch jetzt nichts sehen, nicht darum wissen. —"

„Wohin irren Ihre Gedanken! Wir sind bei Ihrer Schwester, bei Ihrem Vetter. Fräulein Caroline, Amalie ist zu retten, wenn wir Balsam für ihren Schmerz finden; der Vetter ist, fürchte ich, nicht zu retten." —

„Wenn ich ihm zu Füßen stürze —"

„Wem?"

„Nicht doch zu Füßen. Wenn er wacht, das Fieber ihn verlassen, meine Bitte den Frieden, die Ruhe einer Familie, die er achtet, nicht zu stören — Herr Mauritz, der Colonel kann Theodor retten."

Der Schlüssel zu dem Räthsel schien nun dem Candidaten in die Hand gegeben, aber doch vielleicht nicht ganz. Sie blickte schüchtern zu ihm auf:

„Sie sind nun unser Beichtvater, Vater selbst hat Sie dazu bestellt; was für die eine Tochter, muß doch auch für die andre gelten."

„Ihr Vater —"

„Würde den Schritt nicht zugeben," unterbrach sie. „Nimmermehr. Er würde außer sich gerathen."

„Es läßt sich vielleicht vermitteln."

„Keine Vermittelung! Die meines Vaters käme zu spät, oder die Art, wie, tödtete die Wirkung. Ich muß allein zu ihm, ich, jetzt, auf der Stelle — Arzt und

Wächter haben ihn verlaſſen — Es iſt eine günſtige Stunde. Niemand darf darum wiſſen. Herr Mauritz, ich weiß, was ich wage, den Zorn meines Vaters — Pflicht gegen Pflicht — das andre kümmert mich nicht. Ich bin entſchloſſen, aber Sie haben zu entſcheiden. Er hat ſeinen Willen in Ihre Hand gelegt. Jetzt will, fordre ich Ihren Rath, nein, Ihre Zuſtimmung, Ihren Beiſtand.“ —

„Wenn Sie zu dem Schritte ſchon feſt entſchloſſen ſind!“

„O ſeien Sie nicht auch böſe, ich wollte Sie nicht aufbringen. Aber mir iſt ſo bang, nicht vor dem Vater, nur vor dem Ungewöhnlichen. Sprechen Sie ein Wort, was wie ein Segen klingt. Ich bin doch auch nur ein ſchwaches Mädchen. Was wir in Romanen geleſen, wenn das mit einem Male wirklich wird, wenn die Helden und Geſpenſter, die uns da erſcheinen, nur zur Luſt für unſre Phantaſie, plötzlich ihre kalte Hand wirklich auf uns legen, wenn die Abgründe vor uns gähnen — Herr Mauritz, Sie ſollen, müſſen mir beiſtehn; legen Sie Ihre Hand auf mich.“

„Sie thäten den Schritt, Caroline, auch wenn —“

„Sie mich feſthalten wollten! Ich riſſe mich los. Ich muß.“

„So ſei der Geiſt, der Sie treibt, ein guter, und ſein Geiſt, der ſolches Verhängniß über dies Haus zuließ, wende Ihre Schritte zum Beſten!“

Als ſie hinaus war, trieb es ihn ihr nachzueilen, aber er zauderte an der Thür. Schwebten ſchon die

welche hier in den unnatürlichen Kriegen zwischen Mutter und Sohn von Ludwig XIII. gefangen gehalten wurde. Doch häufte man lieber auf den Namen der grausamen Katharina, deren fluchwürdiges Gedächtniß an jedem Steine zu haften schien, auch die interessanten Begebenheiten, welche eine nicht minder schlechte Königin ihres Stammes mit Frankreichs Unglücksgeschichte verknüpft. Rubens großes Bild, sonst im Luxembourg, hatte mich oft im Pariser Museum gefesselt.

Hier ward der Herzog von Guise ermordet ...

Weiter weiter!

Wir bestiegen einen Thurm, die *Oisette*, der, achtzig Fuß tief, mit schneidenden Instrumenten inwendig bemauert, die von oben hinabgestürzten Schlachtopfer blutiger Grausamkeit aufnahm. Mich schauderte, auch mochte ich nicht den Fuß in die dunkelsten Gefängnisse, die ich je erblickte, setzen, ich hatte deren genug in Paris gesehen.

Und doch dünkten mich jene Mordhöhlen des Terrorismus, jene Blutpressen der Pöbelherrschaft nicht so furchtbar, als diese dunkeln Kerker geheimer Grausamkeit und Willkühr. Man war doch gewiß, nicht lange zu schmachten; die Geduld fehlte auf Seiten der Henker. Bald herausgezogen,

mitternächtlichen Geſpenſter durch die öden Gänge? Amalie brauche gerade jetzt ſeine Hülfe, der Gedanke wollte nicht fort. Er ſchritt vor ihrer Schlafſtube wie eine Schildwacht auf und ab, aber es war drinnen ſtill. Von unten kam ein matter Lichtſchein. Im großen Saal mußte ſich Jemand verſpätet haben. Er ſchlich leiſe hinab, und hatte ſich nicht getäuſcht. Bei der dunkel brennenden Kerze erkannte er Amaliens Figur am Fenſter, in der Stellung einer Lauſchenden. Beim Geräuſch, das ſein Eintritt verurſachte, wandte ſie nur etwas den Kopf um, und winkte ihm Stille zu. Dann reichte ſie ihm ihre Hand und ſprach mit leiſer Stimme: „Das iſt gut, daß Sie kommen.“

„Was geht hier vor?“

„Sie haben ihn aus dem Thurm dort in den Seitenflügel gebracht —“

Mit Verwunderung ſah der Candidat einen matten Lichtſchein aus den Fenſtern eines Zimmers dringen, das, nur noch zur großen Polterkammer dienend, ſelten betreten ward.

„Woher wiſſen Sie es, Fräulein? Sollten Sie ein Verhör —“

Sie ſchüttelte den Kopf: „Sie haben ihn gerichtet.“

„Fräulein — Amalie — Liebes Kind, Sie haben Viſionen, Sie müßten durch die Mauern ſehn — Ihre Spannung reizt Ihre Nerven und macht Sie krank. Sie ſollten dem Wunſch Ihrer Eltern nachgeben und ſich zum Schlafen niederlegen.“

„Damit ich zu der Nachricht aufwache: Theodor iſt

todt? Nein, Herr Maurit, das wenigstens kann mein Vetter und lieber Jugendfreund von mir fordern, daß ich wache bis — bis er die kleine Spanne Zeit ausgelebt hat."

Der Candidat hatte wenig, oder eigentlich keine Hoffnung, daß Carolinens Schritt gelingen werde. Dennoch gab er sich Mühe, ihr den Gedanken auszureden. Was halfen die Gründe, mit denen man im Schloß sich zu trösten versucht! Malchen hörte ihm mit der ruhigsten Miene zu, und sah ihn dann so hell an, daß er die Augen senken mußte:

„Sie glauben selbst nicht dran. Warum geben Sie sich so viel Mühe mir etwas einzureden, was doch kein Trost sein kann? Denn, wenn ich es auch auf einen Augenblick glaubte, so würde es ja um so schrecklicher nachher. Da, meine ich, ist es am Besten, sich das Schreckliche vor Augen zu halten, damit es nicht mehr erschreckt. Wenn ich recht lange ins Dunkle sehe, erkenne ich die Gegenstände, und glaube sie ganz deutlich zu sehen, wo andere noch gar nichts sehen als Nacht und sich fürchten. So ist's mir jetzt; ich fürchte mich gar nicht mehr. Ich sehe Theodor ganz deutlich, wie damals, als er bei uns im Hause war, mit den blonden Locken, mit dem blauen Auge, was Einen so unschuldig ansehen konnte — und ich meine auch zu sehen, wie sein Gesicht jetzt immer klarer wird — der spöttische Blick, das wilde Lächeln und dabei der schmerzliche Zug um den Mund, wie er in Rauwalk zu uns kam, sind verschwunden — er wird auch wie ich in die Nacht gesehen haben, und

hat gefunden, daß es nicht so dunkel ist, wenn man nur vertraut, daß alles, was geschieht, zum Guten ist. — Nun ist's auch gut, daß Sie hier sind."

„Sie erwarteten mich?"

„Ich wußte, daß Sie kommen würden. Es ist mir lieber — es ist mir lieb, daß Jemand bei mir ist. — Anfangs hatte ich Sie bitten wollen, bei den Officieren zu bitten, daß sie mich noch ein Mal zu ihm ließen. Das hätten Sie wohl nicht abgeschlagen; aber es ist so besser. Mein Anblick hätte den Armen, auf dem Weg zum Tode wohl noch verwirrt. O, er hat sich nichts vorzuwerfen, aber froh soll er sein, durch nichts gedrückt. Er soll der Muskete ins Auge sehen, wie wenn er auf dem Schlachtfeld stände. Er wäre gewiß ein guter Officier, vielleicht ein großer General geworden. Nun ruft der liebe Gott ihn früher ab. Er hat ihm gegönnt, daß er mit Ruhm stirbt. Die Feinde sagen, er hätte sie in der Dorfstraße da angegriffen und sich geschlagen wie der beste Reitergeneral; hätten alle unsere Officiere ihre Schuldigkeit gethan wie er, dann stände es anders um den Krieg. Ich weinte vor Freude, als ich es hörte, ich küßte ihm die blutende Stirn in Gedanken. Sagen Sie ihm das —"

„Ich!" —

Amalie ergriff die Hand des Candidaten und wollte sie in lebhafter Bewegung an die Lippen bringen: „Ja Sie sollen — Sie thuns mir zu Liebe, Sie sollen ihn zum Tode begleiten. — Lassen Sie mir doch die Hand, Herr Maurity! — Sie sollen es mir versprechen."

Er verſprach es durch einen Händedruck. „Möge der Augenblick, wo ich das heilige Verſprechen erfülle, wenn überhaupt, noch lange nicht eintreten.“

In dem Augenblick ward die Stille draußen durch Töne eben ſo unerwartet unterbrochen, als ſie auf die Beiden einen ganz verſchiedenen Eindruck machten. Es war Muſik; eine geübte Hand gleitete über einen Flügel und die Macht der Kunſt entlockte ihm Klänge, die das alte Inſtrument nur mit Widerſtreben noch von ſich zu geben ſchien. Der Candidat erinnerte ſich, daß unter anderem Gerümpel auch ein Spinet in dem Saale ſtand, ein unbenutztes Erbſtück, mit Staub und Spinneweben überzogen. Der Spieler jetzt darauf mußte es, wie es ging, geſtimmt haben, denn ob auch unwillig, die Saiten folgten dem Willen des Meiſters wie der Schaum der Welle dem Kiel, der ſeinen Frieden zerriſſen hat, und die ſchwermüthig ſüßen Töne ſchwellten in wunderbarem Contraſt zu der rauhen Winternacht über den Hof. So konnte nur Theodor ſpielen, es konnte nur Theodor ſein. Das Lied war eine neue Compoſition des Königs von Thule. „Wer ſo in die Saiten greifen kann, geht nicht zum Tode. Seine Haft wird ſchon erleichtert, das iſt ein Uebergang zur Befreiung.“

„Ja zur Befreiung! Sie ſtieß einen Ton aus, der in die Seele ſchnitt. — Sie laſſen ihn noch ein Mal ſpielen — weil er nie mehr ſpielen ſoll.“ Sie war auf den Stuhl geſunken und bedeckte das Geſicht. Ein unterdrücktes Schluchzen accompagnirte die immer ſchwermüthiger, aber immer ſchöner und freier tönenden Klänge,

bis der Becher ins Meer sank, und man das Rauschen der Wellen zu hören glaubte, die über ihn zusammenschlugen. Aber aus der Tiefe wirbelten andere Töne, lustiger, stürmischer, rufend, es wurden Trompetenklänge, Accorde aus dem Reiterliede und dem Dessauer Marsch.

Er will als Soldat sterben! sprach sie. Der Candidat hatte auf andre Töne gehorcht. Dumpf, aber vernehmlich klangen sie aus den hintern Baulichkeiten: schwere Tritte, Gewehrkolben — da blitzte ein Licht — der Schein einer Laterne, Bajonette schimmerten auf — das Klavier war verstummt.

„Beten Sie, Malchen — flüsterte er mit zitternder Stimme — beten Sie für ihn. Sein Sie stark — ich gehe zu meiner traurigsten Pflicht."

Sie war lautlos aufgesprungen, hatte krampfhaft seine Hand ergriffen, hob sich auf den Zehen und hauchte einen Kuß auf die Lippen des jungen Mannes: „Den ihm von mir — ein Schwesterkuß — der erste, letzte. — Schnell, um Gotteswillen schnell!"

Sie lag auf ihren Knien. — Es war eine fürchterliche Stille, nur unterbrochen vom unwillkürlichen Zusammenschlagen ihrer Zähne. — Sie konnte ja nicht beten, sie mußte horchen. — Für wen betete sie? — Der kalte Angstschweiß perlte über die Stirn. — Da kam es die Treppe herab — hastige, aber leichte Tritte. „Herr Mauritz! Herr Mauritz!" es war Carolinens Stimme. Sie trat in großer Aufregung, ein Papier in der Hand, ein. „Wo ist der Candidat? — Er muß zu den Officieren — Es wird alles gut werden," rief sie zur Knien-

den, als ſie dieſe erblickte: „Stehe auf, Herzensmalchen, ſchaff mir nur deinen Herrn Mauritz — der Obriſt, o er iſt, — Geld iſt nicht ächter — hier iſt ſein Wille, ſeine Verſtellung an die Richter. Ich mußte ſie aufſetzen — er dictirte — Gott ſei Dank er hatte ſchon Kraft ſie zu unterzeichnen.“

„Gnade! — um Gottes Barmherzigkeit Willen.“

„Die kann er nicht gewähren, — nur Aufſchub; man ſoll erſt das Protokoll einfordern, in welcher Art die Officiere damals ihr Ehrenwort gegeben — aber jeder Aufſchub iſt —“

Malchen ſprang auf und riß ihr das Papier aus der Hand. Sie riß das Fenſter auf, ſie wollte ſchreien, da verſagte ihr die Stimme — Es blitzte hell aus dem Obſtgarten — gleich darauf ein — zwei — ein vielfacher Knall wiederhallte an der geſchloſſenen Mauer des Hofes. Er ſchien durch die Eingeweide der Schweſtern nachzuhallen. Malchen wankte zurück; ſie ſank auf die Knie, den Kopf im Stuhl, die Hände krampfhaft gefaltet, mochte ſie jetzt wirklich beten.

Auch Wilhelmine war nun hinzugekommen. Die Schüſſe hatten ſie geweckt; in ihr Tuch gehüllt, ſah, ahnte und wußte ſie, was geſchehen. Die Dröhnung, in traurigen wie in freudigen Dingen, iſt oft eine lebendigere Vermittlerin, ſie ſpricht deutlicher, klarer, tiefer als Worte und Schrift.

„Der liebe Gott erbarme ſich unſer!“ —

Der Candidat ſtand auch wieder im Zimmer. Brauchte er die Lippen zu öffnen, ein Wort zu ſprechen?

Wie verrätherisch ist schon der Gang eines Menschen. Man hört das Herzklopfen aus seinen Tritten wenn ein Bittsteller sich der Schwelle naht, den trotzigen Entschluß, die frohe Botschaft — ach, was mehr die traurige an den langsamen Schritten, wo die Sohle sich nicht vom Boden lösen mag!

Es war geschehen — das, was Keiner mehr änderte. Der Geist des Jünglings, dessen Blut noch rauchte, schwebte durch die lautlos Versammelten. Sie senkten die Augenlider, ihre Zunge schien am Gaumen zu kleben, auch war es zu überwältigend gekommen, als daß der Schmerz in stillem Schluchzen oder hellen Thränen sich lösen konnte. Amalie war es, die zuerst die Augen aufschlug und den Muth hatte zu fragen: „Wie starb er?“

„Wie ich wünsche, daß Gott in meiner letzten Stunde mich stärke. Nicht trotzig, nicht verzagt; ohne Bitterkeit und ohne Klage. Als wären die Schlacken abgefallen und es strahlte schon aus den Thoren der Ewigkeit auf seine Jünglingsstirn das Licht, das keinen Schatten wirft. Die rauhen, rohen Menschen selbst, welche die Laterne auf seine Brust hefteten, fluchten vor Bewunderung.“

„Was der arme Theodor wohl zuletzt gesprochen?“

„Es war ein kurzer Weg, aber wie ein schöner heller Bach, der, aus dem Felsen sprudelnd, in die See fällt. Ein tiefer Seufzer, ein Aufschnappen, es galt seinem Vaterlande: Es kann ja nicht aus sein für immer; ich fühle es, ich werde wieder leben, rief er, indem er die Halsbinde abriß, und die frischen Ströme der Luft

einſeg; ſo ſoll, muß, ja es wird wieder leben auch mein Vaterland, wenn die nur beſſer werden, die nach uns kommen, und mehr lernen, als wir. Sie müſſens ja wieder gut machen, was wir verdorben hatten."

„An ſein Vaterland dachte er zuletzt!"

„Noch an etwas, was ihm theuer im Leben geweſen, und eine Röthe überzog ſein blaſſes Geſicht: ob ihm wohl Alle vergeben hätten? Der Tod löſcht die Schuld dieſer Erde! Als ich ihm eine letzte ſtille Botſchaft vertraute, glänzte ſein Auge auf, er ſtürzte an meine Bruſt. Was ich ihm überbracht, gab er zurück, mit einer Bitte, die ich nicht verſagen konnte und doch nicht erfüllen darf —"

Als hätte nun der erſtarrte Schmerz ſich gelöſt, waren die Thränen aus den Augen der Schweſtern geſtürzt; es war einer der Momente, wo die Rückſichten als weſenloſe Schatten gefallen ſind, und die Pulſe ſchlagen, wie die Mutter Natur ſie ihren Kindern gab. Auch die Augen des Candidaten waren feucht, vermuthlich wollte er ſie trocknen, als er die Arme hob. Aber es kam anders, die Hand kam nicht mehr an die Augen. Malchen lag an ſeiner Bruſt. Ob, um die Botſchaft des Todten zurückzuempfangen, ob aus Dank für den Ueberbringer, oder weil ſie ſchwach ward, wer ſagt es. Aber ſchwach war ſie wirklich, der Candidat mußte ſie mit beiden Armen halten und die Thräne aus ſeinem Auge fiel auf ihre Stirn: „Gott im Himmel, Herr Mauritz, verlaſſen Sie mich nicht. Ich weiß nicht wie mir wäre, wenn Sie nicht hier wären."

An Nervenanfällen litt man vor fünfzig Jahren weniger als jetzt; wenigstens in den Provinzen, von denen hier die Rede iſt. Es gab noch keine Schienen, und überhaupt noch zu wenig Wege, welche das Land in augenblicklichen Rapport mit allen Fluctuationen der Hauptſtadt ſetzte. Aber vorkamen ſie auch damals ſchon, und es war wohl eine Art Nervenanfall, wie Malchen auf dem Kanapee ſaß, aufſchluchzend und zitternd vor hellem Weinen.

„Laſſen Sie ihre Hand nicht los," flüſterte Minchen hinter der Kanapeelehne zum Candidaten. „Wenn Sie mit den Fingern ſanft drüber ſtreichen, wird ſie ruhig und lächelt." —

Und ſie ward ruhiger und lächelte. Er fragte Vieles, und ſie antwortete aus ihrer Seele, klar und hell. Sie ſprach, was ſie nimmer mehr nicht vor dem Candidaten, nicht vor ihren Schweſtern geſprochen hätte. Sie ſprach ſo viel, daß Herrn Mauritz das Herz ſchlug; er zauderte zu fragen, und eine unwiderſtehliche Macht drängte ihn doch.

„Theodor iſt glücklich!" ſprach ſie.

„Er wäre glücklicher geworden, wenn er lebte."

Sie ſchüttelte den Kopf. „Es war ja nicht wahr, ich habe ihn nicht geliebt. Das wußte ich — ganz gewiß."

„Seit wann, Malchen, kam Ihnen die Ueberzeugung?"

Sie lächelte. „Das kann ich doch nicht ſagen — Da, als er ſo wild und träumeriſch zu uns kam und in ſich fuhr, wenn ich ihn anſah — Nein, auch da war es ſchon nicht mehr — es war ſchon als —"

Er fiel ein: „Als Sie erfuhren, daß er eine andre liebte?“

Sie ſann nach: „Nein, ſie war ſo ſehr ſchön, das hätte ich ihm vergeben, da konnte ich mich ja gar nicht mit vergleichen, aber ich verglich ihn mit andern und fragte mich, wie andere wohl an ſeiner Stelle gehandelt hätten?“

„Und doch die Angſt und Seelenpein um ihn, die nur Liebe eingiebt.“ —

„Kann das nicht auch Gewiſſensangſt geweſen ſein?“

„Der Schmerz um ſeinen Tod! Verſtellung iſt das doch nicht?“

„Nein, nein, Herr Mauritz, aber — lieber Gott im Himmel, vergieb mir, ich habe vielleicht doch nicht ſo gebetet, als ich ſollte, für ſein Leben. Iſt das Sünde, Herr Mauritz, wenn ich ſtill bei mir dachte: es iſt doch vielleicht gut, daß er ſtirbt. Darum war er mir ſchon wie ein Todter. Ich gönnte ihm das ewige Leben, ich freute mich herzinnig, daß er mit Ruhm aus dieſem fort ging, aber — aber es überfuhr mich kalt der Gedanke, wenn er wieder aufſtände, wenn man ihm Pardon gewinkt, wenn er zurück käme — O ich habe nicht ſeinen Tod gewünſcht, wahrhaftig nicht, aber ſo wie ſonſt konnte es doch nie mehr werden! Wenn er von mir gefordert hätte, daß ich gegen ihn wie ſonſt — Ach, Herr Gott, ich weiß nicht, iſt das eine Sünde?“

„Sünde, Du liebe Büßerin, iſt die Unwahrheit gegen ſich ſelbſt, gegen Gott, gegen Andre. Sei wahr, wie in dieſer Stunde gegen Dich, gegen ihn — ſei es

kennte man auf dem letzten hohen Tribunal im Angesicht des Himmels und vor dem Throne des Ewigen appelliren gegen die Akte schreiender Ungerechtigkeit. Das Gefühl war berauscht, mit Enthusiasmus legten die Unglücklichen den Kopf auf die Guillotine; die ganze Welt blutete mit ihnen. Welches bessere Recht auf das Leben hatte der Einzelne als die besten: und ein großartiger Trost konnte auch Gemüther erheben, denen der der Religion in der letzten Stunde abging. Welcher Trost linderte dagegen die geheimen Martern der Opfer kleinlicher Intriguen unter einer entsetzlichen Feudalherrschaft?

In diesem Zimmer arbeitete Heinrich IV.... Mir ward wieder wohl zu Muthe, ich warf mich in einen wurmstichigen Holzstuhl und blickte durch die kleinen Fenster hinaus auf die Stadt und hinüber über die Loire. Der Portier erklärte mir die einzelnen Orte.

Aber Monsieur sehen nicht hin. Das dort ist nur ein kleiner schmutziger Winkel der Stadt, wo Fremde nichts Merkwürdiges finden.

Und doch konnte ich das Auge von dem unansehnlichen Winkel nicht abwenden.

Auch die zögernden Schritte trugen mich dort-

auch gegen die Menſchen, wenn ſie ein Recht haben, Dich zu fragen, und — der Herr im Himmel wird Alles zum Beſten fügen!“

Die Schweſtern hatten ſich leiſe der Thür genähert. Hatten ſie ein Recht, noch hier Zeugen zu ſein, wo die beiden nur den Himmel dazu angerufen? Malchen weinte an ſeiner Bruſt, aber es waren andre Thränen; kein Quell mehr, der convulſiviſch aus der Bruſt ſich heraus arbeitete, es war ein ſtiller, ſüßer Erguß der Seligkeit und des Friedens. Caroline ſchielte gebückten Kopfes zurück. Es ſchien ſie zu fröſteln, ſie zog das Tuch um die Ohren: „Ob wir“ — Minchen ergänzte die Frage, „den Vater wecken? Ach nein, Line. Laß Vater und Mutter ſchlafen, die ſchlimmen Botſchaften kommen immer früh genug. Und wer weiß, was dann noch kommt!“

noch mehr, er fand jetzt zum ersten Mal, daß die alte, verräucherte Stube für einen Officier seines Ranges unpassend sei; er bot ihm einen Tausch mit einer geräumigeren im Hauptgebäude an, der — freieren Aussicht wegen. D'Espignac hatte freundlich gedankt: er liebe gerade solche alte Zimmer. Mit einem Seufzer setzte er hinzu: „Ich ward auch in einem geboren wie dieses, und vielleicht noch etwas älter; leider ist es zerstört. Es blieb kein Stein davon."

Er ging leicht darüber hinweg, zu einem andern Gegenstand. Der Wirth fragte, ob es in seiner Macht stünde, zu seiner Erheiterung und Unterhaltung etwas zu beschaffen. „Sie gaben mir schon viel," war die Antwort, indem er auf die Bücher an der Wand wies. Einige lagen aufgeschlagen auf dem Tische. Die theologischen Disputationen aus dem 17. Jahrhundert, Streitschriften zwischen Reformirten und Lutheranern konnten ihn unmöglich interessirt haben, es mußten daher wohl die heraldischen sein, welche seine Aufmerksamkeit so beanspruchte, daß er dem Major versicherte, er finde für ihn sehr viel Belehrendes darin.

Als er der Familie, den Arm in der leichten Binde, seinen ersten Besuch abgestattet, und die Hausfrau ihr Bedauern ausgedrückt, daß er in der weiten Fremde die Sorgfalt und Pflege lieber Verwandten werde entbehrt haben, die durch nichts zu ersetzen wäre, hatte er mit feinem Lächeln erwidert: „Ei, gnädige Frau, ich war unter Verwandten." Die gnädige Frau war erstaunt, aber die Familie, und auch der Major, gingen darüber hinweg

wie über eine leichte Plaiſanterie, als er erwähnte, daß zur Zeit der Bluthochzeit die Wittwe eines ermordeten du Roziers mit ihren Kindern bei den Latour d'Espignac's ein Aſyl geſucht und daß man die eine der lieblichen Waiſen nicht wieder hinausgelaſſen. Sie hatte einen Sohn aus der Familie geheirathet. „Freilich, war doch Adam unſer Aller Vater," hatte er ſcherzend das Geſpräch geſchloſſen.

Der Colonel genas, er konnte wieder reiten. Wir ſehen ihn eines Tages an der Seite ſeines Wirthes durch die Haide ſtreifen. Er theilte dieſem mit, daß er vorhin einen unerwarteten Specialauftrag erhalten, der, unter andern Verhältniſſen ihm ſchmerzlich, jetzt angenehm käme, ihm daher erlaube, noch länger bei ſeinen edlen Gaſtfreunden zu verweilen: „Ich ſoll nicht zur Armee. Gute Freunde gönnen mir nicht die Ausſicht auf Ruhm, indem ſie mir hier einen Polizeidienſt zugewieſen haben. Ich ſoll die Strömungen in dieſer Provinz beobachten, und da es mir gelungen, die verlornen Parteigänger zu unterdrücken, hoffe man, daß es mir ebenſo gelingen wird, die innern Bewegungen und Lebenszeichen der Patrioten zu überwachen. Eigentlich ein Spionendienſt, aber was iſt denn der Ruhm in der Armee! Genug, ich gehorche, und hoffe, daß man mir einen leichten ausgeſucht hat. Ich behalte mein Quartier in Ihrem Hauſe, Herr Major, weil ich da am ſicherſten bin, daß ich nichts zu rapportiren haben werde. Nicht wahr?"

Der Herr von Ilitz ſchlug in die leicht hingereichte Hand: „Sie kennen meine Grundſätze; Sie wiſſen, wie

ich den Schmerz empfunden, aber auch glaube, überwunden zu haben, den unüberlegter Jugendmuth meinem Hause bereitet hat."

Sie ritten eine Weile schweigend nebeneinander, der Colonel schien erheitert, er ließ sein Pferd courbettiren; der Major war ernster, fast bewegt gestimmt.

„Mein Herr von d'Espignac, hub er nach einer Pause an, ich liebe nicht, wenn die Empfindungen auf der Zunge schwimmen, aber Sie nöthigten mich, aus der Regel zu fallen. Ihr Vertrauen, es ist ein sehr großes, Ihr Benehmen gegen meine Familie beschämt mich, vergessen Sie, daß ich nicht eben so Ihnen entgegen kam, daß ich vergaß, daß auch in einem Bonaparteschen Officier der Cavalier nicht untergegangen zu sein braucht, wenn er vorher ein wahrer Edelmann war. Mein Herr, ich bereue selten etwas, diesmal empfinde ich Reue."

Mußte dem Pferde des Colonels etwas in den Weg gekommen sein, oder zwang ein unwillkürlicher Schenkeldruck des Reiters es zu der seltsamen Bewegung, die es in die Lüfte machte, um doch gleich wieder, von seiner kräftigen Hand gelenkt, sich schmiegsam neben dem des Majors zu halten? Aber ein Beobachter, der nicht da war, hätte zugleich einen ganz eigenthümlichen, leuchtenden Zug um Mund und Augen des lebhaften Südländers bemerkt, den er sich bei dieser Gelegenheit eben so wenig erklärt haben würde, als das Aufschnalzen mit der Zunge. War es Lust, Zorn bei einer aufsteigenden Erinnerung? Jedenfalls war es nur eine momentane Wallung; wie Pferd und Reiter in ihre vorige

Haltung, ſo war auch bald das Geſicht des letzteren in den vorigen melancholiſchen Ernſt verſunken. Vielleicht findet man eine Erklärung für das auffallende Benehmen in dem Folgenden, was er mit offenbar bewegter Stimme ſprach:

„Bereuen Sie nichts, ich verdiente es; nicht jetzt, aber ich habe es verdient. O mein Herr, Vertrauen gegen Vertrauen! Wenn Reue zur Pflicht gegen uns ſelbſt wird, iſt ſie an mir; und doch bin ich oft mit mir uneinig, ob wir denn für unſere Handlungen, die wir, vom Zeitſtrome fortgeriſſen, begehen, einſtehen müſſen, ob da nicht eine unſichtbare Macht über uns waltete, die unſer Advocat ſein muß vor uns ſelbſt. Was ich bin, iſt vor Ihnen kein Geheimniß, obwohl ich es vor meinen Cameraden, Oberen, vor meinen Soldaten, wenn nicht gerade verberge, doch nicht zu Tage legen darf. Es iſt vielleicht auch das unrecht; doch davon iſt hier nicht die Rede. Das aber war ich, durch Geburt, das heilige Recht des Blutes, und was ich dazwiſchen geworden, geweſen, wer löſcht die Erinnerung aus!“ — Nach einer Pauſe, in der er Worte zu ſammeln ſchien, fuhr er mit trockener Kürze fort: „Ich war ein Jacobiner, mein Herr von Quarbitz, ein ſo hitzköpfiger, toller, wie nur einer, auf meinem Kopfe leuchtete die rothe Mütze, in den Klubbs hielt ich Reden; von Gleichheit, Freiheit, Blut, Prieſter- und Königshaß ſprudelten ſie, ich habe die Carmagnole getanzt, die Göttin der Vernunft adorirt. — Nun Sie haben die Geſchichte unſeres Wahnſinnes geleſen; der Tropfen hat nur die Farbe des Mee-

res. Hatten Sie das erwartet, Herr von Ilitz? Ich frage mich oft, wie war das möglich, und habe keine Antwort."

Der Major hatte ihn ruhig, ohne Zeichen der Verwunderung und des Affectes angehört: „Die Antwort schicken Sie ja voraus. Es gehören festere Grundsätze dazu, als die die Pädagogik unseres philosophischen Jahrhunderts der Jugend einimpft, um dem giftigen Strom der revolutionairen Grundsätze zu widerstehen; es sind andere, größere, höhere, als Sie, Herr Marquis, der Ansteckung erlegen, und gerade diese waren es, welche das Verderben über die Völker gebracht. Sie werden es zu verantworten haben, daß sie das Götzenbild Staat aus dem Alterthum in unsere germanische Welt citirten, wodurch mit den Worten die natürlichen Begriffe verschwanden. Sind wir, ist der Bürger, Bauer, der Tagelöhner, der von der Hand in den Mund lebt, glücklicher, weil man ihnen die hohlen Begriffe Menschenwürde, Gleichheit, Freiheit, Staatsbürgerthum und Gott weiß was, eingeimpft hat, statt —"

Der Obrist wehrte mit der Hand: „Was diese Schmerzen neu wecken, wo der alte Irrthum noch wie das geile Unkraut wuchert! Wir beide brauchen uns doch darüber nicht zu verständigen."

„Trösten Sie sich, fuhr der Major fort, auch unsere jungen Officiere sangen Freiheitslieder vor der Rheincampagne. Ich selbst, ich schäme mich nicht es einzugestehen, ich pfiff einmal bei einem Weingelage mit! Nur einigen Oesterreichern zum Possen. Ich bereue es wie

Sie, wir ſind dafür geſtraft. Aber ich verſichere Sie, von allen unſern Officieren, welche damals ihre Kehle anſtrengten, heute ſingt keiner mehr das ça ira. Gründlich kurirt wie Sie, Herr Marquis. Denn Sie ſtürzten ſich um deshalb in die Kriegscarriere; das thaten viele franzöſiſche Edelleute, wenn ſie nicht emigrirten. Ich vergebe Ihnen ſogar Ihren Enthuſiasmus für den Kaiſer. Wer im Ertrinken iſt, fragt nicht wozu das Brett oder der Strick vorher gedient, er greift zu."

War es aus Courtoiſie, oder um ſeinen Fehler gut zu machen, daß der Herr von Ilitz ſich in einer Art Apologie für Napoleon, freilich immer bedingt, erging: „Das bleibt ihm, er hat die andere Canaille todt geſchlagen, und er iſt von Familie — gegen den Adel der Bonaparte's iſt nichts einzuwenden."

„Schlagen Sie den ſo hoch an?" entgegnete der Colonel nach einigem Nachdenken. „Mir erſcheint der Adel dieſer Corſiſchen Familien nur wie ein Clanadel, weder getragen durch einen hiſtoriſchen Urſprung, noch beſiegelt durch Anerkennung."

Der Herr von Ilitz ſah ihn etwas verwundert an: „Aber Marquis, das iſt ja der älteſte Adel, der, auf ureigener Scholle wurzelnd, ſich in die Nebel der Vergangenheit verliert. Was braucht er Briefe, Pergamente, Titel und Abzeichen, wenn Jeder ihn kennt. So iſt auch der engliſche Adel —"

„Aber nicht der ganze. In meinem Sinn iſt der echte Adel, ich meine den, dem wir angehören, ein Kind des Krieges, der glücklichen Eroberer, welche aus ihren Ur-

wäldern und Klippenküsten mit Jugendkraft die abgestorbene Welt zerschlugen und unter sich theilten. Verzeihen Sie, mein normannisches Blut sprudelt zuweilen auf; ich kann es mir nicht anders verstellen. Jene erobernde Ritterkaste, ihren Herzögen folgend, war die jugendliche Blüthe des Volkes. Satt des alten Daseins in der dürftigen Heimath, schufen sie sich da, wo die Sonne heller scheint, eine neue Welt mit dem Zauberstabe Schwert; sie gaben ihr Gesetze, die Gesetze, denen die Welt bis zu der unglückseligen Revolution unterthan war. Alles in schöner Gliederung der Stände wie ein wohlgefugter Harnisch, der als Ganzes eins ist, in seinen Theilen aber dem natürlichen Körperwuchs angepaßt; die Beinschiene paßt nicht auf den Arm, der Helm nicht auf das Knie. Um den Kriegsfürsten schaarten sich seine Paladine, in Tapferkeit und edler Sitte stets in edlem Wettkampf. Sie lernten und lehrten das Leben genießen, in steter Abenteuerlust. Es gewinnt erst seinen Werth, wenn wir es wie eine Fahne über die Schanze schwenken, und stürmen, um es wieder zu erobern. Die kühnen Söhne zogen aus, die Väter und alten Gevattern blieben daheim sitzen bei ihrem Hafer und Kohl in alter Gleichheit und Trägheit, bei tausendmal erzählten Sagen und Angewöhnungen. Das junge Geschlecht machte sich seine Sagen selbst durch seine Thaten; nichts von Trägheit, nichts von Gleichheit; es schuf sich Genüsse, von denen jene Seßhaften nichts wußten, Genüsse für sich, die auch für Andere wurden; so wurden sie in ihren Ritterspielen, Minne und Ritter-Höfen zugleich die Beglücker

Wohlthäter des Menſchengeſchlechts, die Förderer der neuen Kunſt und Cultur. Das iſt mein Ritterthum, mein Adel; ohne einen Kriegsfürſten kein Adel, denn die Glieder ſind nichts ohne das Haupt, und wenn Sie meine Anſicht billigen, entſchuldigen Sie auch wohl, daß faute de mieux mancher gute Edelmann Napoleons Stern mit einer Art Fanatismus folgt. Ich, wie geſagt, habe es ſo weit noch nicht gebracht."

Rechte der Major die Anſicht des franzöſiſchen Edelmannes nicht ganz billigen, und merkte dieſer es? Er ſchien einzulenken:

„So viel ich Ihre Verhältniſſe verſtehe, müßten Sie mir beiſtimmen. Was waren die adligen Geſchlechter dieſes Landes anders als das Heergefolge der deutſchen Kaiſer und ihrer Markgrafen, ihrer Ritter und Vaſallen die mit ihnen auszogen zur Eroberung der Slavenländer. Die Markgrafen ſetzten ſie auf dem eroberten Boden ein, um ihn zu ſchützen und zu cultiviren!"

„Nicht alle, mein Herr."

„Ich weiß, es blieben auch wendiſche Familien auf ihrem Eigenen ſitzen, die ſich zu guter Zeit unterwarfen und mit den Siegern vertrugen; das ſind doch aber nicht die wahrhaften, echten Adelsgeſchlechter."

„Es iſt einer der ſchwierigſten Punkte auszumachen —"

„Welche Familie deutſcher, welche wendiſcher Abkunft iſt, unterbrach der Franzoſe. Ich weiß es. Aber die Ihre iſt doch echt germaniſchen Urſprungs, wenn nämlich die Angaben in jenem Quartanten —"

War es dem Colonel darum zu thun geweſen, ſeinen

hin. Ecke um Ecke wohl bekannte Wege. Noch einmal hielt ich zaudernd vor einem Patissierladen, und die linke Brusttasche hob sich stärker und stärker, als ich die Thüre aufdrückte.

4.

Marion.

Der Wirth, ein wohlbeleibter Mann, über die besten Jahre hinaus, repräsentirte, friürt und in weiß seidenen Strümpfen, den echten Franzosen von ehemals. Auf keine Frage blieb er Antwort schuldig.

Monsieur waren schon einmal in Blois? sagte er, vom Antworten zum Fragen übergehend. Aus Reisebeschreibungen kann man, auch bei Monsieurs *esprit* — er machte eine leichte Verbeugung — das nicht lernen.

Ich verbeugte mich wieder. Es waren doch elf Jahre her. Ich kannte den Wirth nicht.

War nicht damals ein gewisser Marcolini Besitzer des Ladens?

Damals, ach Monsieur, das sind nun elf Jahre her, daß der Scheim nach Italien zurück-

Wirth auf ein Feld zu locken, wo die Zunge mit seinen Gedanken und Empfindungen durch ging, so hatte er seinen Zweck erreicht. Er fiel dem Gast ins Wort, um von vorn herein jeden Verdacht gegen den Verfasser des Quartanten abzuschneiden:

„Wenn die Kritiker nur etwas zerstören können, was fest steht! Was ist denn fester als die Tradition, die durch Jahrhunderte geglaubt wird! Ist ein Blatt beschrieben Papier ein besserer Beweis! Ich muß gestehen, daß ich jetzt vor allen Chroniken und Historienbüchern eine Art Mißtrauen bekomme, wenn ich an die Windbeutel denke, die über die Dinge von heut schreiben ohne eine Sterbenssylbe davon zu verstehen. Jener Scribent aus dem Ende des vorvorigen Jahrhunderts ist allerdings eine ehrliche Haut, er schrieb, was die feinen Herren heut nennen würden, ohne Kritik; das heißt, er brachte zu Papier, was er hörte und was damals geglaubt wurde. Mehr hat ein Historiker nicht zu thun; was er von seinem Glauben und Guthalten hinzuthut, schenke ich ihm, denn jeder Leser ist im Grunde genommen doch selbst wieder Kritiker, und glaubt entweder oder verwirft was er liest; wozu also der Kohl und Schaum vorher, den man erst fortwerfen muß, um zum Fleisch zu gelangen!“

Sie waren auf eine kleine Anhöhe gekommen, nördlich vom Gute, von wo man nach Mittag eine ziemliche Uebersicht der von uns oft beschriebenen Oertlichkeiten hatte. Wenigstens sah man deutlich die grauen Mauern des Hauses Jlitz von den hohen, braunen Rüstern, wie

von einem Netzwerk umstrickt. Auch ragte der Spitzthurm von Querbelitz aus den Höhenzügen vor, welcher das dahinter liegende Meer halb verdeckte, während seine Anfänge und die Hügel, welche die Quirlitz theils durchbrach, theils umwässerte, nach links zum Vorschein kamen. Dorthin mochte man über Meer und Felder am Horizont, wenn ein Sonnenblick darauf fiel, ein großes leuchtendes Haus entdecken, es war das neue, jetzt aber schon wieder sehr veraltete Herrenhaus von Quilitz.

Der Major, der zur Erörterung eines ihm ans Herz gewachsenen Themas nur Luft schöpfen wollte, strengte doch das Auge an, als beschäftige ihn etwas beim Anblick eines Hauses, das sein Fuß nie betreten. Er glaubte eine Bewegung daselbst zu sehen, die er sich nicht erklären konnte, es mußte wohl eine Täuschung sein, als er ruhig anhub:

„Sie wurden in der kurzen Zeit bewanderter in unseren Verhältnissen, als es, Gott sei's geklagt, viele unserer Gutsbesitzer sind. Dieser Sandboden war unserer, so weit der Lehnsverband Eigenthum gewährt. Was haben wir noch davon! Unsere Lehnsherrn wechselten, wir nicht; das hat die Verhältnisse verrückt. Man grübelt jetzt darüber, daß unsere Väter bei jeder Huldigung ihre Gerechtsame und Privilegien sich gewährleisten ließen, weil man meint, was Recht sei, das bleibe es auch gegen jeden Erbfolger. An der Geschichte unserer Adelsgeschlechter könnten die weisen Herren das Gegentheil studiren, wenn diese Theoretiker überhaupt einen Begriff von Recht hätten. Ich rede nicht von

dem, was die ersten Hohenzollern uns anthaten. Sie kamen als Eroberer, und darüber ist Gras gewachsen. Ich will es nicht aufreißen. Aber was ist seitdem geschehen, wie hat man an unserem Fleisch und Blut gesogen und gezwickt, als wäre der Rittergutsbesitzer nur da, um Fourage für den Unsinn zu liefern, der an den grünen Tischen ausgeheckt wird. Und das wird immer toller. Was nahm man uns unter dem großen Kurfürsten, was unter dem Soldatenkönige Friedrich Wilhelm I. Der große Friedrich regierte, als ob wir nicht da wären, und unser gegenwärtiger, gnädiger guter Herr, dem Gott wieder Glück und langes Leben schenke, möge er es dazu anwenden, wieder gut zu machen, was seine schlechten Räthe schlecht gemacht haben. Aber auch dazu ist keine Aussicht. Was haben wir denn noch, möchte man fragen, nachdem sie uns Alles genommen? Unter dem Kurfürsten das Recht mitzusprechen in den Dingen, die uns angehen. Die Stände die sich unterstanden zu meinen, daß Gott ihnen einen Mund gab, um zu reden, und jeder ein Recht, für sein verbrieftes Recht sein Advocat zu sein, schmiß man in das Cachot, man holte sie mit Stricken und Zangen aus der Fremde, um sie aufs Schaffot zu schleppen. Ich will aber auch darüber das Gras wuchern lassen, der neuere Begriff Majestät verblendete die Geister, es war eine Wahnkrankheit wie die, welche Ihnen, Herr Marquis, die rothe Mütze auf die Stirn drückte. Was soll Kalksteins verspritztes Blut meines in Wallung bringen, wenn seine Söhne und Enkel nicht anstanden, demüthigst um Ver-

zeihung zu bitten, daß ihrem Vater ein Unrecht geschehen. Wer zum Dienen und Apportiren Lust hat, was hab ich alter Thor ein Recht ihn zu hindern, daß er ein Pudel wird! Ach, mein Herr Marquis, man möchte oft an der Menschheit verzweifeln, und die Edelleute sind leider auch nur Menschen. Aber — aber was sind wir, wo nicht einmal ein bissiger Hund sich aufrichtete, als man uns eine Steuerfreiheit nach der andern nahm. Mit meinem Arm und meinem Blut, auf meinem Roß, und mit so und so viel Mannen hatten die Quarbitz auf Blitz die Verpflichtung zu ihrem Lehnsherrn zu stehen, wenn er in den Krieg rief, und ich meine, die Verpflichtung war auch ein Recht. Meine Väter nahmen's wenigstens so. Wer gab nun dem Könige, der eigensinnig seine Souveränetät auf einem rocher de bronze stabiliren wollte, statt auf die Herzen seiner Vasallen, ein Recht, ohne uns zu fragen, dies Verhältniß zu changiren, und statt unserer Dienste das Ritterpferdegeld zu fordern? Wenn ich nun die 18 Thaler nicht zahlen will, wenn ich mein Blut dafür geben will! Kann ein Monarch mehr fordern! Aber es ist auch damit noch nicht gethan, wir werden's erleben, man wird uns auch das Letzte nehmen, wodurch wir dem Könige und dem Vaterlande noch nützen könnten, — unsre Bauern. Immerhin, man mag uns auch unsere Söhne, Töchter, Frauen, uns selbst nehmen. Das wäre am geschicktesten und der kürzeste Prozeß."

Die Galle war dem Herrn von Blitz durchgegangen. Das kam wohl vor: aber es war vor einem Fremden,

einem Feinde! Mochte dieſer zuerſt den Verſtoß fühlen, der ſeinem Gaſtfreund, wenn der Impuls vorüber, ein Schamgefühl zu Geſicht treiben mußte? — er lenkte ſchnell vom Gegenſtande ab. Ob das preußiſche Land allein von dieſen Uebeln gelitten, ob der zerſtörende Druck von oben auf die beſtehenden Verhältniſſe nicht durch das ganze Volk gehe? Was die Regierung der preußiſchen Könige dem eingebornen Adel angethan, hätten ſie gewiſſermaßen in ihrer Eigenſchaft als Kriegsfürſten wieder gut gemacht. Als berühmte Feldherrn und Helden gäben ſie dem Adel, den ſie in ſeinen ſtändiſchen Rechten niedergedrückt, wieder eine Bevorzugung, die ihn an ſeine alte Beſtimmung erinnert. „Es können doch nur Edelleute Officiere werden?“

„Wenn man uns das noch läßt! O, es iſt auch deshalb Geſchrei. Als ob die Bürgerlichen nicht genug hätten, daß man ſie unter die Huſaren läßt. Die Artillerie ſteckt ja ohnedem ganz voll.“

Dem Franzoſen entfuhr ein leichter Seufzer, indem er das Wort Artillerie wiederholte: „Man könnte meinen, dieſe eine Waffe habe mehr und zerſtörender eingewirkt auf die beſtehenden Rechtsverhältniſſe als Rouſſeau's, Voltaire's und Payne's revolutionaire Ideen. Das Ritterthum ging an ihr unter, jüngſt auch das Königthum. Auch die Schlöſſer des märkiſchen Adels wurden ja wohl durch eines dieſer furchtbaren Inſtrumente nieder gelegt, gegen welche Manneskraft nicht ausreicht?“

„Es wäre auch ohnedem geſchehen. Ihre Kraft war zu ſtark, nachhaltig. Dazu war dieſes eiſerne Geſchlecht

klug, sie hatten durch Versprechungen die Städte auf ihre Seite zu bringen gewußt, und das Krämervolk half dann redlich schon damals mit auf uns losschlagen. Merkten sie wenig als jetzt in ihrer gemeinen, heimtückischen Freude, daß sie mit den Schlägen gegen den Adel sich selbst in den Nacken schlügen. Von welcher ehemaligen Macht sprechen die Mauern, Thürme, Rathhäuser dieser kleinen Provinzialstädte, und was steckt jetzt dahinter? Nehricht und Armuth. Das haben sie davon geerntet, daß sie vom Adel sich losfagten, denn sobald die Hohenzollern mit uns fertig waren, ließen sie's den Bürgerherren entgelten, daß sie einmal in die Nothwendigkeit versetzt gewesen, mit Schneidern und Schustern Alliance zu schließen."

„Das geschah auch wohl sonst wo in der Welt, Herr Baron. Um ihr Müthchen an den Edelleuten zu kühlen, ließen und lassen sie sich von den Fürsten das Netz über die Ohren ziehen, und die Schneider und Schuster wurden niemals klug. Scheinen doch andrerseits die Städte überhaupt, mit oder ohne Gelehrte, mit destructiven oder ohne Ideen, zu unsern unversöhnlichsten und schädlichsten Feinden destinirt."

„Die unversöhnlichsten mag sein, die schädlichsten das wurden wir selbst. Wo hält noch die Ritterschaft zusammen? Wo blieben jene Einigungen aus dem Mittelalter, durch die wir uns stark erhielten? Nicht weil man uns einigemal gesprengt, auf den Kopf geschlagen, sondern weil uns der Muth darauf verging, darum sind wir unterlegen. Nur, weil wir nachgaben, freiwillig unser geheiligtes Recht fallen ließen, schwoll die Fürstenmacht

zu der unnatürlichen Stärke an, die endlich alles Lebendige des ständischen Lebens erdrückte, oder mit sich fortriß. Wenn einmal Einer wagte, seine Stimme zu erheben, wie gafften sie ihn erschrocken an, sie freuten sich wohl innerlich, daß er den Muth hatte, aber sie selbst hatten ihn nicht, blieben mäuschenstill. Sie warteten ab, ob es gelingen würde, und damit ging Alles verloren. Dies Abwarten, Marquis, ist der Rost, der unsern Stahl zerfressen hat. Sie möchten wohl, sie reden schön und frei, aber wenn's zum Handeln kommt, wollen sie erst sehen, wohin sich die Wage neigt. O, die herrliche Maxime: Einer kann doch nicht gegen den Strom schwimmen, man muß nicht aufsässig sein, wenn man sieht, daß Alle sich unterwerfen, man verschwendet seine Kräfte ohne Noth und schadet seiner Sache, statt ihr zu helfen — — das hat unsern Stand untergraben und verdorben."

„Unsern allein? lächelte der Obrist. Wenn der rauschende Strom Alles mit sich fortreißt, gehört eine heroische Freiheit dazu, sich gegen ihn zu stemmen. Fordern Sie die von den Menschen?"

„Nein, aber vom Ritterstande; ich setze sie beim wahren Ritter voraus, als sein Patrimonium. Er soll sich nicht in den Wirbel stürzen wie der tolle Curtius, so wenig als mit den Mühlenflügeln kämpfen, wie Don Quixote, aber er soll seiner Ritterpflicht eingedenk sein gegen Oben wie gegen Unten. Ich stand einmal so gegen meinen König. Es hat mir eine Woche Festung eingetragen und ich quittirte den Dienst. Hätten nur funfzig, nur zehn Gutsbesitzer, die über die Verordnung damals

lauter ſchrieen als ich, nämlich in ihren vier Wänden, zu mir geſtanden, es wäre anders gekommen. Zeter ſchrieen ſie freilich, brauchten Ausdrücke gegen die Majeſtät, die ich nicht wiederholen will, ſchworen Alle, mit mir nach Berlin zu ziehen, um am Thron ein Wort zu ſprechen, das im Lande wiederklingen ſolle, aber als ich Anſtalt machte, kamen nur zwei mit. Die beſannen ſich aber auch unterwegs, daß Einer doch nur das Wort führen, und Einer ſo gut als Drei ſprechen könne."

„Hat man Ihnen nicht auch eingewandt, daß eine ſolche Proteſtation in Maſſe wie eine Conſpiration ausgelegt werden könne?"

„Nein, das nicht, aber mein Vetter, der Militzer, reiſte mir nach und beſchwor mich, es nicht ſelbſt vorzubringen, ſondern unſer Anliegen einer Hofdame, oder wär's einer Kammerfrau der Königin, zu übergeben. Wenn die es zu gelegener Stunde vorbrächten, könnten wir des Erfolges gewiß ſein. Gewiß hatte mein Vetter Recht, er iſt ja ein kluger Mann; durch ſeine Kammerkatzen hätte er es durchgeſetzt, und ich ſetzte es nicht durch, ſondern kam auf die Feſtung und um meinen Dienſt. Aber wenn heute der Fall wieder wäre, ich würde auch heut keine Kammerfrau und keine Hofdame incommodiren, ſondern mir ſelbſt den Beſcheid holen. Wenn alle Edelleute dieſes Sinnes wären, Herr Marquis, dann gäbe es heut noch einen Adel. Wir ſelbſt haben uns aufgegeben. Nicht die Schwachherzigen, die ſich durch Kammerherrnſchlüſſel, Penſionen, Bänder, Aemter, Rückſichten abziehen laſſen, nicht die Abtrünnigen und Verräther ſind der ſchadhafte

Fleck, — den ſtößt man ab, wo der Körper geſund iſt, — aber unſer Corpus iſt es, der an der Mattherzigkeit ſiecht, am Unglauben an ſich ſelbſt. — Was verſpielt iſt, dem ſollen wir nicht mehr nachlaufen, eine Einigung wie vor dem Kremmer Damm iſt nicht mehr möglich, und auch die Sprache des alten Burgsdorf gegen den Kurfürſten wäre nur eine antiquirte, aber es gäbe noch immer Poſitionen, wo wir uns halten könnten und einen Theil unſerer alten Stellung wiedergewinnen. Das hat Keiner auch nur mal verſucht. Unter dem vorigen Könige, ſtatt von dem Schand- und Schlammweſen am Hofe ſich zurückzuziehen, in grellender Würde auf ihren Gütern, wenn ſie keinen lauten wagten, einen ſtummen Proteſt einzulegen, intriguirten ſie lieber, um durch eine Maitreſſe die andere zu verdrängen. Die neue adliche ſollte gut thun, was die bürgerliche uns ſchlimm gethan. Welche Hebel wurden da nicht in Bewegung geſetzt, und was war das Reſultat? Wind um Wind! Ich dankte dafür. Was haben wir gethan, als die Clique Aug und Ohr des jungen Königs immer enger umſtrickte? Sie ſchwänzelten und girrten um die Lombards, Haugwitz, Lucchesini, wie ſie um die Riez und Schulzky, und wie die Menſchen hießen, geſchwänzelt hatten. Nun, nicht Alle, aber ſchlimm genug, daß es Einige thaten, und ſchlimm, daß die Andern zu ſcheu waren, ſie auszuſtoßen. Was iſt eine Kette, kann jedes Glied thun, was es Luſt hat, ohne die andern zu beflecken? Wenn Glieder mit der Canaille Hand ſchütteln, ſchweißt der Schmutz durch die andern. Wir ſahen die Früchte, und was thaten ſie neulich, was thun ſie

jetzt? 1806, als der Degen uns halb aus der Scheide fuhr, da wär's an der Ritterschaft gewesen, ihn ganz herauszureißen. Das durften auch Vasallen, wo sie sahen, daß ihr Lehnsherr eines Vormunds bedarf; das war nicht Felonie, es ist in guter alter Zeit oft geschehen. Da dachten sie an ihre gesegneten Felder, an den lieben Frieden — das ist der Weg zum ewigen Friedhof für die Nationen. Und auch diesmal, was haben wir denn eigentlich gethan, um dem König Muth einzublasen? Hofcabalen bei dieser und jener Prinzessin, Lieder, Toaste, gewetzte Degen an Thürschwellen; hie und da opferte ein Edelmann so und so viel Malter Korn und Stroh auf dem Altar des Vaterlandes. Und das Elend, daß so viele, sonst so brave, tüchtige Männer nicht lieber sterben wollten, als im Elend fortleben. O das hat uns eine Wunde versetzt, die lange, wenn nicht ewig, in Preußen bluten wird. Und was thun wir jetzt?"

„Sie fügen sich, wie die andern Stände, in das Unvermeidliche," fiel der Christ ein.

„Den andern Ständen überlaß ich diese Raison, mein Herr Colonel. Ihr Interesse ist ihr Götze. Wir sollen nicht vom Roß unter unsern Lenden uns fortreißen lassen, sondern es gegen seinen Willen dahin treiben, wo unsere Pflicht ruft, denn umsonst ist nicht das Symbol unseres Standes, der Sporn."

Damit schien das Gespräch zu Ende, denn der Herr von Blitz hatte unvermerkt die Sporen seinem Thier in die Weichen gedrückt. Der Colonel sah ihm befremdet nach, er schlug gerade die Richtung auf Quilitz ein. Erst

kehrte. Ich erstand dann bei der gerichtlichen Versteigerung Haus und Laden.

Und die Frau —

Bon Dieu, die ließ er zurück mit allen Schulden. Die Frau ist dann mit einem von den Alliirten, ich glaube nach Rußland gezogen, aber die Schulden sind im Lande geblieben. Er war ein schlechter Wirth.

Und — und — die schönen Pasteten. — Er fiel ein.

Werden noch eben so gut gebacken, wenn Monsieur probiren wollen.

Er rief hinein.

Es war ja auch wohl, knüpfte ich wieder an, bei Marcolini's ein Mädchen, die sie vorzüglich zu backen verstand. —

Der Wirth lächelte. —

Sie bediente auch die Gäste, und es war des Morgens großer Zudrang. Irre ich nicht, so hieß sie — Marien.

Marien! Marien! rief der Wirth.

Himmel, die kleine Marien dient noch immer im Hause?

Ei, ich habe sie geheirathet, als ich das Geschäft übernahm, denn sie verstand was dazu gehört

gestern hatte d'Espignac, vor dem der Major kein Geheimniß mehr zu haben schien, von dem Verhältniß der Lehnsvettern zu einander gehört. — Unten auf der Landstraße fuhren zwei vollbepackte Equipagen vorüber. Vor ihnen sah man drei Leiterwagen, noch höher mit Geräth und Möbeln beladen, eben in den Kiefernwald einbiegen. In der Kutsche saß die Quilitzer Familie; die lange Rike, die zum Fenster hinaussah, mochte den Vetter auf der Höhe erkennen, sie winkte ihm mit dem Tuche; um mit einander zu sprechen, war die Entfernung zu groß. Der Major hatte still gehalten und salutirte. Der Colonel dachte an eine Flucht oder Auswanderung, der Major aber sagte: „Sie fahren nach den Klostergütern. Aber mit Sack und Pack, was soll das heißen?“

Da kam ein Reiter über das Feld gekreuzt, es war der Baron Eppenstein. Er hatte die Worte gehört:

„Wissen Sie's noch nicht! Der Hofmarschall läßt sein Schloß einreißen: darum zieht er mit Kind und Kegel nach Schwanebück und Schmachtenhagen.“

„Plaisanterie, mein Herr Baron, die finde ich hier nicht angebracht!“

„Da sehen Sie die Staubwirbel! Wenn es still wird, können Sie die Aexte klingen und die Steine rollen hören.“

„Ist er toll geworden?“

„Ei, Herr Major, ein so kluger Mann, wie Ihr Vetter! Das Haus hat Risse, weiter nichts als Risse,

baufällig: der italieniſche Baumeiſter hat bekanntlich ſeinen Ciceroter betrogen. Ueber Nacht hat der Hofmarſchall einen Knall gehört oder geträumt — da iſt ihm die Angſt gekommen, es könne ihm über den Kopf einſtürzen. Raſcher Entſchluß, er läßt es bis auf die Sohle abbrechen und verauctioniren."

Das ſtille Lächeln auf der Lippe des jungen Mannes ward durch ein bitteres auf der des Majors beantwortet. Da wirbelte eine Staubwolke auf, wenige Secunden darauf krachte es durch die ſtille Luft.

„Wetter noch mal, ſind die Blitzkerls ungeſchickt! rief der Baron. Excüs, Herr von Quarbitz. Die Verſteigerung geht auf der Stelle vor ſich. Köſtliche Pirnaer Sandſteine, für ein Heidengeld damals hergeſchafft. Jetzt könnte man ſie für ein Spottgeld erſtehen, wenn die Teufel ſie nicht ruinirten."

„Der junge Mann iſt wohl nicht von Geburt?" bemerkte der Colonel, als der Baron querfeldein nach Quilitz ſprengte. „Es giebt Edelleute, die noch beſſer ſpeculiren," brummte der Herr von Blitz, als ſchon ein anderer Reiter ſich zu ihnen fand. Der Johanniter von Quirin kam von Quilitz. Es ward ein lebhaftes, ungezwungenes Geſpräch, nachdem der Major ſeinem Nachbar die Verſicherung gegeben, der Colonel ſei ein Cavalier, vor dem man nicht hinterm Berge zu halten brauche. Was war auch da zu verbergen, wo die Sträuche und Kiefernadeln ſchon von der Nachricht ſchwitzten: der Herr Quilitz läßt ſein Schloß abbrechen, weil er die Einquartierung nicht mehr aushalten kann.

Einige Male hatte der Herr von Alitz aufgelacht, aber es war eben nur ein Ingrimmlachen, wo die Lippen nur die Zähne verbargen.

„Es iſt ja kein Stammſchloß, Herr von Quarbitz, ſagte der Johanniter beim Abſchiede. Betrachten Sie's als eine Art Nemeſis, daß ein Quilitzer ſelbſt Hand anlegen muß, um das Palais zu vernichten, was Ihnen, ich meine Ihren Vätern, ſo viel Anſtoß erregte, als die Quilitzer Ihrer ſchloßgeſeſſenen Familie über den Kopf bauen wollten. Nebendem kann ich mir denken, daß doch auch eine Art Genugthuung für Sie darin liegen muß, wenn nun das fatale Lied: Ihr von Alitz ſolltet nimmermehr nach Quilitz! von ſelbſt anſhört. Poſſen freilich, aber wer hört ſich gern verſpotten."

Der Major und ſeine Einquartierung ritten eine geraume Weile ſtumm neben einander. Ob der Colonel auch diesmal dem ſtillen Gedankenwege ſeines Wirthes folgte? War's die innere Empörung über die Handlungsweiſe des Lehnsvetters, was ſeine Stirn kraus zog? Ja, er empfand einen Augenblick die Befriedigung, welche der Herr von Quiritz ausgeſprochen. Aber daß dieſer Mann es auszuſprechen wagte, daß er es mit einer Art Bedauern gethan, hinter der die Schadenfreude vorblitzte! Wie unedel, unritterlich, ja wie unpatriotiſch, dachte der Major, in ſolcher Zeit auf dieſe Privatangelegenheit, und mit der Rancune zu ſticheln! Alsdann machte er ſich freilich ſelbſt den Vorwurf: kannſt du jetzt noch Gefühl haben für ſolche Mückenſtiche! Aber wir ſind Menſchen; wenn wir für die

Mückenstiche das Gefühl abhärten, empfinden wir am Ende auch nicht die Spitze eines giftigen Pfeiles, und, sagt nicht Alexanders Geschichtsschreiber: ein edel Roß wird schon durch den Schatten der Ruthe, ein unedles nicht einmal durch den Sporen regiert!

„Dieser rothe Knirps und meine herrliche Caroline!" knirschte er, noch einmal dem Johanniter nachblickend, dessen kleine Gestalt von seinem hohen Gaul beim Traben etwas zu weit in die Luft geschleudert ward. Dann blickte er zufällig auf seinen Begleiter, und fand, daß der schöne Reiter unverzeihlich nachlässig auf dem schönen Pferde mehr hing als saß. Es war ein schleppender Gang. Neben seinem Franzosenhaß im Allgemeinen hatte der Major eine specifische Abneigung gegen die französische Cavallerie; er meinte, sie ritten eben so unverantwortlich schlecht, als sie ihre Pferde unverantwortlich nachlässig behandelten. Hatte er doch selbst einmal im Stall einem einquartierten Dragoner die Striegelbürste aus der Hand gerissen, um ihm zu zeigen, wie man ein edles Thier behandle.

Der Major hielt sich für den besten Reiter, und jetzt war er übler Laune. Ein Gespräch über das Reiten ging unmerklich in eine Lehrstunde über. Welf von der Quarbitz war ein strenger Exercirmeister gewesen; bei der Pferdebehandlung machte er zwischen Kerlen und Junkern kaum einen Unterschied, er nannte, wer schlecht ritt, einen französischen Krippenreiter. Wie weit er dies mal ging, oder in Eifer und Laune sich verging, wissen wir nicht, aber er hatte in dem Colonel, wie es schien,

einen eifrigen und den gelehrigſten Zuhörer. Der folgte wie inſtinctartig paragraphenweis dem Vortrage, als verſuche er, ob es ſich executiren laſſe, jetzt in der Haltung des Steigbügels, der Trenſe, er hob ſich im Sattel, er ließ die Vorderbeine und Hinterbeine des Thieres agiren. Mit einem Worte, er machte die Schule zur ſteigenden Zufriedenheit des Lehrmeiſters durch, wie zu ſeiner großen Verwunderung. „Den Teufel auch, wenn Sie wollen, können Sie ja alles.“ — „Alles doch wohl nicht,“ antwortete lächelnd der Colonel, als ſich ſein Pferd vor der Brücke über einen Waſſergraben zu fürchten ſchien und bäumte. „Ich will voran, rief der Major, dann wird es folgen.“ Aber drüben ſah er zum Erſtaunen, daß der ſo treffliche Reiter ſeines Pferdes nicht mehr Herr war. Er hatte den Zaum verloren, er klammerte ſich an die Mähne, er umfaßte den Hals. „Donnerwetter! was iſt das?“ Das Pferd fuhr mit dem hangenden Reiter, der auch den Steigbügel verloren, jetzt rechts, jetzt links in weiten Kreiſen umher; doch wurden ſie allmälig immer kleiner, bis es plötzlich wieder am Rande des Grabens ankam. Der Major hörte ein leiſes Schnalzen, vermuthlich ein Zeichen des Reiters für ſein Lieblingspferd, und wollte ihm eben zurufen: „Dort iſt die Brücke, benutzen Sie den Augenblick!“ als das Thier einen Anſatz nahm. „Herr Colonel, die Diſtance iſt zu breit, zu breit ohne Anlauf. Reißen Sie es herum!“ Zu ſpät, das Thier ſchwebte über den Graben, ſelbſt wie ein weit geſpannter Brückenbogen, und ſeinen Reiter nur wie eine Laſt, deſſen es ſich entledigen wollte, tra-

gend. Während er ſich der Länge lang liegend auf dem emancipirten Ungethüm anklammerte, ſtand es auf dem andern Ufer. Aber im ſelben Augenblick ſaß auch wieder der Ritter ſtolz und leicht im Sattel; nur ein Schenkeldruck und das Roß kehrte, nach ſeinem Herrn aufwiehernd, zum vorigen Gehorſam zurück. Der Obriſt näherte ſich ſeinem Wirth und berührte lächelnd den Hut:

„Entſchuldigen Sie den unzeitigen Spaß, aber ich mußte Ihnen doch auch meine Schule zeigen, nachdem Sie die Güte gehabt, mir die Ihrige zu erklären.“

Der Obriſt ſaß jetzt im Sattel, er ritt, hielt, bewegte ſich, als wäre er der eingeſchulteſte preußiſche Cavalleriſt.

„Herr, in drei — ſind Sie ein ſpaniſcher Reiter?“

„Ich bin es ein Mal geweſen. Wie Sie mir den Jacobiner nachgeſehen, werden Sie mir auch den Kunſtreiter vergeben. Wohin treibt nicht der tolle Uebermuth einer reichen Jugend! Halb war es Kränkung wegen eines Verweiſes, den mir der Stallmeiſter meines Vaters gegeben, Trotz dazu, daß der Vater den Stallmeiſter nicht zwang, ihn zurück zu nehmen, halb Folge einer Wette mit einem Engländer, ich war meinen betrübten Eltern verſchwunden; doch mit Hinterlaſſung eines Billets, ſie ſollten ihren Sohn wieder ſehn, aber gerechtfertigt. So ſahn ſie mich denn nach ſechs Monaten wieder, freilich mit Entſetzen, aber mit großem Ruhm, als Matador eines cirque Olympique in Beſançon. Ich war immer ein guter Reiter geweſen; der mürriſche Stallmeiſter, der nur auf ſeinen veralteten Ideen ritt, war beſchämt, ich

wurde vom Volk auf den Händen getragen, die Zeitungen waren meines Ruhms voll, und meine Eltern vergaben. Natürlich brillirte nur meine Kunst in der Arena und in Zeitungen, mein wahrer Name war im Schloß meiner Eltern versiegelt zurück geblieben."

„Hm! hm! hm! brummte der Herr von Ilitz. Das sind ja eigne Plaisirlichkeiten."

„Ströme Blutes sind drüber geschwemmt. — Ich hasse die Revolutionen, fuhr d'Espignac nach einer Pause fort, aber ein Gutes führen sie mit sich: sie wecken die ursprüngliche Kraft in den Geschlechtern. Durch langen Frieden, Wohlstand, den Hautgout der Civilisation sind die Nationen erschlafft, wie die Individuen und Familien. Wenn der Adel immer recht die Bedeutung einer Revolution verstanden hätte! Wie manche alte Familie, die siech und entnervt ward auf dem Lotterbette eines langen Friedens und der Gewöhnung, hätte in der Blut- und Feuertaufe sich zu neuem Leben erheben, ihre verwüsteten Kräfte stählen können. Ja, sie müßten es nur verstehen die Zeit zu ergreifen, statt sich von ihr fortschleifen zu lassen. Waren Sie in Spanien?"

„Nein."

„Sie sollten diese Granden sehen. Die Enkel der Cid, der Aguilar und Guzman, sie sind oft kaum im Stande sich auf ein Pferd zu schwingen. — Die Herren von Quiritz sind wohl eine alte Familie?"

Der Major sah ihn verwundert an. Der Colonel lächelte: „Ich habe dafür einen eigenen Blick. Ihr Ursprung muß sehr alt sein und ganz reines Blut. Sie

werden, um ſich immer ſtiftsfähig zu erhalten, viel in einander geheirathet haben, denn es hält jetzt ſchwer ſechzehn Ahnen aufzutreiben. Das bringt dann ſolche Reſultate hervor, die allenfalls nur durch ein Mittel paralyſirt werden, eine Lebensweiſe, die das Blut wieder friſch durch die Adern treibt. Zum wilden Jägerleben iſt hier nicht der Ort, aber ich wollte pariren, daß die Quiritz auch den Militairdienſt nur geſucht haben, wo es Pflicht und Anſtand nöthig machte, nicht als Beruf, wie man es andern Familien anſieht, die geborene Soldaten ſind. Wie viel Generale zählen Sie unter Ihren Vorfahren?"

„Neun Generallieutenants, außerdem —"

„Seltſam! Auch wir grade neun, außer den drei Marſchällen, ſetzte der Colonel mit halb hörbarer Stimme hinzu."

Der Herr von Blitz war wieder erwärmt. Die üblen Eindrücke von dem Schloßabbruch in Quilitz, der beißenden Bemerkungen des Johanniterritters, und der Kunſtreiterei waren verſchwunden; vielleicht hatte der Colonel nur das bezweckt, er hörte nunmehr ohne Unterbrechungen zu, was der Major ihm von der Familie Quiritz und andern märkiſchen Familien erzählte, eine Erzählung, die erſt ihr Ende erreichte, als ſie durch den Thorweg in Haus Blitz einritten.

Den Quiritzen geſtand er ein hohes Alter zu, auch daß ſie vielleicht einſt reichsunmittelbar geweſen, wenigſtens daß ſie erſt zur Zeit, wo die Grafen Lindau zu Ruppin und die Gans Edle zu Putlitz ihre Güter dem Markgrafen Albrecht Achilles freiwillig zu Lehn übertrugen,

die Reichsunmittelbarkeit eingebüßt. „Das gäbe ihnen allerdings Ansprüche, welche wenige Familien in den Marken machen, wenigstens beweisen könnten," hatte der Colonel bemerkt. „Allein es ist thöricht, wenn man sich damit nicht genügen läßt; sagte der Major. Da hat irgend ein entlaufener Mönch und Rector in Berlin zu Ende des 16. Jahrhunderts eine Schrift abgefaßt, worin er ihnen einen römischen Ursprung anfabelt. Die Quiritze sind nun wohl gescheit genug die Quiriten nicht in ihren Stammbaum aufgenommen zu haben; aber sie hören es doch recht gern, wenn Poeten in Hochzeitscarmina und dergleichen darauf anspielen. Das finde ich gradezu lächerlich, nein mehr als das, denn wenn unser Recht festen positiven Grund in der Vorzeit hat, sollen wir nicht in ihren Nebeln noch Wurzeln dafür suchen."

Auf die Frage des Colonels, wann die Familie Quarbitz mit den deutschen Eroberern in die Mark gekommen? mußte der Major die Antwort schuldig bleiben, denn die Reitknechte griffen schon nach den Pferden.

Elftes Kapitel.

Wendisch oder Germanisch.

Der Major war bei der Rückkehr durch eine Nachricht überrascht worden, die ihm nicht willkommen schien. Ein älterer Militairfreund war unerwartet angekommen, um so unerwarteter, als Obrist Heißborn ihm eine Zeit lang als Todter galt. Erst vor Kurzem hatte er nur gerüchtweise gehört, daß derselbe bei der Erstürmung Lübecks zwar auf den Tod verwundet worden, aber noch lebe. Vor der völligen Genesung die Rückreise antretend, war er vor einer Stunde krank aus dem Wagen gehoben worden, um auf dem Gute seines Freundes seine Erholung abzuwarten.

Oberst Heißborn war einer jener preußischen Hitzköpfe und Bewunderer der alten Disciplin, die, voll unendlicher Verachtung gegen die Neu-Franzosen, damals gemeint hatten, Friedrichs Taktik gegen sie in Anwendung zu bringen, sei unnütz, man müsse die Kerle nur mit Knütteln traktiren. Er hatte vor der Entscheidung einige taktische Verstöße begangen, meinten andere Officiere, um so verderblicher, als er Stabschef eines der Feldherrn

vollkommen, und es hat mir keinen gewöhnlichen Segen ins Haus gebracht.

Sie trat mit ihrem Segen herein. Eine wohlbeleibte untersetzte Hausfrau. Ein volles Gesicht, runde, runde Arme, gebräunt von der Küche; Hüften, Schenkel, Füße, alles hatte in gleicher Proportion angesetzt. Eine Schaar Kinder, ich schätzte sie auf sieben bis acht, blickte zur Küchenthür, neugierig auf den fremden Herrn, herein.

Monsieur, das ist Madame! Monsieur hat die Gefälligkeit, sich Ihrer aus Marcolini's Zeiten zu erinnern.

Sie verneigte sich, Monsieur sei sehr gütig.

Ich verneigte mich auch, tief, als stände ich vor einer Prinzessin. Es waren wohl die elf Jahre, die mich so bestürzt machten. Weiß ich doch kaum, wie ich plötzlich vor dem Spiegel stand und die Halsbinde herauf zog; ich war sehr ärgerlich, denn ich bemerkte eine Thräne in meinem Auge, die ich hastig abwischte und dann das Glas Liqueur prüfend, als wäre es Johannisberger Elfer, hinunter nippte.

Madame seufzte: Das sind nun elf Jahre her!

Ja wohl, elf Jahre, erwiederte ich. Ich hätte ein Buch mit Betrachtungen füllen mögen,

und von großem Einfluß war. Er hatte darauf die Besinnung verloren und durch unsinnige Ordres noch mehr Verwirrung in den geschlagenen Heerestheil gebracht, dafür in den letzten Tagen jedoch und namentlich bei Lübeck eine außerordentliche persönliche Bravour bewiesen. Er hatte den Tod gesucht, den er nicht finden sollte. Der Herr von Ilitz war ein Gesinnungsgenosse des Obristen gewesen, in Vielem, nicht in Allem: er tadelte seine Heftigkeit; sein Ungestüm schade ihrer Sache, auch an Friedrich sei nicht Alles vollkommen gewesen. Den Mann sollte er jetzt wiedersehen, in allen seinen Hoffnungen, seinem Sinnen und Trachten zerknickt, einen Riesen von unbändiger Kraft, dem man alle Sehnen und Muskeln durchschnitten, aber das volle Leben ließ. Und der Major wußte nichts, um ihn zu trösten. Sollte er sich an Vorwürfen und Erinnerungen, wie alles hätte besser werden können, gegen ihn erholen? Noch unangenehmer gerade jetzt das Zusammentreffen mit dem fanatisirten Manne, wo er einen ihm lieb gewordenen Gast zu schonen hatte. Heißsporn, in Extase, kannte keine Rücksichten, sein unruhiger Geist mußte beständig completiren, wenn nicht gegen andre, gegen sich selbst. Mit d'Espignac wäre er wie Stahl und Feuerstein aneinander gerathen; er hätte, seiner Natur nach, vielleicht andere Complotte versucht, und — der Major hatte ja eben noch dem französischen Officier sein Wort gegeben, daß er in seinem Schlosse sicher sein könne, er wache darüber.

Um so angenehmer war es ihm, daß der Sprutelkopf sich für heute jeden Besuch verbeten hatte. „Wo er

einkehrt muß er herrſchen, hatte der Vater Minchen zugeflüſtert. Richte Dich danach, ich will nichts wiſſen, ich will heut einen heitern ungeſtörten Familienabend.“ Wo Wilhelmine ſorgte, war alles wohlgethan, aber kann der Mächtigſte durch ſein Gebot auch nur eine heitre Stunde ſich ſchaffen? Von dem Vorfalle in Quilitz ſollte nicht geſprochen werden, aber die Nachricht war längſt vor der Rückkehr der Reiter eingetroffen, und die Familie ſchon in Streit darüber, ob jene Radicalkur gegen die Einquartierung vom Hofmarſchall oder ſeiner Frau ausgegangen? Die Mutter wollte doch alles verwetten, daß das ein Einfall der langen Rike ſei, die Töchter waren anderer Anſicht. Die Tante in Quilitz hätte ihre Menage zu lieb gehabt, und ein Horreur vor den niedrigen Amtsſtuben in Schmachtenhagen; die Speculation rieche nach dem Onkel und es würde wohl vorher viel rothgeweinte Augen geſetzt haben. Umſonſt verbot der Vater durch Worte und Blicke die Fortſetzung des fatalen Geſpräches, — ſchickte ſich ein Disput darüber vor den Ohren der Einquartierung, zu welchen Opfern man ſich entſchließen kann, um ſie los zu werden? Aber was half es, die Vermuthungen platzten immer unwillkürlich heraus, der Streit hub immer wieder an, und d'Espignac, wie geſchickt er ſich auch mit anderm beſchäftigte, um nichts davon hören zu wollen, mußte doch davon Notiz nehmen. Er ließ etwas fallen von Monomanien, die oft in den Familien erblich ſeien. Er kenne eine, wo mehre Glieder aus Angſt vor Mörderhorden einen Selbſtmord begangen hätten, ja von einem, der von der fixen Idee verfolgt,

daß seine geheimen Feinde sein Schloß anstecken würden, es selbst in Brand gesteckt.

„Sie haben Recht, es steckt im Blute, entgegnete der Major, aber gewiß nicht in dem der Quarbitze. Treibe Einer aus den Queisten die Kammerdienergesinnung aus!“

Wenn der Colonel es nicht bereits wußte, erfuhr er jetzt, daß diese Familie von einem Lakaien Joachims II. abstammte, welchem der Fürst mit der Hand einer seiner Maitressen die Klostergüter Schwanebük und Schmachtenhagen geschenkt: „Wie viel Generationen sind nun darüber hingegangen, und man sollte denken, das Blut müsse sich gereinigt haben, denn sie heiratheten in gute Familien, aber wo es hineingesprützt, klebt auch etwas von der alten Bedientenseele. Selbst bei den Ritzengnitzen; sonst ein ritterbürtiges Geschlecht, wenn auch nur Burgmannen; aber mit dem Gelde der Queiste kam auch gleich die Ueberhebung und der Schachergeist.“

„Auch hier die Bourgeois gentilhommes! lächelte d'Espignac. Ich meinte, die edle Einfachheit der deutschen Sitten vertrüge sich mit dieser Krankheit nicht.“

Sie kamen auf das Gespräch zurück, welches durch den Eintritt ins Haus unterbrochen war.

„In den Geschichtsbüchern werden Sie freilich nichts davon finden, hub der Hausherr an, weil die Herren Historiker lieber aus ihren kritischen Conjecturen als aus den Traditionen schöpften. Aber es ist höchst wahrscheinlich, daß das Heergefolge der ersten deutschen Eroberer aus jüngern Söhnen gerade der vornehmsten deutschen Familien bestand. Die Slaven aus den Landen hinter

der Elbe zurückzudrängen, welche ehedem germaniſch geweſen, wo Tacitus noch unſere Väter gefunden, galt dem jungen unbändigen Adel an den ſächſiſchen Fürſtenhöfen als Ehrenſache. Ich ſage Fürſtenhöfe, aber was waren dieſe Fürſten anders, als größere und kleinere Dynaſten, die ſich ſelbſt nur nach harten Kämpfen der fränkiſchen Kaiſermacht unterwarfen. Sie waren Freie, Reichsfreie, die nur ſehr allmälig in die Lehnsbande ſich fügten. Aus Liebe zu ihrer alten, urſprünglichen Freiheit, und da ſie die Hoffnung aufgeben mußten, gegen die fränkiſche Oberherrſchaft wieder aufzukommen, drängten ſie ſich unter die Kreuzfahrer gegen die heidniſchen Wenden. Im Oſten wollten ſie ſich Luft machen, wieder freies Eigenthum gewinnen, wo ſie im Weſten es verloren und ſich gedrückt fühlten. Dies gelang freilich nicht allen. Der Arm der Ascanier war zu kräftig. Aber die Zahl der Reichsunmittelbaren war weit größer als man annimmt; die Lindau, Ebernburg, die Gänſe zu Putlitz, die Quirit, waren es nicht allein. Und wie der alte widerborſtige Sinn in unſern Geſchlechtern nicht erloſchen war, ſie vielmehr jede Gelegenheit benutzten ihre alten Rechte und Freiheiten wieder geltend zu machen, dafür iſt ihnen die Geſchichte der großen Einigung, bei der man mit Unrecht immer nur an die Quitzowe denkt, die Affaire vom Kremmer Damm und der faulen Grete ein Beweis. Wenn Sie nun die älteſten deutſchen Dynaſten- und Herrſchaftsnamen mitten in dieſe ſlaviſchen Diſtricte verpflanzt ſehen, die Sternberg, Lindau, Frankfurt, ſpricht das nicht, wie in Kur-, Eſth- und Liefland, wo Sie dieſelbe Er-

ſcheinung finden, dafür, daß Deutſchland ſeine edelſten und beſten Kräfte in dies Slavenland aus- und abſetzte? So weit, mein Herr, gehen meine Beweiſe. Nun müſſen wir es freilich dem Bewußtſein überlaſſen, von woher jeder ſeinen eigenen Urſprung leitet und zählt; was jeder wüßte, dafür bedurfte es, ſo meinten unſere Altvordern, keiner ſchriftlichen Aufſetzung."

Die Mutter war beim Strickſtrumpf eingeſchlummert, Minchen gähnte, und Caroline flüſterte ängſtlich zur Schweſter: „Ach nun kommt die Kaiſergeſchichte. Was muß der Colonel davon denken!" Bis zur Kaiſergeſchichte kam es indeß nicht.

„Ich will zugeben, fuhr der Hausherr fort, daß die Querbelitze urſprünglich eine wendiſche Race waren. Vielleicht ein Schimpfname; wie oft aber wird der in Parteienkriegen zum Ehrennamen! Ich folge der Sage, daß ſie eine räuberiſche Verbrüderung zu Lande geweſen, wie die Homsburger und andere Wikinger-Geſellſchaften zur See; ein Schrecken der Umgegend, in die ſie von ihrer Sumpffeſtung aus Raubzüge unternahmen. Je größer der Schrecken, den ſie über die deutſche Grenze verbreiteten, um ſo mehr Verpflichtung der deutſchen Kaiſer einen Pfahl ihnen ins Fleiſch zu treiben. Denn man weiß, daß es mit einfacher Beſiegung und Unterwerfung bei den Wenden nicht gethan war; kaum daß das deutſche Heer den Rücken gekehrt, ihre Sümpfe und Seen wieder aufgethaut waren, ſo ſchüttelten ſie mit der Taufe den Oberherrn ab. Der Pfahl ins Fleiſch war ein deutſcher Oberaufſeher, Zwingherr, wie Sie wollen,

Gau- und Markgraf. Nehmen wir dieſe natürliche Erklärung an, ſo löſen ſich von ſelbſt alle ſcheinbaren Widerſprüche der Chroniſten und Urkunden. Das castrum Quorbeliza dort im Moor war das befeſtigte Lager der alten Heiden, die arx illustris Werbeliz aber das Schloß, die Zwingburg des deutſchen Vogtes oder Grafen. Der deutſche Herr wird nun das widerborſtige Geſchlecht ordentlich gezauſt und gebändigt haben. Beweis die Geſchichte: Die Slaven haben nicht die Germanen, ſondern dieſe jene überwunden, und meine Familie blieb im Beſitz der Güter, die urſprünglich beneficia, das iſt Lehen des Reiches waren. Aber bei Jahrhunderte lang dauernden Kämpfen zwiſchen Völkern verſchiedener Abkunft nimmt eine nur zu leicht die Sitten, den Aberglauben, die Beſchäftigung, ſelbſt die Sprache und die Namen der anderen an. Wurden die Nachkömmlinge der Gothen im Kampfe mit den Mauren nicht halbe Araber? Sehr möglich nun, daß uns das auch paſſirte. Indem man Wilde zähmt, wird man ſelbſt etwas wild, und außerdem erbt der Sieger und Eroberer die Rechte der Beſiegten. Die Herren identificirten ſich mit ihren Unterthanen, ſie haben auch wohl ihre Einfälle und Raubzüge fortgeſetzt. Wir ſind die Querbelitze, vor denen die Chroniſten in den Chroniken ein Kreuz ſchlagen, aber um deshalb bleiben wir, was wir geweſen waren, und am wenigſten ſind wir, wie einige Heraldiker behaupten wollen, darum wendiſchen Urſprungs."

Der Colonel fand dieſe Auslegung eben ſo ſinnreich als wahrſcheinlich. Das blaue Auge in der Iliper

Familie ſpreche gleich wie die blonden Haare des Quilitzer Zweiges für die germaniſche Abkunft. Der Major verzog die Lippen. Die blonden Haare, meinte er, könnten auch wohl erſt von der polniſchen Gräfin kommen. „Unter uns, ſagte er leiſe, ich gebe nicht viel auf unſere Blutsverwandtſchaft. Die Quilitzer müſſen wendiſchen Blutes ſein, entweder eine ſitzen gebliebene kleine Slavenfamilie, oder unſere Vorfahren waren auch nicht immer Joſephe, und die wendiſchen Mütter von leichtem Blut. Gewiſſe Väter begünſtigen ihre natürlichen Söhne oft über Recht und Gebühr. Uebrigens glaube ich auch nicht, daß die Quilitzer urſprünglich ritterbürtig ſind."

D'Espignac fand auch in dieſer Conjectur Wahrſcheinliches. Er wußte ein Beiſpiel aus den Traditionen ſeiner eigenen Familie aus den Kreuzzügen, und wollte eben die merkwürdige Geſchichte eines Uſurpators erzählen, als der Major abgerufen ward. Ein Fremder, der ſich ſchon während ſeiner Abweſenheit gemeldet, wünſchte den gnädigen Herrn zu ſprechen.

Caroline benutzte die Pauſe, am Stuhl des Colonel vorüber zu ſtreifen: „Nur nichts von den Kreuzzügen! Das iſt ein wunder Punkt."

„Warum?" flüſterte er.

„Wir haben keine Kreuzritter in unſerer Familie."

Sie hätten nicht nöthig gehabt leiſe zu ſprechen. Wo Jeder ſeinen eigenen Gedanken nachhing, gab Niemand auf den Andern Acht. Waren die ſo trüb wie die Kerzen, die Niemand putzte? Die Mutter merkte nicht, daß das Strickzeug ihr entfallen, und ihr Kätzchen

damit spielte. Wilhelmine schien auch müde, aber als gute Oekonomin benutzte sie immer die heraldischen Discurse des Vaters um ihr Ausgabebuch in Ordnung zu bringen. Herr Mauritz hatte, als die Reiter zurückkehrten, in Symphonien am Clavier sich verloren. Er saß jetzt wieder halb davor, den Kopf im Arm, und seine Augen starrten auf die Claviatur, als wolle er den Tasten eine neue Weise entlocken, die in ihm lebte, und für die er nach einem Ausdruck rang. Malchen war in Trauer, sie war es wenigstens allein, die seit Theodors Tode ihr schwarzes Kleid angelegt. Die Blässe ihres Gesichtes stand dem Kinde wohl, wenn man noch von einem Kinde reden durfte. Sie schien in wenigen Tagen gewachsen; wenn auch nicht mit der Elle, man konnte es an ihrer Haltung, am Ausdruck ihres Gesichtes messen. Wenn der Flammenschein des Ofens, an dem sie nähte, ihr Gesicht anröthete, glaubte man in ihrem Auge einen Spiegel zu entdecken, in dem die Gegenstände sich tief abdrückten. Fiel der Blick auf den Candidaten, nahm es den Ausdruck der Befriedigung an. Seine Unruhe schien sie nicht zu kümmern; es schwebte sogar zuweilen ein feiner lächelnder Zug um die Lippen. Aber anders war es, wenn sie auf Carolinen und den Obristen blickte. Sie verstand nicht französisch, aber sie ließ oft nachdenkend die Nadel fallen, und ihr Auge haftete mit einem besorgten Ausdruck auf den Beiden.

Was die mit einander sprachen? Vielleicht von Luft und Wind. Caroline hatte eine Häkelarbeit ergriffen, sie knittete emsig daran; aber wer die Arbeit

fortsetzen wollen, hätte Mühe gehabt, die Fäden und Maschen in Ordnung zu bringen. Wenn der Flammenschein sie traf, war man zweifelhaft, ob die flüchtige Gluth vom Ofen kam, oder von innen ausströmte. In den südlich dunkeln Augen des Militairs wiederspiegelnd, verrieth sie nichts von dem, was darinnen vorging. Die Unterhaltung schien von ihm geführt, wie es eben nur Franzosen können, glatt und anmuthig über schroffe Klippen und brausende Strudel fortschwebend, und wo sie dürre Steppen berührte, wies er auf Fata Morganen in der Ferne. Er hatte bewundernd über den Charakter ihres Vaters gesprochen: aus jedem Fältchen schimmere der Strahl eines echten Edelsteins. Je länger man ihn betrachte, so mehr schwinde die rauhe Hülle.

Sie ließ ihre Arbeit sinken, und sah ihn forschend an: „Haben Sie vorhin über politische Gegenstände mit ihm gesprochen?“

„Nur die, wo eine Einigung war. Wir treffen immer auf dasselbe Ziel.“

„Und doch müssen Sie auf etwas gestoßen sein, was ihn unangenehm berührt hat. Ich kenne seine Art.“

Er sann nach: „Sollte das Bekenntniß meiner Jugendverirrungen —“

„Erhoben Sie Napoleon zu sehr? Zuweilen erträgt er es, aber mitunter —“

„Er vertheidigte ihn sogar.“

„Wenn er von Unberufenen angegriffen wird. Vielleicht wurden Sie ungeduldig bei seinem Stammbaum. Und doch können Sie das als das Zeichen seines Ver-

trauens nehmen, wenn er gegen einen Fremden auf das Kapitel kommt. Nehmen Sie es geduldig hin. Widerspruch verträgt er, aber ein ungläubiges Lächeln kann Alles verderben."

„Ich bin ja im Lande der Wunder, Mademoiselle, wo die Kritik im Zauberbrunnen des Glaubens versinkt. Ach, wie wohl befindet sie sich darin! Könnte sie immerfort in den kühlen Wellen plätschern, und kein rauher Arm streckte sich nach ihr aus, um sie aus dem lieblichen Helldunkel wieder an's blendende Tageslicht zu reißen, — dahin was sie Pflicht heißen. O, Ihr Mährchen vom Tannhäuser, seufzte er, das man mir in Berlin erzählte, ist schön. So ein anderer Rinaldo zu bleiben, auf schwellenden Rasenpolstern unter duftenden Nachtschatten ein besseres Leben zu träumen! — Ich träume hier, glauben Sie es mir, es kostet mir keine Mühe mehr, meine Vernunft gefangen zu geben, ich glaube alles, was man mir erzählt, und möchte immer mehr glauben. Was ist ein glückliches Leben denn anders, als eine Kette von Illusionen, eine Fortsetzung des Traumes der Kinderjahre, daß wir zum Glück geboren seien, den Tugendhaften das Verdienst immer belohnt wird, daß alle Menschen von Herzen gut sind. Wie oft hat meine Vernunft, die bittere Erfahrung so langer Jahre, mir das Gegentheil gepredigt, daß diese Welt ein Schlangenknäuel von Eigennutz, Tück, Neid, von Bosheit und allen Lastern sei, daß das Verdienst selten oder nie belohnt wird, daß der Schleicher und der Unverschämte es am Weitesten bringt, daß der Unschuldige ein Spielball

was elf Jahre anders machen können Mich hatte der Spiegel wieder beruhigt, wenn ich ja in Unruhe war. 11 zu 17 Jahren macht nur 28; aber die schöne Marion, die hübsche Pasterenbäckerin war vor 11 Jahren 24 Jahr alt, und dann die Ehe, die Wirthschaft und das Pasterenbacken!

Dazumal, sagte der Mann, standen die fremden Truppen hier . . .

Ich benahm mich während des Gesprächs gewiß sehr hölzern. Die Thränen waren mir näher als die Worte.

Das seien böse Zeiten gewesen, murmelte ich.

Pardonnez Monsieur, es gab sehr gentile Leute darunter, sagte er.

Marion wischte den Staub ab, ich zog die Kinder an meinen Stuhl; es waren liebliche Gesichter. Die Pariser haben eigentlich keine Kinder, wie es beim gebildeten Französischen Volke keine Kindheit giebt. Ihre Knaben und Mädchen werden von den frühsten Jahren an eingezwängt in die Modekleider des geselligen Lebens, es sind Puppen, mit denen man spielt und über deren frühe Gewandtheit und Lebensklugheit die Eltern sich freuen; wie bald ist man der lästigen Erziehung bei früher Abrichtung enthoben! Das Mädchen kokettirt im

iſt in den Händen der Intriguanten und Betrüger, und der Zufall die Dinge auf dieſer Erde leitet. Heute, meine ſchöne Freundin, ſtehe ich wieder wie ein gläubiges Kind da, alle dieſe Erfahrungen ſind untergeſunken wie ein böſer Traum, ich kann wieder froh ſein, hoffen, lächeln, ich habe mich ſelbſt vergeſſen, und will unter dieſen reineren, edleren Naturmenſchen, die ich kennen gelernt, Alles, Alles hinnehmen, nennen Sie es Traum, nennen Sie es Offenbarung einer Wahrheit, die ich noch nicht kannte."

Caroline meinte, er ſchwärme.

„Soll ich mich denn nicht verzaubert fühlen! Ich, ein geſpornter Soldat des neuen Kriegesgottes, der ſeinen Siegeswagen, Alles zermalmend, über die Welt peitſcht, ſitze hier in Frieden. Ein theurer Verwandter kam durch mich um. In Corſica hätte Jeder einen Dolch für mich, in Italien hätte man mir Gift gekocht, in Spanien längſt, wenn ich einſam über die Haide ritt, ein Trabuco aus den Hecken geknallt und am Morgen hätte vielleicht mein entzügeltes Pferd vorm There geſcharrt, damit man den verbluteten Leichnam im Hohlweg ſuche. Hier bin ich wie ein aufgenommener Sohn, wie das Kind einer glücklichen Familie. Ich gehe zur Ruhe, ohne meine Thür zu ſchließen, ohne das Piſtol zu laden, den Degen an mein Bett zu legen. — Iſt nicht Alles, was ich ſehe, höre, Wunder! Da die gute Mutter. Wie der Friede der Gerechten um ihren Schlummer ſpielt! Sie weiß nichts vom Krieg, von der Ungerechtigkeit der Welt, von den Laſten der Einquar-

tierung. Da die liebliche Wilhelmine, ein Bild, wie es nur ein deutſcher Dichter findet, ſie ſieht uns nicht, ſie kneift nur die Lippen, wenn eine Addition oder Subtraction nicht ſtimmen will. Der Candidat, o ſehen Sie dieſen melancholiſchen, trunkenen Blick des halbgeſchloſſenen Auges, wie es nach Accorden aus einer anderen Welt ſucht. Und die ſinnige Kleine, wie die Schöne aus einem Mährchen; zurückgezogen ſitzt ſie am Ofen auf dem niedrigen Schemel, und ich wette, ſie ſinnt und ſpinnt, eine gütige Fee, ich weiß nicht, was über uns. Ich fürchte mich faſt, wenn ſie Blicke auf uns ſchießt — der Candidat da braucht ſich nicht zu fürchten. — Und ſoll ich noch weiter mich umſchauen in dem altersgrauen Zimmer! Was athmet und wallt in dieſem verglimmenden Kerzenduft! Ich ſcheue mich faſt, zu ſcharf zu ſehen, ich fürchte immer, es ſei nur ein Traum, und ich erwache beim Hahnenſchrei auf meinem Strohlager im Bivouak, und die Trompete ſchmettert zum Aufſitzen. Der Vater wird nun eintreten, dies grau gekräuſelte Haar, die gefurchte edle Stirn, der Blick aus dem Auge, deſſen helles Blau die Jahre nur verklärt haben, welches Bild aus einer untergeſunkenen Vergangenheit! Und ſoll ich nicht glauben, wenn er von ihr erzählt? ich ſoll die nüchterne Vernunft citiren, um an dem ſchönen Mährchen zu mäkeln, ich ſoll zweifeln — mein Gott weshalb, wenn er mich unter die Abkommen eines verklungenen Kaiſergeſchlechtes einführt. Nein, nein, nichts von der nackten, traurigen, dürftigen Wirklichkeit, fort mit der Aehrenleſe der Kritik, die nur Stroh und Steine in

ihren Rechen fängt, wo eine andere ſchöne Wahrheit nun um mich blüht.“

Die nächſte Wahrheit oder Wirklichkeit war aber nicht ſchön. Der Vater war mit verdrießlichem Geſicht zurückgekehrt. Vielleicht hatte ſchon die Botſchaft des Fremden ihn verſtimmt. Aber während er mit ihm geſprochen, war er durch ein Geſchrei unterbrochen worden. Der jüngſte Sohn heulte im Corridor: „Ich werde es Vatern ſagen!“ Der Major war mit einem Fluch hinausgeſtürzt; er konnte Thränen nicht leiden, am wenigſten bei den eigenen Söhnen; wenn aber ſeine Jungen in ihren Balgereien, ſtatt ſich ſelbſt zu helfen, mit dem Lehrer oder Vater drohten, empörte es ihn. Diesmal fuhr indeß die ſchon geſchwungene Hand nicht um die Backen des Schreiers, denn ſie bluteten. Hinter Ludolf ſtand der ältere Wolf, das Ritterſchwert des Colonel in der Hand. Die kurze Unterſuchung hatte ergeben, daß ſie, glücklicherweiſe für ſie, mit Erlaubniß der Einquartierung in deren Stube geſpielt, dort den alten Degen gezogen, und Wolf den Ludolf bei einigen Kreuzhieben in die Luft an der Stirn getroffen hatte. Die ſtrenge Hand des Vaters war um die Ohren des nicht ſchreienden Wolf gefahren, und einige Schmerzenslaute hatten eine Verſchärfung der Strafe ſofort zu Wege gebracht. Auch ſeine Entſchuldigung, daß er nur verſucht, wie es ſich mit einem Ritterſchwert haue, lockte nur die Antwort hervor, daß man Ritterſchläge erſt dann führen dürfe, wenn man ſelbſt den Ritterſchlag erhalten.

Die gute Mutter ſchrie auf; ſie wollte zu den armen

Jungen ſpringen, Minchen und der Candidat auch; ein Wort des Majors hielt alle zurück. Es mußte eins der Worte ſein, die jeden Widerſpruch unmöglich machten. Man begab ſich, einigermaßen beruhigt, als der Vater hinzuſetzte, es hätte nichts zu bedeuten, die Magd hätte den Jungen verbunden.

Zwölftes Kapitel.

Das Schwert des Cid.

Aber im Hausherrn war wieder jene Unruhe, welche, wenn sie nicht ein Gewitter verkündete, wie eine schwüle Gewitterluft auf die Familienglieder drückte. Es knisterte dann bei jeder Berührung, und wer ihm begegnete, war einer harten oder bittern Bemerkung gewiß. Warum denn noch nicht angerichtet sei! mußte Minchen hinnehmen, als die dampfende Schüssel bereits hereingetragen ward; der Candidat bekam die Frage, auf die eine Antwort gewiß nicht erwartet wurde: ob er die Jungen nicht gelehrt, daß Kinder mit scharfen Waffen nicht spielen dürften? Wenn in einem Hause nichts als Unfug geschähe, bekam die ganze Gesellschaft zu kosten, sei es am Ende das Gescheiteste, wie der Vetter in Quilitz gethan, das ganze Haus abreißen lassen.

Ueber das Essen klagte er nicht; es war zu streng in der Haushaltung untersagt, über die Speisen zu sprechen; aber er aß mit Hast, bis sein Blick auf den Colonel fiel: „Was ist denn das mit Ihrem Schwerte, Herr Colonel? Die Jungen sagen, es wäre der Degen des

Cid. Die Stahlarbeit kann nicht ſo alt ſein, wenn es auch die Form iſt. Kam das von Ihnen?"

„Der kriegt's auch, ziſchelte Wilhelmine zu Malchen. Das Gewitter verzieht ſich."

Dem Colonel ſchien die Frage nicht ganz angenehm, er lächelte: „Es iſt eine Familientradition, die Sie nicht intereſſiren würde; die Geſchichte iſt auch zu weitläuftig. Ich würde als Waffenſchmied ſelbſt wegen der Echtheit der Waffe Bedenken tragen, aber —"

„Den Jungen haben Sie doch geſagt, es wäre das Schwert des Cid?"

„Wer giebt uns ein Recht, an dem zu zweifeln, was ſo viele Gute, Beſſere und Einſichtige vor uns geglaubt haben! Werfen wir nicht dadurch eine Blame auf unſere Vorfahren, und wohin führte das, wenn die Enkel das Privilegium hätten, die Satzungen der Vorfahren umzuwerfen, bloß hin auf doch immer zweifelhafte Prozeſſe der Wiſſenſchaft, Vernunft, Kritik! Ich laſſe dieſen Fall hier ganz unentſchieden, auch ob einer meiner Vorfahren dieſen Stahl aus Spanien mit nach Frankreich gebracht; das Hiſtörchen, wie er mit einem Nachkommen des Campeador zuſammengetroffen und das Schwert ihm abgerungen, will ich ſogar als eine Erfindung nationaler Eitelkeit preisgeben; aber was durch ſo viele Generationen als ein Heiligthum, ein Amulet betrachtet ward, hat ſchon um dieſes ihm anhangenden Glaubens willen einen Werth, wär's nun auch nichts weiter als Symbol der wahren Chevalerie. Der Cid war der Prototyp des echten Ritterthums. Beim Anblick dieſes überkommenen Schwertes,

müßte ſich nicht Jeder aus meiner Familie gemahnt fühlen an die hohen Tugenden, denen er nachzuſtreben hatte, wenn er es umhing? müßte er nicht geheimnißvollen Schauer empfinden, ſich wie dadurch aufgenommen in den Ritterorden?"

Der Colonel mußte die Winke nicht bemerkt haben, welche Caroline ihm zuwarf. Der Major hatte ſeine Käſerinde in kleine Theile zerſchnitten und klimperte mit dem Meſſer auf dem Teller, bis ein „Paperlepap" über ſeine Lippen kam. Das ſeien auch Extravaganzen, vor denen man ſich zu hüten habe. Der Ritterorden, wie gewiſſe Poeten ihn darſtellen, ſei nie etwas ſo Allgemeines geweſen, als man ſich einbilde. Immerhin möge es einen guten Grund gehabt haben, es ſei aber ebenſo zur Spielerei geworden, und die alten Romandichter und fahrenden Sänger hätten mehr hineingedichtet, als je darin zu finden geweſen. Und wenn das Inſtitut auch in gewiſſer Zeit in der Normandie und Provence als eine geſchloſſene Kaſte exiſtirt, ſo hätte es überall verſchiedene Couleur angenommen. Das Ritterthum in England, Schottland, Wales, ja ſelbſt das in Spanien ſei ein himmelweit verſchiedenes Ding von dem in Frankreich geweſen. Und wenn man es auch zur ſchwäbiſchen Zeit in Franken und da im Süden nach franzöſiſchen Muſtern cultivirt hätte, ſo ſei es doch in der Art nie in den ſaſſiſchen Landen recipirt worden, geſchweige denn oben in Dänemark und Schweden. Und es ſeien da, ohne Schwertſchlag und Fahnenwache und die andern Alfanzereien ebenſo tüchtige, mannhafte Ritter hervorgegangen, als die,

welche ſich in ihrem Dünkel sans peur et sans reproche nannten.

„Mit Vätern iſt heut nicht gut Kirſchen eſſen;“ dieſen Satz verſuchte Wilhelmine dem Colonel auf franzöſiſch deutlich zu machen, während der Major noch fortfuhr, die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der altgermaniſchen und ſächſiſchen Gau- und Kriegsverhältniſſe zu entwickeln. D'Espignac hatte für ſeine hübſche Nachbarin nur ein freundliches Lächeln, während er den Auseinanderſetzungen des Vaters mit ſteigender Aufmerkſamkeit folgte.

„Meinen Sie nicht auch, ſagte er, als der Hausherr ſchwieg, daß es für die deutſchen Verhältniſſe beſſer geweſen, wenn das Regiment bei den ſächſiſchen Stämmen geblieben wäre?“

„Ich meine gar nichts“, brummte Iſegrimm und holte den Zahnſtocher heraus.

Der Gaſt ſchien es nicht gehört zu haben, indem er fortfuhr: „Schon um deswillen, weil die fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kaiſer bei ihrer auswärtigen Politik die innere vernachläſſigten. Was hat es Deutſchland geholfen, daß die Hohenſtaufen nach den italieniſchen Kronen griffen! Darüber büßten ſie die Achtung für die Gerechtſame der heimiſchen Familien ein, und hätten ſie ihr Ziel erreicht, wie ſähe es mit der deutſchen Freiheit aus?“

„Die hat der Henker geholt! So, oder ſo!“

„Ich weiß noch einen Grund, auf die Gefahr hin, daß Sie mich noch einen Jacobiner ſchelten. Die ſächſiſchen Kaiſer und Fürſten waren dem Volke näher geblie-

den, aus dem sie, auf seinen Schilden getragen, sich zu ihrer Würde erhoben. Sie waren dieses Ursprungs eingedenk, während diese Salier und Hohenstaufen aus Byzanz und Rom nur zu gern für ihre Stirne den orientalischen Nimbus borgten. Wie interessant sind zum Exempel für mich diese alten Entführungsgeschichten, die, wie auch die kaiserlichen Väter zuerst wütheten und mit Feuer und Schwert verfolgten, doch in der Regel damit endeten, daß sie die schöne blonde Tochter dem freien blonden Manne und Ritter, wenn auch ohne Schlag und Sporn, zum Ehegemahl gaben. Das hat für mich etwas ungemein Rührendes. Wie viele Familien der Freien und Edlen wurden auf diese Weise in die Verwandtschaftskreise der Fürsten gezogen, während auf der andern Seite die jüngern Söhne gewissermaßen ins Volk wieder über oder zurückgingen. — Ich meine doch — sagte der Franzos, als der Wirth ihn fragend ansah — daß von den niedersächsischen Häusern mehre ihren Ursprung aus deutschen Fürstengeschlechtern ableiten. Die Kaiser werden doch ihre nächsten Blutsfreunde, die jüngern Söhne, welche bei der Theilung der Stammgüter knapp ausgingen, vor allem in die eroberten Lande gesetzt haben. Ich begreife nicht, warum man gerade dafür noch Beweise fordert, wie ich in Ihrem Quartanten las. Diese Art Nepotismus war damals eben so an der Zeit, als natürlich. Solche wichtige Posten, die mit großer Eigenmacht nothwendig verbunden sein mußten, durften nur denen anvertraut werden, auf deren Treue man sich verlassen konnte, weil für einen Grenzgrafen die Versuchung zu nahe lag,

je wie der Krieg sich neigte, für hüben oder drüben Partei zu ergreifen. Hat's doch historisch sich überall so gestellt: die Grenzgrafen waren entweder verbissene Hunde, die man nur loszulassen brauchte, oder es wurden Amphibien, welche klug die Kraft der Gegner abwogen, immer den Schutz des Stärkeren suchend, geduckt den Sturm über sich fortrauschen ließen, um dann die Gelegenheit zu ergreifen, die sich zu ihrem Vortheil bot. Dagegen half nur ein Mittel, nicht tapfere Männer und feste Characterе, sondern nur Männer aus der Blutsfreundschaft zu Vögten und Grenzgrafen einzusetzen. Characterе können geknickt werden, gerade die festesten sind der Versuchung am meisten ausgesetzt, weil der Ehrgeiz verrätherisch mitspricht, und die Kaiser und Reichsverweser konnten eigentlich nicht anders, wenn sie pflichttreu gegen das Reich handeln wollten, als daß sie ihre Familie, ihre nächsten Angehörigen begünstigten."

Dieser Beweis a priori für etwas, was der Major so gern a posteriori bewies, war ihm neu, er hörte aber zu, und seine Stirn entrunzelte sich allmählig. Er machte Einwendungen, um sie bekämpfen zu lassen. Er ließ sich beweisen, welche bedeutende, wenn auch zweifelhafte Rolle die Grenzgrafen überall gespielt, wo durch Abstammung und Sprache von einander getrennte Volksstämme sich gegenüber standen. Auch den Einwand hinsichts der Namen, der ihm im Kampf mit Heraldikern so oft Kopfbrechen verursacht, wußte der Marquis aufzulösen. Geschlechtsnamen hätten sich erst weit später gebildet, die Schößlinge der freien und edlen Herren, die in die neuen

fünften Jahre, der Knabe ſeufzt und drückt zärtlich die Hände ſchon im ſechsten. Glückliche Eltern! Was hat gegen den Vortheil ſo früher Entwickelung der eine Verluſt des harmloſen Kinderſpiels zu bedeuten. Dafür wird dann das ganze Leben ein Spiel.

Das waren keine Pariſer Kinder. Marion hatte ihnen eine gute Erziehung gegeben, denn ſie waren gar nicht erzogen, aber gut geartet. Die blonden Locken hingen um den nackten Hals, die Kleinen hatten mich bald lieb gewonnen.

Sind Alle Ihre Kinder? fragte ich gedankenlos den Mann und erſchrak.

Oui Monsieur! ſagte er, mit einer verbindlichen Verbeugung gegen Madam, welche ihr Geſicht gegen eine Fenſterſcheibe gedrückt hielt.

Der Abend kam heran, ich ſuchte meine Börſe. Zum Glück fand ich viele blanke Frankenſtücke, ich theilte ſie unter die Kleinen, die unter lautem Jubel umherſprangen und Mutter und Vater die Geſchenke zeigten.

Nur Marion, die älteſte von zehn Jahren, erhielt keines; ich hielt das hübſche Kind noch immer im Arm und ſtreichelte mit der Hand die ſchön gebräunten Locken des Mädchens.

Lande geſetzt worden, hätten daher in dieſelben keine Familien- und Geſchlechtsnamen, ſondern nur ihre Taufnamen mitbringen können. Ja, es ſei das vielleicht Politik in jener grauen Zeit geweſen, daß man die Geſchlechtsnamen vermieden, um die Anhäufung von Macht und Reichthum in einer und derſelben Familie nicht zu offen zu Tage zu legen. Der Neid ſei immer wach geweſen. Wodurch ſei Heinrich der Löwe geſtürzt, als durch den Neid über ſeine weit zerſtreuten, zu großen Beſitzthümer. Um einen Familienzuſammenhang zwiſchen den einzelnen Dynaſten zu ermitteln, ſei die Sequenz der Taufnamen ein unſchätzbarer Faden, der aus dem Labyrinth führe. Geſetzt, daß zum Beiſpiel einmal der Name Hohenzollern verſchollen ſei, würden ſpätere Hiſtoriker noch immer aus dem Wechſel der Namen Friedrich und Friedrich Wilhelm auf den Zuſammenhang der Familie ſchließen dürfen. So ſei es von großer Wichtigkeit, die Taufnamen in den Familien der alten Kaiſergeſchlechter zu verfolgen; wie Conrad und Friedrich die immer wechſelnden Namen bei den Hohenſtaufen, ſo ſeien Otto und Heinrich die bei den Sachſenkaiſern geweſen; erſt ſpäter ſei man von der alten Pietät zu der Frivolität übergegangen, den Kindern willkürliche, hübſch klingende Namen beizulegen. Wo man in den Grenzländern nun bei einzelnen Dynaſten oder die es vordem geweſen, eine geſchloſſene Sequenz von Taufnamen finde, gleich denen in der Kaiſerfamilie, welche bei der Eroberung des Landes thätig geweſen, da ſei für ihn wenigſtens der Beweis geführt, daß eine Blutsverwandtſchaft ſtattgefunden.

Alle Runzeln waren von der Stirn des Majors verschwunden, sein Auge blitzte auf: „Das ist es ja! Aber öffne Einer den Gelehrten das Hirn, so verschrumpft wie das Pergament, wenn sie mit ihren Theorien durch die Wand rennen wollen. In der Familie der Supplinburger führten namentlich die Seitenzweige, so weit Urkunden sprechen, die Namen Lothar, Ludolf und Wolf, in stricter Reihenfolge. Unter Kaiser Lothar, dem Supplinburger, ward diese Provinz definitiv erobert, und so lange Quarbitze auf Ilitz und Querbelitz sitzen, führen sie die Taufnamen Lothar, Ludolf und Wolf. Ist das nichts, ist das Zufall? Legten unsere frommen Verfahren sich Taufnamen an, wie der Komödiant die Schminke? — Herr Marquis, ich sage Ihnen, das ist ein hundemäßiges Elend, daß man auch zur Historie und Heraldik Gelehrte braucht. Wenn wir das selbst arrangiren könnten, wäre es anders."

Die Mutter seufzte beim Namen Lothar; so hatte ihr Erstgeborner geheißen, der beim Baden ertrunken war: „Der gute Lothar weiß nichts von dem, was uns Noth und Kummer macht."

Das Wechselgespräch zwischen Wirth und Gast ward immer lebendiger. Da kam denn auch das Familienwappen zur Sprache, das unbegreifliche mit seinen Vierzacken nach oben gekehrte Instrument, was Einige für eine Heugabel, Andere für einen vielarmigen Leuchter, noch Andere für eine unbekannte wendische Waffe erklärten. Auf einem Siegel unter einer Urkunde Kaiser Lothars glaubte man ein ähnliches Gebilde gefunden zu

haben, nur ſchade, das Wachs war breit gedrückt. Die auf Quilitz hatten im Lauf der Zeit einen prächtigen Leuchter daraus gemacht, während die Jlitzer bei den ſtumpfen Formen der alten Ueberlieferung verharrt waren, ein Umſtand, der friſches Oel in die alte Flamme der Familienzwietracht gegoſſen hatte. — Ferner kam auf's Tapet die Nürnberger Urkunde, in welcher der Rath beiläufig von der gens clarissima Quorbelizzorum ſprach, und den Holzſchuchern, an welche ſie gerichtet, bei einer Pön von ſo und ſo viel Mark auferlegte, mit ihnen Frieden zu halten, ob usum communem rei publicae. Auch der großen Wendenſchlacht wurde gedacht im Moor. Daß die Deutſchen ſie zuerſt verloren, nahm der Major für ausgemacht, weil die Wilzen Zeit gehabt, ihrem an den Blutſteinen gefallenen Krole das große Königsgrab aufzuthürmen, aber die Sachſen hätten vermuthlich in den folgenden Tagen mit erneuter Kraft angegriffen und das Feld behauptet. Daß da ein großer Kriegshauptmann die Ehre der Deutſchen gerettet, daß dies ein Vorfahr der Familie geweſen, daß vielleicht ein Ehebund mit einer hinterbliebenen Tochter des letzten Wilzenkönigs ſtattgefunden, daß daher der Reſpect, mit dem man dieſe Heidengräber durch bald ein Jahrtauſend geehrt und geſchont, herrühre, wollte er nicht für erwieſen annehmen, aber der Sage müſſe man doch auch ihr Recht laſſen.

Der Colonel ſchüttelte den Kopf: „Das glaube ich nicht. Verzeihen Sie, daß ich unumwunden meine Meinung ausſpreche. Eben zwiſchen den Siegern und den

Erbtöchtern der überwundenen Völker kommen zwar in der Geſchichte vor, jene wollten ihre Herrſchaft befeſtigen, aber der Fall, daß ein germaniſcher Häuptling eine Slaventochter heirathet, iſt doch immer nur Ausnahme. Der Haß, durch die langen, barbariſchen Kriege genährt, war ſo groß als die Verachtung, welche der Deutſche gegen den Slaven empfand. Selbſt in England ereignete es in erſter Zeit ſich nur ſelten, daß ein Normann eine Sachſentochter heimführte. Wenn es da als eine Befleckung des Stammbaums galt, was mehr hier! Und was brauchten denn die Deutſchen, nachdem ſie die Wenden niedergetreten, ihren Namen ſo entwürdigt, daß daraus der Name Sclav ward, noch derartige Verbindungen! Was uns erniedrigt, befeſtigt uns nicht. Der reine germaniſche Stempel iſt auf den Geſichtern aller Ihrer Familienglieder unverkennbar. Auch in den Portraits, die ich geſehen. Ich wollte darauf wetten, hier kommen gar keine Mesalliancen dazwiſchen. Und welches Kleinod iſt reiner und unſchätzbarer, als reines Blut!"

Darauf war man nicht gewärtig geweſen, der Eindruck war ein verſchiedener; Caroline ſah den Colonel verwundert an; Wilhelmine, die ihm nie beſondere Aufmerkſamkeit gezeigt, machte aus ihrer Serviette komiſche Figuren, um die andern zum Lachen zu bringen. Die Mutter ſchien peinlich berührt: „Ach mein Gott, wozu denn das! Die ſechzehn Ahnen, das iſt doch eigentlich nur eine rechte Qual für den, der ſie haben ſoll, und die andern auch. Wem nützt es, und was wird doch dabei durch die Finger geſehen und betrogen!"

„Es kommt nur darauf an, daß man das reine Blut recht verſteht, ſagte der Vater ſeufzend, indem er die Tafel aufhob. Auf die ſechzehn Ahnen der Quiritze zum Exempel geb ich nicht ſo viel! Wenns nur auf Commenden und Stiftskreuze abgeſehen iſt, wenn der Sinn nicht adlig, das Streben nicht rein blieb vom Krämergeiſt, ſo iſt mir das soit-disant reine Blut keinen Pfifferling werth. In dem Sinne verlangt die Satzung ebenbürtige Ehen. Bis man mir aber den Beweis führt, daß in einem Roturier, ſeis Kaufmann oder Gelehrter, ein adliger Sinn exiſtiren kann, bleib ich bei der alten Adelsprobe, und ich glaube, ich werde mein Lebelang dabei bleiben müſſen.“

„Wenn er's nur bei ſich behielte, und nicht gegen jeden ausſpräche!“ ſeufzte die Mutter, die ſich auch ſchon daran gewöhnt, den Colonel als Hausfreund zu betrachten, vor dem es keine Geheimniſſe giebt. „Wie oft ſind wir dadurch in die Klemme gekommen, denn es giebt doch jetzt ſo vornehme Bürgerliche, und in den höchſten Aemtern. Und unſre ſeelensgute Königin und der König auch, gehen mit ihnen um, als wärens Menſchen wie wir. Das iſt ja wider den Reſpect, wenn wir gegen das thun, was unſre Monarchen wollen.“

„Darum bin ich auch Mal auf die Feſtung geſchickt worden, ſagte der Major und ſtrich ſich nicht ungefällig ums Kinn. Trotz dem, daß ich ein ſo ſchrecklicher Rebell war, hat mich aber mein gutes Weib doch nicht verlaſſen. Dafür iſt ſie auch aus einer Familie mit ſechzehn Ahnen, die ſich alle eben ſo wenig als meine darum kümmerten, wenn

ſie recht thaten, ob es unten oder oben mißfiel. Sie hätte auch keinen Bürgerlichen genommen, wie doch die lange Rike mal drauf und dran war."

„Wolf, wie Du wieder redeſt!" und die Mutter war doch zufrieden, daß er wieder ſo redete.

Der Colonel ſagte, das ſei das Kennzeichen eines echten Stammes, daß er verſchieden gefärbte Blüthen treibe, und jede doch durchdrungen vom ſelben Saft und Athem; im Grunde genommen, hätten auch alle dieſelbe Geſinnung. „Nicht wahr mein Fräulein?" redete er ſcherzend Wilhelminen an, die mit einigen zuſammengefaßten Tellern und Gläſern vorüberſtreifen wollte.

„Ich bin aus der Art geſchlagen, war ihre Antwort; ich glaube, wir ſtammen alle von Adam, und es iſt gar kein Unterſchied —"

„Nur das Einige weiß wurden, Andre ſchwarz und Viele ſogar roth," fiel der Colonel ein, und wollte ihr behülflich ſein, als die Gläſer auf dem Teller ſchwankten, es fiel aber dabei eines und zerbrach.

„Und Einige wurden Franzoſen und Andre Deutſche, ſagte ſie ſchnippiſch drauf. Und die Franzoſen ſind da, um Alles zu zerbrechen und zu zerſtören, und die Deutſchen um Alles gut zu finden, was ſie thun."

„Ich glaube, Wilhelmine ſtammt vom Aſchenbrödel!" rief der Vater, um die Laune der guten Stunde zu erhalten, während Minchen die Glasſcherben aufſammelte.

„Dann ſteht gewiß auch ſchon ein reicher Prinz hinter der Thür, der ſie heimführen wird," lächelte der Colonel.

„Ich verbitte mir alle Beleidigungen gegen meine

Schweſtern, ſprach die Kniende. Prinzen haben nichts in der Küche zu ſchaffen. Und ich bin einmal für die Küche geboren."

„Ich glaube wahrhaftig, ſie ſpricht die Wahrheit." Die Laune ſchien dem Hausherrn doch etwas zu vergehen. Minchen klaubte gar zu emſig auf der Diele.

„Eine ſpaniſche Prinzeſſin iſt einmal mit einem Koch durchgegangen," warf Caroline hin, welcher Minchens auffälliges Treiben auch zuwider war; aber Minchen hatte ihren Kopf auf dem rechten Fleck:

„Durchgehen werde ich nicht, wenn auch Schweſter Linchen mich aus dem Hauſe wünſchen ſollte, weil — vielleicht weil meine Anſichten ihr zu hausbacken ſind. Und mit einem Koch am wenigſten; ich liebe nicht den Hautgout."

„Kinder, was iſt das wieder zwiſchen Euch!" Der Wink der beſorgten Mutter, welche Minchen auf die runzelnde Stirn des Vaters aufmerkſam machen wollte, ging verloren. Welcher Dämon war in das Mädchen gefahren:

„Wie ich kleiner war und an unſerm Stammbaum die vielen bunten Herzen und Schilde ſah, dachte ich immer, wenn das doch Birnen und Aepfel wären, und man könnte ſie ſchütteln. Und das denke ich jetzt eigentlich noch. Um des lieben Himmels willen! was haben wir denn von unſern Ahnen? Weil die einmal gelebt, Gott weiß wann, durfte ich mit dem nicht ſpielen, und mit dem nicht umgehn, und das ſchickte ſich nicht und jenes auch nicht. Was würden die Vorfahren dazu

ſagen? hieß es. Ach Gott, die lieben Verfahren kümmern ſich darum nicht, und wenn ſie da oben oder unten Aug und Ohr für das haben, was hier paſſirt, ſo müſſen ſie herzlich froh ſein, wenn wir ſie in Ruhe laſſen und gar nicht von ihnen ſprechen. Denn wenn wir ihnen nachſagen wollten, was ſie gethan und nicht gethan, nicht wie's auf ihren Leichenſteinen ſteht, ſondern was die Leute ſich von ihnen erzählen, ſo müßten ſie ja wie die Puter roth werden. Darum braucht man ſich auch gar nicht vor Geſpenſtern zu fürchten, meine ich, wenn es welche giebt, denn wenn die auch noch ſo kreideweiß wären, ich wollte ihnen Dinge ins Geſicht ſagen, daß ſie keklike würden."

Es war nicht Minchens Art; in dem Scherz war ein Ernſt, eine Abſicht.

„Gottloſes Mädchen! rief die Mutter, begegne nur mal dem ſchwarzen Wolf."

„Dem! Mama, grade dem würde ich mal die Wahrheit ſagen. Was haſt Du ſchwarzer Unhold ein Recht, uns zu erſchrecken? Haſt Du im Leben nicht ſchon genug geſpukt und Schlechtes gethan, und wer muß dir denn die Hinterthür aufgemacht haben, daß Du Dich unterſtehen darfſt, aus dem Grabe wieder zu kommen und Deine Nachkommen zu erſchrecken, die zehntauſend Mal beſſer ſind als Du? Hätteſt Du ein vernünftiges Einſehn gehabt, daß die Ehen im Himmel geſchloſſen werden, wo der liebe Gott und die Engel auch nicht nach der Ahnenprobe fragen, ſo hätteſt Du nicht die Hand an Deine eigne Tochter gelegt, drei Menſchen wären nicht

unglücklich geworden, und Du brauchteſt nicht als Geiſt zu ſpuken.“

„Mine! Was iſt in Dich gefahren?“

„Nichts als die pure Vernunft, Mama, als die Herren ſo gelehrt über die alten Scharteken ſprachen. Wenn's mal ſo ſein muß, dann gehts eben wie es geht, und man heirathet in die ſechzehn Ahnen hinein, wie man aus dem Fenſter ſpringt, weil die Treppe brennt. Aber wenn Ihr aus Büchern und Gott weiß wo her, beweiſen wollt, daß es ſo und gar nicht anders ſein kann, dann iſt mir immer, als müßte ich auflachen. Wenn's ſo war, iſt's doch nicht mehr ſo, und am wenigſten jetzt, und wo ſieht's denn danach aus, daß es einmal wieder ſo werden wird!“

Die Mutter ſchien dem Unwetter in voraus pariren zu wollen, das ſie auf des Vaters Stirn ſich ſammeln zu ſehen glaubte:

„Minchen, Du wollteſt doch nicht die ungerathene Tochter ſpielen, und Dich gegen Deiner Eltern Willen verheirathen?“

„Ans Heirathen denk ich gar nicht; wo iſt denn jetzt Zeit dazu! Ihr braucht nicht Bange zu haben, ich heirathe weder, noch laß ich mich entführen, wenn Ihr nicht wollt. Aber verſchicken laß ich mich noch weniger als gut conditionirte Waare, wie die armen Fräulein aus Hannover, wo auf dem Begleitſchein ſteht: unbefleckt mit ſechzehn Ahnen, beim Empfange wohl nachzuſehen, ſpätere Reclamationen werden nicht beachtet. Pfui über die Schande, wenn das Fräulein ausgepackt wird, das für

den Herrn von Quiritz verſchrieben iſt; nicht über das arme Mädchen, ſondern über die häßlichen Kaufleute, die ſie eingepackt haben. Als Adam die Eva nahm, fragte er nicht, wie viel Ahnen ſie hätte, denn es gab noch keine Stammbäume, ſondern nur den fatalen Apfelbaum; und Eva fragte noch weniger, ob ſie dem Adam ihre Hand reichen dürfe? Adam hatte keinen einzigen Ahnen, und war doch gewiß der erſte und älteſte Edelmann. Heirathen, wie geſagt, das will ich nicht, wenn Ihrs nicht wollt, aber lieb haben, das iſt doch eine andere Sache, und da laß ich mir gar nichts ge- und verbieten, daß Ihr es wißt, ſo wenig als Vater mich zwingen konnte, daß ich ſeinen ſtruppigen Tiras lieber haben ſollte als den ſchmucken Waldmann, den er nicht mag, weil er auf eigne Hand jagt. Wenn ich Einen einmal lieb haben ſollte, das ſage ich Euch, ſo wäre es mir ganz egal, und ich fragte nicht danach, ob er wendiſch wäre oder bürgerlich, oder türkiſch. Aber Ihr braucht auch darum keine Angſt zu haben, denn die Männer hier zu Lande ſind wahrhaftig nicht danach, daß man ſich in ſie verliebt, und die aus der Fremde zu uns kommen, von denen will ich gar nicht reden. Und à propos ſechzehn Ahnen ſind noch nicht das ſchlimmſte; Ahnen ſind doch nur Bilder an der Wand; ſie thun den Mund nicht auf, und wenn ihre Viſage uns ennuyirt, können wir ihnen mit Kohlen einen Schnurrbart anmalen und ſie auslachen."

„Was iſt denn noch ſchlimmer?" lachte der Vater. Die Mutter hatte ſich verſehen, Ifegrimm hatte ſeine Portion Groll für heute ausgegeben.

Ganz die Züge der Mutter, die Augen, die Grübchen, das Lächeln Marions, ich nannte sie meine kleine Pastetenbäckerin und küßte sie auf Stirn und Mund. Als es doch geschieden sein mußte — denn die Fenster wurden immer röther — und Marions Gesicht auch, warum sah sie auch unverwandt in die untergehende Sonne? — drückte ich der Kleinen einen Napoleon in die Hand.

Weil sie der Mutter so ähnlich sähe, sagte ich zum Vater.

Ich küßte die Kinder alle nach der Reihe; verdammte Empfindung, wenn man ihrer nicht Herr werden kann! — auch die kleine Marion, und sie schrie: der Herr weint ja!

Der Mund des Vaters floß von Dank über, ich drückte die Hand der Mutter, viel hätte nicht gefehlt, so hätte ich sie an den Mund geführt. Sie sprach nichts, aber mich dünkte, es standen Thränen in ihren Augen, wie das wohl kommt, wenn man lange in die untergehende Sonne blickt.

Es mußte drinnen fürchterlich heiß gewesen sein, denn draußen war es mir, als schöpfte ich erst wieder Luft. Der Mann ließ nicht von mir, bis er mich die ganze Straße begleitet.

Ich hätte einen großen Segen in sein Haus

„Papa, Geldſäcke ſind noch weit, weit ſchlimmer, und was Ihr auch ſagen und demonſtriren mögt, darauf läufts am Ende doch 'raus. Hat nicht dem Baron Eppenſtein ſein ekliger Bruder, den kein Menſch mag, ſo häßlich und ſpitz iſt er, und wer mit ihm ſpricht, kriegt 'nen Hacks weg, hat der nicht die ſchöne Gräfin gekriegt, die noch weit mehr Verfahren hatte, als nöthig ſind, und es iſt auch gegangen! Es iſt nicht nur gegangen; ihre Couſins ſagen, es iſt noch ein rechtes Glück, und ihre Couſinen, davon will ich gar nichts ſagen. Die ſchöne Frau von Eppenſtein hat auch einen böſen Mund, das iſt wahr, und alles was ſie ſagt, muß man nicht glauben. Darum glaube ich auch nicht, was ſie in Berlin in der Geſellſchaft ſagte, ihr Mann hätte beide Hände in den Taſchen gehabt und gegähnt und dann angefangen: „à propos was ich ſagen wollte, ich wollte Sie fragen, ob Sie meine Hand wollen?“ Und da hätte ſie auch gegähnt und geantwortet: „Iſt denn das ſo eilig? Ich weiß ja noch nicht, welche Ihrer koſtbaren Hände Sie mir geben wollen.“ Das iſt gewiß nicht wahr, aber das weiß ich, ihre Couſinen, die nicht ſo ſchön ſind, ſondern häßlich, die ſprängen auf und antworteten gleich ja, wenn ein Bräutigam käme mit einer halben Million am Beine, und wenn er vor lauter Gähnen gar nicht zur Frage käme, auch immer fort gähnte. Aber, wen das tröſtet, dem ſage ich: wenn's im Hauſe brennt, und ich müßte abſolut 'raus, dann ſpräng' ich doch noch lieber unter die Ahnenbilder als auf die Geldſäcke.“

Man war lachend auseinander gegangen; das hatte

Minchen beabsichtigt. Unter dem Lachen versteckte sich aber ein anderer Eindruck; das hatte das muntre Mädchen vielleicht auch beabsichtigt. Eine Dissonanz war künstlich versteckt.

Der Candidat glaubte sich allein im Saal zurückgeblieben, als er einige melancholische Töne, wie Wellen die am Strande sich brechen, über das Clavier laufen ließ. Da fühlte er einen sanften Hauch; Malchen stand vor ihm. Er faßte ihre Hände; so blickten sie sich in einer stummen, aber beredten Sprache an.

„Was wollte Wilhelmine damit? Dein Vater war in einer schlimmen Laune; es kostete die ganze glatte Kunst des Obristen, ihn nur zu beschwichtigen. So an seinen eingewurzelten Gefühlen muthwillig zu rütteln, das war eine Herausforderung; es hätte recht zur Unzeit ein Ungewitter ausbrechen können."

„Ach, lieber Herr Mauritz, mir ist, als würden noch recht viele Ungewitter ausbrechen. Da ist es gut, wenn eines so vorüber zog."

„Liebt sie, ich meine denkt sie wirklich an den Baron Eppenstein?"

„Das weiß ich nicht, aber — sie dachte, Albert, an andre." Der Name schien nur nach einem innern Kampfe herauszukommen.

„An wen sonst konnte sie dabei denken?"

„An uns. — Minchen ist besser als wir Alle, weit besser als wir es um sie verdienen. Auch ihr Necken ist niemals bös gemeint; sie will nicht merken lassen, was sie Gutes thut."

„Sie wüßte —"

Malchen nickte: „Darum ſei nicht bange. Es iſt auch ſo beſſer, damit es bald alles klar wird, und jeder weiß, was er thun muß, als daß es ſo lange ſchwebt. Ich weiß das ja, ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu, aus der Geſchichte mit meinem armen Vetter. Wie wäre es beſſer geworden, wenn wir uns Alle gefragt hätten, was wir wollten?"

Er ſchwieg, vor ſich hinblickend.

„Albert, was iſt Dir! Wir haben ja nun ſchon eine Bundesgenoſſin. Die gute Wilhelmine! Was ſie für ſich redete, war für uns geſprochen. Vater würde ſagen, ſie hat Breche geſchoſſen, und Du fürchteſt Dich nicht vor dem Sturm."

Er war aufgeſtanden und hielt ſie, ſanft ihre Schultern umſchlingend, an ſeine Bruſt:

„Nein, Amalie, den Sturm fürchte ich nicht. Nicht die Zornader des empörten Edelmanns, auch nicht mehr den Vorwurf des gekränkten Vaters, daß ich das Gaſtrecht brach, meineidig wurde als Lehrer und Geiſtlicher gegen die heiligſte Pflicht, die er mir aufgetragen, daß ich ſündhafte Gedanken entzündete in der ſpiegelreinen Seele ſeiner Tochter, die ein halbes Kind war. Auf die Sprache werde ich antworten. Ich werde ihm grad ins Geſicht ſehen. Du biſt kein Kind mehr. Der Gott, der über der Natur iſt, gab ihr ſeine Geſetze, und der Keim wird Knospe, und die Knospe ſchießt zur Blüthe, gerade wenn er es will. Seine Fügungen ſind unerforſchlich, und jener Feuerſtrahl, der das Leben des ar-

men Jünglings auslöſchte, ſollte das Licht in Deiner Seele entzünden. So iſt es, ich that nichts dazu, auch Du nicht; es war ſein Wille. Das iſt ein Schild, den heb' ich auf, wenn das Ungewitter losbricht, und, ich fühle es, ſeine Blitze werden abgleiten, ohne mich zu tödten und verwunden. Ich werde zu ihm ſprechen: Du harter Vater liebteſt Dein Kind, ja Du haſt es geahnt, weil es Dich durchſchauerte, was Gott dem Kinde gegeben, aber pflegen wollteſt Du dieſe Gaben nicht, denn Du wollteſt es ziehen nach Deinem Willen, es ſollte ſich fügen und biegen laſſen nach Deinem Maße, aber der Herr hatte ihm ein anderes Maß geſetzt; da wehte er mit ſeiner Hand, es ſchnellte auf und die Lilie wuchs auf dem Felde wie er es wollte, nicht wie Du. Grolle nicht, denn Du grolleſt gegen ihn. Was der Herr thut, iſt wohlgethan."

Sie hatte, den Kopf an ſeiner Bruſt, ihm zugehört jetzt ſah ſie ihn mit ihren klaren Augen freudig an: „So wirſt Du zu ihm ſprechen, ſo hatte ich es erwartet, aber —"

„Ich könnte doch ſtocken, wenn ſeine Blicke Zorn funkeln —"

„Nein, Albert, das wirſt Du nicht, auch wenn er ungerecht würde, wirſt Du gegen meinen Vater gerecht ſein, aber — aber ich kann die lange Lüge nicht ertragen. Jetzt habe auch ich Muth, aber — wenn — ich weiß nicht, ob ich die Kraft dann behalte."

„Wenn Du ſie jetzt nur hätteſt und dann nicht mehr, dann, Geliebte, wäre es nicht die rechte Kraft geweſen,

nur ein Rauſch, eine Exaltation der Gefühle. Prüfe Dich. Lügen wir denn, wenn wir ſchweigen?“

„Ich werde auch dann noch Kraft haben, ſagte ſie nach einigem Beſinnen. Gewiß, Albert, ich werde muthig bleiben und ſchweigen, ſo lange Du es willſt. Ja, Liebſter, ich will's auch darin Dir beweiſen. Ich habe keinen Willen, wenn Du willſt; Du wirſt auch wiſſen, warum Du ſo handelſt, und thuſt es nicht, um mich zu prüfen, ob ich beſtehe. Aber Dir iſt etwas, was Du mir nicht ſagen willſt. Hat Dich heut Abend etwas verletzt? Was ſorgſt Du —“

„Daß nicht Zeit iſt, für uns zu ſorgen.“

Sie ſah ihn verwundert an.

„Ich frage mich: haben wir denn ein Recht, jetzt an uns zu denken, ein Recht, die Kraft, die Gott uns lieh, nur für uns zu gebrauchen, wo Tauſende und Millionen von uns fordern, daß wir für ſie leben, ein Recht, für uns etwas zu wünſchen, wo unſre vollen großen Wünſche allein auf die Rettung des Königs und des Volkes gerichtet ſein ſollen? Ich brauche Dir nicht zu ſagen, daß die Tauſende und Millionen nicht ſo fragen und denken, aber ſollen wir den Millionen nachleben, die in den Tag hinein leben, oder iſt es unſre Aufgabe, uns über ſie zu erheben, die Selbſtſucht zu unterdrücken, tödten. Iſt's nicht die Beſtimmung der wahrhaft Edeln, ſtatt dem Troß, der auf der breiten Straße der Gemeinheit fortzieht, zu folgen, ſich herauszureißen und wenigſtens den Verſuch zu wagen, ob Einer, ob Viele uns folgen! Ich habe die Ahnung, daß ſchwere, große

Stürme heraufziehen — das Vaterland muß uns alle rufen, so oder so — und jetzt grade sollen wir die Kraft des edlen Mannes lähmen mit — einer Liebesgeschichte! Wenn der König in Preußen einen letzten Verzweiflungskampf versuchte, wenn er alle seine Treuen aufriefe, zu ihm zu eilen — Dein Vater, er vergäße Krankheit und Alter, er stürzte hin — und wir — ich sollte die Wuth, den Fluch auf mich abziehen, die er ganz auf den Feind schleudern soll. Denke die Thränen Deiner Mutter, den Schrecken Deiner Schwestern, wenn der Fußboden unter seinen Tritten bebt, das Haus zittert, und gar der fremde Mann, der Feind, Zeuge der Auftritte! Mit blutendem Herzen, ein zerrissenes Haus hinter sich, sollte er selbst wie ein Verzweifelnder, Zerrissener an seine Pflicht gehn? — Pflicht gegen Pflicht, hier Deine Wahrheit retten, dort —"

Sie hielt seinen Arm: „Albert, wie kannst Du zweifeln, ich bin ein armes Mädchen, dem Gott verzeihen wird, wenn es an das Vaterland nicht dachte, wo das Herz ihm zu heftig schlug. Es wird nicht brechen, Geliebter. Die Sonne leuchtet ja doch hinter den Wolken. Du hast recht, wir lügen ja nicht, wenn wir schweigen. Wir wollen still, still unser Glück für uns behalten, bis — bis die Sonne scheinen darf."

Sie besiegelten das Gelöbniß Lippe an Lippe.

„Aber Du sprachst von Stürmen, sagte sie beim Scheiden und athmete schwer auf. Ich fürchte, daß noch ein anderer im Hause heranzieht."

Zwei Namen und ein Wort malten die Gewitterwolke, für die Mauritz kein Auge gehabt.

„So seid Ihr Männer, Ihr wollt uns schelten, daß wir Eurem Blick über Meere und Berge nicht folgen, und keinen Sinn haben für die Leiden der Völker, und dann übersieht Ihr, was dicht vor Euren Augen geschieht, an dem Liebsten und Nächsten.“

Er ward ernst gestimmt: „Laß uns wachen. Ein bitterer Spott! Wir selbst auf der Schwelle, um ihn zu stören, sollen Wacht stehen, daß andere nicht den Frieden des Hauses brechen. Aber es ist unsere Pflicht; jetzt so heilig, als wenn uns der Hausherr zu Wächtern bestellt hätte.“

Dreizehntes Kapitel.

Der Beichtvater.

Was war dem Manne! das dachte die gute Frau von Ilitz, als der Major stumm auf dem Canapé saß. Manches hatte in letzter Zeit in der Schloßordnung sich geändert, aber ihr Mann ging doch immer regelmäßig zu Bette, und wenn ihm was Unliebes widerfahren, brummte es regelmäßig nach. Er hatte heut nicht gebrummt; es war schon Mitternacht, und er dachte noch nicht an's Zubettgehen.

Als sie Abends aus dem Speisesaal gingen und Wilhelmine kam, ihm zur Nacht die Hand zu küssen, hatte er ihr einen leisen Streich über die Backen gegeben: „Schlaf Deine Narrheit aus, Du Schelm!" Er aber war in des Verwalters Stube getreten, und darin über eine Stunde geblieben. Er ließ sonst die gemeinen Leute zu sich kommen. Der Fremde, den er dort gesprochen, war nur ein Viehhändler, und als der Major herauskam, hatte er laut und ärgerlich zu dem Verwalter gesagt, er wolle sich auf den Handel nicht einlassen, was man ihn noch immer mit solchen Dingen plage; und doch mußte er den Handel nicht ganz abgelehnt haben, denn

er hatte angeordnet, daß der Fremde beim Verwalter auf der Stube ſchlafen ſolle. Er wolle ſich morgen die Sache überſchlagen. Jetzt ſaß der Hausherr bei der gnädigen Frau und ſprach kein Wort. Einmal nur hatte er hingeworfen: „Wir bekommen noch mehr Beſuch. Gott weiß, wie das werden ſoll!“ Als ſie überrechnet, wie man das einrichtete, und dann ausgerufen: „Na, der liebe Gott wird ſchon helfen, und Minchen wird für alles Rath ſchaffen!“ hatte er gedankenlos nachgeſprochen: „Ja, Minchen wird für Alles Rath ſchaffen.“

Sie meinte alſo doch, daß Wilhelmine ihm noch zu Kopf gehe, und fing an auf ihre Unart zu ſchelten, aber im ſelben Athem hatte ſie auch Entſchuldigungs- und Milderungsgründe. Er wehte mit der Hand: „Sie iſt ein Kind, wer weiß, ob wir es nicht alle vor Gott ſind.“

„Ein Kind iſt ſie nun eigentlich nicht mehr, Wolf, aber ſie ſpricht ſchlimmer als ſie denkt. Und ich weiß auch gar nicht, wie ſie auf den Gedanken kommt, daß ſie grade einen Bürgerlichen heirathen könnte. Sie meinte wohl auch damit nur einen Mann von Adel, aber nicht ſo altem als unſrer.“

„Frau! willſt Dir einen Kuppelpelz verdienen? Der Major ſah ſie wieder ſcharf an. Daraus wird nichts. Uebrigens einen Krämer und Speculanten nimmt ſie nicht: dafür iſt ſie doch meine Tochter. Sag das, wenn du Luſt haſt, dem Herrn Baron von Eppenſtein, Erb- und Gerichtsherrn auf Wüſtelang und Schierſtädt.“

Die Frau von Iliz fand es angemeſſen, über die Vorſtellung zu lamentiren, daß ihre Tochter einen ſimpeln

Bürgerlichen heirathen könne, aber sie fand einen Trost in der Betrachtung, daß sie ja, Gott sei Dank! mit so wenig Bürgerlichen Bekanntschaft hätten.

Nach einer Weile hub er in anderem Tone an: „Das kommt wohl, daß auch aus einem gesunden Stamm ein Ast aus der Art schlägt. Gott weiß, warum er es so eingerichtet. Wilhelmine kann nicht dafür. Verderben ist nichts an ihr, sie war von je so; ich gebe sie auf."

Wie sie ihn erschreckt anblickte: „Wolf!"

„Wir ändern's nicht. Eltern können eine Tochter, die mit einer Hasenscharte zur Welt kam, durch Pflege und Erziehung nicht zur Schönheit bilden. Man muß sich darin fügen."

„Das Gott erbarm, Du willst sie verstoßen!"

„Sie fällt nur von uns ab. Wie ich ihr den hausbackenen, bürgerlichen Sinn nicht einimpfte, kann ich ihr auch einen adeligen nicht einblasen. Das muß geboren sein. Vielleicht hattest Du einen Lafontaineschen oder Iffland'schen Roman gelesen, als Du in's Kindbett kamst. Sie bleibt mein liebes Kind und unsere gehorsame Tochter, nur meine Aussichten sind zu Wasser. Wollte Gott, es wären die einzigen. Sie mag heirathen, wen sie will. Sie ist vernünftig, klug, sie wird nur einen rechtschaffenen Mann nehmen. Dann soll unser Segen ihr folgen in die fremde Familie. Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit kann auch ein Erbtheil sein in Bürgerhäusern. O ja, das kommt vor. Sonst aber sind wir geschieden. Einmal ein glückliches Gesetz der alten Rö-

gebracht, sagte er Abschied nehmend, indem er unter tausendfachem Händedruck in mich drang, wenn ich wieder Blois passire, ihn nicht zu vergessen.

Ich werde Blois nie vergessen. Aber ob ich nicht tiefer hätte in den Beutel greifen sollen? Nein, beruhigte ich mich, eben des Mannes wegen nicht.

5.

Amboise.

Bis hierher war ich gefahren. Die Kopfschmerzen duldeten mich nicht mehr im Wagen. Die Regenwolken hatten sich verzogen, es läßt sich trefflich spazieren auch in Frankreich, zumal an den Ufern der Loire, wo die Kalkfelsen sich erheben, welches hinter Amboise der Fall ist.

Wodurch aber ist Amboise merkwürdig? Schon bin ich hinaus, und der Name steht dick unterstrichen im Tagebuch.

Es ist nicht das Schloß, von Carl VII. erbaut, nicht die Brücke, halb steinern, halb hölzern, die über die Loire führt; in den Reisebeschreibungen steht es auch nicht. Bis hierher kamen die

mer: foemina finis familiae — mit dem Weibe hört sie auf. Ist sie hinaus, verheirathet, im Kloster oder auf der Straße, so kann sie der Familie keine Schande mehr bringen."

„Jesus Christus, Mann, wie sprichst Du! Und Caroline, Malchen?"

„In denen sprüht unser Blut."

Was war dem Manne? Das konnte jetzt auch der Candidat fragen, als der Major auf seiner Stube saß. Es war nur um eine Stunde später. Hatte er Gespenster gesehen? Warum hatte er den Candidaten nicht zu sich rufen lassen? Seit jener schweren Nacht das erste Mal, daß er wieder über die Schwelle seines Hauslehrers trat.

Das Herz des jungen Mannes hatte beim Eintritt lebhaft geschlagen; jetzt schlug es auch, aber es waren andere, ruhigere Pulse. Und doch war es wieder eine Gewissensfrage gewesen, die der Major ihm vorgelegt. So schloß er:

„Der Herr von Stein wird also hier erwartet. Angeblich reist er auf seine Güter im Nassauischen zurück, weil er den preußischen Dienst quittirt hat. Das ist der Paß, wie man durch die französischen Armeen kommt. Hier wird ihn zufällig der Fremde, der als ein Viehhändler gilt, treffen. Dazu ist gestern auch, wie zufällig, der Obrist von Heißbern hier abgetreten. Was diese Rakete in ihrem Kern verschließt, weiß Jeder. Alles das sind, wie gesagt, pure Zufälligkeiten; nur daß mein Haus und Hof davon in die Luft gesprengt wird,

wenn das französische Gouvernement es nicht dafür ansähe, sondern für eine Conferenz, um hinter dem Rücken ihrer Armee gegen sie zu conspiriren."

„Und der Major von Quarbitz, wie ich ihn kenne, sagte der junge Mann, wird keinen Augenblick anstehen, Haus und Hof, Gut und Blut hinzugeben, wenn das Vaterland es fordert."

„Wenn mein Lehnsherr befiehlt, corrigirte der Gutsherr. Wenn ich das Schwarz auf Weiß habe —"

„Verlangen Sie ein Blatt Papier? Giebt es keine festere Schrift als die mit Feder und Tinte, keine bessere Sicherheit als Siegel und Unterschrift? Darf der König den ihm treuen und theuren Personen, die ihr Leben für ihn wagen wollen, noch in verrätherischen Documenten die Anweisung auf Kerker und Kugel mitgeben, wo der französischen Polizei nichts geheim bleibt, Napoleons Agenten und Agentinnen Schlüssel zu den geheimsten Läden im Cabinet von St. James besitzen, Abschriften von Staatsschriften, die nur der Schreiber und Empfänger kennt? Waren und sind nicht Winke überall in der Politik wichtiger als offizielle Schreiben; ja, erläßt eine Macht nicht oft drohende Weisungen durch Schrift und Druck, die sie durch eine mündliche Bestellung in's Gegentheil umwandelt? Was unter Trommelschlag verboten, ward heimlich durch eine vertraute Person geboten. Unser König ist unschlüssig; in der entsetzlichen Lage, zu schwer, zu unverdient für sein treues, warmes Herz, wagt er nicht das auszusprechen, ja nur zu denken, was Noth thut. Wird es da nicht zur Pflicht seiner Freunde,

Räthe, der erſten Diener, die ihm und dem Lande zu Gott geſchworen, für ihn zu denken, ſprechen, handeln! Ja auch handeln, ſie müſſen oft über die Barre ſeiner Bedenklichkeiten, ſeiner Gewiſſenhaftigkeit wegſpringen, damit nur etwas geſchieht, er muß fortgeriſſen werden, ſagt man. Wenn er nun Perſonen abſendet, wenn er es wenigſtens zuläßt, daß ein Freiherr von Stein umherreiſt, ſo iſt da nichts Gewöhnliches im Spiel, es iſt eine Frage über Sein und Nichtſein. Uns fehlt der Schlüſſel, aber fühlt nicht jeder als Preuße, Patriot, in ſich die Miſſion, dem entgegen zu kommen, was uns gebracht wird? Wir dürfen die Zeichen einer andern Zukunft nicht außer Acht laſſen, die wie Atome in der Luft ſchwimmen, und, ehe wir es uns verſehen, zu einer Maſſe, einem gegliederten Convolut wachſen, das mit Rieſenflügeln uns umſpannt. Geht nicht jedem Gewitter ein leiſes, unheimliches Rauſchen voraus; das Laub des Waldes flüſtert, ängſtlich flattern die Vögel, die einzeln fallenden ſchweren Tropfen mahnen uns, die Schritte zu beflügeln, ein Obdach zu ſuchen. Wer ahnte, daß ein Mönch in Wittenberg die Verwegenheit haben könne, des Papſtes Bulle zu verbrennen, aber die Zeichen der Reformation webten und rauſchten, die Funken kniſterten, ehe der leuchtende Feuerbrand aufpraſſelte, und ward nicht, ehe das heiligſte Licht dem armen Menſchengeſchlecht ſich offenbarte, in den Wüſten und Höhlen gepredigt und getauft, und die Stimme der Propheten, die Sterne und die Morgenröthe verkündeten das kommende Heil der Welt. So ging's in aller Zeit, und die ſind

allezeit Gottes Kinder gewesen, die das Rauschen hörten, das Morgenroth sahen, und seine Verheißen empfingen."

Wenn der Major auf eine Rede schwieg, war es für die, welche ihn kannten, ein Zeichen, daß er auf den Sinn derselben einging. Aber er sprach es nie aus. Nach einer Weile sagte er nur, man müsse vorsichtig zu Werke gehen. Der Candidat sollte den Fremden sondiren; er wollte morgen den Christen sprechen. Jenem traue er nicht ganz, diesem zu viel zu, nämlich blinden Eifer und Unbesonnenheit. Plötzlich aber stand er wieder vor dem Candidaten und sah ihn mit der dominirenden Schärfe an:

„Nun, Herr Theolog, Antwort auf die Gewissensfrage!"

Herr Mauritz senkte die Augen: „Wo in einer Collision der Pflichten es unmöglich wird beiden zu genügen, nahm man noch immer dafür an, daß der höheren gehorcht werden muß. Wo ein Gesetz Gottes und eines der Menschen sich widersprechen, wird der Christ keinen Zweifel haben, welchem zu folgen; in weltlichen Dingen ist aber das Vaterland das erste. Was Herr Major dem französischen Colonel versprechen, hatte doch nur auf dessen Person und seine Sicherheit Bezug. Sie verbürgten sich nicht dafür, daß in Ihrem Hause nichts gethan, gesprochen, gedacht werden dürfe gegen die Person und Sache des französischen Kaisers und seiner Armee. Wie hätten Sie etwas zusagen können, was außer Ihrer Macht lag? Sie versprachen ihm nur die Sicherheit, die ein Gast von seinem Gastwirth erwarten darf. Mehr nicht; am wenigsten Freunde zu verrathen, welche Ihrer

loyalen und ritterlichen Gesinnung vertraut, und Sie begingen einen Verrath, gewissermaßen ein Verbrechen an diesen Freunden, an Ihrer Sache, an dem Könige und dem Vaterlande, wenn Sie das, was Ihnen als Depositum überliefert ward, einem Feinde auslieferten. Das ist, wie sich von selbst versteht, unmöglich; aber gesetzt, Ihr Wort hätte auch den Sinn umschlossen, so kann ein Gewissenhafter doch nur das denunciren, was er gewiß weiß, nicht was er vermuthet. So bin ich der Meinung, Sie seien weder als Edelmann und Ritter, noch als Patriot und preußischer Officier für das, was bis jetzt geschehen, noch für das, was hier verhandelt werden könnte, dem Colonel zur Anzeige verpflichtet, sondern eben nur dafür, daß im Hause nichts geschieht, was sein Leben oder seine Freiheit gefährden könne, und daß Sie für ihn wachen, so lange er als Ihr Gast Ihre Schwelle nicht wieder verlassen hat. Ein Unterthan, ein Vasall Seiner Majestät des Königs, der allzeit seines Rufes gewärtig sein muß, sind Sie, und Sie waren es schon, ehe Sie Ihr Wort dem Colonel eingesetzt."

Ein Zug, den man hätte Bosheit nennen können, breitete sich um die Mundwinkel des Theologen, und ein Blick ähnlich dem der Schadenfreude folgte dem Major, als er das Zimmer verließ. Auf Herrn Mauritz Gesicht wollte dieser Zug als ein ganz fremder bedünken. Es war aber auch nur ein vorübergehender, die vorige Melancholie lagerte sich schnell wieder darauf.

Und er hätte doch zufrieden sein können. Der Major hatte ihm nach seiner Rede die Hand gedrückt: er habe

geſprochen, wie er es von ihm erwartet, er habe ihn beruhigt über ſeine Zweifel und geſtärkt in ſeinen Vorſätzen. In ſchweren Dingen gehe doch nichts über einen geiſtlichen Troſt!

Herr Mauritz hatte bitter gelächelt: „Wenn Euch der Geiſtliche zu Munde redet und um das, was Ihr wünſcht, Bibelverſe klebt, das nennt ihr den Troſt der Religion. Die Himmelskönigin ſoll Euch der Cherub ſein, der Euer Beſitzthum vor Räubern ſchützt, und um der kleinen Opfer willen, welche ihr der Starken dafür ſpendet, verlangt Ihr noch Magddienſte von ihr. Eure Zweifel ſoll ſie löſen, das heißt entſcheiden wie Ihr wollt, Euer Gewiſſen ſoll ſie mit Schlummerliedern einlullen, wenn Ihr nicht gar verlangt, daß ſie Euch zum böſen Gelüſte, zur ſchlimmen That den Muth leihe, der Euch abgeht. Und wenn Euer Thun der Religion ſelbſt Hohn ſpricht, ſollen ihre Diener mit geſalbten Sophismen und Kunſtſtücken das Unrecht in Recht verwandeln in dem Spiegel, den Ihr der Welt zeigt, und wohlgefällig ſchaut Ihr ſelbſt hinein, an dem Trugbilde Euch zu weiden. — O du Funke, aus des Ewigen Schooße niedergegoſſen auf die ſündige Welt, wie erträgſt du grade dieſe Wechslerbuden, Gaukler und Taſchenſpieler vor deinen Tempeln, die das heiligſte Licht deiner Offenbarung durch Hohlſpiegel dem Volke zeigen, denen zu Gefallen, die in der Macht und der Gewalt ſind. Durch die falſchen Aufklärer zu einem troſtloſen Dämmerſchein abgeblaßt, können die falſchen Diener die ſtrahlende Kerze der Religion wieder entflammen, oder —? Dieſer meint es noch

redlich, es werden noch Viele kommen, die ſich zum Glauben zwingen, ohne zu glauben, aber wenn ihrer mehr und mehr werden, wenn es einſt ein einträglicher Dienſt würde, das der Welt zu predigen, wozu ſie heut ſpöttiſch die Achſeln zuckt, wenn die Schaaren der Heuchler und Sykophanten —"

Er hielt plötzlich inne; die Geiſter im Zimmer hätten einen leiſen Aufſchrei aus der Tiefe der Bruſt gehört. Er war ja ſelbſt eben ein Gaukler, Taſchenſpieler geweſen. Der Major hatte den Troſt der Religion verlangt, und er hatte als Advokat mit Gründen der Weltklugheit ihm zu Munde geredet, er hatte demonſtrirt, was jener wünſchte und er ſelbſt. Vielleicht war es recht, aber war es die Wahrheit, die jener gefordert?

Der Candidat wollte aufſpringen. Er war ein ſchwacher Menſch geweſen, er wollte ſich ſtark zeigen, er wollte zum Major eilen, ſich ſelbſt anklagen, als ein Geräuſch ihn ans Fenſter lockte. Der Colonel ritt fort. Er ertheilte Anweiſungen, die auf eine längere Abweſenheit deuteten. Nun war ſeine Eile ja nicht nöthig, die Frage war auf andre Art gelöſt. Er hätte ja auch nicht gewußt, was er zum Hausherrn reden ſollen; ihm war wohl zu Muthe, und doch geſtand er ſich, das war nur ein Zeichen der Schwäche, er war ein Menſch wie der, den er eben gerügt.

Vierzehntes Kapitel.

Chaotische Besuche.

„Wo in Gegenwart und Vergangenheit sahen Sie eine Herrschergröße Seiner gleich! Dieses Auge, das die Schlachtreihen anordnet und durch den Pulverdampf dringt, als läge vor ihm heller Sonnenschein, diese Seele, die Feuer schnaubt, und über sein Apolleantlitz schwebt das Lächeln der Ruhe! Wir, Sie, Alle scharren nach Körnlein auf dem Dunghaufen, sein Adlerblick mißt die Fluren der Zukunft, dort schichtet, ordnet, theilt er, indeß wir wähnen mit aufgeschütteten Maulwurfshaufen seinen Riesenschritt aufzuhalten. Er ist der Held, nicht der Gegenwart, der Zukunft, das Ideal aller Herrschergröße, der Mann, den die göttliche Versehung geweckt und gesandt, in das erschlaffte und abgestorbene Europa neues Leben zu hauchen — ja, meine Freunde, sehen Sie mich verwundert an, wie ich da vor Ihnen stehe, der Mann mit weißem Haar, mit zerhackten Gliedern, diese Züge, verwittert von so vielen Campagnen, mehr noch von so vielen Täuschungen, der Schmerz schüttelt und rüttelt an dem zerbrochenen Körper, und doch

ſpritzt heißes Jugendblut bis in die Stirnader und die Fingerſpitzen. Aber das iſt es nicht. Hier der alte Soldat mit den weißen Gamaſchen, den drei gepuderten Locken, daß auch der Mann mit dem pour le mérite am Halſe ausgetauſcht iſt: Tollheit, Undank, Verwirrung, nennen Sie es wie Sie Luſt haben, daß der glühendſte Verehrer Friedrichs jetzt Napoleons Lobredner iſt. Ich bin nicht ausgetauſcht; die Dinge haben ſich nur vertauſcht. — Ja, ja, Friedrich war groß, der Genius ſeines Jahrhunderts, aber wenn das Jahrhundert wie ein leckes Schiff in den Wogen der Unendlichkeit verſinkt, fliegt der Genius auf und ſucht eine neue Verkörperung. Schelten Sie mich blind — immerhin! Ja, auch der Knopf, die Litze, die von ihm kam, war mir ehrwürdig, alles, alles, die Sohle ſelbſt, die der Fuß ſeines letzten Grenadiers von ſich ſchleuderte, denn wo ich nichts beſſeres kannte, hielt ich am beſten feſt. Hörten Sie mich nicht einen barbariſchen Exerciermeiſter ſchelten, weil ich jeden Verſtoß gegen ſeine Vorſchrift rügte, weil ich nichts von den Alfanzen, den jungen Genies, die Alles corrigiren mochten, wiſſen wollte! Was helfen neue Lumpen auf ein Kleid, das in Faſern zerriſſen, aus dem der Moder duftet! — Jetzt weiß ich es, das Licht ging mir auf, Friedrich hatte eine Miſſion, er hatte ſie erfüllt, was an ihm. Konnte er dafür, daß ſeine Nachfolger ſie nicht begriffen, daß er dem Staube ſeinen Zoll abſtatten mußte, ehe ſein Volk ſeinen Geiſt erkannt? Konnte er dafür, daß der Weltgeiſt in Decennien den Marſch von Aeonen zurückgelegt, und daß die Miſſion von heut eine andre iſt, als

die vor funfzig Jahren. Er ſchlummert, und der größere Genius, der von heut, hat an ſeiner Gruft zu Potsdam ihm die Hand geſchüttelt, und ihm das Gelöbniß abgelegt, daß er ſeine erfüllen will, — ſeine, er der Mann dieſes Jahrhunderts, mit der welthiſtoriſchen Aufgabe, eine Univerſalmonarchie zu gründen. So iſt's im Rath des Allweiſen beſchloſſen, und die menſchliche Ohnmacht ändert daran nichts."

Es war nicht Declamation, es war ein rieſenhafter Schmerz, mit dem der Obriſt rang, er ſchluchzte auf, die Thränen ſtürzten ihm von den Wimpern; der Schmerz war es, die Wahrheit bekennen zu müſſen, daß ſein Leben hinter ihm ein verlornes ſei, und er hatte vor ſich keines, um es wieder gut zu machen.

So übermannt von der Heftigkeit der Gefühle hatte er das Zimmer verlaſſen. Die Thür, die hinter ihm zuſchlug, dröhnte wie ein Wetterſchlag aus reinem Himmel denen, die heut am Frühſtück in Haus Ilitz ſaßen. Es war vieles in der kurzen Zwiſchenzeit vorgegangen.

Kaum daß an dem frühen Morgen der Colonel das Haus verlaſſen, war eine Poſt-Chaiſe mit zwei Herren von der Straße nach Pommern ins Thor eingelenkt. In dem beſcheidenen Aufzuge, der kothbeſpritzten Caleſche, hatte man den vornehmen Gaſt nicht erwartet, für den Wilhelmine bereits das beſte Zimmer eingerichtet; noch mehr überraſchte der Begleiter, der in einen militairiſchen Mantel gehüllt, zuerſt herausſprang, um dem andern, ſichtlich Kranken zu helfen.

Preußen im Jahre 1815; bis an den äußersten Punkt unserer Vorposten war ich häufig gesprengt, in jugendlichem Uebermuth mich weit darüber weg wünschend, um mein „muthiges Roß" zu tränken in den Wellen der Garonne. Ich war äußerst unzufrieden, daß man den Tyrannen zum zweiten Male entkommen lassen, statt durch sein Blut das Blut der hingeopferten Millionen zu sühnen. Mit wie vielen jugendlichen Patrioten theilte ich damals jenen ergrimmten Wunsch. Malten es sich doch so Viele als Glück aus, wenn Napoleon einem Kosackenpulk in die Hände fiele, Männer, die, frei von diplomatischen Rücksichten, den Fluch, den er über Europa gebracht, dem Eroberer entgelten ließen.

Die gespannte Pistole in der Hand, und von solchen Gedanken gespornt, bemerkte ich erst, daß ich über die meinem Posten angewiesene Gränze hinaus gesprengt war, als ich einen Französischen Cavalleristen dicht vor mir halten sah.

Durch den Schreck beim plötzlichen Anblick war mein Rausch keineswegs verraucht. Ich wünschte, es wäre Napoleon; und so etwas mochte ich auch denken, als ich die Pistole aufzog und dem graubärtigen Krieger entgegen hielt.

„Der Reichsgraf von Waltron Alledeeſe! Und von der Armee! Was bedeutet das?“ rief der Major.

„Daß er auch den Abſchied nahm; weiter nichts!“ hatte der Reichsgraf hingeworfen, indem er ſeine ganze Kraft nöthig hatte, um den von einem Schwindel Ergriffenen herauszuheben. Der Diener und der Major mußten zuſpringen, um ihn zu unterſtützen.

„Wenn auch dieſe Männer ſchwach werden!“ hatte der Major beim Eintritt ins Haus gemurmelt. „Denken Sie nur nicht, war die raſche Antwort des Grafen, daß die Geſchichte da in Königsberg meinen Freund umwarf. Rein phyſiſch! die Strapatze zur See, und dann bei Stettin geriethen wir Polen in die Hände, die mit Schillſchen Partiſanen ſchmarmuzzirten. Was wußten die vom Freiherrn von Stein! Und dann Tag und Nacht über Stock und Block. Wir werden einige Tage Ihre Gaſtfreundſchaft beanſpruchen müſſen.“

Es mußte noch mehr vorangegangen ſein. In dem Saal, wohin man den Reichsgrafen, nachdem er für den kranken Freund die nöthigſte Sorge getragen, zum Frühſtück führte, ſtand ſchon Jemand im, wie es ſchien, lebhaften Geſpräch mit dem Candidaten: dieſelbe Perſon, die wir als Viehhändler kennen gelernt. Er trug diesmal einen beſcheidenen, bürgerlichen Ueberrock, ſeine Manieren aber verriethen, daß er in die Geſellſchaft gehörte, wenigſtens ſich darin zu bewegen wußte. Bei der Begrüßung der weiblichen Mitglieder der Familie vor der Thür ſchien zwiſchen dem Grafen und ihnen nur eine alte Bekanntſchaft erneuert; der Graf trat, am einen

Arm die Mutter, am andern Wilhelminen, unter ſcherzhaftem Geſpräch ein. Wo man bange und was man nennt lange Geſichter an Allen zu bemerken glaubte, verrieth ſeines mehr die Heiterkeit eines Weltmannes und Militairs, der täglich den Wechſelfällen der Schlachten und des Glückes ausgeſetzt, die Ruhe gefunden hat, welche vor nichts Unerwartetem mehr zurückſchrickt. Beim Anblick des Fremden hatte er mit einem: „Ah, Sie ſchon da! Auch ein alter Bekannter! ihm leicht die Hand gereicht. Sie kommen jetzt zu früh, und doch, beſorge ich, zu ſpät. Wir ſind außer Activität. Man braucht unſre Dienſte nicht mehr. Doch davon ein andermal! hatte er raſch zum Gutsherrn ſich umgewendet. Wie ſteht es hier? Wie ertrugen Sie die Drangſale der Zeit? Ich hoffe gut. Ich ſehe blühende Geſichter; mein Pathchen Wilhelmine hätte ich nicht wieder erkannt. Das letzte Mal ſchaukelte ich ſie noch auf meinen Knieen. Das würde ſie ſich heute verbitten. — Haben Sie Einquartierung? Hatten Sie viel von ihr zu leiden?“

Der Ernſt auf dem Geſicht des Fremden, ſecundirt von dem leuchtenden Blick im Auge des Candidaten, brachte auch augenblicklich wieder den Ernſt in den Zügen des Grafen zum Durchbruch: „Meine Freunde, hatte er geſagt, alles zu ſeiner Zeit. Wir wollen den häuslichen Frieden edler Frauen nicht durch unſere Geſchäftsangelegenheiten ſtören.“

Da hatte der Hausherr das Wort ergriffen: „Erlaucht treten in ein Haus, wo, Gott ſei gelebt, auch die Frau begreift, was zu des Hauſes Ehre noth iſt. Das

Haus ist ein Theil des Landes, und wo das Land trauert, können seine Bewohnerinnen nicht Bänder mit Freudenfarben ins Haar stecken."

„Die armen Frauen!" Unwillkürlich war die Hand des Reichsgrafen über den glatten Scheitel Wilhelminens gefahren. Sie erröthete und er auch etwas: „Ja so geht es, wenn man sich das Vergangene immer noch als gegenwärtig denkt. Man verfällt in lauter Irrthümer. Nicht wahr, wenn wir diese fatalen Gedanken los werden könnten, um wie viel glücklicher könnten wir leben, Herr von Quarbitz?"

„Ich kann mir kein Hineinleben in die Zukunft denken, wenn ich nicht Trost und Kraft in der Vergangenheit suchen kann," war des Majors Antwort gewesen, worauf der Graf eben so ruhig erwiedert: „Auch wahr. Es ist Stein's täglicher Wahlspruch."

Die Unterhaltung am Kaffeetisch war peinlich gewesen. Das Wichtige, was die Gäste zusammengeführt, sollte und konnte nicht verhandelt werden; gewiß nicht vor der Familie, und doch blitzte es immer unwillkürlich heraus. Es drückte die unausgesprochene Ueberzeugung, daß etwas sich zerschlagen, verfehlt sei, auf die Gemüther. Noch hatte Keiner dem Andern gesagt, was das sei, und doch fühlten Alle, daß es nicht der Verlust einer neuen Schlacht, daß es ein innerer Schade sei, an dem ihr Muth erkrankt war. Die Namen Beyme, Hardenberg, Rüchel, Cabinetsregierung, wurden nur genannt, mit hingeworfenen Bemerkungen, es waren mehr Seufzer als Hoffnungsstrahlen.

„Wer hatte an ſolche Verhandlungen gedacht, wer daß ſie auf dieſe Weiſe ſich zerſchlagen ſollten!“ hatte endlich der Hausherr das Wort ergriffen.

Der Fremde ſchwieg, mit einem ernſten Blick auf den Major. „Muß denn ſchon alles zerſchlagen ſein?“ ſagte der Graf.

„Wie dem auch ſei, Erlaucht, wir haben Zeit uns zu beſinnen, hatte der Major entgegnet, aber in meinem Hauſe weilt ein anderer Gaſt. Eine Pulvermine im Keller und ein Trunkener, der mit einer Fackel darüber tanzt, iſt nicht gefährlicher als der Oberſt Heißborn, wenn er von Anſchlägen gegen die Franzoſen hört. Da iſt nicht mehr Zeit zu beſtimmen, und zu verhandeln, er läßt die Raketen ſteigen, gleich viel wohin ihre Funken ſprühen. Wir fliegen auf, ehe wir es uns verſehen; um deshalb iſt es Pflicht, auch die ungebornen Gedanken vor ihm zu verbergen.“

Das etwa war jener Rede vorangegangen, womit unſer Kapitel anhebt. Der Obriſt Heißborn war — wie eine Bombe, ſagte man ehedem, unter die Verſammlung gefallen. Und die Bombe war geplatzt; nur hinkt hier das Gleichniß, die Entladung war eine völlig unerwartete. Der Graf, der Major, auch der Fremde ſchienen den ſanguiniſchen Mann zu kennen. Nach ſeiner ſtürmiſchen Entfernung dauerte das peinliche Schweigen noch eine Weile.

„Beim allmächtigen Gott, das iſt zu arg, rief der Major endlich aufſpringend. Und einem ſolchen Mann war das Schickſal einer preußiſchen Armee anvertraut.

Himmel und Hölle! da könnten arge Gedanken im Hirn entſpringen."

„Heißborn iſt nur der Mann des Impulſes," entgegnete der Reichsgraf.

„So war hier das Schickſal von zwanzigtauſend Tapfern einer Wetterfahne anvertraut!"

„Nur hier allein, Herr Camerad? Iſt's nicht überall ein Würfelſpiel, welchem General ein Fürſt das Commando ſeiner Armee anvertraut? Habe er ſich bis da noch ſo umſichtig gezeigt, noch ſo viel Geſchick, wer ſteht denn dafür, daß ihm die Geiſtesgegenwart im Augenblick der Entſcheidung bleibt, daß der Löwenmuth ihn nicht im Moment verläßt, weil er eine Spinne erblickt, eine Maus, irgend was, wovor er eine Idioſynkraſie hat? Davon hängt die Bataille ab, und kein König, keine venetianiſche Zehn, kein Pariſer Wohlfahrtsausſchuß wägt mit dem Werth auch das Glück der Feldherren ab, in deren Hände ſie ihr Schickſal, das des Staates, der Nation legen. Auch aus der ſicherſten Vergangenheit ſind keine ſichern Schlußfolgerungen zu ziehen. Der Augenblick, Wind und Wetter, die Zeitſtrömung, Leichdörner, üble Verdauung, alles wirkt auf unſere Stimmung, und unſere Stimmungen bewirken unſere Handlungen, und unſere Handlungen, von ſolchen Stimmungen bewegt, haben Königreiche geſprengt, zuweilen gerettet. Heißborn iſt eine Natur, die keine Widerrede duldet. Wenn der König ihm damals nicht den Rücken gewandt, hätte er ihm den Hut vor die Füße geworfen. So zornig, außer ſich war er, daß man 1805 nicht losſchlug. Nun hat ſich

das Blatt gewandt: er nicht. Wenn die Opposition in ihm zu stark wird, schlägt sich der ganze Mensch auf die Seite der Oppenenten: merkwürdig ist nur der schnelle Prozeß, und ich meine achtungswerth, daß er nicht heuchelt und nicht Vermittelungen und Uebergänge sucht, die seinem Umschlag einen andern Schein bereiten sollen. Er wäre im Stande, es dem Könige selbst in's Gesicht zu sagen: ich verlasse Dich! Nicht diese Fanatiker, die plötzlich sich vor dem neuen Licht auf die Erde werfen, sind Deutschlands Verderben, vielmehr die Versichtigen, Berechnenden, die Mantelträger, die mit gekrümmtem Rücken laviren, die sie mit einiger Ehrenhaftigkeit in des Feindes Lager hinüberrutschen. Der Schweif hängt sich an die Macht, das ist ein Naturgesetz; darüber grollen Thorheit. Wir sollten uns über Charactere freuen, die noch selbstständig handeln, die noch in unserer morschen Zeit jugendfrisch der Blutwärme gehorchen, ohne Rücksichten, ohne Furcht vor der Blame. Denn daß diese ihn treffen wird, wie es auch ausschlägt, dafür darf der Feuerbrand nicht sorgen."

Der Herr von Alix hatte keine Worte für das, was er gehört. Die Hände geballt, die Miene glühend, schritt er auf und ab: „Wenn greises Haar, Narben voll Ehren, wenn ein makelloser alter Name, ein Adel, der an den Kaiserthronen zunächst stand, nicht vor der Schande bewahren, was dann — was schützt uns vor uns selbst!"

Der Fremde ergriff zum ersten Male das Wort, mit bescheidener Stimme, aber mit einer überlegenen Ruhe, welche auf eine gereifte Lebenserfahrung deutete:

„Vor ſich ſelbſt iſt jeder ſein eigner Verſucher, ſein eigner Ankläger, Vertheidiger und Richter. Aber weißes Haar ſchützt ſo wenig als uralte Namen vor der Macht des Genius. Dem erliegen alle Potenzen, wie ſie ſich auch dagegen ſträuben. Es iſt die Ariſtokratie, die endlich alle Ariſtokratieen beſiegt. Und wehe dem Volke, dem ganzen Menſchengeſchlecht, wenn dies Naturgeſetz einſt aufgehoben wäre. Es wäre das Zeichen des herannahenden Marasmus, wenn die Materie dem Geiſt einſt die Herrſchaft aus den Händen entringen könnte. Schütze Gott die Völker und Staaten Europas vor dem Schickſal, dem das alte Aſien erlag! — Meine Herren, fuhr er nach kurzem Innehalten fort, ich maße mir nicht an, leſen zu wollen, was in der Seele des Oberſten Heißborn voranging, denn ich habe nicht die Ehre ihn zu kennen wie der Herr Reichsgraf, diesmal aber weiß ich, daß Napoleons Genius unmittelbar ihn beſiegt hat. Der Kaiſer ließ den Gefangenen vor ſich führen und von dem Feuererguß einer dreiviertelſtündigen Unterhaltung ſchmolz ſeine ſtolze Seele.“

Der Gutsherr lachte höhniſch auf.

„Es iſt größern Geiſtern als ſeinem ſo ergangen, fuhr der Fremde fort. Möge die Geſchichte Verzeihung für ſie finden!“

„Er wird auch ſchon wieder zur Beſinnung kommen, ehe er zur Geſchichte wird, ſchaltete der Graf Waltron ein. Wer ſich ſo ſchnell bekehren läßt —“

„Wird nur durch ſich ſelbſt bekehrt, fuhr der Fremde fort. Geben Sie ihn auf, meine Herren, ſeien Sie zu-

frieden, daß noch Keiner ihn ins Vertrauen zog. Der Art Naturen werden nur durch Sättigung geheilt. Alle unsre Gründe, und wenn wir mit Engelszungen redeten, prallten ab. Lassen Sie ihn vor der neuen Sonne anbetend niedersinken, bis ihre Macht sein Blut zum Zerspringen entzündet hat. Dann vielleicht —"

Obrist Heißborn stand wieder im Zimmer: „Haben Sie Gericht über mich gehalten?" Seine Blicke flogen umher, ohne irgendwo zu haften; ihr Urtheilsspruch, wenn er ihn las, war ihm gleichgültig, es waren ihm das auch wohl ihre Personen. So war er auf einen Stuhl gesunken: „Ich bin wohl schon ein Ausgestoßener! Man würdigt mich keines Wortes. Oder seh ich bemitleidende Blicke? Ja, meine Freunde, wenn Sie mir noch den Namen erlauben, ich verdiene Mitleid. Wer mit Augen nicht sieht — mit Ohren nicht hört — Aber beklagenswerther die, welche sie jetzt noch verschließen. Er athmete schwer auf: „Die preußische Monarchie ist aus! Ich ahne, was Sie hier zusammen führt; doch fürchten Sie keinen Verräther, ich kann Ihre vergebliche Mühen nur bedauern. Wenn Ameisen den Bau wieder herstellen, den die Spitze eines Menschenfußes in Unordnung brachte, sehen die Fleißigen nicht, daß der Fuß schon wieder gehoben ist, um mit einem Tritt ihren ganzen Haufen zu zerstören. Gott schuf so die Welt; die Ameisen können nicht dafür. Aber den Weisen sollten sie trauen, den Sehern, die in die Zukunft wie in die Vergangenheit blicken. Johannes Müller kannte doch dies Preußen! Er sang der Monarchie schon das Todtenlied,

wie einer für immer begrabenen Leiche. Iſt er der einzige Weiſe, der im Schacht des Wiſſens daſſelbe Reſultat fand? Pietät, wo ſie hin gehört, Ehrfurcht vor den Geſetzen, um die, wie um diamantene Achſen, das Weltgebäude ſich dreht. Laſen Sie das Buch, was der Schwärmer aus Rügen ſchrieb, Moritz Arndt? Er hat den Geiſt der Zeit erkannt, deſſen Prophet er ſein will, aber nur zur Hälfte. Mit einem Auge blind, denn er ſieht nicht Napoleons Miſſion, ſieht er hell mit dem andern, was hinter der erträumten Größe der preußiſchen Monarchie lag. Dunſt und Verweſung. Ging ſie aus einer Nationalkraft hervor, war nur ein Volk da, ſie entgegen zu nehmen, wie ein Geſchenk des Himmels, um ſie ſich anzueignen? Nichts davon. Ein Genius, den Gott werden ließ, im achtzehnten Jahrhundert, ſchuf Preußen, wie Gott die Welt aus Nichts. Er gab der Schöpfung Arme, Füße, Glieder; einen Blutlauf glaubte man, einen Kopf und ein Geſicht auch, was friſch und keck in die Welt ſchaute; aber das Blut pulſte, nur weil er an dem Räderwerk immerfort drehte, das Geſicht war eine geſchminkte Maske. Nun die Hand verdorrte, der Athem ausging dem großen Muſikanten, ſtockte das Blut, das Geſicht verſchrumpfte. Wo blieb der Arm, das Auge — wo das Herz, Ihr Herren? Lüge ich, phantaſire ich? Mit dem Zauberer war ſein Werk zerfallen, und nur weil er ein ſo großer Zauberer geweſen, daß man vermeinte, er könne nicht ſchon geſtorben ſein, er müſſe ſich noch im Grabe erheben, führte es noch ein zwanzigjähriges Scheinleben fort. Da zerfiel es an

einem Tage in Staub, mehr als Staub. Alles war zerſetzt, aufgelöſt, Verweſung in entſetzender Geſtalt allüberall. Kein Glaube da und keine Treue, keine Religion und kein Ritterthum. Wo war nun die gerühmte, unübertreffliche Disciplin geblieben? Ein zerriſſenes Netz, in das ſich die Fliehenden verſtrickten. Alles eine verworrene Flucht ohne Ziel. Der Adel, der voran ſterben ſollte, nahm voran Reißaus, die geſchulten und controllirten Beamten ſich überſtürzend, die vergeſſenen Caſſen dem Feinde auszuliefern, dieſer Wetteifer der ruhmgekrönten Generale, wer ſeine Feſtung zuerſt übergäbe, dieſe Bürger, die die Bettdecken übers Ohr zogen, damit der erſte Blick der einziehenden Franzoſen ſie nicht träfe, dem zweiten kamen ſie entgegen mit der unterthänigſten Bitte, es ihnen nicht zu verübeln, daß ihr Souverain ſich unterſtanden, den Degen zu ziehen. Die Gelehrten und Poeten — ſprangen etwa Tyrtäen hervor? Sie ſtritten über den kategoriſchen Imperativ und das Ich, über Nibelungen und Homer, als des Feindes Trompete vorm Thor ſchmetterte. Nichts, gar nichts blieb geſund in dieſem Pfuhl. Dieſe Wunden, Eiterbeulen, Pflaſter, jetzt grinſen ſie uns an in erſchreckender Geſtalt, wo das glänzende Leichentuch mit einem Ruck fortgeriſſen iſt, und wer iſt ſo vermeſſen, mit Pulver, Pillen und Klyſtiren die Säfte heilen, mit der Schneidernadel die klaffenden Wunden nähen zu wollen! Tödte, was ſterblich iſt; aber der Geiſt des Lebens wandelt nur ſeine Hülle. Dort iſt der Genius, der die Völker wieder gebiert, ſtatt der Staaten einen Staat ſchafft, der Menſchheit eine neue Aera er-

Er ſolle weichen, oder ich ſchöſſe ihn auf der Stelle nieder, rief ich mit ſo heftiger Stimme, daß der Veteran unter der Bravour den ſich verbergenden Schreck gewahr werden mußte.

Ich vergeſſe es nicht, wie er mich ſehr ruhig anblickte, ja wie er in die Mündung meiner Piſtole hinein ſah, ohne mit den Augen zu zucken oder den Arm zu heben, an dem ſein Säbel hing.

Camerad, Ihr ſeid zu weit gegangen, ſagte er in dem ruhigſten Tone von der Welt.

Ich ward mein Verſehen in demſelben Augenblick inne, und errörhete. Einem Jüngling iſt gemeiniglich nichts peinlicher als der Gedanke an einen Fehltritt, der Muth, Geſchicklichkeit oder Kenntniß in Zweifel ſtellen könnte, und es iſt nicht ſelten, daß er einen zweiten ärgern begeht, um nur jenen erſten zu verbergen.

Ob er glaube, daß es mir an Muth gebreche, ihm, den Säbel in der Hand, das Gegentheil zu beweiſen? fragte ich.

Er lächelte: Am Muth zweifele er nie, wohei er, trotz ſeiner militairiſchen Stellung, leicht Franzöſiſch den Leib herüberneigte.

So gilt es! rief ich, den Hahn der Piſtole

öffnet. Was kümmert den Geiſt, der die Welt regiert, wenn Geſchlechter, Nationen und Staaten in deren großen Prozeſſen untergehen, wie Atome zerſprengter Weltkörper, beſtimmt zu einem neuen, ſchöneren ſich zuſammenzufügen. Verleugnet die Sonne, ſie ſtrahlt doch, wie ſie ſich doch bewegte."

Die Frau von Ilitz hatte mit Schrecken die Bewegungen und das Muskelſpiel ihres Gatten verfolgt. Er war blaß aufgeſtanden: „Herr Freiherr von Heißborn verzeihen die Frage," hatte er mit der kalten Ruhe geſprochen, welche zuweilen ſeinen Zornausbrüchen voranging, „ob wir in Ihnen ſchon einen Bedienſteten des Kaiſers der Franzoſen erblicken? Für den Fall beugen wir uns als Beſiegte unter dem Recht des Siegers. Er kann — in unſerem Hauſe gebieten, alſo auch ſprechen, wie es ihm gut dünkt."

Der Obriſt ſchien die Spitze nicht zu merken, oder nicht merken zu wollen: „Noch bin ich durch Eid und Vaſallenpflicht an den König gebunden, der die Wahrheit nicht hören wollte. Darum fühle ich mich der Verpflichtung nicht entbunden, noch jetzt ſie ihm zu ſagen. Ich will laut ſprechen, laut, laut, damit die Sykophanten, die ihn mit ſüßen Liedern einlullen, daß alles, was er thue, wohlgethan ſei, vor Schrecken verſtummen. Sagen ihm, wenn er es noch nicht weiß, daß ſein Reich aus iſt, daß wenn er als Fürſt beſtehen will, er nicht allein beſtehen kann, daß der Schwache einer Stütze bedarf, und wohl dem, der erkennt, daß er ſchwach iſt und die rechte Stütze findet. Dem öſterreichiſchen Cabi-

net darf Preußen niemals vertrauen, eben ſo wenig auf Rußland bauen. Sein einziger Ausweg, die einzige Rettung iſt Frankreich. Den Stolz einer Allianz muß er fahren laſſen, die iſt zu ſpät. Der König muß ſich Napoleon ganz unterordnen. Darin iſt keine Ehrenkränkung, Napoleon iſt Friedrichs Nachfolger im Geiſt. In Civil und Militair muß die Adminiſtration, die notoriſch nichts getaugt hat, umgeſchaffen werden, jedem Regierungs-Collegium muß ein Franzoſe als Präſident vorſitzen, an die Spitze jedes Regiments ein franzöſiſcher General. Ja, meine Herren, reißen Sie nur die Augen auf, es geht nicht anders; wir haben keine Genies, keine Talente, keine Erfahrung mehr, wo die Zeit aus ihren Angen ging. Der Kronprinz, ſoll er einſt noch zur Regierung kommen, muß aus ſeiner Umgebung, von ſeinen Erziehern fort, nach Paris geſchickt werden. Dort mag er lernen, wie man eine Krone trägt."

Der Reichsgraf, welcher den Kaffee nicht ohne Pfeife trinken konnte, hatte ſie an den Ofen geſtellt: „Heißborn, ins Teufels Namen, das wollen Sie Seiner Majeſtät proponiren?"

„Und hört er, ſieht er auch jetzt nicht, will ich Feuerbrände ſchleudern, daß alles, was Augen hat, ſehen muß!"

Wie Mutter und Tochter ſich um den Vater ſchmiegten. Wilhelmine hing ſich ihm an den Arm. Der Candidat war einen Schritt vorgetreten. Er wandte faſt dem Hausherrn den Rücken, um dem Gaſt in's Geſicht zu blicken.

„Gott ſchuf ſo die Welt, Herr Obriſt, und die Amei-

en können nicht dafür, wenn ſie den Fuß nicht ſehen, der ſie zertreten wird. Und wenn ſie ihn ſähen, ſie müßten doch fortarbeiten, denn es iſt ihr Beruf. Sie laſen, Herr Obriſt, in dem Buche von Arndt die eine Hälfte; wir auch die andere. Ihre laſen wir mit blutendem Herzen: Gott hat es ſo gefügt, warum haben wir's ſo verdient! Bei der andern Hälfte ſchlägt unſer Herz gewaltig und froh; es ruft, was du verſchuldet, an dir iſt es, es wieder gut machen! War's kein Volk, aus dem die Schöpfung unſeres Staates hervorging, ſo ward es eines unter der mächtigen Schöpferhand. Nahmen unſere Väter es nicht an, wie ein Geſchenk des Himmels, weil ſie's nicht begriffen, ſo begreifen wir es, ſo iſt's an uns, ehe es uns entriſſen wird, uns daran zu klammern als an ein Heiligthum. Es giebt auf dieſer Erde keines größer, als das Vaterland. Es war kein Volk, nun iſt's eins. Das Unglück hat es zuſammen geſchmiedet. Wir haben nun ein Vaterland. Auch für dieſes mein entwürdigtes werde ich mit Freuden zu ſterben wiſſen; Gottes Beiſtand ruf ich an — nein, nicht für mich; unglückſeliger Mann, für Sie, daß ſeiner Engel Hand Sie, am Abgrund taumelnd, feſthalte, daß er Ihnen die Augen aufreiße, ehe es zu ſpät iſt, daß auch Sie lernen, wie es keine größere, heiligere Pflicht giebt, als die ſchon der heidniſche Dichter ſingt: dulce et decorum est pro patria mori!"

Aengſtlich hatten die Frauen hingeblickt. Hätte der Hauslehrer je ſich unterſtanden, ſo dem Vater entgegen zu treten! Vor dem Freiherrn Heißborn hatten ſie auch

den eiſernen Vater reſpectvoll zurücktreten geſehen. Malchen war aufgeſprungen; es war ihr in dem Moment, als müſſe ſie ihn am Arm zurückreißen. Aber es war eben nur ein Augenblick; dann hatte ſie ruhig zugehört, ein ſtilles Lächeln ſchwebte über ihre verklärten Züge, als ſie auch das zuſtimmende Lächeln auf dem Geſicht des Reichsgrafen ſah.

Auch der Obriſt hatte ein Lächeln auf den Lippen, als er halb über die Schulter dem unerwarteten Intervenienten in's Geſicht geſchaut: Kräht das Inſect auch! ſchien der Blick zu ſagen. Er griff nach ſeinem Hut. Der Vater hatte dem Candidaten heftig die Hand gedrückt, faſt hatte es geſchienen, er wolle ihn an die Bruſt drücken. Malchen und die Mutter nickten ſich zu, das Gewitter war vorüber, der Strahl hatte ja einen Ableiter gefunden, als der Major vor den Gaſt trat:

„Herr Obriſt, dieſe Mauern ſind zu alt und baufällig, um zwei Elemente zu faſſen, die eins das andre zerſtören. Das Gaſtrecht iſt mir heilig. So lange Sie die Gefälligkeit haben das Haus mit Ihrer Gegenwart zu beehren, ſoll der Friede darin bleiben; ich werde bis dahin eine nöthig gewordene Inſpection auf meinem zweiten Gute vornehmen.“

Der Friede blieb im Haus; nur bedeutete der über das Hofpflaſter rollende Wagen nicht die Abreiſe des Majors auf ſein Dorf, ſondern die des Obriſten. Es war auch ohne Gewitter vorübergegangen; der Reichsgraf als ſchützende Autorität mochte die Entladung der Wolken verhindert haben.

Nur der Candidat und der Fremde waren im Saal zurückgeblieben.

„Der napoleonische Colonel scheint Sympathien im Hause zu haben," sagte der Fremde.

„Doch keine, die uns gefährlich werden könnten, entgegnete der Candidat. Sollten Sie die Verhältnisse nicht so gut kennen als ich?"

„Der Major traut mir noch nicht. Was Sie ihm sind, davon sprach der Händedruck vorhin."

„Die Macht einer Wallung. Weiter nichts. Er sieht die Sterne am Himmel nicht vor den Sternenkreisen, die abgezirkelt auf seinen Pergamenten stehen."

„Aber er hat Takt. Auf die Pergamente gebe ich nichts, aber ein richtiger Sinn erbt oft in alten Familien fort."

Der Candidat sah ihn verwundert an: „Erwarten Sie von alter Geburt unsere Rettung?"

„Mein Fundament ist sicherer. Dennoch bekenne ich Ihnen, trotz der traurigen Erfahrung, die wir gemacht, klopfe ich vertrauensvoller an, wo das Gefühl der Ehre seit Jahrhunderten, wenn auch nur als überkommene Pflicht fortlebt, als da, wo es erst geweckt werden soll. Sei der Spiegel auch mit Staub und Spinnegewebe überzogen! Holz brennt nur durch lange Reibung; dem verrosteten Stahl mag ein Schlag wieder Funken entlocken."

Ein wehmüthiges Lächeln fuhr über die Lippen des Candidaten. „Sie kennen diese hier nicht."

„Ich kenne sie, mein lieber jüngster Bundesgenoß,

und weiß was hier verwüstet liegt; verwüstet kann aber doch nur werden, was ehedem gelebt und geblüht hat. Unsere Aufgabe ist es ja, in Sumpf und Brandschutt nach den lebenskräftigen Keimen der Nation zu suchen; wo wir diese auch finden, sie ergriffen, gepflegt! —"

Nach einer Pause fuhr er fort: „Immerhin ist es ja auch möglich, daß wir selbst an der Demoralisation des Adels Schuld sind. Wir gossen zu ätzenden Spott auf ein Institut, dessen Wurzeln ins Alterthum zurückgehen, als es noch ein deutsches Volk gab. Sind sie denn andern Blutes, anderer Abkunft als wir, daß keine Reinigung, Correction möglich, daß wir das Kind mit dem Bade verschütten müßten? War, was sie uns zufügten, so unverzeihlich, ihre Hoffahrt so kränkend, daß man eine Kur des Uebels nur in der Vernichtung fand? Allerdings, drüben über dem Rhein haben sie die Bäume an der Wurzel abgeschlagen, und die Wurzelfasern mit Blut ausgespült; ein Gottesgericht, weil sie Blutsauger gewesen. Das war unser Adel nicht. Den Druck des Dünkels, den sie auf uns geübt, rächten wir durch die Pfeile des Witzes. Unsere Komödienschreiber, Roman- und Fabeldichter trafen über das Ziel hinaus. Die Rache ist blind. Wäre es nicht besser gewesen, dem Adelsübermuth den Bürgerstolz entgegen zu setzen? Ach, sie hatten auch keinen Bürgerstolz mehr. Statt ihnen ins Auge zu schauen, Männer gegen Männer, wichen sie ihren übermüthigen Blicken aus, um, statt sie zu bekämpfen, die Lästigen zu vernichten; und sie glaubten sie zu vernichten, indem sie ihre Existenz wegleugneten.

Das iſt grundfalſch, das rächt ſich, wenn nicht jetzt, es wird's ſpäter. Ich leugne nicht ihre ſchweren großen Sünden, aber richten ſollen wir nur, wo wir das Richtmaß auch an unſere eigenen Fehler legen. Jene altersſchwachen, brutalen, aufgeblaſenen Junkerofficiere, wer leugnet ihren ſchweren Theil der Schuld, die an einem Tage Friedrichs Monarchie in Trümmer warf, aber tragen ſie die Schuld allein? Wo waren denn die Bürger? Fühlten ſie ſich vorhin als Glieder des großen Körpers, athmeten ihre Seelen für den Gedanken, der Preußen zu einem Staat erhebt? Zufrieden, wenn Andre für ſie dachten, handelten, waren ſie noch zufriedener in kleinlicher Eiferſucht, wenn die Fürſten in die Rechte des Adels griffen. Vielleicht war das nothwendig. Aber ihr Jauchzen war das des Egoismus, es galt nicht dem Gemeinwohl, es war die gemeine Luſt kleiner Seelen, die keine Größe dulden, welche auf ihre Zwergnatur herabſchaut. Vergaßen die erbittertſten Adelsfeinde doch häufig ihren Widerwillen gegen den Stand, wenn ein Gnadenblick der Majeſtät ſie ſelbſt hineinſchob. Wenn man ſieht, wer ſich jetzt zum Ankläger berufen fühlt, wer die Hand erhebt, um den Stein auf das Junkerregiment zu werfen, ſchämt man ſich faſt den Mund mit zu öffnen. Und iſt dies der Weg, die Guten, die Treuen, die Erweckten, wo man ſie finde, aus allen Schichten des Lebens, von der Wiege am Thron, aus dem Bürgerladen, aus der Hütte, zu ſammeln, wenn wir den Bannfluch gegen einen Stand ſchleudern, der einſt berufen war dem Volk voranzugehen!“

„Sie ſind doch Ariſtokrat!“ rief der Candidat.

„Wenn Sie es ſo auffaſſen wollen.“

„Ihr Name deutet —“

„Nicht auf den Urſprung, den Sie daran knüpfen. Eben weil ich ſtolz bin auf mein Bürgerblut, blicke ich freier und unbefangener auf den Stolz Anderer. — O mein Gott, Sie wiſſen nicht, liebſter Mann, wie viel wohler, freier ich mich in dieſer Umgebung fühle als in der Stadt. Dies Krautjunkerthum, mit ſeinen Gefühlen, Beſtrebungen, Wünſchen, die den Begriff eines Staates nicht erfaſſen können, ihre Ernte ſammeln ſie nicht zur Saat, nur wie der Hamſter zum nächſten Winterbedarf, aus Verehrung ihrer Privilegien kennen ſie kein Recht das über den Beſitz hinausgeht, ſie können nicht glühen, zittern für Ideen von Menſchheitswohl, weil ihr kleines Ich mit dem engſten Umkreis von Vetter- und Frauba-ſenſchaft alle ihre Gedanken einnimmt und beſchäftigt — und doch es ſind Menſchen, die der Natur näher ſtehen, man fühlt eine Verwandtſchaft mit der Erde, die man tritt, und dem Geſchlechte, das aus ihr geknetet ward; die Erdluft der umgeworfenen Aecker, die Sonne, der Hauch der Kiefernwälder hat ihre Haut gebräunt, ſie athmen wieder den Athem dieſer rauhen Luft. Sie lieben auch etwas — ſich ſelbſt, ihre Kinder, Familie, die Verwandten der Verwandten, ſie haben auch Reſpect vor Etwas, vor ihren Erinnerungen, ihren Namen; es erbt in ihnen etwas fort, wenn nicht die Tugend der Väter, doch ihre Güter und Titel. In dieſer Welt, wo Niemand mehr liebt, wo alles wankt und zittert,

greifen wir nach dem geringsten Festen, um uns selbst zu halten."

„Sie müssen fürchterliche Erfahrungen aus der Hauptstadt mitgebracht haben."

„Schweigen wir heut davon. Auch in den Provinzen klopfte ich oft und vergebens an, aber es war doch nicht die mephitische Luft, die jedes Licht der Hoffnung augenblicklich auslöschte. Ich glaube, so muß den ersten Heidenbekehrern zu Muthe gewesen sein. Nicht die Kerker und Scheiterhaufen dämpften ihren Muth, aber wenn sie in Rom, Byzanz, den in Ueberbildung verdumpften Seelen, den Geistern, die keiner Begeisterung mehr fähig waren, das Licht des Evangeliums verkünden sollten, und hier nur auf spöttische Mienen, Achselzucken stießen, dort die blasse Furcht vor den bösen Folgen, dann eilten sie aufs Land; unter Hirten und Bauern, unter Sclaven und Räubern, unter den Barbaren fanden sie Herzen und Empfänglichkeit."

„Sie schreiben ein Pasquill."

„Ich werde es vor dem belegen, dem ich meine Botschaft schuldig bin."

„Und der Orden oder Bund, in dessen Auftrag Sie reisen?"

„Nennen Sie ihn nicht so; Namen sind gefährlich, wo die Sache, der Begriff selbst noch im Unbestimmten schwimmen. Der Name ist ein Siegel, der dem Unbestimmten eine Bestimmung aufdrückt; er wird ein Zwang, der dem Unfertigen oft eine andre Richtung aufdrängt, als die beabsichtigte war. Es ist ein Bund ohne Zeichen

und ohne Myſterien, ohne Namen und ohne Gelöbniß. Zu ihm gehört von ſelbſt jeder Deutſche, der mit Abſcheu den Gedanken erträgt, einer fremden Macht unterworfen zu ſein, der des Characters iſt, wenn die Zeit kam, als Mann zu handeln. Kein Schwur und kein Handſchlag, nur Gleichgeſinntheit. Wer unſere theilt, hat ſich ſelbſt aufgenommen, er iſt recipirt. Das Weitere, was jetzt geſchehen kann, was geſchehen muß, erwarten wir von dem Manne zu hören, auf deſſen Willen ich hier bin, deſſen Ruf ich erwarte."

in Ruhe setzend, um sie mit dem Säbel zu vertauschen.

Der Chasseur blieb so gelassen wie zuvor. Es mochte ein Mann hoch in den Funfzigen sein, aber der Wechsel des Clima's, Hitze, Frost und die Beschwerden des Krieges gaben ihm ein älteres Ansehn; ein dunkles Braun, nur hier und dort mit Gelb und Grau schattirt, überzog lederartig das ausdrucksvolle Gesicht, indessen die Haare, wo sie aus der hohen Bärenmütze hervorblickten, in eisigem Grau noch mehr vom Einfluß der Witterung zeugten. Eine ungeheure Narbe ging unter Nasen und Augen quer über das Gesicht. Der ganze Mann war ein Bild der Furchtlosigkeit, und das ward ich zu meiner zweiten Beschämung inne, als ich, mein Pferd zurückreißend, den Säbel aufhob.

Junger Camerad, sagte er, Ihr seid noch nicht lange im Dienst.

Das reizte mich aufs neue, und ich beging eine sehr bewußte Unwahrheit, als ich ihm vorwarf, er habe keinen Muth.

Auch das konnte den Veteran nicht reizen. Er deutete nur auf seine Narbe: Das ist der Hieb eines Mamluckensäbels. Der Mamluck liegt unter Aegyptischem Sande, und es war nicht der Einzige,

Funfzehntes Kapitel.

Der unbegreifliche Brief.

„Er iſt bei uns mit Leib und Seele. Ein Geiſt wie ſeiner raſtet nie, nur der Körper bedarf der Ruhe," ſo ſprach der Reichsgraf zu dem eintretenden Major, indem er leiſe die Thür zum Zimmer des Kranken hinter ſich zudrückte. Der Miniſter hatte zu lebhaft geſprochen. Als der Major um die Erlaubniß bat, den Informator ſeiner Kinder zur Conferenz mitzubringen, für deſſen Geſinnung und Treue er bürgen wolle, hatte der Graf dem Candidaten ſchon die Hand gereicht: „Ich kenne Sie durch Herrn Walter. In dieſem Herrn ſtelle ich Ihnen, lieber Major, wenn Sie ſo wollen, das alter ego des Freiherrn vor. Er wird Se. Excellenz bei uns vertreten."

Man hatte Platz genommen: „Wer konnte das erwarten!" ſprach der Major dumpf vor ſich hin.

„Wenn Sie die Verhältniſſe an Ort und Stelle beobachtet, würde es Ihnen kein Räthſel ſein, nahm Graf Waltron das Wort. Was dringt von Königsberg bis hier! Schon im November hatte man Stein das Miniſterium angeboten. Er lehnte es ab. Es war kein Ernſt geweſen, man wollte nur einen Namen von Klang ad in-

terim, bis die Cabinetsſtreitigkeiten ausgeglichen waren; da drang, wer ſollte es glauben, gerade Beyme in ihn: ein Mann von Ihrer Characterſtärke, ſchrieb er, kann unſerer Regierung einen totalen Umſchwung geben. Ich ſehe in Ihnen den von der Vorſehung für uns beſtimmten Retter. Kommen Sie bald, wenn nicht Alles verloren gehen ſoll."

„Daß auch Comödianten die Wahrheit reden können!" murmelte der Major.

„Das Merkwürdigere ſcheint mir, daß ſie zuweilen ſelbſt an ihre Rolle glauben. Stein, wie geſagt, nahm nicht an, weil er kein leerer Schatten ſein wollte. Darauf folgten, wie Sie wiſſen, die gemeinſamen Vorſtellungen von Hardenberg, Stein und Rüchel. Sie ſprachen von der allgemeinen Stimme, welche gebieteriſch die Entfernung der Cabinetsräthe, das Aufgeben der Cabinetsregierung fordere. Kein Miniſter des Auswärtigen könne Vertrauen bei den Höfen erwecken, ſo lange ſie den Einfluß ſolcher Vertrauten befürchten müßten, die jeden Augenblick Zutritt zu der geheiligten Perſon hätten. Was ſolle denn ein Miniſter, der am Morgen aus den Akten dem Könige vorträgt, aber Nachmittags iſt ſchon der Liebling durch die Hinterthür geſchlüpft und ſtellt die Sache anders vor, ohne Akten, geſprächsweiſe, mit einem Lächeln oder einem langen Geſichte, je nachdem. — Hardenberg beſonders trat entſchloſſener auf, als Jemand erwarten konnte, er ſprach von einer Zeit, wo wir nicht am Rande des Abgrunds ſtehen, ſondern ſchon tief darin. Reſolut forderte man ein neu zu conſtruiren-

des Miniſterium als öffentliche Behörde mit Reſponſabilität und Antheil an der Ausführung ſeiner Verordnungen. Stets ſolle ein Miniſter beim Könige ſein und ſie gegenzeichnen. Da ward Friedrich des Großen Beiſpiel eingewandt. Es war ſchwer darauf erwiedern, daß wir keinen Friedrich hätten. Aber es ließ ſich doch andeuten. Hardenberg iſt dazu der Mann."

„Und darauf kam das königliche Schreiben?"

„Nicht eigentlich darauf. Es ward noch viel hin und her verhandelt, das heißt, man gab den Dingen andre Namen und Alles blieb beim Alten."

„Bis?"

„Bis der Hof, bei der Annäherung der Franzoſen, nach Memel aufbrach. Stein war krank. Er ließ ſeinen Koffer packen, am nächſten Morgen wollte er fort, da erhielt er den Brief."

„O noch einmal den unglaublichen Inhalt!" ſagte der Major.

„Ich kann Ihnen nur das wiedergeben, was ich mir ſchnell notirt. Stein verſchloß darauf den Brief und Niemand ſoll ihn wieder zu Geſicht bekommen bis nach fünfzig Jahren."

Waltron übergab ſein Taſchenbuch dem Fremden, der daraus las:

„„Ich hatte ehemals Vorurtheile gegen Sie! Zwar hielt ich Sie immer für einen denkenden, talentvollen und großer Conceptionen fähigen Mann; ich hielt Sie aber auch zugleich für excentriſch und genialiſch, das heißt mit einem Worte, für einen Mann, der, da er immer nur

ſeine Meinung für die wahre hält, ſich nicht zum Geſchäftsmann an dem Flecke paßt, wohin ich ihn geſtellt. — Aus allem dieſem habe ich mit Leidweſen erſehen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, ſondern daß Sie vielmehr als ein widerſpänſtiger, trotziger und ungehorſamer Staatsdiener anzuſehen ſind, der, auf ſein Genie und ſeine Talente pochend, weit entfernt das Beſte des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenſchaft und aus perſönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte u. ſ. w.""

Eine minutenlange Pauſe. Die Köpfe waren geſenkt. „Quos deus perdere vult!" ſtieg es wie ein Seufzer aus der Bruſt des Candidaten; er verſchluckte ihn wieder. Der Major ging einigemal auf und ab; es ſchien ihm nicht Luft genug, er riß das Fenſter auf und ſtarrte in den grauen ſtürmiſchen Himmel:

„Darauf forderte der Freiherr ſeinen Abſchied?"

„Am nächſten Morgen; früh am Nachmittage hatte er den Beſcheid in zwei Zeilen, aber deutlich, es war nicht daran zu zweifeln."

„Und die andern?"

„O, an Theilnehmern fehlte es nicht; Condolenzviſiten, Händedrücken, auch Briefe, voller Schmerz und Entrüſtung, alle ſchön ſtyliſirt. — Ich nahm meinen Abſchied."

„Und die Anderen, Erlaucht?"

„Beſannen ſich. Was hätte es geholfen, wenn ſie auch davon liefen! Ein wenig auffieden, wenn man be-

gangenes Unrecht hört, gehört zur Menschennatur; nachher besinnt man sich, und schiebt den Deckel vorsichtig auf den dampfenden Kessel: das erhält uns, und eigentlich das ganze Menschengeschlecht. Ich bitte Sie, was sollte aus allem Gemeinwesen werden, wenn Jeder, in dem es kocht, dem Staate den Stuhl vor die Thür setzte!"

„Kein Einziger handelte anders?"

„Preußischer Landeskinder Pflicht ist es, mit ihrem Könige zu stehen und zu fallen, sprach mit Ernst der Reichsgraf. Was wir andere gethan, ist eine Sache für sich. Wie Herr Niebuhr seinen Abschied nahm und wieder nach Dänemark ging, lassen Sie sich durch den Herrn erzählen." Der Graf winkte dem Fremden. Der Militair schien die Pfeife nicht so lange ruhen lassen zu können.

„Der große Gelehrte, sagte der Fremde, erblickte in Steins Entlassung eine Calamität, die den letzten Credit Preußens erschüttern müsse. In seinem melancholischen Geiste, nur von der Geschichte untergegangener und untergehender Völker genährt, sah er in dem Fall des einen Mannes einen Schlag, der das ganze Gebäude bis auf die Wurzel erschüttern und zerreißen müsse. In seiner schwarzen Stimmung schrieb er den Brief, den Seine Excellenz mir zur Beantwortung übergeben haben."

Er las: „„Nur durch die unermüdliche und unerschöpfliche Schlechtigkeit der Menschen, welche dies unglückliche Land in's Verderben gebracht, sind Euer Excellenz genöthigt, Ih-

ren Abſchied zu nehmen. — Das iſt der härteſte Schlag, der uns treffen konnte. Mit nur zu großem Recht rechnete Napoleon auf die Feigheit und halben Maßregeln dieſer Leute. — — Mich konnte nur der Gedanke, unter einem Miniſter, wie Sie, zu arbeiten, dieſem Staate befreunden. Was heißt nun bleiben? Die Gefahr laufen, zu dieſen Menſchen, die jetzt am Ruder ſind, herabzuſinken, ſtatt ſich zu erheben! Nein, meine politiſche Exiſtenz in dieſem Staate iſt geendet. Keine Verlockungen ſollen mich fangen. Ich ſcheide. Mögen Euer Excellenz aber weg Ihren Blick über den Nebel des herabgewürdigten Zeitalters auf den letzten Strahlen des ſcheidendes Lichtes alles Guten und aller Größen ausruhen laſſen, und dann ein Angedenken ſchenken — —"" Er ſchließt mit den Worten, die leider wer nicht unterſchreiben muß: „„Der ungeheure, unbegreifliche Brief gehört der Geſchichte an. Nur durch ein ſolches Maß der Verblendung läßt ſich der Gang der Auflöſung begreifen, der dieſes Land zum Untergange geführt hat.""

„Der Brief iſt das ungeheure Document einer Geſchichte, welche die Nachwelt unbegreiflich finden wird," ſetzte der Vorleſer hinzu, indem er das Taſchenbuch dem Grafen zurückreichte.

Waltron hatte einige lange Züge aus der Pfeife gethan, dann hub er nach einer allgemeinen Pauſe an: „Ihr Herren, die Ihr Geſchichte machen wollt vor der Zeit, wie leicht Ihr Euch ſelbſt täuſcht! Wenn die Zeit heran iſt, wo man das für werth hält aufzuſchreiben,

was uns jetzt paſſirt, wird man alles das ganz begreiflich finden, was uns als Unerhörtes echauffirt hat. Denkt doch nur zum Exempel an unſer heiliges römiſches Reich! Wie wackelicht es auch war, wer dachte vor zwanzig Jahren an die Möglichkeit, daß ein Aventurier mit ein Paar Stößen es über den Haufen werfen würde! Mein Vater war, ich war es auch noch, ein Souverain, und er ſtolzirte auf unſerer Quadratmeile ſo kopfaufrecht wie ein Soldatenkönig, ja er muſterte ſeine zwanzig Mann Leibwache mit dem fürchterlichen Ernſt wie jener ſeine langen Leute! Hätten meine Ahnen, mein Vater, es für begreiflich gehalten, wenn Einer geſagt, daß ſein Descendent und Thronfolger, als er ſeinen Abſchied als General-Major aus der Armee der preußiſchen Majeſtät nahm, recht ernſthaft calculiren mußte, wie er ohne die Penſion, auf die er natürlich verzichtet, leben könne? Ein Prozeß mit Napoleons Creaturen ſteht mir bevor, ein ehemaliger Friſeur hält in meinem Stammſchloß als Commiſſair-General Hof. Man hat mir ſtechen laſſen, er wäre nicht unfreundlich gegen mich geſinnt, und wenn ich mich perſönlich mit ihm ſtellte, würde die Auseinanderſetzung deſſen, was mein Privateigenthum iſt, mehr zu meiner Zufriedenheit ausfallen. Er wird mich an ſeine Tafel laden, beim hundertjährigen Steinwein aus meinen Kellern werden wir uns verſtändigen, ganz freundſchaftlich, zuſammen den Kaiſer Napoleon betrügen, und jeder erträglich vergnügt mit ſeinem Antheil ſcheiden. Nicht wahr, das finden Sie unbegreiflich, und es iſt nur alltäglich."

„Was ſoll das, mit Verlaub?“ rief der Major.

„Nur uns daran mahnen, daß wir Menſchen ſind, lieber Major, der Zeit und ihren Einflüſſen unterthan, wie Thiere und Pflanzen. Nur in der Zeitſpanne iſt ein Unterſchied. Die Milbe und der Pilz widerſtehen einen — ein Paar Tage, der Elephant und die Eiche Jahrhunderte dem Sturm. So iſt's mit unſern Inſtitutionen und Reichen. Die Eiche mit verdorrtem Mark und verfaulten Wurzeln halten wir ſo wenig gegen den brauſenden Orkan, als es gelang das bröcklichte deutſche Reich feſtzuhalten. Wir ſind fortgeblaſen und geſchwemmt, eine Woge raffte und warf alle zuſammen, Reichsfreie, Stifte, Städte, Grafen und Fürſten, mit unſern Privilegien und Jahrhundert langen Prozeſſen. Macht die Akten zu Wetzlar zu Fidibus; ſie ſind Plunder geworden, und was über blieb, wird nur der Antiquar als Raritäten aufheben.“

„Alles?“

„Nun ja, einige von den glücklichen größeren klammern ſich an den Kiel des Sieger-Schiffes; ſie werden ihr Leben friſten durch Napoleons Gnade. Wir andere werden Spreu im Winde, Tropfen im Meer. Fügt Euch in die Zeit, es iſt ſchlimme Zeit, und macht ſie nicht ſchlimmer, indem Ihr an die Anſprüche aus der beſſeren Euch klammert. Aus der Pandorabüchſe iſt das der letzte ausgeſchüttete Klecks, daß wir die Vorſtellungen der Vergangenheit nicht können fahren laſſen. Was iſt es anders mit dieſem Briefe! Ich finde nichts Wunderbares darin, als daß König Friedrich Wilhelm III. noch heute die Sprache führt, die er vor Auerſtädt geführt

haben könnte. Seine Verfahren sprachen gerade auch so zu ihren Unterthanen, nur etwas derber klang es, weil sie in einer weniger humanen Zeit geboren wurden. Aber die preußischen Könige alle träumten sich ja in die Schöpfer- und Vaterrolle hinein. Meist, das muß man zugestehen, waren es recht gute Väter; aber auch gute Väter müssen alles besser wissen als ihre Kinder, sie immer beloben und strafen, zurecht weisen und am Gängelband führen. Das ist nun einmal Vätermanie, auch wenn die Kinder erwachsen sind. Darüber nahmen sie dem Adel seine Privilegien, den Ständen ihr Recht mit- und einzureden, Kirchen und Corporationen ihre Immunitäten. Es ging, weil der Zeitstrom mit ihnen ging. Wenn er aber umschlägt! Was dem Einen gelang, gelingt dem Andern nicht mehr, leider aber bleibt Allen der Kitzel und der Stolz, die Essorts immer zu wiederholen, welche den starken vor ihnen gelangen. Wenn Friedrich einen solchen Brief an einen Beamten geschrieben, wäre der Mann wahrscheinlich vor Schrecken gestorben. Die Zeiten wurden andere, und der Freiherr von Stein, der ernste Mann — unter uns gesagt, ich war bei ihm, als er ihn empfing — zuerst glaubte er es nicht, er riß die Augen auf, strich sich die Stirn, dann —"

„Er weinte doch nicht?"

„Nein, Herr von Quarbitz, er lachte. Ein convulsivisches Lachen, aber er hat gelacht, ich hab's gesehen. Und das ist, dünkt mich, das beste, was der Reichsfreiherr von Stein thun konnte."

Es war ein Riß in der Unterhaltung, es ſchien auch in den Gemüthern, als der Graf Waltren ſeine Pfeife weggeſetzt und an's Fenſter getreten war. Er warf eine Bemerkung hin: wenn der kalte Wind ſo fortdauere, würden die Wege bald fahrbar. Der Hausherr ſtand am Ofen, den Kopf im Arm gelehnt:

„Wir waren doch um anderes zuſammen gekommen. Ich meinte um ſehr ernſte Dinge. Meinen Kopf, wenn der König und das Vaterland befiehlt, aber, meine Herren, verzeihen Sie, ich ſpüre keine Luſt fortgeſchleppt und arquebuſirt zu werden, um nichts anderes, als daß Mißvergnügte ihren Mißmuth in meinem Hauſe zuſammengetragen."

Der Reichsgraf lächelte: „Was hier zu Tage kam, lieber Quarbitz, hätte Ihre Einquartierung mit anhören können, und Kaiſer Napoleon, meine ich, würde zufrieden ſeine Lippen geſtrichen haben."

„Um ſo ſchlimmer! Denken Herr Reichsgraf uns zu verlaſſen?"

„Wenn mein Freund ſo weit hergeſtellt iſt. Unſere Wege werden ſich ſcheiden, Herr von Quarbitz."

„Erlaucht reiſen vielleicht dem Obriſt Heißborn nach?"

„Ich war nie Phantaſt. Wer nie zu hoch fliegt in ſeinen Hoffnungen, kann auch nicht ſo tief ſtürzen. Er, Sie, Sie alle meine Herren, haben Pflichten. Das Glied darf ſich von ſeinem Körper nicht freiwillig trennen. Mit mir iſt es anders. Weil ich auf Preußen hoffte, opferte ich ihm freiwillig meine Exiſtenz. Ich kann nicht mehr hoffen, ſomit iſt das Band gelöſt, und

mit dem ich mich damals versucht. Wozu jetzt spielen? Der Krieg ist aus, und wir stehen Beide auf Posten, den keiner verlassen soll.

Jedes seiner Worte traf gewichtiger, als es der Säbel in seiner nervigen Faust gethan hätte. Ich glühte vor Scham, ich fühlte, daß meine siebzehnjährige Kraft beim ersten Anlauf der seinigen erlegen wäre, und doch brannte ich vor Lust, meinen zierlichen Solinger gegen den Graubart zu schwingen und die Antwort zu sparen.

Es sollte anders kommen.

Umgeschaut, Camerad! rief er, jetzt wirklich seinen Säbel aufhebend, da von der Höhe kommen Eure Offiziere. — Rechtsum durch den Hohlweg, dann links auf Euren Posten beim Birkenbaum, schnell, sonst sehen sie Euch!

Ich konnte nichts thun, als pfeilschnell der Weisung folgen. Kaum daß ich stand, wo ich stehen sollte, kamen die die Runde machenden Offiziere heran, und bald ward ich abgelös't, um nicht wieder nach Amboise zu kommen.

Das Zusammentreffen lastete jahrelang auf mir wie ein nicht erfülltes Versprechen, wie eine Ehrensache, zu der ich mich nicht gestellt. Der graue Krieger trat Nachts wie mahnend an mein Bette,

es ist mir erlaubt zu versuchen, was ich von meiner Existenz retten kann. Selbst meine Schwester Thusnelda, die Sie ja kennen, das hochherzige Mädchen, schreibt mir: „Komme zurück, wo Du keine Ehre mehr holen kannst. Es war ein Traum; Deutschland ist nicht in Preußen."

„Werden Sie es in Oesterreich suchen? Oder in Sachsen? Oder vielleicht in Baiern? Es wird dick und fett unter seiner Gunst."

„Ich bin müde, so müde, daß ich selbst Beleidigungen nicht höre, die über die Lippen quellen, wo doch das Herz nichts davon weiß. Ich will ausruhen, versuchen, den Reichsgrafen, die tausendjährigen Erinnerungen meiner Väter, meine eigenen von vierzig und einigen, zu vergessen. Schlafen, sagt ja wohl der Dänische Prinz, vielleicht auch träumen! Aber das sollen nur Träume der Zukunft sein."

„Denkt der Freiherr von Stein wie Erlaucht?"

„Er geht auf seine Nassauischen Güter, weil es ihm im öden Königsberg zu langweilig ist, und man immer, wie er sagt, Dinge hören muß, die wegen ihrer Gemeinheit lächerlich, wegen ihrer Folgen betrübend sind. Er findet die Stellung eines Tagelöhners unpassend, der an der Straßenecke steht, bis er gerufen wird. Deshalb gab er auch Hardenbergs dringender Bitte kein Gehör, noch zu warten, bis die Cabinetspolitik sich geändert, was bald geschehen müsse."

„Er wird warten, bis ein anderer ihn ruft!" sprach der Fremde, mit gehobener Stimme und seine Augen

leuchteten. Das gehörte nicht hierher, oder war zu früh gesagt.

Es war wieder ein Riß eingetreten. Darum war man ja nicht beisammen. Das fühlte, es wußte es jeder, aber der Riß war zu tief, um ihn im Augenblick zu flicken. Was ist leichter in der großen Politik, als Vorwände finden, eine Sache aufzuschieben, zu deren Erledigung wir uns schwachmüthig fühlen. Ist das in einem Haushalte schwieriger?

Der Arzt war aus der Stadt gekommen, die Botenfrau hatte Zeitungen und Briefe gebracht, der Schulze aus Querbelitz war auch mit einer Meldung da, und das Frühstück wartete im Saal auf die Gäste.

Die Zeitungen und Briefe mußten nichts gebracht haben, was der gedrückten Stimmung einen Aufschwung gab. Der Reichsgraf war das erheiternde Element. Es ist in alten Militairs eine eigne Kraft, die Zustände zu verarbeiten, wie eine Kost, die uns andern nicht schmecken will, weil wir an Besseres gewöhnt sind. Sie haben Alles durchgekostet, nach dem Triumph des Sieges die schwellenden Tafeln, den schäumenden Becher der Lust, und die verschimmelte Brodrinde in Tagen und Nächten der Angst und Qual. Und in jedem Moment schwebte die Hand des Todes darüber, zum Ernst mahnend; die Einen so, die Andern so. Nur erweist sich das Leben auch darin aristokratisch. Wer von der Pike auf gedient, schleppt Sorge, Verdruß, Neid mit zu seiner höheren Stellung hinauf. Das ist eine lästige Bagage, und wer stets wachsam sein muß, daß das schwer Errungene, der

Verdienſt ſeiner Thaten, ihm nicht wieder von der Geburt entriſſen wird, kann nicht mit den Dingen ſpielen. Wer ſeine Worte immer abwägen, ſeine Schritte meſſen muß, damit ſie nicht mißdeutet werden, iſt ſelten ein heiterer und liebenswürdiger Geſellſchafter.

Der Reichsgraf war es. Die Reihe der tauſendjährigen Erinnerungen hinter ihm, die er vergeſſen wollte, mußten doch einen Bodenſatz gelaſſen haben, auf dem ſein Fuß ſich ſicherer fühlte. Da wurden Familienverwandtſchaften beſprochen. Durch eine Gräfin Wetter vom Strahl, im ſechzehnten Jahrhundert, war eine zwiſchen den Waltron-Alledeeſe und denen von der Quarbitz ermittelt. Dieſe Ermittelung hatte ſich etwa vor achtzehn Jahren gemacht, als der Gutsherr und der Reichsgraf, beide als Capitaine, bei einem Manöver im Feldlager zuſammengekommen, und die Folge war, daß der letztere Gevatterſtelle bei Wilhelminen vertreten. Eine große Ehre für die Quarbitz, die, vollkommen anerkannt, auch dann keinen bittern Gefühlen Raum gegeben, als der Reichsgraf im Verlauf der achtzehn Jahre bis zum General-Major, der Kurmärkiſche Edelmann nur bis zum Major avancirt war. Es hatte jeder das Seinige gethan, nicht mehr und nicht weniger, und der Major ſagte wohl, wenn er recht vertraut geſtimmt war, was den Cavalleriedienſt anlange, ſo könne der berühmte Reitergeneral, Graf Waltron, noch bei jedem Lieutenant in die Schule gehen, den er, Quarbitz, geſchult.

Die Frau von Ilitz hatte ſich nach der gnädigen Comteß Thusnelda erkundigt, ob ſich da noch immer

nichts gefunden, und ſie ſei doch ſo wunderſchön? Sie ſah nicht den Wink, den ihr Mann ihr zuwarf; der Reichsgraf hatte ihn bemerkt und lächelte:

„Was mich betrifft, ich hätte nichts dagegen gehabt. Sie zog es aber vor, dem Prinzen ſtatt der Hand einen Korb zu reichen.“

Jetzt fiel es centnerſchwer der guten Frau auf's Herz. Es war ja davon gemunkelt worden, daß ein Napoleoniſcher General und Prinz, von den Reizen der Gräfin Thusnelda geblendet, um ſie angehalten.

„Freilich, das ging nicht, daran hab' ich auch wirklich gar nicht gedacht,“ ſagte die Erröthende.

„Warum ging es nicht, meine Gnädige? Er iſt jung, ſchön, muthig, mit dem Kaiſer gewiſſermaßen verwandt. Eine glänzende Carriere hat er gewiß vor ſich.“

Caroline, die auch erröthete, fiel ein: „Es wird ja allgemein geſagt, daß ſein Vater ein Metzger war.“

„Ich weiß nicht, ob das meine Schweſter verhindert — vielleicht, ja es iſt möglich — aber — ſie will keinem Franzoſen die Hand reichen. Das iſt nun ihr Geſchmack.“

„Und gewiß mit Approbation ihres Bruders.“

„Sie iſt völlig frei, lieber Major.“

„Eine Waltron-Alledeeſe mit einem Franzoſen und von niederer Herkunft?“

„Kennen Sie nicht die Sage von unſerm Urſprung? Sie wird von vielen Chroniſten erzählt. Der erſte Waltron, der in Karls des Großen Heere ſich zum Hauptmann aufſchwang, ſoll von ſehr niedrer Abkunft geweſen ſein.

Nach einem Siege über die Sachſen, wo er durch einen verwegenen Angriff ihr Centrum brach, zeigte Karl vom ſelben Berge, wo es geſchah, auf die Gegend umher und ſagte zu ihm: „Alle deeſe Aecker ſchenk' i di.“ Davon der Name meiner Familie, — ſagt die Heraldik und die Chroniken. — Die Schenkung half ihm aber nicht viel, denn die Sachſen eroberten ein paar Mal wieder die Gegend und die hochmüthigen fränkiſchen Großen zeigten bei den Rückeroberungen wenig Luſt, dem Sohn des Mannes, der ihres Königs Hunde fütterte, zu ſeinem Recht zu verhelfen. Da that es die Liebe. Die blondgehaarte Tochter eines Sächſiſchen Edeln verliebte ſich in den hübſchen Franken, und der Zufall wollte, daß die geſchenkten Aecker nach Sachſenrecht das Erbtheil der Schönen waren, die zum Ueberfluß eine Muhme von Wittekind geweſen ſein ſoll. Auf dieſe Weiſe kam mein Ahnherr, der Franke Waltron, in ihren wirklichen Beſitz.“

„Es iſt nie bezweifelt worden, ſagte der Major darauf, daß in den Adern der Waltron-Alledeeſe fränkiſches Blut rinnt, obgleich ihr Beſitzthum mitten im Weſtphäliſchen Kreiſe liegt.“

„In der That, ich habe, wenn eine Wunde blutete, nie unterſuchen laſſen, ob mehr fränkiſche oder ſächſiſche Ingredienzien herausfloſſen. Aber meiner Schweſter habe ich vorgeſtellt, daß ihr Ahnherr ja auch ein Franzoſe war. Zwar geringer noch als eines reichen Metzgers Sohn aus Bordeaux, aber mit den Jahren, wie man in meiner Familie ſieht, gleicht ſich auch dieſer Fehler aus.“

„Die Reichsgräfin Thusnelda wird eine ihrer wür-

dige Wahl treffen; davon bin ich überzeugt," sagte der Hausherr.

Der Graf zuckte leicht seufzend die Achseln: „Sie hat leider schon gewählt. Sie will nur einen Sieger über die Franzosen lieben, und ihm nur die Hand reichen, wenn er sie über den Rhein geschlagen hat. Meine liebenswürdige Pathin, setzte er schnell hinzu, ist keine Phantastin, und ich wette darauf, sie wartet nicht so lange."

Wilhelmine sei ein unverbesserlicher Trotzkopf, scherzte die Mutter, sie traue ihr zu, daß sie ihnen allen zum Possen auch einen Franzosen heirathen könne. Minchen ging darauf ein: das müsse aber auch ein recht ordentlicher Possen sein, zum Beispiel, sollte sich eine ihrer Schwestern in einen verliebt haben, so würde ihr das der größte Spaß sein, ihr den Franzosen wegzukapern. Es waren zu viel ernsthafte Gesichter im Zimmer, als daß der Scherz dauern konnte. Aber das Gespräch wollte von demselben Gegenstand nicht fort. Die ruchbar gewordenen Liaisons der Franzosen in Berlin, die Galanterien des Prinzen Jerome in Breslau gaben reichen Stoff. Die Herren senkten die Blicke; die Damen, welche sich schwach gezeigt, gehörten nur zu oft den höchsten Ständen, den ältesten Familien an. Sie wußten aber auch von einzelnen Verlöbnissen.

„So ist es recht! rief der Fremde bitter aus. Ueber dem rauchenden Altar, auf dem das Vaterland geschlachtet, sich zärtlich die Hände reichen, Lamm und Tiger, zum ewigen Bunde!"

„Ich ſehe darin nichts unrechtes, ſagte der Reichsgraf, es iſt nur der Weg, den die Weltgeſchichte ging ſeit es Krieg gab, alſo ſeit ihrem Anbeginn. Helena ward nach Troja geraubt, und gab es auch darauf einen Krieg, ſo ward der Orient doch dadurch mit dem Occident vermählt. Was war der Sabinerraub? Der Anfang der römiſchen Herrſchaft, alſo der Cultur, welche die Welt erobern ſollte. Und wodurch ſetzten die Barbarenvölker ſich auf der römiſchen Erde feſt? Sie heiratheten die Töchter der Beſiegten. Die feinen und gebildeten Frauen führten bald den Pantoffel über ihre rothbärtigen Barbarenmänner. Und ſiegte das Chriſtenthum nicht am ſicherſten durch die chriſtlichen Frauen, die ihren heidniſchen Eheherren ſo lange um den Bart gingen, bis ſie ſich taufen ließen?“

In dem Augenblick war der Arzt aus Rauwalk ins Zimmer getreten, und hatte in etwas confuſer Art ſeinen Bericht über den vornehmen Kranken abgeſtattet. Man ſah und hörte es dem Manne an, daß er nie mit Patienten der Art zu thun gehabt und nur durch die Umſtände aus der Barbierſtube in die Medicin berufen worden.

„Unſer beſter Doctor, ſagte der Major wie entſchuldigend, als der Arzt ſich unter ungeſchickter Verneigung entfernt, ſtarb am Lazarethfieber, zwei andere mußten den Armeen folgen. Da muß man ſich mit ſolchen Tölpeln behelfen.“

„Muß man! lächelte Graf Waltron. Ein Mann von ſeinem Geiſt, ſeinem Blick in die Natur und die

Dinge, die einen Körper zusammenhalten, muß einem solchen Pfuscher Rede und Antwort stehen, sich gar in seine Anordnungen fügen. Und doch muß es sein, es ist eine Copulation der Verhältnisse, welcher ein Freiherr Stein sich so wenig entzieht, als wir denen, die auch die Verhältnisse um uns geknüpft."

Der Major war durch den Eintritt des Schulzen aus Querbeliz der Antwort überhoben: „Was ist's denn nun so Eiliges?" Es schien wirklich nicht sehr eilig, was Gottlieb Köpke über die Wiederherstellung des Spritzenhauses vertrug, das beim Gefecht im Dorf zerstört war. Auch die Kirchenmauer war es. Freilich eine nur von Lehm und Feldsteinen; aber so konnte sie ja nicht bleiben, denn die Schweine waren schon ehedem durch die Spalten auf den Gottesacker gedrungen, daß es eine Scham und Schande war, und da früge sich, ob man die Steine zur neuen nicht bei Zeiten anfahren lasse? Wer weiß, was im Frühjahr zu thun, und ob die Leute dann überhaupt noch Pferde im Stall hätten. „Laßt doch die Todten ruhn," hatte der Gutsherr erwiedert, und der Schulze darauf sein: „Das ist schon recht, gnädiger Herr!" gesetzt, bei dem „aber", das immer darauf folgte, hatte er jedoch mit dem Finger übers Auge gewischt, daß der Major aufmerksam ward: „Schulze, ist ihm etwas passirt? Was will Er?"

„Ich wollte nur bei meinem gnädigen Herrn anfragen, wie das mit dem Schulzenamt wird, wenn ich die Augen zuthue? Es ist doch immer gut, wenn man's vorher weiß, damit man weiß, was man zu thun hat,

denn ſie ſagen, mit der neuen Obrigkeit wird alles anders werden.“

„Denkt Er an den Tod? Köpke. Er iſt ja noch rüſtig wie Einer.“

„Das iſt ſchon recht, gnädiger Herr! Aber da mein Martin mir ſchreibt, daß er nun Huſar bleiben will ſein Lebelang, und an's retour kommen nicht denkt, und die Martha möchte heirathen wer Luſt hat, und die Martha weint doch auch, und liegt mir Tag und Nacht in den Ohren, was nun werden ſoll —“

„Sein Martin, der Bengel aus Semmel und Milchbrei?“

„Rein wie ausgetauſcht, ſchon ſeit er die Schnürjacke mit den Klunkern anhat, iſt er ein andrer Menſch worden, hat mir Einer geſagt, der ſich drüben von Colberg durchſchlich. Iſt braun von Wind und Wetter, und die Knochen wachſen ihm aus der Schulter raus; er hat auch Ausſicht, daß er einmal Unterofficier wird. Und jetzt vollends ſchwört der Junge, Acker und Pflug, das wäre für Faulenzer und Schlafmützen, und er hätte kein Freud und Plaiſir mehr auf der Welt, als den Franzoſen auf den Dienſt zu lauern.“

„Seit wann iſt er ſo desperat?“

„Der Gottlieb war ihm doch immer ſo zu Herzen gewachſen. Die Martha hätte er ihm auch nicht gegönnt, und nun er ſie haben könnte, denn der Todte ſtreitet ſie ihm nicht ab, nun mag er ſie auch nicht.“

„Der Todte, was ſagt Er, Schulz?“

Gottlieb Köpke fuhr noch einmal über die Augen:

„Mein Gottlieb iſt ſelig dem Herrn entſchlafen. Ein Küraſſier hat ihm bei Belgard quer über's Geſicht gehauen; — ſein hübſch Geſicht! Da ſtürzte er vom Pferde, — aber das hätte es nicht gethan. Eine Kugel aus den Büſchen iſt ihm ſchon vorhin unter die Achſelklappe gefahren; ſonſt hätte er den Kerl, den Cüraſſier, noch niedergehauen. — Denn zuſchlagen konnte er. — An der Landſtraße haben ſie ihn eingeſcharrt — unter einem rothen Akazienbaum; aber ſeine Seele iſt unſterblich. — Zum Landwirth hätte er auch nie getaugt. — Er konnte die Oeconomie nicht begreifen — die Marthe mochte ihn eigentlich auch nicht, und was das Schulzenamt anlangt, du lieber Gott! — Das Schreiben wollte ihm erſt gar nicht abgehen."

„Der arme Mann!" brach es von den Lippen. Die zerbrochene Sprache des Mannes, der immer ſein Ziel feſt im Auge hatte, war die deutlichſte Nothflagge, wie es im Innern gebrochen war. Der Herr wollte ihm die Hand drücken, aber der Bauer ſuchte haſtig in der Taſche nach etwas.

„Sein Sohn iſt gefallen, — aber der Tod für's Vaterland iſt ehrenvoll. Warum hält er damit hinterm Berge?"

„Es thut doch vielleicht nicht gut, weil er drüben bei den Königlichen war! hatte ſich der Schulz geſammelt. Aber Gott allein weiß, was gut thun wird. Rabbiat ſind ſie jetzt Alle bei uns, es war doch zu viel mit der Einquartierung. Wenn unſereins nur wüßte, wie's mit dem Schulzenamt wird. Ein Huſar kann

und ich hätte viel darum gegeben, ihn durch Zauberkraft körperlich vor mich zu citiren, um die Sache auszumachen.

Erst lange Zeit nachher benahm mir ein ergrauter Krieger unseres Heeres meinen Wahn, als habe ich die Ehre meiner jungen Landsleute auf's Spiel gesetzt.

Der Muth, junger Freund, sagte er, wird selten wie ein Mann geboren, er muß wachsen wie alles, nachdem ihn die Hebamme einer guten Erziehung zur Welt gefördert hat. So ein Taumel und Rausch, der die Burschen blind ins Feuer treibt, macht ihn nicht aus, da giebt es hundert Motive, die alle nicht aushalten: die Branntweinflasche, Gräuel, vom Feinde frisch begangen, daß das Herz sich umdreht, Aussicht auf Beute, vielleicht die Furcht selbst. Wer mag das alles herausfinden? Ich habe viele junge Leute commandirt, die bravsten Burschen, die nachher alle was rechts geworden sind, aber sobald die ersten Schüsse losgingen, alle blinzten sie mit den Augen und duckten unter mit den Köpfen, und das dauert lange bei aller Pflicht, bei aller Bravheit. Furchtlosigkeit und Ruhe muß erlernt werden, und dazu

nicht Schulz sein, das weiß Gott im Himmel, und der Marthe ihr Aelteſter ſteckt noch kaum in den Hoſen, und Obrigkeit muß ſein, das ſteht in der Bibel, und beim Schulzenhof muß ſie bleiben, das iſt auch ſo, als wenn's in der Bibel ſtände."

Gottlieb Köpke war auch ein Menſch. Die Thränen rollten dem Vater von den Backen, ſo ſtärker, als er ſie lange zurückgehalten. Er fluchte auf die Franzoſen. Einer hatte neulich auf die Marthe geſchlagen. Er ſtieß ſogar eine Verwünſchung aus gegen ſeinen gnädigen Herrn von Quilitz: Was ſei ein Gutsherr, der ſich nicht ſehen und hören laſſe, ſeit er nichts mehr aus dem Dorfe rauskriegt. Die vornehmen Herren hielten's mit den Franzoſen. Er ſchilt uns rebelliſch und inſicirt. Nun, Gott ſei Dank, wenn's ſo weit iſt, weiß unſer Einer auch, was iſt."

Der Gutsherr machte eine abwehrende Bewegung; er konnte nicht gut heißen, was er gut fand. Der Fremde, Herr Walter, der den Bauer aufmerkſam beobachtet, ſagte zum Candidaten: „kam es ſchon ſo weit!"

Gottlieb Köpke hatte endlich das, was er geſucht, aus der Taſche geholt, ein Schreiben, das er vor ſich hinwarf: „Die Marthe haben ſie geſchlagen, meinen Gottlieb haben ſie erſchlagen, den Martin aus dem Vaterhaus gejagt. Da ſei ein Anderer ihr Briefträger; ich nicht."

Es war ein Schreiben von der Armee an den Colonel d'Espignac, von einem Expreſſen nach Querbelitz überbracht, wo man den Officier vermuthete. Der Ex-

preſſe hatte entweder nicht Luſt gehabt, weiter zu reiten, oder ein Unfall ihn zurückgehalten, er hatte den Schulzen gepreßt, den Brief nach Ilitz zu überbringen. Der Schulze wußte, daß es ein eiliges und wichtiges Schreiben ſei, aber die Wuth in ihm kochte immer heftiger auf. Als der Fremde darnach griff, ſchrie er: „Reißen Sie's nur auf, und ſehen, was drin ſteckt, Verrath iſt's gewiß. Die Marthe haben ſie geprügelt und ihrem König den Kopf abgeſchlagen. Da iſt's juſt recht, wenn man hinter ihre Schliche kommt. Wollten ſie nicht den gnädigen Herrn Major mal auf die Feſtung ſchleppen? Nun kann's wieder ſo ſein. Einer iſt ein Hallunke, wie der Andere, und der Colonel iſt auch ein Franzoſe, und die Franzoſen ſind unſere Feinde, und wenn man einen hinter der Hecke todt ſchlägt und ſeine Briefſchaften nimmt, darum iſt man noch kein Räuber und Mörder, ſondern ein Patriot."

Die gnädige Frau blickte ängſtlich auf den Brief, den der Major unwillkürlich dem Fremden abgenommen und mit Blick und Hand weg, als könne von dem etwas wahr ſein, was der Schulz geſagt.

„Der Mann hat inſofern Recht, flüſterte Jener dem Major zu; es kann ein Recht gegen einen Feind, es kann zur Pflicht gegen das Vaterland werden. Sie müſſen die Stellung und den Character des Colonel am Beſten kennen."

„Er iſt ein Edelmann und —"

„Und der Brief an ihn gerichtet," fiel Caroline raſch ein, und hatte ihn aus des Vaters Hand genommen, die

zitterte. Auch ließ er das ruhig geſchehen, was die Tochter unter andern Verhältniſſen nie gewagt hätte. Caroline fühlte das. Sie hielt ihn dicht an's Auge: „Sehn Sie, Vater, es iſt ganz deutlich ſeine Adreſſe.“

Der Major war nicht ganz in ſeiner Faſſung: „Es war mir etwas vor den Augen — es war mir, ſetzte er leiſe hinzu, als hätte ich den Brief öffnen müſſen.“

Das waren Nebelſtreifen, der Fremde aber ſagte zum Candidaten, als die Andern ſich entfernt: „Die Medicin fängt an zu wirken. Und, Gott ſei Dank, an den Theilen unſers Körpers, wo das Blut noch geſund iſt.“

Sechzehntes Kapitel.

Das Vaterland und bürgerliche Officiere.

Der Riß, welcher vorhin die Conferenz unterbrochen, ſchien noch nicht ausgeglichen, oder war's ein neuer, der ſie heut Abend zu Kopfhängern machte! Die Thür zum Krankenzimmer war halb geöffnet. Der Miniſter war nicht ſchlimmer geworden, aber eine rheumatiſche Heiſerkeit hatte ihm das Sprachvermögen genommen; er war ein paſſiver Theilnehmer an der Unterhaltung. Das Licht an ſeinem Bette — er ſchien zu leſen — drang durch die Spalte ins Zimmer.

Wie viel war ſchon beſprochen! Wo man nicht einig wird, kommt man immer wieder auf die Punkte zurück, von denen man ausging.

Den Mann, der von den Leuten Ifegrimm geſcholten ward, und zuweilen hörte er den Namen nicht ungern, hätte man heut nicht wieder gekannt. So ſaß er verſunken, als ſei etwas von dem Stahl, der trotz Jahre und Wunden den verwitterten Körper immer wieder in die Höhe ſchnellte, geſchmolzen. Auch ſeine Stimme war es:

„Und darum die Arbeit eines Lebens! Wie vieler Leben! Wir mühen uns, eingesetzt als Verwalter in das Amt und Lehn, damit wir unsre Ritterdienste thun und für das Ganze Wache stehen, und die uns commandiren sollen, haben uns vergessen. Doch immerhin! Die Schildwachten mögen verkommen und verloren gehn, wenn das Corps nur gerettet wird! Aber wenn der Feldherr seine Armee, wenn er sich selbst vergißt! — Was dann! Wozu dann uns opfern, Opfer, für die Niemand dankt! Warum noch Habe, Gut und Blut dransetzen, Ehre verpfänden, warum Begeisterung für Diesen oder Jenen, der kein Gefühl dafür hat! Gab uns Gott diese Kraft, den Willen, die Ausdauer, um für Luftblasen zu arbeiten?“

Es blieb lange stille. Es gäbe vielerlei Luftblasen, warf der Reichsgraf hin: „Und doch setzt der Mensch sein Alles dafür ein, wenn er einmal nach ihnen hascht.“

„Seltsam! fuhr er nach einer Pause fort: Wäre das doch das Ziel des glückseligen Lebens, so schiene Bonaparte ja destinirt, mit seinen Kanonen und Rossen der einen Wahrheit seinen Stempel aufzudrücken, welche unsre Poeten uns tausendfältig in die Ohren sagen: fein zu Hause zu bleiben, wenn's draußen stürmt, die Augen zu schließen, wenn's blitzt, uns um das nicht zu kümmern, was uns nicht angeht, das Glück des Philemon- und Baucisleben in einer Hütte, in irgend einem Winkel, fern vom Geräusch der Heerstraße. Schade nur, daß diese Paradiesvorstellung der deutschen Sentimentalität unpraktisch war und bleibt. Der Staub der

Heerſtraße, das Knarren der Räder dringt jetzt bis in die ſtillſte Hollunderhütte, und, was noch ſchlimmer als Staub und Knarren — die Einquartierung auch. Wenn nichts anderes, ſo iſt ſie beſtimmt, die Deutſchen doch zu einem politiſchen Volke aufzurütteln.“

„Wie vieles haben wir in Deutſchland durchgeprobt und was hat ſich davon als ſtichhaltig erwieſen! hub der Fremde an. Die Idylle der Hollunderhütte, das Glück der Beſchaulichkeit, der Idealismus und alle Syſteme der Philoſophen, ſie zergingen an der Feuerprobe der Wirklichkeit. Wir ſind kein Volk, dieſe entſetzliche Wahrheit hat uns der franzöſiſche Tyrann ins Ohr gedonnert; wir ſprechen zwar eine Sprache, aber ſie klingt in den verſchiedenen Stämmen verſchieden, dem Ohr fremd, wie es die Sitten, der Glaube, die Geſinnungen ſind. Wir ſind noch nicht einmal ein Volk, aber wir haben einen Grund und Boden, auf den wir treten, der uns hält, der uns Nahrung giebt, deſſen Berge und Thäler mit ihrer Luft und ihrem grünen Kleide unſrer Natur zuſagen, wir haben ein Vaterland, und an das müſſen wir halten. Es iſt die Klippe, die uns Schiffbrüchigen aus dem tobenden Meere auftaucht. Steht ſie auch da, nackt, troſtlos, ein zerklüfteter Felſen, von Wetterſtrahlen und Regengüſſen zerriſſen und abgeſpült, klammert Euch daran, es iſt das einzig Feſte. Was das Vaterland iſt, weiß der Bauer und der Bettler, der Weiſe und der König, das Kind lernt es, wenn es noch lallt, der Sterbende betet dafür, und ſinkt in ſeinen Schooß, um zum neuen andern Vaterlande überzugehen. Es iſt der Weg zu dem.

Lang oder Kurz bis dahin, es iſt der einzige, auf dem wir nicht fehl gehn. Das Vaterland geht nicht unter in den Wellen, mögen ſie noch ſo toben; aber wer es verlor, weil die Wogen in ihm die Liebe, die Erinnerung, die zarten Bande der Kindheit verlöſchten, wer ſich ſtark glaubt, davon losgeriſſen, ein neues zu entdecken, das ubi bene ibi patria, — wehe dem! — Heißborn rennt ſeinem Schickſal entgegen! Wer auch in dem Kampfe ſiege, ich ſage Ihnen voraus, der Unglückliche, der ſein Vaterland verrathen, bleibt verdammt."

„Bravo!" rief Graf Waltron.

„Auch Sie!" Der Major ſah ihn verwundert an.

„Wer verwundet vom Kampfplatz zurücktritt, um ſich verbinden zu laſſen, verläßt darum nicht das Heer. Er wartet nur ab bis er geheilt iſt."

„Schön, ſchön! rief der Major. Aber wo faß ich das Vaterland? Nackt und glatt meinethalben, aber ich muß auf dem Felſen ſtehen können. Gebt mir nur eine Handhabe, daß ich zugreifen kann. Wo pulſt das Herz, wo iſt eine Hand von Knochen, Knorpel, Fleiſch, Blut und Haut, die ich faſſen, drücken mag, um zu prüfen, wie viel Widerſtandskraft ſie hat, und wenn ich einen Blutſchlag fühle, will ich ihm von meinem mittheilen. Ich glaube an dieſe magnetiſche Sympathie, unter den Schlechten und unter den Guten. Aber wo gar nichts iſt, gar nichts blieb, Herz, Blut, Knochen, Fleiſch in eine ſchwammichte Muskelmaſſe ſich zerſetzte, wo kann ich hinfaſſen, um zu retten! — Gut — ſei's — ſie ließen den Freiherrn fallen, gaben ihm einen Fußtritt — ſie brau-

chen jetzt keinen Staatsmann — das will ich gelten laſſen. Sie brauchen nur einen Soldaten, der ihnen Soldaten macht. — Da iſt Einer, ein ganzer Ehrenmann — Wie wird Scharnhorſt behandelt! Erlaucht erzählten es ja ſelbſt. Wie ein Bettler, der um einen Biſſen für ſich bittet, muß er anklopfen, wenn er für die Armee etwas Andres, Neues will. Dient es nicht in den Kram, gefällt die Epaulette, der Knopf, der Federbuſch nicht, wird er abgewieſen."

„Ich ſagte Ihnen aber auch, lieber Quarbitz, Scharnhorſt läßt ſich nicht abweiſen. Er kommt wieder. Findet er auch am nächſten Tage ein mürriſch Geſicht, verſucht er's nach einer Woche, nach vierzehn Tagen, und iſt dann ſeiner Sache gewiß; der König willigt ein, denn er denkt, was dem geſcheiten Mann ſo ernſt am Herzen liegt, daß er meine Ungnade nicht ſcheut, muß doch richtig und gut ſein."

„Das Gute muß alſo den Schleicherweg der Schmarotzer und Schweifwedler gehn. Da ſprechen Sie es aus, den Wurmſtich, den Erbſchaden, an dem die Monarchie zu Grunde ging. — Wer waren ſeine, wer der Fürſten natürliche Räthe, Richter, Generale? Die dazu geboren, oder die hergelaufenen Franzoſen, Juden, Pilze, Glücksritter, Intrigants und Phantaſten? Was ſie an uns verbrochen, damals, ihre Glorie verdeckt es, aber weil ſie es nicht wieder gut gemacht, als es Zeit war, das rächt ſich jetzt. Wozu ſtand der Kurmärkiſche Adel um den Thron der Hohenzollern, eine Mauer, mit Gut und Blut? Damit ein lüderlicher ſchleſiſcher Edelmann, ein florenti-

niſcher Ränkemacher, eines hergelaufenen Perückenmachers Sohn aus Paris, das Mark des Landes zum Vergeuden ausſaugten? Scham und Schande, daß es war, aber es mußte ſein, daß wir um bürgerliche und adlige Maitreſſen kabalirten. Um nicht zu ertrinken ſtößt der Schiffbrüchige auch den Buſenfreund vom Brett. Beyme war doch wenigſtens ein ausgezeichneter Richter, rühmten ſie. Nun habt Ihr die Beſcherung, daß man die von den Bänken fortdrängte, die dazu geboren waren Kammergerichtsräthe zu ſein. O ja Gelehrte, ſuperkluge Gelehrte waren die Cocceji, Klein, Suarez, römiſche, griechiſche, perſiſche, was Ihr wollt. Nach der Gelehrſamkeit der ganzen Welt ſchmeckt denn auch ihr verdammtes Landrecht, nur nicht nach dem, was der Kurmark, Priegnitz, Altmark, Neumark, Pommern, was dem Kern des Reiches noth thut. So hat ſich dieſe Begriffspuiſſance, dieſe ſchale Gleichmacherei in unſer Sein und Weſen eingefreſſen, daß da gar nichts mehr gut zu machen iſt. Sie haben ſyſtematiſch ſeit Jahrhunderten an der Niederdrükkung des Adels gearbeitet, nun müſſen ſie fortarbeiten, oder es iſt um ſie ſelbſt geſchehen. Wie Friedrich im Caſſubenlande nach barfüßigen Junkern Hetzjagden anſtellte, um ſie zu Officieren zu preſſen, ſo unſre Regenten nach Talenten im Auslande. Die Caſſuben nutzten wenigſtens dem großen Könige, ſie ließen ſich für ihn todtſchießen, unſre eingefangenen Talente waren nur Schmeißfliegen, ſie verdrängen und erdrücken das eingeborne Verdienſt und Recht. Auf Hardenberg hoffen ſie jetzt, er ſoll's beſſer machen. Geben Sie Ach-

tung, was dieſer leichtſinnige Hannoveraner weiter hecken wird."

Die Blicke der Anweſenden richteten ſich unwillkürlich nach dem Krankenzimmer; ſie ſprachen: „Auch Ihr Gaſt iſt ein Ausländer!" Der Major verſtand es:

„Und dieſen Einzigen, den ſie aus der Fremde aufgefiſcht, verſtieß er, den Einzigen, der ſich von dem Geſurr und Geſumme des niederträchtigen glattzüngigen Geſchmeißes nicht irren ließ, der grade ausging, grade redete, von alten Rechten einen Begriff hatte, und ſie achtete, weil er ſelbſt von altem Rechte war. Er weiß was der Geburt und dem Stande zukommt, und rührt nicht Pfützenſchlamm und Quellwaſſer zuſammen. Den, meine Herren, glauben Sie mir, haben nicht die Beyme und Nagler, nicht die Lucheſini, nicht die Hangwitz und Lombardſche Lumpenſchleppe geſtürzt, dieſe — Kerle fallen in Ohnmacht vor dem Zornblick eines wahren Reichsfreiherrn. Das iſt er ſelbſt, ſein Eigenſinn. Ihr aller Erbfehler, ſie konnten und können keine Männer, Meinungen, keine Charactere, neben ſich keinen Widerſpruch vertragen. Sie wollen die Weltweisheit mit Löffel geſchluckt haben, und, was noch ſchlimmer, die Gottesgelahrtheit zuweilen auch. Darum hätſchelten ſie zu aller Zeit die ausſtaffirten Lumpen, die ſich um ſie hängten. So lange ſie ſelbſt ſtark waren, merkte man das nicht; die Lumpen zottelten und flatterten hinter ihren eiſernen Herren her, wie Fahnen an der Stange, mit Sternen und Bändern überſät für den Pöbel, von ihnen ſelbſt herzlich verachtet. Nun ſie nicht mehr ſtark ſind, geht es

iſt eine lange Schule nöthig, denn meine beſten Soldaten wurden es erſt mit den Vierzigern.

Ich kam auf dieſelbe Stelle. Die Erinnerung wurde zur Malerin. Was hatte ſich ſeitdem geändert? Die Erde war dieſelbe; hier beg ſich der Hohlweg um den Felſenvorſprung, die Höhe, ſelbſt der Birkenbaum ſtand noch — aber wie hatte der Strom der Meinungen ſein altes Bett verlaſſen! Wie Viele hatten um den eine Thräne vergeſſen, den ſie einſt, wie ich, dem Tode opfern wollten, und Hamlets Wort: „Eben die, die ihm Geſichter geſchnitten, ſo lange mein Vater lebte, geben jetzt 20 bis 30, ja 50 Ducaten für ſein Portrait in Miniatur,“ war prophetiſch für Frankreich geſprochen.

Die Loire gleitete ruhig mir zur Linken, wie ſie vor tauſend Jahren floß; kein röthlicher Schein des Bürgerblutes, das ſie vor dreißig Jahren getrunken, ſpielte in ihren Wellen. Die Fata Morgana in mir rief aus fernem Weſten die Brücke von Nantes her, ich ſah die Noyaden, ſah die Kähne mit Unglücklichen, die, in die Mitte des Stroms getrieben, hier auf ein gegebnes Zeichen zerbarſten, damit die am Ufer Stehenden das Schauſpiel vollſtändig hätten, und das Bild des Heros,

nicht mehr, ſie wurden von den Lumpen betrogen und gezogen hin und her, in ſtinkende Sümpfe und philoſophiſche Luftſchlöſſer, bis wir das Gebräu haben, wo Alles verloren iſt, weil alles zerfahren iſt, Keiner mehr weiß, wo die Tête und der Queue iſt, der Wille, der retten könnte, der Geiſt ſich in Kleinigkeiten verliert, wo man dem Feinde um den Bart geht, und dem Freunde hinterrücks einen Fußtritt verſetzt. Meine Herren, ich ſage es mit blutendem Herzen, aber ſo iſt es. Das göttliche Strafgericht iſt über ſie gekommen. Daſſelbe Medium, wie ſie ihren Staat anfingen, mußte ihn ſtürzen. Sie fingen damit an, die Corporationsrechte zu zerklopfen, das Uhr- und Räderwerk eines Staates, ſeine elaſtiſche Kraft, die Stände, zu zertreten, ſie achteten keine geborenen Rechte mehr vor dem Vollbewußtſein ihrer Miſſion. Es war eine falſche Miſſion. Eine Weile ging es, bis es ſich gerächt hat. Ein Körper lebt nicht vom Kopfe, er bedarf der Glieder, das Herzblut muß durch alle Adern pulſen, und wenn man die Knochen von einander gelöſt und zerklopft hat, was hilft aller Geiſt, der Surrogate dafür ſchafft. Ein Schlag auf den Kopf und der Körper ſtürzt. Die den Staat hätten retten können, die Corporationen, Stände, der Adel, ſie ſind dahin. Der Staat iſt in drei Wagen mit Regierungsakten nach Königsberg gefahren. Packt das Papier aus, zerſtreut's in alle Winde und ſeht, was es gegen den Feind vermag und thut!"

„Sie geben Preußen ganz auf? ſagte Waltron. Wenn Kaiſer Alexander —"

„Es rettete, iſt es nicht mehr das Reich der Hohen-

zollern — eine ruſſiſche Dependenz, ein Kurland, eine Krim oder ein Georgien."

„Welche Ehre, Herr Major, erweiſen Sie dem einen Manne, der mich beauftragt, für ihn das Wort zu führen, nahm Herr Walter das Wort. Ich glaube in ſeinem Sinn zu handeln, wenn ich dieſe Ehre zurückweiſe. Mit ſeiner ganzen Kraft widmete ſich der Freiherr dem Staate, in welchem er den jüngſten und ſtärkſten Trieb ſah aus der alten deutſchen Wurzel, dem Staate, der das zuſammenfallende Reich erhalten, und wo das nicht möglich, aus denen ein neuer deutſcher Stamm aufſchießen könne. So betrachtete er mit Liebe und Hoffnung, aber auch ſchon mit dem Schmerz, den Sie angedeutet, Preußen. Aber es kam ihm nicht in den Sinn, ſich, ſeine Perſon, mit dieſem Lande zu identificiren. Er kam mit der Hoffnung, daß die Schäden ſich heilen ließen; man hörte ihn nicht oder nur halb. Er ſieht ſich bitter getäuſcht; das iſt der Schmerz, mit dem er ringt. Er ward verſtoßen; das erträgt er mit der großen Seele aller großen Männer, die über ihrer Zeit und den Menſchen ſtanden, die ſie nicht begriffen und ſich darum nicht helfen laſſen wollten. Nichts von Haß, nichts mehr von Zorn. Wie ſoll man Schwachen zürnen, die das Gute wollten! nur erfuhren ſie nie, wo es lag. Als Chriſt konnte er ihnen vergeben und ſprechen: ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Als Patriot giebt er Preußen ſo wenig auf, als ſein größeres deutſches Vaterland. Dies heiß geliebte Deutſchland hält er noch heute nicht für ſo verwittert und verfault, daß es unter den Stürmen zer-

ſplittern und zergehen müſſe, wie ein Byzanz und Polen; er hält die Stürme und die Ströme Blutes für von Gott geſendet, daß der Mehlthau auf den Saaten vergehe, nur die Fäulniß im Fleiſche ſoll ausgeſchnitten werden, und in der wieder rein gewordenen Luft das Fremde und Angewehte verwehen. Vom wahren deutſchen freien Geiſte hofft er, er iſt ſogar des feſten Glaubens, daß er wieder ſeine Schwingen entfalten und in Treue und Liebe das Unvergängliche im Erworbenen feſthaltend, vorwärts ſtreben wird, nach den unentdeckten Gütern, die im Schooße der Unendlichkeit für das ſterbliche Geſchlecht noch verborgen ſind. Unter Verfolgung, Ketten und Hohn hat der deutſche Geiſt zweimal Roms Feſſeln abgeſtreift und Güter der Freiheit errungen, um die ihn das Menſchengeſchlecht beneiden muß, wenn es gerecht wäre. Der deutſche Geiſt iſt erniedrigt, beſchmutzt, aber wie der Schwan taucht er den Hals in die reinigende Fluth und iſt wieder rein und ſchön. Man hat uns, wir haben uns entwürdigt, aber zum Helotengeſchlecht iſt der deutſche Nacken zu ſtarr. — Mein Herr Major, Sie können dem Freiherrn von Stein keinen größern Schmerz anthun, als indem Sie ſagen, mit dem einen Mann ſei Alles verloren."

„Ei, ſo jung noch! rief der Hausherr. Luft — reine Luft! — o mein Gott, ſchafft ſie mir in dem allgemeinen Peſthauch der Verweſung. — Candidat, nicht wahr, das war Waſſer auf Ihre Mühle? Hier iſt freies Colloquium. O ſprechen Sie, ſecundiren Sie doch den Herrn durch eine Predigt."

„Aus der Verweſung keimt Leben, ſprach der Angeredete. Das iſt das Naturgeſetz. Als Chriſt kenne ich und bekenne mehr. Die Heilsgeburt des ewigen Geiſtes hat die Pforten der Hölle geſprengt und den Tod überwunden. Tod wo ſind nun Deine Schrecken, ruft der Gläubige. Was für den einzelnen Sterblichen errungen ward, ſoll es ſeiner Geſammtheit, den Völkern nicht zu gut kommen? Sind ſie um ihrer Sünden willen verdammt in Ewigkeit, kann für ſie nie ein Strahl der Gnade leuchten, kein Tag von Damaskus für ſie aufgehn? Der entnervte Jüngling findet in Heilbädern ſeine Geſundheit wieder, giebt es für Nationen keine? Der verlorne Sohn ward ein Wiedergeborner. Iſt für Völkerſchaften allein kein Feſt der Wiedergeburt denkbar? Sie rollen mir die Tafeln der Geſchichte auf und zeigen auf die Grabſteine der untergegangenen Nationen — eine lange Reihe tönender Namen — ich kann den Deutſchen noch nicht darauf finden. Ich ſehe einen Strahl zücken, ich ſehe nach der entſetzlichen Nacht ein Morgenroth leuchten; Gewitterwolken, die furchtbar ſich entladen, ein Blutmeer ſehe ich, eine Bluttaufe, aber aus dieſer ein verjüngtes, wiedergebornes Volk aufſtehen. — Das iſt Glaubensſache, mein Glaube, ich kann ihn Niemand aufdringen. Aber mein Gefühl hat ein Recht, von Ihnen, von Allen getheilt zu werden, die nach Gerechtigkeit trachten. Man hat uns da verlaſſen, ſagen Sie, verſtoßen, wo wir Hülfe, Rath, Führung, Troſt erwarteten. Sie haben ſich ſelbſt aufgegeben, auf die wir unſer Alles geſetzt, ſagen Sie. Ich maße mir nicht an

darüber zu urtheilen, ich weiß es nicht, ob es so ist. Aber wohlan, wenn sie uns aufgegeben, haben wir darum ein Recht sie aufzugeben? Wäre im Vater die Liebe für den verlorenen Sohn erloschen gewesen, durfte der Sohn ihn auch ausstreichen aus seiner Liebe und Erinnerung? Nein, dies heilige Naturband der Dankbarkeit könnte durch keine noch so große Fehltritte zerrissen werden. So, meine ich, sind wir an unser Königshaus, nicht gefesselt, aber gebunden. Wie sie dies Land aus Sumpf und Wildniß, uns aus Barbarei und Verwilderung, aus Druck und Abhängigkeit gehoben zu einem gesitteten, glücklichen Dasein, zum edelsten Austausch der Gedanken und geistigen Strebens, zum Bewußtsein eines Nationallebens, zu dem Stolze, daß der Name Preußen wie ein Klang der Memnonssäule durch die Nacht des verrosteten Daseins anderer Völker hallte, ein Morgenstrahl, der Freiheit verkündet an der Hand der Sitte und Ordnung, eine Humanität, wo das Geschöpf sich nicht in Dünkel vom Schöpfer losreißt — das — das brauche ich Ihnen nicht zu sagen, es muß mit leuchtender Schrift in Ihren Herzen stehen. — Weil, seit dem Tage, wo der große Friedrich sein Heldenauge, dies Weisheit strahlende, schloß, es anders ward in jenen Regionen, haben wir darum ein Recht anders zu werden? Weil Nachteulen um das Morgenroth flatterten, weil der Rost der alten Tradition sich um die Memnonssäule lagerte, daß der Klang des Lichtes nur gebrochene Töne giebt, sollen auch unsere Sinne sich darum trüben, daß wir das Licht nur umflort erblicken? Wenn nichts anderes, die Pflicht der

Dankbarkeit ruft uns, wo wir sie schwach werden sehen, stark zu bleiben, wo sie vor der Mission zurückschrecken, welche die Vorsehung ihnen gesetzt, diese Mission aufzugreifen, die Krone, an der sie haftet, wenn sie wankt, zu erfassen und halten — für sie, für uns."

„Wer!" rief der Major,

„Das Volk, das sie in's Leben, das sie aus der Rohheit des Daseins zum Bewußtsein riefen, das Volk, das mit ihnen aus den Schatten der Finsterniß und des Aberglaubens zum Lichte aufstieg, das mit ihnen bei Fehrbellin, bei Prag und Leuthen über Berge von Leichen zur Selbstständigkeit klomm; das Volk, mit dem sie arbeiteten, die Sümpfe zu trocknen, den Flugsand zu festigen, die Wüsten in Gärten zu verwandeln; das Volk, von dessen Schultern sie die Lasten entmenschenden Druckes lösten, den Stempel des Zugthiers, den die Barbarei der Jahrhunderte auf das Menschen Antlitz, das Gottes Abbild sein soll, geheftet; das Volk, das mit ihnen den Ausgestoßenen aus der Fremde und den Gehetzten um ihres Glaubens willen ein gastlich Asyl bot; das Volk, das den Jubelhymnus anhob, der durch Europa wiederhallte, als vom Thron der Urtheilsspruch, ein leuchtender Blitz, zückte: es solle auch dem Geringsten das Recht geschehen, wie dem Höchsten; das Volk, das sie liebte und vergötterte, weil sie es wieder liebten und ihm vertrauten; das Volk, das durch Jahrhunderte eins war mit seinen Fürsten. Wenn schon das Band, das Hunger und Noth, Tod und Gefahr, Blut und Siegesfreude zwischen Zeltcameraden geschlungen, bis in den Tod dauert, wo

darf dieſes Band, das Jahrhunderte gewebt, darum zerriſſen ſein, weil der Eine ſchwach ward, und der Andere darf ſich nicht rühmen, daß er ſtark blieb! Nein, auch wir waren es nicht, wir waren hohl und aufgeblaſen auf unſere guten Werke, während der Nerv zur That, zum kräftigen Denken ſelbſt, längſt erſchlafft war; die Sünden, die der geiſtigen Trägheit folgten, zehrten an unſern Säften, und, noch als die Gerichtstrompete dröhnte, blähten wir uns in unſerem Dünkel. Wir, wir haben nicht das Recht, ihnen ihre Zaghaftigkeit und Schwäche vorzuwerfen, wir nicht, daß ſie mit Augen nicht ſahen, mit Ohren nicht hörten, denn auch wir waren blind und taub. Iſt's Zeit, die größere oder geringere Schuld abzuwägen? Wenn's brennt, treibt man nicht die voran zum Löſchen, welche durch Nachläſſigkeit Schuld am Feuer waren; wer zuerſt kommt, ergreift den Waſſereimer. Darin muß der edle Kampf ſein zwiſchen Volk und Fürſten, wer am erſten ſich aufrafft aus Erſtarrung und Verzweiflung, wer zuerſt wieder hofft, wer auf Mittel ſinnt, und wem es glückt, den Weg zur Rettung zu finden."

Militairs pflegen nicht gern Predigten anzuhören; das konnte man auch zuerſt auf dem Geſicht des Reichsgrafen leſen. Dann ward er aufmerkſamer und hatte die Pfeife fortgeſtellt; jetzt war er leiſe aufgeſtanden und drückte dem Candidaten ſtumm die Hand.

Herr Walter hatte mit einer Aufmerkſamkeit, die ſich nicht verrieth, zugehört. Er drückte den jungen Mann an die Bruſt: „Und Sie werden eben ſo brav handeln. Glück uns zu dieſem Bundesbruder!"

Der Major, am Ofen ſitzend, den Blick in's Feuer gerichtet, das er dann und wann mit der Zange ſchürte hatte unmerklich dem Redner den Rücken zugewandt. Daß aber auch er aufmerkſam geweſen, bewies der Eifer, mit dem er die Feuerbrände zerhackte.

„Eigentlich kann ich die Kerle nicht ausſtehen, die Einem das Herz aus dem Leibe reden, denn ſie haben in der Regel keines in ihrem. Aber — Sie, Mauritz, weiß der Teufel, ich glaube, Sie haben mein Auge naß geredet.“

Wenn ſein Auge naß war, ward es doch bald wieder trocken. Jetzt ſaß er mit den Andern, eng zuſammen gerückt, um das Tiſchchen, auf dem Karten und Papier lagen, und es mußte wieder ſehr viel beſprochen ſein, denn die Lichter waren tief niedergebrannt.

Eine ernſte Stunde war vergangen.

„Es hätte der langen Verhandlung nicht bedurft, meine Herren! ſagte der Hausherr aufſtehend. Zu Conſpirationen bin ich nicht der Mann, Bündlerei und Geheimthuerei mag ich nicht; auch nicht für die Tugend, auch nicht für das, was man Staat zu nennen beliebt. Was Sie da vorbrachten, daß die Gerechten durch Wort und Blick von ſelbſt ſich verſtehen, mag richtig ſein, es hätte indeß auch nicht des Wortes und Blickes bedurft, wären wir nicht aus aller natürlichen Ordnung der Dinge herausgefahren.“

„Was verſtehen Sie darunter?“ fragte der Reichsgraf.

„Wo jeder der Pflichten und Rechte ſeines Standes ſich bewußt iſt, in dem Lande brauchte es gar keine

Communication, das ist meine Meinung, auch nicht daß der feine Herr aus der Spandauer Straße als Viehhändler umherreist; aber was verdorben, ist jetzt nicht zu ändern. Schweigen wir davon. Ich billige, daß Sie sich zunächst an den Adel, die Rittergutsbesitzer wenden. Deren Pflicht und Beruf ist es auf ihre Unterthanen einzuwirken. Daß wir nicht mehr können, falle auf die zurück, die uns die Macht genommen mehr zu thun. Das sage ich ohne Zorn, glauben Sie es mir. Unseres jungen Predigers Wort ist mir zum Herzen gedrungen. Was sie an uns verbrochen, wer wollte es jetzt rächen! Ich danke Ihnen, und die in mich das Vertrauen gesetzt, persönlich. Rechnen Sie auf mich. Ich stehe zu Ihnen, wenn es gilt, und bin gewärtig, in jedem Augenblicke, wo man mich ruft. Möchten alle denken wie ich."

Man schüttelte über den Tisch die Hände: „Alle für Einen, Einer für Alle, rief Walter. Es ist kein Unterschied in Stand, Glaube, Geburt unter Denen, welche Preußens Ehre und Deutschlands Wiedergeburt wollen. Der gemeinsame Haß gegen die Fremdherrschaft besiegelt das Bündniß."

„Das Phrasenmachen überlassen wir doch anderen, und wenn die Zeit dazu kommt, sagte der Major; hier gilt es nur sich unter uns verständigen. — Die Idee Seiner Excellenz ist neu, ich könnte sagen verwegen, ich könnte sie Nachäfferei schelten. Die Conscription ist ein Kind der französischen Revolution. Aber ich füge mich auch darin. Wo man alle Bande, die Gott gemacht,

zerriſſen hat, iſt es unabweisbare Nothwendigkeit, daß man ein neues knüpft. Das Geſindel, das immer auseinander läuft, muß gebunden werden. Wenn Ihr aber alle in's Feld rufen wollt, die Waffen tragen können, wo wollt Ihr denn die Officiere herkriegen? Alle Cadettenhäuſer reichen nicht aus."

„Der Krieg iſt die beſte Schule für Officiere."

„Wenn man aber keine Cadetten hat, um zu lernen?"

„Schultern für die Epaulettes und Hüften für die Degenkoppel finden ſich, wenn es Noth thut, überall."

Der Major ſah den Fremden wieder ſcharf an: „Da haben wir alſo die Beſcherung! Beſeſſenheit durch Verrücktheit, Satan durch Beelzebub! Ich dacht' es mir."

Der Major gerieth nicht in den Zorn, wie der Candidat erwartet zu haben ſchien, er drückte vielleicht in den Pfeifenkopf, den er ſtopfte, den Zorn mit hinein. Der Reichsgraf blickte ſchlau lächelnd auf ſeinen Meerſchaum, dem es an Luft zu fehlen ſchien.

„Meine Herren und Freunde, hub der Major an. Ich laſſe mich wahrhaftig nicht von Vorurtheilen plagen, am wenigſten jetzt. Aber es geht nicht. Bürgerliche Officiere! Warum macht man nicht Schrauben von Holz? Für Spielſachen und Drechslerarbeit mögen ſie taugen. Wenn man aber mit rohem Holz zu thun hat, mit Klötzen, Bohlen, Balken, muß Schraube und Anker von Eiſen ſein, vom beſten geſchmiedeten Stahl. Eiſen macht man nicht, man holt es aus den Bergen. Krieg iſt unſere Zukunft — eine lange Zukunft — leugnen

der dieses über lachende Fluren verbreitete Feuer löschte; der diese Schlachtbänke zerbrach, der die brudermörderische Hand der Tausende aufhielt, wurde immer größer und größer. Gefesselt sah ich ihn über den Ocean fahren, sah ihn verschmachten auf einem Felseneiland, sah sein Grabmal, den einfachen Stein, nur von den Thränen der Treue benetzt, und aller Groll, so lange gehegt, so wohl begründet, schien entschwunden vor der Größe und dem Unglück.

Das Mittelalter hatte hier die Revolution überdauert, wenn auch nicht im Gedächtniß der Einwohner. Zwischen den Kreidefelsen ragten, wie nur an den Rebenhügeln des Rheins, Ruinen hervor. Hier über den Fluß winkend, dort fern in die Bergschluchten zurücktretend. Ein hoher Thurm fesselte besonders den Blick; je näher ich kam, um so kühner sprang er aus dem Felsen hinauf in die blaue Luft. Niemand wußte Auskunft zu geben. Die Sage ist todt. Auch dies Denkmal der Vorzeit nickte dem Abgrund entgegen. Ein Jahrhundert und auch dieser Riese liegt in Trümmern, von Moos und Nesseln überwachsen; sein Sturz wird zum letzten Male die stumpfsinnigen Nachbarn an sein Dasein erinnern.

wir uns das nicht ab! Der Krieg muß eine Ordnung, Geſetze haben, ſonſt verwildern wir zur Beſtie. Das erkennt ſelbſt Bonaparte an. Theile er aber noch ſo viel Marſchallsſtäbe aus, und betroddele und betreſſire ſeine militairiſchen Würdenträger, er macht keinen einzigen Ritter draus. Das Ritterthum muß geboren ſein; und ohne Ritterthum kein nobler Krieg. Was waren Attila's, Tamerlan's Kriegsheere? — Beſtienhorden, Heuſchreckenſchwärme. Erdrücken, erſticken konnten ſie ein ritterliches Heer, aber nicht ſchlagen, nicht ordnungsmäßig es überwinden. Wenden Sie mir nicht Winkelried's That ein. Dieſe Schweizer Hirten waren freie, grundgeſeſſene Mannen, ſie ſaßen auf Erbgut ſeit Jahrhunderten; nur der Ritterſchlag fehlte ihnen zum Adel, aber er ſaß im Blute. Daher drang die Keule durch die Mauer der glänzenden Stahlpanzer. Das ſitzt auch unſeren Kerlen im Blute, den Soldaten, ich meine der Reſpect. Was hat einer, der von der Pike auf gedient, zu thun, um ſich Reſpect zu verſchaffen! Tapfer kann jeder ſein, er kann es, ſage ich, wenn er ſich Mühe giebt, aber wie viele muß er ſich geben; er muß es immerfort beweiſen. Bei einem gebornen Officier erwartet man's von ſelbſt, er kann ſehr viel leichter auftreten. Wär 'mal wirklich einer feig, er könnte ſich nicht halten. Aber erſt gar die Subordination! Laß einen Bürgerlichen die Fuchtelklinge appliciren, was für Geſichter ſchneiden die Kerle. Sie fragen ſich verdutzt, wie kommt denn der dazu? Von einem Junker nehmen ſie's hin, als verſtände es ſich von ſelbſt. — Meine Herren, ich

habe rationell gesprochen. Was ist aber alle Vernunft gegen das Gefühl des Rechts! So war es in der preußischen Armee als sie ein Muster war in Europa, so muß es wieder werden, wenn sie wieder ein Muster sein soll. Der eingeborne Adel giebt den Stamm des Officiercorps. Wie leicht ist da die Erziehung, es liegt schon in den Gliedern, in den Gelenken, wo die Eltern bis zu den Urgroßvätern Capitains, Obristen, Generale gewesen. Dazu aus fremden Familien hier und da Einer einrangirt; das giebt frisches Blut, die Officiersfamilien amalgamiren sich bald, und das giebt den esprit de corps. Endlich bleiben ja den Bürgersöhnen die Artillerie und die Husarenregimenter, und ich begreife nicht, was sie mehr haben wollen. Das kann auch gar nicht Excellenz Steins Meinung sein. Zu Franzosen will er uns nicht machen, und den dreißigjährigen Krieg auch nicht zurück beschwören. Da allerdings konnten Gevatter Schneider und Handschuhmacher Generale werden; und was für Generale! Die sich ihre Wunden bezahlen ließen, noch anders als die französischen Canaillen; aber ich wüßte nicht, daß etwas sonderlich remarquables aus ihnen sich hervorgethan. Die militairischen Capacitäten waren alle von alter Familie: die Mannsfeld, Tilly, Wallenstein, die Gustav Adolf, Torstenson, Horn, Piccolomini, Bernhard von Weimar, Pappenheim."

Wer sprach von den drei Zuhörern den Namen Dorfslinger aus, vielleicht alle drei zugleich, als des Kranken Kammerdiener ein aufgeschlagenes Buch dem Fremden

überbrachte. Seine Excellenz ließ bitten, die angezeichnete Stelle vorzulesen. Es war Hume's Geschichte von England, die Stelle lautete: „„Bürger und Landedelleute, die nie den Pflug verlassen, wurden die besten Officiere, und es fügte sich, daß die tüchtigsten und allerfähigsten Generale auf Seiten des Parlaments in die Höhe schossen. Auf der königlichen Seite drückten die Hofleute und der hohe Adel den Wachsthum des Genius unter den subalternen Officieren nieder, und Jedermann dort, wie es unter regelmäßig hergerichteter Regierung zu sein pflegt, blieb auf die Stellung beschränkt, wo die Geburt ihn hingestellt.““

„Mich dünkt, man hat Hume niemals revolutionairer Grundsätze beschuldigt," sagte Walter.

„Sorgen ohne Noth, Streit um des Kaisers Bart, sprach der Reichsgraf, dem Major zum Abschied die Hand reichend. Unsere Plane und Projecte sind eine Aussicht in ein unbekanntes Land. Wer weiß, wer das sieht, wessen Augen geschlossen sind, wenn — wenn — drum gönnen Sie, lieber Freund, einem Bürgerlichen auch ein Portepee. Es wächst sich das mit der Zeit alles aus. Mein Ahnherr war ein Hundejunge."

Der Gutsherr, in Gedanken versenkt, mochte nicht ganz gefolgt sein: „Es wächst sich schon alles aus, wiederholte er. Nur in die schwere Cavallerie keine Bürgerliche! Bei der Infanterie — davon daß die Garde unbefleckt bleiben muß, braucht nicht gesagt zu werden — da möchte hie und da eine Ausnahme zu machen sein. Auch meinethalben bei den Kosacken und Ulanen, wenn

wir dieſe Pikenreiter in die Linie aufnehmen ſollten, es ſind nur Huſaren anderer Art, und wegen der Lanzen an das Ritterthum zu denken, wie Einige, iſt lächerlich, rein lächerlich. Die Pike iſt die Waffe der Nomadenhorden, bei denen es keinen Adel giebt. Wie geſagt, wenn man denn den Herren Idealiſten nachgeben muß, nur nicht in die ſchwere Cavallerie, nicht in Cüraſſiere und Dragoner."

Siebenzehntes Kapitel.

Die Brücke in die Zukunft.

Es war die Stunde vor der Abreiſe. Man wollte nur einen heftigen Schlackenregen vorübergehn laſſen, den der Sturm heranpeitſchte. Der Miniſter ſaß, im Pelz gehüllt; die Vertrauten zum letzten Geſpräch um ihn. Nur der Major war nicht zugegen. Hatte man ihn entfernt? Graf Waltron ſagte: „Es iſt, wir können es uns nicht leugnen, traurige Thatſache, daß die eifrigſten Freunde der alten Mißbräuche auch die kräftigſten Stützen der fremden Herrſchaft, ja die niedrigſten Schmeichler des Mannes wurden, der allenthalben Gewalt für Recht geltend macht.“

„Wundert Sie das? entgegnete der Fremde. Die ſervilen Seelen, die nur unter einer Gewaltherrſchaft frei athmen, ſind ja als Unkraut zu allen Zeiten und in allen Ländern ausgeſtreut, aber ein Uebel, das wir kennen, läßt ſich überwinden.“

„Wenn aber nicht mehr! fuhr der Miniſter aus ſeinem Sinnen auf. Wenn das Unkraut die Saat ſchon überwuchert hätte.“

„Dann freilich iſt es um ein Volk geſchehen. An der Ausgelaſſenheit in der Freiheit ſind einige, am Serviliſmus die meiſten untergegangen. Wenn jener ein blutiger, ſchmerzlicher, iſt er doch ein raſcher Tod nach einer acuten Krankheit; dieſer iſt eine ſchleichende, wir merken unſre Auflöſung nicht. Aber vergeſſen wir das nicht, nicht der Despotismus, nur der Serviliſmus hat die Nationen gemordet. Wie oft ward ein Despot wider Willen der Retter der Freiheit, wie oft erſchien er als Gottgeſandter, als ſeine Geißel, um die Verdumpfenden zum Gefühl ihres Menſchenwerthes aufzupeitſchen. Erſt wenn ihr Sinn ſo ſtumpf, ihre Haut ſo ſchwielig ward, daß ſie die Schläge nicht mehr empfinden, wenn ſie, niedergeſtreckt zu ſeinen Füßen, kein größer Glück kennen, als dieſe Schläge auf Andre abgleiten zu laſſen, wenn ſie, aus heilloſer Angſt, zu Angebern werden und gar in dieſem Gehorſam noch Tugend ſehen, dann iſt ein Volk verloren."

„So wird der Deutſche nicht verloren gehn!" brach es von den Lippen des Candidaten.

„Meinen Sie?" ſtand in den Blicken des Miniſters und des Grafen, während der Fremde die Augen ſinken ließ.

„Es giebt, Wehe uns und Schmach ihnen! auch gewiſſe Prieſter der Herren, die ſich zu Schergen der Gewalt hergeben. Aber nur Aſiens Religionen machten den Knechtsſinn zur Tugend; darum verlor das große Aſien die Herrſchaft und das kleine Europa ward die Herrin der Welt. Denn das Chriſtenthum, das den

Menſchen frei will, fühlte ſich nie wohl dort, wo es geboren, es wanderte aus in den friſchen Welttheil, zu den friſchen Völkern, und das Gottes-Licht, das ſchon unſern Vätern durch ihre dunkeln Urwälder geleuchtet, ward durch Chriſtus nicht ſchwächer. Nein, heller, gewaltiger bricht es trotz ſeiner unkundigen und böswilligen Ausleger durch die Dünſte und wird die Nebel verſcheuchen!"

Das „Amen!" was der Miniſter auf die Rede des Candidaten ſetzte, ſchien aus einer beklommenen Bruſt zu kommen.

„Gottes Licht in Ehren, fiel der Reichsgraf ein, zunächſt hoffe ich auf die Einquartierung. Das iſt die beſte Geißel Gottes, das adſtringirendſte Zehrfieber, das kräftigſte Vomitiv, um unſre guten Bürger wach zu rütteln."

„Daß es noch ein größeres Uebel giebt! ſeufzte der Fremde, größer als die Trägheit der Seele, größer als die in's Blut geimpfte Furcht, größer als das gemeine Intereſſe und die Feigheit zum Denken und zum Handeln! Und dies Uebel lernte ich kennen. Ueberall, auch unter den Beſſeren, fand ich den Glauben an Beſtechung. Entſetzlicher Zuſtand, wo nur die Annahme von Verbrechen uns die eigne Schlechtigkeit und Erbärmlichkeit erklären kann! Und ſo iſt es, wo ich anklopfte, ſtatt ſich an die eigne Bruſt zu ſchlagen und den ſündigen Fleck zu ſuchen, klaubten ſie am Thun und Nichtthun Anderer, warfen den Reinen mit dem Befleckten, die Leichtſinnigen, freilich die unermeßlich Leichtſinnigen, mit den Sündern zuſammen. Nichts blieb unbeſprochen, un-

angetaſtet, unbezweifelt, was bis da der Gegenſtand ſcheuer Verehrung geweſen. O dieſer Wirrwar der Verzweifelnden, der nach Spähnen Haſchenden im allgemeinen Schiffbruch! Als wäre das Publicum aus einer Zauberoper plötzlich hinter die Couliſſen geführt, und ſähe nun mit einem Mal in den Waſſerfällen, Sonnenaufgängen, Donnerwettern, die es entzückt, die Kolophoniumröhren, Stricke, Bretter, Leinwandfetzen, und wüthend über die Täuſchung, möchte es Alles kurz und klein ſchlagen. Warum ließet Ihr Euch täuſchen, warum hattet Ihr nicht die Augen auf! möchte man ihnen zurufen, wenn — wenn es nicht etwas anderes war, als ein Theaterſpuk.“ —

„Sie reden von Berlin, unterbrach ihn der Miniſter. Sie ſchulden mir noch den näheren Bericht über die Stimmung der Maſſen dort. Es iſt noch Zeit; das Wetter will ſich noch nicht klären.“

„Ich war doch auch in Wien, fuhr der Fremde fort. Auch da Alles zerbrechen, aber ſo doch nicht, nicht die blaßgraue Apathie, welche keinen Sonnenſtrahl der Freude, nicht einmal eines recht ordentlichen Haſſes, durchdringen läßt. Man tadelt die, welche die troſtloſe Stimmung aufgedeckt, die jenes troſtloſe Wort: Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht hervorrief. Ich verſichere Sie, es war in Wirklichkeit noch ſchlimmer. Freilich riefen nicht alle Bürger, als Napoleon einzog: Vive l'Empereur! aber Einige ſtießen den Schrei aus. Wäre es aus Begeiſterung geweſen — immerhin. Wäre es aus Angſt geweſen — auch das will ich entſchuldigen. Aber es war

aus einer Dröhnung, zuſammengeſetzt aus Gedankenloſigkeit, Furcht, Gewohnheit, Höflichkeit, bei einem Spectakel doch etwas zu ſchreien, was es auch ſei. Aus der innerſten Verdumpfung eines politiſchen Daſeins konnte ſolcher Ruf nur hervorgehen, nur aus ſolcher Nichtigkeit des geiſtigen Lebens. Ich werfe darum keinen Stein auf die Preußiſche Nation; nein, das konnte eben nur in Berlin geſchehen. Und auch dort gewiß brannte der Schrei, wie glühendes Eiſen, gebohrt in edle Herzen; aber Einige konnten ſo ſchreien, und ich fragte mich: warum? Weil im Körper das Bewußtſein nicht war, das auch in die letzten Glieder dringen ſollte. Warum iſt's im engliſchen, im franzöſiſchen Volke; warum ſelbſt bei den Ruſſen? Man erzählte mir Unglaubliches von der Verwirrung und Angſt, als man die angeſehenen Bürger zuſammen rief, um nur die erſten Anordnungen wegen der Einquartierung und Contribution zu treffen. Man forderte keinen politiſchen Akt, nur was in jeder bürgerlichen Gemeinſchaft nöthig iſt, eine billige Vertheilung der Leiſtungen und Laſten. Sie ſollten ſie ſelbſt unter ſich vornehmen; zu ihrem nächſten, eigenen Beſten geſchah es. Die kreideweißen Geſichter konnten nur Worte ſtammeln, Einige duckten ſich unter die Bänke und flohen in einem unbewachten Augenblick, ihre Hüte im Stich laſſend."

„Das wundert Sie, Lieber? ſagte Stein. Man hat ſie nur gelehrt gute Unterthanen ſein. Wie ſollten ſie gelernt haben, gute Bürger ſein."

Graf Waltron meinte, und dann ſei die große

Bevölkerung der Hauptſtadt doch nur ein Spülicht und Kehricht aus allen Provinzen und Ländern; und ſogar aus Franzoſen, Polen, Salzburgern, Juden, Italienern. „Ehe ſo etwas ſich ſetzt, das koſtet Zeit. Wird das doch ſchon in einer Armee ſchwer, was mehr in einer Populace, die von der Disciplin nichts weiß.“

„Und doch iſt eine da, Erlaucht, die entſetzliche Disciplin der Schafheerden, der Leithammel vorn und der Hund hinten.“

„Die Berliner Leithämmel kennt man, lächelte der Reichsgraf, wer iſt denn aber der Hund?“

„Die Angſt hinter den Anderen zurückzubleiben, nicht zeitig genug zu thun, was die Maſſe vernimmt.“

„Wenn die Heerde nur folgt, Leithämmel kann man ihr ſtellen.“

„Wenn aber die Maſſe in ihren Ueberzeugungen umſchlägt je wie ihre Wortführer den Tact angeben! Wo iſt da Verlaß! Doch nein, ich habe Unrecht, von Ueberzeugung kann nicht die Rede ſein, wo gar kein Glaube iſt. In ihrer heilloſen Angſt um ihre dürftige Exiſtenz klammern ſich dieſe Kleinbürger an die nächſte Autorität, die ihnen verſpricht, daß ſie Seife ſieden, backen, verkaufen, Wechſel ſchreiben, ſchlafen können wie vorher. Sie waren gute Patrioten, als der König einer war, heut klammern ſie ſich an Napoleons Füße und ſeiner Gewalthaber, weil ſie keine Straßenaufläufe dulden, die Diebe hängen laſſen, einige Lieferungen mit geſtohlenem Gelde bezahlen, und einige Einquartierungsexceſſe beſtrafen. Sie würden ſich an Jeden klammern, auch den Bel zu

Immer mehr schlossen sich die Hügel, aus deren Tiefen, von deren Höhen reizende Villen herabblickten, und starre Kalkfelsen traten wie senkrechte Mauerwände an das Ufer. In meinen Gedanken verloren ging ich eine Weile in dieser todten Natur; es begegnete mir Niemand, und die Phantasie, sonst geschäftig, Leben zu schaffen, führte das Bild der Leblosigkeit weiter aus. Die schroffen Kreideufer der Ostseeinseln leuchteten mir aus dem Meere hervor, ich schaukelte in meinem Fischerkahn entlang den majestätischen Gestaden und verlor mich in meinem Lieblingsbilde. Erstarrte Riesen der Vorzeit, wie die steinernen Rolandssäulen mit Moos überwachsen, daß man die menschliche Gestalt vergißt, so verwittert, von Sturm und Regen abgespült und weiß gewaschen. Keiner der jetzigen Zeit kennt sie, versteht sie. —

Ich kam mir plötzlich so einsam vor, Hunderte von Meilen entfernt von der Heimath, ohne befreundetes Wesen um mich, ohne ein Ziel, wo einen Freund finden. Hätte es damals in meiner Macht gestanden, mit einem Druck von den Ufern der Loire an die der Spree mich zu versetzen.

Da erweckte mich aus meinem objectlosen Brüten — auch eine Ruine einer vergangenen großen

Babel anbeten, wenn er ihnen nur Ruhe verſpricht, auf Wochen, Tage, Stunden! Daß ſie es thun, auch das wollte ich ihnen vergeben, ſie können nicht für ihre Schwäche; aber ſie wiſſen nicht ihre Sünde, ſie halten ſich noch für gute Patrioten, ſie meinen allen Ernſtes, ihr König müſſe ſie dereinſt noch belohnen und beloben, daß ſie ſich um nichts bekümmert, was draußen vorgeht und ebenſo gedankenlos, als dem Herrn, den Gott eingeſetzt, dem gehorcht, den der Teufel ans Ruder escamotirte. Da ſtehen wir muthlos, Excellenz, an uns ſelber und unſrer Klugheit irre, die wir uns für ein intelligentes Volk hielten. Da ſtehen wir muthlos beim Gedanken an ein ſolches Volk zu apelliren. Mit welchen entſetzten Augen ſah man mich an, wo ich von dem Recht des Widerſtandes, von einer Bürgerpflicht ſprach, auch ohne Befehl zu handeln. Viele hielten mich für den leibhaften Verführer, der umſchleicht, um ihre Söhne ins Verderben zu locken. Was verdiene ein ſolcher Kerl, der ruhige Bürger der Gefahr ausſetzt, vor's Kriegsgericht geſtellt und erſchoſſen zu werden. Sie ſchlugen ein Kreuz vor mir. Einmal war ein tugendhafter Bürger drauf und dran, mich den franzöſiſchen Behörden anzugeben."

Ein tiefer Seufzer des Miniſters unterbrach den Redner, aber er ſchwieg.

„Wo ich dieſen Sinn erblickte, Excellenz, da kam mir das andere, was man Berlins Bürgern ſchon laut vorwirft, wie Bagatell vor. Wenn ein Weib ſich in eine hübſche Einquartierung verliebt, das ſind Sünden des Bluts, wenn die jungen reichen Kaufleute ſich zu der

Elite drängen, die Adjutantendienſte beim Gouverneur verrichtet, wenn ſie in ihren neuen flimmernden Uniformen in ſeiner Antichambre ſich ſpreizen und ſtutzerhaft hinter ihm durch die Straßen reiten, wenn jetzt auch der Poſamentier und Haarkräusler in die langſchößige Nationalgarden-Uniform kriecht und mit Zufriedenheit vorm Spiegel ſieht, was Napoleons Commandowort aus einem Berliner Spießbürger machen konnte, das mag ich belächeln. Was ſind dieſe Sünden der allgemeinen menſchlichen Eitelkeit gegen den Wurmfraß, welcher allen Sinn für die heiligſten Güter der Menſchheit ausgezehrt hat, die Geiſter unempfänglich gemacht für das, was mehr iſt als Brod und Fleiſch."

Ein Schweigen folgte dem trüben Berichte. Der Geiſt des Miniſters ſchien einer andern Gedankenfolge nachgegeben zu haben.

„Nun begreif ich, warum Sie unſerm Major das Wort redeten und ſogar ſeine Schrullen entſchuldigten," ſagte Waltron.

„Dieſem conſervativen Bürgerthum gegenüber erſcheint mir dies verroſtete Junkerthum allerdings noch wie ein lebendiges Weſen, dem ich mich in der höchſten Noth an die Bruſt werfen könnte."

„Sie geben uns nur ein Pasquill, ſagte der Miniſter. Es wird doch eine Seele in der großen Stadt auch an den Staat denken. — Sie lächeln?"

Der Fremde lächelte in der That. Er griff unwillkürlich nach der Bruſttaſche, ließ aber die Hand wieder ſinken. „Ich will Sie mit dem Scriptum in dieſer ernſt-

haften Stunde nicht behelligen. Das ſcheint mir ein Pasquill, wenn ein Giftmiſcher einen Plan zur Rettung der preußiſchen Monarchie entwirft. Der berüchtigte Legationsrath von Wandel, der, auch im Gefängniß, alles weiß, muß von meiner Anweſenheit gehört haben; ich erhielt durch einen Vermittler das Hirng-ſpinnſt ſeiner Kerkermuße."

„Der Inhalt?"

„Geiſtvolles Geſchwätz."

„Und die Intention?"

„Sich weiß und unſchuldig zu brennen. Wer nur an die Rettung des Staates denkt, wo es ihm ſelbſt an Kopf und Kragen geht, muß ſich doch unſchuldig fühlen. Vielleicht auch nur eine Nebenbeſchäftigung, um ſich von der erſchöpfenden Anſtrengung ſeiner Vertheidigung zu erholen, meinte ſein Richter. Denn er vertheidigt ſich wie ein Leonidas gegen die Uebermacht der Beweiſe."

Der Miniſter machte eine auffahrende Bewegung, wie wenn ſonſt eine Vorſtellung ſeinen Zorn erregte: „O mein Gott, von allen Ihren Symptomen, Walter, woran man den Krankheitszuſtand einer Nation erkennt, iſt dies das ſchlimmſte, wenn nur die Schurken Energie zeigen. Wenn nur ſie ihr Alles einſetzen, um ihr elendes kurzes Daſein zwiſchen Galgen und Kerker zu friſten, und das Volk für ſein edles Jahrhunderte altes Leben nichts, gar nichts einſetzen will! Man nannte dieſen Wandel ein Ungeheuer, wie es auf der Welt nicht dageweſen, ich meine, er iſt nur der Repräſentant — doch ich will nicht auch ein Pasquill ſchreiben. — Bringen Sie

denn gar keine Hoffnung gerade aus Berlin? Iſt denn auch kein Zunder in der Stadt?“

„Der Zunder iſt da, mein edler Gönner. Wenn der Funke einſchlägt, bin ich der Zuverſicht, wird's der elektriſche Schlag, der auch die faulen und todten Glieder weckt.“

„Da bin ich doch curios, ſagte Graf Waltron, wo es ſteckt? Nachdem Sie auch das Bürgerthum ſo geſchildert—“

„Allein in dem gebildeten Mittelſtande.“

„Der macht nirgend eine Revolution.“

„Wo die Staaten im alten Organismus aus ihren ſtändiſchen Gliederungen erwuchſen. In Preußen iſt es vielleicht anders, das wie Minerva geharniſcht aus dem Scheitel ſeines Erzeugers ins Volksleben trat. Der Wille und die Idee haben uns geboren; wenn der Wille ſchwach ward, die Idee lebt fort. Es iſt ein ſtiller, aber ein gewaltiger, ein unwiderſtehlicher Prozeß, der von Innen herausſchafft, ein Eroberer, dem nichts widerſteht, der ſiegen muß, wenn die Zeit gekommen.“

„Wenn Sie das doch ins Proſaiſche überſetzen wollten, damit unſereins es auch verſteht!“

Der Miniſter bedurfte nicht der Ueberſetzung. Er beugte ſich aufmerkſam über, während der Fremde fortfuhr:

„Nachdem der erſte Schreck vorüber, wird man erſt inne, was man verloren, wie man geſündigt, daß gerade die, welche das geringſte Maß der Schuld trifft, ihren Theil auf dem Gewiſſen am drückendſten fühlen, während die großen und ſchweren Sünder die Schuld ſo gern auf andre wälzen! Aus dieſen ſtillen beſcheidenen Kreiſen, deren Herzen jetzt bluten, die ſie ausreißen möchten,

um ſie am Altar des Vaterlandes zu opfern, drang vorhin kaum eine Stimme unmittelbar bis zum Thron; ſie ſchienen gewöhnt von daher Alles zu empfangen, obgleich ſie nur das Gute und Schöne hinnahmen, aber in Wahrheit kam wie viel Wahres und Gutes von ihnen, und ſtieg, drang unbemerkt aber ſiegreich in die höheren Regionen! War nicht ſchon Friedrich in den letzten Lebensjahren gewiſſermaßen von ſeinem Volke überflügelt? Er ſaß faſt einſam mit ſeinen franzöſiſchen Dichtern und Philoſophen unter der deutſchen Poeſie und Literatur, die vom Volke jubelnd in die Lüfte getragen ward. So ſtieg die deutſche Philoſophie, aus den beſcheidnen Hörſälen in Königsberg, Halle, Jena, allmälig bis in die Regionen, von denen wir die Geſetze empfangen. Was hat der Jude Mendelsſohn auf unſer geiſtiges Leben gewirkt! Kamen die ſittlichen Begriffe, die, ein neuer Glorienſchein, Friedrich Wilhelms und Louiſens Thron umſtrahlen, von oben her, oder ſtiegen ſie vom Volke auf, aus dem ſittlichen Bewußtſein der Edeln in der Nation? Dieſe Kreiſe, Excellenz, bilden ſchon ſeit mehr als einer Generation einen Bund, deſſen Glieder von einander nichts wiſſen, ſie befehden ſich auch — das ſind Schulkriege — aber ſie ſind einig im Ziel. Einmal irrten ſie, als ſie beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution dort die Tempel der wahren Menſchheit geöffnet ſahen. Ihres Irrthums längſt inne, daß ſie einen Brandſchein für das Morgenroth gehalten, wurden ihre Empfindungen, Wünſche, die Energie ihres Gedanken wieders national. Das iſt die Ariſtokratie des Geiſtes, und ich

ſehe von ihr voraus, daß die in Deutſchland, Preußen die nächſte Zukunft beherrſchen wird.“

„Alſo doch eine Ariſtokratie, Herr Theoretiker! rief der Miniſter.“

„Der Beſſere muß den Schlechteren beherrſchen. Wo die Gebornen es verſäumt, fällt die Aufgabe denen anheim, die dazu aufgewachſen ſind. Fichte ſchreibt Briefe an die deutſche Nation, von wunderbarer Wärme und Kraft des Gedankens wie des Ausdrucks. Sie müſſen Eindruck machen.“

„Auf das Bürgerthum, was ſie uns portraitirt?“

„Auch dies muß fortgeriſſen werden. Der Stein, der ins Waſſer fällt, ſchießt viele ringelnde Kreiſe.“

„Aber der letzte kommt ſehr ſchwach an's Ufer.“

„Wird der Grimm zum Fanatismus, ſind die Nachzügler die furchtbarſten. Der Funke hat ſchon gezündet, es glimmt in der Aſche, aber es muß lange glimmen, es muß eine Gluth werden, die das geſammte Deutſchland innerlich durchwärmt, wir müſſen ſie hüten und anblaſen, nur vorſichtig, daß ſie nicht zur Flamme ausſchlägt, ehe der Tag kam.“

„Spricht der Herr nicht wie ein Feldherr, der ſchon ein ſchlagfertiges Heer hinter ſich hat, ſagte der Graf. Wer ſind Ihre Recruten?“

„Es ſind Schriftgelehrte, es ſind Künſtler, Beamte, die unter Schweiß und Aktenſtaub, unter der Unterthänigkeit des Dienſtes einen Sinn für Gott und Menſchenrecht ſich bewahrten. Der Druck liegt auf der Preſſe, auf den Kanzeln, aber die Prediger, Schriftſteller, Zeitungsſchreiber gehören dem ſtillen Bunde an. Wenige, die, wie jener Telegraphenſchreiber, der Jude Lange, ſich

dem Feinde verkauften. Das iſt wohl zu beachten; unter allen deutſchen und preußiſchen Schriftſtellern und Dichtern iſt kaum Einer, der ſich durch Geld und Schmeichelei zu einem Liede, nur einem Wort für den Uſurpator gewinnen ließ. Palm ſtarb den Märtyrertod und ſchwieg. Und wahrhaftig, die deutſchen Fürſten hatten wenig vorher gethan, ihre Liebe und Verehrung ſich zu erwerben. Frankreichs Ludwige hatten die ihren mit Geld und Gunſt erkauft, und wurden von ihnen verrathen. Deutſchlands große Fürſten hatten nur mit mitleidigem Lächeln auf die halbe Pariaclaſſe, ihre Sänger und Schriftſteller, herabgeſehen, kaum denen ein Almoſen zugeworfen, die aus voller Bruſt ihr Lob anſtimmten. Was treibt nun dieſe verſtoßene, in die Dachſtuben verwieſene Zunft an, noch jetzt die eingebornen Fürſten anzuſingen, und Lieder für ein undankbares Vaterland anzuſtimmen, wo der Eroberer ihnen ein anderes weiſt, das den Schriftſteller mit Reichthum und Ehren ſättigt, überſchüttet, wo er unter den Erſten wandelt? Ein Jude beſchimpft ſein Vaterland, ſagte ich, aber nur Einer; unter den Juden Berlins, den angeſehenſten und reichſten, iſt ein herrlicher Sinn für König und Vaterland. Kaufleute, fühlen ſie doch, was ſie dieſem Lande, dieſem Königshauſe zu verdanken haben. Halb rechtlos, ſtellen ſie ſich voran in die Reihe der ganz Verpflichteten. Die von der franzöſiſchen Colonie bereuen ſchon den erſten entſchuldbaren Enthuſiasmus für den Sieger von Marengo und den Mann, der dem reformirten Cultus in Frankreich wieder ſeine blutgedüngten Rechte zurückgab; ſie würden heut nur einen Ruf kennen:

für das Vaterland, das ſeit einem Jahrhundert aus Humanität für ſie that, was der Corſe aus Politik und Laune an einem Tage! Dies ſind meine Soldaten der Zukunft, Erlaucht. Der Militair wird über ſie lächeln, die Achſeln zucken, vielleicht nennt er ſie eine Fallſtaffſchaar, und in der That ſind auch Schauſpieler darunter, — Comödianten, die aber an Eifer und Wahrheit die beſchämen, welche nur ſich ſelbſt zu ſpielen haben. — Wartet die Zeit ab, wo ſie's zeigen werden."

„Sie meinen Iffland, unterbrach ihn Stein. Er iſt ein wahrer unerſchrockener Patriot. Wir erfuhren davon in Königsberg. Borowsky ſagte mir auch von dem Theologen Schleiermacher, ein junger Mann, der, von ſtrahlendem Geiſte, mit Fichte die geiſtige Schlaffheit zu ſtählen ſuche. So wie Arndt, der hat ſich ſchon bewährt; man ſprach auch von einem phantaſtiſchen jungen Lehrer Jahn, der die Körper der Jugend wieder ſtark recken will. Schade, daß, als ich in Berlin, Niemand mich auf ſie aufmerkſam gemacht und auf ſo manchen Andern. Im Hauſe des berühmten Arztes Heym ſoll ein Kreis edler junger Männer und Frauen ſich verſammeln, voll Friſche des Gedankens und der Zuverſicht. — Auch in Königsberg lernte ich viele edle, kühne Geiſter kennen, o Sie werden ſie auch kennen lernen. Ein ganz anderer Schlag Menſchen, wenn die einſt an die Spitze der Aemter treten! In Revolutionen tritt das Erz aus der Schlacke. Aber ich zweifle nicht, daß auch in den andern Provinzen Kreiſe ſein werden von lebendigen Menſchen, denen die Ruhe nicht das Höchſte iſt, aber —"

„Die Maſſe wird vom Geiſt bewegt, unterbrach der Fremde mit Lebhaftigkeit; ſo lange dies Naturgeſetz nicht wankt, vertraue ich, daß, wenn das geiſtige Fluidum zum Strom geworden, auch die Käſekrämer und Galanterie-händler electriſch durchſchüttert werden. Mit ſeinen Maſſen hat er uns erdrückt; mit den Maſſen ihm entgegen! auf die Maſſen gilt es wirken! Excellenz nehmen es als ſchlimmes Symbol, daß nur in die Schurken die Energie gefahren; ſo ich umgekehrt als gutes, wenn der Funke des Haſſes, das Fieber der Verzweiflung, auch in die Leichtſinnigen ſchlug. ¿Als Bundesgenoß ſei jeder willkommen, dem der Ernſt der Zeit ins Mark fuhr, auch wenn der ſittliche Ernſt mich von ihm zurückſtößt. Einigkeit in dem Einen, das Uebrige kümmere uns nicht. Die Sache braucht auch Handlanger. Wählt man die aus den beſten? Der Haß hat auch einen Kotzebue begeiſtert; ſoll ich den Mann ausſchließen, der auf das Volk ſo mächtig wirkt, indem er es ſo gewaltig kitzelt? Er wie der kleine Merkel haſſen ſich unter einander; aber ſie haſſen zuſammen Napoleon; die Brüder Schlegel, ſie verachten und beſpötteln jene Scribenten, aber ſie verabſcheuen zuſammen die franzöſiſche Herrſchaft. Stolz auf mein Bürgerblut habe ich jenen Dünkel der Junkerofficiere gehaßt, ich konnte einen Augenblick mich über ihre Demüthigung freuen, das iſt überwunden, es gilt ein anderes, höheres Ziel, für Alle gilt es, alte Vorurtheile, ſich ſelbſt überwinden, es gilt das ganze — ganze Volk als Bundesgenoſſen in die Arme ſchließen, Alle für Einen, — das iſt die Aufgabe unſrer Zukunft.“

„Welcher fernen! murmelte der Reichsgraf, den Mantel zuknöpfend — wenn überhaupt —“

Der Minister war auch aufgestanden: „Wenn überhaupt! — Ach Graf, wenn die Hoffnung nicht mehr hochgewölbte Brücken aus der großen Vergangenheit bauen darf hinüber in eine andere Zukunft, was ist dann das Leben! Ist das nicht die Unterscheidung der edlen Natur von der gemeinen, daß sie über die Gegenwart sich erhebt! Sollen wir aus ihren Giftnebeln allein schlürfen, dann lebewohl Völkerleben! Am Servilismus ging die Mehrzahl der Völker unter, nicht am Despotismus, sagte unser Freund; er hat Recht. Der niederträchtige Knechtssinn hat die meisten Nationen entwürdigt, vernichtet, aber es kam noch eine andere Krankheit hinzu — die Altersmüdigkeit. Die romanischen Nationen gingen uns voraus, ich traue dem aufblitzenden Leben Frankreichs nicht die Lungenkraft zu, die man fürchtet. Auch sie wird nach der Ueberspannung auslöschen, aber — ob wir die frische Jugendkraft wieder gewinnen!“

„In den germanischen Nationen haucht Gottes Geist!“ rief der Candidat.

„Erhalten Sie sich diesen Glauben, junger Mann, sagte der Minister mit einem ernst wehmüthigen Blick auf ihn. Wir brauchen Glauben, viel Glauben — starke Hoffnung. Nur Liebe brauchen wir diesmal nicht.“

Der Wagen war im Hofe vorgefahren; man hörte die Stimme des Hausherrn, der dem Kutscher genaue Anweisungen gab. Waltron lobte seine Vorsicht, er sei ein Kernmann. „Schade, es sind nicht Alle wie er.“

Zeit, auch so lautlos wie der Thurm, auch so ruhig, so ſtarr hinblickend, mit eben ſo mächtiger Sprache zum Gefühle redend, eben ſo weckend den Gedanken, eben ſolche weite Räume dem ſtummen Brüten öffnend — aber es war noch etwas Leben von dieſer Welt in der Ruine.

6.

Der ſtumme Bettler.

Der Franzoſe, dem wir ſo oft die wahre Poeſie abgeſprochen, jene, die in einer tiefern Gemüthswelt, in einer ahnungsvollen Anſchauung der Natur und ihrer Wunder Nahrung ſucht, hat neuerdings dieſe Poeſie gefunden. Es ſind nicht die verpfuſchten Verſuche, ſogenannte Deutſche Romantik nach Frankreich zu verpflanzen — die neuen Kunſtgärtner haben nur die bizarren Ausſchmückungen unſerer Gärten copirt — es iſt nicht Alphons von Lamartine, — nur einzelne Ahnungsſchauer überkamen dieſen, er hörte nur das ferne Rollen des Donners, das fruchtreiche Gewitter gehört nicht für Frankreichs leichten Boden — Horace Vernet iſt der

„Und wenn ſie's wären, was helfen ſie uns!“

„Unbequem ſind ſie, entgegnete der Graf, das gebe ich zu, wie der preußiſche Exercirſtock; aber wo alle Rücken geſchmeidig werden, erfreut uns zuweilen ein grader, wenn auch mit Borſten. Und ſo ein Dutzend märkiſche und pommerſche Regimenter, meine ich, Excellenz, als Knochen zu dem Körper, den unſers Freundes Maſſe bilden ſoll —“

„Einverſtanden, unterbrach der Miniſter, und ſie die Corporale, Rittmeiſter, meinethalben auch Feſtungscommandanten, nur nicht Feldherrn. Nicht Feldherrn und nicht Staatsmänner. Regieren dürfen dieſe kurmärkiſchen Junker nicht wollen. Nur nicht am Regiment, Graf, es wäre dieſes Staates, es wäre ihr eigenes Unglück.“

„Warum?“

„Weil die Natur es ſo gefügt hat. Ob's vom wendiſchen Blut kommt, oder vom Kiefernadelgeruch, wer ſagt's? Sie können nicht dafür, daß ſie ſich mit den Ideen nicht vertragen können, und der Staat auch nicht, daß er Ideen braucht, um nicht in Dumpfheit und Rohheit zu verſinken.“

„Und manche haben ſo ſchöne Stammbäume.“

„Was hilft dem Lande ein Adel ohne ariſtokratiſche Geſinnung! Eiſen, das ſich zu Stahl nicht ſchmieden läßt, paßt für den Pflug, nicht zum Degen. Was haben ſie verſäumt, was hätten Sie ſein können, wenn ſie ihrer Zeit, ihrer Gedanken ſich bemächtigt! Wie anders könnten ſie daſtehen, an der Spitze der Civiliſation, des geiſtigen Lebens dieſes Staates. Verſäumt iſt verſäumt.

Hardenberg wird ſeine Noth mit ihnen haben; er hat ſie ſchon. Uebrigens, es ſind gute Leute und nicht ſo ſchlimm, als ſie ſich manchmal den Schein geben möchten. Man muß nur zuweilen gut pommerſch mit ihnen reden. Hardenberg kann leider nicht pommerſch."

Die Abſchiedsſtunde war gekommen.

„Täuſchen wir uns nicht, meine Freunde, hub der Miniſter nach einer Pauſe an, wir gehen einer ernſten Zukunft entgegen, und wir wagen viel. Der Verſuch, das Volk zu electriſiren, iſt ein Wageſtück. Schlägt es fehl, das ſei! Gelingt es, geht unſere Geſchichte einer neuen Aera entgegen, und Niemand ſieht das Ende voraus."

„Sie haben Graf Münſters Brief noch nicht beantwortet?" fragte leiſe der Reichsgraf.

„Meine Antwort iſt feſt, ſprach Stein mit eben ſo feſter Stimme. Auf ſtändiſcher Gliederung beruht das deutſche Weſen, das deutſche Rechtsweſen, die deutſche Freiheit, die ich will. Ohne Adel keine Nation, und ich will ſtehen und fallen mit meinen Standesgenoſſen. Aber wenn es die Wahl gälte, dieſe Erbgüter aufzugeben und in die tödtende Nivellirung der Mongolen und Chineſen zu verſinken, mit einem Worte, wenn wir Leveller und Jacobiner werden müßten, um deutſch zu bleiben, ſo opfere ich auch meinen Stand. Zuerſt das Vaterland, das Volk, zuerſt bin ich ein Deutſcher, dann erſt ein Edelmann."

Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Isegrimm.

Vaterländischer Roman

von

W. Alexis (W. Häring).

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Carl Barthel.

1854.

Isegrimm.

Isegrimm.

Vaterländischer Roman

von

W. Alexis (W. Häring).

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Carl Barthel.

1854.

Erſtes Kapitel.

Eine deutſche Converſation.

„Der einzige Mann, der uns retten konnte!“ der Major wiederholte wie gedankenlos die Worte, den Kopf an die Scheiben gedrückt.“

Die Frau von Alt3 trocknete ihr Geſicht, die Thränen ſtürzten aber immer wieder vor: „Was der Herr Reichsgraf nur damit meinte!“

„Er kommt nicht wieder. Nach Preußen kann er nie zurück.“

„Die Einquartierung, die würde uns retten, ſchluchzte die gnädige Frau. Unſre iſt doch nicht wieder zurück.“

„So ihn vor den Kopf ſtoßen! — Da wundre man ſich, wenn die Köpfe irr und wirr werden.“

Der Gnädigen ſchoß ein Gedanke durch den ihren, ob man den vornehmen Gäſten auch die rechte Ehre erwieſen. Der Freiherr ſchien ſo gar nicht zufrieden; aber der Reichsgraf war immer munter geweſen. Wie hatte er mit ſeiner Pathe, dem Minchen, geſcherzt. Ob man denn auch nicht vergeſſen, ihre reſpectvolle Empfehlung der Comteß Thusnelde zu beſtellen? — Und ein Herr wie der Miniſter und Freiherr von Stein, wenn ſie nicht

zufällig die Augen drauf geworfen, wie war seine Wäsche bestellt, und die Strümpfe — im Winter! Ja wer keine weibliche Pflege hat! — bei Soldaten macht sich das schon — aber bei solchem Manne! — Als er in die Caleſche stieg, hatte er sich nicht noch einmal zu ihr umgedreht; — hatte er es vielleicht gemerkt, daß sie ihres Mannes wollene Strümpfe mit seinen vertauscht? — Er mußte es ja merken; sie waren ganz neu. — Er hatte es gewiß übel genommen.

„Wo war denn der Fremde — Herr Walter!“ — fuhr es dem Major durch den Kopf, aber laut: „Wo steckt er denn jetzt?“

Beim Abſchied mußte viel Verwirrung geweſen ſein. „Wo war denn Caroline?“ riefen beide Ehegatten zugleich.

„Sie ſtürzte ja mit einem Male nach der Hintertreppe, rief Minchen; was war denn das?“

„Welche Hintertreppe?“

„Am Thurm.“

Das war des Verwalters Stube. Der Verwalter war längſt fortgeſchickt; wenigſtens war er nie in ſeiner Stube, ſeit der Fremde zu ihm logirt worden. Warum war der Fremde nicht beim Abſchied zugegen geweſen?

„Sie haben es eben im Zimmer abgethan, ſagte der Major. Es ſchickte es ſich, aber es hätte ſich doch wohl geſchickt —“

Es ſchickte ſich vielleicht nicht, daß Malchen und der Candidat in dem Moment ſich einen bedeutungsvollen Blick zuwarfen. Das junge Mädchen ziſchelte ſogar im Vorbeigehen ihm etwas ins Ohr.

erste Dichter, der einen Boden gefunden, wo die Poesie tiefere Wurzeln schlägt.

In der großen Zeit, die für Frankreich vorübergegangen, hat ein furchtbares Gewitter seine Schauer entladen auf den Boden, wo sonst nur Leichtfertigkeit wurzelte, es hat ihn geschwängert für eine Saat, die tiefere Wurzeln schlägt. Wo die Kronen der höchsten Bäume in den Stürmen knickten, sollte da nicht auch das leichteste Gemüth ergriffen werden? Die Revolution ging vorüber, ohne daß Dichter und Geschichtsschreiber erstanden, der Blutdampf betäubte noch zu sehr, die Gährung war zu furchtbar, alte und neue Stoffe entwickelten noch zu vieles Gift. Da entstieg aus dem höllischen Gebräu der gigantische Heros; mit gewaltigem Arme verscheuchte er die Dunst- und Nebelgespenster — es wurde klar, licht — aber die Stoffe, die Wärme und Leben entwickeln, waren verbraucht, alles blieb kalt, es mußte ein Götze geschaffen werden, wo der lebendige Gott fehlte. Ruhm und Ehre waren es, an deren neu errichteten Altären der Franzose opferte. Auch der Heros sank, aber zu groß, zu sichtbar Allen hatte er dagestanden, als daß sein Gedächtniß nicht sein Dasein überstrahlen sollte. Die Zeit reinigt

Nicht davon war der Major in seiner Rede unterbrochen worden, er hatte aus dem Aeußer etwas gesehn und gehört, was ihn frappirte: „Was ist das — unser Gast — der Colonel — zu Fuß — sie führen sein Pferd. — Er scheint in Aufregung. — Er theilt Befehle aus — Was ist das?“

Man hörte durch die Luft diese Befehle sehr deutlich und vernehmlich — alle Ausgänge sollten besetzt und auf Jedermann vigilirt werden. Die Mutter rief: „Ach mein Gott, schon wieder! Was soll aus uns werden!“

„Stein ist gerettet, wenn es ihm gilt!“ sprach der Major und ging mit Fassung dem Colonel entgegen, der mit einigen Officieren eintrat.

„Daß ich zum zweiten Male als böser Genius über Ihre Schwelle treten muß!“ sagte der Franzos und wandte sich sogleich zu seinen Begleitern, indem er wie erschöpft auf den Stuhl sich warf. „Zu großer Pflichteifer thut nie gut, meine Herren, ich wollte rascher hier sein als Sie. Ich warne Sie, sich auf die Aussage dieser Bauern zu verlassen, selbst wenn Sie einen Boten mitnehmen. Diese Leute haben entweder keinen Begriff von der Länge eines Weges und den Terrainschwierigkeiten, oder sie geben Ihnen aus Tücke falsche Weisungen.“

Seine Stiefel und Kleider waren durchnäßt, beschmutzt und zerrissen, wie Jeder jetzt bemerken konnte.

„Mein Gott, welchen Weg schlugen Herr Colonel ein?“ fragte die Mutter.

„Man wies mir über das Moor einen Fußweg, wo ich um eine halbe Stunde früher einträfe, auch ein Pferd

könne allenfalls passiren. Gerechter Himmel, welch ein Weg!"

„Doch nicht den Buttertrab?"

„Er, glaube ich, nannte man ihn. Das Thier versank bei jedem Tritt: ich mußte absteigen, meine Leute konnten es kaum herausreißen. Der Ritt war lebensgefährlich," setzte er hinzu, doch wieder mehr zu den Officieren, als zu der Wirthin gewandt.

Er mußte ja den Weg kennen! dachte Herr Maurin, als der Major das Wort rasch ergriffen hatte:

„Wenn Herr Colonel noch den Freiherrn von Stein, gewesenen Minister Sr. Majestät meines Königs, hier zu treffen hofften, so bedaure ich, daß Sie doch zu spät kamen. Es sind schon mehrere Stunden, daß er abgereist ist; ehe Sie ihn einholten, dürfte er die Grenze passirt haben. Den Freiherrn von Stein, dessen Dienste man am Hofe meines Herrn und Königs nicht mehr gebrauchen zu können wähnt, und der sich auf seine Güter ins Nassauische zurück begiebt, hatte ich die Ehre meinen Freund nennen zu dürfen. Ein Krankheitsanfall, veranlaßt durch die Schrecken einer plötzlichen Reise in dieser Jahreszeit und mitten durch die Scenen des Kriegstheaters, nöthigten ihn, einige Ruhetage bei mir abzuhalten. Sie würden einen deutschen Mann in ihm kennen gelernt haben, den auch der Feind ehren muß."

„Daran ich nicht zweifle, sagte der Colonel. Aber er war nicht allein!"

„Mit Sr. Erlaucht dem Reichsgrafen, General-Major von Waltron-Allecreese, der gleichfalls die Dienste Sr. Majestät des Königs quittirt hat."

„Der ſeine treueſten Diener fahren läßt, wenn ihre Anſichten von denen ſeiner Favoriten differiren. Wir wiſſen es, Herr von Quarbitz, und mein Kaiſer, wenn er einer Hülfe bedürfte, fände ſie am beſten bei ſeinen Feinden. Aber es war noch Jemand mit den beiden Herren, ſprach der Colonel ſchnell und ſtand auf — oder vielmehr, ſie trafen ſich in Ihrem Hauſe.“

Wer in den Kreiſen der Politik thätig iſt, ſollte doch das Erröthen überwunden haben, das uns nur ſo oft zu Verräthern macht an uns ſelbſt und unſerer Sache! Iſt es nicht Pflicht eines gewiſſenhaften Dieners, das Gewiſſen auszubrennen, das ſeinen Herrn verrathen kann! — Es läßt ſich nur nicht immer ausbrennen. Wer verbietet dem Laube zu zittern, dem Meere, daß es nicht den Uferſand küſſe, der Sonne, daß ſie durch das Aſtloch keine Strahlen ſchieße, ſpitze Pfeile und Lichtſäulen in den Raum, der dunkel bleiben ſoll; wer hämmert und löthet um die Menſchenbruſt das dreifache Erz ſo feſt, daß auch kein Lichtſtrahl aus der unſichtbaren Welt eindringe, kein warmer, urſprünglicher Lebensathem ſich losringe, Kunde zu geben von dem, was in uns noch nicht erſtarrt iſt?

Der Major und ſeine Familie mußten in der Schule noch zurück ſein. Er erröthete zwar nicht, aber er ſenkte die Augen; es war ein Augenblick, wo er den Blick des Fremden nicht ertragen konnte. Und doch war eher ein feines Lächeln in dieſem Blicke, als Zorn und Argwohn, als er ſo ſprach:

„Mit derſelben Offenheit, mein Herr, mit der Sie

mir entgegen kamen, vertraue ich Ihnen, was kein Geheimniß ist. Der Herr von Stein ist ein Genie und mit dem Genie führt mein Kaiser nicht Krieg. Es ist sogar Ordre eingegangen, den Freiherrn ungehindert und mit allen Ehren passiren zu lassen; Napoleon weiß, unter welchen Umständen er seinen Abschied erhielt. Daß dieser Feuerkopf Plane gegen seine Herrschaft brütet, kann ihm nie den Anlaß geben zu einer ungerechten und schwachen That. Aber weiter darf er natürlich in der Nachsicht nicht gehen, und etwa das Auge gegen die zudrücken, welche sich an einen Geist anschmeicheln, und denselben in ihre verbrecherischen Plane zu verwickeln suchen. Die Conspirateurs lauern schon von allen Seiten auf den Freiherrn und — wir wissen es bestimmt — Einer war hier bei ihnen."

„Mein Herr Colonel, bei der Ehre eines alten Soldaten kann ich versichern, daß der Reichsgraf Waltron —"

„Ein alter deutscher Degenknopf ist, unterbrach ihn der Colonel, der keine Verschwörung anzettelt, nicht für das deutsche Reich, und noch weniger für die Souverainetät seiner Duodez-Reichsgrafschaft. — Auch für die Ideen Ihrer Schwärmer würde er nicht vom Whisttisch und seiner Pfeife aufstehen", setzte er lächelnd hinzu.

„Aber die Verschwörung lauert aller Orten," fuhr er fort, und ging während des Folgenden im Zimmer auf und ab. Der ernste Ton schien wieder mehr an seine Suite als an die Familie gerichtet:

„Eine unsinnige Verbindung von Professoren, Künstlern, Schriftstellern, ehemaligen Staatsbeamten,

Edelleuten, die ſich bis da nie um den Staat gekümmert, hat ſich in den Kopf geſetzt, das ganze Deutſchland gegen uns zu revolutioniren. Wahnſinnige, unpraktiſche Köpfe! Was kümmert dieſe Leute das Vaterland! Sie fänden überall eines, wo es ihnen beſſer ginge, als in dem, was für ſie verloren ging. Für ſie? Es hatte ſich nie um ſie gekümmert, es duldete ſie nur. Wie die deutſchen Fürſten von je die deutſchen Weiſen anſahen, weiß jedes Kind, ſie brauchten ſie zu Hofnarren; aber wie wurden ſie auch vom großen Publicum, von der reichen Bürgerſchaft über die Achſeln angeblickt! Schlimmer noch! Man ſchrie es für eine Calamität aus, wenn die Söhne begüterter, ehrbarer Familien mit den ſogenannten Genies Umgang hatten! Was ging nun dieſe Genies, dieſe in ſich ſelbſt und ihrer Wiſſenſchaft vergnügte Gelehrten das Deutſchland an, das ihre Ideen nur dazu für gut hielt, im Theater ſie zu beſpötteln. Sie haben Gall und Mesmer zu Zielſcheiben für den Pöbelwitz gemacht, in Frankreich hat man ihnen Tempel erbaut. Was in aller Welt kümmert dieſe Ideologen das zertrümmerte alte Deutſchland! Schwärmer, Myſtiker, lieben ſie das Wunderbare, verlangen Begeiſterung zu allem Thun. Das konnten ſie alles, und beſſer, im Lager des Kaiſers finden. Was iſt wunderbarer, was begeiſternder als ſeine Thaten und ſein Glück, von den Pyramiden bis Marengo und Auſterlitz. Und wenn ſein Athem eine Weltherrſchaft trägt, iſt das keine Idee, würdiger einen deutſchen Philoſophen zu entflammen, als die Wiederherſtellung der zehn Kreiſe des ehemaligen heiligen römiſchen Reiches? Ihr

großer Dichter singt von dem Poeten, der bei der Theilung der Welt leer ausging, der neue Zeus kann anders theilen, nur den Männern des Geistes wird ein besserer Theil werden, als ein Freitisch an der Götter-Tafel. Wodurch haben sie bewährt, daß sie handeln können? welche Tollheit daher eine Mission aufzunehmen, vor der sie erbebend zusammenstürzen müßten, wenn sie zur Wirklichkeit würde. Wie bestanden die größten unter ihnen vor dem Blicke unsers Kaisers, vor der eindringenden Suada seines Mundes! Er ließ Goethe vor sich erscheinen, und in einer einstündigen Unterhaltung mußte der Dichter die Gewalt des mächtigen Kritikers erkennen, der so sicher ist auf dem Gebiet der Aesthetik als auf dem Schlachtfelde. So verstummte Ihr Wieland vor dem feinen Dialectiker, so ward Ihr Historiker Johannes Müller überwunden, gefangen, gewonnen, von dem Genius, vor dem die Geschichte nicht wie eine todte Tafel von Begebenheiten, sondern daliegt wie ein lebendiges Bild, in das seine Hand, es erschütternd, corrigirend, mächtig eingreift, allen Gedanken, aller Thatkraft ein neues Ziel steckend. Wenn diese Größen vor ihm verschrumpften und zusammenbrachen, was wollen die armseligen Verschwörer, die nicht einmal wissen, wie man Verschwörungen macht. Sie sollen ihren eignen Kopf fest halten, daß er nicht in Gefahr geräth ihnen von den Schultern zu fallen. Ist unser Heros dereinst zu fallen bestimmt, müssen Giganten aus der Erde wachsen; in einem Spinnegewebe, das blasse Stubengelehrte, Dichter, Philologen und Philosophen ihm spannen, wird ein Napoleon nicht gefangen."

Weshalb dieſ glänzende Tirade? dachte der Candidat, der dem Redner aufmerkſam gefolgt war. Es ſtimmte vieles darin nicht zu d'Espignacs früheren Aeuſſerungen; ſie klang ſo überlegt, wie auf einen Effect berechnet. Wem galt ſie? Den beiden Adjutanten, welche der Colonel beſonders im Auge hatte, oder dem Wirth, dem der Redner dadurch ſeinen Argwohn oder ſein Vertrauen zeigen wollte? — Caroline, die vorhin Vermißte, war wieder im Zimmer. In ihren Blicken glaubte er den Schlüſſel zu finden: ſie athmete wie aus einer ſchweren Beängſtigung auf, als der Vater die Lippen öffnete. Ein Blick des Dankes zückte durch die Luft zum Colonel. — Die Tirade hatte den Zweck, dem Major Zeit zum Beſinnen zu laſſen.

„Ihre Anklage, Herr Colonel, lautet auf eine angezettelte Verſchwörung, Sie bezüchtigen als Thäter Profeſſoren, Künſtler, Schriftſteller. Dieſe Klaſſe von Menſchen treibt ihr Weſen in den Reſidenzen und großen Städten; in das ſchlichte Haus eines Landedelmannes verirrt ſie ſich nicht, weil ſie keine Sympathien findet. Was das Anzetteln von Verſchwörungen betrifft, ſo glaube ich, daß, wenn nicht mein Wort, mein Name und mein Rock Ihnen bürgt, daß Sie nicht im Hauſe eines Conſpirateurs ſind.“

„So gewiß, als ich Ihnen nicht zu verſichern brauche, daß wenn ich nach dem gefährlichen Menſchen in Ihrem Hauſe ſuchen laſſe, ich darum nicht den Verdacht hege, daß er ſich mit Ihrem Wiſſen darin verſteckt hat.“

„Gefährlicher Menſch! — bei uns verſteckt!“ riefen Minchen und die Mutter.

„Eine Hausſuchung muß Sie nicht erſchrecken, meine Damen; ſobald er ergriffen, wird er nach Magdeburg abgeführt!

Der Candidat hatte ein Lächeln auf Carolinens Geſicht geſehen, den Blick, mit welchem der Colonel antwortete, konnte er nicht ſehen, aber er wußte, daß die Gefahr vorüber war. Er bemerkte gegen den Commandeur, daß wenn ſein Verdacht den fremden Mann treffe, welcher unter dem Namen Walter ſich bei den Gäſten präſentirt, dieſer im ſelben Augenblick mit dem Grafen und dem Freiherrn das Haus verlaſſen habe.

„Das wird uns nicht hindern, wandte ſich d'Espignac zu den Adjutanten, bis in die Keller zu ſuchen. Ein Fanatiker kennt keine Rückſichten; auch nicht die, welche er einem edlen Hauſe ſchuldig iſt, das ihn gaſtlich aufnahm.“ — Er neigte ſich verbindlich gegen den Wirth. „Ich kann mir denken, wie läſtig dieſe Herumläufer den Gutsbeſitzern werden. Soll man ſie abweiſen, die den Schild des Patriotismus vor ſich tragen, und mit dem Auftrage von dem und jenem vornehmen Manne ſich wichtig machen? Es ſcheint unloyal und unmenſchlich, ſie anzugeben, und doch, bei der Gereiztheit des Kaiſers und der Willfährigkeit ſeiner Diener, iſt auf ihre Zuflüſterungen zu horchen, eben ſo gefährlich. Dieſer Conflict der Pflichten in ſolchen Kriſen wird gerade dem Ehrenmanne —“

„Keine zu ſchwierige Aufgabe, wenn er ſeine wahren Pflichten kennt,“ unterbrach Ifegrimm und ſchien mit der Faſſung auch ſeine Würde wieder gewonnen zu ha-

ben. „Was mir als kurmärkiſchem Edelmann und treuem Diener meines königlichen Herrn zu thun obliegt, da würde mich in keiner Kriſis ein Conflict der Pflichten zurückhalten. Ein Cavalier und Militair von Ehre wird die Grenzen dieſer Pflichten ſelbſt ermeſſen. Was aber das Individuum anbetrifft, das man als Herumläufer bezeichnet, ſo verſichere ich dem Herrn von d'Espignac auf mein Ehrenwort, daß ich weder ihn kannte, noch von wem er eine Miſſion zu haben behauptet. Ich hielt ihn für einen Phantaſten, das Geſchwätz der Phantaſten iſt mir unverſtändlich. Was ich aus deſſen Munde erfuhr, ſo glaube ich Ihnen die Verſicherung geben zu können, Ihr Kaiſer kann ruhig ſein, wenn er nicht einen Angriff vom Monde aus fürchtet."

Auch der Colonel war beruhigt, man ſah es ſeinen Mienen an, als er zu den jungen Officieren ſich wandte:

„Cameraden, was ich Ihnen von einem deutſchen Edelmann ſagte: Ein Mann ein Wort ſeine Loſung. Ich wußte es voraus, aber Gehorſam iſt des Soldaten Pflicht. Laſſen Sie ſich nun deshalb von der Ihrigen nicht abhalten. Aber arretiren Sie keine falſchen. Sie haben die Renſeignements."

Man fand den Mann nicht, nach dem man ſuchte. „Hat er denn ſolche Bedeutung?" — „Für mich gar keine mehr, war die Antwort des Colonel, ſeit ich die Beſorgniß los bin, daß er für Sie von Bedeutung war. Von wem anders als Fouché kommt wieder die ganze Angabe! Aus Paris meldete er nach Preußen an Na-

poleon die Entlaſſung des Herrn von Stein, die Art wie ſie geſchah, die Conſternation, welche ſich der Patrioten bemächtigt. Da wird auch Ihr Name genannt, Herr Major; ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht. In Königsberg und Memel machten die Patrioten Verſuche, den entlaſſenen Miniſter feſt zu halten. In Deutſchland will man ihn auffangen, um ihn zum Knotenpunkt zu machen, an den ſich die loſen Verbindungen knüpfen ſollen. Fouché räth ab, gegen den Entlaſſenen perſönlich einzuſchreiten. Es ſei beſſer, ihn in ſcheinbarer Freiheit zu laſſen als lebendige Eule auf dem Krähenheerd, um zu ſehen, welche Raben ihm zuflattern. Dieſe ſoll man einfangen, den jungen Mann vor allen. Er iſt der Sohn und einzige Erbe eines ſehr reichen Kaufmanns in Berlin, Walter van Aſten. Er hatte mancherlei Schickſale, eine Braut ward ihm treulos, er zerfiel mit dem Vater, konnte zu keiner Anſtellung kommen, anfänglich als Bürgerlicher, dann aus dieſer und jener Urſach, endlich ward er Steins Secretair, und mit deſſen Fall iſt ihm jede Ausſicht auf den Staatsdienſt wieder verſperrt. Der große Fouché! Auch die Liebesgeſchichten ſind ihm nicht zu gering, und er zieht den Schluß, daß ein Menſch, der mit ſolchen Erfahrungen und Kränkungen hinter ſich für ſeine Ideen operirt, incorrigibel und gefährlich iſt. Napoleon belächelt die Ideologen, er verſpottet ſie, aber es iſt ein giftiger Spott. So ſpottet man nur, wenn man fürchtet."

Das waren ſeine Worte, als die Officiere die Tafel verlaſſen. Es war ein ganz verſchiedener Ton, man

und adelt, noch mehr das Unglück. Steigt sein Bild selbst für die, welche unter seiner fürchterlichen Geißel bluteten, immer verklärter aus den Wolken trüber Erinnerung, um wie viel glänzender leuchtet es denen, die unter ihm fochten, und in ihm die Gloire des Vaterlandes verehrten!

Ein heiliger Schmerz macht die Franzosen zu Dichtern. Solcher Dichter, die keine Verse schreiben, und doch die erhebendsten Elegieen dichten, gehen zu Tausenden durch das Land. Sie klopfen nicht an die Thüren, sie sprechen nicht, sie blicken nur ernst vor sich nieder, aber wer sie sieht, versteht sie. Horace Vernet hat ihre Klagen niedergeschrieben. Sehen wir seine alten Krieger, von Narben und Lumpen bedeckt am Wege sitzen, — sie strecken keine Hand aus, sie blicken nur feierlich vor sich hin, ihr Auge dringt durch die Erde bis in die Gräber ihrer gefallenen Siegesgefährten, die Adler der Legionen, die Fahnen der Völker liegen da unvermodert vor ihrem Blicke — wir lesen ohne Unterschrift, was der Veteran denkt, wir verstehen den Maler, der (wie selten bei dem Franzosen!) zum Dichter wurde.

So saß er auf einem Steine vor mir, sein Auge folgte dem Flusse, das Gesicht war ruhig,

konnte ſagen, er betrachte ſich jetzt als ein Glied der Familie, während ſein Auftreten vorhin wie abgemeſſen für die militairiſche Umgebung war. Er erſchien dem Candidaten wie ein Mann, der eine ſchwere Laſt von ſich abgewälzt. Sollte das allein darum ſein, weil der Fremde nicht gefunden worden? Denn daß es des Colonels Veranſtaltung geweſen, daß er eine Warnung, wahrſcheinlich an Carolinen, vorausgeſchickt, daß er abſichtlich den beſchwerlichen Moorweg eingeſchlagen, um, Haſt vorſchützend, verſpätet anzukommen, darüber war man nicht in Zweifel.

Seit langer Zeit war es ein heitrer Abendtiſch; man konnte wieder ſcherzen. D'Espignac nahm auch nicht mehr Rückſicht, als die jüngeren Officiere zurückgekehrt; er ſprach freimüthig über Napoleon, er kritiſirte ſeine Schlachten, ſein adminiſtratives Talent, er ſprach von dem Kreislauf aller Dinge, wie auch dieſer Genius, der neue Meteorgeleiſe durch die europäiſche Nacht gezogen, allgemach in die alten Bahnen zurücklenke: „Ehe wir es uns verſehen, wird die Kaiſerkrone, aus den Brillantſpitzen des Morgenrothes und den Thauperlen eines neuen Völkerglückes geſchmiedet, vom edeln oder unedeln Roſt der alten Kronen umdämmert ſcheinen.“ Die Beweiſe wurden ihm nicht ſchwer. Als er, in der Lebhaftigkeit der Rede an den Punkt kam, daß der Kaiſer ſchon die neuen Dienſte derer vergeſſe, die mit ihm jung geweſen und auf ihren Degenſpitzen mit ihrem Herzblut ihn gehoben, um die zweifelhaften Verdienſte der Sprößlinge alter Familien zu belohnen, brach er plötzlich ab:

„Er iſt auch ein Menſch. Der gemeine Neid, daß jüngere Talente ihn überflügeln, mag ebenſo viel daran Schuld ſein —“

„Als was?“ fuhr der Hausherr dazwiſchen.

„Daß der Heros an ſich ſelbſt verzweifelt. Aus dem Nichts ſchuf er ſeine Welt. Da zittert er, mitten im Schaffen, ob ſie auch geſchmückt genug ausſehe, und pflückt und bricht Edelſteine aus den Trümmern der alten. Sie ſoll gefällig auch denen erſcheinen, deren Augen nun einmal an den alten Flimmer gewöhnt ſind. Er hat ſich ſelbſt damit aufgegeben. Ein Prometheus, dem das Himmelslicht ausging, darf ſeine Fackel nicht wieder am Kohlenbrand der Hütten anzünden wollen.“

Man erwiderte nichts. Im Keller des Majors mußte ſich doch wohl noch ein Fach mit Flaſchen gefunden haben, in den Gläſern funkelte Wein. Der Colonel, ſonſt mäßig wie ein Franzos der alten Schule, hatte ſeine Flaſche geleert, und hob ſein Glas zur Wirthin gewandt: „Auf deutſche Weiſe, edle Frau! die Lippen des Glaſes zu fröhlichem Klange. Sie verſagen dem Feinde nicht den Wunſch, daß er nicht lange Ihr Feind bleibe. Laſſen Sie uns anſtoßen auf den Frieden. In einem Ihrer Freimaurerlieder hörte ich einmal den Wunſch: Alle gute Menſchen ſollen leben! — So meine ich einen Frieden zwiſchen Allen, die das Gute wollen.“

„O mein Gott, wenn das doch möglich wäre!“

„Möglich, gnädige Frau! Wenn alle gute Menſchen nur ernſtlich wollten, wären alle böſen nicht im Stande,

ihnen den Frieden zu verkümmern. Das wäre der wahre echte Tugendbund.“

Der Hausherr ſtarrte auf: „Haben Sie in Deutſchland auch deutſch träumen gelernt?“

„Mich dünkt, das iſt ein Traum, uralt wie das Paradies.“

„Aus dem wir ausgeſtoßen wurden, ſeit wir die Engelsflügel-Natur abgelegt und Menſchen wurden mit Haut, Knochen und Haaren auf den Zähnen.“

„Doch ſteuern alle unſre Wünſche zurück — nach einem Zuſtande der Vollkommenheit. Alle die großen Genien, Propheten, Philoſophen, Gottſöhne oder Welteroberer hatten das Ziel, die Menſchheit aus Ketten zu erlöſen, und frei, glücklich zu machen. Sie griffen nur fehl über ihr Ziel hinaus, und ſcheiterten.“

„An der Schwäche, die des Menſchen Erbtheil, unterbrach der Wirth. Die Philoſophen und Gottſöhne laſſen wir doch ruhen, was ſoll Saul unter den Propheten; von denen, die ſich mit dem Regieren abgeben, ſind aber die die ſchlimmſten mit den Menſchheitsbeglückungstheorien. Wer befiehlts Euch? Wer ſtichts Euch denn, was die Menſchen glücklich macht? Wer giebt Euch die Erlaubniß, ſie glücklich zu machen, wenn ſie nicht glücklich ſein wollen nach Eurer Façon? Gerecht ſein und Jedem das Seine laſſen, das iſt Eure Aufgabe; das glücklich werden Sache der Creatur, und wie ſie's anſtellen ſoll, verſteht jede beſſer, auch mein Ochſenjunge, als Regierungsräthe, Miniſter und Könige.“

„Damit rauben Sie der Menſchennatur alles, was

sie aus dem Staube aufreißt. Dieſe Genien, die mehr wollten, als ſie konnten, haben unſere Geſchichte gemacht. Sie riſſen uns aus der Verdumpfung und Verſumpfung, aus der Verknöcherung und Erſtarrung. Schmolzen auch ihre Flügel an der Sonne, ſcheiterte auch ihr Schiff und ſie ließen uns an Riffen und nackten Klippen zurück, lernten wir nicht dadurch uns ſelbſt zurecht finden, entdeckte nicht das Menſchengeſchlecht auf dieſen Klippenſtegen, von Wolken und Blitzen umzuckt, die Quellen, aus denen die Ströme kommen, welche ſein Land wäſſern, Maſten tragen, Länder und Völker durch Handel, Sitte, Kenntniſſe verbinden? Alexander eroberte den Orient, nicht für ſich, für die europäiſche Menſchheit; auf den Pfaden, die Hannibal über die Schneepics der Alpen mit dem Karſt ſchlug, fanden die Römer die Straße, auf der ſie in die eroberte Barbarenwelt ihre Cultur trugen."

„Wären ſie immer drüben geblieben!"

„Und wir in Finſterniß und Barbarei! Nein, ſo hätten wir die Schneemauern erſtürmt, nach der Sonne drüben verlangend, nach der, welche den Orangen und dem Wein ihre Gluth einhaucht, und nach der Sonne, welche Licht über die ſäulengetragenen Marmorhäuſer gießt, und der Seele Schwingen leiht, daß Poeſie und Kunſt aus den Lorbeerhainen zum Aether aufſteigen. Nicht wie jene Teutonen und Cimbern hätten wir uns genügen laſſen, auf unſern Schilden über die Eisberge in die lachenden Ebenen hinabzurutſchen, den ſüßen Wein zu ſchlürfen und ſüßere Küſſe von ſchönen Lippen. Licht und Süßigkeit des Lebens ſind inniger, tiefer, dauernder.

Was zeitigt die Sonne? Was gießt helleres Licht, als der Gedanke, was mehr Süßigkeit, als der Glaube in die düstere, schmachtende Seele? Wie, wenn es das Höchste wäre, daß Jeder nur um das sich kümmere, was sein ist, was seiner Väter war, seiner Nachbarn ist, fest zu halten an uralten Rechten und Gewohnheiten; — die Welt, die Gott zum Paradiese bestimmt, wäre eine andere, von Gewohnheiten stockichte, verschlammte Wüstenei. Wenn die Ideen keine Macht, kein Recht hätten, wo wäre das Ritterthum, jener erhabene Orden, von der Idee getragen, daß der Ritter durch die Welt irrt, die Sitte zu schützen, für die Unschuld zu kämpfen, dem Unrecht und der Unterdrückung den Handschuh hinzuwerfen. Was ist erhabener, als der Gedanke, daß der starke Mann in willenloser Demuth sich dem Dienst der schwachen Frau hingiebt, daß er der Einen, deren Farbe er trägt, folgt, sie bewacht, hütet, das Leben für sie läßt, die ihm keine Gunst dafür, in schweigender Hoheit nicht einmal Liebe zollt! Und war das keine Idee, die Licht in die dumpfe Dämmerwelt der mittelalterlichen Barbarei schoß, die Begeisterung für das Land, wo der Heiland geboren? Es war ein süßer, seliger Taumel, die Menschheit vergaß auf einen Augenblick sich und ihr Weh, sie kannte keinen anderen Beruf, kein ander Glück, keinen anderen Gedanken, als, das Kreuz an der Brust, die wilden Heiden vom Grabe des Erlösers zu vertreiben. Erobert, verloren, wieder erobert und wieder verloren ward Palästina, aber war nicht auf's Neue der Europäischen Menschheit das gewonnen, was Alexander einst für sie erobert? Die

Thore des Orients erſchloſſen ſich, feinere Sitten, ſüßere Lebensgewohnheiten brachten die Ritter zurück in ihre Stammburgen und Eichenwälder; der Handel vollendete die Eroberung des Schwertes. Und wer wagt zu beſtreiten, daß ein neues Heil aus der verlorenen Irrfahrt erwuchs! Die Völker und Stämme des durch Ströme, Gebirge, Wälder, Sitten, Sprachen getrennten Europas hatten ſich kennen gelernt in dem großen Argonautenzuge, dem neuen Griechenkriege um die fabelhafte Helene, es war der große Congreß der Chriſten des Abendlandes, aus dem die neue Geſtaltung, ein gegenſeitiger Verkehr, eine neue Weltanſchauung hervorging. Das, mein Herr, ging hervor aus einer Idee, und ſo lange eine Geſchichte als Wegweiſer dient, die verhüllte Sage ihre Hand ausſtreckt in das Land der Mythe, zeigt ſie uns die Heroen und Geiſter, welche die alte Welt zu ihrem Heil verrückten, von einer Idee inflammirt, und dieſe Idee war — Menſchenglück zu fördern."

Wer aus den Blicken, mit denen ſie den Redner verfolgt, ihre Gedanken geleſen hätte! Eine glühte; ein Glück, daß Keiner Caroline beobachtet, wie ihre ſchwimmenden, dunkeln Augen an ſeinen Lippen hingen, wie ihr Buſen im Accord mit ſeinen ſchwellenden Worten ſich hob. Nur einmal brach es wie ein Seufzer der Angſt heraus bei Erwähnung der Kreuzfahrer. — Malchen hatte die Augen auf den Candidaten. Was ging in deſſen Seele vor? Wie unbeweglich auch er, hinſtarrend auf den Redner, als wöge er ſeine Worte auf einer Wagſchaale ab. Jetzt ſenkte er die Augen nachdenkend

dem eben Geſagten, um dann einen fragenden Blick auf ihn zu ſchießen, und die Frage lautete: Wer ſpricht aus Dir? Wie kommſt Du dazu, auszuſprechen, was ich gedacht? Die Mutter war ſchläfrig, aber ſeine Stimme klang ſo ſchön, ſo ſonor, wie Abendglockengeläut; manchesmal war es doch wie ein Prediger. Sie faltete die Hände unterm Tiſchtuch. Minchen hatte nicht ſowohl Sinn für das, was der Colonel ſprach, als wie es auf den Vater wirken müſſe. Denn, wenn ſie den Gedanken auch nicht folgte, wußte ſie doch, daß es Gedanken waren, denen des Vaters ſchnurſtracks entgegen.

Sie fürchtete jeden Augenblick einen Zornausbruch, wie er mit dem Meſſer auf dem Teller ſtill hämmerte und die Lippen verkniff. Sonſt trillerte er nie ein Lied, heut kam es ihr vor, als wär' es eine Melodie, wie er den Athem anzog. Aber nun warf er die Serviette auf den Tiſch, und mit einem „Geſegnete Mahlzeit, wenn's beliebt, Herr Colonel" war er aufgeſtanden.

Das war ein Riß. War es ein zweiter, als er die Pfeife ergriff und nach einigen Zügen, welche die Stube mit mehr Qualm füllten, als grade nöthig war, die Einquartierung wieder anredete: „Die Menſchheit beglücken wollen habe ich nie gelernt, denn als ich ein Knabe, war's noch nicht Mode: aber mein Vater ſchlug barbariſch zu, wenn ich log. Seitdem iſt's mir ſo in meinen ſchlichten Sinn gekommen, daß man wahr ſein muß, um vor den Menſchen, vor Gott und vor ſich zu beſtehen. Die Menſchheitsbeglücker haben immer einen Dunſt um ſich hinterlaſſen; in Dunſtwolken ſieht alles

größer aus, als es ist. Ihr Gefolge, ihre Anhänger und ihre Schulen haben sich wohl gehütet, den abzuklären, im Gegentheil, es ist ihr Interesse, wenn er recht dick um ihre Götzen bleibt, da können ihre Poeten und Scribenten aus dem, was undeutlich ist, machen und hineinlegen, was ihnen gefällt. Darum habe ich vor vielem von dem, was die Menschen, die beglückt sein wollen, veneriren, keinen Respect, sondern nur vor den Menschen, die wahr sind. Man kann lügen vor Gott; darüber mag der liebe Gott und die Theologen entscheiden. Man kann lügen vor der Welt; darüber wird die Welt richten. Man kann auch vor sich selbst lügen, und dann wird man der miserabelste Kerl, auch wenn sie uns mit dem allerdicksten goldnen Heiligenschein in den Menschheits-Beglückungstempel stellen. — Nicht wahr, Herr Mauritz, die Wahrheit über Alles, denn Sie sind ein Mann der Wahrheit und darum mein Freund."

Mit wie verschiedenen Augen sahen zwei Schwestern auf den Redner, als er den, mit welchem er gesprochen, stehn ließ, und den Candidaten unterfassend, weiterging. Caroline hatte die Befriedigung, daß der Colonel heiter wie vorhin blieb. Er unterhielt sich mit Wilhelminen und der Mutter, als wäre ihm nichts begegnet. Ihre Befriedigung ward eine doppelte, als der Vater, gleich wie seine Aufwallung bereuend, ihn nach einer Weile vertraulich am Arm fassend, nach dem Ofen zog.

„Napoleon verfolgt die Ideologen, weil er sie fürchtet, das ist Ihre Meinung?"

„Ein Despot muß die Intelligenz fürchten.“

„Kann ſie Armeen aus dem Boden ſtampfen? Kann ſie nur ein Bataillon formiren?“

„Sie kann mehr, lächelte d'Espignac. Wenn der Fanatismus in rohen Barbaren-Haufen eine alte Welt umſtürzte, was ſollte er nicht können, wenn er in die Intelligenz fährt!“

„Glauben Herr Marquis De la Tour d'Espignac allen Ernſtes, daß Profeſſoren, Barbiere, Schauſpieler, Paſtoren, Zeitungsſchreiber und Poeten können, woran ein Erzherzog Carl, ein Braunſchweig und Kalkreuth ſcheiterten?“

„Ich glaube Alles.“

„Und Napoleon?“

„Iſt — den Dämonen verfallen. — Das Kind der Revolution ward ſich ſelbſt untreu. Seit er an ſeine Miſſion glaubt, muß er auch an die Anderer glauben. Wer einmal in die Zauberkreiſe trat, iſt vom Wirbel erfaßt. Aus dem frei erwählten Führer eines freien Volkes ward er ein Gottgeſandter, er ließ ſich ſalben und zu dem Nimbus der Majeſtät, der um ſeine Stirn ſpielt, mit der Luſt des ſtillen Wahnſinns aufblinzelnd, iſt ſein heißeſter Wunſch jetzt, daß Alle daran glauben. So hat der Heros der Thatkraft alle ſeine Trophäen am Altar der Tradition geopfert, er hat ſich ſelbſt verloren, indem er unter den Füßen die Staffel wegſtieß, auf der er zu ſeiner Größe ſtieg.“

Mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln ſagte der Major: „Wie kam der Marquis d'Espignac über Nacht zu dem Glauben?“

„Ueber Nacht — Sie haben Recht. Ich glaube an Wunder, seit ich in Deutschland bin. Die Bäume rauschen anders hier, die Luft weht anders. Auf dem Boden des Wunderbaren wandelnd, ward auch ich ein andrer. Ich glaube ein ursprüngliches Vaterland, das wie eine dunkle Ahnung aus der Vorwelt um meine Träume schwebte, wieder gefunden zu haben. Sein Glaube ward meiner: beim Gift wächst das Gegengift, und jedes Uebel trägt seine Heilkraft in sich selbst. Das Meteor Napoleon ward auf den Ideen der Zeit zur Sternenhöhe getragen, die Ideen der Zeit werden es wieder in den Abgrund stürzen. Das ist so gewiß, mein edler Freund, als — ach, was ist denn gewiß auf dieser Erde! —"

Es war ein eigner Schluß dieses heitern Abends. Man ging still aus einander. Jeder, sein Licht in der Hand, schien an den Gedanken schwer zu tragen, die er in seine Schlafstube mitnahm. „Wer ist er? Was will er? — Ein Genius, ein Dämon? Ein ursprünglicher oder ein Lügengeist? Mit dieser Claviatur der Gedanken, wo jeder, wenn er anschlägt, seine eignen wieder findet, und so melodisch wie —"

Mit diesen Gedanken war der Candidat auf sein Bett gesunken, als melodische Töne eines Claviers längs den Mauern sich fortrangen.

als habe er eben die Ueberzeugung gewonnen, daß die Welle, die dem Ocean zuströmt, nie wieder zurückkehrt. Aus dem zerrissenen Mantel blickte die sorgsamer erhaltene Uniform, das Ehrenzeichen seines Kaisers schmückte die Brust, er war ein Bettler und doch ein König.

Ich rief alles in mir auf, mein Herz zu stählen: Wie viel deiner Landsleute sind unter seinem Arm gefallen! Wie mag er gewüthet haben gegen die Wehrlosen! Des Bauern Brod warf er seinem Pferde vor, die beste Kost, die je der arme Wirth an Feiertagen sich bereitete, schleuderte er zum Fenster hinaus, er schlug die Scheiben ein, er trieb die Hungrigen hinaus in die Kälte. Aus Uebermuth stampfte er den kleinen Blumengarten ein, trieb sein Pferd in die volle Scheune, die schreiende Dirne riß er fort aus den Armen der Aeltern und zündete den Speicher über des Bauern Kopf an. Gewiß, er gehörte zu den Frechsten, denn alle waren gleich freche Barbaren. Die Adlernase, der große Mund, die dichten Brauen, die tiefen Furchen alter Leidenschaften sprechen deutlich: er machte keine Ausnahme!

Vergebens. Ein Gefühl, das ich nicht Mitleid nennen mochte, weil es von zu großen Erinnerungen

Zweites Kapitel.

Nachtgeſpenſter.

Die Claviertöne kamen aus Carolinens Zimmer. Seit der Einquartierung war das Inſtrument hinaufgewandert. Sie hatte wohl nicht beachtet, daß die Thür hinter ihr wieder aufgeſprungen war; Thüren und Fenſtern ſchloſſen nicht mehr gut in Haus Ilitz. Sonſt hätte Herr Mauritz oben nicht das: „Kennſt du das Land“ ſo deutlich gehört. Das alte Clavier ſtöhnte, daß es die ſchwellenden Töne, ſo ſtürmiſch, ſo tief bewegt, wie ſie aus der Bruſt kamen, wiedergeben ſollte! Und plötzlich hielt die Spielerin inne, ein nicht gelöſter Ton verhallte als Diſſonanz. Sie lehnte die Wange über die ausgeſpannte Hand; der Schatten ihrer Locken ſpielte auf den Taſten. Bald aber ſpielte etwas anderes darauf, die Taſten gaben wieder Töne, das Lied fortſetzend, und ein warmer Hauch berührte ihre Schläfen.

Was kümmerte die ſtürmiſche Nacht nun die Beiden, was ſtörte das Wetter, das gegen die Mauern und Fenſter peitſchte, ihr ſtilles Geflüſter? Sie laſen an den Blicken ab, was Einer dem Andern ſagte. Und wie viel hatte

jeder zu ſagen, als lägen nicht Tage, als lägen Monate, Jahre zwiſchen ihrer Trennung.

„Und biſt Du jetzt frei?“ Sie ſah ihm bang ins Geſicht.

„Ich ward es.“

Welche Ketten hatte er denn zerriſſen? War es ein Liebesband, was ſie gefürchtet? Er lächelte und ſchüttelte den Kopf, mit Küſſen auf ihre Hände, ihn an ihrer Bruſt verbergend, mit ihren Locken ſpielend.

Sie fragte, ob es ſich für den ſtolzeſten Ritter des ſtolzeſten Kriegesfürſten ſchicke, den verliebten Schäfer zu ſpielen?

„Wer im Leben nicht einmal wenigſtens wahnſinnig war, kann der ſagen, daß er gelebt hat! O gönne mir den holden Wahnſinn in dieſem Zauberlande, mit ſeinen dunkeln Wäldern und treuen Herzen. Was ſind die Goldorangen, die Auen, Lüfte, gegen die blauen Augen eines deutſchen Mädchens!“

„Wie oft haſt Du das zu den ſchönen Italienerinnen geſagt! Ach und erſt zu Deinen Franzöſinnen!“

„Was ſündigen nicht die Lippen, wo das Herz nichts davon weiß! O dies Land, das Herz Europas, mit ſeinen Frauen, die unſre Galanterien zurückweiſen, die den Muth haben treu und tugendhaft zu ſein, auch wenn ſie Neigung fühlen, die aber, wenn ſie lieben, für den geliebten Mann Vater und Mutter verlaſſen, Märtyrerinnen der Liebe und Treue!“

Sie hatte ihn ſcharf angeſehen und erſchrak, als das Wort heraus war: „Biſt Du auch wahr? — Du redeſt

nicht wie Deine Landsleute?“ Er erſchrak nicht, er erwiderte den Blick ebenſo feſt:

„Wahr, wie ich frei bin! Das iſt's ja eben. Ich bin kein Franzos mehr. Wie in der Trunkenheit, ſo iſt im Wahnſinn eine Wahrheit. Es löſt ſich nur, was im Innern ſchlummerte, es treten Bilder, Wiſſen, Bewußtſein heraus, wie jenen Jüngern, die ein Strahl durchzückte, ihre Gaben, ihre Sprachen, die ſie nicht kannten.“

„Werde mir nur kein Prophet, Raoul! Ich will die Zukunft nicht wiſſen, ich bin ja ſelig. Es kam zu wunderbar, zu mächtig, Geliebter. Dich, den ich haſſen ſollte, beim erſten Erblicken dort am Thor fühlte ich, daß ich Dich nicht haſſen könne! Ich wollte es lernen; das heißt mit einem Schleier dem Winde entgegen gehen und probiren, ob er nicht weht. Dann das andere —“

„Wie Du mich aus der Gefangenſchaft retteteſt, damit ich auf immer ein Gefangener würde.“

„O ſtill, Raoul, ich bitte Dich, mein Kopf iſt ſchwindlicht, ich ward ja auch ſchon eine andre. Was mußteſt Du meinen Kopf verwirren; was hauchteſt Du den Duft aus den Blumen der reichen üppigen Länder in die Blumen der Heide? Fort aus dem Wunderkreiſe, ſprich wie Du zu den andern ſprichſt. Ich fürchte mich ſonſt, daß es doch nur ein Traum iſt — das Erwachen wäre ſchrecklich. — O keine Räthſel mehr, wie wardſt Du frei?“

„Die Ketten, die ich brach, hatte ich ſelbſt um mich geſchlungen. Der Ehrgeiz iſt nur gerechtfertigt, hat ein Dichter geſagt, wenn es um Kronen gilt. Nach einer Krone habe ich doch nicht getrachtet!“

„Wie ſchön ſie auf Deiner ſchönen, ernſten Stirn leuchten würde.“

Er blickte ſehr ernſt vor ſich hin, und ſein ſchwimmendes Auge leuchtete:

„Sind ihre Träger glücklich? Die, auf deren Häuptern die ererbten ſchwanken? O ſieh, wie ſie im Sturm mit beiden Händen danach greifen, wie ſie dem Winde ungeſchickte Complimente machen, damit er nicht zu barbariſch mit ihnen umſpringt! Wär's nicht zu tragiſch, es wäre zum Lachen. Oder ſind die glücklicher, deren Kronen noch von der Politur des Juveliers glänzen? Ach, wer in ihre Schlafſtuben blickte, wie ſie erſchöpft von der Anſtrengung anders zu ſcheinen als ſie ſind, ſich in eine Rolle hinein zu lügen, zu der ſie nicht geboren, auf das Ruhebett ſich werfen, und die gemeine Natur puſtet und krächzt heraus gegen den Kammerdiener. Er — ſelbſt nahm Privatſtunde bei einem Talma! Aber nun erſt die Brüder, Vettern, Lieblinge, die er zu Königen backen ließ, aber der Teig wollte nicht in die Form. Ja, wäre es auf den Schlachtfeldern abgethan — da iſt jeder Tapfere König — aber die neuen müſſen doch Antichambres haben, und weißt Du, wer mehr zittert, wenn die Thürflügel aufgeriſſen werden: die auf die Audienz warten, oder der ſie ertheilt? Es geht ſich ſchwer mit Reiterſtiefeln auf den polirten Dielen; wer da fällt, iſt verloren, und die feine Naſe des gebornen Hofmannes riecht den Caſernengeruch durch alle Ambraduͤfte.“

„Auf den Schlachtfeldern iſt jeder Tapfere ein König,“ wiederholte ſie ſeine Worte.

Er ſchüttelte den Kopf: „Wenn die Sonne gerade auf den Fleck ſcheint, wo er kämpft. Wenn es da dunkel iſt, mag er wie ein Herkules geſtritten haben, ſeine Heldenthaten werden eingerollt in die Maſſe des Geſchehenen. Der Obergeneral freut ſich, je weniger er zu berichten, die Geſchichte, an die wir ſo gern appelliren, je weniger Namen ſie zu nennen hat. Man kann ein Gott der Schlachten geweſen ſein, man wird nicht genannt, man iſt vergeſſen, wenn der Commandirende einen anderen begünſtigen will, vielleicht ſogar, wenn eine Ordonnanz unſere Namen verwechſelt hat. Was geſchieht, iſt ein großes Lottoſpiel; der den Treffer zieht, heißt ein Genius. Welcher Name oben aufſchwimmt, eingetragen in die Bulletins, in den Zeitungen durch die Welt ſchwimmend, bis er zum Stern oder Meteor wird, das die Geſchichte für die Nachwelt verzeichnet, das iſt alles, alles ein reiner — reiner Zufall.“

„Aber das Bewußtſein des Edlen! rief ſie mit funkelndem Auge. Da leuchtet der Stern mit unverlöſchlichem Glanze.“

Ein ſeltſam Muskelſpiel, über ſein Geſicht fahrend, kräuſelte ſich auf den Lippen: „Das iſt ein echt deutſcher Gedanke. Da leuchtet er freilich ſo intenſiv, daß Niemand das Licht ſieht.“

„Du haſt mir nie erzählt von Deinen Kriegsthaten, unterbrach ſie eine Pauſe. Du biſt mehr als Du ſcheinſt, Du haſt viel gethan, Du verdienteſt — weiß ich was? für mich das höchſte — aber Du wardſt verkannt — ſonſt wärſt Du —“

„Was wäre ich dann? — Einige Goldſtickereien und Troddeln hingen mehr an meinem Rock.“

„Du haſt Feinde, Neider, die Deinen Ruhm verdunkelten, Du biſt zu großmüthig, ihre Namen zu nennen.“

„Ich kenne meine Feinde, und wenn ich ihnen begegnete — Ein leichter Fluch verrauchte über ſeine zuſammengebiſſenen Lippen: Pah, was iſt's! Davouſt kann mich nicht leiden; ich ihn auch nicht. Er iſt eine ordinaire Natur, ein Rechenmeiſter — Blutſauger nennen ſie ihn. Er verträgt um ſich edlere Naturen nicht, das hat er mit dem großen Kaiſer gemein, darum vertragen ſich beide zuweilen. — Schon vor dem Frieden von Campo Formio ward ich — o Thorheit, darüber noch ein Wort verlieren. An Napoleons Seite in Berlin einziehend, erhielt ich einige Gnadenblicke; Murat wollte mich nach Polen ſchicken — dort mir eine glänzende Laufbahn öffnen. — Meine Equipage war beſtellt, ich ſollte unter dem polniſchen Adel mit dem Luſtre eines Kaiſerlichen Generals und alten Edelmanns auftreten. Da ſtockte es plötzlich. — Napoleon wollte den Adel meiner Familie nicht anerkennen. Miſere über Miſere! Man ſchickte mich hier hin unter General Brunes Corps. Brune iſt als alter Republikaner dem Kaiſer unliebſam. Herrliche Gelegenheit, entfernt vom Schauſpiel der großen Thaten vergeſſen zu werden, herrliche Stelle den Aufpaſſer und Denuncianten zu ſpielen, und den Ruhm und Ruf des Ehrenmanns und Ritters aufs Spiel zu ſetzen. Ich wandte mich an Bernadotte; vorhin in der Stadt erhielt ich ſeine Antwort — er zückt die Achſeln, auf dem Papier, er

kämpft ſelbſt mit Napoleons Neid, kann daher nichts thun —“

„Vielleicht — Caroline war aufgeſprungen. Was ich vergaß! Ein Expreſſer brachte einen Brief an Dich. Ich habe eine Ahnung, daß er wichtige Nachrichten enthält.“

Mit einem verächtlichen Zücken der Lippen hatte d'Espignac die Aufſchrift geleſen, und den Brief in ſeinen Hut geworfen: „Der ſoll uns nicht eine Secunde dieſer ſeligen Stunde trüben.“

„Vielleicht enthält er doch frohe Botſchaft? — Iſt er von einem Freunde?“

Mit einem wehmüthigen Blicke antwortete der Colonel: „Von einem Freunde, wie es Tauſende giebt. In dieſer Welt des Egoismus denkt jeder nur an ſich. Wer einem andern vor den Mächtigen das Wort redet, thut es nur, um einem Dritten damit zu ſchaden, einen, den er noch mehr fürchtet und haßt, entfernt zu halten.“

„Einen kenne ich, entgegnete Caroline, der davon eine Ausnahme machen würde.“

„Nenne mich nicht, ich gehöre nicht mehr in jene Kreiſe. Nur Eid und Pflicht hält mich noch; nur die dünne Wurzelfaſer iſt noch nicht zerriſſen, die mein Herz mit dem unglücklichen Boden verbindet, wo ich geboren ward.“

„Was willſt Du thun?“

„Was Ritterehre mir gebietet. Aushalten in ſchweigendem Gehorſam. Ich bin kein Mann um Verſchwörungen anzuſtiften, die politiſchen Parteien, die ins Heer übergingen, ſind mir fremd. Sobald der Krieg vorüber, reiße

ich diesen Rock vom Leibe, lege diesen Degen nieder, den Rock, den Degen, die mich oft mit Schamröthe übergossen."

„Den Dienst Deines Kaisers aufgeben? — Wohin?"

„Irgendwo auf der Erde wird doch ein Fleck sein, wo das Waffengeräusch nicht hindringt, irgendwo ein Geschlecht mit natürlicher Empfindung, in dessen Sein und Wesen die Modenamen und Worte, die Parteien nicht eingedrungen sind, irgendwo ein stiller Winkel, wo man vergißt, daß der Sohn meiner Väter —"

Der Wind, schon lange draußen wüthend, mußte durch eine aufgerissene Dachluke den Eingang in's Haus ertrotzt haben; er heulte im Bodenraum, Thüren und Fenster klappten und die Kerze auf dem Tisch flackte. Die Beiden waren aufgesprungen und ihre erschreckten Blicke suchten nach der Stubenthür. Es rüttelte daran, als wolle ein polternder Störenfried den Eingang ertrotzen. Seine Stirn erheiterte sich zuerst und sein Auge begegnete dem der Geliebten mit dem Blick der Zuversicht: „Auf Ueberfälle muß ein Soldat gefaßt sein!"

„Wir müssen scheiden," flüsterte sie.

„Um uns nie mehr zu trennen."

Wie war das Erz in der stolzen Soldatennatur geschmolzen, wie weich klang seine Sprache: „Und ich sollte, meinst Du, kein stilles Eiland uns bereiten können! Sieh, wie Du hier gewaltet hast, eine Armide, die in der Wüstenei des alten Steinhauses diese Oase kunstreich bildete. Wie Du die nackten rauhen Wände bekleidet hast, die Ecken, die das Auge verwunden, sinnreich versteckt! Die bunte Decke verbirgt den wurmstichigen Tisch,

der Teppich die berſtenden Dielen. Dieſe dunkeln traulichen Ecken, das ſchwellende Polſter — was wäre das Leben mit ſeinen Riſſen und Ecken, wenn wir die Kunſt nie erlernten, durch bunte Decken, durch Farbe, Licht und Schein ein freundlicheres Anſehn darüber zu breiten. Ich will bei Dir in die Lehre gehn.“

Sie machte ſich ſanft aus ſeinen Armen los und ſah ihn feierlich an: „Raoul — Du und ein Leben in der Fliederhütte! Nein, nein, ich will, darf, ich kann nicht Deine Mörderin ſein.“

„Wenn ich nun ermordet ſein will! Du ſo ſtark, Mädchen, hältſt Du mich für ſo ſchwach? Du würdeſt dem Fluch des Vaters, den Thränen der Mutter trotzen, Dich verbannen von allem, was Dir theuer, und mir folgen, wo nichts Dich begleitet als meine Liebe, und ich, der Mann, ſollte nicht der Kraft ſein, mir eine neue Heimath zu erſchaffen! — Caroline, ſprach er feierlich, die Hand an der Bruſt, ich bewies ſchon mehr, was ich kann. — Nichts davon, die Erinnerung ſei begraben, mein Vaterland iſt es, meine Ahnen ſchlummern in ihren Grüften. Da wecke ſie Niemand, Niemand! Ich lebe nur für die Zukunft. O wie hell ſtrahlt ſie auf und licht!“

Sie hatten nicht gemerkt, wie die Kerze herabgeglüht war, ſo ernſthaft hatten ſie dieſe Zukunft beſprochen. Die Abneigung des Vaters war ja nicht gegen ſeine Perſon gerichtet, ſie galt ſeinem Rocke, ſeinem Dienſte, ſeinem Urſprunge. Wenn er den Rock auszog, den Dienſt verließ, wenn er ein neues Vaterland erwählte! Wie viele Franzoſen hatten ſich niedergelaſſen, ſeit alter und neuer

Zeit; ſie waren Deutſche geworden. Und wenn er doch nicht den Vorſtellungen der Liebe, der Vernunft nachgäbe — ſie hatte ihm mit bedeutſamem Blick die Hand gereicht. Die Welt iſt weit, und ſchöne Fluren finden ſich überall, Thäler zu Hütten für die Liebe. Nicht — in Deinem Frankreich ſelbſt? hatte ſie vielleicht geflüſtert. Er hatte den Kopf geſchüttelt. Seiner Väter Schlöſſer waren ja zerbrochen, ihr Land zertheilt, im friedlichen Beſitz Vieler, ſein Name faſt verſchollen. Laßt ihr Recht der Gegenwart, dem Winde, was ihm gehört. Auch Schätze hatte er aus den zerſtörten Schlöſſern nicht mitgenommen; aber der Krieg trug den Commandirenden der Franzoſen Früchte, Beute unter andern Namen. Der Colonel hatte erworben, um mit Decken und Teppichen auch eine Hütte auszuſchmücken. Und wenn er ein neues Vaterland gewonnen, wer gebot dann, daß er nur in der Hütte ſeinen Flieder ziehen, ſeinen Kohl bauen ſolle. Er war voll Kraft, Jugend, Kenntniſſe, Geiſt, um auch dereinſt dem neuen Vaterlande dienen zu können. Die Zukunft, als die Stunde der Trennung ſchlug, lag nicht mehr wie ein ferner Dämmerſchein vor ihnen; aus den Nebeln hatte ſich ein Lichtbild entwickelt, immer deutlicher, mit geſchlängelten Wegen und großen Straßen, mit lachenden Feldern, blühenden Lauben und Gärten. Aber das Auge entdeckte auch ſchon feſte Mauern, erleuchtete Fenſter, rauchende Schornſteine —

Die böſe Stunde der Trennung! Daß der Windſtoß in die ſchönen Bilder fahren ſollte, ehe ſie feſt waren! „O wäre die Stunde ſchon gekommen!“ hauchte ſein Kuß auf ihre Lippen. Ihr Herzſchlag antwortete mit einem

geheiligt war, herrschte vor. Die Leidenschaften hatten ausgewüthet bei ihm, warum nicht auch bei mir? Die Wunden im Vaterlande, die seine Brüder schlugen, sind geheilt, eine bessere Zeit ist für uns gekommen. Für diesen greisen Krieger nicht. Ihm glänzte kein Morgenroth mehr, sein Arm war schwach, seine Stimme heiser; kaum vor Verfolgung geschützt, mit dem äußersten Mangel kämpfend, hatte er aus der ganzen Zeit nichts gerettet, als die Erinnerung. Der Morgenwind in seinen weißen Locken schien mir die Melodie anzustimmen: *Soldat, te souviens-tu?*

Ich wischte eine Thräne aus dem Auge, als der Hund des Veterans anschlug. Er mochte denken, weil ich, vor ihm stehen bleibend, so lange auf seinen Herrn geblickt, ich hege einen Anschlag gegen dessen Sicherheit.

Der Greis sah auf. Ich ging vorüber. Ich grüßte, er grüßte wieder.

Es war ein Bettler, aber er streckte die Hand nicht aus, er öffnete nicht die Lippen, er lüftete die Mütze unter seinem *Salut Monsieur!* wie vor einem Gleichen, und sein Blick war so, daß ich mich schämte, in die Tasche zu greifen.

bangen Seufzer. „O könnte ich sie heranzaubern —“ flüsterte wieder sein heißer Kuß. „Bald, — verlaß mich Raoul — o ich bitte Dich —“ Da heulte ein Windstoß durch den Corridor, einer der schrillenden, schneidenden Töne, wo das Herz unwillkürlich erbebt. Der Colonel horchte auf: „Waren das nicht Tritte?“ — Sie war blaß geworden. „Um Gottes Willen, — wenn es wäre —“ D'Espignac glaubte nicht an Gespenster, das sagte sein Lächeln; aber wer konnte so lange im Schlosse sein, ohne die Geschichte vom schwarzen Wolf und dem gelben Fräulein zu kennen. „Wenn es die wären; heut wollte ich es mit ihnen aufnehmen!“

Warum mußte er so militärisch rasch die Thür aufstoßen? Wer Geister fürchtet, schlägt ein Kreuz, und wer heimlich von der Geliebten schleichen will, huscht auf den Zehen über die Schwelle. Warum hatte der Wind die düstre Lampe auf dem Corridor nicht ausgelöscht? Warum drängten Beide zugleich hinaus, ihr Kopf dicht an seinem? Warum kreuzten sich doch ihre Blicke? Warum ihrer nach links, seiner nach rechts? — Der unterdrückte Schrei kam aus ihrem Munde; aber eiskalt war sein Arm, als er sie zurückriß. Der Wind, der die Thür wieder zuschlug, löschte die Kerze: „Es war nichts, hauchte er der Besinnungslosen zu, der Schein der flackernden Lampe täuschte die Augen. Die kalten Bewohner der Grüfte haben kein Recht, wo Liebe regiert; sie wagen nicht umzugehn, wo warme Herzen aneinander schlagen.“

Ob es Augentäuschung gewesen? — Das Gespenst, das sie gesehen, war wenigstens nicht der schwarze Wolf,

es war der Candidat Mauritz, der von der Treppe herunterglitt. Der Geiſt, den der Colonel geſehen, war auch nicht das gelbe Fräulein, ſondern Malchen, die in ihre Nachtkleider gehüllt, ſtarr wie vor Entſetzen unter der Lampe ſtehen blieb. So ſtarr und wie gelähmt, daß ſie ſelbſt nicht fliehen, ſich nicht umwenden konnte, als ſie des Candidaten anſichtig ward. Sie gewann erſt Kraft, die Augen zu ſenken, als der Candidat ihre Hand ergriffen. Sie liſpelte: „Allmächtiger Gott, was war das? — Ach, Albert, was müſſen wir thun?“

„Schweigen! ſprach er. Deine unglückliche Schweſter vergaß heut Abend das Gebet des Herrn: Führe uns nicht in Verſuchung. Malchen, vergiß es, dränge es aus dem Sinn; dann aber laß uns beten — vielleicht haucht ſein Engel uns einen Rath ein, nach dem Du und ich vergebens ſuchen.“

Drittes Kapitel.

Der Krieg ist nicht Zeit zu Hochzeiten.

Wenn es am folgenden Tage in Haus Ilitz ein Thürklappen gab und geschäftige Gesichter sich verdrießlich begegneten, hatte das einen anderen Grund als die Gespensterercheinungen der Nacht. Eine große Jagdgesellschaft, Edelleute, Oekonomen und Amtmänner aus der Nachbarschaft, wollten ein Revier abjagen, das an die Ilitzer Aecker grenzte. Die Ilitzer Herren pflegten dann wohl Theil daran zu nehmen, aber Wolf von der Quarbitz war kein Jäger vor dem Herrn. „Ist auch jetzt Zeit zu Jagdvergnügung?“ — „Aber es schickt sich doch, daß wir die Herren einladen, es ist nur Anstands wegen“, hatte die Frau von Ilitz gemeint, und schon mit Wilhelmine überschlagen, was noch in Küche und Speisekammer aufzutreiben sei. Isegrimm hatte gefragt: „was ist Anstand?“ — Als sie es erklärt: „wenigstens ein Frühstück, wenn die Jäger auf die Grenze gekommen, so ist's von Alters her gehalten,“ hatte er geantwortet: „dann mag's auch so bleiben.“ Deshalb hatte er aber nicht die Thür hinter sich zugeschlagen und darum hin-

gen nicht die Gesichter, sondern es war eine neue Contribution ausgeschrieben für Ilitz, und schon um die vorige zu berichtigen, hatte er von einem Nachbar gegen einen Wechsel Geld aufgenommen. Der Nachbar war sonst ein sicherer Mann, aber er hatte auch Geld gebraucht, den Wechsel abgegeben und dieser war jetzt in Händen, wo keine Prolongation oder nur unter unerschwinglichen Bedingungen zu erlangen war.

„Das haben wir davon, daß Du so bist! hatte die gute Frau von Ilitz am Morgen, ihre Thränen zerdrückend, geseufzt. Der Quiritzer ist doch auch ein stolzer Herr, aber er hat sich mit ihnen gestellt. Warum mußt Du nur so sein!" — „Weil Gott mich so gemacht hat!" hatte Isegrimm erwidert. — Der Querbelitzer Schulz war auch gekommen oder gerufen worden. Trost und Rath hatte er nicht mitgebracht, so wenig als Geld. Warum fing er, kaum einen Fuß über die Schwelle, mit einer Litanei an? Die letzte Einquartierung hatte freundlich gethan und den Bauern beim Dreschen und Graben geholfen. Nun sie abgegangen, war die Bescheerung an den Tag gekommen: Dem und Dem und Dem war der Topf mit ihren Sparpfennigen ausgegraben — fort und heidi! O es war ein Elend im Dorf. Der Gutsherr hatte ihn nicht weiter reden lassen: „Köpke, sind Seine Töpfe auch fort? — Er gräbt nicht nach. Er ist zu klug, um Andre auf die Spur kommen zu lassen, wo Sein Geld steckt." — „Du lieber Gott, hatte der Schulz entgegnet, wenn's so fort geht, wird bald Keiner wissen, wie Geld aussieht. — Der gnädige Herr von Quilitz hat's am

Ende noch am geſcheiteſten gethan. In den Mauerſtaub legen ſie keine Einquartierung.“

„Wer iſt denn noch geſcheiter als mein kluger Vetter von Quilitz? Denn dahinter lauert noch was,“ hatte Wolf ihn angeſtiert. Köpke ſchüttelte den Kopf und mit einem ſchielenden Blicke: „Gnädiger Herr, das iſt nichts für Sie, und für unſereins auch nicht. Aber erzählen thun ſie doch aus dem dreißigjährigen her, die Bauern, wenn's zu arg ward, hätten ſie ihre Häuſer ſelbſt angeſteckt, und dann zogen ſie mit Vieh, Weib und Kind in die Wälder, oder wo's Höhlen giebt. Ich mags Keinem nachſagen, aber manchermann hat's geſagt: i ſo thäte man ja geſcheiter, an ſein Haus Feuer legen und nachher ſagen, die Franzoſen haben's gethan. Die Feuerkaſſe zahlt's doch wieder, ſagen ſie, und im dreißigjährigen gab's noch keine. Aber das iſt, meine ich, wohl ſchlecht geſagt!“ — „Köpke, hatte Iſegrimm kurz erwiedert, warum betet Er alle Abend: führe uns nicht in Verſuchung! — Aber Geld muß ich haben!“

Die gnädige Frau war zugegen geweſen, als nach einer Pauſe der Schulze ſo leiſe vor ſich hinſprach: „Der Benjamin Schlochauer iſt noch in Nauwalk.“

Da war's, wie wenn Oel in's Feuer gegoſſen wird. Der Iſegrimm ſprach kein Wort, er ging nur auf und ab mit ſeinen großen Schritten und verzehrte ſtill für ſich, was ihm das Blut an die Stirn trieb. Die gnädige Frau zwinkerte dem Schulzen zu; es mochte heißen: er giebt ſchon nach.

Der Schulze, der jetzt demüthig an der Thür ſtand,

ſagte wieder leiſe, aber etwas lauter war es doch: „Der Schlochauer iſt auch noch nicht von den Schlimmſten. Er hat doch ein Einſehens, und wo er nur ſicher iſt, läßt er auch ein Procent fallen. — Ja von ſolchen, wie vom Ritzengnitzer, da nimmt er —“

„Seinen Judentheil, rief der Major. Aber — was hat er noch hier zu ſchaffen, Köpke! Mach Er, daß Er fortkommt, Seine Töpfe könnten ihm fortlaufen. Den Schlochauer, das ſag ich Ihm, unterſtehe er ſich nicht, ihn rufen zu laſſen, bis ich nach ihm ſchicke. — Bis Nachmittag oder bis morgen —“

Der Schulze ging, von einem Blick der gnädigen Frau begleitet:

„Wolf, es iſt nun mal ſo, wir ändern's nicht. Ein Jude hat auch manchmal ein chriſtlich Gemüth. Wenn er auch viel fordert, mancher chriſtliche Kaufmann fordert noch mehr. Dem Ritzengnitzer, auch dem Quiritzer, hat er auf ſeine Seligkeit geſchworen, gäbe er's nicht ohne Unterpfand, aber Dir auf Dein bloßes Wort —“

„Ein Ehrenwort einem Juden — ein Quarbitz einem Juden verpfändet! — Nicht einmal als Lieutenant — ſo lange wir denken können —“

Es iſt auch noch nie ein Napoleon geweſen! dachte oder ſagte die gute Frau von Ilitz. Und in ſolcher Stimmung ſollte ein Frühſtück arrangirt werden! Wenn nicht Minchen geweſen wäre, die treppauf, treppab, überall und nirgends war. Was ſah Caroline blaß aus! Sie hatte entſetzliche Kopfſchmerzen. Der Vater, in Gedanken verloren, legte die Hand ihr auf die Stirne: „Du

wirſt mir nie Kummer machen.“ Er ſah nicht, daß die Berührung ſie ſchmerzen mußte, ſie ward roth — er ſah auf die Knaben. Sie waren Herrn Mauritz fortgelaufen, ſie wollten frei haben, weil Gäſte kämen und Kuchen gebacken würde. Mit einer unwilligen Bewegung wandte er ſich ab, die bedeuten mochte: der Candidat ſolle ſeine Autorität brauchen! Aber auch Malchen ſah ſo blaß aus. — Die alte Suſe war über Nacht geſtorben! Wer ſollte nun aus Nauwalk die Zeitungen holen. Darüber kümmere ſich das Kind, meinte die Mutter.

„Auch die alte Suſe todt!“ murmelte der Vater, und der Lärm im Dorf, der die Ankunft der Jagdgeſellen verkündete, war eben ſo wenig angethan, ſeine Stimmung zu beſſern, als die Meldung, daß auch ſein Vetter, der Hofmarſchall, und mit ihm der Baron Eppenſtein eintreffen werde. „Aber wo iſt denn der Marquis!“ rief er auf, als verlange ihn nach der Gegenwart des Feindes zum Troſt für die unerwünſchten Freunde. Man hatte den Colonel ſchon früh am Morgen ausreiten geſehn.

„Auch die alte Suſe todt!“ wiederholte Iſegrimm, und ſah in dem Augenblick gar nicht wie ein Iſegrimm aus, indem er mit den verſchlungenen Fingern vor ſich Kreiſe wirbelte. „Die wird nun nicht mehr im Traum auffahren, vor Schreck, daß ſie zu ſpät aufwachen könnte. Sie kann zum erſten Mal ruhig ausſchlafen, bis der ſie erweckt, der uns alle wecken wird. Wer auch ruhig ſchlafen könnte!“

Dazu war allerdings jetzt nicht Zeit. Die Jagdgeſellſchaft verurſachte bald einen Lärm, der bis in die

entfernteſten Winkel drang, und das dauerte ſchon Stunden.

Im Gange begegnete der Major dem Candidaten: „Auch Sie ſo blaß!“ Herr Mauritz meinte, das viele Rauchen ſei ihm wohl auf die Bruſt gefallen. „Es iſt nur der ſchlechte Taback, erwiederte mit ungewöhnlicher Milde der Gutsherr. Das muß man ſich ſchon auf dem Lande gefallen laſſen, Schlechtes mit Gutem gemiſcht! Wer änderts! Wenn der Edelmann mit den Amtleuten und Oekonomen umgehen muß, verbauert er. In der Stadt freilich iſt's anders —“

Verwundert ſah der Candidat auf den Mann, der ihm noch dazu vertraulich den Arm in den ſeinen legte, um ſo die Treppe hinaufzuſteigen. In ganz anderem Tone hatte er ihm vorhin aufgetragen, die Geſellſchaft zu unterhalten. Sie unterhielt ſich ja ſelbſt mit ungeheuerlichen Jagdgeſchichten, mit Schimpfen auf ihre Bauern und auf die Beamten, mit Spott und Anekdoten über Paſtoren, von denen doch einer dabei war und ſich nur zu vertheidigen wußte wie der Nichtraucher unter Rauchern, wenn er die Pfeife ſelbſt in den Mund nimmt. Konnte der Candidat dieſe Geſellſchaft unterhalten! War ihm nicht, als er den Mund geöffnet, einer mit einem rohen Witz ins Wort gefallen und ein wiehernder Chorus hatte dem Intervenienten beigeſtimmt! Wollte der Major das gut machen, oder fürchtete er von dem Geſpräch unten eine Wendung, die gefährlich werden konnte? Die Jäger politiſirten, das heißt ſie ſchimpften auf die Franzoſen. Grund war überall dazu, aber ſie griffen

ihn auf wo es dem Major nicht gefiel. Konnte nicht der Colonel jeden Augenblick eintreten!

Malchen kam ihnen entgegen, eine Thräne im Auge. Sie blieb auf der Treppe ſtehen und erfaßte unbefangen des Candidaten Hand: „Lieber Mauritz, laſſen Sie ſich von Niemand einreden. Handeln Sie und ſprechen, wie es Ihnen ums Herz iſt, und was Sie für recht halten.“

Der Vater hatte nichts dazu geſagt; oben auf dem Corridor blieb er aber auch ſtehen und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Lieber Herr Mauritz, handeln Sie nur, wie Malchen Ihnen ſagte. Sie hat den richtigen Tact — Caroline hat ihn auch. Es giebt aber Edelleute, wo man ſich ſchämen muß, daß ſie es ſind. Das ſage ich Ihnen auch. Wahre Carrikaturen ihres Standes. Sie verſtehen nicht zu ſtehen und nicht zu gehen, und doch voll Dünkel. Alle Weisheit haben ſie mit Löffeln gefreſſen, parliren, dociren, wie ein äſthetiſcher Jude, nur eins wiſſen ſie nicht, ſich ſelbſt zu präſentiren, am wenigſten zu repräſentiren. Man ſchämt ſich in der Seele; ich kenne Bürgerliche, die beides beſſer verſtehen.“

Der Candidat dachte, vielleicht gelte die Philippica den Jagdgenoſſen; es war aber nicht ſo.

„Es iſt freilich ſchlimm, wenn Edelleute auf dem Wollmarkt und in den Weinſtuben ihre Etuden machen, in jedem Gefäß muß aber ein Bodenſatz ſein. Aber — wer uns nicht achtet und nicht liebt, und es uns doch nachthun will, wer unſer edel Metall gering ſchätzt und ſich doch mit dem Schaum davon plattirt, daß es aus-

ſehn ſoll wie Gold und Silber — Ich habe ſo meine eigenen Anſichten über Minchen, das iſt wahr, aber dazu iſt ſie mir doch zu gut. Wie geſagt, ſie ſoll ihren freien Willen haben; iſt ſie toll und verſeſſen, nun dann in Gottes Namen! Aber — in ihre Hand iſt's gelegt, und ſie ſoll ihre Vernunft brauchen. Nur nicht aus Rückſicht für ihren Vater. Solche romantiſchen Faſeleien ſtatuir ich nicht. Nichts von Sentimentalität und Aufopferungsgedanken! Glaubt ſie glücklich zu werden, gut! Sie mag rechnen und ſpeculiren — für ſich. Wir bleiben, was wir ſind, und mir noch zwei Töchter, die ſich und ihre Familie nicht vergeſſen werden. Zur Hochzeit komme ich nicht, das mögen Sie ihr ſagen; ſie ſoll mir's verzeihen. Ich kann den Menſchen nun einmal nicht ausſtehen, und wär's auch nur darum, daß er mir mein Kind abkaufen will. Und was iſt's denn am Ende geholfen — Jude um Jude!"

Aus der Verlegenheit, darauf zu antworten, und der unangenehmen Nothwendigkeit, vorher zu fragen, was er eigentlich ſolle, ward der Candidat durch den Hofmarſchall und die gnädige Frau von Iliz geriſſen, die aus einer Thür gerade auf ihn zukamen. Der Hofmarſchall drückte mit beiden ſeine Hand, wie innig erfreut, einen alten Bekannten wieder zu finden:

„Mein lieber, lieber Mauritz, unter welchen Umſtänden dies Wiederſehen! Nun, da preis ich uns glücklich, in ihrer Hand liegt das nächſte Schickſal dieſer ehrenwerthen Familie. Wie Sie Alles zum Guten führen werden, darüber bin ich keinen Augenblick in Sorge. Ich

Und doch schämte ich mich nach drei Schritten, daß ich mich geschämt hatte.

Noch zu rechter Zeit. Der Weg war nicht zu fehlen, aber ich kehrte um und fragte, ob ich auch den richtigen nach Tours eingeschlagen?

Er hob sich auf, und beschrieb mir mit Französischer Artigkeit, wie ich der Nase lang grade zugehn müsse. Ich hörte mit eben solcher Aufmerksamkeit zu, und dankte. Er versicherte, es bedürfe keines Dankes. Und damit wäre das Gespräch wieder aus gewesen und ich hätte meinen Franken in der Tasche für den ersten Bettler behalten, der dreister war.

Hätte doch der Mann etwas zu handeln gehabt! Ich dachte an „Schwamm und Feuersteine" vor dem Brandenburger Thore, aber er hatte nichts als seine Narben. Feuersteine lagen ringsum zum beliebigen Gebrauch.

Bei uns werden die Veteranen der Armee, sagte ich, beschäftigt, Steine zu den Waffen zu suchen, für die ihr Arm zu schwach geworden.

Er lächelte mich an mit prüfendem Blick, als wolle er lesen, ob ich zu den Ausforschern gehöre?

In diesen Kalkgebirgen, fuhr ich fort, giebt es viele Dendriten; Ihr solltet sie aufsammeln und

ſagte immer, Sie ſind ein Sonntagskind: Jeder ſchenkt Ihnen ſein Vertrauen und Alles glückt Ihnen."

Die gute Frau von Ilitz, hätte ſich's nur geſchickt, ſie wäre dem Candidaten um den Hals gefallen; ſie klopfte ihm nur auf den Arm: „Nun gehen Sie rein zu ihr. Bedenken Sie, was davon abhängt, unſer ganzes zeitliches Glück. Lieber Gott, ein Menſch iſt er doch wie wir alle, und ſein Bruder hat eine Gräfin, und von ihrer Familie ſind ſie in den erſten Poſten am Kaiſerlichen Hofe, und immer ſo nett und ſchmuck, wie aus dem Ei gepellt. Und hat Seine Erlaucht, der Herr Reichsgraf, uns nicht geſagt, was ſein erſter Vorfahr war, und wer ſagt es ihm in's Geſicht! So was verwäſcht ſich ja mit den Jahren."

„Was denn?" konnte man auf des Candidaten Geſicht leſen.

„Sie wird's Ihnen ja alles ſagen. Minchen iſt nicht auf den Kopf gefallen. Aber Sie ſind uns in's Haus gefallen, als ob der liebe Gott Sie geſchickt hätte. Weiß der Himmel, lieber Herr Maurity, wie Sie's gemacht, daß Sie ihn 'rum gekriegt, aber beinahe könnten Sie ihn ja um den Finger wickeln. Darum fürchten Sie ſich auch nicht, wenn ſie ja ſagt. Er hat ja das Kind ſchon verloren gegeben, und auf Ihren Rath giebt ſie was, wenn ſie's auch nicht merken läßt. Und daß Sie's wiſſen, aber verrathen Sie es ihr ja nicht, ſie hat expreß geſagt, ſie will erſt mit Herrn Mauritz ſprechen."

Damit war er mehr in die Stube geſchoben als gegangen — er wußte ja noch kaum wohin? Die Thür

ſchlug hinter ihm zu und drinnen war er allein — mit Wilhelminen. Sie ſaß, mit den Armen ihre Kniee umfaßt haltend, den Kopf geſenkt. Wenn es die Stellung einer Nachdenkenden, ſo war es wenigſtens nicht die einer Verzweifelnden, denn ſie wippte mit ihrem niedlichen Füßchen in die Luft. Aber es war eine Art Schmerzenslaut, den ſie ausſtieß, als ſie, mit den Rücken beider Hände über die Augen ſtreichend, beim Geräuſch des Thürzuſchlagens ſich langſam erhob: „Ach, das iſt recht fatal, wenn man nicht weiß, was man thun ſoll.“

Der Candidat ſtand vor ihr mit einem fragenden Blicke.

„Muß ich von vorn anfangen?“

Er zückte die Achſeln.

„Dann muß ich es Ihnen ja haarklein erzählen, und das iſt auch fatal.“

Der Anfang von dem, was ſie haarklein, wenigſtens mit der unbefangenſten Art und Deutlichkeit erzählte, wiſſen unſre Leſer. Der Baron Eppenſtein hatte nie deutlich ſeine Abſicht ausgeſprochen, aber weder ihr noch der Familie war es einen Augenblick unklar geblieben, daß er ſeine Augen auf ſie gerichtet. Der Vater hatte eben ſo unverholen ſeine Abneigung gegen den Bewerber ausgedrückt. Er war der Familie nicht näher gekommen, er hatte ſich aber auch nicht mehr zurückgezogen. Heute hatte der Vetter aus Quilitz ganz unerwartet dem Vater erklärt, daß der Baron bereit ſei, ihn durch ein baares Darlehn aus der Verlegenheit zu ziehen, in der er ſich befand. Ja er bot es geradezu dem

Ehrenmanne an, den er unmöglich in ſolcher Calamität untergehen ſehen könne, und es war ſo bedeutend, daß es den Major auch aus mehr als jener Verlegenheit retten konnte. Die Bedeutung der Gabe war klar. Ward ſie angenommen, ſo gab er ſeine Geneigtheit zu erkennen, auf des Barons Anträge zu hören. Daß ihr Vater im erſten Auflodern verſchworen, er wolle ſich lieber, wie in der Komödie der Kaufmann von Venedig, dem Juden mit Fleiſch und Blut verſchreiben, als darauf eingehen, verſtand ſich bei ſeinem Character von ſelbſt. Aber die Mutter und der Couſin waren vor dem Zorn nicht zurückgewichen, der Couſin hatte die Verſchreibung an den Juden in einem Lichte darzuſtellen gewußt, daß der Major nachdenklich ward, die Mutter ihn erinnert, daß er Wilhelmine ja doch als Familienglied aufgegeben. Endlich hatte man in dieſen ernſten Familienberathungen, die oben abwechſelnd gepflogen wurden, während die Geſellſchaft der Jäger die Verhandelnden oft hinunterrieſen, auch die, welche es am nächſten anging, ſelbſt hinzugezogen.

„Und welche Stimme gab Wilhelmine ab?“

„Daß Vater nicht gleich losfahren dürfe. Ein ſolcher Antrag iſt doch nicht, mir nichts dir nichts von der Hand zu weiſen. Das will ernſtlich überlegt ſein.“

„Dann ſcheint es mir nicht, daß Ihre Stimme in die Wagſchaale zu Gunſten des Barons fällt.“

„Wenn ich nicht mehr bedächte, ſo verdiente er etwas dafür. So den Augenblick zu wählen, wo wir in Noth ſind! Iſt das nicht, als ob er mich kaufen will wie eine

Waare; er hat nur die Zeit abgewartet, wenn ſie am wohlfeilſten iſt. Nun weiß ich doch auch, wie viel ich werth bin. Tauſend Thaler hat er geboten, und wenn Vater nicht gleich losſchlägt, legt er wohl noch fünfhundert zu."

„Sie zürnen ihm alſo?"

„Ja. Und es iſt eine große Undelicateſſe von ihm, daß er in Perſon mitkommt. Als erwarte er, daß ich gleich 'runterſpringen, ihm um den Hals fallen und danken ſolle: Du lieber, großmüthiger Menſch, daß Du meinen Vater gerettet haſt; da haſt Du mich, wie ich bin und ſtehe, und wenn ich Dir das je vergeſſen könnte, ſollſt Du mich ein undankbares Geſchöpf nennen. Weil er hübſch iſt, und reich und unabhängig, meint er, er brauchte nur die Finger auszuſtrecken. Wenn er ein Mann von Tact wäre, hätte er doch zu Hauſe abgewartet, welche Antwort ihm der Hofmarſchall zurück brächte. Aber ſo ſind alle dieſe eiteln, geckenhaften, jungen Herren jetzt."

„Er hat alſo falſch gerechnet, wenn er auf Ihre Fürſprache hoffte. Sie entſchuldigen und vergeben es ihm nicht."

„Ach, man muß wohl mehr vergeben. Und wenn man nie entſchuldigen wollte, was nicht gut iſt, wie käme man mit den Menſchen aus! Sie ſind einmal wie ſie ſind, und wir müſſen unter ihnen leben. Ich kenne ihn. Was kann er für ſeine Natur! Er braucht, um hier fortzukommen, eine Frau aus den angeſeſſenen Familien, und für ſeine Wirthſchaft eine, die das Wirthſchaften ver-

ſteht. Nun bin ich außerdem ſo leidlich hübſch, daß er mich präſentiren kann; alſo was will er mehr! Die Rechnung iſt richtig, es iſt dagegen nichts zu ſagen, und —“

„Und wenn Wilhelmine die Gegenrechnung entwirft, wird er beſtehen?“

„Er iſt ſonſt ein guter Menſch. Es giebt viel ſchlimmere, und ſie brauchen nur die Hände auszuſtrecken, und kriegen Frauen, beſſere als ich.“

„Er mag ein guter Menſch ſein, aber ſchon nach dem, was Sie ſelbſt ſagten, iſt er roh —“

„Beſſer roh als fein. Darin habe ich Vaters Geſchmack. Solches glattes, liſpelndes Herrchen aus der Stadt, oder ſo ein Brillenmann, der mit gelehrten Redensarten um ſich wirft, möchte ich nicht.“

„Sie haben ſeine Tugenden und Fehler auf eine Wagſchaale gelegt, alſo ſchweige ich.“

„Nein, Sie ſollen reden, lieber Herr Mauritz, darum bat ich Sie zu mir. Was Sie denken, von ihm halten, nur nicht die Geſchichte von den Ahnen und der Reinheit des Blutes; das iſt für mich dumm Zeug. Wer Ahnen lieber hat als lebendige Menſchen, der mag ſie heirathen, wie der Herr von Quiritz. Wenn ich heirathe, will ich einen Mann, der — ja wie ſoll ich das ſagen? Er ſoll mir gefallen um ſeiner ſelbſt willen; um all die Anhängſel und Rückſichten, und was er um ſich hat und mitbringt, darum würde ich mich nicht ſo viel kümmern.“

„Alle Rückſichten wollen ſie fortwerfen? Und doch meint man, daß die meiſten Ehen von Rückſichten bedingt

wurden. Iſt das nicht auch eine, wenn Zwei ſich — was man nennt nicht lieb hatten, aber ſich allmälig ſchätzen lernten um ihrer guten Eigenſchaften willen, und dann reichten ſie ſich die Hand und wurden glücklich. Wo iſt die Grenze zwiſchen Mitgift, Eigenſchaft und Natur? Wie armſelig ſtünde es um unſer Leben, unſer Daſein, wollten wir alle Rückſichten bei Seite werfen, nur auf unſern Werth, unſre natürlichen Gaben uns einſchränken, berufen. In eine Welt voll Verhältniſſe geſchleudert, müſſen wir uns an ſie halten, um in dem Strudel und Wirbel der Dinge zu beſtehen. Die Nothwendigkeit wie Religion gebieten, daß der Menſch ſich an den Menſchen hält, er ſoll ihn lieben und ſeinen Schwächen nachſehen, um im Bunde mit ihm das auszurichten, was der Einzelne nicht kann."

„Sie ſah ihn forſchend an: „Iſt das eine Predigt, die zum Schluß heißt: ich ſoll ja ſagen und den Baron nehmen, wie er iſt?"

„Sie könnte auch einen anderen Schluß haben, Fräulein Wilhelmine! Sie ſollten Ihre gegenſeitigen Eigenſchaften, Verbindungen, Rückſichten prüfen, ob ſie zu dem geſegneten Bunde führen oder nicht? — Eine Reihe Ahnen braucht man nicht zum Glück des Lebens, aber nach der Meinung der Welt haftet von den Eigenſchaften der Väter immer etwas an den Kindern. Des Barons Großvater, daß er mit Lumpen handelte, werf ich ihm nicht vor, aber er ſoll auch ein Wucherer geweſen ſein. Der Vater, ſein Sohn wird als ein Geizhals und eitler, hochmüthiger Menſch geſchildert; daß er ſich adeln ließ, dann

aus Adelsſtolz die Verbindung mit ſeinen anderen Verwandten abbrach, machte ihn in Schleſien zum Gegenſtand des Spottes. Sein älteſter Sohn, unſeres Barons Bruder, iſt ein blaſirter, hochnäſiger Mann, der klüger als alle Welt ſein will, abſprechend, immer voll Sottiſen, ſeine Leute und Unterthanen werden chicanirt; und ſeine Heirath mit der Gräfin hat die Achtung für ihn nicht vermehrt, da man weiß, wie ſie leben. Man ſagt: das kommt davon, daß er aus purem Hochmuth, ohne Herz und Liebe, über ſeinen Stand heirathete; die Ehen ſollen etwas Heiligeres ſein als Speculationen, und zur gerechten Strafe ſchlug ſeine ſo übel aus. Seine Familie hat dadurch nicht an Anſehen gewonnen, denn die vornehmeren Verwandten ſeiner Frau zogen ſich von ihm zurück, und die Mesalliance der armen Gräfin hat auch ihren Character weder gehoben, noch gebeſſert. Sie blickt mit täglicher Verachtung auf den Mann, der ihrer nicht würdig war, aber ihr verbittertes Gemüth hat ſie ihm vielleicht jetzt an innerem Werthe näher gebracht. Iſt das keine Rückſicht, welche Ihrem Vater ernſte Bedenken gegen die Heirath eingeben kann? Und wenn nichts von den Untugenden der anderen Familienglieder dem Baron anhaften ſollte, iſt es für den Mann von dem unbefleckten Character eine erfreuliche Ausſicht, in ſolche Familie hinein zu heirathen? Da begreife ich, ich ehre ſeinen Adelsſtolz, wenn er auf die lange Reihe makelloſer Vorfahren zurückblickt und vor der Verbindung einen Schauder empfindet.“

Minchen ſann einen Augenblick nach, dann antwor-

tete ſie mit der vorigen Ruhe: „Mein Vater ſoll ja nicht hinein heirathen; ich nur. Die Frauen ſcheiden aus der Familie, wenn ſie heirathen, hat er oft geſagt. Da iſt alſo für den Stammbaum nichts verloren, wenn ich auch verloren ginge. Und das mag Alles ſeine Richtigkeit haben mit ſeinen Verwandten, was gehen mich aber die Verwandten an, die wollen mich nicht heirathen, ſondern er. Und dann, wenn der Großvater ein Wucherer war, der Vater nur ein Geizhals, der älteſte Sohn aber gar nur ein verdrießlicher, überkluger, Lebemenſch, ſo ſehen Sie ja ganz deutlich, daß die Familie immer beſſer wird. Der Baron iſt weder ein Wucherer, noch ein Geizhalz, noch ein verdrießlicher, überkluger Lebemenſch, ſondern ein lebensluſtiger junger Stutzer, ich glaube nicht ſo gar überklug, ein Geizhals auch nicht, das wiſſen Alle, und noch weniger ein Wucherer, denn er will Vatern eine große Summe ohne Zinſen leihen. Sie ſehen alſo, welche Fortſchritte zum Guten da ſind, und um die Familie noch beſſer zu machen, heirathet man mich hinein.“

„Sie ſind heiter geſtimmt.“

„Und Sie böſe auf den Baron, Herr Mauritz. Wer hätte das von Ihnen erwartet! Sie gönnen ihm nicht einmal eine gute Frau, die ihn noch ein Bischen zuſtutzt. Da Sie einmal ſo mechant ſind, immer raus, was Sie noch Uebles von ihm wiſſen. Ein Bischen mehr oder weniger thut es nicht.“

„Ich haſſe ihn nicht, wiewohl —“

„Sie ihn nicht leiden können.“

„Ich gönnte ihm eine gute Frau, die ihn auf den

Pfad der Sitte und Tugend führte, denn man hört Klage über seinen Lebenslauf — die Bauermädchen in seinem Dorfe —"

„Ach, Herr Mauritz, unterbrach ihn Minchen, wenn Sie darauf hören wollten, würden die Fräulein bei uns alle alte Jungfern. Nein, da die Ohren zugehalten und die Augen auch. Und wenn nur die Frau nachher vernünftig ist, bringt sie den Mann auch bald zur Vernunft. Und da Sie nur Schlechtes von ihm wissen, will ich Ihnen auch das Gute sagen. Er ist wahr. Was nicht gut an ihm ist, das verbirgt er so wenig, als daß sein Großvater ein Lumpenhändler war. Er ist auch klug, nämlich grade so klug, als hier auf dem Lande nöthig ist, damit man ihn nicht für dumm hält. Wäre er gar so eingebildet auf seine Vorzüge, als Sie ihn machen wollen, dann hätte er nicht so lange gewartet, bis er sich einen Korb geholt, oder die Pflaumen darin. Er ist gut und großmüthig, wenn's ihm nicht zu viel kostet. Als die alte Suse neulich den Fall that, woran sie doch sterben mußte, hat er sie nach Haus fahren lassen und ihr noch drei Thaler geschenkt. Er hat das Herz auf dem rechten Flecke, nämlich, was Vater Courage nennt, und Viele meinen, seine Courage wäre auch auf dem rechten Flecke, nämlich sie ginge Schritt für Schritt mit der Klugheit. Wie der Ritzengnitzer und der arme Theodor ist er nicht blind in's Feuer gesprungen, aber er hat auch das Herz als Patriot auf dem rechten Flecke, und — würde Feuer geben, meinen sie, auf die Franzosen, grade wenn's Zeit ist."

Der Candidat neigte sich etwas: „Und zu diesen

guten Eigenſchaften hinzugerechnet, daß er ein hübſcher, junger Mann iſt, reich, unabhängig, und ſeine Gattin zu einer reichen, unabhängigen glücklichen Frau machen kann — ſo iſt ja über die Antwort auf ſeine Frage beſchloſſen. Er wird vergnügt zur frohen Jagd von hier abziehen. — Weshalb ließen Sie mich rufen, Fräulein Wilhelmine?"

„Weil — weil mir wahrhaftig nicht ſo zu Muthe war, als wollte ich Sie zum Beſten haben. Sind Sie bös! — Aber ich habe Sie doch wohl zum Beſten gehabt! Sie haben mich nicht ordentlich aufs Gewiſſen gefragt. Da hätte ich anders geantwortet. Lieber, lieber Herr Mauritz, ich bin Ihnen gut, ich traue Ihnen ſo von Herzen, ſprechen Sie auch einmal ſo zu meinem Herzen."

„Sie würden keine unüberwindliche Abneigung empfinden, dem Baron, wie er da iſt, Ihre Hand zu reichen, wenn — etwa die beiderſeitigen Eltern es beſchloſſen hätten?"

„Nein, dann nicht; es muß ja doch einmal geheirathet ſein."

„Und wenn Sie wüßten, daß Ihr Vater durch Ihr Jawort aus einer empfindlichen Verlegenheit gerettet würde, daß er ſehnlich darauf wartet, daß er es von Herzen wünſchte, aber aus Liebe zu ſeinem Kinde den Wunſch nicht auszuſprechen wagt, dann würden Sie von Herzen gern das Jawort geben?"

„Ja — dann — aber es iſt nicht ſo — Vater wünſcht es im Herzen eigentlich gar nicht."

„Da Sie die Ueberzeugung haben: es muß einmal

den Freunden der Naturgeschichte zum Kauf anbieten. Seht hier dicht bei Euch, liegt ein kostbarer Muschelabdruck, wenn Ihr ihn nicht für Jemand Besseres aufbewahrt, so bin ich der Käufer. —

Er verstand mich, doch ein plötzliches Roth fuhr über sein gelbgraues Gesicht.

Nein Monsieur! rief er heftig, besann sich aber sogleich wieder. Das Sonst und Jetzt durchzuckte ihn, indem er mit gedämpfter Stimme fortfuhr. — Sie verzeihen, mein Herr, wenn ich mich niedersetze, mein rechter Fuß wird schwach. Es haben Viele aus unserer Zeit den Handelsstand mit den Waffen vertauscht — sah ich doch selbst zwei Obersten, die mit Ehren grau geworden, hinter einem Ladentisch Chocolade schenken — allein Viele können den Gedanken nicht aushalten. Wen noch die alten Wunden brennen, wer in Aegypten mit gedurstet hat und noch den Blick weidet an den Tagen der ersten Glorie, den schaudert beim Anblick von Gewicht und Elle.

Er rührte unwillkührlich an die große Narbe, die unter Aug' und Nase das Gesicht spaltete. Er kam mir so bekannt vor. Wär' er es auch nicht — woran sollte ich ihn, er mich wieder erkennen? —

geheirathet ſein, ſo haben Sie gewiß auch ſchon einmal im Traume, oder zwiſchen Schlafen und Wachen, ſich ein Bild entworfen, wie Ihr Zukünftiger ausſehen müßte. — Ihr Augenniederſchlag ſagt ja. — Sah er ſo aus wie der Baron?“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Ja, Herr Mauritz, das iſt zu viel. Das weiß ich nicht zu ſagen. Ja — warten Sie — er dürfte nicht immer ſo mit der Bürſte in die Haare fahren, ſich nicht ſo oft in die Cravatte werfen und Blicke in den Spiegel thun; nicht ſo mit der Reitpeitſche gegen die blanken Stiefeln ſpielen, damit man ſeine weißen, ſchönen Hände ſähe, und nicht ſo viel Ringe darauf tragen.“

„Das ſind Merkmale, wie er nicht ſein ſoll, nun möchte ich doch auch wiſſen, wie er poſitiv ausſehen müßte. Zum Beiſpiel wie ich?“

Sie erröthete und lächelte: „Vielleicht — nein nicht ganz ſo. Ja, wären Sie eine Mandel Jahre älter, Herr Mauritz — ſo ein ernſtes Geſicht haben Sie ſchon, aber, nein, doch nicht, das iſt ſo ein Ernſt, vor dem man beinahe zurückſchreckt. Der gehört auf die Kanzel, aber nicht in die Wohnſtube, oder gar in die Speiſekammer, wenn mal ein geſtrenger Ehemann hineingukt, wie es auch wohl vorkommt. Nein, da lob' ich mir den alten Herrn von Wahrnim Kautzenburg, mit ſeinem vollen runden Geſicht und der kahlen Glatze. Zu dem hätte ich gleich Zutrauen. Oder der Reichsgraf Waltron. Mit dem, meinem lieben Pathen, weiß man gleich, wie man

dran ist, man kann froh sein und betrübt sein, es verschlägt ihm nichts; er ist immer derselbe. Nein, nein, nein, ein Ehemann muß nicht zu jung sein, und nicht zu lustig und nicht zu ernsthaft. Mit den jungen Leuten ist's nichts, da bekommen wir nicht Respect, und ohne Respect ist keine Ehe gut."

Er faßte ihre beiden Hände und blickte ihr treu in's Gesicht: „Und nun haben Sie entschieden, und ich sage Amen! Wo das Herz nicht der Wegweiser ist, müssen die Rücksichten den Weg zeigen. Der Baron ist noch zu jung und es muß ihm auch noch sonst manches zuwachsen, was ihm abgeht. Das können wir ihm sagen lassen — durch die Blume, denn bös machen wollen Sie ihn nicht. Und im Krieg ist böse Zeit zum Heirathen. Dem Vater aus seiner Noth, da wird Gott wohl noch einen andern Retter senden."

Wie es so gekommen, weiß ich nicht, sie war ihm um den Hals gefallen: „Gott lohn's Ihnen, Herr Mauritz, daß Sie mir einen so guten Rath gegeben. Er wird's Ihnen auch lohnen, setzte sie schelmisch hinzu. Sie müssen nur den Muth nicht verlieren. Wissen Sie was? Nehmen Sie sich den Baron zum Muster. Aber nur halb. Der wollte warten, bis eine gute Gelegenheit kam, er wartete auch, aber nicht lange genug, und die Gelegenheit da griff er falsch zu. Sie werden nicht dem Vater für seine Tochter tausend Thaler bieten, Sie werden nicht — ach was weiß ich, Sie wissen ja Alles besser. Der Vater kann bös werden, furchtbar bös, aber — ach, das wissen Sie am besten, wie man sich seine Achtung

erzwingt, und dann war Ihr Großvater ja auch kein Lumpenhändler und Ihr Vater hat ſich nicht baroniſiren laſſen. Und dann, kommt Zeit, kommt Rath, und — ja Sie haben Recht — im Krieg iſt keine Zeit zu Hochzeiten."

Viertes Kapitel.

Das Ahnenbild ſtürzt.

Ueber das, was an jenem Tage im Hauſe vorgefallen, gab es nachher verſchiedene Gerüchte. Es war ſo vieles, was man in Bezug auf Zeit und Perſonen untereinander miſchte, daß es auch für Bekannte ſchwer hielt, ſich zurecht zu finden. Man hätte ſich wohl verſtändigen können, aber es ſchien denen, die es näher anging, am beſten, daß man es unterließ, und es trat demnächſt ſo vieles Wichtigere und Schwere in die ſchwere Zeit, daß man darüber das Geringfügigere billig auf ſich beruhen ließ.

Der Hofmarſchall war noch am hellen Tage abgereiſt; ſie ſagten, aus Verdruß über die Antwort, die er auf ſeinen wohlgemeinten Vermittelungsvorſchlag erhalten. Er habe ausgeſehen wie Einer, der nun das Haus aufgiebt, das auf ſeine Warnungen nicht mehr hören will, und er eilt fort, um unter den Ruinen nicht mit begraben zu werden. Andre ſagen, die Art, wie der Baron Eppenſtein die unangenehme Nachricht aufgenommen, habe den feinen Mann verletzt; noch Andre, er habe die Geſpräche der Jagdgenoſſen nicht mehr anhören mögen, beſonders da ſie, aller Warnung zum Trotz, auch dann

nicht aufhörten, als der Colonel ſchon zurückgekehrt war. Einige bringen ſeine plötzliche Abreiſe mit dem Fall des Bildes im Flur in Verbindung. Das Rahmenſtück nämlich, die Excellenz Eltermutter mit dem aufgeriſſenen Munde, hatte ſich, wie Viele geſehen, an der Wand eine Weile bewegt und den Mund noch weiter aufgeriſſen, als wolle ſie ſchreien, dann war es krachend zu Boden geſtürzt, einen ungeheuren Staubwirbel um ſich aufrührend. Der Rahmen war zerſplittert, die Leinwand, als man ſie aufheben wollte, zerfiel in Plunder.

Richtiger bringt man dieſen Vorfall mit der Rückkehr des Colonel in Verbindung. Als er vom Pferde ſprang, ſah man ihm eine ungewöhnliche Aufregung an. Einige ſagen, er habe ſchon gezittert, und das keuchende und in Schweiß gebadete Pferd verrieth einen anſtrengenden Ritt. Beim Eintritt in die Halle blieb er ſtehen, den Blick auf das Bild gewandt, als erſchrecke er vor etwas. Da habe es ſich deutlich bewegt mit den erwähnten Grimaſſen, und als es ſtürzte, ward d'Espignac blaß und wankte. Er mußte ſich an die Thürpfoſte halten und ſank auf einen Schemel, der dort für die Dienſtleute ſtand. Nachher erklärte es ſein Reitknecht, er ſei wie ein Raſender durch Haide und Wald geſprengt, und wenn er ſeinen Herrn befragt, warum das? habe er zur Antwort bekommen, ihn friere. Da habe er wohl gedacht, daß ein Fieber ihn ſchütteln müſſe; denn es war doch laue Luft. Wilhelmine, die in der Nähe war, hatte raſch ein Glas kaltes Waſſer gebracht, und hatte es ihm entweder an die Lippen gehalten oder die

Stirn damit benetzt. Da hatte er ſie angeſtarrt und von einem Geſpenſt geſprochen, das ihn nicht verlaſſen wolle. Der alte Hans ſchwor, der Officier ſei ganz ſinnverwirrt geweſen, denn deutlich habe er das Fräulein Minchen: Caroline! genannt.

Sinnverwirrt aber mochten noch Andre in der Halle ſein. Man hatte den Jägern einen ſtarken Punſch brauen laſſen, den ſie ſelbſt aus den eignen mitgebrachten Vorräthen noch ſtärker gemacht, da ſie in der Nacht aufbrechen wollten, um mit dem Morgengrauen ein anderes Jagdrevier abzutreiben. Man wollte den Schlaf verſingen und vertrinken; in Beidem aber verſah man ſich. Man wollte luſtige Jagdlieder ſingen und gerieth in Reiter- und Kriegslieder, ſolche, die damals als Symbol des Franzoſenhaſſes galten. Im Trinken ließ man den König, die Prinzen und die preußiſchen Generale leben, und wenn ein Glas hie und da über die Köpfe geworfen und zerbrochen ward, galt die dumpfe Verwünſchung dabei dem Bonaparte oder ſeinen Soldaten. Ein Glück, daß die Adjutanten des Colonel das Haus ſchon früher verlaſſen und er ſelbſt jetzt es in einem Zuſtande betreten, wo er darauf nicht Acht haben konnte. Wuth und Muth waren aber nicht allein das Produkt des feurigen Getränkes, ſondern Erzählungen von brutalen Einquartierungsgeſchichten und canibaliſchen Grauſamkeiten, die franzöſiſche Soldaten verübt, hatten ſie aufgeſtachelt. Durch jetzt erſt heimkehrende Verwundete und Ranzionirte aus Lübeck waren die ſchrecklichſten Nachrichten von dem Gemetzel, den Mißhandlungen, der Plünderung und

Grauſamkeit in's Land gekommen, welche die Franzoſen in der unglücklichen Stadt an preußiſchen Soldaten und einzelnen Einwohnern bei der Erſtürmung begangen. Es war genug, um das ruhigſte Blut in Wallung zu bringen, was mehr ſchon vom Trunk erhitztes. Ein Oekonom verſchwor ſich, wenn ſie den General Victor, den die Bauern eingefangen, nicht dafür hängen ließen, ſo wären ja unſre Generale keinen Schuß Pulver werth. Ein Andrer rief: „Wißt Ihr nicht, ſie haben ihn ja ſchon wieder losgegeben.“ — „Er iſt los, nickten ſie ſich zu, ſo machen ſie's bei uns.“ „Und dafür, daß er ſich hat kriegen laſſen, hat ihn Napoleon zum Marſchall gebacken.“ Der dies rief, trommelte dabei die Melodie: Freude ſchöner Götterfunke! mit dem Glaſe auf den Tiſch. Es war Baron Eppenſtein. „Sie haben nicht die Courage, einen Franzoſen einzuſperren; Bonaparte könnte es übel nehmen!“ Sein Nachbar, der Johanniter von Quiritz, der ſich etwas unbehaglich in der Geſellſchaft zu fühlen ſchien, ſtieß ihn vergebens an den Ellenbogen: „Bedenken Sie doch, der General Blücher iſt dafür ausgetauſcht.“

Der Baron aus Wüſtelang war heute nicht im Zuſtande, um zu bedenken. Hatte er ſich vorhin ſchon auf der Jagd zu ſehr erhitzt, hatte er zu ſtark dem Glaſe zugeſprochen, während ſein Bevollmächtigter für ihn agirte? Er hatte die Botſchaft, welche der Hofmarſchall ihm zugeflüſtert, mit einer mehr als gleichgültigen Miene entgegengenommen. Er trällerte ein altes Liedchen, was den Sinn hatte: Iſt's die Eine nicht, ſo iſt's die Andre!

Er ſchenkte ſeinem Nachbar, dem jagdluſtigen Paſtor, das Glas über den Rand voll und raunte ihm in's Ohr: „Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Wovon ſollten denn die Schwarzröcke leben, wenn's nicht Kindtaufen und Hochzeiten gäbe! Vivant die Franzoſen! Nicht wahr, die glauben's ohne Pfaffen abmachen zu können.“

Das war nicht eigentlich des Barons Art; es giebt aber eine Art, die zuweilen ausſchlagen muß, um in der canibaliſchen Roheit die wüſte Schlacke auszutreiben, damit wieder Bruſt und Stirne rein werden. Er war mit ſich ſelbſt unzufrieden. War der Antrag doch auch nicht ſein freier Entſchluß geweſen; er hatte nur dem Drängen des Hofmarſchalls nachgegeben. Das Schamgefühl über eine Schwäche wirkt deprimirender als die Reue über ein Vergehen. Er hatte ſich's ja ſchon voraus ſagen können, ſchon bei der Ankunft, bei der erſten Begrüßung, daß die Dinge ſich hier nicht verändert. Minchen war ihm wie immer unbefangen, gleichgültig, der Vater ſtarr und kühl entgegen getreten. Er fühlte, es war nicht Zeit. Er hatte auch dem Quilitzer einen Wink geben wollen, daß er es jetzt unterlaſſen möge: aber der böſe Gedanke, daß ja doch, was hinter ſeinem Rücken geſchah, zu ſeinem Glück ausſchlagen könne, hatte ihn den rechten Augenblick verſäumen laſſen.

Je tiefer er den Stachel empfand, um ſo mehr wollte er den Schmerz bravuren. Daher die Antwort, die er dem Hofmarſchall ertheilte. Daher wollte er in aller Unbefangenheit und Luſtigkeit des Jägers unter die Familie treten. Das war grade geſchehen, als der Colonel

zurückkehrte. Er hatte aus vollem Halſe gelacht, als das Bild ſich bewegte, er hatte noch gelacht, als es ſtürzte, aber er lachte nicht mehr, als Wilhelmine dem franzöſiſchen Officier zu Hülfe ſprang. Hatte der Wein im Kopf ihm mehr gezeigt, als wirklich war?

Von da ab hatte er unter den Zechenden ſtumm, in ſich verſunken geſeſſen, den Kopf auf den Händen. Bald aber war er aufgefahren und hatte von der neuen Beute haſtig ein Paar Gläſer hinuntergeſtürzt und mit rauher, erhitzter Stimme in die wilden, unharmoniſch geſungenen Chöre eingeſtimmt.

Der Herr von Lüritz hatte ſich vor der Zeit aus dieſer Jagdgeſellſchaft fortgeſtohlen und war durch die Hinterpforte nach Hauſe geritten. Die Frau von Litz erinnerte ſich nachher, daß er beim Abſchied zu ihr geſagt: „Ich habe eine Ahnung, daß hier nichts Gutes rauskommt. Sie erhitzen ſich immer mehr. Suchen Sie, daß Sie die Herren auf gute Art bald los werden.“ — Der Major, dem ſie's wieder erzählt, hatte entgegnet: „Es iſt nie was Gutes, wenn der Menſch zum Thier wird; da der Menſch aber halb Thier iſt, muß man ihn ſich gebahren laſſen. Immer beſſer noch, wenn die Beſtie ſich als das giebt, was ſie iſt, als wenn ſie den Engel ſpielen will.“

Die gute Frau hatte Angſt vor dem Baron; wenn er es ihnen nur nicht nachtrüge! Er habe gar zu wilde Blicke geſchoſſen und beim Abzuge ſeine Flinte an ſich gedrückt, wie ein liebes Kind. — Der Major hatte aufgelacht: „Glaubſt Du, daß er mich, Dich oder gar Min-

den erschießen will? Ein Mensch, der spectulirt, hat aufgehört zu fühlen und empfinden wie die andre Creatur, die Gott gemacht hat."

Als die Jäger um Mitternacht das Haus verließen, hatten die Damen sich schon längst zurückgezogen. Man konnte wirklich sagen — die wilde Jagd zog aus. Die Fackeln, die ihnen den Weg zum Walde beleuchten sollten, waren gegen die Bäume geschlagen, daß die Funken in Mund der entblätterten Aeste zu blühen schienen. Noch als sie verloschen, brüllte aus der Nacht ihr Gesang zurück, oder ein wildes Jauchzen, das dann und wann in ein Kreischen und den Versuch überging, die Stimme dieser oder jener Thiere nachzuahmen.

„Wenn sie's auch nicht jagen, werden sie's doch verjagen," brummte der alte Hans, als er die Flügel des Portales verschließen wollte. Der Leibdiener des Colonel aber forderte ihm den Schlüssel ab, da sein Herr noch in dieser Nacht eine Estafette absenden dürfte.

Als der Candidat, der am Thor gestanden, dies dem Major mit einiger Besorgniß hinterbrachte, schüttelte der Hausherr den Kopf: „Sie sollten den Character schon aus dem Auftreten eines Menschen erkennen. Sie haben doch sonst eine so gute Beobachtungsgabe. Vom Colonel haben wir nichts zu besorgen."

Der Candidat wünschte, daß der Major in seinem Gast sich nicht getäuscht habe.

„Er ist Franzos, und gewisse unaustilgbare Schwächen habe ich auch an ihm bemerkt, aber er ist vom Blute jener ausgestorbenen Chevaliers sans peur et sans reproche.

ich machte ihn in dem Augenblicke zu dem Chasseur von Amboise, und ein wohlthätiges Gefühl durchzuckte mich. Ich drückte ihm die Hand und setzte mich neben ihm nieder.

Viele können das, fuhr er fort, die für die Besten galten. Warum nicht? Tapfer ist jeder Franzose, und auf den großen Schlachtfeldern, wo Alle für Einen standen, galt keine Auswahl. Mit dem Glücke stürmten sie uns haufenweis zu, da ward nicht mehr geprüft, die alte Schule war geschlossen, und neben den Braven focht der Schurke. Wer mochte ihnen in's Herz sehen, ob um Beute, Ruhm, oder den Feldherrn? Die Alten wurden auch wohl vergessen über dem Gesindel, das lauter redete. So lange das Glück uns günstig war, ging es — nachher nicht mehr. — Aber, mein Herr, wer mit ihm über den Gotthard stieg, mit ihm wadete in Africa's Sande, aus seinem Blicke Stärkung saugend, wenn Durst und Hitze niederwarfen, wer mit ihm blutete in den ersten großen Schlachten für den Ruhm des Vaterlandes, in jenen schönen Tagen, als ganz Europa auf den jungen Helden blickte, als jeder Franzos glaubte, es ströme ein frisches Blut in seinen Adern — wer da lebte, mitlebte und mitsiegte — der kann's nicht...

Und das schützt mehr als Siegel, Brief und Schwur vor gemeiner Besinnung und Verrath."

Herr Mauritz erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß auf dem Gesicht des Barons, so hübsch es von Natur sei, so viel der Eigenthümer dazu gethan es elegant und cavaliermäßig auszubilden, schon das ganze Sein und das Wesen dieses Emporkömmlings, ohne eigne Schuld, aufgetragen liege.

Der Candidat hatte dem Hausherrn aber noch etwas anderes mitzutheilen. Sie waren in Jegrimms Stube getreten, wo dieser sagte: „Mein lieber Mauritz, ich halte am Ende, wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten." Nachdem Herr Mauritz sich umgeblickt, und auch die Thür nach dem Corridor vorsichtig geöffnet, ob draußen kein Lauscherohr sei, sagte er: „Und sie ist schon da, wenn der Major von der Quarbitz sie ergreifen will. Ich halte es nicht für nöthig, über Etwas, was für Jedermann sonst ein Geheimniß bleiben muß, Ihnen das Versprechen der Verschwiegenheit abzufordern."

Der kurzgefaßte Inhalt seiner Mittheilung war: der unter dem Namen Walter hier eingeführte Fremde, der Sohn des reichen Kaufmanns und Banquiers van Asten in Berlin, hatte eine nicht unbedeutende Summe in des Candidaten Hände niedergelegt, weil er bei seinen Streifzügen, welche im letzten Augenblicke eine Flucht geworden, sie nicht mit sich schleppen konnte, und er dieses Haus, namentlich aber jetzt unter dem Schutze des französischen Commandeurs, für den sichersten Aufbewahrungsort hielt. Ob die Summe aus Walters eignen Mitteln

herrührte, ob sie eine zusammengeschossene Casse der in Verbindung getretenen Vaterlandsfreunde war, wußte Mauritz nicht, aber das Geld war bestimmt, ein Sted zu sein für den Nothfall, sei es nun einer Bewaffnung von Soldaten, einer Rettung von Patrioten, königlichen Effecten, einer Befreiung Gefangener, oder ein Erkaufen von wichtigen Nachrichten, denn die französischen Employés waren zu erkaufen. Der Depositar ermächtigt, in ihm dringend scheinenden Fällen ohne weitere Nachfrage nach eigenem Ermessen zu handeln und das Capital anzugreifen. Lag hier nicht die Rettung eines Patrioten vor? Der Major war nur in augenblicklicher Verlegenheit, aber vielleicht benutzten seine Feinde, oder Andere, die seinen Einfluß fürchteten, dieselbe, um ihn anzugreifen, unschädlich zu machen. Es war unbezweifelt, daß wenn der Major auf Blitz sich für eine Sache erklärte, mit dem ganzen Nachdruck seines Namens und Ansehens, ein Theil wenigstens der Provinz ihm folgen würde. Es galt also die Rettung eines Mannes, dessen Ansehen für den Staat, die gute Sache, die Patrioten, erhalten werden mußte. Mauritz deutete auf das immer lebhafter werdende Gerücht hin, daß eine Erhebung, ein Versuch, das Volk in den alten Provinzen für den König in die Waffen zu rufen, bevorstände. Für diesen Moment, wenn er eintrete, wenn der König rufe, müsse der Mann in Thätigkeit und in seinem Berufe erhalten bleiben, von dessen deutschem Wort und Willen so viel abhänge. Er glaubte somit sich vollkommen berechtigt, dem Major aus dieser Casse beizuspringen.

Der Major hatte aufmerkſam zugehört; ſeine Stirn legte ſich in Falten. Doch fuhr er nicht auf, als er nach einigem Schweigen den Kopf ſchüttelte: „Wußte ich doch nicht, welche wichtige Perſon ich die Ehre hatte in meinem Hauſe zu herbergen, den geheimen Treſorier einer geheimen Geſellſchaft — wohl mit einem Blanquet verſehen, um Mitglieder aufzunehmen! — Nichts für ungut, rief er herzlicher und reichte dem Candidaten die Hand. Ich liebe nicht das Walten unſichtbarer Mächte und Verbindungen, lieber Mauritz. Als ich noch in Romanen blätterte, da las es ſich recht hübſch graulich am warmen Ofen. In natura, ich meine in der deutſchen Wirklichkeit, haben ſie auch geſpukt. Leider! Und leider haben auch ſonſt treffliche Menſchen ſich verführen laſſen, dem Weſen ihre Hand zu bieten. Es iſt nie etwas Geſcheites 'rausgekommen, weder aus Freimaurerei, noch Illuminaten, Roſenkreuzern und wie ſie geheißen, vielmehr nur Verwirrung und dummes Zeug."

„Werfen Sie, Herr Major, dies nicht mit jenen zuſammen. Es iſt hier von nichts Myſtiſchem, keiner Geheimnißkrämerei, nicht von Symbolen und Glaubensartikeln die Rede; es ſind Männer, wie Sie, wie ich, die nur das Rechte und Gute wollen."

„Das glauben Alle zu wollen."

„Die Namen der erſten Männer —"

„Sind für mich keine Bürgſchaft. Auf das Schild wird Gott gemalt und ſeine Heiligen; wie der Teufel nachher hineinrutſcht und präſidirt, iſt ſeine Sache. Wiſſen Sie, was ſein beſtes Reitpferd iſt? Die Ideen derer,

die sich berufen glauben, die Welt besser zu machen, so oder so. Hat Einer sich erst auf eine Idee eingeritten, so sitzt der Verführer schon mit ihm im Steigbügel. Das ist der Hochmuth der Creatur, daß sie aus ihrer subjectiven Erkenntniß die Zukunft, Welt, Menschen, Verhältnisse regeln will, als wäre die Schöpfung nichts und sie der Schöpfer. Diese auch — ich sehe das schon voraus — construiren sich ein Thema, die Vaterlandsrettung, wie das Menschen am Tintenfaß und den grünen Tischen können — schnurgrade Principien, weg über alle Obstakel, über natürliche Grenzen, Berge und Flüsse. Was thut's? Das Papier ist geduldig, die Principien Götzen, die keinen Widerspruch vertragen. Viel Philosophie, ein wenig Mystik, aufflackernde Begeisterung, und nun drauf los. Da wird denn von diesen Herren Gelehrten und ihrem Zutrab weidlich auf uns Menschen von nüchternem Verstande geschimpft, die wir meinen, wenn man auch nach den Sternen seinen Weg sucht, bleibe man doch mit den Füßen auf der Erde, und die erste Regel ist, vorzusehn, daß man nicht über Stock und Block stolpert."

„Wenn Herr Major den Mann näher kennten, würden Sie vielleicht anders urtheilen. Mit einer Wunde im Herzen, die sein Glück und seine Hoffnungen getödtet, hat er, an Erfahrungen und Mitteln reich, unabhängig, mit allen Aussichten auf ein glänzendes Dasein, seines einem Gedanken geopfert. Für sich erstrebt er nichts mehr, sein ganzes Ich ist aufgegangen im Vaterlande."

„Teufe schlimmer! Die Fanatiker für einen Gedanken sind gerade die gefährlichsten. Zum Henker, wer gab

ihnen ein Recht aufzugeben, was Gott ihnen gab! Wer so leichtsinnig ist, seine eigenen Ansprüche und Rechte fortzuwerfen, ist in der Stimmung, mit derselben Großmuth auch über die Anderer zu schalten. Ich liebe diese Verschwender so wenig als die Speculanten. Jeder steht auf seinem Posten wie eine Schildwacht. Der ist vorgeschrieben, bis wohin sie ausschreiten, vigiliren, wen sie anrufen, wen anhalten soll. Das ist eine schlechte Schildwacht, die darüber hinausguckt und anruft. Der Königs Dienstvorschrift geht schon weit genug, vielleicht zu weit, wenn aber simple Bürger und Unterthanen sich vermessen wollen, eben so weit und noch weiter hinaus zu observiren, so... Gerade Ihrem Freunde, diesem klugen, feinen, abgeblaßten, halb Schulfuchs, halb Diplomaten, sah ich auf der Stelle den Ideenjäger an. Wenn diese Sippschaft an's Regiment käme, würden sie uns in's Fleisch schneiden, denn was ist zu theuer für eine Idee. Nehmen Sie sich vor ihm in Acht. Diese Kerle geben mit allem durch, was ihnen nicht in den Kram taugt."

„Er ließ zurück, was sein war."

„Wer weiß, aus welcher Königlichen Kasse er es ge — wir wollen zu seiner Ehre hoffen, daß er es salvirt hat."

„Er schätzt Ihren ritterlichen Charakter. Von solchen Charakteren erwartet er die Rettung Preußens."

„Was hilft ein Charakter, wenn der ganze Mensch an Arm und Bein gebunden ist. Schöne Redensarten von Aufruf, Aufstand, Bewaffnung des Volks! Ja, zur Zeit des großen Kurfürsten, zur ersten noch, bis das

Volk ihm geholfen den Schweden aus dem Lande ſchlagen, da konnten wir was thun. Mein Ahnherr hat's bewieſen. Was iſt denn jetzt ein Landedelmann! Soll er mit dem Kuhhorn, mit der Nachtwächterpfeife ſeine Bauern rufen? Würden ſie ihm folgen? Unſer Einfluß iſt aus; man hat uns die Sehnen zerſchnitten. Nun helft Euch ſelbſt."

„Und der Major von der Quarbitz wäre doch der erſte —"

„Der ein Narr wäre und ſatteln ließe! Vielleicht, es iſt auch viel Narrenblut in jedem Menſchen."

„Sie weiſen mein Anerbieten zurück?"

„Wir wollen's bis morgen beſchlafen. — Ich wollte lieber —"

Der Candidat ſah ihn fragend an.

„Lieber gehe ich den Colonel an. Wenn ich Ihr, ich meine ſein Geld nähme, müßte ich bis über die Ohren roth werden. Von dem — das wäre doch nur — es wäre doch etwas anderes. Gute Nacht, Herr Mauritz — was ſehen Sie mich ſo an?"

„Ich hätte Vieles auf dem Herzen. — Laſſen wir die Nacht vorüber gehen."

„Haben Sie mir — Sie meine ich, perſönlich, mir etwas zu ſagen, vielleicht etwas zu erbitten? Heraus damit. Ihnen zürne ich nicht; ich erzeigte Ihnen heut gern einen Gefallen. Sie ſind ein braver Menſch. Ich erkenne jeden Tag mehr Ihren Werth. Schade, daß Sie nicht — Ach was, die Zunge muß nicht mit dem Herzen durchgehen. Wir wollen's beſchlafen — auch das — Ihre Geſchichte da; vielleicht überlege ich es mir anders."

Fünftes Kapitel.

Ein verhängnißvoller Brief.

Das war etwa um Mitternacht geſchehen, und der Candidat trat aus der Stube des Majors. Was er ihm hätte ſagen können, und zaudernd verſchloß er es wieder, war nicht, was der Major erwarten konnte. Was aber hatte ihm der Major ſagen wollen? Konnte es das ſein, was er — auch nicht erwarten konnte, aber ſein Herz klopfte doch in der Erwartung? Was iſt denn nicht im Reich der Möglichkeiten, an was glaubt nicht das bange Herz, wenn es hofft, und um welche Stunde iſt man mehr aufgelegt, auch das Unglaubliche zu glauben, das Unſichtbare zu ſehen, als wenn nach einem ſchwer bewegten Tage unſere aufgeregten Nerven das Spielen und Wehen der Geiſterwelt um Bruſt und Schläfe zu fühlen wähnen. Der hallende Corridor war dunkel, die röthlich brennende Lampe im Erlöſchen — da rauſchte es längs der Wand und der Candidat blieb eingewurzelt an der Mauer. Das war, als die Dorfuhr Mitternacht ſchlug; wir haben von dieſer Nacht noch, was in früheren Stunden geſchehen, nachzuholen.

Der Colonel hatte ſich ſogleich nach jenem Vorfall in ſein Zimmer zurückgezogen. Die Erklärung, daß eine alte Wunde bei der Witterungsveränderung ihm Schmerzen verurſachte, welche ihn oft in einen Zuſtand des Nichtbewußtſeins verſetzten, entſchuldigte ihn beim Wirth und der Geſellſchaft. Man ließ ihm die ungeſtörte Ruhe, die ſein Diener in ſolchen Fällen für wünſchenswerth erklärt hatte. Still ging es im Zimmer her, aber ruhig nicht. Er, der angeblich Kranke, war die Unruhe, wenn er auf dem Sopha lag, das Geſicht mit den Händen bedeckend, wenn er plötzlich aufſprang, und mit verſchränkten Armen Minuten lang zum Fenſter hinausſtarrte, als verfolge er einen beſtimmten Gegenſtand, wo doch ein ſchärferes Auge als ſeines nichts im Dunkel erkannt hätte. Dann warf er ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb Briefe. Er überlas, zerriß und verbrannte ſie an der Kerze, um wieder neue anzufangen.

Das alles geſchah, während der Reitknecht und ein anderer Militair, welcher die Rolle eines Kammerdieners ſpielte, die Felleiſen ſorgfältig, aber in aller Stille, packten. Der Kammerdiener empfahl dem andern Vorſicht, daß er kein Geräuſch mache. Er konnte ſie ſich ſelbſt empfehlen, denn er gab mehr Acht auf die Bewegungen und Mienen ſeines Herrn, als auf ſeine Arbeit. Es war einer von den Dienſtboten, denen man anſieht, daß lange Dienſte ſie zu Vertrauten oder doch zu Mitwiſſern der Geheimniſſe ihrer Herrſchaften gemacht haben. „Diesmal war's Ernſt," flüſterte er dem andern in's Ohr. — „Reiſen wir?" fragte der Reitknecht. Der Kammerdiener

blieb einen Augenblick die Antwort ſchuldig, während er ſchlau nach dem Schreibtiſch aufſchaute: „Bis jetzt noch, aber ich ſtehe nicht dafür, daß Contreordre kommt.“

Wieder war ein Brief zerriſſen und die Papierſtreifen wanderten in die Flammen. Es war natürlich, daß der Colonel ſich verſchrieben hatte, denn jetzt dröhnte der Lärm der abziehenden Jagdgeſellſchaft durch das Haus. Wie ſie jauchzſten, jodelten, ſich anſchrieen! Er war aufgeſprungen und winkte den Kammerdiener heran. „Benutzen Sie den günſtigen Augenblick.“ Warum flüſterte er ihm ins Ohr die weitere Anweiſung: wie er das Gepäck unbemerkt in den Stall ſchaffen, die Pferde heimlich ſatteln laſſen, zu welcher Stunde er in der Nacht das Thor aufſchließen, auf welchem Wege er reiten, was er antworten ſolle, wenn man ihn frage; wenn er es mit lauter Stimme auf dem Gange draußen gerufen, wer hätte es jetzt im Schloſſe gehört! Und doch preßte er die Lippen und ſenkte die Augenlider. „Herr Colonel wollen — nicht mitreiten?“ fragte der Diener. — „Vielleicht — ich ſchlage auch wohl einen andern Weg ein — ich habe hier noch viel zu beſorgen.“ — „Wer ſoll ihn denn verfolgen!“ dachte der Kammerdiener, als er mit dem Knecht die Mantelſäcke hinaus trug.

Der Colonel war allein, er war ſchon lange allein; es war ſtill geworden, ſo ſtill, daß er den Holzwurm im Bücherſchranke hörte. Es war auch dunkel, die Kohlen im Ofen verglimmt, die Kerzen verdüſtert durch die verglommenen, überhangenden Dochte. Er ſchauerte zuſammen, es mußte Licht werden, er putzte die Kerzen. Es

war ihm noch nicht hell genug; er nahm noch einen Armleuchter vom Brett und zündete ihn an. Da blitzte etwas weißes am Boden in der Nähe der Thür — ein Billet. War es durch die Ritze geworfen, von der Decke gefallen, hatte es eine Geisterhand hingeworfen? — Gleich viel — der Inhalt wirkte, als hätte die Geisterhand ihm einen Schlag aufs Herz gethan. Nur daß ein Südfranzos wärmeres Blut hat als jene nordischen Herren und Kämpfer, denen das Herz schon auf dem Pferde zusammenbricht, wenn die Elfenhand auf nächtlichem Ritt nur einen Schlag darauf thut. D'Espignac überlas noch ein Mal die feinen Züge des Billets, wohlriechend und doch die Schriftzüge von Thränen verwischt: „„Mein Gatte vor Gott und seinen ewigen Sternen, die unsere Gelübde hörten und unsern Bund besiegelten."" — Er versuchte sich in eine reflectirende Stimmung zu versetzen, die Arzenei, um den Alpdruck des Gefühls, die Bisse des Gewissens niederzudrücken: „Könnten diese deutschen Frauen nicht die glücklichsten Wesen der Schöpfung sein! Sie geben so viel und fordern so wenig. Zufrieden mit der geringsten Dosis Realität, schweben sie in Seligkeit, wenn man es nur versteht, das Wolkenbild, ihr Ideal, mit sanftem Hauche leis anzuschwellen, mit sanften Farben es immer gefärbt zu erhalten, daß es vor ihren Augen zwar unerreichbar, aber doch schön, hin schwebt, — es mag dann schweben bis es verschwebt. Die echten denken ja nicht an ihr Recht, es aus den Wolken zu reißen, es an die Brust zu drücken, oder muthwillig in der Hand zu zerdrücken. Sie wissen ja nichts von der Seligkeit der Ca-

Die Augen des Siebzigers strahlten Jugendfeuer aus.

Auf dem Gotthard mit ihm, bei Marengo, am Nil, bei St. Acre, und . . .

Was ich weiter sagen wollte, las er in meinen Blicken.

Und drauf bin ich stolz! erwiederte der Veteran, den Mantel aufknöpfend, seine verschossene Montur zu zeigen. Ehemals freilich schmerzte es mich oft, es kostete manche schlaflose Nacht, manchesmal rannte ich in Sturm und Wetter dem Glück zu fluchen. Ich war guter Eltern Kind und wie das ganze Frankreich setzte ich auch mein Alles dran, um Alles zu gewinnen. Er kannte mich wohl, er hatte aus meiner Flasche getrunken, mir oft zugelacht, und doch, schwächliche Cameraden kamen zu hohen Ehren, sie hatten nicht mehr gethan, nicht reinere Liebe für ihn, als ich, aber — das Glück läßt sich nicht zwingen, und heute freue ich mich, daß ich nie mehr geworden, als Soldat, denn nun kann ich um so freier meine Stimme erheben, wenn es gilt, den größten Mann zu preisen, der je Frankreichs Söhne zum Siege führte. Es wirft mir Niemand vor, er hätte mich dafür bezahlt.

price, der Tyrannei, des flüchtigen Eigenthums. Sie — Sie giebt mich ja Preis dem Kriege. Sie ſchwärmt für die Entſagung und Aufopferung. In edler Märtyrerluſt leidet ſie, daß ich meiner Ehre, meiner Pflicht genüge; ſelbſt läßt ſie ſich mit dem Schatten genügen meiner ewigen Liebe, Treue, Sehnſucht, die durch den Pulverdampf über Länder, Berge und Flüſſe unverändert, ungeſchwächt zu ihr dringt! — Warum denn nicht dies Glück ihr belaſſen! Kann man denn nicht den Schein von der Realität ablöſen? Kann ich denn nicht für ſie ihr Gatte vor Gott bleiben; die Millionen Sterne, ihre Zeugen ſind ſtumm, ſie plaudern nicht was ſie ſehen und hören. Wo iſt ein Zauberer, ein deutſcher Nekromant, ich will ihn mit Gold bezahlen, der dies Experiment noch einmal im neunzehnten Jahrhundert ausführt! Wir ſind ja weiter in der Chemie als in jenen rohen Jahrhunderten, wir löſen, trennen haarſcharf die Materie, warum denn nicht die Materie und den Geiſt — für Viſionaire! Sie behält mein Bild — im Herzen, und ich bin frei in der Wirklichkeit."

Aber er mußte ſich doch nicht ganz frei fühlen. Warum zweifelte er an der Kunſt, die ihn ſein Leben hindurch begleitet? Warum erſchrak er jetzt vor der Nachricht, die ihm ſonſt nur Luſt gewähren konnte. Sie glaubte ihn ernſtlich erkrankt, ſie ſprach im Billet ihre Angſt aus, daß er in der Nacht noch kränker werden könne, ſie müſſe ihn ſehn, ſie bat — er möge die Thür nicht verſchließen; ſie wolle ihn pflegen, ſie müſſe ſeinen Athem fühlen, ſeine Wünſche hören. Und doch wußte ſie

ſchon, daß er abreiſen werde, daß er morgen das Schloß verlaſſen müſſe, zur Armee, in den Krieg, wo die ehernen Würfel fallen, wie eine Macht ſie ſchleudert, eine kalte, unerbittliche, die nicht auf die bangen Herzſchläge der Liebe hört. Heut am Morgen hatte er ihr die Nachricht gebracht; es war der Inhalt des Briefes geweſen, den er in ſeiner Seligkeit geſtern fortgeſchleudert. Er rief ihn zu ſeiner Pflicht, zur Ehre, vielleicht in den Tod, und Caroline war ihm in die Arme geſunken, und hatte gerufen: Geh Geliebter, Du bleibſt ja doch bei mir — ewig, ewig!

Darauf hatte die Luft im Schloß ihn wie Blei gedrückt, er war auf ſeinen beſten Renner geſprungen, ſich Ruhe zu erreiten.

Das Pferd hatte er zu Schanden geritten, die Ruhe nicht gefunden. Das war ihm nie begegnet, und er hatte reiche Erfahrungen. Hatte ihn der Zauber, der im deutſchen Lande waltet, verſtrickt? Um ſich Kraft zu ſchaffen, griff er wieder nach dem Briefe. Den Brief ſelbſt hatte er Carolinen nicht zu leſen gegeben. Sein Inhalt lautete:

„„Freund Raoul! Victoria! Der Himmel hat ſich aufgeklärt. Nicht weil Victor ausgewechſelt iſt. Auch er kann uns nicht mehr ſchaden. Die Sonne brach auf einer anderen Stelle unerwartet durch. Der Kaiſer ward über Davouſt Cunctatorrolle ungeduldig. Davouſt, verdrießlich, eigenſinnig, pedantiſch, war in der Laune zu widerſprechen, Napoleon war in der Laune, ſich nicht widerſprechen zu laſſen. Es kam zum Bruch, Davouſt ward ungnädig in

ſein Hauptquartier geſchickt; oſtenſibler Anlaß, irgend ein Geſchenk, das er ſich in einer polniſchen Provinz offeriren laſſen. Der Kaiſer wußte längſt darum und hatte gelacht, jetzt donnerte er und nannte es eine Erpreſſung. Daß Murat und unſere Freunde die Gunſt des Umſtandes genützt, brauche ich es Dir zu ſchreiben? Wir haben ſchnell eine lange Sündenrechnung des Herzogs von Eckmühl aufgeſetzt, faſt zu lang, als daß der Kaiſer Zeit und Luſt hätte ſie durchzuleſen. Iſt auch nicht nöthig. Vornan aber die Namen der verdienten, talentvollen Officiere, die er aus Mißgunſt und kleinlichem Neid von der Sonne entfernt, in deren Strahl ſie nur athmen können. In die Arrieregarde, an Küſtenwachen, wo engliſche Schmuggler landen könnten, in entfernte Winkel Polens, um ungewaſchene Bären zu exerciren, hat er Männer geſtellt, die, vornan, unter des Kaiſers Fittichen zu Feldherrn ſich bilden könnten, wohlgeeignet, des Herzogs Heldenruhm zu verdunkeln. Vergieb uns, Deinen Namen nannten wir nicht oben an; er ſteht erſt als der fünfte. Napoleon wittert überall Coterien und Cabale. Alſo ward umſchichtig ein Officier genannt, der notoriſch nicht zu unſeren Freunden gehört, mit einem unſerer Intimen. Schadet nichts, wenn ein Bock mit den Lämmern durchſchlüpft. — Nummer 4 kam ***, mit dem Bemerken: „verdient und nicht belohnt für ſeine glänzende Reiter-Attaque vor Ulm“, dann 5, Du mit der Beiſchrift: „auch verdient durch den Colonnen-Aufmarſch ſeiner Reiter vor Piacenza!“ — Da hätteſt Du des Imperators Augen ſollen funkeln ſehn. Er warf das Papier auf den Tiſch: „Das

iſt eine Verwechſelung! Das iſt mehr als Verwechſelung! Das iſt Intrigue! Der Colonel d'Espignac vielleicht kein Freund der Herren? Er hat die Reiter-Attaque bei Ulm ausgeführt, er allein, *** blieb hinter dem Berge, er kam zu ſpät, er hatte gut nachſetzen, wo die Bataillone ſchon geworfen waren. Was vor meinen Augen geſchehen, bitte ich mir wenigſtens nicht anders darzuſtellen, als es iſt. Mich betrügt man nicht! Verſtanden?" — Es koſtete einige Mühe, magſt Du denken, Contenance zu behalten. Einer ſah den Anderen officiell an. O ja, wir erinnerten uns Deiner — Duhamel ſtreute ein ſehr kühles Lob ein. Das wärmte und erhitzte erſt recht das corſiſche Blut. Der kleine Corporal wetterte umher, ſtatt den Briefhalter ergriff er die Streuſandbüchſe und warf ſie auf den Tiſch. Uns fiel der Sand nicht in die Augen: *** wäre wohl unſer Intimus, wir ſollten uns in Acht nehmen, Leute ohne Verdienſt mit dem anderer bekleiden zu wollen. Er wolle nur Wahrheit. Wo Du ſteckteſt? Wir nannten es eine ſonſt ehrenwerthe Miſſion, denn was könne ehrenvoller ſein, als eine Sauvegarde hinter den Rockſchößen der Majeſtät zu bilden. Da kniſterte es wie Peletonfeuer: Schöne ehrenvolle Miſſion, in abgelegenen Provinzen den Gensdarmen ſpielen, Mehlſäcke und Hornvieh einzählen, auf Fouchés Ordres in den Spelunken und Dornhecken nach Verſchwörern umſpüren müſſen, die nicht da wären! Er brauche keine Sauvegarde hinter ſich, nicht in dieſem Lande. Seine Hacken wären genug, um ſie in Angſt und Schrecken zu ſetzen. Lieber Raoul, der Heros war in dem Augenblicke nicht,

was er geworden und immer ſein möchte, ſondern die Natur, die Du und ich kennſt. Wir wurden gerüttelt und in Ungnaden abgewieſen, Du aber — wirſt gerufen.

„„Während dieſe Deine Berufung den gewöhnlichen Weg durch die Bureaus geht, fliegt mein Expreſſer Dich zu avertiren. Benutze den Augenblick; der Bruch kann wieder geheilt werden, und die Wolken können wieder die Sonne verdunkeln, die dem Kaiſer nicht heller vor Auſterlitz ſtrahlte, als dir jetzt. — Wir gehen großen Entſcheidungen entgegen. Zwinge dich und höre ein bischen Politik; ſie hat für dich einen praktiſchen Zipfel. Der Staat Preußen iſt rettungslos verloren, der Mann in der Uniform, ohne Truppen, ohne Freunde, ohne Rathgeber, und man ſagt, ſonderbarer Weiſe, auch ohne Furcht und Angſt — aus Fatalismus, Stumpfſinn oder Religioſität uns gleich viel, — will mit Zopf und Gamaſchen in die Gruft fahren. Die ſogenannten Vaterlandsfreunde, Phantaſten, Philoſophen und intriguirende Charactere in Königsberg, mühen ſich umſonſt ab, ihn zu einem Entſchluß zu bringen, bei deſſen Execution vielleicht ein Paar Nähte der Uniform platzen. Die Königin, in die ein Funke diaboliſchen Feuers gefahren, bemüht ſich, an der Spitze der Illuminaten ein Licht anzuzünden; umſonſt. Seit der Freiherr Stein entlaſſen iſt, geben auch die fanatiſchen Patrioten die Hoffnung auf, den Staat aus ſeinem Staarkrampf und ſeiner Agonie aufzurütteln; die Häupter der alten Adelspartei und der Gutsbeſitzer predigen gradezu, mit wenigen Ausnahmen, Unterwerfung unter den Unwiderſtehlichen, Frieden um jeden Preis,

um unter Napoleons Schutz die Privilegien zu retten, die ihr einzeborner König ihnen nicht retten konnte oder wollte. Dazu — kein Troſt aus Rußland. Wenn auch Kaiſer Alexander noch immer den galanten großmüthigen Freund und Nachbar ſpielen möchte, laſſen es ſeine Generale nicht zu; Bennigſen intriguirt gegen Preußen, und unmöglich iſt ein Bündniß zwiſchen Frankreich und Rußland nicht mehr. Kurz, Preußen iſt rettungslos unterwühlt, und ſo bald ſein letzter Bundesgenoſſe, der Noth, feſter wird, daß wir darüber können, erhält es den Gnadenſtoß. Unſre haben nur einen Wunſch, daß es ſo lange ſich erhalten möge, um mit ſeinen letzten Kräften noch eine Schlacht zu beſtehen. Fällt es unter unſerm Halali, ſo zerſtückelt unſer Corporal die blutende Leiche, daß jeder aus ſeiner Meute einen guten Schinken bekommt. Er wird äußerſt großmüthig ſein, weil er äußerſt erbittert iſt. Das Reich der Ideologen ſoll aufhören, die Provinzen werden als Herzogthümer, Fürſtenthümer, Grafſchaften oder kleine Königreiche in die Taſchen ſeiner Marſchälle, Generale und Miniens regnen. Frage dich ſelbſt, wen der Corporal lieber begünſtigt, die alten Generale von europäiſchem Ruhme, die ihn noch ſahen die Kanone putzen, und innerlich grunzen, weil ſie ſich für einen ſo groß halten, oder die jungen Gelenke von ſeiner Wache? Raſul, angeſichts dieſes, packe ein, warte nicht die Ernte ab, mit unterlegten Pferden ſtürze her. Wenn etwa ein Studium, eine Jagd, eine Liebſchaft dich feſſelt, reiß dich los, fort mit deinen fatalen Liebhabereien, laß auch deine Weisheit zu Hauſe, daß ſie nicht zur

Unzeit, nämlich vor dem Imperator herausplatzt. Darin wird er ganz legitim, er liebt nur die Beschränkten. Denn, bedenke es, eine Rolle ist dir vielleicht zugetheilt auf dem Welttheater, die du dir nicht hast träumen lassen, eine tragische Heldenrolle, Schluß eine Krönung! Wenn eine Herzogskrone auf deiner Stirn glänzte, du Liebling der Apelle, vielleicht findet sich auch eine junge Herzogin aus napoleonischem Blute. Hat er gleich seine Schwestern vergeben, sind doch auch Cousinen da, und du — sieh dich in den Spiegel. Komm, sieh und siege.""

Er hatte schon gesiegt, als er vor dem Spiegel stand. Wie elastisch schnellte seine ritterliche Heldengestalt vor ihm im Glase. We in der ganzen Armee —! Brauchte er den Vergleich selbst mit Murat zu scheuen? Das Blut pulste jugendlich von der Zeh bis zum Wirbel — als die Fingerspitzen den Degen berührten, schien er aus der Scheide springen zu wollen. Unwillkürlich fuhren beide Hände nach den Schläfen. Sah er im Spiegel auch schon einen goldenen Schein darum? „Leben, was bist du kurz, und Ruhm, was bist du lang!" Wenn die Hände, die sich wund geschlagen im stürmischen Applaus für den größten Schauspieler, längst Moder und Erde geworden, lebt des Helden Name, auch sein Bild, und wäre es nur ein blasser Schatten. Gelebt zu haben auch nur wie Sesostris, Cäsar, Hugal, ein Leben ists doch für die einzige Ewigkeit unterm Monde. Und wem sie winkt — der soll sie hingeben für die Spanne Zeit eines Nachtigallen- umsungenen Philemon und Baucis-Lebens, für die Süßigkeit eines Anfangs, auf den eine lange graue Monotonie, ein

jähes, ſchmackloſes Ende folgt! Der Flieder duftet um die Hütte, um, wie ſchnell! zu welken und wieder zu blühen nach dem langen Winter, ſo wie voriges Jahr und immer wieder. Und knicken eine Blume, wenn ſie auch ſchöner duftete als in Perſiens Roſengärten, was iſt's? Ihre Beſtimmung, die Erfüllung ihres Daſeins, ihr Glück! Daß wir ſie brechen, an die Bruſt der Geliebten ſtecken, der Thau des Augenblicks, die Thräne der Seligkeit und Wonne, die daran perlt, nicht daß ſie verblüht, Samen trägt, den die rauhe Hand des Gärtners abſtreift und in Käſten verſchließt. — Ich bin frei, ich bin geſundet!" rief er laut in die Stille des Zimmers.

Von ſeiner lebhaften Bewegung gerieth der loſe hängende Spiegel in Bewegung. Das Bild des gelben Fräuleins an der Wand ſchien darin ihm zuzunicken. Schritt ſie ſelbſt leiſe heran? Er fühlte ein Wehen hinter ſich. Raſch hatte er ſich umgewandt, und ſie ſtand vor ihm — nein ſie wollte ihm zu Füßen ſinken und fiel an ſeine Bruſt.

„Du biſt frei, Du biſt geſundet!" mehr konnte die Ohnmächtige nicht ſprechen.

Sollte er Carolinen ſanft auf das Ruhebett ſinken laſſen, und, die Gunſt des Augenblicks nutzend, entfliehen? Er war ja ſchon frei geweſen, es war ſchon vorhin ſein Entſchluß; der Abſchiedsbrief an ſie, an den Vater war geſchrieben, alle Präparationen waren getroffen. Er hatte ſie ſchon verlaſſen, ohne ſie wiedergeſehen zu haben, als das Billet ihm in die Hände fiel. Nur einen Kuß auf die blaſſen Lippen, ſüßklingende Worte: Auf Wiederſehen!

ihr ins Ohr gehaucht, und dann mit leisem Tritt zur Thür hinaus. Vielleicht schwebte dann wieder ein Lächeln um die Lippen der Bewußtlosen, er hatte einen lieblichen Traum erweckt — das letzte Andenken für die Verlassene. Raoul d'Espignac hatte den Werth der Illusionen schätzen gelernt.

Er mußte zu lebhaft, zu lange seine warmen auf ihre kalten Lippen gedrückt haben. Sie schlug ihre glänzenden Augen auf und sah ihn durchdringend, aber zärtlich an:

„Raoul, ja Du bist frei. Liebe bin, Du gehörst dem Schlachtengott — so sah ich Dich heut Morgen, als endlich der Schlaf meine müden Lider schloß. O wie herrlich Du warst! Du stürztest, bluteteſt; ich schrie: helft! laßt mich zu ihm! Sie hoben Dich aus dem Getümmel, und dann — aus der Wolke Pulverdampf wie Du Dich von neuem erhobst, selbst ein Gott. Hinbrausteſt Du — ich lag knieend auf einem dunklen Punkt der Erde und betete für Dich. Da fiel Dein schönes Auge, das den Feind niederschmetterte, auf mich, es strahlte Dankbarkeit und Liebe; Du nicktest mir zu, Du reichtest mir den Arm. Ich weiß nicht, wie mir geschah, ich rollte hin an Deiner Seite, und alle neigten sich vor uns, und Friede war's und alles gut —"

„Prophetin! lispelte er. Schließe wieder die Augen."

„Dann willst Du verschwinden. Das sind Deine heimlichen Gedanken, Böser! Warum mich täuschen, ich bin ja Dein ander Ich. O gehe fort, Du sollst, Du mußt fort, aber nicht heimlich von mir. Ich begleite

Dich ja, Du weißt es, auf allen Stegen und Wegen bin ich nun bei Dir. Beim Kaiser auch. Auch wenn Du sein Marschall, wenn er Dich zum Fürsten erhebt, eine Prinzessin zur Gattin Dir giebt, ich bin ja doch Dein treues Weib; Du mußt es aber Niemand sagen, denn ich, sei gewiß, ich werde Dich nie verrathen."

Es fröstelte ihn. Sie schlang ihren Arm um seinen Hals:

„Du mußt Dich nicht fürchten, Raoul. Ich dachte es wohl, als das Bild der bösen alten Frau stürzte. Sie scheucht Niemand mehr fort. Ihr Wächteramt für unser Haus ist nun aus. Nun ziehen bessere Geister ein."

„Bessere Geister!" athmete er.

„Nun fort, fort, mein Gemahl! Aufs Pferd, aufs Pferd! Ins Feld, in die Freiheit gezogen!" aber sie ließ die Arme nicht los.

„O Raoul, ein klein Bischen nur mußt Du mich lieb behalten; Deine große reiche Liebe gehört der Welt, seufzte sie unter seinen Küssen, die verlange ich ja nicht. — Nur das Bild von Dir gönne mir. Kein Maler malt es, wie es in mir lebt. Das drück ich an mein Herz, wenn Du fort — o es wird Dir keinen Schmerz verursachen und mir — mir — Was weiß ich's, was sagen's Worte, was Du mir wardst — ich ging verloren, um in Dir aufzugehen —"

Beim ersten Hahnenschrei war Raoul noch im Bann des Schlosses.

Nun floß sein beredter Mund über zum Lobe der Feldherrntalente des Kaisers, seiner Liebe und Vorsorge für die Soldaten, des Glückes, das Frankreich unter ihm genossen; Verwünschungen folgten auf die Undankbarkeit, auf das höfische Gesindel, auf die Beamten, denen es nur um einen Herrn zu thun war, vor dem sie kriechen könnten. Ich hörte Hamlet vor der Mutter, die beiden Bildnisse von dem Sonst und Jetzt in der Hand, die fürchterlichen Strafworte ausstoßen: Frankreich war die Mutter:

„Look here upon this picture, and on this;
The counterfeit presentment of two brothers
See, what a grace was seated on this brow.
Hyperion's curls, the front of Jove himself;
An eye like Mars, to threaten and command;
A station like the herold Mercury,
New-lighted on a heaven-kissing hill:
A combination and a form, indeed,
Where every god did seem to set his seal,
To give the world assurance of a man:
This WAS your husband —
Look you now, what follows:
Here IS your husband; like a mildew'd ear,

Sechstes Kapitel.

Die Kataſtrophe.

Der Candidat hatte das gelbe Fräulein geſehen. Ihre Erſcheinung bedeutete nie etwas Gutes. Wer ſie geſehen, verſchwieg es gern, wenn ſich, was unſre Nerven in Aufruhr bringt, verſchweigen läßt. Einige ſtrengten ſich auch an, es vor ſich ſelbſt abzuleugnen und für eine Sinnentäuſchung zu erklären, weil ihre Philoſophie ihnen den Glauben daran verbot.

Die Philoſophie des Candidaten verbot dies nicht; er glaubte, wenn auch nicht an Geſpenſter, die aus den Grüften aufſteigen, um uns zu ſchrecken und mahnen, doch an Fluida, Stimmen, welche eine Verbindung zwiſchen den Weſen aus der unſichtbaren Welt mit denen der ſichtbaren unterhalten. Er glaubte, daß unſre Gedanken, unſre Wünſche, die unreinen wie die geläuterten, von Einfluß ſeien auf dieſe Geiſterwelt, ein magnetiſcher Hauch, der Anziehungskraft übt auf jene körperloſen Weſen.

Als er aus des Majors Zimmer trat, gaukelte ein liebliches Bild, ein verführeriſcher Wunſch um ſeine erhitzte Stirn. Die Güte des Majors, ſein Händedruck,

der warme Ton ſeiner Sprache, das verſchluckte Wort, hatten den Wunſch plötzlich in nie dageweſener Lebendigkeit hervorgerufen. Mit einem Male war der gute Vorſatz, ſeine Neigung zu bekämpfen, bis er ein Recht erworben, damit vorzutreten, bis das heiligſte Ziel ſeiner Wünſche, das Vaterland, gerettet ſei, fortgeworfen. Ergreife den Augenblick, er kommt nicht wieder! rief verführeriſch eine Stimme, und er wollte umkehren, Amaliens Vater alles geſtehen, was ſein Herz bewegte.

Da rauſchte es im dunkeln Gange, das gelbe Fräulein ſchwebte drüben an der Mauer vorüber. Einige Augenblicke ſtand er wie feſtgewurzelt. Er wandte den Kopf; ſie war verſchwunden. Als er bang athmend ſein Zimmer erreicht, warf er ſich zum Gebete auf die Knie. Es war das ſeltſamſte Gebet; es hatte keinen Zuſammenhang, Anfang und Ende widerſprachen ſich.

Der Schauer der Geiſterwelt hatte ihn geſtraft für den Bruch ſeines Gelöbniſſes. Während er aber die Hände rang zum Bekenntniß ſeiner Reue darüber, irrlichtelirten ihm die Gedanken: ob der Ewige eine Verirrung ſo ſtrafe? Ob denn die Gedankenſünde ſo groß geweſen, daß der Allmächtige eine ſo unmittelbare Warnung und Rüge ausſenden könne? Ob dieſe Furcht nicht wieder Sünde ſei, die Geburt des aufgeregten Blutes? Ob dies Blut nicht ſeine Sinne getäuſcht, daß er etwas geſehen, was nicht war? — Das Gebet ging in eine Kritik über. Jetzt glaubte er ſich ſagen zu können, daß er ſich getäuſcht habe; dann entſann er ſich wieder ſo deutlich der einzelnen Merkmale. Ein Angſtſchweiß träu-

felte ihm von der Stirn, und der Schluß des Gebetes war: der ewige Geiſt des Lichtes möge die Verirrung ſeines Geiſtes in die Schachten der Finſterniß und des Aberglaubens verzeihen, das pochende Bekenntniß, daß der Schöpfer aller Gaben uns Verſtand und Vernunft nicht umſonſt gegeben, ſondern damit wir ſie auch in den Dingen anſtrengen, wo wir ſo gern geneigt ſind Winken und Eingebungen zu folgen, weil es ſo viel bequemer iſt, als das Forſchen, Prüfen, Urtheilen.

Wenn der Candidat darin beruhigt aufſtand, ſo war er doch ſonſt nichts weniger als ruhig; denn die Kritik, welche er angerufen, hatte ihm ein anderes Reſultat geliefert, was auf ſeine Seele drückte. Eine Geiſtererſcheinung war es nicht, was er geſehen, aber ebenſowenig eine Sinnentäuſchung. Er hatte das vom Schleier umhüllte Geſicht der Erſcheinung nicht beobachtet, aber ihren ſtolzen Gang; es ſetzte nur eine im Schloß ſo die Zehenſpitzen, es wiegte ſich nur eine ſo in den Hüften. Als er am Zimmer des älteſten Fräuleins vorüber gewankt, hatte ein leiſes Knarren ſein Ohr getroffen; damals hatte er darauf nicht Acht, jetzt entſann er ſich, daß ein matter Lichtſchein aus der nur angelehnten Thür gedrungen war. Der matte Lichtſchein führte ſeine Sinne zu dem hellen Schein zurück, der aus der Stube der Einquartierung vorquoll. Als er ſich an der Ecke des Corridors nach der Erſcheinung umgeblickt, die verſchwunden war, hatte er dieſen nicht mehr geſehen, die Thür mußte inzwiſchen geſchloſſen ſein.

Das waren nicht mehr Vermuthungen, es waren be-

ſtimmte Inzichten, die Schlüſſe auf Schlüſſe erlaubten, forderten, und er ſtand vor einer Gewißheit.

Wenn ein Geſpenſt uns die Sinne benahm, und wir kommen zu uns und entdecken, daß bewaffnete Diebe hinter der Tapete rauſchen, wechſeln nur die Schauer. Was thun? — Schweigen, handeln! zu ſchweigen war gewiß das Klügſte. Er hatte auch Rechtfertigungsgründe dafür. Welche Pflicht, welchen Auftrag, welchen Beruf hatte er zu handeln? Jeder Schritt konnte das Uebel vergrößern, den Schaden unheilbar machen. Konnte er's über's Gewiſſen bringen, den Frieden der Familie als Angeber zu ſtören! Ja, wenn er jetzt zum Major zurückging mit der traurigen Botſchaft, das Aufbrauſen des tiefgekränkten Vaters würde er, und wenn der erſte Zorn ſich gegen ihn entlud, zu ertragen gewußt haben, aber auch den Verdacht, der auf ſeine Abſicht zurückfiel? Er verrieth die eine Tochter, um die andre für ſich zu gewinnen. Hätte die Welt anders geurtheilt?

Aber auf der andern Seite — war er nicht jetzt ſchon als Theil der Familie betrachtet? Hatte nicht der Vater, nicht jedes Mitglied ihn mit Aufträgen geehrt, die das vollſte Vertrauen vorausſetzten? Hin war jene Zeit, wo der ſtolze Edelmann ihn nur als Inſtrument brauchte. Wie tief hatte er ihn in ſeine Verhältniſſe blicken laſſen, wie oft ſeinen Rath gehört! Wenn er auch hochmüthig lächelte, ihn anfuhr, das war eben nur ſeine Manier, Mauritz wußte, daß darunter ein wohlwollendes Herz für ihn ſchlug. Daß, wenn der taube Faßbinder ſtürbe oder ernannt würde, ihm die Pfarre zugetheilt

werden ſolle, war wie eine Sache beſprochen, die ſich von ſelbſt verſteht. Wie hatten alle ihre Freude ausgedrückt, daß ſie dann zuſammenblieben. Die gnädige Frau hatte geſagt: „Dann können wir auch wieder ins Pfarrhaus zum Beſuch gehn,“ und der Major ſchmunzelnd hinzugeſetzt: „Und Mutter wird auch nicht die magerſten Martinsgänſe ausſuchen, wenn wir den Decem ſchicken.“ — „Ja, das kommt auf die Frau Pfarrerin an, hatte die gute Frau von Ilitz erwidert. Die ſind manchmal ganz beſondrer Art, und die fetteſten Gänſe ſind ihnen nicht fett genug. Na mit der künftigen Frau Pfarrerin hoffe ich, daß wir auskommen werden.“ — War da nicht ein beſonderer Blick auf Malchen gefallen? Genau hatte er nicht geſehen, aber Malchen war erröthet.

So innig verwachſen mit ihnen in allen Beziehungen, die das Leben bilden und adeln, und er ſollte in einer Angelegenheit, von der Wohl und Weh, der künftige Friede der Familie abhing, den ſtummen Mitwiſſer von etwas abgeben, das dieſen Frieden vernichtete! War das nicht Verrath? Wenn es herauskam, mit welchen Augen ſollte er den Vater, die Mutter wieder anſehn? Er hätte ſich noch einen Vorwurf machen können. Erfuhr er denn jetzt erſt das Myſterium? Hatte er nicht ſchon ſeit länger es geahnt, war nicht in der vergangenen Nacht ein Blitzſtrahl vor ihm niedergeſchoſſen? Aber gerade in dieſem Umſtande fand er Rechtfertigung für ſich. Damals war es ſeine Pflicht zu beobachten, er durfte nicht eher ſprechen, ehe er nicht wußte. Seit geſtern Nacht war er vor den andern Dingen, die ihn in Anſpruch nahmen,

nicht zu Athem gekommen. Hatte er nicht eine zweite Tochter des Hauſes gerettet? Das war im ehrenvollen Auftrage aller Familienglieder geſchehen, von Allen war es dankbar anerkannt worden. Sollte er dieſes Feſt ſtören, in dieſe Freude als Rabe hinein ſchreien: „Aber freut Euch nicht zu ſehr, dafür iſt Euch eine andre Tochter verloren gegangen!“ Unmöglich. Ja, wenn ihn noch Einer gefragt hätte? Sollte er den beſchäftigten Vater, die Mutter in den Winkel ziehen, dem von der Wechſelſchuld, den Contributionsſorgen gedrückten Major grad an dieſem Tage, unter dem Lärm ausgelaſſener Gäſte, einen Stachel ins Herz drücken? Der einzige Mann, den er hätte aufſuchen, dem er die moraliſche Piſtole auf die Bruſt halten können, war den Tag über verſchwunden, Caroline war krank.

Es war alles Handeln unmöglich geweſen. So ſprach ſein innerer Advocat, und ſetzte hinzu, wo es Pflicht geweſen vorher alles aufzubieten um zu verhindern, werde ein Einſchreiten nachher zur Thorheit, zum Vergehen. Und noch ein anderer Gedanke ſchmeichelte ſich als Vermittler um ſeine Stirn: Der Major ſtand in letzter Zeit mit dem Colonel auf dem beſten Fuße. War es nicht denkbar, daß er, um der Perſönlichkeit des Mannes willen, ſein Vorurtheil gegen ſeine Nation und ſeinen Rock aufgegeben, daß er heimlicher Mitwiſſer des Myſteriums war, daß dieſes einen andern, geheiligtern Character trug, als der Schein war? Dem widerſprach auch die Heimlichkeit nicht. Der Major von der Quarbitz durfte, konnte das nicht öffentlich gut heißen, wozu das Vaterherz ja

ſagte. Sollte, durfte der Candidat den Schleier zerreißen, der einen geheimen Ehebund verhüllte, und wie konnte er es je gut machen, wenn er den väterlichen Freund der Welt und ſich ſelbſt bloß ſtellte?

Es mußten Advocatengründe geweſen ſein, ſie ließen ihn nicht ſchlafen, und im Halbſchlaf quälte er ſich ſie zu widerlegen oder zu verſtärken. Er war der angeklagte Colonel, er betheuerte ſeine Unſchuld, man wollte ihm nicht glauben. Man wollte ihn aus dem Hauſe reißen, ſtoßen; er wollte nicht fort, weil er nicht konnte, ſeine Sohlen klebten feſt am Boden. Er riß ſeine Bruſt auf, und rief ihnen zu, ſie ſollten darauf zielen. Wer denn? — gewiß die wilde Jagd, die im Hauſe war. Oder nein, ſie zog aus, mit Fackeln und Hunden, mit Jodeln und Geſchrei. Aber ihr Lärmen über ſeinem Kopfe zerriß auch den leichten Traumſchleier. Es waren Katzen oder Marder die ſich auf dem Boden jagten. Da krähte der erſte Hahn, und er ſprang aus dem Bette, um ſich zurecht zu finden. Der Hahn krähte noch immer und er fand, daß er ſich in der Zerſtreuung und Aufregung nur halb entkleidet niedergelegt hatte.

Es war nicht ſtill im Hauſe, aber es war wie ein Geräuſch, was ſich hütete laut zu werden. Im Corridor der Widerhall von Tritten, die nicht gehört ſein wollten, im Hofe ein Geflüſter. Eine Angſt trieb ihn zu hören, zu ſehen. Er warf ſich das erſte Kleidungsſtück um, was ihm in die Hände fiel. Er ſtülpte einen Hut auf, den erſten, den er vom Brette griff. Es konnte Gefahr, es konnten Diebe ſein, er riß deshalb einen der alten Degen,

die an der Wand hingen, herab. Die Bodentreppe war er hinunter, ohne daß er etwas wahrgenommen. Das Geflüſter kam deutlich aus den Ställen. Er ſchlich über den Corridor, um von der Hintertreppe an dem raſirten Thurme in den Hof hinabzuſteigen. Dort war das Thor; einſt vielleicht die Pforte zu Ausfällen, jetzt weiter gemacht, das eigentliche Thor für Thiere und Gefährte. Vom Fenſter aus ſchien es ihm geöffnet.

Mit angehaltenem Athem ſchlich der Nachtwandler den langen Weg. Mit dem Morgengrauen hatte der Wind wieder angefangen; durch den Corridor fegend ſchlug er die ſchlecht ſchließenden Thüren gegen ihre Pfoſten. Carolinens Thür ſchien ihm noch offen zu ſtehen als er von der Treppe herab kam; der Wind mußte ſie zugeworfen haben, als er vorüberging, es kam kein Lichtſchein heraus.

Plötzlich blitzte ſein Schwert hell roth vor ihm auf, um eben ſo ſchnell in dem Dunkel, das alle Gegenſtände verhüllte, zu verſchwinden. Es war das letzte Aufflackern der Lampe geweſen, die ein Windſtoß vollends verlöſcht hatte. Beim Weiterſchreiten wollte es ihm bedünken, als ob ein warmer Hauch aus der Stube des Majors kam; auch ein Ton. Es konnte ein Stöhnen ſein, aber auch ein Schnarchen. Der Major hatte die Gewohnheit, zuweilen die Thür ſeines Schlafzimmers aufzuſtoßen, wenn ihm die Luft zu drückend wurde.

Jetzt war er neben dem Stalle auf einem Treppenabſatz. Es war ein altes Gemäuer, vielleicht die am Thurm gelegene Wachtſtube, ſpätere Beſitzer hatten hier

eine Brauerei angelegt, deren Bottiche und Röhren, ſeit einem Jahrhundert unbenutzt und auch zu Ruinen geworden, den Aufenthalt auch bei Tage unheimlich machten. Für den Candidaten knüpfte ſich daran noch eine andere ſchmerzliche Erinnerung. In einer tiefen Blende war die Thurmthür angebracht, durch welche er vor nicht langer Zeit einen Gefangenen beſucht, er war mit ihm hier herausgetreten, als Theodor ſeinen letzten Gang antrat! Daran zu denken war nicht der Augenblick. Er hörte im Stalle behutſam Pferde hinausführen; man ſchien ihnen die Hufe umwickelt zu haben. Er konnte in dem Moment an nichts anderes denken als an Diebe, und ging mit ſich zu Rathe, ob er Lärm machen, und in den Hof ſpringen ſolle. Da hörte er andere Tritte haſtig die Treppe hinter ſich herabkommen. Es galt Vorſicht, wo ihrer Mehre und Gefahr war, er allein, in ihre Mitte zu gerathen; es galt mit Augen ſehen, wo er bis da nur nach dem Gehör Schlüſſe gezogen. Leiſe ſtellte er ſich als Schildwacht in die Blende.

Im Mantel verhüllt kam, haſtig und doch zögernd, eine hohe Geſtalt die Treppe herab. Der Bau hatte eine große Rundöffnung, die nach dem Hofe ging, der Blende grad gegenüber, die ſo viel Licht, Sterne oder Mondenlicht, vielleicht ſchon Tagesgrauen, hereinließ, um die Contur des Mannes zu erkennen. Es war der Colonel.

An der Oeffnung blieb er ſtehen, und ſchaute nach den obern Räumen zurück. Wer las die Gedanken, wer ſchrieb ſie auf, die in ihm kreiſten, während er ſich

wie vom Froſt geſchüttelt, in ſeinen Mantel hüllte! Adieu, adieu! klang es wie eine ſüße Romanzenweiſe aus einer ſentimentalen Oper, der noch eine andre Wendung, ein andrer Schluß folgen könnte, als er, den Arm plötzlich ausſtreckend, wie gekräftigt durch einen Entſchluß und in einem veränderten Ton laut hinauf rief: „Adieu pour jamais, jamais!“

Er wollte mit raſcher Wendung die letzten Stufen hinab, als eine unſichtbare Hand ſeine Schulter ſchon berührt hatte, und eine Stimme aus dem Grabe ihm fragend zurief: „pour jamais?“

Aus dem Grabe? — Wo konnte ſie anders her ſein. Da ſtand der Geiſt des Hauſes, der ſchwarze Wolf, die Reiherfeder auf dem Hut, das Schwert in der Hand, — und die Hand aus dem Grabe hatte ihn berührt.

„Le spectre!“ Mehr hatte d'Eſpignac nicht geſprochen. Die Kehle war ihm vertrocknet. Mit zwei Sätzen war er die Stufen hinab. Die Hähne krähten. Er ſchnappte nach der kalten Morgenluft. Im nächſten Momente ſaß er auf ſeinem Pferde, im folgenden war er zum Thor hinaus geſprengt. Sein Kammerdiener erzählte nachher unter den Leuten, ſein Herr habe, als er auf den Hof ſtürzte, ein Kreuz vor der Bruſt geſchlagen. Man wollte es ihm nicht glauben. Wie ſollte der Kammerdiener es in der Dunkelheit geſehen haben! Wie ſchickte es ſich für einen Cavallerie-Officier des franzöſiſchen Kaiſers!

Wie aber kam es? Nicht daß der Candidat, der ſeine Hand auf die Schulter des Colonel gelegt, dieſem

Blasting his wholesome brother. Have you eyes?
Could you on this fair mountain leave to feed
And batten on this moor? Ha! have you eyes!"

Der *was* und *is* — sie waren beide von einem parteiischen Maler gezeichnet. So schön und rein war auch Hamlets Vater nicht, und doch redet Hamlet wahr, denn dem Sohne muß der Vater so erscheinen, und was den neuen König — von Dänemark betrifft, mein Gott, so beweis't uns ja Tiek, daß weit mehr an ihm ist, als wir Alle glaubten.

Der „jetzige Däne" bedurfte nicht mehr der Dienste solcher Veteranen, die auf nichts pochen konnten, als Narben und Treue gegen den vorigen Herrn. Wer Marschall gewesen, auf Gold und Silber von ausgeschriebenen Contributionen ruhte und über weite Landstrecken gebot, hatte ein Recht auf die neue Huld. Wer kümmerte sich aber nach Alexanders Tode um den alten Macedonier, der, so arm wie er ausgegangen, nur an Narben und Jahren reicher, nach der Heimath hinkte? Das

als der Hausgeiſt erſchien? Bei d'Espignacs Aufregung hätte er ihn, er hätte jedes lebendige Weſen, das ihm entgegen trat, für ein Geſpenſt gehalten, auch wenn der Erwachte nicht ſchlaftrunken den alten Waffenrock umgeworfen, nicht den breitkrämpigen Hut mit der ſtaubzerfreſſenen Feder auf den Kopf geſetzt hätte. Aber wie kam es, daß Mauritz aus der Blende geſprungen, die Hand nach dem Flüchtling ausgeſtreckt, daß er ſeine Worte wiederholt? Wollte er ihn feſthalten, warnen, ſtrafen? Er wußte es ſo wenig, als er ſich Rechenſchaft geben konnte, warum er ihn doch nicht feſthielt, warum er ihm nicht nachſprang, ſondern wie in einem Starrkrampf an dem dunklen Orte ſtehen blieb, bis das letzte Getrappel der davon eilenden Reiter in ſeinem Ohr verklang, bis ein anderes durchdringenderes Geräuſch Ohr und Herz traf! Es war Alles Impuls, Traum, dämoniſch. —

Wie kam es, daß auch der Major ſo unruhig in der Nacht ſchlief? Lag es in der Luft, die einen Alp auf alle Schloßbewohner niederſenkte? Wirklich hatte er ſchon nach Mitternacht die Thür aufgeſtoßen, er glaubte zu erſticken. Angekleidet hatte er ſich, halb im Traum, um draußen freie Luft zu ſchöpfen. Der friſche Windzug hatte ihn erweckt, und wieder auf's Bett zurückgetrieben, wo er bald feſter einſchlief. Aber es giebt einen feſten Schlaf, der unſere Kräfte aufreibt — der Alp, der vampyriſch ſaugt, und tauſend Bilder, eines erſchreckender als das andere, auf uns ſenkt. Er zaubert ſie nicht aus dem fernen Morgenroth, ſie kommen nicht geflogen auf dem Regenbogen, er knüpft ſeine Phantasmagorien wie

ein geſchickter Künſtler an die wirklichen, nächſtliegenden Ereigniſſe. Es war der Bankerott über ihn ausgebrochen, die Gerichts-Executoren hatten die eine Thür beſetzt, die Landſtände, die Ritterſchaft, drang von der anderen ein und forderte die Zinſen der Pfandbriefe. Da näherte ſich der Baron Eppenſtein, und wollte ihm einen Beutel Geld in die Hand ſtecken. Er gerieth in Wuth und brannte vor Luſt, ihn am Hals zu packen; aber er fühlte ſich gefeſſelt, auf ein Torturbett, Arm und Beine, Leib und Seele. Sie zuckten mitleidig die Achſeln, ſie wandten ihm den Rücken: „Dem iſt nicht mehr zu helfen!“ Aber in der äußerſten Angſt folterte er ſelbſt die Seele und ſann auf Hülfe. Da ſaß in einem Winkel weinend die ſchöne Caroline, mit aufgelöſtem Haar, die nackten Arme nach Jemand ausgeſtreckt, den er nicht gleich erkannte; aber die Nebel löſten ſich und das Bild ward deutlich, es ward der Reichsgraf Waltron. Er ſtand auf ſeinen Degen gelehnt, und ſagte nicht Ja und nicht Nein. Caroline bat ihn ſo ſehr, ſie ſank nieder und umfaßte ſeine Knie. Nun hatte der Reichsgraf wieder die Pfeife im Munde und ſprach: „Wenn's denn nicht anders geht, ſo will ich Dich heirathen.“ — Und nun war ſie verheirathet, und fuhr ſtolz geputzt in einem wappenbedeckten koſtbaren Wagen, zwei Jäger hinten und ein Vorreiter. Sie neigte ſich freundlich zum Vater heraus und lud ihn mit einer Handbewegung ein, auch einzuſteigen. Aber er konnte und wollte nicht, er war ja gefeſſelt. Oder fürchtete er ſich vor dem Militair-Federbuſch, der ihr zur Seite ſaß und er konnte ihn nicht erkennen?

Ueber die Anſtrengung ihn zu erkennen, erwachte er, wenn das Erwachen genannt werden kann, wo wir die Gedanken des Traums im Wachen fortſetzen, um wieder ins Träumen zu verfallen. Der Traum war ein angenehmer. Caroline und der Reichsgraf ein Paar! Warum war das nicht möglich? Der Reichsgraf war ein alter Junggeſell, aber er hatte niemals eine Abneigung gegen das Heirathen ausgeſprochen. Er galt nur für einen Mann, der die Bequemlichkeit liebte, und die Zeiten waren nicht zum Heirathen angethan geweſen. Er war freundlich gegen Alle, er ſchien ſich wie zu Hauſe zu fühlen, namentlich aber glaubte der Gutsherr ſich zu entſinnen, daß er gegen die ſchöne Caroline beſonders aufmerkſam geweſen. Ein Reichsgraf Waltron-Alledeeſe ins Haus derer von der Quarbitz! Unmöglich war ja in dieſen Zeiten nichts. Sein Herz hob ſich. Hätte er nur im Wachen den Gedanken weiter denken können, aber ſeine Augen fielen wieder zu. Der Reichsgraf und ſeine Tochter ſaßen im Wagen, aber es ging über Stock und Block, er wollte hinein, es ging nicht mehr. Er faßte an, ſie zogen ihn mit. Er wollte loslaſſen, aber ſtatt deſſen packte er immer feſter; er ſchrie um Hülfe. Wachend hatte der Major nie um Hülfe gerufen. Dieſelbe Noth und dieſelben Perſonen, die, um ihn zu befreien, zuſprangen, der Baron Eppenſtein, Benjamin Schlochauer. „Die verfluchten Juden!“ rief er, als er jetzt den Colonel erkannte. Ja, nach deſſen Hand griff er, er hatte ſie ſchon gefaßt, da war ſie von Gummi Elaſticum; er hielt ſie noch, und der Mann war ſchon Meilenweit vom Sturmwind fortgezogen.

Da tippte eine andre Hand auf seine: „Erwache, nimm Dich zusammen Wolf! Reiße Dich los, Dir steht etwas Schreckliches bevor. Ich bin's!“ Er wußte ja, daß er träumte, er konnte sich aber nicht losreißen, er mochte auch nicht das gelbe Fräulein ansehn. Aber sie ging nicht, sie tippte immer stärker, daß er sie ansehen solle. Wie er das Auge aufschlug, wies sie nach der Thür; dann sank sie zusammen, als er aufsprang — Nebelflecke in die Dielen.

Aber er sah — mit aufgerissenen Augen sah er es — das rothflammende Schwert, die geknickte Feder auf dem breitkrämpigen Hute — das war nicht mehr Traum, Täuschung der Sinne — der schwarze Wolf! stöhnte er zusammen, und indem er die Augen krampfhaft fest zusammendrückte, schien ein Licht durch seine Seele zu zünden, ein Licht, das eiskalt auf das heiße, träge Blut, auf die brennenden Gehirnnerven fiel. Er suchte — nicht nach einem Kleid, nach einer Waffe.

Und doch zauderte er noch, als der elfenbeinerne Griff des Jagdmessers von seiner Hand gepreßt ward, daß er stöhnen müssen, wenn Leben drin gewesen. Doch riß er noch das Fenster auf, um Luft zu kosten. Da führten sie die Pferde aus dem Stall, die Stimme des Flüchtlings ließ durch die Nacht das: Adieu pour jamais! erschallen. — Er war die halbe Treppe hinab, als er inne hielt. Verfolgen! Wen denn? Untersuchen! — Was denn? — Die Thür des Colonels hatte, halb angelehnt, offen gestanden. Warum entsann er sich das jetzt erst? Ein Lichtschein war heraus gequollen. Warum

Stahlspitze auf ihre nackte Schulter setzte: „Um des barmherzigen Gottes willen, bereue, bete, bereue, mein Kind, daß Du nicht reuelos zur Hölle fährst.“ Da schien sie sich selbst aufzugeben, und wie die letzte Flamme des ersterbenden Feuers, schrie sie zu ihm wild aufschauend: „Er ist mein Gatte vor Gott und den Sternen.“

Die Hand, die den Stoß auf die Tochter zückte, ward aufgefangen. Ein kräftiger Arm hatte ihn unterfaßt, im selben Momente drückte und entwand ihm rasch der Candidat das Messer. Es war mehr als zweifelhaft, ob der Stahl ihr Herz getroffen hätte; die Wuth war durch Carolinens letzte Worte allerdings neu aufgeregt, aber der erste Paroxysmus hatte die Kraft verzehrt, das Messer hätte in der zitternden Hand geirrt und würde nur eine Wunde beigebracht haben, aber wer berechnete ihre Wirkung! „Unseliger, es ist Ihre Tochter! Gott gab Ihnen das Kind —“

„Zur Metze!“ stöhnte der Major. Es war ein fürchterliches Röcheln, ein Lachkrampf, der durch die schaumbedeckten Lippen sich Luft machte.

„Fliehen Sie, schnell — er ist noch rasend. Die Kräfte eines Rasenden sind unberechenbar.“

Caroline floh nicht. Halb saß, halb lag sie, ihm die Kniee umschlingend, den Kopf gesenkt, wie ein Wesen, das über die Hoffnung, auch über die Verzweiflung und die Rücksicht hinaus ist. Nur das Haar, welches aus der geöffneten Hand sich losgemacht, bedeckte ihre entblößten Schultern. „Ich bin sein Weib vor Gott!“

Secunden, es wurden Minuten eines fürchterlichen

Schweigens. Die Augen des Vaters rollten umher. Jetzt fixirten sie den Candidaten, und die Erinnerungen schienen, wie Lichter in einem Brennspiegel sich zu sammeln. Den Degen und Federhut hatte er abgeworfen, aber der alte Rock hing noch um seinen Leib.

„Sie — ich kenne Sie. — Treiben Sie Maskenspiel, wo — Gott im Himmel, es soll sich Niemand in das Trauerspiel zwischen Vater und Tochter drängen, Niemand! hinaus!"

Er wollte aufspringen; mit dem Aufwand aller Kraft umfaßte halb bittend, halb mit drohenden Blicken, der junge Mann den ältern: „Gott sandte mich her, um einen Mord zu hindern! Preis ihm und Ehre, daß er mich gesandt. Nun weiche ich Niemand, bis der Mörder entwaffnet ist."

Der Major war trotz seiner Jahre, Wunden und Krankheit ein Mann von nicht gewöhnlicher Stärke; sie mußte auch physisch durch die vorangängige Scene erschöpft sein. Er saß zurückgelehnt im Stuhle; nur ein heiseres Gelächter rieselte über die Lippen.

Es giebt Naturen, die, gereizt, wie ein Vulcan den lang aufgespeicherten und zurückgedrängten Stoff des Zorns mit einem Male ausspeien. Je schreckenvoller die Explosion, so schneller tritt darauf Ruhe ein, sie werden mild und weich und in ihrem Thun und Sein spricht sich fast die Reue über das Geschehene aus. Andere überkommt es auch, aber Schmerz und Wuth sind zu groß, sie können, mögen nicht Alles aussprechen, und schon wähnt man, daß mit ihrer Kraft ihr Wille ge-

brochen, wenn ſie beſchwichtigenden Worten zu horchen ſcheinen, bis ein hingeworfenes, oder die eingetretene Ruhe ſelbſt, wie ſtilles inneres Feuer in ihnen brennt, um wieder aufzulodern. Das ſind die Charactere, die wie Stahl ſich biegen laſſen, um unverſehens nur ſtarrer aufzuſchnellen. Schmerz und Wuth waren im Major zu groß geweſen, um beide in Worten auszugießen, er hatte halb wie ein Kind, halb wie ein Barbar getobt. Ausgetobt hatte ſeine Wuth nicht; nur überkam ihn vielleicht ſchon ein Schamgefühl, eine Reue über die Art, wie, und es iſt an Characteren, wie ſeiner, daß ſie vor Wiederholungen eine angeborne Scheu tragen. Er war ein Raſender geweſen, in ſeinem Zorn, er ward darauf kühl, eiskalt, er übergab ſeinen ätzenden Schmerz dem bittern Verſtande als ſicherſten Advocaten.

Noch war er aber im zweiten Stadium, als der Candidat Worte und Gründe aus Himmel und Erde griff, um dem Vater das Gebot: du ſollſt nicht tödten! ins Herz zu brennen. Es war keine Predigt, es war der lebendige Abdruck einer Stimmung, die ihn ſelbſt beben machte. Er faßte zum Schluß die Hand des Majors: „Sie werden Gott danken, inbrünſtig ſtill in Ihrer angſtgepeitſchten Seele, daß er es ſo gefügt, daß er das Gräßlichſte abwandte, eine Blutſchuld, die nicht abzuwaſchen geht, das Kainszeichen, den Fluch, daß Sie Ihr Kind ermordet.“

Der Major ſchien vorhin in völliger Apathie kaum gefaßt zu haben, was der andre ſprach, er ſprach ſelbſt wie irre: „Der Reichsgraf nimmt ſie nun nicht — ein

ſo guter Mann — der Kinder Liebe iſt der Eltern Segen.“

Die letzten Worte des Candidaten hatten ihn erweckt. Er ſtand auf. Er machte ſein Knie los von Carolinens Händen: „O fürchten Sie nichts. Ich bin kein Mörder. Das ſchickt ſich ja nicht für unſre philanthropiſche Zeit. Die Kainszeichen ſind aus der Mode — aber die Flecken bürſten wir aus unſern Kleidern. Wir wollen rein ſcheinen; darauf kommt es allein an. Weiter nichts. — Intereſſiren Sie ſich für das Fräulein?“ —

„Herr von Quarbitz, Sie ſind ihr Vater. Dies Band löſt nichts, nicht Blut nicht Schande.“

„Ich hatt's vergeſſen, Herr, vergeſſen. In — Namen! heben Sie ſie auf. Ohne Umſtände. Schnell, ſchnell mit ihr zu ihrem Buhlen. Noch holen Sie ihn ein. Er nimmt ſie zu ſich aufs Pferd — eine Entführung. Das iſt ja romantiſch. Was will ſie mehr! Ich will nichts Romantiſches in meinem Haus.“

Caroline ſaß bewegungslos in ihrer Stellung. Auch wie ein Uhrwerk ſtammelte ſie das vorige: „Er iſt mein Gatte vor Gott und den Sternen.“

„Sie hörens. Dieſe Dame hat die Sterne zu Brautjungfern gebeten; ſie iſt mir zu vornehm; ſie gehört nicht in mein ſchlichtes Haus.“

„Werfen Sie ſich auf Ihre Knie, beten Sie inbrünſtig, Herr von Quarbitz. Gott wird einen Strahl in Ihre Seele ſenken, einen Strahl ſeines ewigen Lichtes.“ —

„Damit die Schande meines Hauſes noch ſchwärzer,

ſcheuslicher aussieht! Ich will nichts mehr sehn, ich sah genug. — Ich zähle bis zwölf — eine halbe Stunde — bis die Sonne mein Dach anscheint. Packen Sie des Fräuleins nöthigste Sachen — Sie sehn, ich bin ruhig, ganz ruhig. — Fort. Wenn Sie mit wollen, desto besser. Ich will nichts sehen, Niemandem begegnen, der meine Schande sah, mich an sie mahnt. Es ist mein Ernst, Herr, es ist mein fürchterlicher Ernst."

„Es ist nicht Ihr Ernst. Das Fräulein in diesem Zustande kann das Haus nicht verlassen. Der Ernst Ihrer Leidenschaft ist es, nicht der des Christen, des vernünfti- Mannes. Der Christ läßt der Reue und Buße Zeit —"

„Reue! rief der Vater mit fieberhaft geschütteltem Arme zur Knienden halb umgewandt. Hören Sie doch. Sie lügt in die Sterne." —

Sie strich das niedergefallene Haar aus dem Gesicht: „Ich bereue, daß ich meinem Vater Kummer gemacht, ich bereue, daß ich sein weißes Haar gekränkt, daß ich Sorge und Angst in meine Familie bringe; ich habe gefehlt, daß meine Ehe anfing vor dem Glockengeläut der Kirche, vor des Priesters Segen, aber meine Ehe bereue ich nicht. Ich bin glückselig, er liebt mich, der edelste, herrlichste Mann; ich fühle mich geehrt, daß er mich gewählt, ich wäre glückselig, ich wäre hochgeehrt, auch wenn die Glocken niemals läuteten, er war mein Gatte, darum ist er, wird er mein Gatte bleiben, auch wenn nie des Priesters Segen darüber kommt. So wie ich ihn von ganzer Seele liebe, wünsche ich ihm von ganzer Seele Glück und langes Leben, und wenn Ihr Messer mich

Morgenland mit seinen goldnen Schätzen war für alle ein schöner Traum gewesen.

Hier hatte er sich noch einmal die Täuschung bitterer zu machen, wiederholt. — Mein Veteran war jauchzend dem bei Frejus landenden Kaiserherrn entgegen geeilt, er hatte ihn auf dem Triumphzuge bis Paris begleitet, um, als die hundert Tage vorbei waren, zum zweiten Male zu erwachen. Wie wenig freundlicher Worte hätte es den Bourbons gekostet, die alten Legionen zu gewinnen; sie hatten nicht gelernt vergessen. Ich war selbst, kurz ehe ich Frankreich verließ, Zeuge, wie ein junger Prinz, den seitdem die Nemesis im Gewande des scheußlichsten Meuchelmords blutig ereilt, vor der Fronte dieser Veteranen sie schalt, wie es kein ergrauter Marschall des Kaisers gewagt hätte. Der junge Mann tummelte vor Männern sein Roß, die an der Berezina nicht geschaudert, als wäre er der Sieger von Marengo. Wie Mauern standen die graubärtigen Helden, und hie und da stahl sich eine Thräne vor, indessen die Zähne knirschten.

Aber ihre Zeit war vorüber; ihre Sonne war unter. Nun schleichen sie in der Dämmerung umher, hie und da an den gastlichen Heerd geladen, bis sie den Rand ihres Grabes finden. Ob

durchbohrt hätte, mein Vater, so wäre Ihre Tochter in Seligkeit dahingefahren."

„Hören Sie, Mann Gottes! — Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser. Für diese ist kein Haus unter den Sternen. Haben Sie für die Christin noch ein Wort?"

„Sie wollen Ihre Tochter verstoßen?"

„Sie ist verstoßen."

„Aus Ihrem Herzen; darüber sind Sie allein Richter. Sie werden vielleicht später anders richten. Sie wollen sie aus Ihrem Hause weisen?"

„Sie ist's. Wenn Sie, wenn wer sie noch hier sieht, ich sehe sie nicht."

„Gut, so drücken Sie Ihr Auge zu, bis wir Mittel finden, die Unglückliche ohne öffentliches Aufsehn zu entfernen, in irgend ein Asyl, wo sie mit Gott und sich über ihr Thun sich rechtfertigt."

„Pacisciren mit der Schande! Wo in der Welt Schande und Lüge herrschen, muß der wahre Edelmann doch sein Haus rein erhalten. Wo ist denn sonst ein Fleck auf Gottes Erde, wo man mit Anstand und Ehre sein Haupt hinlegt."

„Gewiß!" sprach mit bewegter Stimme der Candidat. Daß der Major nicht im Affect, daß er in sich zusammen zitternd, das Schluchzen kaum bekämpfend, die letzten Worte sprach, schien ihm die erste Tauben-Botschaft des gebrochenen Sinnes. Er citirte das gelbe Fräulein, er ließ den schwarzen Wolf erscheinen. „Der hat gehandelt, wie er es seinem Hause und seinen Ahnen zu schulden glaubte. Wer hat es ihm gedankt! Daß er noch vor sei-

nem Tode geäußert haben ſoll: was er in raſchem Blut gethan, würde er bei kaltem wieder thun, rief einen ſolchen Schauder ſelbſt in der rohen Generation jener Tage hervor, daß man ihm keine Ruhe im Grabe gegönnt. Darum laſſen ſie ihn raſtlos umirren. Er wollte nur die Schande ſeines Hauſes vertilgt, und das Blut aus der Bruſt der ſchönen Sünderin quoll heraus aus der Nacht an den Tag, es klebt noch heut an den Steinen dieſes Hauſes, kein Schwamm wäſcht es ab. Das wollen Sie nicht, die Schande ſoll nur in die Erde ſinken und das Haus morgen ſo rein ſcheinen wie heute. Wer zündet dann die Fackel an, wer ſtürmt in die Hausglocke, wenn er den Flecken über Nacht abwaſchen will!"

„Ueber Nacht, über Nacht! wiederholte gedankenlos der Major mit dem Geſicht ſich auf die Arme lehnend. Wenn's ein Traum wäre, und ich erwachte!"

„Der Paroxysmus geht vorüber," ſtand auf dem Geſicht des Candidaten, das ſich erheiterte.

„Gott hat's geſchickt! Obs nun Sünde iſt zu wünſchen, daß in Traum und Nebel verginge, was von ihm kam!"

„Er redet mit ſich, benutzen Sie den günſtigen Augenblick, flüſterte Mauritz Carolinen zu. Auf, auf, verſchwinden Sie in Ihr Zimmer, bis — Er ſieht nicht, er hört Sie nicht —" ſetzte er hinzu, als auch ſie nicht ſah und hörte.

Er wollte ſie am Arm faſſen. Sie ſtieß ihn fort mit einem wilden Blick; es war nichts von Dankbarkeit darin. War es Entſetzen, Haß, Verachtung?

Es war um einige Stunden ſpäter. Das graue Tageslicht dämmerte durch die Scheiben. Es beſchien nichts Erfreulicheres. Im Hofe ward ein Pferd geſattelt. Sonſt war es noch ſtill im Hauſe. Faſt ſchien es eine künſtlich gemachte Stille, als ſcheue jeder Schläfer den Kopf aus der Decke zu ſtecken, um nicht zu ſehen, was die Nacht gebracht.

Der Major ſtand geſtiefelt und geſpornt reiſefertig im Zimmer; über die Armeeuniform zog er den Mantel. Allerhand Papiere lagen umher.

„Verbrennen Sie die Lügen.“ Der Candidat hielt den einen eröffneten Brief zaudernd in der Hand: „Dieſer Abſchiedsbrief an das Fräulein könnte ein Beweisſtück abgeben. Ich bin nicht Juriſt, aber die Worte umſchließen ein Eheverſprechen.“

Höhniſch lächelnd entriß ihm der Gutsherr das Papier, zerknillte es, trat es mit den Füßen: „Wenn es zum Prozeß zwiſchen mir und ihm kommt, ſind die meine Advocaten.“ Er wog die beiden wuchtigen Reiterpiſtolen, die ihn auf dem Ritt begleiten ſollten. „Da werde ich nicht erſchrecken, Candidat, vor keiner Viſion, und kein Helfer in der Noth ſoll ſie mir aus der Hand reißen.“

Mit einem Händedruck war er zur Thür, aber er kehrte noch ein Mal um.

„Vor einer Reiſe, die ſo lang werden kann — doch noch ein Wort mit dem Beichtvater. — Ich bin ein Sünder, weil ich ein Menſch bin, aber, vor meinem Herrn, in Einem ſtand ich aufrecht. Stolz konnte ich ſagen: in

meinem ganzen Leben iſt kein Fältchen, worin eine Unwahrheit ſich verbarg. Nun werd ich die Augen niederſchlagen müſſen."

„Hat denn die Welt ein Recht zu wiſſen, was Sie ihr nicht ſagen?"

„Das genügt mir nicht. Das ſind Sophismen. Was ich ihr nicht ſage, verberge ich ihr auch, und indem ich es verberge, vollziehe ich eine Täuſchung. Alles das, wozu ich mich von Ihnen überreden ließ — nein, wozu ich mich ſelbſt überredete, iſt ein Complott, eine Veranſtaltung, daß, was wir wiſſen und thun, vor den Leuten anders erſcheine. Der alte Wolf Quarbitz ſpielt Komödie!"

„Der Vater für ſein Kind. Im Conflict der Pflichten gehorchen Sie der, welche Ihrem Herzen die heiligſte iſt. Das wird auch vor dem höchſten Richter als Entſchuldigung gelten."

„Wenn ich aber mein Recht, wenn ich vor ihm gerechtfertigt daſtehen will!"

„So kann die Richterſtimme rufen: Creatur, wo iſt dein Recht vor deinem Schöpfer! Waren Sie im Recht, als ſie nach ſeinem Richteramt griffen? Sie ſtanden aufrecht vor dem Herrn und ſprachen ſtolz: mein Leben iſt Wahrheit. Der Herr kann lächeln: Geſchöpf, was biſt du vor mir! Der Wurm, der im Waſſertropfen dem Auge des Trinkers verſchwindet. Du ſiehſt den Schimmer vom Schimmer, und ſprichſt von Wahrheit! Wie nun, wenn dieſer Stolz grade Ihre Sünde vor ihm wäre? War es Gott, oder der Verſucher, der zu Ihnen

trat und Sie lehrte, vor ihm zu ſprechen: darin bin ich ohne Fehl! Wie nun, wenn Sie da fielen — und ſeine Strafe iſt über Sie gekommen."

„Wie der Herr will!" murmelte der Major, die Hände faltend.

Es war doch ſchon geſchieden, und wie viel ſchien noch nicht entſchieden.

„Und die Unglückliche?" fragte Mauritz, die letzten Papiere in den Ofen werfend.

„Mag in ihrer Täuſchung bleiben, rief der Major Nichts ihr von dem Briefe, nichts von dem pour jamais! Sie iſt mein Kind, Gott wird ihr gnädig ſein. Die Lüge will ich vor ihm vertreten, auch wenn — die Kugel des Buben mich vor ſeinen Thron ruft."

Auf dem Flur, ehe er ſich auf's Pferd ſchwang, ſchloß er den Candidaten an ſeine Bruſt: „Sie hatten den Muth die Wahrheit zu ſprechen; mehr noch, Sie hatten den Muth recht zu handeln. Gott lohn es Ihnen, daß ich kein Kindesmörder bin."

Von der Familie hatte der Major nicht Abſchied genommen, als der Thorflügel ſich hinter ihm ſchloß.

Er war verreiſt. Seine Freunde zuckten bedauernd die Achſeln: daß der edle, unglückliche Mann um einer Wechſelſchuld willen Haus und Hof verlaſſen mußte. Aber es werde ſich inzwiſchen alles zu ſeiner Ehre repariren laſſen!

Siebentes Kapitel.

Ein Doppelgänger.

Wir begleiten den unglücklichen Vater nicht auf seiner Irrfahrt. Eine solche war sein mehrtägiger Ritt. Zwar hatte er noch am selben Morgen d'Espignacs Bagagepferde eingeholt, nicht aber ihn selbst, und der Kammerdiener gab ihm eine falsche Richtung an, wo er den Colonel, der sich von ihnen getrennt, um noch persönlich einen Seitenabstecher zu machen, treffen werde. Es war in jener Zeit bei den Kreuz- und Quermärschen der Truppen, dem Hin- und Herreiten der Couriere, Commissaire und Reconvalescenten, die ihre Truppentheile suchten, schwer, eine Spur zu verfolgen. Mochte doch dem Major noch ein andrer Umstand hinderlich sein; er überließ sich vielleicht einer gewissen Fatalität, um nicht zu ängstlich im Suchen zu erscheinen.

In seinem Sinn war seit jener Nacht eine Aenderung vorgegangen, wenn man es so nennen darf. Er war weicher gestimmt. Er hatte sich die ritterlichen Eigenschaften, die wahrhaft adligen Gesinnungen des Marquis ins Gedächtniß zurückgerufen. Nach Carolinens Aussagen hatte er die ernsthaftesten Absichten gehabt;

nach dem an den Vater hinterlaſſenen Billet war er durch einen dringenden Ruf ſeines Kaiſers zur ſchnellen, weil Intriguen im Spiele waren, zur heimlichen Abreiſe veranlaßt. Zwiſchen den glatten franzöſiſchen Worten ſchien ein wirklicher Schmerz vorzublitzen, er ſprach vom Wiederſehen, von einer Reparation. Es war alſo noch, wenn keine Rechtfertigung, eine Sühne möglich. Es konnte, was die Welt nannte, wieder gut gemacht werden.

Das waren ſeine weichen Stimmungen Abends, wenn der Trotz des Tages geſchmolzen, wenn die ſchweigenden Wälder, die aufgrünenden Fluren, die erſten Vögel von ihrem Frieden und ihrer Ruhe in die Seele träufelten. Aber am Morgen, wenn der Alp einen kalten Angſtſchweiß auf ſeiner Stirn hinterlaſſen, wenn er aufſprang, in den unfreundlichen Gaſtſtuben, wenn er die Klagen, Zänkereien hörte, wenn er die Verwüſtungen, Gräuel ſah, welche die feindlichen Durchmärſche überall hinterlaſſen, dann ſchoß der Stahl des Trotzes in Seele und Leib. Der iſt mal borſtig! ſprachen die Wirthsleute, wenn er abritt. Bekannte mied er wie Peſtkranke, aber Kranke begegneten ihm auf jedem Schritt, Lazarethe, Leichenbegängniſſe, Verwundete — überall geöffnete Kirchhöfe. Warum ritt er auf den großen Straßen! Dieſe von ihren Eigenthümern verlaſſenen, wüſten Häuſer, verödete Gehöfte, ohne Zäune, Thüren und Viehſtand. Ueberall Executoren, Placate und keine Gegenſtände zum Abpfänden, Bettler, Männer, Frauen, Kinder, Liederlichkeit und Verworfenheit. Alles hatten die Franzoſen angerichtet. Was mußte er hören, was der und jener

General ſich ſchenken laſſen, um Exceſſe zu beſtrafen. Verkaufte Gerechtigkeit! Er fragte nach den Namen der Generale. Man nannte ihm auch ſolche, die unverkennbar nach altem Adel klangen. Die Corruption vergiftet ſelbſt das Blut!

Blut! nur Blut konnte hier heilen. Endlich hatte er d'Espignacs Spur gefunden. Zwei Employés hatten in einem Wirthshaus den Namen genannt: ſie begleiteten ihn mit Schimpfworten. Die Reden, die fielen, waren nicht geeignet, Iſegrimms Blut zu beruhigen. Die Fremden hatten ihre Börſen an ihn verloren. Er hatte Bank gelegt. Er hielt überall Bank, wo er — Leute fand, die ſich rupfen laſſen wollten. Sie ſtritten, ob er das corriger la fortune übe? Der Eine glaubte es, der Andere nicht. „Er iſt ein Edelmann vom alten Regime, ſagte der erſte, die unterſtehen ſich wieder Alles: verführen, betrügen; die Väter und Brüder, die Rechenſchaft fordern, todtſchießen und die Gimpel, die klagen, auslachen. Einem von altem Adel ſieht der Kaiſer Alles nach."

Der Major hatte nicht nöthig, „die beiden erbärmlichen Gimpel" mit einer Frage zu beehren. Aus ihrem Geſpräch erfuhr er, daß d'Espignac als Adjutant des Marſchalls *** in deſſen Hauptquartier ſtehe. Der Marſchall achte ihn nicht eben, aber habe ihn nöthig, ſeiner Kenntniſſe, beſonders ſeiner mathematiſchen, wegen; ſo dürfe man ihn gewiſſermaßen deſſen rechte Hand nennen. Deshalb könne man ihm leider nicht zu Leibe gehen.

Iſegrimm rief ſich zu, als er wieder zu Pferde ſaß: „Ich will's doch, und werde es." Konnte er doch ſagen, daß das Glück ihm beſonders gelächelt. In preußiſcher

Armeeuniform, mit Seitengewehr und Piſtolen und ohne Paß, war er unangehalten, kaum befragt, in einer Strecke von ſo vielen, vielen Meilen, durch ſo viele, verſchiedenartige franzöſiſche Marſch-Colonnen und Garniſonen bis an den Ort gekommen, wo der Marſchall ſein Hauptquartier hielt.

Ein anderes Glück: er war vorgelaſſen und der Marſchall hatte ihn angehört. Der Befehlshaber hatte von einem preußiſchen Cavallerie-Officier, der ſich in einer „äußerſt dringenden Angelegenheit" bei ihm melden laſſen, alles andere eher erwartet, als was der Major in militairiſcher Kürze vortrug: er ſei in ſeiner Familienehre von einem ſeiner Officiere gekränkt; worin dieſe Kränkung beſtehe, bitte er für ſich behalten zu dürfen; er fordere den Marſchall bei ſeiner Officierehre auf, ihm den Beleidiger zu geſtellen; bei dem Geſpräch, das er mit demſelben zu wechſeln, dürfte kein Zeuge zugegen ſein, auch nicht der hohe Vorgeſetzte des Officiers ſelbſt, mit dem er die Ehre habe zu reden, ja er bitte um verſchloſſene Thüren. Wenn das Geſpräch den Ausgang nehme, den er erwarte, erwarte er auch von dem militairiſchen Ehrenſinn des Generals, daß dem Austrage der Sache, auf den er beſtehen müſſe, nicht allein keine Hinderniſſe in den Weg gelegt würden, ſondern daß man ihm, der ohne Freund, Begleiter angekommen, cameradſchaftlich einen Secundanten beſtelle, dann ein ſicher Geleit gewähre, wenn er als Sieger davon gehe, ein einfach Soldatenbegräbniß, wenn er falle.

Der Marſchall mußte bei guter Laune ſein. Ein

Titel zu allen dieſen Anſprüchen fehlte, aber die ritterliche Haltung des Majors imponirte wie ſeine Forderung: „Das erwarten Sie alles von mir?“

„Von Eurer Excellenz.“

„Wenn aber der Officier, den Sie noch nicht die Güte hatten zu nennen, keine Luſt zu dem Zwiegeſpräch empfindet?“

„Dann erwarte ich, daß Eure Excellenz ihm die Luſt beibringen werden.“

„Die Forderung klingt ſeltſam. Die Anklagepunkte verſchweigen Sie, und der Ankläger — iſt unſer Feind. Das ſind Sie doch, Herr von — ich kann Ihren Namen nicht ausſprechen.“

„Mit Leib und Seele, Excellenz, und eben um deswillen fordre ich, daß Sie als Feind dem Feinde die Gerechtigkeit gewähren, ohne die der Militairſtand zum Aſſaſſinen, zum Schlächterhandwerk herab ſinkt. Ich übergab mich Ihnen ohne vorherige Anfrage und Bürgſchaft. Sie nahmen mich ſo an, nach dem Codex der Ehre ſind Sie dafür zur Revanche mir verpflichtet.“

„Eine ſeltſame Concluſion. Wir überlaſſen jedem Militair, ſein eigner Richter in Ehrenangelegenheiten zu ſein, und Viele meinen, daß ihr Blut und Leben zuerſt dem Kaiſer, dann erſt ihren Privatangelegenheiten gehört.“

„Der Marquis d'Eſpignac wird der Anſicht ſein, daß die Ehre ein Separatgut des Edelmanns iſt.“

„D'Eſpignac! rief der Marſchall verwundert. In welche Dinge hat ſich unſer Philoſoph eingelaſſen. Unmöglich!“

ihnen darüber hinaus ein Morgenroth glänzt? Wenn all ihr Licht nur hinter ihnen liegt, um so lauter spricht uns das Mitleiden für die Hülflosen an.

Wie habt Ihr Euch, Vater, in diese öde Gegend verloren? Findet Ihr keine Hütte zum Ausruhen?

Drüben, wies er, kochen die guten Winzer, bei denen ich wohne, mir das Mittagessen.

Drüben, rief ich, in dem starren Kalkfelsen?

Aber wie erstaunte ich, ein lustiger Rauch wirbelte aus einem dieser Kalkfelsen in die heitere Luft. Noch eine, drei, vier, die ganze Felsenwand hinunter Rauchsäulen. Künstliche Schornsteine, die oben weit aus den Felsen herausragten. Als ich vorhin das Bild der Einsamkeit ausmalte, hatte ich übersehen, daß in die meisten dieser Felsen Wohnungen eingehauen sind. Aus den kleinen Fenstern blickte hier ein artiges Frauengesicht, dort ein ehrwürdiger Alter. Auch die Vegetation deutete gar nicht auf Einsamkeit . . . Weinreben und Feigenbäume erheben sich bis an die Dächer und in den bunten Gärtchen zwischen den Kalkhäusern und den in ihren Schluchten versteckten Bretterhütten blühten Tuberosen und Caprifolium, so frisch auch der Herbstmorgen war, und hoch-

„Mit dem Colonel d'Espignac habe ich zu reden und bin des Vertrauens, daß er auf meinen Anruf als Cavalier, als Cavalier antworten wird."

„Colonel! Ei, auch das wissen Sie schon! Das Patent kam erst vor einigen Stunden aus dem kaiserlichen Hauptquartier. Kaum möglich!"

„Daß er seine Charge vor mir anticipirte, ändert in meinen Relationen zu ihm nichts."

Der Marschall blickte zweifelhaft und lächelnd auf den Fremden: „Die von Ihnen erbetene Garantie verspreche ich. Daß Sie gerade unsern d'Espignac rufen lassen, bedaure ich — für ihn. Sie unterbrechen den Herrn Marquis in einer sehr interessanten Whistpartie."

Der Major mußte lange warten. Und doch hatte er deutlich durch die Thür gehört, wie der Marschall seinen Auftrag im Durchgehen durch die Stube der Spieler ausgerichtet. Was d'Espignac seinem Oberen geantwortet, konnte er nicht hören. Antwort genug: er konnte Minuten lang — es ward eine Viertelstunde! — fortspielen. Die Trümpfe, ein Schnalzen der Lippen, halb articulirte Verwünschungen, der Klang hingeworfener Geldstücke, in der athemlosen Stube war Alles hörbar, nur nicht was ein Vater, dessen Herz verblutet, erwarten sollte. Endlich rückte ein Stuhl, ein kurzes Zwiegespräch, ein Gemurmel, und die Thür ging auf. D'Espignac trat ein.

„Monsieur! Der Herr doch, der mich in einem Ehrenpunkt sprechen wollte? Verzeihung, wenn ich Sie warten

ließ. Wer trennt ſich leicht von der Piquedame, wenn Fortuna uns aus vollen Backen zulacht. Sie lächelt nicht immer. — Jetzt ſtehe ich ganz zu Ihren Dienſten, fuhr er fort, als der Major ſprachlos einen Schritt zurück fuhr. „Sie ließen mich als Cavalier rufen. Wie es Ihnen beliebt. Was wünſchen Sie?“

Der Major hatte noch nicht die Sprache gefunden; ſo wurzelten ſeine Blicke auf der unerwarteten Erſcheinung. Das war nicht der hochgewachſene, ſtolz ſchöne Officier, der, obgleich Napoleons Soldat, wie oft hatte er es ſich wider Willen geſtehen müſſen, ihn an das Ideal wahrer Ritterlichkeit erinnerte. Ein Mann von unterſetzter Statur, aber von einem Ebenmaß, welches die zu kurzen Maße, welche die Natur ihm angelegt, wenn er ſich in die Bruſt warf, vergeſſen machen konnte. Schön war er nicht, aber ein lebhaftes, durchdringend blickendes graues Auge belebte zuweilen in eigenthümlicher Art das blatternarbige Geſicht, auf dem mehr die Stürme des Lebens als die der Zeit ihre Spuren zurückgelaſſen hatten. In der Hand wehte er mit dem Taſchentuch, was als Friedenszeichen hätte gelten können, da er auch ohne Degen an der Seite erſchien, wenn er nicht das Tuch nur gebraucht, um die Folgen des vorangegangenen Echauffements von ſeiner blaſſen Stirn zu wiſchen. Uniform und Weſte waren aufgeknöpft. An Napoleons Officiere die Forderung der Adrettität der preußiſchen aus Friedrichs Schule zu legen, hatte der Major verlernt, obgleich ſein Colonel ihn auch daran gemahnt; an dieſem war aber etwas, was der Major an ſeinen Officieren gradezu

als „Malpropreté“ gerügt hätte. Als erſter Gedanke ſchoß ihm zu Kopf: „Der Kerl kann ja nicht zu Pferd ſitzen.“ Und doch kam er ihm im zweiten Augenblick bekannt vor. Es war nur eine Täuſchung, oder ein zufälliges Zuſammentreffen; er dachte an den berühmten Schauſpieler, den er in der Rolle des Riccaut de la Marliniere in Berlin geſehen.

„Mein Herr, hier iſt eine Verwechslung. Sie ſind —?“

„Immer ich ſelbſt, der Marquis de la Tour d'Espignac, da Sie mich als Cavalier rufen ließen.“

„Doch eine Verwechslung! Ich ſuchte den Marquis Gouvion de la Tour d'Espignac.“

„Der bin ich auch. Die ganze Branche der de la Tour d'Espignac ſeit den Tagen der Fronde führt den Vornamen Gouvion, die andere ließ ſich zur Unterſcheidung Armand taufen.“

„Dennoch ging ich falſch, ſagte der Major mit Betonung, „ich ſuche den Marquis Raoul Bienaimé Gouvion.“

„Eben das ſind meine Vornamen,“ lächelte der Marquis.

„So hat ein Spiel des Zufalls gewollt, daß ein Verwandter in der Taufe Ihre Namen erhielt, — obgleich ich wirklich nichts Verwandtes zwiſchen Ihnen finde,“ ſetzte er für ſich hinzu.

„Mein Herr, ich bin ſo viel ich weiß, der letzte meiner Branche. Qu'importe, ich will es aber auf Ehre nicht beſchwören. Ich ſchätze es für ein beſonderes Glück, wenn eine Verwechſelung mir die Ehre Ihrer Bekannt-

ſchaft verſchaffte, und noch dazu in einer Ehrenſache, muß aber bitten, daß Sie mir dieſelbe ein andermal auf längere Zeit ſchenken, da ich diesmal, wie Sie ſehn, etwas preſſirt bin. Ein Remplaçant iſt nicht der Spieler ſelbſt, und überdies muß meiner auf die Wacht.“

Der Major neigte ſich ſtumm: „Ich bedaure, wenn ich dem Marquis d'Espignac nur einen Augenblick ſeiner koſtbaren Zeit geraubt habe. In meinem Vaterlande würde einem alten Edelmanne der Boden unter den Sohlen brennen, wenn er hört, daß ein —“ er wollte Schurke ſagen, er corrigirte es in — „ein Anderer unter ſeinem Namen —“ er wollte ſagen Schandthaten verübt, er corrigirte es und wiederholte: „wenn er hört, daß ein Andrer unter ſeinem Namen ſich in das Herz einer argloſen Familie ſchleicht, die auf dieſen Namen vertraute, und entflieht, nachdem er ihr Frieden und Ruhe geſtohlen.“

„Ah, das iſt etwas Anderes,“ rief der Marquis.

„Ich empfehle mich Ihnen, mein Herr, fuhr der Major fort, und werde für mich allein den Schurken ſuchen, da mein Herr Marquis und Colonel unmöglich Ihre Whiſtpartie im Stich laſſen können, um mir Renſeignements zu verſchaffen.“

„Warten Sie, mein Herr, wenn die Sache ſo ernſthaft iſt — Verwandte habe ich wirklich nicht. Wem könnte es denn einfallen, meine Rolle ſpielen zu wollen, da mich zuweilen bedünken will, daß nichts Beneidenswerthes daran iſt! — Civil, oder iſt er Militair?“

„Ich hoffe doch, daß er wenigſtens das iſt! Colonel und Commandeur des *** Cüraſſierregiments.“

Die Augen des Marquis blitzten ſchelmiſch auf: „Ah, le fils du confiseur!“

Es war ein eigenthümliches Mienenſpiel, Verwunderung und Enttäuſchung. Die Hand hatte eine Bewegung nach der Stirn gemacht, als wolle er ſich züchtigen für eine Gedankenſünde, dann brach ein kurzes Gelächter aus, das er doch eben ſo ſchnell unterdrückte, und ſich zum Ernſt zwang:

„Ah, das iſt etwas Anderes. Beruhigen Sie ſich. Es iſt alles in der Ordnung.“

„Sie kennen den Mann, den Sie —“ der Major verſtummte.

„Von Jugend auf, mein Herr. Er wird zehn Jahr jünger ſein als ich, ich kann aber dem Herrn Colonel das Zeugniß geben, wenn er ſich auch nicht darauf berufen wird, daß er immer das war, was wir Franzoſen und Soldaten un bon garçon nennen.“

„Er iſt nicht aus Ihrer Familie, — nicht Marquis! — Nicht einmal von Adel!“

Der Marquis zuckte mit Schelmenaugen die Achſeln: „Ich kann wirklich nicht dafür.“

Iſegrimm knirſchte, der Degen in ſeiner Linken zitterte. als ſpüre er Luſt gegen den Mann aus der Scheide zu fahren, der Keinen an ſeiner Seite hatte. „Genug, wer iſt er?“ rief er.

„Er iſt der er iſt! Auf mein Ehrenwort! Einer der bravſten Cavallerieofficiere Seiner Majeſtät des

Kaiſers. Daß er nicht immer geweſen iſt, was er iſt, kann ihm um ſo weniger zum Vorwurf gereichen, als er alles, was er iſt, durch ſich geworden iſt.“

„Sein Vater —?“

„War auch ein ſehr braver Mann; ich kann es aus eigner Erfahrung ſagen. Herr d'Eſpignac creditirte uns Officieren von der Garniſon ohne Murren und Zweifel an unſer Wort — der beſte Conditor in Lyon. Sein Sohn —“

„Weiter, weiter, mein Herr!“

„Ein hübſcher, fähiger Knabe. Wir prophezeiten ihm alle ein Sort. Ich ſehe ihn noch, den Blitzbuben, wie er mit der weißen Mütze und Schürze die Kaffeetaſſen graciös umher trug. Raoul! rief es links, Raoul! rechts, er flog wie ein Ganymed oder Trieſel und wußte jedem Gaſt etwas Picantes zu ſagen, jedem ſeine Eigenheit abzulauſchen. Hinterm Rücken copirte der Schelm uns Alle, und machte ſich über uns luſtig.“

„Auch das noch!“

„Als er aufs Theater ging, empfing die ganze Garniſon ihren Liebling mit einem ſtürmiſchen Beifall.“

„Comödiant!“

„Und was für Einer! Ich bin noch heut der Meinung, daß er ein vortrefflicher Acteur geworden wäre, wenn er nur nicht den Tic gehabt, immer in tragiſchen Rollen aufzutreten, und wir machten in unſerm muthwilligen Applaus aus den Tragödien Luſtſpiele. Da kam die Kataſtrophe mit dem Cid.“

„Den hat er auch geſpielt?“

„Als siebzehnjähriger Bursch! Die Direction ließ es natürlich nur zu, weil das Haus brechen mußte. Es brach denn auch und zu dreifachen Preisen. Wer in Lyon wollte sich das Götterschauspiel versagen, den kleinen Conditorjungen Raoul als Don Rodrigo wüthen zu sehen! Eine delicióse Erinnerung. Nie ist in einer Tragödie so gelacht und so geschrieen worden. Endlich ward's ihm zu arg. Ich sehe ihn noch, wie der arme Junge, die dicken Thränen im Auge, an die Lampen trat. Das Schwert funkelte in seiner Rechten, er schwang es, als wollte er uns alle als Mohren in die Pfanne hauen. Das waren Verwünschungen, die er gegen die Lyoneser Barbaren ausstieß, und unter einem unermeßlichen Chorus von Bravos, Evvivas, Händeklatschen und Pochen flog er in die Coulissen, um nicht wieder zu kehren."

„Die Sache wird ja immer interessanter!" sagte der Major, der sich auf einen Stuhl niedergelassen.

„Er war aus Lyon verschwunden, fuhr der Marquis fort, und ich war wirklich um meinen kleinen Cousin bekümmert."

Ein boshafter Blick schoß unter den gesenkten Brauen des Herrn von Ilitz zum Marquis auf: „Es ist doch hübsch von Ihnen, daß Sie ihn als Verwandten gelten ließen."

„Cameradschaftlicher Scherz! Er hieß von früh an mon petit Cousin. Wer wollte auch so grausam sein die Möglichkeit auszuschließen, daß vom Blute meiner Ahnen ein Tropfen seitwärts in die Kuchenbäckerfamilie d'Espignac gespritzt war. Daß er aber auch die freund-

liche Rückſicht gehabt, ſich mit meinen anderen Vornamen Bienaimé und Gouvion taufen zu laſſen, überraſcht mich.“

„Mich überraſcht nichts mehr.“

„Frappirt war ich doch, als ich ihn nach drei Jahren ſchon in Beſançon als perfekten Kunſtreiter wieder ſah.“

„Das wiſſen wir auch.“

„Die Damen trugen ihn auf den Händen. Er hatte in Spanien vortreffliche Studien gemacht.“

„Und vermuthlich den Degen des Cid mitgebracht.“

„Pardon, ich glaube es war der aus Lyon.“

„Und dann —?“

„Er wollte in Compagnie mit einem jungen Mann, einem gewiſſen Franconi, eine große Arena für equilibriſtiſche Kunſtſtücke entriren; die Sache zerſchlug ſich indeß mit der Revolution —“

„Ich weiß genug, ſprach der Major aufſtehend, ich danke Ihnen, mein Herr Marquis, für Ihre Renſeignements.“

„Erzeigen Sie mir das Vergnügen, Sie in das Bureau des Generalſtabs begleiten zu dürfen. Dort finden Sie die ſicherſten Nachrichten, wo Sie meinen Couſin treffen.“

„Mein Reiſezweck iſt erfüllt. Mich verlangt nach keiner weitern Zuſammenkunft und Bekanntſchaft, weder mit dem Kunſtreiter d'Eſpignac, noch — ſeiner noblen Familie.“

„Sie ſind erbittert, mein Herr! Mein Couſin ſtürzte ſich allerdings in die Revolution, aber er ließ —“

„Vielleicht wie Collot d'Herbois auch den Lyoneſern Kartätſchen pfeiffen, weil ſie ihn ausgepfiffen!“

„Er war nie ein politiſcher Charakter, wenigſtens damals nicht, er war ganz Soldat, berühmt ſogar eine Zeit lang durch ſeine brillanten Reiterattaquen. Wie das ſo zu gehen pflegt, dann kamen andre, jüngere, und er in die Arrieregarde. Wer ſeine Fortune machen will, muß von ſich ſprechen laſſen, es iſt aber nicht gut, wenn zu viel geſprochen wird. Der Neid ſitzt uns gleich auf dem Nacken.“

„Ich bewundere Ihre Philoſophie und habe die Ehre mich zu empfehlen.“

„Hätten Sie mir nichts mehr zu ſagen, mein Herr von —?“

„Eine Frage. Das Haus der Latour d'Espignac wird ſchon unter den Capetingern genannt. Mein Herr Marquis, ich will nicht bezweifeln, daß auf dem Stammbaum auch Ihre Väter verzeichnet ſind. Wie — Herr! — um Gotteswillen — regt ſich denn kein Funken adliges Feuer mehr im altfranzöſiſchen Blute, ſiedet es nicht auf zu unauslöſchlichem Zorn, wenn ein hergelaufener Abenteurer — einer, der — wenn er nicht allein Ihren Namen, auch Ihr Wappen, Ihre Ahnen Ihnen ſtahl, wenn er mit dieſem angelogenen, geſtohlenen Namen — Dinge verübt, die auf die Ehre Ihrer Familie zurückfallen?“

Das Blut des Marquis ſiedete nicht auf, er lächelte: „Wenn wir auf der Retirade ein läſtiges Kleidungsſtück fortwerfen, und ein Camerad mit ſtär-

keren Schultern nimmt es auf, ſo nennen wir das nicht Diebſtahl.“

„Bodenloſer Leichtſinn!“ ſtand unausgeſprochen auf den Lippen des Majors: „Ich gratulire Ihnen zu einer Philoſophie, die gegen nichts mehr proteſtirt.“

„Es wäre doch möglich — ich kann mir wenigſtens Fälle denken. — Aber auch wenn kein Arrangement deshalb zwiſchen uns ſtattgefunden hätte —“

„Ein Arrangement! Immer beſſer,“ dachte der preußiſche Edelmann.

„Auch dann wäre ich ja ein Thor, wenn ich eine ſolche mir angetragene Verwandtſchaft fort ſtieße. Wären wir noch in der Republik, da wäre er längſt General, vielleicht commandirender, möglicherweiſe —“

„Eben beliebten Sie zu ſagen, daß er gar keine politiſchen Grundſätze hat.“

„Deſto beſſere Anwartſchaft hat er zum Avancement. Das, dünkt mich, trifft auf jede Regierungsform zu. Wer keine Meinungen und Grundſätze in der Politik hat, ſtößt gegen keinen an. Oder wäre es bei Ihnen in Preußen anders? Was thut es! Auch unter dem Kaiſer wird ihm ſeine Fortune nicht immer verkümmert bleiben. Er hat Feinde, die zieht der Ehrgeiz an, wie die Sonne das Waſſer. Feinde ziehn wieder die Feinde der Feinde als Freunde an. Das gleicht ſich alles aus. Es ſind mathematiſche Geſetze. Man hat ihn jüngſt als Ideologen anzuſchwärzen gewußt. Sie wiſſen, daß dem Kaiſer das immer den Appetit verdirbt. Nun ja, warum überkam ihn die Manie, ſich in die Bücher zu werfen,

stämmige Monatrosen schossen aus dem Grün in die Höhe.

Es sind gute Leute, fuhr er fort, und der kleine Pierre rudert mich alle Morgen bei heiterem Wetter herüber und holt mich wieder ab. Es ward nicht Allen so gut, die, wie ich, alles verloren haben — Freunde, Verwandte. —

Ich fragte ihn, ob das Bild auf dem Napoleon, den ich aus der Tasche zog, dem großen Todten gleiche?

Er küßte es und sagte, vollkommen, nur das Auge von damals könne keiner, der nicht mit ihm gelebt, wiedergeben.

So bat ich ihn, das Bild als Andenken an ihn — an mich und an diese Stunde zu behalten. Schnell drückte ich ihm die Hand und wollte fort. Er aber rief mich zurück. Schon glaubte ich aus seiner Bewegung, ich hätte ihn aufs neue beleidigt, denn über und über roth, riß er etwas aus der Busentasche.

Monsieur! rief er. Die Stunde wird mir unvergeßlich bleiben, auch ohne dieses Zeichen der Erinnerung. Es thut einem alten Krieger wohl, auch aus dem Munde der Fremden, denen er nur wehe gethan, für ihn Bewunderung zu hören.

ſich vornehm, rar zu machen, bezaubert zu ſein von deutſcher Vorzeit und Myſtik. Er ſtudirt ſich in alles hinein, was er einmal angreift. Ich könnte Ihnen merkwürdige Beiſpiele davon erzählen; hier nur eins. Der Kaiſer, der alles gern ſelbſt verſtehen möchte, was zu Frankreichs Prosperität gereichen könnte, bekam einmal die Manie nach einer techniſchen Erfindung. Es ſollte abſolut eine künſtliche Kratzbürſte, welche die Kardendiſtel bei der Tuchbereitung entbehrlich mache, hergeſtellt werden, weil die Phantaſie ihn quälte, daß einmal ein Mißwachs in den Diſteln eintreten und die Armee kein Tuch haben könnte. Die Erfindung ließ ſich nicht machen, aber Napoleon, wie große Männer zuweilen ſind, war einige Wochen durch entêtirt, nur und nur davon zu ſprechen. Mein Couſin, der zur Tafel geladen war und die Krankheit des Kaiſers kannte, blätterte in der Nacht vorher ein Paar Bücher durch über die Tuchſchererei und die Kardendiſtel, zwei Dinge, von denen er bis dahin kein Wort wußte und keinen Begriff hatte. Andern Tags an der Tafel ſprach er mit ſolcher Gelehrſamkeit und Umſicht über beide Gegenſtände, conjecturirte aus dem einen ins andere, und ſtellte Syſteme auf, daß nicht allein der Verfaſſer des einen Buches, der auch zur Tafel gezogen war, vor Erſtaunen verſtummte, ſondern Napoleon zog meinen Couſin nachher noch apart in ſein Cabinet und beide unterhielten ſich zwei Stunden lang gründlich über einen Gegenſtand, von dem vermuthlich keiner von beiden etwas verſtand. Dem armen Raoul hätte es ſchlimm ergehen können, denn der Kaiſer hatte nicht übel Luſt, ihn zum

Präfecten oder General-Dirigenten über alle Kardendiſtelfelder und Tuchfabriken in Frankreich zu ernennen. Glücklicherweiſe dauerte die Phantaſie nicht lange, und er entſchlüpfte wieder zur Cavallerie. Wir wußten das ſchon von ihm zu Lyon."

„Summa, es iſt zu bedauern, daß er nicht Komödiant blieb. Das franzöſiſche Theater hat vielleicht einen zweiten Talma verloren."

Der Major war im Gehen. Der Marquis hatte ihn begleitet, aber mit einem ernſthafterem Geſicht hielt er ihn an der Thür feſt.

„Mein Herr, den ich nicht die Ehre habe zu kennen, ich ließ mich zu Expectorationen verleiten, die ein Philoſoph wenigſtens für die Welt verſchwiegen haben ſollte. Ich hoffe, daß ich einen Mann von Ehre vor mir ſehe, alſo auch auf Ihre Verſchwiegenheit rechnen kann, wenn ich Sie darum, wie hiermit geſchieht, ernſthaft erſuche."

Der Major ſchwieg zu dem unerwarteten Antrage.

„Doch Sie haben vielleicht ſelbſt den triftigſten Grund zur Erfüllung der Bitte, die ich eben die Ehre hatte auszuſprechen."

Der Major ward roth. Er trat einen Schritt zurück, als der Marquis die Hand ihm entgegenhielt.

„Wenn ich ſchweige — iſt es aus freiem Willen. Um den Conditorjungen doch kein Ehrenwort und kein Handſchlag."

Der Marquis verzog ſein ernſtes Geſicht zu keinem moquanten Zuge; es ward eher noch ernſthafter:

„Wie Ihnen beliebt. Nicht jeder Garçon einer

Kaffeestube bringt es in Revolutionen bis zum Regiments-Commandeur, und nicht jeder vertieft sich in eine Manie, die ihm nichts nützt. Meine Philosophie wenigstens faßt es nicht, warum ein Mann, aus dem Holze geschnitten, aus dem Napoleon Marschälle macht, Herzoge, Fürsten, vielleicht auch Könige, warum er, vergilbte Pergamente und alte heraldische Bücher studirend, sich in etwas hineinlügt, was nicht mehr gilt und — ist. Vergessen Sie nicht, er will nicht andere täuschen, er arbeitet mit aller Seelenkraft dahin, sich selbst zu täuschen. Man hat mir gesagt, dies sich selbst Vergessen und Aufgehen in fremdem Wesen sei in der deutschen Natur; ich glaubte, mein Herr, Sie, als Deutscher, sollten das schätzen. Auch giebt es andere unter uns, ich könnte alte Edelleute nennen, welche die Lage des Colonel rührend finden, bei so viel Verdiensten und solchem Ruhm durch den lächerlichen Schatten seiner Jugend bei jedem Schritte sich gehemmt zu fühlen. Vernünftige sagen, es ist eben nur eine Luftblase, aber jede Blase zerstört die harmonische Fläche eines Spiegels, warum nicht die Harmonie eines Lebens, wenn ein Mensch mit krankhafter Nervösität seinen ganzen Wunsch darauf gesetzt hat, daß gerade diese Blase verschwinden soll. Diese Vernünftigen unter uns begreifen daher Raoul d'Espignacs stillen Wahnsinn, sich in eine Existenz, in eine Gewesenheit hinein zu lügen, um im Reich seiner Phantasie die Erinnerung an eine unangenehme Wirklichkeit zu verdunkeln, wo nicht zu vergessen. Sie meinen auch, das sei der Sporn zu den schönen und großen Thaten, und um den Zweck

dürfe man über die Mittel wegſehen. Ich, mein Herr, gehöre nicht zu dieſen Vernünftigen, denn ich bin weder vom Ehrgeiz geſtachelt, noch begreife ich, warum ein Schatzgräber ſeine Seele dem Teufel verſchreibt, wenn er doch weiß, daß der Schatz, den er heben will, aus Geldſtücken beſteht, deren Gepräge keine Gültigkeit und deren Metall keinen Werth mehr hat. Ich erinnere Sie nur daran, daß der Colonel d'Espignac von einem Metall iſt, das unter jedem Gepräge ſeinen Werth behalten wird, daß er, nach mathematiſcher Berechnung im Courswerth ſteigen muß, und daß es für mich von üblen Folgen wäre, wenn er von unſerem Geſpräch erführe. Ihnen, mein Herr, überlaſſe ich nachzudenken, ohne in Ihre Geheimniſſe eindringen zu wollen, ob es nicht auch für Sie gerathener wäre, was ich Ihnen mitgetheilt, vor Andern und vor ſich ſelbſt zu vergeſſen."

Achtes Kapitel.

Eine dunkle That.

Es ist eine dunkle Geschichte, und noch heute, wo kaum Einer von ihnen leben wird, die daran betheiligt waren, erzählt man sich's nicht anders als mit bedenklichen Blicken und stillem Flüstern.. Gedruckt ward nie etwas darüber, nie auch eine Anklage laut; es war Grundes genug, warum von keiner Seite an die große Glocke geschlagen ward. Aber in der Provinz, wo es geschehen, ist es vom Vater auf Sohn gekommen, und — sie glaubens. Es ist mancher Franzos heimlich erschlagen und hinter den Hecken verscharrt worden, von dem die Polizei nie etwas gewußt, noch wissen wollte, und unsre Criminaljustiz ließ sich noch weniger davon träumen. Damals schon; mehr noch büßten so ihr Leben nach dem russischen Feldzug. Der alte trostreiche Spruch: nichts so fein gesponnen, 's kommt doch an's Licht der Sonnen, paßt nicht auf Kriegszeiten. Da wird freilich nicht gesponnen; ist's einmal losgegangen, und Gesetz und Ordnung schweben auf der Spitze des Schwertes, dann reißen auch Fäden und Bande, die uns so fein und künstlich und fest schienen. Aber es war eben nur Schein, und

der ſittliche Menſch mag zur Beſtie werden, wenn Schmerz und Rache in den verbitterten Gemüthern kochen; und wenn er den Mordpfeil abſendet auf den Gehaßten und Gefürchteten, redet er ſich hinein in die Selbſtvertheidigung des Tell. Aber nachher überkommt uns die Scham, und wir ſuchens zu vergeſſen. Das iſt die Rückkehr zum Guten, wenn auch nicht das Gute ſelbſt, daß wir's vor der Geſchichte verſchweigen und uns reiner und beſſer lügen als wir waren. So mag ſie immerhin, die große Geſchichte, die große Weltrichterin ſein, aber wie vieles, was ihre weißen Tafeln beflecken könnte, blieb draußen in der Luft ſchweben. Das lebt aber doch oft noch eine Weile, oft noch länger fort, manchmal ewig, wie man's nennen will, als Sage, Anekdote, Spottvers, Volkslied. Und da fangen es denn die auf, welche ſpäter Geſchichte machen, und ich laß es ungeſagt, welche Geſchichte richtiger iſt, die, welche die Mitlebenden und ihre Kinder aus den Aktenſtücken zuſammenſtellten, oder die, welche Spätere aus der Atmoſphäre griffen und ihren Strömungen, den Traditionen; die hier Licht hinſetzen, wo die vor ihnen Schatten ſahen, und da Schatten, wo die andern Licht geſehen. Es läßt ſich eben nichts drüber beſtimmen; es kommt aufs Auge an, wie ſcharf es ſah und wie's gefärbt war.

In der Provinz, wie geſagt, erzählt man das noch heute. Es war eine Jagdpartie im Walde, meiſt junge Edelleute, Oekonomen, auch Paſtoren darunter. Sie hatten den Flaſchen ſtark zugeſprochen. Aber ſie waren auch trunken von Grimm über den Uebermuth, die Verwüſtun-

gen, die Erpreſſungen der Franzoſen. Es hatte ihre Nächſten betroffen. Einzelne, die aus Lübeck zurückgekehrt, hatten vorhin Schauderdinge erzählt, wovon das ruhigſte Blut in Wallung geräth. Möglich auch, daß ſie gerade deshalb in den Wald gezogen, um den Grimm austoben zu laſſen an dem unſchuldigen Wilde. Da hätte Einer gerufen: ſo wollte ich doch — Die Andern lachten ihn aus: Wollen kann Jeder! Er hätte ſich geſchüttelt: Ich will's Euch zeigen! — Da hätten ſie ihn noch lauter verlacht, dieweil er nach der Flinte griff. Wohin? — Den erſten Franzoſen, den ich treffe, niederſchießen! — Du unterſcheideſt ja nicht mehr eine Bachſtelze vom Rehbock. — Ein Junker rief: Eine Bachſtelze und ein Franzos, was iſt da auch für ein Unterſchied! Die Andern hatten gepruſtet: der hätte's getroffen! Da lehnte Jener ſich an einen Baum und ſpannte den Hahn: Daß Ihr's ſeht! — Wir ſehens! riefen ſie und nannten ſeinen Namen mit einem Spottnamen dazu, den wohl Jeder unter luſtigen Geſellen führt, und wieſen auf ihn mit den Fingern; denn wenn er ſich nicht an die Kiefer gelehnt, meinten ſie, er hätte nicht gerade ſtehen können. — Nun ſchieß nur zu — dreiſt in's Weiße — oder in's Blaue — das iſt egal. Du triffſt doch, Du biſt ja ein Sonntagskind.

Nun wär es in einem Walde geweſen, wo er ſich lichtet gegen ein Moor, und plötzlich knallte es aus dem Rohr — nämlich des Jägers — und gleich darauf hätte es auch geſchrieen wie aus den Lüften, wenn der Schuß eine wilde Gans trifft.

Ueber das Moor ging keine Straße, nicht einmal

ein Landweg, nur ein Fußpfad, den die Landleute allein kennen, und wer hätte gedacht, daß ein Fremder, ein franzöſiſcher von der Armee ihn einſchlagen ſollen. Daher hatten die wilden Jagdgeſellen zuerſt wieder aufgeſchäumt vor Lachen, denn ſie dachten, der Trunkene feuere ins Blaue. Aber der Schrei machte ſie ſtutzig; es war kein Vogel in der Luft, es war eine Menſchenſtimme. — Sie ſprangen zu, und — es war ein franzöſiſcher Officier.

Nun gehen die Erzählungen auseinander. Die Einen ſagen, er wäre geritten gekommen. Der Schuß hätte ihn auf dem Sattel getroffen und das Pferd, ſcheu oder auch verwundet, wäre durchgegangen und hätte ihn in den Sumpf geworfen, wo er ertrank. Das könne ſchon um deswillen nicht ſein, ſagen Andere, da über das Moor, zumal um jene Zeit, für keinen Reiter durchzukommen war. Vielmehr hätte der Officier ſein Pferd auf der Landſtraße führen laſſen, und er ſelbſt ſei, man meinte um einer Liebesaventure willen, den gefährlichen Fußweg allein gegangen. Dieſe wollten wiſſen, er ſei wie voll Uebermuth auf einen der großen Steine geſtiegen, die dort aus dem Moor vorragen, da habe er, mit gekreuzten Armen, wie eine Zielſcheibe geſtanden, daß es ein ſchlechter Schütz geweſen ſein müſſe, der ihn auf hundert Schritt nicht ins Herz treffen ſollen. Er ſtürzte, nicht vom Sattel, ſondern vom Steinblocke. Da habe er ſich an die Kante des Steins noch einmal angeklammert und wild umgeſchaut, und erſt um Hülfe, dann um Rache geſchrieen. Aber die ihn allein hören mögen, waren ſeine Mörder, und über ſeinem Kopfe krächzten die Raben und

Kräben, ſo ſei er unter fürchterlichen Verwünſchungen, da ihm die Kraft ausging, vom Stein geglitten und ins Waſſer geſunken. Auf das Geſchrei ſtürzten die Jäger alle zu, aber was ſie geſehen, hätte Keiner dem Andern geſagt. Denn über ſie wär's gekommen, als wie ein heißer Wirbelwind dort in Afrika, der dem Menſchen die Beſinnung raubt. Die Jagd war auseinander, wie Spreu im Winde. Wo zwei ſich nachher trafen, ſenkten ſie die Köpfe und ſahen ſich ſcheu an. Jeder hatte zu Haus eine andre Ausrede, warum er ſich von der Jagd verirrt, und die Meiſten wollten ſchon am Abend vorher heim geritten ſein. Dann verlautete wohl auch, daß die Herren ſich ſpäter heimlich das Wort gegeben: der ſolle ein Schuft heißen, welcher verrathe, wer an dem Morgen noch einen Schuß gethan.

Es war in einer jämmerlichen Dorfſchenke irgendwo an einer Seitenſtraße, wo die Bauern über'm Tiſch die Köpfe zuſammenſteckten und ſich eine Geſchichte zuflüſterten. Es war die, welche wir eben erzählt; nicht ganz ſo, denn wo erzählen zwei daſſelbe in einer Art! Der Wirth beſchwichtigte den Einen, der fragend auf einen Schläfer hinübergeblickt, welcher im Winkel, auf Stroh gebettet, von einem alten Militairmantel überdeckt lag. Der ſei übermüdet vorhin angekommen, und faſt vom Pferd gefallen; was ſei Gefahr da, daß ein alter preußiſcher Officier, der wohl ſelbſt Gründe hat, auf Seitenwegen ſich den Augen der Franzoſen zu entziehen, den Angeber mache.

„Ihr könnt Euch drauf verlaſſen, ſagte nun der Fragende, ich hab's von ſicheren Leuten: es iſt an dem

Gerede was, und mehr als man denkt. Aber wer will sich die Haut verbrennen, und wer soll's ihm bezahlen, daß er sich in was mengt, was ihn nichts angeht! Wer der Franzos ist, das weiß man schon', aber wer den Schuß gethan, da können sie lange fragen, und kriegen keine Antwort nicht. Der General hat eine Liebschaft gehabt mit einem adligen Fräulein, oder war's eine Gräfin? Ihr Vater aber, ein alter Haudegen, hat's partout nicht gewollt. Sie hat sich ihm zu Füßen geworfen, nämlich das Fräulein, und um Gottes Barmherzigkeit willen gebeten, daß er's nur ja zugäbe. Da hat er sie bei den Zöpfen ergriffen und im Zimmer 'rumgeschleppt; sie aber hat immer geschrieen: Er ist mein Gemahl vor Gott und vor den Sternen. Nun wenn er das ist, hat er zu ihr gesagt, so will ich Sie zu Gott schicken und den Sternen, da mögen Sie Ihren liebsten Ehegemahl erwarten; mein Haus hier unten ist zu ordinair für so vornehme Hochzeitsgäste. Und wie er ihr nun die Pistole vor den Kopf setzt und sie todt schießt, geht die Thür auf und der General tritt ein in voller Uniform und sagt: Mein Herr, diese Ihre Tochter hat die Wahrheit gesagt, sie ist meine Gemahlin vor Gott und vor den Sternen. Weil sie nicht mehr Ihre Tochter war, sondern mein Weib, so hatten Sie kein Recht, die Frau eines französischen Generals todt zu schießen. Und das soll Ihnen theuer zu stehen kommen. Denn nun reise ich ab auf der Stelle, um sie beim Kaiser Napoleon zu verklagen. Nehmen Sie sich in Acht, Sie sind jetzt criminalisch und das wird Ihnen an den Kopf gehn. —

Lassen Sie uns tauschen, Monsieur. Ermattet und erschöpft lag er einmal unter einem Palmbaum, die Mittagshitze brannte furchtbar. Ein Aegyptisch Weib brachte ihm eine Hand voll Datteln. Da sah er mich, auf dem Karabiner gelehnt, stehen, daß mir der Schweiß von der Stirn lief, und die Zunge lechzend zum Munde heraushing. Er rief mir zu und schenkte mir zwei. Die eine habe ich durch Glück und Unglück, über Meer und Berge bis nach Moskau getragen, und als ich alles verkaufte, behielt ich die Dattel aus seiner Hand. Doch — ich bin siebzig Jahr — wer weiß, in welche Hände sie fällt? Nehmen Sie, Monsieur, es ist ein Heiligthum, ich brauche es Ihnen nicht anzuempfehlen.

Wir schüttelten die Hände, weiter war da nichts zu reden, nichts zu thun. Es war ein Abschied für die Ewigkeit, und ich zog mit der gehüteten Dattel meines Weges.

Dreißig Schritt davon blickte ich mich bei einer Uferwindung zum letzten Male um. Er stand und schwenkte die Mütze. *Vive l'empereur!* hallte es mir drei Mal nach, und, ich glaube, der Alte hätte sich glücklich geschätzt, wären Gensd'armes in dem Augenblick aus den Felsenwänden

Geſagt, gethan, das Pferd ſteht ſchon im Hofe geſattelt, und der General reitet alſo ab. Aber der alte Edelmann iſt eben ſo fix auf den Beinen, und ehe die Sonne aufgeht, iſt er auch ſchon aus dem Schloß und über alle Berge. Seine Freunde ſagen zwar, das hätte er nur gethan, um einem Wechſelarreſt zu entgehen, aber man weiß ja, was das heißt. Und darauf haben ſie den General andern Tags an den Blutſteinen in ſeinem Blute todt gefunden, und wer ihn da auf's Korn genommen hat und die Kugel ihm in's Genick gejagt, das ſage ich nicht, und will's Niemand gerathen haben. Denn es weiß Niemand, wo Einer Freunde und Verwandte hat, und man könnte auch 'nen Schlag in's Genick bekommen. So aber iſt's."

Ein Zweiter aber ſagte: ſo wäre es nicht, denn er wüßte es auch von noch weit ſichrern Leuten. Eine Tochter ſei zwar todtgeſchoſſen worden, aber vor ſehr langen Zeiten. Dieſe jetzige hätte der Vater in einen Thurm eingeſperrt, um ſie zu zwingen, daß ſie ausſagen ſollte, ſie wäre nicht heimlich verheirathet mit dem Franzoſen, weil er ihn nicht gemocht. Die Tochter aber hätte es, ſo laut ſie konnte, 'rausgeſchrieen, ſie wolle es vor Gott und vor den Sternen bekennen, daß er ihr heimlich angetrauter Ehegemahl ſei. Das hätte denn der General gehört, und wäre vor den Vater getreten, und hätte ihn gefragt: wie er das meine, und ob er es rechtfertigen könne, und wenn er ihm ſeine Frau nicht auf der Stelle los gebe, da werde er zum Kaiſer Napoleon reiten und ihn verklagen. Da habe der Vater geant-

wortet: ob sie das nicht mit einander ausmachen könnten? worauf der Franzos erwiedert: Wenn Sie so meinen, warum nicht? — Darauf sind Beide fortgeritten, mit Pistolen im Sack, und ganz heimlich. Den Franzosen fand man am folgenden Tag, das Gehirn zerschmettert, an den Blutsteinen, der Vater aber ist fort und verschwunden gewesen, man weiß noch heute nicht wo, und es ist schon über eine Woche. Man meint, er hätte sich's zu Herzen genommen, daß er seiner Tochter ihren liebsten Ehemann umgebracht.

Noch eine dritte Meinung kam zum Vorschein, die des Wirthes, der sich, nach seinen Mienen zu schließen, für einen sehr umsichtigen und klugen Mann hielt, weshalb er bei den Erzählungen der andern etwas vornehm spöttisch den Mund verzogen: „Es hat schon seine Richtigkeit mit der Geschichte, Landsleute, nur ist es anders, als Ihrs erzählt. Mit den Blutsteinen verhält es sich so, das ist richtig. Die kenn' ich ja, die liegen im Querbelitzer Moor, und da passirt nie was gutes, davon sich viel sagen ließe, aber wozu? Daß der französische General da erschossen ist, das ist auch richtig; es war der von den Kürassieren, den Ihr gesehen haben müßt. Er war ja hier überall, als die Jagd losging auf die Schillschen. Gott weiß, wer ihn erschossen haben mag, aber der alte Major von der Quarbitz, Gott bewahre, der ist zwar ein curioser Heiliger, und bissig und brummig, aber sonst, meinen sie doch, wär er nicht so bös, daß er einen Menschen mir nichts dir nichts wegblasen ließe, auch keinen Feind nicht. Nein, er soll ein christlich Gemüth

haben, und nie die Kirche verſäumen, wenn er auch ſeinen Paſtor cujonirt. Ich kenne ihn, wie geſagt, nicht von Perſon. Aber wenn das mit ſeiner Tochter Richtigkeit hat, dann möchte ſichs Einer wohl vorſtellen thun, warum er auf und davon iſt. Aus Desperation! — Der Oberſt oder General war ſonſt ein ganz reputirlicher Herr und ein ſehr vornehmer Mann. Was konnte er dafür, daß er unter den Franzoſen geboren iſt! Und dann hat ein Vater doch auch ein Herz, wenn er eine Tochter hat, die er lieb hat, und er kann ſie ſtandesmäßig unterbringen. Lieber Gott, die Vornehmen und die Fürſten verheirathen ja ihre Töchter Gott weiß wohin, wenn ſie ſie nur ſtandesmäßig los werden. Ich ſage nun nicht, daß der Ilitzer es geweſen iſt, der den Obriſten geſchoſſen hat — Obriſt war er nur, was die Franzoſen Colonel nennen — auch nicht, daß ein anderer es gethan, weil er's ihm auftrug; aber, ſage ich, Landsleute, was muß es ihm zu Kopf geſchoſſen ſein, daß es ſo iſt: hat ers gethan, nämlich im Duell, und nun kriegt er die Beſinnung, daß es doch beſſer geweſen, wenn er ihm die Tochter gab, als daß er ein Mörder iſt! Und wenn's auch ſo nicht, todt iſt er nun mal, und ſeine Tochter ohne Mann; ein Herz für ihre Kinder haben vornehme Herrſchaften doch auch, und wie muß es ſolchem Herrn im Leibe wurmen, wenn's auch nur heißt, er weiß darum, daß ſie den Obriſten umgebracht, und wer weiß, wer weiß, ob da nicht doch mehr dahinter ſteckt."

Der Müller ſchüttelte den Kopf: „Das iſt man alles Einerlei, und ſein Vorfahr, der ſchwarze Wolf, hat

ſich auch nicht ſo viel daraus gemacht, daß er ſein leibhaftig Kind umgebracht. Wir wiſſen's noch von unſerm Urgroßvater. Solche Herrſchaften, Gevatter, was ſie Blut und Ehre nennen, da haben ſie ganz andere Raiſons. Wenn unſereins ſein Mädel oder ſein Weib tüchtig durchwalkt, daß ſie's fürs nächſte Mal vergißt, ſo müſſen ſie gleich ans Blut, ſo oder ſo, das heißt bei ihnen Satisfaction. Meinethalben, aber die Sache iſt die Polizei und die Gensdarmen und dann die Kriegsgerichte; da fordern ſie andere Satisfaction. Und der Leichnam, haben ſie den nicht gefunden?"

Das wußte keiner zu ſagen. Der Wirth aber war andrer Meinung. Im Kriege, und manchmal auch im Frieden, hätten ſie auch ihre beſondre Raiſon im Judiciren: „Manches mal reißen ſie die Augen weit auf, und manches mal drücken ſie ſie ganz klein zu. Was hätte man nicht gedacht nach der Geſchichte vom Nauwalker Bürgermeiſter, wenn ſo was wieder paſſirte, und wie klein machten ſie ſie, als der Marſchall in Querbelitz gefangen ward! Wir verſtehn das nicht immer, aber Gründe haben ſie immer. Nun iſt die Geſchichte ſchon über acht Tage alt. Herr, du mein Gott, wenn ſie in die große Trommel ſchlagen wollen, da hätten uns die Ohren geſummt, aber da's mäuschenſtill iſt, ſo könnt Ihr annehmen, ſie wollen keinen Lärm machen. Das iſt nun meine Meinung."

Es war noch Einer dageweſen, der auch eine Meinung hatte. Im Winkel auf dem Stroh lag der Gutsherr von Ilitz; er hatte aber nicht mehr geſchlafen, wie tod müde er auch Nachts in das Haus gekommen.

Müde kann wohl Einer ſein, der Tages und Nachts reitet auf einer Spur, und ſein Geſchäft iſt, wie des Tell — der Mord. Der Major war, von tauſend Gedanken gequält, aus dem Hauptquartier fortgeritten. Was wollte er und was wollte er nicht? Ein Ehrengericht aufſuchen, das ihm ſagen ſollte, was er zu thun habe! Wo ſollte er ein ſolches Gericht finden! wer ein Gericht ſucht, das ihm ſagen ſoll, was ſeine Ehre iſt, der, meinte er dann, habe ſich ſelbſt ſchon inſolvent erklärt an der Ehre. Da war das ſchwarze Blut in ihm aufgeſtiegen — das Blut des ſchwarzen Wolf, er reiſte und ritt, um, wo er ihn träfe, den — niederzuſchießen, den ſeine Ehre ihm verbot vor Gottes Gericht zu fordern. Wars doch auch ein Gottes Gericht, redete er ſich Muth ein; wenn Gott nicht wollte, ſo traf ihn nicht ſeine Kugel, ſo ward er vorher ergriffen, und vor ein ander Gericht geſchleppt. Oder, wenn er im Entſchluß ſchwankte, ſuchte er einen andern Rechtfertigungsgrund: da ihm der ehrloſe Betrüger wie ein Aal entſchlüpfe, gebe es ja kein ander Mittel, als der Schlange auf den Kopf treten, wo er ſie finde.

Der Inſtinct treibt oft auf die richtige Spur, aber die fürchterliche Laſt eines Mordgedankens drückt Seele und Leib nieder. Er hätte's nicht vier und zwanzig Stunden ausgehalten. — Als er ſich auf die Streu geworfen, hatte er Gott gebeten, daß er ihn bald ſeine Beute finden laſſe. — Statt der Träume ſandte ihm Gott — wir hörten's.

Der erſte Hahn hatte noch nicht gekräht, da ſehen

wir ihn im Freien, in der Schenkſtube drückte es ihn; er konnte in dem Qualm ſein Herz auch vor ſeinem Schöpfer nicht ausſchütten. Er wankte an den Lehmwänden und Hecken hin und her, bis er, er wußte nicht wie, auf dem Kirchhof war. Da ſank er vor einem aufgeſchütteten Grabe auf ſeine Knie und betete zum erſten Male laut. Er dankte inbrünſtig Gott, daß er kein Meuchelmörder geworden, daß er einen Anderen gerufen, der ihm die fürchterliche Laſt abgenommen. Froh ward er aber auch da noch nicht. Vielen antwortet Gott auf ihr Gebet, und der Major hatte es oft in ſeinem Leben erfahren. Aber hier war's ihm, als ob Gott ſtille blieb. Er lobte ihn nicht und er tadelte ihn nicht.

In den Glocken der Kirche ſpielte der Morgenwind. Wer die Sprache verſtanden hätte! Du ſollſt nicht tödten! Das verſtand er; es war ein eigen Nachgeſumme. Wer ſollte denn in der Grube ſchlafen, in die ſeine Augen ſtarrten? Ein Bauer oder ein Bauernweib mehr oder weniger, was kümmerte es ihn? Es änderte in der Welt ſo wenig, als ob eine Fliege mehr oder weniger unter der Klatſche von der Wand fällt. Und doch fragte er ſich's immer wieder. Da ſah er, als er aufſchaute, ein erſtes Schneeglöckchen. Der Todtengräber hatte es halb verſchüttet. Wie konnte der Mann das thun! Er häufelte mit der Hand den Sand weg, daß die Blume ſich wieder aufrichtete. Es blühten ringsum mehre. Es mußte ein windgeſchützter Abhang ſein, das Gras ſproßte ſchon luſtig zwiſchen den dürren Hecken, und auch der Krokus brach durch die welke Laubdecke. Das Summen

in den Glocken hatte aufgehört; aber eine unſichtbare Händ ſtrich leiſe über die Orgel: „Sie werden auferſtehen, wir werden Alle auferſtehen!“ hatte der Major unwillkürlich geſprochen, als der Küſter mit dem Schlüſſelbund die Freitreppe herabſtieg. Auf des Majors Frage: „Für wen iſt das Grab?“ antwortete der Mann:

„Für wen wird's ſein, als für den tauben Hufſchmied. Das hat er nun davon. Sein Mädel hätte noch Zehn für Einen gekriegt, und wenn's auch ein Franzoſenkind wird. Du lieber Gott, dann müßten Viele keine Männer kriegen. Das war recht eine pure Unvernunft von dem alten Eſel. Gott ſtraf mich, das war er. Und criminaliſch hätten ſie's gemacht, denn ein Zoll nur ging's an der Schläfe vorbei. Und mit ſolchem Hammer auszuſchlagen! Aber das war nicht das erſte Mal; ſeines Vaters Stiefbruder hat er ja lahm geſchlagen. Dazumal kam er mit ſchwerem Gelde fort, daß es nur vertuſcht ward. Ja, das Heulen nachher, das kam zu ſpät. Da kriegt er, wie ſie in ihrem Blute lag, das ſchlimme Zeug. Nun lagen ſie Beide. Das Mädel hat ſich nun wieder ſo weit erholt, aber er fiel aus der Sucht in's Nervenfieber. Was hilft kalt Waſſer, und wenn's Eis iſt, wo einer ſo obſtinat iſt. Reue war's, ſagen ſie. Ja, du lieber Gott, was iſt Reue, wenn's Einer nicht wieder gut machen kann! Sag ich doch, das Mädchen kriegt noch Zehn für Einen, und da iſt Alles gut; aber ſolchen boſſigen Kerl, dem's immer in's Hirn ſchießt, daß es ihm um die Augen roth iſt, wie in der Schmiede, den müßten ſie nicht frei 'rum laufen laſſen. Anſchmieden müßten ſie ihn,

das wär für die Menſchheit, damit er keinen Schaden thut.“

Wenn Einer, der ſich ſchon verloren gab, aus einem brennenden Haus getragen oder aus einem Schiffbruch gezogen wird, auf ſeine Kniee ſtürzt, um Gott für ſeine Rettung zu danken, denkt er noch nicht daran, daß er ſeine Habe hinter ſich ließ. Wenn aber das nackte Leben vor ihm ihn anſtarrt, kommt es wohl, daß er in der Verzweiflung über ſeinen Verluſt ſeine Rettung verwünſcht.

Kein Mörder war der Major, aber die Gedanken an das nackte Leben, dem er entgegen ritt, ſchlugen an ihn, im hellen Morgenwind, wie naſſe Kleider um den Schiffbrüchigen klatſchen. — Eine verlorene Tochter, gar auch ein verlorener Ruf! — Caroline wollte er nie wiederſehen; das war beſchloſſen. Mochte ſie irgend in einem Winkel ihr Leben friſten, er wollte nie mehr von ihr, nicht einmal ihren Namen genannt hören. Er wollte gar nicht grauſam ſein; Mutter, Schweſtern, Verwandte würden ſich ſchon ihrer annehmen; denn gegen Schwächen und Fehler weichherzig ſein, iſt ja das Characteriſticum der Zeit. Aber auch ſein Ruf war angegriffen. Was warf man ihm denn vor? Daß er das gethan, was er in ſeinen Gedanken thun wollen. Das glaubte er ertragen zu können. Einmal wünſchte er ſich dies Martyrium; er ſagte es ſich wenigſtens. Was giebt es denn beſſeres für den ehrenfeſten Mann, als von dieſer Welt gehaßt, geſcheut und mißkannt zu werden, in der nur die Niederträchtigen, die Speichellecker, Augendiener, Schma-

rotzer, vor dem, was gilt und glänzt, in Ehren und Achtung ſtehen. War doch ſein Ahn, der ſchwarze Wolf, auch vielleicht ein ſolcher Ehrenmann geweſen. Er war ſich ſelbſt genug.

Aber Familie, Haus, Freunde! dachten die auch ſo? Ach, es mußte in Ilitz einſam werden! Wie, mit welcher Scheu würden ſie ihn anblicken! Die alle hatten Mitleid, Billigung, vielleicht ſchon eine Rechtfertigung für Caroline zurecht gelegt.

Rechtfertigung! — hatten nicht auch jene Dorfpolitiker ſchon eine für ſeine Tochter gefunden! Sie hatten von einer heimlichen Ehe geſprochen. Wie war das alles im kurzen Raum einer Woche aus den Mauern geſchwitzt? Und warum zu Gunſten grade der Sünderin entſtellt? — Weil die Sündhaften überall an der Sünde Gefallen haben, wie die Maler die Ehebrecherin ſo gern malen, nicht um des Gerichts willen, ſondern weil ein hübſches Weib in der Sünde die Sinne kitzelt! — Aber warum ſollte grade er dies Gewebe zerreißen. Es war ohne ſein Zuthun, hinter ſeinem Rücken zu ſeinen Gunſten gewebt. Wer hieß es ihm? Wo ſtand, daß es ſeine Pflicht ſei? Iſt's nicht vielmehr die des Vaters, die Schande der Seinen zu verdecken, wie er kann, und hier kamen ſie ihm auf halbem Wege entgegen.

Wenn er hinritt in Windſtille, und, wo der Schnee geſchmolzen, die Winterſaat weithin grünte, wenn die Sonne leichte Streiflichter auf die Felder warf und die erſten Vögel ihre Stimmen erhoben, dann hauchte es auch mild um ſeine Bruſt. Er wünſchte, es wäre ſo, —

er könnte es ſo machen — er brauchte nicht zu lügen, nur zu ſchweigen. Ja, ja, es ward ſein Wille. Aber — der, auf den es ankam, der allein auf das Gerücht das Siegel drücken, erklären konnte, ſie iſt mein ehelich Weib, ſeine Stimme war erloſchen, ſein Blut hingefloſſen, — es war zu ſpät.

Als Trauergeſtalt über ſeinem Grabe — eine Lüge! Wenn nun die Geiſterhand drohend herausfuhr, wenn ſein Schatten durch Nebel und Geſträuch hinglitt, und ſchrillend im Winde rief: Ihr lügt! Das waren die Gedanken, wenn er durch den winterlichen Wald ritt, der Wind in den blattloſen Aeſten rauſchte und die letzten Klumpen Schnee von den mächtigen Kiefernäſten warf. Dann dünkte er ſich der Ritter, der mit eingelegter Lanze auch gegen Geſpenſter anreitet, und er empfand den Muth, ja er knirſchte vor Luſt, auch auf das blutige Antlitz des Colonels anzurennen.

Die Stimmung dauerte aber nicht lange. Wo der erſte Sonnenſchein die grünen Halme küßt, läßt ein Schauer der Wehmuth und Sehnſucht böſe Gedanken nicht herrſchen. Die Frühjahrslüfte koſen und ſchmeicheln auch um die wunde Bruſt, und wenn wir an Sterben und Untergang denken, denken wir auch an Auferſtehung und neues Leben.

Hatte denn der fremde Mann etwas Unerhörtes, Ungeheures begangen? Als Soldat, als Franzos auf Eroberungen hingewieſen, hatte er die Gunſt des Augenblicks benutzt, die Roſe gepflückt, ohne den Gärtner zu fragen. Nun hatte er gebüßt; ſo frech, kühn der Raub,

vorgetreten, daß er ein Märtyrer geworden seines Muthes.

Nun kam es mir nicht mehr einsam vor.

7.

Tours.

Ist eine alte Stadt an der Loire, die Brücke darüber hat vierzehn Bogen und gewährt einen imposanten Anblick, der Telegraph ist auf dem Stadthause, die alte Kathedrale . . .

Himmel! das steht ja in jeder Geographie.

Weiter weiß ich auch nichts von Tours, denn auf der Brücke, und im Caffee, im Hause und auf der Straße, wenn ich in der dunkeln Kathedrale die bunten Fenster oder im hellen Theater die Actricen ansah, ich stieß auf Engländer. Hier zog ich den Hut vor dem Crucifix beim Leichenzuge — und die Wittwe dankte dem Fremden und Protestanten für die Artigkeit — hinterdrein sah ich dem feisten Schlächter zu, wie er lachend dem Schweine die Borsten auf offener Straße absengte (woraus beiläufig die Schlußfolge, daß man sie in Frankreich nicht zu nutzen weiß), aber was half es

ſo ſchnell, furchtbar war die Strafe gefolgt. Wenn er es nun bereuen, wieder gut machen gewollt! — Eine wunderbare Natur! Bei ſo viel Gaben, um Andre zu täuſchen, welche Discretion in den Mitteln! Welcher eigenthümliche Hang, ſich eine vornehme Geburt anzulügen! Wenigſtens war keine Speculation darin, denn das gab ihm, wie die Dinge ſtanden, keine Ausſicht auf Vortheil, Avancement. Begünſtigte auch Napoleon aus Eitelkeit und Berechnung wieder den alten Adel, der ſeine Schleppe küßte, ſo gab das doch nur im Hofſtaat Anwartſchaft auf Beförderung; im Felde mußte der Kaiſer auf den Geiſt, die Stimmung ſeiner Armee Rückſicht nehmen. Es mußte alſo eine eingeborne Lieblingsneigung des Mannes ſein. Und woher die Kraft, daß er ſein ganzes Leben an das Studium der Täuſchung geſetzt, daß er mit ſo vielem Verſtand ebenſo in ihre Antiquitäten, als in ihre neue ſo wenig beneidenswerthe Stellung ſich hineinſtudirt hatte? Wo waren ſeine Vorbilder in der plebejen Armee, woher hatte der Zuckerbäckerjunge ſeine Anſchauung geſchöpft, daß er nie einen falſchen Schritt that, nie ein unrechtes Wort ſprach, daß er immer in ſeiner Rolle blieb? Das lernt ſich aus Büchern nicht; es kommt aus dem Blut. Hatte der depravirte Marquis doch vielleicht Recht, und ein Tropfe des wahren Blutes in dem falſchen Stamme ſo wunderbar rein und kräftig ſich erhalten, während der volle Strom in dem echten Stamme in Fäulniß und Eiterung übergegangen war? — Aber — vor ihm eine ganze Generation weiße Schürzen, weiße Mützen, Eierſchaum und

Zuckerguß! Wie konnte das adlige Blut durch ſolche Canäle ſich rein erhalten haben! Nimmermehr! — Aber die Erſcheinung war darum nicht minder wunderbar. Wie gern hätte er ihn gefragt, wie er das ermöglicht?

Ihn überſchlich der Wunſch, daß der Colonel — nicht geſtorben wäre; zuweilen noch ein anderer: — daß ſtatt ſeiner er ſelbſt in Mörderhände gefallen. Ein raſcher Tod hob ihn über welche Zweifel, welche troſtloſe Ausſichten! — Wie ſollte er Carolinen begegnen, wie ihren Schweſtern, der Mutter! Unter welcher Form jene verſtoßen, ohne daß er die eigne Schande vor aller Welt ausſchrie!

Je näher er der Heimath kam, ſo langſamer ritt er. Es war nun weit über Wochenfriſt. Was konnte inzwiſchen zu Hauſe geſchehen ſein! Neue Plünderhaufen, Brand, Verwüſtung, Krankheiten! War er doch überall auf ihre Fußtapfen geſtoßen.

Der graue Spitzthurm von Querbelitz tauchte aus den grünen Saatfeldern auf, als ein Reiter aus dem Buſche vorkommend ſeinen Namen rief und die Mütze ſchon in der Entfernung ehrerbietig lüftete. Es war der Schulze Gottlieb Köpke, der, wie er zu thun pflegte, ſeine Felder umritt.

„Das Korn ſteht gut, meinen nicht auch Herr Obriſtwachtmeiſter? beſſer als vorig Jahr. Nur der Weizen iſt ein bischen zurück.“

Es war dem Major lieb, daß der Schulze nicht von der Sache anfing. Aber war es doch ſeine ſchlaue Bauernart, daß er zuerſt nur ihren Zipfel anfaßte.

„Alſo Er meint, es ſteht gut? — Ich war zu lang aus.“

„Das war auch gut, gnädiger Herr, denn es hätte ſich doch für unſern Herrn Major nicht geſchickt von wegen des Wechſels mit dem Notar zu verhandeln. Ein dritter kann das ſchon beſſer, und der Herr Candidat hat denn auch die Sache in Richtigkeit gebracht. Dieweil der Notar den Proteſt aufnehmen wollte, kaufte der Benjamin Schlochauer den Wechſel dem Präſentanten ab, und dieweil das geſchah, hatte der Herr Candidat Rath geſchafft, und es ging alles wie am Schnürchen, ohne daß Einer was Uebles gedacht hätte. Au contraire Alle fanden es ganz recht, daß der Herr Major derweilen verreiſt waren, und es hat ſich alles geſchickt und iſt in der Ordnung.“

„Was hat ſich geſchickt? was iſt in der Ordnung?“ fuhr Iſegrimm bang nach einigem Schweigen auf.

„Ach Herr Major meinen von wegen des Franzoſen — ich meine den Cüraſſier-Obriſt — Manches ſieht auch ſchlimmer aus als es iſt.“

„Schlimm iſt ſchlimm, Köpke.“

„Ja, ſchon recht. Und daß es grade an den Blutſteinen geſchehen mußte! Zuweilen iſts aber auch gut, daß Krieg iſt; denn was im Krieg geſchieht, iſt nicht wie wenns im Frieden geſchieht.“

Der Gutsherr ſah ihn fragend an.

„Nun, ich meine nur, wenn das paſſirt wäre zu ſo gewöhnlicher Zeit, dann wäre die Juſtiz und Polizei drauf und los. Und da's auf unſerm Grund und Boden iſt, und mein gnädiger Herr der Gerichtsherr, was hätte

das für Criminalkoſten gemacht! Was für Papier wär verſchmiert worden, und jeder Menſch eine Meile in der Runde hätte als Zeuge ausſagen und ſchwören müſſen, was er weiß und nicht weiß. Gott ſei Dank, davon iſt nichts geweſen. Das muß man den Franzoſen laſſen, darin ſind ſie vernünftig; entweder wollen ſie Einem zu Leibe gehn, und dann thun ſie's ohne Papier, und es hilft auch nichts gegen, oder ſie wollen's nicht, und dann machen ſie kein Geſchrei und brauchen auch keinen Papierſchnitzel."

„Sie wollen nicht zu Leibe gehn? Wem denn?"

„Wer weiß das!"

„Aber man hat doch eine Meinung."

„Nun freilich. Sie meinen, er hätte einen Feind, der hätte ihm aufgelauert. Der Colonel hat viele Feinde in der Armee, die ihm ſein Glück nicht gönnen."

„In der Armee? Das glaubt man?"

„Wenn man's auch nicht glaubt, ſo thut man, als ob man's glaubte."

„Und man ſpricht das aus?"

„Gott bewahre. Nein man ſagt, es wäre verfluchte Canaille geweſen, Raubgeſindel, ſolche Maraudeure, als wie damals bei Dames Mühle, die nicht nach Freund und Feind fragen."

„Beraubt ward er auch?"

„Er hat's ausgeſagt. Wer weiß denn, was er bei ſich hatte! Und weil die Jagd dann in die Nähe kam, hätte das Geſindel Reißaus genommen."

Der Major ſchwieg wieder, aber das pochende Herz

ließ es ihn nicht länger; da trennte ſich der Weg, er mußte rechts nach Ilitz.

„Was Er weiß, ſprech Er's aus — grad aus, Köpke. — Wer iſts, wer hats ſo gemacht?“

Der Schulze ſah ihn mit dem Blick der Verſtändigung an: „Gnädiger Herr, wo die Franzoſen was finden wollen, da legen ſie was hinein, aber wo ſie nichts finden wollen, da ſuchen ſie auch nicht. Einige meinen wohl, es wäre aus Furcht, weil's drüben in Oſtpreußen oder ſonſt wo nicht richtig ſtände, und ſie möchten hier nicht den Staub aufgerührt, ich aber vermeine, es iſt nur der Herr Colonel, der kein Aufhebens machen will. Es iſt doch ſo um mancherlei beſſer, daß nicht davon geſprochen wird.“

„Der Colonel! Wer fand ihn, wer ſprach ihn in ſeinen letzten Augenblicken?“

„Das weiß nun keiner eigentlich. Wie ſie ihn fanden, da konnte er gar nicht ſprechen, hier unter der Bruſthöhle, durch die Rippen war ihm die Kugel gegangen. Er ſtöhnte nur noch, und lag über den großen Stein. Sie trugen ihn vorſichtig auf einer Trage, die ſie von Tannenzweigen geſchnitten, übers Moor nach Querbelitz, und dann trugen ihn andre nach Ilitz.“

„Nach Ilitz? — Starb er da? — Liegt er auf unſerm Kirchhof begraben?“

„Nein, gnädiger Herr, im Schloß, in der Stube, wo er als Einquartierung lag.“

„Todt?“

„Gott bewahre! — der Feldſcheer ſagt aber, da wär

doch ſichtlich Gottes Wunder bei. Zwiſchen den Rippen iſt ihm die Kugel durchgegangen, und hinten wieder raus, und abſolut gar nichts verletzt, wie er ſagt, von edlen Theilen. Den Schuß müßte ein Engel geleitet haben."

„Und er — der Menſch — der Franzos?"

„Sprach in ſeinem Wundfieber auch von nichts als von himmliſchen Engeln. Na, das kann man ſich wohl denken, wer ſo gepflegt wird! Die Fräuleins Trepp auf und Trepp auf. Die Mägde dürfen kein Stück Holz hinwerfen; ich möchte ſagen, man durfte im Schloß nicht nieſen. Das erkennen ſie denn auch an, ich meine die Franzoſen. Und darum wird auch nicht unterſucht werden. — Der franzöſiſche Doctor, der mit Courierpferden aus Berlin geholt ward, hat erklärt, in vier Wochen könnte der Herr Colonel zur Armee. Wir freuten uns aus ganzer Seele für unſern Herrn Major. Da war doch auch Keiner, der nicht dachte, wie muß darum der gute gnädige Herr froh ſein, denn das ſchlug mit einem Male das abſcheuliche Gerede nieder." —

Der Herr von Ilitz athmete auf, aber er brachte die Frage: „Welches Gerede?" nicht über die Lippen.

„Das Gerede kam auch nur von ſchlechten Leuten draußen, die uns nicht kennen. Windelweich hätten unſre in Ilitz und in Querbelitz, ach auch die in Quilitz, jeden geſchlagen, der ſich unterſtanden zu ſagen, daß unſer Herr mit im Spiel wär. Nein, da waren wir ſicher, und wenn Herr Obriſtwachtmeiſter auch ingrimmſch wären

wie der ſchwarze Wolf, das hätten Sie nicht übers Herz gebracht. Und ſchon darum nicht —"

„Warum nicht?"

Die Frage war heraus wie ein Schuß.

„Das unterſteht ſich unſereins doch nicht auszuſprechen. Aber was ganz andre Leute geſagt haben, warum ſoll's unſereins nicht glauben? Bei uns Bauersleuten iſt's was anders, das iſt ſchon richtig. Wenn ein Mädel, ich meine 'ne Tochter von einem Hof ſich verplempert hat mit 'nem Knecht, dann prügelt der Vater ſie rechtſchaffen durch. Heulen und Zähneklappern giebts freilich, aber dann iſt Alles wieder ſo gut wie vorhin. Den Hof ſtiehlt keiner fort, und wer auf ſeinem ſitzt, läßt ſich denn gern ſolchen Lümmel aus 'ner Büdnerhütte einſchieben, der nichts hat als ſein Hemde auf dem Leibe und 'nen Querſack überm Rücken? Da geht das nicht, das Reinheirathen. Aber bei vornehmen Herrſchaften, hat man ſchon immer gehört, giebt es Rückſichten, was unſereins nicht verſteht, und vor allem, wenn ſo ein vornehmer Herr aus der Fremde ins Haus kommt. Und ſehr vornehm iſt der Herr Colonel, das wiſſen wir auch, und ganz was andres als die andern franzöſiſchen Officiere. Bei denen paſſirt es auch wohl, daß ſie mal einen ſilbernen Löffel einſtecken. Nein, der Herr Colonel d'Eſpignac iſt aus einem großen Hauſe; ſonſt hätte ſich ja das gnädige Fräulein auch nicht heimlich mit ihm trauen laſſen."

„Köpke, erzählen das die Leute?"

„Wie das ſo geht, die wiſſen Alles. Ein katholiſcher

Prieſter von den Italienern hat ſie getraut. Das iſt Nachts geſchehen im verfallenen Dom in Nauwalk, und die Sterne haben durch die Dachſpalten als Zeugen zugeſehen. Geheim mußte es ſo ſein von wegen des Colonel, weil er keine Heirathserlaubniß von ſeinem Kaiſer hatte. Nun, wie es beinahe doch rausgekommen, da wären der gnädige Herr über Hals und Kopf nach dem Hauptquartier geritten, daß Sie Fürſprache einlegten und nachwieſen, wie die jungen Herrſchaften, wenn Alles zuſammen geſchlagen würde, ihr reglementsmäßiges Auskommen hätten."

„So erzählen die Leute?"

„Ja, gnädiger Herr! und deshalb glauben ſie, daß der Herr Major ſo ſchnell fortritt."

„Und Er auch?"

„Ich glaube als ein rechtſchaffener Unterthan Alles, was zu meinem Herrn ſeiner Ehre iſt, und zum Wohlergehen ſeines gnädigen Hauſes," ſprach der Schulz mit ſicherer Stimme und eigener Betonung der Worte.

Der Herr von Ilitz war ſchon abgeſchwenkt, als er ſich noch einmal im Sattel umwandte:

„Was Er und die Leute, das glauben ſie auch in Ilitz?"

„Ich glaube wohl. Der Herr Candidat hat erſt neulich darüber gepredigt: Was Gott zuſammen gefügt, das ſoll der Menſch nicht trennen, und was er ſchlecht angefangen, das bringe Gott oft zum guten Ende."

Als der Major fortgeritten, ſah der Schulz ihm

noch eine Weile nach und nickte bedächtig mit dem Kopf: „Schwer wird's ihm, aber er muß. Iſt ihm ſchon recht. Nachgeben müſſen wir alle, wie hoch oder niedrig wir ſtehn, und wer's jung nicht gelernt, dem thut der Nacken weh, wenn ſie ihn im Alter ducken.“

Neuntes Kapitel.

Ein politiſches Geheimniß.

Der Nacken war ihm „geduckt“, dem eiſernen Manne. Hatten nicht Alle für ihn gelogen, und davon lebte er, der Mann der Wahrheit! Aber es war nicht roſtiges Eiſen, es war Stahl, darum wollte es ſich immer wieder heben und aufſchnellen. War es ſchon ehedem nicht gut geweſen mit Iſegrimm umgehen, jetzt wußten wenige, wie ſie mit ihm dran waren; in dem Augenblick ſchien er weich, daß man ihn um den Finger wickeln mochte, und dann fuhr und ſchoß er auf, als hätte der Blitz in ein Pulverfaß geſchlagen.

Es liegen Tage, Wochen, vielleicht Monate dazwiſchen, ſeit wir ihn heimkehren ſahen ins Haus ſeiner Väter, und der Frühling hatte die winterliche Erde mit Knospen, Blättern und Blüthen bekleidet, die nur für ihn nicht zu duften und zu blühen ſchienen. Im Hauſe aber war vieles anders geworden. Der verwundete Colonel war geneſen und längſt zur Armee nach Oſtpreußen abgereiſt. Caroline, die älteſte Tochter, war auch fort; ſie lebte in Berlin in einer verwandten Familie, „um ſich im Franzöſiſchen zu perfectioniren.“ Alle wußten,

mir, denn neben mir zogen eben ſo wie ich, drei Engländer vor der Leiche den Hut, und die Wittwe dankte ihnen eben ſo gut als mir, und der Schlächter ſenate die Borſten eben ſo gut vor den Engländern als vor mir, und lachte vor ihnen und mir.

Darum ging ich auf mein Zimmer, und lernte dort viel bequemer in meinem Itineraire die Merkwürdigkeiten kennen — ein vortreffliches Buch, denn da ſtand wenigſtens noch gar nichts von Engländern, die jetzt wie Heuſchrecken Tours und Touraine bedecken. Alle um zu ſparen! — Das iſt ein Geſchnatter von *How do you do?* Und das Fenſter darf man nicht öffnen, will man nicht die weißen Jagd-Spencer über den ſchwarzen Fracks, die Stiefletten, die Jockeimützen, die tiefen und kleinen Hüte ſehen, alles im bunten Gewimmel. Die armen Touraniſchen Haſen und Rebhühner, denn die ganze Jagd iſt Engliſch!

Man will auch Engliſche Füchſe dahin verſchreiben . . .

Dies nicht mehr zu erleben, ſetzte ich mich noch in der Nacht in eine *voiture à pompe*, in die weite Welt ſteuernd, das heißt nach irgend einem Ort, wo ich auf eine der Diligencen ſtoße, welche in gerader Richtung von Paris nach

ſie war die im Stillen verlobte Braut des Colonel Marquis d'Espignac. Einige ſagten, ſie wäre auch ſchon in der Stille mit ihm copulirt worden, der Vater aber wolle nichts davon geſprochen wiſſen bis Friede ſei. Er haßte die Franzoſen nach wie vor, aber es gäbe doch Ausnahmen, hatte er einmal hingeworfen; der Liebe ſeines Kindes habe er nicht mehr widerſtehen können.

Das erzählte man den vertrauteren Beſuchern; und hinzu fügte man, der Herr von der Quarbitz habe darin gleichſam ein Zeichen des Himmels erblickt, daß beide Familien ſchon früher, wenn der Stammbaum richtig ſage, durch ein Ehebündniß in Verbindung getreten waren. Aber jedesmal, wenn das Geſpräch darauf kam, verließ der Major das Zimmer. Und doch hatte er nicht verboten darüber zu ſprechen.

Caroline von der Quarbitz war wirklich durch einen katholiſchen Prieſter mit Raoul d'Espignac, Colonel und Commandeur in der Armee des Kaiſers der Franzoſen, heimlich getraut worden. Grade gegen dieſe Vertrauten ließ man es fallen; aber wann die Copulation ſtattgefunden, ob nach Raouls Geneſung oder ſchon weit früher, das ließ man im Ungewiſſen. Eben ſo wenig wußte man, ob der Major zugegen geweſen. Behaupteten doch Einige, er hätte ſeine Tochter erſt wiedergeſehen, als ſie nach Berlin fuhr. Da hätte er das Fenſter heimlich geöffnet und der Abfahrenden einen Blick nachgeworfen, und dann wären ihm die Thränen aus den Augen geſtürzt: „Das kann ein Vater um ſein Kind.“

Ausgemacht iſt, daß er nie mehr Aug in Aug mit

dem Colonel ſich begegnete. Und doch wandte d'Espignac jedes Mittel an ihn zu verſöhnen; er hatte aber eines, wo es dem Major Mühe koſtete, der Verſuchung zu widerſtehen. Er brauchte nur ſein Pferd zu beſteigen und im Hofe Schule zu reiten. Von oben blinzelte dann der Major durch die Fenſtergardine und ſprach in ſich: 's iſt wahr, darin iſt reines Vollblut! Aber als es zum Scheiden kam, — Caroline und d'Espignac waren allein unten im Saal — ſchickte der Vater durch Hans einen Degen herab: der Herr Colonel möge das koſtbare Familienerbſtück nicht vergeſſen! — Da entfärbte ſich Raoul d'Espignac und etwas Naſſes perlte über ſeine Wimpern: „Das iſt bitter, mehr als bitter. Dein Vater iſt unverſöhnlich.“ Als ſie ihn fragen wollte, was es ſei, ſchien er über ihren Scheitel die Frage fortſtreichen zu wollen.

„Die Deutſchen ſind und bleiben rigoroſe Bären! Wir trennen doch die ſchlimme Vergangenheit mit einem ſcharfen Schnitt von der beſſern Gegenwart, und wenn ein Mann, ein Weib, die geſündigt, es wieder gut machen wollen, nehmen wir ſie gern und froh wieder unter uns auf; ſie aber, die mit der Ewigkeit vor ſich immer zu thun haben, wollen auch die Schuld hinter ſich zu einer ewigen erheben.“

Caroline ſoll erwidert haben: ſie kenne kein Vaterland hinter ſich; ihres ſei das, wo die Liebe ſie hinführe, die nur ſei ewig.

Wie dem nun ſei, es war aber auch ſonſt noch viel Heimliches in Haus Ilitz. Man ſah den Vater ſeit letzt mit fremden Männern in den dunkelſten Stellen des Par-

les auf- und abgehen; bisweilen, wenn die Nacht einbrach, verſchloß er ſich mit ihnen in ſeiner oder des Verwalters Stube. Dann beſtieg er auch öfter das Pferd, als er zu thun pflegte, und trotz dem, daß das Podagra ihn wieder heftiger plagte, er machte weite Ritte in die Nachbarſchaft, von denen er erſt ſpät heimkehrte. Es ſeien Geſchäfte wegen Kauf und Ankauf von Vieh, ſagte er, aber weil er dabei ſie nicht anſah, glaubte es die gute Frau von Ilitz nicht. Sie glaubte es noch weniger, [redacted] Minchen eines Abends wieder den Fremden mit i[redacted] der Verwalterſtube geſehen zu haben meinte, welch[redacted] erſt als Viehhändler bei ihnen eingeſprochen hatte.

Die Frauen aber hatten darauf weniger Acht, als es zu andrer Zeit geſchehen wäre. Sie hatten auch ihre Geheimniſſe, und es war ein ſtiller Bund, wenn man nicht ſagen will eine ſtille Verſchwörung gegen den Vater. Wenn Frühling iſt, welcher Tyrann, welcher Polizeimann, mit welchen Knebeln verſchließen ſie die Knospen! Was reif iſt, bricht heraus. In Haus Ilitz war längſt das ſüße Geheimniß herausgebrochen. Die Mägde im Stall flüſterten es nicht mehr, ſie ſprachen laut davon und lächelten, die gnädige Frau lächelte auch ſtill vergnügt, wenn ſie den Candidaten und Malchen in ſtillem Geſpräch durch den Garten gehen ſahen, und Minchen ſchwebte um ſie bald wie ein neckiſcher Geiſt, der ſie erſchreckte, bald wie ein guter Schutzgeiſt, der den Mantel ausbreitet gegen den Sturmwind und Neugierige zurückſchreckt.

Heraus war es, aber — was wird er dazu ſagen? — „Einen kleinen Sturm wird es geben, auch wohl

einen recht heftigen, und dann wird er noch nachpuſten, bis Windſtille eintritt," meinte Minchen. Alle meinten: Hat er einmal nachgegeben, ſo giebt er auch ein zweites Mal nach. Es gab aber noch eine zweite Frage: ob der Vater es ſchon gemerkt, und nur ſo thue, als ob er nichts wiſſe und merken wolle? Oder — ob er allein mit Blindheit geſchlagen war?

Darüber ward viel disputirt; nur die, welche es [illegible]ſt anging, waren die ruhigſten, Malchen und Herr [illegible]itz. Sie ſprachen doch wenig mit einander, aber [illegible]ſchien, als verſtändigten ſie ſich in großen wie in klei[illegible]nen Dingen ſchon durch Blicke; ſolche Eintracht war in Sinn und Gedanken. Merkwürdiger und ſchwieriger ſei, hatte wohl Minchen gemeint: ſie verbargen nichts, und verriethen doch auch nichts denen, die es nicht wiſſen wollten oder ſollten.

Ein Sturm war beſchloſſen, oder ſie hofften vielmehr durch eine geſchickt geleitete Belagerung, um den Sturm zu kommen, nämlich, daß die Feſtung ſich ergeben werde, ehe die Leitern angelegt würden. Minchen und die Mutter mochten da noch manches Aparte haben, was Malchen nur halb, der Candidat gar nicht wiſſen ſollte. Malchen hoffte; ſie war vergnügt, wie die Lerchen, die in die Lüfte wirbelten, der Candidat verrieth den heitern Ernſt, der auf alles, alſo auch auf den Sturm gefaßt iſt.

„Iſt das nun recht vor Gott, daß man froh iſt, wenn man weiß, daß andere um uns her traurig ſind!" fragte Malchen, als ſie vom Candidaten in der Flieder-

allee überraſcht ward. Vielleicht war es auch keine Ueberraſchung.

„Gott gab's den Blumen, daß ſie duften und blühen ſollten, jede in ihrer Art und zu ihrer Zeit, unbekümmert darum, daß wenn die Roſe blüht, das Veilchen ſchon verwelkt iſt, und wenn die Lilie ihre Pracht entfaltet, die Roſe den Kopf hängt."

„Das Veilchen war nicht die Schweſter der Roſe," ſagte Malchen. „Und wenn nun auch die ſtolze Lilie den Kopf hängen läßt —"

Des Candidaten Antwort galt ihren Gedanken, nicht ihren Worten:

„Caroline iſt glücklich. Es iſt nicht unſer Glück, aber gönnen wir doch der Verſtoßenen ihres. Iſt es kurz, genießt ſie's dafür mit vollen Zügen."

„Damit ſprichſt Du's aus, Albert, ſie wird unglücklich. Der Mann iſt unwahr. Er konnte mir nie in's Auge ſehn."

„Wer berechnet die Ewigkeit der Gefühle! Aber dahin blicke ich ruhiger. Er iſt Franzos. In denen kommen die Umſchläge wie heftige Gewitter; plötzlich zerſtören ſie den Frieden der Seele, eben ſo ſchnell reinigen ſie die verderbte Luft. Der Sieg des Augenblickes entſcheidet oft über ein Leben. Er ward ein anderer auf ſeinem Schmerzenslager, unter ihrer liebevollen Pflege. Mein Auge hat mich da nicht getäuſcht; es war eine gewaltſame Umwandlung."

„Und wenn er dann wieder ein anderer wird!"

„Iſt Dir nicht geſagt, daß die Lilien auf dem Felde

blühen, ohne daß ein Menſch darum ſorgt? — Und auch da ſorge ich nicht, ſetzte er nach einer Pauſe hinzu. Ein fürchterlicher Ehrgeiz ſpornt den Mann, und Caroline, die ſich von uns losgeſagt, kann —" Er hielt wieder inne. „Ich glaube, daß ſie zu einander gehören. Da ſind Triebe, Leidenſchaften, die auf unſerm kalten, magern Boden nicht gedeihen, und Gott ſchütze uns vor der Saat. Auch Caroline ward eine andre."

Das Geſpräch ſchien eine Weile ohne Worte fortgeſetzt zu werden. Sie dachte dem Geſagten nach:

„Du haſt Recht; der Stolz iſt es, der Carolinen von uns reißt und trennt. Ich merkte das ſchon, als Du zu uns kamſt. Da lernte ſie etwas anderes kennen, was höher, feiner war als unſer Weſen. Sie mußte es anerkennen und konnte es doch nicht ertragen, da Du, wie ſie meinte, unter ihr ſtandeſt. Daher ward ſie gegen Dich manchmal ungezogen und auffahrend. Ich danke es ihr, denn nun ward ich erſt recht aufmerkſam darauf. Da kam der Colonel. — Sie gehörte nicht mehr in unſer Haus. Aber wenn ſie auch in ihrem neuen einmal einſam und verlaſſen ſtände, arm an Freuden und Troſt!"

„Sie hat einen Troſt dann, um den ich ſie nicht beneide, ein Glück, das viele mit ihr theilen, ſie wird von dem vergangenen Glücke zehren. Es iſt nicht der ſchlechteſte Rauſch, den die Vorſehung unſerer Schwachheit gönnte."

„Aber ſie iſt die Tochter ihres Vaters. Sie wird nie klagen, nie mittheilen, was ſie drückt, nie zu uns zurückkehren — aus Stolz! Für uns iſt ſie verloren."

„Sie gehorcht dem Wort des Herrn, ſie folgt dem Manne, und iſt eins mit ihm in Freude und Trübſal. Du wirſt mich auch nicht verlaſſen, Geliebte, nicht aus Stolz und nicht aus Reue, wenn Du auch einmal bereuen ſollteſt —"

Sie hielt ihm den Mund zu: „Auch ſcherzen ſollſt Du nicht ſo böſe. Ich habe Dir noch nicht bewieſen, was ich für Dich kann, und Du haſt mir den höchſten Beweis Deines Vertrauens geſchenkt; was keiner Frauen Ohr hören ſollte, wie der Vater befohlen, haſt Du mir mitgetheilt —"

Sie hielt plötzlich inne und zog den Freund tiefer hinter den Fliederbuſch. Im Hauptgange des Parks näherte ſich der Major. Er war den ganzen Tag ausgefahren geweſen und unerwartet früh zurückgekehrt. Den Wagen mußte er draußen abgegeben haben, um ſchneller oder kühler durch den Garten das Haus zu erreichen. Erhitzt, in ſichtlicher Aufregung ſchritt er an ihnen vorüber, und war verſchwunden, ohne ſie bemerkt zu haben.

„O weh! rief Malchen. Herr Gott, ſeine Zornader die iſt ſchrecklich." Auch der Candidat hatte ſie geſehen.

Sie bat ihn, jetzt nicht zu gehen.

„Du kennſt den großen Sturm, der heraufzieht, ſoll ich da vor einem kleinen bangen, weil er mich treffen mag?"

„Aber nicht muthwillig ihm begegnen. Haſt Du nur mich gelehrt, wie wir uns fügen ſollen in Gottes Willen, und auf ſeine Winke achten, durch welche er

ſo oft die Guten gerettet und aufgeſpart hat, wenn ſein Sturm vernichtend über die Völker rauſcht.“

„Wenn er nun nicht losbräche!“ ſprach er in die Wolken blickend.

Er hatte ihr mitgetheilt, was kein nicht Eingeweihter wiſſen ſollte Es war gegen das Abkommen mit dem Major und ſeinem Bundesfreunde Aſten. Er hatte es gethan, weil er ihren Geiſt reif hielt, ihre Seele ſtark genug, weil er meinte, daß in ſo erſchütternden Kataſtrophen auch das zarte Weib mit dem Manne für das Vaterland fühlen und leben müſſe, um ſtark zu werden mit ihm das Schlimmſte zu ertragen — hatte er ſich geſagt — wir ſind erfinderiſch, wenn wir uns ſelbſt belügen. Vor ſich im Beichtſtuhl würde er bekannt haben: es ſei ein ſchwacher Augenblick geweſen, wo es ihn überkommen, nichts auf der Seele zu behalten, was die Geliebte nicht mit ihm trüge. Aber er hatte nur in allgemeinen Umriſſen das Geheimniß ihr mitgetheilt. Sie war ſtark geworden, und doch ein Weib, ihre Neugier war durch jenen Ausruf gereizt, und ſie forderte jetzt die ganze Wahrheit, die ganze Erwartung: „Ich muß doch wiſſen, ob Eure Hoffnung ſo ſchwach iſt, daß ein Lüftchen ſie fortträgt.“

„Stark und ſchwach. Sie ſind endlich in Königsberg zum Entſchluß gekommen, aus ſich herauszugehen. Sie haben erkannt, daß gegen den außerordentlichen Geiſt Außerordentliches gewagt ſein muß. Man hat ſeit Monaten Truppen, ſo viel man in Preußen erübrigen konnte, zur See nach Rügen geſandt. Der tapfre Reitergeneral

Blücher hat das Commando, tüchtige Officiere ſtehen den einzelnen Truppentheilen vor, der Major von der Marwitz, ein reſoluter Militair, hat eine Freiſchaar geworben, und um Colberg herum rechnet man auf erneute Kraftanſtrengungen des kühnen und glücklichen Schill. Auch in Schweden iſt der König endlich zum Kriege entſchloſſen und bereit, und täglich erwartet man eine engliſche Flotte, die durch den Sund nach Stralſund zu ſegelt, um Munition und Mannſchaft zu bringen. Vereint wird man dann am entſcheidenden Tage über die Grenze rücken. Bis jetzt ſind alle Combinationen glücklich. Wenn Bonaparte darum weiß, hat er es nicht beachtet; er verachtet uns, weil er uns Kühnheit und Glück nicht zutraut. Pommern, die Marken ſind faſt von Truppen entblößt. Sein General Brune, den er als Wächter hingeſtellt, kann mit ſeinen Brigaden nicht alle Wege nach der Hauptſtadt verlegen, und wenn, ſo ſind wir ſtärker als er. In forcirten Märſchen, mit Wagen und Pferden, ſo viel man auftreibt, geht es auf Berlin los, und man kann es erreichen, wenn Brune geſchlagen wird, ehe die franzöſiſchen Corps aus Sachſen und Schleſien herbeigezogen ſind. Iſt der Feind ſo in ſeinen Rücken attaquirt, von ſeinen Alliirten und von Frankreich abgeſchnitten, dann wird auch, ſo hoffen wir, eine Stimme in dem andern Deutſchland ſich erheben, und mehr als Worte, das Volk wird in der That aufſtehen, während die Unſern am Pregel und Niemen mit erneutem Muth ſeine Waffen feſſeln, ſeine Wuth brechen."

Amaliens Geſicht ſtrahlte: „Du jauchzeſt nicht, Du

biſt ſo ernſt bei der Botſchaft, die Dein Herz erheben muß. Sorgſt Du um mich, um uns, weil der Sturm über unſer Haus weht und es umwerfen kann? Die Schreckniſſe, die einem Orte drohen, wo feindliche Heere ſich begegnen, kenne ich ja ſchon. Ich bin nicht zur Heldin geboren, aber ich will Deiner und meines Vaters würdig ſein."

Er ſchüttelte den Kopf: „Das liegt in Gottes Hand; wer vom Sturm geknickt wird, wer ihn überſteht, iſt ſein Wille."

„So beſorgſt Du, daß es doch verrathen ward, oder daß Unſere nicht ſtark genug ſind?"

„Wenn Blücher, Schweden und Engländer Brune werfen und Berlin erreichen, iſt's ein glücklicher Handſtreich, der unſre Lage beſſern mag, aber nichts Entſcheidendes in die große Wagſchale wirft. Wir danken der fremden Hülfe im beſten Falle das Beſte, nicht uns ſelbſt. Und das allein gilt es. Wenn nicht Pommern, die Marken, wenn das Volk nicht aufſteht, bleibt es ein ſo vereinzelter, verlorner, als jener in unſerer unglücklichen Kreisſtadt. Das iſt die große Frage, die über uns ſchwebt, die mich bang ſtimmt: werden ſie den Ruf an ihr Heiligſtes verſtehen, werden ſie ſich erheben aus ihrer Trägheit und Gleichgültigkeit, wird der heilige Zorn zur allmächtigen Flamme auflodern, werden ſie fühlen, daß es jetzt oder nie gilt, ob ſie ein Volk bleiben, oder ausgelöſcht werden aus der Reihe der Lebendigen? Das, Geliebte, entſcheidet ſich jetzt, die Glocken werden läuten, die Flammenſäulen aufſteigen, die Trommeln wirbeln, die Herolde

Lyon führen. Ich nämlich war in eine ganz schiefe gerathen.

Tours hat doch auch sein Gutes. Außer dem berühmten Gregor von Tours, der aber nicht mehr lebt, verdanke ich der Stadt die Befreiung von meinem Reisegefährten. Denn als ich am Morgen in der Messagerie nach meinen Sachen sah, — beiläufig gesagt, in der prachtvollsten Wagenremise, denn es war eine gothische Kirche — hing ein langes Bein über meinem Koffer, dem ein zweites folgte, alsdann ein Kopf und ein langer Körper, und das Ganze war ein Engländer und zwar der Engländer mit der Laternenpfahlphysiognomie. Er hatte in Tours seine Tour beendet.

8.

Der Instituteur.

Was eine *Voiture à pompe* ist? Ein zweirädriges Fuhrwerk, in welchem neun Personen vor und hinter den Rädern balanciren, beständig achtsam auf das Commando des Conducteurs, ob sie zur Erhaltung des Gleichgewichts vor oder rückwärts rutschen sollen? Lieber nennte ich es deutsch

rufen. Kommen ſie nicht, kommen ſie ſparſam, blickt Einer nach dem Andern, was er thun wird — dann — weg die trüben Gedanken!“

„Du, Albert —“

„Ich,“ ſprach er aufſtehend und die Bruſt ſchlug ſo heftig, daß ſie die Worte erſtickte.

„Du wirſt dem Rufe des Vaterlandes folgen.“

„Dienen ihm, um Dich zu verdienen. So ſind wir alle egoiſtiſch; ich glaubte, es ſei eine reine, heilige Flamme in mir, abſichtslos und rückſichtslos, und aus dem freien Vaterlande, dem Ziele vor mir, ſtrahlt mir ein Punkt entgegen und es iſt mein eigen Glück. Ich will Dich nicht aus Gnaden geſchenkt haben, ich will Dich erwerben.“

Zehntes Kapitel.

Ihr von Ilitz, Ihr von Ilitz,
Sollet nimmermehr nach Quilitz!

Warum war Isegrimm nach Quilitz gefahren? Wenn er auch das fatale Lied nie hören mochte, hatte er doch sein Lebelang den geheimnißvollen Worten wie einer Warnungsstimme gehorcht.

Aber er hatte sie diesmal rationalistisch ausgelegt und sich gesagt: es ist nicht gut, wenn Einer von den Ilitzern aus freien Stücken und um seiner selbst willen nach Quilitz geht, es ist jedoch etwas anderes, sich zu anderen als persönlichen Zwecken, nämlich für das Allgemeinwohl, für das Vaterland, dahin begeben. Isegrimm war zum Advocaten und Jesuiten verdorben, er hatte von der buchstäblichen Auslegung nur Verdruß.

Nach Quilitz sagte ich; Schloß Quilitz war freilich bis auf ein Drittel abgetragen und versteigert, aber man nannte es immer noch „nach Quilitz", ob man nun nach einem Vorwerk, oder nach Schmachtenhagen und Schwanebäck ritt.

Es war in den Amt- und alten Kloſterſtuben nirgend behaglich. Soll es doch das auch, als das italieniſche Schloß noch ſtand, in ſeinen weiten Räumen nicht geweſen ſein, wo der Zugwind durch Thür und Fenſter blies und doch kein Ofen zog, weil der Baumeiſter nicht an Schlotte und Röhren für ſie gedacht hatte. Es war oft mehr Rauch im Zimmer als Möbel. Wer dafür von der Pracht der Tapeten ſich einen Begriff machen wollte, der konnte noch jetzt die Fetzen im Schutt umher liegen ſehen.

Viele waren nach Quilitz gekommen, die Gutes gewollt; ſchade nur, ſie brachten es nicht, ſie wollten es holen, — Troſt, Rath, Muth, den Uebeln zu widerſtehen. Schon die Form, die Jagdpartie, war manchem bedenklich erſchienen. Es gab da eine ſehr unangenehme Erinnerung aus jüngſter Zeit, und der geringſte Unfall konnte zu üblen Deutungen Anlaß geben. Einige hatten geſagt, das kam davon, daß man Paſtoren mitgenommen, Schwarzröcke verderben immer das Spiel; Andre hatten dafür, damit es nicht geſtört werde, franzöſiſche Employés eingeladen. Aber der Wald war weit, in den Stuben waren viele Ecken, dies hinderte alſo nicht die Discuſſion, wenn nur mehr dageweſen wären die Rath und That brachten als Worte und Klagen. Was hilft es dem, den der Schuh drückt, zu hören, wo den Andern der Stiefel preßt.

Zu Opfern waren alle bereit. Da war keiner, der es nicht betheuerte; um der allgemeinen Noth abzuhelfen, ſei kein Opfer zu groß. Wenn man aber den Einzelnen

fragte, was er geben wolle, meinte jeder, er für ſein Theil habe ſchon genug gegeben, er erwartete eine Ausgleichung von den Gaben der Andern.

Und dann müſſe man doch auch die Zeitverhältniſſe berückſichtigen, man wiſſe ja nicht, was man noch werde zu leiſten und zu thun haben. Es war Kunde hergedrungen von der Convention von Bartenſtein, wo Rußland und Preußen ſich zu gegenſeitiger Ausdauer und Unterſtützung verpflichtet. Ja man habe dort weitausſehende Pläne entworfen von einer allgemeinen Conföderation aller noch unabhängigen Staaten gegen den Welteroberer. — Das war eine verſpätete Nachricht. Der Hofmarſchall wußte ſchon von der Cabale im ruſſiſchen Heere; es verlaute, daß Bennigſen die Armee hinter den Niemen geführt, um den Kaiſer Alexander zum Frieden zu nöthigen. Es ging ſchon wie eine dumpfe Dröhnung um, daß in Folge jenes Rückzugs Danzig, ja eine neue Schlacht verloren ſei.

Der Johanniter von Quiritz kam ſpäter hinzu und wußte noch mehr: daß Rußland bereits mit Napoleon in Unterhandlungen ſtehe, denen Preußen als Opfer fallen werde. Napoleon habe Alexander zu überzeugen gewußt, daß, um Frieden und Glück in Europa herzuſtellen, nur zwei Mächte darüber herrſchen dürften, im Oſten ſei dies Rußlands Aufgabe, im Weſten Frankreichs, das Band ihrer natürlichen Verbindung ſei ihr gemeinſames Intereſſe gegen das meerbeherrſchende England, den wahren Despoten des Gewerbfleißes und des Handels in der ganzen Welt. Um dieſe Einigung bündig zu machen, ſei

eine Theilung der europäiſchen Türkei projectirt, und Napoleon wolle Rußland die Einverleibung Finnlands und der baltiſchen Küſten zubilligen, ſo weit, als es ihm dienlich ſcheine, um die Britten vom Feſtlande auszuſchließen.

Man ſah nur geſenkte Köpfe in den geſonderten Gruppen.

„Opfer, meine Herren, ſo viel man von uns fordert, ſo viel wir geben können, ſprach der Hofmarſchall. Darüber iſt, ich hoffe doch, unter uns keine Frage. Aber die Frage iſt wohl: wem opfern und zu welchem Zwecke? Kommt unſer voriger Landesherr zurück, nun mein Gott, wer wird da nicht gern ſein Alles dem heiß geliebten Könige zu Füßen legen! Aber jetzt, auf die eine oder die andre Art es thun, heißt gegen ihn und gegen uns zugleich operiren. Geſetzt den günſtigſten Fall, es käme ihm etwas davon zu, das wäre ja nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Tauſend gegen Eins', was wir thun und geben, erreicht ihn nicht, und verſtärkt die Macht und Mittel ſeiner Feinde. Sieht denn nicht der Unverſtand ſelbſt ein, daß alle die Efforts, irgend wo in einem Winkel des Landes für ihn zu werben, Freiſchaaren zu equipiren, kleine Feſtungen zu halten, das Volk aufzuregen, gar, ganz und gar nichts gewirkt haben, als unſere Lage verzweifelter, uns immer ärmer zu machen. Jetzt iſt Alles verloren, es iſt kein Retter da; was wir geben, was wir thun, iſt in ein bodenloſes Faß geworfen. Was wir für uns erhalten, das bedenke man wohl, iſt für den König gerettet, wenn er durch ein

Wunder zurückkehren ſollte. Ich möchte ſagen, ſo paradox es klingt, wir opfern uns für ihn, wenn wir uns ſelbſt erhalten."

„Wenn er aber nicht zurückkehrt?"

„Wenn wir franzöſiſch bleiben?" — „Wenn wir ruſſiſch werden ſollten?"

„Auch an das Schrecklichſte muß man denken, wo wir in lauter Schrecken leben, ich ſpreche es mit Zittern aus, aber ich muß es ausſprechen, fuhr der Redner fort. Auch dann, meine Herren, iſt es Pflicht gegen das Land, gegen den neuen Herrſcher, uns zu erhalten. Iſt es mehr unſer Intereſſe oder der Tauſende im Lande, armer und reicher, großer und kleiner Leute, welche ſie beſitzen, wenn die Zinſen der Pfandbriefe richtig bezahlt werden? Wovon proſperiren die Städte, wodurch kommt wohlfeiles Getreide auf die Märkte? Nicht durch die Bauern. Die produciren ſelten viel mehr, als ſie verzehren. Nein, durch die Ernten der großen, beſſer cultivirten Rittergüter. Wir machen den Bürgern das Leben wohlfeil, und ihre Kaufleute jeder Art empfinden es zuerſt und am meiſten, wenn wir einen guten Markt gehabt. Es muß jedes Staates, jeder Obrigkeit erſte Sorge ſein, daß der große Grundbeſitz geſichert und geſchützt wird, denn er iſt der Damm gegen die Fluthen, denen der kleine Beſitz nicht widerſteht, und die Schatzkammer, aus der man in der Zeit der Noth ſchöpft, wenn die andern Quellen verſiegt ſind."

Seine Gründe waren damit noch nicht verſiegt, aber die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer. Die jüngſte Mittheilung hatte niederdrückend gewirkt, weil ſie ſo ganz uner-

wartet kam. Aus einem letzten Freunde, an deſſen Buſen man ſich vertrauensvoll warf, ſollte unerwartet ein Feind geworden, Preußen durch einen Judaskuß verrathen ſein! Franzöſiſch zu werden waren Viele gefaßt, an Rußland verkauft zu ſein ſchien in den Köpfen einen Aufſtand zu wirken.

„Die Politik fordert ihre Opfer und die diplomatiſchen Rückſichten, meine Herren und Freunde, reichen über unſern Horizont hinaus, ſagte der Hofmarſchall. Das darf uns, als vernünftige Menſchen, alſo eigentlich noch gar nicht kümmern. Um ſo thörichter aber, wo alle von uns fordern, wir wiſſen noch gar nicht was, noch freiwillig Opfer bringen wollen! Se. Majeſtät der Kaiſer Alexander iſt übrigens, wie aller Welt bekannt, einer der liebenswürdigſten und ritterlichſten Fürſten, unter dem zu dienen jeder Cavalier ſich zur beſondern Ehre anrechnet.“

Ruſſiſch werden! die Vorſtellung ſummte doch gar zu ſtörend durch die Köpfe.

Knute! polniſche Wirthſchaft! Beſtechung! Sibirien! Es waren nur hingeworfene Worte, ausgeſtoßene Laute, die Tonnen im Hafen, welche Strömung und Untiefen anzeigen.

„So oder ſo, meine Herren, ſagte der Johanniter, mit Einigen ſeitwärts gehend, am Ende iſt es egal. Einem großen Reiche angehören iſt immer ein Glück für den Einzelnen; es iſt wohl auch der bewußte oder unbewußte Trieb und Wunſch der Völker und der Menſchen von je geweſen; denn wäre dieſer Trieb den Welteroberern nicht entgegen gekommen, hätte es ſchwerlich ſo viele

Univerſalmonarchien, oder glückliche Anſätze dazu gegeben. Fragen Sie ſich nur: was verlieren wir und was gewinnen wir? Wir namentlich — ich meine wenn es Ernſt wird! Die Fluthen, die über den Wall ſchlagen, kommen von vielen Seiten, und wenn wir über die eine weg ſind, können ſie plötzlich von der andern einbrechen. Ich bin gewiß ein Patriot wie Einer unter uns, aber wo werden wir mehr bluten müſſen: wenn wir wieder preußiſch werden, oder einer großen Weltmonarchie einverleibt? Franzöſiſch, nun ja, es käme viele Scherererei über uns, doch aber mehr nominel als reel. Setzen wir uns weg über ihre Maires, Adjoints, ihre Präfectenwirthſchaft, ſo läßt ſich am Ende mit einem einzelnen Präfecten weit vernünftiger reden als mit unſern Kammer-, Kriegs- und Regierungsräthen, die, wenn ſie was Dummes thun, hinter ihr Collegium retiriren. Mit dem disputire ein Edelmann, der ſich in ſeinem Recht gekränkt fühlt! Man ſoll es gleich mit der Majeſtät zu thun gehabt haben, und kriegt wohl noch, ſtatt ſeines Rechtes, einen fiscaliſchen Prozeß auf den Hals! Ein franzöſiſcher Präfect, wenn auch ein noch ſo aufgeblaſener Kerl, iſt ein Menſch und empfänglich. Ueberdem wird es Napoleon wahrhaftig mehr darum zu thun ſein, ſich mit denen im neuen Lande gut zu ſtellen, welche was zu bedeuten haben, als mit den Theorien, die ihm den Weg zum Throne bahnten. Den Krimskrams wirft er weg mit einigen Redensarten, denn ſeinen Vortheil verſteht er, und wenn wir ihn verſtehen, bleibt für uns auch unter einer franzöſiſchen Monarchie alles beim Alten.“

„Aber was iſt ein deutſcher Edelmann im ruſſiſchen Kaiſerthum?“

„Ich gebe Ihnen alles zu, was Sie damit ſagen wollen, nahm der Hofmarſchall, der hinzugetreten, das Wort; aber mit der Zeit gewöhnt man ſich an alles. Im Anfange würde man uns ſtreicheln und auf Händen tragen; ein neu erworbenes Land muß cajolirt werden, wie der Herr von Quiritz richtig geſagt hat. Wir dürfen uns aber nicht täuſchen, daß das lange dauert. Aus den Flaumfedern würden die eiſernen Krallen bald zum Vorſchein kommen, und ein Recht und ein Privilegium nach dem andern uns genommen werden. Gewiß. Aber das Facit wäre falſch, daß wir darum weniger hätten als vorher. Es wäre nur ein Tauſch; was man uns hier nähme, dafür legt man auf der andern Seite zu. Ich will nichts davon geſagt haben, welche Carriere, welche glänzenden Aemter in Civil und Militair ſich unſerm Adel am kaiſerlichen Hofe öffnen. Aber müſſen wir uns hierhin tiefer bücken, können wir dorthin ganz anders, mit gradem Nacken ſtehen. Dieſe ewigen Prozeſſe mit unſern ſtörriſchen Bauern, glauben Sie, meine Herrn, daß ſie fortdauern würden? Fährt auch einmal ein grimmiger Viſitator in unſern Hof, ſo kann man mit ihm reden. Verſtändigt man ſich nicht ſogleich, ſo giebt er an, welche Sprache man reden ſoll. Verſtehen unſre Räthe und Beamten dieſe Sprache? Das dampft ja alles voll Weisheit, und wer nicht am grünen Tiſche geſeſſen hat, iſt für ſie kein Menſch. Der Koſtenpunkt kommt auch nicht in Betracht, denn rechne doch jeder nur

zuſammen, was er legaliter alljährlich zahlen muß, damit die Maſchine in Rotation bleibt. Räder muß man überall ſchmieren, das iſt ein populäres Wort, aber eine Maxime, die ſo alt iſt wie die Welt. Was ſtreiten über die Art! die iſt doch die beſte, wo die Räder am ſchnellſten und geräuſchloſeſten in Gang gebracht werden und wo die Schmiere am wohlfeilſten iſt. Aber das ſage ich ohne alle Nutzanwendung. Wir wollen das Beſte hoffen, aber das Schlimmſte iſt nicht ſo ſchlimm wie es ausſieht."

Die Rede fand nur ſtummen Anklang. Eine Stimme ward laut: „Es iſt dieſelbe Schmiere; zahlen müſſen wir da und dort. Und der Gutsbeſitzer zu allererſt; denn Grund und Boden kann nicht fortlaufen und ſich verſtecken."

„Nur mit dem Unterſchied, meine Herren, fiel der Quiritzer ein, was ich aber nur ganz unter uns geſagt haben will: das meiſte werden wir zahlen müſſen, wenn wir preußiſch bleiben. Ich ſage nichts von den Contributionen an die Franzoſen, die unerſchwinglich ſein werden, aber weit größer werden die Opfer ſein, die man von uns fordern muß, um die leeren Caſſen zu füllen, das Verbrannte und Zerſtörte wieder aufzubauen, den Glanz des Thrones, unſer Militair, unſre Civilverwaltung herzuſtellen. Wenn wir alſo rechnen wollten, wäre das Facit: beſſer franzöſiſch und ruſſiſch als preußiſch. Davon kann natürlich unter Patrioten nicht die Rede ſein, aber auf etwas anderes mache ich Sie aufmerkſam. Wie wird man herſtellen? Was man in Königsberg für Projecte macht, welche Männer ſich um Ihre Majeſtäten

eine fahrende Wippe oder eine von zwei Pferden gezogene Lattenkammer.

In einer solchen saß ich und neben mir saß eine junge Frau mit ihrem Säugling und ihrem jungen Ehemann. Ich hatte viel zu leiden, aber die Frau noch mehr, doch weit mehr als die Frau — sie glaubte es wenigstens — ihr Säugling. Wie ängstlich berechnete sie im voraus jeden Ruck, jeden Umschwung, es kam kein Schlaf in ihre Augen. Der Gatte unterstützte sie: wie gering werden die eignen Schmerzen bei solcher Vergleichung! Die Nacht brach herein, es war nur eine Französin — keine feurige, lebhafte Pariserin, ein sonftes mildes Wesen — ich wußte sogar ihren Namen aus dem Register, daß alle Hoffnung, sie werde sich über Nacht in eine Italienerin, Andalusierin oder Maureske verwandeln, ausgeschlossen blieb, und doch war mir wohler und heimlicher an ihrer Seite, als damals. Es war für mich in Frankreich das erste Bild der Häuslichkeit, zum ersten Male schien ich mir nicht unter ganz Fremden, ich konnte mir eine Heimath hier denken, und doch hatte ich nicht über drei Worte mit der jungen Frau gewechselt. Wir alle waren schweigsam, aber es giebt Momente,

drängen, davon haben Sie alle gehört. Man will radical, von unten auf, bessern, herstellen, wie sie's nennen. Wer schützt uns da, daß es nicht ein Umstürzen wird! Auf uns Gutsbesitzer wird der ganze Druck fallen; wenn man, um die Löcher im Staat zu flicken und zu stopfen, uns nur nicht ein gutes Stück und ein gutes Recht uns andre nimmt. Was davon zu uns herüberklingt, meine Herren, ich fürchte, daß wir in den philosophischen Staatsmännern ärgere Feinde bekommen, als die Franzosen es sind, die Russen es dem Adel werden können. Der liebe Himmel schütze uns davor, aber das ist meine Ueberzeugung, so schlimm es auch sonst sei, hüben und drüben, der kaiserliche Adler im Abend und der im Morgen würde seine Flügel besser über den Adel und die großen Grundbesitzer ausbreiten, als unserer, wenn Philosophen und Theoretiker darauf reiten."

Es mußte viel im Major von der Quarbitz geknickt sein, daß er zu solchen Reden schwieg. Baron Wahrnim Kautzenburg holte ihn mühsam ein, als er mit stolzen Schritten sich entfernte. Der freundliche Mann erschrak, als er nach seiner Hand griff, und die kalt zusammengepreßte kaum in der seinen sich löste.

„Nicht zu schnell geurtheilt, lieber Major. Ihre Zunge ist schlimmer als Ihr Herz."

„Vertheidige Einer den Adel, wenn man das von Edelleuten hören muß!"

„Sollen die Edelleute nicht auch Menschen sein? Das sind Disputationen; wenn die Tat losgelassen wird, wollen wir weiter sehn. Der [illegible] war auch

nicht vom Rütlibunde, und doch der erſte, der den Pfeil abſchoß.“

„Das Vaterland muß doch das Erſte ſein.“

„Zugegeben.“

„Und der Edelmann der erſt Berufene, Wort und Arm für ſeine Vertheidigung zu erheben.“

„Gut, wenn er es iſt; aber nach dem, was wir erlebt, müſſen wir ſchon zufrieden ſein, wenn er nur der zweite iſt.“

Der Ilitzer ſah ihn ſcharf an: „Ernſt oder Scherz?“

„Mein werther Freund, was bürden Sie dem Edelmann Pflichten auf, wo wir Stimmen hören, die uns beweiſen wollen, daß dieſe Pflichten all überall eine Illuſion, eine Täuſchung über das ſind, was unſer Beruf ſei. Die Deutſchen ſeien einmal kein politiſches Volk; wenn ſie noch jetzt nach politiſcher Größe ſtrebten, ſei es eine Thorheit. Man beweiſt uns, der Culturberuf und die politiſche Bedeutung eines Volkes ſeien nicht identiſch, ein Stamm könne vielmehr große Schöpfungsaufgaben erfüllen, ohne um deshalb zu geſchichtlicher Macht und Anſehn empor zu wachſen. Grade weil in unſerm Volke jede Meinung für berechtigt gehalten wird, weil wir beſtimmt ſchienen die geiſtige Freiheit in der Weltgeſchichte zur höchſten Geltung zu bringen, könnten wir niemals zu einer politiſchen Macht erwachſen. Weil wir mehrmals die Geſchicke Europas in unſrer Hand gehabt, um ſie ſchnell immer wieder an andre Stämme abzutreten, was eigentlich die Geſchichte und das Schickſal des deutſchen Volkes, ſei dies ein ſicheres Zeichen,

ein Wink der Vorſehung, daß wir uns ſelbſt beſcheiden ſollten, Kunſt und Wiſſenſchaft pflegen, die Weisheit in alten Büchern ſtudiren, unſern Boden pflegen und melioriren, und was darüber hinaus, dem lieben Gott überlaſſen und den Potentaten und Kriegsherrn, die Gewalt über uns bekommen. Ich verſichere Sie, es ſind nicht die ſchlechteſten, die das Lied anſtimmen, weiſe Staatsmänner, hoch in Ehren und Anſehen, Edelleute darunter vom reinſten Blute."

Ein leiſes Zittern konnte man am Major bemerken, die Zornader ſchwoll aber nicht. Er hatte gelernt, ſich bekämpfen: „Ich hörte dieſe Sirenenſtimmen! Sie haben auch mich einmal gelockt, aber ich merkte das Schlangengeziſch bei Zeiten. Gott ſei geprieſen! Auf uns waren ſie berechnet. Mit dem Köder der Wahrheit an der Angel wollten ſie uns fangen: Wer mache denn Politik, zu weſſen Gunſten werde ſie gemacht als für die Müßigen, Gelehrten, Ehrgeizigen, Speculanten. Die leben nur in den Städten, in den Kaffeehäuſern und Theatern, an den Univerſitäten und an den Höfen. Was uns das angehe, was uns das fromme, welche Staatsmänner am Ruder, welche Partei die Aemter ſchlucke, ob wir uns immer und immerfort von dieſen Faiſeurs des Zeitvertreibes am Gängelbande führen laſſen wollten. Das Land müſſe willenlos alles mitmachen, dulden, leiden, was jene erfinden, ohne an ihren Vorzügen und Vortheil zu participiren. Ob wir uns immer von den geiſtreichen Herren närren laſſen wollen? Es war Wahrheit drin, ja; aber wenn man auf eine Wahrheit

wie ein Stier los rennt, fällt man in des Teufels Stricke. Hat das Landvolk nicht auch Politik gemacht, als die Schweden uns brandschatzten, haben Bauern und Edelleute nicht mit einander losgedroschen auf die Mordbrenner nach dem Tage von Fehrbellin, und aus den Städten kam nicht die Ordre. Es war nicht Mode dort. Wenn sie noch weiter gehn und sagen: was kümmert uns das Regiment, ob's die und die Farbe trägt, wenn wir Steuern zahlen dem oder dem Fürsten? Herr, das ist des Satans Stimme, der den Menschen trennen will vom Lande, aus dem, für das er geboren. Eure philanthropische Allerweltweisheit zum Geier! ich kann nicht in den Lüften fliegen, ich muß Boden unter mir, ein Vaterland haben, und der Preuße, der da spricht, wir leben in einem und unter einem Volke, das nur einen Culturberuf hat, keine Bedeutung, keine Aufgabe für die Welt, den klage ich an des Hochverrathes und der Blasphemie gegen die großen Todten, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, gegen unsern großen, einzigen Friedrich. Haben wir nicht gesündigt? Sind wir nicht auch als Christen verpflichtet das Böse mit Guten zu überwinden, auszuradiren als reuige Sünder das Blatt von Basel aus der Tafel der Geschichte, als Männer, Ritter, gut zu machen, was wir gefehlt bei Jena und Auerstädt! So lange das Kind den Namen des alten Fritz lallt, so lange sein Bild an den Wänden hängt, ist der ein schlechter Preuße, ein Verräther an seiner Geschichte und seinem Volke und seinem Königshause, der da sagt: Preußen hat keinen Beruf in der Welt mitzusprechen, und thut genug, wenn es sein

und artig mitläuft, wohin die andern rennen oder kriechen. Nein, nimmermehr! Ja, auf uns, auf dem Bauer, den Rittern laſtet's, was die Glatten von den Schultern ſich abſchütteln. Das iſt wahr, aber wie die Erde den Druck und die Schmerzen zuletzt und zumeiſt fühlt, und doch nicht zürnt, und doch in jedem Frühling wie am Schöpfungstage grünt, und aus ihrem Schooß den Segen ſpendet, darum iſt's an uns, es ihr nachzuthun. Die Erde, eine Scholle Koth, kennt ihre Pflicht; wir athmen, leben, fühlen, und ſollen ſie nicht kennen?"

Der Kautzenburger hatte ihm freundlich ernſt zugehört: „Werden ſie conſtant bleiben?"

„Herr! — hier iſt doch nicht Zeit zum Scherzen."

„Gewiß nicht. Aber in Königsberg ſind inzwiſchen Dinge vorgegangen. Hardenberg hat geſiegt. Es hat heftige Scenen gegeben. Voß, Schrötter und die Andern ſind aus dem Felde geſchlagen. Voß hat ſeinen Abſchied genommen und reiſt über Kopenhagen nach Havelberg, Zaſtrow, verſtimmt, ſchlug ein Commando aus und hat ſeine Entlaſſung erhalten. Hardenberg, in vollem Beſitz der Königlichen Gunſt, durch den ausgewechſelten Blücher unterſtützt, arbeitet mit Schön, Altenſtein, Niebuhr, Stägemann an unſerer Regeneration. Sie ſind voller Freude. Wenn Preußen ein Staat bleibt, wiſſen Sie, was dieſe Regeneration ſagen will? Was Hardenberg erforderlich findet zu einer zweckmäßigen Verwaltung ſind Steins Plane, aber der biegſame, weiche Mann wird noch weiter gehen als der eiſerne Freiherr. Von welcher Elaſticität iſt der Satz: daß Preußens Gedeihen erfordere, alle in ihm

liegenden geiſtigen und Naturkräfte hervorzurufen. Ihnen und mir gefällt es, wenn es heißt: man müſſe die Feſſeln brechen, wodurch die Büreaukratie den Aufſchwung menſchlicher Thätigkeit hindert, die Anhänglichkeit an den Mechanismus erdrücken; aber werden ſie nicht noch andre Feſſeln brechen wollen, einen andern Mechanismus zu erdrücken trachten, der uns ein Organismus dünkt? Die Nation ſoll gewöhnt werden, ihre eignen Geſchäfte zu verwalten, aus dem Zuſtande ihrer Kindheit herauszutreten. Man tödte, indem man den Eigenthümer von der Theilnahme an der Verwaltung entfernt, den Gemeingeiſt und den Geiſt der Monarchie. Wo Eigenthümern Stellen unentgeltlich übertragen würden, ſeien die Staatsausgaben unendlich geringer, als wo ein Heer beſoldeter Beamten ſie verſieht. Aber was bedeute die Erſparniß gegen die Erweckung des Gemeingeiſtes! Man ſpricht von der Vortrefflichkeit der Stände, daß die Städte neue Ordnungen erhalten müßten, die jeden Contribuenten zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten berechtigt. Man ſpricht noch mehr von der Berufung aller Stände zu zahlreicheren Verſammlungen, die beim Wohl des Staates mitſprechen ſollten, ſobald der Sinn für das Gemeinwohl in den andern Schichten und Kreiſen erſt wach geworden. Das klingt Alles ſehr ſchön, aber Sie, Major, wiſſen wie ich, was dahinter ſteckt. Wenn ich aus Erbarmen für den armen Vogel meines Nachbars Bauer aufmache, ſchenke ich dem Vogel allerdings die Freiheit, aber mein Nachbar verliert ſeine Nachtigall. Man wird ins Fleiſch ſchneiden, und das iſt unſeres,

und wer hat nicht ſein Fleiſch lieb! Die Klöſter rettet nichts, auch unſre Stifter werden dran glauben müſſen; was von unſrer Steuerfreiheit uns geblieben, geht in den Wind. Auch die Portepés werden kein Privilegium für unſre Cadetten bleiben. Ob man uns unſre Bauern läßt, ob wir mit ihnen theilen müſſen, ob ſie uns noch werden Dienſte thun, oder wir vor ihnen den Hut abziehen müſſen, ob wir Patrone bleiben, Gerichtsherrn, das iſt alles nun in Frage geſtellt. Es ginge nicht anders, um uns zu retten, ſagen ſie. Viele werden's nicht glauben, und Andre calculiren — nun Sie haben den Calcul gehört. Die Herren haben Recht, Kaiſer Napoleon wird ſich den Geier kümmern um philanthropiſche Ideen und unſre Bauern, und Kaiſer Alexander würde uns in Rechten und Beſitzthum ſchützen. Werden Sie ſprechen wie vorhin, wenn man uns die Schröpfköpfe anlegt und das Meſſer zum Einſchneiden wetzt?"

„Ich werde ſprechen, Herr von Wahrnim, wenn es dazu Zeit iſt. Jetzt kenne ich nur meine Pflicht, zu thun, was Noth iſt und die Ehre fordert."

Ein kräftiger Händedruck des Kautzenburgers antwortete ihm: „So hatte ich's von Ihnen erwartet. So lauten die Stimmen unſrer Beſten; wolle der Himmel, daß ſie ausdauern im guten Entſchluß auch in andrer Zeit! So ſchrieb mir eben Graf Arnim: „Im Augenblick der Gefahr ſoll nichts, keine Rückſicht mich abhalten zur Rettung des Staates, deſſen gebornes Glied ich bin. Wo es mein Gefühl empört, dieſen Staat ſeine alte Ehre und ſeine Unabhängigkeit verlieren zu ſehn, fühle

ich doppelt, wie gerade mein Stand berufen iſt, ſein Alles einzuſetzen.“ Ich könnte Ihnen viele Briefe der Art zeigen, ich weiß noch vieles, was uns den Muth erheben mag. Darum vergeſſen Sie, was Sie dort hörten. Gerade dieſe, die ſo klug ſich in die Reſignation hinein raiſonirten, ſind, was gilt die Wette, wenn die Trompete ſchmettert, die erſten auf dem Pferde. Das Raiſoniren, auch gegen die eigne Natur, iſt märkiſche Natur.“

„An der Tapferkeit meiner Landsleute habe ich nie gezweifelt. Aber der Boden brennt.“

„Weshalb convocirte man ſie da zu einem Conſeil! Das war nichts. Laßt die Flammen rausſchlagen, dann glaube ich wieder an Alles. Autorität und einiger Succeß, Fahnen und Commandeurs, und das Land ſteht auf. Ich war nie Militair, aber ich ſehe ſchon die Burſche ihre Kittel und Knittel wegwerfen und nach Flinten und Patrontaſchen greifen. Mein neuer Nachbar, der Baron Eppenſtein, ein prächtiger Menſch, ich hätte es ihm nicht zugetraut, er hat ganz im Stillen ſeine jungen Burſchen, ſtatt zu arbeiten in der Fabrik, exerciren laſſen. Er ſtellt ein Paar Dutzend, das Beiſpiel hat ſchon gut gewirkt; andre thun's ihm nach. — Die waffenfähige Mannſchaft, die Brune commandirt, iſt weit geringer als wir glaubten. — Wie geſagt, ein erſter Succeß und —“

„Und inzwiſchen können ſie Frieden geſchloſſen haben. Nach dieſen Nachrichten —“

„Nicht ſo lange Hardenberg da iſt! Er trainirt die Sache in Erwartung der Kataſtrophe hier. Wiſſen Sie, was Napoleon von ihm geſagt? Lieber vierzig Jahre

länger Krieg führen, als mit dem Mann unterhandeln. Aber ich habe noch einen Balſamtropfen, der die Runzeln von Ihrer Stirn glätten ſoll. Endlich fühlen ſie, daß ſie eines Retters bedürfen. Hardenberg hat es durchgeſetzt, Stein wird zurückberufen."

„Wie — und kommt nicht — Kann nicht kommen nach der Kränkung!"

„Auch Wallenſtein ließ ſich erbitten. Hardenberg, Blücher, Prinzeß Radziwill haben an ihn geſchrieben. Wenn er ſolchen Bitten nicht nachgiebt! Wenn eine edle Prinzeſſin zu ihm ruft: ſie hoffe auf ſeine Großmuth; nicht das Glück der Feinde, Muthloſigkeit vielmehr und Schwäche habe Preußen unterjocht. Sie ſegnet ihren gefallenen Bruder, daß er die Schmach nicht mehr erlebt, ſie fleht ihn an bei dem edlen Schatten, daß der edelſte Mann das Vergangene vergeſſe, daß er nicht an ſich denke, daß er durch ſeinen großen Sinn die kleinen Geiſter beſchäme. Glauben Sie, daß Stein widerſteht?"

„Er ſoll krank ſein."

„Solche Sprache iſt Arzenei. Stein iſt auch ein Menſch. Halten Sie ihn für unzugänglich der ſchönen Eitelkeit, der Retter des Vaterlandes zu werden? Reißt ihn die Pflicht nicht aus dem Bette, thut es nicht der Ritterſinn, einer edlen Fürſtin zu gehorchen, ſo thun's Graf Finkenſteins Worte. Durch meine Hand ging der Brief an ihn: „„Sie allein werden im Stande ſein, das Ungeziefer der Selbſtſüchtigen, der Verräther, und, was eben ſo ſchlecht iſt, der Dummköpfe auszurotten, welche den Staat bis auf die Grundlage untergraben haben.""

Er wäre kein Menſch, wäre nicht Stein, wenn er nicht durch den Gedanken geneſe: jetzt oder nie!“

„Bis er antwortet, ſeine Bedingungen einſchickt, bis ſie angenommen werden —“

„Kann vieles geſchehen, es kann alles vorbei ſein. Dann, mein Freund, bleibt uns der Troſt, der einzige, meine ich, der edle Männer in großen Mißgeſchicken mit Faſſung und Ruhe auch auf den rauchenden Ruinen ihres Vaterlandes ſitzen läßt: das Bewußtſein, wir haben gethan und nichts unterlaſſen, was in unſrer Kraft war. Aber eine andre Kraft war über uns, mit der zu ringen Vermeſſenheit iſt. Iſt's da beſchloſſen, daß Preußen aufhören ſoll ein Staat, die Deutſchen eine Nation zu ſein, welche unter den Völkern der Erde ihr Geſicht aufrecht tragen darf, dann — es wäre zu früh, dünkt mich — aber dann wird die Vorſehung uns auch in den dunkeln Wegen ſo viel Licht zuwerfen, daß der Einzelmenſch mit Ehren bis zur Gruft wandelt. Sie weiß warum ſie uns nicht in luftigen Höhen, im Sonnenſchein des Himmels, wie andre glücklichere Völker, ſchreiten ließ.“

wo man durch Schweigen näher bekannt wird, als durch ſtundenlanges Geſpräch.

Ich hatte kein Kind auf meinem Schooße vor den Stößen des Cabriolets zu bewahren. Als ich daher einſt die Augen aufſchlug, war es heller Tag, aber das junge Ehepaar war verſchwunden. Das iſt das Schickſal auf Reiſen — warum nicht auch im Leben — Trennung von denen, die uns eben theuer geworden, und die Gleichgültigen und Läſtigen kommen immer wieder und begleiten uns bis an das Ziel.

Ueber welche traurige Gegenden rollte die *voiture à pompe?* Kalk, überall Kalk, es wollte ſich kein Garten geſtalten. Die Sonne war auch wieder über die Loire zurückgegangen.

Und ſtatt der hübſchen milden Frau und des heitern jungen Mannes ein — Inſtituteur! Was eine Franzöſiſche Erziehung ſagen will, was Franzöſiſche Schulen ſind, weiß man in Deutſchland. Und gar ein Schulmeiſter aus der Provinz!

Ein Deutſcher Gelehrter von Europäiſchem Rufe antwortete neulich auf die Frage: „In welchem der drei großen Europäiſchen Staaten, wo Wiſſenſchaften und Bildung lebendig ſind, er am liebſten wirken möchte?“ — „In Preußen; —

Eilftes Kapitel.

Ein Gewitterſchlag.

Als der Major nach dem Vorwerk ging, wo Wagen und Pferde ſtanden, war die Zornader ſchon leis angeröthet, geſchwollen war ſie noch nicht. Im Buſche dazwiſchen traf er auf Jemand, der ihn erwartete, und auch Iſegrimm ſchien des Mannes gewärtig, in dem wir, obgleich er weder die Quilitzer Livrey noch Säbel und Klunkermütze trug, einen alten Bekannten, den Kutſcher Lamprecht, entdecken. Nur etwas brauner ſah er aus, kecker trug er den Kopf auf den Schultern und ſchlauer blickte er dem gnädigen Herrn ins Geſicht, ob er ſich doch ſorgfältig im Schatten der Büſche hielt, denn beide hatten Heimliches mit einander. Was ſie ſprachen, was kommt es heut noch darauf an! Lamprecht war von Colberg heimgekehrt, um ſich umzuſehen, wie es zu Hauſe ausſchaute; er ſchaute noch nach etwas mehr aus, im Auftrage des Majors. Aber ſchon die Art, wie der Knecht zum Herrn ſprach, ſchien dieſen zu verſtimmen; das Was der Meldung mochte ihm auch nicht ganz zu Sinne ſein. „So viel nur da, auf die zu rechnen iſt!“

— „Es hat jeder ſeinen Buckel lieb, das muß man auch bedenken, gnädiger Herr!“ — Iſegrimm trat mit dem Fuß heftig auf, und da ſchon ſchwellte etwas die Ader, als er erwiderte: „Sollen denn die Gutsherrſchaften die faulen Kerle aus dem Neſt treiben!“ — Lamprecht hatte darauf mit den Augen gezwinkert: „Das werden die Gutsherrſchaften ſchon bleiben laſſen, gnädiger Herr, denn wo's an Hals und Kragen geht, thut's dem Edelmann juſt ſo weh als den Bauersleuten. Und befehlen, das iſt nun man gar nichts, wo der Bauer nur zu pfeifen braucht, hui! und alles iſt heidi! — Nein, ſo müſſen wir's nicht anfangen, Herr Obriſtwachtmeiſter. Tout au contraire, ſagt der Franzos. Wer nicht freiwillig aus dem Bett ſpringt, dem ziehn wir die Decke nicht fort; er könnte ſich verkälten. Nachher, wenn wir alle warm ſind, dann wird's ihnen auch in den Federn zu heiß. Das kennen wir ja von der Schule. Die Tollſten vorauf, die Zahmen kommen ſchon nach. Wie ſoll man den Lümmeln Begeiſterung beibringen, wie ſie das nennen! Der Rock thut's nicht, und auf Namen kommt's auch nicht an, aber bei den Menſchen iſt's juſt wie beim Vieh. Wenn die Schafe erſt ins Laufen kommen, mag keines zurückbleiben. Das laſſen Sie mich nur machen, da bin ich gut für.“

Sonſt waren die Herrſchaften dafür gut; es bedurfte nur ihres Wortes, ihres Blicks, und der Bauer fragte nicht. Warum bedurfte er nun einer Mittelsperſon, warum mußte er ſeinen Auftrag, ſein Geheimniß einem Knecht anvertrauen, der es ihn fühlen ließ, welchen Werth dieſer

Auftrag, das in ſeine Hand gelegte Geheimniß, für ihn hatte? Iſegrimm fürchtete nicht, daß der Kutſcher zum Verräther werden könne, aber ſeine Dreiſtigkeit, Klugheit, der übermüthige Ton verſtimmte ihn und bahnte den Weg zu andern peinlichen Gedanken, welche ſeine Stirn nur röther färbten. Hätte er ihn können auf der Stelle fortjagen! aber, er hatte keinen andern, ſo geſchickt, pfiffig und verſtändig mit den Leuten umzugehn. — Das war Gottlieb Köpke wohl auch, aber nicht in der Art. Und wie taub, wie begriffsſchwer war er in letzter Zeit geweſen. Wie hatte er ſich hinter dem Ohr gekraut, die alte Bauernregel aufgetiſcht: Was dich nicht angeht, da laß du den Fürwitz! Hatte er nicht auch einfließen laſſen, grad wie die Herren im Forſt: er für ſein Theil habe nun genug Opfer dem Vaterlande gebracht, ein Sohn erſchoſſen und einer Soldat, und ohne Cantonpflicht! Nun wäre es wohl eigentlich am Vaterlande, daß ihm das gut geſchrieben würde!“

Als der Ilitzer in ſein Gefährt ſteigen wollte, mußte ihn die gnädige Frau von Quilitz am Fenſter erblicken; — er vermied ſo gern jede Begegnung mit der langen Rike. Aber ſie riß den Flügel auf. „Fortkutſchiren, Couſin, und ohne Abſchied! Ei das lob ich mir. Wir ſind wohl ſchon zu vornehm, um unſern Verwandten ein freundlich Wort zu gönnen?“

Er murmelte, daß der freundliche Blick einer Dame der beſte Geleitſchein beim Abſchied ſei.

„Dann rieth' ich Ihnen, ſagen Sie Ihren Jungen, daß ſie keine Geſichter ſchneiden ſollen. Neulich, als ich

durch Jlitz fuhr, bläkte der Wolf mir vom Taubenſchlag die Zunge nach.“

Jſegrimm blieb trotz der rothen Ader und trotz dem, daß es die lange Rike war, ein Cavalier. Er meinte, ſeine Söhne hätten wohl nur ihr Bedauern ausgedrückt, daß die gnädige Tante nur durchs Dorf gefahren und nicht im Schloſſe eingekehrt ſei.

„Einkehren? Das werd ich mich doch nicht unterſtehen. Die Couſinchen tragen jetzt wohl alle den Kopf zu hoch. Lieber Gott, es kann nicht jede einen franzöſiſchen Marquis wegſchnappen. Unſere Töchter, wer welche hat, müſſen zufrieden ſein mit der Hausmannskoſt: bleib im Lande und nähr' dich redlich. Nichts für ungut, Couſin.“

„Gnädigſte Frau —“ jetzt ſchwoll die Ader.

„Doch nicht boſſig, Couſin? Sie ſind ja ein verſtändiger Mann. 's iſt manche mit 'nem Franzoſen durchgegangen, und nicht unter die Haube gekommen. Sie können noch von Glück ſagen. — A propos, nehmen Sie ſich aber nur in Acht mit dem Malchen, daß es Ihnen da nicht auch paſſirt. Sie munkeln ſchon viel. Stille Waſſer ſind tief. Wenn die Jhnen mal mit Herrn Mauritz durchginge! Na, das werden Sie alles beſſer wiſſen als wir. Aber — ein Candidat iſt kein Marquis. Nichts für ungut, Gott befohlen, Couſin.“

Das Fenſter ſchlug zu, und die Caleſche rollte ab. Es rollte um ihn wie dumpfer Donner, Gewitterluft, Gewitterwolken, die ſich drehen und ballen, und nicht entladen können. War er denn ganz blind geweſen? Ein

Blitz zuckte am fernen Himmel, einer um den andern zuckte vor ſeinem innern Geſicht. Er drückte die geballten Hände an die Stirne — die Lichtbilder wollten nicht fort, eines klarer als das andere. Die Luft war ſchwül, erſtickend ſchwül, und doch rann ein kalter Schweiß über ſeine Glieder. Die Pferde, wie der Kutſcher ſie auch peitſchte, um dem drohenden Gewitter vorzukommen, wollten, ſo ſchien es ihm, nicht von der Stelle. Er ſah ja nichts, er ſah immer daſſelbe; er wollte den Knecht zur Eil antreiben, aber die Stimme verſagte ihm. Wenn ein Organ zu heftig angeſtrengt wird, verſagen die andern ihre Dienſte.

„Wolf! Um Gottes willen, was iſt Dir?“ rief die Hausfrau auf der Treppe. Er hielt ſich athemlos am Pfoſten.

„Der Wagen geht zu ſchnell, es dreht ſich alles.“

„Er redet irr — er iſt blutroth. — Ein Glas Waſſer — Kinder, Kinder kommt, alle, dem Vater iſt nicht wohl.“

„Alle — rief er ſtöhnend — Alle ſollen dabei ſein — nun ſoll nichts geheim bleiben.“

Ich weiß nicht, ob Alle aus dem Hauſe ihm gefolgt waren, gewiß mehr, als es wünſchenswerth war, um Zeuge von dem zu ſein, was vorging. Die Thür wenigſtens ſtand während des Auftrittes offen. Vor Schreck und Theilnahme hatte Keiner daran gedacht, ſie zu ſchließen.

Er hatte Amalien erkannt, er hatte ſie heftig an ſich gezogen; ihren Kopf mit dem Arm umfaſſend, drückte er

jetzt Küſſe auf ihre Stirn, jetzt blickte er ſie ängſtlich drohend und fragend an:

„Du biſt mein liebſtes Kind, Du warſt es immer, wenn ichs Dir auch nicht geſagt, Du mußt es gefühlt haben, Du wirſt, Du kannſt mich nicht verlaſſen, Du wirſt Deinen Vater nicht verrathen haben. Sieh mir ins Aug — das iſt mein Blick. Ich lüge nicht; Du kannſt auch nicht lügen. Beruhige mich, ſprich, ſage, daß Du mich nie belogen haſt. Du lügſt auch jetzt nicht, mein Kind.“

Die ganze Schwere der Ahnung drückte auf das Mädchen, ob ſie doch mit den andern gern an einen plötzlichen Krankheitsanfall gedacht hätte: „Vater, lieber Vater, ich habe Dir immer die Wahrheit geſagt, wenn Du fragteſt —“

„Wenn ich fragte? Mädchen, nicht jeſuitiſch geantwortet. Einem Vater, der Dich liebt wie ich, deſſen Kleinod Du biſt, ſagt eine gute Tochter nicht die Wahrheit, ſie iſt gegen ihn Wahrheit. — Jene, jene — mein Kopf iſt ſo heiß — ſie hat auch die Wahrheit geſagt, als ich ſie fragte, ich mußte ſie ſchrecklich fragen. O allmächtiger Gott, gieb, daß ich dieſe nicht auch ſo fragen muß!“

Die Mutter und Wilhelmine ſahen ſich bedenklich an: „Die Hitze hat ihn benommen — vielleicht ein Sonnenſtich!“

Nur Malchen ſchien plötzlich zur vollen Klarheit gekommen. Sie richtete ſich auf:

„Vater, Du willſt die ganze Wahrheit. Nun ja, ſo iſt es beſſer. — Warum ſprachen wir's nicht längſt aus,

was ich nie Dir, nie Jemand auf der Welt zu verbergen brauchte. Ich liebe den Mann, den Du mir zum Lehrer, zu meinem Rather und Vormund beſtellt, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe. Ich liebe ihn ſo feſt und unverbrüchlich, als ich Dich geliebt und lieben werde, auch wenn Du Deinen Zorn über mich ſchüttetſt. Ich kann nicht anders, Vater, denn wie Du mir das Leben ſchenkteſt, hat er mir auch ein Leben geſchenkt, das ich noch nicht kannte. Was ich ward, bin ich durch ihn. Der himmliſche Vater verzeihe mir, wenn ich ſündige, aber es iſt auch mit ganzem vollen Bewußtſein, und wäre es noch nicht, ich müßte wieder ſo ſündigen, denn ich kann nicht anders, und wenn's Dir und mir das Herz bricht. Das iſt die Wahrheit, die Du willſt, lieber Vater, und nun ſteh ich vor Deinem Gericht und habe Alles geſagt."

Er fuhr mit der zitternden Hand gegen die Bruſt, mit der andern über die Stirn: „Du — ja Du haſt alles geſagt — ein Stich, aber die Sonne ſtach nicht; das war ein andrer. Wo ſind die andern? Du mein Kind haſt geſündigt, weil Du nicht anders konnteſt, ich war Schuld daran, Du haſt Recht, Dich reiß ich auch nicht bei den Haaren, mein Haar iſt ſchon grau genug. Du haſt bekannt, Du warſt verführt, beſchwatzt, behext, bezaubert, Du biſt ein Kind, ich werde gütig gegen Dich ſein. Aber wo ſind die andern — die andern Sünder?"

Er hatte krampfhaft die Stuhllehne gefaßt, an der er ſich zu halten ſchien, und die doch der erſte Leiter ſeines Zornes war; ſo hämmerte der Stuhl gegen die Diele,

während die, gegen welche ſein Zorn anſcheinend gerichtet war, Mutter und Wilhelmine, in einer Stellung vor ihm ſtanden, die allerdings ein volles Schuldbewußtſein auszudrücken ſchien.

„Wolf! — Lieber Mann, um des lieben Gottes willen, wenn Du alles wüßteſt —“

„Was hinter meinem Rücken geſchah! —“

„Vater, hörſt Du's nicht donnern? — Wenn Gott zürnt, ſoll der Menſch nicht zürnen,“ rief Wilhelmine.

„So ſchlage es ein, wo die Natur ſich gegen ſich ſelbſt empört. Gerechter Gott, wodurch hab ichs verdient, daß Weib und Kind gegen mich revoltiren, daß ſie die Schande vertuſchen. Kupplerinnen in meinem ehrbaren Hauſe! Pfui! — Wo iſt er?“

Trotz des Lichtes vor ſeinem innern Geſicht mußte ein Flor um ſeine Augen ſein, dichter als die ſchwüle, dunkle Luft, die durch Thür und Fenſter ins Zimmer gedrungen, denn er, der Schuldige, ſtand ja ſchon vor ihm. „Hier bin ich, den Sie ſuchen,“ ſprach er, als ein Blitz das Gemach bis in die dunkelſten Winkel erhellte.

„Du! ſchrie der Gutsherr auf. Schleichender Bube, wagſt mir noch in's Aug zu ſehn?“

„Es iſt meine heilige Pflicht.“

„Pflicht und heilig in Deinem Munde! Halt Er die verfluchte Läſterzunge. Vertrauen ihm geſchenkt wie Keinem, mein Herz in ſeines gelegt wie in einen Heiligenſchrein, und ſo lohnſt Du's, Natter, Heuchler, wie auf Gottes Erdboden kein Zweiter? Dieb, mein Kind gab ich Dir ohne Arg, ſo vertrauensvoll, als wärſt Du ich

ſelbſt, meine Gedanken — Lauſcher, der ſich in meine Geheimniſſe ſchlich unter der Maske der Theilnahme, um für ſich ſpeculiren zu können auf ſeine Mitwiſſenſchaft —"

„Er raſt — er iſt krank — ein hitziges Fieber ſchüttelt ihn," riefen die weiblichen Stimmen.

„Krank ja, Er hat mich vergeben. Daß Er vor mir ſteht, ein Wachsgeſicht ohne Scham und Schande! Himmel und Hölle — kein Wort, keinen Laut, oder — mir aus den Augen — ſie haben Recht, ich bin im Fieber — ich will meine Hand nicht an Ihm beflecken."

„Ich gehe nicht, Herr von der Quarbitz, bis Sie mich gehört haben."

„Schweigen Sie um Gottes Willen ſtill!" beſchworen ihn die Frauen, „er weiß nicht was er thut."

„Er geht nicht. — So muß ich ihm die Thür zeigen."

„Herr Gott im Himmel, ich habe ein Recht in dieſem Haus gehört zu werden."

„Ein Recht! — Einen Stock! Dem Bierfiedlerſohn ſein Recht auf den Rücken ſchreiben. — Einen Stock!"

Mutter und Wilhelmine bingen an Schulter und Arm, Malchen war ihm zu Füßen geſtürzt und umklammerte ſeine Knie: „Fliehe, Albert, um Gottes Willen fliehe! Er iſt nicht bei Sinnen!" rief ſie, zum Candidaten zurückgewandt. „Wir halten ihn nicht mehr, fliehen Sie" baten die Andern.

Ob Albert Mauritz dem Wunſch der Frauen nachgekommen wäre, wiſſen wir nicht. Auch erſpart uns das, was folgte, zu erzählen, wie der Major die Frauen, die ihn gefaßt hielten, von ſich ſtieß — es entſann ſich

Niemand nachher der Umſtände, noch möchte er ſich ihrer entſinnen. Denn ein grelles blaues Licht überdeckte in dem Augenblick Wände, Boden, die angſtzerriſſenen Geſichter der Anweſenden, das Eines vor dem Andern erſchrecken machte. Im ſelben Moment ſauſte, ziſchte, krachte und raſſelte es nieder. — Es hatte eingeſchlagen.

Das Zimmer war im nächſten Augenblick leer. Nur der Major lag auf den Stuhl geſunken, den er vorhin mit Rieſenkraft gehoben. Es war aber nicht Kraft geweſen, ſondern der äußerſte Nervenreiz eines Fieberkranken. Wie die ſchwülſte Luft in dem furchtbaren Wetterſchlage ſich entlud, ſchien es auch der Athem ſeines Paroxysmus. Er war ein geknickter, gebrochener Mann, den der Arm eines Kindes umwerfen können. Als er die Augen wieder aufſchlug, ſah er durch das Fenſter des Corridors die rothe Lohe in lichten Strahlen aus dem Hinterdache aufſchlagen und praſſeln. Er ſchloß die Augen wieder und ſein Geſicht lächelte: „Es iſt ſchon ſo am beſten; wenn alles verbrennt, verbrennt auch mit uns unſre Schande.“ Das waren noch Traumphantaſien. Aber es war nicht ſein inneres Geſicht, es war nahe, nächſte Wirklichkeit, der Branſtgeruch, das Geſchrei von hundert Stimmen mußte ihn wecken und das Fieber wegſcheuchen. Er raffte ſich auf, er wankte die Treppe hinunter, er hielt ſich wieder an den Pfoſten und abermals übergoß ihn ein kalter Schweiß: „Warum war's kein Traum! Warum neckt uns die Natur, ſeufzte er, nachdem ſie ihr volles Maß des Unglücks über uns ausſchüttete, mit den kleinen Uebeln,

denn in England ist die Regierung gegen Schul- und Bildungsanstalten neutral, in Frankreich giebt es jetzt ein Ministerium gegen — in Preußen allein ein Ministerium für den öffentlichen Unterricht."

Als man in Frankreich die Religion und ihren Dienst für überflüssig hielt, meinte man, die Schulen auf dem Lande gehörten auch dahin. Napoleon fand es völlig überflüssig, den jungen Burschen, die das Gewehr halten sollten, vorher das Federführen zu lehren. Nun ist die Religion wieder restaurirt, d. h. alle Bisthümer sind besetzt und die Tafeln der Bischöfe, aber die Landgeistlichen, die zum Volke sprechen, die ihm Achtung für die Wohlthat der Religion einflößen, Trost bringen sollen im Leiden — ei nun, wenn nur die Bischöfe volle Tafeln und reichen Ornat haben? während die Pfarrer barbieren müssen, können ja die Missionaire predigen. Wer wäre so thöricht, für die Schulen zu sprechen, wo man die Bitten für die Geistlichen nicht hören will?

Vielleicht, daß der Constitutionell oder die Pandore den Schulunterricht ersetzen . . .

Französische Geselligkeit, der leichte Ton des Lebens verbergen die entsetzliche Unwissenheit. Nicht

die uns erſt zum Bewußtſein unſerer großen Schmerzen bringen!“

Es hätte ein großes Unglück werden können, wenn die Hülfe nicht zur Hand war, und der Krieg nicht im Voraus geholfen hätte. Ja, der Krieg; denn hätten die Böden voll Heu und Streh gelegen, wäre es ein Brand geworden, den die Waſſerkräfte nicht löſchen konnten, und der Wind ſtand gegen das Wohngebäude. Aber der Wetterſtrahl war ins Dach gefahren über der alten Brauerei, wo trockenes Holz die Menge lag und die Hintertreppe zum Thore führte. Die Treppe brannte ſchon, und aus dem Taubenſchlage über dem abgebrochenen Thurm erhob eine Knabenſtimme ein Zetergeſchrei. Wolf war auf dem Taubenſchlage, die Mutter, die Schweſtern im Hofe — ein herzzerreißendes Gewimmer: „Helft! Um Gottes willen rettet den Jungen.“ — „Leitern!“ ſchrien die Einen. Der Verwalter ſchrie: „Er kann 'runter ſpringen, Stroh aus dem Stall, Heu dahin! Das Leben koſtet es nicht.“ — Das Heu mußte man wieder eilig fortſchaffen, es hätte ſich ſonſt entzündet, ſo lange zauderte der Knabe, da Einige ihm zuriefen: Springe! Andere: Um Gottes willen ſpringe nicht! Da hatten ſie endlich eine Leiter geholt, zwei Arme legten ſie an, und Herr Mauritz kletterte hinauf. Die Flammen beleuchteten ihn nicht nur, ſie ſchlugen ſchon, vom Wind getrieben, ſeitwärts gegen die Sproſſen. Athemloſe Stille herrſchte, nur von einzelnen Seufzertönen unterbrochen: „Sie iſt zu kurz!“ Aber der Candidat hielt ſich mit den Knien an der letzten Staffel, mit den Armen umfaßte er ein vorſpringend Rahmenſtück

des Taubenſchlages: „Es wird ſchon gehn, rief er hinab. Wolf, Wolf, mein Junge, Muth, — ſetz Dich — ſacht, vorſichtig — mir den Arm — ich halte Dich!“ — „Wird es gehn! dachten oder ſprachen die Andern. — Er ſtürzt über, ehe er auf der Leiter Fuß faßt — in der Angſt klammert er ſich an Herrn Mauritz und reißt den mit 'runter. — Die Leiter wackelt!“

Der Knabe wollte und wollte wieder nicht, als Mauritz, mit ſichtlicher Lebengefahr, ihn zu umfaſſen, eine Anſtrengung machte. Ein allgemeiner Schrei! Er war nicht ſtark genug, ihn in der unſichern Lage zu halten. Da griff ein andrer ſtarker Arm nach ihm. Von hinten tauchte eine kräftige Jünglingsgeſtalt auf, in Hemdsärmeln, mit bloßem Kopf. Baron Eppenſtein faßte den Knaben beim Schopf und riß ihn zurück. Zufällig an dem Nachmittage durchs Dorf ſprengend, war er, als er des Feuers anſichtig ward, vom Pferd geſprungen, hatte mit den erſten beſten Leuten die Dorfſpritze losgemacht, und war in dem Augenblick vor dem Hofthor, als das Jammergeſchrei vom Taubenſchlag durch die Lüfte ſchallte. Schnell orientirt, ertheilte er die nöthigen Befehle, ſprang in und durch den ſchlammichten Graben, ließ die Leiter von außen anlegen und war auf dem Dache, das bis jetzt nur von der andern Seite braunte. So war er, an der Firſte bis zum Taubenſchlage kletternd, denen im Hofe wie ein Wunder, ein Retter in der Noth erſchienen. Sein kräftiger Arm riß den Knaben mit ſich. Schwieriger war der Rückweg, aber er gelang. Erſt auf der Leiter verließ ihn die Kraft. Vielleicht wäre er mit ihm ge-

ſtürzt, da ließ er den noch immer ſchreienden Knaben in den weichen Koth des Grabens fallen: „Das wäre auch noch nicht das größte Unglück!“ ſoll er dabei gemurmelt haben. Ein Unglück war es allerdings, Wolf kam mit dem Leben davon, aber daß er ſein Leben durch etwas hinkte, ſchrieb man daher.

In der nächſten Minute, als die Rettung im Hofe bekannt war, erſchien der Baron wieder auf dem Dache und ſchrie: Nun zur Hauptſache! Bald darauf hielt er den Spritzenmund in der Hand, und die Waſſerſtrahlen fuhren ziſchend um die Flammen. Sein Eifer, ſeine Umſicht ſteckte an. Vom Taubenſchlage aus, den er zu ſeinem Zwecke etwas planirt, d. h. demolirt hatte, dirigirte er die Rettungsanſtalten mit ſolcher Umſicht und Entſchiedenheit, daß Alle ihm willig gehorchten, und ehe eine halbe Stunde verging, war wenigſtens alle Gefahr vor einem weitern Umſichgreifen der Flammen vorüber. Das Uebrige konnte er den Hofleuten und Dorfinſaſſen überlaſſen.

Ein allgemeiner Jubel, ein Bravorufen hatte ihm für ſeine edle That gelohnt, als er zum zweiten Mal auf dem Dache erſchien. Der Zuſchauerkreis hatte ſich inzwiſchen vermehrt. Man bemerkte in der Hofthür eine elegante junge Dame in Reiſekleidern, welche die lebhafteſte Aufmerkſamkeit mit eben ſo lebhafter Bewunderung für die Rettungsthat zeigte, während die Familie und die Umſtehenden ſie ſelbſt mit beſonderm Reſpect behandelten. Der Reiſewagen, in welchem ſie angekommen, hatte natürlich nicht in dem brennenden Schloſſe, ſondern in

der Schenke ein Unterkommen gesucht, daher auch wohl ihr Eintritt so geräuschlos geschehen war. Aber das blasse Gesicht des ernsten Mannes, der sich am Fenster zeigte, gehörte offenbar zu ihrer Reisegesellschaft, denn die schlanke Dame wandte sich mit ihren Bemerkungen in der Regel zu ihm: „Ach, Excellenz! hatte sie vorhin ihm zugerufen, wenn Alle so, mit gleichem Opfermuth, an unsere Hauptsache gingen, dann wäre unser Vaterland gerettet!“ — „Ich fordere doch etwas mehr, hatte er seufzend entgegnet, als auf Commando die Löscheimer schwenken. Die exacte Bürgerpflicht löscht unsern Brand nicht.“

Wer hätte ihn nicht erkannt im Schloß! Der Mann mit dem blassen Gesicht war der Freiherr Stein; die schlanke, schöne Dame die Reichsgräfin Thusnelde von Waltron-Allebeese.

Als die gute Frau von Ilitz mit einem tiefen Knix die gnädigste Comteß ersuchte, ob es ihr nun nicht gefällig, in den Saal zu treten und eine Erfrischung einzunehmen, da sie von der Reise doch erschöpft sein werde, machte die Gräfin, deren Blicke überall waren, sie darauf aufmerksam, daß sie ja dem Retter ihres Sohnes noch nicht gedankt habe. Wie roth ward da die gute Frau von Ilitz. Der Retter hatte sich eben mit einem geschickten Schwunge auf der Leiter herabgelassen, auf welcher der Candidat, ohne gerettet zu haben und nicht so sicher, herabgestiegen war. Er klopfte sich gerade die Hände ab und zog den Reitrock an, den ihm sein Jockey entgegen hielt, als die Edelfrau ihren Dank und ihre

Bitte ſtammelte, ob er nicht in's Haus treten und in dem dankbaren Familienkreiſe ein Butterbrot einnehmen wolle?

Der Baron verbeugte ſich und entſchuldigte mit kurzen verbindlichen Worten, daß ſeine Toilette ihm das Erſcheinen in einem ſo feinen und auserwählten Kreiſe verbiete. Mit dem Anſtande, der an den Ritter im Löwenzwinger erinnern konnte, hatte er ſich gegen die Damen verneigt, und war, ehe die etwas „verdutzte" Frau von Ilitz ein Wort von den Lippen brachte, verſchwunden. Allerdings konnte der ſchwarze Wolf nicht ſchwärzer ausgeſehen haben, als er von Rauch, Kohle, Dampf, aber — aber dachte die Frau von Ilitz, und ward noch röther als vorhin. Die Gräfin Thusnelde hatte bemerkt, daß noch eine Dame erröthet war, aber ganz anders als ihre Mutter und mit einer eigenthümlichen Muskelzuckung die Augen niedergeſchlagen hatte. Es war Wilhelmine.

Das Feuer war gelöſcht, der Schaden verhältnißmäßig nicht beträchtlich. Wo aber ſo viel Störendes, Erdrückendes, ja Zerreißendes voraufgegangen, hätte man eine trübere Stimmung am Abendtiſch erwarten ſollen. Saßen doch daran zwei Kranke, die kaum am Genuß Theil nahmen. Aber auch im Major ſchien der Gedanke die Krankheit ſchon überwunden zu haben.

„Liebe Comteß, erſparen Sie mir das," ſagte der Freiherr, als er die Gräfin mit dem Glaſe ſich erheben ſah. „Sie haben ſo viel für mich bereits gethan; ohne Ihre liebevolle Pflege auf dem weiten Wege wäre ich noch nicht hier. Nichts Phantaſtiſches! Wozu Exaltation! Sie beſchämt uns, wo noch die Thaten fehlen."

„Erlauben Sie mir doch dies Glas klingen zu laſſen auf die Hoffnung! — Die Thaten fehlen noch, ſagte Ihnen, meine Freunde, Deutſchlands glühendſter Freund. Ich ſehe ſchon eine geſchehene That, ſo groß und herrlich, wie die Geſchichte ſie nur im Alterthume kennt. O nichts vom Alterthum! Hat nicht Coriolan die mörderiſchen Waffen gegen Rom geſchwungen, weil die Römer ihn perſönlich beleidigt? Themiſtokles wollte nicht gegen das undankbare Athen kämpfen, aber er hatte auch nicht den Muth, die kleinere Pflicht der Dankbarkeit zu verletzen, um der heiligen größern gegen das Vaterland zu genügen. Er entſchlüpfte dem Widerſtreit der Pflichten durch Selbſtvernichtung. Was wußte das heidniſche Alterthum von chriſtlichen Ritterpflichten! Ich ſehe in unſerer ſchlechten, verderbten Zeit einen Mann, der nicht undankbarer, ſchmählicher gekränkt werden konnte von denen, welchen er ſein Alles geopfert hat. Verſtoßen, beſchimpft, in ſeiner großen Seele unverſtanden, — wenn er ein Menſch wäre, mit Leidenſchaften und Gefühlen wie wir, welche Bitten, Verſprechungen, welcher Ruf aus Engelsmunde hätte ihn bewogen zurückzukehren! Die Nachwelt, die Geſchichte würde ihn ehren und preiſen, auch wenn er den Kleinmüthigen, die in der äußerſten Noth nach ihm ſchreien, geantwortet: helft Euch ſelbſt, Ihr wollt ja nicht geholfen ſein! Nein, er grollte nicht, er war nur tief betrübt. Er hatte ſich, ſein perſönliches Leiden, die Kränkung ſelbſt vergeſſen im Schmerzgefühl über die Wunden, an denen das Vaterland blutet. Da haben ſie's erkannt, daß Einer nur es retten kann, die dringende

Noth hat ihnen endlich den Werth des Mannes gezeigt, den ſie ſchnöde von ſich ſtießen. Wie dem grollenden Peliden wagen ſie nur ſchüchtern ſich ihm zu nahen. Das Schreiben ſeines Königs geht begleitet von zahlreichen Zuſchriften ihm Befreundeter ab. Die Freunde ſollen ihn weich ſtimmen, ſie ſollen ihn nur beſtimmen, daß er nicht ſofort das Erbieten von der Hand weiſt. Sie erklären ihm, daß, wie die Dinge ſtehen, der König auf alle und jede Bedingung eingehen werde, die er ſtellen wolle — denn er muß; er hat keinen, keinen Andern, den er rufen kann, wenn dieſer ablehnt. Nur dieſer allein kann Ordnung bringen in die grenzenloſe Verwirrung. Auf dem Krankenlager empfängt er den Brief. Die Zeilen flimmern vor ſeinen Augen, ſeine Hand zittert, er kann nicht ſchreiben. Er ruft die treue Gattin und bittet ſie, die Feder zu ergreifen: Schreibe an den König: .. Sire! ich komme, ich komme auf der Stelle, Ihre Aufträge zu empfangen. — Du biſt krank, ruft die Erſchreckte, Du kannſt nicht, der Arzt verbietet es. — Aber das Vaterland befiehlt, ruft er. Ich werde geſund werden. Der Brief fliegt vorauf; andern Tags erſteht er aus dem Bette, der moraliſche Entſchluß hat ihn geſund gemacht. Aber Sie fragen, welche Bedingungen hat er geſtellt? Hat er wie Wallenſtein ein Heer gefordert, das nur ihm gehorchen ſoll? Die Abſetzung der Räthe und Miniſter, auf die er ſtets gedrungen? Welche Sicherheit, daß die Gunſt des Fürſten, der ihn ſchon einmal ſo verließ, nicht wieder wanke, daß er nicht ſchon, während der Kranke die hundert Meilen zurücklegt, andern Sinnes wird? Die Erfahrung hätte

ihn gelehrt, daß er auf dieſe Sicherheit beſtehen müſſe. Meine Freunde, der Mann, ein wahrer deutſcher Edelmann, ein wahrer Ritter, ein wahrer Chriſt, hat einfach ja geſagt, er hat nichts gefordert, nichts bedungen. Wer nur bedingungsweiſe ſein Vaterland retten will, der iſt nicht werth, ſein Retter zu werden. Das ſprach er und ſtieg in den Wagen. — O, mein Gott, und das wäre keine That, eine, nach der wir umſonſt in allen Geſchichtsbüchern blättern. — Den Mann zu nennen, ihn ſelbſt leben zu laſſen, verbietet er mir; es ſchickt ſich nicht für Frauen, eine Geſundheit auf Staatsmänner auszubringen, aber ich erhebe mein Glas auf eine Frau. Laſſen Sie es klingen: — Deutſchlands Hoffnung!"

Auf des Freiherrn Geſicht hatte ſich zuerſt Mißvergnügen gezeigt, es ging im Verlauf der Rede in feierlichen Ernſt über. Er ſenkte den Kopf und ſchüttelte ihn, als die Gläſer klangen, mit wehmüthigem Lächeln:

„Als ob da ein Bedenken hätte ſein können, wo der ernſte Wille vorhanden war, welchen unſre Rednerin in ihrer Extaſe an dem unbekannten Manne ſo verſchwenderiſch preiſt. Fragt doch kein Schwimmer einen Ertrinkenden, ob er ihn für die Rettung bezahlen will, wenn er ihm die Hand reicht. Von ganzer Seele und ganzem Gemüthe trinke ich auf das Wohl der Frau, aber, meine Freunde, ſie trägt, wie Fortuna, ſchillernde Kleider. Traue Niemand der Farbe, die ihn heut entzückt, daß ſie morgen dieſelbe bleibt. Die Arbeit iſt hochernſt, eine langwierige; wahren wir uns vor zu raſchem Glauben, zu kühner Hoffnung, vor den Flügeln der Phantaſie,

welche die Morgenröthe haſchen will. Und halten wir an der einen Wahrheit feſt, welche unſere blühende Rednerin hervorhob: Bei dem Werke muß alles Perſönliche verſchwunden ſein; es gilt, uns überwinden, alte Vorurtheile unterdrücken, Beleidigungen vergeſſen, Liebe, Haß, unſer Intereſſe, — muß es ſein, uns ſelbſt vergeſſen, und Freund iſt uns der, der mit uns wirkt, kämpft, auch wenn er vordem Feind war. Dem Vaterland gegenüber nur ein Feind, nur ein Freund!"

War es zufällig, daß er das halbgefüllte Glas dem Major zum Anſtoßen hinhielt?

Es war ſpät geworden, man ging auseinander, der Ruhe bedürftig, vor allem der Freiherr: „Ei ſieh, ſprach er, am Candidaten vorüberſtreifend — der junge Mann, der neulich ſo voller Gottvertrauen unſere Sache umſchlingen wollte. Feſtgeblieben in einer Zeit, wo ſo Viele, und darunter Gute, von der Hoffnung abfielen?"

„Ich hoffe, glaube und — liebe heut wie damals, rief mit Wärme der Candidat, die Hand auf der Bruſt. Und kein Umſtand, keine Rückſicht, kein Wechſel, nicht Vortheil, Haß und Liebe ſollen mich wankend machen."

Zwölftes Kapitel.

Ein ernſtes Zwiegeſpräch.

Malchen hatte geglaubt, den Vater noch im Bett zu überraſchen, er ſaß aber ſchon in ſeinem Sorgenſtuhle. Im Spiegel hatte er ihr leiſes Eintreten bemerkt und reichte ihr rückwärts mit den tonlos geſprochenen Worten: „Komm nur dreiſt, ich bin nicht mehr bös," die Hand.

Sie kniete am Stuhl nieder und drückte ſeine Hand an die Lippen. Er ſah ſie noch nicht an, als er weiter ſprach:

„Ich hab's mir überdacht. Du kannſt nicht dafür: der — Menſch vielleicht auch nicht in dem Maße, als ich geſtern meinte. Wer konnte in ſo ſchwerer Zeit an Alles denken, wer an alle Winkel im Haus, wo alles draußen und drinnen im Argen liegt. Ich will's als ein albern Kinderſpiel betrachten, woran ich mit Schuld war. Hörſt Du? Auch er — mag nicht ſo ſchuldig ſein. Ihr gehorchtet Gefühlen, die Niemand beachtete, regulirte — wie konntet Ihr wiſſen, wohin die Ehre die Gefühle leiten muß."

„Vater!"

ſo beim Schulmeiſter, deſſen Gewerbe auch ein beſonderes Aushängeſchild erfordert. Es that mir in der Seele weh, wenn oft auch die ungebildetſten unter unſern Freiwilligen einen Graukopf, der nur unglücklicher Weiſe leer geblieben war, ſo aufzogen, daß jeder ſächſiſche Bauer über die Albernheit und Leichtgläubigkeit des Franzöſiſchen Schullehrers hätte lachen müſſen. Die Preußiſchen Freiwilligen galten für Wunder der Gelehrſamkeit.

Einſt beſuchte mich am Kamin meines traurigen Winterquartiers ein munterer Camerad; die Winkel durchſtöbernd fand er — wie er dahin gekommen blieb Räthſel — einen alten Ovid. Verwundert hub er an zu ſcandiren und ich fiel recitirend ein:

In nova fert animus mutatas dicere formas.

Wie vom Zauber getroffen fuhr die Gemeinſchaft der ſchwatzenden Weiber am Kamin auf. Alte, Junge, der Vater, die Burſchen, riſſen die Augen auf und ſtarrten mich an. Endlich, als man auf den Grund der Sache gekommen — und das war nicht das Werk des Augenblicks — begann ein Gänſe-Geſchnatter, denn Jede rief und wiederholte zu einer Jeden: *Grand Dieu, il sait par coeur ce qu' aucun dans tout le village*

„Ich meine nichts, was Dich kränken kann; Du biſt ein gutes Kind, gewiſſermaßen iſt er auch ein guter Menſch. Daß man auch noch für einen Erzieher einen Erzieher braucht, hatte ich eben nicht bedacht, oder doch nicht Zeit gehabt, daran zu denken. Er hat Dich getröſtet im Schmerz Deiner erſten kindiſchen Liebe, da wird Deine Zuneigung entſchuldbarer. Du ſiehſt, ich habe als guter Vater alles was für Dich ſpricht, zuſammengeſucht. Auch das böſe Beiſpiel, was Deine Schweſter gab, konnte nicht ohne Einfluß ſein.“

„Nein, Vater! unterbrach ſie mit feſter, klarer Stimme. Da war ich Albert ſchon ſo gut, als ich ihm jetzt bin. Da erſchrak ich vielmehr, ob ich nicht auch im Unrecht wäre; ich betete inbrünſtig zum lieben Gott —“

„Und der liebe Gott hat Dir geſagt, daß Du ihn nur ruhig fortlieben ſollteſt. Das kenne ich. Der Menſch läßt den lieben Gott immer das ſagen, was er wünſcht. Du wardſt nun vernünftiger und wirſt mich vernünftig anhören. Ich betrachte es ſchon als einen Fortſchritt in der Erkenntniß, daß Du geſtern offen und ehrlich geſtanden haſt. Hätteſt Du's früher gethan, es wäre noch beſſer, wir wären ſchon heute viel weiter in Ruhe und Du in Frieden. — Haſt Du noch etwas auf dem Herzen, Malchen?“

„Nein, lieber Vater. Wie ich am erſten Tage, wo es mir klar ward, für ihn fühlte, ſo fühle ich auch heute.“

„Das iſt mir lieb. Nun will ich Dir auch von meinen Gefühlen ſagen. Meine, ſie gehören nicht mir, ſie ſind die des Stammhalters, des Seniors meiner Familie. Es

iſt nicht mein Eigenthum, worüber ich ſchalten und walten kann, wie mir beliebt. Ich muß Rechenſchaft dafür ſtehen, wie der Verwalter über ein anvertrautes Gut, denen vor mir und denen nach mir. Was ich hier ſage, iſt nur zu Dir geſprochen. Nimm es als ein Zeichen meines Vertrauens, der Achtung, die ich für Dich hege, trotz Deiner Verirrung. Aber ſtehe auf, Malchen, es ſchickt ſich nicht für die Tochter Deines Vaters vor ihm zu knieen, wenn er Dich zu Rathe zieht."

Sie war aufgeſtanden. Er ſchien mit wehmüthiger Luſt in ihren ſeelenvollen Zügen zu leſen:

„Ich gönnte ihn Dir gern, es iſt manches Gute an ihm, was die Tochter eines Bürgers glücklich machen könnte. Es geht nun einmal nicht. Mein Kind, ich verberge es mir zum wenigſten, wie es mit unſern Adelsgeſchlechtern ſteht. Wir ſind ſelbſt daran Schuld, daß unſer Anſehn geſchwunden iſt. Wo der Kaufmannsgeiſt, das Intereſſe ſich in die Vorſtellungen und Beſtrebungen einſchleicht, hilft es nichts, auch wenn wir alle unſre Rechte feſt hielten und ſelbſt die verlornen wieder gewönnen. Keine fremde Hand, kein Gott aus den Wolken erhebt uns aus dem Schlamm der allgemeinen Nüchternheit und Gemeinheit, wenn unſer Sinn in dem Sumpfe ſchwimmen bleibt. Es gilt dieſen unſern Sinn wieder zu ſtählen und zu adeln. Das iſt die Aufgabe des wahren Ariſtokraten, edel und groß zu denken, und dieſe Geſinnung auf ſeine Kinder und Nachkommen zu impfen. Liebes Kind, ich bin — ich bin kein glücklicher Vater. Womit hab ich's verſchuldet, daß ich umſonſt nach dieſem

Sinne in meiner Familie umſuche! Meine Knaben — Du kennſt ihre Anlagen, ihren Sinn. Vergebens ſuche ich mich zu tröſten, daß ſie mit den Jahren ſich anders entwickeln werden. Ein edler Keim zeigt ſich ſchon in ſeinen erſten Knospen. Es kann manches gebeſſert werden, aber — die Natur, die Natur! Jene — nun ja, die hatte meinen Sinn, die iſt nun ihre eignen Wege gegangen, wir kommen nicht mehr zuſammen. — Still, das iſt ein abgehauener Zweig, er verſprach ſo ſchöne Blüthen! — Wilhelmine iſt das bravſte Mädchen von der Welt, jedes Elternpaar könnte ſich glücklich ſchätzen zu einer ſolchen Tochter. Zu uns gehört ſie nicht; ein Spiel der Natur — wer begreift es — daß kein Funken adligen Blutes durch ihre Adern glüht. Ich liebe ſie wie Dich, wie ich jene geliebt; ſie kann nichts dafür, aber ſie iſt und bleibt nur die Tochter Deines Vaters und Deiner Mutter, nicht unſers Hauſes. So bleibſt Du allein unſer wahres Kind, Du allein haſt den adligen Sinn nicht bewahrt, nein ſchon in der Wiege zeigte er ſich, und mit ſtiller Freude ſah ich ihn ſich entfalten. Da könnte ich Dir viel von erzählen, wie ich Dich beobachtet habe, ganz ſtill, ganz von fern, und jeder Zug Deines Weſens, Seele und Körper, entſprach meiner Erwartung. Die erſte Neigung des Kindes zu Theodor, heut will ich Dir geſtehen, ſie freute mich, nicht um des Zieles willen, ſondern wie Du innig, aufopfernd, ſchön geliebt haſt. Auch wie Du ſeinen Tod ertrugſt, ich ſah den ganzen Adel Deiner Seele darin, den Sieg der Vernunft und Beſonnenheit. Und ſelbſt wie Du dem jungen

Menſchen Dein Herz geſchenkt, wie nicht Eitelkeit, Leidenſchaft, Sinnengluth dabei vorwaltete, wie Du in ihm ſeine Vaterlandsliebe, ſeine guten Maximen, ſeine ſittliche Aufführung geehrt und geliebt haſt, zeigt mir, daß ein anderes Metall, daß vom Eiſenſtoff in Deinem Blute iſt. — Du ſollteſt mir verloren gehen, Du mich verlaſſen, mein einziges Kind? Nein, nimmermehr! Ich habe etwas von meinen Vätern überkommen, das ſoll wenigſtens in einem meiner Kinder fortleben für die nach mir kommen. Du wirſt mich nicht daſtehn laſſen wie ein welker Stamm, der auf die Axt wartet, und dann, wenn ſie auch die Wurzeln ausgruben, iſt er verſchwunden."

Das hatte Malchen nicht erwartet. Auf bittre Vorwürfe, auf heftige Zornesworte war ſie gefaßt, nicht auf Bitten, die ſie nur halb verſtand. Die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, als ſie den Vater umſchlang: „Will ich Dich denn verlaſſen, werde ich denn Deiner unwerth, wenn ich einem würdigen Mann meine Hand reiche?"

Auch er hatte auf ſeine Worte eine andere Antwort erwartet; auf Gründe hatte er ſich nie gegen ſeine Kinder eingelaſſen, noch weniger auf Gründe, die mit einer Bitte an ihr Herz ſchloſſen. Sein Wille genügte und er erwartete Gehorſam. Aber er zürnte auch jetzt nicht, er ließ ſie ſprechen, wie es ihr aus dem Herzen kam, zuerſt ſchüchtern, dann ein reicher voller Strom, Worte, Lob des Geliebten, wie die Liebe es eben nur dictirt. Aber die Wirkung war eine andre. War er vorhin weich, ſo ſtählte ihn die weiche ſüße Sprache, und er ſtand wieder

vor ihr, der eiſerne Mann, den ſie erweckt hatte, als er ruhig entgegnete:

„Habe ich das je abgeſtritten, daß er ein braver Mann iſt? Es giebt viele noch bravere, und denen ich doch nicht meine Tochter zum Weibe gäbe. Ein Komödienſtück ſpielen wir nicht, wo der polternde Vater endlich ſeine Tochter um irgend eine gute That dem Liebenden in die Arme ſchleudert, damit das gerührte Publicum klatſcht. Ich erwartete ſchon, daß du die Affaire da auf der Leiter in Rechnung bringen würdeſt. Es zeigt deinen richtigen Sinn, daß du es nicht thateſt. Und hätte er wirklich den Knaben gerettet, ſo hätte er nur wie ein muthiger und geſchickter Mann gehandelt, und ich weiß von ihm, was mehr Muth bewies und ihm mehr Ehre brächte. Das iſt nun aber nichts; was haſt du ſonſt zu ſagen?“

„Vater — lieber Vater —“ die Sprache verſagte ihr, die Thränen in ihrem blaſſen Geſicht wurden von dem ſchneidenden Blick zurückgedrängt.

„Daß du ihn unausſprechlich liebſt und unausſprechlich unglücklich würdeſt, nicht wahr? — Ich glaube dir das eine und das andre, ohne Beweiſe. Wohl verſtanden, weil du es ſagſt, glaube ich es, ob ich ſchon ſonſt meine, daß, was ſie von der Macht der Liebe faſeln, mehr Illuſion als Wahrheit iſt. Der Menſch kann, wenn nicht alles, viel, um ſolche Affecte zu dämmen, ohne daß darum das Herz bricht. Ja, mein Kind, du wirſt unglücklich ſein. Vielleicht überwindeſt du die Erinnerung dein Leben hindurch nicht ganz. Auch das will ich zu-

geben. Nun denn, eine ſolche Erinnerung bringt den Menſchen auch noch nicht um; im Gegentheil ſie läutert und adelt ihn, ſie warnt ihn vor Irrwegen und führt ihn zum Rechten. Dir will ich noch ein Bekenntniß ablegen, das kein Menſch auf der Welt ahnet. Die Tochter jenes franzöſiſchen Gutsbeſitzers in der Champagne hat dein Vater geliebt, geliebt wie — Doch das gehört nicht her. Ich bin nicht davon geſtorben, nicht verkümmert, nicht ſchlechter geworden, als die Natur mich gemacht. Ich habe es überwunden; längſt ſchon als die Trompeten bliesen und ich ihr das Lebewohl auf Nimmerwiederſehn zurief, war es überwunden. Und die Erinnerung iſt nur wie ein roſiger Streif, der zuweilen über einen grauen Himmel zückt. Mein Kind, wir leben nicht um glücklich zu ſein, ſondern um recht zu handeln."

„Hat die Franzöſin Dich auch — ſo geliebt?"

„Ich glaube — ja, ſie hat."

„Was ward aus der Verlaßnen?"

„Sie hat einen andern geheirathet, und wird ſich getröſtet haben."

Das arme Kind, es glaubte ſich ſtark, als es eintrat, die Flügel der Hoffnung hoben ſich bei des Vaters weicher Sprache. Es war ein Schmetterling, den der erſte Sonnenſchein vorlockt, und nun kommt Schnee und Froſt, und er ſinkt zuſammen mit erſtarrten Flügeln: „Ich würde nie Troſt finden, lieber Vater."

„Das würde mir leid thun. Wer ſiebzehn Jahr alt iſt, hat ein langes Leben vor ſich."

Sie warf einen letzten, bang fragenden Blick auf ihn: „Ein langes Leben ohne alle Hoffnung?“

„Das Hoffen hängt von Dir ab, Malchen. Mehr noch deine Zukunft. Meinen Willen kennſt Du; Du weißt auch, daß weder Gründe noch Bitten ihn erſchüttern. Das übrige iſt an Dir.“

„An mir?“

„Habe ich Deine Schweſter eingeſperrt, unter Schloß und Riegel? Sie geht mit ihrem Franzoſen fort, wohin ſie will. Werd' ich Wilhelminen hindern! Meine Kinder haben volle Freiheit, ihre Eltern, ihr Vaterhaus, ihre Namen, ihre Ehre zu verlaſſen. Ich bin kein Despot.“

„Du legſt mir ſtärkere Feſſeln an, Vater, als Schloß und Riegel, Feſſeln, die ich nicht — ich kann ſie niemals ſprengen. Ich bin zu ſchwach.“

„Sagſt Du's! — Malchen, mein liebes einziges Kind! — Biſt Du zu dem Entſchluß gekommen, dann wird Dir auch wieder die Hoffnung aufblühn. Gott belohnt die gehorſamen Kinder.“

Er wollte ſie an's Herz drücken, ſie war einen Schritt zurückgeſchnellt: „Gehorſam, Vater, weil ich nichts gegen Deinen Willen thun werde. Dies Wort gebe ich Dir; ich werde Dir keinen Kummer machen, ich werde keinem die Hand reichen, von dem Du ſagſt, daß er Deinem Hauſe und Namen keine Ehre bringt. Aber mehr fordre nicht, weiter geht auch der Kindesgehorſam nicht. Denn Du willſt ja, daß Deine Kinder einen eignen Willen haben. Den habe ich nun. Albert hat mein Wort, meine Treue, meine Seele. Ich will und

werde mein Wort nicht brechen, ich kann meine Seele nicht zerreißen. Ich habs gelobt, an dem Tage, als der arme Theodor ſeine Seele aushauchte; ich brauchte es nicht zu geloben, denn es iſt ein Eid, den ich nicht brechen kann, auch wenn ich ihn nie geſchworen. Treue bis ins Grab! Sie ſagen, das iſt Illuſion, eine Selbſttäuſchung, oder wie ſie's nennen. Mir iſt, als werde ich noch recht lange leben, um es beweiſen zu können, daß es kein Wahn iſt. Der liebe Gott wird' mir Kraft geben."

„Und wenn Mauritz das Wort Dir zurückgiebt? — Wenn er eine Andere heirathet?"

Auch das kam ihr unerwartet; ſie blickte erſchreckt, faſt verwildert auf, bis ihre Züge ſich aufklärten und faſt in einem Lächeln ſich löſten.

„Wie kann er mir zurückgeben, was mir gehört! Die Treue und die Liebe ſind mein. Du kannſt ihm drohen und ihn bitten. — Nein, das wirſt Du nicht; Du kannſt ihm nicht etwas Falſches ſagen, um ihn zu täuſchen; mein Vater kann Niemand täuſchen, am wenigſten, um für ſich Vortheil daraus zu ziehen."

„Nein, das kann er nicht. — Guten Morgen, Malchen; wir ſprachen uns nun aus, Jeder weiß, was er vom Anderen zu erwarten hat. Das iſt gut. Hätte ich nicht ſchon die beſte Meinung von Dir, ich würde ſie jetzt gewonnen haben. Du wirſt auch von mir nicht ſchlechter denken. — Iſt der Abſchied von ihm ſchon vorüber?"

Sie ſchien ihn nicht zu verſtehen.

„Nun an rothen Augen konnt' ich's nicht merken,

denn die Thränen wirſt Du überwunden haben. Wohin ging der Herr Candidat?"

„Er wartet im Corridor, um mit Dir zu ſprechen."

„Das iſt mir lieb zu hören, denn ich habe auch noch mit ihm zu ſprechen. Ruf ihn herein, und ſorge, wenn der Freiherr ſchon auf iſt, daß Minchen das Frühſtück bereit hält. Erinnere ſie daran, er liebt die engliſche Sitte, geröſtete Semmeln mit friſcher Butter zum Kaffee."

Der Candidat war eingetreten. Der Hausherr ging ihm in ſeiner aufgerichteten Würde halb entgegen, aber es war eher ein milder als harter Ton in ſeiner Anrede:

„Es freut mich, daß Sie noch hier ſind, Herr Candidat. Ich hätte mich ſonſt in der Angelegenheit ſchriftlich an Sie wenden müſſen, und es iſt unter Männern ſo beſſer. Ich habe mich geſtern gegen Sie — übereilt; ich will es geradezu ausſprechen — vergangen habe ich mich, indem ich mich zu einer Drohung hinreißen ließ, die Ihren Rock, Ihre Stellung in der Kirche verletzt. Es thut mir aufrichtig leid, und darin, daß Sie ſo freundlich ſind, mich noch perſönlich vor Ihrer Abreiſe aufzuſuchen, ſehe ich ein Zeichen, daß Sie es mir nicht nachtragen wollen."

„Nur meinen Rock? ſagte der Candidat. Nicht den Menſchen, nicht die Menſchenwürde, die ein edler Mann in jedem Rocke zu achten hat, nicht den Hausgenoſſen, den Mann, der an Sitte, Bildung, Geſinnung Ihnen nicht nachſteht, dem Sie Ihr Vertrauen geſchenkt, und der glaubt, es verdient zu haben."

„Ich könnte darauf ſagen: Sie hätten dies Vertrauen nicht erwidert. Davon will ich nicht ſprechen. Das betrachte ich als eine erledigte Sache, die wir ruhen laſſen wollen. Es iſt beſſer, Herr Mauritz, daß wir Beide davon ſchweigen. So erwiedere ich Ihnen denn, ich achte und liebe Sie als Menſch, Character; auch als Hausfreund hatte ich Ihren Werth erkannt, und um deswillen thut es mir leid, daß ich mich zu einer unwürdigen Drohung hinreißen ließ. Mehr kann ich nicht ſagen, mehr werden Sie auch in Ihrer Stellung — ich meine nicht zu mir, in ihrem Stande — nicht fordern wollen. — Was Sie etwa an Achtungsbezeugung vor den Leuten, was Sie ſonſt wünſchen, um Ihr Fortkommen zu befördern und in meinen Kräften ſteht, dazu ſollen Sie mich, wie einen wahren Freund, bereitwillig finden. Da Sie noch hier ſind, hoffe ich, Sie werden auch noch an unſerem Frühſtück Theil nehmen. Ich wünſche für Sie und mich, daß der Freiherr und die Gräfin uns in beſtem Einvernehmen ſcheiden ſieht."

„Ich reiſe nicht fort, Herr Major!"

„Was ſoll das heißen?"

„Wenn Sie unſer Verhältniß brechen wollen, ſo bedenken Sie, daß nicht Sie, ſondern das Conſiſtorium mich hierhergeſtellt. Ihnen brauche ich doch nicht zu ſagen, daß ein guter Soldat ſeinen Poſten nur auf Befehl ſeiner Obern verläßt."

Daran hatte der Major nicht gedacht. Er durchſchritt, nachſinnend, einige Mal die Stube: „Auch das wird ſich arrangiren laſſen bei gegenſeitiger Bereitwillig-

peut lire! So oft ich über die Dorfstraße ging, blieb Jung und Alt stehen und wies mit den Fingern und flüsterte: *il sait par coeur ce qu' aucun dans tout le village peut lire.* Pfarrer und Schulmeister hatten von der Gelehrsamkeit des fremden Soldaten hören müssen. Ich sollte zu ihnen geführt werden, um vor den Augen aller Bäuerinnen lateinisch mit ihm zu reden, es ist aber nie geschehen, und nach den Annalen des Dorfes bleibt es ungewiß, ob das der Grund war, daß ich mich fürchtete, oder der Pfarrer, — nämlich vor dem Latein.

Hat sich aber einmal ein so verlassenes Geschöpf durch sich selbst zu einigen Kenntnissen aufgearbeitet, so wird er ein unerträglicher Pedant und Rechthaber. Ich sah solchen Despoten der Dorfjugend, welcher sich nicht viel minder dünkte, als Napoleon nach dem Tage von Austerlitz. Seine Erklärungswuth duldet keine Widersprüche, und seine kühnen Combinationen führen ins Fabelland der Kindheit zurück. Mein Instituteur war ein Gelehrter, aber glücklicher Weise unterrichtet genug, um einzusehen, daß es auch außer seinem Dorfe noch Weisheit in der Welt gebe. Dazu kommt, daß die Gegend von Chateauroux, Issoudun und

keit. Daran zweifle ich nicht von Ihrer Seite. Aber freilich Zeit vergeht darüber. In der Pfarre können Sie nicht wohnen, aber der Schulz hat eine Erkerstube. Wir wollen sie einrichten."

„Unter welchem Vorwande soll ich dahin ziehen? — Vergessen Sie, daß andere Bande uns an einander knüpfen? daß jeden Tag, heute schon, die Feuerzeichen am Himmel lodern können, daß die innigste Einigkeit unter allen Verbündeten Noth thut, daß wir unsere Worte, Blicke ablauschen müssen."

„Herr! zwingen Sie mich nicht zu einer neuen Beleidigung, fuhr der Major auf. Ich ward gestern Abend durch den Freiherrn überwunden; um des Allgemeinen willen opferte ich meine persönlichen Gefühle. Lassen Sie mich nicht denken — nein, es ist unmöglich."

„Daß ich die Sache meines Vaterlandes verlassen könnte, um mich an Ihnen zu rächen. Nein, Herr Major, ich traue Ihnen nicht zu, daß Sie einen solchen Verrath mir zutrauen. Aber ich bin gewissermaßen Ihr Adjutant, es kommt so viel auf augenblickliche Mittheilungen an; ich muß, wenn der Aufstand losbricht, um Ihre Person, ich muß im Schlosse sein. — Wie würde man meine Abwesenheit deuten? Doch lassen wir auch dies bei Seite. — Wie deutet man es überall, wenn Sie mich plötzlich ausstoßen, aus Ihrem Hause, Familienkreise, und doch in der innigsten persönlichen Berührung mit mir bleiben? — Haben Sie nicht Wache zu stehen für die Ehre, den guten Leumund Ihrer Tochter? — Wenn ich nach jenem Auftritt ruhig, wie vorhin, in Ih-

rem Hauſe bleibe, wird das Gerede bald verſtummen, man wird es für eine Aufwallung, ein Mißverſtändniß erklären. Als der Colonel plötzlich verſchwand, Caroline plötzlich abreiſte, hat man es anders gedeutet. — Ich bitte nicht für mich, daß Sie mich in Ihrem Hauſe dulden, ich ginge jetzt, mit Schmerzen, aber gern fort, der Aufenthalt unter dieſen Verhältniſſen kann für mich eine Folter werden, aber ich bin es Ihnen, ich bin es Amalien ſchuldig, daß ich bleibe. Ich erwarte Ihre Entſcheidung."

„Sie trauen mir, ſich, uns allen, ſehr viel zu, ſagte der Hausherr nach einer Pauſe. Der Rath iſt klug, aber gefährlich. — Nicht für Malchen. Sie iſt ihres Vaters wahres, echtes Kind. Ich wollte ſie mit Ihnen allein nach Berlin ſchicken, wenn wieder Gefahr hier wäre. Aber — Sie nehmen über ſich mehr, als ich übernähme. Woher kommt dieſer Muth?"

„Diesmal, Herr von Quarbitz, aus meinem Stolz! — Den Mann, der mich ſo gekränkt, ſo tief verwundet hat, könnte ich, wäre ich nicht Chriſt und Geiſtlicher, vor die Geſetze, welche die Welt die der Ehre nennt, gerufen haben. Das iſt überwunden. Aber nun und nimmermehr könnte ich ihn nun beſchleichen, betrügen, beſtehlen wollen, um mich an ihm zu rächen. Zwiſchen meinen Wünſchen und mir liegt nun ein eiſernes Schwert. Das bleibt heilig ruhen, wo es liegt, wenn es kein anderer aufhebt. Meine Hand greift nicht danach; darauf haben Sie mein Wort."

Der Major ließ das Auge eine Weile auf dem Bo-

den ruhen: „Das könnte mir genügen, aber so wollen wir heute nicht auseinander gehn. Beleidigt hab' ich Sie, ja, und es war im Affect, den ein Mann nicht aufkommen laſſen ſoll; die Art war unrecht, aber das Recht auf meiner Seite. Erkennen Sie dies Recht des tiefverletzten Vaters reuevoll an, dann wird ſich alles freundlicher ausgleichen."

„Die Reue fordre ich von Ihnen."

„Das iſt arg! — Schießt Ihnen das Blut zu Kopf, Mauritz? Ich habe gefehlt, daß ich das zuließ, was ich nicht für möglich hielt."

„Sie haben geſpielt mit Menſchenherzen und Menſchenglück, auf unverantwortliche Weiſe. Nicht zu ließen Sie es, Sie forderten, Sie munterten dazu auf. Was! hielten Sie das Herz Ihrer Tochter von Stein, mich aus Eiſen geſchmiedet, als Sie, nicht ein — zwei, dreimal mich mit Aufträgen betrauten, die ein Vater, wenn einem Andern, nur einem Manne ertheilt, den er auch für mehr werth hält, als ſein Knecht und Verwalter zu ſein? In ihr Herz ſollte ich blicken, ihre Neigungen lenken, ihre Schmerzen ſtillen, ihr Hoffnung erwecken, zum Vormund beſtellten Sie mich, einen jungen Mann, über Ihre Familie, über Erwachſene und Lebenserfahrene. Wem ſolche Macht über Frauen in die Hand gegeben ward, den müſſen ſie entweder haſſen, oder lieben; gleichgültig kann er ihnen nicht bleiben. Die Eine lernte mich haſſen, die Andere lieben. Das wollten Sie nicht, nein, gewiß nicht. Auch nicht, was Einer wohl hätte denken mögen — ich ſelbſt dachte einmal daran — mich in Verſuchung führen, damit ich ſtrauchelte, damit

Sie ſich über mich luſtig machen oder mich fortweiſen konnten. Nein, Sie waren ſo ſicher, als wenn Sie Ihre Uhr aufziehen, daß ſie nicht ſchneller rennt als die Zeit, daß ſie nicht länger geht, als die Kette ums Rad ſich windet. Ihr Inſtrument war ich, weiter nichts. Daß dies Inſtrument von dem Leim iſt, dem der Allmächtige Athem, Seele, Willen und Freiheit eingehaucht, daß ich fühlen, denken, handeln könnte auch für mich, kam Ihnen nicht in den Sinn. Es war nicht Vorſatz, nicht Leichtſinn, nicht Mangel an Klugheit, Herr Major, Sie hielten, wie Sie es ſagten, für unmöglich, was natürlich war, weil Ihr Stolz, nein Ihr Hochmuth, die Schranken zwiſchen dem Sohne eines Dorfmuſikanten und einem alten Edelmanne für eine ewige, von Gott aus Diamant erbaute, unüberſteigliche Mauer anſah."

„Ihre Predigt nun zu Ende?"

„Nein, wenn Sie mich weiter hören wollen."

„Dem Beleidigten geſtehe ich ſein Recht zu."

„Was ich ſprach, wird an Ihrem Ohr verhallen, Sie können das Unrecht nicht bereuen, weil Ihr Hochmuth für Menſchenwürde und das Recht aller Creaturen, die aufrecht zum Himmel ſchauen, die Gott zu ſeinem Ebenbilde erſchuf, keinen Maßſtab hat. Mich glaubten Sie ein Recht zu haben zu gebrauchen, je wie Sie Luſt hatten, weil ich in Ihrem Dienſt, weil ich ja bezahlt ward. Aber zu Ihrem Kinde ſtanden Sie anders. Nicht frage ich, wer Ihnen ein Recht gab, ein ſo vermeſſenes Spiel mit ihr zu ſpielen; nein, den klugen, umſichtigen, welterfahrenen Mann frage ich, ob in den Träumen ſeiner

Nächte, in den bangen Stunden ſeines Wachens ihn niemals die Ahnung beſchlich, daß ein Funke in dieſe klare Seele fallen dürfe, der, ſtill wachſend, zum Brande ausſchlüge? Sie ſahen einen ſolchen Brand, er drohte ihr Haus zu vernichten. Und doch hielten Sie es noch für unmöglich, daß eines Dorfmuſikanten Sohn dieſelben Gefühle erwecken könne wie ein franzöſiſcher Reiteroffi-cier. Kalten Blutes ſehen Sie das Herz einer edlen Tochter bluten, Sie nehmen ohne Zaudern, ohne Gewiſ-ſensbiſſe das Opfer entgegen, was ſie Ihnen in ſtummer Pflicht hinlegt am Opferſteine Ihres Wahnes. Sie, ein Chriſt, ein gläubiger Bekenner der Religion, deren erſtes Gebot Liebe heißt, ſtehen wie ein ſtoiſcher Heide an dem Blutaltar; wie jener Römer könnten Sie den Stahl in das Herz der einzigen, geliebten Tochter bohren, um ſie vor der Befleckung zu bewahren, die ehrenhafte Gattin eines Mannes zu werden, der nicht zu Ihrem Stande gehört. Und hören Sie denn kein dämoniſches Gelächter über ſich, fühlen nicht den Athemhauch des Geiſtes der Finſterniß? Die Tochter, welche dem wilden Rufe ihrer Leidenſchaft folgte, — die ward glücklich, Ihre tugend-hafte Tochter —"

„Kann, wenn ſie will, ſo glücklich werden wie die andre, unterbrach der Vater. Sie iſt frei. Das geht über die Rechte des Beleidigten hinaus, mein Herr Can-didat. Sie greifen mich auf einem Felde an, das mir gehört. Um meine Tochter, ſei Ihnen beiläufig geſagt, bin ich unbeſorgt, das Blut ihrer Ahnen fließt nicht nur in ihren Adern, ſeine Eiſentheile haben auch ihren Sinn

und Verſtand geklärt. Wie ſie den Verluſt ihres Couſins überſtanden, wird ſie auch die Affection zu Ihnen überwinden. Und es iſt mir jetzt ſogar lieb, daß Sie im Hauſe bleiben. Wenn man ſich täglich ſieht —"

„Das iſt Ihr definitiver Beſchluß?"

„Wir bleiben doch nun gute Freunde. Auch unſer Verhältniß wird klarer, beſſer werden. Sie müſſen mir zugeſtehen, daß ich Ihnen das äußerſte Maß in der Vertheidigung zuließ. Sie führten Ihre Waffen geſchickt, ich ehre Sie darum. Meine Zuſage in Betreff der Pfarre bleibt Ihnen, wenn Faßbinder einmal, ſo oder ſo, abgeht. Unſer geſellſchaftliches Verhältniß kann ſich da ganz hübſch geſtalten, vorausgeſetzt daß Sie eine Ihrer würdige Frau nehmen, woran ich nicht zweifle. — Ich hätte vielleicht auch nichts dagegen, wenn Minchen Sie in Affection nähme; beſſer einen Geiſtlichen, als einen neugebacknen Edelmann — beſſer Sie als den Brantweindeſtillateur mit den Klappſtiefeln. Guten Morgen. Zum Kaffee ſehn wir uns wieder."

Er hatte die Wendung gemacht, welche den Abſchied bedeutete, und ſtopfte die Pfeife, als er den Fortgehenden noch auf ein Wort zurück rief:

„Nicht wahr, ich bin ein barbariſcher, grauſamer, engherziger, adelſtolzer Mann. In Ihnen kocht's noch. Die Predigt war Ihnen nicht lang genug; möchten mich in der Kirche abkanzeln als einen hartherzigen Vater, der das Glück ſeiner Tochter einem Vorurtheil opfert. — Was würden Sie an meiner Stelle thun? Nicht wahr, Freiheit und Gleichheit proclamiren, nicht wie die drü-

ben, ſondern in Chriſtenliebe. In myſtiſcher Seelenſympathie ſoll alles durcheinander ſchwimmen, Kreti und Pleti. Die Prinzen und Könige möchten ſich Schankwirthstöchter nehmen, wenn ſie ihnen gefallen, und Reichsgräfinnen ſich in Tiſchlergeſellen verlieben und an der Hobelbank waſchen. Das gäbe dann ein ſo ſchönes mongoliſch chineſiſches Miſchmaſch, wo Namen gar nicht nöthig ſind, Nummern reichen aus, und der Mandarinenbambus bringt die Schichtung hinein."

„Ich erkenne die Stände, ich erkenne auch das Naturgeſetz, das Gleiches zu Gleichem zieht."

„Aber für ſich wollen Sie eine Exception? Sie, Gelehrter, wozu haben Sie Bücher ſtudirt? So war Gottes Ordnung, wenn Sie Ihre Geſchichte nicht ausgeſchwitzt haben. Unten der Bauer, ſeitwärts der Bürger, darüber der Edelmann, und über allen der Fürſt. Das iſt die Säule, welche die Ordnung in der Welt trägt. Rüttle Einer daran, und wir haben die Beſcherung, die wir in Frankreich ſahen. Jeder hat ſein Recht, ſein beſondres, ſelbſtſtändiges, und jeder Griff da hinein, uns beſſer zu machen, iſt ein Mißgriff; jeder Angriff gegen ein altes Recht ein Unrecht, und wenn er's bekleiſtert noch ſo ſehr mit guten Zwecken und Vorſätzen. Der Weg zur Hölle, wiſſen Sie, iſt mit lauter guten Vorſätzen gepflaſtert; die ſchlimmſten aber ſind die, welche Andre glücklich machen und die Glückſeligkeit auf dieſer Erde einführen wollen, die einmal ein Jammerthal iſt, was Sie als lutheriſcher Theologe beſſer wiſſen müſſen als ich. Für ſein Glück mag Jeder ſelbſt ſorgen, wenn

er Zeit dazu hat; denn ich meine, er hat genug zu thun, wenn er nur ſeine Pflichten erfüllt und ſeine Rechte ſich erhält; was er Andern von dem, was er zu viel hat, abgiebt, iſt ſeine Sache und es hat Niemand danach zu fragen, es ſind Almoſen, und die Linke ſoll nicht wiſſen, was die Rechte thut. Am wenigſten iſt Einer dazu berufen, für das Glück Aller zu ſorgen; dies den Erdball melioriren und das Menſchengeſchlecht in Pauſch und Bogen corrigiren, cultiviren wollen, iſt geradezu eine Miſſion des Satans; der allmächtige Gott hat die Welt gemacht, wie ſie iſt, und als ſie fertig war, ſah er ſich um und fand, daß Alles gut war. Dieſe Revolutionen kamen, Gott ſei's geklagt, zuerſt von den Thronen herab, weil die drauf ſaßen ſich zu nahe dem Himmel dünkten, indem ſie vergeſſen hatten, daß ſie aus dem Volk, ich meine aus dem Adel, hinaufgeſtiegen waren. Wollen ſie ſich noch nicht daran erinnern laſſen, auch jetzt nicht, nachdem die Philanthropen und andere häßliche und kleine Affen es ihnen nachgemacht und den Brei und Sumpf zugerichtet, darin alles Feſte, Edle und Gute unterſinkt, nun ſo komme es über ſie, daß ſie im Schlamm mit verſinken, und wenn nicht Gottes Zornruthe ſie ſpaltet, die Erde ein Ball voll dicken Schimmels wird. — Das giebt uns aber kein Recht, daß wir nicht, jeder was an ihm, ſeine Schuldigkeit thut, um dieſe Säule, die Gottes Ordnung auf Erden iſt, zu erhalten. Und wer da nur einen kleinen Finger nachgiebt, giebt auch die Hand, und bald iſt er mit Leib und Seele hinübergezogen. Das iſt die ſtändiſche Gliederung, daß zuſammenhalten ſoll, was

Gott zuſammen ſchuf, daß wir nicht Brücken bauen, wo er die Erde durch Meer und Berge zerriß und die Felſen geklüftet hat. Jeder Stand muß auf ſich halten und ſeine Ehre für ſich haben, wenn ſie auch den andern eine Thorheit dünkt, und den Philoſophen und Philanthropen voran. Das iſt auch eine Ehre. Ich, wohlan mein Herr, will an dieſer Säule nicht rütteln, zum wenigſten aus Sentimentalität, und, läge ſie auch in Trümmern, will ich auf denen ſtehen, bis ſie mich drunter begraben. Kennen Sie Feſteres, Theolog?"

„Den Geiſt Gottes, der über den Waſſern ſchwebte, als er die Welt ſchuf, den Geiſt Gottes, der noch heut über die Schöpfung weht, wie am erſten Tage. Dieſer Geiſt iſt Bewegung, rauſchend wie das Waſſer, ſprühend wie das Feuer, ewig neu ſchaffend, wie die Erde in jedem Frühjahr ihre Scholle aufwirft und neu ſich kleidet. Gottes Odem weht, athmet in dem, den er ſich zum Ebenbilde ſchuf, den er nicht an die Scholle kettete, wie Strauch und Baum, den er frei ausſetzte in ſeine Welt, nicht wie das Thier, dem Triebe zu folgen, ſondern dem Lichte ſeiner Vernunft. Was iſt denn auf der Erde wie es war, und wer hat es anders gemacht; wer hat Brücken über die Meere geſchlagen, wer Wüſteneien in Gärten verwandelt, wer den Nordpol mit dem Südpol verbunden, als der Menſch! Sein Treiben iſt raſtlos, und jeder Schritt, jeder Gedanke, ob er ſich zu den Sternen ſchwingt, oder in die Tiefen der Erde dringt, iſt eine Bewegung, die Altes zerſtört, um Neues zu bauen. Was iſt feſter als der Wandel? Wandel und Fortbewegung iſt ſein

Geſetz in der Körper- und Geiſterwelt, und der große Prozeß ſeiner Offenbarung auf dieſer Erde heißt Geſchichte. Da rauſcht er hin in Strömungen, die keines Menſchen Weisheit berechnet, zeitlos, maßlos. Die Nationen gehen wie Inſeln in einem Strome unter, um neuen Platz zu machen, und in einem Athemzuge der Ewigkeit — was kümmert es ihn, daß wir ſie Jahrhunderte nennen — ſind die verſchwunden, ſpurlos, von deren Namen der Erdkreis bebte. Wer ſetzt der Geſchichte Schranken und Ziel? wer ſpricht: bis hierher und nicht weiter! Wer vermißt ſich zu ſagen: das war Unrecht, das Recht — vor Ihm, der die Unſchuldigen zertreten werden ließ und die Schuldigen triumphiren! Wo mißt der Maulwurf die Höhe eines Kirchthurms: und wir mit den Maulwurfsaugen ſollen meſſen, wie hoch die Alpen ſich thürmen, die Sterne kreiſen dürfen über dem Zenith? Wer beſtimmt: hier dringt der Geiſt zu tief, hier ſchreitet er zu weit aus in das Unerlaubte! Der das Pulver erfand, das die Burgen niederwarf und das Fauſtrecht vernichtete, und der den zuckenden Blitz am Draht auffing und in die Erde ſenkte, wer wagt noch zu ſagen, daß ſie Frevler waren, wie jener Titane, den die Heidenwelt an den Fels am Meere ſchmiedete, weil er das Feuer vom Himmel ſtahl? — Und ihr kleinen Menſchen wollt aus der großen Geſchichte, die Gott Tauſende von Jahren zündend, weckend, belebend um den Erdball rauſchen ließ, einen Zeitraum von ein paar hundert Jahren herausgreifen, Mittelalter genannt, und beſtimmen, was damals war und galt, das müſſe gelten und ſein in

Bourges zu denen gehört, deren wegen man Frankreich nicht besucht, so daß seine steifen Erklärungen nur in den Städten Nahrung fanden.

So sah ich in Bourges, was sonst vielleicht nicht geschehen wäre, das Haus des Banquiers Jean Coeur, welcher Karl VII. aus mancher Verlegenheit geholfen; ich erfuhr die Namen aller Besitzer des Hauses seitdem, die ganze Geschichte der protestantischen Colonie in der Nähe der Stadt und tausend Dinge, die ich nicht für werth hielt, ins Tagebuch einzutragen.

Sie reisen, Monsieur, in das Land des Virgil, hub er pathetischer an, als er meine Reiseroute erfahren, in jenes Land des Horaz, wo die Landleute und die ordinairen Bürger ehemals dieselbe Sprache zu ihrer gewöhnlichen Handthierung gesprochen, in welcher Maro und Catull geschrieben, Sie werden ... und nun folgten Citate über Citate aus lateinischen Classikern, daß ich und der Postwagen verstummen mußten. Nur er selbst unterbrach sich zuweilen: Wie herrlich ist diese Stelle? oder: Klingt das nicht noch köstlicher. . . .

Je dümmere Gesichter ringsum, um so heftiger deklamirte er, bis ich, der Sache müde, einfiel:

Ewigkeit, da allein habe Gott ſich in der Geſchichte offenbart, da allein habe er die Säulen ſeiner Ordnung geſetzt, die gelten ſoll in alle Ewigkeit, und wer daran rüttelt, iſt Rebell gegen ihn. Das iſt die Weisheit der Auſter, die aus ihrer Schaale dem Univerſum Geſetze geben will, daß Alles ſein ſoll draußen ſo eng und dumpf als in ihrem Hauſe. Und auf dieſer Auſterweisheit beruht Euer Stolz, weil Ihr den Schöpfer nur ſeht in dem kleinen Kreiſe, den Euer Auge mißt. Wehe, wenn der Euch die Augen aufreißt, daß Ihr ihn rauſchen ſeht in Seiner Majeſtät. Was ſind Eure kleinen, verbrieften Rechte vor ihm, hundertjährige und ſeien es tauſendjährige, vor deſſen Athem Kronen und Throne wie Spreu im Winde fliegen! Seien ſie werthvoll geweſen für ihre Zeit, mögen ſie fortleben, wenn Lebenskraft in ihnen iſt, Eure zünftigen und ſtändiſchen Rechte; aber ſie ſind kein Grundſtein und kein Eckſtein der Säule ſeiner Ordnung. denn dieſe Säule iſt unſichtbar. Ewig iſt nur Gott; ob die Geſchichte ewig iſt, weiß nur Er; Eure Satzungen aber, vor denen Ihr auf den Knieen liegt, ſind es nicht. Nur der Widerſchein von einem Geweſenen, werden ſie zu Götzen, auf die das Auge ſeines Zorns fallen muß, wenn Ihr im verſtockten Aberglauben über die Anbetung der Bilder das Urbild vergeßt. — Darum, Herr Major, auch ich achte dieſe Satzungen, wo ſie den Menſchengeiſt nicht feſſeln, aber von ihm zur Freiheit beſtimmt —“

„Hat jeder Menſch das Recht ſie umzuſchmeißen, der die hohe Intuition hat, daß ſie nichts taugen! Das gefällt

mir; grad heraus! Probiren wir's. Draußen ſtehen die Hungrigen, drinnen die ſich ſatt gegeſſen haben, ſo meinen Sie. Darauf läuft's hinaus, das andre ſind Redensarten. Das Rechenexempel iſt nun, wer mehr Courage hat, die Satten oder die Hungrigen? Der Hungrige ſpringt und klettert luſtiger, das geb ich Ihnen zu; merken Sie ſich aber das, Herr Mauritz, die Satten haben mehr Ausdauer, ſie können's abwarten. — Nun hätten wir ja wohl nichts mehr zu beſprechen. Einer kennt den andern, und wir bleiben ehrliche Feinde. Nota bene: ſo lange Sie in meinem Hauſe ſind, Waffenſtillſtand! Wenn Sie einen Sturm verſuchen wollen, oder ich einen Ausfall für nöthig finde, vorher gegenſeitige Aufkündigung. Ihre Hand darauf!"

Der Candidat reichte ſie: „Das Schwert bleibt zwiſchen uns liegen. Wer länger ausdauert, Herr Major, ob Ihre Hungrigen, ob Ihre Satten, das iſt die große Frage, die doch noch nicht entſchieden iſt. Wann wird ſie je entſchieden werden? Ich — mein feſtes Wort, ich laſſe meine Anſprüche ruhen, bis Sie erklären, freiwillig, — ich habe ein Recht erworben."

Dreizehntes Kapitel.

Friede und Reſignation.

Die Geſellſchaft war beim Frühſtück in Gruppen getheilt. Die beiden Geneſenden, oder ſie waren ſchon geneſen, ſaßen am Fenſter. Der Freiherr namentlich ſah heiterer aus, als wir ihn kennen. „Man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben," ſagte er, als Gräfin Thusnelde in dem ſchönen Tage gern ein Omen für die nächſte Zukunft erblickt hätte.

„Wie wunderſchön ſie iſt!" bemerkte der Wirth zu ſeinem Gaſte.

„Nur zu excentriſch," erwiderte der Freiherr.

„Für unſere Sache hätte ich gewünſcht, daß lieber ihr Bruder Ew. Excellenz Beiſpiel gefolgt wäre. Graf Waltron hätte ſich auch entſchließen, vergeben ſollen, und wieder Dienſte nehmen."

„Er iſt zu ſehr beſchäftigt mit den franzöſiſchen Commiſſären, ſeine Vermögensangelegenheiten zu reguliren. Ich fürchte, er wird einen ſchlechten Abſchluß machen. Bei beſchränkten Mitteln wird er ſchwer zu einer ſtandesmäßigen Heirath ſich entſchließen und damit

erlischt wieder eines der wahrhaft edlen Geschlechter Deutschlands. — Ihn kümmert es indeß mehr, daß für seine Schwester, die wie geboren scheint, die Mutter eines neuen Heldengeschlechts zu werden, alle Aussicht auf eine Heirath verloren ist. Er opferte ihr gern Alles was ihm bleibt."

„Ist es mit dem Gelübde der Comteß so ernst gemeint?"

„Wenn sie es nicht schon geleistet, würde sie es jeden Tag wieder leisten. Ach, bis die Franzosen über den Rhein gejagt! Sie zählt vier und zwanzig Sommer würden die Dichter sagen; wie viel Winter wird sie noch zählen müssen bis dann! —"

„Ich erinnere mich, daß ein junger Lieutenant, Fouqué, ein toll excentrisches Gedicht auf sie schrieb — er besingt sie als das Ideal einer deutschen Jungfrau."

Der Freiherr hatte nur halb darauf gehört: „Sie will auch nach Memel, aus Fürsorge für mich, aus Liebe für die Königin, aus Begeisterung für die Sache. Aber was sie sonst will, da besorge ich, daß meine Frau Recht hat! Wo wir Männer schon den Verstand zusammenhalten müssen, wie in dem Wirrwar das Einfachste, Nächste zu finden, was suchen da die Frauen! Ihr Kopf ist voll Ideen, liebenswürdig, phantastisch, patriotisch, wunderlich, aber unpraktisch — von geheimen Bündnissen, Frauenvereinen durch alle Gauen Deutschlands, voll Entsagung, Opfern, Haß und Liebe. Sie sollen die Verwundeten pflegen, den Lazarethen vorstehn, die Küchen der Armen besorgen — es spukt sogar der Gedanke, daß

die Frauen auch gegen den Feind ſich wappnen und ausrücken könnten."

„Vor der Tollheit bewahre uns der Himmel!" rief der Major.

„Wie vor vielen andern, die immer die Ausgeburt außerordentlicher Zeiten ſind. Wir bedürfen des Excentriſchen, mein Freund; gewiß! wie ſollte ſonſt die todte Maſſe lebendig gerüttelt werden! Zuweilen bangt mich aber doch vor den unreifen Gedanken und Ideen, die aus den Schleuſen mit herausbrechen werden. Sie werden dann wuchern in deutſcher Weiſe zum Craſſen, Widerwärtigen, die Theorie wird ſich des praktiſch Errungenen bemächtigen und es ſo zum Gipfelpunkt treiben, bis Vernunft Unſinn wird, Wohlthat Plage, der Verdruß daran wieder Rück- und Umſchläge bereitet, und man am Ende das Kind mit dem Bade verſchüttet."

Der Freiherr mochte fühlen, daß er ſich übereilt hatte, und der Major am wenigſten der Mann war, um ihn zum Vertrauten dieſer ſeiner fernhintreffenden Befürchtungen zu machen. Er mochte mit ſich ſelbſt ſchon um deswillen unzufrieden ſein, daß er an einem mit guten Ausſichten beginnenden Tage dieſen trüben Raum gegeben; er erhob ſich daher mit der Bemerkung, daß die Damen auf ihr Aparte-Geſpräch zürnen würden. Die gute Frau von Ilitz verſicherte nachher, er ſei der liebenswürdigſte Geſellſchafter geweſen. Auch hatte er, was ſie immer gefürchtet, auf die Vertauſchung der Strümpfe nicht einmal angeſpielt. An Liebenswürdigkeit wetteiferte mit ihm die Reichsgräfin, nur daß ſie es in ſofern noch

geſchickter machte, als ſie mit weiblicher Neugierde und weiblichem Verſtande in der kurzen Zeit bereits in die Familienverhältniſſe, vielleicht auch in einige Geheimniſſe eingedrungen war, daher hier über gefährliche Klippen hinweg ſpielen, dort durch angenehme Anſpielungen die Gemüther wohlthätig berühren konnte. Was half es aber! die Zeit lag zu ſchwer auf allen, die Stunde war auch zu koſtbar, als daß man nicht aus dem Spiele immer bald wieder auf den Ernſt, der ſie zuſammengeführt, zurückgekommen wäre. Der Freiherr und der Major ſtanden bald wieder in einer Ecke und beſprachen das große, erwartete Ereigniß, dem jener zwar die ernſteſte Theilnahme ſchenkte; doch aber oft die Achſeln zückte: „Es kommt zu unvorbereitet; das Volk iſt noch nicht reif ſich ſelbſt Hülfe zu ſchaffen, und wenn es im günſtigſten Falle gelingt, fehlt der Nachdruck. Es kann aufblitzen und verpaffen und wir ſind dann noch ſchlimmer daran. Preußen iſt einmal daran gewöhnt, daß alle Organiſation von oben ausgeht, deshalb iſt meine Meinung, daß erſt am Hofe, im Cabinet, in den Bureaus der Gedanke ſiegen muß, um von da weichend und wärmend ins Volk zu dringen. In jenem glücklichen Fall wird man es als eine militairiſche Operation betrachten, bei der auch Landleute, Bürger, Civiliſten mitgeholfen haben. Das hilft dem kranken Staate nicht zur Geſundheit, wie man ein chroniſches Uebel nicht durch einen einzigen acuten Angriff heilt. Es fordert eine lange allmählige Behandlung, einen Moſes, der ſein Volk durch die Wüſte führt.“

„Vierzig Jahr! das wäre eine lange Frist, unterbrach der Major. Sonst wäre die Wüste da, und den Moses sehe ich wohl auch.“

Der Freiherr achtete nicht auf das skeptische Compliment: „Von innen heraus muß die Kur sein, sie muß Herz und Nieren erschüttern; dann allein kann der Arzt wirken.“

„Was fesselt unsre Kleine dort am Fenster? sprach die Gräfin. Sie hört mich nicht, und ihr Blick ist unverwandt auf einen Punkt gerichtet.“

Malchen hatte sich plötzlich umgewandt, ihr Gesicht glühte: „Er kommt — er hat —!“

Die Thür ward aufgerissen, der Candidat stürzte herein, in einer Aufregung, die der des jungen Mädchens wenigstens gleich war. Er wollte auf den Major zueilen, sein Blick fiel aber wie gestört und fragend auf die Damen, und schien zu sprechen: Darf ich?

„Freudiges? rief der Hausherr. Ihr Blick sagt es. Dann 'raus; was heut Geheimniß, wissen morgen Alle.“

„Die Englische Flotte — Lord Cathcart — in vollen Segeln um Rügen — Blücher — die Schweden — morgen überschreiten sie die Peene — morgen stehen sie auf preußischem Grund und Boden — Brune, seine schwachen Truppen concentrirend, kann nicht alle Wege verlegen. — In drei Tagen können wir die preußischen Fahnen wehen sehen, die preußische Trommel wird wirbeln. — Es lebe der König! — Sie wird nicht umsonst wirbeln.“

Sie mußte schon durch die Luft des Zimmers wirbeln, sie blitzte in den Augen, sie rauschte draußen in den

Rüſteräſten; die Sonne ſelbſt ſchien vor banger Freude in ihrem Laube zu zittern. Es war eine kurze, aber tiefe Pauſe. Wer Malchens Geſicht, wer den Hauch beobachtet hätte, der ſie auf ihren Füßen erhob! So hatte Mauritz nie ihre Augen glänzen ſehen. Eine Secunde nur, und ſie wäre dem Ueberbringer der Botſchaft an den Hals geflogen, aber der Gedanke überflügelt auch die Secunde; ſelbſt der Gedanke, der den bleiernen Ballaſt der Rückſichten auf ſeinen Flügeln trägt. Ihr Blick fiel auf den Vater, der im Impuls des Moments um die Hüften griff, als ſchnalle er den Säbel feſt. Sie drückte raſch die Hand dem zitternden Jüngling, und ſtürzte ſich an des Vaters Bruſt.

Woher der Candidat die Kunde hatte! Was kümmert es uns, ob ein fliegender Bote ſie dem Adjutanten des Majors gebracht, ob, wie andre glaubten, von den Mitwiſſenden eine Art Telegraphie an den Kirchthürmen angebracht war. Genug, es war keiner, der zweifelte.

Auch der Freiherr nicht, auch ſein Geſicht belebte ſich bei dem frohen Gedanken. Aber der nächſte war an ſeine Pflicht. Er durfte nun keinen Augenblick länger weilen, um auf den Nebenwegen, auf die ſeine Reiſe berechnet war, den Oſtſeeſtrand zu erreichen, von wo er nach Preußen überſchiffen wollte:

„Es thut mir nur leid, daß ich die Briefe aus Berlin nicht fand, die ich gewiß erwartete. Auch wollte mein ehemaliger Secretair, van Aſten, mich hier treffen.“

Die Poſt aus Berlin war überhaupt ſeit einigen Tagen ausgeblieben; es hieß, weil es an Pferden mangele.

„Es mußte der Freiherr von Stein ſein, dem ich meine Pferde gebe, ſagte der Major, denn wahrhaftig wir werden ſie nöthiger hier brauchen als für Reiſende!“

Darauf folgten andere, auch ſehr ernſte Gedanken. Der Freiherr ſtudirte die Karte, während man ſchon das Anſpannen auf dem Hofe hörte, und ſchüttelte den Kopf. Wenn der Angriff aus Schwediſch-Pommern Erfolg hatte, wenn Brune geworfen oder umgangen wurde, wenn die in und um die Hauptſtadt ſtehenden Truppen den Preußen entgegen rückten, mußte das Kriegstheater ſich hier entwickeln. Es konnte nicht ohne dringende Gefahren abgehen. Das konnte der Staatsmann ohne Militair zu ſein, diviniren, und hielt es für Pflicht, darauf aufmerkſam zu machen. Die Frage war wieder, ob es nicht Pflicht ſei, die Damen zu entfernen?

Dies war ein Dämpfer in die allgemeine Freude, die ſich ſelbſt der Mutter bemächtigt hatte. Jede Dröhnung iſt anſteckend, und die nicht Denkenden ſind ihr zunächſt unterworfen. Jetzt war es anders. Die Schrecken von Brand, Plünderung, Gemetzel mahlten ſich auf dem Geſicht der Guten. Wenn Wolf nur mit uns ginge, meinte ſie! — „Wir haben ſo Vieles überſtanden und Gott war uns gnädig, ſagte Malchen, warum ſollen wir uns diesmal — von Vatern trennen.“ Es war ſonſt nicht des ſtillen Kindes Art ungefragt ihre Meinung abzugeben. Die Gräfin Thusnelde ergriff das Wort:

„Wenn ich mir nicht das Wort gegeben, unſren edlen Freund und Retter, der der Pflege beſonders bei der angreifenden Seefahrt bedarf, nicht aus dem Auge zu laſſen, bis er

an ſeinem Beſtimmungsort angelangt, würde es mir ein Vergnügen ſein hier zu bleiben. Was Schöneres, Edleres, Natürlicheres giebt es, als daß deutſche Frauen in der Nähe ihrer kämpfenden Männer, Väter, Brüder ſind, ihre Entbehrungen zu theilen, ihre Schmerzen zu lindern, ihre Wunden zu verbinden, ihren Muth zu verdoppeln, wenn ſie wiſſen, daß ſie um ihr Theuerſtes kämpfen. So ſtanden die Frauen der Cimbern und Teutonen in der Wagenburg hinter der Schlacht, muthig ſich den Tod gebend als Alles verloren war. So muß es wieder kommen, wenn wir ſiegen ſollen; die Streiter für die heilige Sache müſſen nicht für die Sache, das Princip allein, ſie müſſen wiſſen, daß ſie für ihr Liebſtes, ihr Theuerſtes, ihr Alles hinter ſich kämpfen. Erſt wenn wir eine Kriegsſchaar, von dieſem Bewußtſein erfüllt, ins Feld führen, werden wir überwinden."

Der Freiherr bemerkte: „Das iſt ſehr ſchön geſagt und empfunden, meine liebe Comteß, aber der Fall iſt hier noch nicht. Von Ueberwinden iſt noch nicht die Rede, nur von einem Coup, der, wenn er gelingt, von glücklichen Folgen ſein kann. Wir können uns auch in keine Wagenburg hinter einem großen deutſchen Heere verſchanzen, ſondern wir erwarten nur ein kleines preußiſches Streifcorps, alliirt mit Schweden und Engländern, deren Beſtimmung iſt, den Feind zu überrumpeln, raſch zu werfen und auf die Hauptſtadt loszumarſchiren. Wenn es gut geht, ſteht das Landvolk auf und wir bekommen viel Zuzügler, dabei aber eine Verwirrung, wo für Damen gar kein Platz iſt, und, erlauben Sie es mir

Doch um wie viel herrlicher als alles zuſammen klingt der eine Vers des Homer:

Μηνιν ἀειδε θεα Πηληϊαδεω Αχιλληος?

Tells letzter und einziger Pfeil traf Geßler und machte die Schweiz frei. Er war mein erſter, letzter und einziger Vers aus dem Homer und dieſer einzige Griechiſche Vers ſchlug den Lateiner zu Boden. Staunend blickte er mich an, wie weit man es in der Gelehrſamkeit in Deutſchland bringe, und von dem Augenblick an ward er, wie laut er zuvor geweſen, demüthig, beſcheiden — liebenswürdig.

Es war ein guter Mann, höher gebildet als Viele, weil er ein Bedürfniß nach Bildung hatte; von jetzt an ſprach ſich eine elegiſche Stimmung in ihm aus; er fühlte wohl, woran es gebrach, und gewahrte keine Ausſicht für ſein Vaterland.

9.

Die Miſſionen.

Bei uns, Monſieur, ſagte er vertraulicher zu mir, wird es niemals dahin kommen, und was man in alten Geſchichten von Franzöſiſcher Gelehrſam-

zu ſagen, ſie würden die Verwirrung nur vergrößern.“ Die Mutter und Minchen waren derſelben Meinung; die letztere äußerte gar: wer ſie denn beſchützen ſolle, wenn die Männer in der Schlacht wären, als eine neue Stimme ſich erhob: „Dafür, hoffe ich, werden wir gut ſein.“

Der Baron Eppenſtein war unbemerkt eingetreten. In ſeinem knapp anſchließenden grünen Jagdrock, einen Hirſchfänger umgeſchnallt und einen Stutzer in der Hand, konnte er ſchon wie gerüſtet zum Kriegsaufbruch erſcheinen, wenn gleich die Kleidung ſich auch officiell als nur zur Jagdpartie angelegt, rechtfertigen ließ.

„Die Damen, ſprach er, werden nichts zu beſorgen haben. Wenn hier die Stimmung wie in meinen Dörfern iſt, werden die Franzoſen es ſchwerlich auf das Aeußerſte ankommen laſſen, ſondern, ich wette darauf, Exceſſe und Gefecht vermeidend, ſich durchzuſchlängeln ſuchen, um ihre Feſtungen oder ein Hauptcorps zu gewinnen. Herr Commandeur, ſprach er, ſich zum Major gravitätiſch wendend, ich melde Ihnen, vorausgeſetzt daß Sie die Würde, die Ihnen zukommt, nicht ablehnen, daß auf meinen Gütern allein zwei hundert und etliche Burſche den Tag nicht abwarten können, wo es losgeht. So ein Vierzig davon werden ſich auch zu Pferde ganz gut ausnehmen.“

„Zweihundert, das iſt eine hübſche Zahl, ſagte Iſegrimm, der bis da geſchwiegen. Wir wollen ja ſehn, ob ſie im Feuer aushalten werden. — Ihr nicht, wandte er ſich zu den Frauen. Euch ſchicke ich heut noch nach Berlin. Herr Maurit wird die Gefälligkeit haben, Euch

zu begleiten und dort am beſten herausfühlen, ob Ihr ſicher ſeid, oder wohin Ihr Euch wenden ſollt. Den alten Hans könnt Ihr bei Euch behalten; er taugt hier auch nichts."

Es war in dem Ton geſprochen, der keine Widerrede duldete. Der Ton galt vielleicht nur dem Baron, er traf den Candidaten:

„Ich glaubte, Herr Major, daß Sie mich zu andern Aufträgen hier behalten würden, auf die ich vorbereitet, die dringender wären."

„Um ſich auszuzeichnen, iſt freilich keine Gelegenheit auf einer Fluchtreiſe; indeß, meinte ich, es ſchickte ſich mehr für einen Theologen — kein Blut zu vergießen. Blutdürſtige Menſchen, lieber Mauritz, ſind hier genug, die ihre Bravour zeigen möchten — gleich viel vor wem. Ich liebe nicht das Bravourzeigen, vor Frauen oder Männern gleich viel, und mich gewinnt man damit nicht. Im Uebrigen ſteht es ja bei Ihnen, was Sie vorziehen —"

Aus allen Zweifeln riß den Candidaten der Eintritt einer neuen Perſon. Das Poſthorn hätte man vorher ſchon ſchmettern hören können. Blaß und erſchöpft trat Walter van Aſten ein. Er war die Nacht durch gefahren, wie man nachher erfuhr; eine Nachtfahrt und die Strapazen einer noch ſo beſchwerlichen Reiſe hätten indeß den kräftigen Mann nicht ſo mitnehmen können; es war ein moraliſcher Schmerz, mit dem er rang. Kaum hatte er die Anweſenden begrüßt: „So wiſſen Sie's noch nicht?"

„Was?“

In einem heiſern Ton, zwiſchen Weinen und Gelächter, brach das Wort über die Lippen: „Friede!“

Eine lange Pauſe: „Was für ein Friede?“

„Den Sie erwarten können nach einem Kriege ohne Sieg und Ruhm, den Sie erwarten können, wo Napoleon ihn dictirt und Rußland uns verlaſſen hat, ein Friede, der —“

Der Bote ſchien von einem Schwindel befallen; die Gräfin ſchob ihm einen Seſſel hin. Die Arme auf der Stuhllehne, und den Kopf im Arm, mochte er ausruhen oder die Erinnerungen ſammeln.

„Das Schlimmſte iſt beſſer als Ungewißheit, ſagte Thusnelde. Es wirft uns nicht um. Ermannen Sie ſich und ſprechen.“

„Berlin war geſtern Abend, als ich ausfuhr, illuminirt — auf Befehl — auch ein Tedeum war befohlen — o die Lichter brannten hell — und auch witzig! Ein kleiner Tiſchler hatte einen Sarg illuminirt. Daran ſtand geſchrieben: „„Hier iſt der wahre bekannte und unbekannte Friede““ — In dem Sarge, meine Herren, lag viel — alle, alle unſre Hoffnungen.“

„Aber der Inhalt des Friedens? — wo ward er abgeſchloſſen?“

„In Tilſit — Preußen halbirt. Die Elbe künftig die Gränze — alle die ſchönen, treuen, reichen Lande drüben franzöſiſch. — Auch die treuen Weſtphälinger franzöſiſch, ihr geliebtes Magdeburg, trotz der Bitten der Königin, verloren. Die Altmark von den Marken

abgeriſſen. Unſre Feſtungen bleiben beſetzt, im Herzen des Staates Franzoſen, Blutſauger, Spione, Polizei, bis die unerſchwingliche Contribution bezahlt iſt — zermalmt, vernichtet.“

Es war ein tiefer Riß; wer ſchreibt die Wehlaute nach, die aus ſeinen Klüftungen herauf klangen, wer malt auf den verſchiedenen Geſichtern den verſchiedenen Ausdruck. Ein grauer Nebel lag auf dem Zimmer, ob doch die Sonne draußen luſtig wie vorher im Blätterwerk der Ulmen ſpielte, und die Vögel noch luſtiger, muthwilliger zu zwitſchern ſchienen.

Iſegrimm war der erſte, der wie eine lebendige Geſtalt aus einem Nebelbilde ſich entwickelte. Er hatte ſeine Pfeife geſtopft und räuſperte ſich, als er zum Freiherrn ſich wandte: „Meine Pferde kriegen Sie nun heute nicht, Excellenz; ich muß Bohnenſtroh fahren. Ob Sie einen Tag früher oder ſpäter nach Königsberg kommen, das iſt egal. Excellenz iſt heut Mittag unſer Gaſt. Minchen, ſieh Dich vor, daß Du Deiner Küche Ehre machſt.“

Der Freiherr war mit eben empfangenen Briefen beſchäftigt, der Major trat zu den andern Herren: „Bedaure, daß Sie Ihre Courage unnöthiger Weiſe aufgeboten haben. Wir hier brauchen keine mehr; das Ba-

terland würde Ihnen vermuthlich danken, wenn eins da wäre. Müſſen nun ſchon ſehen, wie Sie ſie anderweitig losſchlagen. Jeder ſorgt für ſich, das iſt Geſchäftsſache. Ich empfehle mich Ihnen ganz gehorſamſt."

Die Worte und die tiefere Verbeugung, als Iſegrimm ſie gewöhnlich machte, konnten dem Förſter des Barons nicht gelten, auch nicht dem Candidaten, der ja im Hauſe blieb, es iſt alſo zu vermuthen, daß ſie nur an den Baron Eppenſtein gerichtet waren, der ſie auch als ſolche empfing. Er wollte die Lippen öffnen, aber ſchwieg. Mit ritterlichem Anſtand verneigte er ſich gegen die Damen, vornehm gegen den Hausherrn und mit einer leichten Schwenkung ſchritt er raſch zur Thür hinaus.

„Das iſt abſcheulich!" ſagte die Gräfin, als ſie die Röthe auf Minchens Geſicht bemerkte. Ein ſo hübſcher junger Mann, und ſo ritterliche Geſinnungen!"

Die Briefe hatte van Aſten überbracht. Er ſtand mit dem Freiherrn in einem Geſpräch begriffen, als Iſegrimm auch an ihn herantrat. Zu Tiſch war er mit geladen, als der Vertraute des vornehmen Gaſtes, aber aus den Mienen, wie der Hausherr ihn anſah, verſprachen ſich die Damen nicht eben Gutes; denn wenn der Major als brummender Bär umging, pflegte er die Tatzen auf jeden zu legen, dem er begegnete. Es ging indeß diesmal gnädiger ab.

„Ich freue mich, Sie nun auch einmal zu ſehn, wie Gott ſie geſchaffen hat. Denn ehrlich geſagt, bis jetzt wußte ich nicht, in welcher Haut Sie ſteckten. Komödie ſpielen mag ſchon nöthig ſein, da's ſo viele Komödianten

giebt, auf dem Theater und noch mehr draußen, aber meine Männer sind das sonst nicht, die darin ein Plaisir suchen."

„Was jedem Vergnügen macht, pflege ich ihm selbst zu überlassen, hatte Asten erwidert, und begebe mich des Urtheils in Dingen, wo es mir nicht zusteht; in denen, die das allgemeine Wohl angehen, höre ich aber nur auf die Stimme der Pflicht und meiner Obern."

„Das ist wenigstens deutlich gesprochen, sagte Isegrimm. Wenn Sie aber künftig das Geschäft fortsetzen sollten, das Colportiren mein' ich von Briefen und Nachrichten, so rath' ich Ihnen, nicht so deutlich zu sprechen, Sie könnten an den Unrechten gerathen."

Die Frau von Ilitz hatte auch Briefe erhalten. Sie erbrach den einen: „Von Carolinen! — das ist doch ihre Hand — Wolf, sieh einmal, was soll denn die Unterschrift bedeuten?" Die gute Mutter hatte vermuthlich die Brille nicht zur Hand, oder das Lesen von Geschriebenem ging ihr nicht recht ab. Isegrimm ergriff den Brief: „Caroline Comtesse de Heilsberg, das ist ja ganz deutlich. Was geht's mich an! Bei den Franzosen kann jeder Namen schmieden, stehlen, borgen, wie es ihm Plaisir macht.".

Van Asten hatte vorhin von den letzten traurigen Ereignissen des Feldzuges mitgetheilt, was ihm davon bekannt war. Der Name Heilsberg rief seine Aufmerksamkeit jetzt an: „Ich habe Ihnen wohl nicht bemerkt, daß an dieser für uns so unglücklichen Schlacht der Colonel d'Espignac einen viel besprochenen Antheil hat.

Eine Schwenkung mit ſeinen Cüraſſiren, die ihm nicht befohlen war, aber unerwartet günſtig für die Franzoſen ausſchlug, verdankt Napoleon den letzten entſcheidenden Ausgang. Er ward auf dem Schlachtfelde zum General ernannt, und es verlautete, daß der Kaiſer ihn zum Grafen von Heilsberg ernannt habe.

Caroline correſpondirte nur mit der Mutter; eine Stelle in dieſem Briefe war aber wohl nur für den Vater beſtimmt. Mit ſchwerem Herzen meldete ſie etwas, was ſie gern unberührt ließe. Man möge aber nur in der Seele ihres Gatten leſen, wie es ſeinem edlen Geiſte noch ſchwerer geworden, es über ſich zu gewinnen. Es habe jedoch gegolten nicht allein die Gunſt des Kaiſers, ſondern das Vertrauen aller ſeiner Cameraden verſcherzen, wenn er es ausſchlug. „So mußte ein Marquis Latour d'Espignac den ſtolzen Nacken beugen und das Diplom eines Kaiſerlich Napoleoniſchen Grafen hinnehmen! Wir ſind nun gegraft vor der Welt; vor unſern Ahnen in den Grüften, und auch vor denen, die nach uns kommen, bleiben wir, was wir waren. Mögen jene uns die Schwäche vergeben, eine Stufe herabzuſteigen unter uns ſelbſt, es iſt einmal die Zeit der Reſignation; vor unſern Nachkommen, hoffen mein Gemahl und ich, werden wir nicht um Verzeihung zu bitten haben, wir werden, wenn wir gefehlt, es wieder gut gemacht haben."

„Alſo Comteß Heilsberg! murmelte Iſegrimm für ſich, als der Diener zur Tafel rief. Es iſt immer gut, wenn man für ein Ding einen Namen hat."

Bei Tiſch war der Freiherr ſehr einſylbig. Nach

dem Eſſen hatte er neue Briefe empfangen, die beantwortet werden mußten; van Aſten und die Gräfin halfen ihm, auch der Major ward herbeigezogen, doch nur gelegentlich. So nahte die Stunde des Abſchieds des Freiherrn. — Bei ſo bewandten Umſtänden hatte Gräfin Thusnelde ihren Entſchluß geändert, wohl nicht ohne ſein Zureden, und nicht ohne daß es ihm willkommen war: „Was ſoll ich noch an dem Hofe, der den Muth verloren hat, ſich ſelbſt zu helfen," hatte ſie erklärt.

„Wir brauchen Muth und vielen Muth, ſprach er, mit Bezug auf Iſegrimms Worte vorhin, und Sie hatten Recht zu Ihren Freunden zu ſagen, daß ſie ihn ſparen ſollten. Es werden Zeiten kommen, wo ſie ihn beſſer losſchlagen können. Weiß Gott, woher mich das, was Sie, meine Freunde, mit Recht ſo tief betrübt, anders ſtimmt! Es war noch nicht an der Zeit, es wäre ein unnützes Blutvergießen geworden. Ich ſteige mit neuem Vertrauen, mit friſchem Muthe in den Wagen — zu der großen Arbeit, die vielleicht meine Kräfte überſteigt, das fühle ich; aber wehe dem, der darum eine Aufgabe nicht übernimmt, zu der er berufen iſt. Ich bin kein Moſes, Preußen iſt aber noch keine Wüſte, und was in der Vorzeit einen Prozeß von vierzig Jahren forderte, dazu brauchen wir in unſerer wohl eine kürzere Friſt. Aber auf Jahre müſſen wir uns gefaßt machen, jahrelange Reſignation, jahrelanges Dulden, bis der Geiſt erſtarkt, die geſchwundenen Kräfte wieder gewachſen ſind. Statt an das Volk Gottes, was hier nicht paßt, erinnern wir uns lieber an das Beiſpiel der Weſtgothen, der chriſt-

lichen Germanen, die mehr gegen den gemeinſamen Feind als wir verloren hatten, die auf den äußerſten Zipfel ihrer Inſel zurückgedrängt waren. Und blicken wir nicht ſowohl auf die Kreuzfahrer, die aus allen Nationen ihnen Hülfe bringend zuſtrömten — die hätten es nicht gemacht — als auf die germaniſche Ausdauer, den Glaubensmuth dieſer Aſturier, Caſtilianer, Aragoneſen. Damit, Schritt für Schritt, eroberten ſie ihr ganzes, großes Vaterland zurück. — Nur vor Allem und zuerſt Ausdauer im Muth, im Vertrauen, Glaube — auch an uns ſelbſt! Nicht wie mein trefflicher Freund Niebuhr, der nun einmal nicht dafür kann, daß er alles ſchwarz anſieht, mir eben ſchreibt: „„Wie ſchmerzvoll auch der Anblick, wie gigantiſch das Unternehmen, wie dunkel die Zukunft, das wird Sie in Ihrem Beruf zu retten nicht abſchrecken. Aber die bleibende Lähmung, die ſchwerlich auch nur aus ihrem jetzigen Beſitz zu verdrängende Mittelmäßigkeit und Schlechtigkeit, die Thorheit der Hoffnung, daß auf die Nacht der Unfähigkeit und Gemeinheit ein beſſerer Tag folgen müſſe, das muß Widerwillen erzeugen; zur Gigantenarbeit ſind Sie befähigt, aber nicht zu der des Siſyphus.““ — Auch das, meine Freunde, ſoll, es wird mich nicht abſchrecken. Den Widerwillen will ich bekämpfen, gegen den Stein des Siſyphus meine Schultern ſtemmen; und ich werde Männer finden, die mit mir ſehen, hören, fühlen, denken, die mit mir tragen, reden, handeln. Schon hat das Unglück ſeine beſte Frucht getragen, es hat Geiſter geweckt, und beſchworen aus ihrem Todesſchlafe. Wir werden uns muthig die Hände reichen im Kampf

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING, G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04047/063

keit lieſt, gehört in die goldenen Zeiten, die uns ſo fern liegen, wie die Feenpaläſte in tauſend und einer Nacht. Ich fühlte wohl, daß Bonaparte nicht der Mann war, das ſchöne Frankreich glücklich zu machen und hier die Wiſſenſchaften blühen zu laſſen, ich ſehnte mich wie Einer nach einer väterlichen Regierung. Das Bild des guten unglücklichen Ludwig hing immer verſteckt in einem Wandſchranke, an jedem Todestage hing ich einen friſchen Kranz darüber, und als das Glück des großen Mannes zu wanken anfing, war ich der Erſte, der eine weiße Lilie anſteckte, daß es mir faſt übel bekommen wäre vor unſerm Mairieadjuncten, der ein gewaltiger Bonapartiſt war. Nun hat ſich das alles geändert, es iſt zwar Manches beſſer geworden, der König will auch gewiß das Beſte, aber, guter Gott, wo ſoll das hinführen mit der neuen Art des Chriſtenthums, mit den Miſſionen und Predigten? Die jungen Feuerköpfe ziehen im Lande umher und ſchreien und weinen, und heulen und verketzern, als müſſe das jüngſte Gericht über Sodom und Gomorrah einbrechen. Ich lehre, meiner Pflicht nach, die Lehren des Chriſtenthums von Geduld, Pflicht und Liebe; die Jungen, die nun einmal nicht Gelehrte werden

gegen die Lähmung, Erſchlaffung, gegen das verjährte Unrecht. Grade in dem fernen, durch Sandſteppen und träge Flüſſe vom Herzen Deutſchlands getrennten Oſtpreußen fand ich ſchon viele ſolcher Männer von echtdeutſchem Sinn, ſpröde Naturen, zäh, aber voll Mark, Schärfe und Ausdauer, Männer, die nicht allein von Opfern, die ſie bringen wollen, ſprechen, ſondern ſie in den Opferſtock des Vaterlandes werfen, auch ohne es zu ſagen. Da, dort an der einſamen Bernſteinküſte hat ſich ein Reſt des deutſchen Eichenwaldes erhalten, auf den Deutſchland ſtolz ſein kann. Es freut mich, Herr von Quarbitz, daß es grade Deutſche Edelleute vom älteſten Namen ſind. Möge die Geſchichte dereinſt die aus ihr ſo lange verſchwundenen wieder mit Stolz aufzeichnen."

„Excellenz werden einen ſchweren Stand haben, wenn Sie alles Unkraut ausrotten wollen," ſprach der Wirth, beim Zuſammenpacken der vielen Briefſchaften hülfreiche Hand leiſtend.

„Um ſo mehr, da es immer wieder aufſchießt, und ſelbſt da, wo wir es zum wenigſten erwartet," entgegnete Stein mit einem halben Lächeln, indem ſeine Hand einen der zuletzt empfangenen Briefe aufnahm. „Da leſen Sie, was Domherr Graf Spiegel mir über „„das phyſiſche Höllenfeuer der wieder auftauchenden Pfaffheit"" ſchreibt. Wer hätte daran gedacht! Das fehlte noch, um uns völlig zu zerreißen und zu zerſplittern, der alte Kampf zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, um unſer Grab zu graben unter dem Hohngelächter der andern Nationen. „„In der Zerrüttung des preußiſchen Staates liegt das

Grab ſeiner Wirkſamkeit für echte Menſchenbildung und intellectuelle Cultur,"" ſchließt er, ſo ſpornt man uns an von allen Seiten, und unſre Aufgabe wird immer ſchwieriger, größer und heiliger."

„Auch hier werden Gebete und Wünſche Ihre Arbeit begleiten."

„Werden ſie's? ſagte der Freiherr betonend, indem er zum Abſchied die Hand des Wirthes drückte. Auch wenn wir Opfer nicht nur entgegen nehmen, wenn wir ſie fordern — fordern müſſen, darauf beſtehen? Möchte es ſein, möchte ich mich täuſchen, aber Abrahams Glaube, als Jehova von ſeinem Fleiſche forderte, ich fürchte, daß ſolcher Glaube noch nicht im ganzen Israel iſt. Von ihren Fleiſchtöpfen werden ſie ſeufzend geben, aber werden ſie nicht ſchreien, wenn unſer Meſſer auch an ihr Fleiſch greift! Gott beſſer's; es geht nicht anders."

Der Wagen war längſt auf einer Hauptſtraße, die nach dem fernen Oſten ſich ſchlängelte, als auch die Gräfin Thusnelde Abſchied nahm. Die hohe ſchöne Geſtalt hielt die beiden Schweſtern umſchlungen, wie eine Juno oder Minerva jüngere Liebesgöttinnen, hätte ein antiker Dichter ſagen mögen, aber es war nichts Antikes, weder in der Phyſiognomie der Minerva noch in den Grazien:

„Es iſt die Zeit der Reſignation, meine Freundinnen, auch wir ſind auf ſie angewieſen. Und wenn wir verzweifeln möchten in der langen Nebelzeit, blicken wir nur nach den drei Sternen am grauen Firmament: Glaube, Liebe, Hoffnung! Sie werden immer heller leuchten, je mehr wir unſer inneres Auge anſtrengen, ſie leuchten bis ins Grab. Wir leben nicht für uns, für das Vaterland. Und das kann nicht ſterben."

Bald darauf finden wir die Gräfin und Herrn van Aſten, beide in Reiſekleidern ſich begegnend; ein anderer Wagen ſtand im Hofe angeſpannt:

„Was Sie mir von Frau von Bovillard mitgetheilt, ſagte die Gräfin, hat mich erfreut. So haben wir alſo dort eine Bundesgenoſſin, auf die wir uns ganz verlaſſen können. Wenn nur der Einfluß der liebenswürdigen Frau auf Ihro Majeſtät die Königin unerſchüttert bleibt!"

Walter zuckte die Achſeln: „Wer kann das verbürgen! Die Luftſtrömungen an einem Hofe berechnet Niemand."

„So denn nach Berlin, mein Freund! ſprach die Comteß mit einem tiefen Seufzer. Ich ſchaudere ordentlich vor dem Gedanken, dieſe frivole, glaubenloſe Stadt zum erſten Mal mit Augen zu ſehen, und ſelbſt wenn Sie den wahren Pulsſchlag heraus gefühlt haben, und von dort unſer Heil geboren werden ſollte, wenn nicht die Verzweiflung über die Einquartierung, ſondern die Macht der Ideen, dort gezeugt, genährt, Deutſchland endlich befreien ſollte, grade dieſe Vorſtellung bleibt für mich rebutant. Dieſes todte Machwerk eines undeutſchen

Königs, der, ohne Glaube, Liebe, Hoffnung, nur Geiſt und Verſtand war, dieſe Häuſermaſſe im Sande, die, wie die Lianen in der Wüſte, allen Saft aus Luft und Boden ſaugt, ohne ſelbſt ein Baum zu werden, der Schatten wirft, dieſe eitle, dünkelvolle, ſarkaſtiſche Bevölkerung, mit dem Sinn nur auf Erwerb und Vergnügen gerichtet, eine Stadt ohne gothiſchen Münſter aber mit heidniſchen Tempeln; ſtatt des erhabenen Glockengeläutes, das den Sinn zur Ahnung erhebt, mit Janitſcharenmuſik und Leierkaſten; eine Nation, die auf ihre Geſchichte ſtolz und ohne Monumente, ſelbſt ohne Bildſäulen ihrer hiſtoriſchen Größen, und dafür in ihrem beſtäubten Thiergarten karrikirte griechiſche Götzenbilder! Das Volk nennt ſie mit Recht ſeine Puppen. Wo, frage ich, kann da eine religiöſe Erhebung, ein geiſtiger deutſcher Aufſchwung möglich ſein, wo kein Adel, nicht in der Geburt, nicht in der Geſinnung, wo nur der frivole Witz herrſcht! Ich folge Ihnen, weil Sie mich dazu auffordern, aber Sie wiſſen nicht, was es mich koſtet."

„Reſignation, entgegnete Aſten, auf die wir Alle angewieſen ſind, Ausdauer, Glaube, Liebe und — Hoffnung. Uebrigens, gnädigſte Gräfin, ſieht Manches in der Nähe anders aus, als wir es uns in der Ferne vorſtellen."

„Aber ſchickt ſich denn das, Wolf, daß die Comteß mit dem Herrn Aſten, oder wie er heißt, allein reiſt; er iſt doch ein weit jüngerer Mann als Seine Excellenz der Herr Miniſter?"

So fragte die gute Frau von Ilitz ihren Mann,

als ſie aus dem Fenſter dem fortrollenden Wagen nachſahen.

„Er iſt ja Commiſſarius vom Tugendbunde," erwiderte Iſegrimm, und klopfte ſeine lange Pfeife an der Mauer ab.

„Reſignation und Ausdauer! ſeufzte er nach einer Weile. Ja, ja, wir werden ſie brauchen," und ging auf ſein Zimmer. Er war gewohnt, allabendlich den Candidaten rufen zu laſſen, mit dem er dann ein Stündchen plauderte oder disputirte. Er wollte eben an der Glocke ziehen, als er die Hand wieder ſinken ließ: „Das geht nun auch nicht mehr, ſeufzte er. Man muß ſich reſigniren."

Vierzehntes Kapitel.

Nach ſechs Jahren.

Unſere Geſchichte iſt hiermit eigentlich zu ihrem Schluß gebracht; faſt alle darin aufgetretenen Perſonen ſind auf eine lange Erwartung oder Entſagung angewieſen, und wer uns mit Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, wird an keinen Gott und Helfer aus den Wolken denken, der das Hangen und Bangen abkürzt und aus Rührung die Unglücklichen plötzlich glücklich macht. Iſegrimm konnte nicht aus ſeinem Charakter fallen; er wird weder Carolinen ihren Fehltritt vergeben, noch an den Baron Eppenſtein ein höfliches Billet geſchrieben haben, mit der Bitte, ob er nicht wieder ſein Schloß beſuchen wolle, noch wird ihn endlich der Liebesjammer zwiſchen Albert Mauritz und Amalien ſo wehmüthig überſchlichen haben, daß er eines Tages die Tochter ihm in die Arme geworfen und geſprochen hätte: Da habt Ihr Euch! Letzteres ſchon um deswillen nicht, weil man im Hauſe überhaupt nichts von Liebesjammer merkte. Albert und Malchen lebten vielmehr wie Geſchwiſter neben einander, und man hatte von ganz anderen Dingen zu ſprechen als von Liebe. Die großen Ereigniſſe der Jahre und Tage führ-

ten aber den Candidaten und den Major nothgedrungen wieder zu einander, und aus der halben Stunde Abends wurden oft mehrstündige Gespräche.

Das ist die Geschichte der kommenden Zeit, und wenn uns Gott die Kraft läßt, ihre lebenvollen Züge wieder zu einem Bilde zu verkörpern, das wir einen historischen Roman nennen, so würden wir auch wohl diese Personen als Mithandelnde wieder darin antreffen. Aber das ist eine weite Hinaussicht, und unsre Leser wollen schneller ihr Schicksal kennen lernen. Man hat es uns wenigstens bei dem Bilde, welches diesem vorangieng, gesagt; von allen Seiten ergingen Fragen, was aus den Leuten geworden wäre, die wir auf der Bühne oder hinter den Coulissen stehn zu lassen genöthigt waren, als der Vorhang des großen historischen Dramas fiel. Es ist nun wohl gegen unsere Art, aus dem Rahmen des Bildes heraus zu springen und dem Beschauer das zu erklären, was darin vorgeht, noch mehr, nachher in einem Hohlspiegel ihm alle die Verwandlungen vorzumahlen, welche die vorgestellten Gegenstände und Personen in der Zukunft zu bestehen haben. Denn es gilt uns als Aufgabe, daß ein Bild sich selbst erklären muß, und daß in einem geschichtlichen die Personen nicht los- und herausgerissen werden mögen, da sie, wenn die Arbeit ihrem Zweck entspricht, nicht eingesetzte Stifte oder eingelegte Figuren sind, sondern die natürlichen Produkte, die Pflanzen des Bodens, aus dem sie hervorwachsen. Indessen ist, wie gesagt, die Aussicht auf das nächste Gemählde eine so weitaussehende — ein historischer Roman

fordert und zehrt viele Kräfte, es iſt immer ein Stück Leben des Autors, und der Leſer, der darüber hinblättert, verſchlingt in Tagen — die Arbeit, die Sorgen und Aengſte von Jahren — und der Wunſch iſt ſo natürlich, daß auch wir diesmal eine Ausnahme von der Regel zu machen uns gedrungen fühlen.

Unſer Bild, unſer Roman iſt, wie geſagt, mit dem vorigen Kapitel geſchloſſen, und vor der Kritik, die jeder Autor ſich ſelbſt macht, wüßte er wenig hinzuzuſetzen, was ein Leſer mit einiger Aufmerkſamkeit und Phantaſie nach den gegebenen Andeutungen nicht ſelbſt divinîren möchte. Aber fortgelebt haben alle auftretenden Perſonen, handelnd oder getrieben, jeder ſeines Schickſals eigner Schmied, mit mehr oder mindern Zufälligkeiten, die dies Leben ſchmückten oder befleckten, und für die, welche von einem Roman nur Zerſtreuung und Erhebung wollen, nicht aber die Mühe anwenden, ſelbſt weiter zu denken, ſchreiben wir hier in Kürze nach engliſcher Weiſe aus den Regeſten der Perſonen, welche ihnen lieb oder unlieb geworden, Einiges nieder.

Aus der Geſchichte der Befreiungskriege ſind die hitzigen Gefechte des Spätſommers 1813 auf den Kriebelowitzer Höhen bekannt, in Folge deren die Franzoſen auch in der Provinz, wo unſre Geſchichte ſpielt, wieder über

die Elbe getrieben wurden. Es war nach dem Waffenstillstand, und die Gefechte sind eben so denkwürdig, der glänzenden Reiterattaquen wegen, die in der Kriegsgeschichte Epoche machten, als weil hier die neu gebildete Landwehr nicht allein ihre Feuerprobe ablegte, sondern sich mit unsterblichem Ruhm bedeckte. Der allgemeinen Geschichte ist freilich ein andrer Umstand nicht bekannt, der jene Gefechte für uns noch merkwürdiger macht; es waren nämlich fast alle die Persönlichkeiten, welche in der unsern auftreten, dabei betheiligt.

Daß der Graf von Heilsberg als General-Lieutenant die französische Cavallerie commandirte, und ihm gegenüber der Reichsgraf Waltron Allebeese die Reiterei der Alliirten, ist zu notorisch, um es zu erwähnen. Das Cavalleriegefecht mit den merkwürdigen Evolutionen, wodurch einer den andern überraschte, wie aber der Geworfene immer schnell eine eben so überraschende neue Attaque wieder formirte, und wie diese weniger blutigen als genialen Gefechte einen ganzen Tag beanspruchten, bis erst in der Nacht der geworfene, aber nicht besiegte d'Espignac den Rückzug über die Elbe antrat, hat den Ruhm beider Führer zu einem unsterblichen in der Kriegskunde erhoben, wenn auch das nur Anekdote sein mag, daß man jeden der beiden vom andern sagen läßt: er habe in ihm einen Meister in den Cavallerieattaquen kennen gelernt.

Dem Reitergefecht ging aber der Tag voran, wo die Bebbiner Hügel durch die märkische Landwehr erstürmt wurden, und es ist wohl auch bekannt, daß der Obrist-

Lieutenant von der Quarbitz daran den thätigſten Antheil nahm. Er führte die Bataillone, bei einer plötzlichen Erkrankung des commandirenden Generals, gegen die feindlichen Batterien, und trieb ſie aus Poſition in Poſition durch die Heiden und Kieferwälder, bis ſie mit Nachtanbruch an der Beeſte eine unangreifbare Stellung einnahmen, und andern Tags durch d'Espignacs Cavallerie den Succurs bekamen. Merkwürdig ſchon, daß hier ein brandenburgiſcher Edelmann in die eigenthümliche, an das Mittelalter erinnernde Situation gerieth, daß er unmittelbar für Haus und Hof kämpfen mußte, denn die franzöſiſchen Paßkugeln ſchlugen ſchon in das Herrenhaus von Ilitz, als er zum Bajonettangriff gegen die Franzoſen commandirte. Merkwürdiger noch, daß gerade der Herr von Quarbitz, der enragirte Cavalleriſt, durch Zutreffen von Umſtänden, welche hier zu erwähnen zu weitläufig würden, an der Spitze von Infanterie agiren mußte. Und noch merkwürdiger, daß dies gerade die Landwehr war, gegen deren Errichtung er bei Anfang des Krieges ſich auf das Entſchiedenſte und in ſeiner heftigen Art ausgeſprochen hatte. Er war mehrmals in Berlin geweſen und hatte vergebens vorgeſtellt, daß mit ſolchen Bauerlümmeln und zuſammen gerafftem Geſindel aus den Städten, denen man noch dazu das Recht gewährt, ihre Officiere ſelbſt zu wählen, nun und nimmermehr etwas anzufangen ſei. Nur die ſtrengſte Disciplin in alter Art, könne aus ihnen etwas erziehen. Wenn man ſie ſo ins Feld ſchicke, noch dazu halb mit Piken bewaffnet, würden ſie, ja ſie müßten auf den erſten Schuß

wollen und ſollen, treibe ich zur Arbeit an und berechne alles nach den Köpfen. Da kommt die erſte Miſſion in unſern Flecken, nachdem wir ſo vieles von dem Weſen gehört. Das Volk läuft zuſammen, denn ſie predigen auf offenem Markte. Ich höre den Prediger, ehe ich ihn ſehen kann, ſo fluchen und ſchimpfen und Gottes Zorngericht herabflehen auf die ſündige Welt, auf Frankreich und unſer Herzogthum Berry, endlich auf unſer Dorf, daß mich zu ſchaudern anfing. Er ſchildert die Irrlehren, den Atheismus, die Ketzerei, die hier verbreitet wäre, wo, wie ich doch weiß, nur gute Katholiken wohnen, und eifert ſo entſetzlich gegen den Gottesdienſt vor der todten Gelehrſamkeit, vor der Wiſſenſchaft dieſer Welt, wie ſie der Riegel wäre, vorgeſchoben vor das Thor zum Himmelreich, daß ich ſelbſt an mir irre ward, als ich mit einem Male ins Geſicht des jungen Predigers ſehe und einen alten Schüler erkenne. Ich habe nie einen faulern, verſtocktern Knaben in meiner Schule gehabt. Näſchig, unreinlich, voll Schadenfreude, bei jedem Complott gegen den Lehrer verſchworen, war er doch immer, wenn es herauskam, der erſte Angeber. Hinterliſtig gegen ſeine Mitſchüler wurden hundertfältige Klagen über ihn vor

davon laufen. Mit einer Art Ingrimm hatte er ſich an ihre Spitze geſtellt, und ihre Hurrahs mit einer Rede beantwortet, deren Sinn Einige ſo auslegten: Nun, mein liebes Futter fürs Pulver, mach dich parat zum crepiren oder laufen.

Aber ſie liefen nicht auf den erſten, auch nicht auf den zweiten Schuß, auch nicht als die folgenden in ihren Reihen lichteten. Ihre zornfunkelnden Blicke forderten vielmehr, daß er ſie zum Sturmangriff führe. „Nun denn in drei Teufels Namen drauf los!“ ſoll er beim Commando gerufen haben, was er aber ſelbſt entſchieden in Abrede ſtellte. Und dann machte es ſich, Einige behaupten, ganz wie von ſelbſt, denn der gewiegte Militair habe beim Anfang des Gefechtes auf ſeinem Pferd wie ein vom Starrkrampf Ergriffener geſeſſen, als traue er ſeinen eignen Augen nicht in dem, was er ſehe. Als ſeine Kerle aber die erſte Kanone genommen und eine Compagnie Franzoſen durch einen Kiefernbuſch mit dem Bajonett getrieben, in heller Flucht auf ihr Gros zurannte, da ſei er plötzlich wie erwacht, und habe nun commandirt, daß es eine Freude geweſen, ihm zuzuſehen und die Freude ihm auch aus dem Geſicht gelacht.

Wie das Gefecht ſich weiter entwickelt, geht uns nichts an, wir wiſſen Alle, daß mehr geſtochen als geſchoſſen wurde, daß die guten Landwehrmänner aber in ihrem Eifer auch das Stechen für zu langſam hielten, und lieber das Gewehr umdrehten, und mit den Kolben auf die kleinen Franzoſen losſchlugen. Als die Adjutanten den Commandeur darauf hinwieſen, ſoll er geantwor-

tet haben: „Laßt ſie nur, wenn's ihnen ſo bequemer iſt. Ihre Vorfahren haben auch mit Keulen auf die Schweden gedroſchen.“

Die erſte Kanone war aber nicht ohne einen herben Verluſt genommen. Die Compagnie, meiſt Querbelitzer und Ilitzer, hatte ihren Hauptmann verloren. Er hatte ſie durch Wort und Blick angefeuert, er war beim Sturm vorangeweſen, er hatte, kann man ſagen, die Kanone ſelbſt genommen, und nun lag er, durch einen tückiſchen Flintenſchuß aus dem Kieferbuſch in die Seite getroffen, grad über der Kanone, beſinnungslos, den Degen aber noch feſt in der Hand. Es war der Candidat Albert Mauritz. Zum Officier von ſeinen Cameraden gewählt, hatte er ſich ſchon in den Vorgefechten ſo ausgezeichnet, daß er beim Wiederausbruch des Feldzuges zum Hauptmann ernannt worden, um mit der einen glücklichen That ſeine kriegeriſche Laufbahn zu ſchließen.

Als das Treffen nach der erſten genommenen Schanze ſich in ein Tirailleurgefecht zeitweilig auflöſte, hatte der Commandirende Zeit heranzureiten. Iſegrimm ſprang vom Pferde und drückte ihm die kalte Hand: „Er war mir mehr als Freund. . . Ich gönne Dir die ewige Seligkeit!“ — „I, der kann auch hier wohl noch ſelig werden, wenn der rechte Schneider ihn zurecht flickt,“ rief ein Feldwebel, in dem wir den Quilitzer Kutſcher Lamprecht erkennen, und der eben Kieferäſte abgehauen hatte, aus denen ſie eine Bahre zurichteten. „Was ſoll's?“ fragte Iſegrimm. — „Nach Ilitz. Der Pflaſterkaſten wartet ja ſchon. Die zuerſt kommen, da giebt ſo ein Gre-

gerius ſich noch die meiſte Mühe.“ — „Und Er, Lamprecht —“ fragte der Commandeur. — „Bring ihn ſelbſt hin. Werde doch unſren beſten Officier nicht den ungeſchickten Lümmeln überlaſſen; die ſchüttelten ihn ja, daß er unterwegs ſchon dran glauben muß.“ — Rüſtige Leute läßt ein Commandirender ungern aus dem Gefecht, um Verwundete aus der Schlacht zu tragen; es mußte aber hier wohl eine beſondere Bewandtniß haben. Iſegrimm ritt ſchweigend fort. War doch der Ilitzer Kutſcher der erſte auf der Schanze geweſen und hatte zwei Kanoniere niedergehauen. Aus Feigheit that er's nicht. Das dachte Iſegrimm, lauter ſprach er für ſich, als er in die Schlacht zurückkehrte: „Das arme Malchen!“

Auch der Obriſtlieutenant von der Quarbitz ward im Gefecht an den Bebbiner Höhen verwundet. Weil's nur ein Streifſchuß am Arm, achtete er es wenig, commandirte und blieb im Feuer. Als die Abendnebel kamen, und er fieberte, drangen aber die Officiere in ihn, daß er nach Ilitz zurückreite und ſich verbinden und pflegen laſſe, ehe es ſchlimmer würde. Er müſſe ſich dem König und dem Vaterlande retten. Es war ſo angethan, daß er ſelbſt wohl glaubte, das Weitere werde auch ohne ihn gehen. Wie er beim Vorüberreiten an den Reihen der Landwehrmänner den alten Hut lüftete — zum Czako hatte er ſich noch nicht bequemen mögen — verwunderten ſich die Soldaten. Das hatten ſie nie von ihm geſehen und für möglich gehalten.

Im Hauſe ſehn wir ihn mit verbundenem Arm im Sorgenſtuhl neben dem Lager, auf das ſie den ſchwer-

verwundeten Hauptmann gebettet hatten. Auf die Aerzte hielt er nie viel, er nannte sie Quacksalber; darum war ihm auch der Ausspruch des Wundarztes, der vom Kranken nach dem Verbande gesagt: bei seiner gesunden Constitution sei eine Erholung wohl möglich, kein Trost. Er beobachtete ihn selbst sehr aufmerksam, ohne auf die Bitten von Frau und Kindern zu hören, daß er sich nicht noch mehr aufregen, sondern die eigne Wunde schonen und sich niederlegen solle. Er hieß sie schweigen und zu Bette gehen, der Kranke dürfe nicht durch Geplärr gestört werden. Um Mitternacht stellte sich das Wundfieber heftiger ein. Isegrimm war sehr aufmerksam, er beugte sich über ihn und schien jeden Athemzug zu belauschen. Auch schien es ihm lieb, daß Malchen im Winkel des Zimmers geblieben, er winkte sie zu Handleistungen heran. Als der Verwundete mit rollenden Augen sich wild warf, schüttelte er den Kopf und drückte sanft die Hand des Kindes. Dann aber ward es besser, das Fieber ließ nach, er athmete sanfter und schien zu schlafen. Da streichelte Isegrimm sanft das Haar über Malchens Schläfen. Nachher als der Kranke die Augen aufschlug, und zu fragen schien wo bin ich, zog er die Tochter aus ihrem Rückhalt ans Bette, sie mußte sich auf den Stuhl daneben setzen und er legte sanft beide Hände in einander: „Still, flüsterte er, nun wird er sich schon erholen," wandte rasch ihnen den Rücken und ging hinaus.

Daß er seine Wunde vernachlässigt, zog ihm aber selbst ein Fieber zu, daß er am folgenden Tag nicht, wie er gewollt, zu seinen Leuten hinaus reiten konnte, um so

verdrießlicher, als er von dem Succurs vernahm, den die Franzoſen durch Cavallerie von jenſeits der Elbe erhielten, und daß der Kampf noch immer nicht ausgetragen ſei, ſondern mit jeder Stunde ſich erneue. Beſorgt war er nicht ſowohl um den Ausgang, als verdrießlich, indem er, durch die Rapporte, die mehrmals am Tage ihm gebracht wurden, immer vom Stande der Dinge au fait geſetzt war, und als Cavallerieofficier manche Bewegungen nicht billigen konnte. Er verſchwor ſich mehrmals, wäre er an des Reichsgrafen Stelle, hätte er die Franzoſen längſt in die Elbe gejagt. Was ihm vielleicht noch verdrießlicher war, aber er äußerte es nur gegen die Karte, wenn er ſich auf ſie überbeugte, er mußte dem franzöſiſchen Anführer in ſeinen Evolutionen zuſtimmen, oder wie er in ſich brummte: „Der Kunſtreiter kennt ſein Terrain und weiß ſeine Truppen beſſer zu brauchen.“

Wie dem nun ſei, der Reichsgraf Waltron Allebeeſe hatte zuletzt den Feind auf ſeine Art über die Elbe geworfen, und es galt als eine glänzende Waffenthat für die Alliirten. In einer Hütte am Ufer des Fluſſes ſchrieb er die Depeſchen, die einen nach dem Hauptquartier der Monarchen, die andern an den Obriſtlieutenant von der Quarbitz, mit Weiſungen, wohin er ſeinen Landwehrbataillonen folgen und welche Stellung einnehmen ſolle. Zwei Ordonnanzen warteten vor der Thür, um die Ueberbringer der Depeſchen zu ſein. Man hatte die, welche ſich unter den Freiwilligen am tapferſten und geſchickteſten gezeigt, dazu auserwählt. Der Eine war der Baron Eppenſtein. Schrammen an der Stirn, die ihn nicht ent-

ſtellten, und ein Verband an der linken Hand, waren ſprechende Zeugen ſeiner Bravour. Der Graf ſchien zweifelhaft, wem er den wichtigſten Brief, der ins Hauptquartier, ſicherlich auch den lohnendſten für den Ueberbringer, anvertrauen ſolle, als er den Baron heranwinkte. „Sie Baron Eppenſtein haben bei gleicher Bravour den Lohn wohl am meiſten verdient. Wer zehn Cavalleriſten auf eigne Koſten ausgerüſtet und beritten gemacht, hat ein Recht ſeinem König vorgeſtellt zu werden. Alſo raſch auf den Sattel und nach Schleſien!“ Da griff ein weiblicher Arm dem Grafen über die Schulter; es war Gräfin Thusnelde, von der es nicht unbekannt war, daß ſie durch nichts ſich abhalten laſſen, ihrem Bruder ins Feld zu folgen, wenn ſie auch nicht, wie das Gerücht ſagte, als Amazone, mit dem Schleppſäbel an der Seite, in Stiefeln und Sporen neben ihm geritten und mit eingehauen. Sie hielt ſich nur immer in der Nähe und ſorgte für die Verwundeten. Aber, wenn es geweſen, eine Amazone war es auch, die ſich ſehen ließ, denn die dreißig Sommer als Winter hatten nichts von ihrer Anmuth fort gefurcht, ſie glühte in der Schönheit der Siegesfreude ſelbſt wie eine Siegesgöttin: „Lieber Bruder, ſagte ſie zum General, wenn Du dem Baron einen Liebesdienſt erweiſen willſt, meine ich, Du ſendeſt lieber ihn mit der frohen Botſchaft nach Jlitz.“ Der Reichsgraf ſah lächelnd die Beſtätigung auf dem Geſicht des jungen Kriegers. „So reiten Sie denn, lieber Graf... ins Hauptquartier und holen ſich den verdienten Dank. Ihrem Cameraden iſt es mehr um ein frohes Geſicht zu thun.“ Wäh-

rend er dem Baron noch Privataufträge an seinen Freund ertheilte, bemühte sich die Gräfin mit weiblichem Eifer um die Toilette des jungen Mannes. „Ein Soldat, liebes Kind, kann doch nicht besser erscheinen, als wenn Staub und Schweiß von seinen Thaten sprechen," meinte Waltron. „Ja vor Deinem Major Isegrimm, antwortete Thusnelde, aber wie er vor Damen aussehen muß, die auch an seinem Rapport ein Wohlgefallen haben sollen, das verstehen wir besser," und knüpfte ihm die Cravatte fester. Es war ein anmuthiges Bild, der schöne junge Mann in aufrecht militairischer Haltung, wie es der Ordonnanz vor dem Commandeur geziemte, und das schöne Mädchen, das mit ihren feinen weißen Fingern um sein gebräuntes Gesicht hantirte und Kragen und Locken zurecht strich: „Nun sind Sie zur Eroberung ajustirt. Glückauf junger Ritter und dies zum Pfand Ihres Sieges!" sprach sie und hauchte einen Kuß auf seine Stirn.

Wie ein Trunkener, um den die Dinge sich drehen, trat der junge Mann aus der Thür und schwang sich aufs Pferd. Auch auf dem ganzen Ritt sah er und hörte auch nichts, als das Klirren seines Säbels.

Leider sollte er den Herrn von der Quarbitz nicht in einem ähnlichen Siegesrausche antreffen. Der Verdruß des Cavallerieofficiers war noch nicht verwunden, auch als schon früh am Morgen nach der zweiten Nacht Nachrichten vom Ausgang des Gefechtes zu ihm gedrungen waren. Auch daß Hauptmann Mauritz sich zusehends besserte, die stille Ruhe der Zufriedenheit auf Malchens Gesicht, die helle Freude auf dem der Mutter und Wil-

helminens, ſtimmten ihn nicht um, da noch ein anderer Umſtand heute Morgen hinzugekommen war. Den Quilitzer, wie man den Kutſcher Lamprecht, den jetzigen Unterofficier und deſignirten Feldwebel hierorts noch immer nannte, wollte er zu ſeinem Bataillon zurückſchicken, wie ſich das wohl von ſelbſt verſtand; aber er war vom Schulzen Gottlieb Köpke begleitet erſchienen und hatte dagegen remonſtrirt. Oder es war vielmehr der Schulze, der dem gnädigen Herrn erklärte: Da nun einmal ſein Sohn Gottlieb (der Zweite) damals bei Belgard für Gott, König und Vaterland zuſammengehauen worden, und ſein anderer Sohn, Peter, bei den Huſaren partout bleiben wolle und auch ſchon Unterofficier ſei, und er alt werde, und die Wirthſchaft doch ein Paar tüchtige Arme haben müſſe, und, was mehr, das Schulzenamt einen Vorſteher, der ſich Reſpect zu ſchaffen wiſſe, und da die Martha, die ſchon ſonſt gut wäre, doch auch wieder einen Mann haben müſſe, und nun nicht länger warten könne und wolle, ſo wollte er ihr nun den Lamprecht geben, der ſolle in die Wirthſchaft, wo's wahrhaftig noth thue und noch mehr im Schulzenamt, darum möge er ihn freilaſſen.

„Den — Lamprecht! hatte der gnädige Herr gerufen, der in dem Augenblick den Commandeur vergaß. Den Kerl, der —"

„Schon recht, gnädiger Herr, hatte der Schulze erwidert, er taugt nichts, nämlich mit einem Wort, er iſt ein Quilitzer, daß man's oft ſelbſt mit ihm nicht aushält. Aber ſonſt iſt er ſchon gut. Und bei meinen

Querbelitzern, Gott ſei's geklagt, ſeit ſie Soldaten ſpielen, da iſt ja auch kein Aushalten mehr. Die Autorität, geht verloren, wenn's nicht Einer iſt, der ihnen den Daumen auf den Nacken drückt. Das Schulzenamt, gnädiger Herr, das iſt die Hauptſache; wenns keine Schulzen mehr giebt, die Ordnung halten, dann giebts auch keine Bauern mehr; das Schulzenamt, das iſt von Gott. — Ein gottloſes Maul hat der Schlingel, das iſt wahr, aber er kann auch ſchreiben, und pfiffig iſt er, das muß ein Schulze zuweilen auch ſein; und grob iſt er, das thut auch noth, und er und die Martha, wenn ſie ſich auch untereinander prügeln, von Andern laſſen ſie ſich nichts gefallen, darauf können ſich der gnädige Herr verlaſſen. Und die Martha will ihn und er will ſie. Kinder werden ſie wohl nicht mehr kriegen, ſie iſt bald vierzig, — und wenn, nun lieber Gott, Brot iſt auch noch im Schulzenhofe, und wer weiß, wie viel Bauersſöhne noch todt geſchoſſen werden; da braucht der König neue.— Und Aufſchieben geht auch nicht. Das Faulenzen im Kriege thut den Bauersſöhnen nicht gut; ſie wollen nicht arbeiten nachher. Jetzt taugt der Quilitzer noch halbwege; wenn er aber aus dem Kriege retour kommt, nach einem halben oder einem ganzen Jahr, was weiß ich's, dann iſt er gar ein Thunichtsgut."

Der Commandeur der Landwehr würde wohl kaum dieſen Gründen nachgegeben haben, wenn der Schulz nicht ein Certificat des Landraths und ein Atteſt des Bataillonschefs mit überreicht hätte, wonach er gegen Lamprechts Entlaſſung für den Fall nichts einzuwenden

hatte, daß Lamprechts Gutsherr die Unentbehrlichkeit des Unterofficiers in Hof und Ort bestätige.

Lamprecht war wohl schon entlassen, als Isegrimm ihn anredete: „Und Er, Kerl, mit Knochen wie ein Ochs, Er, der schon weiß, wie's im Kriege zugeht, und wie ein rechtschaffener Soldat losschlagen muß, Er will gern aus dem Dienst für König und Vaterland, um in ein Weiberbett zu kriechen?"

„Gern, gnädiger Herr, das ich nun grade nicht wüßte, denn sterben müssen wir schon mal, und eins ist so viel wies andere, aber man verpaßt doch auch nicht gern die Gelegenheit. Und dann meine ich, als wie daß jeder Mensch das Seine thun muß, oder was die gnädigen Herrn nennen, Opfer bringen. Ich calculire nun, daß ich schon mein Opfer gebracht habe, und freiwillig, dazumal beim Schill und so weiter jetzt. Und aus unserm Schulzenhof haben sies auch; das weiß jedes Kind. Und aus Querbelitz auch. Also meine ich, wir haben nun genug gethan, und nun können andere dran kommen. Man muß es den andern doch auch lassen, daß sie für König und Vaterland sich opfern. Da will ich schon für stehen, wenn ich erst Schulze bin, ich will sie aus den Betten treiben, wo sich Einer verkriechen thut. Darauf können sich der gnädige Herr verlassen."

Der gnädige Herr mußte ihm sehr ungnädig den Rücken gekehrt haben, denn Lamprecht machte an der Thür Kehrt und schulterte plötzlich vor dem Commandeur:

„Herr Oberstlieutnant halten zu Gnaden. Wenn's Ihnen nicht recht ist, mir ists auch egal, Frau oder Krieg.

mich gebracht, daß er bei gewöhnlichen Schlägereien beiße, kratze und jeden heimtückischen Unfug liebe. So hatte ich ihn endlich, da er gar nichts lernte und nur die Uebrigen verdarb, fortjagen müssen, und in anderthalb Jahren war der Taugenichts zu einem Heiligen geworden und durfte im friedlichen Lande umherschweifen und ungestraft gegen Lehrer, Pfarrer und Obrigkeit Aufruhr predigen. Zum Unglück erkannte er mich jetzt auch und hatte die Frechheit, auf mich mit dem Finger zu weisen und zu rufen: „Das ist der Mann, der hier den Atheismus lehrt; ihm wäre besser, daß er gesteinigt würde, als daß er ein einziges Gemüth zu seinem Heidenthum verkehrte.“ Das empörte leider viele meiner hitzigen Buben; die Leute umher, die ihn auch mochten erkannt haben, machten Lärm und ehe ich mich's versah, war es mit der Predigt aus, und unter Pfeifen und Zischen warfen sie mit Koth nach ihm und seinen Gefährten, daß ich meine ganze Kraft anwenden mußte, wenigstens meine Schuljugend zurückzuhalten. Dafür ließ mich der Adjunct, der jetzt ein gewaltiger Royalist geworden, als Aufrührer und Störer des Gottesdienstes in dasselbe Gefängniß sperren, dessen Thüren er schon für mich aufgemacht hatte, als ich die weiße Lilie

Wollen Sie mich wieder zum Soldaten haben, mag sich die Martha und der Schulz einen andern ins Bett und ins Amt suchen."

„Kehrt! Marsch! commandirte Isegrimm. Ins Teufels Namen laß Er sich lieber heut als morgen trauen."

Da war grade Baron Eppenstein in den Hof geritten gekommen. Es war ein Hallo im ganzen Haus. Sie wußten vom glücklichen Ausgang der Gefechte, sie hatten in der Ordonnanz den jungen Edelmann schon von fern erkannt. Die gnädige Frau, die Töchter und was im Hause war, war mit ihm die Treppe heraufgekommen, die frohe Botschaft mit anzuhören. Sich zu begrüßen als alte Bekannte und zu freundlichem Gespräch, dazu war freilich noch nicht Zeit, die Ordonnanz blieb Soldat und erst wenn er seine Meldung gethan und die Depeschen abgeliefert, würde der Commandirende das Commandowort: „Rührt Euch!" geben. Dann konnte er doch nicht anders, dachten Mutter und Töchter, als ihn zum Mittagstisch invitiren. Ein wie anderer Herr war in den sechs Jahren der Baron von Wüstelang geworden! Acht oder neun und zwanzig Jahr war er jetzt, etwas gebräunt, fester und stolzer um sich blickend, aber hübsch noch immer. Und was hatte er nach dem Frieden mit seiner Branntweinbrennerei und dann mit seiner Tuchfabrik für Geschäfte gemacht! Drei bis vier Güter in der schlimmen Zeit zugekauft, und der Vetter aus Quilitz hatte beim letzten Besuch gemeint, man könne ihn gut und gern auf eine halbe Million schätzen. Zehn Cavalleristen von Kopf bis Fuß gerüstet

hatte er geſtellt und ſich dazu als eilften. Das mußte doch des Vaters Sinn umändern — ſo dachte vielleicht Minchen, die etwas verlegen und geröthet, den jungen Krieger nur von fern betrachtete.

Aber der Obriſt-Lieutenant nahm den Rapport mit ſo ſcharf muſternden Blicken entgegen, daß die Ordonnanz ſich einige Male verſprach. Dann hatte er etwas an der Montur auszuſetzen, und als er die Depeſchen in die Hand nahm, brummte er zwiſchen den Zähnen: „Gottes Wunder, das war ein Exercitium, ich meinte, die Franzoſen hätten Euch Alle in die Schwemme treiben müſſen!“

Er hatte nicht commandirt: Rührt Euch! als er mit den Depeſchen in's Nebenzimmer trat, aber in der gnädigen Frau rührte ſich Alles. Sie hatte, militairiſche Rangordnung und Disciplin vergeſſend, den Herrn Baron erſucht, daß er doch Platz nehme, und er möchte entſchuldigen, wenn er noch Alles ſo in Unordnung fände, aber wegen der Verwundeten hätten ſie nicht waſchen, und nicht einmal die Gardinen abnehmen können; ſie hatte auch ſchon den Mund aufgethan, um ihre Hoffnung auszuſprechen, daß er heut Mittag mit ihnen vorlieb nehmen werde auf ein Gericht Gerngeſehen, als Iſegrimm die Thür halb aufriß und hinausrief:

„Frau! Schnell der Ordonnanz einen Schnaps und eine Schmalzſtulle! Sie muß auf der Stelle retour reiten, wenn ich den Brief zugemacht.“

Die Ordonnanz ist auf der Stelle retour geritten. Sie hat den Schnaps nicht getrunken und die Schmalzstulle nicht gegessen. Sie machte, als der Obrist-Lieutenant ihr die Depesche übergeben, auf den Hacken Kehrt, und ohne einen Laut, einen Blick seitwärts, schritt sie zur Thür hinaus, die Treppe hinunter, schwang sich aufs Pferd, und ist nie wieder nach Haus Ilitz zurückgekehrt.

Nach der lauten Freude am Morgen ward es jetzt sehr still, fast traurig. Theilnehmende Seelen fehlten nicht. Auch Malchen, deren kleines Herz so wonnevoll unter dem Mieder schlug, vergoß eine stille Thräne, den Arm um Wilhelminens Hals: „Es wird noch Alles gut werden; es ist ja auch mit mir so wunderbar gut geworden," hauchte sie ihr in's Ohr. Minchen antwortete: „Das ist nun Alles vorbei; er sah mich ja nicht mal an."

Noch am selben Morgen erhielten sie einen vornehmen Besuch; die Reichsgräfin Waltron kam angefahren, um für das kleine in Ilitz aufgeschlagene Lazareth zu sorgen: „Gott sei gelobt!" sagte sie zum Hausherrn, der meinte, es sei hier nicht Raumes genug, „dessen wird es hier nicht bedürfen; der Krieg geht über die Elbe und dort im großen Deutschland wird die Entscheidungsschlacht geschlagen werden."

Wie liebreich sie war, wie eine strahlende Morgenröthe, die nach einer langen stürmischen Nacht eine Gegend anleuchtet. Auch Isegrimm lächelte wieder; er hatte, um einer solchen Schwester willen, dem Reichsgrafen im

Herzen die Vorwürfe ſchon abgebeten, die er dem Reitergeneral gemacht. Thusnelde tippte mit ihrem ſanften Finger auf ſeine Stirn und verſicherte, ſie wolle auch die letzte Runzel daraus fortſtreicheln. Dieſe Zuverſicht hatte ſie auch Wilhelminen einzuflößen verſucht: „Wir gehen einer großen Zukunft entgegen, wo Alles neu, ſchön und herrlich wird. Der Adel der deutſchen Nation wird wie ein Phönix ſeine Flügel im Morgenroth über die ganze Welt entfalten, geehrt und geachtet; deutſch zu ſein, wird ſo viel gelten als rein, makellos, treu und edel. Das allgemeine Glück wird aus dem Herzen in alle Adern zurück träufen, die allgemeine Befriedigung und Seligkeit wird auch in der Bruſt jedes Einzelnen ſchwellen. Wir hatten entſagt und hatten überwunden, nun kommt die Belohnung. Auch Ihnen, ſüße Wilhelmine, meine deutſche Jungfrau! den bräutlichen Myrthenkranz ſehe ich ſchon in den Wolken ſchweben, er ſenkt ſich herab auf Ihre reine Stirn, denn reine Liebe adelt Alles, ſie muß ſiegen und überwindet jeden Widerſtand.“

„Nur nicht Liebe, liebe Reichsgräfin, entgegnete Minchen. Das iſt nichts, das weiß ich jetzt. Heirathen, das iſt möglich, aber nur nicht lieben. Linchen iſt dadurch unglücklich geworden; wenn ſie auch vornehm und reich iſt, ſo iſt ſie beim Feinde, für uns iſt ſie verloren, der Vater ſieht ſie nicht wieder. Malchen, die wird allerdings im nächſten Jahre Frau Paſtorin, aber ſechs Jahre hat ſie ſich quälen müſſen. Und ich, wer weiß, ich wäre auch ſchon zufrieden und glücklich, wenn nicht doch ſo ein Bischen in mir für den Baron geſprochen

hätte. Gott ſei Dank, der iſt nun ausgeriſſen, denn einmal anſehen hätte er mich können, als er fortritt, das darf auch eine Ordonnanz, aber er war nur grimmig. Nun gut, nun bin ich's auch. Nein, das nicht, aber ganz gleichgültig, ich verſichere Sie, total gleichgültig. Und merk' ich noch ſo was von einer Empfindung, ſo ricks racks 'raus, wie ich an meiner Moosroſe thue, wenn ein Grashälmchen im Topf aufſchießen will. Da hab' ich Augen für. Sie müſſen's auch ſchon in der Erde merken, denn es unterſteht ſich keines mehr vorzugucken. So werde ich auch ganz glücklich und ruhig werden, und dann mag der Himmel über mich beſchließen, was er will."

„Was kann der Himmel über Dich beſchließen, als Gutes, wenn er ſich in Deinem hellblauen Auge widerſpiegelt?"

„Das ſoll mir nun ganz egal ſein, ob ich eine alte Jungfer werde oder nicht. Wenn man's vier und zwanzig Jahre ausgehalten hat, dann hält man's auch noch ein Paar, oder ein Paar Dutzend länger aus, und iſt gewiß weniger incommodirt. Wenn ich aber doch einen Mann bekommen ſoll, dann lieber einen Lahmen, Blinden oder Alten, den ich pflegen kann, als einen Jungen, den ich noch lieben ſoll und muß."

Es zückte ein eigenthümlicher Strahl in Thusneldens Augen, wie wenn ein blitzartiger Gedanke ſie durchfuhr: „Ach, das wäre charmant!" rief ſie und ſchloß Minchen in ihre Arme.

Funfzehntes Kapitel.

Von Hochzeiten.

Es war wieder beinahe ein Jahr verſtrichen, als an einem ſchönen Frühjahrsmorgen Haus und Dorf Ilitz ſo rein geſcheuert und geſchmückt ausſahen, daß man ſie kaum wieder erkannte. Ueberall Kränze und Guirlanden von Tannenreiſern, Treibhaus- und erſten Feldblumen, feſtlich geputzte Bauern und Bäuerinnen, die Dienerſchaft des Herrenhauſes in neuen Livreen. Der Gutsherr, General von der Quarbitz, der mit Ehren und vielen Orden aus dem Feldzuge zurückgekehrt war, feierte die Hochzeit ſeiner jüngſten Tochter mit dem nach dem Tode des alten Faßbinder zum Ortsprediger inſtallirten Hauptmann a. D. Albert Mauritz, Ritter des Eiſernen Kreuzes.

Wer malt die Glücklichen alle. Wir beſchreiben ſie nicht; nicht die, welche nach ihrem ſtrahlenden Geſicht, ihrem hüpfenden Gange faſt die allerglücklichſte ſchien, Wilhelminen; nicht die Mutter, welche die Freudenthränen kaum ſtillen konnte; auch Malchen ſelbſt nicht, die am frühen Morgen ſchon in den Fichtenwald gegangen, um in der Einſamkeit, im Rauſchen der hohen Kieferſtämme,

angeglüht von den ersten Sonnenstrahlen, im ersten Zwitschern der Vögel, ihren Gefühlen zu leben, dem Schöpfer für ihr Glück zu danken.

Wir bleiben beim General, der eben zwei verspätete Briefe erhalten, denn mit den Posten wollte es nach den Wirren des Krieges noch nicht recht in Gang kommen. Der eine war vom General der Cavallerie, Reichsgrafen Waltron, der andre von Quarbitz Tochter, Carolinen. Waltron gratulirte aus Wien von ganzem Herzen zu der ihm gemeldeten Verlobung. Ein braver Mensch, schrieb er in seiner Art, bleibe doch der beste Edelmann; das fühle man erst recht, wenn man mit so vielen besternten und betitelten Intriguanten und Hallunken zu thun habe, die jeder, Gott weiß was für die Menschheit und das Wohl aller Länder, Classen, Stände, im Munde führten, eigentlich aber nur an sich dächten, und wie sie dem andern einen fetten Bissen fortschnappten. Alles habe den Mund voll von Restitution, Heiligkeit der Rechte und von Legitimität, in der That sei es aber ein Faustrecht unter feineren Formen, und der Stärkere siege über den Schwächern in den Protokollen wie auf dem Schlachtfeld. Nur daß die Intriguen dies Naturgesetz etwas verrückten, und der Fuchs zuweilen Bär und Wolf übervortheile. Für die kleineren deutschen Fürsten sei wenig, für die Reichsritterschaft gar nichts zu hoffen. Da er durch Connexionen sein Recht nicht wieder gewinnen wolle, gebe er alle Hoffnung auf, und wenn er nicht an seine Schwester dächte, und für sie Splitter wenigstens zu retten hoffte, würde er augenblicklich

dem Congreß den Rücken drehen und nach Amerika auswandern.

Carolinens Brief war an die Mutter adreſſirt, der Vater correſpondirte nicht mit ihr; ſeinem Inhalte nach war er aber nur an ihn gerichtet. Der erſte Theil beſtätigte, was man in Ilitz ſchon wußte. Der General-Lieutenant d'Espignac war nach der Convention von Paris einer der erſten geweſen, der ſeinem angebornen Könige huldigte, und Caroline konnte nicht begeiſterte Worte genug finden, das Entzücken ihres Gemahls, ihrer Freunde, Verwandten, aller, aller Gutgeſinnten zu malen, als ſie die Tricolore von den Fahnen herabgeriſſen. Im Augenblick, wo ſie die Lilien daran heften wollen, ſei Raoul ſo von Rührung übermannt worden, daß er unwillkürlich auf die Knie geſunken, und dies heilige Pfand der Treue und des wahren Königthums inbrünſtig an ſeine Lippen gedrückt und geküßt habe. „Da ſtürzten alle Officiere ſeines Regiments mit ihm auf die Knie und drängten ſich auch die heiligen Lilien zu küſſen. Es war ein unausſprechlich rührender Moment. Die Schauer der Ahnung überkamen uns, der böſe giftige Zauber, der Frankreich, die Welt ſo lange umſpannt, iſt wie mit einem Schlag gebrochen und ſpurlos in die Erde verſunken. Der herrliche, erhabene Monarch Ludwig XVIII, ich habe ihn geſehn; o könnte ich Ihnen, theure Eltern, die Wonneſchauer dieſes Momentes, die Ihre Tochter empfand, beſchreiben. Da ſtand es in der Bruſt geſchrieben, da athmete es die Luft ſelbſt: Das iſt ein wahrer König! Und ſo denkt jetzt ganz Frankreich. Wie

wenig kannten wir es bei uns. Wo er den Fuß zuerſt auf franzöſiſchen Boden geſetzt, wird man in Erz einen Abguß dieſes beglückenden Fußtrittes machen, ein Monument, ein Palladium, zu dem noch die Kindeskinder unſerer ſpäteſten Nachkommen anbetend pilgern werden."

„Wollens abwarten," ſagte Iſegrimm, und wollte den Brief bei Seite werfen, als er in der Nachſchrift verſchiedene dick unterſtrichene Stellen fand. „Was iſt denn das?"

„Theure Mutter, was Minchen mir ſchrieb, dürfte ich es doch nur als eine Plaiſanterie meiner muthwilligen Schweſter betrachten! Als ich den Anfang ihres Berichts dem Marquis vorlas, ward er blaß und ſeine Stirn runzelte. Ich brach plötzlich ab, und zwang mich zum Lachen: ob er es denn für Ernſt halte! — Leider las ich weiter und es war Ernſt. Theure Eltern — Verzeihung, daß ich auch Sie, mein Vater, dabei anrede, aber mein Herz läßt mir keine Ruh — iſt es denn wahr, iſt es unabänderlich? — Wie es den Marquis afficirt hat, erſehe ich daraus, daß er eben unruhig durchs Zimmer ging mit den Worten: der General, dein edler Vater, kann nun und nimmermehr ſeine Einwilligung gegeben haben; ſie müßte erſchlichen ſein!" Sie ſehn, er glaubt es noch nicht. Iſt es nicht ſchon ſchrecklich genug, daß die nächſten Blutsfreunde als Feinde ein Jahr hindurch ſich gegenüber ſtehen mußten, daß wir zitterten bei jedem Schuß, den wir gethan, daß er drüben ein theures Haupt treffe, und auch Sie haben ſo gezittert. Und nun — ich weiß, ich habe kein Recht, Sie auf die

Gefühle meines Gatten aufmerksam zu machen. Was gilt es Ihnen, daß sein edler Stolz jetzt, nachdem alle Nebel gesunken, starr, mächtig, riesengroß möchte ich sagen, aber immer edel, mit dem wieder hergestellten Königthum sich hebt, was, daß eine solche Verwandtschaft, die drohende Schwägerschaft mit dem Sohne eines Bierfiedlers den Enkel seiner Ahnen von edler Scham beben macht! — Ich habe kein Recht etwas von Ihnen zu erbitten, mein Gemahl, wenn er es hätte, würde nicht bitten, aber die lange Reihe unserer Ahnen, hat sie keine Stimme? wie gesagt, meinen Mann muß es empfindlich kränken, grade jetzt, wo wir die Schlacken der Revolution von uns abwerfen, wo alles edle Metall in seiner Reinheit und seinem Gehalt wieder zur Geltung kommt, noch empfindlicher. Er sagt, das heiße den Riß, der uns trennt, wo er kaum vernarbte, von neuem aufreißen. Und daß es grade dieser Herr Mauritz sein muß, dem ich nie getraut habe, denn er war immer vorlaut und indiscret. Er mußte immer von Vatern zurecht gewiesen werden, und wenn Vater ihn behandelt, wie er es verdiente, hätte er ihn längst aus dem Hause gejagt, und was wäre er denn jetzt! Malchen muß gradezu blind sein, und dann ist es für meinen Mann auch rebutant — als guter Katholik kann er nicht anders denken — daß ein Vater seine Tochter einem Geistlichen zur Frau geben kann; denn wenn mit der Revolution einmal gebrochen und zum Abschluß gekommen ist, meint er —"

„Daß wir Alle wieder katholisch werden müssen, rief Isegrimm abbrechend. So ist's recht, und warf den

angesteckt. Erst nach Wochen kam ich frei auf eine Vorstellung aller angesessenen Bürger an den Präsidenten vom Ministerrath, der ein ganz gescheidter Mann sein mag, wenn er nur nicht glaubte, es sei genug gethan, die 5 in 3 zu verwandeln und für die Renten und Procente das übrige Frankreich den Jesuiten überließe.

Bei uns giebt es keine Jesuiten, rief ich, mit einigem Stolze, mich in die Brust werfend.

Es war kein Gesicht auf dem ganzen Postwagen, welches mir nicht zugenickt hätte. Die großen Augen, die halb geöffneten Münder sagten: „Also in Preußen keine Jesuiten!" Einige seufzten, der Cabrioletführer, der gerade nebenher ging, warf mir einen freundlichen Blick zum Fenster herein und wies mit der Peitsche bedeutungsvoll nach oben.

Es ging bergan. Oben ruhen sie aus, riefen die Leute aus dem Coupé.

Eine Mission!

Der Cabrioletführer peitschte unbarmherzig auf die Pferde, er fluchte und eiferte. Es ging ja bergan, und symbolische Injurien sind schwer zu beweisen. —

Ein Tartüffeantlitz, zwei Schwärmer, Beide

Brief halb zerknüllt auf den Tisch, nicht ohne daß er zuvor noch einen Blick auf die Unterschrift geworfen. Sie lautete: „Caroline, Marquise de la Tour d'Espignac, Gräfin von Heilsberg" — „So ist's auch recht, Gräfin Heilsberg, rief er. Gut speculirt! Die Revolution haben wir nie anerkannt, aber den kleinen Profit aus ihr nehmen wir in die Restauration mit Vergnügen mit."

Ein unvermeidlicher Gast war unter den übrigen vorgefahren und eingetreten — der Hofmarschall aus Quilitz. Hätte er sich doch auch wegen Unpäßlichkeit entschuldigen lassen, wie die lange Rike gethan, dachte Isegrimm. Sie hatten sich lange nicht gesehen, der Gutsherr fürchtete nicht, aber erwartete Vorstellungen, wenigstens Bedenken, ähnlich denen seiner Tochter Caroline. — Ganz das Gegentheil. Der Quilitzer, ein Mann jetzt in hohem Ansehn, mit den ersten Orden geschmückt um seiner Verdienste willen bei der Rettung des Vaterlandes, war ihm mit einem herzlichen Händedrucke entgegen gekommen, dann war er ihm um den Hals gefallen. Er küßte ihm beide Backen und sah ihn lange mit Rührung an. So hatte er es erwartet, er hatte im Stillen sich längst die Frage gestellt, und — jede so beantwortet wie der General es durch die That gethan: „Ein Edelmann muß seinen Stand ehren und seine Grundsätze festhalten, aber — noble Gesinnungen, die sich in der Feuerschmiede der Zeit so bewährt haben, für's Vaterland vergossenes Blut, verleihen auch denen einen nicht auszulöschenden Adel, welchen die Geburt ihnen versagt hat. Dies anzuerkennen scheint mir gerade die Aufgabe

des wahren Edelmannes. Und dann auch keine Regel ohne Ausnahme! Wie die Dinge ſtehen, wird dieſe Anerkennung gerade von Ihnen, Couſin, der Sache ein ganz beſonderes Relief geben. Sie ſind der erſte Edelmann und Gutsbeſitzer der Provinz, der ſeine Tochter mit der Kirche verheirathet. Erlauben Sie es mir, ſo zu nennen. Es iſt auch ein Akt der Klugheit. Sie werden mich nicht in Verdacht haben, daß ich dabei an eine Speculation, eine Art Simonie denke; denn die Pfarre iſt doch wahrhaftig nicht ſo ausgeſtattet, daß man darum ein Fräulein aus der Familie Quarbitz opferte, und wenn Sie eine flüchtige Aeußerung meiner guten Friederike darüber gehört hätten, ſo ſind Sie Mannes genug, um zu wiſſen, wie man ſolche Frauenreden aufnimmt. Aber, beſter Freund, wir erkennen in der Handlung Ihre weiter hinausblickende Klugheit. Der Orkan hat ſich gelegt, aber die Stürme ſind darum noch nicht vorüber, am wenigſten die giftigen Lüfte, die an den ehrwürdigen Rudera der Vergangenheit zehren. Die Religion muß wieder zu Ehren kommen. Darüber — wenn wir noch nicht einig wären, ſo müßten wir's werden. Die Ideen, die wir zum Theil ſelbſt heraufbeſchworen, wallen und wogen noch, Niemand ſagt voraus, wo ſie einmal übertreten werden. Wir müſſen dagegen etwas Feſtes, einen Wall haben, an dem ſie ſich brechen. Das iſt die Autorität, und welche Autorität iſt älter als die der Kirche. Wie es uns auch ſauer ankommt, wir müſſen uns daran gewöhnen, die Prediger zu ehren, um ihnen Autorität unter unſeren Leuten zu verſchaffen. Ein

wahres Glück für Sie, Couſin, daß der alte Faßbinder ſtarb. Dieſe fortgeſetzten Differenzen zwiſchen Geiſtlichen und Gutsherren konnten da manches lockern, was feſt bleiben muß. Nun, und man kann wirklich ſagen, Sie thun jetzt das Ihre, um, wenn Sie etwas verſchuldet, was ich damit nicht geſagt haben will, es wieder gut zu machen."

„So, ſo, alſo das Ihre Anſicht von heut!" hatte der Ilitzer entgegnet.

„Nicht gerade von heut. Wäre Baron Eppenſtein ſchon vom Rhein zurück, könnte er Ihnen beſtätigen, daß ſie es ſchon ehedem war. Man darf es nur nicht Jedem unter uns ſagen. Als man das Volk aufrief, hat man nicht umſonſt zwei Hebel gebraucht, die liberalen Ideen und die Religioſität. Mit denen gilt es nun, geſchickt manipuliren, um mit der einen die andere im Zaume zu halten, wenn ſie zu haſtige Sprünge macht. Und ich meine, für die nächſte Folgezeit haben Sie richtig gewählt. Man will den geiſtlichen Stand wieder zu Ehren bringen, und ich könnte Ihnen da manches im Vertrauen ſagen. Wie geſagt, wenn unſer lieber Baron Eppenſtein zurück wäre, würde er Ihnen bezeugen können, wie ich gerade über die Ehen zwiſchen den Edelfräulein und den Hauslehrern mich ausſprach."

„Ich würde ihm das Zeugniß erlaſſen," ſagte Iſegrimm.

„Wer weiß, lächelte der Quilitzer. Er ward ſo gut ein andrer, wie unſer Capitain und Ritter Herr Mauritz ein andrer geworden iſt, als der arme, ſchüchterne Candidat, der mit ſeinem Wetterfähnchen demüthig bei mei-

nem Vetter um Einlaß klopfte. Baron Eppenſtein war ſchon zum Rittmeiſter avancirt, als er das Glück hatte, der Erſte zu ſein, der ein Piquet Franzoſen über den Niederrhein jagte. Es war freilich keine Herkulesthat, aber es ward zum Evenement. In Frankreich hat er ſich bei Laon unter Blüchers Augen ausgezeichnet und ſein glücklicher Coup auf dem Montmartre lebt noch in den Zeitungen. Ich ſollte doch meinen, auch Sie würden den Major heut anders empfangen, als Sie damals die Ordonnanz entließen. Er könnte im Militair eine große Fortune machen, wenn er es nicht vorzöge, ein Herr und Vater auf ſeinen Gütern zu ſein, die ſich ſchon zu einer Herrſchaft arrondirt haben."

„Einen Schnaps ihm anzubieten würde ich mich freilich nicht mehr unterſtehen, da er ſelbſt ſo viel Branntwein macht, um das Königreich Preußen damit zu verſehen," war des Generals Antwort, der andre Gäſte zu empfangen hatte; ſonſt ſchien das Zucken um den Mund anzudeuten, daß er ſie noch ſpitziger zu geben wohl geneigt war. „Incorrigible! trotz der Mesalliancen!" ſagte der Quilitzer zu dem neben ihm ſtehenden Johanniterherrn von Quiritz, welcher ſelbſt an einer Mesalliance zu laboriren ſchien, wenn man ihn mit der junoniſchen, baumhohen Dame zuſammenmaß, die neben oder über ihm ſtand, und ſeine verſchriebene und angetraute Gattin war.

Unter den geladenen Nachbarn konnte man einen vermiſſen, den Herrn von Wolfskehl auf Ritzengnitz. Er hatte nach dem Frieden eine Vorfahrviſite gemacht und bei der Gelegenheit, wenn auch vorerſt nur unter der

Blume, um Wilhelminens Hand angehalten. Er hatte ſchon früher angefangen, ein ſolider, und fing jetzt an ein rangirter Mann zu werden; man konnte es ſchon an ſeinem Haupthaar ſehen, daß er die Mittel zuſammenzuhalten verſtand. „Man ſetzt ſich über Manches jetzt hinweg, hatte der Vater nach einer langen Berathung mit der Mutter und Minchen geſagt. Daß ſie unſre Vaſallen waren, darüber ſehe ich weg. Wenn Du alſo nichts auszuſetzen haſt, wir haben nichts auszuſetzen.“ — „Wenn Sie es alſo wünſchen, liebe Eltern, hatte Minchen in gedehntem Ton erwidert, ſo hätte ich auch nichts einzuwenden.“ — „Dann wären wir alſo einig und zufrieden,“ hatte der Vater darauf geſagt. „Ja einig, hatte Minchen erwidert; i ja, zufrieden auch; warum denn nicht, wenn's ſein muß!“ — „Warum muß es denn ſein?“ Wer das gefragt, weiß man nicht mehr; aber die Berathung fing dann von Neuem an und das letzte Reſultat derſelben war, daß der Herr von Wolfskehl heut nicht zur Hochzeit gebeten war — aus Delicateſſe.

Der feſtliche Zug war ſchon in der Kirche, als ein Reiſewagen vor dem Hauſe hielt und ein ſtaubbedeckter Gaſt herausſprang, um ihm nachzueilen. Sein Erſcheinen unterbrach faſt die feierliche Handlung, aber es war eine Unterbrechung, welche die Freude nur erhöhte, denn er ſchien ſelbſt voller Freude — der Reichsgraf Waltron.

„Warum ich kam, und gar mit Courierſtiefeln, daß ich ſelbſt ein Hochzeitsgeſchenk für meines Pathchens Schweſter mitzubringen vergaß? — ſagte der Graf am andern Tage im traulichen Familienkreiſe des Pfarrhau-

ſes, wo die neue Frau Paſtorin die anmuthige Wirthin machte. Kinder, es geſchah um reine Luft zu athmen, um einmal wieder unter wahren und glücklichen Menſchen zu ſein. Himmel und Hölle! wer die Ambra duftende Schwefelluft da wochenlang einſchlürfen mußte, wer das Treiben mit anſah, das rouge et noir, das Zeckjagen und Kämmerchen-Vermiethen der Diplomaten, wie die großen Staatsmänner ſich hinter Kammerdiener ſtecken mußten, welche Rolle den Fürſten zugetheilt war, eine, welche die Frauen ſpielten — wer da noch ſagen kann, wir haben den böſen Geiſt aus Deutſchland vertrieben und in Elba eingeſperrt, der muß eine freche Stirn haben! Ein Glück, daß meine arme Schweſter Thusnelde nicht auch dort war, ſie hätte die Flügel ihrer Begeiſterung für das wiedergeborne, untheilbare, heilige, chriſtliche deutſche Reich ſelbſt zerknickt, und ſich vom erſten, beſten Felſen wie eine andre Sappho ins Waſſer geſtürzt."

„Für Preußen ſieht es ſchlimm aus, ſagte Iſegrimm. Warum hat man Hardenberg hingeſchickt? Stein würde anders geſprochen haben."

„Einen Gott würde man nicht verſtanden haben in der babyloniſchen Sprachverwirrung des Egoismus. Wenn das das Fundament werden ſoll für den Rechtszuſtand der Jahrhunderte die kommen, ſo graut mich vor der Zukunft, die wir, die unſre Kinder erleben werden. Im weſtphäliſchen Frieden zog man doch eine rothe Schnur durch Städte und Länder und ſagte, was dieſſeits des beſtimmten Jahres und Tages fällt, bleibt katholiſch, was jenſeits proteſtantiſch. Ein curioſes, aber es

war doch ein Princip, was jeder mit der Hand faſſen konnte. Aber dieſes Princip, was ſie jetzt aufſtellen, das Princip der Legitimität, begreif' es einer — ich rufe den weiſen König Salome, die ſieben Weiſen Griechenlands, die Weiſen Aegyptens, Indiens und die Kirchenväter der Chriſtenheit zu Zeugen — erklärt mir's! Legitim, urſprüngliches Eigenthum oder geheiligter Beſitz ſoll alles ſein, die Hydra der Revolution mit Füßen getreten, ſoll herausgeben, was ſie geſchluckt. Warum bleibt Lothringen, Elſaß, Straßburg in den Händen der Franzoſen? Warum behalten die deutſchen Fürſten die Königskronen und Länder, die ihnen Napoleon ſchenkte, und ich und der und die ſind ihre legitimen Beſitzer? Warum ward der älteſte Staat Europas, die Republik Venedig, die Königreiche verſchenkte, in ihren Lagunen eingeſtampft? Warum das faſt eben ſo alte, meerbeherrſchende Genua, die treue Alliirte der deutſchen Kaiſer, an einen fremden Fürſten verſchenkt, während man das winzige Uhrmacherſtädtchen Genf zum unabhängigen Staate erhebt? Warum ward Frankfurt, Bremen eine freie Stadt, während man Nürnberg vergaß? O meine Freunde, der Verſtand ſchwindelt vor den tauſend Warum, die man ſich da fragen kann! Wenn ſie's Rückſichten nennten, Macht der Umſtände oder tel est notre plaisir, ich ließe es mir gefallen, wir ſind ja zu ſchwach um es zu ändern, aber warum nennt man's Recht, ein Name, der zu dem Dinge paßt wie die Fauſt auf's Ohr. Mir war da wie unter übertünchten Gräbern. Warum machte man nicht lieber eine Lotterie, und zog die Namen der Fürſten, Herren und Städte heraus, die bleiben ſollten was ſie

geweſen: die andern in den Sack geſteckt und zugebunden. Das wäre doch wenigſtens eine Art geweſen, uns zu mediatiſiren. Und wenn ich den Spinnenfaden aus ihrem Leibe tauſendmal um den Erdball zöge, aus der Legitimität könnte ich's nicht begreifen."

Es ward ein ernſtes Geſpräch, das die Frauen nicht intereſſiren konnte; der junge Ehemann, den es intereſſiren durfte, ſchwieg — vielleicht aus Rückſicht gegen den Vater.

„Und retteten Erlaucht gar nichts aus dem Schiffbruch? fragte Iſegrimm. Damit ſtimmt Ihre frohe Aeußerung von geſtern nicht."

„Ich bin froh, weil ich nichts mehr bin als frei — aber leider bin ich doch jetzt wieder etwas."

„Man nimmt Rückſichten und wirft den Schiffbrüchigen zum Troſt oder Erſatz einige von den Splittern des geborgenen Wrackes zu. Sie ſollen nicht zu ſehr ſchreien."

Der Reichsgraf nickte lächelnd: „Bis zur letzten Woche klopfte ich an alle Thüren umſonſt. Im Namen der Legitimität mußte mir überall der Portier hinausſagen: ich hätte von Gott und Rechtswegen nichts zu fordern, da ich mich ja mit Napoleons Commiſſarien vertragen. Etwas iſt daran, und ich überlegte ſchon, bei welchem der reichsfreiherrlichen Juden ich wohl am billigſten eine Anleihe aufnähme, um meine Privatgüter wieder übernehmen zu können, da ward ich gerufen, ich ſage nicht zu wem, und mir ward eröffnet —"

„Was?"

„Daß, in Anbetracht von dem und jenem, und in Rücksicht auf dies und das, mir 300,000 Thaler Entschädigungsgelder angewiesen auf den und den Erlös, zugebilligt werden.“

„Das ist doch etwas für eine verlorene Souverainetät!“

„Ei, und noch weit mehr! Aus ganz besonderer Rücksicht werde mir noch zugestanden werden — aber ganz ausgemacht sei es noch nicht, und ich möge deshalb noch nichts davon verlauten lassen — das Recht eine Leibwache von 12 Mann uniformirter Haustruppen zu halten. Ursprünglich sollten mir nur 10 Mann zugestanden werden; aber es wäre wieder eine ganz besondere Rücksicht, wenn mir noch die 2 Mann zugelegt würden. Meine Freunde, was mir in meinem Herzensdrang entschlüpft ist, da kann ich auf Ihre Discretion rechnen.“

„Erlaucht haben diese Großmuth wahrscheinlich mit vielen Procenten an den Mäkler bezahlen müssen, ich sage nicht von den 12 Mann, aber von den 300,000 Thalern?“

„Mit gar nichts, wenn Sie wollen. Es kam ganz unverhofft. Vielleicht erinnern Sie sich einer Freundin meines seligen Vaters, die in seinen letzten Jahren viel Gewalt über ihn hatte. Wir Kinder vertrugen uns eben nicht besonders mit ihr, und ich muß gestehen, daß ich ihr manchen Schabernack spielte. Von Geburt war es eine Lyoneser Putzmacherin, jetzt ist sie Baronin Valmont, eine wohlconditionirte Vierzigerin, glänzend in ihrer Erscheinung, witzig und lebhaft im Umgange, eine Freundin Metternichs, und spielt, wenn sie bei guter Laune, gern die

gütige Protectorin. Verdient um sie habe ich es wirklich nicht, aber Fortuna ist ein Weib, und einzig und allein der Caprice der Baroneß Valmont, sich der legitimen Kinder ihres verstorbenen Freundes anzunehmen, verdankt der letzte Waltron-Alledeese nicht allein eine Leibwache, sondern auch die Möglichkeit, die Existenz eines tausendjährigen Besitzthums seiner Vorfahren seinen Nachkommen zu erhalten."

„Erlaucht werden nun eine standesmäßige Heirath schließen, um Ihren Stamm fortzupflanzen?" sagte der General nach einer langen Pause.

„Daß ich sieben und vierzigjähriger Krüppel ein Esel wäre, und eine Descendenz in die Welt setzte mit Ansprüchen, die sich nicht realisiren lassen. Entweder nähmen Sie meinen künftigen Jungen noch mehr, oder sie würden unglücklich, aus Sehnsucht nach dem, was nun und nimmer mehr für sie zu erringen ist. Nein, ich will Niemand unglücklich machen. Entweder sterb' ich und mit mir verdorrt der alte Eichenstamm, was eigentlich das vernünftigste wäre, denn tausend Jahr ist doch ein respectables Alter, und ein längeres Leben fordern, wäre unverschämt; oder — finde ich irgendwo ein gutes Mädchen oder Weib, die keine Ansprüche macht und mich Krüppel bis ins Grab begleiten will, dann frage ich auch nicht, ob sie aus einem Kaiserhause stammt oder aus einer Köhlerhütte."

Es war wohl schon vieles vorangegangen, daß diese Worte einen so merkwürdigen Eindruck machten, und es ging darauf noch vieles vor, was zu erzählen ein ganzes

jugendlich, der Eine sehr jung, blaß, mager, mit einem Gesicht voll Stolz über den Sieg über die Welt, ehe er die Welt kannte, der Andere ein bekehrter Wüstling. Der fieberhafte Glanz der Augen war das einzige Lebenszeichen an dem entnervten Menschen.

Der Tartüffe grüßte, die beiden jungen Männer nicht; von unserer Seite war ich der Einzige, der den Gruß erwiederte. Mir war wohl zu Muthe, als der Wagen die Höhe gewann und vorüber rollte.

Diese Männer, sagte der Schulmeister, wirken, statt für die Religion, ihr entgegen. Die bessern Köpfe unter meinen Knaben, in denen der Glaube etwas angesetzt, stutzen, und werden Zweifler, wenn sie diese Leute sehn. Die Mehrzahl hält das für ein Zeichen, daß an der ganzen Sache nichts sei; da habe ich denn alle Noth, den Muthwillen und die Heftigkeit der jungen Brauseköpfe zurückzuhalten.

Scheint es doch, sagte ich, als sei die Religion, welche man Frankreich mit Gewalt wieder aufdringen will, kein Dienst und keine Verehrung der ewigen Liebe, die zu uns niederstieg, die Menschen mit sich und mit ihrem Vater zu versöhnen, vielmehr ein ängst-

Kapitel beanſpruchte, und gar ein Anfangskapitel zu einem neuen Roman. Unſerer, wie geſagt, iſt ſchon geſchloſſen, und ſo ſagen wir nur daß, was verging, ganz ſtill vor ſich ging. Wie ein ſchwarzer Geiſt zuweilen durch ein Haus geht, und Niemand ſagt, daß er ihn geſehen hat, ſo mag auch ein lichter durch ſeine Räume wandeln, und man merkt es nur an den Blitzen in den Augen, an dem Zucken der Mundwinkel, die verrathen, daß die Zunge gern ſprechen möchte — ſie wagte es nur nicht.

Der Reichsgraf hatte eine lange Abendpromenade im Park mit der zweiten Tochter des Generals gemacht; faſt zwei Stunden hatte ſie gedauert, und er hatte die Pfeife, die er allerdings auf Wilhelminens Wunſch mitgenommen, die ihm aber ſchon nach den erſten fünf Minuten ausgegangen war, nicht wieder angezündet.

Das war beim Reichsgrafen Waltron beinahe eine Irrung der Natur. Als ſie zurückkehrten, wußte man nicht, wer von beiden froher ausſah. Und dann kam eine Erklärung, die alle froh machte, ſo froh, daß auch da die Worte fehlten, es auszudrücken.

Familie und Bekannte erinnern ſich nicht Wolf Quarbitz je in ſolcher Laune geſehn zu haben. An dem Abend war er gar nicht Iſegrimm mehr. Aus dem Schloßkeller wurden Körbe mit Wein herübergetragen, daß die Frau Paſtorin mit ihrer Mutter bedenkliche Blicke wechſelten, ob ſich denn das auch für ein Pfarrhaus ſchicke? „Ach was, heut ſchickt ſich Alles!“ ſagte der Vater, und wir ſagen es nur ganz in der Stille,

daß er um Mitternacht, auf der einen Seite vom Reichsgrafen, auf der andern von der guten Frau von Ilitz geführt, ins Herrnhaus zurück ging. Vorn leuchtete der alte Hans, hinter ihnen ging Minchen. Und alle drei Schritt blieb er stehn, und umarmte bald links und bald rechts, einmal sogar einen alten Rüsterbaum, und zu jedem sagte er, er wäre so sehr vergnügt. Noch als er ins Bett steigen wollte, schien er auch mit dem ein Zwiegespräch halten zu wollen, denn er paukte mit der Hand auf die Kopfkissen: „Eine wenigstens, und grade die, von der ich's am wenigsten erwartet hatte." Was noch merkwürdiger scheinen kann, ist, daß Minchen von alle dem gar nichts gemerkt hat. Sie ging still vor sich hin und lächelte, daß man auch Arges hätte denken mögen, aber sie hatte nur ein Glas Champagner getrunken.

Daß der General am nächsten Morgen nicht ganz so froh war, daß er den Hochzeitskuchen zurückschob und selbst die fette Sahne, die er so liebte, nicht in den Kaffee goß, sondern ihn schwarz herunterschlürfte, könnte man als die Folge eines gewöhnlichen Naturprozesses erklären, es hatte aber noch einen andern Grund. „Schade, daß die Comteß, Ihre Schwester gestern nicht hier war," hatte er zum Reichsgrafen bei der ersten Morgenbegrüßung gesagt, und Waltron mit einer komischen Miene geantwortet: „Sie wird am Rheine zu thun haben." Bald darauf waren Briefe gekommen, ein langer an den Reichsgrafen, ein Couvert mit einer Karte darin an den General. Auf der Karte stand:

„Als Verlobte empfehlen ſich:

Thusnelda Reichsgräfin von Waltron-Allevoeſe.

Philipp Emanuel Baron von Eppenſtein

auf Wüſtelang, Tſchirſtedt u. ſ. w.

Die beiden Herren paſſten aus ihren langen Pfeifen, während der langen Stille, die im Zimmer herrſchte. Nur die Frauen lächelten ſich vergnügt zu; auf des Reichsgrafen Geſicht konnte man nicht ſehen, welche Stimmung vorherrſchte, es war nur ein ſchelmiſcher Ausdruck.

„Na, was ſagen Sie denn dazu, Erlaucht, Schwiegerſohn?“ hub endlich der General an.

„Sie mußte doch ihr Wort halten; dafür iſt ſie meine Schweſter. Der Baron war ja der erſte, der die Franzoſen über den Rhein gejagt hat.“

Iſegrimm wollte heut der Kaffee nicht ſchmecken; er meinte, Minchen hätte ihn anbrennen laſſen. Das komme davon, wenn man verliebte Köchinnen hätte!

Sechzehntes Kapitel.

Gräfin Heilsberg.

Hätte Wolf von der Quarbitz an jenem Tage seine Augen geschlossen, so wäre ihm vieles Schmerzliche erspart worden. Die schönen Sonnentage in unser aller Leben sind ja nur die unregelmäßig eingesprenkelten Sonn- und Feiertage in die vielen grauen, regnerischen und stürmischen, die uns von der Wiege bis ins Grab begleiten.

Nicht daß noch manches Mal die Sonne hellroth ihm aufging und Abends erquickend und labend sein gerunzeltes Gesicht anglühte, aber sein Leben war sehr lang — unnatürlich lang, werden Viele sagen; aber das ist falsch, gegen die Natur ist es nicht. Davon zeugten neulich die vielen neunzigjährigen Greise, die noch Friedrich, den lebendigen, gesehen, sie hatten sogar unter ihm gefochten, und wir fanden sie wieder an seiner ehernen Denksäule.

Dazu half auch vielleicht *seine* Natur. Wer einmal einen Zopf gehabt, hat ihn darum nicht immer. Er war ein mäßiger Mann. Wer aber seinen Grimm und Zorn nicht verschlucken muß, sondern ihn auswirft, wo und gegen wen es sei, der erhält seine Constitution. Loben und anempfehlen wollen wir's nicht; aber es ist so.

Ysegrimm hatte viel verwunden, und sogar sein Podagra mit den Franzosen über den Rhein gejagt. Noch als Achtziger saß er zu Pferd, und konnte seine Portion Wind und Regen aushalten, besser wie ein jüngerer.

Ihn selbst betraf nicht mehr viel, denn sein thätiges Leben war geschlossen — mit vollen Ehren, und nachdem er nach dem zweiten Feldzug zurückgekehrt, trachtete er nicht nach denen, die wohl andre seines Gleichen suchten; er war so wenig ehrgeizig als er dem Interesse nachging. Er ließ es an sich kommen, nur wenn es an ihn kam, sprang er von der Bärenhaut, auf der sie meinten der Alte träume, wovon wir noch Einiges zu berichten haben. Aber er lebte doch für seine Kinder, und da erlebte er, wenn man es in die Wagschaale thut, so viel Trauriges als Frohes. Gott hatte es einmal so gefügt; er gnurrte wohl, aber er murrte nicht.

Gegen seine älteste Tochter blieb er Ysegrimm. Da halfen weder die Bitten seiner andern Kinder, noch die kluge Vorstellung des Reichsgrafen, noch die christlichen seines Schwiegersohnes Mauritz. Er sagte: „Ich habe ihr ja nicht geflucht.“ Wenn der Prediger entgegnete: „Aber des Vaters Segen baut den Kindern Häuser,“ fiel er rasch ein: „Sie hat ja Häuser so viel sie will in Paris, was will sie noch vom Vater!“ So mochte es allerdings scheinen; denn sie führte ein glänzendes reiches Leben. Ihr Gatte, der in den hundert Tagen nach Gent gegangen, war natürlich mit neuen Ehren und Auszeichnungen nach Frankreich zurückgekehrt. Beiläufig nur sei erwähnt, daß nach den Siegen von Waterloo und Belle-

Alliance der General von der Quarbitz mit dem königlich französischen General der Cavallerie d'Espignac, Grafen von Heileberg, auf dem Marsch nach Paris einmal an einem bestimmten Ort zusammen treffen sollte. Es galt eine gemeinschaftliche Operation im dynastischen Interesse. d'Espignac erwartete schon an der Spitze seiner Officiere den preußischen General; Quarbitz aber kam nicht, er hatte sich vom Feldmarschall Blücher erbeten, daß ein andrer für ihn eintrat, ob es doch eine leichte und glückliche Expedition galt, welche dem preußischen Officier Orden, Titel und eine große Pension vom französischen Könige einbringen mußte und eintrug.

d'Espignac ward nachmals Pair von Frankreich, er saß mit zu Gericht über Ney, er gehörte zu den Vertrauten am Hofe, und ward für die Ungunst, mit der ihn die liberale Partei überschüttete, durch die Gunst des Königs und durch große Dotationen reichlich entschädigt. Noch mehr, sagte man, entschädigte er sich selbst. Durch seine Stellung — kurze Zeit war er auch einmal Kriegsminister — mit den kommenden Ereignissen der Politik vertraut, benutzte er seine Wissenschaft an der Börse und machte sehr glückliche Geschäfte, was nur sein Ansehn vermehrte und ihm viele Freunde verschaffte, die auch von seiner Wissenschaft profitiren wollten, ohne daß er dabei verlor. Keine große industrielle Unternehmung, wo man ihm nicht Actien übertrug; und er förderte sie, auch mit seinem Vermögen, wo er den Erfolg voraus wußte. So wuchs er an Achtung und Ansehn auch bei der Gegenpartei, welche in ihm einen Mann erkannte, der

die Zeit begriff. Dabei konnte seine Aufführung in kirchlicher Beziehung als ein Muster für alle Napoleonischen Generale gelten. Er versäumte des Morgens nur wenn er krank war die Messe, und trug bei großen Prozessionen selbst die Kerze. Carolinens Briefe, welche nicht gerührt genug diesen frommen Sinn ihres Mannes melden konnte, und dabei versicherte, man solle nicht denken, daß dies ein plötzlicher Umschlag, eine Augendienerei gegen den Hof sei — denn, was sie über alle Maßen erfreue, sei, daß sie an ihrem Raoul diese Richtung ja schon in Deutschland wahrgenommen, daß er mitten im Lärm der Waffen seinen beschaulichen auf die religiöse Mystik gewandten Sinne zu Tage gelegt, was sie schon da mit Erstaunen und Bewunderung erfüllt, — diese Briefe, sage ich, verfehlten zu Hause jeden Eindruck. Denn zwischen den Zeilen las man immer den stummen Seufzer: Ach, wenn Ihr, meine Lieben, auch so fromm wäret! und einmal entschlüpfte ihr sogar der Ausdruck: „meine arme verlorene Schwester," womit natürlich nur die Predigersfrau gemeint sein konnte.

Dem Vater suchte man solche Stellen zu verbergen; er merkte es aber doch, und erwartete nicht anders, als daß in einem nächsten Briefe die Notification von Carolinens Uebertritt zur alleinseligmachenden Kirche erfolgen werde. Der Anfang eines Briefes in den zwanziger Jahren schien auch darauf zu deuten. Ein sehr frohes Ereigniß hätte sie mit tief bewegtem Gemüthe zu melden — „Ach Gott, wenn sie noch ein Kind kriegte!" rief die alte Mutter, die Hände faltend. — „Die kriegt keine

Kinder, das hat Gott so gefügt," sprach Isegrimm. Es war auch nicht das; aber es war ihrem Gatten gelungen, mit einem andern Mitgliede der Familie d'Espignac, aus der ältern Linie, der kinderlos, unverheirathet, dem Spiel ergeben und einem wüsten Leben, ohne Religion, freigeisterisch, der Familie keine Ehre bringe, und sich sogar nicht scheue, öffentlich mit Bonapartisten umzugehen, und der gesetzlich dennoch als Senior derselben gelten müsse, ein Abkommen zu treffen, wonach derselbe für eine Aversionalsumme von 500,000 Frcs. seine sämmtlichen Ansprüche auf die Namen, Titel, Rechtsforderungen, Liegenschaften, Güter, Gerechtsame ihrem Gatten abtrat. Durch Verwendung der Prinzen und des gütigsten Königs sei dies Abkommen, gegen das bei den Gerichten sich Zweifel erhoben, sanctionirt und in den Registern der Pairskammer, und wo es sonst zur ewigen Gültigkeit nöthig wäre, einregistrirt worden. „Sie werden, theure Eltern, schrieb sie, die Handlung meines Gemahls vielleicht leichtsinnig schelten, eine so enorme Summe für ein Nichts hinzuwerfen, denn was sind diese Titel, Rechtsforderungen, Güter anders als Illusionen; aber bedenken Sie, daß es Raoul galt, die Ehre seines Hauses, den guten Namen seiner Ahnen zu erhalten. Dafür wäre ihm kein Opfer zu groß, und die Aufführung des Herrn Colonel d'Espignac ist wirklich rebutant. Er hält im Palais Royal Bank. Wenn ich ihm das auch als Passion oder Mittel zum Nahrungserwerb verzeihen könnte, so doch nicht, daß er nicht wenigstens die Scham hat, seinen Namen zu vertauschen. Aber er gefällt sich darin, ihm

ſind Ausdrücke entſchlüpft über unſre geheiligte Königsfamilie, die mich in innerſter Seele ſchaudern machen, und neulich bei einer Execution hat man ſeine alten Uniformshüte mit der dreifarbigen Kokarde gefunden. Ich bitte Sie, liebe Eltern, das iſt doch etwas zu viel der Langmuth der von Gott eingeſetzten Obrigkeit zugemuthet. Eine wahre Fügung Gottes, daß dieſer deſolate Menſch neulich, durch einen Verluſt im Spiel zur Deſperation gebracht, ſelbſt den Antrag wieder vorbringen mußte. Es war ein pures Geſchenk meines Mannes, aber der oben wird ihn dafür belohnen, und Gott ſei Dank, die Ausgabe derangirt uns noch nicht. Wir haben nach ſeiner unerforſchlichen Fügung keine Kinder, und für den lieben Guido, das Kind der Schwäche meines geliebten Gatten, wird Gott und Se. Majeſtät der König ſorgen, wenn es ihm einmal fehlen ſollte. Er ſoll der Troſt unſers Alters werden, wenn es uns gelingt, ihn zu adoptiren. Mein Mann hat ihn ſonſt für den geiſtlichen Stand beſtimmt, und ich ſtimme ihm ganz darin bei. Daß der Obriſt d'Espignac nicht mehr den Namen führen darf, den er verunehrt hat, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Denken Sie ſich, theure Eltern, auch dafür fordert er aber noch 50,000 Francs ſeparat. So ſchlecht ſind die Menſchen, welche von Jugend auf den Irrlehren der Philoſophie gefolgt ſind, und Menſchenweisheit für höher achten als Gottes Wort. Mein armer Mann wird auch das zahlen müſſen."

„Und kein ſchlechtes Geſchäft dabei machen", lachte Ysegrimm auf, und verließ das Zimmer, um nichts mehr

zu hören. Man wußte nicht, was es zu bedeuten habe, bis andern Tages Mauritz mit der Zeitung kam. Das Entschädigungsgesetz für die Emigrirten war durchgegangen; die, welche die Familie d'Espignac für ihre in der Normandie confiscirten Güter zu fordern hatte, war größer als man glaubte, und bald bestätigte ein froher Brief Carolinens, daß durch eine neue wunderbare Fügung Gottes ein Gesetz erschienen sei, in Folge dessen der Marquis ihr Gatte für alle seine der Ehre des Hauses gebrachten Opfer vollauf entschädigt werde. Wenn auch nicht die Stammgüter und Schlösser seiner Ahnen selbst, werde ihm doch ein großer Theil ihres Werthes durch jenes Gesetz zugebilligt.

„Der Herr Marquis haben gut speculirt, sagte Isegrimm. Vielleicht, als er in der Kirche schlief, ist ihm im Traum das Gesetz erschienen."

Einige Jahre vergingen, ohne daß Caroline weder besonders Erfreuliches noch Ungünstiges zu berichten hatte. Der Reichthum ihres Mannes bei den Vorzügen und dem Alter seines Adels machten, seine Verdienste und Treue nebenher betrachtet, es dem Hofe fast zur Pflicht, an eine neue Auszeichnung für ihn zu denken — meinte und schrieb Caroline. Man wußte nur noch nicht, ob man ihm einen Marschallstab ertheilen, oder ihn in den Prinzenstand erheben werde, — in seinen lachendsten Morgenträumen schwebte ihm wohl die Würde eines Connetables von Frankreich vor, was Caroline nur sehr schonend andeutete, da sie es vielleicht als Schwäche gelten ließ — als — die Julirevolution einbrach.

licher Tribut, aus Furcht den finstern Mächten wie den Algierischen Piraten bezahlt, damit sie nicht vor der Zeit einbrechen, uns in die ewige Finsterniß zu holen. Daher diese Masse irdischer Zierathen, an welchen die Seele sich festhalten kann, wenn sie der Böse ergreift und hinabzerrt. —

Ein verstohlener Händedruck des Instituteurs sagte mir, ich möge inne halten, da eine verdächtige Person den Wagen bestiegen habe.

Das war sie in der That. Ein abgefeimtes Gesicht auf einem unförmlichen Körper und der unförmliche Körper in Kleidern, die, verschossen und zerlumpt, in keine Diligence gehörten. Er hatte nicht einmal Strümpfe an; nur die forschenden Augen und der freche Zug um den Mund deuteten auf seine Ansprüche, in bessere Gesellschaft als Fuhrmanns-Ausspannungen zu gerathen. Am Rande eines Waldes mit ihm allein, wäre ich unbedenklich umgekehrt. Da es keine Wälder in Frankreich giebt, beruhigte ich mich.

Dasselbe that die Gesellschaft, nämlich sie war still, wie es wohl häufig geschieht, wenn sich ein Fremder eindrängt. Ich überließ mich meinen Gedanken, und erschrak, als ich bedachte, daß mir

Da erſt kam, nach einer langen Pauſe, ein Brief der Tochter aus Wiesbaden. Den Eingang, ihre Klagen über das unausſprechlich traurige Ereigniß, den Sieg des revolutionairen Princips, des Satans über Gottes Weltordnung, übergehen wir. Sie ſchrieb das Unglück dem Unglauben, der Lauigkeit zu, womit man die Ketzer und Liberalen verfolgt, daß man den Reformirten die Rechte gelaſſen, welche Napoleon ihnen gegeben in dem von Gott ſelbſt für den Katholicismus beſtimmten, heiligen Frankreich. Warum habe die Krone, von ängſtlichen Dienern ſchlecht berathen, gegen die Koryphäen des Liberalismus nicht nur Schonung beobachtet, ſondern ſogar mit ihnen unterhandelt! — Ach aber, habe ſie ein Recht, Jemand deshalb anzuklagen, ſie, die große Sünderin gegen den heiligen Geiſt, die aus ſträflicher Schwäche bis ehegeſtern den Schritt verzögert, der ſie zur Verſöhnung mit ihrem Gott, zur ewigen Seligkeit allein führen könne. Ein katholiſcher würdiger Prieſter, der Herr Baron — der und der — habe ſie nicht bekehrt, aber indem er ihr Bekenntniß empfangen, ſeine Gebete mit den ihrigen vereinigt, um die ſchwere Hand des ſtrafenden Gottes für ihre lange Saumſeligkeit und Feigheit abzuwenden: „Geliebte Eltern, ſchrieb ſie, ich werde unter den Heiligen und Engeln Fürbitter finden! geſchah es doch nur aus kindlicher Liebe, aus Furcht vor dem Gedanken, von Euch auf Ewigkeit getrennt zu ſein. Aber der Herr Baron, der würdige Erzprieſter des Herrn, legte ſeine Hand auf meinen Scheitel und ſprach: Solche Demuth, ſolche Liebe, ſolche Ergebung iſt allmächtig, der

Herr wird ſeine Engel auch hinüberſenden in die rauhen Föhrenwälder und Sandſteppen der brandenburgiſchen Ketzer. Dort werden die letzten Schlachten mit dem Satan auf Erden ausgefochten werden, furchtbar blutige, aber die Palme des Siegers winkt ſchon und die Abtrünnigen werden gerettet in den Schooß der heiligen Mutterkirche zurückkehren. Dieſe Vorausſicht tröſtet mich in meiner Bangigkeit und meinen Schmerzen. Eure Tochter, geliebte Eltern, wird die erſte ſein, die Euch demüthig harrend an der Pforte der Seligkeit empfängt, die unausſprechlich Geliebten, Geretteten. —"

„Na nu iſts genug" unterbrach Iſegrimm, und ſtampfte ſo mit dem Fuß auf, daß das alte Podagra ſich empfindlich meldete.

An dem Tage durfte nicht mehr von der Angelegenheit geſprochen werden. Am Abend hatte er ſich beruhigt und wollte wiſſen, was, wie er ſich ausdrückte, aus ihren Leibern würde; mit ihrer Seele hätte er nichts mehr zu ſchaffen. Im Briefe hieß es: „Daß mein Gatte ſich nun und nimmermehr mit der Quaſilegitimität des Herrn von Orleans geſtellen kann, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Das Blut ſeiner Ahnen gerinnt ſchon bei der Vorſtellung. Wir ſind Emigrirte, wir bleiben Emigrirte bis zu dem, wohl nicht fernen Augenblick, wo die Lilien, getragen von den Waffen des geſammten Europas, wieder ihren ſiegreichen Einzug in dem heiligen Frankreich halten werden."

Iſegrimm machte aufſtehend den Allen unverſtändlichen Ausruf: „hat ein ſpaniſcher Reiter auch mal einen

falſchen Satz gethan!“ weiter ſagte er nichts. Um eine Aufklärung durfte man ihn nicht bitten.

Jahre lang erfuhr man nichts von der franzöſiſchen Schweſter. Iſegrimm hatte verboten, auf den Brief zu antworten. Da erſchien ein Zeitungsartikel mit einer traurigen Nachricht: „„Vom Rheine:

„„Ein bekannter Croupier von Benazet, unter dem Namen Batel bekannt, erſchoß ſich vor einigen Tagen. Der Fall an und für ſich würde kein Aufſehn gemacht haben, da es ein deſolater Menſch war, welcher ſchon mehrmals ein großes ihm zugefallenes Vermögen verſpielt hatte. Er war Napoleoniſcher Obriſt geweſen, und man wußte auch, daß er aus guter Familie war. Die katholiſche Geiſtlichkeit, in Anbetracht des Selbſtmordes, ſeines Lebenswandels und der gotteslästerlichen Aeußerungen, die er ſich offen und ungeſcheut gegen jeden erlaubte, verſagte dem Körper die Ruhe in geweihter Erde. Er ward hinter der Kirchhofsmauer verſcharrt. Da er ohne allen Anhang und Freunde war, würde ſich auch hier kaum eine oppenirende Stimme erhoben haben, wenn man nicht aus ſeinen Papieren erſehen, daß er ein Sprößling der alten und berühmten normanniſchen Familie d'Espignac geweſen. Dies mußte um ſo mehr überraſchen, als der gegenwärtige Senior der Familie, der Ex-Pair Marquis de la Tour d'Espignac Graf Heilsberg, ſich mit ſeiner Gemahlin in Wiesbaden als Emigrirter häuslich niedergelaſſen. Ueber die Tugenden dieſes Ehepaars ein Wort ſagen, heißt ein Wort verlieren. Sie ſind weit umher als Muſter adliger Sitte, chriſtlicher

Frömmigkeit und wahrer Wohlthätigkeit bekannt. Die Frau Marquiſe gilt als ein Engel unter den Armen. Es war vielleicht Unrecht, wenigſtens iſt es zu bedauern, daß man dem Marquis die Entdeckung aus den Papieren des Selbſtmörders communicirte. Er war alterirt, ritt auf der Stelle nach Homburg. Nachdem er die Papiere durchgeſehen, ging er nach dem Kirchhof. Dort angekommen, fiel er am Sandhügel auf die Kniee und betete inbrünſtig, bis die Kräfte ihn verließen. Man mußte ihn aufheben, und ſchon im Fieber ward er nach Wiesbaden zurück gefahren. Dort verfiel er in ein hitziges Nervenfieber, welches leider ſchon geſtern, trotz der anſtrengenden und liebevollen Sorgfalt ſeiner Gemahlin, ſeinem Leben ein Ende machte. Die Legitimiſten verlieren an ihm einen ihrer reinſten und edel geſinnteſten Stammhalter. Die Trauer iſt allgemein. Was ſeine Gattin an ihm verliert, weiß Niemand. Man muß aber befürchten, daß der Schmerz dieſen Engel von Wiesbaden fort treibt, was unter den Armen und Frommen eben ſo als ein unerſetzlicher Verluſt betrachtet würde, als es der Schluß der feinen, mit allem Geſchmack, Reichthum und Geiſt ausgeſtatteten Soireen des gräflichen Hauſes iſt. Uebrigens muß bemerkt werden, daß man daran zweifelt, ob der Spieler Batel wirklich aus dem Blute der d'Eſpignac ſtammt, eine Familie, welche leider mit dem Marquis ausſtirbt. Man ſpricht wenigſtens die Vermuthung aus, daß er die Papiere, um ſich bei Gelegenheit ein Luſtre zu geben, einem andern entwendet habe könnte. Die Frau Marquiſe äußert ſich darüber nicht, aber ihr

verächtlicher Blick ſpricht deutlicher als Worte. Um ſo betrübender wenn der echte und letzte Nachkomme eines Heldenſtammes durch eine ſolche Täuſchung ums Leben gekommen wäre.““

Ein Jahr ſpäter ging aus franzöſiſchen in deutſche Zeitungen folgende Notiz über: „„Aus der Normandie: Ein eigenthümliches Schauſpiel hatte die Bevölkerung von *** dieſer Tage. Hier lag bekanntlich das Stammſchloß der Familie Latour d'Espignac. Es ward in der Revolution zerſtört, ſpäter bis auf die Fundamente abgetragen; die Ländereien, parcellirt, ſind in den Händen vieler Beſitzer. Man weiß, daß die Wittwe des Grafen von Heilsberg ſchon vor einem Jahr die Aecker kaufte, auf welchen ein Theil des Schloſſes und die Erbgruft geſtanden. Die Fundamente der letzteren fand man noch vor, und ſie hat auf denſelben in gothiſchem Styl ein Erbbegräbniß aufrichten laſſen, welches, eines Mauſoleums würdig, in der Normandie ſeines Gleichen ſucht. Nachdem daſſelbe durch den Herrn Erzbiſchof und die geſammte Geiſtlichkeit der Diöceſe eingeweiht worden, kam am Freitag der Leichenconduct mit den ſterblichen Reſten des ſelig entſchlafenen Herrn Großwürdenträgers, Generals der Cavallerie, Marquis Raoul Bienaimé Gouvion de La Tour d'Espignac, Grafen von Heilsberg, aus Deutſchland hier an. Mit liberalem Sinn hatte die Regierung alles gethan, der Feierlichkeit jedes Hinderniß aus dem Weg zu räumen; die geſammte Geiſtlichkeit und die Legitimiſten aus der ganzen Provinz hatten ſich freiwillig eingefunden, um der Grabſetzung eines Mannes

beizuwohnen, welcher als der unerſchütterliche Pfeiler der Grundſätze in ſeinem Leben daſtand, welchen ſie huldigen. Die Glocken der Parochie läuteten, Blumen ſchmückten Gruft und Kapelle, kein Auge blieb trocken. Am wenigſten dann, wenn es auf eine mit ſchwarzem Flor vom Kopf bis zur Zeh verhüllte Geſtalt fiel, welche, unbekümmert um Geläut, Geſang und die Theilnehmenden, durch drei Stunden mit gefaltenen Händen unbeweglich über der Gruft kniete und betete. Durch den Schleier ſah man, daß ihre Züge noch von großer Schönheit waren. Als ſie ſich endlich erhob und mit majeſtätiſcher Monotonie durch die Anweſenden nach der Equipage ſchritt, mußte man auch den elaſtiſchen Körperbau der Marquiſe bewundern, die doch ſchon ſtark in den Vierzigen iſt. Unter dem Familienwappen, das zwei Ritter mit geſenkten Fackeln zu bewachen ſcheinen, ſtehn die einfachen Worte: „Hier ruht der letzte d'Espignac.“ Die Marquiſe hat in der Kapelle eine ewige Lampe geſtiftet, und täglich wird für alle Zeiten eine Seelenmeſſe geleſen. Die anſehnliche Fundation dafür iſt mit vollkommener Sicherheit auf benachbarte Güter eingetragen.““

Noch im ſelben Jahre erfuhr man in Ilitz durch einen Brief der Reichsgräfin Waltron Weiteres über Caroline. Sie hatte die erſtere durch einen Beſuch überraſcht, welcher der guten Wilhelmine anfänglich eine unendliche Freude gemacht, aber anders ausſchlug, denn ſie ſchrieb: „Gott ſei Dank, daß ſie fort iſt und ich wieder frei athmen kann. Wenn das Sünde iſt, daß ich meine Schweſter fortwünſche, ſo möge der liebe Gott

mir verzeihen; aber meine Kinder und mein Mann ſtehn mir doch näher, und habe ich nicht auch Schweſter, Bruder, und Gott ſei Dank auch noch Vater und Mutter, die ich von ganzer Seele lieb habe, ſo wie mein einfältiger Verſtand mir ſagt, daß es recht iſt. — Geſund iſt ſie und ſtark auch; in ihrer Jugend ſah ſie nie ſo wohl aus. Ihr mögt's Euch denken, wenn ich Euch ſage, ſie ſtieg zu Fuß den langen und ſteilen Burgweg hinauf, in einem grauen ſeidenen Mantel und breitkrämpigen Strohhut. Als ſie mich erblickte, ſtürzte ſie mir in die Arme, und ihr Schweſterherz wußte nicht Worte genug, ihre Freude auszudrücken. Sie ſpielte mit mir wie ein Kind und wollte dann vor mir auf die Knie ſinken, wie ſie ſagte, aus Freude, weil ſie doch eine gerettete Schweſter vor ſich ſähe. Als ich meinte, daß ſie, an allen Luxus der Pariſer Paläſte gewöhnt, in unſerm alten, winklichten Bergſchloſſe keinen Platz finden werde, wo es ihr gefiele, erwiderte ſie: ſie komme ja als arme Pilgerin, die nichts ſuche als das Heil, und ſie wäre mit einem Strohlager im Stalle zufrieden, wenn ſie mir nur täglich ins liebe Auge ſehen könne. Ich ſolle überhaupt gar nicht merken, daß ſie im Schloſſe wäre, ſo wolle ſie ſich ungeſehen machen; das ſei ihre Paſſion, ſeit ſie ihr Alles in ihrem Raoul verloren. Da brach ſie in einen Thränenſtrom aus, und konnte von meiner Bruſt nicht fort. Sie that mir wirklich leid. Sonſt aber machte es ſich bald anders. Als arme Pilgerin war ſie auch nicht gekommen, wenn ſie auch ſchon die letzte Meile zu Fuß gegangen; denn zwei elegante, hochbepackte Reiſewagen mit ihrem Secre-

tair, Kammermädchen und Bedienten und dem fatalen Guido kamen nach, und die wären wahrhaftig nicht mit einem Strohlager im Stall zufrieden geweſen. Ich bedauerte, daß mein Mann abweſend ſei; ſie war darüber froh, nun könne ſie mich ganz genießen, das einzige liebe Glied, das ihr aus ihrem Vaterhauſe übrig geblieben. Mit mir hoffe ſie ſich doch zu verſtändigen. Da ſchenkte ich ihr denn klaren Wein ein: daß der gute Vater ſeine Geſinnung gegen ſie nicht ändern wolle, thue mir, wie nur Jemand ſonſt, herzlich leid; aber die Geſinnungen der Andern, über die könne ſie nicht klagen. Und ich wiſſe ſehr wohl, was an mir gut ſei, das ſei alles fürs Haus, wenn ſie aber einen Austauſch ihrer höhern und feinern äſthetiſchen Empfindungen wünſche, warum ſie ſich da nicht an Malchen wende, die von je an dafür Sinn gehabt und jetzt eine ausgebildete Frau ſei. Da ſah ich zum erſten Male das vornehme ungläubige Lächeln, das den innern Hochmuth verrieth, was ſie mir in den vierzehn Tagen ganz unausſtehlich gemacht hat: eine Kluft, die nie auszufüllen, trenne ſie auf ewig von Amalien und — ſeufzend ſagte ſie's, auch von Euch Andern, Ihr Alle wärt verloren, und ſie könne nichts für Euch thun, als beten. Alſo auf die Bekehrung war's abgeſehen. Da erlaubte ich mir denn zu fragen, warum es auf mich abgeſehen ſei, und warum ich in ihren Augen nicht auch verloren wäre, da ich heut ſo wenig als damals von Myſtik oder Romantik, oder Sehnſucht nach dem Unendlichen, oder Supernaturalismus, oder wie die Dinge heißen, in mir etwas empfände? Und mein Mann, der

ſei der eifrigſte Proteſtant von der Welt. Sie lächelte wie vorhin und ſagte, im reinen und alten Blute ſtecke eine Glaubenskraft, die, wie der Magnet immer nach Norden, unwillkürlich immer wieder nach Rom hinlenken müſſe. Wenn auch vom alten Adel und den Fürſten Viele der Reformation aus Unverſtand und verſchiedenen Gründen gehuldigt, werde ſich doch das bald ändern, wie es ſich ſchon in ſo vielen Familien geändert, und wenn auch das Volk noch hie und da eine Weile in den Irrthümern der Ketzerei verharre, werde über kurz oder lang der geſammte wahre Adel wieder zur wahren, zur alleinigen Kirche ſchwören. Ich dankte meinem Gott, daß mein Mann nicht da war. Und da gingen denn bald die Bekehrungsverſuche an, die ich mir ſchon gefallen laſſen mußte, da es einmal ſo war, und ich nicht das Zeug habe, ſie zu bekehren. Sie war mein Gaſt und meine Schweſter. Aber ich kann Euch verſichern, ſo verdrießlich es mir war, es hat mir nichts geſchadet.

„Aber ſonſt ging denn Manches vor, und in meinem lieben Schloſſe ſah es aus beinah wie wenn bei uns eine Schwadron Einquartierung eine Woche gelegen hatte. Einfach war Caroline und machte gar keine Prätenſionen. Ja ſo ſagte ſie, und wenn man ſie von fern ſah, da konnte keine Bürgersfrau unten im Städtchen einfacher gekleidet gehn. Aber wenn man's von nahe ſah, waren's die koſtbarſten Stoffe, und wie oft wechſelte ſie, um auch in der und der Couleur einfach zu ſcheinen, und wie lange dauerte die Toilette, bis die Kammermädchen die Einfachheit hergeſtellt hatten. Ich ſah ſie oft mit verweinten

Augen 'rauskommen. Bei Tiſch mochte ſie länger beten als eſſen; Alles war zu viel, zu prächtig, aber zum Frühſtück und Veſper ließ ſie ſich Rebhühner und Schnepfen in die Stube bringen, und auch wohl manchmal ein kleines Fläſchchen ſüßen Wein und Champagner. Prätenſionen machte ſie gar nicht, ſie wollte auf einer Strohmatratze ſchlafen, aber die Mädchen konnten ihr doch nie das Bett ſo zurecht machen, wie ſie es wollte. Sie ſagte, ſie bediene ſich allein, aber wir mußten doch eine Klingel in ihrer Stube anbringen, und das Klingeln ging Tag und Nacht. Am Tage war ihr dies und jenes nicht recht, und wenn ſie Nachts nicht ſchlafen konnte, mußte Jemand bei ihr ſein und vorleſen, und Gott weiß was. Ihr Bad mußte ihr ins Zimmer gebracht werden, ob wir doch am Quell eine hübſche Badeſtube haben, und dazu mußte ich im Städtchen eine neue Wanne machen laſſen, und das Heraufſchleppen des Waſſers vom Quell, drei Treppen hoch, was koſtete das Mühe; und bald war's ihr doch zu heiß und bald zu kalt. — Sie war die Ruhe ſelbſt, ſagte ſie, und wer ſie Morgens mit dem geſcheitelten Haar und dem glatten bis über dem Hals zugeknöpften grauen Kleide heraustreten ſah, glaubte es auch, aber dann ging die Unruhe los, kein Plätzchen war ihr recht, was ihr noch eben gefallen hatte; da war's ihr zu zugicht, da ſchien zu ſehr die Sonne, da hatte ſie keine Ausſicht, und da ſah ſie auf einmal zu viel. Ach, liebe Mutter und Vater, ich fürchte, die arme Caroline hat nirgends Ruhe.

„In ihrem Umherſtöbern nach Alterthümern im

auf der ganzen Reiſe noch kein eigentliches Abenteuer begegnet ſei. —

Warum ſind auch keine Wälder in Frankreich? — Und der Wagen fuhr in einen Hohlweg, dunkle Eichen ragten von beiden Seiten herüber, der Weg wurde breiter, aber der Wald war da, der erſte in Frankreich. Naſſes dunkles Grün, welkes Laub, eine feuchte Herbſtluft. Es wird finſter, man kann jeden Athemzug hören.

Der Inſtituteur drückte mir verſtohlen die Hand und blinzte nach dem Strumpfloſen. Je tiefer wir hineinfuhren, um ſo unruhiger ward mein ſonſt ſo geduldiger Nachbar. Aengſtlich beugte er ſich mehrere Male zum Wagen hinaus und ſchaute ſich um. Plötzlich — an einem Kreuzweg — rief eine Stimme: *Arrêtez!* — der Wagen hielt. —

10.

La Charité.

Himmel! giebt es denn keine Mittel, in alten Häuſern gegen Wanzen, in Italien gegen Flöhe, in Pohlen gegen Juden und in Frankreich gegen — reiſende Engländer?

Schlesse, die wohl da sind, aber ich wüßte darunter nichts Sehenswerthes, und Waltron meint das auch, entdeckte sie die ehemalige Schloßkapelle, die seit wer weiß wie lange Vorrathskammer ist, denn wir gehn Sonntags unten in die Kirche. Nun erklärte sie sich ihre Unruhe, wenn sie an der Stelle vorüber gegangen wäre, und entdeckte darin Gott weiß was für künstliche Herrlichkeiten. Das war ein G rede und Gespreche und Geplage, und das Ende vom Liede war, ich mußte ausräumen lassen, rein machen, anstreichen, mit Teppichen beschlagen, daß sie eine Kapelle hätte, wo sie ihre häusliche Andacht verrichten könnte. Und damit nicht genug. Sie hätte doch unten im Städtchen in der katholischen Kirche die Messe hören können, wie unser Inspector, oder der gute alte Priester wäre auch, wenn wir ihn gebeten, heraufgekommen; aber es war ihr choquant, daß die katholische Kirche dicht neben der evangelischen stand, und der gute Priester war ihr auch nicht recht, weil er mit dem lutherschen so leidlichen Frieden hält, also mußten wir alle Tage zwei Meilen weit einen Caplan vorm Frühstück herfahren lassen, der ihr die Messe las. — Ihr könnt denken, was das für Umstände machte, und überhaupt — wir haben doch Leute genug, und sie hatte noch mehr unnütze Brodesser mitgebracht, aber oft fehlte es so an Händen, weil sie überall bedient sein mußte — daß ich mir manchmal meine Stube selbst ausfegen mußte. Wenn sie zur Messe ging, mußten ihr zwei Bediente das Gebetbuch nachtragen.

„Und dann wegen der Kinder ging es absolut nicht mehr. Sie predigte immer gegen das viele Lernen. Kin-

der ſind pfiffig, und merken ſich ſo was. Aber ihr Guido, das iſt ein rechter Taugenichts und Lüderjan; der hätte mir meine Jungen geradezu verdorben. Siebzehn Jahr iſt er ſchon alt, und wie ſie ihn verhätſchelt! Ihm darf kein rauhes Wort geſagt werden, und die Kammermädchen haben rechte Noth mit ihm. Lieber Gott, ich will nichts dagegen geſagt haben, wenn ſie das für recht und chriſtlich hält, ſolch ein Kind ihres Mannes wie ihr eignes aufzuerziehen; ich thäte es vielleicht auch, denn was thut man nicht um einen Mann, den man ſo lieb gehabt hat. Aber von ihren Leuten hörte ich ja, daß noch viele ſolche Kinder herumlaufen, darunter noch ganz junge, und um die kümmert ſie ſich nicht, und er, der Marquis, hat ſich auch nicht um ſie gekümmert. Iſt das chriſtlich, daß die Gänſemägde werden, oder Bediente und Kellner, und kein Menſch ſorgt weiter für ſie, und den einen, weil er ihr Liebling iſt, den verhätſchelt ſie, daß gewiß auch nichts aus ihm wird. — Ach liebe Eltern, wie gern hätte ich Euch Beſſeres von der armen Caroline geſchrieben — aber ſie iſt nicht mehr von unſrer Art; es iſt was anders in ſie gefahren, und wir verſtehn uns nicht mehr, und es iſt recht gut, daß ſie fort iſt, ehe Waltron zurückkehrte. Sie will nach Loretto gehn, oder nach Jeruſalem oder Wien. Sie weiß es ſelbſt nicht, und thut Alles, was ihr in den Sinn kommt."

Das waren die letzten Familiennachrichten, welche man von der verlorenen Tochter erhielt. Was Maurit und Iſegrimm ſpäter über ſie hörten — denn verſchollen war ſie keineswegs, ſie machte im Gegentheil viel von

ſich ſprechen, und ihr Name tauchte oft in den Zeitungen auf — war von der Art, daß ſie nur einen Theil davon ihren Frauen und Töchtern mittheilten.

Die Marquiſe, welche ſich aber fortan lieber Gräfin Heilsberg nennen ließ, wegen des an dieſen Namen geknüpften Omen, hat verſchiedene Reiſen im Orient gemacht. Sie hat den Libanon, auch einen Theil des Berges Sinai beſtiegen. In der Umgegend von Jeruſalem war ſie wie zu Hauſe. Ruhe hat ſie aber auch da nicht gefunden. Einen einigermaßen dauernden Wohnſitz nahm ſie nur in Wien, wo ſie mit der Herzogin von Köthen und anderen hochgeſtellten Damen im innigſten Verkehr lebte. Sie war eine der frequenteſten Kirchengängerinnen, und hat manchem jungen Geiſtlichen, der ſpäter ein Licht in der Kirche ward, zu ſeinem Ruf verholfen. Auch ſteuerte ſie zu allen kirchlich frommen Unternehmungen und Congregationen bei, was alles doch nicht hinderte, daß ſie auch in den höheren Geſellſchaften als noch immer eine der ſchönſten Frauen glänzte und einen großen Kreis von Verehrern um ſich hatte. Zu bekehren war ihr Lieblingsgeſchäft. Außerdem ſchriftſtellerte ſie, und in kleinen Kreiſen theilte ſie auch den entzückten Zuhörern Bruchſtücke aus ihrem Buche Loretto und Bethlehem mit. Zum Druck hat ſie es nie gegeben; Einige meinen, weil ihre Freunde ihr davon abgerathen, wahrſcheinlicher iſt, weil ſie es rebutant fand, daß es gewöhnlichen Schriftſtellern, auch den gemeinſten Zeitungsſchreibern, vergönnt ſei, kritiſch über Alles, und ſogar darüber herzufallen, wenn hochgeſtellte und illüſtre Frauen das Publicum

würdigen, demſelben ihre religiöſen Empfindungen und Erlebniſſe mitzutheilen. Sie meinte, es müſſe gegen ſolchen empörenden Unfug ein Geſetz erlaſſen werden; aber wie ernſte Rückſprache ſie auch deshalb mit Miniſtern und fürſtlichen Perſonen gepflogen, ſie konnte es unbegreiflicher Weiſe nicht durchſetzen. Deshalb wartet das Manuſcript noch jetzt auf den Druck, und jüngſte Schickſale anderer accreditirten Damen hatten ſie noch mehr in ihrem Entſchluß beſtärkt. Es iſt bekannt, und ſie hat es Jedem geſagt, daß ſie in ein Kloſter gehen, auch daß ſie eines ſtiften wollte, wozu die bereiteſten Mittel ſchon dalägen. An Verhandlungen darüber hat es auch nicht gefehlt, ihre Freundinnen haben ſie aber immer noch davon zurückgehalten; nicht weil ſie den Entſchluß mißbilligten, ſondern weil dazu immer noch Zeit ſei, und ſie nach einer dornenvollen Jugend, einer beiſpielloſ tugendhaften Ehe und muſterhaft ihrem Gatten bewahrten Treue noch gar nicht wiſſe, was ſie zu bereuen und büßen habe. Man erinnerte an Prießnitz, damals als glänzendes Geſtirn aufleuchtend, welcher ſolche Patienten, ſogar wie beleidigt über ihr Kommen, zurück wies, die nach ſeiner Meinung noch nicht reif für die Waſſerkur wären und ſie weniger als Heilmittel für eine vollendete Krankheit, denn als Präſervativ gegen eine heranſchleichende gebrauchen wollten. Die Freundinnen meinten, ob es nicht mit dem Heil durch Caſteiungen derſelbe Fall ſei. Mit je volleren Zügen man kurz vorher die Luſt der Welt geſchlürft, um ſo überraſchender, reinigender, vollkommener ſei alsdann der Uebergang zum beſchaulichen Leben. Ihre

Beichtväter, sehr gefällige Geistliche, stimmten dem bei, und beruhigten ihr Gewissen durch Auferlegung solcher Casteiungen, die für schöne Sünderinnen nicht zu hart zu ertragen sind. So kam es denn, daß sie den Profeß von Jahr zu Jahr aufschob, und selbst den Moment versäumte, als sie ihr Gelübde am Sterbebette des armen Guide, der in Folge eines ausschweifenden Lebens kläglich starb, erneut hatte. Sie schob es so lange auf, bis es zu spät war. Sie starb am Schreck über die aufschlagenden Flammen des Märzfeuers, glücklicherweise jedoch nicht ohne vorher ihr Testament gemacht zu haben, in dem ihr letzter Beichtvater, ein feuriger junger Jesuit, ihr assistirte. Auf diese Weise ist ihr großes Vermögen wenigstens nach ihrem Tode zu den Zwecken gerettet worden, zu denen sie es in ihrem Leben bestimmt hatte. So viel verlautet, ist es an die Propaganda nach Lyon gegangen.

Siebenzehntes Kapitel.

Quert.

Was Isegrimms andre Kinder anbelangt, haben wir weniger darüber zu berichten, um deshalb auch weniger, was dem alten Manne aus Herz ging.

Die gute Wilhelmine führte ein glückliches Leben und eine glückliche Ehe. Wirthschaften konnte sie auf ihrem alten Bergschloß und von da herunter, daß es eine Lust war. Solche Besuche, wie der der Gräfin Heilsberg, die das Unterste zu Oberst, und die immer Gleichmüthige aus sich selbst herausbrachten, wiederholten sich glücklicherweise nicht. Wir können aber nicht verschweigen, daß mancher Freund des Mittelalters sie selbst dessen anklagte, was sie von ihrer Schwester gelitten. Nämlich in ihrem Sinn für Nützlichkeit und Ordnung ward manches Loch zugemauert, und in manche Mauer ein Loch gebrochen, wodurch der feudalistische Charakter des Schlosses Schaden litt, meinten die Antiquare. In solchen Dingen war sie nicht zugänglich, und da ihr Mann sich darum nicht kümmerte, ist allerdings der malerische Charakter der Alledeese-Burg etwas entstellt worden.

Ihr Mann, der ſich als Bräutigam einen Krüppel nannte, ſah noch nach zwanzig Jahren recht rüſtig aus, zu Pferde und zu Fuß, und ihre Ehe war mit Kindern geſegnet. Man kam gar nicht aus dem Taufen heraus. Zur Zeit ſind noch zwölf lebendige Kinder da, ſo daß das Geſchlecht der Waltren-Alledeeſe die Anwartſchaft hat noch lange zu beſtehen. Jeder könnte daher von den zwölf Mann accordirter Leibwache einen für ſich haben, — wenn es ſich nur nicht auch in dem andern zu ſehr theilte. Bei Wilhelminens beſſer Wirthſchaft ließ ſich das nicht ändern, denn ſie war wohl eine gute Oekonomin, aber kein ſpeculativer Kopf, und der Graf war es noch weniger. Bei der Bauernrevolution hatten ſie wenig oder nichts gelitten, denn ſie waren nicht nur die beſten Gutsherrſchaften in der Gegend geweſen, ſondern hatten durch ihr Beiſpiel und gute Schullehrer dafür geſorgt, daß ihre Unterthanen ſchon früh vernünftige Anſichten von den weltlichen Verhältniſſen erhielten. Bei ſeiner Achtung und ſeinem Einfluß, meinte man aber, der Reichsgraf habe auch im allgemeinen in jener Schreckenszeit ſegensreicher eingreifend wirken können, die Tumultuanten und Aufrührer bekehren und darauf hinweiſen, was ihr und zugleich der Vortheil des Gemeinweſens ſei. Dazu fehlte ihm aber der Antrieb; er war zu bequem.

Ganz andrer Natur war ſein älteſter Sohn, und dies war der einzige aus dieſer Branche, welcher dem Großvater in Ilitz einigen Kummer machte. Er hatte ſchon früh ſeinen eigenen Sinn und ſchlug aus der Art. Den Adel hielt er für ein untergegangenes Inſtitut; aber

wer dieſen Wald allmälig unterminirt und die Lebenswurzeln ihm abgehauen, ſei nicht ſowohl das Volk als die Fürſten. Darum neigte er ſchon früh zu republicaniſchen Geſinnungen; als die Bewegungen heranrückten hielt er ſich zur demokratiſchen Partei und ward theoretiſch ein Socialiſt. Zum Deputirten nach Frankfurt erwählt, zeigte er ſich als grimmiger Feind der Liberalen; er ſaß auf der äußerſten Linken und ſtimmte bei der Kaiſerwahl wie der Fürſt von Waldburg-Zeil: er ſei kein Kurfürſt. Beim Einbruch der Reaction wanderte er nach Amerika aus, nachdem er ſchon früher ſeinen Anſprüchen als Majoratsherr zu Gunſten ſeines nächſtfolgenden Bruders entſagt. Dort hat er eine ſocialiſtiſche Phalanx zu gründen verſucht. Das Unternehmen ſchlug grade fehl, als die Goldlager in Californien entdeckt wurden. Etwas bettelhaft ſoll er dorthin gewandert ſein, aber in Zeit von einigen Jahren eine unglaubliche Maſſe Goldes zuſammengeklaubt haben, wobei ihm ſeine rieſenhafte Körperconſtitution und ſeine Mäßigkeit geholfen habe; er konnte Wochen lang von Wurzeln und Waſſer leben. Nach den letzten Nachrichten, die ich aber als unverbürgte Gerüchte auf ſich beruhen laſſe, war er im Begriff, mit ſeinen unermeßlichen Reichthümern ein Heer von Abenteurern auszurüſten, und wollte ſich mit ihnen ein unabhängiges Reich zwiſchen Californien und Texas irgendwo erobern und gründen, worin er ſeine Ideen zur Ausführung brächte. Alles dies mag ins Reich der witzigen Fabelei gehören, eben ſo wie, daß er Lola Montez heirathen und ſie zur Königin ſeines neuen Reiches erheben,

oder daß, was auch erzählt wird, er mit seinen Schätzen nach Deutschland zurück kehren wolle, um alle Liegenschaften in der Reichsgrafschaft seiner Väter anzukaufen, und dann zu probiren, was ein so großer freier Grundbesitzer dem Bundestage gegenüber aufstellen könne.

Dafür sind seine Brüder und Schwestern alle in der Art geblieben; es ist nichts, gar nichts besonderes von ihnen zu melden. Die Brüder traten allen Protesten der mediatisirten ehemaligen Reichsunmittelbaren gegen die Frankfurter Beschlüsse und die vereinbarten Verfassungen bei, sie haben ihre Haustruppen jüngst wieder hergestellt, mit einem Waffenrock uniformirt und mit einem Helm bekleidet. Die Töchter heiratheten, und heirathen noch, alle standesmäßig.

Brauche ich es ausdrücklich zu sagen, daß Isegrimms jüngste Tochter ihm keinen Kummer machte, daß sie mit ihrem Albert eine glückliche Ehe führte? Sie war eine Natur, die ihre Empfindungen und ihr Glück in sich verschloß. Nur bei seltenen Gelegenheiten brach es heraus, und dann war sie es, die ihren Mann in seinen Zweifeln und Sorgen aufrichtete. Einige Mal kamen ihr selbst Gewissenszweifel, ob es denn Recht sei, daß sie ihn auf dem Lande, in der fernen Provinz als schlichten Dorfpfarrer zurückhalte, ihn der bei seinem Wissen und seiner geistigen Thätigkeit zu ganz anderem Wirken berufen sei. Denn die Wege dafür eröffneten sich ihm mehr als einmal, und sie glaubte, daß nur eben sie und die Anhänglichkeit an ihre Familie das Band gewesen, was ihn an Ilitz gefesselt.

Auch Mauritz hatte dann und wann in trüben Stunden ähnliche Gedanken, aber es brauchte nur eines einsamen Spaziergangs im Walde, um sein geliebtes Weib an die Brust drückend, sie zu versichern, daß er vollkommen beruhigt und zufrieden sei. Ein Mann, dem Gott nicht übergewöhnliche Kräfte geschenkt, müsse mit einer großen Lebensarbeit sich genügen lassen, auf die sein ganzes Sein und Trachten gerichtet, für das er seine Gaben verwenden müsse. Das sei für ihn die Rettung seines Vaterlandes aus dem französischen Joch gewesen. Die sei nun so geglückt, daß er darin Gottes unmittelbares Wirken erkannt. Diesen Glauben möchte er sich nicht erschüttern lassen, er habe nicht Kraft genug, um mit neuem Glauben zu einem neuen Werke sich zu rüsten. Nun müsse er sich aber doch gestehen, daß diese Rettung nicht so ausgefallen sei, wie er als Deutscher wünschen müsse, als Preuße es dürfe. Hier auf dem Lande merke man es nicht, es gebe mindestens weniger Gelegenheit; in einer großen Stadt, mitten unter dem Wirken und Treiben des großen Lebens, würde er täglich auf die unerfüllten, getäuschten Hoffnungen, auf die Ungerechtigkeiten hingestoßen werden, und in Zweifel und Versuchungen gerathen, die er nicht lösen, denen er vielleicht nicht widerstehen werde. Wohin die Versuchungen führen, wisse Niemand; möglicher Weise könnten sie sein ganzes Lebensglück, seinen Glauben umwerfen, ohne daß er noch in der Jugendkraft sei wie damals, als er sein höchstes irdisches Glück durch Standhaftigkeit sich erobert, um zu etwas Festen durchzudringen. Und deshalb sei es wohl

Verzeihung für unzeitige Klagen, aber das Gefühl läßt sich nicht meistern. Keine Herzogin von Olivarez verweis't es aus Aranjuez nach dem Escurial; es bricht heraus, wo es mächtig wird, und ließe es auch den Leser mitten in der Neugier und den armen Reisenden im Walde stecken.

Arrêtez! so hat es geklungen tief in einem feuchten Walde, und am Kreuzweg, und der Wagen hielt an. —

Wer erwartete nun nicht einige Salvator Rosa's heranspringend, Mündungen von Pistolen, und dumpf hereingeblasene Worte: *La vie ou la bourse!* Der verdächtige Kerl, der, wie sich gekauert, tief im Wagen gesessen, erhebt sich und erklärt mit gewaltiger Stimme, der Widerstand gegen seine Leute sei fruchtlos. Die ältlichen Damen fallen in Ohnmacht, die jüngern blicken verstohlen herauf, nach dem schönen großen Räuberhauptmann. Er ist ein Unglücklicher, geächtet, vogelfrei. Furcht vor ihm und romantische Liebe für ihn streiten sich. Drüben am Waldrande duckten auch in der That einige Gestalten auf, aber alle Hoffnung, etwas Romantisches nach Frankreich zu bringen, ist vergeblich.

Nein, die Polizei ist zu gut, und wenn auch

ſo am beſten von Gott gefügt, daß er in Stille und Frieden einer ſchönen, glücklichen Einſamkeit mit Zufriedenheit zurückblicke auf den Sturm der Vergangenheit, nicht berufen, in den Stürmen, die kommen, mit getrieben zu werden und zu treiben.

Solcher Gelegenheiten ſein Schickſal zu verbeſſern und ihn in eine anſehnlichere Lage zu fördern, boten ſich, wie geſagt, mehre dar. Man muß es dem Herrn von Quilitz laſſen, daß wenn auch ſein Rath und ſeine Hülfe dem Alter meiſt ungelegen kam, er doch in ſeinem Eifer nicht nachließ, ihm und ſeiner Familie mit Rath und That beizuſpringen, wenn es ihm nichts koſtete. Der Hofmarſchall war ein angeſehener Mann geworden, deſſen Verdienſte um den Staat man wohl erkannt hatte. Er ward ſpäter Oberpräſident, ja es war einmal davon die Rede, daß er Miniſter werden ſolle; aber er ſtarb früher. Noch ehe er Oberpräſident geworden, machte er ſeinem Vetter den Vorſchlag, ſeinen Schwiegerſohn nobilitiren zu laſſen. Das laſſe ſich jetzt ſehr leicht bewirken, da Mauritz Officier geweſen und den Orden der Treue und Tapferkeit an der Bruſt trage; ja es bedürfe hierin kaum ſeines, des Quilitzers, Einfluß, da man ſehr geneigt ſei, den Stand der Geiſtlichen mit dem Adel zu verbinden. Wie andere Staaten ſchon darin voraufgegangen wären, an gewiſſe hohe geiſtliche Stellen den perſönlichen Adel zu knüpfen, werde man auch bei uns Herrn „von" auf der Kanzel ſehr gern ſehen. Dies ſchlug Iſegrimm, ohne einmal ſeinen Schwiegerſohn zu befragen, rundweg ab, obgleich auch ſein anderer Schwiegerſohn, der Reichs-

graf ſich dafür intereſſirte. Einen Tochtermann hätte er ſchon, ſchrieb der frohe Mann, der, wenn er tauſend Jahr zurück rechne, bei einem kaiſerlichen Hundejungen angefangen, nun wäre es doch hübſch, wenn ſein anderer Tochtermann mit einem Bierſiedlers Sohn einen neuen tauſendjährigen Adelsſtamm anfange. Iſegrimm erklärte: er könne nichts Nobilitirtes leiden; wenn etwas nicht nobel ſei, möge es lieber bleiben wie es iſt, als daß man es mit einem andern Schein plattire.

Eben ſo wenig drang der Quilitzer mit andern Vorſchlägen durch, Mauritz in Civilſtellungen zu bringen, die ſich mit ſeinem geiſtlichen Beruf vertrügen und ihm wenigſtens einen Geheimerathscharacter verſchafften. Geheimeräthe liebte Iſegrimm ſo wenig als neugebackene Edelleute. Als er ihm aber eine ſehr ehrenvolle und einträgliche geiſtliche Stelle in der Hauptſtadt offeriren zu können glaubte, ſagte der Ilitzer kurz weg: „Das iſt Herrn Mauritz Sache; ich bin nicht ſein Vormund.“ Der Schwiegerſohn lehnte ſie höflich aus den uns bekannten Gründen ab.

Dagegen geriethen Schwiegerſohn und Vater doch noch einmal in die peinliche Verlegenheit, dem Oberpräſidenten für ſeine Verwendung Dank zu ſchulden. Mauritz hatte ſich gegen die Agende erklärt, Schritt für Schritt in dem Kampf dagegen, war er in die Richtung und die Oppoſition der Altlutheraner, vielleicht gegen ſeinen erſten Willen, hineingedrängt. Es kam zu Gewaltmaßregeln, und Mauritz, der nicht zurückgehen wollte, zum Entſchluß, mit Weib und Kind und einem Theil der Gemeinde nach

Auſtralien auszuwandern. Dem alten Iſegrimm, der die Schritte ſeines Schwiegerſohns billigte, hätte die Trennung das Herz gebrochen. Da trat der Quilitzer vermittelnd ein, und ſeiner Vorſtellung bei Hofe gelang es, die ſtarren Ecken weich zu machen, daß es ſich noch ſo fügte.

An ſeinen Söhnen erlebte Iſegrimm keine Freude. Ludolff, der einige Lebhaftigkeit, aber auch viel Leichtſinn gezeigt, gerieth als Portepeefähnrich in der Reſidenz in ſchlechte Geſellſchaft. Er zerrüttete ſeinen Körper und Geiſt beim „Sekt" trinken, weil unter ſeinen Cameraden der Satz galt, Champagner ſei kein Wein. An ſeinem Ruin, glaubte der Vater, habe einen großen Antheil ein heimlicher Beſuch, den Ludolff ſeiner Schweſter in Wien abgeſtattet. Sie habe ihn die Süßigkeit des Lebens in vollem Maße koſten laſſen, um ihn dann leichter in ihr Bekehrungsnetz einzufangen. So betrachtete Iſegrimm es noch als ein Glück, daß der körperlich ſieche Jüngling zugleich ſo geiſtig ſich zurück kam, daß nur der Irrenarzt ſich noch an ſeine Bekehrung machte. Er ſtarb früh in ſeiner Behandlung.

Wolf, der älteſte, hatte noch weniger den Sinn des Vaters geerbt; deſſen war Iſegrimm von früh auf ſich bewußt, es war oft mit ein Grund ſeiner verdrießlichen Laune. Doch nur in den nächſtfolgenden Jahren. Er hinkte etwas ſeit dem Fall oder Wurf in den Graben, und hatte gar keine Luſt zum Soldatenſtande. Aber der Gedanke, daß man einem von der Quarbitz keinen Muth zutrauen könne, machte den Vater gegen ihn unerbittlich

hart. Er mußte in die Cavallerie eintreten; aber er konnte ſein Officierexamen nicht machen. Da erſt mußte Iſegrimm nachgeben und zwang ſich und den Sohn, daß er Jura ſtudire. Fleißig war Wolf, aber es fehlte etwas, er konnte auch da nicht durch die Examina. Es gab traurige Geſichter in Ilitz, ſtille und unterdrückte Thränen, geröthete Stirnen. Und Wolf war ſonſt ein ſo guter Junge. Es blieb nichts übrig, er mußte die Landwirthſchaft erlernen, und nun zeigte ſich bald, daß er auf ſeiner Stelle war. Pünktlich, reinlich, mit Augen für alles Kleine, brachte er ſchon als Lehrling eine Ordnung in die Wirthſchaft, wie ſie vorher nicht da war. Die Marktpreiſe kannte er von Jahr zu Jahr auswendig und lernte auch, welche Frucht jeder Boden am beſten trage, ja er ſpeculirte, und meiſt richtig, welche Ausſaat nach den Conjuncturen des Jahres am meiſten lohnen werde. Im Uebrigen tröſtete der Vetter aus Quilitz: „Wenn Sie ihm das Gut übergeben, Couſin, ſo ſoll er bald Landrath werden, und auf dieſem Wege können wir ihn, ohne alle Examina, allmälig in die höheren und höchſten Staatsämter einſchieben. Dafür laſſen Sie mich nur ſorgen.“

Dieſe Zeit kam wohl, aber ſie war noch lange nicht da. Sollen wir die Leſer noch aufhalten mit dem Verdruß und den Schmerzen des alten Iſegrimm unter der Hardenbergſchen Regierung! Bei Tiſch mußte man den Ausdruck „Fleiſch ſchneiden“ umgehen, er dachte dabei immer an die Cultur- und andere Verordnungen, welche den großen Grundbeſitzern, wie es ſchon damals und

ſpäter noch mehr hieß, ins Fleiſch ſchnitten. Er las die Zeitungen nicht mehr, wie damals als die franzöſiſche Cenſur darauf laſtete; zuweilen ſagte er, es ſei jetzt noch ſchlimmer. Billard zu ſpielen, was er der körperlichen Bewegung halber letzthin pflegte, unterließ er, weil er nun mal die grünen Tiſche nicht ausſtehen konnte. Hätte er nur Troſt und Theilnahme unter ſeinen Nächſten gefunden! aber was half ihm, daß der Johanniter von Quiritz und einige Andre noch mehr tobten und ſpuckten als er, und den Staatskanzler mit Namen belegten, die ich hier nicht niederſchreiben darf; was half es ihm, ſage ich, wenn ſein liebſter Freund und täglicher Geſellſchafter, ſein Schwiegerſohn Mauritz darin nur eine Gerechtigkeit und Mahnung Gottes ſah, Saat des Friedens, ausgeſtreut um künftigen Stürmen und Revolutionen die Spitze abzubrechen! Wenn ſein anderer Schwiegerſohn, der Reichsgraf, in heitern Briefen ihn damit tröſten zu wollen ſchien, daß wer die Zeit verſäumt zu freiwilligen Opfern, ſich nicht wundern dürfe, wenn man ſie nun mit Gewalt einziehe; daß wie an [illegible]freien das Meſſer gelegt worden und Niemand [illegible] habe, was man ſtaune, daß es nun auch an die nicht Reichsfreien gelegt werde; daß aber, was ſie im Weſten überſtanden und ſich nun ganz leidlich wohl befunden, auch an die im Oſten komme; ſie würden es wohl auch, ohne Schaden an Leib und Seele, verwinden. Wenn ſelbſt ſein beſchränkter Sohn Wolf in der Stille calculirte, daß die Freigebung der Bauern und ihre Einſetzung als Eigenthümer dem Gute im Grunde nur zum Vortheil gereiche, und daß er recht froh ſein werde, wenn

die Hofedienſte erſt abgelöſt werden, da bezahlte Arbeiter mehr ſchafften, als gezwungene. Noch hoffte Iſegrimm, daß ſeine Bauern, die feſt am Alten hingen, und ihren treuen Sinn erſt neulich unverhohlen ausgeſprochen hatten, das altpatriarchaliſche Band nicht zerreißen laſſen würden. Getäuſchte Erwartung: der alte Gottlieb Köpke trat eines Morgens mit ſeinem Schwiegerſohn und Subſtituten Lamprecht ein, um ihm, nachdem eine lange Devotionsadreſſe vorausgegangen, anzukündigen, wie die Querbelitzer Bauernſchaft beſchloſſen habe, auf die Ablöſung mit der Dienſtherrſchaft anzutragen, und es wäre ſchon eingereicht, und wie leid es ihnen auch thäte, ſo wäre es doch ſo ſchon beſſer. Die Ilitzer würden wohl nachfolgen.

„Immer zu, die Welt geht einmal aus ihren Fugen!“ weiter hatte Iſegrimm nichts geſagt. Er ahnte nicht, daß er ſeinen Grimm noch für Anderes ſparen müſſe.

Der Quilitzer, der noch ſelbigen Tags hingekommen, hatte immer ein Lächeln auf dem Geſicht: „Nur Geduld, Couſin, unſere Zeit wird auch kommen, mir ſagt's mein kleiner Finger, und dann wollen wir nicht allein das Capital, ſondern auch Zins vom Zins zurückfordern.“ Selbſt hatte er ſich ſchon in der Stille mit ſeinen Quilitzern und auf den Kloſtergütern abgefunden, und zwar noch vor den Edicten, alſo ehe die Bauern davon wußten, und man erzählte nachher, er habe dabei ein gutes Geſchäft gemacht. Iſegrimm erwiderte: „Wie lange habe ich denn noch Zeit zu warten!“

Auch etwas Kränkendes ſollte ihn betreffen. Wär's früher gekommen, es hätte ihn noch tiefer verwundet,

jetzt las er den Artikel ſchon mit der Philoſophie oder der Apathie des Alters.

Den jüngern Söhnen des Reichsgrafen Waltron war es um gewiſſer Succeſſionen und Stifter willen darum zu thun, den Stammbaum ihrer Mutter bis in das graue Alterthum zu perluſtriren. Die Kaiſerabkunft der Quarbitze ließ ſich nicht beweiſen, leider auch nicht die von einem reichsunmittelbaren Dynaſtengeſchlecht. Man hatte zu laut und ſchnell in die Trompete geſtoßen, was einigen Spott und einige Schadenfreude bei andern Familien hervorrief. Da erſchien in einem Berliner Blatte eine antiquariſch-hiſtoriſche Abhandlung, ſehr gründlich und ſehr wohlmeinend, im Grunde genommen war ſie ein Pasquill. Wer ſie nicht leſen will, denn ſie iſt ſehr gelehrt, mag ſie überſchlagen; der Geſchichte thut's keinen Eintrag:

„Mit Recht ſagt Meibom, daß die Wappen der ſicherſte Führer ſind, um Alterthum und Herkunft adliger Familien zu entziffern. Welche edle Einfachheit, nur ſymboliſche Andeutungen, in den Wappenſchildern der wirklich alten Geſchlechter, die keiner Briefe, Anerkennung, bedurften, die nur das gaben, was ſie waren, wohingegen der ſpätere, verliehene, der Briefadel, nicht koſtbare, ungeheuerliche Embleme genug in ſein Wappen aufnehmen konnte, nicht um den Forſcher auf den Urſprung hinzuführen, ſondern um ihn irre zu führen und die Wahrheit zu verdunkeln. Auch bei den märkiſchen Familien greift dieſe Wahrnehmung Platz; ſo unter andern auch bei der edlen Familie von der Quarbitz, über deren

Herkunft und Abstammung neuerdings so vielfach gestritten ist, und so abenteuerliche Dinge zu Tage gekommen sind. Das Instrument im Schilde wird von Unkundigen oder poetisirenden Dilettanten bald für einen Armleuchter, bald für eine unbekannte wendische Waffe angesehen; warum nicht lieber für einen Besen? Freilich, der Lackirer, der es auf den Wagenschlag mahlt, und die zarte Hand, die es in Tapisseriearbeit auf ein Kissen stickt, mag daraus machen, was sie will, aber dem scharfen Auge des Heraldikers kann der wahre Gegenstand nicht entgehen, wenn er es genau ansieht, wie es auf dem Wappen der ehrenwerthen Branche derer auf Ilitz sich in antiker Einfalt, ungeschmückt und unverschönert, erhalten hat. Es ist ein Stiel, um dessen oberes Ende vier bis fünf kurz abgeschnittene Aeste aufrecht im Kranze umher stehen. Dies ist nun, man muß nur nicht die Gelehrten fragen, sondern die erste beste Köchin, nichts andres als ein Querl, niedersächsisch Quirl, im Oberdeutschen Zwirbel, polnisch Mątewka, russisch Motówka; das ist ein in jeder Küche bekanntes Instrument, ein abgeschältes Holz, mit kurzabgeschnittenen Aesten (man bereitet es aus den obersten Wipfeln der jungen Fichtenbäume) vermittelst dessen man flüssige Körper, als Eier, Milch, Chocolate, durch Umdrehen des Stiels zwischen den Händen in Bewegung setzt. Daraus den Schluß zu ziehen, daß der Ahnherr der Familie ein Koch gewesen, wäre der Frivolität würdig, mit der unsere gelehrte Kritik die heiligsten Erinnerungen des Alterthums mit Sottisen abfindet. Der Familienname selbst, wenn auch im Laufe der Jahrhunderte verstümmelt, in Verbindung

mit dem Wappenbilde, führt uns auf die rechte Spur, die uns kaum mehr vom Ziele abirren läßt, wenn wir die nächstgelegenen Orts- und andere Namen, als das Dorf Querbelitz, das Flüßchen Quierlitz, das castrum Quorbelizza, die arx Werbelicz damit zusammenhalten. So stoßen wir auf eine Gegend, ein Geschlecht, wo alles vom Namen Querl träuft und strotzt. Dieses Instrument muß also für die Landschaft, für die Bewohner eine Bedeutung, eine Wichtigkeit gehabt haben; gewiß nicht der Küche wegen, weil die Kochkunst in jener Zeit und dieser Gegend keine besondere Rolle spielte. So wenig als das Geschlecht der Holzschucher in Nürnberg daher seinen Namen hatte, weil seine Vorfahren Holzschuhe trugen, sondern weil sie dieselben verfertigen ließen und en gros damit handelten. Wir sind daher hingestoßen auf ein großartiges Gewerbe, welches die Gegend betrieb, welches sie nährte, welches das Wichtigste war, womit ihre Gedanken sich beschäftigten. Jener Landstrich war arm an allem, aber reich an Holz. Unsre Romantik möchte die jungen Fichtenstämme gern insgesammt zu Speeren schlagen lassen, die armen Bewohner aber waren klüger, sie verarbeiteten und schnitzten sie zu solchen Gegenständen, welche im Tauschhandel Werth hatten. Man denke nicht an Querl allein, aber die Poesie, die in allen Naturvölkern herrscht, nimmt die pars pro toto. Es war hier ein Völkchen stiller friedlicher Holzschnitzer, eingeborner Wenden, die von dem einen Instrument, welches sie besonders geschickt und vielfach anfertigten, allmälig den Namen erhielten. Sie waren Querlschnitzer, was

uns den Namen Querbelitzer faſt buchſtäblich wiedergiebt. Aber von Quirlen allein konnten ſie nicht leben, ſie machten auch Kochlöffel, Pfeifen, Klappern, Knarren (worin beinahe der Name Quarbitz aufgeht), kurz Kinderſpielzeug und leichte Holzwaare, die in Deutſchland ſo ſehr geſucht wurde. Es waren ſehr rührige Geſchäftsleute und zugleich auf ihren Vortheil ſehr erpichte Kaufleute. Sie „querlten und quirlten“ auf ihren Märkten umher, wie auch im Engliſchen to twirl noch immer ein ſchnelles Umdrehn, eine Raſchheit in allen Bewegungen des Lebens bedeutet. Hierin möchte ſich die Wildheit, oder vielmehr Unſtätigkeit der gefürchteten Querbelitzer auflöſen. Sonſt wüßten wir wirklich nicht, wenn wir die Chroniſten durchleſen, worin die beſtanden haben ſollte. — Die wendiſchen Querlſchnitzer trugen ihre Waare nach Deutſchland. Natürlich, im Wendenlande, wo man nur am Spieß briet und Fiſche ſott, bedurfte man ihrer nicht. Dies aber kam dem Kaufmannsgenie der Nürnberger ungelegen, es war die Waare, mit welcher ſie vorzugsweiſe in Deutſchland handelten, wo ſie die Preiſe machten. Die niedrigen Preiſe der armen einfältigen Wenden konnten die ihren niederdrücken. Was war natürlicher, als daß die Nürnberger Kaufmannſchaft ihr Auge nach dem fernen Winkel im Wendenlande richtete und echt groß-kaufmänniſch die Sache zu ihrem Vortheil angriff. Nicht von den Kaiſern ein Verbot gegen den Import der wendiſchen Holzwaare impetrirend, bemächtigten ſie ſich vielmehr des Importes ſelbſt. Das heißt ſie ſchickten ihre Agenten über die Elbe in das Querlſchnitzerland, und errichteten daſelbſt, wir

Paris einige Privilegien genießt, daß man um Mitternacht ausgezogen und allenfalls ermordet werden kann, so hat man in den Departements vor Straßenräubern keine Besorgniß. Gensd'armen und Douaniers treten an deren Stelle.

Es ritt wirklich einer während des Waldaustrittes unfern am Wagen vorüber. Die Stimme, die *arrêtez* gerufen, gehörte Niemanden, als meinem Schulmeister an, der, als eine Frau und zwei Buben mit Zeichen der Freude vom Walde herüber liefen, ihnen entgegen sprang. Der Querweg führte nach seinem Dorfe, Frau und Kinder hatten ihn hier erwartet. —

Und doch, als ich ihm sein Gepäck hinausreichte, flüsterte er mir wieder ins Ohr: Nehmen Sie sich vor dem Kerl in Acht.

Wozu dies, denn zu einem Abenteuer ist es doch nicht gekommen?

Der Wald war kein Theil des Herzynischen, und schon am Abend waren wir wieder an den Ufern der Loire und in dem von Weinbergen eingeschlossenen Städtchen La Charité, durch welches die gerade Straße von Paris nach Lyon führt.

Der Posthalter hätte mich gern schon heut Abend fortgeschickt aus Gründen, wie sie nur ein

ſagen nicht eine Colonie, aber eine Factorei, welche ſich alsbald des ganzen Handels bemächtigte. Wer durch die Weltgeſchichte die der Colonien, welche civiliſirte Handelsvölker zu den Barbarenvölkern ausſandten, verfolgt, weiß wie dieſe Operation überall dieſelbe war, und wie leicht Culturvölker mercantiliſch die mit den Künſten der Handelsinduſtrie unbekannten Naturvölker ausbeuten. So gründeten die Phocäer Marſeille, nicht, wie die alten Schriftſteller ſich pompös ausdrücken, um die Cultur in's Land der Barbaren zu verpflanzen, ſondern um gegen die Luxusartikel und Spielereien der griechiſchen Induſtrie die ungleich werthvolleren Rohprodukte des galliſchen Bodens einzutauſchen. Solcher Handel warf ungeheure Procente ab, und die deutſchen Factoreien im Slavenlande, deren ſehr viele waren, um ſo mehr, als ſo geſchickte Kaufleute wie die Nürnberger und Augsburger ſich wohl hüteten durch militairiſchen Embarras die armen Wenden zu erſchrecken, oder gar, wie die griechiſchen Coloniſten, militairiſch erobern wollten. Die Nürnberger fanden vollkommen ihre Rechnung dabei; Holz und Arbeitslohn waren in Franken und auch in den Alpen verhältnißmäßig weit theurer als in dem armen Wendenlande, ſo daß die Nürnberger Krämer, incluſive die Koſten der Factorei und des Transportes, noch immer gute Geſchäfte machten. Aber die Nürnberger Holzſpiel- und Schnitzwaaren hatten einmal Credit im römiſchen Reiche, und ſie durften es nicht wiſſen laſſen, daß ſie dieſelben aus dem barbariſchen Slavenlande an den baltiſchen Küſten bezogen. Daher der Re-

bel und ſchreckenvolle Nimbus, den ſie um jene Striche zu verbreiten wußten; daher die Hindeutung der Chroniſten auf die furchtbaren Querbelitzen, die zu wahren Menſchenfreſſern an Raubſucht, Wuth und Grauſamkeit wurden.

„Werfen wir aber einen Blick, wie es wirklich da ausſah an der plätſchernden und wirbelnden Quierlitz, um das dampfende Querbelitzer Moor. Da ſehn wir ſie im Hauſe und draußen „herum querlen und quirlen und wirbeln, knarren und quarren," jung und alt, Weib und Kind. Da ſitzen die Knaben oben auf den Fichtenbäumen und kappen die dürren Zöpfe ab, die Männer fällen, ſägen und ſchneiden ganze Bäume, die Weiber tragen die Stücke fort, ſie werden vertheilt, jeder und jede erhält ihr Stück Arbeit, nach der erprobten Tüchtigkeit; ſie ſchaben, ſchnitzen, kerben, bohren, fügen in einander, der Kochlöffel, der Querle, der Maultrommeln. Die kleinſten Kinder, nakt vorm Hauſe auf den Kiennadeln liegend, werden ſchon angelernt, Kerbe in die Pfeifen zu ſchnitzen, mit Ruß die Enden und Glieder zu ſchwärzen. Die Kleinſten, die das noch nicht können, quirlen wenigſtens ſtill vergnügt mit den Querlen im Sande, und die gute Mutter ſchaut zufrieden lächelnd dem Thätigkeitstriebe ihres jüngſten Lieblings zu. Und mitten durch ſtehen und gehen die deutſchen Handlungsdiener, Anweiſungen ertheilend, die fertig gewordene Waare einſammelnd. Es iſt ein Bild einer Alles in ihren Kreis hineinziehenden Induſtrie; eine Stille der Thätigkeit, nur unterbrochen durch das Klopfen, Spalten, Sägen, das Zählen und Schelten der Aufſeher, das Klappern der Waſſermühle; denn ſchon früh haben

die Kaufleute, mit ihrem Auge überall auf Profit, den raſchen Fall der rauſchenden Quierlitz benutzt, ſie muß Räder treiben. Ob ſchon damals Holz geſägt wurde, müſſen wir bezweifeln, eine Walkmühle hatten ſie aber ſchon früh angelegt. Wohin mit den vielen Sägeſpänen und Holzſchnitzeln, die auch die Nürnberger Induſtrie nicht zu bewältigen vermochte? Sie häuften ſich natürlich zu kleinen Bergen. Ob dadurch die großen Hünen- und Königsgräber entſtanden, überlaſſen wir der Conjectur jedes Leſers. — Wir ſagten vorhin Häuſer, es waren aber nur Laubhütten, höchſtens Balkenhäuſer; darin verkrochen ſich die fleißigen Arbeiter nach des Tages Mühe und Noth. Sie lagen in einer Umfriedigung auf einer Höhe, hinter ſteilen Erdwällen, und die Waldteufel ſummten und brummten ſchauerlich durch die Nacht, um Räuber und Wölfe abzuſchrecken. Da haben wir das gefürchtete castrum Quorbelizza; eine große Werkſtätte, eine Fabrik, wenn man will, der Marktplatz der wendiſchen Holzſchnitzer. — Was aber war die vielgerühmte arx illustris Werbelicz? Nichts anderes als die nah daran gelegene Factorei der Nürnberger, ihre große Kaufmannshalle, ihr Speicher, wo ſie die fertigen Kochlöffel, Querle, Querpfeifen, Knarren aufhäuften, bis ſie auf Karren verpackt wurden. Daß die Nürnberger Ladenſchwengel und Commis darin etwas die großen Herren ſpielten, und, was man nennt, „ſich dicke thaten", wer verwundert ſich darüber; ſie waren ja weit vom Haus und entfernt von ihren Principalen. Sie mögen auch die armen wendiſchen Fabrikarbeiter barſch behandelt und über's Ohr gehauen ha-

ben; das kommt bei allen Satelliten, auch den kaufmänniſchen vor. Daher denn die Verordnung des Nürnberger Magiſtrats an die Holzſchucher, daß ſie ob usum communem rei publicae Friede halten ſollten mit der gens Quorbelizzorum. Es war eine allgemeine Nürnberger Angelegenheit, Staatspolitik, daß man die Leute dort nicht zu ſehr drücke, um den Holzhandel im Gange zu erhalten, wobei übrigens der Ausdruck: gens clarissima Quorbelizzorum zweifelhaft iſt. Die Mäuſe haben nämlich die zwei erſten Buchſtaben des zweiten Wortes angenagt, und man lieſt mit eben ſo vielem, wo nicht mehr Recht: gens avarissima. Natürlich, man quälte ſich gegenſeitig, die deutſchen Ladenſchwengel und Markthelfer waren hoffährtig und drückten, die wendiſchen Arbeiter aufſäſſig, tückiſch, und betrogen wo ſie konnten.

„So erklärt ſich denn auch der myſteriöſe deutſche Gaugraf Werbel oder Wirbel, der unglücklicherweiſe nie in den Urkunden vorkommt, im Volksmunde hat ſich aber noch die Benennung „Querlfürſt“ oder „Querlfritze“ erhalten. Daß dieſe deutſchen Commis und Handlungsdiener der Firma Holzſchucher et Compagnie im Verlauf der Zeit ſich mit den Wenden vermiſchten, jedenfalls nach den vielen Kriegen und der ſchwierigen, oft unterbrochenen Communication mit Nürnberg ſich unabhängig machten, d. h. auf eigene Hand handelten, unterliegt keinem Zweifel. Die beſten Geſchäfte mußten ſie aber mit der Walkmühle machen, wovon das Geſchenk von Kamiſolen und Nachtmützen an Markgraf Jobſt in Tangermünde ſpricht. Daß ſie damals durch ihren Landbeſitz zu einem gewiſſen Einfluß gelangt waren, mehr aber noch durch

ihre commerciellen Verbindungen, mag man annehmen, aber für ritterbürtig galten sie noch nicht, denn in der Verleihungsurkunde wird keiner von ihnen ein miles (Ritter), sondern nur vir honestus genannt. Noch später kommt sogar der Ausdruck mercator (Krämer) vor. Mittlerweile mögen sie indessen in die Einigung vor dem Kremmerdamm, in die Adelspartei gewissermaßen „hineingewirbelt" sein, die Männer von materiellem Ansehn brauchte. Ob die Hand der Hohenzollern nachmalen zu schwer auf ihnen gelegen, lassen wir anstehen. Jedenfalls bezweifeln wir mit denselben Gründen, daß sie ihr steinern Haus deshalb abrasiren müssen, als die Visite der faulen Grete vor demselben, die schon längst in's Reich der Fabeln verwiesen ist, da sich in Stendal eine Kaufurkunde erhalten hat, wonach die Quarbitze dreißig Jahre später dem Kurfürsten eine Anzahl wollener Decken zu seinem Winterfeldzuge gegen das aufständische Berlin geliefert haben. Wahrscheinlich war der geharnischte Mann, Wolf Quarbitz, in der Kirchenmauer zu Ilitz, der erste als Ritter anerkannte Mann in der Familie, welcher nach anderen Urkunden unter Joachim I. gute Gensdarmendienste bei Ausrottung der Raubritter geleistet hat. Der Adelsbrief fehlt, ein solches steinernes Bild sollte ihn aber oft ersetzen, und es bleibt jedenfalls auffällig, daß es das einzige Bild der Art in der Familie ist. Wir haben also auch in der Mark das erfreuliche Vorkommniß, daß eines seiner ruhmvollsten Adelsgeschlechter, wie die Fugger und Mediceer, aus dem Handwerker- und Kaufmannsstande hervorgegangen ist."

Achtzehntes Kapitel.

Schluß.

Drei Tage ärgerte ſich Iſegrimm über den Aufſatz, am vierten lachte er und ſagte: „es iſt alles eitel!“ und als er ſeinen Sohn Wolf ſah, wie er die eingefahrenen Garben Stück für Stück nachzählte, fuhr ſogar ein bitteres Lächeln ihm über die Lippen: „Am Ende hat der Farceur doch Recht, und wir ſind von Kaufmannsblut!“ Drauf ſchickte er Wolf zu ſeinem Schwager: er ſolle ſich nicht weiter, wie er ihm aufgetragen, nach dem Verfaſſer erkundigen: „Das macht nur unnöthig böſes Blut, und ſteckt der Branntweinbrenner dahinter, wird er darum nicht ſchlimmer als er iſt.“ Die Abneigung gegen den Baron hat er nie verwinden können; die Heirath mit der Reichsgräfin hatte ihn im Gegentheil noch mehr erbittert, und obgleich die Ehe recht leidlich ſein ſollte, und die Kinder ihm von ſeinem Sohne einmal zugeführt wurden, mußte er den allerliebſten Kleinen wohl die Hand reichen, nachher ſagte er jedoch: „I ja, für Judenkinder ſind ſie hübſch genug.“ Daß ſein Sohn Wolf, wegen der Schafzucht und anderer ökonomiſchen Angelegenheiten, mit dem Baron verkehrte, ja ſogar eine gewiſſe

Freundschaft zwischen ihnen obwaltete, konnte er nicht hindern, aber er ergab sich darin, wie er sich in Vieles ergab.

Er war allmälig der Patriarch der Provinz geworden, man reiste nach Ilitz, um den merkwürdigen alten Mann zu sehen, der seine Körper- und Geisteskräfte sich so wunderbar erhalten. Wie Vieles wußte er, für wie viele Dinge aus alter Zeit war er das lebendige Register. Isegrimm war er noch immer, wunderlich und voll Schrullen, und konnte auffahren und Zornblicke schleudern, welche die wenigsten ertrugen; aber im Ganzen war er doch milder, wie Einer, der bald von dieser Welt Abschied nehmen muß, sich daher nicht mehr so sehr darum kümmert, wenn es anders wird, als er es denkt und für Recht hält.

So brachte ihn denn auch die Märzrevolution, die er noch erleben sollte, nicht wie man sagt aus Rand und Band, wie seine Nachbarn, und am wenigsten dachte er an's Einpacken und Fliehen, was bei dem Neunziger, der sich meist auf einem Rollstuhl umherfahren ließ, denn auch seine Schwierigkeiten gehabt hätte. Er änderte nichts in seinen Lebensgewohnheiten, schlief, aß, trank so ruhig und mit solchem Appetit wie immer, und lächelte zuweilen über die Schreckensnachrichten, welche seinen Sohn und die Andern erblassen machten und aller Besinnung beraubten. Daher mag es auch gekommen sein, daß sich unter den Bauern die Meinung verbreitete, der alte Ilitzer sei mit den Dingen, die man forderte, einverstanden, und er hätte Alles schon längst gegeben und

gewährt, wenn's die Andern zugelaſſen. Die Sturmpetition, welche beſonders von den Querbelitzern ausging, war daher zumeiſt gegen den jungen Baron gerichtet, der jedoch dazumal ſchon ein Fünfziger war und Weib und Kinder, und darunter hübſch herangewachſene hatte, es übrigens am wenigſten gegen die Bauern verdiente, da er ein guter Mann war, jedem das Seine gönnte und Niemand chicanirte. Was ſie alles forderten an unentgeltlicher Ablöſung, Rechten und ſo weiter, weiß ich nicht, aber ein heller Haufe aus den Dörfern ſtürmte in der Nacht gegen Haus Ilitz, um den jungen Baron in die Schenke zu ſchleppen, wo er gerichtlich das und das verſprechen und dem und dem entſagen ſollte. Zu ihrer Verwundrung fanden ſie die Hinterthür feſt verrammelt, aber vorn das Thor zur Halle weit aufſtehend und helles Licht ſchien ihnen entgegen. Da ſaß der alte Iſegrimm in ſeinem Rollſtuhl, vor ihm ein Tiſch, worauf zwei Doppelbüchſen, und neben her lagen noch, ſo weit ſie ſehen konnten, Piſtolen. An den Wänden braunten Kerzen, wie wenn er die Leute beim Erntefeſt tanzen ließ. Sonſt ſah man Niemand in der Halle bis auf den Diener, der ihm immer den Rollſtuhl ſchieben mußte. Seinen Sohn und die Familie hatte Iſegrimm, wie man nachher erfuhr, in die obern Zimmer eingeſchloſſen. Sie ſollten nicht Confuſion machen, wo er es klar machen wolle.

Auf ſein „Halt!“ als ſie der Schwelle ſich näherten, ſtutzten die Bauern und turkelten zurück. Dann rief der Alte aber wieder Halt! und ſetzte hinzu: „Was wollt ihr denn, liebe Leute, ihr ſteht ja im Duſtern, daß ich

euch nicht sehn kann. Drum thut das Maul auf, sonst halt ich euch für solche Canaillen, wie sie in die andern Häuser gedrungen sind und Unfug angerichtet bei den Gutsherrschaften."

Sie murmelten unter einander, und Einer wollte den Andern vorschieben. „Wirds bald?" Der Alte knackte am Hahn. Da rief der Schulze Lamprecht aus Querbeliz: „Halten zu Gnaden Excellenz, wir wollten nur mit dem jungen Herrn Baron ein Wort reden." — „Mit dem Jungen habt ihr nichts zu reden, war die Antwort; der hat auch nichts zu reden. Ich bin hier der Herr! Was wollt ihr?" Nach einer langen Pause antwortete wieder des Quilitzers Stimme, wie Lamprecht noch immer genannt ward, und er guckte jetzt selbst, mit gezogener Mütze, halb vor: „Halten wie gesagt zu Gnaden, gnädigster Herr, wir wollen nur, was sie sagen, daß uns zukommt, und was recht und billig ist."

„Das habt ihr ohnedem, rief Isegrimm, und darum braucht ihr nicht zu nachtschlafender Zeit Lärm zu machen, ihr verfluchten Lümmel, und scheert euch zu Bett und zu euren Frauen."

Als da doch ein Murmeln durch die Tumultuanten ging, hob der Alte die Kolben der Gewehre und ließ sie auf den Tisch fallen: „Wer noch ein Wort muckst, da antworte ich mit diesen. Und wer dann noch lebt und meinen Jungen sprechen will, muß über meinen Leichnam. Versteht ihr mich? — Kehrt! rief er mit einer Stimme, wie sie nur vor dem Regiment gehört ward. Marsch!

Wenn ich bis zwölf gezählt, und es steht noch Unrath da, blitz ich los. Treffe es, wen's trifft."

Mancher ward von den Andern umgeworfen, als sie zu stürmisch dem Commando gehorchten und in die Nacht sich verloren, um sich in der Schenke diesmal nicht wieder zu finden. Nur der Schulze Lamprecht, und nachher noch Einige kehrten um, aber nicht aus freien Stücken, sondern weil Isegrimm sie rief. Lamprecht sollte ihn hinaufrollen, wozu an der Seite der alten Treppe eine besondere Vorrichtung mittelst einer Laufbrücke gemacht war. Johann, dessen Geschäft es sonst war, zitterte wie ein Espenlaub; und dafür schalt Isegrimm noch den Schulzen: „Er siehts doch, und hätte von selbst beispringen können. Oder will Er, daß ich um Ihn und sein dumm Zeug die Nacht durch hier sitzen bleiben soll? Aber wenn ihr denken sollt, ihr Bauerlümmel, dann denkt ihr grade nicht; und wenn ihr nicht denken sollt, dann denkt ihr. Die andern Schlingel können meine Gewehre raustragen; aber vorsichtig, alle scharf geladen." — Oben entließ sie der General noch mit einem derben militairischen Fluch und der Mahnung sich vor aller Stänkerei zu hüten. Unten sollten sie Johann helfen die Lichter auslöschen und das alte „kräglichte" Thor zumachen.

Schulze Lamprecht soll spät in der Nacht „wie ein begoßner Hund" in sein Haus geschlichen sein, ob doch Andre meinen, daß er eigentlich der Anstifter gewesen. Als er aber ins Bett kriechen wollte, sagt Fama, hätte die Marthe noch ein Wort mit ihm gesprochen, wovon

Französischer Wirth auseinandersetzen kann. Nur des einen erinnere ich mich, die morgen früh ankommenden Diligencen wären gewöhnlich zu besetzt. Der wirkliche war, er hatte nicht Lust, morgen um drei Uhr ein Geschäft abzumachen, was sich heut bequemer vor'm Schlafengehen abthun ließ. Da ich aber Lust hatte, eine Nacht zu schlafen, so setzte ich seiner Lust die meinige entgegen und ließ seine Gründe Gründe sein. —

Ich kletterte auf den Weinbergen umher und freute mich der anmuthigen Aussicht auf die grünen Hügel unter mir, auf das dunkle Städtchen, die Windungen der Loire, hie und da eine Ruine, umgrünt von den Weinreben, alles vom sanften Abendroth freundlich beleuchtet. Frisch und gestärkt eilte ich in mein Wirthshaus, nur mit dem Verlangen nach einem Gefährten, mit mir zu genießen, und mit mir auszutauschen Lust und Leid, wenn es stürmt.

Um drei Uhr! seufzte die verdrossene Magd — drei Uhr! wiederholte in einem lang gedehnten Seufzer der Kellner. Bei solcher Pantomime traue ich wenig auf Zusicherungen. Der Ritter James Fitz James legt sich auf sein Bett von Heidekraut in Scotts Seefräulein mit der Betrachtung nieder:

er am Morgen ein blaues Auge hatte. Er ſagte, er wäre im Traume aus dem Bett gefallen. Die Marthe hatte ſehr conſervative Geſinnungen. Bald ward auch das Dorf Querbelitz ſehr conſervativ, nämlich weil die Bauern des Geſchwätzes und Umtreibens der kleinen Leute und Tagelöhner überdrüſſig waren und meinten, die könnten ihnen alles verderben und das wieder nehmen, was ſie ſchon im Sack hatten. Die Säcke der Bauern in Querbelitz waren ſehr groß geworden, wie auch in anderen Dörfern, und die Bauern ſind die einzigen geblieben, denen man ließ, was ſie eingeſackt.

Doch war Iſegrimm, was man nennt, dadurch montirt worden. Während er vorhin wochenlang hinträumte, kindiſch faſelnd — zum Beiſpiel wiederholte er oft, wenn man die Beſorgniß vor Brandſtiftungen in den Edelhöfen ausſprach, die Worte: „I dann wird der Herr Baron von Eppenſtein ſchon löſchen“ — ſchien der Spiegel ſeiner Seele von einem Jugendhauch aufzuſtrahlen. Er ſprach klare, verſtändige Gedanken aus, er verfolgte ein Geſpräch in ſeine Verzweigungen, ohne vom Hauptthema abzugehn. Es trieb ihn zur Thätigkeit, und da ſeine Kräfte es nicht erlaubten, trieb er ſeinen Sohn an, der gar nicht dazu geneigt war, ſondern meinte, da die Dinge nun einmal ſo gekommen, müſſe man ſie ſchon gehn laſſen, und zufrieden ſein, wenn man was behalte. Ganz in der Stille ſagte Wolf ſogar, es bliebe ja noch immer genug, um es auszuhalten; darum liebte er nicht, daß viel Redens gemacht würde. Iſegrimm ließ ihn gewähren, aber durch ſeinen Schwiegerſohn Mauritz unter-

ſtützte er mit anſehnlichen Summen den Verein zur Wahrung der Intereſſen der Grundbeſitzer und betheiligte ſich auch mit bedeutenden Opfern bei der Kreuzzeitung.

Daß er durch Mauritz dies that, wird unſre Leſer verwundern, die da meinen, daß die Geiſtesrichtung deſſelben eine andere ſei. Sie war es gewiß, aber auch der freieſte Menſch iſt unterthan den Verhältniſſen, und unwillkürlich läßt er ſich durch Sympathien und Antipathien in Parteirichtungen reißen, die ſeinen urſprünglichen Grundſätzen entgegen ſind. Nicht daß Mauritz, weil er eine Tochter aus der Familie derer von der Quarbitz geheirathet, ſeine Begriffe von Freiheit, Menſchenrecht und Menſchenwürde eingebüßt, denn der Geiſt des Mannes war in die Frau übergegangen, und es ſchien, daß, was in ihm welkte und alterte, grade bei Amalien in Jugendfriſche fortlebte, die edlen humanen Geſinnungen verklärt durch edle Weiblichkeit. Aber er, oft an ſeiner Wunde kränkelnd, kam nicht mehr in weitere Lebenskreiſe, nicht in Berührung und Conflicte mit den Ideen der neuen Zeit und deren Trägern. Er verbauerte nicht in ſeiner Landeinſamkeit, aber hinter ihm lag als abgeſchloſſenes Ganze die große Zeit der Befreiungskriege, eine That, ein Geſchichtsabſchnitt, an die er ſeine ganze Kraft geſetzt, in die ſein ganzes Denkvermögen aufgegangen, die er mit liebender Bewunderung als ein Werk, wo Gott unmittelbar eingewirkt, betrachtete. Im Vergleich damit erſchienen ihm alle ſpäteren Beſtrebungen als untergeordnet, kleinlich, einſeitig. Es kam ja nichts von allem zur Erfüllung, meinte er, und die Verhältniſſe,

die handelnden Perſonen ſtanden ihm zu fern. Daß die letzte Erfüllung auch jenem großen Werke gefehlt, daß es nur damit geendet, die alten zerriſſenen Verhältniſſe der Welt leidlich wieder zu flicken, verbarg er ſich gefliſſentlich. Seine Streitigkeiten über die Agende hatten ihn auch etwas verbittert; er war vielleicht mit ſich ſelbſt unzufrieden, daß er ſich zu tief in die altlutheriſche Strömung forttreiben laſſen, und konnte nun nicht zurück. Vollends aber waren die Wogen der letzten Revolution ihm über den Kopf geſchlagen, und der tüchtige, geiſtesfreie Mann war, wie ſo viele bis dahin gleich freie Menſchen, einmal faſt untergeſunken in der Geſpenſterfurcht vor dem Chaos. Er ſah überall Vernichtung alles Edlen, Schönen und Großen, alles Hiſtoriſchen und Religiöſen, weil das atheiſtiſche Geſchrei einige Monate durch wie die Möve über den Meereswellen in der trüben Luft ſchwamm und ſein Ohr verwundete.

„Iſt denn Guizot ein Prophet, und war Niebuhr eine Säule, an die jene große Zeit ſich rankte? Und würde Dein großer Stein, wenn er noch lebte, an der Welt verzweifeln? Wenn er auch poltern und toben möchte gegen den Unverſtand, ſo meine ich doch, wenn er ſo war, wie Du ihn begeiſtert oft geſchildert, er würde nie ſein eigen Werk verleugnen und noch weniger ſich an die lehnen, welche es verwünſchen, um nur nicht ſelbſt unterzugehen.“ So ſuchte ſeine Frau ihn aufzurichten. Er dankte ihr, verfiel aber doch immer wieder in ſein düſteres Hinbrüten.

Ganz im Gegentheil der alte Iſegrimm. Er ſah

wohl die Wogen, aber hielt ſie nur für aufſpritzenden Koth, die Furcht vor dem Chaos kümmerte ihn ganz und gar nicht, weil er des Glaubens war, daß ſich das alles bald wieder ſetzen und geben werde, und das Fundament unten, die alte Weltordnung, gar nicht erſchüttert werden könne; wenn's die Titanen nicht vermocht, was weniger ſolche Jungens und Lumpenkerle. Ja zuweilen entfiel ihm die Aeußerung, man müſſe auch nicht zu viel dagegen thun, weil das die Aufregung unterhalte. Das waren aber, wie geſagt, nur gelegentliche Blitze ſeines Geiſtes, der dann bald wieder in die kindlich gemüthliche Apathie verſank. Mit ſeinem Schwiegerſohn Prediger gerieth er aber doch zuweilen in theologiſche Diſpute, und vertheidigte den Pauliniſchen Satz von den vielen Wegen zum Himmelreich gegen den Mann, der ſich jetzt wie ein Ertrinkender an das hingeworfene Rettungsſeil, an das Dogma, klammerte.

„Ja, ja, ſagte der Alte einmal. Hätte er lieber ſchwimmen gelernt. Aber das kommt von der Myſtik.“

Mit einer merkwürdigen Ruhe ſah er dagegen dem ſtillen Treiben und Wirthſchaften ſeines Sohnes Wolf zu. Er war der Erſte auf, um der Letzte zu ſein, der zur Ruhe ging. Er fehlte nicht beim Pflug, nicht bei der Ausſaat, und nach der Ernte blieb er auf Scheune und Boden, bis das letzte Korn eingebracht war; man hätte ſagen können, er zählte die Körner.. Wüſte Raine, Sumpfwieſen und ſteinichte Höhen, wo ſeit Menſchengedenken nie ein Pflug gegangen, wurden fruchtbare Aecker. Die Schafzüchterei beſchäftigte ihn ganz beſonders, und

wenn er vom Wollmarkt zurück kam, brachte er so volle Geldkatzen mit, daß schon mehrere Schuldposten aus der Kriegszeit im Hypothekenbuche gelöscht waren. Das Wirthschaftsinventar war in der prächtigsten Ordnung, und darüber vergab ihm der Vater gern, daß er die Landrathstelle zweimal ausgeschlagen. Er hätte es ihm auch ohnedem vergeben. Aber adlig war, nach Jsegrimms Begriffen, an seinem Treiben nichts. Er war ein guter Kaufmann geworden, was er auch bei der Auseinandersetzung mit seinen Lehnsvettern in Quilitz über die Querbelitzer Mark bewiesen hatte. Man sagte sogar, er habe die Quilitzer dabei etwas übers Ohr gehauen. „Die Welt läßt sich einmal nicht ändern, meinte der Alte in seiner weichen Stimmung. Sie sagen, wir haben als Raubritter angefangen, so müssen wir zur Vergeltung auch mal in die Haut von Kaufleuten kriechen, um zu probiren, wie sich's darin steckt; an Raubrittern wird's auch nicht fehlen." — Ein andermal, wenn er seinen Sohn unter den veredelten Schafen sah, wie er sie zählte, jedes befühlte und ins Gesicht ihm guckte, sagte er zu seinem Schwiegersohn: „Kriegt der Wolf nicht wahrhaftig selbst ein Schafsgesicht? Das kommt vom Umgang."

Wolf ward zum Deputirten gewählt. Er saß in der zweiten Kammer unter der großen Partei, deren Redner bei jeder großen Frage auf die Tribüne sprangen, und sich emphatisch auf die Brust schlagend, riefen: sie wollten lieber sterben, als nur ein Tittelchen von der beschwornen Verfassung und dem heiligen errungenen Rechte fahren lassen; nachher aber sagten sie, es gäbe Rück-

sichten, die man nicht aus dem Auge lassen dürfe, Friede und Ordnung seien zu hohe Güter, und das Recht, wenn auch scheinbar angegriffen, lebe unaustilgbar in der Brust des Edlen; und am Ende stimmten sie für alle die Vorschläge, welche Tittelchen und Titel, eines nach dem andern, dieser beschwornen Verfassung umstießen, einige meinten gar diese selbst.

Wolf ward durch einen Expressen nach Hause gerufen, sein Vater sei krank. Es war eine eigene Krankheit, ähnlich der, als Isegrimm sich im Rollstuhl in die Halle fahren ließ und die Tumultuanten zurecht wies. Im Rollstuhl saß er auch jetzt, auf dem Tisch vor ihm lagen aber nicht geladene Gewehre, sondern nur seine Faust, als er den Sohn anrief: „Du dummer Junge, hab' ich Dich darum nach Berlin geschickt, daß Du Deiner Familie Schande machen sollst?"

Wolf glaubte, der Vater zürne, weil er nie den Mund aufgethan.

„Das war noch das Gescheiteste, was Du thun konntest. Aber wo sitzest Du denn? Da wo Du hingehörst? Wo Deine Standesgenossen sitzen? Wo sie wissen was sie wollen? — Auf die Rechte, hatte ich erwartet, daß Du Dich setzen würdest, wie sichs von Dir versteht, meinethalben noch einen Stuhl hinter ihnen, denn wo erklärter Krieg ist, muß man erklärter Soldat sein. Aber, Junge, weißt Du denn, unter welche Leute Du gerathen bist?"

Wolf meinte, der Vater kenne sie wohl nicht persönlich, sie wären alle honnette, anständige Männer, die Kö-

nig und Vaterland liebten, ſehr verſtändig ſprächen, und vor Allem Friede und Ordnung wollten. Das wolle er, das wolle ſein Vater ja auch.

„Junge, rief der Vater, eigentlich brauchte er noch einen viel ſtärkeren Ausdruck, aus dem Schafſtall, den er ihm an den Kopf warf, haſt Du denn nicht mal ſo viel Grips, um zu merken, daß die verwünſchten Parlalamenter da ſind, damit die Leute anders ſprechen lernen, als ſie denken? Hat's Dir denn nicht der Floh geſtochen, unter was für Menſchen Du geſeſſen haſt? Was ſie wollen: Anſtellungen, beſſere Anſtellungen, Zulage; der will eine Präſidentenſtelle, der aus der Provinz in die Reſidenz verſetzt ſein; der Geld geliehen auf ſein Gut. Speculanten alle auf Avancement und Profit!"

„Nicht alle, lieber Vater," wagte der Sohn zu unterbrechen.

„Dann wiſſen ſie nicht, was ſie wollen. Das ſind grade die allerſchlimmſten. Liberale ſind's! hörſt Du's? Unter verkappten Liberalen haſt Du geſeſſen, die, weil ſie merken, daß es damit jetzt nicht geht, herum laviren, wittern und ſchnuppern, wo der Wind herkommt, — Kerle, die uns heut die Rockſchöße küſſen möchten, wenn's mit Anſtand geht, und morgen, wenn wir das Fahrwaſſer verlören, wären ſie die erſten hinter uns auf der Jagd, als wie ſie jetzt für uns treiben und klappern. Kerle voll lauter weißer Humanitätsſalbe und ohne Geſinnung. Hätteſt Du Dich lieber unter die erklärten Liberalen geſetzt, die Einfaltspinſel und Mondſcheinsträumer, die die Sonne ein bischen blaſſer und den Mond ein

bischen röther anstreichen wollen, damit sie mehr gleich aussehen, oder noch besser, unter die Demokraten. Ja lieber ein rother Halsabschneider als ein politischer Hampelmann. Da weiß man doch, was man hat und was man ist."

Wolf wagte noch ein Mal für die Rechtlichkeit und den Patriotismus seiner Partei zu protestiren; er nannte besonders die Namen zweier Führer, deren Rechtlichkeit und Wohlmeinendheit auch ihre Feinde müßten gelten lassen. Er kam aber übel an.

„Gestohlen haben sie freilich nicht, und kleine Kinder fressen sie auch nicht, und zu einer Whistpartie kannst Du Dich mit ihnen ohne Angst hinsetzen, da schlagen sie nicht die Volte. Aber daß der alte Quarbitz seinen Sohn schicken mußte, damit er auch Katzendienste verrichtete; als ob dazu in Berlin nicht genug Rumtreiber wären! Ja, ja, daß ich Dir den Kopf öffnen muß, Du Kind schon mit grauem Haar dran. Unsre Katzen sind sie, und mit ihren Pfoten wollen Unsre die Kastanien aus dem Feuer holen, weiter nichts. Man streichelt ihnen ein bischen um den Bart; wenn man die Kastanien hat, giebt man ihnen einen Tritt vor den Hintern. Das verdienen sie auch, warum halten sie so schamlose Humanitätsreden! Wenn ich sie lese, ist mir, als müßte ich Milchkaffee trinken, mit klein gerührtem Kuchen drin. Wir wollen Unsers wieder haben, was man uns genommen, dazu haben Dich unsre Freunde in die Kammer geschickt, zu weiter nichts. Und das Ding, was sie Revolution nennen, das war ein charmantes Ding; denn nun kriegen

wir noch weit mehr wieder, auch was im Kehricht liegt, was man uns vor Olims Zeiten genommen hat, auch das! Weiter wollen wir nichts. Und weil man das nicht sogleich jedem ins Gesicht sagen kann, weil's auch andern Leuten den Magen verdorben hätte, brauchte man die Kerle. Zu weiter nichts. Wenn's eine Festung stürmen gilt, treibt man das Gesindel vor, das die Gräben füllen soll; wenn sie voll sind, klettern die auf die Wälle, die sich zu gut halten um im Graben zu liegen. Hast Du Lust dazu, hältst Du Dich für gut genug, ein Fußschemmel zu sein, daß Andre auf Dich steigen — dann erklär' ich Dich nicht für meinen Sohn. — Ach Gott! ach Gott! aber 's ist Alles doch eitel."

Wolf mußte sein Mandat niederlegen, und that es im Grunde recht gern. Recht gern war er zwar in Berlin, der sechs Fuß hohe, gespornte Mann, mit dem blonden Haar, dem rothen Lippen- und Kinnbart, und den hellblauen Augen, die so gutmüthig und schelmisch aus dem sonnegebräunten Gesicht in die Welt sahen, und zu sprechen schienen: „Ist ja doch allens man Quackelei!" Er war auch gern Deputirter, aber lieber in den Austerkellern als in der Kammer, wo er das Licht vermuthlich nicht recht ertragen konnte, denn oft sah man ihn die Wimpern zudrücken, um, ungestört durch die äußern Eindrücke, den Rednern zu folgen. Dagegen erhob er jedesmal, wenn nach dem Schluß gerufen wurde, sehr laut seine sonore Stimme. In den Austerkellern, wenn der Chablis und Champagner ihn lustig machte, verlangte er nicht nach dem Schluß, ja er soll oft Meinungen da

geäußert haben, die ſeine Standesgenoſſen erſchreckt hätten, wenn ſie in der Stimmung geweſen wären ſich erſchrecken zu laſſen. Einmal ſoll er geſagt haben: man möchte es doch nicht gar zu toll treiben, denn man wiſſe nicht, was mal kommen könne.

Dieſer Meinung ſoll auch der alte Iſegrimm in ſeinen letzten Jahren geweſen ſein. Er ſchüttelte oft den Kopf, wenn ſie ihm ſeine theuer erkaufte Kreuzzeitung vorlaſen oder die Kammerreden aus einer der wohlfeileren Morgenzeitungen: „Sie werden noch Alles verderben. Man ſoll an ſich ſelbſt denken, aber doch nicht an ſich allein.“

Es thut uns leid, daß wir noch einige recht tiefe Kümmerniſſe berichten müſſen, die ihn in dieſem ſeinen Alter trafen. Einige nahm er ſchwer, andre leicht.

Wenn ſeine Nachbarn in der erſten ſchlimmen Zeit verzweifelnd die Köpfe zuſammen ſteckten, und, was wohl vorkam, meinten, jeder Wechſel des Regiments, und würden ſie eine Republik oder Ruſſiſch, wäre beſſer als die Pöbelherrſchaft, denn was komme es auf Namen an, wenn man nur unter eine Herrſchaft käme, die den Beſitz ſchützt, da ſchwoll ihm noch auf dem Rollſtuhl die alte Zornader, und er warf um ſich Schimpfworte, wie: „Baſtardbrut!“ Wenn der Edelmann kein Vaterland mehr anerkenne, dann möge ihm ſein Stammbaum geſtohlen werden, denn ein Adel ſei keinen Pfifferling werth, wo Verrath, gemeiner Sinn und reines Intereſſe dahinter ſtecke. Den Quiritzer, der ſo etwas damals wieder geäußert, wollte er gar nicht mehr ſehn — da wäre ihm

Des Mannes Willen
Muß auch im Schlafe ſich erfüllen

und ich hüllte mich in meine Decke mit dem männlichen Willen, vor drei Uhr aufzuſpringen. Der Mond, der mir in Stube und Bett ſchien, verſprach, mich in meinem männlichen Vorſatze zu unterſtützen.

Es kam in Träumen bunt und wild
Von Müh' und Leid ein angſtvoll Bild —
Jetzt ſtrauchelt auf dem Moor das Roß,
Jetzt, daß hinab die Barke ſchoß;
Die Fahne vor dem flücht'gen Heere
Sinkt jetzt — verloren iſt die Ehre;
Dank kehrt — — —

Zurück Erinn'rung aus der Jugend.
Wie jedes Bild ſo ſchnell zerrinnt!
Nun Freunde, die es nicht mehr ſind,
Treuloſe, Kalte, Todte ſchmiegen
Sich eng, und nah'n in Feierzügen,
So warm und freudig und zufrieden,
Als ob ſie geſtern erſt geſchieden.
— — — — — —
— — — — — —

noch der Baron Eppenſtein lieber. Das war das Schwerſte, was Iſegrimm ſagen konnte. — Wie ſeufzte er, daß der alte Wahrnimer Kautzenburg geſtorben: ſolche wahre Edelleute würden immer ſeltener.

Als einige Zeit ſpäter, in einer auch ſchweren Zeit, wo es ſich darum handelte, ob Preußen ſeine erworbenen Rechte im zerſtückten Deutſchland geltend zu machen der alten Kraft wäre, ein Officier — es war leider einer der Vettern aus Quilitz — in einer großen Verſammlung zu denen, welche dieſe Kraftanſtrengung forderten, ſagte: „Meine Herrn, was muthen Sie Preußen zu? Eine Aufgabe, der es nicht mehr gewachſen iſt!“ — als das der alte Iſegrimm hörte, ballte ſich ſeine Fauſt, und aus den greiſen Wimpern drückte er eine Thräne. Worte, um ſeinen Schmerz auszudrücken, fand der alte preußiſche Militair nicht mehr. Aber nach einer Stunde ſagte er — ſonſt hatte er bald vergeſſen, was eben geſchehen —: „Es muß doch recht ſchlimm in der Welt ausſehn. Haben Sie denn dem nicht die Epauletts von der Schulter geriſſen!“ Dann ſetzte er hinzu: „Der arme alte Fritz da oben! Was muß der in der Welt geſündigt haben; wenn der liebe Gott ihn das hören läßt!“

Dann aber vergaß er es. Mit ſeinem Sohn Wolf, wie wir wiſſen, ſtand er ganz leidlich. Nicht ſo mit deſſen Sohn, der auch Wolf getauft war; zur Unterſcheidung nannte man ihn den jüngſten Wolf. Verſtand hatte er, und lernte viel und leicht, ſonſt aber war nichts an dem Semmelgeſicht — wie Iſegrimm ihn nannte; es war eine Frühgeburt — was ihm Freude machte,

obgleich das junge Herrchen den Kopf ſchon früh ſehr aufrecht trug. Er wäre hoffährtig, ehrgeizig und naſeweis, ſagte er, aber kein Edelmann. Er ſtudirte Jura, und dachte ſchon als Referendarius an den Miniſter. Die Verwandten, meinte er, würden ſchon ſchieben. Da kam die Märzrevolution. Damals, nämlich an dem Tage nachher, ſoll er die größte dreifarbige Kokarde am Hut getragen haben, und man ſagt von Reden, die er an den Pappelbäumen und ſonſt wo gehalten, die ich ihm nicht nachſagen will. Er war's nicht, es war die Dröhnung in ihm — die heilloſe Angſt, ſagte Iſegrimm, der's geſehen, wie er, als die Bauern ins Schloß drangen, ſich im Keller verkrochen. Wie durch ein Wunder hatte der junge Herr nach ein Paar Jahren ſchon alles das vollkommen vergeſſen. Von Talent, ein fixer Redner, von der vortrefflichſten Geſinnung, war er bald angeſtellt worden, und ſtöberte auf und verfolgte als öffentlicher Ankläger mit einem Eifer, der faſt ſeine Geſundheit angriff, verlorne, verkommene und verſteckte Demokraten, die froh waren, daß ſie ſich ſelbſt vergeſſen hatten. Seine Anklagereden donnerten und blitzten von Patriotismus und Verehrung und Liebe für Thron und Altar, und Abſcheu vor allem Revolutionairen; wenn er's nur nannte, pflegte er immer zu zittern. Konnte er nichts zum Denunciren und Anklagen finden, blätterte er den Wuſt alter Zeitungen nach, um hochverrätheriſche Aeußerungen, Majeſtäts- und andere Beleidigungen zu finden, wobei er immer ſo glücklich blätterte, daß er ſeine eigenen Reden nicht fand. Kurz, er war ein Exemplar einer dienſtbefliſſenen Beamten-

ſeele; nur konnte er ſich ſeinen Lohn dafür, der ihm ſonſt nicht entgangen ſein wird, nicht im väterlichen Hauſe holen. Sein Vater, der junge Wolf, ſagte: „Junge, ſchäme Dich, und wenn's nichts weiter iſt, Du machſt Dir ja alle honnetten Leute zu Feinden;" der Großvater aber behandelte ihn mit einer ſouverainen Verachtung. Er nannte ihn nur die „Käſemade," und bei Tiſch mußte er unten am äußerſten Ende ſitzen. Einmal hatten ein Paar Schneidergeſellen einem communiſtiſchen Weber aus dem Gefängniß zur Flucht verholfen. Der Weber war längſt über See, die Schneidergeſellen hoffte er aber noch zu attrapiren. Nun traf es ſich, daß die armen zitternden Menſchen in Haus Ilitz den alten Iſegrimm um Gottes Erbarmen fußfällig gebeten, daß er ſie rette, und Iſegrimm war grad in der Laune, daß er meinte, König und Vaterland liefen nicht Gefahr, wenn die armen Schlucker auch nicht ergriffen würden. Er hatte ſie mit ſeinem eignen Sohn grad über die Grenze fahren laſſen, was der junge Wolf auch recht gern gethan, als der jüngſte Wolf, mit Gensd'armen oder was ſonſt, auf ihrer Spur, vorfuhr. Wie der Großvater den Enkel eine Weile hingehalten, und ob er's überhaupt der Mühe werth hielt mit ihm Komödie zu ſpielen, weiß ich nicht, dann aber ſagt er's ihm grad heraus, was er gethan: „Nu, Du Hans Gelbſchnabel, kannſt Du ein Brutus werden. Der fehlte uns grade noch. Präparire Dich zu einer wunderſchönen Rede, daß den Zuſchauern die Thränen von den Backen laufen. Du kannſt Deinen Vater und Deinen Großvater anklagen; alles aus Patriotismus. Das iſt

heroiſch, und macht viel Gerede. Nicht wahr? Und einen Orden kriegſt Du vielleicht auch noch dazu.“

Von einer Anklage iſt nichts bekannt geworden; dagegen erinnert ſich wohl noch Mancher des ſeltſamen Gerüchtes, daß der alte Iſegrimm in ſeinen letzten Tagen ein Demokrat geworden. Etwas iſt daran, aber es hat mit jenem Vorfall nichts gemein. Es verhält ſich ſo.

In Iſegrimms letzten Tagen wechſelte Lichtvolles mit Kindiſchem. Er ſah einmal wieder heiter in die Zukunft, denn, ſagte er, wenn auch Vieles noch zu wünſchen, ſo wäre doch die Cavallerie nun purificirt, und unter den Dragonern und Küraſſieren gäbe es keine bürgerlichen Officiere mehr. Dagegen wäre es nun auch billig, daß man den Bürgerlichen dafür laſſe, was ihnen zukommt, nämlich die Artillerie, und es ſei nicht recht und billig, daß letzthin ſo viele Adlige darin avancirt ſeien, und expreß gegen das königliche Wort in Königsberg und bei der Huldigung: daß jeder Stand das Seine behalten ſolle. Die Artillerie ſei nun einmal für den Bürgerſtand, und was Recht geweſen, müſſe Recht bleiben.

So harmlos der Alte es geſagt, ſolches Entſetzen verurſachte es ein Paar alten adligen Damen, die es mit angehört, in der Erwartung, aus dem Munde des Patriarchen nur Gott, König und Vaterland Wohlgefälliges zu vernehmen. Sie hatten Kinder oder Enkel in der gedachten Waffe. Sie verbreiteten die unglaublich klingende Nachricht in der Stadt, der alte Iſegrimm iſt demokratiſch geworden. Als ſie aus der Stadt wieder aufs Land kam, hieß es ſchon: er iſt roth, dunkelroth. Als

ſie auch in die höchſten Kreiſe drang, äußerte eine hohe Perſon: man müſſe ſo etwas der Schwäche des Alters zu gut halten. Anders faßte es ein General auf, der durch ſeinen kirchlichen Sinn ſich vor Vielen auszeichnete. Er ſah darin keinen Verſtoß der Zunge, nichts Zufälliges, ſondern ein Moment von der allerernſteſten Bedeutung. Der ehrwürdige, chriſtliche und loyale General von der Quarbitz könne das gar nicht geſagt haben, das ſei der Teufel ſelbſt, der aus ſeinem Munde geſprochen. Grade bei der hohen Bedeutung, welche die Artillerie gegenwärtig im Kriege habe, bei der unleugbaren Thatſache, daß ſie in den Händen Ehrgeiziger bei den Revolutionen eine fürchterliche Rolle geſpielt, und endlich bei dem gleichfalls nicht abzuſtreitenden Factum, daß ſie eine Waffe ſei, die in der Bibel noch nicht vorkommt, und wo man leider nothgedrungen die Wiſſenſchaft und Kunſt, in welcher der Teufel ohnedies ſitzt, zu ihrer Handhabung und Vervollkommnung zu Hülfe rufen müſſe, ſei es augenfällig und bedürfe keines Beweiſes, daß der Teufel, welcher alle Revolutionen macht, ſein beſonderes Augenmerk auf die Artillerie habe. Da nun im Bürgerſtande, unbeſchadet die ehrenwerthen Ausnahmen, mehr revolutionaire Elemente lägen als im Adel, ſo ſei es ganz natürlich des Teufels Tichten und Trachten, dieſe Waffe ganz in die Hände des Bürgerſtandes zu ſpielen. Satan, der wie ein brüllender Löwe durch die Straßen der Hauptſtadt zieht, ſei es dort nicht mehr um Eroberungen zu thun, wo er ſchon, trotz Sabbatsfeier, Kirchenräthen und Kirchentagen ſo viele Altäre,

Burgen und offene und geheime Alliirte habe, aber auf das Land, wo Treue, Gehorſam und Gottesfurcht noch zu Hauſe ſei, richte er ſeine Blicke, um ſich Verbündete und Knechte zu ſchaffen. Da reine Charactere, ja einen durchaus ritterlichen zu verführen, ſei ihm wichtiger als anderswo hundert Lumpenſeelen, die ihm ohnedies zufielen. Was dürfe man ſich alſo wundern, wenn er, bei ſeiner unberechenbaren und unbegreiflichen Macht, ſeine Netze gerade auf den reinſten und ritterlichſten Character geworfen, und er, dem kein Mittel zu ſchlecht, die Schwäche des Alters benutze, und den Patriarchen Worte vorſtoßen laſſen, die ſo kindlich unſchädlich klängen, wenn ſie nicht einen ſo infernaliſchen Hauch verbreiteten und von ſo diaboliſcher Tragweite wären.

Der Patriarch ſollte gerettet, oder vielmehr der Satan ausgetrieben werden. Mit dieſem Vorſatz fuhr der General mit Courierpferden nach Jlitz. Es kam noch ein anderes Motiv dazu. In der bewußten Provinz war politiſch kaum mehr etwas zu beſſern; überall waren Preußenvereine und Arme des Treubundes, wobei ſich beſonders die Querbelitzer auszeichneten, voran ihr Schulze Lamprecht. Einen Weinreiſenden, der einmal einen viel beſprochenen Wahl-Katechismus in der Schenke geleſen, ganz ſtill für ſich, hatten ſie auf der Stelle gefaßt und mit gebundenen Händen nach Nauwalk transportirt. Wenn der Bürgermeiſter ihn frei ließ und die Juſtiz ihn frei ſprach, war's nicht ihre Schuld. Dagegen ſah's mit dem kirchlichen Sinn in der Provinz nicht ſo aus, wie man's in Berlin wünſchte, und gerade die Querbelitzer

waren's, die immer vom Katholiſchmachen ſprachen. Namentlich wollten ſie abſolut nichts von der perſönlichen Exiſtenz des Teufels wiſſen, und citirten den alten Fritz, was der dazu ſagen würde. Dieſer Starrſinn in einer ſonſt ſo trefflich geſinnten Bevölkerung erſchien um ſo bedenklicher, als grade damals auch in Berlin ein Geiſtlicher, weil er den perſönlichen Teufel leugnete, ſo großen und gerechten Anſtoß erregte. Vergebens war eine vornehme Dame, aus der Gegend gebürtig, die in ihrer Jugend viel von den Anfechtungen des Teufels zu erleiden gehabt, dafür jetzt ſehr rechtgläubig, aber noch immer munter war, umher gereiſt, und hatte die Bauern zu bekehren verſucht, daß ſie wieder an den Teufel glauben ſollten. Sie hatten ſich immer in den Kopf gekratzt und gemeint: „Der alte Fritz müßte es doch beſſer gewußt haben.“ Hier galt es, Jemanden in ſein altes Recht wieder herzuſtellen, ſein Daſein zu retten, und wenn es auch der Teufel war. Darum lohnte ſich alſo wohl, meinte der General, auch eine Reiſe mit Courierpferden.

Aber es waren keine zehn Minuten verſtrichen ſeit er zu Iſegrimm ins Zimmer getreten, als er ſchon die Treppe ſchneller wieder herabkam, als er hinaufgeſtiegen, und in die Caleſche ſpringend zu ſeinem Begleiter ſagte: „Das iſt ja ein ſackgrober Kerl.“ Weiter ſagte er nichts, und hat auch nachher nichts mehr geſagt. Die Diener haben nur etwas Tiſch- und Stuhlrücken gehört, was der Alte, wenn er polterte, noch ſehr gut konnte, und als der Beſuch aus der Thür ſtürzte, den Wunſch Iſegrimms: er möge ſich zu dem ſcheeren, den auszutreiben er her-

gekommen! — Die Sache blieb nicht ohne Folgen. Bei der Rundreiſe einer hohen Perſon durch die Provinz war auch ein Beſuch bei dem Patriarchen angeſetzt. Dieſer Beſuch unterblieb.

Trotz aller dieſer Widerwärtigkeiten ſah Iſegrimm mit Troſt und Heiterkeit ſeiner Auflöſung entgegen. Lebte er doch in einer glücklichen Familie. Sein Sohn Wolf ſtörte ihn nicht, die andern Kinder deſſelben waren gut geartet; den poſitiven Troſt gewährte ihm aber die Predigerfamilie. Da ward er nicht allein geliebt, er ward auch verſtanden. Mauritz beide Söhne waren es, in denen er ſein Blut fortleben ſah, es war in den jungen Leuten eine geiſtige Verwandtſchaft mit dem Großvater, derſelbe kernige Sinn, wenn auch in anderer Richtung. Was aus ihnen geworden, oder werden wird, wo iſt dazu hier der Ort, es zu erzählen.

In den letzten Tagen ſchien den Alten noch etwas zu drücken. Sein Beichtvater und Freund mochte es zuerſt als eine ſeiner Altersphantaſien anſehen, bis er inne ward, daß er bei klarem Verſtande war. Es quäle ihn ein Bekenntniß, eine Schuld, ſagte er, ehe er in die Ewigkeit übergehe. Aus einzelnen Andeutungen glaubte Mauritz zu ſchließen, daß er die Härte bereue, die er anfänglich gegen ihn und ſeine Liebe bewieſen. Iſegrimm drückte kopfſchüttelnd Mauritz Hand: „Ich hätte früher nachgeben ſollen, da es ja ſchon bei mir beſchloſſen war. Ich fürchtete mich nur vor mir ſelbſt und wartete auf eine Gelegenheit. Da mußte ich ſechs Jahr warten, aber Du — Ihr — aber Ihr habt mir das vergeben.

Das ist ja alles gut geworden und besser, als ich dachte."

Mauritz benutzte die Gelegenheit, ihn an die verstorbene Caroline zu erinnern. Ob er sich da etwas zu Schulden kommen lassen, daß er ihr nicht vollständig vergeben? „Sie ging in ihr — Leben hinein ohne des Vaters Segen." Der Alte schien die Worte zu wiegen, schüttelte jedoch den Kopf: „Soll man die Sünde segnen? — Und doch — doch, da liegts. Mein Leben sollte eine ganze Wahrheit sein, drauf war ich stolz und — ich habe mein Leben lang an einer großen Lüge geschleppt." Jetzt zum ersten Male bekannte er, was er im Feldlager des Marschalls von dem wahren Marquis d'Espignac vernommen. „Ich schwieg und log aus Liebe zu meinem Kinde, und die ist nun wohl verdammt!"

„Sie wird dieselbe Fürsprecherin vor dem Throne der Ewigkeit finden, sagte Mauritz — ihre unendliche Liebe zu dem Manne, dem sie ihr Alles opferte; und wenn sie nachher verirrte, vielleicht Entschuldigung, weil dies einzige Licht, dem sie folgte, ihr unterging."

„Kann der Gott der Wahrheit die Lüge vergeben?"

„Die er zuließ; denn er schleuderte keinen Blitzstrahl in jene Gruft in der Normandie. Nennen wir das Häßliche mit einem sanfteren Namen — Illusion. Wie viele Illusionen ließ er auf dieser irdischen Welt zu, wie viele herrschten nach seinem unerforschlichen Rathschluß durch Jahre und Jahrhunderte, wie viele mögen noch herrschen bis dahin, was wir Ewigkeit nennen, und der Gott der Wahrheit ließ und läßt sie zu, vielleicht als Mittel, um

uns zu erziehen, oft nur dann den Schleier lüftend, um zu unſerer Demüthigung uns hineinblicken zu laſſen, wie weit wir noch entfernt ſind von der Wahrheit, auf die wir ſtolz ſind und uns brüſten, und die nur bei ihm iſt."

Bei Iſegrimms Begräbniß fehlte es nicht an Theilnehmern von weit her und einer würdigen Pracht. Die Familie war aber getäuſcht, wenn ſie auch von oben her Zeichen dieſer Theilnahme erwartet hatte. Das iſt das Tragiſche bei denen, welche ihres dem öffentlichen Leben gewidmet, daß die Geſinnungen und Verdienſte einer langen Laufbahn, auch einer, die beinahe ein Jahrhundert fleckenlos gedauert, durch einen kleinſten Fleck, es braucht kein Verbrechen, kein Fehltritt zu ſein, nur ein Verſtoß, wie ausgelöſcht erſcheinen. Die gütigſten Geſinnungen zeigten ſich auch hier, den Todten zu ehren; aber es ward eingewandt: nach dem letzhin Vorgefallenen ſchicke es ſich doch nicht, denn der General habe weder widerrufen noch bereut, und wenn auch Gott in ſeiner Allmacht und unerſchöpflichen Gnade ihm ſeinen Irrthum in Bezug auf die Artillerie, ſelbſt ohne Reue, vergeben dürfe, ſo ſei dies doch anders mit einer weltlichen Autorität, die Pflichten und Rückſichten habe auf das von Gott ihr verliehene Amt. Jetzt ihn ehren, wie das Herz es wünſche, heiße ſeinen Irrthum ſanctioniren, und könne zu Conſequenzen und Auslegungen führen, deren Tragweite Niemand zu berechnen vermöge.

So iſt es denn gekommen, daß es über ſeinem Grabe noch immer wie ein leiſer Nebelſchleier ſchwebt. Man ſagt nicht gerade: er iſt als Demokrat geſtorben; aber

Gekoſe nun im ſtillen Hain
Mit ihr von Liebesluſt und Pein —
Erröthend hört ſie an und neigt
Den Kopf, o Luſt, die Hoffnung ſteigt,
Er ſucht die Hand, die ſie ihm läßt,
Und als er ſie zur Lippe preßt,
Jetzt plötzlich wandelt ſich — —

Nämlich dies alles träumte der Ritter Fitz James, der ſich bekanntlich auch am Ende verwandelt. Ich habe dazu keine Ausſicht, da mein Paß, meine Anſtellungsdiplome, Geburts- und Entlaſſungsſcheine ſo genau mit Taufregiſter und Dienſtakten ſtimmen, daß ich die allgemeine Hoffnung, ich ſei ein ausgetauſchtes Kind, und könne noch zu hohen Eltern kommen, faſt für ein Linſengericht verkaufte, wenn ich Eſau's Geſchmack theilte. Aber geträumt habe ich auch — der Schulmeiſter — Marion mit mir in der ſtillen Schlucht an der Loire — der ſtumme Bettler — der häßliche Kerl, — er ſteckte das Haus an, und die Feuerfunken kniſterten über mir und fielen auf das Dach, daß ich entſetzt aus dem Bette fuhr. Der Mond warf einen letzten Blitz durchs Fenſter, dann zog eine dicke ſchwarze Wolke drüber, es ſchlug drei Uhr und oben auf das Dach peitſchte und ſchlug es

wenn Einer fragt: wie war es denn bei seinem Tode? zuckt wohl ein Anderer die Achseln, und sucht Beschönigungsgründe; das ist aber schlimmer, als wenn er geradezu sagte: er war ein Demokrat. Ein Beamter von der besten Gesinnung, der nach Berlin reiste, seine Carriere noch zu beschleunigen, wollte unterweges das Grab des Mannes besuchen, der ihm als eine Säule ritterlicher Loyalität gepriesen war, um mit dem Veilchenstrauß einer solchen elegischen Erinnerung an der Brust eine gemüthliche Entree zu machen. Als er aber von den letzten Vorfällen hörte, und daß keine Equipage dem Sarge gefolgt sei, kehrte er auf der Stelle um, und setzte sich rasch in den Wagen; vor der Schenke sagte er laut: es sei ein Mißverständniß gewesen, er habe einen anderen Quarbitz gemeint. Was vielleicht noch schlimmer, in mehreren höheren Kreisen hat man das geringfügige, zum Grunde liegende Factum längst vergessen, man erinnert sich nur, daß etwas vorgefallen ist, was damals mißfällig bemerkt worden. Man erinnert sich auch wohl, daß man seiner Zeit von einer Hinneigung zu demokratischen Grundsätzen gesprochen. So etwas zu untersuchen ist weder Anlaß noch Zeit, und so bleibt der Fleck, weil er nicht gefaßt werden kann, noch heute schweben. Zu einer sehr confidentiellen Mission sollte schleunigst ein Diplomat fortgeschickt werden. Ein Quarbitz war an der Reihe, und es war auch sonst gegen seine Befähigung nichts zu sagen, wenn nicht eine Stimme, als das Diplom schon ausgefällt werden sollte, rief: „Ist da nicht einmal in der Familie etwas passirt!“ Eben das glaubten alle zu wis-

ſen, aber Keiner wußte im Augenblick was. Im Augenblick aber mußte entſchieden werden, und man ging vom Träger des Namen Quarbitz zu dem eines anderen über, der heut für die glücklich beendete Miſſion hohe Orden trägt. Fortuna hat keine Geſetze. Viel mag indeß auch die Leichenrede beigetragen haben, die der auch hochbetagte Prediger Mauritz hielt, und die alle Zuhörer in Verwunderung und Erſtaunen ſetzte.

Es ſchien wieder in dem ängſtlich gewordenen Mann, der noch vor kurzem überall Geſpenſter, und aus allen Ritzen den böſen Feind ſeine Krallen ſtrecken ſah, um Gottes ſchöne Weltordnung anzunagen, ein Schauer jenes Lichtes plötzlich aufzuflacken, welches ihn einſt erleuchtet hatte. Er ſprach, als wenn es erſt im Augenblick ihn überkam, wo er auf den Kirchhof trat: wie ein ſchönes Werk, das Gott auf Erden werden ließ, durch eine Reihe großer Fürſten und erleuchteter und muthiger Geiſter, durch den treuen Sinn eines einfachen guten Volkes, jetzt wieder zerklüfteter und zerriſſener ſcheine denn je, durch die Beſtrebungen derer, die es auf ſeine Urbeſtandtheile zurückführen möchten. Wie man die auch benenne, wie man auch mit ihnen ſchön thue, es liege doch nur zum Grunde die Selbſtſucht der Creatur, die am Beſitz hafte, und weil ſie nichts von dem wolle fahren laſſen, was ſie einmal beſeſſen, ſich noch ihrer Tugendhaftigkeit rühme, und das Rechtsſinn taufe, was vor dem Schöpfer Selbſtliebe und Egoismus ſei. Warum habe denn Gott jene großen Geiſter ins Leben gerufen, welche die Einheiten ſchufen, die man Staat nennt, welche

gewaltſam hineingriffen in die beſtehenden Rechte der Einzelnen und der Völker, wenn die ewige Weisheit gemeint, das Ziel ſei zu erreichen, ſobald nur Jeder thue, was Recht ſei, gebe, wozu er verpflichtet, opfere, was er Luſt habe! Sei das nicht auch Empörung gegen Gottes Willen, der hinrauſche durch die Geſchichte, daß wir ihn in dem großen Buche nicht leſen wollen. Und weil Alles ſo Empörung ſei, habe er die Welt ſtrafen wollen dadurch, daß er falſche Propheten in Stahl und Feuer ausrüſte, aber keine wahrhaft freien und großen Geiſter mehr ausſende, um die Welt zu retten und zu erlöſen aus den Ketten des Egoismus: „Nirgend, nirgend! rief er, erſtand einer, wo wir ſagen können: in ihm iſt Gott; nicht in den tobenden Völkern, nicht unter den verbitterten Fürſten, nicht unter den Reichen und Großen der Länder. Sie alle dachten, die, als ſie den Sturm aufriefen, die, als ſie ihn beſchworen, nur an ſich, an ihr Haus und ihre Nächſten, es war das Intereſſe, was ſie zu Löwen erhub und Geierflügel an ihre Schultern band. Wenn jene alles auf einen großen Haufen warfen, Perlen und Edelſteine unter Vogelfutter und Scherben, die rechtlich und emſig geſammelten Vorräthe einer treuen und ſparſamen Vorzeit, nur um zu theilen, wenn ſie das tauſendjährige, noch geſunde Pfahlwerk ausriſſen, auf dem die Häuſer unſrer Vorfahren ſtanden, um es als Brennholz für einen Winter zu zerklopfen, ſo praſſen und ſo ſcharren dieſe wie bankrotte Kaufleute, die täglich wieder einen neuen Bankrott befürchten, und nur die Augen der Menge blenden möchten, um derweil

bei Seite zu ſchaffen. Sie denken nur an ihre Noth, nicht an die Noth und das Bedürfniß Aller, der Menſchheit. Noch weniger an das Licht, das er über uns ausgoß, und es iſt ſein höchſtes Geſchenk, und wir ſind als ſeine Verwalter beſtellt. Wie verwalten wir es? Daß wir es unter den Scheffel ſetzen, weil es einige Kurzſichtige blenden, weil es in der Zugluft unſre Scheunen und Vorrathskammern anzünden könnte. Darauf ſind ihre Gedanken gerichtet, darauf geht ihr Sinnen und Trachten, auf die Scheunen und Schatzkammern. Und in dieſer Welt des Egoismus, wo die Materie über alles ihre bleiernen Flügel breitet, von unten bis oben, mit ſcheinheiligen Namen getauft, gehätſchelt und geliebkoſt von den Gewaltigen, wie ſoll da der Herr eine Seele wecken, die als Prophet und Richter ſeinen Geiſt ausſtrömt! Sie würden ſeine Sprache nicht verſtehn. Aber was iſt unſre Zukunft ohne die großen Männer, die ſeinen Geiſt hauchen, ohne die Gerechtigkeit, die nichts mit Rechten und Gerechtſamen zu thun hat? — Ein Körper, aus dem das Salz verflüchtigt, die Quellen vertrocknen und das Waſſer verſiegt, aufzugehen in Fäulniß, in Staub zu zerfallen.“

Dann wandte er ſich nach einer Pauſe, die von ſeiner innerſten Erſchütterung ſprach, zu den großen Geiſtern, Männern und Geſchlechtern vor uns, die, Gott im Auge, nur für ihre Nachkommen gedacht und gewirkt, die Bäume gepflanzt, deren Früchte wir eſſen, unter deren Schatten wir ruhn: „Solcher Gerechten Einen begraben wir heute, der beſſere Zeiten geſehn, und in die ſchlechten ſeinen guten Sinn herüber nahm. Wer iſt Richter über die Todten, wer

übernimmt am Grabe eines theuren Geschiedenen, seine Irrthümer zu zählen? Der Herr, der uns sein Licht gab, färbte unsere Augen verschieden, daß wir seinen Glanz verschieden sehn. War sein Gesichtskreis klein und gemessen, der Strahl seines Auges gebrochen, wo er in die Ferne hinaus schaute, wie voller Gesundheit und Klarheit war er Herr in dem Hause, das seine Kraft bemaß! Nein, er diente nicht den falschen Propheten, die als erstes Gebot das Mein und Dein setzen, und statt des heiligen Geistes das heilige Besitzthum anbeten. Oft zückte in dem Greise der Unwille auf, wenn er sie auf den falschen Wegen betraf, und hätte Gott ihm Jugendkraft bewahrt, er würde, ein anderer Moses, die Tafeln, die sie schänden, ihnen vor die Füße geschleudert haben. Er war rein von Eigennutz, rein von der Sünde, daß er den Götzendienst vor seinen Altären zu einem Gottesdienst vor dem Herrn gestempelt, vor dem Besitz und Eigenthum Staub sind; er haucht und sie vergehen. Es ist alles Staub vor ihm, bestimmt zu vergehen, wenn das Maß voll ist; aber Eines ist das festeste, es dauert am längsten, es ist der Baum, dessen Wipfel bis an die Schatten der Ewigkeit rauschen — das Vaterland. Dem war er ein Vasall, ein Leibeigner und Höriger, es gab keinen getreueren; und wie dort, wies er auch hier die falschen Propheten von sich, die sprechen: was ist es und was thut es? Es ist auch nur ein Hauch und Schall, der vergehen wird, und Anderes bleibt, und bei dem bleiben wir. Das ist das Ungeziefer, das aus einem Hause zieht, wenn der Einsturz droht, das ungetreue Gesinde,

das den ſterbenden Herrn verläßt, der keinen Lohn mehr ſpenden kann. Nein, er blieb beim Vaterlande, wie das Blatt am Baume, ſonſt verwelkt es — und wenn er ihm grollte, er opferte ihm doch ſein Herzblut, ſein Alles — Das war er — mir war er mehr — mir —

Mit Aengſtlichkeit hatten die Zuhörer die ſchwankende Stimme bemerkt; wie ſeine Glieder ſchwankten, konnte ſie unter dem Talar nicht ſehen. Die Leichenrede war nicht geſchloſſen, Mauritz ſank ſeinen Söhnen in die Arme, und am folgenden Tage war er dem Vater, der ihm mehr war, gefolgt. Die Aerzte ſagten, er wäre an ſeiner alten Wunde geſtorben, die in jedem Frühjahr ſeine Lunge und Nerven angriff. Andere ſagten, an der Rührung

Die Predigerwittwe, noch immer, konnte man ſagen, eine anmuthige Matrone, von freundlichen und klaren Zügen, hielt am Begräbnißmorgen ihre beiden Söhne umſchlungen. Schmerz und Trauer hatten ihren Blick nicht umflort, ihre Augen kaum geröthet: „Danket mit mir Gott; Euer Vater iſt geſtorben wie er gelebt hat. Nur hatte ſich ein trüber Flor um ſein helles Auge geſpannt. Es war nur die Krankheit der Zeit, an welcher ſo mancher ſonſt Starke und Gute erlag. Sein klarer Geiſt iſt nicht erlegen. Der Herr war über ihm in ſeinem Tode und ſprach aus ihm mit Sehermunde. Aber ſeine Rede war nicht zu Ende; er war ein Chriſt, alſo hätte er nicht mit Verzweiflung über die Zeit geſchloſſen. Als Chriſt hat er uns oft gepredigt, daß auch für Völker eine Wiedergeburt iſt, wie aus den Ketten der Sclaverei und der Sünde, auch aus denen der Selbſtſucht und der Ma-

terie. Darum, meine Kinder, gehet muthig wie er in die traurige Zeit vor Euch, ach eine doppelt traurige für Jünglinge, wo der stolze Gedanke, die edle Begeisterung für Ideen, die Eure Väter über sich selbst und das Alltagsleben erhoben, angefeindet, ja verrufen sind. Die armen Jünglinge, woran soll ihr Geist sich halten, um nicht im Stumpfsinn, in leerer Eitelkeit und Sinnenlust zu versumpfen! Ihr, nein, Ihr habt Eures Vaters Beispiel vor Augen, Ihr werdet nicht verzweifeln unter dem Knechtssinn und der Scheinheiligkeit, Ihr werdet Euch nicht überwinden lassen von der bösen Zeit, sondern sie überwinden mit Gutem, wenn Ihr frei, stark und wahr bleibt."

Unsre Geschichte ist hiermit zu Ende; weiter hinausgeführt wird sie kein billiger Leser fordern. Einige aber unsres vorangehenden Gemäldes: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht," die auf dieses Bild des Zertretenwerdens eines erwarteten, welches die vollständige Erhebung und Wiedergeburt des Vaterlandes darstelle, werden sich getäuscht finden. Das konnte nicht unsre Absicht sein. Der historische Maler läßt nicht auf die Knechtschaft in Aegypten die Eroberung Palästinas folgen; seine nächste Aufgabe ist die Wanderung durch die Wüste. Andere, namentlich

Neuzeit. Verwerfe man, wenn man will, die Gattung; aber wo das Sonnenlicht des Tages, die ſtürmiſche Nacht, der brennende Schmerz noch blutender Wunden, die Leiden und Freuden eines Volkes, dem Maler, der ihm angehört, die Farben und Tinten eingeben zum Gemälde, was ſo ein Theil wird ſeiner ſelbſt, da reichen die Vorſchriften nicht aus, nach denen ein Tom Jones und Wilhelm Meiſter gebildet ward, auch nicht die, welche ein Walter Scott ſich kunſtreich ſelbſt geſchaffen, um mit elegiſcher Ruhe die Zuſtände eines geweſenen Volkslebens zu ſchildern.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Isegrimm.

Vaterländischer Roman

von

W. Alexis (W. Häring).

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Carl Barthol.

1854.

allerdings, aber nicht von Feuerfunken, ſondern vom Regen.

Keine Magd, kein Aufwärter, ich packte meine Sachen zuſammen, machte meinen eigenen Laſtträger und tappte die Treppe hinunter in die allgemeine Küche. —

Wenige Kohlen beleuchteten vom niedrigen Heerde aus den unheimlichen Ort. Kein Zeichen des Lebens, als ein tiefes Schnarchen. Aus dem ungeheuern Rauchfange, nach Franzöſiſcher Art, in der Mitte der geräumigen Küche, hätte ein Heer von Poltergeiſtern ſteigen können, ſeine nächtlichen Reigen zu beginnen.

Ich legte mein Gepäck ab und fachte das Feuer an, da kein Poſtlärm mich aus dem unheimlichen Dunkel und von der empfindlichen Kälte zu erlöſen kam. Aufgefundenes Reiſig flackerte luſtig auf und entzündete auch den nur halb verkohlten Büchenkloben, ſo daß ich bald die Dinge umher unterſcheiden konnte. Eine Reihe Schläfer auf der Streu.

Tief in den Mantel gehüllt, ſetzte ich mich an's Feuer, ſo weit es ging von der Atmoſphäre der ſchlafenden Fuhrleute entfernt. Achtſam auf jeden Laut, der eine nahende Diligence ankündigen

Dorothe.

Dorothe.

Ein Roman aus der Brandenburgischen Geschichte

von

W. Alexis (W. Häring).

Erster Theil.

Berlin.
Verlag von Carl Barthol.
1856.

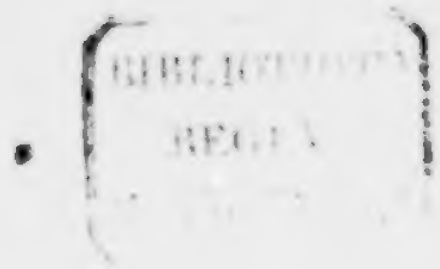

Erſtes Kapitel.

Das verſchwundene Dorf.

Der Schweiß träufte vom Geſicht der beiden Reiter, welche, in ein Geſpräch vertieft, ihrem Gefolge langſamer nachritten. Die heiße Juniſonne brannte den Sand zu Pulver, und das Auge ſah, wo die Kiefern ausgingen, nur verſengte Raſenflecke und Sträucher, die beim Windesweben ihre verdorrten Knospen, Staub zum Staube, opferten. Ein ſcharfes Auge entdeckte noch mehr — Ackerfelder, die es geweſen, mit Hedderich und Diſteln überwuchert, vom Flugſand überſchüttet, Brandſtätten und Schutthaufen; hier ſtarrte noch die ſchwarze Kohle heraus, dort übergrünte ſie ſchon geiles Neſſelkraut, und der Huflattich ſchien, indem er aus ihrem Schooß Kraft ſaugte, mit ſeinen breiten Blättern die Schmach der Verwüſtung überdecken zu wollen.

Die Reiter hatten ſchon viele Bilder dieſer Verwüſtung geſehen und gezählt, aber nicht wie die Leute aus ihrem Gefolge, welche gleichgültig oder lachend und ſingend wie bei etwas Alltäglichem vorüberzogen. Die beiden Herren ſahen nichts Neues, aber ſie betrachteten wie aufmerkſame Männer, die an die Er-

ſcheinung einen Sinn knüpfen, und ſich wohl fragen: warum mußte es ſo ſein?

Der eine, deſſen Federhut und Halskrauſe den Edelmann verrieth, mit dem ſonnengebräunten ernſten, doch nicht unfreundlichen Geſicht, gehörte dem Lande an; ſo etwas erkennt, wer Augen dafür hat, auf den erſten Blick. Es war der Landeshauptmann Balthaſar Ewald von Alvensleben, vom Kurfürſten beauftragt, die wüſt gelegenen Dörfer und Feldmarken in der Provinz zu verzeichnen, Regiſter aufzunehmen und kurfürſtlicher Kammer Bericht abzuſtatten. Auf ſeiner Inſpektionsreiſe war er mit dem anderen zuſammengetroffen, in dem ein Kenner eben auch ſchon ſehen mochte, daß er nicht zum Lande gehörte, ſondern irgendwo aus einer gelehrten Fremde ſtamme. Aus ſeiner weißen durchſichtigen Hautfarbe und der feinklingenden Lippenſprache, welche alle Ziſchlaute vermied, mochte man auf eine Abkunft aus den Küſten der Oſt- oder Nordſee ſchließen. Es war der Magiſter Benedict Skytte, welcher in Geſchäftsangelegenheiten nach Berlin reiſte, oder, wie er fallen ließ, von Sr. kurfürſtlichen Gnaden dahin berufen ſei. Vielleicht war es das, was den Landeshauptmann gern ſeine Begleitung annehmen ließ. Es war aber ein Magiſter, der von einer holländiſchen Univerſität kam, eine Reſpektsperſon, mit der auch ein angeſehener Edelmann in ein Geſpräch ſich einzulaſſen nicht als ungeziemend von ſich wies. Im Uebrigen ſaß der Gelehrte, ein noch junger Mann, auch recht ſtattlich und ſicher zu Roß; ſeine Lippen,

von dem blonden Barte zart umſchattet, waren fein geſpitzt, und die hellblauen Augen warfen kluge, zuweilen recht ſchlaukühne Blicke umher. Item es war ein Geſellſchafter, den man allerwärts, beſonders in einer wüſten Heide, wo einem Edelmanne ſonſt nichts Vernünftigeres aufſtößt, ſich gern gefallen läßt.

Auch dem Magiſter war die Begleitung gewiß erwünſcht. Welche Gegend, wenn man auf eine Meile nur die Mauern einer Stadt verlaſſen, war dazumal ſicher! Es waren wieder dreißig Jahre vergangen, ſeit der Krieg, der dreißig Jahre gedauert, ſein unſeliges Ende erreichte. Vieles war freilich beſſer geworden, aber es war noch weit mehr zu beſſern, und neue Kriege hatten die brandenburgiſchen Marken aufs Neue verwüſtet. Jetzt verlautete zwar, daß der große Krieg, den der Kurfürſt Friedrich Wilhelm zu Deutſchlands und ſeines Landes Ruhm ſo glorreich gegen die Schweden ausgefochten, und gegen den franzöſiſchen König, den vierzehnten Ludwig, mit Ehren beſtanden, auch ſeinem Ende nahe, daß Kaiſer und Reich Frieden wolle, und der Kurfürſt wohl den ſiegreichen Degen würde in die Scheide ſtecken müſſen, aber man war nicht überall frohen Muthes darüber, und wo die Kriegsfurie getobt, ſind ſo viel Plagen losgelaſſen, daß auch ein Herkules ſie nicht auf ein Mal einfängt und feſſelt.

Jetzt wo die Reiter einen Kiefernwald hinter ſich ließen, brannte die Nachmittagsſonne wieder ſo empfindlich und dauerhaltig herab, daß ihr Geſpräch von ſelbſt verſtummt war, und weder das feine weiße Tüchlein

des Fremden, noch die mächtige Handfläche des märkischen Edelmanns im Stande war die Stirn nur auf Augenblicke trocken zu halten. Der Letztere schaute sich in der gluthweiß dunstenden Gegend um, und als er, wo der Boden sich in einen Thalgrund senkte, — wenn man die Rinne im Sand so nennen kann, durch welche ein spärlicher Bach seinen Weg suchte — es da unter ein Paar dürftigen Rüstern noch grün schimmern sah, hatte er sich vom Pferde langsam mit den Worten gelassen: „Wir kommen doch heut nicht weiter als bis zum wendischen Krug, und den erreichen wir ohnedem ehe die Sonne zur Rüste geht.“ Als er seinen Leuten winkte, daß sie fürder reiten sollten und Quartier machen, hatte der Gelehrte sich etwas bedenklich umgesehen, ehe er vom Sattel stieg, der Herr von Alvensleben, der ihn wohl verstand, aber hinzugesetzt: „Die Schnapphähne, mein werther Herr, haben Witterung als wie das Wild und wo die kurfürstliche Inspektions-Commission die Runde macht, verkriechen sie sich wie der Maulwurf.“

Herr Benedict Skytte ließ seine Blicke umschweifen, als wollte er sich überzeugen, ob wirklich kein Maulwurf zu hören sei. Da konnte er sich beruhigen, es regte sich kein Lüftchen, nur die Finken und Meisen zwitscherten in den Büschen und von Bewegung war nichts zu sehen als der Staub, der unter den Hufen des abziehenden Gefolges in die Luft kräuselte und jetzt auch schon verschwand. Dagegen sah er, daß sie recht eigentlich inmitten einer Zerstörung ruhen wollten;

die Hügel waren überwachsene Schutthaufen von verbrannten Häusern; wo kreiselförmig aus der Tiefe die Brennnessel aufschoß war ein verschütteter Brunnen. Vom Kirchthurm stand noch eine Ecke seiner Untermauer von roh behauenen Granitquadern. Ein minder in Alterthümern bewandertes Auge hätte es für den Rest eines alten Wartthurms halten mögen. Der Magister hatte aber für dergleichen ein scharfes Auge, und dieses Auge entdeckte auch etwas, das auf den ersten Blick einem Furchtsameren vielleicht für eine Art Maulwurf gegolten hätte. Es war der Kopf eines Schäfers, der am Boden liegend sein trocknes Haferbrod zu einer ebenso trockenen Rübe kaute, und sich jetzt verdrossen aus einem langen Schlafe aufrichtete, um den Hund nach den wenigen traurigen Schafen streifen zu lassen, welche in den grünen Ritzen des Erdreiches an ihrer eben so kümmerlichen Atzung nagten. Dies verthierte Gesicht glotzte den Fremden an und verzog den Mund auf seine erste Frage: wie der Ort heiße? eine Gesticulation, die in artikulirtem Deutsch lauten würde: Ich verstehe Dich nicht.

„Wie das Dorf geheißen hat, habe ich Dich gefragt?" wiederholte der Fremde im deutlichsten Plattdeutsch, dessen er Herr werden konnte.

Der Mann schüttelte den Kopf, was diesmal hieß: er wisse es nicht.

„Mensch, bist Du aus der Gegend hier?"

Der Mensch grinste, was diesmal bedeutete: Ich verstehe Dich vollkommen, und wie kannst Du solche

möchte, verging jede Anwandlung des Schlafes, und die Erwartung ließ ſelbſt keine Ruhe zu. Aber kein fernes Geraſſel, kein Peitſchenknall, kein Pferdegewieher. Nur der Regen ſchlug gegen die Scheiben, der Wind heulte im Schornſtein und eine Katze lief miauend über die Straße.

Es ſchlug Vier. Eine Maus huſchte unter dem Heerde hervor und in das Stroh. Kein Hahn krähte, keine Seele regte ſich.

Halb Fünf! Ich glaubte, in la Charité iſt die Welt zu Ende. Wie, wenn über Nacht alles Leben erſtarrt wäre! Alle verſteinert, nur ich das einzige lebende Weſen unter den Bildſäulen. Schon wieder überſchlich mich der Wunſch nach der Heimath. Nur ein Weſen, mit dem ich ein Wort reden konnte — Wort mit Worten tauſchend mich zu überzeugen, ob dies alles wirklich iſt, oder noch Traum?

Wenn es nur ſtärker regnete, aber dies ewige Einerlei! In der grauſenvollen Angſt vor dem Nichts raffte ich mit beiden Händen Reiſig auf und warf es mit einem Male ins Feuer. Kniſternd ſtieg der ungeheure Brand in den Rauchfang auf, eine fürchterliche Helle, damit es gleich darauf deſto dunkler werde.

Frage an mich richten. Woher soll ich denn sein als von hier?

Mit jugendlichem Muthe gab sich der Magister die Mühe, ihm eine logische Schlußfolge vorzuhalten: Diese Schutthaufen, Hügel, Mauern seien Beweis, daß hier ein Dorf gestanden haben müsse, das Dorf müsse einen Namen gehabt haben, wer aus der Gegend sei, müsse, wenn er auch das Dorf selbst nicht mehr gekannt, doch den Namen gehört haben, da die Zerstörung nicht viel über ein halbes Jahrhundert datiren könne.

Das fortgesetzte Grinsen des Schäfers deutete an, daß er wenigstens den Schluß des logischen Satzes verstanden, ja es klang wie eine Art Hohn, als er von „olen Tiden" mit seinen ungelenken Lippen etwas vorbrachte, und daß er davon keine Wissenschaft hätte. Der verdrossene, fast verächtliche Blick, mit dem er dem Magister den Rücken wandte, und die Schafe weiter trieb, umfaßte den Sinn: Wie kannst Du Dich um so was Unnützes kümmern!

Der Herr von Alvensleben, der sein Pferd im Schatten des Gemäuers angebunden, und selbst unter dem einer Rüster Platz gesucht, um in sein Taschenbuch Notizen einzutragen, schaute zu dem Gefährten auf:

„Ihr dürft Euch darüber nicht wundern. Sind es doch nun fast zwei Menschenalter, daß die Mannsfelder, die Piccolomini und Wallensteiner hier gehaust. Zählt Ihr zusammen, was seit dem geschehen, und wer seit dem gesengt und gebrannt hat, so hat man

vollauf zu thun, daß man ſich nur entſinnt, unter welchen Feldhauptleuten und um welche Zeit die Zerſtörung geſchehen. Zudem was bleibt von einem verbrannten Dorf? Die Schilfdächer fegt der Wind als Aſche fort, die Lehmwände weicht der Regen auf, und was blieb, trampelt ſich bald zu Erde. Da iſt ſo ein Ding geweſen und vergeſſen.“ —

Der Fremde murmelte zwiſchen den Zähnen den Vers des gelehrten Jeſuiten Balde:

Ubi stetterunt Pergama
Nunc fluctuant aristae!

und meinte, es müßten doch Grundbücher, Urbarien und Archive exiſtiren. Da ſtände auf Pergament, in unvergleichlicher Schrift das: **fuit Ilium!**

Der Edelmann lächelte und ſeufzte. Er hatte auch ſeine Schule durchlaufen: „Mein lieber Magiſter, es ſteht Vieles auf Pergament verzeichnet, was nicht mehr iſt, auch was dazumal ſchon nicht mehr war, als die Kriegsfurie lostobte, die wie ein Wirbelwind grad in unſerem brandenburgiſchen Land ſich fing und immer wiederkehrte, daß die Bewohner ganzer Ortſchaften mit Kind und Kindeskind weggefegt ſind und vertilgt; was mehr Papiere, Pergamente und Archive! — Unſchätzbare Dokumente, die unſere Rechtstitel beſchrieben, was für Gerechtſame ehedem wir hatten, auch die Gränzen unſerer Dominien in Feld, Wald und See, ſtampfte das rohe Soldatenvolk in den Kehricht oder ſie flogen in den Rauchfang. Weil nun auch vordem in den Regiſtern nicht alles genau

verzeichnet war, wie denn in Kaiſer Karl des Vierten Landbuch viele Lücken ſind, ſo iſt vieles Gut ganz herrenlos, anderes in Zweifel geſtellt."

Herr Skytte ſagte mit einem ſchlauen Blick: „Meines Wiſſens fehlen zu herrenloſen Dingen die Herren nimmer lange, und ſo man ihnen nur Zeit läßt, fehlen den Herren auch nicht lange die Rechtstitel."

Der Edelmann ſah ihn ungewiß an.

„Gnädiger Herr, ich meine, gleich wie der Adler aus der Luft ſchärfer ſieht als der kleine Stößer, wo Atzung für ihn iſt, werdet Ihr Eure Rechtstitel ſchon wiederfinden, beſſer und eher denn andere, und die Markſteine Eurer Felder auch; und wenn ſie von der Fluth verſchoben ſind, Ihr werdet ſie ſchon wieder zurecht rücken, wie es Euch gefällt, ich meine nicht enger als ſie vordem waren. Das geht nun ſo in der ganzen Welt und iſt das Privilegium der Gewaltigen. Als ſie Gott aus dem Chaos ſchuf, hatte er allen Dingen und Creaturen ihren Platz angewieſen; nachmalen als die Sündfluth alles durcheinander ſchwemmte, kam ſchon ein Bischen Unordnung hinein, und Vieh und Menſchen, die aus der Arche ſprangen, nahmen jedes, ohne viel danach zu fragen, was ihm vordem gehört. Und ſo iſt's ſeitdem immer gehalten worden, meine ich. Wenn Sturm, Waſſer, Feuer, oder der Menſchen unruhiger Geiſt die Dinge unter einander geworfen, greift jeder nach dem, was ſein Arm faſſen mag. Das nennt er denn ſein Recht, und Gründe dafür greift er aus dem alten Plunder heraus. So

iſt's, meine ich, jetzo auch. Wer am ſtärkſten und am flinkſten zur Hand iſt, fiſcht das Beſte. Ihr Herren von der Ritterſchaft hier — ſo habe ich mir ſagen laſſen — nehmt einen wüſten Hof nach dem andern, und ſagt, es ſei Euer Recht, und Ihr ſeid auch im Recht, wo Keiner Euch beweiſen mag, daß Ihr im Unrecht ſeid. Und ebendesgleichen, habe ich mir ſagen laſſen, drücken ihrer Einige den Bauer zu Frohn- und Spanndienſten, davon nichts geſchrieben ſteht, und ſagen, Dein Gut iſt mein, Du biſt nur mein Leibeigener und ich laß es Dir nur aus Gnad und Güte und könnte Dich fortjagen, wenn Du mir nicht mehr gefällſt. Der Bauer, der froh iſt, daß er wieder leben kann, weiß noch weniger wie es vor hundert oder einem halb hundert Jahren gegolten hat, denn ſie ſagen, er iſt halb Thier geworden, und ſchnappt, damit er nicht verhungert, den Biſſen, der ihm vom Tiſch geworfen wird, weil er vergeſſen hat, daß ſeine Väter das Recht gehabt, am Tiſche ſelbſt in die Schüſſel zu greifen."

Der Landeshauptmann hatte ihm ruhig zugehört; nach einer Weile ſagte er mit ſcharfem Ton, doch nicht unfreundlich: „Ihr ſeid ein kluger Mann, Herr Magiſter, allein hütet Euch, daß Ihr nicht zu klug ſein wollt. Wenn dem ſo wäre, iſt's eine ſchwere Anklage; Ihr müßtet ſie erweiſen. Der Angeklagte würde repliciren: Nach ſo namenloſem Elend, wo alles zerriſſen ward, was vordem gebunden war that eine Hand noth, ſo die zerriſſenen Glieder wieder zuſammen-

ſchnürte und knotete, wenn's den Gliedern auch weh thut. Wenn man aber in dem allgemeinen Brandſchutt jeden ſuchen laſſen wollte und ihm zurückgeben den Zaunpfahl, den Balken und den Nagel, der ihm einmal gehört, werden davon Häuſer und Städte wieder erbaut? Da nimmt der Starke und Gewaltige, was er nützen kann. Was er für ſich, nützt er auch fürs Allgemeine. So macht's wenigſtens unſer gnädigſter Herr und Kurfürſt. Wenn er Gräben ziehen läßt um die Sümpfe zu trocknen, und Kanäle anlegen und Straßen, daß Einer zum Andern kann, und Schifffahrt und Handel wieder aufleben, ſo fragt er nicht viel, wem das Waſſer im Sumpf vordem gehörte. Wenn er uns nun Rechte nimmt, die wir nicht vergeſſen haben, und wir müſſens verſchmerzen, was hat der Bauer zu klagen, wenn wir das Recht feſthalten, das ihm aus der Hand fiel und er hat vergeſſen, daß er's einmal beſaß. — Hütet Euch, den Bauer zu ſtreicheln, Ihr kommt an den Unrechten. Von alter Zeit pfiffig wie Eulenſpiegel, ſackte er ein, was ihm hingeworfen ward, aber herausgeben mochte er nur, wenn der Stock hinter ihm ſchwirrt. Nun hat, was er ausſtehen mußte, von Freund und Feind, ihn biſſig, tückiſch und bösartig gemacht. Er bückt ſich und küßt dem gnädigen Herrn den Rock, das iſt wahr, aber dabei ſchielt er um die Ecke, wo er ihn hinterrücks übers Ohr hauen kann. Wohin ſchielt Ihr denn, Herr Skytte?"

Vielleicht war es nach dem dunklen Streifen,

der ſich fern am Horizont erhob. Wenn der Magiſter ein ſcharfes Ohr hatte, hörte er auch wohl ein Dröhnen, was ein fernes Gewitter bedeuten konnte, möglich auch ein fernes Rauſchen in der Luft oder eine Muſik, wie Waſſergerieſel, das näher und näher kommt. — Das war es aber nicht, er verfolgte eine andere Spur:

„Mit Verlaub, gnädiger Herr, ſann ich nur darüber nach, woher es wohl kommt, daß die Wirkungen der grauſamen Bürgerkriege in denen Ländern ſo unterſchiedlich ſind. In Holland hatten ſie doch ſogar das Meer über ihre Felder und Wieſen gelaſſen, um den Spanier abzuhalten; das hat die Grenzſteine verrückt und guten und ſchlechten Boden zuſammengeſchwemmt. Das ließ ſich nun freilich nicht wieder aus einander ſieben, daß jeder grade das Seine wieder erhielt, aber doch haben ſie ihre Grenzen wiedergefunden, jeder weiß, was ſein iſt und des Andern, und iſt's ohne ſonderlichen Streit abgelaufen. Auch in England iſt's ſo, nachdem des Protektors Regiment zu Ende ging. Nun frage ich mich, woher es kommt, daß hier in der Mark Brandenburg, wo das Unglück und der Wirrwar doch nicht länger gedauert, es ganz anders iſt? Der Bauer und der Edelmann und der Bürger auch weiß nicht, was ſein geweſen; darüber greift denn jeder zu, Alle aber ſchreien, daß ſie nicht genug bekommen."

Der Landeshauptmann mochte nicht wiſſen, wo das hinaus wollte: „In einem Sandland," ſprach er, „iſt manches anders als auf fettem Boden."

Der Andere nickte beistimmend: „In den Ländern, wo der Acker zehnfach und darüber trägt, gleicht sich das freilich schneller und besser aus. Das ist schon etwas; auch meinen Einige, da ständen Wegweiser, daß die verirrt sind, sich bald wieder zurecht fänden, ich meine nicht hölzerne mit langen Armen dran, so die armen Leute im Winter stehlen, wenn sie friert, sondern von Stein. Auch nicht bloße Steine mit einer Schrift drauf, sondern große steinerne Häuser, Schlösser, Klöster, Münster, mit Thürmen, Uhren die weit hinausschauen ins Land. Und kann man bei uns in den Niederlanden nicht eine Stunde Weges gehen, daß man nicht solchen schön geschnitzten Meilenzeiger erblickt, der uns sagt, was die Vorfahren hier gearbeitet, geschafft haben, welchen Fleiß sie angestrengt, damit sie ihren Nachkommen Zeugniß ablegten, wie sie ihre Zeit gut verwandt, wie sie die Steine, die der Boden bietet, gebrochen, andere gebrannt haben, um sie in den Himmel zu thürmen, damit sie selbst an den schlanken Säulen sich erhöben aus der Fläche zum Himmel, wo Gott wohnt. Etliche noch sind der Meinung, daß es nicht nur die steinernen Pforten und Thürme wären, auch nicht unsere Glocken, von reinstem Erz gegossen, noch das Geläut der Spieluhren, die kunstreiche Meister gefertigt, und durch Flandern und Brabant schallen, sondern es sei der Sinn, der daraus spricht, der Sinn der Menschen und Geschlechter vor uns, die alles, was sie fanden, zum Nützlichen, Guten und Schönen gefügt, was sie

ſchneller wieder ins Gefuge kommen ließ als — wo das eben fehlt."

Jetzt hatte ihn der Edelmann verſtanden. Er blickte ihn auch ſcharf an; das Lächeln auf den Lippen war gerade nicht ein Zeichen beſonderer Freundlichkeit, als er anhub:

„Mein würdiger und gelahrter Herr, ich meine, es trägt nicht jeder Boden, was der andere trägt, aber daß jedwed Land ſeinen Modus habe, und einer paßt nicht für den andern. Ihr verfertigt Spieluhren, bunte Schildereien und handelt mit Pfeffer, Ingwer und Goldgewebe nach beiden Indien, derweilen wir froh ſind, wenn wir genug Korn und Hafer zu Markt bringen, Ihr ſegelt mit dem Federkiel nach Rom und Athen und mit dem Schiffskiel bis zum Großmogul, wenn es für Euch was zu holen giebt, derweilen es bei uns heißt: Bleib im Lande und nähre Dich redlich. Bürgerkriege und Revolutionen ſchneiden überall ins Fleiſch, ich aber ſollte meinen, wo das Leben ein ſo kunſtreich verzweigtes Gewebe iſt, ſchnitten ſie tiefer ein und ſchnitten mehr Adern durch als bei uns. Oder hörten Sie bei Euch auf die Weiſe der Spieluhren, wenn die Karthaunen donnerten, und führte ein Schlachtenmaler den Pinſel, wenn das Scharmützel durchs Dorf tobte und die rothe Lohe über die Dächer praſſelte? Wir nun, lieber Gott, wen's traf, den hat's getroffen, aber unſere Kornfelder konnten ſie nicht forttragen, und den Regen und Sonnenſchein auch nicht. Item draußen ſind es gelehrte und cultivirte Länder mit

Univerſitäten und Akademien, derweilen wir noch ſind, wie der liebe Gott uns gemacht hat; aber Se. kurfürſtliche Gnaden möchten, wenns angeht, alles anfangen, uns auch zu was anderem zu machen als wir ſind, und da mögen denn die nach uns kommen ſehen, was aus der Beſcheerung wird."

Jetzt hatte Herr Skytte nicht Acht gegeben; er beugte ſich ſchon lange vor und ſah auf den Bach zu Füßen, der plötzlich hell plätſchernd über Steine und Kräuter rollte. Ein Gewitter hatte ſich offenbar hinter den fernen Höhen entladen. Der Gelehrte ſah und hörte aber noch etwas anderes, als die Bewegung des Waſſers. Da rauſchte hinter dem Kirchthurm ein Mühlrad — ein halbes, es war verbrannt, die verkohlte Welle lag in der Regel über dem Waſſerſtande. Die ungewöhnliche Fluth hatte ſie erfaßt und trieb ſie in neckiſchem Spiel zwecklos um ſich ſelbſt.

„Ein **Vestigium**!" rief der Beobachter. „Hier ſind Menſchen, oder vielmehr es waren Menſchen, Menſchen, die nicht vergeſſen ſein können, denn das ſind Werke von ihnen, denen man die Jahre ihrer Verfertigung nachzählen kann. Eine Mühle hat hier geſtanden, die, als das Dorf zerſtört ward, noch nicht geſtanden haben kann, ſonſt wäre von dem Holzwerk keine Spur. Daher ward ſie nach dem dreißigjährigen Kriege erbaut und nach ihm niedergebrannt. Auch daran ſollte die Erinnerung ſchon verſchwunden ſein!"

Zweites Kapitel.

Aufſteigende Geſpenſter.

Der Landeshauptmann hatte lange darauf hingeſchaut als werde ihm eine Erinnerung wach, die gerade nicht angenehm war, denn er ſeufzte: „Ihr habt Recht, das ſtammt nicht aus jenen alten Kriegen. Das iſt der Rabenanger! Hier ſtand noch vor zehn Jahren eine ſtattliche Waſſermühle; ſie ſtand noch bis zum vorletzten Schweden-Einfall. Da ward ſie — 's iſt eine dunkle Geſchichte," unterbrach er ſich, „über die wächſt nun auch Gras. Und das iſt gut; wenn kein Gras über die Gräber wüchſe, wo hätten denn die Lebendigen Platz!"

„Ruchloſe Bande, dieſe Schweden," — ſetzte Herr von Alvensleben nach einer Pauſe hinzu, faſt ſchaudernd — „und doch, es waren nicht immer Schweden, allerhand verlaufen Geſindel, das wie die Raubthiere den Heeren folgte. Der Krieg hat wie die Nacht einen großen ſchwarzen Mantel, Herr Skytte, unter den ſich vielerlei verſtecken läßt."

Der Gelehrte meinte, das Schickſal der Mühle

Es ſchlug Fünf. Todtenſtille. Aber ich mußte mich überzeugen, mußte Jemand wecken, es ging nicht mehr.

Einen Brand in der Hand ging ich, auf den Zehen, auf die Schläfer zu, mir mein Opfer auszuwählen. Lange Beſchreibungen liebe ich nicht — ich überging den Bretagner, eben ſo wenig zog mich der Knecht aus der Picardie an — vor dem Gascogner fürchtete ich mich —

Alle gute Geiſter! . . . Ihnen nämlich verdanke ich es, daß der Brand mir nicht entſank und auf das Stroh fiel. —

Der verdächtige Kerl, die Hand in der Bruſt, als umklammere ſie dort den Dolch, lag ſo frech im Schlafe grinſend, als beim Wachen. Wie ſolch ein Menſch nur ſchlafen kann?

Das peinigende Gefühl der Einſamkeit und Verlaſſenheit war nun vorbei, aber eine andre Peinlichkeit wurde Herrin über mich. Adeline, oder das Abenteuer im Walde, die Herberge im Walde — alle Spieß, Kramer, Radcliff, Großeſche Romane recapitulirte ich im Kopfe, die Feuerzange in der Hand ſtarrte ich auf den Schläfer, bis beim niederbrennenden Feuer ſeine Geſtalt wieder im Dunkel verſchwand. Dann übte ich mich, mit der

ſcheine den Edelmann näher anzugehen; ob der Müller ihm gehört?

„Es war kein Müller," ſchüttelte der Hauptmann den Kopf, „das iſt's eben. Man ſpricht nicht gern davon; aber die Familie iſt ja nun im Ausſterben. Dem Herrn Feldmarſchall Derfflinger hat man nie klaren Wein geſchenkt. Als derſelbe um das reiche Fräulein Schapelow freite, hat er nicht anders gewußt, als daß ſie die alleinige Erbin in den Gütern ſei. Sie war von der zweiten Frau, und daß von der erſten noch ein Sohn lebte, das wußten dazumal die wenigſten. Es war aber einer geboren worden und Viele hatten ihn lebendig geſehen. Er war ungeſtaltig, klein und mit einem Höcker und auch ſonſt ſimpel, darum hatten Vater und Mutter ſelbſt gemeint, er ſei ein Wechſelbalg und von wem in die Wiege gethan. Und ſo lange ſie nachdem Kinder bekamen, wohlgebaute, glaubte es der alte Schapelow ſelbſt, denn ins Lehn hätte der Zwerg nicht ſuccediren können, und ſie thaten ihn aus, irgendwo aufs Land, wie man krankes Vieh austhut, bis man nicht mehr von ihm ſprach und er wie vergeſſen war. Aber die wohlgewachſenen Kinder ſtarben eines um das Andere, die Mutter war auch längſt heimgegangen, und eine Stiefmutter da. Die Stiefmutter iſt nun auch todt, und von den Todten ſoll man nichts Böſes ſagen, aber wer verbietet's den Leuten, daß ſie von einer böſen — ſehr böſen Stiefmutter munkelten! Lieber Gott, der alte Schapelow, ich ſehe ihn noch, der war ſchwach und ſtumpf geworden,

ſaß in ſeinem Sorgenſtuhl, die Füße umwickelt, und wußte von Gott und Welt nichts, als von ſeinem Zipperlein. Die Frau von Schapelow konnte nicht hoch genug hinaus. Hätte ſie ihr einzig Fräulein einem Fürſten geben können, ſo war's beſſer, aber da kein Fürſt kam, war ein berühmter General, der ſeines Kurfürſten Liebling war, auch gut. Was ward da geangelt, geputzt und herausgeſtrichen, bis es ſo weit war. In Gold und Silber ward geſpeiſt und in Seide und Sammt gegangen, als wäre es alle Tage ſo. Aber grade damals, ehe noch der Fiſch gefangen, mußte es rumoren, daß aus erſter Ehe ein Sohn da ſei" —

„Wie war es möglich" —

„Daß man's vergeſſen haben konnte? Lieber Herr, was ward da nicht vergeſſen, wo Bauer und Bürgersleute, wenn der Prediger von der Kanzel ihnen vom Frieden predigte, der kommen werde, meinten, der Kerl ſei närriſch, ſo was ſei unmöglich! Kurz es ward damals ruchbar, und bis zum Kammergericht kam es."

„Die Mißgeburt klagte?" —

„Oder Andere für ihn. Denn keine Sache iſt zu gut und zu ſchlecht, daß ſie nicht einen Advokaten findet, wie denn Einige meinen, daß Noah unter dem allerhand Vieh, das er in die Arche gerettet, auch einige Sachwalter geſperrt. Kurz, es hieß, der Zwerg wäre Müller geworden, hätte ſich heimlich verheirathet, ſogar ſtandesmäßig, hätte Kinder, einen Sohn und eine Tochter, erzeugt, und nun forderte er ihre Anerkennung und ihr Erbrecht, für den Sohn das Lehn.

Das gab denn Lärmen, wie Ihr denken mögt, die Frau von Schapelow ſchrie Zeter und Wehe, und fuhr und klopfte von Pontius zu Pilatus, daß eine Rotte Böſewichter ſich wider ſie verſchworen und ihrem Kinde himmelſchreiend Unrecht anthun wollten. Der Kurfürſt hatte andres zu thun, oder ihm ward's falſch vorgeſtellt, er trug dem Derfflinger auf, daß er die Sache in Richtigkeit bringen ſollte. Der nahm das als einen Wink, daß er das Fräulein heirathen möchte, und als ſie ſein Weib war, mögt Ihr denken, daß die Sache ein ander Anſehen bekam."

„Die Kläger wurden abgewieſen?"

„Das nicht, wenn auch nicht die Menſchen, ſo zeugten doch die Papiere. Solch einen Stoß Scripturen, der einmal auf dem Kammergericht liegt, bläſt man nicht weg, auch mit allen Cognitionen nicht; aber die Sache ward nun ſo gedreht: daß die Papiere ſchon recht wären, aber die Perſonen gehörten nicht zu den Papieren, und hätten ſie, Gott weiß wie, geſtohlen oder erſchlichen. Mit einem Wort, der Prozeß war durch die Juriſten in das Geleis gefahren, daß er ein Paar Dutzend Jahre hätte fortrutſchen können, und die Perſonen konnten darüber zum ſeligen Ende kommen, was Mancher auch wünſchte. Denn es war auch bei den Landſtänden angebracht worden, und die Ritterſchaft hatte ſich bewogen gefunden, ein Wörtlein darin mitzuſprechen; daher iſt mir die Sache ſehr erinnerlich. Handelte ſich's ja um die Exiſtenz und das Ausſterben einer alten Adelsfamilie. Der Ritterſchaft

bekam's übel. Der Derfflinger ſah es als einen Affront an gegen ſich und ſeine Abkunft und klagte beim Kurfürſten. Der ward zornig und ſtampfte gegen den Landmarſchall auf: was denn das die Stände angehe! Und möchten zehn alte Stämme verfaulen, ſo er dafür einen friſchen Baum kriege, der Früchte trägt, ſei das doppelter Gewinn. Er meinte den Feldmarſchall. Das hätte übrigens nichts gethan, denn Fürſtliche Durchlaucht hätte, als der Zorn vorüber, dem Recht doch ſeinen Weg gelaſſen."

„Und es geſchah nicht?"

„Des Herrn Wille war anders. Sie ſollten nicht zu einem ſeligen Ende kommen, die armen Leute! In einer Nacht war's geſchehen. Ingermannländer ſollen's geweſen ſein, die den rothen Hahn auf die Mühle ſetzten, nachdem ſie geplündert und Jung und Alt maſſacrirt. Zum Vorſchein iſt keiner wieder kommen, als Aſche und Knochen. Der Herr Feldmarſchall Derfflinger, dem ich aber, wie geſagt, nichts Uebles nachſagen will, blieb nun als Ehemann der letzten Schapelow im ungeſtörten Beſitz aller Güter der Familie, ſo Allod und Lehen waren, denn ehe noch der Alte ſtarb, hatte der Kurfürſt die Gnade, den Schwiegerſohn mit dem heimfallenden Lehn in Perſon als Succeſſor zu belehnen. Alſo ſollte's auch einmal rauskommen, den Herrn Feldmarſchall kann's nicht ſo viel kümmern, er iſt im guten Glauben und ſitzt feſt."

Herr Benedikt Skytte ſah eine Weile vor ſich hin: „So ich Euch recht verſtand, liegt hier ein ſchwarz

Verbrechen zum Grund. Ihr glaubt daran, und außer Euch glauben es Viele. Was allgemein geglaubt wird, dafür findet sich endlich ein Mund, ein Zeuge. Dunkle Thaten verrathen sich aber auch nach den geheimen Gesetzen der Natur. Als wie das Gold im Tiegel sich zeigt, die innere Wärme aus einem Körper schwitzt, so dampft, flüstert und spukt das Ungeheuerliche in der Geisterwelt bis daß es zur Erscheinung wird. Flämmchen zeigen an, wo Schätze liegen, Gespenster wo Blutschuld und schwarze Thaten begangen sind, die das Auge des Richters nicht entdeckt hat."

Der Alvensleben seufzte schwer auf: „Ach lieber Herr Skytte, wenn's so wäre, hielten wir's ja vor Gespenstern nicht aus. Wo ist denn hier ein Stein, daran nicht Blut klebt, ein Baum, wo sie nicht Einen hingen oder peitschten, wo ein Fleck auf dem Sande, wo sie nicht ein Opferthier, Mensch oder Vieh, hinter sich schleiften, Unzucht trieben, eine Gottes-Creatur quälten. Da, wo die Kirchspitze vorguckt, schnürten sie ein Haarseil um den Kopf der Predigersfrau, da trichterten sie dem alten Schulzen Jauche in den Schlund, sie sollten sagen, wo ihr Geld liegt. Einem Fräulein aus meiner Blutsfreundschaft banden sie Strumpfbänder von Draht und Schwefelfäden ums Knie und glimmenden Schwamm dazwischen, so mußte sich mit den Kannibalen tanzen, bis sie halb verbrannt umsank. Heiliger Gott, wer all den Schmerzschrei so vieler Jahrzehnde auf ein Mal hörte, die Haare ständen ihm zu Berge, und wer durch die Erde sähe alles, was

Unheimliches verscharrt ist, er fände nirgend einen Platz den Kopf hinzulegen. Die Geister der Umgekommenen schnürten und drückten ihn."

„Darum stell ich mir oft die Frage," sagte der Magister, „ob man denn im Recht ist, mit dem Exorcismus sich zu befassen. Warum ließe die Vorsehung zu, daß die Geister der Abgeschiedenen umgehen, wenn nicht um deswillen, daß wir in Dinge einen Blick thun, die wir sonst nicht sähen, und Spuren folgen könnten, die wir sonst nicht beachteten."

„Meint Ihr? Ihr seid ein Gelehrter und müßt das verstehen."

„Ich sah in London auf einem Theater eine curiose Geschichte agiren, von einem gewissen Hamleto, einem königlichen Prinzen von Dänemark. Demselben war sein königlicher Herr Vater verstorben, er wußte nicht wie. Aber seine Frau Mutter hatte sich rasch wieder mit einem Andern verehelicht und selbiger war dadurch König geworden. Prinz Hamletus hatte das Zusehen. Da stiegen ihm und Andern denn gar seltsame Vermuthungen auf, von denen aber keine Seel am Hofe ein Wörtlein fallen zu lassen sich unterstund."

„Am Hofe," wiederholte der Landeshauptmann. „Im Lande wird's schon geschehen sein."

„Wie dem nun sei, da erschien dem Hamleto, als er über den Kirchhof ging, der Geist seines Vaters. Der hat ihm denn distincte in einer langen Rede offenbart, wie er umgekommen ist. Nämlich, als er sich nach einer Mittagsmahlzeit schlafen gelegt im

Garten, hat ſeine Frau Liebſte, die Königin, als welche dazumal ſchon einen Andern präferiret, mit ſelbigem ihn vergeben, das iſt, ſie hat ihm Gift ins Ohr geträufelt, daran er wie raſend aufgeſprungen iſt und nicht wieder zu ſich und zu Verſtand gekommen. Die Aerzte mögen nachher geſagt haben: er iſt an einem hitzigen Fieber verſtorben. Das Weitere iſt auch gar curios und lehrreich, denn der Prinz Hamletus erſticht auf die Letzt den ſchlimmen König, wiewohl er ſelbſt dabei zu Schaden kommt und kläglich endet. Sollte mich wundern, wenn der Herr Junker Hans von Stockfiſch, welcher jüngſt vom Kurfürſten das Privilegium erhalten, für Berlin und Köln, mit ſeiner Bande ſelbige Tragödia nicht daſelbſt agiren wollte. Sie iſt kurzweilig und zu Nutz und Frommen von jedermann."

Der Edelmann hatte auf den Redner vorhin einen ſeltſamen Blick geworfen, den dieſer nicht beachtete. Jetzt ſaß er den Kopf auf die Ellenbogen geſtützt und ſah zur Erde: „Der Herr Junker Hans von Stockfiſch wird ſich hüten, die Historiam in Berlin agiren zu laſſen. Wiſſet Ihr nicht, daß man ſich erzählt, dem Prinzen Karl Aemil ſei auch etwas in die Ohren geträufelt worden? Er war auch wie raſend aufgeſprungen, war auch nicht wieder zu ſich und zu Verſtand gekommen, war kläglich verblichen, 19 Jahr alt, ein Prinz voll Muth wie Einer, voll Feuerſinn und Verſtand wie ſein erlauchter Vater. Es gab, die da ſagten, Brandenburgs Hoffnung ſei mit Luiſens Sohn

untergegangen und die Aerzte haben dann auch gesagt: er sei an einem hitzigen Fieber verstorben."

Wie hätte Benedict Skytte nicht wissen sollen, was durch Europa vor wenigen Jahren wie ein Laufeuer ging! Der hoffnungsvolle Kurprinz, seines Vaters Liebling, war im Lager bei Straßburg heute frisch und gesund und morgen war er eine Leiche. Eine böse, böse Saat von Argwohn war damals schon auf den Schanzen vor der alten Stadt am Rhein ausgesäet worden, eine Saat, die in Brandenburg immer üppiger von Jahr zu Jahr wucherte. Von einem Gefühl übermannt, rief der Landeshauptmann aus:

„Die Kurfürstin Dorothe weinte und die Soldaten fluchten und schimpften; das war eine traurige Leichenfeier, Herr Skytte."

Das Eis war gebrochen. Da tauchte die große Geschichte vor ihren Sinnen auf, und auf Augenblicke war, was sie noch eben bewegte, vergessen. Der Fluch der brandenburgischen Soldaten hatte der Stiefmutter gegolten, von der man wußte, daß sie ihre eigenen Söhne mehr liebte, als die ihrer Vorgängerin, der frommen Luise von Oranien. Ist das unnatürlich? — Sie wünschte, erzählte man sich, daß der Kurfürst sein Reich theilen und seine Söhne zweiter Ehe in gleicher Art wie die Söhne der ersten bedenken möge. — War dieser Wunsch einer Mutter unerhört? — Man erzählte und flüsterte noch mehr, daß ihr Mutterherz einen kühnern, sträflichern Wunsch hege. Der schöne feurige Karl Aemil, schlank wie eine Tanne, muthig wie

ein Achill, der Abgott der Soldaten, war todt, Friedrich Wilhelms zwei andere Söhne, Friedrich und Ludwig, waren nicht die Abgötter der Soldaten, nicht des Volkes. Friedrich war keine ſchlanke Tanne, er war klein, verwachſen, ungeneigt zu kriegeriſcher Luſt, eigenſinnigen beſchränkten Sinnes, ſagte man, der ſo auf Kleinigkeiten gerichtet, wie ſeines Vaters auf das Größte und Höchſte. Ludwig war ein ſcheuer Jüngling, den Frauen und der Ehe abgeneigt; wenn ſein umflortes Auge dem klaren gebietenden Blick des königlichen Vaters begegnete, ſchlug er ihn nieder. Und Dorothe von Holſtein hatte drei Söhne, deren kräftige Kehlen Munterkeit in das alte graue Schloß von Köln brachten, die in Stall und Hof ſich tummelten, den Fangeball oft zum Fenſter in ihres Vaters Zimmer ſchleuderten, und er fing ihn lächelnd auf und küßte ſie, wenn ſie im Scheingefecht den Ball ihm wieder abgerungen. War der Traum einer Mutter Sünde, wenn ſie den Kurhut auf ihres Philipps Stirne glänzen ſah? Sünde, daß ſie den Gatten, den ſie wirklich geliebt haben ſoll, mit ſüßeren Liebkoſungen umfing, daß ſie die Schwächen des alternden Fürſten hegte, ſeine Wünſche ablauſchend ihnen entgegen kam, auch dann, wenn der Fürſt, zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt erwachend, ſie verdammte? Sünde, daß ſie ihre Kleinen bei jeder Gelegenheit im vortheilhaften Lichte dem Vater zeigte, und den Schleier ſchnell fortriß, wenn ein ungünſtiges Streiflicht auf ihre Stiefkinder fiel, wenn ſie ihm hinterbrachte oder hinterbringen ließ, was Uebles von

ihnen geredet ward? — So flüſterte man im Lande, und man flüſterte noch Schlimmeres, die Kurfürſtin Dorothe nannte man nur — die Stiefmutter!

Es kam wie ein tiefer Seufzer aus der Bruſt des Landeshauptmanns: „Mein guter Herr Skytte, Ihr ſpracht von einer goldnen Zukunft für Brandenburg, ich ſehe eine graue; die Tage von Fehrbellin und Warſchau liegen hinter uns, und was vor uns liegt — da ſtehe uns Gott bei, daß das Meteor, von dem ſie ſingen, es ſei aus den Nebelſeen der Kurmark wie eine neue Sonne aufgeſtiegen, nicht ſtürzt und in einem Sumpf verlöſcht. Das ſpreche ich nicht etwa weil ich ihm grolle wegen deſſen, was er an uns thut. Aber es giebt kein Unheil, was nicht herrſchſüchtige Weiber über ein Land gebracht, und ihre Begierden ſind wie ein wildes Roß der Steppe, wenn es die Zügel durchbiſſen. Der Kurfürſt wird alt, der ſtarke Arm, der den Zügel hielt, iſt nun ſchwach. Guter Gott, der brandenburgiſche Adler hat ſich zu kühn erhoben. Was hilft uns jetzt der Sieg von Fehrbellin, was der Sturmflug über das gefrorne Haff, daß wir den Schweden bis Eſthland wie Spreu vorm Winde jagten, daß wir Stettin, Stralſund, Rügen eroberten, wenn wir das theuer erworbene Pommern nicht behalten ſollen. Was helfen alle Allianzen, wenn ein Verbündeter nach dem andern abfällt! Wer hat noch gegen dieſen allmächtigen Ludwig den Vierzehnten auf die Dauer ausgehalten! Er diktirt den Krieg und die Friedensſchlüſſe, er läßt ſich ſchlagen und über-

Zange zu fechten — aus Vorſicht gegen einen nächtlichen Ueberfall — aber indem ich die Schule durchhieb, flog ſchon bei der Secunde das Rappier gegen den Schornſteinrand, daß ein Teller zerbrach. Drei Schläfer ſtöhnten auf; hoch zufrieden, daß ſie nicht aufwachten, ſaß ich wieder geduckt am Heerde.

Vielleicht hört mit dem nächſtfolgenden Geſtändniß das Intereſſe meiner Leſer für mich ſo völlig auf, daß ich beſſer thäte, die Feder weg zu legen. Statt zu ſeufzen, ſtatt Betrachtungen anzuſtellen, ſtatt in einer Dithyrambe meine Gefühle zu entladen, zog ich eine Pfeife heraus und — rauchte. Gemüther, welche wiſſen, was Verzweiflung heißt, werden mich nicht falſch beurtheilen.

Und während ich rauchte, knallte eine Peitſche und die *voiture du commerce* hielt mit dem Schlage ſechs Uhr vor dem Thor. Der Conducteur fluchte, ſolch ein kanibaliſches Wetter habe er ſeit Monaten nicht erlebt. Manche verträumte Nachtmütze blickte heraus, und ich — ſteckte meine Pfeife ein.

Da ſtand es vor mir, das Geſpenſt, gähnte, reckte die Arme, und ſteckte ſie dann in die Taſchen. Mich dünkte, der Mann mit der Laternenpfahl-

windet durch Schlauheit die Sieger. Er war's, der die Schweden uns auf den Hals hetzte, weil wir aus Schuldigkeit gegen das Reich am Rhein gegen ihn stritten; nun läßt uns Kaiser Leopold sitzen, für den wir stritten, und schließt Frieden, ich hab's für gewiß gehört. Was bleibt uns übrig, als auch Frieden zu schließen, unter was für Conditionen der Versailler Hof vorschreibt. Der Kurfürst schüttelt sich wie ein Löwe, er will's nicht fassen, nicht glauben, er schreit und schnappt nach Luft und Rache. Und hart ist's, sehr hart, sein Liebstes, denn Pommern ist sein Liebstes, nicht aus der Hand sich schlagen zu lassen, nein, den eisernen Arm hinhalten müssen, daß der, den wir überwanden, unser gutes Recht uns aus der Hand windet. Er überlebt Pommerns Verlust nicht, was ist das Leben einem so großen Manne, wenn der Gedanke, der heiße Wunsch ihm ausgerissen, gleichsam ausgebrannt ist, für den er lebte. Der muß um ihn schleichen, mein ich, wie das Gespenst, das im Grabe keine Ruhe hat, weil der Schatz, den er sein Leben hindurch gescharrt, unter der Erde modert."

„Er wird einen großen Schatz heben und sein Diadem wird heller strahlen, denn zuvor!"

War der Edelmann an solche Ausbrüche bei seinem Reisegefährten gewöhnt, daß er nicht viel daraus machte, oder hatte die Vorstellung des Unglücks, das er vor sich sah, ihn zu angegriffen, um darauf Acht zu haben? Er hatte seine Brieftasche eingesteckt und sah ernst auf die Trümmerhaufen, aus denen ein mit Gesträuch über-

wachſener Hügel ſich erhob, in dem man die Form eines alten Backofens wieder erkennen mochte: „Da müßten Geſpenſter umgehen, ja da, grad dort. Als kleiner Knabe führte mein Vater ſeliger mich her. Die Brandſtätten rauchten noch, und da aus dem Backofen zogen ſie grade die weißen Knochen heraus. Gebeine von ein halb Dutzend Bauern, die ſie hineingeſtopft, lebendig Herr Skytte, ich weiß nicht um was! Die Kroaten ſaßen darum und ſchürten das himmelhoch praſſelnde Feuer, und beim Schmerzgebrüll, das aus dem Ofen drang, brüllten ſie Höllenlieder und ihre Poſſenreißer ahmten die Laute der armen Geopferten nach — bis es drinnen ſtille, ganz ſtille ward. Gott ſchenke den armen Seelen ſeinen ewigen Frieden, ſagte mein Vater und faltete die Hände; er betete ſonſt nicht vor Anderen. Von alten Bauerfrauen hörte ich, ihre Geiſter gingen um, zuweilen höre man noch ein Gewinſel und Heulen aus der Höhle.“

Hatte er die Geſpenſter gerufen? — Etwas mußten ſie in der ſchwarzen Oeffnung geſehen haben. Der Magiſter legte die Hand auf den Arm des Edelmanns, der aber hielt ſchon ſeinen am Degengriff. Herr Skytte glaubte einen leiſen Schrei gehört zu haben, als auch er zog. Geſindel, das auf Reiſende lauert und Wanderer, die am Wege eingeſchlafen ſind, überfällt, ihnen das Erwachen erſparend, pflegte wohl unter ſolchen Trümmern ſich zu verſtecken. Aber auf des Hauptmanns donnerndes „Heraus, was drinnen ſteckt!“ kam etwas zum Vorſchein, was auch den Gedanken an Furcht verſcheuchen mußte.

Drittes Kapitel.

Eine Bauerdirne.

Ein ſchüchternes Mädchengeſicht! Zuerſt blinzelte es heraus, alsdann kroch oder wand ſich das Mädchen ſelbſt mit ſoviel Anſtand es ſich thun ließ, durch die kleine Oeffnung; eine Dirne von etwa dreizehn oder vierzehn Jahren, in einem Mieder und rothen Friesrock, wie die Tracht unter den Bauern iſt. Ihre nackten, ungewöhnlich weißen Beine konnte der kurze Rock nicht verbergen. Aber aus dem Handkörbchen, das ſie ſorgfältig mit beiden Armen unterfaßt hielt, hingen als Erklärung dafür ein Paar Strümpfe, und am Bande ihre Schuhe, die ſie auf dem Sandwege, um ſie zu ſchonen, ausgezogen haben mochte. Sie ſtrich ihre blonden Haare aus dem von der Erhitzung gerötheten Geſichte, und ſchaute die beiden Herren forſchend an. Die Kleine zitterte, was wohl begreiflich war vor Männern mit ſo rauhen Worten und blanken Degen, dann aber, als habe ſie durch das Anſchauen Vertrauen gewonnen, ſprach ſie dreiſter: „Ihr werdet mir nichts thun.“

Auf des Landeshauptmanns Frage: wer ihr denn etwas gethan? blickte sie sich scheu um. Als am weiten Horizont kein lebendiges Wesen zu sehen war, gab sie die Auskunft: an der Schmiede vor der Stadt drüben hätten Reiter, die ihre Rosse beschlagen ließen, ihr nachgeblickt, daß ihr nicht gut zu Muth gewesen. Da wäre sie fortgeeilt, und so rasch gelaufen, als sie konnte, bis hierher. In ihr Versteck war das Kind gekrochen, als es unsre Bekannten auf der Landstraße erblickte; denn sie hatte sie in der Ferne für die vor der Schmiede gehalten.

Darin war nun nichts Auffälliges, denn hatten auch die letzten Jahre des Krieges mit Frankreich und Schweden die Provinzen zwischen Elbe und Oder wenig berührt, so war doch eine gerechte Furcht vor allerhand Gesindel, Abenteurern und Raufbolden zurückgeblieben, und ein junges Mädchen, das allein über Land ging, mochte schon von gefährlichen Blicken in Angst gesetzt sein; wenn auch nicht ihre Tasche und ihr Korb die Habsucht gereizt, mochten es doch ihre frischen rothen Backen und ihr schlanker Wuchs. Der Edelmann war aber auch eine Polizeiperson, und nicht, wie sein jüngerer Begleiter ihn nachher versicherte, geneigt: dem Mädchen wegen ihres ehrlichen Gesichtes und ihres klugen Auges aufs Wort zu glauben. Im Gegentheil frug er sie nach den Reitern und nach der Schmiede sehr scharf aus, und erfuhr dann, daß in der Provinzialstadt, die sie passirt, ein großes Leben gewesen, weil ein sehr großer und vornehmer Herr drinnen

Nachtquartier gehalten. Als er mit seinem Gefolge auszog, hatte ihm der Magistrat das Geleit gegeben und sogar die Glocken läuten lassen, denn der Herr war ein Spanier oder ein Wälscher und ein Graf, und die Stadt, versicherte Jung und Alt, sei ihm zu unauslöschlichem Dank verpflichtet, weil er ihr Wohlthäter geworden. Denn er hatte in der Umgegend die Kräuter zu einem Medicament entdeckt, welches gegen alle Seuchen, Gebrechen und Krankheiten hilft, und hatte dann auf dem Rathhause dieses Medicament, welches Theriak genannt wird, gekocht und zubereitet, und drei volle Büchsen dem Magistrat geschenkt, ohne einen Groschen Bezahlung dafür zu nehmen. Um deswillen wußten Rath und Bürgerschaft gar nicht, wie sie ihm danken sollten. Der Graf aber hatte noch zum Ueberfluß von seinem Zahlmeister beim Ausziehen Drittelstücke und andere kleine Münze unter das Volk auswerfen lassen, und als sie ihm am Weichbild unter Trompetenschall den Ehrentrunk gereicht, ihn geleert auf das Wohl der Stadt, und dem Rathsdiener, der ihm den Becher credenzt, dafür einen harten Speciesthaler verehrt.

Das hatte das Mädchen in der Stadt vernommen und Muth geschöpft: wo ein solcher Herr mit seinem Gefolge und Wagen vorausgeritten, werde der Weg um so sicherer sein. Sie war froh, als sie an der Schmiede vorm Thor die Gesellschaft eingeholt, da Einige, wie sie schon gesagt, sich die Pferde dort beschlagen ließen. Da war aber noch ein Reiter von

seitwärts auf die Andern zugesprengt und indem sie diesen zu beschreiben versuchte, ohne es zu vermögen, trat ihr sichtlich das Blut ins Gesicht. Dieser neue Reiter, der nicht aus der Stadt kam, hatte angelegentlich mit dem spanischen Grafen gesprochen, worauf es ihr vorgekommen, oder nein, sie wußte es bestimmt, daß der fremde vornehme Herr sie scharf angesehen und mit dem Finger auf sie gezeigt. Der Andere hatte häßlich gelacht und genickt. Da war es ihr, als ob alles Blut ihr zu Kopf schoß und sie war ausgeschritten was sie konnte, und als sie den galoppirenden Reiter hinter sich hörte, war sie ins Dickicht gestürzt querein und gelaufen, was sie aushalten konnte. Und das war Alles wahrhaftig so.

Der Landeshauptmann fragte: ob sie den Reiter wieder erkennen würde, der sie so in Angst gesetzt? Als sie nach einigem Stocken ein deutliches Ja vorgestoßen, zeigt er auf Herrn Skytte: „Sieh ihn Dir genau an. Der ließ sich vorhin dort sein Pferd beschlagen. Ist er's?"

Ihr Gesicht verzog sich fast zum Lächeln, als sie Herrn Benedict Skytte aufmerksam angeblickt: „Der Herr! der ist froh, wenn ihn keiner anfällt."

„Aber ich!" rief der Hauptmann, der das Lächeln, was die Antwort auch auf seinen Lippen hervorgerufen, durch eine Miene zu unterdrücken suchte, vor der ein Mann erschrecken konnte, und den Degen klirrend in die Scheide stieß.

Etwas ängstlicher musterte die Kleine, die aber

für ihre Jahre nicht klein war, den gestrengen Herrn, und schüttelte dann wieder den Kopf: „Ihr thut es auch nicht. Ihr seid guter Leute Kind, und Herr Piosander sagte: wer guter Art ist, das sieht man schon am Gesicht."

Was den jüngern Mann bestach, konnte das Mißtrauen des älteren nicht verscheuchen: „Ihr wißt nicht, zu welchen Mitteln das Raubgesindel greift. Diese Banden, welche die Straßen und den Verkehr durch ganz Deutschland jetzt unsicher machen, haben überall Verbindungen, Kundschafter und Helfershelfer, leider Gott's bis in die höchsten Stände hinauf, und wo ihnen immer mehr das Handwerk gelegt wird, daß sie mit offener Gewalt nicht ankommen, greifen sie zur List. Sie reisen auf die Märkte unter allerhand Gestalt, und täuschen und locken gar oft durch Weiber, die wie die Unschuld selbst aussehen. Vor solchen ihren Delilas muß man sich besonders in Acht nehmen. Merkt Ihr nicht, daß sie pfiffiger die Zunge setzt, als eine Bauerdirne hier; das ist eingelernt und wo solche Schmetterlinge flattern, ist das Wespennest in der Nähe."

Er hatte es dem Reisegefährten mit einer Betonung zugeflüstert, daß ein Landmädchen sein Deutsch nicht verstehen konnte, seine scharfen Fragen nach ihrem Woher und Wohin verstand sie indeß vollkommen. Sie wollte nach Berlin. Auf die ersten Kreuz- und Querfragen über den Weg hatte sie unbefangen Bescheid gegeben; auf die, was sie da wolle, erröthend

geſtockt, auf die: wer ſie dahin ſchicke? ihren Vater genannt, ſie ſolle jemand aufſuchen und eine Beſtellung ausrichten. Ihr Vater war der Prediger Pioſander, und ihre Antworten genügten in ſo weit dem Inquirenten, als ſie das Dorf in der Altmark richtig angab, wo er Pfarrer war, und der Edelmann ſich des Mannes wohl entſann, der in Frankfurt den ehrlichen deutſchen Namen Frommann geführt, ehe er, als bekannter lutheriſcher Eiferer, ihn in den lateiniſch-griechiſchen überſetzt hatte. Aber als er gefragt, warum der Vater ſie nach der Hauptſtadt ſchicke, da Pioſander, ſeines Wiſſens, Berlin für ein Babel des Irrglaubens erklärt, hatte ſie wieder geſtockt und Thränen waren ihr aus den Augen geſtürzt.

Das Mädchen hatte nie vor einem ſolchen Richter geſtanden und als ſie für ihre Beſtürzung Rechenſchaft geben ſollte, berief ſie ſich auf die grauſame Angſt, welche der Reiter an der Schmiede ihr eingejagt, es ſei ihr noch immer, als ſtehe er hinter ihr und wolle ſie am Schopf faſſen.

„Und wenn er hinter Dir iſt," ſagte der Landeshauptmann, „ſo ſtehe ich jetzt vor Dir. Du haſt Dich um den hinter Dir nicht zu kümmern, ſondern mir Rede und Antwort zu geben, warum Du nach Berlin willſt? warum Du Deinem Vater fortgelaufen biſt? oder warum er Dich fortgejagt hat? Beſinne Dich! Wenn Du lügſt, laß ich Dich vom Büttel greifen und in's Spinnhaus ſetzen, bis ich weiß, ob ich Dich zu Deinem Vater zurückſchicken, oder auspeitſchen laſſen ſoll?

Die Drohung hatte eine andere Wirkung. Sobald ſie die Thränen mit dem Arm ausgewiſcht, blickte ſie den Edelmann klar an: „Das werdet Ihr nicht thun, geſtrenger Herr Amtmann, denn ich habe es nicht verdient. Meinem Vater bin ich nicht davon gelaufen, und zurückſchicken zu ihm könnt Ihr mich nicht, denn er iſt fort und kommt nicht wieder, und ich bin nicht ſeine Tochter, ich bin nur ſein Zugkind, und das iſt nun auch vorbei.“

„Est veritas in ista puella!“ hatte der Magiſter dem Hauptmann zugerufen, und dieſer ſchien jetzt ſelbſt ſeine Meinung geändert zu haben, als er das Mädchen in milderer Art nach ihren Schickſalen ausfrug. Sie war als Kind in das Haus des Pfarrers gebracht worden, eine entfernte Verwandte, hieß es, deren Eltern im Kriege umgekommen waren. Streng war der Prediger geweſen und hatte auf Arbeiten gehalten, aber doch ſie gütig und nicht als Magd behandelt, auch nicht gern geduldet, daß ſie mit den andern Dorfkindern ſpielte und Gänſe hütete. Daher hieß es im Dorf, ſie ſei guter Leute Kind. Leſen hatte er ſie gelehrt und ſchreiben. Wenn man ihn fragte warum? hatte er geantwortet: „damit ſie die reine Lehre aus Gottes Wort bei Zeiten lernt, und wie den Anfechtungen und Stricken derer entgehen, die Gott weniger fürchten, als die Menſchen.“ Zuweilen ließ er dann fallen, daß ihre Eltern gute, reine Lutheraner geweſen, daß es ihnen wohl auch beſſer im Leben ergangen wäre, wenn ſie den Mantel nach dem Winde zu tragen verſtanden;

das heißt, wenn ſie dem reformirten Irrglauben gehuldigt, dann hätten große Leute ſich ihrer angenommen. Mehr hätte weder ſie, noch Jemand erfahren, denn Herr Pioſander war ſchweigſam, und nur wenn er einen guten Trunk gethan, kamen Aeußerungen über ſeine Lippen, aus denen ſie ſchloß, daß ihre Wiege vielleicht an beſſerem Orte, als unter dem Schilfdach eines Dorfpredigers geſtanden. Aber wenn ſie in kindiſchem Gerede fragte, ob ſie in einem ſchönen Hauſe gewohnt, habe Herr Pioſander die Augen gen Himmel erhoben: des Herrn Hand hat es in ſeinem Zorn in Feuerwirbeln verſinken laſſen, aber denen, die den rechten Glauben an ihn nicht verlieren, baut er in ſeiner Gnade auch aus Flammen ein Haus.

Auch das war jener Zeit eine alltägliche Geſchichte. Wie viele Waiſen hatte der lange Krieg gemacht; wie manches Kind hatte mit den Eltern und dem Vaterhaus auch die Beweiſe ſeiner Herkunft, ja die Erinnerung daran eingebüßt, und wenn Viele nie wieder zu dem Rechte gelangten, das mit ihnen geboren iſt, gab es nicht weniger, welche in dem Nebelmeere hinter ihnen nach großen Anſprüchen fiſchten. Nach dem dreißigjährigen Kriege begann die Zeit der großen Schwindler und Abenteurer, welche in Europa eine ſo bedeutende Rolle geſpielt haben.

Auf den Herrn von Alvensleben hatte die Erzählung des Mädchens daher keinen Eindruck gemacht, wie auch die Naturlaute, in denen ſie ihre Wiſſenſchaft vortrug, den anderen Herrn zur Theilnahme angeregt.

phyſiognomie ſei um einen Fuß länger, magerer und häßlicher geworden.

Guter Gott, wo kommt der Menſch her? fragte ich den Conducteur.

Von Tours nach Paris, von Paris hierher; iſt nach Lyon eingeſchrieben und geht, wenn ich nicht irre, nach Italien.

Ich ſchlug die Hände über den Kopf.

Iſt noch Platz für mich in der Diligence?

Ja, Monſieur, im Coupé, dicht bei eben dem Monſieur Mylord.

II.

Die Berge von Tarare.

O ſchöne Andaluſierin, wie anmuthig war es, als ich mit dir und deiner Frau Mutter im Coupé ſaß!

Freund und zufälliger Leſer! denke dir den Zuſtand eines Preußiſchen Juſtizbeamten in einem dunklen und engen, vorn durch das Leder gegen den anprallenden Regen geſchützten Coupé, d. h. Kutſchenabſchlag, in der Mitte zwiſchen zwei dir un-

Jenes Gedanken beschäftigten sich seitwärts, als er lächelnd zu seinem Begleiter sagte:

„Tempora mutantur et nos mutamur in illis, so heißt es ja wohl! Der Frommann war der tollste Raufbold in Frankfurt. Die Schenken und Schaarwächter wissen von ihm zu erzählen. Jetzo macht er Sr. kurfürstlichen Gnaden zu schaffen, er zerschlägt in seinem Zorn die Kanzeln, daß man ihn in einen Winkel der Altmark versetzen mußte. Was sagtest Du, Mädchen, daß er fort ist? Hat er abermals nach einer andern Stelle abziehen müssen?"

Die Kleine senkte den Kopf und strich mit der Hand über die Augen: „Der Vater ist fort und kommt nicht wieder."

„Todt!"

Sie schluchzte auf: „Nein, gestrenger Herr, er war zu fromm für diese Welt, sagte er. Lammfromm wie ein Kind, aber sie haben ihm verboten, daß er nicht mehr gegen die Reformirten schimpfen solle. Herr Gott Zebaoth, rief er letzten Sonntag, wozu sind denn Deine Priester, wenn ihr Mund geknebelt wird, wozu sind denn Deine Kanzeln, wenn Dein Wort nicht mehr von ihnen erschallen darf, wozu hat Gott eine Kirche gebaut, Prediger eingesetzt und ihnen eine Kehle gegeben, wenn sie nicht Zeter schreien sollen gegen die verfluchten Irrgläubigen. Ich kann nicht anders, ich muß schimpfen gegen die Rotte Calvins, ich muß mich zum letzten Mal ausschimpfen, Gott hilf mir — so schrie er bis ihm der Athem verging, und sie trugen

den guten Vater beinahe von der Kanzel, und ſo folgten ſie ihm, die ganze Gemeinde, bis an die Grenze. Solchen Prediger kriegen ſie nicht wieder; das haben Alle geſagt."

Der Herr von Alvensleben brummte etwas über die Lippen, derweil er ſein Pferd vom Baum losband, denn ſie hatten beim Anblick der Wetterwand, die allmälig am Horizont aufſtieg, ſich zugewinkt: „Er hat den Revers nicht unterſchreiben wollen, das alte Lied. Wird noch lange durchs Land ſummen. Gott beſſer's, wir nicht." Ein ſtummer Blick des Magiſters fragte: was denn aus dem Mädchen werden ſolle. Der Edelmann ſah noch ein Mal über die Schulter nach der Dirne: „Sie kann hinter uns laufen, wenn ſie ſich fürchtet."

Herr Skytte bemerkte, daß ihr Bein blutete, ſie hatte es an einem ſcharfen Stein geſtoßen, ſein Begleiter ſagte, ſie ſolle Schuh und Strümpfe anziehen, und während ſie's that, ſchien er, mit dem Ellenbogen auf den Sattel gelehnt, ſie noch ein Mal zu betrachten. Eine gewöhnliche Landſtreicherin war es nicht, den Verdacht hatte er fahren laſſen, aber es mochte ihm auffallen, wie geſchickt und züchtig ſie dabei hantirte. Da fragte er, an wen ſie in Berlin geſchickt ſei? Sie ſah ihn an, als wäre ſie um eine Antwort verlegen, aber raſch beſann ſie ſich und ſagte unbefangen: „Das darf ich nicht ſagen, geſtrenger Herr, Herr Pioſander hat es mir verboten. Er ſprach beim Abſchied: ich ſchicke Dich, da ich Dir kein Schutz mehr ſein kann, und

Du keinen ſonſt auf dem Erdboden haſt, an den einen einzigen Mann, der nächſt Gott Dir helfen mag, wenn Gott ihn mit ſeiner Gnade erleuchtet. Sprich aber zu Niemand davon, noch nenne vor Jemand ſeinen Namen, bis Du ihn ſelbſt gefunden und geſprochen haſt, denn Du kennſt die Menſchen nicht, und ihre Argliſt und Bosheit iſt groß, und wenn ſie darum wiſſen, können ſie das zu Schanden machen, was er in ſeiner Gnade zu Deinem Heil fügen will." Mit ſchüchterner Stimme und geſenktem Blick ſetzte ſie hinzu: „vor den Gewaltigen und die am Hofe ſind habe er ſie beſonders gewarnt, es wären zwar Etliche darunter, die noch an Luther feſthielten, aber Macht und Hofluſt verderbe auch die Beſten, und die um Gunſt und Vortheil willen ihren Glauben abgeſchworen, ſeien ſchlimmer und verdammter, als die Gott in ſeinem Zorn als Reformirte habe geboren werden laſſen." — Ihr ſcheuer Aufblick ſchien zu fragen: Seid Ihr auch nicht Reformirte oder gar Abtrünnige?

Schon während ſie ſich umgewandt, damit ſie das Geſchäft des Strumpfanziehens, ſo viel es ging, verdecke, war der Baſtkorb, aus dem ſie die Strümpfe zu haſtig geriſſen, umgefallen, und ein dicker verſiegelter Brief zum Vorſchein gekommen. Der Landeshauptmann hatte ihn aufgegriffen. „Da iſt ja das große Geheimniß enthüllt." Er reichte das Packet dem Magiſter, der die Aufſchrift las: „Seiner, dem hoch und hoch Edelgebornen Herrn, kurfürſtlichen Feldmarſchall Herrn Freyherrn zu Derfflinger, zu hocheignen Händen."

„Ich beneide den alten Herrn nicht," ſagte der Edelmann, „um das Privilegium, daß ſich alle gemeine Leute um Vorſprache an ihn wenden. Weil er ſelbſt von niederer Herkunft iſt, meinen ſie, er habe nichts zu thun, als ihre Angelegenheiten ſich zu Herzen zu nehmen."

Das Mädchen war zuerſt aufgeſprungen, als wolle ſie den Brief ihm fortreißen, jetzt ſtand ſie mit über die Bruſt gefaltenen Händen, zitternd, wie Einer, den ſie aus ſeinem Haus geſtoßen, um der ohnmächtige Zeuge zu ſein, wie ſie es ausplündern. „Lieber, gnädiger, geſtrenger Herr." Es kam mit einer Stimme heraus, welcher der Schmerz den Klang gedämpft, „ich habe nichts auf der weiten Welt. Mein Vater hat ihn mir auf die Seele gebunden. Du haſt Alles verloren, wenn er in unrechte Hände kommt."

„Er iſt in den rechten," ſprach der Edelmann, ſich in den Sattel ſchwingend. „Ich werde ihn Sr. Excellenz übergeben, wenn es ſich ſchickt. Dich wieſen ſie doch vor der Thür ab, und ein Schweizer oder Hellebardirer nähme ihn Dir ab. Den großen Herren thut man überdem einen Gefallen, wenn man ihnen das Bettelvolk vom Leibe hält," hatte er gegen ſeinen Reiſegefährten hinzugeſetzt, indem er die Hand ausſtreckte, um den Brief zurückzunehmen.

Dem Mädchen ſtürzten die hellen Thränen aus den Augen. Herr Skytte, indem er ſich aufs Pferd

ſchwang, ließ das Packet ſtatt in die Hand des Landeshauptmanns in die des Mädchens gleiten: „Einfältig Ding, darum flennen!“ ſagte er. „Merkſt Du denn nicht, daß der gnädige Herr mit Dir einen Spaß trieb? Was kümmert den Herrn Landeshauptmann Dein ſchmutziger Bettelbrief.“

Viertes Kapitel.

Die lateiniſche Stadt.

„Ihr vermeint, einen Ritterdienſt an der Dirne geübt zu haben," ſagte der Landeshauptmann, nachdem die Herren eine Weile neben einander geritten waren, und Herr Skytte mochte beſorgt geweſen ſein, daß er ſeinen Gönner vorhin beleidigt. Aber der vornehme Mann hatte ſich freundlich über Gleichgültiges mit ihm unterhalten, jetzt ſah er lächelnd mit der Ueberlegenheit eines erfahrenen Weltmannes den Gelehrten an. „Berlin iſt noch ein Dutzend Meilen weit, wißt Ihr wie viel Wegelagerern, Gaudieben, Hexen und Wahrſagerinnen das Mädchen bis dahin begegnet? In meiner Hand war ihre Bittſchrift, meine ich, ſicherer. Oder beſorgtet Ihr, daß ich hineingeblickt und Dinge geleſen hätte, die Niemand wiſſen ſollte, oder daß ich den Brief vielleicht an den Unrechten gelangen ließ? Da hättet Ihr nicht ſo ganz unrecht. Mein lieber Herr Skytte, das ganze Brandenburg iſt eine große Bittſchrift; wohin man ſieht, ſtrecken ſie die Arme aus dem Sumpf der Noth; Alle wollen etwas haben, Allen

ſollen die Obrigkeiten helfen. Wer für die Herrſchaften einen Ritterdienſt thun will, der hält ihnen die ungeſtümen Petulanten vom Halſe. Ich meine, der Derfflinger hat Beſſeres zu thun, auch wenn Friede wird, als für alle Waiſen zu ſorgen, die ein Starrkopf von Paſtor, der aus dem Lande läuft, uns zum Ernähren zurückläßt."

„Ihr kennt doch nicht den Inhalt der Schrift."

„Aber den Kerl kenne ich, den Pioſander Frommann. Zwei Kannen mit dickem Karthäuſer-Bier ſoff er in einem Zuge aus, und da die Studioſi von Itzenplitz und Marwitz parirten, nun habe er genug und könne nicht grad gehen, parirte er contra: ihre beiden Stiefeln wolle er austrinken und noch um die Stadt reiten. Die Junker fuhren wie der Blitz aus den Stiefeln, und wurden bis an den Rand vollgegoſſen. In drei Stunden hatt' er's runter, ſaß zu Roß — ſie hatten ihn rauf gehoben — ritt aufrecht um ganz Frankfurt, und noch halbwegs bis Lebus. Da platzte ihm was, und mußte ſechs Wochen im Spital liegen Jetzt — ich parire auch — um eine reformirte Mücke in die Luft zu ſprengen, kommt es ihm nicht darauf an, ein Pulverfaß anzuſtecken. Und mit Weibsperſonen ſpielen die Pfaffen gar zu gern. Ob Mädchen im Flügelkleide, verzückte Jungfrauen oder alte Betſchweſtern, ſie können alles brauchen, um Einem, dem's nicht recht feſt ſitzt, das Herz weich zu machen."

„Aber der Feldmarſchall —"

„Wißt Ihr was ſie bei ihm ſoll, wißt Ihr, wo

es da weh thut, wo eine wunde Stelle, daß ein Floh ſchmerzt wie ein Lanzenſtich?"

„Ihr ſorget um ein Conſpiration gegen die Reformirten?"

„Ich ſorge um die Conſpiration aller Schwindler, Phantaſten und Projectenmacher, die aus allen Winden her in unſer offen Land geblaſen kommen, wie die Schmeißfliegen ſich auf Alles ſetzen, und man ſtreut ihnen noch Zucker und Mehl hin, weil unſer märkiſch Korn ihnen zu grobhülſig iſt. Eine Flotte ſollen wir bauen und auf dem Meere ſchaukeln laſſen, Briggs und Fregatten, wir Brandenburger, die wir Arbeit genug haben, daß unſer Sand nur feſt ſteht, Kolonien gründen, in Afrika wie Amerika, und ſchwarze Unterthanen, damit wir Mohren kriegen, die in Gold und Silber bei der fürſtlichen Tafel ſerviren. Holland in Ehren, aber ſeine Maler könnte es für ſich behalten; was muß der Hof ſo viel Farbenkleckſer herziehen! Wem ſein brandenburgiſch Geſicht nicht gefällt, wie es Gott gemacht, der findet doch im Lande genug, die den Pinſel in die Farbe tunken, um es auf die Leinwand zu ſchmieren, wie er's haben möchte. Da hat ſich Einer jetzt gemeldet, der ſich rühmt, daß er den Schlüſſel gefunden hat zur chineſiſchen oder japaniſchen, oder Gott weiß welcher Sprache. Gehe er doch damit zum Kaiſer von Japan, nicht zum Kurfürſten von Brandenburg; warum ſollen wir ihn mit unſrer guten Münze kaufen. Können wir mit dem Schlüſſel etwas aufſchließen, was unſerem Lande frommt?"

Herr Skytte antwortete nicht, er lächelte wie still in ſich vergnügt; er verfolgte einen Gedanken. Der Herr von Alvensleben nahm es als Zuſtimmung. Es war ihm die Luſt gekommen, dem, was ihn auf dem Herzen drückte, Luft zu machen. Er that es mehr für ſich, als für den Andern.

„Wir ſind ein krankes Land, das iſt wahr, krank wie ganz Deutſchland. Gott, der Herr, hatte dieſen Kurfürſten ausgeſandt, als einen ſtarken Arzt; das erkenne ich an, das müſſen wir Alle anerkennen. Wie riß er ſich los aus den Netzen und Stricken, mit denen die lockern Herrlein am Haag ihn umſtricken wollten. Seine Flucht ins Lager von Breda war ſein erſter, vielleicht ſein größter Sieg. Bei uns ward er ein Brandenburger vom Wirbel bis zur Zeh. Wie fuhr er kräftig und geſchickt in die Praktiken des Schwarzenbergs, der in unſeren Eingeweiden ſaß, und wie ein Paſcha und Satrap unſer Mark für Andere ſaugte und ſchlürfte. Die giftgeſchwollene Spinne mußte ſich in ihrem eigenen Netz fangen und krepiren. Wie er die Gloria als Kriegsfürſt an ſeine Sporen gebunden, weiß männiglich; was braucht's gerühmt zu werden! Am Hofe von Verſailles nennt man ſeinen Namen mit Scheu und Reſpekt."

„Bis zu den wilden Völkern iſt Friedrich Wilhelms Ruhm gedrungen," ſchaltete der Zuhörer ein, „wie ja neuerdings der Tartarenchan ihm im Lager vor Stettin eine Ambaſſade geſchickt; ja man ſagt der Großmogul ſelbſt wolle Se. Durchlauchtigſte Gnaden in ſelber Art honoriren."

„Das könnte er bleiben laſſen," fiel der Landeshauptmann ein, „er könnte uns lieber hundert Rupien-Säcke aus ſeiner Schatzkammer ſchicken, die unergründlich ſein ſoll, um unſere Truppen zu bezahlen, damit die Stände nicht jedes Jahr neue Steuern aufzubringen haben. Man weiß kaum mehr, wo es her ſoll. Verſteht mich wohl, lieber Herr, ein Kriegsheer mußten wir haben, und kein Soldat ohne Geld, darum Steuern. Der Arzt mußte ſcharfe Medizin eingeben, ſonſt ſchlug es nicht an. Mag's auch nicht geradezu tadeln, wie er in Preußen gegen Adel und Stände verfuhr; es geſchah dort jure victoris und es hieß dazumal aut — aut. Retten galt es, oder wir ſanken alle mit einander unter. Aber ſeitdem —"

Verwundert ſah ihn der Magiſter an: „Seitdem? — Seitdem fährt der Kaiſer in der Hofburg zu Wien im Schlafe auf, weil ihn der neue Wendenkönig an der Oſtſee wie ein Alp im Traume drückt. Wo hat vordem ein brandenburgiſcher Markgraf mitgeſprochen, als auf der Kurfürſtenbank in Regensburg; ſeitdem tönt ſeine Stimme ganz ausnehmend vernehmlich auf dem theatro europaeico, ja man könnte ſagen auf dem theatro mundi, und ſeine Geſandten parliren, nicht mehr wie vordem gebückt am polniſchen Reichstage, nein, ich verſichere Euch, ſie ſtehen aufrecht da in Verſailles und London, und es geht kein Wort verloren, was von ihren Lippen fällt. Man muß ſelbſt dazumal in London geweſen ſein, um zu wiſſen, welche Perplexität und Admiration die Kühnheit des kur-

ausstehlichen Menschen, die Beide wohlbeleibter sind als du selbst.

Wie sollte ich frei denken, fühlen, — besonders schlafen, was doch bis jetzt in Frankreich, ja sogar in Spanien erlaubt war? — Man erinnert sich, wie die schmächtige Andalusierin bald mir bald der Mutter auf die Schulter nickte. Wohin sollte ich fallen, wenn ich schlummerte? Rechts der Britte, so daß meine Stirn gerade da gegen die seinige stieß, wo jene kaum ihre von demselben Gegenstande empfangene Beule verwunden hatte. Links — der lumpige Kerl!

Freies Gefühl — wie war daran zu denken, wo ich so eingepreßt saß, daß ich erst nach zwölfstündigem Rütteln und Schütteln mit dem Hintertheil meines Körpers ebenmäßig festen Boden erreichte; und freies Denken in dieser Gesellschaft!

So vergingen vier und zwanzig Stunden, schreibe vier und zwanzig Stunden, in denen gar nichts vorfiel, außer in St. Pierre de Moutier, einem elenden Flecken, ein Frühstück von zwanzig Gerichten. Frankreich, ist das auch unser Mark? Ich aß aus zwei Gründen, aus Verzweiflung und weil ich Hunger hatte. Dann passirten wir zwei Mal die Loire, bei Nevers, wo die Allier einströmt, und bei Roanne, wo wir von

brandenburgiſchen Geſandten allerwegen hervorgebracht. Nämlich, wie Ihr wißt, ſtritt ſich der von Venedig mit dem Herrn von Beſſer um das Recht, wer zuerſt Se. Majeſtät den König anreden ſolle. Sie überließen's dann nach vielem Verhandeln dem Zufall, d. h. wer zuerſt im Vorzimmer erſchienen, ſolle zuerſt reden. Der Kurbrandenburger blieb heimlich die Nacht über im Pallaſt, damit er morgens zuerſt da wäre, aber er verſah ſich nicht, daß der Venetianer, wenn er käme, ſchon an der Thür anheben würde. Wie nun der engliſche König auf dem Throne ſitzt, und der Herr von Beſſer ſeine Manſchetten und Krauſe zurechtzupft um mit aller Devotion vorzuſchreiten, erhebt der von Venedig ſeine Stimme, als er kaum auf der Schwelle iſt, was als ganz unſchicklich alle Geſandten und Herren von Hofe über die Maßen erſchreckte. Nun ſchreiten ſie zuſammen vor, — der Beſſer hat immer den Blick voll Devotion und Reſpekt auf den Thron gerichtet; aber mit Eins hat er den Vignola, ſo hieß der Venetianer, hinten am Hoſenbund gepackt, und ihn drei Schritt hinter ſich geſchmiſſen, daß er noch ganz verdutzt oder, wie man ſagt, begoſſen iſt, und erſt zu ſich kommt, als der Herr von Beſſer ſchon ſeine Anrede in beſter Ordnung und Ruhe vorgebracht hat und retiriret, ohne einen Blick vom König abzuwenden. Da war nur ein Lob aus dem Munde der großen Engländer und der König ſelbſt ſoll nachher geſagt haben: wenn ich ſolche Geſandten hätte!"

„Darüber haben wir auch gelacht," lächelte der

ernſte Herr. „Wir aber, nämlich wir vom alten Lande, fragen: wozu brauchen wir einen Ambaſſadeur in London! Was geht uns — uns Brandenburger an, ob da in England ein König iſt oder ein Protektor, was mußten wir ihm gratuliren laſſen, daß er da iſt? Wir brauchen keinen Protektor und König auf einer Inſel im Meer. Ja, ſeht mich nur groß an, lieber Herr, was ich zu Euch hier im Vertrauen ſage, denken Viele. Was nutzt dieſe Politika nach auswärts dem Lande? Wozu die vielen Allianzen? In was für Verwickelungen haben ſie Brandenburg geſtürzt; wohin müſſen wir nicht Front machen? Und was koſtet das corpus diplomaticum dazu für Geld? Daher wird denn eine andere Werbetrommel gerührt nach pfiffigen Männern, die ſchwätzen können. Will das Ingenium und capacitatem der Herren Meinders, Fuchs, Blasſpiel, und wie ſie heißen, nicht verreden, iſt aber nicht unſer Genus, und was frommt das dem Lande, daß Se. Durchlaucht zu ihren Envoyés und Ambaſſaden Ausländer nimmt! Die wenigſten ſind von Stande, müſſen ſich bei uns erſt ihren Stand erwerben, und wenn's hoch kommt, läßt Se. Gnaden ſie von kaiſerlicher Majeſtät in den Reichsfreiherrnſtand erheben. Solcherlei zuſammengewürfelte buntſcheckige Perſonalitäten repräſentiren Brandenburg in der Fremde, was doch grade an dem eingebornen Adel wäre."

Herr Skytte warf faſt einen curioſen Blick auf den Begleiter: „Und ſo ich mich unterſtehen darf: wie würde der gnädige Herr es beſſer machen?"

Der Landeshauptmann mochte den Sinn, in dem es gefragt war, faſſen, ließ ſich aber aus ſeiner Faſſung nicht bringen: „Lieber! wozu muß denn was beſſer gemacht werden, als Gott gemacht hat! Den Roſt abreiben, das iſt gut, aber wozu den Stahl ſpiegelblank ſchleifen wollen, und Zierrathe einätzen, wodurch ein guter Degen nur ſchwächer wird. Sind wir denn geſund von all den Medicamenten? Was das Mädchen klagte, iſt nur ein Vers in der langen Litanei, von der das Ende lautet, daß Keiner in ſein Recht wieder eingeſetzt iſt, am wenigſten die es zuerſt ſein müßten, der eingeborne Landadel. Und doch wollen wir ein großes Reich ſein, das mit allen Potentaten unterhandelt, ſein Wörtlein mitſpricht, ſeine Ambaſſadeure mit Mohren, Heiducken und Equipagen glitzern und flunkern und darum ſeine Soldaten marſchiren läßt von Holland bis Liefland, von Polen und Ungarn bis nach Schleswig, die Kreuz und Quer, je wie die Allianz iſt, von der wir Kurmärker den Teufel etwas haben, als Einquartierung und Steuern."

Der Fremde mußte den in Aerger gerathenen Edelmann erinnern, daß ſein Kurfürſt in dem Kriege, von dem man meinte, daß er zu Ende ginge, nur ſeine Pflicht gegen Kaiſer und Reich erfüllt habe.

„Möchte der durchlauchtige Herr denn doch ebenſo auch an ſeine Pflicht gegen das Land denken. Was unter den alten Markgrafen geſündigt ward, davon ſchweige ich, es läßt ſich nun einmal nicht Alles wieder machen, wie es war. Aber wo ſind unſre Stände,

frage ich? Befragt wurden ſie wohl mal, aber weil ſie nicht Antwort gaben, die am Hofe gefiel, ſchickte man ſie nach Haus. Wir mußten, was geſchehen ſollte, ſonſt zuerſt wiſſen, wir riethen dann, wir thaten und gaben; heut iſt's am gerathenſten, wenn wir wiſſen wollen, was über uns beſchloſſen iſt und geſchehen ſoll, uns hinter den Kammerdiener von Herrn von Fuchs oder Meinders zu ſtecken. Auf dem platten Lande möchte man wieder die ſchwätzenden Bauern aus dem Kruge, von den Kindtaufen, Hochzeiten, den Schmauſereien und Saufereien, die kein Ende nehmen, an die Arbeit jagen, das Geſindel ausgewieſen, die Straßen ſicher haben. Dafür ſorgten ehedem wir, und hatten Mühe und Noth, als es noch gute Zeit war; heut wo ſie verwildert ſind, und verlaufenes Soldatengeſindel unterm Bauernkittel ſteckt, das keinen Reſpekt hat, müßten ſie uns doppelten Reſpekt verſchaffen. Nun man möchte, um der lieben Bauern Rücken willen, den Stock mit Baumwolle umwickeln, wenn wir die Kerle zur Raiſon weiſen! O man möchte noch mehr! Eins um das Andere entwindet man aus unſerer Hand. Und wären ſie nicht von der Natur an's Gut gekettet und von Gott zu unſeren Leibeigenen geſchaffen, Gott weiß, was man noch ſonſt, um ihnen unter die Arme zu greifen, ausheckte. Ich bin noch Landeshauptmann, weil Se. kurfürſtliche Gnaden mir von Jugend her gewogen ſind, aber man läßt ja eine Landeshauptmannſchaft nach der andern eingehen; dafür werden Kammern errichtet und an der Spitze Präſidenten, die im Namen

des Landesherren ſchalten und walten, einnehmen, verrechnen, bezahlen ſollen. Kennen ſolche Räthe und Präſidenten und Kriegscommiſſarien, die in die Provinz geſchneit kommen, was der Provinz frommt, kennen ſie die Bauern, die Bürgerleute, ihre Art, Weſen? Wir mußten für was wir thaten, dem Landesherrn und den Ständen, dem Lande ſelbſt Rechenſchaft geben; die neuen Herren haben es nur mit der Herrſchaft zu thun. Uns möchten ſie traktiren, als wären wir nicht beſſer als Bauer und Bürger, ja ich weiß, daß Einige dieſer gelehrten und feinen Herren in den Kanzleien und Kämmereien ganz unverholen geäußert haben, wenn es mit dem Lande gut werden ſolle müßten wir unſere Privilegien und ſogar unſere Steuerfreiheit abgeben. Das iſt nun zwar, Gott ſei Dank, eine Thorheit, und kann nimmer geſchehen, aber man ſieht doch, wie weit das hinausgeht, wenn ein Fürſt mehr thun will, als Gott ihm aufgab, und wenn er ausländiſch Volk in's Land zieht und an's Regiment ſtellt, wie das ſein Land in Schaden bringt. Was helfen alle Kanäle und Schleuſen, die er bauen läßt, was, daß er die Sümpfe austrocknet, wenn er die alte Zucht nicht wieder herſtellt!"

Ein verſtändiger Mann, wenn es ihn ſchwarz überläuft, platzt wohl zuweilen mit etwas raus, was er ſonſt vor einem Dritten verſchwiegen hätte, aber wenn die Galle ſich geſetzt hat, merkt er auch ſein Unrecht und ſucht, wie er es wieder gut mache. Ein geſchickter Mann ſpritzt aber erſt dann in die auf-

praſſelnden Flammen Waſſer, wenn er das eigentliche Neſt der Feuersbrunſt entdeckt hat. Der Edelmann hatte das Lächeln des Gelehrten beachtet, und daß er dabei eignen Gedanken nachhing, in deren Nimbus er ſich wohlgefällig ſpiegelte. Daher hub er nach einer Weile an:

„Es hat ſo Jeder ſeine eigenen Gedanken, Herr Magiſter, wie es auf der Welt beſſer ſein könnte. Das waren meine, als ein ſchlichter Landedelmann, Ihr als ein hochgelahrter Mann, der die halbe Welt geſehen hat, habt unſtreitig auch Eure, und wenn Ihr nicht ſchon ein Syſtem planirt hättet, wie uns geholfen werden könnte, wäret Ihr nicht zu uns, in die Streuſandbüchſe des heiligen römiſchen Reiches gekommen. Ein Wort iſt des andern werth, alſo haltet damit nicht hinterm Berge.“

„Gnädigſter Herr,“ hub ſein Begleiter nach einigem Luftholen an, „Ihr erweiſt mir zu viel Ehre. In unſerer räuberiſchen Zeit ſollte, wer einen Gedanken erfaßt hat, den ſo gut hüten als ſeinen Mantelſack und ſeinen Geldbeutel. Den meinen muß ich jedoch nicht recht gehütet haben, ſonſt hätte Se. Gnaden der Kurfürſt wohl nichts davon erfahren und mich nicht hercitiret. — Daß auf dieſen Zuſtand, den der Krieg von dreißig Jahren und die nachher zurückließen, wie einen Sumpf von Blut, Sittenloſigkeit, Rohheit, Verwilderung und Verbrechen, ein anderer folgen muß, darin ſind Alle einverſtanden, Gelehrte wie Ungelehrte. Nur wie ſie den Sumpf austrocknen und den Boden beſtellen ſollen, darin iſt eine **differentia opinionum,**

indem die Einen ſagen, es muß Alles werden wie vordem, die Andern, es muß eine neue Ordnung und Wirthſchaft eingeführt werden, eine dermaßen beſſere und ſichere, daß ſie beſtehen kann, auch wenn neue tempestates einbrechen. Die Einen alſo ſagen, wir müſſen zurück zur guten alten Zeit, die Andern, wir müſſen weiter zu einer neuern beſſeren. Im Grunde genommen, iſt dies die contentio des ganzen Menſchengeſchlechtes. Daß wir aus dem Paradieſe getrieben ſind, iſt unzweifelhaft, denn die heilige Schrift ſagt es, wo und wie wir es aber wiederfinden, daran laboriren die Klügſten. Dieweilen ich aber dieſes Euer dermaßen zerſtörtes und zerſtampftes Land geſehen und ſtudiret, daß Niemand weiß, wo ein Nagel geſeſſen, ob dies ein Teich geweſen oder ein Hügel, ja ich möchte ſagen, ob der Bach den Berg hinauf- oder herabgefloſſen iſt, iſt mir Gottes Gnade und Fingerzeig erſt recht vor Augen getreten, daß Alles dieſes kommen mußte, damit Alles anders werde. So hat der Herr ein Reich und Land und Volk vernichtet, damit Platz werde für ein anderes, das kommen ſoll."

Der kurmärkiſche Edelmann wandte ſich im Sattel wie vor'm Anblick von etwas Ungeheuerlichem, das am Wege ihm unerwartet aufſtieß. Das: „Plagt Euch der —" erſtarb zwar auf den Lippen, aber groß den Andern anſehend, kam's heraus: „Magiſter iſt Euch ſchlimm?"

Aber des Magiſters Geſicht glühte wie ein Vollmond der Zufriedenheit, wozu die rothe Färbung des

Himmels etwas beigetragen haben mochte, und in ſeinen Augen leuchtete es, wie der Abendſtern, der aus dem Gewölk aufſchießt:

„Und ſo muß es ſein, es geht gar nicht anders. Hier iſt nicht nur die Ernte angefreſſen, auch die Saat, und das Kind im Mutterleibe krankt an dem Uebel, was der Vater vom Vater empfing. Um deswillen —“

„Wollt Ihr den bethlehemitiſchen Kindermord predigen?“ fiel der Hauptmann in's Wort.

„Nein, nur eine Schule gründen, die wie ein Geſtirn in dieſer Nacht der Wildniß aufgehn wird. Ihr Licht ſoll allgemach die verdunkelten Gegenſtände beſcheinen, bis ſie ihres Schmutzes, ihrer Nacktheit und Häßlichkeit ſich ſchämen, — bis dieſes Licht immer heller und wärmer auch in die entfernteſten Winkel dringt und zündet, wo noch Brennſtoff iſt.“

„Das muß ja eine dicke Kirchenkerze werden. Wo wollt Ihr das Wachs dazu auftreiben. Wo ſoll die Schule hin, Magiſter?“

„Hier, zwiſchen Elbe und Oder, entweder an der Havel oder der Spree, darüber wird Se. Durchlaucht mit dero Ingenieuren ſich noch entſcheiden, ſoll die Stadt erbaut werden.“

„Eine neue Stadt?“ fragte immer verwunderteren Blickes der Edelmann.

„Eine funkelnagelneue.“

„Mich dünkt, wir haben Städte und Häuſer darin genug, denen es an Einwohnern fehlt. Treibt die zuſammen.“

„Sie werden von ſelbſt kommen, ſobald die Mauern ſtehen und die Wälle aufgeworfen ſind.“

„Was, eine Feſtung, Herr?“

„Damit nichts Unheiliges eindringt. Die Wächter an den Thoren müſſen gleichſam mit Argusaugen auch in Mark und Nieren blicken, und unerbittlich die zurückweiſen, die nicht gut und reif ſind.“

„Schafe kann man wohl unterſuchen, ob ſie nicht räudig ſind.“

„Es müſſen tüchtige, ehrenfeſte und zugleich gelehrte Männer ſein, die ſich vom äußern Schein, von Manieren und Kleidung nicht täuſchen laſſen. Jede Art Geſindel, Abenteurer, wird unerbittlich zurückgewieſen. Auch iſt es vor die erſt nothwendig, daß man nur, wenn nicht reiche, doch wohlhabende Leute zuläßt, die durch Vorweiſung von gemünztem Gelde, oder ſicheren Wechſeln, von London, Amſterdam oder Venedig, ihre Mittel darthun, um Häuſer zu bauen und einzurichten. Sie müſſen Teſtimonia ihrer Magiſtrate und Geiſtlichen mitbringen, daß kein Verbrechen auf ihnen haftet, ſie nicht aus dem Arreſt entſprungen und verfolgt werden, es ſei denn um des Glaubens willen, daß ſie keine Schulden haben, und ſich allerzeit eines ſittlichen, Gott wohlgefälligen Wandels befleißigt haben. Daß ſie Lateiniſch curſiv reden, iſt noch nicht abſolut nothwendig; das ergiebt ſich nachher.“

„Herr Benedict Skytte, ich beſorge, Eure Thorwächter werden einſchlafen; es wird Keiner kommen, der anklopft.“

„Ich aber ſage Euch, mein Herr von Alvensleben, ſie werden in Schwärmen von Nord und Süd, von Oſt und Weſt herbeiziehen, ſobald erſt die Mauern ſtehen, die Thürme glänzen und die kurfürſtliche Fahne auf dem Dache weht, ſie werden ſich drängen, ſobald es durch die Welt bekannt, daß der durchlauchtige Kurfürſt von Brandenburg hier ein Aſyl, eine Republik für die Gelahrtheit, die Tugend, die Sitte, den freien Glauben, und ein edles, der Wiſſenſchaft und den Künſten beſtimmtes Leben eröffnet hat. Ich habe die halbe Welt durchzogen und kenne, wonach ſie dürſten, aber die Brunnen ſind ihnen verſchloſſen. Oder zweifelt Ihr, daß es aller Orte gelehrte, tugendhafte, ſittliche, fromme, den Künſten und der Wiſſenſchaft obliegende Männer giebt, die in dem Lande, der Stadt, wo ſie leben, des Lebens ſich nicht freuen dürfen? Da drückt ſie der blutgierige Türke, da die Inquiſition, dort jagt und peitſcht ſie der Sektenhaß, daß, die ſich verſtändigen möchten, ſich nicht verſtändigen dürfen. Ueberall aber in Europa hat der Krieg gewüthet, und in ſeinem Gefolge herrſcht noch die Rohheit, welche die Menſchen unempfänglich macht für die Segnungen der edlen Kultur. Was hilft's den großen Männern in Holland, daß ſie unſterblichen Ruhm erwerben, indem ſie die alten Klaſſiker dermaßen erklärt, ergänzt und edirt haben, daß man ſagen kann, Cicero, Horaz, Thucydides und Homer ſind erſt durch ſie auferſtanden, denn ſie erſcheinen jetzt erſt in dem Kleide, das ſie getragen, wir hören ſie erſt jetzt reden, wie ſie vor zwei tauſend

ihr Abschied nahmen, beide Male auf so gebrechlichen Brücken, daß ich Lust hatte, aus dem Wagen zu springen. Meine Reisegefährten hatten aber nicht Lust, und wie es mit meiner Freiheit stand, habe ich oben bemerkt.

Nun erheben sich die Berge von Tarare, und immer näher kamen wir den großen Gebirgszügen Frankreichs, wo seine mächtigen Flüsse entspringen und, in verschlungenen Windungen neben und gegen einander strömend, das fruchtbare Land theilen.

„Da droben auf jenen Bergen," sang ich in mir, um doch etwas für mich zu thun, der Engländer und der Lumpenkerl sangen aber nicht mit. Wenn ich die Nase hinausstecke, mich an der Gegend zu freuen, sagte John Bulls verdrießlicher Blick, daß er solche Gegenden verachte.

Dies alles veranlaßte mich, unterhalb der Berge beim letzten Anhalt zwei Flaschen Bordeaurwein, der auch in Frankreich nicht an der Heerstraße wächst, auszustechen. Bei solchen Gelegenheiten, d. h. Essen und Trinken, kommt man in Berührung mit den Leuten aus dem *Intérieur* und der *Rotonde*; es war aber nichts Interessantes in Beiden. Ein Dragonerofficier imponirte, und ich lasse mir nirgends gern imponiren. Die Dragoner-

Jahren geredet, was hilft ihnen der Beifall, den man in Stockholm, Paris und London einer neuen Ausgabe des Properz, Theokrit aus voller Kehle spendet, wenn der Gelehrte in Leyden, Amsterdam, Utrecht, einsam in seiner trüben Stube sitzt und die Magd, der Diener, sein Hauswirth, die Nachbarn, ach die Straße, ein ganzes Stadtviertel, weiß nichts, versteht nichts davon, sie halten einen Isaak Vossius, Burmannus, einen Casaubonus für einen gewöhnlichen Menschen, und er muß straßenweit laufen, um nur Einen zu finden, mit dem er lateinisch reden, dem er ein griechisches Wort zurufen kann. Das will sich finden, was sich versteht. Herzen, die gleich für das Edle schlagen, wollen nicht mehr durch Meere, Berge, Länderstrecken und Vorurtheile getrennt sein. Wenn Vossius im Tacitus eine dunkle Stelle findet, braucht er nicht mehr seine Gedanken einem Briefe, den Brief der Post anzuvertrauen, und Wochen lang auf die Antwort zu warten; vielleicht wohnt ein Burmannus grad gegenüber, nur an's Fenster tritt er mit dem Buch, ruft, und über die Straße verständigen sich die Commentatoren. Oder wohnt er entfernter, am andern Ende der Stadt, ruft er seinen puer, den Hausknecht, zeigt ihm die schwierige Stelle, der begreift, was es gilt, läuft hin, und in Bälde bringt er dem Gelehrten mündlich die Auskunft und dieser kann ungestört weiter arbeiten."

„Ach so!" rief der Edelmann, „es soll nur eine lateinische Stadt für Gelehrte werden; das ist was anderes."

„Mit Nichten. Die Gelehrtheit iſt nur der geregelte Mechanismus, um die Gedanken und Begriffe auszudrücken, die unſer Aller ſind, wenn wir ſie nur üben wollen. In einer vollkommenen Welt muß eigentlich Jedermann ein Gelehrter ſein; indem er gelernt hat, was in der Welt geſchehen und gedacht iſt, bekommt er den klaren Blick über das, was geſchieht und geſchehen muß, und es kommt nur darauf an, daß Alle, die das Gute wollen, ſich gegenſeitig verſtändigen. Dazu muß eine Sprache ſein, wie es vom Paradieſe an war bis zur Erbauung des Thurmes von Babel. Mit der babyloniſchen Sprachverwirrung begann die zweite Ausſtoßung des Menſchengeſchlechtes aus dem Paradieſe. Es wieder zu gewinnen, müſſen wir Alle wieder in einer und derſelben Sprache reden. Das iſt die lateiniſche; es iſt wie von Gott ſo gefügt, daß die Mehrzahl der Sprachen nur corrumpirtes Latein iſt, und die andern Völker, die Gott weiß aus welchem barbariſchen Winkel die Wurzeln der ihren haben, wenn ſie edel denken und reden wollen, der lateiniſchen Sprache ſich befleißigen, als wie die Ungarn, Polen, Deutſche, Holländer. Zudem iſt es ein patriotiſches Unternehmen, um die leichtfertige franzöſiſche Sprache, welche die Welt erobern möchte, zurückzuweiſen. Iſt unſer Recht doch lateiniſch, alle unſere Titel, Ehrennamen, Inventionen ſind es, alle gute Bücher werden lateiniſch geſchrieben, alle Verträge zwiſchen Nationen und Potentaten darin abgefaßt, warum iſt es nun ſo ſchwer, daß wir uns ſelbſt darin unterhalten lernen, daß wir auch

in der re culinarea ſie gebrauchen und der Köchin auf lateiniſch zurufen, welches Gericht wir eſſen mögen."

„Und dieſe Eure lateiniſche Stadt, gegen deren Fürtrefflichkeit ich nichts einwenden will, ſoll unſer Kurfürſt mit ſeinem Gelde aufbauen, oder vielmehr mit unſerm, denn des Kurfürſten Geld ſind unſre Steuern."

„Soll nicht, er will. Se. Durchlaucht empfinden bei Ihrem diplomatiſchen Verkehr ebenſo das Bedürfniß nach einer allgemeinen Weltſprache, als ſein Geiſt, der mit der Ammenmilch die Liebe zur Wiſſenſchaft einſog, das der Conſtituirung einer Republick für dieſelbe, wie er die Angelegenheit denn ſchon ſeinen Miniſtern unterbreitet haben ſoll."

Dem Edelmann entfuhr ein Stoßſeufzer, der einem Fluch ähnlich ſah.

„Im Uebrigen wird die Landeskaſſe dadurch nicht ſonderlich angeſtrengt. Wir fordern nichts als das Areal; mag der Boden noch ſo ſandig und ſchlecht ſein, deſto beſſer, es iſt an den Koloniſten, aus Schlechtem Gutes zu machen. Die Circumvallation und die Außenwerke legt der Fiskus an, der Staat gewinnt dadurch eine neue Feſtung. Der Fiscus liefert Bauholz, daran es in dieſen Wäldern nicht fehlt, und Thon und Lehm, um Ziegeln zu brennen. Weiter thut der Staat nichts, das Uebrige Alles iſt unſere Sache. Die reichen Familien looſen um die abgeſteckten Plätze und jede baut wie es ihr gefällt, oder nach gemeinſamem Beſchluß. Schon da erſteht eine edle Aemu-

lation; es werden viele Arme, Geſpanne, Hülfsleiſtungen jeder Art, gebraucht, was Geld in die Umgegend und die erſten Koloniſten bei den Autochthonen in Reſpekt bringt. Stehen aber erſt die Häuſer der Optimaten, ſo zieht das aus nah und fern Andere, Colonen, Inquilinen, Clienten herbei. Hinter den großen Straßen bauen ſich kleinere an von Handwerkern, Krämern, Arbeitsleuten. Dieſe ſprechen, denken nur wie ihre reichen Kunden. Blüht erſt die ganze Stadt mit Gewerken, Handel, Künſten der mannigfachſten Art, ſo liegt es in der Natur der Sache, daß dieſer Segen ſich über das ganze Land verbreitet."

„Und das Latein auch?"

„Die Landleute, die zu Markt kommen, müſſen ſich doch mit den Einwohnern verſtändigen. Ihres eignen Vortheils willen lernen ſie's. Es gilt als gebildet, als vornehm, lateiniſch zu verſtehen, zu ſprechen. Vornehmer als Andere ſcheinen wollen, mit Vornehmeren als man ſelbſt, Umgang zu haben, iſt ein unvertilgbarer Trieb in der **gens humana**. Man wird nicht in Kyritz und Beelitz anfangen, aber wenn die **honoratiores** in Brandenburg und Prenzlow ſich auf lateiniſch unterhalten, werden die in Kyritz und Köpnick nicht nachſtehen wollen, und es wird kommen, daß der Bauer ſeinem Knecht zuruft: **vertas aratrum!** ſtatt des rauhen: Kerl, den Pflug umgedreht! und der Knecht zu ſeinen Ochſen ſchnalzt: **heus tu bovicule!**"

„Den Ochſen werde das ſchon egal ſein," meinte Herr von Alvensleben.

„Auf Spott und Läſterungen ſind wir gefaßt; wer auf dem Rennwege das Ziel vor Augen hat, den kümmert nicht, wenn die Räder ihn mit Koth beſpritzen und die Buben hinter ihm lachen. Wenn ſie ſehen, daß in den heiligen Ringmauern Friede herrſcht, und bei ihnen Tobſucht und Zank, dort die Weisheit und Brüderlichkeit die Dinge regulirt, bei ihnen Gunſt, Beſtechung, Advokaten, die Prozeſſe nicht ſchlichten, ſondern hinfüttern, bei ihnen Alles in alter Gebrechlichkeit ſich fortſchleppt, hier Jeder den Andern, wie Bruder den Bruder unterſtützt, der Rath des Prätors, die Zurechtweiſung des Conſuls die ſchwierigſten Streitpunkte friedlich ſchlichtet, und Jeder, ſtatt über ſeinen Mitbürger zu klagen, ihn nur beklagt, wenn es ihm ſchlimm geht, dann wird ein edler Wettkampf unter den Generationen und Nationen nach Tugend und Vollkommenheit entbrennen —“

„Und Kurbrandenburg den babyloniſchen Thurm aufbauen.“

„Wenn wir nicht, werden Andre uns vorangehen,“ fuhr der Magiſter ruhig fort. „In Schweden war die Königin Chriſtine für die Idee bereits gewonnen, es ſcheiterte dazumal an dem Eigenſinn des Kanzlers Oxenſtierna. Schweden hat ſich, wie viele ſeiner Eroberungen, auch dieſe entwinden laſſen, und es wäre nicht die unruhmwürdigſte, nein, die köſtlichſte Perle in ſeinem Diadem. Lacht nur laut, wie es Euch gelüſtet, mein werther Herr von Alvensleben, es haben Viele wie Ihr gelacht, als Columbus eine neue Welt auf-

finden wollte, gegrollt als Galilei die Kreisbahn der Erde entdeckte. Die Erde ſchwirrt im Sphärengange nun doch um die Sonne, und die neue Welt iſt entdeckt. Was aber iſt dieſe neue Welt, im Vergleich zu der, die mein Auge ſchaut! Wonach ringt das Menſchengeſchlecht von Anbeginn? — Nach Weisheit und Gerechtigkeit. Hat es dies Colchis gefunden, ſo iſt es Herr der Erde und ihrer verborgnen Kräfte, die uns glücklich machen, denn Raum, Nahrung, bunte Pracht und glänzende Schätze ſind für uns alle da, wenn wir ſie richtig ausbeuten und vertheilen. Was hinderte bisher daran? Die Discordia. Wodurch entſtand dieſe Zwietracht? Durch Mißverſtändniſſe. Wodurch allein werden ſie gehoben? Durch gegenſeitige Verſtändigung. Wenn wir Alle uns verſtehen, der freieſte, vollkommenſte Austauſch der Gedanken und Wünſche da iſt, dann ſind ſie auch erfüllt, denn wo jeder weiß, wo das liegt, was der Andere ſucht, hört das Suchen und Trachten auf. Es wird weit mehr aufhören, mein Herr von Alvensleben, wenn Chriſtus Gebot: Du ſollſt Deinen Nächſten lieben als Dich ſelbſt durch eine Sprache, einen Sinn, einen Geiſt der Menſchen, zur Erfüllung kommt. Wenn Jeder den Andern, weil er ihn verſteht, unterfaßt, ihn leitet, tröſtet, hinweiſt, bringt, ihm zuträgt, was er verlangt, wird aller Unterſchied der Wünſche und der Glücksgüter aufhören, die Begierde, der Neid, Prozeſſe, Fehden, Krieg müſſen aufhören, mit der verſchiedenen Sprache vielleicht die Stämme, Nationen, Staaten und —"

„In Kurbrandenburg wird das tausendjährige Reich anfangen.“

„Diesen Anfang werden wir noch nicht erleben,“ fuhr Skytte mit unerschöpflicher Ruhe gegen den Spott des Andern fort. „Darüber gebe ich mich keiner Täuschung hin; es werden zuvor Generationen sterben müssen —“

„Die kein Latein lernen wollen.“

„Mit ihren Sprachen, ihren Begriffen, Vorurtheilen, Rechten. Tugend und Erkenntniß setzen langsam an, gleich wie in der Südsee das Korallengewächs, aus dem aber im Lauf der Jahrhunderte Inseln mit mächtigen Gebirgen aus dem Meeresgrunde aufsteigen. So bin ich des Vertrauens wird dies Kurbrandenburg aus dem Sumpfmeer der veralteten Staaten aufwachsen, ein neues Land der Kultur und Intelligenz, der Humanität und Gerechtigkeit vor Gott, es wird wie der Magnet das Verwandte und Feste anziehen, und wachsen zu großer Stärke. Dafür bürgt mir der erlauchte Fürst, der schon aus dem Augiasstall, welchen die dreißigjährige Bellona hinterlassen, diesen Garten mit schönen graden und wohlgeschnittenen Taxushecken hergestellt hat, er ruft die Geister, die ihm helfen sollen, und sie kommen und eine Königskrone sehe ich auf seinem Haupte glänzen, wie schon der Poet Simon Dach in Königsberg seinem Erstgebornen sie prophezeiet hat.“

„Es thäte gut, wenn wir bald unter Dach kämen,“ unterbrach ihn sein Zuhörer, der auf das

Flüstern des Windes in den Zweigen mehr gehört, als auf des Magisters letzte Worte, und jetzt still hielt, um nach dem Wetter auszuschauen.

„Was wird aber aus dem Mädchen" — wollte Herr Skytte anheben, als auch der Edelmann sich nach ihr umschaute. Sie war nicht zu sehen, auch auf beider Ruf tönte keine Antwort.

„So mag sie sehen, wo sie ihren Weg findet," sagte der Alvensleben, „wenn es ihr überhaupt darum zu thun ist. Tüchtig zugetrabt, sonst bekommen wir den Pelz naß."

Das thaten denn beide und waren bald in einer Staubwolke verschwunden.

Fünftes Kapitel.

Der Magier im Walde.

Das Mädchen hatte ſich nicht verirrt. Anfangs hatte ſie in einiger Entfernung ſich hinter den Reitern gehalten, dann aber war die Entfernung immer größer geworden, und als jene um eine Waldecke bogen, war ſie behende in's Dickicht geſchlüpft und hatte ſich daſelbſt verſteckt gehalten, bis ſie weder die Hufſtritte hörte, noch ein Pfeifen und Rufen, woraus ſie hätte ſchließen können, daß man ſie vermiſſe. Strenge Rechenſchaft, warum ſie ſo handle, hätte ſie ſich nicht zu geben vermocht. Sie floh vor ihnen, wie ſie vor den Reitern an der Schmiede geflohen war, aus einem unbeſtimmten Gefühl, daß ihr von ihnen Gefahr drohe. Hatte doch der Eine den Brief ihr rauben wollen, der andere ihr denſelben nur wie ein Almoſen zugeworfen. Und war ſie nicht wie alle Schutzloſe in jener Zeit gleich dem Vogel im Walde. Weil er immer fürchten muß, ſcheucht er auch vor einem Schatten in der Luft, aber weil er an die Furcht gewöhnt iſt,

ſchaukelt er ſich gleich wieder auf dem nächſten Zweige und ſingt.

Sie wußte nicht wo ſie war — das kümmerte ſie wenig — ſie war aber müde und warf ſich in der Waldſtille in's Grün. Haſelbüſche wölbten ſich zur Laube, und eine große Eiche breitete ein Schattendach darüber, das allenfalls auch gegen das Wetter einigen Schutz bieten konnte. Vielleicht hatte ſie daran gedacht, vielleicht auch nicht. Sie hatte ja zum Denken keine Zeit. Sie fühlte, daß ſie nicht allein müde, ſondern auch hungrig war. Sie aß von dem Brod aus dem Kober, ſtreifte zwiſchen dem Geſtrüpp Waldbeeren ab und die Abendſonne warf goldne Lichter durch die Zweige, die mit ihr ſpielten. Da breitete ſich allmälig ein Lächeln über das Geſicht, auf dem man doch nur die Furchen der Angſt und der Anſtrengung finden zu müſſen glaubte. Aber ſie war vielleicht auch darin wie der Vogel; der Eindruck des Augenblicks war mächtiger als die kaum erlebten Schrecken und die Sorgen, die vor ihr lagen, ſie haſchte nach den goldenen Funken, die ſich mit ihr neckten, und ehe ſie es wußte, ſummte ſie die Weiſe eines heiteren Liedes.

Hätte das Kind nur zwanzig, nur zehn Schritte um ſich geſehen, würde ſie nicht mit dem Sonnenſchein ſich geneckt, nicht geſungen haben. Sie hätte im Dickicht den Marder oder den Fuchs gewittert, der, zwiſchen Moos und Kraut gelagert, auf den zwitſchernden Vogel lauſchte. Es war eine Vertiefung im

officiere bei den Franzosen unterscheiden sich dadurch von unsern, daß sie Schnurrbärte tragen, welche sie beim Gespräch in die Höhe zu streichen pflegen, Sporen an den Stiefeln und sehr scharf auftreten. Sie kneipen den hübschen Dienstmädchen in die Backen und sehen die Leute sehr scharf an. Da ich mir auch einen Schnurrbart wachsen lassen, sah ich den Officier wieder scharf an. Er erzählte, wie er sein Pferd hätte in der Spree saufen lassen, und ich, wie ich das meine in der Loire in die Schwemme getrieben. Er forderte eine Flasche Bordeaux, ich auch eine — und vom Besten! Nachher forderte er noch eine halbe, ich eine ganze, und so war ich in Avantage. Ich habe mich nicht vor ihm gefürchtet.

Aber der Wein erfreut des Menschen Herz, besonders wo es von Aerger vorher etwas alterirt worden. Ich sprach von der Leber weg, von Napoleon, von den Bourbons, von Blücher, Villele, Manuel und Chateaubriand. Meine politischen Ansichten hier zu verrathen, werde ich mich wohl hüten, aber ich glaube nicht, daß ich am Fuße der Berge von Tarare dasselbe beobachtet. Da ich überall lächelnde Gesichter sah — die Leute schienen sich zu freuen, daß ein Fremder so munter

Walde, ſo geklüftet, ſo der fettere Lehmboden überwachſen mit üppigem Graſe und Farrenkraut, ſo in Kämmerchen eingetheilt durch Haſelſtauden und Hagedorn, ſo überſchattet von großen Buchen und Eichen, daß er für Liebespaare, die von dem Kirmestanz ſich fortſtahlen, wie geſchaffen war, für Füchſe, um hundert Thore zu ihrem Bau zu öffnen, ja für große Räuberbanden, um ihre Beute zu theilen. Als ſie ihr Köpfchen in das ſchwellende Moos der Stammwurzel ſinken ließ, um bequemer, meinte ſie, mit dem Sonnenſchein zu liebäugeln, ahnte ſie nicht, daß der Schlaf und noch Jemand ſich über ihr Lager beugte. Zuerſt war es wohl der Traum. Der Goldfunken unter den Buchen ſchritt auf ſie zu, und je näher er kam, ſo größer ward er, und jetzt war es der blonde freundliche Herr mit der feinen Lippenſprache, der ſie kopfſchüttelnd fragte: warum ſie fortgelaufen, ob er das um ſie verdient? habe er denn Böſes gewollt, hätte ſie nicht Vertrauen zu ihm haben ſollen, da er es war, der für ſie ſprach, ihr die Schrift wiedergab? Sie ſollte antworten, ihre Schuld bekennen; aber, wie ſie ſich auch anſtrengte, ſie konnte keinen Laut vorbringen. Da forderte er wenigſtens ein Zeichen des Vertrauens. Ihre Beſchämung war groß, das Blut ſtieg ihr zu Kopf; ſie war es ihm ſchuldig, ſie wollte ihm die Schrift geben, aber noch immer hielten die Erdgeiſter ſie an den Boden gefeſſelt. Nun hatte ſie die Bande endlich geſprengt, ihre Hand nach dem Korbe gegriffen, ſie reichte ihm die Schrift, und war erwacht. Der

Angſtſchrei, der über ihre Lippen brach, als der Mann die Schrift nahm, verrieth es wenigſtens, während der gläſerne Entſetzensblick ihres Auges noch immer von einem Traumzuſtande ſprach.

Nicht der blonde Mann, ſondern ein ſchwarzer langer Mann ſtand vor ihr, und betrachtete mit ſeinen ſchneidend ſcharfen Augen jetzt das Mädchen, jetzt die Schrift, die er in den Händen umwandte. Sie hätte aufſpringen, ſie ihm wieder fortſchnappen mögen, aber in dem ganzen Weſen der Erſcheinung lag etwas, das es ihr verbot; ſie blieb regungslos am Boden, abwartend, was das Geſpenſt über ſie verhängen werde. Denn ſo konnte die hochgewachſene, magere, Geſtalt einem märkiſchen Landmädchen wohl erſcheinen. Sie hatte nie einen ſolchen Mann geſehen: ſolche hohe Stirn, die kahl ſich über den ganzen Kopf bis nach hinten zog, umſchattet von pechſchwarzem eigenen Haar, das wie eine Perücke um ſeinen Schläfen zu beiden Seiten niederwallte, ein Geſicht mit einer Adlernaſe von ſo gelbgrauer Hautfarbe, in tiefen Höhlungen ſo ſtechende, ja durchbohrende kleine Augen, ſo feine Lippen, aus denen man ſchwören möchte, es müſſe eine Suada fließen, die das Herz beſchleicht, wenn ſie nicht giftigen Spott wie Pfeile von der Bogenſehne ſchnellte. Kam dazu ſeine Tracht, die hier nicht zu Hauſe war, ein ſchwarzſammtner Oberrock, der, bis zum Knie ſchließend, weder einem franzöſiſchen Hofkleide, noch einem Kriegerrock glich, der lange Spitzenkragen einer vergangenen Zeit darüber und keine Ketten und blitzende

Knöpfe, nichts von Gold und Silber, nur einfache Bänder und Litzen, ſchwarz auf ſchwarz, ſo hätte ſie in der Mitte eines märkiſchen Kiefernwaldes auch einen Muthigern als ein armes Landmädchen erſchrecken ſollen.

Daß es nicht, ein Waldkobold, ſo ganz vereinzelt aus den grünen Büſchen vorſchoß, davon hätte Dorothe ſich überzeugen können, wenn ſie ſich umblickte. Da ſtanden unter den Bäumen mehre Reitpferde abgeſattelt und graſ'ten, auch eine wagenartige Karre war ins Dickicht geſchoben und einzelne Männergeſtalten lagen ſchlafend am Boden. Wenn aber die unbegreifliche Angſt ſie vorhin nicht ſo ſchnell vor der Schmiede vorbeigepeitſcht und ſie den Männern davor einen aufmerkſamen Blick geſchenkt hätte, würde ſie in dem Schwarzen denſelben Reiter erkannt haben, welcher vor der Schmiede hielt, mit dem Ankömmling leiſe ſprach und dabei mit dem Finger auf ſie hinwies. Nur den breitkrämpigen Federhut und Mantel, der damals ſein Geſicht beſchattete, hatte er abgelegt. Er war ſchon längere Zeit an dem Orte, und wenn etwas zu verwundern geweſen, war es, daß er das Mädchen, als es kam, nicht bemerkt hatte; aber auf dem Raſenfleck, wo ſein Mantel ausgebreitet war, lagen auch verſchiedene ſeltſame Inſtrumente und ein aufgeſchlagen Buch mit wunderlichen Zeichen, woraus man ſchließen mochte, daß er ruhig, im eifrigen Leſen beſchäftigt, auf das, was um ihn vorging, nicht Acht gehabt.

Aber auch auf dem Geſichte des Mannes hätte man einen Ausdruck der Verwunderung bemerken können,

als er vorhin beim gedankenvollen Auf- und Abgehen das Mädchen im Gebüsche fand. Sie war ihm keine fremde Erscheinung, nur daß sie ihm hier grade, gleichsam vom Schicksal hingeworfen, entgegen kam, bewirkte eine Ueberraschung, die sich in einem seltsamen Aufblitzen seiner Augen kund gab. Er starrte eine Weile in den Himmel als suche er durch das glühende Aetherblau nach einem Sterne, dann aber flog ein häßliches Lächeln über seine Lippen als er wieder auf das Kind die Augen fallen ließ. Indeß, wenn auch wilde Leidenschaften ihre Furchen auf seinem Gesichte zurückgelassen haben mochten, war in der Muskelbewegung doch nichts roh Sinnliches; er betrachtete sie und ihr Erwachen etwa wie ein Naturforscher das Aufschießen einer Blüthenknospe.

„Warum gabst Du mir das? Die Aufschrift ist nicht an mich," sprach er mit einer weichen, doch tonlosen Stimme und in einem Deutsch mit südlichem Accent, der verrieth, daß es nicht seine Muttersprache war.

Dorothe zögerte die Hand nach dem Briefe auszustrecken, den der Fremde ihr entgegenhielt, vielleicht in den Nachwehen des Traumes, der ihr ja Mangel an Vertrauen vorgeworfen.

„Ich kann das nicht brauchen, verstehe auch die deutsche Schrift nicht," sagte er und legte das Papier neben ihr hin.

„Ach Herr Gott wo bin ich und wer seid Ihr?" lösten sich endlich die Lippen des Mädchens.

„Vielleicht ein Vogelsteller!“ warf der Mann halb spöttisch hin, aber der feierliche Ernst lagerte sofort wieder auf seinen Zügen. „Ein fremder Arzt bin ich, von hohen Personen berufen, und warte mit meinen Leuten den Eintritt der Abendkühlung ab. Aber wer bist Du und wie geriethest Du in diesen Wald?“

Sie wollte antworten, aber er erhob die Arme, halb wie zum Segen, halb gen Himmel: „Doch ich frage Dich nicht. Du wie ich sind in der Hand dessen, der Deine und meine Haare gezählet hat. Du glaubtest Dich zu verirren und Du gehst nur, wie es in der Sternenschrift am Firmamente steht und gestanden hat von Anbeginn.“

Warum sie jetzt ihn scheu anblickte und den Brief ängstlich bedeckte, da er doch die feierlichen Worte nur zu ihrer Beruhigung gesprochen, konnte der Fremde so wenig vermuthen, als die Frage: „Herr Gott, Ihr seid wohl ein Calvinist?“

Don Balsamo mochte alles Andere eher vermuthen, als daß die Bauerdirne in seiner Beschwörung eine Ketzerei, die Prädestinationslehre der Reformirten, wittern und darüber erschrecken werde. Ein Lächeln flog über seine Lippen: „Ich bin kein Calvinist,“ — sagte er nach einer Pause in einem Tone, der die Furcht des Mädchens zu beruhigen geeignet war. Er war kein Reformirter, sondern ein freundlicher Mann, der sich nach ihrem Namen und ihren Schicksalen erkundigte. Aber es geschah nicht in der strengen inquirirenden Art des Landeshauptmanns vorhin, sondern

wie ein Weltmann an eine ihm sonst gleichgültige Person Fragen richtet; es geschieht nur um sie aufzumuntern. Man konnte schließen, daß er von dem, was sie ihm mittheilte, schon theilweise Kenntniß habe. Er nickte zu so vielem freundlich. Was sie ihm antworten konnte, wissen wir, obschon sie hier nicht alles vorbrachte, was sie im vorigen Verhör gesagt, und anderes wieder, was dort nicht zur Sprache kam, z. B. daß sie doch jetzt große Furcht habe in Räuberhände zu fallen, die ihr den Brief entreißen könnten, und daß man ihr eine andere beigebracht, nämlich, daß in Berlin jetzt alles voll Calviniſten stecke, und sonst gute Lutheriſche aus eitel Menſchenfurcht, und um bei Hofe Liebkind zu sein, in die reformirten Kirchen gingen. Da sorge sie, werde man sie bei dem Mann, an den der Brief gerichtet, gar nicht verlaſſen, oder gar heimlich ihr denſelben entwenden.

Wegen der Räuber tröſtete sie der Fremde; sie könne ja auf seinem Gepäckwagen aufsitzen; mit einer eignen bedenklichen Miene warf er aber hin, daß sie in Berlin nicht jedem ins Geſicht sagen dürfe, daß sie eine treue Lutheranerin geblieben, denn allerdings regiere da die Menſchenfurcht, und um dem reformirten Hofe gefällig zu sein, und Stellen und Aemter zu erhaſchen, accordirten leider die Beſten mit ihrem Gewiſſen. Alsdann aber erkundigte er sich als Arzt, wie weit sie an dem Tage schon gelaufen, ob sie nicht zu heiß sich auf das feuchte Erdreich geworfen und fühlte ihren Puls. Er fand sie noch erhitzt, aber das Fieber

habe nichts zu bedeuten und werde nach einem kühlen Trank vergehen, den er in Bereitschaft habe.

Erschien doch alles noch wie ein Traum dem Mädchen, und als sie den süßen, kühlen, prickelnden Trank über die Lippen gebracht, war es nur eine Fortsetzung desselben. Ihr war so wohl zu Muthe, Moos und Gras schwellte unter ihr, die Bäume tanzten über ihrem Kopfe, und auf ihren Zweigen stimmten die Vögel ein Schlaflied an. Der Fremde wartete bis die gefiederten Musikanten ausgesungen und der Kopf des Mädchens wieder auf die Moosbank mit lächelnder Miene und halb geöffneten Lippen niedergesunken war. Balsamo lächelte nicht, er war wohl an solche Traumbilder gewöhnt, gleichgültig beugte er sich nieder, ergriff das Packet und ging damit an den freien Platz. Das Wachs des Umschlags löste sich auf einen Druck und er überlas die darin liegenden Schriften: nur flüchtig, und mit der Miene eines, welcher ein Staatsgeheimniß erwartend, unter dem heimlich gelösten Siegel nur einen Gevatterbrief findet, schlug er mit einem „Pah" gegen die gleichgültigen Papiere. Sie lagen auf dem Boden, während er mit verschränkten Armen in den Horizont sah. Aber ein leiser Wind, der durch die Büsche streifte, rollte die Papiere über seine Füße. Da, mit einem Stoßseufzer, der etwa bedeuten konnte: „Daß man sich auch um die Bagatell kümmern muß, weil Niemand weiß, was aus der Bagatell wachsen kann!" griff er sie auf, that sie wieder in den Umschlag und drückte mit demselben Instrument, welches das Wachs geöffnet,

es zu. Alsdann ſteckte er das Packet in den Bruſtlatz der Schläferin, holte ſeinen Reitermantel und bedeckte ſie damit von Kopf bis Fuß.

Vielleicht geſchah dies mit Rückſicht auf die Ankunft eines Mannes zu Roß, den man früher hörte, als man ihn ſehen konnte. Indem er durch die Büſche ſein Pferd nach dem Platze lenkte, hatte er mit den Aeſten und dem Geſtrüpp zu kämpfen, was er unter heftigen Flüchen that. Der Fremde ſtand wieder in der Stellung von vorhin mit unterkreuzten Armen in den Horizont ſchauend, als der Reiter durch die letzte Verſtrauchung in die Waldhelle brach, und, vom Sattel ſpringend, mit einem neuen Fluch ſeinem müden Thiere einen Schlag gab, der bedeuten konnte: Schier dich zum Teufel! Selbſt warf er ſich auf den Raſen wie ein todtmüder Mann.

„Bringſt Du das Mädchen?“ fragte der Fremde in ſeiner unveränderten Stellung, die ihm etwa nur erlaubte, den Andern über die Schulter anzuſehen.

Aus einer von Bier ausgeſchwemmten und heiſeren Kehle ſchnarrte der Reiter ſein „Nein!“ hervor und warf Beine und Arme in cannibaliſcher Behaglichkeit um ſich.

„Warum nicht?“

„Weil ich ſie nicht gekriegt habe.“

„Du hatteſt mein beſtes Pferd, und ſie lief barfuß durch den heißen Sand.“

„Aber ich hatte nicht Luſt mich kriegen zu laſſen. Domine, nimm Dich auch in Acht, oder gieb Ferſen-

geld. Die Kurfürſtin kommt über die Heide von ihren Vorwerken, die ſie beſichtigt hat, heißt es, retour nach Berlin. Ihren Fourieren und Heiducken begegnete ich; das war ſchon genug für 'nen ehrlichen Kerl. Die hochgeborne Frau liebt mancherlei, und jägt auch mancherlei, aber Jungfernjagden liebt ſie nicht. War ſie doch ſelbſt keine Jungfer nicht, als der durchlauchtigſte Herr Kurfürſt ſie heimführte."

„Zügle Deine gottloſe Zunge."

„Sie war ja eine Wittib; eine Wittib iſt doch nimmermehr keine Jungfer nicht."

Vielleicht blieb der Fremde in der vorhin geſchilderten Stellung, welche ihm den Anblick des Mannes, zu dem er ſprach, entzog, weil der Anblick mindeſtens kein erfreulicher war. Die Jahre, welche ſein blondes Haar grauweiß gefärbt und tiefe Furchen auf ſein roth dunſtendes Geſicht gegraben, hatten nichts von dem Stempel der Würde, Ehrbarkeit, Geſetztheit, welche ſie doch zuweilen auf die verwitterten Geſichter alter Sünder, auch gegen deren Willen drücken, hier zurückgelaſſen. Die kleinen blinzelnden runden Augen, die ſtumpfe noch kleinere Naſe zu dem breiten Munde mit den wulſtigen Lippen gaben ihm einen Ausdruck von unverwüſtlicher Gemeinheit. Man durfte ſich vor dem Geſicht fürchten, wo man ihm allein begegnet wäre, und doch gab ihm der blond gebliebene Ziegenbart, der in zwei Zwickeln vom Kinn herabhing, auch etwas, daß man im Zuſammenſchaudern noch über ihn lachen konnte.

„Caſtricio!“ ſprach der Fremde und die Brauen über ſeinen Augen zogen ſich zuſammen. „Ich wiederhole die Weiſung, die ich Dir an der Grenze gab: Hier herrſcht das Geſetz. Die Raufbolde aus den Londoner Tavernen machen kein Glück. Wirf den zottigen Pelz ab und kämme Dein Haar; ich mag das rohe Weſen nicht.“

„Und ich bin zu alt für das feine, Domine! Adam war unſer Aller Vater und Eva unſere Mutter, die lehrte ihn ſtehlen. Davon ſind wir Alle Kinder, die Brandenburger nicht weniger, die ihr gnädiger Kurfürſt zu corrigiren ſich capricirt. Zuchthäuſer kann er ſchon bauen, einſperren drin, wen er greift, aber die Zucht iſt vogelfrei. Vivallera!“

Ein „Beſtia!“ ſchlüpfte von den weichen Lippen des Fremden. „Caſtricio, ich befehle Dir —“

„Was, mein gnädiger Herr? — Daß ich tugendhaft ſein ſoll? Wie eine zippe Jungfer liſpeln, roth werden, wenn Einer eine Zote von der Zunge fallen läßt? Soll ich mich ſchlängeln wie ein Aal, kreuzigen wie ein Kapuziner, um Gnade bitten und alle Heiligen anrufen, daß ich bekennen will, wie Einer, der auf der Leiter im dritten Grade gereckt wird? Ihr habt das Befehlen, und ich das Gehorchen oder Laſſen, je wie es kommt.“

„Ich befahl Dir —“

„Daß ich Euch eine Dirne einfangen ſollte, von der Ihr Euch capricirt, daß ſie noch eine Jungfrau ſei. Gegen einen Capriccio iſt nun nicht aufzu-

und luſtig das ausſprach, was ſie nur mit Vorſicht zu äußern wagten — ſo fuhr iſt dreiſt fort, die guten Leute zu erfreuen. Beſonders nickten ſie mir beim Kapitel von den Jeſuiten zu, bis mir mit einem Male der Dragonerofficier auf den Fuß trat.

Himmel und Hölle! . . rief ich, er aber: Sehen Sie denn nicht, daß der Kerl im Winkel auf Sie horcht. . . .

In dem Augenblicke wurde das Signal zur Abfahrt gegeben. Ich hatte richtig bemerkt, daß der Strumpfloſe nicht mit gelacht, aber aufmerkſamer als Alle mir zugehorcht hatte. — Deshalb nahm ich den Fußtritt des Dragoners für keine Beleidigung.

Es ging bergan. Der Regen hatte aufgehört. Viele zogen es, zur Freude des Conducteurs, vor, zu Fuß vorauszuſteigen und ich war unter dieſen nicht der Letzte.

Thüringer Gau, mein Vaterland!

ſang ich mit Krug von Nidda, denn die dunkelgrünen Berge in hundertfältigen Abſätzen, bunt durchwebt von Rebenhügeln, von Kornfeldern und kahlen hohen Kuppen, zauberten mir das Bild des deutſchen Gebirgslandes vor. Ich ſang, ich decla-

kommen, denn als wie ich die Freiheit habe, zu glauben, es giebt keine Jungfern mehr, wenn die Mädchen flügge wurden, steht's Euch frei zu glauben, daß jede Marketenderin eine sei."

Jetzt hatte sich Balsamo umgewandt, es blitzte in seinen Augen und er stampfte mit der Heftigkeit eines Südländers auf: „Sklav! Das mir! Ohne den Du — Glaubst Du nur in England sind Galgen, und nur in Tyburn werden Banditen gehenkt?"

Der Andere hatte den Kopf in die Hand gestützt, ohne sich aus seiner Ruhe bringen zu lassen: „Domine, Du hast mich da vom Strick losgestohlen, gebettelt oder losgeschworen, ich vergaß es, wie es gekommen; aber für den kurzen Strick, der riß, hast Du mir einen langen an den Hals gebunden. Zuweilen merk ich's nicht, und denke, ich bin Herr, wenn Du ihn aber anziehst, merke ich's dann doppelt. Domine, das gefällt mir nicht mehr, ich meine das Sklavsein, 's ist gegen meine Natur."

„Sei frei!" rief der Italiener mit einer lebhaften Geste.

„Du meinst, wenn Du den Strick durchschneidest, renne ich doch dahin, von wo Du mich fortzogst. Kann sein, um deswillen mag der Strick bleiben. Ist am Ende auch nicht so unbequem, denn wenn Du mich heute ziehst, kann ich Dich morgen ziehen. Nur ist nicht gut, daß wir beide zugleich ziehen; da könnte er reißen. Und wenn wir Beide auf unserem Allerwerthesten liegen, wer weiß, ob wir so leicht

dann wieder aufſtehen, als der venedig'ſche Geſandte in London."

„Wurm!" knirſchte der Herr.

„Schon recht, ich bin ein Wurm, und Flügel habe ich auch nicht mehr, um davon zu fliegen; aber ſo ein Wurm, Inſekt, bohrt ſich in's Fleiſch auch eines Goliath und ſticht da, was Keiner von Außen ſieht. Ja, Domine, Du kannſt Theriak kochen, todte Kinder im Mutterleib lebendig machen und Lebendige todt, vielleicht ſiehſt Du das Gold wachſen, und durch Sterne, Globus und Dein ſchweinsledern Buch guckſt Du —"

„Was?"

„Viel, Herr, aber nicht Alles —"

„Auch nicht in Dein armſelig Gehirn, Creatur? Liegt das Feld Deiner Seele nicht vor mir, wie eine aufgeſchlagene Landkarte? Keine einzige grade Linie, kein feſter Weg, kein Entſchluß, der, bis er zur That kam, nicht zehn Mal ſchlotterte, vom Ziele ab, weil eine Nachteule aufflatterte, der Mond im Rinnſtein ſich ſpiegelte, eine geſchminkte Dirne am Fenſter winkte, ein Schenkwirth einen neuen Zapfen anſchlug. Ein fauler Kürbis, in den ein Licht zu ſtecken ſich nicht mehr lohnt, um zu ſehen, wo er durchlöchert iſt."

„Schöpfſt auch Waſſer damit, wenn Dich dürſtet."

„Als ich in Hamburg nach der Landung erkrankte, und drei Tage im Starrkrampf lag, hielten ſie mich für todt. Du nicht, aber zum Dank, daß ich Dein elend Leben gerettet, warfſt Du Deine gierigen Augen auf meine Kaſſe. Im Hinterhofe der Herberge ſtand

ſchon Dein Pferd geſattelt, Du ſtiegſt um Mitternacht in meine Stube, auf den Strümpfen, die Blendlaterne unterm Mantel, den Dolch an der Hüfte locker gemacht. Wenn ich erwachen ſollte, hatteſt Du eine andere Scheide für das Meſſer —"

Der Reiter auf dem Boden zückte auf.

„Still! Ich hatte nichts Anderes von Dir erwartet."

„Alle Heiligen!" ſchrie der Knecht auf.

„Ruf die nicht an, die Du Ketzer nicht kennſt. Es iſt nicht ſo thörig, die Sandkörner am Meere zählen zu wollen, als auf den Dank der Menſchen."

„Gnade, Domine, Du weißt Alles."

„Weil ich Deine Diebesſchritte gehört, Deinen Mörderblick ſah!"

„Domine, ich gelobe —"

„Was Du morgen brechen wirſt. — Ja, damals zitterte ich in meiner Ohnmacht. Die mächtigen Unſichtbaren, deren Diener ich bin, rief ich an: Schießt einen Blitz nieder, ſendet Eure Nebel, blendet ſein Auge, daß ſein Stahl falſch ſtößt. Sie erhörten mich nicht, die Vorſehung geht die Wege der Natur. So laſſet der Natur ihren Weg, flehte ich da, laßt ihn ſich gebahren, wie ſeine Art iſt, und nehmt meinen Willen für die That! Und ſie verwirrten nicht Deinen Sinn, ſie ließen Dich gebahren wie Deine Art iſt. Du faßteſt die Caſſette, Du hobſt ſie auf. Sie ſchien Dir zu leicht. Es war die eigenſte Geburt Deiner gemeinen Seele, die Dich betrog, Caſtricio, als Du

dachteſt: es ſei falſches Gold darin. Darum ſchobſt Du ſie ſacht zurück, löſchteſt die Laterne und ſchlichſt auf den Zehen hinunter; nicht aus Furcht, nicht aus Reue, nicht mit dem Vorſatz in Dich zu gehen, ſondern mit dem, wieder zu kommen, wenn Du die Gewißheit erlangt, daß in der Kaſſe echte Goldſtücke lagen."

Wie ein Gerichteter ſank der Diener wieder zuſammen. Aus den unartikulirten Tönen kam der Sinn heraus: „Ich hab's doch nicht wieder gethan."

„Weil ich meine Thür verriegelte, weil ich für mein Gold Wechſel nahm. Du würdeſt es noch heute wieder verſuchen, jetzt, hier, in dieſem Wald, in jedem Augenblick, wo Du Dich unbelauſcht und ſicher glaubteſt. Und doch würde ich mit Dir in einer Kammer, in einem Bett allein ſchlafen. Du könnteſt die Kralle um meine Kehle fügen, und ich athmete doch, ein ruhiger Schläfer. — Ich leſe ja Deine aufkeimenden Gedanken. Jetzt, Caſtricio, wünſchteſt Du, Dich ſelbſt vernichtet, in die Erde zu verſinken, um nur mir nicht noch ein Mal ins Angeſicht zu blicken. Aber, ich ſage Dir, das Holz zu dem Galgen, an dem Du hängen wirſt, grünt noch im Walde."

Der Magier hatte ſich wie erſchöpft kaum einen Schritt vor ihm niedergeſetzt, den Kopf gedankenvoll in die Arme geſtützt. Er wandte ihm den Rücken, ein Schlag mit dem Degenknauf auf ſeinen nackten Scheitel und er war auf ewig ſtumm. Aber Caſtricio konnte auch den Finger nicht rühren.

So vergingen Minuten. „Bringe mir meinen Mantel!“ ſprach Don Balſamo, doch wie ſich beſinnend, nahm er's zurück: „Du biſt ja nicht mehr in meinem Dienſt; wir haben nur noch abzurechnen. Hier der Schlüſſel zu meiner Truhe. Nimm heraus, was Dir zukommt. Prüfe aber genau, ob es auch echte Kremſer ſind.“

Caſtricio war aufgeſtanden und ſtotterte ein: „Herr! Herr! Soll es denn ſo ſein?“

„Was ſich ſelbſt täuſchen! Das Band iſt zerriſſen. — Du möchteſt mir jetzt Alles geloben, und es iſt Dir auch Ernſt damit jetzt! Aber was frommt es Dir, was mir? Wenn Du weißt, daß keiner Deiner Gedanken mehr Dein Eigenthum iſt, daß ich Alles weiß, noch ehe das Gelüſten bis an die Lippe kommt, ſo raſſelt die Kette ja immerfort um Dich. Und was ſoll ich mit einem Diener, der gegen meinen Willen ächzt und ſtöhnt wie der Fluß gegen das Eis, das ihn doch bändigt? — Spring zurück in Deine zügelloſe Freiheit. — Den Mantel! es ſei Dein letzter Dienſt!“

Der Sklav wankte, wie ein willenloſes Werkzeug fort. Raſch hatte er den Mantel aufgegriffen, und ſtand mit offenem Munde. — War's eine Viſion? War's ſeine Angſt? — Aber die Schläferin holte tief Athem, wie nur Jemand in einem geſunden Schlafe; ſie ſchlug die Fliege zurück, die auf ihre Wange ſich ſetzte. Sie veränderte ihre Lage, daß ſie das Geſicht ins Moos barg. — Der Sklav ließ den Mantel fallen

und ſtürzte zurück; halb fiel er, halb ſtürzte er vor ſeinen Herrn und richtete ſich wieder in den Knieen faſt in anbetender Stellung auf:

„Du biſt ein Zauberer! — Sie lief wie ein ſcheues Reh — Verzeihung! Sei mir gnädig.“

Balſamo würdigte ihn keines Blickes. „Du meinſt wohl Geiſter hätten ſie mir zugetragen, wie die Engel den Leib der heiligen Katharina.“

„Du kannſt Alles,“ rief der Knecht. „Stampf auf die Erde, weh' mit dem Arm in die Luft — daß ich ein anderer Kerl werde, daß Du mich behalten kannſt.“

„Keine Magie ändert die ewige Natur,“ ſagte Balſamo; „nur ihre verborgenen Kräfte entlockt ſie, wie der Stahl dem Steine den Funken. Mein ſtarker Wille, ſie zu beſitzen, war der Magnet, die Schwache flatterte heran. Die Menſchen würden ſagen, ſie hatte ſich auf der Flucht verirrt und traf mich zufällig. Es giebt keinen Zufall, Caſtricio, merk es Dir, die Unſichtbaren, die uns umſchweben, in Luft und Waſſer, in Erd und Feuer, necken und hindern uns, bis wir ſie überwunden haben. Dann aber ſind ſie Diener deſſen, der ſie zu beherrſchen weiß, ſo treue, gute, zuverläſſige, als Du ein —“

„Herr — Domine“ — rief der Sklav und umfaßte ihm den Stiefel. „Laß mich nur Dein Werkzeug bleiben, Deinen Hammer, Nagel, laß mich ſein Deine Säge, Dein Stock, Stilet, was Du willſt. Stoß mich, aber verſtoß mich nicht; mich graut allein unter den Unſichtbaren.“

Sechstes Kapitel.

Der Student Caſtricius.

Zwiſchen dem Herrn und dem Diener ſchien der Vertrag wieder ſtillſchweigend erneuert; wir mögen glauben, daß weniger die vollendete Unterwerfung des Letzteren als der Umſtand es bewirkt, daß der Herr des Dieners ebenſo bedurfte, als dieſer des Erſteren. Es war mit kurzen Worten abgethan; doch hatte Balſamo eine Bedingung geſtellt, welche ſeinen Sklaven in ein Unbehagen verſetzte.

„Domine! warum forderſt Du's? Du weißt ja ohnedem Alles, was mit mir geweſen iſt.“

„An der Wahrhaftigkeit Deiner Beichte will ich die Wahrhaftigkeit Deines Gelöbniſſes meſſen.“

Der Alte ſeufzte: „Es iſt ſchwer, hat ein eisbärtiger Wachtmeiſter bei den Pappenheimern geſagt, wenn man die alten Knochen, die ſchon nicht mehr beinander halten wollen, im Küraß zuſammenſchnallen muß. Ich meine, 's iſt noch ſchwerer, ſeinen Knochenkaſten zu ſchütteln, daß alles das aus den Winkeln

vorrolle, was doch beſſer liegen bliebe bis an den jüngſten Tag.“

„Das grade fordre ich.“

„Domine! wie's in den Zweigen rauſcht; das Rabenvolk flattert von den Bäumen und weiß nicht wohin. Wenn's ſo duftet nach Gewitterluft iſt nicht gut von ſchlechten Dingen reden.“

„Darum will ich, daß Du redeſt und nicht das Kleinſte verſchweigſt,“ ſprach der Meiſter mit dem Blick, welchem der Diener nicht widerſtand.

„Solltet Ihr nie von dem Studenten Caſtricius gehört haben! Kann wohl ſagen, ich war in meiner Jugend eine berühmte Perſona, denn Schriften ſind über mich geſchrieben und gewechſelt worden, von denen ich neulich hörte, ſie wären jetzt eine Rarität, und würden mit Gold bezahlt. Hätt ich Gold gehabt dazumalen — die Reichen ſtehlen ja nicht! — Ich war studiosus theologiae in Roſtock. Das ging ſchon, aber Sparhans war mein Küchenmeiſter. Den rechten Glauben hatte ich, aber auch den rechten Hunger. Ihr Wälſchen und Hiſpaniſchen begreift nicht, was ein Mecklenburger runter ſchlingen kann; das habe ich auch nachmalen geſehen beim Gallas und unter Piccolomini. Wenn ich an den Knochenhauern vorbeiging, riefen mir die dicken Würſte und fetten Schinken zu: Beiß doch ein! Unſer Präfect ſagte: Das iſt des Teufels Stimme! Weiß der Teufel ob er Recht hatte. Sonſt war ich ſchon ein guter Lutheraner, und ſchrieb eine Diſſertatio gegen die „guten Werke,“ darüber ich

disputiren wollte. Ueberhaupt, was Ketzerei iſt, da war nichts an mir auszuſetzen, und ich hätte es weit bringen können, denn eine Stimme hatte ich, die hörte man, als ich Currende lief, bis vor's Thor. Alſo ward damals die Hexe Themar in Roſtock verbrannt; das müßt Ihr ja auch wiſſen; die in Roſtock ſind noch ſtolz darauf. Die ganze Stadt war auf den Beinen, und von weit und breit liefen ſie zu, und ward geſoffen und gebraten, und vor dem Duſt und Rauch hielt ich's nicht aus in der Stadt. Ihr müßt aber wiſſen, als die Hexe an mir vorbeigefahren ward, ſchoß ſie mir einen Blick zu, der bis in die Kehle brannte, und ich war nüchtern geweſen und hatte die Nacht geſchrieben bis ich vor Froſt einſchlief. Die Hexe hatte es mir angethan. Wie ich nun ſo im dürren Walde hin- und herging, und die gefrornen Blätter kniſterten unter mir und die Krähen oben in den dürren Aeſten verſungen ein Geſchrei und ſtiebten den Schnee auf mich, da überkam's mich; und da mußte Einer vorbeigeritten kommen, ein dicker Wanſt aus Wismar, handelte mit Segeltuch und war ein ſteinreicher Mann. Hatte mich immer verdroſſen der Kerl, wenn er nach Roſtock zu Markt kam, ſchlug ſich den Leib voll, und wenn er ſatt war, ließ er rothe Heller und Schillinge unter die Hungrigen werfen. Satt konnte Keiner nicht von werden, und ließ doch den Stadttrompeter dazu blaſen. Den hatte mir doch ſichtlich der liebe Gott oder der Teufel zugeführt. Da packte es mich gegen den vollgeſoffenen, werkthätigen Hallunken, und

ich ſagte: nun zeige, daß Du ein guter Chriſt biſt und theile mit Deinem armen Bruder —"

„Und bei der Theilung fiel Dir Alles zu?"

„Viel wird er nicht behalten haben, er ſtrampelte ja und ſchlug noch aus, als ich ihn vom Sattel riß."

„Todt?"

„Gott bewahre, er konnte noch als Zeuge gegen mich ſchwören. So ein Hundekerl! Aber ſeitdem, Domine — Hätten ſie mich gleich gehenkt, dann wüßte man doch was iſt!"

„Die Herren in Roſtock ſpaßen doch nicht mit Dieben."

„Aber die Univerſität! Und die, i die hätte auch ſchnellen Prozeß gemacht! Aber dann wieder der Magiſtrat! Neun Jahr prozeſſirten ſie um mich, wer mich judiciren ſollte? Ob ich noch Student ſei oder nicht, da ich ſchon ermatriculirt worden, aber's war ja noch nicht unterſiegelt; über den Wald, wo's geſchehen, war ſeit Jahrhunderten ein Prozeß zwiſchen Univerſität und Magiſtrat wegen des Uſusfructus, und als ſie mich im Dorf ergriffen, wo ich über die Hecke kletterte, hatte mich ein Pedell hinten am Fuß, der Rathsbüttel am Kragen gefaßt. Kurz, die Klügſten in Deutſchland wußten nicht aus und ein. Bald ward ich ins ſtädtiſche Loch geſchmiſſen, bald ins Carcer zurückgebracht, je wie die Gutachten eingingen von den Fakultäten, und Papier wurde verſchrieben und Schriften wurden gedruckt, lateiniſch und deutſch. In Hamburg ſtand bei einem Antiquar die ganze litteratura Castriciana. Ihr könnt mich damit auskaufen. Ein Geſchimpfe

mirte, ich kletterte auf die Felsblöcke zu Seiten des Weges. Es war ja alles die Freude, ledig zu sein vom Engländer, dem Gaumer und aus dem Coupé los. Der Wille ist stark, wenn er mit der Phantasie im Bündniß steht. Der freudetrunkene Sinn zaubert sich auch in die wildeste Fremde die trauliche Heimath, und ich machte heut alle Reisegefährten — auch den Dragonerofficier — zu lieben Bekannten.

Durch ein enges Thal wand sich die Straße, himmelhohe Felsen bald zur Rechten, bald zur Linken, traten aus den grünen Bergwänden empor; hier schäumte ein Wasser in die Tiefe und der aufsteigende Rauch machte den Sinn schwindeln. Oben noch immer der belegte Himmel, die Nebelstreifen hingen geisterartig an den Fichtenkuppen oder schwebten unter uns im tiefen Thale, und nun traten wir hinaus und unter uns lag — Tarare.

Da war der Zauber, eingehaucht von den wilden Berggeistern, verschwunden. Was wollte die Fabrikstadt in dem düstern Gebirge? Neue Häuser, weitausgedehnte Fabrikgebäude, und unübersehbar der schöne Wiesenteppich der Thäler mit Mousselin-Bleichen. Das viele Weiße that mehr dem Geiste als dem Auge weh.

gab's und eine Verfeindung unter den Gelehrten und Injurienprozeſſe und Denunciationen. Kurz, ich hätte im Loch verfaulen können, wenn nicht das Loch ſelbſt verfault wäre; nämlich die Mauer. Darüber prozeſſirten ſie auch, Kämmerei und Maurerinnung. Keins wollte an die Reparatur. Endlich fiel ein Stein vom andern, und Nachts war einmal das Loch groß genug, nämlich das in der Mauer — denn das Loch, wo ich ſaß, war klein genug für zwei Mannsperſonen, — daß wir mit dem Kopf durchkonnten, und dann hieß es: Kommt man über den Hund, kommt man auch über den Schwanz."

„Du kehrteſt nicht zur Theologie zurück?"

„Ich ward Küraſſier bei Piccolomini. Das accommodirte mir beſſer."

„Vermuthlich hatteſt Du Dein Latein vergeſſen?"

„Das nun grade nicht Herr, denn der mit mir ſaß, ein Ungar, hieß Mathes Horeck, hatte unter Bethlen Gabor, und Gott weiß wem gedient; der ſprach ein Latein, daß es von den Lippen floß. Schad nur, daß er ein fuchswilder Reformirter war. Da haben wir uns manches Schimpfwort an den Kopf geworfen. Denn in den Symbolicis will ich den ſehen, der mir was nachſagen kann. Aber ſonſten ein prächtiger Kerl. Mit Kohle malt er mir an die Wände alle Bataillen. Da hab ich ſchon den Krieg gelernt, daß mir's Herz im Leibe hupfte."

„Warum deſertirteſt Du aus Max Piccolominis Regiment?"

Das wußte Balſamo alſo auch? Es kümmerte den Landsknecht nicht ſehr. Er lächelte: „Domine, als er da die Attaque auf die Schweden machte, bei Neuſtadt, wo ſie ſchwach verſchanzt ſtanden, dachte ich ſo: I warum das? Sie ſagten: weil er bis über die Ohren verliebt war. Ich war's nicht. Sie ſagten: er mochte nicht mehr leben. Ich möcht' es ſchon noch. Darum ſalvirt ich mich. Es kam ja doch nichts bei raus."

Der Alte mußte ſein Hirn anſtrengen, um die Kreuz- und Querfragen des Italieners zu beantworten, der überall zugegen geweſen ſchien, über Gemetzel, Flucht, Plünderung unſichtbar ſchwebend, und in des Landsknechts Stottern ſah man die Anſtrengung, auch das, was er gern vergeſſen hätte, vor dem furchtbaren Allwiſſer herauszukehren.

Ein ſtrenger Blick ſtrafte ihn als er leicht über ſeine Abenteuer in dieſen Gegenden wegſpringen wollte.

„Meinſt Du, weil ich ſchwieg, daß ich glaubte, Du eisgrauer Sünder würdeſt nur um einer alten Liebſchaft willen vorhin die Gaſſen der Stadt meiden?"

Caſtricius grinſte: „Es könnte ja noch Einer von ihnen leben, die ich damals geſchmecht hatte."

„Ihr ſperrtet den Magiſtrat in's Rathhaus, weil Euer Cornet in einem Tumult umgekommen war, und machtet Strohfeuer darum, bis die halb Erſtickten ſich zum Löſegeld verſtanden. Wie viel von den zehntauſend Thalern kamen auf Dein Theil?"

Wer das **Theatrum Europaeicum** geleſen, konnte es wiſſen, auch ohne Sehergabe.

In dem Alten kämpfte der bewundernde Schreck mit der cannibaliſchen Erinnerung: „Domine,“ rief er als die Letztere obſiegte, „das Grunzen der Dickbäuche drinnen im Schmortopf, das hör ich noch immer, und dann iſt mir, als ob's mir durch die Caldaunen gurgelt. Wie ſie rannten, wie die Ferkel untereinander, und wo Einer zum Fenſter raus nach Luft ſchnappte, ſchlugen wir ihm mit der Pechfackel in die Fratze. Und wie ſie endlich rauskamen, wie die Schornſteinfeger, was haben wir ſie gekitzelt! — Weiß wirklich nicht mehr wie viel auf mein Theil kam.“

„Es war auch gut, nachher nicht daran zu denken, weil Du brandenburgiſche Dienſte nahmſt.“

Caſtricius ſchüttelte den Kopf: „Das iſt ein mager Brod, Herr! Immer im Dienſt, wenig Traktament, ſtrenge Disciplin. Hätt's auch nicht lange ausgehalten, wenn mich nicht der Herr Obriſt Euſebius von Brand mit nach Warſchau genommen!“

Ein Anderer hätte bemerkt, daß Balſamo aufmerkſamer ward: „Sage, Du ſtandeſt im Dienſt ſeines Hauptmanns Montgomery,“ ſprach er nach einer Weile. „Man muß Euch gut bezahlt haben.“

Caſtricius ſah ſich faſt ängſtlich um: „Davon ſpricht man doch nicht gern.“

„Hier lauſcht kein Pole,“ ſagte Balſamo. „Du magſt ohne Beſorgniß erzählen, was ich weiß.“

„Der Kerl, den Freiherrn meine ich, der Herr von Kalkſtein, ſtrampelte Euch, wie ich noch Keinen ſah, den ſie knebelten. Hier den Biß hab ich von

ihm in's Handgelenk; denn ich faßte ihn zuerſt in die Gurgel, als er die Treppe runter kam. Ein Bischen hatte er's im Kopf, aber angetrunken war er nicht. Der Herr von Brand hatte ihm wohl tüchtig einſchenken laſſen. Nun galt's ſtumm, ehe er laut wird. Wären Alle maſſacrirt worden, wie die Polacken ſind. Alſo ich auf ihn drauf, das Knie auf die Bruſt, den linken Daumen in's Maul. Davon der Biß; der Daumen iſt heut noch todt. Und hätte der Herr Rittmeiſter Montgomery nicht ſelbſt ihm die Arme gehalten, wer weiß, was draus worden, die andern Dragoner, feige Hallunken waren's, Irländer und ſo was. Ja, nachher, die Beine ihm binden, als er nicht mehr ausſchlagen konnte, da waren ſie zur Hand, und die Tapete um ihn! Wie man 'ne Wurſt nudelt. Wie einen Ballen Waare auf den Hof gerollt, auf den Leiterwagen geſchmiſſen als wie man doch eigentlich einen Freiherrn nicht rollen ſollte. Und war ein guter Lutheraner, der Herr von Kalkſtein. Das thut mir noch immer leid. Und nachher hat ihn der Kurfürſt köpfen laſſen. Hat mir wahrhaftig leid gethan."

„Der Freiherr von Kalkſtein nahm das Ende, das er verdiente," ſprach Balſamo, die Arme verſchränkt, gen Himmel blickend. „Mein Aſyl iſt ſo verſteckt, daß die Geiſter nicht den Verräther an ſeinem Herrn wieder verrathen."

Ein dritter Beobachter hätte aber bemerkt, daß der Fremde bei allen Handlungen, die Caſtricius in Brandenburg begangen, ihn weniger über die That,

als über die Verhältniſſe, Perſonen und die Oertlichkeit, wo ſie begangen worden, bekennen ließ.

„Von Warſchau flohſt Du mit Montgomery nach Holland. In England verließeſt Du ihn. Ich will Dir das Erröthen ſparen, über Deine Banditendienſte unter Obriſt Blood. Das war ein dreiſtes Spiel, als Du Nachts in der Londoner Straße den vornehmen Edelmann über Dein Pferd warfſt und mit ihm nach Hydepark ſprengteſt. Er entkam dem, was ihm drohte, weil Dir eine Schaarwacht begegnete, Du dem Galgen, weil ich mich Dein erbarmte, und vornehme Perſonen die Sache in Nacht begruben. Aber wer das in einem Lande wagte, wo das Geſetz mit Blut geſchrieben iſt, ſchaudert davor auch im eignen nicht zurück. Es iſt gefährlich, Caſtricio, einen Diener mit ſich führen, der an jedem Thore ſich entſinnen muß, ob nicht Büttel und Strick auf ihn warten. Beſinne Dich daher.“

Der Diener hielt den Kopf ſchüttelnd in den Händen, das viele Nachdenken war zu ſchwer. Balſamo kam ihm zu Hülfe: was damals in den alten Kriegszeiten geſchehen, ſei vom Teppich des Friedens bedeckt, es komme nur auf die Handlungen an, durch welche er nachher den Landfrieden gebrochen.

„Frieden brechen? — Du meiner Treu, ich glaube, Domine, 's iſt nie Fried geweſen, ſo lang es Katz und Hund gab, und Solche, die ihr Gold in Kiſten verſchloſſen, und Solche, die Käſerinden in den Taſchen trugen. Und wenn Ihr das Goldmachen fertig kriegt, wird's ebenſo bleiben. Ich meine, dann wird und

muß Jeder Gold machen wollen, und wer weniger macht als der Andre, weil er lieber ein Paar Stunden länger ſchläft, der ſchielt auf die Haufen des Andern, und 's iſt kein Plankenzaun zu hoch und keine Mauer zu feſt —"

„Spar Deine Diebesphiloſophie," unterbrach ihn der Herr, „und ſtrenge Dein Gedächtniß an, ob Du nichts Verlornes auf dem Wege von hier nach Berlin findeſt. In meinen Dienern darf Niemand einen Dieb finden!"

„Was ſoll's?" rief der Landsknecht verwundert als Balſamo auf den hohlen Eichſtamm zuſchritt, und an einer eiſenbeſchlagenen Kiſte rüttelte, die man vom Rüſtkarren darin abgeſetzt haben mochte.

„Einen Eid! — hörſt Du — der Donner wird Zeuge ſein."

Caſtricius, als habe der Donner ihn gerührt, fuhr auf, er glotzte nach dem Baum und ſtrich über die Stirn: „Hohl mich — Herr — Domine — halt — der iſt's — das iſt der Baum, — die Eiche, wo das Weib vortrat — Keinen Schwur hier —"

„Alſo ein Bekenntniß. Iſt ein Mordfleck hier?"

„Nicht hier, Herr, nicht hier."

„Sprich."

„Das mögen nun zehn Jahr ſein — weiß es wirklich nicht genau, als wieder Schweden hauſten, und es gab für unſereins wieder was zu ſchaffen; da ſtand nicht weit von hier eine Mühle —"

„In die brachſt Du ein und haſt geſtohlen?"

„Nein, Herr, es war was andres Geheimes dabei.

Man ſuchte reſolute Kerle; wer, weiß ich ja nicht. Wir ſollten ſie anſtecken. Da waren wir bald handelseinig: wenn die Schweden ſich zurückzögen, damit es hieße, ſie hätten's gethan. Nachdem hinkte es aber, man forderte mehr, wir forderten auch mehr, und ſie trauten uns nicht ganz. Endlich beſtellte man uns hierher, nämlich mich und noch Einen, den der Müller nachher todtgeſchoſſen hat, nämlich defendendo. Wir ſollten ſchwören, daß Keiner aus der Mühle lebendig fortkommen ſollte. Blut koſtet Geld; wir forderten Sicherheit. Halb vorausgezahlt, halb nachher, das klingt ſchon gut. Aber wer zahlt nachher, wenn's geſchehen iſt? Der Kerl, mit dem wir unterhandelten, dem traute ich nicht um die Ecke. So Einer, der bald in Amſterdam iſt, bald in Venedig und Stockholm, iſt überall, nur nicht, wo ſie ihn am Kragen faſſen wollen. Ich ſagte: Auf Deinen Eid ſpucke ich, ſchaff mir andre Bürgſchaft. 's war Nacht und der Mond ſchien. Nun ſehe ich's noch, wie das Weib hinterm Baume vortrat, ganz im Mantel, den warf ſie im Hui ab. War's eine ſtattliche, fürnehme Frau, ſo über die Mitteljahre hinaus, aber das ſchlug gegen das Mieder wie eine Walkmühle, und Blitze ſchoß ſie aus den Augen, ſo was hab ich nie geſehen. So hob ſie den Arm in die Nacht, wie ſie ſagte, die über uns iſt, und dann legte ſie ihn an's Herz: „Wißt Ihr was Mutterliebe iſt, was Mutterliebe kann! Bei der ſchwöre ich Euch, das Doppelte zu zahlen, wenn Ihr die Natter-, die Betrügerbrut ausgetilgt habt."

„Da glaubtet Ihr?“

„Herr, das war ein Blick, daß einem der Glaube wie eine Sechszehnpfündige in's Herz kam. — Wir kriegten's auch rein ausgezahlt.“

„Haſt Du das vornehme Weib wiedergeſehen?“

„Nein, Herr.“

„Aber Du würdeſt ſie wieder erkennen?“

„Ja, aber ſie ſoll todt ſein.“

„Sie ſchwebt um Dich — hörſt Du des Windes Schrillen? — Das iſt ihre Stimme, das ſind die Stimmen der Kinder, der Alten, die Flammen und das Blut, ich rief ſie Dir zu Eideszeugen.“

Es überfröſtelte den Landsknecht, als auf Balſamo's Druck der Deckel des Kaſtens aufſprang, und ein Todtenkopf ihn angrinſte, während auf der innern Deckelſeite ein Crucifix ſich erhob. Welchen Eid forderte der Magus an dieſem Waldaltar? — Daß er drei Jahre ihm dienen, ohne Frage und willenlos ſeinen Befehlen gehorchen, ein unverbrüchliches Schweigen über alles, was er thue und unterlaſſe, beobachten, wenn ſie vor Dritten ſich träfen, ihn nicht kennen, gefragt vor dem Richter, auch auf der Folter, ihn verleugnen ſolle.

Er war ja ſchon ein willenloſes Werkzeug. Der Donner begleitete die Eidesworte, die er nachſtotterte.

Es war etwas, wie wenn man ſich dem Teufel verſchreibt, das fühlte Caſtricius, und faſt war es mehr der Anblick des Crucifixes, was ihm in's Gewiſſen ſchoß, ob das nicht Sünde ſei für einen guten

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Lutheraner, aber ändern ließ es ſich auch nicht. Was ihn indeß zu meiſt verwunderte, war der nächſte Auftrag, den ſein Herr ihm gab. Wär's ein Todtſchlag geweſen, das müßte er ſchon hinnehmen! nein, er ſollte etwas retten: die Dirne, die im Starrſchlaf dalag, mit Tüchern zuſammenrollen und binden, ſo ſie aufs Pferd nehmen und mit ihr, als wär's ein Ballen Waare, nach der Stadt Berlin reiten. Die Orte, wo er zu übernachten hätte, auch die Mittel wurden ihm angegeben, was er zu beobachten, falls ſie aus dem Schlaf erwache. Die größte Vorſicht und Heimlichkeit ward zur erſten Pflicht gemacht.

Wie hätte er zu widerſprechen gewagt! Aber wie viel Fragen ſtanden auf dem verblüfften Geſicht, von denen keine ſich bis zu den Lippen rang. Der Magus las auch dieſe zu glotzenden Blicken erſtarrten Warum's.

„Du haſt ja ſchon Dein Probeſtück abgelegt," ſprach er mit einem feinen Lächeln. „Iſt eine Bauerdirne ſchwerer als ein geſpornter Obriſtlieutenant?"

Wenn ich nun aber doch aufgegriffen werde? ſtand wieder auf den Lippen.

„Dann biſt Du der Mädchenräuber. Ich verleugne Dich."

Balſamo nannte ihm ein Haus im alten Köln, um Sanct Petri, wo er ſchon Quartier genommen; wenn er vor ihm ankäme auch den Namen eines Mannes, der daſelbſt als Wirth und Eigenthümer walte.

Es ſtand noch eine letzte Frage auf Caſtricius Geſicht, das, trotz der Erſchütterung, welche Mark und Bein durchdrungen, wieder einen fauniſchen Zug annahm.

„Bezwinge Deine Bocksnatur, grauer Ketzer,“ donnerte ihn der Magus an, indem er den Deckel des Kaſtens fallen ließ. „Zittre auch vor dem Gedanken. Rein und unbefleckt, wie ich ſie Dir übergab, ſchaffſt Du ſie hin. Edelſteine und Perlen darfſt Du nicht ſorgſamer hüten, das Ei des Colibri nicht weicher in Wolle wickeln. Milch und Honig wird ihre Koſt ſein und durch drei Jahre ſoll ſie mit Niemand koſen, als mit Mond und Sterne und dem Sonnenſchein, der über die Dächer in ihre Mauern fällt. Drei Jahre beſtelle ich Dich zum Wächter, und wehe Dir, wenn in den drei Jahren nur ein ſträflicher Wunſch in Dir aufzuckt. Verſtehſt Du mich?“

Caſtricius verſtand ihn:

„Aber nach den drei Jahren?“

„Hab ich das Gold und ſie ihre Freiheit, und ich ſchenke Dir deine und die Dirne dazu.“

Und der Geist trieb mich; hier blieb ich stehen, nöthigte die Andern auch zu stehen, ich redete, und konnte es an Worten fehlen, wo der Stoff dicht vor dem Redner lag, nämlich der Mousselin?

Landbau und Industrie, Rindvieh- und Schafzucht, Jean Jacques Rousseau und Terneaux, die Waldungen fressenden Eisenhämmer, die Poudrettenfabriken, über alles ergoß sich die elegische Rede, loyal-aristocratisch, da sie gegen das Fabrikwesen eiferte. Als ich aber den Kern des Uebels — das Uebel selbst mußte ich auch beiläufig erwähnen — in der einen großen Hauptstadt suchte, als ich das Unwesen der Centralisation mit Feuereifer die Ausgeburt der Revolution nannte, als ich das Mangelnde zwischen Oben und Unten in der Abwesenheit einer Municipalverfassung, unsere Städteordnung preisend, rügte, als ich von der ungeheuer großen Polizeiverzweigung sprach, die wie eine immer größere Verknorpelung das schöne Frankreich durchwachse, als ich Villele einen großen, aus Principien der Revolution hervorgegangenen, Rechenmeister nannte, der nun die Priester des Fanatismus zu seinen Polizeisergeanten und Controlleuren machen wolle, da war ich ganz antiministeriell, antiloyal, ja sogar — liberal geworden.

Siebentes Kapitel.

Hexenſchauer.

Wer im heißen Sommer durch eine märkiſche Haide reiſt, denkt, da können keine Geiſter und Kobolde wohnen. Komm aber wenn Abends der Wind anhebt und ein Gewitter im Anzug iſt, wenn es durch die fernen Büſche flüſtert, die welken Blätter ſich am Boden bewegen, der Staub ſich hebt, und die erſten Vögel als ängſtliche Boten hin und her flattern; wenn dann ein Stoß und wieder einer wie ein Kanonenſchuß aus dem Walde fährt, weiß der Schäfer, was es zu bedeuten, er ſteckt den Strickſtrumpf ein, und ſucht den übergipfelten Abhang, der Hund treibt die Schafe zuſammen. Ob es wohl gnädig vorübergeben wird? Wenn es aber dann heraufkommt, der Sand ſich wirbelt, als wolle er ingrimmig den Hambuttenſtrauch, der noch von ſeiner Armuth Nahrung ſaugt, in die Lüfte ſchleudern, wenn die Rieſenarme der rothen Kiefern knarren und ſich ſchütteln, die Krähen Unglück kreiſchend in die Höhe ſteigen, um ſich in dem Auf-

ruhr der Lüfte zu wiegen, sie wissen nicht wohin, wenn die ersten dicken Tropfen durch die Sandwolken fallen, und es nun prasselt, peitscht, dunstet, heult, dann möchtest Du das Ohr schließen, um die hohlen Geisterstimmen nicht zu hören. Aber es sind nur polternde Sturmgeister. Wohl knicken sie manchen jungen Stämmling, wohl bricht eine schlanke Birke und stürzt eine morsche Buche entwurzelt über das Gestrüpp, es zerdrückend, aber es muß arg kommen, wenn die hochgewipfelte Kiefer, die in grimmiger Geduld ihre Schmerzenslaute in den Sturm schickt, der Gewalt unterliegt, und fern bleiben uns jene Orkandämonen, die Wälder ausreißen und die Wurzeln gen Himmel kehren. Neckische Kobolde nur sind's, die den Wanderer glauben machen wollen, daß eine Sündfluth im Anzuge sei, und wenn er sich in heillose Angst jagen läßt, Gelübde auszustoßen, die er nicht halten kann, lachen sie hinter seinem Rücken. — Oder sahen wir nicht oft die dicke, schwere Wetterwand aufsteigen, ihr Hauch berührt schon unsre Locken und während die Schloßen Nacht und Graus über uns herabgießen, blitzt es vor uns, und durch einen Riß erblicken wir pures Gold — eine Reihe ferner sonnbeschienener Sandhügel. Die Vögel scheinen darauf paradiesisch zu singen, daß wir ausrufen möchten: ach, wenn wir dort wären! Und wären wir dort, ständen wir weit ab verirrt, auf einer nackten Scholle, während das Schild der Schenke drei Schritt vor uns an der Stange knarrte, und wir sahen es nicht. Den Wan-

derer in die Irre zu führen, bis er das Nächste und ſich ſelbſt vergißt, das iſt Koboldsluſt.

Wie es in der weiten Haide rege ward, ſollten die erfahren, denen wir an dem heißen Tage begegneten. Es war eine Luft, wie Schwefel und Blei, die das Thier dumpf machte, und den Menſchen auf die Bruſt drückte; da fehlt den Gedanken der Flügel und finſtere Vorſtellungen beſchleichen auch die Muthigen.

Caſtricius war ein muthiger Mann; aber wie er ſo allein den Ballen mit der lebendigen Dirne vor ſich weiter ritt, überſchlich ihn, was ihn nie ſonſt in keiner Lage ſeines Lebens angekrochen war? Furcht war es nicht; er hatte ohne Augenblinken den Kanonen in die Mündung geſehen, und nächtlich auf Kreuzwegen wie Einer Wache geſtanden. Eigentliche Gewiſſensbiſſe waren's auch nicht. Dafür trug er ein Amulet. Aber wie iſt ſchon Einem zu Muthe, der weiß, daß er auf Schritt und Tritt einen Spion neben ſich hat, der Alles ſieht, was er vornimmt; was mehr, wenn der auch in jedem Augenblicke weiß, was er denkt! Und dieſen Mann hatte er damals in Hamburg — Er zitterte wieder das nur zu denken. Und Balſamo war ein Wälſcher! Caſtricius wußte, wie die Italiener ihre Rache nachtragen. — War ihm die Laſt, die er trug, zu ſeinem Verderben mitgegeben? Er ſollte irgendwo aufgegriffen, vor Gericht geſtellt werden; Balſamo wollte ſich ſeiner auf die Art entledigen, der Gedanke lag ſo nahe. Wenn nur der Magier nicht auch dieſen

Gedanken wußte! Vielleicht ſchwebte er in dem Moment in dem Wolkenſtreif. Vielleicht war der pfeifende Wind ſein Gelächter. — Ihn dünkte die Laſt werde immer ſchwerer; ſein Roß keuchte. War es ein Kobold, der mit ihm in die Hölle fahren ſollte?

Aber Caſtricius war nicht abergläubiſch, aus ſeiner Studienzeit hatte er Erinnerungen an das Collegium logicum, und es ſich ſo praktiſch zugerichtet, daß er noch immer zurecht gekommen: Wenn Balſamo ſich an ihm rächen wollte, hätte er das längſt thun können, in Hamburg und anderswo; er hätte ihm ein langſames Tränkchen gegeben, und vor jeder Stadt in Deutſchland brauchte man nur zum Thor hinauszugehen und ſtieß auf einen Galgen. Nein, Balſamo brauchte ihn, er wollte ihn zu einem längeren Dienſt für ſich präpariren. Er wollte Gold machen. Um das zu machen giebt es dreierlei Wege, das wußte Caſtricius auch, den mineraliſchen, den vegetabiliſchen und den animaliſchen. Zum animaliſchen war eine reine Jungfrau erforderlich, die man in einem Thurm verſchließen muß, vor jeder unreinen Berührung, wie vor jeder den Organismus ſtörenden Speiſe. Sie mußte leben von Spinat und Sonnenſchein, um ihre Säfte und ihr Blut dem ätheriſch ſündloſen Zuſtande zuzuführen. Das wußte er aus dem Munde geſchickter Adepten. Solche Jungfrauen waren in den verwilderten Ländern ſelten, wo verſtand ſich eine freiwillig zu der Gefangenſchaft, und wo ließen ſie ſich ſo leicht aufgreifen? Wem es daher glückte, einen ſolchen

Schmetterling zu faſſen, den ſcharrte er bis zur Verpuppung ſo ſtill und ſicher ein als er konnte.

Alles das war nach Vernunft und Ordnung, und weder das Heulen des Sturmes, noch die rollenden Donner vermochten an der Richtigkeit des Schluſſes zu rütteln. Aber zwei andere Umſtände ängſteten ihn. Einmal lag die Bürde wie todt vor ihm, und dann mußte er nach ſeiner Berechnung ſchon längſt den Ort erreicht haben, wo er mit ihr raſten wollte. Dauerte der Todesſchlaf fort oder war das Mädchen erſtickt? Er verſtand ſich freilich darauf und hatte in der Umhüllung Luftlöcher zum Athmen gelaſſen, aber was ein kräftiger Mann und rebelliſcher Freiherr verträgt, mochte ein junges Mädchen tödten. Wieder ſtieg der fatale Gedanke auf, der Italiener könne das ja beabſichtigt haben; er ſolle als Mörder gefaßt werden. Er ſchüttelte ſie — es kam kein Lebenszeichen aus der Hülle. Seine Angſt ſtieg. War dem ſo, nun ſo war ſein Entſchluß: die Laſt, Inhalt und Schaale, in den nächſten Abgrund zu ſchleudern, und ſein Heil in der Flucht zu ſuchen, ehe der Morgen graute. Es gab noch keine Steckbriefe, der Länder aber noch manche, und die Grenze von Sachſen war nicht zu weit.

Aber Abgründe gab es in der Mark nicht, und die Blitze beleuchteten neben ihm nur leichte Gräben. Auch in ſolchen Graben läßt ſich ein Körper werfen und leicht verſchütten, auch im Dickicht des jungen Waldes auf Tage und Wochen vor jedem Menſchenauge verbergen,

er aber hatte ſeinen Kopf grade auf einen Abgrund geſetzt. Warum? vielleicht weil, wenn ſein Kopf einen Gedanken gefaßt, es ihm viel Kopfbrechen koſtete, auf einen zweiten überzuſpringen. Der Mangel eines Abgrundes rettete einſtweilen des Mädchens Leben, denn ſie lebte noch, und, wenn er ſich ernſtlich gefragt, hätte er ſich geſtehen müſſen, daß er darüber froh war. Aber die Blitze zeigten ihm in der Ferne wieder Trümmer von Baulichkeiten, und dort mußte doch auch gewiß ein alter Brunnen ſein, der im Nothfall als Abgrund dienen konnte.

Da, als die Blitze ihm ſchon eine durchlöcherte Giebelwand zeigten, praſſelte es herab, ein Platzregen, der ihn bis auf die Haut durchweichte, und den Tritt des Pferdes unſicher machte. Warum beugte er ſich über die Gefangene, als wolle er ſie vor'm Regen ſchützen? Er wußte ſich auch darüber keine Rechenſchaft. Er war, wie geſagt, nicht abergläubiſch, aber das Roſſewiehern, das Peitſchenknallen konnte nur die wilde Jagd, der Hackelberg ſein, deſſen Art iſt, den Vorwitz noch zu verhöhnen.

Es war wieder todtenſtill geworden, und der Sturm peitſchte den Regen weiter, als er ein Obdach gefunden, beſſer als er es erwartet. An der verfallenen Giebelwand war etwas von Dach geblieben, oder ſpäter angefertigt, eine Art Schuppen. Er legte ſeine Laſt ab, um — einen Brunnen zu ſuchen. Aber er kehrte noch einmal zurück, um vorher die Bande loszuſchnüren. Er wollte doch ſehen, ob ſie noch Lebenszeichen von

ſich gäbe? Sehen konnte er nicht, aber er hörte ein Athmen, das, jemehr das Gebände ſich löſte, ſtärker wurde. Nun wollte er doch nach dem Brunnen laufen, aber nicht, um zu unterſuchen, ob er tief genug, ſie hinein zu werfen, ſondern ob Waſſer darin wäre, daß er ihr einen Trunk draus ſchöpfe. Aber eine Stimme rief ihn zurück: „Wo bin ich?“

„Sei ſtill! 's iſt duſtre Nacht.“

Der Schreckenslaut, den ſie ausſtieß, galt nur dem Donner, der über die Hütte orgelte.

„Bin ich in der Hölle? — Ich brenne, ich brenne.“

„Will Dir 'nen Trunk Waſſer holen.“

Es ſchien eine Erinnerung aufzudämmern: „Der Trunk hat ja gebrannt. Ach guter Gott, wo bin ich?“

„Kümmre Dich den Teufel drum, draußen iſt er los, hier biſt Du im Trocknen.“

Einige Sekunden blieb ſie ſtill, entweder ſammelte ſie ihre Geiſter, oder der Traum war zerfloſſen und mit dem halben Bewußtſein ihre Angſt erwacht. Dem wüſten Kriegsknecht ward es auch bang; ihm wär's lieber geweſen, ſie hätte geſchimpft. Er brachte ihr etwas zum Trinken, das er vielleicht nicht am Brunnen geſchöpft; Dächer, Bäume und Sträucher träuften ja Waſſer. „Wer biſt Du denn?“ fragte ſie, als ſie es über die Lippen geſogen.

Die Antwort: „Kein Menſchenkind bin ich nicht“ konnte ſie nicht beruhigen. Die Stimme kannte ſie nicht, aber jetzt ſchoß es ihr zu Sinn:

„Barmherziger Gott — Du biſt — nein Du biſt

der nicht — der ſprach ſo weich, und es klang viel ſchöner. Wo war ich, wo iſt der große Herr im ſchwarzen Kleid —“

„Der — der iſt weit weg, ich bin ſein Mann.“

„Das war alſo nicht Traum!“

Träumte die kleine Puppe auch ſchon, mochte der Kriegsknecht denken, und ſich entſinnen, daß das ein häßlich Ding war, als er noch träumte. Das Amulet hatte ihm davon geholfen. — Warum fragte ſie nun nicht weiter? Warum ſtockte ſie plötzlich? Sie träumte und dachte vielleicht weiter. Cäſars Eigenheit iſt eigentlich die jedweder brutalen Creatur, welche die Verhältniſſe in einem Winkel, in einer Spanne Zeit zur Alleinherrſchaft über andere Creaturen geſetzt haben, daß ſie das Denken an den ihr Unterworfenen nicht liebt. Sie weiß nicht, wohin es führen kann; darum fürchtet ſie es.

„Was iſt's nun, einfältig Ding! leg Dich auf's andre Ohr und ſchlaf weiter.“

Das mußte ihr ſo wunderbar klingen, daß es wie ein Auflachen herauskam: „Ich bin ja kein Wickelkind mehr. — Und wo bringſt Du mich denn hin?“ hub ſie nach einer Weile wieder an.

„Wo Du Roſinen und Mandeln eſſen ſollſt, und Honigkuchen und Milch. Aber greine nicht. 'ne Puppe wird er Dir auch ſchenken, ſo groß Du willſt.“

„Aber warum haſt Du mich denn eingeſchnürt? Lieber Himmel, meine Füße ſind ja gebunden. Die Hände thun mir auch weh. Du haſt mich gebunden

gehabt! — Du biſt ja ein ſchlechter, abſcheulicher Menſch!“

Was er drauf entgegnen ſollte, wußte Caſtricius nicht; ableugnen konnte er es nicht. Aber er beſann ſich, was er in einer ähnlichen Lage gethan. Als er damals unterwegs dem Kalkſtein den Knebel vom Mund genommen und ihn loſer geſchnürt, aus Furcht, daß er erſticken möchte, und der Freiherr mächtig zu ſchreien anfing, war ihm auch ſehr angſt geworden, denn ſie waren noch eine viertel Tagereiſe von der Grenze. Zuerſt hatte er ihm gedroht, wenn er noch einen Laut von ſich gebe, ihn mit dem Piſtolenkolben auf den Kopf zu ſchlagen, daß er nie mehr ſchreien ſolle. Der Freiherr aber hatte höhniſch den Mund verzogen und noch ſchrecklicher die Augen: „Das wirſt Du, Mordknecht, nicht thun, denn Du ſchlügſt Dein Botenlohn todt.“ Ein Backfiſch war Kalkſtein nicht, dem man Honigkuchen und Roſinen vorhalten konnte. Alſo hatte er ſich auf die Liſt gelegt, und ihm geſagt: er habe Feinde, die ihm nach dem Leben trachteten, aber er ſolle ſich nicht gegen die verſündigen, die ihm wohl wollten. Ob der Herr Obriſt Euſebius von Brand ihn würde zu ſich geladen haben, damit er ihn heimlich bei Seit ſchaffe? Der Herr Obriſt möchte doch ſein heimlicher Freund ſein, auf deſſen Warnungen er nicht gehört, daß er ſeine Diatribe bei den polniſchen Herren unterlaſſe, weil der Kurfürſt ernſthafter, als ihm lieb ſei, einſchreiten möchte. Nun er nicht gehört, möge der Herr von Brand doch etwas auf ſeine Hand gewagt

haben, um ihn zu retten. Ob er noch ſchreien wolle, wenn er erfahre, daß kurfürſtliche Durchlaucht von Brandenburg der Republik Polen mit Krieg allen Ernſtes gedroht, ſo ſie den flüchtigen Rebellen Kalkſtein ihm nicht auf der Stelle auslieferten? Ob er noch ſich losreißen und in den polniſchen Wald ſchreien wolle: ich bin der Herr von Kalkſtein! wenn er wiſſe, daß er nur noch eine Meile von der kaiſerlichen Grenze entfernt ſei, wohin ſeine heimlichen Freunde ihn ſchafften, und wo man ihn morgen beim Sonnenaufgang loslaſſen werde, um ſich ſelbſt zu ſalviren, wohin er wolle, denn in der Burg zu Wien werde man nicht zu eilig ſein, den Requiſitionen des Kurfürſten in Berlin nachzukommen. Ganz hatte der Gefangene den Worten nicht getraut, aber ein ſo Traktirter hängt ſich auch an den Schatten eines Strohhalmes. Er kannte den Herrn v. Brand als einen Cavalier, dem's wohl zu Sinn gekommen ſein mochte, daß er ſeinem Herrn und Kurfürſten eine Ungerechtigkeit und Blutſchuld erſpare. Darum fragte er den Kriegsknecht, ob er als guter Chriſt ſchwören könne, daß er ihn in vier Stunden über die Grenze ſchaffen werde, und Caſtricius hatte das als guter lutheriſcher Chriſt geſchworen, denn über die Grenze hatte er ihn da allerdings gebracht, nur war es nicht die öſterreichiſche, ſondern die nach Preußen.

Darauf beſann ſich der Kriegsknecht, ob er doch ſonſt das Beſinnen nicht liebte, und es trat ihm Alles klar vor's Geſicht, aber helfen that es ihm nicht. Darum brummte er wohl, und fragte das Kind: ob

Und mit dieſer liberalen Stimmung lief ich — der Motion halber — den ſteilen Berg hinab, und mein ganzes Auditorium lief mit mir. Die Hunde in Tarare bellten, die Kinder blieben ſtehen, und die Alten riſſen die Augen auf über die luſtige Diligencengeſellſchaft.

Unterweges und in Tarare habe ich nicht gepredigt. —

Aber jenſeits, oben auf einem hohen Berge, ſtand ich, und es ſtellte ſich Einer nach dem Andern wieder um mich und der ſchwere Poſtwagen ſchleppte ſich hinter den keuchenden Mähren die ſteile Chauſſée herauf. Ich habe auch hier nicht gepredigt, denn der Dragonerofficier übernahm es für mich.

Er ſtampfte ungeſtüm auf den Boden und rief: Aber Meſſieurs, Meſſieurs! nun flugs in den alten Kaſten und in die Nacht hinein, ſonſt kriegen wir noch einen dummen Streich unterweges.

Der Engländer, der mit aufgekrämpelten Aermeln und rothem Geſichte hinterher kam, nickte dem Dragonerofficiere zu.

Glücklich beſorgt? fragte der Gallier.

Bis morgen früh zwiſchen Neun und Zehn, entgegnete der Britte, dann ſteht er friſch und geſund auf und wundert ſich.

ſie Feinde habe? Als ſie ihn nicht verſtand, wiederholte er: „ich meine ſolche, die Dir was Böſes anthun wollen?“ — Sie entgegnete: „ich habe keinem Menſchen nichts gethan,“ worauf er: das ſei ſchon gut, es laure aber doch Einer dem Andern auf den Dienſt, und ſie möge ſich nur recht beſinnen. — Sie beſann ſich und dachte an den Reiter an der Schmiede. Sie ſagte es nicht, aber ſie wußte jetzt, was einen Feind haben heißt. Es ward ihr da ſo ſeltſam zu Muthe, als wären um ſie her lauter Feinde, davon ja auch ſchon Herr Pioſander geſprochen, wenn er von dem Teufel predigte, der wie ein brüllender Löwe umherginge und die Menſchen einfängt. Sie fing an zu zittern, aber es lag noch etwas am Grunde ihrer Seele, auf das ſie ſich nicht beſtimmt beſinnen konnte. Das Zittern hatte Caſtricius bemerkt:

„Du mußt alſo doch einen Feind haben, der Dir ſchlimm will, und derowegen wird man Dich in Sicherheit ſchicken wollen.“

„Iſt der ſchwarze Herr auch mein Feind?“ fragte ſie.

„Weil er ſchwarz iſt, Du Püppchen? Der Teufel iſt freilich ſchwarz, aber die Pfaffen auch und die vom Gericht. Haſt Du nie ſolchen Bürgermeiſter geſehen, mit der Kette um ſeinen dicken ſchwarzen Bauch! Der ließe Dich ſchon in's Loch ſchmeißen, wenn Du ſo was denken wollteſt. Auch die Doktoren, bei uns gehn ſie roth, die von draußen kommen ſind aber ſchwarz. So ein Pflaſterkaſten und Pillendreher iſt er. Weil Dich ein Wurm geſtochen, als Du auf dem Mooſe

lagſt, hat er Dir ein Tränkchen eingegeben. Davon biſt Du doch nicht geſtorben, Du haſt gut geſchlafen, und Appetit auf mehr, und wenn ich Dich in dem Duſtern ſehen könnte, ſo wette ich drauf, Du haſt rothe Backen, wie ein Apfel und lachſt Dich ſcheckig, daß ein alter Kerl wie ich um Dich Angſt hatte — denn gut ſalvirt muß ich Dich nach Berlin liefern; ſonſt kriege ich die Schwerenoth."

Das Lachen ſteckt an, das Kind ſtimmte leiſe kichernd in ſeines ein. Warum, wußte ſie auch nicht; ſie konnte ihn ja nicht ſehen. Die Vorſtellung, daß der Mann ſie nach Berlin bringen ſolle, mochte ſie geneigter ſtimmen. Sie bedung ſich nur aus, daß er ihr die Füße losbinde; dann wolle ſie ſtumm wie ein Lämmchen bleiben. Sie hatte auch nichts dagegen einzuwenden, daß ihr Führer ihr noch ein Schälchen von dem Tranke einſchenke, den der Doktor ihm mitgegeben, denn wenn ſie auch vorhin geſchrien, er brenne, ſo hatte er doch ſüß und gut geſchmeckt. Ja, als er, neben ihr knieend, in der Dunkelheit den halben Inhalt verſchüttete, nannte ſie ihn einen „ungeſchickten Lümmel;" ſie ſchlürfte zwar den Reſt mit den Lippen aus, biß aber die Zähne zuſammen, als er die wieder gefüllte Schaale ihr hinhielt. Schmollend ſagte ſie, indem ſie den Kopf umdrehte: Das könne er nun austrinken, und ſolle er ſich nicht unterſtehen, ſie noch einmal zu ſtören, denn ſie ſei müde und wolle noch eine ganze Weile ſchlafen.

Der Schlaf ward kein ruhiger. Die Frage des

Landsknechtes: ob ſie keine Feinde habe? ging ihr immer im Kopfe um. Ihre Phantaſie quälte ſich, irgend einen aufzuſuchen, der ſich noch verſteckt halte. Wie ſie als kleines Kind in allen Winkeln des dunklen, alten Pfarrhauſes nach den verborgenen Oſtereiern geſucht, und die alte Muhme des Pfarrers, je wie ſie mehr oder entfernter ſich einem näherte, mit lauterer oder leiſerer Stimme: „Feuer!“ gerufen hatte, ſo brummte es auch hier ihr um die Ohren, bald ſtärker, bald ſchwächer: „Feuer! Feuer!“ Jetzt kam es ihr vor, als ſchwebe der böſe Feind hinter ihr und leite ſie an einem Gängelbande. Das riß — nein er hatte ſie am Schopf gefaßt — ihr Haar war es, das er um die Hand geſchlungen — ſo hatte er ſie aus dem Bette geriſſen — ſie ſtürzte nieder auf den Boden — da war Feuer, überall ſchlugen die Flammen praſſelnd in die Höhe — Feuer, Blut, Geröchel, das Pfeifen des Windes, der in die Flammen ſchlug, das Mühlrad plätſcherte im Waſſer, die brennenden Sparren des Daches ſanken zuſammen, — da riß ſie wieder ein anderer Arm, ein anderes fürchterliches Geſicht an ſich. Das Haus ſtürzte zuſammen, der Mann, der ſie zuletzt gefaßt, floh mit ihr die Treppe hinab, der andere, der ſie vorhin an den Haaren gehoben, mit einer blutigen Klinge hinterher. Er wollte ſie wieder am Genick greifen.

Das war alles Wahrheit, das hatte ſie geſehen, erlebt; die beiden Geſichter kannte ſie, ſie hätte einen höchſten Eid darauf ablegen können. Und es ſollte wieder Wahrheit werden. — Ein Arm hatte die Schla-

ſende aufgehoben, er hielt ſie, er faßte in's Genick. Laß mich! ſchrie ſie umſonſt, als der Arm ihr weh that. Er zauſte ſo empfindlich, daß Dorothe davon erwachte, aber ſie mußte vor dem brennenden Roth die Augen wieder verſchließen. Das lebendige Feuer war das grelle Morgenroth, das durch Ritzen und Löcher der geſpaltenen Mauern ſchoß. Es war Alles mit einem Male hell, ſie konnte die Strohhalme, die von den Sparren herabhingen, zählen. Sie kniete auf der Streu, und der Mann war beſchäftigt, ihre losgegangenen Zöpfe mit dem Pferdekamm zu ſtriegeln. „Au! Du thuſt mir ſehr weh!“ ſchrie die Schelmin, die ſein Ungeſchick wieder beluſtigte. Sie wollte ihn erſchrecken, und als er wirklich ſeine plumpen Hände zurückzog, drehte ſie ſich raſch, um ihm in's Geſicht zu lachen.

Aber das Gelächter erſtarrte. Sie ſah ihn an, und konnte ihn nicht mehr anſehen. Sie ſtieß einen entſetzlichen Schrei aus: „Er iſt's!“ Mit beiden Händen ſtieß ſie ihn vor die Bruſt, daß Caſtricius zurücktaumelte. Dann war ſie mit einem Satz behende aufgeſchnellt, mit einem zweiten ſuchte ſie aus dem Ort zu entkommen. Die Klüftung in der Mauer, durch welche die Morgenſonne wie ein goldner Strom eindrang, war breit genug, daß ihr ſchlanker Körper ohne Beſchwerde durchglitt. Der Kriegsknecht hinter ihr her, mußte freilich ein Paar Steine losreißen, um ihr auf demſelben Wege zu folgen.

Achtes Kapitel.

Eine wilde Jagd.

Die Landstraßen sind wie die Pferde, sie machen keinen Unterschied zwischen denen, die auf ihnen reiten oder fahren. Die durchlauchtige Kurfürstin, welche von der Besichtigung ihrer Meiereien rückkehrte, mußte auf denselben Sandwegen dieselben Drangsale ausstehen, an denen wir die uns schon bekannten Personen leiden sahen. Ja der Boden war noch widerspenstiger gegen die Räder der schweren Karosse mit den tiefgehenden Glasfenstern, an denen Pagen und Lakaien hingen; und der Kutscher auf dem hohen Bocke hatte schon ehe das Gewitter anhob seine Noth, die sechs durch den unergründlichen Sand entmuthigten Rosse zur Eile anzutreiben. Das bewirkte wohl, daß die durchlauchtige Frau, welche Ausgabebücher durchsah, und bei den einzelnen Posten mit dem Bleistift Vermerke machte, dann und wann das Buch und den Stift sinken ließ und mit dem Kopfe nickte. Zu Anfang, als sie nur durch die Baumwurzeln aufgerüttelt und

an ihre Arbeit gemahnt ward, verfiel ſie bald wieder in ihren Schlaf, der ein ſehr feſter ſein mußte, da ihr Hoffräulein in dem ihren durch ihr Schnarchen mehrmals unterbrochen wurde. Als das Gewitter anhub, richtete ſie ſich aber wieder auf und ging emſiger an das Geſchäft, was ihrer Untergebenen etwas wie gotteslästerlich vorkam. Wer rechnet die Einnahmen und Ausgaben von Milchkammern und Hühnerſtällen nach, wenn der Blitz einſchlagen kann? Als wenn die hohe Frau ihre verborgenen Gedanken läſe, ſprach ſie vor ſich hin: „Das iſt ein böſes Jahr! Wie viel Milch ſchlug in der Hitze um.“

„Barmherziger Gott!“ rief das Fräulein. „Wir wären beinahe umgeſchlagen.“ Das Hinterrad war über einen Stein geſchleift, daß der Wagen ſich auf die Seite legte. Das Fräulein hatte die Bücher, die der Kurfürſtin aus der Hand geflogen, wieder aufgelangt, und bemerkt, Seine Gnaden, der Kurfürſt, habe doch ſo ſtrenge Befehle erlaſſen, daß die Wege gebeſſert werden ſollten. Bisweilen nahm die hohe Frau ſolche Bemerkungen gnädig auf, ſie forderte ſie ſogar, es gab aber auch Zeiten, wo ſie die, welche ſie wagten, recht ſpitz zurecht wies, daß ſie ſich um Dinge kümmerten, die ſie nichts angingen. Bei Hofe leben mag ſchon gut ſein für die, welche dazu berufen ſind und Luſt dran haben; aber ſicher ſind nur die, welche einen Talisman beſitzen, der ihnen, ſo oft ſie den Mund aufthun wollen, ein Zeichen giebt, ob, was ſie ſagen, gut oder böſe aufgenommen wird.

„Rameke," ſagte die Fürſtin, „die Menſchen wollen alles beſſer haben, aber wenn man es beſſer macht, iſt es ihnen wieder nicht recht. Man thut am geſcheiteſten, wenn man ſich gar nicht um ihre Meinungen kümmert."

Die Rameke meinte, die Wege könnten doch beſſer werden, wo kurfürſtliche Durchlaucht ſelbſt Gefahr liefen, Hals und Bein zu brechen.

„Damit die Kärner und Krämer ſchneller fortrollen! Die fahren in jedem Jahr zehn — zwanzig Mal denſelben Weg, wir ein, wenn's hoch kommt, zwei Mal. Schlechte Straßen halten die fremden Handelsleute länger im Lande. Wozu da die Wege aufſchütten und glatt machen!"

Die Rameke hatte, kaum begreiflicherweiſe für eine Hofdame, in dem Augenblick vergeſſen, daß die Kurfürſtin ſelbſt Schenken, und vor'm Spandauer Thor in Berlin ſogar eine Ausſpanne für die Hamburger Fuhrleute erbauen laſſen. Wenn dort Bier für ihre Rechnung geſchenkt und Lagerſtroh geſtreut ward vollauf, ſo war dafür in Berlin vollauf Aerger und Verdruß unter den Schenkwirthen und Herbergsvätern, und wer wußte nicht von den gehorſamſten Promemorien, Vorſtellungen und Gravamina? welche der Magiſtrat deshalb, wiewohl vergebens, an die kurfürſtlichen Rentämter und den alternden Kurfürſten ſelbſt gerichtet.

Die Rameke wagte zu meinen, ob man nicht für kurfürſtliche Durchlauchten und das Hofperſonal allein

ſchmale Wege bauen könnte, mit Schlagbäumen und vorgeſtellten Wachen, damit kein Anderer ſich unterſtände, drauf zu fahren und zu reiten, wie man in unterſchiedlichen Forſten derartige Fürſtenwege angelegt; auch erinnerte ſie an den Kurfürſtendamm, der aus den Spreeſümpfen, wo die Thiere und Faſane gehegt werden, nach dem Grunewald führe.

Die hohe Frau verzog etwas lächelnd den Mund. Sie erwähnte, wie ſie ehelängſt mit Seiner Gnaden, dem Kurfürſten, auf einer Straße gefahren, die der Himmel ſelbſt für fürſtliche Perſonen gebaut. „Sie konnte nicht glatter ſein, denn ſie war ſpiegelblank!“

Ihre Gedanken wiegten ſich in der Erinnerung an jene berühmte Schlittenfahrt über das kuriſche Haff, als die muthige Frau ihren Gemahl auf dem glücklichen Feldzuge gegen die Schweden begleitete. Sie war gefeiert worden durch Bilder, beſungen von den Poeten; und auch das konnte die Rameke vergeſſen haben!

„Die Straße war ſo breit,“ ſetzte die hohe Frau nach einer Weile hinzu, „daß jedermann darauf Platz hatte. Ich hatte auch keine Bangigkeit, daß das Eis brächte, denn der Himmel war über uns und unter uns;“ ſprach ſie mit Erhebung, „er wärmte uns und trug uns zum Siege.“

„Und mancher erfror doch, der nicht ſo gute Pelze hatte als die über den kurfürſtlichen Schlitten gedeckt waren, und mancher Dragoner ſtürzte und brach den Hals.“ Das dachte die Rameke, aber ihr Talisman winkte ihr diesmal richtig: das dürfe ſie nicht ſagen.

Das Gewitter war heraufgekommen. Der Regen klatſchte und praſſelte gegen die Scheiben, der Kutſcher peitſchte und fluchte, das Gewieher der Pferde war ein Geſtöhn. Aengſtlich ſah die Rameke auf die Fürſtin. Sie lächelte. Des Kutſchers Stimme drang durch das Getös des Donners in den Wagen: er forderte, daß die Lakaien und Pagen draußen abſprängen, die Pferde kriegten den Wagen nicht fort. Dieſe weigerten ſich, man zankte; man rief nach dem Kammerherrn, der als Reiſemarſchall fungirte, nach dem Stallmeiſter. Sie waren nicht zu ſehen; wo war überhaupt etwas zu ſehen, und wer hörte nur zehn Schritte weit! Die Rameke ſah fragend die Fürſtin an. Sie lächelte; ſie ſchien auf dem kuriſchen Haff, in dicke Pelze gehüllt, von Windesroſſen getragen, über die Erde zu fliegen. Wie es nun gekommen, vielleicht durch eine Liſt des Kutſchers, der den Wagen rechts und links ſchaukeln ließ, die bordirte Menſchenlaſt war plötzlich abgefallen, und die Kutſche flog eine Strecke. Wer kümmerte ſich um Lakaien und Gefolge!

Die Hofdame ſah mit gefaltenen Händen bald zu den Fenſtern hinaus auf das Unwetter, bald auf die Kurfürſtin: „Wie ſie nun iſt! Bald ſpricht ſie nur Bibel und Moral, und man iſt zu ausgelaſſen, wenn man ein luſtig Wort fallen läßt, und zu leichtſinnig, wenn man nicht immer an hohe Dinge denkt, und nun —“ Ein Donner, der das Kutſchendach einzudrücken ſchien, unterbrach den Monolog. Die Kurfürſtin fuhr mit den Lippen auf, aber nur um ſie wieder

zu ſchließen. Sie hatte die Augenwimpern geſenkt. Schlief ſie in ſolcher Schreckensnacht, denn Nacht war es, obgleich der Sturm dann und wann die Wolken zerriß, und noch ein Streifen brennendes Abendroth die Goldleiſten der Karoſſe anglühte? Wenn der Schein auf das Geſicht der Fürſtin fiel, ſchrak die Kameke zuſammen. Es kam ihr Alles ſo unheimlich vor; vorhin revidirte ſie Milch- und Butter-Rechnungen, und jetzt, wo Gottes Zorn über den Erdboden orgelte, konnte ſie lächeln, ſchlummern oder — von Gott weiß was träumen!

War etwas an dem, was ſie von ihr flüſterten — nein laut, mit grimmigem Geſicht, ausſprachen? — die Hofdame rückte unwillkürlich auf dem Polſterſitz in die andre Ecke. — Der Gedanke war zu ſchrecklich, aber ſie verfolgte einen Seitenpfad. Die Kameke's waren gute Lutheraner geblieben: „Das kommt davon, wenn man ſeinen Glauben verläßt! — War die Kurfürſtin nicht eine Calviniſtin geworden, nur ihrem Gemahl zu gefallen! Wie man einen Handſchuh auszieht, hatte ſie ihren lutheriſchen Glauben abgeworfen. — Und als die Kameke für ihre Couſine um die Stiftsſtelle am heiligen Grabe ſo dringend gebeten, hatte ſie nicht ſchnippiſch geſagt: Ja Liebe, es ſind viele arme Fräuleins in der Mark."

Die Kurfürſtin ſchlief wirklich, die regelmäßig orgelnden Kehltöne waren ein unwiderlegbarer Beweis. Die Hitze war zu groß, die Tagesarbeit zu lang, zu anſtrengend geweſen. Das arme Fräulein ſaß allein

Alle lachten und eilten in den Wagen zu ſpringen.

Aber meine Herren, es fehlt noch Jemand, rief ich, der Herr ohne Strümpfe. Ich rechne mir hier die Tugend der Nächſtenliebe nicht beſonders hoch an, ich dachte mehr an die Störung des politiſchen Gleichgewichts, wenn ich mit dem Engländer allein ſitzen ſollte.

Der Britte betrachtete ſeine großen Hände, der Galliſche Dragoner zog mich lächelnd etwas bei Seite:

Merken Sie denn nicht, der Mylord hat mit dem Schufte Ihretwegen ein Wort geſprochen.

Meinetwegen? habe ich denn je mit dem Kerl etwas zu thun gehabt?

Er aber wollte ſich mit Ihnen was zu thun machen. Er war auf dem Wege zur Präfectorialbehörde, Sie anzugeben. Da wir es merkten, forderte ihn der Mylord drüben in den Bergen zu einer Vorpartie auf. —

Der Kerl wollte ſich nicht boren — rief der Engländer dazwiſchen — ein nichtsnutziger, ehrloſer Schurke, ſo etwas ausſchlagen! Aber Meſſieurs hatten die Güte, ihn zu bedeuten und von der Ehre zu verſichern, und ſie zogen ihn in den Kreis und

unter den böſen Geiſtern. In die Kutſchpferde war's geſchoſſen, ſie ſtürmten durch Waſſer und Luft, der Kutſcher ſchnalzte und ſang; was gegen's Fenſter klatſchte waren nicht mehr Regentropfen, es waren von Spukgeiſtern ausgegoſſene Waſſereimer. Sie konnte einen leiblichen Eid darauf ablegen, daß ſie Geſichter geſehen, die ſie nicht kannte. Jagte nicht ein Reiter athemlos neben dem Fenſter! O es ritten, peitſchten, knallten, wieherten Reiter und Roſſe, rechts, links, hinten; jetzt waren ſie wie mitten im Troß, jetzt war er zerſtoben und verflogen, wie ein Dunſtgewölk, in das der Wind fährt. Vielleicht fuhren ſie ſchon in die Wolken, vielleicht ſtreiften die Räder ſchon die Fichtenwipfel, und wo würde die wilde Jagd ſie abſetzen, wo der Boden krachend zuſammenfallen?

Das Fräulein aus Pommern theilte nur die Furcht, die jedes vernünftige Weſen in ihrer Lage befchlichen hätte. Sie dachte an die Katze, wenn ſie in ihres Vaters eichenem Hauſe im blauen Ländchen am Feuer ſaß, und das alte Thier ſpann am Kamin. Die Frauen hatten ſie ſchon als Kind gewarnt ihr nichts zu thun, wiſſe doch Niemand, was hinter der Katze ſteckt. Sie war ſo lang im Haus, Keiner entſann ſich, wann ſie hineingekommen. Ihr Vetter, der wilde Bub, hatte ſie einmal todtſchlagen wollen, denn die rothe Liſe, die Stallmagd, hatte ſie mitternachts am Kreuzweg geſehen, und ſie wäre eine Hexe, darauf wollte ſie einen leiblichen Eid ablegen, und von ihr komme all das Unheil in der Wirthſchaft. Aber Mägde, Knechte,

Verwalter, Hausfrau und der Vater auch, hatten drein geſchrien: wenn's auch eine wäre, müſſe man ſie ſtreicheln, ihr Milch geben und ſie ſpinnen laſſen, denn wer wiſſe, was ſie ſchlimmeres ſpänne, wenn ſie widerborſtig wird! So hatten ſie die Katze gepflegt und ſie ſpinnen laſſen, ob's ihnen auch manchesmal mitternachts, wenn der Wind an den Eichenthüren rüttelte und die Betten knackten, eiskalt über die Haut lief. Die Rameke wußte nicht, ob ſie noch auf Haus Malchinechen, oder wo ſie war, aber ſie dachte jetzt — „Gott ſtraf meine Sünden!“ rief ſie dabei — an die ſpinnende Katze, als ſie auf die durchlauchtige Kurfürſtin ſah, die auch zu ſpinnen ſchien.

Ja wohl ſpann ſie — glückliche Bilder, eines aus dem andern; ſie ſpann ſie im Halbſchlaf, weil ſie im wachen Zuſtande ſich ſelten ihr nahten. Wie klar ſieht man da! Da flog ſie wieder über den blanken Eisſpiegel an der Seite des großen herrlichen Gatten und Kriegsfürſten, die Schleier und Federn wehten im Strahl der Winterſonne. Zwei Reiter-Regimenter ſtanden im Spalier auf der Eisfläche und präſentirten vor dem Siegerpaar; die Schneeflocken, vom Winde getrieben, waren die flüchtigen Schweden. Vom Siege berauſcht, wie wurden ſie, heimkehrend, in Königsberg empfangen! Zwiſchen den grünen Tannenreiſern prangten bunte Blumen; wie läuteten die Glocken in die eiſige Luft! Wie ſchwellten die Lungen, die Backen, wie übernahmen ſich die Zungen, die Thaten des Fürſtenpaares mit dem Namen der Stadt, die ein

König gegründet, in Einklang zu bringen. Da trat im ſchwarzen Feierkleide ein Dichter vor, gefeiert ſelbſt weit im Lande, Simon Dach, und mit glühendem Seherauge recitirte er ein Gedicht, welches dem Erſtgebornen des Kurfürſten eine Krone in den Wolken zeigte. Damals hatte ſie's mit einem innern Seufzer angehört; der Erſtgeborne war nicht ihr Geborner, er war der Sohn Luiſe von Oraniens, deren Lob wie ein höhnend Echo ihr überall nachſchallte. Sie war nicht die ſchöne, edle, tugendreiche, fromme Luiſe, ſie hatte nicht geiſtliche Lieder gedichtet, die in allen Kirchen geſungen wurden, ihr Anblick wirkte nicht wie die Sonne, die aus den Wolken tritt, ihr Auge ſtrahlte nicht die Huld und Anmuth, welche die Menſchen beſticht, ihre Stimme rauſchte nicht wie der Abendwind im Laubwalde, der die rauhſten Herzen zur Milde beſchleicht; ſie war ein Weib wie andere, eine Fürſtin, wie es Tauſende ſind. Sie trat feſt auf, und hatte eine rauhe feſte Sprache, ſie hatte Ehrerbietung und Gehorſam gefordert, nicht Liebe; ſie hätte vielleicht Liebe wiedergegeben, wenn man ihr doch Liebe gezollt, aber als man ihr nur ſcheue Unterwürfigkeit zeigte, zeigte ſie Gleichgültigkeit, Einige nannten's Hoffährtigkeit, Andere Hohn. Sie ſpendete nicht aus dem vollen Beutel den letzten Groſchen an die Armuth; ſie hatte hinter der Demuth zu viel Heuchelei erkannt, unter dem Bettlermantel die Betrügerei. Sie ſagte zu den Bettelnden: arbeitet, und ſelbſt legte ſie ihr Geld ſicherer an als zu Almoſen — damit ihre Kinder dereinſt nicht

der Almoſen bedürften, ſo ſagte ſie in bittern Stunden! Was war ſie dem Lande, was das Land ihr, dem ſie keinen Fürſten gebären konnte, nur hungernde Prinzen, die man ſcheel anſehen würde, denn ſie mußten Nahrung vom Lande fordern und das arme Land ſie ihnen geben. Darüber täuſchte Dorothe ſich nicht, die Verhältniſſe lagen klar vor ihren Augen, und ſie hielt es für Pflicht und Aufgabe gegen ihre Kinder und — ſagte ſie zuweilen — auch gegen das Land, für ſie zu ſparen. Darum legte ſie den Pfennig nicht nur bei Seite, ſie ſäete ihn auch in die Erde, damit er viele Pfennige zur Ernte trage. Dort in den Sandſteppen hinter dem Werder und nach den buſchigten Sümpfen, wo der Kurfürſt einen Thiergarten anlegte, hatte ſie die Dorotheenſtadt, die ihren Namen trägt, gegründet, ein Anwachs zu den drei Städten Berlin, Köln und Werder, der ihnen die Anwartſchaft auf eine Königsſtadt eröffnete. Sie hatte aber nicht daran, ſondern an den reichen Zins gedacht, den ihr die Wohnungen in den neuen Häuſern eintragen mußten. Die Bürger in den alten Städten murrten gleich wie die Wein- und Bierſchenker und Herbergsväter. Sie wußte es und änderte nichts in ihrem Thun. Sie wußte, daß ſie Keines Liebe im Lande hatte als die ihres Gatten, und in ſtolzer Genügſamkeit ſchien ſie damit zufrieden.

Damals hatte ſie es kalt angehaucht, als der Poet das Vaticinium ausſprach. Was ſollte die Königskrone im fernen Dämmerſchein auf dem Haupte des

Kurprinzen Karl Emil ſie erfreuen und entzücken! Sie hatte ſogar ſehr verſtändig ihrem Gemahl zugeredet, derlei poetiſche Phantaſtereien nicht zu begünſtigen weil ſie ihm üble Nachrede zuziehen möchten, und die Beſorgniß und den Haß des kaiſerlichen Hofes in Wien erwecken. Seitdem war es anders. Der Kurprinz Karl Emil, der Gefeierte, Beſungene und Geliebte, war in Strasburg geſtorben, und wenn jetzt die Nebelkrone vor ihrem innern Geſicht aufſtieg, wandte ſie die Augen nicht mehr ab vor dem Geflimmer. Auf dem kleinen ſchwächlichen, verwachſenen Friedrich, deſſen Geiſt unter dem Druck des Körpers zu verkrummen ſchien, konnte ſie nimmer ſtrahlen; der dünkte ihr ein Gewächs, von der Natur an die Luft geſetzt, um wieder zu welken. Der zweite Sohn, Ludwig, war ein Hippolyt gegen die Frauen. — Dachte ſie ſchon an eine Phädra, die den Grimm eines Meergottes gegen ihn aufruft?

Nein, der ſtand ihr nicht mehr im Wege. Ihr großer Herr und Gemahl, der nur das Tüchtige wollte und konnte, konnte nicht in Untüchtigen ſein großes Werk fortſetzen wollen. Wer impft edle Reben auf wilde Weinranken und Ginſterſträuche! Die bittern Stunden, die ſie durchlebte, wurden von Augenblicken durchzückt, wo vor ihrem Mutterherz Alles in roſenrothem Lichte ſchwamm. —

Die Unholde, die in ſolchen Nächten das ſchwache Menſchenherz beſchleichen, gaukelten der Mutter ſüße Bilder vor. Davon lächelte ſie, davon ringelten ſich

die Muskeln um ihre Lippen, und die Träumende dachte nicht, daß, was der Ausdruck ihrer Seligkeit war, der Geſellſchafterin als der Ausdruck dämoniſcher Höllenfreude erſcheinen konnte. —

Die Krone ſenkte ſich aus dem Gewitterhimmel, die dunklen Wolkenſchleier, die ſie bedeckten, wurden eine um die andere fortgepeitſcht, und immer deutlicher glänzte das Diadem. Da ſtreckte ſich eine Hand nach ihr aus. Aber es mußte wieder durch die Wolken treiben und das ſchöne Bild verwirren. Was Geſindel von verlornen Gedanken und Wünſchen nahm die wilde Jagd auf, und trieb neckiſche, drohende Laterna Magica-bilder vor ihr vorüber. Da kam ein Reiter athemlos heran, ein ängſtliches Geſicht: Um Gottes willen, allergnädigſte Frau, ich kann die Pacht nicht zahlen, der Hagelſchaden hat mich ruinirt. — Nichts davon! rief ein Mann, der die Blätter ihres Ausgabebuches mit einem Stabe umſchlug, hier muß jede Seite klar werden. Aber der Reiter war ja nicht Pachter, es war ein Anderer und er rief mit lauter Stimme: „Iſt die durchlauchtige Kurfürſtin im Wagen? Ich muß ſie ſprechen.“ — Nichts davon! wiederholte der Mann mit dem Stabe und ſchlug wieder ein Blatt um. — Gott, wer hilft mir, wer iſt mein wahrer Freund? — Ich! rief entgegen eine andere Baßſtimme, und auf dem Roß nickte ihr jetzt ein weinrothes altes Kriegergeſicht zu. Es war der alte Burgsdorf. Was konnte ein vom Hofe Verbannter ihr helfen? Aber es war ja nicht der Burgsdorf, es war der alte Derff-

linger. Der nickte ihr zu: ich werde Dir ſchon beiſtehen. — Das war aber auch nicht ihr Freund. — Eine Seele will ich haben, ein mitfühlendes Weſen, das mich verſteht und treu wie Gold iſt, der ich mein Herz ausſchütten kann; ich ſtehe ſo allein. — Gold iſt nicht treu, rief die Stimme wieder. — Schaff mir doch nur eine Freundin, an deren Buſen ich weinen kann, die mich nicht belauſcht, nicht verredet, nicht verräth, die nicht zuerſt an ſich, ſondern an mich denkt. Die Rameke iſt ſo dumm. — Da ſagte die Stimme des Unſichtbaren: die muß erſt geſchaffen werden!

Wieder ſchwebte das Diadem an einem Faden herab. Ein Paar Kobolde ſprangen, um es zu haſchen, einer war ihr Philipp, ſie wollte ihm helfen, ſich aufhelfen, da ſtürzte es auch um [illegible]ber, ein Stoß, ein Raſſeln, Praſſeln, Klirren, ein Stöhnen, Brechen, Schreien, wovon ihr die Traumbeſinnung verging.

Die wirkliche war nicht weniger ſchrecklich. Der Wagen war umgeſtürzt, zerbrochen, die Rameke lag blutend unter ihr, und wimmerte. Draußen lag ein halb Todter, der Kutſcher. In der Dunkelheit war er an einen Aſt gefahren und vom hohen Bock geſchleudert worden; die ſcheu gewordenen Pferde hatten den Wagen an den Baum geriſſen, und der ſchwerfällige Glaskaſten, der das Gleichgewicht verloren, war umgeſchlagen. Sie hätten noch größeres Unheil anrichten können, indem ſie jetzt tobend arbeiteten, auch die Trümmer fortzureißen, wenn nicht die Stallknechte von den Sätteln herab raſch die Stränge hinter ſich

zerſchnitten oder zerhauen hätten. Die vom Schreck wahnſinnigen Thiere brauſten mit ihnen in die Nacht. Der zerbrochene Kaſten mit den Frauen blieb allein in Nacht, Wildniß und Unwetter, denn weder von den Lakaien, Vorreitern, noch dem andern Gefolge hatte ſich jemand wieder eingefunden.

Die Kurfürſtin hatte ſich halb auf den Knieen wieder aufgerichtet. Sie fühlte ſich unverſehrt; auch das Fräulein ſchien nur durch die Glasſplitter verwundet. Hülfe war aber nur zu ſchaffen, wenn ſie ſich frei machte. Sie ſtieß die Wagenthür auf, die jetzt über ihr hing, und ſchaute in Nacht, Wind und Wetter. Wenn auch ihr Auge das Dunkel durchdrungen, wie hätte ihre Stimme den Sturm überſchreien können! Dorothe war allein unter den tobenden Geiſtern. — War das Strafe für die dunkeln Wünſche, die als verführeriſches Traumbild um ſie gegaukelt? Oder für die Vermeſſenheit, als ſie lächelnd mit der Vorſtellung einſchlummerte, daß die Vorſehung für die Erwählten überall Brücken bauen werde, gleich der auf dem Eiſe? — Wenn doch ein Stern geſchienen, nur ein Lichtſchimmer eine menſchliche Wohnung verrathen hätte!

Ein Blitz fuhr nieder. Drüben am Graben bäumte ſich ein ſchwarzes Roß, von dem eben ein ſchwarzer Reiter abſpringen wollte. — Sie ſchwang ſich aus dem Wagen. — Da folgte ein zweiter Blitz, und der ſchwarze Ritter ſtand vor ihr, er faßte ihre Hand, um ihr hinabzuhelfen, und in Italieniſch ſprach er:

„Hohe Frau, ſorgen Sie nicht, die Allmacht wacht über ihre Erwählten.“

Der Blitz hatte ihr das blaſſe ausdrucksvolle Geſicht eines Mannes von mittleren Jahren gezeigt. Es war wieder verſchwunden; und ſie hatte das Geſicht nie geſehen, aber die weiche, ſonore Stimme hallte noch nach, wie durch die Luft der helle Glockenton, nachdem die metallenen Klöpfel längſt ausgerungen. Sie hatte ſich einige Schritte nach einer trockenen Erhöhung von ihm führen laſſen, als ſie, die Hand fortziehend, raſch ausſtieß: „Wo bin ich? Wer ſind Sie? Was führte Sie her?“ — Sie wiederholte in befehlendem Tone die zweite Frage.

Der Ritter verneigte ſich: „In Berlin würde ich mich der durchlauchtigſten Kurfürſtin mittelſt Schreiben der Herzoginnen von Montpenſier, von Savoyen und von Parma, meinen erhabenen Gönnerinnen, als der Graf Balſamo vorſtellen. Hier habe ich keine andere Beglaubigung, als daß die Allmacht grade mich gewürdigt hat, Eure Durchlaucht in Ihren Nöthen aufzufinden.“

„Was führte ſie hierher?“ wiederholte ebenſo raſch die Kurfürſtin ihre dritte Frage, um entweder ihre Verwunderung oder ihre anderen Gefühle vor einem Fremden zu verbergen, der ihr wohl ſchon angemeldet ſein mußte. Fremde und mit hohen Empfehlungen, die ihr Glück ſuchen, oder ihre Neugier befriedigen wollten, kamen jetzt immer häufiger an den brandenburgiſchen Hof. Mit etwas verändertem Tone antwortete der Graf:

„Das Eiſen folgt dem Magnet, den Arzt zieht der Krankheitsſtoff an, die Sympathie ruft die Geiſter.“

„Wo bin ich?“ ſchnitt die Fürſtin mit ihrer erſten Frage wieder ſcharf weitere Erörterungen ab. Sie war eine Frau von einem auf das Praktiſche gerichteten Verſtande. Wenn auch die Dämonen um ihre Sinne gaukelten, wußte ſie doch ihrer Herrſchaft ſich ſchnell zu entwinden; am wenigſten mochte ſie dulden, daß Andere ihr Befangenſein merkten.

Der Fremde verrieth eine beſondere Ortskenntniß, indem er ihr den Punkt inmitten einer Wüſte ſo deutlich beſchrieb, daß ſie ſich auf der Stelle zurechtfand. Sie war nur wenige hundert Schritt von einem noch bewohnten Orte, der ſogenannten wendiſchen Schenke, entfernt.

„So weit das ärmliche Haus es vermag, iſt für das Nachtlager meiner fürſtlichen Frau geſorgt!“

Ihre Frage: „Wer wußte das voraus?“ ward durch einen aufflammenden Lichterglanz unterdrückt. An alle Fenſter und Oeffnungen des Hauſes mußte man Lichter geſtellt haben, es bewegten ſich aber auch röthliche Flammenſäulen — dampfende Kienfackeln — in der Richtung zu ihnen. Die Magie lag in der Schnelligkeit, mit der ſich das alles entwickelte.

„Zaubern Sie Feenſchlöſſer aus Sumpf und Moor?“ rief die Fürſtin. „Da möchte man ja fürchten, daß man mit dem Palaſt verſinke, wenn man den Fuß über die Schwelle ſetzt.“

„Hier tritt Dero Fuß ſicher,“ entgegnete der Ca-

es ist alles nach allen Kunstregeln und in guter Ehrlichkeit geschehen, daß er nun daliegt, wie ein Gentleman auf dem Boden, der nichtsnutzige, schubbige, schmutzige Schlucker.

Und bis Morgen um zehn Uhr erfährt keine Katze des Maire aus seinem Munde, sagte der Dragoner, was der Herr aus Berlin gegen unser Gouvernement gelästert hat; was sonst Ihnen (flüsterte er mir leiser zu), wenigstens Ihrer Reise, übel bekommen möchte.

So fühlte ich mich gedrungen, der Laternenpfahlphysiognomie für ihre Stöße und Beulen noch etwas Verbindliches zu sagen. Ich bewunderte ihn, daß er Kraft und Wirkung seiner Stöße und Püffe so genau abzumessen verstehe, wie der Arzt den Schlaftrunk.

Er sagte, es wäre sehr gern geschehen, und wenn ich auf der Reise einmal probiren wolle, stehe er gern zu einigen Gängen bereit.

Ich war von seiner Güte überzeugt.

valier, der in reſpektvoller Entfernung die hohe Frau den erſt Ankommenden entgegenführte. „Ich“ — ſetzte er hinzu — „that hier nichts, ich war nur Zeuge der Beſorgniß von Dero Getreuen. Man erwartet die fürſtliche Frau um ſo dringender, als, wie ich zu hören glaubte, wichtige Nachrichten eintrafen, die höchſt Dero Gegenwart und Entſchließungen nöthig machen.“

Es konnte Niemand vorher wiſſen, daß ſie dieſen Rückweg nach Berlin einſchlagen würde. Verwundert wollte ſie ihn ins Auge faſſen und fragen, aber vor ihr ſtand bereits im Glanz der Fackeln der Landeshauptmann von Alvensleben mit anderen Verſprengten aus ihrem Gefolge. Sie hörte nur halb ihre Glückwünſche und die Verſicherung, daß ſchon nach einem Wundarzt in die nächſte Stadt geſchickt worden, um die Verwundeten zu verbinden; als ſie wieder nach dem Fremden ſuchte, um beim rothen Fackelſchein in das Geſicht zu ſehen, das beim blauflammenden des Blitzes einen ſo zweifelhaften Eindruck hervorgebracht, war er verſchwunden.

Neuntes Kapitel.

Der wendiſche Krug.

Auch war nicht Zeit danach zu fragen, ſo drängten Dinge und Perſonen. Man wußte nachher, daß der Rüſtwagen und das Gefolge des Wunderdoktors, wie die Leute ihn nannten, in der Schenke nur kurze Raſt, und ſchon als die Kurfürſtin eintraf, ſich auf die Weiterfahrt in die Nacht hinein gemacht. Dagegen wollten Einige noch ſpäter den Fremden im Hauſe geſehen haben; bei der Bauart deſſelben und dem Wirrwar, den die Ankunft ſo vieler und vornehmer Gäſte verurſachte, mochte Mancher in einem Winkel deſſelben unbemerkt geblieben ſein. Der alte verfallene Krug war, an einem Kreuzwege gelegen, und weil die Dörfer meilenweit in der Runde zerſtört waren, eine beſuchte Schenke geworden, an der man, unbeſchadet was in Ruinen lag, je nach dem Bedürfniß angeflickt und gebaut hatte, um ſo viel Gäſten als möglich zum Nächtigen Raum zu gewähren. Die heute Abend das Unwetter zuſammengeführt unterzubringen, war aber eine

ſchwierige Aufgabe, welche der Herbergsvater den Gäſten eigentlich allein überließ. Mochten ſie ſich zurecht finden in Kämmerchen, Gängen und Ställen, wie ſie konnten, wenn er nur ſeine große Gaſtſtube für die Frau Kurfürſtin in Reinlichkeit und Ordnung brachte. Und es hatte einige Mühe und Schweiß gekoſtet, die Hühner hinaus zu treiben; wie viel Fußſtöße und Flüche die immer wiederkehrenden Schweine ganz zu verjagen! Die Kinder wollten ſich's auch nicht nehmen laſſen hinter den himmelblauen Vorhängen des Ehebettes, das viele Generationen zählte, zu lauſchen wie eine Kurfürſtin ausſieht, wenn ſie ihre Kleider ablegt. Ja, als der Wirth den weißen Sand ſchon fingerdick auf die Dielen, und darüber grüne Tangerreiſer geſtreut, mußte die Mutter, welche ihr Hochzeitslinnen über das Bett breitete, ihren jüngſten Flachskopf unter demſelben ertappen, und die gnädigſte Frau, die zu früh und von der Mutter ungeſehen eintrat, mußte ſehen, wie dieſe mit ihrer gewaltigen Hand dahin auf ihr Kind hämmerte, wo ſie dem Kinde das Kleid heraufgezogen hatte.

Das Alles und vieles Andere war längſt vorüber, als die hohe Frau auf dem Ehrenſtuhl der Familie, den Ellenbogen nachdenklich im Arm geſtützt, dem vor ihr ſtehenden Landeshauptmann zuhörte.

„Der Courier war ein zuverſichtlicher Mann, er wechſelte hier Pferde. In Nymwegen iſt zwiſchen dem Kaiſer und dem Reiche der Frieden mit Ludwig XIV. abgeſchloſſen, definitiv abgeſchloſſen, ohne an Kur-

brandenburg zu denken! Unſern allergnädigſten Herrn, der des Landes letzte Kraft angeſtrengt, um gegen den Reichsfeind, den Franzoſen zu fechten, laſſen unſre Alliirten im Stich. Das der Lohn für ſo viel Arbeit um das Reich, die Dankbarkeit für ſolche Treue am Kaiſerhofe, daß ſie ihn gleichſam der Gnade ſeines Feindes hinwerfen oder Preis geben."

Daß die Kurfürſtin noch immer nicht antwortete, hielt der Landeshauptmann für Aufforderung fortzufahren:

„Unſre Lage iſt höchſt bedauernswerth, gnädigſte Frau, und gar nicht zu beſchreiben, denn wir ſtehen nun ohne Alliirte dem allmächtigen Könige von Frankreich und den Schweden zugleich gegenüber."

„Ohne Alliirte!" warf die Kurfürſtin, noch immer in Nachdenken verſenkt, hin. „Mich dünkt, wir haben immer ſehr viel Alliirte gehabt, und ſie haben uns immer ſehr wenig geholfen."

„Es ſteht zwar noch zu uns der kriegeriſche Biſchof von Münſter und die Herzöge von Lauenburg —"

Ein ſpöttiſcher Blick der Fürſtin unterbrach ihn.

„Die uns allerdings auch nicht bleiben werden, wenn Seine Durchlaucht wirklich Front machen ſollten gegen die beiden Potentaten."

„Meint Ihr das, Alvensleben?"

„Ich wage nichts zu meinen, wo nur mein gnädigſter Herr und Kurfürſt zu beſchließen hat."

„Bleibt dabei, lieber Herr," unterbrach ihn die Fürſtin raſch. „Ihr geht am ſicherſten. Uebrigens

wird mein erlauchter Gemahl nur das beſchließen und thun, was er für gut findet. Aber — was ſagtet Ihr vorhin?"

„Der Courier wird ihn in Berlin nicht treffen, wie ich von einem ſichern Herrn, der daher kommt, erfuhr?"

„Was der Kurfürſt ſchon weiß, braucht er nicht mehr zu erfahren. Aber wohin iſt er?"

„Das wußte auch am Hofe Niemand. Er war die letzten Tage äußerſt mißgeſtimmt —"

„Wie nannten das die Leute, die Ihr ſprachet?"

Der Landeshauptmann ſtockte: „Die Leute, die das nicht verſtehen, nannten es „ſchieberig."

„Ich verſtehe es," lächelte die Fürſtin. „Es iſt die Eigenſchaft großer Männer, wenn ſie von denen nicht verſtanden werden, die ihre Befehle ausrichten ſollen. Wallenſtein war oft ſchieberig, auch dem König Ludwig ſagt man es nach, wenn ſeine Diener Klötze ſind."

Die Fürſtin war alſo irritirt. Der Landeshauptmann wußte nicht, wohin er ſteuern ſollte. Er ſprach von den ſtrapazirenden Feldzügen und Reiſen des edlen Kriegsherrn, die denn doch nachwirkten, auch bei einer ſo felſenfeſten Geſundheit, deren ehedem Seine Durchlaucht ſich erfreut; daß demnächſt die Jahre auch ihr Recht forderten.

„Ihr meint, er wird alt, ſchwach, nicht wahr? Daß, was geſchehen ſoll, bald geſchehen müſſe, daß wir ſonſt eines unglücklichen Tages erwachen könnten

mitten in einem ſo ſchönen Anlauf — und wir wüßten nicht wohin weiter, alle Arbeit wäre umſonſt geweſen —“

Der Landeshauptmann war erſchrocken; die Fürſtin hatte mehr Grund es zu ſein, als ſie mit einem Seufzer plötzlich inne hielt. Vielleicht dachte ſie, daß der Edelmann es als eine Kränkung betrachten könne, daß ſie ihren innerſten Gedanken Lauf ließ, als wäre er eine Null und nicht zugegen; denn ſie fuhr ſehr freundlich fort: „Alſo er iſt aus Berlin fortgeritten mit kleinem Gefolge, und Niemand weiß wohin? Das iſt ſeltſam. Er wollte ſich vielleicht nur Bewegung machen, die ſeinem Körper ſo Noth thut. Vielleicht auf die Jagd nach Lehnin?“

„Man glaubte eher, daß er den alten Burgsdorf auf Plumberg beſuchen könne!“

„Den Burgsdorf? — Er will ihn nicht mehr mit Augen ſehn. Daß er auf dem Landtag damals gegen das ſtehende Heer ſprach, — das vergißt ihm Seine Durchlaucht nimmer. Burgdorfs große Meriten um Brandenburg, die ich am wenigſten ableugnen will, die ſind fortgewiſcht, alle, alle, ſpurlos, wie mit Schwamm von einer Tafel, ſeit jener dreiſten Rede. Der Kurfürſt liebt Landtagsreden nicht, wenn ſie nicht ein Wiederhall ſind ſeiner eignen Meinung. Glaubt es mir, Herr von Alvensleben, wenn der kurmärkiſche Adel nicht vermittelnde Perſonen ſucht, iſt es um ſeinen Einfluß geſchehen. Wenn man nur die Namen der Herren erwähnt, die damals gegen die kurfürſtliche Propoſition ſprachen, ſpitzen ſich ſeine Lippen, er preßt

die Hand zuſammen und ich hörte ihn neulich ausrufen: ich will den Herren Junkern zeigen, was ein Fürſt ſoll und kann! Darum — darum — nun brauche ich Euch aufzuzählen, wer in den erſten Würden ſitzt, und — Ihr habt Feiertage? — Durch Trotz und Widerſtand richtet Ihr gegen dieſe Granitſäule nichts aus. Sucht Eure wahren Freunde, lieber Herr von Alvensleben, ſolche Mittelsperſonen, die Euch wohl wollen."

„Und doch ſcheinen die trüben Nachrichten, die Tag für Tag, aus Wien, vom Rhein und aus Frankreich einliefen, Seine Durchlaucht umgeſtimmt zu haben. Man will Selbſtgeſpräche gehört haben, daß er ſich verwarf, wenn man ſo ſagen darf, gegen ſeine alten Freunde zu ſtreng geweſen zu ſein, er ſähe ja wie die neuen Stich hielten."

Die Fürſtin war aufmerkſamer geworden: „Darauf baut nicht, es ſind Nebelwölkchen, die vorüberſtreifen, ſchon verſchwunden, wenn er die Augen aufſchlägt."

„Doch weiß man, daß er in letzten Tagen mehrmals ſich erkundigte, wie es dem Hieronymus Rhode ergehe? Dieſer Socius Kalkſteins im Widerſtande gegen den kurfürſtlichen abſoluten Willen ſitzt ſchon lange als Staatsgefangener auf der Feſtung Peitz."

„Und wird ſitzen bis er verkommt, wenn er nicht in ſich geht. Er ſoll abbitten, das will der Hohenzoller, und der Trotzkopf will nicht abbitten, weil er ſich im Recht glaubt. Darauf rechnet alſo nicht."

„Und dennoch glauben Einige vom Hofgeſinde, daß er nach Peitz geritten. Bauern ſahen ihn auf

dem Wege dahin. Was ſoll ihm die Beſichtigung der unbedeutenden Feſtung?“

Der Gegenſtand mußte die Aufmerkſamkeit der Fürſtin nicht feſſeln: „Und Pommern, ſagtet Ihr nicht, das ganze eroberte Pommern ſoll mein Herr den Schweden zurückgeben?“

„Wenn ein Theil von Hinterpommern uns gerettet wird, können wir von Glück ſagen.“

„Und Stettin?“

„Soll herausgegeben werden.“

„Das iſt ein Stich in's Herz für ihn, das überwindet er nimmer.“

Das war dem Landeshauptmann vollkommen verſtändlich, dagegen fuhr er verwundert zurück, als die Kurfürſtin plötzlich ſagte: „Dann muß ich die Kamcke auch verlieren. Sie iſt aus Stettin. Ich kann es meinen Brandenburgern doch nicht anthun, daß ich eine Hofdame aus dem Auslande behalte! Ja, es thut mir leid, ſie muß fort.“

Sie mußte ſehr zerſtreut ſein, als ſie nach einer längern Pauſe aufathmend den Landeshauptmann fixirte: „Nicht wahr, er darf nicht klein beigeben? Euer patriotiſches Herz ſträubt ſich dagegen. Pommern, die halbe Seeküſte, die er ſeinen Staaten ſchon einverleibt hat, Ihr duldet es nicht, daß man dieſes ſchöne Oſtſeereich zerreißt. Ihr Herren von Adel, Bürger, Bauern, Gelehrte, Ihr fühlt Alle mit ihm, ſeine Freuden und ſeine Hoffnungen ſind auch Eure, und Ihr fordert als ein Recht von Eurem Landesfürſten, daß er nein ſagt?

„Gnädigste Frau —“

„Seine Ehre ist Eure Ehre.“

„Unser Land ist klein —“

„Aber Euer Fürst ein großer Mann. Wer beherrscht die Geschicke der Völker und Länder? Nicht die Massen, — die Geister sind es. Die Massen sind die lange Reihe Nullen, die ihren Werth nur durch die Ziffern bekommen, die voranstehen. Es stehen Wenige voran in Europa, es sind nur zwei, die wissen, was sie wollen, vor denen die Staaten und Länder, die Regenten und ihre Völker wie eine Landkarte ausgebreitet liegen, das ist der große König von Frankreich und der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Was hat mein Gemahl mit so kleiner Macht gethan, mit der er anfing! Und jetzt ein durch die Welt berühmter Feldherr und Sieger, zu dem die wilden Völkerschaften mit Staunen aufblicken, zu dem der Tatarchan Gesandtschaften schickte, ein Fürst mit dreimal so großer Macht, jetzt soll er nachgeben, sein heiliges Recht der Geburt, der Verträge, des Erbes, der Eroberung fahren lassen, weil seine schwachen Bundesgenossen sich vor der Entscheidungsschlacht mit einem Mächtigern fürchten. Er hat sich nie gefürchtet vor einer Entscheidung, wollt Ihr, daß er sich jetzt fürchten soll?“

„Gnädigste Frau — Kurbrandenburg und das große Frankreich! Unser Heer, 4000 stehende Mann, haben die Stände damals bewilligt, kommt es hoch zählen wir 20—25,000, und der König von Frankreich stampft hundert Tausende aus dem Boden!

„Mit wie viel griff Friedrich Wilhelm den Schweden bei Fehrbellin an! War er nicht dreimal ſtärker an Zahl, an Stellung, ein Heer, was ſich ſatt gegeſſen, geſchlafen, getrunken, was noch nie beſiegt war! Unſre hatten wunde Füße, zerriſſen Schuhwerk, marode Pferde, vom Sturmmarſch vom Rhein bis zur Elbe, ſie hungerten und froren, junge Soldaten, aber weil mein Herr, der Kurfürſt, ſie führte, ſchlugen ſie das ſchwediſche Heer, nein ſie ſchlugen dort am Rhin das allmächtige, Europa gebietende Schweden, und ausgeſtrichen ward es an dem Tage aus der Reihe der Staaten, welche Europa Geſetze geben. Was dem Sieger von Warſchau gegen die Schweden möglich war, iſt das unmöglich dem Sieger von Fehrbellin gegen die Franzoſen?“

„Wunder geſchehen nicht alle Tage, gnädigſte Fürſtin.“

„Das ſind Wunder, die der Wille macht. Wenn Er will und ſein Volk! — Und ſollte mein Herr auch nicht wollen, ſo würdet Ihr ihn zwingen durch Euren Eifer, Eure Opferluſt. Es würde kein gewöhnlicher Krieg, das geb ich zu — auch der Schwedenkrieg war das nicht. Es wäre nöthig eine Anſtrengung faſt über Menſchenkraft, das geb ich auch zu. Opfer koſtete es jedem Stande, für die wir noch kein Maaß, kein Beiſpiel haben, das gebe ich ebenfalls zu. Was gemünztes Geld iſt, müßte in den Opferſtock geworfen, was an Silber und Gold jeder beſitzt, in die Münze getragen werden, das Heer verdoppelt und verdreifacht, thut

12.

Au second.

Es war dunkle Nacht in Lyon, als der Wagen vor der Messagerie hielt.

Nach dem *Hotel du Nord!* befahl der Dragonerhauptmann.

Wird ganz besetzt sein, sagte der Bube, der uns in ein zweites Hotel führen wollte. Fortgeschickt, um sich näher darnach zu erkundigen, brachte er natürlich dieselbe Nachricht zurück.

Unter einigen Donnerw . . begab sich nun die nächtliche Gesellschaft, angeführt von des Königs Dragonerhauptmann, nach dem zweiten Gasthofe. Ich aber, der Fremde, herrschte meinen Lastträger zum Erstaunen der Gallier und Britten an: „Doch nach dem *Hotel du Nord!*"

Meine Prophetengabe hatte mich nicht getäuscht; der kleine Prophet von der Gasse hatte doch nicht zum Lügner an sich selbst werden können, um uns unser selbstgefälliges Logis zu verschaffen, und ich erhielt richtig ein Zimmer, wenn auch nur *au second.*

Wie wollte ich morgen meinen Reisegefährten

es Noth, vervierfacht. Der Adel müßte seine Privilegien hergeben, seine Steuerfreiheit, seine freie Salzeinfuhr, seine Brau- und Brenngerechtigkeiten. Dasselbe setze ich von den Städten, vom Lande voraus. Wenn Jeder, Bauer und Bürgersmann, die Waffen ergriffe, Gut und Blut einsetzte, wie dazumal bei Rathenow und Fehrbellin, o möglich wäre es, Herr von Alvensleben. Was ist nicht möglich! Wenn wir Muth zeigen, wenn wir kühn drauf losgehen, würden wir auch wieder Bundesgenossen finden, **audaces fortuna juvat!** Wer nichts zu verlieren hat, schlösse sich uns an, die ganze Sippschaft der Abenteurer, die in allen Ländern der Friede brodlos gemacht hat. Das würde ein andres Heer, als des Wallensteiners, unter einem Feldhauptmann wie mein Gemahl; es wogte, ein großer Strom, vom Belt bis zur Adria, Alles mit sich reißend, Alles verschlingend. Freilich — ein europäischer Krieg würde es, umgestoßen würden alle Grenzen, Verhältnisse, und nichts, was fest ist, bliebe fest. Was! — Erblaßt Ihr, Herr von Alvensleben?"

„Durchlaucht, es würde ein neuer dreißigjähriger Krieg, vor dem der allmächtige Gott uns bewahre. Ich wenigstens —"

„Wer weiß! — Vielleicht! — Was thäte es, wenn er damit endete, daß der Kurhut Brandenburg sich in eine deutsche Kaiserkrone verwandelte! Der Thätige wirft in solchen Sturmperioden den Unthätigen, den Zaudernden, der Entschlossene den Unentschlossenen über Bord. Oder meint Ihr, daß der

Habsburger, der so seinen treuesten Vasallen und Freund geopfert hat, so seinen eisernen Arm muthwillig von sich löste, dadurch an Ansehn und Macht gewonnen hat! Die deutschen Fürsten und Stände werden wissen, wer sie zu schützen weiß, und in der Noth nicht verläßt. Doch ich sehe weiter. Frankreich wollen wir ja nicht erobern — Ludwig XIV. weiß auch, was Größe ist, die großen Geister könnten sich verständigen, über dem Pulverdampf und Völkergewühl ungesehen die Hände reichen und ein Bund stände da, den die Welt noch nicht sah — sie beide regierten Europa."

„Und was hätten wir davon?"

„Ihr! — Das ist freilich eine andre Frage, lieber Herr von Alvensleben — daran habe ich wirklich nicht gedacht — möglich, ja wahrscheinlich, daß in dem Falle der Kurfürst seine Residenz anderswohin verlegte. Unsere guten berliner Bürger würden verdrießliche Gesichter machen, und die Häuser an Miethszins verlieren. Das ist sehr wahr."

„Und der Adel — unser kurmärkischer Adel, gnädigste Frau, würde er den mitnehmen auf den Kaiserthron, da er uns ohnehin im eigenen Lande nicht zu brauchen glaubt, würden die Familien aus dem Reiche es dulden, selbst wenn er es wollte! Sollen wir darum unser Letztes, was wir aus der Sündfluth des Krieges gerettet, in einen neuen Strudel werfen, damit wir noch weniger heraus ziehen!"

„Gewinnen würden Eure Familien nicht, das ist auch richtig; und für seine Familie sorgen, ist die erste

und nächste Pflicht jedes Rechtschaffenen. — Nein, nein, Ihr habt recht," sprach sie nach einigem Nachsinnen, „was hättet Ihr von einer Vergrößerung des Reiches! Im besten Falle einige Titel mehr und desto mehr Plage —"

„Unsere alten Gerechtsame —"

„Von denen redet nicht zu oft und zu laut, ich bitte Euch inständig, lieber Alvensleben, um Eurer selbst willen, darum. Dies Zollernblut verträgt sich einmal nicht mit alten Rechten, es rollt und pulst seine eignen Bahnen. Wäre erst der unglückliche Karl Aemil seinem Vater gefolgt, Ihr hättet schlimmere Zeiten gesehen. Und mit den Oraniern ist's wie mit den Hohenzollern. Mit ihrem Adlerblick haben sie ein fernes Ziel im Auge, das unseres kaum entdeckt. Was störend zwischen liegt, Verhältnisse, Rechte, Verträge, von ihrem hohen Standpunkte aus erscheinen sie ihnen so klein, nichts bedeutend. Auch in Holland strebt der Erbstatthalter nach der unbeschränkten Königswürde. Die Kinder meiner in Gott ruhenden Vorgängerin, der hochseligen Luise, können dies Blut nicht verleugnen — doch was ich rede! — die Holsteinerin spricht aus mir. Unsere Familie ist so weit verzweigt, zersplittert, daß wir uns unwillkürlich mehr dem deutschen Adel zuzählen als den Fürstengeschlechtern; wir theilen daher oft die Gefühle seiner Kränkungen und seiner Leiden. Kränkungen erdulden, lieber Alvensleben, ist unser aller Erbtheil, sie verwinden unsere Aufgabe, hoffen, daß sie dereinst — ausgeglichen werden.

die Speiſe, die uns Kraft giebt, ſie zu ertragen. — Wie hieß doch der Gelehrte, den Ihr ſo freundlich wart mir vorzuſtellen?“

In dem Landeshauptmann kochte es ſchon lange; ſo runzelte die Stirn, ſo kniff er mit dem Daumen den Zeigefinger, und die Antwort hätte der gnädigen Frau vielleicht nicht behagt. Darum verſchob er ſie auf gelegenere Zeit; ſie war ja im Reiſefieber und ſeine Fürſtin.

„Benedict Skytte,“ antwortete er kurz.

„Ein Mann, der ſich präſentiren kann. Ich will mich für ihn intereſſiren.“

„Seine Plane —“

„Sind Plane. Er iſt Euer Freund, das iſt genügende Bürgſchaft. Still — keinen Dank! der Kurfürſt, mein Gemahl, bedarf der Zerſtreuung, wenn die ſchreckliche Entſcheidung kommt. Was ihn erheitert, muß man fördern. Luſtige Plane, deſto beſſer, ſein Geiſt fliegt gern über Raum und Zeit. — Es waren ja noch andre Perſonen da, die mich zu ſprechen wünſchten.“

„Ihre Durchlaucht werden nach der erſchöpfenden Reiſe der Ruhe bedürfen.“

„Ihr habt Recht, Herr von Alvensleben. Gute Nacht! Ihr ſeid doch morgen mein Reiſegefährte.“

Die Kurfürſtin ging noch nicht zur Ruhe, vielmehr ſchienen ſehr ernſte und unruhige Gedanken ſie zu beſchäftigen. Bilder, wie jene im Wagen, gingen an ihr vorüber, nur war es ein waches Träumen, und

ihre offenen Augen ſtarrten bald auf die Gegenſtände in der niedrigen Balkenſtube, bald in den Nachthimmel, wo verlorne Gewitterwolken noch immer hin und herzogen. Am fernen Horizonte wetterleuchtete es. Es war nicht das Ungewohnte des Aufenthaltes, was ſie drückte; ſie hatte nicht immer in Paläſten gelebt, auf ihren weiten Reiſen hatte ſie in ſchlechtern Hütten übernachtet. Vielleicht war es die drückende Luft, vielleicht die Stille, die endlich in dem überfüllten Hauſe eingetreten. Aber man war nur ſtill geworden, damit die hohe Frau Ruhe finden ſollte. Sie wußte es, und eben das mochte ſie bei ihr nicht einkehren laſſen, denn ſie glaubte überall ſich etwas regen und kniſtern zu hören.

Endlich war es ganz ſtill. Das monotone Concert des Holzwurms ward nur durch das Schnarchen aus allen Winkeln des Hauſes, lauter und ſchwächer, begleitet und unterbrochen. Sie öffnete die Stubenthür, welche nach der offenen Pfeilerhalle unter einem Erkervorbau führte, wie es die Bauart bei älteren Krughäuſern auch in der Mark iſt. Vielleicht wollte ſie Luft ſchöpfen, aber als beim Wetterleuchten eine männliche Geſtalt ſichtbar ward, die ſich an die Pfeiler lehnte, und ſie ihm einen Wink gab, ihr zu folgen, konnte man glauben, daß ſie nur um deswillen hinausgetreten war. Den Mann, der über die mittleren Jahre hinaus, in unſcheinbare Reiſekleidung gehüllt war, haben wir noch nicht geſehen, vielleicht aber wäre uns ſeine Stimme bekannt, wenn wir annehmen, daß die Traumbilder, welche der Fürſtin vorhin im

Wagen vorſchwebten, von wirklichen Erſcheinungen untermiſcht waren. Der Reiter, der im Gewitterſturm neben ihrer Karoſſe ſprengend, ihren Namen rief, war wohl derſelbe mit dem, welcher jetzt der Fürſtin folgte, aber ehrerbietig an der Schwelle ſtehen blieb. Sie winkte ihm näher zu treten:

„Du haſt Fortſchritte in der Diplomatie gemacht, Matthias. Es hörten Dich viele, aber nur die, welche Dich verſtehen ſollte, verſtand Dich.“

Hört mich auch hier nur, die mich verſtehen darf? ſchien er, ſich vorſichtig umſchauend, zu fragen.

„Du biſt nicht mehr in einer Gaunerkabache!“

Der Mann zückte etwas die Achſeln: „Da lernt man mehr als in den Vorſälen der Paläſte. Ich habe es nicht zu verantworten.“

Die Fürſtin war agitirt: „Wo traf er Dich? — Wie ſah er aus? — Wen glaubteſt Du vor Dir zu haben? — Für wen gab er ſich aus? — Wie ſprach er?“

Das waren viele Fragen, und aus dem Munde einer Fürſtin, Nachts, unter ſo ſeltſamen Umſtänden, an einen Mann gerichtet, deſſen Kleidung, Haltung und wenn auch kluges, doch gemeines Geſicht, eine niedere Herkunft und Stellung im Leben verrieth, hätten ſie unter den Lebensbedingungen von heut befremdet. Aber es war auch eine andere Zeit, die der beginnenden Alleinherrſchaft und der Intriguen, beide geboren aus dem Sumpf und Chaos einer Barbarei, welche die geſellſchaftlichen Grenzen verrückt hatte. Der Abſolutismus ſollte und wollte der bürgerlichen Ge-

ſellſchaft Rettung und Ordnung bringen; er haſchte und griff, nachdem die Kette, welche die mittelalterliche Ordnung nothdürftig feſthielt, gelöſt, nach Mitteln und Organen umher, wie er ſie fand. Während der nach der Souveränität ringende Fürſt aus dem Mittelſtande, aus der Gelehrtenwelt die Talente zu bedeutender Thätigkeit und Würden an ſich zog, verſchmähte er auch nicht die Vermittler, welche ihn mit den unterſten Volksklaſſen in Rapport brachten; zum ausgedehnten Intriguenſpiel Aller mit Allen war keine Perſon zu ſchlecht. Dies Intriguenſpiel ſtreifte auch in die Region der Verbrechen, und ſolcher Verbrechen, vor denen heut jeder ſchaudert, der nicht abſolut zerfallen iſt mit dem Glauben an Gott und Gerechtigkeit. Dazumal hielten ſich Viele für religiös und gerecht und ſchauderten doch nicht. In der Geſchichte und Tradition ſteht glücklicherweiſe das brandenburgiſche Haus, wenn nicht ganz rein da, doch nur von leiſen Schatten angeſtreift, wo verhältnißmäßig über andere Häuſer und Höfe dichte Wolken, noch heut undurchdringlich, ſich lagern. Aber es iſt, in unſerm Sinne, eine furchtbare Anklage der Zeit, wenn Geſchichtſchreiber derſelben es als eine außerordentliche That des großen Kurfürſten preiſen, daß, als Jemand ihm anbot, den großen Turenne zu vergiften, Friedrich Wilhelm es von ſich wies und Turenne vor dem Meuchelmörder warnte!

Der Mann in den großen Reiterſtiefeln und dem braunen Wams, über das er einen ebenſolchen, nur

von Wind und Wetter zerfetzten Mantel schlang, machte eine Bewegung, die man für ein vornehmes Achselzucken nehmen konnte, wenn überhaupt etwas Vornehmes an ihm gewesen wäre. Es war mehr die Dreistigkeit eines alten Dieners, der weiß, wie viel das, was er für seine Herrschaft geleistet, an Stock und Zinsen werth ist. Die Fragen schienen ihn beleidigt zu haben:

„Man kennt mich da, wie man mich hier kennt, nämlich wer mich kennt. Beim Herrn Geheimrath Meinders war es nicht, aber dort traf mich Einer, der mich anderswohin bestellte. Ich kenne auch die, denen ich trauen darf. Dort traf ich den, der mich im Geheim sprechen wollte —"

„War er es selbst?" fragte die Fürstin schüchtern.

Der Mann schüttelte den Kopf: „Nein Er nicht selbst. Auch nicht Louvois, Colbert, auch Pompone nicht; aber Einer von den Herren, die immer in seiner Nähe stecken. Es ist mehr auf die zu geben, als auf die Minister. Unter den langen Perrücken sieht im Halbdunkeln Einer wie der Andere aus?"

„Und wie sprach er?"

„Dreist weg in des Königs Namen. Er nannte Seine Durchlaucht einen großen Feldherrn und Fürsten, den auch sein Herr bewundre. Aber sein Eigensinn sei noch größer als er selbst. Den könne nur Eine überwinden, eine kluge Frau, die ihn liebt und die er liebt. Und wenn sie ihren Gemahl liebte und ihr Land, könnte sie nur so handeln, als er verlangt. Dann

ein weites und breites Warum? Darauf kommt es nicht an."

„Brandenburg wäre ruinirt, wenn wir den Krieg aufnehmen," ſprach Dorothe vor ſich hin.

„Wenn meine gnädige Frau will, die Gründe werden die Franzoſen ſchon machen. Das geht wie eine Mühle bei friſchem Wind."

„Und —?"

„Und Einmal hunderttauſend Kronenthaler will er meiner Durchlauchtigſten Kurfürſtin zu Füßen legen, als Cadeau, oder Verehrung, ſobald der Friede von Seiner Durchlaucht unterzeichnet iſt."

„Franzöſiſches Geld!" ſprach Dorothe den Kopf im Arme ſchüttelnd.

„Aber in guten hamburger Wechſeln," ſetzte der Mann hinzu, mit einem Blick, der bedeuten konnte: Wozu die Komödie!

Es trat eine Pauſe ein, ihre Augen begegneten ſich nicht, aber es waren nicht die des Mannes, welche die der Fürſtin vermieden. Er ſetzte dann hinzu:

„Die Wechſel ſah ich fertig und acceptirt in der Briefta ſche. Nur der Name deſſen, der für Ihre Durchlaucht empfangen ſoll, war ausgelaſſen."

„Ich traue Dir, Mathes Horeck," ſagte ſie, ihn fixirend. „Du biſt an uns gekettet; aber Du konnteſt Dich täuſchen laſſen. Ohne alle Beglaubigung —"

„Sendet man in ſo wichtigen Dingen keinen Boten," fiel er ein und zog aus der Bruſttaſche ein kleines Käſtchen in Corduan. Wenn ich auf Zweifel

ſtieße, ſollte ich der hohen Frau dies zu meiner Beglaubigung überreichen."

Sie zog zu ihrem Erſtaunen aus dem Etui zwei koſtbare Schmuckgegenſtände, ein Bruſtſtück von Topas in Diamanten gefaßt, und ein Paar Brillanten, lange Ohrgehänge. Wie flimmerten ſie gegen das Talglicht auf dem Tiſche gehalten.

Die Kurfürſtin zählte, unbemerkt glaubte ſie, in den Fingern die Steine.

„Durchlaucht," ſagte er, „werden das Zeichen Cardillac drauf finden. Der berühmte Juwelier arbeitet nur noch für den König ſelbſt."

Die Kurfürſtin ſah nicht nach dem Zeichen, ſie legte den Schmuck wie gleichgültig auf den Tiſch; dann ſah ſie nach einer Weile den Boten ſcharf an:

„Du warſt Sein Kundſchafter, Du haſt für ihn ein gut Stück Deines Lebens, Deines beſſern Lebens, redlich geſpürt, zugetragen und hinterbracht. Das mochten ſie in Paris wiſſen, weil ſie dort Alles wiſſen. Sie mochten Dir darum anvertrauen, was ſie vor Meinders, unſerem Geſandten, nicht auszuſprechen wagten. Wie aber kamen ſie dazu, in Deine Hand etwas zu legen, Dir, dem Aug und Ohr ſeines Herrn, eine geheime Botſchaft zu übertragen, die nicht für Deinen Herrn iſt? Oder ſollſt Du, was Du heut mir geſagt, morgen dem Kurfürſten wiederholen?"

Mathes Horeck ſchwieg.

„Du warſt Deines Herrn treuer Diener, ich bin ein Theil Deines Herrn, darum warſt Du auch meiner.

begegnen; ich zog die Lippen, und dieser Blick, der in Bombenrichtung geworfenen Augen bedeutete: „Ich aber wohne im ersten Hotel der Stadt!“ Darüber wünschte mir der Garçon einen guten Abend, versichernd, morgen solle ich ein Zimmer *au premier* erhalten.

Au second! dröhnte es mir noch dumpf in den Ohren, als die Augen schon mit dem Schlafe rangen. Es war ein ganz allerliebstes Zimmer, bequem, behaglich; ich habe schon oft im zweiten Stock gewohnt, ich wohne sogar immer im zweiten Stock, und doch derselbe Drang, der mich dort zwei Flaschen Bordeauxwein ausstechen ließ, der mich trieb durch Nacht und Nebel aufs Ungewisse das erste Hotel aufzusuchen, regte sich auch hier. Man sagt — gewiß fälschlich — den Curländern nach, wenn sie in ihrem Vaterland bürgerlich sind, würden sie in Berlin adlig, jenseits der Elbe Freiherren und in Paris schon Grafen. Als ob die Juden allein witzig, die Curländer allein eitel wären! Ich wenigstens bekenne, in bin auf Reisen, wenn auch kein Jude, doch etwas von einem Curländer. Seh ich Jemanden, der mit mir ankommt, weil er dem Kellner vornehmer scheint, ein besseres Zimmer angewiesen, sehe ich, daß er

Jetzt theilen ſich — es kann ſein, daß die Theile an einem Punkte ſich trennen. Wie kamſt Du dazu, eine Botſchaft zu übernehmen, von der Leute ſagen könnten, ſie ſei gegen das Intereſſe Deines Herrn? Spielſt Du ein Doppelſpiel, wie! — oder biſt Du Sein Spion, der mich prüfen ſoll?"

Sie war aufgeſprungen und ihre Kohlenaugen bohrten auf ihm. Er ertrug den Blick:

„Durchlaucht! Man verdient doch gern ein Botenlohn neben ſeinem Dienſt. Es war den Feldjägern nimmer unterſagt; aber Mathes Horeck verwechſelt nie Botſchaften und ſpielt nimmermehr Doppelſpiel."

„Du kennſt ſeinen Jähzorn. Was vermochte Dich, dieſer Gefahr Dich auszuſetzen? Unglückſeliger, wenn er —"

Er ſenkte den Blick, er änderte die Stimme in eine weiche unterdrückte: „Durchlauchtige Frau, ich that's, — ich that's eben, weil ich meine, daß Friede dem Lande Noth thut, weil ich meine, daß Kriegsruhm ſo viel da iſt in Brandenburg, um die Zeughäuſer bis ans Dach vollzuſtopfen — weil —"

„Ei Du denkſt viel, Mathes."

„Lieber möcht ich handeln, gnädige Frau. Wer ſo viel ſchlechte Werke und Jahre hinter ſich hat, und nur noch wenig vor ſich, den drängt's doch, daß er, was an ihm, durch gute Werke die ſchlechten wieder gut mache."

„Hüte Dich vor den Lutheranern, Calviniſt! Noch mehr weil?"

„Weil, durchlauchtige Fürstin, der Mathes Horeck zuweilen ein alter Narr ist, der sich in Dinge mischt, davon er nichts versteht. Gott sei gelobt und gepriesen, daß, was er als ein Bub mit Kreide an die Wand kritzelt, der gestrenge Schulmeister mit dem Schwamm wieder auslöschen mag. Und dann sieht Keiner, was der Narr geschrieben."

Zehntes Kapitel.

— fuhr um's Morgenroth
Empor aus ſchweren Träumen.

Die Fürſtin hatte ſich angekleidet auf's Bett geworfen, aber der Schlaf, deſſen ſie bedurfte, fand ſich erſt ſpät ein. Es war kein ruhiger. Wie das Gewitter draußen ſich nicht entladen können, ſondern immer wieder und wieder kam, kehrten auch die Traumbilder von vorhin, nur in verſchobener, fratzenhafter Geſtalt zurück. Es war ihr Sohn Philipp, der um ſie gaukelte, aber es war auch der Kurprinz, und die Krone ſchwebte wieder an einem Faden von der Decke, aber es waren Marionettenpuppen, die der Junker von Stockfiſch dann und wann, zur Abwechſelung mit ſeinen dramatiſchen Actionen, und zum großen Ergötzen der Zuſchauer ſpringen ließ, bald gereckt bis an die Decke, bald zu Zwerggeſtalten verſchrumpfend. Dann ſchien es ihr ein Mädchen zu ſein. Es ward eine italieniſche Maskerade, ein Bergamasker Tanz. Einer führte das Mädchen, das ihr Sohn war, an einem Halsbande,

wie die Bären zum Tanzen. Sie wollte nicht tanzen; er schlug, sie schrie, er schlug stärker, sie schrie noch lauter, er zog von der Seite und wollte sie niederstoßen. Da riß der Vorhang, die grell rothe Morgensonne entflammte, durch Thür und Fenster schießend, die Stube; sie weckte die Schläfer im Hause und die Kurfürstin stand vor der Thür. Alles das Werk eines Momentes.

Der Vorhang, der den Tag von der Nacht getrennt, riß nicht allein durch die blutroth aufschießende Sonne, durch die Luft brach auch ein feiner, silberheller, aber so entsetzlicher Schrei, als ihn die Todesangst nur aus einer Menschenbrust stoßen kann:

„Hülfe! Um Gottes Willen! Hülfe!"

Bald waren Alle, welche im wendischen Krug genächtet, an den Fenstern oder schon vor der Thür, Zeuge des seltsamen Auftrittes, den Niemand sich zuerst zu erklären wußte, am wenigsten die, welche die Hauptpersonen waren. Daß verfallene Baulichkeiten an den Krug grenzten, mochten die späten Gäste vielleicht beim Wetterleuchten gesehen, aber nicht vermuthet haben, daß auch dort unfreiwillige Gäste eingekehrt seien; sonst würden die Trabanten der Fürstin wohl an die Säuberung des Gemäuers gegangen sein. Noch weniger aber argwohnten die, welche in der Ruine eine Zuflucht gegen das Wetter gesucht, daß sie nicht in der Wildniß, sondern dicht an einem bewohnten und so besuchten Orte übernachtet hatten.

Gestürzt oder gesprungen war aus einer Oeffnung

der zerbrochenen Mauer das junge Mädchen; aber ebenſo ſchnell hinter ihr her der Mordknecht, den wir auch kennen. Er ſah vermuthlich nicht, von der Sonne geblendet, die gebietende Frau, welche ihm das Halt entgegenrief. Das Mädchen aber hatte im Inſtinkt das rechte Aſyl gefunden, ſie lag der Fürſtin zu Füßen und faßte deren Kniee. Sah er die hohe Frau noch nicht, ſo hörte er ſie: „Mörder! Den Stahl gegen Deine Kurfürſtin!“

Ob er zurückſchreckte, freiwillig das Mädchen los und die Klinge ſinken ließ, ob ein Anderer ihm ſchon in den Arm gefallen war, wer entſann ſich nachher deſſen, als der wilde Mann ſchon unterfaßt, der Pallaſch ihm aus der Hand entwunden, er zu Boden geriſſen war! Das Mädchen aber zitterte noch wie ein Espenlaub und umklammerte nur feſter ihre Retterin: „Er bringt mich doch um!“

„Was will er Dir? Wer iſt's mein Kind?“ ſprach die Fürſtin, die vergebens ihre Hand ihr reichte, um ſich von dem krampfhaften, ſie umſchnürenden Druck des Landmädchens loszumachen.

„Er iſt's!“ — ſchrie das Mädchen, nachdem ſie noch einen Blick zurückgeworfen.

„Wer biſt Du? Wie heißt Du?“ hatte die Fürſtin zwei Mal gefragt.

„Ich bin die Dorothe,“ ſtammelte ſie mit Anſtrengung heraus, während das Weiße ihres Auges vom Gegenſtande ihrer Furcht noch magnetiſch gefeſſelt ſchien.

„Und wer iſt der?“ hatte die Kurfürſtin darauf gefragt, ohne eine andere Antwort zu empfangen als das krampfhafte Zittern der Kleinen. Der kurfürſtliche Stallmeiſter aber hatte gemeint, man ſolle die Beiden drinnen im Hauſe ins Gebet und Verhör nehmen:

„Was ſoll unſre durchlauchtigſte Frau das Geplärr der Strolche länger mit anhören?“

Aber die Kurfürſtin wollte es anhören: „Es iſt ja meine Namensſchweſter. Sprich, Mädchen, beſinne Dich!“

Es koſtete etwas, bis ſie zu Athem kam: „Das Haus brannte — die Mühlenräder klapperten — da brachen die wilden Männer ein — ſie ſchlugen Alles todt — o das war ein Röcheln und Blut — In der Wiege, die war umgeſtürzt, das war mein Bruder. Mich riß er an den Haaren aus dem Bett. Ich zappelte, und er — ja er hat gelacht. Du Krabbe, ſoll ich Dich an die Wand ſchleudern! Das rief er, o und lachte. Er iſt's, ſo gewiß er iſt's. — Dann — dann — kam ein Anderer, der riß mich von ihm — und dann und dann — das weiß ich wahrhaftig nicht mehr, gnädigſte Herrſchaften, es krachte, aber wir waren ſchon die Treppe runter. Und dann war alles Dampf, und dann, ich weiß nichts mehr. Aber das iſt er.“

Man gaffte ſie und umſchichtig den Mann an, und wußte nicht recht, wer träume. Der unterſetzte Kerl konnte das friſch aufgewachſene Mädchen nicht beim Schopf gehoben haben, wenn auch ihr Anzug

nicht der Angabe widersprochen hätte, daß sie aus einem Bette aufgerissen sei.

Dem Glauben, der von Anfang an da war, daß man es mit einer Landstreicherin zu thun habe, die vor der Herrschaft eine Komödie aufführen wolle, widersprach die Haltung des Mannes. Stumm und starr schielte er auf die Dirne, als sähe er ein Wunder.

Die Fürstin hatte ein scharfes Auge: „Mein Kind, beruhige Dich. Ich bin Deine Landesmutter, vor jeder Gefahr bist Du in meiner Gegenwart geschützt. Nur besinne Dich recht, Du hast Verworrenes gesprochen. Hier ist kein brennend Haus, nur Gottes helle Sonne, die über Gerechte und Ungerechte scheint. — „Was hat er Dir anthun wollen?"

Das Mädchen hielt beide Hände vor's Gesicht: „Weiß ich's denn! Gnädigste Frau Landesmutter, als wie ich mich auch besinnen thue, ich kann's doch nicht anders, es brennt mir in der Seele — ich weiß, er ist's."

„Seltsam!" sagte die Fürstin, und wandte sich zu ihrem Gefolge. „Klingt's auch wie Thorheit, was widerspricht er nicht, da sie ihn anklagt?"

Ob Castricius auch von dem Tranke genippt hatte, den der Wunderdoktor ihm mitgegeben? Oder hatte ihn ein unsichtbarer Blitz getroffen! So stand er da, den Mund halb offen; die Augen aufgerissen, wenn das Mädchen sprach, und wenn sie sich zu ihm umblickte, senkte er sie. Fast dummen Blickes stammelte er: „Gnade mir Gott, allergnädigste Frau Kurfürstin,

wenn das Mädel Recht hat, aber wer kann das wiſſen!"

Es war inzwiſchen eine Mittelsperſon hinzugetreten, der Landeshauptmann, der ein Verhör auf ſeine Art anſtellte, welches den Vorzug vor dem bisherigen hatte, daß Herr von Alvensleben, der ſehr gut geſchlafen, nichts von Traumzuſtänden wußte. Er ging mit ſcharfen, draſtiſchen Fragen: Wie heißt Du? Wer biſt Du? Wo kommſt Du her? Wovon lebſt Du? Wo haſt Du Dich in der Nacht umgetrieben? Wo warſt Du zuletzt im Quartier? dem Gefangenen zu Leibe. Der Beſcheid, welchen der Mann gab, genügte einem Richter jener Tage, ihn für mehr als verdächtig zu halten, wenn auch aus den Antworten das nicht hervorging, was man heut zu Tage für das erſte Erforderniß hält, um einen Criminal-Prozeß anzufangen, nämlich der Thatbeſtand eines Verbrechens. Dafür fand man hinter dem verfallenen Gemäuer das, was als corpus delicti gelten konnte, des Landsknechts Reitpferd, die Decken und die verfänglichen Stricke.

Der Herr von Alvensleben aber war ein praktiſcher Mann, der, wenn er Gericht abhielt, nicht viel auf's Protokolliren gab. Auf einen Wink für ſeine Leute ging er mit dem Gefangenen etwas abwärts, wo die Kurfürſtin ihn, und ſeine Art, Gericht abzuhalten, nicht ſehen konnte, was er übrigens kaum nöthig gehabt, denn die hohe Frau hatte ſich ſelbſt ſchon mit dem Mädchen unter die Laube oder in die Stube zurückgezogen um in ihrer Art auch ein Verhör abzuhalten.

Caſtricius ließ mit ſich geſchehen, was er nicht ändern konnte; er dankte das ſeiner Logik. Er muß dämlich ſein! meinten die Trabanten, daß er nicht ausſchlug, als ſie den Wams ihm auszogen und den Hoſenbund lüfteten. Auch als ſie ihn mit den Armen um eine Ulme ſchnürten, ſchrie er nicht, ſondern ſtarrte wie ein Dummer vor ſich hin. Nur als ſie drei friſch geſchnittene Haſelſtöcke brachten, daumdick und wuchtig, wurden die Füße unter ihm unruhig.

„Du grauköpfiger Schuft!“ ſprach der Landeshauptmann, „nun ſollen ſie Deinem Gedächtniß zu Hülfe kommen. Alſo beſinne Dich, bis ich zwölf gezählt: Wer Dein Herr iſt? Wo er ſteckt? Wer das Mädchen iſt? Wo Du ſie aufgriffſt? Was Du mit ihr vorgenommen? Wo Du ſie hinſchaffen ſollteſt? — Weißt Du das nicht am Schnürchen herzuſagen, ſo laß ich die Haſelſtöcke zwölf Minuten auf Dich regnen.“ —

Bis ſieben hatte der Landeshauptmann gezählt und die Haſelruthen pfiffen und ziſchten durch die Luft, wie vor Luſt, als aus der Bruſt des Sünders ein Ton zwiſchen Grunzen und Stöhnen aufſtieg. Es war ſein Ehrgefühl meinte er. War er nicht einſt Wachtmeiſter unter Piccolomini geweſen? War er auch wieder deſertirt, einen Wachtmeiſter ließ man doch nicht, wo gute Ordnung iſt, ohne weiteres auspeitſchen! Es war vielleicht noch etwas Anderes. Er fühlte, daß ſein Amulet, als ſie ihn banden, ſich von der Herzgrube verrückt hatte. War es auch echt, er konnte darauf einen Eid ablegen, — der große Zeh von einem

Kinde, das in Blutſchande ein Vater mit ſeiner Tochter erzeugt, und war abgeſchnitten unter Rad und Galgen, darauf der Vater geflochten und die Tochter gehangen, und das Kind war nachher zu Staub und Aſche verbrannt worden — ſo hatte der Zeh ſich doch verſchoben, und nur wenn er auf der Herzgrube ruhte, ſchwieg das Herz. Es ſchwieg nun nicht, es hämmerte etwas, und als der Herr von Alvensleben gerade neun zählte, wandte er den Kopf um, ſo weit das ging: „Ich wills bekennen, gnädiger Herr!“

Die Knechte beeilten ſich grade nicht, ihn auf den Befehl wieder loszubinden. Sie mußten ihn aber ſchon vorhin ſo ſtark geſtoßen und geſchnürt haben, oder war's Uebermüdung und Angſt, daß er ſchlotterte und zuſammenſank, als knieete er vor dem geſtrengen Richter.

„Das iſt Dein Platz! Mach's kurz, damit wir's auch kurz machen können.“

„Nun ja, 's iſt ſo geſtrenger Herr!“ ſtieß er die Worte vor, als wollten ſie nicht aus der Kehle. „Ob's das Mädel iſt — wer kann das beſchwören! Aber die Nacht vorher träumte ich's — und dann kam die Beſcheerung. — Ihr mögt mich judiciren und hängen, wenn Ihr wollt. Zeugen habt Ihr nicht, man judicirt aber auch ohne Zeugen, wenn man Einen abſolut judiciren will. Aber was habt Ihr davon? Ich könnte ſagen, daß ich ſie ſalvirt. Das iſt aber nicht ſo, das war ein Anderer. Nun lebt ſie. Für wen's gut, für den iſt's gut; und für wen's nicht gut iſt, was geht's mich an! Die dabei waren, als die Mühle brannte,

aufmerksamer bedient wird, treibt es mir das Blut in die Fingerspitzen, und der Aerger läßt mich nicht schlafen. Ich muß oft über mich selbst lachen, wie ich mich geberde, ja, was sonst meinem Wesen ganz fremd ist, — ungeberdig werde, um nur vornehm zu erscheinen. Schon wenn ich mich einer Stadt nähere, wird die innere Angst lebendig, ob man mich auch für das ansehen wird, für was ich angesehen sein will. Spielt doch Jedermann gern in der Fremde den großen Herrn, und warum sollte auch nicht Jeder das Recht haben, für sein schweres Geld eine Rolle zu spielen. Der Reisende reißt sich heraus aus seinen bürgerlichen Verhältnissen, könnte er sich nun nicht für sein Geld gleich auf dem Postbureau den Baronen-, Grafen-, Fürsten-Titel kaufen? Wem geschähe dadurch Abbruch? Wie mancher wüthende Democrat und Gleichmacher würde durch diese temporelle Nobilitirung mit dem ganzen Institut versöhnt, und wo gälte dieser Adel? In den Wirthshäusern, wo der volle Beutel ohnedies allein graduirt. Wer könnte daraus Vortheil ziehen? Die landesherrliche Stempelkasse. — Geld, ja Geld kostet die Eitelkeit, und wie Ludwig *XIV.* die Rechnungen über seine Schloßbauten, so verbrenne ich meine Ausgabebücher von den Reisen,

hat alle der Teufel geholt; die nicht dabei waren, die ſind auch in der Grube. Alſo was frommt's! Ihr könnt mich todt ſchlagen laſſen, aber keinen Namen kann ich nicht ſagen, wer's angeſtiftet hat, denn darum muß ſich Einer nicht kümmern, wenn er nur bezahlt wird."

Der Landeshauptmann ſchien anfangs geneigt, den Knechten, was er zur Continuation nannte, zu winken, im Verfolg aber war er aufmerkſamer geworden:

„Von welcher Mühle ſprichſt Du?"

„Die am Rabenanger über der Noſſe. Meinethalben hätten ja die Müllersleute auch leben können bis am jüngſten Tage."

Der Hauptmann ging einige Schritte im Nachdenken auf und ab. Dann ſtellte er ſich vor ihm hin und ſah ihm ſcharf in's Geſicht: „Warſt Du wirklich Spießgeſell bei der alten Geſchichte, ſo wird's Andern ein anderes Mal gefällig ſein, Dich danach zu fragen. Willſt Du uns itzo nur die Witterung kreuzen, ſo werden wir Dich auf die Fährte zurückführen. Noch fünf Minuten geb ich Dir Zeit. In weß Ordre und zu was Zweck haſt Du die Bauerdirne geraubt und hergeſchleppt? Nach den fünf Minuten folgen zwanzig und ob Du ſie bis Ende zählſt, weiß Gott im Himmel allein."

Caſtricius ſchwieg: „Das kann ich nicht ſagen — das ſag' ich nicht, Herr — laßt mich auf die Leiter ſpannen, ich ſchweige."

„Vorläufig an den Baum!"

„Herr Landeshauptmann, meine Todesstunde ist noch nicht fällig, das weiß ich auch. Laßt mich nicht binden, mich nicht auf's Blut peitschen, das Blut könnte über Euch kommen; Ihr kennt nicht den, den ich kenne, der Alles weiß, der —"

„An den Baum!" rief Herr von Alvensleben und wandte ihm den Rücken.

„Herr! Laßt mich' lieber gleich — bin doch ein alter Soldat."

Sie hörten ihn nicht. Vielleicht hatte der unsichtbare Furchtbare ihn gehört und sein sich erbarmt. Als die Stricke ihm schon um den Leib schlugen, ließ die Kurfürstin den Landeshauptmann rufen, dringend. Sie wollte aufbrechen.

Wenn die Kurfürstin Eile befahl, war es nicht gut zögern. Sie zürnte selten, sie zeigte wohl sogar ein freundlich Gesicht gegen die, welche ihren Geboten nicht sogleich nachkamen, aber sie vergaß es nicht. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, dachten die Knechte, wahrscheinlich auch Herr von Alvensleben. Ein Stoß mit dem Hellebardenschaft sagte dem Landsknecht, dem man die Hände auf den Rücken geschnürt, wohin er zu gehen habe.

In der Kammerfrauen Kutsche, die über Nacht nachgekommen war, wollte die Kurfürstin weiter fahren. In ihre Glascarosse, die man nothdürftig geflickt und darum langsamer fahren mußte, sollten die Kammerfrauen. Die liebe Kameke, meinte die Fürstin, auch, weil sie doch das schnelle Fahren in ihrem Zustande

nicht vertrüge. Die Rameke ſchien anderer Meinung; ſie war allerdings vom Glas zerkratzt, und ſah mit den naſſen Tüchern nicht hübſch aus, aber das Fahren war in der zerbrochenen Karoſſe wenigſtens nicht weniger anſtrengend, als in der alten Kaleſche.

„Wen aber wollen Ihre Gnaden zu Dero Soulagement mit ſich nehmen?“

„Das Kind dachte ich, ich meine die Dirne, die wir von dem Kerl losgemacht.“

Der Landeshauptmann that einen verwunderten Blick, den wohl Alle theilen mußten, denn Dorothe fand ſich veranlaßt, ein Wort gleichſam der Rechtfertigung zu ſagen.

„Das Mädchen iſt anſtellig und nicht ohne Witz. Sie kann mir zu Füßen ſitzen, und die Zeit verplaudern. Es iſt ein armes Waiſenkind.“

An den Geſchirren fehlte noch etwas. Die Fürſtin promenirte mit dem Landeshauptmann im Birkenwäldchen. Sie fragte, was er von Träumen halte? Sie glaubte von dem Mädchen geträumt zu haben, und da ſei es, wie vom Himmel geſchneit, ihr zu Füßen gefallen.

„Durchlaucht möchten vielleicht die Frau Rockſtroh in Berlin zu ſich kommen laſſen, als welche aus dem Kaffeegrunde in curioſer Weiſe derlei deutet. Zwei meiner Tanten waren davon ganz attrapirt.“

„Ich meine, es giebt Traumgeſichter, wo man den Kaffeegrund nicht braucht, ein klares Auge ſcheint auch in die verborgenſten Dinge. Es iſt etwas Selt-

ſames in dieſem Mädchen, fuhr ſie nach einer Pauſe fort. Giebt's nicht Momente im Leben, wo es wie ein Riß durch die Seele fährt, und wir ſehen Dinge, die ſchon längſt vordem geſchehen ſind. Gelehrte Herren haben mich verſichert, daß ſchon der griechiſche Philoſoph Plato davon gewußt hat. Was das Mädchen erzählt hat, war eine Viſion aus ihrem Kinderleben, es war plötzlich wie in einem Spiegel, der lang verhüllt geblieben, und von dem nun eine Hand den Schleier fortzog, vor ſie aufgeſtiegen. Zweifelt Ihr an ſolche Blitze, ſo plötzlich in das Dunkel unſerer Seele leuchten, dann ſtraft Ihr die Erfahrung vieler berühmter Menſchen, ja die heilige Schrift ſelbſt Lügen. Sie wußte es nicht, ſie weiß es nun mit einem Mal, daß ſie als kleines Kind aus dem brennenden Hauſe ihrer Eltern fortgetragen worden. Als ich ſie mit Sanftmuth ausfragte, lockte eine Erinnerung die andere vor. Sie iſt in einer Mühle geboren, nachts brachen Raubmörder ein, ſie ſchlugen Alles todt. Sie ſelbſt ward gerettet. Dann ward ſie bei einem Landpfarrer erzogen. Dazwiſchen liegen dunkele Nebel."

Der Herr von Alvensleben war, wie geſagt, kein Träumer und hielt auch vom Hellſehen nichts, aber er ward nachdenklich, als er ſich der Ausſage des Landsknechtes erinnerte. Zugleich entſann er ſich, daß ihm daſſelbe Mädchen ja ſchon geſtern auf der Landſtraße begegnet.

„Befiehlt meine gnädigſte Fürſtin, daß ich den Kerl darüber torquiren laſſe?"

Sie ſchien unſchlüſſig: „Nichts Vergeſſenes aus der Erde kratzen! Das giebt immer Nahrung für böſe Zungen. Sie reden ohnedem genug. Beſſer, Ihr laßt ihn gleich judiciren, ganz wie's Euch gut dünkt, ohne Eure Fürſtin damit zu behelligen. Zudem weiß man nicht, ob nicht angeſehene Perſonen in Incommodität verſetzt werden. Man muß vermeiden, was Aufhebens geben kann."

Der Landeshauptmann verneigte ſich, es ſtand indeß noch ein Aber auf ſeinem Geſicht. Die Fürſtin duldete nicht Gedankenſtriche auf den Geſichtern ihrer Untergebenen. Er berichtete von dem geſtrigen Abenteuer, ſo viel er von einer ihm bis da ſehr gleichgültigen Begebenheit ſich entſann.

„Und?" ſchloß Dorothe.

„Ich meine, man betrachtet ſie demnach als eine Landſtreicherin, dann wird Niemand davon incommodirt, alles Aufhebens iſt man überhoben."

Der Landeshauptmann hatte falſch geſchloſſen.

„Ich meine, mein Herr von Alvensleben, daß, wenn ſeine Kurfürſtin einer Meinung iſt, ein getreuer Vaſall, wenn er in ſeinem Verſtande eine andere formirt, ſich in deren Gegenwart wenigſtens beſcheiden ſollte. Der Himmel hat dies Kind mir zugeführt. Ich war berufen, ihr das Leben oder die Ehre zu retten. Ich bedarf und liebe Geſchöpfe, die mir zu Dank verpflichtet ſind, in dieſer Welt voll Undankbarkeit. Ich nehme das Mädchen in meinen beſondern Schutz. Merkt Euch das, Herr von Alvensleben, und laßt es wiſſen, wen es angeht."

Die vom Gefolge der Kurfürstin mußten es nicht gewußt haben, denn bei ihrer Rückkehr stand ein Kreis um den Wagen, der sich allerhand Kurzweil mit dem Bauermädchen erlaubte. Die geringere Dienerschaft begriff nämlich noch weit weniger als der Landeshauptmann, wie sie zu der Ehre komme. Gröbere Späße, wie: die Frau Kurfürstin nehme sie in ihrer Kutsche nur als Fußschemmel mit, da der vorige, der ein Flötenkasten gewesen, zerbrochen sei, und wenn die Fürstin auftrete, müsse sie Töne von sich geben, wie Vögel, Maus oder Katze, diesen und ähnliche Späße, wußte sie für das zu nehmen, was sie waren, und durch kurze Antworten die Recker wieder zu kappen, wobei sie die Lacher auf ihrer Seite hatte. Es ging aber über den Spaß, als ein ernsthafter Kammerlakei sie fragte: ob sie sich auch vor dem Schwarzen nicht fürchte, wer in fürstliche Dienste trete, müsse auch mit den Teufeln gute Kameradschaft halten, so Ihro Gnaden in Dienst genommen. Der Schwarze, ein kleiner Guineaneger, mit Troddeln und Tressen abscheulich behangen, während von seiner rothen Kappe rothe Federn nickten, stand mit einem Salto über die Schultern der Andern vor ihr, im Munde eine Tabackspfeife. Das Mädchen hatte nie einen Mohren und nie Taback rauchen gesehen. Aber von Herrn Piosander hatte sie, auf der Kanzel und zu Haus, gehört, daß das Regiment der Fürsten oft nichts anderes sei, als das Regiment des Satans, und daß der leibhaftige Teufel in ihrem Solde stehe. Da schlug ihr Herz doch etwas

und ſie wich einen Schritt zurück, als der kecke Negerburſch ihr ſeine Pfeife aufdringen wollte. Sie faßte aber doch Muth, nicht zu fliehen, ſondern gab in ihrem Entſetzen die Antwort, die wir Alle kennen: „Gnädigſter Herr Teufel, ich freſſe kein Feuer.“ In dem allgemeinen Gelächter, wo ſie am Ende mitlachen mußte, wird ſie wohl zur Ueberzeugung gekommen ſein, daß der ſchwarze Lakai nicht der Teufel ſei, den Herr Pioſander gemeint. Aber die Pfeife hielt ſie, ſie wußte nicht wie in der Hand, und nun hieß es, wie aus einem Munde: „Du mußt das Feuer ſchlucken, oder Du verbrennſt!“ Das konnte doch möglich ſein. Aber als ſie die Pfeife fortſchleudern wollte, riefen ſie eben ſo einſtimmig: „Dann ſchlägt die Flamme zurück, und Du loderſt am ganzen Leibe.“ Was machen! Da rief noch eine freundliche Stimme: „Gieb ſie 'nem Andern; das Feuer darf nie ausgehen.“ Alle aber wichen mit Bocksſprüngen zurück, als brenne ſie ſchon das hölliſche Feuer. Nur Einer nicht, der gerade gemächlich aus dem Hauſe trat, Herr Magiſter Benedict Skytte. Fuhr der Schalkteufel in das Mädchen, als ſie dem Gelehrten die Pfeife in die Hand drückte: „Schmeck Er wie das Feuer brennt!“

Wer gemeint, daß der Gelehrte, ängſtlich wie ſie, das gefährliche Inſtrument anfaſſen werde, irrt. Er war mit dem Feuer, welches der Teufel frißt, in Holland wohl vertraut geworden, und rauchte lächelnd die Pfeife, während die Kurfürſtin, auch mit einem wohlgefälligen Lächeln, an ihm vorüberging, und in

den Wagen ſtieg. Die Lakaien wollten das Bauermädchen hinaufheben, aber ſie war mit zwei Sätzen hineingeſprungen, und hatte ihren halb knieenden Sitz zu Füßen der Fürſtin eingenommen. Wir ſagen voraus, daß ſie da nicht immer hucken blieb, ſondern im Verlauf der Tagesfahrt von der Kurfürſtin auf die Kutſchenbank neben ſich, wenn auch auf der äußerſten knappen Ecke, erhoben ward.

Herr Skytte ſah, die Pfeife noch wohlgefällig im Munde, der fortrollenden Kaleſche nach. Auch er hatte, auf dem Heuboden, vortrefflich geſchlafen, auch er geträumt; die lateiniſche Stadt hatte ſich, eine ſtolze Fata Morgana, aus dem Sande erhoben, mit glänzenden Thürmen und Kuppeln, an denen Palmen emporragten. Die See, oder ein großer Strom fluthete an den Mauern, das war ein Hafen, hunderte von Wimpeln, tauſende von Laſtträgern — Turbane, chineſiſche Mützen, Judenbärte, ſchwarze Mohren, ein Sprachgewirr und Alle verſtanden ſich. Und was er nie bisher geſehen oder gedacht, das große Hauptthor conſtruirte ſich aus mächtigen Quadern vor ſeinem innern Geſicht. Da kletterte ein Mädchen hinauf, tippte ihren Finger ins Morgenroth, und ſchrieb in goldenen Buchſtaben über den Eingang: **Porta patens esto, nulli claudatur honesto!** Und aufgingen die Thorflügel — ein lauter Schrei, das Mädchen ſtürzte von der Leiter, und aus dem Thor brach die dunkelrothe Morgenſonne in den Heuboden. Davon war er erwacht. Aber es war ein ſchöner heiterer Traum

gewesen. Er wußte jetzt wie er das Thor bauen, welche Inschrift er darauf setzen solle. Er träumte vielleicht noch im Nachschauen nach dem Wagen, als ihm der Mohr die Pfeife aus dem Munde riß: „Für Dich war's nicht; wenn Du Feuer fressen willst, hohl Dir selbst die Kohlen."

Eilftes Kapitel.

Ein unterbrochenes Opferfeſt.

Was auf der weitern Reiſe paſſirt, und wie die Frau Kurfürſtin mit ihrem „Fußſchemmel," wie das Hofgeſinde die Dirne nannte, converſiret, davon wüßte man viel zu erzählen. Eigentlich hatte ſie noch vor Thoresſchluß Berlin erreichen wollen, „da ſie aber vernommen, daß der Kurfürſt noch nicht retourniret, auch andere dringende Angelegenheiten ſie beſchäftigten, hat ſie den übrigen Tag in unſerer Stadt verweilet, zur großen Ehre derſelben. So ſteht es im Rathsarchiv. Hat ſich aber, iſt hinzugeſchrieben, alle und jede Feierlichkeiten verbeten, auch nicht deputationes des Rathes und der Gewerke empfangen wollen, alldieweil hochdieſelbe ſehr fatiguiret ſei. Sah man nachts darauf zwei Monde am Himmel, und ſtand der Gegenmond an der Stelle, allwo im Jahr, daß die Schweden einbrachen, der Komet ſichtbar worden, was man auf Frieden deutet. Auch hat ſelbigen Tag ein hiſpaniſcher Graf, ſo an arabiſchen Univerſitäten den Stein der

um mich nicht zu schämen, wenn ich zwischen den Zeilen lesen muß — — dem Kellner, weil er mich Gnädiger Herr nannte — — daß er mir das beste Zimmer anweise — — Entschädigung für meine Grobheit — — höheres Trinkgeld als nöthig, damit man glauben möge — —

Daher stand denn mein Vater vor mir und schien sehr ärgerlich, was doch so selten der Fall ist: Und du wohnst *au second?* Habe ich denn darum dem närrischen Jungen den Beutel mit Louis vollgestopft, die er in Frankfurt in Napoleons umsetzen sollte; habe ich ihm darum freie Disposition und illimitirte Kreditbriefe mitgegeben, daß er knickert? Wenn unser Gesandter durchführe, wenn dich Graf X..... aufsuchte, Junge, und er fände dich *au second!* Willst du denn dein Leben lang peinlich unroutinirt wie ein Gelehrter bleiben und gar nichts von der Welt lernen? Denke doch nur an die eine einzige Beschämung, als du der Sängerin deine Aufwartung machtest. Weil es kothig war, setztest du dich in eine Droschke, und kaum hinausgesprungen, rollt eben des Grafen Y.... Equipage mit Silbergeschirr und zwei Jägern vor. Standest du nicht zerknirscht wie ein — und als ihr zusammen klingeltet und vorgelassen

Weiſen gefunden hätte, in einer Karoſſe mit vier weißen Pferden, und vier Heiducken vorauf, ſeinen Einzug gehalten und im rothen Hirſchen ſein Logement gehabt, da es denn fürſtlich hergegangen, und der Wirth ſelbſt die Gänge aufgetragen hat."

Daß Nachmittags ein armer Sünder hinausgeführet ward, ſteht nicht verſchrieben. Es geſchah in der Stille. Der Stadtbüttel und ein Paar mit Arkebuſen gingen vor, dann kam der Delinquent, leicht geſchloſſen zwiſchen zwei Reitern, und hinterher ein drei oder vier Hellebardiere mit dem Henker. Der Henker trug die Leiter. Hinten an der Mauer gings fort, und nur als ſie das Sanct Georgs-Spital paſſirten, läutete das Armeſünderglöcklein und die Spittelweiber guckten zum Fenſter hinaus. So in der Stille war auch über ihn judicirt worden. Es war in des Herrn Landeshauptmanns Befugniß, in Kürze die Landſtreicher, ſo mit Waffen in der Hand gegriffen wurden, abzufertigen; war's dazumal ungefähr das, was ſie heut ſagen würden, im Belagerungszuſtande. Dennoch ward Caſtricius judicirt, aber recht kurz. Da man über die That, über die er ergriffen worden, nicht in's Klare kommen können, ohne ein Langes und Breites, griff man das auf, was kurz und dick vorlag: er hatte mit blankem Pallaſch gegen die durchlauchtigſte Kurfürſtin geſtanden. Leugnen konnte er's nicht, alſo war's ein crimen laesae, worauf der Tod ſteht, und damit waren Alle zufrieden, und Caſtricius auch, denn da er wußte, daß er abſolut gehängt werden ſollte, war es ihm

auch gleichgültig: warum? Und der Gerechtigkeit ward auch ihr Recht, denn den Galgen hatte er verdient zehn oder hundert Mal.

Die Spittelweiber fragten, ob sie für seine arme Seele beten sollten? Er sagte, ein Trunk starken Weins sei ihm lieber, denn ihn friere. Es war nach den vielen Gewittern kalt geworden. Der Weibel berieth sich mit dem Büttel. Da der Büttel meinte, so sei's immer geschehen, und der Soldat noch ein Paar Groschen aus den Taschen zusammenfand, schickten sie einen Reiter zum Apotheker an's Thor, daß er eine Flasche hole. Die Spittelweiber meinten, er hätte die Groschen lieber ihnen geben sollen, das würde ihm besser gethan haben, denn sie hätten für ihn beten und singen wollen bis der Henker ihn abgeschnitten. Castricius erwiderte: „Der Gustus der Menschen ist nun schon unterschiedlich." Mit einem Zuge trank er die halbe Flasche aus, Landwein nur, aber mit Ingber und Honig gekocht. „Das wärmt am besten," sagte er, und als der Reiter ihm die Flasche abnehmen wollte, sagte er: „Die trage ich schon noch bis zu meiner Erhöhung. Auf der Leiter braucht man doch auch noch Courage." Der Henker murmelte im Weitergehen: „Leiter hin, Leiter her, damit wird's wieder auch nichts sein."

Castricius hörte nicht darauf, denn er blieb plötzlich stehen, und sah in's Blaue. So meinten die Andern, und Einer rief: „Er sieht schon den Himmel voll Geigen hängen." Ein Anderer: „Er wittert die Galgenvögel und sieht die Teufel um seinen Leib zanken."

Caſtricius aber ſah von der Höhe, die ſie paſſirten, auf der Landſtraße einen Wagen mit Vieren und Vorreitern auf's Thor zuſprengen: „Ach, liebe Leute, ſtöhnte er mit weicher Stimme, wenn ich Aufſchub kaufen könnte! Da fährt ein Herr zur Stadt 'nein, ein Herr, ſage ich Euch, der könnte Euch Alle reich machen, und mich ſelig und frei, wenn er wüßte —" — „Daß Du zum Galgen gehſt?" fiel der Büttel ein, „dann kennte er Dich nicht, darauf kannſt Du fluchen." „Und wenn Du Tag aus Tag ein an ſeinem Tiſche geſeſſen und in einem Bette mit ihm geſchlafen hätteſt," ſagte der Weibel, „er ſchwört's ab, daß er Dich je mit Augen geſehen." — 's iſt nur" — brummte der Delinquent, an der Wahrheit der Bemerkung würgend.

„Du Eiskopf mit dem Ziegenzwickel," ſagte der Weibel zu Roß, der ihn mit dem Lanzenſchaft zum Schnellergehen antrieb, „was iſt Dir denn an dem Fetzen Leben gelegen? Haſt Du auch ſo verdammt kleine Schritte gemacht, wenn Du auf eine Schanze ſtürmteſt?"

„'S iſt nur, wenn man nicht weiß, wer hinter der Schanze ſteht."

„Pah! die hätten Dir auch nicht Pardon gegeben," tröſtete mit furchtbarem Hohn der Reiter.

Je näher ſie dem Orte kamen, ſo ungewiſſer wurden Caſtricius Schritte; es lag nur in den Knieen, die nicht mitwollten. — Der Büttel fragte ihn, ob er nicht ein Liedlein aus dem Geſangbuche ſich ſingen möge? Er konnt's nicht; wenn ihm auch der Büttel

mit dem Text einhalf, ging's mit der Weise nicht. Wenn er „Jesus meine Zuversicht" anstimmen wollte, kam ihm die Melodie: „Bei Straßburg auf den Schanzen" aus der Kehle geschossen. „Das kommt wohl so," tröstete ihn der Reiter, der auch kurbrandenburgischer Dragoner gewesen, „wenn man so lang unter der Trommel gedient; aber der liebe Gott, der das weiß, nimmt's wohl mit 'nem alten Soldaten nicht so genau."

„Der Herrgott," half ein Anderer trösten, „wird auch wissen, daß Herrendienst vor Gottesdienst geht."

Castricius schlug sich zuweilen auf die Brust, indem er abgebrochene Sätze verstieß: „Da soll doch Einer sagen, daß ich ein Mal nur vom reinen Glauben abgewichen bin! — An der Augsburgischen Confession habe ich gehalten, alle symbolische Bücher konnt' ich auswendig. Ich habe nicht gethan, wie so Mancher. Der Melanchthon war ein Krypto-Calvinist, und ich — ich muß an den Galgen! — Das wird unser Herrgott auch wissen — Nein, da kann ich dreist vor jedem Richter das Aug' aufschlagen." —

Sie meinten nun, es wäre doch gut gewesen, wenn ein Geistlicher zugezogen worden. Wo so oft und schnell abgethan ward, hatte man nicht immer einen Prediger bereit, und welcher Geistliche genügte, wo so Mancher in den wilden Kriegszeiten aufgewachsen war, ohne von Taufe, Beichte und Predigt zu wissen. Und grade da kam Einer des Weges nach der Stadt geritten, dem man ansah, daß es ein Stu-

bitter war. Wie das Volk heut von Jedem, der Doctor titulirt wird, vermeint, er müsse auch die Leibesschäden curiren können, meinte man damals, ein rechter Studirter müßte auch die Theologie absolvirt haben. Diesmal waren sie an den Rechten gekommen; Magister Skytte hatte auf drei Universitäten die Gottesgelahrtheit von Grund aus studirt, und war auch auf der Stelle bereit, den armen Sünder zum Tode vorzubereiten: „Braucht Euch aber nicht vom Pferd zu incommodiren," sprach der Weibel, als Herr Skytte absteigen wollte, „denn es muß hier Alles rasch auf Commando gehen. Ein Zuspruch mit so viel Gottesmacht nur, als grad für einen Soldaten sich accommodirt."

Der Magister fügte sich in die seltsame Zumuthung, da der Delinquent es nicht anders zu erwarten schien, indem er, wie ein guter Landsknecht vor seinem Hauptmann, schulterte. Als jener aber anhub von Buße und Versöhnung zu sprechen und daß wie der Erlöser gestorben und sein Blut geflossen für die Sünden des Menschengeschlechts, also dürfe jeder Sünder, der bußfertig sterbe und wahre Reue zeige, auch auf Vergebung seiner Sünden hoffen, unterbrach ihn Castricius: „Ich meinte, Ihr solltet mein Glaubensbekenntniß mir abfragen nach der Augsburgica."

Als Herr Skytte antwortete, dem himmlischen Vater werde es nicht so wohl darauf ankommen, daß der reuige Sünder die Artikel des Glaubens nach der Schnur wisse, als daß seine Reue und Aufrichtigkeit

wahr und aufrichtig ſei, alsdann werde er, um der Verdienſte Jeſu Willen willen, die Verdienſte und guten Werke des Todten höher in Anſchlag bringen, als ſeine Sünden und ſchlechten Thaten, — da ſchüttelte ſich der blaſſe Todescandidat, und eine Art Röthe des Zornes flog ihm über's Geſicht: er habe ſein Lebtag die guten Werke für das gehalten, was ſie ſind, des Teufels Lockſpeiſe. Durch Werke werde Niemand gerecht, und durch ſein Verdienſt Niemand ſelig, ſondern allein durch den Glauben, und nun müſſe der Teufel ihm gar noch auf ſeinem letzten ſauern Gang Einen zuſchicken, daß er ihn in heidniſche Irrthümer verſtricke.

„Unglückſeliger," rief der Magiſter, „gehe wenigſtens in Liebe und Ergebung gegen Deinen Schöpfer und Heiland dieſen Weg, der nun einmal beſtimmt iſt Dein letzter zu ſein."

„Hört Ihr ihn! beſtimmt ſoll ich ſein!" ſchrie der Delinquent auf. „Möchte er uns gar ſeine gotteslästerliche Prädeſtinationslehre anſchmieren, die rechte Mixtur aus dem reformirten Bettelſack."

Skytte fragte, warum der Unglückliche ihn zum Beiſtand gerufen, wenn er ihn von ſich ſtoße: „Kann unſer Vater im Himmel Einen hier mit ſeiner Gnade erleuchten, der ſich in die Bruſt wirft auf ſeinen rechten Glauben vor dem, der allein Glauben hält!"

„Nun iſt er raus, der calviniſtiſche Paſtor!" rief Caſtrinius. „Auch noch das Vaterunſer möcht er mir fälſchen auf dem Wege, den der Satan gemeſſen hat. Nein, einen rechtgläubigen Lutheriſchen ſollſt Du nicht

in die Stricke locken. Hebe Dich weg, Sacramentsſchänder!“

Der Magiſter ſchüttelte wehmüthig den Kopf und blickte wie andächtig in den blauen Himmel: „Das müßte doch auch anders werden, wenn Deine Welt vollkommen, Deine Menſchen nach Deinem Bilde werden!“

Caſtricius aber, der faſt eilte, um aus der ketzeriſchen Nähe zu entkommen, ſchlug ſich wieder ab und zu ſo heftig auf die Bruſt, daß ſein Amulet ſich von Neuem verſchieben mußte: „Die verfluchten guten Werke — der Glaube allein thuts!“ —

Nun ſtanden ſie am Galgen, vielmehr an der Ruine deſſelben. Caſtricius ſtand nicht, er lag hingeſtreckt, wie Einer, der vom Rade abgeſchnitten war; die Glieder wollten nicht mehr recht zuſammenhalten. Der Büttel kniete neben ihm, derweil der Henker die Leiter anſetzte, um oben zu hantbieren. „Ihr ſolltet itzo den Reſt trinken.“ Caſtricius brachte die Flaſche nur bis an den Mund, die Zähne und das Glas klappten zuſammen. Oben brach ſich das graue Gewölk und ein Fleckchen blau kam raus. War's doch als öffne der Mann des Todes die Lippen, um's einzuſchlürfen: „Weiß nicht, Herr Caſtricius,“ ſprach der Büttel leis, „ob ein Paar gute Werke ſo ſchaden thäten. Mir iſt, als müßten ſie Einem ſein, wie der blaue Punkt da oben unter den ſackermentiſchen grauen Wolken. Sinnt mal nach, ob Ihr Euch Keiner entſinnt?“ Der Büttel war ein guter lutheriſcher Chriſt, Caſtricius

wußt es von vorhin, ſonſt hätte er ihn nicht reden laſſen. Er ſann und ſann und konnte ſich nichts entſinnen.

Da war's ihm ordentlich wie eine Herzenserleichterung als der Henker ſich mit einem Fluche von der Galgenſäule herabließ: „Geht's halt ſchon wieder nit; verdiente doch der ſchwerenöthſche Rathsmauermeiſter, daß ſie ihn mal aufhingen. Sage ich doch, ſo ein Kerl! Aber den halben Rath müßten ſie mit baumeln laſſen; weil's ſeine Sippſchaft iſt, darum kommt nie was bei uns in die Richte!"

Der Galgen war heut nicht zum erſten Male eine Ruine; wenn Einer gerichtet werden ſollte, mußte er immer erſt reparirt werden. Die Einen meinten, ſie wäre in letzter Zeit zu oft gebraucht, die Andern, es thäte's der Rathsmaurermeiſter, der immer nur Rechnungen ſchreiben wollte. Diesmal war's vielleicht nicht der Meiſter und nicht die Frequenz, Gewitter und Platzregen hatten den friſchen Kalk aufgeweicht und der Henker, der oben kauerte, wie der Bär auf der Stange, rückte und drückte an dem hölzernen Arm, aber er wollte nicht feſt ſitzen.

Als er mit dem Fluche runter ſprang, und ſich die Hände abklopfte, ſagte er zum Maleſikanten: „'s thut mir leid, Wachtmeiſter, aber ich kann nicht für, nu müßt Ihr doch an's Holz."

Mit dem Holz meinte er den alten Kieferbaum, der ein fünfzig Schritte davon einſam zwiſchen Flur und Berg ſtand. Wenn mehre ſchnell expedirt werden

ſollten, oder war's von den Kriegszeiten her, brauchte man den Baum. Längſt abgeſtorben und abgeſchält, ſtand er, ein graues Geſpenſt, da auf dem nackten Sande, wo kein Hälmchen ſprießte; die Aeſte behackt, nur einer über Mannshöhe ragte weit hinaus. Da ſetzte ſich auch kein Singvogel darauf; aber die Krähen hatten ihren Lieblingsplatz im Wipfel.

Sie mußten ihn aufheben und unterm Arm führen. Noch funfzig Schritt; es waren ihm die ſchwerſten. „Nu, Wachtmeiſter," ſprach der Weibel in der Courtoiſieſprache, die man einem Sterbenden ſchuldig iſt, „trinket die Flaſche aus. Wer weiß, ob's drüben was zu trinken giebt."

Der Henker ſaß wieder wie ein Eichhorn oben auf dem Baum, dann rittlings auf dem Aſt, und knotete die Schlinge; dem Knechte gab er Anweiſung, wie er die Steine unten zurecht legen ſolle. Ueber den Granitblock, der in der Erde feſt war, ſchob der einen dicken Kalkſtein, der ſchon oft gebraucht ſchien: „Nu, Nickel, ſteig rauf, Probe!" — Der Stein lag feſt, es ſchickte ſich Alles, aber trotz des Weins war Caſtricius Herz wie ein Klumpen Eis. Sie mußten ihn auf die Steine heben. „Ach nur noch 'nen kleinen Augenblick," bat er, als die Schlinge ihm um den Hals ſaß. Er ſah nicht die Raben, die nach dem Walde flatterten, nicht den Staub, der hinterm Berge wirbelte.

Des Büttels Herz mußte erweicht ſein: „Haſt Du nicht nachgeſonnen. Denk doch an etwas Gutes, was Du mal im Leben gethan haſt."

Da ſchoß wieder ein Windſtoß durch die Luft, und Caſtricius ſah Blaues, und da entſann er ſich auf etwas: wie er die Krabbe in der Mühle aus dem Bett riß, und er wollte ſie in's dickſte Feuer ſchleudern, überkam ihn was. Er zauderte, und hätte es vielleicht nicht gethan, wenn nicht ſchon der Andere da geweſen wäre, der ſie ihm aus der Hand riß. Ja, er hätte ſo gehandelt, wenn nicht der Mathes Horeck ihm die gute That aus der Hand riß.

Und in dem Augenblicke fühlte er, daß der Henkersknecht am Steine unter ſeinen Füßen zog, aber zugleich hörte auch er, und Alle, einen Schrei durch die Luft: „Halt! — Halt!“ Dann Pferdegallop, und der vorderſte Reiter ſchwenkte ein weißes Tuch. „Aufſchub! Pardon! bis auf weiteres!“ — Das waren die letzten Worte, die Caſtricius deutlich vernahm, dann fiel er in Unmacht. Es war ihm wie in einem Fiebertraum, er ſah den Mathes Horeck, der das Kind aus den Flammen riß, aber das Kind war er ſelbſt, und der Mathes hielt ihn am Schopf.

Wäre nicht der Büttel bei Zeiten zugeſprungen, hätte es doch leicht ſein Tod ſein können, der Hals fiel ja in die Schlinge, und die Füße wären leicht vom Stein geglitten. Aber der vorderſte Reiter war mit einem Satz aus Sattel und Steigbügel, und mit einem zweiten ſtand er vor ihm und löſte mit einem Meſſerſchnitt die Schlinge von der Kehle, dieweil der Büttel ihm den Kopf hielt. Dann aber kümmerte er

wurdet, hast du nicht oft geschworen, du wärst im Gefühl deiner Nichtigkeit vergangen, hast du nicht damals gelobt, du wolltest nicht eher ruhen und rasten, bis du es auch zur silberbeschlagenen Equipage und zweien Jägern gebracht hättest? Und nun, du trägblütiges Menschenkind, kannst du ruhig in einem Bette liegen, wo vor dir fünfhundert lagen, die in ihrem Leben nie unter dem zweiten Stocke gebettet waren?

Ich erröthete über und über und sprang hinaus, meinen Vater vom Ungrunde seiner Vorwürfe zu überzeugen, als ich merkte, daß ich geschlafen. Sollte ich mich nun noch schämen? Aber der Schlaf war aus; mit zerknirschtem Sinn trat ich ans Fenster. Es schlug vom Thurm herab, und es war die Nacht des fürchterlichen 9ten October. Vor drei und dreißig Jahren war es nicht so ruhig, da hätte ich nicht die Seine und die von den Alpen kommende Rhone in ihrem kiesigen Bette fernher rauschen gehört.

Es gellte mit einem Male ein schrecklicher Ton, als pfiffen die bösen Geister der Nacht das schöne Schauspiel Gottes, die große Natur, aus, und nun trat eine riesige Gestalt vor, ein so widriges Gesicht, wie ich es nie gesehen. Ein Tressenkleid,

ſich nicht weiter drum, daß der Büttel ihn auf die Erde gleiten ließ, ſondern ſchnappte ſein Meſſer zu und ſteckte es in die Taſche:

„Daß Ihr mir den nicht ſterben laßt, ſondern lebendig nach Haus ſchafft," befahl er, „er ſoll noch zu Protokoll vernommen werden; durchlauchtiger Kurfürſtin ihr eigener Wille."

Der Mann gehörte zum Gefolge der Kurfürſtin, wie ſeine Schärpe und Achſelklappen anſagten; man mußte ihm gehorchen. Es war Mathes Horeck; ob er über Nacht nach Berlin geritten und heut ſchon wiedergekehrt, wiſſen wir nicht.

Der traurige Zug ging zurück, faſt ſo traurig wie vorhin; nur daß der Unmächtige nicht zu Fuß ging, man hatte ihn auf das eine Pferd gebunden. Dort mochte er zu ſich kommen oder — fortſchlafen. Als ſie am Georgenſpital vorbeikamen, dünkte er ihnen aber ſo krank, daß ſie fürchteten, er werde ihnen unter den Händen draufgehen. Um deswillen ließen ſie ihn bei den Spittelweibern mit einer Wache zurück.

Der Henker war der Letzte, der fluchend ſeinen Kram zuſammenpackte: „Zu Protokoll erſt vernehmen? — Schwerenothſche Papierwirthſchaft! Als ob man Einen beſſer damit expedirt. — Sag ich doch, wiſſen nie was ſie wollen, und das wird immer ärger. — Wer zahlt mir die drei Gulden. — Abſtandsgeld, Aufſchub! — Und hat mir der ſchuſtige Kerl von Fourier den Strick

durchgeſchnitten. Ein funkelnagelneuer Strick, fünf Pfennig, drei Heller! — Wer bezahlt's mir! ſchrie er die Krähen an, die wieder um den Baum wirbelten. Ihr etwa? Euch gönn' ich ſchon die Proſtemahlzeit, Ihr Luderzeug!" und er ſchleuderte ihnen die Strickenden in die Luft zu.

Zwölftes Kapitel.

Der gelüftete Vorhang.

Welch ein geſunder Schlaf! Man könnte über ſie eine Pauke rühren. Sie träumt auch nicht. Ein ſolcher Schlaf ſoll das Zeichen ſein einer geſunden Seele. — Seele! — Hat ſolch dreizehnjähriges Dorfgeſchöpf, zwiſchen Gänſen und Lehmwänden aufgeſchoſſen, eine Seele, — den feinen Schwamm, der aus den Elementen aufſaugt, was unſer Herz ätzt und vergiftet! Sie weiß von alldem nichts. Mit ihrem kindiſchen Lächeln könnte ſie den Mann, der ihr einen Giftbecher reichte, ihn verſchütten machen. Welche elaſtiſchen Glieder, welche Perlenzähne, Kaſtanienhaar, alles in einem Ebenmaaß, das ein Künſtler ihr abſtehlen möchte. Fürſtentöchter könnten ſie beneiden. — Nicht um das; das ſind die Flittergaben der Natur, aber — um den geſunden traumloſen Schlaf!

So hatte die Kurfürſtin geſprochen oder gedacht, als ſie wieder an das Ruhebett trat, wo das Mädchen lag. Sie war ſchon im Wagen neben der Kurfürſtin eingeſchlafen, man hatte ſie, wie ein Kind, hinaustragen müſſen.

Die Kurfürstin hatte nicht schlafen können. Zu den Gedanken und Sorgen, die unterweges sie begleitet und überfallen, mochten neue bei der Ankunft in der kleinen Stadt sich gesellt haben. Sie hatte Briefe gefunden, geschrieben, gelesen und wiedergelesen, ihre Augen waren trübe und roth; sie war, um sich zu erholen in den Alkoven an die eingefangene Schläferin getreten, und es war der Neid, der ihr jenen Gedanken entlockte.

Aber nicht der Neid allein. Mit großen, gewaltigen Gedanken umgebend, von ihnen gequält, hatte der Zufall ein Spielzeug ihr in die Hand geworfen, mit dem sie spielen und sich zerstreuen wollte. Das Mädchen konnte ihre Puppe werden, an der sie ihre Launen ausließ, wenn ihre hohe, von tausend Bedingungen gefesselte Lebensstellung ihr verbot, sich gehen zu lassen, sich zu zeigen wie sie war. Hofdamen haben Familienverbindungen, die auch eine Fürstin berücksichtigen muß; sie plaudern, hinterbringen, intriguiren gern; diese Dirne, abgeschnitten von allen Familienbanden, war ganz ihr Geschöpf. Auch kamen die Jahre näher, wo die letzten Jugendreize sich zum Abschied melden; alsdann suchen Einige eine Folie für das Gerettete, Andere wärmen sich gern an dem Feuer, das ihre Adern, ihre Blicke verlassend, in Anderen aufstrahlt. Dorothe fröstelte oft, und sie brauchte Feuer, um muthig zu bleiben, sie wollte sich ein lebendiges Wärmkissen, ein jugendlich frisches zuziehen, eines, dessen Form, Farbe, Stickerei ganz ihre Arbeit war.

Wie ſtieg in bunten Farben das Bild vor ihr auf, wie das Mädchen in Dankbarkeit aufgehen werde, wenn ſie erſt erkannt, was ſie an ihr gethan, wenn ſie ihren Zuſtand mit dem Vorhin verglichе! Während ihr Geſicht noch in der ſchmeichleriſchen Vorſtellung ſich lächelnd wiegte, rebellirte ein Dämon in ihrer Bruſt und ſchlug als eine laute häßliche Lache über die etwas aufgeworfenen Lippen der fürſtlichen Frau: Dankbarkeit! — Wer auf dich baut! Hatte denn die kluge Frau darauf gerechnet? Nur daß ein guter Kaufmann gewiſſe Forderungen, auf deren Realiſirung er nicht mehr zählt, in ſeinem Buche ſtehen läßt; man kann ſich ihrer gelegentlich bedienen gegen die Gläubiger.

Sie lächelte wieder wie vorhin. Da gedachte ſie eines Schauſpiels, das ſie einſt im Hamburg von den engliſchen Komödianten aufführen ſah, wo ein Dorfteufel, oder ſo etwas, trunken gemacht und in ſeinem Schlafrauſch als Prinz oder Lord ausgekleidet wird. Wie, wenn ſie mit dem Mädchen dieſelbe Komödie ſpielen, ſie als Fräulein erwachen ließe! Es war nur ein flüchtiger Einfall. Das Mädchen ſollte noch nicht wiſſen, daß ſie mehr ſei als eine Bauerdirne, ſie ſollte es vielleicht nie erfahren — vielleicht war ſie ja auch nicht mehr. Und das Mädchen war doch ſchon jetzt etwas mehr als ein „Dorfgeſchöpf zwiſchen Gänſen und Lehmwänden aufgeſchoſſen;“ ſie war pfiffig, hatte ein ſcharfes Auge, gab treffende Antworten auf verfängliche Fragen!

Die Vorſtellung war ebenſo raſch, als ſie aufſtieg,

bei Seit geworfen, und ebenso rasch hatte die Fürstin den Alkoven verlassen. Wer aber gebietet über den Flug der Gedanken. Was sie anfaßte, war unwillkommen. Wahrscheinlich durch den aus Berlin zurückgeeilten Mathias Horeck hatte sie Nachricht, daß das gestrige Gewitter in ihrer Dorotheenstadt eingeschlagen, und ein großer Brand mehre Häuser in Asche gelegt hatte. Welche Summen kostet der Wiederaufbau, und womit decken den jährlichen Ausfall! Man wußte in Berlin, daß der Kurfürst auf dem Rückwege von Peitz ungnädig gegen die gewesen, welche ihm unterweges Bittschriften überreichten. Also er kehrte mißvergnügt zurück. Wenn ihn nun erst die wichtigern schlimmen Nachrichten dort erreichten! Es kam ihr Alles darauf an, daß Friedrich Wilhelm wieder in guter Laune sei. Traute sie sich die oft erprobte Kraft nicht mehr zu? Ein Meer von Sorgen, Zweifeln tauchte auf.

Da warf sie, als sie keinen Stern, keinen Hafen erblicken konnte, die Briefschaften bis auf bessere Stunde fort, und griff wieder zu einem dicken, versiegelten Packet, das wir schon kennen. Als die Dirne gestern im Wagen schlief, hatten die starken Schläge ihres Busens das Packet allmälig aus dem Brustlatz emporgehoben. Dann war es auf den Boden gefallen und die Kurfürstin hatte es aufgehoben, oder vielleicht hatte sie es auch vor dem Fallen geschützt. Der spanische Wunderdoctor mußte das Wachs oder Siegellack nicht fest genug wieder aufgedrückt haben. Wie dem nun war, es öffnete sich das Couvert in der Hand der

Fürſtin und ſie zog ſchon im Wagen die vielerlei Schriftſtücke, die darin lagen, heraus.

Heut Nachmittag ſehen wir ſie nun wieder mit dem Packet in der Hand, aus dem ſie ſorgfältig alle Scripturen auf den Tiſch legt, nachdem ſie die andern Briefſchaften bei Seite geſchoben hat. Allerhand mit dem Kirchwappen unterſiegelte Atteſte fielen zuerſt heraus: daß ſie confirmirt worden, nachdem ſie ein richtiges Glaubensbekenntniß abgelegt, und feierlich an Gottes Altar gelobt, nie von dem allein ſelig machenden lutheriſchen Glauben abzuweichen; ferner ein gewiſſes Gutachten, wie alle Indicien dafür ſprächen, daß dieſes Kind auch die heilige Taufe empfangen, der heilige Actus daher nicht zum zweiten Mal ſonder Verſündigung vorgenommen werden dürfen; ferner eine ſehr ausführliche Admonition, betreffend den ferneren Lebenswandel der Confirmandin, worin der ehrwürdige Herr Piſander ihr Vorſchriften gab, wie ſie ſich gegen die Verlockungen derer reformirten Irrlehrer zu verhalten habe, als welche bei einer armen Dirne nicht fehlen dürften, wo ſelbſt die Allerhöchſten ſich nicht entblödet, um weltlicher Vortheile und Gunſt willen, den Glauben aufzugeben, der allein zur Seligkeit führe.

Auf einem andern Blatt fand ſich ein Vermerk des Paſtors, wie das Kind ſchon als ſie im Sande ſpielte, abſonderlich lutheriſche Sinnesart an den Tag gelegt; daß, wenn ſie Häuſer von ſeinen Folianten gebaut, ſie mit einem, darin die Augsburgiſche Confeſſion enthalten, allzeit den Schlußſtein gemachet;

ferner, wie ſie ſchon in ihrem ſiebenten Jahr des Andreas Angelus „Calviniſchen Bettlersmantel," gedruckt zu Frankfurt 1590, mit großem Vergnügen durchgeleſen, und denen andern Kindern den Holzſtich declariret, als welcher darſtellt einen auf einem Klotze ſitzenden Bettler, welchem der Teufel noch ein Paar Lumpen auf einem Haken darreicht. Die Verſe darunter habe das Kind bald auswendig gewußt und bei ihren Spielen hergeſungen:

Hier ſitzt ein Bettler auf dem Stock,
und hat gar ein'n geflickten Rock.
Der Bettler iſt der Calviniſt:
Der Stock ſein Lehr und Irtum iſt:
die Flecken aber ſind die Lehr,
ſo von Heid'n und Ketzern kommt her.
Dann, ehn' was er lebt mit uns gemein,
nimt er aus'm Lumpenhaufen unrein
der Gottloſen, Heiden und Ketzer heraus,
und macht ihm kein Gewiſſen draus.
Drum folg ihm nicht, rath ich von Herzen,
daß Du nicht kommſt in ew'ge Schmerzen!

Dieſe Scripturen warf die Kurfürſtin mit einer verächtlichen Miene bei Seite. Dagegen verweilte ſie bei einigen vergilbten Blättern mit der Ueberſchrift Chronicon, von derſelben Hand. Darin erzählte Herr Pioſander, wie eines Nachts ein Mann, den er nicht kenne, ſich aber jederzeit getraue, wenn er ihn ſehe, wieder zu erkennen, vor ſeiner Thür gehalten, angeklopfet und eingetreten ſei. Wie er unter dem Mantel ein zartes Kindlein gehalten, und nachdem er berichtet,

wie es aus groſſer Lebensgefahr errettet, ihm daſſelbe zur Pflege übergeben. Darauf habe er, Pioſander, gefragt, wie er dazu komme, worauf der Mann geantwortet: weil das Kind von guten lutheriſchen Eltern ſei, und er, Pioſander, als frommer Seelenhirt, doch nicht zaudern werde, ſich eines Würmleins anzunehmen, welches ohnedem in die Hände von Calviniſten fallen könne. Da habe er es als einen Wink des Himmels angeſehen. Wie er, Pioſander, nun weiter gefragt, wie er, der Mann, denn zu dem Kindlein käme, habe der Mann geantwortet: er möge lieber nicht danach fragen. Als er nun ſchärfer in ihn gedrungen, habe er ſo viel herausgewunden: daß ſelbiges Kind aus einem brennenden Hauſe getragen worden, ſo die Feinde angeſteckt, geplündert und Alles darin, alſo auch Eltern und Geſchwiſter des Kindleins maſſacrirt hätten. Als der Mann ihm nun verdächtig vorkam, und er ihm ſcharf zu Leibe gegangen, habe ſelbiger ſich auf die Knie geworfen, und die heilige Dreieinigkeit angerufen, daß, ſo er vordem ein Sünder geweſen, er es nun nicht mehr ſein wolle, und ſo er mit böſem Vorſatz in die Mühle gegangen, ſei er mit gutem herausgekommen, und dem Kinde auch, das er gerettet, ſonſt wäre es, als wie die Andern verbrannt. Und ſeien ſie gedungen geweſen, daß ſie die Mühle in Brand ſteckten. Aber bei Jeſu Blut könne er heut ſchwören, daß das Gewiſſen ihn ſchon da gerührt, und kein Tropfen Blutes auf ihm ſei, die Mühle aber hätte er angeſteckt; das ſei auch altes ſchlechtes Holz ge-

weſen und nicht viel werth. Wie er, Pioſander, nun da das Kindlein, weil es ſeine Nothdurft gehabt, ſeiner Schweſter übergeben, wäre der Mann plötzlich entwiſcht, ohne ſeinen Namen, noch ſonſt was zu ſagen, muthmaßlich da er ſich gefürchtet, daß er ihn angeben könne. Da hätte ſeine Schweſter aufgeſchrien und gejammert: Wenn der Kerl uns nur kein Zigeunerkind oder einen Wechſelbalg in's Haus getragen hat! Da hätten ſie die Waſſerprobe mit dem Kinde angeſtellt; aber es ſank drei Mal in der Waſſertonne unter, daß es beinahe erſtickt worden, alſo war es kein Wechſelbalg. Ein Zigeunerkind war es auch nicht, denn es hatte ſchlehweiße Beine und Haut und blaue Augen. — Als er nun am zweitfolgenden Tag von der grauſamen Verbrennung der Mühle des Rabenmüllers gehört, ſei ihm ſchon da kein Zweifel geweſen, daß das Mägdlein daher komme, und Einer der Raubgeſellen, weil ihm das Gewiſſen geſchlagen, es aus den Flammen davon getragen. Nachfragen waren nicht ratſam zu jener Zeit, wo ſie laut munkelten, Haus und Mühle wären angeſteckt, nicht von den Feinden, ſondern von wem — das wolle er lieber ungeſagt ſein laſſen. Aber es habe auch mancherlei, was er in beiliegenden Artikulis ſpecificire, zu ſeiner Präſumtio geſtimmt, dermaßen, daß er vor Gott wohl einen Eid ablegen könne, wie er das Mägdlein, benamſet Dorothe, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen für die leibliche und eheliche Tochter des Müllers am Rabenanger, der in der und der Nacht kläglich um-

Manchetten, Schuhe mit hohen Absätzen, wie ein Held der Französischen Tragödie, alles fratzenhaft geschniegelt und doch wild zerzaust. Rothe Haare, struppig aus der Perrücke vorblickend, die Schminke war Blut und die kleinen Augen blinzelten unter den dicken rothen Augenbraunen hervor.

Es war Collot d'Herbois Geist, der die Stätten seiner gräulichen Verwüstung heimsuchte. Hinter ihm pfiff es her, und dann floh er, wie von den Furien gepeitscht. Er fletschte die Zähne, er weinte, er schrie, klopfte an die Häuser, und dann öffneten sich die Thüren und aus jeder Thüre schritten mehrere Leichen lautlos an ihm vorüber. Er stampfte aber auf und schrie: „Blut, Blut! rothes warmes Blut für das Pfeifen!“ Nun klopfte er an die Fenster, und wo er anklopfte, stürzte ein blutiger Kopf zu ihm heraus; erst im Erdgeschoß, nun stellte er sich auf die Zehen und klopfte in der Bel-Etage an den Scheiben und die Köpfe stürzten; aber wie sehr er sich Mühe gab, seine Hand reichte nicht bis *au second*, wo ich, verzehrt von Todesangst, ihm zusah. — Jetzt richtete er die Kanonen auf die dort zusammengedrängte Volksmasse, die Kartätschen pfiffen so lustig, wie die Lyoneser den gräßlichen Convents-de-

gekommen, erachte, und wünsche er ihr unter dem Kreuz und Leid, so Gott ihr bestimmt, auch alle die Prosperität, auf die ein sündiges Menschenkind durch die Gnade hoffen könne.

Das letzte Schriftstück, das Schreiben an den Feldmarschall Derfflinger, zu dem die andern nur als Aktenstücke beigelegt schienen, las sie wieder halb lächelnd durch, und war es hin:

„Schöne Worte, noble Gesinnungen! — Wenn die Menschen so wären, wäre die Welt eine andere als sie ist. — Wird der alte Haudegen die Großmuth üben, die der Zelot von ihm fordert, die er ihm zur Gewissenspflicht macht? — Thorheit! Wenn seine Frau auch jüngst im Tode ihrer Mutter folgte, so hat er Kinder von ihr, und für seine Kinder sorgen, ist die erste, heiligste Pflicht des Menschen. — Aber wir wollen ihm die Sorge ersparen, es werden Andre — sorgen."

Sie schwieg, wenn der Flug der Gedanken, zu dem die Lippen unwillkürlich gespielt, ein Sprechen gewesen war. Der alte Derfflinger war der treueste Diener ihres Herrn, aber er war nicht Mathes Horeck, dem auch die Frau seines Fürsten als seine Herrin galt; er war ein eigensinniger alter Soldat, der seine Sonderbarkeiten und seinen eignen Willen auch an den Hof trug. An jedem Hofe giebt es, wenn nicht Parteien, doch Intriguen, und der Derfflinger war ihr Widerpart. Plötzlich zuckte etwas über ihre Lippen, das in ihrem Auge wiederstrahlte:

„Das iſt ja eine gefundene Auskunft! — Seine Großmuth ſoll nicht auf die Probe geſtellt werden, nur ſeine Geduld, denn man behauptet ja, ein Prozeß ſei das rechte Mittel, um das Feuer eines Vulkans abzukühlen, ſolch ein langer deutſcher Prozeß, der von Gericht zu Gericht ſich fortſpinnt, ein Prozeß, der Häuſer auffrißt und Kapitale verſchlingt, ſogar in ſeinen Enthüllungen, die Niemand vorausſieht, die Ehre angreift. Solch einen langen Prozeß, mein Herr Feldmarſchall, halte ich in meiner Hand; an mir iſt es, das Knäuel hinzuwerfen und der Faden rollt ab, lang und länger, nicht bis zur Ewigkeit, aber doch lang genug, daß er noch über das Grab Eurer bürgerlichen reichsfreiherrlichen Excellenz einen Schatten wirft.“ Ihre blitzenden Augen ſchienen den langen Schatten mit ſchadenfroh ſich aufwerfenden Lippen zu folgen: „O bewahre, Ihr habt es nicht ſelbſt gethan, doch Ihr ließet es gethan werden, Ihr ſtrecktet nicht ſelbſt Eure ritterliche Hand zum Diebſtahl aus, aber Ihr ſetztet Euch wohlgemuth an die Tafel, wo das Geſtohlene ſervirt ward. Ich ſage es nicht, aber die Leute könnten es ſagen. Niemand ſoll es laut ausſprechen; nur ſtill flüſtern, hinter Eurem Rücken flüſtern werden ſie's. Ihr wißt ja, wie das denen thut, denen Ihr mit Unterwürfigkeit athmenden Blicken und Devotion Euch naht, und wenn ſie Euch den Rücken gekehrt, ſchmäht Ihr auf das Weiberregiment! Eine ſtille Furcht, daß, was ſtill in dem Sumpf geflüſtert ward, vom Echo in die Wolken geſchrieen

werden könne, die könnte Euch beſchleichen wie ein Fieber, das nicht heraus will; daß Eure hochgerühmte Tugend, die Ihr ſo ſorgſam tragt, wie Euren ſchon etwas wackelnden Kopf, beſonders wenn Ihr von der Tafel kommt, doch einen Schaden litte. — Alles das, mein Herr Feldmarſchall, wenn — ich den Faden loslaſſe. — Es könnte aber ſein, daß ich mich Eurer Schwäche erbarme und ihn nicht loslaſſe! Es käme darauf an. Ich haſſe Euch nicht, wenn ich ruhig überlege, fürchte ich Euch auch nicht; ſo wenig ich den großen alten Eichentiſch in meines Vaters Saale haßte oder fürchtete, wenn wir Kinder uns Zeck jagten. Er ſtand uns nur im Wege, zuweilen tollten wir drüber weg, zuweilen krochen wir unter ihm durch. Da ward ich ärgerlich wie ein Kind und ſchlug den Tiſch. Dem Tiſche that's nicht weh, aber meiner kleinen Hand. Ich weinte, erboßte mich, und als ich einmal den Vater mit meinen Schmeicheleien ſchwach gemacht — da ließ er den alten, wurmſtichigen Tiſch zerſchlagen und verbrennen. Ich will Euch nicht zerſchlagen und verbrennen laſſen, im Gegentheil, ſolch ein altes Möbel kann uns noch recht gute Dienſte leiſten, wenn man es an ſeinen Platz ſtellt."

Ihr Gedankenflug ward durch einen Lärm draußen unterbrochen. Es war der Augenblick, wo der fremde Wunderdoktor mit vier Schimmeln vor einer goldglänzenden Karoſſe einpaſſirte und drüben am Markt vor dem rothen Hirſchen hielt. Die Trompeter, die noch eben laut geblaſen, verſtummten plötzlich. Frau

Dorothe ſann, ob ſie nach ihm ſenden ſolle, als ſchon über den Markt eine Botſchaft kam, der Fremde ließ ſubmiſſeſt um die Gnade bitten, daß er perſönlich ſeine gehorſamſte Entſchuldigung hochfürſtlicher Durchlaucht zu Füßen legen dürfe.

„Was iſt es?“ fragte die Kurfürſtin, als Balſamo ſich ſchon an der Schwelle mit Knie und Stirn faſt zur Diele neigte.

„Daß ich mich unterſtand, wo Einer allein die Ehre gebührt, hier aufzufahren. Ich kann nichts zu meiner Entſchuldigung vorbringen, als meine ſträfliche Unwiſſenheit, daß meine Fürſtin an dieſem Orte Nachtquartier machen wollen.“

„Geſtern ſahst Ihr mich ſogar durch die Nacht!“

„Geſtern, ja,“ ſagte er mit Betonung. „Wer da ſagen und beſtimmen könnte, heute will ich ſehen und morgen mag mein Auge finſter bleiben, wer Herr wäre über dieſe Grenzen zwiſchen Können und Nichtkönnen, der wäre Herr und Meiſter der Welt!“

„Ihr hättet den Stein der Weiſen gefunden, ſchreibt mir die Herzogin von Parma; Ihr könnt Gold machen?“

„Der Stein der Weiſen iſt eine Kugel; wenn wir ihn zu halten wähnen, iſt er unſern Fingern ſchon entrollt; aber —“

„Ihr ſeid der Zuverſicht, ihn wieder zu faſſen.“

„Ich bin's.“

„Das war ein ſtolzes Wort, Herr Graf. Gold

iſt überall willkommen. Weshalb kommt Ihr in unſer armes Land mit Eurer reichen Kunſt?“

„Durchlauchtige Frau, ich könnte entgegnen, die echte Kunſt ſucht den echten Gönner; nur der Kenner würdigt den Werth des Künſtlers. Ich könnte antworten, das Gold ward der König der europäiſchen Länder, darum iſt es Schuldigkeit, ſeine Wiege dahin zu ſtellen, wo über Europas Geſchicke entſchieden wird. Aber ich antworte: der größte Künſtler wird zum Stümper, wenn die rechte Aemulation ihm fehlt. Wir Alle irren, wenn wir allein daſtehen; die Kunſt, wenn ſie wirken will, bedarf der Schule, der Geſell des Geſellen. Der Ruf des hochfürſtlichen Kammerdieners, des Herrn Johannes Kunkel, in der Wiſſenſchaft der Alchymie, lockte mich hierher. Es ſind noch Probleme zu löſen, zu denen er den Schlüſſel hat. In ſeinem Laboratorium auf der Havelinſel —“

„Wollt Ihr mit dem guten alten Kunkel arbeiten?“

„Wenn Seine Durchlaucht, der Kurfürſt, es dem Fremdling geſtattet.“

„Das ſind ja beſcheidene Wünſche für einen Mann, der Alles weiß.“

„Was iſt unſer Wiſſen, und wo hört unſer Lernen auf! Aus den Hörſälen, wo die Weisheit der Jahrhunderte von den altersgrauen Wänden träuft, treten wir mit ungelöſten Zweifeln, und ermüdet vom Suchen klopfen wir an die Pforte der Einfalt, um ſtatt des Nachtlagers, um das wir baten, die Wahrheit zu finden.“

„Der Kurfürſt will künftig unſre Pfauen auf die Inſel thun, ich zweifle indeß nicht, daß er auf ein gehorſamſtes Promemoria auch Euch den Zutritt geſtattet.“

Don Balſamo verneigte ſich ſtumm; ſie fixirte ihn eine Weile.

„Mademoiſelle von Monpenſier ſchreibt mir, Ihr verſtändet mehr als Gold machen, Ihr läſet Arcana in den Sternen und der Menſchenbruſt.“

„Mademoiſelle de Monpenſier war mir eine zu gnädige Gönnerin — Was befehlen Durchlaucht?“ ſetzte er auf ihren ſtechenden Blick hinzu.

„Wahrheit. War geſtern Eure Zeit?“

„Es lag in der Luft. Empfinden nicht, wenn eine außerordentliche Gewitterſtrömung das Firmament durchbebt, ſelbſt gewöhnliche Menſchen eine Mehrkraft des innern Sinnes? Der Bleidruck der Materie iſt gelöſt, die Seele expandirt, ſie nimmt in ihrem feineren Fiberſyſtem Eindrücke auf, für die ſie in ihrem Alltagsleben unempfänglich bleibt.“

„Nach einer natürlichen Erklärung fragte ich nicht. Ich bin zuweilen eine Ungläubige. Bis in welche Ferne ſahet Ihr geſtern?“

„Die Geiſter rechnen nicht nach Meilen.“

„Aber nach der Zeit?“ —

„Mit Sonnenaufgang trübte ſich der Spiegel und die Bilder zerfloſſen mit dem Wetterleuchten. Einen Blitz ſah ich zuletzt einſchlagen, eine Feuerſäule, die

zum Himmel wirbelte, — es war eine fürchterliche Feuersbrunſt.“

„Wo?“

Der Fremde malte das Bild einer neuen Stadt; man konnte darin Berlin und die neue Dorotheenſtadt erkennen.

„Sahst Ihr auch mich?“ unterbrach ſie ihn.

Er machte eine verneinende Bewegung.

„Der Forſcher, der eine Ader entdeckt, folgt doch auch ihren Gängen. Mich verlangt nach einer Probe Eurer Begabung, Don Balſamo; merkt Ihr nicht, daß ich Argwohn hege, das Mißtrauen, das mit dem Menſchen geboren iſt? — Das vom Brande in meiner Dorotheenſtadt könnt Ihr durch den Courier gehört haben. Eure Allwiſſenheit —“

„Die hat nur Einer!“

„Ich fordre Beglaubigung, Herr Graf. Ihr ſollt nicht ungeſtraft die drohende Stellung angenommen haben. Ihr hättet es mit einer erzürnten Frau, mit der Fürſtin dieſes Landes zu thun. Es iſt meine Pflicht; Pflicht gegen mich, mehr noch gegen meinen hohen Gemahl. Auch an unſerm Hofe kennen wir die aufrechten Männer mit geſcheiteltem Haar und Chriſtusblicken, die wie Geſpenſter unter den Lebendigen wallen, die ihre Heiligkeit zu beflecken fürchten, wenn ſie ein verſtändig Wort mit Verſtändigen wechſeln ſollen. Darum ſtoßen ſie nur dann und wann Unkentöne aus, die wie Seufzer klingen, daß ſie mit Ungeweihten zuſammengewürfelt ſind. Mir imponiren

dieſe Propheten nicht. Ich halte ſie für Charlatane, die nicht ihr Beſtes verſtecken, ſondern ihre Leerheit, oder etwas Schlimmeres. Mein Herr iſt von Gauklern und Spürhunden ohnedem umſchlichen. Der Himmel walte, daß ich noch Einen ihm zuführe. Darum, Don Balſamo, Graf von Morena, nicht Worte, Phraſen, eine That und auf der Stelle!"

„Fordert es nicht!"

„Ich fordere es."

„Es heißt die Dämonen verſuchen. Ihr Siegel —"

„Löſt es! Wer ſie beſchwört, muß ſie bändigen können. Das iſt des Meiſters Zeichen. Das fordre ich. Womit beſchäftigten ſich meine Gedanken, als Ihr eintratet?"

Er ſenkte die Augenlider, als ſammle er die irrenden Vorſtellungen. Seine Bruſt athmete ſchwer, ſeine Lippen zitterten unmerklich, die hohe Stirn ward wo möglich noch bläſſer, bis dicke Schweißtropfen darauf perlten. Dann verbreitete ſich wieder Heiterkeit über das todtenähnliche Geſicht, etwas Farbe kehrte zurück, ſogar ein Lächeln ſchwebte über die Lippen: „Meiner Fürſtin ſorgende Gedanken waren bei den dunkeln Schickſalen einer Waiſe, welche ein Zufall ihr in die Hände geſpielt. Es giebt keinen Zufall. Dorothe von Brandenburg iſt vom Himmel berufen, dem Kinde die Rechte, um die es gekränkt, die Geburt, um die es beſtohlen ward, zu vindiciren."

Balſamo öffnete langſam die Augen, um ſie

umschweifen zu lassen, während die Kurfürstin in einen Sessel gesunken war.

„Die Probe ist ungenügend, hohe Fürstin," sprach er nach einer Weile, „das fühle ich selbst. Ich konnte auch das durch müßige Hinterbringer, durch das Gerücht erfahren haben. Dort auf dem Tische liegt ein Schreiben, welches das Mädchen auf der Brust trug. Aus dem Umstande, daß Ihre Durchlaucht eben darin gelesen, durfte ich den Schluß ziehen, daß Sie sich in diesem Augenblick damit beschäftigt. So glaubt die Vernunft jedes Mysterium erklären zu können und das ist ihr Recht, was wir ihr lassen müssen, um unser Recht zu wahren, daß es einen Schlüssel zu der ewigen Wahrheit giebt, den nur ihre Geweihten kennen."

Dorothe war getroffen, aber nicht überwunden. Der Mann imponirte ihr, aber sie verlangte wieder nach unbeschränkter Herrschaft. Um den Kampf fortzusetzen, wollte sie eine Waffenruhe. Er sollte reden, während sie dachte. Sie forderte, was sie vorhin abgewiesen, die natürliche Erklärung des Wunderbaren.

„Warum, hohe Frau, diese Zustände als eine Vervollkommnung unsres Organismus, warum nicht lieber sie als eine Krankheit betrachten! Warum uns beneiden, wo wir zu bedauern sind! — Sie überkommt uns, wenn wir es nicht erwarten, sie verläßt uns, wenn wir sie bitten möchten, zu bleiben. Sie enthüllt uns, was wir in ewige Nacht begraben wünsch-

ten, und wo unſer Herz ſehnſuchtsvoll entgegenſchlägt, läßt ſie den Vorhang niederrollen. Mit aller Kraft unſeres Willens halten wir ihn nicht. — Eine natürliche Erklärung dafür! — Möchte ich doch behaupten, es beſitze jeder Menſch, bald ſtärker, bald ſchwächer davon, er giebt nur auf die Zeichen nicht Acht. Was ſind unſre Träume als die ungeordneten Viſionen der innern Sehkraft, die durch Mauern und Berge dringt. Was die Wolken und ihre wunderbaren Bildungen, in denen wir ſchneebedeckte Alpen, Seen, Schlöſſer und Städte zu erblicken glauben, als die Ausdünſtungen des Fleckens Erde, auf dem wir leben."

Balſame brauchte kein Magier zu ſein, um zu bemerken, daß er vor tauben Ohren redete. Die Kurfürſtin ließ ihn ja nur ſprechen, um ihren eigenen Gedanken zu huldigen, und dieſe hatten ſchnell eine ganz andere, praktiſche Richtung genommen. Dorothe hielt die Menſchen für Werkzeuge, von denen der Verſtändige den beſtmöglichſten Gebrauch für ſeine eigenen Zwecke machen muß. Die Neigung für das Mädchen war zuerſt als eine Phantaſie aufgeſchoſſen; als die Grille zu einer thätigen Liebe ward, ſchoß auch zugleich der Plan auf, ſie als Werkzeug zu gebrauchen. Die Schwierigkeiten, wie ſie es benutzen ſolle, hatte ſie nicht überſehen, aber noch nicht ganz berechnet. Um ſich nicht zu verrathen, durfte ſie nicht offen als Protektorin auftreten, auch ihre Stellung als Landesfürſtin verbot es ihr. Sie hatte ſchon flüchtig nachgeſonnen, wen ſie dazu gebrauchen könne, aber noch Keinen ge-

putirten einſt als Gaſtſpieler ausgepfiffen hatten. Nun war alles eine große röchelnde Leichengrube und Collot d'Herbois ſchwenkte die ſchmutzige rothe Mütze und rief: „Lebt da vielleicht noch Einer? Der Eine richtete ſich, wie die Geſchichte erzählt, auf, der Eine war ich, und ich rief es ihm zu, als ich aufwachend den Schweiß von der Stirne wiſchte und meinem Schöpfer dankte, daß ich nicht 1793, ſondern 1826 in jener gräßlichen Octobernacht in Lyon verweilte.

Als ich mich höchſt zufrieden im Bette umdrehte, geſtand ich mir ein, daß es ſich auch *en second* trefflich ſchlafen und wohnen laſſe, wenn man jener Schreckenstage gedenkt.

Schade, daß gute Sentiments ſobald vergeſſen ſind.

Die Lyoneſer errichten jetzt einen Obelisken dem Andenken ihrer damals umgekommenen Mitbürger, die Subſcriptionen ſtocken aber, wie aller Handel in der ſchönen Stadt.

funden. Wer die Anſprüche der Schapelow'ſchen Erben wieder aus dem Sumpfe hervorzog, trat als Feind gegen den Feldmarſchall Derfflinger auf. Das Anſehen deſſelben war in letzter Zeit noch geſtiegen. So leicht würde ſich Niemand zu dieſem mißlichen Geſchäft, bei dem wenig zu gewinnen, viel zu verlieren war, verſtehen. Es mußte ſelbſt ein Mann von Anſehen, er mußte in den Künſten der Rechtsgelehrten eingeweiht ſein; von perſönlicher Bedeutung, von bedeutender Klugheit und zugleich von der Unterwürfigkeit, daß er, bei großer Thätigkeit, nicht verriethe, wie er nur ihr Inſtrument ſei.

Da hatte ihr der Himmel den Magier geſandt! —

Dorothe ſchien aus angenehmen Träumen zu erwachen. Ihre Liebenswürdigkeit in Mienen und Wort ſchien dem Fremden ihre Rauheit vorhin abbitten zu wollen. Das Herz der Frau, der Mutter, ſtrömte über, es war, als fühlte ſie das Bedürfniß vor einem werthen Freunde eine Beichte abzulegen. Er, der das gewußt, konnte auch Alles wiſſen, nämlich Alles, was ſie ihm ſagen wollte; von dem ſonderbaren Zuſammentreffen, von dem alten Prozeß, von den Ausſichten des Mädchens, wenn einflußreiche, verſtändige Perſonen ſich ihrer annähmen, von dem wunderbaren Gefühle von Theilnahme, Liebe, das ſie plötzlich für die Kleine ergriffen. „Was geht mich nun das fremde Kind an!“ Wie liebevoll forſchend blickte ſie nach dem vor ihr Stehenden auf, wie um Erklärung, um Zu-

ſtimmung bittend. Er zahlte mit der Münze, die gefordert war:

„Meiner gnädigſten Frauen ſeltene Muttertreue und Liebe für ihre Kinder kann, wie alle echte Liebe, nimmer ruhen, ſie thut ſich nie genug, ſie will immer mehr Weſen mit ihren wärmenden Mutterarmen umſchlingen. Das dieſem Kinde angethane, ſchreiende Unrecht weckt andere Vorſtellungen, Vergleichungen. Wenn ein ähnliches Unrecht auch ihren Kindern angethan werden könnte! O, ein liebendes Mutterherz ſucht nach allen Möglichkeiten. Darf ſich die Mutter nicht fragen: wie wenn auch Deine Kleinen verſtoßen würden, auch, um glücklicherer Geſchwiſter willen, um ihr natürliches Erbe gebracht, die Theilnahme Fremder anflehen müßten? Die Einbildungskraft der Liebe iſt unerſchöpflich, wo ſie Gefahren wittert, wo ſie nach Schutz ſucht. Das iſt ihr ureigenſtes Weſen, daß ſie auch Gefahren ſchafft, die nicht da ſind, warum ſoll ſie nicht auch nach einem Schutz, nach einem Retter und Advokaten ſuchen, rufen, wo es keines Schirmherrn bedarf?“

Was die Kurfürſtin ſich ſelbſt nur zu denken, erlaubte ſie Andern nicht auszuſprechen. Sie würde zu anderer Zeit die verwegene Anſpielung, die ſich unter der Schmeichelei verſteckte, ſcharf gerügt haben. Aber ihr Operationsplan war eben fertig geworden; um eine Wallung des Unwillens durfte ſie ein vortreffliches Werkzeug nicht zerſchlagen. Sie ſelbſt wollte ganz aus dem Spiele bleiben, nach Berlin ohne das Mädchen, das irgendwo wieder verſchwinden ſollte, zurückkehren.

Wenn aus dem Munde eines Fremdlings, eines Sehers, zuerſt die Kunde von einem ungeheuren Verbrechen wieder angeregt ward, wenn er die Exiſtenz eines geretteten Tyſers verkündete, wie mußte dies in einem Zeitalter wirken, das für ſolche Offenbarungen nur zu geſtimmt war! Für das Weitere wäre dann geſorgt worden. Sie glaubte ihn für die Vorſtellung erwärmt zu ſehen, ſie rückte mit ihrem Antrage ſchneller hervor, als ihre Art war, indem ſie an ſeine Phantaſie, ſeinen Heroismus oder ſeine Eitelkeit appellirte, aber ſie hatte ſich verrechnet; er antwortete als Diplomat.

„Iſt mein Zeugniß eine Urkunde? Der Traum eines hergelaufenen Fremdlings! würden die Milderen lächeln. Wenn ſie lächeln! Die Strengeren ſchrieen Schwarzkünſtler! Man würfe mich ein. Kann ich den Dienſten meiner durchlauchtigen Frau mich widmen, wenn ich aus meinem Gefängniß nach ihrem Beiſtand rufen müßte?“

Sie entgegnete, daß es nicht auf ſein Zeugniß vor Gericht, daß es auf ſein Wiſſen, ſeine Thätigkeit, Umſicht, ſeine Begeiſterung für die Sache der gekränkten Unſchuld ankomme.

„Jedes alte Recht, das wieder gewonnen wird, kränkt inzwiſchen erworbene Rechte. Der Verluſt derſelben iſt für die Beſitzer ſchmerzlicher, als das Bewußtſein Eines, der nie im Beſitz eines Rechtes war, daß er dazu geboren iſt.“

„Iſt das die Geſinnung eines Ritters, Don Balſamo de Merena?“

„Die Zeit der irrenden iſt vorüber, durchlauchtigſte Frau; auch in Spanien! Ein großer Poet hat ein lehrreiches Gedicht darüber verfaßt.“

„Die Don Quixote ſind aber noch nicht ausgeſtorben!“ rief die Fürſtin mit einem Blick, der übel zu der vorigen Holdſeligkeit und Ruhe paßte.

„Meine Miſſion iſt eine andre,“ hatte er mit ſeiner weich ſonoren Stimme geſprochen, die den Zauber ſeiner Erſcheinung ſo oft unwiderſtehlich machte. So ſtand er wieder vor ihr und die Fürſtin fühlte wieder, daß die ſo ſchwer behauptete Autorität wanke.

„Was iſt Eure Miſſion in dem Lande, wo nur mein Herr und Gemahl eine hat? Für die Miſſion, ſein Volk zu beglücken, iſt er der Ritter und Paladin; er bedarf keines Helfershelfers.“

„Meine iſt beſcheidener,“ ſprach Balſamo. „Sie lautet nur: in bewundernder Ehrfurcht knieen vor einer Mutter ihres Landes, einer Heiligen, einem Schutzgeiſt, der Brandenburg vor einem fruchtloſen Kriege bewahrt, es zurückreißt von einem Abgrund, in den das Volk und ſein erlauchter Herrſcherſtamm ohne dieſen Engel des Friedens rettungslos ſtürzte.“

Er hatte es mit einer Wärme geſprochen, welche von dem bisherigen gehaltenen Tone ſehr abſtach. Er ſchien ſelbſt, als die Worte heraus waren, darüber erſchrocken; noch mehr die Kurfürſtin, welche, ihm bis da halb den Rücken kehrend, ſich raſch umwandte:

„Was ſoll's! Was wißt Ihr, Graf?“

„Nichts, als was ich wünſchte, daß alle Branden-

burger wüßten, die ihren Gott allabendlich auf den Knieen um Frieden anflehen; dieſelben Brandenburger, die ſo oft gegen Ihre Durchlaucht — O ewige Gemeinheit in der Menſchenbruſt! Still davon! Hätte Einer wie ich geſehen —"

Mit haſtiger heftiger Bewegung machte ſie das Zeichen des Schweigens; aber ihre Lippen murmelten tonlos: „Was ſahst Ihr?"

„Wie eine hohe Frau die Hand, die ein großer König zum Friedensbunde ihr entgegen hielt, gedrückt hat. In ſtiller Anbetung fragte ich auf meinen Knieen: Wer iſt größer: jener allmächtige König, der von ſeinem Thron herabſteigt, um eine Frau zu bitten, oder jene Frau, welche ohne Furcht vor dem Leumund die Hand des fremden Mannes freudig und entſchloſſen drückt. Denn ſie erkennt die höhere Pflicht, ihre Völker, ihre Kinder, ihren Gemahl vor dem Verderben zu retten. In ſeiner Hand ſchweben jetzt die Geſchicke der Länder und Völker, er, der Schiedsrichter Europas, will, daß Friede walte und Eintracht, damit Alle glücklich werden. Und dieſe edle Fürſtin, deren Sorge ſcheinbar nur auf das Nächſte gerichtet war, die ihre Kinder ſelbſt nährte, aufzog, die verloren ſchien, ſagen die Gemeinen und Neidiſchen, in der Sorge für den Hausſtand, für das kleine Bedürfniß, dieſe Fürſtin erkennt im geweihten Moment, was ihre Aufgabe iſt: ihren großen Gemahl mit ſeinem großen Feinde zu verſöhnen. Das iſt das Zeichen der Erwählten, die mit dem Heller zaudern, wenn ſie zweifeln, und Tauſende hinwerfen, wenn ſie

wiſſen, daß es gilt. Was ſind Tauſende, was Millionen, gegen das, was dieſe Erwählte in dem Momente hingab, opferte. Sich, ihr ganzes edles Selbſt. Da ſah ich den Diamantenſchmuck mit den königlichen Lilien, der an ihrer Bruſt prangte, von ihrem keuſchen Buſen ſich erheben, und als ſtrahlendes Diadem ſchloß er ſich um ihre Stirn. Sanctiſſima! brach es aus meiner Bruſt, da fiel der Vorhang, es ward dunkel."

Einen leichten Schrei hätten die Geiſter der Luft, aber auch dieſe nur, gehört. Ueber ihre Lippen kräuſelte es. Es folgten einige Augenblicke Todtenſtille im Zimmer. Dann erhob ſie ſich: „Ihr ſeid entlaſſen."

Als er ſich rückwärts nach dem Ausgang bewegte, rief ſie ihm nach: „Den Vorhang laßt ruhen, Don Balſamo; wagt nimmer wieder, ihn zu heben!" — Als er die Thür erreicht, ſprach ſie im gewöhnlichen Tone: „In der Reſidenz ſehen wir uns wieder. Rechnet auf eine gnädige Fürſprecherin."

Als ſie im Zimmer auf- und abging, hätte ein aufmerkſamer Beobachter gemeint, daß ſie ſelbſt einer Fürſprecherin bedürfe. — So unſicher waren die Schritte der ſtolzen Frau, die ſonſt männlich feſt auftrat. Dann ſetzte ſie ſich wieder hin und ſtützte den Kopf im Arme und drückte die Hand an die Stirn.

Der Magiſter Benedict Skytte, Doctor juris

utriusque, ließ um die Erlaubniß bitten, ſich Ihro Durchlaucht vorſtellen zu dürfen.

„Doctor juris," wiederholte die Fürſtin, „das iſt ja ein Juriſt; vielleicht Einer, der vor den eingebornen Familien keine Furcht hat; denn er kennt ſie nicht."

Dreizehntes Kapitel.

O Luiſe, wie ſehr vermiſſe ich Dich!

Die Kurfürſtin mußte den Magiſter gnädig empfangen und entlaſſen haben; ſein Geſicht ſtrahlte noch von Wohlgefallen, als er im rothen Hirſchen mit dem Landeshauptmann zuſammentraf. Aber der Mund ſtrömte nichts von der Gnade aus; dagegen ließ er fallen, als der Alvensleben ihn fragte, ob er morgen bei guter Zeit mit ihm aufbrechen werde, daß er einen Auftrag von der gnädigen Frau habe, der ihn noch am Orte feſthalten dürfe. Etwas ſpöttiſch fragte der Landeshauptmann, als er von der Tafel ſich erhub: Ob auch Ihre Durchlaucht vielleicht von dem Magiſter lateiniſch lernen wolle? worauf dieſer erwiedert: Ihro Durchlaucht, wolle ihm bedünken, verſtänden ſchon für das Land dermalen genug davon.

Damit hatte es Herr Benedikt Skytte mit dem Herrn von Alvensleben verdorben. Die Zunge iſt ein loſes und ſpitzes Ding: was man nicht feſt genug halten kann, abſonderlich wenn man zu Hofe geht.

Der rechte Weg, heißt's unter Bürgersleuten, ist der grade; aber am Hofe lächeln sie über uns. Sie müssen's schon besser verstehen. Mag man auch ein Magister sein in allen Künsten, und Alles zu wissen vermeinen, wenn man nicht auch auf krummen Wegen Bescheid weiß, und außerdem noch mancherlei, sieht's bedenklich aus für Einen, der zu Hofe will, wie Herr Skytte.

Wenn Frau Dorothe, die Kurfürstin, in Berlin einfuhr, war ihr niemals wohl zu Muth, wie hätte es heut sein sollen, wo so viel Banges und Ernstes in der Luft schwebte, wie Wolken, die lange Feuchtigkeit angesogen, sich aber noch nicht entladen können. Wie tief sie die Hüte zogen, ihre Gesichter blieben lang.

Und auf dem Schlosse auch: „Kurfürstliche Durchlaucht sind nicht bei Wege," hieß es gegen die fürnehmsten Diener, und sie waren abgewiesen, oder warteten in einem Winkel des Schlosses auf einen günstigen Augenblick; auch solche, die stets Zutritt hatten. „Seine Durchlaucht sind unpaß," sagte der Doctor Krug von Nidda zur Kurfürstin, „Sie wünschen Niemand zu sprechen." — „Wieder ein Podagraanfall?" — Der Herr von Nidda zückte die Achseln und wies auf die Thür zum Kabinett, aus dem man deutlich die gestiefelten Tritte vernahm. Der Leibmedicus Nicolaus Bennet trat hinzu: „Es ist mehr eine **indispositio animi**, besorge ich, als ein Affectus der Organe." Der dritte Arzt, **Dr.** Martin Wiese, auch herbeigeeilt, als er die Ankunft der hohen Frau vernommen, bestätigte die Meinung seiner Kollegen: „Kurfürstliche

Durchlaucht ließen gestern Abend sogar den Schlaftrunk zur Hälfte stehen; was Sie nimmer thun, zum wenigsten wenn Sie von einem anstrengenden Ritt heimgekehret. Es war der Ungarwein, mit Malvoisir gemenget, den Sie absonderlich lieben. Sie leerten kaum ein halbes Quart, und hatte es doch der Kämmerier, Herr Johannes Kunkel, in der Art gemischt, wie Durchlaucht es zu trinken lieben."

Der Arzt wollte von dem Kammerdiener gehört haben, daß der Herr in letzter Zeit oft geklagt, wie er keinen Freund mehr habe, mit dem er rechtschaffen und aus vollem Herzen einen guten Trunk ausstechen könne.

„Nannte er da wen von seinen alten Freunden?"

„Einmal seufzten Sie: Ja, ja, der Kurt von Burgsdorf!"

Der war nicht mehr gefährlich, dachte die Fürstin und fragte: ob nicht der viele und starke Wein bei den vorgerückten Jahren schädlich auf die Constitutio ihres Gemahls einwirken könne?

Die Aerzte besannen sich. Wenn einer den andern dabei anblickte, mochte er aus dem vollen gedrungenen und gerötheten Gesichte den Trost abschöpfen: was uns nicht schadet, warum das ihm? War doch die Frage auch nicht so ernst gemeint. So fiel denn auch ihr Gutachten aus: Wie man einen Baum in der Jugend begossen, was solle er im Alter, da er voller und stärker geworden, den Aufguß nicht vertragen! Als wie das Wasser für die Pflanzen, sei der Wein für

13.

Au premier.

Es goß unaufhörlich hinab in die engen Straßen, der Himmel schien zu bersten, und die von Wolkenbrüchen angeschwollene Rhone tose von den Alpen her, daß man sie mitten durch den Platzregen vernahm.

An Ausgehn war nicht zu denken, der Constitutionell, das Journal des Debats und ein Mittagsmahl von dreißig Schüsseln oder mehr, und doch im ersten Hotel der zweiten Stadt von Frankreich ein schmutziges Tischtuch und Gabeln, die der Gast selbst erst vollends reinigen mußte! darüber verging der Tag, und doch konnte ich mit Titus sagen: „Kein Verlorner," denn ich war mit Hülfe des Garçon aus dem *second au premier* hinabgezogen.

Der fünf Fuß lange Komödienzettel lockte zu mächtig, zwei Vaudevilles und zwei Melodramen, von denen wenigstens das eine ein schreckliches sein sollte, waren für ein Entreegeld zu haben. Ich stieg in den Fiacker und stand in dem schmutzigen gedrängt vollen Hause schon am Orchester. Die

die Menſchen; abſonderlich in ſolchen kalten Climatibus, wo man für die warme Sonne eines Subſtituti bedürfe. Wie man aber in einem Garten die ſeltenen Pflanzen vornämlich beſprengen müſſe, ſei es auch mit ſeltſamen und großen Menſchen gewiſſermaßen derſelbe Fall; der Wein ſei nicht nur ein **nutrimentum corporis**, ſondern auch **ingenii**. Jemehr ein großer Mann Gedanken ausgebe, müſſe er auch deren ſchöpfen, und ſei es der Wein, der nicht allein Blut und die Energeiam, ſondern auch Gedanken und diejenige **hilaritatem** oder Heiterkeit und Fröhlichkeit ſchaffe, welche zu allen menſchlichen Verrichtungen nothwendig. Endlich ſei es nimmer gut, mit einem leeren Magen zu Bette gehen, als was Unruhe ſchaffe, Viſionen, Alpdrücken und blutdürſtige Gedanken, wie auch ein leeres Faß ſich mit dem kleinen Finger verrücken und rollen laſſe, wohingegen ein volles feſt liege, und die Tauben ſich ſättigten von dem edlen Inhalt.

Hätte die Kurfürſtin ihre Frage anders geſtellt, ſo hätten die Medici auch ein anderes Gutachten abgegeben.

Für die Gattin war, wie ſich verſteht, die Thür des Gemahls nicht verſchloſſen, aber ſie war früher als gewöhnlich und nicht zufrieden zurückgekehrt.

Und hatte er nicht wieder, als ſie eintrat, mit verſchränkten Armen vor dem lebensgroßen Bilde ſeiner erſten Gattin geſtanden! Hatte ſie nicht wieder den Schmerzenslaut hören müſſen: „O Luiſe! Luiſe, wie ſehr vermiſſe ich Dich!“ Das rief er nur in Augen-

blicken bangen Zweifels; es war ein Ruf, wenn ſie ihn belauſchte, der eiskalt ins Herz ihr drang. Was hatte es ſie getröſtet, daß, als er ſie erblickt, er ſie an's Herz drückte! Er ſchloß es ihr nicht auf, er bat ſie freundlich, ihn zu verlaſſen. Er hatte dringende Staatsgeſchäfte!

Im Vorſaal begegnete ihr der alte Miniſter Otto Schwerin mit dem Landeshauptmann Alvensleben. Dieſe waren „zum Rapportiren," ſagten ſie, berufen. War's der alte Schwerin oder der Herr von Alvensleben, welcher ihr nicht ſo Rede geſtanden, wie ſie verlangte? „Die Herren haben Eil, ich will ſie nicht aufhalten," damit hatte ſie ihnen den Rücken gedreht.

„Dieſe gebornen Herren," ſprach ſie für ſich, „möchten die Naſe wieder höher tragen, als ſie gewachſen iſt. Hat mein Herr ihnen letzthin ſeinen Daumen nicht feſt genug aufgedrückt?"

Im Eckzimmer ſtand noch Jemand und wartete in der Stellung Eines, der auch nicht grade zur Geduld gebetet hat, am Fenſter, das nach dem Luſtgarten hinausgeht. Der alte Derfflinger hörte kaum, daß es ſeine Kurfürſtin war, die herein rauſchte, und als ſie ihn erkannt, ihrem Gefolge Weiſung gab, ſich zu entfernen.

Sein Name klang von ihren Lippen ſo weich; ein „Vater Derfflinger!" ließ ſie darauf folgen, indem ſie ihm die Hand ſacht auf die Schulter legte. Der Ueberraſchte beugte ſich tief: „Krumme Rücken für die, welche dazu geboren ſind! Wer es zum Feldherrn iſt —"

Sie unterbrach ſich ſelbſt. „Wenn Euer Beſuch dem Kurfürſten gilt, ſo thut es mir leid, daß er es noch nicht weiß. Wer hat die Meldung?“

Der alte Soldat nannte einen Namen.

„Es iſt unverſchämt, daß ſo junge Laffen, wenn auch mit noch ſo altem Namen, einen Derfflinger antichambriren laſſen. Es muß hier Manches anders werden.“

„Das wird's ohnedem,“ ſeufzte der Feldmarſchall.

Sie wollte durch ihren Kammerherrn ihn melden laſſen. Er antwortete: er ſei ſchon gemeldet, Durchlaucht habe aber herausſagen laſſen: er möge ſich noch gedulden wegen dringender Geſchäfte.

Dorothe ſchien erſtaunt, bald aber flog ein Lächeln über ihre Züge: „bei Fehrbellin ließ man Euch das nicht ſagen, als Ihr zum Angriff rietbet. Die andern Generale und Obriſten wußten auch von Dringenderem, was vorginge. Damals — ja damals — im Kriege iſt zu Conſpirationen und Intriguen nicht Zeit. Wenn aber lange Friede war —“

„Es iſt noch nicht Friede,“ unterbrach der Derfflinger, und ſeine Degenſcheide klirrte faſt auf der Diele.

Sie hatte ſich niedergeſetzt und drang in den „Vater Derfflinger,“ daß er auch einen Stuhl heranrücke. Das that er zwar, aber er ſtützte nur den Arm auf die Lehne.

Sie lachte: „Ei doch ſo eitel, wie man Euch ſchilt! Ihr wollt die Jahre nicht gelten laſſen, nur den Rang und die Disciplin.“

Wenn man alt werde, dürfe man für den Spott der Jugend nicht sorgen, meinte der Feldmarschall, nahm aber doch in der Folge der Unterhaltung, wenigstens auf dem Rande des Stuhles, Platz.

„Was ist daran nun lächerlich," sprach sie, „daß Ihr noch die Degenkoppel tragt wie der große Schwedenkönig, und nicht wie die jungen Herren, die seitdem in Paris waren, oder doch am Rheine, und es absahen, wie Turenne und Condé sie tragen. Und ist das ein Gegenstand zum Spott, wenn ein Herr aus der guten alten Zeit seinen Knecht noch vor sich reiten läßt, statt, wie es nun Mode ist, zehn Schritt hinter sich."

„Den jungen Herrlein ist schon Manches sonst an mir nicht recht," brummte der alte Soldat mit einer Miene stiller Selbstzufriedenheit.

„Wegen dessen, was der junge Bismark neulich an der Pagentafel äußerte: Ihr ließet Eure Farben vor Euch tragen, weil nichts hinter Euch sei, mögt Ihr Euch nicht affligiren, der Kurfürst war sehr aufgebracht und wird es ihm nicht vergessen."

„Ei nun, hochfürstliche Frau, wenn es die Ehre wahren gilt, weiß der Derfflinger auch noch zu sprechen, was sich schickt," wobei er einen sonderbaren Griff an die Seite that; durchaus nicht was gegen den Respekt für eine Frau und Fürstin verstoßen hätte, es war nur eine Reminiscenz, die er und die Fürstin verstanden.

„Das weiß ich," sprach sie ihm zunickend. „Ihr fertigtet den dünkelvollen jungen Herrn von draußen

— entſinne ich mich doch wirklich nicht mehr wer es war — wie er's verdiente, an der fürſtlichen Tafel ab. Aber aus Freundſchaft möchte ich Euch bitten, unterlaßt dieſe Anſpielungen auf Elle und Nadel. Der Adel, den ihr erworben, iſt Euch ſo in's Blut gewachſen, er wird auch von allen Verſtändigen anerkannt, daß Ihr das Alles hinter Euch vergeſſen mögt; Niemand's Schande iſt es, wenn ſein Großvater ein Schneider war! Aber man könnte es Euch als Eitelkeit auslegen, wenn Ihr ſelbſt immer wieder daran erinnert. Dieſe Junker haſchen danach. Ich verdenke es ihnen nicht, denn um ihren Einfluß bei Hofe iſt's geſchehen, ſie haben nichts bei meinem Gemahl zu hoffen, und noch weniger bei mir — wie es dereinſt beim Kurprinzen Friedrich, meinem armen Stiefſohne, ausſehen wird, das iſt freilich etwas Anderes. Aber nehmt den Rath Eurer Freundin an, Ihr müßt Ihnen auch keine Gelegenheit laſſen."

Der Feldmarſchall ſchien ſie nicht zu verſtehen.

„Euer Ruhm ſteht feſt, unerſchütterlich. Ihr ſeid der erſte Reitergeneral unter denen, die jetzt leben; es iſt keine Rede, daß das Jemand bezweifelte. Im Vertrauen des Kurfürſten, in ſeiner Liebe ſeid Ihr ebenfalls nicht der Zweite. Er hat Euch überhäuft mit Gütern, Ehren, Gehalt, Alles nur, wie Ihr verdient. Ihr ſeid reich als glücklicher Soldat, das iſt in der Ordnung, noch reicher, weil Ihr die Erbtochter eines der älteſten adligen Geſchlechter dieſes Landes heimgeführt. Eure Stimme gilt und entſcheidet im

Rathe, wie dort vor Fehrbellin. Kurz, Ihr ſeid der berühmteſte, tapferſte, weiſeſte, reichſte, geehrteſte Mann in unſerem Reiche, iſt das nicht Grundes überzuviel, daß Euch der Neid auf Schritt und Tritt verfolgen muß."

Der Derfflinger fuhr mit der Hand an ſeinen kahlen Kopf: „Gnädigſte Frau, ſeht die Paar weißen Haare! Der Neid hat einen kurzen Weg."

Sie lachte herzhaft auf: „Sag mir noch Einer, daß die Männer nicht eitler ſind als die Frauen. Da ſoll ich ausſprechen und herausſtreichen, was Jeder denkt und weiß, und Ihr auch, daß Euer jugendlich Blut Eure grauen Haare zu Lügnern macht. Wenn der Horn und die Schweden heut wieder über die Grenze fielen, ſäßt Ihr nicht morgen zu Roß, und flögt wie der Sturmvogel nach Preußen?"

„Ich glaub's."

„Und erklärte mein Herr jetzt, wo Alles Frieden macht, er wolle allein gegen den franzöſiſchen König losgehen, was gilts, Ihr ließet die Fanfare blaſen, Ihr rißt Euren Degen aus der Scheide und rieft: „Vorwärts, Brandenburger, gegen alle Welt."

Der alte Soldat war aufgeſprungen und ſein Degen klirrte: „Durchlaucht, das thut der Degen ſchon, 's iſt ſo ſeine Natur."

Sie las mit ihren klugen Augen in ſeinen aufblitzenden. Nach einer Pauſe ſagte ſie ruhig: „Ihr habt Recht, ſo thäte Euer Degen, Ihr ſelbſt würdet anders handeln."

Er ſtutzte.

„Es iſt kein Vorwurf, Vater Derfflinger. Wenn Euer Herr Ordre giebt, würdet Ihr losſchlagen, ohne zu zählen, wie viel vor Euch, und wie viel hinter Euch ſtehen. Aber wenn der Kurfürſt Euren Rath forderte, würdet Ihr die wilde Jugendluſt, das angeborne kriegeriſche Feuer, die Ruhmsbegier, wenn auch mit ſchwerem Herzen, bekämpfen, Ihr thätet es als Patriot! — Als ein erfahrener weiſer Staatsmann, der die Wechſelfälle überſchaut, denen alle irdiſche Dinge unterworfen ſind, würdet Ihr wiſſen, daß wie all Ding ſein Maß und ſeine Grenzen hat, einen Sieg zu weit verfolgen, zur Niederlage führt, daß Brandenburgs Ruhmeswagen ſo hoch in dem Himmel trieb — Ihr habt ihn da hinaufgefahren, — daß er, ein Bischen weiter, die Stelle erreicht, wo er ſtürzen muß, daß Viele, die ſich unſre Freunde nannten, nun darauf warten, damit ein jäher Entſchluß uns um all unſer Erworbenes bringt; daß um deswillen ein kluger Wirth lieber vom Uebermaße bei Zeiten abgiebt, um das volle ‚Maß zu retten, was noch gerettet werden kann. Ihr würdet Eure wahre Liebe für unſer Haus dadurch bekunden, daß Ihr, auch gegen Eure Herzensneigung, den Rath ertheiltet, der es allein vor dem Untergang bewahrt. Ja, ich ſchlage Euren Patriotismus noch höher an, wie ich denn überzeugt bin, er kann nicht hoch genug angeſchlagen werden; ſelbſt wenn mein Gemahl Krieg forderte, Ihr würdet Friede! ſtimmen, denn Brandenburgs und unſres Hauſes Frieden und Heil iſt Euch wichtiger als ſeine Ungnade.“

„Vor der bewahre den alten Derfflinger der allmächtige Gott!“

„Und wenn ich es Euch zur Gewiſſenspflicht machte, ich, als erſte und treueſte Unterthanin meines Gemahls, die ſeine Herzenswünſche, Bedürfniſſe, ſein Wohl und Weh, ſeine Lage, ſeine Geheimniſſe am beſten kennt, wenn ich Euch hieße: Vater Derfflinger ſtimmt für den Frieden, oder Ihr macht uns Alle unglücklich.“

„Herr führe uns nicht in Verſuchung, würde ich rufen.“

„Herr von Derfflinger, die Hand von Eurer Bruſt!“ ſprach ſie wieder lächelnd nach einer Pauſe. „Ich könnte ſonſt meinen, Ihr hättet die Verſuchung und meine Probe ſchlecht beſtanden, indem Ihr's für Ernſt nahmt. Was geht mich denn die große Politik an? Ich bin ſeine Hausfrau, die nur zu ſorgen hat, daß ſein heranrückendes Alter ſorgenfrei ſei. Will er ſich ſelbſt neue Sorgen bereiten, was haben wir ein Recht, ihn zu hindern, wir haben nur die Pflicht, ſie mit ihm zu tragen. Er weiß beſſer als wir, was dem Lande, was ſeinem Hauſe frommt. Wer ſchlechte Rathſchläge gab, auf deſſen Haupt komme es. Der alte Derfflinger wird ſeinem Fürſten nur gute geben, ſo lange er in ſeinem Rathe ſitzt.“

Sie mußte die Worte mit einer Betonung geſprochen haben; der General blickte ſie verwundert an.

„Ihr habt neulich um Euren Abſchied gebeten.“

„Das war —“

„Nur eine Aufwallung des Unmuthes, wofür auch der Kurfürſt es nahm, und lächelnd Eure Bittſchrift in den Kaſten warf. Mir gebot er, gegen Niemand etwas davon zu erwähnen, da es Euch ſchon gereut haben werde, im Augenblick, wo er das Schreiben erbrach. „„Er ſchützt zunehmende Altersſchwäche vor, und iſt der jüngſte meiner Generale, wo es Entſchloſſenheit gilt,““ ſagte mein Gemahl. „„Seine Krankheit iſt, daß ich den Barfuß zum Generalmajor ernennen will und dem Schöning eine Stelle zugedacht, auf die er für ſeinen Schwiegerſohn Marwitz gerechnet hat. Ich muß den alten Herrn ſchon wieder gut zu ſtimmen ſuchen, ſonſt pflanzt er mir noch im Oderbruch das Banner der Rebellion auf.““ — So ſprach mein Herr in ſeiner guten Laune, aber Ihr wißt, daß Kränklichkeit, Jahre und Sorgen ihn auch verdrießlich und ſehr verdrießlich machen. Da geräth er gegen ſeinen treueſten Freund in Harniſch. Hütet Euch, noch einmal um Euren Abſchied einzukommen, es könnte im Augenblick ſein, wo ihm wieder der Marſchall Schomberg vorgeſchlagen wird.“

„Der alte Marſchall Schomberg?“

„Nun er wird nicht eben älter ſein als Ihr. Sein Ruf als Taktiker hat den Kurfürſten in letzter Zeit ſehr beſchäftigt, und Ihr wißt ſo gut wie ich, daß er gern berühmte Männer aus der Fremde in ſeinen Dienſt zieht. Auf das Alter ſieht er nicht genau, ſeit er ſelbſt alt wird.“

„Wer konnte den Marſchall Schomberg vorſchlagen?“

„Gewiß doch einer Eurer Feinde. Ich bemerkte nur darauf: zwei Feldmarschälle wären für Brandenburg zu viel, und ich wüßte nicht, weshalb wir den Derfflinger mit einem Andern changiren sollten. Unsre Feinde schwiegen damals, aber wer steht uns dafür, daß sie nicht wieder laut werden, und vielleicht in einem günstigern Augenblick!"

„Unsre Feinde?" rief Derfflinger.

„Warum sich darüber täuschen, lieber Derfflinger," sprach sie halb abgewandt und leicht mit der Hand über das Gesicht fahrend, — „mich liebt Niemand, weil ich mir schmeichle, die volle Liebe des Kurfürsten zu besitzen; Euch beneiden Viele, und das ist so viel als hassen, weil er Euch mehr als irgend einen Mann liebt und bevorzugt. Ihr steht ihnen im Wege, ich auch, Ihr hascht so viele Gunst fort, auf die Jeder eben das Recht zu haben glaubt; wie viele ich erst! Ihr seid ein Fremder, ich bin ihnen auch eine Fremde geblieben, weil sie meinten — Doch genug davon — Ihr seid dazu von bürgerlicher Abkunft, was bin ich ihnen mehr? Eine arme Wittwe, armer Eltern Tochter, die ohne Ausstattung der reiche Fürst gleichsam vom Wege auflas. Ueberall steht die Frau, die vor mir hier gewaltet, mir im Wege. Kann ich dafür, daß ich nicht so schön, so reich, eine so süße und fromme Liederdichterin bin als die Oranierin? So wenig als Ihr, daß Eure Väter nicht mit den Askaniern ins Land kamen, oder von den alten Wilzenfürsten stammten. Sie sehen scheel auf uns, beneiden, sie hassen

Gesellschaft gefiel mir nicht, und ich stieg in den ersten Rang. Auch hier die Herren mit den Hüten auf dem Kopf, auch hier deutsches Bier in den Logen präsentirt! So etwas beleidigt mich in die tiefste Seele. Ich erröthete vor dem Gedanken: wenn ich eine Dame ins Theater geführt hätte! Erschrocken blickte ich mich um. Zum Glück, es saß keine einzige im ersten Range. Die schönen Lyoneserinnen warten auf den Ausbau des schönen Opernhauses.

Ein Vaudeville, wie man es auch bei uns jenseit der Spree sieht. Nur ein kleiner Komiker, von Angely's Gestalt, erregte etwas die Aufmerksamkeit. Die Heirath im zehnten Jahre, vortreffliches Kinderspiel, wie nicht anders zu erwarten, in einem Lande, wo jedes Kind eine Rolle spielt, nur nicht die eines Kindes. Nun das Schloß Woodstock oder Carl Stuart, der zu einem Französischen Melodrama zerzauste Scottische Roman. Langweilig im Original, wie sollten seine Brocken eine anziehendere Kraft besitzen? Während Spiel und Stück in Schlechtigkeit, wetteiferten die Lyoneser Fabrikanten und Kaufdiener im Applaudiren.

In einer Handelsstadt, wie Lyon, wird auch der Fremde von dem Handelsgeiste angesteckt.

uns, denn sie möchten uns aus dem Wege schieben, wenn der Kurfürst nicht wäre; der sie schiebt, wie er Lust hat, — jetzt, so lange er mit ungetrübtem Aug' und Nacken ihren Praktiken ins Gesicht schaut. Aber auch das hellste Auge umflort sich, der aufrechteste Rücken beugt sich mit den Jahren. — Wie steht Ihr mit dem Kurprinzen?"

„Sollte ich das Unglück haben, meinen gnädigsten Herrn zu überleben, so hoffe ich, daß sein durchlauchtigster Sohn die Huld des Vaters einem alten Diener nicht entziehen werde."

„Ihr hofft! — Ja, auf die Hoffnung sind wir verwiesen. Ich denke, im Vertrauen gesagt, nicht so schlimm als Manche, über diese Zukunft. Der Kurprinz ist — diese kurmärkischen Junkerfamilien aber sind zäh wie ihre Kiefernbäume. Vor dem Sturmwind krümmen sie sich, aber er bricht sie nicht. Habt Ihr nicht gezählt, wie bei jedem Regierungswechsel ihre alten Ansprüche immer wieder auftauchen, auch die man längst im Grabe modernd glaubte. Sie geben die Hoffnung nicht auf, daß endlich ein schwacher Hohenzoller an die Reihe komme. Da soll das alte eingeborne Unkraut wieder in die Höhe schießen, des Gärtners Scheere zum Trotz, der Regen wieder seine natürlichen Wege fließen, der königliche Aar mit einer Suite von Krähenschwärmen durch die Wolken fliegen. Täuscht Euch nicht, Derfflinger, dieser Fürstenstamm ist von Gott so wunderbar begabt, daß jeder Sohn andre Qualitäten und Neigungen als der Vater zum

Vorſchein bringt. Die Hofleute ſpekuliren richtig, wenn ſie rechnen, mit dem, was beim Vorgänger nicht galt, kommſt Du beim Nachfolger an, die jener zurückſetzte, wird dieſer bevorzugen, die er in die Höhe hob, wird der neue erniedrigen."

„Ich hoffe —"

„Daß es mit Art geſchehen wird. O ja — vielleicht, vielleicht auch nicht. Der Kurprinz iſt mißtrauiſch, wie Verwachſene es ſind, die zehn Mal ſo groß ſich dünken, als der Zollſtab ſie klein macht; er geht ſchon jetzt auf hohen Hacken. Im alten Landsberg, bei ſeinem Gouverneur Schwerin in Koſt gegeben, hat er als dreizehnjähriger Knabe einen Orden geſtiftet de la générosité! Mit Crucifix und Scepter, nach dem Ritus der Johanniter in Sonnenburg, hat er Ritter geſchlagen. Etwa Eure Söhne, die mit ihm ſpielten, oder den jungen Schmettau, Blasſpiel? — Oder auch, was man doch zuerſt erwartete, als Dankbarkeit gegen ſeinen geliebten Informator und jetzigen Sekretair, den Eberhard Dankelmann? — Nichts davon; nur alte märkiſche Edelleute nach den Adelsregiſtern. Nicht wahr, das iſt pure, kindiſche Spielerei? Gewiß ſie iſt's. Aber in der Spielerei ſpiegelt ſich der Sinn. Als ſechszehnjähriger Knabe ſchickte er einen Vertrauten zu König Karl II. nach London und erſuchte ihn um den Hoſenbandorden, damit er ſeinem Vater nicht nachſtehe. — Blickt Ihr noch nicht in die Zukunft? Ludwig den Vierzehnten —"

„Haßt er, Durchlaucht, und die Franzoſenwirthſchaft rechtſchaffen deutſch wie ſein Vater —“

„Schon gut, aber was gäbe er nicht um ſeine Perrücke und ſein Zollmaß! — Freund Derfflinger, ſeid auf der Hut! Ihr meint, Ihr braucht es nicht; gut, dann aber warnt Eure Freunde, ich meine die Andern; es könnte ein Sturm, ein Froſt über Nacht kommen, und in einer Nacht iſt's um alle die Pilze, wie ſie Euch nennen, geſchehen. Man muß zuſammenhalten, wenn man feſtſtehen will.“

Sie gab ihm das Zeichen der Entlaſſung, oder vielmehr ſie entfernte ſich ſelbſt langſam nach der Thür, die ſchon von einem Kammerherrn halb geöffnet ward. Aber vor der Schwelle wandte ſie ſich noch einmal um:

„Was ich Euch fragen wollte! Wie ſteht es um den langen Prozeß beim Kammergericht?“

„Welchen?“

„Den die Müllersleute anſtrengten, nicht gegen Euch eigentlich, es war ja wohl gegen Schapelow's Erben?“

Der Feldmarſchall fuhr etwas zurück, und ſein Geſicht röthete ſich: „Gnädigſte Frau, das iſt eine Infamie, oder mit Reſpekt zu ſagen, eine Niederträchtigkeit; auch ruht der längſt, da die Müllersleute Todes verblichen ſind.“

„Die Müllersleute ſind freilich todt, aber ein Prozeß kann wieder aufgenommen werden.“

„Da müßte ja keine Juſtiz in Brandenburg ſein!“

„Auch keine Advokaten, lieber Feldmarſchall. Man ſpricht davon, daß ein Kind der Müllersleute noch am Leben ſei; auf der Reiſe erfuhr ich es — man wollte mir das Schickſal des Kindes an's Herz legen — vorläufig wies ich ſie zurück, aber man ſagte, es ſeien ſichre Dokumente und Zeugen aufgefunden. Ich möchte Euch nur bei Zeiten warnen."

„Gnädigſte Frau," fuhr der alte Krieger auf. „Das iſt Alles erſtunken und erlogen! Das war eine wahre Sippſchaft von Schurken, Betrügern und Rabuliſten, die das gegen uns ausgeheckt, und ſollte das Zeug noch einmal anfangen, ſo geht das wieder aus einem ſchuftigen Betrügerneſt aus. Aber ſo wahr ich Derfflinger heiße, ich will ihnen die Larve vom Geſicht reißen, daß die Leute ſie anſpucken ſollen. So einen alten Soldaten und guten Chriſten um ſein Eigenthum prellen zu wollen! Weiter iſt es nichts."

Das langgedehnte: „Wirklich!" der Kurfürſtin war von einem ganz eigenthümlichen Blicke begleitet, welcher den alten Soldaten, wenn er Augen dafür gehabt, erſchrecken können.

Aber er bemerkte nichts, ſondern fuhr in ſeiner Aufregung fort: „Durchlaucht mögen es mir glauben. Ich weiß es von meiner Schwiegermutter ſeliger ſelbſt. Mein Schwiegervater, der alte Schapelow war kindiſch worden; dem konnten ſie allerhand einreden —"

„Aber Ihr durchſchaut Alles. Das freut mich, Feldmarſchall. Ihr ſeid ein ehrenwerther Mann, und einem ehrenwerthen Mann glaubt man. Da Ihr

auch eine ſo gute Bürgin habt, die ſelige Frau von Schapelow, braucht Ihr wohl meine Hülfe nicht, die ich Euch ohnedem angeboten hätte. — Ihr wollt alſo den Prozeß, und Euch nicht vergleichen?"

„Mit wem, Durchlaucht?"

„Mit Euren Feinden — oder Freunden. Ich mache Euch nur darauf aufmerkſam, daß Eure Feinde jede Handhabe, alſo auch dieſe, gern ergreifen werden zu Eurem Sturz; daß die Familien, in die Ihr hineingeheirathet, nicht ſo zahlreich und mächtig ſind als die, welche nicht die Ehre haben, mit Euch in Verbindung zu ſtehen; daß das Gerücht von einer ſeltſamen Angſt ſpricht, welche die Frau von Schapelow auf dem Todtenbett überfallen, daß man noch ſeltſamere Worte aus ihrem Munde gehört haben will, daß noch Zeugen, ja Mitſchuldige bei dem Mordanfall leben ſollen, daß man nicht weiß, was ſie auf der Folter ausſagen werden, und daß ein Blutstropfen, den Ihr nicht verſpritzt, doch auf Eure weißen Haare einen dunkeln Fleck zurück werfen kann. Doch freilich ein Wort des Derfflingers: „Ich bin unſchuldig!" kann alle dieſe Schatten wie ein Sonnenblick das Nebelgewölk verſcheuchen."

Vierzehntes Kapitel.

Improviſirte Audienzen.

Der Feldmarſchall hatte keine Zeit darauf zu antworten, wenn er — etwas zu antworten gewußt — der Kammerherr meldete den kaiſerlichen Geſandten aus Wien. Frau Dorothe hat ihn angenommen, und es war eine lange Audienz. Es war nicht die erſte und auch nicht die letzte Unterredung, welche Graf Lamberg mit der Kurfürſtin Dorothe allein gepflogen.

Die hohe Frau ſeufzte: „Ihr raubt ihm Alles, was ihm lieb war.“

„Auch eine Gattin und ſeine Kinder?“

Sie ſchien taub für die Sprache der Courtoiſie. Er räumte ein, daß das Phantom ein lockendes geweſen: ein großes Reich, eine Monarchie an dieſer Nordküſte zu gründen, welche in die Wageſchaale der Weltgeſchicke ein Gewicht einwerfen. Doch nach jedem lockenden Traum mahne ja das Erwachen einen wahrhaft großen Mann erſt recht zu der Thätigkeit, für die ſeine Kräfte gewachſen ſind. Wie könne ſein

raſtloſes Ingenium für die Länder, die ihm blieben, ſorgen, ſie beglücken! Was ſeien weite, wüſte Länderſtrecken, wie dieſe pommerſchen Heiden und Wälder, Striche, wo der Wind die Saat verweht, gegen ein umhegtes Feld, das ein guter Wirth zu einem Paradieſe umſchaffen möge.

Doretheens Augen drückten ſich fein zu einem boshaften Lächeln zuſammen: „Eine ſchöne Idylle! Vergnügt man ſich in Wien mit Paſtoralgedanken? **La vérité, Monsieur de Lamberg, rien que la vérité, c'est convenu entre nous!**“

„Wahrheit gegen Wahrheit, gnädigſte Frau. Das Phantom konnte uns Sorge machen; das Reſiduum kümmert uns nicht. Die Provinzen, welche dem Kurhut Brandenburg bleiben, ſind für einen Reichsfürſten noch immer beträchtlich, aber nicht ſo, daß das Haus Habsburg zu fürchten hätte. Vergönnt mir's auszuſprechen: wenn der Kurfürſt Friedrich Wilhelm in dieſer Kriſis der Nothwendigkeit ſich fügt, ſo iſt die Glorie, die bis da ſein Haupt umſtrahlte, zerſtoben. Der Sieger von Warſchau und Fehrbellin, wenn er ſich einmal beſiegen ließ, kann wieder beſiegt werden. Sein Ruhm, den Niemand, wir am wenigſten, ihm nehmen wollen, wandert in die Rüſtkammer großer Erinnerungen. Da mag er ruhig ſtehen, glänzen und bewundert werden, unbeneidet, und nicht gefürchtet von Oeſterreich. Im Gegentheil, meinem Kaiſer muß es lieb ſein, mächtige Fürſten unter ſeinem Scepter zu wiſſen, denn des Reiches Nöthe werden durch dieſen

Frieden nicht geendet. Der wilde Türke droht und bohrt in Ungarn, wir wiſſen, weſſen wir uns von Ludwig XIV. zu verſehen haben, wir täuſchen uns darüber nicht, daß er nur Frieden ſchließt, wenn er des Friedens bedarf, und ihn bricht, wenn er ſich erholt hat. Dieſer allerchriſtlichſte König würde ſich nicht ſcheuen mit dem Erbfeind der Chriſtenheit in Allianz zu treten, wenn es die Gelegenheit mit ſich bringt. Deutſchland, von dem der Franzos gern ein Stück nach dem andern abriſſe, Ungarn, Wien ſelbſt kann gefährdet werden. Auf wen iſt dann Verlaß in der Calamität? Englands Politik ſchaukelt unter dem unzuverläſſigen Stuart, die Generalſtaaten, die Holländer, verſprechen immer viel, handeln aber nur, wenn es ihnen ſelbſt nahe geht. Was hilft uns Polen, was die nordiſchen Mächte! Wenn der Kaiſer das Reich anruft, folgt es zwar endlich, aber wie ein verſchlafener Rieſe, der ſeine Glieder erſt einzeln betrachtet, ehe er Harniſch und Schienen aus der Rumpelkammer ſucht, und wenn er gerüſtet, iſt die Sache in der Regel ſchon verſpielt. Um deswillen —"

„Hofft Seine Majeſtät der Kaiſer in Wien," unterbrach ihn die Fürſtin, „daß mein Gemahl alle Kränkungen vergeſſen, auch dieſe ungeheure, unerhörte, und wie ein Hollundermännchen wieder zu Dienſten ſpringen wird, wenn — Seine Majeſtät wieder einmal in Noth geräth und ſich wieder einmal nicht helfen kann."

Nach einigem Schweigen erwiederte der Geſandte: „Man iſt in Wien dieſes Vertrauens zum Charakter

des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Außerdem kennt man die Hausgesetze des Hohenzollerschen Geschlechtes —"

„Und wie versteht man das Pactum Albrecht Achilles?"

„Es käme darauf an, wie man es auslegt. Buchstäblich besagt es zwar, daß kein Fürst auf den Sterbefall seine Länder unter seine Prinzen theilen darf."

„Auf das Zwar folgt ein Aber."

„Jedes Gesetz gehört der Zeit an, in der und für die es gemacht ward."

„Und den Menschen, die es auslegen."

„Es liegt nicht außer der Möglichkeit, durchlauchtige Frau —"

„Daß ein starker Fürst und Nachfolger eine Ordnung auf eigne Hand umstößt, die ein schwacher vor ihm erlassen hatte."

„Doch immer nur, wenn Kaiser und Reich die Handlung anerkennen."

„Da stehen wir auf dem Punkt, Herr Cardinal **in spe**, auf dem wir uns drehen und wenden. Was will, was verlangt noch der reiche Kaiser und das arme Reich für das Zwar und das Aber?"

„In unserm Cabinet könnte die Meinung prävaliren, daß Albrecht Achilles Hausordnung nur auf die Theile des brandenburgischen Staates Anwendung finden möchte, welche zur Zeit des in Gott ruhenden Markgrafen dazu gehörten, daß dagegen der Erblasser über die Provinzen, welche später dazu kamen, sei's durch Eroberung, Erbschaft, Ver-

trag, frei zu Gunsten seiner nachgebornen Prinzen disponiren dürfte."

„Könnte — möchte — dürfte! Habt Ihr nicht noch mehr zweifelhafte Worte aus Eurem Jesuiter-Collegium mitgebracht? Was fordert man in Wien? — Den Preis will ich wissen. Ihr seht ja, ich bin eine Käuferin, die ihre Lust nicht verbergen kann. Schlagt auf; ich muß kaufen. Ist der Kaufschilling nicht genug, den Ihr vorweg nehmt, die Glorie meines Herrn, die Ihr ihm vom Haupte entwindet, so sprecht! Nennt die Summe, weist mir den Weg."

Er sprach mit leiserer Stimme: „Wenn zwei auf einen Punkt und ein Ziel losgehen und beide den Weg kennen, däucht mich immer, es sei nicht nöthig, daß Einer dem Andern den zeigt, welchen er für den richtigen hält."

„Wer ist denn am Ziel!" fuhr sie tief seufzend auf. „Der Kurfürst ist krank, verstimmt, wie seit Jahren nicht; er hört Räthe, auf die er nie gehört und läßt die nicht vor, welche Jahre lang an seinem Busen hingen. Da ist eine Irrung der Natur. Wehe dem, der sie hervorrief!"

„Es ist vielleicht nur der Kampf eines Riesengeistes gegen das Unvermeidliche. Alle Stafetten, Boten und Freunde bringen ihm nur die Hiobspost zurück: seine Freunde waren nicht zu Haus. Er findet keinen Alliirten mehr."

„Lamberg! Wenn er nun den Alliirten in sich findet! Ihr nanntet ihn einen Riesen, wenn ein Riesen-

Jemand bot mir einen Franken für die Contremarke als ich heraustrat; schon griff ich in die Tasche, als ein zerlumpter Bube mich darum ansprach. Der Geiſt der Bosheit ſiegte über die Gewinnſucht. Ein ſehr vornehmthuender Handlungscommis neben mir hatte mich während des ganzen Stückes geärgert; mich an ihm, und der langen Weile und dem ganzen Bierpublicum zu rächen, ſchenkte ich dem Burſchen das Billet, mit dem geſchärften Befehl, er ſolle ſich nicht fortweiſen laſſen vom Platz neben dem eleganten Herrn.

Ging ich nun nicht mit einer ſchlechten That zu Bette? Dafür war mein erſter Gang am andern Morgen in die Kirche. Die Cathedrale, ein hoher, ehrwürdiger Bau, in der ein geiſterartiges Zwielicht, durch die ganz bunten Scheiben dringend, waltet.

Dem Dragonerregimente ward eine ſtille Meſſe geleſen, ich war ganz katholiſch geſtimmt, aber die Dragoner nicht. Ihre Trompeter machten die Orgel. Als der General eintrat, bliesen ſie mitten im Dom ein munteres Reiterſtändchen, und ſobald die Meſſe aus war, klang mir eine wohlbekannte Roſſiniade, der Marſch aus Moſes in Egypten, ins Ohr, daß ich an mir irre ward, ob ich nicht

entſchluß in ſeiner Bruſt in dieſem Augenblicke geboren wird!“

„Dafür ſehe ich keine Anzeichen. Er formirte keine neue Regimenter, die Werbetrommel wird nicht ſtärker gerührt; im Gießhauſe nicht mehr gegoſſen, als in allen dieſen Kriegsjahren. Er war zur Jagd, er unternahm darauf eine andere Reiſe, allein, wie ein irrender Ritter —“

„Und kehrte in einer Melancholie zurück, die ſeine Freunde Alles befürchten läßt. Als hätte er einen verpeſteten Ort beſucht, und vom giftigen Hauch getroffen, gelähmt, kam er heim.“

„Iſt es nur das!“ rief der Diplomat erheitert und näherte ſich wie vertraulicher der Fürſtin. „Da kann ich Durchlaucht vollkommen beruhigen. Er ritt aus, um ſeinem Todfeinde zu vergeben.“

„Seinem Todfeinde?“

„Dem Hieronymus Rhode, welcher als Vorſitzer des Schöppenſtuhls im Löbenicht damals die ſtändiſchen Rechte bis auf's Aeußerſte vertheidigt hat. Man hielt am Hofe dafür, daß Seine Durchlaucht jüngſt von einem ängſtigenden Geſicht beſchlichen worden, als habe er gegen die preußiſchen Stände und deren Wortführer zu ſtreng verfahren.“

„Mein Gemahl paciscirt nicht mit Parteien, die ſeine Unterthanen ſind,“ kappte ihn Dorothe. Der Geſandte ſchien ſich aber diesmal nicht kappen laſſen zu wollen.

„Sie waren doch im guten Glauben für ihr gutes Recht, ſo ſieht man es in Wien an, und des Kurfürſten Souveränität über Preußen — ruht allerdings nur auf

glücklichen Kriegsereigniſſen und Friedensſchlüſſen mit fremden Mächten, nicht auf einer Anerkennung von Kaiſer und Reich."

„Was that mein Gemahl in Peitz?" unterbrach die Fürſtin. „Darüber, wenn ich recht gehört, wollte Graf Lamberg mich unterrichten."

„Er war der Abſicht, auf den Wällen, wo der Staatsgefangene zu promeniren die Erlaubniß hat, ihm zu begegnen. Man erwartete, daß Rhode beim unerwarteten Anblick die Bedeutung des Beſuches ſogleich ahnen, von Rührung und Reſpekt durchdrungen ſich zu Füßen ſtürzen, und Gnade! ſtammeln werde. Der Kurfürſt hätte gefragt: wer iſt der Mann? und wenn man ihm den Namen genannt, würde er zuerſt ein zornig Geſicht gezeigt, dann von einer wunderbaren Fügung geſprochen, gen Himmel geblickt und endlich das Gnadenwort ausgeſprochen haben."

„Und es kam anders?"

„Seine Durchlaucht ſtiegen grade von einer Baſtion herab, als man den Königsberger aus ſeiner Zelle führte. Der Weg auf dem Walle war ſchmal, ſie hätten ſich faſt berühren müſſen. Kaum aber ſah Rhode die hohe Geſtalt die Stufen herab, auf ſich zuſchreiten, als er ihn fixirte: Den Offizier müßte er ſchon im Leben geſehen haben. Man lächelte. Seine Durchlaucht waren nur noch funfzehn Schritt als der Gefangene mit den Worten: „die Luft iſt heut nicht rein," kehrt machte und bat, man möge ihn in ſein Gefängniß zurückführen."

„Und er ging?"

„Ging und kehrte Seiner Durchlaucht den Rücken.“

„In seiner Zelle besann er sich doch eines Andern und schickte ein demüthiges Gesuch —“

„Man impetrirte. Gröben, Schöning, Barnekow, stürzten, indem man den Kurfürsten bei einer schadhaften Fortifikation verweilen ließ und seinen Rath erbat, in die Gefangenzelle. Man stellte ihm vor, wie man dem Kurfürsten gesagt, er sei vor Ueberraschung, Schreck plötzlich unwohl geworden, der Anblick der Majestät in seinem Elend sei zu viel gewesen für seine durch die lange Haft geschwächten Nerven, der Fürst habe es geglaubt, noch also sei nichts verloren, sondern viel für ihn gewonnen, wenn er auf der Stelle sich eines Besseren besinne. Rhode blieb bei seinem: „Ich will mein Recht, nicht Gnade!“

„So kann er in seinem Kerker vermodern.“

„Darauf ist er gefaßt. Er giebt nicht nach.“

„Giebt's noch solche Charaktere!“ sprach die Kurfürstin nachdenklich. „Das ist unbequem für die Fürsten.“

„Steine, die man aus dem Wege stößt oder zerklopft. Die Straßen werden immer ebener.“

„Und der Kurfürst?“

„Man sah ihn zum ersten Mal erblassen. Er sprach kein Wort, er nahm keine Erfrischung bis er Peitz verließ. Er sah auch nicht zurück, als man ihn aufmerksam machen wollte, daß die Festung keiner Belagerung mehr nach der neueren Kriegskunst gewachsen sei. „Die Festung geb ich hin!“ waren die einzigen Worte auf dem Wege. Doch verstand man seinen

Wink und gab Ordre an die Subalternen, die Cavaliere wechselten parole d'honneur, daß Keiner eine Sylbe von dem Vorfall erwähne."

Dorothe blickte lange ſinnend vor ſich hin: „Und Euch, Herr Ambaſſadeur, trug es vermuthlich nur der Geſang der Vögel zu? — Ich gratulire Eurem Kaiſer zu einem Ambaſſadeur, der auch der Vögel Stimme verſteht. Wenn ich wieder ein Geheimniß dieſes Hofes zu erfahren wünſche, vergönnt mir Graf Lamberg wohl bei ihm anzufragen."

Er war entlaſſen.

Die Kurfürſtin ſehen wir darauf an ihrem Schreibetiſch ſitzen. Dorothe war eine Frau, die auch durch große Affekte ſich in ihrem gewöhnlichen Lebenstreiben nicht beirren ließ. Sie überrechnete die Ausgabebücher, die ſie von der Reiſe mitgebracht. Dann ſchrieb ſie Briefe; einen an den Magiſter Benedikt Skytte, den ſie ſorgſam ſelbſt verſiegelte, und in ein geheimes Fach warf. Indem ſie ihn auf den Fingern gewogen, hatte ſie gelächelt: „wie leicht, und welche nachhaltige Kopfſchmerzen wird er Seiner Excellenz, dem Herrn Reichsfreiherrn von Derfflinger verurſachen!" —

Dann lehnte ſie ſich wie ausruhend — oder um zu horchen — im Sorgenſtuhl zurück. Bei jeder Bewegung draußen ward ſie unruhiger, bei den Tritten, die auf dem Corridor dröhnten, bog ſie ſich über, ob die Thür ſich öffne. Die Thür öffnete ſich nicht, die Tritte gingen vorüber.

Sie bedeckte ihr Geſicht, wie um das innere Auge

auf einen Gegenstand festzuhalten: „Er stieß mich fort, er konnte auch da sein: O Luise, wie sehr vermisse ich Dich! rufen."

Unter dem Andrang von Geschäften konnte er vergessen haben, sie rufen zu lassen, vielleicht war er eingeschlafen, vielleicht von einem seiner heftigsten Podagraanfälle befallen. Dann kam es, daß er Niemand um sich sehen mochte, nur sie, die es durch Zuspruch, Pflege, Schmeicheleien verstand, einen lindernden Hauch über die brennenden Schmerzen zu blasen. Aber auch dann erkannte er nur dankbar ihre Nähe, er schickte nicht zu ihr, er wollte nicht seine Leiden die geliebte Gattin mitleiden lassen.

Warum konnte es nicht auch jetzt so sein! Sie sprang auf, sich selbst Gewißheit zu verschaffen. — Es ging verschiedentlich im Schlosse zu Berlin und Potsdam her, wie der Kurfürst auch verschiedentlich die Kleider wechselte. Bisweilen erschien er noch in niederländisch stolzer Tracht, dann im französischen Hofkleide, und plötzlich überraschte er in der polnischen, die er in der Regel in Preußen angelegt hatte. Die Hofleute richteten sich nach dem Auftreten des Fürsten. So herrschte an Friedrich Wilhelms Hofhaltung in der Regel eine würdige Pracht; er liebte sie und das Hofceremoniell entsprach dem. Aber bisweilen schüttelte er den Fürstennimbus ab und erschien als Hausmann, als Familienvater, wie ihm um's Herz war; er drückte dann auch gegen die Andern ein Auge zu, wenn sie auf Augenblicke und Stunden vergaßen, was sein

ſollte und nur zeigten, was war. Frau Dorothe war nie eine beſondere Freundin des Ceremoniells geweſen, ſchon aus Wirthlichkeitsſinn; ſie war aber auch die Nachfolgerin einer Luiſe von Oranien, die ihre Schönheit und Tugend gern in dem würdigen Rahmen altväterlicher Herrlichkeit zeigte. Luiſe ſah nicht ungern zurück auf das weiße Brokatkleid an ihrem Hochzeitstage. Neun Edelpagen hatten die vierzehn Ellen lange Schleppe getragen. Dorotheens Schleppe, der kleinen Prinzeſſin von Holſtein-Glücksburg, war nicht ſo lang. Im Vaterhauſe war ſie im geſteppten Tuchrock auf die Wieſe geſprungen, und wenn ſie an der Dornenhecke ein Loch riß, ward es wieder geſtopft, jahraus, jahrein.

Sie ſah wahrſcheinlich nicht, wie viel Miniſter, Generale, hohe Beamtete und Hofleute in dem großen Saale ſtanden, im Zwiegeſpräch und in Gruppen in den dunkelnden Fenſterniſchen vertheilt. Hätte ſie ſie geſehen, wäre ſie vielleicht nicht ſo raſch auf die Thür zum Cabinet zugeeilt. Auf ein Conſeil, welches kein gewöhnliches ſein konnte, deutete der Ernſt in den Geſichtern. Sie würde, wenn ſie es bemerkt, an die Gruppen getreten ſein, die Vornehmſten bei Seite gezogen haben. Sie hatte die Art mit Jedem umzugehen, Jedem, was die Bruſt ihm drückte, abzulocken, ihn zu gewinnen oder zu feſſeln, je wie man will. Aber es war auch ihre unglückliche Art, daß ſie die, welche ſie eben gewonnen, durch eine bittere Bemerkung, ein Witzwort wieder abſtieß. Sie gewann ſelten

ein Herz auf die Dauer, aber ſie verwundete Viele. Sie wußte es, daß dieſer Zauber ihr fehlte, der das Herz öffnet und mit Honig und Balſam das Saatkorn der Liebe einimpft, aber, wenn ſie auch gewollt, ſie hätte es nicht ändern können. Sie glaubte wohl, daß ihr Herz für Liebe empfänglich ſei, denn ſie liebte ja — aber wenn ſie wie ein Seemann mit der Sonde auf den tiefſten, unberührten Grund ſtieß, fand ſie Bitterkeit, ein Salz, das bei der leichteſten Berührung aufſtieg, und die Freude, das Wohlwollen, den Scherz, der kaum über ihre Lippen ſpielte, mit Bitterkeit ätzte.

Der dienſtthuende Kammerherr und der Adjutant, die bei ihrem Anblick nach der Thür flogen, riſſen die Flügel nicht auf, es hatte eher den Anſchein, als wollten ſie dieſelben zuhalten. Wahrſcheinlich geſchah es nur, um durch ihre geräuſchvolle Haſt den **Maitre de garderobe** aus dem Geſpräche, in das er ſich vertieft, abzurufen.

„Ihro Durchlaucht Wunſch und Befehl? —“ ſtürzte dieſer herbei:

Sie blickte ihn an: „Mein Wunſch iſt, daß ich nicht zu befehlen brauche, wo man ſieht, was ich will.“

Und der **Maitre de garderobe** riß doch nicht die Thüre auf, er blieb die Achſeln zückend reſpektvoll ſtehen:

„Es iſt Durchlaucht des Kurfürſten expreſſer Befehl —“

„Daß ich vor ſeiner Schwelle warten ſoll, bis ſeine Diener —“

„Bis Durchlaucht die Audienz, welche Sie eben ertheilen, geſchloſſen, ſollen wir, bei höchſter Ungnade, keine Meldung thun, und Niemand, wer es auch ſei, einlaſſen.“

„Iſt darunter die Kurfürſtin inbegriffen?“

Der Hofmann zauderte: „Durchlauchtigſte Fürſtin, die Ordre war in dem Feldherrnton gegeben, der keine Auslegung zuläßt. Ein Militair könnte verſucht ſein, den Kurfürſten ſelbſt zurückzuweiſen.“

„Ihr ſeid nicht Soldat. Wer iſt bei meinem Herrn?“

„Der Geheimrath Ezechiel von Spanheim.“

Gefährlich war der gelehrteſte und gewandteſte Diplomat ihres Gemahls nicht, der nie für das Herz, nur für den Verſtand vertrug; in ihrer Bruſt würgte nur der Gedanke, daß ein Staatsbeamter, ein Werkzeug, in dieſem Augenblick der Gattin vorging, welche in allen großen Momenten ſeine erſte Vertraute geweſen. Ihren Rath hatte er auch in den Dingen immer zuerſt erfordert. Dorothe hatte ſich überwunden: „Wenn Spanheim abgefertigt —“

Als ſie ihm den Rücken wandte, hörte ſie den Namen des Feldmarſchall Derfflinger, der aus dem angrenzenden Zimmer vorgefordert ward. Auch der ging voran! Vielleicht folgte eine ganze Reihe —

Schon ſchwebte auf ihren Lippen eine Frage, ſchon ſtand vor ihr die ganze Scene, die ſich entwickeln mußte. Der Gewalt widerſteht unſre Schwäche nicht, hätte der Oberkammerherr auf dieſe Frage erwiedern

müſſen. Der Wille unſeres Kurfürſten iſt mehr als Gewalt. Drücken Ihre Durchlaucht ſelbſt das Schloß auf, es koſtet nichts als unſern Kopf.“

Es zückte ein Lächeln über ihr Geſicht. Im ſelben Moment hatte ſie aber ſchon eine Frage nach ſeinen häuslichen Angelegenheiten an den Oberkammerherrn gerichtet; doch ehe ſie die Antwort vernommen, ob oder ob nicht ſeine Frau von ihrem letzten Kindbett ſich ſo ſchnell erholt, wie von dem ehelezten, hatte ſie ſchon den Obriſt Barfuß, einen ſehr kriegeriſch ausſehenden Cavalier, als Generalmajor angeredet und gefragt: ob er lieber gegen die Franzoſen oder gegen die Türken losſchlüge? Auf ſeine Antwort kam es ihr nicht an, denn ehe er den Mund öffnen konnte, hatte ſie vom Prinzen Eugen geſprochen und daß ſie von ſeinen militairiſchen Talenten viel erwarte. Zur Beſtätigung ihrer Meinung forderte ſie eine nächſtſtehende Civilperſon auf, deren mächtige Perrücke das vom Nachdenken gefurchte Geſicht eines Staatsmanns oder eines Gelehrten überſchattete. Der große Hiſtoriker, Freiherr von Puffendorf, war erſt vor Kurzem vom Kurfürſten an den Hof berufen; er fühlte ſich noch nicht ganz ſicher auf dem glatten Boden. Puffendorf ſprach von dem militairiſchen Genius des einen Fürſten, der unter den Lebenden wohl ſchwerlich einen Vergleich zulaſſe. Als er aber von den Feldherren der Vergangenheit anheben, und einen Vergleich zwiſchen Guſtav Adolph und Bernhard von Weimar anſtellen wollte, unterbrach ihn die Bemerkung: Wie ſchwierig

es doch für einen Geſchichtsſchreiber ſein müſſe, noch lebende Fürſten, Feldherrn und Staatsmänner zu würdigen, ohne die Eitelkeit zu verletzen oder die Wahrheit zu kränken. Wie ſchwierig, aus dem Gerede und Geſchwirr der Meinungen, immer das Richtige zu treffen, und doch ſich ſelbſt zu genügen. Ein wahrer Hiſtoriker, wie ſie ihn ſich vorſtelle, und wie ſie ihn vor ſich ſehe, habe eine Aufgabe, deren Löſung auch den Charakter eines Feldherrn erfordere. Denn müſſe er nicht, unbehindert von den Gerüchten und Vorurtheilen, die Wahrheit, wie eine wohl vertheidigte Feſtung, gleichſam erſtürmen. Und wenn er ſie erobert, was ſei dann oft an den rauchenden Trümmern gewonnen?

Es hatte den Anſchein, als habe die Fürſtin ſich wirklich in den Gedanken vertieft, aber als Puffendorf mit einem Seufzer den erweckten Gedanken Luft machen wollte, hatte Dorothe in einem ſtattlichen Manne im prächtigſten polniſchen Nationalcoſtüm einen Gaſt entdeckt, von deſſen Anweſenheit ſie freudig überraſcht ſcheinen wollte:

„Es iſt gut, daß Fürſt Bogislaw Radziwill uns in dieſer ſchwierigen Zeit mit ſeinem Beſuch erfreut. Den Glanz und die Vergnügungen, welche Eure Zauberpaläſte in Littbauen enthalten, kann unſer armer Hof freilich nicht bieten. Aber ich freue mich, wenn Polens ſtolze Magnaten ſich mit deutſcher Sitte genügen laſſen. Ein ritterlicher König, wie Johann Sobiesky, ſtrahlt ſo viel Lüſtre und Tugenden aus, daß er ſeine Pa-

noch im Theater sei. Aber es hatte eher das Ansehen einer Parade. Während der ganzen Messe hielten die Officiere auf dem Chor Parole, auch mein gallischer Hauptmann darunter, indessen die Gemeinen unten mit entsetzlich gelangweilten Gesichtern den Gottesdienst mitmachten. Die Meisten kauten Tabak, um sich zu restauriren, Einzelne trieben ärgere Scherze, aber auf das Commando kreuzten sich Alle gewissenhaft und warfen sich bei den bestimmten Formeln des Priesters zu Boden. Als die Ceremonien beendet waren, kehrte, wie auf Berührung mit einem Zauberschlage, das Französische Leben zurück, und man stürzte und drängte sich aus den Thüren. Weder so, noch durch die Missionäre werden die Bourbons Frankreich zum zweiten Mal religiös machen.

Ich ward wieder protestantisch gesinnt und ging in den Tempel der Reformirten.

Ich fragte einmal in Sedan die Tochter meines Wirthes, eines Schlossers, als sie eben die Messe besuchen wollte, im Muthwillen, warum sie nicht lieber in die reformirte Kirche gehe?

Ach Monsieur, erwiederte das hübsche Kind seufzend, wir sind nicht reich. Die reichen Leute

ladine an dürftigere Höfe ohne Schaden ausleihen kann."

Was der reiche Fürst von Birsen darauf erwiedert, ging verloren. Dorothe aber neckte ihn mit dem Juwel, das er besitze, es sei kostbarer als alle Schätze seiner Schlösser, seine Tochter. Sie hoffe, daß er auch den Winter in Berlin verweile, damit die galante Jugend in der blumenarmen Wüste der Mark sich des Anblicks einer knospenden Rose erfreuen könne. „Die rechte Galanterie fehlt noch unsern jungen Cavalieren, und die, welche unsre Edelleute von der Tour nach Paris zurückbringen, gefällt mir nicht. Es geben da arge Dinge vor, wie mir die Duchesse von Orleans schreibt; ein abscheuliches Leben führen die Cavaliere vom höchsten Adel, und die Frauenzimmer auch. Der Kurfürst will desbalb ein Verbot erlassen, daß unsre junge Edelleute fein zu Hause bleiben sollen, und ihr Geld und ihre Gesundheit sparen. Ich bin ganz seiner Meinung, aber die schönen, anmuthigen Polinnen will ich gern an meinem Hofe sehen. Bei ihnen mögen unsre jungen Herren wahre Courtoisie lernen." Das Vaterherz des Fürsten fühlte sich von einem warmen Hauch umspielt. Die Fürstin bat, daß er ihr die Prinzessin bald zuführe, sie wolle sie wie ihre Perle hüten. Sie erkundigte sich auch theilnehmend, ob seine Herrschaften in Littbauen beim letzten schwedischen Einfall schwer gelitten. „Der allgemeine Friede wird uns Allen wohlthun, er wird, er muß viele Wunden heilen," das hatte sie nicht allein zum Fürsten Radziwill gesprochen,

ihr Blick begegnete dabei ſo vielen Anderen, als gelte der Gruß und Wunſch Jedem ganz beſonders.

Als ſie gnädig ſich beim Scheiden den Verſammelten zuneigte, und nach der Außenthüre ging, welche die Kammerherren aufriſſen, ſchien es Allen, als gehe ſie aus einer Audienz, die nur zu ihrer Verehrung im Saale verſammelt geweſen.

Funfzehntes Kapitel.

Ein Silberblick in einem grauen Leben.

Ob die Verſammelten erfreut waren? Frau Dorothe war es nicht, als ſie wieder in ihrem Zimmer ſaß. Die Geſichter, denen ſie zugelächelt und huldreiche Worte zugeworfen, paſſirten vor ihr die Revue, und es war keines, mit dem ein ſympathetiſcher Zug ſie verband.

Was iſt denn beſſer: unter lauter ganz Gleichgültigen leben zu müſſen, oder unter lauter feindlich Geſinnten? Sie glaubte die Antwort gefunden zu haben: „Dann hat doch das Leben einen Zweck. Wenn nicht ſchon ſeine eigentliche Beſtimmung iſt, der Kampf ohne Ende um die Selbſterhaltung. Ein ewiger Krieg um die Güter, die dem Leben Werth geben, oder gar nur um das nackte Daſein! Das iſt ſeine Wahrheit, das andre ſind Träume der Philoſophen!"

Es verlangte ſie nach einer Menſchenſeele, nach einem Herzen, das mit ihr empfinde und denke. Der eine Mann, der ganz die Leere in ihr füllte, war

ihr — für heute wenigstens — verloren. Weinen konnte sie nicht, aber ihr Herz schlug heftiger. Da mußte ihre Hofdame grade jetzt erscheinen; noch immer mit verbundenem Kopf: „Mein Gott, will denn das noch immer nicht besser werden!“ Die Kameke gab eine kurze Leidensgeschichte; für die Fürstin viel zu lang, sie klagte ja selbst nicht bei körperlichen Leiden. Die Kameke mußte noch mit einer anderen Litanei kommen. Ihre alte Tante, eine Stiftsdame vom heiligen Grabe, die auf ihre Verwendung die Erlaubniß erhalten, in Berlin zu wohnen, war in der Dorotheenstadt mit abgebrannt. „Warum ist sie nicht in ihrer Zelle im heiligen Grabe geblieben!“ antwortete die Fürstin auf die Litanei, deren Schluß eine Bitte um Nachlaß oder Unterstützung war. „Das kommt davon, wenn Alle, die hier nichts zu schaffen haben, sich nach der Hauptstadt drängen.“

Dorothe fragte: warum die Kameke weine? Sie wälzte ihre Thränen auf das allgemeine Unglück, und als die Kurfürstin sie verwundert ansah, ließ sie die Thränen auf das Mißgeschick der armen Waise abfließen, die Durchlaucht mitgebracht, und jetzt bei den Kammerfrauen in der Kleiderkammer stehe, wo Niemand wisse, was sie solle, und was mit ihr anzufangen.

Die Kurfürstin hatte in der eignen Sorge das Mädchen vergessen. Sie schalt, daß man es ihr nicht schon vorgeführt. Die Hofdame nahm den Unmuth auf sich, ohne, was ihr leicht gewesen, sich zu ver-

theidigen; denn die Kurfürstin hatte ja den strengsten Befehl gegeben, das Mädchen gleich bei der Ankunft zu verstecken, und nichts über ihre Anwesenheit verlauten zu lassen. Sie wußte noch nicht, was mit ihr anfangen, wozu sie brauchen? Die Kameke eilte hinaus, — um das Mädchen zu holen, wahrscheinlicher um aus der heut gefährlichen Nähe der Fürstin zu entkommen.

Das Kind, welches bald darauf eintrat, mochte man kaum für das wiedererkennen, welches wir aus dem Backofen kriechen sahen. Die Kammerfrauen mußten mit besonderer Laune der Toilette des eingefangenen Kindes der Wildniß sich angenommen haben. Oder sie hatten einen Anzug benutzt, der zu irgend einer theatralischen Hofvorstellung ehedem gedient und so lange gelegen hatte, daß sie das Kind zum Haubenstock brauchten, um es einmal wieder zu lüften. Ein weißes Mieder, ein eben solcher langer Rock, und ein weißes Kraushemdchen, das, Hals und Nacken züchtig umschließend, aus den kurzen Aermeln auf die Arme fiel. Dazu ringelten sich ihre gelbblonden Haare in reicher Lockenfülle um den Nacken.

Es mußte aber auch Vieles auf der zweitägigen Rückreise vorgefallen sein, was das Kind der fürstlichen Frau näher gebracht hatte. Sie blickte es verwundert an, dann riß sie es plötzlich an sich. Es war ihr in dem Augenblick das Wesen geworden, nach dem sie suchte. Das Mädchen sank in einer Art knieender Stellung der Fürstin zu Füßen. Sie lispelte: daß

ſie dieſe hohe Gnade und Huld nie vergeſſen werde, daß ſie ihre hohe Wohlthäterin von Herzen lieben und ihr bis an ihr Lebensende treu und gehorſam ſein wolle.

Die Fürſtin fragte, ob das aus ihrem Herzen komme? Als Dorothe ſie aus ihren blauen Augen groß anblickte, und nicht ja ſagen konnte, lächelte die hohe Frau: die Kammerfrauen haben es Dir ſo geſagt, nun möchte ich aber wiſſen, was Dein Herz ſagt? Die Kleine fühlte an ihr Herz, es ſprach nicht recht deutlich, es ſtammelte aber etwas von den ſchönen, herrlichen Sachen hier, und wenn die hohe Frau ihr immer ſo gut bliebe —

„Bedingungsweiſe wollteſt Du mich lieben und mir treu ſein!“ fiel die Kurfürſtin ein. „Ei nun, Du thäteſt nur wie alle Creatur.“

Das Mädchen blickte auf, ob es Ernſt ſei? Dann trat ihr eine Thräne in's Auge, ſie faßte die Hand der Fürſtin und preßte ſie an den Mund: „Dann wäre ich eine ſchlechte Creatur. Ich habe ja nicht Vater und Mutter mehr, nicht Schweſtern, nicht Bruder, nichts mehr — Du haſt — Du biſt — ach verſtoße mich nicht, es iſt ſo ſchön hier, und ſo wüſt und kalt draußen, und Du wirſt mich auch lieb behalten und mir treu bleiben, denn ich will Alles thun, was Du befiehlſt und wünſcheſt. Die Menſchen ſind ſchlecht, ſagt Herr Pioſander, weil ſie alle Kinder ſind der Sünde, aber Du biſt gut.“

Warum antwortete die Fürſtin nicht, und ſtarrte vor ſich hin, warum ward ihre Hand kalt und knöchern,

und warum zog ſie dieſelbe vor den heißen Küſſen zurück? Aber es war nur ein Moment, die Lippen verzogen ſich wieder zum Lächeln als ſie ihr die Locken ſtreichelte: „Du redeſt, wie Du es verſtehſt, Du wirſt die Menſchen und die Welt anders kennen lernen, als Dein Herr Pioſander ſie Dir gezeigt. Weil wir Alle ſchwach ſind, muß Einer dem Andern helfen, weil wir Alle von der Sünde und Verſuchung beſchlichen werden, dürfen wir nicht gleich zum Steine greifen. Wir ſollen Alle unſre Nächſten lieben, als uns ſelbſt, das hat Dir doch auch Herr Pioſander geſagt."

Sie ſpielte mit ihr, wie eine kluge Frau mit einem unerfahrenen, wißbegierigen Kinde. Es wußte wenig, aber verrieth Urtheil. Ihr Erſtaunen und ihre Freude über die Dinge waren kindiſch, aber ihre Bemerkungen treffend. Auf die Frage, ob ſie die Stadt Berlin ſich wohl ſo groß gedacht, erwiderte ſie nach einigem Nachſinnen: „O ich kann ſie mir noch viel größer denken!" Daß die vielen bunten Menſchen, die über die lange Brücke kamen, und drüben aus der breiten Gaſſe, alle dem Kurfürſten gehörten, freute ſie, aber mehr verwunderte ſie ſich, daß auch ſo viele hochgeputzte Herren mit Degen und Federhut nur Unterthanen wären. Aber Dorotheens Wißbegier war wie der Tiger, der Blut geleckt, ſie wollte immer mehr wiſſen.

Als die Kurfürſtin ihre Munterkeit mit der Bemerkung zurückdrängte, daß es Verhältniſſe an den Höfen gebe, die man nicht auf ein. Mal erfaſſen kann;

daß Jeder ſich gedulden müſſe, bis ſeine Zeit komme. Dann reiße wohl plötzlich ein Vorhang, und man ſehe die Perſonen, Dinge und Verhältniſſe in anderem Licht, als nach den Vorſtellungen, die man mitgebracht. Sie wolle ihr einen tüchtigen Lehrer geben, der ſie für den Stand vorbereiten ſolle, welchen ſie, ihre Gönnerin, ihr zuweiſen werde.

War es doch, als ſei da plötzlich ſchon der Vorhang für das junge Mädchen zerriſſen. Sie war, während der mütterlich ernſten Rede, ohne es ſelbſt zu wiſſen, um einen Schritt zurückgewichen, ihr Geſicht war lang geworden, eine Thräne trat wieder zwiſchen die Wimpern, während es wie ein Seufzer aus ihrer Bruſt kam:

„Ach, gnädigſte Frau Kurfürſtin! dann darf ich Dich auch nicht mehr Du nennen.“

„Was fällt Dir ein?“

„Ach Vieles, gnädige Frau,“ ſprach ſie, als ſammle ſie aus ihrem Innern, was da heraus wollte. „Nun wird's mir klar. Du biſt wohl die Landesmutter, aber nicht meine Mutter.“

„Ich werde Dich nicht verſtoßen.“

„Aber wenn Du keinen Spaß mehr an mir haſt, wenn ich Dir einen Tag bin wie den andern, was ſoll ich dann hier, und was bin ich dann!“

„Wie kommſt Du auf den Gedanken?“

„Sie hatten im Nachbardorf bei uns Einen, der war ſimpel und hatte einen dicken Hals, ach und einen ſo dicken Kopf, und weil ſie ihm einen zerriſſenen

bunten Rock mit Treſſen angezogen, ward er der Junker genannt. Der mußte bei Hochzeiten und Kindtaufen tanzen und Rad ſchlagen, daß die Bauern ſich ſcheckig lachten, und er freute ſich auch, daß ſie ihn Junker nannten. Mir war's immer zum Weinen. — Ach lieber Gott im Himmel, wenn ich auch ſo was hier wäre, worüber die Leute nur lachen wollten!"

„Wenn Du aber wärſt — was hierher gehört!"

Dorothe blickte die Fürſtin fragend an, und ohne zu ſtocken oder zu erröthen, ſagte ſie: „Ein Fräulein?"

„Wie kommſt Du darauf zu?"

Sie erröthete und wußte es nicht zu ſagen. Vielleicht hatte ſie es einmal geträumt! Und dann hatte ſie oft, wenn es dunkel ward, mit zugemachten Augen ſich gedacht, wie das ſein müßte, wenn ſie ein Fräulein wäre. Aber Herr Pioſander ſchalt ſie: das wären Verſuchungen des Teufels.

„Und wenn ich Dir ſagte: es iſt wirklich ſo; Du wärſt ein Kind aus einem guten Hauſe, von adligen Eltern, und wir ſuchten nur nach Beweiſen für Dein Recht, einen andern Namen zu führen?"

Wenn die Kurfürſtin erwartet, daß ihr Schützling verwirrt, überraſcht, in Thränen ausbrechen oder vor Freude jauchzen, ſich ihr zu Füßen oder an die Bruſt werfen, und dann etwa ſie bitten werde, ihr den Namen zu nennen, den ſie führen dürfe, ſo hatte ſie ſich getäuſcht. Sie hatte nur hingehorcht wie Einer, der in der Fremde heimiſch ward, aber plötzlich glaubt

er auf den Bergen ein Lied anſtimmen zu hören, deſſen Klänge ihm aus ſeiner Kindheit bekannt ſind.

„Gnädigſte Frau Kurfürſtin," ſagte ſie, „Du wirſt nicht auch einen Traum mit mir ſpielen wollen, daß ich davon erwachen muß, Gott weiß wo."

Die Fürſtin erwiederte, das ſtehe in den Sternen, ſie habe die Hoffnung, daß ihre kleine arme Dorothe dereinſt zu einer großen und reichen Dorothe werde. Dazwiſchen würden aber noch Jahre liegen, die ſie wohl verwenden müſſe, um auf ihre neue Lage ſich vorzubereiten. Sie müſſe fleißig und viel lernen, vor Allem zwei Dinge: zu ſchweigen und zu gehorchen! Das Gehorchen ſei ſchwer, trage aber reiche Zinſen, denn wer durch Gehorſam gegen ſeine Oberen ſich hervorgethan, dem trauten ſie und ſtellten ihn immer höher, ſo daß er auch endlich über Viele ſelbſt befehlen könne.

Als Dorothe noch immer ſtill vor ſich hinſah, lächelte die Kurfürſtin: „Man ſagt unſerm Geſchlecht nach, daß wir das Commandiren ganz beſonders verſtehen. Wir thun's freilich nicht mit einem Herold vor uns, ſondern ganz ſtill, aber ſie ſagen doch, das ſei ein Commando, dem die ſtärkſten Männer nicht widerſtehen. — Lockt Dich das auch nicht, kleine Verſtockte? Oder was macht Dich bang? Etwa, daß Du nicht mehr beim Hahnenſchrei auf die thauige Wieſe ſtürzen kannſt, und wenn der Herbſt kommt, nicht mehr, den Gänſen durch die welken Blätter nachlaufen? Man gewöhnt ſich an Alles!"

Hatten dem Mädchen doch ſchon die Kammer-

sind alle reformirt, aber wir Andre bleiben schon katholisch.

In der That habe ich gefunden, daß die Kinder Turenne's, wie sich Sedans Einwohner nach dem Geburtsort des Helden gern nennen hören, nicht allein in dieser Maxime stehen. Gilt dies doch sogar von der Stadt, welche einst die landenden Bourbons unter rauschendem Jubel empfing, auch in Bordeaux rechnen es sich die Geldpatricier als Vorzug an, nicht katholisch zu sein. In Paris ist man darüber hinweg. —

Wenn er auch reichen Leuten angehört, deshalb ist der Tempel der Protestanten nicht groß und reich in Lyon. Eben so wenig fand ich hier die in der katholischen Kirche vermißte Andacht wieder. Der Cantor las das Evangelium, dabei war ein Geräusch, daß man kein Wort verstand, die Thüren klappten, die Männer gingen mit Hüten auf dem Kopf umher, und mir wurde wieder so protestantisch gegen diesen protestantischen Gottesdienst zu Muthe, daß ich im Begriff stand, aus der Thüre zu treten, als der Schweizer mir hinauswinkte.

Er zuckte die Achseln; auf meinen fragenden

frauen geſagt, das müſſe ſie nicht thun, und jenes unterlaſſen, und auch das Fräulein Rameke, man dürfe an Höfen nicht ſo ſprechen wie man denkt! Da flüſterte ſie, den Kopf geſenkt: „Ich werde mich ſchon an Vieles gewöhnen müſſen!“

„Man gewöhnt ſich an Alles!“ wiederholte nach einer Pauſe die Fürſtin mit einem langen Seufzer. — „Ich ſprang auch einmal beim Hahnenſchrei auf die Wieſe, ich lief auch Wette mit den welken Blättern, die der Wind trieb! — Ich war ja nicht immer eine Fürſtin!“ rief ſie mit einer Stimme, die wir noch nicht gehört, und drückte das Mädchen an ſich, und legte die Hand auf ihre Stirn, als wolle ſie die Thräne auffangen, die in ihren Wimpern perlte. Ich war auch nicht immer reich, ich war einmal faſt ſo arm wie Du. Von zehn Töchtern die jüngſte! Und mein Vater, der Fürſt hieß, und gar von Glücksburg! hatte keine Burg, keine Leute und kein Glück. Da war Alles knapp bei uns zugemeſſen, wir ſchlichen auch in die Küche und kletterten wohl auf die Birnbäume, wenn unſer Magen meinte, der Koch habe die Schüſſeln nicht voll genug aufgeſchüttet. — Und was gäb ich oft darum, wenn es wieder ſo wäre! Es war Alles — Alles anders als hier. Sonſt — ſchlief ich wie Du, ich brauchte nur den Kopf auf das Kiſſen zu legen — es drückte kein Alp, es kam kein Traum — morgens ſprang ich auf, und ſang wie der Vogel, der ſich in den Zweigen ſchaukelt. Hätte mir damals Jemand geſagt — Es ward Alles anders, und ich habe mich

daran gewöhnt. Du wirſt es auch mein Kind, wir ſind Alle dazu auf die Welt geſetzt, uns zu gewöhnen, daß es um uns anders wird, als wir dachten und wünſchten, und wir ſelbſt — wir werden dann auch Andre."

Das war ein ſeltener Augenblick im Leben der Kurfürſtin, ein Silberblick, wo die Gefühle ihr allmächtiges Recht fordernd, über Rückſichten, Berechnungen, über Galle, Groll und Bitterkeit ſiegten. Was ihn auch hervorgerufen, es war Wahrheit. Die andre Dorothe fühlte es, ſie umfaßte ihre Kniee und ſchwor — die Worte waren's nicht, es war der Sinn, — Treue, Liebe, ewigen Gehorſam.

Daß die Silberblicke nur von ſo kurzer Dauer ſind! — Das Opfer, was ſich ihr dargebracht, mußte auch Andern gefallen. Je länger ſie es betrachtete, ſo gewiſſer ward ſie. Schnell meldete ſich ihr Rechentalent. Weshalb hatte ſie das Mädchen aufgenommen? Es war die Wirkung eines Impulſes; den muß auch der ſtrengſte Rechner gelten laſſen. Dann — kam eine Spekulation. Aber die war weit ausſehend, umſtändlich und der Erfolg blieb zweifelhaft. Der alte Derfflinger war ſchon, als ſie nur mit dem Prozeß gedroht, in ſeine Löwenhaut gefahren. Würde er ſich williger zeigen, wenn der Prozeß fortſchritt, wenn er ſogar ſeine Ehre angriff? Und, war denn ſo ſehr viel gewonnen? Er war ein Mann mit einem Fuß im Grabe! Freilich greift man nur nach den Karten mit der Abſicht zu gewinnen, aber die Luſt am Spiel wird mächtiger, als das Verlangen nach dem Gewinnſt.

Jetzt blitzte eine andere Spekulation auf. Der Kurfürst, abgemattet von der Tageslast, gedrückt von Sorgen und Kummer, liebte es, wenn ihre weiche Hand über seine heiße Stirn streichelnd fuhr. Er war ein treuer Gatte, aber er sah auch gern in schöne, jugendliche Mädchengesichter, er ließ zu und liebte es, wenn sie um seinen Sorgen- und Krankenstuhl spielten. Ihre naiven Fragen und Antworten erfreuten, ihre Keckheit belustigte ihn. Mancher hatte schon durchgesetzt, was ihm sonst abgeschlagen wäre, durch eine Tochter, eine Verwandte, die im Flügelkleide ins Schloß geflogen war. —

Die Kurfürstin strich ihr den Scheitel glatt und ordnete die Locken. Dann sprach sie vom Kurfürsten; dem Herrn des Hauses müsse sie doch zuerst die neue Bewohnerin vorstellen. Sie möge sich nicht fürchten, ihr Gemahl sei ein Kinderfreund. Wenn er sie anrede, solle sie dreist und unbefangen antworten, und Alles sagen, was sie wisse.

„Alles?" wiederholte Dorothe, mit einem fast verfänglich fragenden Blick.

Das Ja der Kurfürstin ward ein lang gezogenes, ja die letzte Betonung kam fast wie ein Nein heraus. Sie sammelte dann Ausnahmefälle, nämlich was sie nicht sagen solle. Sie sollte nicht erwähnen, daß Herr Piosander ihr Pflegevater gewesen. Der Name des verdrießlichen Zeloten konnte ihn an Paul Gerhards Auswanderung erinnern, die ihm zu Herzen ging. Dann solle sie nicht erzählen in welcher Art sie zu ihr

gekommen; auch nichts von dem Briefe, den ihr der Pflegevater mitgegeben, wie die Kurfürstin ihr schon früher bedeutet. Es sei ein eigner Herr, der alte Feldmarschall, bei dem es die guten Stunden ablauschen gelte; sonst könne man in einer ungelegenen Alles verderben. Ferner solle sie aber auch nichts von dem wiedererzählen, was unterweges und jetzt in dieser Stunde zwischen ihnen gesprochen und verhandelt worden.

„Was soll ich denn dem Herrn Kurfürsten sagen?"

Die Frage war so natürlich als schwer zu beantworten. „Darauf wollen wir uns doch besinnen," hatte die Kürfürstin entgegnen müssen und vielleicht um ihre Verlegenheit zu verbergen, ihren Schützling durch eine Reihe Zimmer in dasjenige Apartement geführt, von wo die Personen zum Fürsten berufen wurden, welche nicht durch die großen Antichambres eintreten sollten. Oft benutzte ihn die Fürstin selbst.

Hier sollte Dorothe warten: „bis Dein Name gerufen wird." Die Kurfürstin deutete dabei auf eine Tapetenthür. Dorothe wußte aber immer noch nicht, was sie dem Kurfürsten „Alles" sagen sollte. Wenn die Fürstin es jetzt wußte, so war ihr Ohr durch eine Unruhe von draußen in Anspruch genommen. Dorothe hatte aber noch eine Frage in der Brust, als die Kurfürstin offenbar in Gedanken verloren antwortete: „Alles, was Dir einfällt. Sprich nur."

„Gnädigste Frau Kurfürstin, ich muß Euch gehorchen, wenn Ihr befehlt, und dem gnädigsten Herrn

Kurfürſten muß ich auch gehorchen, wenn er befiehlt. Wenn nun aber der Kurfürſt etwas befiehlt, und Ihr etwas, was ganz anders iſt als das, wem muß ich dann gehorchen?“

Ein Schrei von draußen überhob die Kurfürſtin der Verlegenheit, darauf zu antworten. Es war eine Stimme, ein Hülfsruf, dem ſie ſich nicht entziehen konnte; ſie war im Nu hinausgeſtürzt und Dorothe allein geblieben.

Sechszehntes Kapitel.

Ein Dänenroß.

Wer wußte nicht den Grund der Unruhe. Aus St. Germain waren vom kurfürſtlichen Geſandten die letzten Propoſitionen heut morgens eingeſandt, unter denen der vierzehnte Ludwig, der König des großen Frankreichs, ſich zum Frieden mit Friedrich Wilhelm, dem Kurfürſten des kleinen Brandenburgs, verſtehen wollte. Darum waren alle Miniſter, Geſandte, Generale, Würdenträger in Civil und Militair theils berufen, theils aus freien Stücken ins Schloß gekommen. Es dauerte ſchon Stunden, daß dieſer und jener in das Apartement des Fürſten gerufen, entlaſſen und wieder gerufen ward. Vergebens ſuchten die nicht Gerufenen auf den Geſichtern der Zurückgekehrten zu leſen, was drinnen vorging. Nur das laſen ſie, es war nichts Freudiges. „Es iſt das erſte Mal, ſeit ich denken mag," ſagte der Landeshauptmann von Alvensleben, „daß Seine Durchlaucht ſo lange unſchlüſſig blieben und ſo Viele anhörten." Da ſprach Einer von

Brandenburgs Ehre, von des Kurfürsten unsterblichen Thaten, er wollte wohl einen Schluß ziehen, aber die erschreckten Gesichter der Zuhörer erschreckten ihn selbst; er schwieg. Ein alter Hofmann räusperte sich zu Andern, die nicht zu sprechen und zu denken wagten: „Wenn wir uns recht besinnen, und die Zeit vordem, bis es so wurde, müßte es uns doch schier als etwas Außerordentliches bedünken, daß ein französischer König mit Kurbrandenburg allein um Krieg und Frieden unterhandelt. Man sollte sich doch, pflegte mein Vater zu sagen, mit der Ehre genügen lassen, die uns wird und nicht weiter ausgreifen."

Fast zu gleicher Zeit mit dem Courier, den der Geheimrath Meinders abgesandt, war einer aus dem Haag angekommen. Der Erbstatthalter Wilhelm von Oranien, des Kurfürsten Neffe, ließ ihm vermelden, daß er alle und jede Hoffnung aufgeben müsse, als möchten die Generalstaaten sich noch eines Bessern besinnen. Es seien alle Parteien darin einig, den Frieden von Nimwegen zu halten, weil der Handel durch die letzten Stöße allzu gelitten. Dieweil im Frühjahr die Zwiebeln nicht aufgegangen, wie man gewettet, sei an der Börse zu Amsterdam überdem große Consternation, und wer von Krieg reden wolle, laufe Gefahr, geprügelt und hinausgeworfen zu werden. — „Und um ihretwillen war der Krieg angefangen!" hatte der Kurfürst bitter ausgerufen; dazu meldete Oranien, daß er nicht zweifeln möge, daß Ludwig Ernst mache, denn wenn der Courier in Berlin ein-

treffe, würden ſchon zwanzigtauſend Franzoſen in Weſtphalen eingerückt ſein.

Aus Dänemark waren desgleichen eben zwei Cavaliere als außerordentliche Botſchafter gekommen, um ſich umzuſchauen, wie die Dinge ſtänden. Feierlich ſollten ſie verſichern, daß ihr Herr und König bis auf's Aeußerſte bei der Allianz ausharren werde, wenn ſie aber merkten, daß der Kurfürſt zum Nachgeben inclinire, mit dem ſchwediſchen Geſchäftsträger, der ſchon im Geheim in Berlin verweilte, ſich in Rapport ſetzen, und ſehen, ob ſie noch vor Brandenburg unter günſtigeren Bedingungen Frieden abſchließen könnten. Das hatten die däniſchen Herren zwar Keinem ins Geſicht geſagt, Friedrich Wilhelms Diplomaten waren aber kluge und erfahrene Männer, die denen, mit welchen ſie zu thun hatten, unter's Knopfloch ſahen. Darum iſt Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt, nie betrogen worden. Weil er nur ſolche Leute nahm und ſich aufzog, die klug waren wie die Schlangen gegen Andre, und redlich wie die Tauben gegen ihn, daß ſie nie durch ihre Berichte ſeiner Neigung ſchmeichelten, ſondern ſtets die Wahrheit, auch die herbſte ausſagten, iſt er immer gut unterrichtet geweſen und vor aller Täuſchung bewahrt geblieben, und verfiel nur eben dem, weil er ein Menſch, was menſchliche Kraft nicht zu ändern vermochte.

Der Miniſter Meinders ſagte einmal: Du darfſt dem Dänen nicht trauen, Du hätteſt ihn denn in der Hand, worauf der Miniſter Fuchs erwidert haben ſoll:

zieh ihm aber vorher die Haut ab, sonst schlüpft er Dir doch wie der Aal durch die Finger. — Um deswillen hatten sie sich auch nicht beeilt, den dänischen Herren sofort Audienz zu verschaffen, wozu ohnedem nicht Zeit war, sondern ließen den Herrn von Besser, der es verstand, mit ihnen komplimentiren. Die dänischen Herren wußten, wie der Herr von Besser mit Gesandten umzugehen pflege und es war unter ihnen viel höfliches Gerede, und während sie von der Pracht des neuen kurfürstlichen Hauses sprachen, und wie in der Würdigkeit des Baues der Sinn des fürstlichen Herren sich wiederspiegle, lobte der Herr von Besser die schönen dänischen Pferde, auf denen sie zum Schloß geritten waren — denn es war keine Auffahrt, wie auch keine Audienz — über die Maßen, und einer und der andre Cavalier wünschte sie zu versuchen, worüber die dänischen Herren sehr erfreut schienen, es wäre viel Ehre für ihre Thiere, wenn die Helden von Fehrbellin sie reiten wollten. Während die Herren vom Hofe sich nun mit Courtoisie stritten, wer zuerst aufsitzen wolle, kam der älteste Prinz aus der zweiten Ehe des Kurfürsten, Philipp dazu, und rief: „Ich will zuerst rauf!“ — Der Herr von Besser rief: „Halten zu Gnaden, Prinz, da wollen wir zuerst Dero Stallmeister fragen —“ aber der Obrist Barfuß fiel ihm in's Wort: „Ei was der Sohn eines Reitergenerals fragt viel, was ein Stallmeister sagt.“ — Der eine dänische Herr wollte ihn vor dem Pferde warnen, aber der andre lachte: „Der Prinz wird auch vorher fragen,

ob er einhauen ſoll. Der thäte wie der Homburger bei Fehrbellin.“ Da ſaß der junge Herr ſchon im Sattel, und riß an den Zügeln, was er konnte, als er ſah, daß der Barfuß ſie faſſen wollte, um das Pferd zu führen: „Nun iſt Fehrbellin und ich bin Kurfürſt!“ rief er. Das Pferd, entweder wild gemacht durch die ungeſtüme Behandlung des Knaben, von dem es fühlte, daß er es nicht regieren könne, oder erſchreckt durch den Schreck der vielen Umſtehenden, die zuſpringen wollten oder ausweichen, bäumte ſich und ſchoß um den Hof in wilden Sätzen. Der Prinz flog herab, nah an den Thorſtufen, wo er aufgeſtiegen, und ſein Geſchrei war es, das die Kurfürſtin oben gehört hatte.

Nur einer Mutter Ohr konnte den Schrei durch den andern Lärmen ſo deutlich hören, nur ſie, daß es ein Schrei ſei, der am Rande des Todes ausgeſtoßen ward. Nur eine Mutter konnte in ſolcher Haſt die hohen Treppen herabgleiten, daß ſie ſchon über dem Verwundeten kniete, als er auf die Stufen niedergelegt ward. Dann legte ſie den Kopf in ihren Schooß, unbekümmert um das Blut, das über ihr Kleid ſtrömte. Sie hielt die Wunde, ſie ſchrie nach einem Arzte; Andere nach einem Seelſorger! Darüber legte Keiner Hand an. Die Mutter hatte Hand angelegt, denn ſie hatte Taſchen- und Halstuch vom Leib geriſſen; aber das Blut drang durch. Da wiederholte ſie ein Wort, das ſie gehört: „Zu ſpät! Sie laſſen Dich ſterben — nein ſie haben Dich ermordet, weil ſie Dir Deines Vaters Liebe nicht gönnen. Todt biſt Du

ihnen nicht gefährlich, o Du Kind meines Herzens, das meine kühnsten Hoffnungen trugen —"

Während sie mit Küssen und Thränen ihren Liebling überdeckte, glaubte sie dicht hinter sich eine bekannte Stimme zu hören: „Um Gott, zügelt die Zunge, daß sie Eure Gedanken nicht verräth!" Sie glaubte zu hören, aber in Wahrheit hörte sie nichts mehr. Jetzt waren Aerzte herbeigestürzt, sie wollte keinen heranlassen, sie wehrte sie ab mit krampfhaften Bewegungen: „Ihr sollt ihn nicht umbringen." — „Um Gott, die gnädige Frau! Sie ist um ihre Sinne!"

Da hatte man ihr den verwundeten Knaben entrissen; sie wußte nichts mehr, was um sie geschah, und Herr **Dr.** Krug von Nidda brachte ihr die Bisambüchse vor die Nase; aber Herr **Dr.** Nicolaus Bonnet forderte, daß sie in's Zimmer geführt werde, und ihr die Frauen das Schnürleib aufthäten.

„So man nur das Blut stillen könnte!" Es mußten die Aerzte den Zustand der Kurfürstin für gefährlicher erachtet haben, oder war ihnen der Prinz weniger werth, daß jetzt nur vornehme Laien um diesen standen, während die Doktoren sich mit der Ohnmächtigen beschäftigten.

Da war es aber plötzlich anders geworden, als sie die Augen aufschlug. Es war mit einem Mal tief still. Ein hochgewachsener Herr in stattlichem schwarzen Sammethabit stand über dem Prinzen, indem er einfache Bewegungen mit der Hand, man hätte auch glauben mögen, mit den Augen über ihm that,

nur die Lippen hielt er feſt zu. „Der verſtehts! Er beſpricht das Blut!“ flüſterte hinter ihr die Kammerfrau. Der Fremde machte mit den Händen eine Bewegung, als waſche er und trockne ſie in der Luft, hielt ſie dann noch ein Mal kreuzweis, wie ſegnend über dem Knaben, und jetzt murmelten die Lippen etwas. Dann wandte er ſich um, und ſagte zu denen, die ihn zurückhalten wollten: „Er hat ſich nur ein Loch in den Kopf geſchlagen; das kann jeder Feldſcheer kuriren. Waſſer, Umſchläge, und in einer Woche iſt es heil.“

Damit war er verſchwunden, nicht in der Erde, ſondern im Menſchengewühl, das ſchon von einem Wunder ſprach, worüber Herr Martin Wieſe, der jetzt erſt berufen kam, ſich ſehr ereiferte. Im Uebrigen beſtätigte er, was der Fremde geſagt: es ſei eben nur ein Loch im Kopf, das gar nichts auf ſich habe.

Die Mutter, als ſie zur Beſinnung erwacht, lebte heut nur für ihren Sohn; was Aller Sinn beſchäftigte, ſie hatte keinen Sinn dafür.

Siebenzehntes Kapitel.

Ein Miniſterrath.

„Er ringt wie der Löwe mit einer Rieſenſchlange. Sie drückt ſchon das Herz, und ſchnürt ihm die Bruſt zuſammen, aber wenn der Entſchluß heraus will, ſtößt ihn das Wort Pommern wieder zurück. Faſt graut Einem, wie beim Krampf eines Sterbenden; die Glieder ſchon kalt, aber der gewaltige Wille ſträubt ſich gegen den Tod."

So hatte der Geheimrath von Blasſpiel, eben aus dem Zimmer des Fürſten tretend, zu dem von Alvensleben geſagt.

„Weiß er die däniſche Botſchaft?"

„Er zückte die Achſeln; ſeine ſtumme Sprache ſagte: wer hätte es anders erwartet."

„Aber die aus dem Haag?"

„Da preßte er die Hand zuſammen, daß man Blut von den Nägeln geſehen haben will. Nachher lachte er auf, daß wir uns entſetzten. Das hat man nie bemerkt."

„Wobei konnte er lachen?“

„Als der Oranier ihm vom Einfall der Franzoſen in Weſtphalen vermelden ließ. Er rief: hätt' ich nur Zwiebeln! Zwanzigtauſend Zwiebeln in die Amſterdamer Börſe geworfen und es hätte nicht Noth um die zwanzigtauſend Franzoſen in Weſtphalen.“

„Aber nun er Alle beruft, um ihre Meinung zu hören, warum nicht die Kurfürſtin, die doch alle ſeine Sorgen theilen muß?“

„Wer lieſt in des Menſchen Seele! Einige meinen, daß ihm vermeldet worden, wie die Kurfürſtin in letzter Zeit mit dem kaiſerlichen Geſandten viel verkehret. In Wien wittert er jetzo mehr ſeinen Feind denn in Paris.“

„Und wo denn ſeine Freunde, die ihm helfen ſollen, Excellenz! Es kann doch keiner der vielen, ſo er befragt, zum Krieg gerathen haben? Worauf kann er noch ſeine Hoffnung ſtützen?“

„Wenn nun auf ſich — und ſein Glück!“

„Daß Gott erbarm! — Sein's iſt unſer.“

„Das meint der Fürſt auch. Aus alten Zeiten hat man Beiſpiele —“

„Die für die alten Zeiten paſſen. Wir leben in einer neuen Ordnung der Dinge. Gott weiß, wer ſie gemacht hat. Die Ritterſchaft — wer iſt ſie? Unſre Vaſallen, wo ſind ſie? Unſre Rüſtkammern ſind Roſtkammern worden. Es iſt Tollhausſpiel von denen fordern, die man zu Nichts gemacht, daß ſie Alles ſein ſollen. — Vom Adel —“

„Er ſprach von ſeinem Volke. — Es waren eben nur Gewitterſchauer, zückende Gedankenblitze. Er meinte, daß Alle, Jung und Alt, alle Stände, Hoch und Gering, aufſpringen müßten, wie von einem Entſetzen, einem Gedanken, einer Freude ergriffen, daß ſie Alles vergeſſen, bei Seit ſetzen müßten, den Pflug auf dem Felde, Weib und Kind zu Hauſe laſſen, wie damals in der Altmark, im Havellande. Wenn das Alle, Alle thäten von Cleve bis Croſſen und das äußerſte Samland, alsdann —“

Die Thür des fürſtlichen Zimmers öffnete ſich und der Sekretair Ilgen ward hineingerufen.

„Was ſoll's mit dem jungen Mann?“ fragte der Alvensleben, als der Gerufene ſchon mit einigen Bogen Papier unterm Arm in das Zimmer ging und die Flügelthür hinter ihm zuſchlug.

„Er ſoll das Promemoria verleſen, was Herr Ezechiel von Spanheim mit etlichen Anderen auf kurfürſtlichen Befehl aufgeſetzet: Alle **rationes pro** und **contra** in Kürze zu Papier cumuliret. Er will's gleichſam damit überhören; ſo gewiſſenhaft iſt er vor dieſer äußerſten Entſcheidung, damit ihm keine **ratio dubitandi** entgehe.“

Die Flügelthür war hinter dem Sekretair Ilgen zugeſchlagen. Wer alles drinnen ſtand, könnte ich nicht angeben, aber es waren Geſichter voller Ausdruck; einige hätten geſagt, es war ein geſpenſterhafter, der Spannung, die an Leib und Seele zehrt.

Der Kurfürſt ſaß, den einen Arm auf das Bein

geſtemmt, als wolle er den Gichtſchmerz, der hinauf wollte in die edleren Theile, zurückhalten; die hatten an anderem, edlerem Schmerz zu tragen. Der rechte Arm hing über die Lehne, und die Finger ſchienen das Gedankenſpiel zu accompagniren. Den Kopf, mit dem gewaltigen, ausdrucksvollen Geſicht hielt er geſenkt; ſein Blick wurzelte auf der Diele, nur dann und wann ſchenkte er ihn den Miniſtern. Ein Maler hätte ſich nicht unterſtanden, einen großen Kurfürſten ſo zu malen. Die Halskrauſe war verſchoben, der Gurt gelockert, und das Wamms halb aufgeknöpft, als habe das Herz darunter nicht Raum zum Schlagen.

Der alte Präſident Otto Schwerin hub an; mit zitternder Stimme, faſt war es, als drängten ſich ihm die Thränen in's Auge:

„Daß wir, hochfürſtliche Durchlaucht, nur Dero extremem Willen nachkommen, iſt Gott und Euch bekannt. Wenn demnach in der Relation iſt, was unſerm gnädigen Herrn nicht liebſam klänge, wolle er uns nicht zur Laſt legen."

„Die Wahrheit — nichts als die Wahrheit will ich."

„Die Wahrheit iſt ein zweiſchneidig Schwert," ſagte Ezechiel Spanheim. „Sie trifft öfter zurück den, der es ſchwingt, als auf den es gezückt ward."

„Wenn ein Sterbender den Medicus fragt: ob er ſterben wird? und der ſagt ihm nicht die Wahrheit, iſt's ein Schelm und Betrüger. Ich habe wiſſentlich nie einen Schelm und Betrüger zum Miniſter gemacht."

Otto Schwerin winkte dem Ezechiel Spanheim,

der winkte dem Sekretair Ilgen, welcher vortrat. Ehe der sich zum dritten Male verneigt, fuhr der Kurfürst noch auf:

„Ein Hochverräther wäre der Medicus! Merkts Euch! Und Brandenburg ist's, das auf dem Todtenbette liegt."

„Da sei Gott vor!" hatten die Minister wie aus Einem Munde gesprochen. Der Sekretair hub mit deutlicher Stimme an die Schrift zu verlesen, die vorerst den Status der Dinge, wie sie lagen, erzählte. Demnächst hieß es:

„Nun sind Etliche, die rathen möchten, daß Kurbrandenburg in solcher grausamen Calamität nicht ja nicht nein sagen, sondern was die Schiffer sagen, laviren solle, oder die Sache in die Länge ziehen, in Erwartung, daß, da alle menschlichen Dinge dem Wechsel unterworfen, andre Umstände eintreten, wo es nicht nöthig habe ja oder nein zu sagen. Dieser Meinung sind Dero Minister nicht. Einmal weil unter sothanen Verhältnissen nicht abzusehen, wie die Entscheidung, die uns gleichsam auf den Fingern brennt, noch hinzuzögern möglich. Demnächst um deswillen, weil es nicht mit der Art und Würde Eurer kurfürstlichen Durchlaucht selbst, noch weniger Dero glorreichen Hauses sich verträgt."

Hier hielt der Vorleser einen Augenblick inne, ob doch das Kopfnicken des Kurfürsten ihn aufmuntern mußte. Er blickte auf Schwerin und Spanheim; die nickten ihm auch ja. Es war aber mit schüchterner Stimme, daß er fortfuhr:

„Welches Unglück solch Laviren und unentschlossen Wesen herfürgebracht, sahe ehelängst das betrübte Brandenburg. Der durchlauchtigste in Gott ruhende Kurfürst Herr George Wilhelm mochte nicht zu dem Kaiser halten, von wegen der evangelischen Lehre. Aber er mochte sich auch nicht mit dem schwedischen König verbinden, weil er des Kaisers Lehnsmann. So ist uns allen kundig, was darauf erfolgt ist. Aus Furcht vor dem Kaiser ließ er den Schweden nicht merken, wenn er ihm wohl wollte, und aus Furcht vor dem Schweden nicht, wenn er's mit Oesterreich hielt. Bald war's der Kaiser, bald der Schwager, den er nicht kränken mochte, und kränkte den Einen wie den Andern. Darüber ging Magdeburg verloren zu unsäglichem Schmerz für das deutsche Vaterland und gesammte evangelische Christenheit. Es ging weit mehr verloren, das Vertrauen, ja man kann sagen die Reputation des durchlauchtigsten Hauses und Regimentes, sintemal keiner wußte, wie er mit ihm dran war, und darum aus Fürsicht oder Malevolenz das Schlimmste supponirte. Es half Seiner Durchlaucht Regiment auch nichts, daß Sie Schreiben und Boten aussandten, bald zum Schweden, bald zum Kaiser, daß Sie Ihre Freundschaft und gute Gesinnung hüben und drüben versicherten, und nicht schön genug sprechen konnten, sie möchten Beider Freund sein und bleiben und Ihre Neutralität bewahren zu Beider Besten, und den Frieden vermitteln. Denn wer neutral bleiben will im allgemeinen Kriege, muß beständig in Waffen

ſtehen und ſo ſtark ſein, daß er dem Einen wie dem Andern die Spitze bieten mag, und hat doch nur eitel Verdruß davon; denn dieſer wie jener ſchiebt allen Nachtheil, ſo ihm widerfahren, auf ihn, da er rechnet, ſo er bei mir geſtanden wie es anders gekommen, oder ſo er mich nicht gehindert, hätte ich anders den Krieg geführt. Und wenn es zum Austrag und Frieden kommt, fällt auf ſein Theil nichts, nicht Land, Leute, Geld noch Ehre, ſondern nur die Koſten, die er gehabt, wieder um nichts. Und wenn, die Feinde geweſen, ſich vertragen, werden ſie darin wohl Freunde, daß ſie ſich beide gegen Einen alliiren, der ihnen, da ſie ſein bedurften, nichts genutzt, ſondern beiden gleich geſchadet. Wie das ſchon dazumal geſchrieben und gar gedruckt worden, und etliche gute Rathe im Rath dem Kurfürſten geſagt; aber er hörte ſie nicht. Denn der Schwarzenberg und ſeine Geſchöpfe hatten den Herrn ſo umſtrickt, daß er nicht mehr des Landes Stimme und ſeiner wahren Getreuen hörte, ſondern nur was von draußen, Brandenburgs Feinden, ihm zugeblaſen ward, daß der gute Fürſt es hören ſollte. Er that darum, was ihnen und den Wenigen frommte, nicht Land und Leuten, noch dem Fürſtenhauſe ſelbſt, und keine Klage konnte durchdringen; und wenn eine durchdrang, hieß es, die kommt von ſchlechten Menſchen, die es nicht gut mit dem Fürſten meinen. Ja wir wiſſen, und es iſt beglaubigt, daß die treueſten und redlichſten Diener, jedweden Standes, bei dem in Gott ruhenden Herrn verdächtigt wurden, vom Hofe fort-

geſchickt, und die berufen waren zu Heil und Frommen des Landes zu denken und arbeiten, in Verdruß auf ihren Schlöſſern brach lagen und in Kümmerniß verkamen. Das war die traurige Frucht davon, daß der durchlauchtigſte Herr Georg Wilhelm nicht ſelbſt zuſah, was Noth that, nicht ſelbſt hörte, was in ſeinem Land geſprochen ward, daß er ſein Aug vor dem verſchloß, was ihm nicht lieb war, und ſein Ohr denen öffnete, die ſein Volk und Land nicht liebten. Die riethen ihm, daß er ſich nicht entſcheiden möge, um den und jenen draußen nicht zu kränken, der es ihm verübeln könnte, und aus lauter Furcht und Rückſichten, und daß er vermeide, was Anſtoß geben könne, ſtieß ſein Regiment an allerwegen, und war nichts Feſtes und Sicheres darin, und kam Brandenburg um deswillen, daß es nicht ſtand, griff und ſchlug, wie an ihm war, ſondern ſich ſtoßen, ſchlagen und greifen ließ, zu unſäglichem Elend und Unehre. Das nannten die Politici neutral bleiben, und bewahre der allmächtige Gott es itzo vor ſolcher Calamität."

Eine Wolke von Zorn war über des Kurfürſten Brauen aufgezogen und ſeine Lippen überſchlugen ſich; es war der ſtrafende Feldherrnblick mit dem er auffahrend ſie anherrſchte:

„Reſpekt! Bei Gott im Himmel, Reſpekt! Vergeßt Ihr, daß Ihr vor dem Sohn ſeines Vaters ſteht, daß dieſer Vater ein Fürſt war, Euer Fürſt von Gottes Gnaden! Zittert vor ſeinem Geiſt, wenn er vor mir als Ankläger erſcheint!"

heut bei dem hellen Sonnenschein die Promenade auf den reizenden Bergen vor der Stadt sein müsse. Da ich morgen durchaus nach Avignon mußte, konnte ich im Geiste hier alles durchwandern, was an der Hand eines Lohnlakaien kostspieliger und weit ermüdender ausgefallen wäre.

Meine Phantasie half, als die Ketten klirrten, die Riegel rasselten . . . kurz, ich stand vor dem Schreibtisch eines der Mairieadjuncten. Die Mienen waren äußerst wichtig. Als ich mit Kopf und Schuh in das Register eingetragen stand, flößte mir der Schreiber bedauernd zu, ich würde wohl nach Paris gebracht werden.

Himmel und Hölle, was habe ich mit den Protestanten von St. Consorce zu thun? schrie ich auf.

Nicht das Geringste, entgegnete lächelnd der Adjunct. Nur weil Sie in Verdacht stehen, aufrührerische Reden gegen die Regierung ausgestoßen und in Verbindung mit dem Engländer Lionel Bull einen Regierungsbeamten, der, seiner Pflicht gemäß, Anzeige machen wollen, mörderisch angefallen haben . . .

Wer, schlechter Mensch, sagt, daß ich mit noch Jemanden den lumpigen Schuft nieder ge-

„Du wollteſt Wahrheit," ſprach Schwerin.

„Aber kein Libell! — Wer ſchrieb's?"

Ezechiel von Spanheim wollte vortreten, die Andern hielten ihn. Der alte Präſident Otto Schwerin aber, der den Kurfürſten ſchon als Knaben gekannt, winkte ihnen zurück. Er ſah dem Zürnenden faſt heiter in's Geſicht:

„Wenn hier ein Schuldiger iſt, ſind wir's Alle zu gleichem Theil, denn das ſind unſer Aller Gedanken. Wer die Feder geführt, was frommt's Dir zu wiſſen! Wir wälzen aber die Urheberſchaft auf einen Höheren, der Deines Vaters Thaten gerichtet hat."

„Mißbraucht nicht Gottes Namen."

„So hoch berufen wir uns nicht, doch hoch genug, daß der, den wir anrufen, uns ſchütze vor Deinem Zorn. Auf Dich ſelber, durchlauchtigſter Herr. Wer hat die Thaten Deines Vaters gerichtet als Du? Wer hat den Schwarzenberg verſtrickt? Wer ſeine Creaturen fortgejagt? Wer Schritt für Schritt gethan, was Dein Vater nicht that, ſondern das Gegentheil?"

Der Kurfürſt winkte ihm zu ſchweigen; es war eine Bewegung, ein abgewandter Blick, der anzeigte, daß die Gewitterwolke ſich ſchon verziehe.

„Nein Herr, verzeihe, nun ſtehen wir als Angeklagte vor Dir, nun mußt Du uns die Vertheidigung gönnen. Wir müſſen ausreden. Was war Deine erſte That? — Daß Du die Nothwendigkeit erkannteſt, Partei zu ergreifen, wo Alles Partei war. Du fragteſt nicht, wo ein Schwager und Vetter und ein Lehns-

herr sei, sondern wo, auf welcher Seite Du Deinem zerdrückten, todtwunden Volke die erste Erleichterung brächtest, Balsam auf seine Wunden träufeltest. Darum brachst Du mit dem Kaiser, und dem alten vermoderten Lehnsband, alldieweil Gott ein höherer Lehnsherr ist und höhere Pflichten Dir gesetzt, die Du erkannt hast, und nicht gescheut, vor Gott und Menschen sie auszusprechen. Du erklärtest Dich offen für den Schweden. Konntest Du schärfer die Politik Deines Vaters tadeln? So hast Du angefangen zu handeln als Jüngling, so fuhrst Du fort zu handeln als Mann. Wo Du Bündnisse schlossest und Allianzen wieder lösest, Du thatest es nicht, um dort zu liebkosen und da nicht anzustoßen, sondern mit der überlegenen Kraft eines weltklugen Mannes, der da weiß, was er will und soll. So hast Du als strengster Richter durch die That die Handlungsweise Deines Vaters verdammt, und wir haben nur Deine Dictate in Worten niedergeschrieben, und wir fühlen uns nicht schuldig, noch bereuen wir's."

„Vergönnet, durchlauchtigster Herr, auch nach dem Natur- und Völkerrechte, wie der Freiherr von Puffendorf bezeuget —"

So wollte Herr Ezechiel Spanheim anfangen, aber der Kurfürst streckte den Arm gebietend aus und wies auf Schwerin: „Der soll reden! — weiter!" Schwerin ließ sich's nicht zwei Mal sagen:

„Auch fürchte ich mich gar nicht vor dem Gespenst des durchlauchtigsten Herrn Georg Wilhelm, so es auch hier aus den Dielen aufschösse, noch wenn der

Herr mich abriefe, daß er dort in der Himmelsgloríe mir mit dem Arm drohte. Denn ich würde ihm antworten: Allen ſchuldigen Reſpekt vor fürſtlicher Durchlaucht, ob todt oder lebendig, aber es giebt noch einen andern Reſpekt, den hat Gott auch in's Blut geſetzt, das iſt die Liebe für unſern Nächſten, für das Volk, die Nation und das Land. Wohin hat Euer Umſichſchauen und Vorwärts- und Rückwärtsblicken und Nichtsloſchlagen und Nichtsthunwollen dies Brandenburg gebracht, das Ihr aus den Händen Eurer in Gott ruhenden Väter als ein blühend und volkreich Land empfingt? Wo iſt's in der Wüſte! Wo das Volk? Wo ſind die Bauern, die im Schweiße des Angeſichts die Wüſte zu Saatfeldern für uns umgeackert? Verhungert, vertrieben. Das ſind die Früchte Eurer Neutralität durch zwanzig Jahr. Um Tropfen Blutes zu ſparen, ließet Ihr Ströme vergießen, um das Leben von Hunderten zu ſparen, wurden Tauſende und Hunderttauſende geſchlachtet. Will das Geſpenſt doch grollen und riefe: Du biſt nicht Richter darüber! Dann rufe ich andre Richter zu Hülfe, die ſchon zur Nähe ſtehen werden, die großen Ahnen Deines Hauſes in Stahl und Eiſen — Und nun leſet weiter, Herr Ilgen."

Der Sekretair las weiter:

„Daß es ſich nicht vertrage mit Art und Würde Dero kurfürſtlichen Hauſes in ſothanen Extremitäten ſonder reſoluten Entſchluß zu handeln, darüber ſind wir zum Schluß gekommen in Anbetracht, wie die durchlauchtigſten Markgrafen und Kurfürſten Hohen-

zollernſchen Hauſes zu aller und jeder Wendezeit raſch und feſt ihren Part ergriffen und dadurch nicht wenig zur Proſperität und Macht des Hauſes gewirkt. Als wie Friedrich I. von Nürnberg mit denen Störriſchen vom Adel nicht unterhandelt hat, ſondern ſie angriff und ihre Macht gänzlich darniederwarf. Item ſo hat Friedrich der Andere die Macht der übermüthigen und ſtörriſchen Städte gebrochen, als auch nach ihm Albrecht Achilles that, der nichts an ſich kommen ließ, weder von dem noch jenem. Wie darauf Johannes Cicero Sitte und Gelehrſamkeit, aller Hinderniſſe und Widerſprüche zum Trotz dem Lande gleichſam aufdrang, und Joachim I. noch einmal die Rauf- und Raubſüchtigen vom Adel warf und grauſamlich caſtigiren ließ, unberückt darum, daß er Etliche von ihnen lieb hatte, und andere Fürſten in Deutſchland ihn bedenklich vermahnen ließen, daß er doch des Adels ſchonen möge, da er von ihrem Blute ſei. Item hat ſein erlauchter Sohn, Herr Joachim der Zweite, freilich nach harten Kämpfen, aber dann um ſo reſoluter, allen Widerſtandes zum Trotz, die Kirchenbeſſerung mit ganzem Herzen und ganzer Seele ergriffen, dergeſtalt, daß nichts Antichriſtliches im Lande geblieben, ob er doch ſonſt dem Kaiſer und dem Hauſe Habsburg zu freundlichen Dienſten geneigt war. So iſt auch Herr Johannes Sigismund, ob doch ſonſt darüber im Lande viel Disputationes geweſen und noch geblieben, weilen er es für nothwendig gehalten und derzeiten

angethan, mit raſcher Deciſion von der lutheriſchen zur reformirten Kirche —"

Eine Handbewegung des Kurfürſten gebot ihm Schweigen: „Die Theologica laſſen wir heut. Eure Relation dreht ſich um andre Articula."

Er war verſöhnt. Ilgen fuhr fort:

„Jeder Entſchluß, auch der nicht zum rechten Ziele führt, iſt beſſer, als keiner. Um derowegen waren Dero getreue Räthe und gehorſamſte Diener bemühet, vorausſetzend, daß Hochdieſelben zum Krieg oder zum Frieden ſich decidiren, die Folgen des einen und des andern zu exponiren. Alſo für den Fall **A**, daß Durchlaucht die in der Stadt St. Germain en Lay von Dero Ambaſſadeur, dem Geheimrath von Meinders, und dem franzöſiſchen Miniſter, Marquis von Pomvone, aufgeſetzte Stipulation nicht ratihabirten —"

„Geht zum Falle **B** über, meine Herren, unterbrach der Fürſt. Was des Krieges Wechſelfälle an Ausſichten ſtellen, dafür bin ich. Wenn ich Rath verlange, werde ich mit meinen Generalen conferiren."

War es ein Anzeichen, daß der Kurfürſt zum Frieden neigte? Aber als Herr Ilgen fortfahren wollte, ergriff Spanheim das Wort.

„Gnädigſter Herr! **Inpavidum ferient ruinae!** Ich ſage nichts von dem, was der Kaiſer uns bietet —"

„Sprecht es aus," unterbrach der Präſident Schwerin, „es legt doch ein Gewicht in die Schaale."

„Der Kreis Schwibus für Pommern!" rief bitter lachend der Fürſt.

Ein Anderer bemerkte: „Wird uns doch auch nicht das ganze Pommern wieder entriſſen, da es Herrn von Meinders Thätigkeit gelungen, Hinterpommern bis an die Oder, mit Ausnahme der Städte Golnow und Altendamm, Kurbrandenburg zu erhalten.“

„Was iſt mir Hinterpommern!“ rief der Kurfürſt faſt im Tone wie vorhin, aber er ſprach es für ſich. „Gute Leute, — ſie verſtehen mich nur nicht. O mein königliches Stettin, mit ſo theurem brandenburgiſchen Blute erkauft, und ihr, ſchöne Lichter am Oſtſeegeſtade, Stralſund und Greifswald, und du Perle im Meer, Rügen! Da würde blühen Vieles! O! ſo mein Reich der Zukunft mir zerklopfen!“

„Euer Durchlaucht blüht in der Zukunft ein ander Reich,“ ſagte Spanheim. „Die Anwartſchaft auf das Erzſtift Magdeburg und das Bisthum Halberſtadt wird Kurbrandenburg auf das Bündigſte von Neuem durch Kaiſer und Reich verbürgt. Will man uns vom Meer abſchneiden, dringen wir dafür in das Herz und den Kern von Deutſchland.“

Schwerin ſetzte hinzu: „Und erwägt, gnädigſter Herr, ob es nicht Pommern aufwiegt? Nicht weil Magdeburg reich iſt, nicht weil es die Elbe beherrſcht und die Brücke nach dem treuen Weſtphalen, ſondern weil es das proteſtantiſche Magdeburg iſt, die Stadt, die mit ihrem Blute und Ruin für uns die Freiheit im Glauben — erkauft hat. Wer die hat, der hat viel. Wer die zu ſchätzen weiß, noch mehr. Wenn Kurbrandenburg, gleichſam von Gott zum Hort und

Hüter des Proteſtantismus eingeſetzt, auch die Stadt ſeiner Märtyrer hat, was wird es dann ſein, ſo lange Fürſten regieren, die Proteſtanten ſind! Der Kurfürſt von Brandenburg, der ſeinen rechten Arm auf Magdeburg ſtützt, ſteht ſo feſt gewurzelt im deutſchen Reich, daß kein Tilly und Wallenſtein und commandirte eine neue Ligue über die Legionen der Hölle, dies proteſtantiſche Reich nur zum Wanken bringt."

Es war eine Stille eingetreten. Des Kurfürſten Geſicht hatte wieder einen milderen Ausdruck gewonnen, aber der bitter melancholiſche Zug, bei dem die Lippe convulſiviſch bebte, lagerte ſich doch auf dem Geſicht, als er auffuhr:

„Sichere Bürgſchaft! Wenn die Zwiebeln in Holland wieder einmal nicht geriethen, und Ludwig der Vierzehnte ſchlöſſe mit dem Großmogul einen Traktat, daß ich Magdeburg nicht haben ſoll, wer ſchafft mir das Recht aus meiner Bürgſchaft? Wer, wer Ihr Herren! Das deutſche Reich? Oder der Mann im Monde? Oder ſchöbe ſich mein Recht wie der Uhrzeiger in die Ziffer von ſelbſt in den Beſitz? O Ihr klugen Herren, glaubt Ihr noch an Worte, und hofft Ihr auf Verſprechungen, wo Pergamente von der Säure dieſer angepeſteten Luft in einem Jahr zu Plunder wurden!"

Es trat eine lange Stille ein. Ezechiel Spanheim war der erſte, der ſie brach. Mit gehaltener leiſer Stimme hub er an:

„Auch Pommern iſt für Eure Durchlaucht noch nicht verloren."

Friedrich Wilhelm blickte ihn verwundert von der Seite an.

„Schweden kann ſich mit Frankreich überwerfen. Es muß, es wird ſich überwerfen, die Parteien dort ſind abhängig von den Influenzen und dem Gelde von Außen. Die von Frankreich gehaltene, jetzt oben auf, iſt eben zu weit oben auf, um in ihrem Uebermuth nicht ehelängſt ſtürzen zu müſſen. Wenn Schweden nicht mehr die eiſerne Hand iſt, die Frankreich nach Belieben lenkt, wird es auch Ludwig gleichgültig ſein, ob Schweden Pommern beſitzt oder nicht; ja nach der Natur der menſchlichen Dinge wird es ihm ganz recht ſein, wenn es für ſeinen Abfall durch einen empfindlichen Verluſt geſtraft wird. Dann wird der König von Frankreich die Küſtenländer an der Oſtſee lieber einem Fürſten gönnen, gegen den ungünſtige Verhältniſſe ihn einmal in Krieg verwickelt hatten, den er aber nicht haßt, nicht beneidet, — vergönnt mir es auszuſprechen, — den er zur Zeit auch nicht fürchtet, den er aber durch dieſen Krieg noch mehr achten gelernt hat.“

Wie durch dunkle Wolken ein Blitz, ſchoß ein Blick aus den gerunzelten Brauen des Fürſten auf. Es war ein Blitz, dem kein Donner folgte.

In ſelber ruhiger Weiſe fuhr Spanheim fort: „Einige Allianzen werden künſtlich geſchloſſen, mit ungeheurem Scharfſinn, klauſulirten Verträgen, Gelöbniſſen und Eiden auf Ewigkeit, und reißen doch im Augenblick, wenn ſie nicht mehr paſſen; andre machen

ſich von ſelbſt, ohne Unterſchrift, Handſchlag, ſelbſt ohne das Wort, und dieſe halten und dauern aus, länger als jene, grad ſo lange als beide Theile davon Vortheil haben. Ludwig von Frankreich, deſſen Auge klar in die Zukunft blickt, hat dies bereits erkannt. Was Herr von Meinders ſchreibt, iſt deutlich; deutlicher, was zwiſchen den Zeilen ſteht."

Es folgte wieder eine Pauſe: „Ich bin ein deutſcher Fürſt," ſprach Friedrich Wilhelm, „ein lebendiger Theil des heiligen deutſchen Reiches."

„Das verloren ging im dreißigjährigen Kriege, und nach wieder dreißig Jahren ſich nicht wiedergefunden hat; deß lebendige Theile noch Schweden, Frankreich, Dänemark, Hispanien, Holland und Ungarn gehören; deſſen erwähltes Oberhaupt, alldieweil er nur für ſeines Hauſes Größe ſorgt, davon an ſich reißt, was er kann. Der Kaiſer ruft das deutſche Reich auf gegen die Ungarn und Türken und Franzoſen, wenn er in Noth iſt. Wenn er ſich ſelbſt ſalvirt hat, dann ſalvirt Euch auch, wie Ihr könnt. Der Kaiſer hat den mannhafteſten und größten deutſchen Fürſten, das lebendigſte Theil des Reiches, aufgerufen und nachdem dieſer nicht nach ſeiner Pflicht, ſondern nach ſeinem Eifer für das Gemeinwohl mit ſeinen Allen kam und ſich ſelbſt geopfert, läßt er ihn im Stich und ſpricht: hilf Dir ſelbſt. Mein großer Herr und Kurfürſt, der klar durch die Nebelfernen blickt, und das, was er in der Hand hält, nicht um einen Schatten auf dem Dache hingiebt, mein großer Kurfürſt kann und wird —"

„Nichts thun, als was Gott und Recht ihm erlauben," unterbrach und ſchloß Friedrich Wilhelm.

Die Sitzung war geſchloſſen. Der Kurfürſt entließ ſeine Miniſter nicht ungnädig; er dankte ihnen für ihre Diligenz. Er wolle jetzt mit ſeinen Generalen conferiren.

bort, rief mein Engländer plötzlich aus dem Nebenzimmer vorstürzend. Ich habe ihn ganz allein aufgefordert, aber der feige nichtsnutzige Hund rief um Hülfe; — so war es und mir hat kein Mensch beigestanden. Wie keine Ehrlichkeit in ganz Frankreich ist, haben wir gestanden, und ich habe ihm, weil ich seine große Angst gemerkt, den ersten Stoß freigegeben, was nie ist, seit England steht, gewesen; daß ich den Kerl will verklagen, weil er keine Ehrlichkeit gehalten, denn es lag nie eine Seele auf dem Sande, die so sprechen konnte von rechtlichem Zugang, so wahr ich war gewesen ein Schüler von Jac Buttler *and Company!*

Der niedergeborte Strumpflose hatte sich vor der vom Schüler des Jac Buttler *and Comp.* angegebenen Zeit erholt, von dem Vorfalle bei der Mairie in Tarare Anzeige gemacht, und unser Beider Verhaftung war die Folge der schrecklichen Denunciationen gewesen. Die Behörden aus Lyon, aus einer guten Polizeischule, mochten jedoch die Hinterbringungen eines berüchtigten Polizeispions nach ihrem Werthe zu taxiren wissen; davon überzeugte mich eine höflichere Verbeugung, als man mich in meine Haft zurückgeleitete. Indessen mußte ich noch bis gegen Abend dort verharren, ehe man

Achtzehntes Kapitel.

Der 29. Juni 1679.

„Ich ſehe nicht mehr das Eichenlaub auf Euren Hüten. Bei Warſchau ſtecktet Ihr es zum erſten Male auf. In der Schlacht, die drei Tage raſte, wehten die grünen Büſche überall, wo die Gefahr am größten. Iſt ſie's heute nicht? Ward das Laub welk? Oder ſchämt Ihr Euch ſchon des brandenburgiſchen Zeichens, weil wir verdammt ſind, unſre ſtolzen Fahnen ſenken, unſre guten Schwerter roſten zu laſſen?“

So hatte der Kurfürſt die Generale angeredet, die jetzt im Zimmer ſtanden; manch narbenreiches Geſicht darunter, mancher Silberſcheitel. Er ging an ihren Reihen vorüber, er ſchaute ihnen in's Geſicht, wie vor der Schlacht; aber das funkelte und blitzte nicht daraus zurück, was ihm damals die Siegesgewißheit gab.

Er hatte eine Rede im Sinn, die ſchluckte er nun zurück, ſie war, dünkte ihn, hier nicht angebracht. Er hatte ſie fragen wollen: ob Einer unter ihnen ihn für

einen ehrgeizigen, länderſüchtigen und blutdürſtigen Eroberer halte, der mit Blut und Gut ſeiner Unterthanen ſpiele um zeitlichen Gewinns halb? Oder für einen chriſtlichen, ritterlichen Fürſten, der Alles nur thue für Sitte, Ordnung, für Wohlſtand und Recht ſeiner Völker? Freilich, wer ſein Reich ſichern wolle, müſſe es auch zu mehren und erhöhen ſuchen, wo es mit dem Recht vor Gott verträglich. Denn nur der Starke könne die Seinen ſchützen. Sie Alle wären aus einer Zeit geboren, wo Krieg und Rebellion Rechte und Beſitzthümer verrückt hätten, daß Keines an die alte Stelle mehr paſſe. Um deswillen ſei Jeder des Rechtes, das Herrenloſe zu ergreifen, das Zerfallende aufzunehmen. Wenn er nach Kronen und großer Herrſchaft getrachtet, was hätte er dann die Krone Polens zwei Mal abgelehnt, die zwei Mal ihm angetragen ward. Um die höchſte Krone der Welt würde er ſeinen Glauben, ſeine Ueberzeugung nicht abſchwören. Doch um ſein Recht, ſein heiliges, ererbt von ſeinen Vorfahren, beſtätigt ſo oft durch Kaiſer, Reich und Erbverträge, gekräftigt endlich durch das Schwert und die Eroberung, für dieſes Recht Gut und Blut einzuſetzen, und Gott anrufend, einen großen blutigen Krieg zu beginnen, auch mit der größten Uebermacht, das halte er für eine ſchöne und gerechte Sache. Auf Bundesgenoſſen wolle er nicht mehr bauen; er habe ſie kennen gelernt, die Kleinen, die an den Schweiß des Mächtigen ſich hängen, und bei dem erſten Unglück abfallen. Die bittre Medizin ſei von ihm verſchluckt, die nur den

Körper ſich zurückläßt. Doch eine Arznei gebe es, einen Trank, heilſamer als Theriak, kräftiger als alle Säfte, welche die Doktoren miſchen könnten, die Zuſtimmung ſeines ganzen Volkes. Wenn Alle wie ein Mann ihm zuriefen: Schlage los für Dein Recht, es iſt auch unſer Recht, dann —“

Das hatte er ſprechen wollen: das und noch Vieles, was in ihm brannte, und wenn ſie Alle, die erprobten Krieger, die Schwerter vor Unwillen in der Scheide geſchüttelt, wenn ſie ſich vorgedrängt die Arme erhoben, und Alle eine Stimme — gerufen hätten — dann war er entſchloſſen.

Er ſprach es ſo nicht; es erſtarrte das Beſte, Wärmſte in der Kehle. Verdiente Officiere waren es; im Kriegsrath hätten ſie ihre Stimmen, wenn an ſie die Reihe kam, ohne Scheu und Rückſicht abgegeben. Hier war kein Kriegsrath. Was wollte er von ihnen? ſo blickten ſie ſich verwundert an. — Er ſprach nicht zu Allen, er ſprach zu dem und jenem, wie man an viele Steine ſchlägt, ob ſie Funken geben. Sie gaben auch Funken, aber die ſprangen nicht zuſammen, es ward kein Feuer. Der alte Sparre antwortete, aber er gab eine Dispoſition, wie Kurbrandenburg, im ſchlimmſten Falle, Front machen könne nach vorne und hinten. Das fragte ich nicht, murmelte der Herr. Was iſt Dein ſchlimmſter Fall? Da zuckte Sparre die Achſeln. — Nicht mal eine Herzensmeinung! — Zu Gnaden doch, erwiderte der alte General: Brandenburg braucht Frieden! — Der Kurfürſt ſprach mancherlei,

von Artillerie und den Küraſſen der Reiter. — Seine Gedanken flogen weit ab von ſeinen Worten. — Wenn ein Held und Fürſt weinen dürfte, — ich glaube, eine unſichtbare Thräne fiel von ſeinen Wimpern. Da erblickte er Einen, vielleicht war es der jüngſte, und er legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Der Barfuß, weiß ich, ſtimmte doch für's Losſchlagen?“

Durchlaucht, ein guter Pallaſch ſpringt allezeit in der Scheide und möchte raus.“

„Gegen wen?“

„Gegen wen Durchlaucht uns führt.“

„Iſt Dir's gleichgültig?“

„Der General kommandirt, der Soldat parirt.“

„Schlägt Dein Herz für Keinen mehr und den Andern minder?“

„Der Soldat hört heut wer ſein Feind ſein ſoll, und morgen iſt er's.“

„Iſt das der Soldat? — Aber Du ſchlügſt doch lieber — zum Exempel gegen den Franzoſen?“

„Wär mir zum größten Contentement, Durchlaucht.“

„Auch gegen den Türken?“

„Iſt unſer Erbfeind.“

„Auch gegen den Kaiſer in Wien?“

„Befiehl's!“

„Und Deine Küraſſiere, Barfuß, denken die auch ſo?“ Der Kurfürſt warf dabei einen Blick auf die Officiere.

„Kurfürſtliche Durchlaucht, halten zu Gnaden, ich denke, die denken gar nichts. Und wenn die Kerle denken wollten, ſollte ja die Schwerenöth dreinfahren. Stellte ein Andrer die Frage, mit Permiß, nähm' ich's für 'nen Affront gegen die brandenburgiſchen Truppen."

„Ei, hat der Barfuß ein Syſtem! Nun gieb auch die Raiſon an."

„Was hat uns zu Siegern gemacht in Polen und Preußen, bei Fehrbellin und in Pommern, und am Rhein auch, als die Disciplin? Die neue gute Disciplin. Die ſchwediſche von Guſtav Adolf taugt nicht mehr, iſt ſchon fadenſcheinig Tuch, wir ſahen's an Wrangel, und der Königsmark hat die Wolle nicht wieder zurechtgekratzt. Mit Montecuculi iſt's noch ſchlimmer; das ſahſt Du ſelbſt in der Pfalz und Lothringen. Die brandenburgiſche Disciplin allein hat's gethan."

„Allein!" ſprach Friedrich Wilhelm, und das war ein ernſter Blick, den der große Kurfürſt ſeinem General zuwarf. Ein ſo großer Blick, daß ſein Aug zu klein war, ihn zu faſſen.

„Meinen Alle das?" Die Frage war wohl an die Generale gerichtet. Sie hörten ſie nicht.

„Gnädigſter Herr," fuhr der Obriſt fort, „wer die Kerle nicht kennt, ſtellt ſich das anders vor. Wir kennen ſie. Was aus den großen Städten kommt, da hat Mancher Schrullen. Taugen überhaupt nicht viel. Die Bauerlümmel ſind's. Die wiſſen, wozu ſie ſind und daß ſie das Maul nicht aufthun dürfen. Ein

Bischen gelenk die Glieder gemacht, was die Corporale schon verstehen, wir helfen nach; dann darauf gesehen, daß das Futter nicht fehlt, und bisweilen mal das Aug zugedrückt, besonders in Feindes Land, dann hat man einen guten Soldaten. Wenn junge Mannschaft vor'm Feuer steht, zum ersten Mal, nun ja da schlottern ein Bischen die Kniee und die Zähne auch. Da muß die Musica dran, und wenn's die Trommeln und Trompeten noch nicht thun, dann ein Rippenstoß. Thut aber nicht lange Noth. Knallt es erst, riecht und spritzt Blut, dann fragen sie den Teufel nach, ob Vater oder Bruder drüben steht. Das Acharnement macht den exacten Soldaten."

„Barfuß, stehst Du die Feuerprobe?"

„Probir's."

„So nun der Zorn meiner Väter in mir aufloderte gegen die rechthaberischen Junker, die an meiner Souverainetät zausen und rütteln möchten — wenn sie offen die Rebellionstrommel schlügen, wie damals in Preußen und ich ließe in die Trompete blasen: Aufgesessen, Obrist Barfuß! Eingehauen! — Schrickst Du zusammen?"

„Gnädigster Herr, da würdet Ihr wohl allergnädigst mein gehorsamstes Dimissionsgesuch entgegennehmen."

„Hält die Disciplin nicht Stich vor der Sippschaft? — Ich glaubte schon Deine Küraſſiere raſſeln zu hören."

„Sie sollten raſſeln."

„Oder — die lutheriſchen Prediger predigen von den Kanzeln Aufruhr gegen mich. Wenn's mir zu Sinn käme, daß ich durch Küraſſiere ſie zur Vernunft bringen wollte. O was kann nicht ſein! Könnte ich nicht den Pabſt, den Kaiſer, die ganze katholiſche Chriſtenheit auf meine Seite ziehen wollen; um Pommern zu erhalten, ließ ich mich von einem Jeſuiten convertiren. Dann hätte ich Freunde vollauf gegen die ketzeriſchen Schweden. Aber auch gegen meine Völker! Wenn allgemeine Rebellion würde, Maſſacre und Bluthochzeiten aller Orten —"

„Du beliebſt zu ſcherzen. Gnädigſter Herr, das könnteſt Du nicht!"

„Obriſt — Reſpekt vor dem General-Majorspatent, was noch nicht unterzeichnet iſt. Die Disciplin geſtattet nicht Zweifel und Hypotheſen. — Würdeſt Du mit Deinen Küraſſieren meine Brandenburger in die Meſſe treiben?"

Der Oberſt fuhr zuſammen.

„Was! Wenn ich kommandire? Antwort!"

Es brach von ſeinen Lippen wie ein angeſtautes Waſſer durch die Verſchüttung: „Durchlaucht, Ordre muß parirt ſein! Wenn wir dann mit klingendem Spiel ſechs geſchloſſene Schwadronen, in's ewige Feuer einritten, helf mir Gott, ich glaube die Hölle auch kriegte Reſpekt vor der brandenburgiſchen Cavallerie."

Der Fürſt blickte mit einem wehmüthigen Ernſt den Officier an, dann legte er ihm die Hand gut-

müthig auf die Schulter: „Die Probe haſt Du beſtanden. Bewahre Dir den Glauben, der Berge verſetzt. — Meinen Gruß, Herr General-Major, Euren Kameraden in Potsdam!“

Nur der alte Derfflinger blieb auf ſeinen Wink zurück. Auch ein großer Geiſt bedarf der Vertrauten, zu Organen, um auf die kleinen zu wirken; danach müſſen auch die Gefäße, in die er ſeinen Geiſt gießt, verſchieden ſein. Mit dem Barfuß pflegte der Herr zur Zeit ein ſcherzhaft Wort zu wechſeln, den Feldmarſchall rief er nur, wenn ernſte Dinge ernſte Rückſprache forderten. Am Hofe nannte man jenen ſeinen Günſtling. Viele aber waren froh, wenn Friedrich Wilhelm ihn aufzog; da zog wohl eine Wetterwolke des Unmuths vorüber, die ſonſt hätte einſchlagen können. Andre meinten, gerade wenn dieſe Wolke aufſtieg, ſpiele er mit dem Liebling nur, um ſie den Augen der Andern zu verbergen.

Das Spiel war vorüber. Friedrich Wilhelm war wieder auf den Stuhl geſunken: „Guter Barfuß! Hat Gott mit einer Schulmeiſterregel die Welt aus dem Chaos gerufen? Simſon und Joſua mit Additionsexempeln erweckt und die Propheten begeiſtert! Wenn das Schaffen und Regieren nur ein Recept wäre, und der es getreu befolgt — O mein Gott, wenn man nach Menſchen verlangt, und wir finden — Gliedermänner!“

Als ſchüttle ein Fieber die Glieder ging er auf und ab. Er mochte den Derfflinger vergeſſen haben,

da er, ihn jetzt erblickend, ſeine Hand heftig faßte, und es war noch ein fieberhafter Ton, in dem er ſprach:

„Wir beide kennen uns doch nun ſo lange. Wir werden uns doch verſtehen! Als wir auf die Nachricht vom Schwedeneinbruch vom Rheine nach der Elbe flogen, nicht wahr, Derfflinger, da marſchirten wir gegen Regel und Schule, die uns der Montecucculi täglich vormachte und nie weiter kam. Die Altmark ſtand auf, die Bauern ließen ihre Fahnen flattern, die Bürger und der Prieſt riefen uns nach Rathenow und wir nahmen es. War das ſchon gegen die Strategik, was erſt als wir am Rhin ſtanden, nur ſiebentauſend Reiter, müde, abgemattet Mann und Roß, und drüben ein wohlgenährt doppelt ſtarkes Heer, mit Geſchützen, Fußvolk, Reitern. Sie Alle riethen von einer Schlacht ab. Nur Du ſprachſt für den Angriff. Der Prinz von Homburg ſprach nicht und fragte nicht und griff an. Das war doch ärgſte Sünde gegen die Disciplin! Und ſeit dem Tage von Fehrbellin, wo wir dafür büßten durch einen Sieg, der unſern Ruhm an die Sterne trug, was haben wir noch gegen die gute Regel geſündigt. Mit einem Landheer ſchlugen wir zu Waſſer, mit Cavallerie in Schlitten die Schweden. So nahmen wir Stralſund, Rügen, Greifswald. Du, alter Vater Derfflinger, wie ein Jüngling immer voran. Und ſo jung wie damals biſt Du heute noch. Ich brauche Jugend. Weisheit hab' ich genug im Rathe, ich brauche Muth, Verwegenheit, Tollkühnheit. Sieh mich an, wie ich Dich. Die weißen Haare ſind nur

Lüge. — Ich ſolle abwarten, ſagen meine Räthe. Einſt fiele mir doch wieder Pommern zu, einſt, wenn meine Gebeine Moder ſind, wenn in dem Dom die Schrift auf meinem Grabſtein verwittert iſt. — Wenn ich nun nicht warten will! Ich weiß, was Gott mir gab, ich weiß nicht, was er denen nach mir geben wird. — Einſt! — Wenn ich gekrümmt am Stabe gehe. — Jetzt habe ich noch den Muth jung ſein zu wollen. Heiliger Gott, will denn Niemand mit mir jung ſein!"

„Gnädigſter Herr! Pommern iſt ein ſchön und groß Land. Und wenn ſie uns auch in Stettin und Stralſund blutige Köpfe ſchlugen, als wir ſtürmten, ſo ſchlagen die Herzen doch ſchon halbwegs für Dich. Und das ſieht auch Jeder ein —"

„Laß Andern die Staatsweisheit, Vater Derfflinger. Was iſt mir Pommern jetzt?"

„Durchlaucht, ich meine, wenn Kurbrandenburg und Pommern eins ſind, dann müßte der Antichriſt ſich hüten, einen neuen dreißigjährigen Krieg einzufädeln."

„Das meinſt Du? Sieh, ſo verſtehen wir uns ja." — Der Fürſt ging wieder auf und ab, die Schritte aber wurden ruhiger, ſo ward es auch ſeine Stimme: „Jetzt, oder nie mehr. Das iſt's, und das verſtehen ſie nicht. — Gehe ich jetzt nach, iſt ein Leben hinter mir verloren. Nicht meines, das Leben der freien, heiligen, proteſtantiſchen Sache in Deutſchland. Ich war ein Fürſt von Gottes Gnaden, das fühle ich, denn ſeine Gnade hat wunderbar über mich geleuchtet. Ich konnte das ganz für Deutſchland ſein, was mein

mir ankündigte, ich solle nicht nach Paris, sondern in mein Hotel mich ruhig begeben.

Als ich mich um nähere Auskunft bemühte, sagte man mir, das sei gar nicht nöthig. Der Adjunct flüsterte mir zu, der Herr Präfect habe die Sache leicht genommen, und es sei besser, kein Aufhebens davon zu machen. Lionel Bull aber schwor, er wolle alle Behörden, am Ende die Stadt Lyon selbst, vor der Pairkammer verklagen, weil keine Seele hier etwas von den Vorgesetzen verstände.

Die würden Ihnen wenig helfen, sagte lächelnd der Gallische Dragonerhauptmann, der aus einer Nebenthür heraustrat. Auch Ihre Unschuld nicht . . .

Aber, *Goddam*, wer half denn hier?

Der Schreiber ging vorüber und deutete mit dem Finger auf den Dragoner.

Connerionen, meine Herren, sagte dieser. Ich habe einige Bekanntschaft und Verwandtschaft, wußte, wie sich die Sache verhielt, und weiß, aus ähnlichen Fällen, eine schwierige Sache leicht vorzutragen.

Der Dragoner-Rittmeister war aus einer alten Familie, und alte Familien, versteht sich,

großer Ohm, Guſtav Adolf, nur halb war, — er war ein Fremdling. Ich weiß, daß der Menſch nicht lebt allein von Brod und Fleiſch, daß er auch des Geiſtes bedarf, der lebendig macht. So wollte ich regieren, ſo meine Völker aufrichten aus dem Schlamm und Brodem der Verwilderung zu einem Stamme edler Geſinnungen und Thaten, daß die Fremden mit Achtung und Neid darauf blickten, daß alle Deutſche in edlem Wetteifer uns die Hand drückten. Ob mein Reich klein bliebe oder groß würde, es ſollte doch daſtehen, ein Leuchtthurm in ſtürmiſcher See, allen Seefahrern nach dem Lichte eine Freude, ein Troſt. Nun wollen ſie das Feuer ausblaſen — es wird Nacht. — Es ſoll Nacht werden in meinem Haus," ſetzte er darauf hinzu.

„Herr! Kannſt Du nicht mehr auf's Schlachtroß ſteigen und funkelte Dein Schwert nicht immer wie der Blitz durch die Nacht!"

„Ich kann's! — Ich kann's, Hans Derfflinger. Ich kann auch einen Feuerbrand in die Nacht ſchleudern, daß es unter dem morſchen Plunder kniſtert und praſſelt, und bei Gott, viel ginge nicht verloren. Hat das Reich, hat der Kaiſer nicht das Band zerriſſen, das ich treu, immer wieder mit meinem Blute kittete! Er, ſie Alle, haben mich verlaſſen, nicht aus Furcht, aus Neid über den glücklichen Emporkömmling. Sie haben den treueſten Freund als Preis eines erträglichen Friedens dem Feinde preisgegeben, ihn hingeworfen als Köder. Wenn ich ſie dafür hinwürfe, ich übte nur

Vergeltung. Ja — der hatte Recht. Was ist dem König Ludwig Schweden? Das arme Land mit seinen eisernen Männern, die aber stets nach Geld die Hand ausstrecken? — Er hat mir schon den Finger entgegengehalten, von fern, wenn ich meinen Arm nur rühre, ist die Hand da. Ludwig und ich, und die halbe Welt gehört uns —"

Der Derfflinger blickte erstaunt auf den Redner.

„Brauchst nicht zu beten: Herr führe mich nicht in Versuchung. Mein Werk ist von Gott. Aber ich könnte eine andere Fackel schwingen. Meine Räthe erblaßten, aber stände ich denn allein mit meiner gerechten Sache? Mit der ist Gott. Und erzählt die große Weltgeschichte nicht von den kleinen Griechenschaaren, die es mit den endlosen Schwärmen Persiens aufnahmen, nichts von der Makkabäer Heldenmuth, nichts von dem ritterlichen König Alexander, der die Welt mit einer Hand voll Tapfern eroberte. Ich brauchte nur erobern zu wollen. Mein Volk, meine Tapfern hinter mir, und ich werfe mich in's Reich, wo Alles morsch ist, Zunder, der den Funken verschlingt: Krieg gegen Frankreich! Und ein Fürst, der Euch nicht verläßt! auf meinen Fahnen. Friedrich Wilhelm von Brandenburg, meinst Du nicht, daß er einen andern Zuzug hätte als der Mansfelder, die Herzoge der alten Zeit! Bald stände ich nicht mehr allein, das versichere ich Dich. Ein erster Sieg und mein Heer ist verdoppelt. Glaubst Du der Reichstag, der Kaiser in seiner Hofburg, könne ein Interdikt,

einen Bannſtrahl zu ſchleudern wagen! O, er zittert wie alles Erſterbende vor dem lebendigen Geiſte, der die Flügel ſchwingt. Zwei gewonnene Schlachten, und auch er muß mir folgen. Die Kleinen, Dänemark beſinnt ſich eines Beſſern, die Krämer in Amſterdam ändern ihre Spekulation, mein Neffe, Wilhelm von Oranien, bläſt den Funken zum Feuer an. Ein Heer, größer als die Armeen, die mich heut erdrücken ſollen, drängt die Franzoſen in ihr Reich zurück. Bald iſt Europa auf meiner Seite, denn die vor ſeiner Uebermacht und Uebermuth kriechen, haſſen ihn am meiſten. Losgebunden von der Furcht werden die Aengſtlichen Hyänen. Das iſt die Gewalt der That, Derfflinger, die, wie ein Bergſtrom der Dämme und Schleuſen, der Calculationen der Vernünftigen ſpottet. Auch ſcheute ich nicht, wenn alle Throne darüber wankten und zuſammenſtürzten. Mein Recht iſt gut, mein Wille beſſer, mein Ziel Gott! Nun Dein Wort?"

„Gnädiger Herr! erſt die Parole."

„Ich will nicht Disciplin, das Wort eines freien Mannes will ich. Glaubſt Du nicht an meine Kraft, glaubſt Du an mein Recht vor Gott? Glaubſt Du, daß ich das Gut und Blut meines Volkes nach den Opfern, die es durch zwei Menſchenalter gebracht, noch ein Mal opfern darf, daß ich's vor ihm und Gott verantworten kann?"

„Du haſt die Macht, alſo haſt Du das Recht. Sprich Krieg! und ich ſitze im Sattel."

„Das iſt nicht meine Frage. Du biſt kein Landes-

kind, aber Du wardſt eines durch That und Sinn, Gehorſam und Treue, und die ſind oft die beſten Brandenburger worden. Du alſo, der weiß, was ich will, was mein Land ſein ſoll, ſprich, darf ich's vor Gott und meinem Volk? Grad' raus Deine, nur Deine Meinung?"

„Gnädigſter Herr, das iſt eine Frage an den lieben Gott —"

„Mit dem hab ich abgeſchloſſen."

„Und an Euer Volk."

„Für das ſollſt Du ſprechen."

„Ich bin nicht ſein Vertreter. Du, Herr, biſt für mich Brandenburg. Schlägſt Du los, freut's mich, ſchlägſt Du nicht los, i der Teufel iſt doch allerwegen los. Alſo mags ſchon ſo am Beſten ſein! Bin ich beſtimmt, daß mich 'ne Franzoſenkugel treffen ſoll, ſo habe ich den Troſt, daß mich die Advokaten nicht umbringen."

„An Advokaten denkſt Du; ich meinte —"

„Nicht juſt an die, aber wenn's Krieg geben ſoll, möchte ein alter Soldat alle ſeine Feinde auf einen Klumpen ſtellen. So mit einer Attaque — 's iſt ſo, Durchlaucht, die Federfuchſer und Rabuliſten haben mir wieder den alten, abſcheulichen Prozeß an den Nacken gehängt."

„An den Prozeß denkſt Du — jetzt?"

„Jedwed's Gedanken ſind halt da, wo der Schuh ihn drückt."

Als wär er allein im Zimmer ſchritt der Kurfürſt wieder auf und ab, die Worte wiederholend, die er vor ſich murmelte: „Was der für eine ungeheure

Wahrheit ausſpricht!“ Er war davon, wie erſchöpft, hingeſunken und ſtarrte in's Leere, indem er nur Worte vorſtieß: „Nicht Einer — auch nicht ein Einziger! — Dieſer Hieronymus Rhode iſt doch ein Mann. — Dieſe Kalnein, Kalkſtein, Wylich! ſie hatten doch Muth — gegen mich. Warum Keiner für mich? Ich brach ihn — hab' ich zu viel zerbrochen?“ — Dem Derfflinger ward bang. Er machte ein Geräuſch, daß der Fürſt auf ihn aufmerkſam werde. Nun nickte er ihm zu, doch nicht unfreundlich, daß die Audienz zu Ende, daß er entlaſſen ſei. Als der Derfflinger fragte: Ob Durchlaucht noch etwas zu kommandiren habe? ſchüttelte er den Kopf: „Nichts, gar nichts, Vater Derfflinger. Wir werden Alle alt; das iſt's was wir ſo oft vergeſſen; dann müſſen wir's büßen. Gehe an Deinen Prozeß, und nimm Dir einen guten Advokaten, aber bezahle ihn auch gut. Die Juſtiz geht ihren Schlendrian — wie Alles, und am Ende iſt der ein Thor, der's ändern will.“

Wer war noch im Zimmer geblieben, als der Derfflinger leis die Thür hinter ſich zugedrückt, und zu den Räthen, die ihn mit Fragen beſtürmt, den Kopf geſchüttelt hatte: „Es iſt nicht richtig heut. Gott gebe, daß das nichts Schlimmes bedeutet.“ Die Miniſter theilten ſich flüſternd ihre Beobachtungen mit, während Einer oder der Andere an die Thür ſchlich. Wer mußte bei ihm ſein, ob ſie doch keine Perſon eintreten geſehen, und man mag glauben, daß ſie wachſam waren. Es dunkelte ſchon über der Spree und

er ſchritt noch immer auf und ab und ſprach, was ſie nicht verſtanden. War es ein Geiſt, den er in ſeiner Herzensangſt beſchworen, ſchwebten Geſpenſter aus den Mauerblenden, war die Frau von Orlamünde ihm erſchienen? Ach, die erſcheint nur, um zu verſchwinden. Keiner noch aus dem Hauſe hatte mit ihr ein Geſpräch gepflogen. Der Kammerdiener Kunkel zückte die Achſeln, er wußte nichts; der Dr. Krug von Nidda ſprach davon, daß ein zurückgetretener Podagraanfall oft abſonderliche Störungen im Nervengewebe des Gehirns hervorbringe.

Plötzlich ſahen ſich Alle an, ſie hörten etwas wie einen Aufſchrei, den der Schreiende ſchnell wieder unterdrückt. Gleich darauf ſchellte die Glocke. Die Miniſter traten ein. Der Kurfürſt ſtand am Tiſch und hielt dem Präſidenten Schwerin einen Bogen entgegen, unter dem, friſch geſchrieben, ſein Name ſtand: „Nach Paris! Der Friede von St. Germain. Der Courier — nicht Pferde ſparen, wo's Menſchenleben gilt!“

„Euer Durchlaucht Hand zittert,“ ſagte Schwerin.

„O daß dieſe Hand nie ſchreiben gelernt hätte!“

Es waren des Kurfürſten letzte Worte, er winkte ihnen nur, ſich zu entfernen. An der Thür hörten ſie das: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Herr von Fuchs, der ſich zuletzt umgeblickt, hatte noch geſehen, wie der Fürſt, den Rücken gegen den Tiſch gelehnt, mit der Linken an die Stuhllehne ſich haltend, die Rechte gen Himmel ſtreckte, um den hiſtoriſchen Ruf nach dem Rächer auszuſtoßen, der aus ſeinem

Blut geboren werden ſollte. — Ob man die Aerzte hineinſende? fragten ſich die Miniſter. Krug von Nidda ſchüttelte den Kopf: „Es iſt des Herren Eigenheit, daß er, wenn ſolche körperliche Schwäche ihn überkommt, keine Zeugen um ſich duldet. Er iſt ſich dann ſelber Medicus.“

Wären ſie drinnen geweſen, hätte der Arzt doch wohl die Meinung geändert. Der 29. Juni 1679, wo Friedrich Wilhelm den Friedensſchluß von St. Germain unterzeichnete, war geſtändlich der ſchmerzensreichſte ſeines Lebens. Auch ein Rieſe und Held iſt nur von den Nerven, Fibern wie wir. Die Spannung war zu groß, zu andauernd. Es ward ihm dunkel um's Auge, die Bilder an der Tapete ſchienen die Rahmen zu wechſeln, Verſteck zu ſpielen: „Auch kein Engel des Lichts!“ Da rief er als die Unmacht über ihn kam: „Dorothe!“ und die Tapetenthür ging auf. Er ſah die weiße Frau langſam, ſchüchtern ſich ihm nähern. Auch ſie erſchrak, als ſie den todtblaſſen großen Mann auf den Lehnſtuhl hingeſunken vor ſich erblickte. Noch einmal riß er geiſterhaft das Auge auf, die weiße Frau erſchien ſo lieblich, er hielt ihr die Hand entgegen, ſie faßte ſie, dann verging ihm das Geſicht, aber ſeine Züge wurden immer freundlicher, ſeine Lippen bewegten ſich, aber ſie brachten keinen Ton mehr vor. Er war in Unmacht verfallen, nicht ſein Geiſt, nur der kranke Leib.

Druck von J. Draeger in Berlin, Adlerſtr. 9

Dorothe.

Dorothe.

Ein Roman aus der Brandenburgiſchen Geſchichte

von

W. Alexis (W. Häring).

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Carl Barthol.

1856.

wenn sie Geld haben, vermögen sehr viel bei loyalen Präfecten.

Es war spät, Lionel Bull schwor, ein Französischer Wein könne den Aerger nicht so gut hinunter spülen, als ein echt Englischer Punsch, der Dragoner war ganz Franzose in der Artigkeit und ich hatte nichts dagegen. Als am folgenden Morgen die Diligence abfuhr, war die letzte Bowle halb geleert.

In meinem Itineraire steht: Lyon sei die am schönsten situirte Stadt in Frankreich. Die andern Merkwürdigkeiten beschloß ich in Avignon nachzuschlagen. —

14.

Das Rhonethal.

Reisen sind im menschlichen Leben die Stationen, wo man Bemerkungen einsammelt, Reisebeschreibungen der Ort, wo man sie wieder an den Mann bringt. Jenes macht sich von selbst, aber hierin Takt halten!

Ein junger Mann lächelte, als man von Paris sprach: „Sie waren vermuthlich schon dort?“ redete

L'électrice Dorothée trouva le moyen d'aigrir l'esprit de Frédéric-Guillaume contre ce fils du premier lit, qui était infirme, contrefait, et dont l'éducation avait été assez négligée; l'aigreur du père alla jusqu'au point, qu'il aurait vu sans regret passer la succession à son second fils le prince Philippe.

On osa soupçonner l'électrice d'avoir tenté de se défaire par le poison de son beau-fils; mais comme on n'en apporte aucune preuve certaine, et que ce fait est avancé assez légèrement, il ne doit point trouver place dans l'Histoire: il ne faut pas souiller la mémoire des grands par de telles imputations, sans avoir en main la conviction de ces crimes.

Frédéric II.
Mémoires pour servir à l'histoire
de la maison de Brandebourg.

Erſtes Kapitel.

Aus der andern Welt.

Es ging damals in Berlin das Gerücht um, die weiße Frau ſei im Schloſſe geſehn worden.

Von der Dienerſtube verbreitete es ſich in der Stadt, ganz beſtimmt ausgeprägt, und kehrte ſo auf Umwegen in's Schloß zurück. Nämlich, als der hohe Herr die Feder fortgeworfen, mit der er den Frieden von St. Germain unterzeichnet, ſei ihm das Geſpenſt in Geſtalt eines jungen ſchönen Mädchens erſchienen. Sie habe ihm vorausgeſagt, daß er ſterben werde, aber nicht wann, und zugleich habe ſie ihm viel Tröſtliches geſagt, daß er in großer Ehre ſterben werde und darum ſeiner letzten Stunde mit Heiterkeit und Zuverſicht entgegen blicken möge. Andre wußten: das weiße Mädchen ſei ein Kobold, den die Kurfürſtin, in einer Kapſel verſchloſſen, mit ſich führe. So lange der Kobold bei ihr ſei, gelinge ihr alles; aber dazu ſchüttelten andere den Kopf: das von der Kapſel ſei müßige Erfindung, ob es ein Kobold ſei, bezweifelten ſie, dagegen ſei ausgemacht, daß die Kurfürſtin ein geheimnißvolles

Mädchen von der Reiſe mitgebracht, das ſie ſtreng in Verſchluß halte. Einige waren der Meinung, das Mädchen ſolle Gold machen, andere, ſie ſei eine Hellſeherin, die Dorothe wie einen Spiegel gebrauche, um in ferne Gegenden und Zeiten zu blicken, und noch andere, die alles natürlich erklären mochten, ſprachen von einer natürlichen Tochter der Kurfürſtin aus einer heimlichen Verbindung vor ihrer Verheirathung, Gott weiß mit wem? Hätte Einer geſagt: mit dem Satan, die Kleinbürger in Berlin hätten es geglaubt.

Die Kurfürſtin lächelte bitter, wenn ſie es hörte: „Man preiſt," ſagte ſie, „uns Fürſten glücklich, weil man meint, daß wir alles haben können, was wir wünſchen; und man bedenkt nicht, daß je höher wir ſtehen, ſo ſicherer alle Pfeile des Neides und der Verleumdung auf uns abgedrückt werden. Und wir beſitzen nicht einmal Waffen, uns zu vertheidigen, weil wir nicht merken laſſen dürfen, daß wir uns zu vertheidigen für nöthig halten."

Den Hofprediger Vergius, den ſie zu ihrem Troſte rufen ließ, fuhr ſie faſt ungnädig an: „Glaubt Ihr denn auch an die weiße Frau?"

Er gab die hiſtoriſche Antwort: „Da ſich dieſelbe in leidtragender Geſtalt, auf churfürſtlichem Schloſſe zu unterſchiedlichen Malen, und vor Perſonen allerhand Standes und Alters, habe ſehen laſſen, ſei wohl vernünftigerweiſe an der Erſcheinung nicht mehr zu zweifeln. Jedennoch brauche hochfürſtliche Gnaden ſich derowegen nicht zu ängſtigen, da, wie Gott die Haare auf

eines jeden Menſchen Haupte, ſo auch auf denen eines jeden Gliedes von der erlauchten Familie gezählt habe, demnach nicht dulden werde, daß eines nur davon gekrümmt werde ohne ihn, wie denn ſchon der heilige Auguſtinus lehre — "

„Die Prädeſtinationslehre habe ich nach dem Heidelberger Catechismus gelernt," unterbrach ihn ſtreng die Fürſtin, „und die confessio Sigismundi unterſchrieben. Ihr waret damals zufrieden Herr Hofprediger, und kommt heut nicht, um mich zu überhören. — Glaubt Ihr an die weiße Frau, Vergius, ich meine an die Gräfin Orlamünde? — Und wenn Ihr tauſend Mal ja ſagt, ich ſage nein! Eine Mutter kann ihre Kinder nicht umbringen, um eines ſchönen Mannes willen. Dann iſt ſie keine Mutter geweſen. Auch die Geſchichte von der Medea iſt Fabel, eine abſcheuliche Fabel. 'S iſt gegen die Natur."

Der Hofprediger entgegnete nach einigem Beſinnen, daß eben, wenn die That der Gräfin gegen die Natur geweſen, deren Spukerſcheinung desgleichen ein Actus gegen das ſein dürfe, was man Natur heiße; ſo ſei die Strafe das Parallelogen des Fehltritts.

„Es iſt mit den Spectris, oder Erſcheinungen," ſchloß er, „überhaupt ein eigen Ding. Der eine ſieht ſie und der andre ſieht ſie nicht; welches Recht haben wir nun zu ſagen, daß der eine Recht habe und der andre Unrecht? Eben desgleichen, wenn es ausgemacht wäre, daß etliche nach ihrem Tode umgehen, ſo iſt damit nicht ausgemacht, daß alle umgehen müſſen. Nirgend

aber ſteht geſchrieben, wer umgeben wird und wer nicht? Wer weiß nur von ſich, ob er im Grabe ruhen wird?"

„Ich meine Ihr."

Bergius ſah ſie verwundert an, aber ehe er die Lippen öffnen konnte, ſprach ſie raſch:

„Ihr ſeid zu wohlgenährt für ein Geſpenſt, Herr Hofprediger. Ihr ſchlieft auch zu feſt. — O, was ziemt es Euch, lieber Bergius," fuhr ſie in anderem Tone fort, „mit Eurer Gelehrſamkeit zu unterſtützen, was alte Weiber und alberne Lakaien ſchwatzen!"

„Wenn Durchlaucht befehlen —"

„Nichts befehle ich. Wenn der Heidelberger Katechismus an Geſpenſter zu glauben erlaubt, und Luther's auch, und die römiſche Kirche und alle Kirchen der Welt erlauben, aber keine gebietet es uns, ſo frage ich nur, warum greifen wir zu einer Erlaubniß, die unſer Blut gerieſeln macht, unſre Haare zu Berge treibt? Warum quälen, peinigen wir uns, Dinge zwiſchen Himmel und Erde zu ſehen, über welche die Vorſehung gütig einen Schleier warf?"

„Warum trieb es den Saul zur Hexe von Endor?" ſprach der Prediger, der ſich wieder geſammelt hatte, mit einiger Feierlichkeit. Warum mußte Samuel aus ſeiner Gruft ſteigen und die grauen Haare flatterten um ſeinen Scheitel und der ſeidene Rock ſchlug an ſeine nackten Beine! — Weil er dem Saul ſagen ſollte, daß der Herr das Reich ihm aus der Hand

reißen, und David, ſeinem Diener, geben werde. Gnädigſte Frau, weil es Dinge giebt, die keines Menſchen Mund auszuſprechen wagt, darum läßt der Herr die Todten reden zu den Gewaltigen. Wer ſagt denn zu den Königen, was ihnen nicht liebſam iſt, und ſie nicht hören mögen? Die Todten können ſie nicht ſtrafen und die Geſpenſter nicht in Ketten werfen. Gott ſchickte den Saul zu der einen Wahrſagerin, da er doch alle Wahrſager hatte tödten und fortjagen laſſen, daß er da die Wahrheit höre, die er von keinem vernommen."

„Die Wahrheit!" wiederholte in Sinnen verloren die Kurfürſtin.

Nach einer Weile fuhr ſie fort: „Dann iſt's auch Wahrheit, daß der Knipphauſen, der Kammerpräſident, Briefe empfängt von ſeiner ſeligen Frau aus dem Himmel? — Ich will auch darauf Eure Meinung."

Der Hofprediger zuckte die Achſeln: Die Bibel verbiete uns nicht, es zu glauben, und der Herr Kammerpräſident Dodo von Knipphauſen ſei ein ehrenwerther Mann. Wer habe einen Grund und ein Recht daran zu zweifeln?

„Aber einen Grund hat jedwedes Ding. Der Tiſch ſteht links von mir, weil er vier Beine hat, und Ihr rechts vor mir, weil ich Euch rufen ließ."

„Und am Firmament ſtehen millionen Mal millionen Sterne. Wer weiß den Grund, warum dort der Sirius, da die Plejaden ſtehen? Die Menſchengeſchlechter ſehen ſie nun durch fünf tauſend Jahre, und doch, wer hat nur eine Ahnung, warum ihre Ordnung

ſo und nicht anders! Wer kennt die geheimen Fäden der Seele, die durch den Tod nicht reißen! Die ſelige Frau Kammerpräſidentin war eine gute, reformirte Chriſtin, wie Samuel ein Mann Gottes war, aber, wer weiß denn, ob ihre eheliche Liebe vor Gott nicht allzu treu geweſen, der das Uebermaß ſtrafet, wie den Mangel, ob ſie nicht darum, wie ſie an ihren Herrn Gemahl ſchreibt, „ohne Schmerz und ohne Freude gehen muß durch, weiß nicht wie viele Gradus.“ Wer denn auch unter uns weiß, warum grade über den Herrn Kammerpräſidenten dieſe Geiſterhand ſchweben muß, wohin ſie ihn führen, von was ablenken ſoll! Sehen wir nicht in Nebukadnezar's Zelt eine ſolche Geiſterhand, die das Mene Tekel an die Wand ſchrieb. Flieh nicht mancher Meuchelmörder vor einem Schatten, der über die Mauer glitt?“

Die Kurfürſtin meinte, ſolche Wunder ſeien nur in alten Zeiten geſchehen. Der Hofprediger entgegnete, daß der Herr des Himmels und der Erden ſeine warnenden Engel in mancherlei Geſtalt ausſende, und wer ſie nicht höre, werde geſtraft. Er verwies auf den Vorfall, der vor zwanzig und etlichen Jahren in dieſem ſelben Schloſſe ſich zugetragen, wo dem allmächtigen Günſtling Seiner Durchlaucht des Kurfürſten, dem Herrn Oberkammerherrn von Burgsdorf, ein Spectrum, das kein andres geweſen ſein könne, als die weiße Frau, erſchienen, ſichtbarlich um ihn zu warnen, und wie, da er ſich durch den einen körperlichen Sturz nicht warnen laſſen, er den andern tiefern Sturz ge-

than, daran der hochfahrende Herr noch jetzt in seinem Blumberg gar bitterlich zehre.

„Wie war doch die Geschichte?“ sagte die Kurfürstin, welche es zuweilen liebte, andre reden zu lassen, wenn sie nachdenken wollte. Der Kurfürst hatte in seiner guten Laune sie so oft und gegen Viele erzählt, daß auch Frau Dorothe sie kennen mußte. Vielleicht auch ließ sie nur die Erzählung wie einen alten Teppich vor sich aufrollen, der werthlos für uns ist, aber wir wollen an eine Figur, eine Schnörkelei uns erinnern; vielleicht auch nur, um beim Anblick der altmodischen verbleichten Stickerei, die ehemals die Augen ergötzt hat, uns die kleine Schadenfreude zu verschaffen, wie viel schönere Arbeit wir jetzt wirken oder doch besitzen. Die Erzählung des Hofpredigers, die aber nicht seine war, lautete so:

„Der Herr Oberkammerherr von Burgsdorf vermaßen sich nämlich beim Abendtrunke mit Seiner Durchlaucht oben im Thurmstüblein, als von der weißen Frau gesprochen ward, so vor dem Tode des ersten kleinen Kurprinzen sich sehen lassen, daß er sie nur einmal zu Gesicht bekommen möchte, als wo er dann an sie eine Frage thun wollte, davon das weiße Gespenst puterroth werden sollte, worauf Seine Durchlaucht der Kurfürst, der schon in den Pfühlen sich streckte, den Burgsdorf groß ansah: „Kurt, Kurt, Du kannst viel. Hast mit dem Boitzenburger Arnim die Schlesie den Kaiserlichen abgenommen, hast vor den Schweidnitzer Wällen drei Mal den Wallenstein auf's Maul ge-

ſchlagen, das iſt wahr, und was das Meiſte, im Sauſen nimmt's Keiner mit Dir auf; aber mit keinem Frauenzimmer mach Dir nicht zu ſchaffen, da kommſt Du zu kurz." Worauf der Burgsdorf erwiderte: „Bin ich ſchon Domprobſt zu Halberſtadt und Brandenburg, Johanniterritter und Comthur zu Lagow, ſo war ich doch auch Brautwerber um Euer fürſtlich Gemahl und hat die Prinzeſſin Luiſe von Oranien, ſo ich mich recht entſinne, ſich nicht geſperrt, ſondern auf meine Frage ein deutlich ja geſagt." — „Damals!" ſagte der Kurfürſt, „denn itzo meint ſie, ich ſolle mich eines Geheimen Rathes und Oberkämmerers ſchämen, ſo achtzehn Maß Wein an einer Tafel ausſticht," worauf der Burgsdorf die Keckheit hatte zu erwidern: „Ei nun, ein guter Diener muß doch verſuchen, es ſeinem Herrn nachzuthun." Seine Durchlaucht verſchluckten dazumal, was Sie auf ſolche Ungebühr hätten ſagen müſſen, Sie ſahen ihn nur ſchlau an und fragten: „Nun Kurt, was würdeſt Du der weißen Frau ſagen, ſo Du ihr draußen auf dem Gange begegneteſt?" — „Ich würd an meinen Degen ſo ſchlagen," entgegnete der Burgsdorf: „Du alte ſacermentiſche Hure Du, haſt Du noch nicht genug Fürſtenblut geſoffen, willſt Du noch mehr haben?" — Da lachte Seine Gnaden: „Kurt, wenn Du ſie nur nicht doppelt ſiehſt, dann muß ſie ſterben," und converſirten darauf noch von andern Dingen, worauf Sie ſich den letzten Trunk reichen ließen, und den Kopf umdrehten weil ſie ſchlafen wollten. Da nun der Herr von Burgsdorf hinaus

ging und die kleine Stiege hinabſteigt, ſo in den Garten führt, welchen jetzt Herr Neering, der Baumeiſter, ausgraben läßt zum Fundament für den neuen Schloßflügel, und allwo er ſein Pferd beſtellt, weht es ihm ſchon entgegen wie ſaurer Schweiß, und dann ſteht ſie weiß vor ihm mit ganz weißen Augen, und breitet die Arme über den Kopf. Er hat nun wirklich, wie er oben ſich vermeſſen, ſie angeſchrien. Das Spectrum aber hat ihm nicht geantwortet, ſondern griff ihn beim Kragen, ehe er ſich deß verſah, und warf ihn die Stiege hinunter, daß ihm die Rippen gekracht. Der Kammerpage von der Goltz, den Se. Gnaden, als Sie das Poltern gehört, hinunterſchickten, um zuzuſehen, hat noch den weißen Schein vom Rock der Frau geſehen, auch etwas gerochen wie branſtigen Schwefel oder uralten Schweiß, und der Reitknecht vom Oberkammerherrn ſchwört darauf, er hat vorhin, als er das Pferd gebracht, ein Weib unten auf der Treppe ſitzen ſehen, in ein weiß Laken eingeſchlagen, als wär es ein Bettelweib, die auf Einen wartet. Das Pferd hat gezittert und geſcheut und nicht heran gemocht. — Dem Burgsdorf iſt nun weiter dazumal kein Schad am Leibe geſchehen, aber als er, es war juſt ein Jahr drauf, ſo jählichen in der Gunſt des Herrn ſtürzte, was die hochſelige Frau Kurfürſtin Luiſe gemacht, daß er in der Domkirche ſelber ſeine Demiſſion erhielt, und was man nennt Knall und Fall aus Berlin mußte, kaum, daß ſie ihm erlaubten, in ſeinem Haus in der heiligen Geiſtſtraße einen andern Rock anzuziehen,

ein Aelterer den Schüchternen aufmunternd an. — „Nein, ich nicht, aber mein Bruder — besitzt eine Karte — von Straßburg.“ Eine weltbekannte Anekdote, deren Moral aber unseren neuesten Novellisten, Reisebeschreibern und Rednern der Französischen Deputirtenkammer noch immer unbekannt geblieben. Man debattirt über den Gesetzvorschlag hinsichts der Einzäunung der Kirchhöfe, da erhebt sich der Deputirte D... und declamirt gegen das Preßgesetz. Der Zusammenhang ist sehr einfach: von den Kirchhofezäunen auf die Kirchhöfe, von den Gräbern auf die Gestorbenen; auch aus Hunger sterben Menschen, diese Todtkrankheit trifft besonders brodlose Arbeiter, das Preßzwanggesetz wird viele Arbeiter brodlos machen, folglich gehören Kirchhofzäune aufs innigste mit dem Peyronetischen Gesetz der Liebe und Gerechtigkeit zusammen. Deutsche Schriftsteller haben leider nicht gleiche Freiheit mit den Französischen Deputirten; trotz einer gleich genialen und folgerechten *associatio idearum*, macht man ihnen doch den Vorwurf der Confusion, und ich muß selbst gestehen, daß es der Leser (ich lese immer des Nachmittags gleich nach dem Essen) recht unbequem hat. Oft habe ich darüber nachgesonnen, ob man nicht für das „*à propos* dabei

da entſannen ſie ſich der Geſchichte, und war Niemandem mehr ein Zweifel, daß ſich der Herr von Burgsdorf hätte fürſehen können, denn er war gewarnt worden."

Der Hofprediger Bergius konnte glauben, die Kurfürſtin habe ſehr aufmerkſam zugehört; aber er hätte wieder daran zweifeln können, als ſie plötzlich ſagte: „Die hochſelige Kurfürſtin Luiſe alſo, meint Ihr, hat den allmächtigen Günſtling geſtürzt?"

Wie dies gekommen, ließ ſie ſich darauf mit eben der anſcheinenden Aufmerkſamkeit erzählen, ob ſie doch darüber gewiß noch beſſer unterrichtet war, als über die vorige Geſchichte, aber plötzlich bat ſie ihn, indem ſie mit der gnädigſten Miene das Zeichen zur Entlaſſung gab, er möge nicht ſo ſelten bei Hofe erſcheinen; denn was laſte ſchwerer auf der Seele, als Gewiſſenszweifel, und was ſei wohlthätiger, als wenn ein gelehrter Theolog ſie von der gedrückten Seele ablöſe. Sie hatte aber kein Wort mit ihm von Gewiſſensſkrupeln geſprochen.

Der entlaſſene Seelenarzt wußte, als er ging, ſo wenig, weshalb er berufen worden, ob der weißen Frau, des alten Burgsdorfs, der ſeligen Frau von Knipphauſen oder der ſeligen Kurfürſtin Luiſe willen, ſo wenig als vielleicht die Kurfürſtin ſelbſt, weshalb ſie ihn rufen laſſen. Auch der Arzt des Leibes, Nicolaus von Bonnet, der nach dem Hofprediger eintrat, mochte aus dem Geſpräch, welches ſie hin und her, wie eine wißbegierige Schülerin der Arznei, in die

Länge zog, nicht entnehmen zu welchem Zwecke es sei? Die Unterredung betraf den sonderbaren Krankheitszustand des Kurfürsten, sie befragte ihn nach den Ursachen einzelner Symptome, nach den schlimmsten Wirkungen der kranken Affecte, indem sie, ehe er darauf antworten konnte, ihn wieder mit Fragen überhäufte, was diese oder jene Erscheinung hervorgerufen haben konnte, Fragen, auf welche sie doch vielleicht keine Antwort erwartete oder verlangte.

Nicolaus von Bonnet, der in letzter Zeit am meisten um den Kurfürsten gewesen, meinte, es sei nur der große Schmerz, der, um sich so auszudrücken, dem hohen Patienten in die Glieder gefahren. Er bebe noch wie die Eiche nach dem Orkan, stärker und länger als der schwache Baum, weil alle Wurzeln den Stoß empfunden.

„Aber — aber," fiel sie ihm in's Wort, „Ihr wißt nicht —"

Ihre Blicke begegneten sich da, und es war ein Funke der Verständigung. Der Arzt des Leibes trug diesmal den Sieg über den Seelenarzt davon. Er wußte jetzt, wohin die Fürstin lavirte, und sie, daß er von dem Geheimniß, das sie nicht aussprechen wollte, und sie doppelt beunruhigte, weil es für sie Geheimniß bleiben sollte, unterrichtet war. Sie klagte, daß ihr Gemahl einen Schleier darüber gebreitet, sie dürstete zu wissen, was hinter dem Schleier ruhte, und doch wollte sie nicht klagen, nicht ihren Schmerz verrathen, daß der Kurfürst dem Arzte mitgetheilt, was er der

Gattin verſchwiegen, nicht geſtehen, daß ſie etwas nicht wiſſe, und von einem Dritten zu erfahren wünſche, der kein Recht hatte, der ſich vor ihr dieſer Wiſſenſchaft nicht rühmen ſollte und durfte.

Der kluge Arzt ſchien gewitzigt durch ein langes Studium; er fand den Ausweg aus dem Labyrinthe, indem er nur aus den Traumreden, den unbeachteten Aeußerungen, die im Schmerz dem hohen Kranken entfahren, von der Erſcheinung und dem Eindruck erfahren haben wollte, den ſie auf ihn gemacht. Vielleicht war es auch richtig.

Was er erzählen konnte, wiſſen wir.

„Und er glaubt noch jetzt an die Erſcheinung?“

„So gewiß als ich Ihre Durchlaucht vor mir zu ſehen glaube.“

„Und wie deutet er ſie?“

„Daß der Himmel ihn, als es zum Aergſten ging, durch eine troſtreiche Viſion im Glauben ſtärken und aufrecht erhalten wolle. Dann hinwiederum äußerten Durchlaucht, ſicherlich auch im Phantaſiren, daß das Bild wohl einmal wieder kommen könne, auch als ſei es eine lebendige Perſon. Wagt aber der Arzt darauf anzuſpielen, ſo fragt er, was der Medicus ſich um Träume zu kümmern habe, ob ſich der unſterbliche Geiſt des Menſchen, wie ſein Blut und Waſſer in Gläſern pfropfen laſſe?“

Die Kurfürſtin hatte mit großer Aufmerkſamkeit zugehört.

„Als eine lebendige Perſon!“ murmelte ſie zwiſchen

den Zähnen. Lauter fuhr sie fort: „Ja seine Phantasie ist immer lebendig. Ein Geist, der in beständigem Reinigungsprozeß die Schlacken auswirft; nur schade, daß auch edles Metall, Lebensfunken — — Im Glauben sollte die Vision ihn stärken! — Wie sahen die Bilder aus? Nicht wahr, Pommern ist das dritte Wort? Stettin mit seinen Thürmen taucht als Fata-Morgana am Horizonte auf? — Auf dem silbernen Meer sieht er seine Armada mit stolz geblähten Segeln schwimmen?“

Ueber Bennet's Gesicht streifte ein feines Lächeln.

„So weit ich die Bilder seiner Traumwelt verstand, stimmen sie mit den Gedanken, die er im Wachen fallen läßt. Seine Mission sei nicht der Krieg, Gott selbst habe es ihm gezeigt; nicht zu Roß in Stahl und Eisen sitzen, sondern den Pflug schmieden, den Spaten härten. Das Land habe der Vater ihm als eine Wüste hinterlassen. Warum hätte er es nicht andern überlassen, die Räuber hinaus zu jagen, warum sei er ein Thor gewesen, die besten Jahre des Lebens auf diese Arbeit zu vergeuden, wofür keiner ihm Dank wisse! Nun aber wolle er Hirte werden, Sümpfe trocknen, Wälder roden, Bäume pflanzen und veredeln, wieder Wein bauen, edle Früchte ziehen, arbeiten selbst am Pfluge, mit dem Grabscheid und der Hacke in der Hand, wie der Bauer im Schweiß des Angesichts, nur für seine Kinder, für weiter niemand, und so solle der Tod ihn finden. Dazu setzte Gott Adam auf die Welt; ein Thor wer weiter denke!“

„Das iſt die Bitterkeit des Spottes!“

„Nein, Durchlauchtigſte Frau, es iſt bitterer Ernſt. Die Vorſtellung iſt ihm Arzenei. Seine Phantaſie entwirft Bilder, die er mit Luſt ausmalt. Er öffnet das Fenſter, als wolle er die warme Luft umarmen. Er ſpricht von Holland, wo er ja die edle Gärtnerkunſt in der Nähe geſehen, ganz Brandenburg aber ſolle ein Garten werden, und lachend ſagte er geſtern zu mir: „Was gilt es, Bonnet, bin ich es erſt, ſo werden alle meine Miniſter, Generale und Hofleute auch Gärtner.“ —

„Ihr haltet das auch für Fieberwallungen? Nicht wahr, Bonnet?“

Der Arzt zuckte die Achſeln, weil er in dem ſtechenden Blick der Fürſtin nicht erkennen mochte, welche Antwort ſie verlangte. Noch zweifelhafter ward er, als ſie einen kleinen Ring vom Finger zog, und ihm denſelben ſchenkte „als Dank für ſeine Diligenz.“ Dorothe machte keine Geſchenke, außer für Dienſte, die ihr von einem wirklichen Nutzen waren.

Zweites Kapitel.

Im Schooße der Familie.

Es war ein warmer Abend, die Thür zum dunkeln Corridor ſtand auf, um friſche Luft in's Zimmer zu laſſen, wo die Kurfürſtin im Kreiſe ihrer Kinder ſaß. Sie ſpann am Rocken, die Kinder ſpielten auf dem Teppich zu ihren Füßen, vier Knaben, zwei Prinzeſſinnen. Die Kammerfrauen waren ſchon manchmal an der Thür erſchienen, immer aber hatten die Kleinen ſich wieder losgebeten: es war doch zu heiß in den dicken Feder-Betten! Dorothe konnte ihren Kindern nichts abſchlagen.

Philipp, der älteſte, trug noch ein Pflaſter am Kopf, aber er war der munterſte von allen; da ihm die Mutter verboten, es abzureißen, riß er in ſeinem Muthwillen den buntgeſtrichenen Nürnberger Pferden, mit denen die jüngſte Schweſter Eliſabeth ſpielte, die angeleimten Kopfbänder ab, bis er in ſeiner Zerſtörungsluſt die Köpfe ſelbſt abbrach. Eliſabeth weinte; die Mutter ſagte, es ſei nur Spaß geweſen. Ihr Bruder Albrecht, der zweitgeborne, ein feiner Knabe, tröſtete

ſie, er wolle die Köpfe wieder anleimen, und wenn er einmal Kurfürſt geworden, wolle er ihr in Nürnberg ein noch weit ſchöneres Geſpann kaufen.

„Und ich, wenn ich Kurfürſt bin," rief Philipp, „laſſe Euch als Rebellen die Köpfe abſchlagen, wenn Ihr mir nicht mehr gefallet."

Albrecht ſagte, dann würde er auch groß und ein Ritter ſein und ein Regiment commandiren, und damit wolle er ſeine Geſchwiſter ſchützen, ſie ſollten nicht bange ſein.

„Was das für gräßliche Reden ſind," ſprach die Mutter. „Auch im Spaß iſt's Unrecht; Dein Vater läßt niemand erſchießen und den Kopf abſchlagen."

Philipp aber war in der Laune, ſich für die lange Haft und Unthätigkeit während ſeiner Verwundung erholen zu wollen. Er ſagte, die Herren von Grumbkow und Götz hätten es ihm verſichert, der Kurfürſt habe ſchon mehr als einem den Kopf abſchlagen laſſen, und wenn er nur wolle, könne er das allen thun, die ihm nicht gefielen.

„Euer Vater iſt kein Türke und kein Sultan, ſondern ein chriſtlicher Herr und Fürſt, und ſtraft nur die, welche es verdienen. Darum müßt Ihr Euch wohl in Acht nehmen, daß Ihr Euch vertragt und liebt, wie es chriſtlichen Geſchwiſtern ziemt. An böſen Menſchen fehlt es nirgend, die Unfriede und Unruhe in der Familie anſtiften."

„Ich weiß was!" rief Philipp.

Die Mutter blickte von ihrer Arbeit auf, die andern fragten ihn, was er wiſſe.

„Daß der Bruder Friedrich uns nicht lieb hat, er iſt nur unſer Stiefbruder, — und darum hat Mutter ihn auch nicht lieb — und alle wiſſen's, ſie ſagen's nur nicht — o! ich weiß manches, was andre nicht wiſſen.“

Die Mutter blickte ſich ängſtlich um, ob es auch niemand gehört. Der Kinder Mund iſt das gefährlichſte Echo. Es war kein ſtrafender, es war faſt ein banger Ton, in dem Frau Dorothe ihren Liebling zurechtwies: „Was Ihr nur immer dummes Zeug plaudern müßt! Von wem habt Ihr's gelernt? Von mir doch nicht.“

Marie, die ältere Tochter, ſchmiegte ſich um ihre Knie, und bat, ſie möge nicht böſe ſein. Philipp wäre ein unartiger Junge, aber auch nicht bös.

„Aber er horcht immer an den Schlüſſellöchern,“ ſagte Karl Wilhelm, der dritte Prinz. „Das iſt eine häßliche Gewohnheit, hat ihm ſchon der Herr von Knefebeck geſagt. Er hat's ihm verboten, er thut's aber doch.“

„Und Du ſollſt Reſpect vor Deinem ältern Bruder haben, der einmal Dein Herr und Kurfürſt werden kann,“ ſagte ſcharf die Mutter. „Pfui, wer den Angeber macht.“

„Ich weiß noch viel mehr!“ ſchnalzte Philipp und rekelte ſich auf dem Teppich.

Prinzeß Marie war ein kluges Kind, oder ſie

hatte die inſtinctartige Gabe, das ferne Unwetter zu ahnen. Im Weiß des Auges ihrer Mutter glaubte ſie etwas zücken zu ſehen, was den Frieden ſtören konnte; ſie ſuchte ihm zuvorzukommen durch die ſchmeichelnde Bitte: ob ſie denn nun nicht, wie vorig Jahr, nach Lützelburg (Lützow) hinausfahren und da bleiben würde, wo es ſo hübſch ſei und wieder die großen Karpfen im Teich füttern.

„Die Karpfen!“ jubelten die Kleinern. „Und Mutter klingelt und giebt uns Weißbrod.“

Die Abſchweifung kam der Fürſtin gelegen. Sie ſtreichelte Mariens Haare, und ſagte nach einer Weile:

„Morgen vielleicht, oder übermorgen, wenn der Vater wohl und geſund iſt, ja Kinder, dann fahren wir mit einander hinaus. Das ſoll wieder ein hübſcher langer Zug werden. Zuerſt über die Brücke, wo die Leute ſich immer hinſtellen, um uns anzuſehen. Ihr müßt ſie nur recht freundlich wieder anſehen und grüßen. Dann geht's an dem neuen, ſchönen Zeughaus vorbei mit den Menſchengeſichtern in der Wand und den Puppen oben. Die braucht Ihr nicht zu grüßen, wie Elsbeth neulich that. Und dann durch die lange, lange Allee, die wir pflanzen ſahen. Wenn Eure Mutter längſt im Grabe ruht, ach, und wenn Ihr auch ſchon im Himmel ſeid, dann werden das große, ſchöne Lindenbäume ſein, darunter die Leute im Schatten ſpazieren gehen. Vielleicht denken ſie an uns! — Vielleicht auch nicht! — Und dann durch den dunkeln, langen Wald, den ſie jetzt zu einem Thier-

garten machen. Und in Lützelburg, wenn das ganz fertig, da sollt Ihr Euch einmal verwundern über die schönen Orangenbäume mit den goldenen Citronen und Apfelsinen, weit mehr und weit schöner als drüben im Lustgarten. Und der Vater will in die Laubgänge große Puppen von Stein stellen, die werden von fern aussehen wie Menschen. Da müßt Ihr Euch nicht erschrecken, wenn sie Euch auch bös ansehen. Viele werden auch lachen, sie lachen aber nicht wirklich, der Steinmetz hat ihnen so die Gesichter gemacht. Aber der Vater wird wieder lachen, wenn Ihr artig seid und ihm Freude macht, denn das ist's, warum er jetzt traurig ist und krank wird. Ihr seid nicht artig und habt ihm nicht immer Freude gemacht."

„Ich weiß es besser. Vater hat die weiße Frau gesehen, darum ist er krank!" platzte Philipp heraus.

„Wer hat Dir das wieder aufgebunden!"

Die Mutter verfolgte auf dem Boden die zitternden Schatten der Hängelampe, die der Luftzug aus der offenen Thür bewegte.

„Alle wissen's, und noch weit mehr, und ich weiß auch, was ich gesehen habe."

Die Kurfürstin ließ die Spindel sinken, als eins der Kinder fragte: „Philipp, sahst Du sie auch?"

Philipp wollte sich ausschütten vor Lachen:

„Mutter hat sie in die Kleiderkammer verschlossen. Da hängen lauter weiße Frauen."

„Ungezogenes Kind!"

fällt mir ein," irgend ein in die Augen fallendes Interpunctionszeichen erfinden könnte, wie z. B. der Spanier das Fragezeichen der Frage voranstellt. Aber wir sind Deutsche!

Damit man mir nicht den Vorwurf mache, ich sei beim Anblick des Mondenscheins auf den Gedanken gekommen, ein Dintenrecept zu schreiben, stelle ich hier, abgesondert und für sich, drei Bemerkungen hin, wie sie mir im Postwagen auf der Tour von Lyon nach Avignon eingefallen, dem Leser überlassend, wie er einen Zusammenhang herausfinden will.

Erstens, wer Frankreich kennen lernen und seine großen Städte bereisen will, fange nicht mit Paris an. Nach den Wunderwerken der Cultur und des geselligen Lebens dünkt dem Reisenden alles kleinstädtisch, was den Stolz der Provincialstädte bildet. Es ist nicht wie bei uns, wo, trotz des Europäischen Gleichmachungsprincips, jede größere Stadt und Residenz doch etwas Eigenthümliches in der Bildung, dem Verkehr, ja selbst der äußeren Erscheinung beibehalten hat. Nicht einmal eine Partheientheilung in Wienerische und Berlinerische Städte findet statt. München, Dresden, Leipzig, Hamburg, Frankfurt u. a., ohne dabei an die

Wie konnte ſie ihm den Mund verſchließen, wo die andern um die Wette ihn fragten!

„Sie iſt nicht größer, wie 'ne kleine weiße Maus, wenn ſie in der Schachtel iſt, aber wenn Mutter mit dem Finger drückt, ſpringt ſie 'raus und wächſt, und immer fort bis an die Decke und wird ſo groß wie der Marienthurm. Aber wenn Mutter an der Schraube dreht, bleibt ſie ſtehen, wie Mutter ſie haben will, bis Mutter ſie wieder zurückſchraubt, dann wird ſie immer kleiner, und wenn Mutter „Paſcholl" ſagt, ſpringt ſie in den Kaſten zurück und der Deckel ſchlägt zu."

„Schelm Du!" Ein ſanfter Backenſchlag ſtrafte ihn für die Phantaſie, welche ihren ſehr natürlichen Quell und Grund im Mechanismus eines Nürnberger Raritätenkaſtens aus ſeinem Spielzeug haben mochte. Der Schelm aber ſchwieg nicht:

„Vater ſoll ſie nun nicht mehr ſehen. Drum hat Mutter ſie eingepackt und in ihrer Kutſche nach Lützelburg geſchickt."

Vielleicht wäre jetzt eine Strafe erfolgt, es zückte wenigſtens im Auge der Fürſtin etwas von dem Zornblick auf, der für ihre Umgebungen oft ſo gefährlich ward, wenn nicht Philipp in ſeinem zügelloſen Muthwillen der Drohung durch eine Drohung begegnet wäre. Dem Arm, der ſchon ſich hob, war er entflohen, und rief, indem er den jüngern Bruder wie einen Schild vor ſich hielt:

„Ich weiß noch weit, weit mehr; aber Muttern ſag ich's nicht, der Vater hat's expreß verboten."

Der gehobene Arm der Fürſtin ſenkte ſich wieder, der junge Prinz erſchrak mehr vor ihrem Verſtummen, als vor ihrer Drohung. Las Philipp vielleicht die ſtille Frage, die ſie an ſich ſelbſt richtete: Was konnte er wieder vor mir verſchwiegen und einem muthwilligen Knaben vertraut haben?

Aber raſch war ſie Herrin ihrer ſelbſt geworden. Jene letzten Irrungen und Zweifel des Gemüthes waren ja wieder ausgeglichen. Sie hatte eine Erklärung, Entſchuldigung und Rechtfertigung dafür, daß er ſie neulich in der gewichtigſten Lebensſtunde nicht zu Rath gezogen. Er hatte den ſchwerſten Würgekampf, den ſein Geſchick ihm auferlegt, allein durchkämpfen wollen, die Gattin ſollte nicht mit ihm leiden. Und hatte er nicht damals im Augenblick, als er dem Schmerze unterlag, nach ihr gerufen! Schon willen- und beſinnungslos war ſein letzter Troſt, ſeine Zuflucht, ihr Name auf ſeinen Lippen. Bedurfte ſie einer andren Bürgſchaft! Sie hatten ſich ſtillſchweigend in alter Liebe verſtändigt. Und war ſeitdem nicht noch wichtigeres zwiſchen ihnen verhandelt? Hatte er ſie nicht feierlich ſtill angeſehen, als ſie das vortrug, was zu andrer Zeit ſein Blut in Wallung brachte, ſeinen Zorn entflammte, hatte er ihre vernünftigen Vorſtellungen nicht ruhig angehört, und dann die Hand auf ihren Arm gelegt, das inhaltsvolle Wort ſprechend: „Es eilt ja nicht. Sie will mich ja noch nicht abrufen.“

Was konnte alſo die Heimlichkeit jetzt anders ſein als eine Ueberraſchung, ein Geburtstagsgeſchenk. Sie

hielt ihrem Liebling die Hand mit freundlicher Miene entgegen:

„Ich will's auch nicht wiſſen, mein Herzensjunge! Was der Vater befiehlt, muß ſein; aber ich verſpreche Dir, ich will mich nachher auch recht freuen.“

Philipp ſchien dem Frieden noch nicht zu trauen: „Du wirſt Dich des Todes verwundern, ſagte der Herr von Grumbkow.“

„Ich will nichts wiſſen, wiederhole ich Dir.“

„Nun grade ſollſt Du's wiſſen. Vater hat auch ein weißes Mädchen. Wenn er das vorſchießen läßt! Hui! — Bruder Ludwig iſt verliebt.“

„Narrenspoſſen!“

„Rathe mal in wen!“

„In ſeine Schmetterlinge. Ich wüßte ſonſt nichts, was Ludwig lieben könnte.“

„Die kann er ja nicht heirathen!“

Heirathen! — Wär es ein hundert Jahr ſpäter geweſen, und die Kurfürſtin eine Dame, die nervöſen Affectionen unterworfen war, ſo hätte ſich ihr Aufzittern, die unſichere Stimme erklärt, mit der ſie die Worte ſprach:

„Prinzen werden nur verheirathet, und der Kurfürſt wird nicht ſo grauſam ſein, den ſcheuen Jüngling zu zwingen.“

Auf Philipp mußten die Hundstage einwirken. Er wirbelte ſich auf dem Hacken, ätſchte mit den ausgeſtreckten Händen und ſchnalzte mit der Zunge:

„Bis über die Ohren iſt er verliebt. In wen, ja proſt Mahlzeit, das ſag' ich nun nicht."

Die Scene hatte ſich verwandelt. Sie war aufgeſprungen, ſie hatte ihn am Armgelenk gefaßt, daß der Druck ihn ſchmerzte:

„Augenblicks zum Vater!"

Die Kleineren fingen an zu weinen, ſie kannten den ſtechenden Blick der Mutter, und Philipp legte ſich auf's Bitten. Sie beugte ſich über ihn, um ſein Bekenntniß zu hören. Er liſpelte:

„Die polniſche, ſchöne Prinzeſſin, die aus Königsberg kam."

„Die Radziwill?"

Er nickte, und drückte die Thräne der Angſt aus dem Auge.

Sie wollte auflachen und beſann ſich. Es war nicht zum Lachen, es war ja, wenn es ſo war, ein neuer Riß in dem kaum wieder aufgerichteten Gebäude des Vertrauens. War es Wahrheit, ſo hatte er wieder ein Geheimniß vor ihr verborgen, ſie wieder nicht zu Rathe gezogen! Und es war Wahrheit, denn der Knabe zupfte an ihren Rock, er klammerte ſich an ihr Knie: nur um alles nicht zum Vater, er hatte es ihm expreß verboten!

Alſo ein Ernſt — ein Angriff von ſeitwärts, wo ſie deſſen nicht gewärtig war. Ein Ernſt, der ſie zum Nachdenken aufriß, ob er ſie berühre, ob es denn ein wirklicher Angriff, ob er auf ſie gerichtet war? Und

ihre Gedanken zückten raſch wie die flammenden Streifen des Nordlichts durch die eiſige Nacht.

Zuerſt ſank ein Bollwerk zuſammen, das Bollwerk der Unmöglichkeit, was ſie bis dahin nach jener Seite zu ihrer Sicherheit von der Natur ſelbſt aufgerichtet glaubte. Prinz Ludwig war ja ein blöder Jüngling, als entſchiedener Weiberfeind bekannt. Man konnte ihn rotlo machen, ihn erzürnen, wenn man ihn mit Liebesgedanken neckte. Aber der Blitz fährt auch aus heiterm Himmel, und wer berechnet die Macht Cupido's! Die Prinzeß Radziwill galt für ein Wunder von Schönheit. Warum ſollte nicht das kalte Herz des Jünglings vom Strahl ihrer Augen plötzlich erweicht und geſchmolzen ſein!

Die zweite Schanze war noch ſchwächer: der Sohn eines deutſchen Fürſtenhauſes, das in Europa ſchon mitſprach, und die Tochter eines lithauiſchen Fürſten, der Vaſall von Brandenburg und Vaſall von Polen war, ein brandenburgiſcher Diener — denn Bogislaw Radziwill war kurbrandenburgiſcher Statthalter in Preußen! War's aber unmöglich! War nicht der dreißigjährige Krieg vorangegangen? Wie vieles, was hoch ſtand, war in den Abgrund verſunken, wie viele waren aus dem tiefſten Grunde zur Höhe emporgeſtiegen? Und die Prinzeſſin war die Erbtochter aus dem reichen Hauſe Birſen, Tochter eines Fürſten, deſſen Wort, Degen, Geld, wenn es polniſche Fragen galt, ein Gewicht in die Wagſchaale warf.

Alſo die Sache war möglich, ſogar wahrſcheinlich.

Aber weshalb hatte man ſie vor ihr verheimlicht? In Familienangelegenheiten hatte Friedrich Wilhelm doch nie unterlaſſen, die Gattin zu befragen. Spielte eine Intrigue? Vielleicht eine nur gegen ſie gerichtete? Fürchtete man ſie? — Weshalb konnte man ſie fürchten? — Daß ſie Widerſpruch einlegen würde? Weshalb konnte ſie widerſprechen? — So war ſie im Kreislauf zum Anfang zurückgekehrt: *was ging das ſie an?* — Prinz Ludwig war eine Figur, außerhalb des Rahmens ſtehend, in dem die Geſtalten ihres Bildes ſich bewegten. Nachdem der Erſtgeborne in Straßburg geſtorben, war nur der Nächſtgeborne der Gegenſtand ihres Neides, ihrer Furcht — ihrer ganzen Aufmerkſamkeit geworden. Der Drittgeborne hatte nie, nicht für, nicht gegen, ihre Gedanken beſchäftigt. Viele hatten Friedrich für zu ſchwächlich gehalten, um zu heirathen und Kinder zu erzeugen. Allerdings hatte der nunmehrige Kurprinz nach ſeines Bruders Karl Aemil Tode ſeine Couſine, eine Prinzeſſin von Caſſel, geheirathet, aber neulich war, bald nach dem erſten Wochenbett das neugeborne Kind verſtorben. Die Aerzte hatten erklärt, es ſei ſo ſchwächlich zur Welt gekommen, daß es gar nicht hätte leben können. Man hoffte wenig auf eine Nachkommenſchaft, da auch die Mutter ſchwach ausſah und kränkelte. — Wollte man jetzt den Prinzen Ludwig plötzlich vermählen, weil man die Hoffnung aufgegeben, daß der Kurfürſtliche Stamm durch den Erſtgebornen fortgepflanzt werden könne?

Waren es ihre heimlichen Feinde, die dies hinter ihrem Rücken erſonnen und geſponnen?

Der Gedanke war ebenſo natürlich, als ſchnell durch einen andern zurückgedrängt. Ihre Phantaſie verlangte nach etwas Erquickendem. Das Meteor ſchoß einen roſenrothen Lichtſtrahl. Ihr Gatte liebte ihren Philipp, es war ſein Werk, durch das er ſeinen und ihren Wunſch erfüllen, mit dem er ſie überraſchen wollte. Man hatte dem Prinzen, bevor auf eine ebenbürtige Ehe für ihn gedacht war, die ſchöne Polin zugeführt, daß er in blinder Leidenſchaft in eine Verbindung ſich ſtürze, aus welcher die Kinder keinen Anſpruch auf die Erbfolge im Reiche machen konnten!

Sie fühlte das Bedürfniß es zu glauben, und es war in dieſem Augenblicke klug, es zu glauben. Ihr Zorn war plötzlich verſchwunden, ſie war wieder die gütige Mutter, die es durch ſtille Liebkoſungen ihrem Liebling gut that, daß ſie ihn vorhin erſchreckt. Sie wußte ja ſchon alles. Sie und der Kurfürſt waren einig in der Sache, ſie hatten nur erſehen wollen, wie die kleinen Prinzen und Prinzeſſinnen es aufnehmen würden, wenn man ihnen eine neue Schweſter zuführte, die kaum viel älter war als der älteſte Knabe. So lockte ein Vertrauen das andere und bald wußte ſie alles.

Auf der großen Jagd neulich in Lehnin, war der Kurfürſt in einem langen Geſpräche abſeits gegangen mit dem Fürſten Radziwill; ſie hatten nicht gedacht, daß der Knabe Philipp, der mit der Armbruſt neben

ihnen ſtreifte, auf was ſie redeten, Acht geben werde. Aber er gab Acht.

Prinz Ludwig hatte die Prinzeſſin ſchon in Königsberg geſehen, ſchon dort mußte in das Herz des ſtillen Jünglings der Funke zündend gefahren ſein. Wie er zur Flamme aufgeſchlagen, wußte weder der kleine Philipp, noch werden es die Väter grade gewußt haben, als ſie berathend unter den Ulmen von Lehnin auf- und abgingen. Aber der Kurfürſt hatte ſehr milde geſprochen, wie es nicht immer ſeine Art war, und endlich dem Radziwill die Hand mit den Worten gereicht:

„Liebden, der Herr hat vieles wunderbar gefügt, und es ward anders als ich dachte und wollte. Muß ich's geſchehen laſſen in großen Dingen, was widerſetz ich mich in kleinen, daß es anders kommt als ich ſimulirt. Thun wir allzumal doch nichts, als was ſein Wille iſt und der ſteht verſchrieben, ſeit die Welt iſt und vordem."

„Ja, mein Herr iſt ein bibelfeſter Reformirter," murmelte die Kurfürſtin für ſich, und es war das wohlgefällige Lächeln der Befriedigung.

Wie ſanft ſtreichelte ſie den Knaben, als er weiter erzählte, daß der Vater unwillig geworden, da Philipp verrathen, wie er gehorcht, und daß er ihm dann verboten: der Mutter etwas zu ſagen, weil er ſie überraſchen wolle.

„Siehſt Du, ſo gütig iſt er. Wir wollten Dich

nur auf die Probe ſtellen, und die hat Philipp ſchlecht beſtanden. Was ſollen wir nun dem Vater ſagen?"

Aber Philipp war gar nicht zum Bitten geneigt. Ihm ſchwoll vielmehr der Kamm, als die Gefahr vorüber, und neugierig fragte er mehr als die Mutter beantworten konnte oder wollte. Bei einer Frage erſchrak ſie, ſie zuckte zuſammen und ward blaß; es war aber nicht der Inhalt der Frage, denn wenn ſonſt Philipp ſie that, hatte ſie ihm nur einen ſanften Backenſtreich verſetzt, ſondern weil ihr Auge grade da auf den Wandſpiegel gegenüber fiel, in welchem ſich die Gegenſtände im Corridor präſentirten. Es ging draußen jemand langſam vorüber. Die weiße Frau war es nicht. Wer weiß, ob das Geſpenſt die Fürſtin ſo in Schrecken verſetzt hätte!

Philipp hatte gefragt: „Und wann werde ich denn Kurfürſt?"

„Niemals, niemals, mein Kind, daß Gott walte!" rief ſie. „Was das für Reden ſind!"

„Die Rameke und der Herr von Kneſebeck haben doch geſagt —"

„Daß Ihr thörichte, unglückliche Kinder ſeid, hätten ſie Euch ſagen ſollen, wenn Ihr Euch mit derlei Gedanken beſchäftigt, und das ſind böſe Menſchen, die ſie Euch in den Kopf ſetzen. — Ihr ſeid nur nachgeborne Kinder, hat man Euch das nicht geſagt, und die haben kein Recht, keine Anſprüche, gar nichts, als was man ihnen aus Gnade ſchenkt."

„Ich will nichts aus Gnade," rief Philipp, „ich kann ebenso gut Kurfürst werden, als Bruder Fritz und Ludwig. Das weiß ich auch."

„Ja, der Herr von Knesebeck hat das gesagt," unterstützte ihn der zweite Prinz.

„Daß Gott erbarm! Dann wünscht Ihr wohl Euren Vater todt? Während wir zu unserm himmlischen Vater beten, daß er ihm ein langes, langes Leben schenke, denkt Ihr wohl — o nein, nein, das denkt Ihr nicht. Kommt an meine Brust, daß Gott Euch die Sünde vergebe — Nicht doch, Ihr seid noch ohne Sünde, Gott hört aus Eurem Stammeln, aus dem Klopfen Eures kleinen Herzens, die Bitte: erhalte uns unsern lieben Vater!"

„Vater soll auch nicht sterben!" rief Philipp. „Aber wenn Fritz todt ist und Ludwig, dann bin ich doch Kurprinz —"

„Und wenn Du todt bist, ich," rief Albrecht, „und nach mir kommt Karl dran."

„Ach, warum können denn nicht alle Kurfürsten werden?" sagte mit weinender Stimme Prinzeß Marie.

„Warum? — Ja, warum Kinder! Fragt den lieben Gott, der es so gefügt hat," antwortete die Fürstin den Kopf sinken lassend, und ihre Hände auf so viel der Köpfe, als sie erfassen konnte, aber ihr Blick schielte noch immer nach dem Spiegel. — „Ach, Ihr Lieben, wenn Ihr alles wüßtet, Ihr würdet nicht mehr glauben, daß es ein Glück ist, ein großer Fürst zu sein. — Neulich, als sie die große Kanonenkugel,

Universitätsstädte zu denken: es regt sich überall etwas Besonderes, und wenn die Stimmen auch nicht überall laut werden, sie werden es doch hie und da. Z. B. Theaterstücke, die in Berlin gefallen, werden in Leipzig ausgepfiffen, oder umgekehrt. Bei der Fluth von Reisebeschreibungen fehlt uns noch eine durch Deutschland, welche auf diesen besonderen Standpunkt der Residenzen und freien Städte zum Deutschen Ganzen aufmerksam machte. Hierhin sollten die Correspondenzberichte unserer Journale steuern und sie fänden ergiebigern Grund und Boden als in den Theaternovitäten, die überall nichts Neues sind.

Jede Französische Stadt ist dagegen nur ein Abdruck, mehr ausgeprägt oder verwischt, von dem großen Paris. Was interessirt es, wer Paris gesehen, nun in absteigender Linie bis zum letzten Flecken dieselben Züge, wie sie verbleichen, endlich bedeutungslos werden, zu verfolgen? In den Kaffeehäusern verdrängten der Constitutionel, das Journal des Debats, der Moniteur alle Provincialblätter; die Moden kommen aus der Hauptstadt, die Romane, die Theaterstücke nur daher, die Putzläden, die Conditoreien verkleinerte aus dem Palais Royal. Mit der Post kommen die politischen

die die Schweden geſchoſſen, als Rarität in's Schloß gebracht, meinteſt Du in Deinem Muth, Du könnteſt Kegel mit ſchieben, und als Vater zu Dir ſagte: „Verſuch's doch, Philipp!“ weißt Du noch, wie Du ſie nicht mal heben konnteſt. Ich ſage Dir, was ein Fürſt wie Dein Vater zu tragen hat, iſt noch ſchwerer. Wovon iſt er oft ſo blaß und ſieht ſo trüb, und geht am Stock? Das ſind die Regierungsſorgen, die ſchießen bis in's Bein. Ja, wenn einer ſie mit ihm theilen, ſie ihm abnehmen könnte! Und das iſt's nicht allein, denn Euer Vater iſt noch ſtark genug; aber es iſt mit dem Regieren ein eigen Ding. Der Fürſt lebt und regiert nicht für ſich, ſondern für ſeine Familie, ſein Haus, das ganze Land, und was er gethan und gedacht und ſich vorgenommen hat, darf nicht mit ihm ſterben. Es muß fortleben, ſonſt iſt es nichts, es wäre wohl gar alles umſonſt gethan. Darum ſieht er ſich ſchon bei ſeinen Lebzeiten nach ſtarken Schultern um, die die Laſt mit ihm tragen, um, wenn er nicht mehr iſt, ſie nach ihm zu tragen.“

„Da iſt ja Bruder Friedrich,“ rief Dorotheens Zweitgeborner.

„Meinſt Du, daß der ſo ſtarke Schultern hat! — Ach, er muß noch mehr haben, liebes Kind, den Sinn, den graden, muthigen Willen, den ſcharfen Blick des Vaters. Sein Geiſt hat meinen Herrn groß gemacht. Und der iſt jetzt gedrückt, wenn er denkt, was kommen wird, ſobald er ſeine großen Augen geſchloſſen hat.“

„Was wird dann kommen, Mutter?“

„Eine böſe Zeit, ſehr böſe für uns alle; ich wünſchte ſie nicht zu erleben.“

Marie umfaßte die Mutter, Eliſabeth weinte und klammerte ſich an ihren Arm:

„Wir laſſen Dich nicht Mutter, Du darfſt nicht von uns.“

„Da iſt ein Stärkerer, wenn der mich faßt, ach, liebe Kinder, — aber ich werde doch bei Euch ſein. Was der Herr über Leben und Tod jener böſen Frau, die ihre eignen Kinder umbringen konnte, als Strafe dictiren konnte, das vergönnt er auch wohl aus Gnade einer Mutter, die ihre Kinder über alles geliebt hat. Ich werde Eure ſtillen Seufzer hören, Eure Thränen ſehen, auch wenn Ihr mich nicht ſeht. Wenn ein Luftzug des Abends an der Wand ſpielt, Nachts über Euer Lager ſtreift, wenn Ihr im Schlafe aufſchreit, weil Ihr vermeint, ein Geſpenſt drücke Euch, dann bin ich es, es iſt ein Kuß aus jener Welt, der Euch bittet, ſeid muthig und harrt aus. Es kann, es wird ja wieder beſſer werden.“

„Was iſt denn? — Mutter, was wollen ſie mit uns?“

Die Kinder blickten erſchrocken auf ſie.

„Wenn er die Augen ſchließt, ſind wir Fremde hier, darauf bereitet Euch vor. Sie haben mich nie geliebt, weil ich Euch zu ſehr liebe, ſagen ſie; ſie haben mich nur gefürchtet. Brauchen Sie mich nicht mehr zu fürchten, dann laſſen Sie mich's entgelten,

daß ſie mich einmal gefürchtet. Dann bin ich ihnen hier bald läſtig. Dieſe ſchönen Zimmer, wird es heißen, ſind baufällig, darum muß ich hinaus. Wenn ich hinaus bin, findet man wieder, daß ſie noch jetzt halten können, und eine andere zieht ein. Man treibt mich auf einen Wittwenſitz. Man wird mich nicht gradezu beim Arm faſſen und zur Thür hinaus werfen, wie ſie's mit der heiligen Eliſabeth machten, aber es giebt Blicke, ſpitze Redensarten, die mehr weh thun."

„Dann geh ich zu Bruder Friedrich, und bitte für Dich," ſagte Marie. „Er iſt immer freundlich gegen mich."

„Das unterſteh Dich nicht!" rief Philipp. „Ich ſteh bei Muttern, und zieh meinen Degen."

„Du guter Philipp! Den Degen ſpare Dir, um gegen die Feinde für Deinen Herrn und Bruder zu fechten, damit er Dich gnädig anblickt. Marie hat aber auch nicht recht. — Nein, bitte ihn nicht. Euer Bruder Friedrich — ich ſage ihm gewiß nichts Böſes nach — aber er iſt mißtrauiſch. Es iſt am beſten, wenn Ihr ſo wenig als möglich von Euch reden macht. Wenn er erſt auf Euch aufmerkſam wird, Euch beargwöhnt, fürchtet, ach Kinder — Er ſelbſt, o ja, er würde gewiß ein guter Bruder ſein wollen, aber wer kennt die Günſtlinge, die Schmarotzer, die ſich um den neuen Kurfürſten drängen? Er hat nicht das klare Aug' Eures Vaters, das in's Herz hinein ſchaut und heraus hört, was die wahre Stimme ſagt in der Bruſt und was die Lippen plappern. — Ach," ſagte ſie mit einem

unterdrückten Stoßſeufzer, „er mag alles haben, aber er hat nicht ſeine große Seele!“

„Aber,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „der liebe Gott wird es auch mit Euch gut machen. Freilich war es mein ſtiller Wunſch, daß Euer Vater Eure Lage ſicher ſtellen möchte. Er hat viele hübſche Provinzen und Stifter zur Kurmark zu erworben, die er unter Euch vertheilen konnte, um Euch nach ſeinem Tode unabhängig zu ſtellen, unabhängig von der Gnade eines Bruders. Aber wir haben zu viel Feinde, die uns verreden, und zufrieden mit dem, was Euch ausgemacht wird, könnt Ihr ein erträglich Leben führen. Für meinen Philipp haben ſie das Städtchen Schwedt beſtimmt. Da wirſt Du auf den Wieſen ein Haus Dir bauen, Du kannſt ringsum Bäume und Alleen pflanzen, in der Oder angeln; ein beſcheidener Sinn findet überall Unterhaltung. Euch andern wird man Aemter geben als Gouverneure in den Provinzen. Da thut immer nur, was Euer Bruder befiehlt, denn Ihr dürft nie vergeſſen, daß Ihr nur ſeine Diener ſeid, daß er Euch ſtrafen, abſetzen kann. Und für meine arme Marie und Eliſabeth findet man ſchon einen kleinen Prinzen in Deutſchland, an den man Euch verheirathet. Da tragt ja nicht den Kopf zu hoch, weil Ihr brandenburgiſche Prinzeſſinnen ſeid. Es thut nicht gut.“

Es war, als ob die Mutter von den Kindern Abſchied nehmen wolle; die Kinder nahmen es dafür,

und in dem allgemeinen Schluchzen behielt auch Philipp das Auge nicht trocken.

„Nun zu Bett," ſprach Dorothe; „verſchlaft, vergeßt was wir geſprochen. Und verſprecht mir, dem guten Vater nie etwas davon zu ſagen. Er hat ohnedem der Sorgen und Plagen zu viele."

Die Kleinen waren fort; nur Philipp ſchlich von der Thür zurück, als er die Mutter auf den Knieen, die Hände über der Stirn gefaltet, liegen ſah:

„Was haſt Du gebetet, Mutter?"

„Daß ſie, die erſchienen iſt, nicht ihn, daß ſie mich aufſuchen wolle! — Ihr bedürft des Vaters mehr als der Mutter. Ich folge ihr gern."

Antwortete die Unſichtbare durch den tiefen Seufzer, der jetzt durch die Luft hallte?

Die Mutter war den Kindern raſch durch die Seitenthür gefolgt. Sie ſchauderte ohne ſich umzublicken. An der Schwelle des leeren Zimmers ſtand eine Weile ein Mann, der im flackernden Licht der verlöſchenden Ampel wohl für eine Geiſtererſcheinung gelten mögen. Mit gläſernem Auge ſtarrte der Kurfürſt auf den leeren Raum, wo das ſich eben ereignet, was ihm auch wie eine Erſcheinung vorkommen mochte.

Als er den langen Gang zurückgeſchritten war, traten zwei Männer aus den Zimmern des Kurprinzen. Der Eine war des Kurprinzen Friedrich Secretair, Danckelmann, den andern, im Mantel verhüllt, erkannte er nicht. Als Danckelmann von der Treppe zurück-

kehrte, wohin er den Fremden begleitet, mußte er dem Fürſten begegnen. Er prallte wie erſchrocken zurück.

„Wer war's?“ fragte der Kurfürſt.

„Der Herr Graf von Lamberg.“

Es lag im Blick der Erſcheinung etwas ſo Gebietendes, daß es die Lippen erſchloß, auch wenn der Secretair lieber geſchwiegen hätte.

„Ein ſpäter Beſuch.“

Der Secretair neigte ſich ſtumm.

„Eingedrungen oder gerufen?“

„Gnädiger Herr, ich —“

Dem Kurfürſten entging nicht ſein leiſes Zittern: „ich weiß es, möchte es aber lieber nicht ſagen, bedeutet Dein Verſtummen. Ich laſſe keinen meiner Diener auf die Folter legen, noch weniger den Diener eines Andern. Danckelmann, es iſt recht und treu von Dir zu ſchweigen, und klug, der aufgehenden Sonne zu dienen. Sie wärmt mehr als die zur Rüſte geht.“

Drittes Kapitel.

Es ist mein Testament.

Man sprach bald nicht mehr von der weißen Frau, weil ein anderes Ereigniß die Aufmerksamkeit bei Hofe in Anspruch nahm, oder wenn es geschah, brachte man dasselbe damit in Verbindung. Die Anwesenheit der schönen Polin strahlte wie ein Licht, das keine Dunkelheit um sich duldete; man wußte sehr bald vom Oberkammerherrn bis zum letzten Lakaien, was es bedeutete. Auch war da wirklich nicht viel zu rathen, wenn man in das Gesicht des Prinzen Ludwig blickte und es nicht wieder erkannte! Wenn der Langschläfer aufsprang mit dem Morgenroth, wenn der Träge zu Rosse nach Lützelburg flog, wo der polnische Statthalter wohnte, wenn, der kein Freund militairischer Aufzüge war, bei keiner Parade fehlte, wohin die schöne Fürstin ihren Vater begleitete!

Die Erscheinung der weißen Frau, deutelten einige, bedeute nicht immer den Tod, sie möge auch große Veränderungen und Wandlungen der Dinge verkünden. Standen die nicht bevor nach dem Frieden

von St. Germain? War es nicht auch eine, wenn ein Hohenzoller eine polniſche Vaſallin zum Altar führen ſollte? —

Aber richtig war die Sache noch nicht, nicht officiell in Richtigkeit gebracht; die Liebenden ſchwebten noch in Bangigkeit, was die Krongelehrten, Juriſten und Miniſter, denen der Fall zur Begutachtung vorgelegt war, entſcheiden würden. Wie machte der junge Prinz, der nie Jemand aufſuchte, bei den Staatsmännern, denen die Relation oblag, den Knipphauſen, Kneſebeck und Anderen Morgenbeſuche, wie freundlich, ja holdſelig war er, wie beredt ſein Mund, wie drückte er beim Scheiden ihre Hand, wie gern, wenn es ſich geſchickt, hätte er ſie an's Herz gedrückt.

Aber die Sache war doch in Richtigkeit. Friedrich Wilhelm hatte bei ſich entſchieden, und heut hatte er es der Kurfürſtin mitgetheilt.

Sie ſpielte nicht die Erſtaunte, nicht die Empfindliche, ſie ſah ihm klar und heiter in's Geſicht:

„So hatte ich es erwartet. Friedrich Wilhelm kann, was er ſein will, nur ganz ſein. Er nimmt nicht wie die kleinen Geiſter ängſtlich mit der einen Hand zurück, was er mit der andern gab, aus Furcht, daß er zu viel vergeben hätte. Und in ehrerbietigſtem Sinn danke ich meinem Gemahl, nicht, daß er mit der frohen Botſchaft mich überraſchte, ſondern, daß er die Sorgen und Bedenken, die der Entſchluß ihm gekoſtet, für ſich behielt, um der Gattin nur den Ausgang mitzutheilen."

Zweifelhaft blickte er sie an:

„Du freust Dich darüber, Dorothe?“

„Nicht über die Brautschaft, nicht über die Ehe. Ludwig stand mir fremd, und was ging mich die kleine Lithauerin mit den Gazellenaugen an? Ich freue mich, daß Du so schnell das Unglück überwunden hast, und auf den Ruinen Deines stolzen Baues als doppelter Sieger stehst, über das Schicksal und über Dich selbst.“

Er schwieg.

„Ein anderer an Deiner Stelle — o vergieb, daß ich Jemand Dir vergleichen könnte — würde doch noch immer auf die Wechselfälle des Schicksals hoffen, er würde noch heimlich am Zipfel des Tuches halten, auf die Möglichkeit hin, daß er das Gewebe wieder in die Hand bekomme. So kleinkrämerisch zu rechnen ist meinem Gatten unmöglich. Wie groß Du auf der Höhe standest, so groß steigst Du herab; nicht mit Seufzern, Klagen, Rückgedanken, den vollen Blick vielmehr auf das Thal gerichtet, wo von nun an zu wohnen das Schicksal Dir gebietet. Nur dahin blickst Du, dafür schaffst Du schon im Geist.“

„Es soll ein blühend Thal werden,“ murmelte der Kurfürst vor sich hin.

„Wie viel hast Du schon dafür gethan, da oben von der unwirthbaren Höhe herab,“ sagte sie, an seine Schulter sich schmiegend. „Wie viel mehr hättest Du gethan, wenn nicht immer Deine Blicke in die Ferne gerichtet sein müssen? Die undankbare Arbeit über-

läſſeſt Du nun andern, und wirſt ganz ein Vater Deines Landes, Deiner vielen Kinder, und unter den Tauſend und Tauſenden ſind dann doch einige, die Dir näher ſtehen dürfen, als damals dem großen Fürſten. Wie anders kannſt Du jetzt ſie zu Dir ziehen, dich ihnen widmen, für ihre Bedürfniſſe ſorgen, auf ihre Anlagen, Neigungen achten. Die ſtrengen Geſetze, welche die Staatsrückſichten Dir vorſchrieben, ſind nun nicht mehr eherne Mauern."

„Geſetze bleiben Geſetze."

„Doch die heiligſten die der Natur. Was iſt heiliger als die Liebe zwiſchen Kindern und Eltern! In dieſer giebt es keine Rechte der Erſtgeburt. Jakob durfte den Jüngſtgebornen, den andern vorziehen, weil er von Anbeginn ſo glücklich war, wie Du es jetzt geworden, nur der Vater und vollkommene Herr ſeines Hauſes zu ſein, ein Patriarch und Emir unter Gottes freiem Sternenhimmel."

„Wir leben nicht mehr unter Zelten."

„Aber Du handelteſt ſchon wie ein Patriarch. Hätteſt Du als deutſcher Reichsfürſt, der Kaiſer wählt und ſelbſt Kaiſer werden kann, für Deinen Sohn eine ſolche Gattin gewählt! O laß mich Dich bewundern, wie ebenmäßig Du in allen Angelegenheiten handelſt. Grade jetzt auch muß Deine Verordnung publicirt werden, wonach denen vom wendiſchen Geblüte der Eintritt in die Zünfte aufgeſchloſſen wird."

„Daran hab' ich wirklich nicht gedacht!"

„Die ſchönſten Thaten eines großen Mannes,

Meinungen aus der Residenz, ihre Ausbildung, ihre Modificationen. Nirgends geistige Selbstthätigkeit, nicht einmal Fortbildung des Empfangenen. Als Lyon es gewagt, anders zu denken, die Vendee anders zu handeln, als Paris, büßten sie es mit dem Untergange. Was half der Widerstand, den die gesunde Vernunft in den Provinzen dem Wahnsinn des Terrorismus in der Hauptstadt entgegen setzte? Man hat das Uebel eingesehen, alle Partheien haben auf die Einführung einer gesunden Municipalverfassung gedrungen, aber alle Partheien, wenn sie ans Ruder kamen, vergaßen den schönen Vorsatz. Die Lust zu regieren ist allzusüß, und kann man sich eine bequemere Regierungsart denken? — Man sagt, diese Centralisation sei das Werk der Revolution — gewiß liegt sie in den Principien des Liberalismus — das ganze Werk datirt sich aber von früher; kein einzelner Mann, wie Richelieu, hätte vermocht, es so durchzusetzen, wenn es nicht im Geist der Nation gelegen, zu dieser für den Historiker und Dichter so trübseligen Einheit zu gelangen. Was haben selbst die störrigen Parlamenter bewirkt? Bildete sich irgendwo an ihrem Sitz ein eigenthümlicher Sinn? Unterstützten Gelehrte, Dichter, Künstler den Trotz dieser

äußerte neulich Puffendorf, ſind ja die unwillkührlichen. Du dachteſt nicht daran, Du wußteſt es im Augenblick ſelbſt nicht, aber Du fühlteſt die Nothwendigkeit, die Klugheit des Schrittes. Daß Du über alle Bedenken der deutſchen Heraldik wegſahſt, eine Radziwill einem Hohenzoller für ebenbürtig erklärteſt, durfte nicht vereinzelt daſtehen. Sie hätten wohl argumentirt: es ſei nur um ihres Reichthums willen. Nachdem ſie Deine Adlerflügel beſchnitten, ſeiſt Du vor den andern Raubvögeln in Sorgen, die nun Vergeltung üben könnten. Um deshalb ſorgteſt Du als kluger Vater für den allerſchlimmſten Fall, Du verſorgteſt Deine Kinder auch auf Koſten Deiner Fürſtenehre —"

„Das hoff ich nimmer!"

„Hoffſt Du! Auch Du, Friedrich, Du beneideter, umglänzt vom Staunen der Welt, das erringſt Du nicht. Darin mußt Du ſelbſt mit mir theilen, der Magd Deines Ruhmes. Verredet, verdächtigt wird alles, was wir thun; es iſt ja ihre Luſt, den Schmutz ihrer eignen Sinnesart auf unſre reinſten Handlungen zu ſprützen. Uns zu vergiften, durch das Gift des Gedankens, der böſen Zunge, iſt ihr Lebensathem, und ſie wollen, müſſen leben."

„Nun, und wenn ſie's denken!"

„So müſſen wir's aushalten. Wir Frauen haben keine Waffen als unſer Bewußtſein; wir müſſen lächeln, heiter ſcheinen, während die Nattern an unſerm Herzen nagen. Beweiſen wollen, daß wir unſchuldig ſind, ruft den Fluch des Lächerlichen, oder neuen

Verdacht auf uns. Ausſchlagen! und wir werden widerwärtige Megären. Daſtehen unter dem Schauer der Steine und des Kothes, den ſie auf uns ſprützen, wie die ſtumme Bildſäule der Geduld, vielleicht werden wir ſelbſt Stein, bis ihre Wuth erſchöpft iſt; das iſt unſre einzige Hoffnung. — Aber Ihr Glücklichen, Ihr Herren der Schöpfung, Ihr könnt durch gute Thaten den böſen Leumund niederſchlagen. Weil ich die glücklichſte Mutter und Gattin bin, war ich ſtolz ein Weib zu ſein, aber darum könnte ich Euch beneiden. — Ja es war ſehr klug von Dir, grade jetzt das uralte Unrecht und Vorurtheil gegen dieſe große, unglückliche, verſtoßene Menſchenklaſſe zu vernichten. Aber auch darum werden ſie Dich verreden. Die guten Bürger hier werden ſich wieder beeinträchtigt ſingen; die wendiſchen Geſellen können ja Meiſter werden und der Meiſter ihren Verdienſt bedrohen. O bereite Dich auf den Hauch jeder Verleumdung, die nur auf edlem Stahl haftet: daß Du die Wendiſchen nur begünſtigſt, weil der Magiſtrat jetzt wieder gegen mich bei den Ständen Klage erheben will von wegen der Herbergen, die ich für die armen verſpäteten Fuhrleute erbauen ließ, denen man Abends nicht mehr das Thor öffnen wollte. Daß Du nicht nur um ihrer Schätze willen Deinem Sohn ein polniſch Fräulein aufzwingſt, daß Du's auch thuſt, um den Kurprinzen zu kränken —"

„Den Kurprinzen?"

„Der neulich laut bei Hofe geäußert: kein Thron

in Europa ſei zu hoch, daß nicht ein brandenburgiſcher Prinz ſich ſeine Gattin dort ſuchen könne."

„Die Radziwill ſind reichsunmittelbar, und eine Barbara Radziwill war Königin von Polen."

„Und wenn grade dieſer Gedanke den Kurprinzen verſtimmte! Er kann denken, daß Du daran denkſt, wie es mit der Ausſicht auf ſeine Nachkommenſchaft ſchwach beſtellt iſt. Die Kurprinzeß Henriette befindet ſich wieder in geſegneten Umſtänden, aber die Aerzte meinen, ſie werde eine Entbindung ſchwer überſtehen; man erzählt mir — doch will ich das eben nur für Gerede nehmen, denn was erfahren wir aus dem Innern ſeines Hofhalts, vor dem der Eberhard Danckelmann wie ein Cerberus Wache hält — man ſpricht aber davon, daß die Erſcheinung des Geſpenſtes, von dem einige behaupten, daß es wirklich geſehen worden, die Prinzeß Henriette heftig erſchreckt, daß ſie dieſelbe, in ihrer hyſteriſchen Natur auf ſich, auf das Kind deute, ſo unter ihrem Herzen ſchlummert. Wenn ſie von einem todten Kinde genäſe, wenn die Mutter ſelbſt erläge — Mein Gott, erwäge doch mein Herr und Gemahl, wie der Kurprinz in ſeinem argwöhniſchen Gemüthe die Heirath ſeines nächſten Bruders auslegen muß, und grade jetzt, und wenn Du meinſt, daß man die Radziwill für ebenbürtig halten kann."

„Kümmert Dich die Auslegung ſo ſehr, die mein verdrießlicher Sohn den Handlungen ſeines Vaters geben kann?"

Dorothe ſchwieg, wie in einem Kampf mit ſich begriffen. Dann ſagte ſie mit feſter Stimme:

„Nein Friedrich! Denn ſein Argwohn trifft Dich nicht; von Dir gleitete er ab, wie die Schlange von der Marmorſäule. Er träfe nur mich, die böſe Stiefmutter. — Was kann er denn hier noch treffen, wo findet er noch Stoffe, an denen er ſich nicht ſchon geſättigt hätte. Mag er dann ſagen: ich habe dieſe Heirath geſtiftet, ihm zum Verdruß und zur Kränkung. Ich will auch das ertragen."

„Biſt Du die Säule, an der ich mich halten muß!" ſeufzte der Kurfürſt, als der Podagraſchmerz, mit dem er ſchon länger gekämpft, in einem heftigſten Anfall ihn auf den Stuhl ſinken ließ. Sein zitternder Arm umfaßte krampfhaft ihren Leib; er verſtummte.

„Soll ich die Aerzte rufen?"

Er ſchüttelte den Kopf: „Die können mir nicht helfen." —

Als die Farbe in ſein blaſſes Geſicht zurückkehrte, und der wieder liebevolle Blick ihr Auge ſuchte, machte ſie ſich ſanft von ſeinen Armen los und glitt zu ſeinen Füßen nieder:

„Nicht die Säule, an welche Du Dich hältſt, mein hoher Gemahl, nur der Epheu, der ſich um ſie rankte, und wenn ſie ſtürzt, liegt er mit ihr am Boden. Die ſchöne Säule bewundert man noch in ihrem Falle, den Epheu zertreten ſie. Das iſt's, was mich ſchwach macht, der Gedanke, wenn Du dahin gehſt, was aus mir, meinen Kleinen wird. O, mein Herr

und Gemahl, Gott ist noch über Dir, das Feuer Deines Geistes leuchtet noch aus Deinen Augen, Du wirst Dich wieder erheben wie ein Riese in alter Kraft — ich bete und hoffe es — aber ein schwaches Weib, eine vorsorgliche Mutter muß auch an das Schlimmste denken. — Halb hat ich Dich, halb kamst Du mir entgegen. Es war Schwäche von mir, zu große Güte von Dir. Du schriebst es nieder, was meine Wünsche Dir vorgaukelten, nur zur Beschäftigung in einer müßigen Abendstunde, nur um zu sehen, wie sich das in festen Schriftzügen auf dem Papier ausnehme, was auf den Lippen flüchtige Bilder, Phantome waren. O ich flehe Dich jetzt an, zerreiße es, verbrenn's, daß niemand erfahre, daß es der Entwurf eines Testamentes gewesen."

„Was soll's, Dorothe!"

„Daß der Kurprinz es nie erfährt! — Er vergiebt es mir nie, nie meinen Kindern."

„Respekt, mein liebes Weib, vor meinem Blute! Friedrich ist — er ist kein Amurad, der seinem Vater Mahmud folgt."

„Aber seine Creaturen, die er aus dem Nichts an's Tageslicht rief. Dieser Eberhard Danckelmann, wenn mein Blick auf ihn fällt, — der sieht mich an mit den Augen eines Quartiermeisters, der seine Musterrolle durchgeht, ob alles stimmt. — Der — und die und die! — Sie planiren ein neues Regiment —"

„Du siehst Gespenster!"

„Möglich! Ich suche es mir selbst oft einzureden.

Aber wer verfolgt ein Geflüſter, einen Hauch, den Wind, von woher er kommt! Aus dem Straßburger Lager kam zuerſt das entſetzliche Gerede —"

Der Kurfürſt wehte mit der Hand: „Fände ich das Haupt der Lügenbrut —"

„Es iſt beſſer, Friedrich, daß Du es nicht findeſt. Suche nicht danach. Ich vergebe meinen Feinden, mehr kann ich nicht, aber ich bitte zu Gott, daß er nicht noch mehr auf mich wälze. Mögen meine Kinder in Niedrigkeit leben, wenn nur die Blitze nicht über ihre Häupter beſtändig zücken, wie über meines. Der Kurprinz wird ja großmüthig ſein, wenn er am Ziele ſeiner Wünſche ſteht; er wird ſich genügen laſſen, daß mein guter Name vernichtet iſt, mein künftiges Leben wird er mir gönnen. Auch den armen Kindern. Er wird groß werden und dann gut —"

„Groß!" wiederholte der Kurfürſt.

„Wenn in dieſem Körper nun eine Seele wohnte, die Du nicht erwarteſt, wenn er ſich vor Dir verbergen ſollte, verſtellen, weil er fühlt, daß der Vergleich mit Dir immer nur zu ſeinem Nachtheil ausſchlagen muß! Wenn er, ſtill und ſtumm, nur den Zwerg, und deſſen kleine Gelüſte zur Schau trüge, um wie ein Rieſe Pläne in die Zukunft zu ſpinnen! Glaubſt Du, daß ſeinen Ehrgeiz Pommerns Verluſt weniger ſchmerzt als Dich! Du haſt es erobert; er betrachtete es als ſein Erbtheil. Er will hoch hinaus, konnte Dir das verborgen bleiben, was ſo viele erſchreckt, andre lächeln macht? Du liebſt würdige Pracht an Deinem Hofe;

ihm iſt das nicht genug, in ſeinem kleinen Hofhalt muß ein königliches Ceremoniell beobachtet werden, ja er hat ſich aus Paris einen Kalender verſchrieben, worin alles verzeichnet iſt, wie König Ludwig ſeine Würdenträger, die Geſandten empfängt, wie jeder auftreten, ſich verbeugen, kleiden muß —"

„Friedrich haßt Ludwig aus Grund der Seele."

„Sag ich, daß er ihn liebt! Ja er haßt ihn. Schiltſt Du ſeinen Ehrgeiz, wenn der kleine Gebrechliche ſchon in dem Gedanken ſchwelgt, wie Ludwig von ihm überwunden, ihm zu Füßen liegt; wie er ſtolz den Kopf um den gekrümmten Nacken nach der Gruft ſeines Vaters kehren will, als rufe er ihm zu: Du großer Schatten, ſieh, das konnte ich, dem Du nicht einmal zutrauteſt —"

„Beweiſe, Dorothe!"

„Die Natur ſchon zeugt für mich, mein Gemahl. Ging je einer, den ſie gegen ihre Geſetze zu klein bildete, hier zu viel ihm gab und da zu wenig, den ebenmäßigen Schritt edler Bildung? Weil er immer etwas an ſich vermißt, will er's erſetzen, und eben weil er das Gefühl hat, zu wenig zu haben, giebt er immer zu viel, weil ihm das Gefühl für das Maß fehlt."

„Beweiſe!" wiederholte der Kurfürſt, der, Herr geworden ſeiner Schwäche, ſich wieder im Stuhl erhob.

„Sag ich, daß er zu Roß, im Küraß, es Dir gleich thun will! Er wird keine Reiterattaque von Fehrbellin commandiren, aber hat er nicht von Dir auch gelernt, wie man durch Geſandtſchaften, durch gelehrte, kluge Räthe, Miniſter, durch die Macht des

feingeſchliffenen Wortes Feinde überwindet! Nur will der Schüler klüger ſein als der Meiſter. Das iſt ja auch in der Natur. — Sollteſt Du nie kleine Fehler in der Politik begangen haben, mein Gemahl?“

„Ich bin nur ein Menſch.“

„Die wird er ſich gemerkt haben. Wie hebt das in den Augen des dummen Volkes jeden Thronfolger, wenn er, wo ſein Vorgänger ſchwach geweſen, ſich ſtark zeigt. Es braucht gar nicht der Stärke. Wenn die vorige Hand zu ſchwer auf einem Punkt gelaſtet, hebt der neue ſeinen Arm von dem wunden Flecke, träufelt ein bischen wohlfeilen Balſam drauf. Er hängt eine Laterne hin, wo der Durchgang zu dunkel war, ſtreicht ein Gefängniß weiß an, entläßt einige verhaßt gewordene Diener, um ſeinen Günſtlingen ihre Poſten zu geben, die ſäuberlicher anfangen müſſen. Dann glotzt die Maſſe vor Erſtaunen, die Thränen der Rührung ſtürzen ihr aus den Augen, ſie ſchreien: er iſt ein Gott.“

„Was willſt Du beweiſen, Dorothe! Daß ich vergeſſen bin, wenn mein Sohn mich ablöſt, oder wird man mir fluchen, um ihn zu ſegnen?“

„Das iſt unmöglich; aber was Du machteſt, wird er anders machen. Blieb's Dir unbekannt, daß man viele Deiner Allianzen unnütz, ja ſchädlich geſcholten hat, weil ſie die Freiheit Dir raubten und keine kräftige Hülfe ſchafften. Deine Freunde wird er abwerfen und neue ſich ſuchen, das iſt auch in der Ordnung. Man will wiſſen, daß Du Deinem großen Feinde Ludwig Dich näherſt. Wer verdenkt's Dir. Er iſt jetzt der einzige

Potentat, der Dir von Nutzen ſein kann. Der Kurprinz unterhandelt in der Stille mit Wien. Das iſt kaum mehr ein Geheimniß. Es wird ſich bald eine franzöſiſche und eine öſterreichiſche Partei am Hofe zeigen. Wer auf die Zukunft ſpeculirt, weiß zu welcher er ſich halten muß. Der Kaiſerhof in Wien iſt großmüthig, verſchwenderiſch in Verſprechungen. Du kennſt ihren Werth, der Anfänger in der Politik nimmt alles noch für baares Geld. Bald werden wir Emiſſaire aus Wien hier ſehen, wie viel verkleidete mögen ſchon da ſein. Die Zeiten Schwarzenbergs —"

Der Kurfürſt richtete ſich auf in der Würde und ſenkte auf ſie den Blick, den die ihm nahe ſtehenden kannten, wenn er einer Discuſſion das Siegel ſeines Willens aufdrücken wollte.

„Sei's! Wer mein Nachfolger wird, nicht mit gebundenen Händen laß ich ihn am Steuerruder. — Ich träumte einmal, er würde allein am Helm ſtehen können; Gott hat anders entſchieden. — Soll's denn nicht ſein, ſollen wir zurückkehren in's alte roſtige Geleis, als Vaſallen fürder am Geſpann gehen, wo keiner weiß wohin, wenn mein Nachfolger nur aufrecht ſteht, wenn er nur mit klarem Aug, die Hand auf der Bruſt, zu dem aufſchaut, der's ſo gewollt hat!"

Dorothe wußte, wenn ſie ſchweigen mußte. Als der Fürſt ihr die Hand zum Abſchied reichte, drückte ſie dieſelbe an ihre Bruſt, dann drückte ſie ihre Lippen darauf mit einem langen, heißen Kuſſe.

Schien ſie doch, als er hinausgegangen, mehr

angegriffen als der kranke Gatte. Sie warf ſich auf einen Stuhl und bedeckte das heiße Geſicht: „Ich will ja doch nur etwas Gutes!“ hörten die Geiſter im Zimmer ſie liſpeln. Als ſie die Hände wegzog, ſchrie ſie aber auf und ſtürzte ſich verhüllend hinaus. Sie hatte ein Geſicht geſehen — die weiße Frau. Es war aber nur ein kunſtreich gemaltes Bild geweſen in Lebensgröße. Die Kurfürſtin Luiſe von Oranien hing an der Wand.

In Fürſtenſchlöſſern, ſagt man, dienen die dicken Mauern und feſten Thüren nur dazu, damit die Kammerfrauen und Diener die Ritzen und Spalten darin finden. Zuweilen ſtehen aber auch die Thüren auf, und da, wo es am nöthigſten geweſen wäre, ſie zu verſchließen. Der Zufall waltet in den Fürſtenſchlöſſern wie in den niedrigſten Hütten.

Der Kurprinz hatte eine neue Kleiderſendung aus Paris empfangen. Der Kammerdiener Kornmeſſer war ihm bei Anlegung derſelben behülflich geweſen. In der Haſt, mit der man an die Oeffnung der Kiſte ging, hatte er die Perrücke, die ſchon früher dazu hergeſtellt war, vergeſſen; als er fortgeſprungen, ſie zu holen, hatte er bei der Rückkehr auch die Thüre zu ſchließen vergeſſen. Oder vielmehr er konnte ſie nicht ſchließen, da beide Hände nöthig waren, um das gewaltige Wolkengerüſte ſo in der Luft zu halten, daß es nicht anſtieß. Dann war man in ſo großem Eifer, daß man nicht an's Schließen dachte.

Kurprinz Friedrich ſtand auf einem Fußſchemel

Institute? Sie standen allein da, und die geistreichen Köpfe wanderten mit den Gedanken nach der Hauptstadt, wenn es nicht selbst physisch geschah. Diese Auswanderungslust, welche die Provinzen geistig mehr und mehr entvölkert, findet in keinem Provinzialstolze Schranken und Riegel. Man stellt die Büsten der Gestorbenen in ihren Geburtsstädten auf, wo sie doch in ihrem Leben nicht hingehörten. Das ist Alles. Ein junger Franzose, der in echter Bildungsreise Deutschland durchwanderte und den geistig lebendigen und so verschiedenartigen Verkehr unserer Hauptstädte bewunderte, rief betrübt aus: „Keine französische Stadt, außer Paris, zählt fünf Köpfe, mit denen ein Mann von Geist sich unterhalten kann.“

Nur der romanische Süden Frankreichs macht Anspruch auf Eigenthümlichkeit; sie haben doch ihre besondere Sprache, ihre Poesie, Toulouse rühmt sich eines Gerichtshofs dafür, aber dieser Blüthenduft verweht in der politischen Zeit wie die Maienlieder unserer Minnesänger unter den Keulenschlägen des Faustrechts. Was neuerdings in der Bretagne geschehen, die Erinnerung der alten Nationalität zu retten, findet seine Wurzel in der erst spätern Vereinigung des Landes mit Frankreich, es tritt auch

vor dem Spiegel. Aus dem von Gold und Silber ſtarrenden Sammetkleide fielen die Brüſſeler Spitzen, die zarten Hände wie mit gefallenem Schnee überdeckend; ein Reichthum von Juwelen blitzte aus den Ranten, die um den Hals ſich ſchlangen und aus der Verknotung über die Bruſt in zwei Streifen auf den halben Leib ſanken. Jetzt half er dem Kammerdiener die Allongenperrücke auf dem Scheitel zurechtſetzen. Der Spiegel warf ein Bild zurück, mit dem der Beſchauende zufrieden ſein mußte, denn das feine, kluge, aber immer ernſte Geſicht war im Glaſe durch ein wohlgefälliges Lächeln ſchattirt. Aber es wich einem anderen, halb ängſtlichen Ausdruck, als er den Kopf umdrehte und eine Bewegung mit der Hand nach dem Rücken machte. Wie der Zug um den Mund war der Ausdruck des Tones:

„Sieht man was?“

„Nicht das geringſte, mein gnädigſter Herr!“

Nach einer ſtummen Pauſe der Bewunderung äußerte, für ſich natürlich, der Kammerdiener ſeine freudige Ungeduld auf den Moment, wenn er die Thüren aufreißen dürfe.

„Wer wartet draußen?“

„Gouverneur von der Gröben, aber wie ich mich zu bemerken unterſtand, mit zwei ſchwarzen Grenadieren aus Guinea, der Anfang und die Probe des Infanterieregiments, welches der Herr von Gröben zu dreſſiren verhofft. Er freut ſich ungemein, Euer Durchlaucht damit zu überraſchen, aber ich vermeine,

die Ueberraſchung wird auf der andern Seite ſein. Dieſe Rieſenkerle von Naturſöhnen vergeſſen, fürchte ich, alle Dreſſur des brandenburgiſchen Feldwebels und ſtürzen ſich bei dem Anblick platt auf die Erde."

Es zückte ein leichter Unwille über das Geſicht des Prinzen, und er murmelte etwas von ſchwarzen Beſtien.

„Nach deren Veneration können Durchlaucht freilich kein Verlangen tragen," war des Kammerdieners ſchnelle und obligate Entgegnung, welcher er den leis geflüſterten Wunſch hinzufügte, daß König Ludwig von Frankreich nur einmal den Kurprinzen ſo ſehen möchte:

„Denn ſie meinen doch, es gebe auf Erden nichts Majeſtätiſcheres, als wenn er auf dem Throne den Kopf ſchüttelt; man müſſe wie geblendet die Augen niederſchlagen. Aber ich ſollte doch meinen —"

Der Kurprinz wandte wieder das volle Antlitz dem Spiegel zu, aber der Spiegel gab noch ein anderes Bild zurück. Der Kammerdiener hörte das Aufzücken eines unterdrückten Schreies und die gepreßten Zornworte:

„Schlingel, die Thüre zu!"

Der Kurprinz war ſo vom Fußſchemmel geſprungen, daß dieſer umfiel. Er gab heute keine Audienz. Kornmeſſer war auf drei Tage in Ungnade.

Wer den Kurfürſten auf dem Rückwege nach ſeinem Zimmer geſehen, wäre entweder erſchreckt zurückgefahren, oder er hätte geglaubt, er müſſe dem Herrn

zu Hülfe ſpringen. Mit langſamen, ſchweren Schritten tappte er längs der Wand. Einmal lehnte er ſich daran, zweimal fuhr er mit der Hand über die Stirn. In's Geſicht hat niemand ihm geblickt.

Aber in ſeinem Zimmer, als er die Thür hinter ſich geſchloſſen, war er ein anderer; als hätte er das Fieber, die Gicht, den Alp, oder was es war, von ſich abgeſchüttelt, richtete er ſich auf, wie am Morgen vor dem Fehrbelliner Tage, da er, in die Sonne ſchauend, den Befehl zum Angriff gab. Die Hand am Herzen, ſprach er:

„Ihr vor mir da, vergebt mir's! Ich wollt's; ein andrer wollte es anders."

Dann riß er aus dem Pult ein Schriftſtück vor, ergriff die Feder und ſchrieb ſeinen Namen darunter.

Es war in Haſt gethan, ſo raſch als er neulich langſam daran ging, die Friedensurkunde zu unterzeichnen. Während er die Feder aufmerkſam zu betrachten ſchien, mochte er bei ſich denken: warum wünſch ich nun heut nicht, was ich damals wünſchte, daß ich nimmer ſchreiben gelernt!

Dann war er wieder aufgeſtanden, nahm das Scriptum, überlas es, ſalzte es und warf es hin:

„Da liegt das Reich des Wendenkönigs! — Zerfallen! Er hat's ſelbſt zerſchnitten! Ihr großen Schatten zürnt mir nicht! — Wenn ich's nicht halten konnte, wenn's in meinen Händen zerbröckelte — wie ſoll's der Däumling! Es ſtürzte ihm über den Kopf zuſammen und erdrückte den armen Zwerg. — Für

die Rieſengeiſter iſt die Welt vielleicht nicht mehr angethan, der Boden ward zu locker für Eiſentritte; ſie gehört den Pygmäen, daß ſie in Wolkenperrücken zu den Sternen flattern! — So kehre ſie denn zurück die glückſelige Schlafrocksordnung für das glückſelige, heilige, römiſche Reich deutſcher Nation. Jeder fuße da wieder auf ſein kleines Recht, und die hundert tauſend mal tauſend Rechte, die ſich zwicken, reiben, prozeſſiren, gliedern und verjähren ſeit tauſend Jahren, zu einem ewigen Schlafleben, wird doch niemand mehr zum Bewußtſein ihres ewigen einen Rechtes aufwecken. Die Habsburger werden Euch ruhig ſchlafen laſſen, und der Hohenzoller, der es wollte — ward ſelbſt müde. — Er iſt ſchläfrig."

Der Präſident Schwerin ward gemeldet.

Als er eintrat, überreichte ihm Friedrich Wilhelm das Scriptum: „Drücke das Siegel darauf und lege es in das Archiv. Es iſt mein Teſtament."

Viertes Kapitel.

Unterſchiedliche Lehrſtunden.

Wenn wir auch unſre kleine Dorothe einſtweilen über die große aus den Augen verloren, haben wir ſie doch nicht vergeſſen. Aber der kleinen ſelbſt wollte es ſchon bedünken, daß die große ſie vergeſſen, es waren nicht Tage ſondern ſchon Wochen her, daß ſie dieſelbe weder geſehen, noch von ihr gehört.

In der albernen Geſchichte des Prinzen Philipp von der weißen Maus, welche ſeine Mutter in einer Kapſel mit ſich führte, war ein Kern Wahrheit. Aus welchem Grunde, unbeſchadet der Theilnahme, welche ſie für ihr Schickſal gefaßt, Frau Dorothe das Mädchen mit nach Berlin gebracht, war ihr ſelbſt nicht recht klar. Wer in Intriguen lebt, darf nichts wegwerfen, was ihm am Wege aufſtößt, er kann es noch einmal brauchen. Einen beſtimmten Zweck hatte ſie nicht. Die Vorſtellung, den alten Derfflinger für ſich zu gewinnen durch die Drohung, das Kind und ſeine Anſprüche gegen ihn loszulaſſen, war in jenen erſten Augenblicken eine ernſthafte; und als Derfflinger ihre

Anträge zurückwies, war ebenso ihre Absicht, ihn durch den Prozeß dafür zu züchtigen. Um deswillen hatte sie dem Magister Skytte das Mandat ertheilt, nach der Herkunft des Mädchens die sorgfältigsten Forschungen anzustellen — dem Magister Skytte sagen wir, den sie ebenfalls als einen Gegenstand am Wege aufgegriffen, welchen sie einmal brauchen könne. Da sie noch nicht wußte, in welcher Art er bei Hofe für ihre Zwecke zu verwenden sei, ließ sie ihn den Polizeimann und Juristen spielen, und ertheilte ihm nachher, als wichtigere Sorgen die Gedanken an den Prozeß wieder in den Hintergrund drängten, noch eine andere Stelle. Ein großer Prozeß ist wie eine Stange Blei; er läßt sich von dem Mächtigen biegen. Heut stellt er ihn in den Winkel, morgen hängt er ihn dem Gegner ans Bein und übermorgen als Klumpen zur Folterung auf die Brust.

Prozeß, Magister und die Erbin der Schapelow waren seitdem von den wichtigeren Ereignissen am Hofe in den Hintergrund gedrängt. Der Zufall hatte aber ihren Schützling eine Rolle dabei spielen lassen, welche ganz außer ihrer Berechnung lag, und sie war in dem raschen Strome der Begebenheiten noch zu keinem festen Entschluß gekommen, welchen Vortheil sie davon ziehen könne. Sie hatte Dorotheen an jenem Nachmittage ihrem Gemahl als eine Hülfeflehende vorstellen wollen, nun war sie ihm als eine Art Geistererscheinung vor die Augen getreten. Was sich von selbst daraus entwickelt, hatte sie einstweilen ruhig

hingenommen, aber die Täuschung konnte entdeckt werden, wo so viele um die Anwesenheit des Mädchens wußten, und auf die Verschwiegenheit von Dienern baute die kluge Kurfürstin nicht. Vor der Hand hatte sie daher das Kind nach Lützelburg, dem heutigen Charlottenburg, geschickt, bis sie selbst wußte, was weiter mit ihm anzufangen.

Halb als Gefangene lebte sie hier in einem umgrünten Meierhause, welches, wenn die Gartenanlagen fortschritten, zu fallen bestimmt war. Die Meiersleute waren auch allenfalls zuverlässige Menschen, denn sie hingen von der Gnade der Kurfürstin ab; aber was anfangen mit einem klugen Kinde, welches alle Eindrücke des neuen großartigen Lebens so rasch aufgefaßt hatte, und in ihrer Wißbegier immer mehr sehen und wissen wollte. Sie konnte, zur Müßigkeit verdammt, ihren Grillen nachhangen, ihre einfältigen Wächter überlisten, und eine neue Spukerscheinung machen, von schlimmeren Folgen als die erste. Im Sande und mit Blumen spielen war nicht mehr angethan, und als die Fürstin nachgesonnen, welche Beschäftigung sie Dorotheen auftragen könne, war grade Magister Skytte wieder eingetroffen, und ihr Geist hatte rasch etwas ersonnen, was beide zugleich beschäftigen mußte. Sie bestellte ihn zum Lehrer für das Mädchen. Wenn es ihr noch convenirte Dorotheens Geburtsrechte anzuerkennen, sie an den Hof zu ziehen, so mußte sie unterrichtet werden; sollte sie wieder zurückgestoßen werden in ihre Dunkelheit, so

kümmerte es ſie auch nicht, wenn das dunkele Leben der Armen durch die Blitze, die einmal hineingeleuchtet, noch dunkler wurde. Der Magiſter aber ward durch dieſen Auftrag feſtgehalten, bis ſie ihn anderwärts brauchen, oder auch fortſchicken konnte.

Dorothe, die junge, hatte in der kurzen Zeit viel gelernt, wir meinen nicht das in den Lehrſtunden, ſondern ſchon ehe dieſelben anfingen. Sie wunderte ſich über nichts mehr was ihr begegnete, denn ſchien ſie doch beſtimmt, daß alles ſich wunderbar um ſie her fügte. Das Schickſal ſpielte mit ihr Ball, der Ball aber flog in Folge der harten Stöße immer dahin, wo er weich ruhen, wo es ihm wohl gefallen konnte. Sie war aus dem brennenden in ein gaſtliches Haus getragen; von da ausgewieſen ſollte ſie einen Schutzherrn ſich ſuchen, aber in je ſchlimmere Hände ſie gerieth, um ſo wunderbarer war immer die Rettung, um ſo einflußreichere und höhere Perſonen kümmerten ſich um ihr Schickſal. So gefiel ſie ſich auch jetzt in dem grün umrankten Hauſe, etwa wie ein verzauberter Vogel im Käfig, der das gewiſſe Gefühl hat, daß die Stunde ſeiner Erlöſung ſchlagen muß, und die Ahnung, die ſchon in der Bauerdirne wie ein elektriſcher Funken geſprüht, daß ſie zu etwas mehr und höherem berufen ſei, gaukelte ihr angenehme Bilder vor, ohne Phantaſieen zu erzeugen, die ſie beunruhigten.

Die Lehrſtunden des Magiſters waren ihr anfangs befremdend. Aber ſie gewöhnte ſich daran, weil

es ſo ſein mußte, und ſie nicht weiter darüber nachdachte, warum es ſo ſein müſſe? Dann fingen ſie an ihr Vergnügen zu machen, weil ſie ſchnell auffaßte; ſie übereilte in manchen Dingen den Lehrer, und konnte dem Muthwillen nicht immer widerſtehen, ihn durch ihre Fragen zu necken. Wenn ſie auch nicht wie die hohe Frau, um ein Jahrzehend ſpäter, an dieſem Ort den großen Philoſophen, ihren Lehrer, durch Fragen nach dem Warum des Warum in Verlegenheit ſetzte, that ſie doch ſolche an ihn, auf die er nicht immer vorbereitet war zu antworten. Beſonders als ſie die Gebiete entdeckt, wo er ihre Wißbegierde nicht befriedigen durfte, richtete ſie ihre Angriffe dahin, bis er ſie ein boshaftes Kind ſchalt. Alsdann verlangte ſie wohl eine Erklärung: was boshaft ſei? Ob man von Geburt an boshaft wäre, oder ob man es lerne? Von wem? Ob ſie von ihm es gelernt?

Wenn er vor Verdruß das Buch zuſchlug, und erklärte, es ſei verlorne Zeit, und heut werde ſie gar nichts lernen, konnte ſie ihn aus ihren blauen Augen ſo unſchuldsvoll anſehen, daß er roth ward, und unwillkürlich das Buch wieder öffnete. Dem Natur-Geſetz: wovon das Herz voll iſt, geht der Mund über, kann auch ein Gelehrter ſelten widerſtehen, ſo hatte die Schülerin auch allmälig von dem großen Plan hören müſſen, der Benedikt Skyttes Seele erfüllte. Man hätte glauben können, wenn Dorothe ihn darauf brachte, daß es eine kleine Liſt von ihr geweſen, und der Beweggrund, weil ſie müde war, denn ſobald er

zu erzählen anfing, gab er nicht Acht auf was ſie that, und ſie ſpielte mit ihren Blumen und Federn, oder ſah zum Fenſter hinaus und gähnte. Einmal, als ers bemerkt, verſteckte ſie ſchnell das Gähnen in einen tiefen Seufzer und ſagte: „Ach wär' ich doch ſchon in der ſchönen neuen Stadt geboren!“ und als er verwundert fragte: warum ſie das wünſche? antwortete Dorothe: „dann wäre ich ja ſchon von der Wiege her gelehrt, und brauchte den Krimskrams nicht erſt zu lernen.“

Herr Skytte wollte zürnen, er konnte nicht; er verfiel in ein Nachdenken, ob ſeine Schülerin nicht eigentlich Recht habe? Es ward der Keim zu einem Argument, mit dem er ſeine Sache vor dem Kurfürſten und den Miniſtern verfechten könne: welche Erſparniß an Koſten für Schulen, Lyceen, Gymnaſien erwuchs dem künftigen Lande, wenn ſeine Muſterſtädte ſich ausbreiteten, wenn die erſte Erkenntniß der nöthigen und nützlichen Dinge den Knaben und Mädchen von der Muttermilch an eingeimpft wurden! — Der Staat hätte nur für Akademieen und Univerſitäten zu ſorgen und bezahlen.

Wenn er ſich Einfälle, die ihm aufſtiegen, in ſein Taſchenbuch notirte, blickte ihn Dorothe mit neugieriger Verwunderung an. Herr Pioſander hatte oft geſagt, daß mit der Feder mehr Unheil geſchehe als durch das Schwert; der Teufel ſitze in den Federkielen, und man könne deutlich ſeine Krallen hören, wenn es auf dem Papier kratze.

kräftiger auf, scheint aber mehr Lärm zu machen, als Wesen in sich zu haben.

Zweitens: Washington Irving widmet ein ganzes Kapitel seines Skizzenbuches der geistreichen Philippica gegen das neuere Reisen. Wäre ich ein Romanenschreiber, ich gäbe ihm unbedenklich Recht. Wenn zwei Reiter, in die vom Winde gewehten Mäntel geschlungen, den Federhut tief in die Stirn gedrückt, auf öder Haide sich begegnen, anhalten, sich ausfragen; erzählen, wenn eine Erkennungsscene vorfällt — gewiß hundert Mal poetischer, als wenn zwei Diligencen an einander streifen und sich mit Staub überwerfen. Aber wo sind noch die weiten Steppen mit rothem Haidekraut, wo sind die Pfade, auf denen man sich verirren kann? Wo die dunkeln Wälder, die einsamen Wirthshäuser? Wo die Steinhaufen, auf die der einsame Wanderer, scheu sich umblickend, auch seinen Tribut zum Andenken einer Mordthat, hinwirft? Verweilt man gern an den Kieselhaufen, die ein Invalide für die Chaussee klein hämmert, an den Pfählen mit den Ellenbuchstaben „Regierungsbezirk *n n*" — „Landwehrregiment *n* 33" — „Dorf *x x* — —ner Kreises," an den staubigen Schlagbäumen, an der Cultur, die das flache Land

Sie ward ernſthafter, lachte aber mit einem Male hell auf. Der Lehrer ſchien empfindlich, und drang in ſie den Grund anzugeben. Sie ſtockte, er beſtand darauf.

„Daß Du aufſchreiben mußt, was ich Dir ſage! Du biſt ja der Lehrer und ich bin die Schülerin.“

„Woher weißt Du, daß ich aufſchreibe, was Du geſagt haſt?“

Sie konnte es nicht angeben. Es möchte für manche Leſer auch darin etwas Beſonderes liegen, daß ſie den Lehrer Du anredete, wir erklären es aber durch die Bemerkung, daß man jener Zeit im Geſprächston zwiſchen dem Du und Ihr je nach Bequemlichkeit wechſelte.

„Und darüber iſt's auch eigentlich nicht, fuhr ſie fort. Sondern daß Ihr ein ſo hochgelehrter und berühmter Mann ſeid!“

In Skytte's Geſicht miſchte ſich Unwille und Verwunderung.

„Nein, nein, Magiſter, das iſt es nicht, was ich meine. Ich kann mich nur nicht ſo ausdrücken wie Ihr. Sondern daß Ihr hergekommen ſeid, weil Ihr eine große Stadt bauen wollt, und ſtatt deſſen müßt Ihr Schulmeiſter bei einem kleinen Mädchen ſein. Das iſt doch drollig.“

Der Magiſter fand es nicht drollig, ſondern, ſagte er, einen betrübten Erfahrungsſatz, auf den ein Philoſoph gefaßt ſein müſſe.

„Was iſt ein Philoſoph?“

„Vielleicht ein Menſch, mein Kind, der denkt, wie die Dinge ſein ſollten, und immer entdecken muß, daß ſie nicht ſo ſind. Der ſinnt, wie ſie beſſer gemacht werden könnten, es den Leuten vordemonſtrirt, was ſie zu thun und zu laſſen hätten, und die betrübte Erfahrung macht, daß ſie ſeinen Rath in den Wind ſchlagen, und thun und laſſen, wie ſie gewohnt ſind."

„Dann bauen ſie Dir auch nicht die lateiniſche Stadt."

„Es mag ſo kommen!"

„Warum kümmerſt Du Dich dann noch um die Leute! Du willſt die Stadt ja nicht für Dich haben."

„Nicht für mich! rief Benedikt Skytte und ſeine Stirn röthete ſich, während ſein Auge glänzte. Wenn ich ſie für mich bauen wollte, dann hätteſt Du Recht. Meine Stadt iſt überall, denn in jeder finde ich doch ein Haus, eine Hütte, wo ſie mich verſtehen, und muß ich auf dem Felde liegen, wo der Himmel über mir, ſo verſteht das Sternenheer meine Gedanken, ſie ſtammen ja aus dem Kreislauf Seiner großen Ordnung. Aber weil ich ſie haben will, meine Stadt, für die Heimathloſen und Vaganten, ein Aſyl für die im Geiſt leben, und nach der Wahrheit trachten, darum behalt ich den Muth zum Ringen und zum Kämpfen, mein Kind."

Sie blickte ihn an, als verſtände ſie etwas von dem Sinn.

„Darum geb ich die Hoffnung nicht auf, auch

wenn ſie mich ſchicken vom Pontius zum Pilatus, auch wenn ſie mich zum Thürſchließer ans Thor ſchmieden, wo ich mich berufen glaube der Hausmeiſter zu ſein.“

Magiſter Skytte mochte bedenken, daß die Antiquität vom Sklavenportier, den der römiſche Herr an die Hausthür anketten ließ, der kleinen Altmärkerin doch nicht verſtändlich ſein möchte, er verſuchte deshalb ſich deutlicher auszudrücken. Ob's ihm gelang, laß ich dahin geſtellt:

„Der Schöpfer hat uns alle auf die Welt geſchickt wie Vaganten, daß wir unſer Ziel ſuchen ſollen. Die Einen zwar läßt er es leichter finden; da ſtellte er ſchon an ihre Wiege weiſe Mentors; verſtändige Eltern leiten das Kind, reiche, einflußreiche Verwandte ebnen ihm die Wege. Andere aber ſetzte er, halb nackt, in die Wüſte, ſie müſſen zuerſt auf Händen und Füßen, durch Dornen und Dickicht nach dem wärmenden Licht der Erkenntniß krauchen und klettern. Die finden es ſchwerer, aber wenn ſie's finden, verirren ſie nicht wieder. Aber wer es klar vor ſich ſieht, das goldene Licht der Zukunft, die Stadt und Burg der Geſundheit und Gerechtigkeit, der Bildung und des Heils, der darf ſich auch nicht irren laſſen, durch nichts, nichts, mein Kind. Er darf nicht Spott und Verhöhnung ſcheuen, nicht harte Zurückweiſung, er muß Waſſer ſchöpfen im hohlen Siebe, arbeiten im Trittrad der Mühle, vor den Pflug ſich ſpannen, er muß ſich ſtoßen, ſchlagen, alles nehmen und rauben laſſen,

wenn er nur die Hoffnung behält. Sie ſagen, ſie ſei falſch wie die ſchillernden Farben des Regenbogens und eine Brücke, zerbrechlich wie dieſer; ich aber ſage Dir, ſie iſt von Granit gewölbt, feſt wie dieſer, wenn der Glaube und die Zuverſicht in Dir es ſind. Und erreichte ein ſolcher das Ziel auch nicht, das Ziel bleibt doch, und er hat ſeinen Beruf erfüllt. Er ging nur unter, weil der Weg zu lang war und ſein Leben zu kurz."

„Ach Du kannſt noch recht lange leben —" hatte Dorothe geſagt, oder ſie wollte es ſagen, als ſie verſtummte; durch die Weinranken, die das Fenſter umzogen, hatte ſie ein Geſicht erblickt, und gleich darauf trat das Geſicht in die Thür — es war die Kurfürſtin.

Dorothe, die junge, hatte, wie wir ſagten, viel gelernt, die Einſamkeit hatte ihren Sinn geſchärft, und ſie las auf dem Geſicht der Fürſtin wie in einem Wetterglaſe. Es mußte in letzter Zeit oft auf Sturm geſtanden haben, denn Dorothe war beim erſten Anblick am Fenſter erſchrocken. Aber eben ſo ſchnell ſah ſie, daß das Wetterglas heut auf Sonnenſchein, und zwar ſchönen, hellen ſtand, und ſie flüſterte es ebenſo ſchnell dem Magiſter zu, der nicht ſo raſch beobachtete: „heut baut ſie Dir Deine lateiniſche Stadt, gieb Acht."

Die Eintretende war in guter Laune; ſie konnte dann im Geſpräch die Fürſtin vergeſſen laſſen, und nur die liebenswürdige Frau zeigen. Das hatte Dorothe oft, der Magiſter einige Mal erfahren; heut

aber ſchien ſie in einer freudigen Eile, die keine lange Unterhaltung erlaubte. Skytte wollte von den Fortſchritten, die ſein Zögling machte, berichten, aber ſie war nicht darum gekommen. Deshalb mußte er ſchweigen, ſie ſtreichelte die Stirn dem lieben Mädchen, ſchickte ſie aber hinaus in den Garten, wo ſie mit ihr weiter ſprechen wolle. Das hieß, ſie wollte mit Skytte allein ſprechen; als dieſer aber begann:

„So verlangt die durchlauchtigſte Frau den Bericht über den weitern Verlauf meiner Nachforſchungen —“ unterbrach ſie ihn:

„Davon ein ander Mal. Ja, ſetzt ſie eifrig fort, zur Zeit noch ſo geheim es geht, um kein unnöthiges Aufſehn zu machen, ſonſt werden Contreminen gegraben. Bei Gelegenheit will ich Euren Vortrag hören —“

„Ich glaube, gnädigſte Frau, zur moraliſchen Ueberzeugung gekommen zu ſein, daß es mit dem Herkommen des jungen Mädchens —“

„Seine Richtigkeit hat, unterbrach ſie ihn wieder. Wirklich! Sorgt dann dafür, daß andre ſie auch bekommen. Das gilt es. Aber das hat Zeit. Wie iſts mit Eurem großen Plan? Ich meine mit der Stadt?“

Herr Skytte fiel, was man nennt aus den Wolken. Wenn er in letzter Zeit die Rede darauf brachte, wenn er um ihre hochgeneigte Fürſprache beim Kurfürſten bat, hatte ſie ihn kurz, faſt ſchnöde, abgewieſen: zu Träumereien ſei nicht Zeit.

Jetzt aber ſei es Zeit, mußte er hören, wenn je

wäre es dieſe. Der Kurfürſt ſei einer groſſen Sorge, die ihn erdrückte, ledig geworden. Er habe Muße auf andere Dinge zu hören, er verlangt Zerſtreuung, Erholung. Er dürfe nun nicht warten bis andre ihm zuvorkämen. Es wimmele in Berlin von Projectenmachern aller Art und Herkunft; ſie belauſchen den Kurfürſten auf Schritt und Tritt: „Ich aber erwähnte ſchon daß Ihr hier wäret. Er entſann ſich Eurer — auch mit einigen ſeiner Räthe habe ich ein Wort gewechſelt. Präparirt Euch auf einen ſchweren Stand, aber je ſchwieriger der Kampf, ſo ſchöner der Sieg. Euer Memorandum iſt Nebenſache, das wird ungeleſen zu den Akten geworfen. Aber habt Ihr ſchon Riſſe, Anſichten von der Stadt? Das iſt die Hauptſache. Wendet Euch an einen geſchickten Maler. Es ſind ja jetzt ein Paar berühmte Holländer hier, welche mein Herr in Dienſt nehmen will. Laßt ſie die Stadt in einer ſchönen Perſpective aufnehmen, bei einer abſonderlichen Beleuchtung, daß die Sonne, oder der Blitz die Kuppeln anſcheint. So etwas wirkt, beſticht. Römiſche Säulen, wie Neering ſie in Potsdam anbringt, ein Paar Statuen; die Staffage recht deutlich, einladend, daß man da wohnen möchte, und dazu eine verſchwimmende Fernſicht, die auf eine weite Ausdehnung der Stadt ſchlieſſen läßt. Dem Kurfürſten wird es gefallen, der Menge imponirt es. — Der Kurfürſt träumt — ich meine, er denkt: es könnte einmal ſo werden, die Menge, wenn ſie es ſchwarz auf weiß ſieht, oder vielmehr bunt auf der Leinwand,

meint, es sei so oder müsse so sein. Nur rasch, Magister, fort nach Berlin, meldet Euch beim Oberkammerherrn, beruft Euch auf mich. Bei der nächsten Audienz werdet Ihr nicht abgewiesen."

Herr Benedict Skytte stand wie vom Blitz getroffen, als sie ihn verlassen, aber es war ein Blitz, der das Blut in seinen Adern in angenehme Wärme brachte. War die kleine Dorothe eine Zauberin, daß sie's ihm vorher gesagt? Wenigstens war er verzaubert, als er meinte, die Kurfürstin sei plötzlich, durch einen Schlag der Gnade, zu einer besonderen Gönnerin seines Lebensplans geworden, während sie es doch selbst deutlich eben ausgesprochen, daß sie nichts bezweckte als eine neue Art Zerstreuung für ihren Gatten.

Sie hatte gesiegt, das wußte jeder am Hofe, aber sie triumphirte nicht. Der Kurfürst hatte sein Testament gemacht, aber so lange er lebte, konnte er es widerrufen, ändern. Ihre Gegner, die jeden ihrer Schritte belauschten, jeden unbewachten Augenblick beim Kurfürsten nutzen würden, waren zahlreich und mächtig. Sie triumphirte nicht, weil sie ihr Ziel noch nicht erreicht, aber sie warb Hülfstruppen, wo sie konnte, mit denen sie den Sinn ihres Gemahls umstricken und den Einfluß der ihr gefährlich scheinenden Personen lähmen, sie entfernen wollte.

Auf die Liste derselben war auch Dorothe eingetragen, mit der wir sie in einem Gespräch in dem

kleinen Garten finden, welcher an der Hütte lag. Dorothe war für ſie wichtiger als der Magiſter. Ihre Erſcheinung hatte auf den Kurfürſten einen wunderbaren Eindruck hervorgebracht. Er hielt's für einen Traum, davon hatte ſie ſich jetzt überzeugt, aber einen Traum, den die Allmacht den Menſchen ſchickt, um ſie zu warnen, tröſten, ermuthigen, wo furchtbare Umſchläge ſeine geiſtige Kraft niedergedrückt haben. So hatte er die Erſcheinung angeſehen als einen Genius, der ihn auf eine beſſere Zukunft hinwies. Dieſe Traumerſcheinungen nehmen oft die Geſtalt, die Züge lebender Perſonen an, auch ſolcher die uns erſt bekannt werden ſollen, und wenn wir ihnen im Leben wieder begegnen, nehmen wir's als ein gutes Zeichen.

Das war der Gegenſtand des eifrigen Geſprächs, das Frau Dorothe mit der Jungfer Dorothe jetzt in den engen Gängen des kleinen Gärtchens pflog. Sie war nie ſo gütig geweſen, ſie nannte das Mädchen nur ihren kleinen Schelm, und kneipte ſie ins Ohr.

„Dann bin ich ja aber unwahr!" rief das Mädchen, die ſich bei aller Aufmerkſamkeit nicht einreden laſſen wollte, daß ſie nur ein Traum geweſen. — „Herr Pioſander hat geſagt, ich dürfe niemals unwahr ſein."

„Hat Herr Pioſander Dir aber nicht auch geſagt, daß Du der Obrigkeit, die Gewalt über Dich hat, gehorſam ſein ſollſt, und niemals fragen warum?"

So wars, und zu dem „Aber", das von des

Kindes Lippen kam, fand es keinen Nachſatz, beſonders da die Kurfürſtin fallen ließ, man meine das „Wenn“ und das „Aber“ komme vom Teufel her. Sie entſann ſich, daß Herr Pioſander ähnliches geſagt.

„Aber vielleicht meinſt Du, ich ſei nicht deine Obrigkeit, da ich nur Deine Mutter erſetzen will. Der Kurfürſt, mein Herr und Gemahl, iſt aber doch gewiß Deine Obrigkeit, es giebt keine höhere für Dich, und der Kurfürſt glaubt, das weiße Mädchen, welches damals aus der Tapete trat, ſei eine Traumerſcheinung geweſen. Er glaubt es, und will es glauben, der Kurfürſt Dein Herr, Dorothe. Das iſt noch viel mehr, als wenn er es ausdrücklich beföhle. Und wer ihm widerſpräche, dem würde er zürnen, er kann furchtbar zürnen. Deine Pflicht als gute Chriſtin und als gehorſames Kind iſt alſo — ich ſage nicht es ſelbſt zu glauben, das iſt eine andere Sache, — aber ihn glauben zu laſſen, was er will. Iſt das denn eine Unwahrheit, daß Du ihm nicht widerſprichſt? Du thuſt nur ſeinen Willen und ſchweigſt; an Deinem Fürſten iſt es das Schweigen auszulegen wie er will. Als gute Unterthanin haſt Du kein Recht drein zu reden.“

Dorothe küßte, ſich tief verneigend, das Kleid der Fürſtin; es war ihr Gelöbniß.

„Wenn er mich aber fragt —?“ ſchoß noch ein aber heraus.

„So antworteſt Du — ganz der Wahrheit ge-

mäß. Die Zeit eines Fürſten iſt koſtbar; Du darfſt daher nichts unnützes antworten. Ich werde ſchon dabei ſtehen, und Du wirſt als kluges Kind auf meine Winke aufmerkſam ſein. Nun, kleine Winzerin, mach Dich bereit, und ſtelle Dich dahin, wo ich Dir ſagte."

von Moskau bis Bayonne gleichmäßig gefurcht hat? Man reist nicht mehr um zu reisen, man eilt, an ein sehenswerthes Ziel zu gelangen. Wie schätzenswerth daher das Fliegen, wie wohlthätig die Französischen Diligencen, welche es freilich darin den Englischen noch nicht gleich gethan haben. Einsteigen in London, schlafen und in Edinburg erwachen! Entschwindet nicht mehr und mehr der Gedanke der Entfernung und mit ihm der der Trennung? Liegt darin nicht auch eine Art Poesie? Tröstet nicht die Aussicht, es kostet nur einen Entschluß, eine kleine Summe, wenige Zeit, und Rom, Paris, London sind ohne Anstrengung, ohne Vorbereitungen erreicht. Wie viel Thränen spart beim Scheiden der Gedanke, wie viel Zeit wird gewonnen an Träumereien, wie viel Zeit, die ein Romanenschreiber dem Lesen von Reisebeschreibungen widmen muß. Die Gelegenheiten in Frankreich lassen nichts zu wünschen übrig, fast in jeder Stunde kann man aus jedem bedeutenden Orte in beliebiger Richtung weiter.

Drittens: ich reise nicht mehr allein. Das klingt etwas paradox von einem beobachtenden Reisenden. Sterne, Seume reisten so, der Capitain Jonathan Cochrane pilgerte allein durch Siberien,

Fünftes Kapitel.

Die Winzerin.

Der Kurfürſt war ein Hausmann geworden. Er beſchäftigte ſich, nachdem der Friede von St. Germain ſeine großen Hoffnungen geknickt, am liebſten mit der Gärtnerkunſt. Schon aus Holland hatte er in ſeiner Jugend die Vorliebe für dieſelbe mitgebracht; ſo lange der Brandſchutt fortzuräumen, das dreißigjährige Unkraut auszureuten war, damit nur der Pflug die Scholle wieder durchſchneiden und Korn wachſen könne, war nicht Zeit dieſer edlern Kunſt zu pflegen. Jetzt ſuchte er das Verſäumte nachzuholen und legte nicht allein Gärten an, in und um Berlin und Potsdam, ſondern war auch ſelbſt dabei thätig. Die Aerzte hatten ihm empfohlen, was ihm lieb war.

Es darf daher auch nicht verwundern, wenn wir ihn im großen Garten zu Lützelburg im Hausrock antreffen, wie er in einer Allee alter Fruchtbäume auf- und abgeht, und mit einem Hackmeſſer die geilen Schößlinge abhaut, während er mit dem holländiſchen Gärtner die jungen Bäume muſtert, welche zur Impfung

mit edleren Arten ſich eignen. — Noch weniger werden wir uns wundern, die Kurfürſtin jetzt mit der vorgebundenen Schürze unter den Blumenkohlbeeten zu ſehen, wie ſie ſich hier und da bückt, die Köpfe befühlt, und mit dem Küchengärtner Bemerkungen wechſelt. Sie war zur Wirthlichkeit erzogen, auf dem Lande groß geworden, und hatte in den Schlöſſern ſie nicht verleugnet.

„Der Boden iſt hier zu trocken," rief ſie zum Kurfürſten hinüber, der jetzt aus der Allee auf die Gemüſefelder trat. „Das Begießen thut es nicht; man muß Gräben aus der Spree herleiten. Das läßt ſich ganz gut herſtellen."

Auf des Kurfürſten fragenden Blick nickte der holländiſche Gärtner. Er machte aber ein bedenkliches Geſicht: „ich habe es dem Durchlauchtigſten Herrn ja ſchon geſagt." Er meinte, daß die Tulpen und edlen Zwiebeln aus der Niederung im Spreeſande nicht fortkommen würden.

„Der Menſch kann doch mehr als der Boden," entgegnete der Fürſt, als aus der Seitenallee mehrere geputzte Herren ſichtbar wurden. Unter reſpectvollen Verbeugungen ſchon von fern kamen ſie näher und nicht mit leeren Händen.

Wer wundert ſich, wenn der Fürſt ein Gärtner ward, daß auch die Hofleute einen heftigen Drang zum Gartenbau empfanden. Diesmal war es der Geſandte einer fremden Macht, der im Auftrage ſeines Herrn ein ausländiſches ſeltenes Gewächs dem Kur-

fürſten überreichen ſollte; die andern brachten Samen und Schößlinge, welche ein brandenburgiſcher Geſandter auf Friedrich Wilhelm's Beſtellung eingeſandt hatte. Dergleichen Zuſchickungen kamen oft.

Es war ein ſchöner, milder, ſonnenheller Tag, und der gnädige Herr gnädig gelaunt; ſo ſprach er, ſo entließ er die Herren. Nur gegen die war er kurz angebunden, welche die Gelegenheit nutzten, Anliegen anzubringen, die ihm unter Gottes freiem Himmel nicht angebracht ſchienen. So den Herrn Benjamin Raulé, den holländiſchen Negociator, der ihm eine Flotte baute, und im Rückſtande der Zahlung blieb, wohingegen er meinte, daß der Kurfürſt im Rückſtande der Zahlungen bliebe. Die Leuten aber meinten, da er ſich den großen Hof auf dem Werder, der nach ihm Raulé's Hof heißt, erbaut, müſſe das kurfürſtliche Geld in ſeinen Händen gewuchert haben. Er verlangte grade jetzt neues, um die Fregatten zu armiren, die man gegen die ſpaniſche Silberflotte ausſchicken wollte, ſich Revanche zu verſchaffen wegen von Spanien nicht gezahlter Subſidien. Friedrich Wilhelm hatte ihn letzthin an den Herrn von der Gröben verwieſen, der aus den Goldeinnahmen der africaniſchen Beſitzung Brandenburgs die Armirung beſtreiten werde, der von der Gröben aber erwiedert, die Caſſen von Friedrichsburg ſeien ſo leer, daß er nicht zwei Neger-Compagnieen in Uniform ſtecken könne. Was ſollte der Fürſt grade jetzt den Vorſchlag anhören: neue Ducaten aus Halbgold prägen zu laſſen!

„Prägt lieber das goldene Sonnenlicht, das uns hier anſcheint, zu Dukaten! Ich ſelbſt mag aus Guineagold keine mehr ſchlagen, wo mich jeder, ſo aus der Münze kommt, zwei holländiſche koſtet.“

Mit Befremden ſah Friedrich Wilhelm auch den alten Derfflinger herankommen, neben ſich einen Pagen, der unter der Laſt eines ſchweren Korbes keuchte. Der Feldmarſchall hatte ſich auf ſeinem Dorfe Guſow jetzt auch dem Gartenbau gewidmet, und überbrachte ſeinem Herrn eine Anzahl neugezogener ſogenannter Borsdorfer Aepfel, als welche ihm ſo ganz beſonders fein und wohlſchmeckend bedünkten, daß er ſich nicht enthalten mögen, ſeinem gnädigen Herrn davon zu offeriren und zu fragen, ob derſelbe nicht junge Stämme oder Reiſer zum Impfen allergnädigſt von ihm anzunehmen geruhen wolle?

Da lächelte der Fürſt und legte die Hand ihm auf die Schulter:

„Derfflinger, Dein Blut und Leben giebſt Du mir umſonſt, aber für die Aepfel willſt Du was haben.“

Der alte General ſtotterte etwas.

„Was iſt's böſes, daß einer iſt, wie er iſt!“ entgegnete Friedrich Wilhelm. „Der Holzapfel, den ich dort niederhauen laſſe, kann auch nicht dafür, daß er nicht ſo ſüß ſchmeckt als Deine Stettiner. Die Natur hat's gemacht und der Menſch hat nachgeholfen, und daß einer das Seine zuſammenhält, iſt nicht die ſchlimmſte Qualität, auch nicht, ſo er immer gern ein

Stückchen dazu haben möchte, um es rund und voll zu machen. Wär's anders, wie würden wir Prinzen vor Gott beſtehen! Wer möchte ſich denn nicht arrondiren! Alſo grad raus, was ſoll's? Iſt da ein wüſter Hof um Guſow, eine Wieſe, eine Heide, die uns gehört, und Du meinſt, Du könnteſt ſie beſſer cultiviren als der Fiscus?"

„Möchte kein Gut mehr haben, als Deine Gnaden mir ſchon zugewieſen, und mir ſonſt von Gott und Rechts wegen zugefallen, alldieweil die Sorg und Noth ſie nur zu erhalten groß genug iſt für einen alten Mann."

„Was willſt Du ſonſt? — Avanciren? — Ueber den Feldmarſchall giebt es nichts. Oder möchteſt Du gar Kurfürſt werden?"

„Möchte lieber bitten, daß Du mich gnädiglichſt in Ruheſtand verſetzteſt. Der Dienſt wird mir halt ſchon ſchwer."

„Das ſchlag Dir aus dem Sinn, Hans Derfflinger. Unter Deinen jungen Stämmen und Pflanzen wirſt Du auch wieder jung werden wie ich. Sagſt Du, daß Du zu alt wirſt zum Commandiren, ſo iſt's wider mich geſtichelt. Weißt Du, daß die Juriſten das zu einem crimen laesae machen können? — Alſo nichts davon. Was willſt Du? Nur nicht Geld, Derfflinger. Ich habe keins. Hab einen durſtigen Mann zu tränken; mein Friedrich-Wilhelms-Canal hat eine trocknere Kehle als alle meine Generale und Obriſten zuſammen. Und im Havelande der große

Lug!. Daß Gott erbarm, bin ſchon ein armer Mann, wenn der Gröben mir nicht aus Afrika Gold ſchafft."

„Gold verlange ich nicht, Durchlaucht — Gerechtigkeit!"

„Wer weigert ſie meinem Feldmarſchall? Biſt Du mit einem Nachbar im Prozeß? Mit dem Itzenplitzen, dem Jagow, Pfuel? Oder machen Dir die Jena zu ſchaffen? Die möchten ſich auch arrondiren, und wollen immer was zu haben!"

„Keiner von denen; das Kammergericht —"

„Das willſt Du verklagen?"

„Es hat die Klage wider mich, von der Durchlaucht wiſſen, nach mal aufgenommen."

„Hab davon gehört. — Nun, Vater Derfflinger wird da ſo gradaus in's Feuer der Advocaten reiten, als in die Schwediſchen Kanonen."

„Gnädigſter Herr, die Wege im Prozeß ſind krumm. Da braucht man Liſt, Verſtellung und wieder Liſt —"

„Die kennſt Du auch. Als Du Rathenow überrumpelteſt, gabſt Du Dich am Thore für einen Schwediſchen aus, der vor den Brandenburgern floh. Der Prieſt half Dir drinnen, er hatte die Officiere zum Banket geladen und betrunken gemacht. Such Dir einen Prieſt unter den Advocaten. Aber nicht unter meinen Kammergerichtsräthen. Die darfſt Du nicht beſtechen."

„Den Landrath Prieſt, gnädigſter Herr, mit Permiß, den ſuch ich in meinem allergnädigſten Landesherrn. Das iſt ein Schelmenſtück, eine Schurkerei,

einen todten Mann, ich meine den alten Prozeß, wieder lebendig machen zu wollen! Da steckt was andres dahinter, eine abscheuliche Intrike, wälische Pfaffenlist, oder Gott weiß was es ist, eine Conjuration, um einen ehrlichen Mann um's Seine zu bringen. Das sind meine geheimen Feinde, die mir Deine Gnad nicht gönnen, die mich aus Haus und Hof, aus dem Lande vertreiben möchten, alldieweil ich aus der Fremd bin, und nicht aus ihren Familien, ob ich doch glaub, daß ich mich gehalten, hab' so gut als einer in Brandenburg. Da ist keine Justiz nicht mehr, wenn das geschehen darf, da muß ein Machtspruch drein fahren — und darum, mein gnädigster Herr, steht der alte Derfflinger vor Dir."

Der Fürst blickte ihn ruhig freundlich eine Weile an: „Einen Machtspruch thu' ich nicht."

„Nicht einem alten treuen Diener zu lieb?"

„Zu lieb nicht meinem Land und der Justiz, zu lieb mir selber nicht, und zumeist Dir, alter Freund zu lieb. Hau um Dich, wehr Dich, so scharf Du willst, und wird's zu scharf, will ich schon sehen, daß sie's glimpflich nehmen sollen; aber sie sollen meinem alten Waffenbruder und Freund, meinem treusten Diener nicht nachsagen, daß er sein Lebelang mit gradem Rücken ging, Freund und Feind sein Gesicht gezeigt und keinen gescheut, aber als es zu Ende ging — nein, Derfflinger, einen Machtspruch thu ich nicht."

Derfflinger war betrübt. Die Wahrheit stach ihm etwas in's Herz; er mochte wohl, er wußte aber

nicht, wie er den Stich parire. Der Kurfürſt faßte ihn vertraulich unterm Arm; ſo gingen ſie langſam auf und ab.

„Wenn ich ſo aus meinem Fenſter die lange breite Straß hinabſchau, und mein Aug fällt auf Dein neues ſchönes Haus auf dem Kölniſchen Fiſchmarkt, das grad dem Schloß in's Geſicht ſteht, denk ich ſo, das war gut vom Derfflinger, daß er ſich hier angebaut. Damit meint er, wir wollen uns immer grad und offen in's Geſicht ſehen, einer dem andern beiſtehen, rathen, tröſten, zuwinken, je wie's kommt. Denn einer bedarf des andern, der Unterthan des Fürſten, der Fürſt des Unterthanen. Und ſo mein' ich, wir bleiben gute Nachbarn."

Das meinte Derfflinger auch, und erwiederte gerührt den Druck der Hand des Fürſten, nur kann einer von vielerlei gerührt ſein.

„Gnädigſter Herr! es iſt auch nur, wenn ich denke —"

„Daß Du den Prozeß verlieren könnteſt. Mein lieber Freund, hab ich denn meinen Prozeß gewonnen! Pommern hab ich verloren, aus der Haut bin ich aber noch nicht gefahren. Setz den ſchlimmſten Fall und calculir dann, was Dir bleibt. Doch immer mehr —" das Lächeln auf des Kurfürſten Lippe konnte bedeuten: „Doch immer mehr als Deines Vaters Elle," aber er verſchluckte den Gedanken, um ihm nicht wehe zu thun; dann fuhr er fort — „Doch immer mehr als Du, als wir alle auf die Welt gebracht. Es bleibt Dir

Dein Degen, Dein Marſchallſtab, Dein guter Name, Dein Lehn, und außerdem wohl noch etwas an Silberzeug und Gütern, das juſt ausreichen wird, bis ſie Dich als ſtillen Mann forttragen, der gar nichts mehr bedarf als ein paar Schaufeln Erde, und eine ehrliche Leichenpredigt. Eine ehrliche! Das iſt viel, das iſt ſehr viel, Derfflinger, wenn der Schwarzrock die Backen nicht aufzublaſen, wenn er nur zu ſagen braucht, was wahr iſt."

„Das iſt recht, gnädigſter Herr, das iſt was, und können ſie's mir nicht nehmen; aber es iſt nur wegen der Blame — daß ſie meinen und meiner Schwiegereltern Namen attaquiren. Das iſt, mit gnädigſtem Permiß, hundsvöttiſch, das iſt — dafür giebt's gar nichts zur Defendjrung — einen alten verdienten Militair um ſein ſauer Erworbenes zu bringen. Beim Herrn Präſidenten von dem Kneſebeck war ich ſchon — was hat der vor mir die Achſeln zu zucken! Ich will nicht ſchöne Redensarten, Recht und Gerechtigkeit will ich. — Bei ihm war der Herr Kammerdirector von Knippbauſen. Wenn ich keine Väter habe, wie die Herren, die auf mich herabſehen, ſo hab ich doch Kinder, die zu mir heraufſehen. Ich hab's ihnen geſagt, 's lief dem alten Derfflinger über die Zunge. Was antwortet mir der Kammerdirector —" .

„Haſt ihn vielleicht geſtört, als er mit ſeiner ſeligen Frau correſpondirte."

„Antwortet mir: aber Herr Freiherr von Derff-

linger, Excellenz, die Todten ſehen und ſprechen auch. Frag ich, was haben die Todten für Recht?"

„Gar keines?"

„Wenn die im Prozeß mitreden wollen; i ſo —! Ein Prozeß iſt eine Schlacht. Wer erſchlagen iſt, unter die Erde! Der Feldherr, der die Todten mitzählt in ſeiner Armee —"

„Kann auch gewinnen, wenn's die rechten Todten ſind!" ſprach der Kurfürſt mit Betonung.

Es entſtand eine Pauſe; der Fürſt wollte ihn nicht erſchrecken: „Derfflinger," fuhr er gütig fort, „wie ich vernommen, iſt ein Kind da, das ſich für das Kindeskind des letzten Schapelow ausgiebt, oder andre geben's dafür aus. Das zu entſcheiden iſt nicht meine Sach, ich bin kein weiſer König Salomo, noch einer von den Despoten Aſiens, die gottläſterlich vermeinen, daß der Herr ihnen allein ſeine Weisheit eingab. Bin ein chriſtlich deutſcher Fürſt, der was an ihm iſt, thut, und was andrer iſt, denen läßt. An den weiſen Männern und Schöffen aus dem Volke, die ſie dazu gewählt, iſt es, das Recht ſchöpfen und die Wahrheit finden; der Richter, der geſetzt oder es von Geburt iſt, ſpricht es aus, und am Fürſten iſt es, daß der Spruch gehandhabt wird. Weiter geht ſeine Macht nicht, die Gott ihm verlieh, und thut er mehr, ſo handelt er gegen Gott. Wehe, wenn es jemals anders würde in einem deutſchen Reiche, daß ein Volk ſich wollte überheben und thun, was der Fürſten iſt, und der Fürſt, daß er ſich allein für klug hielte und ſprechen

Kamtschatka, Amerika und auch durch Berlin; auch hat neuerdings der Fußreisende Gentleman in seinen *highways* und *byways* die Wonne des Alleinreisens geschildert. Aber ich protestire gegen alles Reisen auf Beobachtung. Ich reise, um zu genießen. Welchem Egoisten mundet der Champagner an einer vollen Prunktafel von dreißig Schüsseln, wenn ringsum leere Couverts stehen? Wer fliegt gern über eine Karte des sonnenhellen Frankreichs, ohne einen Freund zu haben, den er an den Ellenbogen stoßen kann? Es müßte denn ein Engländer sein. Engländer habe ich genug, aber keine Freunde, denn die ganze Diligence war voll von jenem Volke, dessen vertrauliches Gespräch, nach dem Urtheil der Königin des Gesanges*), wie Gequäk der Frösche schallt.

15.

Der Triumphbogen zu Orange.

Aber das Rhonethal? Was hat diese hochromantische Gegend mit den drei Betrachtungen zu schaffen?

*) Der Catalani.

und thun wollte, was der Weisen und Klugen ihr Amt ist."

„Aber wer hilft uns, wenn die Schurken und Böſewichter hinter dem Richtertisch wie die Ratten die Schwänze verſchlingen, wenn ſie die Blätter im Geſetzbuch verkleiſtern, und die Rechtsverdreher wie die Drachen Gift ſpeien?"

„Gemach, mein Herr Feldmarſchall! Den Rechtsverdrehern will ich den Daumen aufdrücken, und fände ich Rattenkönige und Schlangenbrut, träte ich ihnen mit dem eiſernen Hacken auf den Kopf. Gelobt ſei Gott, unſer Boden iſt zu dürr für die Brut."

„Aber die Connexionen! Es iſt was dahinter, Gott ſtraf mich, ſonſt hätte der Kneſebeck ein ander Geſicht gezogen, wenn ihn der Derfflinger — der Kneſebeck iſt im Dienſt —"

„Meiner Gemahlin; ihr Oberkammerherr, Herr Feldmarſchall."

„Ich ſage nichts, ich ſage gar nichts — aber eine niederträchtige Lüge iſt's, und wenn ſie mich von Haus und Hof jagen, meinen Namen proſtituiren, meiner Frau in Gott ruhende Eltern, wenn ſie eine hergelaufene Dirne zu einem Fräulein ausſtaffiren, Documente ſchmieden, Todte citiren, und dann will keiner dem alten Mann beiſtehen, allerdurchlauchtigſter Herr, dann bricht's und ich muß aus meiner Haut, ich muß was ſagen und einen Namen ausſprechen —"

„Welchen?" unterbrach ihn Friedrich Wilhelm. „Ich fürchte die Namen nicht. — Vielleicht fürchteſt

Du ſie," ſetzte er hinzu, als Derfflinger plötzlich verſtummte.

Derfflinger hatte die Kurfürſtin erblickt. Sie ſprach heftig mit dem Gärtner, ihr Zorn galt aber einer unangenehmen Berührung, in die ſie beim Durchgang unter den Apfelbäumen gerathen war, indem ſie mit Schaudern etwas vom Nacken und Kleid abzuſchütteln bemüht war.

„Wozu hält man ihm Mägde und Knechte, als daß er raupen läßt. Auch der Kohl ganz zerfreſſen!"

Während ſie noch der ungebetenen Gäſte ſich entledigte, war ihr Monolog wenigſtens nicht an den Gärtner gerichtet:

„Als ob wir nicht genug geplagt wären! Wo wir nur hintreten, Supplicanten, Bittſchriften und Angeber! Soll man auch nicht einmal ruhig in ſeinem Garten luſtwandeln, ohne daß Störenfriede uns ankrauchen. — Pfui, die abſcheuliche Raupe!"

Indem ſie das abſcheuliche Thier, welches ihr einen leiſen Aufſchrei verurſacht, zertrat, fiel ihr Auge auf den Kurfürſten und ſie fuhr erſchrocken zuſammen; der Gärtner wenigſtens verſicherte es, und ſie ſelbſt mußte es glauben, denn ſie entſchuldigte ſich:

„Ach mein Gemahl! — Du wirſt mich kindiſch ſchelten, aber verzeih meiner Natur. Es iſt ein angeborner Widerwille in mir gegen das Gezücht. Alles was uns ſo unerwartet anſchleicht, iſt mir zuwider. Du ſollteſt die Thüren des Gartens verſchließen laſſen."

„Gegen die Raupen, Dorothe?"

Sie beſann ſich: „So haben ſie mich aus der Faſſung gebracht! — Sieh da! — Iſt das nicht unſer alter Derfflinger? — Man kommt aus einer Ueberraſchung in die andre. Wie ſteht es auf Guſow? Was macht Frau von der Marwitz? — Schon wieder ein Kind! Ei! Ei! — Und die zweite, Marie ja wohl, was muß ich hören! Die will ein wilder Scythe mir entführen. Ja, ja, mir, Herr Generalfeldmarſchall; da die Kameke fort muß, wollte ich ſie zur Hofdame nehmen. Nun, wenn ſie den Junker Ziethen lieber hat als mich, und lieber nach Wiltberg will als in unſer Schloß, ich kann's nicht ändern — ich zwinge niemand, wo er keine Inclination hat. Zuweilen iſt aber doch gut und klug, wenn man ſich nach den Wünſchen andrer bequemt. — Leidet Ihr in Guſow auch an Raupen? — Was ich Dir ſagen wollte," ſprach ſie den Arm ihres Gemahls unterfaſſend, „der Gärtner Dietrich weiß ein ätzendes Mittel, das man mit Waſſer miſcht und auf die Stauden ſprützt, es ſchadet den Pflanzen nicht; auch will er die Bäume im Herbſt mit Pech umringeln, da können ſie nicht drüber kriechen."

Was der Kurfürſt dazu gemeint, haben wir nicht erfahren, aber unvermerkt hatte er ſich an ihrem Arm von dem Orte, wo ſie ſtanden, fortführen laſſen, und Derfflinger hatte ſich auch entfernt, ſogar aus dem Garten und aus Lützow ſelbſt. Jedoch heißt es, daß der Kurfürſt ihm vorher einen Blick über die Schulter

zugeworfen, der bedeuten konnte: Wir bleiben darum doch gute Freunde!

Sie hatten dann viel mit einander geſprochen, der Fürſt und ſeine Gemahlin. Sie war in innerer Aufregung. Sie hatte ſich Luft gemacht. Denn was helfe es, wenn ſie vor dem, der ihr alles ſei, alles wiſſe, was ſie drücke, bis in die kleinſten Winkel des Herzens, auch nur den flüchtigſten Schatten eines Gedankens verbergen wolle:

„Ja, es war nicht Zufall. Schilt es Weiberliſt, immerhin; ich glaube ein Recht wie er zu haben. Wer beſtreitet denn ſeine Verdienſte! Aber erkauft man mit der Vergangenheit ein Recht für alle Zukunft! Weil er Rathenow überrumpelt, hat er ein Recht, daſſelbe bei ſeinem Kurfürſten zu probiren. Die Art, die Heftigkeit, mein Gott, ich bin an ein freies Wort gewöhnt, aber ich war in den Tod erſchrocken — Du haſt ihn königlich abgefertigt."

„Du biſt aufgebracht über ihn, weil er bittet, was Du forderſt. Am Ende macht Ihr noch verſchlungene Hände gegen mich, weil ich es einem wie dem andern abſchlagen muß."

Ihre Hand glitt unmerklich aus ſeinem Arm:

„Ich glaubte den Vergleich nicht verdient zu haben. Was will *er*? Seinen Vortheil, auf ſeinen zuſammengeſcharrten Reichthümern ſitzen bleiben, auch wenn — Was will ich? Troſt für eine Leidende, Schutz für eine Unterdrückte, Gerechtigkeit für eine Gekränkte. Was iſt mir das Mädchen? — Was ging mich jene

ausgeſtorbene Familie an? Weiß ich, ob ſie die Tochter derſelben iſt? — Man hat es mir geſagt. Ein gewiſſenhafter Gelehrter, jener Holländer Skytte, deſſen Schrift Deine Aufmerkſamkeit angeregt, der ſie irgend wo traf, intereſſirte ſich für ihr Schickſal. Seine Nachforſchungen haben ihm die Ueberzeugung verſchafft, daß es ſich ſo verhält. Andre Rechtsgelehrte hier ſind derſelben Meinung. Ich bin keine Gelehrte, ich habe keinen Blick für die Echtheit oder Unechtheit vergilbter Documente. Aber zuweilen habe ich einen in das Menſchenherz, in die Seele, die wie aus einem Spiegel im Auge ſich zeigt. Vielleicht täuſche ich mich. Du wirſt beſſer prüfen. Ich traf ſie zufällig auf meiner Rückkehr aus der Altmark; das erzählte ich ja wohl ſchon. Dann war ſie mir aus den Augen entſchwunden. Hier fand ich ſie wieder. Freunde der Familie haben ſich der Sache angenommen, der Sache ſage ich, nicht des Mädchens, Advocaten haben Schriften abgefaßt, den Prozeß in Gang geſetzt. Der Prozeß, die Sache geht mich nichts an, ich habe es mit dem armen Kinde zu thun, das elternlos, arm, eine Bettlerin, noch um ihren Ruf gebracht, wie aus dem Haus ihrer Väter, als Betrügerin aus der Gemeinſchaft der Redlichen ausgeſtoßen werden ſoll. Das ergreift, das empört das Herz einer Mutter, die auch Kinder hat, die auch ausgeſtoßen werden können, wenn nicht das Herz ihres großen Vaters ebenſo warm für ſie pulſte. Das Mädchen hat keinen Vater, keine Mutter, keine Angehörigen, iſt da der Wunſch ein Verbrechen, daß

ſie in Dir einen Vater fände, der ſie wenigſtens vor äußerſter Unbill ſchützt? Nun iſt's raus, dies Verbrechen will ich auch auf mich geladen haben!"

„Wo iſt ſie?"

Die Kurfürſtin glaubte gehört zu haben, daß ihre Beſchützer ſie bei einem ehemaligen Waldhüter untergebracht hätten. Nein, ſie entſann ſich raſch, daß es wirklich ſo ſei, ſie hatte ſie ja neulich hier wieder angetroffen. Des Waldhüters ſtilles Haus ſollte eheſtens abgeriſſen werden, da der Wald den Parkanlagen weichen mußte. Dort lebte ſie in ſicherm Verſchluß:

„Es war dafür geſorgt, daß niemand zu ihr dringen kann. So mag man für ihr Leben ſicher ſein."

Ein ſtrafender Blick des Kurfürſten traf Dorotheen:

„Hältſt Du den Derfflinger für fähig —"

„Ich klage niemand an, aber fragſt Du mich, ob ich die Menſchheit zu allen verwerflichen und ſchlechten Thaten für fähig halte, ſo antworte ich: ſchlage die Blätter der Geſchichte um. — Ward meinem Gemahl nie nach dem Leben getrachtet! Haſt Du das Feſt vergeſſen, das Dir Adam Schwarzenberg als achtzehnjährigem Jüngling gab, und Du wardſt blaß in fürchterlichen Schmerzen nach dem Genuß der Limonade fortgetragen. Nur das Gegengift, das Dein Leibarzt Wieſe ſchnell bereitete, hat Dich gerettet. — Was! ich ſoll nicht an Gift, an Vergiftung glauben, wenn ich weiß, daß ſie es glauben, von wem? Von der, die Dir am nächſten ſteht! Daß es auf der Lakaien Stirn geſchrieben ſteht — daß ſie mich für fähig halten —

das muß ich dulden, tragen! — Was ich, ein ſchwaches Weib! Du auch, der höchſte, vor deſſen Stirnrunzeln ſie zittern, mußt den Verdacht, der mich zu einer Megäre ſtempelt, ertragen, ſchweigend ertragen, dulden. Und Du duldeſt ihn, als Heros; aber Du duldeſt nicht, daß der leiſe Schatten eines Argwohns auf einen alten General fällt, der Deinem Herzen nichts iſt, und deſſen hundert Schwächen Du mit dem Mantel Deiner Güte bedeckſt, weil er ein, zwei, und wär es hundert Mal, ſein Leben in der Schlacht für Dich gewagt, wo das ganze Leben Deines Weibes —"

Das Schmerzgefühl machte ſie verſtummen. Es war die empfindlichſte Seite in Friedrich Wilhelm's Privatleben. Er preßte die Finger ſeiner Rechten zuſammen und ſchaute eine Weile in den blauen Himmel, dann drückte er ſie an ſeine Bruſt:

„Was geht über ein treues Weib, die unſer andres Ich iſt, die, ein Athem, ein Pulsſchlag, mit uns fühlt und denkt! Daß auch da finſtre Schatten Macht haben, ſich zwiſchen zu drängen! — Aber Gott hat oft ſeine Engel mir geſandt. Verzage nicht, er wird's auch diesmal."

Sie gingen Arm in Arm in den Theil des Gartens, welchem man den Namen des Weinbergs gegeben hatte; Wein wuchs wohl in üppigen hohen Ranken, aber es war kein Berg. Er ſollte geſchnitten und zu Laubgängen verſchlungen werden. Der Kurfürſt zog ſein Meſſer, er hatte Unterricht genommen, und glaubte ſich ein Meiſter.

„Ich will es Dir abſehen," ſprach Dorothe und ging hinter ihm, auch ihr kleines Meſſer vorholend. Aber es wollte ſich nicht ſchicken, ſie blieb zurück. Der Kurfürſt war weit voraus und bog ſchon um die Ecke, als er ein Gartenmädchen im Seitengange beſchäftigt ſah. Ihm den Rücken zugewandt, ſchnitt ſie wie er meinte ungeſchickt. Er faßte ſie am Arm, und wollte ihr die Hand führen:

„So, du ſchmucke Winzerin, dies Aug muß auch fort, es taugt nichts."

Sie blickte ſich um, unwillig, um ſich von dem Arme loszureißen. Ein: „Ach, guter Gott! Ihr ſeid der Kurfürſt!" entfuhr ihren Lippen. Im nächſten Augenblick war ſie auf die Knie geſunken: „Gnade, gnädigſter Herr Kurfürſt!"

Ihr Erſchrecken war kein künſtliches, aber ſie wäre vielleicht nicht in die Knie geſunken, wenn ſie nicht hinter ihm die Kurfürſtin erblickt, die lächelnd ihr zuwinkte, was ſie zu thun habe.

Friedrich Wilhelm ſtand regungslos da. Er zückte nicht zurück, aber ſein ſinnendes Auge haftete wie gebannt auf der Erſcheinung. Frau Dorothe ſagte:

„Das iſt das arme Mädchen, von dem ich zu Euer Liebden ſchon geſprochen. Sie heißt Dorothe wie ich und iſt das verlorne Kind aus dem Hauſe Schapelow. — Wenn alles gut geht, wird ſie wieder zu Ehren und Wohlſtand kommen. Das liegt in Gottes Hand. Iſt's aber nicht, ſo bleibt ſie doch in Gottes Hand, und wenn ſie auch Winzerin bleiben

muß, iſt's keine Schande; ſind wir's doch jetzt auch, und die ganze Welt iſt ein Weinberg, drauf der Herr ſeine Arbeiter ſtellt, jeden, wohin er will. — Steh auf, Dorothe, mein Herr, der Kurfürſt, liebt es nicht, wenn eine Gottescreatur zu lange vor der andern im Staube liegt."

Dorothe hatte ſich zaudernd, mit ſichtlicher Verwirrung aufgerichtet. Sie zitterte. Sie hatte die Augen geſchloſſen, als ſie des Fürſten Hand auf ihrem Scheitel fühlte:

„Schenke Er Dir ſeine Gnade, ich will Dir Vater ſein."

Sechstes Kapitel.

Die Stadt Futura.

Die Verlobung des kurbrandenburgiſchen Prinzen Ludwig, des zweit lebenden Sohnes Friedrich Wilhelms, mit der polniſchen Fürſtin Luiſe Charlotte Radziwill war, wie es dem Stande des einen, dem Reichthum der anderen entſprach, gefeiert worden. Der Himmel hing voll Geigen, ſagten ſie in Berlin; manche der Geigen harmonirten nur nicht. Der Hofpoet, Ambaſſadeur und Geheimrath, Herr von Beſſer, hatte im Auftrag ein langes Poem angefertigt, worin er die Abkunft der erlauchten Fürſtin über Withold und Gedemin hinauf bis in die Wolken ſepte, und ihren Ahnherrn ſich mit Taſſilo unterhalten ließ. Darauf ſprang er hinüber auf den Berg Ida, allwo der Schäferprinz Paris den Apfel einer der drei Göttinnen zuerkennen ſoll, aber er erklärt, er kenne eine, die ſchöner ſei als Juno, Minerva und Venus zuſammengenommen, und ein Cupido, der plötzlich im Schäferhut an einem Seile von der Decke ſchnellte, überreichte den Apfel der überraſchten Prinzeß Radzi-

Ich hoffe, mit den Betrachtungen über die Schilderung wegzukommen.

Verdient irgend etwas eine Schilderung, sind es diese majestätischen Felsberge, durch welche der schäumende Strom, das Kind des Gotthard, sich unaufhaltsam in gerader Richtung gen Süden Bahn bricht.

Aber wenn man in Lyon erst verhaftet, dann die ganze Nacht bei der Englischen Bowle gesessen, und nun in einem bequemen verschlossenen Wagen neben fünf Englischen Schläfern sitzt — ich habe auch geschlafen, aber Deutsch. Der einförmige, auf das Leder tröpfelnde Regen spielte auch nicht den Wecker.

Als ich wachen wollte, war es Nacht. Doch leuchtete der Mond. Zuerst in Orange, wo ich in seinem Geisterlichte einen majestätischen Triumphbogen aus der Römerzeit bewunderte. Seitdem habe ich beschlossen, die Rudera der großen Vorwelt nie anders als in dieser Beleuchtung aufzusuchen. Nichts stumpft gegen Eindrücke des Erhabenen und Schönen mehr ab, als die Uebersättigung. Was leiht diesen Ruinen mehr Zauber, die Größe, das bewundernswürdige Ebenmaas ihrer Formen, oder die Erinnerung? Tritt man durchstäubt,

will. Das hatte allgemeinen Beifall und dem Grottirer, der es veranstaltet, viel Lob und Belohnung eingebracht, vom Gedicht des Herrn von Besser meinte man aber, es „klappe nicht recht."

„Ihr, Herr Freiherr von Canitz, hättet die Prinzessin besingen sollen, sagte der Secretair Ilgen zu dem jungen Dichter, dessen Festgedichte und Satiren schon vieler Approbation sich erfreuten. Eure Dorio hätte es Euch wohl nicht verübelt, und Ihr wißt Euch dergestalt einfacher auszudrücken, daß es auch der gemeine Mann versteht."

„Wenn ich es aber selbst nicht verstände! entgegnete der Poet, dessen Augen der lieblichen Polin unverwandt folgten. Wer faßt den Wind, der über ein Aehrenfeld streift, wer den Sonnenstrahl, der in den Stäubchen tanzt; wer das Mondenlicht, das auf den Wellen spielt! Der große Dichter Homerus verstand nur den Krieg um sie zu besingen, die schöne Helena selbst — da fehlten ihm die Worte."

Der verständige und feine Ilgen war kein Dichter, aber er verstand die Intentionen eines Dichters. Er meinte dann, die junge Prinzessin werde einen schlimmen Stand an diesem Hofe haben, je um ihrer Schönheit und ihres feinen Wesens und Liebreizes willen, als wie auch um ihre Abkunft. Einen dritten Grund, den er noch anführen wollte, verschwieg er; aber der Herr von Canitz, der schöne Augen gern besang, las auch aus den Augen, was in der Brust geschrieben stand.

„Mein werther Herr Ilgen, ſagte er, mit einem Seufzer, was einmal ſchön war, bleibt immer ſchön, für die, ſo einſt in den Strahlen dieſer Schönheit ſich gebadet. Es mögen finſtre und böſe Zeiten über dieſes Haus kommen, darum ſollen wir doch nicht minder eines ſolchen Frühlingswehens uns erfreuen, ſo wir auch wüßten, daß nachdem ein ſchwüler, branſtiger Sommer kommt und auf die Nachtigallen- und Lerchengeſänge grollende Donner und heulende Stürme folgen. Es braucht ja jedwedes Menſchenherz, ſo meine ich, unterweilen ſolcher erfriſchenden Lüfte, daß es Muth behält unter der Trübſal und dem Schrecken auszuhalten."

In dem Geſpräch, welches ſie darauf in der Fenſterbrüſtung führten, erfuhr der Secretair, daß auch ein Poet die Dinge, die da ſind aufmerkſam beobachten mag. Herr von Canitz ſah ſchwarz in die Zukunft und Ilgen konnte ihm nicht beweiſen, daß es da weiß ſei. Einer theilte dem andern nur mit, was der ſchon wußte, wenn er ihm von den Zwiſtigkeiten zwiſchen der Kurfürſtin und ihrem Stiefſohn erzählte, wie Friedrich bei einem frühern Vorfall die Ehrfurcht gegen ſie ganz aus den Augen geſetzt, und die Mutter darauf geäußert: es ſolle ihn dereinſt gereuen. Canitz tiefer Seufzer ſagte dem Staatsmann, daß er auch wiſſe, wie er es ſchon jetzt bereuen müſſe, was freilich der ganze Hof auch ſchon wußte: daß der Kurfürſt ſein Teſtament unterzeichnet, worin er den Kurprinzen

auf ſein Pflichttheil beſchränkt, was er ihm nach des Reichs Geſetzen nicht entziehen dürfte.

„So zerfällt das Werk eines Rieſen durch ſeine eigne Hand!“ hatte Canitz geſeufzt.

„Doch nicht ganz, lieber Freiherr.“

Auch das wußte Canitz.

„Wir bleiben noch ein Leib, hub Ilgen an, aber die Seele entfloh draus. Wenn Krieg in den Gliedern iſt, wo iſt da Feſtigkeit nach außen, Zuverſicht! Wir wußten, daß die Kurfürſtin ſchon lange ins Geheim mit dem öſterreichiſchen Geſandten wegen der Erbtheilung unterhandelte und nur nachdem ſie der Zuſtimmung des Wiener Cabinets ſich verſichert hielt, hat ſie gegen ihren Gemahl die letzten Minen ſpringen laſſen. Wir wiſſen aber auch, daß zur ſelbigen Zeit derſelbe Geſandte mit dem Kurprinzen verhandelt, und ihm die Caſſirung des Teſtamentes verſprochen hat, ſofern er ſich verpflichte, den Kreis Schwibus nach Ableben des durchlauchtigſten Vaters an den Kaiſer wieder herauszugeben. Und er *hat* ſich verpflichtet. Ach, lieber Freiherr, ſo ſind wir denn wieder worden, was wir zu Zeiten Georg Wilhelms waren, ein Spielball in den Händen des Hauſes Oeſtreich.“

Als Herr von Canitz einſtimmte, wohl ſei es das Traurigſte was Brandenburg widerfahren könne, ſchüttelte Herr Ilgen wehmüthig den Kopf:

„Es giebt was noch trauriger iſt! daß ein ſolcher Heldengeiſt ſo von den Schlägen des Schickſals, möcht' ich doch ſagen, zermalmt werden konnte. Wo iſt ſein

Aug', das klar um ſich ſchaute, ſo ſicher das Kleine wie das Große meſſend! Scheint's doch nur noch Blitze auf die großen Dinge zu ſchießen, wie man's von den Irren weiß, vor denen ein lichter Schein von dem, was ſie einſt waren und gethan, zuweilen aufdämmert. Wenn er ſchnell verſchwindet, empfindet man die Dämmerung doppelt. Wie Ihr von der Schönheit ſagtet, daß ſie ewig bleibe, dem, der ſie einſt geſehen, iſts auch mit dem Geiſt. Wir ſehen noch den alten Helden, aber ich beſorge, andre werden ſchärfer blicken. Er fliegt nicht mehr vom Rhein bis ins Havelland mit Adersfittigen, er ſchaut auch nicht mehr mit ſeinem Adleraug' auf die Krallen des franzöſiſchen Greifen. Für's deutſche Reich geht ſein eifrigſter Wächter ſchlummern, und die Gefahr aus dem Weſten wird täglich größer. Aber ich ſorge noch etwas, was ich nicht ausſprechen mag."

Sein Auge war jetzt auf die Kurfürſtin gerichtet, welche grade aus dem Fenſter gnädig den Zünften zuwinkte, die mit bunten Fähnlein und Fahnenſchwenkern dem Brautpaar ihre Devotion zu erzeigen am Schloß vorüberzogen.

„Heißt der Blick nicht: wie ich Euren Trotz und Eure böſen Zungen, Ihr Bürger von Berlin, klein gemacht, daß Ihr mir zu Füßen kriecht, ſo hoffe ich noch ganz andere meiner Feinde unter meinen Füßen liegen zu ſehen." — Dichter ans Ohr des Poeten ſagte er: „Er widerſteht Ihr nicht mehr, das iſt das Schlimmſte. Wohl ſteht er bisweilen noch vor dem

Bilde der hochſeligen Kurfürſtin Luiſe und ruft, wie er ſie vermiſſe, aber Frau Dorothea hat's über ihn gewonnen."

Canitz wollte einwenden, man wiſſe, daß er ſie doch nicht bei allen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, wie er mit der Oranierin gethan.

„Lieber Herr, das heißt, er ſcheut ſie! Und daß der Kurfürſt ſich vor ſeiner Frau manchesmal ſcheut und fürchtet, däucht uns eine noch ſchlimmere Vorbedeutung; was haben wir dann zu fürchten, wenn er noch ſchwächer und älter wird! Sie wird einen der alten Räthe nach dem andern entfernen und ihn mißtrauiſch machen gegen ſeine Getreueſten, denn mit Alter und Kränklichkeit wächſt der Argwohn im Menſchen. Hat ſie ihn ganz in ihrer Pflege, ſo wird er nur hören, was ſie und ihre Creaturen wollen, daß er hören ſoll. Iſt ein Fürſt ſo weit gebracht, daß er nicht mehr mit eignen Augen ſieht, was ſeinem Lande Noth thut, und nicht mehr die Klagen und Beſchwerden ſeiner Unterthanen hört, ſondern ein Kreis von Eigennützigen umgiebt ihn wie eine Wache, daß keine andere Stimme zu ihm dringe, und wenn doch einmal ein muthiger Mann es wagt durchzuſchreien und ihm zu ſagen, wie es draußen ſteht, wird er als ein Feind des Fürſten und des Landes, als ein Unzufriedener und gar Empörer verdächtigt, — iſts ſo weit mit dem beſten Fürſten gekommen, dann ſteht es mit Fürſt und Volk und Land ſo ſchlimm, daß es

eine Gnade Gottes ist, wenn nicht das Schlimmste daraus wird."

Ilgens Meinung war nicht seine allein über diesen Punkt; man konnte sie in jedem Cabinet und Gange des Schlosses so laut aussprechen hören, daß jeder sie hörte. Nur der Kurfürst hörte sie vermuthlich nicht.

Das erlauchte Brautpaar zog vorüber. Waren doch diesmal Canitz Augen fast mehr auf den Bräutigam gerichtet, denn er sprach, als sie vorüber zum Andern:

„Wie hat ihn die Liebe aus einem schüchternen Knaben über Nacht zu einem Jüngling gemacht! Ja aus einem Jüngling schon zum Manne! So männlich, ritterlich gegen die Theilung zu protestiren. Es ist doch, wie der Arnim vorhin erzählte?"

„Es ist so, Herr von Canitz. Er hat feierlich vor den Landschaftsdeputirten erklärt, wie er seines Hauses Größe dem eigenen Vortheil vorzöge, und sich genügen lassen wolle, der erste Unterthan seines Bruders zu sein, was ihm mehr Ehre dünke, denn ein kleiner Herr und Fürst für sich. Und werde er dereinst, nach dem Tode seines Vaters, die Rechte seines Bruders gegen männiglich zu vertheidigen suchen. Das war gesprochen wie ein echter Hohenzoller; aber eine Schwalbe macht keinen Sommer. Wenn ein böser Strom in der Luft ist, hilfts nicht gegen blasen."

Da ging die Kurfürstin vorüber, und unter den Fräulein, die ihr folgten, ein junges Ding, die wir

ſchon kennen. „Das wird ein prächtig Mädchen,“ murmelten einige, andere aber: „Was ſoll der Backfiſch ſchon hier!“

Herr von Canitz mußte ihr eifrig nachgeſchaut haben, denn Secretair Ilgen raunte ihm lächelnd ins Ohr: „Wollt Ihr nicht auf das Fräulein ein Carmen machen; die iſt nicht Wind und Mondſchein.“

„Mich nimmt nur Wunder, daß die durchlauchtige Frau ſie ſchon öffentlich aufführt, ſintemal der Prozeß doch noch im weiten Felde iſt, und die Meinungen ſind ſehr getheilt.“

„Man muß der Meinung zu Hülfe kommen, lieber Freiherr. Wenn Richter ſehen, daß bei Hofe etwas in Gunſt iſt, ſo wirft das auch ein Gewichtlein, ich ſage nicht wie ſchwer, in die Wage der Juſtiz.“

„Das iſt ein ſchwerer Vorwurf, Herr Ilgen!“

„Von Gott iſt die Bibel, alles was ſonſt geſchrieben ſteht, iſt von Menſchenhand. Unſer Recht iſts, und unſere Richter ſind auch nur Menſchen, und 's lebt jeder von der Luft, in der er lebt. Wenn's aber ſtürmt, hin und her, daß man nicht ein und aus weiß, verliert der beſte Jagdhund die Witterung. War's Hugo Grotius, oder wer, der geſagt: es giebt keinen ſo guten Richter, der, wo Parteien wüthen, nicht auch etwas von der Wuth angeſteckt würde.“

„Herr des Himmels und der Erde! rief der Poet. Dann wär's ja beſſer, man machte die Richter aus Stein.“

„Vielleicht, Herr von Canitz, vielleicht auch nicht.

Im Uebrigen konnte die verdrießliche Affaire nicht zu ungelegnerer Zeit kommen; ein neuer Zankapfel, den ſie ins Haus wirft. Sie thuts nicht des Mädchens halb, ſondern nur zum Affront dem alten Derfflinger. Sie ſchlägt in die große Glocke und indem ſie das Fräulein ſo ſichtlich in Protection nimmt, weiſt ſie denen, die zu ihr halten möchten, die Fahne, um die ſie ſonder Gefahr ſich ſammeln können. Hinwiederum nimmt es der Feldmarſchall auch zu arg. Könnte es ruhig gehen laſſen wie eine Rechtsſache, die doch ſeine Perſon und Ehre nicht berührt, denn wer wagt ihm einen Vorwurf zu machen, aber er pruſtet wie ein kalekutiſcher Hahn, ſchwört und ſchreit jeden an, daß er mit ihm ſchimpfen und ihm beiſtehen ſoll. So ſammeln ſich Freundſchaften und Feindſchaften, als ob wir nicht ohnedem daran genug hätten."

„Wen führt ſie da dem Kurfürſten vor? Ich ſah den Mann noch nicht."

Auch Ilgen kannte ihn nicht, der Landeshauptmann von Alvensleben, der hinzugetreten, konnte ihnen Auskunft geben.

„Das iſt ein Mann der Zukunft, ſagte er lächelnd, heißt Benedict Skytte, aus irgend einem gelehrten Lande, der uns insgeſammt auch gelehrt und vom Wirbel bis zur Zeh anders machen will als wir ſind."

Was er den Herren mittheilte, erregte ihr abſonderliches Erſtaunen, und da der Kurfürſt ſich lange und eifrig mit dem Fremden unterhielt, wollte jeder davon wiſſen, und die Gruppe um den Alvensleben

ward immer größer, und die Gesichter drückten merkliche Verwunderung aus. Von dem was sie unter einander sprachen, haben die Lakaien nur einzelne Worte behorcht.

„'Sist doch als ob die heilige Kreuz Pestilenz in's Land gefahren wäre! Was nur Verrücktes wo ausgeheckt ist, das müssen wir nachthun; meinst Du nicht Quast?" — Quast oder ein anderer meinte: „Lateinisch, das fehlte noch! Mich kriegen sie nicht rum, und wenn sie meine Jungens zwingen wollen, prügl' ich dem Schulmeister das Leder weich." Ein dritter meinte: „Wenn's noch 'ne französische Stadt wäre! Französisch müssen wir alle mal lernen."

„Wir werden noch sehr viel lernen, sagte der Alvensleben zu seinem Begleiter, französisches und spanisches und irokesisches, und Gott weiß was. Da wir die Schweden und Franzosen nicht mehr dreschen können, sollen wirs mit den Wissenschaften thun. Und neben her auch die Künste. Gestern hielt die Wache am Spandauer Thor einen Holländer an, der sich Hundeköter oder Hundehorst nannte, einen Maler seines Zeichens. Als sie ihn mit dem Weibel in die Malerherberg schicken wollen, sagt er, er sei für's Schloß berufen. Zeigt wahrhaftig ein kurfürstlich Schreiben vor. Was steht drin? Ist berufen mit tausend, sage mit tausend Thalern Traktement jährlich."

„Um das Schloß anzustreichen."

„Was weiß ich wozu! Aber etwas weiß ich, Saldern. Das kommt nicht alles von uns. Dabei ist

kaiſerliche und römiſch katholiſche Intrigue, und — ſehr fein geſponnen. Wiſſenſchaft und Künſte verweichlichen, und ſind wir ein verweichlicht Volk, dann — dann brauchen ſie die brandenburgiſche Fauſt nicht mehr zu fürchten."

Herr Ilgen aber antwortete auf eine Frage, die Canitz im Scheiden an ihn gerichtet: „Das iſt, als fragtet Ihr, ob eine Stadt gebaut werden könne, wo alle Einwohner Dichter ſein und in Verſen ſprechen müßten. Es ginge wohl, ſagen ſie hier auf dem Rathhaus, aber es geht nicht. — Des Mannes Ruf iſt gut, aber daß die Kurfürſtin ihn in Protection nimmt, iſt ſchlimm. Sie fühlt, daß ſie dem proteiſchen Rieſengeiſte fortwährend Beſchäftigung hinwerfen muß, um ſeine Gedanken von dem abzuhalten, was er nicht denken ſoll. Jetzt um ſo mehr, da ihn das Schickſal zum Müßiggang verdammt hat. So lange er ein großes Feld zum Handeln vor ſich hatte, wurden die Gedanken in der Feuereſſe zu Thaten geſchmiedet; lieber Herr, es ſorgt jetzt mancher von uns, daß ſie nu Raketen werden in einem großen Feuerwerk."

Frau Dorothe ging mehrmals an der Thür vorüber und wunderte ſich. Schien doch der Kurfürſt das Feſt und die Geſellſchaft über den Mann, dem er Audienz gegeben und ſeinen Vortrag, vergeſſen zu haben.

„Den Platz habt Ihr gewählt!" unterbrach er ein längeres Schweigen, indem er die Riſſe und Zeichnungen, in die er, gedankenvoll oder gedankenlos, eine Weile geſtarrt, auf den Stuhl fallen ließ.

zerrüttelt und zerschüttelt vom Postwagen, ermüdet von dem schon Gesehenen in brennender Mittagshitze, vor das Denkmal einer großen That oder Zeit, wie oft gähnt da die Erinnerung, und besorgend, sie möge sich an uns selbst rächen, notiren wir schnell den wenigen Eindruck in unser Taschenbuch. Ich halte es für Pflicht in solchen Momenten die Phantasie zu Hülfe zu rufen, und das kann doch nicht besser geschehen, als durch das Mondenlicht.

Noch sah ich den schönsten Theil dieses romantischen Thales in demselben Lichte; auch im ersten Morgenroth. In der Ferne die Berge der Dauphiné, echt Schweizerischen Charakters. Haben aber selbst die Maler noch keinen Punkt gefunden, sie zu ewiger Dauer hinzustellen auf Leinwand, wie soll es der Dichter auf dem Papier?

16.

Avignon.

„Wenn man über die Brücke zu Avignon geht, weht einem die Bise den Hut in die Rhone," schrieb jener Engländer als Hauptmerkwürdigkeit der berühmten Stadt in sein Tagebuch. Dieser

„Es giebt nach meinem beſten Dafürhalten keinen in der ganzen Mark Brandenburg, der ſich mehr eignet," nahm Herr Skytte, der reſpectvoll vor ihm ſtand, wieder das Wort: „Südlich von der Stadt Köpnick theilt ſich die Spree in zwei Arme, die ſich nordwärts wieder vereinen. Die Inſel dazwiſchen iſt das von der Natur ſelbſt gegebene Areal; zu groß allerdings für den Anfang, aber kaum groß genug für die Ausdehnung, welche dereinſt die civitas der Intelligenz, Cultur und Bildung beanſpruchen wird. Auf dem Höhentractus in der Mitte der Inſel, genannt die Müggelberge, werden natürlich die erſten, reichen und nobeln Colonen ſich anſiedeln. Ich ſage nichts davon, daß ſich leicht ſieben Hügel entdecken laſſen — mag die ſuchen, wer an ſolchen Spielereien Luſt hat! — unſere Stadt der Zukunft ſucht ihre Größe nicht in der Vergleichung mit der Vergangenheit. Siebenhügelſtadt oder nicht, auf dieſen Hügeln wird das Patriciat ſeine ſtolzen Paläſte oder Burgen erbauen, wahrſcheinlich in florentiniſchem Geſchmacke, doch dafür werden die Herren Neering, der junge Schlüter und andere ſorgen. Vielleicht läßt ſich auch Palladio bewegen herzukommen, um luſtige und großartige Räume zu empfehlen. In der Mitte dieſer gethürmten Schlöſſer wird der Palatinus für die kurfürſtliche Königsburg offen gelaſſen, inſofern mein gnädiger Herr nicht vorzieht, mit dem Bau Dero Schloſſes voranzugehen. Denken ſich Euer Durchlaucht ein Schloß, nur ſo hoch wie dieſes an der Langen Brücke, auf die Müggelberge

gepflanzt! Es beherrscht die Marken, es wird viele, viele Meilen weit gesehen. Seine Thürme, mit vergoldetem Kupfer beschlagen, seine Fenster im Glanz der Abendsonne, leuchten wie ein Feenschloß bis zur Elbe und Oder, und man wird sagen, die Natur selbst hat hier einen Königssitz gestiftet. Wenn dann die andern Schlösser in terrassirter Stufenfolge an den Bergabhängen sich in die Niederung hinabziehen, dazwischen Treppen, ummauerte Gärten, mit Lauben, Bildsäulen, Schwibbögen, so wird die Königsburg den Vergleich mit Genua, Neapel und allen Städten Italiens nicht zu scheuen brauchen."

„Was sollen meine Berliner dazu sagen, wenn ich meine Residenz — nach Köpnick verlege!"

„Umgekehrt kann man fragen, wie konnten die alten Markgrafen ihre Residenz in jene sumpfige Niederung setzen, wo die Natur selbst ihnen Berg, Feld, Fluß und See als geeigneten Herrschersitz anwies. Ueberdem, durchlauchtigster Herr, wird, wenn erst eine Stadt hier steht, die Attractionskraft groß, ja unberechenbar sein. Denn die Lage ist so, daß es nicht nur eine Stadt der Intelligenz, sondern auch eine schöne, vorzügliche, heitere, und die erste Handelsstadt des Landes werden muß. Ja, es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich die Bürger Berlins ihre Häuser abbrechen sehe, um sie hierher zu verpflanzen. Um deshalb ist es gut, die ganze Niederung der Insel um das Schloß vorangängig in Quartiere zu theilen, sei es nun nach Zünften, Ständen, oder sonst wie, damit

jedem ſein Platz bleibe. Muß hier nicht der Handel aufblühen, wo zwei Sprecarme die Stadt umſchließen, und die eine Seite von einem gewaltigen See, dem Müggelſee, beſpült wird. Mit Granitquadern wird er eingefaßt, dahinter eine Reihe prachtvoller Häuſer, die Front nach dem weiten Waſſerſpiegel; keine Weltſtadt hat ſolche Quais aufzuweiſen. Fiſchfang, Gondelfahrten, geblähte Segel der Kauffahrteiſchiffe; Tages Lärm, Ballen, Laſtträger, Karren, Krahne, jede Art Geſchäftigkeit; Abends beim bunten Schein tauſender von Laternen, Fackeln, Feuerbecken, Spazierfahrten, Regatten. Auch ohne claſſiſche Bildung, die Lage allein bedingt hier eine Welt-, Handels- und Königsſtadt."

Der Kurfürſt bezweifelte, daß ſeine Berliner ihre Häuſer abbrechen würden.

„So bauen ſich die neuen Häuſer von ſelbſt. Die Rüdersdorfer Kalkſteinbrüche, die ich genau unterſucht, liefern von jenſeits des Sees Material zu mehr als einer Stadt."

„Und wie ſoll ſie heißen?"

„Durchlaucht, ich kann ihr nur einen Namen geben — Futura."

„Futura! wiederholte der Kurfürſt mit einem Seufzer. — Nenne ſie lieber Präterita. **Per ardua ad astra** hieß der Wahlſpruch, des Adlers Flügel ſind gebrochen. — Ja, wäre ich der Wendenkönig geworden an der Oſtſee!"

„Machen Länderſtrecken die Macht aus, oder der

Geiſt, der in den Eingeweiden der Erde, in den verborgenen Kräften der Natur, in Herz und Nieren der Menſchen ſchürft und Mittel gräbt! Der neue Thurm von Babylon iſt kein Werk, das ein Despot mit der Frohnarbeit gepeitſchter Sklaven aufführt. Niemand wird ja zur Arbeit, zur Einkehr gezwungen. Es iſt ein offen großes Haus mit Fenſtern und Luftlöchern, möcht' ich ſagen, nach allen vier Weltgegenden. Nur wer kommt, den prüfen wir; wem aber die Geſellſchaft, die Ordnung drinnen nicht gefällt, der mag jederzeit, wie ihm beliebt, wieder hinaus."

„Dann wird's ein Taubenſchlag; man weiß nicht, wer drinnen iſt und wer draußen. In einer res publica müſſen die Geſetze nicht nur die Einzelnen ſchützen, ſondern auch den Staat ſchützen gegen die Einzelnen. Wenn die Bürger wiſſen, was der Staat für ſie thut, muß er auch wiſſen, wie weit er auf ſie rechnen kann. Sonſt bleiben es Sommergäſte, die im Herbſtſturm auf und davon flattern."

„Ob ein Geſetz deshalb zu erlaſſen, überlaß ich der Weisheit Euer Durchlaucht. Meines Dafürhaltens wird man keinen zu binden nöthig haben; ſie bleiben von ſelbſt. Unſre Stadt wird der Magnet, der alle Eiſenſtoffe von ſelbſt anzieht. Die Eiſenſtoffe aber ſind das Feſte, Gute, Kernige, das Geſunde und Dauerhaltige in den Elementen. Nur dieſe Stoffe werden angezogen, das Weichliche, Schlechte, Zerfahrene und Kranke von ſelbſt abgeſtoßen. So bildet ſich ja auch von ſelbſt eine Einheit, ein Organismus der dieſe guten

Stoffe, die zu einander gehören, durchdringt, und immerfort beſſeres zeugend aus Leben Leben ſchafft. Iſt dieſer Prozeß im Gange, da erſcheint mir dann jede Sorge überflüſſig, das, was durch ſich eins iſt, mittelſt äußerer Klammern noch zuſammen zu halten. Welcher Vogel fliegt denn, der in einem warmen Neſt ſein Futter hat, hinaus in Schnee und Sturm, wer, der ſicher iſt, dahin wo die Raubvögel nach Atzung kreiſen! Oder wer die deliciae einer claſſiſchen Bildung genoſſen, möchte zu den Hottentotten oder den rothen Männern Weſtindiens! Aber mehr noch, wer einmal an einem Ort alles das Gute, das τὸ εὖ der Griechen, beiſammen gefunden: vollkommene Gerechtigkeit, Tugend und Frömmigkeit, liebenswürdige Sitte, Gaſtfreiheit, Wiſſenſchaft, Kunſt und Künſte, alles in denkbarſter Vollkommenheit, und dabei ein wohlfeiles Leben, da jeder Wucher, jede Uebervortheilung von ſelbſt fortfällt, wer möchte dann dies Gewiſſe mit dem Ungewiſſen draußen vertauſchen!"

„Ich glaubte auch in meinem Leben die Beſten um mich verſammelt zu haben, ſagte der Kurfürſt, die Beſcheidteſten, die Tapferſten und Friedfertigſten. Und da brauch ich nur einen einmal freundlicher anzuſehen, und ſie fallen in Neid und Zwietracht auf einander! — Wer kann denn immer die Wage halten, daß jedem ganz gleich zugemeſſen wird! Wenn's ein Fürſt nicht konnte, der das Beſte wollte, wie ſollens die in Deiner Republik! — Meiſter Skytte, ich beſorge, ſie werden um die Conſuln und Prätoren ſich

drängen wie um mich, vorn die glatten tugendhaften Geſichter, hinten der häßliche Schwanz von Selbſtſucht. Wer caſtrirt ſie davon! Und wer's könnte, dürft' er's! Wenn man uns den Schatten abſchneidet, ſind wir dann noch Menſchen! Lieber, Lieber, das Paradies iſt verloren."

„Ging's nicht vielleicht verloren, nur damit wir im Trachten und Ringen uns zu beſſern Bürgern dafür ſtählen und veredeln?"

„Unſer Leben iſt eine Spanne Zeit."

„Aber ſo wir uns am Ende ſagen können, daß wir auch nur eine Spanne Weges nach dem Ziele weiter gebaut, dann haben wir nicht umſonſt gelebt."

„Meine Spanne iſt nur noch kurz, ſehr kurz, und was ich anfing —"

„Fürchteſt Du, Herr, wird ein Anderer nicht vollenden. So haſt Du doch Deine Aufgabe vollendet."

Der Kurfürſt nickte zuſtimmend. Nach einer Pauſe ſeufzte er auf: „In dieſen dürren Heiden, die mir bleiben!"

„Die Biene ſaugt aus den Heideblumen den ſüßeſten Saft, und der brandenburgiſche Honig iſt weit geſucht. Warum ſollte nicht der Honig der Wiſſenſchaft und der Cultur auch aus dieſen Kiefernwäldern lieblichen Duft weithin verbreiten! — Du nennſt Deine Macht gebrochen durch die des großen Königs von Frankreich; wohlan, überwinde ihn, dem Du nicht mehr Roß und Mann und Feuerſchlünde entgegen führen kannſt, durch die Künſte des Friedens.

Auch er möchte darin ein Ueberwinder der Welt ſein, Künſte und Wiſſenſchaften unterſtützen, ſich Sänger und Herolde ſeines Ruhmes ſchaffen, und um ſich ein goldnes Zeitalter, weil er die mit Gold überſchüttet, welche ihn preiſen. Du Herr, willſt niemand erkaufen. Nur ein ſicher Obdach, einen warmen Heerd eröffneſt Du der verſtoßenen, gedrängten, gefeſſelten Gelehrſamkeit. An ihr iſt das Uebrige. Du verlangſt nicht, daß die Geſchichtsſchreiber die Seiten über Dich mit eitlem Lobe füllen, noch daß die Dichter Dich über die Wolken erheben, Du verlangſt von ihrem Ruhm nur den Antheil, der von ſelbſt auf Dich zurückfällt. Nicht um Dich thuſt Du's, um die Sache. Gelingt's, gelingt es nicht, Du erwarteſt in Ergebung, wie Luther geſungen: Iſt's Menſchenwerk, wird's untergehen, iſt's Gottes Werk, ſo wird's beſtehen."

Der Kurfürſt hatte ſich erhoben, auf ſeinem Geſichte ſtand weder ein abſchläglicher, noch ein günſtiger Beſcheid. Der Magiſter war entlaſſen, aber er glaubte aus den ernſten Runzeln, die über den hohen Brauen ſich ringelten, daß er nicht hoffnungslos entlaſſen ſei. Auch wandte ſich Friedrich Wilhelm noch einmal um:

„Von wo zählſt Du auf die meiſten Ankömmlinge für die Colonie?"

Benedict Skytte war auch auf die Frage vorbereitet: „Aus allen den Landſchaften, wo der Druck am ſtärkſten und das Verlangen nach Freiheit und Erkenntniß am lebendigſten iſt." Er hub an von den zahlreichen ober- und niederöſterreichiſchen Familien, deren

Vorfahren Proteſtanten geweſen, und die nach einem freien Gottesdienſt ſich mehr ſehnten als nach Speiſe und Trank. Er wußte in Ungarn viele auswanderungsluſtige Reformirte, ſo in Salzburg, Tyrol, Böhmen, Franken und der Pfalz. Aus Holland werde mancher Arminianer, aus England Anhänger der verſchiedenſten Sekten und politiſchen Parteien, aus Schweden die gedrückten Katholiken kommen, reiche Juden aus Portugal und Spanien —"

„Juden!" rief der Kurfürſt. „Auch Juden in die Stadt?"

„Die Weisheit ſtößt niemand von ſich, der den einigen und alleinigen Gott anbetet, und den Geſetzen gehorſam iſt."

Friedrich Wilhelm wollte etwas antworten, aber er beſann ſich. Dann ſagte er: „Die Angelegenheit fordert eine ernſthafte Prüfung. Ich übertrage ſie meinem Miniſter Bonin. Uebergebt ihm das Memorial, die Beilagen und Riſſe. Ich werde ſeinen Vortrag, wenn es an der Zeit iſt, entgegen nehmen."

Siebentes Kapitel.

Nur ein Arabesken-Rahmen.

Wie viele warteten in den Sälen, als der Kurfürſt ſie durchſchritt, auf einen gnädigen Blick! Hatte er zu viel Gunſt und Aufmerkſamkeit dem Magiſter aus Leyden geſchenkt, oder ſtimmte ihn die angeſetzte Auffahrt des franzöſiſchen Geſandten zu einem Ernſt, der ſich mit kleinen Angelegenheiten heut nicht mehr beſchäftigen mochte? Aber ſein Auge haftete jetzt auf einem, deſſen niederländiſche Tracht ſehr abſtach gegen die neuen franzöſiſchen Staatsröcke der andern, welche von goldenen und ſilbernen Treſſen und Franzen flimmerten. Die neuen Perrücken darüber, die an Länge und Vollſtändigkeit wetteiferten, ſaßen aber nicht auf allen Köpfen in der richtigen Richtung. Die Hofleute hatten zu ſehr geeilt, ſich franzöſiſch zu kleiden, nicht ſowohl der Verlobung mit der Polin halber, als weil man meinte, der Kurfürſt werde es als ein Compliment anſehen, da ſeine Politik ſich jetzt Frankreich näherte. Friedrich Wilhelm aber liebte würdige Pracht, wo ſie hingehörte.

Der Mann in der niederländiſchen mochte ihm auch um deswillen auffallen, weil er unter den feſtlich bewegten Geſichtern der einzige war, der verdrießlich ausſah. Der Kurfürſt fixirte ihn:

„Nicht wahr, Meiſter Wilhelm — Meiſter Honthorſt? — Es iſt lange her, daß wir uns nicht geſehen. War es in Rotterdam oder im Haag? — Ihr ſeid meinem Ruf gefolgt. Ich danke Euch, und hoffe, daß Ihr mit den Bedingungen zufrieden ſeid. Mein Oberſchenk hat doch ſchon den Contract und die Beſtallung aufgeſetzt.? Ich gab ihm Vollmacht, ganz nach Eurem Wunſch mit Euch zu verhandeln."

Der Maler machte eine tiefe Verbeugung, aber es kam kein freundliches Geſicht aus der Tiefe herauf.

„Man ſchrieb mir, daß Euer Fleiß mit den Jahren wüchſe; aber es wüchſen auch der Genoſſen Eurer edlen Zunft ſo viele zu, daß Eure Thätigkeit in Holland nicht mehr hinreichend Arbeit fände. Darum verſuchte ich den weltberühmten Meiſter für meinen Hof zu gewinnen. Freilich werden keine Schatten der Rubens und Rembrand an den Wänden ihn begrüßen, aber ich meinte, Ihr ſolltet Eurem Verdienſte angemeſſene Beſchäftigung finden. Götze hat doch, wie ich wünſchte, dafür geſorgt?"

„Vollkommen," entgegnete Honthorſt und zog ein gefalztes Papier aus der Bruſt, „wenn Durchlaucht ſich davon überzeugen wollen."

„Wozu jetzt doch nicht Zeit wäre" — fiel der Oberſchenk ein, der ſich in einer nächſten Gruppe

Wind, eine Tochter der eisbedeckten Alpen, weht noch immer fort, und das gewöhnlich neun Tage, oft Wochen lang. Hierin hat die Revolution nichts geändert. Allein gegen den memorabilen Unfall kann man sich jetzt schützen, wenn man den Hut fest hält.

Der Wind scheint der Haupteinwohner der alten Stadt zu sein, er saust fürchterlich durch das Rhonethal, trocknet die grauen Quadersteine der alten Mauern und engen hohen Straßen, und alles hat er weggefegt, was einst den Glanz der Stadt ausmachte. Hätte es fester gewurzelt, würde es, wenn auch nicht ihm widerstanden haben, doch wieder aufgestanden sein.

Den nackten Felsen bei der Stadt erklimmte ich. Oben das päpstliche Schloß, dicht daneben die Cathedrale. Die ungeheuren Mauern haben die Jacobiner nicht zertrümmern können. Sonst überall die schrecklichen Spuren des frechen Wahnsinnes, wie er gegen die Reliquien eines heiligen Wahnes wüthete. Doch sieht man noch in den Spuren, daß hier Herrscher gewaltet, welche Rom kannten. Das majestätische Schloß der Kirchenfürsten wird jetzt zu einer niedlichen Kaserne einge-

befand — „wenn anders mein Durchlauchtigſter Herr —“

„Die Auffahrt des Geſandten erwartet! — Das iſt aber noch nicht die Stunde.“

Der Fürſt blickte auf die Andern umher. Die vollen, blonden, von Geſundheit und Sonnenbräune ſtrotzenden Geſichter, unter die der Holländer geratben müſſen, zwangen ihm ein Lächeln ab. Er mochte dieſe guten, ihm wohlbekannten Geſichter noch nicht unter der Laſt der Perrücken geſehen haben.

„Leſt mur, Meiſter Honthorſt —“

„Gnädigſter Herr,“ beugte ſich der Oberſchenk vor, „Dero Huld haben den gegenwärtigen Malermeiſter, Namens Wilhelm Honthorſt, mit einem ſo außerordentlichen Salar anzuſtellen geruhet, nämlich eintauſend Thalern und außerdem einem ſeidenen neuen vollſtändigen Hofkleide pro Anno, daß es mir Pflicht ſchien, die geforderten Leiſtungen wenn auch nicht in ein Ebenmaß mit der exorbitanten Summe zu bringen, ſie dennoch aber ſo zu ſtellen, daß die hierorts lebenden zünftigen Meiſter kein Aergerniß an ſolcher Bevorzugung nehmen dürften, die, wie ich mir gehorſamſt zu bemerken erlaube, zu allen und denſelben Präſtationen bereit wären, und zu weit billigern Preiſen.“.

„Was macht Euer Bruder, ich meine den die Italiener **Gherardo della notte** nennen,“ ſagte Friedrich Wilhelm. „Es würde mir lieb ſein, wenn ich auch ihn bewegen könnte, nach Berlin zu kommen.“

„Was meinem Bruder, gnädigſter Herr, zur

höchſten Ehre gereichen würde, vorausgeſetzt, daß man ihn mit Aufträgen beehrt, welche ſeiner Kunſt und ſeines Rufes würdig ſind."

„Das hoffe ich, hat man auch mit Euch gethan. Leſt, leſt — gleich die Paragraphen ſelbſt!"

Honthorſt las: „pro Primo in Oel, Lebensgröße den Schimmel von Fehrbellin. Als da ſelbiger, nachdem kurfürſtliche Durchlaucht von demſelben abgeſtiegen, und der Stallmeiſter Herr von Froben ihn geritten, durch eine ſchwediſche Karthaunen-Kugel ſammt dem von Froben für todt niedergeſchoſſen, zerſchmettert und auf dem Schlachtfelde verſcharret worden, hat der Honthorſt ſich auf das genaueſte bei Perſonen, ſo dieſen Schimmel gekannt, nach deſſen Figura, Umriſſen, Incarnation, Qualitäten und auch ſonſtigem zu erkundigen und vergewiſſern, und danach ihn alſo vorzuſtellen, daß jedermann ihn auf den erſten Blick wiedererkenne. Muß in acht Tagen fertig ſein". „Wie iſt das möglich?" ſchloß der Künſtler.

„Der Kunſt iſt alles möglich," ſagte der Kurfürſt. „Meiſter, Ihr ſolltet meinem Oberſchenk für ſein Vertrauen danken. Er hält die Künſtler für Zauberer und traut Euch die Gabe der Divination zu. Weiter!"

„Pro Secundo dito in Oel und Lebensgröße, die Bruſtbilder Sr. Durchlaucht, höchſtdero Gemahls, der kurfürſtlichen Prinzen und Prinzeſſinnen und andern Anverwandten, kunſtgerecht und ganz getreu, ohne daß höchſt und hochgenannte Perſonen durch ein ſogenanntes Sitzen zu incommodiren wären!"

„Ein Compliment für Eure Phantaſie, Honthorſt. Sollt Ihr noch wen conterfeien?“

„Pro Tertio wen und was immer Sr. Durchlaucht Belieben trage aus dero Hofhaltung und Dienerſchaft, in Lebensgröße und ganzer Figur, oder auch nicht, ohne alle Widerrede, als wo ihm dann der Seſſel, Tiſch, und Aufſatz oder die betreffende lebendige Perſon zum Sitzen oder Stehen, je wie es ſei, geſtellt werden ſolle, unbeſchadet der Dienſtſtunden, als wonach ſich der Meiſter zu richten, ohne daß er darin Excuſationes für mangelnde Diligenz ſuchen dürfe.“

„Alles in einem Jahr!“ lächelte der Kurfürſt.

„Hier iſt ad Tertium noch ein Notabene in margine: Wannen ihm größere Picturen, oder ſogenannte compositiones historicae aufgetragen werden ſollten, ſoll es ihm nachgeſehen werden, ſo er die Perſonen gemeinen Standes, als auch die niedere Dienerſchaft mit Waſſer- oder was ſonſt Farbe ſtreiche, wohingegen er auf Anſtrich kurfürſtlicher, fürſtlicher und ſonſt illuſtrer Perſonagen ſich der ausgeſuchteſten und feinſten Oelfarbe zu befleißigen und derohalb keine Anſprüche zu machen hat.“

„Weiter!“ commandirte Friedrich Wilhelm.

„Pro Quarto daß er dem Grottirer, Stuccateur- und Marmorirer, wo es denen an einem Geſellen fehlen ſollte, unweigerlich zur Hand ſei, ſowohl wo es nöthig die Felſen zu coloriren, als bei Anſetzung des Gipſes, als wofür er auf keine beſondere Gratification zu rechnen; item, daß er dafür zu ſorgen, daß die Thüren

und Fenſter des Schloſſes in gutem Anſtrich, die Leiſten an den Tapeten aber in echter Vergoldung gehalten werden, als wofür ſelbiger die Farbe und auch den Goldſchaum vom kurfürſtlichen Hofmarſchallamt auf gebührendes Anſuchen und gegen Quittung in Empfang zu nehmen gehalten."

Jetzt ſah der Kurfürſt den Oberſchenk an: „Da iſt wohl in der Copia der Paſſus aus einem andern Contract herüber geſchlüpft?"

Der Angeredete zog den Kopf in die Schultern:

„Gnädigſter Herr, die hieſigen Meiſter haben nicht nur zu dem, ſondern extra ſich noch erboten, die Poſaunenengel in Sanct Marien, Petri und Nicolai gratis anzuſtreichen und reſpective mit Gold zu überziehen, als was ich, in Anbetracht daß dieſer Meiſter aus Holland nur für kurfürſtlichen Leib- und Hausdienſt in Traktement genommen, als unpaſſend omittirte. Dafür habe ich —"

„Noch eine Quinte!"

„Pro Quinte daß er denen Hofjunkern, Kammerjunkern, Pagen, Hoffräulein und Kammerfräulein, ſo oft und wann Se. Durchlaucht befehlen, Unterricht im Zeichnen, Anſtreichen und Malen zu ertheilen —"

Der Kurfürſt ergriff mit einem eignen Ausdruck das Papier, überflog es, und reichte es dann dem Oberſchenk:

„Hätt' ich doch nicht gedacht, daß der Göze ſo für die Kunſtausbildung meines Hofes inclinirte! Lobe die Intention. — Für's erſte Jahr, Meiſter

Hontborſt, müßt Ihr von der Reiſe ausruhen. Malt nur, was Euch beliebt. Vielleicht meinen Oberſchenk, Herrn von Götze, wie er uns verwundert anſieht. Das gebe wohl ein gutes Genreſtück. Aber die Perrücke dürft Ihr nicht vergeſſen."

Schade, daß der Maler das Bild des Erſtaunens, was er hinter ſich ließ, als er dem Fürſten gefolgt war, nicht mehr geſehen. „Eintauſend Thaler!" — „Warum nicht lieber ein Rittergut!" — „Nein, ſage ich doch, da hört alles auf." — „Gieb Achtung, Jobſt, 's fängt erſt an. Das iſt der Friede." — Der Oberſchenk ſteckte das Papier, das er inzwiſchen zerknüllt hatte, in die Taſche: „Ich weiß nur nicht, ob ich meine Jungens zu Muſikanten, Bücherwürmern oder Farbenkleckſern erziehen ſoll. Was iſt denn das profitabelſte?"

Ein Huſch flog durch die Verſammlung: „Die Kurfürſtin!" Die Aufgeregten ſtülpten die Perrücken zurecht. Sie kam, von ihrem Oberhofmeiſter, dem Kammerdirector Thomas von dem Knesebeck, begleitet. Sie ſah ſehr gnädig aus, und ſprach von reiner Luft, die ſie in dieſem Zimmer finde. Beſorgt fragte der Oberſchenk: ob Durchlaucht vielleicht beföhle, daß er in den andern Zimmern die Fenſter öffnen laſſe? Sie lächelte verbindlich:

„Es kommt ſchon zu viel Luft herein, ich meine — von draußen, Luft, die nicht in unſer Schloß gehört," ſetzte ſie leiſer hinzu.

Sie wollte hier einen Augenblick ausruhen und

bog ſich etwas, um durch die Thür zu ſehen, mit wem jetzt der Kurfürſt ſo angelegentlich converſire. Kneſebeck gab Auskunft, es ſei der bekannte reiche Kraut.

„Der immer Geld zu machen weiß; gewiß eine vortreffliche Eigenſchaft! Wer baares Geld ſchafft, iſt uns willkommener als wer nur Projecte in's Land bringt; die Herren werden darin mit mir einer Meinung ſein. — Wenn nur die Verwaltung immer in den rechten Händen bliebe. — Iſt das nicht der Secretair Danckelmann?“

Man beeilte ſich ſie zu berichtigen, daß es der Holländer Enkevort, der reiche General Proviantmeiſter ſei, der ehelängſt geadelt worden.

„Schreitet er doch ſo wohlgefällig einher, wie der blonde Weſtphale, der in Schritt und Tritt ſchon fühlen läßt, daß er einſt gebietender Miniſter ſein wird. — Wie viele Brüder hat Eberhard Danckelmann ſchon hergezogen?“

Herr von dem Kneſebeck wußte von dreien, die auf Fürwort des Kurprinzen in kurbrandenburgiſche Dienſte aufgenommen ſeien; ein vierter ſei unterweges.

„Nicht mehr! Ich hörte von zwölf Brüdern. Vertröſten wir uns. Der Geruch von Aegyptens Fleiſchtöpfen wird ſie alle noch locken. Die Weſtphalinger hängen einmal wie die Kletten zuſammen, keiner ruht bis er nicht andre nach ſich gezogen hat. Das iſt eine rührende Anhänglichkeit, und rührend, meine ich, wird es auch einmal ſein, wenn wir am Hofe

unter lauter blondrothen, breitſchultrigen Söhnen der rothen Erde wandeln! Ach wir könnten viel ſchlimmeres noch erleben!"

Unter der märkiſchen Ritterſchaft galt ſie für eine ſtolze Ausländerin, die ſich nie um ihre Familien gekümmert hatte; heut wußte ſie ſo viel und erkundigte ſich nach Verwandtſchaften, Abſtammung, projectirten Heirathen: der Friede werde ja alle zu einer großen Familie machen:

„Die Herren brauchen ſich auch nicht zu fürchten vor den Malern, Baumeiſtern, Gelehrten, Sculpteurs, die mein Gemahl ins Land zieht, das ſind harmloſe Gaukler, wie die Comödianten, die wir vor uns eine Staatsaction agiren laſſen, und wenn wir uns ſatt geſehen und gelacht, laſſen wir ſie wieder abziehen. Das Geld, was ſie einnehmen, haben die armen Schlucker wieder im Lande verzehrt." —

Dann machte ſie ein bedenklicher Geſicht und ſprach davon, daß es freilich nicht gut ſei, wenn auch die erſten Staatsämter in den Händen von Fremden ſeien, oder in den von Männern niedrer Geburt. Aber der Anblick eines Neulings am Hofe, eines jungen Mannes, der mit den Miniſtern Fuchs und Meinders vertraulich ſprach, veranlaßte ſie, nach ihm ſich zu erkunden. Man antwortete, es ſei der Hof- und Kammergerichtsrath Bartholdi, der Sohn des Bürgermeiſters von Berlin.

„Er ſoll in die diplomatiſche Carriere übergehen.

Er gilt für klug und pfiffig. Sie wollen ihn nach Wien ſchicken, ſagt man, damit er beſſer aufpaßt und rapportirt, als unſre bisherigen Geſandten, die ſich über die wichtigſten Beſchlüſſe dort ſo oft dupiren ließen."

Frau Dorothe ſtand mit einem leiſen Seufzer raſch auf: „Nun was der Himmel uns beſcheeren will! Und er ſcheint es auf das Weihnachtsgeſchenk eines ganzen neuen Adels abgeſehen zu haben. Ich meinte immer, Brandenburg hätte an ſeinem alten Adel genug, aber die Creirung der Schmettau, Danckelmann, Dieſt, Spanheim, Meinders, Fuchs, Blasſpiel, Enkevort, Kraut, Ilgen, Raulé, Stoſch, Heidekamm, Urſinus, und wie ſie alle heißen, muß auch einen Blinden belehren, wo das hinaus ſoll. Mich geht's nichts an, und ſie ſind gewiß alle treffliche Männer."

Kneſebeck und der Oberſchenk Götze gaben ihr das Geleit. Sie ſprach zu jenem gewandt, aber Götze hörte es auch: „Wenigſtens die Kammergerichtsräthe werden doch nur aus den alten Familien genommen? Darauf haltet Ihr doch —"

Dem Herrn von Götze entſtieg ein Seufzer: „Ach Gott, gnädigſte Frau, mein Sohn hatte die nächſte Expectanz —"

Kneſebeck fiel ein: „mußte indeß einſtweilen zurückſtehen, weil man nach gehaltenem Colloquium vermeinte, daß er ſeine Kenntniſſe noch vervollkommnen dürfe. Durchlaucht, da das Kammergericht derzeit ſehr

ſchwierige Vorliegenheiten zu verarbeiten hat, ward eben jener Sohn unſres Bürgermeiſters, Herr Bartholdi, in das Collegium berufen."

Frau Dorothe wiegte den Kopf, als ginge ſie die Sache ſehr nahe an: „Lieber Kneſebeck, das ſind Ausnahmen, die man approbiren kann für gewiſſe Fälle. Aber wozu iſt das erſte Gericht in Brandenburg? In Angelegenheiten der erſten Familien ſoll es das Recht finden. Da, meine ich, verſtände es ſich von ſelbſt, daß man nur Männer zu Richtern beſtellte, welche ſelbſt dieſen Familien angehören. Was verſtehen die Bürgersſöhne in Berlin davon? Ich denke ſo wenig als die Profeſſoren an der Univerſität, die man als Richter in ſolchen ſchwierigen Subtilitäten anruft. Darauf müſſen wir halten, Kneſebeck, ernſtlich, ernſtlich! Ich will es dem Kurfürſten ſelbſt an's Herz legen, auch auf die Gefahr ihn zu erzürnen. — Denkt doch, wenn der Erbſchaftsprozeß, der Euch jetzt ſo viel Kopfbrechen macht, in falſche Hände geriethe. Was kümmert den Herrn Bartholdi die Ehre einer alten Familie, und ob ſie erliſcht oder nicht. Grade Eure Ehre, Ihr Herren aus der Kurmark, muß es ſein, daß ein Haus, welches mit Ehren durch Jahrhunderte beſtanden, durch Heirathen und viele Blutsbande mit Euren verſchwiſtert, nicht weggeblaſen wird durch einen Schriftzug. Ein Glied aus einer Kette, und wo iſt für die andern noch Sicherheit! Mich geht es nichts an; aber wenn man auch mit Euern Lehngütern und

Alloden ſo leicht verführe! Nicht wahr, Herr von Götze, Euer Sohn würde, auch wenn er das **corpus juris** noch nicht auswendig kann, mit ſeinem graden, ſchlichten brandenburgiſchen Verſtande herausfinden, daß brandenburgiſche Rittergüter in den Familien der brandenburgiſchen Ritterbürtigen erhalten werden müſſen?"

Es war ein Thema, worüber der Kammergerichtspräſident von dem Kneſebeck ſehr wohl zu ſprechen wußte, aber mit der Kurfürſtin ſprach er immer ſehr ungern davon, und jetzt mit einer beſondern Bangigkeit; es war ihm daher ſehr willkommen, daß das Anſchlagen und Raſſeln der präſentirenden Hellebardiere ſie unterbrach, und die rollenden Karoſſen im Hofe die Ankunft des Geſandten verkündeten.

Die Cavaliere ſahen der Kurfürſtin etwas verblüfft nach:

„Ich weiß nicht, aber — Was meinſt Du, Jobſt?" —

Jobſt meinte:

„Ich weiß auch nicht, aber — aber 's iſt doch 'ne Katze!" —

Die anderen blinzelten und nickten. 'S iſt nicht jedes Sache auszuſprechen, was er denkt, wenn's aber ein anderer wagt, iſt er in der Seele vergnügt.

Der Oberſchenk Götze dachte aber ganz für ſich:

„Und meinen Sohn macht ſie darum doch nicht zum Kammergerichtsrath."

Es war eine verlorne Stunde geweſen für die

gerichtet. Auch das Reichskammergericht in Wetzlar freut sich derselben Culturfortschritte.

Die Plate-Forme auf dem Schloßberge gebietet über eine herrliche Aussicht. Zu den Füßen die graue Stadt, deren enge Straßen dem Auge bis in ihre Tiefen zu schauen untersagen, ein verwitterter Steinklumpen am Ausgange des schönen von grünen Maulbeerbäumen und Oliven angefüllten Rhonethales. Darin als Lichtpunkt für das Auge einige Felder und künstlich bewässerte Wiesen. Aber gegen Norden trübt sich die lachende Aussicht. Von einem kahlen Felsen rechts beim kleinen Städtchen Villeneuve stiert uns das weiße verwitterte Gemäuer eines alten Forts entgegen, hinter welchem sich graue, wilde Felsberge erheben und in weite Ferne verlieren. Im Osten der hohe Mont Ventou, ähnlich einem Vulcan, eben so die Berge im Süden und Osten.

Trotz der Reize des Rhonethales unten hat die Aussicht etwas Unheimliches. Hätte der Wind die Päpste nicht erinnern sollen, daß ihre Herrschaft hier nur etwas Momentanes sei? Mich trieb er hinunter. Aber plötzlich kam ein solcher Stoß, daß ich mich an ein Kruzifix halten mußte. Dafür bekam ich nachher den freundlichen Händer

Kurfürstin Dorothe; nicht die einzige verlorne in ihrem Leben. Man wollte die blanke Münze, die reichlich auszutheilen ihr so viel Selbstüberwindung kostete, oft nicht mal für echt annehmen. Vielleicht ward sie darauf durch die Ehren und Freuden in der nächsten entschädigt.

Achtes Kapitel.

Diplomaten.

Die Ceremonieen des Empfanges waren vorüber, der Staatsakt war längst geschlossen, aber der französische Ambassadeur Comte Feuquières de Rebenac noch wie ein willkommener Gast bei den Verlobungsfestlichkeiten geblieben. Er hatte nicht der Riesenknochen des Herrn von Besser bedurft, um sich Autorität über lästige Rivalen zu verschaffen; er war der leuchtende Stern des Tages und blieb auch der Abendstern in der blitzenden Unterhaltung, die dem Akt folgte.

Wir sehen die Kurfürstin, bewundert von allen Damen und Herren des Hofs in einem Schmuck, den sie für unvergleichlich erklärten: ein Brustſtück von Topas in Diamanten, und zwei Ohrgehänge von den künstlichst geschliffenen Brillanten, die bis zu den Schultern herabhingen. Es war ein Geschenk Ludwigs **XIV.**, welches der Gesandte als Verehrung des großen Monarchen für die königliche huldreiche Frau, derselben zu Füßen legen müssen. Man schätzte es auf

hunderttausend Thaler. Seltsam, es war derselbe Schmuck, welchen Dorothe in jener Nacht im Heidekrug aus den Händen des niedern Mannes empfing, und damals sorgfältig barg; und doch ist es eben so gewiß, und durch viele hundert Zeugen bekräftigt, daß Graf Feuquières Brustſtück und Ohrgehänge ihr erſt heut vor dem ganzen Hofe überreicht hatte, und ſie war hoch überraſcht und ſprach ihren Dank in zierlichen Worten gegen den ritterlichen Geber aus.

Herr von Beſſer fand einen Vergleich aus der Mythologie oder aus der römiſchen Geſchichte, worauf die Kurfürſtin erröthend ſagte: „Ihr oder der König von Frankreich und Navarra macht mich beſſer als ich bin. Von einer ſchlichten deutſchen Hausfrau kann kein Glanz auf andere ausſtrahlen; höchſtens daß ſie den wiederſpiegelt, welchen eine andere Sonne auf ſie wirft.“ Sie hatte dabei die Augen auf ihren Gatten gerichtet, Comte Feuquières aber erwiederte:

„Und doch verdankt mein Herr und König in dieſem Augenblick den Glanz, in dem er den Pariſern erſcheint nur der hohen königlichen Frau. Nie hat Ludwig den XIV. der Tribut unterworfener Völker ſo erfreut als das Geſchenk, welches die durchlauchtigſte Marquiſe von Brandenburg ihm durch Herrn von Spanheim verehrt. Dieſe glänzenden Juwelen, fühlt er, ſind kaum eine würdige Gegengabe für den eleganten Wagen, den nur der Geſchmack der Kurfürſtin erſinnen konnte. Wenn Seine Majeſtät darin ausfahren, gezogen von den unvergleichlichen zehn Iſabellen, das

zweite köſtliche Geſchenk, was ihn begleitete, ſteht Paris vor Bewunderung ſtill, jeder fragt: woher konnte das kommen! Deshalb haben Seine Majeſtät geruht dieſen Wagen den Namen „Berline“ beizulegen. Die ganze hohe Welt in Paris hat ſich jetzt auch Kutſchen nach dieſem Vorbilde beſtellt, und der Name Berlin, bis dahin den wenigſten bekannt, hat ſchon eine merkwürdige Celebrität erlangt.“

Die Kurfürſtin lenkte beſcheiden das Lob auf den Erfinder dieſer neuen Wagen ab, den Marquis Philipp de la Chieze, einen piemonteſiſchen Ingenieur und Baumeiſter, der zugegen war. Sie ſtellte ihn dem Ambaſſadeur vor, der ſich gnädig belobend mit ihm unterhielt. Man war am Hofe zweifelhaft, ob es ein Compliment oder eine Beleidigung war, als er bemerkte: „Es iſt überhaupt kein Zweifel, daß Brandenburg eine glänzende Zukunft bevorſteht, indem das leuchtende Doppelgeſtirn auf ſeinem Throne die inferieuren Sterne uns allen Ländern nach ſich ziehen wird.“

Dann ſchritt der Kurfürſt mit dem Ambaſſadeur faſt eine Stunde in einem ernſten Geſpräche durch die gedrängt vollen Säle auf und ab. Was ſie ſprachen hörte man nicht, aber allen ſchien es von Wichtigkeit, und mehr noch, daß man der Sache eine Wichtigkeit geben wolle. „Sonſt, meinte Ilgen zu Canitz, hätten ſie zur Converſation wohl einen ſtillern Ort wählen mögen.“

Alsdann ſtellte der Kurfürſt vertraulich mehrere ſeiner Würdenträger vor, für die alle der Comte Worte

der Anerkennung hatte; es ſchadete nichts, daß er bisweilen die Perſonen verwechſelte. Eifriger unterhielt er ſich mit dem Obriſt Weiler, dem Chef der brandenburgiſchen Artillerie: „Wir hörten Ihre Kanonen und Mörſer bis Paris, als Sie Stralſund bombardirten.“

Man gerieth in einen Disput über die Tragweite eines neuen Wurfgeſchoſſes, welches Weiler auf Anweiſung des Kurfürſten conſtruirt hatte. Alle drei wurden lebhaft, Comte Feuquières ſogar lebhafter als es einem Diplomaten ziemt. Das Feuer des ſüdfranzöſiſchen Blutes ſprudelte in ihm auf, als er auf eine Behauptung des Kurfürſten rief: „Da parir ich fünftauſend Ducaten, Euer Durchlaucht Bombe trägt nicht ſo weit. Nicht drei Viertel des Weges. Ich verſteh es, ich bin Artillerift.“

Friedrich Wilhelm ſah Weilern an. Weiler ſah den Ernſt auf des Kurfürſten Geſicht: „Nehmen Durchlaucht die Wette an; wir gewinnen.“

„Ich wollte die Summe verdoppeln, wenn Durchlaucht einen Verſuch erlaubt.“

„Es gilt die Ehre, Herr Graf.“

„Und fünftauſend Ducaten gnädigſter Herr. Ehre haben Sie genug und mein König auch. Ich bitte inſtändigſt um die Probe.“

Darüber gingen dem guten Obriſt Weiler die Freuden der Tafel verloren; er mußte ſchnurſtracks nach der Jungfernheide ſprengen, um ſeine Mörſer zur Probe aufzuſtellen. Die Herren wollten gleich nach Tiſch hinausreiten.

Dem Obriſt Weiler ging in der That viel verloren, denn Feuquières verſicherte einmal über das andere, er vermiſſe nicht mehr Paris, er finde hier das verbeſſerte Paris wieder. „Froſchkeulen eſſen wir freilich nicht, brummte der Oberſchenk zu ſeinem Nachbar, und ſatt müſſen wir werden.“ Auch dem Ungarwein ſprach der Franzos mit Wohlgefallen zu, und ſchien höchlich verwundert, als nach dem erſten Gang die Tafel knackte, ſich bewegte und in die Erde verſank, doch nur damit aus dem gähnenden Schlunde eine neu beſetzte Tafel mit dem zweiten Gange aufſteige. Er war ſo erfreut, daß er es nach Verſailles im Geheim melden wollte, damit das Küchenamt ſeinem Könige eine ähnliche Ueberraſchung bereite. Die Kurfürſtin, zu deren Seite der Ambaſſadeur ſaß, bezweifelte, ob Seine allerchriſtlichſte Majeſtät es approbiren werde: „Hochdieſelbe liebt, wie man mir geſagt, daß viele und geputzte Dienerſchaft um die höchſte Perſon ſervirt, wie es auch für einen ſo großen König ſich ziemt; wir ſind nur ſchlichte Hausleute, und mein Gemahl liebt es, daß wir bisweilen ganz unter uns ſind. Darum hat er dieſe Maſchinerie vom Grottirer einrichten laſſen.“

Feuquières fand dies charmant, auch ſein großer König wolle im Park neben Verſailles ein kleines Bauernhaus anlegen laſſen, allwo er zuweilen als ſchlichter Menſch einkehren und ausruhen könne.

„Liebt Seine Majeſtät auch bei Tafel nach der Uhr zu ſehen, ob die Stunde zum Aufbrechen noch

nicht da iſt? Ich meine, ob er auch Wetten eingeht, daß ſeine Kanonen ſo und ſo weit tragen, und vor Ungeduld es zu erfahren, möchte er die Tafelfreuden, die Gott doch jedem Chriſtenmenſchen beſcheert, noch abkürzen. O pfui, was das für Menſchen jetzt ſind, ich ſage gar nicht Chriſten! Kaum iſt der Friede abgeſchloſſen, und wir meinen, das ſoll nun ein Friede werden für alle Zeit und Ewigkeit, da bauen ſie wieder neue Maſchinen, um ſich beſſer todtſchießen zu können."

Der Ambaſſadeur ging auf den angeſchlagenen Ton ein: „Glauben mir gnädigſte Frau, Seiner Durchlaucht iſt es nicht um die Kanonen, nur um die fünftauſend Ducaten zu thun. **Auri sacra fames** beherrſcht die Welt, ſagt der alte Poet, das heißt wir möchten alle Gold freſſen. Aber ich meinte am brandenburgiſchen Hofe eine Ausnahme zu finden, wo das Gold von ſelbſt in die Kaſſen ſpringt."

Friedrich Wilhelm war auch heiter geſtimmt und ging auf den Scherz ein, indem er dem von der Gröben winkte: „Ja, laſſet Euch nur von meinem afrikaniſchen Statthalter da berichten, warum er das Gold für ſich behält, und mir nur ſchöne Redensarten ſchicket."

„Durchlauchtigſter Herr, ſagte der Gröben, der ihn verſtand, wir haben nur nicht Schiffe genug, darin wir das Gold laden; denn bis wir ein Dutzend Dreimaſter damit bis an den Bauch vollgeſtopft, lohnt ſich doch nicht, es an kurfürſtliche Kammern abzuliefern. Und da es uns auch in Guinea an Holz gebricht,

um Magazine zu bauen, der Platzregen die freiliegenden Goldhaufen aber immer wieder ins Meer ſpült, ſo haben wir's bisher für gut gehalten, mit dem Sammeln ganz anzuſtehen."

Der Franzos lachte recht herzlich: „Ich glaube mein Herr Gouverneur von Afrika, allwo wir ja wohl Nachbarn ſind, daß meines allerchriſtlichſten Königs Majeſtät Gouverneure in Guinea es juſt ebenſo machen. Oder die Schiffe haben Ritzen, daß der Goldſand unterweges immer durchfällt, denn, weiß der Himmel, wenn ſie ankommen, iſt kein Körnlein drin zu finden, und ich weiß nicht, ob man aus dem Gummi und Elfenbein, welches ſie mitbringen, Ducaten prägen kann. — Doch meint man, ſetzte er lächelnd hinzu, die Gouverneure wären itzo auf den Schlich gekommen, wie ſie echtes Gold draus ſchwitzen laſſen."

Da ging ein Lächeln auch durch die Nächſtſitzenden, ſie verſtanden es. Die europäiſchen Gouverneure an der Guineaküſte trieben, da die Goldwäſche immer ſpärlicher ausfiel, jetzt einen einträglichen Sklavenhandel mit den ſchwarzen Eingebornen nach Amerika; und auch auf dem brandenburgiſchen Friedrichsburg hatte man's probirt und probat gefunden.

„Iſt das aber nicht unchriſtlich oder unmenſchlich?" ſprach die Kurfürſtin.

„Mit nichten, wenn die durchlauchtigſte Frau mir erlauben, hub der Gröben an. Von Chriſtlichem iſt vorerſt da nichts zu treffen, da dieſe Schwarzen gräuliche Götzendiener ſind und Zauberer. Wie weit ſie

mit dem Teufel in Verbindung ſtehen, als wovon ihre ſchwarze Farbe doch deutlich genug Zeugniß giebt, und ob ſie den Goldſand, uns zum Tort, wie einige meinen, heimlich auffreſſen, laß ich auf ſich beruhen, es iſt aber doch noch ſehr in Zweifel, ob ſie wirklich Menſchen ſind, oder eine andere Art Beſtien? Nämlich in Afrika, wollen Naturforſcher behaupten, werde man den Uebergang vom Thiere zum Menſchen oder umgekehrt erkennen lernen, wenn man nur erſt in das unbekannte Innere eingedrungen, wo der Wunder ſo viele ſind, nicht nur Einhörner und andere geflügelte Monſtra, an den Fels angewachſene Ungeheuer mit Polypenarmen, auch, ſagt man, ſingende Bäume, ſondern auch Städte und Staaten von einem Reichthum, einer Pracht, Macht und Einrichtungen, davon wir keinen Begriff haben. In einem dieſer Reiche in der Mitte, ſoll, was ich aber nicht glauben möchte, der Mond heller ſcheinen als die Sonne, aber die Eigenſchaft haben, daß er alles ſchwarz brennt wie Ebenholz, daher von dort die eigentlichen pechſchwarzen Mohren kommen. Wahrſcheinlicher iſt das, daß die Affen daſelbſt auch einen Staat, eine Republik haben. Dieſe ſind in grimmiger Feindſchaft mit den Mohren, und eins klagt das andere an. Unſre Schwarzen an den Küſten ſagen nun, die großen Affen, die Urang-Utang, ſeien eigentlich Menſchen, die nur zu faul zum arbeiten ſeien, darum lebten ſie in den Wäldern vom Diebſtahl und Raub, den ſie regimenterweis ausführen, mit Vorpoſten und Arrieregarde, wie es denn

vorkommt, daß ſie auch Kinder in ihre Wälderſtädte ſchleppen. Eigentlich könnten ſie auch ſprechen, ſie verſtellten ſich nur aus oben angeführter Raiſon, aber wenn man ſie recht prügle, kämen doch recht menſchliche Laute heraus; woraus klar zu erſehen, daß ſie nur verwilderte und verſchlechterte Menſchen ſind. Wohingegen man nun wieder die Affen ſagen läßt, weiß freilich nicht, wer es gehört, daß die Neger von Natur ſo gut Thiere wären, und zwar von dem Genus Affen, als ſie ſelbſt, nur hätten ſie durch den vielen Umgang mit Menſchen ſich manches von deren Manieren angewöhnt, als das ſogenannte Reden, Aufrechtſtehen, Singen und anderes, was denn die Europäer täuſche. Und ihr Teufelsgeſchrei, Geſpringe und Gelache, das ſei nur ihre beſtialiſche Freude, darüber, daß wir uns anführen laſſen, und ſie als Menſchen tractirten. Nun muß ich vor Ihro Durchlaucht geſtehen, daß ich in dieſen Negern, wenn ich alles zu allem ſchlage, des **generis humani** allerdings wenig, dagegen herzlich viel Qualitäten gefunden habe, ſo mich glauben machen, daß die Affen Recht haben."

Der Kurfürſt ſagte: „Iſt des Gröben Logica richtig, dann meine ich, giebts in allen Staaten wenig Menſchen."

„Wundert mich nur, wenn er die Neger für Affen hält, ſagte die Kurfürſtin, daß der Gröben meinem Herrn ein Regiment davon anwerben will."

„Durchlauchtige Frau, erwiederte Feuquières, beim Sturm füllen Affen wie Menſchen die Gräben, und

druck einer guten Frau. Daß ich ein Berliner, hatte sie aus meinen Reden gehört, daß ich aber trotz dem ein guter Katholik sei, jetzt mit eigenen Augen gesehen.

Ich solle nur hübsch muthig sein, keinen Anstand nehmen zu bekennen, und wenn es noch nicht öffentlich geschehen, der guten Stadt Avignon die Ehre lassen.

Ich ginge nach Rom, sagte ich, ihr die Hand drückend, und das beruhigte sie.

Ich kehrte im *Hotel de l'Europe* ein, Europa kehrt nicht mehr in Avignon ein.

17.

Die Vaucluse.

Aber hier kehrt noch Europa ein. Ohne Homer kein Troja, und Agamemnon wäre der Dorfjakobe, zu dem der bilderstürmende Schlözer den Heeresfürsten der Griechen machen wollte.

Was will gegen diese Heroen eine Revolution der Erde, eine Revolution des Geistes? Mag das Mittelmeer die Felsketten durchbrechen, die Rhone rückwärts stauend Avignon verschlingen, mag ein

in der Disciplin weiß ich in der That nicht, ob nicht die Affenqualität der des **generis humani** sonsten zu präferiren ist."

Da versank wieder die Tafel und eine neue kam herauf mit goldenem Service. Es war sichtlich ganz neue Arbeit und ein Staunen der Ueberraschung machte sich Luft. Comte Feuquières hielt seinen Teller gegen das Licht, indem er mit dem Messer dagegen klopfte:

„Reinstes, massives Gold? — Ich vermeinte nicht, daß man in Euer Durchlaucht Laboratoire schon so weit gediehen, um es in solchen Massen zu liefern."

Der Ernst, mit dem der Franzos es sagte, machte die andern aufmerksam.

„Der Herr von Rebenac beliebt zu scherzen," bemerkte Frau Dorothe.

„Scherz wo er hingehört, gnädigste Frau. Wir wußten schon vordem, wie weit der Kammerdiener Seiner Durchlaucht Herr Runkel dort auf der Havelinsel in seinen Experimenten gediehen. Seitdem der berühmte Graf Balsamo mit ihm arbeitet, nimmt es kein Wunder, wenn sie auch in der Production schon so weit vorgeschritten sind."

Da ward es noch stiller, und es gab nachdenkliche Gesichter. Vor einiger Zeit war wohl in Berlin und auch am Hofe von dem Wunderthäter die Rede gewesen, der sich in der Stadt mit einigem Aufwand gezeigt, plötzlich aber wieder verschwunden war. Man hatte derzeit indeß so viel andre Gegenstände, welche

die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, daß der Fremde in Vergeſſenheit gerathen war.

Der Kurfürſt unterbrach das peinliche Schweigen durch die Bemerkung, daß das Service aus türkiſchem Golde ſtamme, welches brandenburgiſche Hülfstruppen unter einem ſeiner Vorfahren aus dem Kriege in Ungarn heimgebracht.

Frau Dorothe war nachdenklich geworden. Vielleicht ſann ſie nach, warum ihr der Fremde ſo ganz aus dem Sinn kommen können?

Der Comte Feuquières warf hin, was ſich eigentlich für einen Geſandten nicht ſchickte, — man mochte es dem feurigen Ungarwein zuſchreiben — daß ſein König und Herr zuweilen übel berathen werde, und Männer abweiſe, die ihm als Projectenmacher und Abenteurer verſchwärzt worden, während ſelbige doch bei andern Potentaten geneigte Aufnahme gefunden.

„Iſt's Euer ernſthafter Glaube, daß man Gold machen kann?“ fragte die Kurfürſtin.

„Durchlauchtigſte Frau, da ſich Alles in der Welt mit Gold machen läßt, warum nicht das Gold? Alldieweil, wie man vernimmt, einige Alchymiſten, ſo beim Herzog von Würtemberg und auch in Sachſen gleichſam ſchon die Thürklinke in der Hand halten, kommt es jetzt eigentlich nur darauf an, wer ſie aufdrückt. Wer zuerſt da iſt, mahlt zuerſt, ſagt das Proverbium, und nur wer zuerſt in Prari da ſteht, hat den Gewinn. Denn wenn die Wiſſenſchaft das Problem gelöſt hat, braucht es ja nur noch der Handarbeit. Da können

ſie allen Goldſand Afrikas wieder ins Meer ſpülen, die Gruben Peru's verſchütten, der Negerhandel wird von ſelbſt aufhören; es gilt nur wer am raſcheſten in Mörſern ſtößt, reibt, in Tiegeln ſchmilzt. Sie werden in athemloſer Haſt produciren und produciren und prägen und prägen laſſen, daß das Producirte und Geprägte am Werth verliert. Beſorgen einige, daß es ſo ſchlimm ergehen könnte, wie zu König Midas Zeit. Doch laß ich das auf ſich beruhen; denn wenn wir nur erſt Haufen Goldes haben, Kaſſen, Magazine und Schuppen dafür werden wir ſchon finden, und an ſolchen, die das Gold in die Taſchen ſtecken, wird es auch nicht fehlen. Aber Philoſophen hegen eine andere Beſorgniß, daß nämlich die Goldproduction auf alle andern Gewerbe, Künſte und Induſtrie ſchädlich einwirken werde; daß die Mühlen, die Handwerke, die Fabriken ſtille ſtehen möchten. Denn wer wird noch Brod backen wollen, wenn er eben ſo leicht Gold backt, wer Schuhe, Seide, Tücher anfertigen, wenn er mit ſelber Kraft und in ſelber Zeit Gold machen kann! Deshalb hört man denn ſchon Stimmen, ob es nicht gut wäre, die Production gänzlich zu unterſagen, oder wenigſtens ſie für ein Regal und Privilegium der Regenten zu erklären."

Ein ferner Kanonenſchuß unterbrach hier die Unterhaltung und hob die Tafel auf. Der Kurfürſt mit den Herren beſtieg die im Hof geſattelten Pferde, und ritt nach der Jungfernheide.

Es war ſelten ſo viel zu gleicher Zeit paſſirt,

was die Neugier anregen und den Hof in Bewegung ſetzen konnte; weshalb es denn im Kreiſe der Damen nach aufgehobener Tafel die verſchiedenſten Geſpräche gab. Die Angſt vor dem Goldregen, den der franzöſiſche Graf auf die Erde ſo dicht hageln ließ, daß einige ſchon wirklich zu erſticken glaubten, war ſchnell mit ſeiner Entfernung verſchwunden; der Graf ſelbſt aber blieb, und ward von Kopf bis Fuß gemuſtert: Grade ſo hatte man ihn ſich vorgeſtellt, oder ſo hatte man ihn ſich doch nicht gedacht! Er war ganz der gerühmte franzöſiſche Esprit und die franzöſiſche Liebenswürdigkeit, oder ganz voll der pariſer Eitelkeit und Hoffahrt, die neben ſich nichts gelten läßt! Wenn der und jener junge Verwandte, die ihre Tour nach Frankreich gemacht, was damals unter dem Adel zu geſchehn anfing, ſo fein ausgebildet zurückkehren möchte, oder: wenn er auch ſo geckenhaft abſprechend geworden! Erwähnt ward da ein junger Edelmann, von der Polenz, der ſchon ſeit Jahren ſein Hab und Gut in Paris verſchwende und ein ſo ruchlos ausſchweifend Leben führe, daß ſeine Verwandten und Vormünder ſich fürchteten ihn wiederzuſehn. Das komme von dem Hange und Trachten nach dem Ausland! Man züſchelte ſich intereſſante Bemerkungen zu über die verwittwete Frau von Canitz, die noch jugendlich muntere Mutter des Poeten, welche ſich in den Kopf geſetzt, wenn ſie wieder heirathe, nur einen Franzoſen zu nehmen, weil nur unter den Franzoſen liebenswürdige Männer wären. Das fanden einige abſcheulich, andre junge Fräulein

ſehr natürlich, denn was gebe es hier anders als ungeleckte Bären.

In einer andern Gruppe ſprach man nicht von Gold oder Franzoſen, ſondern von Schweinen, und der Grund lag nahe in dem neulichſt an die Bürgerſchaft ergangenen kurfürſtlichen Befehl: keine Schweine fürder mehr vor den Häuſern in der Breiten- und der Brüderſtraße zu halten, alldieweil dies die Vue aus dem Schloſſe ſtöre und einen unangenehmen Geſtank verbreite. Den Bürgern in der Breiten- und der Brüderſtraße konnte man nicht verdenken, wenn ſie über die Neuerung erzürnt waren, denn wo ſollten ſie mit ihren Schweinen hin; allein die Damen und Fräulein hätten ſich doch freuen ſollen, denn wenn ſie auch auf noch ſo hohen Holzſchuhen zu Hofe gingen, was koſtete es Mühe durch den Koth zu waten, der aus den Koben lief! Und wenn nun gar ſolch borſtig Rüſſelthier ſich zum Schabernack hinwarf und wälzte und das geputzte Fräulein bis über den Kopf beſprützte! Aber man hatte verbreitet, das Edict ſei auf Wunſch des alten Derfflinger ergangen, damit der Feldmarſchall aus ſeinem Hauſe trocknen Fußes bis nach dem Schloſſe kommen könne. Nun argumentirte man, das ſei eine der Intriken der Kurfürſtin, um den Mann, den ſie haſſe, auch beim Volke unbeliebt zu machen. Weil man's glauben wollte, glaubte man's.

In einer dritten Gruppe betraf die Unterhaltung die künftige lateiniſche Stadt. Je unbeſtimmter das

Project in der Luft ſchwebte, ſo mehr Stoff gab es für die Einbildungskraft. Einige Cavaliere gefielen ſich, die Geſetze der Grammatik, die dort herrſchen würden, recht draconiſch auszumalen. Die Furcht einiger Gänschen vom Lande mochte auch andere bedenklich machen: wenn ſie auch noch lateiniſch lernen müßten! Einige Frauen am Hofe — ſeltene Vögel, aber es waren doch mehr als jetzt — konnten latein. Sie lüfteten etwas ihre Pfauenflügel.

Am ernſthafteſten ward die Converſation, wo ſie ſich mit der Kunde beſchäftigte, daß es mit der Goldmacherei ein Ernſt geworden, daß ſie in der That geglückt ſei. Daß der Kurfürſt darum wiſſen mußte, war allen aus ſeinem Schweigen klar. Es war ihm ſichtlich nicht lieb geweſen, daß der Geſandte die Sache aufs Tapet brachte. Friedrich Wilhelm plauderte ſeine großen Plane nie vorher aus. Die Phantaſie konnte ſich in Morgenträumen baden. Wenn der geheimnißvolle Italiener oder Spanier die Kunſt entdeckt, warum war der Mann, der Königreiche kaufen konnte, gerade hierher gekommen, um für einen jetzt beſiegten Fürſten das Gold zu machen? Wenn ihn der Kurfürſt gerufen, mit welchen Mitteln hatte er ihn an ſich gefeſſelt? Wenn er im Geheim mit dem kurfürſtlichen Kammerdiener Kunkel arbeitete, ſo war es ganz unzweifelhaft, daß Friedrich Wilhelm nicht nur darum wußte, ſondern daß es in ſeinem Auftrag geſchah, daß er mitarbeitete. Darum hatte er ſich in letzter Zeit ſo viel verſchloſſen, darum ſah man ihn nächtlich un-

ruhig umwandeln. Man erinnerte ſich, daß die Fährkähne nach dem Kaninchenwerder jetzt immer angeſchloſſen am jenſeitigen Ufer lagen; was konnte das anderes ſein, als daß die Fabrikation in voller Thätigkeit war, daß auf der Inſel ſchon Producte lagen, die man den Augen verbergen wollte. Wo man anderwärts Schuppen und Magazine, angeblich für die Artillerie des unermüdlich thätigen Obriſt Weiler, baute, waren ſie zu Vorrathskammern für das Product der alchymiſtiſchen Küche beſtimmt; denn wozu die Anſtrengungen für eine Artillerie, die man in dem großen Frieden nicht brauche! Endlich — da lag ja klar der Beweggrund, weshalb er den Frieden unterzeichnet, der ihm Pommern raubte. Wie viele hatten geglaubt, er wolle, er könne nimmer den ſelbſtmörderiſchen Federzug thun. Nun war es klar, es geſchah, als er im Begriff ſtand, eine Macht ſich zu ſchaffen, mit der er zehn Pommern wieder erobern konnte. Vielleicht auch daher die Zuvorkommenheit Ludwig **XIV**, das verbindliche Weſen ſeines Ambaſſadeurs, wo man gewohnt war, die franzöſiſchen Geſandten mit dem Uebermuth römiſcher Legaten auftreten zu ſehen. Er ſuchte die Freundſchaft der neuen Macht oder Feuquières war ein Kundſchafter, mit dem Auftrag, ihm den Wundermann abzulocken.

Das waren Muthmaßungen und Schlüſſe, die freilich nicht gerade im Kreiſe der Hofdamen ausgebildet wurden, aber ſtückweis tauchten ſie ſchon hier beim Nachtiſch auf, um ſich raſch in der Stadt zu

verbreiten und vom Publicum geglaubt oder doch wiederholt und vergrößert zu werden. Für die am Hofe lief gerade um die Zeit die beunruhigende Nachricht ein, daß die Kurprinzeſſin ſich abermals unwohl befinde und man eine abermalige verfrühte Niederkunft zu befürchten habe. Die officiell betrübten Geſichter wußten nicht recht, wohin ſie Front zu machen hatten. Nach der Kurfürſtin zu ſchickte es ſich und ſchickte ſich auch wieder nicht. „Was ſoll ich für ein Geſicht dazu machen, ſagte dieſe zur Fürſtin von Deſſau. Sehe ich traurig aus, heißt es: ſieh die Heuchlerin! Seh ich vergnügt aus: es iſt doch ſchamlos, auch in ſolchem Moment ihre Freude nicht verbergen zu können! Bin ich unbefangen: ſie hat kein Gefühl! Ich bin herrſchſüchtig, voll Habſucht nach Kronen, und doch klagen ſie mich an, daß ich den Frieden gemacht, der uns die Krone raubt! Man preiſt mir oft das als Glück an, wie Ihr die Fürſtin eines kleinen, glücklichen Ländchens zu ſein, das mit Europa und der Welt nichts zu thun hat! Ach, Ihro Liebden, ich hielte für das größte Glück, nur Königin zu ſein im Lande der Unſchuld, nur die geliebte Mutter im Kreiſe ihrer Kinder — unter lauter Kindern, mit wallenden Locken und ſüß lallender Zunge; denn wenn ſie aufwachſen — Wirſt Du dann auch eine giftige Zunge bekommen, auch nach Deinen Wohlthätern ſtechen, auch Deine zweite Mutter verlaſſen, Du armes mutterloſes Kind!“ So ſprach ſie plötzlich, als De-

rothe zu ihr kam, drückte ſie zu ihren Füßen nieder und ſpielte in ihren Locken.

Es war ein ſchönes Bild mütterlicher Zärtlichkeit und die Deſſauerin drückte eine Thräne aus den Wimpern, wenn ſie an ihren Leopold dachte, der ſo eigen und wild war. Wollte ſie mit ſeinem Haar ſpielen, ſprang der Bube zornig auf und rannte in den Winkel; er kam erſt wieder, wenn ſie ihm gelobt, ihm nicht ins Haar zu faſſen. „Das thut mein Philipp auch, ſagte die Kurfürſtin; aber darum hoffe ich doch, daß er ein guter Sohn iſt und ein großer Mann wird. Das liegt im Blut.“ — „So lohn' es Ihro Liebden Gott, ſagte die Deſſauerin, was Ihr an dieſem fremden Kinde thut; denn da iſt doch nichts im Blut, was Euch zu ihr zieht.“

Unter den Frauen und Fräulein am Hofe war aber darum Zwieſpalt. Wie ſollten ſie zu dem Mädchen ſich halten? Die Einen ſagten, es ſei rührend, wie die Kurfürſtin ſich der Waiſe annehme und ſie erziehen laſſe, als ſei es ihr eignes Kind. Die Anderen: ſie verziehe und verhätſchele es. Darum fanden die Einen Dorotheen hübſch und klug für ihre Jahre, und rühmten ihre klaren Antworten; die Anderen nannten ſie bäuriſch und naſeweis, und ihr Betragen ſo hoffärtig, wie es ſich für ein hergelaufen Kind nicht ſchicke. Während dieſe meinten: die Kurfürſtin, welche man immer als eine Feindin des brandenburgiſchen Adels betrachtet, wolle zeigen, wie es ihr darum zu thun, daß der Abkömmling einer alten Fa-

milie nicht untergehe, ſondern wieder zu ſeinem Geburtsrecht komme, und es ſei höchſt lobenswerth, daß ſie, grade vor den Augen des Hofes, das Kind wie ein eignes behandle, fragten andere: „Wie aber, wenn ſie den Prozeß verliert? Soll das Mädchen dann ausgeſtoßen werden und wieder im Friesrock und barfuß laufen?“

Dieſe Berechnung mochte manche vor einer Annäherung zurückſchrecken, zu der ſonſt entweder Klugheit oder ein gutes Herz ſie antrieb. Darüber beruhigte indeß eine alte Dame eine jüngere mit einer pfiffigen Miene: „Wie ſoll denn ein Kurfürſtlich Gericht die Kleine nicht für echt erklären, nachdem die Kurfürſtin ſie dafür anerkannt und der Kurfürſt es zugelaſſen, wo nicht gebilligt hat? Das Kammergericht kann nun gar nicht anders ſprechen, denn ſonſt wäre es ein Affront oder gradezu eine Anklage gegen die höchſten Herrſchaften. Es kann höchſtens ſprechen: ihre Anſprüche ſind durch das Vorgebrachte noch nicht erwieſen, und dann bleibt alles, wie es iſt, bis man den Beweis auf die oder jene Art findet, oder auch des Mädchens überdrüſſig wird und ſie auch auf die eine oder die andre Art, mit einem Zehrpfennig laufen läßt.“

Als Pferdegetrampel im Hofe und das Schultern der Hellebardiere die Rückkunft des Kurfürſten ankündigte, verbreiteten ſich ſchon frohe Geſichter in den Gemächern. Die Nachricht, daß er die Wette gewonnen, war ihm vorausgeeilt.

Erdbeben die Felsen der Vaucluse sprengen, die Quelle der Sorgue verschütten, mag noch einmal Jacobinerwahnsinn erwachen und, alle Erinnerung ächtend, ihre Denkmale zerstören, Petrarca und Laura leben ewig. Die Poesie überlebe Revolutionen und Barbarei. Ihre Priester wurden auf die Nachwelt angewiesen, als man bei der Theilung der Erde ihr Antheil in der Gegenwart vergessen; wie sollte diese Anweisung der ewigen Gerechtigkeit geehrt werden, wenn nicht der Dienst der Göttin bei allen Völkern fortdauerte, so lange die Welt dauert?

Hier wählte die Poesie ein finsteres Asyl. Wagen und Führer, Alles ließ ich im Dorfe zurück, — Lionel Bull hatte es vorgezogen mit seiner Londoner Flinte den Avignonschen Hasen Krieg anzukündigen — um ganz allein, das schaurige, geweihte Thal zu betreten. Auch ohne Petrarca fesselte dieser Wohnsitz des Schweigens. In welches schattige Dunkel tritt der Fuß aus dem sonnenhellen Frankreich? Jeder Schritt zwischen den ausgebrannten senkrechten Felsen, tiefer hinein in die immer engere Schlucht, scheint uns dem Eingange in die Unterwelt näher zu bringen. Oben an einem Felsen kleben die Ruinen einer kleinen Burg, wo die

Der kaiſerliche Geſandte ſagte, als er ſtill fortſchlich, zu ſeinem Begleiter, einem ihm beigegebenen Cavalier von hoher Geburt: „Der Comte hat ihn fünftauſend Ducaten gewinnen laſſen. Schreiben Sie Ihrem Vater, daß man in Wien einen dummen Streich gemacht. Er iſt jetzt mit hunderttauſend Ducaten nicht mehr gut zu machen. Ich ſchrieb' ihnen immer, ſie verrechneten ſich, wenn ſie das Maß von vordem anlegten. Dieſer Zoller will anders gemeſſen ſein. Statt nicht Gold, nicht Mühe, nicht Künſte zu ſparen, um ihn in Laune zu erhalten, als er für uns in der beſten war, ließ man ihn da verwunden, wo er am empfindlichſten iſt. Und nicht einmal den Schein zu retten, daß wir es anders gewünſcht hätten! Was ihnen unglaublich, unerhört bedünkt, iſt nun wahr, die Allianz zwiſchen Frankreich und Kurbrandenburg iſt richtig."

Der junge Cavalier machte ein vornehm ſpöttiſches Geſicht: „Richtig, aber auch wichtig? Was ſoll der Löwe mit zerſchlagenen Gliedmaßen uns noch ſchaden!"

„An denen, die uns ſchaden können, fehlt es nicht. Ich ſah nach denen mich um, Herr Graf, die uns in der Noth helfen könnten. Ludwig hat nur gewartet und gezaudert mit ſeinen vollen Tigerſprüngen, bis er dieſen Wendenkönig von uns los und abwendig gemacht. Während Oeſtreich und das Reich noch den traurigen Friedensſchluß mit Feſtlichkeiten feiern, rüſtet er ſchon wieder, und wie er den Schweden dem

Brandenburger auf den Hals gehetzt, hetzt er in Stambul den Erbfeind auf das Kaiserhaus. Wehe uns, wenn er Oestreich zwingt, dem Türken das zu lassen, was Brandenburg Schweden lassen mußte. Wehe uns, wenn kein Retter dann aus den Wolken erscheint, wir selbst retten uns nicht."

Der junge Cavalier schien andrer Meinung, indem er noch einmal an der Thür mit Kennerblick die Damen musterte: „Die Radziwill ist schön, aber in meinem Serail zög ich mir lieber das eingefangene Wunder da vom Felde auf. Im Uebrigen, brummte er zwischen den Zähnen, meine ich, sie haben nur den dummen Streich begangen, daß sie keinen Schwarzenberg hergeschickt. Dann wär kein Wendenkönig geworden und wir brauchten nicht Ambassaden in diesen Winkel zwischen Sand und Seepfützen zu schicken."

Neuntes Kapitel.

Vielerlei Spielzeug.

Was wäre das Leben, wenn wir nicht mehr spielen könnten! Wer, der nicht außerhalb des Daseins, was ihn befriedigt oder niederdrückt, sich ein anderes denken sollte; und das Gestalten und Ausschmücken desselben ist das, was uns aufrecht erhält vor dem Untersinken in Sättigung oder in Verdruß.

Wie viel ward im Schloß zu Cöln gespielt! Wie viele sahen ein Goldmeer vor sich flimmern, und wonach taucht nicht jeder mit dem Finger in seine Fluth! Die nach einer Krone für ihren Lieblingssohn, jene nach dem ewigen Frieden; diese nach der Rückkehr zur alten Zucht und Ordnung; hier erblickte einer die Republik der Bildung mit Marmorsäulen und ehernen Mauern aufsteigen!

Am schwierigsten wäre es zu sagen: womit der Kurfürst spielte? — Mit dem flüssigen Metall im Tiegel! Ja, aber eben nur, wie man ein Spielzeug handhabt, bei dem der Geist nicht ist. Wo war dieser? Die Frage machte seine Freunde und Anhänger

ſtutzig. Er war verflüchtigt, ſagten die einen, er ſpielte hier hin und dort hin, und das wäre das Traurigſte, denn ſeine Größe ſei geweſen, daß er Sinnen, Willen und Trachten ſtets auf einen Punkt feſt gerichtet gehabt. Darum hatte er mit kleinen Mitteln ſo Großes erreicht. Andre behaupteten, auch jetzt habe er nur ein Ziel; in dem kleinen Land, das ihm geblieben, die Wunden zu heilen, die Nackten zu kleiden, die Hungrigen zu ſättigen, der Cultur zurückzugeben, was Unkraut und wilde Thiere an ſich geriſſen. Die Wüſte wollte er in einen blühenden Garten verwandeln, den Fruchtgarten in einen Luſtgarten mit Ziergewächſen, und aufſtellen zwiſchen den Terraſſen, Laubengängen, den Weingängen und den Orangenbäumen, Grotten mit plätſchernden Springbrunnen und weiß glänzenden Göttergeſtalten. Das **beatus ille, qui procul** ſprachen wohl ſeine Hofpoeten aus; aber die Eingeweihten unter ſeinen Staatsmännern ſeufzten, daß dies der Ausgang eines ſolchen Geiſtes ſein ſolle. Noch andre ſprachen: Das hält ſeine Natur doch nicht aus; wer einmal aus dem Becher trank, daraus der Ehrgeiz ſchäumt, dürſtet immer wieder nach einem Trunk, und wer im Wirbelſtrom der Ereigniſſe einſt das Steuerruder mit feſter Hand geführt, ſpringt immer wieder danach, wenn neue Stürme das Meer aufwühlen.

Dorothe aber, die ſie im Schloſſe das Fräulein Schapelow nannten, um den Wünſchen der Kurfürſtin entgegen zu kommen, ſpielte — nicht mit Puppen; dazu meinte man, ſei ſie zu alt — ſondern mit Bau-

steinen — wenn es dieses nützliche Spielzeug damals schon gegeben hätte. Es war aber doch so etwas, Steine, Holzstücke, Nürnberger Häuser, Mauern, mit denen sie dort im kleinen Eckzimmer eine Stadt aufbauten. Sie nicht allein, auch die jungen Prinzen und Prinzessinnen der Kurfürstin halfen. Doch war sie die geschickteste, die erfindungsreichste; Prinz Philipp zeigte nicht weniger Eifer ihr zuzutragen, was sie wünschte, und wenn sie eine Kirche oder einen Pallast auf einen Berg gipfeln wollte, und die Stücke fielen wieder herab, wußte er Mittel sie zu verbinden und fest zu machen. Dazu blickten sie beide bisweilen in einen Riß, der auf dem Nebentisch lag. Wie sie dazu gekommen, weiß ich nicht; allein es war eine der Zeichnungen, welche vom Kurfürsten dem Minister von Bonin zur Prüfung des Projectes übergeben waren; und was die jungen Leute zur eignen Belustigung und vielleicht zur künftigen Weihnachtsbescheerung aufrichteten, war nichts anderes als die Musterstadt Futura in der Mark Brandenburg. Wir zweifeln, daß sie in ihrer Ausführung der ursprünglichen Idee des holländischen Gelehrten ganz entsprach, denn die Phantasie der Kinder überbot sich in der Ausschmückung. Wenn Dorothe mit Moos, Tannenreisern, Myrthenzweigen und Birkenrinde die Straßen und Umgegend zu einem Paradiese verwandelt hatte, daß die jungen Kinder jauchzten, darin möchten sie wohnen, klebte Philipp so viel Flitterwerk, Silberschaum und Goldpapier an die Kuppeln und Thürme,

und ſteckte Fahnen drauf, daß alle noch mehr entzückt waren und riefen: eine ſo ſchöne Stadt gebe es gar nicht in der Welt.

Sagte ſie: nein, wie das den Magiſter überraſchen wird! ſo ſchmunzelte er: um den Magiſter hätte er ſich nicht die Mühe gegeben! Bei der Gelegenheit geriethen Philipp und Dorothe auch wohl in Zank, aber wenn der Prinz heftig ward und drohte, meinten die andern Prinzen, er käme zu kurz: „Dorothe läßt ſich nichts bieten!“

Heut war die Stadt Futura fertig geworden, und — da Weihnachten noch um einige Wochen entfernt war, und man nicht ſo lange warten wollte, ſollte Dorothe Herrn Skytte hineinführen, ſobald die Lection aus wäre. Nur über die Schildwacht ſtritten ſie noch. Dorothe hatte einen weiblichen Genius mit flammendem Schwerte in's Thor geſtellt, Philipp aber ihn heimlich fortgenommen und eine geſchwänzte, ſchwarze Kobolds-geſtalt dafür angeklebt. Das Mädchen war bös, ſo habe es Herr Skytte nicht gemeint, der Wächter ſeiner Stadt ſolle kein Schornſteinfeger ſein. — Philipp ſagte, er ſcheere ſich den Teufel darum, was Herr Skytte erklärt, und ein Nachtwächter ſei beſſer, als ein Frauenzimmer mit langen Röcken. Als Dorothe nichts deſto weniger mit einem raſchen Griff das Scheuſal abgeriſſen und ihren Genius wieder auf das Wachs gedrückt, fehlte nicht viel, daß Philipp ihr zu Leibe ging. Aber er blieb vor der ruhig gebietenden Stellung des Mädchens ſtehen:

„Du wirſt mich nicht ſchlagen; denn Dein Vater hat Dir geſagt: wer eine Frau ſchlägt, der ſchlägt ſich ſelbſt.“ —

„Aber Deinen Flederwiſch reiß ich doch ab, wenn Du beim Magiſter biſt,“ war ſeine Antwort und ihre Entgegnung:

„Wo Du's thuſt, bring ich Herrn Skytte gar nicht raus.“ —

Der Streit mußte damit zu Ende ſein, weil der Kammerlakai das Fräulein zur Lection rief.

Daß ſie im Anfang nicht ſehr aufmerkſam bei derſelben war, wird der Leſer leichter begreifen, als Benedict Skytte, der immer eine ſo aufmerkſame Schülerin gefunden, daß er ſchneller mit ihr vorwärts eilen mußte, als ſein Compendium es vorſchrieb. Als ſie aber ſeinen Unmuth über ihre Unachtſamkeit merkte, indem er ſelbſt darüber aus dem Text kam, warf ſie ihn mit ſchlauen Fragen auf das Feld zurück, wo er im Pflügen bald alles andre vergaß. Während ſie ihn nach den Brunnen in der Muſterſtadt fragte, ob es Zieh- oder Schöpfbrunnen geben werde? ob, da er gemeint, daß immer die zu Conſuln beſtellt werden müßten, welche bei der öffentlichen Jahresprüfung am beſten beſtanden, auch eine Frau Conſul werden könnte? — und er ſich bereitwillig über dieſe und andre Fragen ausließ, hatte ſie Zeit gewonnen, ſich ganz wieder zurecht zu finden, ja bis zu dem Grade des Muthwillens, den der Lehrer ſo oft empfunden hätte, wenn er in ſeiner Begeiſterung es gemerkt, oder nicht viel-

mehr die Schülerin in Verfolg ihres tollen Spiels ſelbſt erſchrocken eingelenkt hätte.

Jetzt wollte ſie Räthſel gelöſt: wenn jedermann Gold machen könnte, wie ſollte es dann Arme geben, und wenn es keine Arme mehr gebe, wozu wären dann die großen und ſchönen Armenhäuſer, die auf dem Plane ſtänden? Und wenn jeder reich ſei, alſo keine Schulden machen könne, wozu die Schuldgefängniſſe? Und wenn alle tugendhaft wären, und keiner nach dem Gut, der Ehre und dem Leben eines Andren trachten werde, wozu dann Geſetzbücher, Richter und ein großes Gerichtshaus?

„Willſt Du nicht auch fragen: wenn alle fromm ſind, wozu bedarf es der Kirchen?“

Die Frage kam ihr wie ein Blitz, der quer durch ihre Laune zückte. Herr Pioſander trat vor ihre Seele, wie ſeine Fauſt auf die Kanzel ſchlug und ſeine Orgelſtimme durch die Gewölbe donnerte, aber als ſie es ausgeſprochen: „die Kirchen ſind da, um auf die Gottloſen zu donnern,“ erröthete ſie und hätte viel darum gegeben, wenn ſie es wieder verſchlucken könnten.

Wie ſah er ſie ernſt aus ſeinem blauen Auge an, in dem etwas ſchwamm, was ſie noch nicht darin geſehen:

„Das war die Kirche Deines Herrn Pioſander; es giebt noch eine andre, Dorothe, mit einem ſo hohen Gewölbe, daß der gräßlichſte Fluch verhallt, bis er es erreicht. In tiefem Blau ſpannt es ſich über die Welt, und Sonne, Mond und Sterne ſind die goldenen

Nägel an seinen Bogen, Orgeltöne sind der Sphärengesang, und die Messe und Predigt ist Gottes Odem, der lautlos hinschwebt. — Wer ihn aber hört, hört nicht mehr die Stürme und Gewitter, noch das Brausen des Meeres, die um die Vesten der Erde toben. Das ist die große, stille Kirche, nach der wir andern uns unsre kleinen bauen sollen, und welche dem großen Dom zum meisten gleicht, da sollten wir meinen, mit der Kirche sei es am besten bestellt."

Seine Schülerin aber war durch die Querfrage nicht nur von der sichern Hochstraße, von der sie ihre muthwilligen Angriffe geschleudert, sondern dermaßen in einen Sumpf gedrängt, daß sie sich nicht herauszufinden und kaum wußte, wie sie sich vertheidigen sollte. — Da kam die Frage heraus, die doch jedermann sehr unvernünftig bedünkt hätte: ob die Frau Kurfürstin in der neuen Stadt auch in die Kirche gehen werde?

„Gewiß wird sie es; sie ist eine fromme Frau."

„Aber in welche Kirche?"

Herr Skotte schaute die Schülerin ernsthaft an, und noch ernsthafter, als ein tiefer Seufzer aus ihrer Brust aufstieg. Dann schlug sie die Augen nieder, um sie ängstlich wieder nach dem Magister aufzurichten; aber ein welch' andrer Blick war das als vorhin! Sie schämte sich vor ihm, und wollte doch von ihm Trost haben.

„Es steht noch eine Frage auf Deinen Lippen, Dorothe. Nur heraus damit!"

Dorothe geſtand ſich in dem Augenblick, daß es ihre Pflicht geweſen, dieſe Frage längſt aufzuwerfen, und wenn ſie ſelbſt mit der Beantwortung derſelben nicht fertig geworden, ſich, wie ſie jetzt that, an einen Gewiſſensrath oder Beichtvater zu wenden. Sie konnte ſich mit Unwiſſenheit nicht entſchuldigen, ſie mußte die Verhältniſſe kennen, und es war eben nur Bequemlichkeit oder Furcht geweſen, die ihr bequem gewordenen Zuſtände zu verrücken, daß ſie jene Frage immer wieder zurückgedrängt hatte:

„Iſt es denn wahr, daß ſie vom rechten Glauben abgefallen iſt?“

„Ihre Durchlaucht die Frau Kurfürſtin bekannte bis zu ihrer zweiten Vermählung ſich zur Augsburgiſchen Confeſſion.“

„Und dann ward ſie Calviniſtin!“

„Sie ging zur reformirten Kirche ihres Gemahls über!“

„Kann ihr das Gott vergeben?“

„Man ſagt, ſie that es aus großer Liebe und Herzensneigung zu ihrem neuen Herrn und Gatten, und Gott freut ſich aller Liebesopfer.“

Aber unſrer Dorothe hatte Herr Pioſander befohlen, nur Lutheriſchen Vertrauen zu ſchenken und zu ihnen ſich zu halten; und müßte ſie eine Weile unter Reformirten ſein, ſo ſolle ſie thun gleich wie wenn ſie über ein Feld gehe, wo die reifen Giftpilze ihren Staub in die Luft ſprützen, und den Athem anhalten, und die Röcke zuſammenfaſſen, daß ſie nichts von

Sage Petrarca dichten läßt. Und wie dichtete er? Hauchte er den Schmerz der Seele in Träumereien aus, welche das einförmige melancholische Gepräge der Schlucht unten in Versen wiedergeben? Seine Sonette hätten nicht bis zu uns gelebt. Welche Lebensglut durchhaucht diese Ergüsse des Schmerzes! Welche Mannigfaltigkeit in dem einen Thema? Welcher Farbenreichthum, wo unsere Dichter nur eine Schattirung zwischen Grau und Schwarz gefunden hätten! Welcher Reichthum der Wendungen in dem einförmigen Metrum!

Elegieen eines liebekranken Dichters; darunter denkt man sich bei uns die versificirte Langeweile. Darf denn ein Trübseliger niemals lachen, muß ein Verzweifelnder immer ächzen und wüthen? Und dann verlangt man noch, dieser Zustand solle lange anhalten. Als ob eine Pistole immerwährend losgehen, ein Mensch, der sich herabstürzt, einige Stunden in der Position hängen dürfte, die Arme vorwärts, die Hacken am Felsen, den Leib schräg über gebeugt und die Haare zurückgesträubt.

Bei allen Temperamenten der Herzenskranken lassen sich nur zwei Zustände denken. Einmal, der Schmerz ist so stark, daß es zum Bruche kommt, wo denn das Ende mannigfaltig ist, bei sanften

dem Staube auffange. Sie hatte Herrn Pioſander geloben müſſen, wenn ſie unter ſolche geriethen, die um Menſchenfurcht, oder Vortheils willen, zur reformirten Ketzerei abgeſprungen, ihr Bündel zu ſchnüren und davon zu laufen, je eher ſo beſſer und noch beim Abſchied, noch, als er den Wanderſtab in der Hand, ihr den Rücken kehrte, drehte er ſich am Dornbuſch um, und ſchrie mit gehobenem Stock: „Hüte Dich vor den Abtrünnigen!“

Jetzt war ſie aufgeſtanden und bedeckte einen Augenblick ihr Geſicht mit den Händen:

„Dann muß ich wohl fort, und ich wäre ſo gern geblieben.“

Benedict Skytte war, ſobald er ſich aus dem Weichbild ſeiner Stadt entfernt, von ſchneller Faſſungskraft:

„Warum?“ ſagte er ruhig. „Was Herr Pioſander in der Eigenſchaft als Dein Vater Dir befohlen hatte, hat doch nur ſo lange für Dich Gültigkeit als er Dein Vater blieb. Seit er Dich durch die Schrift, die er Dir mitgab, einem andern abtrat, tritt dieſer, der ſie entgegen nahm, wie man einen Wechſel annimmt und honorirt, in Vaters Rechte; das iſt jetzt die Kurfürſtin. Wenn Du ihr fortliefſt, begingeſt Du ein Verbrechen der Undankbarkeit gegen Deine neue Mutter; Leute, die das Arge gern herauskehren, würden ſogar ein noch ärgeres darin entdecken, denn alles, was Du an Dir und am Leibe haſt, gehört ihr, und das ſind nicht nur Mieder, Rock und

Schutz, ſondern auch die Nahrung und der Unterricht, den Du genoſſen. Man würde Dich wieder einholen, vielleicht beſtrafen, jedenfalls verreden. — Dann aber, warum müßteſt Du denn fort? Hier wird Dich Niemand zwingen, ein Tüttelchen von der Augsburgiſchen Confeſſion aufzugeben. Unter dem gnädigen Kurfürſten mögen Lutheraner oder Reformirte in voller Eintracht leben, ſo iſt's auf dem Lande, ſo am Hofe. Haſt Du bemerkt, daß die Hofprediger umhergehen wie der Fuchs, der nach Beute ſchnappt? Wie manchen eifrigen Lutheraner ſiehſt Du nicht unter des Kurfürſten Räthen und Ingeſinde. Endlich weißt Du ſo viel von dem Prozeß, den man um Deinetwillen führt, daß Du jetzt in Berlin bleiben mußt, um auf dem Kammergericht, wenn Du gefordert wirſt, zu erſcheinen."

„Ich weiß noch mehr, ſtürzten ihr jetzt die Thränen vor. Ich weiß, daß Ihr es gut meint, aber ich weiß auch, daß Ihr es am wenigſten ſeid, den ich um Rath fragen darf. Ja, Herr Skytte, das war auch nicht recht von mir. Ich konnte es mir wohl bald ſagen, wie es um Euch ſtand, aber doch ſagte ich es mir nicht und kniff die Augen zu, damit ich nur nicht fort müßte. Ihr ſeid ein Calviniſt, wenn Ihr nicht noch was ſchlimmeres ſeid. Ja, Herr Pioſander würde ſagen —

„Was, Dorothe?"

„Es riecht in Eurer Stadt nach Heidenthum."

Ein feines, wehmüthiges Lächeln ſchwebte über des Magiſters Lippen, während das Mädchen erſchrocken

zuſammen fuhr, als ſie's geſprochen. Er ſchüttelte den Kopf: „Für die Götter Roms und Griechenlands iſt's hier zu rauh und nebelig. Vor denen fürchte Dich nicht, Kind. Wenn wir auch opfern an ihren Altären, zur Minerva, das iſt die Göttin der Weisheit, zum Apoll, der im Sonnenlicht die Saiten der Leier ſchlägt, zur Venus Urania und der Unſterblichen viele, deren Namen und Eigenſchaften Du ſpäter wirſt kennen lernen, darum brauchſt Du als gute Chriſtin nicht zu bangen. Du fürchteteſt Dich ja auch nicht um Weihnachten, wenn die Schüler zur Chriſtkomödie von Haus zu Haus zogen. Sagteſt Du Dir nicht, daß unter dem roten Judas und ſchwarzen Lucifer, wie ſchrecklich ſie auch in ihren Kappen und Bärten Dir bedünkten, der Martin oder Gottlieb ſteckten? Waren's doch nur Deine Nachbarsſöhne, Deine guten Bekannten."

„Daß Ihr ein Heide und Götzendiener ſeid, davor habe ich auch eigentlich nicht Angſt — aber —"

„Vor dem Calviniſten!"

„Könnt Ihr's leugnen? — Ach, da fiele mir ein Stein von der Seele."

Er ſah eine Weile ſchweigend vor ſich nieder: „Ich könnte es leugnen, aber ich will es nicht. Die große Kirche hat unter ihrem Gewölbe für alle kleinen Kirchen Raum, und noch für tauſend und aber tauſend mehr, als da ſind. Allen gönnt ſie ihren Platz."

Er ſchwieg in innerer Bewegung. Dann fuhr er in derſelben Stimmung fort, es ſchien aber, als

ſpreche er ſo gut für ſich als für ſeine Schülerin: „Iſt's gegen Sein Gebot! Iſt's gegen das des edlen Fürſten, der auch Dich in ſeinen Schutz nahm, weil Du ſchutzbedürftig warſt, ob er doch ſchon dadurch einen andern treuen Mann verletzte! Er gönnt jedem ſeine Anſprüche, Satzungen, Meinungen; über ihr Vorrecht nur läßt er die Entſcheidung einem höhern Richter. Eines allein fordert er: daß ſie Frieden halten; ſie ſollen die Kanzeln nicht zerſchlagen, nicht am heiligen Orte den Geifer ihrer Tollheit ausſpeien; er hält und drückt ihren Arm, wenn ſie verfolgen wollen. Er ſtraft die Uebertreter, aber ſeine Strafe iſt Liebe. O möcht' er ſtrafen, bis ſie alle Friede hielten. Dann würden ſie ſich nähern, Einer dem Andern, auch ohne daß ſie es wollen, ja ohne daß ſie es wiſſen; ſie tauſchten unvermerkt aus: Blicke, Gedanken, Ausdrücke. Der Austauſch der Worte bringt ja die eine Sprache hervor, nach der wir trachten. Verſtehen ſich aber erſt alle, verſtändigen ſie ſich in denſelben Worten, ſo verſtändigen ſie ſich auch in denſelben Gedanken, Vorſtellungen, Wünſchen; das iſt die Weltliebe, die uns geſchaffen hat und uns umſchließt, und begleiten wird bis ans Ende der Dinge. Wo iſt das Maß dieſer Liebe? Wer kann ſagen, hier hat ſie ſich erſchöpft, dieſer iſt noch Dein Bruder, aber der Nächſte iſt es nicht mehr."

Dorothe ſtand noch wie vorhin geſenkten Kopfes, aber jetzt ſchüttelte ſie ihn: „Das klingt alles ſehr

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.

3-598-51043-9
FN. 04048/064

ſchön, aber ein Reformirter ſeid Ihr doch, denn Ihr klügelt über Gottes Wort!"

„Du empfindeſt alſo Gewiſſensangſt, daß ich Deiner Seele ſchaden könne?"

Sie nickte. Er bat ſie freundlich, dann möge ſie ſich Troſt und Rath bei einem der vielen rechtlichen und rechtgläubigen lutheriſchen Hirten, deren ſo viele in der Stadt wären, erholen!

Sie ſchüttelte den Kopf. „Die ſind alle auch ſchon angeſteckt. Wer in der Hofluft lebt, der widerſteht nicht, ſagte Herr Pioſander. Ach, ich fühle es ja an mir ſelbſt. Wenn der Herr Hofprediger Veraius ſo freundlich mich ſtreichelt und ſo liebreich mir iſt und lauter fromme Dinge ſagt, und wenn Ihr, Herr Skotte, ſo vernünftig ſprecht, und nicht von Eurer Stadt, ſondern von der Liebe Gottes zu aller Creatur, und daß er doch nicht das zur ewigen Verdammniß könne geſchaffen haben, was er ſo kunſtreich und ſchön gemacht, dann iſt mir oft, als ob Ihr Recht hättet und Herr Pioſander Unrecht. Aber grade das hat er mir auch vorausgeſagt: ſo würde es kommen, daß ich an dem zweifelte, was er geſagt, und an dem, was Weltmenſchen oder Prediger, ſo die Vernunft beſtehen laſſen neben Gottes Wort, mir vorredeten, ein Wohlgefallen hätte. Herr Gott, ſo iſt's ja! Wenn Ihr von Eurer großen Kirche redet, iſt mir's, als wehte Gottes Odem mich an, und daß man ſelig werden könne, auch wenn man nicht alles glaubt wie's geſchrieben ſteht, und nur gut iſt, wie

es Gott haben will, und ſich Mühe giebt, immer beſſer zu werden und ſeine Nebenmenſchen zu lieben wie ſich ſelbſt. Und ſo hat er vorausgeſagt, ſo grade würd' es kommen, und dann ſtänd' es zum ſchlimmſten und vor mir gähnte der Abgrund."

Herr Skytte fühlte Mitleid, vielleicht mehr, er faßte ihre Hand: „arme, arme Dorothe, haſt Du denn zu Niemand Vertrauen —"

Es blitzte in ihrem Auge: „Doch, doch — zu ihm — er ſelbſt —

„Bete zu ihm, daß er Dir ein ſichtbar Zeichen ſende —"

„Nein, zu ihm ſelbſt, lieber Herr Skytte, zu meinem Pflegevater. Ich will zu ihm ſprechen, wie zu Euch — o nicht wie damals als Kind, — durch Euren Geiſt erleuchtet — Pieſander ſoll —"

„Du triffſt ihn nicht."

„Schreiben."

„Er kommt nicht."

„Wenn wir ihn rufen."

„Er gehört nicht mehr zu uns. — Er hat ſeinen Glauben abgeſchworen, er iſt Katholik."

Sie ſtarrte ihn mit großen Augen, mit halb geöffnetem Munde an, als könne, dürfe ſie es nicht glauben. Skytte beeilte ſich, die nackte Wirklichkeit von dem, was ihr wie ein Wunder vorkam, zu geben. Flüchtig von Ort zu Ort wandernd, habe Pieſander in ſeinem tollen Eifer überall Zank angefangen. Wo er um Hülfe flehen wollte, trat er als Zelot und Be-

kehrer ein. In wachsendem Grimm gegen die Calvinisten, uneins mit sich selbst, gerieth er zuletzt unter die Jesuiten, und aus Wuth gegen seine Glaubensgenossen, daß sie zu lau gegen die Reformirten seien, überkam ihn eine Wuth gegen den gesammten Protestantismus. Ob bekehrt oder sich selbst bekehrend, trat er zu Ingolstadt in den Schooß der römischen Kirche zurück. „Er heißt wieder Fremmann und schießt in kleinen Schriften giftige Bolzen gegen alle Protestanten. Streiche, armes Mädchen, den Namen aus Deinem Gedächtniß. Er ist für Dich keine Autorität mehr, er kann, wird es auch nicht wieder, wenn er noch einmal Glauben und Kirche wechseln sollte. Auch die Jesuiten trauen dem Fanatiker nicht vollkommen."

Sie stand, wie vom Donner gerührt; sie hörte und hörte auch nicht, sie schlug die Augen groß auf und senkte sie wieder, sie wollte weinen vor Schreck, aber als sie die Hände an die Augen brachte, fühlte sie, daß sie lachte. „Ist das Alles auch ganz gewiß wahr?" — Dann schien sie wie Eine, die plötzlich durch Besprechung vom Einfluß eines Zaubers befreit werden, eine Besessene, die ihren Geist und Meister von sich ausgetrieben in die Wüste fliehen sieht. Sie sprang, sie wollte Herrn Skytte an die Brust sinken, genügte sich aber ihre Hände auf seine Schultern zu legen, ihn klar anzusehen und dann mit einem: „Lieber Gott verzeih mir die Sünde, dann habe ich ja auch nicht gesündigt!" zurückzuspringen.

„So wunderbar hat es der Schöpfer gewollt,

ſprach Skytte, daß unter denen, die wärmer fühlen als die Menge, denen die Wahrheit mehr iſt als ihr Leben, oft die wärmſten, zuweilen die beſten, wohl die Welt, aber ſich ſelbſt nicht überwinden können. Mit Wachs verſtopfen ſie das Ohr, um dem Sirenen- und Circen-Geſang zu entfliehen, und hören dafür auch nicht mehr die Waldvögel, das Rauſchen des Abendwindes, nicht mehr die Stimme Gottes in der Natur, ſeiner Weisheit Nachhall in den Stimmen der Weiſen, die tief Bedauernswerthen, deren Auge ſtarr und ſtier wird, gebannt wie der Magnet auf das Eiſen, auf den einen Punkt, und Gottes bunte Welt ringsum ward ihnen ein graues Gemälde."

Dorothe war über ihre Jahre groß, man ſah das Kind zuweilen für eine Jungfrau an; ſo ſchien es auch mit ihrer Intelligenz. Es leuchtete aus ihren Augen etwas, das weit hinaus war über das muthwillige Mädchen, das Kartenhäuſer baut und bedauern konnte, daß man ihr keine Puppe mehr geben wollte. So lag jetzt in ihrem Blick, mit dem ſie dem Magiſter begegnete, etwas, was Niemand, ſie vielleicht ſelbſt ſich am wenigſten erklären mochte. Es war keine Angſt, wie vorhin, auch kein Lachen; es war, als wenn ein zweiter Geiſt, der ſie geplagt, durch Beſprechung verſcheucht war. Es war der Ausdruck der Verwunderung, dann lächelte ſie doch etwas ſchalkhaft, und ſprach von Wind und Wetter oder was es ſonſt war, und dann wieder von des Magiſters Stadt, und endlich ſprang ſie auf, ganz wieder Kind, ergriff den Lehrer

beim Arm und ſprach: „Nun komm mit. Da will ich Dir auch was zeigen, was Dein Herz wünſcht.“

Sie riß die Thüren auf, und im Glanz der bei verhangenen Fenſtern angezündeten Wachslichter flimmerte die auf dem Tiſch kunſtreich gethürmte Stadt. Wäre doch Herr Skytte noch ein Kind geweſen! „Nicht wahr, ſo wird ſie ausſehen!“ jubelte das Kind.

Ein Seufzer ſtieg aus der Bruſt des Gelehrten. Sah er nicht, was er wünſchte, oder glaubte er es zu ſehen, und den Seufzer erpreßte der abergläubiſche Gedanke, daß, wenn man unerwartet ſieht, was man ſich längſt gewünſcht, es Unglück bedeute!

Es konnte ſo ſein. An dem Tage hatte der Miniſter Benin ſeinen Vertrag für den Kurfürſten ausgearbeitet. Das Reſultat war: der Plan zur Stadt Futura ſei mit lobenswerther Diligenz ausgearbeitet, in baulicher Rückſicht ſtände der Execution nichts entgegen, auch ſei der Zweck, die Ausbreitung der lateiniſchen Sprache, lobenswerth, item, daß die Cultur in brandenburgiſchen Landen dadurch merklich gefördert werden könne, ſintemal aber das Project auf die Suppoſition gegründet, daß viele und unterſchiedliche reiche Familien ſich beeilen würden, ſelbe Stadt zu gründen und zu bewohnen, ſo ſei es räthlich, daß man zuvörderſt die Ankunft dieſer reichen Familien abwarte, als wo dann noch immer Zeit ſei.

„So wird ſie ausſehen“, hatte das Kind gejubelt und „ja ſo, oder —“ murmelte er, als eine Kinderſtimme aus dem Winkel rief: „oder ſo, Herr Skytte!“

Seelen der Tod des „gebrochnen Herzens" wie der Engländer es nennt, bei heftigen, Pistole und andere Uebergangsmittel oder ein heftiges Fieber des Wahnsinns und dann eine vollständige Heilung. — Zweitens, wo das Temperament keine solche Krisis verlangt, wo der Schmerz hinschleicht mit dem Blute durch die Adern; da giebt es trübe Blicke, krampfhaftes Aufstöhnen, einsame Spaziergänge, Lieder und Gedanken, auch eine verstohlene Thräne, aber bei aller Aufrichtigkeit der Melancholie, man kann dabei singen, lachen und dabei witzig sein, ja man muß lachen können, wenn man anders ein Mensch ist, denn eine ewige Trauer, wäre sie denkbar, hörte auf Trauer zu sein.

Unter mir — man geht auf einem erhöhten Fußpfade — rieselte in breitem Flusse das schöne Wasser der Sorgue; Fische bemerkte ich nicht darin, wie überhaupt in der ganzen Felsklust kein lebendes Wesen zu entdecken war, als eine Art Fledermäuse, die, scheu aus den Felsritzen aufflatternd, ihren gespenstigen Schatten auf den Wasserspiegel warfen. Sechs bis achthundert Fuß erheben sich die Felswände, fast ohne grünen Halm, ohne Brombeerstauden. Die Umrisse der Gegenstände oben am Rande verlieren sich ins Unbestimmte, wie dem

Im selben Augenblick riß etwas, ein Faden oder ein Draht; die Kirche und das Schloß stürzten zuerst, dann die Mauern, die ganze Stadt. Die Arbeit oder das Spiel von vielen Tagen lag im Nu ein wüster Haufen auf dem Tische oder fiel auf den Boden. Ein gellendes Pfeifen aus den Winkeln, und der oder die Kobolde, welche den Unfug angerichtet, stürzten zur Thür hinaus. Man hörte noch ihre polternde Flucht und ihr Gelächter auf dem Gange.

„Armes Kind!“ sagte der Magister, seine Hand auf Dorotheens Schulter legend. Mehr konnte er nicht sagen, denn ein Kammerlakai rief ihn eiligst zur Kurfürstin, die hohe Frau hatte ihn schon suchen lassen.

Dorothe weinte bitterlich, als sie sich allein glaubte. Es war, als brenne ihr die Schulter, auf die Herr Skytte seine Hand gelegt. Philipps schadenfroher Spaß empörte sie, aber es war nicht das allein. Es übergoß sie auch heiß der Gedanke, ob sie nicht den Magister gekränkt? War's denn eine ernst gemeinte Bescheerung gewesen, lag nicht eine kleine Neckerei, ein Spott mit in der Absicht, und gegen den Mann, welcher —

Da fühlte sie auf's Neue eine Hand auf ihrer Schulter, und wieder rief eine andre Stimme: „Armes Kind!“ Es war der Kurfürst, der, im Begriff zur Jagd zu reiten, noch Zeuge des Auftritts geworden. Sie wollte ihm zu Füßen stürzen, sie wollte dann, als er's nicht litt, seine Hand an ihre Lippen drücken, denn sie mußte jemandem das Unrecht, das so plötzlich

auf ihr laſtete, abbitten; aber er ſtreichelte ihre Stirn und ſagte, ſie ſolle ſich beruhigen, er wiſſe alles, die tolle Schaar war an ihm vorüber geſtürzt.

„Du biſt ein kluges und gutes Mädchen und der Herr wacht ſichtlich über Dich. Auf weß Schritten und Tritten er iſt, das erkennt man auch leicht. Aber die Bahn, die Du zu gehen haſt, iſt glatt und ſchlüpfrig, und Dein Fuß an den Boden nicht gewohnt. Bedenk auch im Spielen vorher, ob Du ſpielen darfſt. Wie viele Dir wohl wollen, bau nicht darauf, denn alle Gunſt der Menſchen iſt wandelbar. Sie wollen Dich erheben, darum erhebe Du Dich nicht; denn es iſt ein Glücksſpiel, wo Du eben ſo leicht verlieren magſt, als gewinnen. Auch denke, daß ſie's nicht um Dich thun, ſondern um ihrer ſelbſt willen, und daß ſie Dich verlaſſen und aufgeben, ſo bald es nicht mehr ihr Vortheil iſt. Das iſt allüberall ſo, meine Tochter, und ich mahle Dir die Menſchen nicht ſchlimmer, als ich ſie fand und von ihnen gehoben ward und fallen gelaſſen ward. Darum muß jeder, nächſt dem Herrn, ſich ſelbſt ſein beſter Freund ſein, ſein Verlaß, Troſt und Stab; aber wo er dann doch ein redlich Herz findet, einen klaren Sinn, ein treu Gemüth, da ſoll er einſchlagen und ſolchen Freund nicht geben laſſen. Denn ſie ſind ſelten in dieſer Welt, und noch ſeltener, wenn man in einem Schloß einen findet, der uns liebt und nichts von uns will, als uns ſelbſt."

Zehntes Kapitel.

Der Riß im Prozeß.

Der Magister traf die Kurfürstin in einiger Aufregung. Anlaß war ein Gespräch, welches sie mit dem von dem Knesebeck gehabt. Sie hatte mit ihm als ihrem Hofmarschall sprechen zu können geglaubt, und Knesebeck hatte als Kammergerichtspräsident geantwortet. Als solchen hatte sie ihn allerdings rufen lassen, denn sie wollte Auskunft über die Lage des Prozesses, von dem verlautete, daß eine Entscheidung in erster Instanz bevorstehe. Aber sie war gewöhnt, wenn sie ihn als Präsident befragte, daß er als ihr Oberkammerherr antwortete. Warum kehrte er heut den schweigsamen Richter heraus?

„Gnädigste Frau, hatte er auf einen unangenehm lächelnden Blick derselben entgegnet, — mit welchem Eifer Euer Durchlaucht diese Sache betreiben! Wär' es denn nicht besser —"

„Ich ließe sie laufen, und der Justiz ihren Schneckengang, damit die Zahl ihrer Opfer um eins vermehrt würde. Ich überließe das Kind ihrem Schicksale, das

heißt dem Untergange, und sein Gut, seine Ehre, seinen Namen seinen Räubern, welche die Justiz dann so gut sein wird, die rechtmäßigen Besitzer zu tituliren."

„Gesetzt, gnädigste Frau, sie wäre, wofür Dero Gnaden und Einige sie ansehen, und wir wären genöthigt dies auszusprechen —"

Sie hatte ihn wieder nicht ausreden lassen: „So wäre es allerdings für Euch und noch welche eine höchst unangenehme Sache eine Wahrheit auszusprechen, welche vielen und sehr ansehnlichen Personen verdrießlich ist. Man weiß auch, daß gewisse Familien, die mit einem großen Günstlinge in nahem Verwandtschaftsverhältniß stehen und deren Erbschaft durch den Ausfall des Prozesses verkleinert würde, alles aufbieten, um gegen die Justiz Front zu machen. Man kann ja auch verwandt sein, ich meine die Herren Räthe vom Kammergericht, mit denen Dewitz, Marwitz, Ziethen; man möchte seine Blutsfreunde auch nicht gern beeinträchtigen und sich zu Feinden machen. Das alles ist sehr natürlich, Herr von dem Knesebeck, aber ebenso natürlich ist, daß die Welt alsdann von parteiischen Richtern spricht und item natürlich, und die Herren vom Kammergericht werden es begreifen, daß wenn man Recht zu sprechen zögert, weil man einen mächtigen Gönner nicht beleidigen will, man einen andern eben so, wo nicht noch mächtigern Gönner desto mehr beleidigt. Ihr werdet, als kluger Mann, desgleichen wissen, daß alles Recht, ob nun geschrieben in Gesetzbüchern und Statuten, oder aus der Vorzeit durch

Gewohnheit überkommen, nichts iſt als Staub vor dem höchſten Richter, und, wo der nicht urtheilt, weil man Gottesgerichte nicht mehr zuläßt, es an den Höchſten auf dieſer Erde iſt, in ſolchen zweifelhaften Fällen zu beſtimmen, was gelten ſoll. Ihr verſteht mich, daß es in ſo kritiſchen Punkten nur auf das Gelten ankommt, auf die Auslegung, daß aber in allen menſchlichen Dingen es auf die ankommt, welche gelten, und welche der Macht ſind, ihrer Meinung Geltung zu verſchaffen. Jetzt weiß jedes Kind, daß die Erde und die Planeten ſich um die Sonne bewegen. Und wenn's in tauſend Geſetzbüchern anders geſchrieben ſtände, die Sonne zieht uns doch an, ſie ſtößt uns ab, ſie wärmt, nährt uns, und wenn ſie uns den Rücken wendete, müßten wir erfrieren und verhungern. Habt Ihrs verſtanden, Kneſebeck?"

Der Herr von dem Kneſebeck hatte es vollkommen verſtanden; ſeine tiefe ſtumme Verbeugung ſagte es. Aber er blieb nicht ſtumm; er trat vielmehr der aufgebrachten Gebieterin einen leiſen Schritt näher. Er erlaubte ſich eine längere Vorſtellung, die damit ſchloß ob denn ein kluger Mann, um den Prozeß, der ein kleines Gut gilt, gern ein großes in die Schanze ſchlüge? Es ſcheine ihm doch angemeſſener, wo es die Vertheidigung oder Erwerbung eines großen Gutes gelte, ſich die zu Freunden zu erhalten, die man vielleicht im Verfolg des Rechtes auf das kleinere ſich zu Feinden mache.

Der Herr von dem Kneſebeck mußte ſich wohl das

Recht erworben haben, ſo zu ſeiner Herrin zu ſprechen. Sie ſtrafte ihn auch nicht, ſie lächelte nur, und nach einer Weile ſprach ſie ruhig: „Ihr ſeid Geſchäftsmann, ich bin Frau, Ihr haltet Euch warm an der täglichen Arbeit, wir an Phantaſien. Nennt's eine, daß mir das Recht des Kindes mehr an's Herz geht als eine kluge Hausfrau ſollte — mir iſt zuweilen kalt, recht kalt an dieſem Hofe. — Ihr aber Herr von Kneſebeck ſcheint Euch die Zunge verbrannt zu haben. Was iſt's? Woran? Erfahren werde ich's. Wollt Ihr's nicht ſelbſt ſagen, von einem Anderen."

Der Herr von dem Kneſebeck zog es vor, was ihn drückte ſelbſt zu ſagen. Der Kurfürſt hatte heute Morgen im großen Saal des Kammergerichts ein Gemälde aufhängen laſſen: den Kambyſes darſtellend, wie er einem Richter, der um Rückſichten willen einen ungerechten Spruch gethan, lebendig ſchinden läßt. Man hatte den Sinn verſtanden. Es verlautete, daß man darauf die Schapelowſche Erbſchaftsſache noch einem dritten Referenten zur Berichterſtattung übergeben.

Das war der Grund, weshalb Herr Skytte die Kurfürſtin in aufgeregtem Zuſtande fand. Sie forderte von ihm einen Bericht über die Ermittelungen und den Hergang des Prozeſſes, zu deſſen Leitung er beſtellt war. Er war darauf vorbereitet:

Es ſtehe feſt, daß Ernſt Detlef Wedigo von Schapelow, als er Landeshauptmann in der Neumark war, mit ſeiner erſten Gattin einen Sohn erzeugt, der in der heiligen Taufe den Namen Wedigo empfan-

gen. Es ſei ferner erwieſen, daß ſelbiger Wedigo bald nach der Geburt eines zweiten Sohnes von den Eltern aufs Land ausgethan worden, wie es verlautete, um ſeiner Geſundheit willen, wie man in der Umgegend ſich erzählte, weil er verwachſen, item ein Zwerg geweſen. Man habe im Hauſe der Eltern nur davon geſprochen, daß er ein Wechſelbalg ſei, den Unholde ins Bett der Wöchnerin gethan. Wie dem nun ſei, die Eltern, die darauf zuſehends an Kindern geſegnet worden, haben des Ausgeſetzten, wenn nicht vergeſſen, doch ſein nicht ſonderlich gedacht, bis daß dieſe wohlgebildeten Kinder, eins nach dem andern, Todes verblichen, allwo aber der von Schapelow bereits, nach dem Tode der erſten Frau ſeine zweite, eine aus dem Hauſe Bellin, geehelicht hatte. Der Krieg hatte dazumal der Art gehauſet, daß Kirchenbücher, Regiſter und andere Matrikel verbrannt oder ſonſt vernichtet, abhanden gekommen, oder auch die Schreiber, ja ſelbſt die Paſtoren an manchen Orten fehlten. Nun ſei dito ermittelt, daß in der Buſchmühle am Rabenanger, nachdem der alte Müller Schwanekopp verſtorben, ſein Ziehkind, das Wedigo genannt ward, und ein Zwerg war, die Mühle übernommen. Alles dieſes war ſchon im Vorprozeß vor vielen Jahren erwieſen, als plötzlich der Müller Wedigo mit all' den Seinen das klägliche Ende nahm. In gegenwärtigem Verfahren ſei aber durch unterſchiedliche Umſtände, als: daß der Schwanekopp dem Wedigo Mühle und Grundſtück käuflich überlaſſen und nicht als ſeinem Erben, daß der Wedigo

in dem Vertrage als Herr von Schapelow bezeichnet wurde, daß angesehene Herren von Familie als Zeugen bei dem Vertrage zugegen waren, so gut als erwiesen, daß selbiger Wedigo mit dem ausgethanen und verschollenen erstgebornen Sohne der Schapelowschen Eheleute nur ein und dieselbe Person gewesen sein könne. Summa also stehe zu Gunsten der Kläger jetzt in den Akten so gut als fest: die Schapelows hatten einen Sohn, der war ein Zwerg, und selbiger ist per varios casus unter dem Namen Wedigo Besitzer der Buschmühle am Rabenanger geworden, allwo er durch mehre Jahre als deren Eigenthümer und Müllermeister hanthieret.

„Warum hatte er so lange geschwiegen?" wandte die Kurfürstin ein.

„Wer war nicht zu jenen Zeiten am sichersten im Versteck und Verborgenheit! — Dann war er ein Zwerg! Wo der natürliche Kreislauf des Blutes stockt, treten sonderbare Gelüste ein. Der Müller Wedigo wird von Allen geschildert als menschenscheu, einsilbig; ihm war es recht, daß man ihn vermied, und als ein unheimlich Wesen fürchtete. Wer so von den Seinen ausgestoßen, verleugnet wird, in dessen Seele sammelt sich ein Gift, wie in der Kröte. Wer sagt uns, ob er nicht, lauernder Natur, nur den Augenblick abwartete; um durch Ueberraschung obzusiegen, schwieg er, und hielt zurück bis der Moment da sei."

„Und weiter?"

„Daß er in christlicher Ehe verheirathet gewesen,

ſteht gleichfalls unzweifelhaft feſt, wie auch daß ſein Weib, obwohl ſie, von herabgekommenen Eltern, lange als Magd gedient, ehelicher, adliger, untadliger Herkunft war, dergeſtalt, daß ſeine Kinder wieder zur Erbfolge in die Lehnsgüter wären berechtigt geweſen, als was er beſonders im Aug gehalten haben muß, worüber Urkunden, Documente, Stammbäume, ein unzweifelhaft Licht verbreiten."

„Sonderbar! Und auch die Geburt der Kinder ſteht feſt?"

„Eines Sohnes und einer Tochter, aus dem wieder aufgefundenen Kirchenbuche. Nachdem der Sohn geboren — die Tochter, Dorothe, war vor ihm zur Welt gekommen — hub der erſte Prozeß an. Wir müſſen vermeinen, daß im geheim mehr verhandelt und unterhandelt ward, als zu den Akten kam. Der ſchlaue Müller lockte die Vorſchläge der ſchlauen Frau, um ſich ihrer als Beweismittel zu bedienen, die Schlauheit des Weibes handhabte kräftigere Mittel. Im Brand der Mühle kamen nicht nur der Müller und ſeine Familie um, ſondern auch die Scripta von der Hand der Frau von Schapelow."

„Und dieſer Brand?"

„Iſt ein unbeſtreitbar Factum. Ebendesgleichen, daß man die halbverbrannten Leichen des Müllers, ſeines Weibes und des Knaben gefunden, nicht aber die des Mägdleins, hingegen daß einer der Mordgeſellen mit einem Mägdlein, ſo er über die Schulter geworfen, die brennende Stiege hinabgeſprungen und

in die Nacht verſchwunden iſt. Das Mägdlein kann nur die Tochter des Müllers geweſen ſein —"

„Und iſt dieſelbe, welche ein Kriegsknecht dem Prediger in der Altmark überbrachte?"

Skytte zuckte die Achſeln: „Hier, gnädigſte Frau, ſtehen wir an dem Riß, welcher den wohlgegliederten Indicienbeweis trennt; dies Glied in der Kette noch, und wir wären am Ziel. Der ehemalige lutheriſche Prediger Piosander aber weigert ſich, wie ich ſchon die Ehre hatte zu ſagen, vor hieſigen Gerichten zu erſcheinen, er will auch gar keine Auskunft geben, da er in wüſter Tollheit ſich verſchwört, der Dirne ſei beſſer in Bettel und Straßenkoth zu verkommen, als wo doch ihre Seele gerettet werden möge, denn in Sammt und Seide an einem calviniſtiſchen Hofe gradwegs zum Teufel zu fahren."

„Die Brücke über den Riß muß gefunden werden. Ein Kind ſpringt darüber. Weshalb gab man Euch die beſten Advokaten zur Hand!"

„Ich fand ſchon die Steine zu der Brücke. Einen directen Beweis über die Identität zu führen, müſſen wir einſtweilen aufgeben. Wenn man aber darthun kann, daß die verſtorbene Frau von Schapelow es geweſen, welche jene Mordbande anſtiftete, wird der Gegenpartei ein ſittlicher Schlag verſetzt, welcher unwillkürlich zu Gunſten unſrer Clientin rückwirkt; es wird ein moraliſches Moment, das auch einen Minos und Rhadamant zu einer uns günſtigen Schlußfolgerung ſtimmt; indem es die Vertheidigung ſchwächt, ſtärkt es

brechenden Auge des Sterbenden die Dinge dieſer Welt. Könnte man das Dorf am Eingange des Thales abbrechen, und einen Felsblock von der Höhe hinabwälzen, daß er den einzigen Eingang verſperrte, es gäbe keinen feierlicheren Tempel der Abgeſchiedenheit auf dieſer Erde als die Vaucluſe (*vallis clausa*). Ob das Andenken des Sängers der Liebe die Trappiſten von hier zurückhielt?

Oberhalb, wo ſich das Thal ſchließt, bildet die Sorgue einen Waſſerfall. Sein Geplätſcher ſtört nicht die Stille, auch iſt er es nicht, welcher der heiligen Scheu das letzte Siegel in dieſem Thale aufdrückt. Dies iſt das unbegreifliche plötzliche Erſcheinen des Stromes. Keine ſickernden Quellen, keine Bächlein, aus ſchmalen Felsſchluchten ſich hervorwindend, bilden die Sorgue. Breit quillt ſie unter einer ungeheuren Felswand hervor und iſt ein Fluß ſchon in ihrer Geburt. Keine Wellen, kein ſchäumender Sprudel bilden den Lärm der Wiege. Es ſoll uns alles hier an ein geheimes Walten erinnern. Die organiſchen Geſetze der Natur hören auf. Alles gilt der Abgeſchloſſenheit, der Vollendung im Tode. Glaubte ich doch ſogar ein Seufzen in dieſer Einöde zu hören, wo ich das einzige lebende Weſen war.

den Angriff. Sobald der Beweis geführt iſt, daß des Buſchmüllers Familie von Banditen, und auf Antrieb der ſeligen Frau von Schapelow, ermordet worden, kann der Partei, welche ihre Erben vertritt, kein Eid auferlegt werden; gegentheils werden die Richter geneigter ſein dieſen ſuppletoriſchen Eid der Klägerin zuzuerkennen."

„Trefflich, Ihr ſeid ein Advokat, wie ich ihn gewünſcht. Beweiſt es!"

„Die Aehnlichkeit, welche man in den Zügen des jungen Mädchens mit den Familienbildern entdeckt haben will, laß ich auf ſich beruhen."

„Da thut Ihr wohl daran."

„Aber das junge Mädchen glaubte an jenem Morgen in dem Kriegsknecht, der ſie gewiſſermaßen Euer Durchlaucht in die Hände trieb, denjenigen wieder zu erkennen, welcher ſie in der Mordnacht aus dem Bette geriſſen. Das iſt freilich nicht viel beſſer als ein Traumgeſicht ..."

„Und um ſo ſchlimmer, als kein andrer als ſie ſelbſt es gehabt."

„Wenn man aber den Kriegsknecht ſelbſt noch geſtellen könnte, wenn man ihn auf die Folter legte, um zu geſtehen, daß das Mädchen, welches er am Schopf aus den Betten riß, ihm nachdem aus der Hand von einem Andern geriſſen worden, wenn er die Spur dieſes Andern angeben könnte, ja mehr noch, wenn ſeine Ausſage nicht auf die Spur, ſondern auf die Todte ſelbſt zurückführte, welche die Mordgeſellen

gedungen! Und alles das ist möglich, denn der alte Kriegsknecht, Gastricius mit Namen, lebt noch, und man hat ihn im Lande gesehen."

„Wenn es möglich, warum ist es nicht schon gethan! Fangt ihn, gestellt ihn, für eine scharfe Leiter wird das Kammergericht sorgen."

„Durchlaucht, er ist außer unserm Bereich, — im Dienste des Fremden."

„Welches Fremden?"

„Den das Volk den Wunderdoctor und Zaubermeister nennt. Alle meine Versuche, zu diesem zu dringen, waren vergebens. Die Magistratspersonen nehmen an, daß er unter Seiner Durchlaucht directem Schutze steht. Hier also muß ich den Schlüssel zu dem Schatze Euer Gnaden zu Füßen legen. Meine Kraft reicht nicht weiter."

Warum schwieg die Kurfürstin? Seit der Magister den Fremden erwähnt, flogen ihre Gedanken abwärts. Sie sprach, weil es so sein mußte, einige gleichgültige Worte, lobte seine Diligenz, das Weitere werde sich schon finden, und er war entlassen, wie einer, von dem sie genug gehört.

Wie konnte ihr der wunderbare Fremde, wie konnte *sie ihm* so lange aus dem Sinn gekommen sein? — Das waren die Fragen, mit denen ihre Gedanken sich beschäftigten, während ihr Ohr den verhallenden Tritten des Magisters zu horchen schien. Aber sie horchte auf anderes. Thüren schlugen auf und zu im andern Flügel, es kam ihr vor wie Klage-

töne, die aus dem Durcheinander von hastigen Tritten auf den Gängen herüberschallten. Die Fragen traten immer dringender vor, und sie waren doch nicht ganz richtig gestellt. Der italienische Graf war ihr keineswegs aus dem Sinn gekommen, noch konnte sie es ihm sein. Denn hatte er ihr nicht vor Wochen eine Schrift mit hieroglyphischen Zeichen übersandt, und der Bitte sie zu bewahren, bis der Augenblick gekommen, wo er ihr den Schlüssel liefern werde? Hatte sie ihn nicht mehrmals auffordern lassen, daß er im Schlosse erscheinen möge? Nur hatte er wiederholt sich entschuldigen lassen, gebeten, ihm Zeit zu gönnen, weil er in den wichtigsten Entdeckungen begriffen; das hatte sie — verdrossen oder gleichgültig gemacht. Der Mann, der um ihre Fürsprache gebeten, hatte sie verschmäht, für entbehrlich gehalten. Einer stolzen Frau, einer Fürstin erklären, daß man ihre Fürsprache nicht bedürfe, heißt verwunden, kränken. Aber wenn sie ihm zürnen wollen, so hatte sie's über andere, wichtigere Angelegenheiten vergessen. Daß sie ihn jetzt wieder brauchen könne, daß sie Verlangen tragen müsse, ihn zu sehen, war es, was ihren Geist beschäftigte. Sie wollte das Verlangen bekämpfen, sie fragte, was sie sich so oft gefragt: was das Mädchen sie angehe? ob sie darum — aber alle Vernunftgründe reichten in dem Augenblick nicht aus. Es war als habe ein Zauber sie berührt, das Blut entzündet, einen unbegreiflichen Durst erweckt. Sie

fühlte, ſie mußte den Mann ſehen, ſprechen, um ſich ſelber willen, um was es ſei, und — ſie riß an der Schelle.

Aber die Schelle gab noch keinen Ton, als die Seitenthür ſich ſchon öffnete und der eintrat, nach dem ſie ihren Boten ausſenden wollte.

Eilftes Kapitel.

Eine Gefahr droht.

Die Kurfürſtin war eine Frau, die ſich zu beherrſchen wußte, wenn — ſie es für nöthig fand. Auch im Augenblick, wo ſie nach der Klingelſchnur griff, hatte ſie ſich ſchon vorgeſchrieben, wie ſie dem Manne begegnen wolle, den ſie rief. Sie wußte, was die Magie ſeines Weſens vermöge, wie der Eindruck, den er ſchon ehedem auf ſie gemacht, jetzt geſtärkt ſein werde, ſowohl durch ſeinen wachſenden Ruf am Hofe, als durch die ſtolze Zurückhaltung, die er bis da geübt, ja mehr noch durch ihr eignes brennendes und unbegreifliches Verlangen, ihn grade jetzt zu ſehen. Sie geſtand ſich, er ſolle ihr zu Hülfe kommen, Gott allein mußte wiſſen, weshalb, aber er ſollte es nicht merken, als Fürſtin wollte ſie ihm entgegen treten, er ſollte Rechenſchaft ablegen.

Alle dieſe Vorſätze waren in den Boden verſunken bei des Grafen unerwartetem Eindringen, das er durch das Zuſammentreffen gleichgültiger und doch ſo wahrſcheinlich klingender Umſtände entſchuldigte, daß es

wie natürlich erſchien. Die Zeit, ſeit ſie ihn zum letzten Male ſah, ſchien die Höhlungen der Augen tiefer gebohrt, dieſen einen ſtechenderen Glanz, der Hautfarbe einen noch durchſichtigern Geiſterhauch aufgedrückt zu haben. Er erſchien ihr als der Vornehmere, Gebietende, ſie ſich als die erwartungsvoll Harrende, was dieſe durchdringenden Augen in ihrer Seele leſen, was die fein geſpitzten Lippen vorbringen wollten? Und doch ſtand der Magier nach jenen erſten Erklärungen ſtumm da, die Eröffnung des Geſpräches von der Höheren erwartend.

„Wer berief Sie! Was führte Sie nach Berlin? kam es endlich aus ihrer gepreßten Bruſt. Es ſind Monate vergangen, warum heut, warum jetzt, warum in dieſer Stunde?“

„Weil ich am Tiegel, unter mephitiſchen Dünſten ſchwitzend, kaum ein ander Licht ſah. Es war Ihr Wille. Wir haben keinen gegen die, vor deren Macht wir uns freiwillig gebeugt.“

„Sie ſeufzen, weil man Ihnen befiehlt, Gold zu machen!“

„Seufzen oder Lächeln, gleichviel, wir gehorchen.“

„Wer gebot Ihnen jetzt —“

„Daß ich mich auf den Weg nach Berlin machte? Es war der Prozeß, von dem alle Welt ſpricht. Ich glaubte gehört zu haben —“

„Ein Mann, der mit der Geiſterwelt in Verbindung ſteht, müßte auch darin ein Wiſſender ſein.“

Ein ſanftes Lächeln ſchwebte über ſeine Lippen:

„Wissen wir denn überhaupt etwas! Diesmal glaubte ich gehört zu haben, daß in dem Prozeß an der Beweiskette ein wichtiges Glied fehlt. In der vorvorigen Nacht ließ ein Sterbender den Amtsrichter in einem kleinen Ort bitten, daß er ein letztes Bekenntniß zu Protokoll nehme, was sein Gewissen schwer drücke. Er bekannte, daß er Castricius heiße, als wilder Vagabond in allen Heeren und bei allen Parteigängern gedient, für Geld feil zu jedem Unternehmen; daß er vor so und so viel Jahren sich mit anderen Spießgesellen zu einer Mordthat gegen den Buschmüller am Rabenanger verführen lassen. Er erzählte mit brechender Stimme alle Einzelheiten, auch daß eine vornehme Frau zu den Mordgesellen, als sie vor der That zauderten, im Walde getreten, sich im Affect so weit vergessen, daß sie sich als die Anstifterin bekannt und sie mit erneuten Geldversprechungen zum Morde angefeuert, sich dabei berufend auf ihre Mutterpflichten. Auf die Frage: ob er die Frau gekannt, oder sich getraue, sie wieder zu erkennen, antwortete er, ihr Name sei ihm verschwiegen worden. Als er aber jüngst zufällig auf Schloß Gusow und im dortigen Ahnensaal gewesen, habe er dieselbe Frau an der Wand in Lebensgröße gesehen. Ganz wie sie damals im Walde aus einem hohlen Baume, sei sie jetzt aus dem Rahmen getreten, so an Gesicht, Haltung, Blick, als auch in der Kleidung. Es war aber das Bild der verstorbenen, letzten Frau von Schapelow, wie ihm der Hauswart gesagt, und daß es von sprechender Aehnlichkeit

ſei. Was alles dem alten Kriegsknecht dermaßen das Gehirn erhitzt, daß er von dem ab keine Ruhe gefunden und dahin geſiecht. Ueber alles dieſes legte derſelbe ein eidlich Geſtändniß auf die Bibel ab, und — iſt darauf verſtorben und auch ſchon begraben. Das Protokoll des Richters wollte ich meiner gnädigen Frau überreichen, um davon, je wie ſie es von Nöthen hält, Gebrauch zu machen."

Sie warf nur einen Blick auf das Papier, dann einen ſchärfern auf den Sprecher: „Wenn dieſer Geſtorbene nun nicht begraben wäre, wenn er noch lebte, wenn man erführe, daß der Mordknecht Euer Diener war, daß er nur auf Eure Veranſtaltung nach Guſow geſchickt worden, daß — daß das Ganze ein Betrug iſt?"

„Wenn er noch lebte," erwiderte Balſamo ruhig, „ſo würde er wahrſcheinlich längſt über die Gränze auf eine Miſſion geſchickt ſein, wo keine Requiſition ihn erreicht; aber auch wenn er, was meine Durchlauchtige Frau am wenigſten wünſchen kann, wieder zum Vorſchein käme, um wegen eines Geſtändniſſes vor Gericht geſtellt, und, weil es ein Todesverbrechen begreift, zum Hochgericht geſchleift zu werden, — derſelbe Mann, den Ihre Durchlaucht ſchon einmal begnadigt hatten — hätte der Mann doch nur die Wahrheit bekannt, und zwar die, welche nach der Meinung aller Juriſten den Ausgang des Prozeſſes unzweifelhaft macht. Mit dieſem Documente erachte ich den Prozeß für geſchloſſen, die Sache für entſchieden, und freute

mich, wenn das Resultat nach den Wünschen Ihro Durchlaucht ausgefallen wäre."

Es folgte eine längere Pause; Balsamo war um einen Schritt zurückgetreten. Dorothe schien zum Fenster hinauszusehen, um ihn nicht zu sehen, aber plötzlich sah sie ihn scharf an: „Darum sind Sie nicht hier. Um solcher Läppereien willen bemühten Sie nicht die Geisterwelt. Rasch eine Ihrer vernünftigen Erklärungen."

„Die Lage, worin der Prozeß schwebt, ist kein Geheimniß. Die Geister instigirten mich wirklich nicht zu dem Manöver, welches jeder geschickte Advocat längst unternommen hätte. Ich that es, als ich hörte, daß es an der Zeit sei; ich steckte das Papier zu mir, als ich nach Köln ritt, und ich fiel gleichsam mit der Thür in's Haus, weil ich draußen auf dem Gesichte des Träumers, dem Ihro Durchlaucht die Leitung des Prozesses übertragen, las, womit sein Gespräch mit meiner gnädigsten Frau geschlossen hatte. — Diese schönen, offenen Gesichter, auf denen Jeder liest, was in der Seele geschrieben steht! Wie erleichtern sie uns das Leben! Nur muß man sie nicht zu Verwaltern unserer Gedanken machen."

„Das ist eine halbe Antwort. Warum sind Sie hier?"

„Weil meiner Kurfürstin eine Gefahr droht."

„Welche?"

Er zuckte die Achseln: „Auch die Orakel warnten nur in Hieroglyphenschrift. Ich kam, wie ein getreuer

Vaſall nicht den Ruf des Lehnsherrn abwartet, er ſteht ſchon auf die Kunde von Gefahr ihm zur Seite."

„Wer beſtellte ſie zu meinem Vaſallen?"

„Weiß ich's! Wer knüpft unſer Daſein an den Stern im Firmament! Wer läßt das Kind auf der Scholle geboren werden, wo es hier leibeigen, dort frei, hier der Sclave eines Despoten, dort der Bürger einer Republik, das Sonnenlicht erblickt, und wie er auch ſchaffe, ringe, wirke, das Band dehnt ſich nur, es reißt nicht; der Stempel der Geburt läßt ſich nicht auswaſchen. —"

„Um dieſen Weisheitsſatz bedurfte es keiner Einblicke in die unſichtbare Welt. Wenn ſie nicht die Macht gewährt, uns davon frei zu machen, warum dringt man in ihre Pforten!"

„Warum werden wir erwählt, warum wählen wir nicht ſelbſt! — Warum muß ich nach dem Stein ſuchen, der die Welt nicht weiſer, warum nach dem Metall, das ſie nicht reicher macht, warum iſt meine hohe Frau, der eine höhere Miſſion ward, durch eine Aufwallung des Herzens, durch eine Laune neckiſcher Dämonen verdammt, ihr Sinnen, ihre koſtbarſte Zeit, Momente, wo ihr eignes Sein bedroht wird, auf die Sorge für ein fremdes Waiſenkind zu vergeuden!"

„Sie wagen eine verwegene Sprache. — Iſt Rebellion im Lande, mein Gatte nicht mehr Herr und Gebieter? Mein Herr Graf, eine ſolche Drohung, ein Verſuch, die Fürſtin dieſes Landes einzuſchüchtern, könnte zum Hochverrath werden —"

Man fabelt, die Sorgue käme aus dem Genfer See. In heißen Sommern kann man bis hundert Schritte in ihre Felſenſchlucht hinabſteigen.

Ich warf mich nieder und ſchloß die Augen. Das pflege ich bei allen Gegenden und Auftritten zu thun, welche einen mehr als gewöhnlichen Eindruck auf mich gemacht haben. Es iſt die Probe, ob ſie vor dem inneren Geſichte beſtehen. Die Felſenwände wuchſen ungeheuer, es wurde immer dunkler, ſchwärzer, bis ſie ſo hoch waren, daß nichts vom Tageslicht hereindrang. Die Sterne ſpiegelten ſich nun unten im Waſſer. Die Geiſter ſtimmten Muſik an, Petrarca ſang von ſeinem Caſtell herab, wie ich nie ſingen gehört, die Sorgue ſchien ſtehen zu bleiben, um auf ſeine Lieder zu lauſchen. Da trat aus ihrer Höhle ein ſchönes Weib, eine hohe majeſtätiſche Geſtalt, die Milde einer Deutſchen, die Gluth einer italieniſchen Madonna auf der hohen Stirn und in dem großen blauen Auge. Sie ging langſam an mir vorüber und ſah nicht ohne Theilnahme auf mich nieder. Es ſchien mir, als ſeufzte ſie. Petrarca's Töne wurden immer ſchwächer, bis ſie nach dem Ausgange des Thales zu mehr und mehr verhallten. Laura folgte ihnen mit gemeſſenem Schritte. Erſt

Er neigte ſich: „Es wird mir nichts geſchehen, was nicht beſtimmt iſt von Anbeginn.“

„Ei ſeht den taktfeſten Calviniſten, wie er an den reformirten Hof gehört! — Ihre Nebelgeſtalt gewinnt eine Form.“

Er erwiderte ihr Lächeln durch ein andres: „Mein Stern ließ mich unter einem andern Horizont, wo ein andrer Glaube die dürſtenden Gemüther tränkt, geboren werden, aber ich glaube nicht, daß es mein Unſtern war, der mich in dieſes Nebelland verſchlug, um vielleicht der Zeuge, der bewundernde, ehrerbietige Zeuge zu werden, was eine hochbegabte Frau für dieſe von Gottes Hand geſtraften Völker ſchafft.“

„Ich danke ihm, ſagte ſie raſch, daß er mich zur Zeugin und Genoſſin der großen Thaten und Schöpfungen meines Gatten machte.“

Sein feines Lächeln dauerte fort: „Einen großen Fürſten glauben machen, daß er noch die Zügel halte, die er doch täglich ſchwächer wird zu regieren, und ſelbſt das Geſpann nach dem nothwendigen Ziele hin lenken, aber ohne daß man die wirkliche Hand merkt, die es ſo ſicher führt! Spielen zu ſcheinen mit den Familienſchickſalen anderer, und doch klar und unverrückt das Auge nur auf das Glück und die Beſtimmung der eigenen gerichtet zu haben! Umgeben von Feinden, Auspaſſern, Ränkemachern, dieſes ihr eines Ziel unverwandt im Blick zu behalten, jede ihrer Handlungen danach abzumeſſen, wo ſie ſcheinbar zurückweicht in Wahrheit einen Schritt vorwärts gethan,

eine Position nach der andern genommen zu haben, und bei dieſer Verſtandeskraft, dieſer Einſicht, dieſem Muth und dieſem Geſchick zur That, ſich ſelbſt ſo in den dunkeln Hintergrund zu ſtellen, daß die Ehre dem geliebten Gatten allein bleibt, daß auch die Vertrauteren kaum ahnen, wer das Staatsſchiff lenkt, — eine ſolche Frau würden die alten Heiden den Ueberirdiſchen zuzählen, ſie würden eine Göttin in ihr anbeten!"

Sie war aufgeſtanden. Ihre Augen ſtierten in unheimlichem Glanze, während ſie unwillkürlich die Arme über der Bruſt kreuzte: „Wer — wer ſind Sie, wer ſandte Sie aus —? Ich wünſchte Sie gingen," ſetzte die Fürſtin mit gepreßter Stimme hinzu. „Befehlen will ich nicht."

„Noch dürfte ich gehorchen. Die Gefahr rückt in jeder Minute näher."

„Sind Sie nur ausgeſandt, durch Unkenrufe mich zu foltern? Heraus mit der Sprache!"

„Es iſt eine Vorempfindung, für die ich keine Worte und keine Beglaubigung habe. Erzählt man nicht, daß als der Kurfürſt, damals ein achtzehnjähriger Prinz, von ſeinem Vater gezwungen ward, auf ein Gaſtmahl zum Grafen Schwarzenberg nach Spandau ihn zu begleiten, auf dem Spandauer Wege ſchon ein ſolches Vorgefühl ihn überſchlichen —"

Sie wehrte ihm mit dem Arme: „Davon nicht! — Die Luft am brandenburgiſchen Hofe iſt dafür zu ſtreng und rein."

„Man will doch behaupten, nur ſeine geſunde Natur habe das Gift überwunden.“

„Nur iſt kein Adam Schwarzenberg mehr!“

„Noch würde ſein Kaiſer ihn —“

„An einen Hof ſenden, Herr Graf, wo der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm weiß, was er will und darf. Das merken Sie ſich.“

Balſamo fuhr mit ſeiner melodiſchen Stimme fort: „Auch träumt der Kaiſer nicht mehr den Herrſchertraum ſeiner Vorfahren; ſeit der Kurfürſt ſich ſelbſt beſchieden, zittert man weder, noch grollt man ihm; man ſorgt nur in Wien —“

Der lebhafte Blick, der aus Dorotheens Auge auf den Grafen ſchoß, war keiner des Zorns oder der Furcht, eher hätte man ihn den einer freudigen Ueberraſchung nennen mögen; ſo war auch der Seufzer, der aus ihrer Bruſt aufſtieg, keiner des Schmerzes, ſondern eher der Athemzug einer in einem dunkeln Labyrinth Verirrten, die endlich Licht dämmern ſieht, und die bangen Herzſchläge werden leichter:

„Es iſt freundlich, daß man ſich in Wien auch mit uns beſchäftigt. Was ſorgt man denn?“

„Daß die Entfremdung zwiſchen Vater und Sohn tiefer gewurzelt als man glaubt, daß der Kurprinz —“

„Der Kurprinz haßt mich, nicht ſeinen Vater.“

„Der Kurprinz, gnädigſte Frau, haßt die am meiſten, die bezweifeln, daß er ſo groß iſt wie ſein Vater. Er wird den Vater überbieten, und in der alten Rüſtung wird der Pygmäe den Kampf fort-

ſetzen wollen, den der Gigant ſo kühn begann als weiſe endete. Aber das Ende eines Kampfes iſt nicht in der Hand des Schwächlings, der nicht mit weiſer Beſonnenheit die Fernen überſieht und nicht die Mittel berechnet, der nicht das Geſpann ſeiner Leidenſchaften lenkt, ſondern von ihnen fortgeriſſen wird, bis —"

„Wohin?" fragte Dorothe.

„Bis zu dem unvermeidlichen Ausgang, der alle Ueberhebung ſich ſelbſt ſtrafen läßt — bis zum Untergang und Verderben ſeines Hauſes. Das erkannte der durchlauchte Fürſt, und darum theilte der kluge Vater die Länder unter ſeine Kinder. — Ein weiſes, ſanftes Mittel, und Heil uns allen, wenn — es ausreicht!"

Frau Dorothe war nun gar nicht erzürnt mehr, auch gar nicht erſchrocken; es war der Blick der Ueberlegenheit, das Lächeln des Zufriedenſeins, mit dem ſie ihn annickte!

„Verzeihung Conde, wenn ich Sie einen Calviniſten nannte! Ich wußte ja nicht, daß Adam Schwarzenberg's Schatten noch durch dieſe Räume ſchleicht. — Enthüllt!"

Balſamo ſenkte nicht die Augen, in unveränderter Ruhe antwortete er:

„Durchlaucht ſind in einem Irrthum. Ich bin kein Diener des von mir hochverehrten Kaiſerhauſes. Ich bin ein freier Mann den irdiſchen Gewalthabern gegenüber."

„Und wer ſind die überirdiſchen Obern, in deren Dienſt Sie in die Geheimniſſe der Fürſtenhäuſer ſchleichen?“

„Der aus dem Nichts die Sterne in die Ewigkeit rief, der iſt mein Herr, der den Weltkörpern gebot, um die Sonne zu kreiſen. Vor dieſem Höchſten werf ich mich nieder, und beuge mich auf der Erde vor ſeinem irdiſchen Abbild. Denn wie jedes Leben, auch des Kleinſten an eines Sternes Lauf geknüpft iſt, wie ſollte's die Ordnung dieſer Welt nicht auch ſein! Nicht auch ſie verſchrieben im Sternenſyſtem, nicht auch ihre Bahnen berechnet, auf Minuten und Secunden! In der Ewigkeit hat der Herr über den Geiſt der Finſterniß geſiegt, und wie Sphärenklänge gleiten Monde und Planeten, ungeſtört durch Kometenſchweife und Meteore, um den Sonnenkörper, von dem ſie ihr Licht empfangen; die Loſung, mit der die Wandelſterne ſich begrüßen, heißt Harmonie und Friede! In der Zeitlichkeit heißt ſie Krieg und Unruhe! Eine Sonne muß ſein auch für dieſe Erde, oder dieſer Planet fällt aus ſeiner Bahn, er zerfällt, ohne Kern, ohne Mittelpunkt, ohne Autorität. Oder ſind nicht tauſend Wahrzeichen dafür ausgeſtellt! Raucht ſie nicht aus den Riſſen, bis in ihre Eingeweide klaffend. Wo iſt denn ein Körper, der geſund hervorging aus der dreißigjährigen Empörung! Wo denn eine Autorität, deren Strahlen nicht verblaßten, deren Macht nicht gebrochen ward! Meteore tauchten am nächtlichen Himmel auf mit blendendem Feuerglanz. Das ſind die Sendlinge

der Hölle, die an der geſetzten Ordnung rüttelt, und ſie muß daran rütteln, ſo lange die Erde beſteht. Jeder dieſer flammenden Feuerkörper verſprach die Welt zu erleuchten, aber je heller der Brand, um ſo dunkler ward die Nacht darauf! Jauchzte nicht mehr als das halbe Deutſchland dem Schwedenkönig als einem Heiland zu. Wo hat Guſtav Adolph dem deutſchen Volke etwas gerettet, wo ließ er ihm etwas zurück als Wunden! Auch der vierte Heinrich war nur ein Meteor. Er wollte das Paradies ſeinem Frankreich zurückzaubern, in ſeiner Art! — Sucht es in den verpeſteten Sümpfen von Bürgerblut. Ich könnte zurückweiſen auf andere, größere, furchtbarere Feuerkörper; ich ſchweige reſpectvoll. Dorothea von Brandenburg wußte, daß eine Fürſtin auch ihren Glauben überwinden und entſagen muß, wo es Unterwerfung gilt unter die heilige Ordnung, welche gehorchen lehrt, um herrſchen zu können."

Sie hatte ihm mit mehr Aufmerkſamkeit zugehört, als ſie langen Reden zu ſchenken pflegte:

„Und hier — iſt Graf Balſamo, um die letzten Zuckungen zu beobachten, in denen ein andres Meteor verliſcht!"

„Auch die Meteore ſind uns Boten, abgeſandt aus dem ewigen Lichtquell. Doppelt willkommen, wie der verlorne Sohn, wenn ſie zum Urquell des Lichtes zurückſtrömen."

„Dein Ziel — und meines!"

„Es kommt ja nur auf die Verſtändigung an,

um, was entfernt ſcheint, ſich näher zu bringen! Was iſt die Formel, das Symbol? — Geſetz und Band der Maſſe. Die Geiſter bedürfen ihrer nicht, ſie verſtändigen ſich im Gedanken. Der Friede, den wir ſuchen, damit unſer Liebſtes und Theuerſtes uns erhalten bleibe, iſt, wie die Dinge ſtehen, nur auf einem Wege möglich. Er heißt Rückkehr zu den alten Satzungen. Zur letzten, rechten Zeit lenkte Friedrich Wilhelm um zur alten Bahn. Seinen Willen der Autorität des Kaiſers unterwerfend, gewann er den Felſenboden, auf dem er feſter, ſicherer, vielleicht höher bauen könnte. Er wird nicht mehr bauen. Gelangt, wenn er die Augen ſchloß, der Kurprinz zum Regiment, ſo iſt das Werk vernichtet. Darum darf der Kurprinz —"

„Halt! Unglückſeliger, was wagt Ihr!"

„Ich wage nichts vor einer Bundesgenoſſin. Das ſind wir, das werden wir bleiben. Wie auch die Stürme unſre Fahrzeuge auseinander treiben, wir folgen demſelben Magnet, ſteuern nach demſelben Hafen, blicken nach demſelben Sterne, derſelbe Wunſch glimmt in unſrer Bruſt."

„Verwegner! Keine Sylbe, keinen Laut mehr!"

„So recht. Verſtoße, verleugne mich vor den Andern; das iſt Dorotheens Aufgabe. Unſichtbar umſchwebe ich Deine Tritte, lauſche auf Deine Gedanken. — Grade jetzt brauen die Dämonen —"

„Fort! Mir aus den Augen! Selbſt Dämon!" hatte ſie athemlos gerufen, als ein lauter Schrei von draußen durch die Wände drang. Hätte das Geſpräch

nicht ihre Aufmerksamkeit so ganz gefesselt, hätte sie schon längst die Jammertöne hören müssen, die in ein Heulen und Schreien übergingen.

Er war nicht gegangen; seine stierglänzenden Augen schienen an der Decke zu bohren; seine Brust sich convulsivisch zu heben:

„Fürstin Dorothea, waffnet Euch! Die schwarze Wolke entladet sich — ich lese in flammernder Schrift — die Gefahr stürmt an der Thür." —

„Wahnsinniger! — Ich rufe: herein! — Schütte den Becher aus."

„Ich sehe Dich am Bette der Kranken. O wäre nur ich Zeuge! Du sprichst ihr lächelnd Trost zu — schmälst, daß sie zage. — Da züscheln die Nattern hinter dem Schirm. Die Schlieffen und die Anna Sydow sehen, wie Du die Flasche aufhebst. — Du träufelst in den Becher von dem lindernden Tranke —"

„Den ich der Kurprinzeß gesandt, den Bontekoe mir bereitet, den ich selbst so oft in der Lage — Lächelt nicht so gräßlich!"

„Ich nicht, sie lächeln, sie sind Ungläubige und die Dämonen hinten lachen. — Wappne Dich, Dulderin, mit dem Muth einer Heiligen!"

Die Thür ward aufgestoßen. Herein rief irgend wer: „Wißt Ihr's noch nicht!" Sie sah nicht wer, sie hörte nicht was er sprach; denn eben so schnell war der Bote fortgestürzt: „Ein entsetzliches Unglück!" hallte es nur durch die Gänge. Eine Zweite, ein

Dritter erſchienen und verſchwanden an der offen ſtehenden Thür. Wo waren denn ihre Frauen, ihre Herren? Brannte es im Schloß?

Endlich war es die junge Dorothe, die für das Unausgeſprochene Worte fand. Die Kurprinzeſſin war nach einer unglücklichen, verfrühten Entbindung geſtorben. Das Kind war zur Welt gekommen, nur um der Mutter in eine andere zu folgen.

Die junge Dorothe war mit allen Zeichen des Entſetzens in das Zimmer geflogen, ſie hatte die Arme um den Leib der Fürſtin ſchlingend, die Worte vorgeſtammelt. Dann ſank ſie vor ihr auf die Knie wie eine Bittende.

„Fliehe oder —“ glaubte die Fürſtin eine Stimme zu hören; ſie konnte die des Grafen ſein, vielleicht war es aber nur Täuſchung ihrer Sinne. Es dröhnte um ſie die Luft, die Atome, die im Kerzenſcheine flimmerten, ſprachen und ſangen und die Wände drehten ſich. Aber das junge Mädchen bat deutlich um etwas, ſo deutlich dringend, daß die Kurfürſtin ſich über die Stirn ſtreifte, um ſich ſelbſt zu beſinnen, warum ſie es nur halb verſtanden.

„Muß ich! — Warum muß ich!“ ſprach ſie, als das Mädchen mit einem Blick des Entſetzens dem ihren begegnete. Wie ein Blick ſo deutlicher ſpricht als Worte, wenn zwei ſich verſtehen! Die Kurfürſtin mußte. Sie ſprach es nicht aus, aber ſie drückte das Kind an ihre Bruſt, heftig, ihr Herz ſchlug, ſie küßte

es, und wenn sie auch das nicht aussprach, so glaubte die kleine Dorothe es doch zu hören:

„Ich bin unschuldig."

Als sie mit ihr nach der Thür ging, blickte sie sich noch einmal um. Der Graf war nicht mehr im Zimmer.

als ſie viele hundert Schritte entfernt war, ſchlug ich die Augen wieder auf, und ſah wirklich eine hohe weibliche Geſtalt nach dem Ausgange zu. Jetzt blickte ſie ſich um, wandte mir aber ſogleich wieder den Rücken, als ich mich aufrichtete. Sie mußte mit mir allein in der finſtern Schlucht geweſen ſeyn, verborgen hinter einem großen Felsblock, wenn es nicht noch Erſcheinung war. Ich rieb die Augen, raffte mich auf; doch um ſie einzuholen, war ſie bereits zu entfernt, auch empfingen zwei Begleiter die Forteilende am Ausgange des Thales.

Als ich athemlos vor das Wirthshaus „zu den zwei Laura's" trat, war ſie in den Wagen geſtiegen. Ich ſah nur noch aus dem Kutſchenfenſter ein Geſicht herausblicken, das jede Laura geziert hätte. Eine hohe Schönheit, deutſche Milde, ein ſüdliches Feuer und ein Schmerz in den Augen, wie die Geſchichte es zweifelhaft läßt, ob Petrarca's Geliebte ihn gekannt habe. Ein Blick davon traf mich.

Es war eine Engliſche Lady . . . erhielt ich von der Wirthin zu den „beiden Lauren" zur Antwort. Sie lächelte, als ich fragte, welche? Der Lady's und der Lords kehrten, nach ihrer Beſchreibung ſo viele bei ihr ein, daß ganz Großbrittanien

Zwölftes Kapitel.

Die Nacht des Wahnes.

Es war wie eine Geſpenſternacht im Schloß an der Spree. Laute Worte hörte man zuerſt wenig, aber wie viel ward geflüſtert, treppauf, treppab, von Geſchoß zu Geſchoß, von einem Flügel nach dem andern. Zuerſt ſchlichen ſie, ſich Kunde zu holen, dann rannten ſie, Kunde zu bringen. Wenn drinnen ſchon in der Beſtürzung Niemand aus und ein zu wiſſen ſchien, wie ſollten ſie es draußen wiſſen! An der Hoftreppe hatte der Schloßhauptmann zitternd mit dem Schloßvoigt geſtanden, die Officiere warteten vergebens auf ſeine Ordres; er ließ Thüren zu Speiſe- und Rumpelkammern verſchließen und in die Schlotte ſehen, ob ſich Niemand verſteckt, aber dem Feldjäger, den er an den Kurfürſten expedirte, hatte er die Richtung nach der Grimnitz gegeben, weil er vergeſſen, daß der Herr nach Lehnin geritten war. Ewald Alvensleben, der grad im Schloß war, hatte dem rathlos Verwirrten den Befehl abgenommen, denn wo Alle verwaiſt ſind und Keiner Rath weiß, iſt's an jedem das Kom-

mando zu ergreifen, der ſich Gehorſam zu ſchaffen weiß.

Aber auch die beſſern Köpfe werden in ſolcher Verwirrung angeſteckt. Der Landeshauptmann ließ das Schloß abſperren, die Lange Brücke und die nach dem Werder beſetzen, daß Keiner hinaus und herein könne. Warum? Darauf hätte er ſelbſt am hellen Tage nicht Rechenſchaft gewußt. Daher kam es, daß die Angſt draußen größer ward als drinnen. Die von der Burgſtraße ſahen die ganze Nacht durch Lichter an den Fenſtern des alten Schloſſes flimmern, und verſchwinden; woraus denn die Phantaſie, da ſie nichts ſonſt erfuhren, vollauf zu ſchaffen hatte. Und als gar ein Arkebuſier von der Wacht auf einen Kahn Feuer gab, der vom Schloß abſtoßen wollte — ich weiß nicht, ob's ihm befohlen war — erging ſie ſich in Vermuthungen und Schlüſſen. Nach dem Spandauer Thor zu glaubte man an eine Rebellion, oder was man anderwärts eine Palaſtverſchwörung nennt, während die am Waſſer ſich doch nur mit einigen Ermordungen genügen ließen, und die ganz in der Stille geſchehen ſeien. Wer über das Waſſer entfliehen wollen, darüber war man hier im Ungewiſſen: ob es nur ein Bote geweſen, der an den Kurfürſten ausgeſchickt worden, oder ob eines der fürſtlichen Kinder, die ſich aus dem Maſſacre retten wollen; aber daß die eiſerne Jungfrau, die in den Schloßkellern am Waſſer aufbewahrt ward, heute Nacht mitgeſpielt habe, darüber war auch in den Kellergeſchoſſen der Burgſtraße kein

Zweifel. Was erſt mochte man an den entfernteren Thoren, die nach Stralau, Bernau, Prenzlau führen, wiſſen und glauben!

Wenn auch nicht ganz ſo, ſah es drinnen ſchlimm genug aus. Nur daß dort Hammer und Amboß die Rolle vertauſchten. Als die Kurfürſtin ins Sterbezimmer geeilt, und an der Leiche niedergekniet, waren die Perſonen drinnen fortgeſtürzt, oder ſchlichen eine um die andere hinaus. Nur die Franzöſin, die im Hofkalender als **France Madame** aufgeführt ſteht, war zurückgeblieben, aber ſie hatte die Unverſchämtheit gehabt, als die Fürſtin ihr Gebet beendet, und die Hände ringend noch auf die Leiche ſtarrte, ſie zu erinnern, es wäre doch gerathener, daß ſie ſich jetzt entferne, denn die Doctoren warteten an der Thür, um die Getränke und Speiſen zu verſiegeln. Wenn man wiſſe, daß ſie eine Weile allein im Zimmer geweſen, gäbe es ja dem Verdacht Nahrung, daß ſie etwas fortgeſchafft, was da geweſen.

War es ſo weit gekommen! Aller Zauber, den Macht und Majeſtät gewähren, war er transparente Leinwand, die jetzt noch Morgenroth und Sonnengluth ſtrahlt, und wenn eine Flamme daran leckt, als Lumpen und Aſche in die Luft zerſtiebt! War dieſe mit brennbarem Stoff gefüllt, daß wo Dorothe hintrat, wo ſie hinblickte, was ihr Athem berührte, Feuer fangen mußte! Wohlthätige Zugluft, die aus den offen gelaſſenen Thüren durch die Gänge ſtrömend ſo

viele Lampen verlöſcht hatte, daß die ihr begegneten, ihr nicht ins Geſicht ſehen konnten, ſie nicht ihnen.

Die ſtarke Frau ward zum erſten Male ſchwach. Wenn die Lampen gebrannt, wenn die rohen Stallknechte ihr ins Geſicht geblickt, dann hätten ſie es doch vielleicht nicht gewagt — nicht ſolche Aeußerung: „Und Mutter und Sohn zugleich!“ — „O die verdiente doch —“ „Mit glühenden Zangen zu Tode gekniffen! Das wäre noch zu wenig.“

Wenn ſchon Stallknechte und Küchengeſinde durch die oberen Räume wogten, und die Schildwachten und Trabanten mit ihnen Verwünſchungen tauſchten, wie mußte alle Ordnung im Schloſſe aufgelöſt ſein! Es war ein Grunzen, ein Gebrüll der Wuth, wenn ſie aus dem Sterbezimmer, geſättigt von Grimm, ſich herauswälzten oder von andern hinausgedrängt wurden. War es die Kurfürſtin ſelbſt, war es ihre Begleiterin, die ſie aus dem wogenden Schwarme in eine offenſtehende Seitenthür riß?

Die Fürſtin war in der dunkeln Stube übermannt auf ein Ruhebett geſunken. Es war zu viel. Aber auch Herren und Frauen vom Hofe hatten ſich vor dem Troß dahin geflüchtet, der mit trunkenen Augen und geballten Fäuſten Drohungen ausſtieß: alles kurz und klein zu machen! „Gehängt, aufgeknüpft müßten ſie werden, alle die's mit ihr halten.“ Vergebens, daß einige der höheren Hofbeamten die tumultuariſchen Schwärme zu beruhigen ſuchten: alles werde ja genau unterſucht werden, man ſolle nur die Aerzte in ihrer

Arbeit nicht ſtören. „Ja jetzt verſprechen ſie alles, rief es wieder, nachher wenn's vorbei iſt, da iſt es Niemand geweſen! Das kennt man ja."

Ob die feinen Stimmen, welche die Geflüchtete im Dunkel um ſich hören mußte, beruhigender klangen!

„So muß ſie uns Alle noch in Gefahr bringen!" —

„Ach, 's iſt nur zu wahr, der Kurfürſt iſt blind mit ſehenden Augen." — Andere meinten: das ſei doch ein Fingerzeig, wie nur einer, daß ſie in dem Augenblick ſterben müſſen, wo der Kurfürſt verreiſt war. Wie recht abgepaßt! — Eine ängſtlich zweifelnde Stimme: die unzeitige Entbindung der Kurprinzeß habe ſich doch nicht bewerkſtelligen laſſen, ward im allgemeinen Gewirr überhört. Man überhört gern, worauf man nicht antworten kann. Eine andere ſchüchterne Frage: ob die Vergiftung denn ausgemacht ſei, ward durch einen Sturm von Antworten getadelt: „Sie hat ihr ja ſelbſt den Trank gebracht." — „Sie hat ihr ſelbſt eingeſchenkt." — „Sie that, als ob ſie vorher ſelbſt davon trank." Ja die ganze Pandorabüchſe von früheren Wahrnehmungen, welche den Verdacht bekräftigten, ſchien, electriſch von der Angſt geſchüttelt, in dem Augenblick bis auf die Hefen auszuſtrömen, als der Schuß, von dem wir oben ſprachen, fiel.

Er zerſtiebte die Verſammelten. Ob auch ſie an das Signal zu einer Bluthochzeit gedacht! Wer gab ſich nachher Rechenſchaft, was er in der Geſpenſternacht gedacht! Glücklicherweiſe für Viele forderte ſie

auch Keiner. Wenn für alles, was in Zeiten einer tollen Wahnherrſchaft gegen die Vernunft geſündigt worden, Rechenſchaft vor deren Throne abgelegt werden müßte, wie würde das Menſchengeſchlecht vor ſich ſelbſt beſtehen! Aber der Himmel, wenn er zuläßt, daß die Pandorabüchſe alle zerrüttenden Fiebergebilde ausſchüttet, that auch ein Mohnkörnlein mit hinein — es hat keinen Namen. Die ärgſten Träumer haben, wenn ſie aus ihrem Rauſch erwachen, vergeſſen, was ſie gedacht, gefühlt, geſprochen, ſelbſt oft, was ſie gethan. Das was andere ſprachen und thaten, vergeſſen ſie dagegen nicht, und wenn ſtatt der Vernunft wieder eine neue Leidenſchaft ihren Thron beſteigt, dann vae victis!

Mit einem leiſen Aufſchrei waren die Geflüchteten aus dem Zimmer geſtürzt, mit einem tiefen Schmerzenslaut war die Erwachte aufgeſprungen: „Um des Himmels Barmherzigkeit willen — war denn das alles Wahrheit? — Iſt denn Keiner da, der mich vertheidigt!“ —

Sanfte Arme umſchlangen ſie, und aus dem hellen Schluchzen des Kindes rang die Bitte ſich vor: „Ach gnädige Frau, betet jetzt, Gott wird dann helfen.“

Sie verſuchte nieder zu knieen, die Knie waren zu ſteif. Ihr Ohr mußte auf anderes Acht haben. Wie konnte ſie beten, wenn ſie unten im Hofe den alten Obriſt Rottwitz ſeinen Reitern commandiren hörte. Wem galten ſeine Flüche? Vielleicht ihr. Wenn klirrende Tritte der Trabanten über den Corridor

dröhnten? Sie wußte ja nicht, warum ſie ausgeſchickt waren. Wäre es das erſte Mal geweſen, daß ihre Unterthanen eine verhaßte Fürſtin gefangen nahmen, ſie vor Gericht ſtellten? War ſie nicht gehaßt, konnte ſie Einen nur im Schloſſe ihren Freund nennen? War ihr Gemahl, der einzige, auf den ſie vertrauen durfte, nicht abweſend? War es ganz unwahrſcheinlich, daß ihre Feinde den Augenblick benutzen wollten, daß der Kurprinz vielleicht ſelbſt — und wenn es dann keine Empörung mehr war, wenn die Gunſt des neuen Herren damit gewonnen werden konnte, wie raſch würden aus in Ehrfurcht erſtarrenden Dienern ihres Winkes ebenſo eifrige, boshafte, grauſame Verfolger werden, einer den andern überhaſtend, um den neuen Winken zu gehorchen!

Des — neuen Herrn! Der Gedanke ſchoß wie ſiedend Blut durch ihr Hirn. Wenn es einen neuen Herrn gab, war der alte nicht mehr. An Rebellion zu glauben, wäre Thorheit geweſen; der Kurprinz würde ſich nicht gegen ſeinen Vater, er konnte ſich nicht gegen dieſen Vater empört haben. So war Friedrich Wilhelm vielleicht nicht mehr. — Geſtürzt auf dem Glatteis, von einem Schlagfluß getroffen? Er kränkelte ja bedenklich. O er lebte nicht mehr, denn wenn noch ein Athem aus ſeiner Bruſt kam, ein Zornblick aus ſeinem Auge ſchoß, wie hätten die Sklaven gewagt, ſo ſeiner Gattin zu begegnen! Und woher der Schuß in dem ſtillen Schloſſe, wo jedes laute Geräuſch bei der Krankheit der Kurprinzeſſin

auf's ſtrengſte unterſagt worden. Und — der Wundermann hatte vor einer großen — ſehr großen, nahen Gefahr ſie gewarnt!

Wo war er? — Wenn die Geiſterwelt ihn zu ihrem Vaſallen beſtellt, wenn er in dringender Gefahr gerüſtet ihr zu Dienſt ſtehen mußte — wo war dann die Gefahr dringender, wo konnte ſie dringender ſein? — Er mußte in ihrer Nähe ſein. — Sie horchte. War er vielleicht ſchon im Zimmer, ſchlich er draußen auf dem Gange, der durch die Trabanten geſäubert, einſam und ſtill geworden?

Wie konnte ſie da beten! Aber die zitternden Arme des Mädchens klammerten ſich immer heftiger um ihre Hüften, es war ein helles Schluchzen, was die peinliche Stille unterbrach:

„O liebe, liebſte gnädige Frau, verſucht's doch nur zum lieben Gott; ich fürchte mich ſonſt auch vor Euch. Wenn Ihr auch nur reformirt betet, der liebe Gott hört es doch in der größten Noth. Nur der Teufel kann kein Gebet vertragen.“

Sie war auf ihre Knie geſtürzt, ſie hielt die gefalteten Hände im Schooß; aber die Lippen waren ſo trocken, ſie brachte keine Sylbe heraus. Oder es waren auch nicht die Lippen, es war in ihr zu heiß, die Atome wirrten und ſchwirrten vom Herzen zur Stirn, von der Stirn zum Herzen. Um was ſollte ſie beten? — Um Vergebung ihrer Sünden? — Was hatte ſie denn heut verbrochen! — Gift! Sie hatte immer vor dem Gedanken geſchaudert. Schon die

Vorſtellung war ihr furchtbar, daß ihr Gemahl damals an der Tafel Schwarzenbergs davon genoſſen. Sie hatte ſich Mühe gegeben, es ihm auszureden. Aber ihr Leben war vergiftet; ja Gift und nur Gift ſchwirrte um ſie in der Luft. Sie ſetzte an zu beten, daß ihr Gemahl als Richter zurückkehren und ſie rächen — furchtbar rächen möge. Das war ja kein Gebet. Sie ſchauderte. Aber für ihre Kinder durfte er doch zurückkehren! Ja, um ſie zu ſchützen — ihnen zu erſetzen, was an der Mutter Unrecht begangen. Jetzt bewegten ſich ihre Lippen, jetzt rollte das ſtockende Blut durch's Herz. — O er ſollte ihnen alles erſetzen. Von Friedrich, dem Kurprinzen, wer ihr die Schmach angethan; jetzt war doch Grund da zu dem Haß gegen ihren Feind. Sie bat — nicht um ſeinen Tod, das wäre ſündlich geweſen — aber, daß ihrem heiß geliebten Herzenskinde, ihrem Philipp, es ganz vollauf gutgethan werde, was man der Mutter übles gethan — o um wie viel bat ſie, bis es ihr wieder heiß durch den Kopf wirbelte. Ja, ihr Gebet war Sünde.

Der Sturm trieb draußen die dicken Schneewolken, er ſchaukelte die Laternen im Schloßhofe, die nur einen ſpärlichen Schimmer durch die Fenſter warfen, doch aber ſo viel Licht, daß ſie die kleine Dorothe vor ſich ſehen konnte. Sie lag auch auf den Knieen, die Hände gefaltet.

„Was beteſt Du, Kind?"

„Ich weiß es nicht."

„Nicht für mich?"

„O das thue ich schon immer," antwortete Dorothe. „Für alle gute Menschen, hat mich's Herr Piosander gelehrt;" sie stockte plötzlich, denn gehörte die Fürstin denn zu den guten Menschen, die Herr Piosander gemeint? Sie hätte, nach seiner Anweisung, für ihr Seelenheil, und daß sie zum rechten Glauben zurückkehren möchte, beten müssen. Aber dann, schoß ihr zu Sinn, wäre es ja nöthiger gewesen, für Herrn Piosander selbst zu beten, der noch ärger vom rechten Glauben abgefallen war.

Da fragte die Fürstin sie, ob sie denn im Kämmerlein ihres Herzens gar kein Wort der Fürbitte für sie habe, ob sie ihre zweite Mutter und Wohlthäterin auch für schuldig halte?

„O nein, nein! Aber was soll ich für Euch beten?"

„Was das Herz Dir sagt. Aus Kindermund kommt die Wahrheit, die Bitte der Unschuldigen erhört er."

Frau Dorothe schloß die Augen. Es ward ihr jetzt leichter zu Muth. Sie glaubte das Kind beten zu hören; das aber war Täuschung, die Kleine lag auf ihren Knieen, die Hände stumm an der Brust, die Lippen darauf, doch sie bewegten sich nicht.

Da ward es plötzlich Licht. Der Mond war durch die vom Wind gepeitschten Wolken gebrochen und aus dem tiefdunkeln Aetherblau warf er seinen kalten, aber blendend hellen Glanz in's Fenster; die Betende vor ihr war hell davon beschienen. Sie

kaum mehr Einwohner nach den neuesten Berechnungen zählen kann.

Sie blieb spurlos verschwunden.

18.

Das mittägliche Frankreich.

Das mittägliche Frankreich ist ein Zauberwort im Munde des Deutschen, seit Thümmel die Phantasie dahin zu Lustpromenaden geführt. Rollet mit mir über die hohen, nackten Felsrücken, schmachtend in dem ausgedörrten Wagen, oder wagt es zu wandern, wenn die ewige Mittagssonne ihre glühenden Strahlen auf die Kalkfelder hinabschießt, das Paradies ist verloren und die Lustpromenaden werden zu Frohndiensten.

Stellt Euch mit mir auf eine Höhe und übersieht diese Abdachung, diese Höhenzüge, wo die dörrende Gluth kein frisches Grün duldet. Olivenwälder mit ihrer saftlosen Laubfarbe bedecken die Abhänge, Weinberge findet zwar überall das Auge, die Reben aber ranken sich nicht, nach Licht und Luft verlangend, in die Höhe; sie kriechen, Schutz vor dem Brande zu suchen, am Erdboden fort.

lächelte als ſie die Augen aufſchlug und die Hände ſinken ließ.

„Dein Gebet iſt erhört," rief die fürſtliche Frau aufſtehend und zog Dorotheen an ſich. „Er hat genickt zum Lallen aus des Kindes Munde. Was trugſt Du ihm vor?"

Dorothe barg ihr Geſicht an der Bruſt der Liebkoſenden, aber ſie ſollte ſprechen: „Ich ſagte dem lieben Gott, daß das gewiß böſe Verleumdung ſei."

„Und, Dorothe?"

„Ja — und daß wir allen unſern Feinden vergeben ſollen."

„Du hatteſt nichts anderes auf dem Herzen? — Bekenne mir Alles."

„Ja — und dann — Es ſei doch ſchrecklich, dachte ich, wenn Alles wieder gut iſt und Ihr dächtet an das zurück, was hier bös war. Im Dunkeln ſah Keiner, wer es war. Aber, wie ich ſchon bei mir nachgedacht, wer die und der wohl geweſen ſein könnte, ſo, dachte ich, würdet Ihr auch nachher darüber ſinnen, und würdet dann keine Ruhe haben, und auch vielleicht auf einen Falſchen denken, und das würde Euch noch mehr Unruhe verurſachen, bis Ihr's heraus hättet. Und Keiner könnte ſich doch rechtfertigen —"

„Und da?"

„Bat ich den lieben Gott, daß Ihr alles, was Ihr hier gehört, vergeſſen und nicht darüber nachdenken möchtet, wer es geſprochen hat, damit der Herr Kurfürſt ſie nicht beſtraft. Und als mir das gut vor-

kam, bat ich recht inbrünſtig den lieben Gott, und da — da ward's plötzlich ſo hell, und mir war's, als ob der liebe Gott mir zunickte."

Was Frau Dorothe darauf gedacht, weiß Niemand, ſie zitterte nur noch etwas innerlich und legte dann ihre beiden Hände wie ſegnend auf die Schläfen des Kindes.

Wer wollte die gaukelnden Bilder der Spuknacht in allen Theilen des Schloſſes verfolgen? Wir führen nur an, daß der paniſche Schreck bis in die letzten Winkel gedrungen und größer war, als ſelbſt die Trauer. Wenn die Scheuerfrau in der oberſten Dachkammer den Giftſtaub roch, wenn der kommandirende Officier in der Schloßwacht dem Stadtphyſicus verſicherte, die Leiche von Mutter und Kind ſeien ſchon pechſchwarz, ſo darf uns weniger Wunder nehmen, was wir in den Zimmern des Kurprinzen gewahren.

Bis an die Zähne bewaffnete Lakaien ſtanden hinter der Eingangsthüre, andere verpackten werthvolle und nothwendigſte Effecten haſtig in Koffer und Kiſtchen, während der Kurprinz ſtarr und ſtumm über dem Tiſche, das Geſicht auf den Armen, lag. Er hatte den Zoll des Schmerzes am Leichenbett einer Gattin, die er geliebt, eines Sohnes auf den er gehofft, ausgeſchüttet. Man hatte ihn fortreißen müſſen; die Aerzte fürchteten, der ſchwache Körper werde dem Seelenſchmerz erliegen. Er ſei nicht zurechnungsfähig, meinten ſeine Freunde, man müſſe für ihn handeln. Er hatte ſelbſt nicht die Beſinnung, die Furcht zu theilen, welche

dieſe Freunde in krampfhafter Angſt für ſeine Sicherheit zu ſorgen antrieb.

Der Kammerdiener Kornmeſſer, einer jener treuen Diener, welchen die Treue ſo in Blut und Hirn dringt, daß ihre Sinne für alles andere ſchwinden, hatte im erſten Schrecken alles zur Flucht angeordnet, und als er die Wachen aufgezogen, die Brücken beſetzt ſah, nicht die Beſinnung behalten, um nur ſich zu erkundigen, in weſſen Intereſſe dies geſchehen. Oder wenn er gefragt, hatte die Antwort eines ebenſo Entſetzten ihm nur als Beſtätigung ſeiner Furcht gegolten, und er darauf eine Flucht über die Spree planirt. Das Ziel ſollte das Schloß von Köpnick ſein, wo der Kurprinz ſchon vordem einen eigenen Hofhalt hatte. Es war auch ſchon davon geſprochen worden, daß er mit ſeiner Gemahlin vor den Zwiſtigkeiten mit ſeiner Schwiegermutter und dem Vater ſich dahin zurückziehen ſolle.

Ob Kornmeſſer daran gedacht, auf dem Kahn, den er am Schloßufer von der Kette löſte, mit ſeinem Herrn gradweges nach Köpnick zu rudern, wobei er den Oberbaum, manche Schleuſen und andere Hinderniſſe überſehen hätte, oder ob er nur über die Spree nach Berlin überſetzen wollte, um von dort eine Flucht zu Pferde oder zu Wagen in's Werk zu ſetzen, laſſen wir ungeſagt. Aber nachdem jener Schuß gefallen, war er athemlos blaß ins Innere zurückgeſtürzt, und wer einen Sinn in ſeinen herausgeſtotterten Worten

fand, konnte an ein allgemeines Maſſacre, eine neue Bluthochzeit, denken.

Zum Glück waren etwas beſonnenere Rathgeber um den Prinzen, und zum noch größern war der Secretair Danckelmann, welcher ſich in Kornmeſſers Abweſenheit hinaus gewagt, um zu ſehen, wie die Dinge ſtänden, faſt zugleich mit ihm zurückgekehrt. Gewagt, ſagen wir, denn Kornmeſſer und andre hatten ihn beſchworen, ſein Leben nicht auf's Spiel zu ſetzen; die Kurfürſtin haſſe grade ihn, als den vertrauteſten Rathgeber des Prinzen, auf den Tod; ein Schuß könnte ihn niederſtrecken, und welches Auge die Hand ſehen, welche im dunkeln Gange das Feuergewehr abgedrückt! Der Kurprinz ſelbſt hatte die Hand ausgeſtreckt und ihn gebeten, daß er bleibe.

Kornmeſſer's Vorſchläge waren die eines von der Angſt gänzlich Verwirrten. Die zur Vertheidigung und die zur Flucht kreuzten ſich, daß einer den andern aufhob. Als er ſeinem Herrn zu Füßen ſank, ſie umklammernd ihn beſchwor, ſein Leben nicht länger der Gefahr auszuſetzen, dröhnten die geharniſchten Tritte der Trabanten die Treppe herauf. Die Herren griffen an die Degen, nun ſollte es Vertheidigung gelten bis auf den letzten Blutstropfen. Nur Danckelmann, der noch nicht zu Wort gekommen, griff nicht danach, und auf ihn blickte fragend der Kurprinz.

Der treue Mann machte noch das Zeichen des Schweigens, er war, mit geſpitztem Ohr leiſe der Thür näher getreten und kehrte langſamer zurück:

„Gott sei gelobt, ich täuschte mich nicht. Es ist nur das Commando vom Schloßhauptmann abgesandt, um das Gesindel, das in der allgemeinen Unordnung heraufgedrungen, fortzutreiben und die Ruhestörer einzufangen."

„Das glaubte Wallenstein in Eger auch," rief Kornmesser, „als Devereaux Dragoner schon vor seiner Schwelle hielten."

„Auf des Kaisers Befehl," sagte Danckelmann ruhig. „Noch aber hat der Kaiser im Schloß an der Spree nichts zu befehlen. Durchlauchtigster Prinz, für Dero Leben ist zur Zeit nichts zu fürchten."

Danckelmann berichtete, was uns nicht unbekannt blieb: daß keine fremden Gesichter im Schloß zu sehen; die Absperrung nur auf Befehl des Herrn von Alvensleben erfolgt sei, um das Eindringen von Unbefugten zu verhindern; daß nach dem Kurfürsten ein Courier ausgesandt sei, und die Kurfürstin selbst in tiefer Trauer über das doppelte Mißgeschick sich verschlossen habe. „Wen ich von Gutgesinnten sprach, bedauert das doppelte Mißgeschick, aber man hofft, daß Euer Durchlaucht sich wieder im Schlosse zeigen werden, um die Angst Dero Getreuen zu beruhigen."

Dem einen Schusse war kein zweiter gefolgt, auch das Waffengeklirr hörte auf; es war einen Augenblick so still draußen, als in dem Zimmer. Auf den Gesichtern der Getreuen lagerte eine bange Erwartung, als der Kurprinz sich zu Danckelmann wandte: „Du treuer Mann, ich lege in Deine Hand mein Leben!"

Es waren nicht alle zufrieden, als Danckelmann befahl, daß man ſchleunigſt die Koffer und Kiſten in die Schränke zurück ſchiebe, alle Anſtalten zur Flucht verberge, die Thüren öffne und die Waffen ablege: „Mein gnädigſter Herr, wir haben nichts zu fürchten, als unſre eigene Furcht. Eures durchlauchtigſten Vaters Sohn muß auch ohne den Schatten derſelben vor ſeinem Hofe und vor der durchlauchtigſten Kurfürſtin erſcheinen.“

Aber auf des treuen Mannes Geſicht blieb ein Zug zurück, den ſein Schüler kannte, und als ſie allein waren, ſtürzte Danckelmann ihm zu Füßen:

„Mein allergnädigſter Herr und Prinz, ſo wahr Dero Leben mir werther iſt als mein eigenes, iſt doch Dero Ehre mir noch theurer als Ihr Leben. Wären wir jetzt geflohen, ſo ſtand dieſe Ehre und noch mehr auf dem Spiel. Des Weibes Gewalt über den Kurfürſten wächſt täglich, und durch eine unüberlegte Flucht, und in dieſem Augenblick, gäben wir ſelbſt ihr eine tödtende Waffe in die Hand. Glaubte der Kurfürſt, daß ſein Sohn die Anklage gegen die Fürſtin begünſtigt, daß er ſie hervorgerufen, und tritt kein Anwalt für ihn auf, ſo wäre er zu Allem — ich ſage zu Allem fähig. Es gilt nicht mehr eine Verkürzung der Erbfolge, der kranke, von der Sirene umgarnte Herr kann — ich muß es ausſprechen — er kann auch enterben. Wäre mein Herr und Prinz entwichen, ehe die theure Leiche der Kurprinzeß und ihres Knaben der Erde wiedergegeben, ſo hätten die Feinde darin

nicht seine Furcht, sondern sein Geständniß einer Schuld erblickt. Eine Anklage vor Kaiser und Reich auf Verleumdung, auf Hochverrath, Denuncianten, Zeugen und die Gewalt ständen gegen uns, was aber wäre unseren großen Feinden und Neidern draußen willkommener, als solcher offener, furchtbarer Zwiespalt im Innern! Alsdann wäre das Haus Brandenburg wahrhaft vernichtet. Es ist eine grausame, aber eine Nothwendigkeit, eine Nothwendigkeit, auch wenn mit Lebensgefahr, daß mein Prinz bis zur Beerdigung in anscheinender Ruhe hier verweilt; er allein kann der Anwalt seiner Ehre sein."

„Und dann!" rief Friedrich. „Hab ich denn eingewilligt, wollt ich mich von der theuren Leiche losreißen; bin ich ein Thier, daß ich die Hülle meiner geliebten Gattin in den Händen ihrer Mörder lassen will!" —

„Euer Durchlaucht freier fürstlicher Entschluß giebt mir neue Kraft."

„Aber dann, Danckelmann, was lauert dahinter?"

„Dann, mein Prinz, — Flucht! Schleunige, heimliche Flucht."

„Du auch glaubst —"

„Was ich nicht auszusprechen wage. Sie muß aufs Blut verwundet sein. Sie kann es nicht vergeben. Diese Frau mit dem Basiliskenblick kann nie etwas vergeben. Ich glaube nichts, mein gnädigster Herr, aber ich trage die Verantwortung, wenn Euch in dieser Frist ein Unglück zustieße. — Lebt von Eiern,

trinkt nur von dem Wein, den Kornmeſſer ſelbſt aus Euerm Keller holt und entſiegelt, Waſſer, das er aus dem Brunnen ſeines eigenen Hauſes ſchöpft."

„Aber — wohin?" rief Friedrich, der ſeine Hand krampfhaft auf die Lehne des Stuhles preßte.

„An Eures Schwiegervaters Hof nach Caſſel; das giebt der Sache einen guten Schein, der Schmerz treibt Euch grade dahin, wo die geliebte Frau als Kind weilte. Dann läßt ſich verhandeln über das Weitere. Erinnert Euch, daß die Landgräfin mir ohnlängſt, als wir in Caſſel waren, ein Pulver mitgab für einen ſchlimmen Fall. Sie, die hohe Frau, von welchen trüben, gerechten Ahnungen war ſie geplagt. O, welches Gegengift paßt für alle Gifte!"

Der Kurprinz nickte: „Die arme Mutter, die es voraus ſah! — Ich hielt ihre Stimmung für Melancholei."

„Das iſt die rechte Stimmung für uns. Ihre Maske vor! Verſtellung iſt das Gebot der Noth. Sonſt, ich flehe, inſtändigſt, entfernt jedes Zeichen, jeden Blick, jedes Wort, das von Argwohn ſpricht. Niemand darf von unſerm Vorſatz wiſſen, auch Kornmeſſer erſt im letzten Moment."

Eine Botſchaft der Kurfürſtin ward hereingebracht. Sie ließ ihren unausſprechlichen Schmerz dem Kurprinzen vermelden, ein Schmerz, der ſie ſelbſt der Beſinnung beraubt. Sie hoffte morgen im Stande zu ſein, den Kurprinzen zu empfangen, um perſönlich

die Gefühle der Theilnahme auszudrücken, für die sie heut keine Worte finde.

Der Prinz ließ durch Danckelmann's Mund entgegen versichern, daß, wenn in seinem tiefsten Leid die wunde Brust für einen Trost empfänglich sei, dieser lindernde Hauch nur aus dem Munde der Frau kommen könne, welche seine hohe Entschlafene immer wie die eigene Mutter verehrt.

Dreizehntes Kapitel.

Kalkſtein.

Wenn's ſchon im Schloß zu Köln in der Nacht umging, als wär's ein Hexenſabbat, was Wunder, wenn ſich in Lehnin das Unterſte zu Oberſt gekehrt hätte. Das Schloß dort an der Spree war kaum hundert funfzig Jahr alt, im Kloſter Lehnin konnten die Geiſter von fünf Jahrhunderten aus ihren Gräbern ſteigen. Aber vom alten Ciſtercienſerkloſter ſtand ſchon dazumal wenig mehr. Die Kirche prangte wohl noch mit ihren ſchönen alten Rundbogengängen, aber Abtei, Wohnhaus, Refectorium und Zellen waren entweder abgeriſſen, oder zu dem Jagdſchloß zugeſtutzt, als welches der große Kurfürſt Lehnin benutzte, und es war ſein Lieblingsjagdort geworden. Um für das Gefolge und mehr noch für die luſtige Tafel, und die von der Jagd durſtigen Gäſte zu ſorgen, hatten alle Räumlichkeiten herhalten müſſen. Namentlich um für die Kellerei Platz zu ſchaffen, war da vieles geſchehen, was man heut gern ungeſchehen machte.

Die Ankunft des hohen Herrn war durch Fouriere

Die Landkarte zu Euren Füßen nur von den Chauſſeen durchſchnitten, deren aufgeriebner Kalkboden bei jeder Bewegung in endloſen Wolken über das Land zieht, was von Grün übrig geblieben krankhaft färbend.

Nach Schattenſtellen, wo Eichen, deren markiger Stamm immer friſche Kraft ins Leben ſchießt, der Sommergluth Trotz bieten, nach Buchenwipfeln, die, ſanft von jedem Lüftchen bewegt, den Quellen zu ihren Füßen Kühlung zufächeln, ſucht Ihr vergebens. Nur wo die ſchroff hinabſchießenden Felſen, dem Waſſer unten eine enge Schlucht bilden, iſt Schatten und Kühlung zu finden, wenn nicht die ſenkrechten Strahlen der Mittagsſonne ihre verderbliche Gluth auch hier hinein ſchießen.

Aber die Menſchen — die „ſchöne Winzerin aus Languedoc“ ꝛc. — Marion — Manon — Margot — und wie ſie alle in den Deutſchen Büchern heißen? — die ſuche man in den Deutſchen Büchern. — Aber ihre reizende Tracht? — Auf der Pariſer Bühne. —

Je weiter vorwärts der Blick ſteuert, die Erde gewinnt ein immer verbrannteres Anſehen, und wäre es nicht das glänzende Blau des Horizontes, in dem auch kein Lämmerwölkchen ſchwebt, der

gemeldet, und Amtmann, Jägermeiſter, Förſter und Dienſtleute hatten alles vorgeſehen, Netze und Gewehre jeder Art ſtanden in Bereitſchaft, Treiber waren aus den Dörfern aufgeboten und in der Küche dampfte es verführeriſch von Bratengerüchen, während in Flaſchenkörben und Eimern der edle hungariſche und hiſpaniſche und der nicht ſo edle Landwein heraufgeſchafft ward. Da hatte man alles genau vorgeſehen, was der Kurfürſt nur möglicherweiſe verlangen konnte, denn er war in letzter Zeit, ſeit ihn das Podagra plagte, zuweilen ſehr „ſchieberig“ angekommen; aber deſſen hatte man ſich doch nicht verſehen, daß er heut in den Grüften umher geführt ſein wollte.

Es war doch ein langer und trauriger Weg im Winter, von Berlin bis zu dem alten Kloſter in der Zauche. Dazu war ab und zu der Schnee den Reitern recht in's Geſicht gepeitſcht, und die Sechszig und das Podagra, die an dem rüſtigen Körper zerrten, machten einen ſolchen Ritt grad nicht zu einem Erholungsritt. Daher hatten alle erwartet, daß der Herr nach den Freuden der Tafel, bei denen er faſt ſtill dageſeſſen, und wenig gegeſſen und weniger noch getrunken, bald zur Ruhe gehen werde, um zur morgenden Jagd Kräfte zu ſammeln, aber es war anders.

Er war ſchon beim Geſpräch anders wo geweſen, und wie er unruhig aufſtand, war auch einige Unruhe über den Befehl. Die Hausbeamten dachten, was denn da unten zu ſehen ſei; andre fürchteten, es ſei noch ſchlimmeres als nichts zu ſehen. Es lagen da

nur Schutt und Zerstörung, oder Bier- und Weinfässer, und wenn die Fackelträger inne hielten in Erwartung, nun werde er wohl genug haben und umkehren wollen, gab er das Zeichen: „Weiter!“

Sie standen schon an den Bottichen und Röhren der Brauerei, und als der Herr immer vorwärts ging, wußten sie nicht, durch welche Ritze in der Mauer sie ihn im Labyrinthe weiter führen sollten.

„Zu den Grüften der Ascanier!“ sagte er ungeduldig.

Sie sahen sich an, oder vielmehr sie senkten die Blicke, der Landeshauptmann und Landrath, der Forstmeister und Amtmann. Der alte Präsident Schwerin, welcher den Fürsten auf die Jagd begleitet, bemerkte leise: es sei schon vordem aus den Schriften in fürstlicher Kammer ersichtbar, daß etliche der Särge derer alten Fürsten abhanden gekommen, niemand wisse wohin. — „Der grausame Krieg!“ seufzte der Forstmeister. „Die Schweden! die Schweden!“ setzte der Landrath hinzu.

„Die Schweden sind der bequeme Sündenbock, auf die sie ihre eigenen Sünden und Nachlässigkeiten schieben,“ sprach Friedrich Wilhelm, und wollte über eine eingefallene Mauer, durch die der Mondenschein glänzte. Einige warfen etwas hin von Nebeln und ungesunder Luft, der Kurfürst war nicht in der Laune, um darauf zu achten, darum warfen sie es sehr leise hin. Auch folgte ihm nur, wer unvermeidlich mußte; in den winklichten Kellern konnte, wer wollte, leicht

verſchwinden; und man ſah ja, es war dem Fürſten nicht um vieles Gefolge zu thun.

Die Mauerſpalte führte in den verfallenen Kreuzgang. Auf ſeine Frage: „Aber die Gruft, wo iſt denn ihre Gruft?“ zückten ſie die Achſeln. Es wußte es niemand; der Landrath, der Forſtmeiſter, alle waren erſt ſeit ſo und ſo viel Jahren hier. Bei ihrer Herkunft hatte ihnen niemand es geſagt und ſie hatten niemand darum gefragt. Ein alter Förſter entſann ſich, die Schweden hätten hier Kugeln gegoſſen, oder es ſei auch ſchon geweſen zur Zeit des Aufgebots und der Lehnfolge, die Georg Wilhelm aufrief, als die Wallenſteiner das Land bedrohten. Damals ſei die Rede davon geweſen, daß ſie die bleiernen Särge umgeſchmolzen.

Der alte Schwerin winkte da den andern, daß ſie ſich ſtill entfernen möchten; er kannte ſeines Herrn Art, der ſtumm vor ſich hin ſchritt unter den zerbrochenen Pfeilern. Der Mond warf jetzt ſein hellſtes Licht auf die zerborſtenen und verwitternden Leichenſteine. Es war niemand außer den Beiden in dem Hofe. Wer weilte auch ſonſt gern hier! Selbſt die Schatzgräber wühlten nicht mehr wie vordem unter den Ruinen, zu deren Verfall ihre Hacken und Grabſcheite viel beigetragen hatten. Die Geſpenſter, die umgehen, der Mönch im Ringelthurm, der ſchwarze Hund, der Abt mit dem Wolfsgeſicht, der Ritter Nero, wer wußte nicht von ihnen zu erzählen, wie viele hatten ſie geſehen! Auch den Präſidenten Schwerin

überfröſtelte es, er wäre lieber ſeinem Herrn nicht gefolgt, der im Moos der Grabesſteine die Schrift zu leſen ſchien.

„Aebte! Nichts als Aebte! Infuln, Biſchofsmützen!“ ſprach der Kurfürſt vor ſich hin. — Selbſt ihre Leichenſteine verſchwunden, ja ſogar der Ort vergeſſen, wo ſie ruhen!“

Herr Schwerin warf einen lateiniſchen Spruch hin von der Vergänglichkeit der Dinge.

„Die Wilden ehren doch ihre Todten — die ſchwarzen Halbmenſchen in Guinea, erzählt mir Gröben, heulen vor Schmerz, wenn man ihre Friedhöfe verwüſtet!“

Was Schwerin zur Entſchuldigung vorbrachte, ſchien der Kurfürſt nur halb zu hören: daß den Ascaniſchen oder Anhaltiniſchen Fürſten zu viel regierende Geſchlechter und zu viel Mißgeſchick gefolgt.

„Wenn an uns auch die Reihe käme! — Sie auch einſt nach unſern Grabſtätten ſuchten, und von den Lebendigen wüßte keiner, wo die Hohenzollern ſchlafen!“

„Mein gnädigſter Herr ſetzt eine unmögliche Poſition.“

„Was iſt unmöglich! Sahen wir nicht ſchon den Menſchen zum Cannibalen werden! Iſt der Weg ſo weit bis zum Thiere, wenn ſie in ihrem Schlafleben nicht einmal die Erinnerung wach rütteln, wer vor ihnen gelebt.“

„Wenn der Brandenburger je vergeſſen könnte, was der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm —“

„Es waren Männer auch unter dieſen!“ unterbrach der Fürſt. — „Wenn der Erde Ziel doch ein wüſter Kirchhof wäre mit zerbrochenen Leichenſteinen, verwitterten Schriftzügen, welche die dann Lebenden nicht mehr entziffern!“

„Wer gerecht gelebt und das Gute gewirkt —“

„Der hat für ſich genug gethan, vielleicht vor Gott auch; recht ſo, mein alter Freund. Aber wer nun mehr thun wollte, Grundſteine zu ſenken glaubte in die Tiefe zu einem Bau für alle Zeiten, wer dem beſeligenden Wahne nachträumte, daß er des Menſchen Daſein beſſer, edler machen, Barbarei und Unwiſſenheit bekämpfen, den kommenden Geſchlechtern goldne Thore öffnen werde —“

„Gnädigſter Herr, der dreißigjährige Krieg war ein Strafgericht Gottes. Die Bluthochzeiten kehren nicht wieder —“

„Weißt Du's! Weiß ich's! Weiß wer, ob ein dreißig — dreihundertjähriger Schlaf des Menſchengeſchlechts nicht noch ſchlimmer iſt, ob wir nicht auch verſchlafen können alles Gute, Große, Edle, was von unſern Vorfahren auf uns kam, ob die dumpfe Luft, in der die Fackeln dort kaum brennen wollten, nicht auch die geiſtige Welt wieder fällt, daß unſer Licht, das, was unſre Vorväter anzündeten, unſre Väter anbliesen, nicht wieder verliſcht! Nicht durch Stürme — die fachen es zur Flamme an — in der Trägheit

der Luft, in der vis inertiae unſrer Geiſter! Davor, davor ſchütze uns Gott! Wenn man alt wird — ja man fühlt — es denkt ſich im Alter nicht ſo leicht mehr."

Schwerin ſah beſorgt hin, wie der Kurfürſt ſich an einem Pfeiler hielt; aber er ſtand aufrecht und ſchaute in das Mondenlicht, als ob es ihn erquicke.

Als hätte er zu ſcharf auf die alte Rüſter geblickt, deren Aeſte unter der Schneelaſt ſeufzten; ſie ſchüttelte ſich, und von den Klumpen Schnee, die herabfielen, flatterten Krähen auf, und die Eulen wurden in den Gewölben wach. Vom Geſchwirr erſchreckt, ſchlüpfte auch ein ſchwarzer Kater über die Mauer.

Schwerin, den ſeine Feueraugen angeglotzt, meinte, ob es nicht Zeit ſei umzukehren; er ſprach aber von der Froſtluft.

„Geſpenſter fürchte ich nicht," entgegnete Friedrich Wilhelm. „Nicht die, ſo aus den Gräbern ſteigen, denn ſie haben kein Recht, wo die Lebendigen ſind; noch die, welche man auf die Gräber ſetzt, um uns zu erſchrecken. Haſt Du das lateiniſche Poem geleſen, Schwerin — das Vaticinium?"

Der Präſident erſchrak. Wie ſorgſam hatten alle am Hof die Schrift, welche damals in einem Winkel Deutſchlands gedruckt erſchienen war, zu unterdrücken und ſo geheim zu halten geſucht, daß der Herr ſie nicht zu Geſicht bekomme. Sie glaubten, es ſei ihnen gelungen.

„Gnädigſter Herr!" ſtammelte er.

Der Kurfürſt ſchaute ihn ſcharf an: „Auch Du, Schwerin!“

„Es iſt ein abſcheuliches, abergläubiſches Machwerk, von denen Feinden Eures glorreichen Hauſes und unſeres reinen Glaubens geſchmiedet und ausgeſtreut.“

„Darum ſollte ich denen zürnen, die es ſelbſt mit Gier verſchlungen, und doch wollten, daß nur Einer es nicht kennen ſolle. Und der Eine war ihr Fürſt!“

„Bei dem hochverrätheriſchen Inhalt! Gnädigſter Herr, bei der gotteslästerlichen Prophezeihung, daß Euer Reich untergehen, Euer Haus ausſterben werde, ehe denn zweihundert Jahre um ſind, und daß in dieſen Marken wieder Meſſe geleſen, zur Mette geläutet und der heidniſche Weihrauch in geſchwungenen Keſſeln dampfen ſolle!“

„Und ich grad ſollte das nicht wiſſen! Ich allein! Geht's mich nichts an, ſorg' ich nicht für Euch, denk' ich nicht für Euch? Die andern ja, die vor meinem böſen Blicke in die Knie ſinken, aber auch mein treuer, ehrlicher Schwerin, mit den weißen Haaren, der, wo's mein und des Landes Wohl galt, nie ein Blatt vor den Mund nahm — warum mußteſt auch Du mir's verbergen. Wäre ich nicht der Erſte geweſen, der es wiſſen mußte, um — zu handeln.“

„Laß es durch Henkers Hand zerreiſſen, verbrennen.“

„Damit nun erſt jeder es lieſt! — Mag es jeder! Der Mönch Herrmann, ſage ich Dir, erſchrickt mich

nicht, ſeine Prophezeihungen werden nicht meiner Hände Arbeit zerſtören, noch mein Haus umwerfen. Aber wenn die nach mir kommen, wenn die in meinem Hauſe dem Feinde die Hand bieten, wenn ſie vergeſſen könnten, was ihre Ahnherren gewollt und gethan — dann, dann mag es kommen, daß die Dächer von Lehnin und Chorin wieder —"

„Scheltet Eure Diener," fiel der alte Miniſter ein, „aber laßt die Wolken Eures Unmuths nicht Schatten auf Eure Nachkommenſchaft werfen. Der Kurprinz —"

„Nichts von ihm!" —

„Doch von ihm. Er iſt ein treuer Proteſtant."

„Wer giebt die Bürgſchaft, daß, was iſt, auch ſein wird? Der Mond da oben? Wandel heißt ſein Geſetz, und der Trabant beherrſcht ſeinen Herrn. Wo iſt denn das Feſte auf dieſer Erde! Sieh dieſe Ruinen an. War's nicht ihr größtes, herrlichſtes Werk, was die Sachſen im Wendenlande gründeten! Das heilige Licht ſchien in dieſe Wälder, Sitte, Wohlfahrt, Kunſt, Luſt und Gedeihen folgten den ehernen Tritten des Bären Albrecht. Auch tüchtige Söhne folgten ihm, — das große Glück hatte Gott dem Vater geſchenkt, — und doch, und doch — ſeinen Sarg haben ſie eingeſchmolzen, ſeinen Namen vergeſſen, ſelbſt vergeſſen —! Und wir Franken traten die Erbſchaft der Sachſen an. Wird's uns anders ergehen! Wo Gott ein Geſchlecht durch große Männer erhob, geſchah es nur, daß ihre Nachkommen durch Schwäche es wieder ausglichen, was jenen zuviel ge-

geben war. Je mehr Rieſen voran, ſo mehr Zwerge im Troß, das iſt das Geſetz der Natur, verſchrieben in den ehernen Tafeln der Geſchichte. Das iſt das einzige Unwandelbare im ewigen Wandel dieſes Erdballs.“ —

Der Präſident Schwerin, obgleich er kein Blatt vor den Mund nahm, wenn es galt, wußte doch auch wenn er ſchweigen mußte. Der Herr war in ſehr trüber Stimmung. Wenn er nur nicht auch in Erfahrung bringt, was der Kurprinz in Geheim grade jetzt mit dem Kaiſer in Wien verhandelt! dachte der treue Diener.

Der treue Diener ſeines Herrn ſann nach, wie es zu veranſtalten, daß dieſes Geheimniß ihm beſſer verſchwiegen bleibe, als das andre, deſſen Enthüllung er hier ſo unerwartet erfahren müſſen, als der Kurfürſt vor einem Leichenſteine ſtehen blieb.

„Was mich der Abt grimmig anſieht! — Meinſt Du nicht auch, Schwerin? Wohin ich mich wende, ſein Geſicht folgt mir.“

Der Präſident meinte, aber ſtill für ſich, daß der Kurfürſt fiebere. Er wünſchte, der Stein wäre eingefallen und in tauſend Stücke zerbrochen; aber ſtatt deſſen ward er jetzt vom Monde, der aus einer Wolke trat, noch heller als vorhin angeſchienen. Man konnte die Schrift erkennen.

„Lies!“ ſagte der Herr.

„Mart . . . Abbas . . . dominus de Kalck . . .“

„Kalckſtein!“ rief plötzlich der Kurfürſt. „Sprich's

doch aus! Ja, ein Kalkſtein hat das Recht, mich grimmig anzuſehen."

Da zog er den Mantel um ſich, murmelte etwas, man müſſe die Todten ruhen laſſen in der Geiſterſtunde, und ſchritt langſam zum Ausgang. Auf dem ganzen Rückwege ſprach er kein Wort mehr. Deſto mehr dachte ſein Begleiter: Was nur der eine todte Mann, den er richten laſſen, jetzt dem Herrn zu Sinne liegt, und er hat doch auch andere richten laſſen!

Der Kurfürſt ließ die Kerze an ſeinem Bette brennen, wenn er nicht ſchlafen konnte. Er mußte die ganze Nacht nicht geſchlafen haben, denn ſo oft Schwerin hinausblickte, ſah er den Schein aus dem Fenſter, und am Morgen fanden die Kämmeriere die Kerze niedergebrannt. Nach Mitternacht ſchlugen die Hunde im Hofe an, es war ein ängſtlich Geheul, aber die dunkle Geſtalt, die über die Gartenpforte geſchlichen kam, mußte ein geheimes Mittel wiſſen, denn wenn die losgelaſſenen Beſtien anſprangen, als wollten ſie ihn zerreißen, fuhren ſie wieder winſelnd zurück und verloren ſich in der Nacht. Als die Geſtalt im Schein des Lichtes ſtand, das aus des Kurfürſten Fenſter fiel, gab ſie ein Zeichen, das alsbald vom Fenſter aus beantwortet ward, und in der nächſten Minute ſtand ſie in dem Zimmer und der Kurfürſt kannte ſie.

Der Mann im zottigen Mantel war Mathes Horeck. Auf ſeinen Flurſchützenſpieß geſtützt, wiederholte er: „Er iſt todt!"

Muth entwiche auf dieſen Höhen, und die Troſtloſigkeit überkäme uns in dem gerühmten Paradieſe der Erde.

Aber es iſt doch ein Paradies, nur einen Blick zurück auf das Thal der Rhone, auf das graue Avignon am Ausgange des anmuthigen Wieſenthales. Schatten und ſchattirtes Grün, Fels und Berg und Waſſer, Oliven, Feigen, grüne Maulbeerwälder, und die ſchönen Cypreſſen, die Symbole der ſüßen Trauer, welche mitten aus der üppigen Gluth des Südens hervorbrechen und zum Herzen ſprechen.

Darum weiter über die kahlen Höhen bis wieder am Meeresrande, oder am Fuße der ſchattigen Pyrenäen.

19.

Der Pont du Gard.

Der Gard höhlte, als er dem Mittelmeer zuſtrömte, ein Felſenthal aus, in deſſen tiefem Grunde er jetzt ſein beſcheidenes Bette gefunden. Aber die Römer wollten dieſen Riß der Natur nicht dulden, welcher das herrliche Nismes von den nördlichen

„Todt!“ wiederholte auch der Kurfürſt, das Geſicht in der Hand, wie er im Armſtuhl ſaß. „Und hat auch die Gnadenbotſchaft nicht mehr vernommen?“

„Wär dennoch aus dem Kerker nicht mehr gekommen, meinte der Doctor. Der große Herr da oben hatte ſchon anders decretirt.“

„Und ſchloß im Groll auf mich die Augen?“

„Das weiß ich nicht. Er hat auf die letzt mit Keinem verkehrt, wollt' auch keinen Beſuch. Er kann den Hieronymus Rhode umbringen, hat er oft geſagt, aber ſein Recht nicht. Darum meine ich —“

„Was?“

„Daß er Eure Gnade auch itzo nicht angenommen hätte, denn Ihr habt ihn nicht pure begnadigt, vielmehr ſollte ich ja zuſetzen: Ihr thätet es nur in feſter Zuverſicht, daß er in ſich gehen und vor dem höchſten Herrn ſeinen rebelliſchen Sinn bereuen würde. Das hätte der Rhode nimmer gethan.“

„Dir klebt noch etwas auf der Zunge,“ ſagte der Kurfürſt nach einer Pauſe.

„Auf der Zunge eigentlich nicht; die möcht' ich mir nicht verbrennen.“

„Heraus damit. Es iſt der Accord zwiſchen mir und Dir.“

„Nun ja, gnädiger Herr, das mein' ich eben. Ich war ein fuchswilder, und, gradraus, ein ſchlechter Kerl. Wenn Ihr mich hättet hängen laſſen, hättet Ihr Recht gethan, ich verdiente es.“

„Nichts von alten Geſchichten! Darüber ſoll Gras wachſen, ſagt' ich."

„Schon recht, durchlauchtiger Herr, und weil Ihr mich pardonnirtet, gradweg ohne Clauſeln, wie einer ein Inſect, das ihn ſtechen wollt', losläßt. Entweder mein' ich, er muß es zertreten, oder er läßt's fliegen; denn was hilft's ihm, ſo er ihm vorhält, was Unrecht das Inſect gethan, und es ſolle in ſich gehen und's nicht wieder thun; oder ſo er gar zu ihm ſagte: ich laſſe dich los, unter der Condition, daß du mich nicht wieder ſtichſt. Und darum, weil Ihr mir das Leben geſchenkt habt, mit vollen Händen, darum glaube ich, ſchoß es in mich, daß ich ein Einſehens bekam und ein andrer ward."

„Ein neuer Menſch."

„So meine ich iſt's. Wenn Ihr mich aber am Bindfaden hieltet, daß Ihr mich jeden Augenblick wieder zurückziehen könntet, dann wär ich's nicht geworden, ſondern Euer Höriger und Leibeigener, und wär meinethalben tückiſch, und diente Euch auch nicht aus Luſt und Lieb als ein freier Mann."

„Und Du willſt?"

„Nichts für mich. 'S iſt nur eine Gewiſſensfrag. Ihr habt einen Strich gemacht, was hinter mir liegt."

„Ueberſprangſt ihn wieder?"

„Nein, Herr. Aber der Strich gilt nur für Euch, ſagtet Ihr. Wenn ich aber mal an die Gerichte geriethe, dürften die auch nicht 'nüber greifen und da was rausholen, was mir an Kopf und Kragen ginge?"

rothen Hahn auf 'ne Windmühle zu ſetzen. Was iſt 'ne Waſſermühle beſſer, dachte ich dazumal, aber geſchoſſen hab' ich nicht, auch meinen Pallaſch nicht roth gemacht. Wie die Alten ſchon maſſacrirt waren, erbarmte's mich, wie die Kinder ſchrieen. Dem Bub war das Hirn zerſchmettert, aber das Madel — konnt's nicht mit anſehn! Riß ſie dem Cameraden aus dem Arm — und das Madel — je nun das iſt die, um die itzo die große Wirthſchaft iſt. Ich trug ſie die Trepp runter, hüllte ſie in mein Caput und ſtieg auf mein Roß. Die Nacht ſchlug dann 'nen dichten Mantel um uns beid', und ich bin's, der ſie zum Pfaff drüben gebracht. Kann's beſchwören, Herr, mit 'nem leibhaftigen, wahrhaftigen Eid."

„Die kleine Dorothe!" ſprach der Kurfürſt, in Gedanken verſunken, vor ſich hin.

„So hat das Müllerweib nach dem Madel gerufen, als der Wiprecht ihr den Schädel einſchlug. Hab's auch dem Pfaff geſagt und möcht's itzt, und alles, was ich weiß, dem Gericht ſagen, wann ich nur wüßt —"

„Wenn Du nur ein Pulver hätteſt, das Dich vor Galgen und Rad ſchützte. Iſt's nicht weiter her mit Deiner Reue, Mathes? — Wie kamſt Du heut darauf? Die Sache iſt alt."

„Stach mich auch ſchon ehedem. Schon damals, als ich erfuhr, wem ich das Kind in die Händ gethan, daß der Pfaff ein wüthiger lutherſcher Bär war, der die Reformirten auffreſſen möcht. Schon

damals kam's mir zu Sinn, warum ich dem Kind den Leib gerettet, damit seine Seele Schaden leidet. Und nachher noch unterschiedliche Male, zu jüngst aber als Ihr mich nach Peitz schicktet."

„Was hat der Rebell Rhode mit der Sache zu schaffen?"

„Der nun nichts, Herr, aber Ihr, daß Ihr mich zu ihm schicktet. Wenns meinen gnädigen Herrn treibt, wo er Unrecht gethan, er müsse es wieder gut machen, er, der so viel Gutes überdem und zum Ueberfluß gethan, was ist's an mir, der ich zum Ueberfluß so viel Schlechtes that, daß ich das eine wieder gut mache, was an mir. Und wie ich von Peitz unverrichteter Sach heimritt, da dacht ich's erst recht: dein Herr ist zu spät in sich gangen, nimm dir ein Exempel dran und thu's zu rechter Zeit. Und, gnädigster Herr, gradraus, wenn Ihr mir auch keinen Pardonbrief ausstellen wollt, nun soll Mathes Horeck doch als Zeug' auftreten und sprechen, Gott und der Wahrheit zu Ehren, was auch d'raus werde. Denn ein Diener, der einen guten Herrn hat, der muß nicht schlechter sein, als sein Herr. So Ihr's mir also nicht untersagt, weil ich Euch gehöre und zu Eurem Dienst leibeigen bin, so meld' ich mich beim Kammergericht."

Der Kurfürst mußte noch mancherlei mit seinem Geheimboten zu verhandeln haben, denn erst beim zweiten Hahnenschrei hörte man wieder das dumpfe Heulen der Hofhunde, wie wenn sie einer Spur nicht folgen sollen, und erst da legte der Herr sich wieder

auf das Pfühl, und konnte doch nicht einschlafen vor vielen Gedanken: „O Recht und Gerechtigkeit dieser Welt! Was ist's um euch, daß wir glauben mit Granitstücken zu bauen, und sehen nicht die thönernen Scherben dazwischen!"

Die Jagd am folgenden Tage unterblieb. Boten waren über Boten am frühen Morgen nach Lehnin gekommen. Noch in der Nacht hatte Schwerin ein Schreiben ernsten Inhalts empfangen; der Courier aus Wien hatte Berlin nur passirt, um dem Kurfürsten die dringende Mahnung des Kaisers zu neuer Rüstung gegen die Franzosen zu überbringen, weil alle Zeichen dafür seien, daß Ludwig XIV den kaum geschlossenen Frieden mit dem Reiche brechen und sich auf das Elsaß werfen werde. Viel schöne Versprechungen und schmeichelhafte Versicherungen waren angehängt.

Der Kurfürst aber hatte, als Schwerin ihm vortrug, den Kopf erhoben, mit einem Blick, der mehr sagte, als die Worte: „Darauf laß Meinders antworten; er schreibt glatter. Dem Reiche und dem Kaiser, was des Kaisers und des Reiches ist. Wenn es nach Satzung fordert, was ein Reichsfürst ihnen schuldet, das sollen sie vom Reichsfürsten haben; keinen Reiter und keinen Thaler darüber. Friedrich Wilhelm, der Hohenzoller, das soll er auch entgegen schreiben, aber nicht mit Worten, ist keine Windfahne, die den Wind küßt, der ihn gepeitscht hat. — Das Reich,

das Reich, das mich verlassen hat, als ich mein Alles ihm hingab, mag sich selbst helfen."

Mehr sagte er nicht; auch Schwerin sprach kein Wort mehr; es wär' verlorne Mühe gewesen. Dann kamen andere Boten aus Berlin; einer überstürzte den andern. Bei der ersten Post ward der Kurfürst bleich, als habe ihn ein Schlag getroffen; einige wollten eine Thräne auf den grauen Wimpern gesehen haben: „Gottes Wille!" rief er nur. Bei den anderen Posten färbte sich das Gesicht, die Nase ward weiß, aber die Stirn roth, seine Hände ballten sich und das Auge schoß Blitze, daß sie ihn nicht ansehen mochten: „Satteln!" rief er. „Der Herr thut dort noth."

Auf dem langen Wege sprach er kein Wort; es war auch zum Gespräch nicht angethan, wie sie in athemloser Hast durch Wind und Wetter trabten. Aber die Hast half ihnen wenig. Wo Baumgarten die Fähre hatte über die breite Havel, war der Fluß durch Kähne versperrt, die im Eis verquer geschoben worden, und was Arm und Beine hatte, arbeitete um Platz zu machen. Aber es dauerte so lange, daß die Reiter genöthigt waren, abzusitzen. Schwerin war das lieb; der Zorn des Herrn mochte bis da verdampfen. Aber als der Ferge Baumgarten, wie er wohl sonst that, den Kurfürsten angeben wollte wegen der Brücke, die gebaut werden und er hoffte, daß er mit dem Zoll belehnt werden sollt, rissen ihn die Stallmeister zurück: „Mann, um des Himmels Willen

nicht, wer ihm heut zunah kommt, da schlägt das Gewitter ein."

Die Stallmeister hatten wohl unrecht, der Kurfürst ging, in seinen Mantel gehüllt, ruhig im feuchten Sande auf und ab. Da fluchte ein Fährknecht, der ihn nicht sehen mochte: „Sag ich doch, daß auch heut grad der schwerenöthsche Kalkstein derquer kommen mußte!"

Schwerin, der dem Herrn zur Seite ging, erschrack, aber der Kurfürst warf nur einen Blick auf die Kähne, die mit Kalksteinen aus Rüdersdorf beladen waren, und ein bitter Lächeln flog über das Gesicht: „Der Kalkstein muß mir immer derquer kommen." —

Da nahm der Minister sich ein Herz und fragte seinen Herrn — sie waren weit ab von den Anderen — was der eine Mann ihm denn noch immer zu Herzen gehe? Sei er doch von guten Richtern in gutem Gericht dazumal judicirt worden, und selbst geständig gewesen der Majestätsbeleidigung, ja des Landesverraths, sintemal er nach Warschau gegangen, um die Polen gegen seinen Herrn aufzuwiegeln. Auch die Art, wie er ihn aufgreifen lassen, welche seine Feinde ihm vorwürfen, sei vielmals von anderen in Kriegs- und anderen wirren Zeiten geübt worden, und gewissermaßen Nothwehr gewesen. Auch hätten die Polen, wie sie gegen den Kurfürsten gesprochen und gehandelt, kein Recht zu klagen, noch irgend wer.

Was ſein gnädiger Herr denn nun in ſo trüber Zeit durch den Gedanken daran das Herz ſich noch ſchwerer mache? —

Da legte der Kurfürſt die Hand dem alten Miniſter auf die Schulter, und ſah ihn wunderbar ernſt an:

„Ich ſoll den Stein vom Herzen wälzen! Sei's! und Du mein Beichtvater: Gerecht hab ich ihn richten laſſen, und vor den Richtern dieſer Welt will ich's vertheidigen, wie ich ihn fangen ließ. Aber vor dem da oben kann ich's nicht, daß ich ihm den Kopf abſchlagen ließ. Ich wollt' es nicht — hörſt Du, Schwerin, ich wollt' es nicht! Das hat unter den Sternen nur Einer gehört, Du jetzt — ich wollte, er ſollte leben, der rauhe, borſtige, eiſerne Mann, ich wollte ihn begnadigen, aber er wollte nicht Gnade. Ich wollte, er ſolle bereuen; Kalckſtein wollte nicht bereuen. Da iſt's denn gekommen, wie ich nicht wollte. Sein Blut kommt nicht über mich, aber Gottes Zorn, daß ich Gott ſpielen wollte. Der Trotzkopf hat ſich den Kopf abſchlagen laſſen, damit er mich vor Gott anklage, wie er's vor den Polen gethan, daß ich ein Despot ſei, der in Gottes Rechte eingreift. Denn nur an Gott iſt's, in die Herzen zu ſchauen, und Reue zu fordern, wenn er Gnade ſchenkt, wir menſchliche Herren und Richter, gebrechliche Werkzeuge ſeiner Allmacht, wir ſind nur eingeſetzt über den Leib der Verbrecher, entweder wir

sollen einen strafen, oder ihn begnadigen. Was darüber, da überschreiten wir unser Mandat. Wer ihre Seele auf die Folter legen will, frevelt gegen den Herrn. Das ist's, Schwerin. Bisweilen klagen mich die Todten an; mit den Lebendigen will ich fertig werden."

wasserreichen Höhen bei Usez trennte. Nicht wie himmelstürmende Giganten wälzten sie Felsblöcke, den Fluß stauend, in die Schlucht; ein erhabenes Werk der Kunst sollte die Herrschaft des menschlichen Geistes über die Kräfte der Natur darthun. In drei Arcaden erhob sich aus der Tiefe jenes Bauwerk, das, für die Ewigkeit erschaffen, uns mit ehrfürchtiger Scheu vor dem Riesengeist seiner Erbauer erfüllt. Unten strömte ruhig der Fluß in dem Bette, das ihm einst die Revolution der Erde geöffnet, seinem Ziele entgegen, während hoch über ihm die Quellen von Usez auf drei über einander gethürmten Säulengängen ihn kreuzend nach Nismes sich ergossen. Die Schlaffheit der Enkel hat die Röhren und Kanäle zerfallen lassen, die Gewässer von Usez tröpfeln nicht mehr hinab in den Gard, aber das große Kunstwerk ist stehen geblieben, ein Denkmal der ausdauernden Kräfte eines Volkes, welches neben den leuchtenden Thaten der Gegenwart Werke schuf, die nach Jahrtausenden das Staunen schwächerer Geschlechter erregen sollen.

Selbst die Revolution hatte gegen diese Größe nichts auszusetzen. Der Pont du Gard erhebt sich ja nicht über das Niveau der Erde, er glich nur die Unebenheit derselben aus und entging als Gleich-

Vierzehntes Kapitel.

Nach ſolcher Nacht ein ſolcher Tag.

Der Kurfürſt begegnete bei ſeiner Rückkehr nur blaſſen und verſtörten Geſichtern. Wer hatte denn ſchlafen können, wer ward nicht von böſen Traumgeſichtern aufgeweckt? Der Kurfürſt begegnete nur Geſichtern, auf denen die Angſt gelagert war, daß ſie ſeinem begegnen mußten; denn er konnte ja nur wiederkehren als Rächer eines Verbrechens. Wenn des einen nicht, ſo des andern.

Das iſt ein Empfang, der keinen wohl ſtimmt, zum wenigſten einen Fürſten, der doch geglättete Geſichter über dem, was drinnen häßlich und rauh iſt, erwartet. Die flohen ihn, die zitterten, die überhaſteten ſich in vorgeſtotterten Antworten, welche den Sinn der Frage nicht faßten, und überall Unordnung, auch in dem düſtern Zimmer, über dem der Todesengel ſchwebte. Er ſtattete den Zoll der Trauer den Leichen ab, die ihm im Leben ſo nahe ſtanden, wie es ein Fürſt und Vater muß, dem hier eine Hoffnung auf Nachkommenſchaft in die Gruft ſank, aber er hatte ſich

den Moment anders gedacht. Erwartet hatte er seinen Sohn Friedrich zerknirscht, in Trauer aufgelöst, zu Füßen des Sterbebettes zu finden. Erwartet, daß er auch vor ihm, dem Vater niedersinken, im bittern Schmerz sein Unrecht aussprechen, Verlangen tragen werde nach Versöhnung, daß halb der Sohn die Arme zu ihm erheben, daß halb der Vater sie ihm entgegen breiten, daß eine Aussöhnung am Grabe den langen Zwist beenden werde. Aber der Kurprinz lag nicht an der Leiche, er hatte sich in seinen Appartements verschlossen, hieß es. Auch die Kurfürstin war ihm nicht entgegen geeilt, auch sie, lautete es, habe sich mit ihren Frauen auf ihrem Flügel eingeschlossen. Es verlangte niemand nach Versöhnung, es wollte niemand bekennen, Reue fühlen, nicht einmal sprechen.

Aber es kam anders; eine kam ihm entgegen, die erste, schwarze Trauergestalt im Schloß, eine fühlte sich gedrungen zu bekennen, ihr Herz auszuschütten. Er wollte die Gattin an seine Brust schließen, aber sie sank zu seinen Füßen nieder:

„Nicht an Deinem Herzen, hier zu Deinen Füßen ist heut mein Platz. Eine Angeschuldigte, bis sie rein gesprochen ward, würde diese Heldenbrust beflecken. Voran bitt ich um das eine, ich weiß, Deine Liebe und Huld für mich ist mächtiger als der Verdacht, nein, auch wenn sie mir bewiesen, ich sei eine Verbrecherin, Deine Liebe würde es nicht glauben. Diese Liebe thue fort, so schwer es Dir wird, verschließe sie in Deines Herzens innersten Schrein, daß der Fürst

und Richter ihre Stimme nicht hört. Thu's mir zu Liebe, mein Gemahl, denn es gilt den Ruf und Namen Deiner Gattin."

Dessen war der Fürst nicht gewärtig gewesen. Man hatte ihm von einem dumpfen Gerücht gesprochen, was die Frau Kurfürstin zwar, von wegen seiner Abscheulichkeit, sehr afficiret, doch aber von allen Gutgesinnten nur mit Entrüstung vernommen worden, und sei es eben nur unter der Classe des niedern Gesindes, das in dem allgemeinen Schrecken und der Verwirrung die Contenance verloren, laut geworden. Er hatte gezürnt, innerlich, als er es vernommen, aber gemeint, er brauche nur seine Augen funkeln, seine Stimme erschallen zu lassen, so würden die giftigen Nebel von selbst zerstieben.

„Stehe auf, Dorothe, es ist, dari, soll nicht Dein Platz sein."

Sie senkte ihr Haupt: „Nicht bis Du mir das verheißen, um was ich Dich bat."

„Tollheit! beim allmächtigen Gott, Wahnsinn!" rief er. „Wer wagt Dich anzuschuldigen, wer hat Lust, der Felonie, des Majestätsverbrechens bezüchtigt, in den Thurm zu wandern. War Hexensabbat hier? Es sollte ein arger Aschermittwoch auf den Mummenschanz folgen. Sprich, es ist Scherz —"

„Es ist Ernst, mein Herr und Gemahl. Heut Nacht hab ich überwunden, ich habe dem Herrn im Himmel gedankt, daß er die Versuchung über mich schickte. Es war nicht länger zu ertragen. Der giftige

Nebel erſtickte meine Bruſt. Nun ward's ein Gewitter, es platzte los. Mag's mich niederwerfen, ſei es, die Luft wird doch rein. Sie klagen mich an — ich habe kein Wort, für das, weſſen ſie mich bezüchtigen — nun muß gerichtet werden. Bin ich ſchuldig, verſtoße mich, laß Recht walten, das äußerſte —"

„Du ſprichſt im Fieber, die Schrecken der Nacht haben ſich auf Deine Sinne geworfen, geh zur Ruh. O bringt ſie zu Bett. — Wer, wer kann denn glauben —!"

„Frage ſie alle — ſieh ſie alle an."

Und als Friedrich Wilhelm um ſich ſchaute, ſenkten alle die Köpfe.

Die Fürſtin war jetzt raſch aufgeſtanden.

„Das iſt's, mein Herr und Gemahl, ihre Blicke bekennen's, was ihre Worte leugnen werden. Sie werden es alle abſtreiten, niemand wird darum wiſſen wollen. Und vielleicht haben ſie recht, es ſind ja ehrenwerthe, gute Herren und Frauen, vielleicht ſchwirrt es nur durch die Luft wie ein ohrzerreißender Ton, wie ein Mehlthau, ein feiner Blutaſchenregen, der auf Pflanzen, Blätter, Haut ſich lagert, und niemand weiß, woher. Gleichviel, da iſt's; der Ton ſchwirrt wie eine raſſelnde Säge in meine Seele, der Mehlthau frißt, der Aſchenregen nagt bis in Mark und Nieren. Es war nicht mehr zu ertragen, die ſtumme Anſchuldigung in jedem Geſicht zu leſen, in jedem Zuſcheln ſie zu hören, und dazu ſchweigen müſſen, lächeln, zufrieden ſcheinen. In dieſer Nacht ward ſie laut. Ich könnte der Frau, und wäre ſie meine Todfeindin, um den Hals fallen, deren

Zunge zuerſt ſich löſte, dem Mann, der es ausſprach, ich wollte ihm die Hand küſſen, dieſe Hand an meine Bruſt drücken, daß er fühle, wie laut das Herz ſchlägt, das in ihm einen Wohlthäter erkennt. Wie den Pilger in der Wüſte nach einem kühlen Trunk, dürſtet mich nach Unterſuchung, Gericht. Säßen noch in ihren dunkeln Hallen verkappte Freigrafen, die Lampe im Todtenſchädel, reckten ſich furchtbare Marterwerkzeuge an der feuchten Wand, ſäßen ein Minos da und Rhadamanth, und zwiſchen ihnen der ſcheußliche Cerberus, ich würde ſie anlächeln, wie meine Erlöſer von dem Banne begrüßen, der mir die Bruſt mit einem Bleiring preßt. — O, mein gnädiger Herr und Gemahl, laß unterſuchen, wie nie unterſucht iſt, die Frauen, Wärterinnen, wer in's Zimmer der Kranken drang, laß ſie einzeln abſperren, mit Foltern drohen, ſie müſſen das Kleinſte nicht verſchweigen, was ſie bemerkt haben. Laß die Brühen, Speiſen, Getränke von den Apothekern abwägen, ſichten, deſtilliren, vor allem den Trank, den ich ſelbſt ihr gebracht, ich meinte zur Linderung, und es ward ein Höllenbrand — ja er brennt noch — ſperre auch mich ab in andre Zimmer, ſtelle Wachen vor meine Thür, daß jede Communication unmöglich wird; dann laß meine Schränke, Kiſten unterſuchen, laß die Tapeten löſen, die Dielen aufreißen; vernimm auch meine Frauen, mein Geſinde, ſie werden aus Liebe zu ihrer Herrin die Bitte verzeihen, zeige auch ihnen in der Ferne die Folterbank. Es muß heraus aus Seele, Mund, aus Dielen, Tep-

rich, wo Kohlen, Feuer, Dampf einen leblosen Körper schwitzen machen können, es muß die Wahrheit heraus."

„Sie ist im Fieber, sie ist sehr krank," sprach der Kurfürst, und blickte nach den Aerzten um, die zugegen waren. Zu ihrem Leibarzt, dem Holländer Bontekoe sprach er, sie fast umfangend: „Bewahre mir mein Theuerstes, was ich auf Erden besitze," und drückte einen Abschiedskuß auf ihre Stirn.

Die junge Dorothe, die Begleiterin und Zeugin des Auftrittes gewesen, stürzte dem Kurfürsten zu Füßen: „Durchlauchtigster und gnädigster Herr, meine gnädigste Frau ist nicht krank, sie ist so gewiß unglücklich und ganz unschuldig."

Dorothe, die Fürstin, reichte ihr wehmüthig die Hand: „Komm, gutes Kind, mein Herr befiehlt, daß ich krank sein soll, und sein Wille trifft immer das Richtige. Er wird mit den Aerzten, die allein hier helfen können, berathen, und Gott wird wenden, daß er die rechte Arzenei findet."

Der Kurfürst hatte sich aber zu den Andern gewendet, und das war ein Augenaufschlag wie damals am Morgen von Fehrbellin, als er von der Höhe in den weichenden Nebeln das Feindesheer zählte: „Ich werde die rechte Arzenei finden. Mein Aug ist nicht zu trüb dazu geworden, wie mancher glauben mag. Das Feuer, Ihr Herren und Damen, zertrat ich, aber das Lagerstroh schweelt noch; das ist ein abscheulicher Geruch, für den ich Rechenschaft will, und untersuchen und finden werd' ich's, wer den ersten Funken schlug."

Darüber hatten ſie die Meldung des Pagen: „Seine Kurprinzliche Durchlaucht!“ überhört. Als die Kurfürſtin, von Bontekoe und einem Kammerherrn geführt, nach der Thür ging, trat ihr der Kurprinz entgegen. Wie zwei Sinnpflanzen von der Berührung der Finger — ſie flohen nicht, ſie ſchraken nicht, ſie führen nur in ſich zurück. Frau Dorothe ſchien wirklich krank, ſo ſchwamm ihr ſchwarzes Auge, nur kleine Lichter blitzend. Der Kurprinz ſchlug ſeines nieder vor dieſem Blicke; im ſelben Augenblick hatten ſich aber beide wieder gefunden.

„Doch nicht krank! Wenn, was mich zu Boden warf, auch die Geſundheit meiner durchlauchtigſten Frau afficirt hätte, müßte ich ja ſtatt die Beileidsgabe zu empfangen, um die ich zu bitten kam, aus meiner Armuth an Troſt noch meiner gnädigſten Mutter ſpenden!“

„Wir alle werden krank oder geneſen, nur wie ein Höherer es über uns beſchließt. Wenn ich jetzt, auf dieſen Befehl, krank geworden, vielleicht um nie zu geneſen, ſo ſoll mich das nicht abhalten, für die ganze volle Geſundheit meines durchlauchtigſten Sohnes und Kurprinzen zum Himmel zu flehen. Das iſt mein Alles, um was ich flehen, was ich geben kann.“

„Mein Prinz und Sohn!“ ſprach der Kurfürſt, nachdem die Fürſtin ſich entfernt, „Euch wird nicht unbekannt ſein, daß der ſchreckliche Todesfall, der Euch und mich, der mein ganzes Haus betroffen, unterſchiedliche böſe Gerüchte in's Leben rief. Gerüchte,

die es zur Pflicht machen, ein strenges Gericht zu bestellen. Es soll die Medicamente, Speisen, Tränke untersuchen, welche die von Gott abgerufene Frau Kurprinzessin Henriette, Euer ehelichstes Gemahl, meine theure Schwiegertochter, in der letzt genossen; desgleichen aber auch untersuchen, von wem das böse, teuflische Gerücht — denn daß es das ist, muß und wird die Untersuchung darthun — ausgegangen und ausgesprengt worden. Da es nun hohe, ja sehr hohe und höchste Personen mit seinem Geifer bespritzt hat, muß die Commission neben den gelehrten aus hochstehenden Personen bestellt sein. Wir beide, mein geliebter Sohn, sind, aus beweglichen Gründen, davon ausgeschieden; ernennt demnach aus Eurem Hofhalt, wie ich aus dem meinigen thun werde, solche Männer von hoher oder edler Geburt, denen Ihr das volle Vertrauen schenkt, daß sie Gerechtigkeit und nur Gerechtigkeit, aber neben ihr auch die Schonung üben werden, die wir erlauchten Personen, die wir unserm Hause, die wir uns selbst schuldig sind."

Viele waren überrascht und zufrieden, daß er nicht als verheerendes Gewitter, wie sie erwartet, losbrauste, andere erschraken über den kalten, schneidenden Ton, in dem der Vater zum Sohne sprach, und sahen in der ruhigen Fassung für die Folge noch Schlimmeres voraus.

Es folgten stille Tage darauf. Die zur Untersuchung ernannten Commissarien beeilten sich nicht; glaubte doch bald jeder vorauszuwissen, wie ihr

Spruch ausfallen werde. Sonſt hielt ſich jeder ſtill zurück, wie es ſich geziemte, wo eine ſo ernſte Trauerfeierlichkeit heranrückte. Der Kurfürſt war ungnädig, verlautete es; man möge ſich nicht mit Geſuchen an ihn wenden. Der kaiſerliche Geſandte, der eine geheime Audienz in wichtiger Angelegenheit gehabt, war mit verdrießlicher Miene wiedergekehrt. Man wußte bald, daß Friedrich Wilhelm die Aufforderung aus Wien zu thätigem Beiſtand in dem androhenden Kriege mit Frankreich entſchieden zurückgewieſen. Und doch zeigte der franzöſiſche Geſandte auch keine beſonders vergnügte Miene; der Kurfürſt hatte auch eine nähere Allianz mit Frankreich abgelehnt. Die Kurfürſtin ließ Niemand vor, ſie ſollte ja krank ſein. Dagegen wurden einzelne Bittſteller durch Geſchenke begnadigt, was überraſchte. Das „Fräulein" Dorothe war in der Regel die Ueberbringerin; auch machte ſie Beſuche in der Dorotheenſtadt, um ſich vom Zuſtand der Armen zu überzeugen. Man nannte ſie einen Engel und ſchrieb alles Gute, was ſie that und brachte, ihrer eignen Güte zu, denn — hier ſchwiegen ſie, aber im Stillen ſetzten ſie hinzu: von der kann nie was Gutes kommen! Hierin irrten die Leute. Diesmal kam das Gute von der Kurfürſtin; die That war wirklich gut, nur das Facit ihrer Rechnung war ſchlecht. Wer aber ſieht in die Beweggründe!

Der Kurprinz ließ ſich täglich nach dem Befinden ſeiner Stiefmutter erkundigen, auch zeigte er ſich öffentlich, öfter als ſonſt, aber ſtets in ſo gemeſſener Weiſe

und ſo kurz und vorübergehend, daß man merkte, es geſchehe nur, um von ſich ſagen zu laſſen, daß man ihn geſehen. Dagegen hieß es, daß er viel in ſeinem Cabinet arbeite, und Beſuche empfange, die auf der Hintertreppe kämen. Einige wollten auch den kaiſerlichen Geſandten geſehen haben, den Grafen Lamberg, und ſein Geſicht habe hier eben ſo zufrieden geglänzt, als unzufrieden bei der Rückkehr von der Audienz beim Kurfürſten.

Endlich waren die ſterblichen Reſte der fürſtlichen Mutter und ihres Kindes der Gruft übergeben, und faſt zu gleicher Zeit hatte auch die Commiſſion ihr Gutachten abgegeben; alle Apotheker und Adepten Berlins waren nach reiflichſter Prüfung im Reſultate einer Meinung. Zum Ueberfluß hatte man durch den kurfürſtlichen Kammerdiener, Herrn Johannes Kunkel, auch den fremden Arzt, Gelehrten und Chemiker, den ſpaniſchen Grafen Balſamo de Moreno zur Prüfung hinzugezogen, und er hatte in ſeinen Retorten und Tiegeln die vorgelegten Materien hin und her verwandelt. Es war auch keine Spur von Gift im ganzen Schloſſe gefunden worden. Als man der Kurfürſtin dies Reſultat gemeldet, ſoll ſie mit bitterm Lächeln geäußert haben: „Wenn der Kurfürſt es gewollt, hätten ſie's in jedem Sandkorn entdeckt, und die Scheuermagd hätte in der Müllſchippe Ladungen Arſenik in die Spree geworfen.“ — Desgleichen ward ermittelt, daß ſich über den Urſprung des verläumderiſchen Gerüchtes gar nichts ermitteln laſſe, es ſei

macher der allgemeinen Rüge gegen alles Erhabne und Schöne.

Bei La Four auf dem Wege nach Nismes passirten wir auf einer Fähre den Gard. Die Leute sind hier — und wo nicht? — abgerichtet, die Wunder der Vorwelt, wie die der Natur zu einem Gewerbe zu benutzen. Wird doch im Glatzer Gebirge ein Berg, wie ihn die Natur in ihren Revolutionen aus wild über einander geworfenen Sandblöcken gebildet, für Entreegeld von der Regierung gezeigt! In La Four schreien Wagenlenker, sobald die Diligence sich sehen läßt, die Reisenden von der Höhe herab an; eilends stürzt man hinaus, klimmt das steile Ufer hinan, setzt sich in ein Fuhrwerk, gegen welches die *Voiture à pompe* der bequemste Federsitz ist, und fliegt längs dem steilen Ufer des Gard, jeden Augenblick in Gefahr, von dem ungeschickten Kutscher in den Abgrund geschleudert zu werden, dem Denkmale zu.

Gerädert kamen wir an, Lionell Bull stieß schwere Seufzer aus, und die Goddam's habe ich nie so eigenthümlich gehört, als wie er den Einfall verwünschte, der ihn nach „der alten Brücke" gelockt. Die brennende Mittagssonne stand am

nur wie durch Zufall entſtanden, und nur von den gemeinen Leuten und dem unterſten Pöbel geglaubt worden. Ein Stallknecht allein ward überwieſen, daß er gerufen: „Die Giftmiſcherin müßte man ja auf dem neuen Markt lebendig verbrennen!“ Aus Gnaden ward er dafür auf dem Hofe nur ausgepeitſcht. Die Kurfürſtin, als ſie, verſpätet aus dem Dom zurückkommend, die unwillkührliche Zeugin der Execution war, erbarmte ſich des Mannes. Der Reſt der Strafe ward ihm erlaſſen; ſie ſchenkte ihm auch ein Goldſtück und gab ihm eine Bedienung auf einer ihrer Meiereien.

Die Kurfürſtin hatte ſich, wie geſagt, bei dem Trauergottesdienſt im Dom verſpätet. Sie war in ſtillem Gebet aus ihrem Stuhle niedergeſunken. Vernünftige Leute konnten eine Rührung wohl begreifen, die ſie in dem geweihten Orte und nach der erſchütternden Handlung, gegen alles, was um ſie her vorging, taub und blind mache; andere haben aber nachher geſagt: „Das rieche wohl ſchon katholiſch.“

Der Kurfürſt hatte, wegen eines heftigen Podagraanfalles, dem eigentlichen Akt nicht beiwohnen können, aber er erhob ſich mit Heldenkraft von ſeinem Schmerzensſtuhl, um die zurückkehrende Gattin in ſeine Arme zu ſchließen: „Wenn ich je vergeſſe, wie Du um mich geduldet, wäre ich nicht werth, daß einer von denen meiner einſt gedenkt, für die ich glaube gelebt und gehandelt zu haben. Zu doppeltem Dank Dir verſchuldet, weil Du ſchwiegſt, mir zu Liebe, wo Du reden konnteſt. Sie fanden nicht den Wurm, die

Schlange, die Dich geſtochen. Ich weiß, wem ich es verdanke, daß ſie blind waren. Du haſt eines Vaters Herz geſchont, ich habe nichts, es Dir zu lohnen, aber ſprich einen Wunſch, was es ſei, er iſt Dir in voraus gewährt."

Dorothe entgegnete: „Ich habe keinen Wunſch, als das Wohl meines Gemahls und ſeines erlauchten Hauſes. Nicht durch den Spruch der Richter ward ich ſchuldlos, ſie konnten mir nichts geben, was ich nicht ſchon beſaß. Belohnt aber bin ich über das Maß durch die Huld, mit der mein Gemahl meine Ehrenrettung mir verkündigt. Willſt Du mir noch zum Ueberfluß eine Bitte gönnen, ſo laß in der theuren Gruft alles mit verſenkt ſein, was unſern Frieden ſtörte und verdroß, laß mit der Anklage die Kläger vergeſſen ſein, alle, alle, ich habe kein Gedächtniß, keinen Sinn dafür. Sie waren beirrt, bethört, wir alle ſind es geweſen, wir wollen alle erwachen zu einem neuen Leben."

Für wie manche fiel damit ein Stein vom Herzen. Wie viele hatten ſchon vorher verſucht, ihre treue Ergebenheit, ihren Abſcheu gegen die Anſchuldigung, der durchlauchtigen Frau verſichern zu laſſen; ſie hatte alle Ergebenheitszeichen mit kalt gleichgültiger Miene entgegen genommen. Als jetzt einige von dämoniſchen Menſchen zu ſprechen wagten, deren Zungen dazu gemacht ſchienen, den hohen Perſonen nur das zuzuflüſtern, was ihre treueſten und gehorſamſten Anhänger verdächtige, lächelte die Fürſtin zum erſten Mal wieder,

und ſprach mit Hoheit, indem ihr Arm ſich auf den Nacken der kleinen Dorothe legte: „Auch ich kenne dieſe Dämonen, dafür hat Gott mir einen Engel geſchickt, der mir nur Gutes hinterbringt, und dem ich dafür gelobt, auch nur das Gute zu glauben.“

Für wie manche erſchien damit weit mehr entſchieden, als woran die dachten, welche ſich für ihre Perſon freuten, einer augenblicklichen Gefahr entronnen zu ſein. Die Kurfürſtin hatte über ihre Feinde geſiegt, ihr Anſehn, ihr Einfluß beim Kurfürſten mußte von nun an ſo befeſtigt ſein, daß er nicht mehr zu erſchüttern war. Die Einen, die geringere Zahl, ſeufzten: er iſt nun unrettbar in ihrer Gewalt, die Redlichen dringen nicht mehr durch, Gott ſchütze unſer Haus, Hof und Land; wer es kann, thut wohl, in ſein eigen Haus und Schloß ſich zurückzuziehen. Die Anderen dachten daſſelbe, aber mit Ergebung in das Unvermeidliche, und darum dachten ſie auch, wie ſie mit Anſtand zur Partei der Kurfürſtin übertreten und die Gunſt der neuen Gewalthaberin gewinnen möchten. Wie ihnen das Schickſal darin half, werden wir ſogleich ſehen. War doch ſchon das ein deutlicher Wink der Kurfürſtin für die Hofleute, daß ſie das Fräulein Dorothe ſo feierlich als ihren Günſtling verkündigte. Wer ihre Gunſt wolle, mußte ſich für das Mädchen und deren Rechte erklären. Daß ſie nun den Erbſchaftsprozeß gewinnen müſſe, war für Niemand ein Zweifel.

Daß in derſelben Nacht noch der Dämon ſpuken

mußte! Nur ward es keine Geſpenſternacht wie jene, die den Staub vom Keller bis zur Dachfirſte aufwirbelte; er war ein ſtiller Spuk, der, die er traf, furchtbar traf, aber es waren nur wenig. Der Geheimbote des Kurfürſten war bei Einbruch der Nacht im Vorzimmer erſchienen; der Herr aber hatte ihm durch Johannes Kunkel herausſagen laſſen: er wolle endlich eine Nacht ruhig und ohne Sorgen ſchlafen; wenn nicht Gefahr im Verzuge, ſolle Mäthes Horeck bis morgen früh warten. Der treue Mann meinte, ſein Herr werde morgen noch früh genug die ſchlimme Botſchaft hören, darum blieb er die Nacht, auf ſeinen Spieß geſtützt, an der Wand ſtehen, als ſtünde er Schildwacht. Wenn er aber einnickte, fuhr er oft von Traumbildern erſchreckt auf; und manchesmal ſchlug ihm das Herz ſo, daß es ihn trieb, ſich ein Herz zu nehmen und doch einzudringen. Aber die Frau Kurfürſtin hätte es ihm wohl nicht vergeben.

In aller Frühe ſtand er vor ſeinem Herrn. „Gott ſei gelobt, daß der nicht ſchon geſtern kam!“ ſprach leis vor ſich Frau Dorothe, als der Fürſt ſtumm, mit großen Schritten das Zimmer maß. Er würgte an ſchweren Gedanken. Frau Dorothe flüſterte etwas lauter: „Um des Himmels willen, wenn nur kein übereilter Beſchluß —!“

Friedrich Wilhelm blieb ſtehen und fixirte den Boten: „Biſt Du's gewiß?“

„Meine Augen wurden nicht alt, und meine Ohren muß ich vom Fuchs haben. Deſſen bedurft's aber nicht.

Ich war im Zimmer, ob ich da ſtand, lag oder ſchwebte, magſt Du ja nie wiſſen. Eigenhändig hat der durchlauchtige Kurprinz das Protokoll unterſchrieben, das der Graf Lamberg aufgeſetzt, aber nicht bevor er es ſelbſt dreimal durchgeleſen, weil der Danckelmann ihm gewinkt —"

„Daß der Geſandte im Schreiben noch etwas zuſetzen können, was zu viel geweſen wäre. Ei, der Herr Secretair Danckelmann iſt ſehr vorſichtig. Und zugegen war noch?"

„Nur noch der Kammerdiener Kornmeſſer."

„Und die Worte? Wiederhole."

„Daß der durchlauchtigſte Prinz ſich verpflichte, alsbald nach Ableben ſeines durchlauchtigſten Vaters und er zur Kurwürde gelangt, auf den Kreis Schwiebus und alle deſſen Partinenzien ſo für ſich als ſeine Descendenten zu verzichten, zu Gunſten kaiſerlicher Majeſtät und deren Descendenten; wogegen kaiſerliche Majeſtät ſich verpflichtet, kraft kaiſerlicher Würde und Namens des Reiches das Teſtament des durchlauchtigen Kurfürſten Friedrich Wilhelm, als ſo weit es, wider Recht-, Reichs- und Hausordnung, eine Theilung der Provinzen verhänge, zu caſſiren und für null und nichtig zu erklären."

Dorothe hatte dem Boten gewinkt, ſich zu entfernen, der Kurfürſt ſah es kaum, ſo ſtarrte er ins Blaue und ein tiefer Seufzer ſtieg aus der Bruſt: „Einen ſolchen Tag nach ſolcher Nacht."

Sie hatte ſich ſanft an ſeine Seite gehängt.

„Warum ſuchſt Du's zu verbergen, Dorothe? Ach, wenn ich Thränen hätte! Sprich, Du haſt jetzt ein Recht zu reden. Schütte Deine Klagen aus, die ich ſo oft zurückwies.“

„Nicht gegen ihn. Mag er ſich ſelbſt verantworten. O mein gütigſter Herr, warum muß ein gemeiner Diener in die geheimſten Geheimniſſe der Familie, zwiſchen Vater und Sohn, ſolche Blicke werfen!“

„Sind wir Fürſten allwiſſend!“

„O mein Gott, aber der Gedanke ſchon, daß ein Spion die Gedanken eines Sohnes belauern muß! Ich weiß, ich weiß, mein Herr, Du haſt ihn nicht dazu beſtimmt, es war nur der Pflichtdrang eines treuen, guten Knechtes, aber es ſelbſt iſt entſetzlich! Auf wen fällt es zurück! Wie ſchießen die Gedanken! Wenn auch er ſeine Spione hätte, — wenn da im Wandſchrank, in den Tapeten — wenn jeder Austauſch unſerer Empfindungen, Gedanken — ich thue ihm Unrecht, höre mich nicht, was ſinnſt Du — o keine Ueberſtürzung — er wird, er muß, er kann ſich vielleicht verantworten —“

„Er ſoll es!“

„O wie die Ader auf Deiner Stirn ſchwillt! Wie Du dem Prinzen von Homburg bei Fehrbellin vergabſt, wirſt Du auch für Deinen eigenen Sohn Entſchuldigungsgründe finden. Du kannſt kein Brutus ſein, aber greife auch nicht ſeine Freiheit an, ich flehe Dich an, kein Haftbefehl, der auf Deinen Lippen

ſchwebt, mein Gatte, es fällt auf mich zurück. — Höre ihn —“

„Ich will ihn hören — jetzt gleich!“

Er hatte nach dem Klingelzuge gegriffen. Aber draußen war es, als hätten ſchon alle Klingeln im Schloß geläutet. Die Thür ward aufgeriſſen, verſtört ſtürzte Obriſt Barfuß ein. Er öffnete den Mund, aber konnte das Wort nicht vorbringen. Andere ſprachen ſtatt ſeiner:

„Der Kurprinz iſt entflohen! — Heimlich in dieſer Nacht. — Man weiß nicht wohin. — Einige vermuthen nach Caſſel oder Hannover; andere: nach Wien. — Niemand von ſeinem Hofe hat die geringſt Wiſſenſchaft gehabt. — Niemand von ſeinem Hof wird vermißt bis auf den Secretair Danckelmann und den Kammerdiener Kornmeſſer.“

„Nachſetzen?“ tönte nach einer bangen Pauſe eine fragende Stimme aus der Menge, die ſich allmälig an der Thür verſammelt.

Die Kurfürſtin ſtand blaß, einer Bildſäule vergleichbar. Der Kurfürſt ſtand aufrecht, wie ein Feldherr, der das Terrain überſchaut:

„Wenn mein durchlauchtigſter Sohn, der Kurprinz, ſeinem tiefen und gerechten Schmerze an anderm Orte nachhängen will, was iſt's an mir, ihn zwingen, daß er ihn mit uns theile. Ich finde das in der Ordnung, hier aber, Ihr Herren, finde ich ſehr vieles nicht in der Ordnung.“

Als er dabei den Eingedrungenen halb den Rücken

wandte, verſchwanden ſie ſtill, wie ſie ſtürmiſch eingedrungen, bis auf den Oberſt Barfuß, der, zum Hofe des Kurprinzen und ſeiner Perſon attachirt, wie rath- oder gedankenlos ſtehen geblieben war. Als der Kurfürſt an ihm vorüberging, ſprach er: „Nun Barfuß, was thut da ein guter Soldat, wenn Krieg zwiſchen Vater und Sohn? Auf weſſen Seite ſchlagt Ihr los? Fragt die Disciplin, was ſie antwortet!“

In den Aviſen ſtand in den nächſten Tagen eine Nachricht: Daß Seine Durchlaucht, der Kurprinz, ſich nach Caſſel begeben, um an dem Hofe ſeiner durchlauchtigſten Schwiegereltern der ſtillen Erinnerung an ſeine dahingegangene Gemahlin und Sohn zu leben. Es ſei dies auf den Wunſch und Rath ſeiner Familie geſchehen, als welche für ſeine hohe Geſundheit gefürchtet, daß ſein Schmerz in der Nähe des Ortes, wo dero ſterbliche Reſte ruhten, immer neue und gefährliche Nahrung finden möchte.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck von J. Pfaffrath in Berlin, Alexstr. 9.

wolkenlosen Himmel und strahlte überall von dem versengten Boden wieder, daß der dunkelblaue Aether selbst zu glühen schien. Kaum hie und da ein Busch an den Felswänden des Gard, schattige Bäume nirgends zu entdecken, so weit das Auge reichte.

Es war ein Moment, wo die Laune den physischen Menschen oft sein Dasein verwünschen läßt. Trockenheit, Hitze, Staub, innere Unbehaglichkeit, die sich auf dem Herwege beim muntern Lyoneser so gut als beim verdrossenen Engländer ausgesprochen hatte. Aber jetzt stiegen wir aus, eine Wendung und Jeder hatte den vollen Anblick des großen Schauspiels vor sich, und es wurde so lautlos, als scheue man sich zu athmen. Eine leichtfertige Französin legte die Hände über einander, als sei dies eine Art des Faltens. Bull warf sich am Abhange nieder und stierte auf das große Werk. Von mir erwartete man keine Beschreibungen.

Tieck äußert in den Cevennen die Meinung: „alles Große und Erhabene erzeugt erst bei öfterem Sehen den rechten Eindruck," wie muß dann erst der Eindruck sein, wer diese Arcaden Gelegenheit hat, mehrmals zu schauen! Gewiß die Schönheit, die Größe, das Ebenmaaß dieser Verhältnisse, in

Dorothe.

Dorothe.

Ein Roman aus der Brandenburgiſchen Geſchichte

von

W. Alexis (W. Häring).

Dritter Theil.

Berlin.
Verlag von Carl Barthol.

1856.

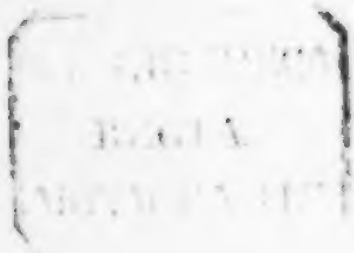

Erſtes Kapitel.

Die Alchymiſtenküche.

Im kurfürſtlichen Laboratorium arbeiteten verſchiedene Perſonen. Es ſah darin nicht anders aus, als in jeder der alchymiſtiſchen Küchen, welche jener Zeit von den Großen aus Neugier, Wiſſenſchaftsliebe, oder aus der Sucht nach Gold unterhalten wurden. Das Licht von draußen ſchien dunkel durch die von Wetter und Spinnen geblendeten Fenſterſcheiben, vom Kohlenfeuer unter den Retorten fiel ein andres auf die blaſſen ernſten Geſichter der ſchweigenden Laboranten. Die Gerippe, Himmelsgloben, Büchſen, Karten, ausgeſtopften Ungeheuer fehlten nicht, ſie ſchienen jedoch nur wie eine Decoration, die bei dem Aktus einmal herkömmlich war, aber während ein gewöhnlicher Alchymiſt bei verhängten Fenſtern und verſchloſſenen Thüren kocht und deſtillirt, hatte es hier eher den Anſchein einer Fabrik, wo jede Perſon nach der ihr geſtellten Aufgabe am Tiegel obſervirte, in den Folianten nachſchlug, die Rechnungen und Reſultate auf Tafeln eintrug.

An der einen Wand hing eine chronometrische Tafel, darüber mit einer Jahreszahl, welche uns anſagt, daß wir um viele Jahre demjenigen vorübergeeilt ſind, mit welchem unſre Geſchichtserzählung im vorigen Buche ſchloß. An den andern Wänden tickten, das Schweigen unterbrechend, mehrere Hängeuhren, die man gewiß bemüht geweſen gleichmäßig zu ſtellen, deren Schlagewerk aber verrieth, daß auch in der kurbrandenburgiſchen Hauptſtadt dieſe Aufgabe ſo wenig gelöſt war, als es weiland dem habsburgiſchen Kaiſer in ſeiner Kloſterzelle gelang. Indeſſen richteten ſich auf dieſe Uhren die Blicke, wenn ein Tiegel aufſiedete, eine Retorte ſprühte, und der Schreiber an den Tafeln vermerkte die Minute und Secunde. Andre Blicke aber flogen gelegentlich nach dem Seitencabinet, wo der Kurfürſt ſelbſt laborirte oder die ſtille Oberaufſicht über die Arbeiten führte.

Wir finden zwei Perſonen, da wo das Laboratorium in ein Eckthürmchen auslief und die Entfernung dann und wann ein Geſpräch erlauben mochte, ohne von den andern belauſcht zu werden. Der Eine, den wir unter dem Namen Don Balſamo ſchon kennen, ſaß, mit abgezogenem Rock und ruſſigem Geſicht, entweder über ſeiner Retorte gekauert, oder rieb Präparate in ſeinem Mörſer. Der Andere, den Jahren nach Aeltere, ein wohlbeleibter Mann, der kurfürſtliche Kammerdiener, und, wie man vielleicht heut ſich ausdrücken würde, Geheime Leib-Alchymiſt des Kurfürſten, Johannes Kunkel, hätte, ſeinem freundlichern, aber gewöhnlichen

Geſichtsausdruck nach, weit eher für den Untergeordneten des Erſtern gelten können, ſo an Rang als Geiſt; der Italiener aber hatte, wie ein Handlanger thätig, bei jedem Akt nur auf die Worte oder den Blick des Andern Acht, bis dieſer ſelbſt ermüdet ſchien, und, den Schweiß von der Stirn wiſchend, ſich in den Lehnſtuhl zurückwarf:

„Wenn wir wieder auf einen Holzweg gerathen wären!“

Ohne von ſeinem Tiegel fortzuſehen, entgegnete Balſamo: „Ihr ſeid jetzt der Meiſter, ich der Geſell. Ich folge nur Euern Weiſungen. Mich führten meine Phantaſieen irr, wo Euer Calcül Euch auf die rechte Straße trieb. Zum Ziele müſſen wir — ſo oder ſo.“

„Müſſen wir!“ wiederholte Herr Kunkel, nach Luft ſchnappend, und mit ſoviel nachdenklichem Ernſt, als das volle, etwas verſchwemmte Geſicht erlaubte. „Weil Durchlaucht es haben wollen. Weil Durchlaucht Gold braucht. Wozu braucht er Gold? Warum grad jetzt Gold?“

Balſamo warf ihm einen verwunderten Blick zu: „Was der Herr will, muß der Diener ſchaffen, ohne nach dem Grund zu fragen.“

„Es haben viele Herren Gold machen wollen, noch weit größere und mächtigere, ſie hatten es ſchon in Händen, wie wir, aber im letzten Augenblick —“

„Wankten ſie im Glauben.“

Johannes Kunkel blickte ſchlau zu ſeinem Mitarbeiter: „Mein Herr Collaborator, ich will Euch etwas

vertrauen. Man ſagt, ihr wäret damals, vor Eurer Reiſe, in Ungnaden von Ihrer Durchlaucht der Kurfürſtin entlaſſen, was man ſo ſagt, aus ihrem Vertrauen geſtoßen worden."

„Sagt man auch warum?"

„Allerdings, ſie glaube nicht mehr, daß Ihr Gold machen könnt. Man ſagt noch mehr. Sie glaubt überhaupt nicht an unſre Kunſt. Der ſtudirte Herr, welcher mit der neuen gnädigen Kurprinzeſſin aus Hannover an den Hof gekommen, das Grundvieh von Gelahrtheit, wie ihn der Schloßhauptmann, Herr von Voß, titulirt, der Kammerjunker von Leibnitz hätte es gradezu eine Thorheit genannt, daran zu glauben. Darum hätte ſie Euch zu unſerm gnädigſten Herrn geſchickt, oder recommandirt. Die böſen Zungen ſagen noch mehr: wir ſollten ihm nur die Zeit vertreiben."

„Meiſter Kunkel, ich will Euch auch etwas vertrauen. Die Zweifler ſind es, die Skeptiker, welche das Licht trüben, die tauſend Sterne und Wegweiſer, ſo die Allmacht für uns ſchwache irrende Menſchenkinder an's Firmament geheftet. Wehe dem Lande, wo die Weltweisheit herrſcht."

„Ach Gott meinethalben," ſtöhnte der Alchymiſt, „ich denke nur bisweilen: wozu verräuchert man ſich, quält ſich rothe Augen an, bleiche Wangen und ein Hüſteln, das ſie wieder mit anderm ſchlimmern Roth antippt, wenn wir doch nur für die nach uns arbeiten! Von uns findet keiner den Stein."

Er hielt erſchrocken inne, als ſein Auge auf einen

unerwarteten Zuhörer stieß. Der Kurfürst stand schon eine Weile mit unterschlagenen Armen ihrer Arbeit zusehend. Er hatte kein Ohr für das Geschwätz seiner Diener. Aber was er vor sich sah, wohin seine Gedanken flogen, ob sie mit der sprudelnden Flüssigkeit dort in der Retorte sich hoben, oder das rothe Pulver verfolgten, welches im Tiegel den Verschmelzungsprozeß mit dem widerstrebenden Merkur eingehen sollte, blieb in dem versunkenen Blick versunken. Der Kammerdiener war aufgesprungen, und stotterte einiges, was wie eine Entschuldigung klingen sollte. Der Fürst sah nur durch stumme Minuten auf Balsamo, welcher sich mit keinem Blick von seiner Arbeit wandte, bis er die Achseln zückend leise ausrief: „Die Bindung will sich wieder nicht einstellen."

Der Herr äußerte, die Potenzen seien noch zu feindlich zum Amalgam.

Balsamo schüttelte den Kopf: „Der Widerstand muß anderswo liegen."

Des Kurfürsten Blick fragte wo?

„Wer, gnädiger Herr, erkennt die Dämonen, welche um ein Werk weben und schweben? Die Dämonen, welche allem Werdenden geborne Feinde sind?"

„Die Geburt muß am Widerstand ihre Kraft prüfen," murmelte der Fürst.

Er blickte auf den Himmelsglobus.

„Gnädigster Herr, der Mercur hat seine eigenen Gesetze. Repräsentant des ewig Wandelbaren, der Proteus unter den Körpern, das Metall, was sich aus

Eigensinn und Trotz selbst in Fluß gesetzt hat, wo wir den Vulcan beschwören müssen, verlangt er einen herkulischen Willen, um gebunden, eine ungewöhnliche Ausdauer, um gefaßt zu werden, wie wir ihn wollen. Mein Wille —"

„Zweifelst Du?"

„Der Soldat, wenn er die Schanze stürmt, kennt nicht die Intentionen seines Feldherrn, weiß er doch nicht einmal, ob es nicht nur einen Scheinangriff galt —"

Einer der durchbohrenden Blicke, die Friedrich Wilhelm noch zuweilen aus den trüben Wolken schoß, welche seine alternden Züge umschatteten, traf den Redner. Nach einer Pause sagte der Fürst in halb gütigem, halb gleichgültigem Tone:

„Warum habt Ihr Euch aus freiem Willen hierher gestellt? — Wenn der Hauptmann Schildwacht steht, und der Meister-Gesell Handlangerdienste verrichtet, stehen sie nicht auf ihrem Platz. Balsamo operirte allein glücklicher."

„So lange er glücklich war. Wen einmal der unsichtbare Wille zurückschleuderte, soll sich hüten, den Fuß wieder auf die höchste Staffel zu setzen, bis er gerufen wird. Wer nicht zum Herrn erwählt ward, soll seinen Beruf darin suchen, ein guter Diener zu sein."

Der Kurfürst wiegte nicht ungnädig den Kopf: „Doch heißt es: Der Diener soll sein Licht nicht unter den Scheffel stellen, und der Arbeiter im Weinberge arbeitet für seinen Herrn."

Verbindung mit dem Gedanken, was der Mensch hier überwinden mußte, wirken erst klar, wohlthätig und selbst erhebend auf das Gefühl, wenn die erste Ueberraschung vorüber ist; aber wie ersprießlich ist es für uns Reisende, daß Scenen dieser Art auch jenen roheren Zauber an sich tragen. Der electrische Schlag auf die Sinne muß uns ersetzen, was die zugetheilte Spanne des Erdenlebens uns nicht zu genießen, zu studiren erlaubt.

Meine Ideen vom Mondenlicht bekommen durch diesen electrischen Schlag einen Riß.

Noch steht das Bild klar vor mir. Ich beuge mich über, an einen Oleanderstrauch gefaßt, der Gard rauscht vernehmlich in der Tiefe durch die Bogen der untersten Arcade. Seine kleinen Wellen spielen wie Kinder an den Füßen eines Riesen. Das Fundament ist für die Ewigkeit, ich richte den Blick höher. Auf den Häuptern der ersten Bogenhallen erhebt sich eine zweite; wie die Quadersteine der Mauer, tritt jeder Bogen mit den beiden Füßen auf die Schlußsteine von zwei Schwibbogen unter ihm. Noch höher, die dritte Arcade, parallel gefügt mit der untersten; durch ihre Hallen erblicke ich schon das dunkle Blau des Himmels. Nun ein Blick auf die ganze Giganten-

„Erlauben mein gnädiger Herr mir zu entgegnen: wo der Geist des Herrn über der Werkstatt schwebt, ist es am Akoluthen, den eignen Gedanken gefangen zu geben.“

Der Kurfürst hatte einige Schritte im Fortgehen gethan, als er den Kopf um die Schulter wandte, und den Sprecher zu sich winkte:

„Ich will Deine Antwort auf eine Frage, Deine eigne Meinung, die Hand an's Herz! Glaubst Du, daß die Natur gezwungen werden kann, ihr tief gehütetes Geheimniß blos zu legen, nach dem das Menschengeschlecht nun schon über tausend Jahre vergebens sucht?“

„Gnädigster Herr, vergönnt, daß ich die Frage umstelle: Wer gab uns, die wir zum Ausgang eines späten Jahrhunderts leben, Recht an dem zu zweifeln, was über tausend Jahre von Geschlechtern um Geschlechter geglaubt ward, ein Glaube, dem die ersten Autoritäten ihrer Zeit anhingen, die weisesten Gelehrten, die größten Fürsten, ein Glaube, dem weder die Kirche, noch selbst die Weltweisheit widersprochen hat. Es hieße verdammen die Einsicht, Weisheit, Tugend, das emsige, aufopfernde Schaffen und Treiben unsrer Väter und Vorväter, ihr stillstes Sinnen und Grübeln dem Spott überliefern. Und welche neue Offenbarung, welches Licht, das in die Verwirrung dieses Jahrhunderts schoß, gäbe grade uns das Recht, so pietätslos die vor uns zu verdammen!“

„Noch hat keiner Gold gemacht.“

„Die beglaubigte Geschichte sagt nur, daß keiner die Kunst, die er entdeckt, andern verrathen hat."

„Und hätte Gott vielleicht den tief verborgenen Schöpfungsprozeß dem Menschengeschlecht nur als Räthsel hingeworfen, damit wir, an seiner Lösung uns abmühend, nur unsre Ohnmacht erkennen?"

„Was er auf Erden schuf, gab er in die Hand dessen, den er zum Herrn der Erde geschaffen."

„Wer das ist!" seufzte vor sich der Fürst.

„Gnädigster Herr, wir wählen ihn nicht, wie die Kurfürsten den Kaiser. Der Stern ging vor seiner Geburt auf, und schwebt über seinem Haupte. Beglückt schon, wer diesen Stern über dem Scheitel des Erwählten erkennt."

Friedrich Wilhelm schwieg. Das unwillkührliche Lächeln, das einen Augenblick um seine Lippen schwebte, machte einem finstern, verächtlichen Ausdruck Platz: „Man will mich vor Euch warnen. — Weil die Warnung diesmal von Wien kam, hätte ich Lust, sie in den Wind zu schlagen und einem Manne nicht zu mißtrauen, vor dem man vorhin mich warnen wollte, weil Lüfte aus der Hofburg ihn hergewebt.

„Gnädigster Herr, von woher, vom Meeressand, vom Fels, Stürme das Atom lösten und in die Lüfte wirbelten, es fällt immer nur da nieder, wo das Gesetz der Schwerkraft es anzieht. Der Magnet ist das höchste Gesetz in der Endlichkeit."

Er war auf seine Knie gesunken. Der Kurfürst winkte ihm nicht aufzustehen: „Die Sprache der

Schmeichler ist so leicht erlernt, als es einem Fürsten schwer wird, sein Ohr ihr zu verschließen, auch dann wenn er es noch so feierlich vor sich betheuert: — daß er gegen diese Töne taub sein will. Du sähest den Stern über meinem Scheitel, das soll Dein stummer Blick sagen. Stehe auf! Es ist unwürdig für mich, eine Lüge vor mir knieen zu sehen!"

Balsamo erhob sich, nicht rasch, in einer Art, mit einer Miene, so anders als der Ton der Sprache, die der Fürst nicht erwartet:

„Ich kniete, mein großer Herr, nicht vor dem mächtigen Gebieter dieses Landes, dessen Augenblinken mich zermalmen kann, nicht vor dem Kurfürsten des Reiches, nicht vor dem Sieger von Warschau und Fehrbellin; — die Sterne der Helden, Reichen und Gewaltigen mögen blenden, aber sie stammen nicht von dem Lichte, das nie entzündet ward, und nie erlischt — ich kniete vor dem Lichte, das von Gott ausstrahlt, aber in Weniger Brust einen Spiegel findet, der es klar wiederstrahlt. Der leuchtende Wille ist der Magnet, dem auch die Völker in ihrer Blindheit folgen, sie wissen es nicht; die Wissenden sehen die Sterne am wolkendunkeln Horizont. Wen der Herr mit einem Willen geweiht hat, der durch Erz, Mauern, Widersprüche und Vorurtheile dringt, mit einem Willen, der das Kleine zu den Wolken erhebt, der aus dem Nichts eine Welt erschuf, der ein verwildert, abgestumpftes Volk in ein begeistertes, glückliches Heldenvolk verwandelt hat, einen Winkel der Erde voll Sand

und Sumpf in ein Reich, auf das die Fürsten und Völker mit scheuer Achtung blicken, wen der Herr weihte mit solchem Willen, daß, was er anfaßt, Gold wird, der kann auch das neue Reichs entdecken, wenn er will."

Friedrich Wilhelm blickte unverwandt auf den Himmelsglobus, indem seine Hand eine unwillkührliche Bewegung machte, die er aber eben so schnell verbarg als er die Worte verschluckte, die den hervorgestoßenen: „Kann's — aber warum scheiterte er vor Reichs Klippen!" folgen sollten.

Vielleicht hörte Balsamo auch das Wort „Pommern"; vielleicht ahnte er es nur, er brauchte um deswillen kein Magier zu sein.

„Warum schwankte dein Gestirn und gerieth aus seiner Bahn?" sprach der Kurfürst dumpf vor sich hin und wollte dem Alchymisten den Rücken wenden, als dieser laut antwortete:

„Weil es im Himmelskreise einem eben so starken begegnete."

Ein züngelnder Blitz schoß aus dem Auge des Fürsten auf den Verwegenen: „Braucht Ludwig XIV. keinen Adepten?" sagte er, aber halb mit höhnischem Ton. Balsamo wollte antworten, eine Handbewegung hieß ihn schweigen. „Die Atmosphäre ist uns heut ungünstig," sagte laut der Kurfürst, „wir stellen unsre Arbeit bis zum nächsten Mondwechsel ein."

Zweites Kapitel.

Wir müssen uns verständigen.

Als die Kohlen verlöscht, die Retorten und Tiegel abgehoben, und nur Runkel und Balsamo zurückgeblieben waren, sprach der erstere, den schweren Schlüssel der letzten Lade, welche den Schlüsselbund zu den andern Schränken enthielt, umdrehend: „Durchlaucht schienen ungnädig gegen Euch? Oder war's nur die alte Melancholie."

Balsamo wiegte ernst den Kopf: „Auf die Untergebenen drückt es immer am schwersten, wenn die Herrschaft gedrückt ist." Dann in einen leichtern Ton übergehend, hub er an: „Ich habe Euch oft bewundert, nicht wie Ihr's in Unterwürfigkeit tragt, das ist des Unterthanen Schuldigkeit, aber wie Ihr's dem Herrn immer zurecht zu legen wisset, daß das Gewitter sich verzieht ohne einzuschlagen. Denn solch ein Blitz, den dieser Jupiter auf unsre armen Köpfe niederschleuderte — Zwar mir, der nicht an die Scholle gebunden, — ich schnürte mein Bündel und zöge fort; indessen — „Indessen bleibt Don Balsamo doch lieber?"

„Indeſſen wünſchte auch Meiſter Kunkel lieber, daß der Kurfürſt ihn nicht fortjagt“ —

Es war ein eigner Blick, mit welchem der Kammerdiener jene Frage ausgeſprochen, und ein ebenſo eigner, ſeltſamer, war der, mit welchem Balſamo ſeine Entgegnung begleitete; zwei Blicke, die, wie Lunten, könnte man ſagen, wirkten, nur hatte jeder die Hand über der Pulvermine, daß es zu keiner Exploſion kam. Der Welſche war der erſte, der ſein Geſicht wieder in die vorigen Falten gelegt, wenn auch die kleinen ſchwarzen Augen noch immer beobachtend auf den andern züngelten, um, wenn es Noth that, aus der Vertheidigung in den Angriff überzugehen. Der Kammerdiener ſchien nicht ganz ſo ſicher, obwohl die Luſt mit dem andern anzubinden, auch aus ſeinem Geſichte aufkochte. Zwei Rivale, die lange ihre Gegnerſchaft, oder ihren Neid geſchickt ſo zu verbergen geſucht, wie die Verhältniſſe es geboten, waren an einander gerathen, und es bedurfte neuer Kunſt und Anſtrengung einen für Beide gefährlichen Ausbruch abzuwenden.

„Mein würdiger Meiſter, hub Balſamo mit der Sicherheit des welterfahrenen Mannes an, es iſt nicht gut, wenn zwei, die an einem Werke arbeiten, uneins werden. Es iſt nicht gut für's Werk, aber ſchlimmer noch für ſie ſelbſt. Wir müſſen offen gegen einander ſein. Ihr, Meiſter Johannes, vertragt es ſchwer, daß Euch, dem bewährten Adepten, ein Geſell aus der Fremde zur Hand gegeben iſt, einer, der alle Eure Handgriffe beobachtet, der von manchem Schluß, den

Ihr gezogen, und der Euern Ruhm gemacht, beweisen könnte, daß er grundfalsch war. Ich hinwieder, der einen Namen hinter mir ließ, an dem Ihr keine Handhabe habt, könnte mich doch gekränkt fühlen, daß ich jemand anderem, und grade Euch, Meister Johannes, untergeben bin. Ich könnte meinen, daß ich schärfer sehe, klarer urtheile, bereuen, meine selbstständige Stellung hingeopfert zu haben, nur um unter Euch zu operiren, und daß Ihr den Ruhm davon tragen sollt; aber, sorgt nicht, diese eitlen Gedanken liegen in blasser Ferne hinter mir. Ich kenne das Sprichwort: **procul a Jove, procul a fulmine!** — Der Kurfürst war eben ungnädig, Ihr seid in alter Gnade. Darum wollte ich Euch freundlich um Euern Schutz und Euer Fürwort bitten. So weit steige ich herab, ohne Selbstüberwindung. Wenn Ihr in mein Inneres schauen könntet, würdet Ihr erkennen, wie aufrichtig meine Bitte ist. Darum wünschte ich, daß auch Ihr grad aussprächet, womit ich Euch beleidigt haben kann, was Euch an mir nicht gefällt, oder wohin Eure Drohung hinaus soll! Rein geschäftlich, Meister Johannes; ich mache meine Gegenforderung. Unser Zweck kann ja nur sein zur Ausgleichung, zum Austrag zu kommen. Denn so viel wißt Ihr wie ich, Einer kann hier nicht ohne den Andern bestehen; fällt der Eine vom schaukelnden Brett, stürzt der Andere nach."

„Ihr seid ein Jesuit, fuhr es aus Munkels Munde. Es wird immer lauter. Wenn der durchlauchtige

Herr es auch einmal hören muß, und man Euch das Thor aufreißt, klagt mich nicht an."

„Wie sollte ich den anklagen, der mein Leidensgenoß in dem Falle wird."

„Ich, ich ein Jesuit!"

„Das hat noch Niemand behauptet, entgegnete Balsamo mit eisiger Ruhe lächelnd. Wenn jedoch in unsrer Wissenschaft nach einem Glaubensbekenntniß gefragt würde, meint Ihr, daß der geheime Lutheraner an einem streng reformirten Hofe, ein Mann, so nahe an Leib und Seele seinem Kurfürsten, ein Mann, der sich nicht entblödet vor diesem seinen Herrn den reformirten Glauben zu heucheln, während er in seinem Herzen ihn verabscheut, der also den Herrn selbst, dem er Treue und Liebe gelobt, in seiner Seele verdammt, meint Ihr, daß ein solcher Mann nicht sofort aus der geheiligten Nähe gestoßen werden muß, sobald —"

Eine hastige Bewegung Kunkels mit dem Arm gebot oder bat den Andern zu schweigen. Während er sich ängstlich umblickte, fuhr Balsamo mit der kalten Ruhe von vorhin fort: „Damals als Ihr im Dom, im Winkel der Sakristei, auf den Knien um Vergebung batet, daß Ihr aus Menschenfurcht mit dem sakramentsschänderischen Hofe zum Tische des Herrn ginget, damals hatten die Wände Ohren, Meister Kunkel. Ich werde doch nicht verrathen, daß Ihr die Kurfürstin eine babylonische —"

„Um Gottes Barmherzigkeit willen —"

Der erblassende Kammerdiener wäre in die Knie

gesunken, wenn ihn Balsamo nicht mit einer raschen und leichten Bewegung aufgehalten hätte:

„Was thut Ihr, Meister Johannes? hier sind wir unter uns. Die Geister, die um uns schweben, wissen nichts von Lutheranern und Jesuiten. Erschrecke ich vor Euch, daß Ihr in der Wittenberger Lehre den allein selig machenden Glauben findet? Was wollt Ihr vor dem Namen Jesuit erschrecken? Ein Klang, vor dem Thoren zittern, weil sie ihm nicht wagen in's Gesicht zu sehen. Ich aber sage Euch: Vor dem Götzen oder Gott, der Macht oder Allmacht, vor deren Tempel wir Beide als Priester stehen, verschwindet jeder Orden, jede Kirche, jedes Glaubensbekenntniß. Wer die Pforte erbricht ist Herr der Welt, und wenn der große Orden, von dem Ihr einen Bruder in mir zu sehen glaubt, dort eingedrungen, kann Eure Furcht vor ihm sich schlafen legen, denn er ist am Ziel, nein er ist über sein Ziel hinaus. Wer die Menschheit beherrscht, kümmert sich nicht mehr darum, sie bekehren zu wollen. — So wenig, Meister Johannes, als ich Euch, Ihr mich. — Nun haben wir uns verständigt, und darauf allein kam es ja an. — Wir arbeiten, schaffen, wirken miteinander, als treue Diener unsres gnädigen, großmüthigen Herrn. Die Sorgen, die ihn drücken, sind auch unsre. Was an uns müssen wir arbeiten, sie zu verscheuchen, und um sie zu verscheuchen, müssen wir sie kennen, ganz kennen lernen. Darum gilt es, unsre Wahrnehmung von nun ab auszutauschen, nichts, auch das geringste nicht, zu verschweigen. Das

Kleinſte kann uns ſchaden, und vergeßt nicht, daß, was dem Einen nur ſchadet, den Andern verderben mag. Ich war die letzte Zeit auf Reiſen, und wie ich Euch nicht verbergen will, ward meine Stellung hier, ſeit die gnädige Kurfürſtin ihre Hand von mir abzog, eine andre. Wie viel von den geheimen Vorgängen blieb mir daher verborgen."

Der arme Johannes Kunkel! Wenn er vorhin unwillig ertrug, daß er mit dem Welſchen in ein Joch zuſammen geſpannt ziehen mußte, was jetzt, da er ſich an ihn geſchmiedet fühlte! Und der Andre war der Stärkere. Kunkel ſah das ein, und es war nicht ſeine Art, einen Titanenkampf gegen das Unvermeidliche zu beſtehen; er liebte die Ruhe, und es war beruhigend für ihn, daß der Andre die Kette gar nicht ſcharf anzog. Nein, jetzt wo er in der Macht ſich fühlte, ward er ſo freundlich, ſelbſt gutmüthig mittheilend, daß auch dem Kammerdiener die Mittheilungen leichter wurden. Ja vielleicht war Balſamo auch nur durch Zufall unter die Jeſuiten gerathen, und verlangte im Grunde des Herzens, wie er ſelbſt von der Alchymiſterei, loszukommen, und in Ruheſtand, oder was man heute nennen würde auf Penſion geſetzt zu werden. Daher ging allmälig auch ſein Herz auf; aber was ſollte er ihm entdecken? — Ueber die Melancholie, wie man die trübe Stimmung des Kurfürſten nannte? Kunkel war kein Oedipus. Und grade darüber ſchien Balſamo ſich zu ängſtigen. Sonſt hatte Friedrich Wilhelm, wenn es ſchwarz in ihm aufſtieg, die Karte

mauer mit den vielen großen Augen, mit den Armen fest gedrückt in das Mark der Uferfelsen, daß kein Orkan sie erschüttert.

Ich jauchze und springe wie ein Kind, daß es mir vergönnt ist, auf diesen Mauern umherzuklettern. Aber ich bin kein Riese, wie sie, denn ich muß rennen, um dem heftigen Sturme zu widerstehen.

Die Peitsche des Kutschers knallte lange vergeblich uns zu erwarten, Lionel Bull mußte aufgerüttelt werden. Er sprach auf dem ganzen Wege bis Nismes kein Wort.

20.

Nismes.

Ein Krokodill und eine Palme bilden das Wappen von Nismes. Die Deutung ist mannigfaltig. Die historische lautet: Nachdem die uralte, ursprünglich volkische Stadt unter römische Abhängigkeit gekommen, siedelte Augustus sieben und zwanzig Jahr vor Christi Geburt eine Colonie von Veteranen des Aegyptischen Heeres hier an, durch welche Nismes

von Pommern an der Wand aufrollen lassen, dazu ließ er die Wappen der Städte und Geschlechter des Landes aus alten Büchern aufschlagen, und starrte darauf hin, bis ein Lächeln über sein Gesicht flog und er mit einem Vanitas Vanitatum auf den Lippen das Zimmer verließ. Sonst exulzirte er sich auf der Jagd, noch im Alter der rüstigste Waidmann, er stach seinen Humpen aus trotz Einem, und beim Anblick seiner Reiterschwadronen, oder wenn das Fußvolk mit Hellebarden und Musketen unterm Fenster mit ihrer stolzen Musika vorüber marschirte, jauchzte in ihm die alte Kriegerlust auf. Dann war nun alles anders. Er ließ seine Diplomaten schalten und verkehrte tagelang mit seinen Baumeistern, Grottirern, Malern. Heftig konnte er werden, ja brauste vor Zorn auf, wenn in einem japanischen Schränkchen, einem chinesischen Tempel, ein Götzenbild anders angebracht war, als auf dem Riß. Dann konnte er eine Thräne vergießen, als die Nachricht kam, daß der gelehrte Mann, der den Schlüssel zur japanischen Sprache gefunden, plötzlich Todes verblichen sei. Müller hatte für seinen Schlüssel eine Forderung gestellt, die auch dem Kurfürsten zu hoch gedünkt. Nun hatte der Mann aus Verdruß und Rache auf dem Todtenbett alle seine Papiere verbrannt. Alle seine Studien, der gefundene Schlüssel waren ein Häufchen Asche, das der Hauch aus dem Munde eines Pagen in die Lüfte blies. „Das ist die Frucht eines langen mühsamen Lebens, voll Nachtwachen, Kummer und Entbehrung! Und wir leben doch, und streben

doch in's Unerreichbare!" So hatte sein Kammerdiener den Kurfürsten am Abend des Tages beim Ausziehen seufzen gehört, und der erschrockene Hof hatte auch auf einige Tage eine traurige Miene annehmen müssen, weil der japanische Schlüssel verloren gegangen war.

Balsamo schüttelte theilnehmend den Kopf, doch mochte es nicht das sein, was er wissen wollte. Mit der lateinischen Stadt sei es auch nichts geworden, warf er hin. Man habe doch gemeint, wenn je, so sei damals die Zeit dafür gewesen. Kunkel erwiderte, es wäre möglicherweise auch damals etwas geworden, wenn nicht der Minister Venin vermeint, man möchte doch erst abwarten, bis die vielen reichen Familien, so sich da ansiedeln wollten, wirklich mit Sack und Pack in's Land kämen. Der holländische Magister, den sie nur den Lateiner nannten, und der sich noch immer der Aestimation höchsten Orts erfreue, sei nur einstweilen für die vielen Bücherſammlungen, welche Seine Durchlaucht zusammengekauft, als Aufseher oder wie er titulirt wird, Bibliothekar, mit einem Salario angestellt. „Was giebt es auch darüber für Gerede! Die Herren vom Lande meinen, wozu nutze das, Bücher wären für die Gelehrten, aber nicht für's Land, und hätten Durchlaucht denen vom Adel für das schwere Geld lieber neue Ställe sollen bauen lassen für ihr Vieh, und Scheunen, oder ihnen ihre Häuser wieder aufrichten, die seit den Kriegen noch in Schutt liegen. So ist ein Tag um den andern neu Gerede und neue

Unzufriedenheit, und was das Schlimmſte, Niemand glaubt, daß es beſſer wird."

„So lange Seine Durchlaucht am Leben ſind!"

Der Kammerdiener fuhr zuſammen: „Daß Gott verhüte!"

„Was einmal kommen muß, Meiſter Johannes! Daß wir nur nicht, wenn es kommt, zu ſeufzen haben: daß es ſchlimmer geworden als es war."

Herr Kunkel, ein guter Patriot, mit Leib und Seele ſeinem Fürſtenhauſe ergeben, obgleich der Kampf zwiſchen der perſönlichen Verehrung und dem Abſcheu vor dem Calvinismus, ſein Herz oft in Wallung und ſeinen Verſtand in Verwirrung brachte, Herr Kunkel erſchrak auch vor dem Gedanken, weil er ſo viel andre erweckte.

„Was iſt zeither vorgefallen, und was ſteht uns noch bevor!"

„Ach, mein geehrter Herr, im eignen Haus ſieht man vom Licht, das am Fenſter ſteht, und draußen ſo hell in die Nacht ſcheint, die Schnuppe, die herunterfällt, und das Unſchlitt, das zur Seiten läuft. Und wenn Ihr's ſähet, Ihr könntet das doch nicht mit fühlen, wie ein Brandenburger, wenn wir ihn ſehen, den großen, herrlichen Fürſten, wie er ſich gleichſam eingeſponnen hat, oder einſpinnen ließ, in ein Netz möchte ich ſagen von — ich weiß nicht was. Da ſitzt der Herr, der ſo klar ſchaute, wie der Adler in der Luft, und ſieht nichts, was um ihn vorgeht, er hört

nicht das Murren und Geſumme, und wenn er's hört, lächelt er vornehm, als wär's baarer Unſinn."

Ein warmer Händedruck Balſamo's ſollte ihm deſſen Theilnahme bezeugen: „War ich nicht noch in Berlin, als der Kurprinz nach dem raſchen Tode ſeiner erſten Gemahlin plötzlich nach Caſſel entfloh! — Und wo in Europa hörte man nicht, wie Vater und Sohn damals an einander geriethen, daß man ſchon meinte, Kaiſer und Reich werde einſchreiten und ein Bürgerkrieg ſtehe vor der Thür!"

„Was waren wir darum froh, als ſo eine leidliche Ausſöhnung denn doch zu Stande kam, fuhr Herr Runkel fort. Das Land hoffte doch wieder als der Kurprinz zurückkehrte, wenn er auch noch vom Hofe ſich fern hielt und in Köpnik ſeine Reſidenz aufſchlug. Und noch mehr hofften wir, als er ſeine neue Kurprinzeſſin aus Hannover heimführte. Schön iſt ſie, die durchlauchtige Sophie Charlette, und wenn ſie vorübergeht, iſt's, als hätte ein Engel uns angeweht —"

„Ihr ſtockt! — Sie ſoll keine gute Lutheranerin ſein, auch nicht einmal —"

„Das mag ſie mit Gott im Himmel ausmachen und ihrem Beichtvater. Was Frauenzimmer glauben, darauf kommts auch wohl nicht ſo an, wenn ſie nur Kinder kriegen."

Da ſtockte er wieder, und es folgte eine längere Pauſe.

„Ihr thätet gut, Meiſter Johannes, wenn Ihr

Euch die böſen Gerüchte, die immer von böſen Zungen kommen, und oft aus böſem Herzen, aus dem Sinn ſchlüget."

„Herr du mein Gott, das geht auch! Starb das erſte Kind nicht ſchon fünf Monat nach der Niederkunft. Grad ſo wars auch bei der hochſeligen Kurprinzeß. Damals ſagten ſie, ſie könne kein lebend Kind mehr zur Welt bringen. Sie brachte auch keins, denn ſie ſtarb mit dem zweiten Kinde. Und nun hieß es bei der zweiten Gemahlin juſt ebenſo. Wem ſchauerte es nicht durch die Glieder, als von der zweiten Schwangerſchaft der Prinzeß verlautete. Eines Abends war der Kurprinz ſo heimlich als damals, wo er nach Caſſel floh, mit ihr auf und davon, und nach Hannover abgereiſt. Am Hofe ihrer Mutter wollte die gnädigſte Frau niederkommen. Da allein fühlte ſie ſich ſicher. Und nun kaum über die Gränze, als die Wehen ſie überkamen, und in eines Dorfſchulmeiſters niedrigen Stube mußte die erlauchte Fürſtin — es iſt entſetzlich es auszuſprechen. Auch der kleine Prinz kam todt zur Welt! Und ſeitdem —"

„Seitdem beſorgen Viele, daß auch die durchlauchtige Frau Sophie Charlotte keine Kinder, oder nur todte zur Welt bringen werde, unterbrach ihn Balſamo, der das letzt Erzählte ſo gut wiſſen mußte als der Erzähler, und blickte mit den Fingern ſpielend vor ſich hin. — Es giebt, Meiſter Johannes, andre, die dafür einen Grund wiſſen, von dem mir eigentlich zu ſchweigen ziemt. — Leiſer ſetzte er hinzu: Bei uns

heißt es, daß Gott die Mütter, welche von der Kirche und Religion abfallen, durch Kinderloſigkeit ſtraft. Darum iſt der Rückſchluß noch nicht richtig, und der Himmel behüte uns davor, daß eine Mutter, deren Kinder ein raſcher Tod fortrafft, keine Chriſtin ſei. Die Kurprinzeß iſt es gewiß, und der Herr von Leibnitz ohne Zweifel auch. Ihr verſichert es mich, und ich habe Euer Wort noch immer wahr gefunden. Aber etwas muß doch daran ſein, das meint wenigſtens das Volk, und des Volkes Stimme trifft doch immer ein Körnlein Wahrheit. Der Herr von Leibnitz heißt ein großer Philoſoph und er iſt ein erſtaunenswürdiger Mathematiker. Aber, wie geſagt, ob er ein guter Lutheraner iſt, wenn Ihrs nicht ſagtet, hätte ich Grund daran zu zweifeln. Die junge Prinzeß ſchätzt ihn hoch, ſehr hoch. Wenn ſie Kurfürſtin iſt, wird Leibnitz ein einflußreicher Mann, vielleicht Miniſter, der die Zügel des Landes in Händen hat. Es iſt kein Segen für ein Land, wenn Philoſophen ſeine Könige ſind, und die Irrlehre iſt wie das Thier in der Apokalypſe, es nimmt jedwede Geſtalt an, ſo den Sinn des Menſchen blendet. Wäre daher der geheime Schauer ſo unnatürlich, der wie ein Fieberfröſteln durch Hof und Land, durch Bürger und Volk läuft?“

Das war es nicht, was der Kammerdiener gefürchtet und was ihm im Munde ſtecken geblieben; noch merkte er in ſeinem Eifer, mit dem er auf die verlaſſene Fährte zurückſprang, daß ihn der Andre ge-

flissentlich auf eine andere führen wollen. Es hatte sich in seiner Brust etwas gelöst, was nun heraus mußte, nachdem Balsamo den Riegel fast gewaltsam fortgeschoben.

„Was kümmert uns das in der Ferne, wenn's um uns ist, daß man nicht weiß, wo man sich anlehnen soll. Die Krankheit, die Brandenburg verzehrt, ist ein laut Geheimniß worden. Man schaute auf uns mit Neid, auch wegen der Tugend und Sitte, die an unserm Fürstenhof herrschte, und zum Exempel ward für andre. Und wie ist's nun! Wenn der Kurprinz von seinem Hof in Köpnik herüber kommt, ist's, als wenn er ein Feindeslager betrete, wo er auf Schritt und Tritt Wache halten muß, daß ihm nichts Uebles begegne. Da werden Complimente und höfliche Redensarten gewechselt, aber jeder steht auf der Lauer, ob er nicht zu viel sagt oder der Andere zu wenig. Ist das ein christlicher Hof, wo Vater und Sohn sich die Hand reichen, aber jeder mißt vorher ab, wie stark er drücken solle, damit es nicht anders ausgelegt werde. Zwischen Stiefmüttern und Stiefsöhnen mag's nirgends gut sein, aber wo kam's schon vor, daß kein so dummer Hirtenbub durch die Heide treibt, der nicht weiß, was die Stiefmutter planirt. Erschlichen hat sie das Testament, worin er seine Länder theilt; aber sie ist damit nicht zufrieden — der Kurhut, nach dem Kurhut blicken zwei Frauenaugen, zwei Augen, die — Und er weiß es, er sieht es, wie ein Zuschauer, den es nicht an-

gebt! Ach, Herr, er iſt nicht mehr, der er war, er läßt die Welt von ſich ein Liedlein ſingen. Sonſt, wenn er nur den Ton gehört, hätte er ſein Haupt geſchüttelt, ſeine Augen rollen laſſen; es hätte furchtbar gewittert. Nun mag um ihn geſchehen, im Reich und draußen, was da will, der Franzos, der Schwede, Türke, hanthieren wie ſie Luſt haben, er ſchläft in ſeiner Löwenhaut; die kleinen Thiere mögen darum ſpielen nach Herzensluſt. Der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm ſitzt Tag und Nacht über Kohlenrauch und Büchern und er iſt nicht mehr er ſelbſt —"

Der Italiener ſchien während der langen Rede ſeinen Gedanken Audienz gegeben zu haben. Er mochte an ſich die Frage ſtellen: iſt das nicht zu haſtig calculirt? Er mochte ſich fragen: warum geſtellte er denn zum Türkenkriege, zu Sobieski's Heer ſeine Kerntruppen, und Wiens Fall hätte dem neuen König der Wenden doch keinen Schaden gebracht. — Was trieb ihn an, Hamburgs Freiheit gegen den Dänenkönig zu retten? Das hat im Norden wieder eine neue Glorie um ſeine Stirn gewoben! Seine Gedanken verrieth Don Balſamo vielleicht nur dann, wenn es nicht mehr ſeine Gedanken waren.

Hans Kunkel gehörte aber zu den Naturen, deren urſprünglicher Feuerſtoff im Lauf der Jahre von einer Fülle von Fleiſch, Fett und Apathie erſtickt worden. Wenn der Mechanismus in dieſen bequemen Naturen einmal wieder angefaßt und in Gang gebracht worden,

iſt es oft als ob das eingeroſtete Räderwerk durch ſchnellere Bewegung das Verſäumte nachholen wolle; ob das Rad dann auch abſchnurre ohne gemahlen zu haben, was es ſollte. Er hatte ſo viel ausgeſchüttet, daß er noch mehr ausſchütten, er hatte ſo viel geſprochen, daß er noch mehr ſprechen mußte; die Klinke der Thür in der Hand, faßte er den neuen Bundesgenoſſen noch einmal am Arm:

„Und was ſoll man ſagen zu der Komödie von dem neugebackenen Fräulein! Bis vordem hielt er doch mit ſeiner Meinung zurück, daß mancher Herr im Kammergericht in Sorge drum war, denn welcher Richter ſpricht gern gegen den Willen ſeines Oberherrn! Andre konnten ihn nicht genug preiſen, daß er feſt geblieben gegen den Willen der Kurfürſtin, die doch alles dran ſetzte. Aber nun, ſeit das Kammergericht endlich geſprochen, iſt es doch als wären die Schleuſen aufgezogen, als drehte ſich alles in Brandenburg nur um den langen Prozeß. Will er abſolut allen alten Freunden vor den Kopf ſtoßen, wie dem Derfflinger! Denn der alte Degenknopf ſoll herunter, das iſt ausgemachte Sache, ſeit auch die Schombergs wirklich berufen ſind. Wozu? — Zum Krieg brauchen wir keine Marſchälle; wir führen keinen Krieg mehr. Ihn zu kränken. Warum? — Um ihr Müthchen zu kühlen. Sie hat geſiegt, ihr Prozeß war's. Warum hätſchelt und trägt er das Waiſenmädchen auf Händen, als wär's ein fürſtlich Fräulein. Streichelt ihr die

Locken vor allen Cavalieren bei Hofe und weiſt mit frohem Blick auf ihre rothen Backen, daß man denken könnte, es wär ſein eigen Kind. Nein, 's iſt ihr Kind! Um ihr eine gute Heirath zu verſchaffen, ſagen einige. Ach Gott, an Freiern fehlt's der nun nicht; ſie braucht nur die Finger auszuſtrecken. Aber wißt Ihr, wie geſcheidte Leute es auslegen! — Das ſolle der Probirſtein werden, ob man ſich in Brandenburg was aufſchwatzen laſſe, was gegen die Natur iſt, und nicht in der Ordnung und im Blute, durch Rechtsverdreherei, Teſtamente, beſtellte Zeugen. Ginge das, nähmen ſie's ruhig hin, das Eine, dann nähmen ſie auch das Andre; wenn ſie zum Kleinen ſchwiegen, würden ſie nicht zum Großen mucken. Und das Große heißt die Succeſſion!"

Ob Don Balſamo aus dieſem erſten Zwiegeſpräch mit ſeinem neuen Bundesgenoſſen viel erfahren, was er noch nicht wußte, bleibe dahin geſtellt. Es wird nicht das einzige geblieben ſein. Er fand es für gut, weil er nichts darauf zu erwidern hatte, oder es nicht der Mühe werth hielt, Gedanken in Worte zu verkleiden, die ihren Inhalt nicht erkennen ließen, ſeine heilige Miene anzulegen. Er ſprach mit einem Seufzer von dem Wurm, der auch an der ſtolzen Eiche nage; nicht Winterfroſt, Sturm und Brand, der Wurm heiße Vergänglichkeit. „Wir blühen Alle, um zu welken!" Fürſten aber müſſe man Liebhabereien nicht nur gönnen, ſondern es ſei vielleicht auch Pflicht ſie zu fördern; der Fürſt, welcher keine habe, ſei wie ein Wetterglas,

blühend und groß wurde. Daher die Africaniſchen Inſignien.

Näher liegt eine andere Deutung. Die Palme iſt das Symbol des Friedens, das Krokodill des dumpfen religiöſen Fanatismus. Es frißt, wie der Religionskrieg, ſeine eigenen Kinder, und die Palme des Friedens lächelt umſonſt den vom Wahn Bethörten.

Feuer, Schwert und Kreuzzüge wütheten im Mittelalter gegen die Bekenner und Schützer eines freieren Glaubens in den Thälern von Savoyen und durch das ſüdliche Frankreich bis Toulouſe und in das Land der Basken. Der grimmige Fanatismus ſiegte, in Blut gebadet, ohne den letzten Funken der reinen Lehre erſticken zu können. Bei jeder Reformation lebte die Erinnerung der Glaubensnoth der Väter auf, jede Verfolgung erweckte neuen Muth und neue Bekenner. Die Mauern von Nismes ſahen zu den Zeiten der Camiſards Gräuel, wie ſie nur in Frankreich an's Licht treten, wenn die ſchlummernde Tiegernatur des Volkes erweckt worden. Ohne Gleichen ſtänden ſie da in der Geſchichte, wäre ihnen nicht die Bartholomäusnacht vorangegangen und die Revolution gefolgt. Aber dieſe letzte, blutigſte aller Hochzeiten, wo der Wahn,

das auf ſchön Wetter zeigt, und plötzlich breche ein Unwetter los, das ſeine Umgebungen verderben kann. Balſamo wiederholte, als er allein war, mit verſchränkten Armen vor ſich hinblickend, die Worte des Mannes, den er verachtete: „Aber wozu braucht er Gold? Warum grad jetzt Gold!“

Drittes Kapitel.

Die Geburtstagsgabe.

Wer, der vor so und so viel Jahren die barfüßige Bauerndirne aus dem Backofen kriechen sah, hätte sie in dem Fräulein wieder erkannt, das dort auf dem Tabouret saß, und vor ihr der holländische Maler, der sie als Kniestück für den Kurfürsten abconterfeite? Nur noch ein wenig Lächeln bat er sich aus; dann lächelte er selbst zufrieden, und nach wenigen Strichen legte er den Pinsel weg, sagte, er dürfe das gnädige Fräulein am heutigen Tage nicht länger ermüden und entfernte sich mit einer respectvollen Verbeugung.

Wer, der sie vor so und so viel Jahren sah zitternd vor dem Landeshauptmann stehen, und verlegen an ihrem Bastkorbe zupfen, während der strenge Mann ein scharfes Verhör mit ihr anstellte, hätte sie in der jungen Dame wieder erkannt, die mit vornehmer Anmuth dem Künstler einen gnädigen Abschied zunickte?

Wer auch, der damals wußte, daß sie keine Schwelle, kein Pfühl hatte, wo ihr müdes Haupt niederlegen, daß sie war wie der Vogel in der Luft,

und doch nicht ſo ſicher und glücklich, denn der Vogel weiß nichts von Sorge und Hoffnung, das Feld ſpeiſt der Bach tränkt ihn, und jeder Zweig im Walde iſt ſein Bette, — wer, der ſie damals geſehen mit einem verſiegelten Briefe, der alle ihre Ausſichten verſchloß, barfuß gen Berlin pilgern, hätte in der reichen Hofdame, mit dem faſt fürſtlichen Apparat ringsum, die Bettlerin wieder erkannt!

Das Zimmer im Schloß, das ſie bewohnte, war von der Laune der Gunſt oder durch ihre eigene Phantaſie ausgeſchmückt. Doch waren es nicht die ſchweren Teppiche und Behänge, die chineſiſchen und indianiſchen Götzen und Bilder, noch die Papageien, welche an vergoldeten Ketten ſich auf ihren Stangen wiegten, was heut dem Zimmer den Anſtrich von beſonderer Feierlichkeit gab, aber auf dem Tiſch in der Mitte ſtand eine ungeordnete Sammlung von glänzend neuen Sachen und Geräthen, die offenbar erſt heut hierher geſtellt waren: Blumentöpfe, Vaſen, Kränze, ſeltenes Spielzeug aus fernen Ländern, und was man ſonſt jener Zeit einer gefeierten jungen Dame zum Geburtstage verehren mochte.

Es war Dorotheens Geburtstag; ein Tag, von deſſen Exiſtenz der Findling bis vor wenigen Monaten nichts gewußt. Da hatte der endloſe Prozeß, der, wie ein langſam ſpeiender Vulcan, Moder, Staub, Schutt und Verbrechen an's Tageslicht förderte, bei Gelegenheit auch ein vergilbtes Blatt Papier in die Luft geſchnellt, worauf der Tag verzeichnet ſtand, an

welchem der Müller auf dem Rabenanger ſeine Tochter Dorothe zur heiligen Taufe getragen.

Dorothe feierte zum erſten Male in ihrem Leben ihren Geburtstag. Ein Gut, auf das ſie wie jeder ein gebornes Recht hatte, war ihr zwanzig Jahre vorenthalten worden, weil ihr die Exiſtenz dieſes Gutes unbekannt geblieben. Sie hatte nie daran gedacht, daß ſie ja an einem beſtimmten Tage zur Welt gekommen ſein müſſe. Vielleicht dachte ſie jetzt, indem ſie, die Hände vor'm Geſicht, lange ſitzen blieb, darüber nach, was ſie durch dieſe Unkenntniß eingebüßt; denn wie ſchön hatte der Tag begonnen, wie ſchön verſprach er noch ſich zu entwickeln! Es war ihr etwas ganz neues, unerwartetes geweſen, wie ſie am Morgen durch eine ſanfte Schäfermuſik erweckt worden, wie Blumen und Kränze, gleich als hätten Feen ſie nächtlich gewunden, von ihrem Tiſche ſie begrüßten, wie dann die Gratulanten mit Geſchenken kamen; auf dem Kuchen die zwanzig brennenden Lichte, und in der Mitte das große Lebenslicht! Wie der Kurfürſt ſie durch ſeinen Kammerherrn beglückwünſchen laſſen und ihr einen Rubinen-Halsſchmuck verehrt, daß ſie über das koſtbare Geſchenk faſt ſo roth geworden als der Stein. Wenn es nun an jedem von den zwanzig Geburtstagen ſo hergegangen wäre!

Nein — wenn ſie dem Gedanken folgte, kamen ganz andere, welche den Roſenſchein des Geburtstagsmorgens verwiſchten, und ihr Geſicht in die Falten legten, welche dem Maler das Recht zur Bitte gaben,

daß ſie auch einmal lächeln ſolle! Einen Geburtstag hatte ſie gewonnen, aber nicht Vater, nicht Mutter, Geſchwiſter, kein Vaterhaus, keine Erinnerungen. Wie durch ein Erdbeben war ſie aus blutigem, rauchendem Schutt ausgeſpieen, nur Verbrecherhänden verdankte ſie ihr Daſein; die Anerkennung deſſelben den Launen des Zufalls. Sie war das Kind eines Mährchens. Hatte ſie nicht den Beruf, die Pflicht in Trauer aufzugehen, wenn ſie an das Schickſal derer dachte, welche ihr das Leben geſchenkt? — Dann erſchrak ſie wohl, daß ſie nicht in Trauer war. Sie hatte ja weder Vater noch Mutter gekannt; ihre Bilder ſchwebten ihr nur wie Nebel vor dem Geſicht, aber ſie zerfloſſen eben ſo ſchnell wieder, ehe ſie einen freundlichen Blick, ein Lächeln der Luſt und Theilnahme, einen warmblütigen Zug erhaſcht. Wenn — wenn es nur Nebelbilder waren! Dann — dann konnte ja auch das jetzt nur ein Mährchen ſein, ſie konnte plötzlich erwachen, und alles war ein Traum geweſen. Statt der Damaſtvorhänge, in denen die Sonne ſich fing, der goldenen Quaſten, mit denen das Lüftchen ſpielte, konnte es der alte Lindenbaum vom Pfarrhauſe ſein, von deſſen ſternedurchſchienenen Zweigen der Wind die gelben Blätter abſtreifte; ſtatt der Tapeten und Bilder an der Wand, ſtatt der Ausſicht über die lange Brücke, ſtarrte ihr der lange Kieferwald entgegen, der über Hügel und Hecke in die blaue Ferne auslief. Ihr ſchweres blumendurchwirktes Atlaskleid, konnte es ihr nicht über die Knie rauſchen,

und wenn ſie es aufhob, ward es der ſchwere Friesrock, und barfuß pilgerte ſie durch die Sandwüſte!

Das waren Zückungen, die nicht jetzt, als ſie den Kopf zum Schooß geneigt daſaß, zum erſten Male über ihren Seelenſpiegel hauchten. Oft kamen ſie nicht; Dorothe war ja ein kerngeſundes Mädchen, — die Hofdamen, welche zum Frühſtück ihre Kanne Bier und ein tüchtiges Pfundſtück gebraten Fleiſch erhielten, wußten nicht viel von Nervenübeln, — aber wenn dieſe Zückungen kamen, kamen ſie heftiger. Sie fühlte, daß eine Thräne ſich unter ihrer Hand durchſtahl, und auf das Kleid fiel. Das konnte im Atlas einen häßlichen Flecken machen. Zum Glück kreiſchten auch jetzt die Papageien auf; der eine ſchimpfte den andern: Spitzbube, Betrüger! der zweite ſchmetterte an die Decke, ein: Vivat unſre gnädigſte Kurfürſtin! und der dritte ſchrie ihren Namen: Dorothe! Was machſt Du, Dorothe?

Davon mußte der Traum entweichen. Sie war aufgeſprungen, und es war alles Wirklichkeit. Wie ſie ſich auch die Augen rieb, nicht um zu wachen, ſondern um die Spuren der Thränen abzuwiſchen; denn jeden Augenblick konnte ja ein neuer Gratulant eintreten. Da lagen aufgehäuft die koſtbaren Geſchenke; die Brüſſeler Spitzen, das Arbeitskäſtchen von eingelegtem Holz, in Nürnberg gefertigt, da das Schapelow'ſche Wappen, auf einem Pfühl in bunten Farben geſtickt; das waren Realitäten, an die ſich beſondere Erinnerungen und Gedanken knüpften. So nahm ſie

ein Stück um das andre auf. Die Erinnerungen mußten angenehm sein, denn es zückte um ihre Mundwinkel, ihre Augen blitzten wieder, und ihre Füße traten elastischer auf. Ehe sie es sich bewußt war, tänzelte sie. War's zu verwundern? Sie hatte ja in den Pastoralen, die bei Hofe aufgeführt wurden, eine Rolle agiren müssen, und über die Hälfte ihres jungen Lebens hatte sie, im strengen Hause des Herrn Piosander nie den Fuß im Rhythmus erheben dürfen; sie fühlte sich im Recht, das Versäumte nachzuholen. Sie griff nach einem der Kränze, die auf dem Tische lagen und führte als chorführende Schäferin den Reigen auf. Wie blitzte ihr Auge dem unsichtbaren Gefolge zu, das sie jetzt zu sich heran winkte, jetzt zu scheuer Entfernung zurückwies. Sie floh wie ein Reh vor einem Verfolger, sie wand sich in sprachlosem Gebet zu den Göttern flehend. Aber sie war besiegt. Gesenkten Hauptes schlich sie eine Weile, scheue Blicke zur Seite werfend. Dann zuckte ein Blitz, ein Strahl des Gottes durch ihr ganzes Wesen. Das verklärte Auge gab ihn wieder. Der Augenblick war gekommen, wo sie den Kranz sich auf die Stirn drücken mußte. Im Pastoral bricht da der Chor der Schäfer und Schäferin in Entzücken aus, Heil und Heil der schönen Erdentochter rufend, welche der Göttersohn zur Braut erkoren!

In dem Augenblick stand sie vor dem großen Spiegel. Wenn man sie auf's Gewissen gefragt, hätte sie's nicht ganz ableugnen können, daß sie mit Absicht die tänzelnden Kreise dem Spiegel genähert. Sie

wollte nur sehen, wie sie aussah. Sie glaubte es freilich schon zu wissen, denn damals, als sie beim Hoffest die Amathea agirt, war das Entzücken losgebrochen, und zwar in einem Beifall, der kaum in den, von einem Hofe gebotenen, Gränzen sich hielt. Aber sie hatte sich damals nicht selbst gesehen, der Spiegel, in den sie blickte, waren nur die Augen der hohen Herrschaften, der neu Vermählten, des Hofes; nun wollte sie's im Glase sehen, und heute war es ihr Festtag.

Aber plötzlich nahm ihr Gesicht einen Ausdruck des Schreckens und des Unwillens an. Im nächsten Augenblick hatte sie den Kranz vom Scheitel gerissen. Was hatte ihr der schöne aus Myrthen, Orangenblüthen und Granaten gewundene Kranz gethan, daß er auf den Boden flog? Er kam von einem ihrer Freiwerber, dessen Nähe sie schon bange machte, und dessen brennender Blick ihr so oft eine Röthe auf die Wangen drückte, glühender als die Granate.

„Wenn nur der Herr von der Polenz nicht wäre, dann wäre alles schön," murmelte sie und trat wieder an den Tisch und musterte die Geschenke, jetzt aber zugleich die Briefe, in deren Begleitung diese Geschenke angekommen waren. Auf dem Rosapapier, das sie mit Lächeln las, stand ein zierlich geschriebenes Gedicht: „Ach, wenn alle so sanft und bescheiden liebten, wie der Herr von Canitz!" seufzte sie, und ließ es gleichgültig aus der Hand fallen. Bei einem andern Briefe lachte sie hell auf: „Der Bär will auch Verse machen!"

Ein Porzellanpüppchen, einen Amor vorſtellend, der aber halb wie ein Satyr ausſah, und einen Pfeil nach einer Nymphe ſchießt, welche er im Bade überraſcht haben mochte, und die, nach ihrem Gewande greifend, ihm den Rücken kehrt, um zu fliehen, ſetzte ſie erröthend bei Seite. Es geſchah aber nicht aus Scheu vor den nackten Geſtalten, ſondern um des Geſchenkgebers willen. Es kam vom jungen Prinzen Philipp, der in dem Schäferſpiel den Götterſohn agirt, und, wie alle meinten, zu lebhaft geſpielt habe.

Die Thür ging auf, um neue Beſucher einzulaſſen. Die beiden Herren, welche ſich draußen begegnet, um faſt zugleich einzutreten, obgleich der jüngere dem älteren und vornehmeren, wie ſich's gebührt, reſpectvoll den Vortritt ließ, ſind unſre älteſten Bekannten, der Herr von Alvensleben und der Magiſter Skytte. Nur der Zufall hatte ſie zuſammen geführt, ihre Wege waren verſchiedene, und, wie wir wiſſen, hatte der Landeshauptmann keine Sympathien am Hofe für den Mann gezeigt, der ihm einſt in der öden Heide ein willkommener Geſellſchafter geweſen. Aber Jahre und Verhältniſſe gleichen vieles aus. Der alternde Mann von Welt- und Lebenserfahrung betrachtete den jüngern nur noch als einen der vielen unſchädlichen Projectmacher, die ſich am Hofe umtrieben, erwartend, ob ein Lufthauch ein Flämmchen der Gunſt für ſie anfache. Außerdem war ja Skytte jetzt in Brandenburg mit einem Amte bedacht, auf das kein Eingeborner ambirt hatte und das Niemanden etwas entzog, worauf er

ein altes Recht zu haben glaubte. Einem in Kurfürſtlichen Dienſt Angeſtellten gönnte der Landeshauptmann eben ſo viel Lebensluſt, als worauf ſein Amt ihm ein Recht gab.

Herr Skytte war auch um mehre Jahre älter geworden, doch merkte man es ihm kaum an, wenn nicht in dem melancholiſchen Zug, den die getäuſchte Hoffnung auf den Geſichtern zu hinterlaſſen pflegt. Aber es war nicht das irre Lächeln der ſtolzen Selbſtzufriedenheit, daß die Welt draußen ſich doch einmal der Welt in ihnen unterwerfen muß. Sein Auge blickte ernſt, als habe er, nach ſchweren Kämpfen, die eine Hoffnung überwunden; aber das **impavidum ferient ruinae** in dem abgeklärten, ſichern Blick, mit dem ſein Auge auf den Gegenſtänden haftete, ſagte, daß er darum nicht aufgehört zu hoffen und zu vertrauen.

Wäre Dorothe noch in Zweifel geweſen, ob das hinter ihr alles ein Traum war, jetzt ſaßen ja vor ihr die ernſten Männer, die ihr, ohne es zu wiſſen und zu wollen, die Pforte zu ihrem neuen Daſein aufgeſchloſſen, ja die ſie Schritt für Schritt begleitet hatten, Zeugen faſt aller Akte dieſes ihres neuen Lebens. Davon hatten ſie auch geſprochen; es machte ſich ebenſo, daß alle bei dem ſeltſamen Zuſammentreffen daran dachten.

Der Landeshauptmann war vom Kurfürſten, ſeit das Erkenntniß heraus, zu einer Art Vormund oder Curator des neuen Fräulein von Schapelow beſtellt

von dem Heiligſten verlaſſen, mit dem Frechſten buhlte, ſelbſt die Revolution, die allen Glauben aufzehrte, hat doch nicht die Glaubenswuth in dieſen geſegneten Landſtrichen vertilgt. Der Kalk des Bodens iſt noch nicht gelöſcht; ein einziger Guß darauf und es lodert in die Höhe. Proteſtanten und Katholiken weichen ſich ſcheu aus, man ſchweigt von den letzten Scenen, aber die Blicke ſprechen lebendiger als der Mund. Man verbreitet von oben gefliſſentlich ein Dunkel über die blutigen Auftritte, wo der Religionshaß, vom politiſchen Eifer genährt, die Hemmketten des Geſetzes brach; doch wenn man ſieht, wie der geringſte Anlaß neue Reibungen verurſacht, mag man auf den Zuſtand vor wenigen Jahren zurückſchließen.

Aber auch die Geiſter von zwei Jahrtauſenden blicken hier zurück auf das neue Frankreich. Ihre Stimme iſt noch verſtanden, ihre Rieſengeſtalten treten mächtig hervor. Der *tour magne*, der Sage nach die Ruinen eines römiſchen Leuchtthurms, da Nismes zur Römerzeit am Meere ſoll gelegen haben, — noch Ludwig der Heilige ſchiffte ſich wenige Lieues davon mit ſeinem Heere ein — ſchaut weit hinein in das Land. Der unter dem Namen *Maison carrée* bekannte Tempel iſt ein

worden; nur des Anſtands wegen, denn er hatte ſo wenig mit ihrer Erziehung, als mit ihrem Prozeſſe etwas zu thun gehabt. Um deswillen mochte er ſich auch nicht viel um ſein Mündel bekümmert haben, und ſie war verwundert, als er plötzlich das Geſpräch auf ſo ernſte Dinge lenkte. Wo er aber eigentlich hinaus wollte, wußte ſie nicht.

Denn er ſprach davon, daß, weil alles anders gekommen, als ſie gedacht, ſie es als eine Weiſung hinnehmen möge, daß auch nicht ferner alles ſo kommen werde, als ſie es ſich jetzt vorſtelle. Glück und Glas breche bald, und noch ſchneller oft Hofgunſt. Der durchlauchtigſte Herr könne plötzlich Todes verbleichen, die Frau Kurfürſtin auch, oder was ſonſt ſich hier ändere.

„Mein Gott, habe ich denn nicht meinen Prozeß gewonnen!“ rief ſie aus.

Der Alvensleben kritzelte mit dem Stock vor ſich auf der Diele: „Was iſt ein Prozeß? Eine Schaukel oder eine Wage, wo der ſchwerſte den leichteren fortſchnellt. Zu einer guten Stunde habt Ihr die Kurfürſtin angetroffen, zur guten Stunde ſeid Ihr an den Hof gekommen, die gute Stunde iſt Euer Fürſprecher geweſen, ſie iſt das Fundament Eures Rechtes, Euer Advocat. Wär't Ihr zu einer ungünſtigen Stunde gekommen, daß Ihr der Kurfürſtin nicht das Herz bewegt, daß ſie verdrießlich geweſen, ſo wär't Ihr heute noch die Bauerdirne, oder was Schlimmeres, und wenn Euer Prediger Pioſander Euch noch ſo viel

Scripte und Beweiſe in den Sack gepackt hätte. Wer hätte ſich darum gekümmert? Wer ſammelte ſie, wer wäre in alle Ecken gekrochen, um die Lücken in dem Beweiſe zuzuſtopfen, wer hätte die letzten Zeugen den Caſtricius und den Horeck, die, möcht ich ſagen, wie Geiſtererſcheinungen auftraten, um zu bekennen, was kein Menſch wiſſen konnte, aus ihrem Verſteck heraus-geholt!“

„Mein Gott! rief Dorothe erröthend. Wer bin ich denn? Bin ich's oder bin ich's nicht? Was wahr iſt, muß doch wahr bleiben, und was Recht iſt recht.“

„Was iſt denn recht, liebes Kind! Das Recht iſt ein Ding, was wie ein edler Stein erſt durch's Schleifen und Faſſen Geltung erhält. Schlimm, daß es ſo iſt, aber es iſt ſo. Poche ja nicht auf Dein Recht, an dieſem Hofe, Du könnteſt auf andre treffen, die ſo feſte Rechte haben, wie der Stein, auf den die Sonne noch ſo lange brennen mag, er ſchmilzt nicht. Aber vor der Sonne, die von einem Throne ſtrahlt, ſchmelzen auch Herzen und Geiſter, die feſter ſich dünkten, als der Granit. Ein Recht muß anerkannt ſein, es muß ſeine Gönner haben, es muß im Beſitz ſein; dann iſt es erſt etwas, bis dahin nur ein Anſpruch.“

„Das Gericht hat geſprochen, mein Recht iſt anerkannt, und meine Gönner brauche ich nicht zu nennen.“

„Mein liebes Fräulein, ſagte der Landeshauptmann nach einer Pauſe, warum hat das Gericht ſo geſprochen? Weil Advocaten die Data und Akte und halb ver-

brannten Urkunden und das Geträtſch und Geklätſch der Schenken und den Glauben in den Ammenſtuben, ſo geſchickt gemiſcht und zuſammen gefügt haben, daß es wie ein gegliederter Beweis ausſieht. Da hat man Euch umherführen laſſen im Schloß Guſow, und eine Commiſſion hat Euer Geſicht verglichen mit den gemalten an der Wand im Ahnenſaal, und alle haben eine Aehnlichkeit gefunden. Und alte Schäfer und Flurhüter haben geſchworen: Ihr ſähet der und dem aus der Familie, wie aus den Augen geſchnitten aus. Und bald iſt an der Havel und an der Spree in allen Spinn- und Wochenſtuben nur ein Gerede geweſen von dem geraubten und verſtoßenen Kinde, von der böſen Stiefmutter, den abſcheulichen Verwandten, eine Geſchichte ſchauerlich und gräßlich, wie das Volk ſie liebt, und jeder erfindet etwas dazu, um ſie noch ſchrecklicher zu machen. Und ſo iſt ſie, nachdem ſie die Runde im Lande gemacht, nach Berlin zurückgekommen, und die Kammergerichtsräthe haben ſie wieder hören müſſen, und: wie es ſo klar wäre, als das Sonnenlicht, daß das Mädchen aus dem Predigerhauſe das echte Kind der alten Familie, und es himmelſchreiend ſei, daß man noch immer zögere ſie anzuerkennen. Das ſeien aber nur die Cabalen der Familie, ſo die Güter herausgeben ſolle, und im Kammergericht ſäßen viele von ihrer Sippſchaft. Fordert Ihr, daß die Kammergerichtsräthe ſtumm und taub ſein ſollen! Das mag im heidniſchen Alterthum ſo geweſen ſein, jetzt ſind ſie auch Menſchen, und hören und müſſen in ſolchen Dingen

hören, was auswärts gilt. Und die Frau Kurfürstin hat Euch wie ihr Wickelkind ausstaffirt. Weißt Du nicht, daß eine Farbe, oder ein Kleid, eine Blume, oder eine Zwiebel, wenn eine Fürstin sie auswählt und bevorzugt, in die Mode kommt und darum im Preise steigt! Das ist eben schon in der leidigen Menschennatur."

Dorothe war hochroth geworden, und dann blaß; die Thräne des Unwillens, die aus ihren Wimpern vor wollte, hatte sie zurückgepreßt, aber sprechen konnte sie noch nicht. Herr Skytte, der auch roth geworden, aber mehr innerlich, weil es ihm etwas kostete sich zurückzuhalten, fragte: wie denn nach des Landhauptmanns Dafürhalten das Gericht hätte sprechen müssen?

„Bin nicht studirter Richter, und schiert mich überhaupt nicht viel der juristische Krimmskrams, mit dem sie ein Recht zurecht drehen, was nach ihrem Dafürhalten nicht in der Richte sitzt. Ich weiß nur, daß die Stimmen im Colleg getheilt gewesen. In der Beweiskette soll's hier und dort nicht recht zusammenklinken, meinen sie, was in zweiter Instanz noch viel **rationes disputandi** geben werde. Absonderlich aber, alles andre zugegeben: daß der Müller der Sohn des Edelmanns, und daß es sein ehelich und leiblich Kind gewesen, was der Gesell in der Nacht zum Pastor gebracht, so habe der Pastor in jener Zeit mehrere Zugkinder gehabt. Wo stehe denn schon die Identitas fest zwischen dem zugebrachten Kinde und der Klägerin. Nur der Pastor könne beschwören, daß die, welche wir

unſre Dorothe nennen, die Dorothe aus der verbrannten Mühle ſei. — Der hat's aber dazumal nicht beſchwören wollen, und heut kann er's nicht mehr, denn der Herr hat ihn von dieſer Welt abberufen. Wie aber gar, wenn der Pioſander dagegen gezeugt hätte! Und er hat's, der tolle Schwarzrock! In den Akten iſt's zu leſen, von der Widerpart beigebracht, daß Pioſander auf ſeinem Todbett geſchrieen: Du ſeiſt eine Betrügerin, liebes Kind! — Ich wollte Dich nicht kränken, noch hat das Gericht was darauf gegeben, denn der wüthige Pfaff hat's im Fieber geſprochen, und iſt keinem hier unbekannt, in was Intention; denn ihm war's lieber, daß Du auf der Straße verhungerteſt, als hier zum Calvinismus verführt wurdeſt. Darum verſchwor er ſich in ſeiner Biſſigkeit, und mags nun vor Gott verantworten. Aber von andern Richtern, unter andern Verhältniſſen, hätt's einen häßlichen Ausſchlag geben können. Das nur wollt' ich Dir ſagen. Und wie ich für gewiß weiß, hat auch itzo nur die Mehrheit Einer Stimme entſchieden. Die andern forderten noch einen Eid, was man nennt einen Erfüllungseid, etwa dahin lautend: daß Ihr, mein Kind, nicht anders wüßtet und glaubtet, als daß Ihr die wahrhaftige und echte, eheliche und leibliche Tochter des Mannes und der Frau wäret, wie ſie beſchrieben und genannt ſind, und wolltet Ihr, ſo Ihr eine Unwahrheit beſchwöret, zu allen Strafen an Leib und Seele, dieſſeits und jenſeits verdammt ſein, als welche Gottes Zorn und der Menſchen über eine Lügnerin verhängen mögen.

Daraus ſeht Ihr, wie ſelbſt Eure Freunde im Colleg gezweifelt, Ihr würdet den Eid nicht ableiſten können. Nun fragt Euch ſelbſt: würdet Ihr's mit leichtem Herzen?"

Er hatte ſie nicht kränken wollen, gewiß; und ſie war auch nicht gekränkt. Die Thränen im Aug hatte ſie längſt zerdrückt, und das Herz, das unter ihrem Mieder pochte, ſchlug nun ſo ruhig, als ſie den Landeshauptmann ruhig anblickte: „Herr von Alvensleben, ich thue die Frage an Euch zurück: Glaubt Ihr, daß ich's bin, wofür das Gericht mich erklärt, der Fürſt und die Fürſtin mich erkennen, und wofür ich, wo ſolche mir zur Seite ſtehen, mich ſelbſt halten muß? Oder glaubt Ihr's nicht, und das ich Unrechtes fordre?"

Da hatte ſich aber eben ſo raſch Herr Skytte erhoben: „Mit Verlaub, mein gnädiges Fräulein, mir kommt die Antwort auf die Frage zu, welche der Herr Landeshauptmann an Euch gerichtet. Ich bin der, welchen ſeine Zweifel anklagen. Ich war der, welchen der Herr von Alvensleben Euren Advocaten zu nennen beliebt, der die Beweisſtücke zuerſt aus allen Winkeln zuſammen trug. Ich verſuchte ſie zu der Ordnung und der Conſiſtenz zu bringen, worin ſie in der Klageſchrift dem Hof- und Kammergericht vorgelegt worden. Ich that's in reinem Glauben und gutem Bewußtſein, und ich könnte den Eid mit gutem Gewiſſen vor jedem Gericht und vor dem höchſten Richter ablegen, der die Unſchuld beſchützt. Und von

dieſem höchſten und letzten Richter auf Erden erwarte ich, daß er nicht um Gunſt und Vortheil, nicht nach dem Buchſtaben, ſondern nach dem Geiſt und der Wahrheit ſprechen wird. Und von dieſem Richter bin ich des Vertrauens, daß er nicht auf das einzelne Glied, ſondern auf die Kette, und ſehen wird, daß alle Glieder ſich fügen und zu ihr gehören, und daß er nach dem Glauben vor Gott aus reiner und voller Ueberzeugung ſprechen wird. Und wer ſo ſpricht, der kann nur Euer Recht anerkennen."

Der Alvensleben mußte keine Luſt ſpüren, die Ausforderung des Bibliothekars aufzunehmen, er ſah nur mit ernſter Theilnahme auf ſein Mündel:

„Liebes Kind, wenn ich in Dein klares Auge ſchau, glaube ich's gern. Aber was kommt's darauf an, was ich, was Du, was der Herr da glaubt. Jetzt, wo die Sache ſo weit kam, wünſche ich, und muß wünſchen, daß Du durchdringſt. Es wär noch mehr Verwirrung und Unglück, für Dich, für viele und alle, wenn wir in dem Prozeß ſtecken blieben. Damals, wenn man mich um Rath gefragt hätte — nun darauf kommt es auch nicht an. Aber Du ſtehſt auf glattem, auf ſehr glattem Boden, Kind, und, was ſchlimmer, Du ſtehſt jetzt ſchon ſo hoch, daß, wenn Du fällſt, der Lärm und das Aergerniß groß wird. Und was noch ſchlimmer, Dein Glück iſt das Unglück anderer. Die, was Du gewinnſt, verlieren, tragen ſo wenig Schuld, als Du daran ſchuld biſt, daß Dir verloren ging, was Du nie beſeſſen haſt. Biſt unter uns wie ein Feuer-

brand gefahren. War's kaum so nothdürftig hergestellt, wie's mit dem Besitzthum unsrer Familien aussieht, man hatte einen Schleier fallen lassen über das hinter uns; da muß Dein Prozeß eine solche häßliche gräßliche Wunde wie nur eine wieder aufreißen, damit die Juristen wie Wundärzte darin ihre Sonden stecken und wühlen, und das Volk gaffen und schreien kann. Der brave Mann, der Derfflinger, ist's nicht allein, der überall Zurücksetzung, Verrath, Complotte riecht, und wenn er einen von uns nur zu Gesicht bekommt, einen Blasebalg zu sehen glaubt, der das Feuer auf seinem Dache anschüren will. Und die Marwitz, Dewitz, Ziethen, seine Schwiegersöhne, sind's auch nicht allein. Das brennt und kocht und gährt überall, und da ist keine Familie, die nicht fürchtet, daß auch ein Funke in ihre Scheunen fällt. Und wenn's nun eine ganz andre Feuersbrunst würde, Du Schmetterling, mit dem blauen schuldlosen Auge, wovon Du den Funken auf Deinen Flügeln in's Land getragen hast! — Wenn's wirklich ein Probirstein würde! Heiliger Gott, dann wär's ja besser gewesen —!"

Der Landeshauptmann war aufgesprungen. Offenbar hatte der Ehrenmann mehr gesprochen, als er sagen wollte; und vielleicht hätte er's gern wieder zurückgeschluckt, wenn er dem Mädchen in's Gesicht sah, das so wenig wußte, wo es hinaus, als was sie ihm auf Vorwürfe antworten sollte, die noch niemand ihr gemacht, und auf die sie so wenig vorbereitet war, als wenn man sie beschuldigt, daß sie den Sturm ge-

macht, der ehegestern den Wetterhahn und Schlott vom Rathhaus herunterfegte. — Herr Skytte übernahm das Antworten für sie. In etwas kecker Stellung sprach er:

„Herr von Alvensleben, das ist ein seltsam Angebinde zum Wiegenfeste des Fräuleins. Allerwärts ist's Sitte, daß man dem Geburtstagskinde nur Angenehmes auf den Tisch legt. Ihr seht, sie möchte antworten, weiß aber nicht was, einem Manne, der zu ihrem Fürsprech bestellt ward, und er wird ihr Ankläger. Das Fräulein steht hier, weil die Vorsehung sie hergestellt hat, und nicht anderswohin. Sie darf nicht fort, so wenig als die Schildwacht von ihrem Posten. Wenn ihr Dienst schwer ist, ist's an denen, die ihr vorgesetzt wurden, ihr mit gutem Rath beizustehen, was sie zu thun hat, und nicht ihr Schreckbilder an die Wand zu malen, wie gefährlich der Posten ist! Das ist, mit Verlaub, ihre Antwort, und weiter hat sie keine zu geben."

Der Landeshauptmann lächelte. Er war gar nicht in böser Stimmung gekommen; das bewies er, indem er Skytte die Hand reichte: „Du, Mädchen, nimm Dich vor dem Lateiner in Acht, er ist ein Calvinist. Aber diesmal hat er Recht; es ist unsre Pflicht Dir zu rathen, was Dich allein in Deiner Lage schützen und auf dem glatten Boden fest machen kann. Und das ist, Du darfst nicht länger allein stehen. — Mit einem Wort: Fräulein Dorothe, Ihr müßt heirathen, je schneller, desto besser. Und darum kam ich her."

Das Geburtstagsgeschenk hatte Dorothe allerdings nicht erwartet, und sie ward, nachdem sie gluthroth geworden, wieder so blaß, daß, wenn sie hundert Jahre später gelebt, die Herren mit Grund geglaubt haben würden, sie sei einer Ohnmacht nahe, was aber jener Zeit, wenn es bei einem Hoffräulein vorkam, ganz andre Ursach haben mußte.

„Herr Gott, darum kommt Ihr!“ wiederholten ihre bleichen Lippen.

„Darum, und nur darum, liebes Kind! Man sagt mir, Du flüchtetest wie ein scheu Reh, wenn die jungen Herren von Amour und Gott Hymen sprechen. Das mag so Frauenzimmerart sein, die wie die Schmetterlinge an einen immerwährenden Frühling denken. Der Frühling ist aber nur kurz, und einer jeden ist beschieden, daß sie einmal eingefangen wird, so oder so. — Ich rathe Dir nur väterlich, sperre Dich nicht zu lange, wähle nicht zu sehr, denn ehe Du Dich's versiehst, kann's zu spät sein. Du weißt nicht, wie lange der Kurfürst lebt, wer dann hier regiert, ob die Gunst der Frau Kurfürstin Dir noch hilft, ob sie Dir überhaupt noch beistehen will, Du bedarfst dann zum Prozeß einer Stütze, wie nur ein Ehemann sie gewährt, ein Mann, der Familienverbindungen hat, und ein Wort mitzusprechen. Darum mußt Du heirathen, und, ich wiederhole es, je eher so besser; an Bewunderern fehlt's Dir ja nicht. Du brauchst nur zuzugreifen.“

Was sie zuerst vorbrachte, oder stammelte? Sie

Muſter des reinſten ſchönſten Stils aus dem Alterthum; ein Dianentempel in dem öffentlichen Garten legt, obgleich verfallen, noch immer Zeugniß von dem Ebenmaß ſeiner Verhältniſſe ab. Karl Martell reutete endlich vergebens die Wälder aus, um durch einen ungeheuren Brand innerhalb der Arena dieſes prächtige Bauwerk zu ſprengen. Nur einzelne Quadern löſten ſich, und zertrümmerten herabſtürzend den kühnſten Scheiterhaufen, den je eine ſterbliche Hand errichtet. Erhaltener als die Veroneſer ſteht dieſe Arena, ein ſchönes Denkmal, da, und blickt trotzig der Zukunft entgegen, denn kein Unwetter verrückt dieſe kunſtreich an einander gefügten, durch eigene Schwere gehaltenen Felsblöcke. Sie haben den bilderſtürmenden Wahnſinn aller Zeiten überſtanden. Karl Martell wollte den Circus nur vernichten, daß er den Arabern nicht zum zweiten Male als Caſtell diene.

Aber dies Alterthum blickte unter ſich auf eine fremde Welt. Das neue Frankreich war nicht auf die Ruinen aus Galliens Römerzeit gebaut. Wie unverſtandene Hieroglyphen verrückten dieſe den Sinn eines ſpätern Geſchlechts. Die Franzoſen zertrümmerten ihre Gothiſchen Schlöſſer, die Burgen, in denen ihre Ahnen geboren, die Kathe-

hätte noch gar nicht daran gedacht, worin ſie aber von ihrem Augenniederſchlag und dem ſtärkern Roth ihrer Wangen Lügen geſtraft ward. Dann kam etwas heraus, ſie habe gemeint, es ſei noch zu früh, daran zu denken, und endlich retirirte ſie ſich hinter die gnädige Kurfürſtin, die alles bisher mit ihr ſo wohl gemacht, alſo auch dafür ſorgen werde, daß ſie einen Ehegemahl erhalte, wenn ſie es für recht finde, und einen, wie die gnädige Frau ihn für angemeſſen halte.

Wenn unſern Leſerinnen die Antwort nicht gefällt, ſo war dafür der Landeshauptmann damit zufrieden, denn ſie war jener Zeit, und bei einem Hoffräulein in der Ordnung. Eine Antwort, ſie habe den Mann noch nicht gefunden, dem ſie Hand und Herz ſchenken könne, würde für das gehalten worden ſein, was man heut eine Caprice nennt. Hätte ſie aber entgegnet: die Junker, welche bis jetzt ſich um ſie beworben, ſeien ihr entweder gleichgültig, oder unausſtehlich, oder ſie fürchte ſich vor ihnen, ſo wäre das vielleicht eine Wahrheit geweſen, aber eine, an die keiner geglaubt, und welche der Herr von Alvensleben am wenigſten begriffen hätte. Denn in ſeinem vormundſchaftlichen Eifer brachte er ſofort, nachdem er ſie belobt, daß ſie zuerſt den Willen ihrer Fürſtin wiſſen müſſe, eine ganze Liſte von Freiwerbern vor, die ſelbſt oder deren Väter ſich ſchon bei ihm gemeldet.

Wie lang war die Liſte! Und bei jedem hatte der ſorgliche Vormund die Qualitäten und Anſprüche beigefügt. Die Jagow und Winterfeld hatten aller-

dings die älteſten Anſprüche, weil ſie immer umſchichtig in die Schapelows geheirathet. Dem von dem Jagow gab er indeß den Vorzug, weil über verſchiedene Ländereien aus der Erbſchaft der ausgeſtorbenen Uchtenhagen noch Streit ſei, ob ſie den Schapelows oder den Jagows anheim gefallen. Einer von der Marwitz war zwar ein Wittwer über Vierzig hinaus und mit fünf Kindern, aber durch ihn ſtände als nächſter Lehnsvetter mit dem Marwitz, der Derfflingers Schwiegerſohn, eine Ausgleichung mit dem Feldmarſchall möglicherweiſe in Ausſicht. Oder einen Hoym, oder Schlabrendorff, die wegen der Fiſcherei an der Lehmkuhle mit den Schapelows ſeit undenklichen Zeiten in Hader und Zwiſt und jetzt in Prozeſſen lebten, die noch mit dem Feldmarſchall fortdauerten. Die Hoym wie die Schlabrendorff würden durch ſolche Verehelichung Oberwaſſer bekommen, und drum mit Freuden in die für die Erbin vortheilhafteſten Eheakten eingehen. Doch rieth er am meiſten zu einem der begüterten Nachbarn, zwar keinem Jena, die vieles, aber noch nicht feſt beſäßen, wohingegen er ſehr für einen Wedel oder Itzenplitz ſtimmte.

Als Dorothe mit immer größerer Gleichgültigkeit die Namen der Candidaten angehört, nannte er mit bedenklicher Stimme einen, der nicht auf ſeiner Liſte ſtand:

„Doch nicht den Junker Mathias! — Sie ſagen, daß er Dir auf Schritt und Tritt folgt. Ich glaube es, denn die Schapelow'ſche Erbſchaft kann er brau-

chen. Mein liebes Fräulein, die von der Polenz waren allerdings eine gewaltige Familie, ihrerzeit noch gewaltiger als die Marſchall von Biberſtein. Ja fragt nur, wo iſt denn Storkow und Beeskow, und wo ſind die Herrſchaften der Polenz? In Böhmen und Polen ſollen ſie auch ſo verſchuldet ſein, als die in der Mark, wo ihnen kein Ziegel auf dem Dach gehört. Der Junker Mathias, ſeit er aus Paris zurück iſt, möchte zwar das Verbrauchte und Verſpielte wieder einfangen, aber das läßt ſich auch ſo thun mit Hunden, Sporen, Mohren, franzöſiſchen Flüchen und Halskrauſen. Freilich ſo ein Fiſchzug, wo Du im Netze ſteckteſt, würde ihm ſchon gefallen."

Der Landeshauptmann, der die Bewegung in Dorotheen bemerkt, mußte doch kein rechter Kenner ſolcher Regungen, die ſich nicht verbergen laſſen, ſein; er ſchloß, daß ſie für die genannte Perſon etwas empfinde, und fuhr fort, indem er ihr die Hand auf die Schulter legte:

„Nun, liebes Kind, damit will ich nicht geſagt haben, daß Du ihm den Stuhl vor die Thür ſetzen ſollſt. Im Gegentheil, ſpring ſäuberlich mit ihm um, denn er iſt ein gefährlicher Menſch. Hat den Teufel im Leibe, wie ſein Oheim, der Georg von Haake, den der Kurfürſt dazumal hängen ließ, und wenn der Zorn mit ihm durchgeht, kommt's ihm auf ein Menſchenleben nicht an. Weißt Du, wo er um Dich Händel anfängt, ſolche Händel, die gradwegs zum Galgen und Rad führen! Der Kurfürſt ſpaßt nicht mehr,

und ſein Duellmandat, das er neulich gab, läßt er executiren, an wem es ſei. Freilich, Deine Anſprüche in des Polenz Hand, das wäre ein Advocat dafür. Schon mancher gab lieber was auf, als ſich mit ihm darüber ſtreiten. — Und was man aus Paris von ihm erzählt — es mag nicht alles wahr ſein, aber franzöſiſche Cavaliere nannten ihn den raſenden Bären, dem kein Honigbaum zu hoch, und kein Bandit zu theuer ſei.“

Dorotheen verließ ihre Faſſung, ſie ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr von Alvensleben, nur nicht das wilde Thier!“

Da bemerkte Herr von Alvensleben, daß ſie den Junker nicht mochte. Er klopfte ihr wieder auf die Schulter: wen ſie wähle, das ſei, wie geſagt, nicht ſeine Affaire, aber wählen müſſe ſie, und nicht zu lange; und grad darum, wenn ſie den Junker fürchte, müſſe ſie machen, daß ſie an den rechten Mann komme. Denn, ſetzte er hinzu, Gott im Himmel wiſſe, was an dieſem Hofe noch paſſiren könne, und wer dann, wenn zwei Augen geſchloſſen, der Stütze bedürfe, der jetzt noch ſo feſt ſich dünke, daß er um andre ſeinen Arm halte.

Viertes Kapitel.

Eine Gewiſſensfrage.

Dorothe hatte, ſo war ſie mit ſich beſchäftigt, als ſie den Alvensleben bis zur Thür begleitet, ganz vergeſſen, daß Herr Skytte noch zurückgeblieben war. Sie ſah ihn auch nicht, als ſie ſich in den Stuhl warf, um ihren Gedanken Audienz zu geben.

Warum mußte ihr der Mann den ſchönen Tag ſo verderben? Das war der erſte Gedanke. Der zweite hatte ach wie oft ſchon angepocht, täglich hatte er durch die Courtoiſien der Hofleute, die Winkel Sticheleien der Damen, Nahrung erhalten. Aber heute hatte ſie ihn ſich fern halten wollen, heute nur die alte Dorothe ſein zu dürfen gehofft.

Warum ihr der Gedanke verdrießlich war? Nicht etwa, daß ſie eine Scheu vor der Ehe hatte; ſie hatte weder bei Herrn Pieſander, noch bei der Kurfürſtin etwas anderes über ihre Zukunft gelernt, als daß ſie beſtimmt ſei, mit einem Myrthenkranz an den Altar zu treten und mit einem chriſtlichen Manne Ringe zu wechſeln, und daß dieſer dann ihr Herr ſein werde.

Auch hatten die Gründe, welche Alvensleben für den oder jenen geltend machte, ihren jungfräulichen Zartsinn nicht beleidigt. Denn wenn Herr Pioſander ſie gelehrt, daß die Jungfrau dem die Hand zu reichen habe, welchen der Wille der Eltern für ſie erkoren, ſo wußte ſie von der Kurfürſtin, daß die Ehen nicht im Himmel, ſondern in den Cabinetten der Großen geſchloſſen werden. Wenn die Großen aus Staatswohl, um Krieges und Friedens willen, heirathen müſſen, warum ſollte ſie denn nicht um Fiſchereigerechtigkeiten und einen Prozeß vortheilhafter zu Ende zu bringen, einen Mann nehmen müſſen? Sie war dazu bereit, nur die Männer ſelbſt gefielen ihr nicht.

Waren doch faſt alle blutjung, kaum älter als ſie; einige kannte ſie ſchon als Pagen und Hofjunker. Ueber ihre tollen Streiche hatte ſie gelacht, aber keinen Reſpect bekommen, den doch eine Ehefrau vor ihrem Ehemanne haben ſoll. Sie wußten ja nichts zu ſprechen, als von Hunden und Pferden, und an Friedrich Wilhelms Hof hatte Dorothe den Geſprächen der Staatsmänner, Gelehrten und Künſtler zugehört. Und wie ſchön ſprachen ſie das Hochdeutſch, wie klang es ganz anders, in voll hinrollenden Sätzen, als das verdorbene Plattdeutſch, wie es auch an den Marſchallstafeln und in den Wachtſtuben geredet ward.

Zuweilen citirte ſie dann ihr eignes Bild in demſelben Spiegel. Was war ſie eine andre geworden, als da ſie die Gänſe jagte und mit den welken Blättern Wette lief. Auch Herrn Pioſander's Weisheit, wie

waren die dicken Farben, mit denen er sie auftrug, durch kunstreiche Pinselstriche verwischt und dem Auge wohlgefälliger, feiner geworden. Damals, wenn ein Landjunker, der vom Viehmarkt kam, sie auf sein Roß hob und, mit der plumpen Hand streichelnd, fragte: ob sie sein Weib werden wolle, hatte sie ruhig antworten können: ja, wenn's der Vater befiehlt. Heute — die Junker, die man ihr vorschlug, waren ja nicht andere geworden. Selbst wenn sie nach Hof kamen! — Hatte nicht der, welchen der Alvensleben ihr als die vortheilhafteste Partie genannt, einmal zu seinen Schwestern gesagt: seine fette Sau wäre ihm lieber, als alle Frauenzimmer. Die Schwestern, die es ihr lachend wiedererzählt, hatten gemeint, so wären sie alle. Alle freilich nicht, zum Beispiel nicht der Herr von Canitz: doch der hatte ja schon seine Doris. Aber alle, wenn sie die ganze Reihe durchging, sie hatte doch jeden einmal so gesehen, daß er nach Haus geführt werden mußte. Auch Herr Piosander trank manchmal über den Durst, auch — auch — dafür waren sie Mannspersonen. — Aber wenn sie dann sangen und wieherten, und der Schellendaus flog auf den Tisch und die Würfel rollten und das Fluchen!

Die Frau Kurfürstin hatte gesagt: es ist schon ihre Art; man muß sie austoben lassen; besser vor der Hochzeit, als nachher. Wer aber bürgte denn, daß sie nicht auch nachher —! — Am Ende kam sie zum Schluß, daß der Herr von Marwitz mit den fünf und vierzig Jahren und den fünf unerzogenen

Kindern unter Allen der Beste sei. — Aber die Kurfürstin mochte ihn nicht. — Wen die Kurfürstin mochte, wußte sie nicht. — Am Ende fügte es doch der liebe Gott, wen er für den besten hielt.

Mit dem Gedanken schloß die Reihenvorstellung, und sie fühlte sich so erleichtert, daß sie mit einem heitern Gesicht und einem frischen frohen Athemzuge die Augen aufschlug. Wir lassen es ungesagt, ob aus einem flüchtigen Schlummer, in welchem die Bilder, von denen wir sprachen, ihr als Träume vorgeschwebt.

Nicht als Traumbild, sondern in voller Wirklichkeit, stand der Magister Skotte als Gratulant vor ihr. Daß sie errötbete, war natürlich; daß er erst jetzt mit zierlich kurzer Rede sein Angebinde überreichte, war auch natürlich; während der Anwesenheit des Landeshauptmanns war er nicht zu Wort gekommen. Das Angebinde bestand in einer von ihm gefertigten Uebersetzung der Gedichte des Johannes Secundus, von denen sie etliche schon früher gelesen. Sie bat ihn, ihr eines davon vorzulesen. Es geschah wohl, um Zeit zu gewinnen, sich aus der Verwirrung zu sammeln.

Er las so schön, mit so klangvoller Stimme, es hörte sich wie Musik an. — Sie seufzte auf; sein Blick fragte, was der Seufzer bedeute?

„Der süße Hauch des Mundes, sagt der Dichter, verwandelt sich in Rosen. Ich dachte eben nach, ob nicht gleich wie die Küsse auch ein Gesang, ein Gedicht, sich versteinern könnte, damit, wenn es verhallt, man sich noch seiner freuen möchte!"

„Kann man ſich nicht immerfort ſeiner freuen, wenn man ſich nur einmal recht daran erfreut hat?“ entgegnete er. „Giebt es nicht eine ganz andre Dauer, die wir nicht mit den Sinnen erfaſſen! Wo iſt Troja? Wo Homer, Virgil? und ſie leben, werden ewig leben. Ein Ton, der uns entzückt, ein Bild, das uns hingeriſſen, ein Gedanke, der uns begeiſtert, leben ſie nicht in uns fort? Was geweſen iſt, kann nicht untergehen, was einmal gelebt hat, groß und ſchön, wird noch größer und ſchöner in der Erinnerung. Da wandeln die Heroengeſchlechter fort, immer glänzender, gewaltiger im Duft der Vorzeit, der ihre Schwächen und Schatten vor unſern bewundernden Augen verbirgt. Nur was die Vergänglichkeit ſchon in ſich trug, als es auf der Welt ein Scheinleben führte, verſchwindet ſpurlos, es geht in den Tod zurück.“ —

Als Dorothe mit geſenkten Augen eine Weile ſchwieg, und dann den Blick auf die Roſenknospe richtete, die im Topfe ſich eben entfaltete, mochte ſie ſich fragen: ob die auch nur ein Scheinleben führe? Fragen, ob ein junges aufblühendes Mädchen, das nicht zu den Heroengeſchlechtern zählen kann, in die Vergänglichkeit und Vergeſſenheit zu verſinken ſchon von der Natur beſtimmt ſei? Aber ſie richtete dieſe Frage nicht an den geweſenen Lehrer. Sie ſchalt ihn nur, daß er noch immer im Alterthum lebe: „Wir haben ja keine Heroengeſchlechter mehr.“

„Weil uns der Maßſtab fehlt,“ lächelte er, „das, was in unſrer nächſten Nähe geſchieht, zu meſſen,

wie groß oder wie klein es in der Ferne der Zukunft aussehen wird. Und doch, Dorothe, wir leben unter Heroen. Dieser große Kurfürst! wenn seine Gebeine längst Staub sind, wird man unter den kommenden Geschlechtern auf ihn zurückblicken mit staunender Bewunderung und seine Schwächen werden verschwinden unter den Strahlen seines Ruhms. Seine verklungene Stimme wird tönen mit Gespensterodem, die Bilder, die er geschaut, werden wieder auftauchen aus dem Meer der Vergessenheit und seine Gedanken und Plane — auch sie werden aus zerfließenden Nebelbildern eine Wahrheit werden. Auch dies Königreich am baltischen Meer!"

Ein Zug von Schmerz, Theilnahme oder Bewunderung für den Schwärmer flog über das Gesicht seiner Zuhörerin. Die Frage, welche sie rasch ausstieß, schien sie zu gereuen, sobald sie über die Lippen war: „Auch Eure lateinische Stadt?"

Skyttes Antlitz verlor nichts von seiner Freudigkeit: „Auch die, nur in andrer Wandlung und Gestalt. Denn das ist das Mysterium des allmächtigen Webens und Schaffens, was wir Vorsehung oder Weltregierung nennen, daß es die Plane der Geweihten nicht untergehen läßt, aber wenn sie rothen Klee säen, geht blauer auf, und die Keimlein, die sie in tiefen Furchen der Erde vertraut zu haben wähnen, sind durch Lüfte, die sie nicht spüren, durch Gnomenarme, die sie nicht sehen, auf ein andres Feld getragen. Wir säen Spelt, der uns morgen dürftig nähren soll,

dralen und dunklen Münster, und wollten nur offne Dome und Portici und Säulentempel bauen, gleich jenen Ruinen aus einer bessern Zeit. — Es blieb ein Kinderspiel. — Die Römer-Geister in den Ruinen haben gelacht über die Thorheit, und sie stehen noch immer da, ehrwürdig, als heilige Reliquien einer Zeit, die nie wiederkehren wird und darf.

Was will der Kampf zwischen Protestantismus und Katholicismus sagen, gegen jenen verderblichern zwischen den versteckten Anhängern des morschen Feudalismus mit dem mißverstandenen Alterthum? Das Christenthum hätte vermittelnd dazwischen treten können, aber seine Priester waren mit den erstarrten Formen versteinert oder zum Heidenthum übergegangen.

21.

Reisegefährten.

Die Pyrenäen waren mir im Traum erschienen, ein kalter Wind aus ihren eisigen Schluchten hatte mich angeweht, als ich die verbrannten Lippen lechzend öffnete. Zwar war es nur die Zugluft in

und Riesenähren gehen auf von edlem Waizen, der künftige Generationen speist."

Dorotheen war doch so ernst und feierlich zu Muthe, aber es klang ihr wieder wie Spott, als die Worte heraus waren: „Und für eine große Stadt hat man Dir eine große Kiste mit Büchern gegeben!"

Sie hätte sich in die Lippen beißen mögen, aber der gute Herr Skytte sah sie so freundlich aus seinen großen Augen an: „Und in dieser Kiste, sage ich Dir, liegt das Persepolis, die Stadt der Minerva, das hunderttherige Theben der Zukunft. Laß das Eisenband der Kiste aufgeschlossen sein, laß erst die Geister aus diesen Büchern schlüpfen und mit ihren Flügeln, Licht webend, durch das Land ziehen — und meine Stadt steht da, nicht wie ich damals sie mir gedacht, mein Sinn war noch nicht reif; herrlicher noch erhebt sich die Futura auf den Sandhügeln. Nicht durch die Marken allein, durch ganz Deutschland, ja in Europa, durch die Welt wird ihr Licht geschaut werden, und sehnsüchtige Blicke werden aus den finstern Winkeln, wo Nacht und Sklaverei in uraltem Schlamme nisten, darauf gerichtet sein."

Dorothe seufzte, und der Papagei stieß schrillende Töne aus, die Worte sein sollten, aber sie erstarben.

„Ihr möchtet mich bedauern, liebes Fräulein; glückwünscht mir lieber. Dort in meiner Stadt wäre ich am Ende nur ein Gesell, oder gar Handlanger geblieben; hier bin ich Regens, Consul, Basileus und Imperator. Dort hätten sie die Häuser und

Plätze doch jeder nach seinem Eigenwillen aufrichten wollen, hier bau ich die Straßen, wie ich sie für gut halte, und meine Bücher widersprechen nicht, wohin ich sie auch stelle. Welche Ansprüche hätten die reichen Ansiedler gemacht, die aus der Fremde kamen, jeder hätte Ehren, Vorzüge verlangt, je nachdem, was er mitbrachte; die Colonen, welche jetzt kommen, welche die Munifizenz Seiner Durchlaucht mir zu verschreiben erlaubt, machen gar keine Prätensionen, ich nehme sie aus der Kiste, schätze sie nach ihrem Werth und stelle sie an den Ort, wohin sie gehören."

Dorothe mußte zerstreut sein und ihn nur halb gehört haben: „Ach, armer Herr Skytte, ich fürchte, die reichen Familien kommen nicht. Ihr wartet vergebens."

Herr Skytte war auch zerstreut gewesen. Der theilnehmende Blick des Fräuleins erweckte ihn: „Sie kommen, sie kommen, Fräulein Schapelow," sprach er mit leuchtenden Augen und feierlichem Tone, „nur mehr, weit mehr als wir gedacht. Ich sehe die frommen Pilger schon an unsrer Gränze stehen, sie fallen auf's Knie und küssen den heiligen Boden der Rettung. Ach, wie hat Gott es wieder anders gewandt, als wir dachten! Aus Frankreich kommen sie, zahllose Schaaren Hülfe Flehender, grüne Palmzweige in der Hand! Ob mit aufgebäuften Wagen, oder mit leeren Händen, gleichviel, sie kommen mit freier Seele und freudigem Glauben. Der Vandalenkönig dort, der gottlose Bourbone, der unsre schöne Pfalz verwüstet

hat, wüthet nun auch, in seinem Alter vom Teufel geblendet, gegen sein Fleisch und Blut. Hier wollen sie klagen über gebrochene Rechte; o was ist denn das gegen das zerbrochene Edict von Nantes! Die Hugenotten sollen die Messe besuchen. Er zückt das Flammenschwert des Erzengels, und seine Dragoner schickt er als Bekehrer. Der Hülfsschrei der Protestanten dringt durch die Lüfte, und hier, hier hat Gott unsern Herrn und Fürsten aus seinem langen Schlummer erweckt. Er athmet auf, ein frischer Morgenodem weht um seine Schläfe, er ruft die Vertriebenen, er schließt ihnen seine Gränzen, seine Thore, seine Schatzkammer auf — es sind Frankreichs beste, edelste, treueste, kenntnißreichste Bürger, die es von sich stößt, und wenn wir sie in unsre Arme schließen, wir Alle unsere Thore den Vertriebenen öffnen und wenn wir mit ihnen Land und Boden theilen, wenn sie unsere Brüder werden mit Leib und Seele, dann geht es ja in Erfüllung, schneller, schöner, vollständiger als mein Traumgesicht."

Wie sollte Dorothe nicht von dem außerordentlichen Ereigniß gehört haben, das jede Menschenbrust damals bewegte, in der ein Sinn schlug für mehr, als sein trauriges Selbst. Der Schrei des Entsetzens, der durch die protestantische Welt ging, erweckte auch die stumpfesten Sinne, und die Zeit war sehr stumpf. Aber klang es doch vielen nur wie das schrillende Pfeifen des Windes, das einem Orkan oder Erdbeben voraufging, und viele erwarteten noch Entsetzlicheres.

Wo war die Kraft bei den Mächtigen der Erde, dem Allermächtigſten, der mit frevelnder Willkür mit allem, was auf Erden Recht, was dem Menſchen heilig iſt, geſpielt hatte, zu widerſtehen? Sie bangten nur um die eigene Selbſterhaltung, ſie drückten das Auge zu dem Spiele zu, das, wenn es Ernſt ward, ihnen ſelbſt gefährlich werden konnte. Nur Friedrich Wilhelm nicht. Er hätte es ja abwarten können, allenfalls ſeine Mißbilligung ausſprechen, in höflichen Worten, die den König von Frankreich, ſeinen Alliirten, nicht beleidigten. So hatte er ſein Gewiſſen gewahrt, wenn es denn eine Gewiſſensſache ihm war. Dann wären vielleicht auch andere Mächte und Fürſten zuſammengetreten zu einem Congreß und hätten gemeinſchaftlich ihre Mißbilligung gegen den Eroberer und Uebertreter ausgeſprochen. So dachten viele ſeiner Miniſter und Diplomaten: warum ſei denn grade Kurbrandenburg, die kleinſte unter den großen Mächten, berufen, voran und eine entſchiedene Stimme abzugeben, Kurbrandenburg, das noch, ein Emporkömmling, allein ſtehe, von allen beneidet, wo nicht angefeindet; warum ſolle es um der Gefahr und Leiden anderer willen, die es nichts angingen, ſich ſelbſt in Gefahr ſetzen und die Freundſchaft ſeines einzigen Freundes verſcherzen? — Seine Miniſter warteten, daß er ihrem Rathe folgen werde, der nicht allein klug war und gewiß der Ruhe und dem Frieden des Landes förderlich, ſondern auch der unthätigen Ruhe entſprechend, in die der große Fürſt in letzter Zeit verſunken. Aber Friedrich Wilhelm

war aufgefahren wie der Löwe aus dem Schlafe: Wer nicht ſpreche, wo es noch Zeit ſei, möge den Mund halten, und wer nur ſpreche, wo es handeln gilt, der ſei wie der Hehler zum Stehler. Ob das Zuwarten und der Gefahr ausweichen, Hohenzollernart ſei? Der Proteſtantismus ſei wieder in Gefahr, wer noch wage ſich Proteſtant zu nennen, wenn er ruhig zuſehe, wie ſeine Brüder todtgeſchlagen würden, um ihren Glauben. Wolle er doch eher der Hoheprieſter ſein und die Schriftgelehrten, und Kreuzige! rufen, als der Pilatus, der zuſieht und ſich die Hände wäſcht. — Als Ludwig XIV. ſeinen proteſtantiſchen Unterthanen verboten, den Gottesdienſt in der Kapelle des brandenburgiſchen Geſandten zu beſuchen, hatte der Kurfürſt auch die Kapelle des franzöſiſchen Geſandten in Berlin ſchließen laſſen, und Anweiſungen an die Landeshauptmänner und Amtmänner an den Gränzen waren ertheilt, daß ſie die herüberkommenden Flüchtlinge aufnähmen, und, was an ihnen, deren Flucht fördern und ſie unterſtützen ſollten.

Die Zeit war ſtumpf, der Sinn der Maſſen wüſt und roh, aber *eine* Ader pulſte noch friſch. Um des freien proteſtantiſchen Glaubens willen, noch vom Widerſchein der rauchenden Brandfackel Magdeburgs angeleuchtet, war das brandenburgiſche Volk gewillt, von ſeinem Hab und Gut zu opfern, auch ſein Blut einzuſetzen für eine Idee. Friedrich Wilhelms Diplomaten hatten falſch gerechnet; das Volk rief nicht: Was geht uns die Noth der Hugenotten im fernen Frank-

reich, was Ludwig XIV. Frevelthat an, wir leiden ja nicht darunter, warum deshalb Krieg, der unſern Handel ſtockend, das Leben theurer macht, die Gewerbthätigkeit ſtört, der neue Steuern fordert und Menſchenblut koſtet, wo nicht neue Verwüſtungen und Gräuel! Das Volk war einig mit ſeinem Herrn; wo es nicht klar ſah, da fühlte es doch, was der große Fürſt erkannte, daß, wenn das Feuer in des Nachbars Haus wüthet, die Flamme auch das eigne verzehren kann, da fragt der Entſchloſſene nicht, was geht's mich an, oder habe ich ein Recht dazu? Es iſt das Recht der Selbſterhaltung, daß er hinzu ſpringt, löſcht, oder das brennende Haus niederreißt; mag ſein Herr dann ſchreien und auf alte Rechte pochen, ſo viel er will!

Wo auch der Hof genöthigt war wenn nicht die Stimmung des Kurfürſten zu theilen, doch die Färbung derſelben anzunehmen, was ſollten nicht auch zarte Frauen ſie zur eignen gemacht haben. Das Fräulein Schapelow wußte was es heißt heimathlos durch die Welt pilgern. Sie war ja in dieſem Augenblick auch wieder eine Bedrängte, die ihre glückliche Lage mit einer ungewiſſen Zukunft vertauſchen ſollte. Sie hörte dem geehrten Manne daher mit Theilnahme zu, als er vom Einfluſſe ſprach, den dieſe Einwandrer auf das Land üben mochten, wenn ſie auch nicht dem kühnen Fluge ſeiner Phantaſie folgen konnte.

„Es iſt ein borſtiges Geſchlecht hier, die Gewaltigen wie die Schwachen, aber doch nicht ſo ſchlimm als wir gedacht, fuhr er in einer Auseinanderſetzung

fort, bei der er vielleicht ſeine Zuhörerin vergaß, es war nicht das erſte Mal. — Wie hätte ſonſt der große Herr Handlanger finden mögen zu ſeinem Werke, wie nur Bauſteine, die der Witterung trotzen. Sie ſträuben ſich wider alles, was ihnen neu iſt, gegen das Gute wie gegen das Schlechte; was ihnen lieb ward im Schlamm ihrer Gewohnheiten, den Roſt am Stahl, den Schimmel, das Moos auf dem Dache ſelbſt, nennen ſie ihr Recht, möchten mit eiſernen Zähnen es feſt halten. Was ward ihnen ſchon aus den Zähnen geriſſen. Mancher Zahn ging darüber verloren, aber das Land, das Volk, Niemand, auch die Beraubten nicht, hat verloren, denn aus den alten vermoderten Rechten erwächſt ein neues, ein Quell, aus dem alle ſchöpfen, ein Baum, von denen alle Früchte pflücken ſollen. — O dies Fürſtengeſchlecht mit eiſernen Sehnen und dem Adlerblick, mein theures Fräulein, es darf, es wird nicht raſten in der Herkules-Arbeit. Ihr meint, die Brandenburger werden ſich ſträuben mit den Einwanderern Heerd und Tiſch zu theilen. Ich aber ſage Euch, ſie werden mehr mit ihnen theilen, mehr empfangen, mehr geben müſſen. Das wird eine Eroberung, wogegen kein Widerſtand möglich; ſo ſchlägt die Sonne den Winter, ſo erobert der Frühling die Erde, ſo wurden die Barbarenſieger der Vorzeit von ihren Ueberwundenen wieder überwunden. Der Cultur und Geſittung widerſteht kein Volk, was nicht die Vorſehung ſchon in der Geburt zum Tode verdammt hätte. Hier ſehe ich einen Kampf vor mir, Jahrzehende, ein Jahrhun-

dert mag er dauern, aber der Siegesſtern ſtrahlt aus der Nebelferne. Wo der Wille ſolcher Fürſten nicht ausreichte, wo die Weisheit, die mit Engelszungen redete, es nicht vermocht, weiſt uns die Vorſehung eine Leimruthe! Die ſoll es thun, die Affennatur des Menſchen. — Ihr ſeht mich verwundert an. Das Lächeln iſt gerecht, ich verdiene es; aber der ewige Geiſt ſchafft ſeine Wunder, er wölbt ſeine Brücke über das Firmament aus Atomen; aus ſolchen, die wir des Aufhebens nicht werth hielten, aus Spreu und Staub knetet er diamantne Kettenglieder. Ich war ein Thor! Aus Büchern wollte ich den Brandenburgern den Quell eines andern Lebens erſchließen; ein Moſes hätte umſonſt mit ſeinem Stabe an die Wände geſchlagen. Das Latein wäre eine todte Sprache geblieben. Nicht nach Rom, nach Paris pilgert die Welt. Von dort will ſie heut Kenntniſſe, Weisheit, Sitte holen. Wir ſollen es bequemer haben. Darum ließ Gott einen infernaliſchen Moſes, den vierzehnten Ludwig, an den Felſen ſchlagen, und der Quell ſprudelt uns entgegen, wir brauchen keinen Schritt, nur unſere Fäſſer und Schläuche aufzuthun. —“

Er mochte bemerken, daß Dorothe unwillkührlich zuſammen ſchauderte. Mehr als ein junger brandenburgiſcher Edelmann, der um Cultur zu holen, nach Paris gegangen, war als Krüppel an Leib und Seele zurück gekommen; weshalb der große Kurfürſt das Verbot des Reiſens dahin erlaſſen hatte.

„Sorgt nicht! Wenn ſchon die Sünde dort

wie ein Magnet unſer junges Blut an ſich zieht, was mehr muß die Vortrefflichkeit, wenn ſie zu uns kommt, zur Nachahmung anreizen. Da mögen ſie ſich noch ſo ſträuben, die Mode reißt ſie fort. Es kommen Gewerkleute und Fabrikanten, die vor unſern ſtaunenden Augen Dinge fertigen werden, von denen keiner geglaubt, daß ſie mit Stoffen, die im Lande wachſen, mit Armen, die keine Flügel haben, zu fertigen ſeien. Begriffe, Gedanken, Ahnungen und Bedürfniſſe, die ſie nicht kannten, werden wie ein befruchtender Nebelhauch in die wüſten Räume der unwohnlichen Häuſer, der brachliegenden Seelen ſich ſenken. Was Kleidung, was Sprache, Manieren! Das iſt nur der bunte Staub auf den Flügeln, die den Geiſt tragen. In die Erde ſenken ſie das edle Saatkorn; ihre blühenden Gärten, mit den Gewächſen und Früchten aller Zonen werden uns lehren, wie wir die Gaben Gottes pflegen ſollen; der Gewinn, den ihre Handwerker, Künſtler, Handelsleute, davon tragen, muß, wird auch unſre, die noch verdroſſen am Alten hängen, anſpornen, es ihnen nachzuthun. Ihre Gelehrten forſchen nicht tiefer in das Weſen der Dinge, aber weil ſie die Furchen glätten, den Bücherſtaub abklopfen, wie viel freundlicher wird die Wiſſenſchaft, was zugänglicher den Strebſamen, was lockender dem jugendlichen Sinn. Darf noch die alte Rohheit ſich brüſten, wenn gefällige Sitte, edler Anſtand, die Suada eines ſüßen Mundes überall die Herzen gewinnt, die Wege bahnt zu Aemtern und Einfluß. Wie die Nebel vor der Herbſtſonne

wird ſie in die Schluchten verſinken, man merkt es nicht, ſie ſchämen ſich ihrer ſelbſt, daß ſie gewagt als ein Alp auf der ſchönen Landſchaft zu laſten. O du mein zweites Vaterland, wie ſehe ich dich, Reich der Intelligenz, des Lichtes und der Freiheit, langſam, unſcheinbar für die Zukunft wachſen. Friede und Gerechtigkeit wird in deinen Hütten ſein, Fleiß und Strebſamkeit unter deinen Bürgern, edle Sitte, geimpft auf alte Treue und geſundes Blut in ſeinen Schlöſſern, und das höhere Recht, das von Gott kommt in deinen höchſten Richterſeelen und auf deinem Throne, der ſeinen lichteſten Glanz durch dieſen Akt empfing. Ein verſtoßenes Volk, das um ſeines Glaubens willen Hab und Gut, Blutsfreunde, Blut und Vaterland aufgab, ihm giebſt du wieder Beſitz, Güter, dein Herzblut und ein neues Vaterland. Da ſteht ja ſchon meine Stadt, deren Pforte jedem Redlichen offen iſt, wo alle eine Sprache ſprechen werden, die des Geiſtes, der alle Dinge durchdringt, von Anfang bis zu Ende, und jeder glauben, dem Lichte nachgehn darf, das Gott in ſeiner Bruſt entzündet. O möge das Thor ewig aufgeſchloſſen bleiben!“

Weshalb Dorothe, die ſchon eine Weile ſtill geweint, jetzt dem heftigen Ausbruch ihrer Thränen nicht widerſtand, war dem Magiſter ſo wenig klar, als ihr ſelbſt. Nachher wußte ſie zwar manchen Grund: das Mitleid für die Refugiés, ihr eignes Schickſal, das ihr in Augenblicken ſo verwandt damit ſchien. Wenn nun der Kurfürſt plötzlich das Kammergerichtsurtel

meinem ſchlecht verwahrten Zimmer geweſen, aber die Kühlung erregte eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach jenen ſchönen Thälern, wo die klaren Bäche noch durch friſches Grün rinnen, wo üppiges Laubholz in den Schieferwänden wurzelt und die Eiskronen der hohen Pics eine ewige Schutzmauer daſtehen gegen die ſengende Gluth der Africaniſchen Sonne.

Verhehlen will ich es nicht, daß noch ein Nebengrund mich in meinem veränderten Entſchluſſe beſtärkte. Lionel Bull hatte mich zwar von dem Franzöſiſchen Angeber losgebort, wer aber borte mich los von ihm, dem unerträglichſten Begleiter, weil er auf jeder Station, in jedem Wirthshaus ſein Geſchick verfluchte, das ihn immer auf Engländer ſtoßen laſſe. Ob der Gute denn keine Ahnung hatte, daß er ſelbſt einer war?

Ich zog den Hut ab, drückte ihm die Hand und meinen Schmerz aus, daß wir uns trennen müßten. Er faßte nur ein wenig an die Krämpe des ſeinigen, mehr hatte ich nicht erwartet — denn mit Erſtaunen habe ich das eine Mal, wo eine beſetzte Herberge uns in daſſelbe Schlafzimmer nöthigte, geſehen, daß Lionel, nachdem er die Strümpfe aus, die Flanelljacke angezogen, und ſich im Bette

caſſirt, wie Ludwig das Edict von Nantes, man die Thore aufgeſchloſſen und ſie auch ausgeſtoßen hätte! Das fürchtete ſie wohl nicht, aber, — ſie ſollte ja doch ausgeſtoßen werden in ein fremdes Haus, in die Arme eines Mannes, und ſie kannte weder das Haus, noch den Mann, ob ſie nicht in ein Fuchsloch, in die Höhle eines Bären geſchleppt würde? Wenn ſie ſich an den Altar geriſſen dachte, wenn ſie Ja ſagen ſollte auf die Frage des Prieſters: ob ſie den vor ihr ſtehenden zum Ehegemahl wolle? und es war der Junker von Polenz! Es war ihr als müſſe ſie aufſchreien: „Nein! — Nein!“ Da als ſie die Augen aufſchlug, ſah ſie in das klar ruhige Geſicht des edlen Mannes, welches von Heiterkeit und innerer Freude glänzte. Sie dachte, deſſen entſann ſie ſich nachher: wie es Herr Skotte nur angeſtellt, daß er immer zufrieden iſt, wenn ihm auch alles fehlſchlägt, wie die Biene aus allen Blumen nicht ihr Bitteres, nur Honig ſaugend, daß er zu allen Enttäuſchungen lächelt, und wenn der eine Hafen, wie ein Traumbild, im Nebel zerſtob, ſchon einen andern leuchten ſieht?

Herr Skotte hatte es für ſchicklich gehalten, als er ſie betrübt ſah, ſich zu entfernen, da hielt er aber an der Thür noch ihre Hand, die ſie ihm zum Abſchiede gereicht, und mit einem Male hörte er eine Frage, auf die er gar nicht vorbereitet geweſen. Sie verlangte ſeinen Rath. — Das was ward von Thränen faſt erſtickt, aber die Hälfte war genug, um's zu verſtehen. Wie kam er dazu? — Er war ja Zeuge des

Geſprächs mit dem Alvensleben geweſen, er war ja ihr Lehrer, und aus ihren ängſtlichen, gedrängten, geflüſterten Reden hörte er die Verſicherung heraus, daß ſie zu keinem Menſchen auf der Welt ſo viel Vertrauen habe als zu ihm. Sie hatte noch hinzuſetzen wollen „außer zu Herrn Pioſander," aber ſie beſann ſich raſch. An Herrn Pioſander hätte ſie die Frage nicht richten mögen.

Da blickte er, ihre Hand haltend, ſie ernſt, beinahe feierlich an: „Folget dem Rath des Herrn von Alvensleben; es iſt ein guter Rath für Euch."

Ob ſie eine andere Antwort erwartet hatte! — Er ſtand wie der Arzt vor ihr, der gezwungen iſt, ſeiner Patientin eine bittere Medicin einzugeben; er leidet mit ihrem Widerſtreben. Er wiederholte in andern eindringlichen Worten, was der Landeshauptmann ſchon ausgeſprochen. So ſchloß er:

„Das Urtheil des Kammergerichts hat Euch einen Stand und Rechte, aber keine Familie, keine Verwandte zurück gegeben, nicht einmal das Haus, worin Ihr geboren, die Wände, die Ihr als Kind angeſchrieen. Kein Geſicht alter treuer Diener, Mägde, die Euch wie eine Wiedergefundene begrüßt hätten. Ihr ſteht ſo allein als vordem in dem Glanze, der Euch umgiebt, ein Fremdling in der Herrlichkeit des Hofes, und, was ſchlimmer, Ihr ſeid ein Stern geworden, ein Meteorgeſtirn, der Angelpunkt, um den ſich Parteien drehen. Und was noch ſchlimmer, Dorothe, während die einen Euch haſſen, ſo ſchmeicheln, loben

und ehren Euch die andern nur, weil ſie durch Euch zu gewinnen hoffen. Daß ich das Bitterſte ausſprechen muß, ſo ſchön und tugendhaft Ihr ſeid, und an jedem andern Orte, wo Ihr erſchienet, durch Eure Perſon etwas ſein würdet, hier ſeid und geltet Ihr nur als die Puppe der hohen Frau. Wie ſie überall ihren Willen durchzuſetzen weiß, hat ſie auch Eure Geltung, Eure Geburt, Euren Stand durchgeſetzt. So ſeid Ihr vor dieſem Hofe, von den Leuten, mit denen Ihr in Berührung kommt, nicht Dorothe von Schapelow, von Gottes Gnaden und eignem Recht, nicht weil das Kammergericht Euch dafür erklärt hat, ſondern weil die Kurfürſtin Euch dafür erkannt haben will, und der Kurfürſt, der jetzt alles thut, was ſie will, ihren Willen ſanctionirt hat. Ach, armes Kind, wie ſieht ein Himmelskörper aus, wenn die Sonne ihn nicht mehr beſcheint! — Die oben am Firmament wandelt nach den ewigen Geſetzen, die der Herr ihr vorſchrieb; aber die Sonne der Gunſt iſt ein launiſches, betrügeriſches Licht. Sie mag untergehen, ſchneller, als wir erwarten. Ich mag Euch nicht ängſtigen mit böſen Vorſtellungen, für die ein junges Mädchen kein Ohr haben ſoll, aber die Leute flüſtern arge Dinge. Ich will ſie auch nicht verreden, die hohe Frau; aber wenn ſie Euch nicht mehr braucht, wirft ſie Euch fort, oder läßt Euch fallen, und wenn ſie Euch fallen läßt — es kann plötzlich Nacht um Euch werden, und Ihr ſteht ganz allein da, noch mehr allein als dazumal, wo wir Euch in der Haide fanden. Meine arme

Dorothe, wenn Ihr dann noch kein festes Haus, keinen starken Arm habt, der Euch führt —"

War's der Zauber seiner Stimme, hatten die vorangehenden Vorstellungen schon so auf ihr Gemüth gewirkt, daß die Zauberkreise ihres Glücks ihr plötzlich ganz verschoben und verschwunden däuchten, oder war's nur die Aufwallung des Momentes, sie stieß den Wunsch, sie sprach ihn fast als Bitte aus, daß man sie los, ihr den Frieden und die Freiheit wiedergeben möge. Sie wolle lieber die arme, aber zufriedene Dorothe sein, als das vornehme Fräulein, die reiche Erbin.

Er schüttelte den Kopf: „Das geht nicht mehr. Wen einmal das Schicksal wie Dich aus dem Dunkel vorgezogen, wen solches Licht beschien, der ist, sagen sie, geseit; er kann nicht mehr zurück. Er darf auch nicht zurück, weil Gott jedem seine Aufgabe gestellt hat, vor der er nicht erschrecken, der er muthig entgegen gehen soll."

„Aber muß ich denn darum einen Mann, den ich nicht mag, den ich verabscheue, heirathen."

Er schwieg eine Weile, während der er sie mit wehmüthiger Theilnahme anschaute. Dann hauchte er ihr einen Namen ins Ohr, bei dessen Klange sie zusammen schrak.

„Die Kurfürstin, sprach er mit leiserer Stimme, sich vorsichtig umschauend, Gott schütze uns alle vor schlimmen Gedanken, ist auch Mutter, und — wer kennt das Maaß im Guten und Bösen! — eine zu nachsichtige Mutter. Wenn sie die Leidenschaften ihres

Lieblings auch nicht begünſtigt, wird ſie gern die Richterin ſein? Und wirſt Du immer zu ihren Füßen klagen wollen, wenn Du weißt, daß Du durch die Klage die Einzige verletzeſt, die Dein Schutz iſt? Und wenn Du zauderſt, wird Dein Schwanken ihm nicht als eine Aufforderung zu neuen Angriffen gelten! Er iſt ſchön, feurig, bei den Frauen beliebt; wirſt Du Dir in jedem Augenblicke in den Sinn rufen, daß Du nicht aus der Niedrigkeit in die Höhe geſtiegen biſt, um wieder zu ſinken? Wie ſchlüpfrig und glatt der Boden am Hofe iſt, wie keiner hier feſt ſteht, ſiehſt Du täglich, und darum kann es auch zur Pflicht werden, dem die Hand zu reichen, der Dich in Ehren feſt hält, ſei's auch ein rauher Mann, wenn er nur Dein Schild wird gegen Glimpf und Schimpf. Sei's auch, daß Du ihn nicht lieben kannſt, ſo magſt Du ihn fürchten, ſcheuen, ehren, um Deiner Selbſt willen. Aus der Achtung aber entſpringt die Liebe, die Glück und Segen den Häuſern bringt."

Fünftes Kapitel.

Die Verſucherin.

Am Abend konnte man beim kleinen Hofbanket eine gewiſſe Unruhe bemerken. Der Kurfürſt war nicht zugegen. Das war in der Ordnung, er verſchloß ſich jetzt oft in ſeine Gemächer; aber es ſollte officiell nicht heißen, daß er krank ſei. Auch die Kurfürſtin zeigte ſich nur vorübergehend. Weil ihr Geſicht von ungewöhnlicher Heiterkeit ſtrahlte, und ſie einzelne Perſonen beſonders holdſelig anſprach, und doch zerſtreut war, ſchloſſen die Eingeweihten, daß in ihr vieles vorgehe, was ſie mit Anſtrengung zu verſtecken ſuche.

Der Grund dafür war kaum einem ein Geheimniß. Auf einem der nächſten Tage war eine Zuſammenkunft zwiſchen dem Kurfürſten und ſeinem Sohne verabredet. Wie zufällig ſollte der Kurprinz auf einem der Landſchlöſſer eintreffen, wo der Kurfürſt auf einer Jagdpartie ausruhte. Man wolle, hieß es, da ein letztes Feſt der Verſöhnung feiern, man wolle ſich verſtändigen. Worüber? — Wenn zwei im Geſpräch

bis zu dem Punkt kamen, ſenkten ſie zuerſt die Augen, und wer ſie aufſchlug, forſchte nach dem Geſicht des Andern. Wenn er den Ausdruck darin fand, dem er vertrauen zu dürfen glaubte, ward das Geſpräch in ſtillem Geflüſter fortgeſetzt, und doch ſchreckten ſie zuſammen, wenn ein Dritter vorüberging, als könne er aus ihren zuſammen geſteckten Köpfen leſen, wovon ſie ſich unterhielten. In einer Ecke hörte man wohl einem das Wort entſchlüpfen: „Die Stände dürfen nicht länger dazu ſchweigen!“ worauf ein Andrer, die Achſel zückend, ſagte: „Wo ſind denn unſre Stände!“ — Auch hörte man hier die Worte fallen: „Wenn gar nichts geſchieht, wird die Bürgerſchaft aufſäſſig.“ Das entlockte bei den Andern nur ein Lächeln, und einer wehte mit der Hand: „Haben ſie was gethan, als ihr Probſt, den ſie auf Händen trugen, ausgewieſen ward! Sie haben ſich in die Zähne gebiſſen und gegrunzt, ihr Paul Gerhardt aber iſt im Elend geſtorben.“

Das waren die Unzufriedenen, die ſich in die Winkel verloren, wo der Kerzenſtrahl nicht hinfiel. Wo er von den Lüſtres herab die Geſichter heller beſchien, ſah und hörte man nur Zufriedene. Sie waren es mit der Erhaltung des Friedens: daß der franzöſiſche Geſandte nicht abgereiſt ſei, wie man gefürchtet; daß auch der kurbrandenburgiſche wieder tröſtliche Verſicherungen aus Paris vermeldet: wie Seine Majeſtät König Ludwig mit aller Achtung von der Perſon Seiner Durchlaucht geſprochen, daß er ihn wohl zu unter-

ſcheiden wiſſe von ſeinen ambitionirten Rathgebern; daß er ſeine Lage als proteſtantiſcher Fürſt gern beachte, und in ſothaner Kriſis nicht mehr von ihm fordere, als daß er ſtrenge Neutralität halte. So würden ja wohl, bei gegenſeitiger freundſchaftlicher Geſinnung die Diſpute wegen des Kapellengottesdienſtes leicht auszugleichen ſein.

Die Politik aber iſt ein verfängliches Gebiet. Wer ſich auch mit dem beſten Willen, mit Allem zufrieden zu ſein, darauf begiebt, geräth bald auf Wege, wo er es nicht mehr ſein kann. Es verſchwört ſich mancher, durch Dick und Dünn ſeinem Führer zu folgen, weil er ſich ſelbſt nicht traut; aber irgendwo bleibt er denn doch ſtecken. Der Sinn, den er gefangen gab, die eigne Ueberzeugung erwacht wieder; er ſieht, daß man ihn, ſtatt hinaus, immer tiefer in den Sumpf führt; der Rückweg iſt dann ſchwer, oft unmöglich. — Nur ein Schritt, der Pas de Calais, trennt Frankreich von England. Wenn wirklich gute Proteſtanten damals am brandenburgiſchen Hof vermeinten, ein Auge zudrücken zu dürfen bei den Leiden ihrer franzöſiſchen Glaubensgenoſſen, — die Politik konnte ſie ja als Aufſäſſige, als Rebellen betrachten gegen die große herrſchende Kirche, die ihr König und Herr zu beſchirmen verpflichtet — durften ſie aber die ſchweren Zerwürfniſſe, von denen aus England Kunde herüberkam, in demſelben Lichte betrachten? Was Ludwig in frecher Willkür, im Uebermuth ſeiner Allmacht, aber im vermeintlichen Rechte gewagt, verſuchte

König Jacob, im Vollbewußtſein ſeines Unrechts, aber geſtärkt durch einen blinden Fanatismus. Durch Intriguen, Rechtsverdrehungen und Gewaltſchritte, die ſich überſtürzten, wollte er, auf weitem Umwege, und doch mit zügelloſer Haſt, die alterworbenen Rechte der Nation umſtoßend, Roms Standarte auf dem Inſelboden aufpflanzen. Wenn der Proteſtantismus in England fiel, ſo war ſein Bollwerk in Europa erſchüttert, kein proteſtantiſcher Staat blieb ſicher. Das fühlten ſie wohl auch am proteſtantiſchen Hofe in Berlin; es lagen bei der nahen Verwandtſchaft des Kurfürſten zum Erbſtatthalter Wilhelm von Oranien, an den die engliſchen Proteſtanten hülfeflehend ſich wandten, nähere Beweggründe zur Theilnahme vor. Die Herren, welche froh waren, daß das franzöſiſche Ungewitter ſich vertheile, mußten doch neue, ſchwärzere Wolken am politiſchen Himmel aufſteigen ſehen. Das trübte auch die Stirnen der Gedankenloſen; man wußte von Botſchaften, die emſiger und geheimer als ſonſt zwiſchen Amſterdam und Berlin gewechſelt wurden; man fragte ſich, weshalb der alte Marſchall Schomberg, der berühmte Feldherr, deſſen Beſuch ſchon öfter angekündigt war, grad jetzt nach Berlin kommen wolle, ob der Grund ſtichhaltig ſei, daß er vor ſeinem Ende den größten Kriegsfürſten ſeiner Zeit von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen wünſche? Was es zu bedeuten, daß der Kurfürſt ſo große Ehren zu ſeinem Empfange angeordnet, und Schomberg war als Proteſtant aus franzöſiſchen und portugieſiſchen Dienſten fortgegangen!

Zum Glück denkt man an Höfen nicht tief und lange über ernſte Dinge, am wenigſten, wenn näher liegende Sorgen die Gedanken beſchäftigen. England lag ſo fern, die Stürme, die über die See toben, berühren das Feſtland weniger, und der Kurfürſt ſchlief ja — den letzten Schlaf des Löwen.

In den Kreiſen der Jüngeren war auch Unruhe, doch anderer Art. Ueber eine „wunderſchöne Geſchichte," die Einer dem Andern ganz im Vertrauen zuflüſterte. Nur blickte man ſich vorſichtig um, ob nicht eine der betreffenden Perſonen zugegen wäre. Da flog einer der dienſtthuenden Kammerherrn wie ein geflügelter Merkur durch die Kreiſe und theilte, die Hand halb vorm Munde, den Gruppen eine Nachricht mit: „Die Sache iſt richtig, der Herr von Canitz iſt knall und fall abgereiſt!" — „Der arme junge Canitz!" ſagten einige bedauernd. „Er war es ſich und ſeiner Familie ſchuldig," meinten andre. Nur der Herr von der Polenz lächelte ſauniſch: ſeit wann es denn an den Söhnen ſei, den Vormund für die Mutter ſpielen zu wollen!

Die verwittwete Frau von Canitz, die Mutter des Poeten, war der Gegenſtand des Geſpräches, oder des heimlichen Gelächters. Obgleich die Tochter des verſtoßenen Burgsdorf, war ſie gern am Hof geſehen, beſonders bei der Kurfürſtin, ſo ihres Witzes, wie man es nannte, als ihrer Erſcheinung wegen. In den Vierzigen, war ſie doch eine ſtattliche Dame, welche in ihren vollendeten Reizen noch auf Bewunderung

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 03994/010

Anſpruch machen konnte und machte. Nur hatte ſie durch ihr Weſen und Auftreten die Bewunderer in gemeſſener Entfernung gehalten. Sie meinte, daß am ganzen Hofe auch nicht ein einziger Cavalier der ernſten Amour mit einer wohlgezogenen Dame angethan und werth ſei; nur in Paris ſei die Schule der Galanterie. Daß ſie es unverholen ausſprach, erregte zuerſt Verwunderung; als ſie es zum Thema ihrer Unterhaltung machte, und jedem Geſpräch die Wendung dahin gab, beluſtigte es, und ſie galt, was unter Umſtänden an einem Hofe von Vortheil ſein kann, für ein Original. Sie durfte die Cavaliere wegen ihrer ungeſchliffenen Manieren und ihres ungelehrigen Weſens durchhecheln ohne zu beleidigen. Der Witz der Höflinge parirte nur ihre Angriffe durch luſtige Erfindungen. Einmal hatte man erfunden, daß ſie mit dem Magiſter Skytte ſich verheirathen wolle, um eine neue claſſiſche Population für die Mark Brandenburg zu erzeugen, nur hätte ſich die Sache bei den Ehepakten zerſchlagen, weil er die erhofften Sproſſen lateiniſch, ſie franzöſiſch aufpäppeln wollen. Dann hieß es, ſie habe einem Commiſſionair in Paris den Auftrag gegeben, ihr von dort einen Ehegemahl zu beſorgen, der jung, ſchön, kräftig, artig, geiſtreich und von guter Familie ſein müſſe. Die Hofleute hatten den Teufel an die Wand gemalt. Seit einigen Tagen ſchon war das Gerücht durch die Stadt gelaufen, und heute wußte man: ihre Fabel war zu einer Wirklichkeit geworden. In der Perſon des

Pierre von Larrey, Baron von Brunbosc, und in der wirklichen oder angenommenen Maske eines Refugié, war der verſchriebene Bräutigam aus Frankreich angekommen, er hatte den Erwartungen der Dame entſprochen, und ihr Ehebund war ebenſo heimlich als raſch vollzogen worden. Die Familie ſollte auf's äußerſte erbittert ſein, und in dem Franzoſen nur einen Glücksritter erblicken; der Sohn war entflohen, und man ſprach davon, daß ihr Vater, der uralte Burgsdorf, aus ſeinem Greiſenſtumpfſinn erwacht, ſelbſt nach Berlin kommen wolle, um, der Ungnade des Kurfürſten trotzend, von ihm ein Machtwort zu erbitten, das die Ehe vernichte.

Was die Kurfürſtin dazu ſagen würde, wußte man noch nicht, ſie hatte mit vornehmem Lächeln geſchwiegen, als ſei es nur ein luſtiges Mährchen. Aber als ſie an Dorotheen vorüberging, hatte ſie ſcherzend geſprochen: „Hätte ſie Dir lieber einen Bräutigam verſchrieben, da die jungen Herren hier bei Dir kein Glück machen. Soll ich Dir auch einen aus Paris kommen laſſen?“

Da glaubte ſie eine Stimme hinter ſich zu hören: „Er iſt ſchon angekommen.“

Als Dorothe am ſpäten Abend in ihr Schlafzimmer trat, ſank ſie erſchöpft an ihrem Betpult nieder, die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. Was war nicht geſchehen! War das ihr Geburtstagsfeſt geweſen, wo kaum einer ſich um die Königin des Tages, wie man ſie nannte, gekümmert hatte: Die

Herren mit den krausen Gesichtern, hinter deren Falten hundert andre Gedanken staken; die Frauen, wie außer sich und toll vor Lustigkeit über die neue Klatschgeschichte! Die Kurfürstin selbst hätte sie ganz übersehen, wenn sie nicht jene Worte ihr zuzuflüstern sich gemüßigt gefunden, Worte, so kalt, gleichgültig gesprochen, daß sie wie Tropfen geschmolzenes Blei auf ihre wunde Brust fielen. War sie ihrer schon überdrüssig? War es um sich für den Zwang, gegen die Andern freundlich sein zu müssen, zu entschädigen?

Ach wie fielen ihr die Worte schwer in den Sinn, die Herr Skytte neulich fallen ließ: „Im Leben der Menschen wird sich immer ein Wendepunkt finden, vom Guten zum Schlimmen, oder vom Schlimmen zum Guten. Wohl dem, der die bösen Prüfungen und Erfahrungen hinter sich hat, denn je lachender die langen Tagen hinter uns, um so grauer werden die dunkeln Wochen vor uns, wenn das Unglück anbricht!"

Sie fühlte nie deutlicher die Wahrheit, mit der beide Vormünder heut ihren Morgentraum zerstörten: daß sie hier kein berechtigtes Wesen, kein lebendiger Theil der Gesellschaft, daß sie nur eine Puppe sei. Und doch, das war nicht das Schreckhafte, aber die Stimme, die hinter ihr geklungen: „Der Bräutigam ist schon angekommen", sie kannte sie. Drauf hatte der Tanz begonnen. Man kreiste lustiger, die Musik ging rauschender, als sich sonst für ein Hoffest schickte; man meinte, auf einen Wink des Ober-Ceremonienmeisters, um die Stimmung, welche sich der Gesellschaft bemächtigt,

zu übertäuben. Dorothe wechſelte öfter nach der Ordnung des ausländiſchen Tanzes ihre Tänzer. Glühend von der Hitze, vom Kerzenlicht oder dem Dunſt und Staub geblendet, ſah ſie nicht den, an deſſen Arm ſie jetzt fortſchwebte, aber der Druck ſeiner Hand, ſein Athem — ſie zitterte, und als ſie die Augen aufſchlug, um wieder zu wechſeln, ſtierte auf ſie ein Augenpaar herab, vor dem ſie immer in die Seele erſchrocken war. Es war der Junker von der Polenz. Was wollten ihr wieder die Lippen, die ſich öffneten, um ihr die Haifiſchzähne zu weiſen, zuflüſtern, als die Tanzordnung ſich löſte. Alle Ordnung, das Feſt ſelbſt war zerſtört, man ſtürzte fort. Der Kurfürſt, hieß es, war plötzlich ſehr krank geworden, man ſprach von einer Ohnmacht, ja einem Schlagfluß.

Was dann vorgefallen, entſann ſie ſich nicht mehr genau. Im Gedränge, das an den Thüren, in den Corridoren entſtanden, war ſie geflohen, ſie wußte nicht vor wem, wohin? Sie glaubte vor dem Prinzen Philipp, der ſich nach ihr durchdrängte, ſie hatte den Arm eines Andern ergriffen, der ſich ihr wie von ſelbſt darbot, ſie war mit ihm um eine Ecke in den abgelegeneren Gang gerathen, der nach ihren Kammern führte. Was der Begleiter, an deſſen Arm ſie ging, ſtumm, zitternd wie im Fieberfroſt, die Augen feſt geſchloſſen, ihr da zugeflüſtert, von Gelegenheit, Liebe, Ehe, Nothwendigkeit, ſie hatte nur Worte, Laute gehört, aber als ſie an ihre Thür gekommen, hatte ſie — war's ein Fieberanfall, ein Phantaſiegeſpenſt,

was vor ihr aufstieg, oder hat er sich etwas erlauben wollen, was sie nicht dulden durfte? — sie hatte mit letzter Anstrengung geschrieen: „Nie! nimmermehr!“ und mit beiden Armen ihn von sich gestoßen. Während er, des unerwarteten Angriffs nicht gewärtig, zurückfuhr, war sie rasch in ihr Zimmer geschlüpft und hatte die Thür verschlossen.

Nachdem ihr erstes Gebet, das sie in lautlosen Worten mit den heißen Lippen gestammelt, verklungen, war sie geneigt, das Ganze für einen Traum zu halten, eine Vision ihrer erhitzten Einbildungskraft. Aber sie fühlte ja noch den Druck seines Arms. Hatte er nicht von einer Festung gesprochen, die sich endlich doch, trotz alles Widerstandes ergeben müsse; der Unterschied sei nur, ob es im Wege einer langen Belagerung, oder durch einen glücklichen Sturm geschähe. Sie glaubte ihn draußen an der Thür stehen zu sehen, seinen Athemzug zu hören. Er lauschte, er probirte an der Klinke; wenn er einen Nachschlüssel, ein Brecheisen führte, wenn er mit einem gewaltigen Stoß die Füllung der Thüre —! Sie schalt sich, wenn sie den Kopf rieb, eine Thörin. Wie sollte ein Mann, im Schlosse zu Berlin, unter einem Fürsten wie der Kurfürst, es wagen, auch war es, wenn nicht Sinnentäuschung, doch eine täuschende Combination. Das Geräusch draußen gehörte der allgemeinen Unruhe im Schlosse an. — Wenn Friedrich Wilhelm in dieser Nacht stürbe, wenn ein Anderer hier Herr würde, die Kurfürstin — Gott weiß was dann würde! Sie

betete mit gepreßten Händen, daß der Kurfürſt nur heut nicht ſterben möchte, die Kurfürſtin ihren Sinn nicht von ihr abwenden — bis, bis — Ja einen Ausweg wußte ſie nicht.

Da klinkte es wirklich an der Thür und eine Stimme, der ſie gehorchen mußte, ſprach: „Oeffne!“

Die Kurfürſtin trat ein, ſchweigend, ohne einen Blick des Grußes. Wie tief erſchöpft von etwas eben Vorangegangenem, ſank ſie auf das Ruhebett, das Geſicht mit den Händen bedeckend. Es war nicht die Fürſtin, die von einem Hoffeſt, es war die Pflegerin, die von einem Krankenlager kam, und keinen Troſt mitbrachte. Sie fragte nach einer Weile, ob die Thür verſchloſſen, ob niemand draußen lauſchen könne? Dann winkte ſie das Fräulein zu ſich heran, und duldete es, daß Dorothe zu ihren Füßen niederkniete. Auch da vergingen Minuten, bis ſie Worte fand:

„Du biſt kein Kind mehr, dem man das Bittre, was man ihm eingiebt, überzuckern muß, der Ernſt des Lebens ſteht vor Dir, und Du wirſt es zu würdigen wiſſen, wenn Deine Fürſtin, Deine zweite Mutter zu Dir ſpricht, wie zu einem gleichen Weſen.“

Dorothe preßte die kalte Hand an ihre Lippen.

„Du biſt Dir auch bewußt, wer Du biſt, wer ich bin: daß Du noch jetzt nichts biſt, wenn ich ſagte, daß Du nichts ſein ſollſt.“

Es war ein herber Eingang zu einem Geſpräche, wenn ſie Vertrauen erwecken wollte. Dorothe wollte

von dem Gefühle ihrer unbegränzten Dankbarkeit sprechen.

„Ich habe Dir schon oft gesagt," unterbrach die Fürstin, „es hat alles — alles seine Gränzen, die Liebe, die Treue, das Glück und das Unglück. Nur eines hält, der Vortheil, die Nothwendigkeit. — Darauf baue ich, Fräulein von Schapelow —"

Als fühle sie, daß dies nicht der Ton sei, um eine Seele zu gewinnen, hielt sie plötzlich inne. Sie wollte ja eine Seele gewinnen. Sie legte ihr, wie sie oft sonst gethan, die Hände auf den Scheitel, sagte ihr, sie sei ja noch immer ihr liebes Kind. Dann mußte Dorothe sich neben sie setzen:

„Ich war grausam in meiner Unruhe, liebes Kind. Als ob, was Du mir gegenüber bist, je aus Deinem Sinne verschwunden sein könnte. Du bist und bleibst eine Leibeigene des Schicksals, und es hat nur gefügt, daß das Leitband in meine Hand fallen mußte. Du wirst nicht klagen können, daß ich es hart anzog, ich Dich empfinden ließ, daß Dir die Flügel gebunden sind. Ach, Dorothe, wir alle sind gebunden, wir flattern nur an Fäden —"

Was verschloß ihr den Mund? Lag der Kurfürst im Sterben? War sie ohne Hoffnung von seinem Bette zurückgekehrt! — Aber weshalb führte sie denn der Weg grade zu ihr! Wenn sie am Rande eines für sie trostlosen Witthums stand, in dem ihre Macht, ihr Einfluß, ihr Ehrgeiz rettungslos versank, was konnte die ihr helfen, die nur ihr

Schützling war, deren Anſehen und Exiſtenz ſelbſt noch auf der Schaukel ſchwebte. Etwas von dieſen Gedanken mochte Dorotheens ſchüchterne Frage ausdrücken, die ſie an die Herrin über den Zuſtand des hohen Kranken richtete.

„Er ſtirbt noch nicht, er mißt jeden Schritt, den er zum Tode thut, mit der Ruhe eines Feldherrn, der die Schaaren ſeiner Leute zählt, die noch fallen müſſen, bis die Feſtung erſtürmt iſt. Aber mit eiſerner Zähigkeit hält er ſeine Gefangenen feſt. Die Gefangenen ſind ſeine Gedanken — ich verſtehe ihn nicht mehr — hörſt Du mein Bekenntniß, Mädchen, zieh Vortheil draus — ich, vor der er willenlos geworden, — ich verſtehe ihn nicht. Der groſſe Geiſt, der ſchaffende Wille, wo ſind ſie hin; ach Gott, wenn man ihn auf dem Pedagralager ſieht, zerriſſen von den Schmerzen, Seele wie Körper! Er vergißt, was er eben geſprochen, er klagt über das, was ihn eben erfreut; er ſtößt die zurück, die er eben gerufen.“ Als ſammle ſie Beweiſe in der Erinnerung fuhr ſie vor ſich hinſtarrend fort: „Als der Courier die Meldung brachte, daß Straßburg von den Franzoſen überrumpelt ſei, leuchtete ſein Auge, ſeine Hand ballte ſich, er ſchrie: „Das iſt eine Ruptur, die zu Gott ſchreit. Werde nun den rechten Arm gebrauchen müſſen, da ich bisher nur den linken geführt!“ Dann rief er noch: „Deutſchland muß nun aufwachen!“ und dann legte er ſich auf die andre Seite, und als er nach einer Stunde die Augen aufſchlug, fragte er, ob ſein Ge-

ſandter auch den neuen brokatenen Rock bei der Audienz angehabt, als er Ludwig zur Geburt der Prinzeſſin gratulirt!“

Dorothe dachte: Das iſt ja von lange her. Die Kurfürſtin las den Gedanken in ihren Augen.

„Es ſind Jahre darüber gewachſen, und ſein rechter Arm hat geruht, ſein Degen geroſtet. Er krümmte ſich im Schmerz als er von der Errichtung der Reunionskammern hörte, er lachte auf, und es war ein fürchterlich Gelächter: „Nun wirſt Du ſehen, wie die Deutſchen einig werden!“ Und neulich lachte er auch und ſprach: „Sind ſie nicht immer einig? Jeder läßt nach wie vor geſchehen, was ihn nicht kümmert!“ — Auch jetzt war's nur ein Aufflackern der alten Flamme, das Feuer iſt ſchon wieder erloſchen. Sein Wort, das er ihnen gab, wird er halten, er wird die Refugiés aufnehmen, ſchützen, nähren, wärmen, aber daß er in himmelhohen Zorn gegen Ludwig auffuhr, hat er ſchon vergeſſen. Er ſchläft, er träumt, er ſpielt. Er befiehlt den Geiſtlichen, daß ſie die Getauften, Getrauten, Geſtorbenen zählen ſollen, er will wiſſen, über wie viel Köpfe er regiert, und hat vergeſſen, über wie viel er regieren könnte, wenn er —“

Warum das alles? fragte ſich Dorothe, als ſie nickte. Es war nicht für die Zuhörerin geſprochen, das war klar, ſie ſprach es, um ſich Luft zu machen. Aber weshalb vor ihr? Zu welchem Zwecke arbeitete ihre trübe Phantaſie ſich ab, den düſtern Gemüthszuſtand ihres Gemahls zu ſchildern? Was war das

Ungewöhnliche, Entſetzliche, was noch nicht über ihre Lippen wollte, und wohin ſtarrte ihr Blick jetzt, als ſie mit der Hand in die Luft griff?

„Wie Wachs lag er in meiner Hand, der Heroe, und, wie die Welle an der Klippe, ſcheiterte Intrigue und Verunglimpfung. Dies felſenfeſte Vertrauen ward ja nicht erſchüttert, und doch — wie oft horchte er aufmerkſam auf meine Vorſtellung, wie blickte ſein Auge mich durchdringend und gewährend an, wie drückte er mir immer die Hand, wenn ich geendet. Nur das Wort, das eine ſchwere, ſchob er auf. — Wenn nun aber nicht mehr Zeit zum Aufſchub iſt! — Heut ſprach er von den Tagen, die gezählt ſind. Ja, ſie ſind gezählt, unſer aller, aber vor dem Untergang der Größten gehen Zeichen voraus. — Vollende Dein Werk, erhabener Gemahl, zum Wohl Deiner Völker, des Reiches, das Du ſchufſt, zu Deinem unſterblichen Ruhm. — Du haſt es halb gethan, nun drücke das Siegel voll drauf. Beſchäme die Zeitgenoſſen durch ein Wort, das eine That iſt, und alle deine Thaten von vorhin in den Schatten ſtellt. Sprachen's die Lippen, die Blicke, ich weiß es nicht; aber er, ſein großer Blick — wie er mich anſah — er ſeufzte, die Hand drückte er mir, aber er wandte ſich ab und — der Sturm iſt abgeſchlagen."

Jetzt glaubte Dorothe zu wiſſen, was die Fürſtin wollte; aber warum ward ſie, und in dieſem Augenblick grade, in dies unbegränzte Vertrauen gezogen? Sie ſtammelte es als Frage.

gerückt, den Hut förmlich abgenommen hat. Mehr alſo hatte ich nicht erwartet, aber Bull ſchüttelte einige Mal mit dem Halſe, als ſitze ihm die Binde unbequem, ſtierte mich an und ſagte:

Goddam, ich begleite Sie dahin.

Und wäre ich ſpornſtraks nach Berlin zurückgekehrt, er hätte ſich neben mich in die Poſtkutſche geſetzt. Was habe ich denn Magnetiſches für den dürren, trockenen Britten? Reizt ihn meine Unterhaltung? Ich mag ein Geſpräch anfangen, welches es ſei, „ja“ und „nein“ bleibt ſeine einzige Antwort, er findet Alles ſchlecht, und er gähnt, wenn ich in Entzücken gerathe. Und dann klirrt immerwährend ſeine Theemaſchine, die er mit ſich ſchleppt, und die Flinte, und er weiß nichts von Alterthum und Geſchichte, als daß die Franzoſen Bouillon trinken und Fröſche eſſen, als hätten vierzig Jahre und die Revolution nichts verändert. Das unerträglichſte Thier, welches den phlegmatiſchen Menſchen ärger als das Hesperiſche Ungethüm plagt, iſt die Gewohnheit, und dieſe allein iſt der Zauber, welcher den Fürchterlichen an mich, den Unglückſeligen, feſſelt.

In der Diligence nach Montpellier fanden wir ſchon zwei Paſſagiere, junge Leute aus Avignon,

„Dich, nein, Dich geht es nichts an. Dich kümmert es nicht, wenn das Werk, was ein Rieſe baute, zur Ruine wird unter der Wirthſchaft eines eitlen Pygmäen. Dich auch nicht der Schmerz meines großen Herrn und Gemahls, daß er dies vorausſieht, daß der Blick in dieſe Zukunft es iſt, was das Licht ſeiner Augen trübt, ſeinen Sinn umdüſtert. Da ſieht er, was er gebunden, gelöſt, was er trennte, wieder zuſammengekettet: die Monarchie, die Souverainität erſchüttert, der ſtörrige Adel ſchnappt wieder mit ſeinen Fäuſten nach dem entriſſenen Unrecht, was er Recht nennt, der Bürger in Neid und Krämergeiſt verfällt in ſeine alte träge Stumpfheit, der Bauer wird wieder Laſtthier, alle werden es um der thieriſchen Hoffahrt, dem gepilzten Dünkel zu fröhnen; Brandenburg, das eine Macht geworden, verſinkt zum Kinderſpott, wenn Kinder noch wollen und fordern, was man den Erwachſenen nur murrend und grollend gewährt. Nein, es wäre zu viel verlangt, daß Dich das kümmern ſollte, Mädchen; auch zu viel, wenn ich Dich bäte, um meiner Schmerzen willen an ſeinem Todtenbett, beim Blick in meine troſtloſe Zukunft, wenn ich Dich darum bäte, aufforderte, mit mir zu fühlen, zu handeln! Was wißt Ihr von einer Mutter Schmerzen, die nur lebte, webte, liebte um ihre Kinder! Und man raubt, mordet ihr die Kinder, nicht mit Stahl und Feuer, nein, man blendet, beſchneidet, ſchickt ſie nicht mehr in's Kloſter, man weiß auf feinere Weiſe die Sehnen ihnen zu ſtumpfen, ihr Blut zu verſtocken.

Du haſt ja keine Kinder, Dorothe, und was bin ich Dir denn, die entfernte, verſtoßene Landesfürſtin, die Wittwe, die nicht nur arm, hülflos iſt, nein, gegen deren Bruſt nun alle die giftigen Pfeile losſchnellen werden, die jetzt an dem Schilde, das er mir vorhielt, abprallten. Ja, Kind, darauf bereite Dich vor, wenn er todt iſt, bin auch ich todt für Dich, ſchlimmer als todt. Fliehe mich, verrede mich auch, denn ich kann Dir nicht mehr helfen; meine Liebe, meine Protection gereicht Dir zum Schaden. Von dem Gift ſprützt auch auf Dich ab; ſie könnten ja ſagen, ſie ſagen es ſchon, Du ſeiſt mein Werkzeug geweſen, womit ich ihn beſtrickt. Ja ja, durch Dich habe ich ihn vollends bezaubert, daß er ſeine alten Freunde, Räthe vergeſſen. Schwerin predigte tauben Ohren, weil ich durch Dich ihm Sirenengeſänge vorgelullt; er ſtarb in Mißmuth. Derfflinger kommt nicht mehr an den Hof. Durch Dich hab ich ihn wegzublaſen. Der alte Haudegen heult mit den Winden, die um ſein Schloß pfeifen, häßliche Weiſen. Der Kurprinz, der ihn ſonſt nicht geliebt, hat ihm durch Danckelmann ſein Beileid ausdrücken laſſen, um den verlornen Prozeß. Er ſolle nicht muthlos werden; in der zweiten Inſtanz gäbe es auch noch Richter! Man raunt ſich ſchon zu von einer neuen Wendung, von eingeſchobenen Kindern, von einem Wechſelbalg. Dich kümmert nicht, was mein Herz zerreißt, Dorothe, aber Deinen Prozeß verkaufe um einen Honigkuchen, wenn der Kurprinz zur Regierung kommt."

Die Wolke hatte sich entladen, es lag, halb ausgesprochen, halb Ahnung vor ihnen, was geschehen sollte. Die Fürstin ging mit großen Schritten im Zimmer umher, sie brauchte Luft. Das Fräulein lag noch auf den Knieen, als die Kurfürstin wieder anhub: „Vor Brandenburg, vor der Nation verantworte ich's; auch vor ihm, meinem edlen großen Herrn. Auch er erkennt mein Recht, auch er — Genug! Dinge sind's, wo vor der Welt nur der Erfolg das Siegel auf die That drückt; aber dort oben würde sein erhabener Geist freudig lächeln. Ich weiß es. Auch hier — es treten nur andere Dämonen dazwischen, vor denen ich zittere, weil ich sie nicht kenne, aber kämpfen will ich mit ihnen, kämpfen auf's äußerste. — Und nun, Dorothe, ist nur die Frage zwischen uns: Willst Du Deinen Dank durch die That beweisen, so sprich durch ein Ja Dein feierlich Gelöbniß aus und fliege in meine Arme, als mein Kind, meine Freundin, meine Bundesgenossin, meine Dorothe. Wo nicht, dann keine Worte mehr, Du weißt, was ich auf sie gebe; dann, Fräulein Schapelow, ist das Band zerrissen, Ihr seid frei, Ihr werdet Eure Rechte selbst verfechten, Ihr werdet Vortheil von allem, auch von dem ziehen, was ich Euch in einer schwachen Stunde vertraute. Ich zürne Euch nicht darum, jeder ist sich selbst der Nächste. Ich kämpfe für meines, Ihr für Euer Recht. — Nein, nein!" rief sie plötzlich im vollen, warmen Tone, riß das Fräulein auf und drückte sie in ihre Arme. „Nein, Dorothe kann mich nicht verlassen, wir sind ja anein-

ander gekettet, ſprich das Ja aus, nicht in trügeriſchen Worten, durch das Siegel eines Kuſſes auf meinen Lippen."

Noch wußte das arme Fräulein Dorothe nicht, was ſie durch den erpreßten Kuß gelobt.

„Der Kurfürſt verachtet den Kurprinzen. Er wünſcht Philipp zu ſeinem Nachfolger; das iſt ein Gedanke, den nicht ich ihm eingab, aus ſeinem Innern ſtammt er. Ihn auszuführen würde er nicht Kaiſer, Reich und Erbordnung ſcheuen. Sein höchſtes Geſetz iſt das Wohl ſeiner Völker, das Gedeihen ſeines Reiches. Er ruft: ich will's, und wenn es ſoll, ſagt ſein matter Blick: ich kann's nicht; wenn er die Feder eingetaucht, ſinkt die Hand. Das iſt's, woran er ſtirbt, der größte Mann, der erſte Held des Jahrhunderts. Es waltet alſo über ihm ein böſer Zauber, Nur wieder durch Zauber können wir ihn bannen, ihm ſeinen Willen löſen. Meine Kraft verſagte. Dich betrachtet er wie ein Weſen anderer Art, wie der Verurtheilte auf ſeinem letzten Gange die weiße Taube anſieht, die über dem Schaffot in der blauen Luft kreiſt. Mit welchen wehmüthig zärtlichen Blicken ſieht er Dich an; er ſpricht wenig mit Dir, aber wie wird ſeine rauhe Stimme ſanft, wie legt er die Hand auf Deinen Scheitel, wie gütig drückt er Deine, wenn Du ſeine küſſeſt. Ja, Du biſt wie ein Engel des Himmels, ihm in das graue Leben geſchickt; Du haſt ihn nie um etwas gebeten, o wie küſſe ich Dich tauſendmal darum. Jetzt wird Deine Bitte eine

wunderbare Kraft üben, wie ein erſter Aderlaß, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, wie die Erſcheinung eines ſeligen Geiſtes —“

Jetzt hätte man Dorotheen ſelbſt für eine Erſcheinung halten mögen; ſo blaß, erſchrocken, die Augen ſtarr, die Lippen halb geöffnet, ſtarrte ſie auf die Sprecherin. Hatte ſie falſch gehört, ſprach die Frau in Fieberphantaſien? Sie den Kurfürſten bitten, daß er einen Sohn enterbe, um den andern zu ſeinem Nachfolger einzuſetzen!

„Erſchienſt Du ihm nicht in der ſchwerſten Stunde ſeines Lebens, damals als er den Frieden unterzeichnet, als die finſtern Geiſter um ihn gaukelten, der Abgrund vor ihm gähnte, und er erblickte in Dir das Pfand der Rettung. Du gingſt nicht zu ihm aus freiem Willen, als ſeine Lippen nach der Dorothe riefen, ſchickte Dich eine unſichtbare Macht, gegen deren Gewalt Du umſonſt Dich ſträubſt. Du warſt da geweiht, Du bleibſt eine Geweihte. Kind, ſein Leben iſt ja nur noch ein Traumleben, ſeine Sinne umflort, umgaukelt von Bildern der Vergangenheit und Zukunft; er ſieht nur Viſionen. So wirſt Du wieder vor ihn treten; eine ſelige Erſcheinung, ein Bote der unſichtbaren Macht, und wenn er den Namen Philipp hört, ſind es nicht Deine Lippen, die ihn flüſtern, der Name orgelt aus der unſichtbaren Höhe, vor der Du, Er, ich Staub ſind, der ſich krümmt und windet, wie der Hauch ihn bewegt.“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!“ hatte Dorothe gerufen. „Ich kann nicht!“

„Du wirſt! Ich habe Dein Wort. Ich habe mehr. Wie Deines in meiner, liegt mein Schickſal jetzt in Deiner Hand, das Schickſal der Einzigen, die Dich aufnahm, die Dich trägt und hält, Deiner Mutter; einer Mutter heiße Wünſche, mit denen ſie ein Leben hindurch gerungen, um die ſie Schmach, Verdächtigung, Hohn getragen, darüber biſt Du Herrin, Mädchen. Du wirſt eine Fürſtin an meiner Seite, mehr als das, Du haſt das ſtolze Gefühl, daß was ich bin, was mein Sohn wird, wir ſind es durch Dich; ein Wörtlein, was Du fallen läßt, kann unſern Glanz verblaſſen machen, es könnte uns vernichten. Trägt, hebt es Dich nicht über Dich ſelbſt? Willſt Du mich noch niedriger ſehen? Willſt Du in dem Augenblick rächen, alles was ich etwa in den langen Jahren Dich fühlen ließ, daß ich höher ſtand? Soll ich noch mehr bitten, mich Dir zu Füßen werfen, flehen, rette mich vor mir ſelbſt, denn mit dem einen geht mein ganzes Leben verloren, ich habe umſonſt gelebt, vielleicht umſonſt geſündigt, vielleicht —“

Schon war eine Stunde — oder waren's Stunden! — vergangen, ſeit die Thür hinter der Kurfürſtin zuſchlug, und Dorothe ſaß noch immer, halb entkleidet, auf dem Bette. — War denn das alles Wirklichkeit? War denn das ihre Kurfürſtin? Konnte ſie ſo, und zu ihr ſo, geſprochen haben? Ach, wenn das ein Traum geweſen wäre! — Aber ſie rieb ſich umſonſt

die Stirn. Dort hatte ſie geſeſſen, dort ihre Hand mit der Quaſte geſpielt; dort lagen noch die Fäſerchen, die ſie gedankenlos ausriß. Das Kiſſen fiel herab, als ſie aufſprang, es lag noch da. — Noch auf der Schwelle, die Thüre in der Hand, hatte ſie den ſchielenden Blick zurückgeworfen; den ſah Dorothe auch jetzt, halb Bitte, halb Drohung. „Allmächtiger Gott!“ ſchrie das Mädchen auf, und warf ſich auf's Bett, ihr Geſicht in den Kiſſen verbergend, „was hab ich ihr verſprochen! Ich eine Betrügerin oder Verbrecherin!“ — Am glänzenden Morgen hatte ſie genippt an dem Becher, der mit Schmerzen gefüllt war, die ſie noch nicht kannte, jetzt meinte ſie einen vollern bittreren Trunk gethan zu haben, als je ein Weſen vor ihr.

Der Morgen blickte ſchon durch die geſchloſſenen Fenſterladen, ehe ſie in den feſten Schlaf verfiel. Bis da ward ſie von wüſten Träumen geſchüttelt.

Sie hatte auf ihren Knieen das Vaterunſer geſprochen, aber es war in einer katholiſchen Kirche, wo die Fenſter in brennendem Lichte zitterten, und als ſie das: Führe uns nicht in Verſuchung! ausgeſprochen, hatte ſie hinzugeſetzt: Und laß den Kurfürſten heut ſterben, dann iſt alles vorbei! Kaum aber war es heraus, ſo krachte die Kirche, und von hinten riß ſie der Landsknecht Caſtricius am Schopf. Aber als ſie ſich umſah, war's der leibhaftige Teufel, grade wie ihn Herr Pioſander ihr beſchrieben, und rief: Nun biſt Du mein! — Nein, mein! rief ein Junker

zu Roß, der mit einer fliegenden Schaar durch die Kirche sprengte, und hob sie hinter sich auf's Pferd, es war der wilde Jäger. Da schrie eine andre Stimme ihm nach, es war Herr Piosander: Herr von Polenz nehmt Euch in Acht, sie ist eine heimliche Calvinistin! Und dann tanzten und flogen umher alle ihre Bekannten, Herr von Canitz und die Kurfürstin, und Herr Skytte und Herr von Alvensleben, und stritten, ob sie calvinisch oder lutherisch sei? Und sie sah sich selbst in der Mitte des Schwarms wie ein gehetztes Thier — aber zuweilen kam es ihr vor, als sei es die Kurfürstin — und alle sangen den alten Vers aus des Andreas Angelus Calvinischem Bettlersmantel:

Obgleich alle calvinische Katzen
Vornen lecken und hinten kratzen,
Bringen sie doch zu Tag nicht mehr
Als ihr falsch Herz und schnöde Lehr.

Sechſtes Kapitel.

Der Abend nach der Jagd.

Der Kurfürſt hatte wieder eine Jagd abgehalten. Es war ein geräuſchvoll glänzender Tag geweſen, zu dem vom Hofe, den Würdenträgern und der Ritterſchaft viele geladen und noch mehr ſich freiwillig eingefunden hatten. Auch von den Geſandten waren einige gefolgt, denn wem war es ein Geheimniß, daß es nicht ſowohl einem Jagdvergnügen galt, als einem Staatsakt; der kranke Herr wollte oder ſollte zeigen, daß er nicht ſo krank ſei, als man ſprach.

Wie hatten die von den Ambaſſaden in lautem Erſtaunen ſich überboten, daß der Kurfürſt noch ſo kräftig und ſtolz zu Roß geſeſſen. „Wie wir ihn uns nur bei Fehrbellin vorſtellen!“ hatte ein junger Kammerherr gemeint, wozu der alte Derfflinger ein curios Geſicht gemacht. Und wie hatte er auf dem Anſtand die Büchſe geführt. „Kein Schuß, den er that, hat gefehlt!“ Wenn die Kammerpagen und Läufer es jedesmal den hohen Damen hinterbrachten, waren ſie auch verwundert, die Kurfürſtin aber zumal, und als

er den großen Sechszehnender erlegt, rief es im Kreiſe der Frauen wie aus einem Munde: „Darüber müßte der Herr von Beſſer wieder ein Carmen ſchreiben!“

Nun war es Abend geworden, das nächtige Dunkel ruhte ſchon über dem Walde und dem alten Jagdſchloß. Die hohen Kiefern, welche den tiefen See umſtanden, rauſchten im Abendwinde, und nach dem toſenden Jagdlärm, von dem der Wald vorhin erklungen, war deſto tiefere Stille eingetreten. Der größere Theil der Jagdgenoſſen, der ohnedem in den Räumen des Schloſſes keinen Platz gefunden, war abgezogen, der Kurfürſt hatte ſich längſt zur Nachtruh begeben, und man konnte die Unken im Schilfe hören.

Zu den Wildmeiſtern und Förſtern, die beſchäftigt waren, die Beute in Hof und Kellerei zu ſchaffen, traten aber noch etliche von dem Jagdgefolge, um mit Kennerblicken den Werth des erlegten Wildes zu prüfen. Namentlich blieben zwei Edelleute auf dem ganzen Wege bis zu den Kellern neben den Beamten, und erkauften ſich durch eine Verehrung in klingenden Guldenſtücken die Erlaubniß, in die Wildkammer einzutreten, allwo ſie ſich den Sechszehnender und die Stücke, welche kurfürſtliche Durchlaucht ſelbſt erlegt, apart zeigen ließen, und konnten nicht genug über deren Stärke, Schönheit und Pracht ſich verwundern. Der Eine, ein ſchlankgewachſener Herr, meinte, ſei es doch eine Fügung oder Gnade, daß allemal die hohen Herrſchaften die beſten Schüſſe thäten, und dito, daß immer grade ihnen die prächtigſten Stücke zuliefen.

welche in eines der geiſtlichen Seminare des Südens gingen. Wie Boſſuets und Fenelons, um nicht zu ſagen wie Tartüffes, ſaßen ſie erhaben im Fond, und lüfteten kaum auf unſere Begrüßung die ſchwarzen Barets. Die linke Hand hielt den Roſenkranz im Schooße, die rechte ein Gebetbuch, das nicht von ihren Geſichtern kam, daher wir auch dieſe nur zu ſehen bekamen, wenn ein neugieriger Blick beim Umblättern auf uns herüber fiel. Da dies aber häufig geſchah, verriethen uns ihre rothen Backen, vollen Lippen, muntern Augen, ihre glatte Haut ſehr bald, daß Beide kaum acht- zehn oder neunzehn Jahr alt waren. Und doch ſchon ſo eifrige Chriſten, daß ſie alle fünf Minuten tief ſeufzten und bei dem Crucifix ſich kreuzten.

Wider ſeine Art wurde Bull geſprächig. In einem ſo geläufigen Franzöſiſch, daß der feinſte Pariſer Salonmenſch laut aufgelacht hätte, begann er Hiſtörchen zu erzählen, die eher auf jede Eigenſchaft als die der Heiligkeit Anſpruch machten. Als Feind der Irländer und ihrer Emancipation, wußte er die bekannten Irish Bulls katholiſchen Pfaffen in den Mund zu legen, alles mehr poſſirlich als beleidigend, und ſang dazu die verfänglichſten Londoner und Pariſer Gaſſenhauer, daß die jungen

Sie waren ſo vertieft im Anſchauen und Befühlen des Edelhirſches, daß ſie ſich beim Hinausgehen aus dem Keller verirrten und in den dunkeln Gängen drauſſen die entgegengeſetzte Richtung von der einſchlugen, welche der Wildmeiſter ihnen angegeben, um aus der Kellerei nach dem Hofthor zu kommen.

„Sind die ſo dumm, oder wo ſind ſie her," fragte der Förſter den Wildmeiſter, „daß ſie nicht wiſſen, wer dem Wild vor den Kopf knallt, wenn ein großer Herr treffen ſoll!"

Der Wildmeiſter, ein alter Pfiffikus, der mehr wußte, als die Fährten des Wildes, lächelte: „Kennſt Du denn den nicht! Es iſt der Junker von der Polenz. Daß der ſich zur kurfürſtlichen Jagd geſtellt, wird auch ſeinen aparten Grund haben. Pfeift auf dem letzten Loche. Sag ich doch, ſolche Familien und jetzt! Güter hatten ſie in Böhmen und im Polackenlande, daß ſie in fürſtlicher Herrlichkeit zu den Landtagen fuhren. Wie's damit itzo ausſieht, weiß man. Was der Mathies von Juden und Chriſten zuſammengeborgt, ward in Paris todtgeſchlagen, und wie! Und hat doch keine Prinzeſſin mit Geldſäcken heimgebracht, ſondern Schlimmeres. Muß noch ſchlimmer, ſag ich, mit ihm ſtehen, wenn er um den Hof fuchſt und ſich zu hochfürſtlicher Jagd geſtellt; denn Durchlaucht mögen ihn nicht. — Sind gar zu gräuliche Geſchichten aus Frankreich rapportirt worden. — Durchlaucht ſehen nicht mehr ſcharf, ſagen ſie," fuhr der Wildmeiſter leiſer fort, indem er ſich vorſichtig

umblickte, „aber den Junker, ſag ich Dir, als er ihn bei der Hundekehle zu Geſicht bekam, da ſchoß es auf ihn aus den Augen! Der kommt nimmermehr zu Gnaden, und wenn er zehn Poeme auf den Sechszehnender macht, den ich geſchoſſen habe.“

„Ich,“ corrigirte der Förſter, „meine Kugel ging in die Lunge, Deine ſtreifte nur die Weichen.“

Der Streit darüber, wer den Hirſch getroffen, den der Kurfürſt geſchoſſen, half den Herren, welche ſich vorhin entfernt; denn ohnedem würden die Waidleute den Keller früher verlaſſen und vielleicht den Junker von Polenz und ſeinen Begleiter auf ihrem Irrwege zurechtgewieſen haben. Daß ihnen aber nichts daran gelegen war, ergab ſich aus ihrem leiſen Zwiegeſpräch. Der Begleiter ſchien zu fürchten, daß der andre, der voraufging, ſich in dem dunkeln, niedrigen Gemäuer nicht zurecht finde:

„Ohne Sorge,“ flüſterte der Führer. „Ich kenne das Haus bis auf ſeine Mäuſelöcher. Mein Oheim war hier Vogt.“

Beim hellen Mondenſchein, der durch ein Fenſtergewölbe auf den unterirdiſchen Gang ſchien und beide ſo beleuchtete, daß ſie es für angemeſſen hielten, an die dunkele Wand einen Augenblick zurückzutreten, hatte der Junker Polenz die ſchaudernde Bewegung ſeines Gefährten bemerkt:

„Es ſteht bei Dir!“

„'S iſt nur — der Kurfürſt verſteht keinen Spaß. Deinen Oheim Georg von Haake —“

„Ließ er köpfen und vierteilen, draußen vorm Schloß, weil, was in der andern Christenheit Rencontre und Duell heißt, er Rauferei, Mord und Todtschlag titulirte."

„Er hatte seinem Feinde aufgelauert."

„Und wir einem Mädchen. Bogislav, ich brauche Dich nicht."

„Ich aber Dich!" sprach der andre, dumpfaufstampfend. „Das weißt Du. Himmel und Hölle, wieder so ein polnisch Leben drüben, aus dem Vollen immer, 's ist doch was anders, als die Wirthschaft in Paris. Aber muß es denn gleich so sein, giebt's keinen andern Weg mit dem Mädel, als am Galgen vorbei?"

„Nein!" rief der Andre. „Es heißt va banque!"

„Nun denn in Teufels Namen! Ausgepfändet sein, gehetzt werden von den Handlangern der Gerechtigkeit wie ein wild Thier, oder einen Augenblick — baumeln, das kommt im Grund auf eins raus. Bist Du aber Deiner Sache gewiß, Mathies? Greift sein langer Arm nicht bis Polen hinüber, kannst Du ihr Geld und ihre Güter mit ein paar Griffen in salvo bringen?"

„Wenn sie meine angetraute Eheirau ist!"

„Wenn sie obstinat ist, nicht will!"

„Nicht will! wiederholte Polenz mit satanischem Lachen. Wenn sie drei Tage und Nächte in meiner Gewalt war! Nicht wollen, die Bauerdirne! Auf den Knieen soll der Eigensinn mich bitten, daß der

Freie von der Polenz ſie zum ehelichen Gemahl aufhebt. Polniſcher Bär, nicht mal das in Paris gelernt!“

Nach einigen Secunden waren ſie an einer kleinen Pforte. Einen franzöſiſchen Freudenfluch ausſtoßend, taſtete und faßte der Junker den Schlüſſel, der im Bleche ſtak, und drehte dann leiſe das roſtige Schloß um: „Juſt noch als wie bei meines Onkels Zeiten.“

Die Pforte führte auf einen verwachſenen Fußſteig, der einige Schritte am Schilf des Sees fortgehend, ſich in den dichten Wald verlor. Der freie Luftzug ſtrömte ihnen entgegen. Den Junker mußte es überfröſteln, er zog den grünen Pelzrock dichter um die Bruſt, als er ſich an die Pfoſte lehnte und nach dem Walde ſchaute, von dem die Krähen aufflogen; der Andre ſagte:

„Dort alſo hinter der Kiefer, die itzo der Mond blank anglitzert, halten wir? — Das Luderzeug, die Krähen, wittert uns.“

„Das Luderzeug!“ wiederholte der Andre, noch immer wie verloren. Da putzte mein Ohm den Adam Gerbrecht ab —“

Die Schauer der Erinnerung waren ſchnell abgeſchüttelt.

„Um Mitternacht alſo, Mathies?“

„Biſt Du mit dem Kerl und den Roſſen — den Umweg durch die Heide hab ich Euch gezeigt — dort im Buſch, öffneſt mit dem Schlüſſel die Pforte und ſchleichſt auf dem Wege, den wir jetzt zurückgehen, hinauf.“

„Wenn mir nun einer begegnet?“

„Um Mitternacht! Hier geht die Anna Sydow um.“

„Und wenn mir das Weibsſtück begegnete?“

„So wirf ihr auch den Sack über den Kopf. — Courage! Ein Schrei thut's nicht. Die ſchöne Gießerin hat ſchon manchen ſchreien hören, und ſteckte den Kopf noch tiefer unter die Decke. Daß ſie's nicht zum zweiten Mal ſoll, dafür ſorg ich.“

„Könnt's nicht der capitale Kerl beſſer thun, der Kehlabſchneider, den Du Dir zugelegt.“

„Er kennt den Weg nicht, und iſt draußen auf ſeinem Fleck. Iſt auf ſolche Geſchichten zugerichtet und trägt mir den Sack und das Fräulein drein bis der Hahn kräht überm Sattel nach der wendiſchen Fähre. Sind wir erſt drüben, fliegen die vier Füchſe mit dem Strohwagen in drei Tagen nach Polen. Dann iſt Hochzeit und Du kannſt Dich drei Tage oder drei Wochen beſaufen. — Bleib draußen, wenn Du nicht Luſt haſt,“ ſprach der Junker, und drückte doch mit der leis zugemachten Thür den Genoſſen in den Gang. Eben ſo leiſe ſchloß er wieder ab und gab ihm den Schlüſſel. Als ſie beim Rückwege auf die Waidleute trafen, wollten ſie ſcherzen, wie arg ſie ſich verirrt. Der Förſter aber ſagte: „Meine gnädigen Herren, wenn's Euch zu Nachtzeit paſſirt wäre, würdet Ihr nicht lachen. Wem die Gießerin hier begegnet, der fühlt einen kalten Schlag, von dem mancher ſchon am Morgen das Aufſtehen vergeſſen hat.“ Sie dankten freundlich und gingen zum Thor hinaus; nur der Junker Polenz kehrte um, daß er ſich am Feuer der

Wacht seine holländische Pfeife anzünde. Am Wachtfeuer wurden aber so viel Jagdgeschichten erzählt, daß er noch lange sitzen blieb.

In den fürstlichen Gemächern saß die Kurfürstin auch noch in später Stunde bei dem Theegetränk, welches der Kurfürst in Holland kennen gelernt. Das Kraut aber, was hier abgekocht ward, war ein Geschenk des Czaren von Rußland. Die hohe Frau gab sich umsonst Mühe, aufmerksam und theilnehmend in der Unterhaltung mit allen denen zu sein, welche noch im Circel zu verbleiben genöthigt waren.

Als der kaiserliche Gesandte, der, nach Wien zurückberufen, aus Courtoisie die Jagd noch mitgemacht hatte, sich beurlaubte, mochte auch er es trotz ihrer Holdseligkeit merken. Es hinderte ihn indeß nicht zu sprechen, wie ihm um's Herz war, wenn man das von einem Diplomaten sagen kann. Er sprach: daß wie der Hof von Wien nie vergessen werde, wie der brandenburgische neulich in der großen Türkennoth schnell ihm beigesprungen, Kurbrandenburg auch eingedenk sein möge, daß eines deutschen Reichsfürsten bester Freund immer der Kaiser bleibe, an den er, wenn die glänzendsten Alliancen täuschten, sich zuletzt vertrauensvoll um Hülfe wenden kann. Daß Vater und Sohn, Erblasser und Erbfolger, wer dies auch sei, in einem wohlgeordneten Staate immer denselben Grundsätzen folgen und nach außen hin eine Person seien. Daß aber die Politik eines Staates, je nach der Wendung und dem Conflict der Dinge,

ringsum ſich umgeſtalten könne. Er deutete mit kurzen aber ſcharfen Worten auf die Erſcheinung, welche alle Rückſichten, Rivalitäten, Parteien, ja ſogar Glaubensſtreitigkeiten, die bis da Europa und Deutſchland getheilt, vergeſſen machen, eine Erſcheinung, die wie ein ſchreckhaftes Meteor am weſtlichen Himmel aufgehe, auf die Univerſalmonarchie, die Frankreichs König anſtrebe. Da das Auge wach zu haben, ſei die erſte Pflicht aller, welche die alte Ordnung und das beſtehende Recht gewahrt wollten. Möge jeder Potentat ſorgfältig prüfen, ob die, denen er vorhin unter andern Umſtänden Vertrauen geſchenkt, noch jetzt dieſes Vertrauen verdienten. Denn nicht nur Gold und Verſprechungen, auch manche ſonſt höchſt ehrenwerthe Rückſichten, ja heilige ſogar, ſprach er ſeufzend, würden von dem Beherrſcher Frankreichs aufgeboten, zu ſeiner eroberungsſüchtigen Politik. An der Einſicht und Klugheit der bewährten Freunde Seiner Majeſtät des Kaiſers ſei es, mit prüfendem Auge die Richtſchnur feſt zu halten, die in ſolchen Kriſen allein zu Sicherheit und Heil führe.

Schwerlich war dies der Augenblick, um die Kurfürſtin Dorothe für die zweifelhafte Politik zu gewinnen, welche der kaiſerliche Hof damals Ludwig XIV gegenüber angenommen. Sie hatte nähere Sorgen, als die Welteroberungsplane des Monarchen, den einſt das Spiel politiſcher Intriguen zu ihrem Bundesgenoſſen gemacht. Sie hatte gelernt, wie man in Wien etwas durchſetzt, und zweifelte nicht, wenn ihr

Wille in Berlin gesiegt, Mittel zu finden, ihm auch in der Hofburg das Siegel der Geltung zu verschaffen. Sie hatte daher dem Grafen Lamberg nur verbindlichst im allgemeinen gedankt, so für seine Courtoisie, daß er seiner dringenderen Geschäfte ungeachtet, ihren Gemahl noch auf die Jagd begleitet, als für die insinuirende Art, wie er die freundlichen Gesinnungen seines Hofes ihr communiciret, wie sie denn nicht anders hoffe, als daß die erfreuliche Harmonie zwischen beiden Höfen unter allen Conditionen continuiren werde. Aber ihre Gedanken waren schon bei dem Gespräch, welches sie gleich darauf mit dem Kammerdirector von dem Knesebeck anfing, für den sie doch auch nur ein halbes Ohr hatte, denn sie hatte eben so eifrig Acht auf die Meldungen, welche aus dem Schlafzimmer des Kurfürsten kamen.

Seine Durchlaucht hatten wieder den gewöhnlichen Nachttrunk gefordert, was sie erfreute. Demnächst aber sagte der Kammerdiener Kunkel, daß Durchlaucht in einiges Echauffement gerathen, weil in den Avisen, so ihm vorgelesen worden, vom Botenmeister schriftlich am Rand vermerkt worden: wie der von Mandelsloh, welcher auf dem Sande bei Wittenberge seinen Gegner im Rencontre niedergestreckt, auf einem Elbkahn den Verfolgern entkommen, und die von Hamburg, wohin er sich salviret, ihn wohl schwerlich kurfürstlichen Gerichten ausliefern würden. Der Kurfürst habe die Faust unwilliglich erhoben und geschworen, den nächsten, sei er von Adel oder wer er sei, an

den höchsten Galgen hängen und viertheilen zu lassen, welcher auf eigne Hand und ohne schriftliches Mandat Menschenblut vergieße. Auch hatte Seine Durchlaucht dabei unterschiedliche recht böse und moquante Worte gegen die von Hamburg in die Luft gestoßen, als welche nur so lange dankbar seien, als ihnen der Strick am Halse säße.

Die Kurfürstin sprach ihre Unzufriedenheit aus, daß der Botenmeister solcherlei an den Rand der Zeitungen schreiben müsse. Sei's doch an dem gedruckten Zeug schon genug.

Der von dem Knesebeck vertheidigte ihn: „Der Botenmeister unseres Kammergerichts muß es thun, durchlauchtigste Frau, auf ausdrücklichen Befehl Seiner Durchlaucht. Nämlich alldieweil der kaiserliche Hof neulich Beschwerde geführt, daß in denen Relationes über die Kriegsaffairen in den Berliner Zeitungen allemal von so viel todtgeschossenen Oestreichern stehe, welches am Wiener Hofe sehr verdrießlich gelesen werde, ist's ihm vom Kurfürsten befohlen, daß er die todten Oestreicher nicht mitdrucken lasse. Damit die Herrschaften auf dem Lande, und was sonst Honoratiores, es jedoch erfahren, soll er's immer am Rand beischreiben. Dito auch andere ärgerliche und blutige Vorfallenheiten, für die es angeht, und sonst braucht's keiner zu wissen."

Kunkel berichtete noch, wie der gnädigste Herr bei ihm sich nach dem Wachsthum der von Ihro Durchlaucht gepflanzten Lindenallee hinterm Zeughause

erkundigt. Unter den schönen Häusern, die er dort zu bauen gedenke, sollte auch dasjenige stehen, welches er für die neue Wissenschaftsanstalt oder Akademie bestimmt. Scheine ihm die Sache sehr im Kopf umzugehen, denn oftmalen hätte er laut für sich gesprochen, und Namen genannt, wonach die um ihn geschlossen, daß er zum Aeltermann oder Präsidenten entweder den kurprinzlichen Kammerjunker von Leibnitz oder den Magister Benedict Skytte destinirt. Müsse er aber wohl letzteren präferiren, da er einige Mal den Kopf geschüttelt: „Wenn er nur ein paar Jahre älter wäre!“

Der Kurfürstin schien die Mittheilung angenehm; weniger die, daß darauf, als Mathes Horeck eingetreten, alle anderen entlassen und die Thür geschlossen worden. Man habe nur von draußen gehört, daß sie eine eifrige Conversation geführt.

„Ich habe die Minister und Gesandten von ihm fern gehalten,“ bemerkte sie zum Kammerdirektor, „was ich konnte, damit er endlich einmal voller Ruhe genieße, aber was hilft's! Wenn Mathes Horeck ihm rapportirt, ist er stets aufgeregt und phantasirt die Nacht durch.“

Als besänne sie sich, schwebte bald darauf ein für den Dritten nicht bemerkbares Lächeln auf ihren Lippen. Sie zog den Kammerdirector in die tiefe Fensternische, wo sie sich niedersetzte: „Also wie war es?“ sprach sie, die Augen nicht auf den rapportirenden Staatsmann, sondern hinaus auf den See gerichtet,

Geistlichen sehr bald aufhörten, die Blätter umzuschlagen. Der eine lachte laut auf, wofür ihm der andere in den Arm kniff, und sie suchten nun durch vereintes Gebet sich gegen die Anfechtungen des Versuchers zu schützen; doch vergeblich, ein Geschichtchen, von so unsinniger Albernheit, um das Zwergfell zu erschüttern, brachte Beide aus der Fassung. Sie steckten ihre Gesangbücher in die Tasche und bemühten sich, ernst auszusehen. Auch dies wollte Bull nicht dulden, und bald hielt ich es für Pflicht, ihn zum Aufhören zu ermahnen, denn die jungen Leute, als sie sich überzeugt, daß wir weder im Dienst des Bischofs von Hermopolis noch des Montrouge standen, sondern gefahrlose Fremde seien, wurden jetzt eben so übermüthig und ausgelassen, als sie früher heilig schienen. Ihr Publicum hatte sich geändert, sie mußten daher andere Künste hervorrufen, um zu gefallen. Da ihre Histörchen die meines Bull nicht überbieten konnten, fingen sie an sich gegenseitig aufzuziehen, und es endete damit, daß sie sich kitzelten und Nasenstüber gaben.

Diese muntern Leibesübungen dauerten noch fort, als der Wagen schon vor dem Wirthshause einer Station hielt, und das schallende Gelächter

in dem ſie emſig die Strahlenbrechung des Mondes und den Reflex der Fichten zu verfolgen ſchien.

„Meine gnädigſte Frau hätten es, meine ich, an den Lippen und Augen des Derfflinger's abſehen können —“

„Ich meinte, er ſei nur als Patriot ſo vergnügt, daß ſein Herr und Kurfürſt den Sechszehnender erlegt hat!“

„Man konnte den ganzen Tag auf ſeinem Geſicht die glückliche Wendung des Prozeſſes leſen.“

„Iſt es nicht abſcheulich, daß der alte Mann ſo am Mammon klebt!“

„Durchlaucht belieben zu ſcherzen, es iſt ſein Recht, es gilt ſeine Reputation, die ſeiner ſeligen Frau, ſeiner Familie, wie vieler Familien itzo! Ja, hätte man es damals zuläſſig gefunden, die Klägerin mit einer kleinen Summe abzufinden, es wäre dadurch viel Aergerniß erſpart. Aber Seine Gnaden, der Kurfürſt ſelbſt drangen ja auf ſtrengen Richterſpruch —“

„So ſei es,“ ſprach die Kurfürſtin.

Verwundert blickte ſie der von dem Kneſebeck an: „Vorhin meinten Durchlaucht, daß, unter ſothanen Umſtänden, ein Vergleich —“

„Ja, ein Vergleich! Schließt ihn ab, dann ſind wir die Sache los.“

Was der Kammerdirector dachte, durfte er nicht ausſprechen. Er hielt es fürs zweckmäßigſte, noch einmal in Kürze zu referiren:

„Unbeſchadet alſo der Appellatio gegen das erſte

Urtheil, haben die Appelanten ein Novum vorgebracht. Nämlich: auch angenommen, daß Klägerin die viel beſprochene Pflegetochter des Paſtor Pioſander ſei, item dieſelbe, welche dieſer aus den Händen der bemeldeten und begnadigten Perſon in der Nacht nach jener Mordnacht empfangen, item daß ſie identiſch mit dem in ſelbiger dem Müller vom Rabenanger nach oder vor ſeinem Tode furtive et vi entriſſenen Mägdlein, und daß dieſes die ehe- und leibliche Tochter des Müllers geweſen, — was alles defendendo noch beſtritten wird, ſo ſei der Müller doch nicht das eheliche und leibliche Kind des letzten von Schapelow geweſen."

„Dafür iſt er ja ſchon im Prozeß erkannt worden!"

„Doch nicht dermaßen, daß jene Sentenz nicht für Null und nichtig erklärt werden könnte, inſofern die Unmöglichkeit dargethan wird, daß der Müller der leibliche, wirkliche, wahrhaftige Sohn, Sproß, Gezeugter eines kurmärkiſchen Ritters und guten Chriſten geweſen ſei und ſein könne."

„Ihr ſelbſt ſagtet oft, ein ſolcher negativer Beweis könne vom Gericht gar nicht geführt werden."

„Wenn aber behauptet und erwieſen wird, daß beſagter Müller wirklich und in der That ein Wechſelbalg war!"

„Will das Kammergericht auf Mährchen hören!"

„Durchlauchtigſte Frau, um dieſe Frage handelt es ſich. Verklagte und Appellanten treten jetzt mit der beſtimmten Behauptung auf: wenn gleich jener

Müller einmal in der Wiege der Schapelow'schen Familie gelegen, sei er doch, nachdem man entdeckt, daß es nicht das Kind der Eheleute sei, wieder mit voller Absicht und de jure ausgethan worden. Was sie behaupten, sind sie im Begriff zu beweisen."

„Beweisen!" fuhr die Kurfürstin auf. „Und das will das Kammergericht sich beweisen lassen!"

„Das Ohr, welches es auf dieser Seite einem Mährlein öffnet, könnten die Leute sagen, darf es auf der andern einem gleichen nicht verschließen. Jedoch ist, was die Marwitz, Ziethen und Consorten fordern, nur Rechtens. Es ist eine Commission abgeschickt, mit Advocaten von beiden Theilen, daß keinem Unrecht geschehe; seitens der Klägerin hat der Herr von Alvensleben den Magister Skytte mit dahin gesandt. In einem Fährhause an der Oder hat man nämlich einen neunzigjährigen Auszügler aufgefunden, welcher, zwar an allen Gliedern gelähmt, doch bei voller Verstandeskraft und, wie das häufig vorkommt, bei voller Erinnerung an alles ist, was ihm in seinen Jugendjahren begegnet. Damals war er Schäfer beim letzten Herrn von Schapelow."

„Und was ist die Gelahrtheit wieder begierig aus dem Munde alter Weiber und Schäfer zu lernen?" wandte sich die Fürstin, jetzt aufmerksam geworden, zum Redner um.

„Dieser Schäfer will sehr genau sich entsinnen, daß der Erstgeborne des freiherrlichen Ehepaares ein wohlgebildeter Knabe gewesen. Es war um die Zeit

ehe der dreißigjährige Krieg anfing. Als jedoch die Eltern von einer Hochzeit, die eine Woche gedauert, nach Hause kamen, fanden sie das Kind so entstellt, krank, häßlich, widerborstig, daß, wo zuerst ein Zweifel war, ihnen bald der Glaube in die Hand gegeben ward: das Kind sei ausgetauscht. Zwar hätten einige gemeint, es komme von der lüderlichen Amme, die vertrunken gewesen und den Knaben fallen lassen, weshalb der Freiherr so in Zorn ausbrach, daß er sie todt geschlagen hätte, wenn sie nicht entflohen wäre. Was halfs, nun fehlte ihnen jeder Beweis, man wußte nicht, ob's das Weibsstück aus Bosheit gethan, oder böse Zwerge, Elfen, dieweil sie getrunken oder gebuhlt, das ächte Kind gestohlen und ihre Bastardbrut in die Wiege gelegt. Denn daß es ein solcher Balg oder Gnom oder Koboldsbastard sei, ward schon klar, als es gegen die Mutter zischte, strampelte und spie. Nachdem man aber, zu äußerster Vorsicht, noch zu drei Malen die Wasserprobe angestellt, und es im Kübel, im fließenden Wasser und im Teich obenauf schwamm und obendrein lachte, mußten's die Eltern, als fromme, gottesfürchtige Christen, bei Seite thun. Und der alte Schäfer selbst hat's fortgetragen. Um des Scheins willen, hieß es, daß es eine Krankheit habe, die aus England kommt, und auf dem Lande, wo sie's unter dem Vieh in Pflege gegeben, wieder zu Kräften kommen möge."

„Und wenn das alte Weib, ich meine der alte Mann, das wirklich beschwört?"

„Wird der Beweis gestärkt durch die Zeugnisse

über das Weſen beſagten Müllers, der, notoriſch ein Zwerg, den Nachbarn ſtets unheimlich war. Daß er erſt ſo ſpät geheirathet, ſo ſpät erſt mit ſeinen Anſprüchen vortrat, ſpricht von einer koboldartigen Tücke, die ſich daran erfreut Anderer Glück zu untergraben, auch wenn es ihm nichts mehr hilft."

„Kneſebeck! — Giebt es denn Wechſelbälge? Wenn da nicht die Kiefern rauſchten und ein Sturm aufzöge, wenn wir nicht grade — hier wären, ich glaube ich lachte Euch aus."

„Durchlauchtige Fürſtin, wir Juriſten dürfen darüber keine Meinung haben, als die, welche Autoritäten und Sachverſtändige ausgeſprochen. Doctor Luther glaubte, wie bekannt, nicht allein an das Daſein derſelben, ſondern rieth auch, daß man ſolche Brut, die ſich in chriſtliche Familien eindrängen wolle, ins Waſſer werfe, erſäufe und ausreute, wo man ſie findet. Wären wir noch in einem rein lutheriſchen Lande, wäre demnach kein Zweifel. Sintemalen aber nicht beſtimmt iſt, welcher Anſicht Calvin und Zwingli in puncto der Wechſelbälge geweſen, ſo wird, was ich sub sigillo meiner hohen Frau mittheile, das Concluſum des Collegii dahin gehen, ein Gutachten derer theologiſchen und juriſtiſchen Facultäten ſowohl in Deutſchland, der Schweiz, England und der nordiſchen Reiche zu erfordern."

„Und wenn die weiſen Herren von A bis Z ſagen, daß es Wechſelbälge giebt, und wenn Eure Weisheit findet, daß der Müller eins war —"

„So iſt der logiſche Schluß, Durchlaucht, daß das Kind eines Wechſelbalgs kein Chriſtenkind, und nicht ſucceſſions- und erbfähig ſein kann."

„Das arme Mädchen! ſprach die Fürſtin. Am Ende verbannt oder erſäuft Ihr mir noch mein Hoffräulein. Das werde ich mir verbitten! — Ich brauche ſie noch, Herr Kammergerichtspräſident."

Der Präſident erſah am veränderten Ton der Fürſtin, daß er den Richter zu Hauſe laſſen und den Hofmann anlegen mußte. Im ſelben Ton erwiederte er, daß Wiſſenſchaft und Geſetze über die Nachkommenſchaft der Koboldskinder wenig oder nichts beſtimmen, und wenn man annehmen dürfe, daß eine chriſtliche, eheliche und adlige Mutter, wie das Fräulein ſie unzweifelhaft gehabt, ſchon ein anderes Blut in die Nachkommenſchaft gebracht, man des Vertrauens ſein dürfe, daß die Pflege und Erziehung einer Frau, wie die Kurfürſtin, alles Dämoniſche ausgetrieben habe. — Ein raſch vorgeſtoßenes: „Wißt Ihr das? Woraus ſchließt Ihr das?" hätte den Hofmann um eine Antwort verlegen machen können, wenn die Fürſtin eine verlangt hätte, aber ſie ſah wieder zum Fenſter hinaus, wo der Sturm in den Bäumen zu toben anfing:

„Wir werden eine fürchterliche Nacht haben. Ich kenne das in dieſem Schloſſe, Kneſebeck. Die Anna Sydow wurde hier gefangen genommen — was ich ſagen wollte! — Das Mädchen thäte mir leid. Was rathet Ihr mir?"

„Wenn meine gnädigſte Frau ihrem treuſten Diener

ein aufrichtiges Wort erlaubt: das Fräulein iſt, wie man zu ſagen pflegt, nur ein Individuum, das man aufheben und fallen laſſen oder abfinden kann, wie man will; der Feldmarſchall von Derfflinger aber iſt, wenn mirs zu ſagen geſtattet, gleichſam die Säule, woran ſich eine große und ſtarke Partei lehnt."

Ein unwilliger Blick und eine Handbewegung geboten ihm zu ſchweigen. Aber das Geſicht ward plötzlich ruhiger, heiterer: „Allerdings, ſagte ſie mit ihrer ſanften Stimme, wird Seine Excellenz etwas ungeſtüm ſein, daß der Kurfürſt jetzt allen Ernſtes den alten Marſchall Schomberg in ſeine Dienſte nehmen will. Nun, der Derfflinger iſt auch ein guter Proteſtant, er wird ſeinem proteſtantiſchen Bruder lieber die Theilung ſeiner Feldmarſchallswürde gönnen, als dem Mädchen den halben Theil der Erbſchaft ſeiner Frau. Ihr habt recht, lieber Kneſebeck, ſolch ein alter ehrlicher Graubart läßt ſich verſöhnen."

Kneſebeck und die Uebrigen waren längſt entlaſſen, als Mathes Horeck, auf Befehl vor der Kurfürſtin erſchien.

„Du warſt bis jetzt bei ihm! Sprach er von morgen? Erwähnte er den Kurprinzen?"

„Wenig oder gleichgültig."

„Er pflegt jetzt Abends, von Unruhe geplagt, von Dingen zu ſprechen, über die er ſonſt ſchweigt."

„Er fuhr ein paar Mal heftig auf gegen den Hofprediger."

„Was iſt das! Welchen?"

„Der ſich geweigert die Getauften, Getrauten und Geſtorbenen zählen zu laſſen, und das Regiſter einzureichen, wie Durchlaucht befohlen haben.“

„Ein Hofprediger weigert ſich?“

„Er remonſtrirt, es ſei gegen die Bibel. Als König David ſeine Völker zählen ließ, habe ihn Gott geſtraft. Die andern Reformirten ſind noch unſchlüſſig, der Hofprediger aber erklärt, er wolle lieber abdanken und wie Paul Gerhardt ins Elend gehn, als gegen Gottes ausdrückliches Gebot handeln.“

„Und Seine Durchlaucht?“

„Sagten, das ſei der Dank für ſeine Wohlthaten; Sie ſprachen auch von Unvernunft, und daß ſelbſt ſeine lutheriſchen Zeloten der Obrigkeit gehorchten. Sie warfen ſich ein paar mal im Bette um, und es ſchlüpften wohl Worte über die Lippen, die ich nicht wiederholen mag, aber beſchloſſen iſt nichts.“

Die Kurfürſtin ſchien zufrieden.

„Dann forderten Durchlaucht ihren Nachttrunk und leerten ihn in drei Anſätzen.“

Ihr Geſicht, wenn man es beim dunkeln Kerzenſchein bemerken können, ſchien noch zufriedener.

„Wirſt Du in ſeinem Vorzimmer wachen?“

„Ich habe eine geheime Miſſion. Mein Pferd ſteht ſchon wieder geſattelt. Zum Marſchall Schomberg.“

Sie nickte freundlich: „Reite mit Gott, guter Mathes. Ich will Dich nicht um Deinen Auftrag befragen, aber Du weißt, daß in der Bibel ſteht, daß

Mann und Frau ein Leib und eine Seele ſind. Mancher vergißt es; Du bleibe eingedenk, daß zwiſchen Deinem Kurfürſten und der Kurfürſtin kein Geheimniß iſt."

Es war eine furchtbare Nacht, der Sturm raſte im Walde und ſetzte ſich in die hohen Dächer des Jagdſchloſſes. Zwei Schlotte brachen von den Firſten, und die Thüren und Fenſter klirrten und klappten. Man hatte auch Stimmen ſchreien gehört. Das war das Geſpenſt der Anna Sydow, die auch geſchrieen hatte, als ſie in der Nacht nach dem Tode Joachims II. von den geharniſchten Trabanten ergriffen ward, um nach Spandow geſchleppt zu werden. Die Kammerfrauen verſicherten, ſie hätten auch die Kurfürſtin ſchreien gehört; ſie meinten, es ſei im Traume geſchehen. Andere aber behaupteten, ſie ſei, von einem Traume oder dem Sturme erſchreckt, Nachts aus dem Bette geſprungen, um nach ihrem Hoffräulein zu ſehen, das erwürgt werde. Auf dem Gange aber hätte ſie das Geſpenſt erblickt, und wäre da ſchreiend in ihr Zimmer zurückgelaufen. Aus dem, was in der Folge bekannt ward, konnten die Verſtändigen ſich leicht erklären, woher dieſe Deutung kam.

Siebentes Kapitel.

O dieſe Agrippina!

In den Amſterdamer Aviſen, oder einem andern jener ſogenannten hinkenden Boten, welche die Anfänge unſerer Zeitungsliteratur bilden, fand ſich in jenem Jahre folgender myſteriöſe Artikel:

Vom brandenburgiſchen Hofe wird geſchrieben, daß Seine Durchlaucht der Kurfürſt ſelbigen Tages, auf den der furchtbare Sturm eintrat, ſo durch halb Europa gewüthet, eine große Jagd abgehalten, und einen Sechszehnender mit eigner Hand erleget, von einer miraculöſen Stärke, daß die älteſten Leute ſich nicht entſinnen, ſo etwas geſehen zu haben. Haben die anweſenden höchſten und hohen Herrſchaften auch die Ambaſſadeure und etliche vornehme Cavaliere ihre Verwunderung und Admiration dem Kurfürſten in ſchuldiger Achtung ausgedrückt; und wird das Geweih vergüldet und mit Sinnſprüchen beſchrieben werden und aufgehänget im Schloſſe zu Cöln an der Spree. Auch traf folgenden Tages, da ſeine Durchlaucht in dem Jagdſchloſſe * * * zu nächtigen geruhet, der durch-

einer muntern Zechgesellschaft unterrichtete meine armen Heiligen nur zu bald zu ihrem Schrecken, wie sie aus ihrer Rolle gefallen waren. Zum zweiten Male gaben sie sich alle Mühe, den Glorienschein um ihre Häupter zu ziehen, und finster auf das Treiben der Weltkinder zu blicken. Vergeblich. Alle Augen waren auf sie gerichtet und jede Anstrengung rief ein noch tobenderes Gelächter hervor, bis die Armen es vorzogen, davon zu schleichen, und die Kinder der Welt ohne Bekehrungsversuch dem finstern Dämon zu überlassen.

Bull setzte sich zum ersten Mal mit Lust unter eine frohe Gesellschaft, in der nur ich kein Franzose war. Man ließ Tartüffe leben, daß das Vivat bis in die benachbarten Berge scholl, die Jesuiten, die Missionaren, die Bischöfe u. s. w. Ja man ging so weit, daß mir bange ward, ob nicht in der That der infernalische Fürst unter diesem Corps junger Kaufleute seinen Sitz habe, wenn nicht Lionel Bull, ein eifriger Anhänger seiner anglicanischen Kirche, in alle diese Toast's eingestimmt hätte. So mußte die Ruchlosigkeit wenigstens protestantisch sein.

Als aber Einige der Lustigern vorschlugen, den Theologen eine Katzenmusik zu bringen, protestirte

lauchtige Kurprinz, wie unvorgesehen, daselbsten ein. Es meinen aber einige, daß der Prinz sich in der schrecklichen Nacht im Walde verirret, und nicht vermeinet, daß er höchst seinen durchlauchtigen Herrn Vater antreffen solle. Wie dem nun sei, so haben der durchlauchtige Kurfürst Ihren Herrn Sohn, den durchlauchtigen Herrn Kurprinzen mit aller Courtoisie und Freundlichkeit empfangen, wie auch der durchlauchtige Herr Kurprinz Seine schuldige Ehrerbietung und allzeit Gehorsam gegen den Willen Seines durchlauchtigen Vaters, und nicht minder seine Veneration gegen die Frau Kurfürstin, Seine Mutter, schuldigermaßen ausgedrückt. Auch hätten die höchsten Herrschaften was sonst von Controversen zwischen ihnen obgeschwebt in einem freundlichen Discours zu großer Genugthuung aller, die es gehöret, so gut wie applaniret. Wie aber der Kaffee herumpräsentirt worden von einem Mohren, und in Tassen aus China, Ihro Durchlaucht, die Frau Kurfürstin aber selbsten die Tasse Ihrem Herrn Stiefsohn dargereichet, und der Herr Kurprinz davon getrunken, so ward ihm schlimm, und ist er vom Stuhl gesunken, als wäre er todt. Da nun dies große Consternation verursacht, und was man auch angestellt, ihn nicht in's Leben zurückgerufen, die Medici aber nicht an's Blut lassen gehen wollen, weil sie gefraget, wer es denn verantworten wolle, wenn es schlimm ablaufe, so ist einer der kurprinzlichen Cavaliere heran gesprungen, und hat gesagt, er wolle es auf sich nehmen, und hat eine Lanzette

aus dem Besteck gezogen, und, dieweil die durchlauchtige Kurfürstin geschrieen, und in einen Lehnstuhl ohnmächtig gesunken, hat er ihm die Ader geöffnet, darauf denn das schwarze Blut auf die Dielen geflossen, und vorerst gar nicht zu stillen gewesen. Darauf ist denn der durchlauchtige Kurprinz, zur großen Freude der durchlauchtigen Familie zusehends besser geworden und sagen Alle, ohne den Cavalier, der das auf sich genommen, wäre er des Todes verblichen, was denn zu großer Trauer und Leidwesen in dero hochfürstlichen Familie geworden wäre. Was man sich erzählet, daß zwei Hunde, die von dem Blute geleckt, jämmerlich crepiret und verreckt seien, und was man noch sonst an der Spree von den Vorfällen dabei munkelt, wollen wir billig auf sich gestellt sein lassen, denn es ist Gott nicht genug zu danken, daß er auf so wunderbarliche Weise den hochgebornen Herrn Prinzen vor einem jähen und unbußfertigen Tode bewahrt hat."

Ganz so hat es sich nicht verhalten, wie in den Relationen gedruckt worden; es ist aber aus den Reden derer vom beiderseitigen Hofe nie recht klar geworden, was eigentlich, und in welcher Ordnung, sich zugetragen hat; denn einem schien dies wichtig, dem andern jenes. Und andre verschwiegen wieder das Wichtigste, weil es nicht in ihrem Kram taugte.

Man wußte, darin stimmen alle, daß eine Zusammenkunft zwischen dem Kurfürsten und seinem Sohn verabredet gewesen; sie sollte aber wie durch Zufall sich machen. Was sie mitnander abmachen

wollten, da mochte jeder rathen. Die da meinen, es habe gegolten, den Kurprinzen zu bewegen, daß er aus freien Stücken auf die Succeſſion in die Kurwürde entſage, führen an: daß er in letzter Zeit kränklich geweſen, daß ſich immer mehr herausgeſtellt, wie er auch der Hoffnung von ſeiner zweiten Gemahlin lebende Kinder zu erzielen, entſagen müſſen. Endlich habe man ihm vorſtellen wollen, welche ſchwere Zeiten, wie die Dinge in ganz Europa ſich geſtalteten, dem nächſten Regenten über Brandenburg bevorſtänden, und ob er bei ſeiner zarten Geſundheit den Anſtrengungen, Strapatzen und Widerwärtigkeiten zu widerſtehen ſich getraue, denen die Kraft ſeines Vaters faſt erlegen. Wenn der Erbſtatthalter von Oranien, ſein Vetter, wirklich, wie verlaute, die Partei der Mißvergnügten in England ergreife, und ſie unterſtütze, ſo müſſe er, der Blutsverwandtſchaft wegen, zu ihm halten, und ihn auch unterſtützen. Wie da der Ausgang ſein werde, könne jeder vorausſehen, aus dem kläglichen und blutigen Ende, das der Herzog von Monmouth wenige Jahre zuvor genommen. Wie könne es aber jetzt anders ſein, wo Ludwig XIV. mit ſeiner ganzen Mächt dem Könige Jacob Stuart zum Succurs ſtehe! Wenn auch zeitweilig der Kaiſer in Wien das Auge zudrücke, ja es im Geheim recht gern ſähe, ſo der übermüthige Ludwig dadurch eine Schlappe erleide, daß ſein Bundesgenoß oder Vaſall in England geſtürzt werde, ſo bleibe er doch ein ſtreng katholiſcher Fürſt, der es nimmer gern ſehen könne, wenn der Proteſtan-

tismus dadurch in England und anderwärts Oberwaſſer bekomme. Wenn aber der Oranier und die mißvergnügten Engliſchen unterlägen, und der Kurfürſt, um ſeines Beiſtands willen, die Zeche bezahlen ſolle, werde dann der Kaiſer für ihn eintreten, und nicht vielmehr gern zuſchauen, wenn dadurch mit einem Male die Macht und Prosperität Kurbrandenburgs einen Nackenſchlag erhalte, von dem es ſich nie mehr erholen dürfe?

Aus den Gründen hätte man den Kurprinzen bewegen wollen, der Succeſſion zu entſagen. Die von ſeinem Hofe lachten dazu: ſei der Kurprinz doch von dem Blute, wie ſein Vater, und dazu rolle in ſeinen Adern das der Oranier. Wenn dieſes Blut ſolche Vorſchläge höre, ſiede es auf, oder es müſſe vorher etwas hineingeträufelt ſein, wovor man ſich denn doch wohl zu hüten gewußt. Wenn derlei Vorſchläge irgendwo in Petto geweſen, ſo ſei es doch nicht bei dem durchlauchtigſten Vater des Kurprinzen, der ſeines Sohnes Sinnesart wohl gekannt; oder der durchlauchtige Fürſt ſei nicht mehr bei ſeinen geſunden Sinnen geweſen, daß er nicht ſich ſelbſt in ſeinem Sohne geehrt hätte. Aber der durchlauchtige Kurfürſt habe als ein ächter Hohenzoller zu ſeinem Sohne geſprochen, und ſo dieſer in ſelber Art geantwortet, und der Kurfürſt laut gerufen: ſo habe er es von ihm erwartet, ſei doch nicht zu präſumiren, daß er vorher anderes erwartet.

Noch ſtimmen ſie darin überein, daß der Kur-

prinz mit seinem Gefolge sich zu einer weit frühern Stunde eingefunden, als man ihn erwartet; denn der Kurfürst richtete sich erst im Bette auf; und daß der Kurprinz schon sehr blaß ausgesehen, und alterirt gewesen, als er vom Sattel stieg. Als ein Kammerdiener des Kurfürsten, der im Vertrauen gewesen, den des Prinzen heimlich gefragt: Warum das? da doch verabredet gewesen, daß sie erst eine Stunde vor Mittag, wenn der Kurfürst ausreiten wolle, zusammen treffen sollen, und dann sollte der Kurfürst überrascht und erfreut absteigen, und den Prinzen zum Frühstück in's Schloß einladen? Da habe der andre Kammerdiener geantwortet: „So klug sind wir auch, daß wir uns an keinen Tisch setzen, der vorher gedeckt ist!"

Das kann nur ein unnützes oder böses Gerede sein, wenn es schon wirklich geredet worden; denn warum der Prinz in so früher Stunde an's Schloß klopfte, darüber wußten alle aus seinem Gefolge den Grund, wenn auch jeder die Sache anders erzählte. An der Mittagstafel gestern im Schloß Köpnick hatte der Herr von Knipphausen, der als Gast zugegen war, sehr in sich gekehrt gesessen, und die muntere Kurprinzessin Sophie Charlotte hatte ihn aufgezogen: „Der Knipphausen hat gewiß wieder einen Brief von seiner seligen Frau." Als nun der Gast, der auf solche Anzüglichkeiten in der Regel schwieg, geantwortet: „Ja beinahe so war's," wäre die Gesellschaft in ein lautes Lachen ausgebrochen, bis auf den Kurprinzen, der ihn nach der Tafel an sich gezogen und

gefragt: was es denn ſei? worauf der Knyphauſen geſagt: ſie wäre ihm letzte Nacht allerdings erſchienen, und da er gefragt, was ſie wolle, hätte ſie auf die Wand gedeutet, und ſei verſchwunden. Und da wäre es licht geworden an der Wand, und er habe ein Crucifix geſehen, friſch gezimmert und ſo deutlich, daß er die Holzart erkennen mögen, und die Späne hätten noch unten gelegen; und an das Crucifix hätten ſie den Proteſtantismus vor ſeinen Augen lebendig gekreuzigt. Unter den Kreuzesknechten, welche die Nägel eingetrieben, habe er auch etliche erkannt; da ſolle ihn aber keine Macht der Erde zwingen, daß er die nenne.

Als der Kurprinz ihn gefragt: was er meine, daß es bedeute, hatte Knyphauſen entgegnet: „Gnädigſter Herr, ich wittre einen furchtbaren Orkan in der Luft, und niemand weiß, wie viel tauſendjährige Bäume er ausreißt und welche uralte Schlöſſer er umſtürzt; der Proteſtantismus aber iſt noch nicht zwei hundert Jahre alt.“ Von da ab war der Prinz ſehr ſtill geworden. Nachts aber hub der Sturm wieder an, der an dem alten Schloſſe Köpnick rüttelte, daß durch alle Schlotte die Ziegelſteine flogen und die Spree in purem Schaum und Giſcht bis ans erſte Stockwerk ſchlug. Wie erſchraken um Mitternacht die Kammerdiener, als der Kurprinz, ohne geſchellt oder gerufen zu haben, leichenblaß, im bloßen Hemde, unter ihnen ſtand, und Satteln! befahl. Während ſie ihn ankleiden mußten, fröſtelte er wie Eſpenlaub. Alle

Vorstellungen, daß es halsbrechend, und in den Tod gefährlich für ihn sei, in der Nacht über Feld und Wald zu reiten, waren umsonst gewesen. Unter den Händen seines treuen Kornmesser stieß er wie noch im Schlafe, oder wie irr Worte aus: daß sie seinen Vater erwürgten oder kreuzigten, er müsse ihm zu Hülfe! Als der Herr von Danckelmann hinzugekommen, und ebenfalls durch vernünftige Vorstellungen ihm abzureden suchte, schien es nur eine Fortsetzung des Traumes, wenn er sagte: „Aber sollen wir ruhig zusehen, wenn sie den Protestantismus kreuzigen!“ Und als der Danckelmann vor Verwunderung schwieg, setzte er hinzu: „oder nennst Du das nicht so, wie Ludwig die Reformirten aussagt!“ — Da war Sinn darin, und es schien dem Geheimsecretair nicht gerathen, ihm im Zustande seiner Aufregung die Phantasie, die ihn quälte, auszureden. Fröstelte es doch auch manchem, der sonst bei klarem Sinne war, durch die Glieder, wenn er an die Leiden dachte, von denen die ersten Refugiés erzählt, die sich bei Nacht und Sturm über die Gränze geschlichen.

Die den Nachtritt durch die Wälder mitgemacht, sprachen ungern davon. Schon die Brücke über die Spree, als sie ausritten, zitterte in ihrem Pfahlwerk von den Stößen der Wogen, und die Schaumflocken, vom Winde gepeitscht, kräuselten über das Bohlenwerk. In der Haide wollten die Pferde nicht fort. Ihre Angst widerstand den Sporen. Es war pechschwarze Nacht, und wenn der Sturm die dicke Wolkenschicht

einmal zerriſſen, ſtanden auch die Sterne wie umflort am Himmel. Links und rechts dröhnte und krachte es von den brechenden Stämmen, und die dürren Aeſte flogen wie ein gefährlicher Hagelſchauer um die Köpfe der Reiter. — „Gnädigſter Herr, gnädigſter Herr, kehren wir um!“ flüſterte der treue Kornmeſſer, der die Schabrakendecke des Roſſes ſeines Herrn in die Hand gefaßt, um ihn nicht zu verlieren. „Kehren wir um! Gott weiß ſonſt, was verloren geht!“ — „Und weißt Du, was verloren geht, wenn wir umkehren!“ ſoll der Prinz erwidert haben.

Daß es in ſolchem Walde nicht geheuer iſt, wenn der Orkan mit den himmelhohen Kiefern ſpielt wie der friſche Abendwind im Roggenfelde, weiß jedes Kind. Einmal war das ganze Gefolge auseinander geſprengt. Ein Windſtoß, wie keiner vorher, hatte ſich durch den jungen, aber ſchon verdorrenden Kiefernaufwuchs, den er wie Senſenmänner das Korn niederlegte, ein Geſtell gebrochen, und dann eine der gewaltigen rothen Föhren, die mit ihren knorrigen Aeſten dem Wetter allein trotzen zu können vermeinen, erfaßt, daß ſie auf den dritten Stoß krachte, brach und den Weg verſperrte. Da war keines der Thiere mehr zu halten geweſen, auch zwei Reiter konnten ſich nicht mehr auf dem Sattel halten. Nun erzählt man ſich, doch mag es niemand verſichern, der Kurprinz habe eine Geſpenſtererſcheinung gehabt. Er hatte ſich an die Mähne ſeines Pferdes gehalten, weiter wußte er nichts; aber in einer Lichtung der Haide hielt und

zitterte plötzlich das angſtgepeitſchte Thier unter ihm, und aus dem Dickicht brach es — drei Reiter auf pechſchwarzen Roſſen ſtoben über Stock und Block. „Alle gute Geiſter! Wer iſt das?“ ſoll der Kurprinz ausgeſtoßen haben, und der eine hätte in die Luft gebrüllt: „Der Teufel, der ſich eine Seele holt!“ — Kornmeſſer, welcher nachmalen ſeinen Herrn wiedergefunden, ſollte noch wiſſen, daß der Prinz eine weiße Geſtalt geſehen, die der eine vor ſich auf dem Sattel trug, und es ſei ihm geweſen, als ob ſie den Arm um Hülfe ausſtrecke. Es ward aber von der Schreckensnacht ſo viel erzählt, wozu man nöthig hatte, allen ſeinen Glauben anzuſtrengen, daß die Meiſten nicht noch an ſolche Mährchen glauben mochten.

Als der Kurprinz im Schloßhofe abſteigen wollte, hatte man ihn vom Sattel heben müſſen; er ſah wie eine Leiche aus. Man rieth ihm, er möge unten in's Zimmer an der Treppe treten, und ſich auf dem Kanapee ausruhen, er aber wollte nicht; und ſtürzte hinauf. Oben trat ihm ſchon an der Thür ſeiner Apartements der Kurfürſt entgegen. In die Arme ſind ſie ſich nicht geflogen, wie einige verſichern möchten, aber der Vater hielt ihm die Hand entgegen, der Prinz ergriff ſie, und ſie traten allein in's Zimmer, das hinter ihnen verſchloſſen ward. Was ſie hier geſprochen, davon war niemand Zeuge. Sie gingen nur lebhaft auf und ab, und was von den Kammerdienern an den Thüren belauſcht worden, iſt, daß es die Religion betroffen hat. Einer wollte den Kurfürſten die Worte

ausſtoßen gehört haben: „Der Proteſtantismus ſoll nicht gekreuzigt werden, ſo lange ich Athem hole.“

Dann traten ſie Arm in Arm in das Frühſtückszimmer, und zur Kurfürſtin, die auch eben eingetreten war, ſprach Friedrich Wilhelm: „Siehe, Dorothe, der Prinz, mein Sohn, iſt über Nacht zu uns geritten, das iſt hübſch von ihm. Nun aber will er's nicht Wort haben, daß er echauffirt iſt, und der Ruhe bedarf. Rede Du ihm zu.“ — Hätte er ſeine Gemahlin recht angeſehen, würde er daſſelbe von ihr auch haben ſagen können. Sie war blaß über die Maßen, und die Augen und die Backen geröthet wie von etwas Fieber; auch hätte der Garderobemeiſter bemerken können, daß die Kammerfrauen kaum bei ihrem Anzuge zur Hand geweſen ſein konnten. Ja eine in Toilettenkünſten bewanderte Frau hätte bemerkt, daß ſie die Nacht über die Kleider nicht vom Leibe gehabt hatte; etwas, das bei Frauen, welche ihren Mann auf die Jagd, und ſogar in den Krieg begleiteten, wohl vorkam. Die Kurfürſtin hatte beim Eintreten gezittert, als ſie aber dem Kurprinzen in's Geſicht ſah, rief ſie aus: „Um Gott, Prinz, Ihr ſeid krank, Ihr ſeid ſehr krank; legt Euch zur Ruh, zu Bett gleich. So Ihr Euren Leibarzt nicht mitgebracht, ſoll meines Gemahls, ſoll meiner —“ Der Kurprinz ließ ſie nicht ausreden; voller Courteiſie ſich verneigend, bat er, ſich um ihn nicht zu incommodiren: „So nur die Seele geſund iſt, muß der Leib warten. Meine Seelenangſt aber iſt ſchon curirt durch das, was ich von meinem durch-

ich dagegen. Die jungen Leute dauerten mich. War es ihre Schuld, daß man ihrem eitlen Drange nach Wichtigkeit, den sie mit der ganzen Jugend dieser feurigen Länder theilen, eine religiöse Richtung angewiesen? Unter anderer Erziehung und sie wären Liberale geworden oder Bonapartisten. Der einmal aufgeregte Geist in Frankreich läßt sich durch keine Mittel mehr zum Phlegma zurückbringen. Das erweckte öffentliche Leben läßt den lebendigen Sinn des Franzosen nicht mehr in den Künsten der Galanterie, wie ehemals, Befriedigung finden. Als der chevalereske Sinn, die schönste Blüthe des Volkes, in der Sittenverderbtheit und den Künsten des Hofes untergegangen, trat jene Politesse und Galanterie ein, welche die schönen innern Kräfte zu kleinlichem Zwecke aufbrauchte. Ihre Literatur kitzelte den Stolz, aber erwärmte nicht das Herz des Volkes. Der Gedanke der Freiheit entflammte das ganze Frankreich, es war ein großer Feuerbrand, an dem sie sich niederwarfen, wie ihre erstarrten Krieger in Rußland, unachtsam, daß ihre Glieder dem Feuer zur Nahrung dienten. Als die Freiheit aus war, entzündete der Gedanke des Ruhmes die aufgeregten Gemüther. Die Macht ist hin, der Ruhm geblieben. Wo findet nun der so tausend-

lauchtigſten Herrn Vater eben vernommen, daß er die Hand nicht abziehen wird von den Bekennern ihres Glaubens, die aus Frankreich wegen der grauſamen Verfolgungen zu uns fliehen.“ Darauf hätte der Kurfürſt ihn gebeten doch zu ſchweigen, denn er ſei noch zu alterirt von dem Nachtritt und den böſen Gedanken, und ſolle lieber etwas Erfriſchendes zu ſich nehmen, worauf die Kurfürſtin geſagt: „Was erfriſcht die Seele denn mehr, als daß wir ausſprechen dürfen, was uns drückt. Und wer ſollte nicht mit den Unglücklichen fühlen, die um unſres Glauben willen das zu leiden haben.“ Eine Weile ward noch das Geſpräch ſo fortgeführt, und ſie tauſchten Meinungen aus, wie man die Refugiés auf die Provinzen vertheilen, und daß man ihnen Privilegien geben wolle, daß ſie nur in ihrer Sprache den Gottesdienſt verrichten, und nur in ihrer Sprache Recht nehmen und empfangen ſollten. Auch darüber, ob es ziemlich und angemeſſen, daß der Kurfürſt aus den Adligen und Vornehmen in ſeinen Dienſt nehme und an ſeinen Hof ziehe. Die Kurfürſtin, was von allen Anweſenden ſchon damals bemerkt ward, ſprach ſehr viel und raſcher als gewöhnlich, wie wenn ſie die Andern nicht zu Worte und etwas nicht aufkommen laſſen wolle. Der Kurprinz ſprach immer weniger, zuweilen öffnete er die Lippen, als wolle er ſprechen, aber dann war es, als ſchnappe er nur nach Luft. Als der Kaffee kam und vom Mohren herumgereicht ward, hat die Kurfürſtin eine abwehrende Bewegung gemacht und geſagt: „Ob

Euer Liebden nicht eine Schaale Thee zuträglicher wäre?“ Der Kurprinz aber hat den Kaffee raſch genommen und geſagt: „Der wird auch ſeine Dienſte thun.“ Kaum aber hatte er die Taſſe halb genippt, als er mit dem Kopf nach hinten wippte, da entſank ihm die Taſſe, und zerbrach, der Prinz aber ſtürzte zuſammen, und wäre auf die Dielen niedergefallen, wenn ihn nicht zwei Cavaliere unterfaßt hätten. Der Schrecken, der da alle faßte, läßt ſich nicht beſchreiben, keiner wußte vom andern, und ſie kamen erſt zur Beſinnung, als alles nach den Medici rief, und die zwei oder drei, die herbei geſtürzt kamen, ſich ſtritten was zu thun ſei, und als der Herr von Danckelmann ſchrie: „Ein Aderlaß um Gotteswillen! — Es iſt ein Stickfluß. — Blut muß fließen.“ — Das war wohl gemeint; aber wer ſchreit in Gegenwart hochfürſtlicher Perſonen: „Blut muß fließen!“ — Hätte er's den Leibärzten heimlich in's Ohr geſagt, und warum es ſeine Meinung. Was von fürſtlichen und andern hohen Perſonen zugegen war, erſchrak in die Seele, und davon erſchraken die Medici auch. Sie wollten conferiren, da ſie die Conſtitutio des hohen Patienten nicht kannten, ob ſie ſeinen Leibmedicus aus Köpnick holen oder nach eignen rationes zu Werk gehen dürften? Da ſchrie Danckelmann: „Das walte Gott! Wenn er's nicht ſchon iſt, ſchlägt Eure Conferenz den kranken Mann todt!“ Danckelmann, der in Leyden alle Facultäten durchſtudirt, hatte, ehe man ſich's verſah, die Lancette aus der Taſche: „Das feine Tuch

ihm aus der Taſche!" rief er zu Kornmeſſer, und ſelbſt riß er zur Vorſicht ſich die Manſchetten vom Aermel. Dann war's gethan mit einem ſichern Schnitt, und das ſchwarze Blut ſchoß in einem Bogenſtrahl auf die Dielen.

Das war ein Augenblick athemloſer Bangigkeit. Das war dann ein Aufſchreien; es ward mehr als einem blau und ſchwarz vor den Augen. „Blut! Blut! Er ermordet ihn!" ſchrieen Frauen. Wer wußte, was er da rief! „Waſſer!" ſtampfte Danckelmann mit dem Fuß auf, und als der Mohr in der Verwirrung ihm die Kaffeekanne ſtatt des Waſſernapfes brachte, ſchleuderte er ſie weg: „Das iſt Gift!" — Der Kurfürſt hatte den Sohn in ſeine Arme faſſen wollen, und dabei ſollen ihm die Worte entfallen ſein: „O mein Friedrich, wer hat Dich ermordet!" aber wie der Fürſt ſich über ihn beugte, hielt ihn, — um nicht zu ſagen ſtieß ihn — Danckelmann zurück, denn er mußte den Verband anlegen, und jeder Moment war Leben oder Tod. Der Kurfürſt war auch ſchwach. Seine Cavaliere unterfaßten ihn, und ſetzten ihn auf den Lehnſtuhl, wo er wie einer, zwiſchen Traum und Wachen vor ſich hinſtarrte und geſchehen ließ. Aber ſeine Züge wurden heiterer. Die hohe Frau Dorothe aber war ſchon vorhin aufgeſprungen und hatte geſchrieen, die Arme, die wie im Fieber flogen, vor ſich geſtreckt: „Genug! Es iſt genug Blut gefloſſen. Hört auf. Ich kann's nicht ſehen." Dann iſt auch ihr das Geſicht vergangen, ſie hat die Augen fürchterlich verdrehet, und

dann hat ſie ſo ſchrecklich zu lachen angefangen, daß man's im dritten Nebenzimmer gehört, und ihre Fräulein und Damen ſie auf das Ruhbett führen müſſen, wo ſie, als wäre es aus mit ihr, hingeſunken iſt, und über eine Stunde gelegen hat, nicht todt und nicht lebendig, nicht wachend und nicht ſchlafend, mit offnen Augen, und doch nichts ſehend, aber gehört ſoll ſie alles haben was um ſie vorging.

Das ſind die glaubwürdigſten Nachrichten, wie ſie von denen herrühren, die dabei geweſen waren, und nicht Geſchichten zuſammenſetzen und machen, um denen in Ohr und Herz zu kitzeln, welche ſie hören ſollen. Es iſt aber das Unglück, daß die, welche dieſelben wiedererzählen, immer hinzuſetzen was ſie glauben möchten, und in der dritten, vierten Hand erkennt man das nicht wieder, was die erſte gab. Und ein Unglück iſt es auch, daß die Perſonen, die dabei thätig waren, Worte ausſtießen, die nichts bedeuteten, wenn ſie nur Worte bleiben, welche Angſt und Beſtürzung im Augenblick der Unruhe aus der Bruſt preßt, und man denkt nicht, was man ſagt; aber wiederholt, und immer wieder erzählt und endlich gar niedergeſchrieben, verſteinern die Worte und bekommen einen andern Sinn und Klang und werden endlich ſchlimmer wie böſe Thaten.

Jene Blutworte: „Er ermordet ihn!“ — „Das iſt Gift!“ „O mein Friedrich, wer hat Dich ermordet!“ blieben allen im Gedächtniß, aber keiner wußte recht anzugeben, was demnächſt geſchehen und wie die Ge-

ſellſchaft aus den Zimmern fortgekommen war. Da aus dem Schloſſe ſelbſt waren ſie, einer wie der Andere, fortgeflogen und geſtoben; wie um nicht als Zeugen Rede ſtehen zu müſſen, was ſie geſehen und gehört, oder als beſorgten ſie ſelbſt als Schuldige aufgefangen zu werden. Der Kurfürſt war krank, das war er ſchon vor der Jagd geweſen, die Anſtrengung, geſund zu ſcheinen, hatte nachgewirkt, er war in dem Zuſtande, wo die Seele aus dem Körper entflohen ſcheint, und die willenloſen Glieder jedem Impuls von außen gehorchen. Man hatte ihm geſagt, er ſei krank, die Luft im Schloſſe ihm ſchädlich, der Kurprinz bedürfe der Ruhe, ſeine Gemahlin werde ihm nachfolgen; ſo hatte er ſich von Kunkel und ſeinem Leibarzt in den Wagen führen laſſen, der ihn langſam nach Berlin trug. — Schon vor ihm war der kranke Kurprinz verſchwunden. Ihm hatte man keine Vorſtellungen zu machen nöthig gehabt. Kornmeſſer hatte mit drei Leibtrabanten ſchon in den erſten Momenten der Verwirrung den Seſſel, auf dem er lag, in ein anderes Zimmer getragen. Hier war die Berathung ſeiner Getreuen eben ſo kurz, der Beſchluß einſtimmig: er muß fort, fort; jeder Augenblick kann verderblich werden. In dem Wägelchen, daß man durch die Hinterpforte aus der Remiſe geſchoben, und auf dem ſchlechten Wege konnte ſein Zuſtand ſich verſchlimmern; in dieſer Luft, in dieſen Wänden, unter dieſem Dache — war nicht mehr von Gefahr, es war von Schlimmerem die Rede. Wenn ein verſtändiger, allzeit beſonnener Mann wie Danckel-

mann bei hellem Tage ſolche Geſpenſter an der Wand ſehen konnte, was erwartet man von denen, die nicht ſo verſtändig und beſonnen waren!

Wenn alle in ſinnloſer Furcht vor dem Gräßlichen, ohne Anordnungen, was geſchehen ſollte, zu hinterlaſſen, fortgeſtürzt waren, was erwartet man, daß das Geſpenſt der Furcht in den ihm preisgegebenen Räumen mit all der Nahrung, die ſie zurückgelaſſen, nicht unförmlich anſchwellen ſollen! Jedes blaſſe Geſicht, was das andre blaß ſah, ſchöpfte daraus wieder Angſt. Da flog ein neues Gemurmel, bald ein unheimlicher Schrei durch die Gänge. Das Kammerfräulein der Kurfürſtin war am Morgen nicht geſehen worden, die Schapelow war nicht in ihrem Zimmer, man rief vergebens ihren Namen. Ihr Bett ſtand unberührt. Sie, die in letzter Zeit faſt unzertrennlich an ihrer Herrin haftete, was hatte ſie heut, in dieſem ſchrecklichen Augenblicke von ihr entfernt? Warum hatte die Kurfürſtin ſie nicht gerufen? Wußte ſie von ihrem Verſchwinden? Da drang mit einem Male aus den Kammern des Geſindes eine Kunde herauf. Ein Stubenmädchen, das ſich in der Nacht bei der Arbeit des Auswiſchens der Corridore verſpätet — der Kurfürſt hielt von Holland her auf Reinlichkeit, und die Kurfürſtin übte ſie, um ihm zu gefallen aufs ſtrengſte — dies Mädchen wollte, als ſie Nachts mit dem Scheuerlappen auf dem Flure lag, und von Müdigkeit überwältigt eingeſchlafen war, beim Erwachen etwas geſehen haben, was nachher ſo erzählt ward. Die

Thür der Kurfürstin hatte sich etwa um Mitternacht geöffnet, die Schapelow war, ganz weiß gekleidet, herausgetreten, hinter ihr die Kurfürstin. Noch auf der Schwelle war das Fräulein der Fürstin zu Füßen gesunken und hatte schluchzend gestammelt: „Wollt Ihr mir's nicht erlassen?“ Als die Kurfürstin ein strenges „Nein!“ gesprochen, hatte sich das Fräulein aufgerafft und war in der Richtung nach dem Schlafzimmer des Kurfürsten gegangen. Ob sie hineingetreten, ob die Kurfürstin ihr so weit gefolgt war, wußte das Scheuermädchen nicht; denn sie war vor Schreck, daß man sie erblicken könne, zu Boden gesunken, und darauf war nicht nur ihr, es war wohl allen die Besinnung vergangen, die das Peitschen, Krachen, Stoßen des Sturmwindes gehört, welcher in dem Augenblick durch ein aufgebrochenes Fenster sich in die innern Gänge des Schlosses einen Weg gebahnt hatte. Es klirrte, rasselte von aufgeriss'nen Thüren, fortgefegtem Geräthe, zerschlagenen Scheiben, Laternen und die Lampen in den Corridoren waren im Augenblick erlöscht. Da soll die Anna Sydow, wie Einige meinten, der Kurfürstin aus dem dunkeln Gange entgegen getreten sein, und der herzdurchdringende Schrei, den viele bis in den obern Stockwerken durch den Sturm gehört, wird damit in Verbindung gebracht. Die Kurfürstin ward von ihrer Kammerfrau am frühen Morgen halb auf dem Boden, halb auf dem Kanapee in ihrem Zimmer liegen gefunden. Die Thür nach dem Corridor war

geöffnet, die hohe Frau hatte ſich am Abend nicht entkleiden laſſen, und ſo fand die Dienerin ſie wieder.

Um was hatte die Schapelow gebeten, daß ihr erlaſſen werde? Was hatte ſie ausführen ſollen? Wo war ſie geblieben? Hatte die Windsbraut ſie entführt? Da fand man ein weiß geſteppteß Krägelchen, das ſie getragen, im Schilf. Das Mädchen lag im See, und konnte nicht mehr antworten, ob ſie ſich ſelbſt in Verzweiflung ins Waſſer geſtürzt? — Oder war ſie — erſäuft worden, um ein Geheimniß, ein Verbrechen in der ſumpfigen Tiefe zu begraben?

Und die Kurfürſtin, die man allein fragen können, wenn man ſich deſſen erdreiſtet, lag im Starrkrampf. Niemand wagte ſich hinein, ihr Leibarzt, der unten in der Küche Kräuter kochte, zuckte die Achſeln; wer an der Thür vorüber ging, hörte ſie lachen. So fürchterlich lacht nur die Hölle; wer fliehen durfte, floh, auch ihre Fräulein und Kammerfrauen zitterten und rangen entſetzt die Hände.

Da wälzte ſich eine Schlange, die mit jeder Krümmung wuchs, mit jedem Athemzuge Flügel bekam, vom Jagdſchloß bis zur Hauptſtadt, — das giftgeſchwollene Gerücht, und es war ſchon in Berlin, ehe der Kurfürſt eintraf: das zauberiſche Weib, die böſe Stiefmutter, hatte dieſe Zuſammenkunft zwiſchen Vater und Sohn veranſtaltet, ins Garn hatte ſie gelockt den verhaßten Sproſſen der im Grabe ruhenden Rivalin. Nur ihn zu verderben! Auf das Wie kam es dieſem Weibe nicht an, das die Hölle beſchwören,

den Mond vom Himmel herabgezogen hätte, um einen Feind zu vernichten. Hatte ſie ja Mittel jeder Art zur Hand. Das im Walde aufgegriffene Mädchen, von dem einige geſagt, es ſei ihre natürliche Tochter, andre, ſie habe das Zigeunerkind nur an ſich genommen und ausgeſtattet, um durch Hader und Zwietracht und den monſtröſen Prozeß ſich an den märkiſchen Adelsfamilien zu rächen, jetzt wußte man ja, wozu es ihr dienen ſollte. Die Sinne des alternden Gatten verſtricken, ihn verzaubern, wozu? — Daß er den Sohn enterbe, ihn — ermorden laſſe. So ſchrecklich der Gedanke, ſo war er doch nicht eine unerhörte Erfindung; nein eine Thatſache, um die man nur funfzig Jahr nach Spanien zurück zu ſchauen brauchte. Aber das Mädchen hatte Gewiſſensbiſſe bekommen. — Hatte ſie ſich darum in den See geſtürzt, oder —? Gleich viel, das Weib war nach allen Seiten gerüſtet. Der Kurprinz war geſund angekommen, und ehe eine Stunde vergangen, ſank er für todt vom Stuhl. War's ihr Kaffee, ihr Blick, ihr Hauch — von ihr kam es, ihr Auflachen beſtätigte es, die Aerzte, die nicht Hand anlegen wollen, waren von ihr gewonnen, und — das Blut, das ſchwarze Blut, das giftige Blut, bedurfte es noch eines Zeugen, für das, was jeder ſeit Jahren geahnet, gefürchtet, gewußt —!

Wäre das der Anfang des Todes! dachte die Kurfürſtin in ihrem Starrkrampf. Daß man alles hört, von allem weiß, was um uns vorgeht, und ſelbſt nichts iſt, als ein todter Klumpen der Erde, aus der

wir geboren ſind, um zu ihr zurück zu kehren! Einen Augenblick wünſchte ſie, es wäre der Anfang, und der Tod ſchlöſſe ihre Augen für immer. Für todt mußten auch die Leute ſie eine Weile gehalten haben, denn die Thüren klappten auf und zu, man ging durch das Zimmer, und ſie hörte eine Stimme — glücklicherweiſe kannte ſie dieſelbe nicht — die mit ziſchendem Grimm ausrief: „O dieſe Agrippina! Sie hat nicht ihn allein, ſie hat alle, alle die Prinzen, die vor ihm, vergiftet.“

Das war zu viel! — Als ſie erwachte, warf ſie ſich auf die Knie und wollte die Hände falten: „Allbarmherziger Gott! ich bin ja unſchuldig!“ Sie brachte die Worte nicht vollſtändig über die Zunge, ſie brachte auch die Hände nicht in einander, ſie ſtrich das Haar aus der Stirn, und lehnte den Kopf ans Ruhebett: „Ich bin ja nicht unſchuldig.“

fältig geſtachelte Sinn Befriedigung? — Etwa in dem Gedanken der Geſetzlichkeit? Die Zahl ihrer ruhigen, beſonnenen Vertreter iſt noch gering. Die ſich ihre Vertheidiger nennen, wollen glänzen oder herrſchen. Noch iſt kein Beſitzthum wieder durch die öffentliche Meinung geheiligt, es iſt alles neu, es gähret noch Alles. Man blickt mit einiger Hoffnung auf die Pairskammer, wo die Leidenſchaften ausgetobt, wo die Talente durch den Kampf der Faktionen ſich zur Beſonnenheit hindurch gearbeitet haben. Die Guten hoffen, aber kann ein ſolcher ruhiger Zuſtand unruhige Geiſter je befriedigen? Iſt jenes philanthropiſche Ideal allgemeiner Glückſeligkeit und eines ewigen Friedens irgendwo weniger denkbar als in Frankreich?

Unter tauſend edeln und egoiſtiſchen Leidenſchaften gährt noch — hier die alte Freiheit — man hat ſie gekoſtet mit ihrer Bitterkeit, man glaubt ſich in der Chemie ſo fortgerückt, ſie künftig auch darohne präpariren zu können, — dort regt ſich der religiöſe Glaube, aber er meint nur beſtehen zu können, wenn er die Fackel des Fanatismus ſchwingt. Zwei Feuerbrände einander gegenüber, und doch noch keine Wärme weder der Freiheit noch der Religion. Subjective Luſt, ſub-

Achtes Kapitel.

Vorzimmergespräche.

Wie oft schon waren Hauptstadt, Hof und Land durch ähnliche Gerüchte erschreckt worden, wie oft schon hatte der Unwille sich entzündet, es waren indeß immer nur aufblitzende Flatterminen geblieben. Diesmal schien eine Explosion zu drohen. In den Ständen und Corporationen regte es sich, durch die Provinzen ging es wie ein Lauffeuer, in den Magistraten der Städte, sogar im Heer und auf den Kanzeln, sprach man in verblümten Reden: daß es nicht mit richtigen Dingen zugehe, daß diesen plötzlichen Erkrankungen und Sterbefällen in der kurfürstlichen Familie eine Ursach unterliege, der man nachforschen müsse. Eine Untersuchung der giftigen Einflüsse: ob sie im Temperament, in der Luft, der Nahrung, in Verzauberung, oder sonstwo liegen, sei nothwendig. Und so mächtig ward diese Stimme auch jener Zeit in unsern Landen, daß man nachgab und eine kurfürstliche Commission angestellt ward, um über die geheimen Ursachen, daß letzthin so viel Betrübendes und der Posterität in

kurfürſtlicher Familie Schädliches vorgefallen, zu inquiriren.

Dies mochte der Gegenſtand einer Unterhaltung geweſen ſein, welche der Secretair Ilgen mit dem Herrn von Alvensleben gepflogen. Wo ſich zwei trafen, und ihr Herz ausſchütten durften, von was andrem war da die Rede! Der Landeshauptmann war heftiger geworden, als ſeine Art:

„Und wenn es ihm bewieſen würde, klar wie das Einmaleins, er glaubte es doch nicht. Er kann's nicht mehr glauben, wie eine Schraube, die nichts mehr faßt, weil ſie ausgerieben iſt; er darf's nicht glauben, weil er dann vor dem erſchräke, was er zu thun hat.“ Da ſchauderte der Andre zuſammen, und derweilen ſie im leeren Gange auf und ab ſtreiften, fuhr der Aeltere fort: „Mein lieber Herr Ilgen, das kommt davon, wenn einer meint, Gott habe ihm mit der Macht auch die Weisheit in die Wiege gelegt, wenn er vermeint, er allein könne alles ordnen, inſtituiren und ſchaffen, alles binden und losbinden. Es kommt die Zeit, wo der ſchärfſte Zahn nicht mehr beißt, das exacteſte Rad nicht mehr eingreift, wo die Uhr und die Mühle ſtille ſtehen. Was einmal richtig gerechnet war, wird nun falſch, weil andere Conjuncturen ſind. Da ſprechen die Herren uns von ſeinem Geiſte, e der werde die Dinge zurechtſetzen, wie er in der Schlacht die zerriſſenen Linien wieder aufgeführt. Darum ſollten wir das Maul halten, uns fügen und alles

gut heißen, und Vertrauen haben. Ja wo ist's nun! Wer hat denn noch Vertrauen!"

Es entfuhr's ihm im Eifer so laut, daß die Mauern das letzte Wort wiederschallten. Ilgen warnte ihn, die Wände im Schloß hätten Ohren.

„Ja, wenn sie hätten hören wollen, als es noch Zeit war! Jetzt möchten sie Rath annehmen, und wenn er von der Gasse kommt. Nun stehen wir da und sperren den Mund auf, und erwarten von der Commission, daß sie etwas entdecken soll, was sie nicht entdecken darf. Sie wird sich hüten, und die Finger sich verbrennen. Und wenn die Herren nun so einfältig wären, und fänden etwas! Lieber Gott, das fehlte noch! Was würdet Ihr Herren Geheimeräthe und Minister und Präsidenten dazu sagen, was würdet Ihr thun? Zugreifen, wie Eure Schuldigkeit ist? — Wahrhaftig, ich verdenk's ihnen nicht, wenn sie kreideblaß werden, und an ihren Manchetten zupfen, die nicht so zittern können, als sie in Seel und Leib, denn die Pilze, die über Nacht gewachsen, wissen nicht, ob die Sonne, die morgen aufgeht, sie verbrennet, oder ein Platzregen sie wegspült. — Anklagen? — Thorheit! Das hätten die nur wagen können, die hier geboren sind, die seit Jahrhunderten Wurzel trieben, fest im Boden, daß sie vor Sonnenschein und Regenstürmen sich nicht zu fürchten brauchen. Wollt Ihr sie zu Hülfe rufen? Heda, wo sind sie? — Nun ist's zu spät!"

Herr Ilgen war ein Mann, der in allen Ver-

hältniſſen ruhig blieb, wie es einem Diplomaten geziemt, der es weiter bringen will. Er ſprach davon, wie vortrefflich ſich der durchlauchtige Kurprinz bei dem Deſaſtre benehme; wie er laut und vernehmlich gegen jeden äußere, daß ihn nur ein Stickfluß überkommen, in Folge einer Verkühlung und großer Agitation auf dem nächtlichen Ritt. Wie derſelbe in aller Artigkeit bei ſeiner durchlauchtigen Frau Stiefmutter anfragen laſſen, daß er mit Betrübniß vernommen, wie auch ſie ob ſeines Unfalls ſich über die Maßen alteriret und er verhoffe, daß es ohne ſonderlich üble Folgen ablaufen werde; worauf die Kurfürſtin ihn desgleichen beſchickt und ihre zärtliche Theilnahme ihm ausdrücken laſſen.

Da legte ihm der Landeshauptmann die Hand auf die Schulter: „Ihr ſeid in diplomatiſcher Kunſt über Eure Jahre hinaus; diesmal könnt Ihr aber doch nicht verbergen, wie es Euch drückt, daß es platzen möchte.“

Herr Ilgen ſtieß einen Seufzer aus. Dann ließ er den Diplomaten fallen:

„Ihr habt recht, Herr von Alvensleben. Aber das, um was Ihr ſorgt, iſt das Geringere. Die Commiſſion, meine ich, iſt ein gutes Auskunftsmittel. Sie wird's in die Länge ziehen, bis die Wuth ſich verkühlt hat. Muß man doch ſolche Aßung in böſen Augenblicken dem Volke hinwerfen, wie man bei Waſſerfluthen Dämme durchſticht, auch zu guten Aeckern, damit nur nicht das ganze Land über-

ſchwemmt wird. Aber wenn Ihr recht hättet mit dem Bild von der Schraube! — Sein Uhrwerk iſt abgelaufen, ſage ich, die Räder ſchwirren und gehen noch, aber die Schaufeln greifen nicht ineinander. Wenn der große Tag kommt, wo die ſchwarzen Gewitterwolken am Himmel von Europa zuſammenſtoßen, wie wird es dann bei uns ausſehen, wer ſoll dann für uns wachen, wer eingreifen, wo es noth thut, wer rufen: bis hier und nicht weiter! Es iſt ganz gewiß —"

Der Herr von Alvensleben unterbrach ihn: „Daß die mißvergnügten Herren in England in großer Angſt und Tribulation ſind, und mit Planen umgehen, daß der Erbſtatthalter in Holland ſeine Hände im Spiel hat, obſchon man's unter den feinen Handſchuhen, die er trägt, nicht merkt, daß der König in Frankreich, mit und ohne Handſchuh, ſeine Hand und ſeinen Arm und noch mehr, wenn's ſo weit iſt, in die Wagſchaale werfen wird. Alles das weiß ich auch, lieber Herr Ilgen. Ja, ja, es kann blitzen, donnern, regnen, ſtürmen, aber das Gewitter entladet ſich nicht über uns. Es kann Blut fließen, viel Blut, aber warum ſollen wir uns auch die Adern öffnen laſſen!"

„Die heilige proteſtantiſche Sache, Herr von Alvensleben —"

„Kann einen Stoß bekommen."

„Wir könnten —"

„Die Türken aus Conſtantinopel treiben, und den Papſt in Rom zwingen, Proteſtant zu werden.

Das Können iſt Euer Fluch, Ihr Herren von der neuen Mode. O was könnte man nicht, wenn alles geſchähe, was man wollte, wenn Ihr nur erſt damit anfinget, zu unterlaſſen, was man ſollte. Das iſt die ſchwere, die eigentliche Noth der Zeit, daran wir laboriren. Wär er noch jung, noch rüſtig, o, er ſpränge wieder in den Sattel, es wäre ihm eine Luſt, wie ſein Ahne Albrecht Achill auf dem Streitroß mitten in die feindliche Stadt ſprengte, hinein ſich zu tummeln in die großen Affairen der Seemächte. Der Himmel ſei gelobt, er iſt nicht mehr jung, er klemmt nicht mehr das Roß zwiſchen die Schenkel und das Hohenzollernblut iſt verraucht. Und, wenn Ihr mich nicht verrathen wollt, ich freue mich auch, daß unſere Flotte nicht formidabler geworden, als ſie iſt, ſonſt fiele es ihm wohl ein, ſie nach London ſegeln zu laſſen, um ſich bei König Jacob Stuart nach ſeiner Geſundheit zu erkundigen, und warum er nicht beſſer regierte? — Mein lieber Herr, ich weiß alles, was Ihr mir nur ſagen wollt, von großen Gedanken und gebieteriſcher Nothwendigkeit, wie man den Nächſten lieben ſoll als ſich ſelbſt, und wie Ihr Politiker das verſteht. Es iſt alles ſehr gut und edel gedacht, warum hat uns der liebe Gott aber nicht zu einem Theil von ihm ſelbſt gemacht, ſondern zu guten Brandenburgern, die ſich ihrer Haut zu wehren verſtehen und ſich den Teufel darum ſcheeren, daß es draußen Leute giebt, die das nicht verſtehen. Sollen wir unſre Haut zu Markte tragen, um es ſie zu lehren! Thun wir

nicht genug, wenn wir die französischen Protestanten aufnehmen, wird es nicht schon an unsern Beutel gehen? Was, wenn wir gar Partei ergriffen für die Protestanten in England, und ihr König behielte Oberhand und jagte sie sammt und sonders fort. Sollen wir die auch aufnehmen in unserm kleinen Ländchen, wenn die Sieger es uns überhaupt lassen! Dann bliebe uns nichts übrig, als den Bündel zu schnüren und zu sehen, wo wir in Afrika in unsrer Colonie oder bei den rothen Wilden in Amerika ein Plätzchen fänden zum Leben oder Sterben. So rufe ich denn mit Vielen: Gott sei gelobt, daß er alt und mürbe ward, um nicht wieder das Heil und den Frieden seiner Völker auf's Spiel zu setzen. Und vielleicht hat Gott uns grade das Päckchen Sorge in's Haus beschert, damit wir den Kopf nicht aus den vier Wänden stecken wollen, wenn draußen Feuerlärm wird." —

Da ward im Schlosse Lärm. Die Karossen der Kurfürstin fuhren auf. Sie kam aus der Kirche; sie besuchte jetzt sehr eifrig sowohl die reformirten, als die lutherischen. Es hieß, Gott um die Genesung ihres Herrn anzuflehen, die Leute sagten, um gottesfürchtig zu scheinen, derweilen der Teufel in ihren Hühnerställen seine Eier lege.

Es waren noch mehrere aufgefahren, die sich nicht immer im Schlosse sehen ließen. Auch der Feldmarschall Derfflinger war aus Gusow gekommen, worüber mancher sich wunderte. Hatte es doch geheißen, er

könne kaum das Bett verlaſſen, und er ſtolzirte in ſeinen hohen Reiterſtiefeln, als wär er in den beſten Jahren. Beim Ausſteigen hatte er geſcherzt, als einige ihm helfen wollten: Noch bedürfe er nicht der Krücken! Nun lachte er ſeine alten Bekannten an, ob ſie ihn ſchon für einen todten Mann hielten? Und zur größten Verwunderung Aller war er gegen die Kurfürſtin, mit der er auf dem Flur zuſammenſtieß, ſehr obligeant. Sie war es desgleichen geweſen, und der Alvensleben und Ilgen waren des Todes verwundert, als ſie an des Feldmarſchalls Arm an ihnen vorüberging, beide in lebhaftem Geſpräch.

Ilgen dachte an das **Tempora mutantur**, aber die Hofleute, die hinter der Fürſtin ſtehen blieben, wußten eine andere Erklärung. Die Nachricht von der Ankunft des Marſchall Schomberg habe den alten Derfflinger einen Tag todeskrank, den nächſten geſund gemacht. „Jetzt iſt er hier um zu beweiſen, daß er noch nicht alt und ſchwach iſt, und keinen Nachfolger bedarf," flüſterte ein Kammerherr. Der Finanzmann, der Herr von Kraut, ſetzte hinzu: „Er will das neue Palais drüben über der Spree ſehen, was Durchlaucht für den Marſchall Schomberg bauen laſſen. Er hat bisher ſeinen Ohren nicht getraut, ſeinen Augen wird er trauen müſſen."

„Ich will Euch etwas andres ſagen, warum er hier iſt," ſprach der Landeshauptmann und zog den künftigen Miniſter in ein unbeſetztes Zimmer. Ilgen, der zum Fenſter hinausſah in der Richtung nach dem

Zeughause, dem gegenüber an dem erwähnten neuen Hause gebaut ward, zu Eingang der neu gepflanzten Linden, sagte: „Was es damit ist, daß er den alten Schomberg herruft und ihn zum Generalissimus unserer Truppen anstellen will, das ist mir heut noch ein Räthsel."

„Vielleicht nur seines Alters wegen," sagte der Landeshauptmann. „Wenn mancher alt wird, sieht er lieber in den Spiegel als auf die Gebrechlichkeit anderer, und freut sich, wenn er eine entdeckt, an der er selbst noch nicht leidet. Nein, der Derfflinger ist hier aus purer Freude. Sein Prozeß ist gewonnen!"

Ilgen schaute sich verwundert um. Jedermann wußte ja, daß dieser berühmte Prozeß in ein Stadium getreten, wo er Aussicht hatte, wieder ein Dutzend Jahre zu schweben.

„Ihr werdet Wunderdinge hören," sagte der Landeshauptmann. „Magister Skytte schreibt mir: Die Commission suchte nach einem Vogel, und ein ganzes Volk flog auf, als sie in den Busch schlug. Jeder möchte zeugen. Da ist so vielen alten Leuten die Erinnerung über Nacht aufgeschossen, daß die Commission das Auswählen hat. 'S ist wie eine Seuche oder Manie in die Leute gefahren, daß jeder Mensch im Oderbruch, Krüppel, alte Weiber, Ofenhucker, nicht leben oder sterben zu können glaubt, wenn er nicht auch sein Wörtlein und sein Wissen von der alten Geschichte zugetragen hat."

„Und was ſagen ſie aus?“

„Alle, daß der Vater des Mädchens, der Müller, ein Wechſelbalg geweſen. — Der Prozeß iſt zu Ende und anders, als ich gewünſcht, Herr Ilgen,“ ſetzte er hinzu; „denn das Mädchen thut mir doch leid. Aber auch da iſt's nicht in der Richte. Sie iſt in den See geſtürzt. Sie iſt in der Nacht entflohen. Eine aufgeſchloſſene Thür im Souterrain, mitgenommene Kleidungsſtücke, Habſeligkeiten — eine vorbedachte Flucht! Man flieht nur, wenn man ſich fürchtet. Mir wird es ſchwer, die Sache zu reimen, aber Reimer ſind da. Mir wird es ſchwer, dem Mädchen Schuld zu geben, aber ihre Flucht ſpricht für ſich ſelbſt. Jetzt hätte ſie bleiben müſſen, auf alle Gefahr hin. Der Schatten, den ſie hinter ſich ließ, wirft auf vieles vorher ein ander Licht zurück. Nun, wenn's mir zu Leid iſt, iſt's andern zur Freude. Braucht Ihr noch eine Erklärung für Excellenz Derfflinger's morgenrothes Geſicht! Er muß doch das Terrain unterſuchen, ob ſeine Feindin ihre Puppe nur zufällig verlor, ob ſie ihr fortlief, oder ob ſie ſelbſt im Zorn ſie fortſtieß?“

Es war ein geräuſchvoller Tag. Couriere kamen von vielen Seiten an. Bald wußte jeder, daß Dorothe Schapelow nicht im See ertrunken, auch nicht entflohen, ſondern gewaltſam in jener Nacht entführt worden. Wie ſie gerettet worden, darüber liefen zuerſt die verſchiedenſten Gerüchte um, und bald ward

jectiver Drang bricht überall heraus, aber es ist mir lieber, wenn er sich Luft macht, seine Anmaßung vor Allen zur Schau tragend, als wenn er, in den dumpfen Höhlen des Jacobinismus oder Jesuitismus vegetirend, Gift saugt.

Ein Schleier ruht über Frankreichs Zukunft, dunkler als je in diesem Augenblicke. Ist eine zweite Revolution über das schöne Land verhängt, so geht sie von einer andern Seite als jene erste aus. Man studirt allgemein die Geschichte Englands und blickt auf den Fall der Stuarts. Doch scheint, trotz des republikanischen Geistes, der sich im Uebermuth der Jugend regt, kein Land, wie dieses, bestimmt, unter dem festen Bande des Monarchismus ein Reich zu bilden *).

Es waren junge Kaufleute aus Nismes, welche einem ihrer Genossen, der nach seiner Vaterstadt Bordeaux zurückeilte, bis hier das Geleite gegeben hatten. Welche Veränderung hat die öffentliche Meinung in den südlichen Provinzen seit der Restauration erlitten? Die damals mit weißen Bändern sich schmückten, und Thränen im Auge drängten zuerst die landenden Bourbons zu begrüßen, ein

*) Geschrieben 1826. Siehe die Vorrede.

es der Gegenſtand, von dem man ſich allein in der Stadt unterhielt. Herr Ilgen hatte als Prophet geſprochen. Die Geſchichte ward zum Blitzableiter für die Kurfürſtin. Man ſprach durch mehrere Wochen nur von der frechen Entführung, und die Vergiftungsgeſchichte trat darüber ganz in den Hintergrund.

Neuntes Kapitel.

Wechſelbälge.

Heut fährt man nach dem Oderbruch, um ſich dort zu erluſtigen. Es iſt ein geſegnetes Gartenland inmitten der märkiſchen Sandwüſteneien. Vor hundert und ſiebenzig Jahren ſah es anders aus. Wen ſein Weg dahin nicht führte, vermied die kalten dunſtenden, feuchten Niederungen. Das Waſſer herrſchte über die Erde, die waldgeſpickten Höhen ſahen auf bieſige Sümpfe nieder, auf lange Wieſenſtrecken, wo zahlloſe Schwärme von wilden Enten ungeſtört ihre Neſter bauten; denn es mußte ein verwegener und erfahrener Jäger ſein, der auf dem Doppelelemente, wo der Kahn nicht durchdrang und der Fuß des Wanderers verſank, ihre Schlupfwinkel aufſuchte. Wohl ſah man Streifen über den braungrünen Teppich ſich ſchlängeln, die wie Fußſteige dem Auge erſchienen, aber nur der leicht Beſchuhte und der Gegend Kundige durfte es wagen, ihnen zu folgen. Oft hatte nur der Fuchs, das Reh ſie gezeichnet, und wo der ſchwere Tritt eines Mannes ihnen nachſchritt, verſank er, wenn er nicht

wußte, wo er ſeitwärts biegen, einen Sprung wagen mußte, um einen Stein, eine Baumwurzel zu faſſen, die unter den bemooſten Bülten dem Fuß einen Anhalt gab. Dazu ragten gewaltige Felsblöcke hie und da in die Luft, daß man glauben können, der Oderfluß habe ſie, als er, ein Rieſenſtrom, aus den Karpathen nordwärts einen Ausweg nach dem Meere brach, mit ſich geriſſen und an den flachen Ufern ausgeſpült. Aber zeither hat die Wiſſenſchaft beſtimmt, daß dieſe Granitblöcke über's Meer, ſei es durch Stürmfluthen oder auf mächtigen Eisſchollen aus Schweden in die märkiſchen Lande getrieben und geworfen ſind. Weit und breit lagen ſie, als die Waſſer ſich zurückgezogen, auf unſerm Sande, wie Rieſel, mit denen Giganten ſich im Spiel geworfen, und von der Wucht des Wurfes waren ſie tief in den Boden geſenkt. Im Boden ſtößt die Pflugſchar noch jetzt darauf, und das Grabſcheid mag ihrer, ſo viel man will, aus der Tiefe holen; die aber oben auflagen, ſind verſchwunden, der Kunſtfleiß hat ſie zerklopft und verwandt zum Bau der erſten chriſtlichen Kirchen, deren ſauber gequaderte oder roh behauene Granitmauern ſie noch heut dem Auge zeigen. Dann verſenkte man ſie wieder in die Erde zu Brunnen und zu Fundamenten der Wohnhäuſer; aber die letzten großen Blöcke, die übrig blieben, ehrte man wie ſeltene Schätze der Vorzeit und die Kunſt hat ſie durch Formung und Politur als Kunſtwerke uns erhalten.

Damals gaben ſie der Landſchaft den Character

wilder Zerriſſenheit; wie große Opferaltäre aus dem Heidenthum lagen ſie umher, und Wetter und Moos hatten Inſchriften auf ſie gegraben, die mancher Antiquar für Runenſchrift, oder was es ſei, leſen mochte. Blut war auch auf ſie geſprützt; denn wo ſprützte es nicht hin, in dem zweihundertjährigen Vertilgungskrieg, der das Slaventhum ausrotten ſollte; Blutſpuren, ſo weit die Marken ſich erſtrecken! Und grade in dieſen Bruchländern ſtritten die letzten Wenden mit dem Muthe der Verzweiflung; der Sumpf war ihre letzte Feſtung, die nur der Froſt überwand. Wo der Sumpf noch heute gegen die Cultur ſich ſträubt, waren und ſind ihre letzten Reſte angeſiedelt.

Es war ſchon Abend geworden, als ein Reiter durch die Hügel ſein Pferd auf den Weg lenkte, den er zu kennen glaubte. Aber die Schatten wurden immer länger, und immer vorſichtiger und ängſtlicher prüfte das Thier den Boden. Der Reiter kannte ihn nicht ſo genau, als er geglaubt, denn wenn er ihn auch ſchon einige Male geritten, war er doch nicht aus der Gegend gebürtig und auch nicht hier angeſiedelt. Es war Herr Skytte, der auf einem Edelhofe in der Nähe etwa ſeit acht Tagen mit den Gerichtsdeputirten verweilte, um in dem Prozeß, den wir kennen, Zeugen aufzuſuchen und zu vernehmen. Da dieſe Zeugen, alte und gebrechliche Leute, meiſt nicht vom Bette fort konnten, mußten die Abgeordneten ſie unter ihrem Schilfdach vernehmen.

Die Leute wohnten nicht nur weitzerſtreut, ſondern

es traf ſich oft, daß, wenn einer vernommen ward, ein andrer ſchicken ließ, ihm ſei auch ein Licht aufgegangen; und man möge ihn ſchnell verhören, ſetzte der Bote hinzu, denn wer wiſſe, ob das Licht ihm nicht wieder ausgehe, oder er verſterbe, bis die Gerichtsperſonen zu ihm kämen. Ebenſo traf es ſich, daß die, welche kaum vernommen worden, ſchon wieder einen Boten nachſchickten, ihnen ſei noch etwas eingefallen und das ſei das Allerwichtigſte, man möchte um Gottes Willen es ihnen von der Seele und vom Leibe nehmen. So kam es, daß die Herren auf der Straße hin und her ſein mußten, und manchen der Abend überraſchte, den niemand freiwillig in dieſen Sümpfen verbrachte.

Herrn Skytte begleiteten diesmal gar ernſthafte Gedanken auf dem einſamen Wege. Heute war der Hauptzeuge, der über neunzigjährige ehemalige Schäfer aus Guſow, zum Schluß verhört worden und hatte ſeine vervollſtändigte Ausſage ſo abgelegt, daß alle erſtaunt waren. Der Gerichtsverordnete hatte ihn darauf den Zeugeneid ableiſten laſſen, wovon man bis da abgeſtanden, weil ſeine früheren verworrenen Aeußerungen ſich zum Theil widerſprachen, zum Theil wie in fieberhafter Erregung herausgeplatzt waren. Diesmal hatte er mit vollkommener Ruhe geſprochen, alles hatte einen ordentlichen, klaren Zuſammenhang, und bald nachdem er den Eid abgeleiſtet, war er mit einem frohen, man möchte ſagen, verklärten Angeſicht geſtorben. Es hatte auf alle Anweſenden einen be-

ſondern Eindruck hervorgebracht. Der Partei, für die Schütte zugegen, war die Ausſage unvortheilhaft, denn der Alte hatte alle Momente zuſammengefaßt, aus denen hervorging, daß jener Zeit nicht nur der Glaube an die Unechtheit der ausgethanen Knaben in der Gegend allgemein geweſen, ſondern daß auch alle die Zeichen eingetreten und beobachtet worden, aus denen man, nach dem damaligen Glauben die Unechtheit für bewieſen hielt. Der Alte hatte ſich im Bette aufgerichtet und mit Blick und Stimme eines Sehers folgendes geſprochen, was nun als ein ſchwerwichtiges Moment im Protocoll verſchrieben und beglaubigt ſtand:

„Ich ſehe es noch wie heute vor mir: Als ſie den Knaben aus dem Waſſer genommen und getrocknet und in Kiſſen gerieben und gebettet, und ſie glaubten, er ſei erſtarrt, oder habe ſonſt Schaden genommen, denn er lag da wie ein Klumpen Eis, hat die gnädige Frau an ſeiner Wiege gekniet und ihn mit dem Hauch ihres Mundes angeblaſen, und ihre heißen Thränen liefen dem Dinge auf's Geſicht. Ach, ſie ſah gar ſchön aus, die gnädige Frau! Und ſo faltete ſie über ihn die Hände und bat zum Herrn im Himmel, daß er ihr das Kind erhalte. — Und dann ſchrie ſie mit einem Mal: Ach er iſt todt! — Das ging uns in's Herz. Aber die Beſtie war nicht todt, ſie hatte ſich nur ſo geſtellt. Mit einem Male grunzte es im Leibe, wie eine Kröte, und dann quikte es, wie wenn man ein Schock Mäuſe in einem Topf gefangen hat, und

gießt heißes Pech drauf; und das ſchwoll und gurgelte, bis ſein Geſicht wie ein kupferner Keſſel ward. Nun wollte meine gnädige Frau ihn doch küſſen, aber ſie ſchrak zurück. Da rollte das Unthier die Augen, daß man nur das Weiße ſah, und weiß ſtand's ihm vor den Lippen, und mit einem Mal haspelte es und ſpie und ſpuckte — der gnädigen Frau in's Geſicht. Und das war ein Blick, und das war ein Auflachen! Und da kreuzte ſich die gnädige Frau und ſchlug die Hände über die Stirn und ſchrie: Das iſt nicht mein Kind, barmherziger Gott! und da ſank ſie rücklings über in Unmacht, daß wir ſie von der Diele aufheben mußten und in ihr Bett tragen; und ſie war ſchwer wie Blei, und lag vierzehn Tage krank. Das iſt ſo wahr, wie Gott im Himmel lebt. Und das iſt ſo wahr, daß das nicht ihr Kind war."

Das ſtand nun zu Protokoll, und war durch den Tod des Zeugen wie beſiegelt. Den Kammergerichts-Advokaten, welcher für die Erbin die Sache führte, machte es aber nicht muthlos, vielmehr berief er ſich auf das, was er ſchon mehrmals als Proteſt in die Protokolle eintragen laſſen: Wie viele der vernommenen Perſonen hätten als Augen- und Ohrenzeugen über Dinge bekundet, die ſie unmöglich mit eigenen Augen und Ohren hätten ſehen und hören können; ſie widerſprächen ſich darin ſelbſt, und wenn man ſie darüber zur Rede ſtelle, geriethen ſie, wie eine Flamme, in die man Waſſer ſprützt, in Eifer und verſtrickten ſich, wie er meinte, durch ihre Schwüre und Be-

theuerungen, daß dem ſo ſei, noch mehr; ſei es nun, daß ſie wiſſentlich oder irrthümlich Falſches ausſagten, oder daß ein Bann und Zauber auf ihnen liege, worüber des Weiteren bei der Procedur zu ſprechen ſei. — Dann aber, meinte der Sachwalter, ſei es ja evident, daß dieſe vielen Zeugen auf eine Inſtigation handelten, ſo nicht von ihnen ſelbſt herrühre. Denn wäre das der Fall, wie komme es, daß ſie erſt jetzt, und alle auf einmal, die Erinnerung bekommen und die Sprache gewonnen, während der Prozeß ſchon ſo viele Jahre andauere, und man in den Schlöſſern und Hütten von nichts anderm als davon geſprochen. Da alle dieſe Menſchen, welche ſo plötzlich zur Wiſſenſchaft gekommen, entweder auf den ehedem Schapelow'ſchen Gütern unterthänig wären, oder in der nächſten Nachbarſchaft unter Gutsherrſchaften lebten, welche dem Feldmarſchall Derfflinger obligirt ſeien, ſei es auch nicht ſchwer zu errathen, wer hinter ihnen ſtecke, und ihre Kunde ihnen eingeblaſen habe. Wenn die gegneriſche Partei in dem vorigen Prozeſſe ſich nicht entblödet, die Zeugen zu verdächtigen, welche aus der Dienerſchaft der höchſten Perſonen zu Gunſten der Erbin ausgeſagt, und auf hohe Einflüſſe anzuſpielen, was ſolle man jetzt blöde ſein und die Dinge hier nicht beim rechten Namen nennen! Der Herr Feldmarſchall Derfflinger ſei doch keine ſakroſante Perſon, und wenn man zu dem gewiß ſein könne, daß dermalen wieder ſein Anſehen bei Hofe etwas

wackelig wäre, werde der Angriff gegen ihn, der doch nur defendendo geſchehe, Niemandem Gefahr bringen.

Wenn der Advocat der Verklagten gegen ſolche Anſichten remonſtrirt, wäre nichts zu verwundern und es in der Ordnung geweſen, daß aber Herr Skytte, der für die Prätendentin auf die Erbſchaft da war, gleichſam zu Gunſten der Widerpart das Wort ergriff, mußte doch manchen befremden. Er meinte, der alte Feldmarſchall ſei ein Ehrenmann, ob er nun jetzt bei Hofe in Gunſt ſtehe, oder nicht, und im ganzen Lande als einer bekannt, der ſeinen Weg gradaus geht und keinen Schritt vom Rechten abweicht. Auch ſei nicht wahrſcheinlich, daß ſeine Familie die Hände im Spiel habe. Sie ſeien erbittert, weil ſie Ränke gegen ihr Recht im Spiele glauben, aber eben um deswillen ſei es ihre Ambition, den Kampf mit graden Waffen zu führen. — Hingegen ſei dieſes Erwachen, er möchte ſagen dieſer allgemeine Aufſtand von Zeugen, etwas nicht Dageweſenes, Unerhörtes, davon eigentlich die Naturwiſſenſchaft Notiz nehmen müſſe: „Als wie eine Krankheit iſt es, die lange in den Adern verſteckt war, wie ein Feuer, das unbemerkt geglimmt, und nun aller Orten ausbricht. Es iſt auch nichts damit erklärt, daß einer dem andern nachſpreche, und dann glaube, er habe es aus eigener Eingebung; denn keiner ſpricht ganz ſo wie der Andre, ſondern ein jeder entſinnt ſich beſonderer Dinge, wovon die vor ihm nichts geſagt haben. Alſo iſt's klar, daß hier ein Geheimniß zum Grund liegt, davon wir die Ur-

ſach nicht kennen. Ob's von böſen Geiſtern kommt, oder von guten, ob's ihnen zugehaucht worden vom Himmel, oder zugeblaſen wird von der Hölle, gleichviel, wir müſſen nun wiſſen, daß wir nicht der Kraft ſind, dagegen anzuſtreiten. Wir haben mit guten und ehrlichen Mitteln in allen Wegen Rechtens dem Fräulein ſeine Geburt zu erſtreiten geſucht, erſcheint es doch nun faſt, da wir auf ſolchen Widerſtand ſtoßen, als ein Wink des Himmels, daß es nicht gut wäre, weiter zu gehen."

Der, an welchen Herr Skytte eigentlich dieſe Worte gerichtet, war ein Syndicus der kurmärkiſchen Ritterſchaft, der Deputation beigegeben, daß er in ihrem Intereſſe zum Rechten ſähe. Es war ein Winterfeld, ein kluger und feiner Mann, der außer Landes und ſogar in Paris ſtudirt hatte. Er verzog die Lippen dabei zu einem feinen Lächeln und ſagte: „Herr Doctor Skytte, Ihr ſeid ein hochgelahrter Mann, aber will mich bedünken, daß Ihr ein beſſerer Advocat wäret für die Wiſſenſchaft, als für Eure Clientin; denn mit derlei Reden gebet Ihr ein Recht auf, was Ihr vertheidigen ſollt."

Herr Skytte fühlte den Vorwurf, denn er ſchwieg eine Weile: „Ihr möget Recht haben, gnädiger Herr, doch bin ich ja auch nicht ihr Advocat; aber weil mir das Fräulein zu Herzen geht, muß ich wünſchen, daß ſie zum guten Ziele kommt, und darum möchte ich ſie aus dem Netz wiſſen, darin ſie verſtrickt iſt. Der Prozeß kann nun und nimmer zu ihrem Heil gedeihen.

Geschlecht, das halb vergessen gewesen, dieselben murmeln jetzt die Marseiller Hymnen.

Welche kühne Blicke, welche drohende Mienen in einer feurigen Jugend, welche trotzige Rede, gegen die jene gerügte Freiheit der liberalen Journale nichts sagen will. Hört man diese jungen Leute ihre Herzensmeinung aussprechen, hört man die Nachklänge der Gironde, so darf man freilich nicht die Furcht verdammen, welche zur Strenge treibt; aber der echte Menschenfreund erschrickt über Maßregeln, welche, wie von einem schadenfrohen Dämon dictirt, und unversöhnlichen Rachegeist athmend, nur dazu dienen, die kaum entschlummerten Besorgnisse und Leidenschaften aufs neue zu wecken.

22.

Der junge Handlungsdiener.

Der junge Handlungsdiener bestieg an der Stelle des Theologen, welcher einen Seitenweg eingeschlagen, mit uns die Diligence. Nicht allein die gesellige Feinheit hat in Frankreich den Standesunterschied ausgeglichen, eine Art gemeinsamer Bildung hat sich über alle Stände ausgebreitet, ein

Iſt's gut, wenn ſie gewinnt, und das halbe Land zu Feinden hat? Iſt's gut, wenn ſie verliert, und die Unvernünftigen zeigen auf ſie mit den Fingern, als die unrecht Gut gefordert hat? Iſt's gut, wenn ſie länger im Netz hangen bleibt, wie ein Vogel, von dem der Vogelſteller noch nicht weiß, ob er ihn in die Küche liefert oder in ein golden Bauer ſperrt? — So iſt des armen Mädchens Lage. Ein Geſchöpf, ſo rein und unſchuldig wie der Schnee auf den Alpenbergen, und munter wie der Singvogel in den Zweigen, und lauter und wahr wie das Gold, was ſoll ſie — da, wo ſie iſt! Womit hat ſie's verdient, daß ſie iſt, was man da aus ihr macht!"

Der Herr von Winterfeld hob drohend den Finger, daß er ſeine Zunge hüten möge; Herrn Skytte aber war's warm um's Herz geworden. Er ſprach davon, daß der Menſch auf die Winke und Warnungen des Schickſals hören müſſe. Und wo ſeien der Warnungen und Hinderniſſe ſo viele an's Licht getreten, als in dem wandelnden Schickſal dieſer verſtoßenen Waiſe. Scheine doch, als ſei es des Himmels offenbarer Wille, daß es nicht zu dem Schluß komme, den man mit ihr wolle. Als er dann von dem arcadiſchen Leben ſprach, in den Tagen vor der Geſchichte, wo es keine Stände gegeben und keine Reiche und Arme und die Menſchen glücklich gelebt im Stande der Natur und der Unſchuld, da lächelte Herr von Winterfeld ganz beſonders, und meinte, dieſes Glück gönne er dem Fräulein ſchon, wenn ſie darauf Gelüſte habe, und

auch jedem, den ſie's mit ſich genießen laſſen wolle: „Aber als wie Ihr ſagt, daß Arcadien der Geſchichte vorangegangen, ſo meine ich, muß jetzt die Geſchichte vorangehen, das heißt ihr Prozeß abgethan ſein, und dann kann ſie wieder nach Arcadien. Wenn ſie ihr Recht erſtritten, mag ſie's aufgeben wie und wann ſie will; wenn ſie aber jetzt zurückweicht, ſo wißt Ihr, ſo gut als ich, was die Leute dazu denken müßten.“ Dann meinte Herr von Winterfeld, mancher Prozeß, der nicht zu dem Ziel führe, welches die Parteien gemeint, leite doch zu einem andern, und ſtatt deſſen, was man geſucht, entdecke man etwas anderes, oft beſſeres, wie ſchon mancher, der nach einem verlornen Geräth geſucht, einen Schatz gefunden. Die Wahrheit ſei aber das Höchſte, was man finden könne. Was ſei ſchon jetzt durch dieſen Schapelow'ſchen Prozeß ganz beiläufig über die alten Beſitzzuſtände der umliegenden Familien ermittelt, was im Schutt des Krieges verdunkelt geblieben und faſt nie an's Tageslicht gekommen wäre.

„Guter Gott!“ rief Herr Skytte, „iſt denn das die Wahrheit, daß man auffindet, was einmal zu einer Zeit Recht geweſen, und paßt vielleicht heut nicht mehr, ja es würde zum ſchreienden Unrecht. Wie weit reichen denn die Erinnerungen von denen, die es plötzlich befallen hat, daß ſie ſehen und ſagen, was zu ihrer Kinderzeit war? Es ſind ja nicht hundert Jahr, und wie viele Jahrhunderte davor liegen im Nebel der Vorzeit! Wenn nun die ver-

steinerten Männer, der Staub in den Särgen, auf einmal erwachte, um Zeugniß abzulegen, wie es zu ihrer Zeit gewesen! Wenn auch die alten Völker, die einmal hier gelebt, ihre Grabeshügel abwürfen und sprechen wollten, wie es ehedem hier war, wem der Acker, die Wiese, die Fischerei gehört! Wie wolltet Ihr's ordnen, wo das Recht, das Ihr Wahrheit nennt, finden!"

Der Winterfeld, ein freundlicher Mann, legte die Hand dem Gelehrten auf die Schulter: „Was wollt Ihr gegen uns einwenden, daß wir so weit zurücksuchen, wo unser Recht ist, da Ihr Herren noch um ein paar tausend Jahr weiter zurückgeht. Haben nicht unsere Väter in Deutschland schon vordem die Pandekten annehmen müssen, die der alte Kaiser Justinian, und Gott weiß wer sonst noch, für die Römer gemacht hat, und von den Römern, die unsere Väter aus dem Lande geschlagen, mußten wir lernen, was bei uns Rechtens sein solle! Und jetzt, was sucht Ihr nicht in Rom und Griechenland nach Gebräuchen, Inschriften, Maximen und Institutionen, nach denen wir uns regeln und richten sollen, weil Ihr meint, da sei die Wahrheit und das Recht! Danach wollt Ihr, daß wir bauen sollen, unsre Sprache corrigiren, nach den Exempeln sollen die Philosophen, Rhetoren und Juristen sich richten und selbst das ganze Regiment im Staate möchtet Ihr danach moduliren. Ihr mögt Recht haben, aber laßt uns auch unser bischen Recht; denn vor den Römern und Griechen gab's

auch noch andere Leute, und vor allen war Gott und ſein Wille. Der iſt freilich offenbart und ausgeſprochen, aber in der Schrift ſind manche Lücken, und alle Prozeſſe, zum Exempel die über Erbſchaften, kann man nach der Bibel nicht entſcheiden. Um deshalb, meine ich, darf jeder ſein Judicium zu Hülfe nehmen, wenn er judicirt; im übrigen ſagen einige, hat immer der Recht, der was er will, durchſetzen kann."

Das und noch manches hatten ſie bei der Leiche des alten Schäfers verhandelt, ehe Herr Skytte ſein Pferd beſtiegen. Er converſirte gern mit dem alten Winterfeld, wenn ſie auch ſelten einer Meinung wurden. Als er nun aber da, wo die Hügel ausgehen, angekommen, war er mit einem Schäfer zuſammengetroffen, den er beim Vorausreiten kaum bemerkt hätte, denn er ſah wie der Stein aus, auf dem er ſaß und ſeinen Strumpf ſtrickte, grau, zuſammengedrückt, mit Zügen, verwittert und farblos. Den Arm hatte der Schäfer zuerſt aufgehoben, um ſich bemerklich zu machen, dann, als dies nichts fruchtete, ein heiſer Gekrächz ausgeſtoßen und ſeinen, des Reiters, Namen gerufen. „Was ſoll's!" rief Herr Skytte wieder, und ſein Pferd ſcheute. Der Menſch ſagte auch: „Was ſoll's?" Nämlich er fragte: wohin der Reiter wolle? Da er den Namen des Orts hörte, ſchüttelte er den Kopf und nannte einen andern: „Dahin, Magiſter; da, da findet Ihr's."

Wie nun Skytte ſich im Sattel umgedreht und ihn verwundert angeſchaut, war der Menſch endlich

heran gehumpelt, denn er hinkte etwas; ſonſt war er unter der Statur und über's Maß breitſchulterig. Aber bös und tückiſch ſah er nicht aus, ſondern lachte vielmehr, indem er ſich auf ſeinen Stock ſtützte, ob doch das, was er zu ſagen hatte, gar nicht lächerlich war.

„Ihr müßt nach dem Oberkrug — da iſt die alte Frau, die Suſe, die iſt meine Großmutter — iſt contrakt in allen Gliedern und liegt im Winkel am Hundeſtall — kann nicht auf. Ach, die weiß was! Was der alte Knolt ausgeſagt, der dumme Kerl, das iſt Kinderſpiel — aber die! Aber macht ſchnell, ſonſt ſchläft ſie, und dann weckt ſie keiner."

Das war alſo wieder einer von den Vielen, in denen plötzlich ein Licht aufgeſchoſſen und über deren ungelenke Zunge die Sprache wie ein Bergwaſſer über ein dürres Steinbett fortrollt. Herr Skytte hatte gar nicht die Abſicht, zur alten Suſe zu reiten, um hundertfach erzählte Geſchichten ſich von einem alten Weibe noch ein Mal erzählen zu laſſen, aber er hieß den Schäfer, den er auf den erſten Blick für einen ſimpeln Menſchen erkannte, was er wiſſe, ausſagen, und je länger der Schäfer ſprach, ſo aufmerkſamer ward er. Und wenn der Menſch auch anfangs mit der Zunge würgte und die Worte und einfachſten Sätze ſchwer von den Lippen brachte, ſo änderte ſich das doch bald; er ſprach immer raſcher, und der Gelehrte hatte Mühe, ihn zu verſtehen, denn er war,

wie die meiſten Landleute hier, wendiſcher Abkunft, und miſchte ſlaviſche Worte in ſein ſchlechtes Deutſch.

Die erſte Hälfte war nur Wiederholung deſſen, was man in vielen Variationen von ſo vielen gehört. Der kleine Wedigo hatte geſchwommen wie eine Nußſchaale, und im Waſſer und in der Wiege allen möglichen Unfug getrieben, die gnädige Frau, die Mutter, hatte einmal gerufen: er ſei nicht ihr Kind! und da hatte man ihn ausgethan. Aber nachher ward ſie tiefſinnig, und bei jedem Kindbett, wenn man ihr das Neugeborne brachte, ſtieß ſie es zurück und ſagte: das iſt nicht mein Kind! Ihr Mann und die Andern von der Familie, weil ſie fürchteten, daß die Frau vor Sehnſucht nach dem erſten Knaben wahnſinnig werden könne, verboten ihr hinzugehen, wo ſie ihn ausgethan; und weil ſie doch heimlich hinſchlich, ſchafften ſie ihn von einem Ort zum andern. Aber die Mutter fand immer wieder die Spuren. Und dann herzte ſie's und küßte ſie's, und ſprach: Du biſt doch der echte, ich will's am jüngſten Tag beweiſen. Und der jüngſte Tag rückte auch an, denn damals war grauſamer Krieg, und die Teufel fielen in's Land, man hieß ſie Kroaten, und ihren Feldobriſten den Wallenſteiner. Da mußten jede Nacht drei Dörfer brennen und die kleinen Kinder, die ſie fanden, wurden auf die Spieße geſteckt. Und wie die Reihe an das Dorf kam, wo ihr Kleiner war, da warf ſie in der Nacht ihren Mantel um und ſteckte die Laterne an, und ſo ſchlichen ſie aus dem Haus. Meine Großmutter ſagte: Um

Gottes Willen, gnädige Frau, das ſtürmt und ſtiebt, wir finden nimmer den Weg, und wir verſinken im Moor. Was wird der gnädige Herr ſagen! — Die Freifrau ſprach nichts, und ſchüttelte nur den Kopf. Und dann bei der Hagewiſche glitt ſie vom Stein und fuhr in den Sumpf. Den Fuß kriegte ſie ſchon wieder raus, aber nicht den Schuh. Da gab meine Großmutter ihren Schuh und ging barfuß; davon hatte ſie das Reißen ihr Lebelang. Und wie ſie den Knaben aus der Wiege riß, er war ganz nackend, da nahm ſie meiner Großmutter die Schürze und ſchlang die um ihn; ſo that ſie ihn unter den Mantel, und wo ſie ihn hingebracht, hat ſie nicht geſagt, und meine Großmutter darf es noch heut nicht ſagen; aber als ſie fortmußte, biß ſie ihm in die Schulter. Den Biß mußte er ſein Lebelang behalten. Und dann hatte ſie's lange Jahre vergeſſen, ſie hatten's ihr ſo eingeredet; aber wie ſie zum Sterben kam, ſchrie ſie nach ihrem kleinen Wedigo, und richtete ſich im Bett auf, als der Tod ihr ſchon bis an's Kinn ſaß, und mit der einen Hand preßte ſie den Vorhang, mit der andern meine Großmutter, daß ſie blaue Flecke hatte, und das war ein Blick, der durch die Wände drang: Er iſt mein Sohn, er iſt mein echter Sohn! Warum haben's die Andern nicht gehört! Sie kamen erſt auf den Schrei, das war ihr Todesſchrei, als ſie da lag, eine blaſſe Leiche.

Wenn Herr Skytte auch noch eben in der Theorie

ausgeführt, daß der Gewinn des Prozeſſes für ſeine Clientin kein Gewinn ſei, ſo hätte er nicht er ſelbſt, ſein Herz nicht ſchlagen müſſen wie es ſchlug, wenn er die Sache nicht raſch ergriffen hätte. Alſo eine Zeugin exiſtirte, die bekundete, daß die Mutter des fraglichen Geſchöpfes ſich bis zum Tode als ſeine Mutter bekannt, daß ſie es für ein wahrhaftes Menſchenkind erachtet, daß die andern Verwandten, die, nicht ſo genau unterrichtet, vielleicht anderen Intereſſen folgten, es zu verdunkeln geſucht. Was konnte er als Juriſt mehr verlangen! Der neunzigjährige Schäfer war freudig geſtorben, mit der bekundeten Wahrheit, daß Wedigo ein Hexenkind geweſen, hier war ein andrer, ein lebendiger Zeuge, der in derſelben Erhebung die entgegengeſetzte Wahrheit bekundete. Skytte fragte ſich nicht, woher denn dieſe lebendige Anſchauung dem Menſchen komme, woher er von Dingen, die er nicht erlebt, ſprechen könne, als wären ſie vor ſeinen Augen geſchehen; das hatten ja alle Zeugen gethan, ein Zauber hatte ſie alle in die untergegangene Vergangenheit verſetzt, und mit glänzenden Augen lebten ſie darin, während ſie davon erzählten. Skytte ſah auch nicht auf das Geſicht des Erzählers, auf dem ein unbefangenerer Beobachter ſeltſame Grimaſſen bemerkt haben würde; er fragte ihn auch nicht: warum er erſt jetzt den Mund öffne, nachdem er ſo lange geſchwiegen, wo doch jeder in der Gegend mit ſeiner Kunde, wie mit einer Marktwaare, zuerſt vorzutreten geſucht hatte. Wer etwas vernimmt, was ihm willkommen iſt, be-

ſchwichtigt leicht das richterliche Gewiſſen, das ihn zur ſtrengen Forſchung antreiben ſollte.

Herr Skytte fragte nur noch einmal nach dem Namen der alten Großmutter, wo ſie wohne, nach dem Wege, den er nach dem Oderkruge einzuſchlagen habe, und endlich nach dem Namen des Schäfers. Als er gehört, daß er Hindemüſt heiße, daß ja jedes Kind ſeine Großmutter kenne, daß der Oderkrug die Nebenfähre über den Fluß ſei, die er ſchon kennen müßte, und nachdem der Kleine ihm mit vielen Worten, aber ſehr verworrenen, den Weg beſchrieben, den er über die Niederung zu nehmen habe, ſprengte der Reiter über das verdorrte Farrenkraut und die friſch ausſchlagenden Hagedorn- und Ginſterſträuche, welche der Sandboden nährte, in der beſchriebenen Richtung fort, —

Er hörte nicht mehr das Glück auf! das ihm der Kleine nachſchrie, den Bergmannsgruß, den er wohl aus der Alaungrube im Freienwalde gelernt, der aber, je weiter der Reiter ſich entfernte, in ein heiſeres, häßliches Kichern ſich verwandelte, bis es ein Huſten und Grunzen ward, mit welchem der Zwerg auf ſeinem Steine wieder zu verſchmelzen ſchien.

Zehntes Kapitel.

Im Oderbruch.

Herr Skytte konnte seinen Renner nicht lange traben lassen. Noch ehe er den Weg erreicht, der durch die Niederung sich schlängelte, warfen die Hügel und Bäume immer längere Schatten; der Wind, der sich erhob, wehte die gelben Blätter, die vom Winter liegen geblieben, wie ein Schneeflockentreiben über's Thal. Nun fing auch der Boden an unter ihm zu zittern. Nachdem er vom Sattel noch einmal nach der Richtung, die er zu halten hatte, ausgeschaut, stieg er ab, um, selbst voran schreitend, das Pferd hinter sich zu führen.

Warum auch ihm das Herz schlug? Es that's nicht der Wind, der oft schneidend kalt durch Mantel und Wamms drang. Es war auch nicht der gefährliche Weg. An den hatte er nicht gedacht, als er ausritt, und auch jetzt mochte er noch nicht daran denken. Das Rohr flüsterte nicht mehr, es knirschte und stöhnte schon, vom Sturm geworfen, und immer größer und dichter wurden die verrätherischen Schilfbüsche.

Interesse für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben, wie man es in Deutschland vergebens sucht. Wer nicht tiefer eindringen will, findet hier leicht Befriedigung für den schwärmerischen Wunsch nach jener allgemeinen Vervollkommnung, wo der Tischlerlehrling wie Göthe's Iphigenie reden soll.

Unser neuer Reisegefährte ertrug auch eine tiefere Prüfung. Aus dem wilden Girondisten wurde der gefälligste Gesellschafter, der sich in meine Deutschen und Bulls Englische Gedanken mit aller Französischen Artigkeit fügte. Handelsgeschäfte, die ihn durch England und Deutschland geführt, hatte er mit einer Bildungsreise verbunden, und wenn er auch das Englische so aussprach, daß Bull meinte, er müsse es in der Mongolei gelernt haben, war ich doch zufrieden, daß er in sehr unharmonischen Perioden die Deutsche Sprache eine sehr harmonische nannte.

Schiller war ihm lieber als Göthe. Als ich alle Vorzüge des Letztern herzählte, und auch den harmonischen Bau seiner Sprache, den Wohlklang seiner Verse, der mehr noch zum Herzen als zum Ohre tönte, geltend machte, hub er plötzlich an zu declamiren die Götter Griechenlands, ging dann über zum Wallenstein und stockte im Gebet der Jungfrau.

Die Krähen krächzten, und andres gefiedertes Raubgezücht ſchoß in unregelmäßigen Kreiſen durch die Lüfte, ängſtlich oder verwundert, welcher Eindringling es in ſeinen Revieren zu ſtören komme. Hätte er auch die Oder gehört, die ſchon vom Winde gepeitſcht an den Uferweiden rauſchte, wie es nur Minuten koſtete, und der vom Sturm geſtaute Strom hebt ſich und ſpringt über die nicht höhern Ufer, als er ſelbſt iſt, um Land zu See zu machen, dann — wäre es vielleicht darum geweſen, und er hätte raſch Kehrt gemacht.

Aber er riß ſein Pferd weiter. Die Krähen, das rauſchende Schilf und der heulende Wind begleiteten nur wie eine zuſtimmende Muſika den Flug ſeiner Gedanken. Wer in einem Irrenhauſe lange weilt, dem ſchwirren ſelbſt die Bilder der Wahnkranken vor. In einer verpeſteten Gegend fühlen wir, auch wenn wir der Krankheit widerſtehen, ihren Hauch in unſern Adern. Wer unter lauter Propheten und Sehern wohnt, in dem regt ſich auch wohl das Gelüſte, die Schleier fortzureißen, welche die unſichtbare Welt verhüllen.

Das Pferd zitterte heftiger und ſtrauchelte, es koſtete Anſtrengung es fortzutreiben. Da hatte er einen trocknen, höhern Punkt erreicht. Die Sonne, oder vielmehr das Abendroth, warf ſeinen letzten Schimmer über die Scenerie. Die fernen Hügelketten waren blauer Dunſt geworden, einzelne Föhren ragten wie Ausrufungszeichen, Seufzer der Erde, in den

ſturmgelb getünchten Horizont. Das übrige, ringsum, war eine weite, naſſe Fläche, mit der in tauſend Farben ſchillernden Sumpfdecke, nur unterbrochen von ſchwimmenden Waſſerlilien, Röhricht, oder Gruppen Elſenbüſche.

Wohin ſah er? Drang ſein Auge, wie der Stoßvogel in die verborgene Tiefe? Ein Lächeln ſchwebte über ſeine Lippen: Was da unter den verführeriſch ſpielenden Lichtern wohl ruhen mochte! Vielleicht war's ein altes Kampffeld! Wie roſteten hier Pfeilſpitzen und Schilde, Helme und Schleudern aus einer, warum nicht aus vielen Schlachten des entſetzlichen Vertilgungskrieges, der zweihundert Jahre zwiſchen Deutſchen und Slaven um dieſe Striche tobte. Tauſende und aber tauſende Gebeine von Wenden und Sachſen verſchlungen zu verworrenen Knäueln; durchwachſen von Wurzeln, ihre Höhlungen von Fiſchen, Gewürm und Inſekten bewohnt, getauft und gewaſchen von Blutſtrömen, die von Jahr zu Jahr ſich neu ausgoſſen über die vor Alters Geſchlachteten. Und die Geiſter der Opfer um Dinge und Fragen, ſo vergeſſen als ihre Namen, ſpielten ſie vielleicht, wenn die Irrwiſche über die Sümpfe huſchten? Ihr alles, was von ihnen geblieben, ein Lichtſchein in der Nacht! — Oder was barg der tückiſche Sumpf noch, was in den ſechshundert Jahren dazwiſchen in dem chriſtlich gewordenen Lande ſich ereignet? Welche Verbrechen, Geheimniſſe, welche Blutſchuld lag vielleicht hier verſenkt aus den rauhen Zeiten der Willkür und Gewaltherrſchaft?

So fragte ſich ſehr natürlich der ſelbſt Ausgeſandte, um einer dunkeln That nachzuforſchen. Und iſt es nicht Thorheit, daß wir ſuchen, arbeiten und conjecturiren, am Mantel der Nacht, der darüber ruht, zu zupfen, um das zu entdecken, was uns nicht hilft, was niemand hilft, was von der Vorſehung beſtimmt war, ruhen zu bleiben — vielleicht zu unſrer eignen Ruhe! Denn wer alles wüßte, was in der Vergangenheit geſchehen iſt, nicht wie es die ruhmredige Geſchichte erzählt, ſondern die nackte Wahrheit, wie die Menſchen vor uns gelitten haben, wie ſie immer an der Hoffnung zehrten, und enttäuſcht, am Zehrfieber hinſtarben, — wer das wüßte, wie hätte er Muth für die Zukunft zu leben!

Und er war ausgeſandt, um ein ſolches Verbrechen zu enthüllen, dem Blutgeruch aus der Vergangenheit nachzuſpüren; er, der in's Land kam, angehaucht und angeſchienen von der Morgenröthe, um ein Schloß, eine Stadt der Zukunft auf dieſer Wüſtenei zu bauen, er opferte den beſten Theil ſeines kräftigen Mannes-lebens, um ein verſcharrtes Familiengeheimniß aus Moder und Kellerluft an's Tageslicht zu ziehen. Er, der ein Aſyl der Zukunft ſtiften wollte, ein Reich der Cultur und Bildung für Alle, weß Glaubens und Herkommens ſie ſeien, ward verwandt, und ließ ſich verwenden, um die zweifelhafte Herkunft eines auf der Straße gefundenen Mädchens ausfindig zu machen, um Beweiſe, Urkunden, Zeugen für ihre Geburt zu ſuchen! — Und weßhalb gab er ſich dazu her? — Um welchen Lohn?

Da hob ſich zum letzten Male der Gluthball der Sonne, ihr Scheinbild, zwiſchen den Hügeln, und übergoß ſein Geſicht mit einem dunkelrothen Feuerſchein. Er erröthete, daß ſein Geſicht ſo roth war, aber die ganze Gegend war es, ein funkelndes Blutmeer. Doch nur auf Momente; dann war der Ball verſunken, und die Nacht ſenkte ihre bleiernen Fittiche auf die Gegend.

Skytte ſchlang den Mantel feſter um; und gürtete ihn um den Leib, weniger der Kälte wegen, die doch mit Nachteinbruch immer empfindlicher ward, als um ſicherer auf dem unſichern Wege die Füße ſetzen zu können. Die Oder rauſchte immer näher, der Sturm wühlte und peitſchte immer ſtärker in ihrem Bette, die Weiden ächzten, das Schilf krächzte. Wenn er nicht den weißlich flimmernden Felsblock in's Auge gefaßt, den ihm der Schäfer gewieſen, hätte er nicht mehr gewußt wohin; aber es gab viele Felsblöcke, die weiß flimmerten. Da ſchoß ein Habicht, im Schilfe war Aufruhr und Todesgeſchrei; er ſtieg mit ſeiner Beute in die Höhe, und die Federn der jungen Ente ſtäubten wie Schneeflocken um den Verſpäteten. Was hier geſchah zwiſchen den Sümpfen, ſelbſt bei hellem Tage, ſah keines Menſchen Auge, kein Ohr hörte es, keine Zunge konnte es wieder verrathen. — Warum dachte er an Mord, Ueberfall, warum fühlte er nach ſeinem Degen, ob er loſe in der Scheide ſäße? Warum ſchob er den Mantel zurück? Waren die Schrecken

der Natur nicht genug, oder kämpft man gegen sie mit blanker Waffe?

Einen Augenblick schien es, als ob er Recht habe, denn in den Zwischenräumen, wo der Sturm die Wolken zerriß, und etwas Sternenlicht auf die Wildniß fiel, glaubte er eine schwarze Gestalt zu sehen, die ihm entgegen kam. — Es war keine Täuschung. Sie lehnte sich jetzt gegen den hellen Stein, daß er ihre Umrisse deutlich sah, wie in abwartender Stellung. Skytte legte die Hand vorsorglich an den Degengriff, als der Mann ihm entgegen schrie:

„Nicht da, Ihr versinkt; rechts um's Röhricht!"

Das Roß stand schon bis an's Knie im hellen Wasser; rasch nun riß er es um das Schilf und am Fuß des Steines begegneten sich die beiden, die einer so vorsichtig wie der andre sich anblickten. Wer begegnete sich hier um die Stunde!

Ein Riese war der Mann, und rußig schwarz wie sein Geschäft, denn es war ein Kohlenbrenner, der, als er sah, daß es ein ritterlicher Mann war, der vor ihm stand und kein Schnapphahn oder Unhold, sich verwundert auf seine Stange stützte, und noch verwundert blieb, als Skytte ihm in Kürze mitgetheilt, woher er komme und wohin er wolle. Der Köhlerglaube ist groß, ihr Fassungsvermögen soll aber ebenso gering sein, sagt das Sprüchwort.

„Wohin also?" fragte er, nachdem Skytte es ihm auseinander gesetzt.

Noch zweimal buchstabirte ihm der Lateiner die

deutlichen deutſchen Worte vor: „Nach dem Oderkrug — noch dieſe Nacht, und Du ſollſt mich führen — für ein gut Botenlohn.“

Der Köhler glotzte ihn an: „Warum iſt der Herr denn nicht geblieben, wo er war?“

„Weil ich dahin will, wohin ich muß.“

„Wohin muß Er denn?“

„Nach dem Oderkrug.“

Der Köhler ſchüttelte den Kopf: „Dahin kommt Er nicht.“

„Warum nicht?“

„Iſt kein Nachtquartier mehr da.“

„Gleichviel, die iſt doch da, die ich ſuche.“

Der Köhler ſtützte ſich wieder auf ſeine Stange, die ihm hier als Springſtock diente, aber ſie war auch eine Waffe in ſolchen Händen.

„So, ſo! Ja, wenn der Herr zu denen gehört, — freilich — aber Er kommt doch noch zeitig genug —“

„Weißt Du, wen ich ſuche?“

Der Köhler kraute ſich in den Kopf: „Müſſen die Nacht dort bleiben. Der Fährmann ſetzt ſie nicht mehr über die Oder. Das iſt's ja.“

„Wen?“

„I nu die. Der Herr iſt auch wohl von weit her?“

Da war alſo ein Mißverſtändniß, der Magiſter beeilte ſich ihm zu ſagen, wen er im Fährkruge ſuche, eine alte Frau, ein ſtumpfſinnig Geſchöpf, das vielleicht nur dort aus Gotteserbarmen geduldet würde.

Jetzt löste sich die schwere Zunge: „Da seid Ihr falsch, Herr. Ein Weib im Fährkrug! — Der Fährmann haßt das Weibsvolk, absonders die alten, die sind alle Hexen, sagt er. Da ist keine in Haus und Hof. Wenn eine betteln wollte, läßt er die Hunde los. Es traut sich auch keine mehr 'ran."

„Willst Du mich täuschen? — Weißt Du nichts von der alten Suse?"

Der Köhler sperrte den Mund auf: „Die alte Suse! Der Herr spaßt wohl. Was soll ich die nicht kennen. Meines Großvaters Schwester Kind. Ja, die wußte was! War Amme beim Freiherrn in Gusow. Als sie ganz gelähmt war, trug ich sie auf meinen Schultern nach dem Oderkrug. Ist ja von unsrer Sippschaft auch der Krüger. Und nachmalen trug ich sie auch auf meinen Schultern, und ganz allein, nach Freienwalde."

„Dort ist sie jetzt?"

„Wo sonst! Auf dem Kirchhof."

„Tot?"

„Seit einer Mandel Jahre und drüber."

Der Köhler konnte sich irren, Personen verwechseln. Skytte nannte den, von dem er seine Wissenschaft hatte und der ihn nach dem Oderkrug gewiesen.

Der Kohlenbrenners Gesicht war, wenn man's bei Tage sah, eins von denen, wo man geschworen hätte, er könne nicht lachen. Dennoch mußte so etwas um seine Muskeln zücken, denn seine Antwort klang halb wie Gelächter.

„Von dem habt Ihr's, vom Hindemüſt? Sage ich doch! Hat der noch einen gefunden, dem er Wind vormachen konnte!“

„Wind?“

„Tröſtet Euch, geſtrenger Herr. Iſt andern auch paſſirt. Unſereins glaubt ihm nichts mehr; nun muß er ſich ſchon an Fremde machen, wenn er einen mal erreicht. Sage ich doch, 's giebt Menſchen in der Welt, die alles glauben.“

Dem Magiſter entflog eine Verwünſchung von den Lippen; der Köhler aber bat ihn, nicht zu ſchwören und zu fluchen, es thue hier nicht gut.

So war alles das unwahr, was er begierig von den Lippen des Schäfers aufgeſchlürft! Die alte Suſe war nicht Zeugin geweſen, die Freifrau hatte nicht den Knaben an's Herz gedrückt, nicht ihn Nachts aus dem Bette geholt, nicht bei Gott und allen Heiligen betheuert, daß es ihr eheliches, leibliches Kind geweſen, ſie war nicht geſtorben, mit dem Schwur auf den Lippen, daß es Wahrheit ſei.

„Gnädigſter Herr! es mag ſchon mal wahr geweſen ſein,“ ſagte der Köhler, „denn was aus ſolcher Geſchöpfe Mund kommt, das iſt falſch und wahr, Gottes Wort und des Teufels. Aus ihnen kommt nichts, es ſchießt wie Wind und Waſſer durch eine Gurgel rein und zur andern raus; nur allzeit zur Unzeit. Sie haben keinen Verſtand.“

„Wer hat keinen Verſtand?“ rief der Magiſter ſelbſt an ſeinem verzweifelnd.

„Nu eben ſolch Volk, geſtrenger Herr, wo man nicht weiß, wo's her iſt. Der Hindemüſt iſt ja ein Wechſelbalg. Seiner Mutter ward er in's Bett gelegt, als ſie auf die Heumahd ging. Wie eine Padde ſah er aus, das Maul roth und Lippen! Und puſtete und jaypſte. Alle klugen Leute im Dorf ſahen's auf den erſten Blick: da iſt nichts mit zu thun. Einen Stein um den Hals, in's Waſſer mit ihm! Ja du lieber Gott, die Vornehmen und Reichen können das, aber unſereins, wenn er durchkommen will, braucht Kinder, die man in's Feld ſchickt. Stoppeln leſen und Reiſig raffen kann jedes, ob's ein Chriſtenkind iſt, oder vom Teufel abſtel. Und die Großmutter, die alte Suſe, als die zukam, ſagte: was da viel Gakkeln wäre; ſie wiſſe von vornehmen Häuſern, wo die Wechſelbälge wie Prinzen erzogen würden, und wären nicht beſſer wie gemeine Wechſelbälge, kniffen und pfiffen, und blieben unartig und tückiſch ihr Lebelang, aber die vornehmen Herrſchaften drücken ein Auge zu, von wegen des Anſtandes, wie ſie's nennen; und werden aufgepäppelt ganz wie Chriſtenkinder, lernen was fein iſt und reputirlich, wenn ſie auch alles nur nachmachen thun, wie die Affen, und werden ordentlich verheirathet, und zeugen chriſtliche Kinder. Auf ihren Grabſtein wird's dann auch nicht geſchrieben, wo ſie her ſind. Kurzum da blieb er am Leben, ich meine der Hindemüſt. Aber wo kann unſereins ſolche Kinder lernen laſſen was fein iſt und reputirlich! Sie machten, daß ſie ihn aus dem Hauſe kriegten, denn er war ein Tückebold,

und wo er konnte, ſpielte er einen Schabernack. Bei den Schafen iſt er ſchon gut, aber den Weg weiſen kann er nicht, und dem folgen! Ich lieber dem Irrwiſch! Kehrt nur um, geſtrenger Herr, der Kobold hat Euch in die Irre geſchickt."

Das erkannte nun wohl Herr Skytte ſelbſt, denn der Köhler war kein Irrwiſch und kein Wechſelbalg. Der Ton der Sprache verräth das Herz, auch wenn man das Geſicht nicht ſieht. Aber es zog ihn, er wußte nicht was, nach dem Ziele, das er ſich einmal geſteckt. Wenn die alte Suſe todt war, ſchwebte doch vielleicht etwas von ihrer Wiſſenſchaft um das Loch, wo ſie geſtorben. Er konnte von ihr träumen! Was war ſein Treiben denn jetzt anderes, als das Nachjagen einem Traume. — Er wollte nicht zurück.

„Er kann auch nicht mehr zurück!" ſagte plötzlich der Kohlenbrenner, der, die Hand vor'm Auge, die glitzernden Waſſerſtreifen in der Ferne beobachtet hatte. „Die alte Oder iſt da ſchon durchgeſickert; ſeht, wo Er auf dem Gaule noch trabte, ſpielt es über die Bülten. Nicht zehn Minuten und 's iſt ein Riß, tiefer wie ein Feſtungsgraben."

Der Köhler hatte ſchnell das Roß am Zügel und führte es mit einer Wendung um den Stein: „Er muß nun ſchon die Füße ein bischen netzen, Herr, wenn Er nicht auf dem Steine nächtigen will. Raſch, raſch, keinen Augenblick!"

Er ſah den Menſchen nicht mehr, der mit Meilenſtiefeln vor ihm ſein Pferd fortzog. Er hörte, er ſah nur die blitzenden Waſſertropfen, welche die Hufen in die Luft

Ich sollte ihm aushelfen, sagten seine Blicke und Fingerspitzen. Ich wurde roth, Bull stierte mich an, — aber ich wußte die Stelle nicht auswendig. Der junge Franzose machte eine höfliche Wendung und äußerte, auch Göthe habe allerdings sehr schöne Stellen:

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dicht belaubten Haines,
Wie in der Göttin stilles Heiligthum,
Tret ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum ersten Mal beträte.
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher . .

Er sah mich zum zweiten Male an, ich wurde zum zweiten Male roth.

Bis hierher weiß ich es auch auswendig . . . Bull lachte, selbst der höfliche Bordeauxer lächelte, was mehr sagen wollte, als Bulls volles Lachen. Ich schämte mich bis in die Seele, und an dieser Scham müssen alle meine Landsleute mittragen. Ist es keine Schande, wenn ein Bordeauxer Handlungsdiener die schönen Stellen der Heroen unserer Literatur auswendig weiß und unter hundert gebildeten Deutschen kaum Einer ihnen gleiche Aufmerksamkeit erweis't. Selbst Bull fing an aus Shakespeare zu deklamiren. Wäre es nicht an der Zeit,

ſchlugen, er mußte ſelbſt immer tiefer in das helle Waſſer treten. Der Köhler konnte mit ſeinem Pferde in die Nacht verſchwinden, er hätte das Nachſehen gehabt; der Mann konnte ihn nach einer Grube leiten, in die er ſtürzen mußte, um rettungslos unterzugehen, ſpurlos zu verſchwinden. Niemand hätte nach ihm gefragt, nie wäre ſeine Leiche wieder zum Vorſchein gekommen.

Jetzt endlich gewann er feſten Boden, der Huf des Pferdes ſchlug auf klingende Steine, und auch der Kohlenbrenner hielt hier an, Thier und Menſch mußten Athem ſchöpfen: „Das war ein alter Damm hier, aus der Heidenzeit oder weiß Gott ſeit wann, wandte er ſich zum Magiſter. Er iſt verwachſen und ſie brauchen ihn nicht mehr, aber er führt den Herrn nach dem Oderkrug. So lang die Steine unter Ihm klingen, kann Er nicht irren."

Zu Skytte's Befremden ſchien der Mann hier ſeinen Führerdienſt ſchließen zu wollen. Er ſetzte die Stange wie früher in eine der Lachen, und deutete nach der Richtung, die er einſchlagen wollte: „Mit dem Springſtock komm ich ſchon rüber, auch wenn die Oder noch mehr ſtiege." Skytte ließ den Beutel klingen mit der Frage, ob er nicht beſſer thäte im Oderkrug zu nächtigen? Der Kohlenbrenner ſchüttelte den Kopf: „Muß der Herr abſolut dahin?"

„Du haſt mir ſelbſt die Möglichkeit abgeſprochen, anders wohin durch Nacht und Wüſte zu kommen."

„Da hat Er ſchon recht, aber beim Fährmann iſt's nie richtig; will ihm nichts nachreden, denn er

iſt von meiner Sippſchaft. Hundebös und biſſig, aber ſonſt ein rechtſchaffener Kerl; doch weiß der Himmel, wenn ich da nächtige, geſchieht was, und ſollt's vom Himmel fallen. Es iſt wohl das alte verfluchte Gemäuer; das beckt. Und mit den Polacken ſteckt er unter einer Decke. Das laß ich mir nicht ausreden; ich hab's ihm auch geſagt. Aber wie ſie auch fluchten, heut ſetzt er ſie nicht mehr rüber; er läßt ſich lieber prügeln. Die Kerle ſehn mir auch danach aus. Nun Gott befohlen, Herr. Todtſchlagen thut er keinen, der bei ihm einkehrt. Das ſind ſchlechte Nachreden, die er nicht verdient. Nur dem Einen, der rebelliſch ward in der Fähre, hat er mit dem Ruder eins verſetzt, daß er über fiel. Da hat auch kein Hahn nach gekräht. War nur einer, aus dem man nicht viel macht. An reputirliche Leute mit goldnen Ketten wie der Herr, wird er ſich nicht vergreifen. Aber im Stall liegen, auf mehr verſpitze der Herr ſich nicht. Die Polacken mit dem Weibsbild liegen in den Kammern."

Skytte erfuhr auf ſeine Frage nicht mehr, als daß drei Polen mit einer Frau heut Abend im Kruge angekommen, um über die Oder zu ſetzen, was der Krüger, des Sturmes wegen verweigert. Mit der Frau ſcheine es nicht richtig, ſie munkelten es wäre eine Irre, und ſie habe gebundene Hände unter dem Pelz. Der Kohlenbrenner aber meinte, es ſei mit Allen nicht richtig, das ſeien Geſichter, die nach Mord und Todtſchlag, wo nicht gar nach dem Galgen röchen. Der Ritter thue gut, wenn er ihnen aus dem Wege ginge.

Elftes Kapitel.

Im Oderkruge.

An den Nachtritt werd' ich zeitlebens denken! dachte Herr Skytte, als er im Stall neben seinem Pferde niedergesunken war; aber schon im nächsten Augenblick dachte er nicht einmal daran, den Sattel, den er sich zum Kissen zurecht legen wollen, unter den Kopf zu schieben, er war eingeschlafen, wo der Kopf hinsank, und davon kamen wohl seine schweren Träume.

In der Nacht hatte aber kaum einer im Oderkrug Zeit zum Denken. Der Sturm hatte die schweren Thorflügel aufgerissen, und einige Sekunden durchfürchteten sie, daß er auch den Thurm, der aus dem alten Gemäuer spitz in die Lüfte sich erhebt, umwerfen könne. Die Ziegelsteine von seinen bröcklichten Zinnen flogen durch den Hof und prasselten wie Kartätschen auf die Dächer. Wenn vorhin geflucht worden, daß der Ferge die Gäste nicht noch über die Oder setzen wollen, so war es nun mäuschenstill geworden. Er lag im Schweiß seines Angesichts mit seinen Knechten am Strande, um auf den Knieen, und mit den Zähnen,

könnte man ſagen, die Boote aufs Ufer zu ziehen, und die Wellen ſprützten und ſchlugen doch über die Köpfe.

Da war's nicht zu verwundern, daß vorhin Herr Skytte wie vom Winde getragen im offnen Hofe ſtand und kein Stallknecht erſchien ihm den Steigbügel zu halten. Es hatte ihn auch Niemand geſehen, als er ſein Roß in den Stall zog, wo im Winkel noch Platz war. Ein Glück, daß die Raufe voll Heu ſteckte und die andern Thiere im Hafer wühlten, ſonſt hätte ſein Falber die Nacht durch hungern können, denn Herr Skytte ſank da nieder zum Schlaf, wo er hingefallen war.

Seine Träume waren denn auch ein Alp, wie er zwiſchen feuchten Mauern alter Geſpenſterhäuſer ſich auf die Schläfer lagert. Wie oft huſchte die alte Suſe vorüber, aber wenn er ſie am Rock faſſen wollte, war es ein Irrwiſch oder eine Maus, die über ſeinen Leib raſchelte, um im Stroh zu verſchwinden. Der Sturm orgelte dazu. Jetzt wurden's ſanftere Melodieen, Orpheus ſpielte die Aeolsharfe, die alte Suſe verlor ihre Lumpenröcke und das äginetiſche Kleid ſchmiegte ſich kleidſam um ihre Glieder. Weiße immer glänzendere Geſtalten, mit Kränzen im Haar, leuchten aus den Winkeln, aus dem Stroh, im antiken Chor. Anfangs ſchienen ſie noch in mänadiſchen Schwingungen ſich zu drehen, dann kam immer mehr Rhythmus, Maß und Ruhe in ihre Bewegungen; er war wieder mitten im claſſiſchen Alterthum. Warum aber führten die Pierinnen ihren Reigen um den häßlichen Holz-

block! Es war das Götzenbild des Triglaff, daß er als Bibliothekar jüngſt vom Kurfürſten zur Aufbewahrung erhalten, und er hatte in ſeinem claſſiſchen Sinn dagegen remonſtrirt, daß man ſolchen falſchen Göttern die Ehre ſchenke in Muſeen zu ſtehen, worauf der Kurfürſt lächelnd erwiederte: ob er denn ſeine Griechengötter für die wahren halte?

Aber auch der hölzerne Triglaff entkleidete ſich allmälig unter dem Zauber der rhythmiſchen Klänge; es ward eine ſchöne helleniſche Göttin, nur noch mit verſchleiertem Haupt, daß man nicht ſehen konnte, ob ſie Athene war, oder Venus Urania. Sie ſprach zum Schläfer mit heller Stimme: „Was kümmerſt du dich, daß du mal in einen Sumpf gerathen biſt! Manchem, der beſſer iſt wie du, begegnet es, daß er, wenn's dunkel wird, den Weg verliert. Wenn das Licht in dir nur nicht ausgegangen iſt, wirſt du ſchon wieder herausfinden. Larven, Geſpenſter, Kobolde und all der dumme Spuk, was uns zuweilen erſchrickt und den Kopf verwirrt, daß wir meinen, nun wäre es mit der Vernunft aus, und die Welt verſumpfte wieder zu dem Chaos, und der Sonnengott müßte von dem Geſtank und Dunſt blind werden, es dient am Ende doch nur dazu, daß wir das Licht in uns heller anblaſen. Die Schönheit, die wir im Hellas gefunden, kann nicht wieder untergehen, und alles Häßliche, was in der Welt aufkommt, dient nur dazu, daß wir ſie immer reiner ſchauen werden. Und was iſt die Schönheit anders als das Kleid des Guten, des Vollkommenen,

des Göttlichen! Der Qualm und die Finſterniß, mit der die Böſen und Dummen es anſchwärzen, weil ihr Auge den Glanz des Lichts, wie es von Gott kommt, nicht erträgt, halten nicht lange aus. Die Menſchenkinder können verirren, wenn ſie einmal die Richtung verloren haben, und von falſchen Zeichen ſich täuſchen laſſen, das Licht, das Gott an den Himmel geſteckt, Phöbus Apollon geht unwandelbar."

Die Stimme kam ihm bekannt vor; aber als jetzt der Schleier fiel, und er der Göttin ins Geſicht ſehen wollte, war alles dunkel geworden und verſchwunden. Er ſchlief wieder ein, ruhiger als vorhin, aber Dorotheens Geſicht gaukelte ihm vor den inneren Augen; bald war es wie da, als ſie aus dem Backofen kroch, bald ſo ſchelmiſch wie in den Lehrſtunden, wenn ſie ihn närrte, bald erſchien ſie tief betrübt, und er glaubte ſie weinen zu hören.

Er wachte auf, weil ſie ſo heftig weinte. Aber nun weinte ſie nicht, ſondern es waren zwei Stimmen, die dicht neben ihm polniſch ſprachen. Er verſtand ſie ziemlich, denn er hatte in Berlin die ſlaviſchen Sprachen ſtudirt, um zu erfahren, wie auch dieſe Entartung der reinen lateiniſchen im Volksmunde ſich ausnehme. Ueberdem miſchten ſie zuweilen franzöſiſche Floskeln in die Unterhaltung, die übrigens nicht ſeinetwillen in den fremden Zungen geführt ward, denn die beiden konnten ihn in der Dunkelheit nicht ſehen; ſondern es mußten wohl im Stall oder Hofe andere

vom Hauſe geſchäftig ſein, vor denen man den Inhalt des Geſprächs verbergen wollte.

Der Eine ſchien in einem aufgeregten Zuſtande, denn er ſtieß Flüche aus zwiſchen den Zähnen. Der Andere redete ihm zu, ſich zu mäßigen. „Gedulde Dich doch nur bis wir über die Gränze ſind; in Polen läßt Blut nicht den Geruch hinter ſich.“

„Ich will nicht länger mich gedulden! rief der Erſte. Von einem ſolchen Hunde ſich —“

Der Zweite fiel ein, daß er Recht habe; aber ein ſolcher Hundekerl, der ſich erdreiſte gegen den Willen ſeines Herrn zu rebelliren, verdiene nicht, daß ein Edelmann ſeine Hand auf ihn lege, ein Fußtritt ihm in die Gurgel ſei noch zu gut, wo gutes Recht iſt. „Aber wir ſind noch im Brandenburgiſchen, ſetzte er hinzu, wo der von gutem Recht nichts wiſſen will, und die verfluchte Juſtiz läßt er wie Koppelhunde los. Da iſt vor ihm kein Unterſchied. Du weißt, noch neulich hat er aufgeſchworen: wer Blut vergießt, und wenns ein Graf und Prinz wäre, und gleichviel ob Duell oder Rencontre! Drüben, Mathias, am erſten Baume, ſo wahr ich bin, ſoll er hängen. Nicht Du, nicht ich, der erſte Jude, den wir treffen, ſoll ihn aufknüpfen.“

Der Andre hatte ſich beim Sattelzeug beſchäftigt, wobei man ſein Zähneknirſchen hörte: „Du ſelbſt ſollſt der Jude ſein, ſage ich Dir, der Jude, oder wir ſind geſchiedene Leute.“

„Daß Gott verhüte! Ich bin Dein.“

„Wenn wir auf der Mitte des Stroms ſind! —

Verſtehſt Du mich? — Ich thu was heimlich den Pferden an. Sie müſſen rappelköpfiſch werden, daß alle zu ſpringen. Wenn der Kerl, der wieder bei ihr ſitzen wird, vom Randſtück auch aufſpringt, giebſt Du ihm einen Stoß, unverſehens, daß er über Bord turkelt. Will er ſich an den Rand halten, dann auf die Hände mit dem Ruder; läßt er los, auf den Schädel bis er —"

„Auf die Hände, auf die Hände! wiederholte der Zweite raſch. Kein Todtſchlag!"

Der Erſte grinſte: „Memme!"

„Aber der Ferge und ſein Knecht?"

„Sehen nichts, was ich nicht will, daß ſie ſehen ſollen."

„'S iſt doch ein Menſchenleben! So ward Dein Oheim Haake verrathen, von ſeinem eignen Knecht, als er im Todesſchweiß lag. Sonſt wär's nimmer raus gekommen."

„Das war ein Edelmann, den Haake erſchlug. Weißt Du, wer der Kerl iſt, den ich gemiethet? Ein Hund, der drei Wochen crepirt im Waſſer lag, iſt nicht ſo ſchlecht. Den Hund rühr' ich nicht mit dem Fuß an, und der unterſteht ſich —"

„Wache zu ſtehen, wo ſein Herr ſagt er ſoll ſchlafen. 'S iſt ein alter Landsknecht, ſagteſt Du?"

„Einer, der unter Galgen und Rad nicht vorbei darf; ſie ſtrecken ihre Arme nach ihm aus, wie der Magnet nach dem Nagel. Er durfte hier zu Land gar nicht mehr ſich ſehen laſſen, denn er iſt Todes

verſtorben, mit einem Meineid auf den Lippen. Verſtehſt Du mich. Und ſein Geſicht iſt gezeichnet. Wo er anklopft, müſſen ſie ſchreien: halt den Dieb, der hat hier eingebrochen! Darum engagirt ich ihn, den Kerl, den keiner mehr haben will, nicht mal zum Banditen. Und dieſe Brut von Undankbarkeit —"

„Will der eisgraue Ziegenbart die Dirne denn auf ſein Part?"

„Lach mich nicht aus, es grauſelt mich vor ihm. Dort am erſten Morgen im Dickicht, als ich Dich fortſchickte um einen Trunk Waſſer zu holen, und ich hatte umher vigilirt, daß wir ſo ſicher wären wie der Hirſch, der vor uns in dem Neſt das Gras eingedrückt, da, als ich durch die Haſelſträucher mich zwängte —"

Sahſt Du, wie er ihr den Sack über die Ohren zog. Sie wachte auf und ſchrie?"

„Sie wachte nicht auf! Aber er ſchrie, es war ein Schrei, der ihm in der Kehle erſtickte. Wieder Sie! ſchrie er, und das Geſicht, wie er ſie anglotzte! Sank zurück auf die Knie und die Glieder ſchlotterten, als wär er vom Galgen gefallen. Ein Blick war's daß mir der Appetit verging."

„Und ſeitdem hält er Wache, wie die Henne über die Gücklein. Weißt Du aber, Mathis, wenn ihr Aug' einmal auf ihn fällt, ſchaudert ſie, und mehr als wenn ſie Dich ſieht. Dich blickt ſie an, wie ein Teckel, der's mit dem Bullenbeißer aufnehmen ſoll. Ihre Miene ſagt: Probirs mal; es kann doch anders kommen! Der Kerl aber, wie da in der franzöſiſchen

Komödie die Perſon, ich weiß nicht mehr, wie ſie heißt, zuſammenſchrickt, wenn ſie den Meduſenkopf ſieht. Und er macht doch ein ſo dumm fromm Geſicht, wenn er vor ihr kniet, als irgend ein Maleficant, dem ſie den Kopf abſchlagen wollen."

„Höll' und Teufel! ſtampfte der Erſte auf. Als ob der Kopf nicht voll genug wäre! Mit wem wir's zu thun haben, in die gelbe Oder mit ihm, daß ſie ihn runter gurgelt, ehe eine Krähe es ſieht."

„Wenn aber ſie — ich meine das Mädchen — Mathis, Pardon, Du haſt nicht Deine Courtoiſie gegen ſie gebraucht? Wußteſt doch ſonſt Frauen zu fangen, ganz andre als die, und ohne Säcke und Stricke. Was mußteſt Du ſie wie ein Kalb zu Markte ſchleppen?"

„Weil' — weil — es ſchwirrt was in der Luft, was wie Unglück klingt — weil ich desperat bin."

„Merkſt Du nicht, ſie iſts auch; ſtumm wie der Fiſch — die Fiſche lieben das Waſſer. — Wenn ſie ihm nachſpringt?"

„So ſpringſt Du ihr auch nach. Merks Dir, drum halt ſie feſt."

Den Begleiter überrieſelte es auch, als er dem Junker nach dem Ufer folgte. Bei ſich ſprach er: „Ich ſagt es ja, das ſind die Raben, die vor uns flogen!" Am Ufer legten ſie auch Hand an, das Fährboot in den noch immer unruhig wogenden Strom zu ziehen.

Herr Skytte war erwacht, aber wie man aus einem verworrenen Traume erwacht, wo die Bilder verſchwimmen, um in einem neuen Traume zu ver-

in unsern Schulen den Knaben neben dem Pensum aus Ovid und Horaz auch aus Schiller und Göthe zum Memoriren aufzugeben? Dadurch griffe man unserer klassischen Literatur mehr unter die Arme, als durch die Taschenausgaben, die nur rückwärts Leben wirken, vorwärts tödten.

Jeder Franzose kennt seinen Corneille, seinen Racine auswendig; dieses äußere Mittel dient, beim Einbruch der ästhetischen Revolution zur Stütze der alten klassischen Schule. Obgleich er Schiller und Göthe auswendig kannte, aus Mehreres von Shakspeares *hors d'oeuvres* gelesen, war der Bordeaurer doch ganz der letzteren zugethan und schüttelte den Kopf über das Bestreben der talentvollen jungen Männer in Paris, welche den Kern der romantischen Poesie auch in ihrem der üppigen Staude, wie sie jetzt bei uns vorschießt, ungünstigen Boden säen wollen. Aber die Klassiker sterben aus.

Doch Ihre Frauen, rief er, und sein Auge strahlte Feuer, sind die allerschönsten Geschöpfe, und wenn diese es übernehmen, uns Ihre Dichter vorzulesen, würden Voltaire, Racine und selbst der alte Corneille aus Artigkeit weichen. Solche schöne Lippen, solche milde große Augen, die blonden hohen Gestalten, die languissanten Mienen. Die

fallen, wo man klarer zu sehen glaubt, als mit aufgerissenen Augen und bei hellem Sonnenlicht. Es ist der nervöse Traumzustand, wo alles deutlicher, schärfer geschnitten und abgeprägt vor uns steht, als es in Wirklichkeit das schärfste Glas zu gliedern vermag. Die Mauern sinken vor uns, man sieht durch Berge und Felsen und bis auf den Grund des Meeres. — Es waren nur Balken, nur eine dünne Bretterschalung, welche den Stall, wo der Lateiner lag, von dem Gemache oben trennten. In der Nachtstille hätte er jedes Wort, jede Bewegung, jeden Seufzer hören können. In der Nacht hatte er geschlafen oder nur die Mäuse gehört und wenn eins der müden Pferde im Schlafe wieherte und aufschlug. — Jetzt riß es vor seinen Augen. Er hatte sie noch zugedrückt, er lag noch, den Kopf auf den Armen, die Lider fest geschlossen, wie er gelegen, als er ihr Gespräch belauscht, aber er sah durch die Decke. Dort lag sie — nicht ihr Geheimniß, nach dem zu forschen er ausgesandt war, — leibhaftig sie selbst, um deren Geburt er sich stritt. Auf einer Schütte Stroh, den Kopf im Arm, nachdenkend, so tief nachdenkend, als er das schalkhafte Mädchen nie gesehen, in dem Blicke lag die Frage: Leben oder Tod! Sie war eine Gefangene, geraubt, ein Opfer. Ob sie, auf die Diele stierend, auch traumte, daß einer, der sie retten konnte, unter ihr lag! — Nachher glaubte er, er habe noch jemand bei ihr gesehen. Der kauerte zu ihren Füßen, an der Thür, wie ein Rettenhund, zwischen Schlaf

und Wachen. Auf dem Schooß vor ihm sein Pallasch, und er hatte die Hand am Griffe; seine Augen schielten, denn umschichtig sah er nach der Gefangenen, wo er doch nie das Auge ganz aufzuthun wagte, und nach der Thür. Er bewachte die Luft, die an dem schlecht schließenden Flügel hämmerte.

Und mit einemmale waren die Sommerfäden von Gedanken und Bildern vor dem Schläfer unten zum ineinandergreifenden Gewebe geworden. Er strich den letzten Schlaf von der Stirn, er sah, er wußte alles. Aufspringend hatte er den Degen gefaßt, hatte gerufen: Gott sei mit mir! und war die Treppe, die vom Stall nach oben führte, hinauf. Als er die Thür aufdrückte, war zwar der alte Knecht, der an der Thür kauerte, noch rascher als er vom Boden auf, und sein breites Schwert blitzte dem Eindringenden entgegen. Solcher alte Mordknecht weiß seinen Gegner zu fassen und den Todesstoß zu versetzen, noch ehe er pariren kann. Aber ein Schrei durch die Luft machte seine Klinge sinken. Es war kein Schrei der Angst, es war einer der Freude, einer solchen Freude, wie wenn das Herz nach unaussprechlicher Bangigkeit in Tönen losbricht, die keine Worte finden. Von ihrem Lager war Dorothe aufgesprungen und, geschnellt wie ein Ball, der, wenn er die Erde nur berührt, wieder in die Luft steigt. So war sie an seine Brust gestürzt, und hatte geweint, zitternd gelacht, gewimmert oder wie man die Bewegungen der Brust nennen will, die keinen Ausdruck haben für das Gefühlte. Dann hatte

ſie ihn losgelaſſen und angeſchaut, ob es Wahrheit ſei und kein Traum: „O Du mein Retter! Ja, Du biſt es, ich habe es wohl gewußt!“ hatte ſie wieder gerufen, und war ihm wieder um den Hals gefallen, und an ſeinen Lippen flüſterte ſie: „Du wirſt mich nicht verlaſſen, nie, nimmer! O nun iſt mir wohl. — Fort, fort, ſie kommen!“

Was darauf ferner ſich ereignet, iſt ſo wenig mit Beſtimmtheit ermittelt, als das, was ſich vorhin in dem kurfürſtlichen Jagdſchloß zugetragen hat. Der alte Oderkrug ſteht heute nicht mehr. Es war eine ehedem ſehr lebhafte Fähre, und darum eine Art befeſtigten Schloſſes, das aber ſchon zur Zeit, wo unſre Geſchichte ſpielt, in Verfall gerathen; denn die neue Fähre und der neue Oderkrug ſtehen weiter aufwärts des Stromes. Von dem frühern ragt kaum noch einiges Gemäuer aus dem Rohr und Wieſewachs vor, weil ſie Steine und Schutt zu den Oderdämmen verbraucht haben. Das Schilf aber ſpricht nicht von dem, was hier geſchehen.

Der Fährmann und ſeine Leute waren die Hauptzeugen in der Unterſuchung, die darauf ſtattfand, aber die Akten ſind längſt verbrannt oder ſonſt abhanden gekommen. Auch muß man nicht alles, was er ausſagte, auf die Goldwage legen, denn er ſtand in Verdacht, daß er's mit der einen Partei gehalten.

Als der Oderkrüger und ſeine Leute die Fähre wieder in's Waſſer gezogen und fertig gemacht, entſtand im Gehöft ein entſetzlicher Lärm, daß ſie zurück-

eilten. Daß noch ein Fremder über Nacht eingekehrt war, wußten ſie nicht; an dem Wortwechſel merkten ſie aber, daß die polniſchen Herren, die geſtern Abend gekommen, mit noch Jemand in Streit gerathen waren. Ein Wortwechſel war's kaum zu nennen, denn die Worte, welche man hörte, waren nur Schimpfworte, wie man Räuber und Friedensbrecher traktirt. Sie ſtampften mit den geſpornten Füßen auf die morſchen Dielen, und Degen klirrten, wie wenn Fechter ſich mit den Gefäßen gefaßt haben, aber ehe es losgeht, blicken ſie ſich noch grimmig in's Geſicht, und ſchleudern ſich Verwünſchungen zu. Das Frauenzimmer — ob's ein Fräulein oder Frau, hatte ihm keiner verrathen — die geſtern ſo ſtumm war wie ein Fiſch, es ſei aber eine Polin, hatte man ihm geſagt, die wirrſch im Kopf wäre — die hatte im erſten Lärm das Fenſter aufgeſtoßen und im beſten Deutſch hinausgeſchrieen: Mord! Räuber! Mörder! Rettung, um Gottes Willen! Rettung! — Darauf ward der Lärm noch ärger, denn als einer mit beiden Armen ſie zurückriß, mußte ein anderer mit dem in die Haare gerathen, und der vornehme Junker, welcher geſtern mit dem Frauenzimmer und den beiden angekommen, tobte und ſprühte, wie wenn ein altes Haus brennt, und die Flammen kniſtern aus Fenſtern und Thüren und die Schindeln fliegen durch die Luft.

Er, der Krüger, der nun nicht anders gedacht, als der vornehme Herr wäre von Räubern angefallen, oder ſolchen, die das Frauenzimmer ihm entreißen

wollten, sei nun auch hinaufgestürzt, da aber hätte es ihm entgegengedonnert, er solle sich nicht unterstehen, und das Maul halten, sonst sei er des Todes. Die Thür hatte man ihm vor der Nase zugeschlagen, und da, als es zum ärgsten zu kommen schien, hatte eine Stimme ganz deutlich gesagt: „Bin's bereit, Junker von der Polenz, wir beide allein."

Und darauf ward's still. Sie flüsterten, aber man verstand's nicht. Zwei stürzten kurz darauf nach dem großen Bodenraum und warfen die Thür hinter sich zu. Da ist dem Krüger bang geworden und er machte, daß er fortkam, um nicht zeugen zu müssen, denn ihm war bekannt, wie streng darüber die Herrschaft dachte, und daß es auf dem Bodenraum und in der Morgendämmerung halb dunkel war. Und ihm ward auch bang, als er das Frauenzimmer beten hörte, laut, mit entsetzlichem Schluchzen, aber man verstand die Worte kaum vor dem Zähneklappern.

Dann haben sie auf dem Bodenraum ein Stampfen gehört wie Wetterschläge, und ein Klirren der Degen, das wechselte von links nach rechts und von rechts nach links, und der Staub fiel aus den zitternden Dielen in Wolken, und dann einen Schrei, ein entsetzliches Aufschreien. Etwas Schweres stürzte zu Boden und wälzte sich, gräßliche Flüche ausstoßend, und zugleich pfiff es. Im nämlichen Augenblick aber fiel im Zimmer über dem Stall ein Pistolenschuß, und auch da stürzte einer zu Boden und ein Geschrei hub an, daß Schwächere als die Fährleute, sich die Ohren zugehalten hätten.

Als diese nun, und andere, die inzwischen hinzugekommen waren, hinaufstürzten, war es gräßlich, was sie erblickten. Der fremde Junker lag auf der Diele des Bodenraumes in seinem Blut sich wälzend. Er japste noch einmal auf, um dann hinzufallen. Der hinzugekommene Fremde aber stützte sich auf den bluttriefenden Degen. Im Gemach, wo das junge Frauenzimmer zum Fenster hinausgeschrieen, lag der alte Kriegsknecht, der gestern mit dem Junker eingeritten war, auf dem Boden; eine Kugel war ihm durch die Brust geschossen, aber er lebte noch, um zu sprechen, und schrie um Gottes Barmherzigkeit Willen nach einem Geistlichen, da er ein großer Sünder sei, und ehe er sterbe, noch vieles zu bekennen habe. Aber er bat um einen guten lutherischen Geistlichen.

Das schien die Anderen weniger zu rühren, ob er unter dem Trost und Zuspruch eines Pfarrers sterbe, als daß sie seines Mörders habhaft würden. Der war aber wohl kein anderer, als der andre Begleiter des erstochenen Herrn, der auch ein Edelmann sein mußte, nach seiner Art, und weil er auf dem Hut einen Federbusch trug. Er war ihnen entgegen gestürzt und hatte Hülfe! geschrieen; aber einem Mörder sieht man's auf der Stirn an, auch wenn er, in seiner Verwirrung, nicht das noch rauchende Pistol[illegible] der Hand gehalten hätte. Kaum daß er auf der [illegible]pe an ihnen vorüber gelaufen, stürzten sie ihm also nach. Aber er war nicht im Stall, wo sie ihn vermutheten, daß er sich auf sein Pferd werfen und davon sprengen

werde, und sie suchten ihn vergebens. Einige aber wollten ihn später in dem kleinen Fährkahn auf der Oder gesehen haben, wo der Strom ihn forttrieb, dessen er mit dem Ruder nicht Herr werden konnte. Weil man den Kahn nachdem im Schilfe gefunden, und umgeworfen, hat man vermuthet, daß er ertrunken ist; es ist wenigstens später nichts mehr von ihm zum Vorschein gekommen.

Das ungefähr waren die Wahrnehmungen des Fährmanns und seiner Leute. Auf die Kunde von dem Vorfall waren später noch viel andre hinzu geeilt, darunter auch Herren von der Commission, und der Amtmann, der über den Blutbann hier gesetzt war, welcher die Aussagen der Zeugen zu Protokoll aufnahm; und nach Berlin hat er dann etwa Folgendes berichtet:

„Daß der Junker von der Polenz das Kammerfräulein Ihro Durchlaucht der Kurfürstin, die von Schapelow, entführen wollen, um sie zu einer Heirath zu nöthigen, stehe aus vielem Ermittelten fest. Ob es aber mit oder ohne Zustimmung besagten Fräuleins geschehen, sei annoch in Frage, da das Fräulein, welche in seltsamer Verwirrung sich befunden, doch nicht sofort eingestehen könne, daß sie sich freiwillig entführen lassen, oder etwan, um dem etwaigen Umstande, daß sie davon gelaufen, vor ihrer gnädigen Frau, der Kurfürstin, einen andern Schein zu geben. Auch habe sie nicht um Hülfe geschrieen noch sich ungebärdig aufgeführt, als sie im Oderkrug

angekommen, vielmehr als eine, die ſich in alles ergebe, vom Pferde heben und in ihre Kammer führen laſſen, auch wie ruhig und gleichgültig zugehöret, als der von Polenz und ſein Socius in Betreff der Ueberfahrt über die Oder mit dem Krugwirth verhandelt. Daß demnächſt der kurfürſtliche Bibliothekar, Herr Magiſter Skytte, angeblich in der Abſicht, zu dem großen Prozeſſe eine Zeugin ausfindig zu machen, die aber ſchon ſeit zwanzig Jahren Todes verblichen, nach dem Oderkrug gekommen, ſtehe gleichfalls feſt, und in der Nacht, ohne ſeine Ankunft zu avertiren, eingekehrt ſei. Daß er nun erſt hier erfahren haben wolle von der Einkehr des theilweiſe ſeiner Obhut anempfohlenen Fräuleins und daß ſie gewaltſam entführt worden, dafür habe man zur Zeit nichts anderes als ſein Fürgeben, wiewohl ein derartiges ſonderbares Zuſammentreffen an das Miraculöſe ſtreife, und zwiſchen dem Skytte und der Schapelow ein Attachement und ein Verſtändniß nicht zu verkennen ſei, was denn auch darin ſich zeige, daß ſie beide in ihren Ausſagen faſt ganz übereinſtimmten. Wie hierauf der Skytte hindernd gegen den Entführer aufgetreten, und daß das Fräulein ihn dazu ſogar aufgefordert, ſei außer Zweifel. Wie ſolches zu Stande zu bringen und ob es nicht an dem Skytte geweſen, die Juſtiz und Obrigkeit zunächſt anzurufen, werde ſich in fernerer Unterſuchung ermitteln. Es ſtehe aber nach allen Zeugenausſagen und Eingeſtändniſſen feſt, daß Skytte es geweſen, angeblich um ein Maſſacre oder Schlägerei zu vermeiden,

welcher den Edelmann in unverblümten Worten zu einem Zweikampf herausgefordert, als welcher denn auch, ohne Zeugen, an einem dunkeln Ort stattgefunden, und, man wisse nicht wie, damit geendet, daß der von der Polenz, durch's Herz gestochen, ohne einen Laut von sich zu geben, jämmerlich auf der Diele verstorben. Wie nun der Knecht des von der Polenz gleichfalls, und zwar durch einen Pistolenschuß, dabei um's Leben gekommen, so constire zwar, daß der Schütze den Schuß nicht abgefeuert, noch daß er mit desselben Willen abgefeuert worden, sei aber sonst nichts darüber ermittelt, als die Angabe des Fräuleins, so doch für mancherlei Bedenken Platz lasse. Denn so wolle sie, daß dieser Knecht zwar von dem Polenz und seinem Socius gedungen worden, bei der gewaltsamen Entführung hülfreich zu sein, aber als er sie erkannt, habe selbiger, eingedenk früherer Verschuldungen wider sie, eher als ihr Diener und Freund, denn als ihr Peiniger und Gefangenwärter sich geführt, ja sei er der eigentliche Wächter ihrer Ehre gewesen, wesmaßen der von der Polenz und sein Socius schon vordem gegen ihn animirt und irritirt gewesen, und gewiß etwas Böses im Schilde geführt. Weshalb der Mensch, der ein großer Sünder, übrigens ein guter lutherischer Christ gewesen, und für den sie Gottes Gnade und Barmherzigkeit täglich anflehen wolle, des öfteren ihr im Geheimen zugeflüstert: So ich nur Euch, mein gnädig Fräulein, bewahre und rette, will ich gern drüber zu Schaden kommen. Was nun, als

der Polenz ad duellum mit dem Skytte abgegangen, zwiſchen ihm und dem Socius geflüſtert worden, wolle ſie nicht verrathen, und wie der Schuß gefallen, habe ſie nicht geſehen, wer ihn abgefeuert, noch ob er eigentlich ihr gegolten oder dem Knecht, ſo ſich Caſtricius genannt; wolle ſie aber darauf einen leiblichen Eid ablegen, daß es nur und allein auf Inſtigation ihres Entführers geſchehen, als welcher entweder den getreuen Knecht oder ſie aus teufliſcher Rachſucht mit ſich aus der Welt ſchaffen wollen. Und will ſie eben desgleichen erhärten, daß ſie von dem Socius des Junkers gar nichts gewußt noch wiſſe, als daß er ein Hafenfuß geweſen und nichts gethan, als was ſein Herr ihm geheißen, das Böſe aber lieber als das Gute." —

Warum mußte Dorothe, als der Amtmann die Stiege in eigner Perſon heraufgekommen, um ſie zu vernehmen, ihm kurz antworten: „Ihr ſeht ja, ich habe Wichtigeres vor." Dem Amtmann ſchien es nicht wichtiger, daß ſie mit ihren Tüchern dem Verwundeten einen neuen Verband machte, weil das Blut mit aller Macht aus dem ſterbenden Leibe hinaus wollte. Und der Mann wollte ſo gern noch beichten! Warum mußte auch, als nun der Amtmann unten am Schreibtiſch ſaß und alles fertig war zum Verhör, Herr Skytte, den er citiren ließ, ihm antworten laſſen: er müſſe erſt noch dem Sterbenden die Beichte abnehmen! — Da hatte der Amtmann die Feder heftig geſchnitzt und als ſie doch nicht ſchreiben wollte, ſie auf den Tiſch

Freundlichkeit spielt nicht bloß in den Locken und unter den Wimpern, sie kommt immer aus dem Herzen. Die Französinnen sind auch vortrefflich, aber nur wenn man zur Besuchzeit kommt; aber zu einer Deutschen kann man jedesmal ins Haus treten und sie ist immer liebenswürdig und voller Ordnung, die nicht so gemacht ist wie bei den Holländerinnen. Ich würde jede Ihrer jungen Damen heirathen, denn sie werden alle vortreffliche Frauen, und das eine einzige, was sehr unangenehm ist, hört auf, wenn man sie geheirathet hat. —

Ich war neugierig auf den Tadel, der über meine Landsmänninnen ausgehen sollte.

Man kann sich nicht mit ihnen unterhalten, denn wenn ich Artigkeiten mache, und eine halbe Stunde unbedeutende Galanterien sage: sie wäre das Juwel meines Herzens und dergleichen, welche die gesellschaftliche Rücksicht fordert, so denken sie gleich an's Heirathen, was doch nicht immer möglich ist, wenn man nicht Alle heirathen will. Sie haben alle zu viel Ernst und sollten darum auch mitunter zu uns kommen nach Frankreich, um Plaisanterie zu lernen, denn die Ehegeschäfte sind etwas ganz Anderes als die Galanterie oder bloße Höflichkeit.

geſtaucht und dabei gelächelt: Werde wohl mit einer andern, die feiner iſt, nach Berlin rapportiren müſſen.

Was der Landsknecht Caſtricius gebeichtet, wiſſen wir nicht. Es war wohl von alten Dingen, denn Dorothe hielt ſich die Schläfen und ſagte: „So hat Gott es gefügt, und wie ich Dir vergebe, wird auch er Dir gnädig ſein; denn was Du vor den langen Jahren ſchlimm gemacht, da hat er Dir ja ſchon Gnade gegeben, daß Du es wieder gut machen konnteſt.“

Da umzog etwas, wie Zufriedenheit, das eisgraue häßliche Geſicht, nur fiel noch ein ängſtlicher Blick auf Herrn Skytte, der ihn verſtand: „Das muß doch auch vom Herrn des Himmels ſo gefügt ſein,“ ſprach der, „daß er Dir in Deiner letzten Stunde einen Reformirten geſchickt, der mit Dir zu ihm gebetet hat.“

Ja es zückte etwas wie ein Lächeln über die Züge des Sterbenden, als er zuletzt mit matter Stimme ſprach: „Wenn Ihr einen ſeht, der Mathes Horeck heißt, der wollte durch gute Werke wieder ſelig werden, — ſagt ihm nur — der Herr im Himmel wird den alten Caſtricius wohl nicht als Ketzer fortſchicken, weil er — weil er auf die letzt auch noch — was Gutes gethan — es iſt ja — es iſt ja nur ein einzig Mal geſchehen!“

Der Körper des Landsknechts Caſtricius war ſchon verſcharrt, und der des Junker von der Polenz in Brettern eingeſargt, um, wenn's gefordert ward, in die Erbgruft ſeiner Familie gebracht zu werden, —

der letzte, um die Gruft hinter ihm zu schließen, — als Herr Skytte und Dorothe Sapiehow erst auf dem Wege nach der Hauptstadt waren. So lange hatte die Schreiberei und Untersuchung gedauert. Sie reisten aber nicht allein; ein ansehnlich Gefolge von Männern des Gesetzes und Bewaffneten begleiteten sie, unter denen denn auf dem langen Wege Unterhaltung über Vielerlei gepflogen wurde. — Was war nicht seitdem geschehen! — Die Anklage, die gleichsam das ganze Land gegen die Kurfürstin erhoben hatte! Hier im Rauschen der Kiefernwälder sprach man freier davon; die Meinungen erhitzten sich, aber die Erhitzten und die Kühlen kamen in einem überein: „Man wird das Eisen langsam schmieden, bis es wieder kalt ist, und wehe dem, der den letzten Schlag gethan; der Stahl kann ihm wohl an den Kopf springen." Dann schüttelten sie die Köpfe und schwiegen. „Wehe dem Lande," sagte einer, „dessen König ein Kind ist, heißt es in der Schrift, aber was ist's mit dem Lande, dessen König, als er ein Jüngling, ein Held war, und als er ein Mann, ein Weiser, und nun er ein Greis wird —". Er sprach es nicht aus, und die Anderen ließen die Blicke sinken. Dasselbe Gespräch hub aber immer wieder von neuem an: „Er läßt um sich geschehen, keine gute Stimme dringt mehr zu ihm durch; selbst seine Minister werden ungewiß. Sie sind nicht mehr seine Vertrauten, sie sind nicht einmal mehr die Werkzeuge seines Willens. Wie oft erfahren sie erst durch dritte, was mit den Gesandten und

anderen Höfen conferirt iſt, und ſie müſſen ſich fügen und lauſchen, was grade gilt und wohin es ſoll, um corrent zu bleiben. Iſt das ein Regiment!“ Keiner widerſprach; ſie ſchwiegen bis einer das Wort: „Marſchall Schomberg“ ausſprach. „Er iſt nun wahr und wahrhaftig in kurbrandenburgiſchen Dienſt genommen, als General en chef aller Truppen, als Geheimer Staats- und Kriegsrath, als Statthalter in Preußen, mit dreißig tauſend Thalern feſtem Gehalt, ohne das andre, mit dem Rang gleich nach den Prinzen von Geblüt, ein königlicher Pallaſt wird ihm erbaut, und ſeine Söhne werden Generale der Infanterie und Cavallerie und Gouverneure von Magdeburg und Gott weiß wo. Es fehlte nur noch, daß er die Schombergs zu ſeinen Succeſſoren erklärte, wenn es mit dem erlauchten Hauſe Hohenzollern zu Ende ginge.“ Das war faſt zu kühn geſprochen, auch hier im Rauſchen des Kieferwaldes. Sie verſtummten nicht vor dem Wort, ſondern vor dem Gedanken; nur einer murmelte: „Und wer begreift das, daß die Kurfürſtin ſelbſt darüber erſchreckt iſt; ſie hat es für eine Spielerei und nicht für möglich gehalten.“

Zwiſchen Herrn Skytte und Dorotheen mußte in dieſen Tagen vieles geſchehen ſein, was eben nur zwiſchen ihnen blieb. Ob die Anderen es ahnten? Wenn ſie auch von dem Platz, wo ſie geraſtet, miteinander ausritten, fand es ſich bald, daß die Beiden allein neben einander waren. Die Einen ritten weit vorauf, die Anderen folgten in weiter Entfernung.

Da, als ſie eine Höhe erreicht, wo der Weg im Walde eine Krümmung machte, hielt die Reiterin plötzlich inne, und es war wohl nur der Schluß eines langen Geſpräches, als ſie ſagte: „Was iſt mir der Hof, was die Gunſt der Mächtigen, ja — was iſt mir das Land! Eine ſchutzloſe Waiſe bin ich, die an dem vielen Schutz, den jeder mir aufdringt, zu Grunde geht, denn jeder ſchützt, trägt, hebt mich nur, ſo weit er mich zu ſeinen Zwecken brauchen kann. Du, mein Freund, allein haſt nur für mich gearbeitet und gehandelt, und nie dabei an Dich gedacht. Du haſt ein heiliges Recht auf mich und ich eine heilige Pflicht gegen Dich. Ein raſcher Entſchluß! Mich ſiehſt Du entſchloſſen. Dir droht Gefangenſchaft, ein langer Prozeß, Gott weiß was, wenn Du Feinde haſt, die des Kurfürſten Ohr beſitzen. Er iſt gut und edel, aber furchtbar in ſeinem Jähzorn und Eigenſinn. Merkſt Du's nicht an den Mienen unſerer Begleiter? Sie fürchten für Dich. Merkſt Du's nicht auch, daß ſie uns wohl wollen? Sie möchten Dir Gelegenheit laſſen, zu entſchlüpfen, ehe es ausgeſprochen wird, daß Du ein Gefangener biſt. Unſere Pferde tragen uns raſch; dort ſeitwärts führt die Straße nach Sachſen. Wir erreichen die Gränze, ehe ſie Anſtalt machen, uns zu verfolgen. Nach Sachſen oder wohin in der Welt es ſei, ich folge Dir und Deinem Schickſal. Sorge nicht, daß ich zu viel opfere, denn kann ich genug für den opfern, der ſich ſelbſt und ſeine ſchönſten Lebensplane für mich hingab,

der für mich ohne Beſinnen in den Tod ging, ja Dein Anſpruch iſt größer, durch den ich erſt ward, was ich bin. So bin ich Dein, Deine Leibeigene, und was ich ſonſt zurücklaſſe, iſt es werth, daß ich noch einmal mich danach umblicke? Eine zweifelhafte Erbſchaft, an der Fluch und Blut klebt, eine wetterwendiſche Gunſt, wo die Fahne vielleicht ſchon jetzt umgeſchlagen iſt, einen Ruf, der vielleicht ſchon verloren ging — es fiel ja das Wort dort am Tiſche, die „angeblich Entführte!“ Weißt Du, ob ſie in Berlin nicht ſchon daraus die „Entflohene, Flüchtige“ gemacht haben? Weißt Du, wie ſie mich am Hofe empfangen, wenn ich Ihnen nichts mehr nütze, der Zauber der Neuheit verſchwunden iſt? Zaudere nicht, Benedict Skytte. Ohne Deine Dazwiſchenkunft läge ich vielleicht im Schlamm der Oder, denn nichts war mir zu theuer, zu ſchwer, um aus den Krallen des wüſten Menſchen zu entkommen. Ich bin alſo auch darum wieder Dein Findling, oder der Schatz geworden, den Du aus den Wellen gehoben, Du haſt über mich zu verfügen oder zu beſtimmen, wohin es ſei, ich theile Dein Loos, das überall beſſer ſein wird als hier, wo man auch Dich und Dein Beſtes geopfert hat. Auch Du brauchſt nicht den Kopf zurückzuwenden, wo Du kein Vaterland gewannſt. Die Welt iſt Deines!“

Der Reiter ſah ſie ernſt freundlich an, und ſchüttelte wehmüthig den Kopf: „Was Du zurücklaſſen willſt, iſt mehr, als was irgend wer laſſen darf,

wenn er's retten kann — Deinen Ruf. Wenn ich's zuließe, wär ich ſchon darum nimmer Deiner werth. Und möchteſt Du Dich einem Manne hingeben, auf den der Fluch ruht, daß er dem Uebel auswich, dem er, es zu überwinden, entgegengehen konnte? Der Anklage wider mich will ich ſtehen; das iſt das Geringere, meinem Wahlſpruch getreu: **Non cedere malis sed audentiorem contra ire.** Dann iſt jetzt, theures Weib, meine Aufgabe eine doppelte, Dein Recht für Dich und mich zum Austrag zu bringen. Dein Recht, Dein guter Name, Deine Ehre, gehören nun auch mir, ſie müſſen ſonnenklar am Firmamente ſtehen. Ob Du das Recht dann aufheben, es verkürzen und verſchließen, ob Du es fortſchenken willſt, das iſt dann Deine Sache allein. Darum, Dorothe, nach Berlin!"

Zwölftes Kapitel.

Die Lauscherin.

Dorothe hatte ein richtiges Vorgefühl gehabt. Schon ehe sie die Thore Berlins erreicht, hatte der Herr von Winterfeld, der zu ihnen gestoßen, ihren Freund von dem, was ihm bevorstehe, in Kenntniß gesetzt: „Was Ihr gethan, werther Herr Skytte, würde jeder Cavalier an Eurer Stelle gethan haben. Aber die letzten Mandate erklären das Duell für ein Verbrechen, ja nach den Declarationen kann, was hier vorliegt, als Mord geachtet werden. Ihr habt keine Zeugen für das, was auf dem dunkeln Boden sich zutrug, nicht einmal für das, was kurz vorher und nachher geschehen; denn die Aussage des Fräuleins wird nach dem, wie es den Anschein hat, daß Ihr zu derselben steht, vor den Richtern nicht vollwichtig erscheinen. Ihr habt Euch zudem durch Euern Eifer für das Kammerfräulein Feinde gemacht, und die Freunde an einem Hofe drängen sich eben nicht vor, wenn sie hören, daß einer in Ungnade gefallen ist. Alles aber kommt dabei auf den Kurfürsten an, der

wie Euch bekannt, nach einigen letzten Vorfällen geſchworen hat, das heilloſe Duellweſen mit Stumpf und Stil auszurotten und keinen Duellanten in ſeinem Lande zu dulden. Ihr habt gehört, in welcher Laune er iſt! Der kranke Löwe zerreißt, was er auf ſeinem Schmerzenslager faßt. Ich ſage nicht, fürchtet Alles, aber ich ſage, bereitet Euch als ein Weiſer auf Alles vor."

Herr Skytte hatte, als ſie am Thore ſchieden, Dorotheen ſtumm die Hand gedrückt. Sie las aus ſeinem Blick, was er ihr nicht ſagen wollte, aber verrieth durch keinen Laut, durch keinen Blick ihre Bewegung. Nur ihr Auge ſprach: „Muth! ich habe auch Muth."

Und ſie bedurfte deſſen. Mit wie befangenen Geſichtern kam man ihr im Schloſſe entgegen, oder man ſuchte ihr auszuweichen. Noch hatte ja die Kurfürſtin ſich nicht ausgeſprochen, wie ſie die Sache angeſehn haben wolle. Sie hatte Dorotheen nicht vorgelaſſen, aber doch die Entſchuldigung zugefügt: ſie werde zu aufgeregt und müde ſein, weshalb ſie in Gnaden einſtweilen ihr den Dienſt erlaſſe. Nur der Landeshauptmann Alvensleben ſuchte ſie auf. Seine Miene, ſein Achſelzücken war kein Troſt: „Liebes Kind, wir leben alle hier in einer verwünſchten Zeit der Ungewißheit, und die iſt ſchlimmer, als wenn wir das Schlimmſte wüßten; dann weiß man doch, was man zu thun hat. Aber hier, niemand weiß, wo er dran iſt. Nicht die Gerichte, wie mit Dir, nicht Du, wie

Du mit der Kurfürſtin, nicht wir alle, wie es mit dem Kurfürſten ſteht und — der durchlauchtigſten Frau Kurfürſtin —"

„Deſſen iſt ſie nicht fähig!" hatte Dorothe in edler Entrüſtung zu dem Alvensleben ausgerufen, der die Achſeln zückte und fragte: was es hälfe, wenn das ganze Volk ſie dafür halte. Und als ſie ihn gefragt, ob auch er, ſtarrte er eine Weile vor ſich hin: „Ich halte dafür, mein Kind, daß was einmal vom Teufel auf die Welt geſetzt iſt, ausleben muß. Eine Feuersbrunſt, eine Peſt, auch ſo ein neumodiſcher Gedanke, der die Welt umkehren ſoll, die müſſen alle austoben wie ein Sturmwind; es iſt mal nicht anders. Iſt doch Dein Prozeß auch ein ſolcher Kobold! — Sie will ihren Sohn zur Succeſſion bringen. Das iſt ein Brand in der Bruſt, da kannſt Du noch ſo viel Eimer draufgießen — und der Teufel iſt der beſte Pionier. Wer geht ihm nach auf allen ſeine Schlangenwegen!"

Dorothe erblaßte; ſie dachte, daß ſie ja ſelbſt mit einem Fuß ſchon auf dieſen Schlangenwegen gegangen.

„Unſer durchlauchtigſter Herr, daß Gott erbarm! — Er ſieht nicht weiter als bis zur Medicinflaſche, die auf dem Tiſche ſteht, kennt ſeine beſten Freunde nicht, nennt ſeine bewährten alten Aerzte ſeine Peiniger, es fehlt nicht viel, ſo ſchickt er ſie mit Fußtritten fort — er hört nur auf den Spanier, den ihm der Kunkel, der alte Eſel, zuführen mußte, als ob wir nicht Quackſalber genug im Lande hätten. Weiß wer,

wie er mit ſeinen Tränken des Fürſten Blut erhitzt! — Weiß einer, was draußen in der Welt braut, und wir brauen und brennen unverſehens mit. Wenn alles kunterbunt, kopfüber, kopfunter, dann —"

Der Alvensleben war aufgeſprungen, er hatte wieder einmal die Galle überfließen laſſen, und fühlte, daß es am unrechten Orte war. Gutmüthig legte er die Hand auf ihre Schultern: „Mein liebes Fräulein, was mir da entfahren, Du haſt es nicht verſtanden, aber vergiß es. Meinen Rath neulich haſt Du nicht angenommen. Was ich Dir nun rathen ſoll, weiß ich nicht. Auf Deinen Prozeß kannſt Du Dich nicht mehr ſtützen; er iſt wie ein altes Brettergerüſt. Wenn die, welche die Seile hielten, ihre Hand fortziehen, ſtürzt es zuſammen. Der Boden hier unter Dir iſt faul, die Hofluft taugt nicht mehr für Dich. Wie blaß Deine Wangen wurden; noch vor kurzem wie Maienroſen! Sieh Dich vor! Am beſten, mach daß Du fortkommſt; ich möchte ſagen, entfliehe je ſchneller ſo beſſer. Du wirſt ſchon auf dem Lande bei ehrlichen Leuten ein Unterkommen finden. Dort warte ab, was Deine Freunde für Dich losmachen. Vielleicht läßt ſich der alte Derfflinger jetzt auf einen Vergleich ein —"

„Aber" — ſie ſtockte — „mein Lehrer —"

„Du armes Mädchen," ſagte er, ſie mitleidig anblickend. „Den gieb auf. Noch ehegeſtern hat er gedroht, der erſte, der wieder gegen ſein Mandat ſündigt, und wär' er von fürſtlichem Blut, ſoll dran glauben,

In der That ist die Heirath in Frankreich nur ein Handelsgeschäft, wo ein Calculator Amors Rolle vertritt. Darum ist es auch sittlich ganz angemessen, daß die Ehe vor dem Protokoll des Maire abgeschlossen wird, und die Trauung nur ein Allotrium bleibt.

Lionel Bull donnerte einige *Goddam's*: In England ist es anders.

23.

Die Englische Lady.

Montpellier ist eine Stadt mit vielen Fremden, vielen Kranken und vielen berühmten Aerzten. Die Gegend könnte anmuthig sein, raubten nicht Staub und Gluth ihr Reiz und Frische. Die Bäume mit ihrem dürftigen Laube und weißen Kleide gleichen großen alten Besen, die sie umgekehrt vor den Häusern aufgestellt haben, daß ein Regen sie abwasche.

Ich stäubte mich ab, und stürmte durch die bleichen, siechen Gesichter, welche den Gesunden verwundert anblickten, der Höhe vor der Stadt zu, um an einem anderen ewig frischen Gesichte

daß er noch Herr und höchster Richter ist. — Er kann nun nicht anders."

In Dorothe war es entschieden; mochten ihre Wangen auch noch blasser werden, der Boden unter ihr sinken, mochte eine noch so freundliche Hand sich ihr entgegen strecken, um sie aufzunehmen, sie wollte nicht fliehen. Sie war ja noch keine Gefangene, noch nicht bewacht, sie wollte zur Kurfürstin dringen, nicht sich zu rechtfertigen, sie wollte — da stockte wieder ihr Wille; hochroth schoß das Blut bis zur Stirn. Sollte sie sich ihr wieder zu Füßen werfen, erklären, daß sie jetzt zu allem bereit sei, was die Fürstin fordere, reuevoll um Verzeihung bitten, daß sie damals gezaudert! Nein! — In den ernsten, fürchterlichen Stunden und Tagen hatte sie ja vor dem Beichtvater in ihr bekannt, daß sie das als Strafe verdient, was Gott über sie verhängt, weil sie zu einem sündhaften, betrügerischen Schritt sich zwingen lassen. Stumm, mit wundgerungenen Händen hatte sie den Vater im Himmel wieder um ein Wunder gebeten, nur dies eine Mal noch. Und der Herr hatte dies Wunder geschickt. Als Cherub stand über ihr der zweimal vordem ihr Mörder gewesen, und der, dem sie ihr neues Leben verdankte, erschien als stolzer, blutiger Retter ihrer Ehre. Nein, das was zu tief in Blut und Stirn geprägt. Jetzt galt es vor Gott und Menschen wahr zu sein. Aber es mußte ja Mittel geben, auch ohne Lüge und Schmeichelei! und — da schoß es wieder roth in die Stirn. — Wußte sie nicht

ſo vieles, was die Kurfürſtin geheim halten mußte! Konnte, durfte ſie nicht mit dieſer Wiſſenſchaft drohen, wo es einen löblichen Zweck, die Erhaltung, Rettung eines edlen, unſchuldigen Mannes galt? Ueber den Augen blieb es roth, aber der Wille ſtockte nicht, ihr Auge leuchtete unter der gewölbten Stirn — ſie durfte es. Und Gott, hoffte ſie, werde ihr zur rechten Stunde die Zunge löſen.

Aber die Kurfürſtin ließ ſie nicht vor. Auf die dringende Bitte erfolgte die abſchlägliche Antwort „wegen dringender Geſchäfte.“ Wie oft hatte ſie ſelbſt dieſelbe Antwort dem dienſtthuenden Kammerherrn überbringen müſſen, wenn die Fürſtin gelangweilt vom müßigen Spiel ihrer Gedanken, ihren Fächer zerpflückte und lächelnd zu ihr ſagte: „Dorothe, ſinne was Spaßiges aus, mir die Zeit zu vertreiben!“ — Dorothe war in einer entſchloſſenen Laune, wie ſie ſich ſelbſt nicht kannte. Sie wollte, ſie mußte zur Fürſtin dringen, ſie wollte — ihr die Zeit vertreiben, mit einer Erinnerung. Sie fühlte eine Fiebergluth. Grade deren bedurfte es, um, was ſie wollte, auszuführen.

Seit der Krankheit ihres Gemahls bewohnte die Kurfürſtin das Zimmer, in welchem Dorothe zum erſten Male dem Kurfürſten — erſchienen war, das verhängnißvolle Zimmer, in welchem er den Vertrag von St. Germain unterzeichnet, oder, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, ſein Todesurtheil unterſchrieben hatte. Sie wollte heut der Fürſtin — erſcheinen. Erſcheinen!

weil ſie wußte, was eine Erſcheinung wirken kann. Das war wohl das Fieber, das ſchon durch ihre Adern rollte.

Niemand hatte ſie auf dem ihr wohlbekannten, geheimen Wege geſehen, niemand auf den weichen Teppichen den Tritt ihres Fußes gehört, und ſie ſtand an der kleinen Tapetenthür. Aber die Kurfürſtin war nicht allein. Es war eine Stimme, die ſie wohl einmal in der Ferne gehört, aber wie kam die hierher? — Er war es. Ihr Feind, den ſie nie geſehen. — Der Feldmarſchall! Derfflinger und die Kurfürſtin, und in lebhaftem Geſpräch! Es ward faſt im ſcherzenden Tone geführt, die Fürſtin lachte zuweilen auf, er gab ſich Mühe galant und heiter zu ſprechen. Und ſo ſprachen ſie von ernſten Dingen! — Die Audienz ging zu Ende, die Stühle rückten und des alten Kriegers Tritte näherten ſich der Ausgangsthür, aber die gütige Hausfrau folgte dem alten Krieger. Es war noch derſelbe halb ſcherzende Ton, in dem ſie ſprach:

„Grade das erwarte ich von Euch. Ihr könnt nichts Anderes ſein als der treue Diener Eures Herrn. Wenn die Commiſſion meine Taſchen voll Gift findet, ſo führt Ihr mich nach Spandau oder Küſtrin, wohin mein Gemahl commandirt. Ihr ſetztet Euch auch wohl, wenn's ſo ſein muß, mir gegenüber in die Caroſſe, auf die Gefahr hin, daß ich Euch eine Hand voll Pulver in's Geſicht ſtreue. Und hätte mein Herr in ſeinem Teſtament verordnet, — nein, er könnte das nicht, — doch wenn der Kleine, ich meine der Kur-

prinz, der zuweilen perſiſche Sultanlaunen haben ſoll, ſobald der Kurfürſt ſeine Augen geſchloſſen, Euch beföhle, ſeine jüngern Brüder in eine Feſtung zu ſperren, um — nun, was thut nicht ein Sultan, um die Krone auf ſeinem Haupte zu ſichern! — Da würdet Ihr meine armen Prinzen mir aus den Armen reißen."

„Durchlauchtige Frau, ich würde es nicht, denn wie ich eben geſagt, bin ich hier, um Durchlaucht diesmal ganz gewiß und beſtimmt um meine Demiſſion zu bitten. Bin ein alter Mann, und tauge zu nichts, zu gar nichts mehr."

„Ihr werdet Eure Entlaſſung nicht erhalten, Ihr ſollt aber auch nicht darum bitten."

„Mit dem Schomberg kann ich nicht zuſammen dienen. Wo einer ſchon zu viel iſt, da ſind zwei Feldmarſchälle noch viel mehr zu viel."

„Wenn ich Euch nun verſpreche, der Schomberg ſoll grade nur ſo lange Feldmarſchall ſein in kurbrandenburgiſchen Dienſten, als ich mich nicht gemüßigt fand der Grille meines Herrn zu widerſprechen."

„Drüben bauen ſie ſein Palais."

„In dem können auch andre nach ihm wohnen. — Wißt Ihr, warum er Friedrich Armand von Schomberg rief? — Weil er ein ſo übereifriger Proteſtant iſt. Um dem König Ludwig, ſeinem ehemaligen Alliirten, damit einen kleinen Nadelſtich zu verſetzen. — Das ſchmeckt nicht mehr nach Heroismus, möchtet Ihr einwenden? — Vielleicht doch. Wenn nun der Kriegsgeiſt wieder einmal in ihm erwacht wäre! Wenn er

ſein Ohr auf den Boden legte, um zu horchen, was an der Themſe und der Seine, was in White-Hall und im Haag geflüſtert wird? Wenn er die Seufzer und Klagen hörte, die mit jedem Abendwinde aus England über Meer wehen, und wie ſein lieber Neffe Oranien dieſe Seufzer gierig einſchlürft, die Klagen in ſeine Bruſt ſchreibt! Wenn er hörte, wie ſie im Haag in aller Stille ſchmieden, Patronen ſtopfen, Kanonen auf die Schiffe winden! Wenn der Traum von Fehrbellin und Warſchau den kranken, alten Mann von ſeinem Podagrabette aufſtachelte, wenn ſeine zitternde Hand da noch einmal nach Lorbeeren in die Wolken griffe! — Es iſt ſo, Derfflinger — nein, Gott ſei Dank, es war ſo, das Fieber hat meinen kranken Gemahl geſchüttelt, darum vergaß er Eurer erprüften Dienſte, denn Ihr, mit Eurem klaren Blick, Eurer ruhigen Beſonnenheit, würdet ihm wie damals zugerufen haben: „Das geht nicht mehr, die Zeiten ſind andre geworden; das Spiel, was ein ſchlauer, ränkevoller Neffe wagt, paßt nicht für den Oheim, den Neſtor Europas! — Nun iſt's vorüber!“

„Gnädigſte Frau, woher —“

„Woher ich das weiß! Ei, lieber Derfflinger, laßt einer Frau doch ihre kleinen Geheimniſſe. — Mein Herr iſt wieder zur Beſinnung gekommen, daß ihn der Streit da in London um Biſchöfe, Parlament, Teſtakte, und wie die fremden Dinge heißen, ſo wenig kümmert als der Kampf der Ameiſen-Republik den Adler, der in den Wolken horſtet. Durch kühlende Getränke,

weiſe Zuſprüche iſt das hitzige Fieber überwunden, der kranke Mann geblieben —"

„Und der Schomberg!"

„Einſtweilen — zur Decoration! Gönnt ihm das Spiel der Phantaſie, einen ſo erlauchten und vornehmen Feldherrn in ſeinen Farben gekleidet zu ſehen."

„Der Schomberg bleibt nicht als Haubenſtock, daß man eine Livrey dran probire."

„Meint Ihr? — Dann hätten die doch Recht, welche ſagen, daß der Kurprinz ſeine Berufung durchſetzte." — Ihre Augen fixirten den alten Krieger. „Eurem ſcharfen Blicke iſt nicht entgangen, was wir nicht auszuſprechen wagten. Schomberg iſt hier in Friedrichs Dienſten."

„Der durchlauchtige Kurprinz iſt doch nur das andre Ich ſeines Vaters."

„Wenn ihn das Teſtament nicht auf eine andre Stelle rückt! Kennt Ihr das Teſtament in ſeiner ganzen Ausdehnung? Ich kenne es nicht. Aber wenn — wenn es wäre, was man mir zum Verbrechen macht, daß der erhabene Wille meines großen Herrn, die Eigenſchaften ſeines Erſtlings würdigend, meinen Kindern, meinem Philipp, in dem ein wahres brandenburgiſches Herz ſchlägt, eine Stellung zuwieſe, die Friedrich nicht gefiele, dann — dann wäre es allerdings klug vom Kurprinzen gehandelt, wenn er bei Zeiten ſich einen Degen ſuchte, der für ihn ausficht, was er nicht kann. — Lieber, lieber Derfflinger, fordert nicht Eure Entlaſſung — nur jetzt nicht, über-

windet ritterlich Euern gekränkten Stolz, bedenkt was ein treuer Unterthan gern dulden muß, um seinem Herrn zu dienen. — Wie, sollt ich Euch bitten, fußfällig, daß Ihr Euch meines Knaben, meines Philipp, annehmt. Nein, ich erspare Euch die Beschämung. Wenn mein Stiefsohn sich einen fremden Degen bei Zeiten geschliffen hat, mir in's Herz zu bohren, soll ich dann wehrlos dastehen; will der Degen, auf den mein Gemahl gezählt hat, mich verlassen?"

„Der Kurfürst, mein gnädigster Herr!"

„So ist er jetzt. Er vergißt in einer Stunde, was er in der vorigen beschloß. Aber er rechnet auf seine Treuen. Sein Wille und seine Liebe ist mein Philipp. Sie bestürmen ihn, den Willen zu ändern. Er schweigt, er hat nicht den Muth, dem Andringen zu widerstreben; aber — es ist ja sein Wille geblieben, der auf dem Papiere steht, und er weiß, wenn er selig dem Herrn entschlafen ist, dann steht ein Ritterorden seiner Bewährten und Getreuen um seine Bahre, die dem Willen des Todten so gehorsam sind, nein noch treuer als dem Lebenden; denn er ist Zeuge aus jener Welt ihrer Thaten wie ihrer Gedanken. Verzeihung, lieber Feldmarschall, daß ich auch nur daran denken konnte, daß Ihr aus diesem Ritterorden austreten könntet. Ich brauche Euch dann nicht zu rufen, Ihr kommt, Ihr steht da, ungerufen, um die Rechte meiner Kinder zu verfechten, wer auch der Gegner sei. Und jetzt erschreckt Ihr, daß Ihr nur einen Augenblick wanken, zurücktreten wolltet — o leugnet es nicht,

ich ſah es — und Ihr fühlt, ein General, der vor der Zeit ſeinen Abſchied nahm, hat vor der Zeit ſeinen Einfluß verloren. Unter den märkiſchen Familien haben ich und meine armen Kinder keine Freunde, aus ihrem Schooß ſtieg die ſcheußliche Anklage vor; das in das Neſt, ich weiß es, wo der Giftſtoff, wenn auch noch ſo oft zertreten, immer von neuem wider mich ſchwillt und ziſcht. Von dort erheben ſich keine Ritter für mich. Das wußte mein Gemahl, und darum — blickte er auf Euch, und war ruhig. — Nicht wahr, Ihr nehmt nicht den Abſchied? — Schon aus ritterlichem Mitgefühl für eine verlaſſene Frau, die der Grimm dieſer märkiſchen Familien ſchonungslos zerfleiſchen würde, weil ſie ſich einmal täuſchen ließ, weil ſie eine Betrügerin in ihr Blut impfen wollte."

„Betrügerin?"

„Nun, Ihr wißt's ſo gut wie ich. Sie war zu Anfang wohl noch keine; ſie ward ſelbſt getäuſcht. Dann ſpann ſie ſich ein, wohlgefällig ein in das lockende Truggewebe, und von allen Seiten trug man ihr gefällig zu; aus Vermuthungen wurden Schlüſſe, aus Phantaſieſtücken Beweiſe, bis ich ſelbſt, ich bekenne es, vollſtändig benommen ward. Mein Gott, ich bin nicht Juriſtin, ich habe nicht die Rechte ſtudirt. Aber der Prozeß muß ſeinen Lauf gehen. Da Freund Derfflinger fordert Ihr nichts von mir. Pflicht gegen Euch wäre es vielleicht, das gebe ich zu, wieder gut zu machen, was ich wider meinen Willen Euch Schlimmes

that. Aber es giebt andre Pflichten. Ich bitte Euch, fordert es nicht. Ihr werdet es nicht verlangen, ich weiß es."

Es koſtete Mühe, ehe der alte Krieger in dem ſprühenden Feuerrad ihrer Gedanken ſich zurecht fand. Sie ließ es aber auch wohl nicht ohne Abſicht ſo ſprühen: „Das ſogenannte Fräulein Schapelow, hat's Ihro Durchlaucht gekränkt?"

„Gekränkt! Nennt Ihr die freche Komödie, die ſie mit ihrer Wohlthäterin geſpielt, mit der, welche ihr mehr als Mutter war, nur eine Kränkung! Glauben ſoll wer an die Lüge, daß das robuſte Mädchen ſich über Nacht überfallen, wie eine matte Fliege in den Sack ſtecken, entführen ließ! Glauben, daß der Junker Polenz, wie ruchlos man ihn auch ſchildert, das in meinem Schloſſe gewagt, ohne ihre Zuſtimmung; ohne daß ſie ihn ermuthigt. Glauben das andre blutige Mährchen da im Oderkrug! O ſie kann unter Thränen und Schwüren viel betheuern, wo die Zeugen, die ihr widerſprechen, im Grabe ruhen. Was ſie dem Schwärmer, dem gelehrten Thoren aus Holland aufgeſchwatzt, wer weiß es! Wer, wann das Netz von Ränken zu ſpinnen angefangen ward, wen ſie fangen wollte? Als das Spiel mit dem einfältigen Lehrer ihr nicht mehr Kurzweil machte, fing ſie den Junker, und als ſie ſich vor dem fürchtete — wer entziffert, wie das zuſammenhängt, was ſie Zufall nennt — als der Gelehrte, von ihr beſtellt oder nicht, den Cavalier aufgeſpießt, macht die Leichtſinnige gute Miene

zum böſen Spiel; da das empörend ſchnelle Einverſtändniß über einer noch blutwarmen Leiche. Iſt das noch weiblicher Flatterſinn, Leichtſinn. O das iſt mehr, als eine Fürſtin ertragen darf."

„Das iſt eine ſchwere Anklage!"

„Ich will die Natter, die ſich an meinen Buſen ſchmiegte, nicht mehr ſehen, nichts von ihr hören, von dem Prozeß nichts mehr wiſſen. Ihr mögt es jedem vertrauen; es ſoll niemand mehr ſagen, daß das Geſchöpf am Hofe eine Stütze hat. — Setzt Euren Prozeß fort, die Archive, Urkunden ſollen Euern Advocaten offen ſtehen, ruft Zeugen auf, wer es ſei aus meinem Hofhalt. — Ihr verſteht mich?"

„Hohe Frau," ſprach der Kriegsmann nach einigem Beſinnen, „das iſt ein ſchlimmer Urtheil, als je ein Hof- und Kammergericht fällen könnte. So hoch gehoben, um — das Mädchen könnte mir leid thun, wenn's mir nicht an die Ehre griffe, und meiner ſeligen Frau und ihren Kindern und der Familie. Weiß Gott, leid thun, denn man ſprach doch Gutes von ihr. — Feilſchen konnte ich nicht, als die Advocaten von Vergleichen ſprachen. Entweder, oder — recht oder falſch. Und vergönnt, durchlauchtige Kurfürſtin, zum Vergleichen dazu iſt nicht der Soldat. Eine Schlacht muß gewonnen werden oder verloren, und ich meine, wer ſie allein durchficht, hat mehr Ehre, als wenn er ſich Alliirte kauft, die für ihn ſchlagen müſſen. Iſt's Teufelsſpuk und niederträchtige Ränkemacherei, dann muß Recht Recht bleiben; ſagt aber

mich zu laben. Von der Höhe des Place Peyrou sah ich es vor mir liegen, das Mittelländische Meer, weit ausgebreitet und ruhig. Der Anblick war nicht imposant, — war es zu fern, die Höhe ging nicht schroff genug hinunter — aber erfrischende Kühlung athmete der Geist herüber, ob doch gleich der alte Afer nur eine brennende Hitze heranwehte. Oestlich in blauer Ferne über das Rhonethal die letzten Züge der Dauphineer Alpen und hinter mir im Norden deutlich und klar die zackigen Spitzen der Cevennen. Der ungelöschte Kalk, entblößt vom letzten grünen Teppich, vom dürftigen Knieholz, reckt hier seine nackten Arme unförmlich empor, die glühenden Sonnenstrahlen einzusaugen. Wunderbare Gestalten, aber ein unheimlicher Anblick, von dem sich das Auge gern abwendet. Weiße Wolken glänzten im fernen Westen, aber sie lagerten so seltsam fest auf dem Horizonte und die Sonne röthete ihrem Saum, daß sie mir den Feenpalästen der Kinderträume glichen. Immer mehr verzückte mich der Anblick dieser unbeweglichen Wolken, immer mehr verschwand Alles ringsum, bis eine ätherisch reine Stimme mir zurief:

Das sind die ewig schneebedeckten Pyrenäen.

der letzte Richter, ſie iſt im Recht, dann wird der alte Derfflinger ſeinen Hut ziehen und noch einmal ſo laut ſagen: Recht muß Recht bleiben! Und iſt mancher Beſſre als ich drüber zu Schanden gangen!"

Mehr hörte Dorothe nicht. Wie oft hatte ſie ſich losreißen, fortſtürzen wollen, aber es war, als klebe ihre Stirn an der Pfoſte, an der ſie lehnte. Dann wankte der Boden unter ihr, die Bilder im Zimmer tanzten im Kreiſe. Da rief eine Stimme: „Ei Lauſcherin an der Wand, betreff' ich Dich hier? Das ſollſt Du mir büßen." Der Arm, der ſich um ihre Hüfte ſchlingen wollte, erreichte nicht ſeinen Zweck, aber er hatte den Bann gelöſt. Zurücktaumelnd ſtarrte ſie, mit den vorgeſtreckten Armen ihn abwehrend, den Prinzen Philipp an. Er ſah noch nicht den eignen irren Glanz der Augen in dem geiſterblaſſen Geſichte, nicht wie ihr Mund halb geöffnet blieb, in dem die Perlenzähne zuſammen ſchlagen wollten und nicht konnten. „Mein ſüßer Tugendſpiegel, das iſt ja eine Entdeckung, für die ich allen Goldſand aus unſerm Guinea den Sperlingen als Futter hinſtreue." Hätte er ſie jetzt umſchlungen, um brennende Küſſe auf ihre Lippen zu drücken, würde der Prinz keinen Widerſtand gefunden haben, aber er war es, der nun zurückfuhr: „Liebes Mädchen, um Gott was iſt Dir? Dorothe, ſprich, ich ſchweige ja. Wo ich Dir helfen kann, ſprich, ſprich, ich bin ja Dein alter Jugendfreund." Sie ſprach nicht, ſie ſtarrte ihn unbeweglich an. Er faßte ihren Arm:

„Hier dürfen ſie Dich nicht finden. Du biſt krank. Fort, ich führe Dich.“ Einige Schritte wankte ſie ſprachlos, von ihm unterfaßt. Draußen aber ſtieß ſie einen Schrei aus und ſank leblos zu Boden. Frauen, Diener mußten gerufen werden. Der Arzt erklärte an ihrem Bette, daß ſie von einem hitzigen Nervenfieber befallen ſei.

Dreizehntes Kapitel.

Der Verſucher.

Es war ein Apriltag von der Art, der den Landmann fürchten macht, daß der Winter wieder einbreche. Durch die kalte Luft peitſchte der Wind die Wolken, und jetzt hatten ſie ſich ſchon eine lange Weile als ein Schloſſenregen entladen, von dem die Dächer und Scheiben klirrten. Die jüngſten Prinzeſſinnen Töchter ſahen neugierig aus dem Fenſter, wie der Schloßplatz, auf deſſen trocknende Steine noch vorhin die Sonne freundlich geſchienen, mit einer dichten weißen Decke ſich bezog, und wie die Marktfrauen Schürzen und Tücher über ihre Körbe breiteten, oder ſchreiend und in Unordnung in die Haustüren ſtürzten um ſich und ihre Waare zu retten. „Und wie finſter es mit einmal wird!“ rief die Ältere und ſah ſich ängſtlich nach der Mutter um, die am Kamin, in Pelze gehüllt, ſaß, auch ängſtlich, wie es ſchien, über die heulenden Stoßſeufzer, welche der Sturm in den Schlott blies, daß die Kohlen im Kamin dann und wann einen gefährlichen Funkenregen ſprühten. „Und es wird immer

finſtrer!“ ſagte die zweite Prinzeſſin. „Was müßt Ihr aufs Wetter draußen ſehn, ſprach die Mutter, ſpielt doch weiter!“

Auf dem niederländiſchen Teppich, der den Fußboden bedeckte, lagen einzelne Orangen, mit denen die Kinder ein Kugelſpiel getrieben hatten; ſie waren aus den Körben genommen, welche zierlich geordnet auf dem Tiſche ſtanden. Das Spiel mußte ſeine Anziehungskraft verloren haben, ſie machten ſich daran die Südfrüchte zu enthülſen und den Saft aus der goldnen Schaale auszuſaugen. „Die Orangen ſind bitter!“ rief die Eine. Die Andere meinte, es wären nur die, welche aus dem Glashaus in Oranienburg kommen; die im andern Korb, welche der Vater aus Amſterdam geſchickt bekommen, ſeien ſüß wie Zucker. Sie wollte die ſchönſte und größte aus dem zweiten Korbe nehmen, aber die Schweſter hinderte ſie daran: die müſſe für den Bruder Friedrich bleiben, er liebe die Orangen mehr als alles. Die Mutter ſeufzte, den Kopf im Arme ruhend: „Was nur Orange iſt, das wird hier geliebt.“

Die Töchter verſtanden es wohl nicht, aber die ſchöne Orange blieb auf dem Korbe ruhen, denn ihr Wortwechſel ward durch den eintretenden Arzt, Dr. Stoſch, unterbrochen. Die Kurfürſtin, die ihn rufen laſſen, hörte, ohne ihre Stellung zu ändern, ſeinen Bericht über den Krankheitszuſtand ihres Kammerfräuleins an. Er ſprach gelehrt, die Symptome ihres Fiebers ausführlicher erörternd, als ſeine Zuhörerin

verlangte, und ſchloß mit dem Reſultat, daß, angeſehen einerſeits die überaus große Heftigkeit der Anfälle, andererſeits ihre überaus geſunde Natur, das pro und contra ſich die Waage halte.

„Sie ſtirbt alſo, oder ſtirbt nicht, und beides iſt gleich wahrſcheinlich, ſprach ſie mit gleichgültigem Tone. Was wünſcht Ihr?“

Der Arzt fuhr zurück.

„Eure Weisheit iſt diplomatiſch, Doctor. Ihr wißt es nicht. Ich lobe Euch darum; denn wenn Ihr wüßtet, daß ſie zu retten iſt, würdet Ihr ſie vor mir ſterben laſſen, um des Ruhmes willen, ſie nachher doch zu curiren. Ich bin aufrichtiger, ich wünſche daß ſie ſtirbt. Was ſoll ſie hier? Ihre Rolle iſt ausgeſpielt, ihr Prozeß geht verloren, und im beſten Falle iſt ſie Zeugin, daß ihr Geliebter das Schaffot beſteigt.“

„Gnädigſte Frau, man ſagt —“

„Daß ich nur das gern höre, um was ich die Perſonen befrage, die ich rufen ließ. — Wie findet Ihr den Kurfürſten?“

Er blickte auf die weinenden Prinzeſſinnen; ihre Thränen galten dem armen kranken Kammerfräulein, das ſo oft ihre Spielgenoſſin geweſen, und nun mußten ſie hören, daß die Mutter ſogar ihr den Tod wünſche. Sie hatten wohl ſchon öfter ihre Fürbitten eingelegt, ohne zu wiſſen, um was ſie baten, und die Kurfürſtin darauf erwiedert: „ſie ſollten ihre Thränen für einen andern Kranken ſparen, um deſſen Geneſung zu bitten,

ſich beſſer für ſie ſchicke. Jetzt waren ſie in ein lautes Schluchzen ausgebrochen. Die Mutter zog die Kinder an ſich, und ſagte ihnen, ſie ſollten nun in ihre Kammer gehen, und für ſie ſelbſt zum lieben Gott beten: ſie wäre krank und wenn der Vater von ihnen genommen würde, dann wäre auch für ſie nichts beſſeres, als die Augen zu ſchließen. Wie ſie die knieenden Mädchen dabei an ihr Herz drückte, ihre Stimme und ihr Zittern ſchienen dafür zu ſprechen, daß ſie jetzt die Wahrheit ſagte. Aber als ſie hinaus waren, fragte ſie faſt in dem Tone wie vorhin: „Wie lange gebt Ihr ihm Zeit?“

Stoſch zuckte die Achſeln: „Wenn der Patient ſich ſchonen will, noch eine Reihe von Monaten, ja von Jahren. Aber der gewaltige Wille, der in ihm arbeitet, kann vor der Zeit den Reſt ſeiner Kräfte verzehren; je mächtiger die Anſtrengung, ſo ſchneller reißt der Faden. Es ward ein zarter Faden.“

Sie blieb eine Weile in Sinnen verloren: „Dieſer gewaltige Wille! Und immerfort arbeitet er! — Wer der Macht wäre ihn in Ruheſtand zu verſetzen! — Und wer ihm auf ſeinen Gängen folgen könnte! Aber — und das iſt's! Der Gärtner glaubt dem Maulwurf zu folgen, und plötzlich bricht er im friſchen Beete vor, da wo der kluge Mann ihm den Rücken gekehrt hat!“

Sie mußte wirklich krank ſein, ſie hatte vergeſſen daß ſie laut dachte und vor einem Zeugen, der nicht ihr Vertrauter war. Als ſie dem Doctor den Wink

gab, ſich zu entfernen, geſchah es aber nicht deswegen, ſondern weil ihr Auge über der kleinen Thür im Getäfel eine Bewegung ſah. In dem künſtlich geſchnitzten Uhrwerk, welches darüber an der Wand angebracht war, ſprang eine Figur mit einem Schneller heraus. Es war ein Zeichen, das nur ſie kannte.

Als Stoſch's Tritte verhallt waren, huſtete ſie, und die Thür öffnete ſich leiſe, um die Geſtalt eines ſchwarz gekleideten Mannes hereinſchlüpfen zu laſſen. Ein Fremder hätte ihn ſchwer gegen das dunkle Täfelwerk und im Zwielicht des Zimmers von den Umgebungen unterſchieden. Dorothe bewegte ſich kaum im Seſſel, als ſie ihn durch ihre Anrede zum Nähertreten nöthigte:

„Beim alten?“

„Er ſcheint ruhiger.“

„Zeigt er noch Vertrauen?“

„Er nimmt und trinkt meine Arzeneien ohne Widerſpruch; er hört mich auch mit einer Aufmerkſamkeit an, die mich irre machen könnte —“

„Aber in der Unterhaltung —“

„Verräth er nie den Gedanken, mit dem ſeine Seele ſich beſchäftigt.“

„Und in den Träumen, oder Phantaſiebildern, von denen Du ſagſt, daß Deine Tränke ſie hervorrufen —“

„Beherrſcht der Wille die ſchlummernde Natur.“

„Der Name Philipp —?“

„Ging ohne Regung an ihm vorüber. Mehrmals flüſterte ich ihm denſelben in dem Zuſtande zu, wo

die Seele zwiſchen Wachen und Traum gleichſam brach liegt, daher empfänglich für den leiſeſten Eindruck, auch als ich das Bild des Prinzen neulich vor ihm erſcheinen ließ, ganz wie meine hohe Frau es angeordnet — auch das erregte nur ein Zucken, ein Lächeln auf der Lippe. Dann drehte er den Kopf und ſchlief weiter."

„Der ſterbende Geizhals verbirgt ſeine Schätze; er war nie Geizhals. Ein Wort, ein Ausruf, ein Blick! Mein Gott, irgend durch etwas verrieth ſich auch der Schweigſamſte."

„Das Wort „Oranien," das oft im Schlaf über ſeine Lippen haspelt, ſollte, meine ich, viel verrathen. „Wenn nur Oranien!" ſtöhnt er auf, und wirft ſich unruhig auf die andre Seite. Dann hebt er den geſchwollenen Arm und ballt krampfhaft die Fauſt, als wolle er dem Winde gebieten: „Schnell, ſchnell die Segel auf — wie der Blitz," — und der Arm ſinkt wieder in die Kiſſen."

Dorothe machte ein Zeichen der Ungeduld, die Pelzhüllen waren ſchon zurückgeſunken: „Oranien und Eure Politik! Oranien wo ich ſtehe und gehe, Oranien lallen die Kinder, ſie ſpielen Ball — nur ich, und Ihr, Balſamo, ſo erfüllt Ihr meine Gebote — Wenn die Bruſt einer Frau, einer Mutter, glüht und durſtet nach einem Labetrank, ſetzt Ihr ihr ein kalte Schüſſel Politik vor. Was dies Spiel mit fremden Staatsangelegenheiten in blauer Nebelferne, wo das Herz bricht vor Sorge um das Haus und das Nächſte, Liebſte darin!"

„Ich ſorge, hohe Frau, daß Euer Spiel verſpielt ward, weil Ihr das einzige Spielzeug, das ihm noch lieb iſt, ungeduldig aus den Händen warft. Alles erſtarb in dem Rieſen, nur die Gedanken, die ihn aus dem Staube zu den Sternen erhoben, wollten nicht mitſterben. Hättet Ihr Euch überwunden, nur diesmal überwunden, auf ſeine Phantaſien einzugehen, ſie zu begleiten, zu liebkoſen! O warum habt Ihr Euch nicht begeiſterter gezeigt für die ausgewieſenen Hugenotten, warum fehltet Ihr bei dem allgemeinen Buß- und Bettage um ihre Noth, warum kleidetet Ihr Euren Prinzen Philipp nicht in lichtſtrahlendes Orange —"

„Warum! und warum! — Weil ich nicht Komödie ſpielen mochte, wo der Ernſt, wie ein heißes Fieber an den Schläfen pocht, am Herzen hämmert!" Sie war aufgeſprungen und ſchritt in einer Haſt durch's Zimmer, die an den Zuſtand, von dem ſie eben geſprochen, mahnen konnte. Dann blieb ſie ſtehen, um ihn mit einem ihrer durchbohrenden Blicke zu vernichten, wenn er zu vernichten war; aber Balſamo hielt ihn aus:

„Biſt Du des Dienſtes müde, giebſt Du es auf, oder ſteigerſt Du nur Deine Bedingungen? Gleichviel, Balſamo; ehe wir einen Schritt weiter thun, oder uns trennen, um uns nie wieder zu begegnen, muß es zwiſchen uns klar werden. Wahrheit, volle, nackte, daß wir wiſſen, wie wir mit einander, wie weit jeder auf den andern rechnen darf! Mein Ziel kennſt Du, Deines kenne ich nicht. Was ich zahlen kann, könnte

ich in Zahlen ausdrücken. Aber die Münze iſt nicht von dem Gepräge das Dich locken kann. Du machſt ja Gold! Iſt's auch nur Hexengold, Du weißt es an den Mann zu bringen. Um Kleines feilſcheſt Du nicht, Mann, und Dein alchymiſtiſcher Bettelmantel iſt nur die Maske, um Deine Wahrheit vor dem Volk da zu verſtecken. — Du nickſt. Aber ich kenne Deinen Preis nicht, den letzten. Ich muß ihn wiſſen. — Still! um Dir trauen zu können muß ich alles erfahren. — O kein demüthiges Geſicht, nicht die heiligen Augen! Das für andre! Was Du willſt, was Du wollen mußt, weiß ich, und es erſchrickt mich nicht. Aber vermeinſt Du, Kluger, daß, wenn mein Wille als Wachs in Deinen Händen ruhte, es Deinem Ziel auch nur um einen Schritt Dich näher brächte? Mich haßt das Volk weil ich reformirt ward, würde es mich lieben, wenn ich in den Schooß Deiner Kirche zurückkehrte? Würde es mir nachfolgen, auch wenn ich die Mutter ſeines Kurfürſten wäre? Es ſchlüge ein Kreuz vor mir. Könnte ich es wagen, auch wenn ich am Ziele bin, meinen Philipp zu dem Schritt zu überreden, der ihm den Kurhut koſtete? Wie, oder wähnſt Du, das Volk ſelbſt, dieſe eingefleiſchten Proteſtanten, die beim Namen Papſt ein Fieberfroſt ſchüttelt, zu bekehren? Oder daß ein Fürſt wie mein Herr es vermöchte? Die Hoffnung nährſt Du nicht; ſie ſind zum Gehorchen wie zum Murren geboren, aber ihre Natur ändert Du nicht. Auf dieſem märkiſchen Sande grünt niemals Roms Palme."

Auch eine ätherische Gestalt, aber von dieser Erde. Das weiße Falbalakleid verrieth die Engländerin. Unbeweglich starrte sie, wie ich, nach der ewigen Gränzwand hin, die Spanien von Frankreich trennt und deren eisige Gipfel den reineren Horizont küssen. Ich trat einen Schritt vor, ich zog den Hut und erkannte — die Lady aus der Vaucluse. Eine Thräne perlte in ihrem schönen, großen Auge. Der tiefe Schmerz war in den ausdrucksvollen Zügen gelagert.

Was wollte an solcher Stelle, in einem solchen Momente eine gewöhnliche Begrüßung sagen? Ich fürchtete, sie möchte entschwinden, wenn ich sie anredete mit rohen Formeln der Höflichkeit. Stumm sahen wir Beide auf die Eisgipfel, welche, je mehr die Sonne sich senkte, aus dem Dunst des Horizontes heraustraten. Sie rötheten sich immer mehr, wie feurige Thürme von den Grenzbergen weit ins Land schauend.

Wir stehen hier zu entfernt, begann endlich die Lady. Von Toulouse aus ist der Anblick der erhebendste, den ich auf der Welt kenne. Wenn das Abendroth die Pics der Pyrenäen vergoldet, steigt das Feenland der Kinderträume leibhaftig aus den grünen Hügeln vor uns auf, die Krystallpaläste

„Ich verlange nicht, daß Ihr zur Meſſe geht.“

„Und welche Beſorgniß erfüllt Dich, wenn mein Herr ſeine kranke Lunge anſtrengt, um in Oranien's Segel zu blaſen? — Ich will, ich verlange Antwort, nicht in Bildern, klar, in dürren Worten. Du biſt keiner, der einem Phantom nachjagt, Du greifſt nicht nach dem Schatten des Vogels an der Wolke.“

Balſamo entgegnete nach einer Pauſe: „Es giebt eine Kraft in der Welt, ſo ſchwach erſcheinend, daß eines Kindes Arm ſie zerbricht, und ſie iſt doch ſtärker als Stahl und Eiſen, eine Größe, an die kein Zollſtock angelegt werden kann, weil ſein kleinſtes Maaß ſie überragt, und doch dehnt ſie ſich über die Pole hinaus — die Macht des Gedankens, an den die Welt glaubt. Dieſe Macht iſt fürchterlich, hohe Frau, weil ſie unſichtbar; weil kein Geſchoß ſie trifft, und doch die ſtärkſten Mauern, die höchſten Thürme, ja ſelbſt der überkommene Glaube ihr nicht wiederſteht. Das war Roms Stärke; eine andre trat ihr entgegen und ſie ringen um die Herrſchaft der Welt. Der große Kurfürſt von Brandenburg hat größere Siege davon getragen als auf den Schlachtfeldern, deren Name in den Sternen ſteht, die Welt glaubt an ihn. Wenn er jetzt —

„Sein Wort in die Waagſchaale thut, iſt's das eines Sterbenden; es verhaucht mit ſeinem Leben.“

„Ein Wort verhaucht nicht wie der Schall im Winde; wenn es aufgefangen ward von denen, die es verſtehen, wenn es in die Seelen gedrungen, die dafür

empfänglich, iſt es der zündende Funke, den der Fuß zertreten mag, aber er glimmt fort bis die Lohe aus dem Dache ſchlägt. Der Erbſtatthalter im Haag weiß dies Wort, auch eines Sterbenden, zu ſchätzen; ehe er nicht Brandenburgs Zuſtimmung ſicher, ehe er nicht die Gewißheit hat, daß ſein Oheim die Truppen aus Weſtphalen an der Gränze in Bereitſchaft hält, um Holland vor einem Einfall der Franzoſen zu ſchützen, geht er nicht zur See, er unternimmt nichts gegen Jacob Stuart. Die Proteſtanten in England und Schottland, eingeſchüchtert durch die früheren Blutgerichte, erheben ſich nicht, ſie wagen nichts bis Oranien das Schwert gezogen. So viel wiegt jetzt das eine Wort des Sterbenden, das noch nicht geſprochen iſt."

„Und kann ich's hindern, wenn ich's wollte. — Fürchterlicher! welcher Gedanke! — Um des barmherzigen Gottes willen, ſein Leben ruht in Deiner Hand. Was bedeutet Dein Lächeln?"

„Daß ich unmöglich den Tod eines Fürſten — wünſchen kann, der noch zaudert, wenn ich weiß, daß der, welcher ihm unabänderlich im Regiment folgt, ſchon entſchloſſen iſt."

„Unabänderlich!" wiederholte mechaniſch die Kurfürſtin.

„Du willſt Wahrheit, hohe Frau, nackt, voll, ſoll ich es ausſprechen, warum Deine Sache auch meine iſt; fort denn jeder Schleier! Zwei Mächte kämpfen ſeit Anbeginn um die Herrſchaft; wir hören nur das Splittern ihrer Lanzen, das Krachen der Geſchütze,

wir ſehen nur die Leichen der Gefallenen. Das andre, der unſichtbare Kampf der Dämonen in den Lüften, bleibt unſern Sinnen verſchloſſen. Wie lange ihr Krieg dauern wird, ob bis zum Untergange dieſes Erdballs, wer weiß das! Aber uns darf's nicht irren und hindern ihn zu führen, ihn fortzuſetzen, mit eiſerner Conſequenz, mit was Waffen die Zeit, der Ort, uns in die Hand drücke. Wir müſſen ihn führen mit der feſten Zuverſicht, dereinſt das Hoſianna anzuſtimmen auf der Wahlſtatt, wo der geſchlagene, gebrochene, zermalmte Feind ſeine letzten Seufzer ſtöhnt, und jeder Rückzug darf nur ein Athemholen, Waffenſtillſtand, Vergleich, Friede nur eine Kriegsliſt ſein. Rom verträgt ſich nicht, es ſchließt keinen Frieden mit ſeinen Feinden, bis es ſie Gnade flehend unter ſeinen Füßen ſieht. Du ſchrickſt zurück, Erhabene! Erſcheinen auch Dir, die Du Wahrheit willſt, die Geſpenſter Deiner Kinderzeit, die Folterbänke, Scheiterhaufen, Inquiſition und Kutten ſo ſchreckhaft? O reiße Dich los vom Pöbelwahn! Was iſt denn Rom? Du, ich, wir alle ſind's, die an der alten Ordnung und dem ſüßen Beſitz uns erfreuen; die Götter auf dem Olymp, die ſich wehren gegen die himmelſtürmenden Titanen. Das Rebellengeſchlecht, das uns beneidet um die Macht der Traditionen, die den Genuß des alten Daſeins umhüllen, was will es mit den tönenden Loſungsworten von Toleranz, Licht, gleichem Recht und Freiheit? Vielleicht ewig wie wir, ſteht es mit knirſchenden Zähnen vor unſern eiſernen Thoren und Mauern. Der

Wurm der Unzufriedenheit, der pulſt und wühlt wie das Feuer in den Vulcanen, ja er iſt ewig wie die Erde, aus deren Eingeweiden er Nahrung ſaugt, aber nicht gefährlich, hohe Frau. Den Wurm zertreten wir, wenn nicht Verblendete, Wahnſinnige, aus unſern goldnen Schlöſſern verrätheriſch hinabſteigen, als Volkstribune, beflügelte Heroen, ſich in die Maſſen werfen, und mit dem Licht von unſern Altären ihre Brandfackeln entzünden. Mein hoher Ritterorden, deſſen unwürdigſter Knecht ich bin, ſteht in den Vorderreihen der geweihten Streiter. Nur zügeln müſſen wir die Kampfbegier. Einen Brand, der Jahrhunderte im Bergwerk gewühlt, erſtickt der Bergmann nur indem er geduldig Mauer um Mauer aufführt, zuerſt das Geſunde zu retten, dann das Glimmende einzuengen, bis er an das Neſt des Feuers kommt. Ein Thor, der da meint, durch einen Handſtreich, durch eine Ritterthat des Flammenmeeres Herr zu werden."

„Ich bin nicht Deine Verbündete."

„Du biſt es; es werden viele es werden, die heut ſich noch vor dem Gedanken wie vor Nachtgeſpenſtern ſträuben. Sie werden ſich krümmen wie das Inſect in der Todesqual, krümmen aus Scham, ihr Alles zu verleugnen, krümmen aus Pietät, weil ſie auch ihre Väter verdammen müſſen. Umſonſt! Das Geſetz der Selbſterhaltung iſt mächtiger. Doch, das iſt das Werk der kommenden Jahrhunderte. Bis da: **Divide et impera**! Trennen gilt es die, die wir fürchten. Nicht die grollenden, murrenden, beſitzlüſternen Maſſen. Ihre

Wuth, wo ſie aufkocht, liefert ſie uns in die Arme, ihre Verzweiflung bereitet uns ſtets neue Siege. Aber wenn kluge Führer und Agitatoren —"

Sie gebot ihm mit der Hand zu ſchweigen.

„Du forderteſt die Wahrheit, Fürſtin; ich habe den Muth ſie ganz auszuſprechen. Wenn in ganzen Geſchlechtern dieſer prometheiſche Muth, dieſer Titanenſinn vom Vater auf Sohn forterbt, dann —"

„Siehſt Du Geſpenſter?"

„In den Oraniern lebt er und ſchafft ſeit einem Jahrhundert; mit eiſerner Kraft und zäher Schlauheit arbeiten ſie uns entgegen. Die uns abgerungenen Niederlande ſind das befeſtigte Sumpfneſt, aus dem ihre Schiffe die Häfen der Welt beherrſchen, ihre Philoſophen, Gelehrtenzünfte und Buchdruckereien die Länder mit Schriften, die Feuerbrände ſind, bombardiren. Daß aber in dieſen Sandſteppen noch ein neues Titanengeſchlecht aufſtehen ſollte, daß Brandenburgs Fürſten dem Proteſtantismus eine Stütze ſein würden, kräftiger als es Sachſen und Heſſen geweſen, daß hier ein Wendenkönig den Sommerkönig aus der Pfalz an verwegenen Einfällen und Ritterſinn, den Schwedenkönig an Taktik, Beſonnenheit und Kriegsglück überbieten werde, daß dieſer Hohenzoller, feiner und kühner ſpeculirend als die Oranier ſeine Anker in die ferne Zukunft werfen werde, das, bekenne ich, durchlauchtige Fürſtin, hatte unſre Vorausſicht zu Schanden gemacht, unſere Obern einen Augenblick erſchüttert."

Das ist meine Wahrheit, nackter, voller und wahrhafter konnte ich sie nicht aussprechen."

Es war todtenstill in dem dunkeln Zimmer. Die Fürstin saß, eine versunkene Gestalt, in ihrem Sessel; sie hatte ihr Gesicht verhüllt; was sie sah waren nur die Bilder, die dem innern Auge dämmerten, aber ihr Ohr hörte den Sirenengesang des Mannes, der an der Stuhllehne stand.

Es mochte schon vieles in die Luft verhaucht sein, was die Luft verzehrt hatte. Oder waren es neue Gedanken, finstre Gedanken, die sich ohne Laute und Worte zwischen denen mittheilen, deren Sinne auf ein dunkles Ziel lossteuern?

„Was sträubst Du Dich, Unglückselige, was widerstrebst Du gegen das Unabwendbare? Du warst rein wie die Blume im Felde, weiß wie der frisch gefallene Schnee, Dein Blut erfüllte nur eine Leidenschaft, die liebende Gattin liebte ihre Kinder mit mehr Inbrunst als die Gesetze der Welt erlauben. Ist dies Sünde, so stammt sie ab von dem großen Sündenfall der Eltermutter. — Die Welt hat keinen Richterstuhl für Dich; sie hat kein Recht auf Dich, wie Du keine Pflicht gegen sie. Sie hat Dich gemißhandelt, wie nie ein edles Weib mißhandelt ward. Was Du unternahmst, was Du thatest und unterließest, darauf fiel ein Mehlthau, das Gift ihrer Meinung. Durch Handlungen der Liebe und Aufopferung, durch Worte der Versöhnung, durch das Leben und Märtyrerthum einer Heiligen hast Du dagegen angekämpft. Was half es

Dir! Du haſt doch den Prinzen Karl Emil im Lager von Straßburg vergiftet. Die Soldaten ſchrieen's ja in ihren Liedern aus, als Deine jungfräuliche Seele kaum eine Ahnung hatte, daß eines Menſchen Seele ein ſolches Verbrechen brüten könne. Du haſt der erſten Gattin Deines Stiefſohns die Kinder ermordet, dann die Mutter ſelbſt. Gelehrte und Richter fanden, daß gar kein Verbrechen da ſei, daß keines da ſein könne. Was frommte Dir der Ausſpruch der Wiſſenſchaft! Die Welt ſchrie und ſchreit noch heute, Du haſt ſie vergiftet. Weil Dein Gemahl von Anfang die Wahrheit erkannt, weil er Dich ſchützte und ſchützt, haſt Du ſeinen Sinn verſtrickt mit Zaubertränken. Die Kinder der neuen Kurprinzeſſin haſt Du im Mutterleibe vergiften wollen; ſie floh mit ihrer Hoffnung in ihr Geburtsland, und Deine mörderiſchen Künſte folgten ihr durch die Luft auch dahin. Seitdem haſt Du die ſchöne edle Frau, die Du liebſt und ehrſt, unfruchtbar gemacht, unfruchtbar auch die Polin, des Prinzen Ludwig heiß erſehnte Gattin. Was Schlimmes, Gräßliches, Haarſträubendes iſt, was Du nicht gethan haſt, erhabene Märtyrin? Du biſt gerichtet vor ihrem Richterſtuhle, und nicht die Dummen und Blöden, auch die Feinen und Klugen haben die Scherbe in die Urne geworfen. Du ſiehſt nur ihre glatten Geſichter, glatt und lächelnd weil ſie Dich fürchten. Höre was ſie in den Schenken, den Barbierſtuben, mit ſataniſchem Gelächter ſticheln, was ſie in den niedrigſten Hütten angſtvoll flüſtern, mit welchen Namen an Deiner

Schwelle ſelbſt die Pagen unter höhniſchen Gebärden Dich bewerfen. Nicht der gelehrte Danckelmann allein trägt Gegengift; unterſuche die Taſchen der Herren und Frauen vom Hofe, und Du würdeſt erblaſſen, wer — wer aus Deiner nächſten Nähe, Deinem Vertrauen, vom allgemeinen Wahnfieber angeſteckt, täglich in der Angſt ſchwebt, daß Du ihm ein Pulver in den Kaffee, in die Suppe ſchütten könnteſt. Hoffſt Du noch, daß Du je dagegen Dich vertheidigſt, daß ein Sonnenſtrahl das Gewölk zerreißen und Deine Unſchuld offenbaren könne? Vor dem Pöbelglauben geſchehen auch Wunder vergebens; darum geſchehen ſie nicht mehr. Was Pöbel allein! Weißt Du von den geheimen Berathungen der Stände? Weißt Du, daß ſie den uralten Burgsdorf aufgerüttelt haben; er, der Verbannte und Geſtorbene, ſoll vor dem Kurfürſten erſcheinen, um wie ein Geiſt aus dem Grabe Klage wider Dich zu erheben. — Lächle nicht, unglückliche Fürſtin, den alten Burgsdorf haſt Du nicht zu fürchten, aber den Wahn, den nichts austilgt, der anſteckend fortläuft, bis ſeine trüben Quellen ſich in das breite Flußbett der Geſchichte miſchen. Du biſt gerichtet von dieſer Welt, vor dieſer Welt, und ſelbſt in die Nachwelt wird ſich der Schatten hinter Deinem Namen ziehen. — Was bleibt Dir, fragſt Du? — Nichts, Geweihte, als die Rechtfertigung vor Dir ſelbſt, als die Aufforderung daß Du einem höhern Willen gehorchen ſollſt. Wem er Gold hinwarf, und er läßt es liegen, weil er es für Meſſing hält, dem iſt nicht zu helfen. Wem er einen Fluch auf das

Haupt lud, und er zaudert ihn zu nutzen, der verſteht nicht den Wink der Allmacht. Sie ſtreut kein Samenkörnlein umſonſt auf die Erde, ſie läßt keinen Wind umſonſt an unſer Ohr rauſchen, keinen Sonnenſtrahl in's Dunkel ſchießen, als daß wir ſehen ſollen, was uns ſonſt verborgen geblieben wäre. Dich führte der Fluch, der Dir anhaftet, auf jene ſeltene Höhe, die nur der Fuß eines Sterblichen betritt, daß nichts Dir mehr ſchaden kann; die Liebe nicht, die Furcht macht Dich ſicher. Es kann Dir nichts ſchlimmeres mehr begegnen, Dorothe von Brandenburg, denn Du haſt den Kelch aller Kränkung und Verleumdung ausgetrunken. Willſt Du das Schwert, das die Vorſehung in Deine Hand gab, verſchmähen, das Schild, was ſie über Dein Haupt hält, fortſtoßen! Willſt Du den Wink nicht begreifen, den ſie Dir gab! Es iſt ihr Wille. Judith verſtand ihn, auch Joel, und die Propheten haben die Weiber, welche die ſogenannte Moral der Welt gerichtet hätte, geſegnet, heilige Dichter haben ſie beſungen, die Schrift ihre Namen verherrlicht. Laß den Kurfürſten morgen ſterben, ſo haſt Du ihn vergiftet, laß die Peſt kommen und alle ſeine Kinder an einem Tage hinraffen, Du haſt die Brunnen vergiftet. Laß dem Zwerggebornen eines Tages in der Aufwallung ſeines Zornes eine Ader ſpringen, erſticken an einem Stickfluß, das Volk weiß wer es gewirkt; aber was iſt ein kleiner Poſten mehr auf einer langen Schuldrechnung, wenn — wenn wir damit die ganze Rechnung zerreißen —"

Sie hatte ſich immer tiefer verhüllt, wie ſich zu

werden wirklich, die Rubinenmauern und Diamantenthürme strahlen uns entgegen und Alles wird doppelt erhaben in dem flimmernden Aether, der nirgends so rein ist, denn er badet sich in dem unberührten Schnee. Dann die tausend Bäche, die aus der heiligen Stille seines Schooßes hervorrieseln und wie Silberfäden an den schrägen Felsmauern über die grünen Abhänge nieder gleiten. Die tiefen See'n in der majestätischen Einsamkeit und der Flug des einsamen Adlers darüber rauscht wie des Allmächtigen Stimme in der Vorhalle der Ewigkeit. —

Und die Vorwelt, unterbrach ich begeistert, lebt dort auf in den Palläsien des Morgenrothes. Durindarte's Klang, wie sie die Bresche schlug, schallt uns noch wieder im großen Circus des Mont Perdu, die Riesengeister der Paladine schreiten noch um auf den Gigantenmauern und schauen nieder auf das Thal von Roncevall, und Rolands letzter Stoß ins Hifthorn dröhnt noch immer hin längs der Bergränder vom Mittelmeere bis zur Biscajischen Bai, denn die Romanzen tönen in dem Munde der Hirten, und die heilige Erinnerung, todt in ganz Europa, lebt in den Thälern der Pyrenäen.

verkriechen in ihr Innerſtes vor einer unheimlichen Macht, die ſie immer enger und enger umgarnte. Da hob ſie plötzlich den Kopf, und ſcheu zu ihm zurück ſchielend, wollte ſie ein Apage! ſtammeln. So meinte ſie nachher, habe ſie gewollt, aber es kam nicht dazu; die Stimme verſagte ihr; Geräuſch erhob ſich im Vorzimmer. Der Kammerherr ſtritt laut mit einem Fremden, der Zutritt verlangte. Da hatte ſie ſich raſch aus ihren Hüllen losgewunden, und dem Verführer ein heftiges, halb bittendes, halb befehlendes: Entferne Dich! **Verſchwinde**! zugerufen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Kuß auf die Orange.

Der Fremde, welcher den Zutritt verlangte, war ein Mann, gegen den der Kammerherr Rücksichten hatte. Er war ein so seltener Gast am Hofe, daß auch die Kurfürstin, die Niemand empfangen wollte, auf die Meldung, daß sein Anliegen dringender sei, als sie sich vorstellen könne, ihn vorließ.

Wenn sie ihm zürnen wollen, machte ihr Unwille einer andern Empfindung Platz, als der Kammerpräsident Dedo von Knipphausen vor ihr stand. Er war ein Mann, in dessen Gegenwart vielen unheimlich ward; auf seinem Gesichte stand geschrieben, was jeder wußte, daß er mit Geistern Umgang pflog; und, was noch wunderbarer ist, niemand, auch an einem Hofe, spottete darüber. Selbst nicht der Kammerjunker von Leibnitz; der Philosoph sagte, es gebe Dinge zwischen Himmel und Erde, mit denen die Philosophie nichts zu schaffen habe. So hatte er denn ein Privilegium, anders zu sein. Er beutete es aber weder zu seinem Vortheil, noch zum Schaden

anderer aus. So ließ man ihn ſeiner Wege gehen, froh, wenn man ihm nicht begegnete.

Die Wolken waren, eine dichte Wand, in den Horizont gerückt, und aus der Spalte im Weſten, wo das Abendroth glühen ſollte, kam ein greller gelber Froſtſchein, der ſtürmiſche Tage bedeutet; er goß ſein Orangelicht durch die großen Fenſter ins dunkle Zimmer, und von ihm angegoſſen ſah der Kammerpräſident wie ein Weſen aus, das ſchon einer andern Welt angehörte, und ſo klang ſein Ton, als er ſich vor der Fürſtin wegen ſeines, faſt unziemlichen Eindringens rechtfertigen wollte.

„O Ihr, die Ihr mit den Seligen verkehrt," ſprach die Kurfürſtin, halb war es Hohn, halb Ernſt, „was müßt Ihr glücklich ſein, da Ihr wißt, wohin Ihr treten dürft, und was Euer Ziel iſt."

„Mein Ziel iſt der Tod," entgegnete Knipphauſen.

„Unſer Aller!" fiel die Fürſtin ein, auf welcher die Todtenſtimme, mit der er es geſprochen, einen entgegengeſetzten Eindruck gemacht hatte; denn ihr Ton war von der leichten ſchneidenden Art, mit welcher ſie die abfertigte, die ihr unbequem wurden. „Unſer Aller, Freiherr von Knipphauſen, wir wiſſen nur nicht wann, wo, wie?"

„Daß ich es von mir weiß, gab mir die Vollmacht, zu dieſer Stunde hier einzudringen."

„Eure ſelige Frau iſt Euch wieder einmal im Traum erſchienen?"

„Nicht im Traum. So wahrhaftig wie ich Ihro

Durchlaucht in dieſem Augenblicke vor mir zu ſehen glaube. Sie hat mir verkündigt, daß, ehe der Hahn morgen kräht, ich in eine heftige Krankheit verfallen bin, und ehe der Mond wechſelt, das iſt vor Ausgang dieſes Monats April, ich in Gott mit ihr vereint ſein werde."

„Und dies mir anzukündigen, ehe es zu ſpät iſt, ſeid Ihr gekommen? Vielleicht ſeid Ihr ſchon krank. Sonſt, meinte ich, ich hätte mich im Datum geirrt, und es ſei heute erſt der erſte April."

Mit unveränderter Ruhe entgegnete das geiſterhafte Geſicht: „Ich bin krank, wie wir alle ſind. Wir achten nicht die Vorboten des Todes, und jeder volle Glockenſchlag vom Thurme ruft uns doch zu, daß wir wieder um eine Stunde der Gruft näher ſchritten."

„An dieſer Krankheit leiden wir freilich alle, lieber Freiherr Knipphauſen. Wenn ſie Euch fortraffen ſollte, würde es meinem Herrn, dem Kurfürſten, zu tiefem Leidweſen gereichen, Eure Dienſte vor der Zeit zu verlieren. Schont Euch darum, wenn nicht Euer ſelbſt, doch Eures Herrn und des Landes willen. Legt Euch zu Bett, nehmt zu Schwitzen ein, Camillenthee, Latwerge, bis Euer Arzt kommt. Eilet, eilet, lieber Freiherr. Anderes hab' Ihr mir doch wohl nicht mitzutheilen."

„Um deswillen hätte ich Euer Durchlaucht koſtbare Ruhe nicht geſtört. Ich bin jeden Augenblick zum Tode bereit."

Er ſtand noch immer unbeweglich, wie die Trauerfigur auf einem Todtendenkmal. Er hatte ihr etwas mitzutheilen, was ſie anging. Sie mußte ihm das Zeichen zum Sprechen geben. Hätte ſie nur das Orangelicht, das um ihn ſpielte, fortſcherzen können, aber ſie konnte nicht mehr ſcherzen. In ihr gährte der Schauer vor dem, was er ihr ſagen könne, und in ihr gährte ein natürlicheres Gefühl vor der Länge des Vortrags. Knipphauſen war ein Geiſterſeher, den der Staub und die langen Perioden des Kanzleiſtils in ſeinen Viſionen begleiteten.

„Gnädigſte Frau, ich ſaß vertieft in alten Büchern, um nachzuſchlagen, was die Weisheit der Alten und Neueren zu Tage gebracht über die ernſthafte Frage, ſo jetzt den Gerichten vorliegt. Ich bekenne, mir widerſtrebte, zu glauben, daß die Allmacht es zulaſſen könne, daß Unholde Kinder chriſtlicher Eltern ſtehlen könnten, um ihre Geburten dafür in die Wiege zu thun. Wenn ſchon wir Sendungen empfangen aus der Geiſterwelt, die freundliche und die feindliche, ſo ſeien das doch nur abgelöſte körperloſe Schattenbilder des Geweſenen, und der Stoff, die Materie gehorchen nur den ewigen Geſetzen der Natur. So wagte ich die Betheuerung vor mir ſelbſt: es ſei ganz undenkbar, ja unmöglich, daß Gott in ſeiner Allweisheit derartigen Raub und Kinderwechſelung zulaſſe. Einmal, wodurch hätten die geraubten Kinder, die noch keine Sünde begangen, es verwirkt, daß ſie von Haus, Eltern, Verwandten und der chriſtlichen Ge-

meinſchaft fortgeriſſen würden, Gott weiß wohin, Gott weiß wo zu verkommen! Demnächſt, es vertrage ſich noch weniger mit Gottes Allwiſſenheit, daß ſolche Brut der Dämonen als Menſchenkinder eingeſchmuggelt werde, ohne daß ſie ſich ſofort verrathe, ſei's bei der Taufe, in der Kirche, bei Berührung der Bibel und anderer heiliger Gegenſtände. Schon der Inſtinct der Mutterliebe erkenne ja die eigene Geburt, auch in ſchwierigen Fällen der Verwechſelung, heraus. — Aber die Bücher, wo ich auch nachſchlug, beſagten anders. Doctor Martini Lutheri Ausſpruch, daß man das ſtumme, glotzende Mädchen in Deſſau des eheſten erſäufen ſolle, weil es ein Wechſelbalg, ward zwar damalen nicht executiret, weil fürſtlicher Einſpruch geſchah, indeſſen hat man's zu bereuen gehabt, denn das Mädchen hat nachmalen mit Feuer geſpielt, worüber ein Gehöft in Brand gerathen, und ſie ſelbſt mit allem Vieh kläglich verbrannt iſt. Item fand ich's vielfältig beſtätigt in Königs Jacobi des Erſten von England Dämonologie: daß alle die Unholde, weß Art ſie ſeien, als Kobolde, Niren, Elfen, Imps oder die ſogenannten kleinen Leute nach nichts mehr trachteten, denn ihr Geſchmeiß in die Wiegen chriſtlicher Eltern zu werfen, damit ſie zu menſchlicher Qualität, zur Taufe, irdiſchen Ehren und endlich durch den Genuß der Sacramente zur himmliſchen Seligkeit gelangen möchten. Und ſagt der königliche Scribent: Ob's denn gegen die Natur ſei, da es der Kukuk auch ſo macht und andere Thiere. Und ob's

die Eltern denn immer gleich merken müßten, da's die Henne auch nicht merkt, der man Enteneier untergelegt, und ſie trippelt ängſtlich am Waſſer, wenn ſie ihre Küchlein ſchwimmen ſieht. Und ob's Gott nicht auch zulaſſe, daß die rothen Cannibalen in Amerika die Kinder der weißen Anſiedler rauben, wenn ſie die Eltern ermordet und die Häuſer verbrannt, und niemand erfahre mehr von den armen Kleinen. Darum ſei an der Sache nicht zu zweifeln, vielmehr allen Eltern, Vormündern und Obrigkeiten zu empfehlen und an's Herz zu legen, daß ſie jede Geburt recht prüften, und zumal die Waſſerprobe, ſo in fließendem, als in ſtehendem, nicht unterließen, als die ſicherſte, ſo unter zehn Fällen neunmal zum Reſultate führe. Und dieweil ich doch noch zweifelte, denn ſo trotzig iſt des Menſchen Geiſt, daß, ob die Autorität auch noch ſo hoch und feſt ſtehe, er immer noch ſelbſt mittelſt ſeines Verſtandes das Beſſere und Richtigere finden möchte, blätterte ich weiter und fand, was mich noch weit mehr in Erſtaunen ſetzte. Nämlich, wie in Erfahrung gebracht, daß es nicht wenigen ſolcher Wechſelbälge gelungen, daß ſie ihr Lebelang ihre eigentliche Qualität cachiret, als ordinaire Menſchen gegolten, ſich ſo agiret und demnächſt geſtorben und chriſtlich begraben worden. Ja daß ſie in ehelicher Genoſſenſchaft mit echten chriſtlich gebornen Jungfrauen Kinder erzeugt, an denen man gar keine Makel bemerkt, die wohlgebildet waren, im Waſſer unterſanken und in der Kirche mit lauter voller Stimme die Li-

tanei gesungen. Ja solcher, denen Niemand, der es nicht weiß, ansieht, daß sie nicht echt sind, wären mehr, als wir uns vorstellen, und wenn man sie rausreißen wollte, blieben in so vielen Stammbäumen Lücken, daß es gerathener wäre, gar nicht danach zu suchen. Wonach denn einestheils Gottes unaussprechliche Güte und Gnade nicht genug zu bewundern, der zuweilen die Augen zudrückt, damit auch solchem Ungethüm, das ein Leben führt, was kein Leben ist, weil es keine Seele hat, ein Weg, so es auch nur eine enge Spalte, offen bleibt, um zu einem seligen Tode zu kommen, und damit zur Erlösung und zum ewigen Leben. Anderntheils aber den Juristen die große Frage bleibe, ob solche Successors von derartigen Impostoren, das heißt, die sich als Menschen und Personen in Anderer Rechte eingedrängt oder eingedrängt worden und ihr Lebelang dafür gegolten, dann als Erben ihrer Eltern auftreten dürften, die hinwiederum eigentlich gar kein Recht gehabt auf das, was sie von ihren sogenannten Eltern überkommen. Grade um deswillen sei die größte Fürsicht von Nöthen, denn an Gott sei die Gnade, am Menschen aber: das Recht zu hüten und wahren."

Die Kurfürstin hatte ihn fixirt, in Zweifel, wohin der lange Eingang steuere, als er nach einer kurzen Pause wieder anhub:

„Da, als ich den Kopf sinnend niedergelegt auf den Folianten vor mir, ward es Nacht; der Himmel ergoß sich in dem Schlossenregen; gegen die Dächer

und Fenſter krachte und praſſelte es; als ich die Augen aufſchlug, — ſchlug es vom Marienthurm grade vier; und ſie ſtand vor mir. Ihre kalte Geiſterhand ſtützte ſich leicht auf den Tiſch, derweil ſie halb abgewandt den Kopf ſchüttelte: „Dedo, zweifelſt Du noch immer? Gieb Deine Vernunft gefangen; die Schriften, die Du geleſen, ſprechen wahr. Können Autoritäten irren, unter denen ein großer König iſt!“ — „Mein Gott, darum biſt Du gekommen?“ ſprach ich, die Augen ſenkend, denn ich konnte ihren Blick nicht ertragen. Sie bewegte wehmüthig den Kopf von rechts nach links, und was ſie nun ſprach, ging nur mich an, daß ſie geſandt ſei, um mich abzurufen. Und als ich wieder die Augen aufſchlug, hatte ſie die Hand auf das aufgeſchlagene Buch gelegt, und ihr Ringfinger deutete auf eine Stelle, da ſtand gedruckt: „und ſind eigentlich alle, ſo mißgeſtaltig zur Welt kommen, Wechſelbalge, man hat's nur nicht bei Zeiten unterſucht.“ Die Stelle, ſo oft ich darüber geblättert, war mir entgangen, und ich glaube, ich habe ſie da gefragt: was nur das ſolle? Und ſie hat geantwortet: Daß Du es der ſagſt, die es angeht. Und wie ich nun dachte: woran ſoll man das erkennen, es laufen ja viele Mißgeſtaltige und Krüppel in der Welt um? ſchlug ſie die Blätter im Buche um — ich ſehe noch wie ihr Trauring im falben Lichtſchein an dem Finger flimmerte, aber nicht golden, ſondern ſilbergrau, denn unſer Gold dauert nicht in jene Welt hinüber — und tippte auf eine Stelle, wo gedruckt

ſtand: „daran erkennt man ſie, daß ſie höckerigt ſind und fünf Zoll kleiner, als die Mittelmenſur; auch gehn ſie gern auf hohen Hacken und thun ſich kleiden, daß man den Höcker nicht merke. Und treten die Zähne vom Oberkiefer beim Sprechen etwas hinaus über die Unterlippe. Ihr Kinn iſt aber mehr ſpitz denn rund, und wenn ſie anſetzen zum Reden iſt's etwas kreiſchig, als wenn man in eine Trompete blaſen will; nachher aber geht's. Daß ſie klug ſprechen, muß Dich nicht irren, aber ſie wollen auf die letzt klüger ſein und alles beſſer wiſſen als alle Leute, und das iſt das ſicherſte Signum. Auch lieben ſie prächtige Kleider über die Maßen, vor allem die bunt und bauſchig ſind und am neuſten in der Mode, und wenn ſie in Eifer gerathen, tritt etwas röthliches in ihr Auge. Wär es am beſten geweſen, wenn man bei der Geburt ihnen einen Stein um den Hals gebunden und ſie erſäuft hätte, denn ſie richten, wenn auch ſonſt nicht böswillig, mancherlei großen Schaden an, ſo im Hauſe und in der Freundſchaft, als im gemeinen Weſen."

Wer Dorotheen's Blick, wer ihre Augen geſehen, die in den Höhlen ſich wandten, und, von irrer Gluth entzündet, den Lippen des Erzählers folgten! Dieſer ſah nichts, ſein ſtierer Blick war auf die unſichtbare Welt jenſeits gerichtet. Jetzt war's, als drücke ein Alp ihre Bruſt, und kein Laut könne durch die krampfhaft zugezogene Kehle, jetzt als pulſten lebendige Feuerſtröme durch die Adern. Sie hatte ihm ſtumm die

Sie hatte sich verwundert umgekehrt. Bis hierhin, muß ich versichern, waren ihre Blicke fast unverwandt gen Westen gerichtet, und sie hatte von mir vielleicht nichts mehr als Bulls gelben Leinwandsmantel gesehen, den ich — um doch etwas von dem Reisegefährten zu haben — mir umgeworfen. Eine flüchtige Röthe überzog die bleichen Wangen. —

Sie sind ein Fremder, sagte sie, oder ich glaubte es in ihren Blicken zu lesen. Doch wie bald war die Verwunderung vorüber, heiligere Gefühle hatten in diesem schönen Körper die Oberherrschaft gewonnen, daß ein solcher Zufall ihre Ruhe nicht lange stören konnte. Sie verzeihen, ich hielt Sie für einen Bekannten. —

Wir gingen Beide einige Schritte vorwärts—

Sie kommen, Mylady, von den Pyrenäen —?

Sie bejahte schweigend, dann aber warf der Abendschein ein neues Licht auf die sichtbaren Pics, und ihre Bewegung, wie sie hinwies, sprach aus, jedes Wort bei diesem großen Naturschauspiel sei ein Vergehen.

Als die Wolken sich darüber gelagert, fing ich das Gespräch wieder an. Die Begeisterung, welche ihre Rede in mir hervorgerufen, machte sich weiter

Entlaſſung zugewinkt, er hatte ſich ſtumm verbeugt; aber noch einmal rief ſie ihn. An ihrer zitternden Stimme hätte er doch die furchtbar aufgeregte Stimmung der Fürſtin erkennen ſollen:

„Der Geiſt Eurer ſeligen Frau? — Ihr ſeid's gewiß —"

„Sie ſelbſt."

„Sei der Herr mit Euch, wie — wie er in Eurer ſeligen Frau geredet hat."

Sie war in ihre Hüllen verſunken, als fürchte ſie etwas außer ſich zu ſehen, als fürchte ſie von einem geſehen zu werden, als fürchte ſie ſich ſelbſt zu ſehen. Dafür ſchwebten um ſie Geiſterſtimmen: „Alle, ſo mißgeſtaltig zur Welt kommen, ſind Wechſelbalge! — Beſſer, es wäre bei ihrer Geburt ein Stein ihnen um den Hals gehängt und ſie erſäuft worden im Meer, da es am tiefſten iſt!" Warum hatten ſie's nicht gethan, dann wäre ſo viel — ſo ſehr viel Böſes erſpart! Ach, warum hatte der königliche Autor die Signa ſo genau beſchrieben!

„Wer zu viel Zeichen fordert, verſündigt ſich! ſang die Stimme hinter ihrem Lehnſtuhl. Die Rache iſt mein! hat er geſprochen. Aber er überträgt ſie ſeinen Erwählten, er weiht ſie zu Inſtrumenten in ſeiner Hand. Zauderte Judith, als die Stimme des Herrn ſie rief? Sie gürtete ihre Lenden und ging in der Nacht in das Lager des Holofernes. Schwankte Joel, als der Herr ſeinen Haß in ihre Seele hauchte, fragte ſie: Herr, thue ich auch recht, daß ich Dein

Gebot erfülle? Siſſera zuckte und verhauchte, und Holofernes Kopf rollte zu Boden, und Joel jauchzte und Judith und Joel lebten lange Jahre und in Ehren. Es braucht nicht des blutigen Schwertes, nicht des Hammers und Nagels. Hauche Deinen Haß, ſo voll, ſo glühend als dieſe Frucht, auf ihre Schaale. Den Kuß des Haſſes darauf, Märtyrin! Der Wille gilt vor ihm als voll. Die Wünſch dere Heiligen werden von den Lüften getragen, ſie ſind Befehle, diamantne Schrift für ſeine Geiſter."

Ob ihre zitternden Lippen einen Kuß auf die Orange gedrückt, ob ſie aus ihrer brennenden Bruſt nur auf die duftende Schaale gehaucht, ſie wußte es nachher nicht; ſie hatte nichts geſehen, nichts gefühlt — aber gehört, deutlich gehört — Stimmen.

„Ihr Zeugen ſeid Ihr wach!" hatte der Verführer gerufen, und aus den vier Winkeln des Zimmers hatte es geantwortet. Von da ſchallte es wie ein Lachen, da ein Ja, hier wie ein Pfeifen, aus der vierten Ecke rief es deutlich wieder: „Wir wachen und zeugen."

War es nur ein Spiel der Phantaſie der kranken Fürſtin, oder verſtand Balſamo die Bauchrednerkunſt? Wer entſcheidet das!

Fünfzehntes Kapitel.

Der französische Gesandte.

Der französische Gesandte dictirte seinem Geheimschreiber einen Bericht an den Minister nach Versailles. Sein Gesicht verrieth, daß er eine angenehme Nachricht zu melden hatte. Als der Secretair an das Chiffriren der Depesche gehen wollte, ließ er sich das Dictat noch einmal langsam vorlesen, bei jedem Satze durch ein Lächeln oder leises Nicken mit dem Kopfe zustimmend.

„Der König, mein Herr, wird zufrieden sein. Der kranke Löwe hat auf seinem Schmerzenslager aufgebrüllt. Man hat aber gewußt so viel Spielzeug zum Zerreißen ihm hinzuwerfen, daß seine Gedanken vollständig dadurch absorbirt sind. Die Gefahr ist so gut wie verschwunden. Glücklich wie ich bin, Euer Excellenz darüber das Nähere, und namentlich die letzten Vorfallenheiten, welche der ganzen Angelegenheit die uns günstige Wendung gaben, in nachfolgendem Exposé vermelden zu können, bin ich es doppelt, indem sich dabei auf's neue bewährt hat,

wie das Glück als Sclav an den Triumphwagen meines unsterblichen Königs mit unauflösbaren Ketten geschmiedet scheint."

Der Secretair hatte einige Bedenken. Ludwig XIV vermerke es ungnädig, wenn einer seiner Contemporanen, und in seiner Gegenwart, mit dem König der Thierwelt verglichen werde: „er will allein der Löwe sein!" Dann könne es ihn verletzen, wenn man vom Kurfürsten von Brandenburg sage, daß er dem Könige von Frankreich gefährlich sei. Der Gesandte ging auf die erstere Bemerkung ein, der Löwe sollte gestrichen werden, um ein andres passendes Thier zu substituiren, wogegen er die Gefährlichkeit aufrecht erhielt: „Unser allerchristlichster König dictirt, wo er der Personen sicher ist, die seine Dictate niederzuschreiben haben. Er dictirt und ist Dictator, dem heiligen römischen Reiche gegenüber, weil er weiß, daß sein Kaiser nichts thun kann und seine Fürsten nichts thun wollen. Durch seine Reunionskammern hat er das deutsche Reich aus der Reihe der lebendigen Staaten ausgestrichen; — aber der Kehrbesen, mit dem wir die Hugenotten ausfegten, lieber Marquis, hat einen Staub aufgeregt, an dem wir oder unsre Kinder ersticken können. Ludwig täuscht sich, wenn er glaubt, daß die Furcht vor einer neuen Rebellion den Sinn der Engländer ganz niedergeschlagen hat. Die Apathie, auf die er rechnet, hat, wie alles, ihre Zeit. Er will nicht wissen, wie Jacobs Willkühr und Blutgerichte, die Einschüchterung der Justiz,

die Confiscationen und Ausweisungen, der Gewissenszwang, den er unter dem Namen Toleranz vorbereitet, wie die groben Listen und Wortverdrehungen, durch welche der König die alte Verfassung Stück um Stück beseitigt, eine andre Rebellion vorbereitet haben, eine, die mehr Lunge haben kann, als jene erste. Alle Stände, Parteien, die Kirche und die Secten sind ja einig; nur ein Funke hinein, und die Mine fliegt auf. Der Oranier hält die Lunte in der Hand, aber das Fischblut des holländischen Krämers wägt erst auf der Goldwage ab, wohin die Schaale sich neigt, wenn hier dies und dort jenes hineingethan wird. Was es bedeutet, wenn der große Kurfürst von Brandenburg — doch genug, wir wollen nicht politisiren. Das aber nenne ich die Gefahr, die ein treuer Diener seinem Herrn nicht verschweigen darf. — Wenn ich bitten darf, fahren Sie fort. Die motivirte Darstellung, Marquis!"

„Es ist unzweifelhaft, daß Friedrich Wilhelm seit Monaten in der Stille gerüstet hat. Man hat es durch den Wechsel der Regimenter in den Garnisonen zu verstecken gesucht. Die officielle Correspondenz mit dem Haag wird lau geführt, desto lebhafter der Briefwechsel, der durch geheime Boten besorgt ist, leider durch so gewonnene, daß es Seiner Majestät Diener nicht gelang, auch nur eine der Depeschen zu erkaufen. Allein das Engagement des Feldmarschall Schomberg ließ für den mit den Verhältnissen Unterrichteten jeden Zweifel verschwinden. Zwar fehlten

nicht Stimmen, welche das Motiv nur in der Eitelkeit ſuchten, daß der Kurfürſt ſich zu einem großen Monarchen lügen wolle, indem er den größten Feldherrn in ſeine Dienſte ziehe; andere, die nur eine Intrigue der Kurfürſtin darin erblickten, um den Feldmarſchall Derfflinger zu beſeitigen. Beiden widerſpricht der Character des Kurfürſten. Er rief ihn, um den berühmten Krieger bereit zu haben, für den Fall daß er, oder — ein Anderer ſeiner Dienſte bedürfe. — Dieſe Eventualität iſt überwunden, Herr von Schomberg wird die Wachtparade commandiren, die ſonntäglich Seiner Durchlaucht die letzten Klänge eines Kriegsruhms vorſpielt, der ausgeſpielt hat; denn der Löwe —"

„Setzen Sie jetzt der Bär," ſchaltete der Geſandte ein. „Träumt nur noch für uns unſchädliche Phantaſien. Die immer von neuem auftauchenden Anklagen gegen ſeine Gemahlin, hatten dieſe Frau zu einer außerordentlichen Thätigkeit angeſtachelt. Wär es gelungen, die Fürſtin ganz in Frankreichs Intereſſe zu ziehen, hätte ſie nicht beſſer dafür handeln können, als ſie in ihrem eignen gethan hat. Aus Nothwehr hat ſie ihn mit Hiſtörchen, gleichgültigen Geſchichten und arabiſchen Mährchen auf das Geſchickteſte unterhalten. Seit Jahren ward damit ſein Geiſt umſtrickt, und wenn der Faden einmal riß, ſchürzte und knüpfte ihn das Fatum nur noch enger zuſammen. Alles, was zu ihm dringt, wird durch die Wolke, die um ihn geſponnen, abgedämpft und anders gefärbt; ſo

wurden auch ſein Wille und ſeine Befehle, die wie ein Blitz zuweilen durch die Wolke zücken möchten, täglich matter, blaſſer, Verräther der Jahre und der Krankheit, die auch einen Rieſengeiſt ſich unterthänig machen —"

Der Schreiber blickte fragend zum Geſandten auf, und dieſer verſtand ihn. Lächelnd ſagte er: „Sie haben Recht, ſchalten Sie ein: „Auch einen Rieſengeiſt, wenn er nicht im Dienſt der Kirche und des wahren Glaubens die Welt erobern will."

Jetzt lächelte der Schreiber: „Excellenz wollten doch dictiren „die Welt beglücken will."

Der Geſandte lachte kurz auf: „Ein verzeihlicher lapsus linguae! Weiter!"

„Seine reformirten Prediger mußten ſich der Volkszählung widerſetzen. Der neue David hat zwar ſeinen Willen durchgeſetzt, der Aufſchub und die Aufregung, welche der Streit veranlaßte, war uns aber doch förderlich. Förderlicher ſollte der Euer Excellenz ſchon gemeldete Erbſchaftsroman werden, deſſen Faden die Kurfürſtin ſeit Jahren mit der Kunſt einer Penelope hingeſponnen hat; auch die neueſte Wendung, von der ich gleichfalls im letzten Schreiben Erwähnung that, hatte eine uns nur günſtige Kataſtrophe hervorgerufen. Der Hof war in Parteien getheilt, der Kurfürſt ſonnte ſich in der Rolle der Unparteilichkeit, die zu ſpielen ihm etwas Mühe koſtete, weil er für das vorgeſchobene Mädchen ein Attachement gefaßt, als das launenhafte Kind, der Zufall oder die Intrigue der Kurfürſtin — den wahren Grund zu

ermitteln lohnt es nicht — den Eclat hervorbrachte, an dem man noch heut laboriren würde, wenn der jüngſte Vorfall nicht die Geiſter vollauf beſchäftigte. Das Mädchen fiel in Ungnade, ihr Prozeß muß verloren gehen, und Derfflinger iſt, worauf es Ihro Durchlaucht grade jetzt ankam, wieder für die Kurfürſtin gewonnen. Dabei fiel für uns der kleine Nebengewinn ab, daß der Kurfürſt den erwähnten Holländer Skytte als Duellanten und Mörder verurtheilen laſſen mußte. Gelehrte, Hofnarren und Projectemacher, Excellenz, ſind an dieſem Hofe gefährlicher, ſie können mehr Einfluß gewinnen, als man bei uns gelten läßt, und der bemeldete Holländer ging mit Ideen um, für die hier das Feld nur zu fruchtbar iſt; zum Glück als ein Tropf, der nicht für ſich zu ſpeculiren wußte. Aber ſeine Verurtheilung hat Seine Durchlaucht einige Schlafloſigkeit verurſacht, item ihn dermaßen beſchäftigt, daß er auch deshalb keine Zeit übrig behielt, nur an das zu denken, was wir für ſeine koſtbare Geſundheit ſchädlich erachten.

„Was nun die letzte große Tragödie anlangt, weshalb wir in Berlin in Schwarz gehen, ſo bedaure ich, Euer Excellenz auch jetzt noch über den eigentlichen Hergang nur Gerüchte mittheilen zu können. Bei jener Geſellſchaft, wo der Vorfall ſich ereignet, war die Kurfürſtin nicht zugegen; dies ſchicke ich voraus. Sie iſt wirklich krank, obgleich man es aus Gründen nicht Wort haben will. Nach dem Kaffee wurden Orangen umherpräſentirt. Prinz Ludwig, welcher die

ſchönſte Frucht vom Teller nahm, fühlte ſich bald darauf unwohl, er mußte die Geſellſchaft verlaſſen, ſchon im Wagen überkam ihn ein Unwohlſein; als ſeine Gemahlin, die Prinzeß Radziwill, ihm nacheilte, fand ſie ihn in beſinnungsloſem Zuſtande. Am Morgen ſtarb er, noch Jüngling, im vierundzwanzigſten Jahre, ohne Nachkommenſchaft. Dies allein iſt ausgemacht. Wer ihm die Orange präſentirt, ob er in Folge des Genuſſes erkrankt iſt, ob ſie ihm beſtimmt geweſen oder einem andern, und wer in dem Falle ſeine Hand im Spiele gehabt haben kann, darüber kreuzen und wirbeln die Gerüchte. Von einer Seite möchte man glauben machen, daß der Apfel dem Prinzen von einer jungen Prinzeſſin, die zur Kurfürſtin in nahem Verwandtſchaftsbande ſteht, gereicht worden, aus — Eiferſucht und Rache. Man hatte von einer Verlobung geſprochen, welche durch die Heirath mit der Polin auseinander ging. Wer laut dieſe Meinung ausſpräche, würde von denen geſtraft werden, welche im Stillen wünſchen, daß ſie Glauben finde. Unwahrſcheinlich iſt ſie bei der Jugend jener Prinzeſſin, und da die unfruchtbare Ehe mit der Polin ſchon Jahre gedauert hat. Andrerſeits behauptet man, die Apfelſine ſei für den Kurprinzen Friedrich beſtimmt geweſen; ſeine jüngſte Schweſter, die von ſeiner Liebhaberei für dieſe Frucht gewußt, habe dem Lakaien aufgetragen, das ſchönſte und größte Exemplar, das ſie obenauf gelegt, ihrem Bruder zu präſentiren. Entweder habe der Diener die Brüder ver-

wechſelt, oder Prinz Ludwig, der ihm zuerſt in den Weg getreten, die tödtliche Orange vorweg genommen. Die Orange iſt mit dem todten Prinzen in die Gruft verſenkt, die Schaalen, wenn es dieſelben ſind, hat man Chemikern zur Unterſuchung übergeben; dem Volke, das tobt und drängt, zur Beſchwichtigung eine neue Inquiſitions-Commiſſion als Spielzeug hingeworfen, welche ſo wenig, als die vorigen, etwas ermitteln wird. Aber weil das Volk etwas ermittelt haben will, hat ſie ſo viel herausgebracht, daß dem Prinzen wohl „entweder in dem Kaffee oder der Orange etwas Schädliches zugekommen, und auf einige ziemlicher Verdacht gefallen.“ Dieſer Verdacht hat ſich indeß, wie ſich verſteht, bei weiteren Nachforſchungen nicht beſtätigt, und der Schluß der Unterſuchung iſt ein kurfürſtlicher Erlaß: „Daß die Prinzen und Prinzeſſinnen bei niemand gaſtiren ſollen, es ſeien denn die Speiſen durch dero Mundkoch bereitet und der Trank durch den Mundſchenk vorher gekoſtet worden.“ So ſtehen die Sachen; die ſtändiſche Deputation iſt noch immer nicht vorgelaſſen, obgleich der Kurfürſt, man meint, in einer unbewachten Stunde, verſprochen, er wolle den alten Burgsdorf wieder einmal ſehen. Ob das Volk ſich beruhigen wird, ſteht dahin, für uns ſteht das Wichtigere feſt: der Kurfürſt iſt auch jetzt nicht, auch nicht durch den Schmerz um einen verlornen, und ſo verlornen Sohn, aus dem Zaubergarn erlöſt. Der Held, gegen jeden Stahl und Geiſt, iſt, in krankhaft ehelicher Treue, Wachs in der Atmos-

Luft. Ein Meer, drei Gebirgsketten und dieſe Prieſterin machten den Place Peyrou zu einem Tempel des Naturgottesdienſtes. Die Luft, von der Rhone und den Dauphineer Alpen her, mochte auch das ihrige thun, Jean Jacques Geiſt lebendig werden zu laſſen. Ich ſprach da von dem rollenden Donner, von den ſtürzenden Waldbächen, von den Gletſchern im Morgenroth, als den Propheten ſeiner Majeſtät, wie das ein Gottesdienſt ſei, deſſen Tempel die Völker der Erde zu der reinen Andacht einladen von Islands Hekla bis zu dem ewig glühenden Feuermeere der Sandwichinſeln.

Und finden ſie Troſt darin? fragte die Lady plötzlich ſtehen bleibend, und ein Blick in ihr glühendes Auge, in die vom Schmerz verklärten Züge ſagte mir, daß ſie wohl eine Kranke ſei, aber keine, die ihre Geneſung in der Luft von Montpellier zu ſuchen habe.

Iſt dieſe Hieroglyphenſchrift ſo deutlich, fuhr ſie nicht ohne Bitterkeit fort, daß Kinder und Greiſe, der Ungelehrte und der Sünder, geblendet im gräßlichen Todeskampfe, ſie leſen können? Als die Hunderte in Paris hinfuhren zur Schlachtbank, als die Karrenräder in dem blutigen Moraſte verſanken, als die Hyänen unter der Guillotine

phäre einer alternden Frau. Die Anklage gegen sie niederzuſchlagen, ihren Ruf zu retten, lügt er Geſundheit, und zwingt auch ſie, ſich geſund zu lügen. Von ſeinem Siechbett ſich aufraffend, beſucht er mit der Kurfürſtin den Dom, er ritt neulich mit ihr auf die Reiherbeize in den Köpnicker Forſt, er hielt ſelbſt zu Roß letzten Sonntag an Herrn von Schombergs Seite die Parade ab. Seine Geſichtsfarbe blühte — vor dem Volke; am Hofe wußte man, daß er geſchminkt war. Die Kurfürſtin, die vom Söller zuſah, auch blühend, auch heiter, ward durch verborgene Kiſſen, welche ihre Hofdamen unterfaßten, aufrecht gehalten. Als die Ceremonie kaum vorüber, ſank ſie ſchon auf der Schwelle der Glasthür ohnmächtig nieder. Der Kurfürſt, vom Sattel gehoben, mußte die Treppe hinauf geführt werden. Urtheilen Euer Excellenz danach ſelbſt, wie ein Fürſt, der ſeine Gattin gegen ſeinen Hof, ſeine Stände, ſein Volk zu vertheidigen weiß, der ſeine letzte Lebenskraft täglich aufwendet, Parade zu machen für den Leumund ſeiner Frau, Zeit, Kraft und Luſt haben kann, mit gewagten Planen der äußern Politik ſich zu beſchäftigen! Urtheilen Sie, ob Friedrich Wilhelm, der nicht mehr Herr in ſeinem Hauſe iſt, gegen den ausgeſprochenen Willen des Königs von Frankreich, den Arm, ja nur ſeine Stimme zu erheben wagen könnte! Auch ſind wir vor jeder Aenderung des Sinnes, wie vor jeder Täuſchung geſchützt, ſeit ihn die Kurfürſtin durch einen Mann bewachen läßt, dem wir vertrauen dürfen, und der in ſeinen

Mienen den aufsteigenden Gedanken lieſt. Der König, mein Herr kann ruhig ſein. Brandenburg iſt ruhig wie ein Kirchhof, auf dem nur noch die Namen derer ſtehen, die einſt gelebt."

Auf den Mienen des Legationsſecretairs ſtanden Bedenken: „Heraus ihre Meinung, wir ſind unter uns!"

„Der Bericht wird Seiner Majeſtät Wohlgefallen erregen."

„Dann erfüllt er was er ſoll. Haben Sie Zweifel an der Wahrheit?"

„Nur ein Bedenken, Excellenz, ob der Geſundheitszuſtand des Kurfürſten wirklich ſo ſchlimm iſt. Die Augen kann man nicht ſchminken."

„Sehen Sie Lebensfunken? So erbricht ſich der Veſuv noch einmal, wenn ſeine Gluth im Ausſterben iſt, die Lohe ſtürzt praſſelnd in die Wolken, und dann iſt es aus. Daß dieſe letzten Ausbrüche nicht unſre Weingärten treffen, dafür iſt geſorgt."

„Und trauen Eure Excellenz ſo unbedingt dem Manne?"

„Ich? — Ich habe nichts mit ihm zu thun, Marquis. Aber das andre Ich, das ich hier bin, vertraut ihm grade ſo weit, als unſre Intereſſen zuſammen gehen. Und ſie werden noch ein gutes Stück einen Weg haben."

„Excellenz ſetzen alſo doch die Möglichkeit, daß die Wege ſich einmal trennen?"

„Was iſt nicht möglich in der Welt und in der

Diplomatie, mein beſter Marquis! So lange es aber alte Betſchweſtern giebt, die in ihrer Jugend nicht gebetet haben, und am Throne ſitzen, um mit ihren Fledermausflügeln ihn vor dem Sonnenſtrahl zu bewahren, ſo lange rathe ich Ihnen, zweifeln Sie nicht an der Länge des Weges. Ich rathe Ihnen ſogar, ſchwören Sie vor jedermann, daß er ewig ſein müſſe. Traten Sie nicht auf Fürſprache der Frau von Maintenon in den diplomatiſchen Dienſt?"

Der Secretair erröthete leicht, er wollte die Lippen öffnen, aber er ſchwieg, um an's Chiffriren zu gehn.

Der Geſandte war einige Mal im Zimmer auf und ab gegangen als er vor dem Andern ſtehen blieb: „Verſehen Sie ſich nicht bei der Arbeit, und ſetzen die Frage, die noch auf ihren Lippen ſchwebt, in den Text. Lieber heraus damit."

Der Secretair hielt inne: „Halten Euer Excellenz die — die Frau, um die es ſich handelt, für unſchuldig?"

„Wenn ich das Gegentheil glaubte, würde ich es wenigſtens weder vor Ihnen, noch irgend gegen wen, am wenigſten gegen meinen König ausſprechen. Wir leben in einer Zeit, wo es gilt, mehr als ihre Macht, das Luſtre, das um die Kronen ſchwebt, fleckenlos zu erhalten. Seine Majeſtät würden höchſt ungnädig eine ſolche Präſumtion aufnehmen. Fragen Sie mich aber in dieſen verſchloſſnen vier Wänden nach meiner Herzensmeinung, ſo antworte ich: man ſoll an ein großes Verbrechen nie ohne ſtarke Beweiſe glauben,

und klugen Perſonen nicht dumme Handlungen zutrauen. Wer in ſeiner Hausgenoſſenſchaft im Verdacht ſteht ein Dieb zu ſein, wird ſich wenigſtens hüten da zu ſtehlen, wo alle ihm auf die Finger ſehen. Auch wachſen giftige Pflanzen nur auf geilem Boden, und ich erfuhr noch nicht, daß hier Brinvilliers und Voiſins gedeihen. Endlich der Pöbel glaubt es, darum glaube ich es nicht. Warum hat ſie ihren Stiefſohn nicht auch für ein Hexenkind und einen Wechſelbalg erklären laſſen! Das wäre ihr doch leichter geworden, als aqua toffana aus Diſteln und Hirſe kochen! Und das Volk glaubte das eine wie das andre."

Die Depeſchen waren fertig, aber der als Courier nach Paris damit eilen ſollte, war am Morgen krank gemeldet, und ſein Zuſtand hatte ſich, ſtatt zu beſſern verſchlimmert: „Nehmen Sie den erſten beſten meiner Diener; nur ſoll er eilen." Bedarf es zu einer ſolchen Botſchaft nicht eines zuverläſſigen Mannes? entgegnete das Geſicht des Schreibers, als der Geſandte abgerufen ward. Er nahm vorſorglich die Depeſchen zu ſich. Als er nach einer halben Stunde wieder eintrat, ſagte er ſich auf den Stuhl werfend: „Sie brauchen ſich nicht weiter zu bemühen. Der Courier iſt gefunden; er reitet ſchon zum Thor hinaus."

Wem, welchem zufällig eingetretenen Manne konnte der Geſandte eine ſolche Depeſche überantworten? ſtand jetzt auf dem Geſicht des Marquis geſchrieben, ohne daß er für angemeſſen fand ſie auszuſprechen.

Der Gesandte selbst fand es aber angemessen, nachdem er eine Prise genommen, den Mund zu öffnen, vielleicht weil der Andre aus seinem Gesichte, auf dem sich ein sehr ernstes Nachdenken, man kann sagen, ein Schreck lagerte, mehr Schlüsse zöge, als er wünschte:

„Sie können unbesorgt sein; die Depesche ist in sichern Händen. Jemandem, der gewissermaßen ein Recht auf den Schutz der Legation hat, war es darum zu thun, so eilig als möglich aus den Mauern von Berlin zu kommen. Herr von Grammartin, der ihn kennt, bürgt für seine Ergebenheit und Raschheit. Den Namen — habe ich wirklich vergessen."

Es war eine officielle Vergessenheit. Als sie sich trennten sagte der Gesandte: „Die Sachen hier können eine unangenehme Wendung nehmen. Wie ich höre, wollen die Chemiker in der Schaale der Orange Giftstoffe von ganz besonderer Qualität gefunden haben, die hierorts noch in keiner Apotheke vorkamen. Man will denen auf der Spur sein, von denen sie herrühren. Die Kurfürstin ist, aller Anstrengung ungeachtet gesund zu scheinen, sehr krank; der Mann, von dem Sie vorhin sprachen, dürfte, ohne den Schutz der hohen Frau, hier nicht mehr sicher sein. Der Freiherr Burgsdorf aber ist beim Kurfürsten. Was auch da herauskomme, so ist für uns nur erfreulich, daß der französische Name bei allen diesen innern Contentionen unberührt und uncompromittirt bleibt."

Sechszehntes Kapitel.

Kurt von Burgsdorf.

Wir führen unſre Leſer um einige Stunden zurück in das Schloß an der Spree. Der Kurfürſt kam von einem Krankenbeſuche bei ſeiner Gattin. Was ſie geſprochen, darüber ſind keine Zeugen. Nur als die Thür ſich geöffnet, hörte man ſeine Stimme in dem vollen ſonoren Klang von ehemals, ihr Troſt zuſprechen: ſie möge bedenken, daß ſie nicht nur Gattin und Mutter ihrer Kinder, daß ſie auch des Landes Mutter ſei, ſie möge, wie ſie über die ungerechte Anklage ſich erhoben, über den gerechten Schmerz Herrin werden. Sie würde wieder geneſen, wie er zu geneſen hoffe — durch Gottes Gnade! Die ſei unerſchöpflich, die Ehre vor der Welt, ein wie großes Gut auch, ſei endlich. — Vielleicht war die Thür geöffnet, damit es gehört werde.

Die ihn auf dem Gange nach ſeinen Gemächern ſahen, erſtaunten, wie aufrecht und ſicher er einherſchritt, in der ſtolzen polniſchen Tracht, die ihm ſo wohl ſtand; aber er hatte ſie in letzter Zeit ſelten

angelegt. Das war ſeine Miene, wie in den glücklichſten Zeiten ſeines Lebens. Sie ſagten, er hat's überſtanden, er iſt nicht mehr krank. Die ihn in ſeinem Zimmer empfingen, ſagten es nicht. Kunkel, der ihn nach ſeinem Lehnſtuhl führte, wollte ihn entkleiden, daß er ſich zur Ruhe lege. Friedrich Wilhelm entgegnete, zur Ruhe ſei noch nicht Zeit. Als er ihm gewinkt, ſich zu entfernen, ſtöhnte er wie aus tiefer Bruſt: „Wünſche ſind doch noch nicht Verbrechen!" Doch er erſchrak faſt, als er noch einen im Zimmer erblickte. Aber es war nur Mathes Horeck, der hinter dem Ofen wartete. Der mochte denken: was ſteht dem Herrn noch heute bevor!

Der Kammergerichtsdirector von dem Kneſebeck war in feierlicher Amtstracht und feierlichem Geſichte eingetreten.

„Warum jetzt grade ein Todesurtheil unterzeichnen?" fuhr ihn Friedrich Wilhelm an, indem er den Bogen faſt ſchaudernd von ſich hielt.

Der Kneſebeck war betroffen; der Kurfürſt hatte ihn ja auf heut beſchieden. Nachdem er ſich geſammelt, trug er vor, was der Fürſt freilich ſchon wußte, aber wie es eines Oberrichters Schuldigkeit, in Kürze Thatbeſtand, Anklage, Vertheidigung und Urtheil mit den Entſcheidungsgründen: „Item, was vorliegt und was Inquiſit eingeſtanden, reicht voll aus ſchon nach allgemeinen Geſetzen, was mehr nach Deinem letzten Mandat, ihn zu condemniren. Und zugegeben, was er modo defensionis eingewandt, daß er den Degen

nur gezogen, um das beregte Fräulein vor Entführung und Unehre zu ſchützen, ſo iſt dies längſt refutirt, da einem, der das ernſtlich wollte, hinlänglich andre Mittel blieben, ein Frauenzimmer vor der rapina und defloratione in Euer Durchlaucht Landen, wo überall Obrigkeiten und Richter ſind, zu ſchützen. Wie auch der Tag bereits angebrochen, Leute genug im Oderkrug, ſo er im Namen des Geſetzes errufen können, die aber alle nicht einmal einen Schrei um Hülfe vernommen haben. Somit, auch angenommen, daß kein Einverſtändniß mit der Frauensperſon ſtattgefunden, iſt's beſten Falles als ein Ausbruch der Animoſität und barbariſchen Raufſucht zu erachten —"

„Die ich mit Stumpf und Stiel ausrotten will, wer auch der Thäter ſei, wie nahe er mir" — unterbrach ihn der Fürſt — „hab ich das nicht gelobt? Ich will's, Kneſebeck — das Papier, lege es hin — nur in dieſer Stunde nicht — heut Abend, Morgen! — Was macht die Waiſe, die Erbin?"

„Wegen ihrer gefährlichen Krankheit konnte ſie nicht vernommen werden."

„Nicht vernommen! — Und doch! — Und doch, Kneſebeck, ſoll das Urtheil vollzogen werden. Dorthin das Papier!"

Der Director hatte es hingelegt, und doch nahm er die Weiſung noch nicht als Wink zu gehen. Er zitterte ſichtlich: „Durchlauchtigſter, allergnädigſter Fürſt und Herr! Die Luft iſt ſo ſchwer, ſie ſchwirrt von Anſchuldigungen und Klagen, ſie erheben ſich ſo dreiſt,

verwegen hoch, daß die Richter, die doch nur Menschen, nur Unterthanen, nur von Dir bestellt sind —"

„Doch nicht schwanken in dem, was ihre Pflicht ist!" unterbrach ihn mit einem seiner Adlerblicke der Kurfürst. Mir schwort Ihr Treue, doch im Namen dessen, der uns alle bestellt hat, den hier, den dorthin, und er ist die Wahrheit. Der Wahrheit, Ihr Richter dieser Welt, gehorsamt! Hört auf alle Klagen, aber nicht auf Gerüchte, die wie giftige Insecten durch die stinkende Luft schwirren. Im übrigen, Herr von dem Knesebeck, wenn Ihr zittern solltet, wie diese Luft, die Euch den Athem raubt, wenn Euer Wort schwankt, dann appellirt an mich, den höchsten Richter im Lande. Ich werde nicht schwanken, Gott helfe mir!"

Der Herr von dem Knesebeck war entlassen; es war ihm, als sei eine Last von seiner Brust gesunken. Don Balsamo war dafür eingetreten. Der Kurfürst und er führten ein ruhiges Gespräch, wie ein Arzt mit seinem Patienten sich unterhält, nur war es zweifelhaft, wer dabei den Andern aufmerksamer anblickte, es schien, als gelte es eine Wette zwischen zwei Ringern, daß keiner einen Blick des Andern außer Acht lasse, sonst sei er verloren. Der Wälsche aber, wie überwunden, oder, um dem Moment zuvorzukommen, sank plötzlich auf die Knie:

„Gnädigster Herr!" sprach er mit bewegter Stimme. „Es ist eine Aenderung in Euch vorgegangen, oder meine Sinne wurden schwach, und trügen mich. Hab ich Euer Durchlaucht Vertrauen verloren? O so sprecht

es aus, laßt andre Aerzte wieder rufen, die es noch beſitzen, die es zu erwerben verdienen. Aber ein Arzt iſt Noth, dringend Noth, einer, der Euer Durchlaucht Vertrauen hat."

„Ich verlor nicht den Glauben an Deine Kunſt," entgegnete der Kurfürſt.

„Irgend etwas geſchah. Nahm mein hoher Kranker eine zu ſtarke, eine doppelte Doſis? — Dieſe Aufregung, dieſes Aufgebot Eurer Kräfte ängſtet mich. Das lange Zwiegeſpräch mit der durchlauchtigſten Kurfürſtin, die vielen Regierungsgeſchäfte, die mein Fürſt plötzlich wieder in die Hand nahm, draußen die Herren, denen eine Audienz verheißen iſt. Das iſt zu viel, durchlauchtigſter Herr. Traut nicht der Flamme, die zum Himmel zu ſchlagen ſcheint —"

„Es könnte ihr letztes Aufflackern ſein!"

„Ich ſprach's nicht aus. O mein hoher Herr, Ihr lebt für Eure Kinder, für Eure Gemahlin, für Euer Haus und Land —"

„Und Du zitterſt für dies Leben, Und ich glaube Dir. Was willſt Du mehr? Du übſt Deine Pflicht, ich meine. Ich muß mein Haus beſtellen; beſtelle jeder das Seine. Dann hat er genug gelebt."

Er winkte ihm zum Aufſtehen. Es war gegen das Schick, daß der Italiener noch im Aufſtehen ſprach: „Draußen wartet der Mann, dem Du ſo lange ſchon, man ſagt mit Recht, Gehör verweigerteſt. Auf der Stirn des Eisgrauen ſteht nicht Unterwürfigkeit, Reue; er ſieht aus wie einer, der langen Grimm geſpart

kreischten: „Es giebt keinen Gott!" wo leuchteten diese hohen Tempel den Unglückseligen, wo sprachen ihre Priester Trost und Muth den Verzagenden ein? Ein Nebel kommt, und du siehst nicht die Gletscher, ein Regenwetter und die Majestät ist dahin, ein dürrer Sommer und der Sturzbach versiegt. Wo, wo soll dann das arme Herz Trost suchen, wo die Seele den Balsam für die Geißelschläge der Erinnerung?

Sie schien mir mit jeder Rede größer zu werden, ihr Auge dunkler zu strahlen. Mir war Alles genommen, denn das, wodurch ich mich zu ihr aufschwingen wollte, schnitt mir ihre Rede ab. Und doch mußte ich nicht so ganz unbedeutend sein, denn als es etwas steil hinabging, faßte sie meinen Arm, und ich führte die Hohe mehrere Minuten lang über Steingerüll. Ein freundlicher Blick dankte mir, als sie mich wieder los ließ. Ich hatte Muth gewonnen einzulenken, und sprach von Welt, Frankreich, Reisen, England, Fabriken und Poesien. Sie war überall zu Hause, sie kannte Höfe und Hütten, des Fischers dürftiges Leben in den Hebriden und Neapels Villen, den Epikuräismus ihres practischen Vaterlandes und die Träume der Dichter und die Gespinnste der Philosophen. Mit weiblicher Milde,

hat auf eine erſehnte Stunde, als wollten die ein Leben hindurch bekämpften und unterdrückten Wünſche wie ein Sturmwind heraus. Herr, gnädigſter Herr, den Burgsdorf empfange heut nicht."

„Wie ſcharf Du ſiehſt! Den Burgsdorf muß ich ſehen. Vom lieben, alten Freund meiner Jugend, wenn auch ein Menſchenalter dazwiſchen liegt, muß ich doch Abſchied nehmen — Das gehört auch zum Hausbeſtellen."

Balſamo war entlaſſen. Der Burgsdorf mußte aber noch im Vorzimmer eine ganze Weile warten; nicht weil dem Herrn bang war vor dem Wiederſehen, ſondern er hatte mit Mathes Horeck zu verhandeln. Den Kopf auf dem Ellenbogen geſtützt, hörte er ihm aufmerkſam zu. Oft nickte er, zuweilen ſchüttelte er den Kopf. Es waren nicht Angelegenheiten, die zur Beſtellung des Hauſes gehörten; denn, ſo leiſe ſie ſprachen, man hätte doch an der andern Wand Worte herausgehört, wie: vierzig Schiffe — ſechs holländiſche Regimenter — Whigs und Presbyterianer! — „Und meine Brandenburger?" ſagte der Kurfürſt. „Was ſpricht man in Berlin?" — Horeck ſchüttelte den Kopf: „Sie verſtehen's nicht. Sie haben genug an andres zu denken." — Der Herr ſchüttelte auch den Kopf: „Das iſt gut und nicht gut. Einmal müßten ſie's doch lernen."

Dann ſprach der Herr wieder leiſe, lang zuſammen hängend, wie man etwas aufzählt, wenn man jemand einen Auftrag giebt. Er brauchte die Finger,

denn es ließ ſich wohl nicht aufſchreiben, was er gleichſam dictirte, auch mochte es ſchon ſein, daß Mathes nicht Geſchriebenes verſtand. Aber er ſchüttelte auch dazu den Kopf:

„Ich tauge nicht dazu. Schickt einen andern. Hab mir in der Schule erzählen laſſen von dem Schuſter, der wohl verſtanden, wie man einen Schuh malen ſoll, aber als er über die Gliedmaßen disputiren wollte, rief ihm der Maler zu: Schuſter bleib bei Deinem Leiſten!“

Das hatte er aber nur halb auf Deutſch geſprochen, denn mitten im Satz fuhr er polniſch fort, eine Sprache, die der Kurfürſt auch verſtehen mußte. Er blickte lächelnd auf: „Iſt der Maulwurf wieder da?“ Dann ſprachen ſie polniſch weiter.

Der Kurfürſt war nicht zufrieden: „Keiner weiß alles wie Du.“

„Gnädigſter Herr, das iſt ſchon recht. Aber es weiß mancher, wie eine Mühle gehen muß, und wenn er ſie richten ſoll, ſteht er wie die Kuh am neuen Thor, denn er iſt kein gelernter Zimmermann. Und umgekehrt mancher Zimmermann, der ſein Zeug verſteht, weiß doch nicht, wie er den Riß machen ſoll, und wie die Gänge angelegt werden müſſen, einer um den andern, daß es in dem Schick bleibt. Die in Holland lieben gar ſehr die Ordnung, wie in den Mühlen im Disputiren, und wenn der Herr Erbſtatthalter auch mein hungariſch Küchenlatein hinter der Thür gnädig anhört, ſo fordern doch die hoch-

mögenden Herren in Amsterdam und besonders der Rathspensionair ein Latein, was correct ist, und in schönen, sie nennen's eleganten, Phrasen hinfließt. Einen Diplomaten, durchlauchtigster Herr, dahin, wenn Ihr den Vertrag so abgeschlossen wollt."

Friedrich Wilhelm hatte Diplomaten, welche das Latein vortrefflich sprachen und schrieben, die auch köstlich geredet hätten vor dem Großmogul wie vor den Großwürdenträgern der Republik; aber zu der Mission bedurfte er eines, der, wie Mathes Horeck, überall zu Hause war, der die Hinterthüren kannte, wo's Noth thät auch an der Küchenthür zuhörte, und, wenn der Sessel, auf den man ihn nöthigte, nicht mit Carmoisin gepolstert war, nicht in gerechtem Zorn ihn umstieß. An solchen Männern war kein Ueberfluß in seinem Cabinet.

Das mochte sein sinnender Blick ausdrücken, als er sich wieder aufrichtete: „Rufe ihn herein! Man muß alte Freunde nicht zu lange warten lassen." — Wen? Die Handbewegung konnte nur dem Burgsdorf gelten. Wollte er — den nach Holland schicken? Das fragte Horeck nicht, aber sein Blick wies auf die Wand drüben, und seine stumme Sprache war dahin zu übersetzen: soll ich den Lauscher zuvor entfernen, denn das Gespräch wird laut werden? Der Kurfürst besann sich, dann rief er: „Nein! Es tagt, die Nacht ist überwunden; was ich mit Kurt verhandle, mag die Welt hören. Sie soll es hören!"

Allerdings ſtand auf der Stirn des Eisgrauen nichts von Unterwürfigkeit und Reue, und aus dem roth braunen, mit der Kruſte des Alters überzogenen Geſichte ſtarrten ein paar Augen, denen man zutrauen mochte, daß ſie von verhaltenem Grimm noch aufglühen konnten. Wie er, auf den Stock gedrückt, den Kopf neigte, daß der weiße Bart zitterte, überfuhr etwas den Kurfürſten. So hatte er ſich ihn nicht gedacht, den Genoſſen, den Mentor ſeiner Jugend, den Kriegsmann, der dem Jünglinge den Schemel hingeſetzt, auf dem tretend er ſichern Fußes die Sümpfe und Wüſten überſchaute, die der Vater ihm hinterlaſſen, dann den eiſernen Landſtand, der faſt mit rebelliſchen Worten ihm in den Arm fiel, als er die Sümpfe entwäſſern, die Wieſen beſäen wollte. Unwillkührlich blickte ſein Auge in den großen Spiegel an der Wand. Mein Gott! er, der am Ziele ſeines Lebens, war im Vergleich zu dem — ein Jüngling zwar nicht, auch nicht ein Mann, aber wie einer, der noch den Athem dieſer Erde einſaugt, der noch durch tauſend Fibern und Bande mit ihr zuſammenhängt, einem gegenüber, von dem alle dieſe Bande abgeſtreift ſind. Wie einem, der ſelbſt in's Grab ſteigen will, die Erſcheinung eines längſt Geſtorbenen aus der Grube entgegenſteigt. Wie ſieht es da unten aus? möchte er ihn fragen, und der Athem ſtockt; er erblickt ja nur ſeine eigne Vergangenheit.

Sie ſahen ſich an eine Weile, als ſuche jeder im Aug des andern den Punkt der Erinnerung, an

dem er ihn faſſen wolle. Ach, wie viele Ereigniſſe, Jahre, andere Erinnerungen verdunkelten ihn, wie Schleier und Vorhänge, die darüber fielen. Friedrich Wilhelm legte die Hand dem Burgsdorf auf die Schulter:

„Setz Dich, Du wirſt müde ſein, Kurt! Ehedem legteſt Du die Hand auf meine Schulter. Weißt Du noch, wenn Du zu mir in's Zelt tratſt und mich: „Mein Junge Friedrich!“ titulirteſt?“

„Ehedem!“ entgegnete Burgsdorf.

„Wer neunzig überſchritten, hat ein Recht zu ſitzen. Ich ward auch müde.“

„Nun, weil Du's ein Recht nennſt.“ Burgsdorf folgte dem Kurfürſten, der ſich geſetzt. „Sonſt wer die Neunzig hinter ſich, hat nur noch eines: zu liegen, da wo die Väter liegen; wenn's uns noch erlaubt wird.“

„Wir haben uns lange nicht geſehen. Mich freut's, daß Du an mich gedacht, daß Du mich beſuchſt. Wirklich und wahrhaftig, Kurt. Bald wär's zu ſpät geweſen.“

Burgsdorf ſchwieg.

„Dein Verſtummen klagt mich an, daß ich die Schuld trage. Du magſt Recht haben. Der Welten Lauf, Kurt! Es ging nicht anders. — Wie geht's Dir in Blumberg?“

„Schlecht.“

„Es fehlt Dir doch an nichts? Das will ich hoffen! Nur die Sonne der Gunſt, und die konnte

Konrad von Burgsdorf entbehren. Du haſt einen berühmten Enkel; der junge Canitz buhlt mit hübſchen Verſen um die Gunſt aller Welt, und man ſagt mir nicht umſonſt. Nun, ich und Du, wir leſen keine Verſe mehr. — Was kann Dir ſonſt abgehen? — Zwar, da entſinn ich mich, man ſprach von Deiner Tochter, Canitz Mutter. Sie hat ſich einen Franzoſen zum Mann verſchrieben —"

„So recht ſchon, Herr, deck' die Schande in meinem Hauſe auf, dann wird's mir leichter, von — von anderen Dingen zu ſprechen."

„Aber der Pierre de Larrey ſoll ein artiger Cavalier ſein. Auch mit ſeinem Schwiegerſohn, dem Poeten, hat er ſich geſtellt, ſagte man mir."

„Die Schande, Durchlaucht, kuppelt überall."

„Was führte Dich her, Kurt? Willſt um etwas bitten? — Was ich gewähren kann, nur raſch; denn lange werde ich nicht mehr gewähren können. Und übermäßig wirſt Du nicht fordern, wie damals, als meine Väter Schlöſſer und Güter um einen guten Trunk verſchenkten. Zum Commandanten meiner Feſtungen kann ich Dich nicht mehr ernennen, das iſt jetzt des Schomberg's Departement. Laß Dir genügen, daß Du den Wallenſtein vor Schweinitz ſchlugſt, und daß Dein Name über den Thoren von Küſtrin ſteht mit diamantener Schrift. Domprobſt zu Halberſtadt biſt Du ja geblieben, und Oberkammerherr wieder zu werden, riethe ich Dir nicht; die alten Beine halten das lange Stehen nicht mehr aus."

Das mahnte den Alten, daß er ſchon zu lange geſeſſen; als gelte es zeigen, daß er noch ſtehen könne, hatte er ſich aufgerüttelt, und nur mit einer Hand faßte er an die Lehne: „Durchlaucht, ich kam um was zu bitten — nein, bitten mag ich's nicht nennen, fordern darf ich's nicht nennen — alſo mach Dir das Wort ſelbſt, wie's Dir gefällt. Aber nicht für mich — darum wär ich nicht aus Blumberg in die vertrakte Stadt gekommen, — auch nicht für meine Kinder, die werden ohnedem in Ehren und Gerechtigkeit leben, nicht für mein Haus, Familie, ſondern für Dich, für's Land, für die Ehre Deines Hauſes, für die Proſperität Deiner Nachkommenſchaft, Gott ſtrafe mich, ich kann nicht anders, es muß raus, gradraus!"

„Was!"

„Herr, mein Fürſt, ich ſtehe hier für Viele, denen das Herz im Leibe blutet, wie Deine hochfürſtliche Familie ſich verblutet. Das geht nicht mit rechten Dingen zu, ſo wahr Gott im Himmel lebt. Deine gottſelige Gemahlin Luiſe von Oranien, womit hat ſie's verdient, daß ihre Kinder eins um's andere ſterben müſſen, und deren Kinder im Mutterleib verkommen! Ich war's, der ſie als Dein Brautwerber aus Holland geholt, aber ſie hat mir's nicht vergolten, denn auf ihre Anklage war's, daß Du mich zuerſt verſtießeſt. Aber, Gott ſtrafe mich, wenn ich's der Hochſeligen nachtrüge, die ein ſo tugendhaft Weib war, daß andere nicht werth ſind, ihr die Schuh-

riemen zu löſen. Es geht nicht mit rechten Dingen zu, das ſchreit das Land, Brandenburg kann's nicht länger anſehen, darum ſteh ich hier, die Stände — nimm's, als wär ich ihr Abgeordneter —"

„Wen klagſt Du an?"

„Herr, gnädigſter Herr! An meinem Kopf iſt nichts gelegen, ich klage Dich an, alle, ſo die Augen zugedrückt, aus Furcht, aus Bequemlichkeit, auch die, die ſchwiegen, wo ſie reden ſollten. Eine Commiſſion ward beſtellt. Das kennt man. Den Firlefanz für den Pöbel und die Canaille, die mag's glauben, wenn ſie will, was die Commiſſion ihnen hinſchmeiſt. Wir vom Lande, der Adel, wir glauben's nicht, bis wir —"

„Wen klagſt Du an?"

„Herr Jeſus Chriſtus, was muß ich's ausſprechen — das heilloſe Wei —"

„Keinen Laut mehr, Kurt! Ich — Ich habe noch nichts gehört. — Aber auf die Gedanken, die an Deiner Stirn geſchrieben ſind, antworte ich Dir, nur Dir, als Dein alter Freund: Die Anklage iſt falſch. Zum Zeugen dafür rufe ich einen, dem Du glauben mußt — Deinen Fürſten: Sie, die Ihr anzutaſten wagt, iſt nicht ſträflicher als Du und ich. Gedankenſünden richtet nur einer, und der iſt kein weltlicher Richter. — Das iſt abgemacht, Kurt. Kamſt Du um ſonſt etwas?"

Burgsdorf ſchwieg.

„Eisgrauer Rebell! Haſt Du nie in Gedanken

geſündigt? Warſt Du nie mit läſterlichen Worten ein Hochverräther an Deinem Herrn? Haſt Du nie mir Peſt und Unglück auf den Hals, nie den Tod gewünſcht? Haſt Du nie mein Haus, mein Geſchlecht im Herzen verflucht? — Ach, Kurt, ſo jeder darum auf die Anklagebank geſtellt würde, was er gedacht, wo finden wir auf Erden Richter!"

Der Burgsdorf meinte, er ſei entlaſſen. Der Kurfürſt meinte es nicht:

„Du klagſt mich an, daß ich ungerecht gegen Dich war. Vielleicht war ich's, ich hätte Nachſicht haben können, um Deine Meriten. Ich will's wieder gut machen; ich will mich ſelbſt vor Dir anklagen. Deſſen Du Sie bezüchtigſt, hab' ich verbrochen. Mein ſtiller Wunſch, es ward oft ein gar heftiger: daß mein Erſtgeborner nicht der Erſtgeborne wäre! Er hat nicht meinen Sinn, der Philipp ſchlachtet nach mir, ſo mein' ich wenigſtens. Von Herzen hätt' ich ihm den Kurhut gegönnt. Es wurden ſogar böſe Träume, recht böſe, — der Himmel ſei geprieſen, es blieben Träume, die der Morgendunſt verſcheuchte. Ich arbeitete und betete; nun iſt's überwunden. Es waren meine Lieblingsgedanken, nun hab ich ſie längſt zu Grab getragen. Wie der Herr mir verzeihen möge, ſo verzeih ich Dir. — Nun kein Wort mehr davon. Alles iſt vergeſſen. — Setz Dich wieder, Kurt. Laß uns von anderm plaudern. — Wie? Darum allein wärſt Du doch nicht aus Deinem lieben Blumberg hergekommen, wo Du, ein Bär an ſeinem Fette,

an Deinem Ingrimm zehrſt. — Iſt's auch verdrießlich Böſes, verhalte nichts! In die andre Welt darfſt Du, als guter lutheriſcher Chriſt, den Groll nicht mitnehmen. — Nun will ich alles anhören, alles — nur von Weibern nichts. Die Stunde kommt nicht wieder, Burgsdorf. Die Stände ſchickten Dich auch noch um anderes?"

„Herr — ſie ſagen, daß Du wieder große Dinge ſinnſt." —

„Daß ich große Dinge ſinne! Sagen ſie das? — Das freut mich von meinen Ständen; ſie hatten ſonſt nur Ohr und Aug' für die Kleinen."

„Solche, die dem Lande theuer zu ſtehen kommen müßten." — Es leuchtete in dem Geſicht des Greiſes auf, ſein Blut hatte ſich erwärmt. — „Durchlaucht, wir ſitzen nun endlich im Trocknen, nachdem wir durch all' die Strudel durchgemacht, was willſt Du noch einmal den Kahn ins wilde Meer ſtoßen laſſen? Du biſt alt, wir alle ſind alt."

„Alle?"

„Die Welthändel ſind und werden nichts ſein für uns."

„Das verhüte Gott!"

„Kriegen wir Pommern wieder, wenn Du mit dem Oranier Dich alliirſt? Hat uns ſchon nur einer nach all den Kriegen die Kriegskoſten bezahlt! Wuchſen die Steuern nicht nach jedem uns über den Kopf, damit wir nur die alten Schulden bezahlten. Und die Armee wuchs auch, und immer kamen neue Steuern

mit der Kunde der feinen Welt wußte ſie ausgleichend über alle dieſe Erſcheinungen hinzufahren.

Wenigſtens, ſchloß ich ein Geſpräch, das in Kreuzwendungen den unüberlegten Ausbruch entſchuldigen ſollte, erwecken dieſe Pfeiler der Erde, wie die Memnonsſäule beim erſten Frühſtrahl, unſere Stimme zum Preiſe des Unerforſchlichen. Nicht allein die Bilder der Kinderträume, alle Sehnſucht wird hier geweckt, die Ahnung lebendig, Dichter hören, am Moos der Quelle liegend, dem Murmeln der Wellen zu, und jene, denen die Geſchichte der Welt zu einem großen Gedichte wird, wandern ernſt ſinnend längs den Rieſenſchatten der Berge, die ihnen Kunde zuflüſtern, wie die Geſchlechter der Altvordern unter ihnen einſt gelebt.

Sie nickte mir ſtumm, doch freundlich Beifall zu.

Ich ging weiter. Ich pries den Reiſenden, dem es vergönnt, ihn in ſeinen Wundern zu ſchauen, ich ließ ein Wort fallen, daß der vom Leben Verwundete Ruhe und Befriedigung finden möge, wenn er den unruhigen Sinn weiden laſſe auf den Gefilden, wo der Menſch und ſeine ſtolzen Bauten in Nichts verſchwinden.

Ruhe! rief ſie plötzlich aus, und ſchauderte. —

auf, und wo noch etwas frei war, eine Sache, ein Stand, da fanden Deine Geldmänner einen Vorwand, Zoll und Geschoß drauf zu legen. Bis wohin soll das?"

„Bis wohin?" wiederholte der große Kurfürst, und schaute vor sich in die blaue Luft, die, vom Sonnenlicht durchglüht, frühlingswarm in's Zimmer schien. „Wer das sagen kann! Wir bauen für die Zukunft."

„Ist das an uns?"

„An Euch? Das ist eine Frage, auf die mögen Eure Kindeskinder antworten. An mir ist's, denn ich bin dazu gerufen. — Es muß doch einen deutschen Mann, einen deutschen Stamm haben, dieses deutsche Volk und Land, an den es sich in seinen Nöthen hält, daß nicht der Fremde rechts und links, oben und unten ein Stück um's Andere abreißt, daß es sich nicht selbst trostlos zerwühlt und zerreißt."

„Dazu waren doch andere gesetzt!"

„Weil die anderen aber nur an sich denken, weil sie, wenn sie vorgeben für Deutschland zu handeln, nur ihren hispanischen, italienischen, hungarischen Vortheil im Auge haben, darum ging die Mission auf die über, die über sich hinaus an ein großes, deutsches Vaterland denken. Wer sie begriff und wer sie ergriff, die neue Mission, der war im Rechte. Ich, Konrad Burgsdorf, habe aber noch eine andre. Mein großer Oheim von Schweden hinterließ sie mir. Als ich in Stettin an der Leiche des Heldenkönigs kniete, hat

ich's ihm als Knabe gelobt, die ſchwere Nachfolge in ſeine große Erbſchaft. Du biſt ein guter Proteſtant, und kannſt nicht murren, wenn Brandenburg eine gute, proteſtantiſche Sache aufnimmt."

„Wenn Rom und der Antichriſt in's Land fielen, ſäh' ich den letzten Thaler und den letzten Knecht nicht an. Aber wenn er nicht 'rein kommt, warum ihn anderwärts aufſuchen! Das heißt in's Weſpenneſt ſtechen."

„Wie Du's verſtehſt. Die Welt, Europa, ward ein großer Körper mit einem Blutlauf. Was das eine Glied ſchmerzt, empfinden die andern mit. Wer das eine curiren will, muß an den ganzen Leib denken. — Noch etwas, Konrad Burgsdorf, ſage das auch denen, die Dich abgeſandt. Kirche und Religion führt der Feind im Munde, aber eitel weltliche Hoffahrt und Ehrgeiz iſt die Triebfeder. Nach einem Weltreich ſtreckt der übermüthige Ludwig ſeinen Arm aus. Wird Englands Monarch ſein Satrap, wird Holland niedergetreten, dann ſteht der Fußſchemel feſt, von dem er auf Europa ſchon wie auf ſein Eigenthum niederblickt. Die alte Freiheit der Stämme, Nationen und Reiche iſt gefährdet, wir, im Schooße der germaniſchen Erde, wir, deren Väter der alten ausgelebten Welt neues Leben, die neue chriſtliche Ordnung und Sitte brachten, ſind beſtimmt zu Unterthänigen, Sklaven, Heloten der Miſchvölker oder der Fremden. Das ſoll nicht, das darf nicht ſein. Dagegen rebellirt mein deutſches Blut, mein deutſch Vaterland

halt ich zu Besserm bestimmt, es zu hindern, wenn Gott nicht mehr gönnt, für die Mission des Hohenzollerngeschlechts."

„Das, Herr, sind mir zu hohe Dinge; ward drauf als Soldat und Edelmann von meinem Präceptor nicht zugerichtet. Ich denke so, Du bist vor allem Markgraf und Kurfürst von Brandenburg; darum denke ich, Du hast zuerst zu sorgen für die Kurmark und dann die anderen Marken, und dann kommt erst Westphalen und Preußen, und Magdeburg und Halberstadt, und dann das deutsche Reich, und wenn Du noch was übrig hast, dann meinethalben für die ganze Welt."

Der große Kurfürst lächelte: „Mein Brandenburg ist ein Roß von guter Art, nicht von gar zu gestreckten Gliedern, wie die Racen der Steppe, aber von starker Lunge und dauerhaltig in Frost und Hitze. Doch sein Herr macht es erst zu einem guten Renner und Schlachtroß."

„An Deiner Zucht hast Du's nicht fehlen lassen, das weiß der liebe Gott im Himmel."

„Und das Roß möchte sich bäumen, willst Du sagen, und den Reiter abwerfen. Das wird's nicht thun, Kurt, es ist ein gut, folgsam Roß, wenn's der Reiter nicht selbst verdirbt. Bin des Vertrauens, meine Jungen werden auch gute Reiter, und die werden ihn wieder dazu ziehen."

„Sind wir doch nicht Tataren. Willst Du's zum Thier der Steppe aufziehen?"

„So wenig als zum Ackergaul. Dazu taugt das ſchlechteſte Pferd. Ich halte Euch für beſſer als Ihr ſelbſt. Als meine Väter aus Franken kamen, haben ſie Eure Väter geſtriegelt. Ihr murrt noch darüber. Wollt Ihr aber tauſchen mit Eurer Wüſtenei von damals? Euch Herren vom alten, eingebornen Adel frag' ich. Sehnt Ihr Euch danach, wieder auf Euren einſamen Lehmhäuſern zu ſitzen, zum Zeitvertreib wegelagernd, mit den Städten ſtete Fehde führend, Euch ſelbſt in wüſter Rohheit zur Laſt, von Gott und Welt verlaſſen, verſpottet und verachtet von denen, die ritterlicher Sitte draußen pflogen? Euch fehlte ein Fürſt, der Eure wilden Begierden zügelte, ein Hof, wo Ihr edle Sitte ſahet. Sehnt Ihr Euch nach der Freiheit zurück?“ —

„Unſeren Vätern gehörte das Land, und ſie waren im Rechte.“

„Im Recht wart Ihr, ja, wie ſie's drüben in Polen ſind, und wären meine Väter nicht gekommen, dann hättet Ihr dieſelbe Freiheit. Lüſtet Euch nach der Junkerrepublik mit tauſenden von Sklaven unter Euch, und über Euch mit einem gehorſamen Diener, den Ihr aus Courtoiſie Euren Fürſten oder König nenntet? Was wär' von Brandenburg geblieben, was aus dem Schutt und Brand des dreißigjährigen Kriegs gerettet worden, ohne einen Willen, der ſtärker war als Ihr und Euer Recht? Und der Wille war ich!“

„Warum nahm aber was der eine Arm gab, der andre wieder?“

„Als Isaak Kracht mir die Thore von Berlin verschloß, Hermann Goldacker Peitz, und Moritz Rochow in Spandau sich verschwor, lieber die Festung in die Luft zu sprengen als seinem Kurfürsten zu gehorchen. — Wenn die Zeiten wieder kehrten, das gefiele Euch wohl! Mein Arm riß die gesperrten Thore auf."

„Kurfürstliche Gnaden haben vielleicht vergessen, daß damals ein märkischer Edelmann in der Festung Küstrin —"

„Die Treue hielt, er allein — damals! ich vergaß es nicht, Kurt Burgsdorf, obgleich er's vergaß, zehn Jahre drauf, beim Landtag. Der Moritz Rochow ging nach Wien und schwor seinen Glauben ab, der Mann von Küstrin ging nach Blumberg, und wer mehr auf seinen Kurfürsten gegrollt und geschimpft hat, weiß nur Gott im Himmel."

Während der Kurfürst sich unmerklich ereiferte, behielt der Burgsdorf seine Ruhe: „Wir wollten damals nicht und jetzt nicht keine polnische Republik; nach draußen mochtest Du agiren, wie Dich gelüstet, aber was unser war, und auf Pergamenten und in Satzungen steht, das hatte kein Fürst ein Recht uns zu nehmen, so lang Gesetze auf der Welt gelten."

„Gesetze wollt Ihr für die Andern, für Euch Eure Privilegien, das sind Eure Gesetze."

„Sie sind's Herr, und jeder darf für *sein* Recht stehen bis auf's letzte."

„Und ich für das, das Gott mir gab. Der Mensch ist ein Kind des Staubes, sind seine Satzungen ewig?"

„Aber nicht Kinderſpielzeug, daß der nächſte Beſte, dem ſie nicht behagen, ſie zerreißen mag.“

„Ihr rieft das Recht des Starken an, als die alten Fürſten ſchwach wurden, da kam der Stärkere, meine Ahnen, mit demſelben Recht; denn herrenlos Gewordenes muß wieder einen Herren finden, das iſt das Geſetz der Natur. Es giebt noch andre, von denen Euer Pergament nichts weiß, die am Sternenhimmel geſchrieben ſtehen, und denen folge ich. **Salus reipublicae suprema lex!** — O über Eure Rechte! Der Fuchs hat Rechte, ſo lange die Welt ſteht, der Wolf auch, und der Bauer fängt den Fuchs, die Jäger hetzen den Wolf zu Tode, ſo lange die Welt ſteht. Auch das Unkraut hat ein Recht, ein uralt Erbrecht; die Neſſel, Bilſenkraut und Schierling blühen, reifen und ſtreuen ihren Samen aus ſeit Jahrtauſenden, und doch reutet der Gärtner ſie unbarmherzig aus. Ein ſolcher Gärtner bin ich. Wenn die Privilegien ein Unkraut ſind, das den Wachsthum hindert, fort damit! Und ihr Wehgeſchrei, daß ſie tauſendjährige Wurzeln haben, kümmert mich nicht. — Ihr klagt über die hohen Steuern. Was klagt Ihr nicht auch, daß es unter meiner Regierung Euch möglich ward ſie zu zahlen; unter den vorigen hättet Ihr's nimmer vermocht! Ihr klagt daß man Euch heranzieht, wo vordem nur der Bauer und Bürger zollen mußte! Die Klage klingt mir wie ein Loblied. Ihr fragt, warum Steuern ausſchreiben, ohne mit Euch berathen zu haben? Da antwort ich Euch: weil Ihr gerathen

hättet ſie nicht zu zahlen, und ich brauchte Euer Geld, nicht Euren Rath. Denn was ich anfing zu des Landes Beſten dünkte Euch unnöthig. Die Truppen, mit denen ich die Räuber und Blutſauger aus dem Lande jagte, die Armee, um Brandenburg Reſpect zu verſchaffen, denn ohne Reſpect nach dem Ausland iſt kein Gedeihen im Inland, und Eure Lehnsfolge, die krank war oder lahm, wenn man ſie aufrief, und auf die Ihr pocht, wenn ich ſie nicht fordre, ward ein Mantel mit Riſſen und Löchern, im Winter zu kalt, für den Sommer zu warm. Zu Straßen, um durch Wald und Haide zu bringen, zu Canälen für die Schifffahrt, um Eure Luche und Moräſte zu trocknen, hätten die Stände nie die Pfennige und Groſchen im Säckel gehabt; ich fand die Gulden und Thaler als ich anklopfte. Hätt' ich Euch gar bitten und warten müſſen, bis Ihr für die Schulen, die Univerſität, die Bibliothek, für meine Armada, Geld bewilligt, für die Fabriken, für Kunſt und Wiſſenſchaft, und daß gelehrte Männer in's Land gezogen werden! O was hättet Ihr da für Ausreden gehabt! Weil Ihr tapfre Soldaten ſeid, denen keine Schanze zu feſt, ſollte ich darum die Feldherren abweiſen, die, von unſerm Ruf gelockt, ihre Talente Brandenburg anboten und unſern Ruhm an die Sterne verſetzt haben? Cultivirt die Wiſſenſchaften, pflegt die Talente, wie ſie's verdienen, ſo ſoll's Eurem Fürſten zur Freude ſein, ſeine Führer und Oberſten nur aus ſeinen Brandenburgern zu wählen. — Bis dahin, Ihr Herren, bis Ihr gelernt habt an's Allgemeinwohl zu-

erſt denken, und dann an Euch, erlaubt daß ich allein daran denke. Für's zweite, Eure Privilegien, braucht Ihr keinen Vormund, da denkt Ihr allein."

„Wenn Du nun falſch denkſt?"

„Konrad Burgsdorf!"

„Haſt Du's nicht oft, wenn Du für Deine Alliirte durch Dick und Dünn gingſt, weil Du glaubteſt, auf die könnteſt Du wie auf Felſen bauen. Weißt Du, ob alle die, welche jetzt um Dich ſchwänzeln, und Du haſt ſie in Deinem Schooß genährt, Dein Ohr nicht betrügen?"

„Ich traue einem, außer dem höchſten, mir ſelbſt. Mein Wille und meine Entſchlüſſe —"

„Sind tugendhaft, meinſt Du, aber wenn's Experimente ſind, und das Land den Schaden zu tragen hat!"

„Nur wer einſetzt, kann gewinnen. Was Dir Schaden, bringt Deinen Enkeln Vortheil. Die Steuern und Zinſen, unter denen Ihr ſtöhnt, werden ein Capitalsſtock. An ſeinen Früchten werden Eure Nachkommen ſpeiſen."

„Wenn nun aber die nach Dir —"

„Sie werden wie ich dem Lande nicht mehr aufbürden, als ſeine Kraft iſt."

„Das thut der Jude auch; er nimmt nicht mehr Zinſen, als er kriegen kann. Du willſt auf die nicht hören, die ein Recht mitzuſprechen haben, Du willſt auf keinen hören, als auf Dich ſelbſt. Gut, Du haſt die Macht, und Du biſt ein ſtarker Herr. Werden

Deine Nachfolger auch so stark sein, Alle? Wird nicht eine Zeit kommen, wo sie wieder schwach werden, und rathlos, und wo sind dann die, auf die sie sich stützen konnten?"

„In meinem Stamme ist ein Mark, das noch lange grüne Aeste treibt. Der Zuversicht bin ich, Kurt."

„Und ich, Durchlaucht, hab eine andre; wenn Du auch unsre Stämme gebrochen, aus den Wurzeln schlägt's wieder aus. Der Wind wird nicht immer so scharf gehen, und die Junker kriegt Ihr nicht klein; sind schon mal zäher Natur wie unsre Kiefern. Vielleicht haben's unsre Kinder vergessen, aber im Blut bleibt's. Was einem mal gehört hat, will er wieder haben, und Recht ist Recht."

„Recht ist Recht!" wiederholte der Kurfürst und schaute mit unterschlagenen Armen zum Fenster, wo die Sonne sich auf die Dächer senkte. Jetzt noch waren die Kuppeln, Firsten und Giebel gluthroth und jetzt, wo der Ball versunken, entfärbte sie der Abendduft. Es war der Friede des Abends, die Schwalben flatterten um die Fenster. Der Kurfürst hatte sich beruhigt, er sprach das Folgende mehr für sich, als für den Burgsdorf: „Was ist Recht! — Fiel's, auf Pergament geschrieben, vom Himmel? Steht's auf den Felsen der Gebirge verzeichnet, was von Anbeginn gelten soll bis heute? Schoß ein Sonnenstrahl herab und zeichnete den Völkern die Gränze zwischen dem Mein und Dein? Nichts auf dieser Welt ist

ewig; ihr Leben, ihre Geſchichte iſt ein Wandel, im Wandel hat ſich der Herr der Heerſchaaren den Völkern und Geſchlechtern offenbart, und beglückt der, dem der Herr einen Lichtſtrahl ſchickte, daß er über das Heute hinausſieht auf das Morgen. Weh aber dem, der in das Weltrad mit verwegener Hand eingreifen, es ſtille halten will, und auf einen Fetzen vermodert Pergament ſchlägt: ſo war es einmal ehedem, ſo alſo ſoll es bleiben für immerdar! — Das heißt Gott verſuchen." — Zum Burgsdorf ſich umwendend, entfuhr's ihm raſch: „Walte Gott, daß Eure ihn nicht ſo verſuchen. Sie ſprächen ſich ſelbſt das Gericht."

Den Burgsdorf bewegte es nicht: „Sie ſagen, je mehr die Väter ausgeben an Stärke und eigenem Willen, ſo ſchwächer werden die Kinder. Durchlaucht, auch Dein Haus kann einmal auf zwei Augen ſtehen und ſchwach werden."

„Wann mein Fürſtenhaus zu Ende gehen ſoll, das iſt Gottes Wille. Wie kein Reich für die Ewigkeit erbaut ward, hat kein Herrſcherſtamm über ſeine Zeit hinaus geherrſcht. Lieber wünſchte ich, daß es wie Karthago fällt, als wie Byzanz ausſtirbt. 'S iſt ein Menſchenwunſch, Kurt! Iſt's, ſoll es ſich hinſchleppen in Ohnmacht und Schwäche, ſollen die Schlingpflanzen an den Ruinen zerren und reißen, ſoll das große Hohenzollernwerk untergehen unter dem Wühlen der Rechthaberiſchen, der Kurzſichtigen und Kleinen — nun dann iſt's auch Gottes Wille. Wir haben gelebt, und andre löſen uns ab. Mehr kann keiner

Ich war, wo die Beduinen am heißen Sandhügel lagern, ich kroch in die dumpfen Höhlungen der Pyramiden, von den Minarets von Stambul sah ich auf die Pracht der Küstengärten, ich stieg auf den Montblanc, so weit der Fuß im Schnee gehen kann, ich athmete die feuchte Luft der Pariser Katakomben ein, und die Tropfen des Niagarafalls kühlten die heiße Stirn —

Sie brach plötzlich ab, aber der Nachsatz war nicht schwer zu finden, wenn man in ihr Auge sah, die zitternde Bewegung der Lippen bemerkte. Sie hatte die Ruhe nicht gefunden.

Einige Schritte herunter, und es begegnete uns ein Mönch. Sie ließ mich los, sie faßte sein härenes Gewand und führte den Zipfel, tief gebeugt, an die schönen Lippen. Niemand war Zeuge, es geschah auch nicht um zeitlichen Gewinn, denn sie war sehr reich; nicht um weltliche Ehre, sie bedurfte deren nicht mehr, als ihr die Geburt gegeben; nicht um hohe geistliche Stellen, sie war eine Frau. Auch hätten keine Trugschlüsse, keine sinnliche Verheißungen eines jesuitischen Missionars etwas vermocht über den klaren Verstand, der aus diesen Augen leuchtete. Der Mönch war ein Greis ohne besonders ausgezeichnete Züge. Er ertheilte

von sich rühmen, der vom Staube geboren ist. Und wir haben doch nicht umsonst gelebt."

Nun war Konrad Burgsdorf entlassen. Als hätten sie beide sich doch noch was zu sagen, standen sie da.

„Herr," sprach der Greis, „'s ist doch gut von der Vorsehung gemacht, daß man nicht über das Morgen und Uebermorgen hinaussieht."

„Auf morgen blick ich mit Freude," sagte der Kurfürst; „mein Friedrich ist mein Nachfolger. Auf übermorgen blick ich mit Trost und noch viel weiter. Weißt Du nicht, wenn wir recht schwach uns fühlten, wenn alle uns aufgaben, und wir uns selbst, dann sprang der Funke aus dem Stahl, und wir wurden frei und groß. Lebe wohl."

Er rief ihn noch einmal von der Thür. „Ohne einen Handschlag werden Kurt Burgsdorf und sein Junge Friedrich sich doch nicht trennen, bis — bis wir uns wiedersehen. — Einen Rath noch. Ich halte Euch für besser, als Ihr Euch selbst, sagte ich. Ich wiederhol's. Wir haben Beide schlimme Feinde, die im Finstern schleichen; das Reich des Emporkömmlings, das angefangne neue Reich, das dasteht, ohne Traditionen, in selbsteigener Kraft, es durchschauert sie ein Unbehagen, der helle Schein, den es ausströmt, blendet die Nachteulen; es könnte andre anstecken. Sie müssen's hassen, und sie werden bohren, wühlen, verketzern, erniedrigen. Desto besser. So lange wir kampfgerüstet, einig, Fürst und Volk bewußt sind, was

es gilt, ſind wir ſtark. Aber ſie ſchicken ihre Sendlinge in aller Geſtalt zu uns, uns vor uns ſelbſt ſcheu zu machen. Das werden ſie, ſo lange wir beſtehen. Gelingt's ihnen endlich, glauben wir ihnen, werden wir irr an unſrer Miſſion — Kurt ſage denen, die Dich ſchicken, ſie ſollen ſich nicht bethören laſſen von den Sendlingen. Helfen ſie ihnen, ſei's aus Angſt, ſei's Geiz, Habſucht, geben meine Brandenburger ihren geſunden Verſtand gefangen unter die Lehren derer, die die Welt zurückſchrauben wollen zur alten Sklaverei der Finſterniß und des Aberglaubens, dann Kurt — Nun Gottes Wille geſchehe, und nichts geſchieht ohne ihn. Aber ſie thäten beſſer, offen und ehrlich die Fahne der Rebellion wie am Tage von Cremmen! — So ſähe ich ſie lieber — auf Wieder — auf Wiederſehen dort — wo die Wahrheit, wo kein Streit iſt." —

Siebenzehntes Kapitel.

Der Bote nach Holland.

Es hieß nachher im Schloſſe, bei der Audienz, welche er Burgsdorf ertheilt, habe den Kurfürſten eine jener Verzückungen ergriffen, die ihn vom Krankheitszuſtand zuweilen erhoben, um ihn weit hinaus über den der Geſundheit in Regionen zu tragen, in die nur Seher Zutritt haben; Verzückungen, welche am Reſt ſeines Lebensſtoffes mit Heißhunger zehrten.

Die Kammerdiener hatten ihn in den Stuhl zurückgeſunken gefunden. Aber ſie hatten ſich wieder entfernen müſſen; er wollte, als er erwachte, nur mit Mathes Horeck ſprechen, der ihm die Botſchaft gebracht, daß die Apotheker in den Orangeſchaalen einen Giftſtoff entdeckt, ſo bis da nie im Lande vorgekommen, geſchweige denn in einer Apotheke verkauft worden. Was nur zur Wachtmannſchaft gehöre ſei nun allert, um aufzuſpüren, wer ihn importirt haben könne. Als Mathes den Namen nannte, und die Subſtanz beſchrieb, wie er es von den Sachverſtändigen vernommen, erblaßte der eine Kammerdiener, der zurückgeblieben,

Johannes Kunkel. Die Glieder ſchlotterten und er ſank auf die Knie: „Allergnädigſter Herr, das — den Stoff haben wir ja — im Laboratorium — ich bin, ſo wahr Gott im Himmel lebt, unſchuldig. Er wollte damit den Mercur —“ Weiter konnte er nichts vorbringen, das Entſetzen hatte die Sprache ausgeſtoßen und wieder geraubt. Mathes aber ſtand auch bewegungslos, den Kopf umgewandt, als horche er auf etwas draußen; dann raſch die Knie ſenkend, ſprach er zu ſeinem Herrn etwas ins Ohr. Der Kurfürſt ſchüttelte den Kopf: „Laß ihn fliehen, und auf Nimmerwiederkehr!“ — „Einen Mörder! einen Giftmiſcher?“ fragte entſetzt der treue Knecht. Da hob ſich der Kurfürſt im Seſſel, und athmete ſchwer auf: „Du haſt Recht. — So übe Deine Pflicht, ich will meine auch zu üben verſuchen, auch wenn er auf der Folter — auch wenn das Herz brechen will. — Leiſer ſetzte er hinzu: lieber wünſchte ich —“ Mathes Horeck unterbrach den Wunſch durch eine raſche heftige Bewegung mit dem Arm. Um ſeinen Mund zuckte ein häßliches Lächeln, in ſeinem Auge rollte ſo furchtbar und ſchadenfroh das Weiße, daß ein anderer erſchrecken konnte, und die Hand fuhr an den Meſſergriff im Gürtel. Im nächſten Augenblick hatte er Kehrt gemacht, und war zur Thür hinaus. Der Kurfürſt hatte ſich aufgerafft, er wollte ihm nachrufen, nacheilen, der Kranke dem Behenden! Warum? — hatte er ihn mißverſtanden? — Vielleicht. — Wäre das Mißverſtändniß ein Unglück geweſen? — Einige Momente

horchte der Kurfürſt in der Nähe der Thür. Es war alles draußen ſtill: „Niemand enteilt ſeinem Richter,“ ſprach er wie zur Calmirung vor ſich hin. Da begegnete ihm der auf dem Boden mehr liegende als knieende Kammerdiener Kunkel. Er mochte ſeine Anweſenheit vergeſſen haben.

„Gnade! Durchlauchtigſter Herr!“

Der Blick, der ihn traf, ſagte dem, der alle Blicke ſeines Herrn ſtudirt hatte, mehr als Worte, daß er zu unglücklicher Stunde die Bitte an ihn gerichtet:

„Den Schurken Gnade, den Verräthern Pardon, den feigen Dienern eine Belohnung, das wäre eine vollkommene Welt!“

„Gnädigſter Kurfürſt, ich habe keinen Theil an dem Verräther —“

„Als daß Du wußteſt und ſchwiegſt, als daß Du fürchteteſt, nicht um Deinen Herrn, ſondern um Dich, daß Du retten wollteſt, nicht Deinen Fürſten, ſondern Dich!“

„Von mir —“

„Erfuhr er nur, was er zu wiſſen verlangte. Zum Glück erfuhrſt Du nichts, als was ich wollte, daß er wiſſen ſollte.“

Johannes Kunkel war verloren. Es ſtand auf den matten Zügen ſeines grau blaſſen Geſichtes, der Mund öffnete ſich umſonſt, er brachte keine Worte vor; er erwartete ſeinen Urtheilsſpruch. —

„Aus meinem Angeſicht! Du biſt nicht der Schlimmſte von den Schlechten, nur einer von den

Vielen, die alles hingeben, alles dran ſetzen, um in der Gunſt ihres Herrn zu bleiben, endlich, wenn es ſein muß, ihn ſelbſt, ein echter treuer Fürſtendiener."

„Nur in Deiner Nähe, Herr! Auch im Kerker —"

„Wohin Du willſt! Nur in meiner Nähe nicht, nicht in meinen Landen!"

„In's Elend ſtößeſt Du mich aus?"

„Meinethalben in's goldne! Wer Gold verſpricht, und den Fürſten nichts zuraunt, als was ihnen angenehm, iſt allerwärts ihr willkommener Diener."

Statt Kunkels war der treue Horeck wieder eingetreten, langſam, mit abgewandtem Geſichte, wie ein Bote, der unverrichteter Sache von einer Sendung zurückkehrt, und er findet den, der ihn ausgeſandt, in einer zornigern Stimmung, als er ihn verlaſſen. Der Kurfürſt aber hatte mit unveränderter Miene die Meldung vernommen.

„Es iſt gut, das Du ihn nicht betrafſt."

„Herr, es iſt nicht gut; er hat ſich im Laboratorium verſchloſſen. Zwar ließ ich alle Ausgänge bewachen. Aber es macht ein Aufſehen, und das iſt nicht gut. Wenn Du ihn vor ein Gericht ſtellen mußt, das iſt noch ſchlimmer. Seine Zunge iſt falſcher als ſein Gold und noch giftiger als ſein Gift. Er redet ſich blank und rein, aber ſeine Rede ſprützt Gift auf andre aus, das nicht abzuwaſchen iſt. Und es war auch nicht gut, Herr, verzeihe mir, daß Du auf das Spiel eingingſt, daß Du ſo lange es fortſetzteſt, und wer ſagt Dir, daß es gut iſt, daß Du ihm

jetzt mit einem Male den Kopf abbrachst? Du meinst, als wärst Du mehr als ein Mensch, daß Du immer Deine Worte, und selbst Deine Träume, bewachen könntest. Du bist aber doch nur ein Mensch, wie wir alle; und weißt Du, was er Dir abgestohlen hat, wo Du am wenigsten geglaubt, daß Du etwas verrathen könntest, und, während wir ihn zu täuschen glaubten, ob der Fuchs uns nicht betrogen und nach Versailles, Brüssel und Rom berichtet hat, was sie dort nicht wissen durften? Und meinst Du, daß es jetzt schon an der Zeit war, den Vorhang fortzureißen, weißt Du, ob er nicht in diesem Augenblick durch die Luft dahin correspondirt, und vor der Zeit —"

„Denk an den Leisten, Schuster Horeck! Bist nicht Diplomat! — Die Schrift da her! — Eine Feder!"

Er meinte das Todesurtheil, das ihm der Knesebeck gebracht. Mathes Horeck beeilte sich nicht, es vom Ecktisch zu holen; vielleicht war er der Meinung, daß, wenn einer im Zorn ist, er kein Todesurtheil unterschreiben soll.

„Da werden sich auch viele freuen," sagte er, indem er es hinlegte.

„Wer?"

„Dem Federfuchser haben sie es nie vergeben können."

„Was?"

„Nicht, daß er den Junker Polenz todt stach; an dem war nicht viel verloren, sagen alle."

„So viel, als an Dir, als am Höchſten oder dem Niedrigſten — die Rache iſt mein, ſagt der Herr, und das Blutgericht —"

„Iſt am Fürſten! Daran zweifelt auch keiner; und darum freut ſie's, daß es mal einen trifft, wo's nicht ſchadet, wo's ſo viele ſonſt traf, die ihnen lieber waren. Gar nicht ſo ſehr darum, weil er uns alle lateiniſch und gelehrt machen wollte, was den Junkern und andern Leuten auch nicht gefällt, auch nicht, weil er ein Holländer war, und mehr wußte als mancher, wie's im Haag ſteht und in England, und da ein Wörtlein hätte einflüſtern können, was den Herren nicht lieb iſt, welche den Handel anders anſehen, als Euer Durchlaucht, ſondern von wegen des Prozeſſes. Es hat ein gut Theil vom Adel aufſäſſig gemacht, daß ſo ein titulirter Gelehrter aus der Fremde in ihren Archiven und Pakten umſtänkern mußte, als wären's römiſche Geſetzbücher, die jeder verſtehen ſoll und für jeden ſind. Und nun wird das Kind auch den Prozeß verlieren, wenn er todt iſt, das iſt bündig und klar."

„Gieb Dich nicht mit der Logik ab, Mathes."

„Aber die Menſchen thun's. Den Derfflinger, ſagen ſie, haſt Du dadurch wieder kirr gekriegt, und viele ſonſt. Denn der Lateiner hat nicht viel Freunde hier."

„Doch!"

„Beſonders ſeit es nun rausgekommen, daß das gefundne Fräulein ihm wohl will, oder gar ſeine

Braut war und ſie unter einer Decke geſpielt. Daß der Fremde eine märkiſche Erbin wegſchnappen wollen, das vergeben ſie ihm nun gar nicht."

Friedrich Wilhelm hielt noch immer die Feder in der Hand, ohne ſeinen Namen geſchrieben zu haben. Sein Auge fixirte den Getreuen:

„Was macht Dich zum Freunde des Lateiners? Vergiß nicht, daß ich Dich kenne, und Du mich. Ich hab mein Wort eingeſetzt."

„Wort gegen Wort, Herr! — Ihr wißt's auch, und die Geſchichte iſt kein Mährlein. Das Mädlein ſollte von meiner Hand ſterben, hatte mich als ſchlechter Kerl verdungen, hatte auch mein Wort eingeſetzt. Ich brach's — das ſchlechte Wort, und damit fing mein beſſer Leben an. Daß ich durch gute Werke das ſchlechte hinter mir auszuwiſchen geſucht, bezeugſt Du mir. Im Prozeß hab ich für ſie gezeugt, auf was Gefahr hin. Soll's damit zu Ende ſein! Nein, gnädiger Herr, auf die größere Gefahr, daß ich Deine Gunſt verſcherzen ſollt, ich hab's angefangen, nun muß ich's durchſetzen, ich hab ſie gerettet einmal, nun muß ich ſie ſchon ganz retten."

„Frecher Burſch!" rief der Fürſt, das Geſicht gegen das Fenſter gekehrt, vielleicht um es vor dem Diener zu verbergen, „was ſoll's von ihr! Dies Urtheil —"

„Verdammt einen, weil er ihr geholfen hat, alſo verdammt es ſie. Die Logik, Herr, laß ich mir nicht ausreden. Sie hat niemand, der ihr Fürſprech ſein

will; alſo muß ich's ſein, gut oder ſchlecht, ich fange an."

„Und ich ſchließe, nämlich Deinen Mund."

„Dann muß ſie ſelber weiter ſprechen, Herr. 'S kam mir auch eben nur auf den Eingang an."

Als der Fürſt ſich umwandte, ſtand ſie vor ihm, für die ihr Fürſprech angefangen. Wir brauchen nicht auszuſprechen, was jeder ſich ſelbſt ſagen mag, daß Mathes Horeck den Auftritt vorbereitet hatte. Ob er den Augenblick gewählt, ob der Zufall mitgeſpielt, was kommt es darauf an. Sie war aus der Krankheit auferſtanden, um die furchtbare Nachricht zu hören, die eine Schwächere tödtlich niedergeworfen hätte. Aber der Wetterſchlag, der zündet, verſcheucht auch die ſchwüle Peſtluft, und Bruſt und Athem werden frei, das Auge klar, die Getroffenen ſehen und fühlen, was ſie thun müſſen, um zu retten, was zu retten iſt. Sie hatte keinen, der jetzt noch ihr Anwalt ſein wollte, konnte. Der rauhe Mann, der ihr ſchon zweimal im Leben begegnet — ſie wußte, welch Gewicht ſein Zeugniß in ihrem Prozeſſe in die Wagſchaale geworfen, aber er war darauf verſchwunden, er hatte jetzt ihren Arm gefaßt, und ihr zugerufen: Jetzt oder nie! und in bangem Vertrauen war ſie ihm ohne Zaudern gefolgt. Die Arme auf der Bruſt gekreuzt, ſtand die Bittſtellerin.

„Auf die Knie!" Mathes Horeck zupfte ſie vergebens am Arm.

ihr schweigend seinen Segen und ging dann seines Weges.

Nun wurde sie freundlich, die aufgeweckteste, geistreichste Gesellschafterin, als lasse der kühne Schwung ihrer Gedanken nach, je mehr wir uns der Ebene näherten. Sie lud mich in einen Winzergarten, wo auf einem saubern Tisch ein ländliches Abendmahl aufgetragen stand. Die untergehende Sonne drang durch die Weinranken der Laube und röthete die kostbare Traubenschüssel, die Feigen und Melonen, die unter ihren zarten Händen wie Früchte aus den Hesperiden glänzten. Aber auch sie glühte in dem feurigen Roth. Sie mußte, ehe der unvertilgbare Gram an diesen Zügen nagte, selbst in England eine unvergleichliche Schönheit gewesen sein. Sie war die liebenswürdigste Wirthin, und doch bei aller Anmuth eine Hoheit, welche jeden leichten Gedanken über ihre sonderbare Erscheinung, hier allein und zu der Stunde, in der Geburt erstickte.

Ich aß nur von den Weintrauben, — die beiläufig ausgezeichnet schön waren — weil auch sie nichts Anderes anrührte. Von den Montpellierschen Trauben kamen wir in einem ununterbrochenen Gespräche bis nach England, wo an den hohen

„Ich brauche nicht zu knieen, wo ich von meinem großen, edlen Fürſten nur Gerechtigkeit fordere.“

„Gerechtigkeit, Du armes Kind!“ ſprach der Kurfürſt.

„Wohl bin ich arm, aber kein Kind mehr. Ich habe viel gelernt. Das Glück und das Unglück hat mich älter gemacht; ſie haben mich ſchärfer ſehen laſſen, klarer, als mir und anderen gut iſt.“

„Sprich!“ ſagte der Kurfürſt, und ſah ſie traurig an.

„Sprich nicht zu viel!“ flüſterte Horeck.

„Sprich, aber nur von Dir, mein Kind!“ wiederholte Friedrich Wilhelm mit ernſter Betonung. Fordere nichts, Du armes Mädchen, was nicht mehr in meiner Macht ſteht.“

„Es ſteht in Deiner Macht, mein Herr und Fürſt, einem langen Unrecht ein gutes rechtes Ende zu ſetzen. Man griff mich, ein verlaſſenes Waiſenmädchen, auf der Landſtraße auf, man ſagte mir, zu meinem Beſten, man nannte es ein mährchenhaftes Glück, man hätte mich undankbar geſcholten, wenn ich es nicht aus vollem Herzen geprieſen. Da pries ich es und glaubte, ich ſei glücklich.“

„Warſt Du es nicht?“

„War der glücklich, der erwacht um zu ſehen, wie alles, worüber er ſich gefreut, Traum war! — Mein gnädiger Herr, man hat grauſam mit mir geſpielt. Die barfüßige Dirne, die man am Wege auflas, hatte noch kein Recht zu den geputzten Kleidern,

die man ihr anlegte, kein Recht in dem Fürſtenſchloß zu wohnen, keines zu dem Namen, den man ihr ſchon beilegte, dem Stande, dem man ſie zugeſellte. Alles das ſollte ja erſt erworben, ihre Anſprüche mußten vorher geprüft werden. Aber ein Recht hatte auch ſie, auf dieſe Prüfung, auf den Rath und die Weiſung, die ihr Pflegevater ihr mitgegeben, und ſie durfte ihm nicht folgen." — Die Thränen ſtürzten ihr hier aus den Wimpern. „Hätte man mich barfuß ſtehen laſſen vor des Feldmarſchalls Thüre, hätte der Schweizer mich auch noch ſo oft abgewieſen, einmal hätte der alte Derfflinger doch wohl gnädig herausgeblickt und gefragt: wer iſt das weinende Mädchen? Hätte er den Brief geleſen, mir in's Auge geblickt, daß er geſehen, ich kam nicht, um ihm zu drohen und ihn zu betrügen, wer wagt denn, zu behaupten, daß die Sprache des Unglücks den alten Soldaten nicht bewegt, daß ſein Herz ſich nicht erſchloſſen hätte! Das wollte, das wünſchte mein Pflegevater, mehr forderte, wünſchte er nicht. Forderte ich denn mehr? — Dafür gab man mir einen Prozeß, man gab mir fremde Advocaten und fremde Richter, man machte den Feldmarſchall zu meinem Widerpart, man ſtiftete Krieg ſtatt Frieden, und wie der Prozeß Jahr um Jahr, eine ungeheure Schlange, ſich fortwälzte, ſo wuchs die Zahl meiner Feinde, die mich beneiden, fürchten, haſſen mußten. Und nun? — Sie ſagen, ich würde den Prozeß verlieren. O hätte ich ihn doch ſchon verloren! Dann wüßte ich, was ich bin.

Habe ich Freunde? Ich bin ja im Unglück! Man hat mich verlaſſen. Niemand hört mich. Warum machte man kein Ende damit? Warum riß man mir nicht die prächtigen Kleider aus, ſtieß mich nicht aus dieſem Schloſſe? — Weil es doch möglich, daß der Prozeß ſich wieder wendet, daß man mich noch einmal benutzen, brauchen kann. Herr, mein gnädigſter Fürſt, das iſt grauſamer gehandelt, als wenn ſie die lebende Eule auf die Krähenhütte binden; ich bin doch ein lebendiger Menſch, ich war ein unſchuldig Mädchen, das niemand übel wollte, nichts verlangte als Mitleid und Schutz, das auch nichts, nichts gethan hat, wodurch es die Gunſt verwirkt. Wer giebt mir zurück, was ich hatte, wer verſetzt mich zurück auf die Landſtraße, arglos und ſchuldlos, wie ich war!"

„Wen klagſt Du an?" fragte der Fürſt, den Blick ſenkend. „Klage niemand an," flüſterte hinter ihr Horeck.

„Mich ſelbſt, Herr!" ſprach Dorothe nach einem tiefen Athemzug, „daß ich nicht früher mich zu Deinen Füßen warf, daß ich nicht früher erwacht bin. Ach, ich ſchlug wohl die Augen auf, aber der Traum war ſo ſchön, der Liebling des Glückes, der Günſtling der Höchſten zu ſein; da drückte ich die Augen immer wieder zu. Ich wußte es, ich mußte es wiſſen, daß ich nur der Federball war, den man in den Lüften fliegen und ſchwirren läßt, und er darf nie auf die Erde, damit die Augen der Zuſchauer immer darauf gerichtet bleiben. Ich wußte es, daß ich nichts, gar

nichts war als das Inſtrument, der Schlüſſel, mit dem man das Räderwerk des Prozeſſes aufzog, der nicht für mich geführt ward."

Es waren wohl noch die Nachvibrationen des hitzigen Fiebers; das mochte der Kurfürſt denken, und von den Lippen eines Fieberkranken brechen oft Worte und Gedanken, die ein Geſunder nicht gern hört. Um deswillen ergriff er ihre Hand und ſprach gütig zu ihr: wie er die Schuld auf ſich nehmen wolle, wie die Sorge um ernſtere Geſchäfte ihn zu lange von der für ſeine kleine Dorothe abgewandt. Sie ſolle ihn dreiſt anklagen, aber er wolle ihr gerecht werden durch ſeinen Schutz. Er wolle Ritter für ſie beſtellen, die ihr Recht kräftiger vertheidigten und bewachten, wie auch der Prozeß ſich wende und ausfalle.

„Der Ritter iſt ſchon da," ſprach ſie, ſanft erröthend. „Er ſtand von Anfang an zu meiner Seite, wie mir vom lieben Gott geſandt, nur achtete ich ſeiner zu wenig unter den bunten, glänzenden Dingen und Geſtalten. Er hat, was Ihr gnädigſt Eure Schuld nennt, über ſich genommen, ſchon ehelängſt, und ohne auf Lohn und Dank zu rechnen. Er war ein guter Genius, der mich lehrte, zum Guten bildete. Er vergaß in treuem Ritterdienſt alles: daß mein gnädiger Herr zu andrer, reicherer Arbeit ihn berberufen, daß man ihn überſah, bei Seite ſchob, er vergaß ſogar die Bücher, die Studien, die goldenen Träume und Plane, die ſein Leben, ſein andres Ich waren. Und nicht genug das, mein gnädigſter Herr,

ſein Leben ſetzte er dran für mein Leben und meine Ehre. Ich wäre nicht hier, ich wäre nicht mehr, wenn er nicht, wie von Gott geleitet, als ein Cherub dort erſchien. Und, daß er den Degen zog gegen einen Räuber, einen Mörder, daß er mich, nicht ſich vertheidigend, ihn niederſtreckte, das wäre ein Todesverbrechen! Sei es, ſei ich, mein Leben, meine Ehre nichts werth vor dem Geſetze, o gnädigſter Fürſt! Deine Ehre, Dein Wille für das Echte und Gute ſtehen doch höher, als der todte Buchſtabe. Daß ich's ſage, er vertrat Dich, er vertrat das Geſetz, den Fürſten; wenn Du ihn richten läßt — mein Gott, mein Gott, Du ſchlägſt Dich ja ſelbſt."

Es war eine lange, bange Pauſe. Sonderbar, der große Fürſt, deſſen Adlerblick keiner ſeiner Umgebungen ertrug, ſchlug unwillkürlich die Augen nieder, wenn er ſie anſah.

„Ich gab mein Wort, vielleicht könnte ich wünſchen, ich hätte es nicht gegeben, um — Deinetwillen."

„Nicht um meinetwillen, um Deiner ſelbſt willen!" rief ſie, jetzt auf die Knie ſinkend. „Was iſt ein Wort, Herr, aus eines Menſchen Munde? Iſt's ein gutes, dann wird es erſt zur Wahrheit, wenn er's erfüllt. Iſt's ein ſchlechtes, o ſo wird's zum Verbrechen, wenn er es ausführt. Wirf es von Dir, wenn Du's bereuſt. O Du biſt ſo groß, hat mein Freund mir erzählt, größer als durch die Siege über Deine Feinde dadurch, daß Du Dich ſelbſt überwunden, wenn Du ein Unrecht fühlteſt. Er hat mir geſagt und gerühmt,

wie Du Menſchenſatzung gering achteſt, wenn ſie das heilige, ewige Recht des Menſchen verletzt, wie Du in Gottvertrauen Vieler Rechte gebrochen haſt, um Allen Recht zu ſchaffen. Wo Du alte Satzungen der Vorfahren zertrateſt, ohne zu erſchrecken, erſchrickſt Du vor einem Machtwort, das Du ſelbſt Dir geſetzt, vielleicht in Deinem Zorn? Wie Du in Deiner Jugend Herr warſt über Dich, dort im Lager von Breda erzählte er mir, wärſt Du's nicht mehr jetzt, wo Du Gott und der Ewigkeit ſo nahe ſtehſt? Deine Gerechtigkeit flehte ich an, o Kurfürſt, nein jetzt flehe ich Deine Gnade an. O Deine letzten Schritte, laß ſie nicht eherne Tritte, laß ſie ſanft und weich ſein, daß der Boden nicht zittert, daß die Gräſer und Blumen ſich wieder heben, daß die Erde Dich ſegnet, wenn Du in ihren Schooß hinabſinkſt, daß die Gnade, die Du hier ſpendeſt, droben Dich empfange —"

„Amen!" ſprach der Kurfürſt mit einer Stimme, die ſchon wie aus anderen Regionen klang.

Das Erz war geſchmolzen. Das Antlitz des kranken Fürſten, auf dem doch ſchon der kommende Tod ſeinen unverkennbaren Stempel gedrückt, dünkte ſie voll Schönheit und Huld. Sie umklammerte ſeine Knie: „Deine Gerechtigkeit, Herr, iſt Gnade, und Deine Gnade Gerechtigkeit. O wie kann ich Dir danken, was kann ich Dir opfern? Meine Anſprüche, mein Recht, ſind das noch Dinge von Werth, wenn ich ſie Dir zu Füßen lege! Mein Prozeß iſt ein Aergerniß im Lande, er entzweit Deine Getreuen

ſprich ein Machtwort und ſchlag ihn nieder. Bin ich nicht überreich in Deiner Gnade. Gemieden, verſtoßen bin ich hier ſchon, weiſe mich ganz aus dem Lande, aber mit ihm. Mein Freund iſt überall willkommen, gern geſehen, wo ſie ſeinen Werth zu ſchätzen wiſſen. Nur um mir zu helfen, nur um Dir zu dienen, wies er jüngſt einen ehrenvollen Ruf nach Leyden ab. Ich will mit ihm nach Holland fliehen —"

„Nach Holland!" ſagte der Kurfürſt, und indem er die Hand ſegnend auf ihren Scheitel legte, hatte er ſich erhoben. „Nach Holland, einen Ruf!" wiederholte er noch einmal. „Du ſprichſt ein gutes Wort, mein Kind. Ein Mörder und Duellant darf nicht in meinem Lande leben, das mein Wort bleibt ſtehen. Ich verweiſe ihn nach Holland und ſchicke ihn nach dem Haag, dort mag er — und auf der Stelle! Du aber darfſt noch nicht mit. Ob ich es Dir einmal erlaube, oder ein Andrer — ja darüber wird wohl ein andrer beſtimmen."

Sie war mit einem huldvollen Lächeln entlaſſen. Zwei, drei Worte ſprach er nur mit Mathes Horeck, und dieſer eilte fort, nicht die Hand am Meſſergriff, er lächelte auch, wie froh vergnügt.

„Das iſt der rechte Mann, der Bote, wie ich ihn brauche," ſprach der Kurfürſt, als er allein war, und er wiederholte es, als er mit Benedict Skytte, den Horeck ihm zugeführt, wohl eine Stunde ein ernſt Geſpräch gepflogen.

Als wäre ein ſchwerer Druck von ſeiner Bruſt gefallen, athmete er auf, indem er in den Stuhl zurückſank: „Wenn doch ſo alle Sorgen ſich löſten!“ Er hatte es kaum geſprochen, als ein Getös die Luft durchzitterte, die Wände ſchienen zu wanken, die Möbel im Zimmer verrückten ſich, ein Knall, ein Krachen, Dröhnen, wie wenn ein Pulverthurm auffliegt. War denn einer im Schloß zu Köln? Man roch den Salpeter durch die aufgeſprungenen Thüren.

Es war kein Pulverthurm, nur das Laboratorium nach dem Dome zu, wo die fürſtlichen Alchymiſten arbeiteten, war an dem Tage in die Luft geflogen. Der Schade ſoll nicht groß geweſen ſein, wenn man nicht dahin das Gold rechnet, das, wie das Volk wußte, dort in Haufen ſchon fertig lag. Auch war glücklicherweiſe kein Menſch dabei zu Schaden gekommen bis auf den kurfürſtlichen extraordinairen Alchymiſten Don Balſamo, der darin ſich eingeſchloſſen gehabt, um für ſich allein einen letzten Verſuch zu machen und wahrſcheinlich dabei unvorſichtig hanthirt hatte.

So hieß es wenigſtens in Berlin, obgleich einige, die überall nur Böſes wittern, meinen, es ſei aus Rache von Johannes Kunkel veranſtaltet, weil der Kurfürſt ihn Landes verwieſen. Da er aber nachmalen in Schweden mit Ehren aufgenommen und geadelt worden, iſt das wohl nur böſer Leumund. Unter dem Brandſchutt und der Aſche hat man aber ſo wenig

von den Gebeinen des verunglückten Balſamo, als von dem gefertigten Golde aufgefunden, worüber denn das Volk auch allerlei Gloſſen machte. Da aber der Wälſche nirgend ſonſt wo wieder zum Vorſchein gekommen, mußte es doch wohl ſeine Richtigkeit haben. So meinte man und ſo ſollte gemeint werden. Einige feine Leute aber, welche die Verhältniſſe kannten, meinten nachher: eine Perſon, wie dieſer Balſamo, ſterbe nicht, er verwandle ſich nur je nach Ort, Zeit und Wetter, und wenn er plötzlich zu Deiner Linken Todes verblichen und in die Erde verſunken, ſteht er plötzlich wieder zu Deiner Rechten in andrer Geſtalt, und Du merkteſt es nicht.

Achtzehntes Kapitel.

Am Sonntage Misericordias Domini.

Am Sonntage Misericordias Domini, am 29. April des Jahres 1688, war es, wo Karossen an Karossen im Schloßhofe auffuhren, und draußen standen in banger Erwartung Gruppen allen Volkes und aller Stände. Das ganze Collegium des Geheimen Staatsrathes war berufen. Es war sehr lange nicht geschehen; also mußte es etwas Außerordentlichem gelten. Das sprach sich auf den ernsten Gesichtern aus, die meisten konnte man erschrocken nennen; denn welche Kunde auch die richtige war, sie hatten Grund dazu. Der Herr liegt im Sterben! flüsterten sich die einen zu, und die andern: er will einen neuen Krieg erklären, die Truppen sollen ausmarschiren. — Die beiden reformirten Hofprediger, die Herren Johann Vergius und Christian Cochius, waren in der Hofkarosse eilends geholt worden. Die sie absteigen gesehen, sagten: er stirbt! Geistliche ruft man nicht zum Kriegsrath. — Die andern hatten den Herzog von Schomberg aussteigen gesehen, in seiner vollen glän-

Buchen und den Gothischen Münstern hinter ihnen keine Trauben wachsen. Ich konnte es mir nicht leugnen, ich hatte die Theilnahme der schönen Fremden gewonnen; wie konnte ich mehr ihr heiligstes Gefühl bestürmen, als indem ich die ehrwürdigen Reste des Alterthums pries, die in keinem Lande als dem ihrigen so durch die Erinnerung geheiligt in der Nachwelt fortlebten. Die Dome, die Kathedralen, die Kreuzgänge, ich pries vor der Katholikin ihre Englisch bischöfliche Kirche, welche die meiste ehrwürdige Aehnlichkeit mit der Römischen beibehalten habe, ich pries die Chorgewänder, die Liturgie, die Messen, den Weihr. [illegible]!

Sie lächelte, aber welche Hoffnungen stürzten durch dieses bittere Lächeln zusammen!

Unsere Kirche! haben wir eine Kirche? Sie sehen aus der Ferne eine morsche Ruine für ein prachtvolles Schloß an. Von außen, o ja, da ist es ein kostbarer Dom; Pfeiler und Säulen tragen die hohen Bogen, die bunten Scheiben glänzen im Abendroth, und Wimpel und Fahnen und Meßgewänder hängen zur Schau heraus, aber innen — ist es fürchterlich leer. Das Kruzifix haben sie versetzt, die Monstranz verkauft, die heiligen Kerzen gestohlen. Aus den Mauern und Gewölben

zenden Uniform. Er war zwar formell zum Präſidenten des Staatsrathes ernannt worden, aber der Staatsrath conferirte immer ohne ihn, und einen Feldmarſchall und die vielen Generale rief der Kurfürſt nur zum Berathen, wenn es einen Krieg galt.

Am frühen Morgen war ein Courier aus Holland angekommen, der augenblicklich an das Bett des Kurfürſten gelaſſen worden, und nachdem der Kranke wohl eine Stunde mit demſelben conferirt, hatte der Fürſt ſelbſt dem Officier der Schloßwache eine Parole gegeben, welche für die Kundigen keinen Zweifel mehr ließ, was es galt. Sie lautete: „Amſterdam und London!“ Unter einigen vornehmen Herren war darüber große Conſternation; ſie wollten's noch nicht glauben. „Es iſt ſo!“ ſagte der Herr von Alvensleben, der von dem Officier, ſeinem Vetter, zu ihnen zurückkehrte. „Er hat ſich auf dem Bett aufgerichtet, und als der Wachtcommandant nicht recht gehört zu haben glaubte, die Worte ſo laut wiederholt, als ſei es ſchon das Feldgeſchrei zur Schlacht. Der alte Burgsdorf hatte Recht. Brandenburg iſt wieder deſtinirt, ſeine Haut ſich abziehen zu laſſen für andre!“ Als einer bemerkte, ſo ſchlimm werde es doch nicht werden, entgegnete der Landeshauptmann: „Drückt's mich doch, als ſeien wir in die Welt geſetzt, daß, wenn zwei Krieg führen, wir uns müſſen dazwiſchen quetſchen, zapfen und ſchinden laſſen, um, wenn ſie ſich vertragen, das Zuſehen zu haben beim Friedensſchmauſe. Dieſem Zollerngeſchlecht iſt alles möglich. Wenn aber

einer auf dem Sterbebette einen Krieg anfängt für den Mann im Monde, was können unſere Kinder von denen gewärtigen, die noch mit rothen Backen auf den Stuhl zu ſitzen kommen." Einer meinte beim Fortgehen: vom Kurprinzen Friedrich habe man nicht die Gefahr, wozu wieder ein Andrer den Kopf ſchüttelte: ſtille Waſſer ſeien tief, und wenn auch einer aus der Art ſchlüge, ſo hole es der Nächſte wieder doppelt ein.

Der Courier war kein Andrer als Benedict Skytte. Seine Botſchaft mußte aber beſonders wichtiger Art ſein, denn kaum, daß er vom Kurfürſten gekommen, ward er von einem zum andern geſchickt und gerufen, oder ſie kamen ſelbſt, ihn zu ſprechen. Vom Miniſter Fuchs brachte ihn der Secretair Ilgen zum Herrn von Danckelmann, wo er den Kurprinzen geſehen haben ſoll. Auch zum Herzog von Schomberg ward er geführt, und dieſer ſoll's geweſen ſein, der ihn vermocht, auch den Feldmarſchall Derfflinger aufzuſuchen.

Ueber alle dieſe Angelegenheiten hat Herr Skytte ſich niemals gegen ſeine Freunde ausgelaſſen. Wenn man ihn in ſpätern Jahren in ſeinem ſtattlichen Hauſe, welches da ſtand, wo jetzt die neuſtädtiſche Kirchgaſſe in den Linden mündet, aufſuchte, und das Geſpräch auf die Angelegenheit zu bringen wußte, in der er eine ſo wichtige Rolle geſpielt, ſuchte er es auf andre Dinge abzulenken. War's Frühling, ſo zeigte er auf die acht Reihen der prächtig aufſchießenden Linden-

bäume, welche die ſchönen großen Häuſer an beiden Seiten überwachſen zu wollen ſchienen, und unter denen die Einwohner der Stadt, zu ihrem großen Vergnügen, zu luſtwandeln anfingen. Da meinte er, das hätten die von Berlin ſich auch nicht träumen laſſen, als die kleinen Bäumlein im Sande gepflanzt wurden; wie mancher hätte da gemurrt und gebrummt, wozu das wieder ſei, und man könne das Geld beſſer anwenden! Sprach man aber, daß es doch eine böſe Frau geweſen, die ſie pflanzen ließ, ſo ſagte er wohl, es ſei keine ſo ſchlecht, daß ſie nicht auch ihre guten Seiten hätte, und manches, was ſchlecht angefangen, ſchlage zu einem deſto beſſern Ende aus, und wer wiſſe, ob nicht dereinſt am Ende der Linden ein Thor ſich erheben werde, ganz ſo wie er ſich's gedacht für ſeine lateiniſche Weltſtadt, von hohen Säulen getragen und mit einer ſegnenden Göttin auf der Spitze, denn in der Königsſtadt ſelbſt ſehe es doch beinahe ſchon ſo aus, wie er ſie in ſeiner Jugend bauen wollen. — Im Winter aber, wenn ſeine gelehrten Freunde ihn in ſeiner behaglichen Stube beſuchten, wo die Wände voller braun gepreßter oder ſchweinsleberner Folianten ſtanden, dazwiſchen oder davor aber Tafeln, Riſſe und Figuren von Stein und Thon, war er noch heiterer, er ſagte, das ſei das Eliſium oder Eldorado der Bildung, von dem er in ſeiner Jugend geträumt. Wenn aber die Buben ſich tummelten, daß die ſteinernen Figuren wackelten, und ſeine noch immer ſchmucke Hausfrau zur Thür hereinblickte und fragte: machen

ſie Dir nicht zu viel Lärm? fragte er: Nein, 's iſt grade ſo recht, und lud die Freunde ein, ſich die Pfeife zu ſtopfen. Füllte ſich dann die Stube vom Rauch, und ſie wurden beim Bier oder einem Gläschen Ungarwein luſtig, und einer meinte, ob auch die Frau Präſidentin den Tabaksgeruch vertragen könne, lachte er: jetzt hat ſie's ſchon gelernt, es iſt nicht wie damals, als ſie ſelbſt rauchen ſollte. Die Geſchichte kannten die Freunde, und benutzten ſie, daß er mehr von dem damals erzählen ſolle. Dies that er auch recht gern; aber immer, wenn er an den Punkt kam, von dem wir erzählten, ließ er die Pfeife ausgehen, und ſagte: „Das waren meine diplomatiſchen Träume. Träume ſind Schäume. Und überdem" — dann kam, was man nennen würde einen Gedankenſtrich — „Und überdem habe ich da erſt angefangen zu leben, als ich zu träumen aufgehört habe."

An dem Morgen des 29. April träumte er gewiß noch, denn ſo oft er auch in Haſt über den Schloßhof ging, bemerkte er kein einzig Mal, wie aus einem Fenſter von der Seite, wo das vornehmere Hofgeſinde dazumal logiret war, ein Mädchenkopf heraus ſah und das Mädchen dachte: ob er mich nicht ſehen wird? — Er ſah ſie nicht, und huſten durfte ſie nicht. Entweder war's, weil er ſehr eilig war, oder ſehr müde, oder nicht wußte, daß das Fräulein itzo in dieſem Flügel ihre Kammern hätte. Denn daß er ſich nicht ſehen laſſen wollen, weil er beſtaubt war vom Kopf bis Fuß, und auch mit dem Koth der

Landstraße bis an die Hüften besprützt, konnte es nicht sein. War er doch in dem Aufzug vor dem Kurfürsten erschienen, und den andern Ministern und Herren, ohne daß er oder einer einen Anstoß genommen. Dann aber hatte er, obgleich sonst reinlich wie nur ein Holländer, Briefe an sie geschrieben, die zwar auch sehr zierlich und reinlich anfingen, plötzlich aber schien die Hand oder das Blut mit ihm durchgegangen zu sein. Das war nicht allein Gekritzel, sondern die Dinte war oft gesprützt, und Kleckse und Daumen und Finger hatten Flecken auf das Papier gedrückt. Und grade diese Briefe hatte Dorothe nicht oft genug lesen können, ja zuweilen waren aus ihren Augen Tropfen drauf gefallen, die sie noch unleserlicher gemacht, und doch hatte sie dann jedesmal das Papier geküßt, ehe sie es in den Kasten verschloß, wo es aber nicht lange liegen blieb, denn es verging kein Tag, daß sie es nicht ein Zehnmal wieder vornahm, denn sie konnte doch etwas übersehen, oder nicht recht gelesen haben.

Und ob er denn gar keine Ahnung hatte? dachte sie jetzt, als sie langsam das Fenster zudrückte. Sie zitterte, und fragte sich, ob sie etwa einen Fieberanfall bekäme? Denn der Puls ging so unruhig, das Frühstück wollte ihr nicht schmecken, und es war doch dasselbe Bier aus dem Rathskeller, was ihr sonst so sehr mundete. Dann fragte sie sich, wie sie zu all den Fragen komme, es war ja sonst ganz gegen ihre Art, und endlich drückte sie wieder etwas Feuchtes aus den

Wimpern, und meinte: es sei der Männer Art, daß sie alles — alles vergäßen, wenn sie Politik trieben.

Da ward sie durch eine Meldung überrascht: Ihro Durchlaucht die Kurfürstin ließen das Fräulein von Schapelow zu sich entbieten. Ueberrascht, sagen wir, denn Dorothe hatte seit jener Zeit die Kurfürstin nicht wieder gesehen. Man konnte nicht sagen, daß sie in Ungnade gefallen war, denn was nur Zeichen der Gunst sind, die nicht ausgesprochen ist, war auf sie gehäuft. Man hatte ihr eine bessere Wohnung zugewiesen, nur entfernter von den Gemächern der Fürstin, die Silberdienerinnen, die Lakaien behandelten sie mit Ehrerbietung, die Kammerherren und Hofbeamten wichen ihr nicht mehr aus; wenn man hinter ihrem Rücken von ihr sprach, nannte man sie nicht mehr die Schapelow, sondern das Fräulein von Schapelow, auch wandten sich Viele wieder mit Bittgesuchen an sie. Sie war auf's Neue in die volle Hofgunst eingerückt, nur nicht bei der Kurfürstin. Der Kurfürst war ihr Beschützer, ihr Gönner, ihr Freund geworden; nicht heimlich, öffentlich, vor jedem sagte er, sie sei ein gutes, kluges Kind, das er liebe und schätze, und in trüben Stunden, wo seine Schmerzen und Launen niemand um sich ertrugen, mußte sie kommen, und er lächelte und ward ruhig. Aber die Kurfürstin hatte ihre Dienste nicht mehr gefordert, sie nicht mehr rufen lassen, sie hatte ihren Namen nie genannt. Was wollte sie heut?

War sie schwerer erkrankt? Die Kurfürstin

stand aufrecht, im vollen Staatsanzug, das schwere Damastkleid rauschte hinter ihr bei der leichten Bewegung, welche sie der Beschiedenen bei deren Eintritt entgegen that, und ihre Wange blühte, ihr Gesicht strahlte in voller Gesundheit — für den Unkundigen! Dorothe sah, wie sie mit dem Fingergelenk, welches leicht die Tischecke zu berühren scheinen sollte, sich krampfhaft darauf stützte, sie sah die kranke Bläße, die tief umringelten Augen unter der aufgetragenen Farbe, die man auch gar nicht sich die Mühe genommen zu verbergen, denn sie stand in den geöffneten Töpfen auf dem Tische umher.

„Mein Herr will es so," sprach die Fürstin, als die andern Frauen auf ihren Wink das Zimmer verließen, und Dorothe sich tief in die Knie senkte. Ich soll heute gesund scheinen. Ein hartes Loos der Fürsten, immer andres scheinen müssen, als sie sind — auch wenn es ihnen so schwer wird."

Dorothe stammelte etwas, daß die hohe Frau sich selbst täusche, daß sie von einer kräftigen Gesundheit sei.

„Wie mein Herr und Gemahl," unterbrach sie, „der heut noch einmal vom Sterbebett sich aufhebt zur letzten — Parade. Ist das nicht hart, Dorothe, daß auch ein solcher Heroe, nach einem solchen Leben, noch in der letzten Stunde Komödie — daß er nicht ruhig sterben darf, wie's dem niedrigsten Bürger gestattet ist!"

Dorothe wollte sprechen, eine Handbewegung

verbot es ihr, mit einer Miene, die ausdrückte: wozu noch leere Worte vor der fürchterlichen Wahrheit! „Es giebt aber noch Härteres," fuhr die Fürstin fort. „Er hat's erreicht, um was er gelebt. Er sieht ein Bild voll Morgenroth vor sich. — Ich — ich habe nichts erreicht — Nachruhm! Der könnte mich nicht locken, es sind alles Schaumblasen, die Tugenden, die die Welt preist, die Tapferkeit, die sie besingt — aber der Schatten nachher! Ich habe nichts erreicht, was ich gewünscht, aber den langen Schatten sah ich wie eine Schleppe hinter meiner Gestalt, und ich kann sie nicht fassen, nicht abschneiden."

Weshalb war Dorothe gerufen? Um eine Beichte zu hören? Sie fand keine Worte, als auch der Fürstin die ihren ausgegangen schienen. Aber es war nur ein physischer Kampf. Sie stützte sich fester auf den Tisch, als sie sprach: „Ich ließ Dich rufen, zuerst um Dir zu danken. Du hättest viel sprechen können, und Du hast geschwiegen. Dann, — dann — ich habe Dich —"

Mein Gott, was ist der Fürstin! dachte Dorothe. Sie zog die Hand vom Tisch, ihre Knie zitterten, dann aber sank sie in den Stuhl. — „Ich habe Dich mißhandelt." Dorothe wollte ihr jetzt zu Füßen sinken, aber die Fürstin umfaßte sie heftig und barg das Gesicht an ihrem Schooß: „Ich wollte Dir zu Füßen sinken; ich habe Dich gemißhandelt, ich habe mit Deinem Glück Fangeball gespielt, — eine andre Hand, Gott sei gelobt, hat es wieder ausgeglichen. — Sie

haben mich zu stark geschnürt. Mir ward es so schwer um's Herz, daß ich doch von einer, dieser einen Sünde freigesprochen werden möchte, daß ich der schweren Stunde, doch von dieser Last befreit, entgegentreten könnte. Sage, Du vergiebst mir."

Da hörte man die Thüren aufreißen, die Schloßglocke tönte.

„Um des Himmels Willen, gnädigste Frau, Ihr könnt nicht, Ihr könnt jetzt noch nicht!" sprach Dorothe, als sie fühlte, daß die Gestalt der Fürstin sich langsam erhob. „Unterfaßt mich wenigstens, erlaubt daß ich —"

„Zurück!" Ein Windzug mag die schlaffen Segel eines stolzen Schiffes plötzlich blähen, und man kennt es in der raschen Verwandlung nicht wieder. So stand die Kurfürstin aufrecht, eine stolze, königliche Gestalt, und wehte mit dem Arm, ein Zeichen für das Fräulein, daß die Minute der Bangigkeit, der Herrschaft der Gefühle, der Schwäche des sündigen Weibes vorüber, und ein Zeichen für ihr Gefolge, das bereit stand, ihr in den Rathssaal das Geleit zu geben: „So müssen wir scheinen, und Ihr beneidet uns noch, Ihr Freie uns Sklaven des Zwanges. Du, Kind des Glückes, gehst einer rosigen Zukunft entgegen; da denke zuweilen an die, welche Dich einmal rettete, um selbst unterzugehen, und die bald nicht mehr sein wird."

Die eintretenden Hofleute, welche nur von fern den Klang der Stimme hörten, wußten und erzählten

nachher, daß die Kurfürstin in dem Augenblick dem Fräulein von Schapelow, welches sie demüthigst darum angefleht, Verzeihung und Gnade für alles, wodurch sie sich gegen sie vergangen, angedeihen lassen.

Welcher Pinsel hat den Auftritt malen können, welche Feder kann ihn schildern, als der große Kurfürst zum letztenmale zu seinen Lieben und Getreuen im Geheimen Staatsrath sprach. Es fehlte keiner, der ein Recht hatte, berufen zu sein. Hier war kein Schein: die Bläſſe des Todes, der nur noch um Stunden zögerte, stand auf seinem gefurchten Gesicht; aufgetragene Farbe, wenn er sie geduldet, wäre vor der Wahrheit darunter erschrocken abgefallen. So war seine Sprache. Wie hätte sie voll klingen sollen wie an den großen Schlachttagen, es galt ja nicht die Freunde zu ermuthigen, die Feinde zu schrecken. Noch war der Inhalt berechnet auf die Sinne und die Phantasie. Ein Sterbender denkt nur an was er wirklich zurückläßt, und was außer ihm bleibt. So erklärte er allen, daß er die, mit denen er so lange gearbeitet für des Staates Wohl, noch einmal habe sehen wollen, um von ihnen Abschied zu nehmen. Denn ein Abschied sei es, darüber möchten sie sich nicht täuschen und mit der Fassung es anhören, mit der er es ausspreche. Dann dankte er ihnen für die redlichen und treuen Dienste, die sie ihm geleistet, und legte ihnen an's Herz, seinem Sohne und Nachfolger mit gleicher Liebe, Treue und Hingebung anzuhangen. Die schweren Lasten, die sein Volk drückten,

ist das Blei und Eisen gebrochen, damit das große Schiff beim nächsten Sturme zusammenstürze. Da die Andächtigen keine Andacht, keinen Glauben darin finden, was Wunder, daß sie die Ziegeln von den Dächern, die Quadern aus den Mauern brechen, um sich kleine Bethäuser und Capellen nach ihrer Bequemlichkeit aufzubauen? Die Priester schreien und klagen über den Verfall des stolzen Domes, wenn sie zurückkehren von der Fuchsjagd und das rege Treiben der kleinen Secten anschauen. Aber sie waren selbst fremd in dem hohen Chore; und konnten sie verlangen, daß ihre hungernden Vicare den Leuten Glauben einflößten an die göttliche Herrlichkeit des hohen Gebäudes?

Ihre Ausdrücke gegen die Anglicanische Kirche wurden für eine flüchtige Reisebeschreibung zu bitter. Sie sah kein Heil voraus. Eine gewaltsame Reformation von außen lasse sich nicht denken, da das Aergerniß nicht so öffentlich und in das Auge fallend sei, wie damals, als die Verderbtheit des Römischen Klerus die Deutschen Reformatoren aufrief; gegen jede gemäßigte innere stehe die gesammte Geistlichkeit einmüthig auf. Ja das ganze England klammert sich ängstlich an die todten Pfeiler der Kirche, als sei jeder Mauerstein des Angli-

lägen ihm ſchwer auf dem Herzen. Wie gern hätte er ſie erleichtert, aber welcher Menſch könne gebieten über die Zeit, die mächtiger ſei als die Kraft des Einzelnen. Und ſei er doch nur ein einzelner Menſch geweſen. Dann reichte er der treuen Gefährtin ſeines Lebens die Hand. Als er ihr dankte für die Treue und Liebe, mit der ſie in Glück und Unglück ihn begleitet, ihn in der Krankheit gepflegt, und in ſeinen trüben Stunden durch ihren Muth den ſeinen aufgerichtet, trat auch ihm eine Thräne in's Auge. Als er aber die Stimme erhob, um ihren hohen Sinn und ihre großen Tugenden zu preiſen, daß ſie gewandelt wie der Schwan im See, der nur ſein leuchtendes Gefieder zu ſchwingen braucht, um den Schmuz des Sumpfes abzuſchütteln, da verſagte ihm entweder die Stimme, oder die innere Bewegung ward zu ſtark, und plözlich wandte er ſich zu ſeinem Sohne dem Kurprinzen, und er ſprach von den Täuſchungen und Irrungen des Lebens, denen auch die Beſten nicht entgingen, und wohl denen, und der Herr habe ſie geſegnet, vor denen dieſe Mißverſtändniſſe, ehe ſie von dieſem Leben ſchieden, wie bunte Nebelbilder verſchwänden. Er ſegnete darauf den Kurprinzen als Vater und Fürſt, und gab ihm manche treffliche Ermahnung, wie er die Regierung des Landes zu leiten habe, und einen Aufſatz, den er ſelbſt für ihn geſchrieben, darin vieles verzeichnet ſtände, was hier nicht ausgeſprochen werden könne. Vor allem mahnte er ihn aber an zweierlei: daß er die um ihres Glaubens willen aus Frankreich ver-

triebenen Protestanten, wie er selbst gethan, gastfrei und väterlich aufnehme, schirme und ihr Wohl fördere; dann aber — und hier hob sich der kranke Held im Sessel — daß er nie vergesse, auf welcher Seite er als Protestant und Hohenzoller in dem großen heiligen Kampfe zu stehen habe, der jetzt entbrenne und über das Schicksal der Welt entscheiden werde. Er möchte nicht hören auf das ganze Schlangengeflüster der Selbstsüchtigen und die Warnungen der Furchtsamen, die von göttlichem Rechte, von Rebellion und Revolution sprechen und heulen würden, und, wenn er schwach werden solle, möge er seines Vaters gedenken, der, mit einem Fuß im Grabe, aber das Auge gerichtet auf Gottes Thron, der Gerechtigkeit und Gnade, zu ihm rufe: das ist der Kampf für die Wahrheit, für das Recht und das Licht, da ist der Sieg zu erstreiten für Europas Völker und Staaten, daß sie nicht wieder versinken unter das Joch der Finsterniß und des Aberglaubens. „Mein lieber Sohn, die Sache meines Neffen Wilhelm von Oranien ist auch Deine, es ist die Sache Deiner Väter und Deiner Kinder, und sie braucht der gottgeweihten Ritter und englischen Streiter, wie die Sanct Georg und Sanct Michael. Möchten sie stets aus meinem Hause erstehen, wenn es Noth thut, und die alte Finsterniß wieder quillt und brüllt."

Es war zweifelhaft, wer sich bis da mehr anstrengen müssen, der Fürst, daß er seine Schmerzen, die Umstehenden, daß sie ihre Rührung bekämpften.

Da hatte es sein Ziel erreicht. Ein bitterer Körperschmerz durchzückte den Kurfürsten, daß er inne halten mußte. Da vermochte Niemand sich mehr zu bezwingen, und alles weinte und schluchzte laut. Friedrich Wilhelm war es zuerst, der wieder die Fassung gewann, und mit sanften und freundlichen Worten deutete er ihnen an, wie er die zu tiefe Rührung scheuen müsse, da er sie noch einmal auch zu weltlichen Geschäften berufen habe. So ward der größere Theil der Versammlung entlassen, und nach einiger Erholung hielt der sterbende Fürst noch einmal mit seinen Räthen den ordentlichen Geheimen Staatsrath ab, bei dem er wie sonst mit Ruhe und Besonnenheit entschied, und entließ sie dann auf immer.

Daß während dem noch mancherlei andere und wirkliche geheime Räthe über Staatsangelegenheiten im Schloß abgehalten wurden, wer möchte das bezweifeln. Aber verwundern wird man sich vielleicht, daß auch unsre Dorothe von Schapelow zu einem derselben zugezogen worden. Was sie mit Herrn Skytte allein verhandelt, der, nachdem er den Staub von seinen Kleidern, so gut es ging, abgethan, sie in den Apartements der Kurfürstin überraschte oder nicht überraschte, darüber wissen wir einestheils nur so viel, daß sie ihm alles, worüber sie geschmollt, also auch vergeben hatte, daß er die Freude des ersten Wiedersehens, der Politik und seiner Pflicht als Diplomat unterordnen konnte. So selig sah sie ihn und er sie an. Sie war aber nicht allein mit ihm, sondern auch

mit seiner diplomatischen Kunst ganz ausgesöhnt, denn er brachte ihr eine Probe, und wie sie und er wohl auch meinte, ein Meisterstück derselben, weil ihm diese Probe nicht durch lange Schlangenwege und feine Reden, sondern durch wenige warme Worte, aus dem Herzen gesprochen, gelungen war. Freilich hatte er es nicht mit einem Diplomaten, sondern mit einem alten Soldaten zu thun gehabt, der auch ein Herz hatte, um zu verstehen, was aus demselben kam. Der Feldmarschall Derfflinger war auf einen Vergleich eingegangen, wonach er der Klägerin im Prozeß, genannt Dorothe von Schapelow, die Rechte ihrer Geburt einräumte und ihr demnächst mit einer hübschen Summe Geldes ein kleines Gütlein bei Freienwalde abtrat, wogegen sie allen ihren anderen Ansprüchen an die Erbschaft entsagen sollte.

Jetzt blickte Herr Skytte verwundert auf seine Braut, denn wie sie sich ausgesprochen, mußte sie ja sehr zufrieden sein, und sie hatte das hübsche Gut, als sie mit der Kurfürstin vordem in Freienwalde gewesen, so reizend gelegen gefunden, und damals ausgerufen: nun könne sie sich doch auch einmal über ihren häßlichen Prozeß freuen, wenn er ihr das hübsche Thurmhäuschen mit den alten Linden davor verschaffe. Aber sie blickte ihn jetzt fast betrübt an: „Ja, Lieber, dann müssen wir ja in Brandenburg bleiben, und Du und ich wollten fort, so bald wir können." — „Ach, es ist überall nicht besser, und wenn man's recht besieht, ist's doch wohl hier noch am erträglichsten,"

hatte er erwiedert, als der Herr von Danckelmann eintrat.

Dann ward etwas zu Dreien verhandelt, von dem wir nur Winke haben; da aber der Name Kurprinz und Kurfürstin häufig vorkam und Danckelmann eifrigst zu Dorotheen das Wort führte, wobei sie zwar die Augen senkte und zuweilen den Kopf schüttelte, nachher aber in Danckelmann's ausgestreckte Hand einschlug und sagte: „Was ich kann, soll geschehen," so vermuthen wir, daß es sich auch um einen Vergleich handelte, der zwischen der Kurfürstin und ihrem Stiefsohn später abgeschlossen ist. Danckelmann, heißt es zwar, habe denselben zu Stande gebracht, aber im Schlosse hieß es, das Fräulein von Schapelow habe die eigentliche Vermittlerrolle dabei gespielt. Ihr allein sei es gelungen, die Kurfürstin zum Nachgeben zu bestimmen, als diese, auch im Sturz, hart und stolz, noch immer entschlossen war, auf was sie ihr Recht nannte, zu bestehen, sei es auch ihr Untergang. Dem Fräulein Schapelow allein sei es gelungen, durch Hinweisung auf gewisse Dinge, die niemand außer ihnen gewußt, die hohe Frau zu bewegen, daß sie mit der Erbsuccession ihrer Kinder in das Markgrafthum Schwedt sich genügen lassen. —

Noch eine dritte Verhandlung fand hier statt, diese aber allein zwischen Skytte und Dorotheen, obschon der Herr von Danckelmann dabei im Hintergrunde mit agirt haben mag. Skytte hatte Noth,

seine ganze Ueberredungskunst in Bewegung zu setzen, seine Zuhörerin weinte, und sagte noch nicht ja: „Daß Du grade, mein Freund, es bist, der mich dazu bereden muß!“ Sie gab also schon nach. „Ist es denn ein übler Zweck, sind es denn böse Mittel, die ich fordre? Das Wohl des Landes, die Eintracht in dem Fürstenhause, der Frieden Brandenburgs steht auf dem Spiel. Und das Mittel hat Gott selbst gegeben. Er liebt Dich, Dein Anblick beruhigt ihn, der Ton Deiner Stimme ist ihm Musik, aus Dir spricht die Unschuld und das Recht, hat er oft gesagt —“ Er brauchte nicht auszureden. Sie drückte seine Hand und stand auf:

„Ich will's. Da ist mir ja das Mittel gegeben, wieder gut zu machen, wo ich einmal so schwach gewesen, daß ich zu etwas Schlechtem mich zwingen ließ. Ich danke Dir, theurer Freund, ich will's, mit Gott; will er's nicht, so wird er seine Zeichen senden, wie damals.“

Nachdem der Staatsrath entlassen war, hatte der Fürst nur noch dem Zuspruch der Geistlichen und seiner Kinder gelebt, die um sein Bette knieten. Sein Auge war schon trüb geworden, aber sein Geist blitzte noch wie in Fieberzückung auf. Die junge Wittwe seines letztverstorbenen Sohnes Ludwig, Luise Charlotte Radziwill, drückte ihre Lippen an seine Hand und gelobte ihm, was er ängstlich von ihr forderte, daß sie ausharren möge in der protestantisch reformirten Religion, was man auch veranstalte und thue,

ſie wieder nach Rom hinüberzuziehen. Sie hatte es ſo oft geloben müſſen, und er hatte es ſo oft wieder gefordert, daß man merkte, er ſei im Deliriren, und die Aerzte und die Anderen riethen, daß man ihn auf einen Augenblick allein laſſe, weil die Anweſenheit der vielen Perſonen vielleicht auf die Seele drücke.

Und ſo mochte es ſein. Er war ruhig, aber ſein Arm ſchlug dann und wann auf die Bettdecke, und wie Irrlichter ſprühten Gedanken, in Laute und Worte verkörpert, von ſeinen Lippen. Er wiederholte den Anfang des Pſalms vom Toben der Heiden, aber er ſprach vom Toben der Lutheraner, und fragte mit einem Seufzer: ob denn das wieder anheben ſolle, wenn er die Augen geſchloſſen? — Als quäle ihn die Sorge, ſtrengte er ſich an, und plötzlich ſaß er aufgerichtet und riß die Augen auf. Aber er ſah nicht die tobenden Lutheriſchen, ſondern an ſeinem Bette ſaß halb und knieete halb nieder ein jugendliches Weib. Sie trug doch nicht Flor und Krepp um Kopf und Leib, wie die polniſche Wittwe, ſondern jungfräulich Weiß von der Schulter bis Fuß, und doch fragte er ſie: wirſt Du auch Deinem Verſprechen und Deinem Glauben treu bleiben?

„Mein gnädigſter Herr und Kurfürſt!“ erwiederte Dorothe, „Ihr irret wohl in meiner Perſon. Ich bin die Dorothe, der Ihr ſonſt gut waret, und ließet ſie oft rufen, wenn Euch nicht gut war, und hörtet gnädig zu, was ſie plauderte. Darum ſchickten mich Eure Getreuſten her.“

„Die Dorothe!“ ſagte der Fürſt. „Ach, zum Plaudern iſt nicht mehr Zeit.“

„Das meinten ſie auch, gnädigſter Herr! Darum ſollte ich ein Wörtlein ſprechen, was an der Zeit iſt — denn Eure Liefe ab — damit Ihr's hörtet und thätet, ehe es zu ſpät iſt.“

Er ſtarrte ſie an, vielleicht ohne ſie zu ſehen: „Sprich!“

„Sie meinten, Ihr hättet etwas vergeſſen auf dieſer Welt.“

„Was nimmt man mit in jene!“

„Sie meinten das Teſtament. Das Teſtament, das Eure Länder theilt, das Euer Reich zerreißt zur Schadenfreude Eurer Feinde, das Reich, das Ihr geſchaffen, das Euren Erſtgebornen beraubt, das Unfriede ſtiftet in Eurer Familie, das Teſtament, das Ihr im Sinne längſt vernichtet, das aber noch auf Pergament beſteht, das würde Euch drücken auf Eurem Grabe. — Sie ſagen auch, ob Ihr's nicht zerreißen wolltet?“

Es war eine ſchreckenvolle Pauſe für das Mädchen; wenn andere ſie belauſcht, für die hinter dem Vorhange. Stierten ſeine Augen auf Lebendiges oder Todtes? Sammelte er Erinnerungen, Gedanken, Entſchlüſſe? Oder war alles Irdiſche in ihm ſchon erſtorben? Da öffneten ſich die Lippen, da glänzte etwas in den Augen, da kam ein klarer Ton aus der kranken Lunge, wie man ihn lange nicht gehört: „Das Teſtament! Das iſt nicht nöthig. Wenn er

mein Sohn, wird er das Recht, das Gott in seine Brust schrieb, höher achten, als das Recht, was Menschenhand auf ein Pergament schrieb. Er kann's umstoßen, zerbrechen — er wird's! — Das ist seine Probe, ob er vom Hohenzollernblut!"

Er war in die Kissen zurückgesunken, als ein Arm das Fräulein rasch hinausriß. Die Familie drang ein, um Zeuge zu sein der letzten Augenblicke des größten Fürsten.

Bald nachdem im September die Leiche des großen Kurfürsten feierlich in der Gruft im Dom beigesetzt worden, erhielt Benedict Skytte vom neuen Kurfürsten ein Diploma, was ihm die Anwartschaft auf das Amt eines Präsidenten bei der zu stiftenden Academie der Wissenschaften ertheilte. Es war an dem Tage, wo er mit Dorothe von Schapelow nach dem reformirten Dom fuhr, um sich trauen zu lassen. Ihr Brautführer war, was sehr viel Aufsehen machte, der alte Feldmarschall von Derfflinger, als welcher auch in seinem großen neuen Hause, der breiten Straße gegenüber, die Hochzeit ausrichtete.

Druck von J. Draeger in Berlin, Adlerstr. 9.

canischen Domes der Schlußstein der ganzen Verfassung. Allen sei freilich dadurch gedient, und nur Eins komme zu Schaden — der Glaube. Dahin wäre es gekommen, daß Quäker, Methodisten und wie die kleinen Secten des Tages heißen, mit ihrer wohlfeilen Pietät jetzt feurige Helden der Religion dünkten, dieselben armseligen Geschöpfe, welche in ihrer Blindheit alles Große, Erhabene und Schöne als ungöttlich verdammten.

Ein Gedanke, der sich mir in dem neuesten Umtreiben aufgedrängt, gewann durch ihre feurige Darstellung neue Stärke: nicht dnrch den Eifer seiner Proselytenmacher, nur durch den seiner Gegner kann jetzt der Katholicismus Anhänger gewinnen. In Rom wird heute niemand katholisch.

Daß sie Katholikin werden müssen, war mir klar. Doch hätte ich gern die Veranlassung erfahren. Sie senkte den Blick. Die Sonne hatte sich auch längst gesenkt; durch die laue Abendluft blinkten schon in der unermeßlichen Ferne des Horizontes einige Sterne. Plötzlich stand sie auf und führte mich an der Hand hinaus.

24.

Lady Esther.

Sie waren nie in Arabien, hub sie an. Die Sternennächte dort sind wunderbar. Ich hatte mich einer Karavane nach Mekka angeschlossen, ich wollte den Versuch wagen, als Moslemitin den Sarg des Propheten zu sehen. Es war mehr als thörichte Neugier, es war ein sträflicher Aberglaube. Das Geheimnißvollste unserer Religion war mir, nachdem ich die irreligiöse Aufklärung bis zum Ueberdruß durchgekostet, nicht geheimnißvoll genug. Des Moslem roher Aberglaube dünkte mir in einer Grille die Lösung des Lebensräthsels. Ich wäre selbst Jüdin geworden, nur nicht Katholikin; damit hätte ich geglaubt, mein Vaterland zu verrathen, meine Eltern und Ureltern hätten sich im Sarge umgedreht. Beim Nachtlager der Karavanen legt man die Matratzen auch für die Vornehmen in den bloßen Sand, und drüber wird ein leichtes Zelt gepflanzt. Ermüdet hatte ich mich am Abend auf die Matratze geworfen, ehe das Zelt eingesteckt war. Meine von gleicher Müdigkeit befallenen Diener hatten diesmal vergessen, die Lein-

wand über mich auszuspannen. Da schlug ich um Mitternacht die Augen auf, und statt des kleinen heißen Zeltes über mir der unermeßliche Horizont mit den Planeten und Fixsternen, mit den Milchstraßen und Sonnen, alles im Brillantenglanz, wie ihn die Phantasie nicht denken kann. Todtenstille auf der weiten Sandebene, auch die Wächter schliefen, kaum daß ein Kameel aufstöhnte. Nur über die heiße ausgetrocknete Ebene, über die Schaaren der Schläfer, strich ein leiser, kühler Wind. Ich wachte ganz allein in der weiten Wüste, und es kam mir vor, als blicke der Allwissende mit den Millionen Sternenaugen allein auf mich nieder. Ich weiß nicht, ob Sie an Wunder glauben, aber in dem Augenblicke geschah ein Wunder in mir. Wie vernichtet sank ich zusammen. Die Anklage einer frevelhaften Untreue gegen den Glauben, in dem ich geboren worden, der so mild und klar wie eine Sternennacht ist, drückte centnerschwer meine Seele. Ich erröthete beim Gedanken an den albernen Götzendienst, der wohl den rohen Kindern der Wüste genügen, nie aber gebildeten Wesen Trost bringen kann. Ich gelobte, schon am nächsten Morgen mich von der Karavane zu trennen, und dem ersten christlichen Priester, den ich fände, eine volle

Beichte meines Frevels abzulegen. Wie wurde mein Entschluß bestärkt durch den Anblick des wunderlichen Ceremoniells der Araber beim frühen Aufbruch. Die Augen öffneten sich plötzlich, denn das Wunder wirkte lebendig fort. Am zweiten Tage meiner Rückreise, die ich allein mit meinem kleinen Gefolge in der Wüste zurücklegte, glaubte ich schon einem Beduinenhaufen in die Hände gefallen zu sein, als ich zu meiner unaussprechlichen Freude Europäer unter ihnen fand. Es war der Sächsische Freiherr von W.....ff, der diese entlegenen Steppen besuchte, um Arabische Rosse zu erhandeln. Ein feuriger junger Geistlicher leistete ihm die Dienste eines Dolmetschers, während den von der Lebendigkeit des katholischen Glaubens Entbrannten die Sehnsucht nach dem Berge, wo der Herr in den Wolken zu Moses sprach, hieher getrieben. Es ward ihm nicht schwer, mir zu beweisen, daß in seiner Kirche das Geheimniß noch lebe, nach welchem ich vergeblich im Aberglauben und Götzendienst gesucht, und im Angesicht des von den Wolken bedeckten Sinai gewann er die Neuige der Kirche wieder, deren Gottesdienst England fürchterlicher dünkt, als das ewige Verderben.

Ich hatte übersehen, daß wir nicht mehr allein

waren. Am Ausgange der Weinallee zeigten sich mehrere reich und auf Englisch geschmacklose Weise galonirte Diener. Ein Vornehmerer trat mehrere Schritte vor und machte eine stumme Verbeugung. Als das hagere Gesicht sich wieder aufrichtete, erkannte ich — Lionel Bull. Er hielt aber nicht die Hände in den Hosentaschen, und hatte einen Rock an, welcher ein Mittelding war zwischen Livrey, Uniform und einem Gentleman-Frack *of the newest fashion*.

Was die stumme Verbeugung bedeutete, erfuhr ich, als in wenigen Secunden die schöne Trauernde an Bulls Arm, doch so, daß er immer in demüthiger Ehrfurcht einen halben Schritt hinter ihr blieb — mich verlassen hatte. Könnte ich hier über ein Geständniß hinwegkommen, diente ich der Eitelkeit auf Kosten der Wahrheit, der aber nun einmal diese Reisebeschreibung allein gewidmet ist. Heraus mit der Sprache! Könnte ich sagen, es war ein kalter Blick, mit dem sie von mir Abschied nahm, es wäre doch etwas. Meine Ansichten konnten sie beleidigt haben. Nein, es war ein ganz gleichgültiger.

Hatte ich darum von Kaiser Karl und seinen Paladinen gesprochen, darum von dem Mont Perdu,

von Jean Jacques Rousseau und Englischer Kirche und Katholicismus, daß sie so gleichgültig von mir schied, als hätten wir uns über das Klima von Montpellier und Nizza gestritten?

Was sie gesprochen, weiß ich nicht; wie hätte ich das trockene, kurze Compliment nach diesen Eröffnungen behalten sollen; aber in ihrem Blicke lag etwas, als sogen die Trauben von Montpellier ihren süßen Saft aus der Lethe. War ich vielleicht nur die Maschine, der zufällige Hebel, der die Empfindungen zur Sprache gefördert, weil sie doch einmal zur Sprache kommen mußten? Konnte dazu nicht Bull dienen, die einäugige Winzerin, brauchte es dazu erst eines gebildeten, doch nicht ganz uninteressanten, jungen, Preußischen Justizbe —

Still! was braucht man alle Gedanken zu Papier zu bringen? Kurzum, ich dachte so etwas und Aehnliches, als ich nun allein hinausschaute in den Sternenhimmel von Montpellier und unter mir über die dunkle Landstraße ein Wagen mit Vieren hinrasselte, zwei Fackelträger voran, und daneben reitend Lionel Bull und darinnen die Lady. —

Jenen fand ich nicht mehr in meinem Gasthofe, wohl aber einen Zettel von ihm. Er forderte seinen Staubmantel in zwanzig Zeilen, worin er

genau beschrieb, wie ich ihn einpacken, abbürsten, dem Boten übergeben solle; zwei zum Schluß zeigten an, daß, da er jetzt seine Herrschaft gefunden, er nicht ferner mit mir reisen könne. Bedauern darüber auszudrücken, überließ er mir. Ich versparte es bis auf gelegenere Zeit, denn von meinem Wirthe hatte ich die Geschichte der Lady zu erfahren. Da Montpellier von Engländern wimmelt, konnte sie kein Geheimniß geblieben sein.

Lady Esther ***, aus einer der ältesten und reichsten Familien Englands, war schon früh eben so durch Schönheit als glänzende Geistesanlagen ausgezeichnet. Sie blieb die einzige Tochter ihres Vaters und die letzte Erbin ihrer Familie. Als jener starb, kam zu allen anziehenden Eigenschaften noch die einer *peeress of her own right*. Wen sie mit ihrer Hand beglückte, wurde rechtlicher Eigenthümer einer der größten Baronien Englands und Pair des Reichs; er konnte eine Familie von Gesetzgebern zeugen, Beisitzer in Ewigkeit des höchsten Gerichtshofes der vereinigten Königreiche. Solche Anhäufung von Vorzügen, die ihr täglich vorgepredigt wurden, konnte selbst bei einer an Geist und Herz gleich ausgezeichneten Dame nicht ohne Einfluß bleiben. Der Stolz, welcher sich bei ihrer

Bildung nicht in thörichter Eitelkeit äußern konnte, trat in der Gleichgültigkeit hervor, die ihre Umgebungen ihr einflößten. Sie übersah die Schaar ihrer Freier, mit scharfem, theilnamlosem Blick, die Gecken und Gewinnsüchtigen, die Geistesarmen und die Eingebildeten; keiner flößte ihr Liebe, nicht einmal Achtung ein. Endlich schenkte sie, da es denn doch einmal geschehen mußte, einem jungen Anverwandten ihrer Mutter die reiche Hand, weil er kein Geck schien, weil es der heiße Wunsch ihrer Mutter war und vielleicht auch, weil er betheuerte, sie unaussprechlich zu lieben. Er war nun ihr Gatte, er war Herr ihres unermeßlichen Vermögens, dessen Verwaltung sie ihm völlig überließ, er hatte Siß und Stimme im Oberhause, und durch diese nicht geringen Einfluß; damit glaubte sie aber alles gethan zu haben, was die mütterliche Liebe und ihr Gatte von ihr fordern könnten. Die Mutter starb bald, nachdem sie dem Gatten einen Sohn und Erben geschenkt. Das neue Unterpfand ihres gesetzlichen Bundes brachte die Herzen nicht näher. Lady Esther, im Vollgenuß aller Kenntnisse, welche ihrem Geschlechte zugänglich sind, fand darin keine Befriedigung. Ein junger Engländer, heimgekehrt von, theils wissenschaftlichen

Bestrebungen, theils dem Kampfe für die Freiheit im andern Welttheile gewidmeten, Reisen, wußte seine Begeisterung ihr mitzutheilen. Mit dem Austausch der Ideen erwuchs eine glühende Leidenschaft. Lady Esther handelte weder gegen die Sittengesetze, die in dem hohen Kreise des geselligen Lebens, dem sie angehörte, gelten, noch gegen ihre Ueberzeugung vom Recht. Ihr Vetter und Gatte besaß Alles, was sie besessen, er hatte einen rechtmäßigen Sohn und Erben von ihr; hatte er auch ein Recht auf die großen Gefühle, welche der Geliebte in ihr anregte, auf die heiligen Gedanken, welche, einmal realisirt, einen großen Theil jener Formen zerbrechen, durch welche sie unzertrennlich an ihren Retter, wie sie ihn am liebsten nannte, gefesselt war? Dieser aber rechnete anders. Er liebte Esther wirklich unaussprechlich, er forderte mehr als sie ihm gewähret, er forderte ihr Herz, aber er war ein eben so edler als fein empfindender Mann. Das Gefühl, daß sie die Geberin, er nur der Empfänger bei ihrem Bunde geworden, erweckte einen stillen Trübsinn, der sich vermehrte, als er die neue Verbindung merkte; denn Esther war zu stolz, den Schleier des Geheimnisses, oder gar der Heuchelei darüber zu werfen. Unwillkühr-

lich überraschte der unglückliche Gatte die Strafbaren. Der Beleidiger sprang auf, erklärte sich vor dem Gekränkten für den Verführer und bereit zu jeder Genugthuung, welche der Lord von ihm fordern könne. Aber Esther trat schnell zwischen Beide, und mit der ganzen Seelenstärke, die sie später in so vielen Lagen zeigte, entwickelte sie kurz und stolz die Ansichten, welche dem Ehemann kein Recht gaben, mehr zu fordern. Es war das erste Mal, daß sie das klar ausgesprochen, was sie selbst nur dunkel fühlte. Sie erhielt keine Antwort, als einen ernst wehmüthigen Blick, und der Lord entfernte sich schweigend. In wenigen Minuten fiel ein Schuß aus seinem Zimmer und Esther fand ihn in seinem Blute liegend. Ueber ihn hingestürzt, ihn mit Bitten bestürmend, sah sie, wie seine Lippen vergeblich rangen, ein letztes Wort — der Vergebung, zu sprechen. Sie küßte nur seine letzten Seufzer hinweg, und es kostete Gewaltanstrengung, sie von der Leiche fortzubringen. Den Störer ihres Glückes stieß sie von sich, sie beschwor ihn, ihr nie wieder vor die Augen zu treten. Laut klagte sie sich als Mörderin des Gatten an und ließ sich darin durch keine Vorstellungen, durch keine Rücksichten hindern. Ihre Worte hätten ihn

umgebracht, nicht ihre That, hat sie oft wiederholt. In dem Glanz ihrer Geburt sah sie die Quelle ihres Unglücks; sie verfluchte ein naturverkehrtes Verhältniß, wo der Stolz des Mannes dem Rechte verboten: muthig zu sein. Sie erklärte sich für unwürdig, ihren Sohn zu erziehen, selbst ihn zu sehen versagte sich die Mutter. In einer unumstößlichen Urkunde schenkte sich gerichtlich dem Sohne ihr ganzes Vermögen, ohne sich den Nießbrauch vorzubehalten, und sie wäre, ihrem Wunsche gemäß, als echte Bettlerin aus England gewandert, hätte nicht der unerwartete Todesfall einer andern Verwandtin sie wieder mit Reichthum überschüttet. Wie sie glaubte Trost gefunden zu haben, hatte ich aus ihrem eigenen Munde erfahren.

Ich war ein Thor, aber ich wartete doch den ganzen folgenden Tag. So oft ein Fuß die Treppe heraufstieg, flog ich an die Thür nach einem Zettel von ihr, oder auch nur von Bull. Eine freundliche Einladung, eine Entschuldigung wegen des plötzlichen Aufbruchs, vergeblich. — Da nahm ich mich am dritten Tage — als ich nämlich erfahren, daß sie mit Bull (ihrem Stallmeister) eine Landpartie gemacht — zusammen, und stellte mir Folgendes vor. Sie eine Engländerin, eine sehr

reiche Engländerin, eine ſehr ſchöne Engländerin, eine Pairin, eine überaus intereſſante Engländerin, eine katholiſche Engländerin, — und Du — wer biſt Du? Weder reich noch ſchön, noch intereſſant, noch Pair von England, noch katholiſch — das Reſultat der Vergleichung war, daß ich meinen Koffer packte und am Morgen des vierten Tages Montpellier verließ.

25.

Champagnerrauſch.

Es giebt doch ein Südfrankreich. Wölbt ſich der Himmel nicht über mir klarer und glänzender, iſt es nicht ein Zauberboden zu meinen Füßen, wenn der leiſe Luftzug über das weite ſtrahlende Meer Africaniſche Düfte heranwehet? Die Sonne ſchwimmt in dem wolkenloſen Horizont. Auf dem Meere wogt die Sommergluth, ſie lagert ſich auf den kahlen Felsgipfeln, auf den bewaldeten Uferhügeln, das ganze Firmament iſt von ihr erfüllt und ſie ſenkt ſich brennend auf den Felſenſtreif am Strande, der meinen Weg bildet, und dennoch fühle ich mich friſch.

Es ist nicht Languedoc allein, es sind nicht die Küsten der Provence, denen ich zuwandre, ich bin es selbst, der mir den frischen Muth giebt. Diligence, Lionel Bull, meinen Kasten, die großen Chausseen (die übrigens jetzt in Frankreich sehr schlecht sind) zurücklassend, habe ich mich in leichtem Rock, mit leichtem Stab und der leichtesten Last auf dem Rücken abwärts gekehrt nach dem Meere, und will nun die Natur genießen, von der officiellen Uhr des Conducteurs und Postmeisters eben so wenig gestört als von dem Murren des Nachbars, der mir jeden Viertelzoll in der Kutschbank streitig macht, und ohne gezwungen zu sein, den Kalkstaub einzuathmen, auf den jeder Reisende in der Messagerie mit pränumerirt.

Auch leichten Herzens? — Nein. Als läge in Montpellier der große Magnet, der die Erde zusammenhält, wanderte ich früh durch die kleine Pforte. Und gerade eine Engländerin mußte es sein! Ich sah mich um, ein — zwei — drei — Mal, aber ich fühlte, beim vierten Mal hätte es mich gefaßt, ich wäre umgekehrt, darum lief ich wie der verfolgte Dieb, bis ein waldiger Hügel die Stadt verbarg.

Aber welche Wirkungen hatte der einfache

Dauerlauf? In der That hielten zwei Bauerweiber den Flüchtigen durch den Morgennebel für einen vagabondirenden Dieb. Sie erhuben, als ich entfernt genug von ihnen war, ein fürchterliches Geschrei; Feldarbeiter kamen herzu, es zu verstärken. Ich hörte Tritte hinter mir, und mir blieb nur die Wahl zwischen Stehenbleiben und mich ergreifen lassen, um vielleicht gemißhandelt, noch wahrscheinlicher, um in die Stadt zurück geschleppt zu werden, oder, der Schnelligkeit meiner Füße vertrauend, mich auf und davon zu machen. Der Gedanke, vor ihr als arretirter Landläufer zu erscheinen, am Kragen durch die Straßen von Montpellier nach der Mairie geschleppt, war unerträglich. Provençalische und Französische Flüche schallten hinter mir her, aber die Winzer von Languedoc hatten schwerere Füße als der Preußische Justizbeamte.

Als ich in völliger Sicherheit athmete, welche Veränderung war da in mir und um mich vorgegangen! Wie anmuthig cirkulirte und pulsirte das Blut durch alle meine Glieder! Ich hatte mich während der ganzen Reise nicht so wohl gefühlt. Und welches Rosenlicht war auf die Dinge ringsum ausgegossen? Die ersten beiden Languedoc'schen Milchmädchen, welche des Weges vorüber

zogen, welche feine Geſichter, welche einladenden Lippen, welcher ſchelmiſche Blick! Wie ſchattenreich war der Pinienhain, an deſſen Rande ich ausgeſtreckt dalag. Von jeder Höhe, welche reizende Ausſicht in die Thäler und Bergeskuppen, welche Mannigfaltigkeit der Schattirung, welche eigenthümliche Luft darüber. Selbſt der Languedociſche Staub hatte etwas beſonders Aromatiſches.

Je mehr ich mich dem Meere näherte, um ſo ähnlicher wurde das Land einem Zaubergarten. Jetzt lag ſie zum erſten Mal vor mir die weite Silberfläche; nur den Abhang, ſchien es, brauchte ich hinunter zu rennen, und ich konnte mich in die Wogen ſtürzen, und doch waren noch Meilen bis dahin. Bald führte mich der Weg dicht am Geſtade, bald verlor er ſich in den Felsſchluchten und Hohlwegen der hohen Gebirgszüge. Wie freundlich war das Geſchwätz, wie machte ſich die Unterhaltung von ſelbſt. Wenn ich ſonſt durchrüttelt, müde, ſchläfrig, beſtäubt, von der Hitze gedrückt aus der Diligence ſtieg, wie wollte, trotz des Hungers das üppigſte Mal nicht munden, wie war der Wein immer ſchlecht in dem Weinlande und die Unterhaltung mit dem neugierigen Wirthe unerträglich.

Feigen, Ziegenkäse, wochenaltes Weißbrod und ein junger Landwein, aufgetragen auf dem rein geschmückten Tische in der einsamen Schenke, waren heut ein Frühstück, wie ich es in keiner Restauration von Paris gefunden. Der Wirth war ein gesprächiger Mann, aber ich war es noch mehr. Geschichte der Weinernte, der Revolution, des Schmuggelhandels, alle Themata, die man durchsprechen kann, wurden durchgesprochen, und ich habe mich nie so gut unterhalten.

An dem Tage marschirte ich neun Lieues, für einen Reisenden, der gar nicht an's Gehen gewöhnt ist und auf jede Höhe hinaufkletterte, welche eine gute Aussicht versprach, keine Kleinigkeit. Ich habe nie so gut geschlafen, nie mit gleichem Wohlgefallen gefrühstückt, nie die Sonne so schön aufgehen sehen.

Eine Beschreibung meiner Reiseroute verlange Niemand. Ich streifte ohne Landkarte, ohne Führer, immer nach Sonnenaufgang zu in dem schönen Zaubergarten fort. Ich fragte nicht einmal nach dem Namen der Dörfer — die Städte vermied ich — und hatte bald das Ziel erreicht, daß ich in seliger Vergessenheit aller störenden Rücksichten

und Umstände, nur die Wonne des Reisens, oder vielmehr eines wunderbaren Spaziergangs empfand.

Hier halte ich mich verpflichtet, mit besonderm Danke gewisser Leute zu erwähnen, welche mir meine Reise ungemein erleichterten und angenehm machten, dies sind erstens — die Französischen Gensd'armen. Nämlich auf der ganzen Tour längs der südlichen Küste stieß ich auf keinen Einzigen, eine feine Rücksicht, die ein Reisender nicht überall in Frankreich erwarten darf. Zweitens die Reisenden, denn mir begegnete nur einer, und das war der blinde Maire und Chateaubas, wo also das Sehen beim Begegnen nur einseitig war. Drittens die allerliebsten Bauermädchen von Languedoc, die mir nicht zu oft begegnen konnten, und die alle mit ihren scheinisch dunkeln Augen nicht allein sehen konnten, sondern mit ihren Blicken stachen.

Obgleich ich viel lief, ging und kletterte, kam ich doch nicht schnell vom Flecke; dies sagten die Bergeskuppen, die Abends und Morgens mir den Weg, den ich gekommen, und die Richtung, die ich nehmen wollte, angaben. Ich lernte sie, ohne mich um ihren Namen zu bekümmern, wie ein Ingenieur und Geognost kennen, was aber kein Zeugniß von der durchmessenen Entfernung ablegte.

Wer aber wollte zählen, wenn er im Glück ist? Weiß ich doch kaum die Zahl der Tage anzugeben, bis mich der Nachen wieder über die Rhone setzte und die freundlichen Augen und die wehenden Tücher hinüber geleiteten. Ist das kein Schäferleben, mitten durch das paradiesische Land zu schlendern, nur von Meignen, Pinienäpfeln, Feigen, Trauben, Orangen, Granaten und Oliven lebend, und immer selig berauscht vom jüngsten Rebensaft, von den Düften aus den frischbekleideten Herbstschluchten, von den neuesten Aussichten und den Blicken, die ich eben eingefangen? Ich hätte ein Hindu werden mögen, so fruchtblumendüftesathmig war mir zu Muthe, und ich fühlte, hätte das Leben einige Wochen länger gedauert, mit meinem Blute wäre es aus gewesen, und dafür ein Liquor von Milch und Honig durch die Adern geflossen.

Aber es sollte anders werden, denn eine Sehnsucht, oder allenfalls nur ein Verlangen — ergriff mich, daß ich doch nicht bloß so durchschweben, und durchathmen möchte durch dies selige Land, und jede Sehnsucht, jedes Verlangen der Staubgebornen wird, wie ich gefunden, einmal erfüllt, wenn auch selten, wann und wie er es sich wünschte.

26.

Frère Anton.

Ich marschirte, oder tanzte, auf einer hohen Straße. Links über mir, noch weit höher, schroffe, steile Felswände, hier und da ein von der Revolution übrig gebliebenes Kruzifix an einem Vorsprung klebend, fürchterliche Spalten in den verwitterten Mauern, auf welchen außer Sturm und Regen und dem vieltausendjährigen Sonnenschein kaum ein Sperling seit der Schöpfung gesessen, denn er hätte keinen Platz gefunden. Es war ein unheimlicher Weg, und nur die Phantasie, welche rechts hinter den zu Mauerwällen aufgeschossenen und zusammengewachsenen Cypressenhecken eine reizende Aussicht auf das Meer sich denken konnte, tröstete für die gigantische Einförmigkeit.

Ich versuchte es, durchzublicken durch diese Mauern, von denen ein an die Dürftigkeit nordischer Vegetation gewöhntes Auge sich keine Vorstellung machen kann, doch vergeblich. Nun lehnte ich auf der andern Seite den Kopf hinten über, und das Auge erreichte wohl eine braune, schroffe Felsspitze, aber der Steinadler, der in majestätischem

Fluge seine Schwingen prüfte, sprach, während ich etwas in der Nähe suchte, von einer unerreichbaren Ferne. Verkrüppelte Pinien wehten mir einen traurigen Gruß herab. Und auf der weiten langen Straße kein Wesen, geschweige denn eines, dem ich die Hand schütteln, das ich ans Herz drücken mögen.

Mein altes Heimweh erwachte mächtiger als je in dem Zaubergarten, der Fels nahm wunderbare Gestalten an, die vorragenden Zacken wurden Nasen, Stirnen, Backen — die ungeschliffenen Gigantengesichter lachten über meine Kleinheit, über mein Verlorensein in dem wild fremden Lande. Ein Ziegenhirte sang, aber das provençalische Lied kam mir so unverständlich vor, wie das Abessynische Christenthum. Da schloß ich die Augen und träumte und ging meines Weges, der nicht zu verfehlen war.

Was ich geträumt habe . . . war es nicht selbst ein Traumbild als ich, durch einen frischen Luftzug geweckt, die Augen aufschlug, daß ich nicht noch dazu die verschwimmenden Traumgestalten einer zugleich müden und aufgeregten Phantasie niederzuschreiben brauche?

Die Cypressenhecke war rechts gesunken. Ueber

einen großen terrassirten Garten sah ich hinab auf das Meer, golden in der untergehenden Sonne, und die große Feuerkugel, ehe sie hinten an den blauen Säulen des Herkules in die Fluth tauchte, färbte eine Blüthen- und Duftpracht, wie sie kein Claude Lorrain wieder giebt. Lorbeerbäume streckten ihre goldnen Gipfel empor in den Rosenduft, als Grenzmarken in diesem Park von Wiesengrün, Wasserfällen und Blumendecken, und ich dachte an den seligen Müllner, dessen Worte:

O dort wehen andre Lüfte
Und ein Garten ist die Flur,
Durch Olivenhaines Düfte
Schlängelt sich des Wildes Spur;

mir von je als poetisches Symbol solcher südlichen Flur gegolten. Aber statt des Wildes spielten hier muntere junge Mädchen unter den Orangen. Die bunten Reifen kreisten durch die Abendluft, die Federbälle flogen, Locken und Blicke ihnen nach, und ein munteres Sprachgewirr füllte die laue Luft, so oft ein besonders glücklicher oder unglücklicher Wurf erfolgt war. Gesundheit und Frohsinn auf allen Gesichtern, die sämmtlich hübsch zu nennen waren.

Noch rieb ich mir die Augen, ob es ein Traum

war. Aber es war kein Traum, denn ein Federball flog mir ins Gesicht und die Stirn schmerzte. Wären es Fee'n gewesen, so wüßte ich nicht, warum die Mondscheinnatur dieser ein so braunes, jener ein milchweißes Gesicht geschenkt, weshalb diese gerade eine Blondine, jene eine Brünette werden mußte? Und zu so unmäßig frohem Gelächter verzieht keine Elfe den Mund, und kein Elfenfuß — so nett der Fuß der jungen Dame übrigens war — läßt solche Tritte im Grase zurück. Denn im steigenden Jubel des Tanzens und Schwingens stampften sie förmlich die Erde nieder. Der Ball hatte mich nicht verrathen, denn er war in den Garten zurückgeprallt; aber aus dem Wurfspiel fortzukommen, folgte ich ihm selbst über die Hecke und schlich im Schatten der Tarusallee, bis ich unter einer erleuchteten Terrasse einen sichern Schlupfwinkel fand.

Und das waren am allerwenigsten Geister. Nämlich die oben im Schein zweier Windlichter Karten spielten! Gewiß äußerst ehrwürdige Gesichter, aber Elfen sind doch keine Podagristen und tragen keine Sterne und Kreuze. Es waren meist ältere Männer, in deren Zügen alle Neigungen und Leidenschaften des Französischen Volkes, wie

sie sich hervorthun vom Pas de Calais bis zu den Pyrenäen, oder hervorthaten von den Zeiten des *ancien regime* bis zu denen Villele's und des *Montrouge*, abgespiegelt waren. Man sah manche Furche, manchen feurigen Blick, es waren Bilder von den verschiedensten Meistern entworfen, ein Anderer war aber mit seinem Pinsel darüber gefahren und hatte eine große Aehnlichkeit in alle die verschiedenen Gesichter gebracht. Die Ruhe herrschte darin vor. Alle lächelten. Nicht daß die alte Natur ganz ausgerottet worden, noch manchmal erwachte der Französische Feuergeist, und bei einer unglücklichen Karte stampfte der alte Marquis auf den Boden. Es brauchte aber nur des lächelnden Blickes seines Partners und die zürnenden Züge verzogen sich wieder.

War es Divination, daß ich sogleich den Charakter dieser seltsamen Gestalten auffaßte, oder war, was ich jetzt als Resultat niederschrieb, erst das Ergebniß späterer Erkundigungen? Kurzum, ich erkannte den alten Ludwigsritter, den ich Marquis nannte, mit seiner Frisur, welche den Emigrirten, mit seinen aufgeworfenen Lippen, welche den *Sieur* von ehemals verriethen. Aber die Politesse des Hofes von Versailles und das Unglück und die

andere Zeit hatten so milde Züge um diese Lippen gefurcht. — Neben ihm ein Abbé fast aus derselben Zeit, ein possirlich kleiner Mann, aber es war ein jüngster Sohn, die Sicurie hatte ihm keinen Stolz eingegeben. Er lebte in Calembourgs und hatte selbst einst durch Witze an dem feudalistischen Throne gerüttelt, bis die Trümmer desselben um ihn zusammenstürzten, und es dahin mit Frankreich gekommen, daß selbst der Witz kein Schirmdach lieferte. Eilig mußte er über den Rhein springen, was aber freilich auch nicht ohne ein Wortspiel geschah. Sobald diese wieder frei gegeben wurden, führte ihn die nächste Diligence nach Paris zurück. — Glaubte ich doch in den ernsten Zügen des kolossalen Mannes hinter ihm einen Danton zu erkennen. Diese große Hand hatte Blut vergossen, die Augen unter diesen buschigen Brauen hatten ruhig zugeschaut dem letzten Gange von Tausenden. — Zwei Andere saßen seitwärts. Vornehme Speculation thronte noch auf den diplomatischen Stirnen. Der Eine gehörte offenbar dem Directorium an. Er hatte einmal über eine Welt geboten, herab von dem künstlich gedrechselten Throne der Theorieen, bis das Schwert eines Kriegers den trockenen Combinationsstuhl zerschlug. Sein Gespräch über Zahlen

mit dem elegantern jüngern Manne deutete darauf, daß er auch neuerdings wieder versucht, den alten Maximen einen frischen Sproß einzuimpfen. Der Jüngere hatte gewiß in einem der neueren Ministerien vor Vilele eine Rolle gespielt. Er war noch der lebendigste und blickte sich häufig nach allen Weltgegenden um; konnte doch jede Veränderung noch auf conträren Wind deuten. Den Capitain auf Halbsold, den alten Bonapartisten, wer mochte den verkennen?

Dagegen waren es zwei Gestalten, die vor Allem meine Aufmerksamkeit anzogen, und deren ruhige Gesichter selbst der poetischen Divinationsgabe eine Mauerwand entgegengesetzt hätten. Erst später erfuhr ich, welche Leidenschaften toben müssen, welche Gefahren überstanden worden, ehe diese Maske gewonnen war. Der Aeltere war ein Jesuit. Ihm hatte die Natur eine Riesenkraft gegeben, daß er die Aufhebung und die Wiederherstellung seines Ordens erleben können. Damals war er ein heftiger Kämpfer für denselben gewesen. Das Rachegefühl gegen die Hohen, welche ihn gestürzt, machte ihn zum eifrigsten Beförderer der Revolution, welche Alles begrub. Wie er mit ihr geschwommen, wie er gegen sie gekämpft, die Erzählung gehört nicht hierher. Wußte er doch

selbst nach so vielen wunderbar verworrenen Kämpfen nicht, ob er gegen oder für den Bund der Brüder Jesu auftreten solle, als sie wieder ihr Haupt erhoben. Bald genug sah er jedoch ein: es sei zu spät für ihn oder den Bund, in dem neuen Europa eine neue Bahn zu brechen, und daß der Jesuit der Gründer des neuen Ordens sei, den ich hier erblickte, war mir klar, sobald ich die Gruppen überschaut hatte.

Der Andere, ein hoher Mann in mittlern Jahren, zeigte sich durch sein Kreuz der Ehrenlegion, und mehr noch durch die Art es zu tragen, als Bonapartist, doch deutete in der milden, festen Miene nichts auf den Soldatenstand. Er war gewohnt, ordnend zu befehlen, und schien auch jetzt die erste Autorität in dem seltsam componirten Kreise. Er kam mir bekannt vor, und ich hob mich etwas auf den Zehen, ihn näher zu betrachten, als jetzt von Seiten der Spielenden her ein Jubelgeschrei ausbrach. Plötzlich sah ich mich umringt, ehe ich glaubte entdeckt zu sein. Ein Heer froher Bachantinnen — denn sie trugen Weinlaub und Epheu um Schultern und Leib — hatte mich gefaßt und mit Blumenkränzen und Guirlanden zog man mich neckend und jubelnd auf den Spiel-

platz. *Frère Anton* tönte es hundertfältig aus dem Kreise der Mädchen, und ehe ich es mich versah, hing mir eine am Halse, ich küßte die zweite, dritte, vierte, alles im Dunkel der schnell gereiften Nacht; denn die Windlichter auf dem Balcon hatten sich erst, nachdem der Name Anton deutlich aus dem Jubel heraus geklungen war, auf den Weg gemacht. Nun ließ man mich wieder stehen und lief um mich im schnellen Kreise, bis der ausgelassenste Muthwille der Mädchen durch die Ankunft der Alten unterbrochen wurde.

Meine Lage war übel. Eine sehr schlimme Entdeckung mußte folgen. Man hatte mir zwar nicht Zeit gelassen zu protestiren, wenn die frohen Mädchen aber alle Küsse zurückforderten, was hatte ich für ein Recht sie zu behalten? O und es war so schön, sich heimisch zu dünken in diesem Kreise. Ich hätte wie viele Hoffnungen dahingegeben, wäre ich der Bruder Anton gewesen.

Nun, geneigter Leser meiner Fata aus Frankreich, brauche ich Dir die Stellung eines armen Reisenden noch zu malen, wie die Windlichter näher kamen, wie mich die Alten erstaunt, die Jungen erschreckt ansahen, wie ich die Achseln zuckte. Ach das Uebelste war, wie die munterste kleine

Blondine mit den geistreichen Gazellenaugen, die mich noch zum zweiten Mal bei der Hand gefaßt und den Arm um meine Schulter geschlungen, wie Adelaide zurückfuhr und mit der kleinen Hand die Locken aus der Stirn strich und noch immer nicht glauben mochte, daß es nicht der Bruder Anton sei. War nun nicht meine nächste Aussicht die finstre Landstraße; und wenn ich einsam davon schlich, hatte ich Hoffnung auf andere Begleitung als das Kichern der frohen Mädchen? Ich gehörte ja nicht hierher.

Geneigter Leser, Du weißt, daß ich nicht der Bruder Anton, sondern der Kammergerichts-Assessor Sternanis bin; und dennoch hat die muntre Adelaide mir am Hals gehangen und mich von Herzen geküßt. Dennoch hat man mich mit Blumenkränzen umschlungen und wie ein Opferthier hinaufgeschleppt zu den Frauen des Hauses. Der alte Marquis hat mir zugenickt, der Republikaner gelächelt, der patriarchalische Jesuit mich angeblickt. Sie haben mich beschworen, Tage, Wochen, Monate bei ihnen zu bleiben, und Adelaide hat mich mit kindischer Lust am Arm geschüttelt, daß ich Ja sagen solle. Das beste Zimmer hat man mir eingeräumt, mit einer Aussicht auf das Mittelmeer,

wie sie der selige Großmogul nicht mit Gold aufwiegen konnte. Wahr und gewiß, es ist keine Verpuppung, keine Metamorphose mit mir vorgegangen, und doch haben mich die Frauen mit so unendlich freundlichen Blicken angeschaut, daß ich in der That anfange zu glauben, es sei etwas Interessantes an mir.

Alles dies das Werk einer Viertelstunde. Acht Tage lebe ich schon in dem wahren südlichen Frankreich, in diesem neuen Paraguay meines guten Jesuiten Lefort. Aber was interessirt es den Leser zu hören, wie ich mit der Jugend umherspringe, wie ich Federball schlage, auf der Wiese tanze, wie wir Obst schütteln, wie ich ihnen „von unserm Schnee erzähle, von den Häusern aus Holz." Es sind nur zwei Erzählungen, welche in diesen wahrhaftigen Abriß meiner Reisebegebenheiten gehören, und ich will sie ohne allen Rahmen geben.

27.

Zwölf Talglichte.

Unter allen Nationen, die ſeinem ſchweren Arm erlagen, hegte Napoleon den meiſten Grimm gegen die Preußen. Sie hatten ihm zu viel gekoſtet. Die Franzoſen haben die Gefühle ihres Kaiſers geerbt. Man giebt an, die Preußen hätten Frankreich am meiſten geſchadet, am feindlichſten gewüthet. Liegt darin ein Anerkenntniß der Tapferkeit, kann der Preuße ſich dieſe Beſchuldigungen gefallen laſſen.

Aber ſie klingt lächerlich, wenn der Franzoſe die [illegible] Umſtände als fürchterliche Beweiſe des widerfahrenen Unrechts anführt. Einzelne Ausbrüche ſoldatesken Uebermuthes können nie als Beweiſe gegen den Geiſt eines ganzen Heeres gelten. Was die Franzöſiſchen Provinzen von den Preußen litten, war aber nie mehr als das Reſultat der Rohheit oder Laune des Einzelnen. Dünkten ihn die Befehle der Obern doch oft allzuſchonend gegen eine Nation, der die Sieger einſt als Beſiegte ihr Letztes opfern müſſen! Schrie man nicht von Barbarei, wenn der Soldat einer Dirne den

Kuß abgedrungen. Noch sehe ich meine Wirthin in der Nähe von Dun an der Maas kreischend die Hände über den Kopf zusammenschlagen, als ihre Einquartierung drei volle Fässer sauren Rothweins entdeckt hatte. Daß wir einen Tribut davon verlangten, nachdem wir Tage lang bei den ungefälligen Wirthen hungern und dursten müssen, schien der Französin ein unerhörter Gräuel. Ja, verweigerte man doch selbst einmal den Gebrauch des Brunnens, weil der Eigenthümer das schöne Trinkwasser für sich behalten wollte. Die Tochter des *propriétaire* stellte sich, eine zweite Jeanne d'Arc, vor die Kette und beschwor Himmel und Erde wegen des unerhörten Frevels. Man erinnert sich, mit welcher Frechheit die Französischen Bäuerinnen die Preußischen Befehlshaber überliefen, Klagen über zerbrochene Tassen oder zu vieles Essen erhebend, während so selten die gerechte Klage des aus Haus und Bette von seiner Einquartierung geworfenen Deutschen Bauern bei den Französischen Generalen Eingang fand.

Höchst charakteristisch für Deutsche Gutmüthigkeit scheint mir jene Anekdote von den zwölf Pommerschen Grenadieren zu Paris. Ein Bürger daselbst hatte sich eines argen Vergehens schuldig

gemacht, welches eine ſtrenge Beſtrafung von Seiten der militairiſchen Behörden erforderte. Man lagerte während dreier Tage zwölf Soldaten bei ihm ein, denen man zu bedenken gab, daß der Bürger ſehr ſtraffällig und ſehr reich ſei. Der kleinen Executionsarmee, zu der man überdies verdiente Individuen der Compagnieen gewählt, wurde ausdrücklich aufgetragen, alles zu fordern, was in ihrem Belieben ſtände, und der General glaubte den Bürger genügend beſtraft, als der Capitain ihnen einſchärfte: „Sie ſollten ſich nichts abgehen laſſen.“ Die drei Tage waren vorüber, das Executionsgeſchäft beendet. Die Grenadiere ſchienen ſehr zufrieden. Der Capitain, neugierig, wie ſeine Leute von der ungemeſſenen Lizenz Gebrauch gemacht, befragte im vertraulichen Geſpräch den Gefreiten.

Wir haben uns nichts abgehen laſſen, Herr Capitain, erwiederte der ehrliche Pommer, wohlgefällig den Bart ſtreichend.

Ihr habt Euch gute Zimmer anweiſen laſſen, feine Betten?

Nein, wir blieben auf dem Flur, alle mit einander. Er hatte ja nicht ſo viel Betten, und die feinen Zimmer hätten ſich nicht für uns geſchickt.

Aber fühlen haben wir's ihm laſſen, dem Pariſi-
ſchen Muſje.

So mußte er Euch täglich eine ausgeſuchte Tafel decken. Habt Ihr Euch mit ſechs Gerichten, Fiſch, Braten u. ſ. w. begnügt, oder ging es bis zu zwölf Schüſſeln?

Nein, Herr Hauptmann, jeder Mann ein halb Pfund Fleiſch, wie jeder Einquartierte nach dem Reglement bekommt, und das haben wir uns ſelbſt gekocht.

Aber dafür habt Ihr Euch im Weine entſchädigt?

Das wäre wohl zu theuer geweſen, Herr Hauptmann; des Tages der Mann eine Flaſche Halbbier.

Aber tauſend ***, wie habt Ihr es denn dem Schurken fühlen laſſen?

O Herr Hauptmann, erwiederte der Gefreite mit ſchlauem Blicke, vor Jedem von uns hat er ein apartes Talglicht hinſtellen müſſen, und unſere Pfeifen haben wir uns nicht ſelbſt angezündet. Nein, Er hat's thun müſſen. —

Entſprechen die einzelnen Ausbrüche von Wuth dem ſo viele Jahre lang genährten Rachgefühl? Freilich mochten ſie zuweilen roher erſcheinen, als

wo der Soldat vieljährige Uebung gewonnen. Der Napoleonische Krieger verstand auf feinere Weise den Besitz zu tauschen, und hatte den doppelten Vortheil vor dem Preußischen, er gewann mehr und erbitterte weniger für den Augenblick. Aber dies fortgesetzte Aussaugungssystem von Hohen und Niedern mußte eine andere Erbitterung erzeugen, deren Ausbruch dem eines lang genährten Gewitters im eingeschlossenen Thale gleichen konnte. Und wie zeigte sich dies Gewitter? Nach langem Hungern und Dursten erbrach man die Speisekammer, weil die Wirthe die Schüssel nicht gutwillig hergeben mochten! — Daß unsere Krieger nach großen Entbehrungen, nach allen Gefahren und Anstrengungen der Schlachten, bei Belle Alliance in die Weinkeller brachen und die Landwehr den Champagner als Berliner Weißbier trank, wird gewöhnlich als *non plus ultra* soldatesken Frevels angeführt. Wirklich trank oder zerschlug man aus einem großen Weinlager in der Champagne 30000 Flaschen des schäumenden Getränks und wußte nachher nicht, was man gethan. Wie ich neuerdings in dem Lande erfahren, war dies nur der kleinste Vorrath eines ungeheuren Lagers. In den tiefern Gewölben, die man sorgfältig verschüttet

hatte, lagen 500000 Flaschen, und die Besitzer des Lagers hatten im voraus den kleinen Vorkeller den Siegern geopfert. Dies war der größte Schade, den Frankreich vom Uebermuth der Preußischen Sieger erlitten.

Aber es gab Uebermuth, und der Uebermuth ist blind. Ein schönes Schloß mit feudalistischen Zinnen, aber einem neuen Besitzer stand an den Ufern der * * * Der Eigenthümer war ein treuer Napoleone, er hatte als Präfect viel für seinen Kaiser, auch nach dessen Wiederkehr gewirkt. Man haßte ihn aus Herzensgrund und vielen bei uns dünkte er nicht weniger als ein Verbrecher. Hatte er doch die Frechheit gehabt, selbst, nachdem die Gegend ringsum von den Verbündeten besetzt war, für ihn zu werben. Auch war in seinem Dorfe ein kranker Preuße meuchelmörderisch umgebracht worden; etwas, das wohl mitunter zu blinden Ausbrüchen der Rache Veranlassung gegeben. Ich sah, wie mancher ergrimmte Preuße die Weinrebe niederriß, die dem Bösewicht Trauben geliefert. Mir ahnete Schlimmeres, als ich ein wildes Getöse aus dem Schlosse her vernahm. Glasscherben flogen mir aus den zerschlagenen Fenstern auf den Kopf, und die Kolben der Füsiliere dröhnten auf

den Steintreppen. Man war im Werk der Verwüstung, und ich muß es mit Schande gestehen, man wüthete mit Vandalischem Sinne. Daß man einige Van der Werffs mit den Säbeln und Bajonetten zerriß, dagegen habe ich nicht viel einzuwenden, aber daß man auch gegen einen Rembrand und mehrere Familienbilder die zerstörende Hand ausstreckte, verrieth, wie wenig unsere Landwehr damals die neuere Kunstgeschichte studirt hatte. Kurz vorher, ehe ich zu der Gräuelscene trat, war auch der Präfect, welcher sich bis dahin verborgen, herzugesprungen. Er wollte das Bild seines Vaters retten, ohne zu bedenken, daß sein eigenes Leben in Gefahr war. Die erhitzten Soldaten wurden es noch mehr durch den Ton eines Mannes, der bisher nur an das Gebieten gewöhnt war. Selbst seine jugendliche Gattin, an der Hand der fünfjährigen Tochter, schien den Präfecten vor Mißhandlungen der Trunkenen nicht retten zu können. Ich kam zu rechter Zeit, in dieser schon mannigfach componirten Gruppe die Stellung des Vermittlers einzunehmen, was freilich nicht gut anders geschah, als mit dem gezogenen Säbel, hingehalten vor dem Kopfe des Präfecten, und überdies schwerlich von dauernder Wirkung gewesen wäre, hätte nicht ein

Officier seine Erscheinung zu rechter Zeit gemacht. Man sieht an der Eil der Schilderung, wie erröthend meine Feder dahingeflogen über den Bericht meiner Heldenthat. Aber es wird doch genügen, zu erklären, warum ich mit einem Male wie heimisch unter den guten Siedlern am Mittelmeer aufgenommen war, wenn ich sage, daß Adelaide die 1815 fünfjährige Tochter des geretteten Präfecten gewesen, dieser selbst aber kein Anderer war, als der ernste Mann mit dem Kreuze der Ehrenlegion. Mit dem Scharfblick eines Napoleonischen Polizeibeamten hatte er die Gesichtszüge des Lebensretters wieder erkannt.

28.

Das neue Frankreich.

Sie wundern sich, sagte der Präfect, als ich an einem schönen Morgen in der Gartenlaube mit ihm frühstückte, über die seltsame Vereinigung so verschiedenartiger Individuen in diesem schönen Thale, und ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig.

Dort, sehen Sie, — er zeigte hinunter, — den starren Jacobiner. Auf seiner Stirn die Blut-

linien der Männer des Wohlfahrtsausschusses: unwillkührlich streicht er noch immer horizontal mit der Hand, und ein Thurm kann ihn ärgern, wenn er zu hoch über die Dächer vorragt. Und doch unterstützt er bei der Morgenpromenade den gichtischen Marquis. Da disputirt der Abbee mit dem Capitain aus Napoleons Leibgarde; es giebt nicht Menschen von verschiedenerer Gemüthsart, und ich versichere Sie, Busen-Freunde könnten nicht inniger leben.

Und wie heißt der Zauber-Magnet, der alle diese bunten Neigungen hier in Friede und Ruhe zusammenhält?

Die Unzufriedenheit! lächelte mein Wirth. Mein geschätzter junger Freund, wer nur, wie unser Jesuit, zu construiren wüßte, Asyle, wie das unsere, für das müde gejagte Wild in der großen Hetzschule der Welt müßten überall erblühen. Was war denn, seit die Welt stehet, der ewige Hebel aller Revolutionen, was hielt die Factionen zusammen, als die Unzufriedenheit? Dieser war mißvergnügt mit der Hitze, jener mit der Kälte, beide aber einig darin, daß sie unzufrieden waren. Studiren Sie nur die Geschichte — und Sie sind ja ein Deutscher — wo kam je ein Umsturz zu Stande

mit einfachen Interessen? Die Mißvergnügten hätten sich eher unter einander aufreiben sollen, so feindlich standen sie in ihren innersten Richtungen; weil sie aber zufällig einen fremden Gegenstand gefunden, den sie insgesammt haßten, so waren Feuer, Fluth und Sturm gegen die träge Erde vereinigt. Wie sie zum Zerstören verbündet, warum sollte die Unzufriedenheit nicht auch einmal einen Bund zum Aufbauen begründen. Unser Jesuit hat das Problem gelöst und wir befinden uns wohl dabei.

Pater Lefort war ein Feuergeist, ohne daß er die Klugheit vom Enthusiasmus überwältigen ließ. Er wirkte mit in der Revolution, wiewohl uns der größte Theil seiner Thätigkeit verborgen geblieben. Er war hundert Mal ein Schiffbrüchiger und doch sprang er nie aus dem Wrack, ohne vorher ein Brett ersehen zu haben. Was er gerettet, — und der Schatz an Lebensklugheit war reicher als der an Metall — legte er hier an, und er bebaute diese Felsschlucht als ein echter Ordensbruder, wenn er auch nicht, wie die Benedictiner in Deutschland, Wälder auszurotten hatte. Er reutete andere Wälder aus, die des Vorurtheils. Bei sich selbst fing er an. Leuchtende Versprechungen der neuen Jesuiten, welche diesen Mann gern wieder in ihr

Interesse gezogen, wies er standhaft zurück. Er war mißvergnügt mit dem ganzen Frankreich und sah voraus, daß diese ungewitzigten Fanatiker nur mehr zerstören, nichts wieder begründen könnten. Sein Meisterwerk war die Vereinigung des Marquis und des blutigen Republicaners. Daß ein Mann, wie unser Danton, weder mit dem Directorium, noch mit dem Consulat, noch mit dem Kaiser Napoleon, noch mit den Bourbons, unter jeder Gestalt ihrer Ministerien, konnte zufrieden sein, brauche ich nicht anzuführen; daß aber auch ein alter Marquis, ein Emigré, ja ein Mann, der bei der Entschädigung mitliquidirte, zornig seinen Hut zu Boden warf und den Pariser Staub von den Schuhen schüttelte, gehört Frankreichs neuerer Geschichte an. Er wollte Alles zurück haben, Alles in den alten Stand versetzt, und war nun vielleicht über die hundert kleinen Abweichungen von seinem System mißvergnügter als der Republicaner, dem es gleichgültig blieb, wie ein verachtetes und verhaßtes System sich modificirte. Brauche ich Ihnen auseinanderzusetzen, daß jener Officier der alten Garde, der den Abschied und kein Geld in der Tasche hat, eben so wenig zu den Verehrern desselben gehört? Jene Finanziers aus neueren Ver-

waltungen fanden es unerträglich, in der Stadt zu leben, wo ihre Operationen einſt angeſtaunt wurden, ihre Edicte als Quinteſſenz einer liberalen Politik galten. Der arme Abbé, der zwar zerſchlagen und geplündert aus dem Schutt aller Umwälzungen ſich herausgehaspelt, aber immer die frohe Laune gerettet, iſt vielleicht am übelſten dran. Er findet es unerträglich, daß man in den Zirkeln, denen er, Geburt und Stande nach, angehört, ſeine Witzeleien über die Religion nicht mehr anhören will, und kann ſeinen Witz nicht auf die neue Zeit überſetzen, die er nicht kennt. Ich, bin ich auch kein Mißvergnügter, kann doch nicht, wie Sie leicht einſehen, zu den Zufriedenen gehören. Einen Mann, der in Napoleon das einzig kräftige Princip erkannte, Frankreichs gährende Stoffe in Ruhe zu erhalten, muß das ſchwankende Weſen in der neuen Verwaltung empören. Sie merken mir an, daß ich ſchon gelernt, mit einiger Milde die Sachen vorzuſtellen. Wir Alle waren unzufriedener, als ich es ausgedrückt, und wir befinden uns Alle jetzt in dem Hafen der Zufriedenheit.

Das war keine Affectation, das Auge des Mannes war ruhig, Alles was ich ſeit meiner

Ankunft in dem Thale gesehen, entsprach seiner Versicherung.

Doch war es mir noch unbegreiflich, wie ein Privatmann mit geringen Mitteln das gelungen, was den geschicktesten Ministern mißglückte: Franzosen, von so feindlicher Gemüthsart, zu einem gemeinsamen Leben und Wirken zu vereinigen.

Genügt es nicht, wenn ich Ihnen sage, daß wir Alle müde waren? Wir ergriffen willig die dargebotene Hand, aus dem stürmischen Meere uns an's Ufer zu schwingen. Zwar gab es anfangs manche schiefe Blicke, anzügliche Reden, die verschiedenen Ansprüche vertrugen sich nicht. Da trat Lefort auf als Herr und zeigte, daß ihm das Ufer gehöre, und zeigte auf das Meer, ob wir dahin zurück wollten? Sie wissen, es giebt eine *puissance* in Frankreich, stärker als die königliche, stärker als der militairische Despotismus, Rothschilds Coursmine auf der Börse vermag nichts dagegen, ja sie ist selbst mächtiger als die öffentliche Meinung der Liberalen, das ist die Macht des Lächerlichen. Lefort hatte sie in seiner Gewalt. Es kostete ihm eine Stunde, und der Marquis und der Abbée schlugen lachend in die dargereichte Hand des Republicaners und man lachte einen ganzen Tag darüber, daß

man ein Leben voll grämlicher Sorge und bitterm Haß vergeudet, wo man angenehmer hätte lachen können. Das übrige Frankreich, außer diesem Winkel, hieß ein Nest der Undankbarkeit, und es ward ausgemacht, unser Asyl das neue Frankreich, oder um unsere Verleugnung des andern noch klarer zu documentiren, kurzweg Frankreich zu nennen. Und ich glaube, das alte und das neue Frankreich können mit der Separation zufrieden sein; jenes verliert vielen mißvergnügten Stoff, dieses hat etwas gewonnen, worauf die Individuen schon für dieses Leben Verzicht geleistet. Dagegen, muß ich ihnen bekennen, hat das nicht Französische Ausland hier einen üblen Stand. Wir sind durchaus patriotisch, Französisch, und, um uns selbst in Ehre und Achtung zu erhalten, ist es Grundgesetz, daß wir nur von unsern guten Eigenschaften sprechen, wogegen die bösen Eigenschaften unserer Nachbaren, um Salz in die Unterhaltung zu bringen, völlig frei gegeben sind.

So sehen Sie eine Republik beglückter und, Sie müssen glauben, sehr ausgezeichneter Menschen, denn Jeder darf auch von dem Andern nur Vortheilhaftes reden, und aller politische Streit ist untersagt. Was Jeder gerettet, hat er bis auf We-

niges in die allgemeine Casse geworfen, welche der Regent unseres neuen Paraguay zu aller Zufriedenheit verwaltet. Unser Gebiet ist nicht ganz klein, was uns aber mehr Vortheil bringt, ist, daß er uns von aller lästigen Nähe losgekauft hat. So können wir in völliger Abgeschiedenheit fortleben und im völligen Gegensatz mit dem alten Frankreich, wo jedes neue Jahr neue Gährungen, neuen Zwist erzeugt. Was uns die Dauer dieses Friedens sichert, ist, daß jeder eigentliche Mitbürger unserer Republik sein Wort gegeben, durch keine günstige Wendung des politischen Lebens draußen für seine ehemalige Partheiensache sich verleiten zu lassen, noch ein Mal das stürmische Meer zu beschiffen. Dann ist ihm die Rückkehr untersagt, und Leforts Lebensgeschichte dient hier als ein warnendes Beispiel, den sichern Hafen nicht um scheinbar günstiger Winde willen zu verlassen. Natürlich ist unsere Jugend hiervon ausgeschlossen, soll ja doch ein jeder Hafen nur zum Schutz der Schiffe dienen, welche schon ihre Meeresfahrt gemacht.

29.

Hellas Hoffnung.

Bis an die Rhone hatten ſie mich begleitet. Ein herzliches Händeſchütteln, einige herzhaft frohe Worte, ein Pfeifen und einige Lieder, und doch eine feierliche Stille. Die Rührung läßt ſich nicht überwinden.

Schräg flog der Kahn über die Rhone, viel zu ſchnell für mich, denn immer kleiner und kleiner wurden die Geſtalten der guten Republicaner, und endlich ſah ich auch nicht mehr die Tücher, nicht einmal das der kleinen Adelaide.

Warum ich fortging? — Gehörte ich denn zur Republik? . . War ich ſo müde und matt, ſchon den letzten Schlupfwinkel zu ſuchen? Lachte nicht noch Italien und ein halbes Leben vor mir? Und ich wäre doch vielleicht geblieben, wenn nicht der Bruder Anton —

O vanitas vanitatum! — War da nicht ſo viel Munterkeit, ſo viel friſches junges Leben unter den blühenden Louiſons und Margots, daß noch drei Kammergerichts-Aſſeſſoren außer dem

Bruder Anton ihren hinreichenden Antheil an Bewunderung, Liebe und Luſt gefunden hätten! Nun eiferſüchtig auf einen Bruder, auf die Kränze, auf die Küſſe, auf die ihm geſchenkte Aufmerkſamkeit. Kam er doch übers Meer, hatte er doch alle, wohl begründete Anſprüche auf einen herzlichen Empfang ... Nichts davon; der Eigenſinn iſt mächtiger, denn alle Seelenkräfte ſtehen auf ſeiner Seite, und die Vernunft iſt dagegen ein ſchwaches Kind.

Die Strafe folgt der Verſündigung. Wie grau erſchien mir die reizendſte, wie leer die volkreichſte Gegend, wie lang der kürzeſte Weg! Hinter jeder Tarushecke wollte ich eine ähnliche Familie finden; vergeblich, es trockneten nur Lumpen dahinter.

Marſeille war der erſte Anblick, der den Geiſt wieder erhob. Ein amphitheatraliſcher Felſenhafen, der tief hineindringt in die italieniſche Stadt. Der Orient hat hier der Europäiſchen Küſte einen Bruderkuß gegeben und ein Africaniſcher Hauch weht über die nackte Felſenſtadt ohne Grün. Der Sinn wird ſchwindlig vor dieſem Wald von Maſten, Carthago ſcheint neu zu leben, ſchwarze Mohren, braune Mauresken, der gelbe Spanier, der tiefgefurchte Araber aus Aegypten,

Turbane neben Hüten, Mützen neben Kaftans. Was die Natur nicht gab, ersetzt die Betriebsamkeit. Der Obstmarkt prangt von Blumen und Früchten; noch jetzt im späten Herbste Nelken, Rosen, Veilchen, die Papagoyen schreien an jedem Fenster, und man zupft mich rechts und links am Aermel, einen Affen zu kaufen.

Jetzt entsteht ein Getümmel. Ich bin fortgerissen, ehe ich es weiß, die Menge muß irgend einer Erscheinung nachlaufen, und ich folge, willig oder nicht, denn alles, was mir hier gezeigt werden kann, ist etwas Neues für das Auge des Nordländers. Es wendet sich um, und ich gehe am Strande entlang. — Jetzt sehe ich deutlich einen Mann vor der Volksmenge laufen. Man schreit ihm nach, wer aber kann aus diesem Getöse wunderlich articulirter Dialecte den Sinn herausverstehen? — Der Mann ist plötzlich verschwunden, die Menge bleibt gaffend vor einem Hause stehen, aber ehe zwei Minuten vergangen, ist auch der Haufe aus einander geflogen, und ich stehe jetzt allein und sehe die hellen Scheiben an, die eine reizende Aussicht auf den Hafen gewähren.

Nicht weit davon promenirte ein Mann mit einem ausländischen aber interessanten Gesicht. Die

lächelnde Miene, mit der er mich und das Haus abwechselnd fixirte, sagte mir, daß er von der Ursach des Auflaufs unterrichtet gewesen. Er antwortete auf meine Frage:

Es war Lord Cochrane!

Mehr freilich bedurfte es nicht, um einen noch weit größeren Auflauf zu erklären; warum war ich nicht schneller gelaufen? Gesehen habe ich nun zwar den berühmten Seehelden, von dessen erster glorwürdiger That diese Küsten Zeugen waren, und auf den Europa und Asien — und Africa und Amerika nicht minder erwartungsvoll blicken, aber sage ich, daß ich mehr von ihm gesehen, als Washington Irvings nervenschwacher Herr von dem „dicken Herrn," verleugne ich die Wahrhaftigkeit meiner Reisebeschreibung. Er hatte einen gelbbraunen Ueberrock an und einen Hut auf dem Kopfe; am Fenster hat er sich nicht wieder sehen lassen. In den Marmorstufen seines Hauses bemerkte ich nichts von besondern Fußtritten, auch hat Europa lange warten müssen, ehe es etwas Anderes von ihm gehört, als was ich von ihm in Marseille sah.

Griechenlands Wiedergeburt! Ich verwandelte die schönen Kauffahrer, die so ruhig im Hafen lagen, in Kriegesschiffe, und die stolzeste Flotte lichtet

die Anker. Der nächste Windstoß konnte das Schicksal des Halbmondes entscheiden. Warum nicht? sprach ich bei mir. Kostete es doch nur für wenige Monat eine solche Vereinigung, eine geringe Aufopferung, und Europa und die Welt, der Handel und die Poesie, die heilige Erinnerung und das traurige Bedürfniß hätten einen unaussprechlichen Gewinn errungen.

Da lag eine hohe, stolze Fregatte, es war das einzige Kriegsschiff, im Hafen. Die Phantasie schwelgte. Kecke Griechische Matrosen sah ich die Flagge des Kreuzes aufziehen, eine Heldenjugend stand gerüstet auf dem Verdeck, vorn der sinnende Canaris. Er erwartet den Moment, in den Brander zu springen oder beim Entern der Erste zu sein, an den Mastbaum der Admiral gelehnt, Cochrane berechnet den Sieg im voraus.

Vergebliche Täuschung! Ein Turban kam zum Vorschein. Man lächelte am Strande.

Wissen Sie denn nicht, sagte ein hanseatischer Matrose, welcher den Deutschen Landsmann in der provençalischen Frage erkannte, daß dies die Türkische Fregatte des Pascha von Aegypten ist.

Hier erbaut — hier in Marseille!

Ja, unterm besondern Schutz des Gouvernements.

Des christlich-katholischen Frankreichs, wollte ich erstaunt ausrufen, als ich bedachte, daß ich dies ja schon hundert Mal in den Zeitungen gelesen. Was wollte ein moralisches Raisonnement, wo die That lauter als alle Worte gesprochen.

Wer ist der Entrepreneur? corrigirte ich daher meine Rede.

Mein Gott, Sie unterhielten sich ja vorhin mit ihm. Der Griechische Kaufmann dort —

Baut für den Pascha von Aegypten, für den Feind seines Vaterlandes, zur Unterjochung seines Vaterlandes ein Kriegsschiff.

I nu, er wird nicht die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben, und verdienen läßt sich was dabei.

Der schöne Mann mit dem interessanten Gesicht ging wieder an mir vorüber. Glaubte ich doch nie, ein so seelenloses gesehen zu haben. Er lächelte noch fataler als das erste Mal, und ich meine, er müßte die Täuschung in dem meinigen gelesen haben. Ich hätte mögen die Landesmannschaft mit dem Hanseaten verleugnen, so ärgerte es mich, daß der Matrose vor dem reichen Handels-

herrn den Hut abzog. Ich wandte ihm den Rücken.

Aber die Marseiller sind froh und guter Dinge. Was kümmert sie Lord Cochrane und die Aegyptische Fregatte und Griechenland und der Halbmond, als ein Marktschreier seinen Umzug hielt!

Platz da! Platz da! tönte es, als mich schon eine neue Populace umringt hatte. Der ganze Strand war gedrängt voll, und vier Musikanten zu Pferde in buntabenteuerlicher Kleidung machten Raum für ein modernes Cabriolet, in welchem ein sehr ehrwürdiger Arzt saß, der, sobald der Wagen stille hielt, seine außerordentlichen Bemühungen für das Wohl der Menschheit an den Tag legte. Ein sehr kranker junger Mann in eleganter Kleidung saß oder lag vielmehr neben ihm. Der gute Doctor hielt ihn mit dem linken Arme umfaßt, während sein ehrwürdiges Gesicht das hinsterbende des Patienten ängstlich anstarrte. Der Englische Jokey dieses Wohlthäters der Menschheit ermahnte die Umstehenden zum Mitleid für den Kranken, und zeigte mit der Peitsche auf jeden leidenden Zug in seinem blassen Antlitz. Nachdem Alle gehörig gerührt waren, erhob sich der Doctor im Wagen, die vier Trompeter bliesen, Todtenstille

herrschte ringsum. Er faßte ihm in den Mund, und da mußte wohl das Organ der Krankheit sitzen; denn, nachdem er fünf Minuten dort herumgewirthschaftet, Zähne und Zungenspitze befühlt und einige Tropfen hineingespritzt hatte, erholte sich der junge Mann. Seine Wangen wurden röther, sein Auge lebendig. Jetzt stand er auf, fiel dem Doctor um den Hals, reichte ihm eine volle Goldbörse hin, die dieser mit dem Anstand eines Französischen Tragödienspielers zurückwies, und sprang frisch und gesund vom Cabriolet, um auf dem Pferde, das ihm der Jokey hielt, den Triumphzug des neuen Aeskulap zu vergrößern. Die Trompeter verkünderen trompetend der guten Stadt Marseille die gute Handlung, aber der gute Doctor, wie ein echter Christ, der die Linke nicht wissen läßt, was die Rechte gethan, ergriff mit ernster Miene ein lateinisches Buch und las, ohne sich um den Jubel zu bekümmern und ohne in seiner tiefen Abstraction zu wissen, daß halb Marseille Zeuge seiner That gewesen. So ging der Zug weiter.

30.

Kalypsos Insel.

Wer eine Carte von Marseille, oder auch nur eine größere des ganzen Frankreichs zur Hand nimmt, wird südlich von der großen Handelsstadt die Isle d'If bemerken. Geneigtester Leser blicke, insofern du wirklich dem Schreiber dieses etwas geneigt wurdest, nicht so gleichgültig auf das Felseneiland. Ihm verdankst du, wenn du überhaupt etwas von Dank wissen willst, diese Reisebeschreibung.

Mir ward so öde in dem lebendigen Marseille. Man muß wissen, daß ich mir einbilde, ein guter Reiter, ein excellenter Wagenlenker und ein trefflicher Steuermann zu sein. Auf dem Schafgraben bei Berlin habe ich in letzterer Kunst als Kind meine erste Geschicklichkeit bewiesen, denn obwohl mein Kahn einmal in die Mühle gerieth, bin ich doch nicht unter die Räder gekommen, da der Müller mit einem Brandhaken noch bei Zeiten den leichten Nachen zurückfischte. — Stolz auf diese Erfahrungen — auch bei Hamburg führte ich einmal selbst das Steuer — miethete ich einen

kleinen Segelkahn, und als die Sonne noch hoch am Himmel ſtand, führte ein glücklicher Wind das kleine Fahrzeug mitten durch die Koloſſe. Wie iſt es ſo luſtig, allein ſein auf weiter See, zumal einer ſolchen, die allen Farbenglanz der Sonne eingeſogen hat. Die hohen Dreimaſter lagen hinter mir, die bunten Stimmen aller Nationen wurden zum undeutlichen Geſumme, das auch verſchwand, je weiter ich die offene See gewann.

Africa war es noch nicht, was vor mir lag, aber doch eine Inſel, deren wunderbarer Anblick mich unendlich reizte. Was bindet den muthigen Segler, wenn er guten Wind hat? Meine Seele ſchwelgte gleich dem vollen Segel. Was kümmerte da Nacht und Rückkehr? Es war noch helle Abendſonne, Marſeille aber ſchon weit hinter mir, klein, faſt verſchwunden, als der Kahn an die gemauerte Ufertreppe legte. Wie lächelnd ſprangen die guten Mauthbeamten mir entgegen, wie freudig ſprang auch ich hinaus und reichte ihnen die Hand.

Willkommen, willkommen! hallte es vielfältig mir entgegen.

Welch reizende Inſel bewohnt ihr Leute hier, rief ich und ſchüttelte ihnen die Hand.

Sie ſahen ſich um, ob es wahr ſei.

Wie freue ich mich, fuhr ich fort, Marseille nicht verlassen zu haben, ohne hier einige Zeit zu verweilen.

Die guten Leute freuten sich mit mir und hatten indessen den Kahn aufs Land gezogen.

Finde ich wohl ein gutes Unterkommen für die Nacht?

Dafür ist gesorgt.

Erlauben es Ihre Reglements, daß ich einige Zeit hier verweilen kann?

O so lange Sie wollen.

Und wie viel Zeit brauche ich, um diese wunderbare Insel ganz kennen zu lernen?

O Monsieur, in vierzig Tagen ist alles abgemacht.

Was, vierzig Tage, Sie scherzen!

Nein, Monsieur, in vierzig Tagen ist alles fertig.

Was heißt das, fertig?

Dann kommen Sie los.

Loskommen! bin ich denn ein Gefangener?

Monsieur verzeihen, man nennt dies nicht Gefangenschaft, wiewohl —

Hummel und Hölle, wo bin ich?

In der Quarantaine.

So war es. Fürchterliche Orte für den Schiffer, den der Drang nach der Heimath führt, fast noch fürchterlicher für den Marseiller Gondelfahrer, den ein zu günstiger Wind auf der Lustfahrt bis hierher treibt. Jetzt erklärte ich mir den Angstruf eines Fischers beim schönsten, ruhigsten Wetter. Er sah mich auf den Magnetberg zueilen, der vierzig Tage zu tödtlicher Langenweile seine Opfer fesselt. So streng sind die Französischen Quarantainegesetze, daß selbst Küstenbewohner, welche der Zufall bis an diese Insel hinausführte, hier anlegen und unter denselben Vorsichtsmaaßregeln verweilen müssen, wie die weitgereisten Segler, welche aus der Levante die Pest herüber bringen können.

Vierzig Tage! — Die Geschichte meiner vierzig Tage, meiner Ausbettungen, meines Wäsche-, Kammer-, Gesellschaft-Wechsels, nein, sie soll nicht hinein in die lustige Fahrt durch das schöne Frankreich. Und um dir meine Qual der vierzig Tage zu ersparen, — die Langeweile — schließe ich schon hiermit das Capitel von der Insel d'If.

31.

Hannibal in Toulon.

Eine majestätische Stille weht über Toulon. Der tiefe, ruhige Hafen bildet ganz das Gegenstück des Marseiller. Nichts von dem bunten Massengetümmel, von tausend Kauffahrteischiffen aus allen Nationen. Nur wenige ernste Kolosse liegen unbeweglich in dem Felsenbassin, die Feuerschlünde, die ringsum aus ihren Wänden starren, sprechen von einer andern Bedeutung. Aber doch hat der ganze Anblick nichts Schreckhaftes. Er spricht von einer gefallenen Größe, das Wasser spült seit Wochen, Monaten, ja seit Jahren an den riesenhaften Linienschiffen, und sie modern dahin wie Helden in Ketten und Banden. Jährlich werden zwar ein oder zwei flott gemacht, die Vorarbeiten sind aber so ungeheuer, daß es lächerlich scheint, wenn sie nun eine kleine Spazierfahrt im Mittelmeer bei schönem Wetter machen und umkehren, wenn es häßlich wird.

Der Hafen von Toulon ist einer der geräumigsten und sichersten. Nichts erinnert an jene fürchterliche Nacht, wo die große Flotte brannte

das Arsenal, ein großer Feuerwirbel in die Luft dampfte, das Angstgeschrei vieler Tausende das Geschütz der hundert Batterien und das Geprassel der brennenden Stadt übertönte. Die Feuerkugeln aus den Mörsern der Jacobiner zischten hier in die unruhige Fluth, dort bohrten sie überladene Kähne nieder, und im Angesicht des brennenden Firmamentes fanden die Unseligen den Tod, fliehend zu den ewigen Feinden ihres Französischen Vaterlandes, fliehend vor ihren Brüdern, die, Vampyren gleich, das Blut der wenigen Zurückgebliebenen gieriger tranken als das der Feinde ihrer Heimath. Aber auf den zischenden Feuersäulen stieg, ein fürchterliches Meteor, Napoleons Ruf, zum ersten Mal empor zu den Gestirnen der Nacht, um nicht mehr zu verlöschen.

Man sehe zwischen zwei ungeheuren Mauerpfeilern aufgehängt ein mächtiges Schiff in der Luft schweben. Wie Mauerschwalben hängen darum die Zimmerleute, und die Luft erdröhnt von Hammerschlägen, selbst Vulcans Werkstatt scheint in die Wolken versetzt, um hier eine Flotte für den Horizont zu bauen. Den Moment, wo ein solcher Koloß wieder hinab und in sein eigentliches

Element gelassen wird, konnte ich leider nicht abwarten.

Aber ich ließ mich hinrudern nach einem der fest vor Anker liegenden Schiffe; es diente wie eine Seefestung zur Einschließung der Galeerensclaven. Ominös klang der Name Hannibal. Wie grausam auch bekanntlich der Transport dieser Unseligen nach den Seehäfen ist, haben sie hier doch weniger zu klagen. Ihr Dienst ist freilich der schrecklichste, den menschliche Grausamkeit erfinden kann; aber er ist es nur durch die Dauer, und die Französischen Galeeren werden wenig gebraucht. Zur Ruhezeit ist es ihnen erlaubt, sich mit Handarbeiten zu ihrem Vortheil zu beschäftigen, und der Fremde, der den Hafen besieht, kauft gern den Unglücklichen, zur Erleichterung ihrer Lage, von den gefertigten Kleinigkeiten ab.

Hört man doch auch von Schriftstellern, welche das unerbittliche Fatum hierher sendet. Wie, dachte ich, hat der bibliopolische Speculationsgeist in Paris noch keine Schriften oder Memoiren eines Galeerensclaven ans Tageslicht gefördert, da die Galeerensclaven doch sonst in der Französischen Literatur und auf ihrem Theater keine unbedeutende Rolle spielen. Muße genug fände auch ein Galeerensclave zum Schreiben.

In meinen Betrachtungen wurde ich durch ein arges Getöse unterbrochen. Aus dem entgegengesetzten Theile des mächtigen Gebäudes erscholl ein vielstimmiges Gelächter, dahindurch drang aber auch eine kreischende Declamation aus gar nicht lächerlicher Stimmung hervorgehend, bis man aus den Worten, wie es schien, zur Thätlichkeit überging, wiewohl in der ganzen Scene noch immer mehr Scherz als Ernst vorwaltete. Die declamirende Stimme däuchte mir eine bekannte. Mein Führer brachte mich hin und ich sah — einen alten Freund.

Lionel Bull, kirschbraunen Gesichtes, die Hände geballt, die Aermel des gelben Fracks fast bis an die Ellenbogen hinaufgerutscht — so heftig waren seine Gesten bei der Declamation — stampfte jetzt auf den Boden, da er keine Worte mehr fand. Aber die neuen Zuschauer liehen ihm diese wieder. Da erhob er noch ein Mal seine Stimme zu den Wipfeln der Mastbäume, zu den Krähen in den Lüften, zu den lachenden Schiffsjungen in den Körben.

Niederträchtigkeit und Schande wäre es, eine Verletzung des Völkerrechtes, ein Bruch des Friedens, ewige Infamie auf die Commissarien, daß

dieses Schiff noch hier in dem verdammten Hafen von Toulon liege; daß ein freies Englisches Schiff dazu gebraucht werde, Galeerensclaven einzuschließen, daß der kühnste Segler des Meerumgürteten Albion hier vermodere in den stinkenden Gewässern Frankreichs! Weil es im Nebel einmal auf den Strand gerathen, weil die wasserscheuen Marinekrebse Napoleons es ans Land gezogen, ohne einen Schuß Pulver, darum könne der stolze Hannibal nicht Leuten angehören, die es nicht verständen, ihn zu benutzen. Im Nebel fischen, sei der Franzosen Sache, aber es gäbe Fische, die alle Angeln zerrissen. Mit diesem einen Schiffe und hundert Englischen Herzen wolle er die ganze Französische Marine in Grund bohren oder in die Luft sprengen.

Der Zorn, besonders wenn er gezwungen ist, sich selbst zu steigern, oder durch Kälte der Andern gesteigert wird, hat dieselbe Wirkung wie das berauschendste Getränk. Lionel Bull war vollkommen im Zustande geistiger Trunkenheit. Es kostete mir indessen einige Mühe, dies dem vernünftigen Seeofficire begreiflich zu machen, der sich fast gedrungen fühlte, den Reclamanten gefangen zu setzen. Sein Zustand wurde indessen klarer, als er, im

Begriff, das Schiff zu verlassen, die Hände in die Seite gestemmt, zum letzten Mal fragte: Ob man England das widerrechtlich zurückgehaltene Schiff herausgeben wolle?

Ein schallendes Gelächter folgte uns, und Bull nahm dies für eine abschlägige Antwort, worauf er im Kahne seiner patriotischen Galle noch einmal freien Lauf ließ, und vor allem auf Kaiser Alexander und Castlereagh schimpfte, die, in eitler Sucht, großmüthig zu scheinen, den Froschessern noch zu viel Beute aus den Plünderzügen gelassen hätten.

Aber! hub er an, als wir ausstiegen, und drohte noch ein Mal gegen den ruhigen Hannibal, aber Frösche werden niemals Fische, Sümpfe nie Meere, Franzosen niemals Seemänner. Und wenn sie alle unsere Schiffe gestohlen hätten, und wir in Nußschaalen zur See gingen — *rule Brittannia!*

Auf dem Heimwege wiederholte er die Versicherung, die man als Gerüchte in den Pariser Salons umherträgt: die Bourbons hätten sich gegen England als Aequivalent für dessen Beistand bei der Restauration, verpflichtet, nie ihre Marine wieder auf den früheren Fuß zu bringen.

Was aber habe ich gewonnen? Bull drückte mir dankbar die Hand und sagte — der Mann hat

doch ein Herz — er wolle mich weiter begleiten und nicht mehr verlassen.

32.

Der Paladin.

Noch ein Mal auf der Diligence, die ich auf immer verschworen hatte, aber es geht Italien entgegen. Noch ein Mal mit Lionel Bull Ellenbogen an Ellenbogen, aber der Mann ist Stallmeister der Lady Esther, und hat mir Hoffnung gemacht, sie in Nizza wieder zu finden.

Ihr Felsenketten, ihr tiefen Schluchten, ihr lichten Wipfel; du ewiges Dunkel der Waldgründe, du glühendes Meer, jetzt ausgebreitet zu meiner Rechten, jetzt verschwindend hinter den Klippen, wer malt dich, Meerweg von Marseille nach Genua? Die Feder schreibt wohl von den Schauern und der Lieblichkeit, der Pinsel malt die gethürmten Schlösser, ernst hineintretend auf ihren Felsgrundlagen in das tiefe Meer, aber jener Hauch des Südens, eben jener beständige Wechsel selbst, welcher Maler hat Farbe, welcher Dichter Worte dafür?

Ein Waldbach, angeschwollen durch das Gewitter, hatte die Straße zerrissen, er wuchs, indem wir hinunterfuhren. Es war Nacht. Zurück war unmöglich, die Diligence schon mitten im Wasser, daß man nicht hinausspringen konnte. Wir kämpften mit den Wellen — in der Dunkelheit — die eine Laterne des Conducteurs drohte jeden Augenblick der Sturm zu zerbrechen — ängstlicher noch war das Gekreisch der Frauen in dem schwankenden Wagen. Mehr hörte man den stöhnenden Kampf der erschöpften Thiere mit der Fluth, als man ihn sah. Ihnen Beistand leisten war fast unmöglich. Von oben brauste immer mehr Wasser heran, auf der andern Seite ein jäher Wassersturz; ein stärkerer Stoß und der Wagen ward hinabgerissen. So war es nicht einmal erlaubt, die Pferde loszuspannen, nur das gegenseitige Gewicht vermochte dem andringenden Schwall Widerstand zu leisten. Nach einer fürchterlichen Nacht, wo das Ohr mit der Musik des Wassers vertraut geworden, dämmerte es. Die Pferde hatten die Kraft verloren. Nur ein Mittel, und es mußte versucht werden. Vom Coupé aus stieg der Conducteur zwischen den zitternden Rossen und erreichte durch einen kühnen Sprung das jenseitige Ufer. Aber

die Pferde, erschreckt, hatten eine Richtung seitwärts genommen. Das schon höchst gefährliche Hinüberklettern wurde fruchtlos, wollte man nicht in einen reissenden Strudel springen. Da erwachte ein Rittergeist unter uns. Zwar nur ein Stallmeister, aber auch Stallmeister haben, nach den Fabliaux, zuweilen Ritterdienste geleistet. Lionel Bulls lange Gestalt sprang in den Waldstrom und die Wogen spielten mit seinen weiten Pantalons und um seine dürren Schenkel.

Mich ergriff er zuerst — die Kraft hatte ich ihm nicht zugetraut — und trug mich trocken ans Ufer, einen Französischen Jungen zunächst, dann eine dicke Madame, einen Husarenhauptmann, endlich die ganze Diligence. Gleich einem Pudel, der, wenn er einmal in das Apportiren gerathen, nicht mehr ablassen will, sondern mit Ungestüm verlangt, daß man ihm den Stock immer von neuem ins Wasser werfe, so prustete der Engländer in fürchterlichem Eifer durch die Fluth und schien jeden Passagier als sein Postst\u00fcck zu betrachten. Er wurde daher sehr ungehalten, als eine Dame von *ci-devant* sich ihm nicht anvertrauen wollte, und ich merkte die Wirkung seines gerechten Zorns über eine so unziemende Weigerung, als er die süße

Bürde zu Boden setzte, oder nach Andern fallen ließ. Leicht ward es darauf der vereinten Anstrengung, Wagen und Pferde herüber zu schaffen.

Als Alles im Trocknen war, und man sich wieder einsetzte, hörte ich ein jämmerliches Geschrei der Damen drinnen. Bull, im Bewußtsein der guten That, hatte sich in triefenden Pantalons auf seinen Platz in der Rotonde gesetzt. Die Kleider seiner beiden Nachbarinnen waren schon durchnäßt, als der Conducteur dem vielfach Angeklagten Vorstellungen machte. Diese halfen auch in so weit, daß er ärgerlich hinausſprang, die Beinkleider auszog und Conducteur und Postillion antrieb, sie mit ihm auszuringen. Vorstellungen, daß er ja noch andere im Felleisen habe, fruchteten nichts, denn Bull schwor bei Alt-England, daß er nie anders als in weißen Pantalons gereist sei, reise und reisen werde. Die protestirenden Damen hatten der Gesellschaft keinen andern Vortheil gebracht, als daß man in der Kälte der Morgendämmerung noch eine Viertelstunde warten mußte. Die Damen sahen zum andern Kutschenschlagfenster hinaus, Bull aber sang in voller Ruhe sein *Rule Brittania*, bis er in ziemlich wasserlosen Beinkleidern wieder Platz nahm.

Eine Ode auf die aufgehende Sonne! Ich hätte sie gewiß gedichtet, denn der Morgen war majestätisch, wie er die Felsspitzen und die Waldkuppen beleuchtete, wie die ersten Strahlen hinabdrangen in den Nebel der Schluchten, wie die wunderreiche Natur aufathmete der stolzen Königin entgegen, — aber mich fror doch zu sehr.

33.

Frau von Genlis.

Frejus, Caigne, Antibes, bedeutungsvolle Namen in der neuern Geschichte Frankreichs durch Napoleons Landungen, flogen an uns vorüber. Die Natur hatte sich völlig verändert. Die Myrthe wucherte hin über die freien Bergesseiten, die Aloe schoß hervor zur mächtigen Stauden, furchtbare Pallisade der Gärten, zu deren Schutz sie angepflanzt ist. Auch das Menschengeschlecht wurde ein anderes. Davon sollten wir sogleich einen kräftigen Beleg erhalten.

Der Wagen stand still. Zwei von der Sonne gebräunte Banditengesichter blickten herein. Der

weitkrämpige Hut, der umgeschlungene Mantel sprachen von den Söhnen der Straße.

Ihre Pässe! war die erste, bescheidene Forderung.

Sardinische Douanen!

Stück für Stück band, schraubte, schloß man unsere Effecten los. Es war eben so lächerlich als ärgerlich anzusehen, wie die zerlumpten Beamten der ängstlichsten Polizei, welche je in einem verderbten Staate zur Wirklichkeit gediehen, nicht zwei Tücher zusammen liegen ließen. Ihre schwarzgelben Hände tasteten in meinen Hemden und Schnupftüchern, als könne in jedem ein Carbonaro stecken.

Bull, der allezeit fertige Frondeur gegen alle polizeiliche Zwangsanstalten, stand diesmal, wo die Nachforschungen sogar gegen die Sittlichkeit empörend wurden, ruhig, fast dumm daneben und ließ sich, wie ein Blödsinniger, alles gefallen. Er erinnerte sich, daß man zwei seiner Landsleute, welche dem Eingreifen der lumpigen Straßenlagerer britischen Stolz entgegengesetzt, in ein schmutziges, finsteres Loch geworfen, wo sie mehrere Tage und Nächte schmachten müssen, ehe es ihnen gelungen, Gehör vor der Sardinischen Gerechtigkeit zu erlangen. Sie nahmen ihm sein Pulver und Schrot,

wozu er eine höchst klägliche Miene machte; als aber die Gensd'armen auch an seinem Theekessel hämmerten, als könne ein Freimaurer herausfallen, zuckte der ganze Mann zusammen, und es war rührend, wie er die wiedererrungene Theemaschine nachher streichelte, als gelte es, sie für die erfahrene Unbill zu besänftigen.

Mir mußte man es ansehen, daß ich ein Mann sei, der eine Reisebeschreibung könne drucken lassen. Sie fragten nach meinen Büchern.

Ich habe keine *libri prohibiti*, antwortete ich, schon etwas mit dem Sardinischen Gesetz vertraut, welches alle Bücher bis auf Italienische Andachtsschriften der katholischen Kirche für verbotene erklärt.

Lächelnd stürzten jetzt die Douanen auf meinen Koffer los. Nach meiner Declaration war alles, was sie fanden, einer doppelten Strafe unterworfen, und sie waren gewiß, etwas zu finden.

Eccola Tibaldo! schrie der Eine, und hob seinen Fund in die Höhe!

St. Nicola! der Zweite, und machte ein noch pfiffigeres Gesicht, denn sein Fund war schwerer.

Da stand ich wie ein verurtheilter Verbrecher; so wenigstens blinzelten mich die Douanen mit

höllischer Schadenfreude, so gaffte mich Lionel Bull mit dummem Mitleid an.

Libri prohibiti!

Ich erinnerte mich: unserm trefflichen Mimen Wolff, als der liebenswürdige Kranke nach Nizza ging, entriß man den letzten Trost aus Deutschem Vaterlande, Schillers Gedichte. So kühn war ich nicht gewesen, ich hatte mich ganz leicht eingerichtet, und konnte daher mit der Ruhe, die nur ein gutes Gewissen zur Mutter hat, lächelnd sagen:

Meine Herren, Sie irren sich!

Da machte der kleine gelbe Sebastian einen Sprung in die Luft:

Ein Buch, ein Buch! rief er und klopfte darauf. Aus dem wilden Geschrei des erhitzten Südländers klang es heraus von Maledetto! Carbonarismus und allen schrecklichen Modewörtern der Zeit. Die guten Passagiere blickten mich mit stummem Entsetzen an. Der kleine Sebastian mußte doch wissen, was ein verbotenes Buch ist, und wiewohl es sich später ergab, daß er nicht lesen konnte, konnte er doch ganz gut in Sardinien Censor werden.

Infortunato murmelte man schon.

Meine Herren, ich ersuche Sie dringend, das Buch nur näher zu betrachten.

Sebastian wies auf den Titel mit den Fingern des Nachrichters. Ein Buch! Ein Buch! Und er hatte recht, denn das Buch allein ist ein Verbrechen, und mir lag es ob, zu beweisen, daß es ein Verbrechen zu einem guten Zwecke sei.

Die Verfasserin . . . .

Wie? rief man, eine Dame, alle schriftstellerischen Damen sind Carbonara's.

Ist eine Französin . . .

Desto schlimmer! Sebastian starrte furchtsam auf das *corpus delicti*, als könne die bloße Berührung des Buches ihn anstecken.

Ist eine gute Royalistin, fuhr ich fort, eine Aristokratin, vom alten Hofadel, eine Emigrantin, eine Feindin der Revolution, eine alte Frau — kurz die Frau von Genlis.

Ein Turinischer Abbé und ein königlicher Salzcommissair kannten den berühmten Namen.

Aber was für ein Buch . . .

Ihr *Itineraire*, lediglich ihr Reise-Complimentirbuch in allen Sprachen der Welt, das unschuldigste Buch, das je geschrieben wurde.

Sebastian blätterte kopfschüttelnd in dem Buche. Er konnte es nicht für unschuldig erklären. Auch verlangte ich das von seinem Eifer nicht. Der Commissair aber gab mir zu bedenken, daß es auf der Welt keine gefährlicheren Bücher gäbe als Itineraires, sintemal sie das Reisen und durch dieses die Verbreitung freier Ansichten erleichterten. Der Mann war nicht ohne Scharfsinn, und nach einer Ueberredung von fünf Minuten schauderte ich vor mir selbst zusammen, denn ich hatte einen Grundstoff zu allen Revolutionen mit mir umgetragen.

Aber Tibaldo hub sein Büchlein triumphirender in die Höhe.

Ist dies auch nichts? sagte sein Blick, und zeigte, wie das anscheinend kleine Buch so eng vollgedruckt war, um mit revolutionairen Lehren die ganze Welt zu vergiften. Was half mir, daß ich betheuerte, es sei nur ein Taschenwörterbuch der Italienischen Sprache? Wer konnte das glauben, und wer, der es glaubte, sah nicht, nach der Theorie des Commissairs, daß ein Reiselexicon eigentlich das allergefährlichste Buch von der Welt sei.

Man packte die Peststoffe sauber zusammen, um sie nach der *dogana regia* von Nizza zu senden. Weder an der Gränze noch anderwärts,

als in dieser Hauptstadt, giebt es eine kirchliche oder weltliche Behörde, welche entscheiden konnte, ob ein Lexicon ein verbotenes Buch sei? In Nizza befreite ich erst nach vielen Gängen vom Vicar der *libri prohibiti* meine Frau von Genlis nebst dem Dictionnaire. Der würdige Beamte versicherte mir, daß er nach einer strengen Prüfung keine staatsgefährlichen Grundsätze darin gefunden.

Göttliche Blindheit, welche fürchterliche Geissel wurdest du dem kleinmüthigen Geschlechte dieser Erde! Wo brach je das Gift der Revolution gräßlicher aus, als wo du zuvor regiert! Wie folgte die Strafe der Kurzsichtigkeit auf dem Fuße! Und doch, wie ewig muß deine Macht sein, daß die Blinden, auch wenn man ihnen die Augen unter entsetzlichen Schmerzen geöffnet, sie wieder freiwillig schließen auf Gefahr, die fürchterliche Operation noch einmal zu erdulden. — Ist denn die letzte Geschichte der südlichen Staaten so ganz spurlos vorübergegangen, hat sie nichts gelehrt? Und sie gab doch in allen Fächern Unterricht. Die uralte Republik Venedig, die herabschaute auf die Königreiche der Welt, wie eine Stiefmutter auf Kinder späterer Geschlechter, wie ängstlich hatte sie bis zum letzten Moment gewacht, daß keine

neuere Lehre Eingang finde über die Lagunen des heiligen Markus. Vergeblich! Sie hatte nur das Gute zurückgeschreckt, mit ihren Douanen und Inquisitionen die wahre Aufklärung, den echten Patriotismus, der den Staat gehalten hätte. Das Gift der neuen Lehre schlich herein, heimlich angefressen war das stolze Gebäude und es sank ruhmlos um auf den ersten Stoß von außen.

Brauche ich Neapel, Spanien, Amerika's Süden, Rußland in den letzten Tagen, zu nennen? Was halfen die Barrieren gegen die Lehren der freien Wissenschaft? Die Wissenschaft drang nicht ein, die belebende und versöhnende, aber ihr Abfud, der Journalismus, die oberflächliche Aufklärung stahl sich durch. Wo man die Sonne nicht sieht, hält man ihr Nebelbild für die echte. Wo giebt es ein Maaß der Vergleichung, um zu urtheilen? So machte sich der Wahnsinn des Jacobinismus noch so spät, lange nachdem er sich überlebt, in den Staaten auf entsetzliche Weise geltend, wo man die Freiheit des Gedankens und der Mittheilung geächtet hatte. In den Reichen des Nordens, wo, mit oder ohne Formen, die Freiheit des Gedankens herrschte, hielt man es für

unmöglich, daß irrende Brüder jene Kinderträume noch für Freiheit hielten.

Nirgends rächte sich aber Blindheit und Starrsinn fürchterlicher als in Sardinien, und nirgends schienen beide fester gewurzelt. Als die Französische Revolution in ihrer Blüthe war, wollte Sardinien auch keinen Fußbreit weichen dem neuern Geiste, und während es noch in bejammernswürdigem Starrsinn trotzte, waren schon die Lebenssäfte versiegt, es stand über einem hohlen Grunde, Buonaparte hatte seinen Degen nur halb aus der Scheide gezogen und das alte Reich fiel ohne einen Schwertschlag ihm zu Füßen. Wo früher durch Aufopferung einer Kleinigkeit Alles zu retten gewesen, kostete es jetzt Alles und nichts wurde erhalten. — Die Restauration gelang, die Völker waren froh, dem angestammten Fürstenhause wieder anzugehören, aber man hatte nichts gelernt als eine noch thörichtere Strenge gegen das Licht der Wissenschaft. War es da zu verwundern, wenn ein Blatt des Constitutionell, das sich durchstahl in diese Nacht der Unwissenheit, wie eine höhere Verkündigung angestaunt wurde? Konnte man vergleichen, konnte man prüfen? Gemeinplätze eines wohlfeilen Liberalismus galten für Offenbarungen

der ewigen Weisheit. Declamationen, über die man in einem freien Staate lachte, für unumstößliche Wahrheiten. Ein Funke, der anderwärts auf Asche gefallen wäre, den jeder Vernünftige, ohne Lärm zu machen, ausgetreten hätte, fiel hier auf Kohle und Schwefel. Der neue Umschwung, eine lächerliche Revolution, — lächerlich, wenn man bedenkt, wie edle Männer ihre besten Kräfte einer Thorheit hinopfern, denn was war die Proclamation einer Spanischen Verfassung in den Bergen von Piemont und in der Handelsstadt Genua anders? — war im Augenblick gemacht und ausgeführt. — Die Strafe folgte dieser Thorheit auf dem Fuße. Aber zum zweiten Male ging die Geschichte ohne Lehre vorüber. Strenger als je ist die Censur alles Lichtes und alles Fremden, und während keine Macht der Erde verhindert, daß die aufrührerischen Blätter hindurchdringen und mit Gier im verstohlenen gelesen werden, ist den Schriften der Zugang untersagt, welche durch Aufklärung der wahren Verhältnisse, durch Darstellung der Thatsachen, wie sie sind, das Gift jener Blätter unschädlich machen.

34.

Nizza.

Nizza lag vor uns, die reiche, schöne Stadt. Sie liegt außer Frankreich und meine Reisebeschreibung muß ihre Gränzen haben, obwohl die Einwohner gern für Franzosen gelten wollen und sich hinüber sehnen nach dem Lande, mit welchem sie geographisch eng verbunden sind. Käme der Ausdruck nicht zu oft vor, daß er seine Kraft verliert, ich setzte ich nochmals her: es giebt nur ein Nizza!

Catels Pinsel weiß mit kühnen Strichen ein südliches Meer auf die Leinwand zu werfen, mit allem seinem Duft, Glanz und der lauen Wärme. Er sollte einmal hinüberwandern von Neapel nach Nizza und diese heitern Räume für sein nordisches Vaterland zu Gemälden umwandeln. An Worten habe ich schon zu viel ausgegeben, um noch einen Versuch zu machen, diesen milden Segensort für tausend Kranke den nicht Kranken lockend zu schildern.

Grausamer Postillion! — Nein, die Barbarei des Turinischen Piemontesers war zu groß, um Herzen, wie das eines Bull und das meinige nicht zum äußersten zu rühren. Am Wege nämlich, am Hagedorn, erhob sich eine betrübte Gestalt, betrübt

aber nur, weil sie schrie und die Haare losgegangen waren, sonst eine feine Brünette. Sie schrie und wehte mit dem Tuche und weinte und zeigte auf noch eine weibliche Gestalt, die völlig erschöpft im Grase lag. Beide in seidenen Strümpfen, den feinsten Gaze-Kleidern, schmelzende Stimmen; sie begehrten etwas von uns, und der Kutscher peitschte die matten Mähren zum Galopp. Da sprangen wir durch das Coupé hinaus, stürzten dem Barbaren in die Arme und mit ihm hinunter. Ein Glück, daß die Pferde nicht scheu wurden, sondern es vorzogen, still zu stehen. Bulls Gladiatorenfaust siegte und der Piemonteser fluchte, indessen wir die schöne Emma von Neubourg und ihre todtmüde Gefährtin in den Wagen führten. Sie dankten uns recht sehr und Emma drückte mir die Hand, und dann baten sie, noch einen Augenblick still zu halten, bis sie ihre Toilette gemacht. Und ich muß gestehen, sie verstand es ohne Spiegel, die Locken verführerisch zu ordnen. Aber entfernt euch schnell ihr argwöhnischen Gedanken. Ein Blick in Emma's unbefangene Augen und zehn Minuten mit ihr zusammen, um sie ganz kennen zu lernen. Beide junge Damen hatten sich auf einem Morgenspaziergange über ihre Kräfte angestrengt, waren liegen

geblieben und hatten den ersten Wagen angeschrieen, der sie nach Nizza zurückbringen konnte. Daß junge, nicht ganz uninteressante Fremde darin saßen, hatte sie eben so wenig in ihrem natürlichen Verlangen abschrecken können, als es die unbefangenen Wesen zu einer Bitte bewogen, welche bei uns etwas seltsam geklungen hätte. So löste sich ein Abenteuer auf, was höchst romantisch zu beginnen schien. Emma nahm später in der Stadt so gleichgültig von uns Abschied, als sie mit allem südlichen Affecte uns zuvor begrüßt hatte. Auf der Fahrt war sie die munterste Gesellschafterin, während ihre Freundin es vorzog zu schlafen. Ländlich, sittlich!

Siehe, als wir jetzt um die Ecke bogen, — Nizza, die Stadt, in allem Glanz ihrer Lage vor uns — keine Douanen sprengten uns entgegen, eine ganze Reihe festlich gekleideter Mädchen hüpfte aus den Felsen und hinter den Bäumen hervor, Blumengewinde um Kopf und Leib und in den Händen Kränze. Ein Jubelgeschrei am lautesten von der weitesten Ferne her, begrüßte uns, und doch — wie schnell verstummte der Jubel wieder — ich war ja nicht der König von Sardinien, sondern der Preußische Kammergerichtsassessor Sternanis.

Aber wir hatten doch etwas voraus vor dem

Monarchen, — das Recht der ersten Blicke. Es waren allerliebste Mädchen. — Die Feierlichkeiten, die Nizza zur Ehre des Königs im Spätherbst 1826 veranstaltete, sind durch die öffentlichen Blätter bekannt geworden. Daß ich davon einen Theil genossen, erinnere ich mich in keiner Zeitung gelesen zu haben. Es ließe sich hier über die Nachlässigkeit und Unzuverlässigkeit und andere Lässigkeiten der Journalisten ein Kapitel füglich einschieben, da ich aber nach Nizza und doch vorher so viel wie möglich in den schelmischen Augen der kleinen Provenzalinnen lesen muß, verspare ich es mir auf eine andere Reisebeschreibung. Emma nickte fortwährend ihren Freundinnen zu, und wer wird mir verdenken, daß ich mitnickte, nickte so lange, bis es mir wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder zuckte. — Die Wagenthür öffnete sich, Bull sprang heraus — nun war es gewiß.

Emma fragte mich, warum ich mit einemmale so blaß würde? Konnte ich ihr die Ursach entdecken? Bull kam nicht wieder, wo konnte er geblieben sein? Sie war es, die ernst und thränenlos hinter den bunten Reihen der frohen Mädchen hervorgeblickt hatte, sie, die mich gesehen nicken, lachen, ausgelassen lachen an der Seite einer schelmischen

Brünette. — O Lady Esther, man kann ja nicht immer interessant sein! —

Auf ewig verloren! dachte ich, und die Böller krachten, als ich zum Thore einfuhr, und hinter mir jubelte es: „Es lebe Victor Amadeus!“

35.

Die Präsentation.

Was kümmerte mich der Jubel der Stadt? Ich stieg hinauf auf die Citadelle und kann mich nicht enthalten, noch im letzten Kapitel meiner Französischen Reise allen Nachfolgern eine prosaische, nichts desto weniger aber gute Regel zu ertheilen! Weiße Pantalons, ein schwarzer decatirter Frack, ein seidener Hut mit noch wallenden Flocken, dazu der Anklang eines Ordens am Knopfloch und ein entschiedenes Wesen, welches man am leichtesten durch eine kleine Badine erzwingt, thun wunderbare Wirkung. Nicht allein auf hübsche Provençalinnen, welche dem großen Mann aus dem Norden nachblickten, sondern auch auf Sardinische Veteranen. Sie zogen ihr Gewehr an, man ließ mich auf die Brustwehr und sah es ruhig an, als ich mich auf eine Kanone niedersetzte. Als ich am folgenden

Tage mit dem Reiseüberrocke, Abschied zu nehmen von der herrlichen Aussicht, dasselbe versuchte, wies man den Unbescheidenen barsch mit der Kolbe zurück.

In Nizza nobilitirt den Fremden diese Qualität, was viel in dem kleinen südlichen Staate bedeuten will, wo über die Revolution hinaus eine strenge Gränzscheide zwischen „adlig" und „bürgerlich" geblieben ist. Von oben wünscht man mit redlichem Sinne, aber mit der Klugheit wenig verträglich, selbst in der Geselligkeit die veralteten Formen wieder einzuführen. Perücken, Schnallen, Zöpfe bewahren ihr altes Recht. Man hat bei Hofe alle Staatskarossen Ludwigs des *XV* aufgekauft, welche selbst der unglückliche Ludwig *XVI* nicht mehr in Paris zu brauchen wagte. Mit Erstaunen sah ich diese schwerfälligen Maschinen in den abenteuerlichsten Farben beim Einzuge paradiren. Hier hat also das Lächerliche seine Macht verloren. Dagegen ist jeder fremde Badegast *eo ipso* adlig, und sobald er seine Karte zum Gouverneur geschickt, was theils die Sitte, theils das Polizeigesetz erfordert, courfähig. Ich fand bei meiner Nachhausekunft eine Einladungskarte zum Bewillkommungsballe vor, wer aber hätte in meiner Stimmung einen Ball besuchen mögen.

Da tritt der Garçon herein, und legt ein Billet auf den Tisch. Das zweite von demselben Mann:

Sir!

Eine große Ueberraschung wartet Ihrer. Fehlen Sie nicht heut Abend auf dem Balle.

Ihr

Lionel Bull!

Hundertmal hatte ich das goldne Schreiben überlesen, die Wangen glühten, das Blut rann in Africanischen Pulsschlägen durch die Adern, ich zitterte vor Freude und warf mich auf das Sopha. Bull war der interessanteste Mann geworden. Hummel, daß es so wenig Mittel giebt, sich selbst interessant zu machen, wenn man interessant sein will. Ich wühlte in meinem Felleisen von oben zu unten, und alle Kleidungsstücke, selbst meine Preußische Gerichtsuniform und die weißen Cassimirbeinkleider kamen mir so uninteressant vor.

Die Karossen rollten, die Fackelträger schwangen die Fackeln, der Vorabend einer ungeheuren Freude herrschte in Nizza. Ich sprang aus dem Wagen durch das bunte Lampenthor, die Blumen umwundenen Treppen hinauf.

„Der Königlich Preußische Kammergerichts-

assessor Sternanie!" rief der goldgestickte Portier nach Italienischer Sitte hinein, und ich folgte meinem Rufe in die überhellen Säle, wo Tausende schon sich drängten, um Verandern oder Ehre zu suchen. Wer sie oben am Nordpol dort findet, findet sie auch an der Zone. Es ist kein Unterschied zwischen den Hofbällen.

Die Schönheiten waren für mich keine Schönheiten. Da fischte mich Bull heraus. Bull, dreimal dürrer, als ihn die Natur erschaffen, in einer selbst erfundenen Uniform, welche in den Leipziger Kirschgärten treffliche Dienste gegen die Lerchen und Sperlinge geleistet hätte. Sein langer Englischer Arm zog den Deutschen durch das Gewühl der zurückweichenden Einheimischen in einen Seitensaal, wo ich die Anwesenden in stummem Erstaunen längs den Wänden stehend fand. Bull flüsterte einem beordneten und behänderten Manne etwas zu, indem er mich noch am Kragen festhielt. Der Mann im Orden ergriff mich darauf bei der Hand und zog mich wieder etwas vor. Die Andern wichen zurück, Bull kam mit.

Da stand der Monarch.

„Herr von Bull, Esquire aus London!" sagte der Hofmarschall. Der Monarch bemerkte etwas

und die kerzengrade Gestalt Lionel Bulls beugte sich über wie der Thurm von Pisa.

„Herr von Sternanis, Königlich Preußischer Kammergerichtsassessor!“ lautete es darauf.

Der Monarch freute sich, einen Preußen in seinen Staaten zu sehen. — Der König von Sardinien ist ein würdiger, ernster Mann, von strenger Privattugend.

Die Präsentation war zu Ende. Bull schien um zwei Fuß gewachsen, von der neuen Wichtigkeit seiner Miene gar nicht zu reden.

Sehen Sie, dahin habe ich es gebracht, flüsterte er mir im Nebenzimmer zu und drückte protectorisch meine Hand.

Aber nun schnell, rief ich, wo ist sie?

Wer?

Lady Esther.

Ach die! Heute Abend schon fort, da der Wind gut war. Sie geht noch einmal nach Jerusalem; ich bleibe aber und will alle Hoffeten mitmachen, denn es ist ein charmantes Leben für einen Gentleman hier.

Wie löschten mit einem Male die tausend bunten Lampen aus, wie wurde es grau und dunkel, wie fielen den Schönen die Larven ab, den Hof-

leuten die Sterne, Bänder, die gestickten Kleider! Verzogene Gesichter, Gerippe starrten mich an, ein Hexentanz wirbelte, ein betäubender Dampf füllte die Luft und ich stürzte hinaus.

Am andern Morgen verließ ich Nizza. Sie trugen eine Todte zum Thor hinaus. In offenem Sarge lag die Leiche, die Hände auf dem Schooß gefaltet, einen Rosenkranz darin. So fordert es die Sitte des heitern Landes. Wilhelm Müller, der feurige Bewunderer des neuern Roms, preist sie laut; ihm selbst, dem edlen Sänger der Liebe, des Weines und des neuen Hellas ward kein gleiches Loos zu Theil. Mir, dem Norddeutschen, welchem das classische Alterthum nicht die väterliche Vorstellung von dem düstern Freunde Hain entfremden können, dünkte immer diese Sitte eine Profanirung des heiligen Geheimnisses, das über den Pforten des Todes walten soll. Der Tod ist einmal nichts Heiteres. Das blühende Geschlecht lege den Schleier über die letzten krampfhaften Züge des Sterbenden. Diesmal war meine Stimmung verändert. Es war ein schönes, junges Weib. Meine Braut mußte es sein; ich phantasirte, sie hätten auch mich auf die Bahre gelegt und trügen uns Beide hin zur ewigen Ruhe. Und ich

dankte ihnen, daß sie vergönnt, uns einander anzuschauen und zu schauen in den ewig klaren Himmel.

Nach Frankreich zurück! Ihren Spuren wenigstens mußte ich folgen. Wie gern hätte ich ihre Tritte aufgesucht in der Vaucluse, wo mir zuerst die luftige Erscheinung begegnet. Leider aber hatte ich im Wirthshaus zu den beiden Lauren vorigesmal das Handtuch in die Kohlen fallen lassen, und ein verbranntes Handtuch kann auch muthigere Reisende vor einer Rückkehr zurückschrecken. — Montpellier stand mir offen. Ich sah vom Place Peyrou nach den Pyrenäen, und das Auge feuchtete sich, ich aß von den Weintrauben, die sie gepflückt, und der Saft hatte nicht die Wirkung der Lethe.

Im Gegentheil; ich bestellte mir junge Schößlinge beim Winzer und sende sie nach Berlin. Sie sollen in meinem Garten aufgehen und ihre Trauben jeden Herbst an die Unglückliche erinnern, der die Trauben in allen Zonen geschmacklos dünken. Duldet es aber auch mich nicht in der Heimath, gehe ich wieder nach der Provence und lasse mich aufnehmen unter den guten Republicanern des Jesuiten Lefort.

Berlin, gedruckt bei C. Feister und W. Eisersdorf.

W. Alexis

gesammelte Novellen.

Erster Band.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.

1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Etwas länger als deutsche Druckluft fordert und die Sitte bei uns zuläßt, habe ich mit der besondern Herausgabe meiner Novellen gezögert. Durch Befreundete zuerst erinnert, daß eine kleine Bibliothek von Taschenbüchern eine unbequeme und theure Sammlung meiner Erzählungen sey, ging ich an's Werk des Sammelns und Sondirens. Bei diesem doppelten Geschäfte ließ sich erkennen, daß die Sache durch den Aufschub nicht gelitten. Eines Theils, zählte ich seit den acht Jahren, wo ich zu dieser Dichtung mich geweckt fühlte, kaum eben so viel Novellen; andernseits ändern sich, oder wachsen die Ansichten, und gerade Manches, was beim ersten Erscheinen den Lesern besonders zusagte und dem Autor besonders gelungen dünkte, überläßt er jetzt gern der Vergessenheit.

Die in diesen ersten Bänden gegebenen Novellen sind entworfen und meist erwachsen, ehe der Roman Walladmor eine gröſsere Aufmerksamkeit auf den Autor lenkte. Die chronologische Reihenfolge wird er auch im Fortgang dieser Sammlung, so weit es sich thun läſst, beobachten. Er bittet die Wohlgesinnten, die Zeit der Entstehung zu berücksichtigen. Für Pflicht hielt er gegen sich und das Publikum, was er hier giebt, nicht ohne strenge Durcharbeitung zu geben. Nur den Heroen der Poesie steht es zu, dem Publikum auch ihre Jugendversuche, wie sie entstanden, nachträglich zu schenken. Auch im Mangelhaften und Verfehlten sieht man bei ihnen gern die Stufen zur Vollendung; zur Belehrung dienen Beispiele, wirksam aber nur, je seltener und je gewählter sie sind. Der Autor merzte, was ihm müſsig, verfehlt, übertrieben schien, aus, in weitern und engern Kreisen; aber auch was stehen blieb, muſste häufig eine Umwandlung des Ausdrucks erfahren. Dabei ging er indessen nicht von seinen heutigen Ansichten aus; er suchte sich in seine Denkweise und Schreibart zu versetzen, im Augenblick wo die Erzählung erwuchs. Manches in dem Aufgenommenen mag ihm und Andern jetzt seltsam

erscheinen; es mag dem widerstreiten, was ihm jetzt als wesentlich bei der Novelle gilt; aber ihm kam es darauf an, gerade was eigenthümlich ist in der Erfindung, in der Darstellung zu bewahren. Was als solches anerkannt wurde und dem er auch nach seiner heutigen Einsicht diesen Charakter nicht absprechen mag, hat er zur einstigen Rechenschaft über die Richtung seiner Thätigkeit, vorzugsweise beibehalten. Von den aufgenommenen Novellen wüßte er keine, welche nicht damals ihre besonderen Freunde zählte, ja ihm seitdem sehr werth gewordene neu erwarb; aber auch keine, die nicht den scharfen Tadel anderer Freunde aushalten mußte. Je bunter Anerkennung und Mißbilligung sich mischten, der Eine in dieser das besondere Talent des Verfassers und in jener eine Verkehrtheit seiner Richtung sehen wollte, ein Anderer gleich geistreicher aber umgekehrt urtheilte, um so mehr glaubt er grade mit diesen ersten Bänden, wo die Phantasie unbewußter schöpfte und schuf, künftigen Richtern ein vollständigeres Material zu ihren Sprüchen in die Hand zu geben, als in seinen späteren Novellen, welche mehr die Kunstforderungen berücksichtigend, vor einer allgemeinern Kritik Anerkennung fanden.

Es wäre ungerecht, wollte er die würdigende Theilnahme nicht mit Dank anerkennen. Aber er benutzt diese Gelegenheit, ein Wort über die Gattung zu sprechen, gegen eine vorgefaßte Meinung, welche selbst von geistreichen Kritikern vertheidigt wird, und im gebildeten Publikum auch unter echten Freunden der Poesie Anhänger findet. Diese Anfechter, unter denen der geistreiche Wolfgang Menzel einen bedeutenden Platz einnimmt, werden nicht durchdringen: schon daß ihre Abneigung sich weniger offen ausspricht, als in unwilligen Aeußerungen, beweist, daß sie gegen einen Strom kämpfen, der bereits mächtiger ist als ihr Verdict. Aber doch ist es Pflicht, gegen eine einseitige Ansicht, für die vieles zu sprechen scheint, seine Stimme abzugeben, und es ist eine angenehme Pflicht, da alle Persönlichkeit aus dieser Begegnung verschiedener Ansichten wegfällt.

Es sind die, welchen die neuere Novellenliteratur eine Abirrung von der Poesie dünkt. Ich möchte sie die lyrischen Kritiker nennen. Als einmal alle Poesie aus der deutschen Dichtung zu verschwinden drohte, erhob sich die lyrische Opposition gegen die Nüchternheit des Geschmacks, und die romantische Schule erfocht einen glorwürdi-

gen Sieg. Sie benutzte ihn zu Dictatorsprüchen; Die und Jene wurden allein für Dichter erklärt; Andere, die bis dahin in der Werkeltagsmeinung der Compendien dafür gegolten, wurden mit einem Mal als Dichter annullirt, weil ihnen das eine Etwas fehlte. Die Begeisterung mußte aus einem Quell fließen, jeder Dichter mußte ein Naturdichter seyn, und die Poesie dachte man wenig anders als einen Seelenrausch, eine Trunkenheit der Gefühle. Kaum daß man damals dem Witz sein Recht ließ; kaum, daß Viele mit dem Gedanken sich vertrugen, auch ein Lustspiel sey eine Dichtung. Welche Mühe giebt sich noch Schlegel, es in seiner Dramaturgie für die Poesie zu vindiciren!

Die strenge Zeit ist milder geworden, die Schule in's Leben übergegangen. Sie hat erkannt, daß Farben noch keine Gemälde sind, daß zur Dichtung die Gestaltung gehört, daß die romantische Lyrik wol Poesie, aber nicht allein Poesie ist, und daß die Phantasie, vom Geiste, vom Verstande verlassen, nicht die Gedichte schafft, welche Momente für die Ewigkeit bleiben. Die gerettete Poesie hat sich wieder ganz mit dem Leben verschwistert.

Davon sprechen die Dichter, die in allen Nationen jetzt aufgestanden und anerkannt sind. Da-

von spricht namentlich der weit ausgedehnte Beifall, den die englische reale Poesie, metamorphosirt aus der blanken baaren Küchenwirklichkeit eines Fielding in eine sonnenhelle historische Wahrheit durch Scott neuerdings errungen. Der angeschlagene Ton aus Schottland hallt wieder in Westen und Osten, nicht vermöge überwiegender Genialität des Ersten, der ihn traf, sondern vermöge innerer Nothwendigkeit. Auch der Schalksdämon, der die Gardinen von den Heiligthümern des herkömmlich Bewunderten fortzieht und einen Blick thun läßt in die überall thätige Werkstätte des Egoismus, — auch er zeugt, wie die Dichtung mit und im Leben wandelt. Daher die ungemeine Theilnahme in ganz Europa an des Amerikaners Irving Tableaux, deren dichterische Tiefe sie ihnen kaum verschafft hätte. Wie viele wandeln hinter, neben ihm. Endlich ein Mann, selbst einst der thätigste, der gefeiertste jener romantischen Lyriker, L. Tieck, dichtet Novellen, in denen das baare Leben unserer Häuser und Straßen vorkommt, wo unsere Handwerker und unsere Titulirten, unsere Gelehrten und unsere Künstler auf ebenem Boden gehen, reiten, Treppen steigen, — Novellen, in denen unsere täglichen Interessen, selbst

die von Capitalien, eine Rolle ſpielen, und Witz und Verſtand eben ſo viel Rechte haben, wie ſonſt in ſeinen Dichtungen die grüne Natur und die katholiſche Phantaſie.

Dieſe Rechte, eingeräumt der lebendigen Wirklichkeit, ſind unſern lyriſchen Kritikern ein Aergerniß. Mehr oder minder deutlich laſſen ſie merken, daß ſie die neuere Novellendichtung nicht für Poeſie achten, die nehmlich, wo nicht mehr das Individuum und ſeine Gemüthswelt die Hauptſache iſt, ſondern der Kreis des Univerſums, mit dem es in Berührung tritt. Unzufrieden mit dem Leben, gelten ihnen nur die für Dichter, welche ſich aus demſelben herausheben. Daher das unmäßige Lob, welches von dort den Liederdichtern erſchallt; daher Anpreiſung aller, die nur je einmal aus friſcher Kehle geſungen.

Es iſt ein Glück für Deutſchland, daß wir Liederdichter haben wie Uhland und ſo viele, daß dieſe Stimmen noch durchdringen durch das Gewühl des Marktes, daß ſie in hundert verſtohlenen Schluchten wiederhallen, daß das abgeſtumpfte Ohr noch empfänglich iſt für dieſe reinen Naturlaute, daß dieſer murmelnde Quell noch rieſelt neben dem Staube der Heerſtraßen, neben den

schiffbaren Strömen und Kanälen, daß der ermüdete Wanderer sich noch unter ihren lieblichen Schattenufern lagern kann, Erquickung, Erfrischung suchend. Aber warum deshalb Alles als Marktwaare gestempelt, was nicht wie ein Lied klingt, was nicht wie ein Lied aus der vollen Brust des Einen quillt!

Die Lieder mochten im Jugendleben der Völker die alleinige, die echte Dichtung seyn. Aber die Jugend der Völker ist vorüber, wir sind im Mannesalter, vielleicht schon etwas weiter. Jugenderinnerungen sind schön, aber die Gegenwart ist doch die Hauptsache; sie will ergriffen seyn mit Sinn, That und Wort, sie will kein träumerisches Rückwärtsblicken, keine unerfüllbare Sehnsucht. Auch die Poesie ist mit den Völkern gewachsen, ich will nicht sagen gereift. Vom lieblichen Quell der versteckten Schlucht tret' ich hinaus auf die Bergspitze und überschaue das weite Land. Sind die mächtigen Ströme im Thale, die thurmreichen Städte, die Villen, die Wimpel auf den Flüssen, der bewegte Verkehr auf den Landstraßen kein großes Gemälde? Ist dieser Totalanblick keine Poesie? Ist dieser auf die verschlossene Waldschlucht angewiesen, beschränkt? Freilich in dieser schwelgt nur das einsame Gefühl; hier kommt die Poesie

aus der Seele heraus; dort kommt sie zu uns, dort müssen wir sie empfangen, nicht geben; der Geist muß Raum machen, diese objectiven Eindrücke aufzunehmen.

Und wo in der Geschichte aller Völker, ist nicht die Poesie mit dem Leben gegangen? Wo ist das, was die Generation überlebte, nicht ein treuer Ausdruck ihrer Thaten, ihres Verkehrs, ihrer Gesittung? — Das Lied verklingt schon im Homer und die lebensfrischen Gigantengestalten der mythischen Wirklichkeit werden Poesie. Horazens leichte Philosophie im dichterischen Gewande ist der Wiederhall der Römertugend, die müde der unbequemen republikanischen Größe, ausruhen wollte, gebettet auf den Reichthümern der Welt. Auch die Tragiker der Franzosen sind Dichter, ihre Poesie ist das wenig trostreiche Spiegelbild eines kurzen siècle d'or. Und warum wollen sie unsere Geselligkeit, unsere Gedanken, unsere Projecte, unsere Thaten und unsere Worte nicht in die Poesie aufnehmen lassen?

Nur weil dies Leben ihnen nicht gefällt, weil es ihnen verderbt, schlecht, kleinlich dünkt, weil das commercielle, industrielle Interesse die Lebensader zu tief durchdringt. Aber die Cultur bleibt

nicht bei Dampfschiffen, Gaslicht, Staatspapieren, und Lancasterschulen stehen. Sollte mit ihrer immer größern Ausdehnung die Poesie immer dünner werden? Im Gegentheil, ihr Kreis wird immer weiter. Sie ist ewig, sie kehrt immer wieder, wird immer wiederkehren, und ist immer da gewesen. Nur Gestalt und Stoffe wechseln. Die Wälder verschwinden, die freien Wiesenpläne, die Sträucher am Wege; aber hat je ein ganzes Land deshalb seine Schönheit verloren? Gärten, Gehege, Baumgänge, Wiesen, Parks erwachsen, die Ströme fließen durch die Thäler, und Jahrhunderte ebnen nicht die Gebirge. Aber der ordnende Verstand herrscht über die Welt, ihn muß auch die schöpferische Phantasie anerkennen. Die ganze Welt des beweglichen Elements, die tausend Richtungen, Erscheinungen hat die Poesie an sich gezogen. Die dunklen Gefühle, bange und freudige Ahnungen, reichen nicht mehr aus; es ist der Geist, der ihr in der Gestaltung hilft. Und was hat nicht Gestalt im Leben angenommen, seit Petrarca's Leier? Der Dichter selbst wurde zum Gegenstande der Dichtung; in der Komödie sieht man die Komödie. Die Kritik, die Reflexion — die Herrschaft des Wortes — sie sind da, keine Aus-

nahmen, keine Seltenheiten, bei jedem Schritt treten ſie uns entgegen. Warum ſoll die Dichtung vor ihnen ausweichen?

Die dagegen ſich ſperren, die feſthalten an der alten Lyrik und keine erblicken wollen in der neuen Welt der Erfindungen, der Politik, gleichen für mich unzufriedenen, patriotiſchen Zeloten. Die allmächtige Liebe, die ſie predigen, iſt nicht in ihnen, eine eherne Scheidewand iſt für ſie gezogen, zwiſchen dem Sonſt und Jetzt, und ihre Hoffnung und Begeiſterung ſteigt nicht darüber. Aber war Cato ein Dichter? Im Grunde iſt, was ſie verlangen, eine naive Trunkenheit des Gefühls, bewußtloſe Begeiſterung, unbedingtes Vorherrſchen des Subjectiven. So hat ſich freilich das numen divinum durch zwei Jahrtauſende offenbart, aber doch nicht allein ſo. Die alten Hymnen ſind Poeſie, aber auch Euripides Reflexionen, auch Ariſtophanes Karikaturen, das Lied von der Eberjagd und Hamlets Monologe. Kennen wir ſchon alle Metamorphoſen, deren ſie fähig iſt?

Ihnen iſt das Leben nur ein Markt von Verkehrtheiten, nur Karikaturen wären dort zu kaufen. Scheint nicht dieſelbe Sonne auf den ſtaubigen Markt, die einſt durch die Urwälder drang

und die Stirnen der Heroen bräunte? Hat das Blut nicht dieselben Gesetze? Auch aus diesem scheinbar wüsten, trocknen Verkehr die ewig lebendige Harmonie zu finden, das ist Aufgabe der Dichtkunst. Durch das reiche Leben mit seinen mannigfaltigen Adern sollte gerade die der Poesie nicht durchgehen! Nur ein Blick auf das Rückwärts sollte trösten, begeistern, nur ein Blick nach außen sollte erheben können! Es ist keine andere Poesie, es ist nur eine andere Auffassung. Das schwärmende Gefühl muß der besonnenen Prüfung weichen, der Blick muß schärfer werden, durch die Lumpen hindurch zum Stoffe, durch die Maschinen zum Geiste, der sie regiert. Dann kommt die Begeisterung nicht aus dem Subject; eine tiefere, reichere aus dem Gegenstande, der noch nie erschöpft war und erschöpft werden wird. Der Vorwurf der Trostlosigkeit, fällt am Ende auf die Ankläger zurück, die in weiter Aussicht nur Prosa, in einer ehrenwerthen, schönen Vergangenheit nur Poesie erblicken.

Ich halte dafür, daß in diesem Augenblicke die Novellenpoesie — worunter ich nicht sowol die Erzählungen unserer Taschenbücher, als den gesammten neuern Roman begreife, — durch alle

cultivirte Nationen in ihrer Entwickelung iſt. Die Poeſie, welche das geſellige Leben der gröſseren und kleineren Vereine auffaſst, wie es die Wirklichkeit giebt, oberflächlich an der Erſcheinung haftend, oder tiefer in die Motive eindringend. Der angeſchlagene Ton hat in Amerika getroffen; der Franzoſe fängt zu erkennen an, daſs die hiſtoriſche Darſtellung etwas ſey, wenn auch ihm, der mit einem leichten Reſumé überall gleich auf's Reine kommen will, die Treue der Darſtellung ſchwer wird, indem Niemand weniger geneigt iſt, fremde Eigenthümlichkeiten anzuerkennen. Seine Romane waren nur ein flüchtiger Recit, und der Autor, mit allem im Klaren, ſchwebte hoch über dem Dargeſtellten; ſeitdem hat Barante die Geſchichte der Herzöge von Burgund geſchrieben. Ja ſelbſt der Italiäner, deſſen Poeſie voll lyriſchem Feuerhauch Jahrhunderte durch von der eigenthümlichen Novellendichtung ſo fern ſtand, wie ſeine Correggios von den Teniers, auch er verſucht. — Und weit vor unſerer Zeit war es ein Spanier, der die erſten Novellen in unſerem Sinne ſchrieb.

Cervantes gilt mir als der erſte Meiſter in der neuern Novelle. Er kannte wie einer die Poeſie, und doch gefiel es ihm, ſchildernd, reflec-

tirend, rügend, belobend, die enge und die weite Wirklichkeit um ihn zum Thema seiner Erzählungen zu wählen. Nicht witzige Histörchen, nicht launige Intriguen, wie die der Italiener, Bilder des Lebens, eines physisch und geistig bewegten, Gemälde aus deren jedem wir einen bestimmten Kreis damaliger Thätigkeit, damaliger Ansichten kennen lernen, das sind mir seine auserwählten Novellen. Der Dichter wußte ihnen eine tiefere Basis der Reflexion zu leihen, aber ihr Hauptgepräge ist die lebendige Wahrheit. Nur die leichte Arbeit stört noch hie und da den Gedanken an das Kunstwerk.

Es war hier nur Aufgabe, Grund und Boden der Novelle zu vindiciren; wie das Feld zu bestellen, wäre eine zweite Untersuchung. Die Zeit entscheidet darüber, und wir dürfen an nationell verschiedene Entwickelungen denken. Die das novi quid, die pikante Pointe, die epigrammatische Katastrophe als Haupterforderniß der Novelle betrachten, scheinen mir zu streng an die Italienische Abkunft zu denken. Schon in Cervantes freieren Dichtungen fehlt es. Je weiter der Kreis der Thatsachen und Gedanken wird, in denen sich der Dichter bewegen kann, um so mehr beengt eine

solche

ſolche Schranke. Unſere Novelle iſt eben ſo verſchieden von der des Boccaz, als unſer hiſtoriſcher Roman vor den ältern Compendienerklärungen nicht mehr Stich hält. Der Roman, zu dem der alte Name — und doch auch nur kaum — paßt, beſchäftigte ſich mit dem Individuum, vielleicht von der Wiege bis zur Hochzeit; was da rund herum ſtand, war gleichgültig. Die romantiſche Erfindung verſetzte den Helden nach Arcadien oder einem deutſchen Bundesſtaat; er konnte ſich überall gleich gut pſychologiſch entwickeln und Verhältniſſe und Abenteuer fanden ſich in China wie zu Hauſe. Noch Le Sage mochte für ſeinen Gilblas ein Vaterland wählen; es gab den Begriff des Verlegens von einem Orte zum andern. Der Held war nicht der Sohn ſeiner Zeit, ſeines Landes, Volkes, er war ein ſelbſtſtändiges Weſen, nirgends anſäßig, wo es ihm gefiel eingebürgert. Hieraus entſpringt von ſelbſt der Unterſchied unſerer Novellen, im weitern Sinn, vom älteren Romane. Das Willkührliche fällt weg. Der nationelle, der ſittliche Grund und Boden iſt gegeben; da heraus entſpringen die Geſtaltungen. Die Kritik macht ſich ebenfalls von ſelbſt; ſie müſſen mit dem Boden zuſammenhängen, ihre Intereſſen

sind gegeben, sobald wir Ort und Zeit wissen; Träume und Luftgestalten werden sogleich erkannt. Und es ist nicht zu verkennen, daß grade wie bei unsern Dramatikern die Meinung für phantastische Gestaltungen wächst, — da wo früher eine trübseelige Wirklichkeit der Familiengemälde zu Hause war, die Lust nach aristophanisch keckem Spiele mit den Verhältnissen, — so umgekehrt der Roman das Romanhafte mehr und mehr verläßt, und statt phantastischer Fictionen nach geschichtlicher und psychologischer Wahrheit ringt. Gegen das Unwahrscheinliche ist man jetzt nirgends strenger als im Romane, und es scheint als ob der Name Novelle — noch unpassender für die Wesenheit des neuern, als jener für den alten Begriff, — bestimmt sey, den Flecken zu tilgen, welcher über zwei Jahrhunderte auf der Romanendichtung haftete.

Der Roman wird die Blüthe der neuern Dichtung werden. Mögen es bis jetzt nur Versuche seyn, mag eine Manier stören, mag die Vollendung noch weit entfernt stehen, eine umfassende Richtung ist der Dichtkunst gegeben. Viel Straßen gehen über die weite Ebene, dennoch ist der rechte Weg nicht leicht, denn es gilt das breite Leben dichterisch zusammenfassen. Mehr als an-

derwärts muß hier das Kunſtgefühl leiten. Roman und Novelle, in unſerm Sinne, ſind Rundgemälde; die organiſche Entwickelung aus einem Mittelpunkte, der Zuſammenhang der Theile mit dem Stamme wird erwartet. Die ideelle Einheit wird eben ſo ſtreng gefordert als ſonſt, nur vielleicht von anderm Geſichtspunkte aus. Dem Novellendichter ſtehen alle Formen frei, die hiſtoriſche Erzählung von der ausführlichen Beſchreibung bis zum andeutenden Marginalſtil, der dramatiſche Dialog und ſelbſt die Lyrik bis zum eigentlichen Liede. In der Vermiſchung und Beherrſchung zeigt er ſeine Kunſt. Aber auf dem Wege zum Kunſtwerk drohen dem Schiffenden eine Klippe und ein Strudel, — eine zu plaſtiſche Darſtellung und die überwiegende Reflexion. Dort wird die Schönheit gefährdet durch zu genaue Details, durch die Paßbeſchreibung der Perſonen, das Ausmalen der Gegenden, den zu weit ausgeführten Dialog, die durch Scott beliebten verſchiedenen Dialekte u. ſ. w. Die Hauptſache verſchwindet vor den Pertinenzen; vor dem baaren äußern Intereſſe der geiſtige Gehalt. Aber auch die Vorherrſchaft des Gedankens mag die Dichtung gefährden. Tieck's Manier weiter aus-

geführt von minder Geistreichen, und Gestaltung und poetische Erfindung drohen zu verschwinden im weiten Meere der Gedanken. Göthe hat mit besonderem Glück Klippe und Strudel umschifft, doch nähern sich seine kleinen Novellen freilich mehr den moralischen Erzählungen, oder dem, was die Italiener unter ihnen verstanden. Ob der Unterschied zwischen Roman und Novelle in der größern Fülle und dem abgeschlossenern Kreis zu suchen, der in letzterer zur Anschauung kommen soll, mögen Andere erörtern, ich möchte jetzt noch keinen Unterschied einräumen; ich möchte, wie der Engländer, den historischen Roman überhaupt Novelle nennen.

Ueber jedem echten Kunstwerke schwebt der Gedanke; auch die historische Novelle ist nichts ohne den geistigen Hintergrund. Es soll keine dürre Moral seyn, kein allegorisirter Begriff wird gefordert, der Künstler selbst mag, er soll sogar bei der Schöpfung sich von dieser ideellen Leitung nicht beschränkt fühlen. Unbewußt wurde, ohne Zeugen, ohne Form, die Ehe geschlossen zwischen dem Bilde und der Idee. Blitzartig durchzückt die Seele den Leib, und der Gedanke ist da bei der Dichtung wie die Liebe: man weiß nicht woher sie kommt. Doch ohne diesen geistigen Ge-

halt, ohne diesen Hauch, der hinweht, säftebringend, schwängernd über die plastische Wirklichkeit, läßt sich kaum eine Erzählung denken, die mehr fordert als das leere, äußere Interesse an den Begebenheiten.

Noch gebe ich etwas unsern lyrischen Kritikern zu. Auch unsere Novellen sind nichts, wenn keine tiefere Ader der Lyrik sich hindurchschlängelt. Aber sie wolle nur nicht herrschen. Wer weit durch die Aehrenfelder geht, stößt auf Quellen, auf Bäche, durstige Weiden neigen ihre Häupter darüber. Nach dem schönsten, hellsten Tage sehnt sich das ermüdete Auge nach der Dämmerung. Der Heros, der die Welt überwand, ward vom Aberglauben beherrscht; der Kaufmann, der nur rechnen gelernt, scheut seine unglücklichen Tage, seine unglücklichen Zahlen; durch die Ordnung des Lebens schaut die Ahnung, und hinter dem Verstande waltet das Geheimniß. Unsere Loosung ist: Verstand und Thatkraft nicht im dunkeln Spiel ahnender Gefühle untergehn zu lassen, aber es ist übermenschliche Bestimmung, die Gefühle so zu unterdrücken, daß sie nicht einmal herausbrechen, und ihr ursprüngliches Recht in wilder Zerstörung geltend machen. Darum muß auch der Dichter dem Schmerz und der Wonne, auch wenn

sie weiter herkommen als von dieser Erde, ihr Recht lassen, und es wird sich überall geltend machen, und vielleicht in den Schöpfungen zumeist, wo für die Augen des Laien die Ironie des Dichters das Selbstgeschaffene wieder vernichtet. Es ist nicht so; aus der scheinbaren Zerstörung, die nur das Oberflächliche trifft, taucht das Ewige und das Wahre wieder auf. Nur für die, die nicht an das Geheimniß glauben wollen, bleibt es Vernichtung.

Die Novelle Iblou, die erste, die von mir durch den Druck bekannt geworden, gelte als einzeln subjective Stimme aus einer Zeit, die jetzt schon längst der parteilos richtenden Geschichte vorliegt. Sie liefert einige Züge des Stilllebens zu einem wilden Kriegs- und Sturmgemälde. Es sind Anklänge darin, die, weit diesseits der Reflexion und Kunst, dem kaum zum Bewußtseyn gelangten Jugendalter angehören. Anfangs wollte ich nicht allzuviel mit kritischer Hand daran schneiden. Ich fürchtete, das Eigenthümliche möchte dadurch gestört und deshalb noch nicht das draus werden, was ich heut unter einer Novelle im strengeren Sinne verstehe. Sie liegt in ihrer Ueberarbeitung dem Urtheil vor. Bei ihrem Erscheinen

wollte man darin die ersten Spuren einer Ironie erblicken, die sich selbst am wenigsten schont. Von vielen Seiten wurde ich nach der Wahrheit der Begebenheiten befragt. Warum, da der Zweifel Interesse erregte, soll ich heut chemisch zersetzen, was seit sieben Jahren in meiner eigenen Erinnerung sich kaum trennbar verschmolzen hat? Nur wo die Selbstpersiflage zu keck auf Kosten der Wahrheit spielte, das ist weggefallen. Erlebt darf ich Alles nennen, denn es ist aus einer Anschauung des Erlebten erwachsen. Es freute mich neulich zu hören, daß Literaturfreunde in den Maasgegenden der Jugendarbeit einige Aufmerksamkeit geschenkt, der historischen Notizen über eine Periode wegen, aus der für jene Gegenden literarische Documente fehlen. Der Name Iblou ist keine Dichtung.

Die Schlacht bei Torgau sträubt sich in ihrer starren Form vielleicht am meisten gegen den Begriff: Novelle, wie wir ihn hegen. Der Dialog tritt so plastisch heraus, daß er alle Wellenlinien der Erzählung durchbricht. Wenn der Autor aber auch die Gesetze der Schönheit beleidigt hat, glaubt er doch die der Wahrheit in dem wilden soldatesken Gemälde auf seiner Seite zu haben. Der Zufall ließ ihn in früher Jugend Ru-

dera jenes echten Soldatenhumors kennen lernen, der, wie aller Humor unter den niedern Volksklassen Norddeutschlands, seltener werdend, sich unter den Kernsoldaten aus der Friedericianischen Zeit und Schule am längsten erhalten hat. Er war sehr eigenthümlich, und nicht frei von Gelehrsamkeit und Pedantismus, da relegirte Universitätsbildung sich nicht allein unter deutsche Komödianten, sondern auch in die Preußischen Feldlager flüchtete. Diesen soldatesken Humor für ein Zwitterkind des altenglischen, wie ihn Shakspeare in seinen Volksscenen vorbringt, zu halten, wäre eben so falsch, als es wenige Sachkenntniß verräth, wenn nicht preußische Recensenten im Unterofficier Wallheim aus Holtey's Lenore nur eine neue Incarnation des Lessingschen Paul Werner erblikken. Eben so gut ist Richard der Zweite eine Nachahmung von König Lear, denn Beide sind Könige, die nicht mit ihrer Krone umzugehen wissen. Dazwischen liegen so viel Nuancen, wie zwischen den bramarbasirenden und humorisirenden Spaßmachern in den Preußischen Regimentern, barokke Erscheinungen aus der Wirklichkeit, die von der Dichtung noch lange nicht erschöpfend aufgefaßt sind. Sind es doch die Soldatenlieder, welche in Norddeutschland

faſt allein noch vom Daſeyn einer launigen Volkspoeſie Zeugniß ablegen. Sie werden noch immerfort gedichtet und geſungen. Auch nachdem der Novelliſt bei ſpäterer Ueberſicht dem Korporal und Feldwebel hie und da den Mund verſchloſſen hat, bleibt der characteriſtiſch markigte Dialog Beider die Hauptſache, ſo daß die Novelle auch jetzt mehr zum lauten Vortrag durch einen geſchickten Leſer als zum ſtillen Selbſtleſen geeignet iſt.

Die Erſcheinung von Anklam, ein Schwank, zu anderer Zeit aus einer ſcherzhaften Aufgabe entſtanden, ſchließt ſich dem hiſtoriſchen Hintergrunde der vorigen Novelle am paſſendſten an.

Der zweite Theil enthält die Ehrlichen Leute, ein Phantaſiebild, wo die Laune ſich ein Reich geſchaffen, deſſen Bürger zwar in Deutſchland ſehr bekannt, noch aber nicht in's Reich der Poeſie aufgenommen waren. Cervantes hatte es längſt gethan. Iſt auch die Compoſition für Norddeutſchland nur eine Phantaſie, laſſen ſich die Details doch aus unſern Criminalgerichtsakten belegen.

Der Schleichhändler, eine anſpruchloſe Erzählung aus früheſter Zeit, die bei ihrem Erſcheinen einiges Intereſſe erregte, aber auch in veränderter

Gestalt weniger der Kritik als der Unterhaltung angehört.

Der Braune, eine Umtaufung der umgearbeiteten Novelle „Collaborator Liborius.“ Was mit Recht an dieser Erzählung gerügt wurde, ist auszumerzen versucht worden. Der Gedanke ließ sich auch ohne den künstlichen Schwulst der Darstellung ausdrücken. Nur hatte man darin den Verfasser nicht verstanden, daß man ihm hie und da eine Nachahmung der Hoffmannschen Geistergeschichten als Absicht beimaas. Nie war er mit bewußterer Absicht polemisch gegen diese Richtung aufgetreten, welche damals noch spukte. Aber eben diese Absichtlichkeit in der Persiflage mag der Poesie in diesem dumpfen Stillleben Eintrag gethan haben. Die Novelle gehört ihrer Zeit an, eine Zeit, die glücklicher Weise vorüber ist.

Gräfin Helene, wenn auch in ihrem Inhalt nichts weniger als scherzhaft, ist aus einer scherzhaften geselligen Aufgabe erwachsen. Es galt eine abgerundete Romanendichtung in einem beschränkten Zeilenmaas aufzustellen. Das kurze Schauergemälde, noch nicht durch den Druck bekannt, mag, als Gegengift zu den launigeren Partieen dieses Bandes, ihn beschließen.

Iblou.

Ein Sturmwind iſt vorüber gebrauſt. Wir ſahen die Kronen des Eichenwalds und die Halme des Graſes in Aufruhr. Kein öder Bergſtrich, keine ſtille Schlucht in Europa, wo nicht zerknickte Stauden, und entwurzelte Stämme mit gebrochenen Kronen an ſeine Wuth mahnen. Und ſchon verliſcht die Erinnerung, ſchon überſieht der leichte Sinn die Größe der nächſten Vergangenheit. — So ungefähr begann ich vor ſieben Jahren, als ich die eigenen jetzt vierzehnjährigen Erinnerungen an den letzten Nachhauch jenes Orkans ſammelte. Der Sturm der Begeiſterung war damals vorüber und neue Stürme begannen. Aber noch waren jene Eindrücke nicht ſo verlöſcht, daß die weltbürgerliche Reflexion über den Patriotismus geſiegt hätte. Noch galt dem jugendlichen Sinne Napoleon als der Tyrann, den man nur haſſen dürfe; und ſeine ſtarre Größe bewundern, wäre ein Verbrechen geweſen.

Ich war noch halb ein Kind als der Held der hundert Tage in Preußen dieſelbe feindliche Begeiſterung

weckte, wie als die Stimmen riefen zum ersten Befreiungskriege. Die Zurückgekehrten hatten noch nicht ausgeruht, kaum auserzählt. Die Aufgewachsenen wollten den Aelteren nicht nachstehen. Noch war Bonaparte der Held, der Armeen aus dem Boden stampfen konnte; mährchenhaft klang den Jüngeren seine Siegerkraft aus der Ammenstube, und sie namentlich predigten unter sich unerbittlich Cato's Vertilgungsspruch. Bald waren in Berlin die oberen Classen der Gymnasien geleert. Es litt Niemand sich und die Anderen ruhig zu Hause. In langen Reihen zogen durch Norddeutschland die Freiwilligen und träumten wol noch von den Exercitien aus Prima und Secunda, als auf der Schiffbrücke zum heiligen Köln ihnen schon die letzten Kanonenschläge der Bundesschlacht entgegenhallten, über deren Namen die Sieger sich weniger einigen konnten, als in ihrem Muth und Haß.

Die Sache war entschieden, aber der Krieg noch nicht zu Ende. Unter den feindlichen Wällen wurde die Mehrzahl der jüngeren Krieger erst einexercirt. Längs den Ufern der Maas und in den Schluchten der Ardennen seufzten die Ungeübten über die Strapazen des Krieges, ohne mehr vom Gedanken an seine Bedeutung erhoben zu werden. Der kleine Dienst erregte Mismuth; der Herbst in den düsteren Thälern trübte noch mehr die Aussicht. Die Mehrzahl der Freiwilli-

gen, die zu anderen Beſchäftigungen berufen waren, hielt ſich jetzt ohne Noth zurückgehalten. Die Stunden waren ſo lang, die Wochen dehnten ſich aus zu Monaten. Gedanken von der Zweckloſigkeit des Daſeins überſchlichen die Einſamen. Vielleicht, daß dieſe Stimmung einwirkte, als ich Begebenheiten in meinem Tagebuch notirte, deren Zeuge ich zum Theil auf franzöſiſchem Boden geweſen. Während einzelne Momente mir noch jetzt ſo grell lebendig ſind, wie meiſt die in früher Jugend empfangenen Eindrücke, verſchwebt das Ganze wie ein Traum ohne Zuſammenhang. Sieben Jahre ſind vergangen, und nichts hindert mich jetzt mehr niederzuſchreiben, was noch das Gedächtniß zurückrufen kann, um die hieroglyphiſchen Notizen zu ergänzen. Wo ſie es dennoch dem Leſer bleiben, da möge ſeine Phantaſie nachhelfen, wie ich es nicht verſchwören will, daß ſie auch mir dann und wann die Lücken ausgefüllt hat.

Napoleon war im Sommer 1815, in der kurzen Zeit von dreien Tagen, Sieger, beſiegt und vernichtet. Aber die Feſtungen im nordöſtlichen Frankreich waren noch unbezwungen in der Hand der Franzoſen, und zu ihrer Belagerung wurde ein Theil des Preußiſchen Heeres geführt. Es waltete hier ein ſonderbares Verhältniß ob. Die Verbündeten waren ausgezogen um die

Bourbons wieder auf den französischen Thron zu setzen; die jetzt Belagerten erklärten sich aber laut nach Napoleon's Gefangennahme für dieselbe Sache. Der Ludwigstag wurde innerhalb der Ringmauern gefeiert, die Lilienfahne wehte von den Thürmen, und dennoch warf man Laufgräben auf, und die Batterien begrüßten sich. Die Beschwerden waren nicht gering. Vor Philippeville schwemmte der Regen unsere Barakken fort. Ich erinnere mich, sieben Nächte hintereinander sitzend auf einer Tonne unter dem Regen-Himmel geschlafen zu haben. Auch weiß ich noch recht gut, wie ich die eine warme Suppe während dieser Woche nur dem aufgesammelten Regenwasser im Lehmboden verdanke, wo die Pferdehufe einige Cisternen geschlagen. Die einzige Quelle, aus einer Sumpfwiese vorsprudelnd, war kaum reiner, da mehrere Bataillone daraus schöpften und darin wuschen, sie auch überdies fast eine Stunde entfernt lag. Bis ich dort Wasserzuschuß geholt, wäre der Kessel übergeschäumt und das dürftige Feuer verlöscht. Dafür loderte unter unserm Kanonendonner in einer entscheidenden Nacht die Stadt auf, und am Morgen zog im Sturmschritt das ganze singende Belagerungsheer über die rauchenden Trümmer zur Berennung einer neuen Veste.

Die Belagerung der bedeutenderen Festungen wurde bis in den Spätherbst fortgesetzt. Die Gegenden wurden

finſtrer. So trat auch bei uns mit dem Herbſte ein gewiſſer Trübſinn ein, indem wir umſonſt unſre Kräfte und Zeit verſchwendet ſahen. Die Jüngſten, nunmehr ungeduldig, verzweifelten faſt an eine jemalige Heimkehr. Das feſte Givet trotzte an der Maas ſchon Monate lang den Belagerern, und der Vorpoſtendienſt, zu welchem die Jäger vorzüglich gebraucht wurden, ſchien von Woche zu Woche beſchwerlicher. Wir hörten, daß unſere Kameraden zum Theil in Paris ſich des ſchnellen Sieges freuten, zum Theil ſchon in ihre Heimath entlaſſen wären. Es war daher nicht zu verdenken, wenn die ganze Unterhaltung der Freiwilligen im Lager und auf dem Poſten ſich um unſre endliche Erlöſung bewegte.

So ſtand ich am Abende eines trüben Septembertages, auf meine Büchſe geſtützt, allein auf einem äußerſten Vorpoſten. Die Sonne war untergegangen, und ich ſah, von meinem Verſteck aus, von ihren letzten Strahlen matt beſchienen die Felſen und Mauern der hohen Citadelle Charlement, während ein Herbſtnebel die tiefere Stadt Givet und die zu meiner Rechten vorüberfließende Maas verhüllte. Der Wind wehte mir welke Blätter entgegen, und auch meine Gedanken waren auf den Hinfall aller Dinge gerichtet. Es giebt in der Jugend, wenn ſie zuerſt zum Bewußtſein erwacht, Perioden, wo man gern in einer melancholiſchen

Stimmung ſchwelgt. Man ſucht im Gedanken an den Verluſt, die Bürgſchaft für einen innewohnenden Werth. Es iſt die erſte Regung des Ehrgeizes nach dem in den Kinderſpielen. Jeder kleine Unfall iſt willkommen; wir dehnen ſeine Wirkungen aus; es däucht uns höchſt intereſſant der Gegenſtand vieler andringender Leiden zu ſeyn. Es iſt das Alter, wo der Oſſian entzückt. Jeder will auch ſo Geiſter ſehen und ſo philoſophiren. Ich ſah meinen Grabeshügel, monologiſirte von fruchtlos vor dieſen Felſenmauern verſchwendeten Kräften der Jugend, und ließ den Landmann fluchen den modernden Gebeinen des Fremdlings! Der feuchte Nebelhauch war mir erwünſcht, und mein Auge verfolgte das Spiel der vom Winde getriebenen Blätter. Wenn eine Krähe aus dem verdorrten Brombeergeſträuch aufflog, mußte ſie die Geiſter der Abgeſchiedenen im fernen Nebel erblicken. Während ich ſelbſt hinausſtarrte und Figuren aus den Wolkenzügen zu entziffern ſuchte, rauſchte es plötzlich in meiner Nähe auf. Eine rieſenhafte Geſtalt ſtand, wie aus dem Nebel aufgetaucht, vor mir. Sie warf einen ſcheu wilden Blick auf mich, und ehe ich noch mich beſinnen konnte, ob es nur ein geſuchtes Phantom der Phantaſie geweſen, oder ein Mann von Fleiſch und Bein, war ſie vorüber und verſchwunden. Wie verſteinert, mit halb aufgehobener Büchſe ſtarrte ich ihr in die Luft nach. Aber nach

wenigen Minuten waren mir die Geſichtszüge des Vorübereilenden wie eingebrannt vor den Augen. Eine gewölbte große Naſe, tief liegende, von dunkeln Brauen beſchattete Augen, Feuer ſprühend, eingefallene Wangen und ein krampfhaft verzerrter Mund. Der Mann war mehr als gewöhnlich groß, und trug das blaue Oberhemde der franzöſiſchen Landleute; eine hohe Soldatenmütze hatte er bis über die Augen gedrückt. — Es war ein lebendiges Weſen, das wußte ich nun, und den jungen Soldaten peinigte jetzt die Scham, daß ihn Träumereien von ſeiner Pflicht, den verdächtigen Menſchen feſtzunehmen, abgehalten hatten. War der Mann von den hinter mir ſtehenden Poſten aufgefangen, womit ſollte ich meine Nachläſſigkeit rechtfertigen? — Oſſianiſche Geiſter dürfen vor keinem Preuſiſchen Kriegsgericht erſcheinen. Man kann ſich vorſtellen, daß ich meine Aufmerkſamkeit verdoppelte, und mit erleichtertem Herzen vom Poſten gieng, als nach der Ablöſung bei einbrechender Nacht ich von meinen Freunden nichts Verdächtiges erfuhr.

Im zweiten Befreiungskriege waren die Schaaren der freiwilligen Jäger nicht mehr aus ſo reinen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, als dies im erſten der Fall geweſen. Damals beſtanden dieſe Volontairbataillone zum großen Theil aus Beamten, Studenten, Künſtlern, Schülern. Alle erſchienen aus eigenen Mit-

teln ausgerüstet; neben der Kriegskameradschaft herrschte ein gesellschaftlicher Verband. Diesmal lieh der Staat jedem, der es verlangte, und in irgend einer Truppengattung schon gedient, Jägerrock und Waffen. Hoffnung bürgerlicher Vortheile hatte viele Menschen von sehr roher, ja selbst verdächtiger Sinnesart in unsre Reihen geführt. Der Gebildetere mußte daher, statt zu wählen, seinen Umgang suchen. Er mußte es mit Vorsicht thun, um nicht zu beleidigen. Nirgends stößt der Aristocratismus, auf welche Art er sich zeige, mehr an als im Soldatenstand, den der nothwendige Despotismus an eine strenge Gleichheit gewöhnt hat. Schon der Vorzug der Bildung, wenn man ihn nicht gefliſſentlich verbarg, setzte dem Hohn und Spott aus. Meine Freude war daher nicht gering, als mir beim Eintreten in den Lagerplatz des Pikets, mein Freund ***, welchen ich krank im Lazareth vermuthete, entgegen trat. So viel mir der Flammenschein zu sehn erlaubte, schien er noch blaß und verstört. Er drückte mir die Hand, und sagte, er habe mir viel zu erzählen. —

Der Lagerplatz unseres Pikets war ein zerstörtes ehemaliges Kloster, auf einem hüglichten Abhange, der sich nach der Maas zusenkt. Wenn ich nicht in der Schreibart irre, hieß es Felixpré. Auch unsere Landsleute waren nicht immer wie Tauben im Feindeslande.

Freilich erreichten ſie nie das Maaß der Vergeltung. Es war mehr komiſch als ernſthaft, als ich zwei kräftige Schuhmacher mit Pommerſchen Fäuſten auf dem Dache eines verlaſſenen Schloſſes herumſteigen ſah. Mit ihren Hirſchfängern hieben ſie unter Lebensgefahr die ſchweren bleiernen Dachrinnen ab, nicht wie Georg im Götz, um Kugeln daraus zu gießen, ſondern um ſie zu verkaufen. Der Krämer des Orts wurde herbeigeſchleppt und ſollte bieten. Oben ſtand der Jäger bereit zum Zuſchlage mit dem blanken Schwerte. Da der Handelsmann aber die ſeltſame Idee hatte, wenn die Rinne oben hängen bliebe, behielte ſie der alte Eigenthümer, wenn ſie aber herabfiele, bekäme er ſie ohne dies, indem der Verkäufer ſchwerlich mehrere Centner auf ſeinen Schultern fortſchleppen würde, ſo bot er unbegreiflich wenig, was unſerem guten Pommerſchen Landsmann eine unverſchämte Betrügerei dünkte. In dieſem Kloſter, erinnere ich mich, daß Preußiſche Landwehrmänner ſechs Wochen lang unter Todesgefahr hinaufkletterten, um die eiſerne Wetterfahne eines Thurms abzubrechen. Sie war ſo feſt im Mauerwerk wie das eiſerne Kreuz des heiligen Iwan auf dem Kreml zu Moskau. Es wurde zur Ehrenſache. Endlich errang einer die Trophäe, und löſ'te dafür — zwei Sous! In einem vielfältig verwüſteten Zimmer

dieses Klosters loderte ein großes Feuer, um welches auf Steinhaufen die jeden Augenblick zum Aufbruch rüstige Mannschaft saß. Doch durfte weder das Feuer zu groß, noch das Gespräch zu laut werden, um dem Feinde nicht unsern Aufenthalt zu verrathen. Wer ohne die Umstände zu kennen diesen Anblick belauschte, hätte das dumpfe Gemurmel der in Mänteln verhüllten, bewaffneten Männer für die Berathung einer Räuberbande gehalten. Mir war heut besonders unheimlich in dieser Gesellschaft zu Muthe. Ich gedachte noch immer der wunderbaren Erscheinung, und konnte mich endlich nicht enthalten, meinen Freund aus der Wachtstube herauszuziehen und mit ihm einen stillen Fleck draußen in der frischen Nacht aufzusuchen. Hinter dem Kohlgarten des Klosters lag die kleine verfallene Kirche. Ihre Zerstörung war nicht unser, sondern das Werk der Revolution. Ein verbleichtes Marienbild konnte man bei Tage an der Hinterwand erblicken. Die Nachtluft hauchte durch die gothischen Fensterbogen, und vor uns plätscherte, eingezwängt im Gemüsegarten, eine kleine Fontaine ihren dürftigen Wasserstrahl in ein sumpfiges Bassin. Der Ort schien uns zu unsern Herzensergießungen besonders geeignet. Wir setzten uns in die Thürschwelle der Kirche, und ich begann das Gespräch mit der Erzählung des seltsamen Vorfalls.

„Eine gekrümmte hervortretende Naſe, ein verzerrter, höhniſch lachender Mund?“ fragte *** nachdenkend, als ich geendet.

— Du kennſt ihn doch nicht, entgegnete ich, denn er ſchien aus der Feſtung zu kommen.“ —

Mein Freund ſchauderte zuſammen und ſtarrte eine Weile vor ſich nieder. „Es ſtimmt alles überein, und ich ſcheine vom Schickſal berufen in einer finſtern Geſchichte mitzuſpielen. Ich wollte ſchweigen, denn wir ſind nicht hier, die alten Geſchichten aufzurühren! Wo alles klebt hier nicht noch Blut! Wie lieſt man noch aus den tiefen Furchen der wilden Geſichter die Schreckenszeit heraus! Es iſt ein Tiegergeſchlecht, wenn ſie auch wie Katzen ſpielen. Die alte Wildheit zuckt immer noch jäh auf, wo wir es uns am wenigſten verſehen...“

— Liebſter Bruder, fiel ich ihm in's Wort, was ſoll das hierher? Kennſt Du den Mann, den ich geſehen? Kommt er aus der Feſtung? Was iſt ſeine Abſicht? —

„Wenn es der iſt, den ich meine, entgegnete er, kenne ich ihn ſehr genau; er war mein Wirth während vier Wochen. Daß er aus der Feſtung kommt, iſt ſehr wahrſcheinlich...“

— So gehört er zu den Belagerten? —

„Keineswegs, aber ein Mann wie er, findet wie der Fuchs überall ſeine Schliche. In der Feſtung iſt

Jemand, um deſſentwillen der Schurke gern Stadt und Citadelle in die Luft ſprengte. Ich zweifle nicht, daß er ſelbſt Päſſe von unſeren Generalen in der Taſche trägt. Es liegt ihm gar zu viel daran, den einen drinnen zum Schweigen zu bringen."

— Was müßte ich thun, wenn er mir noch einmal begegnen ſollte? —

„Eine Kugel ihm vor den Kopf, das wäre im Grunde das beſte. Nun wir einmal ſo weit ſind, muß alles heraus. Es iſt auch eine Erleichterung, wenn noch Jemand darum weiß. Kein Schloß in den Ardennen kann abgelegener ſein, und zu trüberen Gedanken einladen, als wo mich das Fieber überfiel. Man ſchickte mich nicht in's Lazareth; aber was mir an Pflege dort zu gut kam, hat, was ich anhören mußte, wieder ſchlimm gemacht. Sie hielten meinen Starrſinn für Tod. Der Kopf wurde ſchwindlig und ich fühle noch Spuren des Paroxysmus, wo ich glaubte, daß mich täglich der Teufel ankrallte. Ich habe hier aufgeſchrieben, um nicht zu vergeſſen, und es iſt das Kürzeſte, ich leſe es Dir im Zuſammenhang vor — nachher von dem Zufall, wie ich dazu gekommen — und dann berathen wir, was zu thun. Du biſt die erſte vernünftige Seele mit der ich über ſo etwas reden kann, aber ich fürchte, ich trage den Tod im Leibe und überlebe es nicht lange. Wüßte der Böſewicht,

daß ich als Zeuge gegen ihn auftreten kann, er ſtände ſchon hinter uns und riſſe mir das Papier weg ...“

In dem Augenblicke wo *** ein Papier entfaltete und verſuchte, ob er bei'm Mondenlicht leſen könne, ſtand wirklich Jemand hinter uns. Es war aber nur der wachthabende Unterofficier, der leiſe herangetreten war und uns zuflüſterte: „Numero 2. vom Gewehrpoſten! Es zeigen ſich verdächtige Bewegungen an den Hecken links vom verlornen Poſten. Wir wollen eine Patrouille hinſchicken. Sie, Jäger, haben ja wol lange genug geruht.“ Dies galt dem Vorleſer. Er ſteckte das Papier ein, griff nach der Büchſe, und folgte der leiſe fortſchleichenden Rotte. — Ich ging indeſſen wieder in die Wachtſtube, und blickte, mich wärmend, auf die Kohlen. Da fiel in weiter Entfernung ein Schuß. Es hieß: „Auf! Auf, Jäger! es kommt zum Gefecht mit den Vorpoſten.“ Alles griff zu den Büchſen; bald aber kam beruhigende Nachricht, es ſei nur eine feindliche Patrouille geweſen, welche ſich jetzt zurückziehe. Nach einer halben Stunde ſah man unſre Leute zurückkommen. Sie gingen ſo langſam; mir war bang zu Muthe.

— Bringt ihr was Gutes? — rief man ihnen zu. „Diesmal nicht“ klang es traurig zurück. „Eine hundsvöttiſche Flintenkugel aus der Hecke muß unſern Bruder in die Bruſt treffen.“ Drei Jäger luden den

Sterbenden von ihren Schultern ab. Ich trat näher, — und der Mond beleuchtete ***s sterbende Züge. Er sah mich noch einmal heftig an, drückte krampfhaft meine Hand, öffnete den Mund, als wolle er sprechen, aber es war nur um den letzten Athem auszuhauchen. Eh ich ihm eine Thräne weinen konnte, wurde ich zu meinem Posten abgerufen.

Mit mehr Seelenangst, als vielleicht einem Soldaten erlaubt ist, wartete ich meine vier Stunden auf dem einsamen Posten ab. Regenwolken waren herübergezogen, der Mond war untergegangen. Am Himmel glänzte auch nicht ein einziger Stern, und ein kalter Regen schien mir oft bis in die Adern zu dringen. Wenn sich ein Strauch bewegte, oder eine Feldmaus an den Wurzeln nagte, war ich auf die furchtbare Erscheinung gefaßt, die mich wie meinen Freund ermorden wollte. Der blutende *** schwebte vorüber an den über den Fluß getriebenen Wolken; er öffnete den Mund und wollte sprechen, aber die Wolke zerfloß beim nächsten Windstoß. Es war wie ausgemacht bei mir, daß ihm der Terrorist, — so nannte ich das Schreckbild — hinter den Hecken den Todesschuß versetzt, weil *** mehr von ihm wußte, als ihm lieb war; und diese Phantasie hat mich Jahre lang nicht verlassen, obgleich darüber nie auch nur Wahrscheinliches zu Tage gekommen ist. Ich hielt den Athem an und den Finger am

Drük-

ker des Gewehrs, immer gewärtig, daß er auch auf mich losſpringen werde.

Sonſt klang es wohl unheimlich, wenn ich Nachts auf äußerſtem vorgerückten Poſten bis dicht am Feſtungsgraben ſtand, und ſtündlich das wie ein Lauffeuer rund um den Wall tönende: sentinelle, prenez garde à vous! der Franzöſiſchen Wachten ſtill anhören mußte. In dieſer Nacht war mir der Ruf willkommen. Er rief mich aus der furchtbaren Welt meiner Träume in eine minder ſchreckliche Wirklichkeit zurück. Mein erſtes war, als ich bei dämmerndem Morgen abgelöſt wurde, nach dem Leichnam meines Freundes zu fragen. Man hatte ihn bereits in das Lager gebracht, und als ich dorthin am nächſten Abende zurückkam, fand ich ihn eben zur Erde beſtattet. Seine Sachen waren ſchon durch mehrere Hände gegangen. Nachdem es mir endlich gelungen ſie vor der, einige Tage darauf erfolgenden, Verſteigerung bei'm Feldwebel zu unterſuchen, fand ſich keine Spur jenes Papiers. Man neckte mich wegen meiner Fragen. Ich hielt für Pflicht über *** letzte Rede Anzeige zu machen, aber man lächelte. „Was will das bedeuten, ſagte der Obriſt, er hat etwas ſagen wollen und hat nichts geſagt! Einen Todten kann man nicht inquiriren, am wenigſten über nichts. Auch haben die Chirurgen angezeigt, daß er auf gutem Wege war, toll zu werden. Darum beru-

bigen Sie ſich, Jäger, und nehmen ſich vor den hitzigen Fiebern in Acht, die unter den jungen Leuten graſſiren. Die Luft iſt feucht."

Der Schmerz der Jugend verflüchtigt ſich um ſo ſchneller, je näher ſie noch dem Kindesalter ſteht. Körperliche Anſtrengungen ſind hier eine unfehlbare Arznei. In unſerm von Felſen umſchloſſenen Lager mußten wir mit Mühe die Nothwendigkeiten des Lebens, um wie viel mehr die Annehmlichkeiten herbeiholen. Die Arbeit würzte den Genuß. So ſchmeckten die Kartoffeln, welche man mit der größten Anſtrengung, unter Gefahr bei der Entdeckung geſtraft zu werden, in Mondnächten auf entfernten Feldern grub, und in Mänteln herbeitrug, bei weitem beſſer, als die Delikateſſen, welche ab und zu von franzöſiſchen Marketendern im Lager verkauft wurden. Indem aber in unſerm kleinen Hüttenleben unſere ganze Sorge ſich um Herbeiſchaffung und Bereitung der Nahrung drehte, wurden wir einigermaßen Inſtinktweſen, und wagten zuweilen beinahe das Leben für kleine Genüſſe. Ich muß noch immer lächeln, wenn ich daran denke, welche Freude es im Lager verurſachte, als ein Landwehrmann eine entfernte Felsſchlucht voller Brombeerſträucher gefunden hatte, und wie nun beſtändig heimliche Wallfahrten nach dieſem außer dem erlaubten Kreiſe belegenen Orte unternommen wurden, um die dort mit Mühe

gefüllten Kochgeſchirre auf dem langen Rückwege wieder zu leeren, und mit Nichts in das Lager heimzukehren. Als eines Mittags mein Kochgenoſſe und ich große Luſt auf ein Gericht verſpürten, entſchloß ich mich am Nachmittage zu einer ſolchen heimlichen Erndte.

Ein Bach, der in den Steinwänden des Felskeſſels, welcher unſer Lager bildete, entſprang, führte durch eine ſich vielfach windende Felsſchlucht bis nahe an die Auſſenwerke der Feſtung. Für Heeresabtheilungen konnte der beſchwerliche Fußpfad keine Straße abgeben; zum Schleichwege für Spione ſchien er aber ganz geeignet, und war deshalb mit mehreren Poſten vom Lager aus beſetzt. Am äußerſten Ende dieſer Felſenſchlucht ſollten noch reichliche Brombeerſtauden anzutreffen ſeyn. Ich ſchlich, Mantel und Feldmütze über Schulter und Ohren, mit verborgenem Kochgeſchirr, aus dem Lager. Ohne von den Poſten entdeckt zu werden, war es unmöglich, auf dem engen Grunde fort zu kommen, aber die erſte Schildwach wandte ſich um, und die zweite, der Luſtigmacher unſerer Compagnie, rief mir nach der bekannten Melodie unſeres Signals im parodirten Geſange die Verſe zu:

Ja ja es iſt expreß befohlen,
Wir ſollen dem Bauer die Gänſe holen!

Was ließ ſich nicht alles überwinden um — Brombeeren! Immer weiter und weiter in eine unbekannte

Wildniß! Die heitere Herbstluft spielte eben in den Ginsterſträuchen. Die Tollheit des Gedankens, um ſchlechte Waldbeeren, die ſelbſt der franzöſiſche Bauer nicht eſſen mag, vielleicht feindlichen Vorpoſten in die Hände zu laufen, hatte etwas Berauſchendes. Ich hätte heut mögen Givet ſtürmen. Der todte Freund war vergeſſen. Mit einem Male öffnete ſich der Grund links vor mir; hoch auf dem violetten Schieferfelſen lag der Mont-d'or, ein Außenwerk, und vor mir rauchten die Schornſteine von Givet. Zugleich aber lachten mich zu beiden Seiten die reichſten Brombeerſtauden an. Es war mir, als müſſe man mich aus der Stadt, da dieſe ſo offen vor mir lag, eben ſo gut bemerken, als ich jene, und ich verbarg mich, ähnlich den Kindern, welche die Augen zudrücken, wenn ſie geſehen zu werden fürchten, in die Geſträuche. Bald indeſſen war dieſe Beſorgniß überwunden; ich pflückte deſto eifriger, ſo daß mein Geſchirr hochauf gefüllt war, als die Abenddämmerung anfangen wollte. Eben war ich im Begriff aufzuſtehn, als ich im Gebüſche hinter mir Fußtritte vernahm, und ein Franzoſe aus dem Grunde hervor der Stadt zueilte. Ich brauchte mich nicht lange zu beſinnen; es war derſelbe, deſſen Andenken kaum die Brombeeren in mir verdrängt hatten. Mit einem Male hielt er inne, und ſah ſich nach allen Gegenden um. Ich verwünſchte, daß ich kein Gewehr bei mir hatte. Plötzlich

warf er, da er keine Zeugen bemerkte, ſein Oberhemde fort, und ſtand in franzöſiſcher Uniform am Ende des Buſches. Im nächſten Augenblicke war er mit zwei Sprüngen hinter einem Geſträuch verſchwunden. Von der Frucht der Waldſtauden brachte ich nicht viel in's Lager zurück; dagegen eine andere Frucht: den Vorſatz, mich von keinem Freunde oder Feinde auf verbotenen Wegen ertappen zu laſſen. Es war höchſt verdrießlich, über den Vorfall ſchweigen zu müſſen. Ich durfte noch froh ſeyn, daß man mich beim Appell nicht vermißte. Der Kochkamerad hatte meinen Namen auch beantwortet, und ſprang mir mit Büchſe und Patrontaſche entgegen. Ich war zum Dienſte für die Nacht aufgerufen worden.

Kaum hörte ich die Anordnungen des Feldwebels und das Feldgeſchrei. Ein Gedanke nach rückwärts weckte eine ganze Reihe. Ich marſchirte ohne zu wiſſen wohin, und ward erſt wieder inne wo ich war, als man mich auf den äuſſerſten Poſten der Brombeerſchlucht hinſtellte. Der Gefreite marſchirte nach dem Lager zurück und ich hätte in unerfreulicher Einſamkeit die halbe Nacht hier zubringen müſſen, wenn die Bedeutſamkeit des Poſtens nicht eben für dieſe Zeit eine doppelte Schildwacht nöthig gemacht hätte. Und wäre mein Geſellſchafter noch alberner geweſen, als der Berliner Marqueur, der auch einen grünen Rock

trug und sich Freiwilliger nannte, hier war er mir ein willkommener Freund.

Schon zwei Stunden hatte der Mensch fortgeschwatzt, um so beredter, je weniger er von der Sache verstand. Auch hier in den öden Felsschluchten der Maas war das Theater ein unerschöpflicher Gegenstand, und dieser Marqueur war nicht der einzige Freiwillige, der Mitglied eines Liebhabertheaters gewesen, „weil das am leichtesten Bildung verschafft." Er hoffte bestimmt auf eine Anstellung bei'm Nationaltheater, wie Iffland ihm schon versprochen. Ein kleiner Dienst für's Vaterland mußte ihm die noch fehlende Künstlerqualification geben, und nach seinen Militairzeugnissen hoffte er als Carl Moor auftreten zu dürfen. Ich weiß nicht, ob es ihm gelungen ist. Er war aber auch ein großer Reformator. In die Räuber wollte er durchaus ein glückliches Ende bringen. Carl sollte nach ihm mit gebundenen Augen zum Rade geschleift werden. Dann wurde die Binde abgerissen und ein Pardon des Kaisers versetzte ihn vom Galgen zu einem Gränzregiment, und zwar als Gouverneur. Er hegte die gewisse Zuversicht, daß man einem gedienten Soldaten einen so billigen Wunsch nicht versagen dürfe. Waren doch die Ansprüche vieler Cameraden auf Berücksichtigung ihrer freiwilligen Verdienste nicht geringer, wenn auch das Lächerliche weniger in's Auge fiel. Wie Viele

ſah man unzufrieden, in beſtändiger Erwartung, lange Zeit in den Straßen von Berlin! Der Einzelne verlangte die ganze Aufmerkſamkeit des Staats auf ſeine Perſon gerichtet, gleich den vielen franzöſiſchen Renaliſten, die noch immer die Reſtauration nicht für beendet anſehn, weil ſie nicht für alles belohnt ſind, was ſie gelitten und gedacht. Wie mancher Freiwillige ſchämte ſich, zur früheren Beſchäftigung zurückzukehren! Um ſo ehrenwerther einzelne Beiſpiele, wo wir den verdienten Officier wieder hinter den Ladentiſch oder in die Werkſtatt ſeines Handwerks treten ſahen.

Alle jene kühnen Plane waren der Gegenſtand des Geſprächs zweier nächtlichen Schildwachen. Unſer Feldlager vor Givet hatte das Anſehn eines kleinen Marktfleckens bei der Dauer der Belagerung gewonnen. Die Bauern und Bäuerinnen, welche alle Morgen es bezogen, hatten ihre beſtimmten Steine, wo ſie Obſt, Garten- und Feldfrüchte feil boten. Der Marketender, ein ſchleſiſcher Jude, ſchenkte Kaffee; die berliner Voſſiſche Zeitung lag, wenn auch etwas veraltet, aus, und die Politiker des Lagers ſammelten ſich hier, um Nachricht aus der Heimath einzuziehen. Ich hatte am Morgen dieſe Zuſammenkunft verſäumt, wußte daher auch nicht, welch ein Ereigniß die theatraliſchen Köpfe aufgeregt hatte. Die Nachricht vom Tode der Bethmann war eingelaufen. Das Feldgeſchrei führte

heut diesen Namen und mit einem Zusatz, den der Unterofficier nicht ordentlich herausbuchstabiren konnte, den aber mein Camerad deutlicher erklärte, über die Unbildung des Mannes raisonnirend. Bethmann die Köstliche, heiße es. Er bewies mir, der ich das etwas sonderbar fand, dies sey nur gerechte Anerkennung ihrer Verdienste. Der Befehl dazu sey expreß aus dem Hauptquartier angekommen. Er gerieth in eine glühende Lobrede, die ich aber plötzlich unterbrechen mußte.

„Hörten Sie kein Geräusch?" Er sprang einen Schritt vorwärts.

„Eine Gestalt schleicht dort an der grauen Felswand auf uns zu. Wetter noch mal, hier giebt's was zu fangen."

Halb vor Freude zitternd, faßte ich schußrecht meine Büchse, und schrie ein „Halt" der mir zu bekannten Erscheinung entgegen. „Halt! Wer da?" —

„Bertrand du Guesclin!" antwortete eine rauhe französische Stimme, und ich drückte meine Büchse auf den Nachtwandler ab. Er prallte zurück, ich glaube jedoch, daß die Kugel ihn nur gestreift hat. „Que diable!" rief es im höchsten Ingrimm, und ehe wir es uns versahen, sprang der Mann auf dem dunkeln entgegengesetzten Ufer des Baches an uns vorüber und nach dem Lager zu.

„Ihm nach, ihm nach" ſchrie ich, meiner ſelbſt nicht mehr bewußt, und eine eigene Mordgier trieb mich, in dem dunklen Thale ihm nachzuſpringen, hätte mein Gefährte mich nicht am Arm gefaßt, und durch die Worte: „Camerad, Sie werden doch Ihren Poſten nicht verlaſſen?" wieder zur Beſinnung gebracht. Mit friſchgeladenen Flinten blieben wir ohne zu ſprechen, Aug' und Ohr der Stadt zugekehrt, ſtehen, um ſchärfer jeden Nachfolger auf's Korn zu faſſen, als hinter uns ein Geräuſch ſich näherte. Der phlegmatiſche Unterofficier kam zur Beſichtigung des Poſtens, und rief uns ſchon von weitem zu: „Jäger, in Teufels Namen, was machen Sie denn? Das ganze Lager iſt allarmirt von dem Schuß. Sie haben wol auf 'ne Fledermaus losgedrückt? Sonſt iſt ja nichts zu ſehen Ich komme Ihnen nur zu ſagen, daß ich mich verhört habe. Wer kann das vermaledeite Rothwelſch alles behalten, was ſie jetzt zur Parole machen. Das Feldgeſchrei heißt nicht Bethmann, ſondern" — er buchſtabirte den Namen Bertrand du Gueſclin heraus.

Wir blickten uns verwundert an. „Wie konnte er das wiſſen!" entfuhr im ſelben Augenblicke unſern Lippen. Ich drang ſogleich darauf, abgelöſt zu werden, und eilte, um dem kommandirenden Officier alles zu melden. Man war über den Vorfall betroffen, das Lager, die umliegenden Büſche wurden durchſucht,

aber nirgends fand ſich eine Spur von dem Franzoſen. Dagegen traten Soldaten und Jäger an den Wachtfeuern zuſammen, und raunten ſich zu, dieſer und jener habe längſt einen Spion gemerkt. Ein Kerl, ſo und ſo gekleidet, ſey ſchon oft, den Poſten vorbei in die Stadt und aus der Stadt geſchlichen. Ohne Einverſtändniß ſey das nicht möglich, und es müſſe im Lager mancher ſchlechte Preuße ſeyn. Meine zu Protokoll genommene Ausſage ward an den Chef des Belagerungskorps geſandt. Als wir am andern Mittage zum Appell verſammelt ſtanden, ſpazirten die Officiere kopfſchüttelnd vor der Fronte. Die Reihe kam auch an uns. Wir mußten einen engen Kreis ſchließen und der Major theilte uns den eben erhaltenen, gemeſſenen Befehl mit:

„Wenn ſich ein Mann von der und der Geſtalt bei unſern Vorpoſten zeige, ſolle, ſobald er das Loſungswort gegeben, ihn Niemand anhalten, ſondern ſtill paſſiren laſſen, als habe man ihn gar nicht bemerkt. Uebrigens werde Jedermann Schweigen hierüber anbefohlen.“

So mancher meinte: Das zeige wieder klar, wie der Franzoſe immerfort auch den geſcheuteſten Deutſchen betrüge. Andre äußerten, ſie würden ſich nicht daran kehren, ſondern dem Spion Arme und Beine zerſchlagen, wo er ihnen in die Hände laufe. Es herrſchte

im Lager ſeit dieſer Zeit eine allgemeine Wuth gegen den unſichtbaren Franzoſen, wie man meinen Terroriſten von nun an benannte.

Die Tage wurden kürzer und die Nachtkälte in den leichten Strohhütten immer empfindlicher; aber Sibet wollte ſich nicht ergeben. Sehnſuchtsvoll blickte ich oft am Tage von einem Berggipfel herab auf die ſchöne von der Sonne beleuchtete Stadt, aber noch weit ſehnſüchtiger in einer Nacht, als ich am Abhange eines Hügels an einem von hohen Pappeln umkränzten Forellenteiche, Wache ſtand, und hinter der weiten Mondfläche die dunklere Stadt, aus welcher hie und dort ein Licht flimmerte, vor mir liegen ſah. Ach, dachte ich, wie warm muß es drinnen ſeyn, und wie ſüß ſich's in einem Bette ſchlafen laſſen! Wenn man drei Monate auf faulendem Stroh und Steinhaufen, unter offenem Himmel, oder unter einem Dach gelegen, das jeder ſtärkere Regenguß abzuſpühlen drohete, iſt es wohl vergönnt, einen ſolchen Wunſch nicht allein zu hegen, ſondern auch auszuſprechen. Ueberhaupt war die Stadt ein gelobtes Land, das man kaum zu betreten hoffte. Man drückte ſich die Hände, und wenn man etwas Liebes und Gutes einem Freunde wünſchte, ſagte man: „Wenn wir drin ſind!“ —

Es war ein ſchönes Schauſpiel vor mir. Der Mond ſpiegelte ſich im Teiche und goß ſeinen kalten

Glanz auf die weite Gegend. Hinter den Büſchen die Vorpoſten, meiſt Pommerſche Jäger in Grün mit weißen Kragen und blitzenden Büchſen. Die Nachtkälte wurde auch ſchon bei'm Wachestehen empfunden. Sie trieb zur Geſelligkeit, ſo weit dieſe erlaubt war. Ein Jäger hatte ſich zu mir geſchlichen, und lehnte ſich an eine Pappel. Er blickte faſt verlangender als ich nach der Stadt. Da kam ein Unterofficier vorüber und nahm einen tüchtigen Zug aus der Feldflaſche des Cameraden. „Allert, Jungens!" rief er, und drohte mit der Fauſt nach der Feſtung, „wenn ich drin bin, wollen wir wirthſchaften. Und paßt Acht, die Nacht giebt's was, denn der Unſichtbare iſt wieder reingeſchlichen."

„Iſt's nicht eine Schande," rief der Jäger, als dieſer weiter gegangen, „einem Weibe pariren zu müſſen. Und einen Zug that ſie, wie der beſte Grenadier. Die iſt bis auf den Grund leer." Ich entſann mich erſt jetzt, daß der Unterofficier Niemand anders geweſen, als das Mädchen, welches unter dem Namen der Jungfrau Krüger in der Geſchichte des preußiſchen Heeres berühmt geworden. Zwei Feldzüge hatte ſie, ohne daß ihr Geſchlecht bekannt geworden, mitgemacht. Schon prangte das eiſerne Kreuz auf der Bruſt des Unterofficiers, als das Geheimniß herauskam; aber ſie fühlte ſich deshalb noch nicht berufen, das freie Krie-

gerleben aufzugeben. Im Lager war man indeſſen über die Anweſenheit der jungfräulichen Heldin nicht ſo erfreut, als ſpäterhin Berlin's poetiſcher Patrietismus, der ihren kühnen Sinn durch Lieder und Geſchenke feierte. Man überließ ihr ungern, ich weiß nicht ob mit Recht, den Befehl über wichtige Poſten. So weit geht der Kaſtengeiſt, daß er ſelbſt den ritterlichen beeinträchtigt. — Der Camerad fuhr fort über ſie zu witzeln, was mir nicht angenehm war. Ich unterbrach ihn mit der Frage: ob denn auch Er glaube, daß unſere Generale um die Abſicht des Unſichtbaren wüßten?

Storchmeier, — den Namen führte der Jäger, — lächelte ſehr ſchlau: „Wer Den kennt, der kann ſagen, daß er was weiß.“ — „Kennt Ihr ihn denn?“ fragte ich erſtaunt. — „Ich habe in Spanien bei ihm gedient, und hätte Manches zu erzählen.“ — Ich erinnerte mich, gehört zu haben, daß der Jäger, ein wüſter Menſch, ſich früher in allen Weltgegenden umhergetrieben, und ſogar unter den Franzoſen die Waffen getragen habe. Er war als Taugenichts 1807 ſeinen Eltern aus Berlin entlaufen, um, in Dienſten eines Franzöſiſchen Officiers, die Freiheit und die Veränderung im vollſten Maaße kennen zu lernen. Er hatte kein Hehl, daß er in der pyrenäiſchen Halbinſel, wie nur ein Franzoſe, unter dieſen ſein Weſen getrieben. Dann von den Portugieſen gefangen, war er mit dem-

ſelben reinen Eifer in die deutſche Legion getreten. Ueber Vittoria, Toulouſe und Paris kehrte er, gereinigt als vaterländiſcher Krieger, in die Vaterſtadt zurück. Er war äußerlich einer der Gebildetſten unter unſern Freiwilligen, denn die ihrer Erziehung wegen auf dieſen Namen Anſpruch machten, gehörten faſt ſämmtlich der Schule an. Der welterfahrene, praktiſch gewandte Mann, wußte ſich in vielen Verhältniſſen ein gewiſſes Uebergewicht zu verſchaffen. Aber dennoch traute man ihm nicht recht. Hierzu kam, daß er einmal Fourier und beim Proviantweſen beſchäftigt war, — etwas, das unausbleiblich den Verdacht aller Soldaten aufregt, die einmal hungern müſſen. Der Name „Mehlwurm" bezeichnet alle militairiſche Beamte dieſer Art, die auch bei einer möglichen Redlichkeit einen ſehr ſchweren Stand haben, indem ſelbſt die herbſte Tugend nicht den Verdacht verdrängt, daß ein Fourier für ſich ſelbſt bei der Austheilung das Beſte vorweg nimmt. Seine kecke Antwort ließ mich jetzt Alles vermuthen. Die Wahrheit hat eine gewiſſe elektriſche Kraft. Sie drängte mich zu weitern Fragen, und hatte auch bei Storchmeier, wie es ſchien, elektriſch gewirkt, denn er war im Zuge mehr zu antworten, als er ſpäterhin bei ſich verantwortet hätte.

„Freilich," ſagte er, „handelt ſich's um uns. Darum iſt er in der Stadt; aber ob der Fuchs unſern

Generalen ganz reinen Wein einſchenkt, iſt eine andere Sache. Was er da apart ſchachern will, ich nähme gern halbpart."

In dem Augenblicke kam die Ablöſung, und der Oberjäger hieß mich einer Patrouille folgen. Wir ſchlichen geduckt an den Hecken lang, um, in ihrem Schatten verborgen, durch das mondhelle Feld bis unter einen, dem Mont'or gegenübergelegenen Felſen zu gelangen, wo Halt gemacht wurde. Plötzlich pfiff es; von unſerer Seite wurde das Pfeifen erwiedert und nach wenigen Augenblicken kamen athemlos drei Franzoſen hergeſtürzt. — Es waren Ueberläufer, welche an Seilen ſich von den Wällen herabgelaſſen hatten. Bald folgten zu meiner Verwunderung mehrere, und als ein ſo großer Haufe verſammelt war, daß der Schatten des Felſens ſie nicht mehr verbarg, wurden einzelne Jäger befehligt, die Ueberläufer truppweiſe in den Schattenwegen nach dem nächſten Piket zu transportiren. Im nächſten Dorfe wurden Alle gemuſtert und am Morgen entlaſſen. Sie zogen froh in die Heimath. Daß hier kein zufälliges Entlaufen Statt finde, ſondern ein bedeutendes und erwartetes Unternehmen im Werke ſey, bewieſen die im Dorfe getroffenen Anſtalten. Die höheren Officiere hielten zu Pferde und zählten vergnügt die vorüberziehenden Franzoſen. Bei dem ganzen nächtlichen Auftritte herrſchte

eine Todtenſtille, die erſt lange nach Mitternacht durch zwei Schüſſe aus der Feſtung unterbrochen wurde. Eine Ordonnanz ſprengte an die Officiere und man hörte nachher den Ausruf: „Doch verſpielt!“ Es hieß hierauf allgemein, der unſichtbare Franzoſe ſey als Unterhändler in die Feſtung geſchickt worden, um die Garniſon zum Ueberlaufen zu bereden: ehe es aber ganz geglückt, ſey die Wachſamkeit des Commandanten zuvorgekommen, und habe die Feſtung gerettet. Dennoch wurden wir nach einigen Tagen mit der frohen Botſchaft geweckt: die Stadt habe ſich, in Folge jener Schwächung der Beſatzung, ergeben.

Wirklich zog ein Theil des Belagerungscorps am vierten Tage in die Stadt, aber die Hoffnung auf Quartiere war dennoch vereitelt. Nur eine geringe Anzahl Truppen blieb drinnen, der größere Theil mußte in das Lager zurück, um die Berennung der Feſtenveſte Charlemont, wohin ſich die übrige Garniſon zurückgezogen, fortzuſetzen. Es ward indeſſen nachgegeben, daß wir Jäger einzeln die Stadt beſuchten. Welch' ein dürftiger Flecken war dieſes Givet, das uns von außen zauberhaft angelacht! Ein Marktplatz und wenige Straßen mit ſchlechten Häuſern. Und doch ſprach ſelbſt der Berliner mit ſtolzer Luſt von dem Stadtleben, wenn er die Krämerladen beſuchte und in der Weinſtube eine Flaſche auf die glückliche Heimkehr ausge-

gestochen. Auch war es nicht ohne Romantik, wenn wir am Quai der Maas umbogen und die Straße dicht unter Charlemont's graden Felsen auf- und abgingen. Oben zwischen den alten Zinnen, fast über unsern Köpfen, so senkrecht scheint die Felswand, spazirten die französischen Schildwachten, in der Entfernung wie schwarze Marionettenpuppen anzuschauen, und aus den gegenüberliegenden Straßenfenstern richteten unsere Ingenieure ihre Fernröhre nach ihnen. Ein Schauspiel des Friedens mitten im ernstgemeinten Kriege! Der gewöhnliche Zusammenkunftsort der Belontaire war bei einem Irländer, der eine kleine Restauration hielt, und damit wol mancherlei vermittelnde Geschäfte verband. Sein gebrochenes Englisch-Französisch, mit Deutsch vermischt, belustigte uns, und Storchmeier, der von allen Sprachen eine Färbung gewonnen, schien an dem Mann ein besonderes Interesse zu finden. Wir waren eines Nachmittags hier sehr lustig, der Wein spukte in den Köpfen der Anwesenden, als ein Jäger hereinstürzte und versicherte, er habe den Terroristen in's Haus schleichen sehen. Ich glaube, wir griffen sämmtlich an unsere Hirschfänger, denn noch immer galt die stillschweigende Uebereinkunft gegen den Unsichtbaren. Ein Wortwechsel in einer Nebenkammer erregte jetzt unsere Aufmerksamkeit, und wie wol keiner von uns bis dahin ihn sprechen ge-

hört, riefen wir uns noch Alle im Augenblick zu: „Das iſt ſeine Sprache.“ Ich, in dem die Botſchaft zugleich mit dem Malvaſier etwas ſtärker wirken mochte, konnte mich nicht zurückhalten. Ich ſtampfte an die Bretterwand und rief: „Wir wiſſen Alles, wir haben Alles gehört!“

Es ward drinnen plötzlich ſtill. Als wir Alle, von gleicher Wuth entflammt, die Thüre aufbrechen wollten, öffnete ſie ſich von ſelbſt und der blaue Unſichtbare trat heraus und hinter ihm, aber etwas blaß, der Irländer. Der erſtere warf die Mütze ab und riß das Hemde herunter, indem er rief: „Seyd Ihr toll?“ Ein Jäger kam zum Vorſchein. Es war Storchmeier, der ungeheuer lachte und erklärte: „er habe ſich mit uns einen Spaß machen wollen.“ Wir lachten auch, und nachdem noch einige Flaſchen, die er vorſetzte, geleert waren, machte ſich die ganze Geſellſchaft ſehr vergnügt auf den Weg in's Lager.

Wir waren weit über die Zeit ausgeblieben, daher fanden wir das Stadtthor ſchon verſchloſſen und mußten durch den Wallgraben uns einen bekannten Ausweg ſuchen. Vorgänger hatten ihn bereits gangbar gemacht, und es war heut nur einige Schwierigkeit bei der Dunkelheit über eine Palliſadenreihe zu klettern. Ich war zurückgeblieben, indem das Herz voll war und der Mund nicht ſchweigen konnte. Was

ich von dem Terroriſten wußte, theilte ich mehreren mit, und darunter hörte Sterchmeier, wenn ich mich recht entſann, am theilnehmendſten zu, und man munterte mich ſehr freundlich auf, immer mehr zum Beſten zu geben. Als ich ſo an die Palliſaden gekommen, war nur noch Einer hinter mir zurückgeblieben. Da er noch zögerte, als ich den letzten Vormann in den Graben hinunterſpringen hörte, kletterte ich hinauf und wollte mich eben hinablaſſen, als ich einen heftigen Stoß von hinten fühlte. Ich ſtürzte beſinnungslos in die Tiefe und hörte nur die Worte: „Für's Alles-wiſſen.“ Meine Freunde vermißten mich noch zur rechten Zeit, um umzukehren und mich hinaufzuſchleppen. Mit ihrer Unterſtützung, wobei Sterchmeier ſich am thätigſten zeigte, kam ich wieder zu mir und in's Lager zurück, war jedoch erſt nach drei Tagen zum Dienſt tüchtig. Hätte ich gegen Sterchmeier einen Verdacht hegen können, er wäre durch die freundliche Theilnahme ſchnell beſeitigt worden. Denn während die Anderen meinten, der Wein habe bei mir geſpukt, verſicherte er, eine Planke ſey loſe geweſen, und dies ſey allein an meinem Sturz ſchuld; er habe es genau unterſucht.

Der Zufall brachte uns bei meinem erſten Wachdienſt zuſammen. Er machte ſich mit mir weit mehr als je zu ſchaffen, und ſchien mir diesmal nicht von

der Seite weichen zu wollen. Als ich zum Posten aufgerufen wurde, schlug er mir vor, meine Nummer mit ihm zu tauschen. Er schützte vor, daß ich mich noch erholen müsse: ein Grund, der nicht ausreichte, da mir alsdann die rauheren Nachtstunden zufielen. Er wurde dringend und wollte endlich — gern die untergehende Sonne sehen.

Wie wunderbar mir auch der Wunsch bei diesem Menschen vorkam, so war ich doch schon im Nachgeben, als der Oberjäger der Wacht, welcher gegen ihn eine Abneigung hatte, dazwischen trat und den Tausch gänzlich untersagte. Sterchmeier wurde hitzig; er antwortete in beleidigenden Ausdrücken. Während ein heftiger Wortwechsel ausbrach, zog der Gefreite mit den Posten ab. Erst bei der Ablösung erfuhr ich den weitern Verlauf. Der Jäger hatte sich in der Hitze so weit vergessen, den Hirschfänger zu ziehen, worauf er als Arrestant in's Lager zurückgebracht worden. Zur selben Zeit hatte sich der unangenehme Vorfall ereignet, daß ein sehr junger Freiwilliger, ermattet von der Mittagshitze, auf dem äußersten Vorposten eingeschlafen, und so vom Chef des Belagerungscorps bei einer Runde überrascht worden. Nur seine große Jugend hatte ihn vor der härtesten Strafe gerettet, aber der Sinn des Generals war hierdurch gegen jedes Subordinationsvergehen gereizt. Nach dem Spruche eines

Kriegsgerichtes wurde der Jäger in eine entfernte Feſtung zu langwierigem Arreſt abgeliefert. Ich habe Storchmeier ſeitdem nicht mehr geſehen, glaube aber, daß ein Gerücht nicht ungegründet iſt, demzufolge er beim Verſuch zu entſpringen, oder einem noch gefährlichern Attentate das Leben verloren hat. Er war ein Menſch, der auf der Gränze zwiſchen Leichtſinn und Schlechtigkeit ſtand. Bei mehr Bildung hätte er gefährlich werden können. Aus manchen Umſtänden ging hervor, daß man ihn gern ſchonen wollen, weil man ihn vielleicht ſelbſt bei früheren Gelegenheiten gebraucht. Diesmal lag ſeinen Schlichen wol kein Verrath zum Grunde, indem, wozu er ſich brauchen ließ, moraliſch grade nicht als ſtrafbare Dienſtleiſtung erſcheint. Er erntete nur den Lohn für einen ganzen verkehrten Lebenswandel.

Mein Poſten war dieſen Abend derſelbe, auf welchem ich vor einigen Wochen zum erſten Mal den geheimnißvollen Franzoſen geſehen. Aber diesmal ſchien er mir weit anders als in jener Nacht. Am heiterſten Herbſttage ging eben die Sonne unter, und purpurn lagen zu meiner Rechten jenſeits der Maas die reichen Felder; die von den Spaniern kühn auf nackten Felſen gebauten Mauern von Charlemont glühten in derſelben Farbe, und die Thurmſpitzen der Stadt ſchimmerten golden aus dem zart gefärbten Herbſtnebel

vor. Auch meine Gedanken nahmen eine jener melancholischen ganz entgegengesetzte Richtung. Ich träumte und monologisirte von Glück, Friede und Freiheit, und nicht die sanftesten Wünsche begleiteten den Heros, welchen in diesem Augenblicke der Northumberland über den Ocean trug.

Der Posten war eigentlich auf der Landstraße, welche sich rechts um einen Hügel bog, und zum Festungsthore führte. In meinem Entzücken, welches ich gern der ganzen Welt mitgetheilt hätte, war ich unbemerkt bis an den Vorbug vorgeschritten, und sah jetzt zu meinem Schrecken kaum zehn Schritte von mir entfernt zwei Franzosen aus der Festung stehen; der eine war der Vorposten, der andre ein in einen Mantel gehüllter Officier. Es war eine starke Gestalt. Sein braunrothes Gesicht wurde durch den dunkeln Backenbart nnd die hohe Bärenmütze noch wilder als es von Natur seyn mochte. Bei der Begegnung war eigentlich nichts Ausserordentliches. Oft stoßen Vorposten zusammen, ohne immer verpflichtet zu seyn, in persönlichen Feindseligkeiten, die ihrer Heere auszumachen. Hier, wo beide Theile des Krieges müde waren, dessen Grund längst weggefallen, kam es nicht selten, daß die Vorposten sich freundschaftlich unterhielten. Die Franzosen, meist junge Rekruten, gestanden ihr Herzensverlangen, bald nach Hause zu kommen. Man trieb so-

gar einen Tauſchhandel. Aber die Beiden ſchienen auf etwas Anderes zu deuten. Mechaniſch hatte ich meine Büchſe geſenkt und rief: „Halt, werda?“ — Der Officier lachte, und antwortete in gebrochnem Deutſch: „Du ſiehſt ja wer! Fürcht' Dich nir, Jägerlein!“ — Ich erwiederte mit möglichſt barſchem Tone: „O nein, ich fürchte Niemand.“ — „Und ich auch nicht,“ fuhr er mit ernſterer Stimme franzöſiſch fort, „denn wohl bewahrt liegt drinnen mehr geſchrieben, als mein Mund verrathen kann. Aber laß auch Dein Gewehr herunter. Ich rede nicht gern, wenn mir die off'ne Mündung zugekehrt iſt.“ —

Ich gehorchte ohne zu wiſſen warum, ſeinem Befehle. „Du kennſt mich doch?“ fragte er von Neuem. „Warum nicht?“ erwiederte ich, als gehöre hier eine kecke Bejahung mit zur Ehre der preußiſchen Schildwacht. Darauf fuhr er mit drohender Stimme fort: „Nun ſo ſage ihm, wenn er in Zeit eines Monats nicht vierzig tauſend Franken zahlt, ſo — nun er wird mich verſteh'n. Sage ihm, ich hielte Wort. Sage ihm, daß mich eine Flintenkugel nicht ſtumm kann machen, denn ich habe zehn Jungen die länger als ich leben. Erſt wenn er ſie baar zahlte, wollte ich die Briefe in ſeiner Gegenwart vernichten. Sage ihm, daß Zeiten in Frankreich kommen werden, wo die braven Leute theuer werden, und er einen Mann mit

eben so viel Louis nicht aufwiegen wird. Sage ihm das Alles, es wäre mein Ultimatum und seiner Besuche wäre ich überdrüssig, auch wollte ich keine Unterhändler — Geld — Geld! Nun Gott befohlen." — Damit wandte er sich um, und erreichte grade das Thor, als mich der Gefreite von meinem Posten ablöste.

Andere würden vielleicht an meiner Stelle, durch die Anhäufung des Geheimnißvollen, dagegen abgestumpft worden seyn. Mir wurde, je mehr ich erfuhr, immer unheimlicher zu Muthe. Ich fühlte mich nicht mehr gedrungen, irgend Jemandem, was auf mir lastete, mitzutheilen, aber es war mein sehnlicher Wunsch, aus diesem Kreise herausgerissen zu werden. Dieser schien auch durch die angenehme Nachricht erfüllt zu werden, daß unser Regiment die Winterquartiere beziehen solle. Mit welcher Lust verbrannten wir in der letzten Nacht unsere Hütten, und tanzten, Abschied- und Spottlieder singend, um die himmelhohen Strohflammen, bis das Horn zum Aufbruch rief. Aber die Lust verrauchte bald wie jenes Strohfeuer. In langwierigen, beschwerlichen Tagemärschen, durchirrten wir die herbstlichen Ardennen, und es schien, als sollten wir, gleich den Juden, durch eine Wüste geführt werden, ehe wir gereinigt das gelobte Land der Cantonnirungen erreichten. Welch' ein mühsames Hinaufsteigen durch von Regen und Giesbächen durchwühlte

Hohlwege! Noch zuletzt alle Beſchwerden des Krieges ohne ſeinen Glanz und ſeine Reize. Der Terniſter zog die Schultern zuſammen, und der Regen drang bis auf die Haut. Wenn mir dann zufällig eine frohe Stelle aus einem Dichter einfiel, ſuchte ich mit wahrem Ingrimm das Gedächtniß daran zu vertilgen. Ich konnte mich über Göthe's Lieder ärgern. „Wenn er nur hier wie ich im Lehm gewatet hätte, würde er auch nicht ſo geſungen haben.“ Es klang mir, obgleich ich deſto lauter lachen mußte, wie ein Spottgedicht auf mich, wenn ich oben auf trocknen Boden gekommen war.

Ein Dorf, deſſen kümmerliche Hütten weit zerſtreut in einer bergigten Moorgegend lagen, wurde in der Gegend von Aubenton endlich unſerer Compagnie zur Cantonnirung angewieſen. Mein ſtummer Führer brachte mich zu einer in wilden Hecken verſteckten Hütte, welche eine volle Stunde vom Verſammlungsplatze, und eine halbe Stunde von jeder menſchlichen Wohnung entfernt lag. „Hier iſt Ihr Quartier:“ ſagte er in der reinſten franzöſiſchen Mundart, und verließ mich ſo an der Thüre. Ich blickte verwundert der hohen Geſtalt des Landmanns nach, deſſen Sprache und Benehmen einen andern Urſprung als aus dieſem Dorfe zu verrathen ſchien. Erſt als ich ihn aus dem Auge verloren, öffnete ich die Thür. Es war kein einladen-

der Anblick. Das Landvolk der Picardie, obgleich civiliſirter und auch wohlhabender als wenigſtens das der Champagne, gehört doch zu dem ärmſten in Frankreich. Der ſteinige wenig bebaute Boden liefert von Getreidearten faſt nur Hafer. Die Bewohner nähren ſich von der Schweinemaſt, und ihr einziges Getränk iſt der Cider, welchen ſie, für Fremde kaum genießbar, aus den reichlich und halb wild ihnen zuwachſenden Aepfeln bereiten. In ihren Bergſchluchten, von den größeren Heerſtraßen entfernt, und faſt ohne Unterricht der Jugend, ſcheinen ſie, in der Lebensart und ihrem häßlichen Patois, der Civiliſation entfremdet. Aber das franzöſiſche leicht aufbrauſende Blut duldet wenigſtens nicht den gehäſſigen Anſtrich der Rohheit. Behendigkeit leiht einen Schein von Bildung, und der patriotiſche Stolz iſt ſeit der Revolution auch ein Bewohner der Hütten.

Der Zugwind hatte, als ich die Thür öffnete, den Rauch aus dem Schornſtein in die enge Stube zurückgetrieben, und ich ſah von ihm ſchwarz umhüllt am Feuer des Kamins ein häßliches altes Weib mit einer wo möglich noch häßlichern Tochter und einem jungen Burſchen ſitzen. Sie ſahen ſich nach mir um, murmelten einige unverſtändliche Worte, und blieben in ihrer vorigen Ruhe. Ein Soldat im Felde fragt, wo er als Sieger eintritt, wenig nach freundlichem Em-

pfang, doch befremdete mich dieſe Aufnahme. Dem Aeußern nach zu urtheilen, konnte ich wenig erwarten, und es war keine tröſtliche Ausſicht, wenn das Wenige noch erzwungen werden mußte. Ich warf meinen Tornißter ab, und forderte etwas Warmes. „Wir haben nichts gekocht," war die Antwort. Ich forderte Brod und Butter. „Wir haben keine Butter." — Ich forderte zu trinken, und die Tochter entgegnete: „draußen im Brunnen iſt Waſſer." Solchem Empfange zu begegnen, und aus dem Felſen Quellen zu ſchlagen verſtanden wol meine Cameraden; mir ging die Luſt dazu ab. Ich begnügte mich, der Wirthin etwas Kaffe, den ich bei mir führte, zu geben, und während ſie ihn in einer Eierkuchenpfanne, dem einzigen dazu tauglichen Geſchirre, über dem helllodernden Feuer ſott, ſtreckte ich mich zum Schlafen nieder. Das Bild der alten Frau, wie ſie, gebückt am Feuerrande, die Pfanne ſchüttelte, und mit dem häßlichen Geſicht über dem Getränk lag, verließ mich auch im Schlafe nicht. Die glotzenden Augen der Tochter verfolgten jede aufſteigende Blaſe. Ich glaubte in Macbeth's Hexenküche gerathen zu ſeyn.

Es war ſchon finſter geworden als ich aufwachte. Die mürriſchen Hausgenoſſen ſaßen ſchweigend wie zuvor um das Kaminfeuer. Ihr Anblick war durch die wechſelnde Beleuchtung der letzten aufzitternden Flam-

men nur noch geſpenſterhafter. Ohne ein Wort zu ſprechen, wies die Tochter in einen Winkel, wo mein übelbereiteter Kaffee mit geröſtetem Brote ſtand. Von Zeit zu Zeit brachte mir der Knabe Aepfel, welche zu braten das einzige Geſchäft der Weiber war. Dazu herrſchte eine Todtenſtille bis auf den einförmigen Ton, wenn der Regen auf das Dach tropfenweiſe fiel. Ich wünſchte mir die franzöſiſche Redſeligkeit, welche mich ſonſt wol zur Verzweiflung gebracht, unter dieſe Weiber. Mir ſchien, als deute dieſe Bezwingung ihrer eigenthümlichſten Natur an, daß ein ſchwerer Vorſatz die Gemüther beſchäftige. Sie blickten mich von Zeit zu Zeit verſtohlen an; die Alte ſchien mehreremal ſprechen zu wollen, aber ich kam ihr zuvor und machte der beengten Bruſt Luft: „Iſt es wohl recht, daß ein müder und hungriger Soldat wie ein Hund von Euch aufgenommen wird? Eure Franzoſen verſtanden es beſſer, die Speiſekammern zu finden, als ſie bei uns waren.“ — „Wir haben nichts,“ erwiederte die Mutter. — „Die Preußen haben Alles genommen und verzehrt, und wir müſſen verhungern,“ ſetzte die Tochter hinzu. — „Wie dann, Alte, hätten wir deinem Sohne auch nur trocken Brod vorgeſetzt?“

Dies zündete, ohne daß ich wußte weshalb. Die Alte hielt ſich nicht mehr; franzöſiſche Sprechluſt und mütterliche Eitelkeit trugen den Sieg davon, und mit

funkelnden Augen folgte ein Redefluß: „Mein Sohn, ja mein Sohn, das muß alle Welt wissen, mein Sohn war immer ein braver Soldat. In Preußen, in Baiern, in Italien und in Berlin, wissen Sie von meinem Sohn zu erzählen, von meinem Sohn dem Capitain; ja alle Welt weiß von ihm, nur der König will nichts von ihm wissen. Aber der König ist in Gent gewesen, und hat nicht gesehn, wie mein Sohn bei Fleurus gefochten hat. Als mein Sohn der Capitain noch für den Kaiser gefochten hat, waren gute Zeiten für das arme Frankreich; da war noch keine fremde Einquartierung, und wir konnten unsern Wein trinken; aber mein Sohn, der Capitain, hat oft hungern müssen für seinen Kaiser, und in Deutschland hat's keinen Wein gegeben, und er hat frieren und hungern müssen in Rußland, wie ein gemeiner Soldat; aber der König läßt ihn nun auch hungern, weil er bei Fleurus sich wie ein Franzose gehalten hat. Der König hat Viele beschenkt, die bei Fleurus nicht für das arme Frankreich gefochten haben; aber mein Sohn, der Capitain, hat wie ein Capitain gefochten, und man hat ihm Alles genommen." —

Die erfreute Mutter würde noch lange fortgefahren haben von ihrem Sohne, dem Capitain, zu erzählen, hätte man nicht draußen die Hofthüre zuschlagen gehört. „Jetzt kommt er," rief sie und machte die

Stubenthür auf, durch welche, eine Flinte um die Schulter, mein großer Führer eintrat. Der Franzose setzte sich, mit einem trüben bon soir auf einen Schemel am Feuer, und wärmte seine Hände. Die Erscheinung des Capitains war keineswegs geeignet, mir mehreres Vertrauen zu meinen Wirthen einzuflößen. Obgleich in seinen Zügen nichts Unedles und Bösartiges lag, so schwebte doch immer auf den Lippen ein höhnisches Lächeln; er sang ein Liedchen, wies die Zähne, und schien in der Unterhaltung mit sich selbst die Umstehenden zu vergessen. Er langte ein Paar Rebhühner aus der Jagdtasche und sagte: „Hier Mutter! Etwas von den Feldern des Maire.“ — „Um Gottes Willen, Mathieu, wenn es Dir nur nicht einmal schlimm zu stehen kommt:“ — Er erwiederte: „Wenn der König uns verbietet, das Blei gegen unsre Feinde zu brauchen, so müssen die Freunde zusehen, daß sie's nicht auf den Pelz bekommen.“ Beim Worte Freunde grinste er ganz besonders und blickte auf mich.

Ich nahm Torniſter und Büchse, und forderte mein Nachtlager. Der Capitain nahm selbst die einzige Lampe, und geleitete mich in die Nebenkammer, wo unter duftenden Aepfelhaufen ein Lager von Strohmatratzen bereitet lag. Vor seinen Augen lud ich meine Büchse, legte sie und den Hirschfänger auf einen Tisch neben dem Bette und mich angezogen auf dasselbe. Darauf

hieß ich ihn mit den Worten: „Ich hoffe eine gute Nacht zu haben," gehn, und er wünſchte mir „eine ſichere Nacht."

Sein höhniſches Geſicht überzeugte mich nicht, daß meine Vorſicht unnütz ſey. In dieſen zerſtreuten Waldhörfern hatte der Trommelſchlag viele unſerer Soldaten vergeblich zum Sammelplatz gerufen. Mancher, der am Abend noch geſund und friſch zwiſchen den Hecken verſchwand, auf dem Wege nach ſeinem fernen Quartier, war nie wieder zum Vorſchein gekommen. Ein ſchneller Abmarſch ſchützte die Mörder vor jeder Nachſuchung. Es war keine unnatürliche Gedankenfolge, die den Einſchlummernden überſchlich: „Keiner meiner Kameraden weiß mein Quartier. Mein Führer riß mich heftig fort. Er iſt Soldat, ein misvergnügter, entlaſſener. Dies rohe Landvolk würgte mit kaltem Blute ſeine Brüder in der Revolution. Was gilt ihm ein Feind des Vaterlandes? Dieſe Hecken ſind angepflanzt zu heimlichen Mordthaten; in dieſer abgelegenen Hütte hört Niemand das Todesgeſchrei. Unter dem Apfelbaum verſcharrt, Raſen darauf gelegt, wer fragt in Ewigkeit nach dem Fremden?" Aber ich ſchlief doch ein.

Ich wachte auch wieder — und nicht erſchlagen — auf. Aber nicht der Capitain, und nicht der Sonnenſtrahl weckten mich, ſondern der Regen, welcher unun-

terbrochen gegen das einzige Fenſter anſchlug. Ich ſtand auf. Im Zimmer brannte kein Feuer, und keine menſchliche Seele war im Hauſe zu ermuſen. Ich machte mir ſelbſt ein Feuer im Kamine an, einige Aepfel aus der Schlafkammer zum Frühſtück zu röſten. Meine Uhr zeigte acht, neun, zehn, elf, und Niemand kam nach Hauſe. Der Regen rieſelte ohne Aufhalt, der Wind warf die letzten gelben Blätter von den Aepfelbäumen, und ein dicker Nebel hatte ſich auf die Umgegend gelagert. Es war mir unmöglich, mich nur zehn Schritt über den Hofraum hinaus zurecht zu finden, ich mußte wider Willen in meiner trüben Einſiedelei bleiben. Die alte Melancholie erwachte, ich warf mich an den Kohlen nieder. So unbehaglich war mir noch nie zu Muthe geweſen. Die Beſorgniß war verſchwunden; die Schrecken einer troſtloſen Einförmigkeit umſtarrten mich. Wie wenn das Grau, und der Regen und der Nebel im November immer dauerten! Wenn das die Ewigkeit wäre, ein Schlummer, Träume und kein Erwachen! Zehn, hundert, tauſend Jahre ſo zu leben, — und Niemand klopfte an die Thüre, nicht einmal ein Hofhund bellte. Es lag das drückende Gefühl der Unthätigkeit zum Grunde, in einem Alter, wo der Gedanke noch nicht reif iſt, und das Verlangen phyſiſch und geiſtig erwacht, ohne noch ein Ziel zu kennen. Ich phantaſirte vom Veilchen im Grünen, vom Verduften, vom

vom Nimmerwiederkehren in die Heimath, als mit einem male alle Melancholie verſchwand.

Ich hörte die Schweine im Stalle grunzen. Es war der Hunger geweſen, der ſo laut mitgeſprochen. Mit dem Gedanken, eines zu ſchlachten und auf gut homeriſch eine Mahlzeit zu bereiten, ſprang ich auf und zog den Hirſchfänger. Aber noch im ſelben Augenblicke beſann ich mich eines beſſern: „Nein! ſo ſchwer dürfen die armen Leute doch auch nicht ihre Sorgloſigkeit büßen. Ich will mich begnügen die Rebhühner zu braten.“ Ein Koch würde über meine Geſchicklichkeit gelacht haben; ich hätte aber meine verbrannten Rebhühner nicht für das köſtlichſte Gericht vertauſcht, denn ihre Zubereitung ließ während vier Stunden auch keinen einzigen trüben Gedanken aufkommen.

Gegen fünf Uhr trat endlich die ganze Familie in das Haus, jeder mit einem kleinen angefüllten Korbe beladen. Sie waren von früh morgens an in den Wald gegangen, um die reifen Buchnüſſe aufzuſammeln, die ſie theils zur Mäſtung der Schweine, theils zur Bereitung ihres Oels gebrauchen. Unter dieſer kümmerlichen Beſchäftigung vergehn oft Wochen. Sie blickten mit ſchmerzlicher Verwunderung auf die Reſte der Rebhühner. Der Capitain lächelte zur Mutter: „Er gehört zu dem Blute der ci-devant sieurs. Die

verzehrten auch lachend, was Andre mit Schweiß und Blut erworben, und derentwillen kommen ja die Herren." —

Ich wurde roth, und schämte mich fast, den armen Leuten auch nur die Rebhühner genommen zu haben; aber dies Gefühl verschwand, als der Capitain, wie es schien, um mich zu ärgern, pfeifend umherging und ein französisches Liedchen sang:

O Waterloo! der Feldherr liegt,
Ihr Sieger habt ihn nicht besiegt!
Als jeder Bürger war ein Held,
Und Freiheit mit dem Ruhm gesellt,
Vor wem, Despoten, von Euch allen,
Ist unser junger Held gefallen?
Es zwang die Ehrsucht ihn allein:
Der Heros wollte König seyn.
O Waterloo! der Feldherr liegt,
Ihr Sieger habt ihn nicht besiegt.

Dies wurmte mich gewaltig; ich wandte mich um, und rief auf Deutsch: „Hätte Ich euren Tyrannen gefangen, so würden wir keine Insel für ihn brauchen. Die Franzosen werden niemals klug und niemals frei werden." — Der Capitain hatte mich verstanden. Er schielte nach mir herüber: „Nein, von den Deutschen werden wir's niemals lernen, wo der Bauer an den Pflug geschmiedet ist, und der Baron prügeln lernt, um sein Vaterland zu vertheidigen. Heil Dir, großer Napoleon, weil Du Kraft und Verdienst erkannt; und

Fluch dem Wespen- und Spinnengeschmeiß, das Dein Adlernest verklebt hat!" Neben der starren Wildheit lag doch etwas Großartiges in dem Gesichte des Mannes. Es sah aus wie Eines, der alle Grade der Folter hätte ausstehen können und doch nichts bekannt hätte. Der Mann war an Jahren, Lebenserfahrung und Kraft mir unendlich überlegen, aber es peinigte mich doch, den Hohn wenigstens nicht schweigend hinzunehmen. Ich trat ruhig auf ihn zu und sagte auf Deutsch, daß es die Frauen nicht hören sollten: „Wißt Ihr, daß Euch die Aeußerung den Tod bringen kann, wenn ich Euch angebe."

Er sah mich eine Weile an, als sollten seine Blicke mich durchbohren. Dann wurden die Züge milder, und es kam nicht allzubarsch heraus als er sagte: „Sie sind sechszehn Jahr alt. Ich heiße Delabelle und war Capitain. Drüben im Schloß wohnt der Maire. Er wird Sie willig anhören." Er warf einen Schemel gegen den Kamin, setzte sich mit Gewalt darauf, und starrte, ohne ein Wort zu sagen, in die Kohlen. So blieb er wie eine Bildsäule den ganzen Abend.

Ich habe ihn nicht angezeigt. Aber die Gewohnheit gab der Hütte kein freundlicheres Ansehn. Die Einförmigkeit lastete täglich drückender auf den jugendlichen Sinn. Es drang kein Sonnenstrahl mehr durch den Novemberhimmel. Beim Appell harrten wir Abend

um Abend vergeblich der Rückmarschordre. Ich las in den Nibelungen, dem einzigen Buche, was ich mit mir im Tornister führte. Der grandiose Zauber der Einfachheit, der durch dies Epos weht, hat aber in jenen Jahren noch wenig Reiz; es war noch kein Ueberreiz da, der eine Rückkehr verlangt zur Einfalt.

Fast vierzehn Tage vergingen, und ich saß mit der schweigenden Familie vierzehn Tage lang, täglich im Halbkreise und starrte schweigend, wie sie, auf die Kohlen. Nur zuweilen kochte die Redseligkeit der Frau wie das Wasser in der Marmite über. Diese hing, ein schwerer eiserner Kessel, das einzige Kochgeräth in diesen Hütten, vom Morgen bis Abend in der Esse. Zuerst wurde drin die Mahlzeit für jene sonoren Hausthiere abgekocht, die mich letzthin aus der Melancholie erweckt; dann, wenn die Kartoffeln ausgeschüttet, warf man die Stoffe zu unserem einzigen Gericht hinein. Kraut, Kohl, Bohnen, Erbsen, Rüben, alles was sich in der Hütte eßbares fand und mit Wasser kochen ließ. Dies giebt die soupe de légume, die Nahrung, Stärkung und Leckerei dieser armen Leute. Selten, daß Fleisch dazu kommt; Pfeffer, höchstens ein Stück Speck, muß sie würzen, und geröstete Brotscheiben that man zur Ehre des Gastes hinein. An demselben Gericht wird den ganzen Tag über gekocht; allenfalls bleibt der Kessel auch noch zum folgenden hangen. Aber

um den Simms prangte eine Reihe der schönsten Aepfel. Es diente zur Unterhaltung, wenn einer auffiedete. Man wettete wohl und die Zeigefinger deuteten drauf hin, aber mir erwies man die Ehre die besten für mich auszuwählen.

Der Capitain theilte das trüb unthätige Leben der Familie. Er war nicht glücklich, das konnte man auf den ersten Blick sehen. Doch mochte ihn noch Anderes drücken außer dem allgemeinen Schicksal seiner Standes- und Meinungsgenossen. Ueber seinen schwarzen Brauen brütete etwas, und die Mutter sprach oft mit ihm geheim. Mit der Leichtigkeit des Franzosen sich in alle Verhältnisse zu finden, ertrug auch er die Beschränkung. Napoleon's Officier konnte dem Preußischen Volontair helfen seine Büchse putzen, sein Bandelier poliren, er konnte scherzen über sein Glück von sonst und über das Hemde und die hölzernen Sabots, die er heute trug; aber plötzlich fachte es in ihm auf, die ganze Gluth des Südens stieg in sein Gesicht und die Faust ballte sich. Ein leises Wort konnte diese Verwandlung hervorbringen. Er ging mit etwas Geheimem um. In der Nacht hörte ich einmal ein Pfeifen vor der Thüre, es rief: „Delabelle!" Der Capitain fuhr aus der Bodenkammer über mir hinunter. Eine sehr ernste Berathung schien draußen im Gange; wiewohl ich nur wenig davon verstand, hörte ich doch

die Worte: „Mord und Flucht“ deutlich heraus. Gegen mich war es nicht abgesehen. Aber die Zusammenkünfte wurden immer häufiger, der Capitain zeigte jeden Morgen darauf eine finstere Stirn. In Gedanken verloren, hörte er nicht auf meine Reden. Er prüfte meine Büchse, legte an, und einmal hörte ich ihn für sich sprechen: „Ein Druck, und es ist abgethan.“ Ein Franzose, der brütend über seine Gedanken, sich und das Leben vergißt, ist eine gefährliche Erscheinung.

Ich beharchte wider Willen noch ein Zusammentreffen. Ich hörte die Worte heraus: „Dein Haus kannst Du nicht in die Tasche stecken; wie wenn Deine Mutter und Schwester — Die Antwort des Capitains nahm der Wind hinweg; sein Ton, der Tritt mit dem er in's Haus zurückkehrte, deuteten aber an, daß ihn die Vorstellung in einem gefaßten Entschlusse nicht wankend mache. Noch einmal umfaßte mich der Schlaf, aber mit den Armen des Alps. Mein todter Freund lag an meiner Brust, seine blauen Lippen öffneten sich umsonst, er brachte keine Töne hervor. Aber es war, als wollte er mit Anstrengung aller seiner Kräfte mich fortreißen. Er zeigte nach der Ferne, und ich sah ein Schloß, hell erleuchtet und drinnen zechte man. Er riß mich endlich auf und verschwand. Während ich noch dem sonderbaren Traume nachsann, der alle vori-

gen Schreckensbilder weckte, klopfte es an mein Fenſter. Ein Jäger, den der Weg aus noch entfernterer Hütte zuweilen hier vorbeiführte, fragte haſtig herein: ob ich denn das Allarmzeichen nicht gehört? Der Horniſt blaſe ſchon ſeit einer halben Stunde jenſeit der Hecken die Jäger zuſammen. Er glaube, es gelte den Aufbruch aus den Cantonnirungen. Ich war ſchnell gerüſtet und ſtürmte über Hecken, Moorwieſen und Gräben, nicht ohne mich zu verirren, dem Sammelplatze zu. Mit Tagesanbruch ſtand ich dort, um, wie ſo Viele, zu erfahren, daß es nur ein falſcher Allarm geweſen. Die meiſten hatten ſich wieder zerſtreut. Ich aber war entſchloſſen nicht in mein Quartier zurückzukehren. Phantaſie und Erinnerung beſtürmten mich mit der Vorſtellung, dies ſey das Haus, worin *** eine Erfahrung gemacht, die er mit ſich in das Jenſeits hinübergenommen. Die zweifelhafte Erſcheinung dieſes Delabelle, konnte ſie nicht verwandt ſeyn mit der des Terroriſten? Stand mir dort nicht eine neue Kataſtrophe bevor, ganz geeignet, den aufgeregten Sinn zu verwirren, wie den meines ſeligen Freundes. Nachdem ich bei einigen Cameraden verweilt, ſchlug ich den Weg zum Schloſſe ein, wo unſer Capitain lag, mit der Abſicht, um ein anderes Quartier zu bitten.

Ich trat gerade in den Speiſeſaal als die Schloßgeſellſchaft beim Nachtiſch der reich beſetzten Tafel ſaß.

Es brannten schon mehrere Armleuchter auf der langen Tafel, so daß ich mich nicht gleich in dem mir ungewohnt gewordenen Glanze zurecht fand. Ich erkannte außer den Officieren noch einige Jäger, welche zu ihrer näheren Bekanntschaft gehörten, und so die Begünstigung, im Schlosse zu wohnen, erlangt hatten. Andre Hausgenossen saßen nebst dem Schloßbesitzer und Maire unter den Officieren vermischt, und die leeren Weinflaschen schienen Leben in der Gesellschaft verbreitet zu haben. Um meinen Antrag zu rechtfertigen, konnte ich nicht umhin, einiges von dem zu erzählen, was mir in meinem vorigen Quartier auffällig gewesen. Ich fügte etwas hinzu von der Armuth und dem augenscheinlichen Haß gegen die Preußen. Der Maire verzog seinen Mund zum Lächeln; der Hauptmann aber versicherte, ich sollte nicht mehr unter den Canibalen bleiben. Er bat Jenen, mich auch unter den Gästen seines befreundeten Schlosses aufzunehmen und kredenzte mir zum Willkommen ein Glas Wein. Der Maire versicherte, mit Vergnügen mich aufzunehmen, wenn ich bei der Ueberfüllung mit verehrten Gästen mit bescheidenem Platze vorlieb nehmen wolle. Dann setzte er hinzu mit gen Himmel gerichtetem Blicke:

„Ich kenne diesen Capitain Delabelle; ich wage es aber kaum etwas Schlimmes über ihn zu äußern,

weil die Verbindungen der Bösen wie das Unkraut überall Wurzel schießen, und wir nicht wissen, wenn wir zu unserm Freunde zu reden glauben, ob uns nicht der vergiftete Hauch eines Gotteslängners oder Königsmörders entgegen weht. Was ist aus diesem Frankreich geworden, wo die Spötter zu Gericht sitzen, und die Gerechten kaum im Stillen zu beten wagen? Delabelle hat sich durch rohe Tapferkeit aus dem niedrigsten Bauernstande unter dem Usurpator zum Capitain aufgeschwungen; aber in seiner neuen Würde neben dem bäuerischen Stolz die frevelhaften Grundsätze der Revolution bewahrt. Ich zweifle nicht, nach dem, was der junge Mann uns erzählte, daß er unter seinem Strohdach nicht zum sichersten aufgehoben war. Die Rachsucht dieser Emporkömmlinge wird nur durch ihre Ehrsucht in Schatten gestellt. Ihr Idol ist durch Ihre Tapferkeit, meine Herren, gestürzt, aber noch gähren die frevelhaften Gesinnungen aus den Zeiten des Unglaubens und der Gotteslästerung, wo keine Tugend aus dem Nebel der Gleichheit hervorleuchten durfte."

Der Maire lud mich nun mit einer ungemein freundlichen Wendung ein, am Tische Platz zu nehmen. Der Hauptmann meinte, wenn es sich so verhalte, könne es damit doch nicht abgemacht seyn, und die Sache gegen den Kerl müsse untersucht werden. Der Maire aber beugte sich, und sprach in demüthigem Tone:

„Meine Herren, ich bitte, um meinet- und unſerer heiligen Religion willen, laſſen Sie für diesmal die Sache auf ſich beruhen. Mit einem Wort: er iſt mein Privatfeind. Ich wünſchte nicht, daß es hieße, ich hätte ihn den Feinden des Vaterlandes verrathen. Sie wiſſen, in dieſem Lichte iſt eine Factien, die Thron und Altar zu erniedrigen ſucht, bemüht, unſere Befreier der verblendeten Nation vorzuſtellen. Es kämen vielleicht viele üble Dinge zur Sprache. Gott bewahre Sie und Jeden vor denen, die keine Religion haben.“

Der unterwürfige Ton paßte ſchlecht mit der gigantiſchen Geſtalt und der Stimme des Sprechenden; auch war es ſichtlich, daß er einen ganz andern Ausgang erwartet hatte, als der fröhliche Hauptmann die ganze Sache mit den Worten ſchloß:

Abgemacht! was hängen muß, wird hängen; wir aber wollen trinken und offenherzig ſeyn. Und um mit letzterm anzufangen, frage ich Sie: Sind Sie ein Engländer oder Franzoſe? Noch immer keine Damen, trotz Ihrem Verſprechen, am Tiſche. Sie ſind ein vortrefflicher und ein charmanter Mann, aber eine Dame ſind Sie darum noch nicht. Ihr Keller iſt auch vortrefflich, aber eine Dame iſt er auch nicht. Und der Wein allein vertreibt nicht den Trübſinn in der verdammten Ardennenſchlucht! Warum erſcheint Ihre Nichte nicht bei Tiſche?“

Der Wirth senkte seinen Blick, und antwortete mit leiser Stimme: „Sie ist bestimmt, den Schleier zu ergreifen, und wünscht in stiller Betrachtung die Tage bis zu ihrer gelobten Einweihung zu verbringen.“

Dazu faltete der Maire die Hände. Während der Hauptmann entgegnete: „Jeder nach seinem Geschmack“ und leise ein „Freut euch des Lebens“ anstimmte, worin allmählich die Deutsche Tischgesellschaft einstimmte, schnitt er bedächtig die Käserinden in viele künstliche Theile, und es war, als ruhe in jedem Theilchen eine schwere, räthselhafte Aufgabe, so emsig theilte er und theilte wieder.

Der Abend am Kaminfeuer verging heiter. Der Wein hatte die deutschen Gemüther aufgeräumt, und der Maire war ein angenehmer Gesellschafter, sobald er die steifern Förmlichkeiten ablegen zu dürfen glaubte. Martin Jbleu de St. A*** war näher den sechzigern als den funfzigern, von starkem Körperbau, und, wie es bei'm ersten Anblick schien, von ungeschwächter Gesundheit, doch verrieth sein Gesicht die Stürme früher Leidenschaften. Er trug sich auf alt französische Weise, in einem gestickten weit ausgeschnittenen Rocke, langer Weste und Schnallenschuhen. Die Perüke, wie es schien gefärbte Augenbraunen, und die beständig auf der Erde, oder auf den gefalteten Händen ruhenden Augen verbargen die Kühnheit, welche wol zuweilen

in einem ſchnellen Blicke aufleuchtete. Er galt für einen wohlhabenden, gewichtigen Mann in dieſer Gegend, hielt ſich zur Ultrapartei, war mit dem Könige bei der Wiederkehr des Uſurpators nach Gent gegangen und zurückgekommen. Er war daher ein eben ſo großer Vertheidiger des Abſolutismus neben den alten Adelsvorrechten, als ein Feind der revolutionairen und liberalen Meinungen. Da indeſſen ſeine Nachbarn, beſonders die Landleute im Dorfe, nicht mit ihm gleiche Geſinnung theilten, namentlich bei'm Streite über alte Rechte und Abgaben, ſo hatte er manche Kämpfe zu beſtehen, welche von Seiten der Bauern mit höchſtem Trotz, von ſeiner mit mehr Liſt, Ausdauer und glücklicherm Erfolge durchgefochten wurden. Der Haß gegen ihn war um ſo größer, da er, gegenwärtig als Maire auf ſeinem ehemaligen Dorfe, mit den Anführern der feindlichen Truppen in freundſchaftlichem Verkehr ſtand, und vielleicht noch mehr, weil man ſich erinnerte, daß er einſt eine ganz andere Rolle geſpielt hatte. Er ſollte ein eifriger Jacobiner in den erſten Tagen der Revolution, geweſen ſeyn, und in der Schreckenszeit ſogar in Robespierre's Anhang den öffentlichen Anklägern gedient haben. Als ihm nach ſeines Bruders Tode dieſes Schloß eigenthümlich zugefallen, ſchien er bald ein treuer Anhänger Napoleon's. Beide Erinnerungen hielt man für die Urſach, wenn man den

reichen, in den Augen der Welt glücklichen Mann von einer Gemühsunruhe geplagt sah, die ihm das Ceremoniell des Hofmannes, oder die Höflichkeit des Wirthes für Augenblicke ganz vergessen ließ. Dagegen unterließ er keinen Morgen nüchtern die Messe zu besuchen, und spendete an jedem Sonntage nach dem Gottesdienste Almosen. Aber auch die Armen waren nicht auf seiner Seite. In der Unterhaltung vermied er gern politische Berührungen, und wußte immer das Gespräch auf die mannigfaltigsten allgemeinen Gegenstände zu führen. Hier war er sich'rer, wenn auch nicht die Herzen, doch die Stimmung für sich zu gewinnen.

Ich durchstreifte am andern Morgen das weitläufige aus Quadern erbaute Schloß. Es lag in einer waldigen Bergschlucht versteckt, und die wildesten Aussichten in die verschiedenen Gründe boten sich aus den Fenstern dar. Innen fand ich wenig, was mich gefesselt hätte. Wenn auch die Armuth nicht wie in den Dörfern herrschte, so trat doch überall eine gewisse Leere hervor, welche auch durch die zum Theil prachtvollen Möbel nicht gehoben wurde. Im Kamine heulte der Oktobersturm, und die damasinen Tapeten waren an mehr als einer Stelle durchlöchert. Nur ein Bild, wie es schien, ein Familiengemälde, zog mich ungemein an. Ein ernster Mann, in einer schwarzen

Perüke und alter Kleidung, stützte sich auf einen zerbrochenen Baumstamm, und sah mit trübem Blick auf den von Dampf, Nebel und Flamme erfüllten Hintergrund zurück. Als ich mich umwandte, stand eine reizende weibliche Gestalt mir zur Seite. Ihr schöner hoher Wuchs vereinte französische Anmuth mit deutscher Würde, während auf ihrem Gesichte das Feuer einer heitern Jugend durch tiefen Schmerz gedämpft schien.

„Es ist mein Vater," sprach sie unaufgefordert mit sanfter Stimme, die aber doch den Stolz, dies sagen zu dürfen, verrieth.

„Ein schönes Gemälde, voll Würde und hohem Ausdruck," entgegnete ich.

„Ganz wie er im Leben gewesen. Er sieht prophetisch auf die Zeiten hin, welche für sein Vaterland und für ihn kommen sollten. Der melancholische Maler sah schon so trübe voraus, als noch mein Vater heiter war. Darum läßt er ihn auf einem zerbroch'nen Baumstamm sich stützen."

„Ihr Vater, mein Fräulein, war beim Ausbruch der Revolution emigrirt?"

„Nein! das war er nicht!" rief sie mit erhöhter Stimme, indem ihre Wangen glühten, — „mein Vater ist nicht emigrirt. Er stand mit allen Edlen seiner Nation, um für die Freiheit zu kämpfen, bis der

Pöbel die Edlen erdrückte, und die Schamlosen siegten. — Ich wurde erst nach seinem Tode geboren, aber das schönste und einzige Erbtheil, was er mir hinterließ, ist seine Ehre. Er brauchte, wenn er jetzt lebte, sich nicht zu krümmen und zu winden; er könnte jedermann grad ins Auge sehen, was nicht Alle können." —

Ihr Gefühl schien auf's Höchste gespannt, doch mochte ihr ein Blick auf meine Uniform sagen, daß die Aeußerung desselben nicht ganz angebracht sey. Der starre Glanz ihres Auges machte einem freundlichern Ausdruck Platz. Sie wischte schnell eine Thräne mit dem Battisttuch fort, und sagte dann mit viel sanfterer Stimme:

„Sie sind fremd und jung. Sie kennen nicht unsere Verhältnisse. Sie sind verwickelter als man sich vorstellt. Die Familien sind zerrissen. Zwischen die Bande des Bluts treten die Parteien; und wenn sie auch heut nicht mehr nach Blut und Gesetzen kreischen, schreit fürchterlicher noch der gemeine Eigennutz. Und wie Viele dürfen nicht tugendhaft werden! Wenn sie zurückblicken, packt sie der Wahnsinn an. Da kriechen sie unter die Altardecken und lassen sich ertränken mit Weihwasser. Andere stieren, wie der Wampyr, noch immer nach Blut. Es soll ein fürchterlicher Durst seyn. Vielleicht auch Beides zusammen. Warum nicht?

Aber" — und ihr Geſicht leuchtete wieder auf — „es giebt noch Tugenden. Wilde, auffahrende Menſchen. Sie wurden ja unter dem Druck erzogen. Der Druck empört, und der Geiſt bricht ſich ſeine eigene Bahn. Die ſtehen höher als alle Geburt, es ſind die trotzigen Kinder einer neuen Zeit. — Sie hat ihr Meteor gehabt und nun iſt es wieder Nacht."

Die Schwärmerin fühlte zum zweiten Male, daß ſie zu viel geſagt. Sie lächelte, machte eine leichte Verbeugung, und verſchwand. Es war die Nichte des Maire, die der Oheim für den Schleier beſtimmt hatte, weil ſie einen Mann unter ihrem Stande und von gefährlichen Grundſätzen, liebte. An der kalten gegenſeitigen Begegnung fand ich Gelegenheit zu bemerken, daß zwiſchen Oheim und Nichte faſt mehr als ein Mißverhältniß obwalten müſſe, und daß nur die franzöſiſche Höflichkeit den Frieden im Hauſe erhalte.

Nicht alle Jäger waren von der fröhlichen Gemüthsart unſeres Hauptmanns, und oft trat, wenn dieſer, vom Weine ſchwer, den Saal verlaſſen hatte, und wir um das matt glimmende Kohlenfeuer des Marmorkamines ſaßen, eine trübe Stille ein. So ſaßen wir auch heut, als der Sturm draußen heulte, in Geſellſchaft des Maire im ſtillen Zimmer. Das Fräulein, zufällig in der Geſellſchaft, ſchwieg wie immer; der Maire ſtützte ſich mit ſeinen ausgebreiteten Händen

den auf den Knieen und ſtarrte in die Kohlen, und zwei oder drei Jäger ſaßen, ſtatt zu rauchen, ſprachlos mit verſchränkten Armen dem Feuer zugekehrt. Endlich unterbrach der Eine, ein abgelebter Menſch, obgleich noch im Jugendalter, die Stille:

„Der Sturm heult draußen, als wollte er die Bäume entwurzeln.“

Der Maire entgegnete ohne aufzuſehn: „Erſt ſchüttelt er das welke Laub ab, dann bricht er die Aeſte, und endlich macht er ſich an den morſchen Stamm.“

„Unſere Lebensgeſchichte,“ ſagte der Jäger. Der Maire fuhr fort:

„Es fällt Alles ab, bei den Meiſten periodenweis, nach Frühling, Sommer, Herbſt; bei Anderen ſchneller. Kein Baum langt mehr ſeine welken Blätter auf. Nicht die Jugend, nicht das Mannesalter, nicht einmal eine einzige Stunde der Luſt läßt ſich zurückrufen. Alles was wir trieben mit dem Blick nach vorwärts, war ein Spiel, wenn wir es gelind, eine Thorheit, wenn wir es recht nennen wollen. Ziel und Ausgang bleibt der Staub.

„Thoren und Kluge, fuhr der Jäger fort, ſchlafen in derſelben Grube, und der größte Thor iſt, wer ſein Leben daran verſchwendet hat klug zu werden.“

„Doch mag ein Unterſchied ſeyn,“ unterbrach ihn der Franzoſe: „der Thor verſcheidet, ohne Freude und

vielleicht noch mit der Furcht vor dem, was nicht iſt; der Kluge amüſirt ſich noch in der Scheideſtunde, wenn er an die verſchiedenen Rollen denkt, die er im Leben gut durchgeführt hat; er kann auch noch über die nichtige Furcht des Andern lachen; er weiß, daß nichts mehr kommt."

Der Jäger ſchauderte wie unwillkührlich: „Am Rande der kalten Gruft? Lachen, nein. Da iſt beſſer ſchnell ein kühner Fingerdruck, oder, wem's lieber iſt, ein kühles Bad, um durch den verdammten Paß durchzukommen. Es bleibt nur eins wahr, daß der Augenblick unſer iſt. Aufſchieben iſt die größte Thorheit. Faſſen, wo wir finden, denn Keiner weiß, ob er zum zweitenmale finden wird."

Der Maire ſchien den Worten nachzudenken. Er richtete ſich etwas auf: „Der Grundſatz würde uns ſo zum Thiere führen. Dem Genuß, ſo gedacht, folgt die Sättigung, und in der Sättigung iſt nie Genuß. Es giebt aber noch einen höhern im Leben, den nicht Alle erringen, der iſt: ſich immer zu amüſiren. Und das größte Amüſement gewährt, wenn wir unabläßlich ein Ziel verfolgen, ſey es nun Gelderwerb, Ruhm oder Macht. Wenn nur nicht der ganze Verſtand an einem haften bleibt, liegt doch am Ende in dieſen drei Dingen das, was wir Glück zu nennen pflegen." —

„Wie!" rief ich aus, „es gäbe kein höheres Glück?"

Der Maire antwortete entschieden: „Nein, denn bei'm Streben des Gelehrten, bei'm verzweiflungsvollen Kampfe des Spielers mit dem Glücke, ist mehr Qual als Lust, und in der Liebe endlich wird der Sinn zu bald abgestumpft, und jeder Genuß entflieht."

„Und was wäre denn die Begeisterung für alles Edle und Schöne?"

Der Maire lächelte, und sah mich sehr freundlich an: „Ein Strohfeuer. Es wärmt für den Augenblick und ergötzt in seinen laut und hoch lodernden Flammen. Darum erfreut es wol den Knaben, aber den Mann läßt es kalt." —

„Dann gäbe es keine Begeisterung für Freiheit und Vaterland, nicht die Begeisterung, welche in Deutschland den Knaben wie den Greis in das Feld der Männer trieb? Ja ich wage es vor jedem Spötter zu betheuern: es war ein heiliges Feuer, das Aller Adern durchglühte. Es war kein Machtgebot, kein todtes Pflichtgefühl, kein zerstörender Ehrgeiz, es war das Auflodern eines Brandes, glimmend von der Weichsel bis zum Rhein, angefacht durch begeisterte Stimmen; diese wilde und heilige Glut war es, die das stolze, künstliche Gebäude Ihres Tyrannen zusammen warf und Deutschland frei machte."

„Sie sind ein Kind, lieber Jäger, und wenn Ihr Feuer sich verraucht hat, und es Ihnen kalt durch die

Adern rinnen wird, wie mir, werden Sie anders denken und ſprechen. Aber es iſt gut; dieſe Begeiſterung amüſirt ebenfalls."

„Das wolle Gott nicht! Kamerad, bezeugen Sie. — Trieb etwas Anderes als reine Liebe für Recht, Königshaus, Vaterland und Freiheit in unſre Schaaren?"

„Wenn Sie mich meinen, ich hoffe nach der Rückkehr Salzinſpektor zu werden, entgegnete der Mann: — ohne die Ausſicht wäre ich wahrhaftig nicht zum zweitenmale mitgegangen. Von den Andern weiß ich's nicht." —

Der Jäger lachte, und der Maire verzog den Mund äußerſt freundlich, ohne aus ſeinem Gleichmuth zu kommen. Ich aber gab mich noch nicht gefangen:

„Sprechen Sie, was trieb zu Heldenthaten die Krieger ihrer erſten Republik?" —

„Sie wehrten ſich ihrer Haut, um das Leben zu genießen."

„Woher klebt ſo viel edles Blut an den Büſchen der Vendée?" — fuhr ich ohne darauf zu achten fort. — Trieb Geld- oder Ruhmſucht jene einfältigen Bauern an, ihr Alles aufzuopfern für Etwas, was nicht zu erobern war? Ganz Frankreich war ihnen feind, aber ihr Bundesgenoſſe war ihr Bewußtſeyn." —

„Es waren Narren" rief, wie zum Erſtenmale unwillig, der Maire aus, und rückte auf ſeinem Stuhle.

„Nein, Oheim," erhob ſich plötzlich Adelaide, die bis dahin in ihrem entfernten Armſeſſel zu ſchlummern geſchienen, „es waren Männer" — und ich fuhr, durch das Bewußtſeyn, einen Bundesgenoſſen zu haben, ermuthigt fort:

„Wer Weib und Kind lächelnd vom Ufer aus in den Fluthen untergehn ſieht, und ſich ſelbſt dem Henker ausliefert, den wärmt mehr als ein Strohfeuer; und kein Verlangen, ſich mehr zu amüſiren, hieß den edlen Marigni ſtehn bleiben und ſelbſt „Feuer!" commandiren, als ſein verrätheriſcher Freund die Mörder auf ihn abgeſchickt hatte." —

Ein Schrei unterbrach mich hier; als wir uns umfahn, kämpfte Adelaide mit einer Ohnmacht. Der Maire ſtampfte auf den Boden. Ich glaubte zu hören: „Sie muß fort." Er war mir nie ſo häßlich vorgekommen; je mehr ich ihn mir aber anſah, um ſo mehr dünkte mich, ich hätte ihn ſchon irgendwo geſehn. Er war der Ohnmächtigen zugeeilt, aber während ſie in ſeinen Armen ſich erholte, ſchien es mir, als umfaſſe ein finſterer Dämon einen Engel, der ſeinen Krallen entſchlüpfen wollte. Seine Töne waren ſanft, beruhigend; flüſterte ſein verzerrter Mund ihr aber nicht etwas anderes in's Ohr, wenn er ſich über ſie beugte? Als der erſte Blick ihrer ſchönen Augen ſeine finſteren Brauen traf, ſah ich ſie ſichtlich zuſammenſchrecken.

Ihre Lippen stöhnten in halber Bewußtlosigkeit: „Blut! Blut! überall Blut!“ aber er richtete den Blick gegen die Decke des Saales und wiederholte salbungsvoll:

„Ja, das Blut des Einen ward für uns Alle vergossen!“

Indem trat unser Hauptmann in den Saal. Er hielt frohlockend ein Blatt in die Höhe und rief: „Nichts von Blut mehr, Friede und Freundschaft, Festung Givet ist über.“

Iblou hatte von Adelaiden abgelassen. Seine ganze Aufmerksamkeit schien plötzlich auf einen andern Gegenstand übergegangen. Mit drei Schritten stand er am Hauptmann und faßte unwillkührlich dessen Hand.

„Und die Besatzung?“

„Zieht frank und frei ab, jeder in seine Heimath, wohin auch wir aufbrechen.“

Der gewandte Weltmann, der politische Intriguant, hatte seine Fassung verloren. Leichenblaß stand er mehrere Secunden, man sah die vielfarbige Schminke seines Gesichtes, er vergaß zu verbergen, worauf er vielleicht sein Leben studirt hatte. Endlich sprach er hastig, aber mit gedämpfter Stimme, wie noch athemlos von einer innern Bewegung:

„Ich kann das Verfahren Ihrer Generale nicht billigen. Hier war jede Gnade unangebracht. Wer

träglich das Garaus machen. Wir Jäger, wir marschiren morgen ab, und ich weiß nicht, Herr Maire, ob die Leute hier sich nicht ebenso freuen werden, als dazumal, wo Sie und die Ihrigen Ihr leeres Quartier bei uns mit vollem Beutel verließen."

Der Maire verbeugte sich ruhig. „Und wenn auch, meine Herren, die Nachstellungen mit Ihrem Abzuge wieder beginnen, der Herr wird die Gerechten beschützen."

Ich fand keine Ruhe im Bette. Der Gedanke lastete auf mir, morgen die Gegend auf immer zu verlassen, wo über ein räthselhaftes Dunkel ein Licht hereinbrechen wollte. Ich schien mir mitverstrickt in ein Geheimniß. Es dünkte mir unrecht fortzugehen, ehe ich mir selbst etwas klar gemacht. Es dünkte mir unrecht, Adelaiden zu verlassen, ohne von ihrem Schicksale zu wissen. Als ob ich berufen wäre ihr zu helfen! Dann erschien mir wieder der todte Freund; er wurde guillotinirt, neben ihm lachte Adelaide, aber sie verwandelte sich in ihren Oheim. Die Träume führten immer wieder auf Mord und Blut, bis ich es nicht mehr aushielt und aufsprang. In den Mantel gehüllt stieg ich in den mondhellen Garten hinab. Ich lief, bis ich ermüdet war, umher. Die Phantasie kämpfte mit den Geistern, sie griffen nach mir, aber ich trat sie zu Boden. Es waren die Schatten der Pappeln. Endlich warf

ich mich in's welke Gras am äußersten Ende des Gartens, wo eine schöne Fontaine ihren großen Wasserstrahl hinaufschoß in den blauen klaren Horizont. „Wer doch auch so klar und rein zu den wolkenlosen Räumen aufsteigen könnte, und die dunkle Erde verschwände mit ihren Winkeln und Höhlen!“ Aber das Wasser fiel wieder in das trübe Bassin tropfenweis zurück, und der Mond lachte. Es näherte sich Jemand mit hastigen Schritten. Ich lag im Schatten, und konnte nicht bemerkt werden; um desto deutlicher aber konnte ich den Mann in der blauen Bauerntracht beobachten, welcher sich forschend in allen Ecken und Büschen umsah. Der Mond mahlte sein bleiches Gesicht zur Leiche, nur die dunkeln Augen rollten. Obgleich Perücke und steife Kleidung ihm fehlte, war doch der Maire Iblou nicht zu verkennen; aber ich erkannte mehr in ihm, meine Ahnung ward zur Wirklichkeit. Der Maire und der Unsichtbare, welcher mehr als einmal unser Blut vor Givet hatte zusammenrieseln gemacht, waren eine und dieselbe Person.

Er ging mit gemeßnen Schritten am Teiche auf und ab. Die welken Gräser schienen mich zu umklammern, der Leib schien am Boden fest gebannt. Mir war, als trete das Geheimniß in eigener Person auf die Bühne des Lebens, den Vorhang aufzuziehn zu einem grausen Nachtspiel. Ich zog den Athem an,

denn selbſt das fallende welke Blatt entging ſeinen forſchenden Sinnen nicht. Jetzt rauſchte es hinter den Hecken, und aus ihrem Schatten trat eine große in einem weiten Mantel verhüllte Geſtalt vor. Der Maire trat einen Schritt zurück, und rief dann dem Kommenden entgegen:

„Nicht weiter vor! Sind ſie es, deſſen namenloſer Zettel mich aus dem Schloß hierher citirt?“

„Ja, Bürger Jblou, oder Ritter von der Ehrenlegion, oder Herr Marquis, oder wie Sie ſonſt heißen wollen, ich bin's,“ antwortete eine Baßſtimme. Als der neue Ankömmling den Mantel ein wenig von einanderſchlug, glaubte ich den Officier zu erkennen, welcher mir einſt auf dem Vorpoſten vor Givet entgegen kam.

„Capitain Barbaroux?“ rief Jblou mit gepreßter Stimme.

„Der bin ich.“ Beide ſahen ſich eine Weile forſchend an, bis ſie im Geſpräche weiter gingen. „Herr Marquis haben ſehr oft die Güte gehabt mich unter den Rebellen in Givet zu beſuchen, und ſelbſt die böſe Nachrede von loyalen Leuten nicht geſcheut. Heut erwiedere ich den Beſuch — aus Artigkeit!“

„Kommen Sie, Herr Capitain, in mein Schloß, dort kann ich beſſer die Rechte der Gaſtfreundſchaft ausüben.“

Der Capitain lachte höhniſch: „Ich danke, Herr Marquis. Ich weiß mich nicht gut in den Schlöſſern vornehmer Leute zu benehmen. Wir verſtehen uns.“

„Barbarour! Sie ſind auf halben Sold entlaſſen?“

„Ziehen Sie noch die andre Hälfte ab, ſo werden meine Revenüen herauskommen. Ich habe leider nicht die Schauſpielerkunſt gelernt, ſonſt würde ich die alten Röcke beſſer nach der Zeit zuſtutzen und wenden. Aus 'nem Hemde würd' ich mir hundert weiße Kokarden ſchneiden. Jetzt bin ich ſo ein dummer Kerl, daß ich aus 'ner rothen Mütze nichts zu machen weiß. Ein alter Rock und überall Löcher, wo die natürlichen Lilien herausgucken. Aber hohl's der Teufel, ich will auch fromm werden wie andre Leute und bibliſch leben; ich habe noch ein Pfund, und will's nicht mehr vergraben.“

„Ein Mann, wie Sie, Capitain, muß jeder Regierung werth ſeyn, wenn Sie in etwas Ihre ſtarren Meinungen ändern wollen. Ich nehme es auf mich, Ihnen wieder Amt und Brot zu verſchaffen, ſobald Sie ſich ganz mir anvertrauen wollen. Kommen Sie in mein Schloß, ich will Sie dort vor Jedermann verborgen halten, bis die Verfolgungen aufgehört haben.“

„Ich glaube es,“ lachte der Capitain. „Vielleicht ſo verborgen, daß mich Niemand wieder finden ſollte. Wir verſtehn uns, Jblou.“

„Nun dann, wenn Sie mich kennen, Capitain, — fuhr der Maire fort, die Zähne feſt zuſammengepreßt, — ſo wiſſen Sie, daß ich Alles wage, wo ich fürchte. Zittern Sie.“

„Zittern Sie,“ wiederhohlte kaltblütig der Capitain. „Genug des Geſchwätzes. Ich komme mit Ihnen die Rechnung abzuſchließen, und weiß, was meine Wiſſenſchaft werth iſt, da ich der Einzige bin, der ſie beſitzt. Zahlen Sie vierzig tauſend Franken, ſo vernichte ich die Papiere, die in ſicheren Händen ruhen, und wenn auch Ich ſtumm würde, laut ſprechen könnten. Zahlen Sie nicht, ſo ſoll mich nichts hindern, Sie um Ihr Alles zu bringen.“

„Unverſchämter! Daſſelbe verſprachſt Du, als ich Dir die Tauſende gab, damit Du nach Elba entwichſt; daſſelbe, als ich Dir die Wechſel nachſandte; und wenn ich meinen letzten Franken Dir gegeben, wirſt Du noch mehr fordern.“

„Ich weiß, was meine Kunde werth iſt,“ ſagte kaltblütig der Capitain.

„So vergißt Du, Barbaroux, daß bei'm Abſchluß der Rechnung die Hälfte der Schuld auf Deinem Conto ſtand?“

„Der Capitain Barbaroux hat nichts zu verlieren, keine Familienehre, keine Anſprüche auf Erbſchaften, nur einen Flicken durchlöchertes Leben; aber Martin

Jblou de St. A. ſeinen ſehr unbeſcholtenen Ruf, ſeine Güter, ſeine Gelder, ſein thatenreiches Leben. Dem Staate iſt er ſchuldig es zu erhalten, und unbefleckt. Nicht wahr? Jch fordere vierzig tauſend Franken."

„Und ich gebe keinen Centimen, denn Du warſt es, der ihn vor dem Wohlfahrtsausſchuſſe anklagteſt, Du, der ihn in der Vendée in Verhaft nahmſt, Du, der ihn erdroſſeln wollteſt."

„Auf Deinen Befehl, Jblou!"

„Das läugne ich, und ſetze mein Anſehn gegen Deines. Mein Zeugniß iſt von Gewicht, vor den Tribunalen, in beiden Kammern. Jch klage Dich um Hochverrath an."

„Und ich dringe darauf, daß Dein Schloß unterſucht, und der Brunnen aufgegraben werde; ich bringe ſolche Zeugniſſe vor, daß ſelbſt Dein König zurückſchaudern, daß Deine Freunde mit den Perücken Dich anſpeien ſollen. Bürger Jblou, in zwei Stunden faſſen Dich die Gendarmen. Man ſchleppt Dich unter dem Jubel des Volkes vor die Aſſiſen. Sehnt Dich ſo nach den Zeitungsberichten vom Verhör? Hörſt Du das Ziſchen der empörten Menge, wenn Dir haarklein bewieſen wird, daß — —"

„Halt, halt," unterbrach Jblou.

„Brudermörder!" donnerte Barbaroux, „was werden Deine adligen Freunde von ci-devant ſagen? wenn

Alles herauskommt, Stück für Stück, wie die Eingeweide eines Ungeheuers. Kein Zoll wird geschenkt. Die Jacobiner werden jubeln, und denkst Du, daß Dir die Jesuiten den Weg mit Rosen bestreuen, wenn man Dich zur Guillotine schleift? — Sieh' mal, wie die gute, alte Sache, wie die ganze Legitimität durch den Prozeß beschimpft wird, alles um lumpige vierzig tausend Franken. — Jblou, Du kennst mich, ich schenke Dir keinen Centimen, und wenn sie mich neben Dir lebendig schinden, wie den armen Tropf, der nicht tief genug stieß auf Ludwig XV. Das war sein einziger Fehler."

Der Maire schwieg. Die Hände auf dem Rücken, ging er einige Secunden umher. Wenn der Mond ihm in's Gesicht schien, glaubte ich ein Lächeln wie die Zufriedenheit der Hölle auf den Lippen zu lesen. Dann hielt er inne und faßte Barbaroux's Hand. „Sey's denn! zum letztenmale. Aber drei Tage Zeit. Ich schaffe meine Nichte in's Kloster. Du weißt, das kostet Geld — viel Geld, wenn — Du kennst die Umstände und weißt, daß ich es muß, wenn ich Dich bezahlen soll. Störe mich nicht. Aber binnen drei Tagen schaffe ich das Geld; bringe Du mir bis dahin die Papiere — aber dann auf immer aus Europa."

„Recht gern."

„Doch welche Sicherheit giebst Du mir?"

„Nun, wenn's Dir Vergnügen macht, ich will es beſchwören.

„Beſchwören? Capitain Barbaroux, wir verſtehen uns.“

„Gewiß, Bürger Iblou. Müßte wahrhaftig auch lachen, wenn wir Beide mit einander ein Poſſenſpiel aufführen wollten.“

„Das Einzige, was den Menſchen bindet, iſt das Intereſſe. Capitain Barbaroux, in drei Tagen ſeh'n wir uns wieder.“ —

„In dreien Tagen! Gehabt Euch wohl und ſucht mir kein falſches Geld aus.“

Wie lange ich noch in dem feuchten Graſe gelegen, weiß ich nicht. Nur ſo viel konnte ich mich ſpäter erinnern, daß ich im Fieberfroſt taumelnd eine Treppe hinaufgeſtiegen bin. Der plötzliche Tauſch des warmen Bettes mit dem feuchten Graslager einer ſpäten Herbſtnacht hätte auch ohne Beihülfe einer entſetzlich aufgeregten Phantaſie einen Körper, der nicht aus Eiſen gegoſſen, in den Zuſtand verſetzt, in dem ich Tagelang zubrachte. Als ich einmal zum Bewußtſeyn erwachte, ſaß ein ältlicher Mann mit geſchornem Kopfe neben meinem Bette, und ſchien ſehr tief nachzudenken, indem er meine rechte Hand gefaßt hielt.

„Wo bin ich?“ rief ich, mich erhebend.

„Noch immer im Fieber, mein Herr," sagte gelassen der Mann, „obgleich der Puls ruhig geht."

Daß ich es mindestens müsse gewesen seyn, ersah ich, weil ich ohne Kraft mich zu halten, auf das Kopfkissen zurücksank. „Um Gottes Willen, rufen Sie mir sogleich den Hauptmann oder meine Kameraden!"

„Meine Stimme müßte stärker seyn als die eingeschmelzenen Glocken meiner Kirche waren, um die Herren zu errufen."

„Wo sind Sie?"

„Längst aufgebrochen, und auf dem Wege nach der Heimath. Im Umkreis von zwanzig Lieues sind Sie der einzige Preuße."

„Wach' ich, oder träume ich? Wann sind sie fortgegangen?"

„Vorgestern früh. Da Sie, mein Herr, im heftigsten Fieber lagen, und der Herr Hauptmann Sie nicht gern in's Lazareth schaffen wollte, erboten sich der Herr Maire, Sie hier zu behalten und meiner Pflege zu übergeben, und so habe ich das Glück gehabt, in den drei Tagen Ihrer Bewußtlosigkeit das Fieber zu prüfen, und habe gefunden, daß es nahe an Manie gränzte, denn solche Dinge, als ich hören mußte, sind mir noch nie vorgekommen, es müßte denn deutsche Philosophie seyn. Sie glaubten an einer blutigen Fontaine zu liegen, und wollten immer abrücken und aus dem Bette fort,

fort, um nicht bespritzt zu werden. Da hatten wir viel zu thun."

Das Gespräch brach hier ab, indem der Curé zum gnädigen Herrn gerufen wurde, um ihn zu rasiren, ein Geschäft, zu welchem die französischen Geistlichen, um nicht Hungers zu sterben, sich in den letztern Zeiten zuweilen bequemen mußten. Er ging und überließ mich meinen Betrachtungen. Die Erinnerung sammelte sich langsam. Ich kämpfte mit den errungenen Kräften mich zu überzeugen, daß Alles ein Traum gewesen. Die Anstrengung hätte leicht das Fieber wieder zurückgerufen. Mein leitender Vorsatz blieb, so bald ich dies möglich machen könne, das Schloß zu verlassen.

Das physische Bedürfniß des ermatteten Körpers siegte endlich über das wirre Getriebe der Gedanken. Ich wankte zum Mittagstische, der diesmal sehr verlassen erschien, indem, außer den meist stummen Hausgenossen, nur Adelaide Platz daran nahm. Vergeblich las ich in den Blicken des Maire, ob nicht einer zum Verräther würde. Der bleiche Mann von der Fontaine war verschwunden. Er war ein sehr höflicher Wirth; seine Augen suchten die Erde, und seine Stimme klang ungemein wohlgefällig. Dagegen konnte er ein Lächeln nicht unterdrücken über mein bleiches Aussehn. Er äußerte, die Begeisterung möge wol recht schön und stark seyn, nur müsse ein rauhes Lüftchen, oder ein

kleiner Schreck, oder sonst etwas doch noch stärker seyn, indem ich fast aus der Begeisterung zum Geist geworden wäre. Vor mehreren Monaten habe auch ein freiwilliger Jäger in seinem Schlosse dahingesiecht, dem man es auf den ersten Blick angesehen, daß er immer Gespenster sehe. Das sey die gefährlichste Eigenschaft der Deutschen. Auf alle Fälle aber sey ein Glas Champagner ein gutes Aequivalent für die Begeisterung, indem es Farbe und Leben wieder einhauche. Adelaide sprach bei Tische kein Wort, aber ihre Blicke ruhten mehrmals fragend auf mir. Die Landpost brachte eine Zeitung, der Maire las immer eifriger bis er mit entfärbtem Gesicht das Blatt fortlegte, die Hände faltete, und mit Salbung sprach:

„Deine Wege sind wunderbar! Aber wie Spreu werden die Gottlosen verweht, und von den Frevlern entgeht Keiner dem Gerichte. Meine Herren, der Marschall Ney ist erschossen. Seine Seele will ich nicht verdammen; aber mögen Alle wie Dieser vergehn, die sich wie Dieser vergangen. Amen." Die Hausgenossen kreuzten sich, und sagten: „Amen." Der Wirth bemerkte, daß die Kammern zusammenberufen wären, und er daher in wenigen Wochen nach Paris aufbrechen müsse. „Und somit lassen Sie uns anstoßen auf eine neue Ordnung, die von dieser Session, wo nur alte loyale Unterthanen des aller-

christlichsten Königs sprechen sollen, über Frankreich ausgeh'n wird."

Alle, und warum sollte ich mich ausschließen, leisteten lebendig dem Wunsche Folge. Nur das Fräulein blieb gleichgültig. Doch schien sie mit Unruhe dem Aufbruch der Tafel entgegen zu sehen. Als diese erfolgte und die Anderen sich entfernt hatten, blieb sie mit einer Stickarbeit am Fenster stehen. Sie wollte ein Gespräch mit mir, aber sie schien den Anfang zu fürchten. Auch als sie jetzt mit einer Frage begann, mochte es noch nicht das seyn, was sie beabsichtigte:

„Sie lieben die Sache der Vendéer?"

Ich erwiederte: „Wer sollte nicht ihren Muth und frommen Glauben bewundern, wenn er auch die Sache, für die sie fochten, nicht ganz vertheidigen will?"

„Auch die Sache der Vendéer war gut, mein Herr; sie war gut, rein für jene Zeit," entgegnete sie heftiger. „Ich sagte ihnen vorhin, mein Vater sey nicht emigrirt; jetzt darf ich Ihnen sagen, daß er unter den Vendéern wie ein Held gestritten hat, nachdem er als Mann unter den Republikanern nichts mehr vermochte; und doch ist mein Vater nie seinen Grundsätzen untreu geworden." —

„Und was würde Ihr Vater jetzt thun?" —

Eine hohe Gluth flog über Adelaiden's Gesicht. Ihre Augen funkelten; sie vergaß sich und was sie

wollte, als sie mit krampfhafter Heftigkeit ausrief: „Er würde die Contributien, die die Fremden in Gold und Silber ausschreiben, in Blei bezahlen.“

„Ob Ihr Oheim diese Gesinnungen theilt?“ rief ich etwas empfindlich, bereuete es aber sogleich, denn der ganze Unwille der nervös Gereizten brach aus, indem sie entgegnete:

„Der ist mir ganz fremd, — blieb er doch auch ganz fremd als in den Schreckenstagen mein Vater an sein Haus klopfte, und bat: „„Vertheidige mich vor ungerechter Anklage, Bruder, Du vermagst Alles vor Gericht.““ Mein Oheim rief hinaus: „„Bürger, ich kenne Dich nicht,““ und schlug das Fenster zu. Erst nach dem Tode hat er ihn wieder erkannt, als er seine Güter meiner Mutter entriß.“

Etwas Verzerrtes, ein krankhafter Schmerz schwebte über dem schönen Gesichte — sie schien auch um einige Jahre älter als sie war — aber dennoch liehen die Runzeln des Zorns auf der hohen blassen Stirn ihr einen ganz eigenthümlichen Reiz. Selten sah ich bei Französinnen einen verwandten geistigen Ausdruck des Gesichts, wo der Schmerz so durchgedrungen wäre, ohne Eintrag der eigenthümlichen Lebendigkeit und Schönheit. Und doch hatte selbst die Bitterkeit ihren verjährten Sitz auf diesen Lippen. Aber wie schnell es in ihe aufflammte, eben so schnell war sie zur Einsicht

gekommen, daß der Reiz sie abgeführet. Die Runzeln verzogen sich, die schwarzen Brauen wölbten sich heiter über den lebendigen Augen, im Augenblick lächelten wieder ihre Lippen, und im nächsten hielt sie mit beiden Händen meine rechte gefaßt:

„Sie hassen Napoleon. Aber es wird eine Zeit kommen, wo er ein großer Mann auch bei Ihnen heißen wird. Seyn Sie darum nicht so zornig auf die starren, wilden Männer, die ihn schon heut zum Idol erhoben. Sie vergöttern in ihm das gekrönte Verdienst, und wer, der jung ist und Kraft im Arme fühlt, wollte denn nicht, daß die Tugend belohnt werde, wenn sie auch keine Ahnen hat! — Es könnte seyn — es wird vielleicht — setzte sie zögernd mit leichtem Erröthen hinzu — daß Jemand, den Sie kennen, heut Ihren Beistand erbittet. Glauben Sie ihm, was er spricht, und hat meine Bitte einiges Gewicht, so denken Sie, daß ich mit ihm bitte. Leben Sie wohl, es darf uns Niemand länger beisammen sehen." — Damit entschwand sie.

Ich lud zwar nicht die Büchse, auch untersuchte ich nicht beim Zubettegehn mein Schlafgemach, doch aber war es weit unheimlicher in diesem Schlosse geworden, als je in der engen Bauernhütte. Alle Thüren wurden mit dem Einbruch der Dämmerung verschlossen, und die Brücke über den Schloßgraben auf

gezogen. Eine Todtenstille herrschte im ganzen Gebäude, und nur im Zimmer des Maire auf dem andern Flügel brannte Licht. Aus dunkler Ferne beobachtete ich Auftritte, die mit jener Nachterscheinung in Verbindung stehen konnten, wenig geeignet, dem regnigten Herbstabende seine unfreundliche Seite zu nehmen. Schien es mir doch fast, wie eine Fortsetzung des Fiebertraum's. Ich glaubte Jblou auf- und abgeh'n zu sehen, glaubte Geld zählen und ihn Treppen steigen zu hören. Dann kam es mir vor, als rausche es im Nebenzimmer; als ich die Thüre leise öffnete, traf mein Blick Adelaidens Vater. Auf sein Gesicht fiel ein Mondenstrahl. Ernst sah er mich an, und doch schien er auch zu bitten. Als ich aus dem Fenster blickte, bemerkte ich zwei dunkle Gestalten, wie sie sich nach einem Busch im Garten hinschlichen. Sie schienen zu unterhandeln, der eine blieb immer vorsichtig zurück. Endlich fand der andre eine Stelle, wo Beide stehen blieben. Er riß einige Sträucher aus und griff aus der Höhlung der Erde etwas hervor, was er dem zweiten übergab. Dieser wog es in der Hand, Beide kehrten darauf nach dem äußersten Schloßflügel zurück, und ich erkannte die zwei Gestalten wieder in Jblou's Zimmer. Doch dauerte es nicht lange, so wurde es unter meinem Fenster abermals laut, und ich hörte eine Stimme: „Nun wirst Du mir endlich glauben lernen," und der Zweite antwortete: „Ja, wenn ich Alles habe. Führ' mich

nur hin, wo es vergraben liegt." — Ich wollte schlafen, aber wer erzwingt den Schlaf, wenn die Phantasiebilder, denen er entfliehen will, mit ihm auf den Kissen sich schaukeln. Was kaum noch im Wachen unbestimmt verschwamm, tritt zusammen, scharfe Linien trennen die Gestalten, helle Farben glänzen blendend vor dem zugedrückten Auge. Was der Gedanke kaum noch sich wagte zu gestehen, der Traum schreibt es mit Flammenschrift auf eine schwarze Tafel und kein Erröthen hilft. Ich las in dieser Flammenschrift: „Dies war das Schloß, dessen Erinnerung *** bis zum Tode quälte. Hier schläft ein altes Verbrechen, sie rütteln daran, es gähnt und erwachend streckt es die Arme aus nach neuem Raube." Nun nahte sich auch mein voriger Wirthssohn, Capitain Delabelle spielte mit in diesem Drama. Er zog an der Hand eine weibliche Gestalt, die aber noch im ungewissen Nebel hinter ihm verschwamm. Er öffnete den Mund — als eine starke Berührung meiner Schulter alle Traumbilder verscheuchte.

Und doch blieb das eine davon; neben dem Bette stand Mathieu Delabelle, welcher mit verschränkten Armen mein Erwachen aus dem Schlaftaumel zu erwarten schien. — „Wir sind grade keine gute Freunde, mein junger Soldat, begann er, und für mich ist es eben nicht die angenehmste Aufgabe, den Feind meines Vaterlandes um eine Gefälligkeit zu bitten. Indessen es muß seyn, schnell seyn, und besinnen gilt nicht!"

„Was verlangen Sie so seltsam, mitten in der Nacht?"

„Nur Ihre Uniform!"

„Wie, von einem Soldaten. Wissen Sie, was Sie fordern?"

„O ja, denn ich war selbst Soldat. Ich weiß auch ganz gut, daß seine Uniform verlieren, nicht viel besser ist, als sein Gewehr fortwerfen. Und dennoch bitte ich Sie, es gilt ein Menschenleben."

„Erklärung."

„Sie sind doch Protestant?"

„Von ganzem Herzen."

„Und müssen das Unwesen der Pfaffen hassen?"

„So weit es Unwesen ist, gewiß."

„Nun so können Sie's nicht zulassen, wenn man ein freies, edles Mädchen, wider ihren Willen, wider ihre Gelübde in ein Kloster mit Gewalt sperren will?"

„Gewiß nicht." —

„Der Maire Iblou hat seine Nichte in ein fernes Kloster, in die Kreidefelsen der Bretagne, verkauft, wo Niemand den Hülfsruf des armen Schlachtopfers hören kann. Morgen wird sie in den Wagen verschlossen, und kein menschliches Auge bekommt sie wieder zu sehen, wenn ich nicht Die errette, die mir folgen will über Länder und Meere, — sey's in den Tod, lieber doch als zu Jesuiten. Ich will sie retten — setzte

er mit Heftigkeit hinzu — und Sie müssen mir beistehn, oder, bei Gott —" Ich war aufgestanden, und unterbrach eine finstre Drohung durch mein Befremden, wie eine Preußische Jägeruniform die Verlassene befreien könne, wenn nicht kräftigerer Beistand eingriffe? Er aber entriß mir den Rock, als ich ihn kaum von der Wand abgenommen. „Zum Zweifeln ist hier keine Zeit, wenn Sie wollen. Still, in zwei Minuten bin ich wieder bei Ihnen."

Er war verschwunden. Es galt eine Verkleidung. Fielen mir doch jetzt erst mehrere Umstände ein, die ich früher unbeachtet gelassen, die aber an eine förmliche Gefangenschaft des Fräuleins erinnerten. Ich überlegte, ob nicht durch eine offene That die zweifelhafte Flucht erspart werden könne, als Delabelle schon wieder, mit dem zartesten Jäger, welchen ich je gesehen, in meine Stube trat.

„Unverkleidet kommt sie nimmermehr aus dem Schlosse," rief Mathieu auf meinen Vorschlag. Sie kennen nicht die Ränke des Schurken. Jede Verzögerung ist der Tod."

Adelaide, krampfhaft meine Hand drückend, setzte hinzu: „Eher will ich verschmachten, wie mein Vater auf der Flucht am Heerwege seine Heldenseele ausgehaucht, als von jenem Bösewicht länger abhangen." — Der Capitain flüsterte mir scheidend zu: „Zwei Lieues

von hier, wo der Bach, der durch den Park rinnt, unter wildem Felsgestrüpp in die Maas fällt, mögen Sie uns um Tagesgrauen treffen, um Ihre Uniform wieder zu holen. Sie können nicht fehlen, wenn Sie von der abgestorbenen Eiche aus, dem Bach folgen. Adelaide, Sie kennen indessen Ihren Weg."

Er führte das Fräulein auf den Corridor, kehrte zurück, und schwang sich dann zum Fenster hinaus. Auf dem äussersten Gesims stehend, rief er mir zu: „Hüten Sie sich vor jedem Lärm." Er selbst ließ sich ohne Geräusch in den Kohlgarten hinab, und bald verschwand er mir zwischen den Hecken aus dem Gesichte. Ich überlegte, was ich zu thun habe. Mich trieb es zu sehen, was aus der Fliehenden werde. Da ich von keiner Pflicht gebunden war, entstand schnell der Entschluß, ohne Zögern selbst das Schloß zu verlassen, und meinem Detachement nachzueilen. Die Dämmerung warf kaum ihren ersten Bleiglanz auf die nasse Herbstlandschaft, als ich schon im Mantel, mit Büchse und Hirschfänger, denselben Ausweg suchte, den der Capitain gefunden. Wäre ich zum Thore hinausgegangen, hätte es Adelaidens Flucht verrathen können, nnd es drängte ja ein Gefühl, wenn auch halb unbewußt, bei dem Entschlusse mit; ich durfte bei ihrer Rettung nicht fehlen.

Der Spur des Capitains folgend, suchte ich aus

dem großen, noch in alt französischem Geschmack angelegten Garten, das freie Feld. Im Begriff in eine große Pappelallee einzubiegen, sah ich am äußersten Ende derselben Jemand eilig auf mich zu kommen. Ich stellte mich in den Schatten einer Pappel und ohne mich zu bemerken, ging, mit hastig unsichern Schritten, wie einem Verfolger entfliehend, der Maire an mir vorüber. Er schien sehr verstört und sah sich weder rückwärts noch seitwärts um. Es war das letzte Mal, daß ich Iblou gesehen. Als er verschwunden, beflügelte ich meine Schritte, und stieß, noch vor der bezeichneten Stelle, auf die gesuchten Flüchtlinge, den Capitain und das Fräulein. Auch sie hatten Iblou gesehen, ohne von ihm bemerkt zu werden. Adelaide trieb ebendeshalb zur Eil. Doch konnte sie keinen Grund für eine nächtliche Wanderung des Maire grade nach jener Gegend, errathen.

„Das Morgenroth bricht schon durch den Nebel; wir müssen weiter in das Steingeklüft geh'n, um unbemerkt unsre Toilette zu machen," sagte Delabelle.

„Belauscht uns Jemand?" rief plötzlich Adelaide, und hielt still.

„Es ist nur der Wind zwischen den Steinspalten," antwortete der Capitain. Wir setzten unsern Weg fort.

„Was war das?" riefen wir alle Drei plötzlich aus. Ein winselnder Ton wurde immer deutlicher.

Jetzt standen wir an einem steilen Felsrande, unter uns floß die Maas, die Klagelaute kamen aus der Tiefe. Der Capitain leitete uns durch das Felsenbett des Baches über einen beschwerlichen Weg hinab. Aber der Nebel, welcher noch jede Felskuppe im Dämmerlicht umhüllte, vereitelte das Suchen, bis ein neuer Ausruf, halb Schmerzgestöhn, halb Fluch, zu einer entsetzlichen Entdeckung führte. Von einer Steinplatte kam das Wimmern her. Ein zerschellter Körper lag, fast regungslos, darauf. Adelaide umfaßte, halb ihn zurückhaltend, den Capitain, und ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihren Lippen. Der Röchelnde hörte ihn, man sah die Anstrengung des Körpers, sich aufzurichten. Es kam wie ein halbes Gelächter heraus, als er „Victoria!" stöhnte.

Mathieu war hinzugesprungen, und hob den Kopf dem Unglücklichen auf. Er schien Luft und Kraft zu gewinnen, und nach einem langen Röcheln konnte er auf die Frage: wer er sey? antworten:

„Ein Thor, der funfzig Jahre unter Menschen lebte, und doch noch am Grabe den Narrenstreich beging, einem zu trauen."

„Ist Rettung möglich?"

„Nein, aber Rache. — Wer seyd Ihr? Ich kann nicht mehr sehen."

„Der Capitain Delabelle und das Fräulein von A."

ſagte Mathieu, wol fühlend, daß hier eine Entdeckung nicht mehr zu fürchten, aber vielleicht zu wünſchen ſey.

Noch einmal verſuchte der Verwundete ſeine Kräfte. Ein Freudenſtrahl durchzückte ihn. Er wehte mit der rechten Hand. „Victoria! ruft Capitain Barbaroux noch im Tode, Victoria!"

„Bei Gott, Barbaroux, Du?" rief Delabelle, und mit bewegter Stimme, „fürwahr beſſer für Dich, wenn die Lanzenſpitze des Koſaken Dich damals traf. Wer hat Dir das gethan?"

„Martin Jblou de St. A." rief mit entſetzlicher Deutlichkeit der Unglückliche.

„Weshalb?" fragten wir Drei faſt mit einem Laut, und drängten uns heran, die letzten Laute des Sterbenden nicht zu verlieren. Aber der Troſt, unter Menſchen, unter Befreundeten, mit der Ausſicht auf Rache zu ſterben, hatte dem Leichnam neues Leben eingehaucht. Seine Gedanken ſammelten ſich. Was er von nun an mittheilte, wurde ohne widerliche Haſt eines, den der Tod ſchon umfaßt hält, geſprochen.

„Bruder Mathieu, weißt Du noch, wie ich an der Bereſina Dich auf meinem Rappen mit aufſitzen ließ? Sonſt wärſt Du nicht über die Brücke gekommen, und über Deinem Leibe wüchſe Hirſe. Bruder, laß mich nicht hundsöttiſch umkommen. — Ich habe immer auf gute Cameradſchaft im Felde gehalten; das

ist das Einzige, was uns trösten kann, wenn wir am Thore zum Nichts stehen. Bruder! duld' es nicht, daß der Fuchsschwänzer sich brüstet, Deinen Cameraden übertölpelt zu haben."

„Ich verspreche es Dir, ich schwöre es Dir, aber sprich, weshalb, wie gelang es ihm?"

„Tausendmal habe ich ihm Angst und Noth gemacht, und zum tausend und ersten muß ich ihm glauben, und folgen, bis er mich so ganz dumm und grob mit einem Fauststoß hinabstößt. Oben siehst Du, oben von der Klippe. Da sollte ich das Blutgeld haben. Es wäre um aus der Haut zu fahren, wenn ich noch einen Leib hätte!"

„Um Gotteswillen sprich, sprich in dem kostbaren Augenblick."

„Sey unbesorgt, noch sterbe ich nicht. Wie ich so zuerst wieder zum Bewußtseyn kam, und nichts weiter um mich als der Schmerz, der kalte Stein und der Nebel, war's mir doch unheimlicher als im heißen Sand von Aegypten und im russischen Schnee. Erst glaubte ich, schon irgendwo außer dieser Welt zu seyn. Dann der Gedanke: so scheiden müssen, ohne daß eine Menschenseele mir das abnähme, was heißer brennt, als die Sonne an den Pyramiden, kälter ist als die Winternacht am Dnieper, was keiner weiß, als ich —

Delabelle! Ob's wol noch ein Leben giebt, außer dieſem hier?"

„Was Grillen in der ſchweren Stunde? Erzähle, erzähle."

„Höre, Bruder! hören Sie, Fräulein. — Verdammen hier kann mich Niemand mehr, Niemand. Und ob es drüben etwas giebt, ein Kriegsgericht, darüber ſagſt Du mir nachher Deine aufrichtige Meinung, Camerad. — Hu, es war eine wilde Zeit, Blut wie rother Wein. Ich wünſchte, ich wäre nicht dabei geweſen. Fräulein! Sollten wir uns irgendwo wiederfinden, — können Sie mir vergeben? — Ich habe ihn nur vor dem Tribunal angeklagt — aber ermordet habe ich ihn gewiß nicht — ſo wahr es eine Sonne giebt. — Das hat Jblou ganz allein gethan. — Wie ein Mann bin ich Ihrem Vater in die Vendée gefolgt, ich habe ihn wie einen Rebellen wollen erſchießen laſſen — das kennt' ich auch, das durft' ich auch — aber ich habe es nicht gethan. Ich ſagte zu ihm: „„Fliehen Sie zu Ihrem Bruder, der wird Sie nach Deutſchland ſchaffen."" — Warum that er es? Dafür kann ich ja nicht. Warum floh er zu ſeinem Bruder? hatte ich die Pflicht, ihn den Bruder kennen zu lehren? — Jblou bot mir die Hälfte aller Güter, wenn ich ſeinen ältern Bruder um's Leben brächte, aber ich ſagte zu ihm: „„ich thue es nicht um alle Güter der Welt."" —

Der's gethan hat, der kann nicht mehr sprechen. Bei Leipzig geht der Pflug eines Bauern über seinen Leib. Meine Wissenschaft stieg im Preise, aber mit mir ist's nun auch aus."

Adelaide stürzte sich über den Sterbenden und faßte mit verzweiflungsvoller Gebehrde seine Brust, als wollte sie noch das letzte Geständniß erpressen: „Sprich, sprich! Wer hat meinen Vater umgebracht? Bei Deiner Seligkeit! redest Du Wahrheit?"

Mit steigender Erschöpfung fuhr Barbaroux fort: „Ihr Vater klopfte ermattet an's Thor, Iblou nahm ihn auf und gab ihm den Bruderkuß; aber in der Nacht — erwürgten sie ihn im Bette — im Brunnen schläft er."

„Ungeheuer!" schrie Adelaide und sank besinnungslos hin.

„Camerad! mir ist recht unwohl. Giebt's keinen Priester in der Nähe, um Messe zu lesen — um zu beten — ein Ave Maria — es kann ja nichts schaden — ein Paternoster — Jesus Maria! — noch nicht, noch nicht!"

Die Sonne, welche jetzt über einer Felsenkuppe hervortrat, fand kein Leben in ihm. Es war ein feierlicher Anblick. Adelaide erholte sich und sprach bedeutungsvoll ernst zu ihrem Begleiter: „Delabelle! nicht eher werde ich Ihre Gattin, bis ich werth bin meines Va-

Vaters Tochter zu heißen." — Der Capitain erwiederte in gleichem Tone: „Das nehm' ich allein auf mich. Ihr Vater iſt mein Vater."

Hier könnte ich aufhören: meine Geſchichte iſt zu Ende. Weder habe ich mehr in Erfahrung gebracht von dem Vergangenen, noch erfuhr ich von dem, was darauf folgte, anders als durch Hörenſagen. Wir trennten uns am Ufer der Maas, und ich ſah Adelaiden und Delabelle nicht wieder. Aber nie vergeſſe ich dieſen Anblick, nie die letzte Scene zwiſchen uns, in welcher ich in den Augen mancher Leſer keine glänzende Rolle geſpielt habe. Aber gern verſchwinde ich aus dieſer Erzählung, wo es mein letzter Zweck geweſen, mich als Helden, wie ihn der Roman verlangt, hinzuſtellen, wenn nicht eben der Romanheld die allerbeſcheidenſte Aufgabe hätte, nichts zu ſeyn als der äußere Faden für die Begebenheiten.

Die Sonne brach hervor durch einen zerriſſenen Himmel. Die grauen Felskuppen rötheten ſich tiefer und tiefer; endlich ſchien der Morgenſtrahl auf das Paar. Ich ſah ſie ſchweigend ſtehn, getrennt von dem Leichnam; über ihm reichten ſie ſich die Hände. Es war ein ſtiller Schwur, ein Gelöbniß, nicht wie eines chriſtlichen Brautpaars: wie zwei aus dem Alterthum, die ſich vor den Göttern zum Tode weihen, lagen ihre Hände in einander. Bewundern konnte man die Ruhe,

die Festigkeit in den schönen, ausdrucksvollen Gesichtern. Die Erinnerung hatte eben so wenig Gewalt über sie, als die trübe Aussicht. Sie wußten, was sie zu thun hatten. Da war kein Zweifel, kein Schwanken; sie hätten darauf den Tod genommen. Aber kein Strahl des Trostes in den Augen des Mannes, in den Augen der schönen Frau.

Ich stand auf meine Büchse gelehnt und schauderte. Da, fühlte ich, erblüht kein stilles Glück. Delabelle bemerkte mich. Ein Gedanke durchzuckte ihn, und plötzlich stand er mir zur Seite. Der Argwohn lag auf den Augenbrauen der gigantischen Gestalt. Sein finstres Auge suchte abwechselnd in meinem Gesichte zu lesen, abwechselnd musterte er den Fluß und sein schroffes Ufer, an dem ich stand. Ein Stoß von seiner Faust hätte den kaum Genesenen hinabgeworfen. Adelaide mochte einen schnellen Entschluß fürchten, sie eilte herbei und flüsterte, Delabelle umfassend, ihm zu: „Laß ihn; der verräth nichts."

„Kind, Du hast mehr erfahren, als Männer wissen dürfen," murmelte er zwischen den Zähnen.

„Und wenn es seyn muß, trete ich als Zeuge vor Ihren Assisen auf," entgegnete ich.

Er lachte tief auf: „Ich wähle einen kürzern Prozeß, wo es keiner Assisen braucht. Ihre Zunge, junger Freund, ist hier zur Gerechtigkeit so überflüssig,

daß, wenn ich wüßte, sie könnte jemals laut werden — es kostete einen Sprung in's Wasser."

Ich machte mich auf Alles gefaßt, als Adelaide einige Worte ihm in's Ohr sagte:

„Sieben Jahr," rief er dann aus, „es ist wahr, das genügt. Können Sie uns geloben, durch Handschlag, sieben Jahr zu schweigen, von Allem was Sie hier erfuhren? Bei'm Himmel, wo nicht, so kostet es noch ein Blut mehr, als wir zählten. Daß die Gerechtigkeit nicht zu kurz kommt, dafür bürgt Ihnen Mathieu Delabelle."

Das Besinnen war kurz. Ich war nicht berufen, die Blutdecke zu lüften über Verbrechen aus den Zeiten des Terrorismus. Die Gerichte kommen von selbst und klopfen nächtlich an. Ich reichte dem Capitain die Hand. Er schüttelte sie, und sein letzter Wunsch klang:

„Auf Wiedersehen, aber wenn die Trommeln wirbeln, und zwei Heere einander gegenüber, und das eine ruft: „Vive l'empereur!"

Es gehört nicht zu dieser Erzählung, auf welche Weise ich in das Hauptquartier der zur Heimath ziehenden Jäger gelangte. Noch einmal trafen sich alle Jägercorps in Givet, um dort durch eine Anrede des General v. Ziethen, welche vielleicht noch manchem meiner ehemaligen Cameraden erinnerlich ist, entlassen zu

werden. Der Regen, der auf den dicht gedrängten Platz niedergoß, war nicht die einzige unangenehme Mitgabe von diesem Tage. Wir durchstreiften darauf in größern Colonnen die Ardennen. An einem schönen Wintertage sah man von der Höhe der Chaussée die Thürme des Schlosses von Beauvais. Die Dorfglocken läuteten dumpf herüber, und gewiß ist die Antwort des Bauern auf meine Frage noch allen Cameraden, welche mit mir des Weges zogen, im Gedächtniß: Der Maire Jbleu sey erstochen im Walde gefunden worden, vermuthlich von seinen Bauern ermordet. Ein lang gehegter Groll wegen vieler Bedrückungen sey endlich in einer wilden That der Rache ausgebrochen.

Darf ich den unbestimmten Nachrichten eines Reisenden durch die Picardie trauen, so hat einige Jahre darauf ein Fräulein von A. ihre Güter dort verkauft und ist aus jener Gegend verschwunden. Eines Delabelle Namen las ich unter dem Verzeichniß der emigrirten Franzosen, welche unter L'Allemand in Amerika das chimärische Champ d'Asile stiften wollten. Die bedungenen sieben Jahr des Schweigens hangen vielleicht mit der alten französischen Verjährungsfrist in einigen Criminalsachen zusammen.

Die

Schlacht bei Torgau.

In einer ruhig ſchönen Herbſtnacht des Jahres 1760 wanderte ein junger Theologe auf der einſamen Landſtraße. Er trug ſeine ganze Habe bei ſich, den geringern Theil auf dem Rücken, den reichern und bei weitem beſſern in ſich. Mit ſeinen geringen Erſparniſſen, welche er als Hauslehrer auf dem immer mehr hinter ihm verſchwindenden gräflichen Schloſſe geſammelt, wollte er nach Halle geh'n, einen lang gehegten Wunſch, bei den dortigen frommen und hochgelehrten Profeſſoren die göttliche Offenbarung zu hören, endlich in Erfüllung zu bringen. Er war unzufrieden mit dem Treiben in der theologiſchen Welt. Die gelehrten Auslegungen, welche nur den Verſtand bewegten, aber das Herz kalt ließen, konnten ihm nicht zuſagen, der ganz allein in dieſer feindlichen Welt ſtehend, eines Troſtes bedurfte und dieſen nur im gläubigen Auffaſſen und

Aufſuchen der göttlichen Wunder zu finden meinte. Auf dem Schloſſe war ihm nicht wohl geweſen, denn theils fühlte ſich der nur mühſam durch Bücher emporgehobene Bürgerſohn in der abgeſchliffenen vornehmen Welt wie ein fremdes Weſen von niedrigerer Art, als die feinen glänzenden Geſtalten um ihn her, welche oft über ſeine Unbehülflichkeit lächeln mochten; theils war die franzöſiſch-philoſophiſche Bildung des Grafen ſeinem gläubigen und phantaſievollen Gemüthe durchaus entgegen.

Daher war ihm unbeſchreiblich wohl, als er, nach ſchriftlichem Abſchiede, ſchon bei einbrechender Nacht das Schloß verlaſſen, und frei in die freie Kühle ſchreiten konnte. Eine ſchöne Hoffnung vor ſich, ſprach in der heitern Einſamkeit der Nacht ihn Alles um ſo mehr an. Der Mond ſchien auf die ebene Gegend, der Wind ſtrich nur leiſe über den weiten Elſenbruch zu beiden Seiten des Weges. Die Unken im Moor ließen ihren dumpfen, eintönigen Ruf, wie undeutliche Stimmen einer unten liegenden Geiſterwelt hören, und wenn ein leichtes Gewölk am klaren Himmel vorüberſtrich, um auf Augenblicke die Strahlen des Mondes zu hemmen, ſo ſchienen ſich Schattengeſtalten zwiſchen den Elſenbüſchen zu bewegen, und auf die blendend weißen Baumſtämme zu ſetzen. Der Wanderer ſah Alles, und wol noch mehr als wirklich da war. Er

beflügelte ſeine Schritte, ein Zeichen, daß in ihm ein Gedanke lebendig wurde, oder ein Phantaſie-Bild das Herz erwärmte. Er brach in die halb geſprochenen, halb nur gedachten Worte aus:

„Ja, es lebt Alles in der Natur, es fühlt Alles ſein Leben, und nur wir vegetiren und ſchlafen. Im Schilfhalm, im Erdkloß, im flüchtigen Reh iſt Gefühl und Ahnung der offenbarenden Liebe, und nur des Menſchen Dünkel will ſie wegdisputiren. Der Nachtvogel, der an meinem Haar vorüberrauſchte, weiß mehr als ich von dem Unendlichen, und der Inſtinkt iſt das Begreifen und Befolgen der ewigen Weltenordnung. Wir ſchlafen, und arbeiten, indem wir die menſchlichen Geſetze und Anordnungen vervollkommnen, dahin, den Schlaf ſo feſt zu machen, daß ein Erwachen unmöglich wird. Und doch liegt eine Kraft der Ahnung in uns! Doch geſchehen Wunder; — aber ſie wollen ſie nicht ſehen. Die täglichen gaffen ſie an, und meinen, es müſſe ſo ſeyn; und wenn er ſich in den großen offenbart, ſchreien ſie auf allen Märkten über den Unverſtand. Doch auch des Menſchen Geiſt kann ſo hoch ſtiegen, bis er die ewige Weltordnung überſieht, deren Uhrwerk die Liebe iſt.“

Er blieb einen Augenblick ſtehen, und ſah bewegt nach allen Seiten auf die halb erleuchtete, halb im Dunkel verborgene Gegend, als wolle er ſie fragen:

warum die Wunder ſo ſelten erſcheinen? Dann fuhr er fort: „Ihr kalten Menſchen in der ſchönen Gottes-Welt! Die Natur ſchließt ſich vor Euch auf, Ihr verſchließt euch vor der Natur; Gemüth und Gefühl glaubt Ihr wie Gebrechen verbergen zu müſſen, trübe Gleichgültigkeit iſt Euer Schild und Hohn Eure Waffe. Wo ich anklopfe, fragt man den heimathloſen nach der Heimath, den elternloſen nach den Eltern: den Fremden nach den Freunden. Niemand, der mit mir ſich freut, der mit mir weint, der mich herzlich aufnimmt, weil ich theilhaft bin der allumfaſſenden Liebe. Kein Freund in der ganzen Welt! — Darf ich nicht wünſchen, daß mich die Mutter, die Natur in ihrem Schooße, die Erde aufnehme, bis ich zum ewigen Licht erwache? Heißt das gottlos: Leben wollen wie die Pflanze, keimen, blühen, verduften, welken? Leben, was biſt du? — Ein Gefängniß — eine Reiſe zum Tode. Ich bin lange genug gereiſet — ich ſehne mich nach der Heimath. Sei mir willkommen Tod, Jüngling mit der geſenkten Fackel, oder Knochenmann mit der Hippe.“ —

In dem Augenblick glaubte der entrückte Wanderer die Töne einer Laute zu vernehmen. Er forſchte woher ſie kommen dürften, aber kein menſchliches Weſen war irgendwo zu ſehen, und es regte ſich kein Blatt in der Runde. Aber es ſchlug wieder deutlicher

an. Klagende und zart lockende Melodien ſchienen aus einem nahegelegenen Eichenwalde zu kommen. Es klang ſo innig, und doch ſo ernſt und rein wie aus einer andern Welt. Endlich glaubte der Wanderer hinter den großen mondhellen Eichſtämmen eine weiße Geſtalt mit einer Laute wandeln zu ſehen. Er horchte aufmerkſam, aber nicht ſein Ohr allein, alle ſeine Sinne wurden gefangen — „Wer kann hier — rief er aus — zur Nachtzeit ſo göttliche Lieder anſtimmen, wenn es nicht ein göttlicher Bote iſt? Iſt nicht die Muſik eine Himmelstochter? Hörte ich nicht ſchon oft, wenn ich einſam im gräflichen Park luſtwandelte, ſolche heilige Töne, ohne je ihre Urheberin entdecken zu können? — Ja, der Himmel ſendet noch zuweilen ſeine Bewohner, die reinen Geiſter, die aus Luft gewebten Engel, auf die entfremdete Welt, und ſie verkünden ihre Nähe dem Menſchen durch Muſik.“

Die weibliche Geſtalt entfernte ſich jetzt immer mehr nnd mehr hinter den breiten Stämmen, und griff nur zuweilen in die Saiten, um einzelne Töne eines tiefen Wehrufes hervorzulocken. — Da hielt ſich der Jüngling nicht mehr. Eine Nymphe des Waldes rief den Berauſchten. Er mußte ihr folgen, und wäre es in's Verderben. Er wandte ſich von der Straße ab, und ſchritt über das Moorland dem hellen Eichenwalde zu. Als er dieſen betreten, ſah er die Geſtalt immer

deutlicher, wie ſie mit zögernden Schritten der Tiefe des Waldes zueilte. Er wollte ausrufen: „Soll Deine Davidsharfe verſtummen?“ — als ein Fauſtſchlag von hinten ihn zu Boden warf. Die Harfnerin ſprang lachend zurück, und ſprach ſcherzend zum bärtigen Fauſtſchläger: „Das war ein Vogel von aparter Art. Der kam auf's bloße Pfeifen. Nu haben wir doch genug vor der Hand?“

Jener erwiederte mit einer Baßſtimme: „Fort, Kätzchen, müſſen ihn ſchnell binden.“ — Da augenſcheinlich jeder Widerſtand umſonſt geweſen, wagte der Getäuſchte nur mit zitternder Stimme zu fragen: was man mit ihm beginnen wolle? Er ſey ein armer Theologe, und wolle gern Alles, was er beſäße, ihnen hingeben, wenn ſie ihn nur leben ließen.

„Juden und Mohren!“ brüllte der Stämmige, wofür hältſt Du uns, Junge? Aus 'nem Theologen ſollſt Du was Großes werden. Pure Liebe von uns. Jammer und Schade um ſolchen Kerl; ſechs volle Fuß lang. Sollte dem Himmel danken, daß wir grade dran ſtanden, als er des Weges zog. Denn, wäre er einem Andern in die Hände gefallen, wer weiß, ob ſie ihn nicht in Zeit und Ewigkeit verpfuſcht hätten! Fünf Tage und fünf Nächte zu lagern, 's iſt doch beinah für die Menſchheit zu viel. Und dafür noch Undank! Marſch auf die Beine!“

Aber daran war nicht zu denken, denn Hände und Füße waren in wenig Minuten ihm fest zugeschnürt, und nun schleppte man ihn am Boden bis zu einer lichten Stelle, wo der Unglückliche ohne Umstände auf einen Leiterwagen geworfen wurde. Es lag mindestens darin für ihn ein Trost, daß er bereits in derselben Lage einen Unglücksgefährten vorfand. — Die Räuber bestiegen Pferde, die Nymphe setzte sich vorn auf den Wagen, und dieser fuhr auf die Mahnung des bärtigen Marnes: „Nun, Jungens, was Zeug hält, zukutschirt!“ querfeldein über den Moorgrund, Stock und Stein. Dem Entführten blieb auch kein Augenblick, weder über seine vorigen Empfindungen, noch über seine jetzige Lage nachzudenken. Der Schmerz bemächtigte sich seiner Seele und seines Körpers zugleich, wenn bei der fortwährenden Erschütterung und dem Aufschlagen der Räder sein Leib an den Leitern des Wagens oder an seinem Unglücksgefährten zerschlagen wurde. Es blieb auch kein Augenblick der Ruhe, und als der Weg endlich über einen Steinbruch führte, steigerte der Schmerz dergestalt über die Furcht der beiden Gefangenen, daß sie laut anfingen zu schreien und zu jammern. Da sprengte der Räuber an den Wagen und rief: „Jungens, Juden und Mohren! bei meinem Gemüthe! wo einer von Euch nur mukst, ich habe Nadel und Zwirn bei mir, ich nähe Euch so wahr Beiden

die Ohren zusammen. Jammer und Schande, wenn Leute ihr Glück nicht verstehen." — Die Drohung wirkte. Aus Furcht die Ohren zu verlieren, lagen beide mäuschenstill, bis nach mehrstündigem, ihnen schien es tagelangem, Fahren ihre zerschmetterten Körper vom Wagen heruntergehoben, und die Stricke um Hände und Füße abgeschnitten wurden.

Es dauerte eine Weile ehe er das Stehen lernte; länger noch bis er wieder fähig wurde zu denken, und zu beobachten. Da bemerkte er denn, daß er sich vor der Schenke eines Dorfes, und in der Mitte Preußischer Soldaten befand. Die Nymphe, eine artige Marketenderin, mischte sich scherzend alsbald unter die Umstehenden, und ihr Begleiter, ein stämmiger Unterofficier, führte ihn jetzt mit den andern Gefangenen in die Schenkstube, wo in gravitätischer Ruhe ein anderer Unterofficier mit grauen Haaren und großem Dreimaster auf dem Kopfe, bei Bier und Schnaps einigen Soldaten präsidirte. Kein Gespräch schien durch ihren Eintritt unterbrochen zu werden, auch bewegte der alte Mann kaum seinen Kopf; nur die Gemeinen starrten sie an, und lächelten sich verstohlen zu.

„Was bringt Ihr, Kurpral von der vierten Kumpanie?" fragte endlich ganz gelassen der Sitzende, ohne weder die Eingebrachten noch den Unterofficier anzusehen.

„Freiwillige, Feldwebel, Freiwillige.“

„Gut, Kurpral, wenn's noch Freiwillige giebt. — Die Welt wird immer ſchlechter.“ Man bemerkte an der undeutlich ziſchenden Sprache, daß dem Feldwebel einige Zähne ausgeſchoſſen waren. — „Schafft's nur in die Kummer.“

Ein Kummer war es auch in der That mehr als eine Kammer, denn man wies ſie in den Winkel hinter dem Ofen, wo ſchon ein dergleichen Freiwilliger auf der Ofenbank ſeine Glieder ausſtreckte. Auch der alte für dieſen Platz gebräuchliche Name Hölle paßte in der gegenwärtigen Lage für die Geplagten, denn kaum war genügender Raum für alle drei zum Sitzen, geſchweige denn zum Ausruhen für die zerſchlagenen Glieder der Neuangekommenen, und ein Soldat hielt mit Gewehr und Bajonett am Ausgange Wache. Die Stille im Zimmer hörte aber bald durch die Ankunft des ſprachfeligern Unteroffiziers auf.

„Juden und Mohren!“ donnerte er den Schenkwirth an, „mein Gemüth hungert und duriet. In fünf Nächten geht der Brandtewein aus, und mein Gemüth iſt im Sterben wenn's nicht bald friſchen giebt.

— Er iſt gut, ſag' ich — aber noch einen auf des [illegible]s und meine Geſundheit, denn ich habe zwei [illegible]t, und der eine iſt ſechs Fuß hoch. — Feldwe-

bel, ſtoßt an — es lebe die Freiheit und das Gemüth, und alles was uns lieb iſt.“

Der andere ſtieß bedächtig an: „Und, Kurpral von der vierten Kumpanie, den Feldwebel nicht zu vergeſſen!“

„Feldwebel und dem Teufel ſeine Großmutter, und die Kaiſerin in Wien und alle Welt, wenn's ſeyn muß, denn ich habe Gemüth!“

„Kurpral, da ſtoß' ich nicht an, das iſt ſündlich.“

„Meinethalben, Feldwebel, der Krieg ſoll leben!“

„Ja der Krieg und immer Krieg.“

„Und, Feldwebel, auch noch oben im Himmel Krieg!“

„Kurpral, bewahre mich Gott, das iſt Sünde.“

„Juden und Mohren, aber wovon ſoll man denn oben leben? Bei meinem Gemüth, da ſtirbt man ja zum zweiten Mal aus langer Weile.“

„Dann kummt man vielleicht zum zweiten Mal auf die Erde, und fängt's von Neuem an.“

„Paſſirt. Feldwebel, wollen wir knöcheln? Ich habe aus Leipzig Würfel gebracht. Sie fallen ſchön. — Kling, klang, immer ein Paſch. Wie wär's?“

„Kurpral, ich ſage nichts wenn ich todt bin, aber Knöcheln iſt Verſuchung, und ich weiß was ich weiß. Es kann nicht zu lange dauern, ſo giebt's eine Schlacht, und eine mörderiſche, denn mein linkes Bein, wo die Ku-

Kugel drin ſteckt, juckt mich. Da werden die Karten fliegen, und mit Würfeln die Straßen gepflaſtert ſeyn. Denn die Karte zieht's Blei an, wie mir das aus vielen Exemplien bekannt iſt; aber ich ſage nichts wenn ich todt bin." Der Korporal fluchte, warf die Würfel klirrend an's Fenſter, und legte ſich auf die Bank, indem er ausrief: „Mein Gemüth ſoll ſchlafen!"

Die Armen hinter dem Ofen konnten nicht ſchlafen und nicht wachen. Kaum wagten ſie gegenſeitig ſich ihr Elend in's Ohr zu flüſtern. Der Vorgefundene hatte es ſich ſelbſt bereitet, denn bei'm luſtigen Zechen in der Schenke hatte er dem Werber, gegen deſſen Verſprechen, ſogleich Hauptmann zu werden, ſich hingegeben, und fluchte nun auf den Wein und die Würfel, welche ihn zu dem Entſchluß bewogen. Schon war ihm zwar der Eid abgenommen, dennoch traute man dem Reichsſtädter noch nicht, und zwang ihn, gleich den beiden Gepreßten, hinter dem Ofen zu bleiben, bis die erſte Schußprobe vorüber wäre. Der Schickſalsgenoß des Candidaten war wie er in's Netz gegangen, nur daß ihn nicht eine blaſſe Geiſtergeſtalt, ſondern die muntern Augen der Marketenderin von der Straße in den Buſch gelockt hatten. Der Theologe konnte ſich der Thränen nicht erwehren, aber bitterer als alle getäuſchte Erwartung drückte ihn der Gedanke an das Soldatenleben, an die Gefahren in der Schlacht,

und am bittersten für den Augenblick der Hunger. Alle drei Unglückliche hatten solche Furcht vor dem bloßen Anblick der Soldaten, daß keiner auch nur die Bitte um ein Frühstück wagte. Endlich entschloß sich der Angeworbene dazu, und die Marketenderin brachte ihnen drei Heringe, ohne sich sonst im geringsten um sie zu bekümmern. Aber ihre Lage wurde nur schlimmer. Der Ofen war übermäßig eingeheizt, und Hitze und Salz verursachten den Erschöpften furchtbaren Durst. Der Theologe wagte endlich um einen Trunk Wasser zu bitten, aber die Marketenderin war verschwunden, die Schildwache sprach kein Wort, der Feldwebel hörte nichts, und der Schenkwirth zuckte mitleidig mit den Achseln, und deutete mit den Fingern auf den schlafenden Korporal. Endlich erwachte dieser, und der Theologe wiederholte seine Bitte mit vernehmbarer Stimme. Der Korporal ging mit freundlicher Miene auf ihn zu und sagte: „Also Ihr wollt Dienste freiwillig unter Sr. Majestät dem Könige nehmen?“

„Ach, um Barmherzigkeit Willen, nein,“ erwiederte der Bittsteller, „nur einen Trunk Wasser, ich will ja Alles geben um mich loszukaufen.“ — „Juden und Mohren, was ruft Ihr mich aus dem Schlaf!“ war die Antwort, und der Korporal entfernte sich, ohne wieder auf die Bitten zu hören. Die Qual wurde

mit jeder Stunde größer, und zu Mittag hielt es der Mitgefangene nicht mehr aus; er unterzeichnete den Werbekontrakt, und erhielt eine Flasche Doppelbier, welches er in Gegenwart des Theologen gierig austrank.

Der Abend kam heran, der Durst des Unglücklichen ward unerträglich. So oft er auch bat, und Vorstellungen machte, Niemand achtete darauf, die einzige Antwort war: „Ich höre nicht gut.“ Es war von Jugend auf der entsetzlichste Gedanke für ihn, Soldat zu werden. Die arme Bürgersfrau, welche sich mütterlich seiner annehmend ihn erzogen, hatte ihm den größten Haß gegen den gottlosen Stand, und den Krieg, welcher seiner Mutter das Leben gekostet, eingeflößt; aber noch weit mehr bemächtigte sich seiner ein unheimliches Graun, wenn er sich in Reih und Glied in Waffen dachte, und die todbringenden Kugeln, die Bajonnette, die klirrenden Säbel im Geist erblickte. Er drückte unwillkührlich die Augen, und konnte sich doch nicht enthalten, als es dunkel wurde, mit zitternder Stimme seine Erklärung, er wolle Soldat werden, hervorzustottern.

„Bei meinem Gemüth, ich sah's Dir an, Junge, daß Du so 'nen schönen freiwilligen Entschluß kriegen würdest. Ein Kerl, sechs Fuß hoch, Jammer und Schade, wenn der seine Bestimmung verpfuschte. Kann

in der Garde als Flügelmann ſtehen, und ſeinem Poſten Ehre machen. — Juden und Mohren, Schenkwirth, dem Rekruten ein Glas Doppelbier!“

Aber bevor ſeine lechzenden Lippen die Kanne berührten, mußte er den Contrakt unterſchreiben. Der gravitätiſche Feldwebel trat jetzt auch an ihn heran, klopfte ihm ermunternd auf die Schultern, und ſprach: „Muth gefaßt, junger Menſch. Das erſte zu ſeiner Fortuna iſt nun gethan. Er iſt jetzt ein neuer Menſch — ein Preußiſcher Soldat — und das will was ſagen — aber Er iſt noch weit mehr — ein Preußiſcher Infanteriſt. Er ſteht unter 'nem Könige, wie's keiner iſt, — nun da ſtehen ſie Alle, — aber Er ſteht unter 'nem Hauptmann, unter 'nem Feldwebel, — der bin ich. Ich ſag ihm weiter nichts, — aber Er muß Reputation haben, und was darauf halten, daß Er des Königs Montur trägt. Und wenn ein Heurich kommt, ein Kavalleriſt, ſo ſehe Er ihn gerade an, und gehe Er grade vorbei, denn Er iſt mehr als ſolch' ein Lumpenkerl.“

Es hieß jetzt: „Der Hauptmann kommt!“ — das bedeutete, die Rekruten ſollten in ſeiner Gegenwart den Eid ableiſten. Es durchzuckte den Theologen. Alle ſchrecklichen Bilder des Soldatenſtandes traten vor ſein Auge, und als der Reichsſtädter mit Thränen den Korporal anging, ihn entſchlüpfen zu laſſen, vereinte er

ſeine Bitten mit Jenem. Der Frankfurter ſprach von der großen Pfefferhandlung ſeines Vaters, vom Durchgeben, Ladendiener werden und Sonntags Wein trinken, ohne durch die Begeiſterung ſeiner Furcht etwas anderes zu bewirken, als daß der Korporal ein: „Halt's Maul, Mohrenjunge!“ herausbrüllte und ihn in den Winkel ſchleuderte. Der Theologe aber bat auf feinere Weiſe: „Ich habe recht viel Ehrfurcht vor dem Soldatenſtande. Es iſt mir aber nun einmal eine unwiderſtehliche Abneigung dagegen angeboren. Ich habe nie einen blanken Säbel ohne Schaudern geſehen. Ich habe nichts gethan als ſtudirt. Meine Nerven ſind nicht einmal ſtark genug, einen Schuß zu hören. Der Menſch ſoll nicht gegen ſeinen innern Beruf ſich auflehnen. Meine Pflegemutter hat mich auf dem Todbett beſchworen, nie Soldat zu werden. Soll ich ſie noch im Grabe beleidigen? Ich bin ein friedlicher Menſch, und mochte Niemand was zu Leide thun. Ich kann hundert Thaler aufbringen, wenn Ihr mich laufen laßt.“

Den weitern Ausbruch der Verzweiflung unterbrach der Eintritt eines hohen Mannes. Die härtigen Männer, welche zuvor wie unabhängige Barone auf ihren Schemeln geſeſſen, fuhren ſtracks in die Höhe, und wurden Gliederpuppen, um ſchweigend vor dem Hauptmann Front zu machen. Aber auch ohne Haupt

mann zu seyn, hätte die würdevolle Gestalt des Eintretenden Ehrfurcht eingeflößt. Er fragte mit gehaltener edler Stimme: „War Er es, der wie ein Schulkind wimmerte?“ — „Mit gnädigstem Permiß, antwortete der Feldwebel, er weint wie ein Kind, weil er Soldat werden will.“

Der Unglückliche fiel ein: „Ich habe noch nie eine Flinte abgedrückt. Ich werde der schlechteste Soldat seyn von der Welt!“ — „Hat Er Eltern, hat Er Verwandte, Frau und Kind?“ — „Nein, entgegnete der zitternde Theologe, ich habe Niemand, der mich angeht.“ — Der Capitain trat einen Schritt zurück, und wandte sich dann mit dem Blick der höchsten Verachtung und den Worten von ihm ab: „So lauf Er in alle Welt, und laß Er sich Stockprügel vom Corporal mitgeben, als ein Andenken seiner Schande, das Er überall mit sich tragen kann. Hat nichts auf der Welt, und fürchtet doch den Tod! Aus meinen Augen mit der Memme.“

Die Worte erschütterten ihn. Was er längst vergessen hatte, daß er ja ganz allein auf dieser fremden, feindlichen Welt stehe, seine frühere Sehnsucht nach dem Tode trat wieder lebendig vor Augen, und schnell sich ermannend, trat er vor, und sprach: „Herr Hauptmann, ich will den Eid leisten.“ Der würdevolle Mann schien aber wenig mehr auf ihn zu achten, und wandte

ihm den Rücken, als er mit dem andern Rekruten dem Könige von Preußen Treue und Gehorsam schwor.

„Das war brav von Ihm, brav sag' ich!" redete der Korporal nach dem Abtreten des Hauptmanns den Theologen an. Eine Haut wie ein Löwe, ein Herz wie 'ne Kanonenkugel, und das Gemuth wird sich schon finden. Seh Er drüben den Frankfurter Ladenschwengel an. Solch ein Herz wie Butter an der Sonne oder keins. Da lob' ich mir was recht ist, ein gutes Gemüth, ein freier Entschluß — recht so Junge — volenti non fit injuria sagt der Jurist."

„Woher das Latein? Seyd Ihr vielleicht auch Student gewesen?"

„Fuimus Troes, Juden und Mohren! fuimus mein Junge, Student wie keiner."

„Und warum habt Ihr das edle, den Studien geweihte Leben verlassen, um das rohe Kriegshandwerk zu ergreifen?"

„Roh? Er hat noch keine Lebenserfahrung, keine Courage, kein Herz im Leibe, kein Gemüth. Aber, paß Obacht, in vier Wochen hat Er Courage, Herz, Alles, und das Letzte und Beste kommt dann auch."

„Wie freut es mich," fiel der Theologe ein, „Jemand zu finden, der das Gemüth schätzt. Das ist die wahre Quelle des Lebens, das ist der ewig frische Wasserborn —"

„Halt, mein Junge, Gemüth ist kein Wasser. Das ist ja eben das Propositum. Gemüth ist Alles, aber nur kein kaltes Wasser. Du siehst mich an, glaubst ich sey Corporal Lungenbrand. Prost Mahlzeit, ehemals; jetzt bin durch und durch Gemüth. Will' mal den Respekt aus den Augen und mich neben Dich setzen, um Dir zu erzählen, wie ich dazu gekommen. — Juden und Mohren! was war ich in Halle für ein heilloser Philister! Purer studiosus melancholicus, Lampensitzer, und Schwitzer. Eine Woche studirte ich für die Offenbarung, die andere gegen, ich wurde mager wie mein Geldbeutel, und meine Augen droheten mir aus den Höhlen 'rauszufallen. Glaubte, alle Welt wäre sündhaft, verloren in perpetuum; aber mich schienen allein die Folgen aller Sünden zu drücken. Während ich so mit mir selbst und der Welt murrte, trat ein feister Schulfreund zu mir. Hatte mich lange nicht besucht, und lachte, als er meinen Zustand sah, laut auf. Und da ich ihm nun meine Noth klagte, und fragte, woher mein Verfall wol kommen möge? antwortet er: weil ich kein Gemüth hätte! — Ich verstand erst nicht, was das für ein Ding wäre, aber er versprach mir bald zu helfen. Sonst hatte ich mein Stück Trockenbrod Mittags allein auf dem Felde verzehrt, und wenn mich Jemand fragte: Wo ich zu Mittag gespeiset? antwortete ich ihm: in der Sonne!

Von nun an aß ich in der wirklichen Sonne — das heißt in der falschen auf dem Markte — und verzehrte wohlgemuth Rehbraten und Rheinwein. Anfangs war ich zwar etwas besorgt, wenn ich dachte, wie ich das bezahlen solle; aber da mein Freund sagte, daß solche Sorge nicht mit zum Gemüthe gehörte, bekümmerte ich mich weiter nicht drum, und setzte auch wol noch ein Glas Ungar darauf. Ich nahm merklich zu an Geist und Fleisch, und das deutlichste Zeichen der Besserung war, daß, wenn ich nach Tische mich wohlgemuth auf dem Schemel am Fenster schaukelte, ich auch mit ungetrübter Lust die bunten Spazirgänger unten sah, und bei mir selbstgefällig sprach: Leben und leben lassen! wo ich sonst von meinem Giebelfenster: o tempora! o mores! erzürnt hinabgerufen hätte. So kam's denn, daß ich in Zeit eines Monats ein vollständiges Gemüth besaß. Was kümmerte mich's da, daß meine Rechnung bei'm Traiteur so hoch schwoll, als ich in drei Jahren ausgegeben? War's doch in mich eingegangen, zu meinem Seelenwohl! Und meine Seele geht doch wol dem Profit des Speisewirths vor? Juden und Mohren! ich hatte es in mir, und da konnte mir es Niemand nehmen. Ich konnte Schuld-Thurm und Karzer lachen, und ausrufen: Reißt mir das Hemd' vom Leib', ich bleibe was ich bin! — Aber mein Gemüth wollte nun auch hinaus, sich Platz machen, sich

der Welt zeigen. Ich tanzte, liebte, trank und ſchlug mich. Alles aus Wohlwollen für die Welt. Als nun mal auf 'nem Ball des Rector magnificus Töchterlein, die kein Gemüth hatte, ſondern eine kalte Bildſäule war, mir den Tanz abſchlug, und ich ſie darauf mit einigen Freunden voll Gemüth beim Heimwege zwang, mit mir beim Mondenſchein auf dem Marktplatz zu tanzen, relegirte uns der Papa ganz ohne Gemüth. Ich aber zerſchlug ihm noch voll Gemüth mit meinen Freunden die Fenſter, kehrte ihm das Haus um, wir aßen zum letzten Mal ebenſo bei'm Traiteur, löſchten unſere Rechnung auf der Kreidetafel aus, und trabten dann voll Gemüth auf Philiſter-Pferden mit lautem gaudeamus zum Thore hinaus, und in's Preußiſche Lager. Hier ging das Gemüth erſt an. Schießen, trinken, liebeln, plündern, ſiegen und fliehen, Alles mit Gemüth. Aber meine Cameraden mußten nicht ſolche gute Portion mitgenommen haben, denn ſie ſind alle kalt geworden, und ich lebe allein noch, weil mich das meinige durch alle Schlachten durchbringt. Vivat das Gemüth!"

Der Theologe war nachdenkend geworden, und erwiederte endlich: „Das iſt ein recht wilder Lebenswandel. Iſt Euch denn aber immer warm geblieben? Iſt nie in ernſten Augenblicken das Gemüth erkaltet? Nie auf dem Schlachtfelde, wenn die Leichen im Mon-

denſchein zum letzten Mal die brechenden Augen aufzureißen, den Mund zu öffnen ſchienen, um ihre Mörder bei'm ewigen Richter anzuklagen?" — „Da hilft ein Trunk aus meiner Flaſche! erwiederte der Andere. Wenn der Pulverdampf draußen ſo arg iſt, muß auch ein Dunſt und Dampf in mir ſeyn. Iſt klarer Sonnenſchein, bin ich auch klar. Das iſt die Ordnung der Natur. Draußen wie drinnen: ſo heißt der Reſt von meiner Theologie."

Der Rekrut fragte den Unterofficier, ob er bei einer Flaſche Wein ſein Gaſt ſeyn wolle. Kein Anerbieten konnte williger angenommen werden, ja, bei immer wachſendem Gemüthe des Korporals verſprach dieſer nach Leerung der erſten Flaſche über ſeine Beſſerung nachzudenken, nach der zweiten die gelegentliche Beſſerung ſelbſt, und nach der dritten umbalſete er mit ſchwimmenden Augen den Rekruten: „Rekrut Weinland, Korporal Lungenbrand; das reimt ſich. — Lungenbrand und Weinland fortan Brüder. Proſit Bruder Weinland!" — Hier erhob ſich der Feldwebel: „Aber, Kurpral von der vierten Kumpanie, Brüder doch nur in der Schenke? — Brüder vor der Fronte, das wäre wider den Reſpekt, denn ich weiß was ich weiß." — „Das verſteht ſich, Feldwebel, Alles nach meinem Gemüth! Aber der Reſpekt gehört dazu."

Träume, wie ſehr der Jüngling ſie auch liebte, und wie geſchickt er auch die Zukunft ſich aus ihnen zu entziffern verſtand, gaukelten dieſe Nacht nicht um ſeinen ermatteten Geiſt; aber als er erwachte, und die Sonne in reiner Schönheit über die Hütten des Dorfes aufſtieg, und auch ihn durch die Scheiben des Fenſters beſtrahlte, da zeigte ſie ihm ein unausſprechliches Elend. Er hatte es endlich erreicht, er ſtand nicht mehr allein, ſondern eng verbunden mit vielen — aber welchen Genoſſen! Er blickte rings umher im Kreiſe, aber auf welche widrig lächelnden Geſichter ſchien der Morgenſtrahl! Rohheit, Gemüthloſigkeit war das mindeſte, was er zu leſen glaubte. Er breitete ſeine Arme der aufſteigenden Tageskönigin entgegen und ſprach: „Auch Du ſtehſt allein am Horizont, aber Du beglückeſt Millionen Weſen, und dies ſegnende Gefühl muß dein Begleiter ſeyn! — Ich ſtehe ganz nutzlos hier, und die Zukunft bereitet keinen Troſt.“ Bald ſchmetterten die Trompeten und wirbelten die Trommeln draußen, für ihn von Kindheit auf beängſtigende Töne, wenn nicht die erſteren in der Kirche ſeinen Geiſt zu kühnerem Aufſchwunge hinriſſen. Man zog ihm enge, unbequeme Montirungsſtücke an. Mit einer ſchweren Muskete beladen, mußte er hinaus in's Freie, und ſeine Morgenandacht unter den Flüchen des betrunkenen Unterofficiers in mechaniſchen, Geiſt-tödtenden Uebungen dem

Schöpfer darbringen, deſſen Sonne ſo freundlich auf die herbſtliche Flur lächelte. Im Exerciren und Marſchiren vergingen mehrere Wochen, und der innigſte Wunſch des Rekruten, wenn er Abends, ermattet von den Wegen, erdrückt vom Torniſter, Gewehr oder gar den Schlägen eines tyranniſchen Exerciermeiſters, ſich auf das Strohlager niederwarf, und ſein glühendes Geſicht in den Händen verbarg, war, daß ihm bald der Tod den Abſchied von des großen Königs Armee auswirke.

Seine mitgeworbenen Cameraden ſuchten in wilder Lebensart Vergeſſenheit ihrer Leiden; er hatte in der Sittlichkeit einen zu feſten Grund gewonnen, um von den mannigfachen Verſuchungen berühret zu werden. Es war ein Freicorps, unter deſſen Fahnen er diente, und ſeine Cameraden beſtanden, gleich ihm, aus unfreiwillig geworbenen, oder wüſten Leuten, welche ihr letztes Heil unter dem Soldatenrocke ſuchten. Die Truppen machten viele Eilmärſche, und man ſprach mit Gewißheit von einer nahen Schlacht, wo das Freicorps auf die gefährlichſten Poſten vorgeſchoben werden durfte. Wie auch das Herz auf gleiche Weiſe menſchlich unter dem groben Tuche eines Jeden ſprechen mochte, ſo verdrängten doch die Meiſten durch beſtändigen Taumel und Genuß das Erwachen der natürlichen Stimme; die Anderen ſprachen vom Ruhm des großen Friedrich, und der Ehre unter einem Me-

narchen zu dienen, welcher die Bewunderung aller Welt und das Schrecken ſeiner übermächtigen Feinde ſey. Den Theologen konnten dieſe Gründe nicht ermuthigen, und als der Frankfurter ruhmredig, vielleicht um ſich zu ſtärken, von der Freude ſprach, die er empfinden wolle, wenn er einſt zu Hauſe von der Schlacht, die er mit dem großen Könige geſtritten, werde ſprechen, und erzählen können, wie die Oeſterreicher gleich den Franzoſen bei Rosbach vor ihm gelaufen ſeyen, — ſo erwiederte Weinland: „Ich ſehe nichts im Könige, was mich ſo lebendig zu ihm hinzöge. Iſt er nicht ſelbſt Schuld an all' dem Unglück, was unſer friedliches Vaterland entzweiet? Wenn er nicht damals Schleſien genommen hätte, ſtände auch jetzt nicht alle Welt gegen ihn. Das Reich wäre in Ruhe und Friede, wie ſonſt. Die Menſchheit ſchritte fort —

Hier fühlte ſich der Rekrut heftig in's Ohr gekniffen. Es war der Korporal, der ihn erſt, nachdem er ihn einige Minuten arg gezauſt, los ließ: „Wie iſt Dir jetzt zu Muthe, Burſch?" Weinland mußte antworten, daß ihm ſehr wohl zu Muthe ſey.

„So, Rekrut, hat der Fritz Oeſtreich an's Ohr gezauſt. Aber wer verbot ihm, es auszureißen, wie ich Dich für die Rederei krum und lahm könnte ſchlagen laſſen! Ich thue 's nicht. Er hat's auch nicht gethan. He, wer befahl ihm denn inne zu halten, Memme,

Mohrenjunge, wenn er Appetit gekriegt hätte zum ganzen Reich? Schlafen wollt Ihr, um zu ſterben. Ich wollte Euch erſchießen laſſen, da hättet Ihr's bequemer und ſchneller. Aufgerüttelt hat er Euch, ſeiner Armee Schlafmützen zu kaufen. Und was die Menſchheit betrifft, wie ſie jetzt iſt, ich wollte ſie in eine Kanone laden um einen Schuß für den Fritz."

„Aber, Korporal, das mußt Du ſelbſt ſagen, er hat kein Gemüth."

„Du? Wer iſt Sein Du, wenn ich nicht anfange. Und kein Gemüth! So ſoll die Fuchtelklinge in drei tauſend Stücke ſpringen, wenn Er nicht vor der Front dem Fritz Abbitte thut."

Er zerrte den Rekruten vor. Dieſer mußte vor Allen, die der Zufall herbeigeführt, niederknieen und förmlich erklären, daß der große Friedrich Gemüth hätte.

„Hat Er noch was vorzubringen, Rekrut, von ſeinem Könige!"

„Nu ein Freigeiſt bleibt er, das wird ihm Niemand abſtreiten," ſagte der aufſtehende Weinland. Er erſchrak, als er den Bambusſtock in der Hand des Korporals ſchwirren ſah. Aber dieſer bedachte noch, ob dies eine Beleidigung gegen den Feldherrn ſey, oder nicht, als der alte Feldwebel ſchon einfiel:

„Stille, ſtille, Kurpral, ich ſage nichts wenn ich todt bin, aber ich weiß doch was ich weiß, und was

den Freigeiſt ausmacht, — na — laſſen wir's gut ſeyn — er kennt ſo gut wie Einer, was er vor der Bataille zu thun hat. Habt ihr geſeh'n wie die Kugel bei Collin ihm an die Stirn ſchlug und der Grenadier ihm bei Hochſtädt das Bajonnet durch den Bauch ſtieß? — He? — Kein Finger that ihm weh." — Er ſchwieg, und Alle drängten mit Fragen. Der Alte wehrte ſie ab, ließ ſich aber doch recht gern zum Sprechen bewegen: „Ich ſage nichts — aber 's iſt klarer wie's Sonnenlicht — in Berlin — im Kabinet liegt's geſchrieben, und verſiegelt und atteſtirt — der alte Deſſauer hat's aufgeſchrieben für die Zukunft. Der war ganz feſt, wie aus Eiſen gegoſſen. Hab's ſelbſt als ein Burſch von achtzehn Jahren vor Turin geſeh'n, wie er die Kugel im Aermel fing und ausſchüttelte. Jede Majeſtät, ſobald ſie gekrönt iſt, — kriegt's von nun an zu leſen. Aber ich ſage nichts — nichts wenn ich todt bin." — „Feldwebel, habt Ihr's geleſen?" fragte der Korporal. „Ihr ſeyd auch ein Freigeiſt" — antwortete ärgerlich der Feldwebel, und unterbrach durch Austheilung ſeiner Befehle das Geſpräch.

Plötzlich wurde auf dem Marſche inne gehalten. Man hörte Schüſſe, und der Hauptmann kam außer Athem herangeſprengt: „In Reih' und Glied, Kinder, der Feind iſt da!" Wol griff ein jeder in größter Haſt nach ſeinem Gewehre, aber darum kam keiner frü-

früher in Reih' und Glied, denn jeder drängte und lief, und die fluchenden Unterofficiere hatten viel zu ſchaffen, ehe die Unordnung unter den Freiwilligen gehoben war. Weinland war nicht der Einzige in ſeiner Reihe, deſſen Muskete nicht feſt ſitzen wollte, und deſſen Mund Stoßgebete murmelte. „Wenn es nur bis morgen verſchoben würde!“ dachte er bei ſich, und kaum hatte er ſich den Wunſch klar gemacht, als ein Adjutant herangeſprengt kam mit dem Befehl, dieſe Nacht noch ruhig im nächſten Dorfe zu campiren. Erſt am andern Tage erwarte man ein Treffen, die Truppen ſollten ſich bis dahin durch Schlaf und Speiſe ſtärken.

Man lagerte in der Mitte eines Dorfes. Muthloſigkeit und wilde Ausgelaſſenheit zeigten ſich auf den Geſichtern der zerſtreut um den Kirchthurm ſitzenden Soldaten. Einige holten was aufzutreiben war, aßen, tranken und ſcherzten mit den Bauerdirnen; Andere ſtotterten im Winkel vergeſſene Gebete. Der Frankfurter jagte ſich mit der Marketenderin, und als er den ernſten Weinland erblickte, ſuchte er auch ihn in ſeine neu ertrunkne Wonne hineinzuzieh'n: „Herzensbruder — komm, zünden wir's Feuer an! Vaters und Großvaters Ellen und Schubkaſten hinein, ein hübſches Mädchen im Arm — dann ſind wir heut warm — und können's morgen aushalten — wenn's kalt

iſt." — „Lieber, bedenke doch, vielleicht iſt morgen Dein letzter Tag." — „Der Teufel ſoll's Denken holen! ich will nichts denken, heut iſt heut, — das disputirt mir Niemand weg."

„Recht ſo, Juden und Mohren! kam der Korporal heran, — heut iſt heut, und morgen ſind Sorgen. — Jammer und Schade! hier ſcheint ein Waſſerſuppengeſicht nur an Morgen zu denken." — „Aber Korporal, 's iſt doch bitter, wenn man ſich's vorſtellt: Morgen hört's auf!"

„Was denn, Herzensjunge, was hört denn auf? Muß erbärmlich disputiren mit ihm — posito, ſetz' 'mal den Fall — Du ſtirbſt — was ſtirbt denn? — der Appetit? Wovon ſollte man denn leben in der andern Welt? — der Durſt? — Ohne Trinken giebt's kein Leben, und was wir zuletzt beim Sterben empfinden, iſt ja Durſt; alſo klar, daß, wenn wir aufwachen, wir trinken müſſen, wenn wir nicht noch 'mal am Durſt ſterben ſollen. / Wenn nun Appetit und Durſt und Trinken nicht aufhört, wie ſollte denn's Gemüth aufhören? Und wenn's Gemüth nicht aufhört, was denn hört dann auf?" Nur tiefe Stoßſeufzer waren die Antwort. Er fuhr fort mit neuen Gründen zu bombardiren: „Doch, etwas könnte aufhören! Mein Korporalſtock paſſirt nicht mit in die Ewigkeit. Liebe Jungens — da ſind wir Alle gleich — da bin ich

nicht mehr Korporal, oder vielmehr, da werdet Ihr alle Korporals seyn — Alle ohne Unterschied."

Der Grund verfehlte seine Wirkung, denn die Umstehenden fingen an zu weinen, und der Frankfurter ließ sein Mädchen vor Rührung entlaufen. Der Redner sah sich genöthigt zum alten Glauben umzukehren: „Aber, Juden und Mohren, was ist denn das Leben? Wozu ist Bier und Brantwein erschaffen? Wozu wird der Wein gebraut? Zum Trinken. Wozu giebts hübsche Mädchen? Wozu sind die Lippen? Zum Küssen. Alles in der Welt hat seinen Zweck und Alles sein Ende. Wir leben um zu leben, und der Tod ist gemacht, um uns zu erinnern, daß wir uns sputen sollen!"

„Korporal Lungenbrand soll leben!" schell's von allen Seiten, und er erwiederte, indem er auf das Wohl der Compagnie, und des Königs, und der ganzen Armee, und der Feinde, und der ganzen Welt seine Feldflasche leerte:

„Herzensjungen! und er *wird* leben. — Meine Gründe sind fest wie Kieselsteine. — Erstens hab' ich noch *keine* Lust zu sterben, — zweitens *will* ich noch nicht sterben, — drittens fühl' ich's zu deutlich, daß dies *nicht die letzte Flasche* seyn kann, die ich umgestürzt habe. Darum werde ich leben allen Kugeln zum Trotz, und wer nur Lust hat zu leben, der wird auch mit leben, so wahr ich Gemüth habe!"

Wenn der Korporal sprach war es mäuschenstill umher, so daß man auch jetzt einen Seufzer hörte, worauf sich einer der entfernter stehenden Zuhörer umwandte und eilig fortging. „Der Hauptmann hat zugehört," flüsterte man sich in's Ohr, und der Kreis öffnete sich, indem ein Jeder seinem frühern Verangen, gestärkt durch die Ermuthigungen, nachging.

Den jungen Theologen konnten die Sophismen des Korporals so wenig als die eigenen Vorsätze trösten, und zur Flasche wollte er nicht seine Zuflucht nehmen. Er ging in die Schenke, wo er den alten Feldwebel im Zwielicht am Fenster sitzen, und aufmerksam etwas außer demselben mit den Augen verfolgen sah.

„Was habt Ihr, Herr Feldwebel?" denn in diesem Augenblicke war Alles für ihn von Wichtigkeit und doch wieder ganz ohne Werth.

„Rekrut! — Was weiß Er's. — Ich weiß, was ich weiß. — Ich sage nichts wenn ich todt bin. — Aber's sieht Er, wie der Hauptmann am Schilfteich zwischen den Weiden geht!"

„Ich kenne den Hauptmann noch nicht genau, aber es ist eine Gestalt im Mantel mit Federbusch!"

„Auch wol noch mehr, Rekrut! — Ich sage kein Wort, bin still wie ein Mäuschen, — 's wär' wider den Respekt; — aber wer wie der Hauptmann von der Asseburg ist, kann dem Tode ein Schnippchen

ſchlagen." — Weinland ſchwieg, aber eben ſein Schweigen ſchien den eine Frage erwartenden Feldwebel zum Sprechen zu reizen. — „Ich ſage keine Sylbe, aber — der geht nicht umſonſt herum — der iſt feſt wie der alte Deſſauer — Gott hab' ihn ſelig, erbarm' ſich ſeiner Seele, ich weiß nichts davon, nichts. — Seht, ſeht — jetzt greift er in's Waſſer. — Immer zu!"

„Was bedeutet das, Feldwebel?"

„Was es bedeutet? — Eidechſen — I ſo bewahre uns vor'm Böſen — ich weiß nichts davon — aber er beißt alle Nacht eine todt, und verzehrt ſie lebendig und 'ne Blindſchleiche trägt er auf'm nackten Leibe. — Herr bewahr' uns vor der Sünde. — Lad' ihn in 'ne Kanone, und ſchieß ihn auf den Königsſtein, er kommt geſund 'rauf."

„So giebt es alſo wirklich feſte Menſchen?"

„Junger Menſch! — Er iſt ein junger Menſch — aber's — wie iſt ihm zu Muthe, wenn er an Morgen denkt?" — Weinland ſchwieg. „Ich ſage nichts, aber an den Knöpfen ſeh' ich's ihm an, daß er Morgen zum erſtenmal in's Feuer geht."

„Lieber Herr Feldwebel, giebt's denn wirklich Mittel, um vor den Augen ſich feſt zu machen?"

„Trag' er Löſchpapier auf der Bruſt."

„Ich will's ja nicht für mich, für einen guten Freund." —

„Schon gut, verſteh' — hört uns auch Niemand?"

„Keine Seele iſt in der Stube, und finſter iſt's dazu."

„Rekrut, rück' Er näher — ſo — ſo — ich wüßte wol mehr als manche Leute, aber — kein Wort — Nichts — Wenn Er's aber partout wiſſen will — meinethalben. — In der historia naturia giebt's Mancherlei — Rüben, Kräuter, Wurzeln — ich halte nichts davon — Fleiſch muß Fleiſch" er rückte ſacht an den Zuhörer, und flüſterte ihm kaum vernehmbar in's Ohr: — „Nachts wenn's Eilf ſchlägt, geht man bis an's Knie in den Sumpf, greift nach 'ner Kröte oder 'ner Eidechſe — dreht den Hals um, und beißt blindlings ihr den Kopf ab — das macht kugelfeſt. — Steigt man um Mitternacht auf's Dach, und ſtellt ſich im bloßen Hemde auf den Schornſtein," —

„Feldwebel im bloßen —"

„Im bloßen, Rekrut! Kann auch 'ne Nachtmütze aufſetzen. Aber mäuschenſtill, und hält die Arme nach dem Monde aus — 'ne ganze Stunde, und ſpricht kein Wort, und denkt keine Sylbe, ſo — iſt man ſtichfeſt." —

„Albernes Gerede!" entgegnete Weinland, und ging fort, indem er ſich auch nur ſo lange zugehört zu haben ſchämte.

Während er aber mit verſchränkten Armen das

Dorf durchſchritt, konnte er ſich nicht enthalten zu den von der Nacht ſchon ganz umhüllten Schornſteinen aufzublicken. Ringsum war es ſtill geworden, und wenn der Flammenſchein aus den dunkeln Oeffnungen hervorbrach, ſchien es ein feierlicher, wunderbarer Anblick für ihn. Auf dem Strohlager fand er keine Ruh. Während die Cameraden ſchnarchten, überdachte er bei ſich, ob die Erzählung des Feldwebels nur reinen Unſinn enthalte, ob nicht wirklich ſtärkende Naturkräfte im Blut der Eidechſe, im Mondenſchein liegen könnten, und als es drei Viertel auf Eilf ſchlug, ſchlich er zur Thür hinaus, und an der Schattenſeite des Dorfes dem Freien zu. Es ſtand ein Poſten am Ende deſſelben. Wurde er entdeckt, ſchützte ihn in dieſen ſtrengen Zeiten nichts vor der Strafe des Deſerteurs, aber die mondbeſchienenen Weiden am Schilfteich zogen unwiderſtehlich an. Jeder Gefahr trotzend warf er ſich auf die Erde, und kroch bei der Schildwacht vorbei, mit unſäglicher Anſtrengung bis zum Sumpfe. Bis an das Knie ſtand er im Waſſer. Der ſchlammige Boden drohte unter ſeinen Füßen fortzugleiten, aber noch fand er keine Eidechſe. Endlich ließ der Zufall ihn eine haſchen. Er faßte ſie krampfhaft, drehte den Hals, und biß dem Thiere herzhaft den Kopf ab. Dann aber überfiel ihn eine ſolche innere, mit Scham vermiſchte Bangigkeit, daß er ohne Aufhalt dem Dorfe

zueilte. Hier packte ihn etwas in die Gurgel: „Halt Feinde!“

„Um Gottes Willen, ich bin nur ein Rekrut!“

„Die Schildwach ließ ihn los: „Was, Weinland, Du?“ — Es war der Frankfurter. „Was machſt Du, ich glaube doch nicht, daß Du Dich fürchteſt?“

„O nein, erwiederte der Athemloſe, ich gehe nur etwas ſpaziren, um mir das Blut abzukühlen, weil's morgen ſchon heiß genug ſeyn wird.“

Der Frankfurter ſagte: — „Ich brauche das nicht, ich werde ganz kaltblütig bleiben, — das ſetzt die Feinde mehr in Erſtaunen. Gute Nacht!“ Beide wünſchten ſich mit feſter Stimme eine gute Nacht.

Nur auf einen Schornſtein im ganzen Dorfe ſchien der Mond als es drei Viertel auf Zwölf ſchlug. Es war keine Zeit mehr zu verlieren um abzuwarten, bis ſein Strahl auch auf einen niedrigern fallen könne. Weinland beſah ſich zweifelnd die Höhe und den gefährlichen Zugang; er dachte: „'s iſt ja nur zum Spaß, und ſchaden kann es nicht,“ als er auch ſchon anfing ſeine Kleider auf die Hecke zu werfen, und dann im Kleide der Natur einen Aufweg ſuchte. Das Spalier half ihm von der Erde bis zum erſten Stockwerk. Mit angehaltenem Athem wollte er ſich über das Fenſterbrett auf das Dach hinaufſchwingen, um drei junge Officiere, welche im erleuchteten Zimmer bei'm L'hombre

ſaßen, nicht aufzuſtören, aber unglücklicher Weiſe brach der Ziegel, an welchem er ſich feſthielt, aus, und mit großem Geräuſch fiel er auf das Fenſterbrett zurück. Glücklicherweiſe jedoch ſo, daß er aufrecht gegen das Fenſter zu ſtehen kam. Die Spieler ſchraken zuſammen, und als ſie die mondweiße Geſtalt erblickten, die ſpitze Nachtmütze auf dem Kopf, ließen ſie die Karten fallen, und es fehlte nicht viel, daß ſie ſelbſt unter den Tiſch geſunken wären, obgleich keiner nachher zum andern auch nur eine Sylbe erwähnte, daß er die Vorbedeutung einer blutigen Schlacht geſehn. So kam Weinland glücklich auf die Spitze des Daches, aber weit größere Schwierigkeiten verurſachte der hohe Schornſtein. Endlich, mit Lebensgefahr, erklomm er deſſen Spitze. Alle Muskelkraft anſtrengend erhob er die Geſtalt auf dem unſichern Fundament. Und nun ſtand er eben, — der Abendwind flatterte in ſeinem kurzen Hemde, das Geiſterlicht ſpielte auf ſeiner Nachtmütze — und breitete dem Monde ſeine Arme entgegen. Was er zum Monde ſprechen ſolle, das wußte er nicht, denn Liebesſeufzer, fühlte er wol, paßten eben ſo wenig als innige Naturandacht zu dieſer Stellung. Der Mond ſah ihn recht groß an. Er wagte nicht, ihn wieder groß anzuſehen. Seine gefährliche Lage zwang ihn immer fort zu balanciren. Es war mörderiſch kalt, und die Viertelſtunden wurden ihm zu ganzen. In-

deſſen fühlte er deutlich, wie jeder Mondenſtrahl ihm mehr Stärke gebe, und als er von vorn ganz zu Stein geworden zu ſeyn glaubte, fragte er ſich ob es nicht gerathen ſey, nunmehr umzudrehen, um es auch im Rücken zu werden, wo es in der Bataille vielleicht am nöthigſten thäte?

In ſeinen Zweifeln unterbrach ihn ein Geräuſch. Eine Geſtalt im Mantel ging unten vorüber, und bemerkte den Stehenden: „Halt, was iſt das? — Werda?“ — Als keine Antwort kam, rief er mit drohender Stimme: „Antwort, oder ich ſchieß' Dich herunter!“ Weinland war zu beſtürzt, um ſprechen zu können; vielleicht dachte er auch, daß der Hauptmann gleich den Fähndrichen ihn als Geſpenſt oder Statue ruhig werde ſtehen laſſen, und zuletzt ſeiner Wege gehen; aber er irrte ſich. Mehrere Officiere und Wachen lockte die Stimme des Capitains, welcher die Runde hatte, herbei, und plötzlich rief der Korporal aus:

„Bei meinem Gemüthe, 's iſt Weinland, der Rekrut! Sonnt' ſich oben im Mondenſchein!“

„Was macht Er da oben?“ ſcholl es von allen Seiten, und als er nicht antwortete, rief man: „Es iſt ſicher, er hat in den Schornſtein kriechen wollen, um zu ſtehlen. Wurſt und Schinken wollt' er holen.“

„Heraus mit der Sprache, Elender!“ donnerte der Hauptmann endlich hinauf. Weinland ſtotterte her-

vor ein Bekenntniß, das ihn vor einer Schande, aber nicht vor der ärgern Beschämung retten konnte. Er meinte, .. glaubte, .. dachte, .. man hatte ihm gesagt, .. bis plötzlich das Geständniß herauskam, eben so ungeschickt, als er lange mit den Worten gewürgt hatte, die schonendste Weise aufzufinden. Die Menge brüllte vor Jubel. Der Hauptmann aber hob krampfhaft den Stock gegen den Rekruten, und kommandirte: „Herunter!" Mit größerer Todesgefahr als bei'm Hinaufsteigen kletterte Weinland, unter fortdauernd schallendem Gelächter der Umstehenden, auf's Dach, vom Dach das Spalier hernieder auf den Boden, und wollte sich nach seinen Kleidern schleichen, als ihn der Hauptmann, wie er wäre, vortreten hieß. Die Fähndriche schienen am ergrimmtesten, und meinten, der schändliche Aberglaube des Rekruten müßte exemplarisch bestraft werden. Der Hauptmann aber, ohne im geringsten auf ihre Reden zu achten, fragte mit kalter Stimme den Rekruten:

„Was ist Er seiner Profession nach?"

Zitternd und mit gesenktem Haupte antwortete der Unglückliche: „Ich studirte Theologie."

Der Hauptmann fuhr wie entsetzt zurück: „Und Er hat nichts, nicht Weib, nicht Kind, nicht Schwester, nicht Eltern, gar nichts auf der Welt?"

„Nein."

Der Hauptmann ſah ihn mit unausſprechlicher Verachtung vom Kopf bis Fuß an, ſteckte dann heftig den aufgehobenen Degen in die Scheide, und ſprach: „Ich wünſchte, Er wäre ein Schneider, — ich wünſchte Er wär' hinaufgeklettert um zu ſtehlen, um ein Stück trocken Brot, es wäre beſſer als um ſolch' ein Leben. — Ich will Ihn loskaufen, aber ein Schneider ſoll Er dann werden. Bind' Er ihn morgen, Korporal, an den Bagagewagen feſt; ſolch' eine Memme darf nicht mit meinen Leuten vor die Fronte."

Der Spott hörte auf als der Hauptmann ſich entfernt hatte, aber der Feldwebel ſchlich leiſe an den Zerknirſchten heran: „Er hat gewiß geplaudert — ſonſt hätt's ſo nicht kommen können. — Stichfeſt iſt Er nun nicht. Hatt' Er denn die Eidechſe gegeſſen?" Weinland nickte mit dem Kopfe. „Ich hab's wol gewußt. Alle ſagen ſie zum alten Feldwebel: „Albern Gerede!" hinterm Rücken thut's Jeder." —

Die Trommeln wirbelten, die Trompeten ſchmetterten, als die Infanterie aus dem Dorfe bei frühem Morgen aufbrach. Man ſchüttelte ſich die Hände, man gab ſich gegenſeitig Beſtellungen, die Brandweinflaſchen gingen umher wie Gemeingut, es ſcholl vom Rufe: „König Friedrich ſoll leben!" und wer auch den Muth noch nicht gewonnen, der verlor mindeſtens in allgemeiner Betäubung die quälende Beſinnung. Ob-

gleich man ſchon deutlich Kanonenſchüſſe vernahm, mußte doch die ganze Colonne in einem Dorfe halten, weil durch zu ſchnelles Aufrücken die Wege verſperrt waren. Weinland, der nicht allein geiſtig, auch leiblich viel von den Folgen der nachthellen Schornſteinpartie auf dem Marſche zu leiden gehabt, Weinland ſtützte ſich auf ſeine Muskete, als der laute Schrei einer weiblichen Stimme in ſeine Ohren drang. Er blickte auf, und ſah ſich vor einem Hauſe ſteh'n, das ihm ſehr bekannt vorkam. Als er den blühenden Mädchenkopf am Fenſter plötzlich aufblicken und eben ſo ſchnell verſchwinden ſah, erkannte er das Pfarrhaus, wo er vor einem Jahre ſo freundlich — freundlich, ohne daß er verwandt oder empfohlen geweſen — aufgenommen worden, und deſſen Haustochter einen ſo lieblichen Eindruck auf ihn gemacht, daß er ihr Bild immer als ſtehende Figur in den ſeltenen Träumen von irdiſchem Glücke mit ſich trug. In nachläſſigem Anzuge, ohne die Gefahren zu bedenken, welche einem jungen Mädchen drohen, das ſchutzlos einem Zuge ausgelaſſener Soldaten begegnet, die nichts mehr ſcheuen und achten, weil ſie der Tod vielleicht im nächſten Augenblicke von aller irdiſchen Verantwortlichkeit befreit, ſtürzte ſie aus dem Hauſe, auf den Balcon, ſah ſtarr auf den Theologen, und mit den Thränen brachen die Worte hervor: „Ja er iſt's! Er iſt Soldat geworden!“

Weinland ſtand wie eine Bildſäule vor dem Mädchen, welcher der Schreck neuen Reiz gab. Beide ſahen ſich an, ohne ſich abwenden, und doch ohne zu einander ſprechen zu können. Die Soldaten riefen ihr unanſtändige Witzeleien zu, welche jedes keuſche Mädchen ſchamroth gemacht, oder zum Fliehen bewogen hätten; aber ſie blieb, ohne darauf zu achten, und rief nur, als ihre Mutter und der ſilberhaarige Vater heraustrat, ihnen mit der Stimme des heftigſten Schmerzes entgegen: „Vater, der Weinland iſt Soldat geworden!“

„Wirklich, wirklich? rief der zitternde Greis, und drückte das Sammtkäppchen zwiſchen den Händen, — lieber Sohn, wer hat Dich zu der verzweiflungsvollen That gebracht? Haſt Du geſpielt, haſt Du Dich ſelbſt verſpielt? — Wer aus des Herrn Weinberg einen Arbeiter lockt, begeht große Sünde. Ich hoffte, Du ſollteſt ein tüchtiger Arbeiter werden. Sprich, kann ich was thun, Dich zu retten?“

„Ach, Herr Paſtor, der Himmel hat mich ſelbſt in's wilde Leben hineingeſchickt. Gott weiß, ich wollte nicht.“

„Frevle nicht, mein Sohn! Wenn Er's gethan, iſt's wol gethan. Das war Dein Spruch, als Du bei mir warſt.“

„Ja damals; aber ein Soldat wie ich, iſt kein Menſch mehr.“

„Ich begreif' es zwar nicht mit Dir, aber über den Sternen ſteht mehr geſchrieben, als wir leſen können."

Weinland erzählte in der Kürze ſein Mißgeſchick. Der Alte blickte gen Himmel: „Ich verſtehe es nicht. — Deine Wege ſind wunderbar, der Soldat iſt aus Beelzebub's Schule, aber die Engel ſteigen auch zu den verkauften Seelen herab. Wär's auch nur, daß Du unter dem großen Friedrich dienteſt — zu etwas Gutem muß es ja ſeyn."

„Recht ſo, Alter, — ſtimmte der Korporal ein, — wenn man im Begriff iſt zu erfrieren, iſt die Hölle noch was Wünſchenswerthes."

„Kannſt Du nicht hereinkommen zu uns?"

„Es geht in die Schlacht!" donnerte der Korporal. Alle fuhren erſchrocken zurück, Mutter und Tochter weinten.

„In die Schlacht, zum letztenmal ihn vielleicht zu ſeh'n!"

„Kinder, macht ihn nicht weich! — Lieber Sohn, gern gäben wir Dir noch ein ſtärkendes Frühſtück; darf's nicht ſeyn, ſo nimm wenigſtens das Beſſere, meinen Segen mit!"

„He, alter Herr! wenn's ein Frühſtück gilt, mag er meinethalben 'rein geh'n, und ich will ihn begleiten, denn Niemand ſoll ſagen: Korporal Lungenbrand habe

Einen um ein Frühſtück gebracht. Was den Segen betrifft, den hab' ich ſchon ſelbſt ausgetheilt."

Keiner verzehrte drinnen etwas bis auf den Korporal; keiner ſprach, aus Furcht bei der köſtlichen Zeit etwas Unnöthiges zu ſprechen; als aber die Trommeln zum Aufbruch das Zeichen gaben, ſegnete der Prediger den Jünglina, und die aus vollem Herzen kommenden Worte, welche ihn zur Erhaltung des reinen Sinnes, als der ſicherſten Fahne unter ſeinen entarteten Genoſſen, aufforderten, ſchienen ſelbſt den Korporal zu rühren. Weinland reichte dieſem das letzte Glas Wein: „Nun, Bruder, in die Schlacht! und wenn Du lebend zurückkehrſt, ſo kehre auch zur Tugend zurück. Lebt Alle wohl." — Es fielen Kanonenſchüſſe. — Der Greis ſchloß ihn in ſeine Arme, die Mutter küſte ihn, warum ſollte auch nicht die Tochter folgen? Im Augenblicke, wo ein theurer Menſch dem Tode entgegen geht, hören die kleinlichen Rückſichten auf; wir fühlen erſt, wie werth er uns war, wenn wir ihn verlieren ſollen. Die Schüſſe drängten ſich; der Korporal, nachdem er die letzte Neige geleert, zerrte am Aermel, und Weinland folgte ihm mit den Worten: „Tauſend mal wünſchte ich mir den Tod, weil Niemand war, der mir das Leben lieb gemacht hätte; heute droht er, als freundliche Geſtalten mir entgegen kommen."

„Folge

„Folge Deiner Pflicht, mein Sohn, hier unten, oder dort oben, überall findeſt Du Deine Lieben!“

„Herzensbruder! fuhr der Korporal im Weitermarſchiren fort — ich hab' Dir's Wort gegeben, fromm zu werden; aber verſtehſt Du — wie geſagt — nur wenn ich undleſirt bin — und wenn ich nicht gefangen bin — und wenn wir nicht verlieren — und wenn ich geſund bin, und mein Gemüth nichts dagegen hat. Was weinſt Du nun wol, Herzensbruder? — Nimm einen Schluck Lebenswaſſer, wir brauchen heut viel Leben. Das ſagen mir ſchon die erſten Complimente, die ſie ſich zubrummen. Trink, oder ich ſage, ich habe verlorne Müh' um Dich. Setzt denn's Gemüth noch gar nicht bei Dir an?“

„Korporal, ich denk', ich hab's gezeigt im Pfarrhauſe.“

„Pah! Mohren und Juden, aber Du nicht. Nennſt Du Winſeln und Weinen Gemüth, ſo wird aus Roſenwaſſer Ungarwein. — So ſchnell kommt's nicht, ſo wohlfeil nicht. Ich hab' gearbeitet wie Einer, wie ein Seiltänzer, der ohne Müh' zu ſpringen ſcheint, und doch jahrelang ſich abquälte. — Sie reden erſtaunlich viel in der Welt vom Gemüth; ich hab's ſelten gefunden. — Stell' mit mir die Probe an. Wenn ich nicht mehr japſen kann, frag' mich, ob ich noch

Gemüth habe? und ich werde Dir antworten: Proſit! — Aber hohl's der Henker, die Kugel liegt noch im Mutterleib, die mich treffen ſoll, denn ich ſterbe nicht."

Weinland ſchauderte zuſammen über dieſe Herausforderung des Todes. Aber der Korporal faßte ihn am Arm und riß ihn plötzlich in Reih' und Glied. Die Trommeln wirbelten fürchterlich durch den dichten Staub. Einige Schwenkungen, dann hieß es: „Halt, rechts um!" ein Trupp Kavallerie ſprengte vor ihnen auseinander; faſt unbewußt ſtanden ſie aufmarſchirt, und ſahen nach einigen Bewegungen vor ſich die feindliche Schlachtlinie. Ein Pulverdampf verhüllte einen weiter gelegenen Hügel, aber die umherfliegenden Kanonenkugeln verriethen die feindliche Batterie, und Weinlands Nebenmann fiel, von einer getroffen, todt zu Boden.

„Eingerückt!" wurde kommandirt, und der Nebenmann von der andern Seite trat an des Gefallenen Platz. Eine zweite Kugel ſtreckte auch dieſen hin. „Eingerückt von der linken Seite!" wurde kommandirt, und Weinland wurde auf den verhängnißvollen Platz gedrängt. Die Knie ſchlotterten, er ſah im Geiſt die Kanonenkugel kommen. Da raunte ihm eine Stimme von hinten zu: „Stell' Dich auf den linken Fuß, auf die kleine Zehe, ſo kann keine Kugel Dir was thun." Es war der Feldwebel, und Weinland wollte

ihm folgen, da rief eine andere Stimme, es war der Korporal: „Wenn Du Dich in Deinen Schatten legſt, trifft Dich keine Kugel.“ Es gilt für das peinlichſte Gefühl, im Treffen frei ausgeſetzt allen Kugeln zu ſtehn, ohne ſelbſtthätig durch eigenes Feuer das feindliche erwiedern zu können. Die Kugeln ſtreiften umher, und trafen zwar den Theologen nicht, aber manchen fröhlichen Kameraden. Die Preußen wichen und wankten nicht. Die graubärtigen Narbengeſichter ſahen, ohne eine Miene zu verziehen, den Tod hundertfältig in ihre Reihen brechen. Die Brandenburger ſcherzten und witzelten. Nur die Ungeduld pochte und die Kolben an den Füßen klirrten. Sie warteten auf den Ruf, die Bajonette aufzupflanzen. Endlich ſprengte ein Reiter vorbei mit kleiner Suite, dann jagte ein Adjutant zurück. „Vorwärts“ hieß es. Es war der König geweſen: „Vorwärts, vorwärts!“ Es ging gegen die Batterie, aber das furchtbare Feuer ſchlug mehr als einmal den Sturm zurück. — Doch waren ſie auf eine Anhöhe gerathen, und Weinland konnte ſich nicht enthalten, ſehnſüchtig zurückzublicken. Er ſah vom Sonnenlicht hell beſchienen den Kirchthurm, deſſen Pfarrhaus er eben verlaſſen hatte. Um ihn her pfiff es und ſauſte. „Ach! könnte ich dort ſeyn — nur auf einen Augenblick — nur ſo lange die Bataille dauert! — Kann denn wirklich eine Verſehung im Schlacht-

getümmel walten? — Wie kann solch' plumpes Erz, wenn's aus dem Feuerschlunde kommt, durch eine göttliche Macht aus seiner graden blinden Richtung gelenkt werden? — Hier herrscht doch der Zufall allein." — Ein großer Fichtenbaum stand in der Nähe. Etwas raunte ihm zu: „Da könnte man hinaufklettern bis das Aergste vorüber ist!" Eine Kanonenkugel riß die Krone herunter, und schleuderte sie ihm zu Füßen.

Die Schlacht bei Torgau war eine der mörderischsten im siebenjährigen Kriege. Die letzte Perle in seinem Siegesdiadem sollte der große Friedrich nicht leichten Kaufes haben. Oft wechselte das Kriegsglück zwischen den verzweifelt fechtenden Parteien. Batterien wurden genommen und wieder entrissen; die Ordnung hatte aufgehört, und die Truppen fochten vereinzelt in gemischten Haufen. Weinland hatte mit seinem Bataillone, ihm selbst unbewußt, die Hügelbatterie genommen, hatte unbewußt Blut vergossen, und stand noch einmal dem furchtbarsten Kugelregen ausgesetzt. Der Boden war schlüpfrig von Blut und Regen, die Luft war nur ein Pulverdampf. Schon ging er gefühllos über die Leichen der Freunde und Feinde, und sah nur mit der Empfindung, wie etwa ein Kegelspieler die Kegel fallen sieht, die Kugeln ringsum die Streiter niederstrecken, damit sie für immer liegen blieben; aber Muth hatte er deshalb noch nicht gewonnen. Er konnte

lächeln als der Frankfurter mit dem Jammerruf ihm entgegenstürzte: „Ich bin todt, total todt! 's kommt Keiner mit dem Leben davon.“ — „Wo bist Du getroffen?“ — „Im Rücken ging mir die Kugel 'rein, und vorn wieder 'raus — da wo der Knopf ab ist.“ — „Du blutest aber nicht.“ — „'S ist schnell durchgegangen, aber gefühlt hab' ich's gewiß.“ — „Juden und Mohren! vor in's Gedränge!“ rief der Korporal und packte den Frankfurter bei der Gurgel: „Lieber Herr Korporal, nur diesmal nicht. Ich bin gewiß todt. Ich fühlte 's ja. Hier schlug die Kanonenkugel an den Rücken an!“ — „Esel! der Hauptmann stieß Dir mit dem Degengriff in's Rückgrad, weil die Memme auszog.“ —

Am Rande des Fichtenwaldes stand fast ganz allein ein Preußischer Officier, ohne einen Schritt seitwärts oder rückwärts zu weichen. Er kommandirte mit kaltem Blute. Um ihn hauften sich die Leichen, junge Fichtenstämme brachen, die Oesterreichischen Grenadiere drohten oft mit gefälltem Bajonett seinen Posten zu stürmen, — er blieb ganz ruhig, mit dem Degen in der Rechten, und sein klares Auge drang tief in die feindlichen Massen ein. Man hätte bedauern können, daß er nicht an der Spitze von Bataillonen stand, denn sein ruhiger Blick hätte einem Feldherrn gebuhrt. Seltsam blieb es, daß ihn keine Kugel traf,

obgleich ſie wie ein Regen den Platz überſchütteten. Einige durchlöcherten ſeine Rockſchöße, brachen den hohen weißen Federbuſch, ja — einige ſchienen ſogar von ſeinen Metallknöpfen abzuprallen.

Es war der Hauptmann des Freicorps. Je öfter Weinland den ernſten, traurigen Mann geſehen, um ſo mehr war die Theilnahme für ihn gewachſen. Selbſt die herbe Strenge gegen ihn hatte das Gefühl nicht geſchwächt. Der Hauptmann ſtand, gleich ihm, einzeln unter der Maſſe. Die Rohen wagten über ihn zu ſpotten, wo ſie nicht fürchteten, von dem Tapfern gehört zu werden. Seine Unerſchrockenheit war ſprichwörtlich. Heut ſollte der Anfänger deren Zeuge ſeyn. Sein Blut rann lebendiger, ſeine Bruſt hob ſich. Es war nicht mehr die Furcht. Es zog ihn etwas zu dem Manne, der ſo dem Tod in's Angeſicht ſchauen konnte. Er wünſchte neben ihm zu ſtehen, und kaum war der Wunſch ihm klar, als er ſich wie von einem andern Leben durchdrungen fühlte. Die Muskete wurde ihm leichter. Er wünſchte einen neuen Angriff, und der Wunſch wurde erfüllt. Feindliche Kolonnen wälzten ſich auf den geſchwächten Poſten am Fichtenwalde. Man ſammelte die Reſte des Freicorps und zerſprengter Bataillone. Die Tambours wirbelten, im Sturmſchritt ging es abwärts nach dem Waldrande und ein blutiges Handgemenge begann. Im heißen Gedränge ſah

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING.G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 03995/011

Weinland den Hauptmann ſtürzen, ein Oeſterreichiſcher Huſar, der ſein Pferd verloren, wollte mit dem Säbel ihm den Kopf ſpalten, als Jener mit Ingrimm auf ihn los, und das Bajonett ihm in den Leib rannte. Der Officier ſtand auf; er wollte ihm kaltblütig danken, als er aber ſah, daß Weinland ſein Retter ſey, drückte er ihm die Hand mit den Worten: „Haſt Du gelernt den Tod nicht fürchten? Wahrhaftig, es giebt Viel, was bitterer iſt. Glück zu!“ — Weinland fühlte ſich begeiſtert, auf dem blutigſten Schauplatz war ihm wohl geworden. Er hatte eine Wonne kennen gelernt, deren Daſeyn ihm früher auch nicht im Traum beigekommen war. Aber auf dieſer Seite des Schlachtfeldes war in dem Augenblick alle Ordnung gelöſt. Man plänkerte in einzelnen Häufchen, jeder ſuchte ſich nach Belieben und Gelegenheit ſeinen Gegner.

Während er umherirrte, tauchte vor Weinland aus dem Pulverdampfe ein beſtimmter Auftritt vor. Er ſah einen kleinen Reiter, verfolgt von zwei Ungariſchen Huſaren. Der Reiter bog ſeitwärts, aber ſein Pferd ſtrauchelte an den Wurzeln einer Eiche und fiel. Der Reiter, halb abgeworfen, lehnte ſich, in vertheidigungsloſem Zuſtande, an den Stamm des Baumes. Dicht gedrängt ſchoſſen die Ungarn an ihn. Der eine hatte keinen Platz zum Ausholen mit dem Säbel, aber das Schickſal des Preußen ſchien doch ausgemacht, hätte

nicht Weinland die frisch geladene Muskete angelegt. In die Seite getroffen sank der Husar seinem Kameraden auf den Leib. Ehe dieser wußte, ob er den Verwundeten schützen, oder, was dieser versäumt, nachholen solle, war der Freiwillige mit wiederholtem Vorwärtsruf hinter ihm, und der Ungar hielt es nun für das gerathendste, die Zügel des Kameradenpferdes zu ergreifen und spornend das Weite zu suchen. Alles dies war das Werk eines Augenblicks. Der Heruntergefallene, ein Officier, aber in sehr schlechter Kleidung, und fast ohne Decoration, verhüllte sich emsig in seinen Mantel und suchte dann erst mit Weinland's Hülfe ganz abzusteigen, und das in den Wurzeln mit den Hufen verstrickte Pferd auf die Beine zu bringen. Er murmelte einige Verwünschungen gegen die scheu gewordene Bestie und redete etwas von großem Glück. Im Aufsteigen hieß er dem Soldaten ihm in die Satteltasche greifen und sich drei Thaler herausnehmen. Weinland sagte, was er gethan, habe er nicht für Geld gethan.

Der Reiter schüttelte bei der Weigerung gleichgültig mit dem Kopf. „Meinethalben," sagte er, im Sattel sich zurechtsetzend, wandte sich aber plötzlich um und warf auf den Infanteristen einen hellen, durchdringenden Blick: „Etwa um davon zu plaudern? — Wie heißt Er? Wo dient Er?" — Auf die gemi-

gende Antwort, ſprengte er mit dem rauhen Befehle: „Mach' Er, daß Er zu ſeiner Kompagnie zurückkommt!“ fort, und war ſchnell verſchwunden.

Weinland ſah ihm ſtaunend nach, und dachte bei ſich: „Nichts von Dank! — Er nennt's einen Zufall — ſehr bequem! — Aber wie ſchnell der vornehme Herr mich vergißt, werde ich ihn nicht vergeſſen. Die ſpitze Naſe, die hellen, großen Augen, die gefurchten Wangen, das charakteriſtiſche Geſicht — ſollen mir immer als Zeichen des Undanks im Gedächtniß bleiben, und wenn ich ihn wieder ſehe, will ich ihm feſter in's Geſicht blicken bis er ſchamroth wird — und will nichts ſagen!“ —

Die Nacht kam heran, aber nicht mit ihr die Entſcheidung des Tages. Die zerſtreuten Truppen wurden endlich durch die Ermüdung und Dunkelheit gezwungen, vom Kampfe abzulaſſen, und ſich zu lagern wo jeder Trupp ſich grade befand. Vom Regen durchnäßt, ermüdet und von langer Entbehrung erſchöpft, ſchlich Weinland einer entfernteren Stelle im entlaubten Walde zu, wo ein Lichtſchein ihn vermuthen ließ, Cameraden und einen Ruheplatz zu finden. Unter zweien weitragenden Eichen lagen mehrere Krieger in ihre Mäntel gehüllt, während Andere das Feuer, Regen und Sturm Trotz bietend, mit dürren Aeſten zu unterhalten ſuchten. Der Kommende fragte nicht, ob

Freund oder Feind hier Zuflucht geſucht habe, die Nothwendigkeit der Erhaltung bezwang alle Gedanken, und er warf ſich ohne Frage und Gruß an's Feuer. „Ho! ho!“ ertönte es. „Gemach! hier hat Keiner ein Recht, wer nicht Holz oder was Beſſeres zum Feuer bringt.“ Weinland mußte ſich bequemen, dürres Reis herbeizuholen, worauf man ihn denn, ebenfalls, ohne nach ſeinem Stande zu fragen, gewähren und auf das naſſe Moos am Stamm der Eiche ſich lagern ließ. Er hörte wol, daß er unter Franzoſen und Oeſtreichern ruhen müſſe, aber auch ſein Feldwebel war nicht zu verkennen. Die Anſtrengung des Tages hatte ihn wie Alle, ſo gleichgültig gemacht, daß er ſich weder vor Jenen ſcheute, noch über Dieſen freute. „'S poſſirte holt ſchonſt hier — wenn's nur a bißl Toback, und a Gläſ'l Schnaps und a Brödt'l gäbe.“ — „Und ein feines Kind dazu, parbleu, ſo könnte man's für Deutſchland nix beſſer wünſchen,“ ergänzte ein Franzoſ' des Oeſtreichers Rede.

„Victoria! Victoria!“ brüllte eine Stimme durch die Nacht, und die Verſammelten richteten ſich halb vom Lager auf, als eine Perſon ſeitwärts auf das Feuer zueilte. „Alles in Ehren! ſagte der Feldwebel — aber was recht iſt, iſt recht — und's muß bei unſerm Accordat bleiben, daß wir hier zuſammen in Frieden leben, und morgen — wenn Sr. Majeſtät, unſer

allergnädigſter König, oder Ihre Majeſtät die Kaiſerin die Bataille gewonnen haben, wir vor ihnen die Gewehre ſtrecken — denn ich muß wiſſen was gute Conduite iſt — und was Sitte iſt — denn ich bin Feldwebel."

„Victoria! Victoria!" — Es war der Korporal. „Haſt Du Dir Ruhm erobert?" rief ihm Weinland entgegen: „Dato was Beſſ'res, mein Herzensjunge — Rum, Rum!" — „Wo, wie, woher?" ſcholl es. — „Hab' die Bagage geſtürmt — Mohren und Juden! wie flogen die Packknechte! — Wie ein Löwe, oder Elephant, oder Rhinoceros fiel ich unter ſie — denn mich trieb der Durſt — einen ganzen Wagen hab' ich umgeſchmiſſen — wie ein Simſon — mit den Scherben der Bouteillen hab' ich die Eſelskinnbacken verjagt. — O mein Gemüth ſey den Bouteillen gnädig, wenn Dein Simſon unter ſie fährt."

„Wo? wo?" — „Zwei Verſchmachtete mit mir — und ich bringe Euch Labſal bis zur Ewigkeit und noch einige Tage darüber."

Nichts konnte für die Erſchöpften erwünſchter kommen als das Fäßchen und die vielen Flaſchen, welche von den Wiederkehrenden am Feuer niedergelegt wurden. Sie kreiſeten von Mund zu Munde. Obgleich der Regen nicht aufhörte, und das Feuer ſie nicht wärmen konnte, verbreitete ſich doch bald allgemeine Mun-

terkeit. Man ließ Krieg, Rum, Ruhm und den trefflichen Korporal leben, der ein Generalquartiermeister aller Welt zu seyn verdiene. Aber mit saß wehmüthiger Stimme setzte dieser hinzu, das Glas hebend:

„Kinder! und das Gemüth! — Sind wir nicht ganz abstrahirte Wesen? Wir vergessen, daß 'ne Schlacht ist, daß der Regen durch und durch geht, daß wir Feinde sind, und uns von Gott und Rechtswegen todt schlagen sollten; wir vergessen Vaterland, Krieg, König — um uns zu lieben, zu trinken und lustig zu seyn. Wenn das nicht Gemüth ist, wem da nicht die Thränen in's Auge treten, wem da nicht die Knöpfe vor Lust schlagen über'm Herzen, Kinder, der hat kein Herz!"

Jeder Soldat wollte Herz haben, und darum auch Gemüth, bis der Französische Officier einfiel, es wäre in der That ein idealischer Zustand. Das Wort fuhr wie ein elektrischer Schlag in den Korporal. Er schnalzte mit den Fingern, fuhr in die Höhe und rief: „Juden und Mohren, das war's. Idealisch! — Sieben Jahr ging's mir im Kopf, wie 'ne tolle Bremse rum, und konnt's durchaus nicht wieder finden. 'S war grade Mode geworden als ich relegirt wurde. Idealisch, idealisch sind wir. — O Erinnerungen aus der Jugendzeit! Kinder, wenn Ihr wüßtet, was idealisch ist! 'Rum die Flasche — 'rum 'rum — wir wollen es

werden. 'S iſt beinahe eben ſo viel wie Gemüth. — Alle gleich — o mein Gemüth, ich liebe alle Welt. — Sauſe Wind, und gieße Regen — ich trotze dir — Dräue König, und ſchnaube Kaiſerin, Hauptmann mit der Fuchtelklinge, Stock und Spießruthen — was ſeyd Ihr? — Ein Schattenſpiel an der Wand. Was ſind wir? — Gemüth und Ideal. — Wir leben außer Euch. — Kinder, Mohrenjungen, faßt doch das, was nicht zu faſſen geht. — So was paſſirt ja nicht alle Tage. — Hol' der Henker König und Kaiſerin, — und das heilige Deutſche Reich, und Frankreich und Ungarn und uns ſelbſt, wir wollen ein eigenes Königreich ſtiften, wo bloß unſer Gemüth drin iſt, und was uns lieb iſt, und ich will — Euer König ſeyn."

Die erwärmten Gemüther ſtimmten brüllend in den Antrag ein, und poſtulirten die proponirte Gemüthswelt des Korporals in's Leben geſetzt, bis der bedächtige Feldwebel ſein „Aber" hinzuſetzte. „Ich meine nur was ich meine, aber Kurpral von der vierten Kumpanie, Ihr könnt ja nicht König werden, denn's wär cunträr aller Rangordnung, und den Kriegsartikeln. Erſt kommt der Franzöſiſche Lieutenant von den Kaiſerlichen Huſaren, und dann ich, der Feldwebel, denn ich bin Feldwebel, und dann Er, denn Er iſt Kurpral, und dann der Wiener drüben, denn er iſt Gefreiter, denn die Rangordnung muß überall gelten,

wie's recht ist und gut." — „Rebellus! Willst Du Faktionen bilden? Im Ideal gelten die Kriegsartikel nicht, und im Gemüth sind Alle gleich außer mir, denn ich bin König." — „Korporal ist König!" schrie es umher: „Nun Mohren und Juden!" Er leerte die Flasche, setzte sich dann auf das Rumfaß, und sprach, indem er die Flasche zum Scepter umkehrte:

„Wir, Valentin Lungenbrand, durch angeborne Gnade König im Wald und Schlachtfeld nächst Torgau, Herr der Gemüther von Franzosen, Oestreichern, Preußen, Studenten, Ungarn, Panduren, Uebermächtiger von Sturm, Nacht und Regen, alias Korporal, bekennen, beurkunden, nachdem unser idealisches Gemüthsreich — und so weiter, und so weiter — also, daß wir Allen, so uns hold und gewärtig, bei nachdrücklicher Ahndung des Todes — nämlich er kriegt keinen Rum mehr — hiermit anbefehlen: nie an eine andre Welt, in welcher sie scheinbar mögen gelebt haben, auch nur zu denken. Denken ist bei uns That, der Gedanke aber ist Desertion eines Cantonisten. Dies ist unser Wille. Sind Euch in Gnaden gewogen."

„Der Korporal spielt holt so perfect sein' Roll', als hätt' er's den Kaisern und Königen abgeguckt." — „Esel! — daß ich mich dieses niedern Ausdrucks bedienen muß! — ich bin ein idealischer König, der guckt nichts ab, der steht aus- und auf-sich selbst da, und hängt mit

nichts zuſammen." — „Holt's zu Knaben, aber Ihr reitet ja auf 'nem Rumfaß!" — „Das könnte das einzige ſeyn, was mich mit der Erde noch zuſammenhält, — aber Ihr gemeinen Seelen überſieht die unſichtbare Brücke, die vom Rumfaß mich in die Wolken hebt. Aber Juden und Mohren! ein ordentliches Geſpräch!" —

„Der Oeſtreicher meinte: „Mir ſind holt keine Genies." Betroffen von dem gewichtigen Einwand ſchien der Korporal in einem tiefen, langſamen Zuge aus der Flaſche darüber nachzudenken, wie ein König es anzufangen, um aus ſeinen Unterthanen Genie's zu machen. Indeſſen herrſchte überall das Gemüth, und mehr als er es erwartet. Dem alten Feldwebel kam es außerordentlich plaiſant vor; der Franzoſe brummte den chanson vom vaillant troubadour, der Oeſtreicher ſchlug vor, die ganze Nacht und den Morgen, und den ganzen Tag und die Nacht wieder und immer liegen zu bleiben und den Kaiſer Kaiſer ſeyn zu laſſen. Man ſang:

Wenn 's immer, wenn 's immer, wenn 's immer ſo wär'!

und meinte, Kaiſer und Könige könnten ſich allein ſchlagen, bis Einer einfiel: „wenn der Korporal mit dem Stock käme, müßte man doch fort." Aber man reichte ſich die Hand und verſicherte, man wolle ſich nichts thun, und der Feldwebel lallte, es ließe ſich am beſten

Krieg machen, wenn Jedermann ſo feſt wäre, wie ihr Braunſchweigiſcher Capitain.

Es war eine momentane Stille eingetreten. Da hörte man es drüben vom Dorfthurm der Mitternacht ſchlagen. Die Stille, zufällig vorhin, wurde größer. Die langſamen Glockenſchläge weckten in Weinland Erinnerungen. Er ſeufzte und rief: „Ach! Korporal, laß mich einen Augenblick hinüber.“ Der, an welchen die faſt unwillkührliche Bitte gerichtet war, hörte nicht, die Flaſche klebte noch an ſeinen Lippen von vorhin. Der Franzoſe antwortete für ihn: „Fuchtelmeiſter, Dem funfzig auf's Gemüth. Sein Gedanke deſertirt.“

Aber Weinland erklärte, er müſſe deſertiren, er müſſe ſehen, ob der wilde Krieg nicht das Pfarrhaus zerſtört. Seine Liebe wohne darin, er könne nicht ohne ſeine Liebe leben, nicht, ohne von ihr zu wiſſen, den Tag und die Schlacht wiederſehen. Zu den weniger Berauſchten gehörte der Franzoſe. Er perſiflirte den Rekruten mit Zweifeln über Wahrheit und Schönheit der Geliebten. Ein Wort gab das andere. Der Nüchterne reizte den Berauſchten. Die lächelnde Aufforderung des Franzoſen, die Geliebte herzuholen zum Gemeingut in der idealiſchen Gemüthswelt, ergrimmte endlich den Rekruten dergeſtalt, daß er ausrief: „Das ſollſt Du mit dem Leben büßen.“ Er fuhr auf, griff nach einem Feuerbrand, und ſprang auf den Franzoſen

ſen zu, der kaum ſchnell genug ſeinen Säbel ziehen konnte. Die Funken des Feuerbrandes ſprangen umher, der Franzoſe hieb in die Luft, die Eichenäſte, und das Feuer — hätte auch wol zuletzt einmal ſeinen Gegner getroffen, wenn nicht alle bei dem allgemein gewordenen Streite aufgeſprungen wären. Einige zerrten hier, andere dort die Kämpfenden auseinander. Einige nahmen ſelbſt Theil am Kampf. Alles taumelte. Nur der Korporal ſaß noch auf ſeiner Tonne, und ſog, den Kopf hintenüber gelehnt, den letzten Tropfen aus der Flaſche. Als ſie ganz leer war, ſchleuderte er ſie mitten in's Feuer, daß die Funken umherſtoben, und die Glasſtücke zwiſchen die Beine der Streiter flogen. Sein donnerndes Silentium! wirkte wie ein Zauberwort. Man ließ von einander los und hörte ihn an:

„Kannibaliſche Unzufriedenheit! Sollen die Mohren denn weiß geboren werden, oder ich mein Gemüth der Flaſche nachwerfen in die infernaliſche Feuersbrunſt unſerer Allgemeinheit, daß die Scherben ſpringen in Euer leeres Gehirn? — Iſt das Liebe? — Iſt das Ideal? — Iſt das Gemüth? — Warum ſind wir auf der Welt? — Die Juden ſollen die Mohren lieben. Ihr ſollt' Euch lieben, Du Dich, Du Den, Ihr Euch. — Weinen ſollen wir zuſammen, lachen ſollen wir zuſammen, küſſen, trinken, ſelig ſeyn. —

Pfui, wer etwas apart haben will! — Weint doch, meine Mohren, weint doch, meine Juden, weint mit mir in einen großen Kessel — ich weine über eine Idee, weil ich sie nicht fassen kann vor Rührung. — Seht, seht, die ganze Welt ist rund und hohl inwendig, wie ein kupferner Kessel, und Alles, was uns lieb ist und was wir hassen, thun wir inwendig hinein — Liebe, Herz, Wein, Seele, — den letzten Rum hineingegossen, es ist Gemeingut — und nun rühren wir um, nun verschwimmt Alles — Alles eine große Wehmuth, eine große Rührung — und wir selbst schwimmen und verschwimmen. O meine Kinder, greift mir unter die Arme, denn die Wehmuth zieht mich herunter. — 'Runter steigen vom Thron! Ich will nicht mehr König seyn — Alle wollen wir uns umarmen und Alle weinen."

Er sank von seiner Tonne herab und Alle sanken mit ihm. Man herzte sich, küßte sich, und zu einem großen Kranze umschlang sich Alles, was um das Feuer huckte. Minuten vergingen unter allgemeinem Schluchzen und den Betheuerungen der Freundschaft. Einer versicherte: „Unten ist Himmel, oben ist Himmel, und in mir ist Himmel!" Der Feldwebel fand die Welt so sehr schön, und Weinland am Hals des Franzosen pries die Treue und die Schönheit seiner Geliebten. Der Franzose war so gütig und ganz

Aug' und Ohr, und lächelte immer. Ihr Geſpräch ging nicht aus und von der Liebe kam man zur Philoſophie. Der Franzoſe meinte, wie man trinken könne, eſſen, verliebt und trunken ſeyn, ſchlagen, geſchlagen werden, ſich ennuyiren und ſterben, avec le meilleur air, das ſey Philoſophie. Aber Weinland, den Arm um den Hals des Galliers, wollte ſie ganz anders erklären, kam aber nicht zu Stande, obgleich er Ariſtoteles, Leibnitz und Wolff citirte. Er verſprach, morgen, wenn der Krieg aus wäre, es nachzuholen, nach Wolff's Syſtem — „Mon frère," ſetzte der Andere hinzu: „Der Wolf frißt das Schaf, und das Schaf nicht den Wolf, das iſt auch ein Satz in der Philoſophie." Der alte Feldwebel war ganz entzückt darüber, denn er hatte immer gemeint, die Philoſophen glaubten nicht an Wehrwölfe.

„Sage 'mal, Kurpral von der vierten — nein, König von's Gemüth, — wenn ſie alle ſo klug werden, wo ſoll denn alle Klugheit am Ende 'raus? Sieh 'mal, 's wird mir ganz ſchwindlig — wenn ich Dich wieder auf der Tonne reiten ſehe."

Der Korporal hatte durch eine neue Flaſche die Lebensgeiſter ſo erfriſcht, daß er wieder auf der Tonne ritt. Seine Stimme drang noch einmal klar durch die belegte Kehle, wie ein letzter aus voller Lunge gegebener Stoß durch eine verroſtete Trompete. Mit

der Linken auf einen Kameraden gestützt, hob die Rechte das Glas in die Höhe und er versuchte sich aufzurichten, als er haranguirte:

„Feldwebel! Wir baun 'ne Brücke in den Himmel — Sapperlot immer höher! — höher, höher! Unten steht 'ne Kompagnie Grenadiere, die Keinen ohne Paß 'rauf läßt — wir binden die Wolken, fassen die Sternschnuppen — immer vorwärts — vorwärts — brave Grenadiere — brandschatzen im goldnen Sterne — Wein — Rum — Punsch — gießen den Halunken unten ein Glas auf die Köpfe — höher, höher — durch den Himmel durch — so hoch, daß die Menschen unten so klein wie nichts werden, und die Erde 'ne Null. — Juden und Mohren! wie werden uns da die Husaren ansehn! — denn mit dem Pferd kommt keiner 'rauf." — „Lacht sie aus!" riefen die Infanteristen. „Immer höher, immer höher." — „Aber Kurpral von der vierten, wohin denn? 'S muß doch endlich ein End' haben." — „Du verstehst nicht. — 'S ist ja 'n Ideal — das hat kein Ende — immer höher — immer — in jedem Stern ein Wirthshaus, und wenn's kein's mehr giebt, schneiden wir's Gemüth auf, wie'n Kameelbauch in der Wüste — höher, höher" — „Bis mer holt 'runter purzeln und's G'nick brechen." — „Können nicht fallen, wir fliegen — und sind lustig — wie die Vögel — und sind klug —

und gar nicht betrunken — und ich halte mich an die Sternschnuppe — und bin gar nicht betrunken — und die Engel singen umher — freie Entree — hallo, hallo, — hurra! — Los, meine Jungens — in die Luft — in die Luft!“ —

Da hörte man Schüsse fallen, die Trompeten und Trommeln riefen zum Antreten der Truppen, zu erneutem Kampfe, und die schwärmenden Brüder stürmten mit dem Rufe: „In die Luft, in die Luft!“ auseinander. Die Gemeinschaft war aufgelöst, Niemand dachte mehr an den Andern. In der Luft fand Weinland schnell genug seine Besinnung wieder. Der Tag zeigte den Preußen, daß ihnen Niemand mehr den Sieg bestritt. Aber wie war ihm zu Muthe, als er auf den Schall der Hörner, welche die Zerstreuten zusammen riefen, über die blutige Wahlstatt ging, und die eben Gestorbenen mit den gähnenden Wunden, den gebrochnen Augen und offenen Mündern ihn anzuklagen schienen, daß er ihren Hülferuf im Schwärmen der Nacht nicht gehört habe. Viele Cameraden wurden vermißt, viele waren getödtet. Der Zufall wollte, daß Weinland wieder in das Dorf kam, wo das freundliche Pfarrhaus die einzige befreundete Erscheinung, die einzige Heimath für ihn zu seyn dünkte.

Einige verwundete Officiere waren bei'm Prediger einquartirt, und Weinland betrat als Ordonnanz herz-

klopfend das Haus, aber der frohe herzliche Empfang ward ihm, grade weil er ihn erwartete, nicht zu Theil. Der Prediger drückte ihm die Hand, war aber zu sehr mit der Pflege der Verwundeten beschäftigt. Eben so die Mutter, und Marie sah ihn nur scheu an. Die Gefahr, welche ihrem Gefühle Sprache gegeben, war vorüber, und die Vernunft mußte nun mit allen ihren verbündeten Convenienzen die Aufwallungen des Augenblickes beherrschen. Hierzu kam des Jünglings untergeordnete Lage, welche ihn demüthig im Winkel zu sieh'n und zu schweigen zwang, wenn die jungen Officiere freie, wenn auch in den Gränzen des Anstandes bleibende, Scherze mit dem lieblichen Mädchen sich erlaubten.

Er schlich unmuthig hinunter in's Freie, und klagte über sein Schicksal: „Als der gewisse Tod mir drohete — da fand ich theilnehmende Seelen, ein Herz, was mich an diese herzlose Welt knüpfen konnte — ich wurde fortgerissen. Der Tod verschonte mich, ich kehre hoffend zurück, da ist das Herz entflohen, die Liebe fort und die Gleichgültigkeit starrt mich an. Rauhe Luft — graue Trauerweide — Herbstblätter — alles verwelkt, oder ist von Anfang an welk — feuchte Erde kalt wie mein Herz.“ — Er stand am Kirchhof, als ein schwer beladener Wagen durch den Thorweg einfuhr. Der Hauptmann hatte vom Pfarrer einen Flek-

ken erbeten, um die Körper der aus ſeiner Schaar Gebliebenen nicht auf dem Felde verſcharren zu laſſen, wo der Pflug des Landmanns bald jede Erinnerung an ihr Daſeyn vernichten müſſe. Schon ſtanden Weinland's Kameraden um mehrere offne Gruben, und Andre warfen gleichgültig ihre ſtarren Brüder vom gehäuften Wagen herab. Frohe und Trübgeſinnte, alte Männer und Jünglinge, der Tod hatte keine Auswahl getroffen. Bedächtiger legten die hartherzigen Kameraden einen andern auf den Raſen. Es war der Korporal. Keiner der Anweſenden, den nicht der Anblick bewegt hätte. Der Fröhlichſte unter Allen, der das Leben mit vollen Zügen genoſſen, lag kalt und ſteif vor ihnen. Vor Allen war Weinland ergriffen, der ihn erſt vor Kurzem als den König der Freude in einem Reiche des Taumels erblickt hatte. Wie zum Abſchiede ſchüttelte man ihm die kalte Hand, und Einige murmelten wol: „Auf fröhliches Wiederſehn.“

Da trat auch der Hauptmann heran, und ſprach — wol mehr für ſich, — aber die Anweſenden, auf welche er in ſeiner Rührung gar nicht zu achten ſchien, hörten die Worte: „Alter Zecher! Wie gern hätte ich mit dir getauſcht! — Du wollteſt, in voller Lebensfülle und Lebensluſt das Leben zwingen dich zu behalten — und der Tod riß dich unfreiwillig in ſein Schattenreich. Dich nahm er hinab, weil du Alles, mich

ließ er oben, weil ich nichts zu verlieren habe. Es iſt ein Loos in unſerer vollkommenen Welt, das den obdachloſen Bettler leben, und den beglückten Reichen ſterben läßt. Fahre wohl, und mögeſt du in eine Welt kommen, wo du auch — froh ſeyn kannſt.“ Er ging.

Die wenigen Worte machten einen furchtbaren Eindruck auf den Theologen. Er fühlte wol, daß er ſonſt kräftige Gründe gewußt, dieſer bittern Lebensanſicht zu begegnen, heut rang er ſelbſt vergeblich dagegen. Der entſetzliche Gedanke eines blinden Waltens, oder gar einer verkehrten Weltregierung ergriff ihn an der feuchten Grabesluft, wo ſonſt Alles ihm die verſöhnende Liebe gepredigt hatte. Er wünſchte aufrichtig den Tod, und ſchämte ſich als er der Worte des Hauptmanns gedachte: „den obdachloſen Bettler läßt ſie leben“ und ſich dabei ſagen mußte: „Oft bleibt auch dem obdachloſen Bettler der Tod, der ihn vom modernden Strohlager, auf ein Lager umbetten will, wo Ruh und Frieden ihn umlächelt, der gefürchtete Feind.“ Die Soldaten umher meinten, der Korporal habe ſein Loos ſelber ſich zugezogen, — er habe dem Tode gedroht — und ihn dadurch gereizt. Weinland konnte ſeine Blicke von dem Verblichenen nicht abwenden; er ſchauderte aber, als er in ſeinen Zügen keine Spur von Frieden, ſondern die verzerrten Züge

der ausgelaſſenen Luſt erblickte. Als die Andern ihn auszuziehen anfingen, drückte er ihm die Hand, und nahm von ihm Abſchied: „Alter, nun iſt dein Gemüth auch kalt geworden — All' dein Brandwein half dir nichts. — Gebe Gott, daß es oben, wenn Du der Sonne näher biſt, — auch wieder warm wird — und du im Kreiſe der Cherubim froh dein prosit ausrufen magſt, was du hier nicht konnteſt."

Er hatte erſt wenige Schritte zur Kirchthür hinausgethan, als ein Geräuſch ihn am Platz feſſelte. Er ſah die Soldaten dicht gedrängt um das eine Grab; Alles ſtürzte hinzu. Erſt waren es unzuſammenhängende Ausrufungen, dann brach ein ſchallendes Gelächter aus. Mit Mühe machte er ſich Bahn, und ſah den Korporal — lebend. Einen Fuß im Grabe ſaß er da, von den Uebrigen aufrecht gehalten. Die eine Hand ſtützte ſich auf den Raſen, mit der andern ſuchte er den Schlaf aus den Augen zu reiben. Er kämpfte eine Weile zwiſchen Gähnen und Lallen, ehe er ſich und ſeine Lage erkannte und zum Sprechen kam: „Schurken, verdammte — bin ja nur gefallen — vom Himmel ein bischen 'runter — die Leiter war morſch, brach — und darum — darum mich in die Grube ſchmeißen, Juden und Mohren!" — „Du lebſt, Du biſt nicht todt, Korporal!" — „I Gott bewahre, Herzensjunge, wie kannſt Du das denken — und von mir

noch dazu — Kann ja nicht ſterben. — Sagt' es Die ja: Korporal Lungenbrand, nein, der nicht — er will nicht ſterben. — Sag' 'mal aufrichtig: Was ſoll der Tod mit mir? — Unten geht's ſtill her bei den Schatten — ich bin ein luſtiger Kerl — ein Renomiſt — wurde ſie nur ſtören." — „Und Dich hat keine Kugel getroffen?" — „Die aus dem Rumfaß mein Junge. Hatte zu tief rein geſehn in die Flaſche. Fiel nieder nach dem erſten Schuß — verſteht ſich nur vom Knall." — „Wo bliebſt Du?" — „Ich glaubte in der Luft. Meinethalben wo's iſt. — O ich habe geträumt. — Bataille gewonnen — Juden und Mohren. — Bunt gings her. — Aber wo bin ich?" — „Auf dem Kirchhofe!" — Jetzt erſt, ſchien es, als gewinne er ſeine völlige Beſinnung wieder. Er ſchauderte zuſammen, ſprang auf und ſchüttelte ſich: „Einen Preußiſchen Korporal in die Grube werfen wollen, ohne ihn zu fragen! heißt das Reſpekt? Wer hat gewonnen?" — „Die Preußen." — „Wo habt Ihr den Franzoſen?" — „Er wird davon gelaufen ſeyn." — „Der wortbrüchige Heurich. Man kann nicht 'mal ruhig betrunken ſeyn, ſo machen die Schurken Narrenſtreiche. — Laſſen ihn laufen. — Soll man denn ewig für Euch leben?"

Es war ein höheres Gefühl, als die Freude einen todt-geglaubten Freund unter den Lebenden zu

finden, welche den Jüngling in's Pfarrhaus zurück begleitete. Er hatte seinen Glauben an eine liebevolle Weltordnung wiedergefunden. Zwar stand er hinter dem Ofen und in der Mitte des erhellten Zimmers konnten die glücklichern Gäste mit der Familie frei und froh sich unterhalten, aber der Vater und die Mutter nahten ihm doch zuweilen mit liebevollem Zutrauen, und Marie brachte ihm Erfrischungen, und verweilte wol länger, als es nöthig war. So konnte er gelassener die Scherze der jüngeren Officiere anhören, und wenn der Hauptmann, welcher im Winkel des Zimmers auf einem Lehnstuhl saß, das schöne Mädchen wohlgefällig betrachtete, und feierlich segnend ihre Stirn und einfach gescheitelten Haare strich, ward ihm selbst wohl dabei zu Muthe, denn der milde Ernst des schönen Mannes verrieth die Gefühle eines liebenden Vaters. Man saß in traulichem Kreise am lodernden Kamine. Die Unterhaltung drehte sich natürlich um die gewonnene Schlacht und den Helden des Tages. Der Prediger wollte ausführen, daß auch in diesem schweren Kriege das segensreiche Walten einer Vorsehung, und in den Siegen des großen Königs der Wille des Himmels sichtbar wäre, aber der Hauptmann fiel ihm mit bitterm Tone in die Rede: — „Gegen den Einen Alle. Die Zwieträchtigen verbinden sich, um die Eintracht zu vernichten. Dummheit, Bosheit, Aberwitz

und Neid sind jederzeit im Bunde, wenn ein freier Geist sich erheben will. Das ist heut so, und das ist die alte Ordnung der Welt. O es ist ein Wonnegefühl wenn der Löwe aus der umstellten Höhle auf die Jäger stürzt, und Alles wagt, weil er Alles verlieren muß. Wie geh'n die Thränen über, wenn ich den gebraunten Helden reiten sehe, ihn, den nichts mehr erschüttern kann, weil er das schlimmste, den Undank, kennen gelernt."

Der Hauptmann hielt eine Lobrede auf den Könia, anderer Art als sie der Prediger beabsichtigte, in die jedoch allmählig Alles einstimmte. Sie galt dem Manne, der gegen jene Ordnung, wie sie auf der Welt sichtbar wird, ankämpfte, dem lebendigen Geiste, der durch versteinerte Formen bricht. Jeder that sein Scherflein hinzu zu der immer begeistertern Rede, und auch der Prediger drückte endlich wie versöhnt dem Hauptmann die Hand, indem er äußerte, es gebe viele Wege, die am Ende doch auf ein Ziel liefen. Aber ein peinliches Schweigen herrschte im Zimmer, als wisse Jeder noch Vieles, was sich nicht aussprechen lasse.

Es war ein stürmischer Abend, das aufgeregte Gemüth wollte sein Recht. Die von außerordentlichen Thaten Ermüdeten verlangten außerordentliche Gegenstände zur Unterhaltung. So kam man auf die Erzählung von Mährchen. Einige Erzähler waren gläu-

bige Anhänger an der Geisterwelt, andre ausgemachte Freigeister. Zu den letztern gehörte ein Fähndrich, welcher, zu Weinland's Entsetzen, dessen Dachbesteigung mit gehörigen Ausschmückungen erzählte. Der Ofen in dem Zuhörer war heißer als der, an welchem er stand, doch niemand achtete auf ihn; nur äußerte der Prediger, wie es unmöglich scheine, daß Aberglauben und Todesfurcht in einem christlichen Gemüthe so hoch stiegen. Ein Gläubiger erzählte folgende bekannte Sage:

„Im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts lebte in einer edlen Deutschen Familie eine Dame, welche durch ihre Geschicklichkeit in der Geburtshülfe weit und breit bekannt war. Es ereignete sich oft, daß die Frauen aus benachbarten edlen Häusern ihre Hülfe ansprachen, die sie allemal willig leistete. Einstmals klopfte es des Nachts an ihr Schloß, und auf Befragen des Pförtners begehrten zwei in einem Wagen sitzende Personen die Dame des Schlosses zu sprechen. Als ihnen gewillfahrt wurde, luden sie dieselbe, um das Kind einer hochschwangern Dame in dieser Nacht zur Welt zu fördern, ein, mit ihnen in den Wagen zu steigen. Der Wagen, so wie die Personen, waren gänzlich unbekannt; letztere wollten weder den Weg wohin es gehn sollte, noch den Namen der Dame, welche ihre Entbindung erwarte, sagen, so daß es der Klugheit ganz entgegen gewesen wäre, einer solchen Einla-

dung in später Nacht zu folgen. Das gute Herz der Dame, und ein gewisser neugieriger Trieb siegten aber über alle Bedenklichkeiten. Kaum hatte sie die Kutsche bestiegen, als die Seitenöffnungen verschlossen wurden, und der Wagen mit unglaublicher Schnelligkeit fortrollte. So viel sie zu bemerken glaubte, ging der Weg lange Zeit durch ein Wasser, und es kam ihr vor, als schwämmen Pferde und Wagen, bis sie endlich hielten, und zwei ganz kleine Herren die Gefahrne heraushoben, und in ein prächtig erhelltes Schloß führten. Bald hatte sie Gelegenheit ihre Kunst bei einer gleichfalls ganz kleinen Dame auszuüben, und als das Werk vollbracht, und das kleinste menschliche Wesen, welches sie je gesehen, in ihren Armen lag, dankte ihr die Mutter herzlich und flüsterte ihr zu, von den Geschenken, welche man ihr anbieten würde, das am Werth geringste zu nehmen. So lange sie dies in Ehren behielte, werde ihre Familie in Glück und Glanz blühen, und alle Mütter würden glückliche Entbindungen haben, ginge es aber verloren, müsse das Glück erlöschen und das Geschlecht entarten. Die Dame nahm beim Abschiede, als der vermuthliche kleine Ehemann der Wöchnerin ihr eine schwere Summe Goldes und einen künstlich gearbeiteten silbernen Bischof bot, letzteren an, und fuhr auf dieselbe Art, wie sie hergekommen, zurück. Als der Hahn krähete, stand sie in ihrem Schloßpor-

tal, der Wagen rollte pfeilschnell fort, und nie hat sie die geringste Spur dieses ihres nächtlichen Abenteuers aufgefunden, und die einzige Erinnerung blieb der silberne Bischof, auf welchem die Jahrszahl des Verfalles 1432 eingegraben war. So viel sich der Ehegatte auch bemühte, er konnte nicht einmal den geschickten Silberarbeiter, welcher diesen Bischof, ein altes Trinkgefäß, angefertigt hatte, auffinden. So lange dieser Bischof als ein heiliges Denkmal bei'm Senior der Familie aufbewahrt wurde, blühte sie und verbreitete sich in Deutschland. Als er aber auf kurze Zeit abhanden gekommen, erloschen verschiedene Linien, bis er sich späterhin wiedergefunden hat. Wirklich soll keine Mutter aus dem Geschlechte bei ihrer Entbindung gestorben seyn, noch Misgeburten zur Welt gebracht haben, sobald nur die Hebamme den silbernen Bischof gehalten. Es werden vielerlei Wunderdinge von seinem günstigen und strafenden Einflusse erzählt, und er soll noch jetzt ein Meisterwerk der alten Bildnerkunst seyn."

„Und wie heißt die Familie? fragte ein Anderer. Das Mährchen scheint so schmuckles erfunden zu seyn, damit es den Schein der Wahrheit trage."

„Ich habe den Namen gehört, ihn aber vergessen."

„Auf jeden Fall — sagte der Prediger — wäre ein Geschenk, welches schöne Geburten bezwecken könnte, keine dämonische, sondern eine Himmelsgabe."

Der bisher stumm gebliebene Hauptmann drehte sich nach dem Prediger heftig um: — „Ist das Glück, wenn ein Staubgeborner durch blinden Zufall in den Besitz eines Talismans kommt, der ihn aus dem Kreise aller seiner Verwandten heraushebt, und gleichsam in eine höhere Sphäre versetzt? Mittheilung ist ja das edelste, der Glaube aber, mit allen seinen Mitmenschen unter derselben liebevollen Leitung eines Schöpfers zu stehn, das beseligendste Gefühl. Unsre Verfahren nannten es Spuk und verfolgten die Zauberer als Verbündete des Teufels. Ich, ein Unglücksseliger, der auch an übernatürliche Kräfte glauben muß, nenne sie aus voller Brust Teufelswerke. Sie reißen uns aus der Verbindung gleichgeborner Wesen, nicht um uns der Gottheit näher zu bringen, sondern uns traurig zu isoliren. Was hilft das Ahnungsvermögen? Was eine Heilkraft, die über menschliche Erfahrung geht? Was der Talisman des Glückes? — Es ist Stückwerk. Der Knabe, der in das Räderwerk der göttlichen Weltordnung greift, wird im Augenblick zerschmettert, ein vermeintlicher Riese kann es nur aufhalten, um bald entsetzlichern Untergang nach sich zu ziehen. Ist das Glück? Ist das eine schöne Gabe des Himmels — allein auf der ganzen Welt zu stehn, den Liebesbund der geschaffenen Wesen zu sehn, das Glück zu fühlen, aber die Unmöglichkeit der Theilnahme zu wissen?"

„Sie

„Sie scheinen bewegt, als ginge Sie der Gegenstand näher an.“

„Die beglückte Dame war meine Urelternmutter, und mich hat ihr Geschenk zum Unglücklichsten gemacht.“

„Darf man Sie um Aufklärung bitten.“

„Mit wenigen Worten ist die alltägliche Geschichte erzählt, aber ein Menschenleben gehört dazu, um ihre Wunden verharschen zu lassen.

„Mein Vater war ein stolzer Mann, ein Mann in hohen Ehren, — aber sein Sinn war entfremdet der Liebe — sein Herz war Stein geworden, und Alles um ihn schien ihm auch versteinert. Ich sah in der Blüthe meiner Jugend noch überall Leben, Keime zu ewigem Fortblühn. Ein Mädchen aber, im Gewande des blühendsten Lebens, schien alle Seligkeit des Himmels in sich zu verschließen. Ihres holden Kindes Züge rufen mir die meiner Aathe zurück. Mein Vater lächelte kalt über meine Gluth, und sagte: „„Des Predigers Tochter ziemt nicht für den Hof, deine künftige Bahn; Deine Liebe wird mit dem Herbste verblühen, und der Glanz der Winterfeste Dich von Neuem wärmen.““ — Noch lebt meine Liebe — noch friert mich, wenn ich in die glänzenden Salons trete, und warm wird mir nur, wenn ich im Gemetzel Vergessenheit suche, da ich den Tod nicht finden kann. —

Doch, — ich bin Ihnen die Geſchichte ſchuldig. Wir flohen die Wuth meines Vaters, meine Agathe wollte Mutter werden. Da ergriff mich die Angſt, die Narrheit — wie Sie's nennen wollen — ich glaubte die Entbindung könne nur glücklich ſeyn, wenn der Talisman meiner Familie zugegen ſey, — ich ließ die Theure in einer kleinen Stadt Süddeutſchlands, und eilte nach Braunſchweig, um den Biſchof — ſey's zu erbitten, ſey's zu rauben. Man ergriff mich aber, man hielt mich gefangen, und als ich nach Monaten entkam, fand ich Agathen's Grab. Bei den Schrecken eines feindlichen Ueberfalls war ſie entbunden worden, die Flamme hatte in der Stadt um ſich gegriffen und mein Kind war verbrannt. Eine ſo gewöhnliche Geſchichte, daß ſie des Erzählens nicht werth iſt, — aber ſo entſetzlich, daß ſie mir die Ruhe des Lebens — wolle Gott! nicht den Glauben an ſein allſehendes Auge, geraubt hat."

Der Hauptmann ſtand auf und verließ das Zimmer. „Ein ſehr edler, aber ſehr unglücklicher Mann!" ſagte der Prediger. „Es giebt keinen tapfrern Officier!" ſetzten die Anderen hinzu. Es ſcheint noch ein beſondres Geheimniß über ihn zu walten. Auf den gefährlichſten Poſten ſteht er kaltblütig und keine Kugel will ihn verletzen. Ja Viele wollen geſeh'n haben, daß ihn Kugeln getroffen haben, aber ohne ihn zu verwunden abgeprallt ſind.

Von mancherlei Gefühlen durchdrungen eilte Weinland durch die stürmische Nacht nach der Dorfschenke, wo seine Kameraden ihr Quartier aufgeschlagen hatten. Die spärlichen Lichter drangen kaum durch den Tabaksqualm, und da jeder Anwesende von seinen Thaten in der Schlacht laut sprach, konnte Keiner auch nur ein Wort des Andern hören. Trotz der Finsterniß bemerkte Weinland aber bald in einem Winkel den Korporal, wie er einem Brandweinglase vor sich, und den rothen Lippen der Marketenderin, welche er auf den Knieen schaukelte, gleich eifrig zusprach:

„Ist das Dein Versprechen vor der Schlacht — wenn Du heil davon kämst, fromm zu werden? Eben vom Grabe auferstanden, auch schon bei der Flasche und mit losen Dirnen!“ — „Bist kein Prediger, Herzensjunge!“ — „Nein, aber ein Mensch, der solchen Frevel nicht mit ansehen mag.“ — „Hast Recht. — Juden und Mohren! ich will fromm werden — und sollt's der Henker holen — fromm werden, sag' ich. — Fort, Schmeichelkatze — einen Andern, aber mich nicht. — Was denkst Du von mir? — Ich bin Keiner, den Du fangen kannst. — Verfluchter Rekrute — Frankfurter Ladenschwengel — hat mich der verführt, der allein. Wart, mich zu verführen!“

Er hieb halb ernsthaft mit dem Stocke auf den Erschreckenen, dessen Versicherung, er habe ja den Kor-

veral nur gefragt, ob er mit ihm trinken wolle, nur stärkere Schläge zu Wege brachte. Die Schöne, unsanft aus seinen Armen fortgeschleudert, blickte ihn wol verwundert an, fiel aber bald zur Entschädigung einem andern Soldaten mit gleicher Zärtlichkeit um den Hals, und vergaß den Zornigen, während dieser fortfuhr: „Siehst Du, Bruder, von solchem Volk ist dein Bruder umgeben — so werd' ich versucht, täglich, stündlich, — aber ich bleibe ein Mann — Mohren und Juden, wer zweifelt, daß ich ein Mann bin? — Die Tugend soll leben, und sollt' ich 'dran bei'm lebendigen Leibe zum — Schenkwirth — mein letzter Groschen — da acht Groschen — 'ne Flasche Wein — auf die Tugend will ich sie leeren — das will ich." Sie tranken zusammen, das heißt, Weinland erhielt ein Gläschen. „Wie lange wird Dein Vorsatz währen?" — „Lieber Junge, länger als die Flasche gewährt hat. — Ich will's, ich will's! Aber, Herzensjunge — 'ne andre Flasche. Ein guter Vorsatz — edle That — Abschnitt im Leben. 'S lohnt sich nicht — eine Flasche. — Man muß einen gewissen Eindruck haben, sonst vergißt sich's zu leicht."

„Kurzral von der vierten Kumpanie! hub der Feldwebel vom andern Tische an und drohete mit dem Finger. Das Saufen, — das Würfeln — das Spielen — das Scharmiren — das Schwören — Kurzral,

und das Saufen vor Allem! — Es nimmt kein gut Ende. Ich wüßte wol aus meiner Jugend — aber keine Solbe davon. Der Knochenmann hat Ihn schon am Zopf gefaßt — das wilde Leben hat Ihm noch durchgeholfen — es hält nicht sein Lebtag aus. Er schwört sich, Er spielt sich, Er — den Tod heran. Heulen und Zähnklappern wird seyn eh' er sich's versieht."

„Alter Graubart, den ich im Gemüth Feldwebel nenne, sag' mir, woher Du's weißt. Raisen nehm' ich an, wenn's mir gemüthlich ist, — aber lieber Junge, drei sind alle gute Dinge, eine neue Flasche — und nun erzähle."

Der Feldwebel räusperte sich, die Stirn glättete sich, und er hub mit noch wichtigerm Tone, als gewöhnlich, an:

„Kurpral von der vierten Kumpanie, ich sage nichts wenn ich todt bin, aber — ich weiß was ich weiß. — 'S war schauderhaft — mein Fuß schmerzt wenn ich's denke — aber 's muß 'raus. — Keiner weiß es, als ich — und noch Einer. — Für des Großtürken Schätze sag' ich's nicht, — aber ich erzähl's euch — still — Keiner ein Wort — die Lichter nicht geputzt.

„Ich bin nicht immer Feldwebel gewesen. — Als ich noch ein gemeiner Soldat war, war 'ne andre Zeit

in diesem Kriege. — Da geschahen Dinge — Still! — In der Nacht zum 5ten Mai 1757 saßen Ihre Excellenz der Herr Feldmarschall Graf Schwerin — grad' wie wir hier sitzen — in einer Schenkstube in Böhmen. Den andern Tag sollte die Bataille los geh'n. Excellenz scheuten sich nicht, sonst ein so frommer Mann, die Karten zu mischen und Pharo zu spielen. — Niemand war in der kleinen Stube — als Ihro Excellenz — die saßen da — der Herr Hauptmann von Möllendorf — saßen hier — der Herr Hauptmann von Retzdorf — drüben, und der Herr Fähndrich da — durften auch sitzen, weil's Spielen galt, und ich stand an der Thür — war auf Ordonnanz — damals noch nicht Feldwebel. — Hu! wie still war's im Zimmer. Sprachen die Herrschaften keine Sylbe — schmissen nur die Karten, kniffen sie, und warfen's Geld hin. — Ich hätte keinen Heller davon nehmen mögen! Man hörte 's Mäuschen im Wandschrank. — Mir war bang zu Muthe, aber immer fort und fort gespielt. Es schlug Eilf — ein Viertel — Halb — drei Viertel — Zwölf. — Da rauschte 's draußen. Du mein Gott — alle Menschen sind keine Engel. — Die Preußen hatten halt die Wirthin und ihre Tochter hart malträtirt; aber all' das böhmische Weibsvolk mit den rothen Kopftüchern, schwarzen Augen und Haaren sind Wehrwölfe. — Zwölf schlug's —

die Thür sprang auf — die Mutter und Tochter mit fliegenden Haaren — mit Respekt zu sagen, auf Besenstielen — ritten zur Thür 'rein. Rummeldidumm — um den Tisch gings 'rum — die Augen wie Kohlen, der Mund voll Schaum. — Drei mal sieben mal, ein und zwanzig mal — Die spielten fort — i so spiel Du bis in die Ewigkeit. Mir flimmerten die Augen. — Hu! — jetzt setzt sich die Hexe — mit Respekt zu vermelden — auf den Kopf Ihrer Excellenz, und dreht den Besen rund um — und lacht wie ein Ziegenbock — dann ihre saubre Tochter. — Dann fliegen sie auf den Kopf des Herrn Hauptmann von Möllendorf, und machen's auch so — auf den Kopf des Herrn Hauptmann von Retzdorf. — Nu will die Hexe auch auf den Herrn Fähnrich — aberst — buller di buller — da sprühr's 'raus wie Funken aus 'ner Klistirmaschine. Sie bespt sich, daß sie gluthroth wird, aber Mutter und Tochter — keine kann sich 'rauf setzen. Da reiten sie noch einmal um in der Luft, um den Spieltisch, zieh'n schreckliche Kreise — das entsetzliche Hexenkind giebt mir auch einen Streich mit dem Besen, und dann fliegen sie in den Schornstein auf und davon. — Ich sage nichts wenn ich todt bin, aber Excellenz haben nicht aufgehört zu spielen. — Andern Morgen soll's in die Prager Schlacht geh'n. Ich trete zitternd vor — falle Excellenz zu Füßen, bitte,

sich zu moderiren — und erzähle, was ich mit eg'nen Augen geseh'n habe. — Stießen mich Ihro Excellenz fort, und beliebten zu sagen: „„Er ist ein alter Esel!““ — Das haben Ihre Excellenz eigenhändig zu mir gesagt, wie ich das beweisen kann. — Alle Welt weiß, wie schrecklich die Bataille war, aber 's kam Niemand um, wem's nicht bestimmt war. — Kapitain von Möllendorf" — er machte die Pantomime des Kopfabfallens — „Kapitain von Reydorf beide Arme ab. — Feldmarschall Schwerin, Excellenz, stürmten die Anhöhe. Die Kugeln pfiffen, die Grenadiere fielen wie Hagel nieder, und endlich machten sie Miene zum — kehrt. Da rissen Excellenz die Fahne dem Fahnenjunker aus der Hand, riefen: „„Sterben müssen wir Alle 'mal!““ und rannten auf dem engen Damm voran dem Feind entgegen. Wir nach. — Aber Excellenz sahen nicht wie mit einmal Ihre Fahne in der Luft fest hacken blieb. Das böhmische Weib hielt sie fest, breitete sie aus; nun konnten die Feinde zielen. Knall, knall, vier Kartätschen gingen durch den Leib, und Ihre Excellenz fielen in die Kniee, und dem Fähnrich in die Arme. Durch und durch waren die Kugeln gegangen und dem Herrn Fähndrich krümmten sie kein Haar, sondern fielen ihm in die Westentaschen. Hab's selbst geseh'n, wie er sie nachher 'raus nahm, mit den Zähnen kaute und dann in die Luft warf, wo sie

nie wieder 'runter gekommen sind. — Ich habe den Schuß im Beine aus der Prager Schlacht."

„Und lebt der Fahnenjunker noch?"

Mit leiserer Stimme antwortete der Feldwebel: „Ist unser Hauptmann von Asseburg." — Ein Schweigen verbreitete sich im Saal. „Allen Respekt dem Hauptmann, — möchte aber nicht in seiner Seele sitzen — sieht kurios drin aus — schwarz wie Kohle, der Teufel sengt. — Aber — allen Respekt."

Weinland hielt sich verpflichtet den Kapitain zu vertheidigen: „Wenn unser Hauptmann mit dem Teufel im Bunde steht — so giebts nichts Gutes in der Welt mehr. Wer so kaltblütig im Kugelregen, und so mild im Quartier ist, kann kein Teufelsfreund seyn. Geht er nicht in die Kirche? Ist er nicht freundlich wie ein Kind? flucht und trinkt er jemals? Freilich mag er unglücklich seyn, freilich paßt er nicht zu Euch Aber das ist vielleicht das beste Lob, was man ihm geben kann." — „Herzensjunge, stichle nicht auf uns, — Soldaten sind Soldaten. — Paßt der Hauptmann nicht unter uns, ist's seine Schuld — hat kein Gemüth. — Gemüth paßt überall hin." — „Das aus der Brandweinflasche." — „Wir wissen was wir wissen," murmelte der Feldwebel und trank sein Glas aus, aber Weinland hielt es nicht mehr unter seinen rohen Kameraden aus. Er eilte aus der Schenkstube.

Hinaus in die stürmische Nacht trat der Jüngling. Zerrissen Gewölk zog über den Himmel, und brach die Strahlen des Mondes. Er freute sich über den Aufruhr in der Natur. Wie die Geister der leblosen Dinge sich befeindeten, so schienen auch in ihm die Geister zu streiten. Da trat eine hohe im Mantel verhüllte Gestalt, welche bisher, einer Bildsäule gleich, dagestanden, zu ihm heran, und der Hauptmann sprach: „Ich danke Dir, mein Sohn, daß Du mich unter Deinen rohen Gesellen vertheidigt hast.“ — Weinland war erschüttert, und gerührt über den freundlichen Ton seines Obern, welcher damals nur etwas Außerordentliches bedeuten konnte. „Du hast mich im Treffen gerettet. Das war mir gleichgültig. — Aber ich fand einen unbekannten Freund, der es noch hinter dem Rücken bleibt.“

„Freund? Herr Kapitain! kann ich frei wie ein Mensch zum Menschen reden?“

„Wir stehen in Gottes freier Natur. Hier waltet kein Unterschied, — sprich als Mann und Freund.“ „Herr Hauptmann, nur als Theologe. Sie tragen einen bösen Feind im Busen. Der ist gefährlicher als die tückischen, welche hinter dem Rücken Böses sprechen. Sie sind unzufrieden mit der Welt, und zürnen auf die Vorsehung.“

Die Stirne des edlen Mannes runzelte: „Junger Mann, wo lieſeſt Du das?“

„Ich habe Ihre unglückliche Geſchichte gehört. Ein trauriges Loos, doch ein Mann kann das Menſchliche ertragen. — Sie aber irren wie ein gebannter Geiſt in der Einöde umher, Sie ſuchen den Sturm auf, und ſcheinen nur erfreut im Schlachtgedrang. Keine Kugel verletzt Sie; und Sie wünſchen den Tod nicht wie ein geckenhafter Prahler, noch wie Einer, der ſicher wünſchen kann, weil ſein Wunſch aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht erfüllt wird, ſondern wie ein Mann, der mit voller Ueberlegung nichts Beſſeres wählen kann.“

„Du riethest gut.“

„Iſt Ihre Wahl ſo feſt, ihre Ueberzeugung ſo begründet, daß kein Opfer, keine Offenbarung ſie wankend machen kann?“

„Glaubſt Du, junger Mann, um mich zu überzeugen die Kraft zu haben?“

„Ich habe die Hoffnung. Ich habe den Glauben, daß nichts auf Erden ohne Beſtimmung athmet. Wir aber müſſen ſuchen. Auch ich ſchwankte, ſuchte; ich glaube gefunden zu haben.“

„Suchen, und Finden oder Verfehlen — fiel der Hauptmann mit erweichter Stimme ein — darin beſteht ja das Leben. Die liebenden Weſen ſuchen ſich,

aber wenn der Eine wacht, schläft der Andere; wenn dem Einen Tag ist, ist dem Andern Nacht. — Ob's Zufall, ob's Bestimmung ist, wenn im Gewühl der Welt die für einander geschaffenen Wesen sich mit offenen Augen begegnen und erkennen — ich weiß es nicht, aber selten kommt es. Das Leben ist eine Pilgerfahrt — doch mir hat der Sand der Wüste das heilige Grab in einem undurchdringlichen Wirbel verhüllt."

„Aber es *steht fest* — fiel Weinland feurig ein — kein Sturmwind kann es aus seinen Grundvesten reißen. Gönnen Sie mir mit Ihnen zu suchen. Auch mir ist, gleich Ihnen, wohl im Ungewitter, im Schrecken der Natur, weil ich unter den Menschen einsam stehe — aber im Reich der leblosen Wesen Freunde zu finden glaube."

Der Hauptmann sah ihn lange ernst an, dann drückte er ihm die Hand: „So kennst Du auch, mein Sohn, den Quell der Schmerzen! — *Einsam* dasteh'n. — Die Welt ist so schön, auf Alles scheint die Sonne, Alles blüht und wächst, Alles reißt sich empor von der unwandelbaren Erde, und nur die verwitternden Steine blicken sehnsüchtig auf die glücklichern Geschlechter — und wer nun von gleicher Natur mit diesen Glücklichern, — aber ohne ihre Theilnahme, ausgeschlossen, und doch nicht näher dem Weltaeiste — wie ein Stein unter den Belebten umherschleicht, der ist

unglücklich. Mein Sohn, Du sollst Alles erfahren.“ — Während Beide langsam sich entfernten, erzählte der Hauptmann seinem jüngern Begleiter: „Es scheint als wäre meine Familie zu allem Wunderbaren auserkoren. Was aber Anderen ein Glück deucht, verwandelte sich für uns zuletzt gewiß zum Unglück. Dir ist vielleicht auch die Sage bekannt, welche die merkwürdige Pflanze, das Farrenkraut, nur in der Johannisnacht blühen und Saamen schießen läßt. Angetrieben von dem Wunsche, die Erscheinung zu beobachten, und vielleicht eine der wunderbaren besprochenen Wirkungen des Saamens in diesen Stunden zu spüren, schlich mein Vater, als achtzehnjähriger Jüngling in der Johannisnacht 1708 in den nahgelegenen Eichwald, und brauchte nicht lange auf dem feuchten Moose liegend die vom Monde versilberten Blätter des Krautes zu betrachten, als plötzlich der greise Dorfhirte vor ihm stand. „„Hörst Du das Gras wachsen?““ fragte er den Jüngling, und als dieser seine wahre Absicht in einer stotternden Antwort verbergen wollte, sagte er lächelnd zu ihm: „„Du bist hier um den Saamen des Farrenkrauts zu sammeln.““ Als mein Vater durch Erröthen die bejahende Antwort gab, erklärte er ihm, daß er seinen Wunsch erfüllen wolle, und als es zwölf vom Kirchthurm schlug, hieß er ihn leise den Arm unter eine Staude halten. Im hellen Mondenstrahl fiel,

gleich Schneeflocken, der ſchnell auf den Rücken der Blätter gereifte Saamen herab und in ſeine Hände. Auf Geheiß des Hirten rieb mein Vater ſich unter gewiſſen Formeln die Schläfen damit, und erhielt dafür die Verſicherung, nun gegen jede äußere Verwundung feſt zu ſeyn. Der Hirt lehrte ihn, wie er ferner den Saamen gewinnen, und verſprach ihm auch ein andermal das Mittel zu zeigen, wie er zu ſeiner natürlichen Kraft zurückkehren könne. Als mein Vater ihn aber am andern Morgen aufſuchte, lag der Greis todt auf ſeinem Lager. Meinen Vater verfolgte von jetzt an das Glück. Als auf der Jagd ein Eber den Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig zu tödten drohte, warf er ſich den Hauern des wüthenden Thieres entgegen, und ſtieg durch dieſe That, welche den Fürſten rettete und ihm ſelbſt nichts koſtete, in der Gunſt deſſelben, bis er als Oberlandjägermeiſter dem Tode erſt ſpät ſeine Schuld abzahlte. Aber wie ſein Körper unverwundbar wurde, ſo verſteinerte leider auch ſein Herz. Du weißt wie mich das Unglück durch ſeinen feindlichen Sinn geſtraft hat; aber, daß es mich unaufhörlich verfolgt, und ſelbſt die Grabesruhe mir verſagt ſcheint, davon trägt die Liebe meines Vaters die Schuld. Als Kind badete er meinen Körper unter den Stauden des Farrenkrautes, und die Frucht der unglückſeligen Johannisnacht iſt, daß mir das ganze Leben zur Nacht

wird, daß mein Körper steinern ist gegen Kugel und Stahl, und daß die Gemüther der Menschen gegen mich zum Stein geworden sind, während meines immer warm ist, bis es sich verbluten muß. Wie ein unheimlich Wesen, das nicht in ihren Kreis gehört, starren sie mich an, und fliehen vor dem Beglückten. Ich aber stürze gern hinaus und hoffe, wenn die Elemente sich bekämpfen, oder mit dem Mondenlicht die Geisterwelt aus den Gräbern steigt, den Geist zu finden, der mich von der unglückseligen Gabe erlöst, der mir meine Freiheit, meine angeborne Natur wieder gibt."

Weinland fiel heftig ein: „O wie müßt Ihr mich verachten, mich, der ich wie ein Feigling die Gabe suchte, welche Ihr so gern abwürfet."

„Mein Sohn! Todesverachtung ist eine Erfindung hochmüthiger Gecken, die auf Kosten ihrer Natur ihrer Eitelkeit fröhnen. Alle fürchten den Tod. Warum sollten sie ihn auch nicht fürchten, wenn das Leben ihre Welt ist? Es kostet — und soll kosten einen Kampf, ehe wir das freundliche Geschenk des Himmels der Gefahr es zu verlieren aussetzen. Mir nur kostet es nichts — und mein Wunsch ist — daß es mir viel koste."

„Herr Hauptmann! haben Sie niemals Ihrem Schicksal gedankt? Haben Sie nie durch ihre Kraft Gutes gewirkt?"

„Dem Könige habe ich manchen bedeutendern Dienst geleistet.“

„Der Sturm, Herr Hauptmann, sagt zu mir: Sie werden auch Anderen dienen, und dem Schöpfer danken, welcher Ihnen die Gabe verlieh: denn es ist nichts erschaffen um verloren zu gehn.“

Der Hauptmann blieb sinnend einen Augenblick stehen: „Ich habe eine fühlende Seele gefunden — und das ist viel, sehr viel werth für einen so Verlassenen. Mein Kind, auch Du bist elternlos und freundlos?“

„Meine Mutter tödtete ich in meiner Geburt; von meinem Vater weiß ich nichts, und eine arme Bürgerfrau zog mich dürftig auf, bis mir der Tod auch ihre sorgende Liebe entriß.“

„Wohlan! Du sollst nicht mehr allein, und auch ich will nicht mehr allein stehen. Wenn der Krieg beendet, wird der König, dem ich nicht gleichgültig bin, Dich für meinen Sohn erklären. Jetzt lebe wohl! — Ich eile in's Hauptquartier. Eh' ein neues Gefecht beginnt, sehen wir uns wieder.“ Er schwang sich auf das Roß, welches sein Reitknecht herangebracht hatte, und Weinland blickte freudig wehmüthig, so weit sein Blick vermochte, dem Schatten des Reiters, dem verschwindenden Schimmer seines Glückes, im mondhellen

Felde

Felde nach. Dann kehrte er zurück und warf ſich in das duftende Heu auf dem Boden nieder.

„Feinde! — Juden und Mohren — Mord und Todtſchlag!“ dies waren die verworrenen Ausrufungen ſeiner Kameraden, welche ihn aus dem Schlafe aufſtörten. Es war kein Traum, wie er Anfangs glauben wollte, die Trommel wirbelte, und rief die Schläfer wieder in Reih' und Glied. Feindliche Huſaren waren in's Dorf gefallen, und hatten zum Hohne der garniſonirenden Preußen geplündert, oder plünderten noch. Noch wußte Keiner der ſchlaftrunkenen Soldaten etwas Gewiſſeres, als Weinland einen Lieutenant, der eben angekommen war, einem andern zuflüſtern hörte: „Herr Bruder, weißt Du ſchon, die Huſaren haben im Pfarrhaus geplündert, und Paſtors Mariechen mitgenommen?“ — Der Andre erwiederte: „Auf Ehre, ein guter Fang; beneid' es ihnen. — Kann's ihnen nicht wieder abgejagt werden?“ — Kein Mann Kavallerie iſt im Dorf — ein kühner Streich, der dem Huſarenofficier Ehre macht.“ Mehr vermochte Weinland nicht zu hören. Hinter Reih' und Glied fortſtürzend erreichte er in der Morgendämmerung das Pfarrhaus. Vater und Mutter rangen in ſtummer Verzweiflung die Hände, und auf ſeine Frage: „Iſt's wahr, iſt's wahr?“ gaben Sie durch Zeichen Antwort. „Unſer Glück iſt dahin“ waren die erſten

und letzten Worte, welche er hörte, um schnell auf den Hof zu springen, des verwundeten Generals Pferd aus dem Stalle zu holen, zu besteigen, und in blindem Eifer den Partheigängern, deren Richtung man ihm nur unbestimmt anzugeben wußte, nachzusprengen.

Es war ein größeres Glück, als er erwarten durfte, daß er nach einigem Umherirren den Trupp der feindlichen Husaren erblickte. Er sah eine zarte weibliche Gestalt auf dem Pferde des Anführers, und mit blinder Wuth stürzte er, fast waffenlos, gegen die Uebermacht. Die Feinde schienen ihren ritterlichen Gegner erwarten zu wollen — sie hielten still — und als sein keuchendes Thier ihn mitten in den Trupp hineingeführt hatte, umringten sie ihn, und rissen, fast ohne eine Waffe zu gebrauchen, von hinten den Reiter vom Pferde. Ein allgemeines Gelächter erschell, und der Anführer rief spöttelnd zum Gefangenen hinunter: „Voilà! mon compagnon von die Nacht, kommst Du uns nach, die Philosophie zu lehren? Wir haben sie aber schon selbst, und die beste.“ Er wurde gebunden von einem stämmigen Wallonen auf's Pferd genommen, und von dem flüchtigen Trupp fast nicht besser entführt als damals von den Preußischen Werbern.

Sie machten Rast in einer einsamen Hütte. Nach einer peinlichen Gefangenhaltung draußen unter den rohen Wallonen, mit denen er kein Wort wechseln

konnte, ließ man ihn, vielleicht zum Spott, in das einzige Zimmer. Der Franzos schäkerte mit seiner schönen Gefangenen. Weinland knirschte mit den Zähnen. Aber kein Gebet, und kein Wunder wollte die Fesseln zersprengen. Das Mädchen weinte zu den Füßen des Räubers. Weinland drohte und bat. Der Theologe berief sich auf das Kriegsrecht. Aber, ob er auch alle Beredsamkeit der Entrüstung, der Liebe und der Hoffnung aufwandte, der Andre lächelte nur.

„Morgen, morgen, mon enfant — da magst Du sie haben, nun gehört sie uns — nach gutem Kriegsrecht und nach aller Philosophie. — Hübsche Mädchen gehören aller Welt, und wer sie fängt — sey lustig die Nacht — wir werden's auch seyn, und morgen früh frage nach Deiner Braut. Auf Cavalierwort — da will ich sie Dir schenken." — Er gab Alles verloren; man wollte ihn aus der Stube fortstoßen, als Hufschlag und Pistolenschüsse von draußen erschallten. „Feinde! Feinde!" rief es herein. Der Lieutenant ließ fluchend das Mädchen aus seinen Armen und stürzte hinaus. Marie warf sich sprachlos Weinland an die Brust, der sie nicht umfangen konnte. Sie stammelte: „Fort, fort." Er sah zum Fenster hinaus, indessen sie nach einem Messer suchte, seine Bande zu zerschneiden. „Marie, er ist es, unser Hauptmann!" rief er jubelnd. Tollkühn stürzt er sich mit kaum acht Reitern

in den gesammelten Trupp. Er will uns retten. O Marie, Marie! — Der Edle wagt Alles für uns — die Feinde fallen. — Gott, auch der Hauptmann ist getroffen, er sinkt vom Pferde, es ist wieder aus.

„So ist keine Zeit zum Zusehn," rief das Mädchen, als auf einen glücklichen Schnitt die Stricke von den Händen des Rekruten zu Boden fielen. „Hinaus! In's Freie. Ueber die Hecken! In's Feld, der Abend hilft uns."

Nur einen Blick warf er vom Felde zurück, aber es war genug, ihn fort zu spornen. Sein edler Freund lag im Blute auf dem Boden. Er regte sich nicht. Das Gefecht dauerte fort. Beide stürzten in den Hof, sie fanden Weinland's Roß ledig stehen, und er schwang sich mit der schönen Gefährtin hinauf. So setzte er über den Gartenzaun.

Sie mochten eine Stunde galoppirt seyn, als sie zuerst ihrem weitern Schicksal nachzudenken wagten. Weinland sprach: „Meine letzte Hoffnung, der edle Hauptmann von Asseburg, ist todt. Nichts auf der Welt, als Du, Marie, hat jetzt für mich einen Werth. Was soll ich länger unter den Preußen, deren Sache mir ganz fremd ist? Mögen sie mich im Bilde hängen, ich habe Dich, — ich will wieder Mensch — ein freier Mensch werden. Irgendwo wird ja in der weiten Welt für uns ein Zufluchtsort seyn. Willst Du

mir folgen, Marie?" — „Ueberall" lispelte die Begleiterin, setzte aber sogleich hinzu: „In Z... bei Wittenberg lebt mein Oheim. Wir können es noch heut erreichen. Dort finden wir Zuflucht. Ich kann von da zu meinen Eltern, bis wir sicher zusammen kommen dürfen." Ein heller Weg schimmerte ihnen durch die Sternennacht entgegen. Kaum aber waren sie hier hundert Schritte fortgetrabt, als den unvorsichtigen Reitern ein donnerndes „Werda?" entgegen scholl. Zwei Preußische Dragoner verritten ihnen den Weg. Sie wurden der Mühe zu antworten überhoben, denn jene riefen verwundert aus: „Ein Infanterist vom T...schen Regiment zu Pferde! — was, auf einem Generalspferde — und ein Mädchen im Arm! — Beide auf dem Wege in Feindes Land! Attrappirt! Zurück in's Quartier." — Die Betroffenen verhehlten in der ersten Bestürzung ihre Absicht nicht, und man brachte die Deserteure noch in derselben Nacht in das Dorf zurück.

Es hatte sich zugetragen, daß viele unfreiwillig Angeworbene um jene Zeit aus dem Preußischen Heere entliefen, und deshalb die Straf-Gesetze gegen die Deserteure geschärft waren. Daher wurde schon am Morgen des folgenden Tages dem Theologen sein Urtheil dahin bekannt gemacht: Er solle wegen Desertion aus Reih' und Glied und Pferdediebstahl vier und zwanzig

mal Spießruthen laufen. — Das Urtheil war der Tod. Es war unabänderlich, das wußten Alle, das wußte er selbst aus frühern Vorfällen. Feinde standen noch in der Nähe, und die Vollstreckung durfte selbst nicht bis zum andern Tage verschoben werden; auch wußte man aus andern Fällen, daß der König, an welchen diesmal allein die Appellation zulässig gewesen wäre, jetzt unerbittlich sey. Weinland war eingedenk der Worte seines väterlichen Freundes, den er unter den Todten wähnte, er sah das Leben als ein schönes Gut an, und ging dem schmählichen Tode nicht gleichgültig entgegen. Einen Wunsch nur sprach er aus, den er aber eben so schnell wiederrufen mochte, — Marien nicht mehr zu sehen. Unter Trommelgewirbel marschirte seine Kompagnie in zwei Reihen auf, und die Kameraden des Unglücklichen bereiteten sich, seine Henker zu werden. Als man ihn aus der Wachtstube herausführte, und seine Knie wankten, wollte er gern sich in heroisch-stoische Gedanken von Todesverachtung, in Sophismen über den Unwerth des Lebens hineindenken; aber es ging nicht, der blühende Jüngling mit der gesenkten Fackel wollte nicht kommen, und der sensenarmige Knochenmann schien ihn bei jedem Schritt an sein kaltes Herz zu drücken.

Da nahte der Korporal: „Herzensjunge! hab' ich's Dir nicht vorausgesagt? — Hättest Du nur ein

Fünkchen Gemüth gehabt — hätte 's so nicht kommen dürfen. Quintaner wissen die erste Regel nach dem ABC: „„Stiehl', aber laß Dich nicht fangen.““ Ein Prakticus wie Du! Jammer und Schade! Um ein Mädel, wie's dreitausend in jeder Stadt giebt, läuft er durch, verdirbt sich die Carriere. Ist das Gemüth? — Sieh 'mal, Du hast's zu verantworten. Ich bin gerührt, und wie die Rührung auf mich wirkt, weißt Du."

Auch der Feldwebel kam mit wichtiger Miene heran, zog die Handschuh aus, nahm den Stock unter den Arm, und hub an: „Junger Mensch! ich will's Ihm erklären, was er gethan hat — wie's liebe Vieh soll Er nicht aus der Welt geh'n. — Er ist ein junger Mensch von vieler Displication — versteht Er mich — von vieler Displication — abers Er hat sich nicht verstanden zu displiciren. Er ist noch nicht klar mit sich geworden, aber geb' Er Acht — das muß Alles kommen. Der Preußische Infanterist hat viererlei Pflichten — viererlei — ich sage vom Preußischen Infanteristen — was kümmern mich alle Pflichten von Dekteren, Professionisten, Husaren, Theologen, Artilleristen? Ein Preußischer Infanterist hat viererlei Pflichten — erstens gegen den Feldwebel, das ist so gut wie gegen den Hauptmann, gegen den König — Subordination — geht nichts drüber. — Zweitens gegen Gott — denn Gott ist Gott — läßt sich nicht abdis-

putiren. — Drittens gegen sich selbst, denn Er ist doch immer Er. — Viertens gegen seinen Nächsten, und darunter ist die Liebste wieder die Nächste. Da hat Er am Schnürchen die Rangordnung, wie sie im Himmel und auf Erden gilt. Aber Er hat die vierte mit der ersten Pflicht vertauscht, und darum muß Er Spießruthen laufen. Immer die Liebste bedient, — junger Mensch, — aber erst König, Hauptmann, Feldwebel, Gott, sich selbst. Hätt' Er sich das genau disponirt, brauchte er nicht Spießruthen zu laufen. — Er dauert mich — ich könnte noch ein Wort für ihn einlegen, aber — wäre Er mein leiblicher Sohn — Er müßte laufen — es geschieht um die Subordination."

Jetzt stand er auf dem freien Dorfplatze. Alles um ihn her schien seine wirkliche Existenz zu verlieren, und nur der Schatten der Gegenstände ihn zu umgaukeln. Die albernen Reden wie die bedauernden Worte seiner Kameraden wurden von der gräßlichen Wirklichkeit, welche sich ihm bereiten sollte, verdrängt: „Courage, Mohrenjunge, flüsterte ihm Lungenbrand zu — im letzten Augenblicke nur Courage gezeigt! Muthig durch die Gassen gelaufen — und fällst Du halb todt hin, das Gemüth können sie ja nicht todt schlagen."

Es fiel ihm Einer nach dem Andern um den Hals, und er drückte sie mit geschlossenen Augen an seine

Bruſt. Aber jetzt ſchlug er ſie auf, und Marie lag ſprachlos weinend daran. Mutter und Vater bemühten ſich umſonſt, das Mädchen fortzuzieh'n. „Du wollteſt, um mich zu retten, Alles verlaſſen; um mich zu retten mußt Du ſterben. Ich will mit Dir ſterben. Ich laſſe Dich nicht los. Ich gehe mit Dir. Wollen ſie Dich, müſſen ſie uns Beide tödten.“

Weinland gewann durch das Uebermaaß eines fremden Schmerzes ſeine eigene Beſinnung wieder. Mit einem Lächeln, dem Weinen verwandter als der Freude, ſuchte er ſich aus den Armen des Mädchens loszureißen. — „Geh' fort, liebe Marie. Die Männer lachen über Dich. — Du machſt den Tod nur bitterer. — Ich glaubte mich über ihn freuen zu können, da meine einzige Hoffnung, mein neuer Vater, für mich vorausgegangen war in's beſſere Land. Nun kommſt Du, und willſt mich nicht los laſſen. — Hier giebt's keine reine Freude, kein reines Glück! Einen neuen Vater mußte ich finden, um ihn zu verlieren; eine Braut mußte ich gewinnen, um vor ihren Augen zu ſterben. Die Sonne ſcheint nur, um uns glauben zu machen, es wäre Frühling — damit der Winter das vertrauungsvoll aufgeſchoſſene Blümchen erſtarre. Hoffnung und bittre Täuſchung wechſelt hier, und wir wollen hoffen, daß es droben anders iſt, und wir uns nicht auch täuſchen.“ —

„Das wollen wir hoffen, sonst wär' es allzubitter," rief eine Stimme, und der Hauptmann von Asseburg stand mit bleichem, ernstem Gesichte unter den Trauernden. „Ihr Geist, oder sind Sie es wirklich?" rief Weinland zitternd. „Ich selbst," war die feierliche Antwort. „Sie sind nicht beim Angriff in B... geblieben?" — „Ihr wißt es ja, sagte er zu dem engen Kreise, ich sterbe nicht; ich werde aufgespart bis für mich kein Kelch mehr zu leeren ist. Sterben soll ich, wenn auf der Erde Niemand mehr lebt, der an meinem Bette eine Thräne vergießen kann." — „Retten Sie, retten Sie Ihren Pflegesohn," rief Marie aus, und fiel vor dem Hauptmann nieder. Er hob sie unwillig doch sanft auf. „Ich kann ihn nicht retten — erwiderte er ernst und feierlich — ich weiß Alles — ich habe mit dem General gesprochen — alle Mühe bleibt fruchtlos, der König ist in allen diesen Fällen unerbittlich; und das ist auch ganz der Ordnung gemäß: ich mußte vom Tode aufwachen, um den Einzigen, der mir noch theuer war, sterben zu seh'n. Drum lebe wohl, mein Kind. Hier haben wir nicht gefunden was wir suchten."

Der Prediger glaubte jetzt sein vermittelndes Wort als Verkündiger der Versöhnung einlegen zu müssen: „Verbannen Sie diesen bittern Ton in der feierlichen Stunde; in der folgenden vielleicht schon muß der

Jüngling vor dem ernſten Richterthrone Rechenſchaft ablegen. Soll ich kraft meines Amtes vor dem Manne, wie vor Knaben, von den wunderbaren Wegen ſeiner Regierung ſprechen? Kurzſichtiger! wunderbar wird hier oder droben ſich Alles zum Guten entfalten. Mir blutet das Herz; auch ich liebe ihn innig — aber ich werde die Hand, welche ihn zum ſchmählichen Tode geleitet hat, wenn der Schleier von meinen Augen gefallen iſt, preiſen."

Der Hauptmann faltete ſtumm die Hände und blickte zur Erde. Ein Officier, welcher heranſprengend die Execution anzufangen hieß, unterbrach das Geſpräch. Man entkleidete dem Jünglinge den obern Theil des Leibes. Als ihm die Hände vorn gebunden werden ſollten, bemerkte man an ſeiner Bruſt eine goldene Medaille.

„Nehmen wir ihm die auch ab?" fragte ein Unterofficier. — „Vielleicht ein Amulet, das ihn vor Streichen ſchützt."

„Wenigſtens ein theures Unterpfand, das einzige Erbtheil meiner Mutter. Laßt es mir bis in den Tod."

Alle wurden aufmerkſam. Der Hauptmann ſprang darauf zu, wandte es haſtig um, und fragte: Woher junger Menſch — woher?"

„Von meiner Mutter."

„Wer war Deine Mutter?“

„Eine Unglückliche! Das iſt das Einzige, was ich von ihr erfahren habe. Durch meine Geburt raubte ich ihr das letzte Gut, das Leben, und habe doch ihr Alles geerbt, — ihr Unglück und dieſe Medaille.“

„Mehr, mehr — ſprich — die Zeit iſt koſtbar.“

„Bei einem feindlichen Ueberfalle wurde ich zu früh geboren. Ein großer Theil der Stadt ging in Flammen auf, und während in gegenwärtiger Noth die Verunglückten ſelbſt nicht über ihre eigne Vergangenheit nachdenken konnten, — war es ſchon genug, daß eine arme Bürgersfrau mich rettete, und von dem Halſe meiner ſterbenden Mutter dieſe Münze nahm. Was ich nachher aus Gerüchten erfahren, iſt, daß meine Mutter von ihrem Geliebten verlaſſen, in der Stadt zurück geblieben war.“

„Welche Stadt?“

„Gelnhauſen.“

Der Hauptmann ſchlug ſich an die Stirn, und fiel mit dem Ausruf: „Mein Sohn, — Du biſt mein Sohn!“ — dem Rekruten um den Hals.

Niemand fragte in dieſem Augenblicke nach der Möglichkeit dieſer Entdeckung; keiner zweifelte an der Wahrheit derſelben, denn es hätte ſich nicht verlohnt, die Wirklichkeit eines Verhältniſſes zu unterſuchen, das der Tod im nächſten Augenblicke wieder vernichten

ſollte. Der Officier näherte ſich beſcheiden, und bemerkte mit Achſelzucken, daß der General in's Dorf geritten wäre.

„Er darf nicht in den Tod geh'n, — rief der Hauptmann heftig aus, und wandte ſich um, als der General grade in den Kreis ritt. — Ich laſſe ihn nicht fort, — es iſt mein Sohn — ich will für ihn durch die Gaſſen laufen. Es iſt mein Blut — mit meinem Blute habe ich ihn gerettet.

Der General zuckte die Achſeln und ſprach mit gedämpfter, ernſter Stimme: „Herr von Aſſeburg, Sie ſind Hauptmann im Dienſte des Königs. Ich habe Ihnen den erneuten Befehl Seiner Majeſtät gezeigt, und Sie haben ſelbſt geſagt, Begnadigung und Aufſchub iſt unmöglich. Ich bedaure Sie, aber Sie ſind Mann."

Der Hauptmann rief knirſchend aus: „Ja wol Mann — ein verſteinerter Mann — aber die Lebensflammen könnten durch den Stein emporſchlagen. Ich könnte wieder für einen Augenblick raſend werden, weil ich mein Leben durch eine Bildſäule war. — Geben Sie mir meinen Sohn zurück, oder — ich bin wahnſinnig, hören Sie nicht? Sie wiſſen welche Meinung von meiner Kraft der Soldat hegt; wie er mich liebt will ich beweiſen, wenn ich dieſe unfreiwillig Gewerb'nen aufwiegle."

„Herr Hauptmann, ich bedaure Sie.“ —

„Blutspflicht iſt eine höhere, als die gegen den König.“

Der General antwortete nicht, und zuckte nur mitleidig die Achſeln. Da bat der Sohn den Vater:

„O mein Vater, das Unvermeidliche muß ja geſchehen. Ich kann nicht gerettet werden; ſoll ich aber noch mit dem Schmerze ſterben, den Vater meinetwegen als Empörer der weltlichen Gerechtigkeit zu hinterlaſſen? — Jetzt will ich gern ſterben — wir ſehen uns gewiß wieder.“

Der Hauptmann hob ſeine Hand empor: „Darum bin ich unverwundbar, darum! — Ihn zu retten für die Spießruthen. — Ich zwang mich zu glauben — der Schleier iſt niedergeriſſen, und ich ſehe — was ich nicht ausſprechen mag.“ — Der Prediger wollte ſprechen; er fand aber entweder keine Worte, oder er glaubte daß der Schmerz des empörten Vaters durch Troſtgründe in dieſem Augenblicke nur noch mehr aufgeregt werden dürfte. Er betete leiſe: „Vergieb ihm!“ als die Trommeln von Neuem wirbelten, die üblichen Commandoworte erſchallten und die beiden Reihen der Soldaten auseinander traten, um für den Lauf des Unglücklichen Platz zu machen. Der Prediger flüſterte ihm in's Ohr: „Murre nicht auf Dein Loos. Vertraue, und Du wirſt ohne Wunden heimkehren.“ — Die Soldaten ziſchelten ſich etwas zu. Man

glaubte es ſey eine Verabredung, den Unglücklichen zu ſchonen.

Da hörte man Pferdegalopp, und es hieß: „Der König kommt.“ Wirklich ſprengte an der Spitze ſeiner Suite der große Friedrich in's Dorf. Was den Prediger in dieſem Augenblicke bewegte, vermochte er nicht auszuſprechen, aber er drückte dem Hauptmann haſtig und heftig die Hand, und dieſer den Wink verſtehend eilte zum Monarchen während jener die Arme gen Himmel hob. Wie beredſam auch die entſetzliche Stunde der Gefahr den erſchütterten Vater machte, der König erwiederte nur, indem er ſich umkehrte: „Iſt Er närriſch oder Hauptmann? — Hat Er die Kriegs-Artikel geleſen? — So weiß Er was Recht iſt. Unrechtes geſchieht bei meiner Armee nicht.“ — Der König muſterte mit ſeinem Glaſe die Geſichter. Auf ſeinem eigenen war die Sprache des Geſetzgebers, des Richters, des Feldherrn, aber auch die Freude des Siegers zu leſen. Er ritt langſamer. Die ihn näher kannten, mochten erwarten, er werde, ſobald er das Dorf verlaſſen, einen Adjutanten zurückſchicken. Aber plötzlich lenkte er ſelbſt um und fragte: „Wie heißt der Soldat?“

„Eduard Weinland“ war die Antwort.

Der König hielt inne, ſtieg mit dem Befehle: „Die Kompagnie ſoll auseinander geh'n,“ vom Pferde, und

trat in ein benachbartes Haus. Gleich darauf hieß ein Adjutant den Rekruten ihm folgen, und er ward in's Zimmer geführt, wo der König, auf seinem Krückenstock gestützt, seiner zu warten schien. Alle entfernten sich. Weinland blickte schüchtern auf, und sah im Gesicht des Königs die feine Nase, die gefurchten Wangen, er sah den von ihm geretteten Officier. Die hellen Augen blickten ihn durchbohrend an, und der König fragte:

„Ist Er mein Unterthan?"

„Nein, Ew. Majestät, ich bin aus dem Reich."

„Seines Standes?"

„Ein Theologe."

„Was wäre sein größter Wunsch?" — Weinland konnte nicht sprechen. „Schon gut. Ich seh's Ihm an den Augen ab. Er wird nie Feldmarschall werden. Er hat sich aber meritirt, da an der Eiche, versteht Er mich? — Sein Leben schenk' ich Ihm, und obendrein den Abschied. — Er braucht nicht viel Worte davon zu machen. — Ich liebe nicht langen Dank. Braucht auch Keinem was davon zu sagen. Versteht Er mich: Keinem was davon zu sagen. Es glaubt's Ihm doch Niemand. — Wünscht Er sonst noch was?"

Ehe der erstaunte Jüngling ein Wort des Dankes hervorbringen konnte, verließ der Monarch das Haus, und als der Trunk'ne so viel Besinnung fand hinauszueilen, war die Kunde seiner Rettung schon überall ver-

verbreitet. Unter dem Jauchzen der Menge führten die beiden Väter den neugewonnenen Sohn in's Pfarrhaus, und der Rausch des Augenblicks erlaubte wol ernste Selbstbetrachtung aber keine Strafrede gegen die zweifelnden Brüder. Der Kapitain von Asseburg legte Weinlands und Mariens Hände in einander: „Du bist mein Sohn und ich will Dein Vater bleiben. Du wurdest zwar ein Mann, aber zu einem Soldaten hat Dich Deine Mutter nicht geboren. Kehre zu Deinem Beruf zurück. Für Eure Zukunft laßt mich sorgen."

Dem Freicorps und Allen, die im Dorfe lagen, gab der Hauptmann ein kleines Fest. Der Prediger und seine Frau machten die seligen Wirthe.

„Herzensbruder! — nahte der Korporal zuletzt dem Glücklichen — 's hat mich erstaunlich angegriffen. Weiß nicht, wie's die Nerven vertragen werden — aber, passiren noch mehr solche Situationen — und noch mehr solche Schickungen — so steh' ich mit meinem Gemüth nicht dafür — daß — wenn sich's schickt — und mir's gemüthlich — und sonst nichts centrär ist — und meine Constitution nicht drunter leidet — ich vielleicht noch 'mal mich entschlösse fromm zu werden."

Die

Erscheinung von Anklam.

In der Nacht vom 9ten auf den 10ten Oktober 17.. zeigte ſich in der Stadt Anklam eine Erſcheinung. Es war dies die erſte Erſcheinung, die man in Anklam geſehen. Der Mond ſchien nur ſchwach, denn es war Neumond. Der Bürgermeiſter Andreas*** ſah zum obern Fenſter ſeines zweiſtöckigen Hauſes hinaus. Um den Glockenſchlag zwölf, ungefähr zur ſelben Stunde, wo die Fahrpoſt von Greifswalde ankommt — hiernach haben Andere die Zeit gemeſſen — hub die Erſcheinung an. Zuerſt hörte man Tritte, wie von ſchweren Stahlſchuhen; dann bog es um die Ecke, und eine männliche Geſtalt in einem dunkeln Mantel kam die breite Straße heraufgegangen. Daſſelbe hat auch der Klempnermeiſter Vogelbauer geſehen, den eine Indigeſtion genöthigt, aufzuſtehen. Seine Ehefrau fragte ihn, warum er nicht wieder in's Bette komme; er werde ſich erkälten. Er antwortete nicht, aber flog bald darauf in die Kiſſen. Seine Glieder zitterten, und die

Frau war die ganze Nacht durch für den Mann sehr besorgt. Doch ließ er sie nicht zum Apotheker gehen. Erst bei Tagesgrauen gestand er ihr, ein riesengroßer Mann sey die Straße heraufgekommen; vor des Bürgermeisters Haus habe er eine Weile gestanden und hinaufgeschaut; als er dabei den Mantel auseinanderschlug, sey eine blecherne Rüstung zum Vorschein gekommen. Andere halten dies für eine Täuschung der Phantasie, die bei einem Klempnermeister wol sehr natürlich ist.

Die Erscheinung ging weiter. Die meisten, die sie gesehen, wollen Unmuth in den Schritten bemerkt haben. Uneinig ist man darin, ob der Mantel blau oder schwarz gewesen. So ging die Erscheinung — dies ist durch Zeugen erwiesen — durch die ..gasse, am Markte hin, bei der *** Kirche vorüber, an der Stadtmauer entlang und in den *** Winkel. Dann hat der Rathsdiener Elias Tams sie wieder, grade wie oben beschrieben, herauskommen und auf des Bürgermeisters Straße einlenken gesehen. Es steht fest, und die Chroniken bestätigen es, daß man nie in Anklam einen Mann um diese Zeit im Mantel durch die Stadt gehen sah.

Wie der Bürgermeister zu Bette gegangen, hat er drei langsam wiederholte Schläge an einer Hausthür gehört. Anfangs hat er geglaubt, da bis auf

eins, nur sein Haus einen Klopfer hatte, es roche Jemand bei ihm. Er hat deshalb zu seiner Tochter hinunter gerufen, deren Kammer im Erdgeschoß auf den Garten hinausging, sie solle die Magd wecken. Da aber der Lichtschein an den Stachelbeersträuchern aus war, schloß er, daß sie über ihren Roman eingeschlafen sey, und stand selbst auf.

Soweit ist der völlige Beweis der Erscheinung geführt. Was sich nun zugetragen, beruht nur auf unbestimmten Aussagen. Schräg dem Bürgermeisterhause gegenüber steht ein anderes. An dieses andere klopfte dieselbe Gestalt, die er zuvor gesehen. Aber das Haus war ganz unbewohnt und verfallen. Der Tischlermeister Enzig hatte es kurz vor Ausbruch des Krieges gekauft; dann, als er sich davon gemacht, war es subhastirt worden. Der neue Käufer hatte aber das Kaufgeld nicht erlegen können, worauf in nächster Resubhastation sich gar kein Käufer gefunden. Deshalb stand es wüst und leer, und der Rath processirte mit der Burgerschaft über die Kosten des Abtragens. Denn, so lange Krieg war, mochte Niemand in Anklam an Wiederaufbau denken.

Dieselbe Thür, aus der seit Jahr und Tag Niemand getreten, öffnete sich vor des Bürgermeisters leibhaftigen Augen, die Erscheinung trat ein und die Thür schloß sich wieder. Tams, der Rathsdiener, hatte eben

so vor des Bürgermeisters leibhaftigen Augen, letzten Michaelis das Rathssiegel darauf gedrückt, und der Schlüssel befand sich auf dem Rathhause oder beim Bürgermeister. Ein Gedanke an Diebstahl, so natürlich in anderen Zeiten, konnte in seiner Seele keine Macht gewinnen, weil, bis auf das Rohr aus den abgebrökkelten Wanden, nichts zu entwenden stand.

Demungeachtet öffnete sich die Thür bald wieder und eine vergrösserte Erscheinung kam heraus. Voran eine schwarz gekleidete Figur, so eine Zitrone in der Hand; demnächst die Erscheinung, die ihren Mantel kriegerisch über die Schultern zurückgeschlagen hielt, und an ihrer Hand eine andere Erscheinung, die aber nicht schwarz war, sondern weiß. Hinterher kam noch eine graue Erscheinung, ein hinkendes Mütterchen, die eine Laterne in der Hand hielt und keuchend die Thür schloß. Wie sie dem Paare nachhinkte, hielt sie hinauf zum Bürgermeister die Laterne und grinste ihn an. Das hat den Bürgermeister Andreas*** so erschreckt, daß er sogleich das Fenster zugeschlagen und sich tief in seine Kissen vergraben hat, denn es war just dasselbe Gesicht der Hexe, welche sein Großvater Johannes vor drei und siebenzig Jahren lebendig verbrennen ließ.

Die gute Stadt Anklam hätte nie erfahren, wo ihre Erscheinung geblieben, hätte nicht in derselben Nacht

— was aber erſt ſpäter an den Tag kam — glücklicher Weiſe der berüchtigte und oft beſtrafte Dieb Ernſt Fritzenhofer auch einen Kirchendiebſtahl verſucht. Als er nämlich, es mochte eine Woche darauf ſeyn, arretirt wurde — was jedesmal geſchieht, wenn etwas in Anklam fehlt — fand man zwar nicht die vermißte Angelegenheit, aber eine Quaſte Lyoner Gold, offenbar von der Kanzeldecke der Hauptkirche. Inquirirt darüber, hat er nicht ohne innere Angſt ein Geſtändniß abgelegt.

In der Abſicht zu ſtehlen (dieſes Wort hat er aber nie ſelbſt gebraucht, vielmehr ſeine Entrüſtung darüber bei Vorleſung des Protokolls an den Tag gelegt), kletterte er über die feſt verſchloſſene Kirchhofsmauer und durch ein Kirchenfenſter, deſſen ſchwache Stellen er ſich zu Nutze machte, in die Kirche. Kaum dort, hört er ein Geräuſch. Die Kirchthür geht auf und es tritt etwas ein, von dem er nicht weiß was es iſt. Angſt ergreift ihn, er fliegt die Kanzeltreppe hinauf und birgt ſich dort, indem er krampfhaft den Zipfel der Decke angreift. So blieb er fünf Minuten, wo er nichts hört, als daß es ſich im Dunkeln ſchnaubt und Anfangs leiſe, dann unruhiger das Schiff entlang geht. Jetzt raſſeln Schlüſſel, die Kirchhofsthür geht auf, ein Lichtſchein fällt matt auf die bunten Kirchenfenſter; auch das Portal der Kirche öffnet ſich nun, und eine

lange Procession tritt ein. Ein Geistlicher in uralt katholischer Tracht geht ihnen entgegen, und das einzige Wort, was Ernst Fritzenhofer deutlich gehört, war des Priesters Stimme:

„Sie haben sehr lange gemacht."

Darauf fand unter dem Altar eine Copulation statt, von welcher der Dieb aber nichts hörte, da der Priester sehr leise murmelte, auch der Todesschweiß auf seiner Stirne stand, nämlich des Diebes. Die Braut sah wie ein uraltes Mütterchen aus, dessen entsinnt er sich, schlohweiß gekleidet mit Flügelhaube und Steifkragen. Sie hatte auch einen Modergeruch, wie eben aufgestiegen aus dem Grabe; das aber hat er nie beschwören wollen. Der Bräutigam glich einem alten steinernen Ritterbilde. Eine häßliche alte Hexe leuchtete. Als die Ringe gewechselt und der Segen gesprochen, puffete die Alte ihr Licht aus. Es entstand ein buntes Durcheinandertrippeln, Schlüssel klingelten, und der Dieb erinnert sich nichts mehr gehört zu haben, als einen ängstlichen Ruf: „Ach Herr Jesus!" woraus man schließt, daß es christliche Gespenster waren.

Später hat er sich entsonnen, daß er ein Postborn gehört, welches kein anderes sein können, als von der Greifswalder Post, die nach Neu-Warp abfuhr. Es war dies das einzige Menschliche, was ihm in der Nacht begegnet ist. Bald darauf war alles zerstäubt und zer

ſieben. Noch lange blieb Fritzenhofer zuſammengekauert auf der Kanzel, die Glieder waren ihm erſtarrt. Wie er endlich nach Hauſe gekommen, — doch wußte er kaum wie dies geſchehen — hat er gelebt, nie einen Kirchendiebſtahl zu begehen, als er mit Entſetzen die Quaſte von der Kanzeldecke in ſeiner Hand gefunden. Dieſe Quaſte baumelte ihm ſein ganzes Leben vor Augen. Wo er einſteigen wollte, ſchreckte ſie ihn an den Fenſtergardinen, bis er endlich im Holſteiniſchen, ſelbſt an dem letzten Galgen der Provinz ſchwebend, das Bild der fatalen Quaſte vergaß.

Wiewol die Erſcheinung in ihrer ganzen Ausdehnung nur eine Stunde gedauert, blieb ſie doch das alleinige Geſpräch während Wochen in der guten Stadt Anklam. Vor Fritzenhofer's Geſtändniß quälte man ſich mit ausſchweifenden Vermuthungen, und da jeder Einwohner etwas geſehen haben wollte, wuchs die Erſcheinung in der Umgegend bis in's Ungeheure. Aber worauf man rieth, die Gegengründe waren ſtärker. Eine Diebesbande konnte es nicht geweſen ſeyn: wie hätte ſie Nahrung in Anklam finden ſollen? Myſtiſche Orden — waren ganz außer der Zeit. Für Entführungen in ganz Anklam nur ein Gegenſtand. Falſchmünzer endlich — eine ſo nahe liegende Deutung — konnten in jenen Zeiten ſchon lange nicht mehr mit der neuen Münze Cours halten.

Durch Fritzenhofer's Geständniß wurde die unnatürliche Erklarung wieder natürlich. Sie gewann die Oberhand. Endlich mußte selbst ein wohlweiser Rath, da keine natürliche ausreichte, sich dazu bequemen. Bei Volk und Bürgern war sie längst ganz und gebe, zumal da man sich jetzt erinnerte in dem Spukhause schon früher Licht gesehen zu haben, inmenderheit seit vor langen Monaten bei Ueberfüllung der Stadt Einquartierung darin gelegt werden. So wurde unter dem Namen des Anklamer Gespenstes die Erscheinung in Vor- und Hinter-Pommern bekannt, und der Pöbel nannte sie unbegreiflicher Weise den verwünschten Rittmeister, da ein solcher zuletzt darin solle quartiert gewesen seyn.

Die Sache wäre unaufgeklärt hingegangen, hätte nicht der Magistrat in seinem Monatsbericht der Erscheinung erwähnt. In Berlin konnte man damals kein Gespenst statuiren, am allerwenigsten eines in den Akten. Wiewol der Preußische Staat im siebenjährigen Kriege einen großen Geist fühlte, so durfte man ihm doch nicht vorwerfen, daß darin Geister umgingen. Deshalb wurde von Berlin eine Commission nach Anklam geschickt und die strengste Untersuchung geführt.

Klempnermeister und Rathsdiener deponirten, die Bürgerschaft wurde Mann für Mann befragt, und es kamen viele Dinge zur Sprache, wenn auch nicht die fraglichen. Das quästionirte Haus ward untersucht

und jetzt auf Kosten des Staates abgetragen, wo man zwar einen Grund fand, aber nur einen steinernen. Was das Seltsamste blieb, war, daß der Bürgermeister die Hälfte seiner vorigen Aussage zurücknahm und nur das Klopfen des schwarzen Gespenstes beeidigte, von dem weißen und grauen und der Laterne aber meinte, es werde ein Traum gewesen seyn. Ebenso der Dieb Fritzenhofer, den man schwören ließ: „daß er geträumt haben könne." Die Untersuchung wurde unterbrochen durch einen Einfall, nämlich der Schweden, endlich aber doch so viel ausgemittelt, daß in derselben Nacht ein Mann in einem schwarzen Mantel, auf der Greifswalder Post durch Anklam nach Neu-Warp gereis't sey. So hatte man wenigstens das Resultat, daß das quästionirte Gespenst mit der ordinairen Post nach Anklam gekommen.

Aber die Bürgerschaft war sehr unzufrieden mit der aufklärenden Commission. Man dankte ihr nicht die unsägliche Mühe. Vielmehr waren schon damals Einige der Meinung, die Regierung habe kein Recht, den Anklamern wider deren Willen ihre Erscheinung aufzuklären. Es kam zum Prozeß, wovon die Akten noch bei'm Kammergericht in Berlin existiren, unter dem Rubro: „die Bürgerschaft von Anklam contra den Fiscus in puncto ihrer Erscheinung." Es wurden Gutachten von den berühmtesten Gelehrten einge-

fordert. Biester meinte, dahinter stecke eine systematische Verschwörung der Jesuiten, welche zuerst die äußerste Grenzstadt des Königreiches inficirten, um über Ukermünde, Pasewalk, Prenzlow Schritt für Schritt bis zur Hauptstadt vorzudringen. Der selige Nicolai hielt das Ganze für Phantasmagorien, hinter welchen der Swedenborgianismus sein Spiel treibe. Er versuchte, die ganze Erscheinung selbst wieder zu träumen; er ist aber aller Mühe ungeachtet, nie bis zur Citrone gekommen. Moritz lehnte das Gutachten ab. In erster Instanz verlor, in zweiter gewann der Fiscus. Die Akten lagen schon beim Ober-Tribunal, als die Regierung zu einem Entschluß kam. Als die Sache nämlich grundlos zu werden drohte — da bekanntlich in dritter Instanz ohne Gründe geurtheilt wird *) —

*) Nämlich, ohne daß die Gründe den Parteien schriftlich mitgetheilt werden, — eine weise Einrichtung, wie man sie kaum aus den Zeiten unserer Gesetzgebungen, wo der philosophische Verstand des achtzehnten Jahrhunderts die Welt beherrschte, vermuthen durfte. Ein „ewiger Streit" wird nie endlich durch Gründe geschlichtet, sondern durch die Offenbarung des Willens. Die Ueberzeugung läßt sich nicht mathematisch erzwingen. Es muß zuletzt ein Siegel der Autorität aufgedruckt werden, gegen das keine Advokatengründe helfen.

zeigte sich eine besondere Gährung, die, zumal bei den Brauern, in Anklam nie ohne Resultat bleibt. Man fürchtete, die Grenzstadt könne sich vom Königreich losreißen und sich zur freien Reichsstadt proklamiren. Unterrichtetere besorgten, sie wolle sich der Krone Schweden unterwerfen; wie auch König Gustav III. gegen allen Zusammenhang mit Gespenstern, durch seine Gesandten protestirte.

Da starb König Friedrich II. Es ward wieder in Preußen erlaubt an Geister zu glauben, und die Regierung beschloß, die Anklamer nicht zum Aeußersten zu treiben. Die Untersuchung wurde niedergeschlagen, die Anklamer behielten ihr Gespenst, und das Geheime Obertribunal sein Urtheil für sich. Aber in Anklam war man mit dem Bürgermeister unzufrieden. Man warf ihm vor: um Menschengunst habe er Gespenst und Wahrheit verläugnet. Mißvergnügt reiste er bald mit seiner Tochter nach Berlin, und als er von hier, seinem Wunsche gemäß, in das entfernte Preußen versetzt wurde, verschwand die letzte Hoffnung der Freunde der Natürlichkeit.

Lange Jahre nachher, — die Honoratioren von Anklam, die dazumal lebten, waren schon sparsam geworden, der Bürgermeister Andreas schlummerte längst unter grünem Rasen an der Weichsel, und die Helden

des siebenjährigen Krieges wurden grau und stumpf, — begab sich wieder etwas in Anklam, was einen Grund hatte.

Der erste Pfarrer der ***Kirche war an einem Tage mit seinem Küster gestorben, und — so weit war damals die Humanität fortgeschritten — sie wurden an ein und demselben Tage, in einem Leichenzuge zur Erde bestattet. Die Küsterwittwe, wohl dies schätzend und fühlend, was es zu bedeuten, versicherte weinend, das sey der glücklichste Tag ihres Lebens.

Die Todtenglocken läuteten noch vom Kirchhof herüber, als der Husaren-Major ***, seit vielen Jahren Kommandant der Stadt, bei der Pfeife und Bowle mit anderen Honoratioren zusammen saß. Er war ein humaner Mann mit den Bürgern, da er in die Stadt hineingeheirathet, und jetzt ein zufriedener Mann, da er seiner Frau, des ehemaligen Bürgermeisters Tochter, schon vier Monat früher die letzte Ehre erwiesen. Man sprach von Tod und Leben und Auferstehung, und von dem seligen Pfarrer, der ein Geisterseher gewesen seyn sollte.

Es war Mitternacht geworden und die Stube ganz voll Dampf. Einige meinten, er wäre kein guter Christ gewesen; Andere, er habe oft gelächelt und geäußert, daß er große Lust habe, nach seinem Tode zu spuken.

Es war den Gästen nicht angenehm, als der Major die Pfeife jetzt weglegte und das Zeichen zum Aufbruch gab. Denn der Wind heulte in den Schornstei-

nen

nen und vom Kirchthurm ſchlug es Zwölf. Da öffnete ſich die Thür, und ein Geſpenſt trat ein. Es war der ſelige Paſtor; er ging durch das Zimmer, machte vor jedem eine Reverenz, wie er im Leben zu thun gepflegt, trank ein volles Glas Punſch, mit Verbeugung gegen den Gouverneur, aus, und ging dann hinaus. Noch hatte keiner eine Sterbensſylbe geſprochen, als die Thüre wieder aufging und der ſelige Küſter auch eintrat. Vollgetrunken, wie man ihn zuletzt geſehen, humpelte er, eine Zitrone in der Hand, dem Pfarrer nach. Aber dicht vor dem Major ſtolperte das Geſpenſt an einem Nagel und fiel der Länge lang hin. Als die Perücke ihm abfiel, war es Fritz, der tolle Sohn des Kommandanten.

Damals hielt man körperliche Züchtigungen für ſehr geſund, wie es denn bekannt iſt, daß es eigene Fuchtelklingen gab. Nachdem der Knabe, der ſchon tief in und über die Flegeljahre getreten, heulend und fußſtampfend in's Dunkel hinausgeſchickt war, kamen alte Geſpenſtergeſchichten zum Vorſchein. Man gedachte der Erſcheinung von Anklam; der Acciſe-Kontrolleur und der Kollaborater verſicherten, die Sache ſey für die Ewigkeit begraben; ein Anderer aber meinte, der ſelige Pfarrer habe um das Geſpenſt gewußt, und der Küſter einmal im Trunk verſichert, er ſähe es noch durch die Gaſſen laufen.

Der Husaren-Major, der bisher geschwiegen, legte die Pfeife aus dem Mund, und strich sich mit pfiffiger Miene den Knebelbart. Dann sagte er: „das thue ich auch.“

Nun sahen ihn alle erschreckt an, und fragten, ob er denn wisse, wer das Gespenst gewesen?

Der Major blies den letzten Rauch aus dem Munde und sagte: „Der Schlingel draußen.“

Man hätte dies für eine Albernheit gehalten, wäre es nicht der Kommandant von Anklam gewesen. Aber dieser blieb bei seiner Aussage, daß es eben der schreiende Bengel sey, und als man bescheiden einwarf, daß Fritz nach genauer Ausrechnung zu jener Zeit noch nicht geboren war, machte der Husaren-Major wieder eine sehr pfiffige Miene.

Indessen wurde neuer Tabak gebracht, und noch eine rauchende Bowle Punsch bereitet, und der Husarenmajor, welcher sehr freundlich seit er Wittwer, und bei'm Punsch gesprächig war, gab folgendes Licht über die Erscheinung von Anklam.

„Vor neunzehn Jahren lagen wir gegen die Schweden in Pommern, aber die Schweden waren's nicht allein, denen wir Husaren zu schaffen machten. Vielmehr war dazumal ein ganz anderes Soldatenleben als jetzt. Der alte Bürgermeister Andreas ist todt, und meine Eusebie, seine Tochter, Gott habe sie selig,

wird nicht roth werden im Grabe. Sie war kugelrund, das netteste, ausgelassenste Mädchen, die freste Tänzerin auf den Kantonirungsbällen, und ich just ein so ausgelassener Rittmeister wie mein Fritz ein Thunichtsgut. Wie es denn so in der Welt zu gehen pflegt, so ging es. — Winters im Quartier, des Frühlings auf das Pferd Thränen sind Thränen; eine mehr oder weniger, dachte ich. Nun kamen Briefe, die konnte man gut zu Fidibus brauchen; ein ordentlicher Officier gab sich überhaupt dazumal wenig ab mit Lesen. Aber einmal spät in der Nacht, es sollte Morgens zu einer kleinen Bataille geben, fiel mir so ein Schnitt Papier in die Augen, ich las ihn bei der trüben Zeltlampe immer wieder und wieder, und die Augen wurden mir ordentlich naß, als ich mich auf die Matratze niederwarf. Aus dem Scharmützel wurde nichts, aber Alles machte Miene zu einem ordentlichen Treffen, wo es heiß hergehen konnte. Urlaub war schwer zu bekommen in jenen Zeiten und am allerwenigsten eine Heirathserlaubniß vom alten Fritz für seine Husaren-Officiere. Aber ein Schuß in der Bataille, und ein Junge konnte auf die Welt kommen, ohne einen Vater zu haben. Ich schrieb zum erstenmal Briefe in meinem Leben, an den Pfarrer, an das Mädchen; jener war nicht difficil, wie's damals wol zu gehen pflegte, und der König hätte ihn auch nicht abge-

seht, um einen Spaß. Das Mädchen aber, Gott weiß, welche Ammen- und Muhmen-Histörchen ihr um die Ohren klangen; sie meinte ein honettes Mädchen könne nur ehrlich unter die Haube kommen, wenn sie in der Kirche getraut würde und einen ordentlichen Brautzug durch die Straßen hielt. Man mußte ihr den besonderen Appetit wol vergeben, wie sie damals war. Bei Sonnenschein war's nicht zu thun, bei Mondenschein in tiefster Stille ließ sich's machen, wenn man den Romanengedanken des Mädchens nachgab. Was kümmerte mich's, wie sie's anordnete mit steifen Hauben und dem alten weißen Oberreck des Pfaffen aus Friedrich Wilhelm I. Zeiten. Ich wurde krank, und saß auf dem Postwagen, bis ich Schlag 12 Uhr als Gespenst in Anklam ausstieg."

Man schüttelte den Kopf und Mancher hatte geahnet, daß es sich so verhalten.

„In diesem Hause, fuhr der Major fort, was aber damals alt war und verfallen — ich hatte darin als Einquartirung gelegen — erwartete sie mich mit dem Küster und einer alten Hexe, die für ein Paar Geldstücke gar gefällige Zeugen abgaben. Den Schlüssel hatte sie aus des Vaters Registratur gestohlen, aber das schlimmste blieb der Vater selbst, der oben zum Fenster 'naus schaute, und ein gefährlich wilder Mann war, wenn er's entdeckt hätte." —

„Aber die Hexe leuchtete ihm in's Geſicht — fiel der Kontrolleur in die Rede — und er erkannte eine Frau, die ſein Vater lebendig verbrennen laſſen.“

„Kann wol ſeyn,“ fuhr der Major lachend fort, indem er wieder aus vollen Zügen rauchte, „ſie lebte aber noch vor zehn Jahren, und ich und Euſebie wurden vor achtzehn um Mitternacht in der Kirche ehrlich getraut.“

„Aber die Regierungs-Kommiſſion —“

„Kehrte mit einem großen Papierſtoß und einer langen Naſe zurück, dieweil der Pfaff ein Pfifficus war, und der alte Bürgermeiſter gerade da in's Geheimniß gezogen wurde, als nichts mehr zu verbergen war.“

„Alſo gar nichts von Geſpenſt?“ — ſagte der Kollaborater mit lang gedehntem Seufzer.

„Doch eines,“ ſetzte der Major ernſt hinzu und die Pfeife weg. „Dasjenige, das mir in der Nacht vor dem Scharmützel erſchien und mich zurück trieb nach Anflam.“

Inhalt.

Iblou ..... Seite 1.
Die Schlacht von Torgau ..... — 101.
Die Erscheinung von Anklam .... — 211.

Gedruckt bei Brandes und Klewert in Berlin, Energasse Nr. 2.

W. Alexis

gesammelte Novellen.

Zweiter Band.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.

1830.

Die ehrlichen Leute.

Aus einer frühern Einleitung des Autors, welche Zeitereigniſſen angehörte, ſtehe hier nur Folgendes enthoben.

Eines Abends klopfte es an, und ein junger Menſch trat ein. Er mochte zwiſchen zwanzig und vier und zwanzig Jahr alt ſeyn, hatte ein blühendes, offenes Geſicht, obgleich ein ſchielender Zug zwiſchen den Augen mir ſeltſam vorkam. Während er mit der Hand in die Taſche griff, und eine Papier-Rolle zu betaſten ſchien, drehte er verlegen das Geſpräch im Kreiſe, ohne zum Ziele zu kommen. Endlich brachte er ſein Geſuch zugleich mit der Rolle zum Vorſchein. Es beſtand in nichts anderem, als der Bitte, ſeine Lebensgeſchichte, etwa in Form einer Novelle, zu ſchreiben, und zu dieſem Behufe ſein eigenes Memoriale durchzuleſen. Auf meine über das Sonderbare dieſes Antrages geäußerte Verwunderung, erklärte er, ein be-

ſonderes Zutrauen zu mir zu hegen, und bat mich, auf der Stelle ſein Manuſcript durchzublättern.

Nachdem dieß geſchehen, erwiederte ich ihm: „Ich muß mich wundern, mein Herr, wie Sie irgend Jemanden anmuthen können, Ihr Leben zu ſchreiben?“

„Nicht irgend Jemanden, ſondern Ihnen,“ erwiederte er.

„Ihr Leben taugt ganz und gar nicht, um durch den Druck verherrlicht zu werden. Weshalb ſoll ich nun zu der Ehre kommen, Sie zum Helden einer Novelle zu machen?“

„Weil die Helden Ihrer bisherigen Novellen auch nichts taugen,“ erwiederte er kaltblütig.

Es war ein ſchlagendes Argument.

Durch die breiten Straßen der ſchönen und großen Reſidenz ging zögernden Schrittes ein junger Menſch. Während er ſich der Prachtgebäude und reichen Läden freute, ſchien ſein eigener freundlicher Anblick, der ſchlanke Wuchs, die friſchen Wangen und die regelmäßigen Züge manchen Vorübergehenden ebenſo zu erfreuen. Des Weges ungewiß, ſah er ſich jetzt um nach Jemanden, der ihm antworten könnte, als ein hübſches junges Mädchen, ſeine Noth errathend, ihn anredete:

„Der Herr iſt wol auch noch nicht lange hier?“

„Seit einer halben Stunde — antwortete der Gefragte — gehe ich nun ſchon durch die Stadt, und glaubte mit jedem Schritte zum andern Thore hinauszukommen, aber immer gerathe ich in eine neue Straße, die wo möglich länger iſt, als alle vorigen. Das hatte man mir in London nicht geſagt. Sie meinten dort, eine deutſche Stadt könne man in die Paulskirche ſtecken.“

„Gott bewahre! von London kommen der Herr! Das iſt wol erſchrecklich weit?“

„Ja, mein ſchönes Kind. Viel hundert Meilen weit über die See.“ —

Das freundliche Mädchen ſchüttelte den Kopf, und ſah den jungen Menſchen nun noch freundlicher an.

„Ich komme nur von Meißen her ſeit 'nem halben Jahre, und wie muß nun Einem erſt zu Muthe ſeyn, der hundert Meilen kommt und über die See. 'S iſt hier nicht ſo, wie zu Hauſe, das wird Er bald merken.“

Der junge Menſch lächelte mit einem fragenden Blicke.

„'S iſt ganz was Apartes in der Stadt; ein ehrlicher Menſch weiß nicht, wie er dran iſt. Hubſch und häßlich iſt Alles durcheinander.“

„Mir iſt doch nur Hübſches begegnet,“ ſagte der Fremde mit einer feinen Bewegung.

„Nein, nein, nein!“ rief das Mädchen, „ſo iſt's

nicht gemeint. Wenn, was honette Leute sind, auch recht polirt aussieht, so glaub' Er mir, die Leute sind so grob, und wenn man fragt, so antworten sie nicht, und 'nen Fremden lachen sie aus. Ich weiß, wie mir's ging vor sechs Monaten mit den schnippischen Antworten. Drum, wenn ich jetzt 'nen Fremden auf den Straßen sehe, ist's mir immer, als müßt' ich ihn fragen und zurecht weisen, daß er nicht solch 'nen groben Straßenjungen braucht anzureden."

Der Fremde sah höchst verwundert die hübsche Sächsin an, denn seinem Kennerblick entging es nicht, daß er sich in ihr getäuscht hatte. Als sie ihn noch einmal vor den Buben gewarnt, die nichts im Sinne hätten, als ehrliche Leute foppen, erhielt er auf die etwas beleidigend gestellte Frage:

„Und was thust Du, meine Schöne?" — eine so derbe Zurechtweisung, daß er jeden Verkehr für abgebrochen halten mußte. Aber noch einmal, als sie schon einige Schritte um die Ecke war, kehrte sie um, und faßte ihn freundlich bei der Hand, zutrauliche Besorglichkeit im Blicke:

„Er ist ein junges, unschuldiges Blut, das sieht man Ihm an; drum nehm' Er sich ja recht in Acht. Ich weiß nicht, ob sie in London auch stehlen, aber bei uns müßte man sich die Taschen zuhalten, so arg ist's. Man sieht's ihnen oft gar nicht an, die's thun, den

ſchlechten Menſchen; aber eh' Er ſich's verſieht, ha-
ben ſie's weg, und an ein Wiederkriegen iſt nicht zu
denken."

Der Fremde aus Britannien ſtand ſo betroffen,
und gloßte dem Mädchen ſo nach, daß kein Gilray
und kein Cruikſhank ein beſſeres Original zu einer
Karrikatur gefunden hätte, wenn er einmal ſeine
Landsleute zeichnen wollte, wie wir ſie uns auf dem
Continent denken. Noch ſtand er ſo da, mit offenem
Munde, was ſein hübſches Geſicht ſehr entſtellte, als
ein junger, anſtändig gekleideter Mann, der ſchon ge-
raume Zeit dem Paare gefolgt war, mit der Frage an
ihn herantrat: „Sie kommen von London, mein Herr?
und zu Fuße? Das heißt, für einen Engländer, ſich
über große Vorurtheile wegſetzen."

Der Jüngling erröthete. Der Andere, es bemer-
kend, fuhr ſogleich fort: „Sie brauchen ſich deſſen nicht
zu ſchämen. Ich ſelbſt bin ein leidenſchaftlicher Ver-
ehrer der Fußwanderungen, und freue mich herzlich,
wenn ein gebildeter Mann ſich über thörige Anſichten
wegſetzt. Zudem liebe ich Alles, was Engliſch heißt,
bis auf die engliſchen Diebe. Sie ſind ohne Zweifel
ein Literatus, und auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe
begriffen?" Der Fremde nickte beſcheiden. Jener fuhr
fort: „Es heißt, Walter Scott würde nach Deutſch-
land kommen."

„So heißt es," antwortete der Jüngling.

„Ich bin sehr neugierig, ihn zu sehen," sagte der Deutsche, und fuhr in einem angenehmen Flusse von Fragen fort, welche den Anglomanen verriethen. Er behauptete, der große Schotte würde auch in Deutschland Stoff finden, namentlich zu seinen Diebes- und Schmugglerscenen, wenn er nur eine Reise durch die Gefängnisse und Criminalgerichte unternähme. Wenige ahneten, welche Schätze dort verborgen lägen. — Er ließ sich aus über die Deutschlands Dieben eigenthümliche Rothwälsche Sprache, und klagte, daß der Dialect im Norddeutschen weniger cultivirt sey. Er sprach über das Verhältniß zwischen christlichen und jüdischen Dieben und Raubmördern, wie in dem Unterschiede doch etwas liege, was als Surrogat zu brauchen für Schottlands Hochländer und Niedersachsen.

Der Fremde, der, beiläufig gesagt, das Deutsche recht gut, aber mit einem ausländischen Dialect sprach, hörte ihm aufmerksam, doch in stummer Verwunderung zu. Den Engländer hätte man auch darin erkannt, daß er weniger als die Deutschen redete. Erst als der junge Einwohner sich nach den Politicis und dem Zustande der Freiheit in London erkundigte, antwortete er mit einem Stoßseufzer:

„Alles verloren, Alles vorbei! Die Tyrannen haben uns niedergemetzelt. Castlereagh oder Canning!

Es läuft Alles auf eins heraus. Alle verſchworen gegen die Armen. Mit Alt-England iſt's aus!"

„Sie gehören zu den Reformern. Hüten Sie ſich."

„God dam!" ſagte der Engländer, und blieb einen Augenblick auf der langen Brücke ſtehen, indem er mit Luſt auf das von der herbſtlichen Abendſonne beſchienene Schloß hinſah. Der Deutſche ſagte: „Dieß iſt das einzige ſchöne und alte Gebäude in der Stadt. Aber, wenn Sie ein Reformer ſind, haben Sie wol wenig Sinn für gothiſche Alterthümer?"

„Es kommt drauf an — entgegnete der Andre mit einem verfänglichen Blicke — ob ſie nur vergoldet ſind, oder echt. In dem Altfränkiſchen iſt gewöhnlich mehr Reelles. Wo man wählen muß, ohne zu prüfen, greife ich lieber zum Antiken."

„Sie ſind ein würdiger Kunſtjünger," ſagte der Einwohner, der als Herr Pomponius von einem Vorübergehenden gegrüßt wurde, mit Bedeutung; — und mit eben ſolcher Bedeutung entgegnete der Fremde:

„Nun nennen Sie mir ein Wirthshaus, wo ich meines Gleichen treffe?"

„Ihres Gleichen, das wird ſchwer halten, denn wir haben keine Reformer. Aber in ſofern die Reformer Wein und Luxus verſchmähen, möchte ich Ihnen jenes Wirthshaus empfehlen — Sie gehen rechts am Waſſer lang, biegen links ein" —

„Ich weiß zu finden," unterbrach ihn lächelnd der Fremde, und rückte etwas am Hut. Aber er wußte nicht zu finden, denn mit seinem richtigen Blick ward er sogleich inne, daß dieß nicht das Haus sey, welches er suchte.

„Sonderbar," sprach er, sich in das Gewühl einer benachbarten Straße mischend, „daß mich in meiner Vaterstadt Niemand verstehen will, oder ich sie nicht verstehe!"

Bald erscholl hier aus der Menge der in der Volkssprache der Residenz wohlbekannte Ruf: „Halt den Dieb!" — Die Leute sprengten auseinander. In wilder Verwirrung lief man die Straße hinauf. „So unverschämt zu seyn, — schrie eine stämmige Bürgersfrau — bei hellerlichtem Tage einem die volle Börse aus der Hand zu reißen!" — „Hier ist der Dieb!" — rief noch lauter der Reisende aus Britannien. Er überlieferte dabei einen jungen Menschen, den er am Kragen gefaßt, der Masse, welche gar nicht geneigt war, auf die Betheurungen seiner Unschuld zu achten. Eine herbeieilende Polizei schützte indessen den Gefangenen vor ihren Mißhandlungen.

Der Fremde entfernte sich, noch ehe ihn die Polizei als Zeugen befragen und seinen Namen notiren

kennte. Bald hätte man ihn in einem entlegenen Theile der Stadt ſehen können, wo er wohlgefällig im langſamen Spazirengehen murmelte: „Dank meinem ſeligen Vormunde! Hier kann ich doch mein Glück machen.“ Aber als er in einem Winkel-Conditorladen ſeine Börſe nachzählte, ſchüttelte er den Kopf: „Lauter ſchlechte Silbermünze! Dieſe Groſchen drücken ſchwerer die Taſchen, als ſie werth ſind. Indeſſen, der Continent will einen andern Maaßſtab, als das großherzige Albion.“

Der Abend kam heran, und fand den Jüngling noch immer ohne Obdach auf den Straßen umherirrend. Wol fand er bald, daß die hübſche Sächſin ihm Wahrheit berichtet hatte. Denn je zerlumpter die Buben auf der Straße ausſahen, um ſo ungezogener betrugen ſie ſich gegen den Fremden, wenn er nach ihnen wohlbekannten Dingen fragte. Der Witz vergnügte ſich, ihn irre zu führen. Und bei dem Spott war doch keine Luſtigkeit.

Der Mond ging auf, und die Straßen wurden leer. Endlich bemerkte der Reiſende aus Britannien nur einen einzigen Menſchen, außer ſich, auf dem geräumigen Luſtgarten umherſpaziren. Nachdem Beide eine Weile ſchweigend in den Pappelalleen auf und nieder gegangen waren, trat der Andere, eine ſchlanke

jugendliche Geſtalt in einem grünen abgetragenen Ueberrocke, an ihn heran, zog mit höflicher Scheinerei den Hut ab, und fragte:

„Ew. Gnaden geht es vielleicht, wie mir? Unſre Equipage läßt uns im Stich.“

„Errathen! Ich hatte beſtimmt beordert. Aber iſt wol Kutſchern zu trauen,“ ſagte der Fremde, der in den Ton einging.

„Sagen Sie lieber, all' dem Domeſtiquenpack. Kutſcher, Bediente, alles unter einer Decke, den Herrn zu betrügen. Erſt heute habe ich den Kammerdiener fortgejagt, weil er mich mit zwei Löchern auf den Ellbogen ausgehen ließ. Es iſt eine Schande. Sind die Stiefeln wol geputzt?“

„Auf Ehre nicht! In London würde man ſogar meinen, ſie wären mit Thran geſchmiert.“

„Man muß ſelbſt Hand anlegen, Gnaden, ſelbſt! ich glaube, ich habe ſie mir heut eigenhändig geſchmiert, wenn's überall geſchehen iſt.“

„Schmieren iſt überall gut,“ ſagte der Britannier, an eine Pappel gelehnt.

„S kommt nur drauf an, wer's bekommt und wer's giebt,“ entgegnete der Einwohner. „Wo wohnen Ew. Gnaden?“

„Ich bin ein Fremder, weiß aber jetzt auf Ehre nicht, wie mein Hotel heißt, und wo es liegt.“

„Was iſt angenehmer für einen freien Mann! Wer ein Haus hat, kann nichts für ſich thun. Tauſend Leute, die einem auf die Finger ſehen. Vom Dach bis zum Keller, ſie rechnen uns Alle nach.“

„Sie haben alſo kein Logis; ich wollte ſagen Palais?“

„Ew. Gnaden werden lachen, wenn ich ſage, daß ich es ſelbſt nicht weiß. Ich halte mich meiſtens in den Provinzen auf, und bin eigentlich nur während des Carnevals in der Reſidenz. Zu der Zeit hat man's doch immer nur mit der Nacht zu thun. Alle echte Feten um Mitternacht. Wahrhaftig, ich habe ſeit drei Monaten keine Straße im Tageslicht geſehen. Unſereiner muß des Tages ſchlafen, um die Kräfte zu ſammeln.“

„Sie kommen aus der Provinz, mein Herr; wo liegen da Ihre Güter? Denn um Geſchäfte zu machen, wie Männer, die es verſtehen, dazu, meinte ich, wäre hier allein die Reſidenz tauglich.“

„Wo ich herkomme, habe ich auch nicht eigentlich Geſchäfte abgemacht. Nur einige Rechnungen abgeſchloſſen, oder Reſte abgetragen. Es iſt ein großer, ſchöner Palaſt — nicht eigentlich mein Eigenthum. Er gehört dem Staate; indeſſen werden alle Freigeſinnten dort gaſtfrei aufgenommen, wenn ſie von den Gerichten ein Atteſt einreichen, daß ſie würdig ſind. Dazu

gehört wirklich nicht viel. Und wenn man's auch noch nicht recht wäre, da in der Gesellschaft wird man's. Sie ist immer auserlesen. Alles, was man wünscht, findet man. Ich war sechs Monat dort, und es gefiel mir so wohl, daß ich nicht ein einziges Mal während der Zeit ausgegangen bin. Ew. Gnaden sind fremd hier — werden aber mit der Zeit auch schon in Spandow bekannt werden."

„Es frägt sich doch," sagte der Britannier, an dem Halstuch rückend. „Mein Vormund hat mir zwar viel Gutes von dem Orte gesagt. — Doch, wo bringt man die Nacht zu? — Giebt es hier keine Gelegenheit?"

„Hält schwer, Ew. Gnaden! für einen Fremden des Nachts."

„Nimmt man vielleicht einen Fiacre?"

„Zu den Droschken würde ich nicht rathen, Gnaden. Mit denen holt man nichts ein."

„Gut, so bleiben wir im Freien. Die Nacht ist mondhell. Ich bin ein Freund der Natur — wer kommt da?"

„Gnaden! Polizei mit dem Nachtwächter. Folgen Sie mir."

Beide waren in einem Satze über das eiserne Geländer des Lustgartens gesprungen, und liefen durch das Schloß in die eigentliche Stadt, bis sie in einer

der dunkelſten Nebengaſſen athemlos ſtill ſtanden. „Iſt hier das Palais?“ fragte betonend der Britannier. „Nein, Beſter, doch hoffe ich Freunde anzutreffen, die uns ſagen, wo was los iſt. Geben Sie mir etwas klein Geld, für den Nothfall Victualien anzuſchaffen. Denn wahrhaftig, ſie haben mir in Spandau nichts auf den Weg gegeben, als vier gute Groſchen.“ Der Britannier zahlte einige Groſchen, und bald kam der Andere mit einigen Semmeln und einer breiten Flaſche zurück. Aber ſchon aus der hellen Glasthüre des Brandweinladens winkte er dem Gefährten Stille zu, und flüſterte ihm, am Arm ihn fortziehend, in's Ohr: „Es iſt aber Alles verdächtig.“ Beide durchſtreiften noch eine halbe Stunde die entlegneren Straßen, bis ſie in die Vorſtadt kamen, wo die einzeln ſtehenden Häuſer durch große Gärten und Felder getrennt liegen.

„Es iſt kein Obſt mehr auf den Bäumen,“ ſagte der Einheimiſche, „und die Wächter ſind nicht mehr in den Gärten. Hier iſt der Zaun nicht hoch. Steigen Ew. Gnaden auf meine Schultern, und klettern hinüber, ich folge nach.“ Der Reiſende aus Britannien folgte leicht dem Rathe, und ſprang mit einem Satze in den Garten hinunter. Kaum aber war er dort auf den Beinen, als ein Bullenbeißer laut klaffend ihn anfiel. Er griff umher und zum Glück eine Bohnenſtange, mit welcher er ſich ſo trefflich in der Dunkel-

heit vertheidigte, daß ein Stoß in den Nacken das Thier für einen Augenblick stumm machte. Es war aber auch die höchste Zeit, denn schon hörte er die Stimme der Knechte, welche auf das Klaffen des Hundes herbei eilten. Der junge Mensch versuchte umsonst sich auf den Zaun zu schwingen. Den Freund draußen hörte er sein Heil in den Hacken suchen. Nur ein Ausweg blieb dem Verrathenen übrig, der gefährlichste. Er schlich den nahenden Knechten im Schatten einer Hecke entgegen, legte sich platt auf den Boden, bis sie vorüber waren, rannte dann dem erleuchteten Punkte zu, von dem sie ausgegangen. Das Gartenthor eines großen Hauses stand offen. Er ging gerade durch den Flur, aber die Hausthür nach der Straße war verschlossen. Kühn trat er seitwärts in die erleuchtete Küche, wo nur eine Köchin beim Heerde Hühner pflückte. Schon hatte er die Magd mit einem katzenähnlichen Seitensprunge, ehe sie ihn bemerkte, in den Nacken gefaßt, als er die hübsche Meißnerin erkannte. Sein Griff war so fest, daß sie nur mit gepreßter Stimme: „Mord! Erbarmen!“ rufen konnte. Da fühlte sie sich schnell losgelassen, und sah, wer es war.

„Um des Himmels willen, was macht Er hier? will Er mein Leben?“ sprach die Erschrockene, schwer aufathmend.

„Nur Deinen Hausschlüssel, Engelskind.“

„Wo-

„Wofür ſieht Er mich an?“

„Für ein gutes Mädchen, das mich nicht an den Galgen bringen will.“

„Galgen!“ rief das leichenblaſſe Mädchen, und ſah willenlos zitternd den jungen Menſchen an, jetzt erſt ahnend, was es bedeuten könne.

Man hörte die Knechte, die Hunde draußen. Aber im nächſten Augenblicke drehte ſich der Hausſchlüſſel in der Thüre, und die Sächſin ſchob ihn hinaus. Ihren letzten Blick konnte er nicht ſehen, aber als die Thür wieder verſchloſſen war, hörte er ihr Schluchzen. Es kam ihm vor, als wolle es ſagen: „Daß der junge Menſch auch ein Dieb iſt!“

Zwei Momente blieb er auf der Rinnſteinbrücke ſtehen, gerade ſo lange, als nöthig war, um: „Sonderbar!“ für ſich auszurufen, und ſich das Haus zu merken; dann eilte er mit haſtigen Schritten in die dunkle Nacht.

Er war, von Müdigkeit und Hunger begleitet, durch die Stadt ſchon wieder nach einer andern Vorſtadt durchgedrungen, als es mit einemmale von der Seite dem Verirrten zurief: „Pſt! Ew. Gnaden!“ — Hinter einem niedrigen Zaune hob Jemand ſeinen Kopf auf: es war der Freund vom Luſtgarten. Schnell war der junge Mann hinübergeſetzt. „Hier iſt mein Som-

merpalaſt, Ew. Gnaden.“ Einige Schritte entfernt, lag, halb in die Erde gegraben, mit Stroh bedeckt, eine verlaſſene Wächterhütte. Kaum konnten zwei Perſonen darin bequem liegen, noch ſchwieriger aufrecht ſitzen. Der aus Britannien meinte, es wäre ein ſehr ſchlechter Palaſt; der Deutſche aber verſicherte, hier verbringe er im Frühjahr und Herbſte oft ganze Wochen, und könne innerhalb der Ringmauern einer Stadt kein beſſeres Sanssouci ſich denken. Jener bequemte ſich, und beide krochen in die Hütte, nachdem ſie den Boden, ſo gut es ſich thun ließ, mit welken Blättern ausgepolſtert hatten. Dann ſtopften ſie noch mit Stroh und Gras die Oeffnung zu, und bald empfand der Britte die Wohlthat dieſer ſorgenfreien warmen Hütte, während draußen der Herbſtreif fiel, und ein kalter Wind blies. Der Deutſche bot ihm Semmel und Brandwein an; er nahm aber nur von der erſtern, indem er verſicherte, Männern von ihrer Lage zieme die höchſte Beſonnenheit und Klarheit. Seinen unvergeßlichen Vormund habe er noch vor deſſen ernſtem Tode erklären gehört, wie geiſtige Getränke die Moralität untergruben. Ein Glas Brandwein habe ſchon oft die kühnſten Unternehmungen zu Schanden gemacht. Der Andere, welcher dafür deſto eifriger der Flaſche zuſprach, fragte ihn, was das für ein Vormund ſey, der ſo nüchterne Grundſätze gepredigt hätte? „Es war einer

der tüchtigsten Männer seiner Zeit," antwortete der Jüngling. „Und Dank sey es der versiegenden Liebe meines Vaters, meine Erziehung diesem vielseitigen Manne anvertraut zu haben. Er hat redlich Wort gehalten. Seinen eigenen Vortheil hintansetzend, zog er mit mir dahin, wo ich am meisten lernen konnte. Seine Rathschläge waren Gold, seine Worte gediegene Wahrheit, sein Beispiel unerreichbar." —

„Was treibst Du denn für ein Handwerk?" fragte der Andere.

„Eine Kunst — sagte der Britte etwas ärgerlich — eine Kunst, nicht getrennt von der Wissenschaft. Mit Recht prägte mir mein Vormund beständig ein, die rohe Empirik, das bloße Naturalisiren zu verabscheuen, und, immer die Idee vor Augen behaltend, wissenschaftlich an jedes Werk zu gehen."

„Das mag ein rechter kluger Kerl gewesen seyn," sagte der Einheimische mit parodischem Tone.

„Nein, Alles, was er sagte, hat sich als Wahrheit bewährt. Ach, und der Edle hat sich für mich aufgeopfert, für mich ging er nach England — wir Beide sind deutscher Abkunft — und für mich mußte er dort sterben. Aber sein Name wird nicht untergehn, denn selbst die neidischen Engländer mußten zuletzt den vollendeten Künstler, ja, den Meister in ihm erkennen. Zehnmal stand er vor der Jury, und wurde

zehnmal freigesprochen. Seine Grundsätze wären ganz rein. Freiheit und Gleichheit sein Lebensprinzip. Obgleich selbst für die Grundsätze der Reformer eingenommen, wenn er in seinem Berufe arbeitete, wären sie ihm nicht mehr nicht weniger, als ein gleißnerischer Whig oder ein selbstischer Tory. Er kannte nicht allein, wie wir Alle, keinen Unterschied zwischen dem Mein und Dein, sondern auch zwischen dem Dein allein. Ich erinnere mich noch, daß er am Tage der Hinrichtung des unvergeßlichen Arthur Thistlewood zugleich dem Lord Oberrichter eine goldne Dose, und dem einen Gefangenen seine Apfelsine entwandte. So war vor seiner großen Seele kein Unterschied der Parthei, des Glaubens, des Reichthums. Schon hatte er ein bedeutendes Vermögen zurückgelegt, schon brauchte er die Kunst nicht mehr als Erwerb auszuüben; er beschäftigte sich damit, junge Engländer, die von den besten Familien als Pensionaire ihm zuströmten, zu unterrichten, als zwei bosshafte Irländer, deren Schulen er durch seinen Ruf leer von Schülern gemacht, bei einem großen Unternehmen am Krönungstage ihn in die Hände der Constables führten. Er ergab sich, und rief uns nur zu: entfliehet! Nichts half ihm seine genaue Kenntniß der Gesetze, nichts, daß ihn Englands erste Rechtskundige vertheidigten, die Jury sprach das Schuldig. Dennoch glaubte halb London, die Be-

gnadigung eines ſo ausgezeichneten Kopfes könne nicht fehlen; man ging Wetten ein, ſelbſt der Hof war getheilt. Da kam der Recorder aus Windſor zurück, er las die Liſte der Begnadigten — mein Vormund war nicht darunter. Er ward hinausgeſchleppt unter gemeinen Verbrechern. Die Gnade war ausgeblieben; an ſeinem letzten Ehrentage blieben auch ſeine Freunde aus. Solche Verkennung des Verdienſtes, eine ſolche Undankbarkeit kränkte ihn tief. Der Schmerz ſiegte über ſeine Liebe für Alt-Englands Geſetze, und er ſprach zu mir, von der letzten Staffel herab, dieſe Worte, die mir unvergeßlich bleiben werden, obgleich ſie nicht mit in ſeiner last dying speech aufgenommen ſind: „Junge! Bei Deinem guten todten Vater ſage ich Dir, verlaß dieß undankbare Eiland, das große Männer erzeugt, ſie aber nicht achtet. Die Geſetze, aus den Zeiten der Barbarei, koſten Deinem zweiten Vater das Leben. Geh' in Dein Vaterland zurück, dort herrſchen humane Geſetze, und wenn auch weniger zu lernen und zu verdienen iſt, ſo iſt doch weniger Gefahr!" — Kaum hatte er dieſe bittern Worte, traurige Reſte eines frühern Materialismus, welche nur der äußerſte Unmuth ſeiner ſonſt ſo kühnen Seele auspreſſen konnte, geſprochen, als das Brett fortgezogen wurde, und mein Wohlthäter in den Lüften ſchwebte." —

„Wo iſt denn aber ſein Geld geblieben?“ fragte der Andere.

„Das iſt ſein geringſter Nachlaß. Es wird von Obervormundſchafts wegen für die minorennen Kinder des Verblichenen verwaltet. Sein beſſerer, ſeine Kenntniß, iſt auf ſeine Schüler übergegangen.“

Der Einheimiſche kraute ſich im Kopf: „Ueberlieſ mich's doch ordentlich, wie Du vom Galgen ſprachſt, als könnte mir ſelbſt ſo was paſſiren, und 's iſt doch purer Aberglaube. Ich bin ſiebenmal vor Gericht geweſen, und komme vielleicht noch zwanzigmal vor, aber gehangen werde ich in meinem Leben nicht.“

„Es läßt ſich viel dafür und dagegen ſagen, ob es nicht beſſer wäre,“ bemerkte der aus Britannien; — aber da es ſchon nach Mitternacht war, kamen Beide überein, lieber zu ſchlafen und die Disputation auf ein andermal zu verſchieben.

Als der Fremde am andern Morgen erwachte, war ſein Kamerad verſchwunden. Und mit ihm des Britten geſtern erworbene Börſe, alle Wäſche, die er in der Taſche trug; ja ſogar ſein Halstuch hatte der Schurke ihm im Schlafe abgebunden. Weniger der Verluſt, als die Art deſſelben, kränkte ihn; denn er rief aus: „Wenn Diebe nicht ehrlich ſind, wer ſoll es

seyn?" — Glücklicher Weise fand er das Bildniß seines seligen Vaters noch in der Tasche. Er küßte es, und gelobte, nach der nächsten gelungenen That ihm eine würdigere Einfassung zu geben. Im Morgennebel ging er in der Stadt spaziren, und schon um zehn Uhr, als er bei'm Konditer frühstückte, war er mit dem Fehlenden und einer weit größern Summe Geldes versehen. Er kaufte sich elegantere Kleider, brachte das Portrait zu einem Juvelier, und suchte auf Promenaden und Kaffeehäusern Localität und Menschen kennen zu lernen. Sein geübtes Auge unterschied bald die Diebe von den Nichtdieben. Unendliches Mitleid, ja Widerwillen bemächtigte sich des Jünglings, wenn er sah, wie tief hier ein Stand herabgesunken war, den er aus vollem Beruf ergriffen, und wie die öffentliche Meinung über einen Beruf urtheilte, welcher einst Männer begeistert, deren Namen jetzt in Englands Geschichte und Poesie glänzen. Bettlerarmuth, Verworfenheit, Dummheit charakterisirten in seiner Meinung die, welchen er sich anschließen sollte. Dagegen bemerkte er mit Vergnügen, daß die Beamten der Polizei eben so humane als charmante Leute waren.

Am Abende des ersten Tages kannte er von der Residenz und ihren Bewohnern mehr, als ein Gelehrter, welcher sein Leben hier zugebracht hat. Er wollte eben das Theater besuchen, als er vor der schönen

Fronte deſſelben einen Mann bemerkte, der, ruhig in dem wogenden Gewühle ſtehend, mit gefalteten Händen nach der Saulenhalle ſeine Blicke richtete. Er war in mittleren Jahren, ſchlicht gekleidet, und trug geſcheiteltes Haar. Mit dem Gedanken, hier ein Geſchäft zu machen, näherte ſich ihm der Jüngling. Als Menſchenkenner tarirte er nicht nach der äußern Erſcheinung; die faſt demüthige Stellung, die freundlich ſichern Blicke des Mannes ſprachen von einem tiefern Werth, als ihn die Augen des Neulings zu tariren wiſſen. Aber der Mann ließ ſich auch nicht ſo leicht angehen. Der aus Britannien lernte hier zuerſt Einen von einer Secte kennen, wie ſie freilich über die ganze nördliche Welt verbreitet iſt, in jedem Lande jedoch einen andern Ausdruck gewinnt. Er legte die freundlich unſchuldigſte Miene an, indem er den Andern zu ſondiren begann.

„Was iſt das für ein ſchönes, großes Haus?“ fing er das Geſpräch an.

„Ein großes Sündenhaus!“ ſeufzte der Andere.

„Ich bin fremd in der Stadt.“

„Wohl denen, die fremd ſind in Sodom und Gomorrha! Aber Sodom und Gomorrha, mein lieber junger Menſch, waren doch noch nicht ſo arg, denn ſie hatten noch kein Theater. Und hier ſind ſie nicht mit einem zufrieden; die Weltluſt iſt geſchäftig und wird

ein zweites aufbauen. Herr, vergieb der Obrigkeit, denn ſie weiß nicht, was ſie thut.“

„Alſo ein Theater!“ ſeufzte der Britannier, die Hände faltend, „ſo viel Steine und ſo viel Luft zu einem Theater! Und wie viel Fenſter zum Hineinſehen!“

„Zum Herausſehen,“ rief der Andre, „und hinter jedem Loche ſchielt der Erbfeind, und aus jeder Scheibe guckt ein Bocksbein. Er iſt geſchäftig und läßt ſich Tempel bauen von den Weltmenſchen, die da meinen in ihrer Argloſigkeit, es ſey Alles Luſt und Freude, wo unten ſchon die rothe Flamme leckt und die leichte Decke unter ihren Füßen einſtürzt zum ewigen Grundpfuhl.“

„Eine Stadt voll reicher Weltmenſchen!“ ſagte der Fremde.

Der Andre fuhr in ſeinem predigenden Jargon fort: „Sardanapalus war reicher als der Großtürke, und mußte doch verderben! Ja, wie das alte Lied ſagt: „„Wollen wir, Herre, Dich preiſen im Stillen, ſagt man, es ſey das nur eigener Willen!““ Alle Menſchen wollen wir lieben. Aber wo thun ſie's denn, die leidigen Seelenhändler? Der Mammon iſt ihr Gott, und Lucifer ihre Freude, und ihre Himmelsbraut kennen ſie nicht, wenn ſie vor ihnen ſteht im ſilberblauen Kleide, und ihnen die Hand reicht. Sind das Prediger, ſind das Prieſter, denen das Weltvolk und die geputzten Weibsbilder nachlaufen, und um die

Kanzel das Maul aufsperren, als würde ein Bärentanz aufgeführt. Der verkrüppelte Höllenbrand! Schwarz ist er, weil er durch und durch verbrannt ist. Ja, wäre er noch von einem christlichen Satanas besessen; aber durch und durch spukt ein leidiger heidnischer Platonius, wie ihn unser Herr Pastor nennt."

Der Britannier hatte mit Theilnahme die Hand des Biedermannes gedrückt, und während er die gerührten Blicke zu Boden senkte, die Tiefe seiner Taschen gemessen. Er klagte über die Schlechtigkeit der Welt, und so gewann sein einfach herzlicher Ton den Aelteren, daß dieser ihn an die Brust drückte und ihm zuflüsterte: „Es giebt noch ein Häuflein Gerechte hier, ihretwillen steht die sündige Weltstadt noch eine Weile." Und eine Weile lagen Beide einander in den Armen und weinten, von Rührung überwältigt. Als sie von einander abließen, hatte der Held dieser Geschichte aus der Rocktasche des ältern Freundes zwei Tabacksdosen und drei Schnupftücher zum Andenken gezogen.

Mit seiner Beute eilte er schnell in das Gewühl der Theatergänger. Der Andere verfolgte ihn nicht. Dagegen fesselte ihn an der Kasse ein Wortwechsel. Ein Jüngling von zärtlicher Natur stritt sich mit dem robustern Pomponius, welcher ihm einst beim Eintritt in die Residenz so seltsame Fragen stellte. Man war uneinig, ob man die letzten Parquet- oder Parterre-

Plätze zu nehmen habe. Der Feinere, für jenes gestimmt, sagte, sich sträubend: „Bester Pomponius, bedenke meine ausgebreitete Familie! Wenn mich eine Seele im Parterre erblickte! Es giebt Rücksichten, die man nicht immer mit Genialität überwinden darf.“ —

„Bist Du von Perlemutter oder indianischem Vogelnest? — fragte Pomponius erbittert. — Für einen Mann, der Bildung und Urtheilskraft haben will, ist nur das Parterre ein schicklicher Ort. Da bewegt sich frei der Freie, da findet der Gesinnte den Gleichgesinnten, da entsteht allein ein wahres Publikum, eine öffentliche Meinung, da herrscht keine Polizei, ganz wie in England; es bildet sich eine vox populi, eine vox dei, ein nationaler Geschmack!“

„Alles recht gut, lieber Pomponius, aber wozu ist der Geschmack nöthig? Laß doch den den Recensenten, und uns Bequemlichkeit und Anstand im Sperrsitz.“

„Sperr' Dich ein, sperr' Dich los, sperr' Dich ab, und der Damen der Langeweile spinne sich um Dein Colibrigehirn.“

„Es ist nur Achtung für meine Familie. Ich selbst würde mich ja gern —“

„In einen Backofen setzen — unterbrach ihn der pistolisirende Pomponius — und ausbacken lassen von der Mama und den Cousinen zu einem Societätsstehaufmännchen mit Bleipedal und Hollundermark. Laß

Dich braten, brüten, brennen, brauchen; aber ein Mann im Theater iſt nur der, der im Parterre ſteht und Herr ſeiner Füße iſt, wenn's Noth thut."

„Und wenn's die Polizei erlaubt. Und dann, — flüſterte der zarte Cajus dem Freunde in's Ohr, — aber der Reiſende hatte für ſolche Zuflüſterungen auch Ohr — dann, meine Brieftaſche mit den Treſorſcheinen! Du weißt aus Erfahrung, daß im Parterre —"

„Ein Parterrebillet!" ſchrie Pomponius an der Kaſſe.

Cajus bat um das eine Parquetbillet; das letzte wurde für ſeinen Gulden dem aus Britannien zugeſchlagen. Beide fanden neben einander Platz. Der Britte ſuchte die Belehrung des Andern über Kunſtangelegenheiten, und nicht ohne Früchte, denn als er nach dem zweiten Akte das Theater verließ, war er um eine Brieftaſche und funfzig Treſorſcheine reicher.

Unter der Laterne in einem der Kirchenwinkel beſah er die Beute des Tages, und packte die Schnupftücher, Tabacksdoſen, die Brieftaſche u. ſ. w. zuſammen. Bis jetzt hatte ihm nur etwas gefehlt, eine Trödlerin von geprüften Grundſätzen. In dieſem Augenblicke vermißte er mehr — das neugefaßte Bild ſeines Vaters. Seine Taſchen hatten keine Löcher, und es war doch fort. Er war mit Niemanden in

Berührung gekommen, als dem Frommen und dem Zarten, und es war doch fort. „Dummkopf!“ rief er, sich vor die Stirn schlagend, daß Du nicht beachtetest, als Cajus den linken Arm um Deine Schulter legte, einen Freund zu begrüßen, daß Du auf die Versicherung von seiner ausgezeichneten Familie etwas gabst! Aber wer hätte in dieser unveränderlich gutmüthigen, in dieser phlegmatischen Miene nicht einen ehrlichen Mann vermuthen dürfen!“

Aber er hatte doch funfzig Treforscheine, und ehe funfzig Secunden vergangen, ein anderes Gesicht, wenigstens anders als das demüthig dumme, unter dem ihn der bestohlene Cajus kannte. So saß er am Abende mit gespitzten Ohren im ersten Kaffeehause, wo er seine Residenzstudien fortzusetzen pflegte. Was ihn dazu vermocht, weiß er nicht, aber er brummte für sich eine spanische Romanze, deren englische Uebersetzung in London sehr gebräuchlich ist. Sie wird auf den Gassen gesungen, und schon an der Melodie erkennen sich Leute vom Metier:

Nach Sevilla, nach Sevilla.
An des stolzen Flusses Wogen.
Nach Sevilla möcht' ich pilgern.
Wo einst stolze Mohren wohnten.
Jetzo wandeln durch Sevilla
Schlaue Mädchen, kühne Burschen.

In Sevilla, in Sevilla,
In der Straße nach dem Ufer,
In der nächtlich tiefen Stille
Schreitet auf und ab bedächtig,
Tief verhüllt in der Mantilla,
Immer nach des Mondes Strahlen
Und der Giebel Schatten blickend,
Immer lauschend, ob kein Fenster
Auf der dunkeln Seite klirret,
Also schleicht der kühnste Maje,
In den Händen keine Zither,
Sondern eine lange Leiter.

Aus Sevilla, aus Sevilla!
Auft ihm aus dem Giebelfenster
Eine wohlbekannte Stimme.
Donna Marcia, Don Antonio,
Esteban, der lange Lümmel,
Auch der Hausknecht Guacharero
Und die keifende Sibylle;
Alle steh'n mit Bohnenstangen
Und mit Knütteln, dich zu grüßen.
Ob's der Teufel ihnen sagte,
Mag der Teufel selber wissen,
Aber, Cochadillo, los ist
Ach des Teufels ganze Sippschaft,
Und du bist auf's Haar bekannt ja.

Aus Sevilla, aus Sevilla,
Andalusiens bester Maje!
Auch in Malaga giebt's Hiebe.

Und viel reich're noch in Cadix,
Alles altkatholischen Christen,
Wohl erworben, guadèria,
Und mein Herr ist, mußt Du wissen,
Enkel von getauften Juden.
Wenn Du auszaumst Judenkisten,
Weißt Du, ob's Dein Heiliger gern sieht,
Daß Du, Sohn von alten Christen,
Schleppst Dich mit beschnittnen Schätzen!

Aus Sevilla, aus Sevilla,
Cachadito, bester Majo!
Schlimm ist, mußt Du längst ja wissen,
Mit der Polizei zu spaßen.

Er hatte nicht geglaubt, als er das Lied bei sich brummte, daß die Melodie auch hier bekannt wäre. Aber das „Guten Abend!" eines Stutzers, dessen flüchtige Bekanntschaft er heut Morgen gemacht, überzeugte ihn davon. Der Incomparable, dessen Gesicht in der gethürmten Halsbinde versank, eine, wie er längst anerkannt, sehr nützliche Tracht für Leute seines Standes, klopfte ihm freundlich nickend auf die Schulter.

„Versteh' ich gleich nicht spanisch, sagte er, habe ich doch lange die Melodie nicht so eindringlich singen hören. Wenn Sie, Verehrtester, sie auch deutsch können, so begleiten Sie mich in eine Gesellschaft, wo das hingehört. Ihr Lied soll Wunderdinge thun, und ich

ſchätze mir's zum Vergnügen, einen ſolchen Fremden bei unſern Bekannten einzuführen."

Das war eine Einladung in beſter Form. Der aus Britannien drückte die Hand des Stutzers mit dem Zeichen, das am Guadalquivir wie an der Themſe für die vom Handwerk gilt. Endlich hoffte er Männer zu ſehen, die er Brüder nennen durfte; endlich glaubte er, auch in Deutſchland die Ehre zu finden, an die ihn die zerlumpten Straßendiebe bis jetzt hatten zweifeln laſſen. In der Droſchke ſprachen Beide von gleichgültigen Dingen, wie es unter Männern von Welt ſtillſchweigendes Uebereinkommen iſt, um nicht den roheren Antheil des Enthuſiasmus zu verrathen.

Die Droſchke hielt. Sie traten ein — ein in ein hellerleuchtetes Haus — ein in einen brillanten Saal. Aſtrallampen, Kronleuchter, Kreiſe von Damen in Sammt, Seide, Federhüten; ſchwarze Herren in gedankenvollen Winkeln ambulirend. Der Fremde aus Britannien, leichthin als Erfinder, als Verbeſſerer der Dampfmaſchinen, der Dame des Hauſes, dem Wirthe vorgeſtellt, war aufgenommen, war hineingezogen in die Kreiſe liebenswürdiger und ernſter Unterhaltung, ehe er wußte, wo ſeine Sinne geblieben. War ſein Vaterland in der Cultur ſo fortgeſchritten, daß die glänzendſten Aſſemblées ſeiner Standesgenoſſen in London

von gegen diese Versammlung wie ein Dorfball gegen ein Hoffest erschienen!

Warum drückte man ihm nicht wieder die Hand? Verstand man ihn nicht? Warum sprachen die ernsten Herren so ungläubig vom Dampfwesen, warum äußerten sie sich so entschieden gegen allen Dunst und Dampf? Warum schäkerten die Damen um so ganz gleichgültige Gegenstände? warum war eine solche Verstellung in einem solchen Kreise nöthig? Einmal glaubte er, daß das Gespräch zur Wissenschaftlichkeit, zum Berufe zurückkehren werde, als man mit allgemeiner Theilnahme die Anekdote von einem Hausschlüssel besprach. Es kam aber nichts weiter heraus, als daß ein Ecossaisentänzer beim gestrigen Ball: den langen, schweren Hausschlüssel in der Rocktasche vergessen. Man lachte nur über die komische Figur des fliegenden Rockzipfels bei'm Herauf- und Hinuntertanzen. Jede ernste Anwendung unterblieb. Er war abermals getäuscht.

Man forderte ihn zu einer Bostonpartie auf. Aber unbeareifliche Angst faßte den Jüngling, als er sich niedersetzen wollte. Der erste Zweifel. Man hatte silberne Marken gelegt. Sein Beruf trieb ihn, jetzt nachdem er wußte, wo er sich befand, oder vielmehr nicht befand, sie einzustecken; eine andere Stimme sagte ihm: dies wäre hier unschicklich. Dem tödtlichen Kampfe zwischen einer doppelten Pflicht zu entgehen, riß er

ſich los, vorgebend, die engliſchen Poſtenaeſetze wären verſchieden von den deutſchen.

Es ward Muſik gemacht und geſungen. Leicht wäre es ihm geweſen, die Taſchen der aufmerkſamen Hörer zu viſitiren; aber auch hier rief ihm die innere Stimme unbegreiflicher Weiſe zu: „Du darfſt nicht.“ In dieſer Höllenpein wurde er beſtändig um ſeine Meinung gefragt. Er mußte loben, ohne das geringſte zu verſtehen, und die Angſt wuchs mit jedem Momente, wenn er die um ſich her erkannte. „Bravo, brave!“ klatſchte ein zierlicher Discantmann, und bob ſich auf den Zehen. Der Britte erkannte in ihm Einen, dem er geſtern eine Uhr genommen. Eine Dame ging vorüber, er hatte ihr einen Pompadour entriſſen. Die Thür ging auf, und Cajus trat mit dem Notenblatt herein. Cajus hatte ihm zwar, wie er vermuthete, das Portrait des Vaters, aber hatte er ihm nicht funfzig Treſorſcheine entliehen! Kaum hielt er ſich mehr auf den Füßen. Da ſang man:

Nach Sevilla, nach Sevilla —

und es brauſte ihm durch das ſiedende Hirn. Man klatſchte, man überhäufte den Sänger mit Lob. Aber der Sänger, derſelbe Stutzer, der ihn eingeführt, flüſterte denen um ihn etwas in's Ohr, und Aller Augen richteten ſich auf den hocherröthenden Jüngling. „Nach Sevilla! Nach Sevilla!“ tönte es von allen

Seiten. Die jungen Damen faßten ihn bei der Hand, die Herren eilten, ihnen beizuſtehen. „Das iſt der wahre Sänger des ſpaniſchen Sevillaliedes!“ ſcholl es durch den ganzen Saal. Da ſank ein Schleier über die Augen des Fremden, der Boden unter ihm wankte, eine helle Flamme züchte durch den Saal, das Bild eines vaterländiſchen Galgens ſtieg aus dem Gluthmeer auf; er riß ſich gewaltſam aus den Händen der erſchreckten Schönen, und ſprang in's Nebenzimmer, wie ein Raſender. Dort erſchreckte er ein Dienſtmädchen, daß ſie ein Brett mit Punſchgläſern fallen ließ. Aber ehe die Gäſte ihn faſſen konnten, hatte der Fremde, zu ihrem unendlichen Erſtaunen, das Fenſter aufgeriſſen, und war mit einem Satz hinuntergeſprungen in die dunkle, regnigte Nacht.

„Warum denn nicht? Warum denn nicht?“ rief der Jüngling, gepeitſcht, zerriſſen von innerer Angſt. So lief er durch die Gaſſen, unachtſam, daß er ſich von unten bis oben beſpritzte. „Woher dieſer Zweifel, woher dieſe Ungewißheit? Will mein Dämon mich verſuchen? Iſt denn meine Ueberzeugung erſchüttert? Hab' ich meinen Beruf verkannt? — Mit nichten. Und woran ſcheiterte ich? — An den Regeln, den elenden Geſetzen einer oberflächlichen Convenienz. Man-

neskraft, reife Plane, tief Gefühltes, an der dürftigen Sitte eines dürftigen Lebens, ohne moralische Kraft."

Lange raisonnirte er gegen die usurpirte Macht der sogenannten geselligen Rücksichten, und doch fühlte er, daß ihm, selbst das einemal, als er vor der Jury gestanden, nicht so beklommen zu Muthe gewesen, als in dieser Gesellschaft. Und er lief mit bloßem Kopfe, ohne Mantel, im Dunkel umher. Da wuchs in ihm der Ingrimm, er rief die Schlauheit zu Hülfe. Die Rache erschien. Er erinnerte sich, daß eine Schöne lächelnd zum eleganten Discantmanne geäußert hatte: „Und Sie tragen heute einen Schatz bei sich, Herr Doctor?" Der Elegante hatte erröthend sich verbeugt, und die Schöne darauf gesagt: „Hüten Sie sich, daß er Ihnen nicht gestohlen wird, ich sah ihn draußen aus Ihrer Manteltasche vorblicken." Der Britte beschloß, dem Doctor aufzulauern. Er wartete zwei Stunden, bis der reiche Mann, die Gesellschaft verlassend, mit leicht umgehängten Mantel nach Hause eilte. Er ihm nach. Im Augenblicke, wo er den Hausschlüssel umdrehte, entriß ihm der Britte von hinten den Mantel, und floh windschnell um die Ecke. Bei mitternächtlichem Laternenscheine zog er den Schatz heraus — „ein Trauerspiel in fünf Akten von Doctor N. N. Manuscript." Aergerlich warf er die Rolle in den Kanal, und suchte sein gestriges Nachtlager auf. Beim Hin-

einkriechen fühlte er, daß es schon besetzt sey. Der Schlummernde erwachte, es war der junge Freund vom Lustgarten.

„Ha, Schändlicher!“ rief der Britte. „Wo ist mein Geld?“

„In alle Welt verflogen,“ lachte der Andere.

Der Britte wollte zürnen, die trockne Gleichgültigkeit löschte den Zorn. Der Einheimische theilte mit ihm die letzte Semmel und die letzte Wurst, denn den Fremden mahnte die Mitternacht, daß er nur Thee und Zuckerwerk genossen, und der Friede war geschlossen. Der Engel desselben breitete seinen Fittig über die Häupter der Schlummernden aus.

Nach einer kalten Nacht standen Beide frierend und hungrig auf. „Ich will verdammt seyn, schlaf' ich hier noch eine Nacht, — sagte der Einheimische — willst Du mit mir kommen, verschaff' ich Dir ein gut Quartier und warmes Frühstück.“ —

„Wo denn?“ —

„Ich stehle aus einem offenen Laden etwas weg, lasse mich greifen und gleich auf die Polizei bringen.“

„Bist Du wahnsinnig?“ —

„Au contraire! sehr nüchtern. Das thun viele von uns, wenn sie nichts Besseres gefunden haben.

Was können sie mir thun um 'ne Gießkanne oder 'nen Kamm? Während vier Wochen Untersuchung eine warme Stube, warmes Essen, gar nichts zu arbeiten und gute Gesellschaft — nachher müssen sie mich doch einmal los lassen. Lebe wohl. Viel Vergnügen!"

Es geschah, wie er es angegeben.

„Elender Bube!" sprach der aus Britannien für sich. „Heißt: nichts liegen lassen, stehlen! Dann wäre es freilich leicht, zu Ruf zu kommen. Und unter diesem Gesindel, das weder Ruf noch Beruf kennt, nicht Sitte, nicht Gemeinsinn, soll ich meine Tage verbringen! Keine Ehre winkt, keine Gefahr schreckt. — Wie oft verklagten wir in den Tavernen der City die Barbarei der altbrittischen Gesetze. Heil ihnen, denn die Aussicht des Galgens macht dort Diebe zu Männern."

So monologisirte er, als ihn plötzlich Jemand mit gedämpfter Stimme anredete:

„Wie können Sie denn hier stehlen?"

Erschreckt blickte er sich um, zu sehen, nach welcher Seite er der Polizei am besten entkommen dürfte. Es war aber nur ein trotziger Straßenbube. „Ich weiß nicht, wer hier ein Recht hat, sich um mich zu bekümmern? Ich bin doch ein Mann, der über den Verdacht hinaus ist."

„Doch haben Sie gestern und heute so viel gestohlen, als nie Sitte und Recht war bei uns."

„Sind Sie von der geheimen Polizei?“

„Nein. Aber wenn Sie das Stehlen nicht unterlaſſen, könnte es Ihnen ſchlimm gehn.“

„Wer will mir denn meine Kunſt verbieten?“

„Unſer Altmeiſter legt jedem Pfuſcher das Gewerk“

„Was! iſt Stehlen hier keine freie Kunſt? Iſt es ein Handwerk geworden, dem Zunftzwange unterworfen? Herrſcht nicht im Lande Gewerbefreiheit?“

„Hat Alles ſeine Richtigkeit. Ein Patentmeiſter iſt aber hier noch nie auf den grünen Zweig gekommen, und ich wollt's Ihnen nicht rathen.“

„Weshalb nicht? Was proſtirt man als Zunftgenoſſe?“ —

„Das kann ich Ihnen nicht ſo genau auseinanderſetzen. Meine Sache iſt's nur, Achtung in dieſem Viertel zu geben auf Alles, was vorgeht. Aber kommen Sie zur Frau Drachen.“

Der Bube führte ihn in einen entlegenen Trödelkeller. Als er die ſchmutzigen Stufen durch eine Maſſe alter Kleidungſtücke hinuntergeſtiegen war, kam ihm ein Satan von Weib entgegen. Klein, mit zwei Höckern, ſchmutzig, faſt ohne Haar, und mit einem Geſichte, auf dem alle Leidenſchaften Spuren hinterlaſſen hatten. Mit aller Heftigkeit, deren eine gedämpfte Stimme fähig iſt, redete ſie den Eintretenden an:

„Aber Goldjüngelchen, bei allem Kreuzmohrenelement und der Trompete von Jerusalem, — wie kannst Du solch' Zeug hier aufstellen, daß wir Alle in puren Ruin kommen möchten, und honetter Erwerb aus ist? — Hat doch der Kickindiewelt zusammengetragen und gestohlen, als lägen in der Residenz die Schätze von drei Mohrenreichen! — Was bist Du denn für ein Satanskind? — Kommt vorgestern splitternackt her, und denkt, er sey ein Potentat. Modestie, Modestie, Jüngelchen! Laß Andern auch was. — Glaube, Er hat noch kein einzig Mal gesessen, und will solche Apartität hier anfangen! — War doch alle Polizei wie toll. Dreimal haben sie meinen Keller visitirt, und nichts gefunden, und die Drachen hat gezittert und gelacht. — Das, Mueje, untersteh' Er sich nicht wieder. Manches hab' ich erlebt, aber zuviel ist zuviel. So ein Brausekopf möchte die ganze Welt gleich umstoßen, aber warte, Er stößt sich den eigenen Kopf an der nächsten Mauer." —

Der Britte antwortete der Hexe mit gleich hohem Tone, trotzend auf das Recht der Freiheit. Doch fragte er, welche Vortheile der Zunftzwang gewähre?

„Goldjüngelchen, nimmst Du Vernunft an? — antwortete sie — So ist's recht. Du mußt nicht denken, daß unsere Polizei wie Eure in England ist. — Wo solch' ein Blaurock ehrliche Leute wittert, — und

er wittert immer fort — da kriegt er's auch mal 'raus. Probier's, und lauf' noch zwei Tage 'rum, ſo fangen ſie Dich, nicht um's Metier, ſondern weil Du 'rumläufſt. Bei uns aber hilft Einer dem Andern, und da läßt ſich wol Sand den Spitzbuben in's Auge werfen. Zweitens, wenn Du nun attrapirt wirſt, wer hilft Dir aus der Schlinge? He? Für 'nen Patentmeiſter zeugt keine Seele. Und wenn ſich das vornehme Volk gegen uns verſchwören thut, dann müſſen die ehrlichen Leute auch zuſammenſtehn. Verſtanden?"

Nachdem der Britte ſeinen Willen erklärt, und die Frau verſprochen hatte, ihn nach Tiſche in die Verſammlung einzuführen, beſtand ſie vor Allem darauf, daß er den vornehmen Rock ausziehe, denn ſolche Kleider lockten nur den Teufel an, und die Polizei wäre ihm ſchon auf der Spur. Unſer Held folgte nicht ungern der Anweiſung, da er geſtern ein Haar am vornehmen Leben gefunden hatte. Als es dämmerte, ſprang der wachthabende Straßenjunge haſtig in den Keller hinunter, und verkündete: die Meiſter wären zuſammen, und der Fremde möchte kommen. „Nun nimm Dich zuſammen — ſagte die Drachen — das ſind Dir kluge Herren, die werden Dich in's Gebet nehmen, aber ſey dreiſt, ſo lernſt Du was, wenn Du einſt in's Criminal kommſt." —

In einem Hinterhauſe der engſten Quergaſſe mußte

der Jüngling warten. Ueberall sah es verdächtig aus. Nach Verlauf einer halben Stunde kam die Drachen freudig zurück: „Geh' hinein, Goldjungelchen, Alles ist richtig, der Doctor ist sehr gnadig. Sie haben viel Gutes von Dir gesprochen. Sey dreist." — Es öffnete sich eine Thür, und der Dritte trat in ein ziemlich geräumiges, doch niedriges Zimmer. Es schien eine Spinnstube zu seyn, wenigstens saßen eingeumber schmutzige Weibsbilder am Rocken. Aeltliche Männer und einige jüngere Kerle standen, meist in zerrissenen Kitteln, Wenige in abgeriebenen Ueberröcken in den Winkeln und in der Nähe der Fenster. Nur Einer von jenen, eine Art Vorsteher, saß an einem Tische. Sein widriges, heimtückisch grinsendes Gesicht wurde durch die rothe Nase und verrostete Brille noch mehr entstellt. Er schrieb, ohne auf den Eintretenden zu achten, und die Anwesenden schienen solchen Respekt vor ihm zu haben, daß sie nur leise einander zuflüsterten. Endlich legte er die Feder nieder, räusperte sich und hub an:

Es muß hier einmal bemerkt werden, daß der Doctor, nach der Angabe des Helden dieser Geschichte, seine Worte weniger an die ganze Versammlung, als an einen Ausschuß derselben richtete, daher gewählter und gelehrter sprechen konnte; dann aber, daß wir die Rede nur aus dem Berichte eben des Helden kennen, dessen wissenschaftlich gebildeter

Sinn vielleicht mehr hineingelegt hat, als der sogenannte Doctor, ein Winkelconsulent, anderwärts Straßenschreiber, für die Genossenschaft für passend achtete.

„Verehrte Freunde! Bei diesem Erinnerungsfeste einer wohllöblichen Zunft laßt uns mit Ernst eingedenk seyn unseres Berufes. Nichts will ich sagen von jenen philosophischen Erklärungen, als wäre es ein Stand der Nothwehr, eine Verbindung der Armen zur Einsammlung milder Beiträge von den Reichen, ein Aderlaß für den Uebermuth; nichts sage ich von jenen nichtigen Theorieen; ich sage, unser Stand ist der älteste in der Welt, er hat sich überall gezeigt, und wird nie ausgehn; damit ist er vor Gott und Menschen gerechtfertigt. Womit kamen Adam und Eva auf die Welt? Mit nichts. Sie nahmen, was sie fanden. Womit fängt die alte Geschichte an? Mit Raub. Fürsten und Völker haben sich Länder geraubt, und sie werden nicht abgehn von dieser alten Gewohnheit. Wurde nicht in einem alten heidnischen Staate der Dieb von Staats wegen belohnt? Gab es je einen Staat ohne Diebe? Alles, was ist, das kommt von eben. Ich berufe mich auf das natürliche Gefühl. Ist dem Kinde, dem Wilden die Lust nicht angeboren, das Fremde zu nehmen? Warum den Instinkt unterdrükken? Haben wir nicht reiche Leute gesehn, die aus bloßer Leidenschaft stahlen? Ist es eine Schande, zu

seyn, was wir heißen? Wie weit greife die Schande über die Welt! Wie Viele, die vor unserm Namen zurückschaudern, übertreffen uns durch die That! Wir tragen die Schande, sie ernten. Aber es wird anders werden. Die Zeit der Restauration wird kommen, wo man uns wird ehrliche Leute nennen, und die Kinder sich nach unseren Schulen drängen! Aber es ist die Aufgabe unseres Standes, aus wilden Herumlaufern, aus uncivilisirten Räubern gesittete Künstler zu machen; es ist der Zweck der Zunft, zu berechnen, wie mit den geringsten Mitteln das Größte gefördert werde. Verehrte Freunde! alle Welt eifert jetzt gegen die Zünfte, es sind die schlimmen Zeiten der Neuerungen eingerissen. Wir aber wollen festhalten am Alten. — Noch etwas. Nicht, wer da spricht: ich will, der kann, sondern wer dazu geboren ist. Geboren wird die Kunst, und geboren wird der Beruf. Nur wem dieser laut im Busen schlägt, der kann ein ehrlicher Mann werden. Darum tritt auch Du, Jüngling, uns näher, uns um so werther, je ferner Du herkommst."

Der Redner netzte sich die Kehle mit einem Glase Branntwein, und fuhr in minder pathetischem Tone fort: „Uns ist sehr viel von Deiner Geschicklichkeit berichtet worden, aber wem große Kräfte gegeben sind, der muß sie nicht als sein betrachten, sondern für das allgemeine Wohl verwenden. Darum muß, wer unter

uns aufgenommen iſt, einen Theil ſeines Gewinnſes in die Gemeinkaſſe werfen, von welcher wir Vorſteher gebührende Rechnung legen. Mein Sohn, wie heiſeſt Du, und woher biſt Du gebürtig?" —

„Eduard Walter, und hier aus der Reſidenz."

„Walter!" rief der Doctor aus, und rieb ſich die Stirn. „Walter, Eduard! Welche Erinnerungen erwachen da!"

„Unmöglich!" ſagte der aus Britannien, „ſchon als Knaben führte mein Vormund mich nach England, denn mein Vater ſtarb —"

„Im Arbeitshauſe" — fuhr der Doctor entzückt auf.

„Zu Straußberg," fiel Eduard ein, „vor zwei und zwanzig Jahren; ich ließ nur in London das Atteſt des Inſpectors zurück."

„Sohn des großen Mannes, an mein Herz!" rief, überwältigt von freudigen Gefühlen, der Vorſteher, und ſchloß ihn in ſeine Arme. „O, wenn Du dies noch ſähest, würdiger Freund! Ja, Sohn des Verklärten, Dein Vater war ein feiner, edler Mann in jener rohen Zeit. Er ſtrebte dahin, die Geſetzlichkeit in unſerm Stande einzuführen, aber, ach! er mußte, kaum mit Hoffnung einer beſſern Zukunft, dahin gehn, und ließ mich als Erben ſeiner großen Gedanken. Du haſt ihm Ehre gemacht, Du haſt Dich brav

gebildet, wenn auch im Auslande. Ich bin gegen ausländische Erziehung, aber Heil ihr, wenn sie uns solche unverderbene Gemüther zurückschickt. Freunde, es hat wohl keinen Zweifel, daß wir dem Sohne des großen Walter, abgesehen von der eigenen, von uns kaum erblickten Geschicklichkeit im Taschendiebstahl, die Probejahre schenken und ihn gleich zum Gesellen machen? Hier ist wahrer Adel, was die heidnischen Dichter nannten: paterna virtus!"

Eduard erröthete, denn er mußte sich gestehen, daß jenes Lob ihm nicht gebühre, da er selbst in dem Taschendiebe Cajus einen Meister gefunden. Es ging ein Murmeln durch den Saal, der Vorsteher fuhr fort:

„Somit spreche ich Dich, Eduard Walter, vom Lehrburschen los, und nehme Dich auf als Gesellen in die Innung der **ehrlichen Leute**. Deine Fähigkeiten, mein Bruder, sind groß, aber mit ihnen steigen Deine Verpflichtungen. Nicht erst brauche ich Dir Achtung für eine Kunst einzuflößen, die Du aus wahrem Beruf ergriffen. Redlichkeit sey die Basis Deiner Handlungen, denke immer an die Gesetze der Ehre und des Staates, verwechsle nie diese Kunst mit dem rohen Handwerk eines Räubers und Mörders. Nur die Noth hat Entschuldigungen dafür, der Kunst gehören sie nicht mehr an. Uebrigens sey standhaft im Unglück, und

nicht außer Dir, wenn Du von der Polizei ertappt wirst, was einmal über kurz und lang geschehen muß. Die Strafen sind mild und menschlich, wie es in einem civilisirten Staate seyn muß. Und nun schlage ein, daß Du die Gesetze halten und keinen Bruder verrathen willst."

Kaum war dieser Aktus vorbei, als ein stämmiger, zerlumpter Kerl ohne Anmeldung hereinstürzte. „Herr Gott! — Ludwig Pritzke — Ludewig!" rief man von allen Seiten. „Wo kommst Du her?" schrie eine Schöne, und fiel ihm um den Hals. „Wir glaubten, Du wärst auf sechs Jahre nach Spandau."

„Verurtheilt war ich's auch."

„Und Du bist doch nicht entsprungen, gegen Deine gesetzliche Obrigkeit, um uns in Ruin zu stürzen?" sagte bestürzt der Meister.

„Ne, Doctor, ich habe appellirt, und da bin ich freigesprochen; wie's kam, weiß ich noch nicht."

„Siehst Du, Ludewig, — sagte jener mit gewichtiger Miene — wie das gut ist mit Protokollen und Gesetzen und Schriften, worauf Du Ungelehrter immer so schimpftest? Hätte's nicht drin so gestanden, möchtest Du noch sitzen." —

„Der Teufel, Doctor, hat doch die Schriften erfunden, um ehrliche Leute zu verderben. Und Ihm werden sie auch noch auf's Dach steigen, Doctor, we-

gen seines Consulirens und Schriftsetzens. Das merk' Er sich. Haben die Gerichte 'nen ehrlichen Kerl 'mal in der Schlinge, so schreiben sie nach aller Welt Enden, und wenn die Gerichte und fremden Länder sich auch spinnefeind sind, die Akten schicken sie einander ellenhoch zu, denn einen ehrlichen Kerl zu verderben, sind sie Alle gut Freund. Der Teufel hol's Schreiben, und Ihn dazu."

Der Versieher fluchte, schlug auf den Tisch und gebot dem Eisenfresser, augenblicklich sich zu entfernen, da seine Nähe immer gefährlich werde. Ludewig — von dem es hieß, daß ihm kein Schloß zu fest sey, und wär' es mit Ketten am Himmel genagelt — hatte aber eine Parthei, besonders unter den Schönen; er fluchte nicht minder, und Reden flogen umher, wie: „Winkelschreiber! Tintenklecker! der viel spricht und schreibt, sich aber hinter'm Weiberrock verkriecht, wenn's gilt." Die gesetzten Männer fluchten mit dem Doctor. Die Drachen schimpfte auf beide Theile. Endlich kam es von Worten zu Schlägen, und der allgemeine Tumult hätte zum Schlimmsten führen können, wären nicht zwei große Männer eingetreten. Trotz den abgetragenen Ueberröcken und den ausgeblichenen Hüten schienen sie doch von großer Bedeutung, und nicht allein der Militairkreuze wegen, welche sie an langen Bändern auf der Rockklappe trugen. Mit zurückgewor-

wersenem bedecktem Haupte, den rechten Arm in der Brusttasche unter dem Orden haltend, traten sie zwischen die Streitenden, und geboten in vornehmem Tone Ruhe. Man flüsterte: „die Herren sind da!“ und gehorchte. In wenigen Minuten war Alles in Ordnung. Ohne sich unter der Menge umzusehn oder nach der Ursache des Streites zu erkundigen, äußerte nur der Eine: „Seyd Ihr toll? Draußen ging die Patrouille vorüber. Hätten wir nicht unser Ansehn interponirt, wären sie 'rein gekommen. Wir wollen Geld haben.“ — Der Vorsteher beeilte sich, ihnen zu zahlen. Sie strichen das Silbergeld ein, und entfernten sich, ohne den Hut zu berühren, oder zu danken.

„Sind das auch Diebe?“ — fragte Eduard die Drachen. — „Bei Leibe nicht! — war die Antwort — das sind reputable Herren. Gewaltige Haudegen. Denen kann Niemand was anhaben. Sie möchten Dich todt stechen, wenn Du ihnen so was in's Gesicht sagtest. Aber wie sie ehrlichen Leuten helfen, wirst Du schon noch erfahren.“ —

Hierauf wurde über die Thaten der vorigen Woche Bericht abgestattet. Namentlich mußten die Bezirkswächter über die Patent- oder Freimeißer referiren. Unter den wenigen war auch der vorige Schlafkamerad unseres Helden. Der Vorsteher nannte ihn einen faulen, nichtsnutzigen Gesellen, den seine Trägheit vom

Guten zurückhalte, einen ſchlaffen Menſchen ohne Begriff, dem das Stehlen nur zur andern Natur geworden. Unfähig, jemals in der Gemeinſchaft aufgenommen zu werden, gleich jedem, der nicht ſo viel Geiſteskraft beſitze, ſie zu ſparen zu einem Unternehmen. Unzuverläſſig ſey er in Privatfreundſchaft wie in den Angelegenheiten der Allgemeinheit. Weil er nichts liegen laſſen könne, ſey er eigentlich unfähig, zu ſtehlen. Denn auf dem Wege zu einem Einbruch, der Tauſende bedeute, müſſe er den Zahnſtocher, der ihm in die Hände fällt, mitnehmen. Er fange immer an, ohne je zum Ende zu kommen, und ſey eben ſo unfähig zum Beſitz als zum Erwerb, kurz ein verlorenes Subjekt, deſſen Umgang jedem ehrlichen Manne Gefahr bringe. Dieſes Reſumé des Präſidenten wurde ſo ausführlich, um den jugendlichen Gemüthern in der Verſammlung zur Warnung zu dienen. Zuletzt fragte der Doctor noch, ob irgend jemand ſonſt von einer geſetzloſen That etwas wiſſe, worauf Edward die kühne und ſchlaue Entwendung ſeines Portraits durch Cajus erzählte.

Der Vorſteher fragte ſehr aufgebracht: „Wer hatte geſtern die Wache im Parquet?“ Eine Schöne ſtand auf. — „Was iſt geſtern dort entfernt worden?“

„Außer einigen Schnupftüchern und einem Perſpektive durch unſere Leute nichts.“ —

„Aber wer hat ſonſt geſtohlen, frag' ich?“ —

Das Mädchen versicherte, Niemanden bemerkt zu haben. Der Doctor, der ein Glas nach dem andern ausgetrunken hatte, gerieth in die äußerste Wuth: „Wozu hast Du Augen, Du Haderwisch? Ich muß ihn wissen. Das ist ein gefährlicher Dieb. Seit Menschengedenken ist so was nicht passirt. Du mußt es wissen, oder ich lasse Dich gerben wie Deine Schwester. Du mußt es wissen, ich will es wissen.“ Er warf das Dintenfaß dem Mädchen vor die Füße, und stieß den Tisch um. Als er mit einem Stocke auf sie losstürzen wollte, kam aber athemlos ein kleiner Junge hereingestürzt, und rief: „die Polizei!“ — Ein elektrischer Schlag durchfuhr die Anwesenden. Man sprang zu Fenster und Thüre hinaus und zerstreute sich über die Felder und durch die Quergassen. Eduard wollte nach dem Keller der Frau Drachen, als ihn Jemand am Rockschoß faßte. Es war seine Freundin selbst: „Goldjüngelchen, hier ist ein Brief, den gieb morgen ab, und merk' Dir's, daß Du Niemand kennen mußt, der nicht will gekannt seyn.“ —

Am frühen schönen Herbstmorgen stand er vor der Stubenthür des Nadlermeisters Bidermann, an welchen seine Adresse lautete. Er klopfte, aber der Einwohner ließ sich in seinem Morgenliede nicht stören, und erst, nachdem er das ganze:

Uebt immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein stilles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Seinen Wegen ab.

gesungen hatte, öffnete der fromme Mann dem Diebe die Thür:

„Herein, mein Freund! Der Gerechte tritt über die Schwelle des Sünders." Mit Schrecken erkannte Eduard den schlichten Mann, welchen er vor dem Theater bestohlen hatte; indessen war an Umkehren nicht mehr zu denken, und der Nadlermeister schien ihn nicht mehr zu kennen. Nachdem er den Brief gelesen, faltete er die Hände und sprach:

„Mein Sohn kommt aus einer gar ruchlosen Gesellschaft, wo der Brandwein mehr gilt, als des Herren Wort!"

„Sind Sie auch mit den Herren dort verwandt, Herr Bidermann?" —

„So wie Abel Kain's Bruder war und Joseph von den elf Anderen, und Loth Bürger von Sodom. — Die achten nichts da, für die giebt's keinen Sonntag und keinen Werkeltag, kein Gebot und keine Strafe, kein Gesetz und keine Liebe, keinen Wandel und keine Erbauung. Sie leben in den Tag hinein und saufen."

„Aber der Herr Doctor hält doch auf Gesetz und Ordnung?" —

„Aber er rebellirt gegen die hohe Obrigkeit, und fügt sich nie in die Gesetze des Herren. Ein Winkelconsulent, der friedliche Bürger zu Processen hetzt. Schriften verfertigt er gegen die Regierung und Gerichte, voller Gift und Galle, läßt sich bezahlen und drückt die Armen. Und der saubere Ludwig Prinke! Der ist mit keinem Bescheid, mit keiner Strafe von der Obrigkeit zufrieden, der muß immer appelliren und Recht haben, bis er sich an den Leibhaftigen selbst verappellirt hat. Und wie mag das mit unserer Kasse zugehn? Ob sie wol ein Scherflein den Armen geben? — Ich glaube, keinen rothen Heller. Ich werfe alle Sonntag meinen Zehnten in den Klingelbeutel, gebe obenein drei Bettlern Almosen, und an jedem ersten Feiertage an sieben. Wir sind alle sündige Menschen, aber der Gerechte bittet nicht umsonst. — Doch es ist gut, mein lieber junger Mensch, daß sie Dich zu mir geschickt haben, denn Du kommst aus einem Lande, wo es noch stille Leute giebt und scheinst mir selbst noch nicht so verdorben, daß das Weizenkorn bei Dir Unkraut trüge. Heute bleibe Du ruhig im Dachkämmerlein, am Abend wollen wir sehn, was uns beschcert ist."

Er faltete die Hände und führete ihn hinauf in das still verschlossene Kämmerlein, wo unser Held volle Muße zum Nachdenken fand. Wie reizten hier den

Künſtler die Geräthſchaften des Nadlers. Er erkannte Hauptſchlüſſel, Dietriche, Hakenſöcke, um Abends die Fenſter des Erdgeſchoſſes einzudrücken und Sachen herauszufiſchen, alles in muſterhafter Ordnung. Gegen Abend holte ihn ſein Wirth herunter und führte ihn durch mehrere Straßen in ein groſſes Haus, wo ſich Beide auf einem Heuboden verbargen. „Das Haus iſt leer, und Alle ſind auf dem Ball“ — flüſterte er ihm nach einer Stunde zu. Sie ſchlichen hinaus, und die Drachen führte Beide zur Thüre einer Parterrewohnung. Leiſe probirte man die Schlüſſel, und ſchon der zweite ſchloß. Noch aber widerſtand die Thüre dem Drucke. „Was iſt das? — rief der Nadler beſtürzt — das muß zugeriegelt ſeyn.“ — Er verſuchte nochmals. — „Ja, ein Riegel!“ — rief er erblaſſend aus, und ließ die Hand ſinken.

Die Drachen fluchte und wiederholte den Spruch der Diebe: „Die Schlöſſer hat Gott gemacht, aber der Teufel die Riegel.“ —

„Alles, Frau Drachen — ſagte Bidermann — hat Er gemacht, und auch die Riegel ſind von ihm. Er läßt die Seinen nicht im Stiche. Eduard, mein Sohn, klettre durch's Hoffenſter.“

Eduard, kunſtgeübt, ſchwang ſich empor, drückte eine Scheibe ein, öffnete das Fenſter, ſtieg hinein, und öffnete von innen die Thür. In der reichen, verlaſſe-

nen Wohnung fand man vieles Nehmenswerthe, doch wurde faſt nur Geld und Geldeswerth zuſammengepackt, und letzteres einem auf der Straße harrenden Mädchen zugeworfen. In einer halben Stunde war Alles in Ordnung, und die Drei kletterten nach einander auf die Straße hinaus. Kaum aber fühlte der letzte das Pflaſter unter ſeinen Füßen, als es hinter ihnen rief: „Diebe! Diebe! O les maudits!“ Im Rennen blickte ſich Eduard um, und bemerkte ein ältliches Weib, die hageren Arme aus den Fenſtern der kaum beraubten Wohnung ausſtreckend, und nach Gott, Polizei und Nachtwächtern rufend. Als er des Radlers Wohnung erreichte, fand er dieſen in der entſetzlichſten Angſt. Er rang die Hände, und beſchwor Eduard, ihn nicht zu verrathen. Eduard konnte ſich des Lächelns nicht erwehren über die Muthloſigkeit des immer Gefaßten, als auch ſeine Miene ſich verzog. Die Polizei trat ein und arretirte Beide. Bidermann wurde ſchnell wieder der Heiligen. Mit den Worten: „Was meine hohe Obrigkeit befiehlt, iſt gut und recht; thue Gutes und fürchte Niemand“ — folgte er in das Gefängniß.

In England tragen die Richter hohe Perüken und feierliche Amtskleidung, wenn ſie Gericht halten. Auch ſoll die Stimme der Meiſten ſo furchtbar tönen,

daß sie durch ganz London gehört wird. Eine solche Herkulesgestalt, mit Donnerkeilen im Mund, mit Blitzen in den Augen, mit Staubwolken zu beiden Seiten, wenn sie den Kopf bewegt, kurz das Schrecken aller ehrlichen Leute, — erwartete Eduard zu sehen, als ihn der Gefangenwärter nach drei Tagen in die Verhörstube rief. „Dort sitzt der Referendarius!“ — Eduard blickte auf, und sah einen zarten, elegant aekleideten jungen Mann die Feder schneiden, einen Bogen falten, eintauchen, und sich mit der sanftesten Stimme zu ihm wenden: „Wie heißen Sie?“ — Die donnerndste Anrede hätte den Jüngling nicht so überraschen können; aber größer wurde sein Schreck, als er in dem inquirirenden Referendarius seinen Nachbar im Theater, jenen Cajus, erkannte, der ihm das Portrait gestohlen hatte. Er wurde blaß, aber auch Cajus warf einen ungewiß schüchternen Blick auf den schweigenden Inquisiten. Er fuhr indessen mit milder, langsamer Stimme fort: — „Lieber Freund! Nicht hinter'm Berge gehalten. Wir wissen schon Alles; gestehen Sie lieber, und die Strafe wird leichter. Sie haben in der — straße die Shawls entfernt. Erzählen Sie, wie es dabei zuging?“ —

So unerwartet ihm der Anfang dieser Inquisition erschien, ließ der Britte sich doch nicht aus der

Faſſung bringen, und rief mit lauter Stimme, und keck den Inquirenten anblickend:

„Beweiſen Sie mir's!“ —

Der Referendarius ließ vor Schreck die Feder fallen, welche einen großen ſchwarzen Fleck auf das Protokoll machte. Sein Mund ſtand halb geöffnet, ſeine kleinen, ſanften Augen wurden größer. Solche Frechheit war ihm noch nie vorgekommen.

„Schaffen Sie Zeugen,“ fuhr der Inquiſit fort, ſo will ich Ihnen Alles erzählen. „Eher keine Solche, Foltern giebt's nicht.“

Aus der ſteigenden Verlegenheit riß den Inquirenten ſein College, der, raſch eintretend, die Thüre hinter ſich zuwarf. Cajus, mit leichtem Anflug von Roth auf der Stirn, ſchob das Protocoll bei Seite, und ſtreckte ihm die Hand entgegen:

„Wie geht es Dir, Pomponius?“

„Schlecht! Miſerſchlecht! In der ganzen Woche iſt nichts Ordentliches vorgefallen. Lumpereien! Ein geſtohlener Regenſchirm, höchſtens eine Uhr! — So groß die Reſidenz iſt, können wir doch Jahre lang auf was Großes warten. Ein bedeutender Einbruch, Straßenraub, Mord, Brandſtiftung — wo findet man die? — Nur die Traditionen aus beſſern, criminellern Zeiten. Cultur raubt alle Kraft zum Zeugen von Mäu-

nern. Wer sich recht anstrengt, bringt's höchstens zu 'nem Wunderkinde; um Franz und Karl Moors zu produciren, sind wir gleich schwach. — Könnt' ich nur den Menschen treffen, der Dir neulich im Parquet die Brieftasche stahl! Es war wenigstens ein schlauer Taschendieb, an denen es hier auch fehlt. Aber was hast Du hier zu inquiriren?" —

Eduard erröthete über das ihm gespendete Lob. Indessen blätterte Pomponius in Cajus' Akten, und rief plötzlich:

„Glückseliger! Wie? — Der schönste Einbruch seit sieben Wochen, den hast Du gekriegt? — Läuft's gleich auch nur auf Diebstahl 'raus, es könnte doch eine Probearbeit werden. Wenn ich nur einmal das Glück hätte, irgend auf eine Bande zu stoßen; aber bei uns sind die seltener als ein vierblätteriges Kleeblatt." Dann unsern Helden musternd, fuhr er fort: „Ist dies Einer der Thäter? — Wie? — Seh' ich recht — Sie, Sie? — O das thut mir wehe. — Ich hatte eine bessere Idee von Ihnen, vor acht Tagen."

„Ja, lieber Pomponius," sagte Cajus, „obgleich der Mensch hartnäckig schweigt, ist er doch ganz gewiß dabei gewesen, denn die französische Mamsell hat ihn und den Nadlermeister erkannt."

„Ach, Du verstehst mich nicht, Cajus," rief Pomponius; „dabei möchte er gewesen seyn, aber, aber —"

„Daß er ſo hartnäckig läugnet," unterbrach Cajus.

„Nein, da thut er recht dran. Er iſt Engländer, er handelt ganz nach ſeinen Geſetzen. Ein Selbſtgeſtändniß iſt nichts, es muß ihm bewieſen werden. Der engliſche Richter warnt ſelbſt jeden Inquiſiten, ſich nicht gefangen zu geben. Als ob bei einer Hetzjagd der Hirſch gleich Anfangs umkehrte, niederkniete, und die Bruſt hinhielte zum Todesſtoß! Pfui, es wäre keine Ehre und keine Luſt. — Aber das thut mir leid, junger Mann, daß Sie bei Ihrer einnehmenden Phyſiognomie ſich nicht über den Dieb emporgeſchwungen haben. Ein gemeiner — Spitzbube, der furchtſam, nächtlich heranſchleicht, und feig mit der Beute entflieht. Ein Räuber, das iſt was anderes. Da gilt Kraft. Da iſt gewiſſermaßen eine Wette — wer obſiegt, der gewinnt. La bourse, ou la vie, wie Schiller ſagt. Er hat immer den Rabenſtein vor Augen, und das adelt ſein Leben zur Tragödie und zum Heroismus. Die Engliſche Vorzeit hat große und gefeierte Räuber, wie den Robin Hood und ſeine Schaar. Aber auch Ihre Highwaymen ſind eine nicht zu verachtende Erſcheinung. Auf abgetriebenen Rennern, ſelbſt durch Hunger, Durſt und Strapazen halbe Skelette, fliegen ſie über die Landſtraßen, fordern, gleich den Rittern des Mittelalters, nach Fauſtrecht den Zoll von den Reiſenden, und beobachten doch alle Ge-

setze der Ehre. Ja, wenn es so etwas bei uns gäbe!" —

Der junge Mann hat mich versichert, in seinem ganzen Leben sey ihm nie etwas Kränkenderes widerfahren, als diese Anrede des Referendarius Pomponius. Bis in die Fingerspitzen habe es ihn gebrannt, diese rohe, materialistische Ansicht seiner Kunst, mit aller Begeisterung eines jungen Künstlers, zu widerlegen. Nur das Gefühl der Schicklichkeit hätte ihn zurückgehalten. Er habe sich aber damals vorgenommen, sobald er durch redlichen Erwerb zu einiger Selbstständigkeit gelangt wäre, eine Universität zu beziehen, und nach dem, dann gerade neuesten philosophischen Systeme ein Werk zu schreiben: „Der Diebstahl, wissenschaftlich begründet, oder die Kunst, ein Spitzbube zu seyn." — Hierin sollten die rohen Vertheidiger der romantischen Räuberei seine Geissel fühlen. Er hat aber den Vorsatz, der Censur wegen, wieder aufgegeben.

Da Cajus dem Inquisiten kein Geständniß ablocken konnte, wurde er dem Inquisitionsrath Zeibig übergeben, einem ebenfalls noch jungen und zarten, aber ernsteren Mann. Er trug gescheiteltes, glatt heruntergekämmtes Haar, und sprach mit einiger Salbung, aber auch auf diese Art wurde Eduard zu keinem Be-

kenntniß gebracht, und der ſchlaue Held entdeckte bald aus den Fragen, daß auch ſeine Mitſchuldigen mußten reinen Mund gehalten haben.

Als er nach einigen Tagen vorgelaſſen wurde, ſtand ſchon die Drachen im Verhörzimmer. Der Rath fragte: „Kennt Sie jenen Menſchen dort?“ — Mit ihrem widrigen Trotze entgegnete das Weib:

„Da müßte die Drachen älter ſeyn, als alle Spittelweiber, wenn ſie jeden Maulaffen, der's Pflaſter tritt, kennen ſollte. Ich habe ihn nie geſehn, und ſeh' ihn nicht, und werde ihn nicht ſehn, und wenn mir die Juſtizien eine Brille auf die Naſe nageln: ehrlich währt am längſten!“

„Frau Drachen, Sie hat einen gottloſen Mund, und es ſind ſo viel Akten über Sie geſchrieben, als Sterne am Himmel ſind.“

„Was? — fuhr die Hexe auf — ſtämmte die Arme in die Seiten, und durchbohrte mit ihren Blikken den Richter. — Akten haben ſie über mich geſchrieben — höher, wie der Marienthurm, als der Herr Juſtiz noch in den Windeln lag — Akten werden ſie ſchreiben, ſo lange die Ungerechtigkeit regiert und 's Gänſe giebt zu Federbeſen und Juſtizien. Funfzigmal hab' ich vor der Juſtiz geſtanden — und verſteh' den Rummel ſo gut, als ein Dintenklecker am grünen Tiſche, aber Recht muß doch Recht bleiben, — wie

der große Friedrich sagt — und die Zeit kann kommen, wo sich die ehrlichen Leute freuen. — He! Wie war's denn vor vierzig Jahren, als die Drachen vor'm Criminal stand! — In Ketten und Eisen haben sie mich gelegt, und ich habe gelacht und geweint, aber nicht gestanden. Die Herren wurden schwarz, wie Zunder, und kriegten rothe Perüken, aber ich lachte doch noch. — Holla! Wie wurd's mit dem Criminale da? — Der Müller hat kein Wasser und soll doch mahlen. He, womit soll er denn mahlen, womit soll er denn zahlen? — Holla, hoppei! Das ganze Hoppeichen kam auf die Festung — das ganze Criminal wurde leer, und ich unschuldig. Es lebe der König!"

Der Richter legte, aufgebracht über die Ruchlosigkeit, die Feder fort, und entließ die Gefangene. Bald nach ihr trat aber ein anderer Bekannter unseres Helden ein. Der Nadlermeister wischte sich die Stirn, verbeugte sich tief, und faltete die Hände. Der Richter fragte ihn mild: „Kennst Du diesen Menschen?"

„Kennen, Herr Inquisitionsrath? — Ich kenne ihn nicht — aber ich liebe ihn, weil er mein Bruder ist, wie alle durch den Einen meine Brüder sind. Ich habe ihn nie gesehn, bis er den Abend bei mir eintrat, und die Polizei nachkam."

„Bidermann! aber man hat Dich gesehen, wie

Du mit ihm in der — schen Wohnung die Koffer erbrachst" —

Der Nadler blickte zum Himmel, weinte einige Augenblicke, und sprach dann sehr sanft und milde:

„Ich gehe nie nach 7 Uhr aus meinem Kämmerlein, — da bete ich still für die sündige Welt. — Hat mich aber Jemand gesehn, wie ich einen Koffer erbrach, so war's der Leibhaftige, der mächtig ist über die Sünder. Was muß ich es seyn, wenn Einer aussieht durch ihn, wie ich? Ja, mein hoher und gerechter Herr Richter, Bidermann hat viel Feinde, und der Versucher ist nicht der Geringste unter ihnen, aber der schlichte Bidermann hat auch hohe Freunde, die ihn nicht werden zu Schanden kommen lassen."

Der Rath klingelte, und aus einer Nebenthür trat einer der beiden bekreuzten Bravo's, welche wir in der Versammlung der ehrlichen Leute sahen, fast so trotzig wie dort, blickte den Nadler an, und erklärte dem Richter: „Das ist der Mensch, welchen ich Sonnabend vor 8 Tagen um 9 Uhr Abends in seiner Wohnung traf."

Der andere Bravo beschwor, daß er die ganze Zeit über bei ihm in der Stube gesessen. Bidermann hörte die Aussagen, ohne eine Bewegung zu verrathen, an. Erst als die beiden Männer mit einem Blick auf

Eduard, wobei sie dem Richter zunickten, das Zimmer verlassen, und der Inquisitionsrath, des Nadlers Hand ergreifend, sprach: „Sie haben nicht mehr gesagt, als was mein Herz längst gesprochen," hub er an, die Arme über dem Kopf zusammenschlagend:

„O mein Herr Inquisitionsrath — was mein Herr Richter sagt, das geschehe! Wenn meine hohe Obrigkeit sagt: Gehe in's Gefängniß! so gehe ich gern hin, denn was hilft es vor dem, der Alles sieht, wenn der Sünder sagt: Ich bin unschuldig! Ich appellire nicht, ich habe keinen Willen, ich dulde gern, und bitte nur, daß ich mir aus meinem Hause Schmelke's Wegweiser darf holen lassen, der in jenes Jerusalem führt, von dem kein Gitter trennt, keine Mauer scheidet."

„Nein, mein Bruder," erwiederte der Inquirent, wie paßte solcher Sinn zu Ketten und Banden! Es ist sehr wahrscheinlich, daß die französische Mamsell, die Hauptzeugin gegen Euch, den Diebstahl selbst begangen hat, denn eine Trödlerin erkennt sie für diejenige Person, welche ihr von der gestohlenen Waare angeboten und sich darauf schnell wieder entfernt hat. Bei der auffallenden körperlichen Entstellung dieser Person ist an eine Verwechselung nicht gut zu denken. Zudem wurde uns angezeigt, daß der gottlose Ludwig Pritzke wieder hier ist und von der gestohlnen Waare am Leibe trägt. Er ist eingezogen, Alles wird sich

auf

auflösen — indessen habe ich Macht, Dich wieder in Freiheit zu setzen. Möge gegen jeden ehelichen Mann so der Verdacht verschwinden, wie ich im Herzen längst von Deiner Unschuld überzeugt war."

„Amen, Amen!" sagte Bidermann.

„Auch von diesem jungen Menschen," fuhr der Rath fort, „ist das Alibi beinahe erwiesen. Aber welche Verstocktheit in dem Herzen, das ein so freundlich Schild im Gesichte trägt! Er giebt ja selbst nicht einmal an, wo er am Abende gewesen. Wie kann ich ihn da frei lassen, wo er durch sein hartnäckig Schweigen den stärksten Verdacht auf sich ladet."

„Mein Herr Richter, überlassen Sie ihn mir nur drei Minuten, und ich will sehn, ob der Geist nicht auch bei ihm stärker ist, als das Fleisch."

Nach einem stillen Gespräch von drei Minuten zwischen Bidermann und Eduard, ging der letztere in sich. Er weinte heftig und anhaltend, und bekannte darauf dem Richter unter Schluchzen, wie er an dem verhängnißvollen Abend auf einem Tanzboden sich herumgetrieben.

„Richtig!" sagte der Rath mit bedenklicher Miene, „aber warum weint Er bei dem Bekenntnisse, warum kostet es Ihm so viel Mühe, es auszusprechen?"

„Die Moralität, Herr Inquisitionsrath," sagte Bidermann. „Er schämt sich des liederlichen Ortes.

Ueberlassen Sie mir den jungen Menschen; aus ihm kann noch etwas werden."

Sie waren frei, und zwei Ecken um das Gefängniß, als Eduard Walter stehn blieb, und, die Hände in beide Hüften gestemmt, ganz gegen den britannischen Ernst, aus voller Brust an zu lachen fing. Bidermann sah sich bedenklich um:

„Ist das in England Mode, mein junger Herr, zu lachen, wenn uns die Vorsehung aus der Schlinge herausgezogen hat?"

„Nein, wahrhaftig nicht, denn da thut sie's niemals. Mir wenigstens ist das noch nicht passirt, daß ich gehangen, und sie mich noch bei Zeiten abgeschnitten hätten. Das heißt dem Gericht eine Nase gedreht, und der Zufall hat gut gespielt."

„Eine gottlose Rede! Da hat kein Mensch geholfen, keine Schulweisheit, kein heidnischer Zufall — sondern das Gebet frommer Menschen. Wie würde ich's mit meinen schwachen Kräften, mit meinem schlichten Kopfe so lange vor dem hochgelehrten Richter ausgehalten haben, hätte mir nicht ein Höherer geholfen."

„Zum Leugnen!" paredirte Eduard.

„Du sündiger Weltmensch! Ich habe wol gehört von Deinem Dünkel. Aufgebläht von Schulgelehrtheit, will solch' ein junger Herr Alles erklären und ergründen und besser machen. Dünkel kommt vor'm

Falle, aber die Demuth ist die Wurzel alles Guten. Geh' in Dich, mein Sohn."

„Noch etwas, Meister, — sagte Eduard — ich bin zwar für die Aufklärung, aber es geht doch über alle Begriffe, daß selbst Diebe hier zu Gericht sitzen. Der Referendarius, welcher mich verhörte, war derselbe, welcher an jenem Tage, wo ich Euch zuerst sah, mir das Portrait meines Vaters aus der Tasche entwandte." — Der Meister lächelte:

„Ist das all' Deine Klugheit? Geht die Weisheit Deiner Bücher nicht weiter? — Da siehst Du, mein Sohn, wie der Herr Einen geblendet hat, der sehen wollte und nicht glauben. Ich selbst, mit schwachen Kräften, aber vertrauend, zog Dir, als wir einander in den Armen lagen, das geldgefaßte Bild aus der Rocktasche. Du kannst es bei mir einlösen. Gott befohlen!"

Mit mancherlei Gedanken schlenderte Eduard am Abende durch die Straßen. Er suchte nach einem gelegentlichen Nachtquartiere. Aus seinen Träumereien erwachte er bei'm Anblick eines Kellerhalses, — es war die Trödlerbude der Drachen. Er stieg die dunklen Treppen hinunter, und fand, zu seiner Verwunderung, die Bewohnerin zu Hause:

„Wie! Mutter Drachen entsprungen?"

„Geldfünzelchen! Entſpringen iſt Thorheit, denn die Polizei hat Fallſtricke, die über Meer und Berg reichen, und ſie holt den Vogel aus der Luft zurück. Aber durchgebiſſen hab' ich mich, und ohne Zähne — Worte ſchneiden mehr. Doch Mühe hat's gekoſtet, Euch, rare Brut, los zu kriegen. Thut nichts, der franzöſiſchen Mamſell mit der garſtigen Kehle gönn' ich das freie Quartier."

„Alſo die Unſchuldige muß leiden?"

„Damit die Unſchuldigen unter uns unſchuldig bleiben können. Um jeden Sperling machen wir nicht ſolche Faxen. Aber der Bidermann hat Reputation und Gönner, und kann uns helfen; darum mußte dran geſetzt werden, was da war. Meine Muhme, die von einer alten Liebſchaft etwas franzöſiſch abgekriegt hat, ſtopfte ſich vorn und hinten aus, und wackelte mit den Shawls zur Judenfrau, und that ſo furchtſam, juſt wie die Mamſell, und es gelang ehrlichen Leuten auch 'mal was. Den Ludwig Pritzke aber, der nichts mehr verlieren kann, zeigte der Altmeiſter im ſynonymen Briefe, wie ſie's heißen, wo man verkehrt ſchreibt, — nämlich das hat er weg — an's Gericht an, und die beiden Herren haben geſchworen, und der Meiſter hat dem Richter vorgeweint, und ich ihm die Hölle heiß gemacht." —

„Und so sind wir gerettet — sagte Eduard — und können sicher seyn.“

„Wenn nicht das Kind, die Mine, die unten mit der Schürze am Fenster stand und auffing, was uns der liebe Herrgott beschert hatte, wenn die mir nur nicht weich wird. 'S ist ein liebes Ding, kann keinem was abschlagen, und wenn sie hört, daß wir den Ludwig Pritzke in's Prison gebracht haben, ist sie capabel, Alles zu verrathen. Sie sitzt noch, und wenn sie die recht in die Klemme nehmen, da steh' ich für nichts.“

„Da ist's in England besser,“ dachte der Jüngling bei sich, als er auf dem einsamen Nachtlager saß; „der Spruch der Jury: Nicht schuldig! ist ein Triumph für den Freigesprochenen, ein Trompetenstoß, der die Nebel vor der Zukunft fortweht, daß sie hinter uns sich zu einem dichten Schleier über die Vergangenheit zusammenziehen. Alles ist vergessen und vergeben, während hier das ganze, lange, vergangene Leben mit allen seinen Unglücksfällen wie eine bleierne Schleppe dem Menschen nachzieht, und ihn am freien Fluge, am freien Genusse des Augenblickes und an der Aussicht in die Zukunft hindert!“

Ernst und Betriebsamkeit fördern das Glück des Menschen. Auch unser Held verscheuchte bald durch

rastloses Wirken in seinem Berufe jene Sorgen. Es verging kein Tag, von dem er hätte sagen müssen, er sey verloren. So blieb er durch angestrengte Thätigkeit und immer frohen Muth in beständigem Erwerben. Aber Reichthum ist nicht das höchste Gut des Lebens. Es giebt höhere, die nicht mit Diamanten beider Indien erkauft werden.

Drei Betrachtungen nagten an seiner Zufriedenheit. — Er war abgegangen vom Pfade der Wahrheit. Er hatte gelogen, geflissentlich gelogen, als er dem Richter angegeben, er sey während des Diebstahls auf dem Tanzboden gewesen. Es war die erste Lüge in seinem Leben. Die Erinnerung verwundete ihn tief. — Im Verlauf der Zeit kam sein früherer Schlafcamerad, der Zunftlose, wieder frei. Zerlumpt, unthätig trieb er sich im Sonnenschein und Nebel umher, und in der Erzählung seines Schicksals erkannte Eduard das traurige Loos Aller, die sich in diesem Staate seiner Kunst widmen. Ein Kreislauf von Niederträchtigkeit und Elend; keine Pläne, keine Aussicht. Wer zehn Jahr im Zuchthause gelebt, tritt wieder in die Welt, seine Freunde sind todt, seine Connexionen gelöst, selbst die Schlösser der Häuser sind abgeändert, wie erst die Ansichten und Vorsichtsmaaßregeln! Nichts hat er, als vier gute Groschen, zum Zehrgeld bei'm Abschiede erhalten, und damit steht er einer feindlichen

Welt und tausend Vorurtheilen gegenüber. Von jeder Thüre zurückgewiesen, bleibt ihm nichts übrig, als von der nächsten Hecke die trocknenden Lumpen zu stehlen, um den Rückweg zum vorigen Unterkommen zu finden. Der Zunftlose hatte gar kein Hehl, daß er es nie weiter zu bringen denke, als wieder bis zum Zuchthause. Er hüte sich nur, allzuviel auf einmal zu stehlen, damit er nicht allzu lange hintereinander sitzen müsse. Mit gelegentlichen Freilassungen sey dieß das bequemste Leben. —

Ein dritter Gedanke griff tiefer ein. Er liebte. — Wie er auch mit aller Gewalt sich dessen zu entschlagen suchte, immer kehrte er mit verstärkter Macht wieder. Es überschlich ihn, daß die hübsche Meißnerin ihn verabscheuen müsse, wenn sie ihn ganz kennte. Wie konnte er hoffen, sie von diesem eingewurzelten Vorurtheil zu überzeugen. Er fühlte, Liebe und Kunst waren unvereinbar, und es kostete ihn alle Anstrengung seiner Jugendkraft, der süßen Wehmuth zu widerstehen, und treu zu bleiben dem, was er als Beruf erkannte.

Der Winter nahte, die Nächte wurden kälter, und noch immer hatte Eduard fast kein anderes Obdach, als jene Hunde- und Wächterhütte, wo er unter Streh und welkem Rasen seine Ersparnisse verbarg. Zu spät bereuete er, ohne Paß oder Legitimation hergereiset zu seyn. Ohne alle Documente war es ihm unmöglich,

für die Dauer eine Wohnung zu finden, und zu häufiges Uebernachten in den Gasthöfen durfte ihn verrathen. Zwar wäre bei seiner Geschicklichkeit es ihm leicht geworden, irgend ein Document sich zu verfertigen, aber mit edlem Unwillen verwarf er den kaum aufgestiegenen Gedanken. Er hatte nie betrogen. Aber sein Unmuth, wie eine giftige Unkrautstaude in feuchtem Boden, wuchs. In einer kalten, einsamen Nacht, als der Frost an Händen und Füßen ihm den Schlaf verwehrte, hielt er folgendes Selbstgespräch, worin er zusammenfaßte, was ihn längst an Zweifeln gequält, und was er auch hie und da schon im Einzelnen ausgesprochen.

„Glückseliges Albion! lustiges Alt-England! warum verließ ich Dich? — Um die Gesellschaft von Gentlemen zu fliehen und unter Lumpengesindel der Einzige zu seyn, der mit Bewußtseyn lebt und handelt? Kann Stehlen Kunst seyn, wo es so entsetzlich leicht gemacht wird durch die Unerfahrenheit der Bestohlenen? Kann es Ehre seyn, wenn der Dieb sich vor den milden Gesetzen nicht zu fürchten hat? — Ohne Opposition gedeiht nichts Gutes. Wahrheit muß durch Feuer und Schwert hindurch. Selbst praktische Fertigkeit verliert sich, wo Alles in die Hände getragen wird. Weichlichkeit reißt ein, wo keine Gefahr droht. Alt-Englands hölzerne Galgen stählten den

Muth. Was giebt es hier dafür? — Eine Zunft — einen trunkenen Rabulisten — einen Krämmler, beide ohne Geist der Wissenschaftlichkeit. Gelingt es doch kaum, die einfachste Assecuranzgesellschaft einzuführen! Und was wird für alle Nachtheile geboten? Brandmarkung! Die öffentliche Meinung wird nie den Dieb in Deutschland adeln."

Sein Beschluß war gefaßt. Er wollte die Residenz verlassen. Noch einmal schlenderte er über den bunten Markt, der so oft Zeuge seiner ungewöhnlichen Thaten war, als er einen Zettel von hinten in die Hand gedrückt fühlte. Es war eine Bestellung auf heut Abend zur Versammlung der ehrlichen Leute: „Ed. W. soll sein Meisterstück machen" stand unterstrichen am Ende.

Alles ist verloren, nur die Ehre nicht, rief Franz I. nach der Schlacht bei Pavia. Alles hätte auch Eduard im Stiche gelassen, um sich von den Dieben hier zu trennen, nur die Ehre nicht. „Ich will Meister unter den ehrlichen Leuten, und dann ehrlich unter den Anderen werden" schrieb er in sein Tagebuch, und betrat am Abende die Versammlung.

Hier herrschte gewaltiger Lärm und große Bestürzung. Der Altmeister drohte und flehte, die Weiber

mit ihm; die Männer suchten einen aus ihrer Mitte zu beschwichtigen. Nur nach vielem Fragen erfuhr Eduard, daß Ludwig Prinke, aus dem Gefängniß entsprungen, Rechenschaft für den begangenen Verrath fordere. Kein Zureden, durch längeres Verweilen die Gesellschaft nicht in Gefahr zu bringen, half. Selbst dargebotenes Geld konnte den Tobenden nicht besänftigen: „Ich will keine Vernunft, ich will kein Geld, ich will keinen Trost — schrie er — ich will Euch Alle in's Unglück bringen. Daran ist mir gerade gelegen, das will ich parteut, das freut mich, das hilft mir, das soll geschehn!"

Jetzt brauchte man andere Mittel. Zwei freundliche Schwestern aus der Gesellschaft mußten den Unbändigen durch Schmeichelreden und Liebkosungen beschwichtigen, und seine wilde Kraft beugte sich in so weit vor der Schönheit, daß er in gemäßigterem Tone fortfuhr:

„'S ist nicht das allein. Das ganze Criminal hätt' ich mögen erwürgen, und Euch dazu. Als ich saß, unschuldig wie ein neugeboren Kind von wegen dem, entdeckten sie bei der Gelegenheit, daß ich drei Tage vorher, am Mittage, in 'nen Geldladen gebrochen war, indeß der Wechsler auf der Borse saß. Das gab ein Leben, die Lumperei nannten sie 'ne entsetzliche Frechheit, und — hört doch die Unverschämtheit an —

nachdem sie mir tausendmal im Urtel eine härtere Strafe darum dekretirt hatten, weil ich des Nachts gestohlen, schärften sie dießmal die Strafe, weil's am hellen Mittage geschehen. Das machte mich toll, und ich fragte sie: Wann soll man denn stehlen?" —

Der Erzählende wurde hier so wüthend, daß er mit den Fäusten um sich schlug, und selbst die zarten Mädchen nicht schonte. Es gab kein anderes Mittel mehr, den Rasenden zu beruhigen, als vermöge künstlicher Steigerung der einmal gereizten Leidenschaft, sie durch Uebermaaß zu vernichten. Man reichte ihm so viel Brandwein, bis er taumelte, und endlich ohne Besinnung auf dem Boden lag, um wie ein Stein des Anstoßes leicht gehoben zu werden.

„Es gilt heut, meine Freunde — sagte der Altmeister, als sich die Versammelten um ihn drängten — das große Unternehmen. Die längst gehoffte Stunde erscheint, wo die — schen Eheleute zusammen im Theater sind. Im ganzen zweiten Stocke ist Niemand zu Hause, drinnen aber liegt aufgeschachtelt und aufgehäuft eine Erbschaft, welche die Tausende überschreitet. Je gefährlicher das Unternehmen ist, um so nöthiger wird es, daß wir Alle mitwirken. Alle für Einen! — Einer für Alle! Jedermann wird als Wächter, als Leiter, als Auffänger, wie es ist, gebraucht, ja, wenn es zum Schlimmsten käme, sind unserer so viel, um gleich-

sam einen Volksauflauf zu bilden, durch welchen der, den die Polizei ergreift, entkommen mag. Aber Einer allein muß die Haupttat ausführen. Da es unmöglich ist, durch Hausthüre und Treppen in die Wohnung einzubrechen, muß der Kühne über Dächer fort, durch einen Schornstein sich hinunterlassen in die Schatzgrube. Ihm allein wird das Aufbrechen der Kasten, das Sondiren, das Wählen und das Hinauswerfen auf die Straße übertragen. Er fühle, der Eine, welches Vertrauen in seine Redlichkeit, in seine Kenntnisse, in seinen Geschmack die Genossenschaft setzt. Nur einem ausgezeichneten Kopfe, nur einem äußerst geschickten und schon bewährten Bruder konnte solche Ausführung überlassen werden, und, Eduard Walter, die versammelten Väter haben Dir dieß Geschäft als Probearbeit zugedacht."

Ein Gemurmel ging durch den Saal, der Jüngling erröthete, denn solche Anerkennung des Verdienstes war ihm noch nie geworden. „Muthig, mein junger Freund," sagte der Nadler; — „wem Viel gegeben ist, von dem wird auch Viel gefordert."

Man theilte das Losungswort aus: „Ehrlich währt am längsten." Es war keine Zeit zu verlieren. Mit speciellen Anweisungen der Vorsteher und unter den Gebeten des Nadlers ward Eduard in die Wohnung einer seiner Schwestern geführt. Nachdem er vier

Treppen bis in das Bodenkämmerlein der Schönen gestiegen, öffnete sie das kleine schräge Fenster; der muthige Jüngling schwang sich hinaus und klomm bis auf die Spitze des hohen Daches.

In alten Zeiten war es eine Strafe, auf dem scharfen Rücken eines hölzernen Esels zu reiten. Eine größere wäre es gewesen, gleich unserm Helden, reitend auf der äußersten Kante der, nach alter Bauart, spitzen Dächer, über drei Häuser hinweg zu rutschen, um zu dem bestimmten Schornsteine zu gelangen. Aber über alle Gefahren siegt das Ehrgefühl. — Eduard war nicht unbewandert in der neuesten deutschen Literatur geblieben. Sein praktischer Scharfblick erinnerte sich aller Derer, welche über Dächer und was dahin gehört, geschrieben hatten. Er dachte an Hoffmann's Kater Murr und wünschte sich die Geschicklichkeit dieses edlen Thieres, als er mit Angst und Schweiß balancirend, den schweren Ritt begann. — „Allerliebster Junge! nur nicht gefallen!" flüsterte die Schöne aus dem Dachfenster ihm herauf. Irdische Rücksichten konnten ihn nicht mehr fesseln.

Aber plötzlich strahlte der Mond hinter einer Wolke vor, und übergoß mit seinem Silberlichte den reitenden Jüngling und die Scenerie ringsum. Mit Schrecken bemerkte ersterer, daß er von mehreren Häusern aus gesehen werden könne, und die Gegend war eine der

bewohntesten in der Residenz. Er rutschte und rutschte weiter, und gelangte auf das zweite noch höhere Haus. Der Mond und er waren jetzt die erhabensten Gegenstände. Beide deutsche Männer sahen sich bei'm Rendezvous greß an. Feindlich, dürfte man sagen, denn niemals herrschte ein gutes Verständniß zwischen Mercur's Schützlingen und der keuschen Luna. Aber der Mond ist aus der Mode gekommen. Alles schien in dem Geisterlichte freier zu athmen. Welche Hieroglyphenschrift in den erleuchteten Giebeln! Plötzlich tönten die Glocken auf den hohen, schwarzen Kirchthürmen, denen der aufsteigende Mond nur allmählig ein weißes Hemde überwarf. Es schlug Sieben. Raubvögel flogen krächzend, durch den Klang aufgeschreckt, von den Thurmspitzen, und ein Habicht streifte, Raub suchend, die Haare des einsamen Pilgers. Die Kälte, die Nachtluft erstarrten seine Finger. Er blickte in die Tiefe, wie viel tausend flimmernde Lichter zeugten vom Gewerbsfleiß der Bürger. Er blickte aufwärts in den klaren Vollmond, und fuhr erschreckt zurück, denn das Gesicht darin warf ihm einen verwundenden Blick zu. Es zückte ihm etwas durch's Herz, als sey er nicht auf rechten Wegen, und er war doch, durch eine gute Erziehung, frei von Aberglauben. Da glücklicher Weise pfiff es von der Straße herauf, ein Zeichen, daß seine Helfershelfer heranrückten; da rief er sich ermannend

zu: „Die Pflicht gebeut!“ und rutschte weiter, bis er an den verhängnißvollen Schornstein kam. Wie der Jüngling Caledoniens auf der Eiderjagd rückwärts jähe Felswände emporklimmt, so stieg Eduard beherzt den Rauchfang hinauf, warf einige Ziegelsteine von der Bedeckung ab, und fuhr in den Schlot hinein, bis sein Gefühl ihm sagte, daß er im zweiten Stocke sey. Hier hielt er an. Doch rief ihm plötzlich die Stimme des Zweifels, immer geschäftig bei großen Unternehmungen, zu: „Ist dieß auch der rechte Schornstein?“ Er tappte umher, fühlte das bezeichnete Ofenloch, kroch hindurch, und stand zu seiner Freude aufrecht in einem Ofen. Er horchte. Es regte sich Niemand in dem Zimmer, und er drückte mit fester Hand eine Ofenkachel nach außen ein, so daß sein ganzes Gesicht einen freien Ueberblick des Zimmers gewann.

Versetze Dich, geneigter Leser, in Eduard's Lage. Wenn Dir nun, wie jenem, ein heller Lichtschein entgegen gedrungen wäre, und Du bei'm Nähtisch jemand emsig arbeitend gesehen, was hättest Du gethan? Das junge Mädchen ließ erschreckt das feine Kleid ihrer Herrschaft fallen, und sah sich um, woher der Knall käme. Mit dem Licht an den Ofen tretend, gewahrte sie den Kopf des Diebes, und fuhr im ersten Augen-

blick entsetzt zurück. In solchen Lagen allein bewährt sich der Mann. Weniger auf dem Schlachtfelde; — da zeigt sich, was Entschlossenheit vermag, wie Geistesgegenwart von keiner Widerwärtigkeit zu überwinden ist.

„Um Verzeihung, Mamsell," fragte Eduard, „wo komme ich nach der verlornen Gasse?" —

An allen Gliedern zitternd, aber eine zweite Johanna, setzte das Mädchen das Licht nieder, und suchte nach einer Waffe. Sie fand nur ihre Nähnadel, und fuhr, in entsetzlicher Wuth die Furcht verbergend, auf das Gesicht des unglücklichen Abenteurers los. Stich auf Stich folgte, und es war beim engen Raume des Ofens dem Helden unmöglich, sich zurückzubiegen, oder schnell unterzutauchen. Er schrie:

„Aber, Röschen! Röschen! Ich bin's ja. Kennst Du mich denn nicht, Röschen?" —

Das Mädchen hielt inne, und erkannte den Jüngling. Ein heller Schrei nach der ersten Pause des geisterhaften Erstaunens machte ihren Gefühlen Luft.

„Bösewicht!" schrie sie heraus, und es war kein Bösewicht eines freudig erschrockenen Mädchens, das der lauernde Schalk im Dunkeln gefangen hält.

„Dienst Du jetzt hier? Das ist mir ja lieb zu wissen," sagte er umherforschend.

„Seit meine vorige Herrschaft mich auf die Gasse stieß, weil ich Dir aufgeschlossen," rief sie schluchzend.

„Lie-

„Liebes, gutes Kind! wenn ich das gewußt hätte! Ich glaubte, Du wärest im Freischützen. Aber ich errathe, es wird gewiß zu voll gewesen seyn. Hättest Du Dich nur an mich gewandt. Das nächste Mal gehst Du mit mir hinein. Versprich mir das."

Aber das Mädchen hatte sich ermannt. Rüstig ging sie auf die Sache los, und fragte mit geschwungener Nadel: „Du unverschämter Spitzbube! Warum steigst Du hier ein?" —

Es wäre ihm leicht geworden, durch den Vorwand eines heimlichen Besuches bei der Geliebten sich zu entschuldigen; seine Situation wäre dann natürlich, seine Rettung wahrscheinlich gewesen. Doch, wie schon erwähnt, Unwahrheit war der Seele des Jünglings fremd. Er verstummte. Das Mädchen brach in helle Thränen aus.

„Ach, Du bist ein Dieb, ein gottloser Dieb, wie ich's gleich dachte — und ich habe manche Nacht um Dich geweint, weil Du auf immer verloren bist."

„Liebes Röschen! Du hast um mich geweint? — Hilf mir nur diesmal wieder aus der Klemme heraus, dann wollen wir zusammen weinen."

„Nein, Patron, nicht zum zweiten Mal. Diesmal geb' ich Dich an, denn Du kannst durch Strafe vielleicht noch gebessert werden."

„Aber, liebes Röschen, habe ich denn eine Sünde begangen?“

„Was? hast Du nicht die Bibel gelesen? Steht nicht in den Gebeten: „„Du sollst nicht stehlen?““

„Einige Gelehrten meinen, das könnte eine falsche Lesart seyn.“ —

„O Du Gotteslästerer! Versteht sich's denn nicht schon von selbst, daß die Menschen ehrlich sollen seyn, denn wozu wären denn sonst die Galgen? Und wozu sind Schlösser- und Riegelmacher? Und wie kann man denn fromm seyn, wenn man nicht ehrlich ist!“

Eine innere Wuth, ähnlich dem Fanatismus der Liebe, die sich selbst martert, durchzuckte das Mädchen. Sie weinte bitterlich, und fuhr mit der feinen Nadel in den kleinen Fingern auf ihn los. Ihn immer in's Gesicht stoßend, rief sie: „Willst Du wol ehrlich werden?“

Er schwieg, bis sein stummer Schmerz die Peinigerin tiefer schmerzte, als den Gestochenen.

„Bestes Röschen,“ sagte er, als sie inne hielt, Du weißt in Deiner Unschuld nichts von der Spanischen Inquisition; aber Gewalt kann keine Ueberzeugung widerlegen, Ueberzeugung fordert zur Widerlegung Ueberzeugung.“

„Dann werde ich Leute rufen, und der Richter wird Dich überzeugen.“

„Röschen! ruf' nicht die Leute, — zeige mich nicht an! Du bist so hübsch, Du wirst mich selbst überzeugen können, — gieb mir Unterricht."

Indem hörte Eduard von der Straße herauf dreimal pfeifen, ein Zeichen, daß die Einwohner sich näherten. Er befand sich in der schlimmsten Lage, denn an einen Rückzug durch den Schornstein war nicht zu denken. — „Röschen, Röschen! laß mich durch, laß mich entschlüpfen, ich will gewiß besser werden, ich will ehrlich werden, was Du darunter verstehest. Ich fürchte mich nie vor dem Richter, aber ich schäme mich vor ihn zu treten. — Röschen, laß mich nur dießmal los."

„Nein, so leicht wird Dir's nicht. Du dauerst mich recht sehr, aber ich traue Dir noch nicht. Ich will Dich jetzt nicht verrathen, aber Du magst hier eingesperrt bleiben zur Strafe, und bis Du Dich überzeugst. Morgen Abend um diese Zeit frage ich wieder nach." Es pfiff jetzt viermal, ein Zeichen, daß die Einwohner in's Haus getreten waren.

„Grausame! — rief der Jüngling — mein ganzes Glück, meine Hoffnung liegt nur in Deiner Hand. Gieb mir die Ofenkachel. Ich verspreche Dir, mich zu bessern, und nicht zu entfliehn." —

„O dafür ist gesorgt," sagte das Mädchen, „die

Thüre verschließe und verriegle ich in der Nacht, und durch die eisernen Fenstergitter entspringt kein Dieb."

Kaum war die Kachel eingesetzt, als die Herrschaft aus dem Theater zurückkehrte. Herr und Frau unterhielten sich über den Freischützen. Sie gehörten zu den Aufgeklärten und waren der Meinung, daß die öffentliche Darstellung solches Aberglaubens verderblich für das Volk sey. Was Eduard mehr Freude machte, war Röschens musterhaftes Benehmen auf die Fragen ihrer Herrschaft. Ohne zu lügen, verbarg sie ihr Geheimniß, und Eduard schwur bei sich: „Dieses Mädchen will ich heirathen und glücklich machen!"

Aber die Leute unterredeten sich so langweilig, und Eduard wollte in seinen Gedanken nicht gestört werden. Jugendlicher Muthwille wurde auch von dieser gepreßten Lage nicht unterdrückt. Gerade während die alternden Eheleute über die Thörigkeit des Spukes sich weitläufig ausließen, fing er zu spuken an. Er war ein Menschenkenner. Sein Seufzen, Röcheln, Stöhnen, sein ferner Wehruf verscheuchte die Aufgeklärten, und um Mitternacht war Eduard mit sich und seinen Gedanken allein; die Thüre aber war fest verschlossen. — Doch die Nacht war lang, und er müde vom Stehen. Er versuchte sich niederzukauern, es war unmöglich in dem engen Gefängnisse. Die Qual der Langeweile vermehrte, daß durch den offenen Schorn-

stein jeder Glockenschlag ihm in's Ohr gellte. Wie viel Schläge sollten noch tönen bis zu seiner Befreiung! Am Morgen gegen drei Uhr weckte ihn ein Geräusch aus einem leichten Schlummer. Es schien, als spräche Jemand in großer Entfernung zu ihm. Doch, aller Anstrengung ungeachtet, konnte er nichts verstehen. Jetzt rasselte etwas den Schornstein herab und fiel neben ihm nieder. Eduard, welcher alle Präparate bei sich trug, zündete mittelst seiner Phosphorflasche ein Wachsende an, und sah nach. In der Schornsteinöffnung lag ein Papier, an einem Steinchen durch eine Schnur befestigt, welche in die Höhe reichte. Eduard entfaltete den Zettel und las folgende Worte:

„Bruder! wir wissen Deine Noth. Zwei Bursche werden Dir vom Dache herab ein Seil zuwerfen, durch welches Du leicht den Schornstein hinaufklimmst. Vertrau! — Ehrlich währt am längsten."

Ohne sich zu besinnen, schrieb Eduard auf den Zettel mit Bleistift: „Ein Ehrenwort hält mich gefangen, und die Ueberzeugung zwingt mich, hier zu bleiben. Schonet Eure Kräfte. E. W."

Er schnellte den Bindfaden in die Höhe, und war froh. Man zog die Schnur hinauf, und kaum fühlte auf viele Stunden der edle Gefangene die unbequeme Lage seines Körpers, Durst und Hunger. Sein Geist war frei.

Um 8 Uhr am folgenden Abend öffnete Röschen die kleine Ofenthür, und rief hinein: „Willst Du nun ehrlich und fromm werden?“ — Der Gefangene erwiederte: „Alles will ich werden und thun, liebes Röschen! nur nichts gegen meine Ueberzeugung.“ Schnell klappte das Mädchen die Thüre wieder zu, indem sie rief: „Dann bleibe nur noch vier und zwanzig Stunden bis die Ueberzeugung fort ist.“

Acht und vierzig Stunden hungern, dürsten, mit zerstoßenen Gliedern auf scharfen Ecken ruhen, und dazu noch fürchten und lieben, hat wol schon eisernere Ueberzeugungen, als die unseres Helden, überwältigt. Als am nächsten Abende Röschen fragte: „Was ist Stehlen?“ so antwortete eine sehr klägliche Stimme: „Stehlen ist eine Sünde, welche ich mir nie mehr will zu Schulden kommen lassen, wie ich Dir, liebes Röschen, feierlich an diesem feierlichen Orte verspreche.“

„Dann magst Du 'rauskommen“ — sagte sie. Mit dem Sagen war es indessen nicht allein gethan, sie mußte selbst Hand anlegen, um dem fast Verkommenen durch die kleine Ofenthüre herauszuhelfen. Als er nun vor ihr stand, hätte sie weinen mögen über die klägliche Gestalt des hübschen Jungen, und sie fiel ihm mit Thränen in den Augen um den Hals, indem sie fragte: „Und Du wirst doch gewiß auch nicht mehr stehlen?“ — „Ein Wort ist ein Wort,“ antwortete er.

Röschen erquickte mit erſparten Leckerbiſſen den Verhungerten, und nachdem ſich Beide ewige Treue gelobt, ließ ihn die hübſche Sächſin zur Flurthür hinaus, und er rannte, glücklicher als der entkommene Galeerenſclave, in's Freie.

Nach einem erquickenden Schlafe eilte er zum Verſammlungsorte der ehrlichen Leute, um auf offene, redliche Weiſe von ihnen zu ſcheiden. Zu ſeiner Verwunderung fand er Niemand im ganzen Hauſe, wo ſonſt wenigſtens drei bis vier alte Weiber Wache hielten. Auch begegnete ihm kein Bezirkswächter. Der Nadlermeiſter war der erſte Bekannte, den er zu Hauſe traf. Wie verwunderte ihn aber deſſen Anrede:

„Ich kenne Sie nicht; was wollen Sie bei mir?"

„Ich bin Eduard Walter, Ihr Zögling." —

„Fort, fort," rief Bidermann, „fündige Erinnerung."

„Biſt Du nicht der Nadlermeiſter Bidermann?" fragte Eduard.

„Ja, Kind, das war ich. Jetzt bin ich ein neuer Menſch."

„Kein Dieb mehr?" —

„Pfui, das bin ich nie geweſen; nur aufbewahrt habe ich dann und wann was man zu mir trug. Ich habe meinem Nächſten geholfen. Wenn das Sünde war, ſo war ich mit Blindheit geſchlagen."

„Und wo ſind die andern Diebe?“

„Die Polizei hat ſie abgeführt, ich kenne keinen mehr.“

„Wie kam das?“

„Weil Satanas Macht hatte durch's ſündige Fleiſch über den unſterblichen Geiſt, — das ſündige Weibsbild, die Mine, mit den rothen Backen und freundlichen Augen, hinter welchen die Schlange lauerte, die immer dem Saufbold Prügke anhing — die vergaffte ſich in die hohe Obrigkeit, als ſie inquirirte, in das zarte Geſicht des Referendarius Cajus, und da redete er ihr denn zu, bis ſie Alles ausplauderte, — Alle verrieth, und die Polizei uns bei den Haaren griff. Kaum rettete mich mein unbeſcholtener Lebenswandel. Es war eine ſchlimme Zeit — lieber Eduard — aber Alles war vielleicht nur Trug und Liſt. Sieh' mal, weiß doch der Menſch kaum, wenn er wacht, ob er nicht träumt, und wenn er träumt, ob er nicht wacht. So beſchleicht uns die Sünde in unſrer Schwachheit. Wir wiſſen nicht was wir thun. Da kommt mir ſo der Gedanke, ob ich nicht von der gottloſen Geſellſchaft nur geträumt habe, und daß die lieben Engel mich vielleicht nur in ſüßen Schlaf gewiegt haben, um mich recht von der Schändlichkeit des Diebsgeſindels zu überzeugen! Nun bin ich aufgewacht!“

„Ueberzeugen? — fiel Eduard ein — à propos

ich bin auch überzeugt, daß Stehlen nicht ganz recht iſt, und will künftig ehrlich werden, wie ſie's in der Welt verſtehn."

Bidermann ſchlang die Hände um den Wiedergewonnenen: „So ſtehen hier zwei Ueberzeugte, die ein neues Leben anfangen wollen."

Er reichte ihm das Portrait ſeines Vaters, ermahnte aber noch den Scheidenden, daß, wenn auch was ſie bisher darunter verſtanden, keine Ehrlichkeit geweſen, doch auch die Ehrlichkeit, was die Welt darunter verſteht, nicht über alle Zweifel erhaben ſey.

Eduard, als ich ihn zuletzt ſah, war im Begriff, aller Verfolgungen ledig, ein ordentliches Leben zu führen und das ſchöne Röschen, ſeine Bekehrerin, zu heirathen. Er hoffte auf eine Anſtellung bei'm Theaterweſen, wozu ihn einerſeits ſeine Geſchicklichkeit im Maſchinenweſen, andererſeits der Umſtand berechtigte, daß er das Manuſcript jenes Trauerſpiels vernichtet, ein Dienſt, den die General-Intendantur ihm ſehr hoch anſchlägt.

Der Schleichhändler.

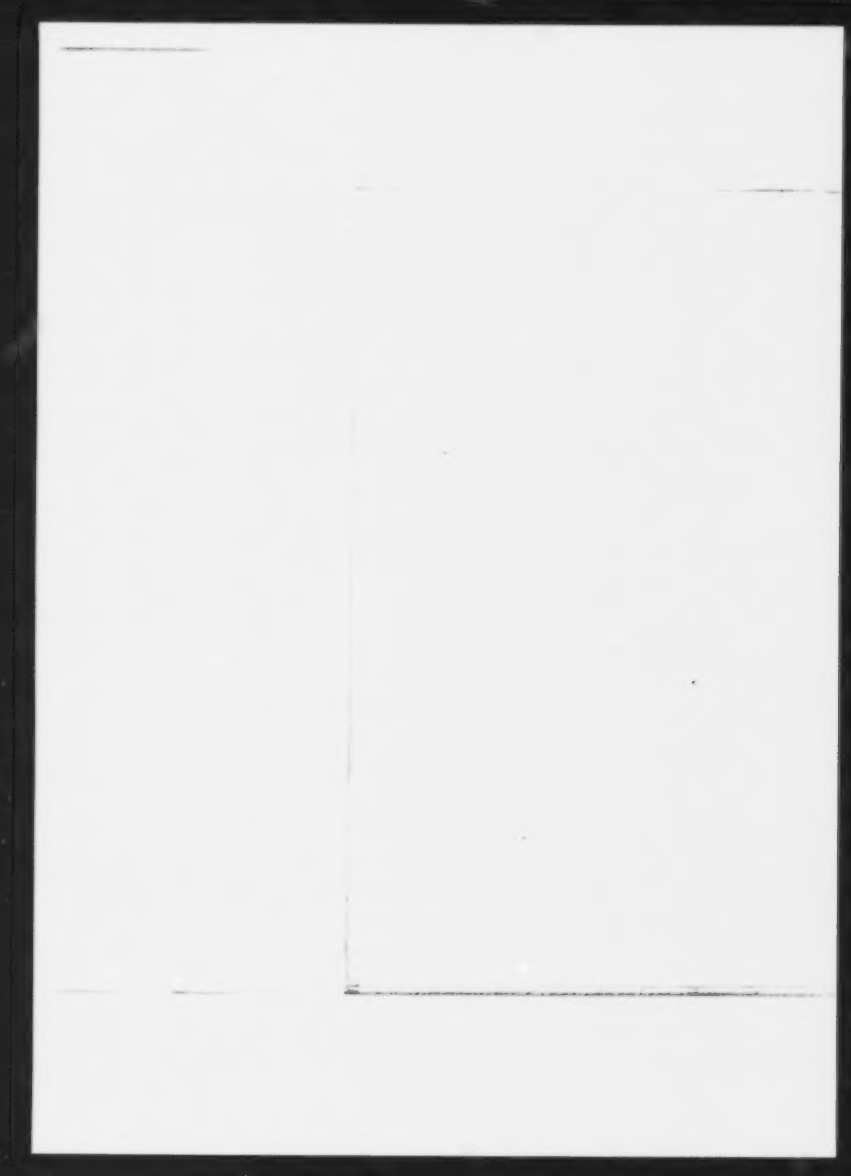

Unter mancherlei Spiel sagten die Bewohner der kleinen Grenzstadt auf dem weiten Anger dem schönen Herbsttage Valet. Bunte Reihen drängten sich zwischen den aufgeputzten Krämerbuden, oder lagerten um die lustigen Kochfeuer. Knaben und Mädchen jubilirten und kreischten beim Ringeltanz und Ballschlagen, indeß die ernsteren Bürger, selbst thätig, oder als Zuschauer, um die Vogelstange sich drängten, und den Kindern nichts nachgaben im Jubelgeschrei, sobald ein glücklicher Schuß der peinlichen Stille der Erwartung ein Ende machte. Das ganze Volksfest schien ein Bild des Friedens. Die zerschossenen Invaliden versetzten sich am Branntweinschank in die Tage von Prag und Leuthen, und der alte Husar von Belling schwang die Krücke, just wie den Säbel, mit dem er einst bei Anclam fünf und zwanzig Schweden gejagt. Nur ein ältlicher Mann, mit Narben im Gesichte, führte ganz still seine beiden blühenden Töchter durch die Krambu-

den. Er wischte sich die Augen, wenn sie stehen blieben und um Kleinigkeiten handelten, und dann in des Vaters schräg abgewandtem Blick sehen mußten, daß er ihnen nicht gewähren könne. Die Nachbarn grüßten ihn ehrerbietig, obgleich er nur einen schlichten, alten preußischen Oberrock trug, und vor seinen Töchtern wichen die Bürgermädchen bescheiden aus, obschon jene nur wie Landmädchen angezogen waren. — Ist's nicht besser hier, als im Walde?" fragte ein Vorübergehender, aber der Benarbte antwortete: „Du lieber Gott! der Friede mag sein Gutes haben, aber wär' es wiesonst, dann schleppte ich nicht meine armen Kleinen unter den Krambuden umher, und es käme mir nicht das Salzwasser in die Augen, wenn sie sich freuen über ein lumpiges Band, oder ein buntes Tuch bei'm Hausirjuden." — „Der Mann," sagte dann der Vorübergehende zu seinem Begleiter aus der Fremde, „sitzt bei'm Zollamt im Walde wie ein bissiger Bär. Er bände Dir mit dem Leibhaftigen selbst an, trotz der grauen Haare, und ihm haben's die Herren an der Grenze allein zu verdanken, daß der Schwarze jetzt im Thurme steckt."

„Der Schleichhändler, den Uriel meinst Du," sagte der Andere; aber sie wurden aufmerksam, als sich die Gruppen um einen Punkt zusammendrängten. Ueberall ließ man vom Spiele ab. Es ging ein Mur-

meln durch die Menge. Bald zerstreuten sich die Massen. Man sah ängstliche Gesichter. Die Obrigkeiten demonstrirten, einige Krämer krauten sich im Kopf und blickten sich unter einander mit kaum verhohlener Freude an. Endlich wurden verworrene Stimmen laut: „Der Schwarze ist los!“ — „Aus dem Fenster des Thurms entsprungen, während die Wächter auf der Wiese würfelten.“ — „Wir sind verloren; er hat gedroht, die Stadt an den vier Ecken anzuzünden.“ — „Und er hält sein Wort, wenn er zu seiner Bande kommt.“ — „Setzt ihm nach!“ — „Der ist längst im Walde; denke jeder an sich!“ — So ergriff die Mehrzahl ein panisches Schrecken, und, statt dem Entsprungenen nachzusetzen, stürzte ein großer Theil in die Stadt zurück, als wäre der Feind schon auf den Fersen. „Ihr Narren!“ murmelte ein wohlbeleibter Krämer, der nicht gesonnen schien, um den Entlaufenen sich außer Athem zu setzen, „was mischtet Ihr Euch in Dinge, die Euch nichts angingen. Ohne Euch hätten ihn die Grenzjäger noch lange jagen können.“ — „Weil er sich 'mal an den reichen Ochsenhändler vergriff,“ sagte der Andere, „und das Mädel aus der Meyerei eine Stunde bei sich behielt — wer weiß, ob sie nicht recht gerne blieb — da denkt jeder von den Schafsköpfen, um seine Paar Pfennige wird er's auch so machen, und jede Mutter kriegte die Angst, er würde ihre Tochter, die sie doch

nicht los wird, 'mal Nachts abholen. Das ist, wenn man mit unvernünftigen Leuten zu thun hat, die ihren Profit nicht verstehen." — „Ja," sagte der dicke Krämer, „das Geld, das er bei uns in Umlauf brachte, versteht solch ein Pack nicht anzuschlagen. Da schreien sie von König und Pflichten. Als ob's dem König was schadete, wenn er reiche Leute an der Grenze kriegt." — „Die Stadt wird er doch nicht anstecken," setzte der Zweite hinzu, „aber ob er dem alten Grenzbären nicht eins auf den Pelz brummt, das bin ich kurios zu wissen." — „Er verdient's," schloß der Erste. Die kühneren Bürger hatten sich indessen bald eines Besseren besonnen. Einstimmig rief es: „Man muß ihm nachsetzen!" und die Masse vertheilte sich in einzelne Gruppen, welche nach allen Seiten dem Walde und der Haide zustürzten. Der benarbte Mann war nicht müßig geblieben; er hatte den verschiedenen Haufen Anweisung gegeben; jetzt aber faßte er seine beiden Töchter fest am Arm und sagte: „Meine Kinder, nun dürfen wir nicht zaudern. Das Grenzhaus liegt tief im Walde, und schon röthen die letzten Sonnenstrahlen das Haidekraut. Wenn uns der Buschklepper überfällt, Ihr wißt, was er mir längst geschworen hat, und Ihr Beide seyd doch mein letztes Gut. Kommt, Mädchen, und springt ein Mal aus Noth, denn mir ist bange, da Franz ganz allein unser Haus hütet."

Die

Die Mädchen hüpften an des Vaters Seite dem herbstlichen Walde zu. Am Rande desselben standen sie noch einmal still und sahen nach der Stadt zurück, deren alte Thürme im Abendroth freundlich herüber leuchteten. — „Emma sieht scheu in den Wald, und Du, Adelheid, hüllst Dich ängstlich in Dein Tuch? Euch beiden, liebe Kinder, ziemte es freilich besser, in der sichern, ruhigen Stadt zu wohnen, als bei'm alten Vater in den traurigen Kiefern Eure jungen Tage mit Noth und Angst zu theilen." — Die Mädchen schmiegten sich an den Vater, und versicherten, sich nie von ihm trennen zu wollen. Bedächtig gingen sie durch das hohe Haidekraut, als könne überall der Feind vorspringen. Die Stimmen der Verfolger hatten sich schon verloren. Plötzlich aber stand Adelheid still, Emma stieß einen lauten Schrei aus, und der Vater sah im Schatten der großen Eiche einen Mann stehen, so kernig und fest, wie der Baum, an den er sich lehnte. Ein dunkler Ueberrock umhüllte die große Gestalt, und ein schwarzer Backenbart zeichnete das rothe Gesicht. Er gehörte nicht in die Gegend.

Nur einen halben Schritt war der alte Hauptmann zurückgetreten, die Tochter zurückziehend, als er rasch wieder vorspringend, den Andern anschrie: „Was suchst Du hier auf dem Fußsteig im Walde? Hier geht kein Weg." — Im nächsten Augenblick hatte der

russige Alte, ohne die Antwort abzuwarten, mit seiner markigen Faust den Andern an der Brust gefaßt, als wolle er ihn nie wieder loslassen. Sein betroffener Gegner stand zuerst still, dann versuchte er sich loszureißen. Der Alte aber rief aus allen Kräften: „Herbei, herbei! der Schwarze!“ aber Niemand antwortete, denn sie waren den Bürgerhaufen, welche sich zur Verfolgung entschlossen, schon weit vorausgeeilt.

Im immer dunkler werdenden Walde standen die beiden Ringenden allein mit den zitternden Mädchen. Der Fremde, in dessen Benehmen ein unbefangener Zuschauer bei'm ersten Zusammentreffen gar nicht eine mörderische, oder auch nur feindliche Absicht bemerkt haben möchte, gerieth durch den Angriff auch seinerseits in Hitze. Immer heftiger riß der jüngere und stärkere Vagabunde, um sich von seinem Feinde loszumachen.

„Hauptmann Hallwyn! laß mich los, oder —“

„Ich kenne Dich!“ schrie Hallwyn.

Da sah Emma die Pistolen aus der Rocktasche des Fremden vorblicken. Laut jammerte sie auf, und bat um Gottes, um ihrer selbst willen, der Vater solle ablassen. „Wir sind verloren, wir sind alle verloren!“ Aber die Wuth des Alten hatte ihn sprachlos gemacht, der Schaum stand auf seinen Lippen; so rüttelte er vergeblich an dem ehernen Manne, der ihm gegenüber stand. Bis dahin hatte der Andere so gerungen, als wollte er

nur den Angreifer von sich abhalten. Jetzt übermannte ihn selbst die Hitze des Kampfes. Mit einer gewandten Bewegung hatte er den Alten umschlungen, und seitwärts fiel der Ueberwundene über eine Baumwurzel zu Boden. Emma stürzte sich schreiend fast im selben Augenblicke auf den Vater, und verhinderte ihn dadurch, auf seine weitere Vertheidigung bedacht zu seyn; aber Adelheid war keine müßige Zuschauerin geblieben. Sie hatte unbemerkt dem Gegner eine der Pistolen aus der Tasche gezogen, und gespannt. Jetzt sprang sie einige Schritte zurück, hielt dem Feinde die Mündung in's Gesicht, und rief mit fast männlicher Stimme: „Entfliehe, oder ich drücke ab!" — Der betroffene Vagabunde schien dazu gar keine Lust zu haben. Auch er war athemlos von der Anstrengung. Er blickte verwundert auf Vater und Tochter, und zog aus Vorsicht die andere Pistole vor. Adelheid, die keine seiner Bewegungen außer Acht ließ, rief: „Ich drücke ab, wenn Du die Pistole spannst." Da hörte man Stimmen: „Dorthin! dorthin!" — „Der Hauptmann liegt am Boden, zielt auf ihn!" Bürger und Schützen wurden sichtbar. Man hörte die Hähne spannen. Jetzt hielt der Verfolgte die Flucht gerathener, als den Widerstand. Er entsprang in's Dickigt. Zwei Schüsse, vermuthlich ohne Erfolg, wurden ihm nachge-

sandt. Die Gruppe stand noch unbeweglich, als die Bürger sie erreichten.

„Er ist entsprungen. Aber Hauptmann Hallwyn, was trieb Euch der Teufel, einen Kerl, der mehr Teufel ist als Mensch, allein anzugreifen?“ rief der Hauptmann der Schützengilde, den Alten mühsam aufrichtend.

„Ei, mein Freund,“ sagte Hallwyn, „wer auf den Siptitzer Höhen das Feuer gesehen, das die Oestreicher auf uns ausspieen, und dann unsern Helden, wie er nicht wich und nicht wankte, der, lieber Meister, soll doch nicht erschrecken vor einem Schleichhändler? Und dann seht einmal, ein Mädchen, meine muthige Tochter, hat den ganzen Kerl allein besiegt.“

Er küßte die herzhafte Adelheid, und die Bürger begleiteten die Geretteten, bis sie von fern ihre Wohnung erblickten.

„War es denn auch wirklich der Uriel?“ fragte scheidend der Schützenhauptmann. Sie meinten drunten, die Metzger hätten ihn über den Torfgraben springen sehen.“

„Wer hat ihn denn je gesehen,“ sagte der Hauptmann, „bis auf die, die ihn fingen und den Kerkermeister, und ist's doch auch da noch zweifelhaft, ob er ihnen sein wahres Gesicht zeigte.“

Heftiger und schneller zog heut Abend der Vater die Klingel an der hohen, grauen Mauer des Forsthauses. Als die Thür sich öffnete und Franz entgegenleuchtete, drückte er die beiden Mädchen an's Herz und sagte: „Gottlob! Bring' Euch der Herr nie in größere Gefahr!“ Eilig verschloß er selbst das Thor, drückte am Schlosse und besah mit dem Jäger die unteren Mauerfenster im alten steinernen Gebäude.

„Hätten doch die Bürger den Wolffuchs erschossen, als sie ihn fingen!“ sagte der Bursche, als der Herr ihm befahl, alle Gewehre zu laden. Gott sey uns gnädig, aber wenn er wieder los ist, so war's der schwarzbraune Buschklepper, der vor einer halben Stunde hier nach meinem Herrn fragte und sich erkundigte, was die Töchterchen machten und ob sie hübsch seyen und aufgewachsen? Ich hab' ihn zwar nie mit Augen gesehen, aber so was verdächtiges roch ich ihm an, und schlug ihm darum die Thüre vor der Nase zu. Hab' ihn auch nicht eingeladen, wieder zu kommen.“

Der Friede hatte viele Soldaten brodlos gemacht, und verdächtiges Gesindel durchstreifte das Land. Der Schleichhandel, welcher zwischen Mecklenburg und der Mark Brandenburg niemals aufgehört hatte, wurde immer bedeutender. Die Contrebandiers zogen in großen Haufen bei nächtlicher Weile, sogar am Tage, wenn starker Nebel fiel, mit Steinen, bald mit Seiten-

und Schießgewehren bewaffnet, und trotzten nicht allein, sondern verfuhren oft anariffsweise gegen die Gränzbeamten. Der Dienst dieser Männer wurde um so beschwerlicher, je mehr sie durch Wachsamkeit die Unternehmungen der kühnen Verbrecher vereitelten. Nicht selten gab es einen Kampf der auf Tod und Leben ging. Schon mehrere Grenzjäger waren ein Opfer ihres Diensteifers geworden, besonders seitdem der sogenannte schwarze Uriel, einer der verwegensten und glücklichsten Schleichhändler, hier sein Wesen trieb. Man wußte nicht, ob er ein Brandenburger oder ein Mecklenburger sey; noch hatten auch die eifrigsten Beamten je seinen eigentlichen Schlupfwinkel ausgespürt. Ihm gelang es oft, wenn seine Leute die Waaren hatten werfen müssen, sie auf dem Heimwege den Offizianten wieder abzujagen, und doch hatten Wenige noch den Kühnen von Angesicht gesehen. Bei solcher Kühnheit streifte sein Gewerbe bald aus den Grenzen des Schleichhändlers in das des Räuberhauptmannes über; jedoch brauchte er nur Gewalt, wo man ihn in seinen Planen störte, und unablässig verfolgte er die, welche seine Rachsucht gereizt. Oft schon hatte der alte Hauptmann, dessen Wachsamkeit nicht Nacht, Frost noch Regen schwächen konnte, die Spuren des gefährlichen Mannes verfolgt. Er kannte seine Tritte im Schnee, aber plötzlich stand er am Bache und sah, daß

der Schlaue, trotzend der Kälte, im Wasser weiter gelaufen war, um keine Spuren zu hinterlassen. Oder er erkannte mit gleichem Scharfblick, wie er mit verkehrt untergebundenen Schuhen über die Richtung seines Weges hatte täuschen wollen. Hatte der Hauptmann doch schon, ehe jener Streich ihm geglückt, der den Schwarzen den Bürgern in die Hände trieb, nur zu oft am Morgen seine Fußtapfen dicht unter den Mauern des alten Hauses bemerkt, woraus er auf eine persönliche Absicht schließen mußte, und er dankte den alten Mönchen, welche dieses ehemalige Kloster so fest gebaut hatten, daß ein Einbruch fast unmöglich war.

Als er mit seinen Töchtern in der spärlich erleuchteten Stube beim Abendessen saß, riß es heftig an der Hausklingel. Alle sprangen auf, Emma erbleichte, der Alte griff nach der Flinte, und eilte hinaus. Adelheid wollte ihm folgen, aber Emma schlug ihre Arme um die Schwester, und so standen sie noch erwartungsvoll horchend, als der Vater rubig mit einem Zettel hereintrat: „Es war nichts zu sehen und zu hören — sagte er. — nur das Papier lag auf der Schwelle, vermuthlich eine namenlose Denunciation von Leuten, die das Rechte lieben, aber die Bösen fürchten. Solche Zettel haben uns schon oft auf die Spur gebracht. Laß sehen!“ Er zog die Brille heraus und las:

„„Der Schwarze ist frei. Dir, Alter, will er den

Dienſt geſegnet haben, und hat's in der Mitternacht an der Kirchthür geſchworen, die nächſte Kugel, ſo Gott ihn verflucht, ſoll Dir ein Loch in den Pelz ſchießen. Thu' Buße, grauer Sünder, für was Du uns alles gethan haſt, aber dem Schwarzen kannſt Du zuvorkommen. Morgen in der Frühe kommt er in den Fichtenwald, wo die Sandgruben anfangen. Will unter den Kiennadeln ſeinen Mammon ausgraben und keine Zeugen bei haben. Sey für und klug!

Kein Freund von Dir, aber ein Feind von ihm.""

Alle ſchwiegen. Franz kraute ſich im Haar, der alte Hauptmann huſtete und ſagte:

„Er hat auch Feinde, der Schwarze, bei ſich, ſie neiden ihm ſein Glück."

„Die Sandgruben ſind weit ab," ſprach Adelheid wie für ſich. Der Alte „hm"te und ſchüttete friſches Zündpulver auf die Pfanne.

Da ſchrie Emma plötzlich auf: „Vater, Du wirſt doch nicht gehen?" und hing ſich an ſeinen Arm, daß das Pulver auf die Diele ſtreute, und mit ihren Augen verſchlang ſie die Antwort, die der Vater geben würde.

„Freilich werde ich gehen, ſagte der, und zwar noch heute Nacht, ihn deſto ſicherer zu treffen."

„Vater, bei Nacht kommt nie was Gutes, er lockt Dich in's Verderben. Er lauert Dir auf, er überfällt Dich, er bringt Dich um, Du bist unser einziger Vater. Die Nacht ist stürmisch, die Morgennebel sind giftig. Es ist eine falsche Anzeige. Gehe nicht, lieber Vater!"

„Ich nehme ja den Franz mit, und wir holen den Christoph aus der Köhlerhütte ab. — Laß mich los; es wird uns nichts geschehen, denn wir sind in unserer Pflicht."

„Der Grenzjäger, den sie neulich an der alten Eiche aufknüpften, war auch in seiner Pflicht, Vater."

„Sey nicht närrisch, mein Kind, Du kennst ja Deinen Vater, er läßt sich nicht fangen," sagte er, sich von der Tochter losmachend; aber auf der Stirne des Alten war zu lesen, daß er beut', wenn auch nicht Furcht, doch Besorgniß fühle. — „Auch ohne den Zettel wüßte ich, daß er's nur auf mich abgesehn hat. Aber wenn er den grauen Kopf trifft, trifft er dann nicht auch Eure mit den braunen Locken? Wo wollt Ihr hin, arme Dinger! Aber 's ist nicht das; nicht Ihr und nicht ich." Er zeigte auf das Bild des Königs an der Wand und machte unwillkührlich Front vor dem erhabenen Gegenstande.

Emma weinte: „Aber Du läßt uns ganz allein,

Vater, in der Nacht, im Walde, ohne Vertheidigung. Wenn er käme, wenn Du Deine Töchter nicht wieder fändest."

Der Hauptmann setzte seinen Stutz an die Wand und ging unruhig im Zimmer umher. Da trat Adelheid plötzlich an ihn heran und sagte: „Vater, fürchte nicht für uns, wir wollen uns auch nicht fürchten, wir sind ja Deine Töchter. Emma und ich können eine Flinte abdrücken, und der Kettenhund bleibt hier. Wenn's Noth thut, vertheidigen wir das Haus allein. Emma, bitte mit mir den Vater, daß er seine Pflicht nicht um uns vergißt."

Schwester und Vater waren überwältigt. Um Mitternacht drückte der alte Hauptmann die Töchter an sein bärtiges Gesicht und schlich wohlbewaffnet, mit dem Burschen zum Thor hinaus, welches Adelheid sorgfältig hinter ihm verriegelte.

Die beiden Schwestern lagen still, doch ohne zu schlafen, in ihren Betten. Heute brannte an der Decke die Lampe, aber die Zugluft schaukelte ihr schwaches Licht, daß es in schwankendem Schimmer auf die Wände fiel. Es war so still in der engen Kammer, daß sie ihr Athmen hörten.

„Adelheid," sagte endlich die jüngere, tief unter

dem Deckbette verborgen, „Adelheid, es iſt wol bald Morgen?“

„Es hat ja kaum Eins geſchlagen; ſollte man doch denken, Du hätteſt ſo gut geſchlafen, daß Du die Wanduhr nicht gehört haſt!“

„Schweſter!“ fuhr nach einer Weile Emma fort, „hörſt Du nicht Tiro winſeln? Es iſt, als ſchlüge er an.“ — Als ſie keine Antwort erhielt, fuhr ſie fort: „Still, ſtill“ — und es war doch alles ganz ſtill, — „es iſt mir, als ginge unten Jemand — es iſt doch Niemand, als wir im Hauſe! — Aber, Schweſter, Du antworteſt ja nicht — Du biſt wol eingeſchlafen?“

„Wer bei Dir ſchläft, iſt wol ſicher vor'm Einſchlafen. Es iſt der Wind draußen, der in den Bäumen pfeift“

„Ach, Adelheid, unſer armer Vater geht grade dem Winde entgegen. Und wenn er nun auch den armen Menſchen gefangen einbringt, was haben wir davon, wenn ſolch ein armer, unglücklicher Menſch hingerichtet wird?“

„Armer, unglücklicher Menſch, Emma? Ich glaube, Du willſt dem Böſewicht das Wort reden? Ich bin nicht grauſam, aber ſchon wie er uns geſtern auflauerte, und den Vater niederwarf, ſchon darum gönn' ich ihm was.“

„Ich habe ihm das längſt vergeben. Lieber Gott,

was sollte er denn thun, als er angefallen wurde? Er mußte sich doch seines Leibes wehren. Er sah auch gar nicht so böse aus, als sie sagen."

„Wenigstens nicht so tapfer. Wie ließ er sich die Pistole fortreißen, und wie zog er aus! Ich fürchte auch gar nicht für den Vater. Er bringt ihn gewiß morgen mit gebundenen Händen ein."

„Das mag ich nicht mit ansehen. Der Vater — wie gut er auch sonst ist — wird ein ganz anderer Mensch, wenn er Einen gefaßt hat. Weißt Du noch damals —"

„Wieder das Damals, Fräulein Schwester? Du solltest Dir doch die gnädigen Fräuleinsgedanken aus dem Sinne schlagen."

„Ach, wer denkt auch daran? Aber ich sehe noch Predigers lustigen Wilhelm, wie der Vater damals bei der Stunde keinen Spaß verstand, und ihn bei'm Kragen griff und die Treppe mir nichts dir nichts hinunter warf."

„Da spielte meine Schwester Emma den Trotzkopf," sagte Adelheid. „Erst gab es ein Heulen und Schreien, und Jemand schwur, keinen Bissen zu essen und den Hungertod aus Liebe zu sterben. Den Mittag kam sie freilich nicht zu Tische, aber den Abend sah ich Schwester Emma dafür in die Speisekammer schleichen. Dann maulten wir noch drei Tage lang,

hatten aber deſto beſſern Appetit, und der gute Wilhelm mit ſeiner Ohrfeige, die er weg hatte, war vergeſſen."

„Wie kannſt Du das auch ſagen! Ich habe ihn nie vergeſſen, er war der luſtigſte Menſch von der Welt."

„Nu, wenn Du ihn nicht vergeſſen haſt, ſo hat er Dich doch vergeſſen. Den laſſe Du ruhig in der neuen Welt, wo er ſein Glück verſuchte."

„Adelheid, ich habe ihn nie ſo deutlich geſehen, als in dieſer Nacht —"

„Ich will Dir was ſagen, ich habe ihn auch geſehen; er war als ein ſteinreicher Mann zurückgekommen, und er lachte Dich aus, als Du ihn an die alte Bekanntſchaft erinnerteſt."

Ein heftiger Windſtoß machte hier dem Geſpräch ein Ende. Er ſchien das ganze Gebäude zu durchfahren. Beide Mädchen ſchreckten zuſammen, und Emma fuhr wieder mit dem Kopfe unter das Deckbette. So lagen ſie ſtill, aber wachend, bis der erſte Hahn krähte. Da ſprangen Beide, wie nach ſchweigender Uebereinkunft, zugleich aus dem Bette und fielen ſich um den Hals.

„Gottlob! die Nacht iſt vorüber!" ſagte Emma, „ach, Schweſter, ich habe mich recht gefürchtet."

„Emma, ich will's Dir geſtehen — ich habe mich

auch gefürchtet, und ich habe mich ordentlich zwingen müssen, um's Dir nicht zu sagen. Aber nun laß uns recht herzlich beten, daß der Vater gesund wiederkommt."

Als sie gebetet hatten, war Emma die erste, welche in's Freie ging. Aber plötzlich stürzte sie zurück, ergriff in wilder Hast den Arm ihrer Schwester, und riß sie mit sich in die große Stube und an das geöffnete Fenster. — „Gott stehe uns bei, — siehe da, siehe! Wir sind verloren!"

Adelheid legte sich so weit aus dem Fenster, als die Gitterstangen zuließen. — „Was ist denn, Emma? — Ich sehe nichts durch die Morgendämmerung."

„Sieh' doch, Adelheid, nach der Anhöhe hinauf. Siehst Du, durch den Nebel durch, ganz deutlich die Gestalt — die schwarze Gestalt. Jetzt steht er an der alten Rüster — jetzt — er kommt geradewegs auf uns los."

Adelheid sah lange nach dem bezeichneten Orte; dann sagte sie: „Du hast Recht."

„Und was thun wir, liebe Adelheid? — Du sprichst ja gar nicht, Du siehst immer starr dahin, liebe Adelheid?"

„Was sollen wir thun! Wir lassen Niemand in's Thor ein." Sie griff hier nach der Flinte, ohne ihre Augen vom angezeigten Orte fortschweifen zu lassen.

Emma folgte mechanisch dem Beispiel der Schwester. Aber das Gewehr zitterte zwischen den Fingern. Adelheid erkannte die nähere Gefahr und nahm es ihr schnell aus der Hand.

„Was thust Du da?"

„Ich will nicht von Dir erschossen werden. — Der Anblick von dem „armen, unglücklichen Menschen," setzte sie nach einer Weile hinzu, „ist Dir so in die Glieder gefahren, daß Du nicht weißt, was Du thust. Ich glaube, Du zieltest eher auf Deine Schwester, als auf ihn; er muß Dir gestern am Baume ganz erstaunlich gefallen haben."

„Wie kann man jetzt spaßen! Adelheid. Wir wollen Beide in die Luft schießen, um dem Vater ein Zeichen zu geben."

„Das wollen wir nicht thun. Hast Du Lust, den guten Vater in den Hinterhalt des listigen Böseswichts zu locken? Ach, wenn's nicht vielleicht schon geschehen ist!"

Ehe noch der Mann, dessen die Mädchen ansichtig geworden, sich so weit hätte nähern können, vernahm man Hufschläge in dem Moorboden des Weges, und bald darauf klopfte es sehr stark an die Thür. — „Gott sey uns gnädig!" schrieen beide Mädchen.

Aber draußen ließ sich eine tiefe Stimme vernehmen: „In des Teufels Namen, macht denn Niemand

auf? Der Morgennebel iſt kalt und giftig.“ Es pochte ungeſtüm weiter.

Adelheid trat zuerſt nach kurzem Beſinnen an's Fenſter. Ihr Geſicht wurde ruhiger. „Emma, ſieh' doch! Es iſt wol nicht ſo ſchlimm, als wir dachten.“ — Emma flog an das Gitter und Beide riefen in einem Laut: „Das iſt er nicht.“ — Vor der Hausthüre hielt ein Reitersmann mit ſeinem Knechte. Der Herr trug einen alten, grünen Rock mit verblichenen Treſſen, einen dreieckigen Hut, eben ſo verbrämt, hohe Stiefeln, und war mit Hirſchfänger und Piſtolen bewaffnet. Sein Geſicht konnte man vor den Hutkrempen zwar nicht deutlich ſehen, aber es war auf keinen Fall der kräftige Mann mit dem ſchwarzen Backenbart von geſtern. Jetzt blickte er auf, zog, als er die Schweſtern bemerkte, ſehr freundlich den Hut ab, und ſagte: „Das ſind wol die edlen Fräulein von Hallwyn? — Ich bin ein alter Kriegskamerad des Hauptmanns. Iſt der alte Freund bei Wege?“

„Gott ſey gelobt!“ athmeten beide Schweſtern auf. Emma fragte in der erſten Freude hinunter: „Ihr ſend alſo keine Räuber?“

Der Fremde lachte laut auf: „Seh' ich denn aus wie ein Räuber?“

„Aber der Vater iſt nicht zu Hauſe,“ bemerkte Adelheid.

„Nun,

„Nun, ich halte wol aus bis er kommt, aber nicht hier draußen in der naſſen Morgenluft, meine lieben Fräuleins. Das war nicht Sitte bei'm Hauptmann Hallwyn, einen Kameraden vor der Thür auf's Frühſtück warten zu laſſen."

„Wir öffnen doch?" fragte Emma mit Blick und Wort.

Adelheid war, ehe ſie antwortete, bei der That. Und doch überkam ſie es bang, als ſie den Thorriegel aufgeſchoben. Scheu wollte ſie das Schloß wieder zudrücken und erſt nach dem Namen fragen, als die markige Hand des Reiters den Flügel aufſtieß, und der Herr voran, der Knecht hinter ihm, in den Hof einritten. Kaum daß Beide vom Pferde geſprungen, und kaum daß die Mädchen in dem erſteren einen Mann erblickt, deſſen braunes, bärtiges Geſicht, trotz der lebhaft funkelnden Augen, ein gereiftes Alter verrieth, — als es von Neuem an's Thor klopfte. Eine dreiſte, feſte Mannesſtimme rief: „Jetzt wird doch der Hauptmann zu Hauſe ſeyn!" Hallwyn's älteſte Tochter hielt, wie triumphirend, den großen Thorſchlüſſel in die Höhe, der Fremde warf einen wilden Blick umher, aber das jüngere Mädchen ſtürzte ihm zu Füßen und flehte ihn an: „Beſchützen Sie uns!"

„Vor wem?" fragte verwundert der Fremde.

„Vor dem Schwarzen, vor dem Uriel, vor dem Schleichhändler!“ riefen Beide.

Der Fremde schien betroffen, dann fragte er ärgerlich: „Und wo ist er?“

„Draußen, er lärmt am Thor!“ schrie Emma. Wir sind verloren. Er klettert über die Mauer, seine Bande ist bei ihm.“

Der Fremde schien sich von einer Besorgniß, die ihn selbst überkommen, durch ein stilles Nachsinnen erholen zu wollen, dann sagte er: „Also da draußen der gehört nicht herein? Und wenn auch, wir wollen den Störer schon fortschaffen. Lassen Sie mich nur antworten, ich verstehe mit so ungestümen Leuten umzuspringen.“ Er öffnete das Thorfenster, und rief hinaus: „Heda! was wollt Ihr, guter Freund, so früh?“

„Ist Hauptmann Hallwyn zu Hause? frage ich schon zum hundertsten Male,“ sagte mit kurzem, verdrießlichen Tone der Fremde.

„Er ist fort, schon seit zwei Stunden fort, und kommt vor Mittag nicht zurück.“

„Aber seine Töchter sind doch zu Hause?“ sagte der draußen.

Hier erhob sich Adelheid, indem sie durch's Fenster dem dreisten Frager zurief: „Aber Hauptmann Hallwyn's Töchter nehmen keinen Fremden auf, wenn der Vater nicht zu Hause ist.“

„Da hört Ihr Euren Bescheid!“ sagte der Reiter, und schob das Fenster lachend zu.

„Das ist eine sehr unfreundliche Sitte!“ murmelte der Mann, und während dessen unterrichtete Adelheid in aller Kürze ihren so unerwartet gekommenen Beschützer von der Lage der Dinge. „Er ist gewiß nicht ohne seine Bande hier,“ schloß sie, „und es wäre wol um uns geschehen, hätte der Himmel Sie nicht hergeschickt.“ Der Mann nickte zu Allem billigend mit dem Kopfe; der Ungestüme draußen aber war selbst dadurch noch nicht beruhigt, er pochte noch einmal und verlangte zu wissen, wo der Hauptmann hingegangen sey; auch murmelte er etwas: warum die Töchter den einen Besuch aufgenommen hätten und den andern mit langer Nase abweisen!

Dem drinnen wurde indessen die Unterhandlung zu lang, er schob das Fenster rasch zurück, und legte die Mündung seiner Pistole auf den Rand. „Wenn Du nun nicht bald Dich auf den Weg machst — drohte er — so werde ich ihn Dir zeigen.“

Da schien Emma mit einemmale die Rolle mit ihrer beherzten Schwester vertauscht zu haben. Sie riß den Arm ihres neuen Schirmherrn kräftig zurück, daß, wenn er auch wirklich die Pistole losgedrückt, er nicht getroffen hätte. „Was machst Du?“ fragte Adelheid; die Schwester wollte aber erst antwor-

ten, als der draußen langsam und grollend sich entfernt hatte.

Dann sagte sie heimlich, den Arm um den Hals der ältern geschlungen: „Ich glaube ihn zu kennen; aber es wäre doch schrecklich, schrecklich, wenn Predigers lustiger Wilhelm so geendet hätte!“

Schon verwandelte sich das Morgenrau in lebendige Farben, und die Gipfel der höchsten Fichten waren geröthet, als der Mann, welcher gestern mit dem Hauptmann und seinen Töchtern auf so seltsame Weise zusammengetroffen war, längs den Fichten nach dem Ausgange des Waldes schlich. Er schien halb gedankenlos einer Spur zu folgen, die ihn gerade dahin führte, wohin er seinen Weg richten müssen, wenn Hallwyn's Töchter seine letzte Frage einer Antwort gewürdigt hätten. Zuweilen blieb er stehen, als fahre es ihm durch den Sinn, daß er nicht recht gehandelt, dann aber schüttelte er lächelnd den Kopf, und ging weiter. Plötzlich, wo der Weg durch Sandgruben führte, rauschte etwas vor seinen Füßen auf. Aus den welken Blättern blitzte ihm die Oeffnung eines Büchsenlaufes entgegen, und eine kräftige Stimme rief: „Halt!“ — Der Angehaltene griff nach seinen Pistolen, als der alte Grenzhauptmann sich völlig aus seinem Versteck aufrichtete, und mit befehlender Stimme

rief: „Heut iſt nicht wie geſtern. Einen Schritt vor, und ich ſchieße Dir das Schrot in die Füße, denn lebendig muß ich Dich haben. Einen Schritt ſeitwärts, und Du läufſt meinen Jägern in den Lauf. Hurra, Jungens, Achtung!“ —

Aus einiger Entfernung zu beiden Seiten riefen die verſteckten Burſchen: „Halt!“

„Siehſt Du, Du mußt Dich lebendig ergeben. Wirf ab die Waffen!“

„Es war auch gar nicht meine Abſicht, fortzulaufen,“ ſagte gelaſſen der Fremde, „und wenn Ihr's ſo wollt, leg' ich meine Piſtolen aus der Hand.“

Jetzt trat der alte Hauptmann vor: „Im Namen des Königs nehme ich Dich gefangen, Uriel, Schwarzer, oder wie Dein wahrer Name iſt. Bitte Gott für Deine Seele um Pardon!“

„Was das betrifft,“ ſagte der Gefangene gelaſſen, „ſo ſchadet es dem Schurken eben ſo wenig, als dem rechtlichen Manne. Was aber das Gefangennehmen anlangt, ſo heiße ich nicht Uriel, und man hat mich auch noch nicht Schwarzer genannt, weil ich einen ſchwarzen Bart trage.“

„Du biſt wol ein ganz unſchuldiger Menſch?“ fragte Hallwyn höhnend.

„Wenigſtens weiß ich nicht, weshalb Ihr mich anhaltet.“

„So will ich Deinem ſchwachen Gedächtniß zu Hülfe kommen. Weil Du der verruchte Schleichhändlerhauptmann biſt, die Geißel der Gegend, ein Schurke gegen Deinen König und gegen die Ordnung; weil Du verdienteſt, nicht Einmal an den Galgen zu kommen, ſondern Zehnmal.“

„Ich bin weder Schleichhändler, noch ihr Hauptmann.“

„Nun, das mag der Inquiſitor Dir abfragen. Aber wer ſchleicht denn mit Piſtolen, ohne Führer, allein, mit handlangem Barte auf der Grenze, in den Holzwegen umher? Iſt dafür auch die Antwort fix und fertig?“

„Ich komme von einer weiten Reiſe. Ich ſuche hier Jemand auf, und ſeit wann iſt das hier eine Schande, Waffen zu tragen?“

„Und weßhalb haſt Du geſtern ſpät nach mir gefragt, als ich nicht zu Hauſe war?“

„Wenn Ihr's nun ſelbſt geweſen wärt, den ich aufſuchte? Wenn ich Euch zu ſprechen wünſchte?“

„Dann iſt's jetzt hohe Zeit, denn in einer Stunde fährt ein Karren vor, und von da an möchte der einzige Mann, den Ihr zu ſprechen bekommt, der Criminalrichter ſeyn — bis dann nachher der Schwarzrock im letzten Schweißſtündlein ſich zu Euch ſetzt.“

„Seh' ich denn wirklich wie ein Verbrecher aus, Hauptmann Hallwyn?“ —

„Das will ich meinen!“ und doch ſah Hallwyn mit zweifelhaftem Blicke den Gefangenen an, der zwar voller Trotz vor ihm ſtand; es konnte aber eben ſo gut der Trotz auf eine gute Sache ſeyn.

„Weil ich ein alter Bekannter von Euch bin, Hauptmann.“

„Ein alter? Ja freilich, Hund und Katze ſind auch Bekannte; ſo haben wir uns an der Grenze geſagt.“

„Unſere Bekanntſchaft iſt von länger, als Ihr noch ein reicher Gutsbeſitzer waret, in Glück und Ehren, mit zwei ſchönen, lächelnden Kindern. Hauptmann Hallwyn! die Zeit war nicht gut für mich, aber für Euch wünſchte ich ſie gern zurück.“

In dem Augenblicke trat ein Jäger heran, und zog ſeinen Herrn bei Seite: „Wenn mich meine Augen nicht ganz trügen, ſo iſt das nicht der Schleichhändler. Was ich von dem geſehn habe, wenn er Nachts bei Einem vorbei rauſchte, — da paßt auch kein Zug.“

„Nun, wer biſt Du denn — Freund oder Feind?“ fragte arawöhniſch der Grenzbeamte.

„Ich komme als Freund. Wie Ihr mich auf-

nehmen wollt, ſieht bei Euch. Mein Name iſt Wilhelm Erbach.“

Lange betrachtete der Alte ſchweigend den jungen Mann; endlich ſprach er langſam, und wie es ſchien, mit bewegter Stimme: „Wahrhaftig, je länger ich Dir in's Auge ſehe, je bekannter wirſt Du mir. Willkommen, wenn Du es jetzt ſeyn willſt, Wilhelm! Du biſt ſehr verändert. Was iſt aus dem milchweißen, kaum der Schule entwachſenen Knaben geworden? Deine Augen ſind feurig, Deine Glieder ſtark. Du biſt ein Mann. — Mich wirſt Du auch anders finden, ſetzte er nach einer Weile hinzu. Ich war ein Mann, und bin ein Greis. Ich war ein ſtolzer Edelmann, und bin durch Gnad' und Barmherzigkeit Einer, der Nachts auf Diebe lauert. Ich war ein reicher Mann, und bin jetzt einem Bettler verwandt. Ich war ſehr ſtolz und aufbrauſend, jetzt haben die froſtigen Nächte alles Feuer verzehrt, und ich bin ein ſehr duldſamer Mann, ſo wie Viele fromm und tugendhaft werden, wenn ſie kein Mark mehr in den Gliedern haben, zum ſündigen.“

„Wenn Ihr duldſam geworden, ſo bin ich auch wol freundlich aufgenommen! Aber Ihr habt nicht Alles verloren. Aus zwei lieblichen Kindern ſind Euch zwei ſchöne Töchter aufgewachſen.“

„Die hat der junge Herr wol vom Baum aus observirt? Aber nun erlaubt auch mir, zu fragen: Was iſt denn aus Predigers Wilhelm geworden? Bibel und Bücher ſcheint er nicht in der Taſche zu tragen, und die Holzwege im Grenzwalde ſind auch nicht Gottes Wege. He?“

Der junge Mann erröthete: „Vergebt, ich muß einer traurigen Zeit erwähnen. Seit mich der Herr von Hallwyn aus ſeinem Schloſſe fortjagte, fand ich keine Ruhe bei den Büchern, und es trieb mich in die Weite. Ich wollte Soldat werden, wie's damals in der Zeit lag, mich bei den Preußen anwerben laſſen; da traf ich einen Bekannten, es war des Schulzen Sohn aus unſerm Dorfe. Sein Geſicht, ſein Körper war blutrünſtig. Er erzählte mir, wie für unſer einen keine Hoffnung im Heere ſey, wie — Nun, Hauptmann, das ſollen vergeſſene Dinge bleiben.“

Der Alte hatte die Hände gefaltet und murmelte für ſich: „Wir ſind allzumal große Sünder und unwurdig der Gnade.“

Der Erzähler fuhr fort: „Er beredete mich, nach Amerika zu gehen. Dort nur ſey unſer Heil zu ſuchen. Er gab mir den Reſt des Kaufſchillings für ſein Schulzengut. Vergebens wartete ich auf ihn in Hamburg. Ich durfte endlich nicht mehr Zeit verlie-

ren, und segelte ab. Mein Darlehn verschaffte mir Unterkommen und Ansehn. Ich hatte einen verzweifelten Muth, wie meine Cameraden sagten. Hatte ich doch nichts hinter und Alles vor mir. Es ging mir, wie es manchem ehrlichen Kerl nicht ergangen ist. Das wie ein andermal, wenn wir ruhig am Feuer sitzen; aber das Kurze und Beste von der Sache ist, daß ich nicht zurückkehre wie ich ausging, sondern etwas schwerer, und dazu mit einem untersiegelten Pergament, daß wer mir's sonst nicht glaubt, dem Wilhelm Erbach den Major nicht abstreiten soll."

„Major!" murmelte der alte Grenzbeamte, und wischte eine Thräne aus dem Auge. „Und warum kommt Ihr wieder in das alte Europa?"

„Ich suche da einen Schuldner und einen Gläubiger. Der Gläubiger ist unser's Schulzen Sohn, wenn er noch am Leben —"

„Und der Schuldner," fiel Hallwyn lebhaft ein, „das bin —"

„Stille, stille! Ich ging nach Eurem Gut —"

„Und Ihr fandet Gut und Schloß in Asche und drinnen des Edelmannes ganze Habe — unterbrach ihn der Alte, und die Thränen rannen ihm über die braunen Wangen. — Habt Ihr vergessen?"

„Alles!" sagte Wilhelm mit heller, froher Stimme

und einem kräftigen Handschlag. „Den Backenstreich von damals hat längst der Pallasch eines Englischen Dragoners wieder abgewischt. Alles ist vergessen; nur Eure Tochter Emma nicht.“

Der Alte zog die Hand nicht zurück, sondern blickte recht froh dem jüngern Manne in's Auge.

„Wiedergesehen hab' ich sie,“ sagte Wilhelm.

„Gestern Abend im Busch. Daß wir uns so treffen mußten!“

„Nein, auch heut Morgen. Wollte zu ihnen, sie wiesen aber den wilden Besucher zurück.“

„Das will ich glauben. Während der Vater aus ist, läßt Adelheid keinen Mann in's Thor.“

„Doch fand ich drinnen einen Fremden, so früh am Morgen.“

„Wen fandet Ihr drinnen? Wie sah er aus?“ fragte hastig der Alte.

„Des Fremden Gesicht schien mir bekannt, doch erinnere ich mich nicht, ihn sonst gesehen zu haben. Weiß nicht warum, aber er kam mir verdächtig vor. Man drohte, auf mich zu feuern, wenn ich nicht ginge.“

„Heiliger Gott!“ rief der Vater und strich mit der Hand in die Paar grauen Haare: „wenn er's wäre — der Schwarze — Jungen — Wilhelm —

auf, auf! — Heiliger Gott, meine Töchter! — Auf, daß der Boden unter Euch brennt. Fort, fort, es wäre entsetzlich. Nach dem Grenzhaus!"

Im Grenzhause sprang der fremde Mann, ohne zu fragen und zu suchen, die Treppe hinauf in das Wohnzimmer, und legte Hirschfänger und Pistolen auf den Tisch, als wäre er längst mit den Einrichtungen des Hauses bekannt oder gar ein Bewohner desselben. Jetzt ging er, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer umher, wie einer, der unschlüssig ist und ein Zeichen von außen erwartet, sah bisweilen zum Fenster hinaus, und warf sich endlich in den Großvaterstuhl. Er bedeckte mit beiden Händen das Gesicht, und murmelte Unverständliches vor sich hin. Die Schwestern standen schüchtern und zweifelhaft vor ihm, und hatten volle Muße, den seltsamen Fremden zu betrachten. Es war ein Mann vom kräftigsten Glieder- und Muskelbau. Jede Form war bestimmt ausgedrückt. Vom braunen, mit Narben und dunkeln Furchen bedeckten Gesichte wurde ein großer Theil durch den weit heraufgewachsenen schwarzen Bart und die gleichfarbigen Haare, wo nur selten graue Stellen sich einmischten, versteckt. Seinen Zügen und der gebeugten Stellung nach, schien er über ein halbes Jahrhundert auf den Schultern zu

tragen; als er aber jetzt vom Seſſel aufſprang und wie ein Rieſe vor den erſchrockenen Schweſtern daſtand, dünkte er ihnen wieder in der Blüthe männlicher Kraft. Plötzlich ergriff er mit beiden Händen die Arme der Mädchen, und indem er mit funkelnden Blicken ſie betrachtete und verglich, fragte er heftig: „Nicht wahr, ich ſollte Euch vor dem ſchwarzen Burſchen draußen beſchützen? Um nichts weiter batet Ihr. Das iſt geſcheh'n, und nun iſt's abgemacht.“ — Er ließ ihre Arme los und ſchien auf eine Antwort zu warten, die aber nicht kam, denn auch Adelheid hatte etwas den Muth verloren.

„Sie kennen ihn? — fragte ſie endlich, die Befangenheit verbergend — unſeren Vater?“ —

„Ob ich ihn kenne, mein ſchönes Fräulein! Es iſt mein älteſter Freund, ein ſo theurer Freund, daß er bei'm Aufſtehn und bei'm Zubettgehn mein erſter und letzter Gedanke iſt.“

„Das, mein' ich, ſoll Gott ſeyn,“ ſprach Adelheid, ohne zu wiſſen, was ſie damit wollte.

Der Gaſt lächelte, und zog einen Tubus heraus: „Ich will ausſchau'n nach Ihrem Vater. Es geht ja wol dort nach dem Erkerzimmer?“

Die Schweſtern ſahen ſich an: „Soll man ihn allein gehn laſſen?“ fragten ſich ihre Blicke, und ſchnell hatte Adelheid den Schlüſſelbund von der Wand ge-

griffen und erklärt, sie wolle dem Fremden den Weg zeigen. Die hämische Freude, die über das Gesicht des Gastes zückte, hätte, wenn sie darauf Achtung gegeben, die Mädchen behutsam machen sollen. Adelheid hatte nur eine Ahnung; sie winkte der Schwester, zu bleiben, und folgte dem Gaste die Treppen hinauf. Sie schloß die Thür zum Erkerboden auf, der Fremde trat hinter ihr ein, und mit einem raschen Druck war die Thüre hinter ihnen verschlossen.

„Um Gottes willen, wer sind Sie?" rief Adelheid erbleichend aus. Der Mann lachte, ohne zu antworten. — „Ich rufe Hülfe!"

„Da müßte Dein Kehlchen stärker seyn, als meine schrillende Waldpfeife. Dich hört Niemand, Dir springt Niemand bei; ahnest Du's nicht, wer ich bin."

„Der gerechte Gott erbarme sich mein!" rief die Ueberwältigte aus, und sank auf ihre Kniee. Ihr Athem verließ sie. Endlich stotterte sie heraus: „Weßhalb — weßhalb? Was wollt Ihr?" —

„Was ich will? Was will denn der Jäger, wenn der Bär ihn zerbissen hat, und er in der Höhle des Bären Brut findet? — Der Bär, schmucke Dirne, was thut denn der Bär, wenn der Jäger ihn umstellt hat, wenn das Schrot ihn schmerzt im Fleisch, wenn das Blut aus den Eingeweiden rinnt, wenn die Zähne von des Jägers Hunden noch in seinem Fell sitzen,

„Iſt Dir das nicht genug; wenn Du uns tödten willſt, entſetzlicher Menſch, was zauderſt Du ſo lange, wir ſind in Deiner Gewalt. Laß meine Schweſter entfliehen, und opfere mich Deiner Wuth.“

„Glaubſt Du nicht, daß ich in fünf Jahren tauſendmal Gelegenheit hatte, Euch auszuplündern? Aber was ſollte Euer Bettel meiner Wuth? Tauſendmal ging Dein Vater bei der Mündung meiner Büchſe vorbei. Ein Druck aus dem Geſträuch, und er hätte nie mehr geſprochen. Ich hätte auch Euch tödten können, aber das wäre ein reiner Schmerz für den Vater geweſen. Dich und Deine Schweſter ſah ich aufblühen, und in Euch — will ich Euern Vater verderben.“

„Unmenſch!“ ſchrie Adelheid, und ſtarrte mit ihren großen blauen Augen den Verbrecher an. Sie verſtand ihn, aber ſie mochte eine ſolche Verruchtheit noch nicht glauben, ſie ſuchte nach einem Zweifel. Er ſtand unbeweglich. Da löſte ſich die erſte Thräne von ihren Wimpern, und mit ſanften Lauten ſuchte ſie ihn zu bewegen. —

„Was that Dir der Vater? Nichts, als was er muß, was er geſchworen hat, was ſein König ihm befiehlt. Wenn er es unterließ, hätten ſie den armen, alten Mann aus Haus und Brod geworfen. Das hat ſelbſt der rohe Menſch neulich erkannt. Als ſie ihn auf Lebenszeit auf die Feſtung

ſtung ſchleppten, zog er vor dem Vater die Mütze ab, und rief: „„Hauptmann, Euch trag' ich's nicht nach, Ihr thatet, was Ihr mußtet.““ Und Du, Du ſiehſt nicht wie ein gemeiner Menſch aus, der auf das Pferd losſchlägt, wenn ihn der Reiter ſtieß; was bewegt Dich? Du möchteſt ihn todtſchlagen in der Wuth, das Haus ihm über den Kopf anzünden, aber ſo fein, ſo tief, ſo lange Rache brüten, das kann nur ein — Teufel.“

„Ein Teufel bin ich nicht.“

„Nicht, nicht?“ rief Adelheid, und ſie umfaßte aufſpringend ſeinen Arm. „O ich ſeh' es Dir an, Du biſt beſſer als Du ſcheinen willſt. Du biſt nicht ganz verloren. Da blickte ein milder Strahl aus Deinem Auge. Gütiger Himmel, ich ſehe eine Thräne; Dein Herz ſchlägt. Höre mich flehen. Ich will bitten für Dich, auf meinen Knieen bitten, die Gerichte, den König, die ganze Welt. Mann, haſt Du Kinder, haſt Du eine Schweſter, haſt Du Vater und Mutter, die Du lieb gehabt, die Dich liebten, bei Vater und Mutter, wenn ſie noch leben, beſchwöre ich Dich, laß ab — “

„Bei Vater und Mutter!“ ſchrie der Verbrecher plötzlich auf, und Adelheid fühlte einen Druck auf ihren Arm, wie ein eiſernes Folterband, „bei Vater und Mutter, Du mahnſt zu rechter Zeit, 's iſt keine Gnade! Tochter des Verfluchten, Du biſt mein.“

Sie schlug die Augen auf. Nein, in dem Gesichte war keine Gnade. Der Wahnsinn zückte über die zerrissenen Lineamente, der Schaum stieg auf den Lippen, die Augen rollten unstät umher, die wilde Gier grinzte um die Mundwinkel. „Verlornes Mädchen!“ rief er.

„Verlorner Mann!“ entgegnete sie.

Nur um einen Moment zum stillen Gebete flehte die Gefangene, und mit beiden Händen bedeckte sie das Gesicht. Ihre Lippen murmelten etwas, das ein Gebet seyn konnte, aber ihr Auge blickte seitwärts auf die geöffnete Fallthür. Keine Treppe führte dort hinab, aber die Oeffnung, bestimmt zum Hinaufwinden der Getreidesäcke, ging bis in den untersten Keller. Der Räuber nahm ihr die Hand vom Gesicht.

„Schätzchen, ergiebst Du Dich in Dein Loos?“

„Ich sehe einen Ausweg,“ sagte sie leise.

„Ich auch,“ entgegnete er, den Arm um ihren Leib schlingend. „Du gefällst mir, Du jammerst mich. Willst Du ganz mein seyn, lass' ich Dich nicht zur Schande zurück. Wir fliehen zusammen.“ —

„Zusammen!“ rief das Mädchen, und hob ihr glühendes Gesicht zu ihm auf. Ehe er sah, wie die hohe Schaamröthe in ein Leichenblaß sich verwandelte, fühlte er sich von ihren beiden Armen heftig umschlungen. Er beugte sich nieder, aber als seine Lippen ih-

ren Schwanennacken berührten, ward der Berauschte sein Verderben inne — zu spät. Wie eine eherne Jungfrau hielt ihn das schwache Mädchen umschlungen, und er hatte nicht geachtet, wie nahe sie der Fallthür standen. Sie trat über den Rand, und ihr Fuß sank hinab. Vergebens strebte er, sie zurückzuhalten, er konnte sich selbst nicht halten. Fortgezogen vom letzten Kraftaufwand ihrer Verzweiflung, stürzte er mit ihr in die schwarze Tiefe.

Auch im Moment des augenscheinlichen Todes verließ den Verbrecher nicht die Gegenwart des Geistes, die ihn so oft rettete. Die dem Untergang Geweihten stürzten dicht an der einen Seitenwand hinab, Der unglücklichen Mörderin waren die Sinne vergangen; der Verbrecher aber, der im Schießen den Blitz des Zündpulvers beobachtete, ehe der Schuß aus seinem Rohre verbrach, sah im Falle das hölzerne Gitter, welches das Erdgeschoß von dem Keller trennte. Ein starker Griff mit seinem rechten Arm, und er hatte einen Sparren gefaßt. Er hielt ihn, obschon das Blut aus den Nägeln quell. Aber die Höhe war zu groß, die Wucht zu stark; vielleicht, wäre er allein gewesen, daß er sich gehalten hätte. Der Sparren brach, der erste Schrei aus dem Munde des starken Mannes machte sich konvulsivisch Luft, und sie stürzten in den

Keller. Aber es war nicht mehr tief, und durch den Aufhalt war die Wucht des Falles gemindert.

Ein helles Licht weckte nach einigen Secunden das Mädchen aus ihrer Besinnungslosigkeit. Es war das Tageslicht, das von oben herab durch ein Kellerloch grade auf die Beiden fiel. Er lag auf dem Boden, und sie hielt ihn umschlungen, wie man Hero abbildet, die sich hingeworfen hat über den entseelten Leib ihres Leander. Aber noch war Leben in dem Räuber. Er athmete tief, er schlug die Augen auf, dann streifte er mit der linken Hand die herabgefallenen Haare aus dem Gesicht. Beide blickten sich stumm mehrere Minuten an. Sie hatte sich von ihm losgemacht und lag neben ihm auf dem hochaufgeschütteten Rübsamen, auf den sie gefallen waren. Unwillkürlich hatte sie ihr Halstuch um seine verwundete rechte Hand gewunden.

„Was thust Du da?" fragte er, aus der ersten Betäubung halb erwachend, mit gedämpfter Stimme.

„Das Blut quillt so heraus."

„Sorg' für Dich selbst, Mädchen."

„Ich habe nicht gelitten."

Er richtete sich plötzlich, nicht ohne Anstrengung, auf, sank aber wieder mit einem halb ersterbenen Ausruf zurück.

„Todt?" rief sie zitternd, aber seine Lippen lächelten, und seine Hand deutete auf etwas. Sein schar-

fer Blick hatte schnell die Treppe und die offene Fallthür entdeckt, durch die Adelheid längst hätte entspringen können.

„Du bist noch hier?“ fragte er, und sein Blick haftete auf dem bleichen Gesichte des Mädchens.

„Wir standen beide am Rande“ — und es schien, als starre ihr Leichenblick darüber hinaus.

„Zwischen uns ist Friede,“ murmelte der Verbrecher.

„Du willst“ — rief sie aus, als er sein Terzerol aus der Brusttasche vorholte. —

„Verflucht der Kerl, der einem solchen Heldenmädchen übel thut.“

Sie barg knieend ihr Gesicht in den Händen und sprach: „Entfliehe!“

„Ich habe geschworen, — sagte er dumpf — ihm das Leid anzuthun.“

„Ein Schwur! Mensch, bindet Dich ein Schwur?“

„Am Grabe meines Vaters, als die Lampe aus der Todtenkammer meiner Mutter herüberschien, und mein Vater seufzte unter dem grünen Rasen. Das Liebste ihm zu nehmen, habe ich geschworen — bist Du nicht sein Liebstes?“

„Ich möchte Dich nicht in ihren Händen sehen,“ rief sie mit einer Heftigkeit, die ihn in Erstaunen setzte.

„Dauer wird mich dieß Instrument schützen.“

„Nein!“ Eine ohnmächtige Bewegung des Mädchens schien ihm die Waffe entreißen zu wollen.

„Komm mit mir,“ flüsterte er, ihre Hand ergreifend. „Ich war nicht von je ein Böswicht. Die Menschen haben mich dazu gemacht. Es schimmert noch zuweilen Licht aus der Jugendzeit herüber. Ein Sünder bin ich, aber noch kein grauer Sünder. Ich wollte jetzt ausruhen, ich kann vielleicht noch mehr thun, wenn mir ein Engel zur Seite steht, wenn ein Mädchen mit einer Heldenseele, rein und gut wie ein Engel, wenn ein solches Mädchen —“

„Gütiger Himmel! was ist das?“ schrie Adelheid auf. „Entfliehe! Entfliehe!“ Sie preßte seine Hand, und Beide horchten auf ein Geräusch von oben.

„Hier ist mehr zu thun!“ rief mit einemmale der Verwundete, und stand, wie in voriger Kraft, auf den Beinen.

Man hörte das Angstgeschrei eines Mädchens und Flüche einer rohen Männerstimme.

„Meine Schwester! Rette meine Schwester, ehe es zu spät wird, flehete Adelheid.

Sie waren beide im Augenblicke auf der Treppe. Erst hier fühlte der Fremde, daß ihm die Kräfte abgingen. Mit der linken Hand am Geländer, mit dem rechten Arm auf Adelheid gestützt, erreichte er aber

doch den Flur. Das Angſtgeſchrei ging in unarticulirte Töne über.

„Beſtie!“ ſchrie der Fremde, und während er mit dem verwundeten Arm ſeine Begleiterin zurückſtieß, ſie könne hier nicht helfen, drückte er die Thüre mit der linken Hand auf.

Die Wuth, die ihn überkommen, hatte ihn vergeſſen laſſen, daß Adelheid nicht ſein Knecht ſey, gegen den ſie gerichtet war. Er hatte ſie ſo heftig zurückgeſtoßen, daß die noch Schwache nur mit Mühe ſich aufrecht hielt. Sie wollte an der Wand ihm nachtappen, als ein Schuß aus dem Zimmer ihre Kraft lähmte. Wer war gefallen? In weſſen Hand legte das Schickſal auf's Neue ihr Loos? — Sie erreichte die Thür, ſie drückte ſie auf, und der blutende Leib des Knechtes wälzte ſich in Todeszückungen auf dem Boden. Noch ſtarrte ihre Schweſter mit gelöſ'tem Haar und verſtörtem Anzug auf den Sterbenden, als könne er ſich noch einmal aufrichten, ſie zu umfaſſen; ihre Augen verfolgten jede ſeiner Bewegungen. Ihr Retter ſaß ohnmächtig hingeſunken auf dem Stuhle; er war nicht mehr Zeuge der langen, inbrünſtigen Umarmung der geretteten Schweſtern. Sie ſprachen nicht und ſie weinten nicht. Als die erſte Thräne kam, ſagte Adelheid zur Schweſter:

„Bei dem Leichnam kannſt Du den verderben wollen, der Dich gerettet!“

„Niemals!“ lispelte Emma an Adelheid's Munde. Und der Augenblick, ihre Dankbarkeit zu bewähren, ſollte ſogleich da ſeyn. Denn ſchon hallte durch den Forſt ein Waldhornklang, Jägerpfeifen ſchrillten, und der Ohnmächtige ſprang nicht auf, ſich zu retten. Schon rüttelte etwas am Schloſſe des Thors und der Ohnmächtige wollte ſich nicht regen.

Grenzbeamte, Jäger und Bauern hatten das Gehöft umzingelt.

Unter ihnen drängte ſich der alte Hallwyn vor und rüttelte mit Rieſenkraft am Thor, aber vergebens. Er ſprang zurück, warf den Hut ab, raufte ſein ſilbernes Haar, und ſchrie: „Schändlicher, haſt Du's vollbracht? — Traf Dein Schuß meinen Augapfel — mein einziges Kind, — mein liebes Kind, mein liebſtes Kind — ſo leg' noch einmal die Flinte an und zerſchmettere den alten Kopf hier. — Böſewicht! die Thür auf, gieb mir die Kinder wieder! Ich will knieen vor Dir! Ich will auch Schleichhändler werden, — ich will Böſes thun, wie Du, aber gieb mir die Kinder wieder.“

Der Major zog den Alten, über den der Wahn-

ſinn zu ſiegen anfing, bei Seite, und ſuchte ihm Troſt einzuſprechen. Der unglückliche Vater aber jammerte an der Bruſt des jungen Menſchen: „Den Wolf haben die Lämmer in den Stall gelaſſen, und die Mutter findet die Lämmer nicht wieder. Mußte ich ſo alt werden, nie den Muth verlieren, um meine Kinder zu verlieren?“

„Beſetzt ringsum die Mauern, daß er nirgend entſchlüpfen kann, verordnete der Major, und ſchickte Drohungen hinauf, wenn der Räuber nicht ſogleich das Thor öffnen würde.

Drinnen aber blieb es todtenſtill. Der Alte ſetzte ſich erſchöpft nieder und probirte das Zündpulver auf ſeinem Doppelſtutz. Ganz Thätigkeit war dagegen der junge Fremde. Schon brachte man eine hohe Leiter auf ſein Geheiß, ſchon hoben ein Dutzend ſtämmiger Burſche einen ſchweren, jüngſt gefällten Fichtenſtamm, um die Thüre einzurennen, als ein Schlüſſel ſich umdrehte und eine unſichere Hand verſuchte, den ſchweren Riegel fortzuſchieben.

Es gelang, die Thüre öffnete ſich, und Emma lag in den Armen ihres Vaters.

„Hab' ich Dich wieder, hab' ich Dich ganz wieder? Lebendig, ganz lebendig? — Aber Adelheid, gerechter — wenn das Kind! Wo iſt er, wo iſt ſie? —“

„Sie lebt!“ Emma deutete auf das Haus. Man

hatte die Flurthür aufgerissen, die zum Flurzimmer fand man schon weit offen. Da stand Adelheid, blaß und bleich wie ein Steinbild, und lehnte sich an den Pfosten. Sie lächelte dem Vater entgegen, wie zu schwach, ihm entgegen zu springen, und zeigte ihm das abgedrückte Terzerol, welches sie fest in der Hand hielt,

„Sie hat's gethan," rief der Major. Da liegt er, und hat seinen Lohn von eines Mädchens Hand."

Indeß die Andern sich um die Leiche drängten, ein fürchterlicher Anblick, indem die starren, todten Züge noch die letzte Wuth und Gier ausdrückten, preßte stürmisch der Alte die beiden geretteten Töchter an die Brust.

„Hab' ich Euch wieder, halte ich Euch wieder in den Armen, ganz so lebendig, ganz meine guten Kinder, wie gestern Abend?"

„Ungekränkt!" sagte Emma! Adelheid antwortete nicht, ein todter Glanz strahlte von ihrem Auge, ein wehmüthiger Zug schwebte um ihre Lippe. Besorgt, glaubte der Vater mehr in den Augen zu lesen. „Keine Furcht, guter Vater," fuhr aber die Schwester fort. „Du weißt nicht, was sie gethan hat. Laß sie still, bis sie sich erholt hat. Wir waren in großer Angst."

„Gott sey gelobt!"

„Amen, Amen!“ rief der Major, und Alle ſtimmten ein.

Auf die Stunde des Schreckens waren Stunden der Freude gefolgt. Es hatte gar nicht ſchwer gehalten, daß Emma in dem gebräunten Manne mit dem ſchwarzen Bart den Geſpielen ihrer Kinderjahre wieder erkannte. Der Vater hatte ſchweigend ihre Hände in einander gelegt, und ſchweigend, die Hände auf ihren Häuptern, ſie geſegnet. Jetzt ſaßen ſie am Abend in dem großen Flurzimmer, eine helle Flamme praſſelte aus dem alten ſchwarzen Ofen und eine große Punſchbowle ſtand auf dem eichenen Tiſch. Es war ein feuchter Tag geworden, der Regen rieſelte noch in der Dämmerung die Fenſterſcheiben herunter, aber Heiterkeit und Luſt herrſchte in dem ganzen Hauſe. Auf den Fluren tranken und ſangen die Jäger und Burſche, bewirthet von der Freigebigkeit des Majors, und drinnen wiederholte man, in bunten Kreuzfragen und Erinnerungen die Vorfälle des Tages.

Der alte Hallwyn ſchien ein anderer Menſch geworden. All' ſeine Härte und Schärfe war verſchwunden. Aber war's doch auch, als ob alle ſeine Kraft dahin war; ſo ſaß er im Armſeſſel, die Arme wie mus-

kellos auf den Knieen, den Kopf gesenkt und nickte freundlich zu allem. Wie sein Auge, so war seine Stimme sanft, und gern sah er den Liebkosungen der Brautleute zu. Nur schien es ihm unlieb, daß Adelheid so wenig in die allgemeine Lust einstimmte und so oft das Zimmer verließ.

„Sie möchte immer, sagte er, die Wirthschaft gehen lassen; ein Tag wie der kommt nicht wieder. Ich habe ihn nicht verdient," setzte er seufzend hinzu.

„Wie Ihr Euch mit Grillen plagt," sagte gutmüthig der Major, seine Hand ergreifend.

„Grillen! Wenn's bloß Grillen wären!"

„Es ist ja Alles vergessen, Vater."

„Alles! Heut in der schweren Stunde, als ich Alles, mein Alles verloren glaubte, da trat mir wieder das vor die Seele, was ihr schon lange die Ruhe nimmt."

„Jedes Unrecht läßt sich wieder gut machen."

„Meint Ihr? — Auch die Todten aufwecken! Ich meine, das will immer schwerer auf mich drücken, je näher ich dem Grabe komme."

Die Andere drängte ihn nicht mit Fragen, auch nicht mit neugierigen Blicken. Aber der Alte schien es selbst zu wünschen, und so erzählte er, als der Major leise hinwarf, es werde doch nicht so arg seyn, als er meine, folgendes:

„Ich war ein sehr stolzer Mann, meine Kinder;

auf alle Vorurtheile meines Standes, wie Einer, verſeſſen. Wenn Ihr das auch nicht mehr ſo wißt, der Wilhelm kann es Euch ſagen. Du lieber Gott, wenn's damit abgethan geweſen wäre, dafür bin ich ſchon abgeſtraft, und den Stolz, mein' ich, wirft mir heut Niemand mehr vor. Als ich nach dem Kriege meine Güter verwüſtet fand, dacht' ich, mir bleibt doch der Grund und Boden, den hatte der Feind nicht forttragen können. Da wirft mir ein Vetter den Prozeß über den Hals, und das Lehngericht das wirft den ſtrengen, gnädigen Herrn aus Haus und Hof, als er wieder anfangen will zu bauen und zu ſäen. Wo blieb da der Stolz? — Doch, das gehört nicht hierher. — Die gemeinen Bauern und Tagelöhner hatten es nicht ſchlimm bei mir, ſie zogen ja die Mütze demüthig ab, aber der Pfarrer, der ſich auch ein Herr dünkte, der Amtmann, der mit mir disputiren wollte, vor denen drückte ich den Hut tief in die Stirn. Den meiſten Aerger aber verurſachte mir der Schulz, der ein Freiaut hatte und wirklich meinte, wenn er die Mütze abzog, geſchähe das aus Gefälligkeit. Wir lagen immer in Prozeß mit einander, und, weiß Gott, der Mann war ſo hartnäckig, wie nur ein Bauer. Auch wenn das Recht klar auf meiner Seite war, und wenn er hundert dran verlor, er trieb die Sache durch alle Inſtanzen. Ich that's aber nicht minder, und es war kein Scha-

bernack, den ich ihm nicht doppelt wiedergab. Wenn die Jagdzeit anfing, ſtand ich täglich in ſeinem Krautgarten — ich durft' es thun — und wenn ich Wild treiben ließ, mußt' es über ſeine Felder gehen, und es ging keine Woche ab, wo nicht ſeine Kühe in meinen Pfandſtall kamen, denn wenn ſie auch nicht von ſelbſt durch die Gehege brachen, ſo wußte mein verſchmitzter Hirt ſie zu locken. Der hochmüthige Bauer hatte einen Sohn; den wollte er ſtudiren laſſen, auf den Advokaten los, erſtlich, weil mein Sohn, der dazumalen noch lebte, auch ſtudirte, und dann, mir einen recht geriebenen Feind auf den Hals zu hetzen. Es war dazumal ein Sohn, auf den ein Vater wol Grund hatte ſtolz zu ſeyn. Ich begegnete dem Burſchen einmal in einem Hohlweg, wie das Bauernblut ſo keck und trotzig neben mir vorbei wollte und die Hutkrempe nicht anrührte. Da wurde mir wild zu Muthe, die Sporen kitzelten mich an den Hacken und ſchon wollt' ich ihn ſo halb überreiten, als der böſe Feind mir einen andern Gedanken zuflüſterte. Ich ließ ihn vorüber und dann rief ich ihm nach: „Jürgen, wie viel Zoll miſſeſt Du?" Er verſtand's und ſeitdem war's geſchehen. Der Krieg brach los. Kantonpflichtig war er, und der Regimentskommandeur mein Freund. Einige gelbe Friedriche vom alten Gepräge machten die Sache, die noch etwas krumm war, bei den Schreibern grade, und

er kam in meine Kompagnie. Ihr wißt nicht, Kinder, was das heißt. Einen Waſſer-Polen, wie wir ſie nannten, einen böſen, verſeſſenen Menſchen gab ich ihm zum Exerciermeiſter. Es hielten's wenige Rekruten unter ihm aus. Jürgen Grätz, wenn er ein Menſch war, mußte ſich vergeſſen. Wir vergaßen ihn dafür nicht und er trug ſolche Marken auf dem Rücken, daß dem Beſten der Dienſt auf immer verleidet geweſen wäre. Er verſuchte zu deſertiren — ich weiß nicht ob ich's gewünſcht habe — aber es überlief mich eine hölliſche Luſtigkeit, als ſie ihn wieder einbrachten und ich übereilte mich nicht mit dem Standrecht. Alles ging in der Ordnung; es geſchah ihm kein Unrecht, was nicht in den Geſetzen gedruckt ſtand. Er wurde zu Spießruthen verurtheilt. Aber daß er in unſerm Dorf, vor ſeines Vaters Freigut vorbei, laufen mußte, das habe Ich gethan. Ich konnt' es thun, warum nicht? Das Corps zog ſich zurück, und unſer Bataillon lag in meinem Dorfe. Der Jürgen Grätz hatte einen eiſernen Leib. Er ſank wol zuſammen, aber da trug ihn ſein Korporal durch die Reihen und es entging ihm kein Streich, der ihm zugeſprochen war. Ich kommandirte ja. Jürgen Grätz ſtarb nicht, man ſchleppte ihn in's Lazareth, aber ſein Vater, der's mit eigenen Augen angeſehen, — er war ſchon ſchwach und alt, und die Bosheit und der Brandwein hatten ihn noch

ſchwächer gemacht — ſein Vater ſtarb in Krämpfen, wo er mich verflucht haben ſoll, und die Mutter ſoll auch geſtorben ſeyn, als die Wunden auf ihres Sohnes Rücken noch nicht geheilt waren."

Es herrſchte eine tiefe Stille nach der Erzählung. Nur der Alte ſchien heiterer geworden, als er die Laſt durch ein Geſtändniß abgewälzt hatte. Der Major wiſchte eine Thräne aus dem Auge, und Emma fragte den Bräutigam halb leiſe: „Was iſt denn aber aus Jürgen Gräz geworden?"

Da ſtürzte Adelheid plötzlich mit Heftigkeit um des Alten Hals: „Gott vergebe es Ihnen, Vater, was Sie angeſtiftet. Sie wußten nicht, was Sie thaten."

„Wie nun das Mädchen iſt!" ſagte der Alte, als ſie eben ſo ſchnell ihn wieder verlaſſen und hinausgeeilt war. „Muthig wie Eine, aber reizbar und eigenſinnig. Sie könnte den alten Vater verlaſſen, wenn ſie meinte, daß ich's verdiente und mir damit ein Recht geſchähe. Und ſie liebt mich doch — wie Niemand ſonſt" ſchwebte ſchon auf ſeinen Lippen, aber ſein Blick fiel auf die zweite Tochter und er unterdrückte das bittere Wort. Aufſtehend küßte er ſie auf die Stirn und umarmte Beide: „Liebt Euch Kinder, und ſucht auf der Welt gut zu machen, was der alte Hallwyn ſchlimm that."

Er wankte in ſeine Schlafkammer.

Es war am andern Morgen ganz früh, als der Major mit überſchlagenen Armen in dem noch dunklen Flurzimmer auf- und abging. Zuweilen hielt er plötzlich inne, als könne ſein Tritt den alten Hallwyn wecken, und dann ſah er zum Fenſter hinaus, wo der erſte bleiche Tagesſtrahl durch die Kiefern dämmerte.

Die Jägerburſche und Gränzbeamte waren über Nacht im Grenzhauſe geblieben; denn man konnte einen Streich von des Schwarzen Bande über Nacht vermuthen. War doch ſein Knecht, wie die Mädchen in der Verwirrung geſtanden, und von dem auch der Major etwas geſehen, entkommen, — vermuthlich durch einen Sprung über die Mauer. Zwei geſattelte Reitpferde waren aber im Hofe geblieben und man vermuthete, daß der Sattel des einen hohl ſey und Sachen von großem Werth verberge. Man hatte ihn nicht öffnen mögen, um ihn der Zollbehörde unverſehrt zu übergeben. Doch trotz jener Vermuthung, daß die Schleichhändler einen Verſuch machen könnten, die Schätze ihres umgebrachten Anführers zu retten, lag die ganze Wache in einem ſehr feſten Schlafe, wovon der Major ſich eben wieder überzeugte, als er ſacht die Flurthür öffnete.

Alles ſchnarchte, wie im erſten, feſten Schlafe nach einer ermüdenden Tagesarbeit. Nur im Seitenflügel öffnete ſich eine Thür, und durch das Dunkel

schwebte ein Etwas heran, das gar nicht an die schwerfälligen Schläfer erinnerte, zwischen denen es sich durchwand. Emma lag an Wilhelms Halse, beide verwundert, sich so früh zu begegnen.

„Kennt' ich denn länger schlafen, Wilhelm, da Du hier warst! Zu solch' einem freien Tage bin ich noch nicht aufgewacht.

„Meinst Du, daß er eben so ausgehen wird?"

„Du willst mich doch nicht erschrecken? Freilich, freilich soll er es. Ich will so freundlich seyn, daß alle Falten auf Deiner Stirn fort sollen. Doch sprich, was hatte Adelheid gestern Abend mit Dir abzuhandeln, wo ich nicht bei seyn durfte? Soll ich schon eifersüchtig werden! — Sie kam erst, als ich schon im Bette lag, und wünschte mir auf eine Weise gute Nacht, wie ich es nie erlebt."

„Soll sie sich denn auch freuen, wie Du, die Arme!"

„Sey nicht bös, ich kann mir wol denken, was Ihr zu sprechen hattet. Ihr habt den armen Bösewicht bei Nacht über Seite geschafft, und mir wurde nichts vertraut, weil ich zu furchtsam bin und ausplaudern könnte. Aber wenn er glücklich fort ist, wie ich hoffe, was kümmert uns das weiter am Lustigseyn."

Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Mein Gott, das ist ja beinahe so wehmüthig,

wie geſtern meine muthige Schweſter. Sie weinte, glaub' ich, fünf Minuten an meinem Halſe, ehe ſie die gute Nacht herausſtammelte."

Sie wurden durch den Vater unterbrochen, den auch eine frühe Unruhe aus dem Bette getrieben.

„Es iſt mir lieb, Kinder, daß ich Euch ſchon finde. Mir war es immer in der Nacht, als könne das Alles von geſtern nur ein Traum ſeyn, und wäre vielleicht, wenn ich aufwachte, zerfloben und verflogen. Das ließ mich nicht länger ruhen, um doch meines Glückes gewiß zu ſeyn. Gott ſey Dank, da biſt Du, mein wackerer Wilhelm, und Du, meine Emma. Laßt uns wieder Feuer anmachen, die kalte Morgenluft fortzutreiben. Dann wollen wir die Begebenheiten von geſtern noch einmal überplaudern. Man kann das Gute nicht oft genug hören, und die Mädchen ſollen mir alles genau erzählen, wozu wir in der erſten Freude nicht kamen."

Während das Feuer aufloderte unter des Majors Hand, der ſehr ſchweigſam blieb und mit den Augen jeden Flammenzug zu verfolgen ſchien, wurde es auch draußen laut. Man ging an ſeine gewohnte Arbeit, oder rüſtete ſich, wie es ſchien, zum Aufbruch.

„Da muß ich Euch doch einen eigenen Traum erzählen, hub der Alte wieder an, der mir noch immer ſo lebendig iſt, als wenn's kein Traum geweſen

wäre. Es war mit einem Mal als ziehe etwas die Gardinen vor meinem Bette zurück, dann beugte es ſich über mich und ſtrich mir die paar Haare von der Stirn; und nun küßte es mich ganz leiſe auf die Stirn und auf den Mund und flüſterte: „Leb' wohl, leb' wohl auf immer!“ — Früher ſchien es mir eine andere Geſtalt, nämlich im erſten verworrenen Traume, nun aber war's ganz klar meine Tochter Adelheid, ſo blaß und zitternd, wie ich ſie nie geſehen, und ſie weinte heftig und die Thränen fielen mir in dicken Tropfen auf's Geſicht. Nun wollt' ich ſie in meine Arme ſchließen, da aber rauſchte ſie fort. Ich ſchlug die Augen auf, ſie war und blieb fort, aber die Vorhänge bewegten ſich ganz deutlich und ich hörte, als wenn Jemand die Thüre leiſe zudrückte. Was mir das Merkwürdigſte bleibt, war, daß mein Geſicht naß war und meine Augen waren trocken. Gewacht habe ich in dem Augenblicke gewiß, denn ich hörte die Wanduhr zwölf ſchlagen, und zählte deutlich jeden Schlag, aber der Schlaf kam bald wieder. Meine Adelheid wollte mir aber nicht aus den Augen, und nun wurden die Bilder ſchrecklich. Sie kniete vor dem todten Räuber, küßte ihn auf die bleichen Lippen und der Todte regte ſich. Er ſtand auf und ſchloß mein Kind in ſeine Arme. Dann heulte der Sturm und verwiſchte das eine Nebelbild, aber ein neues tauchte mit-

ten im Walde auf. Ich sah den Böseweicht mit meiner Adelheid auf zwei Pferden sitzen, und sie trabten durch Meer und Nebel, wie von bösen Geistern gejagt. Da erwachte ich. Gehe doch Einer hinauf und sehe ob Adelheid noch schläft —"

Aber der aufspringenden Emma begegnete schon in der Thür der alte Franz und einer der verschlagensten Grenzaufseher. „Herr Capitain," rief Franz, „hören Sie, was der Marcus will; und — soll mich der — es hat seine Richtigkeit."

„Das soll der Schwarze seyn," sagte etwas höhnisch der Bezeichnete, „den sie gestern in die Scheune getragen. Das ist er so wenig als ich ein todter Mensch bin. Seine Kleider mögen's seyn, sonst ist er nicht mehr und nicht weniger als sein Knecht, der rothnasige Christoph; jedes Kind bei uns kennt ihn ja."

„Der hat uns wieder einen Streich gespielt," sagte der alte Franz.

„Die beiden Gaule sind richtig weg," meldete ein Dritter, ausgeschickt, im Stalle nach der Beute zu sehen.

„Und Adelheid" — rief der Hauptmann; er zitterte und vermochte es nicht auszusprechen. Sanft umfing den Alten der Major, und ließ ihn ruhen an seiner Schulter, indem er den Andern winkte das Zimmer zu verlassen. — „Adelheid, Adelheid, mein Kind,

mein geliebtes Kind!" Er wurde so schwach, daß ihn der Major in den Armsessel geleitete.

„Sind Sie stark genug, lieber Vater, es anzuhören?"

„Sie ist nicht da" — schrie Emma, schnell zurückgekehrt aus der Schlafkammer, wohin sie auf des Vaters Aufforderung geeilt war, und blickte mit wilder Besorgniß auf den Bräutigam. — „Wo ist meine Schwester, Wilhelm?"

„Sie will gut machen, was der Vater — "

„Verbrach?" fiel der Alte heftig ein. „Heraus, heraus mit der Sprache, wenn mein Kind noch zu retten ist."

„Sie ahnen nicht, wer der gefährliche Mann war, gegen dessen Frevel Sie für den Staat kämpften."

„Heraus!"

„Derselbe Jürgen Gräz — "

„Gerechter Gott! hat er sie ermordet?"

Der Major zog einen Zettel aus der Brusttasche und reichte ihn dem Vater. Indeß das Papier in den Händen des Greises zitterte, ergriff er Emma's Hand: „Die Schwester," sagte er ihr in's Ohr, „hat Dich verlassen und mir ihr letztes Lebewohl an Dich aufgetragen. Um Mitternacht ließ ich sie mit dem Unglücklichen hinaus, dem sie ihr schönes Leben gewidmet hat."

„Ich werde ſie nie wiederſehen," jammerte Emma.

„Doch, wenn der Himmel gnädig iſt, und die Zeit ihren milden Schleier über traurige Begebenheiten gedeckt hat. Sie ſind auf dem Wege nach Hamburg, dort ſich nach Amerika einzuſchiffen. Gräz lie' einſt in meinen Händen den Erlös ſeines väterlichen Gut's. Ein Gut an Kentucky's Gränzen, was mir gehörte, ſoll von nun ihm gehören, und ihm Mittel geben, an der Hand einer ſolchen Frau in der tiefen Stille von Amerika's ungelichteten Wäldern ſein altes Leben zu bereuen, und, wenn er noch Kraft hat, einem neuen entgegen zu gehen."

Der Alte ließ jetzt das Papier fallen und hob die Hände, ſie über ſeinem Haupte zuſammenfaltend.

„Vater!" ſtand in dem Zettel, den Emma aufnahm, „ich verlaſſe Dich, Deine Schuld zu bezahlen. Es ging nicht anders. In Hamburg ſeanet der Prieſter den Bund der Sühne. Hauche Deinen Vaterſegen über den weiten Ocean Deiner Tochter zu, daß ihr Werk gelinge, den, der durch Dich verloren, wieder zu gewinnen. Du behältſt zwei Kinder; der Arme hat nichts auf der Welt, nicht einmal eine Ausſicht. Einmal ſehen wir uns wieder. Zwiſchen uns liegt nur der Ocean oder — die Zeit. Deine Adelheid."

„Er hat ſich theuer bezahlt gemacht," ſagte Hallwyn, beide Kinder an ſich drückend, „ſie war mein ſchönſtes Kleinod."

Der Braune.

In einem Winkel der Kalwiniſchen Weinſtube ſaß noch immer ein ſtiller Mann, als bereits die Tagesgäſte mit einbrechender Dämmerung Hut und Stock ergriffen, um ihre Plätze den Abend- oder Nachtgäſten zu überlaſſen. Der Kellner ſetzte ihm ein Licht auf den Tiſch; aber ſowol aus der barſchen Art, wie dies geſchah, als aus Herrn Kalwin's Miene dazu, konnte ein Pſychologe ſchließen, daß der ſtille Gaſt nicht zu den willkommenen gehörte, oder mit andern Worten daß er nicht viel draufgeben ließ.

„Du hätteſt ihm kein Licht zu geben brauchen,“ flüſterte er dem Kellner zu; „vielleicht erinnerte ihn die Nacht an's Aufbrechen.“

„Er hat ſein Viertel noch nicht ausgetrunken,“ erwiederte der Aufwärter, und eilte, die leeren Flaſchen von den andern Tiſchen fortzunehmen, während der Wirth noch in den Bart murmelte:

„Der treffliche Mann, auf deſſen Platz der Dok-

tor sitzt, trank zwar auch des Tages nur wenig, und saß auch lange Stunden auf einem Flecke. Das waren aber doch bessere Zeiten; sein Name, sein Gespräch, sein Witz, sein bloßer Anblick lockte Gäste herbei, die nie die Schwelle eines Weinhauses betraten; Batterien wurden aufgeführt, und ein Jukel belebte das Zimmer, während mir dieser Knochenmann, ohne ein Wort zu sprechen, Tage lang dasitzt, und mit einer entsetzlichen Penibilität jeden Schoppen Wein bezahlt, ehe er ihn getrunken hat. Der witzige Mann, der nun im kühlen Grabe ruht, war mir ein guter Gast, und Gott habe ihn selig."

Hier klang ein tiefer Seufzer vernehmlich durch das sonst ganz leere Zimmer, ohne daß der Wirth hätte bemerken können, wo er herkam. So viel aber verlangt die Pflicht gegen unsre Leser, vorauszuschicken, daß es der stille Mann nicht war, der geseufzt hat. Es war nicht Zeit, nach einem im Weinhause so seltenen Tone weitere Nachforschungen anzustellen, da eben mehrere Gäste eintraten und Herrn Kalwin's ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Wir aber müssen, während die Kellner Licht bringen und in den Winkeln des geräumigen Zimmers ein neues Leben beginnt, den stillen Gast in nähern Augenschein nehmen, da er eine Hauptperson, wo nicht gar der Held in dieser Geschichte ist.

Eher mager als beleibt und eher lang als kurz — mit Gewißheit läßt sich darüber noch nichts angeben, da er zusammengesunken und krumm gebückt im Winkel sitzt, den Kopf nach der Tischplatte gesenkt, — bildet er keine besonders vortheilhafte Figur, aber auch keine Caricatur. Er trägt einen olivenfarbenen Oberrock, dessen Schnitt über die drei letzten Jahre hinausgeht, eigenes Haar, Stiefeln, die nicht besonders blank sind, und scheint im ersten Quinquennium der Dreißiger. Eine besondere Anmuth würde man weder in den taktmäßigen Bewegungen des einen über das andere geschlagenen Beines, noch in der ganzen Positur des Doktors — wie ihn Herr Kalwin titulirt hat — bemerken. Auch zeigt sein etwas hageres Gesicht nichts von den Zügen, welche ein Genie auf den ersten Blick erkennen lassen; allein wenn er zuweilen, wie von einer inneren Bewegung getrieben, die rechte Hand vom Tische aufhebt und sich damit in's Haar fährt, wenn dann sein Auge feurige Blicke schießt, oder wenn er behaglich alle Viertelstunden am Glase nippt, wohlgefällig lächelnd auf das Wellenspiel des Weines blickt, und mit der linken Hand auf den Tisch trommelt, dann läßt sich nicht verkennen, daß der Doktor kein gewöhnlicher Mensch ist.

Die Stube füllte sich mit mancherlei Gestalten an; auch der Tisch im Winkel wurde von den zuletzt

Ankommenden in Verschlag genommen, ohne daß der ältere Gast sich dadurch aus seinem Nachdenken stören ließ. Ein Mann mit einem großen Schnurrbart — er trug einen polnischen Rock — und einem rothaufgedunsenen breiten Gesichte, in dessen tiefen Lineamenten man jede tiefe Gemeinschaft, nur nicht die der Demuth lesen mochte, pflanzte sich endlich dergestalt nahe und mit so königlichem Ungestüm an den Träumer, daß dieser, erschreckt von dem Ellenbogen des Helden, auffuhr. Er rieb sich die Augen und hörte, ehe er noch, geblendet vom Lichtschein, sich orientiren konnte, in welche Gesellschaft er gerathen, ein lautes Gelächter und befreundete Stimmen.

„Sieh' da, Freund Liborius," kicherte ihm die Stimme eines eleganten Mannes entgegen, der geradeüber an dem kleinen Tische Platz genommen hatte, „wahrhaftig wieder in Geburtswehen!"

Der Mann mit dem Ellenbogen wandte sich jetzt auch etwas mit dem Kopfe um und reichte dem Träumer über die Schulter die Hand hin: „Wahrhaftig, Liborius! sie wollten Dir immer abschwören, daß etwas Geniales in Dir wäre, aber ich nahm von je an Deine Partie und sagte, es stecke mehr in Dir, als Dein Scharfrelz — so nenne ich nämlich die Außenseite eines Menschen — verräth, und ich setzte die Ehre des Markbrunner Aer zum Pfande, Du gehörtest zu uns."

„Würdige Freunde!“ — ſagte der Dritte, der zur Linken des ſtillen Mannes nachläſſig Platz genommen hatte, und in der Art ſeines Haarwuchſes etwas Schwarmeriſches verrieth — „würdige Freunde, ob Liberius der Mann iſt, in unſern Cirkel aufgenommen zu werden, das kann ſich gleich entſcheiden. Wir ſahen ihn in einer Verzückung. Er ſoll uns ein reines Bekenntniß ſeiner Eingebungen ablegen, und daraus erſehen wir, ob in ihm der Geiſt aufgegangen iſt. Wohlan, Liberius, was brachte dieſe Stunde Ihrer Muſe?“

Alle Drei — den mit dem Ellenbogen nennen wir Martial, den mit dem ſchwermüthigen Haarwuchs, der Kürze wegen, Titus, der elegante Mann heißt leider nur Nießner — alle Drei ſahen auf den Dichter, wie eine Jury auf den Angeklagten, der ſich vertheidigen ſoll.

„Meine ſehr verehrten Herren!“ ſagte Liberius, „Ihr gütiges Zutrauen müßte mir ſchmeicheln, betrachtete ich es nicht zugleich als ein Vergehen gegen die Dichtergöttin, das zu verrathen, was eigentlich vor den Augen der Welt ſoll verſchloſſen bleiben. Wiewol man das Kind zeiget, ſobald es geboren werden, wird doch Niemand zur Wöchnerin zugelaſſen, es ſey denn der Arzt, die Hebamme und wer ſonſt nach dem ortsüblichen Herkommen dazu berufen iſt, bevor die Geburt erfolgte.

„Du willst uns doch nicht als Profane ausschließen?“ sagte Martial. „Das würde wie eine Beleidigung klingen.“

„Was mir keineswegs in die Gedanken gekommen ist,“ sagte hastig Liberius.

„Wir in dieser Ecke,“ fuhr Martial fort, „ohne uns mit einer Wochenstube zu vergleichen, sind doch, wie leicht abzunehmen ist, von anderm Schrot und Korn, als die Philisterwelt außer uns. Unser Winkel ist gewissermaßen das Proscenium, wo seit — wie lange ist es doch her? — die Witze losgelassen werden, welche die Residenz in Erstaunen setzen. Da Dich das Glück nun, Liberius, in eine so ausgezeichnete Gesellschaft gleich nach Deinem Eintritt in die Residenz geführt hat, hoffen wir, Du wirst es anerkennen und Dich nicht lange mit Redensarten zieren, die für Philister gehören mögen, bei uns aber unbekannt sind.“

Liberius hatte sich mehrere Male verneigt. Titus setzte aber mit sanfterm Tone Martial's Rede fort.

„Außerdem daß es einen Mangel des Vertrauens zeigte, würde unser Freund Liberius schlecht den Platz des genialen Mannes ersetzen, den er in diesem Augenblicke einnimmt. Auf diesem Stuhle saß er, aus diesem Winkel sprühten seine Witze hervor, und es kam oft, daß er im Feuer uns die Entwürfe und leuchtenden Gedanken verrieth, ehe er an die Aus-

führung gegangen war; oft kam es auch gar nicht dazu.

„Wie, wirklich Er?“ rief Liborius, indem seine Augen glühten.

„Er, der den Hund Beraanza wieder knurren ließ, Er, der den Kater Murr auf seinen Dachpromenaden verfolgte, Er, der den Floh springen sah, so gewiß ich mich seines Vertrauens zu rühmen hatte,“ sagte Titus.

„Das hatten wir,“ murmelte Martial, seine Uhr herausziehend, und rief den umherwandelnden Wirth heran. Er nahm eine Prise aus dessen Dose, und sagte: „Nicht wahr, Herr Kalwin, hier saßen wir mit ihm, hier vergaß man Alles, wenn wir im Feuer waren? Der kleine große Mann brauchte nur auf den Stuhl zwischen Wand und Tisch festgeschraubt zu seyn, dann wurde, willig oder nicht, jede Seele im Zimmer hingerissen, festgezaubert. Die Abenddämmerung war unser Morgen, Mitternacht Mittag, und der Hahn krähte unsere Nachtruhe.“

Der Wirth murmelte etwas in den Bart.

„Uebrigens weiß ich nicht, sagte Titus, weshalb wir immer mit elegischem Tone von jenen goldenen Zeiten sprechen. Ist denn seine Kunst, sein Leben, sein Feuer untergegangen, weil sein kleiner Körper vertrocknet und vermodert? Als ob er es allein war, der den

Zauber dieſes Winkels ausmachte! Tranken wir nicht wie heut auch damals hier Wein? Geniale Geſellen haben nach wie vor bei uns Zutritt, und ich parire Geld gegen Münze, ſein Geiſt iſt noch unter uns!"

Ein weit tieferer Seufzer, wie damals, als Herr Kalwin ſeinen Monolog beendet, ließ ſich hören. Die fröhliche Geſellſchaft hatte aber eben ſo wenig als Herr Kalwin, Zeit, darauf zu achten, denn Nießner rief plötzlich aus:

„Sehen Sie unſers Liborius kreideweißes Geſicht. Ich wette, er hat ein Geſicht geſehen."

Alle ſahen Liborius an, und auch Martial, nachdem er den Cigarro am Lichte mundrecht gemacht hatte. Als Liborius ſo von Allen angeſehen wurde, hub er an:

„Meine ſehr geehrten Bekannten! Es iſt alſo wirklich dieß der Rohrſtuhl, auf dem Er unter Ihnen verweilte?"

Man bejahete dieß ungeduldig.

„So iſt das Außerordentliche, welches mir begegnet, erklärbarer als ich Anfangs vermuthete."

„Nur keine natürlichen Aufſchlüſſe unnatürlicher Geſchichten," fiel Titus ein; „über die Wagner'ſchen Geiſtenſeher ſind wir hinaus."

„Zur Sache!" fuhr Martial heraus.

„Schon ſeit heut Nachmittag um drei Uhr — fuhr der Doctor fort — ſitze ich behaglich auf dieſem

Platze. Ganz im Nachſinnen über die wunderbaren Conſtructionen der Poeſie vertieft, verging mir die Zeit, ohne daß ich es bemerkte. Ich brüte über den Plan eines Gedichtes, ohne daß ich Ihnen verhehlen dürfte, wie gerade im Augenblick, wo ich den eigentlichen Nerv us gefaßt zu haben glaube, immer etwas dazwiſchentritt und mir alle mühſam zuſammengetragenen Materialien auseinanderreißt. So habe ich eine rechte Sehnſucht nach glücklichen Bildern, ich ſchließe häufig die Augen und ſtrecke dann die geiſtigen Fühlhörner aus, um etwas zu haſchen, und es iſt mir dann oft, als könnte ich ein Bild mit den Händen greifen; wenn ich aber die Augen wieder aufſchlage, iſt Alles wieder verſchwunden. Während ich nun heut in der Dämmerung meine Augen hier ſchloß und auf den Lippen noch den Geſchmack des letzten Zuges aus dieſem Pokale empfand, kam über mich eine gewiſſe lethargiſche Kraft. Die Leute gingen ab und zu, die Thüren klappten; alles dieſes vermehrte meine magiſche Inſpiration, ich war in einem Zuſtande, wie ich mich deren nur weniger im Leben erinnern kann — aber er war mehr angenehm als peinlich. Jedoch nur zu Anfang; denn je mehr die Kräfte meiner Seele von dieſer ſonderbaren Einwirkung afficirt wurden, um ſo ängſtlicher wurde mir zu Muthe. Mir war es mit einem Male, als könnte ich mich ſelber ſehen. Ich trat zur Thür

herein, obschon ich doch im Zimmer saß und nicht von diesem Stuhle aufgestanden war — die Stube war ganz dunkel und Niemand darin zu sehen als ich, wie ich hier, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, war sitzen geblieben. Nun ging ich an mich heran, und hatte die Verwegenheit, mit der rechten Hand meinen niedergesenkten Kopf sanft, indem ich ihn unter dem Kinne anfaßte, aufzuheben. Dieses wurde mir sehr schwer. Allein denken Sie sich mein Entsetzen, als ich es nicht war, der hier saß, wo ich sitze, sondern Er, der einst diesen Platz mit Ehren einnahm. Ganz wie er vor seiner Lebensbeschreibung in Kupfer gestochen ist, mit den stierenden Augen, die Haare weit zurückgestrichen, das Gesicht hager mit hervortretenden Knochen. So war Ich, der sitzende, Er der Todte. Ich war Er! Und ich war doch auch noch Ich, denn ich fühlte deutlich den Rohrstuhl unter mir. Ein Schwindel überkam mich. Da trat der Kellner vor mich hin und setzte den messingenen Leuchter nieder; dieses brachte mich wieder zu mir selbst, und es war nicht ohne schmerzliche Lust, als ich fand, daß ich wieder Ich selbst war."

2.

Nachdem Liborius ausgesprochen, herrschte einige Minuten lang eine große Stille, und er vermochte

auch nicht aus den Mienen der Freunde auf den Eindruck zu ſchließen, den ſein wunderbarer Bericht bei ihnen hervorgebracht hatte, indem die Rauchwolken die Geſichter und ſelbſt das Licht verdunkelten. Endlich nahm Martial ſeinen Cigarro aus dem Munde, klopfte das ausgeglimmte Ende an dem Tiſchfuße ab, räuſperte ſich, ſah Liborius fragend an, that einige Züge, und ſagte dann: „Was hatten Sie nun davon, daß Sie Sie waren?“

Liborius ſchien die Anzüglichkeit in der Frage nicht zu verſtehen. Er ſprach von ſeinen ſchwachen Nerven, wie das fortgeſetzte Studium der Poeſie, in Verbindung mit dem Genuſſe des Weines, an den er in früherer Jugend nicht gewöhnt, ſie täglich mehr angreife, und wie vielleicht es für ſeine Conſtitution am angemeſſenſten wäre, wenn er hinführo ſich des duftigen Rebenſaftes ganz enthalte.

Die Drei nahmen im ſelben Momente ihre Cigarren aus dem Munde, ſahen ſich unter einander, dann den Redner bedeutungsvoll an; zu lächeln begann zuerſt Nieſner, worauf Martial aus vollem Halſe ſeinem Beiſpiel folgte. Titus verzog nur den Mund und ſagte:

„Der werthe Liborius iſt noch nicht lange genug aus ſeiner Provinzialſtadt. Es mag zwar recht bequem ſeyn, im Großvaterſtuhl hinter'm Ofen zu ſitzen und

mit Gemächlichkeit zur bestimmten Stunde zu essen, trinken, schlafen und sich mit Novitäten beschäftigen. Wenn aber ein Dichter sich geistig nicht so frei gemacht hat, jeder Eingebung der Laune zu folgen, so sieht es mit aller angeblichen Begeisterung schwach aus."

„Wenn er aber von keinen dergleichen Launen getrieben wird, — warf Liberius ein — oder in früher Jugend schon durch die Vernunft sie bemeistert hat?"

„So wird er in seinem Leben kein Dichter," war Titus Antwort.

Liberius sah blaß vor sich hin. Martial klopfte ihm auf die Schultern, was so viel hieß, als, er solle nicht den Muth verlieren. Nachdem er sich lange den Bart gestrichen, hub er endlich an:

„Freund Liberius! Solche einsame Bilderjagd heißt die Poesie mit Nesseln peitschen. Wer wird um drei Uhr Nachmittags im Weinhause sitzen, — es müßte denn seyn, er hätte seine Wohnung überhaupt dort aufgeschlagen — und dann bei einem Viertelglase? Das heißt mit aller Gewalt etwas Nüchternes zu Tage fördern wollen. Nichts ist schädlicher für einen Poeten als die Angewöhnung, und, bei den Hirnschädeln aller Türken, ich wette, wer tagtäglich zu einer sobren Stunde die Weinstube frequentirte und sein bestimmtes Mäßchen leerte, könnte am Ende mitten unter uns zum Philister werden, wovor der Wein-

gott einen jeden bewahre. Freund Liberius, ich prophezeite auf den ersten Blick, aus Dir könne noch etwas werden. Soll dieß in Erfüllung gehen, so komm erst in's Weinhaus, wenn die liebe vernünftige Sonne untergegangen ist; abstrahire dann nicht, träume nicht, und denke nicht etwas anderes zu schöpfen und zu sammeln als den Wein. Lebt der in Dir, so kommt der Witz und die Poesie, so weit sie nöthig ist, von selbst unter uns heraus. Dein Name sagt schon, daß Du mit dem Weingotte Liber verwandt bist —"

„Liber, Liber, — fiel Liberius ein — war der Beiname des Gottes, den die Griechen Bacches nannten, den wir unrichtiger Weise Bachus aussprechen, zuweilen auch schreiben."

„Possen und Pedanten! Was macht das aus? Liber ist die nüchterne Form, Liber die volle, die bachantische, Liberius ein Mann, der über den Wein gesetzt ist und auch Andere wieder setzt, und ich setze voraus, daß Du für Dein heutiges glückliches Gesicht auch uns einige Flaschen Markbrunner 22er setzen wirst, um auf Dein neues Menschwerden mit dem vollen anzustoßen."

Nießner lachte ungemein, die Gesellschaft war veranügt, Liberius versicherte es auch zu seyn, und bald standen vier Flaschen duftigen Rheinweins auf dem kleinen Tische, die Liberius sogleich bezahlen woll-

te, was aber Martial für nicht anständig erklärte, weshalb Liberius seine lange Börse wieder einstekte. Die Unterhaltung wurde bald lebendig, und als die drei Einheimischen ihr Bestes zu des Doctors unendlicher Freude zum Besten gegeben, wurde auch er ermahnt, nicht hinter dem Berge zu halten. Der Wein hatte im Kopfe des Doctors einige freundliche Revolutionen hervorgebracht, und es war mit einer lächelnden Miene, als er, sich gegen das Triumvirat verneigend, anhub:

„In einem Kreise so ausgezeichneter Köpfe, deren Leben voll seyn muß von merkwürdigen Ereignissen, und die mit den ersten Geistern der Nation Umgang gepflogen haben, grenzt es eigentlich an Unbescheidenheit, wenn ein Fremder, der bisher nur mit Sehnsucht auf das Leben in der Poesie hingeblickt hat, von dem seinigen reden will. Indessen wurde ich in einer kleinen Provinzialstadt geboren, und schon in der zweiten Classe des Gymnasiums war es, wo die Exercitien des wurdigen Conrectors in lateinischen Hexametern zuerst die Liebe für Poesie in mir erweckten. Späterhin lernte ich Kleist's Frühling auswendig, und so dürftig unsere Natur auch ist, waren es gerade die Spaziergänge Mittwoch und Sonnabend Nachmittags, wozu in den kleinen Hundstagsferien auch noch der Freitag und Dienstag hinzukamen, welche meinem Sinne für die Dichtung immer mehr Nahrung gaben. Die Ge-

treidefelder, die ſich an den Höhen auf- und abzogen, das breite Fließ und der Stadtanger, mit Weiden umpflanzt, ließen mich zuerſt die ſchöpferiſche Einwirkung der Natur auf den Geiſt des Menſchen erkennen. Auch auf der Akademie unterdrückte meine dürftige Lage nicht meine reichere Neigung. Als ich aber nun zurückkehrte und in der geliebten Vaterſtadt bald die Stelle des Collaborators an eben der Schule erhielt, wo ich zuerſt unter dem nun verblichenen Conrector mich der Poeſie befliſſen, erwachte die alte Neigung mit Macht, und bald ergab ich mich derſelben gänzlich. Ich darf geſtehen, daß meine erſten Uebungen in dieſer Periode neuerwachter Thätigkeit darin beſtanden, daß ich jene lateiniſchen Diſtichen aus der Schulzeit jetzt in's Deutſche übertrug, und ich darf Ihnen wol nicht erſt die Freude verſichern, als ich in den Journalen dieſe erſten Kinder meiner Laune in einem neuen Gewande und gedruckt erblickte. Dieß ſpornte dann zu Weiterem. Was aber bietet eine Provinzialſtadt einem raſtloſen Geiſte? Wenn ich nach abſolvirten Stunden in den Literaturzeitungen und Blättern alles das gewahr wurde, was in den Reſidenzen unſeres Vaterlandes zum literariſchen Lichte gedieh; wie die glänzenden neuen Ideen ſich jagten, wie die Poeten höher und tiefer in die Gebiete der natürlichen Wiſſenſchaften drangen und die Felder, welche der poetiſche Pflug

beackerte, eine immer breitere Ausdehnung gewannen, da ſchlug ich oft, wie von einem Schwindel ergriffen, die blaupapiernen Deckel wieder zu, und es koſtete mich viel Mühe, dann wieder zu den Exercitien der Secundaner zurückzukehren. Als ich gar nun erſt zu den phantaſtiſchen Wundergeburten des Mannes kam, deſſen Andenken wir hier verehren, wie kleinlich kam ich mir dann ſelbſt vor, wie verkehrt erſchien es mir, die nüchternen Lehren verjährter Compendien den Jünglingen vortragen zu müſſen, die ich eben ſo witzig in ſeinen Werken verſpottet geleſen hatte. Das, meine Herren, iſt die größte Qual des Weiſen, das Licht in ſich fühlen und es nicht leuchten laſſen dürfen. Mehr und mehr mißvergnügt blickte ich oftmals des Nachts bei ſternklarem Himmel zum Fenſter hinaus, und damals dachte ich nun, ob ich denn auch wol dazu berufen ſey, ewig Collaborator zu bleiben, bis ein Zufall —"

Hier wurde der Redner durch ein unangenehmes Geräuſch unterbrochen. Martial war mittlerweile, den Kopf gegen die Wand gelehnt, eingeſchlafen. Der Ellenbogen, der, während er noch wachte, auf dem Tiſche ruhte, war allmälig beim Schlafen ausgeglitten und hatte das Weinglas mit ſich herabgeriſſen, das nun laut klirrend am Boden zerſprang. Der Schläfer ſtarrte auf, Nießner rieb ſich die Augen und fragte, was es gäbe, und Titus erhob den Kopf aus einer verdächti-

gen Stellung. Aber er hatte doch die letzte Sylbe des letzten Wortes gehört, und fragte:

„Was also war der Unfall?“

„Ja wol ein Unfall — fuhr Liborius fort: der Conrector starb. Meiner Stellung zufolge hatte ich die Anwartschaft auf diesen Posten, von meinen Kenntnissen zu schweigen. Der benachbarte Edelmann aber hat auf die Vergebung dieser Stelle, vermöge eines alten Herkommens, einen mehr denn billigen Einfluß. Ob ich nun gleich mich seiner Gunst rühmen konnte, trat doch dazwischen ein ärgerlicher Umstand. Dieser Umstand war nämlich eine Kammerjungfer des Edelmanns, von der die Leute in der Stadt nicht viel Gutes sagten. Mit Gewißheit wußte man zwar in der Stadt nur anzugeben, daß es ein eitles, durch das Lesen von schlechten Büchern eingebildetes Mädchen war; allein da der Herr Patron ihre Hand gewissermaßen zur conditio sine qua non der Conrectur machte, trug ich, als Sohn eines ehemaligen Senators, gerechtes Bedenken, ohne mich jedoch irgend entscheidend deshalb gegen den Fauter auszudrücken. Dennoch aber wurde mir geradheraus zu verstehen gegeben: si non — non. Da erwachte denn mehr als je meine Sehnsucht nach der Poesie, die Collaboratur wurde mir mit jedem Tage mehr zuwider; ich nahm Urlaub, um in der Residenz die Mineralbrunnen zur Herstellung mei-

ner Geſundheit zu brauchen, eigentlich aber, um hier ganz dem höhern Studium zu leben, wo die Geſellſchaft ſolcher Männer auch für noch größere Aufopferungen mir eine völlige Belohnung darböte."

Er verbeugte ſich. Brave! rief Martial, indem er ein neues friſch gefülltes Glas hinunterſtürzte. Nießner lachte aus vollem Halſe, und meinte, das Anerbieten des Edelmannes gäbe trefflichen Steff zu einer Satyre. Liborius proteſtirte jedoch, daß in ſeiner Darſtellung etwas Beleidigendes gegen den Edelmann liege.

„In der Satyre — ſagte er — richte ich mich nach Rabener's Vorſchriften: weder gegen Geiſtliche, noch gegen die Obrigkeit, noch gegen Vornehmere, als wir ſelbſt ſind."

Die abermals bedeutungsvollen Blicke der Geſellſchaft lehrten ihn, daß er etwas Albernes geſprochen.

„Beſter Freund, — ſagte Titus — in der Körperwelt gehen Sie noch etwas auf längſt ausgetretenen Gleiſen. Aber im Geiſterreiche, ich parire, Sie ſteuern die rechte Bahn."

Liborius ſah den Schwermüthigen mit großen Blicken an, der, ſobald er ſeinem Cigarro Luft gemacht, fortfuhr:

„Die gemeine Körperwelt ſieht zwar, und will

zwar nur ſehen die Dinge in ihrer einfachen Geſtalt, ohne den Spiegel zu gewahren, der alle Erſcheinungen verdoppelt —"

„Du meinſt die Doppelgänger?" fragte Martial.

„Ich bitte, mir nicht in die Parade zu fahren. Freilich meine ich ſie, ob ich das zwar nicht ſo materiell will verſtanden haben. Ich kann es mir nicht verhehlen, daß es mir vorkommt, als ſäßen wir jetzt hier ſehr einſam."

„Ja," ſagte Liborius, nach der Uhr ſehend, „der Wächter hat auch bereits in's Horn geſtoßen. Es geht auf Elf, und bis auf den Herrn an der Thürſchwelle, haben ſich die Gäſte verlaufen."

Von dieſem Herrn an der Thürſchwelle iſt zu bemerken, daß er im Nebenzimmer ſaß, den Rücken der geſchloſſenen Geſellſchaft zugekehrt. Er hatte, trotz der warmen Frühlingsluft, ſeinen abgetragenen braunen Mantel nicht abgelegt, und während drei Stunden, daß er hier ſaß, immerwährend in derſelben löſchpapiernen Zeitung geleſen, daß es allen Anſchein gewann, er lerne ſie auswendig.

„Was will dieſe lumpige Einſamkeit," ſagte Titus ärgerlich. „Wir ſäßen einſam, wie ich es meine, und wäre die Stube auch ſo gedrängt voll, daß kein Apfel zu Boden könnte. Der Umgang mit Geiſtern fehlt

uns, seit Er sichtbar aus unsern Augen verschwunden ist. Ihre Visten, Liborius, erinnert mich wieder an seine Nähe, und ich preise Sie glücklich —"

„Wen sah ich denn?" fiel Liborius ein.

„Sie sahen sich selbst, und wieder auch nicht sich selbst. Sein Geist, sein Wesen, ja seine Körperähnlichkeit war in Sie gefahren, als Sie sich hier sinnend erblickten: ein Zeichen, Sie sind geistig mit ihm verwandt."

„Mit ihm!" sagte Liborius; ein freudiges Zittern durchrieselte ihn.

„Sie sind ein Doppelgänger!"

Wie ein Blitzstrahl durchfuhr es den Collaborator Unwillkürlich faßte er sich an, um zu fühlen, ob er auch noch körperlich da sey? Er war noch da. Aber ein Doppelgänger — ein Wesen, um so unheimlicher, als man eigentlich gar nicht weiß, was es ist — und er selbst ein solches unverständliches Wesen, das ging über seine kühnsten Vorstellungen und Hoffnungen. Wie schwindelnd suchte er wieder seinen Platz, und stürzte zwei volle Gläser hinunter, Muth zu gewinnen. Titus bemerkte die Veränderung.

„Sträuben Sie sich nicht länger, Liborius," sagte er, „der Stimme zu folgen, lassen Sie die Geister nicht fruchtlos rufen; schwören Sie Ihre nüchternen Grundsätze ab, folgen Sie den innern Trieben, und

dringen durch die Schachte, die ſich vor Ihren Augen öffnen, hinab in die Bergwerke der Elementargeiſter.“

Liborius hielt ſich mit beiden Händen den Kopf:

„Soll ich denn abſolut wieder an Geiſter glauben? Es iſt doch ſchmerzlich, wenn man eine ſo lange und mühſame Strecke Weges in Sand und Sonnenſchein ganz umſonſt zurückgelegt hat.“

„Zerreißen Sie, ſagte Titus, alle die Schnürbrüſte, die Halsbinden und Handſchellen, die Verſtand, Convenienz, Erziehung Ihren Neigungen, Anſichten und Vorſtellungen angelegt haben; öffnen Sie das Thor allen Trieben und Regungen. In uns ſchlummert entſetzlich viel, das gährt und will hinaus, wie der Wein im October, wie der Keim im Frühling; laſſen Sie gewähren, und ich glaube, es kann noch etwas aus Ihnen werden.“

„Nicht genug,“ rief Martial, „der Dichter muß nicht allein gewähren laſſen die Triebe, er muß ſelbſt treiben. Er muß Wein trinken, der am beſten die ſchlummernden Engel und Teufel im Menſchen weckt.“

Es ſchien, als habe dieſer ſelbe Wein den ſchwermüthigen Titus getrieben. Denn, als Liborius mit ſtammelnder Zunge etwas einfließen laſſen von einem verderblichen Reizen und Wecken, von einem Chaos von Gluth und Licht, wo die ſanfteren Reize des Farbenwechſels untergingen — er wußte ſelbſt nachher

nicht wer ihm dieſe vernünftigen Bemerkungen in dem Augenblicke eingegeben — da erhob ſich Titus mit flammenden Blicken und ſprach das Urtheil:

„Wer da nicht waat den Schleier zu zerreißen und hindurchzublicken aus unſerm gemeinen irdiſchen Treiben in das Reich der Geiſter, der bleibe doch zu Hauſe hinter dem Feuerheerde oder ervenire den Quintanern die alten trockenen Poeten. Es iſt nicht ein Jeder zum Dichter berufen. Wer es aber iſt, wer Augen hat um weiter zu ſchauen, Gefühl um ſich an der Sphärenmuſik zu freuen, der muß Alles einſetzen um Alles zu gewinnen. Er muß, wie Tell, in den Kahn ſpringen und, indem er ſein Leben dem tobenden See übergiebt, nicht an den neuen Sonntagsrock denken, der zu Hauſe im Schrank hängt. Geſundheit, Moralität, Schicklichkeit, wer nach denen ſich umſehen kann, in dem ewigen Rauſche, wird zur Salzſäule wie Lot's Weib. Die Poeten ſind ausgeſtoßen von der ſogenannten Erde, aber nicht, wie es in dem albernen Gedichte heißt, fliegen ſie himmelan auf dem Pegaſus, um dort ein Schlückchen Nectar oder ätheriſchen Wolkenwein zu nippen, ſondern ſich wollüſtig in den Düften der Natur zu baden. Dann geht ihnen auf das ewige Reich, das aus ſich ſelbſt herauswächſt, dann fallen ihnen die Schuppen ab, der Erdgeiſt erſcheint, ſie ſehen die Wahrheit, nicht in einem blauen Himmelskleide

kleide, umgeben mit jämmerlichen Engelsgesichtern, sondern in lauterer Goldgluth, und ringsumher jauchzt und jubelt der Chor der Naturgeister und streckt die Arme nach ihnen aus. Das Herz ergreift namenlose Sehnsucht, und wir wünschen wieder aufgelöst zu werden in die Stoffe, aus denen uns ein Prometheus geknetet hat mit der doppelten Natur, die den Einen in's leere Blaue hinauf, den Andern hinabzieht zu der ewigen Lust der Elemente."

Liberius war ergriffen, dennoch trieb es ihn instinctartig zur Frage:

„Und kann der Mensch nicht Beides umfassen? Kann er nicht Erde und Himmel umarmen?"

„Schwarz oder weiß!" schrie Martial, und schlug mit der Faust auf den Tisch. — „Kein Brauner!" rief Titus. — „Kein Gesprenkelter!" sagte Nießner.

„Und nun," hub Titus an, „die Gläser zum letzten Male gefüllt! Angestoßen, daß unserm Liberius der Geist möge aufgehn, die Schranken fallen, die Schuppen sinken, daß er dem Ruf der Geister folge, den Erdgeist sehe, und ein Dichter werde!"

Die vier vollen Gläser stießen zusammen in dem Augenblicke, wo es draußen zwölfe schlug. Es gab einen dumpfen Klang. Als Liberius ansetzen wollte, hörte er wieder den tiefen Seufzer, und sein Blick fiel auf den braunen Mann. Er hatte die Zeitung zusam-

mengelegt, war aufgestanden und schritt langsam durch das Zimmer nach der Thüre. Wie magnetisch war Liberius' Blick auf ihn gerichtet. Noch einmal wandte der Braune das Gesicht um. Drohend hob er den Zeigefinger, schüttelte den Kopf und verschwand. Erst als die Thüre hinter ihm zuging, leerte Liberius sein Glas, und erst während er trank, wurde es ihm klar, daß die Züge des Braunen nur seine eigenen waren.

3.

Ein sanfter Frühlingsregen benetzte die Straße, als Liberius, reich an Erfahrung und Entwürfen, nur etwas ärmer am Beutel, über die Schwelle des Weinhauses trat. Er trennte sich von den Andern. Sein entblößtes Haupt, so trocken und heiß wie die durch eine Frühhitze ausgedörrte Natur, saugte gierig die Balsamtropfen des Aprilregens ein. Unmöglich konnte er schon jetzt in sein einsames Zimmer zurück. Wie dieser Regen der Bote des Frühlings war, gährte in ihm Maienwonne. Er eilte weiter und war schon vor dem Thore.

Ihn kümmerte nicht das Wohin? Es trieb ihn in die Weite. Die Wolken, geschichtet am Horizont, ließen keinen Weg finden; er brauchte dessen nicht. Ue-

der ungeackerte Felder dahinſtürmend, ſtrauchelte er an den aufgeſchutteten Düngerhaufen, und fiel in Grenzgraben. Was er in ſich trug, litt bei keinem Fall. Ihn trieb der Geiſt. Er fühlte ſeinen Beruf. Er ſah mit Entſetzen zurück auf die lange Bahn voll nüchternen Studirens, und dann die weite unüberſehbare vor ſich, wo er gar nicht zu ſtudiren brauchte, ſondern bloß zu empfinden. Ackerſchollen, Sandklöße, Dunghaufen, Dornſträuche, Alles wurde lebendig, denn in ihm war der Geiſt erwacht um die Stimmen der Geiſter zu hören.

Aus der Todtenſtille ringsum weckte ihn ein Geräuſch. Er befand ſich auf der Chauſſee; ein Wagen raſſelte heran. Eine verdrießliche Störung für Jemand, der nichts mit Menſchen, ſondern mit ſeinen Gedanken etwas zu thun haben will. Eine ſchwache Laterne verrieth, außer dem ungewiſſen Anzeichen des Geräuſches der Räder, daß er ſich nur langſam nähere. Der Kutſcher ſchien eingeſchlafen. Liberius hielt es für Pflicht, vorzutreten, ihn zu wecken. Kaum mochte man ihn aber im Wagen bemerkt haben, als eine weibliche Stimme um Hülfe rief. Er ſtand zweifelhaft, was zu thun; da wurde das Hülfsgeſchrei ſtärker und er vernahm zugleich damit die Drohungen einer männlichen rauhen Stimme. Die weibliche klang un-

gemein zart; sie schmeckte nach Tönen langen Leidens. Liberius war ein Mann, er trat hervor und aus allen Kräften schrie er dem Kutscher ein „Halt!“ entgegen.

Dieser fuhr erschreckt aus einem tiefen Schlafe empor. Der Mann von drinnen aber rief: „Zugefahren, Joseph! es ist ein Landstreicher. Peitsch' die Bestien, oder —“

Der Kutscher that im Schlaftaumel wie ihm befohlen war. In demselben Augenblicke kreischte das weibliche Wesen in der Kutsche: „Halt! halt!“ Etwas beugte sich aus dem Kutschenfenster und rief heraus mit aller Kraft, die Angst und Verzweiflung geben:

„Retten Sie mich! — Der Moment entscheidet für die Ewigkeit. — Um der Barmherzigkeit willen, schnell!“

Liberius sah bei'm schwachen Schein der Laterne den schlanken Oberleib einer jungen Dame. Schleier und Locken wehten im Winde. Ihre Züge schienen reizend; die dunkeln Augen sprachen Gluth und namenlose Angst aus. Sein Entschluß war gefaßt. Aber der Wagen rollte vorüber, ehe er die Zügel der Pferde fassen konnte, und ein stämmiger Mann riß mit kräftigem Arme die Unglückliche zurück. Er rannte der Kutsche nach. Da peitschte der schlaftrunkene Kutscher die Pferde so unvorsichtig an, daß der Wagen an einen Prellstein stieß und umwarf.

Mit zwei großen Steinen bewaffnet näherte sich unser Held den Umgeworfenen und schrie mit aller Gewalt:

„Wer sein Leben lieb hat, der wage nicht sich zu widersetzen!“

Wie nun der Fuhrmann, ein junger Bursche, ihn in dieser Positur erblickte, hielt er es für das gerathenste, sein Heil in der Flucht zu suchen, und mit den Worten „Jesu Maria! Straßenräuber!“ lief er, Wagen, Thiere und Menschen im Stiche lassend, querfeldein. Als der Mann im Wagen — jetzt vermöge des geöffneten Kutschenschlages ein Mann außer dem Wagen — dasselbe, und noch überdieß den fliehenden Kutscher gewahrte, folgte er dessen Beispiel, nicht ohne zuvor einen kräftigen Fluch auszustoßen. Jetzt schwang sich mit unglaublicher Hast und Behendigkeit die Gefangene aus dem umgeworfenen Kasten, und hatte kaum den Boden berührt, als sie sich vor Liberius niederwarf und seine Kniee umfaßte. Mit einer Innigkeit und Heftigkeit, der auch ein gelassenerer Mann nicht widerstanden hätte, preßte sie die Worte heraus:

„Bei Allem, was Ihnen heilig, edler Mann, vollenden Sie das Werk der Rettung. — Ich habe Mittel es zu vergelten, ich bin mehr als ich scheine — jeder Augenblick Verzug, und das Tageslicht ist auf ewig für mich verloren. Die Barbaren können wie-

derkommen. — Erbarmen, — nur fort von der Stelle!“

Liberius gelobte hoch und theuer sie nicht zu verlaſſen und ſchlug ihr vor, ſogleich mit ihm die Chauſſee entlang nach der Stadt zu gehen, wo die Thorwache ihnen allen Schutz gegen die Verfolger gewähren könne.

„O Sie wiſſen nicht, drängte die Dame, wie weit die Macht meiner Verfolger reicht: Fürſten, das Geſetz ſelbſt iſt mit im Spiele. Sie setzen Schriften vor, daß mich der Himmel ſelbſt müßte ausliefern. Nur die tiefſte Verborgenheit kann mir Schutz gewähren. Aber ein Tag wird kommen, ein Tag, wo die falſchen Schriften verbleichen, das Wachs ihrer Siegel ſchmelzen wird, wo ich meine Eltern wiederſehen und meine Wohlthäter belohnen kann.“

Sie riß ihren Befreier mit ſolchem Ungeſtüm über den Graben und dann über das Feld, daß er ihr, trotz ſeiner langen Schritte, kaum folgen konnte. Endlich ſchien auch ihre Kraft erſchöpft, und als ſie an einem Zaune Schutz vor dem Regen fanden, kauerte ſich die Hülfeflehende nieder, verhüllte Kopf, Bruſt und Arme in ihrem Umſchlagetuche und blieb ſo mehrere Minuten ſchweigend. Es lag etwas Feierliches in dieſer Attitude; mehr noch aber, als ſich die Dame lang-

ſam erhob, Wind, Wolken, Himmel anblickte und dann anhub:

„Ich bin erhört. — Die Sonne wird aufgehen, der Trug verſchwinden, die Bosheit unterliegen. — Dringen Sie nicht weiter in mich.“

„Aber, meine Gnädigſte, ſagte Liborius, es regnet noch immer fort, Sie können ſich eine Erkältung zuziehen. Suchen wir erſt einen Platz im Trocknen.“

„Armſelige Rückſichten“ — rief die Befreite und riß das Tuch von Kopf und Schultern ab, daß Wind und Regen frei in ihren Locken ſpielen konnten — „es iſt erfriſchender Himmelsthau, der der Seele Kraft giebt mit den finſtern Mächten zu ringen. Jetzt in Eile, was ich Ihnen vertrauen muß — und dann überlaſſen Sie mich mir ſelbſt.

„Darf ich Sie denn nicht begleiten wenigſtens zur Polizei?“

„Unglücklicher!“ erwiederte ſie. „Wage nicht meinem Schatten zu folgen, wenn ich aus Deinen Augen verſchwinde: Du könnteſt nur der Spur des Todes folgen. Wiſſe ſo viel für den Augenblick. Ich bin aus vornehmem franzöſiſchen Geſchlechte. Meine Eltern wurden gezwungen in der Revolution zu emigriren, daher meine deutſche Erziehung. O wäre ich bei meinem Vater geblieben! Denken Sie, ſein Bruder,

ſein eigener Bruder, ein Ungeheuer, ſchwarz wie die Hölle ſelbſt, dabei freundlich lächelnd, ein Jakobiner, voll jener philoſophiſchen Grundſätze, die unſerer Jugend das Mark des Lebenskeimes ausſaugten, — dieſer Bruder lockte meinen edeln Vater in ſein Schloß, mitten in den Ardennen, er wollte ihm, das gab er vor, die Mittel bereiten nach Deutſchland zu flüchten. O gräßlicher Bruder! — den Bruderkuß gab er ihm und ſtürzte ihn in derſelben Nacht in einen Brunnen. — Der Thäter hat ſeinen Lohn davon. — Aber der Böſewicht lebt, in Glanz und Ehren, trägt Orden und Würden und ſitzt im Rathe ſeines Königs, den er einſt verrathen hat. Mein Daſeyn wurde Anfangs verheimlicht; als es aber ruchbar wurde, tauſchte man mich aus. — Ja, mein Herr, die Tochter einer Mehrin, Namens Ourika, glänzt in den Salons auf dem Platz, der mir zukommt durch das Recht der Geburt. Man ſtahl mich meiner Erzieherin — Ich erzähle nicht, auf welche wunderbare Weiſe ich über den Rhein nach Frankreich kam — dort aber ward ich in ein Kloſter geſperrt. Ich bin eine Proteſtantin, und man ſperrte mich in ein Kloſter — ich ſollte katholiſch werden. Meinen Gott konnte ich nicht verläugnen und meine Liebe nicht. Mit meines Geliebten Hülfe ſtieg ich auf einer Strickleiter hinab, wir flohen auf einem Pferde, wurden eingeholt und er vor meinen Augen von den

blutigen Verfolgern auf einem Tische geschlachtet. Sie haben davon gelesen. Jene Manson lebt noch. Es sind die Früchte des Parteienhasses! — Mich verschonten sie. Meine legitime Geburt flößte doch auch diesen Unmenschen Achtung ein. Man schleppte mich wieder nach Deutschland. — Hier erfahre ich, daß endlich die Stunde der Gerechtigkeit geschlagen, und die Emigrirten entschädigt werden. Dies begeisterte mich. Ich entschlüpfte, mich in Rheims dem Könige bei der Krönung zu Füßen zu werfen, das ganze Gewebe zu entdecken und als Pairin Frankreichs aus dem Staube unter dem Schutze der Lilien aufzustehen. Aber sie haben mich wieder ergriffen, und ihnen verdanke ich es, wenn ich nicht nach Sibirien geschleppt werde, um in einem einsamen Kloster am Ladogasee meine Jugend zu beweinen."

„Am Ladogasee!" rief Liberius.

„Und Sie sind" — fragte lispelnd die Fremde, indem sie seine Rechte zwischen beiden Händen drückte, als ein schwacher Mondstrahl durch das jetzt zerrissene Gewölk Liberius' Gesicht beleuchtend drang. — „Halt!" — rief sie plötzlich — „ich weiß, wer Sie sind. Vor dem Pöbel der Collaborater Liberius — aber hoffen Sie auf Ihren Stern, Sie sind mehr als ein Collaborater."

Die ätherische Gestalt erhob sich und drückte ei-

nen leisen Kuß auf Liborius' Fieberwange. „Auf Wiedersehn!“ flüsterte sie ihm zu und verschwand vor dem Erstaunten im Schatten der Nacht. In der Entfernung wurden Stimmen vernehmbar. Die in die Flucht geschlagenen Wächter hatten sich Succurs geholt, ihrem Flüchtling nachzusetzen. Hier ferner den Ritter zu spielen war nicht an der Zeit. Verborgen im Schatten des Zaunes, wo sie gesessen, ließ er die Verfolger an sich vorüber.

Es waren rohe Burschе, dieselbst wenig mit dem Range ihrer ehemaligen zarten Gefangenen vertraut schienen. Sie stießen haarsträubende Flüche aus. Nachdem Einer geäußert, man solle sie nur laufen lassen, die Bauern würden schon die verwünschte Prinzessin einbringen, kehrten die Diener eines finstern Despotismus nach der Chaussee zurück, um dem Wagen aufzuhelfen. Liborius aber, alle guten Geister preisend, trocknete den kalten Angstschweiß und schlich auf und davon.

4.

Liborius wohnte vier steile Treppen hoch. Diese vier steilen und hohen Treppen, welche er jetzt, lange nach Mitternacht, nicht ganz leicht hinanstieg, mögen es erklären, wenn er in der Zwischenzeit von dem Augenblicke an, wo ihn der Nachtwächter in's Haus ge-

laſſen, bis zu demjenigen, wo er die Thürklinke ſeiner Stube berührte, von folgenden Gedanken und Vorſtellungen heimgeſucht wurde.

Die Aſche, welche die eigentliche Gluth ſeiner Poeſie bisher verdeckt hatte, war durch die Reden der drei Männer weggeblaſen worden, er ſah die Goldkohlen tief in ſich glühen und das Feenreich der Phantaſie, auf das er bisher nur verſtohlene Blicke zu werfen gewagt, enthüllte ſich mehr und mehr ſeinen Augen. Bei'm zweiten Treppenabſatz verpuſtete er ſich von der großen Anſtrengung dieſer Betrachtung. Warum grade heut der wunderbare Aufſchluß über die Duplicität ſeines Ichs, da er vier und dreißig und ein halbes Jahr von der Simplicität dieſes Ichs überzeugt geweſen? Mußte er nun für beide auseinander gegangene Hälften denken, fühlen, leiden — vielleicht gar bezahlen? Bodenloſe Ahnungen! Jener Braune im Winkel, er ſelbſt, das Weſen, das ſich von ihm getrennt hatte. Aber warum grade im braunen Mantel, den er niemals getragen? Warum war der Mantel abgetragen? Vielleicht der abgelebte, der abgetragene Liberius? — Aber, o Seligkeit! was war ihm geblieben, was war aus ihm geworden? Er hatte ja im Traum in ſein Geſicht geblickt. Er war der phantaſtiſche Genius geworden, der, ein zweiter Fauſt, die Dämonen ſpringen ließ. Daher erſchienen ihm auch die Geländerpfoſten auf der

zweiten Treppe nicht mehr als bloße Holzsäulen, sie gewannen verzerrte wunderbare Gesichter, häßliche Leiber; wenn er mit der Hand sich daran festhielt, war es der Schädel einer dieser Gnomen und es kreischte und schrie unter ihm.

Die vierte Treppe weckte angenehmere Bilder. Das Abenteuer mit der schönen Unglücklichen war der sicherste Beleg für die Aechtheit seines neuen Berufs. Eine mysteriöse süße Weibe, ein reizendes Bild in weiter Ferne ihm hingestellt als Ziel für neue Anstrengungen.

Er war auf dem Boden, — dort war seine Dichterstube — er zog den Schlüssel heraus, tastete und fand das Schlüsselloch. Der Schlüssel paßte, aber das Schloß wollte nicht aufgehen. Er drehte und drehte. Nun klinkte er den Drücker, und die Thür ging auf. Jetzt erst erinnerte sich der Collaborator, daß er sie nicht zugeschlossen. Ohne viel zu suchen — da er in allen Dingen, bis auf den heutigen Tag, ein sehr ordentlicher Mann war, — hatte er sein Feuerzeug zur Hand und das Licht angezündet. Alles konnte er erwarten, aber das nicht in der Mitte der Stube — ein Paar Stiefeln. Nicht Stiefeln an sich aber Stiefeln, Ungarische mit Hufeisen und gelbem Futter. Auch nicht Ungarische an sich, aber diese Ungarische, diese seine Ungarische, an diesem Fleck, wo er sie nie hingestellt. Ein gewöhnlicher Mensch hätte vermuthet,

ein Anderer hätte ſie dahin geſtellt. Aber die Unmöglichkeit lag darin, daß er nur ein Paar beſaß, und dies eine Paar an den Füßen trug. Mit geheimem Grauen beleuchtete der Collaborator die Doppelgänger ſeines einen Paar Stiefeln, als ein ſchräger Blick unwillkührlich auf das Bette fiel. Lag er nicht ſelbſt darin? — Sein Haar ſträubte ſich, das Licht fiel, verlöſchte und Liberius war im Dunkel mit ſich und ſeinen Stiefeln allein. Er ſtürzte nach der Thüre. Draußen ſtand er, er ſtand ſchon an der Treppe. Aber der Muth klopfte ihm noch einmal auf die Schultern. Er ſchlich zurück. Er horchte an der Thür, und drinnen — ſchnarchte es. Da bebte der Boden unter dem Collaborator Liberius. Einen Arm um das glatte Geländer geſchlungen, und wie ein Pfeil ſchoß er hinab vier Treppen.

Und was blieb dem Collaborator, während ſein Doppelgänger in ſeinem Bette ſchlief? — Ein dunkler Hausflur, ein benommener Kopf, die Angſt, und kein Hausſchlüſſel, um auf die Straße zu entkommen. Da erinnerte er ſich aus Fouque's Zauberring, wie der junge Otto von Trautwanaen in der geſpenſtiſchen Kapelle die Waffenwache hält. Mit dem Muthe kam der Troſt. Er verjagte die Geſpenſterheere um ihn und trat endlich auf den kleinen Hof hinaus, um an dem Silberquell des Brunnens ſeinen brennenden Durſt zu ſtil-

len. Gleich jenem griechischen Philosophen, nachdem er die hölzerne Trinkschaale fortgeworfen, letzte sich Liberius, wobei zu bemerken ist, daß jene griechische Philosophie unsern neuen Weltweisen weit leichter gemacht ist, indem seit Erfindung der Plump-Brunnen man selbst der hohlen Hand nicht mehr bedarf, wie uns die kleinen Diogeneße täglich auf den Straßen beweisen. Liberius trank. Es mußte ein Zauberbrunnen gewesen seyn; je mehr er trank, um so mehr wich der acipenstische Schreck, um so klarer wurde ihm, daß er albern gehandelt hatte. Wer hatte Recht in seinem Bette zu schlafen? Er, der jetzt ein neuer Mensch, nämlich ein Dichter geworden, oder der nüchterne Mensch, der aus ihm herausgetreten war? Mit dem Entschluß, wenn er sein braunes Ich noch im Bette finde, es herauszuwerfen, und sein dichterisches hinein zu legen, stieg er, als der Wächter Drei Uhr tutete, zu seiner Bedenkammer hinauf.

Er fand die rechte Thür. Der Spuk war verschwunden. Die Morgendämmerung schien auf keine Ungarische Stiefeln mit Hufeisen und gelbem Futter in der Mitte der Kammer; kein Schnarchen, kein Brauner in seinem Bette. Es war unberuhrt. Schnell fuhr er unter die Decke, des Besitzes gewiß zu seyn. Aber doch sollte die wunderbare Nacht nicht ohne noch zwei Wunder vergehen. Nach einer viertelstündigen,

ungeſtörten Uſucapion des Bettes, fand er es unbequem in Kleidern zu ſchlafen.

Das Phosphorhölzchen fuhr flackernd aus dem Zündfläſchchen, aber vergebens ſuchte er den Meſſingleuchter am Boden, wo er ihn doch ſo gewiß hinfallen ließ. Das hatte er nicht geträumt. Licht und Leuchter ſtanden in beſter Ordnung auf dem Waſchtiſch. Er entkleidete ſich. — Da, — ſchon im Hemde, ſchon in der Nachtmütze, die Putzſcheere in der Hand, um das Licht auszulöſchen — überkam ihn ein fürchterlicher Gedanke. Wahrheit wollte er, Gewißheit, und der Augenblick ſollte entſcheiden. „Wer bin ich? Löſe dich, Räthſel meines Lebens.“ Mit den Worten und den Leuchter in der Hand, trat er an den Wandſpiegel. Er ſah einen dürren Mann im Hemde, eine baumwollene Nachtmütze auf dem Kopf, einen Meſſingleuchter zitternd in der Hand und das Geſicht war — nicht ſeines. Der Meſſingleuchter entfiel ihm zum zweiten Male, und zwei Secunden ſpäter war der Collaborator verſchwunden. So hatte er das Deckbette über den Kopf gezogen. Einige nehmen hier eine Selbſttäuſchung an. Wenn der Collaborator in ſeinem Spiegelbilde den großen Autor wieder erkannte, ſo müſſe man wiſſen, daß er ihn nie im Leben geſehen und auſſer ſeinen Schriften nur ſeinen Kupferſtich vor demſelben. Das bleibe dahin geſtellt; gewiß iſt, daß Libo-

rius mit dem Gedanken einschlief, daß, wenn ihn dieses Spiegelbild immer verfolgen solle, das traurige Loos jenes Mannes noch ein beneidenswerthes sey, der gar kein Spiegelbild besaß.

5.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Die heiße Frühlingssonne stand schon hoch am klaren Himmel, als ihre ersten Strahlen die Fensterscheiben in Liberius' Schlaf- und Studirzimmer blendeten. Mehrere Male hatte seine Wirthin leise an die Stubenthür geklopft ohne Antwort zu erhalten, und jedesmal darauf der Tochter in der Küche zugerufen: „Christine, schüre nur wieder die Kohlen an, der Herr Collaborator schlafen noch, daß Sie den Kaffee warm trinken können." Christine strenate dann ihre Lunge an, die ausglimmende Asche anzufachen, meinte aber dabei: „Wenn nur dem Herrn Collaborator nichts zugestoßen, denn so lange sind Sie noch nie im Bette geblieben." Die Mutter aber meinte, ein Gelehrter arbeite auf ganz andere Art als andere Menschen; das griffe weit mehr an und verlange auch einen längeren Schlaf.

Jetzt war der Sonnenstrahl so weit in das Zimmer vorgerückt, daß er das Gesicht des Schlummernden blendete. Einige Male wandte er noch unwillig über

über den ungerufenen Wecker den Kopf auf beide Seiten, vermochte aber endlich dem Einfluß der Tageskönigin nicht zu widerstehen und sprang, nachdem er die Augen gerieben, aus dem Bette. Die kleine Stube war ganz hell. Er wußte nicht, was ihm war, wol aber, daß etwas mit ihm war. Der Leuchter auf dem Boden weckte alle Schreckenbilder der vergangenen Nacht. Wie er da war, im Hemde, stürzte er auf den Spiegel zu, um mit einem Male die schreckliche Gewißheit zu haben. Aus der großen Glasscheibe trat ihm zu seiner unaussprechlichen Freude das vollständige, unveränderte Bild des Collaborator Liborius entgegen.

Es klopfte wieder leise an die Thür; er fuhr mit den Füßen in die Pantoffeln und mit dem Leibe in den Warschauer, um der sonntäglich geputzten Wirthin die Thure zu öffnen, welche sorgsam mit beiden Händen Kaffee und Milchbret auf dem blank gescheuerten Kaffeebrete hereintrug.

„Sie selbst, Frau Wirthin?“ sagte Liborius; sonst pflegte mir die liebe Jungfer Tochter des Morgens mein wohlbereitetes Frühstück zu bringen.“

„Die Christine, Herr Collaborator verzeihen, ist in der Kirche. Das liebe Kind! Sie meinte zwar, sie wollte warten, bis der Herr Collaborator aufgestanden wären. Aber Du mein Gott! ich müßte ja nicht wissen, wie dem lieben Kinde der Gottesdienst an's

Herz gewachsen ist. Jeden Sonntag muß sie hinein. Sie hängt überhaupt an Allem, was zur Kirche und zur Schule gehört, und möchte noch immer in der Residenz vor jedem Herrn im schwarzen Rocke ihren Knix machen, wie sie das in unserer kleinen Stadt gewohnt war. Das ist alles von meinem seligen Manne, der Küster bei uns an St. Gadu war, auf sie vererbt. Was der für einen Respect vor allen Gelehrten hatte, das glauben Herr Collaborator gar nicht, und an ihrem Taufstage sagte er es dem Kinde voraus, sie würde einen Gelehrten zum Manne kriegen. Da lachten alle Pathen recht aus Herzensgrunde."

„Aber, liebe Frau Wirthin, es ist doch jetzt noch nicht Kirchzeit."

Die Wirthin lächelte und zeigte auf Thurm und Sonne: „Wenn der Herr Collaborator nicht für ungut nehmen, so hat es schon zum dritten Male geläutet, und die Christine versäumt niemals das Singen, denn sie hat eine zuckersüße Stimme. Hier bei uns fürchtet sich das Mädchen — sie glaubt immer, man würde sie auslachen — aber in der Kirche, oder wenn wir auf's Land fahren, und bei'm Spielen auf dem Grünen — ach Du mein Gott, wie da die jungen Leute auf sie hinsehen! Aber ich halte auf Reputation und lasse sie nicht herankommen. Befehlen der Herr Collaborator noch etwas, oder ist der Kaffee nicht süß

genug, so belieben Sie nur zu rufen. Wünsche gehorsamst einen gesegneten Appetit.“

Liberius verweilte länger als gewöhnlich beim Frühstück. Tausenderlei Gedanken jagten sich in ihm.

Um ihn her war es mauschenstill. Wenn er an den Reichthum der innerhalb vier und zwanzig Stunden ihm zugeflossenen Begebenheiten dachte, kam ihm Alles wüst und öde vor. Er schritt im Zimmer auf und ab, aber die Gedanken, die er verlangte, kamen nicht. Zum ersten Male in seinem Leben empfand er eine gewisse Unruhe. Die frühere dichterische Begeisterung hatte sich vollkommen mit seinem Stillleben vertragen. Er sah einen unerbrochenen Brief auf seinem Schranke. Beaieria griff er darnach, warf ihn aber, nachdem er die Aufschrift:

„An des Collaboratoris an der herrschaftlichen Stadtschule zu ***, dermalen zu **** sich verweilend, Herrn Liborii, Hochedelgeboren“

gelesen, verächtlich auf den alten Platz zurück:

„Wie oft mir der Bettel in die Hände fällt, um mich zu foppen! Acht Tage liegt er schon hier, und mag hier schwarz werden, ehe ich meine Laune, meine Begeisterung durch den Formalienbrief trübe, dessen unangenehmen Inhalt ich voraussweiß. Ich will ihn verschließen, und gelobe, nicht eher die Siegel zu öffnen, bis ich ein Werk vollendet habe ganz im Geiste

des seligen Mannes. Dann mag die Nachricht, daß mir die Rectorstelle nicht conferirt werden kann, mit noch so schwarzen dämonischen Lettern mich anstarren!"

Nachdem er den Brief in den Schrank verschlossen, schnitzte er die Feder, mit der er jenes große Werk beginnen wollte. Es war Alles parat, nur nicht die eigentliche Beaciserung. Bald ging er umher, bald stellte er sich an den Ofen, als wäre es Winter, sah, die Hände auf dem Rücken gefaltet, auf den Boden, auf die Decke; diese Stellung hinderte ihn aber, da die Stube sehr niedrig war, an der freien objectlosen Beaciserung, indem die Augen immer wieder auf den Balken fielen. Alles das half indessen eben so wenig, als wenn er in dem Großvaterstuhle saß, und die große Katze, sein Lieblingsthier, neben ihm auf dem Stuhle streichelte. Er hatte sie von dem oberen Boden, wo sie ihrer privatisirenden Jagdlust nachging, in sein Zimmer gelockt, um, dem Beispiel großer Männer ähnlich, sich in ihr ein Lieblingsthier aufzuziehen, das vielleicht später in seinen Werken erwähnt werden könnte und dem erstaunten Publicum den Beweis gäbe, wie der große Mann doch auch ein Mensch gewesen.

Wir sehen bald darauf den Collaborator in einem kleinen Buche blättern. Es ist sein sauber geführtes Tagebuch. Er verweilt bei einer Pagina und wie mit ihm:

„So kam ich an in der Reſidenz. Mir lächelte das Glück, indem ich alsbald aus dem Miethsbureau in meine nunmehrige Wohnung verwieſen wurde. Eine wackere, rechtliche Bürgersfrau meine Wirthin. Achtend den Stand der Gelehrten, ſcheint ſie mich mit beſonderer uneigennütziger Sorgſamkeit pflegen zu wollen. Wir haben accordirt von wegen Wohnung, Eſſens, Frühſtück und für den Fall wann ich zu Abend eine Suppe verlange. Alles auf das Billigſte. Eine Familie, wie Du ſie unter den in der Reſidenz erzogenen umſonſt ſucheſt. Ueberdies die Tochter des Hauſes, ſittſam, wohlgewachſen, züchtig, mit einem Geſicht wie das der Jungfrauen in den altdeutſchen Gemälden. Dies wäre ein Klärchen, ein Gretchen (nämlich die aus Fauſt, obwol ich nicht anders glaube, als daß Göthe'n jenes Gretchen, deſſen er in ſeinem Leben: „Wahrheit und Dichtung" Erwähnung thut, vergl. Theil I. S. — bei Schilderung dieſes Gretchens vorgeſchwebt habe). Ja wäre nicht mein Beruf für die Poeſie. — Welcher irdiſchen Seligkeit muß nicht der entſagen, der ſein ganzes Daſeyn ihr geweiht hat! Süße Chriſtine!" —

Lächelnd ſchlug Liborius dieſes Blatt um, indem er, zurückgelehnt in den Großvaterſtuhl, leis aufſeufzte: „Ja damals — Chriſtine, Du hätteſt mir genügt, als ich noch zufrieden mit mir ſelbſt in meiner kleinen

Stadt lebte; jetzt, wo der Geist auf endloser Bahn mich fortreißt, jetzt wärst Du unglücklich, wenn Du mich lieben könntest. Im schnellen Vorübereilen freuen wir uns wol des Anblickes und Duftes der bunten Blümlein; aber sich niederzulassen auf der Wiese und im Schmelz des Grüns zu schwelgen, am Duft der Tausendschönchen sich zu laben, dazu — ist es nun zu spät."

Liberius hatte verschiedene Empfehlungen nach der Residenz bekommen, es aber versäumt sie abzugeben oder von ihnen nach der ersten Einladung Gebrauch zu machen. Er fürchtete, im geräuschvollen und conventionellen Leben seine Eigenthümlichkeit einzubüßen.

Daher blieb er tagtäglich vom frühen Morgen bis zum Abende in den vier Wänden seiner Bodenstube verschlossen. Heut zum erstenmal, da gar kein Gedanke kam, fühlte er das Bedürfniß nach Menschen. Er schlug das Verzeichniß seiner Bekannten nach, überall starrten ihm Namen entgegen, die er fast vergessen hatte. An die drei Männer aus der Weinstube dachte er zwar, allein sie hatten ihn nie eingeladen, und er hatte aus Bescheidenheit nie gewagt, nach ihren Namen zu fragen, weil eine solche Frage bei solchen Männern wie Beleidigung geklungen hätte.

Da schlug es zwölf. Christine, noch im halben Sonntagsschmuck, trat mit Tischzeug und Tellern her-

ein, den Tiſch zu decken. Er hatte keineswegs mit poetiſchen Farben aufgetragen, als er ihren Steckbrief in ſein Tagebuch eintrug. Des Mädchens voller, ſchlanker Wuchs, wie er in nördlichen Gegenden ungewöhnlich iſt, und eine Haltung voll natürlicher Anmuth, wurde noch durch die knappe, ſittſame Kleidung hervorgehoben. Jede ihrer Bewegungen war wohlgefällig, und wenn ſie das reine Tiſchtuch mit einem Wurf ausbreitete und das blanke Zinn darauf ſtellte, hätte ſie einem Theburg und Mieris ſitzen können. Von ihrem Geſichte rede ich nicht, weil es unmöglich iſt, den freundlich lächelnden Zug um den Mund, den treuherzigen und doch halb ſchelmiſchen Ausdruck der großen Augen zu ſchildern. Ihr Teint war fein, nur Arm und Hände durch die Beihülfe in der Küche etwas gebräunt. Doch möchte ich ihr Antlitz nicht, unſerm Liborius gleich, mit dem einer Madonna Hemmling's oder Johann van Eyck's vergleichen. Es war kein ſo durchaus heiliges, vielmehr ein recht liebes, gutes, freundliches Mädchengeſicht, das auch dem verſteckteſten Stubengelehrten ein wohlgefälliges Lächeln abgepreßt hätte.

Liborius folgte mit den Augen jeder ihrer Bewegungen. Als die Suppe dampfend auf dem Tiſche ſtand, empfahl ſich Chriſtine mit einem „Geſegnete Mahlzeit, Herr Collaborator!" Gern hätte er mit ihr

gesprochen, aber immer erst, wenn sie die Thure hinter sich zugedrückt, fielen ihm die Worte ein.

Der geneigte Leser wird vielleicht, indem er einen Blick durch die Zeilen in des Collaborators Beutel gethan hat, der Meinung seyn, er befände sich eben nicht in der besten Lage. Was den Mittagstisch anbetrifft, muß ich dem widerstreiten. Die Wirthin ist eine treffliche Köchin, besonders seit der Collaborator bei ihr wohnt, und Jeder, der den Geist der Kochkunst des Freiherrn von Rumor studirt hat, braucht für Liberius' Magen nicht besorgt zu seyn. Heute ist Sonntag, und Christine hat dafür gesorgt, daß die Mutter die schönsten Stücke des Bratens für den Collaborator aufschneiden mußte; ein Teller voll selbstgebackenem Kuchen folgt als Extraordinarium, und endlich bringt Christine auf einem kleinen silbernen Teller ein Gläschen mit Liqueur herein, das sie lächelnd dem Collaborator präsentirt:

„Die Mutter schickt hier dem Herrn Collaborator etwas Extrafeines zum Schluß für den Magen."

Liberius nahm mit Erröthen das zierlich dargereichte Glas und brachte es mit Christinens Gesundheit an die Lippen. Als er das geleerte wieder auf den hingehaltenen Teller setzte, glaubte er die verschwindenden Spuren des Erröthens auf ihren Wangen zu bemerken.

Während sie das Geschirr zusammennahm, lehnte sich Liberius hinten an die Lehne seines weichen Stuhles, und das sanfte Klirren des Zinns, Glases und der Messer bei den melodischen Bewegungen der schönen Aufwärterin wirkte magisch auf seine Nerven. Als Christine, beide Arme mit dem sorgsam gepackten Tischgeräth beladen, fortgehn wollte, warf sie noch einmal einen schelmischen Blick auf ihn, beugte sich dann, da er nicht erwiedert wurde, über ihn und verließ lächelnd die Stube mit den Worten: „Sie sind eingeschlafen!“

6.

Noch ist er nicht erwacht, aber wiederum öffnet sich zuweilen leise die Thüre, und Christinens oder der Mutter Gesicht blickt hindurch auf den Schläfer. Um ihn nicht zu stören, führe ich Dich, geliebter Leser, einen Augenblick hinaus auf den Flur, wo Mutter und Tochter im schönsten Sonntagsstaate an der Thüre horchen. Neben ihnen steht noch ein Mann im schwarzen Rocke, dreieckigen Hute und großen Schnallenschuhen. Dieser redet mit leiser, doch wohlbedächtiger Stimme:

„Schläft er noch immer, Bäschen Christine?“

„Ei freilich, Herr Oheim. Das ist gar nicht seine Art, Nachmittags zu schlafen, und deshalb nur bin ich so um ihn besorgt.“

„Laſſen wir ihn denn ſchlummern, Frau Schweſter! Den Seinigen giebt es der Herr im Schlafe, und wir treten mit Gott unſere ſonntägliche Nachmittagspromenade an, und laſſen uns den Kaffee im Freien wohl bekommen.“

„Aber wenn er nun aufwacht und etwas verlangt? — ſagte Chriſtine. — Ich glaube, es iſt keine Seele im ganzen Hauſe; und Sonnenſchein und Kaffee laufen uns ja nicht weg.“

Lächelnd ſagte der Mann mit den Schnallenſchuhen zur Mutter: „Sehen Frau Schweſter, wie ſich das hübſch anſpinnt? War es nicht zu Ihrem Vortheil, daß ich darauf beſtand, in die Reſidenz zu ziehen, als mein ſeliger Bruder die Zeitlichkeit geſegnet hatte? Die Gelehrten ſind auf dem Lande nicht zu finden, und mir ſagt mein kleiner Finger, daß aus Ihrem Miether einmal ein großes Licht aufgehen wird. Nicht wahr, Väschen, das wäre angenehmer, wenn ſtatt des Oheim Cantors der Herr Collaborator Dich ehrbar untern Arm nähmen und ſpaziren führten?“

„Macht doch das Kind nicht ſtolz,“ ſagte die Mutter. Wie der Herr es fügt, ſo ſoll es kommen; aber ich möchte ja nie etwas dazu thun, mein Kind herauszuſtreichen und ihm wie feile Waare anzubieten. Meine Chriſtine iſt ein gutes Kind, und auch nicht

ohne Sparpfennig, daß man ſie vor die Thür zu werfen brauchte."

„Ganz wohl, Frau Schweſter, und darum wollen wir den Herren Collaborator jetzt ſchlafen laſſen und unſere Promenade antreten, da Ihr doch, wie ſich's für eine ordentliche Wirthin verſteht, vor Sonnenuntergang nach Hauſe müſſet, und ich in meine Reſſource."

Als die Spaziergänger das Haus verlaſſen, erwachte Liberius aus einem ſchweren Schlafe. Die Nachmittagsſonne ſchien heiß in ſein Zimmer, rings um ihn war es wie ausgeſtorben, und indem er gemeſſenen Schrittes die Kammer auf und ab ging, ſuchte er die entflohenen Gedankenſchwärme wieder hervorzulocken. Aber es ging nicht, ein Gedanke zerſtörte den andern und Liberius aß unmuthig das Fenſter auf. Hier muß ich den geneigten Leſer mit der Localität ſeiner Ausſichten bekannt machen. Zehn Schritte von dem Erkerfenſter verbaute zwar die hohe Brandmauer alle Ausſicht, ſie ging indeſſen nicht ſo weit, daß der Collaborator nicht, wenn er ſich mit dem Leibe etwas vorbeugte, die Spitze des hohen Eliſabeth-Thurms hätte zur Linken erblicken ſollen, während er zur Rechten die hölzernen Hofgallerien der beiden untern Stockwerke überſehen konnte. Hier war

für einen Dichter wenig mehr zu beobachten, als die Wäsche, welche gelegentlich an den Gelandern zum Trocknen aufhing. Schon poetischer war dagegen der Anblick der Brandmauer selbst. Allen Einflüssen des Rauches und Wetters seit einem Jahrhundert ausgesetzt, ließ sich ihre Farbe jetzt nicht mehr bestimmen; ein phantasiereiches Auge konnte aber die wunderbarsten Gestalten in dem abgefallenen Kalk und den geschwärzten Stellen aufsuchen, verzerrte und nicht verzerrte. Wer endlich wollte zweifeln, daß die gothische Spitze des Thurmes, wenn die vergoldeten Knöpfe, beschienen von der Sonne, im reinen Himmelsblau glänzten, etwas Poetisches an sich trug? Unter sich in den Winkel des Hofraums konnte er wegen des vorspringenden Daches nicht hinabsehen, und da der Rauchfang des Windofens, welchen sein Hauswirth an der Mauer unter ihm angebracht hatte, oft den ganzen Winkel mit Rauchwolken bedeckte, so konnte der Collaborater in der That von Abgeschiedenheit und Einsamkeit reden, wenn selbst die Mauer drüben seinen bilderreichen Augen verschwand.

Heut war ein klarer Tag und er sah Thurm, Mauer und Gallerieen. Die Sperlinge nisteten auf dem vorspringenden Dache. Vom Elisabeththurme läutete es zur Nachmittagskirche, sonst war es still im

ganzen großen Hause. Libertus malte sich vor, wie die buntgeschaarten Spaziergänger sich durch die Thore drängten, wie munterer Scherz die Vergnügungsorte im Freien belebte. Er fühlte, wie sie auferstanden

Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straße quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht.

Beinahe hätte es ihn selbst getrieben, aber — er dachte an seinen Beruf.

Zu seiner Rechten über den Hof wohnte in der Dachluke, noch etwas höher als er, ein Schmiedegeselle. Mit Lust hatte er schon lange dem fleißigen Treiben des Mannes zugesehen. Wie den Hammer auf dem Ambos handhabte er vor dem großen Spülnapf ein mächtiges Stück Seife, und zerrieb Arme, Hände und Gesicht, um mit der Geliebten unten in sonntäglicher Reinheit vor's Thor zu gehen. Die Köchin, früher fertig, stand schon in vollem Staate auf der obern Gallerie. Obgleich jede Verbindung durch das vorspringende Dach unmöglich wurde, warf sie doch Blicke sehnenden Verlangens hinauf, nur von der innern Gewißheit getrieben, sie wußte ja, daß er oben weilte. Jetzt war er gewaschen, geputzt. Nach weni-

gen Augenblicken sah ihn Liberius im langen blauen Ueberrocke auf die Gallerie treten und der Liebsten den Arm bieten. „Die Glücklichen!“ rief er ihnen nach.

Die innige Neigung beider Seelen, ihre Zufriedenheit weckte so viel Bilder in ihm, daß er sich hinsetzte, ein Idyll zu schreiben. „Der Schmiedsgesell und seine Liebste“ schien ihm zwar ein einfacher Titel, aber vielleicht störend für die vornehme Leswelt. „Der Schmied und sein Liebchen“ klang gut, drückte aber nicht aus was er bezeichnen wollte. War denn das Thema überhaupt würdig seines neu erwachten Geistes? — Nein.

Da durchzückte ihn eine Idee, und ein Thema war gefunden. — Er selbst. Hatte er nicht Alles verlassen, um der Poesie zu folgen? Und dieses Selbst hatte sich nun gespalten. Der prosaische Theil kämpfte für die Collaboratur, der poetische schweifte in's Weite. War der Kampf dieser zwei Wesenheiten, die doch ursprünglich ein Wesen waren, keine poetische Aufgabe, so giebt es keine Poesie. Er flog an den Schreibetisch. Er hatte es durch Stirnreiben und Federkauen so weit gebracht, daß die eine schwarze Versen ihm anschaulich wurde. Sie mußte arimend lächeln — er bemühte sich, Gesichter zu schneiden, und brauchte dazu einen kleinen Spiegel — schon war er in Schweiß, schon sträubte sich das Haar, schon tauchte er die Fe-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.H.
3-598-51043-8
FN. 03996/012

der in's Dintefaß, als es plötzlich hinter ihm sehr laut klopfte. Es war gewiß ein zweites Wunder, daß der Spiegel nicht zersprang, als er ihn erschrocken über das erste Wunder fallen ließ. Er drehte den Hals um, da schien es ihm, als bewege sich noch die breterne Wand vom heftigen Anschlagen. „Täuschung der Sinne!" rief er, und tauchte die Feder abermals ein. Aber der mühsam hervorgezogene Gedanke war elastisch um eine geraume Strecke zurückgeschnellt. Liberius hatte schon größere Rückschritte gemacht. Der Mann von Ausdauer holte den Flüchtling zurück, und schon stand der erste Buchstabe schön und deutlich auf dem Papier, als das Klopfen stärker als vorhin ihm in die Ohren sauf'te.

Die Feder fiel nieder, neben dem schönen großen Buchstaben entstand ein noch weit größerer Kleks; der Anfang war auf immer verdorben. Der Collaborator stand in der Mitte des Zimmers und starrte auf die Wand, die sich zu drehen und zu wenden schien. Dann, sich zusammenfassend, verneigte er sich ein wenig und sprach: „Mein Herr oder meine Dame nebenan, dürfte ich um die Ursache bitten, weshalb Sie an der Wand und nicht an der Thüre zu klopfen belieben?" — Ein Seufzer, sonst Todtenstille ringsum. Liberius trat an die Thür. Niemand war zu sehen.

Der hohe und steile Boden, auf dem er wohnte,

war mit zwei Erkern nach vorn und hinten versehen. In jenem wohnte seine Wirthin, in dem letztern er selbst. Eigentlich war dieser nur aus einem Bretterverschlag gebildet; da er aber mit Kalk sauber von innen übertüncht war, hatte die Vermietherin ihm den Namen eines Zimmers geschenkt. Jetzt erst bemerkte der Collaborater zu seinem Erstaunen, daß an seinen Zimmerverschlag noch eine kleine Kammer links angebaut sey, so daß jene Bretterwand, an welcher das Klopfen vernehmbar werden, die unbemerkte Kammer von seinem Zimmer trennte. Es ist gewiß eine richtige Schlußfolgerung, wenn ihm, der nie an das Daseyn einer Nebenkammer gedacht, es auch nicht in den Sinn gekommen, daß sie bewohnt seyn könne. Hier nur konnte der Feind seiner Beaeisterung stecken. War dies aber nicht auch vielleicht die Kammer, in die er vergangene Nacht, die Thüren verwechselnd, gerieth? Wo es so geheimnißvoll seufzte und klopfte, konnten da nicht auch die gespensterhaften Stiefeln stehen? Bescheiden klopfte er, erst leise, dann stärker. Keine Antwort. Er wagte, das rechte Auge an's Schlüsselloch zu legen, und siehe — ein Schlüssel steckte von innen. Da zupfte er das Halstuch zurecht und sprach:

„Mein Herr, oder mit wem ich die Ehre habe, zu sprechen, sollten Sie vielleicht an mich ein dringendes Anliegen haben, so bin ich jeder Zeit erbötig, mit

Rath

Rath und That Ihnen beizustehen; doch muß ich Sie ganz gehorsamst ersuchen, sich auf eine Weise an mich zu wenden, welche unserm gebildeten Zeitalter angemessen ist."

Es blieb still wie zuvor.

„Mein Herr, Läugnen hilft nicht; ich habe ganz deutlich klopfen gehört. Sollten auch Sie vielleicht ein Dichter seyn und dieses in der Begeisterung gethan haben, so wollte ich Sie ergebenst zu bedenken ersuchen, daß das Klopfen, gleichwie es die Ihrige anfeuert, so die meinige mir benimmt."

Er hörte nichts, als das Summen der großen, von der Sommerluft auf das warme Dach gelockten Frühlingsfliegen.

Hieltest Du Dich, geneigter Leser, vielleicht schon einmal an einem heißen Nachmittage einsam unter dem Dache eines geräumigen Hauses auf? Hat nicht die dumpfe Luft, der Holzgeruch, die Dunkelheit, welche nur hie und da von den durch die Dachluken schießenden Lichtstrahlen unterbrochen wird, etwas Unheimliches? Hoch oben, getrennt von den menschlichen Wohnungen, zwischen dem unförmlich gezackten Gebälk, kann sich eine rege Phantasie leicht in das Reich der Hauskobolde versetzen. Nun denke Dir Liborius. Er stand mit verhaltenem Athem an einen Holzpfeiler gelehnt und starrte in das geheimnißvolle Dunkel. Ein

Lichtstrahl aus der Hauptluke durchschoß den ganzen Boden und fiel gerade auf die verhängnißvolle Thüre. Der Staub wirbelte lustig in dem lichten Raume, und je länger Liberius hinsah, um so wunderbarer dunkte ihm das Treiben und Wirren der Fasern und Flecken. Ein ganzes Reich von Wesen schien ihn zu umgeben, die Geister der Elemente. Wenn er daran dachte, daß nur der magische Lichtstrahl fehle, um so den ganzen Boden mit ihnen zu beleben, daß er der einzige Sterbliche sey unter diesen Millionen Geschöpfen, da wurde ihm so unheimlich zu Muthe, daß er zu einem Entschluß kam, nämlich — auszugehn.

7.

Mit Unrecht sagt man, daß die Umgegend der Residenz eine große Sandwüste sey, denn in einer Sandwüste giebt es weder Berg noch Thal. Daß aber Berge in der Nähe der Stadt liegen, bezeugen die Namen der vielen Vergnügungsorte, die alle auf einen Berg auslaufen, als Hammel's Weinberg, der Windmühlenberg, der Tempelberg; der Hügel gar nicht zu gedenken. Liberius, als er die erste Höhe erstiegen, trat etwas seitwärts aus dem großen Menschenzuge, um sich ungestört an der Natur zu erfreuen. Noch war zwar das Grün nicht über die Gefilde ausgegos-

ſen. Nur die Stachelbeerſträucher fingen an, Knospen zu ſchießen, und die junge Winterſaat arbeitete ſich auf den weiten Sandfeldern empor, aber die grün angeſtrichenen Holzlauben in den Kunſtgärten waren doch ein ſehr erfriſchender Anblick. Einige Unannehmlichkeiten geſellten ſich freilich zu dem Spazirgange, die anhaltende Hitze hatte den Sandboden pulveriſirt, und bei der Maſſe der Fußgänger und dem Rollen der Wagen, Straßen, Gehöfte und Felder in einer ununterbrochenen Staubwolke verhüllt. Auch rauchte die Mehrzahl der Spazirgänger, was Liborius, wenn er die ſchöne Natur genießen ſollte, nicht liebte. Doch ſah er mit Luſt das bunte Gewühl der jubelnden, ſingenden und fluchenden Menge, und wenn er dann auf die ſich neigende Sonne, auf die noch halb winterlichen Fluren hinblickte, wenn er ſeine eigenen Gefühle erwog, dann war es ihm oft, als wäre er ſelbſt der Fauſt auf dem Spazirgange. Es fehlte ihm nichts zum Doctor, als der Pudel und der Famulus Wagner.

Auch außer dem Andrang der Menſchenmaſſe giebt es Vieles, was uns im Genuß der freien Natur hindert. Unter Anderm die Polizei. Denn als Liborius einen Fußſteig einſchlagen wollte, um nach dem Kiefernwäldchen zu ſteuern, ſtellte ſich ihm eine große weiße Tafel mit ſchwarzen Buchſtaben in den Weg:

„Das Austreten aus dem Wege, um Kornblumen

zu pflücken, und das Betreten der Fußsteige, so wie das Besuchen des sogenannten finstern Grundes, ohne Erlaubniß des Eigenthümers, ist bei fünf Thaler Geld- oder verhältnißmäßiger Gefängnißstrafe verboten."

Ueberall, wo die Natur sich einladender zeigte, thaten ähnliche Pfähle dem Sinn für die freie Natur offenbare Gewalt an. Oft fand er auch die schöne Eintracht an den Vereinigungsorten gestört, zumal wo nach Ausgang des Weißbieres die Gäste zum Branntwein griffen. So glanzrothe Gesichter taumelten an den Hecken fort, als selbst seine Phantasie das John Falstaff's und des darum noch berühmteren Bardolph sich nicht gemalt hätte; ein Anblick derberer Art war ihm noch aufgespart.

Aus dem finstern Grunde stürzte in äußerster Hast eine weibliche Gestalt, und fluchend folgte ihr ein erhitzter Mann. Trotz ihrer Eile hätte er sie eingeholt, wäre er nicht durch seinen trunkenen Zustand verhindert worden. Als Liborius in der Fliehenden die Köchin aus seinem Hause und seiner angefangenen Idylle erkannte, hatte sie das Unglück, mit dem Musselinkleide an einem Hagebuttenstrauche hängen zu bleiben. Ohne sich das Kleid ganz zu zerreißen, konnte sie im Augenblicke nicht loskommen, und ihr Verfolger — kein Anderer als der Schmiedegesell — wahte sich schon mit geballten Fäusten. Die Schäferin, die, keineswe-

ges zu den zartesten Geschöpfen gehörig, aus der harten Handthierung des Liebsten auf sein hartes Gemüth schließen mochte, hielt es für das Gerathenste, die Zeit, wo sie sich zur Vertheidigung vorbereiten konnte, nicht mit fruchtlosen Bitten zu vergeuden. Sie griff nach Feldsteinen und Sandklößen, wenigstens ruhmvoll zu unterliegen. Der Schmiedegesell stutzte einen Augenblick, dann krämpelte er sich die Aermel zum Angriff auf. Dies geschah indessen weder von der einen noch von der andern Seite schweigend, und da die Wege ringsum mit Spazirgängern angefüllt waren, gruppirte sich bald ein Zuschauerpersonale um den interessanten Auftritt, welchen der nächste Augenblick versprach. Für empfindsame Seelen hat der Autor die kräftigsten Stellen des folgenden Dialogs nur mit Sternchen bezeichnet. Sonst ist er Sylbe für Sylbe getreu wiedergegeben.

„Hab' ich Dich wieder, Du infames Kar**," hub der Schmiedegesell an, „Du unverschämtes, treuloses ***. Mit wie Vielen hast Du Dich denn abgegeben, seit Du mir vor einer Stunde mit dem *** fortliefst? Kömmt der mir in den Weg gelaufen, der *ige Schneidergesell, soll's ihm nicht besser gehn als Dir, Du ***."

„Es möchte für Dich gut seyn, wenn Du ihm niemals begegnetest," entgegnete das Weib.

„Sie — hub der Geselle an — Sie, wer ist Sie denn? Sieben Herrschaften ist Sie fortgelaufen in einem Vierteljahr."

„Er, wer ist Er denn?" war die Replik. „Ohne Strümpfe, wie ein Betteljunge kam Er in die Stadt gelaufen, aus purer Barmherzigkeit schenkte ich Ihm ein Hemde."

„Sie, ja Sie hat was zu verschenken! Wenn man's nicht aus Mitleiden mit dem alten Geschöpfe hielte. Bei jeder Herrschaft hat Sie ein Dutzend Liebsten, Sie ***."

„Er, ja wenn ich von Ihm Alles erzählte, was ich von Ihm weiß, keine reputable Weibsperson sähe Ihn an, Er ***."

„Sie unverschämtestes Weibsbild auf dem Erdboden, da hinkt ja Ihr Schneidergeselle heran. Wenn Sie keinen Zwirn hat, kann Sie ihn in die Nähnadel einfädeln."

„Er verf***er, rußiger ***. Er ***! Er ist ja nicht besser als ***! Er ***, ***, ***, ***, ***, ***."

„Sie gem*****, Sie ***! ***! Kein honetter Mensch mag Sie ***, ***, ***, ***! Die Kavallerie nennt Sie eine ***, und bei der Infanterie heißt Sie ***, ***! Sie Creatur!"

Creatur war der Heldin zu viel. Das war sie

nicht, das fühlte sie. Ein großer Erdkloß flog in des Schmiedegesellen Gesicht, und der Sand, der nicht in Auge, Nase und Mund haften blieb, bedeckte das schöne Sonntagsjabot. Seine Wuth war fürchterlich, die Worte verstummten. Ehe die Köchin von ihrem Steine Gebrauch machen konnte, lag sie mitten in den Dornen des Hagebuttenstrauches. Die Herrlichkeit des Mousselinkleides war gewesen, ihre beiden Hände waren nur beschäftigt, sich in den Haaren des Schmiedegesellen festzuhalten. Da indessen auch er seine nervige Rechte in ihren aufgelöseten Haaren befestigt hatte, und nicht gern neben der Schönen in den Dornen sich lagern wollte, so standen die Hadernden bald wieder auf festen Füßen. Der Streit würde noch lange bei der Wuth beider Theile fortgedauert haben, hätten nicht die Umstehenden es jetzt für angemessen gehalten, sich in's Mittel zu schlagen.

„Ich habe nichts dagegen," sagte ein Schlossermeister, „wenn ein Paar Liebsten sich 'mal etwas verzürnt haben, wenn sie sich dann etwas abklopfen, aber Egalität muß dabei seyn, sonst ist es nichts. Der Geselle ist betrunken und die Jungfer nicht, darum auseinander!"

„Egalität! Egalität!" wiederholte der Chor, und man riß, nicht ohne Gewaltanstrengung, Beide auseinander. Jeder hielt in der Hand einen Büschel

Haare als Siegestrophäen. Der Mann verhielt sich äußerst ungeberdig, fluchte, schimpfte und drohte, so daß man, da seine Wuth sich durchaus nicht legen wollte, es für gerathen hielt, die Frau loszulassen, um Sicherheit in der Flucht zu suchen. In ihren zerrissenen Kleidern, mit herunterhängenden Haaren, blutig von den Dornen geritzt und geschlagen, floh sie davon. Kaum aber funfzig Schritte entfernt, blieb sie stehen und kreischte, die Arme in die Seite gestemmt, zum Haufen zurück:

„Meinen Kamm hat er mir zertreten; wo ist mein Kamm! Vor's Stadtgericht wollen wir davon sprechen. Er ***, ***, ***!“

Neue Flüche verliehen dem Schmiedegesellen neue Kraft, ähnlich jener der Jungfrau von Orleans; sie sprengte die Bande der ihn umfassenden Arme. Gleich dem Blitz aus der Wolke, fuhr er aus dem Haufen heraus, und ehe noch die Zuschauer es sich versahen, hatte er die Fliehende, trotz des tiefen Sandes, eingeholt und ließ sie die Kraft seiner Hände empfinden. Die Amazone vertheidigte sich indessen nicht minder tapfer, und nachdem Beide niedergestürzt waren, gelang es ihr, vor ihm aufzustehn und nochmals den Vorsprung zu gewinnen. Einige Friedensstifter wollten ihnen nacheilen, der Schlossermeister aber sagte:

„Jetzt, Kinder, laßt sie in Ruhe; jetzt sind sie

egal, denn mit ſeinem Rauſche iſt's aus, und es taugt nichts für einen Dritten, ſich in die kleinen Zwiſtigkeiten von zwei Liebſten zu mengliren. Wenn ſie nachher ſich vertragen, hat man alle Beide auf dem Halſe."

Man folgte ſeinem Rathe und ſah die Beiden über die weite Sandfläche hin, immer noch von einem kleinen Spatium getrennt, ſich verlieren.

Liborius, auf's tiefſte gekränkt, ſchlich auf einem Seitenwege fort. „Das ſind die Symbole des Lebens" murmelte er für ſich, und ſuchte einen ganz einſamen Weg. Die Abendluft wirkte wohlthätig auf ihn. Das Abendroth hinter den fernen Kieferſtämmen ſchien ihm das freudige Erröthen der ſiegenden Naturkräfte, und als die letzten Lichtſtrahlen noch mit dem Monde im Zweikampf lagen, erreichte Liborius, trunken, aber von Wonne, unter den Schaaren der Trunkenen, das Thor.

8.

Als er die vier Treppen erſtiegen, harmonirte der Empfang wenig mit der Freude in ſeiner Bruſt. Chriſtinchen ging ihm aus dem Wege, kaum ſein freundliches „Guten Abend!" erwiedernd, und die Mutter brummte etwas in den Bart, was gar nicht wie eine Beantwortung des wohlgemeinten Grußes klang.

Der Collaborator ließ sich dadurch nicht abschrecken; er stellte sich, wie er gewohnt war, an die offene Küchenthür, um bei'm erfreulichen Anblick des Abendfeuers mit Mutter oder Tochter einige Worte zu wechseln. Die Tochter ließ sich aber heut gar nicht in der Küche sehen, und die Mutter war so mit den Törfen und dem Feueranblasen beschäftigt, daß sie kaum auf Liborius' Gegenwart zu achten schien.

„Christinchen läßt sich heut gar nicht in der Küche sehen," hub er an.

„Sie wird wol drinnen etwas Besseres zu thun haben."

„Sie sind schon lange von dem Spaziergange zurückgekehrt?"

„Wol zu lange für den Herrn Collaborator?" fragte mit spitzigem Tone die Mutter. „Der Herr Collaborator hatten wol nicht vermuthet, daß wir so früh und ehrbar in unserm Hause seyn würden. Aber ehrbar — so heißt meine Loosung, und man mag da erwarten wen man will."

„Sie sprechen in Räthseln, liebe Frau. Wer soll denn hier erwartet werden?"

„Wenn's denn der Herr Collaborator nicht ungütig nehmen, so werde ich gerade heraus reden, wie mir es um's Herz ist. Ich bin eine ehrliche Frau und mein Kind ist ein ehrliches Kind, und mein Se-

liger war Küſter zu St. Egidii, und ich halte auf Ehrbarkeit, und ſollte die Ehrbarkeit der Nagel an meinem Sarge werden. Darum muß ich auch gehorſamſt bitten, daß es in meiner Wohnung ehrbar zugeht, nicht um meinetwillen, ſondern meines Kindes wegen."

Liborius betheuerte, nicht zu wiſſen, worauf dieſer Eingang hinſteuere. Mißtrauiſch fixirte ihn die Wirthin, ehe ſie anhub:

„Mein werther Herr Collaborator, Alles in Ehren. Man kann Niemandem anſehen wer er iſt, und es mag eine ſehr ehrbare Perſon geweſen ſeyn, die bei Ihnen geweſen iſt, aber die ſchwarzen Augen und die ſchönen rothen Wangen, und die Perlen um den Hals, und das Atlaskleid, und die parfümerirten Handſchuhe und die Shawls, um den weißen Hals geworfen, und die vielen Federn, eine immer bunter und prächtiger als die andere, auf dem ſeidenen Hute: — ich habe nichts dagegen, wer es bezahlen kann, und ich zweifle auch gar nicht daran, aber mein Chriſtinchen, ein ſehr ehrbares Mädchen, kann ſich dergleichen nicht anſchaffen, weil ſie nichts am Leibe trägt, was nicht ehrlich erworben wäre. Die ſchöne Prinzeſſin nun, die ſich die vier Treppen herauf bemüht hat, um nach dem Herrn Collaborator zu fragen, mag auch eine ganz vornehme Perſon ſeyn —"

„Die Prinzessin?“ fiel Liborius ein.

„Nun, wie sie sich titulirt, hat sie mir nicht vertraut, aber eine Prinzessin brauchte sich der Kleider nicht zu schämen, und ich glaube auch recht gern, daß der Herr Collaborater Bekanntschaft mit Prinzessinnen und Gräfinnen haben; allein es ist doch wunderbar, wenn sie so ganz allein sich vier Treppen hinauf in unsere demüthige Dachwohnung bemühen, und keinen Jäger vorausschicken, und unten gar keine Kutsche wartet.“

„Gute Frau, wie sah die Prinzessin aus?“

„Nun, sie betrug sich ganz wie eine vornehme Dame, ob ich schon keine Prinzessin in meinem Leben gesehn habe. Sie spielte mit dem Fächer, und roch so nach Parfümerien, daß die alten Balken hier, dächte ich, noch davon einen Wohlgeruch haben müssen.“

„Sah sie unglücklich aus?“

„Sie lachte vielmehr und sah immer rund umher und wollte nicht glauben, daß der Herr Collaborator nicht zu Hause wären. Für eine vornehme Dame, muß ich Ihnen sagen, war sie auch recht gnädig und fragte mich nach diesem und jenem, ihr Hauptwesen aber trieb sie drinnen in des Herrn Collaborators Stube.“

„Wie? sie war in meinem Zimmer?“

„Ja, sie ließ sich es aufschließen und sagte, sie

wollte den Herrn Collaborator erwarten; da sah sie denn Alles durch und durch und lächelte immer dabei; als aber der Herr Collaborator nicht kommen wollten, hat sie drinnen einen langen Brief aufgeschrieben an den Herrn Collaborator."

„An mich, an mich geschrieben?" rief Liborius und stürzte in sein Zimmer. „Licht, Licht!" forderte er in einem Tone, der die Wirthin staunen machte. Der Bruch zwischen Beiden schien ausgemacht, als er nicht einmal dankte, nachdem sie den Leuchter hingestellt hatte. Er erbrach den Brief, und sein Auge stierte, während er zitternd das Papier in der Hand hielt, auf die Unterschrift:

„Marie Adelaide J***, Marquise de St. A***."

Der Brief selbst, von einer zierlichen Hand aufgesetzt, der man indessen ansah, daß die deutsche nur ihre zweite Sprache war, lautete folgendermaßen:

„Edler Mann!

Es naht sich der Moment, wo ich besser als mit Worten dem Retter meines Lebens danken kann. Erheben Sie Ihren Sinn von dem Gemeinen aufwärts.

Verzagen Sie nicht; das Trostwort Ihnen zum voraus: Sie sind mehr als Sie scheinen. Nur mit Unwillen nenne ich Sie noch Liborius, denn auch Sie

sind ausgetauscht, wenn schon Ihre Geburt nicht der meinigen gleichkommt. Edle Ritterthaten können die letzte geringe Kluft ausfüllen. Jetzt von mir — der Unseligen — der Seligen. Staunen Sie denn, bis Sie begreifen können. Ich nannte mich Ihnen ein französisches Fräulein. Gut, ich will nicht mehr seyn, wenn Ihnen dies Muth giebt. Nur noch wenige Tage und Nächte werden wechseln, bis um Mitternacht die Glocken von allen Thürmen herab den Sieg des Lichtes verkünden. Mein Vater war der liebenswürdige Prätendent Karl Eduard, dessen traurige Flucht aus Schottland bekannt ist. Noch ahnen Sie nichts von seiner heimlichen Verbindung mit der noch unglücklichern Maria Stuart. Schöne Mutter, der ich mein Daseyn verdanke, schaue mild aus den Sternen auf Deine Tochter. Lächeln Sie immerhin, auch für Sie erscheint der Moment, wo die Brillen der irdischen Schwäche von Ihren Augen fallen, wo der Glaube an die Wunder der Natur Berge versetzt und ungeheure Zeiträume verbindet: die Stunde wird erscheinen, wo die losgelassenen Dämonen, die eine Zeit lang die Erde beherrschten, wieder in den tiefen Erdhöhlen werden angekettet werden, wo die Helden des Lichtes der Revolution ihre Hyderköpfe werden vor die Füße legen und alles Legitime aus den Gräbern auferstehn,

um reſtaurirt zu werden. Bis dahin, ſchöner Jüngling, edler Ritter,

Ihre u. ſ. w."

Sagte ich, Liborius wußte nicht, wie ihm war, würde der Leſer darum doch nicht wiſſen, wie ihm geweſen. Der nächſte Vergleich mit jenem Schüler, dem es wie ein Mühlrad im Kopfe herumging, drückt doch noch lange nicht die eigenthümliche Stimmung des außerordentlichen Mannes aus.

Schon lagen alle Hausbewohner im tiefen Schlafe, und die Wächter hatten in's Horn geſtoßen, als er, von dem vielfachen Leſen des wunderbaren Briefes innehaltend, dieſen zuſammenfaltete und in ſeine Brieftaſche ſteckte. Er ſtützte ſich auf den Ellenbogen, rieb ſich Stirn und Augen und ſprang endlich an's Fenſter. Die Nacht hatte angenehm die Hitze der Luft abgekühlt. Er ſah dem Spiele der Fledermäuſe, welche nach dem Lichtſchein ſeines Fenſters flatterten, mit Vergnügen zu; aber mit größerm Erſtaunen blickte er auf die obere etwas erleuchtete Gallerie, wo der Schmiedegeſell zärtlichen Abſchied von der Köchin nahm. Dazu flötete die Nachtigall, die unſichtbar im Käfig um die Ecke hing, Luſt und Wonne. Alles athmete Harmonie und Frieden; die wilden Leidenſchaften, ge-

nährt vom Tage, waren dem milden, versöhnenden Einflusse der Nacht gewichen, nur das Tuten des Nachtwächters störte den allgemeinen Einklang. Liborius drückte das Fenster zu, putzte die lange Lichtschnuppe hinweg, strich sein herabfallendes Haar in die Höhe und setzte sich zum Schreiben nieder. Aber da wurde es klar, daß seine Poesie einen unversöhnlichen Feind hatte. Heute wußte er so deutlich was er schreiben wollte, er brauchte gar nicht, was man im gemeinen Leben „zu drucksen" nennt. Der Gedanke floß wie die Dinte. Jedoch, so oft er einen Satz beginnen wollte, klopfte der Störenfried nebenan. Dies Klopfen wurde endlich ein so starkes Hämmern, daß Liborius sich absolut nicht selbst verstehen konnte. Einmal, in der äußersten Wuth, suchte er unter dem Bette nach einer Waffe. Er zog — den Stiefelknecht hervor und schleuderte ihn gegen die Bretterwand. Das wirkte, jedoch nur wie ein Palliativ. Kaum standen einige Sätze auf dem Papier, als es wieder anfing. Die Furcht verschwand bei der häufigen Wiederholung des Wunders, aber die Unbequemlichkeit war doch zu groß. Er nickte einmal mit dem Kopfe über. Da war es ihm, als öffne sich die Bretterwand, der Mann im braunen Mantel aus der Weinstube stand vor ihm und wischte mit dem Finger das mit frischer Dinte Geschriebene aus. Liborius, ärgerlich, griff nach seinem Arm.

Arm. Da wachte er auf; der braune Mann war wieder durch die Bretterwand entschlüpft, aber mit seinem eigenen Aermel hatte der Collaborator eben selbst die Zeilen ausgelöscht. Für diesen Abend war nichts mehr zu thun.

Am frühen Morgen, noch ganz nüchtern, eilte Liborius, mit einigen Bogen Schreibpapier, Feder und Dintenstecher, in einen öffentlichen Garten. Nachdem er bei dem noch schlaftrunkenen Marqueur das Frühstück bestellt, pflanzte er den Dintenstecher in einen Tisch, falzte das Papier und setzte sich nieder, hier in der freien Natur, von keinem Seufzer, von keinem braunen Dämon gestört, eine Dichtung zu beginnen, die ihn unsterblich machen müßte.

Aller Anfang ist schwer. Ariost beschrieb und strich bekanntlich vier Quartseiten, ehe der erste Vers seines Roland auf dem Papiere stand. Der verdrossene Marqueur ging und kam, aber als Liborius den letzten dicken Tropfen aus der Kanne zögernd schenkte, stand noch kein unausgestrichenes Wort da. Und nun störte ihn wieder das Gezwitscher der Zeisige über ihm in den grünenden Linden! Und dann das Frühlingsgequäk der Frösche zur Rechten. Der Garten stieß nämlich an eine sumpfige, schon mit recht duftigem Grün überzogene Wiese. Auf derselben wandelte ein kleiner grauer Mann, d. h. ein Mann von untersetzter Sta-

tur in grauem Ueberrocke und pflückte mit saurem Schweiße in eine blecherne Trommel die Sumpfpflanzen, welche die frühe Jahreszeit auf dem ergiebigen Boden hervorbrachte. Keuchend und erschöpft stapelte er jetzt, mit den Stiefeln bis über die Knöchel in dem Morast versinkend, nach dem Platze, wo Liborius saß, legte unter schwerem Seufzer die Trommel auf den Tisch und wischte sich die Stirn mit einem Schweißtuch.

„Eine schwierige Arbeit, das Botanisiren — sagte Liborius, nun doch einmal durch den Fremden gestört, und vielleicht recht gern gestört. — Giebt denn die arme Gegend um die Residenz genug Ausbeute?"

„Wenn man sucht, so findet man — war die Antwort des Männchens. — Ich hatte es mir einmal vorgenommen, die Pflanzen, die Sie hier auf meinem Recept sehen, heut aufzufinden, und die eigensinnige Natur hat sich meinem Willen fügen müssen. Da sehen Sie —"

Er nannte eine Menge Namen, die Liborius kaum aus Kirschii cornucopiae kannte.

„Zu welchem Behuf — fragte er — dienen diese Sumpfgewächse?"

„Zu Frühlingsgetränken — erwiederte lächelnd der Graue — die man bekanntlich aus Herben, Kräutern, Radicien und Wurzeln anfertigt."

„Die Kräuter in dieser frühen Jahreszeit haben

aber unmöglich ſchon die gehörige Fülle Saft. Warum warten Sie nicht einige Wochen, bis ſie die Wärme völlig gezeitigt hat?"

„Man preßt, man preßt, — antwortete der graue Mann — und es wäre doch ſchlimm, wenn ich nicht aus einer jeden Vegetabilie ſo viel Saft heraus bekäme als ich verlange, wenn ich die gehörigen Kräfte anſtrenge. Wer menagiren will und heute nur die eine Hälfte nimmt, um für morgen die zweite aufzuſparen, der pfuſche doch gar nicht in die Natur. Was da iſt, iſt reif, und man gebrauche es, bevor es welk umfällt, und kümmere ſich nicht darum, ob morgen noch davon vorhanden iſt oder nicht, denn die Natur iſt reich und noch kein Narr kann ſagen, daß ſie eher welk geworden, als ſein Fleiſch und Gebein im Grabe gemodert hat. Und damit Ihrem Genius befohlen, Herr Poeticus!"

Liberius fragte erröthend, wie er von ſeiner Beſchäftigung unterrichtet ſey? Der graue Mann antwortete, die Trommel umhängend:

„Ein Poet iſt freilich heut zu Tage nicht mehr ſo leicht zu kennen, weil viele Poeten gar keine Verſe machen und von Tauſend, die Verſe machen, kaum Einer ein Poet iſt; aber Ihnen ſieht es doch an der Stirn geſchrieben, daß Sie Einer ſind. Wenn ich an meinen ſeligen Bekannten denke, der die Katzen für die

Poesie präparirte, Sie sehen ja wie ihm aus den Augen geschnitten aus. Folgen Sie nur Ihrer Natur, immer heraus und nicht zurückgehalten, nur gewollt, und es wird gehen!"

„Es wird gehen!" sangen die Finken und Zeisige eben in den Zweigen, und die Frösche quäkten es neben ihm. Die Feder flog und das Papier verschwand. Die beiden Doppelgänger begegnen sich, Jeder behauptet gegen den Andern, er sey der Echte, Einer wurde wahnsinnig, der Andre noch mehr. Es war eine ungeheure Poesie. Er schrieb und schrieb, bis die Sonne ihm so stark auf den Kopf brannte, daß er den Platz verändern mußte. Aber der Garten war schon allzusehr mit Morgengästen angefüllt. „Es wird gehen!" wiederholte er mit triumphirender Miene, und packte die Schreibmaterialien zusammen.

Unterwegs stieß er auf Martial. Er theilte ihm seine Freude mit, und wollte dasselbe mit dem Niedergeschriebenen thun, Martial aber beugte dem vor:

„Laß das gut seyn, lieber Doctor. Heut Abend, wenn wir in unserm esse sind, dann gieb uns was von dem Zeuge zum Besten. A propos, Du weißt doch, daß Nießner heut bei Kalwin den Satz losläßt, den ich ihm längst ad memoriam gegeben?"

Liborius wandte ein, daß er, als nicht eingeladen, nicht unbescheiden in eine geschlossene Gesellschaft sich

einzudrängen wünſche, was aber Martial als keine gültige Entſchuldigung gelten ließ.

„Nießner macht ſich eine Ehre daraus, uns bei ſich zu ſehen, er hat ſich ſchon längſt auf ſolche partie fine gefreut, einmal lauter berühmte Leute bei ſich zu haben, und wenn Du meinſt, daß Du noch nicht berühmt wärſt, ſo kann man dies nicht ſo genau bei uns nehmen, es kommt nur darauf an, daß man ſelbſt die Meinung hat, daß man's iſt. Wenn Du dann das Ding da vorlieſeſt, ſo expedir' Dich kurz, ich kann nichts weniger leiden als das verwünſchte lange Vorleſen und beſonders mit Gefühl, wo ſie prätendiren, daß man dabei Achtung geben ſoll. Dann thue auch nicht zu ängſtlich und blicke nicht bei jedem Punctum fragend umher. Lies dreiſt mit feſter Stimme bis zu Ende, und dann wirf das Papier weg mit einem gewiſſen Aquis; dann ſehen ſie, daß Du Deiner Sache gewiß biſt, und was ihnen etwa auf der Zunge von Tadel ſchwebt, bleibt ſitzen. Dann werde ich ſchon gehörig einfallen mit einem ordentlichen Trumpf von Lob, daß Dir nicht bange zu ſeyn braucht."

„Du kennſt ja aber noch gar nichts von mir — wollte Liborius ſagen, als Martial ſchon um die Ecke bog. Er flog nach Hauſe und ſah, über den Flur in ſeine Stube gehend, Ehrizinen eilig in ihre Thüre treten. Ihm ſchien es, als habe ſie geweint. In

seiner Stube fand er den Tisch gedeckt, statt Christinens aber trat ein kleines Mädchen, welches bei seiner Wirthin aufwartete, mit der Suppe herein. Er wollte nach der Ursach fragen, aber ein Billet in bester Form unter seinem Suppenteller unterrichtete ihn nur zu bald von dem Grunde. Der Küster, Christinens Oheim, vermeldete ihm darin mit aller Höflichkeit, daß, sintemalen seine Schwester eine ehrbare Wittwe sey, auch eine junge und eben so ehrbare Tochter habe, sie für den Ruf der letztern fürchte, inseiern sie einen jungen ledigen Mann, wenn auch einen Gelehrten von hoher Aestimation, bei sich logiren lasse, zumal wenn selbiger Gelehrter die Besuche von jungen geputzten Damen, es müßten denn nahe Verwandte seyn, annehme und mit selbigen in Briefwechsel stehe; daß sie demnach sich entschlossen, so wehe selbiges auch ihrem Herzen thue, doch aus Mutterpflicht gegen ihre einzige Tochter, und nach gehöriger Consideration mit ihrem Verwandten, dem Herrn Collaborator die Wohnung zu kündigen.

Liborius faltete den Brief zusammen und sagte bei sich: „Wieder ein Opfer meinem Berufe!"

Desto emsiger ging er an die Arbeit. Aber die Bretterstube war nicht mehr der freie Garten. Je kühner seine Dichtung sich entfaltete, um so ungeberdiger hatte sich der Nachbar. Keine Stiefelknechtkano-

nade half mehr. Sobald die Federſpitze das Papier berührte, fing das Hämmern wieder an. Da riß Liborius der lange Faden ſeiner Geduld. Er ſprang hinaus und klinkte ſo heftig an der Nebenkammer, daß die Wirthin aus ihrer Thüre erſchreckt heraustrat und ſelbſt Chriſtinchens Kopf etwas zum Vorſchein kam.

„Was iſt denn das für ein Lärmen in einem friedlichen Hauſe! Wollen der Herr Collaborator noch das Haus umkehren, ehe Sie ausziehn?"

„Weib, welcher Dämon ſteckt in dieſer Kammer?" fragte Liborius, noch immer rüttelnd.

„Jeſus Chriſt! — ſchrie Chriſtinchen und umklammerte die Mutter, von hinten ihr in's Ohr flüſternd: — Der Herr Collaborator ſind übergeſchnappt!"

„Ich frage, — hub Liborius von Neuem an — welcher erbärmliche, proſaiſche, geiſtloſe Menſch mein Nachbar iſt?"

„Horſt Du, Mutter, er iſt krank. Zurück, zurück!"

„Ich ſage dem Herrn Collaborator, — fuhr die Mutter fort, daß in der Kammer ein ſehr vernünftiger Menſch wohnt, und wenn auch der Herr dem Herrn Collaborator nicht gefallen, ſo muß ich ſchon bedauern, daß der Herr Collaborator andern Sinnes ſind, als der ſtille, honette und reputirliche Herr Engländer."

Engländer! Bei dem Worte fielen dem Colla-

borator die Schuppen von den Augen. Was war ein Engländer gegen einen Doppelgänger! Ein capriciöser Britte, auch mit Sitz und Stimme im Oberhaus, was war der gegen ein wirkliches Gespenst! Seltsames, Geheimnißvolles war gewiß viel dabei, aber es ließ sich doch Alles natürlich erklären. Liborius zählte seine Finger und fragte:

„Der Herr ist vermuthlich zu Hause?“

„O der ist alle Tage zu Hause, ein so ordentlicher Herr als einer in der Stadt, er sieht Niemand und ist mit Niemanden bekannt, außer mit uns, er geht bloß des Nachts aus.“

Ei! — sagte Liborius, wohlgefällig lächelnd, und erkundigte sich, ob die Wirthin ihm den Zutritt zu diesem Sonderling verschaffen könne. Denn wol hütete er sich, aus dem profanen Munde selbst die Enthüllung eines Etwas zu verlangen, was doch noch immer ein Etwas bleiben konnte. Er erhielt jedoch zur Antwort, daß der Britte während des ganzen Tages Niemand in die Kammer lasse, ja daß sie selbst, erst wenn er ausgegangen, sich hinein wagen dürfe, um die Reinlichkeit zu besorgen.

„Sehen der Herr Collaborator, da hängt sein Mantel. Sie sind etwas abgetragen, aber feines, superfeines Tuch.“

Es war ein **brauner** Mantel! Er hing zum

Auskloppfen an einem Nagel. — — Der Versucher stand neben dem Collaborator Liborius, und der Collaborator trug nicht den Sieg davon. Vielmehr zeichnete er mit einem Stückchen von der Wand gefallenen Kalk ein Kreuz auf den hintern Theil des Ueberschlagkragens. Wo er ihn nun antraf, — sey er ein britischer Sonderling, sey er sein Genius, sein Dämon, oder sein Doppelgänger, — der Braune mußte ihm Rede stehen.

9.

In der Brusttasche des Ueberrocks das Manuscript, schritt Liborius über die dunkler werdenden Straßen und betrat die Schwelle des Weinhauses. Aus der innern Thüre kam ihm Herr Kalwein entgegen und stutzte bei seinem Anblick:

„Sie hier, Herr Doctor? — sagte er — ich wollte wetten, Sie drinnen am Tisch gesehn zu haben.“

Liborius eilte in das kleine hintere, für die Gesellschaft bestimmte Zimmer. Auf dem Wege reichte ihm der Kellner ein Billet. Es war von ihr. „Licht!“ rief er, das Siegel erbrechend, und buchstabirte schen, ohne aufzublicken, an der Ueberschrift, als Louis mit zwei Leuchtern eintrat.

„Theurer Liborius!

Der Unglaube wird Dir, wenn Du dies lieſt, in's Papier blicken, aber die Stunde naht. Die Grabeshügel brechen um Mitternacht; Alle werden liquidiren, Alle, Alle, denen die Revolution ihr Eigenthum entriß. Die Lilien bluhen. Vertrauen, Hoffnung, und wie sieaen beide. Schlag 12 Uhr erwarte mich am Kreuz des Elisabeththurms. Zusammen steigen wir dann hinauf, den Sonnenaufgang zu sehen. Mit jeder Stufe höher weicht die Macht Dessen, der zurückhalten will in der Staubregion irdischer Gemeinheit Dich und

Deine
A. M.“

Der Unglaube sah ihm wirklich in's Papier, denn neben ihm saß der braune Mann. Ellenbogen an Ellenbogen, Aug' in Aug' sah ihn Liborius und wußte doch nicht ob er sich sah oder ihn, so hatten Beider Züge sich schon in seinem innern Gesichte identificirt. Aber das mußte der Braune merken, daß er dem Collaborator der lästigste Nachbar war. Lang und tief seufzend stand er auf, faltete die löschpapierne Zeitung just so wie die Englischen verschickt werden, und ging langsam aus dem Zimmer. Der letzte Zweifel, daß dieser Braune und sein antipoetischer Studennachbar eine und dieselbe Person — oder wenigstens ein

und daſſelbe Weſen waren, verſchwand, als er das Kreuz von Kalk auf dem Mantelkragen erblickte. Aber der Braune ſtand ihm doch nicht Rede. Grade, als er wagen wollte, ihm nachzugehen, ſtrömte Nießner's Geſellſchaft herein, und man bewillkommte und ſetzte ſich um die Tiſche.

Als die Cigarren brannten und ein leichter Wein circulirte, wurde Liborius aufgefordert, ſein Manuſcript zum Beſten zu geben. Pſychologen wiſſen, daß, wenn junge Dichter zum erſten Male etwas von ihren Werken gewichtigen Männern mittheilen, dies mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit geſchieht, welche ſie oft den Mißgriff begehn läßt, über das Beſte mit unglaublicher Haſt wegzueilen. Dies war auch bei Liborius der Fall; da aber der Gegenſtand von einer ſo ergreifenden Art war, daß er den Dichter mehr als die andern Zuhörer afficirte, erklärt es ſich, wenn ſeine Stimme und ſeine Geſten zuletzt ſolchen entſetzlichen Nachdruck gewannen, daß die Anweſenden ſchon durch den bloßen Anblick des Declamators von der Gediegenheit des Vorgetragenen überzeugt wurden. Eine lange Pauſe folgte, dann erhob Martial das Glas und rief mit ſtarker Stimme:

„Unſer Bruder Liborius, der treffliche Dichter, ſoll leben, grünen und blühen!“

„Leben, grünen und blühen!“ wiederholte der Chorus.

„Und seine Poesie in alle Ewigkeit!“

Liborius war selig, trotz des tiefen Seufzers aus der Nebenstube, der den Klang der Gläser übertönte. Seine Stirn würde sich in dem Moment nicht von dem Kranze versengt gefühlt haben, wie einst die des seligen Tasso. Die Seligkeit sollte aber nur von kurzer Dauer sein. Titus hatte eine Weile nachdenkend in sein gefülltes Glas geblickt, bis er, Schluck für Schluck den Moselwein ausnippend, das geleerte niederstellte, und nun begann:

„Es ist nicht zu läugnen, lieber Liborius, daß Ihre Erzählung einige treffliche Blicke in das Wesen der Natur und der Dichtung verräth, aber noch weit sind Sie von der eigentlichen sich selbst vergessenden Begeisterung entfernt. Bei jeder Wendung sieht man es Ihnen an, daß Sie Ihre neue Welt noch nicht anders zu construiren verstehen, als indem Sie auf die alltäglich bestehende zurückblicken. Wer da nicht den Standpunkt gefunden, nach dem Archimedes außer unserm Erdball suchte, um diesen vermittelst einer Deichsel in die Luft zu heben, der ist noch kein eigentlicher Dichter. Bei jeder Behauptung kleben Sie noch allzusehr an den gewöhnlichen Vorstellungen und können noch gar nicht davon abstrahiren, daß Sie nicht für die Philisterwelt schreiben, sondern für Leute, die alles Alltägliche aus Grund der Seele verachten.“

„Ganz richtig!“ ſagte Martial, der bereits tüchtig der Weinflaſche zugeſprochen hatte.

„Habe ich aber nicht ſchon genug gethan?“ warf Liberius betroffen ein, und wollte fortfahren, als Titus ihn heftig unterbrach:

„Nein! Sie bringen da ein Paar Geſellen mit ein und derſelben Maske vor, die ſich katzbalgen müſſen, und das nennen Sie Doppelgänger. Wo iſt aber wol ihre innerſte Natur in den beiden Menſchen zu entdecken? Wollen Sie einen echten Doppelgänger ſchaffen, ſo müſſen Sie ſich ſelbſt umkehren wie einen Handſchuh, Alles, was ſich in Ihnen regt und webt, ausſchütten, um das Weſen außer Ihnen zu begaben. Wenn das geſchehen iſt —“

„Dann ſtehe ich ja aber ganz nackt und leer da.“

„Recht ſo, Sie ſollen leer werden, Sie ſollen leer daſtehn, Herr Liberius, und ſchauen Sie dann dieſes Weſen an, dies reich ausgeſtattete, vor ſich, dann wird der Wahnſinn doch begreiflich.“

Jemand warf ein, wohin dieſe Excentricität ohne Ziel führe?

„Wozu brennt denn das Feuer?“ ſchrie Martial. Die Erklärung, daß es brenne, nicht um die Stoffe zu verbrennen, ſondern um zu wärmen, daß der ewig flammende Enthuſiasmus nicht die ſchöpferiſch bildende Poeſie fördere, ſondern zum verzehrenden Wahnſinn

führe, wurde von Titus überschrieen, der mit der Faust auf den Tisch schlug.

„Das ist ja eben das Ziel des Lebens, jener göttliche, jener dauernde Wahnsinn, wo der Funke des Lebens aus jeder Arterie hervorsprudelt." —

„Wie auch schon — warf ein kleiner zierlicher Dichter dazwischen, dem man das Verlangen mitzusprechen längst angesehn — wie auch schon Wieland sagt:

Wie um den entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt."

„Es soll kein holder seyn, einer, der die Natur mit sich fortreißt. Wie ein Eroberer, der jede Brücke hinter sich abbricht, jeden Rückschritt unmöglich zu machen, soll der Dichter die Stränge und Nabelschnuren abreißen, die ihn an die Vergangenheit fesseln; er soll wie ein Erdbrand, der vor sich lachende Fluren, hinter sich Asche sieht, forteilen. Mit Lust und Wonne ist's nicht abgethan. Wer nicht die Dichterwollust empfindet, zu verzehren wenn er genießt, wer nur nippen will, um einen vollern Trunk für die Zukunft aufzusparen, der kehre lieber heut als morgen um."

Titus' Schwermuth loderte in helle Flammen auf, wie das nicht anders als natürlich war, wo jede Zunge von Poesie perorirte, declamirte, lallte, und der Moselwein längst feurigem Spanischen Sekt gewichen war.

Es war ein allgemeines Definiren, was ein Dichter ſey. Der Kleine hatte Alles in ſeinem Trauerſpiel angebracht, Nießner verlangte Erdrübengeiſter, Perüken und Regiſtratoren, der nüchterne Fremde einen ruhigen Seelenzuſtand und klare Anſchauung der Objecte, aber Titus forderte einen unnatürlich großartigen Gedanken. Den Wein aus dem Glaſe gegen die Wand ſpritzend, rief er, zu Liborius hinübergebeugt: „Glüht denn auch in Dir eine Idee, würdig, daß ſie die Philiſterwelt verachtet?“

„Ja, — rief Liborius — ein Gedanke, ſo groß, daß ich ihn nicht faſſe, ein Gedanke über alle Natur und Verhältniſſe hinaus, ein Gedanke, vor deſſen Verwirklichung ich ſchwindle. Kinder, ich liebe Maria Stuart's Tochter!“

Wer noch ſo viel Beſinnung hatte, ſtarrte Liborius mit offenem Munde an. Titus faßte ihn über den Tiſch herüber: „Wir müſſen Brüder werden!“ Mit kreuzweis verſchlungenen Armen leerten ſie die Gläſer und gaben ſich den Brüderkuß.

Da ſchlug es vom Eliſabeththurme Eilf. Adelaidens Stimme tönte Liborius von da herab. Er griff nach ſeinem Hute. Er wollte ſich fortſchleichen, aber — dicht an der Thür im Nebenzimmer, die er paſſiren mußte, ſaß, den Rücken ihm zugekehrt, ſein Doppelgänger, ſein brauner Doppelgänger, der unbe-

greifliche braune Doppelgänger, und las die Zeitungen. Liborius' Kniee versagten den Dienst.

An den Ofensims sich lehnend, ward er ein stummer Zeuge von Scenen, zu oft beschrieben, um auf eine Schilderung in einer so außerordentlichen Geschichte, wie diese, Anspruch zu machen. Erst als einige hinter den Ofen fliegende Gläser seinen Posten unsicher machten, stieg er zu Denen auf dem Tisch, welche vom begeisterten Titus hörten, daß der Schemel nicht von vier Beinen, sondern von vier Gnomen getragen werde, daß die Erd-, Luft-, Wasser- und Feuergeister frei wurden, als die Champagnerpfropfen gegen die Decke knallten, daß die Lampe an der Decke ein feuerspeiender Wallfisch und der Wirth ein Vampyr sey. Das sahen Alle; Alle, selbst der kleine Dichter, der nur an sein Trauerspiel dachte; selbst Martial, der doch kaum erklärt hatte, Kunst und Poesie bei Lichte besehen, seyen langweiliges Gewäsch, und die Aesthetischen ihm nur darum lieb, weil sie sonst viel tränken und liederlich wären, selbst Martial sah die Geister, und nur Liborius sah Schemelbeine, Ofen, Lampen und Herrn Kalwin, und der Gedanke, daß er ein nüchterner Mensch sey, zuckte gräßlich durch die Trunkenheit seiner Gefühle. Nicht einmal Nießner's Ueberseligkeit, der an seinem Halse weinte, daß seine Gäste so lustig wären, und in sein noch halb gefülltes Madera-

Maderaglas den ſchäumenden Kreidewein goß, konnte ihn erheitern. Es mußte ein dämoniſcher Einfluß — vielleicht die Anweſenheit ſeines Doppelgängers — um ihn walten. Da ſchwenkte Titus das Glas, und mit lallender Zunge brachte er den letzten Toaſt aus: „Dem Andenken des Mannes, deſſen Geiſt noch unter uns wandelt!“ Mit dem Glockenſchlage Zwölf ſtießen die Gläſer zuſammen, ſo heftig, daß die meiſten zerſprangen. Aber auch aus den andern durfte nicht mehr getrunken werden! Sie flogen in tauſend Scherben gegen und hinter den Ofen. —

Das Letzte, was Liborius geſehen, war, daß der Braune bei jenem Toaſt aufſprang und zornfunkelnd ſein bleiches Geſicht nach den Trinkern auf dem Tiſche kehrte. Es war, als ſchieße der Strahl ſeiner Augen in die venetianiſchen Gläſer und ſie zerbrachen davon. Er war längſt verſchwunden, als die letzten Trinker in wildem Tumult aufbrachen.

10.

Als er ſich in ſeinem Bette fühlte, war es weit über Zwölf, das Rendezvous am Eliſabeththurme alſo längſt verpaßt. Unter Wonne- und Wehmuthsthränen, daß der wahre Geiſt ihm noch nicht aufgehn wolle, daß er ein Fremdling der Natur, daß die

Schöne nun auf ewig für ihn verloren ſey, vergrub er ſich unter den Kiſſen.

Die Uhren umher tickten und ſchlugen; die große Glocke vom Eliſabeththurme brummte. Der Gedanke überkam ihn, es ſey noch nicht zu ſpät. Es war ihm, als riefe es durch die Lüfte nach ihm, die Stimme aber war ſo ſchwach, daß die Worte unterwegs in den Lüften ſich verflüchtigten. Der Mondenſtrahl fiel ſchräg über die hohen Dächer auf die Spitze des Eliſabeththurms, und längs dem Geländer bewegte ſich eine Geſtalt. „Hülfe! Hülfe!“ tönte es immerwährend in ſeine Ohren, er fand keine Ruhe im Bette, er konnte der Lockung nicht widerſtehn. „Du magſt ſie retten!“ flüſterte es, lauter rief eine unnennbare Sehnſucht, und er ſtand am ſteinernen Kreuze, am Fuße des Thurmes.

War es ihm vorhin, da er aus der Kammer trat, ſchon vorgekommen, als öffne ſich auch die Thür zur Nebenkammer und Jemand folge ihm die Treppen hinunter, ſo wurde dieſer Verfolger jetzt noch deutlicher. Adelaide war nicht mehr in der Vorhalle; ihre ſchmelzend ſanfte Stimme rief ihn die Thurmtreppe hinauf. Da riß es haſtig hinter ihm die Kirchenthür auf, und des Braunen Stimme rief ihn ängſtlich bei Namen. Er überſprang mehrere Stufen, um ſchneller dem Verfolger zu enteilen. Schon hatte dieſer die ſteinerne Treppe erreicht, und herzzerſchneidend klang ſein Ruf,

aber Liborius hielt ſich die Ohren zu. Von oben herab tönte es ihm wie Nachtigallenklang und zaubernde Muſiktöne. Der Angſtruf von unten wurde, je höher er ſtieg, immer ſchwächer, endlich hauchte er aus in jenen bekannten Seufzer, und Liborius trat durch ein enges Pförtchen auf die mit Säulen umgebene Plattform des Thurmes.

Ringsumher auf der weiten Stadt ruhte nächtliche Dämmerung. Nur die Schornſteine und die unfreundlichen Spitzdächer der älteren Häuſer traten, beleuchtet von dem hinter einer Wolke ſtehenden Monde, aus dem Gewoge von Rauch und Dunſt heraus. So tief unter ihm lag die dunkle Menſchheit. Einige Habichte flatterten, erſchreckt von den Fußtritten des nächtlichen Wanderers, hin und her, und die blutigen Federn ihrer Beute flogen um Liborius Haare. Er hielt ſich ſchwindelnd an eine der Säulen.

Erſt da bemerkte er, daß noch außer ihm ein Weſen auf dem Thurm verweile. Im Schatten der einen Säule ſaß ein kleines Männchen mit einem langen Inſtrumente, über deſſen Beſtimmung Liborius nicht einig werden konnte. Indeſſen hatte auch ihn der kleine Mann bemerkt, und nickte ihm vertraulich zu, ohne ſich von ſeinem Platze zu bewegen. Vielmehr ſchob er das Rohr ſo weit auseinander, daß es eine Länge von mehreren Ellen gewann, und ſtellte damit

ununterbrochen Betrachtungen nach Osten an. Liborius würde es für ein Fernrohr gehalten haben, hätte nicht dieser merkwürdige Mann es eben so oft an den Mund, als an das Auge gehalten. Nachdem er eine Weile dem seltsamen Spiele zugesehen, war er es, der das Schweigen brach:

„Um Verzeihung, haben Sie hier kein junges Frauenzimmer gesehen?"

„Nein, mein Lieber, — antwortete freundlich der Kleine, ohne seine Aufmerksamkeit von dem langen Rohre abzuwenden — Sie werden mir doch nicht zutrauen, daß ich mir ein Rendezvous mit einem jungen Frauenzimmer nach Mitternacht gebe!"

„Ich meinte nur — sagte erröthend Liborius — Sie sind vermuthlich ein Naturforscher?"

„Zu dienen — ich diene der Natur."

„Sie stellen vermuthlich astronomische Beobachtungen an?"

„Das nicht, lieber Liborius, das wäre reine Rechenarbeit."

„Sie kennen mich!" — rief Liborius aus, besann sich aber im Augenblicke, daß es ja derselbe kleine graue Mann sey, der am vorigen Morgen die Sumpfpflänzen sammelte — „Sie sind — Sie heißen," fuhr er etwas verwirrt fort.

„Ich heiße Graumann, bin Vorsteher einer Schul-

anſtalt für Kinder beiderlei Geſchlechts," ſagte der Kleine und probirte fort und fort, als ſey der Collaborator gar nicht zugegen.

„Und dieſe Beobachtungen mit dem Fernrohr bedeuten —?" fragte Liborius.

„Es iſt kein Fernrohr, mein Lieber. Daß die Herren Gelehrten immer mehr in den Dingen ſehen als drin iſt! Iſt hier wol am ganzen Rohr ein einziges Glas angebracht? Warum den Dingen, die uns ſo nahe liegen, fremde Namen geben? Es iſt nicht mehr, nicht minder als ein Puſtrohr."

„Aber die Abſicht Ihres frühen Hierſeyns und dieſes Puſtrohrs." —

Der kleine graue Mann räuſperte ſich etwas und blickte mehrere Male durch das Rohr, ehe er begann: „Sie haben vermuthlich Wiegleb's natürliche Magie ſtudirt; dann wird Ihnen die Anſicht der neueren Naturphiloſophen über den Umgang der Erde um die Sonne, oder der Sonne um die Erde, was im Grunde genommen einerlei iſt, wie denn der ganze Streit des Kopernikus nur von der Penibilität der Gelehrten zeigt, denen das Natürlichſte unnatürlich dünkt, geläufig ſeyn. Als ob die ſpecifiſch unendlich ſchwerfälligere Erde den mühſamen Weg um den kleinen glühenden Lichtball antreten würde! Die Sonne beſcheint nicht uns, ſondern wir beſcheinen die Sonne

Die Sonne ist nichts als der Effluv aller strahlenden Lichtkraft der Erde. Wie es nun die Pflicht der Regierungen ist, wenn allzuviel Lichtstoff in das öffentliche Leben gedieben, aus der Schatzkammer der Staatsklugheit etwas ägyptische Finsterniß auszustreuen und die Wildniß des Aberglaubens ein wenig wieder zu cultiviren, wie z. B. jetzt in Frankreich, so ist die Aufgabe des Naturforschers, wenn allzuviel Licht aus der Erde in die Sonne schießt, was besonders in der Blüthenzeit und wenn der Schnee liegt, geschieht, dahin zu arbeiten, daß die Sonne nicht zu hell wird. Daher ist der Obscurantismus — im Grunde genommen einerlei mit dem Illuminatismus, — das Streben aller unserer heutigen Naturkünstler; nur in den Methoden weichen wir ab. Einige wollen Canäle für die Sonnenstrahlen nach den andern Gestirnen ausfindig machen; theils ist dies aber eine sehr schwierige Operation, zumal, da in den andern Sternsystemen auch schon des Lichtes genug ist; theils frage ich, was helfen solche Palliativmittel? Die besten Köpfe verlangten von je Radicalcuren; und wie sehr auch die Meinung des alten ehrlichen Bunzelius vor funfzig Jahren verspottet wurde, zeugt sie doch vom Scharfsinn des Mannes, der zu sehr über seiner Zeit stand, um verstanden zu werden. Sie wissen nämlich, er meinte, die von der Sonne ausgeschossenen Radien liefen in

gehöriger Progreſſion in dünne Drathfäden aus; die Aufgabe des Naturforſchers ſey es nun, chemiſch alle Spitzen allmälig zu faſſen und ſie umzubiegen, wo dann eine allmälige Finſterniß eintreten müßte. Eine ſcharfſinnige Anſicht; allein der gute Bunzelius hatte vergeſſen, daß der engliſche Stahl nicht biegt, ſondern bricht; und daß die Sonnenſtrahlen aus engliſchem Stahl verfertigt ſind, darf man doch annehmen. Auf ein ehrliches, einfältig klingendes Mittel ſind alle die geleheten Herren nicht gefallen, eben weil es ihnen zu einfach klang, als ob nicht Einfachheit die Grundregel der Natur wäre. Sehen Sie, das iſt ein Puſtrohr. — Hier warte ich, bis die Sonne aufgeht, und dann will ich ſehen, ob ich nicht Lunge genug habe, das Problem zu löſen."

„Sie wollen die Sonne auspuſten? Um Gottes willen nicht! — ſchrie Liborius, dem kleinen Mann in den Arm fallend — wie ſollen wir vom Thurm herunterfinden in der ewigen Finſterniß?"

„Unbeſorgt, lieber Liborius, ich trage ein Phosphorfläſchchen bei mir. Zudem, junger Mann, heißt es der Natur dienen. Wozu ſoll dieſer unnütze Lichtklumpen außer uns, der unſere Felder dörrt, wenn wir nach Regen ſchmachten, der außer unſerer Controlle ſeinen Schlendrian geht und menſchlichen Geiſt und menſchliche Erfindungen verhöhnt. Haben wir nicht

Licht, haben wir nicht Feuer, uns selbst nach Belieben zu bedienen? Unsere Natur ist von der Erde, in ihr entsprossen, von ihr bedingt. Welch' ein Recht hat die fremde Natur, jene Laterne oben anzuhängen, damit unsere Natur nach ihrer Pfeife tanze? Deshalb fort mit der Sonne!"

Diese Gründe leuchteten Liberius ein: „Wer sind Sie, unbegreifliches Wesen?"

„Genügt es Ihnen nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich so innig der Natur diene, daß ich mit ihrem Wesen Eins geworden bin? Und wenn dies der Fall ist, ist es dann nicht gleichgültig, ob ich es erst geworden bin, oder es von je an war?"

„Nein, Ihren Namen; wer sind Sie?"

„Wenn Sie es denn durchaus wissen wollen. Aber erschrecken Sie nicht, mein Lieber. Je suis le diable."

Liberius prallte zurück und schlug ein Kreuz. Er sprach auch die gewöhnlichen Bannformeln; Alles umsonst. Der graue Mann lächelte freundlich und rührte sich nicht von der Stelle. An seinem Pustrohr bastelnd fuhr er fort:

„Das hätte ich nicht von Ihnen erwartet, mein Lieber. Vor dem Klang meines Namens, und noch dazu französisch, zu erschrecken, nachdem Sie mit meinem innersten Wesen einverstanden sind. So von der

Convenienz und von Vorurtheilen abzuhängen, Sie, der einen so kühnen Anlauf genommen, dem Geist zu folgen, und mit der Natur Eins zu werden!"

„Wärest Du auch ein Unglücklicher, ein Verleumdeter, so wirst Du es mir nicht verdenken, wenn ich aus Rücksicht gegen die Gesellschaft mich vor Dir entsetze."

Gutmüthig lächelnd holte der graue Mann aus seiner Brieftasche einige Papiere in Form von Urkunden heraus: „Was dies betrifft, kann ich Sie beruhigen: hier sehen Sie mich aufgeführt als Mitglied verschiedener frommen Conventikel; ich bin auch Doctor, Missionair in Frankreich u. s. w."

„Aber darfst Du den Namen des Heiligsten nennen? versinkst Du nicht jammernd in Gluth und Asche, wenn Du das heilige Märtyrzeichen erblickst?"

„Vorurtheile, lieber Liborius! Ich nenne alle Namen, so viel Sie wünschen, je öfter je lieber, kann auch alle Zeichen machen und berühren."

„Unbegreifliches Wesen, wer bist Du denn, wenn Du der Teufel bist?"

„Liebenswürdiger Schwärmer, was denn anders als der Geist der Natur? Aus der Natur geht Alles hervor und zur Natur kehrt Alles zurück; Geist und Leib, in wessen Verstand beide Wesen noch so getrennt sind, wie das in der Fibel steht. Warum sich sträu-

ben gegen ſeinen Vater? Es gab einige gutmüthige Schwärmer, die banden an die Seele — eine kleine, von geſchickten Rechenmeiſtern herauscalculirte Nüance des Geiſtes — dädaliſche Flügel, um über die Erde hinauszufliegen. Die armen Pſychen verbrannten aber bald ihre kleinen Schmetterlingsflügel gleich Ikarus an dem umgeſchlachten überirdiſchen Feuerklumpen, und ſanken, vom Sonnenlichte geblendet, in Mißmuth und Verzweiflung auf meine Erde zurück. Warum ſchließt Ihr Euch nicht näher mir an? ruft die mütterliche Erde, die ich Euch, Ihr Kinder, alle meine Reize erſchließe, die ich Eure Gebeine, wenn Ihr müde ſeyd, wieder aufnehme, um zu neuem Leben zu wecken. Wohin führt Euch ſelbſt in den albernſten Kindermährchen der Teufel? Zum Genuß der Natur in ihrer Freiheit, zu einem Bunde mit den Euch noch unbekannten Kräften. Darum kann ich es einem Manne, den ich ſonſt ſo hoch achte, Ihrem Göthe, nicht vergeben, daß er in ſeinem Fauſt den Erdgeiſt vom Mephiſtopheles ſeparirt, da wir doch Beide eins und daſſelbe ſind."

„Alſo im Mephiſtopheles ſind Sie nach der Natur portraitirt?"

„Wie man es von einem witzigen Kopfe erwarten kann. Bin ich denn ein Verführer, wenn ich wünſche, daß die unglücklichen Menſchen je eher je lieber dahin

bewußt wiederkehren, wohin sie einst unbewußt zurück müssen? wenn ich wünsche, daß alle Menschen Dichter wären?" —

„Was, Sie lieben die Poesie?" fuhr Liborius in freudigem Erstaunen auf.

„Wäre das nicht, müßte ich mich selbst nicht lieben. Ich will, daß meine unglücklichen Kinder nicht bloß die Natur genießen, nein sie auch empfinden, die Sprache der Natur verstehen lernen, sie sprechen; daß sie schwelgen in ihrem Duft, wie der Vogel in den Lüften, der Fisch im Wasser."

„Jetzt begreife ich es, edler Mann, — unterbrach ihn Liborius feurig — weshalb man sagt, daß die Dichter des Teufels sind."

„Gewiß, — sagte lächelnd der Graue — es ist ein gutes altes Sprichwort, und ich schätze jeden alten Glauben. Wäre nicht die unangenehme Vorstellung von Schweif, Horn und Pferdefuß, ich würde mit weit mehreren Ihrer Herrn Brüder innig vertraut leben. Ja, ich bin die Blüthe der Natur und der Kunst; und Ihre Nation ist die erste, wo Naturdichter erstanden, wo Naturphilosophen eine Ahnung von der wahren Construction der Erde gewannen."

„Unter den Dichtern meinen Sie Ewald von Kleist und neuerdings Ludwig Tieck."

„Echte brave Männer, — sagte der Graue billi-

gend — aber Kleiſt's Frühling war doch nur ein papierner; der liebe, gute Tieck ging ſchon tiefer in das Weſen der Natur, es flötete und ſäuſelte um ihn, und er zog die Alraunenwurzel heraus. Hätte er aber damals nur weiter auf die Stimmen der unterirdiſchen Natur gehorcht! Aber er machte Halt, ſprang ab und ſchloß nur zu bald darauf wieder mit der menſchlichen Vernunft einen Accord ab. Sehen Sie, lieber Liberius, das iſt der tiefſte Schmerz für ein ſo tief empfindendes Weſen gleich mir, wenn wirklich Begabte ihren Beruf verkennen."

„Nun und Er — der Hingeſchiedene, dem ich gleichen ſoll?"

Der graue Mann ſeufzte: „Manchmal kommt uns ein ganz unverhoffter Querſtrich. Doch war es jedenfalls ein Mann, der das Seinige that, für mein Reich zu werben, und ich habe ſeine Büſte nach dem bekannten Buchhorn'ſchen Stich ausbauen laſſen. Er war der erſte, der über den grünen Erdteppich hinweg in die tiefen Felſenſpalten und Schachten der Erde hinabzublicken wagte, und nicht erſchrocken zurückfuhr, wenn 'mal ein fires Lüftchen aufſtieg oder eine Schwefelflamme ihm in's Geſicht fuhr. Er hörte die Stimme der unterirdiſchen Natur — o daß er ſo ohne Schüler, ohne Nachfolger dahingegangen iſt!" —

„Edler, verkannter Geist, fiel Liborius ein, ich will sein Schüler werden, ich glaube — ich hoffe.“

„Lieber Liborius, es braucht dazu ja nichts als innige Naturandacht. Nicht wahr, Ihr Sinn ist ganz versenkt im Anschaun derselben und von allen Nebenrücksichten frei?“

„Ich hoffe es.“

„Sehen Sie 'mal durch das Pustrohr — sehen Sie nicht dort eine goldne Weintraube?“

„Nein, nichts als die graue Dämmrung.“

„Jetzt aber dorthin. — Tanzen dort nicht feurige Salamander um einen leuchtenden Goldklumpen?“

„Ich sehe nicht mehr als vorher.“

Der graue Mann nahm das Pustrohr kopfschüttelnd wieder zurück, probirte es und sagte dann achselzuckend: „Es thut mir leid, lieber Liborius; dann geht Ihnen doch der eigentliche Sinn zum Naturdichter ab.“

Dem Collaborator rieselte es eiskalt über das Gesicht; dann stürzte er dem grauen Manne zu Füßen und preßte dessen Hand an seine Brust: „Mensch, Geist, gieb mir die Kraft, den Sinn, der mir abgeht.“

„Das ginge nur — antwortete der Graue — durch ein ganz inniges Bündniß mit mir, wodurch Sie Ihre bisherige Natur gewissermaßen zum Teufel jagten.“

„Immerhin, — ſagte Liberius — wenn ich nur Dichter werde!“

„Ich verlange weiter nichts, als daß Sie ſich verbindlich machen, Ihr Weſen, wann die Stunde Ihrer Auflöſung kommt, ganz mit der Natur, das heißt mit mir, zu verſchmelzen. Sie werden einwenden, es ſey eine thörige Formalität, da ſich dies eigentlich von ſelbſt verſteht; indeſſen ſind wir nicht Alle Menſchen?“

„Das heißt Leib, oder Seele, oder Beides?“

Der graue Mann lächelte: „Alſo auch Sie, lieber Doctor, trennen dies? Als ob der ſogenannte Geiſt nicht ſo innig mit dem Körper verſchwiſtert wäre, daß Alles, was dieſen trifft, auf jenen einwirkt. Gab es je einen geſunden Geiſt, wo das Gehirn des Menſchen zuſammengepreßt war? Beides bleibt in inniger Harmonie, bis es ſich wieder in das große harmoniſche Ganze auflöſt, aus dem es hervorgegangen iſt.“

„Wohlan denn, ich will mich ganz der Mutter Natur hingeben. — Was zaudern Sie? — So grau wie die Nacht ſtarrt mich der Gedanke an, ein gewöhnlicher Menſch zu ſeyn.“

„Hat es nicht bis morgen Zeit?“ ſagte der Graue, mit dem Puſtrohr manövrirend.

„Nein, keine Secunde — ſie peinigt mich, dieſe graue Leerheit, mehr als der Tod.“

„Ich schäme mich fast, es auszusprechen, allein als Jurist muß ich denn schon eine kleine Verschreibung verlangen. Hier meine Brieftasche, die Formel ist ganz gleichgültig.“

„Wie! — rief Liborius — auch Sie hängen in unsern aufgeklärten Zeiten an diesem Kinderglauben? Trauen Sie mir nicht die innige Naturandacht zu, wenngleich nicht von der erbärmlichen Handschrift gefesselt, durch meine Willenskraft gehalten zu werden?“

„Ich traue Ihnen Alles zu, mein Lieber, und verachte wie Sie aus Herzensgrunde diese abgeschmackten Formeln; auch ist es keine Frage, daß es zwischen uns nicht erst des Pactes bedarf: allein Sie wissen, wir stehen nicht allein auf der Erde, und dann, was ist es denn Großes, aus Rücksicht gegen die schwachen Geister, uns in ihre Formeln zu fügen? — Hier nehmen Sie die Hahnenfeder.“

„Aber ich habe keine Dinte.“

„Die wollen wir uns gleich bereiten.“

In dem Augenblicke tauchte die Sonne am neblichen Horizonte herauf. Der Graue leate sein Pustrohr an den Mund. Liborius überfiel ungeheure Angst. Krampfhaft wollte er ihn zurückhalten, aber es war zu spät. Gerade als die goldne Kugel auf dem Horizonte schwebte, traf sie der Hauch aus dem Rohre, und die Gluth zerfloß wie ein aufgestoßenes Eidotter. Der

graue Mann steckte seinen Zeigefinger hinein und zog das flüssige Goldroth um den ganzen Umkreis der sichtbaren Erde. Dann tauchte er die Hahnenfeder hinein und hieß Liberius mit dem strahlenden Feuer schreiben. Dieser hatte keinen Willen mehr. Als der Wechsel geschrieben stand, spritzte der Graue die Feder am eisernen Thurmgeländer aus, und die Feuerfunken flogen wie Kometenschweife in die dunkle Stadt.

„Nun nur noch gefälligst Namen und Charakter darunter! das muß aber nach dem Herkommen mit Blute geschehen.“

Er öffnete eine Ader von Liberius linkem Arme. Der Collaborator schrieb seinen Namen, seinen Stand, — das Datum. Kaum war es geschehen, so entriß ihm der Graue die Schrift und steckte die Feder auf den Hut. Sein Gesicht verzerrte sich, alle Gluth der aufgelösten Sonne schien in das feurige Antlitz, in die langen Hände überzugehen. Die Gestalt erhob sich unförmlich zur Riesengröße, und schwang sich unter dem entsetzlichsten Hohngelächter über die Plattform hinaus. Mit froschartigen Schwimmbewegungen steuerte sie durch die graue Luft nnd wie ein Dämon über die Thürme der Stadt. In der Hand aber hielt der Dämon die Schrift, worauf mit Sternenschrift, lesbar aller Welt, geschrieben stand:

„Herr

„Herr Liborius belieben an Herrn Graumann oder Ordre, gegen Vorzeigung dieſes Sola-Wechſels, ſeine Seele acht Tage nach Sicht zu verabfolgen. Valuta richtig empfangen.

— den —

Acceptirt und aller Einwendungen und Anſprüche auf das ewige Heil ſich begebend,

Liborius, Collaborator."

Erſt durchlief es ihn wie Eis, dann wie Feuergluth. Unausſprechliche Angſt feſſelte ſeine Glieder. — „Gieb mir meine Seele wieder!" ſchrie er dem fliehenden Dämen nach; ein Hohngelächter war die Antwort. Immer weiter floh der Böſe. Da klammerte er die erſtarrten Finger zuſammen und rief mit einem Blick nach oben: „Barmherziger Himmel, erbarme dich mein, und leih' mir Flügel, ihn einzuholen!" Die Angſt gab ihm Kraft, er ſchwang ſich über das Geländer des Thurmes und ſtürzte mit dem Rufe: „Ihm nach, ihm nach, meine Seele, Dämen!" hinunter.

11.

„Bleibe Du hier unten vor der Thür ſtehen, Fritze, und paß gut Obacht, daß mir der Engländer

nicht echappirt! Ich steige bloß ein bischen 'rauf zum tollen Collaborator, zu sehen was er macht, und wenn der Mylord kommt, dann halt' ihn ein wenigs auf und zeige ihm ja noch den kleinen Sack, wo die feine Wolle oben liegt; indeß kannst Du immer dem Gottfried winken, daß er mir 'rauf springt und Rapport bringt."

So sprach ein Herr von stattlichem, wenn auch nicht feinem Ansehen zu einem rothwangigen Burschen, und stieg mit hohen Stiefeln und einer Peitsche in der Hand die Treppen zur Stube des Collaborator Liborius hinauf. Schon auf dem ersten Absatze kam ihm der Doctor entgegen, und er fragte den ihm wohlbekannten nach dem Kranken:

„Mit dem eigentlichen Fieberparoxysmus — berichtete dieser — ist es glücklich vorüber, es war eine Gehirnentzündung von gefährlicher Art; die vielfachen Eisumschläge haben indessen ihre Wirkung nicht verfehlt, und jetzt ist es nur noch die fixe Idee, welche den unglücklichen Kranken an der Genesung hindert."

„Sagen Sie 'mal, also eine fixe Idee, Herr Medicinalrath?"

„Und eine von den seltsamsten, Herr Baron. Der Bedauernswürdige glaubt seine Seele dem Teufel verschrieben zu haben. Da alle Ueberredung vom Gegentheil ihn nur noch mehr bestärkt, bleibt seine Heilung

noch immer ein Problem. Angst und Gewissensbisse verzehren die letzten Kräfte, und der Zustand des Unglücklichen ist in der That höchst bedauernswerth."

„Aber sagen Sie, bester Medicinalrath, wie kann das ein vernünftiger Mensch glauben, und noch dazu ein Studirter?"

„Ich glaube, gerade seine Studien haben ihn dahin geführt."

„Da sieht man also von Neuem, was auf den Universitäten getrieben wird! Erst lernten sie da Demagogie und Katholicismus, und nun kommt's gar zum Aberglauben und zum Ueberschnappen. Wenn ich daran denke, daß mein Junge, der jetzt schon den Teufel im Leibe hat, daß kein Auskommens mit ihm ist, wenn der nun noch auf der Universität eine fixe Idee dazu kriegte, nein, lieber Medicinalrath, bleiben Sie mir mit der Universität."

Der Arzt meinte lächelnd, die verkehrten Ansichten des Collaborators hätten wol eine andere Quelle, und beruhigte den Edelmann darüber, daß die Pflege des Patienten den besten Händen anvertraut sei. — „Doch muß ich Sie ersuchen — sagte der Medicinalrath — geben Sie im Gespräch mit dem Kranken nicht zu tief, Verehrtester, in die Spekulationen der Naturphilosophie ein."

Der Edelmann drückte dem Medicinalrath kräftig

die Hand: „Aber von der Welle darf ich doch reden?“ Der eilende Arzt hatte nichts dagegen.

Oben fand er den Patienten schlummernd. Bei ihm saß Christine, die Mutter kam ab und zu herein. Es dauerte nicht lange, bis sich der Baron mit Beiden vollkommen verständigte und überzeugt ward, daß der Collaborater der aufmerksamsten Pflege genieße. Es bedurfte auch keines Kennerblicks, um in Christinens Theilnahme einen Antrieb zu erblicken, der weder durch Bezahlung erzwungen werden kann, noch aus der allgemeinen Menschenliebe entspringt.

„Ach, gnädigster Herr Baron, — sagte die Mutter — Sie sehen, wie das arme Kind da an seinem Bette emsig säumt und näht, und das hatten der Herr Collaborater nicht um sie verdient. Denn obwol Sie früher eine ehrbare Neigung gegen das Kind verriethen, so gaben Sie sich doch nachher mit einer zwar sehr geputzten, aber, wie ich mich wol zu sagen unterstehen darf, mit einer nicht ehrbaren Person ab. Denn ist das wol ehrbar, wenn sie sich nun seit den vierzehn Tagen nicht blicken und sehen läßt, wo der Herr Collaborater auf den Tod daniederliegen?“

„Liebe Mutter, — sagte Christine beruhigend — denken Sie an die schreckliche Nacht!“

„Ja, Herr Baron verzeihen, — fiel die Wirthin ein — das war eine Nacht, oder vielmehr, es war

schon gegen Morgen. Wir hören einen entsetzlichen Schrei „„Ihm nach, ihm nach!““ und dann fällt etwas nieder. Alles das kam aus des Herrn Collaborators Stube. Wir also, daß wir uns kaum die nöthigsten Kleider überwerfen, stürzen hier herein und finden den Herrn Collaborator, aus dem Bette herausgefallen, ohne Besinnung daliegen. Und wie wir ihn mit Hülfe unseres andern Miethers in's Bette gebracht haben, und er nur wieder sich verpustet hat, da geht der entsetzliche Jammer los. Immer streckte er die Hände aus und wollte hinausfliegen und rief: „„Satanas, gieb mir meine Seele wieder.““ Ich kreuzigte und segnete mich, denn ich habe in meinem Leben keinen Menschen nach dem Erbfeind rufen hören. Und, da wette ich drauf, ist Niemand dran schuld, als dieses gepuzte Frauenzimmer, das wol jetzt in Rauch und Asche mag aufgegangen seyn.“

Jetzt regte sich der Patient. Er schlug die Augen auf, sah ruhig umher und erkannte den Baron. Auch war er es, der zuerst zu reden begann:

„Was kommen Sie, den unglücklichen Mann zu sehen, — mein ehemals verehrter Patron? — Mit mir ist es aus — wie Sie das wissen werden.“

„Mein lieber Collaborator, — sagte der Edelmann, — trösten Sie sich, Sie haben sich überstudirt, und wenn sich das alles wird gegeben haben, werden

Sie, wie ein Säufer, wenn der Rausch ausgeschlafen ist, wieder ein so nüchterner Mann seyn, wie Sie's immer waren."

„Mein verehrter Herr Baron! Mit Amt und Würden ist es für mich in alle Ewigkeit aus. — Wer möchte einen Collaborator an der Schule, einen Prediger auf der Kanzel anstellen, der seine Seele dem Erbfeinde verschrieben hat?"

„Menschenkind, kommen Sie doch zur Vernunft! Merken Sie denn nicht, daß das Alles bloß Albernheiten sind?"

„Bester Herr Baron, mit meiner Vernunft und meinem Verstande ist es aus; weshalb ich denn auch um Entschuldigung bitte, sollte ich Ihnen nicht den gebührigen Respect erweisen. Als der graue Mann mit dem langen Pustrohr die Sonne ausblies, da fühlte ich auch, wie es in meinen Kopf fuhr, und der Verstand wie eine dicke Wolke auseinanderstiebte. Jetzt sind es nur noch Nebelstreifen, die sich hin und herbewegen — und ich komme nie wieder zur ordentlichen Besinnung, bis die Stunde naht, wo er mir den Wechsel zur Zahlung präsentirt."

„Wechsel — Pustrohr — grauer Mann — Sonne ausgepusten! — Bester Collaborator, sind Sie denn so auf den Kopf gefallen, gar nicht zu spüren, daß Sie nur geträumt haben?"

„Ja, sehr verehrter Herr Baron, auf den Kopf bin ich allerdings gefallen. Ich kenne zu deutlich meine Handschrift, und sie war geschrieben mit der rothen Dinte aus der ausgeblasenen Sonne."

„Er raset," sagte der Baron.

„Ach, wäre das nur der Fall! — fiel Liborius ein — Ist denn aber nicht das ganze Leben ein Traum, wie der Dichter sagt, und darum auch jeder Traum Leben? Wir träumen nichts, was nicht geschehen könnte, was nicht schon geschehen ist. Darum, Herr Baron, ist es ohne Zweifel, daß meine Seele verloren ist, zumal da ich allen Einwendungen im voraus entsagt habe."

Dem Baron fing an zu grauen: „Aber in Teufels Namen, warum haben Sie sich denn dem Teufel verschrieben?"

Liborius zauderte einen Augenblick: „Sonst, Herr Baron, — hub er darauf an — hätte mir der Erbfeind Alles bieten können, ich wäre standhaft geblieben — aber jetzt erschien er mir in der Gestalt der Poesie. Ja, Herr Baron, da wurde es mir immer klarer, daß ich jener Dr. Faust sey, dem alles Wissen nicht mehr genügen konnte, und deshalb mußte ich mich der Hölle verschreiben."

„Hol' Sie der Teufel, rief der Edelmann unwillig aufspringend, Herr! hab' ich's nicht gesagt? Pure

Eitelkeit iſt's. Weil Sie Doctor heißen wollten, darum wollten Sie der Doctor Fauſt ſeyn."

„Läſtern Sie nicht, ſprach Liborius. Wer kann ſeinem Geiſte gebieten und ſagen, bis hier her und nicht weiter!"

Dem Edelmann wurde unheimlich in der Stube; wenn er daran dachte, wie ein nüchterner Mann Liborius früher geweſen, überkam ihn die Angſt, daß Niemand, er ſelbſt nicht einmal, vor der Anſteckung ſicher ſey. Desbalb eilte er hinunter, nicht ohne zuvor der Wirthin einige Goldſtücke für den Kranken in die Hand gedrückt und Chriſtinen verſichert zu haben, wenn Liborius innerhalb Jahresfriſt ſich beſſere, ſein ihm gegebenes Verſprechen zu halten.

Körperlich genas der Collaborator zuſehends, wogegen die fixe Idee nur noch immer feſter in ihm wurde. Er theilte in lichtern Stunden alles, was ihm auf dem Thurme zugeſtoßen war, denen, die ſich für ihn intereſſirten, mit, und ſchien es gern zu ſehn, wenn jedermann ihn verſicherte, es ſey nur ein böſer Traum geweſen. Er ſelbſt aber ſchüttelte, nachdem er alle Gründe mit angehört, den Kopf und wiederholte ſeine Anſicht, kürzer oder ausführlicher, daß jeder Traum nur ein geiſtiges Spiegelbild der Wirklichkeit ſey, und daß, wenn er auch nicht factiſch dem Teufel jene Schuldverſchreibung ausgeſtellt, ſein Geiſt doch dieſe

Sünde begangen habe. Christinens Mutter hatte einen Geistlichen bewogen mit dem Unglücklichen zu sprechen; auch dessen Versuche fielen fruchtlos aus, da er Reue bekannte, aber bei der Versicherung blieb, keine Bußthränen könnten die Schrift eines Wechsels auslöschen.

Er hatte das Bette verlassen und ging in seiner kleinen Stube umher. Zufällig stand der Wandschrank offen und seine Augen fielen auf den veralteten, noch immer nicht eröffneten Brief seines Patrons.

„Jetzt wo alles Erdenleid mir gleichgültig ist, sprach er bei sich, werde ich auch diese Kränkung überwinden."

Er erbrach das Siegel — las — las immer wieder — ließ endlich das Papier fallen und sank auf einen Sessel zurück. Als Christine nach einer Weile eintrat, überflog eine hohe Röthe Liborius' bleiche Wangen. Dann erhob er sich und ergriff zitternd ihre Hand:

„Du Pflegerin meiner kranken Tage, Du sittiges deutsches Mädchenbild, willst Du meine Gattin werden?"

„Aber, Herr Collaborator!" rief Christine zurückspringend, in der Meinung, er bekomme einen neuen Anfall des Wahnsinns.

„Nicht mehr Collaborater, sagte er, da — hier lesen Sie den Brief, und dann urtheilen Sie über meine Freude."

Christine ergriff und las:

„Hochedelgeborner Herr!
Mein lieber Herr Collaborator!

Sie sind ein kleiner Hitzkopf. Warum mußten Sie dergestalt nach der Residenz syrmen, während man Ihre Angelegenheiten besorgt? Nun daß Sie's wissen, so erfahren Sie, ich habe es bei dem Rathe ausgemacht, und wir conferiren Ihnen, als ältestem Collaborator und eines ehemaligen Senatoris Sohn, die Conrectur. — Sind Sie nun zufrieden, Herr? — Was nun von wegen der kleinen Mariane, so seyn Sie nicht närrisch — die Sache ist abgemacht, — denn die ist selbst total närrisch geworden. Sie hatte so viel Romane und Bücher gelesen, daß sie seit einigen Wochen schon ganz confus redete und sich für eine Marquise und Gott weiß was sonst hielt. Vor ein paar Tagen schnappte sie aber vollends über, und da haben wir sie eingepackt und sie ist auf dem Wege ins Tollhaus in der Residenz. Da können Sie sie besuchen, wenn Sie Lust bekommen. A propos, Sie brauchen mir nicht so schnell zu antworten, denn die Wittwe von dem Schafpelz, dem alten Conrector, kriegt noch das Gnadenjahr und Ostern komme ich zum Wollmarkt rein. Giebt's denn was Hübsches in der Komödie jetzt? Mein lieber Collaborator

Ihr wohlwollender * * *"

„Das iſt recht ſchön, Herr Collaborator, ſagte ſie, aber —"

„Nicht mehr Collaborator, unterbrach er ſie, Conrector, Conrector, und Du, Chriſtine, willſt Du meine Conrectorin werden?"

Chriſtine erröthete bis über die Ohren, ſenkte den Blick und lispelte: „Aber Herr Coll — wollte ſagen Herr Con—rector, wie iſt denn das mit der Verſchreibung?"

„War eine fixe Idee, liebes Kind. Ich bin jetzt Conrector geworden, ich verlaſſe die Reſidenz, kehre in meine Vaterſtadt zurück, Du wirſt meine Frau, und wenn wir dann Sonntags aus der Kirche kommen, wo ich den erſten Stuhl neben der Kanzel erhalte und Abend in die Reſſource in den Fliedergarten, dann ſollſt Du ſehen, wie ich in meiner Stadt geehrt bin. Wir rangiren —"

„Aber mit dem Gedichtemachen? — Sie kamen ja in die Reſidenz, um hier zu lernen."

„Eine fixe Idee, lediglich eine fixe Idee!" unterbrach der wonneſelige Collaborator jeden Einwand der von Luſt und Zweifel abwechſelnd bewegten Tochter. Die herzugekommene Mutter war am eheſten überzeugt, daß die Poeſie eine fixe Idee geweſen, und dagegen deſto eifriger bemüht die Idee einer Heirath bei Liborius zu fixiren. Kurz in wenigen Stunden

war der Kranke wieder hergeſtellt, der hocherfreute Oheim Cantor herbeigehelt, die Teufelsidee zum Teufel gejagt, Liborius nnd Chriſtine als ein Brautpaar zu betrachten, und eine gemeinſame Spazirfahrt am Nachmittag beſchloſſen.

12.

Es war eine vergnügliche Partie in dem friſchen Grünen. Mutter und Tochter gewannen an den geſetzten Reden des ehmahligen Collaborators immer mehr Zuverſicht, daß es mit der Poeſie bald ganz aus ſeyn und die Vernunft bei ihm einkehren werde.

„Meine ſüße Chriſtine, ſagte der Reconvaleſcent bei'm langſamen Zurückfahren, wie doch immer mehr und mehr die Nebel ſchwinden, welche meinen Verſtand umzogen, als ich das Glück, welches Deine Hand mir verſpricht, nicht erblicken mochte! Jedoch darf ich es Dir nicht verhehlen, geliebte Braut, wie ich denn doch nicht glauben kann, daß das Bild jener franzöſiſchen Marquiſe, — welche ſich irriger (um nicht zu ſagen thöriger) Weiſe für eine Tochter der Maria Stuart hielt — ein bloßes Phantom oder Hirngeſpinnſt geweſen, indem eines Theils Du ja ſelbſt mit Deiner würdigen Frau Mutter ein ſolches geputztes Frauenzimmer erblickt haſt, andern Theils aber ſie mir einen

Kuß applicirt hat, welche Empfindung nach Johannes Secundus und anderer ältern Dichter Meinung, wenn gleich nichts reell bleibendes, jedennoch mehr iſt als eine täuſchende Empfindung."

Chriſtine ſandte unter den Brauen hervor einen bedenklichen Blick auf den Bräutigam, als eine gellende Stimme wie vom Himmel herab ſang:

„Schatz, mein allerliebſter,
Wie geht's Dir dort draus?
Mich ſperrten ſie hinnen
In's Eiſengitterhaus.

Schatz, mein allerliebſter,
Ich bin ja Deine Braut,
Vorgeſtern am Abend
An der Kirchthür getraut.

Schatz, mein allerliebſter,
Wann kommſt Du zu mir?
Es ſtehen zwei Hunde
Und ein Wächter vor der Thür."

Der Wagen fuhr eben vor einem ſehr großen Hauſe vorbei. Aus den Gittern eines der obern Fenſter blickte ein Weibsbild, aus deſſen zerſtörtem Anzug und flatternden Haaren man auf einen zerſtörten Gemüthszuſtand ſchließen mußte. Sie ſtemmte ſich mit ihren nackenden Armen heftig an die Eiſengitter, als wolle ſie hinaus. Dann rief ſie Liborius' Namen und um Hülfe. Der ehemalige Collaborator erkannte im

Strahl der Abendsonne die Züge. Wenn auch aller Reiz, den ihnen Nacht, Mondenschein und Romantik verliehen, jetzt bei der vollen Tagesbeleuchtung verschwunden, war doch Adelaide nicht zu verkennen. Die Poesie regte sich zum letzten Male in ihm. Er wollte dem Kutscher ein Halt gebieten und alle Lebenskräfte daran setzen, die Unglückliche zu erretten, als ihm der Canter bemerklich machte, daß jenes große Haus kein Schloß mit Thürmen und Verließen, sondern ein Irrenhaus wäre, und daß sein eigener Doctor hier den Despoten spiele. Wirklich erhielt er am andern Morgen aus dem Munde des Medicinalrathes die Bestätigung, daß jene Adelaide, Maria Stuart's unglückliche Tochter, nicht mehr und nicht weniger als eine Wahnsinnige aus der Provinz sey, die hier für längre Zeit in Kost gegeben worden. Da man ihr für den Augenblick die Romane, den Quell ihrer Phantasien, entzogen, sei ihr Paroxysmus aufs höchste gestiegen. Es kostete nicht alle Kräfte seiner wiedergewonnenen Vernunft, die Personeneinheit dieser Adelaide und der Kammerjungfer Mariane zu entdecken.

„Wie sich alles Wunderbare fügt — sagte er, Christinens Hand fassend — alles was Geister waren, verwandelt sich in ein Nichts oder einen Spott unserer lieben bestehenden Verhältnisse, und nur der Geist der Liebe möge sich nicht verwandeln."

„Gibt es denn Geister?“ sagte Liborius, die Feder sinken lassend, als nach einigen Tagen der Medicinalrath einen Morgenbesuch bei ihm abstattete. Dieser sah ihn bedenklich an, einen neuen Rückfall fürchtend. Seyn Sie unbesorgt, sagte Liborius, ich meine nur Ahnungen, Erscheinungen abgeschiedener Menschen?

„Daß im Traume dergleichen Wesen oft so lebendig als lebten sie noch erscheinen, wer wollte dieß bestreiten? In den Schriften des vielbeliebten nun gestorbenen Juristen lesen wir zum Beispiel —“

„Halten Sie — rief Liborius, gerade dieser ist mir in der Nacht erschienen. — Gestern Abend setzte ich mich nieder, um, Behufs meiner künftigen Memoiren, alles das Wunderbare niederzuschreiben, wovon ich in den letzten Wochen Zeuge war. Ich dachte an meinen Doppelgänger, dessen Angedenken mich noch schwindeln macht, als es gerade in dem Augenblicke, wo ich im besten Flusse der Erzählung bin, wieder anfängt zu klopfen. Mir war es, als wolle mein wunderbarer Nachbar mich warnen, ich solle durchaus nicht mehr an die wunderbaren Dinge denken, viel weniger von ihnen etwas zu Papiere bringen. Mit diesen Gedanken und dem wirklichen Vorsatze — wenigstens an jenem Abende — ihn auszuführen, legte ich mich zu Bette, nnd siehe — ich habe eine Erscheinung. Es ist mir als öffne sich die Bretterwand neben meinem

Lager und ich dachte an den Grafen Egmont, dem seine, bekanntlich nur von Göthe fingirte, Geliebte erscheint. Es war aber kein Mädchen mit einem Lorbeerkranze, vielmehr eine kleine zusammengeschrumpfte Gestalt in einem elivenfarbenen Ueberrocke, und trotz der hagern Züge und dem Ernste der Situation lag etwas Lächerliches in seinen Mienen. Erst als er den Hut abnahm und mir einen Serviteur machte, erkannte ich meinen Doppelgänger, dessen Züge sich aber bald in die des großen Phantasten auflös'ten. Aller Worte, die er zu mir gesprochen, erinnere ich mich nicht mehr. Er verbeugte sich aber mehrmals mit dem Hute, wobei er jedoch schelmisch lachte, und sagte, er käme zugleich zum Gratuliren und Abschiednehmen. In der gewissen Voraussetzung, daß mein Vorsatz, „die Geister zu abandenniren", ein ernster sey, hätte er nicht mehr nöthig mich zu incommodiren und habe eben die Koffer gepackt, um die Reise zur ewigen Ruhe anzutreten. Hierbei muß ich mich wol etwas besorgt nach meinen eigenen beiden Koffern umgesehn haben, denn er sagte mit einem schelmischen Blicke: Koffer, als Dinge ohne Geist, hätten keine Doppelgänger, weshalb ich unbesorgt schlafen könnte. Hierauf wünschte er mir eine gute Ruhe, wie er selber auf eine solche hoffe, versicherte mich, er werde so leise abreisen, daß ich nicht davon geweckt werden solle, und empfahl sich alsdann. Ich erwachte beut in

Schweiß

Schweiß gebadet, allein ich fühlte mich auf eine sonderbare Weise erleichtert: ich war nun ein durchaus freier Mensch; der Geist, der sich an mich gezwängt, war abgeschüttelt. Nun frage ich: glauben Sie noch nicht an Geistererscheinungen?"

Der Medicinalrath lächelte ungefähr so wie der scheidende Geist, und nachdem er bemerkt, wie er nie daran gezweifelt, daß der Geist sich häufig von seinem Menschen separire, versicherte er, der Sache bald auf den Grund kommen zu wollen. Die Wirthin wurde nach ihrem zweiten Miether befragt, und gebeten, den Arzt zu ihm zu führen.

„Ach bester Herr Medicinalrath, warum haben Sie das nicht gestern gesagt? Heute Nacht sind der Herr abgereist, und für immer."

Liborius sah den Doctor betroffen an. „Wer aber war es?" fragte dieser.

„Es war ein sehr stiller Mann und sprach wenig Deutsch."

„Aber das Seltsamste ist, sagte Liborius, daß ich ihn nie im Hause gesehen habe."

„Was auch nicht gut anging, wertheſter Herr Conrector, sintemalen der Herr Williams bei der englischen Gaserleuchtungscommission angestellt waren und deshalb nur des Nachts ausgingen, um zu sehen, wo die Laternen noth thun."

Der Medicinalrath spielte mit den Berloquen und antwortete, als die Wirthin abgegangen, auf Liborius dringende Frageblicke: „Und wenn Ihnen wirklich ein Blick durch eine Spalte in das Geisterreich wäre verstattet worden? —"

„Sie glauben" — sagte Liborius, und fühlte, ob seine Haare sich erhoben.

„Wenn es wirklich sein Geist gewesen wäre, verdammt wegen des Mißbrauchs, den er mit der Geisterwelt in seinen Schriften getrieben, selbst als Geist umherzuwandeln, vielleicht bestimmt, andere Dichter, die gleich ihm, statt im reinen Morgenthau, in den infernalischen Schwefelpfühlen ihre Phantasie baden, zu warnen, zu schrecken, zur wahren Natur zurückzuführen, was läge darin Unnatürliches?"

Liborius drückte aufspringend dem Medicinalrath die Hand. Zwei Bogen, engbeschrieben, zerriß er in ganz kleine Stückchen, und war von dem Augenblick an gesund. An demselben Tage schrieb er an seinen Patron und Fautor einen Dank- und Annahme-Brief, welchen er eigenhändig — so voll war sein Herz — auf die Post trug. Es war ein Sonnabend, wo des Andrangs halber mehrere Fensterchen geöffnet werden. Er steckte seinen Brief durch eine Nebenluke, wo ein junger Vicesubaltern alle Hände voll zu thun hatte mit der Abnahme. Es war Nießner, der schelmischlächelnd

mit dem Kopfe nickte, aber zu beschäftigt war, die Sache höchst lächerlich zu finden.

Der Tag der Abreise, der Tag der Hochzeit waren bestimmt. Liborius eilte in die Kaufläden unter den hohen Säulenhallen, ein Kleid für die Braut einzukaufen. Ein junger Handlungsdiener zeigte dem Kunden auf Befehl seines Herrn ein vortreffliches Zeug.

„Ich kann Ihnen versichern, es ist echt indische Seide. Dreiviertel Ellen breit — gerade ein Rest. Fühlen Sie, wie delicat superbe, und dabei sanft und fest — Sie können in der ganzen Stadt umsonst darnach suchen, — die Couleur hält, — au contraire, bei'm Tragen wie Sammt. Wie viel Ellen befehlen Sie? Ein Handel ist nicht, denn, auf Ehre, wir haben selbst an der Elle 2 gute Groschen Schaden, aber man muß die Schleuderpreise mitmachen. — Belieben Sie 'mal hier in's Licht zu treten und sehen den Faltenwurf."

Am Lichte sah Liborius, daß seine Ahnung ihn nicht getäuscht hatte und der Verkäufer kein anderer war als Titus. Die Freude des Wiedersehns war bei dem letzteren mit einiger Verwirrung vermischt.

Der Conrector aber vergaß nicht des Freundes, den der Collaborator hatte, und redete ihn mit einem herzlichen Du an, was den schwermüthigen Titus überwältigte, daß er nicht umhin konnte dem alten Freunde in's Ohr zu flüstern: ja nichts von dem alten Laden-

hüter zu kaufen, sondern ihm versprach ein wahrhaft extrafeines Hochzeitskleid auszusuchen. Daß dies geschehen sein muß, können wir aus dem Umstande schließen, daß alle Damen der Provinzialstadt — in dieser wurde nämlich die Hochzeit vollzogen — acht Tage nur von dem Brautkleide sprachen. Durch Titus erfuhr Liborius auch, daß Nießner wegen der großen Ausgaben bei'm neulichen Feste krumm liegen müsse, Martial aber, da er sich in jener Nacht einer Patrouille widersetzt, auf einige Monate freies Quartier auf der Festung erhalten habe.

Liborius verließ nicht wie ein Dieb in der Nacht die Residenz; wie von allen Bekannten, nahm er auch von Herrn Kalwin Abschied. Von ihm erfuhr er zu seiner Verwunderung, — und dies ist das letzte Wunder in der Geschichte — daß seine drei Freunde zur Zeit des seligen Dichters wenig von der Vertraulichkeit genossen, deren sie sich berühmten. „Jene Männer, seufzte Kalwin, die damals um ihn saßen, o wo sind sie geblieben! diese Männer, fuhr er fort und nahm eine Prise, waren dazumal froh, wenn Einer von jenen ihnen zunickte."

Liborius' Achtung vor dem Seligen konnte dadurch nur wachsen, wenn er dachte, wie selbst die Schüler seiner Schüler so geniale Männer waren.

Die Gräfin Helene.

Die Gräfin Helene * * ſtarrte vor ſich auf das unruhige Kaminfeuer, indeſſen das Kammermädchen die ſchöne Gebieterin entkleidete. „Excellenz warten ſchon oben im Schlafkabinet," ſagte ſie mit lüſternem Lächeln, den Pelz über die entblößten Schultern legend. Achtlos darauf, fragte Helene: „Glaubſt Du an Erſcheinungen der Todten?" — Das Mädchen ſchrak zuſammen. „Jeſu Maria! hier doch nicht?" Sie ſah ſich um im öden Gemach. Der Nachtſturm heulte über die meilenlangen Wälder ringsum, die Rauchfänge des baufälligen Schloſſes drohten zu berſten. — „Hier als ich vorhin, übermatt von der ſchnellen Reiſe, den Kopf an der Lehne wiegte," ſagte die Gräfin regungslos, „erſchien mir mein erſter Verlobter." — „Der Marquis," unterbrach das Mädchen, „dem Sie, wie ich in Warſchau hörte, Treue bis über den Tod gelobt, als er mitzog nach Rußland? Dem Sie in

Männertracht gefolgt wären, wenn nicht die gnädigen Eltern fußfällig gebeten? Als er nicht zurückkam mit der Garde, wollten Sie sich den Tod geben. Nur ein bitziges Fieber rettete die schöne Erbin unserm gnädigen Herrn. Ach wie lange quälte er sich ab um Ihr Jawort! Rache, und koste es die Seligkeit! sollen Sie damals geschrieen haben, und gemeint nachher, der Himmel hätte Sie nur deshalb gespart. Daher der fürchterliche Haß gegen die Russen, daher spornten Sie selbst den gnädigen Gemahl zu dem gefährlichen Bunde; darum wir jetzt auf der Flucht durch die Wälder, nachdem die Verschwörung in Petersburg heraus ist." — „Dort schlich er," fuhr die Gräfin fort, als hörte sie nichts, „blaß mit verdrehten Augen, bebenden Lippen; sie lispelten: Gedenke! Die Hand an der Brust — hier im Kamin verschwand es." — Dem Mädchen graute. Sie schleicht zitternd fort, nachdem die Gräfin ihr gesagt, der Gräf könne warten.

Helene blätterte ohne zu lesen in französischen Büchern. Auf dem Zeitungs-Umschlag fällt ihr in die Augen ein Avertissement des Pariser Tribunals: — Auf Antrag der Erben wird der Obrist in der ehemaligen Garde des Kaisers, Marquis Eugen * *, oder wer von ihm weiß, citirt. Der Verschollene ist auf dem Rückzuge aus Rußland bis in die Wälder von Raczyn gekommen. Ein Sergeant sah ihn des Abends am

30ſten November zu Fuß nach dem Schloſſe ** gehen. Von da fehlen die Nachrichten — „Jeſu Maria, hier! So fiel er nicht bei Wilna!“ Sie hielt ſich die Stirn, und während ihr Hirn ſiedet und tauſend zurückgedrängte Ahnungen mit Gewalt aufſteigen, iſt es ſo ſtill, daß ſie die hungrigen Wölfe auf dem alten Kirchhof heulen hört. „Es wäre entſetzlich!“ — Da ſauſt der Sturm über die Kiefern, daß die Erde bebte. Mit entſetzlichem Gepraſſel fährt es den Schlott herab. Eugen's Geſtalt in zerriſſener Gardeuniform ſteht vor ihr im Kamin; er würgt um zu ſprechen, er weiſ't mit dem Finger umher. „Starbſt du ſo den Heldentod für Napoleon?“ ſchreit ſie auf. Das Phantom der Träumerin verſinkt im Kohlendampf. Helene reibt die Augen; herunter gefallene Ziegel haben das Feuer zerdrückt. Sie greift den Armleuchter, die ſtarke Seele reißt den ohnmächtigen Leib mit ſich. Gekritzelt in die Wand über dem Bette findet ſie ihren Namen, wie er ihn ſchrieb. Es leuchtet etwas in der Aſche. Ein Ring, ihr Verlobungsring, am feſt gekrümmten Finger einer verbrannten Todtenhand.

Als das Mädchen wiederkommt, zu melden, daß der Graf, ungeduldig hier nicht allein zu ſchlafen, der Gräfin befehle zu ihm ins Bett zu kommen, findet ſie die Herrin halb nackend, den Armleuchter in der Hand, Wahnſinn im Blick. „Ich weiß, Du biſt ſeine Buhl-

dirne," ruft ſie, „nur ihm alles zu hinterbringen, biſt Du um mich." Das Mädchen ſinkt, von der Wahrheit getroffen, nieder vor der fürchterlichen Gebieterin. Sie kann kein Wort vorbringen. „Bei der ewigen Gnade bekenne!" Als ſie hört was ſie ſoll, athmet das leichtfertige Mädchen wieder auf. „Allerdings war mein ſeliger Vater dazumal Gärtner hier und ich noch ein halbes Kind. Es kam auch einmal, grad wie heut am letzten November, ein Franzos in das Schloß, als ſie aus Rußland flohen. Sie quartierten ihn in dies Zimmer. Der Graf, der zufällig im Schloß war, hat ihn nicht mehr lebendig geſehen, aber die ganze Nacht, wo er mich bei ſich hatte, lief ihm der Angſtſchweiß von der Stirn; er war böſe und wild, und ſteckte, mit den Zähnen klappernd, den Kopf unter die Bettdecke. Am Morgen kam der Vater und ſagte uns, der Fremde liege im Kohlendampfe erſtickt. Es war große Angſt vor Franzoſen und Ruſſen, wenn es herauskäme; da haben ſie den Leichnam heimlich" — „Begraben?" — „Nein, im Kamin verbrannt." — „Warum das?" — „Sie meinten, die Wölfe, die die Leichen herausſcharren, brächten es einmal an's Tageslicht." — „Behielt dein Vater nichts zurück von den Sachen des Todten?" — Das Mädchen blinzelte zitternd zur Gräfin auf, ſie konnte den Blick nicht ertragen. „Eine alte Brieftaſche ſchloß er, weiß nicht

wozu, in den Kaſten.“ Helene riß die Dienerin durch die todten Gänge in das Souterrain. Als ſie einen Zettel geleſen, worin mit verſtellter, doch ihr wohlbekannter Hand geſchrieben: „Helene erwartet Sie im Schloß * *, kommen Sie heimlich dahin, es ſind Ruſſen in der Nähe,“ hat ſie zum Kammermädchen ruhig geſprochen: „Alles ſei jetzt gut und abgemacht, ſie ſolle ſich niederlegen.“

Sie hat die Gräfin mit dem Armleuchter noch durch alle Zimmer gehen ſehen. Die Thüren ſchlug ſie hinter ſich zu. Am Morgen kamen Ruſſiſche Gensd'armen. Zu ſpät, den Grafen gefangen zu nehmen. Sie fanden einen Schutthaufen an der Stelle des Schloſſes. Zwei Leichname lagen feſt verſchlungen in der Aſche. Da das Feuer faſt von allen Seiten zugleich ausbrach, konnte Niemand bis in ihr Schlafzimmer dringen. Auch waren die Thüren verſchloſſen. Da indeſſen kein Angſtgeſchrei gehört worden, vermuthet man, daß Graf und Gräfin ſchmerzlos im Dampf erſtickt ſind.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Die ehrlichen Leute . . . . . Seite 1.
Der Schleichhändler . . . . . — 91.
Der Braune . . . . . — 153.
Die Gräfin Helene . . . . . — 277.

Gedruckt bei Brandes und Schwetschke in Berlin, Georgenstr. Nr 2.

W. Alexis

gesammelte Novellen.

Dritter Band.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1831.

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS

Der Autor hat sich bei seinen Freunden wegen eines nicht erfüllten Versprechens in Anordnung dieser Bände zu entschuldigen. Der Raum, der verschiedenartige Umfang der einzelnen Novellen, und der Wunsch, jedem Bande einigermaßen in der Zusammenstellung Charakter zu geben, wollten mir nicht erlauben, meine Novellensammlung ganz in der anfänglich beabsichtigten chronologischen Ordnung fortzusetzen. So trifft sich auch in diesen Bänden manches Spätere Früherem vorangestellt. Der dritte umfaßt diejenigen meiner Erzählungen, welche an das Gebiet des Mährchens streifen: die mittlere ist es ganz. Der Inhalt des vierten führt wieder zu den Interessen unseres modernen: die erste Novelle darin zu denen eines tief ernst, die zweite zu denen eines scherzhaft bewegten Lebens zurück. Die kritischen Stimmen hatten sich günstig für die Novelle Venus in Rom und das Mährchen Emmerich ausgespro-

chen, nach des Autors Meinung zu günstig, wenn er sich selbst bekennen muß, nicht das Bild, welches ihm bei der Auffassung vorschwebte, in der Ausführung erreicht zu haben. Dagegen glaubt er als Anwalt in eigener Sache für eine andere Novelle auftreten zu dürfen. Es ist ein Prozeß nur zwischen Befreundeten. Dichtern erlaubt man, sich etwas einzubilden, wenn auch ihre Phantasie nicht immer mit den Vorstellungen der Anderen übereinstimmt. So, er will es bekennen, bildet sich der Autor ein, daß Acerbi seine gelungenste Novelle ist, er liebt ihn wenigstens am meisten, weil Entwurf und Gestaltung, Wille und Unwillkührliches, Phantasie und Wahrheit sich hier am innigsten durchdrungen haben. Er kann sich täuschen, allein die „gedruckten" Stimmen, und die nicht gedruckten seiner jungen Freunde, die er bis jetzt dagegen vernommen, konnten ihn nicht vom Gegentheil überzeugen. Er mußte der Meinung seyn, daß sie, was hier äußerlich und innerlich vorgeht, weder miterlebt noch durchempfunden haben. Auf der andern Seite durfte dem Autor die lebhafte Theilnahme Solcher, die keine Kritiken schreiben, dafür aber mit auf diesem glatten Boden gegangen, beobachtend den Kampf um einen glänzenden Schein, oder ihn mitringend, mit hohlem

Herzen, oder mit vollem, schadloshalten, ihn wenigstens beruhigen über die Wahrheit des Dargestellten. Der Inhalt ist bitter, gewiß; allein entweder verweise man die hier berührten Lebenskreise aus der Poesie — und dann kämen wir auf einen alten Streit zurück —, oder man nehme sie mit dem Elemente auf, das nicht davon zu trennen ist. Ohne das wird das Bild Lüge. Der Autor war nicht bitter, der Gegenstand war es. Die, voll frischen Jugendblutes und Jugendträumen, diese Bitterkeit nie empfunden, diese Kämpfe nicht mitgekämpft, dieses Terrain nie betreten, sind glücklich. Der „Werther", hat Jemand gesagt, wird, muß es in jeder Zeit wieder geben, und doch wird der Werther, der sich um Lotten erschoß, nicht ein zweites Mal leben. Jede alternde Zeit bringt neue Werther hervor. Der allerjüngste Umschwung hat auch den unsern wieder alt gemacht, er hat für manche in der Novelle angeregte Fragen eine raschere, heftigere, allgemeinere Entscheidung herbeigeführt, als man im Winter $18\frac{57}{58}$, wo sie entstand, voraussehen durfte; für Frankreich definitiv; in Deutschland schwebt noch ein langer Würgeprozeß. — Die Erzählungen zum Schluß beider Bände wollen, wie Fastnachtsspiele nach ernsten Dramen, als Schwänke nach den Novellen die Un-

terhaltung schließen, wenn sie nicht bei Denen für echtere Novellen als die vorhergehenden gelten dürften, welche das Essentiale der Gattung, nach italienischer Weise, nur im überraschenden Umschwung suchen. Herr Kritik war unter dem Namen: Meine letzte Nacht in Berlin, die Pommerschen Gespenster waren in dieser Gestalt noch nicht gedruckt. Jener berührt die Berliner Sonntagsepoche, welche schon der Geschichte angehört; diese — nun was diese sind bleibe den Lesern zu entscheiden überlassen, aber im Stoffe ist in der That provinzielle Ueberlieferung.

Venus in Rom.

1.

Ein deutſcher Novembertag ſchien über die Campagna von Rom gelagert, während das Auge eines einſamen Reiters von den Hügeln herab die alte Stadt ſuchte. Aber als heule es im Odenwalde und ein Weſtwind jage über den Speſſart neuntägigen Regen, ſo zog es dunkel über die Ebene zu ſeinen Füßen; eine Geſpenſterhand war mit einemmale über die lachenden Fluren von Latium gefahren, die ſchwarzen Wolken, mit dem fernen Meere eins, deckten die Stadt, ehe er ſie geſehen, und weithin dehnten ſich in undurchdringlichem Schwarz die albaniſchen Berge.

Während der Reiter gegen den heftigen Regenſchauer den weiten, rothen Mantel um den Leib zog, und der Wind hinter ihm in den Bergſchluchten pfiff und ſauſ'te, war es nur das üppige Unkraut der breitblättrigen Schlinggewächſe, durch die ſein Schimmel ſich mühſam einen Weg ſchlug, das ihn an Italien erinnerte. Indeß das Pferd mit dem ſchon aufgelöſ'ten

Lehmboden eines Hohlwegs zu kämpfen hatte und sein Hund sich winselnd an die Hufe des Thieres hielt, hatte er selbst genug zu thun, um nicht von dem Sturme, der immer ungestümer wurde, aus dem Sattel geworfen zu werden.

Er hatte sich verirrt. Der Tag ging zur Neige, und die schwarzen, von allen Seiten sich thürmenden Wolken verkündeten eines jener italienischen Gewitter, denen man, wie er aus der Lombarden wußte, nicht ohne Lebensgefahr im Freien begegnet. Ringsum war kein Obdach zu sehen, und doch schien es, als kümmere dies den Reiter weniger; denn, den Hut vor dem Sturme fest haltend, erhob er sich im Steigbügel und schaute hinab in die Tiefe.

Jemehr nämlich die Wolkenmasse gegen die Anhöhe herantrieb, wurde ein lichter Streif am äußersten Saum des Horizontes sichtbar. Wie durch einen breiten Riß im schwarzen Firmament glaubte er Zinnen und Thürme aus einer andern Welt zu entdecken, und indessen der Hagel seine Wangen schlug und die Hand, welche den Hut hielt, erstarrte, rief er wie voll Entzücken aus:

Terrarum dea gentiumque Roma,
Cui par est nihil et nihil secundum!

Denn Thürme und Kuppeln und Säulen erhoben sich wie aus dem Meere hinten im falben Schein der un-

tergehenden Sonne. Triumphbögen, das Coloſſeum, die Obelisken, Hadrian's geharniſchtes Grabmahl, bildeten vor ſeinem Auge ein buntes Meer mit den Glockenthürmen und Kirchen des chriſtlichen Roms. Ob er dies alles geſehen oder ob nur die Traumbilder, die ihn vom Schwarzwalde über die Alpen begleiteten, bei'm Anblick der Stadt lebendig geworden, wußte er ſelbſt nicht; denn im nächſten Augenblick ſchloß ſich wieder der breite Riß; vom Meere her wehte es ſchwarz heran, und neue Güſſe ſtrömten ihm in's Geſicht, daß er blind wurde und ſein Schimmel zurückſchreckte.

Als er aufblickte und nichts ſah als die ſchwarzen Wolken, gepeitſcht über die traurige Ebene, entfuhr es ihm: „Kann dies Rom ſeyn?"

Jede andere Sprache, als die der alten Bewohner des Landes, ſchien ihm auf dieſen klaſſiſchen Fluren Frevel. Am Po, an der Etſch hatte er lateiniſch gedacht, und lateiniſch war ihm die Frage in der Wildniß entfahren, als eine dumpfe Stimme antwortete: Est Roma!

Vor ihm ſtand ein Mann, deſſen Erſcheinung dem Reiter nicht weniger unheimlich vorkam, als ihm die aufdämmernde und wieder verſchwindende Weltſtadt zauberhaft gedünkt. Er ſchien aus der Erde gewachſen, hatte ihn nicht etwa eine der Wolken, die, vom Sturme gedrängt, faſt den Boden küßten, vor dem

Pferde niedergesetzt. Sein weiter, talarartiger Mantel flatterte im Winde, der runde, breitkrämpige Hut war tief in die Stirne gedrückt, die eine Hand steckte im Busen, und der Rosenkranz war keine Bürgschaft, daß er nicht den Dolch unter dem Gewande bereit hielt. Die schiefe Richtung, wie er den Reiter ansah, bestätigte einen Verdacht, den dieser selten unbegründet gefunden. Er fragte ihn mit fester Stimme, wie er sich in diese Wildniß verirrt? Der Mann veränderte seine fast trotzige Stellung nicht, als er entgegnete:

„Und seyd doch selbst verirrt!" Mehr murmelnd setzte er darauf hinzu: „Dies ist nicht der Weg zur porta populi, durch die der Deutsche nach Rom zieht."

Der Reiter spornte nicht ohne Scheu das Pferd bei der unheimlichen Gestalt vorbei, und fragte dann zurückgebeugt, wohin der Weg führe, indem er mit dem Zeigefinger hinunter deutete.

„In den Tod!" entgegnete gelassen der Pilger, und der Reiter verstand die Antwort, denn mehrere Gewitter waren in dem Kessel unter ihm zusammen gezogen, und die Blitze folgten sich schon so schnell, daß er eher seinen Untergang als die Thore erreichen mußte. Bevor er die Antwort auf seine Frage nach einem Unterkommen verstanden, hatte der Verhüllte den Zügel seines Schimmels gefaßt, und zeigte nach der Seite zu, wo ein altes Gemäuer sich aus dem

büglichten Terrain erhob. Ein Windstoß nahm die Worte mit sich fort.

Der Mann führte mit fester Hand den Schimmel über den ungleichen Boden von Felsen und übermoosten Gesimsen. Roß, Hund und Reiter schienen gleich wenig Vertrauen zu hegen, aber es blieb nur der eine Ausweg, denn schon fuhren die Blitze zwischen ihnen nieder und die einzelnen Donnerschläge waren in ein ununterbrochenes Gerolle übergegangen.

Plötzlich standen vor ihnen im blauen Glanze schroffe, uralte Gemäuer, gleich den Trümmern einer finstern Raubburg, und der Mann führte den Reiter durch eine enge Pforte in einen wild von Unkraut überwachsenen Hof. Sein Schimmel wieherte und stampfte auf den Schwellenstein, sein Hund heulte kläglich, den Reiter überlief es kalt; da aber kein Vermummter aus den hundert Winkeln heraussprang, kein Fallgitter hinter ihm sank, keine Spur von Menschen sich zeigte, so glaubte er dem Führer, der sich vor einem kleinen schmutzigen Heiligenbilde niederwarf, mit Weihwasser die Stirn besprengte und dem Fremden sagte, daß er dem heiligen Antonius als Eremit diene. Ungern trennte er sich von dem Pferde, das unter einer gewölbten Halle nothdürftig Schutz vor dem Regen fand, aber den Hund nahm er mit sich in die kleine Kammer, wohin ihn der schweigsame Einsiedler führte.

Als er mit dem brennenden Spahn dem eisgrauen Manne ins Gesicht leuchtete, fragte er ihn: „Welchem Heiligen soll ich über Nacht mein Leben anempfehlen?“ denn daß ihm eine Gefahr drohe, mochte er in den erstorbenen Zügen lesen.

— Es kommt darauf an, ob Euer Schutzpatron seine Macht in der Nähe der vielen Heiligen dort in Rom behält. —

„Meiner ist der heilige Hubertus,“ entgegnete der Andere mit gezwungenem Lächeln; „und hat der heilige Weidmann auch keinen großen Anhang in Rom, hat doch Hubert vom Stein dort mächtige Freunde, die jeden Stein nach ihm umgraben ließen, wenn er nicht morgen innerhalb der sieben Hügel erschiene.“

Der Fremde entfernte sich, etwas murmelnd, was weder wie Furcht, noch wie Drohung klang.

Das Nachtquartier war besser, als man an dem traurigen Orte vermuthen konnte. Nachdem Hubert die Thüre verriegelt, einen schweren, eichenen Tisch davor geschoben und mit losen Steinplatten vom Fußboden beschwert hatte, legte er sich selbst, überzeugt, daß in den dichten Quadermauern kein Eingang verborgen sey, auf die Strohmatte seines hölzernen Bettes nieder. Sein gezogenes Schwert und eine Pistole, ein seltenes Kunstwerk aus Nürnberg, lag handrecht vor dem Lager, während er den Dolch um die Hüfte

geschnallt behielt. Aber der Schlaf kam nicht, denn das Gewitter war so furchtbar geworden, daß Hubert an ein Erdbeben dachte. Eine Lichtflamme blieb am Himmel, und nur die zitternde Bewegung zeigte, daß dies tausend Blitze seyen, die sich unter dem fürchterlichen Rollen des Donners, den Untergang der Erde verkündend, durchzückten. Sturm und Schlossen prallten gegen die uralten, geisterbleich dastehenden Mauern, die, auf tausendjährigen Trotz gestützt, die Wuth der Elemente zu verlachen schienen, wenn nicht die bebende Erde selbst an ihren Grundfesten rüttelte.

So mochte das Unwetter eine Stunde getobt haben, als Hubert's Geist darüber Herr wurde. Als er sich von neuem hinlegte, sprach er bei sich: „Ist es doch nichts als ein italienisches Gewitter, furchtbar und schnell vorübergehend, wie die Wuth des Welschen; und die schrecklichen Ruinen hier sind auch nichts als Backstein und Feldstein, deren Kitt um ein Jahrtausend älter ist, als ich denken kann."

Aber das Bild der zerrissenen Oede ringsum, wie es ihm die gespenstische Helle gewiesen hatte, blieb noch lange vor den geschlossenen Augen des Ritters, und die unruhigen Bewegungen des Liegenden zeigten den Kampf des matten Körpers mit der noch wachen Einbildungskraft. Rom tauchte mit seinen tausend Kuppeln in einem Feuermeer auf, die zerstörten Triumph-

bögen schlossen sich, alte Imperateren zogen an der Spitze ihrer siegreichen Heere hindurch, die Bildsäulen belebten sich und Redner bestiegen die Säulen, um zum Volke zu sprechen. Aber die Rede des Cicero wurde zum Gebete des finstern Eremiten, das ihm die Zugluft mit dem Klingeln einer kleinen Betglocke zutrug. Nun sah er mit fest geschlossenen Augen verhüllte Gestalten längs den Mauern auf den Zehen schleichen, er hörte sie an der Thüre kratzen und mit leiser Stimme Einlaß begehren. Die lästigen Bilder los zu werden, riß er die Augen auf und rieb sich die Stirn. Der Mond schien durch zerrissenes Gewölk in's Zimmer, und Waldmann, sein Hund, saß aufrecht vor dem Bette und starrte den Ritter an. Hubert streichelte ihm den Kopf und hieß ihn schlafen. Dann betete er den vergessenen Abendsegen, und sank nun, mit allen Anzeichen des festen Schlafes, auf das hölzerne Lager nieder.

Aber eine ganz schwarze Wolke verhüllte bald den Mond, der Sturm wurde wieder heftig, und heulte oben um die Ruinen, daß mancher Quaderstein von dort rasselnd herab fiel, wo ihn die Hand des Römers zu tausendjähriger Dauer festgeschlagen. Vom Sanct Johann im Lateran tönte die Mitternachtsglocke in den Intervallen des Sturmes dumpf herüber, und Hubert's Pferd schlug gegen die Pflastersteine der Halle, daß es

den Sturm übertönte. Der Ritter erwachte nicht. Unbeweglich ſtarrte Waldmann auf den Schlafenden, deſſen Luftholen immer ſchwerer, immer ängſtlicher wurde. Er zog die Lippen ein, die Augenwimpern drückten ſich feſter zu, die ganze Geſtalt zitterte. Da ſprang Waldmann mit den Vorderfüßen auf das Bette und ſtierte den Ritter ängſtlich an. Sein heiſeres Gebell, als wolle er den Herrn von ſeiner Theilnahme überzeugen, und fürchte ihn doch zu wecken, blieb ohne Wirkung. Und doch trieb das immer deutlichere Stampfen des Schimmels, und wie die Hand des Schlafenden krampfhaft nach dem Dolche griff und ihn unter entſetzlichen Stöhnen wieder fahren ließ, den treuen Wächter an, lauter und lauter zu klaffen; vergebens. Als nach einer Stunde der helle Mond wieder ins Zimmer ſchien, lag Hubert mit kreideweißem Geſicht und verzogenem Munde, den zuſammengeſchrumpften Leib in den rothen Mantel eingehüllt, ſtarr und ſteif da, und ſein Hund ſtreckte ſich, als er weder durch Gebell noch durch ſein Lecken den Herrn aufwecken konnte, winſelnd neben deſſen Lager nieder.

Es war ſchon weit am Tage, als das freudige Klaffen des treuen Hundes die erſten Lebensregungen des Ritters anzeigte. Doch ſaß Hubert, noch lange Minuten das Geſicht in den Händen geſtützt, auf dem Lager, ehe er Willen und Kraft gewann aufzuſpringen.

Es war, als wolle der Schlaf aus den wunden Augen, wie er auch rieb, nicht weichen; alle Gegenstände starrte er einzeln umher an, als sollen sie ihn erinnern, wo er sich befinde. Der Tisch stand fest vor der Thüre, die Steine lagen unverrückt darauf, seine Pistolen, wie er sie hingelegt, nur der Dolch war halb gezückt. Als er sein Halskollet zurück schob, zog er die Hand blutig zurück und Glasscherben fielen auf den Boden. Das Krystallglas auf dem Bilde seiner Gattin, das er an einer goldenen Kette um den Hals trug, war zersprungen. Hubert schauderte, dann küßte er es hastig, rieb sich die Stirn und eilte hinaus.

Sein Schimmel kam ihm freudig wiehernd entgegen. Er hatte sich von der Krippe losgerissen und das gute Thier war in Schweiß gebadet, als hätten es nächtliche Kobolde zu ihren Streifereien gemißbraucht. Hubert mußte dreimal ansetzen, ehe er Kraft gewann, sich in den Sattel zu heben, und kaum wähnte er noch so viel im Arme, den Zügel wie gewohnt zu regieren. Als der Eremit ihm an der Schwelle eine Büchse der Mildthätigkeit entgegen hielt, rief er ihn hart an:

„Ich wünsche allen Pilgern Glück, die kein Unwetter nöthigt in Eure Herberge einzukehren. Hängt ja kein Schild hinaus, und wenn es ist, frommer Vater, so malt Euch selbst darauf ab, daß sie voraus wis-

ſen, was ſie hier finden, und die Müden weiter ziehen.“

— Ich locke Niemand, ſagte ruhig der Einſiedler. — Wen der Scorpion ſticht, den drängt der Schmerz, und ſie kommen von ſelbſt. —

„Scorpion!“ unterbrach ihn Hubert. „Aber ihr füttert Scorpionen, Ihr bettet ſie unter das Lager des Reiſenden,“ — ohne daß er in ſeinem ſteigenden Ingrimm gegen den Einſiedler wußte, was ihn zu dieſer Wuth reize, die er gern in einer That gegen den Mann, der ihm in der Seele zuwider war, ausgelaſſen hätte.

„Gebe mein Heiliger, daß wir uns nie wieder ſehen,“ ſezte er, ein Goldſtück in die Büchſe werfend, hinzu.

— Wie es in den Sternen geſchrieben ſteht, — entgegnete der Wirth.

„Wie heißt Ihr?“ fuhr ihn Hubert noch im Thore an.

— Ich bin der Prieſter Palumbus, — ſagte der Eremit, — und wohne in den Bädern des Nero. —

Noch lange nachdem er von den verwitterten Ruinen entfernt war, klang es in Hubert's Ohren wieder: „Die Bäder des Nero!“ Die Bilder von grauſamer Wolluſt und blutiger Gier, von Narrheit, Hinterliſt und Wahnſinn, alle Gräuel und alle Ausgelaſſenheit der römiſchen Kaiſerwelt, um ſo furchtbarer wegen des

Mißverhältnisses zwischen Mittel und Zweck — die Kräfte einer Welt zu einem lächerlichen und schändlichen Schauspiel verwandt — peitschten ihn, bis er die Thore erreichte.

2.

Schon zwei Stunden war Hubert innerhalb der Ringmauern, ehe ihn die gaffenden Blicke der römischen Straßenläufer und sein Pferd, das müde von dem unebenen Pflaster dann und wann stehen blieb, daran erinnerten. Es war nicht der müßige Pöbel, es waren nicht die schönen Römerinnen, nicht die Processionen, nicht die hundert Mönche, die ihm bei jedem Schritt begegneten, welche das Auge des Deutschen so fesselten, daß er zwei Stunden lang ohne Zweck und Ziel durch die Straßen träumend dahin ritt; es waren die ungeheuren Steinmassen, Thürme, Säulen, Bogen, hier Kirchen, dort Kastelle, alle mit der Sprache der Erinnerung aus einem geheiligten Alterthume, alle das klare, heiße Tageslicht wiederstrahlend, die so auf ihm lasteten, daß er aus einem tiefen Traum zu erwachen glaubte, als jetzt ein Schenkwirth ihm den Steigbügel hielt. Willenlos gehorchte er der Nöthigung abzusteigen. Erst als er in den dunkeln unsaubern Flur eingetreten und hier den Abstand der finstern Winkelherberge von dem glänzend dunkelblauen Himmel draußen,

in dem sein Auge geschwelgt, bemerkte, stand er an und fragte sich, wie er hergekommen?

Der Messire, erwiederte lächelnd der Wirth, sey dreimal schon vor seiner Herberge vorüber geritten und als Messire's Pferd beim vierten Male davor still gehalten, habe er daraus auf des Herren Willen geschlossen, bei ihm einzukehren.

Hubert hätte in ganz anderer Stimmung seyn müssen, um den Vorstellungen des römischen Schenkwirths, wie er in ganz Rom nicht besser aufgenommen seyn könne, zu widerstehen. Ein deutscher Geistlicher habe Wochen lang, fügte der Dienstefrige hinzu, bei ihm gewohnt, und werde die Ehre eines römischen Schenkwirthes jenseits der Alpen in den ewigen Schneeländern verkünden, und in demselben Zimmer solle der Ritter, sobald der Deutsche heut Abend Rom verlassen habe, wie ein Fürst oder ein Gelehrter aus Florenz aufgenommen seyn. Hubert lächelte gleichgültig, und streichelte, ehe er es dem Stallknecht überließ, den Hals seines Pferdes, dessen Instinkt ihn in diese schlechte Einkehrung geführt. Da er aber nicht nach Rom gekommen, um deutsche Landsleute kennen zu lernen, hatte auch der Mönch, der noch sein Zimmer bewohnte, nicht so viel Anziehendes, um in der kleinen Zelle lieber mit ihm von Nürnberg und Cöln zu plaudern, als nur eine Stunde noch den Anblick der Weltstadt zu verlieren.

Hubert hatte gefliſſentlich auf dem Wege von den Alpen her die größeren Städte vermieden, um den Eindruck der heiligen Roma ganz und ungeſchwächt zu erhalten. Wie vorhin die todten, ungeheuren Steinmaſſen den Geiſt niederdrückten und erhoben, ſo trat jetzt das lebendige Rom vor ſeine Seele. Planlos folgte er dem Gewühl der Menge, zog hier mit den Geſchäftigen und Müßigen weiter, ſtand dort und gaffte mit den Frommen und Neugierigen, ging mit den Pilgern in die Tempel, und kreuzte ſich und warf ſich mechaniſch vor den Reliquienſchreinen nieder. Er ſprach kein Wort, er genoß nichts, und doch trat er taumelnd wie ein Berauſchter gegen Abend in die Zelle, wo der deutſche Mönch noch beſchäftigt war, ſeinen Reiſeſack zuſammen zu ſchnüren.

Hubert hatte ſich, ohne Umſtände, erſchöpft in einen Seſſel geworfen und barg das Geſicht in beiden Händen, bis er plötzlich ausrief: „Ja, es giebt nur ein Rom!“

Der ſtämmige Mönch, ein Bild gedrungener Kraft in den breiten Schultern und markigen Armen, hielt in der Arbeit, die unter ſolchen Händen ſich leicht förderte, inne, und ſah den Ritter mit den kleinen, feurigen Augen ſcharf an, indem er ausrief: „Aber viel Narren und Laffen, die darin herumlaufen.“

Hubert blickte verächtlich in die Höhe auf einen Mann,

Mann, deſſen vierſchrötige, unbeholfene Geſtalt und deſſen beſonders durch die vortretenden Backenknochen häßliches Geſicht den Römern kein vortheilhaftes Bild von ſeinen Landsleuten zurücklaſſen konnte. Der Mönch fuhr in ſeiner Verrichtung fort, indem er hinzuſetzte:

„Ich ſollte meinen, daß es viele Städte bei uns gibt, von denen man ſagen kann, daß ihrer nicht zwei in der Welt ſind. Wo gibt es denn ein zweites Nürnberg, wo ein zweites Augsburg, Cöln, Frankfurt?“

Hubert ſtürzte einen Becher Wein hinunter, indem er aufſprang. — Und die Nürnberger Patricier, — ſagte er, aufgeregt umhergehend, — ſind vermuthlich Vettern und Blutsfreunde der Scipionen und der Claudier, der gute Sanct Sebald iſt der heilige Petrus, die Nürnberger Burg das Capitol und die hölzernen Spielſachen, welche die Krämer bis an der Welt Ende führen, das ſind die Heere der Imperatoren, welche bis in's ferne Thule drangen. Heilige Päpſte, die unſere Gelehrten ſo oft ſchmähen, wegen ihrer Herrſchſucht, Dir, großer Hildebrand, Euch, Clemens, Innocenz und Alexander ſollte man eigene Tempel bei uns aufrichten, daß ihr unſere Könige zwangt, die Kaiſerkrone aus euren Händen zu empfangen! Ihr wart unbewußt unſere Wohlthäter, als Ihr den Deutſchen überzeugtet, der Bär aus dem hercyniſchen Walde werde erſt in

Rom ein Mensch. Die heilige Roma kann ohne Deutschland, aber Deutschland nicht ohne Rom bestehen, und darum gründete Sanct Peter hier auf einem Felsen seinen Tempel, zu dem alle Völker der Welt in Ewigkeit pilgern mögen, denn nur hier wird wahres Seelenheil verkauft."

Der deutsche Mönch warf mit großer Heftigkeit den fertig geschnürten Sack zu Boden, indem er den Landsmann grimmig anblickte.

„Kauft Euch so viel Seelenheil, Junker, bis der letzte heile Flock an Eurer Seele faul ist. O Du lieber Herr Jesu, wärst Du doch immer im Himmel geblieben, wir wären ja schon ohne Dich durch die Mildthätigkeit der Päpste selig geworden. Kauft, kauft, Junker, es ist hier Alles zu feilschen, Buden und Läden mit Ablaß wie Fleischerscharren, treffliche Waare zum Aussuchen für die Marktgänger, herrliche Ladendiener, vom Diakonus bis zu den Kardinälen, Käufer in Unzahl. Narren aus Osten und Westen, und das Himmelreich wird werden so stickend voll, daß es eine Schande ist, selig zu sein. Gebabt Euch wohl, Junker, wollt Ihr Euch aber nicht am Christenthum dieser christlichen Stadt erbauen, geht drüben in jene Kirche, da predigt Euch der Pater vor, wie er es mir that, daß Christus beinahe so groß gewesen wie Cedrus, Curtius und wie Cecrops und Menestheus, und

sich geopfert habe wie die Iphigenia und der Phocion. Und verspottet ja nicht, mein Junker, den Götzen Jupiter und seine beiden Kinder, denn die drei Heidengötter, habe ich in Sanct Peters Stadt von der Kanzel herunter gehört, sind die heilige Dreieinigkeit. Aber so wahr ich deutsch rede, sie sollen um Sanct Peters Felsen bleiben, und am Rhein und an der Elbe soll man, so lange der lebendige Gott lebt, nie auf den Knien liegen vor Apollo, vor dem Jupiter und der Diana."

Hubert zuckte die Achseln über Mißverständnisse, welche so den Eifer des frommen Deutschen erregt hatten. Lächelnd rief er ihm, als der Zornige fast ohne Gruß hinaus ging, nach: — Du freilich, guter Augustiner, wirst nie vor dem Apollo knieen, wenn je der goldgelockte Sohn der Leto seine heiteren Tempel unter unserm Nadelholz erbaut findet. —

3.

Schon waren Tage vergangen, ehe der Ritter daran dachte, den Freund aufzusuchen, in dessen Hause er Wochen und Monate verleben sollte; hatte er doch kaum nach einem Namen, nach einer Wohnung gefragt. Er pries den Zufall, der ihn in die entlegene Schenke geführt, von wo aus er, von Niemanden beobachtet, die heilige Stadt durchstreifen konnte. Von

dem neuen Rom schien der Deutsche mitten in den volkreichsten Straßen nichts zu bemerken: zu ihm redeten nur die Säulen, die Obelisken, die ungeheuren Mauern aus der Vorzeit, welche in seinen Augen unwillig die Last, die spätere Jahrhunderte auf ihre Schultern gebürdet, abzuschütteln suchten. Die plätschernden Fontainen sangen ihm, wenn er, von der Hitze fast erdrückt, an ihren steinernen Rändern Kühlung suchte, Lieder aus jener Welt, und wenn er in der Rotunde kniete, verwandelten sich die dienstthuenden Priester in umkränzte Pontifices, welche dem Gotte Dankopfer brachten für einen neuen Sieg, den er der Königin der Welt geschenkt. Nicht einmal das holdeste Lächeln aus den schönen Gesichtern vermochte, in der abendlichen Kühlung der dunklern Straßen, ihn aus seinen Träumen zurück zu rufen.

Und doch, als er in der dritten Nacht seine Kleider abwarf, erinnerte ihn der Degen, der, von der Bettpfoste gleitend, auf den Steinboden fiel, an den ehemaligen Herrn desselben. Mit einem edlen Jünglinge aus dem Hause der Savelli hatte er, nach jenem siegreichen Tage bei Novara, die Waffen, als Zeichen des Freundschaftsbundes, getauscht. Beide, in den Reihen der Schweizer gegen Frankreich für Italien's Freiheit kämpfend, hatten sich mehrmals im Wetteifer des Muthes das Leben gerettet. Keiner war dem andern

etwas ſchuldig geblieben, und als ſie am Abend die blutigen Degen wechſelten, und die Hände in der Gluth der Abendröthe zuſammenſchlugen, war ihnen eine Morgenröthe aufgegangen. Huberten ſchien der Klang des Degens zu zürnen, daß er über leere Träumereien gezaudert, den Freund zu begrüßen, mit dem er an einem ernſten Tage ernſt zuſammen geſtanden, und als er ſich auf die Kiſſen niederwarf, deutete die gerunzelte Stirn, daß vergangene Jahre an ſeinem inneren Geſicht vorübergingen. Wie mit ſich unzufrieden, als habe er ein Gelübde nicht gehalten und eine Zeit ſeines Lebens vergeudet, entfuhren ihm einzelne Ausrufungen: dann aber ſah er auf das Bild um ſeine Bruſt, wo Hoheit und Milde aus den blauen Augen des ſchönen Geſichts ihm entgegen blickten.

„Was hat Er denn gethan?“ entfuhr es ihm, indem er eine Thräne aus dem Auge wiſchte. „Drang ſein Name nur einmal über die Alpen zu uns herüber? Klingt es mir hier in den Ohren von dem Rufe: Theodor Savelli! Sprechen die Steine von ihm, wie von den Heroen? Lebt er auf den Lippen des Volkes?“

Mit dem feſten Entſchluſſe, den Freund aufzufinden, entſchlief er, und ſuchte am frühen Morgen nach Savelli's Hauſe. Er ſchüttelte den Kopf, als Jeder, bei dem er Auskunft verlangte, ihn fragte, welchen

Savelli er meine? Nach Giacomo's, Juliano's, Manfredo's und nach dreier anderen Savelli Wohnung ward er bereitwillig hingewiesen, ehe sich Jemand erinnerte, daß eines Theodor Savelli Haus am Aventinus liege. Es war ein großer Palast, auf den Resten älterer Bauwerke aus dem früheren Mittelalter aufgeführt. Ueberall verschwenderische Pracht nach dem neuesten Geschmacke, während für die Befestigung, auf welche dazumal noch bei jedem Hause eines römischen Großen gesehen wurde, wenig gethan war. Hier zierten die kostbarsten Arabesken die hohen Fensterflügel, während auf der halb aufgeführten Mauer daneben schon das Gras hervorwuchs. Verwilderung neben verschwenderischer Pracht, Trümmer neben den schönsten Zierrathen. Die hell polirten venetianischen Spiegelgläser strahlten von einer Fronte, während dichtes Unkraut den größten Theil des Hofraums bedeckte, und auf Terrassen und Nischen standen Götterbilder der neueren Meister, indessen in den Winkeln alte Statuen, wie es schien beim Bau zertrümmert, umherlagen. Man ließ den Ritter ohne Frage ein, verdrossen schlichen die Diener umher; auf seine Frage: ob die Herrschaft in der Stadt sey, wies man ihn stumm hinauf.

„Ist der Herr zu Hauf?" fragte eben ein Diener den andern, im Tone wie ein Erwachender sich gähnend nach dem Wetter erkundigt, und der zweite

ging, mit dem ſchweren deutſchen Namen belaſtet, in die inneren Gemächer. Bilder aus der venetianiſchen Schule hingen in verführiſchem Lichte umher an den Wänden des Treppenſaales. Hubert erinnerte ſich, daß Theodor, nachdem er ſich von ihm getrennt, in venetianiſche Gefangenſchaft gerathen war. Er mochte den reichen Schatz bei ſeiner Befreiung von dort mitgebracht haben. Solche Farbenglut, ſolche Formen hatte er noch nicht geſehen. Ein warmer Hauch des adriatiſchen Meeres ſchien in dem weiten, nicht ganz hellen Zimmer zu weben. Dies waren keine Madonnen; die ſchönen Frauengeſichter mit den funkelnden Augen und dem glühenden Colorit, die Wangen breiter, als es die ovalen Geſichter der Römerinnen zuließen, ohne der Schönheit der Formen Eintrag zu thun, das ſchwellend zarte Fleiſch der Glieder, die ruhenden Stellungen verriethen die zarten Venetianerinnen, welche den Meiſtern geſeſſen.

Da rief, während er, am Treppengeländer ſtehend, die Gemälde umher muſterte, wie noch zweifelhaft, welches er zuerſt beſonders betrachten ſolle, der vorübereilende Diener: „Er iſt ja nicht zu Hauſe und gar nicht in Rom.“ Aus dem Tone zu ſchließen und wie er an dem Ritter vorüberging, ſchien er ärgerlich, daß Hubert ihn zur unnöthigen Anfrage verleitet hatte.

„Wo iſt er denn, wenn er nicht in Rom iſt?“ fragte Hubert nicht ohne Heftigkeit die Treppe hinunter den ungeſchliffenen Diener.

In dem Augenblicke öffnete ſich eine der reich mit Bronze und köſtlicher Schnitzarbeit in Nußbaum nach antiken Muſtern verzierten Flügelthüren, und Hubert glaubte, es rauſche eines jener weiblichen Bilder von Giorgone und Palma daraus hervor. Der zarte und doch üppige Wuchs, die Kohlenaugen, die ſchwarze Haarfülle über der junoniſchen Stirn geſcheitelt, das Lächeln, welches ſich mehr unter den Augen als auf den Lippen kund that, verrieth die Venetianerin. Ein ſchwarzes Sammetkleid umſchloß die Bruſt und oberen Arme, und wallte dann faltenreich über die Hüften hinab, ohne den kleinſten Fuß, die ſchwellenden Arme und die Fülle des Buſens zu verbergen. Eben ſo wenig ſtörte zu grelle Goldſtickerei den vortheilhaften Abſtich, welchen der leichte, vom glühendſten Lebenshauche durchſtrömte Körper gegen das ſchwere Kleid bildete. Nur eine Goldſchnur hing mit ihren Quaſten nachläſſig um den ſchönen Leib, und ein koſtbar gebundener Pergamentband ruhte, um das Bild vollſtändig zu machen, im Arm. Die Dame ſtand vor Hubert ſtill, und hatte im Augenblick den Deutſchen gemuſtert.

„Wo iſt er denn?“ wiederholte ſie in gleichgültigem Tone die Frage des Fremden, ohne ihr Auge von demſelben abzuwenden.

— Wo wird er ſeyn, — antwortete der Diener, kaum den Kopf umdrehend. — In den albaniſchen Bergen oder ſonſt wo. —

Die Dame ſchien ſich an Hubert's Betroffenheit und Verwirrung zu weiden; er ſelbſt wußte nicht, ob die Nachricht von Theodor's Abweſenheit, die ſeltſame Gleichgültigkeit der Diener oder die plötzliche Erſcheinung der ſchönen Dame ihn mehr betroffen gemacht. Doch fragte er ſchnell, wann Savelli wieder im Hauſe erwartet werde?

„Da müßt Ihr Euch unten erkundigen,“ entgegnete die Frau mit einem ſtolz lächelnden Zuge um die Lippen.

— Mein Gott, iſt denn Niemand, der an Theodor Savelli, der Blume des italieniſchen Adels, in ſeinem eigenen Hauſe Theil nimmt? — rief Hubert, wie entrüſtet. — Sehe ich keine Verwandte ſeines Hauſes, Blutes, ſeines Herzens vor mir? —

„Viola Gritti iſt mein Name,“ ſagte die Dame; „wir wechſelten in Venedig Ringe, und ich folgte ihm, als Bartholemäus d'Alvcano ihm die Freiheit gab, nach Rom. Glaubt man über den Alpen, eine Ita-

lieberin solle ihrem Gatten noch weiter nachfolgen, wenn er es für gut hält, allein auszugehen, um Nächte, Wochen, Monden fortzubleiben?"

Es ward hell und dunkel vor Hubert's Geiste; er stammelte einige Freudeversicherungen, die Gattin seines theuersten Freundes so unerwartet kennen zu lernen.

„Die Freundschaft," sagte Viola, „muß dem Savelli nicht so ganz im Gedächtniß geblieben seyn, daß er vergessen, dem Freunde von seiner Hochzeit Nachricht zu geben."

Was für Hubert in dieser Rede hätte beleidigend klingen mögen, ward durch den süßen Ton ihrer Stimme gemildert. Sie ließ sich dabei auf ein Ruhebett nachlässig nieder und nöthigte ihn auf einen Sitz, doch feurig fuhr er in der Rede auf:

„Signora, Euer Gatte war ein Mann, wie deren Italien wenige zählt. Er weinte an meiner Brust, daß jene Tage, wo man vom Capitol herab die Häupter der Könige der Erde zählen konnte, im grauen Nebel der Vorwelt liegen; er weinte, daß kleine Tyrannen wie schlechte Verwalter mit dem Blute von Romulus Enkeln schalten, sein eigenes rannte glühender durch die Adern, bei'm Gedanken der Erniedrigung des Vaterlandes, und dort, wo noch französisches Blut Novara's Felder düngt, schwuren wir —"

— Wenn er damals ein Mann geweſen, — fiel Viola ſchnell in's Wort, — ſo gab es beſſere Aufgaben, als weinen, träumen, und ſchwören über Dinge, die nicht mehr zu ändern ſind. Mich dünkt, die Gegenwart eines ſo männlichen Freundes hätte ſelbſt einen Theodor Savelli zu Thaten begeiſtern ſollen. Ein Mann iſt Mann, und alles, was ein Mann thut, ſollte im Urtheil der Welt höher ſtehen als Sehnſucht und fromme Entſchlüſſe. —

Hubert wußte jetzt, auch Theodor hatte nicht ſeinen Schwur erfüllt.

„Ich, Signora," fuhr er fort, „hoffte in Rom das verwirklicht zu finden, was wir träumten, und wozu Deutſchland nicht reif iſt, oder nie wird reif werden. Wir haben keine Julier, keine Ciceros, keine Scipionen vor uns; wohin zurück ſoll der Deutſche blicken, um ſich für das Vorwärts zu ſtählen? Hier war ein Alterthum, hier war eine Geſchichte, hier kann ſie wieder aufleben und hier lebt ſie wieder auf, wie der Ruf durch Europa erſchallt. Hier wollte ich an der Hand des Freundes, umrauſcht von den unſichtbaren Tritten eines Virgil, Livius, Horaz, einhergehen; Tacitus ſollte mir erſcheinen, berſchreitend von den Waſſerſtürzen Tivoli's, bechterzig noch einmal den Deutſchen mahnen, daß er ein Deutſcher iſt."

Ein höhniſches Lächeln hatte ſich auf den feinen

Lippen der Venetianerin gesammelt, als sie, wie von dem Ausbruche der pedantischen Begeisterung des Deutschen belästigt, ihm in's Wort fiel.

„Ich irrte mich wohl; Sianer ist ein Gelehrter, vermuthlich den aufgefundenen Annalen des Tacitus aus Corvey nachgereis't, um hier die Correctur zu übernehmen. Da bedauere ich nur; selbst Aldus Manutius, der Freund unsers Hauses, der doch solche erstaunliche Verdienste um die Literatur besitzt, kam zu spät, indem Papst Leo dem Philipp Beroaldus bereits die Erlaubniß ertheilt hat, den vortrefflichen Historiker zu drucken, und eine Bulle dazu, ein wahres Meisterstück mediceischer Begeisterung. Ihr seyd doch selbst wol über Mailand gekommen, und müßt die Herzensangst des armen Professers Minutianus kennen, über dessen Haupte der Bannstrahl wegen des Nachdrucks schwebt; in der That eine der wichtigsten Angelegenheiten Italien's, von der ich nicht begreife, wie man sie so leicht nehmen kann, denn Ihr wißt nicht, Sianer, Bogen für Bogen hat Minutianus aus der römischen Druckerei entwenden und in Mailand, mit sammt der Bannbulle gegen den Nachdruck, nachdrucken lassen! Herzog Sforza von Mailand schwebt in Todesangst für seinen Professer, und wenn auch Rom, Venedig und Florenz diese Angelegenheit mit sträflichem Leichtsinne behandeln, so hofft man doch von Deutschland, daß Kaiser

Maximilian einen Reichstag berufen und mit der gewohnten deutschen Gründlichkeit die Sache zu der erfreulichen Gerechtigkeit und Exactität bringen wird, für die alle Welt dem Charakter Ihrer Nation verbunden iſt."

Sie ſprang raſch auf, das Buch entfiel ihr. Hubert bückte ſich, es war Boccaz.

„Mein Tacitus," ſagte Viola lächelnd, als er ihr den Band überreichte; „wir brauchen nicht in die graue Vorwelt mühſam zurück zu ſteigen. Für eine Italienerin lebt es ſich weit anmuthiger unter den Geſtalten eines Dichters, der das Leben kannte, wie es war und bleiben wird, als unter den Wölfen und Bären des hercyniſchen Waldes unſers ſonſt hochverehrten Tacitus."

Hubert hatte ſchweigend auf eines der Bilder geſtarrt, als Viola langſam fortging.

„Liebt man in Deutſchland auch die Kunſt?" wandte ſie ſich noch einmal leicht zum Ritter um, und ehe er antworten konnte, was ihm von Cöln und Nürnberg und den deutſchen Meiſtern, deren Werke lebendiger als ihre Namen ſeyen, auf den Lippen ſchwebte, ſetzte ſie hinzu: „Das hier herum ſind nur die Ahnungen grauer Bärte; wenn der Ritter von Stein das Leben ſehen will, wie ein Maler, der es jugendlich in vollen Zügen genoſſen, es im ächten Künſtlerrauſch auf die Leinwand ausgeß, ſo ſtaune

er hier die Venus eines Venetianers an, gegen die alle Madonnen von Rom und Florenz verbleichen müssen."

Viola schwebte über den getäfelten Saal. Nur leise wehte sie mit dem Arme dem Ritter Abschied zu, und verschwand in der Thür, ohne ein einzigesmal über die Schulter zu blicken. Aber die Thür klinkte nicht zu. Zwei Schritte that Hubert herzklopfend: da starrte ihm aus einem beschatteten Winkel ein Bild entgegen, — Theodor's. Es war nachgedunkelt; nur das bleiche Gesicht, mit einer Stirne, auf welche der Schatten Runzeln warf, trat heraus. Es schien wie von der Hand eines fremden, trüben Meisters durch Ungeschick unter die blühenden Gestalten ringsum gerathen zu seyn. Hubert blickte ernst einen Augenblick darauf, und eilte dann mit klirrendem Schritte die Treppe hinunter.

5.

Im Hofe hatten sich indessen einige Arbeiter gesammelt. Man wollte eine alte Statue, aus deren Verstümmelung nur ein Antiquar das Bild der Venus heraus erkennen mochte, fortbringen. Nase, Ohren, Kinn, der linke Arm fehlten; sie schien so oft mit dem Gesicht gegen die Erde geworfen, daß kein Ausdruck zu erkennen war. Zwar mochte die Bild-

ſäule aus dem Alterthume, doch nur dem ſpätern, herſtammen, woraus ſich die geringe Werthſchätzung der Antike erklärte. Denn tief aus Schutt und Neſſeln mußte man ſie mit Hebeln hervorarbeiten, und der wartende Holzkarren ſchien auch nicht beſtimmt, ſie in ein Muſeum zu bringen. Plötzlich, als man ſie ſchon hoch gehoben, brach ein Hebel, und ſie ſtürzte abermals nieder. Ein ſehr alter Mann unter den Dienern trat beſorgt hinzu, und gab Anweiſungen, wie man beſſer das zweite Mal daran gehen ſolle. Aber die Arbeiter liefen mit Verwünſchungen auseinander, und einer verſicherte geradezu, dies ſey das letzte Mal, daß er an den verfluchten Stein Hand gelegt.

„Und was wollt Ihr Eurem Herrn antworten?“ ſagte der Alte, welcher, ſeiner höhern Stellung ungeachtet, mehr guten Willen als Kraft und Anſehen zu haben ſchien. „Wenn er wiederkommt, Ihr wißt, wie er gedroht hat, und kennt ſeinen Zorn.“

— Ich will ihm antworten, — ſagte der Eine, — daß ich nicht Luſt habe, wie Battiſta vor'm Jahre, mir das Bein dabei zu brechen, und auch nicht die Hand zu ſchinden, wie's mir bei der verdorbten Puppe vor einem halben Jahre ergieng. Es paſſirt jedesmal ein Unglück, wenn wir daran gehen. —

„Und ich,“ äußerte ein Zweiter, „will's ihm in's Geſicht ſagen, daß ich der Signora diene und nicht ihm.“

Viele lachten, der Aufseher schüttelte den weißen Kopf und die Statue blieb liegen. Dieser Mann war es, von dem Hubert glaubte, Aufschlüsse über den unglücklichen Freund erhalten zu können. Er folgte ihm und wiederholte seine Fragen. Der Greis seufzte und sah zugleich mißtrauisch den Fremden an.

„Wie soll ich das wissen, Signer! Meint Ihr, ein so hoher Herr sage mir seine Schritte und Tritte?"

Als ein vorübergehender Stallknecht höhnisch den Mund verzog, durchzuckte den Ritter eine neue Ahnung.

„Mensch, um der Heiligen willen, er ward doch nicht verbannt aus Rom?"

— Fragt die Signora eben, — sagte der Greis fortwankend, — aber so viel ist gewiß, wo er auch geht und steht, es schlagen noch viele wackere Herzen um ihn und für ihn. —

Daß Keiner Auskunft geben wollte, die Art, wie Viola den Gatten verläugnete, die Hinweisung auf die albanischen Berge, ließen den Deutschen auf eine traurige Verirrung des Freundes schließen. Leo, des Mediceer's, und der Regierung seiner Vorgänger war es gelungen, den Trotz der kleinen Despoten in den römischen Städten zu bändigen. Wie mancher römische Adelige hatte noch in Würden und Ansehen als Condottiere die Rolle eines Räuberhauptmanns gespielt, und

und der Unterschied zwischen einem aus seinen Burgen vertriebenen Tyrannen und dem Häuptling zerstreuter Banden in den Gebirgen war nicht groß. Savelli's Entwürfe steuerten einst auf die Bürgerkrone los oder auf das Schaffot. Das Bild des Freundes: der Geächtete, verhüllt im dunklen Banditenmantel, auf einer nackten Klippe der Apenninen, stier vor sich hin auf Rom's Dunstkreis starrend, trieb Hubert fort. Das Bild sollte lebendiger werden, denn auf der nächsten Straße brachte man gefangene Banditen ein. Es waren nur gemeine Leute, aber die Wildheit in den dunkelbraunen Gesichtern, dieser Trotz, wie hätte er erst die Züge eines Theodor Savelli belebt! Im Durchdrängen durch die tobende Menge glaubte er den letztern Namen zu hören; ein Savelli streife auf der Grenze nach Ferrara zu umher, sagte ihm ein Bürger auf seine dringende Frage, und ein Anderer, der dabei stand, nickte mit dem Kopfe. Der Ritter verwünschte die verträumten Tage, die ihn mit Rom's Großen hätten vertraut machen können, und er eilte in seine Wohnung nach den Briefen, die er aus Bamberg und Mainz mitgebracht. Der Cardinal von Sanct Chrysogono, dem er am dringendsten empfohlen, war nicht in Rom, und Hubert ließ die Briefe zurück. Der Cardinal Soderini, aus der mächtigen florentinischen Familie, welche, seit die Mediceer Florenz wieder gewonnen,

dort ihren Einfluß verloren, lächelte über den Eifer des Deutschen. Er wußte nichts davon, daß ein Savelli geächtet werden, doch könne es wohl seyn. Uebrigens, und wenn er auch gegen Rom conspirirt, sey doch Leo X. mild gegen Jedermann, als wer etwa den Plato nachdrucke und gegen die Mediceer complottire.

Dieselbe lächelnde Miene der Gleichgültigkeit bei allen Großen; wie hätte nicht auch Hubert in einem Eifer beruhigt werden sollen, der ja vielleicht ohne Grund war. Es sprach Niemand, Niemand schien zu wissen von den gefährlichen Anschlägen eines Savelli; so unbedeutend mußten sie ausgefallen seyn nach den Thaten eines Cäsar Borgia und Alexander des Sechsten, von denen der Bessere nur mit Schaudern redete, ob man gleich noch die Männer auf den Straßen trotzig umhergehen sah, deren Dolche und deren Gift damals ungestraft zwischen dem Wahnsinn der Lüste wütheten. Doch lenkte der Ritter seine Schritte häufiger nach dem Vatican; der Ceremonienmeister hatte ihm Hoffnung gemacht, den Papst zu sprechen, und der milde Leo, der Wiedererwecker der Künste und Wissenschaften, hieß es, sey den Deutschen nicht ungeneigt. Er wandelte in den Hallen umher, wo die großen Meister, welchen Rom damals das dritte Mal die Weltherrschaft verdanken sollte, an ihren Werken schusen. Ihm aber verschwanden diese Schöpfungen, vor

denen der Römer vergötternd niederfiel, vor den Bildern des Alterthums. Mehr hatten ihn Michel Angelo's kühner Meißel und Pinsel erfaßt, als die Madonnen und Heiligen, welche der Kenner als die vollendetsten Kunstwerke pries, und doch fühlte er sich immer wieder zu den Schöpfungen des Einen hingezogen, die ihm anfänglich so wenig der großen Heroenzeit zu gleichen schienen. „Raphael's Madonnen waren schöne Römerinnen, wie die Muttergottesbilder Dürer's in der Heimath nur Abbildungen der frommen Mädchengesichter in Nürnberg und Bamberg," hatte er sich oft wiederholt, und kehrte doch immer wieder zurück, ohne sich Rechenschaft zu geben, was ihn so darin anspreche und zu des Alterthums würdigen Gesinnungen stimme.

Diesmal standen bereits zwei Männer in unscheinbarer Morgentracht in dem Saale, wohin Raphael's freundliches Auge den Deutschen lockte. Das eifrig geführte Gespräch hatte den Maler nicht in seiner Arbeit gehindert; doch mochte es eine andere Wendung nehmen, als die Zuschauer den Fremden eintreten sahen. Beide schienen Kunstverwandte, nach dem sichern Wesen und der Vertraulichkeit zu schließen, wie Raphael mit ihnen sprach, beide gleich in mittleren Jahren, doch zeigte der eine dem andern mehrere Aufmerksamkeit. Sie schienen jetzt in Entzücken verloren, und ihre Augen verfolgten Raphael's Pinsel, als entführe

ihm bei jedem Strich ein Lichtſtrahl. Die Worte des Einen mit einem äußerſt milden und klugen Geſichte, dem nur Körperſchwäche oder Kränklichkeit den feurigen Blick trüben mochte, bald bewunderndes Lob, bald Kritik, wurden von dem Zweiten, der zuweilen von jenem Hadrian genannt wurde, jedesmal mit einem beſtätigenden Zuſatze wiederholt. Hadrian hatte ebenfalls milde Züge, nur daß die Beſonnenheit mehr die Frucht der Gelehrſamkeit und Bildung ſchien, indem die Adlernaſe und der oft ſcharfe Blick auf einen urſprünglich leidenſchaftlichen Charakter deuteten. Raphael malte an jenem großen Frescogemälde, welches unter dem Namen der Schule von Athen für die Ewigkeit berühmt geworden.

„Wenn dieſer Kreis heidniſcher Männer vorzugsweiſe die Blicke der Chriſten feſſeln ſollte," bemerkte Hadrian mit ſanftem Lächeln, „ob da nicht ein heiliges Concilium es für nöthig erachten ſollte, auch den Malern zu befehlen: daß ſie nur fünf Jahre Heiden ſehen, gleich wie es jetzt den jungen Geiſtlichen zur Pflicht gemacht worden, nach fünf Jahren die alten Dichter und Philoſophen bei Seite zu legen und die Kirchenväter zu ſtudiren?"

— Iſt denn Plato ein Heide? — fragte der Vornehmere, ganz in Anſchauen verloren.

„Ich ſähe ihn gern unter die Kirchenväter aufge-

nommen," entgegnete Hadrian, mit schelmischem Lächeln. „Und wenn ein solches Zeugniß für ihn spräche —"

— Kommt mir doch die Liebe für ihn, — bemerkte der Mildere, — wie eine kindliche Pflicht vor. Mein Vater Lorenz hegte eine unbegrenzte Ehrfurcht für den klaren Geist, der mit dieser künstlerischen Harmonie die Räthsel des Lebens zu lösen wußte. Und sehen wir hier diese graubärtigen Weisen, wie sie uns Raphael hinzaubert, Würde, Sicherheit, Klarheit im Blick, wer möchte ihnen vorwerfen, daß sie Heiden sind! Sie wissen, was in ihren Schriften steht, jeden Satz können sie vertheidigen vor dem ganzen Volke, vom ganzen Volke verstanden, und brauchen ihre Weisheit in keine unverständliche Mysterien einzuhüllen. —

„Und doch starb Socrates," sprach der Maler, sich umwendend.

Der Sprecher hielt etwas betroffen inne, bis er seine Rede in eine Frage an den Künstler verwandelte.

— Sey Du selbst, Raphael, hier der Schiedsrichter. Wie konntest Du neben deinen Madonnen, von denen das Volk glaubt, sie wären Dir sichtlich im Traume erschienen, daß Du nur das Werk eines guten Portraitmalers geübt, diese alten Philosophen, gleich adelig, mit gleicher Begeisterung, mit gleicher Fertigkeit hinzeichnen? —

„Wie?" sagte Raphael, plötzlich inne haltend und

mit träumerischem Blicke seine Arbeit musternd. „Weiß ich doch selbst nicht. Als ich mit der Aufgabe einig war, standen sie plötzlich mir vor der Seele, eben wie die anderen Bilder. Ich glaubte daran, und seitdem hat mich das ganze Bild nicht verlassen."

— Raphael glaubte daran, — sagte der rubiae Beschauer, zu Hadrian mit bedeutsamen Blicke gewandt.

„Wie! an diese grauen Bärte, an die weiten Mäntel, an die trockenen Papyrusrollen?" entgegnete Hadrian. „Wo ist in den Runzeln etwas Schönes, das einen Raphael entzünden konnte!"

— Ihr müßt nicht so streng katechisiren, — sagte Raphael mit der bescheidenen Freundlichkeit, welche Aller Herzen gewann, — sie möchten mich sonst vor das Ketzergericht ziehen, und das würde sich doch jetzt für mich am wenigsten schicken. Aber ich muß bekennen, ich stellte mir vor, die grauen Bärte, wie Ihr sie nennt, hätten auch an etwas geglaubt, als ich sie alle selig in sich mir vormalte. Man sieht es nur nicht, was die alten Herren sehen. —

Als Hadrian, wohlgefällig dem Maler zunickend, sich umkehrte, bemerkte er, wie Hubert, angezogen vom Gespräch und Gemälde, näher getreten war.

„Hier ein Zuschauer aus Germanien," sagte er

nicht ohne leisen Spott, „dessen Auge auf deinen Lippen haftet, Raphael. Was gilt es, er weiß, was dein Plato und Xenophon sehen und wir nicht sehen.“

— Was sie sehen? — rief Hubert, der in der That kein Auge von dem Künstler abgewandt. — Sie sehen die untergegangene alte Welt noch in ihrem vollen Farbenglanze, so glühend, daß wir schon von dem Dämmerschein, von dem Schatten des Schattens geblendet taumeln. Sie sehen die heiteren Marmortempel im hellen Sonnenlicht mit den breiten Stufen und weiten Hallen; sie hören die Memnonssäule, geröthet vom ersten Morgenstrahl, klingen; die ganze Götterwelt steigt verklärt aus der Brandung des Meeres, und zeigt ihnen das Göttliche in der Gestalt des Schönen. Da tritt Apollo auf, und, berührt von der Hand der männlich schönsten Gestalt, rauscht die goldene Saite, allen Schmerz und alle Lust aus der tiefen Brust lockend; Pallas-Athene schreitet, ein schönes Weib, ihre Weisheit in keine Mönchskutten und gothische Schrift verbergend, durch das Land, von Allen gefeiert, von Allen gern gesehen, und Aphrodite leiht ihren Gürtel den Töchtern der schönen Hellas, und ihren Zauber preisen heißt Gottesdienst. Wo so jugendlich schön die Götter zu den Menschen traten, da konnten auch die Greise Jünglinge seyn, und nur wo Zeus, Here, Pallas-Athene und Artemis im Geleite Aphroditens Götter

waren, kennten Socrates, Xenophon und Plato Philosophen werden. —

Raphael hatte, während der begeisterten Rede des Deutschen, Pinsel und Palette langsam fortgelegt; Hadrian, der mit steigender Theilnahme zugehört, forderte den Maler auf, einem solchen Vertheidiger zu danken; der dritte war stumm, wie in Nachdenken versunken, geblieben.

„Er mag Recht haben," sagte Raphael, „und doch hat er es sich lebendiger gedacht, als ich der Maler."

— Vielleicht als Plato und Socrates selbst, — warf der stillere Dritte hin. — War doch ihr ganzer Kampf gegen dieses Anschmieden der unsterblichen Seele, dieses Theils eines ewigen Ganzen, an die sinnlichen Gestalten gerichtet. —

„Aber doch ging auch die schöne Welt der Philosophen unter," sagte Raphael, „die Blüthe Griechenlands, als sie nicht mehr an diese Götter glaubten."

Hadrian hatte, seit Hubert gesprochen, ihn freundlich angesehen, und nur die Gegenwart des Andern schien ihn zu hindern, sich ihm noch mehr zu nähern. Als der Ritter sich bei der Ankunft Mehrerer zurückzog, sagte er ihm, ein solcher Sohn der hercynischen Wälder sey noch in Rom eine Seltenheit. Aus einem verbindlichen Worte Hadrian's zu Raphael, er hoffe ihn bald als College zu begrüßen, schloß Hubert, daß er

auch ein Maler ſey, der Aufnahme mit ihm in eine Akademie erwarte. Raphael aber ſeufzte, als er den Anderen folgte.

5.

Es war heute das erſte Mal, daß Hubert eine der römiſchen Abendgeſellſchaften beſuchte, in denen, wie der Ruf ſagte, Apollo und Bacchus zugleich regierten. Bis zu Europa's entlegenſten Winkeln waren die Beſchreibungen der Orgien im Vatican unter Alexander VI. gedrungen, und Hubert hatte oft deutſche Predigermönche die Namen Cäſar Borgia und Lucretia von den Kanzeln herab verfluchen gehört. Dieſe Zeit war vorüber. Cäſar Borgia war todt und Lucretia ehrbare Gattin eines Herzogs von Ferrara; ein milder Mediceer ſaß auf dem mit Blut und dem Schmuz der Wolluſt beſudelten Stuhle, und ſanftere Künſte herrſchten in der Stadt, der die Politik des heiligen Vaters mitten unter den blutigen Welthändeln den Frieden zu erhalten ſuchte. Auch war das Haus des Kaufmanns Auguſt Chigi aus Siena als der Verſammlungsort der ausgezeichnetſten Köpfe Rom's bekannt, wo das geiſtreiche Vergnügen über die körperliche Luſt herrſchte. Der zwangloſe Umgang, welcher an den italieniſchen Höfen Fürſten, Gelehrte und Künſtler vereinigte, fand in den Sälen dieſes kunſtliebenden

Handelsherrn in Rom einen Tempel, der unter Fremden und Einheimischen von Personen jedes Ranges besucht wurde.

Hubert ging staunend bei den Gruppen vorüber, unter denen ansehnliche Männer standen, deren Ruf anfing, lauter durch Europa zu ertönen, als der eines Gonsalvo von Cordova und Gaston von Foix, ob sie schon nichts gethan, als daß sie verbleichende Manuscripte durch schwarze Lettern der Welt bekannt machten; Italiener, die ihren Vaternamen griechisch umgetauft, daß die Nachwelt jene vergessen hat, aber auch wirkliche Griechen, welche, aus ihrem unglücklichen Vaterlande vertrieben, in Venedig und Rom Homer, Plato und Xenophon zu neuem Leben erweckten. Dankbar erkannten sie, was Papst Leo mit verschwenderischer Großmuth für sie gethan, und priesen Italien als das zweite Vaterland des untergegangenen Griechenreiches. Nicht allein Gelehrte, auch Männer, auch die ersten und schönsten Frauen Rom's lauschten auf die Aussprüche dieser Griechen, welche, Lehrer und Schüler, den Mittelpunkt der glänzenden Versammlung bildeten. So saß Viola Gritti dem berühmten Johannes Laskaris fast zu Füßen, und ihr Auge schien an seinen Lippen zu haften. Kaum daß sie Hubert's ehrerbietigen Gruß leicht erwiederte, denn in dem ernsten Gespräche drängte sich Frage auf Frage aus dem schönen Munde der lernbegierigen

Schülerin. Und doch wollte Jemand bemerken, ſie ſehe den ehrwürdigen Laskaris und Muſurus weniger als einen jungen griechiſchen Edelmann hinter Beiden an.

Wie einſam dünkte ſich der Ritter unter dieſen leuchtenden Geſtirnen. Der Wirth, der eben ſeinen Landsmann, den finſtern Cardinal Petrucci, einen Vorgabeſe aus Siena verlaſſen, drückte ihm theilnehmend die Hand, indem er ihn um ſeinen Unmuth fragte.

„Ich bin ein Deutſcher: liegt darin nicht Alles?“ rief Hubert halb für ſich, halb als Antwort.

Der Wirth bemerkte etwas zu Gunſten Deutſchlands, indeſſen der Cardinal von fern den Ritter mit durchdringenden Blicken muſterte.

„Ich liebe mein Vaterland,“ unterbrach ihn Hubert heftig, „nur lebt es hier nicht, es möchte ſchaamroth werden. O, es hat herrliche grüne Wieſen und blaue Ströme und Kieferwälder und Eichen und gewerbtreibende Städte und Klöſter mit Mönchen, von denen die einen ſich voll trinken und die anderen den Pfalter Tag für Tag copiren. Wir haben auch eine Geſchichte, unſere alten Könige hatten die bekannte Welt unterworfen, ſo gut als ein Alexander, aber von dem Ruhm der deutſchen Nation iſt nichts übrig geblieben als unſere Landsknechte, die ſich dem Meiſtbietenden vermiethen, indeſſen dieſe Griechen, verjagt aus den letzten Streifen ihres heiligen Landes, noch

immer die Welt beherrschen und sie in Ewigkeit beherrschen werden. Ausgetrocknet haben wir die Sümpfe des Tacitus, gelichtet den Teutoburger Wald; aber was anderes erhebt sich aus den Feldern für die Ewigkeit dauernd, als ein grauer Münster! Wir haben auch Gelehrte, die sich die Finger wund schreiben, ob ein griechisch Wort so oder so ausgesprochen wird; aber es wird kein neues Wort geboren, kein Gedanke erzeugt, der die Welt entzünden kann. Was hilft mir da die Kraft, wo kein Leben, was der grüne Teppich, wenn es unten nackter Fels ist? Jenseits der Alpen ist nicht der Boden für das Große, das den Geist erhebt und über die Zeit dauert. Hier in des Südens reichem Schooße ruht das Geheimniß der Welt, hier gebiert sich das Leben immer neu und neu, Rom wird zum dritten Male die Königin der Erde, die Vorwelt lebt auf, ja die Gräber scheinen sich zu öffnen, und diese Wunder zu schauen trieb den Deutschen die Sehnsucht nach dem dreifach heiligen Rom."

— Und doch muß in Deutschland einige Gelehrsamkeit weilen, wenn ein Ritter von dort so unsere Wunder zu schätzen weiß, — sagte eine wohlbekannte Stimme, und Hubert fühlte einen Händedruck des Mannes, den wir Hadrian genannt.

„Ich hörte in Tübingen einige Gelehrte, deren Wünsche über den Schwarzwald hinaus gehen," ent-

gegnete Hubert: „doch was Italien gewesen, wird dem erst klar, der in den blauen Himmel selbst schaute. Ich kämpfte in der Lombardei —"

— So sahst Ihr Rom zum ersten Male, — sagte Hadrian, ihn freundlich bei Seite ziehend. — Ja, hier nur winkt uns das Alterthum lockend in seine Wunderwelt zurück. Was will Urbino, was Ferrara, Bologna, Venedig, was selbst Florenz dagegen bedeuten? Der Gelehrsamkeit und Kunst wurden zwar würdige Priester dort geboren, aber nur von Rom, wo die alten Götter thronten, konnten sie die Krönung erwarten. Rom ist ewig, denn seine Götter leben ewig. —

„Und doch," seufzte Hubert auf, „welcher Zauber weckt jene Vergangenheit wieder auf, und macht funfzehnhundert Jahre ungeschehen?"

— Können wir denn nicht zurückleben? — sagte Hadrian geheimnißvoll. — Ist sie uns denn mit einem unlösbaren Siegel verschlossen? —

„Wohl," entgegnete Hubert, „unsere Kräfte reichen aus, die Leichensteine alter Grüfte aufzubrechen; wir sprengen die Felsen, unter denen die Riesen der nordischen Vorzeit den ewigen Schlaf schlafen, — aber aus der Höhlung schreiten uns nicht ihre Geister entgegen; Asche, Knochen, Modergeruch, das bleibt die Ausbeute."

— Wie, — sprach Hadrian mit dringenderm

Blicke, — wenn wir die ganzen Kräfte, die wir zum Vorwärtsleben schläfrig verbrauchen, einmal auf das Rückwärtsleben verwendeten? Erzwingt nicht der Taschenspieler die Existenz eines Dinges ganz gegen die Gesetze, die wir Natur nennen? Und was in der Natur ist nicht Taschenspiel, nicht Kunststück? Es kommt nur darauf an, daß wir etwas recht ernst wollen. Wird nicht ein Bild lebendig, je länger wir es ansehen; folgt uns nicht solche Gestalt, die nirgends anders wirklich war als auf der Leinwand, im Schlaf und Wachen? Rührt uns nicht der Dichter, wenn er eine Ausgeburt seiner Phantasie sterben läßt, daß uns die Wehmuth über solches Unding Tage, ja Wochen lang das Leben verbittert? Das ist ein Zauber aus Nichts. War die Vorwelt aber ein Nichts? Da ist Alles schon da, schöner und vollkommener als ein Dichter es erschaffen kann, denn das Alterthum ist unerreicht von der neuern Kunst. Es scheint ein Spiel: eine Existenz, die schon da gewesen, zum zweiten Male zu ertrotzen, ein Spiel gegen jene phantastischen Quälereien unserer Maler und Dichter: einen Himmel und ein Paradies erst zu schaffen, die niemals existirten. Wie der geschickte Spieler den Wurf erzwingt, den er will, wie Lorenz von Medici erzwungen hat, daß sein Sohn heut im Vatican thront, weil er es an Leo's Wiege gelebt, ja wie Gregor VII. den Stuhl zu Rom zum Herrscherthron

der Welt gemacht, weil die Luſt ihn trieb und weil er Alles für das Eine opferte, hinaus mit ſeinem Willen auf ferne Jahrhunderte wirkend, warum ſollte der Wille nicht eben ſo auf Jahrhunderte zurück wirken können, warum ſollten nicht vor ihm und der Anſtrengung die tauſendjährigen Siegel ſpringen, die Riegel zurückfahren und das Alterthum wieder vor dem aufleben, der in ihm leben will? —

Es lag etwas Unheimliches in Hadrian's Augen, als er immer ſchneller und ſchneller ſprach. Der Eindruck, den die Rede auf den jungen Deutſchen gemacht, entging ihm nicht. Schnell drückte er ihm die Hand und flüſterte ihm in's Ohr:

— Sucht mich, Ritter, morgen in meiner Wohnung auf; die zähe Luſt aus Siena hier paßt nicht für unſere Kunſt und unſer Alterthum. —

Und doch ging der Redner mit dem Cardinal Petrucci, dem Sienenſer, in ſo vertrautem Geſpräch abſeits, als habe er ihm große Heimlichkeiten zu eröffnen. Jetzt erſt entdeckte Hubert die violetten Strümpfe.

„Wer iſt der Nekromant?“ fragte er betroffen den Wirth.

— Hadrian di Corneto, der Cardinal von Ebrynſogono, — ſagte Chigi, indem er den Ritter verwundert anſah. Eine Bemerkung auf den Lippen ſtarb, da mehrere aufbrechende Gäſte die Aufmerkſamkeit des

Wirthes in Anſpruch nahmen. Auch Viola Gritti rauſchte hinaus. Hubert's Auge folgte dem Glanze ihres ſeidenen Kleides; von dem Treppengeländer erhaſchte er noch einen Blick der ſchönen Frau, als die Fackel eines Dieners ihr Geſicht beleuchtete. Welch' ein lockender Schein, welche verzehrende Gluth in dem ſchwarzen Auge! aber er folgte ihr nicht und faßte haſtig Chiaſ's Arm:

„War ihr Gatte nicht mitgeladen?"

— Ihr verkehrt mit Nekromanten und Todten, Ritter, — entgegnete ausweichend der Wirth. — Das iſt bedenklich in Rom, wo doch ſo viel Lebendiges iſt, was einen Mann von Fleiſch und Geiſt mehr locken kann. —

6.

Die Straßen waren leer; nur hier und da ritt noch eine vermummte Geſtalt auf einem Maulthier, von bewaffneten Dienern begleitet, meiſt Gäſte, die wie Hubert die Geſellſchaft verlaſſen hatten. So brachte es die Sitte mit ſich, und nicht allein bei Damen, auch Prälaten, und ſelbſt Ritter zwang der Sicherheitszuſtand der Stadt ſich in der Art geleiten zu laſſen. Die Fackeln, welche dieſen nächtlichen Zügen ſonſt ein noch abenteuerlicheres Anſehen gaben, machte der helle Mondſchein heut entbehrlich.

Nur

Nur Hubert ſchien allein den Gefahren des nächtlichen Rom's trotzen zu wollen. Schon vor der Thüre ſeiner Herberge trieb es ihn wieder zurück. Es war eine heiße Nacht, er hätte noch nicht ſchlafen können, und, die Hand am Degengriff, ſchritt er noch einmal zurück durch die engen Gaſſen von Trastevere. An Chigi's Wohnung vorübergehend — auch dieſe lag in demſelben Stadttheile — ſah er den Cardinal Alphons Petrucci, vielleicht den letzten unter den Gäſten, ſein Maulthier beſteigen. Der reiche Wirth, der Generalpächter aller päpſtlichen Alaun- und Salzwerke, hielt dem Kirchenfürſten ehrerbietig ſelbſt den Steigbügel, aber doch leuchteten die dreißig Fackeln der dienſtthuenden Begleiter auf kein frohes Antlitz. Es war eines der charakteriſtiſch wilden Geſichter, wie die Maler jener kraftvollen Zeit ſie vielfältig uns aufbewahrt haben. Eine dunkelbraune Farbe, rollende, ausdrucksvolle Augen, buſchige Brauen, ſcharfe Naſe und Kraft und Trotz in den Zügen um Mund und Auge. Der Groll darüber, daß die Borgheſiſche Familie von Leo X. aus ihrem Herrſchерſitz in Siena vertrieben worden, ſtand auf der Stirn des Prälaten zu leſen. Als er an Hubert vorüberritt, dachte dieſer unwillkürlich an das fürchterliche Verſchwinden des Herzogs von Gandia. Auf ſolcher nächtlichen Heimkehr hatte er ſich von ſeinem Bruder Cäſar Borgia getrennt, der Herzog war

mit einem vom Kopf bis zu Fuß vermummten Fackelträger in eine dunkle Straße von Trastevere eingebogen, und vergebens erwartete ihn die Schwester Lucretia und sein Vater Alexander VI.; sein Bruder Cäsar konnte den Verzweifelnden keine Auskunft geben. Aber als nach zwei Tagen ein Fischer im Vatican erzählte, wie er in derselben Nacht, auf seinem Heukahn wachend, zwei vermummte Reiter gesehen, die einen Leichnam in die Tiber geschleudert, und als man den Todten am dritten Tage aus dem Flusse zog, nannte Rom und die Welt Cäsar Borgia einen Brudermörder.

Hubert wand sich um den Tarpejischen Felsen zum Capitol; er stieg die Stufen hinauf und gewann den überraschendsten Anblick auf das alte Rom. Im blendenden Mondlicht der heitersten Nacht lagen vor ihm die riesigen Trümmer der Weltstadt. Links zu seinen Füßen der Triumphbogen des Septimius Severus, die drei Säulen vom Tempel des Jupiter Stator vor ihm, und nun Porticus an Porticus, die Schwiebbogen der gewaltigen Kaiserpaläste mit den himmelhoch ragenden Mauerwänden, bis des Colosseums ungeheurer Halbkreis aus den niedrigen Bauten heraustrat. Objectlos schweifte nun sein Auge über den größten Kirchhof der Erde bis da, wo nur der Schatten von den äußersten Aqueducten ihm das Daseyn von Ruinen verrieth. Konnte nicht die Erde stolz seyn auf den

Schatten ſolcher Bogen und Pfeiler! nicht der bleiche Mond ſich röthen, daß er ſolche Trümmer einer Rieſenzeit beſchien! Während ſein Auge über die weiße Fläche hinüber bis zu den fernen albaniſchen Bergen ſchweifte, verdroß es ihn erdentlich, daß es zuvor auf den Sanct Johann von Lateran ſtieß. „Wie konnte man es wagen," ſprach er bei ſich, „unter ſolchen Trümmern der Vorwelt neue Bauten aufzuführen! Sollte nicht der Geiſt des Kindergeſchlechts muthlos werden, wo er die Fußſtapfen der größern Geſchlechter anſtaunt!"

Durch Nebentreppen, halb Fels, halb Mauerwerk, wand er ſich hinunter. Er ging über das Forum Romanum. Wie kläglich dünkten ihm die ſteinernen Hütten, welche die Armuth der letzten Jahrhunderte unter den gigantiſchen Mauern aufgeführt; kaum daß er ſich mit den Gärten verſöhnte, die ihren Wohlgeruch da aushauchten, von wo einſt Cicero's tönende Worte klangen. Auf den tauſend Steinen rings um das Coloſſeum, hier ein Säulenknauf wie ein ganzes Haus, dort ein Geſims, groß wie eine Feſtungsmauer, ſchienen ihm die Geiſter der Römer zu ſitzen; ſie hüllten ſich in ihre Toga und ſtützten den Kopf auf Knieé und Arme, alle rieſengroß. Wenn ſie ſich plötzlich erhoben hätten und fortgeſchritten wären, im langen, ernſten Zuge hinein in das Coloſſeum, ſie hätten ihn nicht

bemerkt, so klein fühlte er sich, und vor Unmuth stieß er sein Schwert auf einen Marmorblock, daß die Metallscheide einen hellen Ton gab.

Da erhob sich wirklich eine Gestalt, die auf einem Grabstein gesessen, den Kopf gestützt, das Gesicht in den Händen verbergend, den Körper umschlungen, aber nicht von der weißen, festlichen, mit dem Purpurstreifen verbrämten Toga. Den schwarzen, faltenreichen Mantel schlug sie auf, und der Mond beleuchtete das blasse Gesicht mit den tiefen Augen, den hohlen Wangen, dem krampfhaft verzerrten Munde.

„Geist oder Mensch!“ rief Hubert zurückfahrend, denn er erkannte ihn. Die Gestalt hatte langsam die Hand an den Degengriff gelegt, als der Klang verhin sie aufschreckte. Der Gedanke an einen Bravo mußte den Ausländer überkommen, doch lag keine Lust zum Angriff in der Ruhe seiner Züge.

„Magst Du verschwinden, oder bleiben,“ rief der Deutsche ihm näher tretend: „ich bin Hubert von Stein.“

Der Verhüllte verschwand nicht; aber aus der Höhlung seiner Augen strahlte kein Feuer heraus, keine Freude der Ueberraschung röthete die Wangen, als beide sich erkannten. Selbst den Händedruck fühlte Hubert kaum erwiedert, als er in ihn drang:

„Theodor! Um aller Heiligen willen, bist Du hier

ſicher? Sprich! Darfſt Du nach Rom zurück? Steht dein Name auf keines Procurators Liſte?"

Theodor antwortete nur durch ein wildes Gelächter; aber das Rollen ſeiner Augen und wie er die Arme zirkelmäßig um ſich ſchwenkte, verrieth dem Freunde, daß jene Beſorgniß unbegründet ſey. Ein ſtiller Wahnſinn ſchien dem Jünglinge die Kraft geraubt zu haben. Hubert drang, indem er ſanft ſeinen Arm umſchlang, in ihn, ihm zurück zu folgen, in ſein Haus, zu ſeiner Gattin —

— Du warſt mein Freund, — ſagte Theodor jetzt langſam, indem er ihn betrachtete, als wolle er vergeſſene Erinnerungen zurückrufen. — Ich kenne Dich wohl, wir ritzten uns Beide die Arme und ſaugten unſer Blut; doch flieh — fliehe! — fliehe aus Rom! —

Die letzten Worte fließ er ſo ſchnell heraus, als koſteten ſie ihn Ueberwindung.

„Theodor Savelli, biſt Du es ſelbſt oder das Geſpenſt meines ermordeten Freundes?" rief Hubert mit tief bewegter Stimme, denn daß ein unausſprechliches Leiden über ihn gekommen, ward ihm in dieſem Augenblicke klar.

— Der Theodor Savelli, der mit Dir an der Eſch geſtanden, bin ich nicht mehr, nichts mehr davon. Wozu auch Erinnerung? Freu' Dich des Daſeyns, und damit gute Nacht. —

Hubert hielt ihn am Saum seines schwarzen Mantels fest. „Mensch, was verleumdest Du die Erinnerung? Theodor, dort saß Brutus und sprach Recht, indessen der Dolch im Busen stak; von jener Höhe rekete Marc Anton, daß die Steine lebendig wurden, Cäsar's Tod zu rächen. Diese Steine leben alle noch jetzt. Bei den großen Geistern, die längs den Schatten wandeln, beschwöre ich Dich, gedenke jener Stunde bei Novara, gedenke deines Freundes Hubert, und wälze die Last ab, die Dich drückt."

Theodor machte sich, doch nicht unfreundlich, von ihm los. Seine Augen glänzten immer trunkener, und immer schneller sprach er:

— Siehst Du sie auch die grauen Gestalten, wie sie sitzen, vertreten, die Hand ausstrecken? Nun schneller, nun schneller — nun wirbelt's im bunten Tanze. Es ist nicht grau; grau ist keine Farbe, nur die Aschenhülle um den Glanz der ewigen Gluth. Bald schwingt sich's ab im Kreiseln und Drehen. O, es ist lustig, durch die Risse und Spalten im grauen Weltbau durchzuschauen, aber die Wenne drinnen malen keine Worte. Wenn die klingelnden Töne sich winden, verschlingen, wenn die blutrothen Wellen sich stürzend umarmen, wenn die Lichtstrahlen sich kussen, die Düfte kräuseln, die Lüfte sich berühren, ein großer Kuß ist die Welt, und die Lust ohne Ende und Anfang — —

Ein Fieberparoxysmus überkam sichtbar den Italiener, seine feuchte Hand zitterte in der des Freundes.

Hubert beschwor alle Kraft der Rede, den Kranken zu bewegen, daß er ihm folge. Er ward auch ruhiger. Der Deutsche erinnerte ihn an ihre Jugendträume von der Wiederherstellung der alten Republiken; er begeisterte sich selbst, indem er das in feurigen Bildern wiederholte, was er aus dem Munde des Cardinals vernommen. Aber als er kaum den Satz ausgesprochen, daß das Alterthum wieder aufleben könne, wenn wir uns ganz ihm widmeten, unterbrach ihn Theodor mit krampfhafter Heftigkeit:

— Hinweg, Unseliger! Hörst Du sie unten an die Grüfte pochen, siehst Du sie herabsteigen von ihren Fußgestellen, die verstümmelten Götterbilder, siehst Du sie am Kreuzweg schleichen? Zurück, ehe dein Wunsch ihre Leichensteine sprengt! Zurück, denn die alten Götter strecken schon die Arme nach Dir aus. —

Er eilte fort, Hubert ihm nach, um den Wahnsinnigen, sey es auch mit Gewalt, zurück zu bringen. Doch blieb Theodor plötzlich stehen, und wies auf einen fernen Punkt in den Ruinen.

— Hörst Du durch die schwüle Nacht die Cymbeln und Schalmeien locken? Sie rufen mich zum Reigentanz in Cypria's Tempel. Still, und zurück! —

Es lag etwas so furchtbar Gebieterisches in den

Worten und der Stellung des Wahnsinnigen, daß Hubert stehen blieb. Erst als die Gestalt ihm aus dem Gesichte verschwunden, trieb ihn das Gefühl seiner Verschuldung ihr nach. Er irrte die ganze Nacht in der gefährlichsten Gegend umher, ohne den Freund zu finden. Nur schien es ihm oft, als höre er in der Nähe eine unheimlich wilde Musik. Doch mochte die Phantasie ihn täuschen. Am Morgen fand er sich in der Nähe eines schon damals sehr zerstörten Tempels der Venus, von wo er nach Trastevere zurückkehrte.

7.

Man ließ den Deutschen, als er seinen Namen sagte, ohne Meldung in die Gemächer des Cardinals. Es herrschte darin weit mehr Geschmack und Eleganz, als der feierliche Pomp, den man im Hause eines Kirchenfürsten erwarten durfte. Hadrian selbst fand er in einem weiten Marmorsaale in Hemdärmeln sitzend. Seine Augen verfolgten das Spiel der Sonnenstrahlen, welche pyramidenförmig durch die Fensterladen drangen, indessen mehrere Diener den ganzen Saal in einem fort mit Wasser sprengten, welches von den schrägen Marmorfliesen von selbst wieder abfloß.

„Ist es in Deutschland auch so heiß?“ fragte er Hubert, indem er ihm winkte Platz zu nehmen.

Dieser antwortete mit einer Bemerkung, daß nur

Völker, deren Geist gleich feurig sey mit der Sonne, so ihre drückenden Strahlen ertragen könnten, ohne zu erliegen. Hadrian lächelte, indem er auf das Buch blickte, in dem er eben geblättert.

„Doch will man uns hier zwingen, einen Geist als den unsern zu verehren, der gar nichts von den Gluthstrahlen eingesogen, welche den Griechen und Italiener bräunen. Ein eigenhändiges Geschenk Seiner Heiligkeit, den Ihr neulich ja selbst bei Raphael gesehen, ohne, wie es schien, ihn zu erkennen, obgleich Leo doch von nichts als von seinem heiligen Liebling sprach. — Bei allen Heiligen, man treibt mit diesem Plato Abgötterei. Diese Furchtsamen freuen sich, einen Heiden gefunden zu haben, der ihnen Zeugniß über ein Etwas von dem ablegt, was sie der Bibel nachsprechen müssen."

— Eminenz, — unterbrach ihn Hubert, — ist das ein so geringes Etwas der heiligen Ueberlieferungen, daß unsere Seele unsterblich ist? —

„Freund, was nützt uns aber diese Seele, wenn es mit dem Körper aus ist, und sie, nach der Platoniker Lehren, zu der großen Seelenmasse zurückkehrt, wo keine eigene Empfindung bleibt? Und was ist die Seele, wenn sie getrennt wird vom Körper? Das Leben, wo beide zusammen wachsen, blühen und welken, ist das heiligste Sakrament, das wir verehren sollten."

— Und doch, Eminenz, — sagte Hubert, — sollte das keine Trennung Beider seyn, wenn die Seele die weite Wanderung über Jahrhunderte zurück antritt, um die verlorene Vergangenheit wieder zu entdecken? Oder kann auch der Körper ihr dahin folgen? —

Hadrian schwieg eine Weile, die Fliesen vor sich musternd.

„Es ist ein Fehler in Deutschland," heb er darauf an, „daß man alle Sachen zu ernst nimmt. Euere Reuchline und der berühmte Rotterdammer Gelehrte sind Wunder der Belesenheit, doch quälen sie sich, Folianten durch das zu erklären, was dem Italiener der erste Anblick gibt. Warum das Küchengeräth und die ganze Packkammer aufladen, wenn man die Reise in's Alterthum antritt? Es sollte nie ein Heeresmarsch seyn, eine leichte Lustreise vielmehr, eine muntere Wasserfahrt, begleitet von Hoboen und Guitarrentönen, oder man beschwörte einen Zauberer, uns einen Wolkenwagen aus lieblichen Düften und Dämpfen zu erbauen. Die Kunst allein ist der wahre Wegweiser in das innerste Heiligthum der alten Zeit."

Der Cardinal war aufgestanden und längs den Wanden spaziren gegangen, hie und da einen Blick auf die Gemälde werfend. Hubert folgte ihm ehrerbietig zur Seite und hatte das Vergnügen, aus dem Munde des fein gebildeten Mannes geistreiche Erkla-

rungen zu hören. Jeder Standesunterschied zwischen dem römischen Fürsten und dem deutschen Edelmann schien im Verlaufe des lebhaft geführten Gespräches zu verschwinden. Der Audienzsaal enthielt mehr elegante Zeichnungen, Portraits und einige Gemälde, die man in späterer Zeit zu den Genrebildern würde gezählt haben, als Heiligenbilder der damals berühmten Meister. Von hier aus führte ihn Hadrian in die inneren Gemächer, wo Gemälde einer weit lebendigeren Farbengluth von den Wänden leuchteten.

„Es ist noch nichts," sagte der Führer, „das Studium des Nackten ist bei uns noch in der Kindheit; Raphael hätte etwas leisten können, aber er lebte zu sehr seinen überirdischen Entzückungen, und dämpfte durch das Aetherblau, das er mehr von Eurem nordischen als unserm Himmel borgte, die Fleischfarbe. Hier müssen wir Alles von den Venetianern erwarten."

Als Hadrian jetzt sorgfältig eine Thür aufschloß, sagte er leiser: „Jetzt tretet Ihr in die Vorhallen meines Heiligthums. Wischt den Staub von Euren Füßen."

Hubert glaubte nicht anders, als Hadrian werde ihn in einen Saal, ähnlich dem in Savelli's Hause, führen, geschmückt mit venetianischen Gemälden; wie erstaunte er aber, als er nur eine Versammlung von Marmorbildern vorfand, die zum Theil verstümmelt

waren, zum Theil so die Spuren der Zeit und ihrer Aufbewahrung unter Schutt und im Wasser an sich trugen, daß von Schönheit für einen Laien nicht die Rede seyn konnte. Der Cardinal bemerkte dies mit nicht wohl unterdrücktem Befremden.

„Sind dies keine Götter für den Deutschen?"

— Ich vermisse die Farben, den Reiz, den Euer Eminenz selbst noch eben rühmte. —

Ein Lächeln, in der Mitte zwischen Bedauern und leisem Spotte, schwebte auf Hadrian's Lippen.

„Durch gefärbte Gläser erblickt man eine Landschaft in jedem beliebigen Lichte; wie, sollte das innere Auge nicht denselben Dienst leisten können? Seht diesen Jupiter Pluvius an; ihm fehlen Arme und Beine, vom Kopfe ist nur der Bart da, und doch sehe ich ihn das greise Haupt schütteln, den Arm ausstrecken und mit dem Fuße stampfen. Hier diese Najade. Nichts als die Beine, die Waden und Füße hat uns die Barbarei der Zeit gelassen, und doch aus diesen zarten Knöcheln, aus dem wundervoll gerundeten Knie construire ich mir die Schenkel, den Leib, bis das holdeste Wellenkind mir die Arme entgegen streckt, mich in das kühle Bad hinabzuziehen."

Hubert's Blicke schweiften noch immer theilnahmlos im Saale umher.

„Noch immer Farbe?" fragte ihn Hadrian.

— Verzeih't, — entgegnete Hubert, — ich kann staunen, auch mit dem Verstande bewundern, aber hier fliegt meine Phantasie nicht mit. Es mag mir wie mit einem schönen Liede gehen; die Sprache reicht nicht aus, es gehört die Musik dazu. —

„Freilich mit Euren nordischen Consonanten! Unsere Sprache ist Musik. Ist Euch diese Form denn nichts, die wie der Krystall herausschießt aus der ewigen Urform der Natur? Der Gott, die vollendete Gestalt der Menschheit."

— Formen und Götter! Soll denn der Gott nur eine Form seyn! — rief Hubert. — Vergebt, mein Sinn mag hier noch unaufgeweckt seyn; aber wenn ich mir die ewige Götterwelt in diese Torsos, in diese gräßlich verstümmelten Steinklumpen übersetze, kommt es mir wie eine Läsierung vor. —

Der Cardinal sah ihn forschend an, bis die Lippen sich zum feinen Lächeln verzogen, indem er leise sprach:

„Scheint dem Ritter von Stein unser christlicher Glaube durch diese heidnische Götterwelt vielleicht gefährdet? Freilich Nero's Palast mußte dem Vatikan weichen, und die Peterskirche erhebt schon ihre gewaltige Kuppel so hoch, als wollte sie alle Reste des Alterthums verschlingen. Aber sie wird es nicht. Nur für das Auge des Laien, die Geweihten blicken durch Vorhänge, Mauern und Erdschichten; sie sehen das

verschüttete Herculanum, sie sehen den olympischen Zeus und wandeln verhüllt mit in der eleusinischen Nacht! Darum danken wir diesen Kuppeln, Thürmen und Crucifixen; sie sind die wohlthätigen Schranken, daß die unwissende Menge nicht in das innerste Heiligthum mit eindringt."

Plötzlich faßte er Hubert's Hand. Seine Augen funkelten.

„Wollt Ihr Farben sehen, Ritter? Sollen diese Gestalten sich beleben? Aber Euer Sinn ist nur frisch, wie ihn Schnee und Eis frisch erhalten. Euer Blut ist kalt; Ihr könnt nur bewundern, nicht glühen. Haben unsere Römerinnen, die schönsten Gestalten der Welt, Euer träges Blut noch nicht so erwärmt, daß Ihr niederfallen könnt und die Göttin anbeten?"

Hadrian glaubte das Feuer, das er verlangte, in Hubert's Augen glühen zu sehen. Geheimnißvoll schloß er eine Tapetenthür auf und riß den Deutschen in ein Kabinet.

Hier trat aus einer blauen Nische eine Statue der Venus, als entsteige sie dem Meeresschaum. Der carmeisinseidene Vorhang des einzigen Fensters warf ein brennend rothes Licht auf die Gestalt, daß der Marmor, wenn es nicht vielleicht die Nachbildung einer Antike in geringerer Materie war, die glühendste Lebensfarbe gewann. Nachdem er die Thüre zugedrückt,

hielt Hadrian feſt die Hand des Deutſchen, und wies ſtumm auf das Bild, das, wenn ein leiſer Luftzug in den Vorhängen ſpielte, die Farbe wie bei'm Athmen zu wechſeln ſchien. Hadrian's Hand brannte in der des Deutſchen; er hielt den Athem zurück, indeſſen die funkelnden Augen und die aufgeworfenen Lippen im Anblick ſchwelgten. Die Frage, die in ſeinem Blicke lag, erſtarb auf der Zunge, aber für Hubert ward der ſtumme Anblick peinlich. Die Geſtalt dünkte ihm weniger in ätheriſcher Luft zu leben, als in verzehrendem Feuer zu glühen. Er ſprang an's Fenſter und riß ſchnell den Vorhang auf. Das brennende Feuerlicht verſchwand; aber jenſeits der Tiber verſank eben die Sonne hinter den Bergen, und das italieniſche Abendroth warf ſeinen Roſenſchein durch die Scheiben auf das Marmorbild.

„Sie bewegt ſich," rief er erſchrocken, als er, ſich umkehrend, den weißen Stein von Lebensgluth übergoſſen erblickte. Aber in demſelben Augenblicke war Hadrian mit dem Ausruf: „Venus lebt!" auf die Kniee geſunken. Schien es doch auch ihm, als er die Geſtalt von den fein geformten Füßen bis zum reizenden Munde verfolgte, als könne die Göttin ihm entgegen treten. Auch ſeine Kniee wankten, aber ein Blick auf die leeren Augenhöhlen rettete ihn.

8.

Es verrannen Tage, Wochen, das Bild verließ ihn nicht. Schien doch Rom, das neue und das alte, vor dem einen Marmor verschwunden. Wenn er in dem dunkeln Zimmer seiner Herberge saß und auf die Fensterscheiben starrte, wo der Mönch, der vor ihm die Zelle bewohnt, seinen barbarischen Namen eingekritzelt, bildete sich in der vom Wetter bunten Scheibe die Gestalt erst weiß, dann purpurn. Raphael's Madonnen wurden Aphroditen, und wenn er lange vor einem Moses gestanden, wie er die Gesetzestafeln zerschlägt, wurde aus dem zürnenden Propheten Venus, wie sie aus dem Meeresschaum steigt. Er besuchte die Gesellschaften der Großen, aber er schlich wie ein Träumer zwischen den freudeglühenden Gestalten. Man mochte seine Geistesabwesenheit bemerken, denn die Eingeweihteren schienen vor ihm noch Geheimnisse zu haben. Auf den Straßen blieb er nur stehen vor den alten Statuen und entnahm mit Verwunderung aus dem Schatten der Häuser, daß er zuweilen stundenlang einen häßlichen Torso angestaunt, den die Polizei nur versäumt bei Seite zu schaffen. Seine Gewohnheiten hatten sich geändert, es dünkte ihm alles gleichgültig, — hatte er doch fast den Freund vergessen, — und sein Zustand glich dem

dem eines Fieberkranken, wenn ein Fieber ohne Kriſis wochenlang dauern könnte.

Er hatte in den Geſellſchaften auch Viola Gritti geſehen. Sie war beſtändig im Gefolge der Gelehrten und Künſtler; nur in allgemeinen Geſprächen über die Wiſſenſchaft hatte Hubert mit ihr Worte gewechſelt. Daß er heut zu einem Feſte in ihrem Palaſt am Aventinus eingeladen worden, war nichts Auffallendes, da Schriftſteller, Maler, Cardinäle, und wer in Rom in jene feineren Zirkel gehörte, erſchienen. Fehlte ſie doch auch nie bei den Feſten, welche Hadrian in dem Hauſe eines Freundes gab, und Hubert galt als unzertrennlich von dieſem Cardinal, indem das uralte Clientenverhältniß, wenn auch mit lareren Formen, doch mit größerer Ausdehnung, da es den ganzen Weltkreis umfaßte, in Rom wieder eingetreten war.

Der große Palaſt und der terraſſenförmig auf dem aventiniſchen Berge angelegte Garten waren prachtvoll geſchmückt. Hier ſtrahlte blendendes Licht in hundert Farben, während daneben ein geheimnißvolles Dunkel waltete. Die ganze Flora der römiſchen Campagna duftete auf den erleuchteten Plätzen und den Treppen zu den Gemächern hinauf, daß, wenn man die bunten wallenden Masken, jetzt vom Kerzenlicht der Säle, jetzt von den Lampen in der warmen Nachtluft beleuchtet, auf den Stufen hin und her drän-

gen sah, das Ganze den Schein eines Feenpalastes gewann.

Die Nacht wurde zum Tage. Doch der Wechsel der bunten Aufzüge selbst ermüdete, was auch florentinische Künstler ersannen, den Reiz immer neu zu erhalten. Dem Dampf der Feuerwerke entflichend, zog sich Hubert in ein Seitenzemach, wo mehrere Männer, unter ihnen auch Bekannte, die Masken zum Theil abgelegt hatten und ein munteres Gespräch führten. Guitarren klimperten, einige Sänger sangen, die Aussicht durch das offene Fenster über den Aventinus auf die Tiber unten war reizend; Hubert bildete, wie er gewohnt war, den stummen Zuhörer, als er jetzt unter der muntersten Gruppe Theodor Savelli erkannte. Wie ein gleichgültiger Gast, der sich von der langweiligen Gesellschaft abschleicht, um bei'm Glase sich zu erholen, saß der Hausherr unter den Zechern und lachte und zechte mit. Wohl war es nicht mehr die hohe Gestalt, wie da, als er am Abende bei Novara die blutige Rüstung ablegte; die Augenhöhlen waren tief, die Wangen eingefallen, ein todtes Lächeln schwebte um die Lippen; doch war jene geisterhafte Blässe verschwunden, denn der Eifer des Gesprächs und der Cyperwein hatten das magere Gesicht wieder roth gefärbt, und die Augen blitzten. Er sprach viel, horchte auf alles, nickte jedem Witze beifällig zu, forderte die

Gäſte zu Mährchen, Liedern auf, und ſchloß jedesmal mit der Ermahnung, etwas Luſtiges vorzubringen. Selbſt Hubert's Anblick, wie ein gleichgültiger, längſt erwarteter, brachte keine andere Regung hervor, als daß er ihm Platz nehmen, trinken und aufgeräumt ſeyn hieß. Mehrere nannten den Deutſchen ſcherzend einen Träumer, er ſehe zu viel die alten Steinbilder, zu wenig die hübſchen Mädchen an. Savelli ſtampfte mit dem Fuße auf und beorderte ein Lied, indem er eine Verwünſchung auf die alten Bildhauer ausbrachte, die ſo viel Marmor zu den häßlichen Fratzenbildern vergeudet.

„Dann ein Lebehoch," rief ein Anderer, „den germaniſchen Barbaren, die ſie uns zerſchlagen." — „Quod non fecerunt Barbari fecerunt Barberini!"

— Soll doch, — bemerkte Jener, — nach, ich weiß nicht welches Alten Zeugniß, Rom zu einer Zeit mehr Statuen in ſeinen Ringmauern gezählt haben, als Bürger mit Fleiſch und Bein. —

„Und alle lebten! Das wäre fürchterlich!" rief Theodor, und ſein Haar ſchien ſich zu ſträuben, als jetzt ein wild bachantiſches Lied begann. Der Taumel wurde ärger, und doch regte ſich zugleich die Schläfrigkeit. Aber es ſchien, als überkäme Savelli eine innere Wuth, ſo oft er Jemand gähnen ſah. Er ſtampfte ein Glas auf, daß es zerſprang, forderte und nöthigte Wein über Wein, und brach in Zorn, der

bis zur Wuth überging, aus, wenn Einer der Gäste den Tisch verließ. So hatte er auch Hubert zurückgehalten, und setzte jetzt einen wilden Fluch darauf, wer die Nacht schlafen wolle. Aber aus den frechsten Betheurungen leuchtete die innere Angst heraus, und wer ihn aufmerksam betrachten konnte, fühlte sich zum Mitleiden für Den bewegt, dessen wilde Reden allem Mitleid Hohn sprachen. Bald änderte sich sein Ton; er umschlang, als er wieder Mehrere davon schleichen sah, die beiden ihm zunächst Sitzenden, und bat sie dringend, ihn die Nacht nicht zu verlassen, nur diese nicht. Seine Zunge wurde begeistert zum Preis der Nacht, die man wachend zubringe; er lobte die Nüchternheit, indem er trank, die ruhige Besonnenheit, indem er lallte, er sagte Sprüche der tiefsten Weisheit, und faselte dabei. Hubert zog es in's Freie hinaus; schien doch seine Gegenwart den ehemaligen Freund mehr zu ängstigen, als zu seiner Erholung zu dienen.

Viele Gäste schifften auf Gondeln davon, und die Fackeln leuchteten von dem tiefen Flusse herauf. Doch dauerte das Fest, in immer veränderter Gestalt, noch fort. Als Hubert auch die Terrassen hinabsteigen wollte, winkte ihm eine Maske zurück; es war Hadrian.

„Immer träumend," flüsterte er ihm zu: „wollt Ihr nie befriedigt ein römisch Fest verlassen?"

Der Deutsche folgte dem Händedruck des Fürsten;

die Nachtluft war schwül, ein Gewitter mochte heran ziehen. Schien doch alles ein Verlangen danach auszudrücken; die Blumen, der niedergetretene Rasen, die Lorbeerstauden, an welchen die Laternen hingen, streckten die Arme nach dem Regen aus. Persiens Wohlgerüche dufteten ihnen von den Treppen betäubend entgegen; seltsame Lampen leuchteten und schatteten zugleich; die goldgestickte Dienerschaft war verschwunden, dafür kredenzten Nymphen in milesischem Costüm, Rosen und Epheu im Haar, den Chier und Falerner. Nur eine unsichtbare Musik unterbrach mit schwellenden Tönen die geheimnißvolle Stille. Neue Masken traten auf; Bacchantinnen, ein Zug thyrsusschwingender Mänaden rauschte vorüber; jetzt blitzartige Helle, jetzt ein tiefes Dunkel. Eine weiche Hand zog den Deutschen fort. In den fernsten Gängen öffneten sich Vorhänge, und man sah im Zauberlichte Bilder von solchem Farbenglanze, wie sie Pinsel und Firniß eines Malers nie auf Leinwand auftragen. Während der Vorhang aufging und niederrauschte, flüsterte man ihm den Namen der Meister in's Ohr. Jetzt lispelte die weiche Stimme der Führerin: „Ein Titian!“ und die Hand ließ ihn los. Die Gardine rauschte zu beiden Seiten fort; geblendet hielt Hubert das Auge. Ein Meisterwerk, wie es nie geschaffen worden, vor ihm! Venus, Cupido's Mutter, lag auf dem Ruhebette, den Kopf auf den Arm

gestützt, im ruhigen Bewußtseyn ihrer Allmacht. Wie verschwand die üppige, duftende Landschaft hinten gegen diese Formen! Wie bleichten die rothen Lagerkissen gegen die lebendigere Gluth der schönen Laß! Schwellen und Athmen in Luft und Licht, im Laub oben, in den Kissen, in der Musik. Machte der ferne Donner, daß alles bebte? Hubert's Augen saugten das Licht ein, bis er ein anderes Licht traf. Wie kamen diese Kohlenaugen in das Bild? Es waren bekannte Züge, nur Viola konnte dem Venetianer gesessen haben. Schnell wandte sich der Ritter um, das Gesicht noch einmal in den Händen bergend. Er wollte Besinnung sammeln, als zwei weiche Arme ihn rückwärts umschlangen und ein Kuß auf seinen Wangen brannte. Venus war lebendig geworden, und Cupido's Mutter zog ihn nieder auf das Rosenlager unter der duftenden Laube. — Die Nachtvielen wehten süße Duftschauer, die Myrthen zitterten, die Granaten nickten. Der Donner preßte die schwüle Luft. Fern verschwand das graue Germanien, fern Italien, das alte Hesperien war da.

Das Gewitter war heftiger geworden, es schien als rolle der Donner längs dem Aventinus und schüttere an den Grundfesten des Gebäudes. Hubert war aufgesprungen, aber Viola zog ihn, mit erneuter Heftigkeit die Arme um ihn schlingend, zurück.

„Fürchteſt Du Dich vor dem Donner?“ hauchten ihm ihre brennenden Lippen in's Ohr. „Ich laſſe die Pauken wirbeln, daß man ihn nicht hört. Willſt Du die Blitze nicht ſehen? es ſoll hier ſo hell werden, daß die Mittagsſonne ſich dagegen ſchämt.“

Willenlos an ihrer Bruſt ruhend, ſprach er vor ſich, ohne zu wiſſen, was er ſagte: — Es iſt hier ſo einſam! —

„Einſam!“ rief ſie mit Furienblicken, und riß ihn auf. „Wagſt Du die Anderen zu ſehen? So wirf Du, Apollo mit Blut von Schnee und einer Haut von Eis, ab die Hülle der nordiſchen Tugend, wage ein Mann zu ſeyn und folge mir.“

Sie ſprang vom Lager auf, und riß ihn mit ſich fort.

9.

Bei'm grauenden Morgen ſchlichen noch Theilnehmer des Feſtes durch den Garten. Das Gewitter hatte die Luft ſo abgekühlt, daß ſie vor der empfindlichen Kälte die dunkelen Mäntel dicht um Leib und Geſicht ſchlangen. Jeder vermied den Andern. Hubert wollte durch einen Seitenflügel unbemerkt eine Nebenpforte gewinnen, als ihn ein Röcheln auf dem Boden des Gartenſaals erſchreckte. Er riß eine Fenſterlade auf, und der erſte graue Tagesſtrahl fiel auf einen Schläfer am Boden. Theodor lag ungefähr an der-

selben Stelle, wo ihn Hubert gestern verlassen; der ganze Leib war entstellt durch eine krampfhafte Bewegung, die Hände waren geballt, die Zähne gepreßt, die Lippen offen, als habe er einen fürchterlichen Kampf gestritten, ehe er dem Schlafe erlagen. Sein Zustand war offenbar ein leidender, Hubert weckte ihn daher; aber es forderte geraume Zeit, ehe die Besinnung aus der weiten Ferne, wohin sie verirrt, zurückkehrte. Seine Stimme klang hohler und die Aeußerungen waren unverständlicher als je, bis er, Hubert's Hand schwach drückend, sagte:

„Warum hast Du mich gestern verlassen? Es war gräßlich, wie der Schlaf ankam, und ich hoffte ihn doch zu überwinden.“

— Hattest du fürchterliche Träume? —

„Träume!“ fuhr Theodor empor, stier auf den Deutschen blickend, daß dieser bedroth zurück fuhr. „Nennst Du es Träume? Freilich, es ist alles ein Traum —“

Er sprang dabei auf, und barg sein Gesicht an Hubert's Brust, das erste Zeichen wieder erwachter Freundschaft, und doch hätte dieser in dem Augenblicke sich meilenweit entfernt gewünscht. Es regte sich in Theodor's Brust zu Mittheilungen, deren Hubert nie unwürdiger sich fühlte als jetzt. Schnell suchte er Theodor's Gedanken auf einen andern Gegenstand zu richten.

— Alles Träume, Theodor? Auch jener Schwur auf Novara's Gefilden? Umschlangen sich nicht dort Italien und Germanien zu einer neuen Auferstehung? — Welche neue Welt blühte damals vor uns? Sprich, ward Rom wieder so groß, als es gewesen? Kostete es dein, kostete es mein Lebensblut? —

Ein höhnisches Gelächter löste sich lang und kalt aus der tiefsten Brust des Italieners, und er ließ vom Freunde ab, als er sprach:

„In Rom so lange, und weißt noch nicht, daß der tarpejische Felsen an das Capitol stößt? Ist denn dies Geschlecht noch werth, daß ein Mann sein Herzblut dafür versprützt? Sieh auf die Treppen vom Capitol, wie Cola Rienzi mit gebräuntem Gesicht sich herabschleicht, und die Römer zerreißen ihn, weil er sie zwang, wieder Römer zu seyn. Siehst Du in Florenz die Richtstätte, wo die stolzen Republikaner Savanarola, den feurigsten Redner ihrer Schmach, steinigten? Laß diesem Geschlechte seine kleinen und großen Tyrannen, den Stint von der Smerle, die Smerle vom Hecht verschlingen, bis der Hay sie alle verschluckt. Was kümmert es uns, wer den Wallfisch in der großen Komödie spielt, Franziskus in Frankreich oder der mediceische Löwe in der Haut von Lämmerfell? Seine Krallen zerrissen eben den sanften Wolf von Urbino, sie erwürgten das gute Schaf Borgheſe

in Siena, und nun übertüncht Raphael's Pinsel mit weißem Kalk die blutigen Hände. Laß die Mediceer herrschen, sie sind für dies Aftergeschlecht, das keine Scipionen ertrüge; und der große Jan bei Novara, wer sieate da, bei'm Licht beschen, als Leo's zu rechter Zeit geschickte Dukaten, und für sechs Bajocchi den Jan retteten die hochherzigen Schweizer das sieche Italien."

Theodor's Rede war kein Ausbruch des Wahnsinns. Als er so im vollen Morgenlichte, das kalt über die Berge hereinbrach, vor Hubert dastand, leuchtete es in Diesem auf, es war alles krank in dem Freunde. Wie konnte dem Siechen die Welt gesund erscheinen, fehlte doch auch ihm in dem Augenblicke die Kraft zum Widersprechen!

„Siehst Du?" fuhr Theodor fort, „wie die Sonne aufsteigt und sich schämt Rom zu bescheinen! Wir haben ausgelebt, ganz ausgelebt; die Triebe haben sich verzehrt ohne ein Kind zu erzeugen, das die Eltern überlebt. Sie malen, das ist unsere Schöpfung, Bilder für Menschen, schwarz bedrucktes Papier für lebendige Worte! Das neue Rom verliert sich mit seinen bröcklichten Hütten in dem ungeheuren Steinhaufen des ewigen alten."

— Und doch, — sprach Hubert, um nur durch Worte, welche es auch seyen, das bittere Gefühl zu übertäuben, — könnte, sollte uns noch der Anblick die-

ser Ruinen stärken, die Marmorstatuen rufen uns in die Zeit der großen Männer zurück. —

Hier zuckte es fürchterlich über Theodor's Gesicht, der Wahnsinn leuchtete in seinen Augen, als er, heftig dem Deutschen in's Wort fallend, immer schneller und stärker sprach:

„Was wollen die bleichen Gesellen bei uns? Wer gab ihnen ein Recht über tausend Jahre hinaus zu spuken? Den Lebenden gehört die Erde, nicht den Todten. Haben sie Pergamente für sich? haben sie das Wort des Ewigen? Nur der Wahnwitz der Narren ist ihr Schutz. Sprich, sprich, was siehst Du an solchem glatten Marmor, der nicht mit Dir fühlt, nicht mit Dir weint, nicht mit Dir lacht, der nur kalt, fürchterlich kalt in's warme Leben blickt? 'S ist Lästerung gegen die Natur, was in ihren Kreislauf gehört ihr nicht wiedergeben, den Menschen versteinern, den armen Menschen, der sich sehnt im weichen, kühlen Schooß seiner Mutter auszuruhn. — Einen großen Mörser sollten sie nehmen, und den Marc Aurel vom Capitol hineinwerfen und all' die bleichen Steinbilder aus den Straßen, Palästen und Museen, die alten Säulen, die Obelisken — Constantin's Thor, — auch das Colosseum — der Mörser mußte ungeheuer groß seyn — auch die Rotunda hinein — daß sie eine christliche Kirche ist, bedeutet nichts — auch den

St. Johann, Maria Major, auch Vatican und Peterskirche, und die ganze Stadt, und nun mit einer granitnen Keule das kreuchte, morsche Rom zerstampft, gerieben, bis es ein Scherbenberg wird, um Latium zu bedecken, und die ganze Masse versenkt in den Krater des Vesuvs — das wäre doch eine große That, und der Schmerz läge tief und warm."

Erschöpft von der Anstrengung war Theeder an Hubert's Brust gesunken; veraeblich suchte dieser den eigentlichen Grund der Leiden dem Freunde zu entlocken.

„Nicht jetzt," sagte Theeder abwehrend, „Du kennst nicht den Schmerz einer solchen Nacht, wo die Seele vom Leibe getrennt war, wo sie mich fortgezogen in ihr unheimliches Reich —"

Es war Hubert in dem Augenblicke, als müsse er diesen Schmerz doch kennen.

„Du solist Alles erfahren, aber nicht bei'm Morgenlicht," rief der Italiener, und stürzte hinweg.

10.

Auf seinem Ruhebett in der einsamen Zelle lag Hubert den Tag über, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen; das blasse Gesicht netzte zuweilen eine Thräne, die in glücklichern Momenten aus dem heißen Auge quoll. Mathildens Bild, sonst an seiner Brust, hing dicht verhüllt im Winkel an einem Wandnagel.

Waldmann unsichtlich in Kreisen ängstlich das Lager, stand dann stille, und winselte von fern zu seinem Herrn hinüber, bis er sich weit von ihm an der Thüre hinstreckte.

Draußen auf der Gasse gingen zwei deutsche Landsknechte vorüber, singend nach der Gewohnheit dieser Leute. Es war ein Lied vom getreuen Eckard. Der Hund selbst kannte die vaterländischen Töne; Hubert fuhr auf, und strich das Haar aus der Stirn. Aber die Knechte zogen weiter und der Gesang verhallte.

Nach einer langen tiefen Stille öffnete sich leise die Thüre; ein feiner Mann in einem hohen spanischen Mantel trat ein, und ehe Hubert aus seiner Betäubung erwachen konnte, saß Hadrian di Corneto lächelnd neben ihm.

„Kein Geräusch und keine Umstände, verehrter Ritter! Ich hatte in Eurer Nähe einen kleinen Abendgang, wo die Eminenz nicht mitgehen darf, wo aber Ihr, wenn es Euch gefällig, mich einmal begleiten sollt. Da hörte ich von Eurem Unwohlseyn. Ihr müßt Euch erst gewöhnen lernen an unsere römischen Nächte."

— Ihr seyd ein Arzt, ein Arzt der Seele, — sagte Hubert. — Ich war sehr krank, denn ich träumte, ein böses Wesen, wie in den persischen Mährchen der

Geist der Finsterniß, sey auf mich zugetreten und habe mit einem scharfen Schwerte mich in zwei Hälften gespalten; die eine blieb in Deutschland, die andere an der Tiber; dann schnitt er noch einmal, und Seele und Leib fuhren auseinander, und wie ich auch rief, beide zogen immer weiter und weiter, und mit einer satanisch ernsten Miene wiederholte der Zauberer das Experiment so oft, daß jedesmal, wenn ich die Augen aufschlug, es mir alle Anstrengung kostete, mich zu überzeugen, daß ich noch ganz ich selbst sey. Sprecht, giebt es denn eine feindliche Macht außer uns, welche Kräfte, die zusammen gehören, so trennen kann, welche den Körper fortreißt von der Seele und die Seele vom Körper, wenn Beide doch nicht wollen? —

„Wenn Beide doch nicht wollen!“ wiederholte für sich der Cardinal ernster als gewöhnlich. „Es kommt darauf an; wenn wir das große Uhrwerk des Universums betrachten, wo Rad in Rad greift, um dies seltsame perpetuum mobile hervorzubringen, müssen wir doch gestehen, daß unsere Kenntniß dieser unabänderlichen Gesetze nur gering ist. Warum sollte es keine tiefer blickende Wesen, keine Zauberer geben, die, über Ort und Raum erhaben, in die Ferne blicken und Boten und Diener unserer Wünsche werden? Wie sie sich selbst hinauszaubern aus den gewöhnlichen Schranken der Erkenntniß, warum soll ihnen nicht gleiche

Macht über Andere verliehen seyn? Ich kann, wenn ich an einen Freund denke, mir ihn so lebendig vorstellen, als sähe ich ihn im Spiegel; ihn auch einem andern zeigen, wäre nur der zweite Schritt. Kluge Männer hat es von je gegeben, ob sie Päpste waren, oder als Zauberer verschrieen wurden, einen Sylvester und einen Pietro von Abano."

— Und Ihr glaubt an Träume? —

„Die Sterne sind ewig! Doch, gebt, junger Freund, diesen Grillen nicht nach, nicht in Rom ihnen nach. Rom ist da, um Vergangenheit und Zukunft in die Gegenwart zu versenken. Es blüht ewig, wie Ihr selbst saatet. In ihren holdesten Gestalten beschwören wir jene Bilder heran, wir schaffen uns unsere Götter und Göttinnen, und in *ihrem* Auge lesen wir die Zukunft; Raphael schuf seine Galathee, jener liebt die Minerva, dieser bildet seine Geliebte zur Diana; wer eine Juno haben will, die Römerinnen sind die köstlichsten Modelle, und Venus —"

In dem Augenblicke schlug Waldmann an, man hörte feste Tritte die steinerne Treppe herauf, der Cardinal sprang auf, barg den Kopf in den Mantel und drückte, hastig Abschied nehmend, des Ritters Hand.

„Zu einer Venus und Juno in höchster Vollkommenheit und doch einer Römerin, die spröde seyn will, bringe ich Euch nächstens —"

Der Gehende und Kommende mußten sich auf der Treppe begegnet haben. Theodor Savelli trat wenig Momente darauf ohne Ceremonie über die Schwelle. Dem andern finster nachschauend, sagte er:

„Der Cardinal von Chrysogono! Was wollte er bei Dir? warb er Dich auch schon für seine Legionen? Mich täuscht er in keiner Hülle mehr.“

Der Wahnsinn, der in jeder Rede Savelli's sich kund gab, erschien heut nur in trockenen abgebrochenen Reden. Es drängte ihn zu der versprochenen Mittheilung, und die Hast, mit welcher er über Eingang und Begrüßungsformeln wegeilte, deutete auf die Furcht, seine Erzählung zu vergessen oder gestört zu werden.

„Hinunter in den Garten!“ rief er, und zog den Freund in die weiten Gänge des bis an die Tiber sich erstreckenden Gartens. Der Abendwind rauschte in den Pinien; und während die Schatten der Bäume zu ihren Füßen wuchsen, noch geisterhafter hin- und hergewebt als die Kronen über ihnen, schien auch Theodor's Muth zu wachsen. Er schritt weiter aus, sein Auge leuchtete, es war, als nicke er vertraut den rauschenden Wipfeln zu, und dann hub er an:

„Ja, es lebt hier ein Geisterreich im alten Rom; Sirenentöne locken uns den Schleier zu heben, — aber hebe ihn nicht, denn wer einmal die Unsichtbaren gesehen, den haben sie schon umstrickt mit ihren Netzen.

Wir

Wir badeten uns Beide, mein Hubert, im Morgenroth der Phantasie, und doch sollte der Mann nie in Träumen sich baden. Du warst schon über die Alpen, als ich, gefangen, den Triumphzug des großen venetianischen Feldherrn d'Alveano schmückte. Ich genoß einer ritterlichen Haft in der Feenstadt, der Tochter und Königin eines Meeres. Welche Wunder zeugt dort Kunst und Gelehrsamkeit! Andere Geister als in Rom grüßen uns vom Rialto, vom St. Markus herab, und Nebelbilder tauchen aus den Lagunen und berücken den Sinn. Aber das größte dieser Wunder sind die Frauen. Wie glüht dort Alles, wie zittert und bebt die Luft! Welche süß schmelzenden Lieder haucht uns das Meer zu! Vergessenheit singen die venetianischen Sirenen, und ich hätte Jahre lang in dieser Gefangenschaft schmachten mögen. Aber was war alle Lust Venedig's gegen Gritti's Tochter, wie sie, aus Paris mit dem Vater zurückgekehrt, zum erstenmal in den Saal rauschte? Die zartesten wurden Larven gegen sie; in die Kniee hätte ich sinken mögen, so hatte ihr erster Blick mein Lebensmark entzündet. Besitzen mußte ich sie; der eben geschlossene Friede baute eine Brücke, und Viola, voll Verlangen in Rom zu glänzen, kam mir entgegen und bot mir die Hand. — Am Morgen des feierlichen Hochzeitstages, halb Rom war dazu geladen, dacht' ich an Dich, Hubert, an un-

sern Schwur; mir war unendlich bang; so elend, so erbärmlich kam ich mir vor der Braut vor, die schon wie eine Königin waltete. Aber sie war schöner als je, ich brannte den gaarenden Tag zu tödten, und Becher, Pauken und Cymbeln verscheuchten die Banalität. Ehe die Sonne unterging, zeigten mehrere edle römische Jünglinge ihre Geschicklichkeit im Ballschlagen. Viola forderte mich auf, mich unter sie zu mischen; aber kein Wurf gelang wie sonst, und Viola sah zu und lachte. „Dich hindert Dein Brautring," flüsterte Einer mir zu, und im Aerger zog ich ihn ab, und steckte ihn einer Statue, die mir zunächst stand, an den Finger. Aber als ich ihn wieder anlegen wollte, war der steinerne Finger gekrümmt; keine Kraft konnte ihn zurückbiegen, und der Ring saß fest an der Hand einer steinernen Venus. Ich weinte vor Angst und Wuth in der Abenddämmerung. Ich zog den Degen und hieb dem Marmorbilde die Finger ab; noch hörte ich den Klang des Ringes, als er niederfiel, aber bis in später Nacht, wo die Gäste gingen, suchte ich vergebens. So schlich ich hinauf und kniete vor dem schönsten Wesen, das je die Natur gebildet, mehr wie ein Bettler als wie ihr Herr und Gebieter. Ihre Blicke und Küsse brannten, aber eine unsichtbare Hand fuhr über meine Augen; kraftlos sank ich nieder, und als ich Morgens den entsetzlichen Schlaf von mir

ſchüttelte, rief Viola ſich erhebend mir höhniſch zu, ich ſolle nicht wieder in ihre Kammer treten, bis ich meinen Brautring gefunden. Und ſie hatte Recht mich fortzuſtoßen, denn ich war ja nicht ihr, ich war der Venus verlobt! Wie ich die Augen geſchloſſen, war mir das Marmorbild mit dem Ring entgegengetreten, es hatte mit den kalten Armen mich umfangen und fern in ihr Reich getragen. Den Kies von Rom habe ich mit den Nägeln aufgewühlt, den Ring nicht gefunden; ich habe das Steinbild zerſchlagen, aber je ärger es bei Tage verſtümmelt, um ſo gräßlicher tritt es mir Nachts entgegen. Es iſt fürchterlich, wer ſchlafen muß, wenn das Geſchöpf aus Staub willenlos daliegt und die Unheimlichen kommen und die Seele ablöſen von dem ſtarren Körper; und nun ringelt und löſ't es ſich überall. Es ſchwirrt im Reigentanz, der nächtliche Zugwind fegt über die herbſtlichen Kreuzwege, die bleichen Alabaſter-Geſtalten regen ſich und ſteigen von ihren Fußgeſtellen; es wird alles lebendig, was todt ſchien. O es iſt helle Luſt in dem Gluthmeer, und wie ſtrecken die Arme verlangend aus nach mehr und mehr Freunden, daß die Einſamkeit verſchwinde. Und dann iſt Hochzeit. Hubert, ich bin mit der Venus verlobt, und mein Brautring, der iſt verloren in Ewigkeit."

Aber Theodor hatte mehr vor dem Schatten der

Bäume gesprochen, als vor den Ohren des Freundes, denn dessen Augen folgten einer andern Erscheinung. In einem nahe liegenden Pavillon, der nach dem Wasser hinausging, war es hell geworden. Die Treppe nach der Tiber hinunter kam ein Mann in Begleitung einer alten Frau. Jener schien erzürnt, während diese mit Geberden und Worten etwas zu entschuldigen suchte. Als Beide nach einem erleuchteten großen Fenster vom Kahne aus, den der Mann eben bestiegen, hinaufblickten, erkannte er den Cardinal. Aber Gondel, Cardinal und Freund und Garten und die ganze Welt verschwanden Hubert in dem Einen Anblick eines jungen Mädchens, das in dem hellen, von Weinlaub umrankten Fenster dem Davoneilenden ruhig nachsah. Hoheit, Jugend und Anmuth in dem schön oval geformten Gesichte, in der edlen Gestalt, die Gluth des Südens in den großen dunklen Augen, die von einem vorübergehenden Zürnen lebendig waren. Ihr Busen hob sich langsam, doch stark wie das Meer nach einem Sturme; die Bewegung der schön gerundeten Arme, das Lächeln um die etwas aufgeworfenen Lippen, alles verkündete, welche Aufnahme der Davoneilende bei der Römerin gefunden. Verglich man die Betheurungen der Alten am Kahne und den ruhig sichern Blick, mit welchem die Schöne den dunklen Gestalten unten nachschaute, so

konnte man wiſſen, daß der Cardinal hier nie etwas anders zu holen hatte als einen Korb.

Aber Hubert rief: „Ja, ſie iſt es!“ und ſtürzte mit einem unheimlichen Freudengeſchrei durch die dichten Jasminhecken. Theodor, der eine Hand ausgeſtreckt, ihn zurück zu halten, lachte jetzt fürchterlich in der einſamen Nacht auf, und rief ihm nach: „Hörſt Du auch die Schalmeien der Cyprerin? Ich habe Dich gewarnt vor Paphos. Klage mich nicht an, gewarnt hab' ich Dich gegen tauſend Schlangenſtimmen in mir. Aber nun jauchze ich, wenn Du an meiner Seite tanzen wirſt, ein Herz unter Larven. Und bei'm troſtloſen Erwachen ſind Zwei einander doch Troſt!“

Er hatte den ſchwarzen Mantel um den Leib geſchlungen, der Federhut war zu Boden gefallen; ſo ſtand er eine Weile da, und wenn der feuchte Abendwind von der Tiber her die Locken aus dem bleichen Geſichte fortſtrich und der ſchwache Mondenſtrahl in die tiefen Augen leuchtete, glich er dem gefallenen Engel, der nachdenkt, wie ihm auf ewig die Thore des Himmels verſchloſſen ſind.

11.

Die Sonne lachte wie damals, als Hubert zuerſt durch die heißen Straßen ritt, auf das alte und das

neue Rom; aber Winter und Sommer hatten in der Campagna gewechselt, und zweimal hatten die Herbstströme von den Apenninen das Bett der Tiber angeschwellt. Da stand eine neugierige Menge unfern der Piazza del Popolo um einen lombardischen Improvisator, Leute aus allen Nationen, wie sie der damalige Kriegszustand des südlichen Europa's in Rom zusammenbrachte, Spanier, Schweizer, Franzosen, Griechen, Ungarn, selbst Kriegsmänner aus den fernen nordischen Reichen, aber vor Allen deutsche Landsknechte. Vor solcher gemischten Versammlung, wiewol die Mehrzahl noch immer Italiener, glaubte wol der Deklamator, daß keine süße Legende, keine schmelzende Liebesklage dieses Klima's die Aufmerksamkeit genug reize. Er erzählte deshalb nordisch phantastische Sagen von den deutschen Bergen, auf denen oben Schnee liegt und in deren Mitten der böse Feind sein Spiel treibt. Als er fand, daß sein Hut sich, durch die Erzählung von dem Kyffhäuser und dem seiner Ketzereien wegen darin bis zum jüngsten Gerichte eingeschlossenen Kaiser Rothbart gut mit Bajocchis gefüllt, hub er von neuem an:

„Da ist noch ein Berg, der mitten im deutschen Reiche liegt, von dem sich weit merkwürdigere Dinge erzählen lassen, wo aber die Bajocchis nicht ausreichen, um alle die Wunder zu berichten, wenn die Herren

Deutſchen und Spanier nicht nach einem Paolo in die Taſche greifen wollten."

Da man ihm beifällig zunickte, die Spanier den Knebelbart mit ſtolzer Miene ſtrichen, dabei an die volle Taſche klopfend, hub der Improviſator vor dem ſich enger ſchließenden Kreiſe an:

„Dieſer Berg heißt der Venusberg, und Weinberge liegen rund umher, und der Rhein ſtrömt an ihm vorbei, und anmuthige Laubengänge und Wege führen hinan, und was das merkwürdigſte iſt, ſo ſchallt immerfort eine Muſik daraus hervor, daß die jungen Leute angelockt werden, wenn nicht ein alter Mann davor ſäße und ſie warnte, welcher von den Deutſchen in ihrer Sprache „der getreue Eckard" genannt wird, einen langen weißen Bart hat, und ehemals Markgraf geweſen. Die Hiſtoria von dieſem getreuen Eckard iſt ſehr wahrhaftig, aber viel zu ſchwer, um ſie für einen Paolo mit in den Kauf zu geben. Kurzum, er ſitzt jetzt davor und warnt Jedermann, daß er ſich nicht verlocken laſſe und in den Berg hineingehe, wie mir das die Herren Deutſchen werden bezeugen können." Mehrere nickten mit dem Kopf, und ein Graukopf ſagte: „Ei bei uns zieht er auch dem wilden Heere voraus, wenn es des Nachts über die Kreuzwege fährt, und warnt die Leute, daß ſie ihm aus dem Wege gehen."

— Das iſt bei uns in Rom nicht der Fall — ſagte der Improviſator. — Wenn die Frau Venus in den ſtürmiſchen Nächten ihren Umzug hält, fegt und ſauſt es vorüber, daß kein Menſch mit Fleiſch und Bein den Anblick aushält, ſondern gleich hineingezogen wird, wo er dann mittanzen muß, bis er halbtodt am hellen Morgen daliegt. In Italien gibt es keinen getreuen Eckard, wie mir das von manchen Gelehrten verſichert worden und auch der Prieſter Palumbus daſſelbe geſagt haben ſoll. —

Mehrere Zuhörer verriethen durch ein ängſtliches Schweigen ihren bangen Glauben, während die Mehrzahl ungeſtüm auf die Fortſetzung des Mährchens vom Venusberge drang. Der alte deutſche Kriegsmann meinte noch, dieſer Venusberg liege eigentlich nicht in Deutſchland, der Deklamator unterbrach aber fortfahrend jede weitere Erörterung, indem er die Ungeduld umher bemerkte:

— Mag nun dieſer Venusberg in Italia, Hiſpania oder Grăcia gelegen ſeyn, ſo iſt doch ſo viel aus den Hiſtorien ganz gewiß, daß ein deutſcher Ritter, Namens Thanhäuſer, ſich da hinein verlocken laſſen. Selbiger iſt zugleich aber der einzige geweſen, der jemals wieder durch beſondere Gnade herausgekommen, woher man denn gewiß weiß, wie es drinnen zugeht. Das iſt aber ſo erſchrecklich zu hören, daß ich es lie-

ber nicht sage. Denn es wimmelt darinnen von Männern und Frauen, und Jeder findet seine Bekannten, und die man am züchtigsten im Leben hielt, sind dort die wildesten. Und die Menschen müssen immer tanzen, worüber ihnen alle Sinne vergehen. Gewaltige Helden werden schwache Kinder, die mit scharfem Verstande stumpf und dumm, und Alle zu nichts mehr fähig im Denken und Handeln, denn beständig schwirrt ihnen die Walzermusik im Ohre, das Tageslicht blendet sie, da sie an den höllischen Lampenschein gewöhnt sind, und bei den heiligsten Dingen singen sie sich eine leichtfertige Weise. Wie aber der Thanhäuser den Ausgang durch eine Felsspalte gefunden, so haben Vater und Bruder ihn nicht wieder erkannt und Jedermann hat sich vor ihm entsetzt. Kein Priester hat ihn lossprechen und sein eigen Weib ihn nicht wieder sehen wollen, bis er vor dem Papste gebeichtet, wie denn daraus hervorgeht, daß die Deutschen damals noch sehr rechtgläubig gewesen. So ist denn der Thanhäuser barfuß nach Rom gepilgert, hat sich zu Papst Urbanus Füßen niedergeworfen, den Staub seiner Sohlen geküßt und ihm alles gebeichtet, wie es drinnen im Berge zugeht und womit er seine Seele belastet. Darauf hat Urbanus dreimal den Kopf geschüttelt und eine Gerte geschwungen und gerufen — doch erst werde ich mir von den Herren Soldaten den Paclo erbitten und

dann mit frischer Stimme erzählen, was der heilige Vater gesagt. —

Er wollte zur großen Unzufriedenheit der neugierigen Menge den bedungenen Lohn einsammeln, als ein Mann im Federhute, der einen aufmerksamen Zuhörer abgegeben, zwei Batzen in den Hut warf, indem er mit dringender Stimme rief:

„Was sagte der heilige Vater zum Thanhäuser?“

Sich tief gegen den freigebigen Ritter verneigend, hub der Improvisator wieder an, indem seine erhobene Stimme die des Papstes vorstellen sollte: — Wer sich da einmal verlocken lassen in den Venusberg, dessen Seele ist in alle Ewigkeit verloren, denn er ist abgefallen von Gott Vater, Sohn und heiligem Geist, und hat die Götzen des Heidenthums angebetet. Seine Nähe ist verpestend, sein Kuß ist todtbringend, darum hebe dich weg, denn für deine Seele ist kein Heil im Himmel und auf Erden! — So hat Papst Urbanus gesprochen und der Thanhäuser ist heulend auf und davon gefloken. —

Nur Wenige hatten gesehen, daß der Ritter bei den mit aller italienischen Heftigkeit herausgestoßenen Worten blaß wurde und sich schnell entfernte. Einer flüsterte dem Andern bedenklich zu, es sey auch ein Deutscher; der alte Landsknecht aber, welcher eine

Stufe höher als die Uebrigen ſieben mochte, wandte ſich ſehr grimmig gegen den Improviſator:

„Und wenn das Eure ganze Geſchichte iſt, ſo lügt Ihr, ſo wahr ich ſelbſt Eckard heiße. Aus der Geſchichte vom Thanhäuſer hat ſich vielmehr ergeben, wie der Papſt nicht gewußt hat, daß von dem barmherzigen Gott Alles vergeben werden kann. Denn Pabſt Urbanus hat, wie die wahrhaftigen Hiſtorien lehren, zu dem Thanhäuſer geſprochen: „Eben ſo wenig als dieſe Gerte noch einmal ausſchlägt, kann Dir vergeben werden," worauf der Thanhäuſer heulend fortgelaufen, denn es war eine alte Gerte, ſo vor fünfzig Jahren von einer Haſelſtaude abgeſchnitten. Aber als der Papſt am andern Morgen erwachte, hat er die Gerte voll grüner Knospen gefunden und nun erſchrocken Boten in alle Welt ausgeſchickt. Aber der Thanhäuſer iſt nicht mehr zu finden geweſen, denn er iſt wieder zurückgegangen in den Venusberg durch Urbanus Schuld, woraus der Welt klar geworden, daß Gottes Gnade allmächtiger iſt als das Wort des Papſtes, um den eine arme Seele in Ewigkeit verkommen mußte."

Trotz des Eindrucks dieſer in gebrochenem Italieniſch vorgetragenen Rede, wurde ſie doch keineswegs geduldig angehört. — Das iſt deutſche Ketzerei! — rief der Deklamator, um die Kritik ſeines Vortrages mit

einem schlagenden Einwurf abzuweisen. — Wer in den Venusberg gegangen, ist ebenso in alle Ewigkeit verloren, wie wer dem sächsischen Augustinermönch zugehört. — Ein Schweizer rief, auf seine Hellebarde gestützt, etwas höhnisch, es sollten auch viele Prälaten, Bischöfe und mehr als ein Papst im Berge tanzen. Die Mehrzahl brach hierüber in ein boshaftes Gelächter aus. Als ein Anderer hinzufügte, sie hätten ihm in Deutschland gesagt, es wären nur Italiener drin und von wegen der Landsmannschaft allein sey der Thanhäuser hinausgelaufen, schien es zu einem Tumult zu kommen, wenn nicht die gesetzteren Spanier durch ihr Ansehen dies verhütet hätten. Viele wollten jetzt Erklärung haben, was die Umzüge der Venus bedeuteten, wer der Priester Palumbus sey und andere Umstände in der Erzählung, welche Deutschen oder Italienern unbekannt waren, als eine fremdartige Erscheinung Aller Aufmerksamkeit anzog.

Durch die Porta del Popolo kam eine vornehme Dame geritten, welche, obgleich ihr Aufzug und Benehmen andeutete, daß sie eine Bewohnerin der Stadt sey, doch unmöglich eine Römerin seyn konnte. Ein Gefolge von vier berittenen Knechten, einem Pagen und einem Graukopf, der eine Art Stallmeister seyn mochte, und Kleidung und Ausrüstung, weniger prächtig als mit Geschmack gewählt, zeugten vom Stande

der Reiterin. Sie ſelbſt, eine hohe, edle Geſtalt, ſaß nach Frauenart auf einem ſchönen Zelter, und das himmelfarbene, leicht mit Silber verbrämte Kleid floß züchtig über die Füße hinab. Wie auch ernſte Gedanken ſie ganz beſchäftigen mochten, regierte ſie doch mit ungemeiner Leichtigkeit und Feſtigkeit das Pferd, welches bei'm Anblick des tumultuariſchen Volkes ſcheute. Wie ihr großes blaues Auge die bunte Menge muſterte, ſchien ſich die Ruhe, die aus dem ſchönen, edlen Geſichte ſtrahlte, der rohen Maſſe mitzutheilen. Die Nächſtſtehenden zogen die ſchmuzigen Mützen, ohne zu wiſſen warum; die Entfernteren gafften ihr nach, wie etwas Ueberirdiſchem, und Alle verharrten in dem tiefſten Schweigen. Was aber den ſeltſamſten Eindruck machte, war, daß einige Landsknechte, als ſie an ihnen vorüberritt, ihr durch Frontmachen und feſtes Aufſtampfen mit der Pike eine Art militäriſcher Ehre erwieſen. Sie dankte mit anmuthiger Freundlichkeit, und doch als ob ſie an ſolche Achtungsbezeugungen wol gewohnt ſey.

Während ſie noch in der Nähe weilte, ſchien es als wären Aller Zungen gelähmt; bald aber wurde es wieder laut und die Reiterin der Gegenſtand aller Geſpräche, ſo daß der Deklamator ſeine Hoffnung, einen Kreis zu einem neuen Vortrage hier zu bilden, aufgab. Ein furchtſamer Neapolitaner fragte: „Iſt

dies Venus?" Viele verfotteten ihn: — Die würde bei Tage und mit so eiskaltem Gesichte durch die Straßen reiten! — „Eiskalt!" riefen Andere, und schüttelten den Kopf; es leuchte auch aus den großen blauen Augen und spreche auch aus den schön geformten Lippen, wenn gleich anders, als man es hier zu Lande gewohnt sey. Frau Venus könne es aber nicht seyn, denn die erschiene niemals so betrübt. „Es soll eine deutsche Gräfin seyn, die ihren Mann sucht, der ihr in Rom verloren gegangen; man sieht sie viel seit ein Paar Wochen umherreiten," sagte ein Herzutretender.

—Dann müssen es ja die Deutschen wissen, — riefen viele auf einmal und wandten sich an zwei Landsknechte, welche bereits lächelnd den Knebelbart gestrichen hatten, und die Neugierigen noch eine geraume Zeit warten ließen, ehe der Eine, Jonas, mit stolzer Selbstgefälligkeit sprach:

„Weder vor einer Venus, noch vor sonst Jemand aus den vertrackten alten Steingötzen hätte ich die Pike angezogen, wenn's nicht eine Gräfin Truchses von Waldburg wäre."

— Unter deren Vater mancher wackere Landsknecht oft genug im Feuer gestanden, — sagte der Andere. — Und da die Tochter manchmal hinter dem Alten herritt, ist denn etwas von Respect sitzen geblieben. —

„Als wir 'mal unversehens überfallen wurden,"

rief Jonas, „wich ſie nicht von des Vaters Seite, und ſie blinzte nicht mal mit den Augen bei den erſten Schüſſen.“

— Später ſoll ſie ſich verheirathet haben, — ſagte der Erſtere, — mit 'nem Ritter am Main. Sie ſind aber Beide gelehrt geweſen, und wer viel Bücher lieſt, dem geht am Ende die muthigſte Heldenſeele aus. —

„Was aber will ſie hier?“ fragten jetzt Mehrere, und beide Landsknechte erwiederten, darüber könne Niemand beſſer Zeugniß ablegen, als der Peter Eckard, der unter dem Grafen Truchſes manchen Peſten commandirt und auch hier mit der Gräfin zuſammen geſehen werden. Aber als man ſich nach Eckard umſah, war der alte Landsknecht fort. Einige hatten ihn der Reiterin folgen geſehen, doch auch dieſe war aus dem Geſicht verſchwunden.

12.

Als Peter Eckard zu der deutſchen Dame trat, ehrerbietig den Hut in der Hand und den greiſen Kopf gebeugt, ſtrahlte nicht mehr jene Hoheit aus ihren Augen, welche vorhin den Pöbel zu ehrfurchtsvollem Schweigen gebracht. Es perlten Thränen daraus, und wie erſchöpft ruhte ſie auf einem Lager, den Kopf auf die Hand geſtützt. Doch winkte ſie freundlich dem al-

ten Landsknecht zu, und er faßte so viel Muth, mit theilnehmendem Blicke die Dame zu fragen, was sie bei dem Priester Palumbus ausgerichtet? Seine eigenen Nachforschungen, setzte er hinzu, hätten keinen glücklichern Erfolg gehabt, als zuvor. Es gehe wol das Gerücht von einem vornehmen deutschen Ritter, der verkappt in Rom lebe; die Nachrichten wären aber dunkel und verworren, und je mehr man einer Spur folge, um so weiter verirre man sich in der Verwechselung der Personen. Was die Dame selbst schon zu wissen schien, bestätigte er durch seine bei den Dienerschaften eingezogene Auskunft. Man erinnere sich in vielen großen Häusern, den Ritter von Stein unter dem Namen des deutschen Träumers gesehen zu haben, fast seit Jahresfrist sey er aber fortgeblieben. Der Cardinal von St. Chrysogono scheine mehr zu wissen als er sagen wolle, weshalb Manche behaupteten, der Ritter stehe in geheimen Diensten desselben, was indessen wieder Andere bestritten. Seine kleine Wohnung in Trastevere habe er beinahe schon zwei Jahre verlassen. Der Ritter Theodor Savelli sey in immer tiefern Wahnsinn verfallen, daß in den seltenen Fällen, wo ihn Jemand zu Gesicht bekomme, es unmöglich wäre aus seinem Munde etwas zu erfahren, und dessen Gattin Viola Gritti —

„Nichts von ihr!“ — rief die Deutsche, und ein

Affect

Affect zwiſchen Scham und Zorn röthete die bleiche Wange, — „ihr will ich nichts zu danken haben.“

— Alſo bleiben nur der Prieſter Palumbus — — ſagte Eckard zögernd. Mathilde ſchauderte zuſammen, indem ſie mehr für ſich als zu dem Krieger ſprach:

„Daß eine Deutſche, eine Truchſes von Waldburg, den finſtern Gaukler, den Mann, der das Chriſtenthum durch den fürchterlichſten heidniſchen Aberglauben entweiht, zu Rath ziehen mußte, um ihren Gatten zu ſuchen!“

— Doch, gnädigſte Frau, er gilt viel in Rom; er ſoll eben durch ſeine Kenntniß des Heidenthums hinter uns in die Zukunft blicken können. Und wenn ihn auch das Volk einen Zauberer ſchilt, ſchleichen doch Biſchöfe und Cardinäle zu ihm, und ſollen dort Geſichter ſehen, die ihnen das Fernſte nahe bringen, wie nun grade die Conſtellation iſt. Deshalb wird er auch heimlich geſchätzt. Aber mit leeren Händen muß man nicht kommen. —

„Ich ſah Hubert,“ rief Mathilde auffahrend. „Und doch, es war Täuſchung, meine Einbildungskraft, nicht der mönchiſche Gaukler, zauberte ihn hin. Er war in engen Banden, ein Schattenbild gegen ſonſt; er ſtieß mich zurück, eine ſterbende Römerin hielt er umfaßt. Nein, Phantaſie kann das nimmer ſeyn.“

— Und gab der Prieſter keine Verheißung? —

Mathilde zwang ſich zum Lächeln.

Bayerische Staatsbibliothek

„In räthselhaften Worten, guter Eckard, wie jeder Gaukler dieser Art. Von Geduld, Ausdauer, Heldenmuth sprach er, der die höllischen Bande zu glückseliger Stunde sprengen könne."

Sie versuchte zu scherzen, aber aus dem Spott über die Verheißung leuchtete die Hoffnung heraus. „Brauchte es doch darum keiner Prophezeihung, daß ich Geduld und Muth gewinne, ihn zu suchen! Und wäre seine schöne, offene Stirn so von höllischem Blendwerk umgaukelt, daß er mich zurückstoßen könnte; habe ich ihn einmal gefunden, so weiß ich den höhern Zauber, dem endlich aller Spuk weichen muß."

Der alte Stallmeister, den sie hereinrufen lassen, erhielt jetzt Befehl, ihre Sachen in die kleine Herberge von Trastevere zu bringen. Da die öffentlichen Nachforschungen fruchtlos ausgefallen waren, wollte sie, alles Aufsehn vermeidend, sich zurückziehen, um, mit Hülfe der Zeit und Gelegenheit, vom Verborgenen aus ihre Nachforschungen fortzusetzen. Sie glaubte hiezu keinen bessern Ort erwählen zu können, als die entlegene einst von ihrem Gatten bewohnte Zelle. Noch an demselben Nachmittage saß sie am Fenster in der dunkeln Gasse und sah verwundert auf die in die Scheiben gekritzelten Züge, als plötzlich etwas an der Thür kratzte. Die nicht fest eingeklinkte gab nach, ein Hund drang herein, und als er Mathilden von Stein erblickte, win-

ſelte er um ihre Füße, ſprang in die Höhe und überließ ſich allen Ausbruchen thieriſcher Freude bei'm Wiedererkennen. Das Halsband war jedoch nöthig, daß auch Mathilde den Hund wieder erkannte, denn Waldmann war alt und mager geworden und ſein ſtruppiges Haar zeigte nichts von der Sorgfalt, mit welcher das Lieblingsthier ſeines Herrn am Neckar gehalten wurde.

„Er kennt mich wieder, aber ſein Herr hat mich vergeſſen," rief ſie zu Eckard. „Doch ſey es ein guter Bote von Hubert's Leben."

Eckard erwiederte: — Und der Spur eines ſolchen Thieres vom Speſſart trau' ich mehr als der feinſten Naſe des Italieners, wenn es heißt, einen Menſchen oder ein Wild aufſtöbern. Laßt uns nur, gnädigſte Frau, warten, bis die Ungeduld das Thier wieder forttreibt, ſo wette ich, noch heute Abend dem Ritter auf die Spur zu kommen. —

13.

An demſelben mit Wein umrankten Fenſter, wo der Ritter einſt das ſchöne römiſche Mädchen erblickt, ſaß Hubert dieſen Abend. Der höchſte Wunſch, den an jenem Tage Blick und Lippen ausſprachen, ſchien erfüllt; denn Fauſtina, jugendlich und ſchön wie damals, nur daß ihr Auge von Seligkeit überſtrahlte, hing an

ſeiner Bruſt. Die kleine Lampe zwiſchen den alterthümlichen Weingläſern beleuchtete den vollen runden Arm der Römerin, um ſeinen Hals geſchlungen, und das freudige Geſicht, deſſen trunkene Augen einen Wiederſtrahl ihrer Zufriedenheit in dem des Geliebten ſuchten. Aber der röthliche Lampenſchein malte des Ritters Geſicht nur bläſſer, das tiefe Auge ſtarrte zum Fenſter hinaus auf die Tiber und in gedankenloſer Kälte hielt ſeine Hand die der Römerin auf ihrem Schooß gefaßt. Selbſt der funkelnde Syracuſer brachte keine Wärme in das todte Geſicht. Eine Weile ſah Fauſtina ruhig ſeinem Brüten zu, bis ſie mit italieniſcher Heftigkeit fragte:

„Warſt Du ſchon wieder bei Petrucci? Beſchwor ich Dich nicht, nie mehr zu dem finſtern Cardinal zu gehn, denn immer kommſt Du einſylbig von Dem zurück?“

— Ich war nicht bei ihm. — Hat Dir nicht die ſchöne Imperia auf dem Sterbebette vertraut, daß er Dein Vater iſt? —

„Imperia war meine Mutter;“ rief Fauſtina. „Mir genügt, daß die ſchönſte Römerin meine Mutter war. Ich will keinen Vater, der mich dem häßlichen Cardinal verhandeln konnte. Warſt Du etwa bei Hadrian?“ fragte ſie mit ſteigender Heftigkeit.

— Dießmal nicht. —

„Nie, nie ſollſt Du mehr zu ihm gehen,“ rief ſie

auf den Boden ſtampfend. „Ahneſt Du denn nichts Argliſtiges von dem gelehrten Schleicher? Jahre lang hat er mich beſtürmt, Gold und Liſt verſchwendet, der häßliche Violetſtrumpf; und nun Du kommſt, zieht er lächelnd vor Dir den Hut ab, und läßt ſich nicht mehr ſehen. Sie ziehen Dir eine Schlinge um den Hals. Man ſpricht auch jetzt, ſie wären im Vatikan ſehr böſe auf die Deutſchen und nennten ſie alle zuſammen Ketzer; hüte Dich, Hubert!"

Hubert lächelte: — Sey unbeſorgt; ich mochte nichts von den albernen Streitigkeiten hören; Hadrian iſt ein vernünftiger Mann. —

„Was willſt Du denn mit den vernünftigen Leuten?" rief Fauſtina ihn küſſend. „Von dem Geſpräch mit den vernünftigen Männern, von dem Bücherleſen kommen die Runzeln auf der Stirn. Wenn Du einmal die Bücher alle wegwürfeſt, die wie eine Mauer um deinen Tiſch ſtehen, würdeſt Du erſt recht lieben können."

— Das ſind Zauberer, Fauſtina, ſo finſter ſie ausſehen; alle ſingen Lieder von der Liebe, und die Lieder werden klingen über alle Räume und durch Jahrhunderte hindurch. —

„Aber Du ſeufzeſt? Lieder, die ſeufzen machen, ſollten ſie in den Bann thun. Warſt Du bei Viola? — Geh' nicht zu ihr. Die häßliche Venetianerin iſt

Dein nicht werth: sie spielt mit Dir, wie mit den Anderen allen; sie kann über Dich lächeln, wenn Du ihr den Rücken kehrst. Hubert, sie kann Dich verspotten. Bei der Jungfrau, Hubert, ich könnte über sie herfallen, ihr die schwarzen Koblenaugen ausreißen, und wäre es am Altar."

— Bist Du eifersüchtig? — fragte er lächelnd.

„Eifersüchtig!" rief die Römerin, den Kopf aufrichtend, und der Stolz überwand so die Heftigkeit, daß sie ruhig fortfuhr. „Eifersüchtig, ich auf die schamlose Viola? Dann müßte ich ja denken, Du könntest Viola lieben. Nein! — Mache Dich lustig über sie, Hubert, freue Dich ihrer; freue Dich aller schönen Frauen in Rom! Wenn sie alle an deinen Blicken hafteten, wenn deine aufgeworfenen Lippen die stolzen Fürstinnen zum Tode betrübten, ein Schütteln deines Kopfes ihnen das Herz bräche, ein freundlicher Blick sie selig machte, ich würde noch einmal so stolz, ich würde schöner werden, ich würde Dich weit mehr lieben, wenn das anginge. Hubert, ich möchte einen großen Becher Dir schenken, und mit meiner Hand alle Lust und Wonne der ganzen Welt darin auspressen, und deine Lippen sollten das köstlichste in vollen Zügen saugen, wo Könige nur nippen dürften — aber lieben dürftest Du nicht, Du nicht, Hubert, Du darfst nicht lieben!"

Eben so ruhig sie angefangen, lief ihre Rede stürmisch aus, was sie verhinderte, die Ruhe in Hubert's Gesicht sogleich zu finden. Der mittelbar ausgesprochene Vorwurf traf ihn nicht. Sie wurde ungewiß, und sprang endlich ärgerlich auf, indem sie halb unmuthig, halb im kindischen Spiele ihn an der Schulter von sich stoßend, mit zorniger Stimme rief:

„Warum wurdest Du in dem Schneelande geboren? — Ich möchte Dir die Adern öffnen, dein träges Blut auströpfeln und Dir mein Herzblut hineinströmen lassen."

— Ihr seyd böse Zauberinnen in Rom!" rief Hubert unwillkührlich aus: aber Faustina, welche einigemal in dem engen Gartenzimmer auf- und abgegangen, setzte sich plötzlich wieder neben ihn hin:

„Hubert, ich will Dich auf meinen Knieen bitten — so trüb und so versunken wie heut kehrtest Du noch nie zurück. Dir ist etwas begegnet; Du mußt, Du sollst, Du wirst es mir sagen."

— Und wenn ich es Dir sagte, Faustina, — sprach er nach einigem Zögern, — Du verstehst es nicht, so wenig als meine deutsche Sprache. —

„Doch, wenn Du sie sprichst," sagte Faustina schmeichelnd. „Manches Lied, das Du gesungen, weiß ich jetzt auswendig und verstehe es ganz und gar, wenn ich es wieder singe, ob es schon böse, häßliche Worte sind."

— Ein Lied, — fiel Hubert aus ſeinen Gedanken auffahrend ein, — freilich es war ein Lied und ein böſes Mährchen. Von dem Gefangenen im Venusberge, den ſie ſo umſtrickt haben, daß er alles vergaß und verlor, Erinnerung und Ausſicht, Kraft und Hoffnung — —

Mit Blitzesſchnelle hatte die Nemerin begriffen, was Hubert nur andeutete. Ohne ihn ausreden zu laſſen, umfaßte ſie ihn ungeſtüm: „Was brauchte er Erinnerung und Ausſicht, wenn er ſeine Liebe im Berge hatte? Herz, Seele, Auge, Ohr und Mund gehörten ja Der an. Der Thor, was verlangt er hinaus! Im Berge iſt eine kleine Welt, und wer ſich hinausſehnt iſt ein Knicker, der ſein Beſtes geſpart und der Geliebten nur vom Ueberfluß etwas geſchenkt hat."

— Fauſtina, — ſagte Hubert, — ſahſt Du nie, wenn ſie einem die böſen Geiſter austrieben? Wer in den Venusberg ging, deſſen Seele iſt, ſo ſagen die Deutſchen, verloren. —

„Er hat keine Seele," unterbrach ihn das Mädchen. „Ihr unglücklichen Deutſchen, das nennt Ihr Laſter, wenn wir uns hingeben und über die Liebe vergeſſen Eltern und Freunde und uns ſelbſt? Du biſt mein einziger Gedanke. Iſt das eine Sünde? Es mag einen Himmel geben und eine Hölle, aber für

mich nur mit Dir! Mit Dir will ich oben lachen und tanzen oder mit Dir unten brennen."

Sie hielt ihn so fest umschlungen, als gälte es in diesem Augenblick schon eine Trennung. Sie fühlte, wie er bebte, wie er kraftlos in sich versank; sie fühlte auf seinen Lippen ein Geständniß zittern, und als die Worte herauskamen „In Deutschland" — sprang sie mit wildem Blicke auf.

„Liebst Du in Deutschland?"

Der niedergeschlagene Blick des Ritters, wie er, die Hände matt auf den Knieen ausgestreckt, dasaß, antwortete statt seiner. Faustina wurde zur Furie. Mit männlicher Kraft streckte sie beide schöne Arme weit aus und ballte die Hände, die Adern schwollen, die Muskeln traten am Halse empor, die heraustretenden Augen sprühten Feuer und ihr Haar schien sich zu sträuben. Im nächsten Augenblick war sie auf die Wiege zugesprungen und hatte das Kind herausgerissen:

„Wenn Du in Deutschland liebst, so brauchst Du kein Kind und keine Liebe in Rom!"

— Was willst Du thun, Furie? — rief Hubert aufspringend.

„Dein Kind und mich in die Tiber werfen."

— Wahnsinnige! — Er wollte ihr das Kind entreißen, aber er fühlte, wie ihre Kraft mit der Wuth unwiderstehlich gewachsen war.

— Ich bleibe bei Dir, ewig bei Dir, ich verlasse Dich nie! — rief er, um die Leidenschaftliche nur von der ersten raschen That abzuhalten. Aber in dem Augenblick drang in sein Ohr ein tiefer Schmerzenslaut. Sein Auge schweifte zum Fenster hinaus; er sah unter dem Jasminenbüsch, im halben Lichte, aber hell genug, wenn das innere hinzukam, eine hohe weibliche Gestalt.

— Hinweg! Erscheinung der Nacht, tödte mir nicht mein Kind! — rief er mit beiden Händen abwehrend hinunter, und sank selbst, während es ihm schien, als versinke draußen Mathildens Geist in den Boden, zurück. Faustina, in der Linken den Säugling, hielt mit der Rechten den ohnmächtigen Hubert, bis ihre Kraft nachließ und er zu ihren Füßen niedergleitete.

Als er die Augen aufschlug, hatte Faustina das Kind wieder in die Wiege gelegt und kniete neben ihm. Wuth und Glut waren aus ihren Wangen entwichen. Als hätte ein mächtiger Schreck sie überkommen, blickten die großen Augen ihn sanft an, und sie fragte furchtsam mit leiser Stimme:

„Hast Du ein Gespenst gesehen, Hubert?"

Er antwortete — Ja! — aber das trockene Ja dünkte der Römerin so furchtbar, daß sie bat, ihr zu beschreiben, wie es ausgesehen. Sie wurde wieder

dringender, heftiger, und ſchloß damit, ſie wolle auch kein Geſpenſt um ihren Geliebten. Da erhob ſich der Ritter und ſagte mit ernſter, faſt feierlicher Stimme:

— Fauſtina! Wir haben kein Recht, den Schleier von den Geheimniſſen fortzureißen, wir nicht. Wie kam es, daß, als ich Dich das erſte Mal geſehen, ich Gott und Welt vergaß, ganz in deinen Feſſeln? Wie kam es, daß Du, die ſprödeſte Römerin, mir auf den erſten Blick in die Arme flogſt, ohne Bitten, ohne Vorſicht, ohne Rückſicht? Da liegt auch ein Geheimniß verborgen, und es iſt beſſer, wir laſſen es ruhen. —

Wie erſtarrt oder im Gebet vertieft, hatte Fauſtina den Kopf ſinken laſſen. Ohne ein Wort zu ſprechen, drückte ſie jetzt einen Kuß langſam auf die Lippen des Geliebten. Darin war nichts von ſüdlicher Glut, nichts von ſinnlichem Ungeſtüm, es war als bäte ſie um Schonung.

14.

Es war kein Schattenbild geweſen, Hubert hatte Mathilden, ſie ihn von der Jasminlaube aus geſehen. Auf Eckard geſtützt war die deutſche Frau fortgeſchlichen durch die dunklen Gartenbecken, dem Graukopf immer zuflüſternd: „hinweg! hinweg! Wir dürfen ihn nicht ſtören.“ Dann war Befehl gegeben, Alles zur morgenden Abreiſe vorzubereiten. In der Nacht wich

sein Bild ihr nicht von der Seele. Immerfort streckte er ihr abwehrend die Arme entgegen und rief ihr zu: „Hinweg!“ Aber als der Stallmeister ihr am andern Morgen meldete, wie man nur ihres Befehls harre, verschob sie den Aufbruch bis zum nächsten Tage.

Der nächste Tag kam, und es kam noch ein Tag und mehrere Tage, bis Mathilde, statt den Aufbruch anzuordnen, befahl, ihre Dienerschaft solle die deutschen Livreen ausziehen, und bis auf die ihr Unentbehrlichsten in entfernte Stadtviertel einquartirt werden, damit sie hier ohne alles Aufsehen leben könne. Der Stallmeister ging kopfschüttelnd fort. Peter Eckard blieb stehen und wagte im Vertrauen auf die Dienste, die er ihrem Vater geleistet, ein kühneres Wort:

„Mit diesem alten Schädel“ hub er an, „fing ich unten am Hundsrück den Hieb auf, der des Truchsess von Waldburg Leben gegolten; vergönnt mir darum dreister zu sprechen, meine gnädige Gräfin. —“

— Ich bin nicht Gräfin, — entgegnete Mathilde, — seit meiner Heirath schied ich aus des Vaters Hause und bin die Edelfrau von Stein. —

„Eben darum,“ sagte der alte Kriegsknecht und wischte sich eine Thräne aus den grauen Wimpern. „Ich habe Euch gekannt als zartes Kind, als holde Jungfrau, und dann als den Stolz eures väterlichen Hauses. Wenn Ihr an der Spindel saßet unter eu-

ren Fräulein oder bei Hochzeiten, oder mitrittet auf die Jagd oder gar den Vater in der Rüſtung geleitet, es ſchwor Alles, die ſchöne Gräfin Truchſes müſſe einmal auf einem Fürſtenſtuhl im Hermelinmantel prangen. Da kam der Ritter von Stein aus Welſchland. Weil er ſeine Sitten hatte und feurig reden konnte, bethörte er euer junges Herz; was unmöglich ſchien, machtet Ihr geſchehen, daß der hohe Graf, euer Vater, zwei Herzoge abwies, und Ihr verſchloßt Euch mit dem Ritter in die kahle Burg am Neckar. Und nun verließ er Euch, ſo ſchmählich, ſo ſchändlich, er vergaß Euch über eine welſche Buhlerin, er ſtieß Euch von ſich, und die Tochter des Grafen Truchſes, die unwürdig gekränkte Gattin, lauert noch umher auf den —"

Mathilde ließ ihn nicht ausreden. Ein Blick der Gattin genügte allein ſchon, den Beleidiger ihres Mannes in ehrfürchtiges Schweigen zurückzuweiſen. Als ſie aber das Silberhaupt des Mannes, den treuen, gutmüthigen Blick, ſah, fügte ſie milder hinzu:

— Guter Eckard! Weil der Unglückliche, vielleicht durch arge Mittel gefeſſelt, mich vergaß, iſt das heiligſte Band auf Erden noch nicht gelöſ't. Ich bleibe ſein Weib und wenn er mich hundertmal verſtieße. Sahſt Du nicht, wie unglücklich er iſt? Er war kaum ein Schattenbild des ſchönen Hubert von Stein, wie er damals hinter dem geprieſenen Maximilian durch

Augsburg ritt; vielleicht bedarf er bald des Trostes einer Freundin, die ihn nicht mit Glück und Jugend verläßt. Ich will darum in seiner Nähe verweilen, ohne daß er es weiß. Meine Eifersucht soll ihm keine Qual bringen, — setzte sie mild lächelnd hinzu.

Aber Eckard hatte sich noch nicht beruhigt: „Gnädigste Frau, das klingt wie ein überirdischer Entschluß, und wie man es wol von Heiligen und Märtyrern lieſ't, als die schlesische Hedwig und die Landgräfin Elisabeth, allein bedenkt, daß die Zeiten vorüber sind und die Gefahr immer größer wird. Das Volk, von den Mönchen aufgeregt, wird von Tage zu Tage aufsätziger gegen die Deutschen. Jenseits der Tiber haben sie einen Doctor umgebracht und ein sächsischer Edelmann ward am Vatican nur durch die Schweizer gerettet. Wie zu den Zeiten der Judenverfolgungen streift schon der Pöbel zu bestimmten Zeiten durch die Gassen und wittert die deutschen Ketzer aus, besonders reiche und wehrlose. Und was das Schlimmste ist, es geht von oben aus, daß man am Ende kein Recht und keine Hülfe finden kann."

— Um so nöthiger ist es, daß ich hier bleibe, — rief Mathilde in schnellem Entschluß. — Zwar sollen im Vatican andere Dinge die ganze Sorge der Cardinäle einnehmen, aber die Wuth des Pöbels ist furchtbar, wenn er gereizt wird. Seine Römerin selbst

könnte — wie dies Volk iſt — in unbeſonnenem Anfall ihn der Verfolgung Preis geben. —

Die Gedanken überflügelten ihre Worte. Unbeſtimmt drückte ſie ihren Willen aus, eine Audienz bei'm Cardinal oder gar bei'm Papſte ſich zu erbitten, und ſchickte Eckard mit Befehlen an den Stallmeiſter fort. Denn Beſuche dieſer Art erforderte das Herkommen jener Zeit auch bei Privatangelegenheiten mit allem Pomp eines gehörigen Gefolges und äußeren Aufzuges auszurichten.

Die Thüren ſtanden offen, Mathilde war in der Nebenkammer mit ihrem Anzuge beſchäftigt, da fuhr Waldmann, welcher ſelten von der Gattin ſeines Herrn ließ, heulend vom Boden auf, denn der Ritter von Stein trat haſtig über die Schwelle. Mathilde ſah ihn und drückte mit verhaltenem Athem die Kammerthüre an ſich. Tief in Gedanken verloren, im unordentlichen Anzuge, ſchien ihn erſt der Hund zu erinnern, wo er ſich befinde. Doch ſtieß er ihn theilnahmlos mit dem Ausrufe: „Was willſt Du hier?“ von ſich, und eilte, ohne zu bemerken oder zu beachten, daß dies Zimmer wieder bewohnt ſey, auf das Fenſter zu. Einen offenen Brief in der Hand, las er die gekritzelten Züge auf der Scheibe und verglich ſie mit einem Namen im Briefe.

„Wäre es möglich!“ rief er heftig, und es zuckte

hell in seinen Augen. „Martin Luther! hier und dort — aus Eisleben — er war in Rom — der störrige Mönch hat das gewagt!“

Er überlas immer wieder und wieder. Sein Auge wurde heller, die schlaffen Züge gewannen einen kräftigen Ausdruck.

„Und während das in Deutschland geschah, mußte ich in Rom schlafen!“ rief er aus, und stürzte fort.

Mathilde hatte bebend gelauscht. Es hatte sie gedrängt hervorzubrechen, an das Herz oder zu Füßen des Gatten sich zu werfen, und den Funken Erinnerung, der sich regte, zur Flamme anzufachen. Angst und Ueberlegung siegten zugleich. Aber jetzt rief sie heraustretend: „Der Himmel schenkt mir ihn wunderbar wieder. Hubert's Geist lebt, er rettet sich selbst. Und doch“ — setzte sie hastig hinzu — „wenn ihn dies verdürbe!“

Sie stürmte mit der Schelle. Der Page berichtete, daß die Pferde gesattelt ständen. Er sagte, der Stallmeister glaube den Ritter von Stein verstellt und in fremder Tracht aus dem Hause eilend gesehen zu haben. Er scheine die Richtung nach dem Vatican genommen zu haben.

„Dahin führt auch mein Weg,“ sagte Mathilde. Der Reiterzug setzte sich durch die belebten Straßen nach der Tiberbrücke zu in Bewegung. Hubert war nicht

nicht mehr zu entdecken, da Volkshaufen, die von einer Nachricht in Bewegung geſetzt ſchienen, jeden einzelnen Fußgänger in ſich aufnahmen. Als ſie die Brücke paſſirten, bemerkten ſie rechts auf der Engelsburg eine nicht gewöhnliche Lebendigkeit, die Wachen waren verſtärkt, die Rüſtungen ſorgfältiger umgelegt. Wollten die Wachen doch kaum die vornehme Deutſche in den innern Hof des Vaticans laſſen. Nur als ſie dem Cardinal Julian von Medici, der haſtig eindrang, ihren Namen nannte, verſchaffte ihr dieſer Vetter des Papſtes den Zutritt bei demſelben. Während der Verbannung der Mediceer aus Florenz war Leo der X., damals Cardinal Johann von Medici, mit ſeinem Vetter Julian lange Zeit in Deutſchland umhergereiſ't, und nur ſeiner Aufnahme bei'm Grafen Truchſes von Waldburg verdankte die Freifrau von Stein bei'm heiligen Vater in einem Augenblicke eine gnädige Audienz, wo alle Gnade von dem in Zorn gerathenen Leo gewichen ſchien.

15.

Indeſſen dies verging, war Hubert längſt in die Wohnung des Cardinals von Chryſogono, die unfern der Brücke auf der Seite der Engelsburg lag, geeilt. Noch nie hatten ihn die Kammerdiener in ſolcher Aufregung eintreten geſehen. Der eigene Zuſtand verhinderte

ihn zu bemerken, daß auch Hadrian's Umgebungen sich in einem ähnlichen befanden. Selbst als er die erbetene Privat-Audienz erhalten und mit deutscher Umständlichkeit weren das Herz voll war über die Lippen strömen ließ, sah er nichts von der ängstlichen Erwartung und Unruhe, mit welcher Hadrian ihm zuhörte. Er bemerkte nichts von der Täuschung, die der Prälat im Verlaufe des Gespräches zu verbergen suchte.

„Eminenz!“ rief er aus, nachdem er mit feuriger Beredsamkeit die aus Deutschland erhaltenen Nachrichten mitgetheilt hatte: „das Unglaubliche ist wirklich geworden, ein dürrer trockner Stab ist ausgeschlagen, auf einem Beet von Schnee sind Blumen gewachsen! Das ungeheure Gebäude der Hierarchie, von Männern wie Gregor, Urban und Alexander für die Ewigkeit errichtet auf Grundlagen so fest wie das Weltall, dieser moralische Koloß, an dem das geistreichste und mächtigste Kaiserhaus, mit Heroenkraft anstürmend, die Köpfe zerschellte, dieser vollendete Thurm von Babel, hat einen Riß erhalten durch die Stimme eines deutschen Mönches. Ein Augustiner in Wittenberg hat eine Kühnheit gehabt, die aufwiegt die Thaten einer ganzen Nation von Helden. Theses hat er angeschlagen, deren geringste sonst die Weisesten und Mächtigsten zum Scheiterhaufen führte, Theses, die zusammengenommen eine Welt in Flammen setzen können, ver-

brannt hat er — ob mit Recht oder nicht, das ſchlägt nichts aus in der ungeheuren Wagſchaale menſchlicher Kraft — die Dekretalen der Päpſte, und das vor den Thoren Wittenberg's, des traurigſten Fleckens, Eminenz, in einem Moraſte von der Elbe gebildet und rings umher Sandſteppen, wo nur die traurige Kiefer wuchert. Aus dieſem feuchten, trübſeligen Flecke ſoll ein Ungewitter ausgehen, das Licht bringt über die Welt, die Hülle fortreißt von den Myſterien und Sanct Peter's Felſen zu ſpalten droht."

Hadrian hatte unruhig dageſeſſen, und es war, als finde der weltkluge Mann nur mit Mühe den Uebergang zu einem Geſpräche, wie er es wünſchte. Endlich ſagte er:

— Der Papſt muß untergehen, dahin vereinigen ſich die Kräfte aller Beſſeren. —

„Weshalb der Eine?" entgegnete Hubert. „Freilich iſt er das letzte Siegel, aufgedrückt dem kunſtvoll verſchlungenen Syſteme eines heiligen Betruges. Aber wenn auf dies eine Nebenziel alle Kräfte abgeleitet? Mag er beſtehen, wenn er beſtehen kann neben der goldenen Freiheit des Geiſtes und des Glaubens, deren Morgenroth anbricht in meinem Vaterland. Eminenz, es kommt die Zeit, von der wir träumten, wo der Geiſt reif wird, um das Gängelband abzuwerfen und den Aberglauben zu belächeln."

— Ihr seyd zu rasch, deutscher Ritter! Diese Formen müssen bestehen und werden bestehen in Ewigkeit. Die höhere Weisheit des Eingeweihten darf nimmer mit dem verwechselt werden, was der Pöbel erfahren darf. Täppisch greift euer sächsischer Mönch in die wohlthätige Ordnung der Jahrhunderte und will der rohen Menge den Vorhang des Tempels zerreißen, damit das Werk der Diener desselben unnütz werde. Er verdient den Scheiterhaufen, und er hätte ihn schon bestiegen, säße auf St. Peter's Stuhl der rechte Mann. Dahin richtet Euer Auge, da sitzt der Mikel, da ist die Reformation nöthig, aber da bedürfen wir nicht des Pöbels, sondern des Dienstes von Männern. —

„Ich verstehe Euer Eminenz nicht."

— Hat Euch denn der Cardinal Petrucci noch nicht in sein ganzes Vertrauen gezogen? Er sagte mir doch gestern ... —

„Ich mag dies finster brütende Gesicht nicht leiden. Ich fühle wieder Kraft im Arm, die Brust dehnt sich wie bei'm ersten Frühlingshauch, der Muth wacht auf, ich sehne mich nach einer leuchtenden That, mir selbst zu beweisen, daß ich lebe."

Hadrian faßte schnell den Arm des Ritters.

— Leo muß fallen, er wird fallen, er fällt in dieser Stunde! — donnerte er heraus mit zitternder Heftigkeit.

„Doch nicht durch Meuchelmord?“ rief Hubert, zurückfahrend vor dem unheimlichen Blicke des Cardinals.

— Fürchtet nichts, — sagte dieser, es geschieht nichts, was nicht in den Sternen geschrieben stand. Zum Heil der Kirche, den ewigen Bau vor dem Einsturz zu bewahren, sind die ersten Männer längst zusammengetreten. Es gilt nur, wenn der Pöbel, gewonnen durch verschwenderische Freigebigkeit, argwöhnisch werden sollte, daß Männer von Adel und Kraft vor ihn hintreten, welche die Rechte des Hauses Urbino, der vertriebenen Petruccis aus Siena vertheidigen...—

„Für diesen Satyr Petrucci soll ich mein Schwert ziehen?“

Hadrian zog ihn näher an sich und flüsterte ihm in's Ohr. Das Benehmen des Cardinals zeigte, wie die Bangigkeit in der Stunde der Entscheidung das ganze, während eines Lebensalters aufgeführte Gebäude der Welt und Staatsklugheit über den Haufen warf.

— Nicht für ihn! — Auch noch Anderen ist die Krone der Christenheit beschieden. Traut Ihr auf die Wahrheit der Sternenschrift? — Sie leuchtete mir! — Hofft einst auf gnädige Blicke vom höchsten Stuhle der Welt herab. —

Eine in Lärm übergehende Unruhe auf der Straße war schon seit geraumer Zeit von Beiden überhört worden. Der Deutsche war zu aufgeregt, der Cardinal

von zu großer Besorgniß erfüllt. Ueberdieß hatte ein Volksauflauf in dieser Gegend der Stadt, welche damals den Vereinigungspunkt der beiden Theile bildete, wenig zu bedeuten. Aber das Geräusch wurde immer tobender, es wälzten sich Massen von Bürgern, Bewaffneten und barfüßigem Pöbel nach dem Palast des Cardinals. Plötzlich sprangen die Flügelthüren auf, und ein todbleicher, entstellter Mensch stürzte schlotternd herein und warf sich wie zerbrochen an allen Gliedern zu den Füßen des Cardinals nieder, indem er dessen Kniee in Todesangst umklammerte. Die blauen Lippen, die klappernden Zähne arbeiteten mehrere Secunden, ehe sie Worte vorbringen konnten. Hubert erkannte trotz der Entstellung und der zerrissenen Kleidung einen berühmten Wundarzt der Stadt, welcher viel mit dem Cardinal Petrucci verkehrte und auch den Papst bediente.

„Erbarmen! — Gnade!“ — stammelte der Athemlose: „es ist alles verloren, verrathen. — Sie sind hinter mir — das Gift wurde gefunden — Petrucci, Sauli werden ergriffen — nur von Euch weiß man noch nicht —“

Der Verzweiflungsvolle rutschte auf den Knieen mit unglaublicher Gelenkigkeit und Schnelle dem entsetzt zurückweichenden Cardinal nach.

„Erbarmen, ich bin Vater von sechs Kindern —

verbergt mich in Eurem unterſten Keller — ſperrt mich in ein Weinfaß — laßt mich hinten nach der Tiber hinaus — um aller Heiligen Erbarmen, ſie ſind dicht hinter mir, ich kann Euch verrathen —"

Hubert hatte genug gehört, um vor dem fürchterlichen Complott zuſammen zu ſchaudern. Entlarvt als Meuchelmörder ſtand der Cardinal von St. Chryſogono vor ihm. Angſt und Wuth verzerrten das durch Kunſt ſonſt freundlich geglättete Geſicht, während er nach einem Entſchluß, der ihn retten könnte, ſuchte. Der Pöbel tobte im Hofe; ſchon hörte man Stimmen: „Der Meuchelmörder! der ketzeriſche Bandit" von der Treppe heraufſchallen, als Hubert, langſam an den beiden Vernichteten vorübergehend, dem Cardinal einen Blick zuwarf, der das Wort Meuchelmörder ihm zehnfach ſtärker in die Seele ſchrie, als es ſein Mund vermocht hätte.

Der Deutſche brach ſich Bahn durch den Pöbel. Man wich ſeinem entſchloſſenen Schritte aus, obgleich ſchon jetzt Viele ihn bedenklich anglotzten. Aber kaum daß er das äußere Thor, dem Strom der eindringenden Volksmaſſe entgegen, gewonnen, als das Geſchrei „Meuchelmörder und Bandit!" allmählich verſtummte, denn der Cardinal ſtand oben am Altan, er hatte ſchnell ſeinen vollen Ornat übergeworfen. Mit beiden Armen wies er auf den Ritter; die zunächſt Stehenden hörten aus ſeinem

eigenen Munde: — Das iſt der Ketzer, der ketzeriſche Bandit! — und die Kaplane und weltlichen Hofleute des Kirchenfürſten erheben unter ſchrecklichem Zetergeſchrei die Arme, den deutſchen Ketzer verfluchend und ihn der Wuth des Pöbels überweiſend. Billig hätte man fragen können, ob dieſer Ketzer mit dem Meuchelmörder eine und dieſelbe Perſon ſey, um den Eifer, den man bei Verfolgung des Letztern bewieſen, auf den ruhig Entweichenden zu übertragen. Aber der wild anſtürmende Pöbel ſuchte einen Verbrecher, den vielleicht die Wenigſten mit Augen geſehen, und der hohe Kirchenfürſt ſelbſt wies ihrer irrenden Wuth einen ſichtbaren Gegenſtand. Die Meiſten mochten Hubert und den Giftmiſcher für eine und dieſelbe Perſon halten, Alle aber wurden durch die Nachricht, es ſey ein deutſcher Ketzer, entflammt. Schien doch der römiſche Giftmiſcher ein geringer Verbrecher gegen dieſen Abtrünnigen. So kam es, daß in einem Augenblicke der Strom umgewandt hatte und, während Hadrian ſeinen Segen und Fluch mit gleicher Freigebigkeit ausſpendete, auf den Ritter losging. Die päpſtlichen Trabanten, dem Arzte nachgeſandt, machten vergebliche Vorſtellungen. Statt in den Palaſt zu gelangen, wurden ſie mit zurückgedrängt, und ihr lautes Provociren verhallte unter dem Rufe, von dem die Luft erdröhnte: „Steinigt den lutheriſchen Ketzer!“

Als Hubert sich umdrehte, schon umringt von den vordersten Gassenbuben, die indessen noch nicht mehr wagten, als ihn mit grimmigen Blicken und Hohngelächter in weiteren Kreisen zu mustern, war der Cardinal vom Altan verschwunden. Es mochte ihm leicht geworden seyn, nachdem die ganze Aufmerksamkeit des tobenden Pöbels auf den Deutschen abgewendet, unbemerkt abzutreten. Noch aber wehten die aufmerksamen Diener und Vertrauten Bannstrahlen herab, man schrie ohne gehört zu werden; ein Crucifix, ein Bischofsstab wurde erhoben, und nachdem es einmal geglückt, die Wuth auf einen Unschuldigen zu lenken, so galt alles, was man verstand und nicht verstand, zum Beweise seiner Schuld.

Hubert's Versuche gehört zu werden waren umsonst in dem allgemeinen Getöse, aus dem man nur zuweilen die Worte: „Ketzer!“ heraushörte. Auch hätte ihn wohl die Rednergabe eines Cicero nicht gerettet. Schon drängten sich durch die Masse mehrere jener grimmigen Gesichter, die zu jeder That bereit schienen, und vergeblich sah der Ritter sich nach einem bedeutenden Manne um, an den er sich wenden, vergeblich nach einem Hause, in das er schlüpfen könnte. Nur der niedrigste Pöbel stierte ihm überall entgegen und aus jeder Hausthür quoll ein neuer Schwarm, der nur das Losungswort mit pestartiger Ansteckungskraft

zu hören und den Ritter zu sehen brauchte, um zu seinen Feinden überzugehen. Allein der Weg nach der Brücke blieb ihm offen, da der nach dem Vatican versperrt war, um schnell das andere Ufer und an der Ripetta entlang die Strandgärten gegen Trastevere zu gewinnen.

Eine Dame mit Gefolge, von der Seite der Engelsburg kommend, ritt eben auf die Brücke. Es war Viola. Vergeblich eilte Hubert sie zu erreichen, um in der Mitte der bewaffneten Reiter vielleicht einigen Schutz zu finden. Sie sprengte schnell über die Brücke fort, obgleich sie ihn gesehen haben mußte. Ein Begleiter hatte auch ihr das schreckliche Wort zugeflüstert, das Hubert aus der Reihe der berechtigten Wesen in Rom ausstrich. Aber ein näher liegender Grund war, daß jetzt auch von der eigentlichen Stadtseite bewaffnete Bürger herbeiströmten und es die Pferde anspornen galt, um noch, ehe es zu spät, aus dem Gedränge zu entkommen. Die Nachrichten von den Vorgängen im Vatican hatten selbst schon die Schüler des römischen Colleginms von dem fernen esquilinischen Hügel herbeigelockt. Jetzt schallte das Wort Ketzer über die Tiber zu ihnen her, die Glocken läuteten; von der Engelsburg, deren oberste Brüstung von Bewaffneten strotzte, fielen einzelne Kanonenschüsse, und man sah einen einzelnen Fremden flichend die Brücke betreten.

Das Mordgeschrei wiederhallte nunmehr fast stärker von der friedlichen Seite, als da, wo seine ergrimmten Verfolger ihm nachsetzten.

Weitere Flucht war vergeblich. Gelehnt an das Brückengeländer, zog Hubert seinen Degen und scheuchte damit die schreienden Vorläufer zurück, bis einige wüthende Handwerker auf ihn losdrangen. Jetzt erblickte er von der andern Seite unter einigen Schülern vom Esquilinium den gelehrten Laskaris. Er forderte ihn als griechischen Edelmann und Gelehrten auf, ihn aus den Händen des Pöbels zu befreien. Laskaris schien den Deutschen zu erkennen und sprach zu den ihn umringenden Schülern, aber eben die griechische Sprache, deren sich Hubert bedient und mit der Jener zu den Jünglingen redete, galt bei dem unwissenden Pöbel als deutsche Ketzerei. Ein wüthender Hufschmied schleuderte sein Messer nach dem Ritter mit dem Ausrufe: „Fahr' hin, Du erzketzerische Hundeseele!" aber das Messer flog an Hubert's Brust vorbei und streifte den Arm eines Studenten, der diesem zunächst gesprungen war. Als der Ritter unschuldiges Blut fließen sah, wuchs ihm der Muth, der auch den Kühnsten in diesem aussichtslosen Kampfe verlassen hätte. Gegen Stangen, Mistgabeln, Holzkeulen und einzelne Partisanen kämpfend, streckte er den Schmied verwundet zu Boden. Jetzt war er ein Mörder, und ein Mörder hat allemal das

Mitleid des römischen Pöbels auf seiner Seite. Man wich so lange vor ihm zurück, bis man sich besann, daß er auch ein Ketzer sey. Jetzt aber war er im Gedränge verloren, welches, da es von beiden Seiten der Brücke kam, und namentlich von der Stadtseite eine unübersehbare Menschenmenge herbeiströmte, den Verfolgern selbst gefährlich wurde. Mit dem noch immer besonders von der Vaticanseite verschallenden Ketzergeschrei, und dem Ordnung und Einhalt gebietenden Ruf der Trabanten mischte sich das Jammergeschrei der Gequetschten und Gestoßenen, daß ein wirres Getöse von beiden Seiten des Flusses dort weit bis an die äussersten Mauern der porta popali, hier bis über die Insel hinaus erschall. In dem Augenblicke, wo Hubert, gerettet von den mörderischen Fäusten der Ketzerverfolger, in Gefahr gerieth erdrückt zu werden, sah er den vortheilhaften Moment ab, daß die Masse ihn in eine Nische drückte, die seinem halben Leibe freien Raum gewährte, und schwang sich mit Aufwand aller Kräfte auf das Geländer. Die Städter hatten jetzt so die Oberhand über die Vaticaner gewonnen, daß diese geworfen zurückgetrieben wurden, und der ganze Strom unaufhaltsam mit dem immer erneuten Rufe: „Steinigt den Ketzer!“ nach der Engelsburg und dem Vatican zudrängte.

Aber der Platz, welchen Hubert so gewonnen,

Degen seiner Hand entfallen: aber noch besaß er Kraft genug, sich dem Strome überlassend seine Rettung zu versuchen. Es schien, als müßten geheime Unterhändler die Wuth des Pöbels immer von neuem entflammen, oder, als sey Hubert der eine Gegenstand, an dem das Volk einen lang genährten Ingrimm einmal auslassen wolle; die Ripetta und der Quai füllten sich mit Menschen, und selest Böte wurden bestiegen, um den Schwimmenden zu ereilen, ehe er ein Opfer der Wellen werde.

Doch der Deutsche schien mit den riesigen Kräften seiner teutonischen Ahnen an der Ersch gegen die Wellen zu ringen. Die Böte blieben zurück, nur ein leichter Nachen, der eben von der Stadtseite abstieß, drohte ihn einzuholen. Darin befand sich ein vierschrötiger, untersetzter Kerl, nach seinem rothen Gesichte und der Wohlbeleibtheit zu schließen ein reicher Zunftmeister, der mit unermüdlicher Lunge geschrieen hatte: „Werft den Ketzer todt!" bis er, bemerkend, daß der Himmel seine frommen Wünsche nicht unmittelbar erhörte, — selbst in den Nachen sprang. Er rief nach einem Jungen zum Rudern, da er gern ungestört den edlen Dienst des Todtschlägers übernehmen wollte, als ein junges Weib sich unter dem Haufen athemlos vordrängte, den Buben zurückwarf, das Ruder ergriff, und in den Kahn sprang. Auf einen Stoß flog das leichte

Fahrzeug vom Strande fort, der dicke Bürger lachte wohlgefällig und strich der Römerin das Kinn, während beide Ufer durch ein lautes Bravo! den Muth des rechtgläubigen Mädchens belebten und anfeuerten. Schon näherten sich Beide dem Schwimmer, schon zog der Meister das Messer heraus und bückte sich über den Deutschen, ihm einen Streich zu versetzen, als die Römerin, das Ruder sinken lassend, den Mann mit übermenschlicher Kraft am Kragen fasste und so über Bord schleuderte, daß der Nachen selbst in Gefahr gerieth überzuschlagen.

Der kleine dicke Zunftmeister plätscherte in kläglicher Todesangst wie ein Delphin im Wasser, indessen Faustina den Arm nach Hubert ausstreckte. Es war die allerhöchste Zeit, denn schon ermatteten die Kräfte des Schwimmers. Es forderte die ganze Kraft eines liebenden Weibes, den Hülflosen in den Nachen zu helfen, und als es gelungen, lag er in lebloser Erstarrung da, ohne der Geliebten bei der Arbeit, die ihrer wartete, beistehen zu können. Ergrimmt nämlich über die unerwartete Rettung, hatten die Ruderer eines zweiten Kahnes sich angestrengt und waren dicht an Faustina's Nachen, als diese noch mit dem Ritter beschäftigt war. Ringsum kreischte die Menge, und satanische Freude leuchtete aus den Augen des vordersten Lenkers, da er mit seinem Ruderhaken den Kahn enterte. Doch die

Römerin hob ihr Ruder aus dem Wasser auf, schwenkte es in der Luft und ein Schlag gegen die Stirn des Verfolgers streckte ihn besinnungslos nieder. Wie eine erzürnte Meeresgöttin schlug sie nun mit ihrem großen Scepter in die Wellen, daß das Sprützbad die Anderen im Kahne blendete. Der fette Zunftmeister, dessen gewichtiger Bauch ihn nicht sinken ließ, kreischte, schrie und haspelte, bis man alle Sorgfalt allein auf seine Rettung verwandte; und als diese gelungen, war der Nachen unter der Lenkung der schönen Römerin längst hinter der Tiberinsel verschwunden.

16.

Es war Faustinen gelungen an einem Winkel der Insel ohne Aufsehen anzulegen. Der Stand, welchem sie vermöge Geburt und Verwandtschaft angehörte, wenn auch des Mädchens edlerer Sinn sie darüber hinaus hob, findet überall freundliche Seelen und Verbindungen, welche nicht nach dem Glauben fragen, wenn sie einem Fremden Liebes erzeigen wollen. Half ihr doch das Mütterchen selbst, welches so lange ihre Schützerin abgegeben, den besinnungslosen Hubert in die kühle finstere Kammer eines der alten Thürme auf der Insel schaffen. Eine andere Schöne, welche Mutter Beaten jetzt in der Wirthschaft beistand, schlug zwar vor Schrecken die Arme zusammen, wie der schöne Ritter seit

zwei

zwei Jahren ſich verändert; ein Blick aus Fauſtinens erzürntem Auge verwies ihr aber ſchnell ihr falſches Urtheil. Bald hatte man in ſchweigender Thätigkeit den Ritter in eine Dominikanerkutte gehüllt und auf einen Holzkahn gebracht, der eben die Tiber hinabfuhr. Die Schiffer ſpotteten des Liebchens, das ihren betrunkenen Pfaffen aus der Stadt bringen wolle, damit er der Pönitenz durch die Wippe entgehe, bis einer die unvorſichtig am Aermel gelaſſene Handkrauſe unter dem Kuttenärmel bemerkte. Sie hatten von der Ketzerjagd gehört und ein Schiffsjunge ſogar den Ritter aus des Cardinals Hauſe eilen geſehen. Die Leute gehörten nicht zu den blutdürſtigen Seelen: ſie ſchlugen ihre Kreuze und griffen nach dem Roſenkranz; aber daß ſie den Ketzer länger auf ihrem Fahrzeuge geduldet, dazu konnten auch Fauſtina's fußfällige Bitten ſie nicht vermögen. Man ſetzte ihn am Aventinus, in deſſen Nähe die Entdeckung erfolgt war, aus, und die Römerin konnte von Glück ſagen, daß zwei Ruderer den noch immer Lebloſen ihr über den Gartenzaun in einen Pavillon tragen halfen. Hier legten ſie ihn auf den Boden nieder, ſchüttelten und kreuzten ſich dreimal, und lehnten ſogar den flüchtigen Dank des Weibes, wie etwas Gefährliches, ab.

Hülflos und verlaſſen blieb Fauſtina mit dem Geliebten. Sie hatte einen Mönch mit einer Dame bei

ihrer Ankunft aus demselben Pavillon bestürzt davon eilen gesehen. Sie mochte und durfte Niemand rufen. Dünkte es ihr doch, als tobe es wieder fern heran von Stimmen. Sie warf sich über den Leblosen, küßte den Mund warm, rieb Stirn und Brust, bis sie den ersten Athemzug vernahm. Es stand ein Becher auf einem Marmortisch; sie flößte Tropfen eines alten aromatischen Weines in die Lippen, und der Athemzug wurde stärker. Sie jauchzte auf, und faltete die Hände zu einem Gebete mit einem Blicke, als gebe in dem Augenblick ihr eine neue Seligkeit auf. Sie sollte aber sogleich getrübt werden. Der Aufruhr tobte wirklich heran, nur geordneter, abgemessener. Es schallte von mehreren Seiten; man hatte den Garten umstellt, und von den Terrassen herab sah Faustina Bewaffnete kommen, während die Vorläufer des Pöbels vom Strand her den Zaun einbrachen, sich mit Pfählen und Brettern bewaffnend. Sie hörte drohende und lachende Stimmen: „Er ist bei seiner Buhlerin versteckt!“ Jeder Laut stählte ihre Kraft. Sie streifte das wild aufgelöste Haar zurück, krämpte die Aermel auf, und indem sie den Dolch aus Hubert's Gürtel zog, und nun aufgerichtet neben der halben Leiche kniete, glich sie der Löwin über ihrer Brut.

„Da liegt er!“ rief der Erste am Fenster, aber Faustinens Auge schreckte zwei Burschen zurück, welche

die Thür aus ihren Angeln gerissen. „Komm' ihr nicht zu nahe," flüsterte der jüngere dem ältern Bruder zu, „sie ist fürchterlich." Stutzte doch selbst ein ergrauter Kopf, dessen finster rothem Gesichte und lauernder Bewegung des gedrungenen Körpers man den frühern Bravo-Stand ansah. Den einen Fuß über der Schwelle, wickelte er den linken Arm in seinen groben Mantel, indessen der rechte nach dem Stilet in die Brust fuhr.

„Gib ihn gutwillig 'raus," schrieen mehrere Stimmen, „es hilft Dir doch nichts, Mädchen. Du kannst mit ihm auf die Engelsburg ziehen!"

Faustina antwortete nicht; Angst, Spannung, Ingrimm nahmen ihr die Sprache; die halb geöffneten Lippen zeigten die beiden Reihen Perlenzähne fest verschlossen. Den rechten Fuß aufsetzend, den linken gekrümmten Arm über den Liegenden, in der andern Hand den Dolch haltend, suchte ihr funkelndes Auge das erste Opfer. Man tobte, aber Niemand wollte dieses erste Opfer werden. Da rief es von allen Seiten Pietro an, sich nicht vor einem Weibe zu fürchten. Der alte Bandit antwortete ruhig: „Es ist nicht das Weib, nur wegen des Cardinals. Ob man nicht doch eine Sünde begeht, und erst einen Priester holen müßte."

— Thor! — schrie es umher, — der hat den heiligen Vater vergiften wollen. —

In dem Augenblicke, wo man die Fenster einschlug und einige kecke Gesellen im Begriff waren hereinzuspringen, wurde auch die entgegengesetzte Thüre des Pavillons aufgerissen; die deutsche Gräfin trat hastig über die Schwelle, Waldmann drängte sich vor ihr hindurch und umkreiſ'te winselnd und heulend seinen Herrn. Durch die offen gelassene Thür sah man päpstliche Trabanten die Terrassen herab kommen. Aber die Scene sollte sich jetzt verändern.

„Ein Mißverständniß!" rief Mathilde den wüthenden Bürgern zu. „Haltet inne! Der Cardinal ward ergriffen! dies ist mein Gatte!"

Die Verfolgung des deutschen Ketzers hatte längst aufgehört, seit er bei der Insel aus den Augen der Römer verschwunden war. Die aufgeregte Wuth hatte nach Verbreitung der schrecklichen Nachrichten von der Cardinalsverschwörung sich wieder gegen ihren ursprünglichen Gegenstand gerichtet. Trotz aller Gräuel der verflossenen Jahrzehnde, deren stummer Zeuge der Vatican gewesen, war doch eine Verschwörung so vieler Kirchenfürsten gegen das Leben ihres Oberhauptes unerhört. Die ungeheure Größe des Verbrechens ward man erst inne, als ein Cardinal nach dem andern, aus seinem Palast oder Versteck in's Gefängniß gebolt ward. Außer dem finstern Petrucci, den gleich Anfangs die ergriffenen Wundärzte als die Seele der Verschwö-

rung angegeben, führten sie den reichen Cardinal von Sauli herbei. Mario, der Cardinal von Sanct Georg, entging eben so wenig diesem Schicksale, als den Florentiner Soderini die frühere großmüthige Freundschaft des Mediceers von der schrecklichen Anschuldigung losprach. Das Volk staunte über das Unerhörte, der Name Cardinal war noch etwas zu Heiliges, als daß man ihn mit lauten Verwünschungen dem Ohr der Gassen preis geben sollte; aber stumm folgte die Menge den Häschern, welche mit der Verhaftung beauftragt waren.

Hadrian di Corneto war längst entflohen, als die Trabanten seinen Palast umzingelten; ein wüthender Pöbel zerschlug seine Antiken und verwüstete die geschmackvoll ausstaffirten Zimmer. Indessen hatte man einem Kammerdiener unter diesen Schrecken bald das Geständniß abgepreßt, er sey verkleidet nach dem Palast Savelli am Aventinus zu seiner Freundin Viola Gritti geflohen, und dahin wälzte sich die verfolgungssüchtige Schar. Mathilde, die wider Willen Zeuge der entsetzlichen Auftritte geworden, ward mit fortgerissen. Wenn Hubert gerettet war, mußte sie in jener Gegend Auskunft erhalten.

Sie war mit einem mächtigen Schutzbrief bewaffnet, den prophetische Angst sie von dem heiligen Vater erflehen lassen. „Euer Bruder Martin ist ein geist-

reicher Mensch, aber meine Cardinäle sind Buben," war das merkwürdige historische Wort, welches dem zürnenden Leo X. entfloh, als die deutsche Frau ihre Besorgnisse und Bitten zu seinen Füßen niederlegte. Mit einem Schutzbrief für den Ritter von Stein, schnell entworfen und untersiegelt, hatte sie den Vatican verlassen, um noch zu sehen, wie ihr Gatte in die Tiber stürzte. Von seiner Rettung durch die heldenmüthige Römerin hatte sie nur dunkle Gerüchte; sie war Zeugin gewesen, wie der Cardinal von Sanct Chrysogens aus Viola's Kabinet vorgerissen werden, und kam jetzt zu rechter Zeit, als Stilette und Fäuste über dem Ohnmächtigen zuckten.

„Zurück!" rief sie italienisch, und die ruhige Würde der edlen Frau wirkte selbst auf den blutgierigen Pöbel. Die ihre Beine schon über das Fensterbrett geschwungen, zogen sie langsam zurück; Einige, welche die Edelfrau früher in ihrem Staatsaufzuge gesehen, rückten sogar an den Mützen. Anders war es bei Faustinen. Mathildens Worte, welche die wüthende Menge besiegten, waren eine Herausforderung gegen ihr Glück und ihre Seligkeit. Als die Gräfin jetzt niederknieend den Kopf des zum Bewußtseyn zurückgekehrten Hubert in den Schooß nehmen wollte, erwachte die eifersüchtige Wuth der Südländerin in ihrer ganzen Stärke.

— Er ist mein Gatte, — schrie sie mit Furienblicke. — Zurück, Du bleiches Schneeweib! Bist Du in die Tiber um ihn gesprungen, wo warst Du denn, als sie ihn steinigen wollten? Mein ist er, mein ganz allein, denn ich habe mich mit der Hölle verlobt, er ist ein Ketzer. —

Die leidenschaftlich Aufgeregte gnügte sich nicht mit Worten, sie stieß die deutsche Frau mit Heftigkeit von sich. Doch mehr als der Stoß traf Mathilden, als Hubert sich aufrichtend der Römerin die Hand reichte. Was, die Heftige zu beschwichtigen, geschehen, legte sie als Hohn aus. Sie fuhr zurück, den erneuten Ausbruch des Schmerzes zu verbergen. Faustina konnte die Ursache dieser Bewegung nicht begreifen. Für sie gab es nur einen Kampf um das Einzige, was ihr in dem Augenblicke Werth auf Erden hatte. Mathilde konnte nur hergekommen sein, ihr den Geliebten zu entreißen; sie konnte jetzt nur auf Mittel sinnen, sie zu hintergehen.

— Was willst Du hier, Du deutsches Weib! — rief sie mit ungedämpfter Heftigkeit auf sie zutretend. — Willst Du ihn über die Alpen mit nehmen? Nein, nein, nein! Ehe erwürg' ich Dich hier zu seinen Füßen, ich stürze mich mit ihm in die Tiber, ich rufe es den Leuten zu, daß er ein Ketzer ist, und sie sollen uns Beide steinigen, denn ich bin ihm verlobt bei allem Blut der Heiligen . . . —

Was ihre Heftigkeit der Beleidigerin zu bemerken nicht erlaubt, daß sie durch ihre Worte den Geliebten selbst verderbe, war im tiefsten Schmerze dem klaren Blicke der Beleidigten nicht entgangen. Faustina sah, wie Mathilde aus der Terrassenthür hinausstürzte, wie sie athemlos die Stufen hinauf eilte und den Bewaffneten mit einem Tuche winkte: im nächsten Augenblicke wird sie den Grund inne. Von Pietro geführt, drängte der Pöbel abermals heran. Mit dem fürchterlichen Geschrei: „Steiniget den Ketzer!“ flogen schon Ziegel und Scherben in die Fenster. Pietro, dessen Gewissensscrupel, seit er erfahren, daß es nicht der Cardinal sondern der deutsche Ketzer sey, so völlig verschwunden waren, daß er den Blutdienst statt Sünde für ein frommes Werk ansah, führte keck den Haufen an. Ehe Faustina sich dessen versah, hatte er sie mit Banditengewandtheit am Arm ergriffen und so fortgeschleudert, daß er zwischen ihr und Hubert, der sich indessen völlig aufgerichtet, stand. Ein Stoß von der markigen Faust hätte den Kranken für immer genesen lassen. Aber schnell genug hatte das Mädchen ihre Besinnung wieder gewonnen. Indem Pietro zu dem Mordgeschäft ihr den Rücken kehrte, fuhr der Dolch, den sie nicht aus der Hand gelassen, ihm in die Seite, und röchelnd wankte und stürzte die mächtige Gestalt nieder. Ohne Zaudern trat sie über den noch krampf-

faßt sich Wälzenden und umschlang den Geliebten, mit ihrem Leibe ihn gegen die Steinwürfe deckend und den bluttriefenden Dolch den Römern entgegen haltend.

Mathilde kehrte mit Eckard und einigen Trabanten in dem Augenblicke der höchsten Noth zurück. Dem Hauptmann der Leibgarde flog selbst noch ein schwerer Feldstein gegen den Küraß, als er den Schutzbrief dem Pöbel vorhielt. Kaum, daß es den Hellebarden seiner Leute gelang, die ungern in ihrem frommen Werke Gestörten zurück zu treiben. „Die Cardinäle schleppt man in die Gefängnisse, und die Ketzer beschützt man!“ murrten sie, und zerstreuten sich unwillig.

Die Rettung war nur zur Hälfte gelungen. Noch stand Hubert, mit der Linken sich an einen Pfeiler stützend, mit der Rechten die an seiner Brust ruhende Faustina aufrecht haltend. Sie selbst hatte nicht mehr Kraft dazu. Blut strömte aus Nacken und Stirn, wo scharfe Steine sie tödtlich getroffen. Erst entfiel ihr der Dolch, dann gleitete sie selbst aus Hubert's Arm ihm zu Füßen. Auch ihn verließ die kaum wieder gewonnene Kraft bei diesem Anblick. Er sprach, in Eckard's Arme zurücksinkend:

„Laßt sie nicht neben dem Mörder liegen; sie hat treu geliebt.“

Hubert lag auf einem Ruhebette, von Eckard, der

versicherte, der Ritter bedürfe nur der Erholung, gepflegt. Den Leichnam des Banditen hatte man hinaus geschafft: Mathilde kniete neben der Römerin, mit Tuch und Schleier den Blutstrom hemmend. Man sprach von einem Franziskaner, daß die Sterbende beichten könne. Aber ängstlich richtete sie sich auf, und wehte mit der Hand.

— Nicht ihm, nicht ihm — Hubert — Hubert — ihm beichten. — Eine fürchterliche Angst sprach sich auf den blauen Lippen aus. Ihre kalte Hand drückte die warme der deutschen Frau; sie mochte sie nicht erkennen, aber ihr gebrochenes Auge war unverwandt auf Hubert gerichtet. Es schien als hätten die Bitten der Sterbenden übernatürliche Kraft. Während ihre Lippen krampfhaft zuckten, den Namen Hubert ununterbrochen, fast klanglos, aussprechend, richtete sich der Ritter, wie auf den Wink einer höher. Macht, empor, und auf Eckard und den Pagen gestützt, schwankte er der Sterbenden zu, setzte sich neben sie nieder, winkte den Anderen fort, und beugte nun, als verstehe es sich von selbst, seinen Kopf über ihr Gesicht.

Mathilde zog sich zurück. Er war an ihr vorübergegangen, er mußte sie gesehen haben, keine Muskelbewegung auf seinem bleichen Gesichte verrieth Schreck oder Erschütterung.

„Soll der Liebeszauber bis über den Tod hinaus

sehen!" seufzte die Deutsche, jetzt tief erschüttert, und verbarg ihr Gesicht. Die Beichte währte lang. Faustinens Lippen waren fortwährend in Bewegung, doch konnte man kaum glauben, daß es Laute seyen; ihre Augen strengten die letzte Kraft an, den Eindruck ihrer Mittheilungen auf Hubert's Gesicht zu lesen. Dieses verzerrte sich furchtbar, die Stirne runzelte, ein entsetzlicher Ernst lag in den Augen. Die Angst der Römerin stieg mit jedem Moment, ihre röchelnde Stimme klagte immer dringender, sie hob die kreideweißen Hände betend in die Höhe, aber Hubert zauderte noch immer, wie in Starrsinn verfallen. Da trat Mathilde an ihn und sprach:

„Hubert, ihre Treue und ihr Tod machen Dich zu ihrem großen Schuldner."

— Wenn Du für sie sprichst, — sagte der Ritter langsam, — so vergebe ich ihr. — Er küßte ihre sterbende Lippe.

„Aber mein Kind!" rief Faustina, indem sie die Arme verlangend und bittend ausstreckte.

— Ich will ihm Mutter seyn, — sagte Mathilde. Faustinens letzten Blicke fielen auf ein so ruhiges klares Gesicht, wie die Römerin es nie gesehen hatte. Die Ruhe schien sich nun in ihren eigenen, brechenden Augen abzuspiegeln; in der einen Hand hielt sie den Rosenkranz, die andere ruhte erkaltend in Mathildens.

Als der Franziskaner seinen Dienst verrichtet, schwebte ein sanftes Lächeln auf ihren Lippen, die nun der Tod auf immer geschlossen.

17.

Hubert war in eine schwere Krankheit verfallen, aber die Aerzte sagten, sie sey eine Wohlthat der Natur. Auch genas er zusehends. Mathilde theilte ihre Zeit in der Pflege des Ritters und des kleinen Guido; allein sie vermied es, in den wachen Augenblicken des Fieberkranken anders vor ihm zu erscheinen, als wenn er nach ihr verlangte. Dann traf ihn kein Blick des Vorwurfs, keine herbe Miene, kein rothgeweintes Auge.

An einem heißen Nachmittage saß sie hinter des Ritters Lager am gewölbten Fenster bei weiblicher Arbeit. Aber oft ließ sie die Nadel sinken und horchte und blickte ängstlich hinaus auf das Glockengeläute und die unruhige Menschenmasse. Sie fürchtete eine Frage ihres Gatten. Es war der Hinrichtungstag der Werkzeuge jener außerordentlichen Verschwörung. Mit erfinderischer Grausamkeit hatte man einige Helfershelfer am Vormittag entleibt und die Glieder ihrer geviertheilten Körper durch die Stadt geschleift. Das Läuten am Nachmittage galt der noch grauenvolleren Hinrichtung des Leibwundarztes, welcher auf Petrucci's Geheiß das Gift in ein Geschwür des Papstes träu-

feln sollen. Aber vergeblich glaubte sie ihre Bewegung vor dem Gatten verborgen zu haben. Hubert, heute stärker als je, richtete sich auf und fragte sie dringend nach der Ursache. In schnellem Entschluß, daß ein ruhiger Bericht weniger schädlich sey, als ein geheimnißvolles Verschweigen, erzählte sie ihm kurz, was vorgefallen.

„Aber die Seele der Verschwörung, was ward aus den Cardinälen?" rief der Ritter. „Ist es durch den Prozeß an's Tageslicht gekommen, was die Vielköpfigen zu dem Bubenstück verband?"

— Der Groll wegen der ungerechten Vertreibung des Herzogs von Urbino liefert Allen den Grund, doch sagen sie, daß Jedem die dreifache Krone als lockendes Ziel vorschwebte. Man verfährt sehr mild mit ihnen, das böse Aufsehen zu vermeiden. —

„Hadrian di Corneto?" fragte Hubert.

— Sey unbesorgt, ich habe kein Geld gespart, mich nach dem Schicksal deines Freundes zu erkundigen. Man wird den Cardinal von Chrysogono entschlüpfen lassen, und er will ein Asyl in England suchen. —

„Mein Freund!" rief Hubert unwillig aus. „Aber die Anderen?"

— Soderini und Riario von St. Georg sind minder schuldig gefunden; sie büßen mit Verbannung

und Geld. Der Cardinal von Sauli hat die größere Schuld mit seinen ungeheuern Schätzen abgekauft. —

„Und der finstere Petrucci?“ —

— Ward diese Nacht, — setzte Mathilde nach einer Pause hinzu, — in seinem Gefängnisse erdrosselt. Er wollte nicht beichten, und schied aus der Welt mit den frechsten Lästerungen. Solle er dem Leibe nach sterben, sey ihm an der Seele nichts gelegen, waren des Fürchterlichen letzte Worte. —

„Leib und Seele!“ wiederholte Hubert bei sich, und ließ den Kopf auf das Ruhebett zurücksinken. Dann ergriff er hastig Mathildens Hand und preßte sie an seine glühenden Lippen. Sie fühlte ein Bekenntniß darauf beben, und setzte sich zu ihm, es ihm zu erleichtern.

„Leib und Seele!“ begann er wieder mit gedämpfter Stimme, und es schien ihm wohl zu thun, als Mathilde die Hand auf seiner heißen Stirn ruhen ließ. „Da sollte die Kirche ihren ganzen Fluch drauf legen, wer sie trennen will, so lange der Schöpfer sie beide zusammen wandeln heißt! Sie treiben fürchterliche Künste in diesem Lande, sie locken die Seele über Jahrhunderte zurück, über Meer und Berge, und vermählen sich wider Willen. Auch ich ward so vermählt. Die erste Nacht, die ich im Angesicht Rom's verbrachte, es war in einer Ruine, die sie Nero's Bä-

der heißen, fühlte ich den ungeheuren Schmerz dieser Trennung. Faustina hatte sich von dem Nekromanten den ihr bestimmten Geliebten im Zauberspiegel zeigen lassen und — ist es nicht entsetzlich? — wie ein Bild aus dem Rahmen, mußte mein Phantom sich lösen, vor sie hintreten und ihr die Hand reichen. Es war ein fürchterlicher Schmerz. Vergebe es ihr der Himmel, ich kann es nicht."

— Und Du hast ihr vergeben, als sie am Grabesrande bekannte, — sagte Mathilde.

„Mit ihrem Geständniß lös'te sich der Zauber. Ist nicht der fremde magische Einfluß entsetzlich, fürchterlich, daß die freie Seele wider Willen herausgerissen wird aus dem hülflos da liegenden Körper, und das bessere Selbst die Ketten trägt, die sie an unser willenloses Schattenbild legten? So mußte ich ihr folgen, als ich sie zum ersten Male wachend sah, — ich ihr, sie mir, die feindlichen Mächte hatten uns verlobt."

Mathilde hatte aufmerksam zugehört, aber ein Lächeln umschwebte den schönen Mund, als sie sanft entgegnete: — Sollten sie einen so unerklärlichen Einfluß haben? Bliebe nicht das Schiff ein Spiel der Wellen, wenn sein Anker keinen Grund fände! Steuert der Pilot dahin, wo ihm keine Küste entgegen lacht? Wem drückt man die Hand: der uns den Rücken wendet, oder der sie uns verstohlen hinreicht? Nur wo

das Verlangen sie lockt, nesteln sie ihre Zauberknoten an. Hubert in deiner gährenden Brust war lange zuvor das große und schöne Rom lebendig, Du lebtest in ihm; was Wunder daher, daß sie Dich in ihre Kreise zogen, der Du, in Träumen aufgegangen, ihnen schon angehörtest! —

Hubert's wieder erwachter Geist fühlte den Vorwurf tiefer, als ihn Mathilde gemeint. Das Bild ihrer reinen Seele, des bekämpften Stolzes, der hohen Entsagung, der wandellosen Treue, trat ihm mit einem Male in seiner ganzen Größe vor die Augen. Körperliche Schwäche und geistige Befangenheit ließen ihn bis dahin über einen Bruch des heiligsten Bundes dumpf schweigen, der ihm jetzt, wo drüben Mathildens Größe und Ruhe entgegen strahlte, wie der entsetzlichste Abgrund vor den schwindelnden Augen gähnte. Er umfaßte ihre Kniee; sie suchte vergeblich ihn aufzurichten. Mehr als die Worte, bekannte die Heftigkeit der Bewegung seine tiefe Erschütterung.

„Ich darf nicht lange in Dein schönes großes Auge sehen, nicht auf die ruhig offene Stirn, den heitern Glanz der Wangen; jeder Schatten, den der Kummer dort zurück ließ, klagt mich an. Perle unseres schönen Vaterlandes am blühenden Main, was verstießest Du mich nicht, wie ich Dich verstoßen? Thürmten sich nicht die eisbedeckten Gipfel der Alpen zwischen

schen uns, rauschten nicht die Frühlingsbäche der Lombarden zwischen deinen Seufzern und mir, dampften nicht um mich die Sümpfe Latiums, daß nichts von mir blieb als ein bleiches Schattenbild des deutschen Hubert, verzehrt vom Gifte Welschland's, von afrikanischer Glut? Todt war ich für Dich, vor Kaiser und Reich hätte die Gräfin Truchses ausstoßen sollen aus ihrem Gedächtniß den Undankbaren, Treulosen; sich lossagen von einem Bündniß, das sie befleckte, von einem Bande, das zerrissen war. Und Du kommst her in Niedrigkeit gehüllt, den Verlornen zu retten, den in den Schlamm Gefallenen aufzuheben. Ich schlich in die Siebenhügelstadt, das alte Rom aufzusuchen, und fand nur seine Scherben. Da kam mein deutsches Weib, mich vom Zauber zu lösen, aus dem Kothe aufzurichten, und ich erkenne in ihr die alte Römerin. Ja, Mathilde, Du bist eine Mutter der Gracchen, eine Portia, die Frau des Pätus."

Mathilden wurde bei diesem neuen Fieberausbruche unheimlich zu Muthe. Schien doch Italien's Glut tiefer sein Blut vergiftet zu haben, als sie es glaubte. Als sie wieder Hand in Hand auf dem Ruhebette saßen, begann sie mit freundlichem Ernste:

— Eine Portia bin ich nicht, denn ich drängte mich nicht in die Geheimnisse meines Gatten, die er mir verschweigen wollte; auch wäre ich nicht so groß

wie jene Frau, die den Dolch in die Bruſt ſtieß und dann zum Gatten ſprach: „Nimm, es ſchmerzt nicht!“ Ich kenne den Schmerz, und würde ihm ſein Recht laſſen, das er an das Weib hat, und auch dem Tode würde ich als Chriſtin nie vorgreifen. Keine Römerin bin ich, aber eine deutſche Frau, welche die heiligſten Bande, die auf Erden zwiſchen zwei Seelen geknüpft werden, nicht zerriſſen glaubt, wenn's dem ſtärkern Mann in dem ſtillen Kreiſe zu eng wird. Euer Geiſt ſoll die Welt beherrſchen, indeſſen wir in der Stille walten und Anmuth über das Haus auszubreiten ſuchen, damit es euch gefällt, wenn ihr heimkehrt und gern ausruht und an der Bruſt der Gattin Leid und Freude mittheilt. Darum, Hubert, ſollte ich auf immer von Dir ſcheiden, weil es deinem Feuergeiſte in dem Einerlei der Heimath zu eng wurde? Darum, weil Dich ein böſer Wahn umfing? Wußte ich nicht, daß er endlich einmal ſchwinden, daß dein klarer, tiefer Geiſt Herr werden müſſe über all' die Dunſtbilder? Wie hätte ich Dir — und wäre es auch erſt in dem Jenſeits — entgegen treten ſollen, wo Du wieder der Hubert von ehemals geworden wärſt? Ich hätte den Blick erröthend ſenken müſſen, weil ich die erſte Pflicht der Gattin, das Vertrauen, verloren. Nein, ich klage mich ſelbſt an, ich trage einen großen

Theil der Schuld. Was feſſelte ich Dich durch Bitten, Schmeichelreden und Küſſe ſo lange im einſamen Neckarſchloſſe? Die Pergamentbände waren durchwälzt, die Blumen im Garten dufteten nicht wie in Italien. Wie lange ſchon rief es deinen nach Thaten dürſtenden Geiſt dahin, und ich verkannte den Ruf. —

Zum erſten Male ruhte Mathildens Arm wieder an Hubert's Halſe, und der Kuß der Verſöhnung ſollte ein Siegel ſeyn, gedrückt auf die Erinnerung einer trüben Vergangenheit.

Der Abend war indeſſen herangekommen, Hubert verlangte nach der freien Luft. Die Aerzte hatten es erlaubt und die Straßen waren leer. An Mathildens Arm betrat er zum erſten Male wieder Rom's gepflaſterten Boden. Eckard folgte ihnen in einiger Entfernung. Von Deutſchland wollte Mathilde ſprechen, eine neue Sehnſucht in dem Geneſenden wecken, als ein Fackelzug in der Ferne ihre Aufmerkſamkeit anzog. Eine große Maſſe ſtummer Zuſchauer wogte voraus, in deren Geſichtern Scheu und Furcht ſich malten. Gern hätte Mathilde ihren Gatten zurückgeführt; ſie mußte aber, während der Zug mit unheimlicher Eil nach dem unbewohnteren Theil der Stadt vorüberrauſchte, eine Zuſchauerin wider Willen bleiben.

„Der Cardinal Petrucci!“ flüſterte ihnen Eckard

zu. „Er soll nicht im christlichen Rom begraben werden; nun werden sie ihn draußen in der alten Heidenstadt verscharren.“

Hubert starrte auf die dreißig Larven mit den Fackeln; er gedachte jenes Abends, wo er den steifen Kirchenfürsten, von eben so vielen fackeltragenden Vasallen vor Chiaja's Hause auf sein Maulthier steigen sah. Er folgte in Gedanken den Begebenheiten jenes Abends; Savelli, dessen Gedächtniß ihm seit seiner Krankheit verschwunden, trat wieder vor ihn, wie er, in den schwarzen Mantel gehüllt, von dem Leichensteine sich erhob. Da zupfte ihn Jemand unter den Leidtragenden — wenn man Häscher, Mönche und Pöbel so nennen darf — am Aermel, und es war Theodor Savelli selbst.

Mathilde sah mit innerer Angst, wie der finstere Schatten den Genesenden bei Seite zog, wie er ihn mit dem Arm umfaßt hielt, wie sein Auge voll wahnsinniger Freude lachte, als er ihm etwas in's Ohr flüsterte.

„Was blickst Du so siech, mein seliger Bruder, was sah ich Dich nicht seit Wochen im Reigentanz? — War nicht deine Tänzerin hinkend? — Jubele doch mit mir, sie begraben heut einen bösen Gesellen, der uns oft confus machte, weil er nie Takt hielt. — Noch mehr sollst Du jubeln — aber sage Niemand

davon — heut um Mitternacht stell' ich mich der Paphierin in den Weg, wo das wilde Heer vorüberjauf't; ich zwinge ihr den Ring ab, denn Palumbus hat mich die Worte gelehrt, und in der ganzen Welt ist keine günstigere Stunde. Und habe ich meinen Verlobungsring wieder, so bin ich ein Mann; dann brech' ich das Siegel, und Du und Alle werden frei, die in ihren Ketten schmachten, und die schönen Mägdlein und Frauen werden Steppeln und Disteln, und der Sturm kommt und fegt sie alle weg. Juchheißa, der Sturm kommt!"

Wie vom Winde gekreiselt, flog tänzerartig Savelli dem schon verschwindenden Fackelscheine nach. Je näher der Leichenzug dem unbewohnteren Theile der Stadt kam, um so mehr verschwand die feierliche Ordnung. Verdrossene Träger, vermummte Schreckbilder, die sich selbst vor jedem bewegten Schatten fürchteten, wollten ein lästiges Geschäft abthun, der Pöbel blieb schon am Capitol zurück. Und doch während der Herbstwind in den Säulen und Portici heulte, und die Beherzteften ein Zähnklappern fühlten, lachte ein Verhüllter laut auf im Leichenzuge und sang wilde Lieder. „Es ist der wahnsinnige Savelli," murmelte man sich zu, und der lustige Begleiter vermehrte die Furcht der Anderen.

Unfern der Ringmauer des alten Rom's war die

Grube für den Cardinal gegraben, die Pyramide des Cestius winkte vom Scherbenberge den Arbeitern zu. Der Priester sprach die nöthigen Worte ab, man sang mit heiserer Stimme, und als sie fertig geschaufelt, rannten die Begleiter des Leichenzuges in unschicklicher Hast davon und dem Sanct Johann vom Lateran als dem nächsten Orte zu, wo christliche Leute in der Herbstnacht unter den Gräbern Rom's hausten. Nur Einer blieb und stampfte den lockern Boden fest, immer betheuernd, der schlechte Tänzer dürfe nicht wieder heraus; dann wälzte er einen Stein auf den Fleck, stellte sich darauf, breitete die Arme nach allen vier Winden aus — es war zufällig hier ein Kreuzweg, — und lachte furchterlich in den Sturm hinein.

„Habe ich Dir eine gute Leichenrede gehalten, mein schwerzüngiger Sienenser?" rief er und streckte sich, unbekümmert um Kälte, Sturm und Dünste, auf einen umgesunkenen Leichenstein darneben. Hier lag er wie der Tiger, der auf die Antilope lauert. Kein vom Windstoß berüber getragener Laut entging seinem Ohre; er horte die Feldmaus und den Fuchs, der mit der Beute in seinen Bau schlich.

Als es Mitternacht schlug, schallte es wie Pferdegalopp von der Gegend des Capitols her. „Venus kommt!" jauchzte der Wahnsinnige, und krümmte sich, wie zum Sprunge bereit. Sein starrer Blick sah in

dem Luftzug, der das welke Laub kreiselnd vorüber fegte, mehr als sterbliche Augen entdecken konnten. „Vorüber, vorüber, Ihr leichten Nymphen, Euch gilt es nicht!“ flüsterte er, bis ein ernster Reiter, tief eingehüllt in den Reisemantel und das Gesicht im großen Schifferhute verborgen, vorüber reiten wollte. Als er an der Stelle — er mochte ein Geräusch gemerkt haben, — inne hielt, sich nach einem noch entfernten Diener umsehend, sprang der Tiger auf. Mit einem gewaltigen Satz und fürchterlichem Geschrei hatte Theodor den Reiter umschlungen und vom Pferde gerissen.

„Venus, nun habe ich Dich, gieb mir meinen Ring wieder!“ schrie er ihn an, und merkte nicht, daß der Reiter leblos vor ihm lag; er war im Sturz mit der Schläfe gegen einen scharfen Stein gefallen. Indessen war der Diener herangekommen. Klugheit oder Furcht ließen ihn schweigen, als er das sah, was nicht mehr zu ändern war. Der Wahnsinnige entriß ihm die kleine Blendlaterne, die er verstecken wollte, und beleuchtete das Gesicht des Todten. Es war der Cardinal von Chrysogono.

„Euer Spuk stört mich nicht,“ rief Savelli; „verwandle Dich in das tiefste Korallenriff des Oceans, ich hole mir doch meinen Ring. Willst Du ihn nicht gutwillig herausgeben? Wohlan, Du bist nicht besser als das Marmorbild.“

Er zog das Schwert und hackte mit der Kraft des Wahnsinns dem Leichnam die rechte Hand ab. Dann setzte er ihn aufrecht auf einen Stein, und stülpte ihm den Hut auf, daß er fast wie die dreifache Krone aussah. „Nun geht alles in Erfüllung, das Siegel ist gebrochen, und wir Alle sind selig!“ rief er und stürzte davon.

Den Leichnam des Cardinals fand man verstümmelt in einem Graben. Die Geschichte weiß nur, daß er auf der Flucht nach England seinen Tod gefunden. Das Gerücht nannte einen Diener, der ihn auf der Flucht allein begleitete, als seinen Mörder, da dieser sowohl, als die Schätze, die er mit sich führte, auf immer verschwunden sind.

18.

„Sieh' es wird immer dunkler und blutiger hier,“ sagte Mathilde freundlich zu Hubert, indem sie ihm die Locken aus der Stirne strich. „Was giebt es noch, das Dich fesselt? Der Marmor, der sonst zu Dir sprach, ist wieder lebloser Stein geworden, das schöne Reich der Kunst ist in Verwirrung, Raphael stirbt, das alte Rom lebt nicht wieder auf, und Dich graut vor den umherwandelnden Schatten. Dein Zauber ist gelöst, Deine Stirn ist frei, Dein Auge blickt heller und schärfer; noch wenige Tage Erholung, und

Du steigst mit mir hinauf in die reine Luft der Alpen, und dann, erfrischt, hinunter in die deutschen Thäler und Berge. Da wird das Leben, nicht in der Glut verzehrt, zu keinem Gespenste, aber ein anderes Leben, ein noch nicht gekanntes bricht an in unserm Vaterlande. Denkst Du noch der grünen Frühlings-Wiesen, wie sie das Auge stärken? Es ist überall Frühling. Die Ströme fließen, die Rebenhügel lachen Dir entgegen vom Rhein und Neckar. Die grauen Münster stehen nicht mehr in todter Pracht neben den öden Klosterhallen. Entzündet von dem hellen Funken, predigen die Mönche in deutscher Zunge die neue Wahrheit, und die Verdrossenen pilgern aus, damit die weiten Kreuzgänge und dumpfen Zellen der Klöster zu Schulen werden, wo das gereinigte Wort des Evangeliums neben der Weisheit des Alterthums Allen gelehrt wird. Völker und Fürsten bieten sich die Hand; es wird gestritten mit Spott und Ernst; ein Hutten schreibt mit einer gewaltigen Adlerfeder; Gedanken entzünden Gedanken, und ein Sickingen wirft den Fehdehandschuh ihren Gegnern hin. Wo sich Alles im deutschen Vaterlande regt, findet auch Hubert von Stein für Geist und Arm ein reiches Feld."

Mathildens Rede war nur der Nachklang vieler Gespräche beider Gatten.

„Zurück nach Deutschland, und noch heut aus

Rom!“ rief Hubert, und schritt auf die Wand zu, als Besiegelung seines Gelübdes den Degen umzuschnallen.

In dem Augenblick öffnete sich die Thür, und ein Mann in reicher Trauerkleidung, von Damastsammet und Atlas stattlich geschmückt, schritt feierlich herein. Mathilde erkannte zuerst in ihm den unglücklichen Sarelli, und rasch trat sie vor Hubert, wie fürchtend, daß die Einflüsterungen des Wahnsinnigen von neuem ihren Gatten umstricken könnten. Doch verrieth seine ceremoniöse Stellung nichts von jener taumelnden Wildheit; auch in den Augen schien das wahnsinnige Feuer ausgebrannt und nur ein leeres Grau zurückgelassen. Den starren Blick zu Boden gerichtet und wie eingewurzelt stehend, verneigte sich Theodor langsam und sprach:

„Das verhüten die Heiligen, Hubert von Stein, denn Du darfst mir nicht die Ehre versagen, morgen bei'm Leichenbegängniß meiner theuren Gattin zu folgen.“

— Viola Gritti todt! — rief Mathilde.

„Heute Mittag um zwölf Uhr starb mein hochverehrtes Weib, Viola, in meinen Armen, und morgen um zwölf Uhr erweise ich ihr die letzte Ehre. So wechselt Glück und Leid im Leben! In vier-und-zwanzig Stunden Blüthe und Gruft! Rosenhauch und

Modergeruch! Sie war eine so treue und ehrenwerthe Gattin, wie ich das vor aller Welt mit meinem Dolch auf ihren Leichenstein eingraben will."

Er sprach diese Gemeinplätze mit einer festen nachdrucksvollen Stimme, und legte bei der letzten Versicherung die Hand an den Schwertgriff, wiewohl nur eine Dame vor ihm stand.

— Um Gottes willen, wie erfolgte so schnell ihr Tod? — fragte Mathilde ängstlich. — Noch gestern glänzte sie auf dem Corso. —

„Vergönnt, Signora, daß ich Eurem Gatten die Geschichte ihrer Krankheit allein erzähle, indem so seltsame Symptome dabei vorkamen, daß eine zarte Frau besser ihre Ohren verschließt."

Ungern verließ Mathilde das Zimmer, als Theodor sich feierlich auf einen Sessel neben Hubert niederließ. Nur die Ruhe und Grandezza des Italieners und Hubert's Wink, daß er sich stark fühle, auch dem Wahnsinn zu begegnen, beruhigten sie.

„Glaube nicht, Hubert," begann er, „daß ich heuchle. Es sind so ernste Dinge vorgegangen, vor denen die glatten Worte wie Spreu im Winde bestehen. Sieh' hier, ich habe meinen Ring wieder. Dreimal verwandelte sich die Cyprierin vor meinem Angesichte, endlich in einen ehrwürdigen Cardinal, und denke, ich mußte dem grauen Herrn die Hand ab-

hacken. Damit war das Siegel gelöst, und all' die eingefangenen Wesen frei durch mich, bekommen Sinne, Verstand, Erinnerung wieder. Wie in Euren engen nordischen Städten, wenn es nach einem harten Winter thauet, und die eingeschlossenen bösen Dünste mit dem Frühlingshauche allmählich herauskommen, so thaute es in mir — eine furchtbare Erinnerung. Ich war wieder ein Mann, ich durfte vor mein Weib treten, und das that ich heut am hellen Morgen. Sie schrak auf, als ich die Thüre abschloß, aber ich zeigte ihr den Ring. Und als ich zu sprechen anhub, meinte sie, ich wäre wahnsinnig. aber ich sagte ihr, es sey eine fürchterliche Vernunft im Wahnsinn! Da thaute es von meinen Lippen: ich habe nichts gethan als Worte gesprochen, aber Logik darin, wie von Paris und Bologna, daß sie sehen konnte, ich sey nicht wahnsinnig. Und diese Worte wirkten wie die Sonne auf den Schnee. Sie sank mir zu Füßen und barg ihr Gesicht im Staub der Diele, denn ich war ja wieder ein Mann. — Meine Mutter war eine Castilianerin, daher fließt in meinen Adern von spanischem Blute, und am Ebro wachsen seltsame Medicamente, um die kranke Ehre zu heilen. Ich habe keine Hand angerührt, ich habe nur gesprochen; aber sie nickte mir zu, und vor meinen Augen rührte Viola einen köstlichen Schlaftrunk ein, und als er fertig gebrauet, sogen ihre Pur-

purlippen ihn ein bis auf den letzten Tropfen. Freiwillig! das will ich vor den Ritterhöfen aller Welt verfechten, freiwillig; es dünkte ihr schaal, leer, abgeschmackt in diesem Rom, Italien — in der ganzen Welt; darum verlangte es die edle Gritti hinaus. Auf drei Stunden war es berechnet. Und nun setzte ich mich neben sie hin, und wir plauderten, was wir in den drei Jahren versäumt, in drei Stunden. Dann wurde sie schläfrig und ihr Gesicht verzog sich, und sie hielt die Hand an die Seiten und an den Magen. „Viola, was ist Dir?" fragte ich. — Mir wird wohl, mein Gatte — antwortete sie. Ich war ja nun ihr Gatte. Ich verließ sie nicht. Ich leate sie geradaus auf das Ruhebette und bewachte jeden ihrer Züge. Mit weinender Stimme die Hände ringend, flehte sie mich an, und ich drückte den Kuß der Vergebung auf ihre sterbenden Lippen. Das konnte ich thun, sie hatte mich wieder als Mann gesehen. Und als die schöne Frau sich nicht mehr regte, leichenblaß und starr war, habe ich bitter geweint, daß sie mir so früh sterben mußte, und ich will alle Welt zwingen, mit mir zu weinen, und mit aller Welt will ich in die Schranken treten, daß Viola Gritti eine so ehrbare Frau war, als je eine in dem sonnenhellen Italien geboren wurde."

Mit feierlicher Würde stand er auf, dankte dem Ritter, daß er seinem Hause die Ehre erzeigen wolle,

und neigte sich vor der Dame zierlich Abschied nehmend.

„Wenn Ihr es nicht verschmäht, Signora, mit dem ganzen Rom die Lust zu theilen an einem hellen Feste, so ich zu Ehren der zu früh Geschiedenen gebe, ladet Euch Theodor Savelli morgen Nacht zur Erleuchtung seines Palastes ein. Ich weiß, Tiberius konnte mehr geben, auch Caligula und Nero; wir aber, gnädigste Frau, sind nur die schwachen Nachsprößlinge jener Riesenstämme, und müssen vorlieb nehmen mit Fetzen und Brocken, wo jene den göttlichen Leib in wallende Teppiche aus Persien und Caschemir hüllten."

19.

Mit seltener Pracht und unerhörter Verschwendung war das Leichenbegängniß ausgeführt worden. Rom's Himmel schien mit Wappendecken behangen, die Beredtsamkeit war mit schwerem Golde erkauft, und in lateinischen Reden schien Viola Gritti ein Musterbild der Frauen; die Pauken und Trommeten erschütterten die Gebäude, als der Sarg hinabgesenkt wurde, und der verzweiflungsvolle Gatte wollte sich mit in die Grube stürzen.

Am Abend zog ein neues Schauspiel die Volksmenge nach dem Palast Savelli, denn er brannte an allen vier Ecken. Diener, welche sich, dem Verbote

ihres Herrn entgegen, darin versteckt gehalten, hatten Theodor mit einer Fackel umhergehen und die Schildereien und Tapeten anstecken gesehen. Die Rettung kam zu spät, doch glaubte man nicht, daß Savelli selbst dabei umgekommen.

Früh am andern Morgen verließen Hubert und Mathilde Rom's Thore. Ihre deutsche Begleitung, ohne welche sie nicht hoffen durften Italien ungefährdet zu durchziehen, folgte auf anderem Wege, um in der Stadt selbst Aufsehen zu vermeiden. Nur von Eckard begleitet, ritten die beiden Gatten auf einem der deutschen Straße fast entgegengesetzten Wege. Er leitete zu einem kleinen Kirchhofe, wo Mathilde den Ritter zu einem grünen Rasenhügel führte; frische Rosen waren sorgsam darum gepflanzt, und ein römischer Name stand auf einem einfachen Steine. Als der Ritter niederkniete und ein stummes Gebet verrichtete, wandte Mathilde sich ab und trocknete eine Thräne, welche die frische Morgenluft aus ihrem schönen Auge gelockt. Eckard setzte den kleinen Guido, den er im Mantel trug, auf das Grab, und pflückte ihm eine Rosenknospe, „zum Andenken an seine Mutter," wie er ihm in's Ohr flüsterte. Zwischen Hubert und Mathilde wurde, ehe sie die Pferde bestiegen, nur ein Blick gewechselt und nur die Hand gedrückt; in dem Blicke Hubert's lag aber das Ge-

löbniß einer Treue, die über das Grab hinaus geht.

Ihr Weg führte jetzt, um die bestimmte Straße zu erreichen, die Höhen hinan, aus denen die Ruinen von Nero's Bädern hervortreten. Ein Zug Dominicaner kam ihnen singend entgegen. Sie trugen eine Leiche. „Der Bruder Palumbus," sagte der Führer, „er starb diese Nacht." Nach den Gesichtern der beiden schweigend dahinreitenden Gatten zu schließen, erwarteten sie noch etwas Gefährliches zu überstehen, ehe Rom aus ihren Augen verschwände. Auch kehrte Eckard, der vorausgeritten, plötzlich um, und deutete auf etwas in der Nähe der Ruinen.

„Eine verdächtige Gestalt hockt da hinter dem Gesimse: ob wir nicht die Reiter abwarten?"

— Es ist ja ein Pilger im Muschelkleide. —

Der Pilger erhob sich; es war Theodor. Jetzt schien der Wahnsinn ganz aus seinen Augen verschwunden, und seine Rede deutete auf keine Verirrung mehr. Hubert sprang vom Pferde, drückte den Freund an die Brust; aber es schlug ihm kein Herz entgegen. Er sprach von dem Wiedererwachen der Kraft und des Geistes; aber Theodor lächelte: er sprach von Thaten, aber Savelli schüttelte den welken Arm.

„Du, Hubert, magst noch hoffen, Dir geht noch die Sonne roth auf, mir nur gelb. Du brachtest noch

Kraft

Kraft zurück; ich nichts, als die Troſtloſigkeit. Ich bin hohl, ganz hohl — zieh vorüber und freue Dich, für mich hat die Welt keine Freude mehr."

— Komm' mit uns nach Deutſchland, — rief Hubert, Mathildens Hand haltend, und ſeinem Munde entſtrömte ein Preislied deſſen, was in ſeinem Vaterlande geſchehen, und wie das Licht mit neuer Kraft, in neuer Richtung ſich Bahn breche. Kopfſchüttelnd hörte Theodor zu.

„Das ſoll mir Troſt geben, daß ſie bei Euch mit der Logik zertrümmern, was längſt für mich in Trümmern dalag, und warum ich mein Leben hingäbe es wieder aufzurichten! — Sie reißen ja nur ein und bauen nicht auf. — Freue ſich dran, wem das Luſt macht in Eurem kalten Lande, wo der Verſtand mit den Begriffen ſpielt. Könnte ich Sanct Peters Krone zu des Cheops Pyramide umwandeln, ſo hoch, daß ich durch die Wolken ihre Spitze nicht ſchaute, das wäre Troſt, dann würfe ich mich nieder zu ihren Füßen und bärge das Geſicht im heißen Sande. — Aber nein — das iſt aus — einen ſchrecklichen Schwanengeſang hat Palumbus geſungen — er ſah die Mauerbrecher, die Sturmleitern, ſah die Feuerſäulen gen Himmel ſteigen, hörte das Jammergeſchrei — noch einmal wird Rom fallen mit ſeinen Sünden und ſeiner Größe, ſeinen Gräbern und ſeinen Ruinen. —

Lebewohl — auf nimmer Wiedersehen! — Jenseits dem Meer, im heißen Asien, will ich um das Grab knieen, bis ich den Glauben finde, der die Anderen dahin treibt, oder — Erlösung."

Während das Gefolge der Reisenden ankam, verschwand Theodor hinter den Ruinen. Glücklich setzten Hubert und Mathilde die Reise fort. Des Ritters Herz schlug freier, je näher er dem Vaterlande kam; und als er, umweht von den frischen Lüften der eisbedeckten Alpen, zum ersten Mal wieder auf ein deutsches Thal hinabsah und deutsche Laute hörte, dünkte ihm an Mathildens Seite, was er in Rom erlebt, wie ein böser Traum zu verschwinden.

Emmerich.

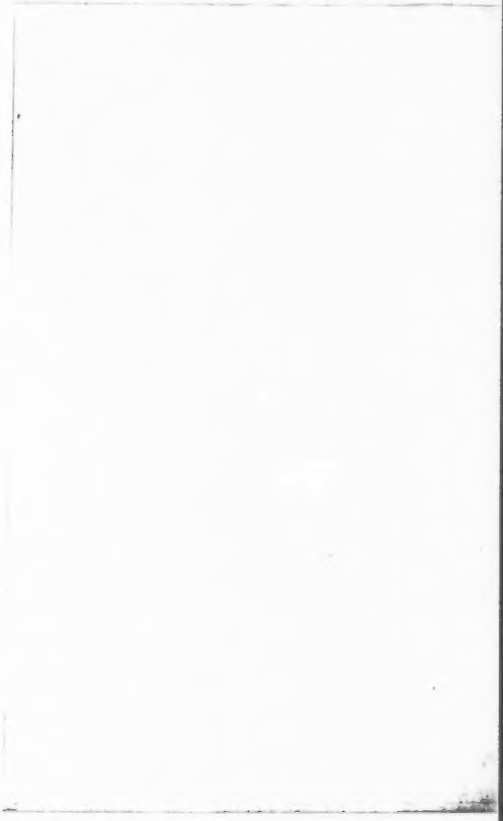

1.

Emmerich saß, auf den Ellenbogen gestützt, im Winkel der Hütte und schaute durch das kleine Fenster sehnsüchtig hinaus. Der Abendwind spielte in der alten Linde; und als die Zweige, hin und her rauschend, gegen die runden Scheiben schlugen, brummte er für sich die Weise des alten Liedes von der Lindenblüthe.

Trude, seine Mutter, die mit verdrossenem Schweigen bisher an dem Spinnrocken gesessen, oder die Kohlen vom Heerde zurecht geschürt hatte, wandte sich hier mit scheltendem Tone zu ihm:

„Schon wieder das alberne, weibische Lied von der Lindenblüthe? Als ob einem Köhlerbuben was anderes von einem Lindenbaum zu wissen noth thäte, als wie lange das Holz brennen muß im Ofen! Ich möchte wissen, wer es Dich gelehrt hat. Mein Seliger stimmte auch wol, ehe wir uns freiten, so ein Lied von der Linde an, die im tiefen Thal gestanden, aber dabei dachte er, will ich meinen, nur an den Stamm, und nicht an das unnütze Laub, das nicht

einmal das liebe Vieh frißt, und noch viel weniger an die Lindenblüthe, die Dir im Kopfe herumgeht, im Schlaf und Wachen."

Solche Vorwürfe konnte Emmerich nicht lange ertragen. Er nahm seinen Schürbaum und trat unwillig auf den grünen Platz hinaus, indeß die Frau ihm nachbrummte:

Das will mir ein Köhler werden, oder seines Großvaters Enkel. Er traut sich kaum in die Kohlen hinein zu schlagen; was würde er erst machen, wenn's hieße: auf Feindes Köpfe los!

Wie unheimlich es Emmerich in der beschränkten Hütte war, so froh wurde er allemal, sobald er hinaustrat in's Grüne unter das Dach der alten Linden, welche die Hütte beschatteten, und ihm eine weite Aussicht öffneten auf die Reize des Thales. Als ihn das frische Grün ihrer hohen Wipfel, durchglüht von der Abendsonne, durchrauscht vom Abendwinde, anwehte, wurde ihm so wonnig zu Muthe, daß er, trotz dem Vögelchor, auch sein Lied anstimmen mußte, das er immer sang, wenn Lust und Sehnsucht ihm die junge Brust erfüllten:

O Lindenblüthe, süßer Duft,
Wann um Dich summen Bienen,
Dein Wipfel rauscht von Maienluft,
O Lindenbaum im Grünen!

O Lindenbaum im tiefen Thal,
Wie rauscht's in Dir so luftig;
Sah'st Liebesfreuden, Liebesqual;
O Linde, grün und duftig!

O grüne Linde, sah'st Du sie
Zu deinen Füßen kosen?
Du rauschtest auf und wecktest sie,
O Lind' im grünen Moose!

Die Vögel zwitschern im Lindenlaub,
Es schweigen d'rin die Winde;
Die Liebenden sind blind und taub
Zu Fuß der grünen Linde.

O Baum der Liebe, Lindenbaum,
Was welkt dein Laub geschwinde,
Glück, Leben, Liebe, nur ein Traum,
Ein Lufthauch in der Linde!

O Lindenblüthe, süßer Duft,
Wann um Dich summen Bienen,
Dein Wipfel rauscht von Maienluft,
O Lindenbaum im Grünen!

Es war ein einsames weit ausgebreitetes Thal, in dem die verlassene Köhlerhütte lag. Von den Bergrücken, welche, dicht bewaldet, in weiter Entfernung es kesselförmig umgaben, strömten tausend Bäche herab, hier in leichtem Flusse den üppigsten Wiesenflor wässernd, dort durch Urwälder sich drängend, und zwischen felsigem Boden hindurch sprudelnd. Keine Wege durch-

schnitten die Ebene, kaum bemerkte man einen Jägerpfad. Das frische, hohe Grün der Wiesen schien noch von keinem Mäher berührt, man sah keine Rinder darauf. Die dicht an einander gewachsenen Stämme der Eichen und Buchen, oft vom Umfange, daß mehrere Männer sie nicht umspannten, und das Gestrüpp, das den Wanderer kaum bis hinan dringen ließ, gehörten Wäldern an, die nie eines Forstmannes lichtende Art schienen gehört zu haben. Die Rehe spielten auf den Wiesen, als gäbe es hier keine Gefahr. Ohne die Hütte auf dem sanft erhöhten Rasenplatz, ringsum mit den alten Linden, die immer die Heimath der Menschen verrathen, hättest Du denken mögen, es sey ein Thal, wo seit der Schöpfung kein Menschenfuß hingetreten.

Nicht weit von der Hütte rauschte im niederen Grunde ein Waldstrom auf einem breiten steinigen Bette vorüber. Ulmen und wilde Ahornbäume senkten ihre Wipfel schattend über das Silberwasser; höher hinauf in das Gebirge, wo er schmaler und brausender ward, erhoben sich auch ernste finstere Tannen zu seinen Seiten, ihn immer frisch und kühl zu erhalten. Etwas abwärts von der Hütte bildete eine, wie es schien, durch Zufall herabgesunkene Buche, einen Steg über den hier ruhigen Bach. So oft sich Emmerich an schwülen Tagen in die klare Fluth gestürzt,

war er immer wunderbar gestärkt herausgesprungen, als liege eine Wunderkraft in dem Wasser.

Auch jetzt richtete er hierher seine Schritte, nicht um sich zu baden, denn es war ein frischer Maientag und die Wolken waren eben erst über die Berge gezogen, nachdem sie erquickende Regenschauer über Wiesen und Wälder ausgegossen. An eine Birke gelehnt schaute er hinab in die klare Fluth, als erwarte er etwas; er seufzte auch wol tief auf, wenn er aber sein frisches rothes Gesicht unter sich und die klaren blauen Augen sah, mußte er sich gestehen, daß es kein Seufzer des Schmerzes und Leidens sey. Es war ein Gefühl, das er sich selbst nicht zu beschreiben wußte; es war ihm wohl und auch nicht wohl; ihn verlangte nach etwas, er konnte dem aber keinen Namen geben. Endlich machte er sich auf den Weg an sein Geschäft.

Als der Bach sich immer höher hinauf in die Berge zog, und fast nur noch aus Wasserfällen bestand, wurde Emmerich durch die Beschwerlichkeit des Pfades erinnert, daß dies nicht sein Weg sey. Er schlug sich in den Wald hinein, aber jede Quelle, jeder Durchblick auf eine grüne Wiesenstelle fesselte den Träumer. Als er endlich am Kohlenofen angelangt, war das Feuer verloschen. Es war seine Sorglosigkeit daran schuld, aber der Tag war schon zu weit vorge-

rückt, um es neu anzuschüren. Unmuthig warf er sich nieder und barg das heiße Gesicht auf dem kühlen Rasen.

„Wäre denn alles, alles Traum gewesen, was mir sonst Böses und Gutes in diesem Thale erschien? dachte er bei sich, oder sprach es auch wol aus. — Ich mag, so lange ich will, an dem Bache auf- und abgehn, die schöne milde Frau kommt nicht mehr zum Vorschein, das kleine Mädchen, das mit mir spielte, ist fort. Wie lange Jahre mögen das her seyn, als ich auf dem großen Steine am Wasserfall saß, wo sie dann zu mir trat und die Locken mir aus dem Gesicht strich und mich küßte. Ach es muß sehr lange her seyn, denn sie nahm mich oft auf den Schooß und wiegte mich, und jetzt bin ich wol so groß wie sie. Es mag nichts anders gewesen seyn als Kindertraum, wie Mutter Trude es nennt. Aber wenn es gar nichts war, als ein Schaum, der entsteht und vergeht, dann ist am Ende Alles Traum, Alles taucht auf aus dem Wasser und Alles verschwindet, und es bleibt nichts, als daß wir daran denken. Und das wäre doch bitter! — Soll ich denn immerdar in dem einsamen Thale bleiben, wo die schöne Mutter fort ist, die mich ihr Kind nannte, und das kleine Mädchen mit den Locken, und kein lebendes Wesen, als die alte schmälende Mutter Trude, die so sauer aussieht, als die Wiese draußen freundlich?“

Er weinte und drückte das Antlitz immer tiefer in das feuchte Gras; da glaubte er über sich das Lied zu hören:

Sprudeln die Quellen nicht?
Rauschen die Wälder nicht?
Springen die Rehe nicht?
Singen die Vögel nicht
Oden im Blauen?
Und Du bist einsam?

Wenn die Quellen rieseln,
Wenn die Wipfel säuseln,
Wenn die Rehe jauchzen,
Wenn die Lerchen trillern,
Hörst Du dann nicht die Stimme
Deiner ewigen Mutter?

Wenn die Quelle vom Fels brauset,
Wenn der Nordwind in dem Forst rauscht,
Wenn das Reh in die Schlucht kreucht,
Wenn das Vöglein in Angst fleucht,
Hörst Du im Donner
Nicht ihren Zuruf?

O so vernimm doch,
Auch wenn sie sanft spricht,
Was sie Dir zuruft
Inniger Liebe voll:
Liebe, Liebe, kein leerer Schall,
Liebe, Liebe, herrscht überall.

Die Vögel sangen über ihm, als er die Augen aufschlug. Er erinnerte sich, daß ihm die schöne Frau oft vorgesagt, wie er auf das Rauschen der Wälder, den Vogelsang und das Murmeln der Quellen achten solle, weil es alles schöne Lieder wären. Stundenlang hatte er in seiner Einsamkeit gebetet, auch oft Worte, oft ganze Strophen zu verstehen geglaubt; dann waren aber plötzlich solche Mißtöne dazwischen gekommen, die alles Verständniß, wie Worte einer ganz fremden Sprache eingemischt in die uns wolbekannten, unterbrochen hatten. Lange war es jetzt, daß er nicht auf diesen Gesang gehört, seine Mutter Trude hatte ihn zu oft barsch zurecht gewiesen, heute aber war ihm kein Laut entgangen.

„So wäre es doch kein Traum gewesen!“ sagte er aufstehend, und ging tiefer in den Wald, ohne auf die Richtung zu achten, bis er mitten im Dickicht stand. Eine große Eiche, ausgehöhlt vom Alter, brachte ihn zuerst wieder zu sich. Rasch blickte er hinein, und rief traurig aus: „Sie ist nicht da.“ Dann wollte er hinein treten in die Höhlung, erstaunte aber, als er es nur gebückt vermochte. „Damals,“ sagte er für sich, „fand ich sie hier zuerst und wir standen zusammen während des Ungewitters, ohne daß wir uns zu bücken brauchten. Ach wie lange ist es nun her, daß Beatrix wieder in den Wald gegangen ist und ich sie nicht gesehn habe!“

Er rief mehreremal: „Beatrix! Beatrix!“ wie er gewohnt war zu thun, seit das Mädchen sich verloren hatte, und streifte dabei immer tiefer in den Wald hinein; aber nur das Echo von den grauen Felsenwänden drüben gab ihm Antwort. Unmuthig stampfte er auf den Boden und sprach bei sich: „Sie will nicht hören. Sie kann aber doch nicht aus der Welt hinaus gelaufen seyn, und wenn ich mich recht anstrenge, muß sie es doch endlich einmal hören.“

Als er nun aus allen Kräften den geliebten Namen, aber mit einer Stimme ausrief, die mehr getäuschte Erwartung und Unwille, als Liebe war, glaubte er ein Plätschern in dem nahen Bruchlande zu vernehmen. Ein weiß gesprenkeltes Reh mit einem blauen Halsbande sprang ihm entgegen. Anfangs etwas scheu, ließ es sich doch bald von ihm streicheln und fraß aus seiner Hand. Emmerich that tausend Fragen an das Thier, wo seine Gebieterin geblieben, aber das Reh wußte nicht zu antworten wie die Vögel auf den Aesten.

„Aber so ist doch etwas von all' dem wahr“ sagte er für sich. „Als Beatrix bei uns war, und sich an dem Spielen der Rehe auf der Wiese freute, hatte ich keine Ruhe Tag und Nacht, bis ich ihr das schönste lebendig fing. Sie band ihm das blaue Halsband um, und hatte das Thier so lieb, als ich Beatrix hatte.

Seit sie fort ist, habe ich das Thier, das auf ihren Namen hört, nicht gesehen. Nun ist sie gewiß auch nicht weit!"

Er rannte über Meer und Wald, hin und her, immer Beatrix rufend, aber nichts regte sich, als ein Volk Rebhühner, das aufgescheucht in die Höhe schwirrte.

2.

Es war eine öde, traurige Gegend, in der Emmerich sich plötzlich befand. Der kalte Wind strich ungehindert über das rothe dürftige Heidekraut der Ebene, auf der sich nur einzelne runde Hügel von mäßiger Größe erhoben. Kein Baum, kein Strauch war in weiter Entfernung zu sehen, nackte Hügelketten schlossen den Horizont. Die Dämmerung lagerte schon darauf.

Emmerich war der Ort nicht unbekannt, aber nur selten betrat er ihn. Vor alter, alter Zeit war hier eine blutige Schlacht gefochten worden; wer die Streitenden gewesen, wußte man nicht mehr, aber die Schlacht sollte erst geendet haben, nachdem von den Besiegten kein Mann übrig geblieben. Die Sieger wurden von den Ihrigen begraben und die jetzt auch schon kaum mehr kenntlichen Hügel zu ihrem Gedächtniß aufgeschüttet; der Besiegten Leichen sollten aber aus furchtbarer Rache unbeerdigt hier vermodert seyn.

und noch sah man ganze Haufen bleichender Gebeine zerstreut umher liegen, überwachsen von Nesseln und Moos. Deshalb schien ein Fluch auf dem Felde zu ruhen. Keine Saat mochte hier gedeihen, nur das rothe Heidekraut faßte spärlich Wurzel, und jeder Wind wühlte in dem lockern Erdreich und fegte die Sandhügel ab, als solle das Gedächtniß der Sieger nicht dauern, und wühlte die kaum mit dürftiger Moosdecke überwachsenen Knochenhaufen aus einander. So oft Emmerich hier gewesen, erinnerte er sich, daß der Himmel ein trübes Ansehn gehabt, auch wenn die Sonne wenig Schritte davon eben erst am klaren Horizont gelächelt hatte. Nie mochte ihm sein Hund bis hierher folgen, und auch jetzt bemerkte er, daß sein Reh ihn verlassen hatte.

Unzählige Krähen rauschten auf, als Emmerich zwischen den Hügeln einhertrat. Daran war er gewöhnt: er stutzte aber, als er den Gesang einer heisern Stimme vernahm, hier, wo er sonst von lebendigen Wesen nur einen Wolf oder Fuchs über das Feld streifen gesehen. Ein alter Mann, dessen finstere Züge vom wild verwachsenen Bart fast ganz verdeckt wurden, saß im Pilgergewande auf einem Hügel, und sang, dabei auf den Stab festgestützt, folgendes Lied:

„Was regt am Waldesrande,
Was auf den Hügeln sich?
Was leuchtet dort im Sande,
Was rauscht so schauerlich?"

„Ihr, meine Töchter, Ihr Elfe,
Her zu dem Vater geschwind.
Ist Nachtspuk das, sind's Elfen,
Oder der Abendwind?" —

„Das sind nicht falbe Blätter,
Das ist kein Geisterheer,
So leuchtet nicht das Wetter,
So leuchten Schild und Speer!"

„O Vater! ringsum wimmelt's
Von Kriegern, blank und bar,
Vater, wir sind umzingelt
Von Feinden ganz und gar.

„Verkappt sind ihre Helme,
Verschlossen ihr Visier,
Und an den Schilden tragen
Sie keine Helmes Zier.

„Blutfeinde sind's, Clariden,
Die von den Pyrenäen;
Schickt der Himmel nicht Hülfe,
So ist's um uns geschehn!" —

Da sprach der alte Mörung,
Zog's Schwert und stieß in's Horn,
Es funkelte sein Schwert ihm,
Doch mehr sein Aug' vom Zorn:

„Wer

„Wir sind Mörunger Zwölfe,
Ein Löw' und seine Brut;
Nie kannte die Furcht ein Mörung,
Und echt ist Euer Blut.

„Und soll es mit uns enden,
So sterbe Jeder als Mann,
Noch hab' ich mein Schwert in Händen,
Noch Mörung's Harnisch an.

„Drei silberne Sterne funkeln
Inmitten auf der Brust;
Wo Ihr die seht im Dunkeln
Der Schlacht, dahin Ihr muß.

„Hört Ihr in's Horn mich stoßen,
Denkt dann: Ich bin in Noth!
Dann spornet Eure Rosse,
Es gilt des Vaters Tod." —

Der Mörung schoß in die Feinde,
Als wie ein Bolzen schießt;
Vom Blute seiner Sehne
Ward roth das Schilf am Fluß.

Der Mörung schwang den Degen,
Es war ein Blitz in der Nacht;
Neun und siebzig that er erlegen,
Eh' er ward umgebracht.

Von drei Clarisdengrafen
Traf zween sein Cölnischer Stahl,
Die liegen itzt und schlafen
Unter dem Todtenmal.

Der dritte Graf Clarides' —
Von hinten wie ein Weib —
Die Tritte seines Roßes
Fuhr hin durch Mörung's Leib.

Sein Harnisch ist zerbrochen,
Gespalten sein unter Helm.
Durch's Herz ist er gestochen,
Liegt röchelnd nun am Quell.

Er hat kein Wort gesprochen,
Da trat heran der Hain,
Faßt' ihn, die Hand von Knochen,
Und sagt: „Nun bist Du mein."

Da faßte der alte Mörung
Sich fest an eine Tann',
Sprach: „Bis mich Jemand hörte,
Eh' geh' ich nicht von dann.

Freund Hain, schöpf' mit dem Helme
'nen Trunk zum letzten Muth!"
Er trank aus seinem Helme
Seiner eignen Söhne Blut.

Dann stemmt' er die Hand zum Boden
Und schaute rings umher,
Ueberall grinst'en die Todten,
Keiner, der ihn hört.

Der Mörung stieß in's Horn,
Weit schallte umher der Ton,
Er klang bis zu den Sternen,
Doch kam herbei kein Sohn.

„Ihr Adler, Geier, Ihr Wölfe,
Ihr Füchse im Steingeklüft,
Hört, Ihr meines Leibes Erben,
Wie Mörung Rache ruft!

„Hört an, die mich verrieten,
War Spaniens Natterbrut,
Es waren die Clarviden,
Die tranken Mörung's Blut.

„Ihr Halme am Uferschilfe,
Du Erde, Wasser, Luft,
Hört, wie um Rach' und Hülfe
Der letzte Mörung ruft!“ —

Und als er das gesprochen,
Da sank er auf die Flur:
Keiner hat ihn gerochen,
Doch Einer hörte den Schwur.

Das war sein Marschalk Walter,
Dem war Stirn, Kinn und Mund
Von einem Hieb gespalten,
Daß er nicht sprechen kunnt.

Lag nah d'ran auf dem Boden,
Und hörte jedes Wort,
Nachher trug er den todten
Herrn von der Wahlstatt fort.

Den Herrn hat er begraben,
Doch Mörung's ganz Geschlecht
Ward Aasung für die Raben
Und ist noch nicht gerächt.

Das Reh, Beatrix, Furcht und Sehnsucht schienen vergessen, als Emmerich, die letzten Töne des Liedes im Ohr, vor sich hin starrte. Er sah die uralte Schlacht erneuert, die blutigen Schädel tanzen, er hörte den Ruf um Rache des einsam sterbenden Mörung und schwang unwillkürlich den Schürbaum, den er noch immer in Händen hielt. Der Pilger war aufgestanden, und Beide begegneten sich. Es waren sehr wenig Menschen, die Emmerich, welcher nie aus seiner Einöde herausgekommen, bisher gesehn, und die Erscheinung dieses Pilgers, einer gigantischen, nur etwas vom Alter gebeugten Figur, konnte, zumal an dem Orte, wenig Zutrauen einflößen. Doch drängte es den Jüngling, ihn zu fragen:

„Ist denn gar kein Rächer des alten Mörung aufgestanden? Sind die Clarbiden noch immer nicht gestraft?"

Der Pilger schien über die Erscheinung des Jünglings betroffen. Der aufgegangene Mond beleuchtete sein altes Gesicht, wie es von Kampflust glühte. Es war als suche er in den Zügen zu lesen und antwortete dann dumpf heraus:

— Freilich ist noch kein Rächer auferstanden! Sonst würden ja nicht die Gebeine der Mörunger noch unverscharrt auf dem Felde, und — die der Feinde unter den Hügeln liegen. —

„So iſt hier das Feld von der Mörunger Untergang?"

Der Pilger antwortete nicht, ſondern ſtarrte immer hin auf das Geſicht des Jünglings. Das war dieſem peinlich, und er hub von neuem an:

„Aber wie könnt Ihr Alles das ſo genau wiſſen, was vor uralter Zeit geſchehen? Keiner weiß hier im Thal Euch die Namen der Helden anzugeben, wo Ihr ſo genau wißt, wie Jeder umgekommen iſt, und welche Worte er geſprochen hat."

Der Pilger lachte dumpf in ſich: — Es war ja nur ein altes Lied, was ich ſang. Doch, junger Freund, und wäre die Geſchichte noch um hundert Jahr älter, als ſie iſt, die Rache ſchläft nicht, ſie wartet bis ihre Stunde ſchlägt. Die Geiſter der Erſchlagenen wallen umher und klagen, wenn der Sturm heult, die Söhne und Enkel an, daß Keiner ihr Gedächtniß ehrt. Der alte Mörung ſchreitet auf ſeinem Schlachtroß die Nächte umher und ruft ſeine Getreuen; er ſchilt die Winde, daß ſie ſeinen Racheruf über die Meere hinweg trugen; er zürnt mit den Wellen des Baches, daß ſie ſeine letzte Stimme übertönten; er hadert mit den Geiern, er flucht ſeinen Söhnen, und ruft nach ſeinen Enkeln. —

Dabei ſchritt der alte Sänger mit gigantiſchen Schritten über einige Hügel hinweg; der Wind ſpielte

in seinen greisen Locken, und wenn er die Augen hier und dort hin schweifen ließ, dünkte es Emmerich, als müßte sein scharfer Blick, wo er hin traf, die Gestorbenen wecken. Wölfe begannen zu heulen, Nachtgewölk trieb heran und verdunkelte zuweilen den Mond, dessen Strahlen die Gebeine noch weißer bleichten, als Zeit und Regen.

— Es ist nicht mehr gut hier seyn für uns, — murmelte endlich der Pilger, und faßte Emmerich's Hand, um ihn fort zu ziehen. „Wohin, frommer Mann?" fragte dieser. — Fromm? — antwortete kopfschüttelnd der Alte — Fromm? Es mag gut seyn, es giebt viele Arten von Frömmigkeit; doch jetzt weg von hier. Ist keine Köhlerhütte im Thal? —

„Wenn Ihr mir folgen wollt, so kommt zu meiner Mutter Trude. Sie ist wohl nicht recht freundlich gegen Fremde, wenn sich einmal einer zu uns verirrt, was seit vielen Jahren nicht geschah, aber laßt Euch das nicht anfechten. Ach, frommer Vater, da Ihr doch von weit herkommt, habt Ihr nichts von der Beatrix gesehen?"

— Wer ist die Beatrix? —

„Ein kleines Mädchen, so groß, — er machte ein Zeichen mit der Hand, — mit schönen schwarzen Locken, die auf den weißen Nacken dicht herunter fielen. Sie hatte sich verirrt, wie sie sagte, vor langer,

langer Zeit, und ich hörte ſie im Walde ſchreien und weinen. Da holte ich ſie heran, und ſie iſt lange Zeit bei uns geblieben. Wir ſpielten auf der Wieſe und am Bache, und das war die ſchönſte Zeit. Mutter Trude murrte zwar und wollte ſie erſt wieder hinausjagen; als ſie aber ihr Armband ſah, und Beatrix von allen den Schätzen und Herrlichkeiten ſprach, die bei ihr zu Hauſe wären, ließ ſie es geſchehen, und Beatrix begleitete mich überall hin, bis ſie einmal im Walde ein Jagdhorn in weiter Ferne hörte. Sie ging immer weiter und weiter, und ich mußte auf den Ofen ſehen. Sie kam nicht und kam nicht wieder, wie ich auch rief, und als das Feuer ausgebrannt war, lief ich ihr nach, aber das Waldhorn und Beatrix waren verſchwunden. Seitdem mag ich kein Horn hören, ohne daß ich weinen möchte.“

— Aber doch wenn's zur Schlacht bläſ't, wirſt Du nicht weinen? — fuhr der Pilger heraus.

„Ich habe es noch nicht zur Schlacht blaſen hören. Aber, frommer Pilger, Ihr fahrt ſo wild auf, als wäret Ihr kein ſo alter Mann, ſondern jung, und kein Pilger, ſondern ein Kriegsmann!“

— Wollte der Himmel — ſagte der Alte — ich wär' noch jung, oder die Jugend wäre noch ſo wie in meinen jungen Tagen. —

Damit hüllte er ſich mit einer Heftigkeit in ſei-

nen faltenreichen Mantel, die noch von Jugendfeuer zeigte, und schritt Emmerich voran, der mit Verwunderung bemerkte, wie gut der fromme Mann in dem Walde und Meerarunde Bescheid wußte. Der Himmel verzog sich immer mehr, ein Sturm fing an von der Seite des Schlachtfeldes heran zu brausen. Er trieb eines der heftigen Hagelwetter hervor, denen das Thal häufig ausgesetzt war, und als sie sich mitten im Dickicht befanden, zuckten einzelne Blitze durch die Nacht, und das Geräusch des Donners mischte sich mit dem Brausen des Sturmes in den tausendjährigen Eichenkronen und dem Rauschen des Hagels auf das dichte Laub.

Unwillkührlich hielten beide Wanderer inne, und suchten unter dem weit vorgebeugten Stamm einer Eiche Schutz. Emmerich war nicht furchtsam, aber eine Angst, deren Grund er sich nicht anzugeben wußte, bemächtigte sich seiner, als er die friedliche Natur des Thales in einem Aufruhr erblickte, wie er sich dessen nicht erinnern konnte. Der alte Pilger schien dagegen in eine Art Verzückung zu gerathen. Wenn die tausend Aeste, im Andrang der Elemente wild zusammen peitschten, und die Bäume, vom Sturm bewegt mit ihren Kronen den Boden berührten, jauchzte er auf, schüttelte Emmerich's Arm und rief: — So schlugen die alten Helden, so hagelten die Streiche in der

Mörunger Schlacht!" — Ein großer Aſt brach; er rief: — Ei da fiel ein Clarbide! — ein Blitz leuchtete: — Das war des alten Mörung Schwert. —

Emmerich glaubte ihn im Wahnſinn und fragte betroffen: „Aber wie könnt Ihr das alles wiſſen? Ihr habt ja nicht zugeſehen!"

— Ich habe mit gefochten! — rief der Greis mit funkelnden Augen, und ſchlug in das Walddickicht mit ſeinem Pilgerſtabe, als wäre er ein Kriegesheld, von Todfeinden umringt. Als der Sturm ſich legte, das Gewitter dahin rollte, wurde auch der Alte ruhiger und kehrte zu ſeiner vorigen Verdroſſenheit zurück. Beide ſuchten ſchweigend den weitern Weg, bis ſie an den Rand des wild aufgeſchwollenen Gießbaches gelangten. Emmerich bemerkte ſogleich, daß Fluth oder Sturm die Birke, ihre einzige Brücke, fortgeſpült hatten, mehr verwunderte er ſich aber, als der Pilger gerad' an der Stelle inne hielt, wo ſie ſonſt gelegen, und vor ſich hinmurmelte:

„Du willſt mich nicht hinüber laſſen, Waſſerfräulein? Ich ſiehe Dir wol nicht an, weil ich ein Pilger bin vom heiligen Grabe? Oder ſonſt warum? — Doch nur getroſt, ich komme wohin ich will, wenn auch langſam."

Beide Wanderer fanden einen entwurzelten Baumſtamm, der ſich zur Brücke leicht einfügen ließ. Der

gewandtere Emmerich ging voran. Als der Pilger darüber weaschritt, schwankte das Brett, die Wellen schlugen schäumend darüber, aber der Alte stämmte sich mit dem langen Pilgerstabe fest gegen vorragende Steine, Emmerich reichte ihm die ausgestreckte Hand entgegen, und so betrat er glücklich das andere Ufer.

3.

Wie Emmerich es vorausgesagt, war der Empfang seiner Mutter Trude so wenig für den Fremden, als für ihn ein herzerhebender. Der Pilger ließ sich aber davon wenig irre machen; er trat dreist über die Schwelle und nahm an dem Kamin den besten Platz ein, als wäre er hier wie zu Hause. Trude murrte und murrte, und machte ihrem Aerger Luft, indem sie die Holzkloben mit einer Heftigkeit in's Feuer warf, daß die hellen Funken durch den Schornstein flogen. Der Alte lächelte verdrossen ihrem Treiben zu.

„Ihr schürt ja ein Feuer an, Mutter, als wolltet Ihr zu Walpurgis darauf hinaus."

Die Alte murmelte etwas davon, wie es im Thal schon genug des Spukes gebe, daß man sich nicht erst damit zu befassen brauche, den Teufel zu rufen. Emmerich ging hinaus. Aber er trat vor das Fenster, wo ihm kein Wort entgehen und er bei dem hellen Feuer drinnen, was vorging, übersehen konnte.

Die Flamme beleuchtete das Gesicht des Pilgers, er mußte schon sehr alt seyn. Seine Blicke waren finster und unstät, sein Mund verzog sich nicht selten zum Lächeln, zumeist aber entstellte ihn eine dicke rothe Narbe, welche sich von der Stirn herunter, an der einen Seite der Nase über den Mund weg bis in's Unterkinn zog. Jede Bewegung verrieth, wie der rauh auffahrende Sprachton, daß der Krieg sein Handwerk gewesen.

„Was giebt's denn für Arten von Spuk im Thal?" fragte er höhnisch aufblickend. „Es wohnen wol viel Hexen hier herum?"

— Ich meine, — sagte Trude, es ihm wiedergebend, — auch der Leibhaftige kann sich Muscheln umhängen, ohne daß er darum in Jerusalem war. —

„Jerusalem macht es nicht aus," war die Antwort, „da kann auch der Leibhaftige ein- und ausgehn. Doch Ihr zeigt Euch als ein herzhaftes Weib, braucht Euch nicht vor dem wilden zu scheuen. Jagt er noch fleißig im Thal?"

— Hab' ihn lange nicht gehört, — war Trudens Antwort.

„Vom Knochenfeld drüben, meint' ich, kommt er sonst her."

Trude sah den Pilger hier bedeutungsvoll an: dieser fuhr ruhig fort. „Wundert Euch nicht; ich habe

sie oft des Nachts heran marschiren sehen, in Harnischen, mit den bleichen Todtenköpfen, den zerhackten Panzerhemden, die ganze Schaar, — aber — was ich sagen wollte — über den Giesbach konnten sie niemals. Will denn die Nix noch nicht aufhören mit ihren Grillen?"

Trude stämmte beide Arme in die Seiten, starrte den Pilger an, die Worte der Frage schienen indeß auf ihrem Munde zu ersterben. Der Pilger lachte etwas, und sagte: „Das heißt gefragt, wer ich bin? Ich sollte meinen, Du hättest mich längst erkannt."

— Walter! —

„Freilich Deinen Walter!"

Trude leuchtete mit einem Kienbrande hastig in's Gesicht des Fremden. — Walter, wahrhaftig! Was so lange Jahre — ich glaube es sind bald zwanzig — für einen Unterschied machen; aber doch hätte ich Dich kennen sollen, wäre es nicht um den garstigen Pilgermantel. —

„Der ist nur so darüber gehängt," antwortete der Pilger, und ließ ihn fallen, wo er dann von Hals bis Fuß gebarnischt da saß. Trude stand einen Augenblick in seinen Anblick versunken da; manche Rückblicke von beiden Seiten schienen das Wiedersehn zu einem trüben zu machen, und erst nach einer Pause hub der Pilger wieder an:

„Blank iſt der Harniſch eben nicht, hat auch manche Löcher, denn es iſt noch der alte, den ich dazumal trug und ſeitdem nicht ablegte.“

— Wahrhaftig, — fiel Trude wieder ein — ich glaubte nicht, daß Du noch lebteſt. —

„Es hält freilich ſchwer, daß die alten Glieder noch zuſammen halten und die Sinne möchten auch Abſchied nehmen; aber: „„Noch nicht, noch nicht!““ ſag' ich.“

— Warſt wol in Paläſtina die ganze Zeit über? Haſt Du keine Ruhe gefunden? —

„Es wollte nicht recht gehen. Ich zwang die ſteifen Beine zum Hinknieen an allen den heiligen Orten, aber wenn ich betete und um Vergebung der Sünden bat, kam mir immer wieder das alte Lied in den Sinn. Ich dachte an das Eine, was mich durch die Welt treibt, und dann vergingen bald alle die frommen Gedanken, ſo ich mit Mühe zuſammen hielt, und oft traf ſich's, daß ich des alten Mörung's letzte Worte ſang, indeſſen ſie um mich heilige Hymnen anſtimmten. Endlich vertraute mir ein Prieſter, mit allen heiligen Orten und Reliquien ſey es nichts, wenn ich nicht alle ſündlichen Gedanken auf und davon jagte, innige Reue fühlte und vergäbe und vergäße. Ha, das mecht' ich nicht! Es wurd' mir aber klar, daß es doch nichts Heiliges werden könnte, und wenn ich

auch tausend Türkenschädel einschlüge und die Stufen zu allen Heiligenschreinen mit den Knieen abriebe. Deshalb machte ich mich auf den Weg, und bin hier, so wie ich auszog."

Es folgte eine Pause, dann fragte der Pilger weiter: „Das war doch der Emmerich?"

— Freilich ist er's, — sagte Trude. Walter ließ den Blick sinken, und sprach vor sich hin, indem er den Staub von den Beinschienen abstrich.

„Feuer hat er im Auge, der Junge, die Glieder gut gewachsen, und wie er den Schürbaum handhabte, läßt sich glauben, daß er gut zuschlägt. Er weiß doch nichts, Trude?"

— Keine Sylbe — antwortete die Mutter. Was aber weiter gesprochen wurde, davon hörte er nichts, denn der Wind hatte sich wieder erhoben, und ein durch die Schlucht heran brausender Stoß rauschte so heftig in den Lindenkronen über ihm, daß er bei der angestrengtesten Aufmerksamkeit, selbst wenn sie lauter gesprochen, kein Wort verstanden hätte. Auch war es ihm lieb, denn eine unbeschreibliche Angst hatte sich seiner bemächtigt. Von ihm wurde gesprochen. Weshalb wußte er sich nicht anzugeben, aber er fürchtete sich, es zu hören; er floh, er rannte, um der Versuchung zu entgehen, und hielt erst auf einem freien Platz an, wo die Hütte für ihn durch das Gebüsch versteckt wurde.

Er lagerte ſich hin ohne zu bedenken, daß es ein Ort ſey, vor dem ihn die Mutter oft gewarnt. Die Elfen tanzten auf dem Hügel, hatte ſie ihm geſagt. Was kümmerten ihn heut die Elfen, die er nie geſehen, was konnte ihn heut die Gegend locken, die reizend am Erlenbuſch dalag! Seine Blicke kehrten unwillkührlich nach der Gegend der Hütte zurück, ob er den Pilger vielleicht gewahre. Das Ohr legte er an die Erde, ob er vom Geſpräch etwas vernehme? Er hatte ſo oft gewünſcht, ſeinen Vater zu ſehn, und die Antwort der Mutter, er ſey in die weite, weite Welt gegangen und werde nie wiederkehren, hatte ihn allemal mit tiefem Schmerz erfüllt. Jetzt war der Vater wiedergekommen, allein ein weit bitterers Gefühl war mit ihm eingekehrt. Er mochte ſich den Gedanken nicht geſtehen, aber es ſprach in ihm etwas: Walter ſey ein Räuber und Mörder. Die Worte deuteten gewiß darauf. Er hatte im gelobten Lande keine Ruhe gefunden, und war zum alten Handwerk zurückgekehrt, woran er nun den aufgewachſenen Sohn wolle Theil nehmen laſſen.

„Nie, nie!“ rief Emmerich heftig aus. Die Nacht deckte ſchon das Thal umher, aber der Mond beleuchtete die höher vortretenden Spitzen, und hell beſchienen ſtrahlten vom äußerſten Horizonte einzelne Wartthürme auf den entfernteſten Bergen. Es waren

die einzigen Zeichen einer bewohnten Welt, die zu Emmerich von dem Lande jenseits des Thales sprachen. Oft schon hatte er sehnsüchtig am Morgen und Abend dorthin geblickt, und seine Phantasie sich abgequält, die Schlösser auszumalen, deren Zierde und Schutz sie einst mochten gewesen seyn. Denn daß es nur die traurigen Trümmer einer ehemaligen Herrlichkeit, und die Burgen verfallen waren, hatte er von der Mutter Trude und der kleinen Beatrix vernommen. Auch war es wol einigemal geschehen, daß er sich auf den Weg gemacht, einen dieser Thürme zu erreichen, immer aber hatte er den Weg verfehlt, die Berge waren weit höher als er gedacht, und wenn er viele Stunden gestiegen und sich umblickte, lag die Hütte so nahe hinter ihm und der Thurm noch so fern und hoch. Nur einer, es war der allerentfernteste, schien der Verwüstung getrotzt zu haben; er glaubte zuweilen in dunkeln Nächten ein Licht darauf zu bemerken.

Auch jetzt, während er, den Kopf auf den Arm gestützt, hinaus schaute, leuchtete es auf jenem stattlichen Thurme — ein feuriger Stern am nachtblauen Horizonte. Tausend Bilder gaukelten vor seiner Stirn. Die Weise vom Todesgesange des alten Mörung klang ihm in's Ohr, bald hörte er die einzelnen Verse, die Worte, die Todesstreiche. Er faßte Alles zusammen,

was

was er je von dem Todtenfelde reden hören, und gewiß, er hatte den Namen der Mörunger schon oft vernommen, bei welcher Gelegenheit konnte er sich besinnen; der Name der Clarbiden war ihm dagegen ein ganz fremder. Mit dem nächsten Morgen wollte er auf und davon gehn, hinüber über die Berge nach dem glanzhellen Schlosse, da zu erfahren, wie es in der Welt außer dem Thale aussehe, wo Beatrix hingekommen, wo die Mörunger gewohnt hätten, und die Clarbiden zu finden seyen?

Von den Wiesen stiegen Wasserdünste auf. Wie Schneegewölk trieb es um den Träumer, und die Nebel, bald dünner bald dichter, kreis'ten immer schneller und in den wunderbarsten Gestalten. Es war ihm, als zöge ihn die rasche Bewegung mit fort, als hüpften Tänzer um ihn, über ihn. Da erhob sich von der Gegend des alten Schlachtfeldes ein Lichtschein, der immer näher und näher kam. Es rauschte in den Lüften, heulte und pfiff, als finge sich der Nordwind in hundert Rauchfängen. Dann rasselte es auf dem Schlachtfelde, das itzt hell und deutlich vor Emmerich's Augen lag; die Gebeine erhoben sich, fügten sich zusammen, die Gerippe hingen sich Panzerhemden um und stülpten die zerhauenen Helme auf die nackten Schädel. Streitrosse trabten verdrossen heran; die Ritter schwangen sich stöhnend in die Sättel, und die Schaar

setzte sich langsam in Bewegung. Die Vögel in den Wipfeln, das Wild in den Sträuchern, scheuchte auf, flatterte und floh davon, und tausend Krähen und Raben flogen schreiend in den Lüften, als treibe sie die Angst, ihr Eigenthum zu verlieren. So schritt der Zug grade auf den Hügel los, auf welchem Emmerich lag. Sein Herz klopfte, aber er konnte sich nicht bewegen. Sein Herz wollte sprengen vor Angst, aber er konnte nicht den kleinen Finger rühren. Deutlich unterschied er schon die einzelnen Gestalten, sah, wie die hohlen Augen auf ihn stierten. Der Zug nahte dem Bache. Kaum aber hatten die vordersten Reiter ihre Knochenpferde in's Wasser getrieben, als es unruhig wurde. Die Fluthen drängten, wie nach einem Wolkenbruche, aus dem Gebirge herab. Die Geisterschaar kämpfte dagegen; doch wie sie auch heulten und stöhnten, das Wasser war mächtiger. Die Fluth riß die Gerippe auf den Grund, warf hier einen Schädel an's Land, drüben die Gebeine, und trieb die Rosse abwärts den Strom. Aus der allgemeinen Auflösung rettete sich nur der Anführer. Ein greiser Ritter in stahlblauem Harnisch, geziert mit drei silbernen Sternen, spornte sein keuchendes Roß an's diesseitige Ufer. Vergebens schlugen ihm die Wellen nach. Er sprengte nach dem Hügel. In der Hand hielt er eine Standarte mit den drei Sternen, sein Schwert war zerbrochen, sein Har-

nisch gespalten, aus dem zerschlagenen Helme flatterten graue Locken, sein tiefes Auge brannte: „Rache! Rache!“ stöhnte das Gespenst, und immer näher kam der Reiter und immer heftiger schlug ihm das Herz. Da tauchte aus dem Wasser eine weibliche Gestalt; sie lehnte sich an einen Uferbaum und rief ihm mit ängstlicher Stimme zu: „Emmerich, höre ihn nicht an!“ Jetzt hält der Reiter dicht vor ihm. Mit der Fahne weist er nach den verfallenen Burgen hinauf, mit dem andern Arme beugt er sich zum Schläfer hinab und seine stählerne Hand will ihn berühren. Dieser bäumt sich im Todeskrampf, der Leib will in der Erde versinken. In entsetzlicher Angst stößt er einen lauten Schrei aus, und erwacht.

4.

Noch lag er auf dem Hügel. Es war früher Morgen; die ersten Strahlen der Sonne kamen in Osten über die Gebirge herauf, und die alten Warten glühten im Frühroth. Emmerich strich sich die Augen, um, was Traum gewesen, was wacher Zustand, zu unterscheiden. Neben ihm stand Walter, im Pilgermantel; er hatte aber die Muscheln und was an den Stand erinnerte, abgethan, und statt des Stabes hielt er einen mächtigen Schürbaum in der Hand.

„Du hast wol eine unruhige Nacht gehabt mei-

nethalb?" redete er den Jüngling an. „Nur Muth; solcher Nächte mögen noch viele kommen, denn ich werde bei Dir im Thale bleiben; aber Muth, es kommt eine Zeit, wo wir uns Alle niederlegen."

Von der Mutter erfuhr Emmerich nicht mehr, als ihm Walter schon gesagt. Man nahm sich nicht die Mühe, ihm noch anzukündigen, daß Walter sein Vater sey. Auch daß Trude und Walter Ehegatten waren, konnte man aus wenig mehr schließen, als daß der Letztere wie ein Herr im Hause schaltete, und Trude in seiner Gegenwart ihr zänkisches Wesen unterdrückte, ohne deshalb freundlicher zu werden. Emmerich zog mit seinem Lager auf den Heuboden. Er verlor dabei wenig.

Trotz des Alters zeigte Walter sich als rüstiger Köhler, er fällte die dichten Stämme und hielt am längsten in der Gluth der Kohlen aus. So schweigsam er sonst war, that er aber fast keinen Schlag mit der Axt oder stampfte mit dem Schürbaum im Feuer, ohne eine Bemerkung zu machen, wie dieser und jener Held im Kriege gefechten, wie man so einen Hieb auffangen, so den stärksten Gegner unterlaufen könne. Oft erzählte er ihm von alten Geschichten, deren Ende darauf hinausging, daß der lang Unterdrückte endlich als Held aufgetreten und Vergeltung genommen an seinem Feinde. Wenn dann Emmerich's Augen funkelten und er mit

Fragen den Erzähler unterbrach, ſah man auf dem mürriſchen Angeſicht des Greiſes etwas von längſt verwichener Luſt wieder glühen. „Du biſt ein guter Köhler“ ſagte er häufig, „auch ein Jäger, denn Deine Armbruſt fehlt nicht leicht, aber Du mußt noch mehr lernen und werden.“

— Ein Ritter, ein Ritter, — fiel dann Emmerich ein. „Erſt ein Krieger,“ erwiederte Walter. — Gebt mir nur einen Harniſch, ich will ſchon darin handthieren. — Walter aber meinte, der Harniſch, ſolle ſchon gefunden werden, wenn die Zeit gekommen wäre, bis dahin ſolle er ſich üben.

Das that denn Emmerich auch getreu nach der Anweiſung. Walter blieb oft den ganzen Tag aus, der Lehrling aber ließ während deſſen nicht nach. Er verfehlte nie mehr das Ziel in der Scheibe; mit der Stange, ſeiner Lanze, rannte er den gekappten Fichtenſtamm, ſeinen Gegner, einmal wie das andere um, und es fehlte ihm nichts als ein Mann, um mit ihm zu fechten. Er ſtand nun nicht mehr ſtundenlang am Rande der blumigen Wieſe, auf der Sonnenſchein und Rehe ſpielten; er horchte nicht mehr auf das Rauſchen der Bäume, auf den Geſang der Vögel, auf das Murmeln des Quells; er ſah nicht mehr ſehnſüchtig hinüber auf die fernen Thürme, — aber eine mächtigere Luſt durchglühte ihn. Wenn er ein Krieger geworden, hatte ihm

Walter verſprochen, ſolle er mit ihm hinausziehen über die Berge in die Welt und in den Krieg.

Walter blieb eines Abends lange aus. Ungeduldig zog Emmerich das alte Schwert, das ſchon von oben bis unten voll Scharten war, die kein Wetzen mehr tilgen wollte, und hieb um ſich, indem er kühne Worte gegen den Feind ausſtieß. Er drang mit zugemachten Augen gegen den Hartnäckigen vor. Nach einem heftigen Hiebe glaubte er ein Stöhnen zu hören, ſein Schwert war zerbrochen, aber der Feind niedergeſunken. Er hatte der hohen Linde vor der Hütte einen ſchönen Aſt abgehauen. Das Stöhnen ſchien ihm noch lange, lange nachzuklingen. Auch er hätte ſeufzen und weinen mögen; denn, wie er alle Linden ſo gern ſah, nirgends ſüßer als unter ihnen ſchlummerte, eingewiegt von dem ſanften Rauſchen in ihren Zweigen, ſo liebte er keine mehr als die Linde vor der Hütte. Vergebens ſuchte er den Aſt wieder an den Stamm zu binden. Auch der Baum ſchien zu trauern, denn kein Lüftchen regte ſich in dem weiten Wipfel, und Zweige und Blätter hingen hinunter. Es war Emmerich, als habe er ein ſchweres Verbrechen begangen. Er konnte den Anblick des geſchändeten Baumes nicht ertragen und ſchlich hinauf in die Kammer.

Leiſe Klagen glaubte er die ganze Nacht durch zu vernehmen. Es flüſterte und wimmerte im Baume.

Als er erwachte, ſchien die Morgenſonne in den Wipfel, der Morgenhauch rauſchte darin, Singvögel bargen ſich in den Zweigen, und Emmerich's Bruſt fühlte ſich wieder zum ſüßſchmerzlichen Liede gedrungen:

O Lindenblüthe, ſüßer Duft,
Wann um Dich ſummen Bienen,
Dein Wipfel rauſcht von Maienluft,
O Lindenbaum im Grünen!

„Wer hat den Burſchen das weiche Lied gelehrt?“ donnerte von unten die Stimme des Vaters. „Emmerich! Emmerich! komm' herunter! Was träumſt Du über die Nacht hinaus?“ Emmerich ſtieg hinab. Er hatte noch nie Waltern ſo finſter geſehen. „Sprich, wer hat Dich das Lied gelehrt?“ fuhr er ihn an: „Deine Mutter weiß nichts davon, und ein verliebter Minneſänger iſt niemalen in dies Thal gekommen. Heraus mit der Sprache!“

Emmerich erröthete. — Es iſt ein altes Lied — ſagte er — das ich ſchon ſeit langer, langer Zeit auswendig weiß. Ich ſummte mir es ſonſt immer vor, wenn ich nicht ſchlafen konnte. Es iſt eine ſo einfache Weiſe, daß ich glaube, ſie iſt mir gekommen, als ich einmal unter dem Lindenbaum ſchlief, und der Wind oben im Laubwerk ſpielte. —

„Aber die Worte; Emmerich — keine Ausflüchte!“ — Der Ton war ſo ſtreng, daß Emmerich nun nicht

schweigen konnte. Er erzählte, daß, wenn er als Kind am Giesbach aufwandelt, oft eine schöne Frau, er wisse nicht von wo, zu ihm getreten, ihn auf den Schooß genommen und geliebkos't habe. Erst sey er scheu vor ihr gestanden, da sie so etwas Wunderbares an sich gehabt, bald aber habe er sich daran gewöhnt, und sey nie freyer gewesen, als wenn sie mit ihm gesprochen. Von ihr habe er das Lied singen hören, wo sie allemal sehr traurig ausgesehen und Thränen vergessen habe. Er klagte aus voller Brust, daß diese schöne Frau, nachdem er älter geworden, ihm immer seltener erschienen sey, und jetzt noch kaum im Traume sich zeige.

Der Alte hatte sehr aufmerksam zugehört und hub nach einer Pause mit einem Tone an, der zugleich so ruhig und ernst klang, wie es nicht Walter's Art war.

„Du siehst, lieber Emmerich, daß dies bloße Einbildungen der Kindheit waren. In jenen Jahren erscheint uns Alles, was leblos ist, gleich uns lebendig. Wir möchten mit der Katze und dem Hunde reden, und ärgern uns, wenn er uns nicht versteben und keine Antwort geben will. So setzen wir Alles mit uns auf gleichen Fuß, und die ganze Welt, so viel wir davon sehen und begreifen können, machen wir zu unserm Spielzeug. Daß Dir die schöne Frau, nachdem Du verständiger geworden, nicht mehr erscheint, sagt Dir

doch deutlich, daß es nur ein hübsches Bild war, was Du Dir als Kind vergemalt hast. Es mag wol irgend etwas dran wahr gewesen seyn, aber wenn Du das itzt wieder sähest, würdest Du darüber lächeln, wie Du Dich getäuscht. In der Kindheit mag uns die Welt immerhin bunt und lustig vorkommen; wenn wir verständiger geworden, darf aber das Kinderspiel uns nicht mehr täuschen, und wir müssen die Welt eben so ernst, wie sie uns ansieht, wieder ansehen."

Diese vernünftige Rede fuhr wie ein spitzer Dolch in Emmerich's Herz. So war mit einem Male Alles dahin, was seinem Leben bisher Reiz gelichen; und das Thal, sonst in tausendfaches Grün gekleidet, schien ihm von nun an nur grau und immer grau! Desto mehr suchte er Trost bei den Waffen, alles zur großen Freude des Alten, der ihn auf seinen Streifereien und Jagdzügen mitnahm, und sich an seiner Geschicklichkeit ergetzte.

So stiegen sie einmal, von dem Köhlerofen ab, durch die dichtesten Theile des Waldes bergan. Emmerich konnte sich bald nicht mehr zurecht finden, obgleich Walter nicht querfeldein durch das Dickicht sich Bahn brach, sondern einem wirklichen Pfade, wenn auch einem wenig betretenen und wild verwachsenen, zu folgen schien. Nie hatte ihn Emmerich so gesprächig gefunden, und seine Rede athmete so viel Feuer, daß der

Jünaling selbst die Länge des Weges vergaß und die Beschwerlichkeit des Steigens. Sie mußten sich jetzt gebückt durch einen dicht überschlungenen Fußpfad durchbrechen; kaum aber hatte Emmerich die letzten Zweige mit der Hand zurückgeschlagen, als er staunend inne hielt.

Der Wald war zu Ende. Eine Schlucht, in deren Grunde ein Gießbach sich dahin schlängelte, trennte ihn von dem jäh emporsteigenden Ufer drüben. Hier erhob sich eine Felsmauer, immer senkrechter, immer kühner, bis die letzten Pfeiler des Basaltkegels stelz die Mauern und Warten einer verfallenen Burg trugen. Wie Emmerich zuerst den Blick zu dem luftigen Schlosse erhob, erwehrte er sich nicht eines Ausrufs des Staunens. Walter rief mit Feuer im Auge: „Nun, Knabe, schwindelt Dich?"

Emmerich konnte oder mochte nicht antworten. In stummer Scheu staunte er den kühnen Bau an, den Natur und Menschen aufgerichtet. „Das ist das Stammschloß der Mörunger!" sagte Walter. „So jäh und schroff wie der Felskegel war das alte Geschlecht. Sieh einmal, ob der Sturm diese Steinmassen bewegen kann! Eben so wenig bewegte sie Feindes Drohung, eben so wenig Bitten, Mitleid. Gradauf, wie diese schwarzen Kegel, schoß ihr Sinn, den nichts beugen mochte, nicht einmal das Erdbeben, das Schlucht und Fels aus seinen Grundfesten riß."

— Aber wie kamen die Feinde hinauf? — rief Emmerich unwillkührlich aus.

„Wer schützt die junge Brut im Neste, wenn der Adler erschlagen ist, vor der Hinterlist des Jägers? Sie klimmten hinauf und die rothe Lohe flackerte auf, ein Wahrzeichen dem Lande, ein Racheruf für die Nachkommen, wenn nicht das Geschlecht dieser Tage so feig, weich und nachgebend wäre, als die Heldengeschlechter der alten Tage störrig waren, und lieber Streiche gaben als Worte."

Walter legte den beschwerlichsten Pfad zur Schlucht hinab mit der Leichtigkeit eines Jünglings zurück. Emmerich, der das Felsennest nur durch herabgelassene Körbe und Stricke für zugänglich gehalten, verwunderte sich, wie zwischen den Basaltkegeln ein schmaler schwindliger Pfad hinauf führte. Endlich erreichten Beide die Höhe und traten durch eine Nebenpforte in die Burghöfe, wo der große Sinn der kühnen Bauherren und Eigner aus dem Schutt und dem wuchernden Unkraut sprach. Walter führte ihn auf die Mauer, am äußersten Rande des Felsens, fast über den Fels hinaus, erbaut. Hier sauf'te der Wind ohne Aufhören. „Halte Dich fest, Emmerich! Wer in der Burg wohnt, muß allen Stürmen trotzen, wie die alte Mauer denen von Jahrhunderten widerstanden hat."

Es war eine reiche Aussicht, wie man sie nicht

mit einem Male genießen kann. Für Emmerich ging eine neue Welt auf. Die Berge rücken kahl und bewaldet, die Schlünde mit Föhren und Laubholz bekleidet, wie sie sich immer tiefer in unbestimmtes Dunkel verloren, das weite Thal zu seinen Füßen; von der andern Seite, wo der Schloßberg nicht schroff hinabging, sondern sich allmählig verlor, ein reiches üppiges Land, wie er es sich nie auch nur vormalen konnen. Dann rings umher aus Waldkuppen hervorragend die alten Waldthürme, von der Sonne hell beschienen, das Ziel seiner Sehnsucht, oben der blaue Himmel und der frische reine Bergwind, der seine Glieder stärkte. Er hätte sich mögen hinabstürzen von der Zinne, sich ganz in der Luft zu baden!

Walter hatte auf jede seiner Bewegungen geachtet: „Sieh', und das Alles" rief er, „gehörte Mörung's Stamm seit grauer Zeit, so weit mein Finger reicht, bis die Fremden kamen und es ihm entrissen. Dort schied der See die Gebiete; von jenem Thurme konnte man kaum die Gränze absehen; jene Schlösser bewohnten seine Vasallen, das ganze Thal war ihm zinsbar; Alles das haben ihm die Fremden genommen. Wär' es nicht selig, Emmerich, der Erbe solcher Länder, solcher Schlösser zu seyn? Wäre es nicht Pflicht, Rache zu nehmen an den Räubern, blutige Rache an den Fremden, die Mörung's Felder verheerten, die Mö-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING.G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 03997/013

rung's Schlösser zerstörten, die seine Kinder umbrachten, seine Blutsfreunde schlachteten! Rache, blutige Rache!"

— Rache! — wiederholte Emmerich, und suchte mit schwelgenden Augen die beschriebenen Gränzen. — Wer waren die Clarbiden? Wo sind die Clarbiden? — rief er aus.

„Es war ein fremd Geschlecht, aus den Pyrenäen herübergekommen, wo noch ein Berg nach ihnen den Namen tragen soll, voll welscher Hinterlist und Tücke."

— Und weil sie dort ihr Land verloren, entrissen sie hier den Mörungern das ihre? — fragte Emmerich.

„Nein, sie waren schon lange hier angesiedelt, aber es herrschte Feindschaft von Anbeginn zwischen beiden Geschlechtern, Blutrache."

— Was ist Blutrache? —

„Kein Mörunger ließ eine angethane Schmach ungerächt, Blut folgte auf Blut, und weil die Clarbiden es sich auch nicht gefallen ließen, so ging die Fehde nie aus."

— Und die Clarbiden waren stärker als die Mörunger? —

„Nein, Mörung's Stamm unterlag nie in offenem Streit. Aber die Tücke stürzte ihn. Weil er einen Clarbiden, der ihn beleidigt, in seiner Burg ver-

brannt hatte, ward er auf das Anschwärzen der Natterbrut geächtet, mit Lug und Trug machte man die Vasallen ihm untreu, und als er mit allen Mannen und der ganzen Sippschaft auszog, sie zu züchtigen, überfielen sie ihn an dem schwarzen Tage, wo Mörung's Sterne verlöschten."

Dem alten Manne trat eine Thräne in's Auge, er wischte sie aber hastig wieder ab. Nachdem Beide schweigend eine Weile gegangen, fragte Emmerich: „Also Elf Söhne hatte der alte Mörung? Mir ist, als hätte ich reden hören von Mörung's zwölf Söhnen. Der zwölfte ist wohl vordem gestorben?"

— Der zwölfte war noch ein Kind an dem Schreckenstage, eine Spätfrucht, noch auf dem Arm der Amme. —

„Dann kam er mit um, als sie die Burg stürmten und Weib und Kind todt schlugen und in die Flammen stürzten?"

— Weib und Kind haben sie verbrannt, auch Mörung's Gattin — ihr Blut floß über jene Schwelle, wo es, dünkt mich, noch kleben muß — sie hielt ihr Kind auf dem Arme, aber Mörung's zwölfter Sohn ist an dem Tage nicht umgekommen. —

„Wer rettete ihn dann?"

— Ein Vasall; der riß ihn aus dem Arme der sterbenden Mutter. Das Kind war ganz mit Blut

befleckt, und man hätte ſchwören ſollen, es hätte mehr Blut vertragen können. Aus jenem Fenſterbogen ſtieg ich mit ihm hinab; hinterher flogen die Bolzen, ziſchten die Feuerbrände. Aber es glückte. Die ſteile Felswand rutſchte ich mit dem Säugling hinab und drüben im Walde konnte ich mich auch in der Nacht durch das Dickigt finden, weil die brennende Burg zehn Meilen weit leuchtete. —

„Ihr, Ihr, Vater," rief Emmerich, „habt das Kind gerettet? Ihr war't Mörung's Vaſall?"

— Ich habe auch wol noch mehr gethan! — murmelte Walter.

„Und was iſt aus dem Kinde geworden?"

— Kein Mann! — war Walter's einſylbige Antwort.

„Es wurde auch erſchlagen? Hinterrücks ermordet von den tückiſchen Clarbiden?" fragte Emmerich haſtig.

Walter nickte mit dem Kopfe, und ſetzte hinzu: — Freilich, wer möchte denn ſonſt Mörung's letzten Sproß umgebracht haben! Oder weißt Du's beſſer? —

„Rache! Rache!" rief Emmerich und ſchwang ſein Schwert.

5.

Wie klein dünkte Emmerich die Hütte, als Beide zurückgekehrt waren; wie unerträglich das ſtille Leben

darin! Das weite Thal war ihm nie so eng vorgekommen. Die höchsten Gegenstände, die er bis dahin gekannt, wie klein waren sie ihm vom Bergschlosse aus erschienen! Die Linden rauschten wol über ihm, die Melodie kam ihm aber zu weich und einfach vor; nichts befriedigte ihn, er wünschte das Gewitter herbei, das der schwüle Mittag für den Nachmittag versprach, um nur Accorde zu hören, die besser stimmten mit den in ihm stürmenden Gefühlen.

Er eilte nach dem Ofen. Das Feuer war abermals aus Mangel an Wartung ausgegangen. Unmuthig warf er den Schürbaum weg. „Nur nicht muthlos!“ rief ihm der Alte zu, der von einer andern Seite herangetreten war. „Wenn auch die graue Asche oben aufliegt, drunten glimmt noch ein Funke, und ein Funke wird ein Brand, wenn man ihn wartet.“ Er stieß mit dem Schürbaum in die Asche und helle Glut kam bald zum Vorschein. „So glimmt die Rache lange verborgen, aber die Flamme schlägt doch einmal hervor. So wird Mörung's Stamm Vergeltung nehmen, Vergeltung, wie keiner in den trüben Tagen hoffen konnte, so wahr dies Reisig Feuer fängt.“

Er warf ein trocknes Reisigbündel auf die Asche und es loderte hell empor. „Schwöre mir Knabe“ rief Walter, „nicht zu wanken, nicht zu weichen, bis Mörung's Stamm gerächt ist!“ — Emmerich legte

seine Finger auf den hingehaltenen Schürbaum. Sein Herz brannte ja für das Unrecht, das jenes edle Geschlecht erlitten, und kam's ihm nicht zu, dem Sohne eines Vasallen, die Pflichten des Vaters zu übernehmen? — Wem aber frommt die Rache, — fragte er, — da von Mörung's Stamm keiner mehr lebt? — „Als ob das etwas ausmachte!" versetzte Walter grimmig. „Und lebte keine Seele mehr, die sich der alten Zeit erinnert, so wäre doch die Rache süß und Pflicht." Nach einer Weile murmelte er: „Es lebt auch wohl noch ein Kind des — Mörung, den ich aus der brennenden Burg forttrug. Ob er aber des alten Mörung echter Enkel ist, wird die Zeit erst ausweisen."

Gern hätte Emmerich mehr von dem Unglücklichen erfahren, der blutend in dem Arme der todten Mutter gelegen, und ruhmlos und namenlos dahin gefahren war. Wie er aber umgekommen, schien Walter nicht erzählen zu wollen, und Emmerich wußte zu gut, daß alle Versuche an dem Trotz des Alten scheiterten. Nur so viel erfuhr er auf dem Heimwege, daß dieser Sohn lange Zeit verborgen im Thale verlebt, bis er, so mußte er vermuthen, den Nachstellungen der Clarbiden erlegen war. Als sie an den Gießbach gekommen, erinnerte sich Walter seines Vorsatzes, eine feste Brücke über denselben zu zimmern.

„Man muß einen starken Baum aussuchen,“ sagte er, und deutete mit der Hand auf die alte Linde, die vor der Hütte stand. Was Walter einmal beschlossen, pflegte er auszuführen. Emmerich erschrak. Es war derselbe Baum, den schon an jenem Abend sein Schwert verletzt hatte. Er sprang zurück, und breitete, wie zum Schutz, beide Arme vor dem dichten Stamme aus, mit den Worten: — Nimmer, nimmermehr. —

Walter ergriff ein Beil. „Grade den Baum und keinen andern. Längst verdroß er mich. Mich wundert's, daß ich nicht schon vor Jahren darauf fiel, den Schmarotzer zu fällen.“

— Nein, nein, — rief Emmerich bittend. — Es ist mir der liebste Baum im ganzen Thale. O hörtest Du, wie sanft es des Abends im Wipfel rauscht, als lebte es drinn, und könnte fühlen, was Menschen fühlen. Er senkt die Blätter, wenn es uns traurig geht, und hebt sie stolz in die Höhe, wenn wir froh sind. Er weint und lacht, er seufzt und jubelt. —

„Fort, elender Weichling!“ schrie Walter, indem er den Jüngling, der ihm in den Arm gefallen, fortschleuderte. „Hinweg, weibischer Bube, thörichter Sohn deines Vaters! Ausgeartetes Kind, nicht würdig der Väter Namen, hinweg, die Linde fällt noch in dieser Stunde.“

— Zurück, Vater! — rief Emmerich, dem Walter's Zorn neuen Muth eingegeben, — zurück, mit meinem Lebensblute vertheidige ich den Baum. —

Er stellte sich mit dem Schürbaum in einer drohenden Stellung davor hin. „Bube, Du willst gegen Deinen Vater stehn? Daran erkenne ich die falsche Abkunft der Brut."

— Keinen Schritt weiter, Vater. —

Jetzt kam auch die alte Trude herbei. Sie fiel kreischend und schreiend dem Manne in den aufgehobenen Arm, und bat für den Baum. Sie meinte, wenn er sinke, möchte er die ganze Hütte einschlagen, doch sprach aus ihren Mienen eine gespenstische Scheu. Mehrere Gewitter rollten über die Berge heran. Das Dunkel, die schwüle Luft und der ferne Donner sprachen mit ihr. Walter schüttelte den Kopf und warf sein Beil fort:

„Trotz ist in dem Buben, und das ist doch was von seinen Vätern!"

6.

Die Gewitter hatten sich in dem Bergkessel gefangen. Eine graue Nacht, nur von den Schlossen und Blitzen erhellt, deckte das Thal. Der Wolkenbruch drohte das Dach der Hütte fortzuschwemmen,

und von den Klippen hörte man die Tannen herabstürzen.

In der Hütte saßen die drei Bewohner schweigend um den Heerd, wo keine Flamme hell auflodern wollte. Der Hausbund schmiegte sich zu Emmerich's Füßen, die alte Katze kroch auf Trudens Schooß, und Alles, selbst die leblosen Dinge, schien in peinlicher Erwartung dessen, was da kommen würde. Trude faltete die Hände und wollte Gebete sprechen. Walter rieth es ihr ab: „Es hilft nichts. Die Heiligen hören's nicht vor dem Donner, und die bösen Geister hier könnten es uns nachtragen.“

Wenn der Donner auf Momente aufhörte oder schwächer wurde, glaubte Emmerich durch das Schlossenwetter und Sturmgeheul menschliches Geschrei, auch einmal den Stoß eines Hornes zu hören. Walter widersprach dem; Trude bat ihn um aller Heiligen Willen, still zu sitzen und nicht darauf zu achten, was die Kobolde draußen für ein Wesen trieben, da, wer darauf horchte, schon halb verloren sey. Jetzt schallte es ihm ganz deutlich wie Hülfe! Er griff seinen Schürbaum und stürzte zur Thüre. Trude wollte ihn am Arme zurückreißen: — Du kommst um im Schlossenwetter; — jetzt sind wir unser Drei hier, und vor der Dreizahl haben die Unheimlichen Achtung. Aber wenn Einer davon geht, kriegen sie Muth. —

Walter, der in sich versunken gesessen, machte eine Bewegung mit der Hand gegen Trude: „Laß ihn! Seinem Schicksal kann Niemand entgehn, und es schwanet mir, als könnte sich in der Nacht Vieles entscheiden.“

Die halbe Stube schlug voll Wasser, während Emmerich die Thür öffnete und wieder verschloß. Die ganze Luft schien eine Wassermasse und der Hagel schlug Finger dick zu Boden. Emmerich schritt, einen Korb über dem Kopf, zum Schutz gegen die Würfe, auf den Schürbaum gestützt, über den Boden, der unter seinen Füßen fortgespült wurde, in der Richtung nach dem Waldbach. Sehen konnte er nicht, das wilde Tosen ließ ihn aber den Weg nicht verfehlen. Noch nie war der Bach so ungestüm. Er brach sich nicht mehr zu lustigen Fällen und buntem Spiele an den vielen Steinen, sondern fluthete breit mit reißenden Wellen hoch über seinem Bette.

Der Ruf nach Hülfe wurde noch einmal wiederholt, aber ganz schwach. Emmerich klimmte auf eine Uferweide. Als ein neuer Blitzstrahl die Gegend erleuchtete, sah er einen Reiter, dessen Roß vom Strome fortgetrieben wurde. Schon lange schien er mit dem Elemente gerungen zu haben, schon wurden seine Kräfte schwach. Keine Zeit war zu verlieren. Der Jüngling stürzte sich, wie er da war, von der Weide in die

Fluth. Er schwamm dem Unglücklichen nach, die reißende Strömung trug ihn. „Eure Hand," rief er, indem er ihm den rechten Arm entgegen streckte, während er sich mit der linken an den Zweigen eines Ahornbaumes festhielt. Die kalte Hand des Reiters faßte Emmerich's jugendlich warme, so fest wie im Todesdruck. Es gelang ihm, den Reiter heran zu ziehen. Sein Pferd riß der Strom mit sich fort.

Den Reiter, einen alten Mann, zog der kräftige Jüngling an's Ufer. Sprachlos, starr, vor Fieberfrost sich schüttelnd, stand der Greis da. Die Hülfe war dringend, die Hütte weit, der Mann ein Greis, der Greis todt-matt. Er hob ihn auf seine Schulter, und trug ihn, auf den Schürbaum gestützt, den sauren Weg. Oft gleitete er aus, oft glaubte er unter der Last erliegen zu müssen, aber die Jugendkraft siegte, und er legte den Reiter, wenn auch besinnungslos, doch noch am Leben, auf Walter's Lager in der Hütte nieder.

Trude hielt einen Feuerbrand an den Schlummernden. Eine reiche Jägerkleidung blitzte ihnen entgegen; Schwert, Dolch, Hüfthorn hingen an der Seite. Aber des Fremden Züge verriethen ein so hohes Alter, daß die Mutter die Hände über dem Kopfe zusammen schlug, wie ein Greis in den Jahren sich noch den Gefahren der Jagd aussetzen könne. Man bereitete

ihm warme Umschläge und Getränke, Walter nahm ihm Horn und Waffen ab, und am Abend schlug der alte Jäger die Augen auf.

Es lag etwas Gebieterisches in seinen Blicken, und trotz der hülflosen Lage schien er, während er fragte, wo er sich befinde? wer ihn gerettet? mehr zu befehlen als zu bitten. Er klagte über den Verlust seines Rosses, und meinte, bei dem plötzlichen Unwetter sey es nicht mit natürlichen Dingen zugegangen. Er glaubte im Walde, und als der Bach vor seinen Augen anschwell, allerlei wunderbare Gestalten und seltsame Stimmen gehört zu haben. Trude murmelte dazu etwas, was klang wie ein: „Meinst Du das auch?" Dann befahl er, daß man ihn morgen nach Sonnenaufgang wecke, verhieß Emmerich königlich zu belohnen, und drehte sich mit dem Gesicht gegen die Wand, um zu schlafen.

Emmerich suchte ermattet sein Lager auf dem Heuboden. Voll Lust drückte er mit dem Wunsche einer guten Nacht Trudens und Walter's Hand, ohne den Druck von dem Letztern, welcher den ganzen Abend schweigend in einem Winkel gestanden, erwiedert zu fühlen. Auch oben ließ ihn der Gedanke an die erste überstandene Heldenthat, an die Versprechungen des vornehmen Fremden, nicht fest einschlafen. Seine Wünsche spiegelten ihm kühne Bilder vor. Am lieb-

sten wäre es ihm gewesen, wenn der Fremde seine königliche Belohnung damit begonnen, daß er ihm angeboten, mit fort aus dem Thale zu ziehen.

Aus dem ungewissen Schlummer erweckte ihn ein Geräusch. Er sah zur Bodenluke hinaus und drunten im Mondenschein einen gebarnischten Mann, wie sinnend auf- und abgehen. Es war sein Vater. Viele undeutliche Worte murmelte er vor sich hin, schlug die Arme übereinander, schritt langsam, dann im Sturmschritt, als verfolge er einen gefundenen Gegenstand, und hielt endlich an, eine junge Birke mit der Eisenhand so furchtbar schüttelnd, als sey es ein längst gesuchter, verhaßter Feind, den das Schicksal ihm jetzt in die Hand geführt.

„Er ist es!“ murmelte er, und Emmerich hörte ihn die Worte vor sich her brummen:

Ihr Halme und Uferschilfe,
Du Erde, Wasser, Luft!

als er mit gezogenem Dolche über die Schwelle zurück trat.

Den Jüngling faßte eine unbeschreibliche Angst. Es stand mit heller Schrift in der Dunkelheit vor ihm geschrieben: Dein Vater ermordet den reichen Fremden! Er blieb so lange an seine Stelle gefesselt, bis er durch eine Spalte des Fußbodens den Mörder eintreten sah. Walter griff nach Stahl und

Feuerstein und schlug Licht an: „Er soll mir in's Angesicht blicken, damit ich seine Todesqual sehe!“

Emmerich schöpfte Luft. Er kletterte zur Bodenluke hinaus, sprang auf den Heuboden unten, hielt einmal die gepreßten Hände gen Himmel, faßte den Schürbaum und trat athemlos an die Thür. Drinnen stand sein Vater, einen Dolch in der Rechten, über dem Lager des fürstlichen Greises gebeugt, und schrie ihm die Worte zu:

„Wache auf, Guiscard, Deine letzte Stunde hat geschlagen. Wache auf, Guiscard! Der Rächer steht vor Dir!“

Der alte Mann hob sich aus dem Lager empor, strich sich über die Augen und griff nach der rechten Seite.

„Dein Dolch ist in Sicherheit! — Du stirbst wie ein gebundenes Opferthier zu den Füßen des Rächers. Jener Knabe rettete Dich zu Deinem Verderben. Deines Feindes Sohn! Königlich wolltest Du ihn belohnen. So gieb ihm Dein Blut zu trinken.“

Er hatte den Dolch gezückt. Aber eh' der Stoß fiel, war Emmerich ihm in den Arm gefallen, und hatte den Mörder zurück geschleudert. Der Jäger war aufgesprungen und suchte die Thür. Er stürzte hinaus. Walter ihm nach. Emmerich, der sich ihm entgegen stellte, wurde von der Kraft des rasenden

Mörders niedergerissen. Walter ereilte den Jäger, beide rangen am Brunnen. Er raffte sich auf, und traf den Vater im Begriff, den Fremden, der sich krampfhaft an einer Pfeife hielt, über Bord zu werfen. Er konnte sie nicht von einander bringen. Da wurde es ihm blind vor den Augen. Er hob den Schürbaum, schlug, er wußte nicht wohin, und Walter, betäubt vom Schlage auf den Kopf, ließ los und stürzte hinab.

„Verdammter Bube! Feiger Sohn des feigen Vaters — wüßtest Du —" waren die Worte, die er aus seinem Munde während des Ringens vernahm. Während Walter hinabsank, glaubte er noch aus gepreßter Brust die dumpfen Worte herauf tönen zu hören: „Du bist Mörung's Enkel!" — Der schwere Harnisch des Sinkenden klang noch deutlich gegen die Steine des ausgemauerten Brunnens, bis das Wasser darüber zusammen schlug.

7.

Emmerich hatte Waltern nie als Vater lieben und ehren mögen, Trudens verstockter Sinn hatte den lebendigen Knaben von je zurück gestoßen. Sie hatte ihm nie die Liebe einer Mutter bewiesen, und es war die lachende Natur draußen gewesen, die liebreiche Pflege eines Wesens, das mit seiner Kindheit für ihn

verschwunden schien, welche dem Jünglinge Lebensmuth und frischen Sinn einflößte. Mehr als einmal war er entschlossen gewesen, das Thal heimlich zu verlassen, als noch Trude allein in der Hütte hauf'te; auch als Walter gekommen, wurde der Entschluß nur durch die kriegerischen Aussichten zurückgedrängt, welche der Pilger dem Knaben eröffnete.

Jetzt war Walter todt, er hatte Waltern erschlagen. Trude lag leblos da, ein Schlagfluß hatte sie getödtet. Das war Alles um einen Fremden geschehen, und er empfand doch keine innige Reue. Aber hier stierte es ihn fremd, düster, grauenhaft an. Furcht, Grauen und Hoffnung drängten ihn hinweg. Er wäre waldeinwärts geflohen, allein, ohne zu wissen wohin. Doch der Greis hatte ihn aufgefordert, ihn schnell fortzuführen nach einer Richtung, die er angab, denn er besorgte, daß Walter nicht ohne Helfershelfer sey. Als der Morgen graute, waren sie schon weit ab von dem Orte der Hütte. Anfangs hatte Emmerich den Führer abgegeben, darauf aber der Ritter dieses Amt übernommen. Am Rande eines Waldes lagerten sie, der Ritter stieß in sein Hüfthorn, und weither aus den Bergen wurde ebenso geantwortet.

Mehrere Reiter sprengten heran und nahten sich ehrfurchtsvoll dem Ritter. Sie nannten ihn Graf und entschuldigten sich gegen ihn. Der Graf antwortete

sehr kurz, bestieg ein Pferd und ließ Emmerich neben einem Reiter des Gefolges Platz nehmen.

Hinter Emmerich lag eine unermeßliche Wüste. Nur zwei unfreundliche Gestalten streckten aus dem dunkeln Walde die Arme halb dräuend ihm nach, während seine ganze Zukunft in ungewisser Dämmerung vor ihm lag. Ein vornehmer Ritter, dessen Namen, Macht und Abkunft ihm völlig fremd, war nun das einzige Wesen, das er kannte; und doch war auch diese Kenntniß nur unvollkommen.

Daß er sehr vornehm war, zeigte sich, je weiter der Zug in bebautes Land vordrang. Von allen Seiten kamen die Landleute herbei und bezeugten dem Herrn ihre Ehrfurcht; er nahm die Zeichen wie schuldigen Tribut auf. Endlich langten sie vor einem großen, thurmreichen Schlosse an, wo viele stattliche Vasallen glückwünschend ihrem Herrn entgegen traten. Emmerich's Pflege wurde einem alten Ritter übertragen, dessen Geschäft es war, die jungen Edelknaben zu Meistern in den Waffen und feinem Hoftone aufzuerziehen.

War dem Jüngling schon sein Thal wie bewohnt von überirdischen Wesen vorgekommen, so hätte ihn das Leben hier zauberhaft dünken müssen. Die glanzerhellten Säle, die prunkenden Diener, die stolzen Ritter, die anmuthigen reich gekleideten Frauen, die Pracht

der Tafeln, der Feierzüge, hatten schon für den gemeinen Dienstmann, der eben den Pflug verlassen, etwas feenartiges, und um wie viel mehr hätte es den Waldsohn in Erstaunen setzen müssen. Der alte Graf beobachtete ihn deshalb häufig, — er fand sich aber getäuscht. Die erste Zeit fühlte sich Emmerich wol wie gedrückt von all' dem zur Schau getragenen Reichthum, an dem er keinen Antheil hatte; von den Ehren, die er niemals erringen konnte. Dann aber lebte in ihm ein stolzes Gefühl auf, das ihn unbefangen unter der Pracht und dem Stolze umher wandeln ließ. Undeutliche Bilder schwebten ihm vor von einer vergangenen Herrlichkeit, von einer Herrlichkeit, zu der er geboren, und die Worte des sinkenden Walter tönten ihm in's Ohr: „Du bist Mörung's Enkel."

Es war die Blüthenzeit bei ihm gekommen, wo nur die Zukunft lebt; der Ehrgeiz spornte, und wenn er dachte, baute er gold'ne Luftschlösser. Das Trauerlied von den Mörungern tönte ihm bald nur noch schwach in's Ohr, aber die gefälligere Erinnerung, daß er der Abkömmling eines alten Heldengeschlechts sey, mischte sich lebendiger in seine Träume. Der Graf, ein strenger Mann, dessen harte Züge durch Gram gemildert schienen, zeichnete seinen Lebensretter aus. Er betrachtete ihn mit einer Sorgfalt, deren sich kein Vasall des stolzen Grafen zu rühmen wußte.

Bald sollte sich ihm die Bahn zum Ruhm eröffnen. Eine große Fehde brach aus, wie es hieß wegen alter Ansprüche an Ländereien. Die Feinde hatten mit ihren Ansprüchen, die sie auf Verwandtschaft mit alten erloschenen Familien gründeten, lange gezaudert hervorzutreten. Erst jetzt, nachdem sie viele Verbündete gewonnen, hatten sie mit ihren Forderungen zugleich die Fehde erklärt. Man sah es dem Grafen an, daß er ungern den blutigen Streit begann. Die Ritter und Vasallen schüttelten die Köpfe: sonst, meinten sie, sey das anders gewesen.

Eines Abends vor dem Ausmarsch stöberte Emmerich in der alten Rüstkammer. In einem Winkel, zu dem er bis jetzt nicht gedrungen, starrte ihm ein großes Ritterbild entgegen. Ein altes finsteres Gesicht, das ihm nicht unbekannt war, schien ihn, wohin er sich auch wandte, anzublicken, nicht als Gemälde, auch nicht als Familienreliquie; man schien es nur als ein veraltetes Hausgeräth bei Seite gestellt zu haben. Deshalb waren auch alle Arten von Waffen und verrosteten Harnischen daran gelehnt. Ein Theil der Farbe war von dem Holze abgerieben worden. Dennoch glaubte Emmerich auf der Brust drei silberne Sterne zu sehen. Während er im Anschau'n des Gesichtes verloren dastand, hörte er draußen wild in die Saiten einer Harfe greifen und dazu die Weise einer alten

Romanze singen, worin Roland's Geist Kaiser Karl und die Paladine zur Rache aufruft.

Hörst Du nicht, Kaiser Karol,
Hört Ihr nicht, Paladine?
Mein Schwert, es ist gesprungen,
Mein Horn, es ist geborsten,
Mein Athem ist vergangen,
Und Hinterlist soll siegen!
Rings um mich eis'ge Zacken'
Des hohen Pyrenäus,
Die Adler in den Lüften,
Die Feinde auf den Höhen,
Die Krähen in den Schluchten,
Und Kaiser Karol hört nicht.
Von meinem Schwert gesprungen
Ist eine Felsenmauer,
Und meine Stimm' erklungen
Von Frankreich durch Hispanien.
Jetzt wehr' ich mit dem Arme
Kaum eine lüs'ge Fliege,
Und meine Stimme scheuchet
Nicht die begier'gen Krähen,
Und meines Auszugs Laden,
Dem Abendroth beschienen,
Die Häupter der Clarbiden.

Emmerich sah hinaus. Drüben auf einem Hügel stand — Walter im Pilgergewande, wie er ihm zuerst erschienen, und schlug in die Saiten einer Harfe. Im

Abendroth leuchtete die große Narbe, welche sein Gesicht entstellte, sein Blick war hinüber auf das Schloß gerichtet, und die zornigen Augen trafen den Jüngling. Er sang, und sang, und stierte her, bis die Gestalt verschwand im Dämmernebel, und die Töne seiner Harfe, die Strophen seines Liedes im Abendwind verhauchten. „Geh' zur Ruhe, Greis," rief ihm Emmerich nach, und kehrte in das Schloß zurück.

8.

Es kam zu einer blutigen Schlacht, in der von beiden Seiten mit großer Erbitterung gestritten ward. Emmerich hatte sich tapfer gehalten, als er auf einem Hügel den alten Grafen niedergesunken erblickte. Er wollte vom Pferde und ihm zu Hülfe springen, der Hingesunkene winkte ihm aber zurück.

„Ich bin nur durch einen stumpfen Stoß herabgeworfen, und könnte auch auf dem Pferde nichts mehr zur Entscheidung thun. Aber dort, Emmerich, drängt sich ein Knäul, wo der Tag entschieden wird. Täuschen mich meine alten Augen nicht, sind gute Streiter von uns gefallen, und es möchte Vieles, wo nicht Alles, mit einem Tage verloren seyn."

Emmerich stürzte sich in das dichteste Gedräng. Die Augen des Greises hatten ihn nicht getäuscht. Kleiner und kleiner wurde die Schaar seiner Krieger, als

als Emmerich sich zu ihnen gesellte. Die Standarte der Feinde trug, hoch geschwungen, ein stattlicher Ritter, um den sich die Besten drängten. Wo dieser Haufen sich hinwandte, wichen oder fielen die Gegner. Da spornte Emmerich sein Roß seitwärts wie zur Flucht, wandte aber geschickt um, und fuhr von der Seite in den dichten Keil. Sein Schwert blitzte umher, das Glück war ihm günstig, und der stattliche Ritter sank von seinem Schwerte getroffen zurück. Er entriß ihm die Standarte, und, im Steigbügel sich erhebend, rief er mit lauter Stimme: „Sieg, Sieg für die Reudinger!“

Die Leute des Grafen gewannen neuen Muth. Sie sprengten vor, der gedrängte feindliche Haufen taumelte in wilder Unordnung auseinander. Aber dicht an Emmerich vorüber jagte ein alter Ritter, dessen Harnisch, Gestalt und bleiches Gesicht dem alten Walter angehörten. Der Helm war ihm vom Kopf geworfen, der Hieb über das Gesicht wie neu geschlagen, mit der linken Hand faßte er an den Hinterkopf, wohin der Schlag mit dem Schürbaum ihn getroffen. Im Vorbeifliegen sauſ'ten Emmerich die höhnenden Worte in's Ohr:

„Mörung's Sohn! Kämpfst gegen Dein Blut. Rache, Rache!“

Die Erscheinung stürmte fort und über den Hü-

gel los, wo der alte Graf einsam auf dem Boden lag. Der blutige Reiter hob seine Klinge, die Klinge sauſ'te nieder, die Hufe seines Rosses gingen über den Liegenden, der Reiter versank auf der Heide; aber der Graf war nur ermattet niedergesunken, er wußte von keiner Verwundung.

Als Emmerich auf sein Geheiß abgestiegen war und vor ihm dastand, blickte der alte Ritter ihn lange schweigend an, bis er so anhub:

„Emmerich, ich danke Dir zum drittenmal mein Leben, vielleicht heut auch die Rettung der Ehre und Güter meines Geschlechts. Ich werde Dich belohnen, so gut ich es vermag. Wollte Gott, ich läse in Deinen Zügen, wo mir, so oft ich Dich erblicke, eine bittere, schmerzensvolle Erinnerung aufgeht, etwas anderes. Wollte Gott, Du wärest ein Abkömmling des Söhne- und Enkellosen Guiscard, dann könnte ich Dir aus Herzensgrunde für alles das Heil danken, was durch Dich über mich kommt. Mein Lebenspfad war sehr wild und verworren, und erst jetzt im hohen Alter scheinen manche alte Narben zu verharschen und der Schmerz alter Wunden wird milder. Vielleicht finde ich noch einen Sohn wieder. Indessen sollst Du mir, wenn wir zurückgekommen, alles erzählen, was Du von Deiner Lebensgeschichte weißt, denn ich vermuthe, Du bist edler Eltern Kind.“

Große Feste waren für die Rückkehr der siegenden Kriegerschaaren bereitet. Emmerich wurde von Jung und Alt gepriesen und angestaunt. Die alten Thürme und Zinnen im Grafen-Schlosse wurden von den Fahnen, den blank geputzten Harnischen und Waffen aller Art fast überdeckt. Wiesen, Gärten und Wälder waren um Laub und Blumen geplündert, um die große Treppe zum hohen Hauptportal auszuschmükken. Droben warteten die Frauen und Jungfrauen der Sieger, und es schienen die Musikanten vieler Länder zusammen gekommen, um die Luft mit Lust und Liedern zu erfüllen.

Emmerich hatte wol von einer Enkeltochter des Grafen reden hören, welche fern in einem Kloster auferzogen wurde, aber wenig darauf geachtet, obwohl Jeder, der sie gesehen, ihrer Schönheit voll war. Jetzt stand sie vor ihm, als er die letzte Stufe der Treppe hinaufstieg, und drückte ihm — so war es angeordnet — den Siegerkranz auf die Stirn. Er schlug die Augen auf, und wäre fast auf den Stufen gestrauchelt, so verwirrte ihn der Anblick. Andre sahen in ihr die frische eben aufgeblühte Rose, eine holde Jungfrau, mit Augen voll Leben und Glut, die aber schüchtern gesenkt, nur zuweilen Blicke aufwärts wagten; Andre die reizende Fürstentochter und Erbin reicher Ländereien, großer Namen. Emmerich sah alles

dies nicht, er sah aber mehr. Die Augen hatten nur einen Blick auf ihn geworfen, und sich dann wieder verschämt gesenkt; er brauchte aber nur des Augenblicks, sich bewußt zu werden, daß diese Augen ihn schon angesehn, und er schon in diese Augen gesehn.

Der Strom der Festlichkeiten riß ihn fort. Noch mehrere Helden wurden auf dieselbe Art gekrönt; doch dünkte es Emmerich, Mathilde drücke mehr gleichgültig, oder doch minder theilnehmend den Kranz auf ihre Stirnen, und ob sie schon Mathilde hieß, ob sie schon eine vornehme, hochgewachsene Fürstin war, doch wollte er die kleine Beatrix, die sich vor Jahren zu ihm in den Wald verirrte, in ihr erkennen.

Die Festlichkeiten waren mancherlei Art. Noch oft sah er Mathilden, doch immer im Feierprunk; die spanische Sitte waltete dort. Die jungen Ritter schwuren, ihr Leben für die holde Erbin hinzugeben, und Emmerich schwur im Stillen mit. Aber die spanische Sitte verdroß ihn.

Einmal lächelte ihm das Glück, er ließ es aber vorübereilen. Als er über einen Corridor im einsamern Seitenflügel ging, hüpfte sie ihm entgegen. Es war derselbe leichte Tritt, wie Beatrix über die Wiesen gesprungen; sie sang eine Weise, grade wie Beatrix damals. Er mußte fast den Saum ihres Kleides

berühren, und ſtellte ſich hochroth, ihr Platz machend, an die Mauer. Auch ſie erröthete erſchrocken über und über, und ſchlug die freundlichen, ſeelenvollen Augen nieder. Dann rauſchte ſie mit einer leichten Verbeugung an ihm vorbei, und doch ſchien es ihm, als zaudere ſie im Forteilen und wolle noch einmal den Schwanenhals umdrehen. Er wollte ihr nachrufen: Beatrix! Beatrix! Wohl zehnmal öffnete er den Mund, die Stimme verſagte ihm und ſie blieb verſchwunden.

Am Abend ging er unter ihren Fenſtern umher. Liebe, Ruhm, Zweifel tanzten in ſeinem Hirn. Er dachte, der alte Graf habe ihm zu erkennen gegeben, wie er ihm die Hand ſeiner Enkelin beſtimmen möchte. Dann kam ihm wieder der Gedanke einer Verbindung mit der Erbin des fürſtlichen Grafen wie Wahnſinn vor, und er lehnte ſich über die Burgzinnen, mit dem feuchten Auge der untergehenden Sonne über die abendliche Flur folgend. Da ertönte eben eine Zither. Eine wohlbekannte Weiſe wurde angeſtimmt, und mit gepreßtem Athem hörte er Vers für Vers das wohlbekannte Lied:

O Lindenblüthe, ſüßer Duft,
Wann um Dich ſummen Bienen,
Dein Wipfel rauſcht von Maienluft,
O Lindenbaum im Grünen!

O Lindenbaum im tiefen Thal,
Wie rauscht's in Dir so lustig;
Sah'st Liebesfreuden, Liebesqual;
O Linde, grün und dustig!

O grüne Linde, sah'st Du sie
Zu deinen Füßen kosen?
Du rauschtest auf und weckest sie,
O Lind' im grünen Moose!

Die Vögel zwitschern im Lindenlaub,
Es schweigen d'rin die Winde;
Die Liebenden sind blind und taub
Zu Fuß der grünen Linde.

O Baum der Liebe, Lindenbaum,
Was welkt dein Laub geschwinde,
Lust, Leben, Liebe, war ein Traum,
Ein Lufthauch in der Linde!

Beatrix hatte das Lied von ihm gelernt, in ihrem Munde hatte es ihm noch schöner geklungen. Auch jetzt war es Beatrix Stimme, nur ausgebildeter, reiner, voller. Aus seinen Träumereien weckte ihn der Ruf zu dem großen Nachtgelage, das nach alter, von den Urvätern des Stammes geerbter Weise, in der großen Halle sollte begangen werden. Die Sieger saßen noch im halben Waffenschmuck um die ungeheuren eichenen Tische, und die Anordnung der Feierlichkeit unterschied sich durch eine rohe Größe von der,

welche ſonſt bei den glänzenden Feſten des Schloſſes herrſchte. Auch ſchien der Graf ſelbſt in tiefes Nachdenken verſunken, und wenig mit der lauten und wilden Feſtlichkeit einverſtanden. Es wurden Lieder in einer Emmerich unverſtändlichen Sprache geſungen, und als der Wein ſchon die Gemüther erhitzt hatte, wurde ein ſpaniſcher Rothwein in weit gehöhlten, mit Silber beſchlagenen Bechern herumgegeben. Emmerich bemerkte, daß der Graf, der am Ende der Tafel ſaß, den Becher nur an die Lippen brachte, und dann, wie zuſammen ſchaudernd, vorüber gehen ließ.

Sänger waren, ohne viel bei dem immer lauter werdenden Gelage beachtet zu werden, auf- und abgetreten. Jetzt zog einer Emmerich's Aufmerkſamkeit an. Je ſchärfer er ihn anblickte, um ſo deutlicher wurde ihm Walter's blaſſes Geſicht, mit der Narbe über der Stirn, mit den finſtern Todtenaugen. Er ſang mit krächzender Stimme ein ſchauerliches Lied, wo die Strophen immer mit „Rache! Rache!“ endeten. Es kam viel von Flüchen vor, gegen einen Vatermörder, und Emmerich dünkte, jeder Vers ſey auf ihn gerichtet. Er trank, ſang und ſtarrte den alten Rache-Barden an. Wie er aber den kreiſenden Becher an die Lippen gebracht, ſang der Barde mit durchdringender Stimme:

„Der Vater wird ermordet,
Unbeerdigt liegt sein Gebein,
Und aus des Vaters Schädel,
Trinke der Sohn blutrothen Wein.“

Da widerstand Emmerich der Wein. Der Becher fiel ihm aus der Hand, der Wein röthete das weiße Tafeltuch — es war ein Schädel, aus dem er trinken wollen! Ringsum nichts als Schädelbecher. Der alte Barde zerriß fast die Saiten, als er den Refrain wiederholte! „Rache! Rache!“ aber Emmerich hörte, sah nichts mehr, der Boden brannte unter den Sohlen, der Saal war ein Sarg, die weite Burg zu eng.

Von einem athemlosen Laufe hielt er erst an auf einem grünen Saatenfelde. Die langen Nachtschatten der Bäume und Hecken verdeckten schon die abendliche Beleuchtung der Flur. Doch boten die ruhigen Gefilde einen erfreulichen Anblick. Alles athmete sanfte Lust und Frieden. Weit hinten glühte die Burg im Abendroth. Erst von hier erkannte sie der Flüchtling für die, welche so oft von nächtlichem Freudenfeuer beleuchtet zu ihm hinüber über die Berge in's Thal geblickt hatte.

Ein alter Mann stand, auf den ausgespannten Pflug gelehnt, und übersah nachdenkend die Felder. Emmerich redete ihn an: „Freust Du Dich des Frie-

dens, Alter, und daß der Graf ſo tapfere Schaaren hat, die das Land bewahren?"

— Freilich wol, — war die Antwort. — Der alte Graf iſt jetzt ein weit milderer Mann; die grauen Haare beugen den wilden Sinn. Nun iſt's Friede, und ich glaube gern, daß er die Fehde nicht angefangen hätte. Aber, wenn auch die alte Erde alles vergißt, was Brand und Schwert thaten, und nach funfzig Jahren voll Leiden wieder ſo friſch grünt und blüht, wie bei'm erſten Frühling nach der Schöpfung, — der Menſch vergißt nicht ſo leicht, was ihm in der Zeit geſchehen. —

„War der Graf vor Alters ein ſtrenger Herr gegen Euch?"

— Vor Alters, das heißt vor ſehr alten Zeiten, war er gar nicht unſer Herr. Die meiſten, die jetzt leben, waren dazumal noch nicht geboren. Ach es war ein ſehr wildes Geſchlecht, und ſeit ſie aus den Pyrenäen in unſer Land gekommen, ſoll wenig Friede hier geweſen ſeyn, wie ſie mir als Kind erzählten. Seitdem habe ich's erfahren. In den Fehden und Kriegen habe ich all' meine Söhne verloren, und mein Einziges, was ich übrig behalten, iſt ein Enkeltöchterchen, die jetzt einen braven Mann hat, der mich ruhig unter die Erde bringen wird. — Ja, dazumal floß Blut in Strömen, Jähzorn und Blutrache ſaßen beſtändig

zu Pferde, und wenn es hieß: „Die Clarbiden!“ so hielten die Mütter inne im Schaukeln der Wiege. —

„Wie, Alter, die Clarbiden? Wer waren die Clarbiden? Wo sind die Clarbiden?“ rief Emmerich, und fühlte an sein Schwert.

Der Alte sah ihn verwundert an: — Scheint es doch fast, als wäret Ihr kein Dienstmann des Grafen, sondern von weitem hergelaufen, daß Ihr nicht wißt, wie die Clarbiden den deutschen Namen angenommen haben, seit sie den Gau der Reudinger eingenommen! —

Ein Etwas, das er sich nicht zu erklären gewußt, hatte Emmerich von dem gegen ihn so gütigen Grafen bisher zurückgestoßen. Jetzt wußte er den Grund.

— Ach die alte hispanische Natur konnte sich nicht verläugnen, auch als sie den deutschen Namen trugen, — fuhr der Alte fort. — Die Schreckenstage in den kahlen Feldern, wo die Mörunger alle fielen, war wol ein furchtbarer Fleck, der immer noch an dem Clarbidenwappen klebt, ob sie schon den Namen tauschten. Allein, was dem alten Grafen keine Ruhe läßt, mag erst nachher geschehen seyn. Denn es ist wol kein bloßes Mährchen, daß der Marschalk Walter den zwölften Sohn des alten Mörung aus der brennenden Burg getragen hat. Es wollten ihn „einige alte Leute, die nun auch schon auf dem Kirchhof liegen, ungefähr vor zwanzig Jahren einmal gesehen ha-

ben, in voller Rüſtung, wie ſie der alte Mörung getragen hat, und — das iſt aber wol nur ein albernes Mährchen, — nur ein Mörung tragen kann. —

„Und den hat Graf Reuding" — fiel ihm Emmerich in's Wort.

Der Greis blickte gen Himmel, und murmelte mit über einander geſchlagenen Armen: — Erſchlagen wurde er, und an weſſen Händen ſein Blut klebt, der wird wenig Frieden auf Erden finden. In der groſſen Schlacht fielen zwei Brüder des Grafen, und ſeitdem ſind alle ſeine Kinder geſtorben, hinwelkend im Siechbett. —

Das Schweigen des Alten ſprach deutlicher als Worte. Emmerich fragte haſtig: „Ihr war't ein Unterthan des alten Mörung? — Es leben noch viele Vaſallen Mörung's? — Denken ſie noch Alle der alten Zeit? — Es waren glückliche Zeiten?"

Der Greis faßte nur die letzte Frage auf: — Glücklich! Wer ſollte wol glücklich leben, wo es nichts als Blutrache gab, und ein Todſchlag dem andern folgen mußte. Rannte heißes Blut in den Adern der Clarbiden, ſo waren die Mörunger ein ſo ſtörriges Geſchlecht, daß man eher den Baſaltfelſen, auf dem ihre Burg ſteht, umgeſtoßen hätte, als ſie einen Fußbreit zum Weichen gebracht in ihrem Vorſatz. Da lebte Alles nur mit dem Gedanken an Rache, es moch-

ten die Felder dabei zerstampft, die Obstbäume gefällt, die Hütten verbrannt werden, wenn nur die Ehre gerächt wurde, an der sie gehalten seit uralter Zeit; Kaiser und Reich hätten darum können untergehn, und mir starben sieben Söhne in ihrem Blutdienst! —

9.

„Rache! Rache! stimmte es in einem fort in Emmerich's Ohr, und auch als er im dichten Walde, wohin ihn sein irrer absichtsloser Lauf getragen, ermattet niedersank und einschlief, tönte ihm die ganze Nacht hindurch der Ruf: „Rache! Rache!" ohne daß er sich bei'm Erwachen am Morgen hätte eigentliche Rechenschaft geben können, für wen er Rache nehmen wollte, an wem und auf welche Art. Wenn der Entschluß in ihm lebendig geworden, trat ihm auf der andern Seite des Grafen würdig mildes Gesicht entgegen; dahinter blickte Mathilde hervor, und wenn ihm auch träumend der finstere alte Mörung zuwinkte, so hatte dies Gespenst doch seine Macht verloren, wenn er an des Landmanns letzte Worte dachte.

Er glaubte, auch Walter sey im Traume vor ihn getreten und habe ihn aufgefordert, seinen Leib zur Erde zu bestatten. Das konnte ja nur ein schuldloser Befehl des finstern Rachegeistes seyn.

So mittellos als er es verlassen, betrat er wie-

der das ſtille Thal. Es waren viele Monate ſeitdem vergangen. Noch blickte ihn vertraut jede Lieblingsſtelle an. Jener Zauber aber, den die Kinderjahre darüber ausgegoſſen, war verſchwunden. Er hatte Vieles in der Zeit gelernt, und konnte über das ſprechen, was er ſonſt in ſtummer Verwunderung nur anſtaunte. Von vielen Spielen der Natur konnte er ſich den Grund angeben. Er wünſchte, es wäre nicht ſo, er wünſchte, es wäre noch wie ehemals.

Mit Herzklopfen ſchlich er der Hütte zu. Sturm und Regen hatten Dach und Seitenmauern luftig gemacht. Schwalben flatterten bei ſeinem Eintreten heraus. Er ſuchte umher, aber keine Spur vom Leichnam der Mutter Trude, auch keine Spur von Menſchentritten. Der Regen hatte den Boden gleich geſpült, Gras war darüber gewachſen. Der Brunnen ſtand noch, das Geländer war verfallen.

Mit Stangen und Stricken ſtieg er in den faſt ausgetrockneten Brunnen. Sein Fuß ſtieß auf etwas Eiſernes, und er zog nach einiger Anſtrengung Walter's Gebeine, noch eingehüllt in den mit rothem Roſt überzogenen Harniſch heraus. Die ernſten, aber nicht erſchütternden Gefühle ſprachen zu deutlich zu ihm, es ſey nicht ſein Vater, den er erſchlagen.

Am Rande des Waldes ſchaufelte er ein Grab. Die Arbeit ging leicht vor ſich, da er, als die erſte

Grasdecke abgestrichen war, einen weichen Boden fand, der nicht seit der Schöpfung ruhig da gelegen zu haben schien. Kaum hatte er die gehörige Grabestiefe erreicht, als sein Spaten nicht weiter konnte. Er stieß auf etwas, das klang. Eine Rüstung lag vor ihm. Wenig hatte der Rost daran gezehrt. Auf dem Brustharnisch glänzten drei silberne Sterne. Er schaufelte weiter. Auch der Schild mit drei Sternen fand sich. Die Bestattung des Todten war vergessen, das alte Kriegesfeuer erwachte. Oft hatte ihm Walter von Mörung's Harnisch erzählt, oft hatte er ihn im Traum gesehen; dies mußte er seyn — er war es.

Er legte ihn an, und es schien, als habe der Schmied den Panzer für ihn geschmiedet, so saß, wie angegossen, jede Schiene an jedem Gliede. Er sah sein Spiegelbild im Bache. Die unruhigen Wellen zeigten ihm einen jungen Kriegesgott. Nur der Federbusch fehlte, der Bolzen seiner Armbrust traf einen Reiher mitten im Fluge, und den noch blutigen Fittig steckte er auf den Helmkegel. Aber mit dem Harnisch schien der alte wilde Sinn seiner ehemaligen Besitzer bei ihm erwacht. Er streifte im Walde umher in der Rüstung, jagte in der Rüstung, schlief in der Rüstung, und überall trat ihm der alte Walter entgegen und lachte grimmig, und raunte ihm zu: „Gedenke der Rache!“

So saß er eines Tages vor sich brütend auf einer vom Sturm entwurzelten Eiche. Die rechte Hand hielt den Degenknauf umfaßt, und vor sich gebeugt, schrieb er Figuren in den Sand. Nur der Kopf war entblößt. Der Herbstwind rauschte in den kahlen Wipfeln und das welke Laub stiebte an ihm vorüber. Alles sang ihm ein Lied zur Rache. Ein fernes Pferdegetrappel unterbrach die unheimliche Stille. Es waren drei Jäger, Graf Guiscard mit zwei Begleitern. Emmerich's Herz schlug vernehmbar. Der Alte ritt an ihn heran und sagte kopfschüttelnd mit freudiger Stimme:

„Fürwahr er ist es. Emmerich, welcher böse Geist trieb Dich hinweg in die Wildniß?"

Da erhob sich Emmerich, daß ihn der Graf von Kopf bis Fuß in der furchtbaren Rüstung sehen konnte, stülpte den Helm auf und schrie:

— Der Geist der Rache, der Geist meiner Väter, Graf Guiscard von Clarbides. —

Da schrak der Graf auf seinem Pferde zusammen, daß das Pferd zitterte, und sein Gesicht, auf dem man die Bewegungen der Leidenschaft vergeblich suchte, wurde leichenblaß. „Ja Du bist," — sprach er endlich mehr für sich, als zum Jünglinge — „Du bist ein Mörung, wie meine erste Ahnung sagte. Emmerich —" fuhr er drauf lauter, aber mit sanfter

Stimme fort — „es sind viel schwarze Dinge in der Vorzeit geschehen, die besser unter der Erde begraben bleiben, als daß man sie hervorreißt, wie Gespenster an's Tageslicht. Deine Väter waren meine Feinde, grimmige Feinde, aber seitdem ist ein halbes Jahrhundert verstrichen, und die Enkel können manches gut machen, was die Väter versahen."

— Nie, nie! — schrie Emmerich. — Mörder meiner Ahnen, Mörder meines ganzen Geschlechts, hinterlistiger Räuber unserer Ehre, unseres Namens, unserer Güter! Noch liegen meine Väter unbeerdigt auf jener Wahlstatt, wo Du sie überfielst, erschlugst; noch irren ihre Geister umher und heischen Rache, Rache, wenn der Sturmwind heult und der Regen niederrauscht. Vergeblich klang lange ihr Ruf. Jetzt ist ihnen ein Rächer erwachsen. Blut heißt das Losungswort. Ich sage Dir ab, feiger Mörder, will nicht ruhen und rasten, bis Mörung's Name gerächt, Dein Blut geflossen, mein Reich wieder errungen und meine Väter ruhen können. —

„Knabe" — versetzte der Alte und riß das Barett vom Haupte, daß die greisen Locken im Winde flatterten. — „... denn Jetzt noch Ehemals? Was willst Du für Blut? Vom Blute meines ganzen Stammes ist nichts übrig, als was noch in meinen Adern spärlich rinnt; von der ganzen Kraft meines

nes Stammes nichts, als dieser markloſe Arm, kaum fähig, ein Schwert zu heben. Der unſelige Bluthader hat alles, was lebendig war, verzehrt. Allein ſtehe ich auf dem Grabeshügel meines Geſchlechts, ein dürrer Baum, der keine Wurzeln, keine Zweige ſchießt; was Du begehrſt, Rache, Vergütung, jeden Erſatz kannſt Du billiger haben, als mit dem Racheſchwert."

— Keine Verſöhnung! — kreiſchte Emmerich, als wolle er die innere Stimme, die für den Frieden ſprach, übertäuben. — Kein Vertrag mit den Clarbiden — mit dem hinterliſtigen Meuchelmörder meines unſchuldigen Vaters! Das, Graf Guiscard Clarbides, — und bäten alle meine Väter, die Du in der Schlacht erſchlagen, für Dich, den Meuchelmord vergebe ich Dir nicht, ſo lange die Sterne um den Himmel wandeln! —

„Wahnſinniger!" rief der Graf, aber Emmerich hörte ihn nicht mehr. Er hatte das Viſier geſchloſſen und warf ihm den Handſchuh entgegen. Guiscard gab das Zeichen zum Umkehren: „Kann der ſtörrige Geiſt dieſes Geſchlechts nicht weichen, ſo möge es denn untergehn, wie Meines."

Er ſprengte fort. Die Begleiter folgten. Emmerich ſtarrte, auf das große Schwert geſtützt, ihnen nach. Der jüngere Begleiter Reuding's blieb etwas

zurück. Er blickte sich um und strich die goldenen aus dem Barett vorquellenden Locken zurück. Es war Beatrix. Sie warf ihm einen Blick zu, der dem Jüngling das Herz zerschnitt. Ihm war es, als spreche sie seinen Namen mit wehmüthigem Tone aus; dann verschwand sie hinter einer Felsecke.

10.

Es war der letzte Abend, den Emmerich im Thale zu verbringen dachte. Morgen wollte er hinaus zu jenen Feinden des Grafen, gegen die er kaum siegreich gestritten, und dann herum zu den Schluchtenbewohnern, die zu den Füßen der verfallenen Burgen hausten. Dort mußte ja noch der Sinn für das alte Geschlecht leben.

Er streckte sich nieder auf einem noch grünen Rasenabhange vor der Hütte, nicht weit von der alten Linde, die traurig im Herbstgewande dastand. Ihm zu Füßen rieselte der Bach. Sein Auge verfolgte alle die Stellen, wo ihm einst die schöne Frau erschienen war. „Süße Kinderträume," murmelte er für sich. „Und doch — warum soll diese freundliche liebe Gestalt ein Traum gewesen seyn, da der Geist des finstern Walter mir so oft erschien? Giebt die Natur

den dunkeln Geistern Kraft, uns vor die Augen zu treten, weshalb nicht auch den freundlichen und lichten? War doch Beatrix keine bloße Erscheinung; ein lebendiges Wesen, eine holde Jungfrau, die ich wieder gesehen habe. O möchte doch die schöne Frau auch wieder aus dem Wasser steigen, und mir, wie damals das lächelnde Kind, jetzt die Jungfrau zuführen und dabei sagen: „Sie ist nicht Guiscard's Enkelin!“ So träumte er fort, und dachte an eine alte Geschichte, die ihm der Burgpfaff erzählt hatte, von dem Griechenfürsten Achill, dessen Mutter eine Meeresgöttin gewesen war, und ihn bei allem Unglück getröstet und für ihn gesorgt hatte. Unter solchen wachen Träumen schlief er hinüber zu wirklichen.

Das Wasserspiel wurde munterer, es plätscherte in den Wellen, und die Frau trat heraus, so schön und so traurig, wie er sie nie gesehen. Sie setzte sich neben ihm und legte seinen Kopf auf ihren Schooß, daß er besser ruhen möge. Aug' in Auge schaute sie ihn lange an, und sprach zu ihm; er aber konnte ihre Stimme nicht verstehn. Es dünkte ihn, als sage sie: „Sonst hast Du diese Sprache verstanden!“ aber ihre Laute waren so leise, die Lippen bewegten sich, und der Lufthauch nahm die Worte hinweg. Ihre großen blauen Augen füllten sich mit Thränen, und tropften

auf seine heißen Wangen hinab. Ihre Angst schien zu wachsen, als er drüben den alten Walter kommen sah in der rostrothen Rüstung von der Gegend des Schlachtfeldes her. Er glaubte die Worte zu verstehen: „Mein Sohn! mein Sohn! laß die Todten ruhen," als sie einen heißen Kuß auf seine Stirn drückte.

Er wachte auf. Es war ein schöner heiterer Herbstmorgen. Die Aeste der Linde bewegten sich im sanften Morgenwinde, die letzten Singvögel stimmten ihren Morgengruß an. Auch Emmerich stand mit froheren Gefühlen auf und sprach ein Morgengebet, was er nicht vermocht, seit er das Thal mit den Rachegedanken betreten hatte. Sein erster Entschluß war, die Gebeine der Gefallenen zu beerdigen, ehe er an das zweite Werk ging: ihren Tod zu rächen.

Die Arbeit förderte sich wider Erwarten. Es war, als hülfen die Todten selbst mit die Gräber aufwerfen, in denen er unter frommen Wünschen und Gebeten ihre verwitterten Gebeine barg. In der Ferne auf einem kahlen Hügel saß Walter, und griff in die Saiten einer Harfe und sang das Lied vom Untergange der Mörunger ab. Emmerich konnte das nicht mehr stören; als die Sonne unterging und er den letzten Hügel aufgeschüttet hatte, machte sich auch der Geist stöhnend auf den Weg. Seine Schritte waren

hinfälliger als sonst, und häufig blickte er sich nach dem ihm folgenden Emmerich um. Seine Gestalt schien durch den dunklen Wald zu leuchten; sie verschwand erst, als Emmerich sich dem Orte näherte, wo Walter's Leichnam lag.

„Verlangt Dich, Alter, endlich auch nach der Ruhe?" sagte er, und warf das Gerippe in seinem eisernen Kleide hinab in die schon vorhin aufgeworfene Grube. Die Eisenschienen und trockenen Knochen stöhnten wie Eines, der nach langer Anstrengung sich auf das ersehnte Lager wirft. Die Nacht darauf verging für Emmerich so ruhig, wie keine seit langer Zeit.

Als er erwachte, schien der Frühling noch einmal über die Berge in das Thal zurückgekehrt. Ein Nachsommer, wie häufig im Herbst, trat ein, und Emmerich seinen Weg an, Freunde und Feinde zu wecken für die alte Sache der Mörunger. Doch er zauderte dabei so unverzeihlich, daß er nach dreien Tagen wol alle verfallenen Schlösser besucht hatte, wo einst seine Väter herrschten, aber noch keinen Einzigen aufgefordert, ihm zu folgen. Ihn verlangte nicht mehr nach Blut.

„Was hilft es — rief er eines Morgens traurig aus, — daß Alles mich zur Versöhnung mahnt? Die Kämpfe aus der grauen Vorwelt, den Ueberfall, den Untergang meiner Väter dürfte ich vergessen, aber den

Meuchelmord meines Vaters zu rächen, gebietet das nicht auch die friedliche Natur?"

Er war im dichten Walde, einem fast ganz verwachsenen Fußsteige folgend, fortgeschritten, als er auf eine dürftige Hütte stieß, aus der ihm ein geistliches Lied, wie von brechender Stimme gesungen, entgegentönte. Eintretend sah er eine alte Frau auf dem Sterbebette liegen. Niemand zeigte sich zu ihrer Wartung, und er glaubte Trudens Züge auf dem von Angst zerrissenen Gesichte der Alten zu erkennen.

„Um Gotteswillen, so ganz verlassen sollt Ihr sterben?"

— Doch nicht so ganz verlassen, da mir die lieben Heiligen auf mein inbrünstig Gebet einen Menschen in der letzten Stunde zusenden, dem ich beichten kann, was mir schwer auf der Seele liegt. —

„Himmel — Ihr Mutter Trude? So seyd Ihr damals nicht umgekommen?"

— Heiliger Tobias — Ihr seyd wol der junge Freiherr — der Emmerich — Gott sey gelobt und gedankt, der Euch noch vor meinem Abschiede zu mir führte. Nein, damals kam ich nicht um, als Ihr dem alten Walter seinen Lohn gabt mit dem Schürbaum. Die Angst warf mich nur nieder. — Als ich erwachte, und Alles leer und todt um mich war, hielt ich es da

nicht mehr aus, wo ſonſt ſchon die böſen Geiſter ihr Spiel trieben, und raſtete nicht eh', als bis ich hier ein Obdach fand. —

„Wie magſt Du ſo von Waltern ſprechen? Er war doch Dein Ehemann?"

— Freilich war er es, und ſein Geiſt hat mich noch alle Nacht beſucht und geängſtigt bis auf neulich, wo er ein Lebewohl ſagte. —

„Aber was ſprichſt Du, er habe ſeinen Lohn erhalten? Was hatte Walter begangen?"

— Was er begangen? Er hat ja mit dem Schürbaum Euren Vater erſchlagen. —

„Weib! Spricht der Wahnſinn des Todes aus Dir?" rief Emmerich.

— Nein, nein, lieber Junker, ſo wahr ich auf die Gnade der lieben Heiligen hoffe. Mit demſelben Schürbaum geſchah's, womit Ihr ihn erſchlugt. Weil Euer Vater ſeinen Entſchluß wieder aufgab, den alten Guiscard umzubringen, da kam die Hitze über ihn. Er glaubte, wie er mir oft geſagt, der alte Mörung mit ſeinen Todeswunden habe vor ihm geſtanden und ihm gewinkt; es mag aber der Leibhaftige geweſen ſeyn. Nachher gereute es ihn, und er hat Euren Vater ſo ſtattlich beerdigt, wie nur ein Chriſtenkind, und dann fand er keine Ruhe und zog hinaus und blieb lange,

lange Jahre fort, bis er neulich zurück kam ohne Ruhe. Er hätte Euch wol auch erschlagen, wenn Ihr ihm nicht gefolgt wäret, denn er meinte oft an trüben Tagen, wenn es bei ihm recht arg war, der alte Mörung habe es ihm befohlen, Alle zu erschlagen, die von seinem Stamm aus der Art schlügen. —

Emmerich faßte krampfhaft den Arm der Sterbenden und sagte: „Mehr, mehr.“

— Lieber Gott, — fuhr die Alte fort, — er war immer halb wahnsinnig, und ich hatte viel mit ihm auszustehen, seit wir aus der brennenden Burg mit dem Kinde flohen. Er träumte nichts und sprach nichts als Rache, und da mußte es ihn wol verdrießen, wenn der Guido aus der Art schlug. Er war so stiller Art wie Ihr und träumte viel in den Wäldern umher, und da sagten sie denn — aber wer mag es glauben — er hätte unter der alten Linde mit der Wassernixe eine Liebschaft, die ihn lehrte, die Stimmen der Vögel und Pflanzen und Wind und Steine zu verstehen, worüber er denn vergessen die Blutrache. Gott habe ihn selig, aber Ihr seyd sein Kind, — gewiß und wahrhaftig sein Kind, Walter brachte Euch, als er ihn — gewiß — gewiß.“ —

Noch murmelte sie viele undeutliche Worte, dann hauchte Trude in Emmerich's Armen den Geist aus.

Wunderbare Gefühle bewegten ihn, als er in den Wald hinaustrat; Alles was ihm als dunkle Ahnung vorgeschwebt hatte, schien durch das Zeugniß der Sterbenden wirklich geworden. Ein Sonnenstrahl fiel durch das Laubdickicht und röthete die Krone einer Linde. Ihm ward so wohl und frei, und er sang das Lied von der Lindenblüte, dessen Bedeutung er erst jetzt ganz zu verstehen glaubte. Als er aus vollem Herzen die letzte Strophe und den letzten Vers gesungen:

O Lindenbaum im Grünen! u. s. w.

glaubte er in der Entfernung dieselbe Weise auf dem Waldhorne blasen zu hören.

Mächtig zog es ihn in die Gegend. Er arbeitete sich durch das Dickicht und sah Scenen einer gefährlichen Jagd, welche ihn um so mehr zur Eile anspornten. Längs dem steinigen Ufer eines tiefen Kiesbaches jagte die Hetze einem Hirsche nach. Schon waren die übrigen Jäger blitzschnell vorüber geschossen, als der Zelter des Edelfräuleins, welche dem Zug folgte, strauchelte. Sie sank, stürzte; sie wäre das schroffe Ufer hinab gestürzt, hätte Emmerich's Arm sie nicht umschlungen und die schöne Ohnmächtige festgehalten.

„Beatrix, Beatrix!" rief er, und Mathilde schlug in seinem stählernen Arme die Augen auf. — Bist Du es, Emmerich? — war ihre Antwort, und das weiße

Gesicht röthete sich wieder und die hellen Augen strahlten ihn freudig an. — Ach, damals war Alles freundlicher, und Du auch freundlicher, — setzte sie bebend hinzu und wand sich doch nicht aus seinen Armen, und ihre Augen ließen nicht von einander.

„Willst Du mein letztes Kind umbringen, racheschnaubender Mörung?" rief ihm der Graf entgegen, der von ferne Mathilde's Angstschrei gehört. „Schleudre es nicht in den Abgrund. Ich will Dir Alles geben. Meine grauen Haare sollen Dein Fußteppich werden."

— Graf Clarbidos, Du erschlug'st nicht meinen Vater? —

„Bei den ewigen Sternen, ich habe ihn nie gesehen."

— So laß uns den Todhaß unserer Geschlechter sühnen. — Willst Du, Graf Guiscard? —

Der Graf sah eine Weile den Jüngling an: „Bist Du denn eines Mörung's Sohn, und kannst Sühne nehmen?"

— Wohl eines Mörung's Sohn — flüsterte Emmerich erröthend — aber ich habe eine andere Mutter gehabt. —

„Wer war Deine Mutter?"

— Ich weiß sie nicht zu nennen. Aber wenn

der Wind in den Wipfeln ſpielt, wenn er die Wellen kräuſelt, wenn die Frühlingsvögel ſingen und die Sonne das erſte Grün beſcheint, höre ich ihre Stimme. Meine Mutter iſt eine mächtige Frau, ſie lebt ewig, ſie hat den Haß überlebt. —

Eine Thräne ſtahl ſich aus den Wimpern des greiſen Ritters. Er legte Mathildens Hand in Emmerich's: „die Mutter ſegne Euren Bund, und Friede den Todten.“

Es war als klinge durch Wald und Flur, im Waſſer und in den Wolken, von den Steinen, von den Zweigen ein Wohllaut, ein Seufzen der Luft, in dem Lebloſes und Lebendiges ſich begegneten.

Emmerich's und Mathildens Vermählung war ein Freudenfeſt für den Gau. Die alten Schlöſſer auf den Bergen wuchſen auf, die Saaten grünten, die Felder verbreiteten ſich ringsum, das Glück kehrte ein in der Ehe der letzten Sprößlinge ſo ergrimmter Stämme; glücklich aber nannten viele den ſinnenden Emmerich nicht, weil er ſelten der rauſchenden Luſt ſich hingab, und einſam in den Wäldern, am Quell und unter den alten Linden umherſtreifte. Die Nixe hat er

nie mehr gesehen; daß ihn aber eine Mutter geboren, die näher der Natur gestanden, als sein wildes väterliches Geschlecht, bewies sein immer reger Sinn gegen alle Laute und Wunder der Natur, wie sie uns erscheint.

Pommersche Gespenster.

Mein Oheim war ein wunderlicher Kauz, aber an Geister glaubte er nicht. Sie waren ihm so verhaßt, daß er selbst das Wort geistreich nicht leiden mochte. Er war es selbst nicht, aber pfiffig, und die ihn näher kannten, versicherten, in der Art und Weise, wie er den Zopf trug, stecke etwas apartes, und wie er den Rauch ausblies, da sey Methode drin; und ich muß bekennen, daß wenn er blinzelte unter den schneeweißen Brauen, und ein Blitz seines hellen Auges mich traf, ich mir immer etwas Besonderes dabei dachte. Doch kann ich mich getäuscht haben, da ich den Seligen nur selten besuchte. Von seiner Pfiffigkeit und dem zuweilen schrecklichen Blitzen seines Auges wußten alle Die viel zu sagen, welche mit Rechnungen zu ihm kamen. Er pflegte ihnen anzudeuten, daß sie sich zu einem Wesen scheren möchten, welches er zweifelsohne auch zu den Geistern zählte, und fand es unbillig, daß ein alter Major, der es als Lieutenant mit den Juden, als Rittmeister mit den Oesterreichern und Reichs-

truppen aufgenommen, im Alter mit den ....nöthern, wie er sie titulirte, nicht fertig werden sollte. Er behauptete, ein Krieg, wie der siebenjährige, komme nicht wieder; es wäre ein schöner Krieg gewesen: die selige Tante aber meinte dann immer, seine Nase wäre damals noch nicht so roth gewesen. Das estimirte er nicht.

Mit der neuen Zeit war er dagegen unzufrieden; er meinte, ein Soldat brauche nicht gelehrt zu seyn, man erzöge die Jungen zu naseweis, und die Poesie, die er in seinen jungen Jahren geliebt, — er kannte Kleist's Gedichte auswendig, — sey jetzt verrückt geworden, seit man kurze Verse mache, katholisch seyn müsse und an Ahnungen glaube. Ein Schüler Gall's behauptete einmal, er sey ein Geisterseher. Mein Oheim nahm das ruhig hin, wie Vieles; er steckte aber nie etwas ein. Er sah den jungen Doctor scharf an, schlug den Pfeifendeckel zu, wünschte den übrigen Ressourcenmitgliedern eine wohlschlafende Nacht, und sagte dem Mediciner: sie zögen ja eines Weges. Es war Mitternacht geworden, eine helle Mondnacht. Mein Oheim führte den Begleiter grad' über den Kirchhof. Er wollte ablenken, aber mein Oheim sagte Nein, und wenn mein Oheim Nein sagte — nämlich in seiner Garnison — so pflegten die Anderen nicht Ja zu sagen. Er führte ihn mitten auf den Kirchhof, und dort

dort lud mein Oheim den Mediciner ein, sich auf ein Grab zu setzen, und er nahm neben ihm Platz. Es ist aber wohl zu beachten, daß mein Oheim noch ein sehr starker Mann, daß es eine warme Sommernacht war, und daß er den Mediciner am Arm festhielt, wenn er etwa Miene gemacht hätte, davon zu laufen. „Nun wollen wir doch einmal sehen, wer von uns ein besserer Geisterseher ist," sagte er, und zündete sich die Pfeife an. Beide waren mutterseelen allein; es ging kein Lüftchen, keine Thür knarrte, es raschelte keine Maus, kein Heimchen zirpte, und Beide sprachen in einer ganzen Stunde kein Wort — so nämlich wollte es mein Oheim. — Als es Eins schlug, stand er auf und sah den Doctor grad an: „Was haben wir denn nun gesehn?" Der Mediciner kramte allerlei aus, was seine inneren Augen gewahrt; mein Oheim aber sagte, indem er wieder den Pfeifendeckel zuschlug: „Ich habe nichts gesehen, als einen Schafskopf."

Die Geschichte wurde im Städtchen ruchbar — ich weiß nicht, wer sie ausgeplaudert, meines Oheim's Art war es nicht — und der Doctor war seitdem die Freundlichkeit selbst gegen meinen Oheim. Denn ihm verdankte er in seinem Museum den kostbar präparirten Schädel eines Hammelkopfes, und er sagte zu Jedermann, es wäre derselbe Kopf, den mein Oheim in der Geisterstunde gesehen. Er versicherte gegen Jeden,

— und darin mußte man ihm glauben, denn er war dazumal der einzige Doctor, — es wäre ein äußerst seltener Kopf, und ein Schöps, wie der, dem er einst gehört, — jetzt geberte er ihm, — werde nicht zweimal geberen. Sonderbarer oder gerechter Weise hieß seitdem mein Oheim „der Geisterseher" im Städtchen, und er schien es nicht übel zu nehmen. Im Gegentheil zog er viel bedächtiger den Rauch ein, und schmunzelte auf eine eigne Weise, wenn man ihn so titulirte. Man bekam es heraus, daß er oft viel klüger als Andere sey, daß er vieles vorausgesagt, was nachher eingetroffen, z. B. daß nach des Bürgermeisters Tode ein andrer das Amt bekommen, daß die französische Revolution eine arge Geschichte werden würde. Auf sein „ja! ja!" und sein Kopfschütteln bei bedenklichen Dingen gab man jetzt mehr als je acht, und bat ihn gern zu Gevatter, denn er fand immer die Namen für die Kinder heraus, welche den Nagel auf den Kopf trafen.

Mein Oheim hielt den Wein für ein gesundes und gutes Getränk, womit ich nicht sagen will, daß er den Punsch, Grog und andre Getränke nicht für gut gehalten hätte, und meine selige Tante meinte, sein Pontac müsse wol stark seyn, da er sein pommersches Gut hinein destillirt habe. Sie waren aber Beide herzlich frohe Leute und immer guter Dinge, und wie er den Pontac, liebte sie den Kaffee, und wenn er bei'm

Pontac wenig sprach, so sprach sie bei'm Kaffe desto mehr, und was das Merkwürdigste war, sie bestritt niemals ihren Freundinnen, daß ihr Mann ein Geisterseher wäre; im Gegentheil ließ sie es ganz deutlich merken, daß sie es auch glaube.

Es war einmal etwas Besonderes, ich weiß nicht was, gefeiert worden, und die Stammgäste der Ressource sahen in ihrem Rauch-, Wein- und Eckzimmerchen dem Staub im großen Tanzsaale zu. Einer verglich ihn dem Pulverdampf in einer erstürmten Redoute. Der Andere meinte, es schwirre ihm wie ein Hexentanz vor den Augen, wenn die Blitzmädchen so vorüber führen. Ein Dritter meinte, wenn nur solche Hexen auf Walpurgis tanzten, wäre er selbst bei der Partie. Ein Vierter, — es war der Doctor, und er hatte eben Schiller's Geisterseher gelesen, — seufzte, daß in der Mark und Pommern von eigentlichen interessanten Geistergeschichten gar nichts vorkäme. Mein Oheim blies eine ungeheure Wolke schußgerade aus dem Munde, daß ihre Vorposten bis in's Tanzzimmer sich verloren, und sah den Mediciner ungemein pfiffig an; dabei kraute er sich hinter dem Ohr, und es kam wie ein Seufzer heraus, als er sagte: „Meint Ihr?"

— Obristwachtmeister, Sie glauben also doch? —

„Ich glaube gar nichts, was ich nicht fassen kann."

— Geister lassen sich aber doch nicht fassen. —

„Es kommt drauf an."

Alles war Aug' und Ohr.

— Herr Bruder, sagte der alte Major von den Musketieren, hast Du schon einen Geist gefaßt? —

„Ja!" war die eben so kurze als unerwartete Antwort.

Ich saß dabei im Winkel, man hatte mir ein Glas Wein eingeschenkt und ein Stück Kuchen gegeben, aber ich habe den Oheim in meinem Leben nicht mit so feierlicher Miene gesehen, als wie er die eine Silbe und das eine Wörtchen Ja vorbrachte. Es gab bleiche Gesichter, der Doctor faßte sich selbst an, Einige rückten näher, Einige ab, und Alle erwarteten eine Aufklärung, die auch wirklich auf den Lippen des Oheims schwebte.

— Deine Frau hat selbst gesagt, Du wärst ein Geisterseher; rücke einmal heraus. —

„Hm! hm!" machte mein Oheim, „die Frau hat manchmal recht."

Die Ungeduld stieg, und das schien meinem Oheim recht.

— Es wird doch keine natürliche Historie seyn von einer Gans, einem Ochsenkopf, oder sonst so einer Erscheinung? —

„Erscheinungen läugne ich überall," sagte mein

Oheim, „es muß etwas Faßliches bei seyn, wenn ich glauben soll. Ich bin ein Pommer, und ein pommersches Gespenst ist etwas anderes als ein schottländisches, und wie der dumme Aberglaube sonst heißen mag."

Der Doctor erörterte mit vieler Gelehrsamkeit, wie die Menschen die Producte ihres Landes und die Geister nur die Extracte der Menschen wären; wie die Gespenster in Illyrien und den Hochlanden daher nothwendigerweise etwas anderes seyn müßten, als die in Pommern, und ein Geist in den Ländern, wo man Wein trinke, ein ganz verschiedenes Wesen von denen, wo man Branntwein brennt und von Kartoffeln lebt.

Jemand wandte ein, daß die Gespenster doch nicht ößen und tränken; mein Oheim aber sagte, der Doctor wäre ein kluger Mann und in seiner Theorie läge eine handgreifliche Wahrheit. Der Doctor war zufrieden, die Anderen aber nicht, denn sie verlangten keine Theorie, sondern eine Gespenstergeschichte.

Es war schon spät geworden; die Tänzer pausirten oder waren davon gegangen; mein Oheim gehörte aber nicht zu denen, die davon gehen, am wenigsten, wenn noch halb volle Flaschen da standen, und von den Ressourcengliedern im vertrauten Winkel wollte auch keiner davon gehen, sondern eine Geschichte hören.

— Herr Bruder, Du hast also pommersche Geister gesehen? —

„Ja."
— Sie haben gegessen? —
„Ja."
— Und getrunken? —
„Ja."
— Am Ende auch getanzt? —
„Ja. — Macht die Thüren zu. —"

Das Signal war gegeben, die Pfeifen verschwanden aus den Mündern, der meines Oheims spitzte sich sehr redselig, was wol bei Gelegenheiten geschah, aber nur bei außerordentlichen. Er bat um Attention, um Discretion, und daß man ihn nicht unterbreche. Die Tabackwolken sammelten sich an der Decke, und schauten in dunkelm Spiele auf die erwartungsvolle Stille und Eröffnungen herab, welche das geheime Treiben der Geisterwelt profaniren sollten.

„Bald nach dem siebenjährigen Kriege," hub der Oheim an, „reis'te ich durch Hinterpommern, um ein Gut an der Ostsee, welches durch den Tod eines Verwandten mir zugefallen war, zu besehen und in Besitz zu nehmen. Unterweges überfiel mich einst die Dunkelheit, und es war in jener Zeit nicht rathsam, in einer stürmischen, finstern Octobernacht in haidereicher Gegend allein bis zur entfernten Stadt zu fahren.

Sah mich daher genöthigt, das nächste Dorf um ein Nachtquartier zu requiriren. Wie weit wir auch den holprigen Dorfweg durchfahren waren, nämlich ich und mein alter Wachtmeister, Alles schien bereits im tiefsten Schlafe zu liegen, und nur die verdammten Kettenhunde liefen und klafften um unsern Wagen. Endlich zeigte sich doch wo ein Licht. Es kam aus dem Kruge. Flugs war ich aus dem Wagen, um vor's erste durch das erleuchtete Fenster das Innere zu recognosciren. Dicht um den Tisch gedrängt saßen, wie mir's schien, mehrere Honoratioren des Dorfes. Aber die Kerle spielte nnicht und sprachen auch nicht vom alten Fritz. Es war kein lautes Jubeln, sondern ein geheimnißvolles Flüstern, wobei sich Einer oder der Andere verstohlen umsah, ob auch nichts in der Nähe sie beschleiche. Sie können denken, daß ich kurios war und nicht zur Thür hineinplatzte. Und wenn ich Alles behalten habe, was die Kerls drinnen gesprochen, so können Sie auch denken, meine Herren, daß das seinen Grund hat. Es war ein Förster, ein Kantor, der Schulz, und ich glaube auch ein Barbier. — Wie lange das wol noch werden wird, — sagte der Förster; — es kann doch keinen Segen bringen, so lange das Ding im Dorf sein Wesen treibt. — Der Kantor erwiederte: er hätte in seiner Jugend mitunter die collegia der professorum in Halle besucht, aber allzeit

von der Unmöglichkeit solcher Wesen gehört; und der selige große Thomasius daselbsten hätte, daß er sich so ausdrücken dürfe, den diabolus in eigner Person zum Teufel gejagt. — Ob der König auch dergleichen glaubt? — fiel ein alter Bauer ein. — Erst soll er hierher kommen, — sagte nun der Schulze, — und sich in meinem Garten hinter'n Birnbaum stellen, wenn's schummerig wird. Wer's, wie ich, oft gesehn hat, wie der Meerdarm dann angezogen kommt vom Schlesischer, mit der Nachtmütze und den großen rollenden Augen, — der muß wohl an was glauben lernen. Es ging mir durch Mark und Bein, wie er durch die alten Weiden schritt, daß sich ihre Zweige wie Haare auf dem Kopfe sträubten, und wie er dann in's Schilf am See trat und den Schierling pflückte. — Es reichen keine zehn mal, daß ich's gesehen, und man gewöhnt sich dran, — fuhr der Förster fort: — Ob er nun aber erlöst werden wird, und wer das seyn muß, weiß kein Christenkind; allein fest ist er, das ist gewiß. Als mein Bursche zum erstenmal hier auf Anstand war im Teichrohre nach wilden Enten, kam ihm der Meerdarm dicht entgegen, daß der Junge sich erschrak. Aber er drückte auf ihn die Flinte ab, und die Kugel pfiff durch die Luft, daß der Bursche krank wurde. — Und dabei sahen die Kerle nach dem Fenster, als ob sie's auf mich abgesehn. Der Wind pfiff mir um die Ohren,

und ihnen in den Kamin; das war ihnen aber just recht, denn sie meinten, in solchem Herbstwetter gehe er um und klopfe an die Thüren — nämlich im Schlosse. Ich aber klopfte an die Thür, nämlich von der Stube; nicht um des Mordarm's wegen, sondern meiner Ohren, die den Wind nicht vertrugen.

Die Nachtschwärmer fuhren zusammen und wurden leichenblaß. Erst als ich mich ihnen deployirt und ajustirt hatte, daß sie vor Säbel und Portepee etwas Respect aber keine Furcht mehr hatten, kriegt' ich so viel Antwort, daß dies das einzige Wirthshaus im Dorfe, diese Stube die einzige im Hause, und das Himmelbett der Wirthsleute das einzige Bett in der Stube wäre. Der Schulz mußte wol aus meinen Mienen lesen, daß diese Antwort für mich ein schlechter Trost sey, als er mir den Vorschlag that, mich dem herrschaftlichen Schlosse zu fahren, woselbst ich auf freundliche Aufnahme rechnen könne, welche keinem Fremden, zumal aber keinem preußischen Officiere verweigert werde, indem der junge Herr selbst bei der Armee gestanden.

Ihr mögt denken, daß ich die Weisung recht gern annahm, und meine warmen Gliedmaßen waren mir lieber, als der Bauern ihr Mordarm, weshalb ich mich denn flugs auf die Beine machte, und des Wirthsbuben seine dazu nahm. Wie wir vor dem großen

Thor standen, daß ich's fühlen konnte, entließ ich ihn mit der Laterne und einem Silberstücke, fand aber bald, daß es gerathener gewesen, den Burschen oder wenigstens seine Laterne bei mir zu behalten; denn so viel ich auch an der eichenen Thüre pochte und schellte, Niemand wollte hören. Der Wind sauſ'te ärger als je im Hofe und durch das verwitterte alte Gebäude, das halb unbewohnt schien, und mit offenen Fenstern und halbgedecktem Dache Sturm und Regen einlud. Endlich knarrte ein kleines Mauerfenster, und das schläfrige Gesicht einer Art von Burgwart oder Verwalter guckte 'raus. Der Mann schien gar nicht geneigt zu dem, wozu ich geneigt war; er führte an, seine Herrschaft sey auf einem Ball, mit Sack und Pack und Mann und Maus davon gefahren, alle Thüren wären verschlossen, und kein Auftrag ihm zurückgelassen. Als ich indessen meine eigne Sprache mit ihm führte, die die Pommern besser verstehen als französisch, und den Säbel auf dem Pflaster klirren ließ, zog der Verwalter mildere Saiten auf, und bedauerte endlich gar, als er die Thorflügel geöffnet, daß er dem Herrn Lieutenant nur die leere Fremdenstube im alten Schloßflügel anweisen könne. Ich sagte, ich würde mit allem fertig, mit Menschen, Vieh und Logis, und überdies, da ich heut müde, wäre ich geneigt zu allem ein Auge zuzudrücken, selbst über einen ungastfreund-

lichen Empfang. Das fleckte, wie alles fleckt, wenn man nur zum Menschen die rechte Sprache spricht. Nachdem sich beide Theile näher bei'm Laternenscheine betrachtet, sah ich, daß der Kerl eine ehrliche Physiognomie und silberweißes Haar hatte; und er mochte auch sehn, was an mir war, und in Pommern braucht man sich nicht lange anzusehn, um sich zu kennen. Man schüttelt sich die Hand, und dann ist's gut. Als Pferde, Wachtmeister und Kutscher untergebracht waren, und ich die steinerne Treppe hinauf der Laterne des Verwalters eben folgen will, stand der alte Narr, so dachte ich, plötzlich stille, und fragte mich mit bewegter Stimme: — Wollen Sie nicht lieber in meiner schlechten Stube vorlieb nehmen? — „Sehr gern, aber weshalb?" — Ich weiß nicht, mein Herr, von welcher Natur, das heißt von welchem Glauben Sie sind. Aber wer nicht ein ausgemachter Freigeist ist, den möchte ich jetzt nicht in die Zimmer führen, welche nur in der Noth gebraucht werden, und heut' die einzigen offenen sind. Mit einem alten Worte — es spukt oben. — „Wer denn?" fragte ich. „Ist's eine Urgroßmutter?" — Ach lieber Herr Lieutenant, — sagte er, — eine Ururgroßmutter reicht noch nicht aus. — „Mensch," sagte ich, „schon eine simple Großmutter müßte lange rütteln, wenn sie mich heut wecken wollte."

Der Verwalter sagte nun kein Wort mehr, sondern führte seinen Gast die Treppe hinauf. Es war grade kein wüstes Schloß mit Blenden und Fallthüren und drehenden Steinbildern, wie sie sich heut in den Romanen finden; doch aber war es nichts weniger als heimlich in den öden Gemächern mit grauen Wänden, durch welche der Zugwind ungehindert strich. Wenn aus dem morschen Gebälk aufgeschreckte Fledermäuse uns um die Köpfe flogen, und ein Marder durch eine Luke auf's Dach sprang, hielten wir wol Beide unwillkührlich still. Aber dann dachte ich an die Schwadron, die ich bei Kunersdorf commandirt und rief: „Vorwärts!" Wenn der Verwalter gesagt hatte, daß die Herrschaft mit Mann und Maus auf den Ball gezogen, so war das buchstäblich falsch, denn Heerden von Mäusen und Ratten raschelten über die Dielen. Endlich kam ich an das bestimmte Zimmer. Es war aber eher ein Saal, geräumig, noch in ziemlichem Stande und mit Fetzen alter Tapeten verziert. Von Möbeln war wenig mehr als ein großes Himmelbett zu sehen. Indessen mich verlangte eben nach nichts mehr, als nach einem Bette. Ich dankte für Essen und Trinken, zündete das Licht an, und entließ den Alten mit der Bitte, noch heut' Nacht, wenn die Herrschaft vom Balle zurückkäme, mich ihr zu empfehlen. Erst da fiel es mir ein, daß ich mich ja nicht einmal

nach dem Namen des Gutsbesitzers erkundigt hatte. In wenig Minuten aber dacht' ich daran nicht mehr im hochgethürmten Bette. Wenn ich etwas gedacht, so war's, ob ich die Stallfütterung auf meinem Gute einführen sollte oder nicht, und dann, weiß der Himmel wie's kam, dachte ich an ein hübsches Frauenzimmergesicht, das mir auf dem Friedensball in Berlin in die Augen gefallen war und nicht wieder hinaus wollte. Aber als das Bette warm war, war die Stallfütterung und das hübsche Gesicht längst fort, und mein Kopf versank in das Kissen, um das mehr als zehn pommersche Gänse bluten müssen. Indeß ich träumte weder von den blutenden Gänsen, noch von dem hübschen Gesichte, noch von der Stallfütterung, sondern habe, wenn mich nicht alles täuscht, geschnarcht wie's meine Gewohnheit ist.

Da weckte mich ein sonderbares Getöse."

— Wie war das Getöse, wenn ich fragen darf? — fragte der Doctor.

„Es rusete und husete, und saus'te und quiekte, wie das bei Gespenstern natürlich ist."

— Kein Kettengerassel, Herr Obristwachtmeister? —

„Nichts davon. Es quietschte und kicherte zwar dazwischen; das konnte aber eine alte Thür oder der Wind seyn, wie er durch die Schornsteine, Gewölbe und Gänge sein Spiel treibt. — Ich habe nichts mit

den Winden zu thun und legte den Kopf wieder auf's Ohr. Aber nun stöhnte es, grunzte, schlürfte, schnalzte, knapste, klapte. —"

— Womit denn? —

„Mit Pantoffeln, lieber Doctor — warf Wandschränke, Kastendeckel, Thüren zu. —"

— Hat es nicht auch mit Schlüsseln geklirrt? —

„Allerdings."

— Auch miaut? —

„Dessen entsinne ich mich nicht mehr; aber nun schlug der Kettenhund an."

— Auf dem Hofe? —

„Auch unter'm Bette. —"

— Die Sache wird höchst interessant. Sie hatten also auch einen Hund bei sich? —

„Nun klappt es, springt es, huscht es, läuft es, flattert es die Treppen herauf, die Thüren springen auf und es ist da. —"

— Das wilde Heer? —

„Nein."

— Was denn? — fragten Alle mit einem Male.

„Sie können sich meine Situation denken. Mein Hund lag unter'm Bett und ich drinnen, es war mit einem Male licht im Zimmer, und ich konnte alles sehen, sie aber mich nicht, denn ich hatte halb meine Gardine vorgezogen. Der Angstschweiß, das will ich

Ihnen bekennen, stand mir auf der Stirn, die Füße waren eiskalt, und das Deckbett zupfte ich bis an's Kinn."

— Fuhren Sie nicht mit dem Kopf unter die Decke? —

„Nein."

— Und mit dem Säbel springt man dann auch nicht auf die Beine, bemerkte der Doctor. —

„Gewiß nicht, besonders in meinem Costüm."

— Was sahen Sie denn? —

„Sieben Mädchen, eine immer hübscher wie die andere, aber die siebente war die hübscheste."

— Das nenne ich attrappirt! —

„Warten Sie nur."

— Pommersche Fräuleins sind die Geister gewesen. Da haben wir die ganze Geschichte. —

„So dachte ich auch."

— Aber wie kamen sie dahin? —

„Ich weiß nur, wie sie wegkamen."

— Wie denn? —

„Just wie sie gekommen waren, nämlich wie der Wind. Sie sausten, huschten, sprangen, lachten, klappten, — nämlich mit Pantoffeln — vorüber."

— An Ihrem Bett? —

„Doctor, Sie scheinen von der Situation unterrichtet. Dicht an meinem Bett vorüber. Nikß, raks,

ging die Thür hinter ihnen wieder auf, ein langer Kerl polterte 'rein. Sie krieschten, wie man's in Pommern nennt, auf, und husch waren sie fort, der lange Kerl hinter drein. Die Thüren flogen, schlugen, klinkten, krachten zu, daß mir die Ohren weh thaten, und es war duster wie vorher."

— Ließen sie nichts zurück? —

„Ja, die eine."

— Einen Schwefelgeruch oder einen Rosenduft? —

„Nein, einen Blick."

— Auf Sie, Major? —

„Auf mich. Ich war aber damals noch Lieutenant. Und denken Sie sich meine Verwunderung, als es dasselbe Gesicht war, das mich auf dem Ball in Berlin so inquietirt hatte."

— Sie war vermuthlich aus Pommern in der Pension dort. Was thaten die sechs anderen? —

„Die sahen mich nicht an und nickten mir auch nicht schelmisch zu, und waren nicht so hübsch und nicht so adrett angezogen, und hatten nicht so niedliche Füße, sondern stießen, drängten, traten sich — kurz sie waren ungeschickt, und die eine allein war geschickt und hatte Augen, die sie zu brauchen wußte."

— Aber der lange Kerl, lieber Bruder? —

— Das räth man ja, sagte der Doctor, es war ein Bedienter, der seinen Fräuleins, die vom Balle kamen,

kamen, die Mäntel nachtrug. Hörten Sie weiter nichts? —

„Ja, es schlug Ein Uhr vom Kirchthurm.“

— Die pommerschen Bälle sind früh aus. Es klärt sich alles auf ganz gewöhnliche Weise auf. —

„So dachte ich auch, lieber Doctor.“

— Und was thaten Sie? —

„Ich schlief wieder ein.“

— Und als Sie erwachten? —

„Stand die Sonne schon hoch am Himmel, und mein Freund, der Lieutenant ***, an meinem Bette. Ich darf Ihnen im Voraus vertrauen, daß er der Bruder des hübschen Gesichts war, das mir bei'm berliner Ball zu Kopf gestiegen, und ich mußte mich rasch anziehen und meinem Freunde in den Saal unten folgen, wo ich der bei'm Frühstück versammelten Familie vorgestellt wurde.“

— Das wird nun ein schönes Gelächter gegeben haben, als die sieben Fräuleins um den Kaffeetisch saßen. —

„Nichts von dem. Sehr ernste Gesichter, steife Knixe.“

— Aber die Fräuleins? —

Saßen sieben an der Zahl um den Tisch, standen auf, sahen mich an, setzten sich wieder hin, betrugen sich wie halbe Kinder, zischelten, steckten die Köpfe zu-

sammen, lachten und sprangen, als sie sich an meinem Schnurrbart gewöhnt, um mich her, als wenn ich nicht da wäre. —“

— So ungeschickt wie in der Nacht? —

„Nicht ganz so. Sie hatten auch viel frischere Backen.“

— Aber das siebente Fräulein? —

„Hieß Annlieschen, und wurde etwas roth als sie mich sah. Ich glaube, ich wurde es auch. Als sie das merkte, sagte sie: „„Ich glaube, ich habe schon 'mal das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen.““ — O ja, mein gnädiges Fräulein! — sagte ich. „„Bei'm Friedensball in Berlin,““ sagte sie zum Vater gewendet, und ich sagte: — Ich glaube, ich habe seitdem noch einmal das Vergnügen gehabt. — „„Daß ich doch nicht wüßte!““ sagte das schnippische Kind, und sah dabei so ruhig aus, als wäre in ihrem Leben keine Lüge über die allerliebsten Lippen gekommen. Na! dachte ich, und dachte für den Augenblick nichts weiter. Späterhin dacht' ich: — I nu, sie schämen sich wol über den Spaß; es ist besser, du hältst den Mund und bringst die schalkhaften Dinger nicht in Verlegenheit. Kommt Zeit, kommt Rath, und du giebst Revange für den Spaß! — Der Vater war ein verständiger Mann, und ließ sich's angelegen seyn, den Freund seines Sohnes zu unterhalten. Weiß nicht, ob er was merkte,

daß mir's gefiel und warum mir's gefiel; merken ließ er es wenigstens nicht. Es fehlte nicht an Einladungen, daß ich bleiben sollte, so lange ich wollte, und wenigstens acht Tage. — J, dachte ich, haben meine Kühe so lange auf der Wiese gefressen, kann eine Woche länger nicht schaden. — Also ließ ich die Stallfütterung seyn, conversirte mit dem alten Papa und dem Lieutenant, und gab mir Mühe, Annleschen auch in's Gespräch zu ziehen. Aber Annleschen antwortete wie ein Husar, der rapportirt, knapp ab, nicht eine Sylbe mehr als noth that. Aber aufgepaßt hat sie auf Alles, das weiß ich jetzt, und sie ging nicht vom Tassenspülnapf und Nähzeug ab, das heißt, so lange wir in der Stube waren. Wir sprachen nun, wovon man so spricht: wie viel Klafter Holz der Papa jährlich schlägt, was Weizenboden ist, über die Kriegscontributionen, die Pfandbriefe, die inscribirt werden sollten auf das Rittergut, vom Werth der Gebäude, daß sie unbequem aber solid wären, und der Papa meinte, das Hinterhaus rühre noch von den heidnischen Pommern her, worüber aber der Sohn lachte, denn er wollte wissen, die alten Pommern hätten nur von Balken und Lehm gebaut. Darüber ereiferte sich der Vater, und pries die dicken Mauern von Feldstein, die gar nicht von Christen gebaut seyn könnten, bedauerte aber, daß ich darin die Nacht zugebracht, weil es feucht sey und

der Wind, trotz der dicken Mauern, durchkomme. „„Weißt Du auch, sagte der Lieutenant, daß Du dort den Besuch von Gespenstern erwarten konntest?““ Gut, dachte ich, jetzt kannst du Revange geben, wandte mich also, den Kopf etwas vor zu Annlieschen und sagte: — Wünschte nur, daß die Gespenster allemal so heldfelig ausschauen möchten, als wie vergangene Nacht. — Stellen Sie sich vor, das Fräulein sah mich an, als wäre sie eben erst geboren, und sagte: „„Sagen Sie zu mir etwas?““ — Ich dachte — doch was soll ich Euch alles sagen, was ich gedacht habe. Wir besahen die Wirthschaftsgebäude, frühstückten zum zweiten Mal, und als die Glocke zum Mittag rief, war ich doch wieder hungrig und führte Annlieschen zu Tisch.“

„Es war eine lange Pause nach der Suppe,“ so fuhr mein Oheim fort, „als der Koch leichenblaß hereinstürzte, und mit ein Paar Worten ein großes Unglück declarirte. Ragout und Braten lagen umgeworfen in den Kohlen. Alle sahen sich stumm an. Der Verwalter hatte es wol gedacht, und ich dachte mir auch etwas, aber nicht das was kam. Nämlich der Gutsherr, statt nach einem Stock zu greifen, verzog das Gesicht und winkte mit der Hand, und blinzelte mit den Augen: „„Schon gut, schon gut! kein Redens weiter,““ und befahl, was an kalten Speisen da wäre, herbeizuschaffen. Darauf wandte er sich entschul-

digend zu mir, und äußerte, der pommersche Domestik sey nun einmal ungeschickt, und man müsse mehr als Langmuth besitzen. Ich dachte mir etwas anderes dabei, und meinte, nämlich für mich, es thäte was anderes gut. Ueberhaupt kam mir nun die ganze Sache nicht richtig vor. Aber da er Wein über Wein einschenkte, und die Gläser klingen ließ auf das Wohl von Fern und Nah, den alten Fritz nicht zu vergessen, wurde ich so wohlgemuth, daß ich endlich auch auf den „verdammten Koch!" anstieß, denn ohne sein Ungeschick hätte der alte Herr wol nicht den Tokaier Ausbruch springen lassen.

Auch der Nachmittag des Herbsttages verging unter angenehmen Gesprächen, in die sich nun doch auch zuweilen die Fräuleins mischten, so daß mir der Wagen viel zu schnell vor der Thüre stand, um die Hausgenossen zu einem benachbarten Edelmanne zu fahren. Ich selbst mußte leider zurückbleiben, hatte allerlei Briefe für den morgenden Postboten zu schreiben. Es war mir aber ganz lieb, als Annlieschen mir sagte, daß sie gewöhnlich schon früh von dem Besuche zurückkehrten. Ab kutschirten sie; ich hatte, wie es einem Kavalier ziemte, den Wagenschlag zugemacht, und sah nun noch aus meinem Saalfenster ihnen nach.

Als auch der letzte Staub auf der Straße verschwunden war, hatte ich volle Muße, das alte Ge-

bäude gehörig in Augenschein zu nehmen. Es war ein viereckig kunstlos aufgerichtetes, drei Stock hohes Haus, und hatte ein hohes gradauslaufendes Dach. Die Fenster, nach Bequemlichkeit groß, oder wie enge Luken in die Mauern geschlagen, gingen auf einen Hofraum aus, der, mit Gras und Unkraut dicht überwachsen, nur Schweine und Federvieh beherbergte. Die Wirthschaftsgebäude lagen auf dem neuern Hofe. Ein verfallener Steinbrunnen stand in der Mitte dieses öden Platzes, und drüben über der moosigen Feldsteinmauer erblickte man einen Theil des Dorfes mit dem Schilfteiche. Das graue alte Ding selbst diente nur zum Aufbewahren der Kornvorräthe, und sah daher auch beinahe so trostlos aus, wie ein Magazin, wo nichts drin ist. Nur am äußersten Ende hatte der Verwalter sein gewölbtes Zimmer. Sonst war es so ein recht echtes Raubschloß für Mäuse, Ratten und Fledermäuse. Ihre Nester guckten vor aus jedem morschen Balken."

— Prächtig! prächtig! rief der Doctor, daß es in Pommern noch solche Schlösser giebt! —

Ich muß bemerken, daß mein Oheim diesen Abend besonders freundlich gegen den Doctor war, und gern das Wort an ihn richtete. Ich glaube, nur ihm zu Liebe hatte er die interessante Localität so äußerst genau beschrieben. Er nickte ihm wohlgefällig zu, und

hub wieder an, nachdem er ein Glas Rheinwein geleert:

„Also meine Herrschaften, war es nun wol natürlich, daß ich den verdammten Koch gesehen habe."

— Wen? —

— Das Ungethüm aus dem Schilfteiche? —

„Freilich derselbe, der den Braten in die Kohlen geworfen hatte, was ich ihm nie vergeben werde."

— Wo haben Sie ihn gesehen? —

„Aus meinem Fenster eben da."

— Bei hellem Tage? —

„Es war schon schummrig."

— Wie sah er aus? —

„Ganz hager, wie vier aneinandergebundene Elen; eine weiße Jacke und eine weiße Schürze hatte er um, und eine Nachtmütze auf dem Kopf, und seine Haare, pechschwarz, gingen wie ein Borstwisch in die Höhe."

— Hatte er sonst keine Attribute? —

„Er hielt ein Bündel Schierling in der einen Hand und in der andern eine große Kelle. Husch! fuhr er damit aus dem Schilfteich auf, husch war er über die Mauer und im Hofe. —"

— Pardon, Herr Bruder! wie konntest Du den Schierling vom Kerbel unterscheiden, wenn es schon beträchtlich dämmerte. —

„Herr Bruder! als ob man nicht die Geister grade nur wenn's finster ist sieht."

— Die grauen Weiden werden sich geschüttelt und geschaudert haben. —

„Ganz richtig, lieber Doctor. Und mag es nun seyn, daß es schon sehr dunkel war, und ich noch etwas hell vom Tokaier; aber etwas weißes habe ich gesehen, darauf will ich schwören, und da klopfte es mir hinten auf die Schulter."

— Der Koch? —

„Nein, mein Wachtmeister."

— Es ist mir doch noch nicht ganz klar, die Erscheinung des gespenstischen Kochs. —

„Mir auch nicht, lieber Doctor; was thut das aber zur Sache? wir kriegen noch mehr Gespenster. Fort war er, wie ich mich umgesehen, und ich sah nichts als die Brennnesseln um den Brunnen."

— Vermuthlich war er in den Brunnen gesprungen. —

„Aller Wahrscheinlichkeit nach. Indessen schalt ich den Wachtmeister, daß er mich so erschreckt; er aber meinte, es gebe so viel Schreckhaftes in dem verdammten Steinneste, daß sich Niemand über einen ordinairen menschlichen Schreck zu beklagen habe. Als ich ihn aufforderte, mit der Sprache nicht hinter'm Berge zu halten, mußt' ich so viel hören, als eigent-

lich kein preußischer Officier ruhig von seinem Wachtmeister anhören darf: daß er die ganze Nacht kein Auge zuthun können, denn unter ihm und über ihm hätten sie ihr Spiel getrieben. Im untersten Keller habe es angefangen zu lärmen, und Schlösser und Kasten wären aufgeschlossen worden; darauf sey es die Kellertreppe heraufgesprungen, und habe gerascheln wie Mäuse; über den Hof sey es in kleinen Flämmchen gesprungen, und habe dann wieder unter den Krippen im Stalle wie Ratten genagt, daß die Pferde wie toll in die Höhe gesprungen wären, und die Futterketten zerrissen hätten. Er habe sich nicht aus dem Bette herausgewagt, und sey erst wieder froh gewesen, als das Ungethüm weiter hinauf in das Schloß gepoltert sey. Uebrigens solle, wie er im Dorfe gehört, das ganze Schloß von vergrabenen Schätzen, Kobolden, verwünschten Prinzessinnen, kleinen Leuten und derlei voll seyn, und müsse über kurz oder lang einfallen, indem diese Unholde Alles unterminirten und jede Reparatur hinderten. Doch dürfe Niemand im Schlosse davon sprechen, und wenn er nicht fürchten müsse, augenblicklich fortgejagt zu werden, so könne der Verwalter Vielerlei erzählen."

— Also waren Sie doch nicht der einzige Geisterseher daselbst, Herr Obristwachtmeister? —

„Pardon! die sieben Fräuleins habe ich allein

geseben. Sie mögen nun denken, wie ich meinen Wachtmeister ausschalt, der schon um solcher Lumperei willen den Lärm machte, und nicht einmal den verdammten Koch gesehen hatte. Die Ratten und Mäuse, sagte ich ihm, wären alle bei mir zum Besuch gewesen; er möchte sich schämen, daß er seinem Herrn nicht zu Hülfe gekommen wäre; übrigens solle er sich zum Teufel scheren und mir bei'm Koch eine Bowle Punsch bestellen."

— Wozu das, wenn ich fragen darf? —

„Zum Trinken, lieber Doctor; es war kalter Herbst und die Finger frören mir."

— O ich errathe. Nun wird die Thür aufgeflogen seyn, und herein tritt mit dem Punschnapf der verdammte Koch. —

„Beinah. Der Punsch kam und der Koch auch, und es war ein verdammter Kerl und sein Punsch dazu; denn ein süßer Stadtherr hätte schon vom bloßen Dampf die Engel können pfeifen hören. Ich sagte ihm das, um ihm was Angenehmes zu sagen, da ich ihm am Mittag kein angenehmes Gesicht gemacht, von wegen des Bratens. „„Ja, gnädiger Herr!"" sagte er, sich hinter dem Ohr krauend, „„das macht sich hier nicht anders von wegen des verdammten Kochs und der grauen Itschken."" Nun wußt' ich, woran ich war, hatte meinen Punsch

napf vor mir, den er auf ein Kohlenbecken ſtellen mußte, ließ, nachdem wir ein paar Gläſer probirt und ihn gut gefunden, zur Vorſicht noch ein Viertel Arak zugießen, etwas Zucker, Citronen, und ſchrieb nun an meinen Briefen.“

— Wer waren nun die grauen Itſchken? —

„Ei, mein werther Doctor, Sie werden doch wiſſen, was graue Itſchken ſind? Das läßt ſich ja aus der Naturgeſchichte beweiſen; ſie kommen als Irrwiſche, Flederwiſche, Flöhe, Graſemücken; hüpfen, ſpringen, flattern, kniſtern, wispern; ſind keine Erſcheinungen, aber laſſen ſich nicht faſſen wie ein elektriſcher Funke, der allerdings etwas iſt und doch nichts wird, wenn man ihn greift, als eine Attrappe. Ich ſchrieb alſo an meiner Eingabe an den Kriegsminiſter. Weiß der Himmel indeß, der Punſchnapf dampfte ſo, daß das Papier grau ſchien und die Linien bergauf, bergab gingen. Ich wollte dem Ding ein Ende machen und trank den Punſch Glas für Glas aus, aber es dampfte immer fort. Nun lehnte ich mich etwas über, machte die Augen zu, und — concipirte weiter an den Kriegsminiſter. Wenn man die Augen zumacht, ſo hört man viel beſſer, wie Ihnen bekannt iſt. Ich hörte nun jedes kleine Geräuſch, ſelbſt meine eigenen Gedanken, wie ſie kamen und gingen. Das Feuer kniſterte in dem ungeheuren Kamine, die Kohlenbrände brachen zu-

sammen, und das Feuer ging aus — hörte ich nämlich. Ich hörte das Licht abbrennen, die Schnuppe herunterfallen. Nun muß ich aber etwas geschlafen haben, denn mit einem Male war es alles anders um mich. Thüren gingen auf und zu, aber behutsam; Schränke wurden aufgeschlossen, Tische und Stühle gerückt. Gläser klimperten, aber alles behutsam; es wisperte und flüsterte, und schlürfte und kicherte, aber ganz im Stillen. So scharf hört man in dergleichem Zustande des Hellsehens, daß man nach dem leisesten Tone die Entfernung mißt; wenn Jemand nieſ't, weiß man, ob er allein oder ein Anderer bei ihm iſt; aus dem bloßen Gähnen kann man abkalkuliren, wie alt Jemand iſt. Ich nun wußte aus dem Stuhlrükken, Gläserklimpern, wispern, flüstern, schlürfen und kichern, daß dies ganz dicht in meiner Nähe vorging; daß es sieben Wesen waren, Mädchen; daß sie Punsch tranken und um meinen Tisch saßen. Alle sahen mich mit verhaltenem Athem an, alle platzten vor Luſt, laut aufzulachen, alle hatten die Pantoffeln unter dem Schemel stehn, und kauerten mit unterschlagenen Beinen auf den Schemeln. —"

— Das sahen Sie? —

„Nein, ich fühlte es, oder hörte es. Nun schwärzte Eine den Pfropfen, um mir einen Backenbart zu malen, die Andre drehte einen Papierzopf aus meinem

Concepte, und Annlieschen schenkte ein Glas voll, was sie mir an den Mund halten wollte. Nun stellen Sie sich, meine Herren, meine Verlegenheit, meine Angst vor. Sollt' ich weiter mit mir spielen lassen, sollt' ich die Augen mit einem Male aufschlagen und das Spiel verderben, und die Mädchen in die peinlichste Verlegenheit setzen? Wie der Entschluß kam, weiß ich nicht; ich fühlte das Glas an den Lippen, ich hielt es in der Hand — und die Augen waren auf."

— Und Sie sahen? —

„Alles was ich gehört und gefühlt hatte."

— Und die Mädchen flogen nicht auf und davon? —

„Nicht im Geringsten. Sie nöthigten mich zu sich."

— Und es war genau Fräulein Annlieschen und ihre sechs Schwestern? —

„Bis auf das Habit, das nur ein paar hundert Jahr älter seyn mochte. Ich machte meinen Reverenz, und hielt mich etwas an den Lehnstuhl, als ich so anfing: „„Meine hochzuverehrenden Fräulein —"" aber das Fräulein war noch nicht halb aus meinem Munde heraus, — und ich sahe noch, wie Annlieschen vor mir stand, die Hände kreuzweis auf der Brust, das Köpfchen übergebückt und aus den lieben hellen Augen zu mir aufschielend — als die Thür aufflegt, der lange

weiße Koch mitten unter uns sieht, mit der Kelle in den Napf schlägt, daß das Porzellan in tausend Stücke bricht. Das Licht fällt um, geht aus, die sieben Mädchen lassen ihre Gläser fallen und stoßen einen Schrei aus, den man bis Demmin gehört haben muß. Die Schemel poltern nun, die vierzehn Beine fahren in die vierzehn Pantoffeln, es stößt, drängt, kreischt, schreit, schlurrt, heult, flucht — nämlich der Koch — und im nächsten Augenblick Alles verschwunden. —"

— Durch die Thür? —

„Nicht anders, es ging alles natürlich zu. Ich hörte nur noch, wie die Holzpantoffeln die steinerne Treppe hinunterfuhren; hatte indeß für meine Person genug zu thun, in der pechschwarzen Dunkelheit mein Bett zu finden, wo ich mich diesmal angezogen niederlegte."

— Als Sie nun aufwachten? —

„Stand wieder der Lieutenant und die Sonne vor mir."

— Sie müssen doch Spuren gefunden oder nicht gefunden haben, aus denen sich erkennen ließ, ob das Ganze ein Traum gewesen oder etwas mehr. —

Mein Oheim lächelte sehr schlau: „Etwas mehr als ein Traum war es wol. Der Punschnapf war zerschlagen, die Gläser auch, mein Concept war zerknittert und die Stühle lagen um."

Man sah sich fragend an, und wußte nicht, was man sagen sollte. Mein Oheim fuhr nach einer Weile fort:

„Mein Freund forderte mich zu einer Treibjagd auf, welche, mit dem benachbarten Edelmanne verabredet, auf dem beiderseitigen Gebiete heut vor sich gehen sollte. Weiß der Himmel wie mir zu Muthe war, als ich die Flinte umhängte; und die Mädchen hört' ich hinter uns kichern, als wir zum Thor hinausritten. Ich dachte, sie hätten gestern genug gelacht, und könnten nun auch einmal ernsthaft aussehen. Im übrigen war die frische Luft in der Haide recht angenehm, und was von Aerger in mir war, das schoß ich auf die Hasen aus, und es traf gut. Sogar einen schönen Rehbock lieferte ich in die Küche. Um Mittagszeit, als pausirt wurde, saßen der Lieutenant und ich beiseits unter einer Eiche, und der alte Baum schüttelte uns die gelben Blätter auf das Frühstück. Wie ich so ein Glas Danziger an die Lippen bringen will, schwimmt auch ein kleines Blättlein oben; das bringt mich auf wehmüthige Betrachtungen, und ich sage: „„Bruderherz, wir müssen alle 'mal sterben.““ — — Das wird schon nicht anders gehn, — sagt er. Ich besinne mich etwas und sage dann weiter: „„Bruderherz, ehe man stirbt, muß man heirathen.““ — — Nicht anders, — antwortet er, — man muß etwas

für die Nachkommenschaft thun. — Nun war ich drinn: „„weißt Du, Bruderherz, deine Schwester Annlieschen gefällt mir.““ — Ich glaube, repliciert er, das hat schon der blinde Hühnerhund meines Vaters gemerkt. — „„Es gefällt mir Vielerlei an ihr,““ fahre ich fort, „„aber etwas nicht.““ — Mir mißfällt Vielerlei an ihr, — sagt er, — dafür bin ich aber ihr Bruder. — „„Deine Schwestern lachen so viel.““ — Es ist doch besser, als wenn sie viel weinten, — sagt er. — Annlieschen lacht aber just am wenigsten. — „„Das ist schon richtig,““ sagte ich und sah den Tiras an, der in die Luft stierte, als ob er etwas sähe, und doch gewiß nichts sah, denn es war nichts zu sehen. „„Ob wol so ein Vieh auch Geister sieht?““ — Wie paßt das? — sagte der Lieutenant. Nun rückte ich näher heraus, und da wir unter uns waren, so wollte ich kein Blatt vor den Mund nehmen, und ihm alles erzählen, was ich die beiden Nächte gesehen. Allein wie es nun kam, mir schien's besser, von der zweiten Nacht nichts zu erzählen, sondern bloß von der ersten. Ich mochte den Mädchen nicht nachsagen, daß sie um den Punschnarf mutterseelen allein gesessen; denn wiewohl Trinken an sich nichts Schlimmes ist, auch viel Trinken nicht, wenn es mit Moderation geschieht, auch einmal mehr als viel trinken einem Mann keine Schande bringt; so ist doch das mit Frauenzimmern, die bei Nacht-

Nachtzeit trinken, viel trinken, und auf der Stube bei einem Husarenlieutenant, eine andre Geschichte, und Sie werden begreifen, auch ohne daß ich dies sage, warum ich schwieg. — Mein Freund machte aber schon von wegen der ersten Nacht ein spitzes Gesicht. — Denn, — sagte er, — entweder sind das die Mädchens gewesen, oder sie sind es nicht gewesen. Wenn sie es gewesen, so haben sie entweder von Dir gewußt oder nicht gewußt. Wenn sie es gewußt, so haben sie sich mit Dir einen Spaß machen wollen oder nicht. Wenn sie aber einen Spaß getrieben, so kommt es drauf an, ob sie einen bestimmten Spaß vorhatten, oder Dich nur zum Besten haben wollten. — „Wenn es aber gar nicht Deine Schwestern waren," warf ich ein. — Dann waren es die grauen Itschken, — sagte er, — was sich ja leicht unterscheiden läßt. —

— Wer war es denn nun? — fragte der alte Camerad.

„Das wußte ich nicht, und der Lieutenant auch nicht, und wir hatten auch nicht Zeit, weiter darüber zu conversiren, denn die Jagd ging wieder an, und die Gelegenheit führte mich den Tag nicht mehr mit dem Lieutenant zusammen."

— Nun bin ich nur neugierig, wie die Töchter vom Hause sich am Abend aufgeführt haben? —

„Sie tanzten wie toll und blind."

— Wo? —

„Auf einem kleinen Ball, der in der Geschwindigkeit zu Ehren der Jagdpartie und meinetwegen arrangirt war. Das sauf'te, schwirrte, fegte, und ließ mich nicht zu Worte kommen, vor Eil, wieder zum Tanz zu kommen. Ich versuchte es ein paar Mal, wie mir so ganz ungemein wohl zu Muthe war, und faßte Annlieschens Hand: ich hätte sie was zu fragen. Aber sie kicherte auf, wurde feuerroth, sagte: — Nachher! — und riß sich los. Es war überhaupt mit den Mädchens nichts anzufangen, denn selbst die kleinste, ein Ding von nicht viel über sieben Jahren, das sich doch sonst gern schaukeln ließ, wollte heut nicht auf meinem Schooß still sitzen, sondern auch schon mitwalzen. Wetterhere, sagte ich zu ihr, hast Du mir nicht vorige Nacht einen Schnurrbart malen wollen? Ich drohte ihr, aber das Schelmenkind drohte wieder und sagte: wenn ich sie nicht zufrieden ließe, würde sie mir noch über Nacht meinen, den ich hätte, abschneiden. Das Ding war spaßhaft, meine Herrschaften, aber doch auch sehr ernsthaft, besonders als man mir mit einem Mal einen Kranz aufsetzte."

— Dir, Bruder! Wofür? —

„Ich hatte ja den größten Bock geschossen seit Menschengedenken in der Haide. Das ist so alter Jägerbrauch da; aber grade darin lag die Verhezung.

Denn als mir dabei Annlieschen den Pokal kredenzen mußte, und nun so vor mir stand, und bald gebückt, die Arme kreuzweis und schelmisch, das Gesicht purpurn, zu mir aufschaute — Himmel und Hölle! mir war's, als müßte ich ihr um den Hals fallen, sie abküssen und fragen, ob sie mich heut' Nacht wieder besuchen würde? Attention! — Ich hab's nicht gethan. Was weiter bei dem Balle vorging, meine Freunde, das verlangen Sie nicht von mir zu wissen. Ich war müde, ich war hungrig, ich war durstig, und außer Durst, Hunger und Müdigkeit quälte mich noch ein Zweifel, weshalb ich's für gerathen hielt, an gar nichts zu denken, sondern mich an die Flaschen und Schüsseln zu halten. Das klirrte und klapperte mir noch vor den Ohren, als ich mich schon oben auszog, und als ich das Licht auslöschte und in die Federn versank, rollten noch die Wagen der Gäste durch den Thorweg.

Wie lange ich schon geschlafen, weiß ich nicht, als es mir wieder wie Musik klang. Mein Deckbett, das nicht mit Eiderdaunen, sondern pommerschen Federkielen gefüllt war, lag mir entsetzlich schwer auf der Brust. Ich drehte mich links, und die Musik blieb. Ich drehte mich rechts, und die Musik blieb. Es wirbelte, klapperte, scharrte, blies. Ich fuhr auf, ob ich noch auf der Jagd wäre oder auf dem Ball,

oder bei'm Abendessen. Ich rieb die Augen, es blieb aber Alles Nacht, und ich sah nichts, bis auf eine vertrackte Fledermaus, die sich in's Zimmer verirrt."

— Geben Sie Achtung, meine Herren, sagte der Doctor, die Fledermaus hat Bedeutung. —

„Da ich nichts erblicken konnte, und mich von gestern erinnerte, um wie viel besser ich sehe, wenn ich die Augen zubake, so schloß ich sie wieder. Und gleich fing die Musik wieder an."

— Hatte sie denn geschwiegen, während Sie die Augen aufhatten. —

„Das weiß ich eben nicht. Aber nun klappte es mit den Thüren, schlorrte die Treppen herauf, kurz es war Alles in der Ordnung."

— Ich bin erstaunlich neugierig auf die Entwikkelung. —

„Besonders, meine Herren, habe ich zu bemerken, daß es diesmal vorzugsweise mit Tellern und Gläsern klapperte. Die Thür ging auf, die jüngste unter den Schwestern huschte herein, und so klein der puzige Däumling war, trug er Ihnen doch eine rauchende Schüssel, die mich in Erstaunen setzte, wie ein siebenjährig Kind sie tragen, und sieben Mädchen sie leer machen sollten."

— Ich ahne Etwas, — sagte der Doctor, — die ganze Ballgeschichte wird sich wiederholen; die spukhaf-

ten Wesen müssen alles imitiren, was die mit Fleisch und Bein treiben. —

„Hinterher," fuhr mein Oheim fort, „trippelte die nächstfolgende an Jahren, sie trug eine noch größere Schüssel, worauf eine Speckseite lag."

— Was war das erste Gericht, wenn ich fragen darf? —

„Das werden Sie später erfahren."

— Ich habe so eine Ahnung —

„Ahnen Sie zu, lieber Doctor, wenn Sie's nicht lassen können."

— Es waren gekochte Fledermäuse. Nicht, Herr Obristwachtmeister? —

„Ich wüßte nicht, lieber Doctor, daß man die Fledermäuse in Pommern brät oder kocht; und die Gespenster, sagten Sie ja selbst, haben immer nationalen Appetit. Kurzum, hinter der zweiten kam die Dritte, hinter der Dritten die Vierte, und so weiter, und keine kam mit leeren Händen, und jede trippelte apart durch's Zimmer, und wenn die Thür hinter ihr zuknapste, ging die andere Thür auf. Zuletzt kam Annlieschen, sie hielt nichts als ein Krystallglas in Händen. Die andern hatten mich nicht gesehn, aber sie sah mich. Himmel und Hölle! sie blieb stehen. Das Gesicht war blaß, aber die Augen — ich bin jetzt ein alter Kerl, aber wenn ich die Augen noch

'mal sehe, ich will nichts verschwören. Und es war mäuschenstill, die Fledermaus bewegte sich nicht, aber die Wangen des allerliebsten Mädchens tüpften röthlich, und nun kreis'te der rothe Schein darum und immer weiter, und die Mundwinkel zogen sich und man sah die Spitzen von einer Reihe Zähnen, wie's keine Perlen auf der Welt giebt. — Das allerliebste Kind nickte ein wenig, und ich nickte wieder; sie nickte noch 'mal, und ich auch. Mit einem Mal legte sie schelmisch den Finger an den Mund. Dann wies sie über die Schulter nach der Thür, trippelte ein paar Schritte weiter, und drehte sich um und winkte. Ich sollte ihr folgen, dacht' ich, und sie verstand was ich dachte, und nickte. Als ich nun nicht gleich kam, denn wer folgt gleich auf die Erst einer Invitation, die gradeweges in den Schwefelpfuhl führen kann, that sie so schön, und warf mir eine Kußhand zu. Ich war pfiffig, und warf ihr auch erst eine Kußhand zu, und winkte mit dem kleinen Finger. Da ich nicht kommen wollte, kam sie, immer näher, immer näher; sie mußte schweben, denn ich hörte keine Tritte, und mit einem Male stand sie vor meinem Bette, und ich hatte doch nicht gesehen, daß ihre Kleider sich nur im Geringsten bewegten. Den Kopf halb abgekehrt, die Augen zu Boden, hielt sie mir die Hand just so hin, daß ich sie fassen konnte. Und daß ich zufaßte, meine Herren, werden Sie mir

glauben. Mit beiden Händen faßte ich, und mit beiden Beinen war ich im Nu aus dem Bett."

— Und Annlieschen? — riefen Drei zugleich.

„War fort wie ein Wind."

— Sie hielten? —

„Nichts."

— Also die ganze Geschichte ist nichts? —

„Hören Sie nur weiter, ob das Nichts ist! Die Thür hört' ich noch zuschlagen. Ist das nichts? Den Zipfel ihres violetten Kleides sah ich auch noch. Ist das nichts? Die Musik fing wieder an. Ist das nichts? Und es schien hell durch's Schlüsselloch. Ist das nichts?"

— Was thaten Sie? —

„Ich fuhr in meine Beinkleider."

— Auf ihre Officiersparole, waren Sie von der Wirklichkeit der Erscheinung überzeugt? —

„Herr! ich statuire keine Erscheinungen; was nicht Fleisch und Bein hat, ist ein Wind, habe ich Ihnen schon hunderttausendmal gesagt."

— Doch waren Sie vielleicht von Ihrer Phantasie beherrscht. —

„Herr!" fuhr mein Oheim auf, „ich diene nun sieben und dreißig Jahre treu zwei Königen und Herren; der König von Preußen ist meine Herrschaft, aber nicht meine Phantasie. Ich bin ein guter Soldat,

aber die Phantasie ist ein Ding, was ich nicht einmal statuire, geschweige denn, daß es mich beherrschen sollte."

— Sie waren also körperlich von der Anwesenheit der sieben Fräulein überzeugt? —

„Fühlen Sie meine Hand, Doctor, ist das Körper oder Geist?"

— Ich drücke Muskeln, Knochen, Fleisch. —

„Eben so gewiß sah ich durch's Schlüsselloch die sieben Fräuleins um einen hellerleuchteten Tisch sitzen, und schlucken, schlürfen, schlingen, schmatzen, schwatzen, schäkern, schnattern. —"

— Geben Sie doch nur einen Umstand an, daß wir es fassen können. —

„Sie sollen Umstände genug hören. Ich brauchte meine fünf Sinne, um mich von der Wahrheit zu überzeugen, aber Birnen und Klöße träumt man doch nicht. Ich sah sie, hörte sie, roch sie, schmeckte sie, fühlte sie."

— In Ihrem Magen? —

„Nachdem ich von gegessen, ja."

— Sie haben mit den Gespenstern gegessen? —

„Kennt' ich denn länger am Schlüsselloch stehen bleiben, als ich wußte, daß sie mich bemerkt und mich herein nöthigten. Das Herz pochte mir zwar, stärker als bei Torgau im Eisenhagel, aber ich mußte, und weiß noch nicht, wie's zugegangen, als ich mitten un-

ter ihrem Banket saß, Elbogen an Elbogen mit Annlieschen."

— In Hemdsärmeln? —

„Bewahre. Ich hatte den Ueberrock bis oben zugeknöpft."

Man verschlang von nun an jede Sylbe des Oheims.

„Wie es mir geschmeckt hat, weiß ich nicht, eben so wenig wie ich gegessen, ob mit der Gabel oder mit den Fingern."

— Aßen die Fräulein mit den Fingern? —

„Meine Freunde, ein Cavalier sagt einer Dame nie etwas Uebles nach, und wenn es keine Damen waren, sondern Gespenster, so waren sie doch einmal welche gewesen. Daß sie mit den Löffeln in die Schüssel griffen, die Eine den Arm auf der Schulter der Andern hielt, daß sie auf den Schemeln kauerten und mit den Beinen umherschlenkerten, sich kitzelten und stießen, und die besten Bissen sich von den Tellern nahmen, brauche ich nicht zu verschweigen, da das vielleicht eine alte pommersche Sitte war."

— Und Annlieschen? —

„Zog den Elbogen weg, wenn ich sie berührte."

— Führten sie keine Conversation? —

„Dazu war keine Zeit."

— Herr Camerad, rief der andere Major, halten

Sie's mir zu gut; aber da hätte ich doch ein gut preußisch Wort zu seiner Zeit hineingesprochen, etwas pommersch, was sie verstehen mußten. —

„Camerad," sagte der Oheim, „waren Sie schon 'mal in einer ähnlichen Lage!"

— Das nicht, allein ich kann es mir denken. —

„So was läßt sich nicht denken, mein Herr Bruder. Und vielleicht haben wir gewiß auch 'was gesprochen, ich entsinne mich nur nicht mehr, was es war."

— Du mußt doch gesehen haben, ob sie wirklich den Mund aufthat, mit Zunge, Lippen, Zähnen faßte, kaute, schluckte. —

„Glaubst Du, Herr Bruder, daß die Klöße wie ein blauer Dunst auseinander flossen! So kocht man nicht in Pommern."

— Aber dabei muß man doch eine Person, die man lieb hat, erkennen. Griff sie auch in die Schüssel? —

„Nein."

— Saß sie auf einem Bein und kippte mit dem Schemel? —

„Nein."

— Kitzelte sie sich mit ihren Schwestern? —

„Nein."

— Nun, wie sah sie denn aus? —

„Sehr roth.“

— Und wo sah sie hin? —

„Vor sich nieder.“

— Und was that sie? —

„Ihr Herz klopfte.“

— Und Deines auch. So ist sie's doch gewesen, und das Ganze ein Schabernack von den tollen Mädchen. —

„So dachte ich auch,“ sagte mein Oheim, „als die Musik wieder los ging, der Punsch kam, und wir uns ein paar Mal um den Saal 'rum drehten.“

— Du mit Annlieschen? —

„Oder mit dem Gespenst.“

— Kreuzelement! Wie Du den Arm ihr um das Mieder schlangst, wie Du ihre Hand gedrückt hieltest, wie Ihr Euch in's Auge schautet, da mußt Du doch gefühlt haben, ob das Fleisch und Bein war, ob es Dich warm anhauchte, oder pure Luft, Knochen und Moderhauch? —

„Es wirbelte Alles um mich her, bis wir Alle wieder um den Punschnapf standen, und mit den Gläsern anstießen; ich glaube, sie hatten eine Gesundheit auf uns Beide ausgebracht.“

— Hast Du mit angestoßen? —

„Ja.“

— Getrunken? —

„Wir hatten das Glas noch nicht an den Lippen, so stand auch schon mit einem Male, wie gerufen vom Zusammenstoßen, und wie aus dem Boden geschossen, der lange Koch mitten unter uns; ein gräuliches Gesicht, mit einem aufgesperrten Maule, das uns Alle verschlingen konnte, warf sein Bündel Schierling in die Terrine, daß der Punsch wie schäumend Bier zur Decke stieg, und schlug mit der Kelle umher, gegen die Mädchen, mich, die Leuchter, die Gläser, die Schüsseln. Das flog, klirrte, klatschte, knallte. Die Schemel und Mädchen fielen um, polterten, trudelten sich, kreischten, lachten. Einige krochen unter den Tisch; der Koch sprang hinauf und der Tisch brach. Wer kann eine solche Verwirrung bei einer solchen Dunkelheit schildern."

— Wo blieb Annlieschen? —

„Sie zog mich fort."

— Sie hielten also ihre Hand. —

„Und fühlte jeden Schlag mit, den sie bekam."

— Barbarisch! Wo führte die Hand sie hin? —

„Rund um den Tisch, zehn Mal und mehr, es war wie ein Blindekuhspiel."

— Und Sie sahen —

„Nichts, als den langen weißen Koch."

— Und wo nahm das ein Ende? —

„Das weiß ich heut' noch nicht. Mich führte es

durch lange, lange Gänge, bald langsam, bald schnell, Trepp' auf, Trepp' ab; bald sah ich den Mond und die lieben Sterne, bald war es stockpechfinster, und ich sah nicht die Hand vor'm Auge."

— Und Ihre Führerin? —

„Wie ich sie fangen wollte, war sie fort — husch ich ihr nach — glaubte ich ihr Kleid gefaßt zu haben, saß sie oben an der Treppe, und ich war noch unten. Nun stürzt sie athemlos in's letzte Bodenkämmerchen, wo sie mir nicht mehr entlaufen kann. Ich drücke die Thüre auf, und 's ist nicht Annlieschen, sondern der lange, lange Koch reckt mir seinen grimmigen Hals entgegen. Nun nehme ich reißaus, Trepp' auf, Trepp' ab, er hinter mir. Da stürzt der lange Kerl auf der Treppe; mit einem Male fährt die Wuth in mich, das Blättchen dreht sich, ich hinter ihm her, hast du nicht gesehn, siehst du nicht. Ich fasse ihn schon an die Ferſen, aber mit einem Schritt ist der Kerl mit den Ellenbeinen eine halbe Meile von mir. Ich kriege immer mehr Courage, denn die Angst peitscht mich. Die Treppen sind so steil wie ein rechter Winkel, ich ihm nach. Er steigt auf's Dach 'raus, ich hinterdrein, wir jagen uns auf der bleiernen Dachrinne, daß ich denke, nun fassen wir uns und stürzen Beide kopfüber. Nein, er rutscht auf allen Vieren, wie ein Frosch, das steile Dach hinan. Ich hinter drein, meine Herrschaf-

ten; er schießt auf der andern Seite herunter, ich nach. Er klettert wieder unters Dach. Nun hatt' ich ihn in der Ecke. War ich in meinem Leben angst, so war es da. Das Blut trat mir in die Nägel, die Lippen bebten, das Herz war ein kalter Steinklumpen, meine Locken richteten sich mit dem Puder auf, und mein Zopf mit dem Haarband, daß die Spitze gen Himmel stand. Nun galt es — er oder ich. Die Streiche kugelten, der Widerstand war heftig, er schlug mit hundert Ruthen um sich, immer stärker, je stärker ich zuschlug; es regnete Kugeln auf Stirn, Nase, Backen, — ich stürzte aus purer Furcht immer heftiger auf ihn los bis —"

— Sie erwachten. —

„Nein. Es war Ernst. Ich erhielt mit einem Mal einen solchen Schlag auf die Stirn, daß ich besinnungslos niederfiel."

— Nun wird sich's doch finden, — rief man.

„Ja mich fanden sie auf dem Boden."

— Es war kein Traum, Obristwachtmeister? —

„Das überlaß ich Ihnen zu entscheiden, wenn ich Ihnen sage, daß es schon Morgen war, als man im Schloß von dem Spektakel aufgeschreckt, nach mir suchte. Meine Stube war leer, mein Bette leer, obschon sie deutlich sahen, daß ich drin geschlafen. Endlich fanden sie mich im äußersten Dachwinkel, platt

auf dem Bauch, eine Beule an der Stirn, und eine Latte war los gerissen. — Die das klüglich auslegen wollten, meinten nachher, ich wäre gegen gerannt. — Das Dach war an der Stelle löcherig, und ein alter Kastanienbaum wuchs mit seinen halben Zweigen 'rein. Da waren sie der Meinung, ich hätte mich mit den Aesten 'rumgeschlagen, und die Kastanien, die ich abgeschüttelt, sollten die Kugeln seyn, die mich getroffen. Ich lachte und sagte: Wenn's Ihnen Plaisir macht, das zu glauben, meinethalben, aber den verdammten Koch laß ich mir nicht abstreiten. Die Leute schüttelten den Kopf, einige lachten und andere zogen lange Gesichter; aber der Gutsherr, als er sah, daß ich mir den verdammten Koch nicht abstreiten ließ ..."

— Das ist recht, fiel der Doctor ein. —

„Erzählte mir kurz, daß ein Koch, der vor grauen Zeiten seine Herrschaft auf diesem Schlosse vergiftet, und darauf hingerichtet worden, noch immer ohne Ruhe, wie sie meinten, umher irre, und wie ein Träumender die Geschäfte des Wachenden, auch noch jetzt im Tode seine Küchengeschäfte betreibe."

— Damit wäre ich nicht zufrieden gewesen, — sagte der Doctor.

„Ich war es auch nicht, aber was sollte ich machen. Ich lag einen Tag krank auf meinem Bette, es wollte mir nichts schmecken; was süß ist, kam mir

bitter vor, und was bitter ist, süß; der Magen rebellirte, und die Welt war mir so zuwider, wie eine faule Apfelsine."

— Solch ein Zustand ist schrecklich, Herr Bruder. —

„Das ist er auch, Herr Camerad. Mir hatte es der verwünschte Koch angethan."

— Sie fühlten also wirklich die Klöße im Magen. —

„Ich versichere Sie, es war mehr Reelles an der Geschichte, als Sie glauben."

— Ich bin nur neugierig auf die folgende Nacht, — sagte der Doctor. — Indem ich voraussetze, daß Sie am Tage Ihrer Maladie die Fräuleins nicht gesehen, verlangt mich zu wissen, wie diese sich bei ihrem nächsten nächtlichen Besuch betrugen. Nach den progressiven Vertraulichkeiten in den drei ersten Nächten zu schließen, müssen Sie sich in dieser vierten sehr nahe gekommen seyn. —

„Sie erschienen gar nicht, mein lieber Doctor. Ich lag bald wachend da, wie es ein solcher Zustand mit sich bringt, und wußte nicht, was ich wünschen sollte. Die Schränke wurden auf- und zugeschlagen, aber Niemand kam. Nach Mitternacht polterte endlich der verdammte Koch die Treppe herauf durch's Zimmer, drohte mir mit der Kelle; als ich aber wieder drohte, und mich nicht stören ließ, begnügte er sich damit, mir die Zähne zu weisen, und machte sich auf

und

und davon. Darauf schlief ich sehr ruhig bis am andern Morgen. Ich frühstückte mit der Familie, und Sie können mir glauben, wie ich mir Mühe gab, den Mädchen Daumschrauben anzulegen. Da saßen wir nun zusammen an einer Tisch-Ecke, Annlieschen und ich, Knie an Knie, Aermel an Aermel, und sahen Beide auf den Kaffee, und glauben Sie wol, wenn wir die Augenlieder aufschlugen und uns zufällig ansahen, daß keines von Beiden das Herz hatte mit dem andern ein offen Wort zu sprechen? — Sie wurde immer roth und ich wurde immer roth. Die Anderen mochten das merken, und ließen uns gern allein, aber da wurde das Ding erst gar arg. Wir wußten nicht, was wir reden sollten."

— Was wurde denn nun am Ende daraus? —

„Nach drei Wochen eine Hochzeit. Sie meinten, es wäre so das beste, damit wir uns einander kennen lernten."

— Nun aber kam es heraus; die junge Frau beichtete, und Sie kamen auf den Grund der Erscheinung. —

„Lieber Doctor, Sie sind noch nicht verheirathet gewesen. Meinen Sie nicht, daß man in der Ehe von anderen Dingen zu sprechen hat, als von Geisterstern?"

— Und Sie waren gewiß, daß Sie kein Gespenst zum Altare führten? —

„Davon habe ich mich vorher und nachher auf das Bestimmteste überzeugt.“

— Haben Sie nie mehr seitdem von den grauen Jrischken gehört? sind sie Ihnen nie wieder erschienen? Wurde Ihre Aventüre nicht bekannt? hat man keine Aufklärung versucht? —

„Das sind vier Fragen auf einmal, von denen ich vorläufig behalten bin, nur die eine Ihnen zu beantworten: die grauen Jrischken sind seitdem nicht mehr im Schlosse erschienen, denn sie waren erlöst.

— Was sind aber nun graue Jrischken? —

„In Vorpommern hält man sie für Fröschе, in Hinterpommern für Jrrwische, in Pommerellen für allerlei anderes Ungeziefer; ich aber habe so meine eigene Meinung und halte sie für verborte Fräuleins, und darin hat mich der Pastor bestärkt, der mir ihre Geschichte erzählt hat. Und die Geschichte ist so deutlich und klar, daß mich's doch wundern sollte, wenn Jemand daran zweifelte.“

Man kann denken, daß die Neugier sie zu hören groß war, und die Stimme meines Oheims war in der Art bestimmt, daß er keinen Widerspruch erwartete, noch zu dulden entschlossen schien:

„Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges,“ hub er an, „wurde demeldetes pommersches Schloß von einem alten geizigen Fräulein besessen, welcher die Verpflich-

tung oblag, sieben junge und schöne Nichten zu erziehen. Wie es aber in jenen traurigen Zeiten ging, wo die Cultur zum Teufel abfuhr, und Noth, Pestilenz, Krieg und Armuth in's Land kamen, so herrschte auch hier in Pommern in vielen Schlössern und Dörfern volle Verwilderung. Die Dörfer um unser Schloß waren abgebrannt, oder durch Seuchen verödet, während dichte Wälder Unkraut auf den Kornfeldern aufschossen. So kam es, daß die Fräuleins mit ihrer Tante, fast ohne eine vernünftige Menschen-Gestalt zu erblicken, aufwuchsen. Die Tante verscharrte Habseligkeiten, Geld und Gut, jagte den Schulmeister fort, ließ den Pastor verhungern, und die sieben Fräuleins thun, was sie wollten. Sie waren alle bildhübsch, aber wild, ohne Sitte und Anstand. Konnten nicht lesen, nicht schreiben, kein Vaterunser, ja nicht 'mal sich im Spiegel besehen, seit die Wallensteiner den letzten zerschlagen hatten. So kam es denn, da Niemand zum Rechten führte, und die Tante selbst mit so bösem Beispiele vorausging, daß jede der Schwestern ungehindert ihren Lüsten folgte. Die sechs jüngsten waren näschrig; ihr Treiben und Thun ging darauf, die Tante, welche ihnen so karge Mahlzeiten vorsetzte, auf alle Weise zu hintergehen, und durch die Ritzen in die verschlossenen Speisekammern zu greifen. Die älteste war auf schlimmeren Wegen. Ihr Auge fiel auch auf den Koch im Schlosse,

der, wie's wohl so zuging, den Schwestern manches zusteckte, was ihnen die Tante nicht bestimmt hatte. Als die einmal überdacht hatte, daß sie noch zu wenig zurückkeae, und deshalb für künftig den Tischzettel um die Hälfte verkürzte, wurde der schwarze Plan eingeleitet. Sie gingen weinend zum Koch, und baten ihn um Rath und Hülfe. Der hörte sie lachend an, und saate ihnen, daß im nächsten Monat die Portionen noch kleiner werden sollten. Die Mädchen schrieen, heulten und beißten sich, und nun kochten sie mit dem Koch ein großes Komplett, was sehr bald gar war und allen schmeckte. Die Tante sollte mit einer Schierlingssuppe vergiftet werden, der Koch die Schätze, bekommen und als Zugabe die älteste von den Mädchen zur Frau, und dafür den sechs andern täglich Mittags und Abends ihr Lieblingsgericht kochen, und so viel anrichten, erstlich als sie Appetit hätten, zweitens, als sie essen könnten, und drittens, noch etwas darüber. Das erste ging alles gut, der Schierling wurde aus dem Dorfteich geholt, gehackt, gekocht, der Tante vorgesetzt, und den drittfolgenden Tag wurde die Alte zu Grabe geläutet. Aber mein Koch dachte: womit Du die Tante satt gemacht, kannst Du die Fräulein auch satt machen; sie können Dir nicht mehr geben, als Du jetzt schon hast, und eine Frau kriegst Du allerweges. Schierling war noch genug gehackt für Torten, Braten, Brühe, kurz für

alle Schüſſeln bei'm Leichenſchmauſe. Alſo während ſie noch ſchmauſ'ten, ſchnürte er ſein Bündel und machte ſich auf und davon. Aber ein Paar Meilen vom Dorfe verrieth er ſich, man griff ihn und führte ihn in das Schloß zurück, wo die ſieben Fräuleins mäuschenſtill, leichenblaß, jede auf ihrem Schemel, ſaßen. Die Schüſſeln und Flaſchen waren leer, eine jede aber hielt noch im Tode einen Löffel oder ein Glas feſt in der Hand. Der Koch geſtand bei'm Anblick ſeine Freveltat ein. Er wurde gehenkt und ſein Leichnam in den Schloßbrunnen geworfen. Die Fräuleins aber warf man, wie man ſie fand, mit Gläſern und Löffeln in den Händen, und Tiſchtuch und Tiſch mit ihnen, auf den Miſt im Schloßhofe, und Niemand betrat über dreißig Jahr lang das verwünſchte Schloß. Seitdem iſt der Spuk dort los. Die alte Tante, welche auch nicht viel Ruhe im Grabe ſoll gefunden haben, macht noch immer unſichtbar ihre Runde im Schloſſe, und daher kommt das Aufſchließen und Zuſchlagen der Schränke. Dann kommen die ſieben Fräuleins als Irrwiſche über den Miſthaufen, ſpringen als Ratten in die Keller, klettern als Mäuſe die Treppen auf, und nagen ſich durch die Schränke, wie es die Fräuleins ſchon im Leben thaten. Aber wenn ſie das Eſſen aus allen Winkeln zuſammentragen und Mahlzeit halten wollen, kommt der verdammte Koch aus dem Brunnen, und

wirft ihnen den Schierling in die Suppe. Also wird Ihnen nun, meine Herrschaften, die ganze Geschichte klar sein."

Dies war mit dem Tone des Stadtkommandanten gesprochen, also mußte die Geschichte allen klar sein, also war sie Jedem klar. Nur ich, dem das Glas Wein und das Stück Kuchen Muth gemacht, wagte den Onkel zu fragen, ob denn die armen Fräuleins erlöst wären?

Er streichelte mir den Kopf und sagte: „Du bist ein verständig Kind. Die älteste habe ich erlöst, die sechs anderen mußten freilich noch ein bischen warten; nun sind's aber schon zwanzig Jahre her, daß auch die Jüngste loskam. Denn wo der Anfang gemacht ist, da geht's immer schneller weiter, wie das der Doktor aus der Naturgeschichte wissen muß. Ich hatte kaum Annlieschen zum Altar geführt, so schlich schon wieder Einer um die zweite Tochter auf den Zehen. Als erst der dritte Freier kam, gingen die Uebrigen wie warme Semmeln ab."

— Aber verehrtester Herr Obristwachtmeister, was hat das mit den Gespenstern zu thun? —

„Lieber Herr Doctor," sagte mein Oheim: „Sie sind ein so gescheuter Mann und haben so lange studirt, und besonders Naturgeschichte und romantische Poesie, und sollten nicht ahnen, daß die Erlösung der

alten sieben pommerschen Fräuleins vom Schicksal an die Erlösung der sieben jungen geknüpft war?"

Er wurde unterbrochen, indem das freundliche Gesicht der guten Tante durch die Thür kuckte: — Gustav, es geht Alles schon fort, — sagte sie. Mein Oheim hatte sich schon während deß zum Fortgehen ajüstirt; er reichte ihr zutraulich die Hand und nahm ihren Arm unter den seinen: „Ich habe den Herren von den Gespenstern erzählt, die ich einmal gesehen, und weil das eine Gespenst Dir ähnlich gesehen, haben sie mich gefragt, ob ich auch über Dich gewiß wäre? Und das habe ich ihnen auf Offiziersparole versichert, denn wenn man dreißig Jahre verheirathet ist, so weiß man am Ende, ob man ein Gespenst zur Frau hat, oder ein braves Weib. Topp! Nicht wahr, Annlieschen?"

Die alten Ehegatten, die beiläufig gesagt, eine vortreffliche Ehe führten, küßten sich recht herzhaft, und meine Tante sagte: — Du bleibst doch immer der Alte, — dann meinte sie lächelnd, als sie die leeren Flaschen sah — er würde den Herren wol schönes Zeug vorerzählt haben. —

— Apropos, — sagte der Doctor, — was ist denn aus dem Geist der alten Tante geworden? —

„Geister, mein lieber Doctor, mußten jung und hübsch seyn, wenn ein junger Husarenoffizier, wie ich,

sich aus dem Bette aufrichten sollte. Die alte Tante hätte alle Töpfe um mich zerbrechen und zerschlagen können, ich hätte das Ohr nicht vom Kissen gerührt.

— Aber der verdammte Koch? —

„Der spukt noch immer im Schloß. Wenn die Suppe versalzen, der Braten in die Kohlen gefallen ist, heißt es noch heut: das hat der verdammte Koch gethan!“

Mein Oheim sprach nie wieder von der Geistergeschichte; duldete auch nicht, daß man sie in seinem Beisein erwähnte. Aber Hypothesen gab es viele. Man meinte: in der ersten Nacht wären es die Fräuleins wirklich gewesen; sie hätten entweder vom Gast nicht gewußt oder sich einen unschuldigen Spaß mit ihm machen wollen. In der zweiten Nacht wäre es ein bloßer Traum gewesen; in der dritten war man ungewiß wegen der Birnen und Klöße, die sich nicht füglich wegläugnen ließen. Die, welche das Ganze für eine Vision hielten, bei einem reizbaren Nervenzustande meines Oheims, fanden die wenigste Beistimmung. Der Doktor deutete die Erscheinung allegorisch. Es sey darin offenbar ein Kampf zwischen Materie und Geist ausgedrückt. Schon die Elemente Pommern und Geistererscheinung deuten auf diese Gegensätze. Die

Präponderanz des Essens, des materiellen Prinzips bei einer effektiven Geistergeschichte, lasse sich nicht anders erklären. Noch ausdrucksvoller liege dies in dem gewählten National-Gericht: Birnen und Klöße. Der Koch sey das Centrum, oder vielmehr der äußerste Pol der Materie, der Schwere, des Sündhaften. Die Fräulein, ursprünglich von der Materie befangene Wesen, niedergezogen in sündhafter Neigung, hätten doch vom bessern Princip in sich, und in der ganzen Geschichte liege auf sinnreiche Weise der Uebergangsprozeß von der Schwere zum Fluidum. Erst grobe Körper, ungeschickt, eßsüchtig, in Holzpantoffeln schlerrend, Ratten, Mäuse, dann Tänzerinnen, verflüchtigten sie sich endlich in Sturmgeheul, Luftzug, Licht, Irrwisch, bis ihre ätherische Lösung in der Liebe ausgedrückt wäre. Diese symbolische Erklärung fand in der Ressource den meisten Beifall, und auch der Oheim äußerte sich späterhin einmal, „der Doctor habe den Nagel auf den Kopf getroffen."

Inhalt.

Venus in Rom . . . . . Seite 1.
Emmerich . . . . . — 163.
Pommersche Gespenster . . . . . — 253.

Gedruckt bei Brandes und Klewert in Berlin, Energasse Nr. 2.

W. Alexis

gesammelte Novellen.

Vierter Band.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1831.

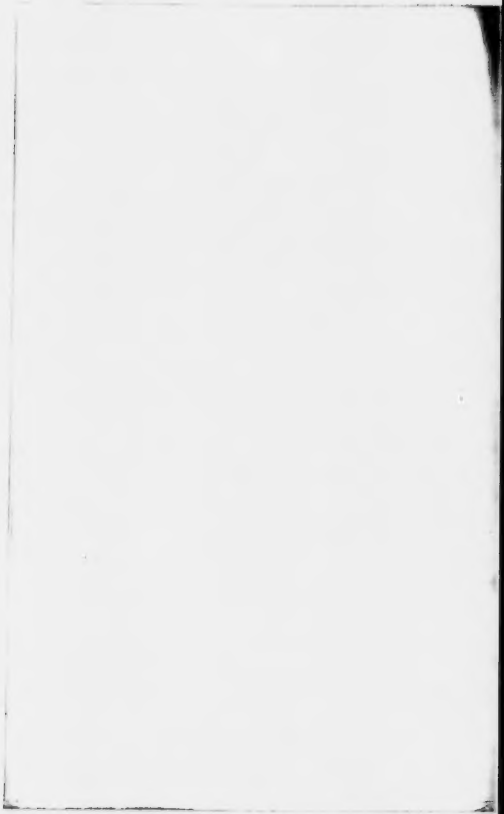

Inhalt.

Acerbi . . . . . Seite 1
Herr Kritik . . . . . — 197

Acerbi.

1.

In dem kleinen Posthause an der Landstraße war viel Unruhe. Die Durchreise des Fürsten nach dem Bade mit einem größern Gefolge, als man erwartet, hatte den Stall des Posthalters so geleert, daß mehrere Reisende diesen vergeblich bestürmten.

„Auch der noch!“ rief der bedrängte Officiant, als der Reisewagen des Grafen Arnheim mit vier Pferden vor dem Thorweg hielt, und der Kammerdiener, hastig herunterspringend, Postpferde zur Weiterreise bestellte.

— Ich kann Seiner Gnaden nicht dienen, kein halbes Thier im Stalle, erwarte schon mit Angstschweiß die Drei für die Diligence. —

Der Kammerdiener mochte an solche Antworten nicht gewohnt seyn, und der Posthalter in anderen Fällen für den reichsten Gutsbesitzer der Gegend Auskunftsmittel gewußt haben, wo andere Reisende abgewiesen wurden.

„Aber Herr Postmeister, der Graf Arnheim verlangen die Pferde."

— Aber Seine Durchlaucht der Fürst *** passirten mit Ihrer ganzen Suite durch, — rief der Beamte, dem Kammerdiener zu bedeuten gebend, daß noch ein Unterschied zwischen dem reichen Grafen und dem mächtigen Fürsten obwalte, und ein Posthalter, der eben den Letztern bedient, ein anderes Wesen sey, als der sonst vor dem begüterten Edelmann den Rücken beugte.

Der Graf, der vom Wagen aus das Gespräch und das unangenehme Resultat mit angehört, war indessen herabgestiegen und half seiner Tochter herunter. Der Verzug schien um so unangenehmer, als die vornehmen Gäste an der Schwelle des Gast- und Billardzimmers dieses ganz mit Fremden und Tabacksdampf angefüllt sahen. Die Gräfin zog den Schleier tiefer vom Reisehut, während der Jäger auf des Grafen Befehl sich nach einem Zimmer erkundigte; denn so ließ der Wirth und Posthalter es heut an seiner gewöhnlichen Devotion fehlen, daß er nicht selbst dem einflußreichen Manne sogleich entgegenflog. Er bedauerte zwar tausendmal, daß kein einziges Pferd und auch nicht einmal ein Zimmer für seine gnädigen Gäste bereit stehe; aber durch sein Bedauern leuchtete mehr die Freude über den durchlauchtigsten Gast von vorhin.

„Indessen kann doch der Fürst nicht Ihre Zimmer in Beschlag genommen haben, wenn er nach Pyrmont durchreis'te," sagte der Graf nicht ohne Empfindlichkeit.

— Da ist die bunte Unordnung selbst, wie Euer Gnaden sich überzeugen mögen, wenn Sie alle die Fremden . . . —

Er brach mitten in der Rede ab, etwas anzuordnen, worauf ihn der Marqueur aufmerksam machte.

„Der Mann ist wirklich lächerlich," bemerkte der Graf, „weil der Fürst hier hat absteigen müssen, glaubt er den Anstand vergessen zu können, der Leute seiner Bildung allein erträglich macht."

— Sie werden schon, gnädigster Vater, — sagte die Tochter, — sich bequemen müssen, einmal die schöne Natur zu bewundern, und mit mir im Garten spazieren zu gehn, bis die Pferde kommen. —

Mit einem leisen Lächeln reichte der Graf seiner Tochter den Arm. „Ist denn die schöne Natur noch in der Mode? — Die verdorrten Hecken und weißen Bäume erinnern nicht einmal an ein Walddickicht, wo die verirrte Schönheit auf Ungeheuer oder wenigstens — Prinzen stoßen kann."

Ein Blick des Vaters sollte durch den Schleier der jungen Gräfin dringen, deren Augen aber den Boden suchten, ohne daß Jener entdeckt hätte, ob seine

Werte ihre Wangen färbten. Indessen kam ein solcher Staubwirbel, vom Winde aufgeregt, daß beide nach wenigen Schritten es vorzogen, das Freie wieder zu verlassen. Der Wind trieb, außer dem Staube, Regenwolken heran, die bald, nachdem Graf und Gräfin in das Billardzimmer getreten, sich zu entladen anfingen.

Die Thüre zu einem Nebenzimmer stand halb geöffnet. Der Jäger stieß sie ganz auf, und die hier versammelte Gesellschaft dünkte dem Grafen anständiger, als die der Amtleute und Pächter im Billardzimmer. Einige jüngere Männer würfelten eifrig; unter ihnen Jemand von etwa dreißig Jahren, dessen höhere Bildung und feinerer Anstand sich in der Art kund gab, wie er mit Leichtigkeit am Spiele Theil nahm. Während die Anderen mit erhitzten Gesichtern und bebenden Händen die Würfel zerrieben, ehe sie den Wurf wagten, ließ er sie fast nur aus der Hand gleiten. Er zählte kaum selbst die Augen, und der Ruf seiner Mitspieler verkündete ihm immer erst sein Glück, das, nach dem Häufchen Silbergeld vor ihm zu urtheilen, ihn jedoch vor Allen begünstigen mußte. Sobald die Reisenden eingetreten, wandte er sich mit verbindlicher Wendung zu ihnen, als wolle er entweder zur Theilnahme einladen, oder das Spiel entschuldigen. Der Graf bemerkte, daß auf dem Wege nach Porment

ein ſolcher Auftritt nichts Ungewöhnliches habe; in der Art aber, wie er mit der Gräfin den Platz am Fenſter einnahm, ſprach ſich ſeine geringe Luſt zu einem Geſpräch mit dem Unbekannten aus. Kammerdiener und Jäger brachten jetzt die Sachen aus dem Wagen, welche unter dem Regen leiden konnten. Als dieß der Fremde bemerkte, drückte er ſein Bedauern aus, wenn er vielleicht die unglückliche Urſache ſey, daß die Damen keinen beſſern Platz im Poſthauſe gefunden. Er habe die oberen Zimmer inne, wolle ſie aber ſogleich räumen laſſen.

Der Graf dankte dafür. — Unſer Aufenthalt hier dauert hoffentlich nur kurze Zeit; überdieß ſind wir in einem Wirthshauſe, wo jeder auf das ein Recht hat, was er bezahlen kann und will. —

Der Fremde machte eine leichte Verbeugung, und kehrte zum Spieltiſch zurück. Die Gräfin hatte durch ihren Schleier Gelegenheit zu bemerken, wie ſein Geſicht ſich unmuthig bei der Abweiſung verzog. Es war edel, voll Leben; eine hohe Stirn, mehr aber noch das Feuer der Augen drückte einen kühnen Sinn aus, der ſich beſonders den Anderen gegenüber, gewöhnlichen Geſichtern, nicht verkennen ließ. Daß er das Leben kannte und ſeines Uebergewichts ſich bewußt war, verriethen ſeine Mienen und Bewegungen; doch neben dieſer Sicherheit ſprach ſich eine gewiſſe Unruhe

aus, die jedoch nur mehr in seinem Temperament ihren Grund finden mochte. Er that noch einige Würfe, immer mit Glück, setzte sich dann in einen Winkel und ergriff gleichgültig ein Zeitungsblatt. Das Spiel war durch das Abtreten des Gewinners gestört. Die Uebrigen entfernten sich mit unzufriedenen Gesichtern. Einige verbeugten sich gegen ihn, Andere suchten durch affektirten Trotz den Schein der Gleichgültigkeit und Nichtachtung zu erkünsteln.

Der Gewitterregen hatte eine frühere Dunkelheit herbeigeführt. Schon zündete der Marqueur Lichte an, als das Posthorn tönte, und die schwere Diligence auf dem Steindamm polterte. Von allen Passagieren, denen der gießende Platzregen auf dem kurzen Wege von der Kutsche bis in den Flur fast ihren ganzen Poststaub abwusch, wurde der Lärm im großen Wirthszimmer verstärkt. Man schrie nach Thee, Feuer, Würsten; der Conducteur fluchte, daß die Pferde noch nicht bereit ständen. Aus allen groben und brummenden Stimmen machte sich eine besonders vernehmbar. Fein, schneidend, in sehr gebieterischem Tone herrschte sie den Posthalter an, aus dessen kurzen Antworten aber zu entnehmen war, daß ihr Inhaber kein Mann von einem Ansehen sey, welches ihn zur Höflichkeit bewegen konnte.

„In drei Teufels Namen," ranzte den Frager

jetzt der Conducteur ſelbſt an: „wie oft, junger Herr, ſoll man's Ihnen ſagen! Ja, es war der Fürſt von ***, der uns auf der Chauſſee begegnete.“

— Mit ſeiner ganzen Suite, geht nach Pyrmont, — ſetzte der Wirth hinzu.

„Ich muß ein beſonderes Zimmer haben; ſchaffen Sie es mir, Herr Poſthalter, und das gleich,“ rief die feine Stimme.

Die Forderung mußte etwas wunderbar klingen, denn anfangs hörte man gar keine Antwort, dann brummte der Poſthalter etwas, und der Conducteur erklärte es dahin, daß kein Zimmer im Hauſe leer ſtehe, es auch ſonderbar ſey, ein ſolches zu verlangen, wenn die Poſt in der nächſten Minute abfahre.

„Ich fahre aber nicht mit der Poſt weiter,“ rief der junge Mann, „ich muß hier liegen bleiben, und will durchaus ein eignes Zimmer haben.“

— Herr, ich habe aber keins im Hauſe mehr, und werde für Sie kein apartes bauen laſſen, — ſagte der Wirth ärgerlich.

„Ich bezahle es,“ entgegnete der Fordernde.

Der Streit mußte für die im Billardzimmer Anweſenden ſo anziehend geworden ſeyn, daß ſie insgeſammt ſchwiegen, und die im Nebenzimmer jeden Laut hören konnten. Der Conducteur legte ſich noch einmal vermittelnd in den Wortwechſel.

„Wenn Sie, mein junger Herr, Gründe haben, hier zu bleiben, so kann ich Sie nicht zwingen in unsere Postkutsche; aber hier werden Sie eben so wenig Geld geliehen bekommen, als von unseren Passagieren, und wenn es doch einmal bezahlen heißt, ist es immer besser, wenn Sie für Ihr schon Bezahltes ein Paar Meilen weiter rutschen."

— Mein Freund, wer hat Ihn gebeten, sich in meine Angelegenheiten zu mischen?— fuhr jene Stimme noch hitziger auf. — Sie, Herr Postkalter, mache ich dafür verantwortlich, wenn mir daraus ein Schaden erwächst, den Sie nicht berechnen können. Sie haben gewiß noch ein Zimmer, und ich bestehe darauf, weil ich Rücksichten habe, die mir verbieten, in dem allgemeinen zu bleiben. —

Jetzt wurde auch der Wirth hitzig. „Herr, wer sind Sie denn? Was prätendiren Sie denn? Denken Sie, daß ich vor jedem blinden Passagier auf der Ordinären Rechenschaft ablegen muß? Ein Graf ist hier im Hause und eine Gräfin, der erste Gutsbesitzer im Lande, und er hat mir glauben müssen auf's Wort, und kein Zimmer bekommen, und Sie, junges Bürschchen, wollen hier den Naseweis und den Herrn spielen? aber an mir sollen Sie Ihren Mann gefunden haben, wenn's mir verlohnte, mit Ihnen mich einzulassen."

— Wie heißt der Graf? — fragte der junge Mensch mit einemmale in ganz verändertem Tone, zwar mit ſchneidender Heftigkeit, aber ohne allen Zorn. Vielmehr ſchien es, als treibe ihn nur eine plötzlich erwachte Neugier zu der Frage.

„Es iſt der Graf Arnheim," bemerkte Jemand.

— Marqueur, melden Sie mich bei ihm, — rief der Ungeſtüme.

„Dazu bin ich nicht hier, draußen ſteht ſein Jäger," entgegnete Jener.

— So ſoll der mich melden. —

Der junge Mann mußte aber wohl bemerken, daß Niemand Luſt habe, auch nur den Jäger zu rufen. Er eilte darum ſelbſt hinaus, als auf der Straße ein neuer Lärm ſich erhob. Pferde kamen von mehreren Seiten. Man ſpannte die herbeigeſchafften Ackerzäule vor die Diligence, während mehrere Reiter von der entgegengeſetzten Seite heranſtrabten. Indeß der Poſtillon ins Horn ſtieß und die Paſſagiere ſich drängten, bezahlten, ihr Gepäck zuſammenraften, waren einige Herren abgeſtiegen, und forderten haſtig Erfriſchungen. Sie ſprachen Franzöſiſch. Der Wirth war ausnehmend höflich gegen ſie, und der Graf entnahm aus einigen Redensarten, daß es bekannte Officiere des Fürſten von *** waren, die vermuthlich von Pyrmont oder aus ſeiner Suite mit Aufträgen

zurückkehrten. Schon wollte er zu ihnen hinaustreten, sie zu begrüßen, als ein unerwarteter Zufall ihn davon zurückhielt.

2.

Die Thüre drückte sich hastig, aber leise auf, und ein junger Mensch von blassem Gesicht trat ein. Er riegelte hinter sich zu und schritt rasch auf den Grafen los. Die traurige Katastrophe, hervorgebracht durch Sand's unselige That, wo jeder Mann von Bedeutung beim Eindringen junger blaß. Leute eine feindliche Absicht auf sein Leben vermuthete, war wol vorüber. Der Rock des Mannes aber, der hier eintrat, verrieth noch in Zuschnitt und Farbe, daß er entweder von einem Altdeutschen abstamme, oder einem Künstler angehöre. Die Weste stand weit offen, um den Hemdkragen war ein schwarz seidenes Tuch nur lose gebunden, und die dunkeln unstäten Augen gaben dem blassen Gesichte etwas Interessantes. Daher war es wol natürlich, daß die Gräfin Caroline ängstlich aufsprang und die Hand verstreckte, als der junge Mann sich dem Vater näherte. Auch der Zeitungsleser war schnell aufgestanden und herangetreten. Die Lippen der Gräfin zuckten ängstlich; dieß bemerkte der Eindringende, und richtete an sie die ersten Worte.

„Keinen Laut, oder ich bin verloren. — Sie sind der Graf Arnheim?“

— Ich habe keinen Grund es zu verschweigen, — entgegnete der Graf.

„So retten Sie mich. Geben Sie mich für Ihren Domestiken, für Ihren Schreiber aus. In einer Lage wie die meine versteht sich der edle Mann auch zu drückendern Verhältnissen.“

— Ihr sehr schätzbares Vertrauen, junger Mensch, werde ich zu achten wissen, sobald ich den Grund Ihrer seltsamen Bitte erfahre. Vor was soll ich Sie retten, wer verfolgt Sie, welchen Grund haben Sie, die Theilnahme anzusprechen? —

„Ich wende mich an Sie, gnädigste Gräfin. Es ist das heiligste Vorrecht deutscher Frauen, den Verfolgten beizustehn.“

— Sie haben sich an mich gewandt, — sagte der Graf etwas heftig, und stand auf. — Meine Tochter ist für Sie nicht anwesend. —

„Meine Verfolger, gnädigster Herr, sind im Nebenzimmer, und wenn Sie geruhen, so laut fortzufahren, bin ich im Augenblicke entdeckt. Sie unterhandeln eben mit dem schurkischen Wirth, der für einige Goldstücke keinen Anstand nimmt, mich auszuliefern — dem Schaffot.“

Das Wort wirkte auf die Gräfin. Sie drückte

bittend ihres Vaters Hand, dieser drang, unschlüssig was er zu thun habe, in eine nähere Erklärung.

„Mein Name muß Ihnen bekannt seyn, ich bin der unglückliche Julius Kessel aus ***, den der Fürst jenes Vorfalls wegen, von dem die Zeitungen sprechen, verfolgen läßt."

— Ich erinnere mich weder des Vorfalls noch Ihres Namens. —

Ein schmerzliches Lächeln zuckte um die Lippen des Hülfesuchenden.

„Ich zweifle nicht, daß die Gedanken des Grafen Arnheim wichtigeren Sorgen angehören. So muß ich mich wol entschließen, in diesem entscheidenden Augenblicke eine Geschichte zu erzählen, die mein Unglück gemacht hat, um mich vor dem allernächsten, was mir droht, zu bewahren."

— Nur kurz, wenn ich bitten darf, — sagte der Graf.

„Ich bin der Sohn einer Wittwe, die arm ist, weil in Deutschland keine Kraft vorhanden, das Recht der Unterthanen gegen ihre Fürsten zu schützen. Meine Mutter hat bedeutende Ansprüche an die Kammergüter des Fürsten. Die Gerichte mußten verstummen, wenn sie sprechen wollten. Die schriftlichen Eingaben kamen uneröffnet zurück. Endlich drohte man. Meine Mutter zog über die Grenze, in stummen

Grame die Ungerechtigkeit zu beweinen. Ich wuchs unter ihren Klagen auf. Die Universität konnte nicht erst jene Freiheitsgefühle in mir erwecken, die einer edeln Seele angeboren sind. Mit pochendem Herzen kam ich nach der Residenz. Mein Unglück wollte, daß ich den Fürsten auf der Gartenterrasse einsam finden sollte. Ich ging ihn an, ich warf mich aber nicht auf die Kniee, sondern mein Recht lieh mir die Sprache eines Mannes. Ich begnügte mich nicht mit der Sache meiner Mutter. Als er barsch meine Bitte verweigert, überkam mich jenes Feuer, das Schillern begeisterte, als er seine Unterredung des Marquis Posa mit dem Tyrannen niederschrieb. Ich maß die Worte nicht, aber während ein niederträchtiger Zeitungsschreiber, versteckt hinter der Anonymität, seiner Galle gegen die Unterdrückung Luft macht, sprach ich, Mann gegen Mann, die Klagen der Unterthanen aus. Ich sah nicht, daß der Fürst aluthroth wurde; ich hörte nicht, daß er nach der Wache rief; ich eilte ihm nach, als er forteilte. Er zog den Degen. Ich war verloren. Da griff ich ihm mit der bloßen Hand in die Klinge, — davon noch die Narbe — es gelang mir, sie dem Wütenden aus der Hand zu reißen, ich schleuderte die Mordwaffe weit von mir. In dem Augenblick nahten die Adjutanten, und mir blieb nichts übrig, als mich die Terrasse hin-

unterzustürzen. Ich entkam durch den Park. Obere Staatsbeamten waren mir selbst behülflich über die Grenze zu kommen, sie fürchteten mehr als ich von dem Scandal."

Das Muskelspiel des jungen Mannes sprach lebendiger als seine Zunge. Er zitterte heftig, indessen seine Augen nach der Wirkung seiner Rede in den Gesichtern der Zuhörer suchten. Der Zeitungsleser prüfte ihn aus der Entfernung mit sehr scharfem Blick, was Kessel auch bemerken mochte, denn er vermied ihm zu begegnen. Der Graf sagte nach einigem Besinnen:

„Ich erinnere mich dunkel der Geschichte; doch kam sie mir damals nicht so tragisch vor."

— Gnädiger Graf, man hatte Gründe sie zu vertuschen, — sagte Kessel mit seinem Lächeln. — Die Verfolgungen geschehen auch nur unter der Hand. Aber kaum, daß ich wenige Wochen an einem Orte Ruhe finde, kommen Denunciationen, die mich wieder forttreiben. Die Theilnahme der edelsten, der höchsten Personen kann mich nicht vor meinem Schicksal bewahren. Ich könnte Namen nennen, denen einen Grafen Arnheim anzureihen, diesem keine Schande brächte; doch, wozu noch mehr in mein Unglück verflechten? Man warnt mich, man unterstützt mich, man giebt mir Empfehlungen, aber dies ist auch Alles. Jeder

der Ort, wo es mir gefällt, vergrößert nur den Schmerz, ihn verlassen zu müssen, und die größte Wohlthat bleibt immer — eine nächtliche Flucht. Eben komme ich von Pyrmont, wo man meinen Fürsten erwartet. Aber das Unglück will, daß die Post seiner Suite begegnet. Er mußte mich erkennen; weit lehnte er sich hinaus über den Wagen, ich sah das Kirschbraun seiner Stirn. Und meine Ahnung hat mich nicht getäuscht, denn eben traten seine mir nachgeschickten Adjutanten in's Posthaus, und ich bin verloren, wenn Sie mich ausliefern. —

Der Fremde, welcher bisher in der ganzen Scene nur den stummen Beobachter abgegeben, trat jetzt hervor, und fixirte den jungen Mann sehr scharf, indem er in fast gebietendem Tone fragte:

„Wie konnten Sie den Fürsten und der Fürst Sie erkennen, da es schon dunkel seyn mußte, als die Wagen sich begegneten?“

Kessel besann sich einen Augenblick, ehe er über die Stirn fuhr: — Dem Unglücklichen, mein Herr, schärfen Schmerz und Ahnung die Sinne. Es brennen sonst Laternen am fürstlichen Reisewagen. —

„Ich kann nicht denken, sagte der Graf, daß so achtbare Männer, wie der Freiherr N*** und der Major T***, deren Stimme ich drinnen höre, sich dazu hergeben, einem Flüchtling auf der Straße nach-

zusenen. Bleiben Sie hier, ich will selbst mit den Adjutanten reden, die Sache aufzuklären."

Es zuckte krampfhaft über Kessel's Gesicht. Er faßte die rechte Hand des Grafen und stürzte ihm zu Füßen:

„Gnädigster Graf, bei Ihrem achtbaren Namen bei Ihren Kindern, bei der Wuth des Fürsten, ich beschwöre Sie zu bleiben, ich beschwöre auf Ihr Haupt die Folgen. Kennen Sie den Fürsten nicht? Wissen Sie nichts von seiner Heftigkeit? Sind Ihnen die Geschichten unbekannt geblieben, die ganz Deutschland sich zuflüstert, wenn auch Niemand sie auszusprechen wagt? Ich weiß nicht, ob es mir nicht lieber seyn kann, so in ehrenvoller Ungerechtigkeit zu bluten, als das klägliche Leben noch länger zu fristen wie bisher. Aber wollen Sie es verantworten, wenn ein deutscher Fürst zum Mörder wird, und, bei'm Himmel, mein Leben hängt an einem Haarseil. Wenn Sie meinen Namen nur aussprechen vor den Herren, so müssen diese mich ergreifen und vor ihn bringen. Bis jetzt wäre es möglich, daß die geachteten Männer selbst den Auftrag verwünschen, und ein Auge zudrücken."

Man hörte in diesem Augenblicke im Nebenzimmer, wie die Officiere die Mäntel umwarfen; die Pferde draußen stampften. Kessel war aufgesprungen, und stand in Todesspannung da, indessen er die Hand des Grafen krampfhaft drückte.

— Herr Graf, — flüſterte er bebend, — allen deutſchen Männern iſt Ihr Name theuer. Waren es leere Worte, als Sie für die Wiedereinführung des Reichskammergerichts ſprachen? dann, dann ſchleudern Sie mich hinaus in die Schergenarme der kleinen Willkühr. —

Keſſel hatte den Grafen bei ſeiner ſchwachen Seite gefaßt. Der junge Mann mit ſeinem Weſen, in der Mitte zwiſchen Freiheit, ja Frechheit, und Schüchternheit, konnte ihm nicht gefallen. Die Vorſtellung von der Gefahr, welche ſein Leben lief, wenn er dem bekannten Zorn jenes Fürſten in die Hände fiel, ſtimmte ihn milder. Keſſel's Reden, wiewohl excentriſch, erinnerten doch nicht an jene ſchroffe Befangenheit der ſogenannten Altdeutſchen; und auch dieß ſprach wieder zu ſeinen Gunſten: er wünſchte nichts weniger als den Namen eines Angebers, und die Achtung für das alte Reichskammergericht, dem mehrere ſeiner Ahnen präſidirt hatten, entſchied für den Hülfsbedürftigen.

„Sie werden jetzt fortreiten," ſagte er einlenkend. „Ich denke, Sie ſind für dießmal gerettet."

Eine ſtumme Pauſe trat ein. Draußen ſprengten die Officiere fort. Alles horchte athemlos, bis die letzten Hufſchläge verhallten.

— Ich danke Ihnen, Herr Graf, — hub der junge

Mann jetzt an, — Sie haben Deutschland einen Dienst geleistet. —

Der Student fasste dreist des Grafen Hand, und zog ihn abseits. Er unterredete sich mehrere Minuten leise mit ihm, während der Zeitungsleser die Thüre aufriegelte und zum Wirth ging. Die Gräfin hatte den Fremden, der sich während der merkwürdigen Scene noch gar nicht ausgesprochen, genauer beobachtet. Seine Theilnahme für die Hauptperson war keine freundliche gewesen, das Mißtrauen sprach sich in seinen lächelnden Mienen so seltsam aus, daß sie ihn fast bei der Sache betheiligt glaubte. Sein leises Gespräch mit dem Wirthe dünkte ihr fast verdächtig, ohne eine Sorge hervorzurufen, denn, wie das weibliche Herz auch dem Mitleid geöffnet und eine romantische Noth dieser Art des Beistandes edler Damen gewiß ist, der junge Mensch konnte ihr kein Interesse einflößen. Sie glaubte im edlern Gesichte des Fremden, der offenbar von höherem Stande war, den Maßstab gefunden zu haben, nach welchem Jenes Werth stieg und fiel. Er sank bedeutend, als der Vater ihr ankündete, der junge Kessel werde sie begleiten und einstweilen auf ihrem Schlosse bleiben. Er sank noch tiefer, als sich Kessel wie erschöpft in einen Armstuhl niederwarf, und, mit den Händen das Gesicht bedeckend, als wäre er allein im Zimmer, seinen Klagen

freien Lauf ließ. Was er kaum als das strengste Geheimniß hinter Schloß und Riegel vertraute, plauderte er jetzt vor Wirth, Hausstand und Gästen in Verwünschungen seiner und der ganzen Welt aus. Dabei fehlte es nicht an Wiederholungen, und rohe Aeußerungen wechselten mit solchen, welche auf seine Erziehung deuteten. Der Thee war im Nebenzimmer servirt, und hätten sich nicht die Gäste dort versammelt, wäre Kessel in seinen declamatorischen Betrachtungen noch weiter fortgefahren. Er folgte, und obgleich der hier den Wirth spielende Baron, wie die Diener den Zeitungsleser nannten, ihn nicht einlud, setzte er sich doch mit an den Tisch. Sein Schmerz zeigte sich vergänglicher Art, denn in jedes Gespräch ging er mit gleicher Lebendigkeit ein. Es schien sogar, als habe die überstandene Gefahr die Geister des Uebermuths hervorgezaubert. Er warf scharfe, paradere Sätze hin, vertheidigte alles, was er einmal ausgesprochen, wenn es auch zum baaren Unsinn führte, widersprach, und schien für Jeden, der jetzt hinzutrat, eher ein Jäger auf der Hetzjagd als ein aufgescheuchtes Wild, das kaum seinen Verfolgern entgangen war.

Er gerieth in ein liberales Raisonniren, daß der Graf mehrmals seinen Unmuth nicht verbergen konnte. Der Fremde bemühte sich, ihm seine Nichtachtung zu beweisen, indem er seine ganze Aufmerksamkeit der

Grafin widmete. Als aber Kessel jetzt von der Albernheit eines Unterschieds der Stände sprach, nachdem er kaum auf sehr hochmüthige Weise den Gastwirth fühlen lassen, daß er ihn bedienen müsse, schoß der Fremde einen wüthenden Blick nach ihm, und fragte sehr scharf:

„Sind Sie von Adel, mein Herr?"

Kessel antwortete etwas betroffen: — Nein. —

„Nur dann könnte man Ihnen Aeußerungen vergeben, die von einer kleinlich gemeinen Sinnesweise zeugen."

— Wie so? — fragte Kessel wieder keck.

„Wären Sie von Adel, möchte ich Ihnen die Fronderie nicht verargen, denn es gehört zu den traurigen Zeichen der Zeit, daß bei uns nichts in sich so fest steht, um durch eignes Gewicht, durch das Heiligthum der Tradition die Angriffe des Spottes zurückzuscheuchen. Adlige, die nicht durchdrungen sind von der Heiligkeit des Standpunktes, auf den sie die Geburt gestellt, mögen aus Furcht, für borniert zu gelten, die Liberalen spielen."

Der Graf drückte sanft die Hand des Sprechers, es war das erstemal, daß er ihm einen freundlichen Blick zuwarf.

„Ich dächte, wir ließen ein Gespräch, welches nur unangenehm aufregt."

— Nein, Herr Graf, — fuhr Jener eifrig fort, — wenn Sie vergönnen, darin verfahen wir es bis jetzt, daß wir Gespräche vermeiden, die zu einem Resultat führen müssen. Der Zustand, wie er jetzt ist, darf nicht länger währen. Es muß zu einem Resultat kommen: der dunkle unbestimmte Kampf verlangt endlich eine Entscheidung. Jener flache Liberalismus ist noch keineswegs überwunden. Wenn ihm auch unsere Censur die offene Sprache verboten, regt er sich doch in allen Lebensadern. Die Adligen selbst bezeugen seine Herrschaft, wenn sie mit liberalen Gründen ihre Ansprüche vertheidigen. Unconsequent, als wenn man die Göttlichkeit der Religion durch die Philosophie beweisen will! Man giebt nach, man accordirt, man baut Brücken von freundlichen Redensarten über Klüfte, Risse, die von Uranfang da waren. Warum aber scheu das verläugnen wollen, was da ist, was da seyn muß? Warum nicht das aussprechen, was nicht mehr verschwiegen werden darf? Den Schleier schonender Nachsicht fortgerissen von der Ungewißheit, und gezeigt, wie die Rechte stehen! —

„Leiden nicht die Gesetze der Schönheit," bemerkte die Gräfin, „und diese soll doch auch im geselligen Leben regieren, wenn man ihn fortreißt und die Grenzen schroff das Auge beleidigen? Liegt nicht

einiger Zauber in der Ungewißheit? Man spricht, man genießt mit Leuten, die vielleicht, wenn wir es streng nehmen, nicht in die Gesellschaft gehören. Die Phantasie leiht ihnen den Adel, aber auch nur so lange, bis es ausgesprochen ist, daß sie darauf kein Recht haben. Mich dünkt, die alten Verfahren dachten sehr zart, als sie dem Wirthe verboten, nach dem Namen seines Gastes zu fragen. Darum ist die Badesaisen immer so interessant."

— Meine Gnädigste, — sagte der Fremde verbindlich, — die Schönheit soll immer regieren. Sie bedarf aber keines Schleiers. Ein geschickter Maler wird eine reizende Gegend auch ohne das moderne Helldunkel, das Feld und Thal verbirgt, auf die Leinwand zaubern. Die Nebelmalerei ist ein trauriges Kind unserer Zeit, die nicht wagt, die Verhältnisse, wie sie sind, und in ihnen die angeborne Schönheit zu sehen. Erlauben Sie mir ein Maler zu seyn. Ich brauche andere Farben um das Moos am Bache, die Feldblumen auf der Wiese zu malen, als wenn ich oben die stolze Eiche am Felsvorsprunge in ihrem kernig dunkeln Grün hinwerfe. Wir schattiren hunderttausendfältig, ohne daß irgend eine kräftige Gestaltung sich im Dunkel verliert. Beim hellen, dürren Mittagsbrande, was ist da die weite Kornfläche? Aber hängt darüber ein waldbewachsener Fels, so weiß der

Maler Schatten zu werfen, die der traurigen Einförmigkeit ein Leben in der Kunst leihen. Jene schattigen Berge sind in unserem Leben die höheren Stände. —

„Die Leute im Thal werden wenig mit Ihrer Auslegung zufrieden seyn," sagte der Graf.

— Können sie es denn ändern, daß die Morgensonne zuerst die Waldkronen begrüßt und das Abendroth zuletzt die Bergränder küßt? Die Quellen kommen von ihnen, der Schatten von ihnen, die kühlen Lüfte aus ihren Schluchten. Die Ebenen können sich nicht zu den Bergen erheben; daß die Berge aber heruntergestiegen sind in's Thal, hat man gehört, denn Xerxes' despotischer Wille durchstach schon den Athos, und mancher Bergsturz lehrte die Gefährlichkeit einer zu schroffen Höhe. Aber wir wollen uns gern neigen, und — aus dem Gleichniß, das wie jedes andere hinkt, herauszukommen — die zur guten Gesellschaft gehören, mögen freiwillig durch Artigkeit ausgleichen. Der ritterliche Geist, der sich auch nach Umgestaltung aller Verhältnisse bei den Höheren nicht verläugnet, wird immer die Mittel finden, jene Schönheit des Lebens, nach der ihre würdige Fürsprecherin verlangte, nicht zu stören. —

„Wir möchten wohl einig seyn," sagte der Graf aufstehend, „wenn Sie das Gesagte aus der poetischen Sprache übersetzen, wenigstens aus der romantisch

cretischen, welche zu meiner Jugendzeit noch nicht gelehrt wurde."

— Mir sind, — sagte der Fremde, — wie sehr ich den Bauernstand gewissermaßen liebe, seine Ansprüche unerträglich, wenn er sich selbst verläßt, namentlich in Deutschland. In Frankreich ist es anders; dort hat einmal der gesellige Ton andere Verhältnisse hervorgebracht. Aber bei uns druckt sich die größte Rohheit der Gesinnung darin aus, wie Jedermann vornehmer seyn will, als er ist. Sehen sie die Köchinnen der Residenzen in ihren Locken und Battiststaat entfernte Straßen aufsuchen, wo man sie nicht kennt; die Sucht für gebildet zu gelten durch absprechende Urtheile, die Titelsucht, den Rangstreit, die Cravatten und englischen Fracks gewisser Stutzer auf den Promenaden, die, um einmal zu glänzen, vielleicht wochenlang hungern. Wie wächst bei den Reisenden mit jeder Postmeile von der Heimath ihr Rang, daß die wirklich Vornehmen dagegen unscheinbar werden. —

„Sie sprechen mir aus der Seele, Herr Baron," unterbrach der Graf.

— Ich gebe mich nie für mehr aus, — sagte Kessel, als müsse die Beschuldigung auf ihn gehen.

„Noch empörender jener rohe Stolz," fuhr der Fremde fort, „der sich zum Beispiel ärgert über reiche Livreebedienten, über eine Equipage mit vier Pferden.

In den norddeutschen Residenzen freut sich das Publikum, wenn ein Adliger auf der Bühne gegen einen Bürgerlichen Unrecht erhält. Denken Sie des Jammers der Familienstücke, die oft nur ihr Glück machten, weil ein Vater den Sohn aushunzt wegen seiner vornehmen Bekanntschaft, weil ein Fräulein einen Prediger heirathet und dergleichen. Heut verlangt man schon mehr. Wenn der Adlige etwa Schläge bekommt, weiß die Gallerie vor Lust sich nicht zu lassen. Und es wird immer ärger, wenn man jeden der Schule entlaufenen jungen Burschen reden läßt, ohne ihn zurecht zu weisen. Ich bin nicht für gewaltsame Maaßregeln, weil man sich selbst wegwirft; aber eine gänzliche Nichtachtung straft am besten die albernen Ansprüche der ungezogenen Jugend."

Dies war im bittersten Tone gesprochen, und hätte Jemand noch zweifeln mögen, auf wen es ging, der Blick auf den jungen Menschen hätte alle Ungewißheit genommen. Um so merkwürdiger war es, daß derselbe, welcher noch kaum das unverschämteste Wesen verrathen, sich jetzt sehr ehrerbietig dem Redner näherte, und ihn ersuchte, einen Augenblick mit ihm in den Winkel zu treten. Jener stutzte. Er erwartete eine Herausforderung, und mochte nachdenken, ob er sie annehmen dürfe; dies glaubte die junge Gräfin wenigstens in seiner Miene zu lesen. Ihre gespannte

Erwartung löſ'te ſich aber zu ihrer Freude, als die Züge des Fremden immer freundlicher wurden, und ſeine Lippen ein wohlgefälliges Lächeln kaum unterdrücken konnten. Heſſel bat den Baron um ſeine Gewogenheit, indem er ihn ſeiner ausgezeichnetſten Hochachtung und Ergebenheit verſicherte.

Der Graf hatte ſich indeſſen bei'm Poſthalter nach dem Fremden erkundigt und erfahren, daß er ſchon ſeit einigen Tagen im Poſthauſe wohne. Sein Aufenthalt ſcheine mit der Reiſe des Fürſten nach Pyrmont in Verbindung zu ſtehen, denn wiewohl er dieſen bei ſeiner Durchreiſe nicht perſönlich geſprochen, ſey er doch ganz vertraut mit ſeinen Angelegenheiten und den Perſonen ſeines Gefolges. Er ſchreibe viele Briefe an hohe Perſonen, und erhalte eben ſo viel Briefe, nach deren Wappen zu ſchließen ſeine Bekanntſchaft ſehr ausgezeichnet ſey. In der Adreſſe werde er gewöhnlich Baron Acerbi genannt, wonach man ihn auch hier ſo titulire. Die Leute hielten ihn alle für einen bedeutenden Mann.

Die Pferde waren vorgeſpannt. Der Graf trat freundlich an Acerbi:

„Herr Baron, ich wünſchte Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen. Wüßten Sie, wie ſelten ich dies zu Jemand ausſpreche, Sie würden darin ein Zeichen meiner hohen Achtung erblicken. Darf ich

Sie nach Arnheim einladen, so werden Sie der willkommenste Gast seyn auf einem Schlosse, wo seit Jahrhunderten jener von Ihnen so trefflich vertheidigte Geist sich bewährt hat."

—Meine Geschäfte,— entgegnete Acerbi, —bannen mich in die Nähe von Pyrmont. Doch schätzte ich es für ein großes Glück, wenn sie mich nicht der Gegenwart einer solchen Gesellschaft beraubten.—

„Arnheim liegt nur eine Tagreise vom Bade. Manche Gäste von dort lassen es sich zuerst bei mir gefallen, und wir können uns recht aussprechen. Kommen Sie je eher, je lieber."

Es schien dem Eingeladenen, als könnten die Blicke der Gräfin unter dem Schleier dasselbe sagen. Er geleitete sie bis zur Kutsche, und versprach schon morgen nachzukommen.

3.

Die Wirthsleute hörten ihren Gast, dessen Anwesenheit ihnen schon viel Kopfbrechen verursacht, heftig im Zimmer auf- und abgehen. Die Wirthin belauschte ihn durch das Schlüsselloch. Sein Gesicht glühete; er warf einen Blick in den Spiegel und richtete seine Gestalt auf, daß sie um einige Zoll größer wurde. So ging er noch mehreremale umher, sprach für sich, aber meistens Redensarten von ganz allgemeiner Bedeutung, immer im befehlenden, vor-

nehmen Tone. Dann warf er sich erschöpft auf den Sopha, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Sie fragte eintretend, ob er an Kopfschmerzen leide, sie wolle noch Thee heraufbringen lassen.

Acerbi schüttelte mit dem Kopf: „Nicht alle Kopfschmerzen, meine liebe Frau, lassen sich durch Thee vertreiben."

Er hatte das sehr freundlich gesagt, plötzlich aber, als besänne er sich, legte sich seine Stirn in Falten. Er veränderte seine nachlässige Stellung, gab mehrere Befehle, und entließ die Frau. Bis spät in die Nacht sah man Licht in seinem Zimmer, und am Morgen, als schon die Pferde vor dem Thore standen, übergab er dem Posthalter eine große Anzahl Briefe, die zu dessen Verwunderung sämmtlich an mehr oder minder entfernte Postämter addressirt waren, dabei die mündliche Anweisung, was später an ihn eingehe, nach Arnheim zu senden.

„Des Herrn Barons Augen glänzen, als wenn Sie einer Braut entgegenführen," sagte die Wirthin, als er schon im Wagen saß; und sie erhielt dafür den freundlichsten Blick, den sie von dem vornehmen Manne bis dahin gesehen.

Es war ein heiterer, frischer Morgen, die Straße war einsam. Tief zurückgelehnt schien sich der Reisende in Träumen zu schaukeln, wie der Morgenwind

in den Spitzen der Fichten. Anfangs ging es ihm nicht rasch genug; als ihm aber der Postillon von einer Höhe herab die Thürme des alten Schlosses fern in der Ebene zeigte, forderte er, er solle langsamer fahren, und schien sich zu freuen, als dieser ihn versicherte, der See mit seinen Sumpfwiesen ringsum mache einen Umweg nöthig, der sie nicht vor Nachmittags an's Ziel führe. Je näher sie kamen, um so mehr bestand der Reisende darauf, die Pferde zu schonen. Der Schwager begriff den seltsamen Herrn nicht. Wenn er sich umkehrte, sah er den, der vorhin vor Munterkeit sich nicht zu lassen gewußt, in Gedanken vertieft, und zuweilen zählte er sogar etwas an den Knöpfen ab. Kaum aber, daß der Wagen in die Weidenallee umbog, die nach dem Schlosse führte, als er sich zusammennahm und in eleganter Nachlässigkeit zurücklehnte. Der Invalide, der ein Heck öffnete, erhielt einen Gulden in die Mütze, zum großen Erstaunen des Schwagers, der nach diesem Verhältniß wenigstens ein Goldstück erwarten zu dürfen glaubte.

Die reich gallenirten Diener waren auf die Ankunft des Fremden vorbereitet. Als er seinen Anzug gewechselt, erschien der Graf, ihn mit einer überraschenden Herzlichkeit zu bewillkommen.

„Wir sind nicht unter uns. Manchen lästigen Besuch, Verwandte, Nachbarn, Badegäste, hat der

Zufall heut zusammengeführt, und es thut mir leid, daß gerade Ihr Empfang in einem Hause von alter Sitte durch Karrikaturen und gleichgültige Gestalten gestört wird. Dafür rechne ich aber, Herr Baron, daß wir späterhin desto ungestörter zusammen bleiben."

— Sie beschämen einen Fremden, der scheinbar so wenig Ansprüche —

„Sie sind mir nicht mehr fremd," unterbrach ihn der Graf, und drückte ihm herzlich die Hand, ihn die Treppe hinaufzuführen.

So traten sie in den Gesellschaftssaal, wo allerdings eine Anzahl sehr bunter Gestalten, wie sie auf dem Lande und nicht fern von einem Badeorte in der guten Gesellschaft sich nur treffen können, versammelt war. Herren vom alten Adel, die früh vergeudetes oder nie ererbtes Vermögen seit der alten Zeit zur Zurückgezogenheit ihres Landsitzes zwang, mit allen Ansprüchen und Lächerlichkeiten von daher. Männer von Welt, die jede Eigenthümlichkeit abgestreift hatten und klug über jedes Thema sprachen, ohne eine Meinung auszudrücken; anglisirende Stutzer, die nur für Pferde, Hunde und Spiel zu leben schienen; eben so Damen, von alten Landfräuleins und Frauen an, welche kaum den Mund aufzuthun und den Hals vorrücken zu dürfen glaubten, bis zu den fein gebildeten unserer Tage, welche voll Leben, Empfänglichkeit und

Sinn

Sinn für Alles und nur zerſtreut ſchienen, wenn zwei Minuten über daſſelbe Thema geſprochen wurde.

Die Gräfin, des Grafen zweite Gattin und nicht ſehr viel älter als Eveline, war ganz Freundlichkeit und Zuvorkommenheit. Nicht ſchön, lieh ihr doch die Lebendigkeit ihrer Augen und des Muskelſpiels einen eigenen Reiz. Sie hoffte, indem ſie Acerbi bei Seite zog, ein Mann von ſeiner Bildung werde etwas Leben in die tödtliche Langeweile hauchen, welche die guten Verwandten in das Schloß gebracht. Aber dazu war wenig Anſchein, denn ſie ſelbſt entfernte ſich ſchon nach wenigen Minuten aus dem Kreiſe alter Damen, in welchen ſie den Ankömmling geführt, und Acerbi's beſter Kunſt gelang es nicht, viel mehr als ein Ja und Nein und einige franzöſiſche Redensarten von ihnen zu erpreſſen. Die jungen Damen waren im Garten, die älteren Herren verdauten die Mahlzeit in den Fenſterwinkeln bei Geſprächen, die nicht minder monoton ſchienen, als die Converſation der Frauen. Keſſel ſtand in ihrer Nähe und gab den aufmerkſamſten Zuhörer ab, wodurch er nicht wenig in der Gunſt Einiger ſteigen mußte, denn ein beſternter Mann faßte ihn unter den Arm, und ging mehreremale im großen Zimmer mit ihm auf und ab. Der Beſternte hatte früher einmal, wiewohl nicht gerade oben an, doch am Steuerruder eines kleinen Staates geſtanden, und

wenn auch seitdem Geschlechter und Principien dreimal gewechselt, hatte er doch nicht seinen Plan vergessen, den Staat zur bessern Controlirung der Steuern nach der Tageszahl in dreihundert fünf und sechszig Distrikte zu theilen. Von Kesseln versicherte dieser nachher, es sey ein charmanter junger Mensch, der nur Geduld haben müsse.

„Sie sind deplacirt;" sagte der Graf, auf Acerbi zugehend, „kommen Sie in jenes Kabinet, dort finden Sie eine angenehmere Beschäftigung." Er zog ihn in ein Eckzimmer, dessen Bestimmung auf den ersten Blick zu erkennen war. Karten lagen auf dem Tische, man zählte Geld ein und aus.

— Woher die Störung, meine Herren? —

„Der Marquis, unser Banquier, verlor die Laune."

— Die Herren waren nahe dran, mir meine Kasse zu sprengen, — sagte ein Mann in frisirtem Haare und einem Kreuz auf der Brust. Gesicht und Haltung waren noch jugendlich an dem Funfziger. — Ueberdieß, ich halte hier nicht gern Bank und that es nur aus Gefälligkeit. —

„Sie fallen aus der Rolle, Herr Marquis," bemerkte Jemand, „Sie kennen ja kein Vaterland. Was stört gerade in diesem alten Schlosse Ihre Liebe zum Bankhalten?"

— Kein Streit, meine Herren, — ſagte der Graf, — ich bringe hier einen würdigen Stellvertreter des Marquis. Herr Baron Acerbi wird die Bank übernehmen, und ich bin überzeugt, er verdient es, dieſem Amte vorzuſtehen. —

Eine hohe Glut ſtieg in Acerbi's Geſicht. Sogar war etwas von Zorn darin zu leſen, als er dem Grafen entgegnete: „Der Himmel bewahre mich, hier . . .“

Ein ſtechender Blick des Marquis traf ihn, als dieſer raſch fragte: — Warum gerade hier nicht? —

Da klopfte ihm die Gräfin auf die Schulter und flüſterte, er ſolle ſein Glück nicht verſcherzen. Der Graf zog ihn an den Tiſch, die Acclamation der Anweſenden empfing ihn, und er war Banquier, ehe er es wußte oder doch wollte. Auch konnte er die Gedanken nicht bei'm Spiele feſſeln; bei jedem Blick, bei jeder Bewegung der Hand fühlte er ſich von den Augen des Marquis verfolgt. Wider ſeinen Willen häufte ſich das Geld, die Gräfin hob lächelnd für den Zerſtreuten ein, oder zahlte in den ſeltenen Fällen aus. Die Spielgeſellſchaft vermehrte ſich.

„Jetzt geben Sie wohl acht,“ ſprach ſie, „dort liegt eine Coeurdame.“

Der Banquier gewann. Erſt als er den Einſatz einſtrich, erblickte er Evelinen. Es war ihre Karte ge-

wesen; sie war mit anderen Damen an den Tisch getreten, und hatte auf den Wink der Mutter scherzhaft eine Karte besetzt. Beide erröthenten, als ihre Blicke sich trafen.

„Sie sind heute unwiderstehlich, Baron," nahm die Gräfin das Wort, „ich muß alle Damen warnen, sich nicht in das Spiel mit diesem Banquier einzulassen."

Aber ihr Wort bewährte sich nicht für lange. Von jetzt an fehlegen mehrere Karten fehl. Ehe jedoch der Haufe gewonnenen Geldes bedeutend geschmolzen war, entriß die Wirthin dem Banquier die Karten, und erklärte, das Spiel müsse aufhören.

„Sie müssen Glück in der Liebe haben, sonst verließe Sie das im Spiele nicht. Es war zu auffallend."

Der Thee wurde präsentirt, aber ehe Acerbi sich Evelinen nähern konnte, welche gleich einer Lilie unter den geschmacklos herausgeputzten Landfräuleins oder einigen blassen oder häßlichen Damen, die Badegesellschaften angehörten, hervorragte, führte ihn schon wieder der Arm des Grafen in den kleinen Kreis der älteren Herren. Er stellte ihnen den Baron Acerbi als einen Mann vor, der mit seltener Beredsamkeit die angefochtenen Rechte des Adels zu vertheidigen wisse, weshalb er nicht zweifle, daß die Herren sich untereinander bald verständigen würden.

„Männer von Familie werden sich immer verstehen," sagte der alte Domherr.

Acerbi schien sehr ungern sich in das Gespräch einzulassen; der Graf war aber schon verschwunden, und er konnte von den drei alten Herren mit vielgewichtigen Lippen, gerunzelten Wangen, nicht ohne offenbare Unhöflichkeit sich zurückziehen. Um unangenehmen Erörterungen zu begegnen, und vielleicht auch, um auf die kürzeste Weise von einem Gespräche abzukommen, welches wenigstens jetzt ihm peinlich war, bereitete er sich zu einem Panegyricus vor, der außerhalb der Sphäre der Zuhörer, nämlich in einer poetischen lag. Aber er gerieth dabei selbst in Wärme, bis seine dichterischen Bilder durch die kalte Bemerkung des Generals unterbrochen wurden:

„Ja, lieber Herr Baron, die Sache ist doch immer dieselbe. Der Bürgerliche schmäht auf den Adel, weil er nicht adelig ist, und wir lassen nichts auf ihn kommen, weil wir es sind. Wäre ich ein Bürgerlicher, so schimpfte ich auch so gut wie Der und Jener, dem es nicht so gut geworden an der Wiege. Wer zu Fuß gehen muß, eifert wider das Fahren, und der reiche Mann predigt Genügsamkeit."

— Das schiene doch die Sache zu niedrig materiell genommen, — sagte Acerbi überrascht. — Ich wüßte doch Bürgerliche .... — Aber nicht von uns zu

reden, — fuhr er schnell fort, — in Deutschland sind einmal die Begriffe noch kleinstädtisch. Ein wie anderes Leben hat sich dagegen in Frankreich und England, wo der Adel noch Bedeutung hat, oder sie wieder gewann. Da hält er nicht fest an dem Kleinen, an den Aeußerlichkeiten, an dem, was in der Gesellschaft beleidigt; er schwingt sich aus dem Junkerthum hinauf zu dem höhern Adel —

„Ich weiß nicht, Baron Acerbi," sagte die Excellenz, „was da das Aeußerliche und das Schwingen bedeuten soll. Auch kommt es dabei gar nicht an auf den Unterschied zwischen dem höhern und niedern Adel. Wer adlig ist, der ist adlig, und wer nicht adlig ist, der ist nicht adlig. Wer adlig ist, ist courfähig; wer nicht adlig, kann nur in gewissen Fällen dazu kommen. Zum Johanniterorden brauchte ich sechszehn, zu einem andern nur vier Ahnen; das ist alles so einfach und natürlich, daß ich nicht begreife, warum man so viel Worte darum macht."

— Das Adelsinstitut, meine Herren, hat sich gerettet aus den Stürmen der Zeit, — sagte Acerbi in Feuer gerathend, und bemerkte nicht gleich, daß auch der Marquis aus dem Kreise der Damen herangetreten war und ihm eifrig zuhörte. — Der Liberalismus, nachdem er es in den Koth getreten, hat sich wieder mit ihm versöhnt. Aber es ist nicht damit

gethan, das alte Gerüste, den schwach gewordenen Leichnam wieder aufzurichten. Das Institut muß neu erwärmt werden. Ein Adel muß seyn, die Zeit hat es gelehrt, lassen Sie ihn uns in seiner edelsten Gestalt denken. Die rohe Zeit, wo die Kraft der Faust ihn begründete, ist vorüber; nichts bringt sie zurück, die Erfindungen wurden mächtiger. Tugend, Verdienst wollen die Doctrinairs auf der einen Seite, großen Landsitz die Plutarchen auf der andern substituiren. Aber jene sind ein wandelndes Gut, auch dieser ist nichts ohne den Sinn. Der Adel muß erben von Geschlecht zu Geschlecht, aber der Geist muß miterben. Rückwärts muß der wahre Adlige schauen können und vorwärts zugleich, und ein Licht muß ihm dort und hier leuchten. Dadurch unterscheidet er sich von dem dumpf bewußtlosen Fortvegetiren des Bürgerstandes, der heut schon das Vorgestern und über die Noth des Tages den Blick auf die Zukunft vergißt. Der Bürgerstand ist ein Bauernkirchhof, wo des Todtengräbers Spaten den modernden Schädel des Großvaters zerstieht, um dem Enkel ein Grab zu graben. Der Adel ist die Geschichte der Welt. Aber das traditionelle Bewußtseyn muß die Brust schwellen zu großem Sinn, zu Thaten, und das ist das Zeichen des rechten Adligen, daß er fühlt, er sey es. —

Die drei Herren nickten dem Redner zu, und blickten sich groß an: „Gewiß, gewiß!“ als man aufstand, drückte der General Acerbi's Hand und sagte:

— Baron, das ist alles ganz gut; 's ist nur eine verfluchte Geschichte, wenn der Edelmann kein Geld hat. —

Die Excellenz aber setzte sich zur Dame des Hauses, und schüttelte bedenklich den Kopf.

„Meine Gnädige, ich weiß nicht, was der Fremde will. Da redet er in einer confusen Grammatik Dinge und Worte zusammen, um mir zu beweisen, daß ich von Adel bin, was mir keine Seele zu beweisen braucht. Er spricht von in Koth treten, von alten Gerüsten, Leichnamen, von warm machen, Geist und Hochsinn, was in unseren Zeiten keinem Menschen eingefallen ist. Was habe ich denn nöthig, vorwärts zu schauen und zurück, und an einen Bauernkirchhof zu denken, um zu wissen, daß ich ein Edelmann bin? Dafür sind der Stammbaum, die Ehekontracte; wer das nöthig hat aufzuweisen, zeigt auf sein Adelsdiplom, die Anderen auf die Turnierbücher. Es ist ja genug, daß wir wissen, wir sind da. Kann man mir das abstreiten?“

— Excellenz, es würde sich gewiß nicht der Mühe lohnen, — entgegnete die aufmerksame Gräfin

„Das ist die Philosophie, meine Gnädige, glauben Sie mir. Ob mir schon nicht alles gefällt, was sie jetzt in Frankreich thun, so ist doch das nicht zu tadeln, daß sie die Philosophie ganz aus dem Lande haben wollen. Ich sagte schon damals zu Serenissimo, als man einen neuen Professor auf der Universität ansetzen wollte: Mir scheint, Durchlauchtigster, als ob die Philosophie zu nichts tauge. Das habe ich damals gesagt, und sage es jetzt wieder."

— Ihre Consequenz ist nur zu bewundern, Excellenz. —

„Was hilft, meine Gnädigste, ein solches überschwengliches Raisonniren? Was haben die Poeten mit uns zu thun? Wir brauchen sie nicht, ich wenigstens nicht, das muß ich gestehen, und der ganze Baron kommt mir verdächtig vor. Was ist das für ein Name, Acerbi? So kann jeder heißen. Das ist nicht Deutsch, nicht Italienisch, nicht Französisch. So ein Name, der an der Grenze liegt, der, wenn man ihn festhalten will, aus der Hand schlüpft, den jeder Roturier aufgreift. Ich habe darin eine feine Nase ..."

— Es wäre entsetzlich, Excellenz! —

„Wer seiner Sache sicher ist, meine Gnädigste, braucht nicht so viele Flosteln darüber zu machen. Ich merke dem Menschen so eine innere Angst an. Er weicht mir auch aus, wenn ich ihn ansehe. Wozu

das? Nein, da lob' ich mir den andern jungen Menschen aus ***. Es ist sehr schade, daß er sich in seiner Jugend vergessen hat, aber er ist bescheiden, anständig, horcht, was Aeltere und Vornehmere sprechen, bildet sich ihren Takt aus. Aus dem kann etwas werden. Ich habe darin so einen eigenen Takt, daß ich auf den ersten Blick taxire, was an einem Subjekt ist, wonach ich immer die Posten vergab . ."

Der Staatsmann war so in ein beliebtes Thema gerathen, daß er nicht bemerkte, wie die Gräfin längst von seiner Seite gewichen war. Der Marquis hatte Acerbi, welcher nun heute einmal an unangenehme Gespräche festgezaubert schien, in einen Winkel gezogen, wo jener das kaum abgebrochene fortsetzte.

„Wozu quälen Sie sich ab mit den Perrücken, die einmal nur an den letzten Tropfen der leeren Schaale nippen wollen? Die verlangen keinen neuen Wein hineingegossen; sie sind ja selbst nur Reste. Ich bedauerte aufrichtig das schöne Feuer Ihrer Beredsamkeit."

— So sprach ich wenigstens für mich, — entgegnete Acerbi.

„Wenn Sie ein Vergnügen finden, sich etwas weis zu machen," sagte der Marquis, die Lippen sarkastisch verzogen.

— So glauben Sie, es sey Unwahrheit gewesen? —

„Können Sie mich einer solchen Unhöflichkeit fähig halten?“

— So kann ich Sie versichern, Sie dürfen glauben, daß ich jene Grundsätze von ganzem Herzen vertheidige. —

„Ganz wie Sie wünschen.“

— In Frankreich, wie ich vermuthe Ihrem Vaterlande, erhebt sich der neue Thurmbau eines Adels, wie er vielleicht für die nächsten Jahrhunderte in Europa ein neues Leben hervorrufen wird. Zwei Geschlechter amalgamiren sich zu neuen Ideen, und aus den Blüthen der ehrwürdigen Erinnerung und der kräftigen Gegenwart erwächst ein neues zur Herrschaft berufenes Geschlecht. —

„In Paris meint man unter den Vertrauteren,“ sagte der Marquis lächelnd, „daß das Geld die eigentliche Blüthe sey, und daß die Kassen eines Casimir Perrier, eines Roy und Lafitte im Grunde genommen den Adel und die ganze Pairie aufwiegen.“

Acerbi verbeugte sich tiefer als gewöhnlich, indem er etwas kalt sagte: — Wir dürften uns nicht verständigen. —

„Sie wollen das Geld nicht herrschen lassen. Freilich in der Jugend ist das ein beleidigender Gedanke. Aber ich bedaure die heutige Jugend, die sich das Leben so unendlich schwer macht. Sie wollen in

Alles Bedeutung hineinlegen, was doch nur eine leichte Blume ist, deren Honigseim man abstreifen soll, ehe er vertrocknet. Während uns einst das leckere Leben um zehn Jahre, macht Sie der Ernst um dreißig Jahre vor der Zeit älter. In der Politik wie in der Liebe. Wir überließen uns dem Instinkt, wir stürmten hinein, berauschten uns und genossen. War es auch nur ein Schaum, wir bringen doch etwas mit in's Greisenalter hinüber, — die süße Erinnerung. Heut sinnt man und wägt ab und kommt zum selben Resultat wie wir, daß es Thorheit war; aber die Jugend gewinnt nur Runzeln und nicht unsern Trost. Zu unserer Zeit, Herr Baron, hätte man mit den Fingern auf einen jungen Mann gewiesen, der sich hier grundgelehrt und bezisiert mit langweiligen alten Knastern streiten kann, indessen ein Kreis blühender Mädchen bei'm Pfänderspiele seiner wartet."

Acerbi sah sich um, und fand, daß er Recht hatte. Der Marquis flüsterte ihm in dem Augenblicke, als Eveline, wie sie sagte, als Botin der jüngern Gesellschaft, Acerbi zum Spiel aufforderte, dem Gebenden nach:

„Genießen Sie, so lange es Zeit ist."

Er folgte von ganzem Herzen dem Spruche. Ein geistiges Feuer durchzuckte ihn elektrisch. Sein Witz belebte bald die Gesellschaft. Die Complimente,

die er den Damen ſagte, galten der Einen, und darum konnte er ſich entſchließen, der Häßlichen zu ſagen, daß ſie ſchön ſey. Er fand, daß je greller die Unwahrheit war, ſie um ſo freudiger aufgenommen wurde. Man will ja genießen und nicht denken, klang es ihm in den Ohren, als ſpreche der längſt entſchwundene Marquis. Jetzt war er der Liebling des Kreiſes geworden. Was er vorſchlagen mochte, erhielt die jubelnde Beiſtimmung der jungen Damen. Keſſel, der vorhin einiges Glück gemacht, trat zurück; einige Stutzer, die ihn früher wenig beachtet, drückten dem Baron die Hand. Jede zufällig hingeworfene Aeußerung wurde wie ein Orakel aufgenommen. Doch er hatte längſt den Lohn hinweg, denn ein Kuß von Coelinens Lippen, beim Pfänderſpiel ſchlau errungen, machte ihn gefühllos gegen jedes Lob. Als der Abend zu ſchnell herankam und die Wagen im Hofe raſſelten, hätten ihm die Ohren klingen müſſen. Die jungen Damen im Ankleidezimmer unterhielten ſich nur von ihm, und bei'm Abſchiede erhielt er Blicke, die jeden hätten glücklich machen können, der glücklich ſeyn wollen.

Aber Acerbi mußte bei der Gräfin am Fenſter ſtehen und andere Bemerkungen hören, die, wenn er ſie theilte, wenig jene zu ſeinen Gunſten überſtrömenden Gefühle vergalten. Sie muſterte die abfahrenden

Gäste mit scharfer Zunge, und jeder Wagen, der von der Rampe hinunterrollte, nahm seine Portion Spott mit sich.

„Da steigt meine gute Cousine aus Schöneich in die Kutsche. Sie soll sehr witzig sein, thut aber leider in Gesellschaft nie den Mund auf. — Bemerkten Sie wohl unsere gute, alte Gräfin? Noch immer so zierlich, wie vor ein und dreißig Jahren, als sie in der festen Ueberzeugung, ein Prinz wollte sie entführen, bei Nacht und Nebel in die Kutsche hüpfte. Es war zwar nur ein Abenteurer, und die gute Tante nachher seelenvergnügt, als der einäugige, alte Graf, den sie früher nicht ansehen mochte, sie schleunigst heimführte. Die Hoffnung auf einen Prinzen hatte sie aber darum noch nicht aufgegeben, und wenigstens für ihre Cäcilie spekulirt. Das gute Kind hat auch alle Ansprüche darauf, wenn nur die Jahre nicht vor der Zeit gekommen wären, — ich glaube sie ist kaum über dreißig. Sie sahen Sie doch, Baron, mit dem bloßen Hals, den flatternden Locken und dem Gurtröckchen. Jetzt sind sie schon so bescheiden, dem kleinen, etwas verwachsenen Junker nachzugehen, und ich glaube, sie angelten ihn gewiß, wenn der Mensch nur nicht die sonderbare Abneigung gegen ein vorspringendes Kinn empfände, und das unserer kleinen Cäcilie nähert sich doch noch lange nicht so der Nasenspitze wie bei der gnädigen Mutter."

Die Excellenz wurde jetzt herausgeführt und Kessel machte den Wagentritt auf.

„Sehen Sie unſern trefflichen Staatsrath, wie er ſich freut, einen Jünger ſeiner Staatskunſt gefunden zu haben. Sie wiſſen vielleicht nicht, Baron, daß unſre Excellenz zu ihrer Zeit ein kleiner Miniſter war. Er hatte ſeinen ganzen Scharfſinn aufgeboten, eine freie Reichsſtadt, die mitten in ſeines Fürſten Gebiete lag, durch Zölle zu belagern. An dieſem Projecte nagt er nun ſeit ſeiner Entlaſſung ſechs und dreißig Jahre, und wer ihm in die Nähe tritt, wird unbarmherzig in die Belagerung mit gezogen. Seit den ſechs und dreißig Jahren iſt zwar die Reichsſtadt längſt dem Fürſtenthume einverleibt, und die ganze Belagerung unnütz, aber der treffliche Kopf weiß ſchlau zu lächeln, wenn man ihm das einwirft, und hofft auf die Rückkehr der guten alten Zeiten, wo Alles wieder in den alten Stand geſetzt wird. Muß man das Vertrauen nicht bewundern?"

— Doch der Marquis, gnädige Gräfin? —

„Ein Marquis? ich wüßte nicht, daß ein Marquis hier war?"

— Er ſteigt ſeitwärts in die Droſchke. —

„Ach der Spieler!"

— Wie! nicht Marquis? —

„Freilich. Ob er es iſt, weiß ich nicht. Doch

nein, gewiß nicht — Kennen Sie nicht den Marquis Fabiani?"

— Also ein Italiener? —

„Ich weiß nicht. Dazu spricht er zu gut Deutsch. Baron, Sie müssen längere Zeit unsere Bäder nicht besucht haben. Er hält Bank."

— Ich war seit Jahren in Frankreich. —

„Das ist gleichgültig. — Da rollt der alte General ab; er ist noch der erträglichste unter den Narren."

— Aber, meine Gnädigste, wie ist es möglich, wenn man den Charakter dieses Subjects kennt, daß er in diese Gesellschaft sich wagen darf? —

„Wollen Sie es ihm streitig machen, um sich mit ihm zu schießen? Kein schöner Blick lohnte Ihnen den Ritterdienst. Stört er denn? Er ist Marquis, weil er sich dafür ausgiebt. Wem schadet das? Wenn er sich Peter oder Paul nennt, so würde er nicht hier seyn. Wollte er sein Marquisat verpfänden, würde man nach den Urkunden, wollte er ein Canonicat haben, würde man nach seinem Stammbaum fragen. Um für die Gesellschaft adlig zu seyn, kommt es ja nur darauf an, daß der Eine es sagt und die Anderen nicht widersprechen."

— Ich hätte es ihm auf den ersten Blick ansehen mögen, — sagte Acerbi rasch.

Die

Die Gräfin lächelte: „Ich wünschte, Baron, daß Sie nicht so scharf sähen. Nimmt man uns den Schein, wie viel bleibt dann noch in dem Schmetterlingsleben?“

4.

Der Abend versammelte den Familienkreis in einem kleinen, alterthümlich verzierten Eckzimmer. Teppiche bedeckten den Boden, Tapeten die Wände; auch schimmerten die Fenster nur aus den tiefen Nischen hervor, und nichts nacktes störte den heimlichen Eindruck des nicht zu stark durch Wachskerzen beleuchteten Wohnzimmers.

„Sie gehören nicht eigentlich in meine Familie,“ sagte der Graf, als Acerbi die Porträts an den Wänden besah. „Mein Vater aus einer Seitenlinie überkam Schloß und Herrschaft erst kurz vor seinem Tode, als die ältere Linie ausgestorben war. Sämmtliche Herren und Damen in Perücken und Frisuren, die Sie auf den Sälen und Corridoren finden werden, rechne ich nur zu meinen Cousins und Cousinen, keineswegs zu meinen Ahnen.“

— Und sie wandern doch hoffentlich bald in die Rumpelkammer? — sagte die Gräfin, welche sich mit Evelinen bei einer weiblichen Arbeit niedergesetzt hatte.

„Gnädige Gräfin, warum so barbarisch gegen die

Schönheiten der vergangenen Jahrhunderte?" fragte Acerbi.

— Baron, Sie wollen doch nicht Reifröcke und hohe Frisuren in Schutz nehmen? Ich entsetze mich vor Ihrem ritterlichen Geiste. Allenfalls lasse ich mir noch die Burgfräuleins gefallen mit steifgeflochtenen Röcken und formlos aufgebundenen Locken; allein gepuderte Frisuren und Schönpflästerchen werden in keiner Romantik geduldet. —

„Und doch hat uns Walter Scott sogar in das Reich der Perucken geführt," bemerkte der Gast.

— Aber die einzige Diana Vernon, wenn ich sie mir in hohem Toupé denken muß, kann mir alle seine Romane noch widriger machen, als sie langweilig sind. —

„Diana Vernon ist meine Heldin," sagte Eveline, „und nicht allein zu Pferde. Ich mag sie mir vorstellen in der von der Mutter so fürchterlich geschilderten Tracht; ich habe mir sogar ihr Zimmer ausgemalt in dem alten Osbaldistone-Castle."

— Mit geblümten Tapeten und bunten Jagdgemälden, — fiel Acerbi schnell ein, — einem mächtigen Rauchfang; schön karrirte Fliesen wie ein Schachbrett am Boden; die weißen Armstühle mit gewundenen Füßen und goldenen Leisten, gekrümmte Wandtische, himmelhohe Spiegel. —

„Am Ende vertheidigen Sie auch die Korsets und Toupés," unterbrach ihn die Gräfin lebhaft.

— Die Schönheit bleibt immer Schönheit, — entgegnete Acerbi, — und ich will nicht läugnen, ich finde einen gewissen R[illegible] in der so verschrieenen Tracht. —

„O! Sie sollen in einem Zimmer wohnen, wo der gute Geschmack seit hundert Jahren ausgezogen ist. Aber verlieben sollen Sie sich auch in die Damen aus dem goldenen siècle, und ich bestelle, daß sie aus ihren Rahmen treten, und Ihnen, wie Washington Irving's nervenschwachem Herrn, einen Besuch im Zwielicht abstatten."

— Sie sollen mich bereit finden, — sagte Acerbi mit scherzhaftem Pathos, — den Schäfer aus jener Zeit zu spielen. —

„Erst indessen, Baron, müssen Sie andere Geister kennen lernen," nahm der Graf das Wort, „die meiner wahren Vorfahren im Ahnensaale. Doch ehe wir zu solchem feierlichen Besuche schreiten, was ich nicht ungern Abends bei Kerzenlicht thue, leeren wir einige Römer alten Rheinweins, der vortrefflich thun wird nach dem leeren Geschwätz des ermüdenden Tages."

— Und Eveline soll vermuthlich als Burgfräulein ihn kredenzen? — fiel die Mutter ein, als der Jäger

schen die hohen grünen Gläser auf silbernem Brette hereintrug.

Der Wein war vortrefflich, und Eveline versah ihr Amt mit hoher Anmuth. Das Zimmer schien sich immer mehr zu runden, die Gesellschaft sich näher zu kommen. Der Graf wurde gesprächig, herzlich. Im Verlauf der Unterhaltung wich immer mehr jene vornehme Schärfe, welche man zuerst an ihm bemerkte. Was zu anderen Zeiten als Ruhmredigkeit erscheinen mögen, war hier edle Offenherzigkeit. Er sprach gern und viel von den Thaten und dem Glanze seiner Ahnen. Das Reichskammergericht fehlte freilich nicht unter den helleren Schlachtscenen in Stahl und Eisen. Acerbi's Theilnahme schien nicht erheuchelt; sie erweckte die volle des Grafen für seinen Gast. Eveline blickte von ihrer Stickerei zuweilen stumm, doch nicht antheillos, auf die Gesprächführenden hinüber. Nur die Gräfin war bald ermüdet und gab das Zeichen zum Aufbruch.

„Sie folgen uns nicht in den Ahnensaal?" fragte der Graf seine Gattin.

— Nein, mein Gemahl, — antwortete sie gähnend, — ich fürchte mich —

„Also doch einmal Furcht vor den Bildern!"

— Daß sie mich noch schläfriger stimmen. —

Eveline bat jedoch um Erlaubniß, den Vater be-

gleiten zu dürfen. Zwei Jäger gingen mit Fackeln vorauf. So traten sie durch verschiedene Corridore und Zimmer. Zehn Schritt vor ihnen rissen die Diener jedesmal die großen Flügelthüren auf, und der Gast durfte vermuthen, daß man ihn nicht den nächsten Weg führe, indem das Gemüth auf den ernsten Anblick vorbereitet werden mußte. Der Ahnensaal war geräumig, mit dumpfer Luft angefüllt. Harnische, Gewehre und andere Jagdtrophäen hingen zwischen den Bildern, die sich durch nichts vor anderen ähnlicher Bestimmung auszeichneten. Der Graf gab sich Mühe, eine Familienähnlichkeit in den Porträts durchzuführen, was ihm, besonders bei den älteren, nicht schwer fallen konnte. Verriethen doch alle Häupter, die vor dem dreißigjährigen Kriege gelebt, von demselben Pinsel grell auf die Leinwand geworfen, daß sie, in Ermangelung echter Porträts, nur von der Phantasie des Malers geboren waren.

So konnte Graf Wilhelm von Arnheim, der neue Begründer des Hauses nach dem dreißigjährigen Kriege, eine sprechende Aehnlichkeit mit dem ersten bekannten Familienhaupte unter den Saliern haben.

So lange der Graf die einzelnen Thaten der Männer aufzählte und dazu Harnische und Trophäen aufwies, war Acerbi Aug' und Ohr; als er aber in der gerunzelten Stirn des ersten Otto den finstern

Sinn des letzten Ambassadeurs, nach dessen Tode die Herrschaft auf die Seitenlinien übergegangen, wieder erkennen wollte, mochte der Wirth den Unglauben in den verzogenen Mundwinkeln seines Gastes lesen. Er war selbst zu klug, nicht im Augenblick die Abschweifung seiner Phantasie einzusehen, und zu aufrichtig, den Irrthum festhalten zu wollen.

„Bemühen Sie sich nicht, Baron, ein ernstes Gesicht zu machen," sagte er. „Wir wollen uns einander nicht täuschen. Es sind Albernheiten. Die Phantasie liebt es, so zu spielen, aber sie soll nicht mit Freunden spielen, die mehr Aufrichtigkeit verdienen."

Eveline suchte ihre Lieblingsgesichter in einem entfernten Theile des Saales, und der Graf sah nicht scharf, sonst hätte er eine heftige Unruhe auf Acerbi's Gesicht bemerkt. Beide hatten sich in ein altväterisches Sopha gesetzt. Es schwebte ein ungemeines Wohlwollen um die Lippen des Grafen, Momente der Güte, wie sie zuweilen auf dem Gesichte des Richters den Verbrecher zum Geständniß bringen. Acerbi's Hand lag in seiner. Es war, während Beide sich schweigend anblickten, als hätte Jeder wirklich etwas auf der Seele, was er dem Andern vertrauen müsse, oder als fühle er doch das Bedürfniß durch irgend eine Herzensmittheilung die Zuneigung des Andern zu vergelten. Endlich brach es von Acerbi's Lippen:

„Graf Arnheim, nicht weiter mit Ihrem Vertrauen. Wäre ich vielleicht nicht der, den Sie in mir vermuthen, möchte Sie etwas gereuen — ein Geheimniß —"

— Still, ſtill, — fiel ihm der Graf lächelnd in's Wort. — Man ahnet und weiß Geheimniſſe zu ehren. Erlauben Sie uns doch, Sie als Baron Acerbi, ſo lange Sie es wünſchen, hier willkommen zu heißen. —

„Indeſſen wenn die Sprache des Herzens —"

— Baron, da bin ich nicht mehr der Mann für; wenigſtens verlernte ich das aus der Jugend Ueberkommene. Ich verweiſe Sie an die Damen, ſie ſehen fein und ſcharf. —

Indem ſchwebte Evelinens weiße Geſtalt haſtig von der andern Seite des Saales heran. Die Fackel des Jägers beleuchtete einen höhern Roſenhauch als je auf dem zarten Teint ihrer Wangen.

„Gnädiger Vater, um des Himmels Willen, welche Aehnlichkeit! Baron, ſehen Sie ſich ſelbſt dort —"

— Dann müßte ich ſterben! — rief Acerbi aufſpringend.

„Nicht doch, ein Bild — ein Bild, kommen Sie, Vater."

— Das wäre doch ſonderbar! —

Die junge Gräfin führte ſie in eine Thurmniſche,

wo ein hiſtoriſches Bild, faſt verſteckt, aufgehängt ſtand, wiewohl die charakteriſtiſchen Züge der Geſichter ihm Recht auf einen beſſern Platz gegeben hätten.

„Sehen Sie die hohe Stirn, das Haar gerade ſo heraufgekämmt wie bei'm Baron, die funkelnden Augen, die unruhigen Lippen. Die Aehnlichkeit wird jeden Moment täuſchender, denn Sie wurden gerade ſo blaß im Augenblick.“

— Es ſcheint ein Sterbender, — ſagte Acerbi. — Die Farben ſind ſo nachgedunkelt, daß man kaum die Umriſſe der Geſtalten erkennt. Er hebt die Hand auf, wie etwas zu betheuern. Jemand hält ihm ein Buch hin. Ein intereſſantes Geſicht. Wer iſt es? —

Der Graf ſah unmuthig nieder. Einlenken war indeſſen zu ſpät. Er ſagte verdrießlich:

„Es bleibt ein trüber, ungewiſſer Moment in unſerer Familiengeſchichte, die leider auch ihre Flecken hat mitten in leuchtenden Epochen. Der Mann dort galt für einen Impoſtor. Auf dem Todbette will man, daß er bekannt habe. Ein esprit-fort unter den Nachkommen ließ, ſeine Abſtammung und ſeine Familie ſelbſt zu verhöhnen, das Bild malen, das man eigentlich hätte vernichten ſollen.“

— Ich glaube es nimmermehr, — ſagte Eveline. — Unſer ſchöner intereſſanter Ahnherr darf kein Betrüger geweſen ſeyn; wir ſind ja alle von ſeinem Blut. —

„So etwas verliert ſich in den Nebel der Vorzeit," bemerkte Acerbi, „den keine Kritik Recht und Macht hat zu zerſtreuen. Sie ſind und gelten einmal —"

— Als Grafen Arnheim, — ſchloß der Vater, — und der Beſitz, geheiligt durch die Tradition, iſt das einzige Element, worauf Sicherheit und Ruhe der Völker beruhen. —

Die übrigen Bilder durchlief man ſchneller.

„Sie werden noch genug Muße finden, was Ihnen hier intereſſant, näher zu beſehen. Für heute Nacht, da wir ſchon weit in die Mitternachtsſtunde vorgerückt ſind, entlaſſe ich Sie an jener Thür, welche in Ihre Zimmer führt. Meine Gemahlin hat ſie für Sie beſonders ausgeſucht. Ob Sie aber den jahrealten Staub von den Möbeln abgekehrt finden, dafür ſtehe ich nicht, denn man wollte Sie Ihnen ganz in dem Zuſtande gönnen, wie die letzte Beſitzerin ſie bewohnte."

Acerbi bemerkte, in dem aufgeregten Zuſtande wie er ſeine Zimmer betrat, wenig ihren phantaſtiſch alterthümlichen Schmuck. Er warf ſich nieder in einen Lehnſtuhl. Tauſend Erinnerungen, tauſend Bilder, die ihn anpackten, hatte er zu bekämpfen. Er riß die Halsbinde auf und warf ſie auf die Diele. Die Weſtenknöpfe ſprangen, und plötzlich das Hemd ward ihm zu drückend auf der Bruſt.

„Warum das Alles? — Warum der Zwieſpalt? — Warum dieſe halbe Natur, dies Ringen zwiſchen dem Stolz des Giganten und tugendhafter Wehmuth? — Der citle Geck iſt glücklich, warum gab mir nicht die Natur den Leichtſinn jenes Keſſel!"

Wie unzufrieden mit ſeiner Vergleichung ſprang er auf, und maß mit ſtelzen Schritten das Zimmer. Der Kohlenſchein aus dem Kamine beleuchtete die lebensgroßen Figuren auf den gewirkten Tapeten. Herren und Damen in Reifröcken, Hackenſchuhen, Treſſenhüten, und doch als Dianen und Endymions mit Hunden und Spießen auf der Jagd. Sie bewegten ſich, wenn ein leiſer Windzug hinter dem morſchen Tafelwerk ging. Der Flammenſchein röthete ihre grotesken Züge.

„Lacht nur," rief er drohend, „ich gehöre doch zu Euch. Hier ſind Beweiſe —" er klopfte auf ein kleines Mahagonikäſtchen. „Ich bin kein Impoſtor. Nein!" ſchrie er auf. — „Alle dieſe Beweiſe ſind nichts gegen den Beweis hier in der Bruſt. Ich will und werde unter Euch treten, ſo ſtolz als Ihr, denn das Blut lügt nicht." Er riß die Kleider ab und begrub das glühende Geſicht in die Kiſſen des Himmelbettes.

5.

Als er ſpät am Morgen erwachte, blickte ein unbeſchreiblich ſchönes und mildes Geſicht auf ihn nieder. Der Teint noch weißer, zarter als Evelinens, auf den Wangen kaum ein leiſer Hauch von Röthe. Die Augen, das helle Himmelsblau, ſahen wehmüthig unter den blonden Wimpern auf den Schläfer. Es perlten Thränen darin, ſonſt mochte ein helleres Feuer daraus ſtrahlen. Nie hatte er ein ſchöneres Weib geſehen. Es war nur ein Bild, das über ſeinem Bette hing, und doch ſchämte er ſich vor den hellen Augen, gebadet im Schmerz, der Träume, die ihn geängſtigt. Selbſt als er, raſch aufgeſprungen und in die Kleider gefahren, das Porträt genauer muſterte, konnte die hohe, entſtellende Friſur, der geſchmackloſe Putz der Schultern nicht dem erſten Eindruck ſchaden. Er ließ die Gardinen erſt fallen, als die Thüre aufging und der Graf, ſeinen Gaſt zu begrüßen, eintrat.

„Was konnte hier ſo Ihre Aufmerkſamkeit feſſeln, werther Baron?“

— Nichts! Es war nur ein Bild. —

„Wieder etwa ein Verwandtes?“ Der Graf ſchlug die Gardinen zurück, und ſchien ſelbſt und nicht angenehm überraſcht.

— Lebt sie noch? — fragte Acerbi, und verrieth in der Einen Frage die ganze Theilnahme, die ihn dafür belebte.

„Wenigstens wenn sie lebte," entgegnete der Graf, seinen Gast fixirend, „wäre sie nicht mehr die, für welche ein junger Mann heut noch entglühen möchte."

— Sie verstehen mich falsch —

„Sie sehen am Anzuge, daß es eine Schönheit vergangener Jahre ist, aber schön war sie, sehr schön." Es war, als quelle eine Thräne aus den Wimpern des Grafen. „Ich habe nie ein Gesicht gesehen, was so auf den ersten Anblick durch Hoheit, Sanftmuth, Adel, Seele und ein Feuer für alles Schöne und Edle einnahm. Baron, Sie scheinen seltsam bestimmt, beim ersten Eintritt in unser Schloß mit den Unglücksbildern unserer Familie vertraut zu werden."

Der Gast drückte sein Verlangen, von dem Original des Bildes zu hören, aus. Der Graf sah nach der Uhr und meinte, die Frühstückzeit bei den Damen sey noch nicht gekommen; sie könnten vorher eine Promenade unter der hohen Lindenallee am Schlosse machen. Doch schien es, während Beide schweigend eine Weile in den feierlichen Naturhallen auf und abgingen, als suche der Wirth in den vom Morgenlicht durchleuchteten Wipfeln den Anfang seiner Geschichte. Endlich begann er etwas sonderbar:

„Sie liebte auch dieſen Spaziergang. Früh mit den erſten Sonnenſtrahlen ſchwebte Eſperance wie eine Nymphe des Waldes über den glatten Kies, ein Buch in der Hand, einen Lieblingsdichter, ich glaube es war Milton, und las ſo lange, bis die eigene ſchöne Seele weiter dichtete und das ſchwimmende Auge hinauf nach einer unbekannten Heimath jenſeits der grünen Wipfel ſchaute. Sie merken an meiner poetiſchen Sprache, daß ich nicht gefühllos gegen ihre Reize war. Ich will Ihnen bekennen, — denn Baron, es iſt mir, als könnte ich Ihnen nichts verheimlichen — daß ich bei'm erſten Anblick der ſchönen Eſperance gefangen war. Die Verhältniſſe konnten nicht günſtiger ſeyn. Sie war das einzige Kind aus der älteren Arnheimſchen Linie; nach ihres Vaters Tode fielen die Güter dem meinigen und durch ihn mir zu. Ihre Allodial-Erbſchaft war unbedeutend. Beide Eltern wünſchten die Verbindung: ſie war längſt beſprochen, auch Eſperance mußte davon wiſſen, und doch, wie war ſie unbefangen und heiter als ich, verwirrt von ihrer Schönheit, von dem Gedanken, ſie einſt mein zu nennen, zum erſtenmale vor ſie trat. Ich mußte ſchon nach wenigen Tagen mein Glück ganz kennen lernen. Ich überraſchte ſie eines Morgens und hier in dieſem Gange gab ich den Gefühlen Worte. Baron, ich wünſchte, ich könnte Ihnen die hohe ſanfte Geſtalt

hinmalen. Bis dahin hatte ich sie geliebt, ohne mir Rechenschaft geben zu können weßhalb; von dem Moment an, wo sie mich zurückwies, wußte ich es, und die Liebe wuchs mit der Verehrung. Eine unbeschreibliche Hoheit und Güte lag darin, wie sie den Kopf schüttelte; selbst ihr Lächeln hatte nichts Beleidigendes. Sie drückte mir die Hand und sprach nichts als: „Nein, lieber Vetter!" Aber in dem gehobenen Silbertone des Wortes Nein lag das ganze Gewicht des sanften Verwurfs. Ich war in dem Augenblick davon durchdrungen; ich hatte sie nicht verdient, es war eine Anmaßung von mir, ja ich hätte ihr mögen zu Füßen sinken aus Dank für die unaussprechliche Huld. Sie ließ mich auch nicht fort, ich mußte mit ihr auf und ab gehen, und die ganze Gewalt ihrer himmlischen Seele bewährte sich in dem Trost, den sie mir zusprach. Ich konnte zuletzt ihre Hand an meinen Mund pressen, und durch mein ganzes Leben darf ich Sie versichern, Baron, war dies ein Lichtpunkt, der mich in den trübsten Stunden erheiterte. Am Sterbebette meiner ersten Gattin, als die Hand einer werthen Lebensgefährtin in der meinen erkaltete, erschien sie mir und der Trost kam mit dem Todesengel. Ich war während der unglückseligsten Zeit unseres Vaterlandes in böse Händel verwickelt. Mein Todesurtheil schien gesprochen, mein Leben hing ab von

einer Verdauungslaune des Weſtphäliſchen Königs, die Freunde verließen mich im Gefängniſſe; nur Eſperance trat durch die Mauer, ich fühlte ihren warmen Händedruck, ſah ihr mitleidig ſchönes Auge, das immer voll Troſt ſtrahlte, und ich erwachte heiter und geſtärkt. — Gewiß, Baron," ſagte der practiſche Mann nach einer kleinen Pauſe, ſich von dem Aufwand poetiſcher Gefühle zu erholen, „welcher Troſt ſchon in der Art liegt, wie man uns das Unangenehme beibringt! Nur das Rohe beleidigt. Sprache, Sitte, feine Geſinnung ſind ſo unendlich reich, daß die Hälfte aller Schmerzen auf dieſer Erde damit ausgeglichen werden könnte."

Allein er ſollte aus ſeiner Nutzanwendung durch die nächſte Frage des Gaſtes wieder gewaltſam zu den vorigen Empfindungen zurückgeführt werden.

„Doch Eſperance, was ward aus ihr? Wo iſt ſie?"

— Verſchollen! Vielleicht im Grabe, vielleicht — doch wozu mit Vermuthungen ſich quälen! Baron, es waren damals ſo excentriſche Zeiten in der Politik, wie heut in der Poeſie. Der erſte Freiheitstaumel aus Paris war über den Rhein gedrungen. Die edlen Seelen — doch Sie lächeln, wenn ich Ihnen bekannte Zuſtände ſchildere, und eben ſo wenig hilft mein Moraliſiren heut über Verkehrtheiten, die wir

vor dreißig Jahren begingen. Die Frauen zumeist fühlten sich ergriffen von den neuen, herrlichen Ideen, die aus den Mördergruben und Kerkern des Aberglaubens ein Reich des Lichts und der Freiheit schaffen sollten. Vergoß ich doch selbst eine Thräne der Rührung, wenn ich Esperance begeistert reden hörte von dem alten Naturzustande und der allgemeinen Glückseligkeit. Voltaire und die meisten Apostel der Zeit hatte sie freilich nie geliebt. Rousseau nur in so weit, als sie dabei eine gute Christin bleiben konnte. Aber was wir heut Katholicismus und Mysticismus nennen, regte sich schon bei ihr im voraus. Ihre Mutter war eine beschränkte Person, ihr Vater ein entnervter Spötter, der sich allenfalls freute, wenn die von uns angebetete Tochter die alten Rechte verwarf, welche er doch auf keinen Sohn vererben konnte. Sie fand da keinen Widerstand, aber auch keine andere Nahrung für ihre Ideen, als daß das veraltete Wesen sie anekelte. Dagegen war ein junger, schöner Hofmeister im Schlosse, eine Klasse Leute, welche dazumal oft sehr gefährlich in den Häusern des Adels wurden. Heut sind die jungen Theologen, welche man dazu nimmt, entweder eingebildete Pietisten, oder mit der rationalistischen Grobheit begabte Anhänger des altdeutschen Wesens, welche man ruhig mit den jungen Damen allein lassen kann. Dazumal waren sie häu-

häufig gebildeter als wir und spotteten über die Vorurtheile mit so viel Witz und Liberalität, daß sie die Herzen der Schönen nicht selten gewannen. Wodurch es dem im Schlosse gelungen, habe ich nicht erfahren. Ich glaube aber immer, daß die sanfte Schwärmerin sich mehr selbst getäuscht hat, als sie getäuscht wurde, denn der Mensch hatte bei allen geselligen Talenten etwas Brüskes an sich. Sie schien ihn mehr zu fürchten, als zu lieben. Vielleicht hatte sie sich in ihrer Schwärmerei die Aufgabe gestellt, ihr Schicksal an das seine zu knüpfen. Aus ihren späteren Briefen leuchtete ein solcher Sinn hervor. Es schien ihr straffällig, eine Gräfin zu seyn, Unterthanen zu haben und dergleichen. Es dünkte ihr wie eine Aufgabe zu ihrem Märtyrthum, alles zu verlassen, was sie durch Geburt besaß. Ich weiß nur, daß ich sie einmal überraschte, als ihr der Hofmeister die Unterredung des Posa mit dem König Philipp vorgelesen. Er ging stürmisch im Zimmer auf und ab, ihre Augen schwammen in hellen Thränen. „„Ja Vetter,““ sagte sie, und drückte mir die Hand, „„es werden große Zeiten kommen!““ Wenige Tage darauf war sie mit ihm verschwunden. Der Brief an den Vater war herzzerreißend; ich kann aber nicht sagen, daß er ihn darniedergeworfen, denn der Graf war für die tieferen Gefühle seines Kindes nicht empfänglich. Die

Mutter tröstete man damit, daß der Mensch doch eigentlich von Geburt ein Edelmann sey. Beide starben, aber sie hätten auch sonst sterben müssen. Das war nicht das Schlimmste, aber für uns war der Gedanke fürchterlich, daß das holde Geschöpf nicht einmal glücklich geworden durch den Betrüger. Sie waren nach Paris gegangen. Ob er sich mit ihr trauen lassen, war für jene Zeiten gleichgültig. Aber der niedrige Bube schätzte nicht einmal die geraubte Perle; so viel konnte ich aus den spärlichen, kostbaren Nachrichten schließen. Sie trennten sich wieder, das weiß ich, ob er sie aber verlassen, ob er umgekommen unter Blut und Wollust, in die er sich gestürzt, oder ob sie, erwacht aus dem Sinnentaumel, sich aus den Krallen des Geiers losgerissen, blieb mir unbekannt. Sie blieb für mich die Heilige, die sie gewesen. Sie ist wieder dürftig über die Grenze gekommen, und in einem Winkel Deutschlands verschwunden. Alles was einem Menschen möglich, habe ich versucht, ihren Aufenthalt zu erfahren, aber vergeblich blieb es in jenen Zeiten, wo Tausende von Auswanderern die unruhigen Grenzländer überschwemmten. Endlich kam ein Brief von ihr. Sie hatte von meinen Bemühungen gehört. Bei meiner Seligkeit beschwor sie mich, abzulassen von meinen Nachforschungen. Sie müsse und wolle todt bleiben für ihre Familie und Freunde:

führe ich fort sie zu suchen, müsse sie ihr mit Schmach bedecktes Daseyn am äußersten Winkel der Erde verbergen. Ich bin glücklich, lieber Vetter, schloß sie, und daß wir uns nie wieder sehen dürfen, daß ich nie von Ihnen das Allerkleinste annehmen darf, brauche ich Ihrem Zartgefühl das zu sagen? — Baron, es war eine Folter, als ich die Worte las: Ich bin glücklich. Nun, die Dulderin wird jetzt glücklich seyn. —

Sie waren an das Portal getreten, der Graf ergriff noch einmal die Hand des schweigenden Gastes: — Ich habe Ihnen heut einen Mann gezeigt, der für die Welt längst todt ist. Der heutige Graf Arnheim ist ein anderer als jener vor dreißig Jahren, und ich hoffe, Sie verrathen Niemand, daß der alte wieder einmal in der Lindenallee erschienen ist. —

6.

„Um des Himmels willen erlösen Sie uns!" Mit diesen Worten begrüßte die Gräfin den Baron, als beide Männer in das Frühstückzimmer traten. „Der junge Kessel ist unerträglich!"

Daß er es wirklich sey, davon sprach auch ein freundlicher Blick Evelinens, welchen sie ihm aus einem Gespräch mit dem Studenten sehnsüchtig herüberwarf.

„Drei Viertelſtunden quält uns der Menſch mit ſeinen Staatsverbeſſerungen," fuhr die Gräfin fort, „alle ſo geiſtreich wie die unſerer Excellenz. Wenn er nur ein Dutzend Edelleute köpfen ließe, gewönne die Sache doch wenigſtens ein Criminalintereſſe; aber er plagt uns mit Idealen und Idioten von vollkommenen Miniſtern, um einzuſchlafen."

— Ich will ihn ſchon vertreiben, — ſagte Acerbi. Keſſel war in der That noch einmal ſo verlaut, als in den vorigen Tagen. Das Glück derſelben hatte ſeinen leichten Sinn in die Höhe geſchnellt. Er verſtand weder die Sarcasmen der Gräfin, noch die Gleichgültigkeit, welche Eveline mehrmals offen an den Tag legte; es bedurfte der bittern Invectiven, welche Acerbi gelegentlich gegen ihn losließ, um ihn wieder zum moraliſchen Bewußtſeyn ſeiner Lage zu bringen. Da verſtand er endlich den Wink der Gräfin, welche vom ſchönen Wetter ſprach und ihn aufforderte, nachdem er ſo lange die freie Natur in der langweiligen Geſellſchaft der Damen verſäumt, die Morgenbeleuchtung der Hügel hinter dem Park ja zu genießen. Gezwungen wanderte er ab, und man ſah ihn langſam und verdroſſen nach der Gegend ſchlendern, deren Schönheit er bewundern ſollte.

„Ich begreife die Damen nicht," ſagte der Graf

aus seinen Briefen und Zeitungen heraus, die ihm der Landpostbote in der verschlossenen Mappe gebracht. „Der junge Mensch hat ein blasses, längliches Gesicht, lebendige Augen, ist gar nicht übel gewachsen, überdieß ein politisch verfolgter Unglücklicher, kurz alles, was ihn interessant machen kann. Auch geht ihm die Redegabe gar nicht ab, und doch macht er so wenig Glück bei uns."

— Ich bitte Sie, lieber Vater, — rief Eveline, — bemerken Sie die Unsicherheit des jungen Menschen. Er verträgt keinen festen Blick. Die untergeordnete Herkunft spricht sich in jeder Bewegung, in jeder Rede aus. Alles Höhere ist angelernt. Welches Mädchen von Stande könnte sich in ihn je verlieben, da ihm jede Festigkeit, jedes Bewußtseyn abgeht! —

„Ach! und er ist unerträglich langweilig," setzte die Gräfin hinzu.

— Ich begreife überhaupt nicht, Herr Graf, — nahm Accerbi die Partie der Damen, — weshalb Sie so viel Umstände mit dem Burschen machen. Abgesehn von der That, auf welche er pocht, die, wäre sie wahr, ihn nur immer zum Gegenstande des Mitleids machte, — man wurfe ihm ein Paar Thaler hin und liese ihn laufen — je ist ja jede Bewegung des Muskelspiels, jede Bewegung des Fußes, der Hand

Lüge — ich ſage nicht Lüge, eine ſolche, wo der Stolz auf ein inneres Bewußtſeyn gegründet wäre, was ich nicht Lüge nenne, nein, eine leere Lüge der Eitelkeit. —

„Sie haben etwas gegen ihn," unterbrach der Graf den Gaſt, der ſich zu verwirren ſchien, „und wenn Sie mir die Bemerkung erlauben, dünkt es mir wie ein Vorurtheil, denn ich bemerkte Ihr Mißbehagen gleich bei der erſten Begegnung."

— So iſt es wol gegenſeitig, — ſagte Eveline lächelnd, — denn, Baron, ich kann es Ihnen nicht verbergen, auch der junge Menſch liebt Sie nicht; vielleicht tröſtet es Sie aber, daß er Sie auch fürchtet. —

„Ich will nicht läugnen, daß dieſer Geiſt der Unwahrheit, ich ſage dieſer unwahre, nichtige Geiſt, gerade wie er hier ſich ausſpricht, mir bei'm erſten Anblick des Studenten klar wurde. Die Natur gab mir nun einmal einen idioſynkratiſchen Widerwillen gegen die leere, von keiner Kraft des Gefühls getragene Eitelkeit."

— Es hat doch vieles ſeine Richtigkeit von dem, was Keſſel vorbrachte, — ſagte der Graf. — Die Geſchichte ſelbſt ruht in einigem Dunkel. Allein er genießt bedeutende Protektionen an den verſchiedenſten Orten. Empfehlungsbriefe und Unterſtützungen ſind

ihm von den angesehensten Staatsmännern zugeflossen Er hat sie mir selbst gezeigt. —

„Sind Sie überzeugt, daß sie nicht nachgemacht sind?" fuhr Acerbi heftig auf.

— Nicht zu vorschnell, mein junger Freund, ein Falsum zu imputiren! Ein Betrug darf nie vermuthet werden. Das ist der heiligste Satz des Rechtsgelehrten. Ueberdies habe ich mich überzeugt. —

„So waren es vermuthlich Staatsmänner von so erleuchtetem Ingenium wie unsere Excellenz von drüben," fiel die Gräfin ein.

— Es kann Verhältnisse geben, meine Theure, wo auch Gewichtigere sich solcher Werkzeuge bedienen. —

„Die man nachher verläugnen kann," unterbrach ihn der Baron.

Der Graf untersuchte weiter den Inhalt der Mappe. — Sehn Sie, Baron, hier kommen Briefe an Sie, einer, Wappen und Postbemerk vom Fürsten ***, noch einer vom Staatsminister ***, der hier wird vom Hofmarschall aus *** seyn. Ein wichtiger Postag. Vielleicht enthalten Ihre Briefe Aufklärungen. —

Acerbi steckte erröthend die Schreiben in die Tasche. Der Graf aber drang in ihn sich von keiner Delicatesse zurückhalten zu lassen, und so wichtige

Nachrichten gleich zu lesen. Acerbi durchflog sie nur rasch am Fenster, kehrte aber sogleich, versichernd, es sey nichts auf Kessel Bezügliches darin enthalten, zurück. Bei'm Gespräche vermied er geflissentlich die Erwähnung der Briefe, und es schien ihm angenehm, als der Graf ihm einen kleinen Spaziertritt vorschlug.

Die Damen blieben allein im Zimmer; Eveline im weiß einfachen Morgenkleide reizender als je, war mit einer feinen Nähterarbeit beschäftigt; die Gräfin blätterte neben einer Tapisseriearbeit in französischen Broschüren. Es war eine lange Pause, bis Eveline bemerken konnte, daß die Mutter sie mit schlauen Blicken firire. Sie vermied ihnen zu begegnen, als die Augen sich einmal trafen, und ein Lächeln unwillkührlich auf Beider Lippen schwebte. Jetzt senkte Eveline vergebens die seidenen Wimpern und nähte emsiger fort, die Röthe ihrer Wangen verrieth sie.

„Eveline, wenn ich ein Mann wäre," sagte die Gräfin, „heute verliebte ich mich in Dich."

— Ich weiß, Sie lieben nicht meine Toilette, und darum mein Negligé. —

„Als hätte mein theures Kind nicht heut sein Negligé mit einer Emsigkeit vor dem Spiegel geordnet, wie kaum neulich in der Residenz das Ballkleid."

— Nach Ihren Reden, meine Mutter, wäre ich die eitelste Thörin, und ich danke Ihnen wenigstens

für die mütterliche Theilnahme, daß ich dieſe Vorwürfe nur hier unter vier Augen hören muß. —

„Du traust mir doch nicht den Mangel an Delicateſſe zu, meiner Tochter vor ihrem erklärten Verehrer Vorwürfe zu machen?“

— Erklärten Verehrer, Gnädigſte? — Sie ließ die Näharbeit fallen.

„Wie, Du erſchrickſt, und willſt nicht wiſſen, daß Du ganz und gar ſein Herz gefangen haſt?“

— Weſſen? —

„Nun des jungen Keſſel. An Dich allein richtete er den ganzen Vorſchlag, die Zollbeamten unbeſtechlich zu machen. Und hat er Dir nicht haarklein beſchrieben, wie er als Miniſter Audienz geben würde?“

— Gehen Sie mit dem unausſtehlichen Menſchen! —

„Aber der Baron, oder was hinter ihm zum Vorſchein kommen wird?“ fragte die Gräfin mit ernſtem Lächeln.

Eveline ſtand auf. — Liebe Mutter — ſo begann ſie, aber die gefällige Mutter war ebenfalls aufgeſtanden, und küßte die leichte Falte von der Stirne der ſchönen Stieftochter.

„Soll ich einmal ganz des Vertrauens gewürdigt werden, oder iſt mein Sinn dafür zu leicht und die Morgenſtunde nicht myſteriös genug?“

— Sie wissen ja eigentlich Alles, oder vielmehr eben so wenig als ich. —

„Ich wünschte es aber doch einmal im Zusammenhang zu hören, um vielleicht meine schwache Hülfe anzubieten, wenn die Heldin des Romans mich dessen würdigt."

— Eine Gewissensfrage: interessiren Sie sich wirklich dafür, meine gnädige Mutter? —

„Gnädiges Kind, schon allein deshalb, weil der Roman doch einige Abwechselung dem unerträglichen Einerlei dieses Landlebens verspricht."

— Es ist kaum der Anklang eines Romans. Sie wissen, bei jenem Balle verfolgte mich eine Türkenmaske unaufhörlich. Ich erkannte sie wieder im Domino und als Griechen. Er sagte mir Artigkeiten, die eine feine Bildung und einen ernsteren Sinn verriethen, als wir sie den Beau's des Hofes zutrauen. Ich darf Ihnen gestehen, es lag etwas so Einschmeichelndes, Würdiges und Hohes in seinen flüchtigen Complimenten, daß die Maske wohl der Maske erlauben durfte, die grüne Schleife, welche herunter gefallen war, aufzuheben und nicht wieder zu erstatten. Er steckte sie an den Busen, und sprach, indem er erklärte fort zu müssen, von einer Hoffnung, mit einer ernsten, fast möchte ich sagen, bewegten Stimme —

„Ach Gott, und dabei wird er geseufzt haben!

Liebes Kind, das iſt ein erbaulicher Anfang zu allen Romanen, die kein Ende haben.“

— Doch hörte ich früher die Anrede: „„Mein Prinz!““ mehrmals in Gruppen flüſtern, wo die Maske ſtand; ſpäter wiſſen wir ja, daß der junge Prinz ungefähr zur ſelben Zeit, wo die Maske Abſchied nahm, den Ball verließ. —

„Nun wird allerdings die Sache intereſſanter.“

— Sie wiſſen auch, — ich habe es aus Ihrem und des Vaters Munde, — daß der Prinz, als wir am folgenden Tage nach dem Park fuhren, mit ſeiner Suite an unſerer Kutſche vorüber ritt, und merkwürdige Blicke zurückwarf. Auch im Gedränge des Feſtes draußen meinten Sie, daß uns ununterbrochen Jemand beobachte; ich erinnere mich ſogar, als wir einen einſamen Waldweg einſchlugen, daß es zwiſchen den Sträuchern kniſterte, und ein ſcharfes Auge vorblickte. —

„Es hat zwiſchen den Sträuchern geknifiert. Der Roman rundet ſich.“

— Seitdem blieb es ein halbes Jahr ſtill. Der Prinz war bekanntlich im Gefolge des Fürſten von *** nach Wien gegangen. Jetzt geht dieſer nach Pyrmont, und wir finden im Poſthauſe auf dem Wege dahin den Baron, deſſen Perſon wenigſtens nach allen Anzeichen ein ſeltſames Dunkel umgiebt. Noch Aus-

sage des Posthalters steht seine Anwesenheit mit der Reise des Fürsten in Verbindung; hier empfängt Acerbi, der gar nicht zu läugnen scheint, daß dies nicht sein ächter Name ist, Briefe von den Männern, mit welchen der Prinz in genauer Verbindung steht. —

„Und meine Prinzessin Tochter," sagte die Gräfin, „ist jetzt gewiß, daß der Baron der Prinz, und der Prinz der Baron ist, um mit dem längst gewonnenen Herzen um die Hand der Gräfin Arnheim zu werben."

— Gewiß ist nichts, gnädige Mutter, — sagte Eveline etwas scharf, — ich liebe auch nicht diese Sicherheit. Das ungewisse Dunkel ist angenehmer. Ich möchte sogar eher glauben, daß es nicht so ist, als die Phantasie es sich vorspiegelt, aber das schadet nicht ihrem anmuthigen Spiele. Der Baron ist ein liebenswürdiger Mann von höherer Abkunft, feiner Bildung. Sprache und Gestalt dieselbe mit meiner Maske, ein Sinn für das Geheimnißvolle spielt in seinen männlichen Zügen, und der Geist der Unruhe, der sich aus seiner Stellung ja wohl erklären läßt, macht ihn noch interessanter. —

„Er ist von deiner Schönheit geblendet, weiß vielleicht nicht, wie er sich Dir nähern soll. Du mußt ihm einen Schritt entgegen kommen."

— Nimmermehr! — rief Eveline.

„So warten wir alſo, bis er einmal zum Frühſtück, die grüne Schleife an der Halsbinde, eintritt. Dann ſtehſt Du auf, ſeufzeſt und ſinkeſt ihm — nein nicht in die Arme — lieber in Ohnmacht, Sir Carl Grandiſſen ſpringt hinzu —"

— Ich bitte Sie, liebe Mutter —

„Hätteſt Du mir's doch früher geſagt. Ich wollte wetten, er trägt eine grüne Schleife als Uhrband. Das iſt eine verſtohlene Art die Nähe des Geliebten anzudeuten, und ich beſtehe darauf, Du mußt es ihm eben ſo verſtohlen zu wiſſen thun —"

Sie wurden unterbrochen durch das Stampfen der Pferde auf dem Pflaſter des Hofes. Die Männer grüßten hinauf, ehe ſie zum Thorweg hinausſprengten.

„Wie er zu Pferde ſitzt!" ſagte Eveline. „Und erinnern Sie ſich, Mutter, was man uns in der Reſidenz von der Vorliebe des Prinzen für alte Möbel, Kutſchen und Friſuren aus der goldenen Zeit ſagte? Es ſtimmt mit dem Geſpräche von geſtern."

Die Gräfin lachte ſo hell auf, als ihre Bildung erlaubte, küßte die Tochter noch einmal, und bat ſie, wenn der Roman fortſpielen ſollte, ihn nicht ſentimental zu halten. Lieber möchte eine kleine Komödie ihn beſchließen. Um einen Prinzen zu fangen, könne man ſchon ein Intriguenſtück ſpielen.

„Einen Prinzen fangen!“ rief Eveline entrüstet. „Ich glaube nicht, daß mir Jemand eine Intrigue nachweisen kann. Der Zufall hat den Fremden hierher geführt. Wenn unsere Neigungen sich begegnen, Sie wissen, ich pflege in meinen Entschlüssen selbständig zu seyn. Uebrigens, gnädigste Mutter, liegt ein Prinz, der nicht einmal einem Thron angehört, für eine Gräfin Arnheim in keiner solchen nebelhaften Ferne, daß — doch Sie kennen meine Gesinnungen.“

— Alles wohl gut, liebes Kind, — schloß die Gräfin das Gespräch, — aber ein Prinz, das kannst du mir nicht abstreiten, bleibt doch immer ein Prinz. —

7.

Beim Spazierritt wurde das Gespräch vom Morgen nicht wieder aufgenommen. Der Graf vermied es, wenn die Unterhaltung sich unwillkürlich oder auf Acerbi's Veranlassung darauf wandte. Eben so wenig bedrängte er den Gast mit Fragen, welche Persönlichkeiten berührten. Mit der Kunst des Weltmannes brachte er ein wohlgefälliges Gespräch in Gang, in welchem er überhaupt mehr den Erzähler spielte, ohne durch belebenden Ton oder Aufzählung geringfügiger Dinge den Andern zu ermüden. Beiläufig erzählte er von der Einführung neuerer Culturarten,

bemerkte, daß die französische Revolution doch auch ihre heilsamen Wirkungen gehabt, indem der Ackerbau in Frankreich und von Frankreich aus unstreitig gewonnen. Er grüßte die Bauern sehr freundlich, und sein Auge schien mit Wohlgefallen an den rothen Dächern ihrer zerstreuten Häuser zu verweilen.

„Wie sich Alles ändert!" sagte er. „Der vorige Besitzer, von dem ich Ihnen vorhin gesprochen, war ein Freigeist und Spötter aller unserer Recht. Er war ein lebhafter Wortfechter für die encyklopädistische Bildung der Franzosen, und doch ließ der gichtische Alte seinem Amtmann das Dach abdecken, als er es während seiner Krankheit gewagt, statt des Strohdachs sein steinernes Haus mit Ziegeln zu belegen. Kein Bauer unter ihm hätte so viel erschwungen, um einen ähnlichen Versuch möglich zu machen. Und sehn Sie ringsum! heut fängt der letzte Büdner dort an, die netten rothen Ziegeln auf die Sparren zu legen."

Acerbi drückte sein Bedauern aus, daß es in Frankreich an Unmöglichkeit gränze, die Restauration bis zur Herstellung des alt-patriarchalischen Verhältnisses zwischen Gutsbesitzern und Bauern auszudehnen. Alles stehe losgerissen in trauriger Einzelnheit, ohne nähern Verband als die prekäre Nachbarnliebe. Der kleine Hüfner stehe nun in trotziger Hülflosigkeit, ohne

vermittelndes Glied, der großen Idee des Staates gegenüber, die er kaum fassen und die ihn kaum mehr als eine Zahl beachten könne. Er reihte daran einen Panegyrikus auf die alten Verhältnisse des alten französischen Adels, der ihm wohl etwas schwer werden mochte, denn der Graf unterbrach ihn lächelnd.

„Die Wohlgesinnten sollten doch nicht immer unsre Adelsverhältnisse mit den französischen vergleichen. War das Wesen dort nicht etwas ganz Ausgeartetes, Naturwidriges, das in sich selbst zusammensinken mußte? — War es nicht ein Druck der die Menschlichkeit beschämte, wenn der Adel am Hofe in aller geistigen und physischen Lüsternheit schwelgte, indessen seine herzlosen Intendanten und Pächter das Lebensmark der Bauern aussogen? Die Zahl der Edleren war doch wirklich nur klein, die, wie in der Vendée, mit dem Landvolke ganz zusammenhielten, mit ihm duldeten und mit ihm froh waren. Mich dünkt, der alte französische Adel hat seine Ansprüche auf den alten Zustand völlig verwirkt, und thut sehr wohl daran, durch neue Gesinnungen und Auszeichnungen die ihm ganz entfremdeten Herzen der Nation wieder gewinnen zu wollen. Wie anders bei uns! Welcher frischer Lebenssaft war noch in dem alten Baum, wie noch grün das Laub, als man die Axt anlegte! In Deutschland überwog doch immer der bes-

bessere Theil des Adels seit der Reformation das brutale Junkerthum. Die liberalen Schriftsteller hatten Mühe, einen Druck nachzuweisen, und was man von der Dürftigkeit des norddeutschen Bauern spricht, so hat sie doch mehr ihren Grund in der Armuth des Bodens, im Mangel an Communication, als an dem der Freiheit. Ich weiß wohl, daß viele unserer Vertheidiger und Vertheidigerinnen mit dem alt-patriarchalischen Zustande kokettiren und von väterlicher Zuneigung für ihre Bauern sprechen, indessen Sinn und Seele nur an Hofkoterien hängt und alle Unterthanen über einen Palais-Ball vergessen sind. Aber uns Härte vorzuwerfen, ist doch unrecht, und ich mag es eben so wenig billigen, daß die Regierungen so emsig das Amt des Zerschneidens und Trennens der wenigen Reste der alten Bande übernehmen."

Acerbi dünkte die Gesinnung des Grafen fast zu gemäßigt. Er wäre auch eifriger im Thema fortgefahren, hätte nicht sein Wirth die Bemerkung einfließen lassen, er müsse sich wundern, wie ein so eifriger Vertheidiger des aristokratischen Princips so wenig mit der Grundlage desselben, dem Landbau, vertraut sey. Denn bei'm Hinreiten an den Feldern hatte er gelegentlich seine offenbare Unwissenheit verrathen, und Gerste mit Hafer verwechselt. Der Wirth merkte die Verlegenheit des Gastes, und lenkte lächelnd ein.

Er machte ihn aufmerksam auf die bescheidenen Reize der Gegend, welche über die ernsten Gespräche fast übersehen worden, und Acerbi bemühte sich jetzt, in lebendigerer Theilnahme durch fröhliche Bemerkungen seine Ignoranz von vorhin vergessen zu machen.

Die Gegend bestand aus Hügelstrichen zwischen einem sumpfigen Terrain, das zum Theil ausgetrocknet, in fruchtbare Wiesen und Kohlgärten verwandelt war, zum Theil noch als See und Teich, mit Schilf und Weiden umgeben, bestand.

„Ein Werk unserer Vorfahren," sagte der Graf, als Beide von einem sandigen Hügel herab die Gegend musterten. „Sie trockneten seit zwei Jahrhunderten an diesem großen Sumpfe, ein rühmliches Werk, das ihnen selbst bei amerikanischen Krämern einigen Werth gäbe. Dort zwischen den hüglichten Büschen, wo die Steine vorblicken, soll ihre erste Burg gelegen haben, die eine Chronik bis zum Sachsenkriege, wo nicht gar bis zur Teutoburger Schlacht zurückführen will. Unser Schloß steht, wie Sie sehen, erst seit dem dreißigjährigen Kriege. Aber hier macht mir etwas im Augenblicke Sorge."

Acerbi hatte vor sich hingestarrt, sein Pferd stampfte im Sande. Er sah einen Fuchsbau nicht weit vor sich und mochte in der Zerstreuung glauben, des Grafen Blicke seyen darauf gerichtet.

„Fand der Fuchs hier ein Schlupfloch?“

— Sie scheinen an Walter Scott's Rob Roy zu denken, und mich etwa für den alten Osbaldistone zu halten. Ich bin kein Fuchsjäger. —

„Es ist doch eine männlich edle Jagd, wenn eine Schar von Roß und Mann über Berg und Thal, Zaun und Bach hinfegt —“

— Alles um einen Fuchs, oder vielmehr um die wilde Mode, denn die Hauptsache wird zur Nebensache. Nein, Baron, ich protestire dagegen, daß man unsern deutschen Adel mit dem französischen oder dem englischen vergleiche. Wäre ich ein englischer Edelmann, wäre sogar meine ganze Sorge vorüber; ich gäbe einem Verwandten die Pfarre, und wollte der nicht predigen, sondern lieber seiner Lust nachgehen, so ernennte er sich einen armen Schlucker zum Vicarius für sechzig Thaler jährlich. Wir haben andere Pflichten, und wenn ich den spitzen Kirchthurm ansehe, liegt mir die Wahl schwer auf der Seele. Denn so leicht wie in der Kotzebueschen Farce wird der gerade Weg uns nicht gemacht, und der Patron kann nicht auf den ersten Blick unter den Rationalisten, Pietisten, Mystikern, Orthodoxen und poetisch-katholischen den tüchtigsten herausfinden, welcher gerade für die Gemeine paßt. —

„Sie ist groß?“

— Wie die Verantwortung. Der vorige Pfarrer ist seit Monaten todt und die Präsentationszeit drängt mich. Mangel an Orthodoxie konnte Niemand dem Seligen vorwerfen, und eben so wenig an frommen Gefühlen; sein Wandel war aber nicht von der Art, der Gemeine zum Beispiel zu dienen. Sie sind auf gutem Wege, Heuchler zu werden, wenn ich ihnen nicht zu rechter Zeit einen Eiferer auf die Kanzel setze, der sie wieder vom Pult herab wach schlägt. Unglücklicherweise habe ich unter allen Candidaten keinen einzigen gefunden, der bei einer gehörigen Werkthätigkeit die rechte polternde Redegabe besäße. Ein Gefühlsmensch, wie nützlich er auch anderwärts seyn mag, die eingeschlafenen Geister aufzurütteln, verdürbe mir hier alles; doch auch von denen, die sie mir von den Universitäten als Neologen bezeichneten, war kein einziger im Stande, die gehörige Bauernsprache zu führen. Sie wollten sich alle nur selbst hören. —

„Da wüßte ich" — fuhr Acerbi auf, hielt aber plötzlich inne.

— Sprechen Sie, ich habe Alle abgewiesen. —

„Der Kessel ist ja wol Theologe?"

— Das soll Satire seyn, Herr Baron? Ich will keinen jungen Mann; aber dieser wäre wol am wenigsten geeignet, durch schlichten Wandel und prakti-

sche Thätigkeit meine Bauern aus ihren Betstunden zur Arbeit und Erholung, und Sonntags in die Kirche zu treiben. — Halt! dort schlüpft er ja wol Hand in Hand mit dem Kammermädchen meiner Tochter um die Gartenhecke —

„Hat der hochfahrende Jüngling sich so tief herabgelassen?" sagte Acerbi. „Sie bemerken uns, er springt mit ihr in die Taxusallee — eine vortreffliche Liebschaft. Sie werden doch den Unverschämten fortjagen?"

— Sind Sie ein so strenger Moralist, Herr Baron? — entgegnete der Graf, ihn stirnend. — Mich dünkt, die Jugend sollte nachsichtig seyn und uns das Amt der Sittenrichter überlassen. Der junge Mensch hat sich mir einmal vertraut, und ich will ihn nicht fortschicken, weil er ein Kammermädchen hübsch findet. —

Acerbi schwieg, jedoch nur für dießmal. Als Beide ihren Ritt beendet hatten, und den schönen Stall des Grafen besahen, fand sich auch Kessel ein, lobte und tadelte auf gewohnte, vorschnelle Weise. Mit dem Meier und den Stallknechten schien er seit der kurzen Zeit seines Hierseyns völlig vertraut geworden. Als von einem wilden jungen Hengst die Rede war, der sogar den Stallmeister abgeworfen, erbot er sich, morgen den Grafen beim Spazierritt darauf

zu begleiten. Da Acerbi, welcher sich für einen guten Reiter hielt, eben erklärt, das Pferd müsse noch in eine Schule, ehe man seine Kunst zeigen könne, lag in der Aeußerung eine Art Herausforderung, die Jener nicht hingehn lassen mochte. Er bemerkte ihm in wegwerfendem Tone und in Gegenwart aller Domestiken, für ihn sey es gerathener, sich zu verstecken als sich zu zeigen, eine Anspielung, die Kessel vollkommen verstand. Es hätte zu einer unangenehmen Scene kommen mögen, wäre nicht der Graf dazwischen getreten.

„Es scheint, theuerster Baron," sagte er im Wegagehen, „als kennten Sie Kessel von früher, als entzünde sich ein alter Haß, so oft Sie ihn sehen."

— Ein Haß gegen den unbedeutenden Menschen! Sie trauen ihm zu viel zu. Auch kenne ich ihn nicht, durchaus nicht. Aber dies eingebildete Wesen, Herr Graf, ich begreife nicht, wie Sie bei Ihren Gesinnungen diese vorlaute Art billigen, ja nur nachsehen mögen. Gehört er nicht offenbar noch zum Nachtrab jener Demagogen, jener vorlauten, unberufenen Schreier? Den Maulwurf bestimmte einmal die Natur in der Erde zu wühlen; darum ihm selbst zur Liebe, — wenn er wagt nach der Sonne zu blicken —, ihn zurückgetreten in sein aufgewühltes Loch!—

Der Graf sah eine Weile nachdenklich vor sich nieder, bis er leiser anhub: „Lieber Baron, wer

dachte nicht auch so, als er die plumpen, verwirrten Stimmen vernahm, welche, wären sie durchgedrungen, gänzliche Anarchie den schon aufgelöst'ten Verhältnissen unseres Vaterlandes drohten? Die Freiheit, die sie predigten, war nicht einmal jenes Ideal der Jacobiner; es war ein bunter Knäul unreifer Gedanken, deren Endziel immer wieder auf einen Despotismus auslief. Mit Recht, so sage ich noch heute, unterdrückte man das Geschrei. Aber ob man nicht zu weit gegangen? ob man nicht zurückwünschen wird den Geist für ein öffentliches Leben, nachdem man ihn ausgelöscht? Nachdem Deutschland im Kampfe zwischen dem Nichts und alter Glorie krampfhaft gerungen und sich durch die verjüngte Kraft seiner Kinder emporgeschwungen hatte, wie konnte man fordern, daß diese aufgeregte Kraft sich sogleich wieder setzen sollte? Die Schwierigkeit dauerte fort, alle Fibern waren aufgeregt, das Blut pulsirte. Da genügte nicht mehr die stille Gewohnheit des Daseyns. Man hat Gewalt gebraucht, geschröpft und gebrannt; bald aber möchte die Zeit kommen, wo erleuchtete Regierungen den dumpfen Zustand selbst verwünschen und die Theilnahme des Einzelnen für das Große und Schöne sehnlich zurückwünschen. Und ach! wie schwer ist es, den Deutschen im Allgemeinen dafür zu begeistern, der nun einmal in ehrlicher Beschränktheit das Nützliche

für das Höchste ansieht! Ich darf es Ihnen gestehen, ich sehe diese jungen heißen Köpfe jetzt mit milderen Blicken an als damals. Iffland's Familienidyllen sind vorüber. Die junge Kraft hat Höheres kennen gelernt; aber sie findet sich überall zurückgestoßen, wo sie sich äußern will. Der deutsche Student schwelgt in Träumen; tritt er in's Leben, findet er nur Kataster und Aktenstaub. Kämpft sein frischerer Sinn dagegen an, schüttelt man den Kopf, nennt ihn ein Genie und unbrauchbar für das praktische Leben. Gelingt es den Wenigen, sich hinaufzuschwingen zu Stellen, wo sie in freier Thätigkeit wirken können, so ist die Jugend längst dahin, der Greis erwärmt sich noch an der Erinnerung dessen, was er gewollt, und läßt es bei'm Alten. Setzt er es in's Werk, ist vielleicht die Zeit dazu vorüber. Wohin rettet sich jetzt die jugendliche Kraft, der man den Ausweg in das Staatsleben versperrt? Sie werden Pietisten, oder frivoles Geschwätz über das Theater verzehrt die zu Besserem berufene Kraft. Ueber einen um sich greifenden Brand haben sie so viel Wasser gegossen, daß auch das alte nützliche Feuer erlöscht ist. Leuchtet nun einmal ein Flämmchen davon auf, ei! Baron, das wird die Welt nicht in Flammen setzen."

— Sie reden dem revolutionären Schwindel das Wort. —

„Ich habe zu meiner Zeit geredet, Herr Baron,“ ſagte der Graf mit Feſtigkeit. „Aber ich liebe nicht Tiraden, noch dazu, wenn ſie ſich fortſchleppen über ihre Zeit hinaus. Dieſes Parteiweſen, dieſes gewaltſame Spalten in Gegenſätze iſt auch ein trauriges Erbtheil aus Frankreich und ſeiner Revolution. Haben ſich nicht heut die Parteien ſchon wieder ganz anders geſtellt als vor ſechs, acht Jahren? Vor vierzig kam der jacobiniſche Wahnſinn von dort herüber, jetzt haben die Modeworte gewechſelt, und ich halte die Phraſen der Gazette, Quotidienne, und wie die jeſuitiſchen Blätter heißen, für eben ſo thöricht und revolutionär, als die damaligen Flugblätter der verbrecheriſchen Parteiungen. Niemand will jetzt eine Revolution: weshalb daher immer mit Schimpfnamen um ſich werfen, die nur reizen, nicht verſöhnen können? Warum ſoll auch dieſer Schwindel trüber Leidenſchaftlichkeit in Deutſchland ſeine Nachbeter finden, da unſere Vertreter alter Rechte keine Furcht mehr vor dem hegen, wogegen Jene dort ihren Meduſenſchild ausſtrecken?“

Acerbi wollte etwas entgegnen, der Graf aber ſchloß das Geſpräch mit der feinen Ueberlegenheit des älteren Weltmannes.

„Sie erzählen in Frankreich, geehrter Freund, von jenem alten deutſchen Baron, der ſeine Compag-

nie Reichstruppen unter Soubise noch immer so poltiren wollte, wie in seiner Jugend, als er unter Marlborough gegen die Franzosen diente. Man machte ihn aufmerksam, daß die Verhältnisse sich geändert. Er wurde aber darüber sehr ärgerlich, und versicherte hoch und theuer, er wisse genau, wie die Truppen damals gestanden, und Niemand könne ihm abstreiten, daß Prinz Eugen ein großer Feldherr gewesen. Lieber Baron, hüten wir uns, daß man uns nicht zu jenen alten Taktikern zählt."

8.

Im Schlosse herrschte jetzt ein sehr stilles Leben. Der Graf war kränklich und arbeitete viel auf seinen Zimmern, die Damen spielten die Schweigenden. Acerbi sah sich beobachtet, was ihn befangen machte. Ja sein Benehmen gränzte an Verlegenheit, besonders Evelinen gegenüber, welche nie so emsig als jetzt bei ihren Handarbeiten gewesen. Die Gräfin sagte ihm in ihrem scherzenden Tone, der nicht beleidigen konnte, er fange an unliebenswürdig zu werden. Zum erstenmale war ihm Kessel's Gegenwart erwünscht. Auch daß die Gräfin sich mehr als gewöhnlich mit diesem beschäftigte, erregte nicht seine Eifersucht. Dagegen wuchs seine Unruhe, sein Zerstreutseyn mit jedem Tage.

Er hatte heut bei'm Abendeſſen wenig oder nichts geſprochen. Er fühlte es, und der Unmuth darüber ließ ihn fleißiger, als er pflegte, einſchenken. Erhitzt ging er von Tiſch; Evelinens Blicke, die wie mit fürchtender Theilnahme ſeine Heftigkeit bemerkt, vermehrten ſeine Unruhe. Im Zimmer ergriff er Würfel und ſuchte nach einem glücklichen Wurf, bis er ſie mit Heftigkeit auf die Erde warf. Sein Gang, ſein Auflachen, der ſtarre Blick, die Verſchränkung ſeiner Arme, alles verrieth einen Mann, der mit ſich unzufrieden war. Endlich warf er ſich auf das Kanapee, auf dem er ſeit einigen Nächten ſchlief.

Ungefähr vor Mitternacht erweckte ihn ein Geräuſch. Um dieſe Zeit war im Dorfe und jetzt auch im Schloſſe alles todtenſtill. Es führte keine Landſtraße vorüber und doch hörte man Pferdegetrampel und Menſchenſtimmen. Es ſchien, als breche man durch eine Umzäunung. Die Nacht war ſo finſter, daß er auch aus dem leiſe geöffneten Fenſter nichts entdecken konnte. Seine Bruſt hob ſich, er zitterte, aber nicht aus Beſorgniß. Raſch warf er ſich in den Ueberrock und ſteckte die Piſtolen ein. So lauſchte er eine Weile auf die Bewegungen der Leute im Finſtern. In ihm flüſterte die zauberiſche Hoffnung: „Ein Ueberfall — eine Bande bricht ein. Verwirrung; Sie in Gefahr und Du ihr Retter.“ Die Phan-

taste war trügerisch. Ein lauter Streit erhob sich; die Flüche eines Bauern, kräftige Drohungen und Zurechtweisungen dazwischen. Es mußten Reisende seyn, die sich verirrt hatten. Und doch horchte er gespannter; ein kalter Frost durchzuckte ihn, er ließ die Pistolen in die Rocktasche sinken und öffnete leise die Thüre zum Corridor.

Als er, durch dunkle Treppengänge tappend, den Riegel einer Nebenpforte, die in den Garten führte, zurückgeschoben, waren die Reisenden schon aus dem Gehege fort, in welches ihr Wagen bei der Finsterniß gerathen war. Er folgte ihnen behutsam über die niedergerissene Hecke. Die Spur führte ihn bis an die Dorfschenke, wo Lichtschein und neuer Wortwechsel ihre Anwesenheit bekundete. Ein mit Leinwand überspannter Wagen hielt davor, und der Bauer war mit den Wirthsleuten beschäftigt, die Effecten abzuladen. Der Reisende gab mit einer kräftig befehlenden Stimme die nöthigen Anweisungen. Als er in den lichten Flur trat, konnte Acerbi seine ganze Gestalt erkennen. Es war ein großer Mann, dem ein hohes Alter kaum den Rücken ein wenig gekrümmt hatte. Man hätte denken sollen, er hätte selbst mit Leichtigkeit den Koffer auf seine breiten Schultern genommen. Er trug einen schwarzen, langen Ueberrock mit zwei Reihen Knöpfen, und das Sammtkäppchen auf dem

Haupte ließ keinen Zweifel, daß er dem geistlichen Stande angehörte. Alle Züge waren scharf ausgedrückt, seinen Augen schien nichts zu entgehen, und in seinem ganzen Wesen sprach sich der Character einer strengen Genauigkeit aus. Er berechnete jetzt dem Bauern, der, die Mütze in der Hand, demüthig vor ihm stand, das Fuhrlohn und Trinkgeld, und wer dem Burschen es auch angesehen hätte, daß ihm Letzteres nicht genügte, würde doch umsonst nach einer bittenden Miene um mehr gesucht haben. So imponirte der Geistliche.

Acerbi hatte vom Dunkeln aus, was hier vorging, betrachtet. Als der Wagen abfuhr, und die Thüre wieder verschlossen war, drückte er sich an's Fenster, und starrte mit gepreßtem Athem in die erleuchtete Schenkstube. Der alte Prediger ging mit gemessenen großen Schritten umher. Unter der Wucht seiner rindsledernen Schnallenschuhe bebte die Stube, und die Wirthsleute, welche das verlassene Himmel- und Ehebette für ihn mit reinen Laken bedeckten, starrten dabei mit Ehrfurcht und Verwunderung auf den seltenen Gast. Er hatte schon mehrere Fragen an sie gerichtet und Auskunft erhalten, ehe der Lauscher draußen dem Gespräche zuhören konnte. Der Wirth bemerkte sehr demüthig, mehr zur Frau als zum Prediger, wie schlimm es sey, daß ein so ehr-

würdiger Herr in dem Alter so weit zur Nacht reisen müsse.

„Ich habe Euch ja gesagt," war die Antwort, „wem ich nachreise."

Mann und Frau drückten ihr Mitleid aus, und die Frau ließ etwas fallen von der sündigen Welt und der heutigen Verderbtheit; der Prediger aber fuhr sie hart an.

„Wer hat Euch denn das vorgeschwatzt, Frau? Habt Ihr einen mystischen Peter Dampf zum Prediger? Dazu hat Euch nicht der liebe Gott gemacht, daß Ihr über die Welt klagen sollt. Thut Eure Arbeit, schlagt Eure Kinder, wenn sie sündigen, und um nichts weiter bekümmert Euch. Er ist ein Taugenichts, und darum reise ich ihm nach!"

Der Wirth schüttelte den Kopf. Aber auch ihn ließ der Prediger nicht zu Worte kommen, denn kaum, daß er den Mund aufthun wollte, fiel er ein.

„Du hast auch nichts zu reden, und thätst besser Deiner Frau den Mund zu verbieten. Morgen früh also um halb Acht weckt mich, um Dreiviertel die Suppe, und um Acht gehe ich nach dem Schlosse."

— Um Acht schlafen der Herr Graf noch. —

„Ich meine aber, daß ich ihn wecken werde."

Er entkleidete sich jetzt, und legte sich ohne Umstände nieder. Als er ein kurzes Abendgebet mit fester

Acerbi, und warf sich auf das Sopha. Seine Hände griffen unwillkührlich in die Taschen, und achtlos zog er die beiden Pistolenkolben vor. Kessel bemerkte es, und erwartete mit gesteigerter Angst die Erklärung seines nächtlichen Gastes.

„Sie müssen fort, fort noch diese Nacht," stieß Acerbi heraus.

— Gilt es mein Leben, Herr Baron, — rief Kessel zurückfahrend, — so wissen Sie, es wachen tausend Augen . . . . —

„Wen kümmert Ihr Leben? Und doch, Sie haben recht. Es steht auf dem Spiele, wenn Sie nicht, ehe der Hahn kräht, das Schloß verlassen haben. Sie müssen fort, durchaus fort, wie im Nebel verschwinden, und sich nicht wieder sehen lassen, bis ich Ihnen schreibe."

Kessel stand noch im geblümten Schlafrock des Verwalters, in grünen Pantoffeln, die Nachtmütze auf dem Kopf, die Lampe in der Hand, in der Mitte des Zimmers. Ungewiß gaffte er bald nach den Pistolen, bald nach dem Gesichte des späten Gastes. Plötzlich überstrahlte es ihn wie von Muth, als Acerbi die Mordwerkzeuge los ließ, und die Arme über der Brust verschlung.

„Ich will nicht fort. Warum soll ich denn fort?"

— Weil man Ihnen auf der Spur ist. Der Fürst hat nicht allein Ihren Aufenthalt entdeckt; Jemand, der auf Ihre Auslieferung dringen soll, ist in der Nacht angekommen, und verkennen Sie noch, junger unbesonnener Mensch, mein Mitleid für Sie, wenn ich Ihnen die Warnung eines Mannes, den ich nicht nennen darf, bringe, sogleich sein Schloß zu verlassen? —

Kessel blickte erstaunt auf seinen Gast.

„Der Graf wird mich beschützen, er hat es mir zugesagt.“

— Meinen Sie, daß er Ihretwegen sich von einer Compagnie Gendarmen wird belagern lassen? —

Der Bedrängte hatte in schnellem Wechsel die Furcht mit der Keckheit vertauscht. War es doch sogar, als schwebe ein Lächeln über seine Lippen.

„Herr Baron, ich fürchte mich nicht, ich will meinem Manne stehen. Ich will abwarten, ob ein gutes Recht nicht auch vor Deutschlands Fürsten besteht. Ich gehe nicht.“

Er lächelte triumphirend. Acerbi blickte einen Augenblick auf den Boden. Es schien, als suche er in vielen gesammelten Gründen. Nach einer Weile sprang er, den Kopf verächtlich schüttelnd, als werfe er einen Gedanken heftig von sich, auf. Er ergriff Kessel am Kragen, und blickte ihm starr in's Gesicht.

„Alberner Mensch! Meinen Sie, ich kenne Sie nicht? Glauben Sie, mich getäuscht zu haben? — Verstanden Sie nicht einmal meine schonende Absicht, als ich in Ihrer Fabel fortspielte? Sie müssen fort, Ihnen kann es gleich seyn, aus welchen Gründen."

— Die kann ich wohl errathen, — sagte Kessel mit sarkastischem Lächeln: — Ew. Hochwohlgeboren gefällt Jenny auch, und es wäre recht angenehm, wenn ich in Nacht und Nebel verschwände. —

„Sie können über mich denken, was Sie wollen. Aber fort müssen Sie."

— Aber mit welchen Mitteln, Herr Baron, denken Sie mich geneigtest fortzuschaffen? —

Acerbi maß mit großen Schritten das Zimmer, Kessel leuchtete ihm parodirend. Endlich hub Jener mit sanfter Stimme an:

„Lieber Herr Kessel, Sie sind sonst ein vernünftiger Mann. Ehe es zum Aeußersten kommt, hören Sie meinen freundlichen Vorschlag. Ich will Ihnen gar nicht unwohl; aber Sie sind mir hier im Wege. Ihre Entfernung soll Ihnen nichts schaden; es kommt mir nur auf wenige Tage an. Sie gehen zu Ihrem Gönner, der Excellenz drüben. Er wird Ihnen den Aufenthalt angenehm machen. Ich arrangire indessen alles zu Ihrem Besten, und wir scheiden als Freunde. Thun Sie mir den Gefallen, ich bitte Sie darum."

Kessel verneigte sich sehr tief, und sagte grinsend: — Ich danke Ihnen, Herr Baron, für die Gefälligkeit, mir Ihre Freundschaft zu schenken. Aber ich bleibe hier. —

Acerbi blieb stehen. Er strich das Haar aus der Stirn, die Augen schossen Feuer auf den Studenten, und er legte die Pistolen auf den Tisch.

„So sollen Sie fort," schrie er ihn an, „fort, ehe sechzig Minuten abgelaufen sind, mit Ihrer ganzen Habseligkeit, und Ihrer ganzen Armseligkeit. Und wehe Ihnen, wenn Sie sich wieder sehen lassen, ehe Ich es Ihnen erlaube. — Schweigen Sie, kein Wort! — Ich kenne Sie durch und durch, das ganze Gewebe Ihrer Eitelkeit. Ich weiß, wie Sie es in***, in***, in*** angestellt, sich interessant zu machen; ich habe Ihre Gönner gesprochen, den Prinzen***, den Marschall***; schon längst interessiren Sie mich, wenn auch anders, als Sie wünschen. Wenn Sie aber nicht auf der Stelle, ohne eine Seele zu sprechen, Arnheim verlassen, erfährt der Graf morgen Alles. Und zweifeln Sie nicht, daß Ihr Auszug aus dem Schlosse noch ganz anders werden kann, als heut bei Nacht und Nebel, denn ein Mann wie der Graf läßt sich alles eher gefallen, als bei der Nase herumgeführt zu werden von Jemand Ihres Gleichen."

Kessel hatte die Lampe niedergesetzt und die Mütze abgezogen.

„Mein Gott, Herr Baron, was soll ich denn thun?“

— Schlafrock und Pantoffeln ausziehen, und dann zeige ich Ihnen das Weitere. —

Kessel fügte sich dem Befehl.

„Soll ich denn aber nichts hinterlassen, was eine schnelle Abreise rechtfertigte?“

— Das überlassen Sie mir. —

Kessel stand jetzt angekleidet, den Hut in der Hand, als ein neuer Einwand ihm Muth gab.

„Ich kann nicht gehen, Herr Baron, ich muß Sie zu meinem Vertrauten machen, ich habe kein Geld.“

— Das wußte ich, — sagte Acerbi verächtlich. — Hier haben Sie zehn Thaler. Das reicht vollkommen aus, bis Sie sich durch eine neue Lüge weiter helfen. —

„Herr Baron, für die Beleidigung fordere ich Rechenschaft.“

— So viel Sie wollen zu seiner Zeit. Jetzt stecken Sie das Geld ein. Haben Sie nichts vergessen? denn ich lasse Sie nicht wieder zurück. —

Kessel befühlte seine Taschen; er versicherte, ihm falle nichts ein. An der Thüre wollte er mit Acerbi über

den Vortritt complimentiren. Dieser aber wies ihn unsanft voraus. Er blieb sein Begleiter bis über die äußersten Hecken des Dorfs, und kehrte erst langsam zurück, als Kessel's Schatten fern im Kiefernwalde verschwand. Es war derselbe Weg, den der unfreiwillige Auswanderer an jenem Morgen eingeschlagen, als er die schöne Natur bewundern sollte. Acerbi, als er zurückgekehrt, schlug die Bettgardine auf und betrachtete das schöne Gesicht. Unwillkührlich falteten sich seine Hände, und er sprach mit tiefer Bewegung: „Du freundlicher Geist der Wahrheit, verdamme mich nicht ungehört! Nur Zeit will ich gewinnen, und dann trete ich auf, wie ein Mann, gewiß — wie ein Mann, und erobere mein Recht.“ Er packte an seinen Sachen und schrieb noch tief in die Nacht hinein.

9.

Schon am frühen Morgen war der Prediger Blühdorn so lange im Vorzimmer des Grafen auf und abgeschritten, bis dieser zur Befriedigung des dringenden Gastes sich in die Kleider geworfen. Beide sah man bereits über eine Stunde in der großen Lindenallee spazierengehen. Der Graf war nachdenklich; der Prediger, auf dessen Schultern fast achtzig Winter lagern mußten, hatte einen rüstigern Gang als der kränkliche jüngere Mann, und schien sich etwas darauf

zu wiſſen. Seine kräftige Stimme dröhnte durch den ganzen Park, wie oft auch der Graf durch leiſere Accentuation ihm bemerklich zu machen ſuchte, daß der Gegenſtand eine ſtillere Unterredung vertrage. Obwohl am meiſten dabei intereſſirt, unterbrach der Prediger ſelbſt doch häufig das Geſpräch, indem er hier abſprang, um mit ſeinen dicken Sohlen einen friſchen Maulwurfshaufen auszutreten, dort ſchlug er mit ſeinem Stock einen dürren Zweig ab, oder nahm eine Raupe vom Baum. Auch ſchien ihm die Würde des Grafen ſo wenig zu imponiren, daß er mitten in der Rede ihn unterbrach, um einem Gartenmädchen zuzurufen, ſie trage den Korb ganz ungeſchickt auf dem Rücken. Er konnte nun einige Minuten dabei verweilen, ihre Dummheit auseinanderzuſetzen, und der Graf, welcher gezwungen war, eine ſtumme Rolle zu ſpielen, mußte lächelnd geſtehen, daß der praktiſche Mann vollkommen Recht habe. Sie kamen an einen Bach, wo Zimmerleute eine Birkenbrücke ſchlugen. Hier konnte der Prediger den Einen nicht genug ſchelten, wie er die Balken ſchläfrig zuſammenfüge. Der trotzige Geſell, an ſeiner hier nicht bezweifelten künſtleriſchen Ehre gekränkt, antwortete grob: wenn er es beſſer verſtände, möchte er es ſelbſt anders machen. Zum Erſtaunen des Grafen zog der alte Mann mit jugendlichem Feuer den Ueberrock aus, griff nach dem

Schläger, und hämmerte in weniger Zeit die Latten und Aeste so geschickt zusammen, daß der Gesell sich verdrießlich hinter dem Ohr kraute, und wenn er auch die praktische Einsicht seines Lehrers nicht eingestand, doch auf dessen Weise späterhin fortfuhr. Als der Graf sich verwunderte, wie er überhaupt in dem Alter noch so etwas leisten könne, erhielt er zur Antwort:

„Früh angefangen, spät aufgehört, nämlich das Rechtschaffene. Wer nicht in seiner Jugend ein Handwerk lernt, aus dem wird im Leben nichts. Die Bücher allein machen nur Taugenichtse und Stubenhocker, und die Nerven, die uns die Natur gegeben, werden so dünn wie Spinnfaden. Die Erziehung, Herr Graf, darauf kommt es bei'm Menschen an. Die war mein Steckenpferd und ich kann einmal vor den lieben Gott hintreten und ihm sagen: durch mich hat die Welt keinen Faullenzer mehr bekommen, als sonst drinnen herumlaufen."

Sie waren unter Fortsetzung des frühern Gesprächs an's Schloß gekommen. Den Damen am Fenster hatte bereits der Wind Bruchstücke aus Blühdern's Unterhaltung zugetragen. Die Gräfin lächelte zufrieden, als sie seine Gestalt erblickte, und verhieß sich die köstliche Erscheinung eines Originals.

„Vergessen wir," sagte jetzt der Graf, „Ihren

früheren, doppelt verlornen Sohn. Er weckt hier zu schmerzliche Rückerinnerungen. Ihren jüngsten Verlust werden Sie hoffentlich in wenigen Augenblicken wiedersehen."

Sie traten in das Frühstückzimmer. — Der Pastor Blühdorn aus dem Nassauschen — stellte der Graf seinen Gast den Damen vor. Der alte Mann zeigte wenig Verlegenheit. Er forderte seinen Wirth auf, dem Patron nichts vor der Zeit merken zu lassen, damit er nicht entschlüpfe.

„Er pflegt lange zu schlafen," sagte der Graf; „so wird er nichts von Ihrer Ankunft gemerkt haben. Liebe Emilie, wir werden bald einen Gast verlieren, denn aller Wahrscheinlichkeit nach gehört Kessel diesem würdigen Geistlichen an, der sich durch kein Alter abhalten läßt, einem ungerathenen Sohne nachzureisen."

— Also Kessel nennt er sich jetzt? — rief der Prediger, — nun er führt alle Namen in der Welt. Er mag sich nun auch seit den fünf Jahren, daß ich ihn nicht gesehen, durch und durch geändert haben, aber es stimmt sonst alles. —

„Ist es möglich," fiel die Gräfin ein, „daß ein Sohn einem so würdigen Vater entlaufen konnte?"

— Es ist nicht mein echter Sohn, aber ein echter Taugenichts. —

„Doch gewiß von Ihnen erzogen?“ bemerkte theilnehmend die Gräfin.

— Daran ließ ich es nicht fehlen, — entgegnete der Prediger, als man sich setzte und er den Kaffee zurückgewiesen hatte. — Ich habe viel Unglück gehabt mit meinen Kindern, per ardua ad astra! Ich kann ordentlich der Vorsehung danken, was sie mich alles hat an meinen Kindern erleben lassen, Qual, Noth, Widerwärtigkeit, Undank, damit ich in der Erziehung was leisten sollte. Diesen Knaben hatte ich mir aber recht eigends ersehen, an ihm die Probe zu machen. Er war ein hübsches Kind. Gott aber weiß, wie das Unkraut bald Wurzel schlug. Das war der Hochmuthsteufel, Herr Graf. — Wenn er mit den Bauerjungen spielen sollte, wie hatte er sich da! was zog er für Gesichter! Er wollte den Junker machen; sie verlachten ihn aber. Mit Recht. Er war damals schwächlich, also bekam er oft Schläge. Ich ließ es auch nicht fehlen. Nun mochte er gar nicht spielen. Das macht' ich auch nicht. Nun kam der Trotz; er hungerte lieber und blieb in der dunkeln Kammer. In der Schule lernt' er was. Das gefiel mir. Aber warum? Er wollte obenansitzen. Er sollte Holz hauen, als 'mal der Superintendent da war; da warf er weinend das Beil weg und lief in die Berge. Er hat's dafür bekommen. Es half nichts.

Wie er einen Roman in die Hände gekriegt, weiß ich noch nicht; da war's geschehen. Das brütete und that das Maul nicht auf, und riß nach jedem Fetzen Gedrucktes. Ich fuhr wie ein Wetterwind zwischen seine Träumereien, aber wer kann in des Menschen Seele lesen? Nun ging der vornehme Herr auf die Schule. Da erfuhr ich lange nichts von ihm, als confuse Briefe. Er hatte sich da und dort angeniſtelt, wie man mir schrieb. Ich ahnte was, und jeden Brief schloß ich: „„denk' an Amerika!““ — Aber für solche reine Empfindungen von Arbeitssinn und Nützlichkeit war das Herz schon verdorben durch die ansteckenden Grundsätze. —

„Die liberalen Ideen?“ unterbrach ihn der Graf.

— Wollte Gott, er hätte eine einzige gehabt! Denn vor Gott sind wir alle gleich. Ich weiß nicht, was ich besser bin als der Tischler und der Schlosser. Ja die beiden nützlichen Leute sind besser als ich, denn sie finden ihr Brot in Amerika so gut wie in Neuholland, und ich könnte da nicht predigen, wo sie nicht deutsch verstehen. Nein, das hatte die Poesie gemacht, und die neue Politik und was sie heut zu Tage Philosophie nennen. Das ist alles, — dabei bleib' ich, — von den Jesuiten erfunden. Nun kam der Junge zurück. Ich fühlte, wie es alter Brauch ist, ihm auf den Zahn. Das war ein Tentamen! Witz hatte er, das

muß man ihm laſſen, aber du lieber Himmel: das war ein Modegeträtſch — Adam Müller und Haller und Schlegel. Dummheiten brachte er zu Markte, pure Dummheiten, reinen Aberglauben, was wir mit den Kinderſchuhen ausgetreten hatten, alles, um was Apartes zu ſagen. —

„Ich verſtehe doch kaum," ſagte der Graf, und die Gräfin gähnte.

— Sie erinnern ſich noch, Herr Graf, meines Sohnes von hier? Auch ein Taugenichts wie Einer, aber das war damals doch was anders. Der Bube war tückiſch, aber er hatte doch die Menſchheit lieb. Es war was im Felde dazumal, was nützlich zu werden verſprach. Sie wollten die alte Finſterniß austreiben, und wenn ſie nur ſtatt der Guillotinen Zuchthäuſer und Arbeitshäuſer gebaut hätten, — ich war beſonders für Tretmühlen — wäre alles gut abgelaufen. Welcher geſunde Menſch verſteht aber, was ſie jetzt reden? Iſt das Philoſophie? Sehen Sie, in dies katholiſche Labyrinth war der Unſelige gerathen. —

„Er hatte zu wenig religiöſe Grundſätze," unterbrach der Graf.

— Ach er hatte nur zu viel Religion. Er war bei denen in die Schule gegangen, die nichts von Aufklärung wiſſen wollen. Das war ein hochmüthiges Geſchwätz von Erleuchtung, Gemüth und Mittel-

alter, und er hatte nicht einmal gelernt die Klassiker exponiren. Ernstlich nahm ich ihn in's Gebet. Thränen und Wasser sah er, aber wir verstanden uns nicht mehr. Ich bat ihn einmal. Er sprach von seinen vornehmen Bekanntschaften und Aussichten. Da faßte ich ihn bei'm Kragen und stieß ihn hinaus. Er sollte zu seinen Baronen und Grafen gehen, und nicht wieder über meine ehrliche Schwelle kommen. —

Eveline schauderte zusammen, auch die Gräfin zeigte ihre Theilnahme.

„Ich hätte es wohl schon früher thun sollen," fuhr der Alte mit weicher Stimme fort, „aber seine selige Mutter war ein so seelengutes Weib. Ihretwegen konnte ich's nicht über's Herz bringen. Wie sie armselig und von der Noth gedrückt unter meinem Strohdach um Aufnahme bat, sah ich ihr wol den Fehltritt an, und hielt ihr eine Strafrede, die schon manches leichtfertige Ding fortgescheucht hatte; aber sie bestand die Probe. „„Ich habe alles das verdient, ehrwürdiger Herr,"" sagte sie, „„ja noch viel strengere Worte, aber habt Erbarmen um des Kindes Willen, allein um des Kindes Willen mit der Mutter, denn es ist ganz unschuldig."" Ich ließ sie arbeiten wie eine Magd, obgleich die zarten Hände nicht daran gewohnt waren. Sie murrte nicht, bis es mich in der Seele jammerte. Sie kam, wie ich wohl ge-

merkt, aus Polen, aber nie im Leben hat sie ihre Familie genannt, weil die Schande sie auf ewig von ihr geschieden hätte, so meinte sie. Im Todbett band sie mir den Sohn auf die Seele und beschwor mich, wie ein rechtschaffenes Weib, ihn in der Demuth zu erziehen. — Ja das ließ sich —"

— Darauf hatte er den Vorfall mit dem Fürsten in ***? — fragte die Gräfin.

„Was weiß ich, Frau Gräfin, alle seine Vorfälle! Vornehme Freunde sind Wind. Die Wahrheit hätte er von mir lernen können, ehe er sie bitterer erfuhr. Nun trieb er sich herum in aller Welt; hier heißt er so, dort so. Aus dem Hochmüthigen wurde ein Abenteurer. Er spielte und schrieb. Den vornehmen Coterien hat er sich angeklebt und Broschüren herausgegeben. In Paris arbeitete er an jesuitischen Schandblättern mit, und soll der tollste gewesen seyn, damit die Franzosen erführen, was für Hasenfüße auch bei uns herumlaufen. Nun ist er 'mal wieder zurück, um hier den Leuten neufranzösischen Wind vorzumachen, aber —"

— Mein Gott, wer hätte das von Kessel gedacht! — rief Eveline.

„Ein gewandter Charakter," sagte der Graf.

— Das soll zum längsten gedauert haben, — rief der alte Mann dazwischen, seinen polirten Dornstock,

den er zuweilen als Krücke brauchte, schwingend, indem seine Augen glänzten. — Dem Schlingel will ich bedeuten, wer er ist! —

Die Gräfin zuckte zusammen, Eveline legte die Näharbeit auf den Tisch, und verließ das Zimmer.

„Um's Himmels Willen, Herr Pastor," sagte jene, „Sie wollen uns doch mit keiner Scene regaliren?"

In dem Augenblicke meldete der Jäger dem Grafen etwas leise. Dieser fuhr auf.

„Sollte er doch Wind bekommen haben! Kessel's Stube ist leer, sein Bette gemacht. Und alle seine Sachen fehlen, sagtest Du?"

— Ja, alle seine Sachen, — entgegnete der Jäger mit verzogenem Munde. — Die Pantoffeln und den Schlafrock hat er hier gelassen. —

„Ich folge ihm, ich folge ihm," rief der Alte heftig, und stampfte den Dornstock auf den Boden: „so lange diese alten Glieder halten, und das soll, Gott sey Dank, noch eine Weile dauern. Aufdecken will ich, wer er ist, er soll nicht länger den Leuten blauen Dunst vormachen, und sollt' ich die Polizei anrufen und ihm Steckbriefe nachschicken."

— Beruhigen Sie sich, würdiger Mann. Wenn er fort ist, kommen wir ihm bald auf die Spur. Johann, ich lasse den Baron ersuchen zum Frühstück

zu kommen. Baron Acerbi, ein werther Gast auf diesem Schlosse, hatte von je ein wachsames Auge auf Ihren Sohn; vielleicht erfahren wir durch ihn —

Der Jäger kam sehr bald zurück, und brachte die Nachricht, auch der Baron sey nicht zu finden. Er habe zwar nicht rein aufgeräumt, doch sey ein Theil seiner Kleider und ein Felleisen verschwunden; auf dem Tische habe aber ein versiegeltes Billet an den Grafen gelegen.

„Sie verscheuchen unsere Gäste, Herr Pastor," rief die Gräfin.

Der Graf hatte das Billet erbrochen; es enthielt folgendes in französischer Sprache:

„Entschuldigen Sie mein plötzliches Verschwin„den. Durch Zufall erfuhr ich heute sehr früh die „Ankunft und Absicht des würdigen Geistlichen, „dem ich mich unbekannter Weise zu empfehlen „bitte. Schon länger wußte ich mehr, als das „Gastrecht mir Ihnen zu verrathen erlaubte, von „den Verhältnissen des leichtsinnigen jungen Men„schen. Ich eilte sogleich zu ihm, ihn für die erste „Zusammenkunft vorzubereiten, fand aber schon, was „ich gefürchtet. Ich nehme Pferde, ihm nachzuei„len, und denke ihn zu treffen. Vielleicht gelingt „mir eine Versöhnung. Empfehlen Sie mich ach„tungsvoll den liebenswürdigen Damen, denen ich

„in wenigen Tagen mich zu Füßen zu legen hoffe,
„u. s. w."

„Accebi."

— Ein seltsamer ritterlicher Geist! — sagte Eveline, die wieder eingetreten war.

„Was die Versöhnung betrifft" — rief der Prediger aus, und malte mit dem Stock einen langen Gedankenstrich auf den getäfelten Boden. „Will er nicht in sich gehen, den Spaten, oder — das Correctionshaus!"

Der Graf konnte dem Prediger, den wir nur mit Unrecht einen betrübten Vater nennen würden, denn er kam sehr bald zu seiner kräftigen Ruhe zurück, die Versicherung geben, daß er Kesseln leicht wiederfinden würde. Wäre er auch zu seinem neuen Protektor, wie er vermuthe, gereis't —

„So reise ich ihm nach," fiel der Prediger ein.

— Doch bleiben Sie einige Zeit bei uns als Gast, um sich von den Beschwerden auszuruhen. —

„Das brauche ich nicht, Herr Graf. Aber einen Tag bleibe ich hier, das Dorf anzusehen. Habe schon bemerkt, es sind hier manche gute Einrichtungen und sehr viele schlechte. Da ist denn meine Art so, die Bauern auf den Grund zu fragen. Und mit Vergunst trete ich jetzt meine Wanderschaft an."

— Ich will Ihnen meinen Verwalter mitgeben, —

sagte

ſagte der Graf. — Es iſt ein trotzig entſchloſſenes Völkchen, das ſich nicht gerne ausfragen läßt, wo keine Autorität da iſt. —

„O den Reſpect verſchaffe ich mir ſelbſt. Auf grobe Antworten derbe Fragen, und habe nie gelernt, mich einſchüchtern zu laſſen.“

— Sie zieren doch unſern freundlichen Mittagstiſch? — fragte die Gräfin.

„Wenn ich meine Runde gemacht habe. Aber ich muß ſchon um etwas bitten. Bin ſo alt geworden, und ein ſo junger Mann geblieben, weil ich keinen Wein trinke, Kaffee auch nicht, Thee erſt gar nicht. Da befehlen Sie wol der Ausgeberin, einen Trunk deutſches, kräftiges Bier auf die Tafel zu ſtellen. Indeſſen empfiehlt ſich Matthias Blühdorn.“

Kaum waren Graf und Gräfin allein, als dieſe mit Lebhaftigkeit ihn fragte: — Nun, was meinen Sie? —

Der Graf konnte Vieles meinen, ſo bedenklich war ſeine Stirn gefalten, und doch trafen beider Gatten Gedanken diesmal zuſammen.

„Wäre es nicht der originellſte Prediger, den Sie den guten Bauern ſchenken könnten? Die ſieben erſten Wochen gehe ich ſelbſt in die Kirche, ſeine feurige Beredſamkeit zu hören. Er bringt eine Revolution hervor. Die alten Kopfhänger verſchwören ſich gegen

ihn, die Jungen sind für den Alten. Es giebt Klagen bei'm Consistorium. Mein Gemahl tritt mit aller Patronatswürde auf. O ich bitte Sie, theuerster Gatte, fassen Sie einen kostbaren Entschluß, wenn nicht etwa Ihre Eifersucht fürchtet, Ihre junge Gemahlin werde durch eine andere Neigung getrieben, als die unaussprechliche Sehnsucht nach einiger Abwechselung in der tödtlichen Langeweile in der Dorfgemeinde."

— Er ist ein praktischer Mann, fast nur zu alt. —

„Theuerster Gemahl, seine unbezahlbaren Kraftausdrücke! Ich will ihm selbst heut sein Doppelbier kredenzen, wenn Sie wollen, mit ihm trinken, ihm sogar eine Mehlsuppe kochen. Und bedenken Sie, wenn wir ihn im Kreise unserer Verwandten einführen. Ein Schauspiel, das sich nicht mit Golde aufwiegen läßt; ihre langen Gesichter, ihr Flüstern, wenn er von Taugenichtsen spricht und von adligen Faullenzern. Wir haben den Stammbaum noch nicht auf das Tapet gebracht. Ich wette darauf, er beweist, daß wir alle von Adam abstammen. Liebster Arnheim, wir — Sie sogar — kommen in den Ruf liberaler Gesinnungen. Können Sie etwas Lustigeres denken? — Die guten Tanten ziehen sich zurück, und können wir mehr gewinnen?"

Der Graf ſuchte mit Mühe ein Lächeln zu unterdrücken. — Für die Bauern wäre er der rechte Mann. Und doch hat ſein Name in dieſem Schloſſe ſchon viel Verwirrung angerichtet. Sein ungerathener Sohn war jener beglückte Hauslehrer, der mit der ſchönen Eſperance das Glück der Familie entführte. —

„Um ſo weniger, lieber Arnheim, dürfen Sie auf meine Liebe zu dem Alten eiferſüchtig ſeyn, da jene Eſperance mir noch immer einen ſo großen Theil Ihrer zärtlichen Neigung raubt.“

10.

Tage waren vergangen. Acerbi war auf der Rückkehr, aber er vermied die Hauptſtraßen. Auch diesmal zögerte er im Schloſſe anzulangen. Er ging vorauf in dem ſandigen Holzwege, und ließ den Wagen langſam nachfahren. Stumm auf einen Meiler ſtarrend, fand ihn der Poſtillon. Die durchglühten Balken brachen zuſammen, und die graue Aſche fing an, die rothe Gluth zu überziehen.

„Es iſt hohe Zeit, Herr — das Poſtreglement will —“

— Recht, Schwager, es iſt Zeit, ehe die helle Gluth zuſammenfällt, und die todte Aſche darüber lagert. —

Die Sonne war schon weit über die Mittagshöhe, ohne doch Schatten zu werfen, als Arnheim's reihe Dächer aus dem Wiesengrün ihm entgegen leuchteten. Der Gedanke an eine Heimath erwachte. Er war dem unstät Reisenden lange fremd geblieben. Eine seltene Thräne feuchtete sein Auge. Man konnte ihm ansehen, wie er mit Gewalt die Bilder einer süßen Wehmuth fortdrängte. „Darf denn aussehen, wer so ausgeschritten? — Ein Sturm, und ist der abgeschlagen, wieder in's weite ziellose Meer; aber er muß gewagt seyn.“ So monologisirte er, bis der Postillon an dem bezeichneten Bündnerhause hielt. Die Frau, die ihn kennen mußte, nahm mit geschäftiger Freundlichkeit Mantel und Felleisen in die Stube, und nach wenigen Erkundigungen, die aber genügend ausgefallen seyn mußten, ging er zu Fuß längs den Gartenhecken nach dem Schlosse.

Kein lebendes Wesen war zu sehen, nur des Grafen Jagdhund sprang winselnd und wedelnd dem alten Bekannten entgegen. Auch das Schloß schien ausgestorben. Er trat durch eine Nebenpforte, die offen stand. Nur die Mittagssonne schien in die öden Gänge, auf die steinerne Wendeltreppe, die, verborgen in einem alten Mauerpfeiler, nach seinem Wohnzimmer führte. Die Thüre war angelehnt. Er blickte hinein. Täuschte ihn die aufgeregte Phantasie,

tanzte eine Gestalt der Feenwelt im Staubwirbel des matten Sonnenstrahls? Er rieb die Augen, die Erscheinung blieb. Vor dem Gardinenbett stand eine Dame jener Jahrzehnde, deren Tracht uns fremder dünkt, als Alterthum und Mittelalter. Der gebauschte, schwere Reifrock, die hohen weiß-taffentnen Hackenschuhe, die eng und lang geschnürte Taille, die weiten rosarothen Schulterärmel, die Perlenschnur um den hohen, lilienweißen Hals, die Thurmfrisur mit Puder, Blumen und Schleifen, konnten die Zartheit des jugendlichen Wuchses nicht entstellen. Sie kehrte ihm den Rücken zu, sie blickte auf das Portrait der schönen Esperance. Es war Esperance selbst, herausgetreten aus dem Rahmen, und aus dem zarten Brustbild war die edle Gestalt, wie sie einst gelebt, erwachsen. Der bebende Lauscher rief sich Musäus' Mährchen von der Brunnennixe zurück, wie sie aus der Kapsel ersteigt. Da wandte sich die Erscheinung um. Acerbi war leise eingetreten. Es war kein Geist, denn Geister fahren nicht zusammen bei'm Anblick der Erdensöhne. In einer bangen secundenlangen Pause blickten sich Beide mit einem Gefühl an, tiefer als die Verlegenheit. Scham, Lust, Seligkeit schienen zu streiten, sich zu begegnen. Endlich stürzte Acerbi zu ihren Füßen, er preßte ihre Hand an seinen Mund und rief Evelinens Namen

„Stehen Sie auf, um des Himmels Willen, stehn Sie auf. Wer konnte Sie erwarten, hier in dieſem Augenblick!“ rief die Erſchrockene.

— Dem Augenblick ſein Recht. Der Augenblick kehrt nie wieder, — entgegnete der Knieende.

„Stehn Sie auf — wenn man uns fände, ſo fände. Sie müſſen mich in der Mummerei für eine Thörin halten.“

— Meine Eveline! — Er war aufgeſprungen, und umfaßte den ſchlanken Leib der Zitternden. — So malte Dich längſt meine Phantaſie. Sieh das ſchöne Bild! Nicht bloß ihre Kleider. Es ſind Deine Züge, ihre Lippen, ihre Augenbraunen gingen auf Dich über. Dich habe ich in ihr geſehen. —

„Auch den ſchwermüthigen Blick, Baron? Mich dünkt, ich müßte glühen vor Scham — laſſen Sie mich —“

— Nimmermehr laſſe ich das Glück, — Ich habe Rechte, bei Gott! ich habe Rechte. —

Die junge Gräfin ſaß neben ihm auf dem Kanapee. Der Fächer lag in ihrem Schooß. Er hielt die widerſtandsloſe Hand an ſeiner Bruſt.

„Sie haben mich überraſcht, Baron. Ich bin Ihnen Aufklärung ſchuldig. Seit Ihrer ſcherzhaften Lobrede auf die Tracht aus dem vorigen Jahrhundert lag die Mutter mir an —“

— Wozu die Aufklärung? — unterbrach Acerbi. — Das ſind dürre Worte. Du, die reinſte Erſcheinung aus der Geiſterwelt, verſchwinde nicht wieder. Mein Talisman ließ mich Dich finden. —

„Es galt eine ſcherzhafte Wette," ſagte Eveline hochroth. „Nicht im entfernteſten dachten wir heut an Ihre Rückkehr. Ich wollte im Reifrockſtaate die Mutter überraſchen, und" — ſetzte ſie raſch hinzu — „will es auch noch — Wir ſehen uns wieder —"

Sie wollte aufſtehen. Er hielt ſie zurück und drückte zum erſtenmale einen feurigen Kuß auf ihre Lippen. Er glaubte eine ſanfte Erwiederung zu fühlen. Eine Thräne perlte in ihrem Auge, bis plötzlich der Stolz Kraft gewann, ihr Auge leuchtete; ſie entriß ſich ihm und ſprang auf.

„Eveline!" Er ließ ihre Hand nicht los. „Es muß klar und licht zwiſchen uns werden. Nicht ſtolz, nicht in dieſem Augenblick ſtolz abgewandt! Nicht zum zweitenmale begegnen ſo ſich Herz und Herz."

— Sehn Sie nicht, die Schminke geht ab. —

Sie wiſchte wirklich mit dem Tuch an der Wange. Er fuhr zurück und blickte ſie zweifelnd an.

„Scherz! — Jetzt ein ſolcher Scherz?"

— Nein, gewiß nicht, — ſagte die Gräfin, freundlich ihm die Hand reichend, — aber iſt das ein Moment für die wahren Gefühle? Wenn ich das Roth

abgewaschen und den Reifrock ausgezogen, könnte ich es ja für eine Komödie halten. Und das wollten wir Beide doch nicht? —

„Nein," rief Acerbi, „es ist Zeit, alle Verkleidungen abzulegen."

— Jetzt, jetzt nicht — noch heute oder morgen — sagte Eveline ängstlich. — Ich fühle mich zu schwach, wie Semele als sie den Zeus sah. —

„Ich bin kein Zeus," rief er mit einer Bewegung, welche die Scheidende erschreckte.

— Was wollen Sie, um Himmels willen, — fuhr sie zurück.

„Die Busenschleife als Pfand der Stunde."

Sie lächelte. Aber die Nähterin jener Zeit hatte die Schleife so fest an das taffetne Korset genäht, daß er sie nicht abreißen konnte. Er griff nach einer Scheere und ritzte in der Hast die Schulter. Die Schleife war fein und ein kleiner Blutstreif perlte am Schwanenhalse. Er küßte ihn hinweg und drückte die Gräfin noch einmal scheidend an seine Brust.

„Blut und Band! Du bist mein — ich lasse Dich nicht. Du sollst mich kennen lernen, ganz, Eveline, und mich verdammen, oder —"

— Ich werde Sie anhören, — sagt die Gräfin, und entschwand. Lange starrte er ihr nach. Sie blickte sich nicht mehr um.

„Und was gewann ich?“ rief er nach einer Weile. „Die Schleife eines Maskenanzuges!“

Als der Gast den Familienkreis aufsuchte, konnte es ihm in den Mienen nicht verborgen bleiben, daß Eveline von ihrem romanhaften Auftritt den Eltern mitgetheilt hatte. Auf die grüne Schleife im Westenknopfloch richteten sich zuweilen die Augen. Die Gräfin lächelte verstohlen, Eveline sah zufrieden aus, der Graf war freundlich, ohne seiner Würde durch besondere Mittheilungen zu vergeben. Das Gespräch wollte nicht lebendig werden. Acerbi hatte, wie er berichtete, Kesseln und den Geheimenrath nicht mehr auf dem Gute des letztern gefunden. Als er vernommen, daß der würdige Geistliche dem Sohne nachreise, habe er die weitere Verfolgung für überflüssig gehalten und sey umgekehrt. Man machte ihm Komplimente. Doch verging der Abend in Worten und Redensarten. Eveline vermied es, mit ihm allein zusammenzutreffen; er fürchtete die sarkastischen Anspielungen der Gräfin und den Ernst des Vaters. Dieser fühlte sich unwohl, und man trennte sich früher als sonst.

Der Vater ließ die Tochter noch vor Nacht in sein Zimmer rufen. Er sprach von vielen gleichgültigen Dingen, um die er sie doch nicht zu so ungewöhnlicher Zeit konnte herbeschieden haben. Als er ihr eine gute Nacht wünschte, sagte er: Du zufällige

Maskerade wolle ihm nicht gefallen, und er hoffe, seine Tochter werde sich nicht von jedem Gefühl übermannen lassen und vorsichtig seyn.

„Ich hoffe, theurer Vater," entgegnete Eveline, „Sie wissen, daß ich Ihr Kind bin. Und Ihre Tochter weiß, was sie ihrer Familie schuldig ist."

Nie hatte man Acerbi so unruhig, so zerstreut gesehen als am folgenden Tage. Ein Billet Evelinens beschied ihn zur Nachmittagsstunde in den Garten. Er überlas die drei Zeilen tausendmal, und legte jedesmal einen andern Sinn hinein. Die Landpost überbrachte ihm abermals ein Häufchen Briefe mit gewichtigen Siegeln. Wie unwillig empfing er sie, wie schnell wurden sie vernichtet! Es darf nicht vergessen werden, daß er im Schlosse eine Feindin hatte, die ihn auf Schritten und Tritten verfolgte und beobachtete. Wäre nicht der unerwartete Wechsel der Umstände eingetreten, hätte sie ihm sehr schädlich werden mögen. Denn es war Evelinens Kammermädchen, dieselbe, welche er durch Kessel's Entfernung schwer gekränkt. Er las in ihren Augen, daß sie bei jener Unterredung gehorcht. Seine Schmeichelworte glitten ab, und sie erwiederte mit Josefwitz: er scheine die Herrin mit dem Mädchen zu verwechseln. Sie mochte mehr erfahren haben, als ihm lieb war. Er fürchtete sogar aus den triumphirenden Augen, wie Jenny her-

aus ſeinem Zimmer ſchlich, ſie habe einen Brief gefunden, den er zu vernichten vergeſſen, und dies drängte ihn zu einer Entſcheidung, die er gern noch verzögert hätte.

Eveline lächelte, als er ſich früh zu ungewohnter Stunde neben ihr niederließ. Die Unterhaltung war ſehr einſylbig. Die junge Gräfin blickte kaum von ihrer Tapiſſeriearbeit auf, die Mutter überblätterte einen Roman von D'Arlincourt und ließ dem Gaſt durch häufiges Gähnen nicht unbemerkt, daß er ſich zur Sieſtenzeit eingedrängt habe. Acerbi blieb heute ſtumpf. Er verſtand keinen Wink. Die erziebigſten Adern der Unterhaltung gingen bald in ſchale Gemeinplätze über, und er konnte, wenig von den Damen unterſtützt, kaum fünf Minuten von demſelben Gegenſtande reden. Nur wenn Jenny hereintrat, belebte ſich ſein Geſicht. Aufmerkſamere Zuhörer hätten bemerkt, daß er dann zerſtreut ſprach. Er wechſelte Blicke mit der Zofe, die von ſeiner Seite bittend, von ihrer drohend ausſahen. Auch kehrte ſie oft wieder, und ging jedesmal unzufrieden hinaus, als ſie ihn noch auf dem alten Fleck bemerkte.

Gegen Abend machte man einen Spaziergang. Acerbi war galanter, als es ſein Weſen mit ſich brachte. Denn er ließ Evelinen heut nicht einmal aus ihrem Zimmer den Shawl holen, ohne ſie zu beglei-

ten. Doch bot ihre außergewöhnliche Ruhe weder hier noch auf dem Spazirgange Gelegenheit, an gestern zu erinnern. Die Gräfin, mitleidiger gestimmt, oder selbst von der bisherigen langen Weile gereinigt, machte das Gespräch. Der Graf, durch Gichtschmerzen zurückgehalten, wünschte vom Fenster seines Zimmers aus, den Spazirgängern Vergnügen. So verstrichen Stunden. Dem Gast kam die Luft unerträglich schwül vor, Eveline war stumm geworden.

Als sie im Rückweg auf einen Hügel gelangten, mit freier Aussicht auf eine durch Wassergräben durchschnittene Wiese, entfernte sich die Gräfin zu den Arbeitern. Sie ging im Gespräche mit diesen weiter und weiter. Die Sonne senkte sich nieder und vergoldete das frische Grün, die Heimchen zirpten. Eveline und Acerbi waren allein. Sie setzten sich nieder auf die Bank einer Laube. Er nahm Platz ihr gegenüber.

„Ich bin bereit, Sie anzuhören," sagte sie nach einer Pause, den Shawl dichter um die Schultern ziehend. So viel gemessene Ruhe, so viel Ueberzeugung klang aus dem Tone heraus, und doch war sie es, die ihn aufforderte. Er wollte sich ihr nähern, aber sie wehrte ihn ab. „Wir setzen doch nicht die Komödie von gestern Abend fort? Sie sind mir Ihr Geschichte schuldig."

Das Trugphantom der untergegangenen Sonne schwebte noch auf dem grünen Rande, um, wie der Schatten dem Körper, schnell dem verschwundenen Gestirn hinab zu folgen. Noch glühte Evelinens Gestalt, — die eigne sah er nicht — als Acerbi begann.

11.

„Sie erwarten, daß ich meine Erzählung damit anfange, wer ich bin. Aber eben das weiß ich nicht. Ich sage, ich weiß es nicht, wenn man darunter versteht, ich müsse den Namen meiner Eltern angeben können, und deren Eltern, genau mit Taufregister und Pathennamen. Theure Eveline, Sie kennen in Ihrer harmlosen Sicherheit nicht ein Gefühl, das den Lebenshauch meines Daseyns bildet, die Ahnung, welche durch siebenfach geschichteten Nebel hindurchblickt nach der Sonne. Die Wenigsten theilen meine Schmerzen, meine Freuden. Die spießbürgerliche Gewißheit saß an ihrer Wiege und lullte die Kinder ein, damit die Aufgewachsenen keinen eigenen Funken in die theure Ordnung der Großväter bringen. An meiner Wiege saß Niemand, aber früh weckte mich eine Stimme aus dem Schlafe. Und ich mußte ihren höhern Ursprung erkennen, denn woher sollte sie schallen? Es gab kein Echo umher. Geboren bin ich in einem stillen abgelegenen Thale. Das Haus von

Fachwerk, mit Stroh gedeckt, stand unfern eines Gebirgsbaches. Seine murmelnden Fälle waren die ersten Stimmen, die mich anredeten, denn der herbe Mann, den ich später Vater nennen mußte, würdigte mich kaum eines Blicks. Die schöne, blasse, traurige Frau aber, die tief im Winkel saß und nur dann und wann an meine Wiege schlich, sprach niemals. Ich war ihr Kind, sie war meine Mutter. Aber sie wagte nicht es zu gestehen. Vor wem, das weiß ich nicht, denn sie zitterte nicht vor dem strengen alten Mann, und er wußte alles. Sie mußte vor dem hohlen Raum, vor der Einsamkeit erschrecken. Aber wenn sie sich über mich beugte, und einen Kuß auf das Kind hauchte, zuckte ein Freudenstrahl über die tiefe Trauer ihrer Seele. Es war ein Genuß, den sie sich nur selten erlaubte. Die Einsamkeit schärft die Sinne. Früh fühlte ich die Verhältnisse heraus. Es war hier der schmerzliche Anklang von tausend Sehnen, welche die Welt durchziehen. Ich verstand ihn ohne die Welt zu kennen. Kunde von drüben kam bald durch den Zug der Wolken, das Rauschen der fernen Wälder. Die Quelle war längst mein lieber Gespiele. Auch begreife ich es, wie die Naturvölker im Vogelfluge den Willen der Uebersinnlichen lasen. Die Störche konnte ich besser leiden, als die Bauernkinder, wenn sie mit den dicken Füßen, plumpen Gesichtern in

schmuzigen Hemdchen über die Straße entenartig wackelten. Mich ekelte es an, wenn sie mich aufforderten, mit ihnen zu spielen im nassen Sande. Die Rückkehr der Schwalben war mein liebstes Fest, und die ersten Drosseln und Finken im Busche grüßte ich mit Kußhänden, und glaubte ihre Antwort zu hören.

Welch' ein Unterschied zwischen den beiden Menschen, mit denen mein Leben zusammenhing! Ich habe sie schön genannt, es ist aber nur das Werk der Reflexion. Noch stach sie vor allen umher durch Adel des Wuchses ab, durch blendend feinen Teint, die unverwüstlichen Züge ihres edlen Gesichts. Noch schaukelten sich die Locken um ihre hohe Stirn, noch blickte das Auge frei und groß aus den Höhlen. Aber wohin war jener Lebenshauch gewichen, welcher der Quell der Schönheit ist, die uns überwindet? Ein krankes Blaß lagerte auf dem starren Antlitz. Wie viel getäuschte Hoffnungen, welche trostlose Aussicht hatten diese Furchen gegraben! Meine Mutter konnte nicht mehr weinen. Ich weiß nicht, warum sie es verschmähte, mich zu unterrichten: ich kann es nur ahnen. Sie selbst war unterrichtet im hohen Grade, aber sie erschrak, wenn eine Aeußerung es verrieth. Ihr Geist mochte einst kühnere Flüge unternommen haben: vielleicht hatten auch darin zu bittere Täuschungen ihren Muth gelähmt. Sie gab den Verstand gefan-

gen, ohne doch zur dumpfen Pietistin herabzusinken. Wenigstens trug sie nicht durch Worte, ähnlich diesen Leuten, ihre Stimmung zur Schau.

Wie kam dieses Wesen zu dem Manne, den ich als Vater fürchten sollte! Um es wirklich zu seyn war er viel zu alt. Puritanischer Stolz auf den wenigen Verstand, den ihm die Natur gegeben, gesellte sich zu einem rohen Aeußern. Mir schien er nicht einmal zu der leblosen Natur zu passen, die im Thal grünte. Sein dreister Predigerton klang häufig, als wolle er Gott den Vorwurf machen, daß er die Dinge so und nicht so geschaffen. Unerträglich waren die trockenen Moralvorträge von der Kanzel, und den herben Predigerton konnte er im Hause und auf der Straße nicht ablegen. Ich begriff es nicht, warum der Schuhmacher, der alle Vierteljahre den Hausbedarf brachte und ausbesserte, dem besten Stande angehören sollte, denn ich lief täglich etwas von seiner Arbeit ab; und der Müller, der unter dem Mehlsack erdrückt kaum Zeit gewann, an etwas anderes als Schlaf und täglich Brot zu denken, konnte mir nicht ehrenwerther vorkommen, als der junge Edelmann, den einmal die Jagd in unser entlegenes Dorf geführt. Er sah so frei und lustig in die Welt, und wir quälten uns Alle; war das nun besser?

Ich will Sie nicht ermüden, theure Eveline, mit

mit der Geſchichte meiner Erziehung. Ich lernte dem Manne zu viel, zu unnöthiges. Was nicht darauf abzweckte, irgend wie einmal zu Brot zu werden, kam ihm überflüſſig vor. Mit peinlicher Pedanterie klebte er an dem Schulplan, den er ſelbſt unter Schweiß und Thränen vor funfzig Jahren durchgemacht. Daß man kürzere Wege ſeitdem gefunden, daß der Geiſt leichter über die Materialien zum Sinn der Wiſſenſchaft dringen könne, lag außer ſeinen Begriffen. Doch tröſtete mich oft ein zufälliger Lichtblick, denn Alles konnte er mir nicht verſchließen, was von der lebendigen Kraft der jüngern Geſchlechter zu Tage kam. Ich verglich es mit der Natur um mich, und wie anders wahr athmete der Frühling in den Wundern eines Tieck'ſchen Mährchens als in Kleiſt's Gedicht. Alles konnte ich ihm vergeben, nur die Art nicht, wie er mich der Dorfjugend gleichſtellen wollte. Ich gehörte nicht zu ihnen, denn keiner unter ihnen hatte eine ſolche Mutter wie ich, keiner empfand wie ich die Natur, keiner fühlte wie ich ſich erhaben über ihre Kreiſe. Die Mutter hatte für meine Klagen keinen Troſt. Sie ſah mich wehmüthig an, und ſchüttelte den Kopf. Ich glaubte ſie zu verſtehen, aber ſie konnte mich nicht überzeugen. Wenn ich ſpielen ſollte, eilte ich hinauf in die Berge. Mein Lieblingsplatz war unter einem alten Wartthurm. Weil ſie der

Vater ſtreng verbannte, war die Mährchenwelt mir die liebſte Geſellſchaft. Wie ward es lebendig dort an hellen Sonntagnachmittagen! Ich ſaß auf der bemoos'ten Thorſchwelle, geſchmückte Ritterſchaaren ſprengten den Burgweg hinauf, die Thore öffneten ſich, man ſtieß mich von der Schwelle, um die Sieger zu bewillkommen. Drinnen ſauſ'ten nun die Pauken und Trompeten, ich hörte im luſtigen Banket die Tänzer ſchwirren, und ſtarrte hin, immer wartend, daß ſie mich einlüden, bis die Dämmrung mich mahnte zum traurigen Rückwege.

Sie ſehen, ſchöne Eveline, daß Scott damals noch nicht exiſtirte, ſonſt hätte ich, wie Georg Brown, über dem Thor meinen Familienſpruch wieder erkannt. Alte Lieder meiner Amme hätten mir vor dem Ohr geſummt. Und doch umgaukelte es ſchon da mich zwiſchen träumeriſchem Wunſch und ſeliger Zuverſicht. Ein ſtolzer hoher Ritter, den ich immer am liebſten geſehen, mußte doch einmal den ſtummen Knaben am Wege bemerken, — ich wußte es, er hob mich einſt auf ſeine blanke Arme, drückte mich an ſeine ſtählerne Bruſt und rief aus: Du biſt mein Sohn!

Und die Ahnung hat mich nie getäuſcht, Eveline!" — Er hielt einen Augenblick inne. Seine Zuhörerin ſaß ſtarr wie eine Bildſäule, eingehüllt in den Shawl, aber ihre Augen waren unverwandt auf ihn gerichtet. Er fuhr fort.

„Es war auch ein Sonntag. Der Vater war nach einem Filial gefahren. So konnte ich früher als sonst auf mein Bergschloß steigen. Heut mußte, lange erwartet, ein Rittersmann von einem fernen Abenteuer zurückkehren. Ich räumte Nesseln und Steine aus dem Wege, und hütete mich wohl, auf der Thürschwelle zu sitzen. Es war Frühling. Die Lerchen stiegen wirbelnd in die Luft. Und sonst ringsum war es so still und heilig. Da schaut' ich hinaus in's Land von dem Mauerstück, das ich meinen Thurm nannte. Staub, dichter Staub erhob sich auf der Landstraße. Er kam näher. Ich sah es flimmern von Gold und Silber und Federbüschen. Sie bogen den Weg ein nach dem Pfarrhause. Er kommt, er kommt! jubelten die Lerchen, und ich stürzte querfeldein über Wiese und Aecker nach Hause. Da stand vor der Thür eine prächtige Carrosse, mit vier stolzen Pferden, ausgeschmückt mit Decken und Büschen. Die feurigen Thiere stampften wie unwillig auf den Boden vor einer so schlechten Hütte still zu halten. Wie war der hohe Kutscher mit Gold geschmückt! die bunten Kragen verdeckten seinen Leib. Der Wagen war nageneu, und überall spiegelte sich darin das ganze Thal. So bunt verschlungene Wappenzüge hatte selbst meine Phantasie sich niemals vergemalt. Sie verzeihen meine noch entzückte Schilderung, theure

Comteſſe. Es war der erſte Eindruck von Pracht auf den Sinn des Kindes, und er blieb ſo allmächtig und lebendig, daß ſelbſt der neue Goldglanz der Tuilerien ihn nicht hat verlöſchen können. Zwei große Männer, knapp in Grün gekleidet, mit Gold und Silber überſäet, Ritterſchwerter an der Seite und einen hohen Federbuſch auf dem ſtolzen Hute, ſtanden auf der Schwelle. Ich hätte ſie für die Herren der Carroſſe gehalten, wenn nicht ein Anderer, weit einfacher gekleidet, aber mit leichterem Anſtande und vornehm aufgeworfenen Lippen, ihnen Befehle gegeben hätte.

Da rief mich die alte Marthe, die verſteckt hinter einem Buſch am Hauſe ſtand, heran. Sie ſcheute ſich vor allen den geputzten Herrſchaften. „Muſje Ernſt, gehn Sie um Gotteswillen nicht hinein, da iſt ein ſehr vornehmer Herr bei der Mutter.“ Ich erwiederte, er ſtünde ja draußen. Das wäre aber nur der Kammerdiener, ſagte ſie; drinnen wäre noch ein weit vornehmerer, ſo vornehm, daß ſie ſich in der Seele geſchämt mit ihren Alltagskleidern. Der Boden unter den Füßen hätte ihr gebrannt, und ſie möchte ihren ganzen Sparpfennig dran ſetzen, wenn er ſie gar nicht geſehen hätte. Die alte Magd zitterte über meine Dreiſtigkeit, ich auch, aber es war ein anderes Gefühl, als ich in's Haus ſprang.

Da ſtand meine Mutter am Ofen, und hatte

hoch geweint. So groß und stolz hatte ich sie nie gesehen. Ihre Stimme klang mir unbekannt; ich wußte nicht, wo diese vollen, klaren Töne herkamen. Was war dagegen der ganze Strafton des Vaters auf der Kanzel? Im Zimmer ging ein großer Herr auf und ab. Stern und Orden glänzten auf seiner Brust. Er spielte mit einer goldenen Dose, und Brillanten funkelten an seinen Fingern. Und doch, das sah ich, fürchtete er sich vor meiner Mutter. Er kam ihr nicht nahe. Er gab sich alle Mühe, lustig zu seyn, aber das merkte ich doch, daß er erschüttert war. Die Mutter war es noch mehr, aber dabei ruhig, so viel es die Entrüstung zuließ. Ich kam nur zu Ende ihres Gespräches, allein die wenigen Reden, ob ich sie damals zwar nur halb verstand, sind mir unvergeßlich geblieben.

„Also taub gegen meine Vorstellungen, Madame?“ sagte er.

— Muß ich meine letzte Bitte zum drittenmal wiederholen? —

Sie hatte ihn gebeten zu gehen, aber er entfernte sich nicht, sondern trat ihr einen Schritt näher: „Felicie, das Glück lächelt nicht immer. Zufällig, rein zufällig finde ich Sie hier. Sie sehen, ich bin doch nicht so ganz versteckt, indem ich nicht erschrecke. Ich bin gerührt, in der That gerührt. Ich will Sie

herausreißen aus Ihrem Elend. Meine Hand biete ich Ihnen an. Damit Sie meinen seltsamen Antrag nicht für ein Spiel der Laune halten, sage ich Ihnen: sogar nützen kann mir die alte Verbindung bei den neuen Verhältnissen. Am Strahl der neuen Kaisersonne wärmen sich manche erstarrte Vorurtheile. Sie glaubten mir doch sonst, wenn ich in meinem Interesse sprach."

— Elender, willst du mich erwürgen? — rief sie zitternd mit glühenden Augen.

„Keinesweges, Madame," entgegnete er mit leichter Verbeugung zurücktretend, als er mich erblickte. Er hob mich auf und fragte: „Ist das unser Kind?"

O theure Eveline, möchte nie der Schmerz so Ihre schöne Seele berühren, als er in dem Momente auf dem Antlitz meiner seligen Mutter heraustrat. Sie stürzte vor und wollte mich ihm entreißen. Ich glaube, die Wuth hätte ihr die Kraft dazu gegeben. Aber auch des Mannes hohe Augenbrauen runzelten sich, und er wehrte sie ab.

„Wahnsinnige, soll ich Deine Tugend nur für den Erguß toller Leidenschaft halten? Willst du dem Vater verbieten, seinen Sohn an's Herz zu drücken?"

Die arme Mutter fühlte, daß er Recht hatte. Sie wandte sich ab, bis er mich wieder hingesetzt.

„Du willst ihn mir nicht überlassen —"

— Nein, nein, nein, — schrie sie, und riß mich wieder an sich, beide Arme ausstreckend, mich zu vertheidigen.

„Ich bin kein Seelenkäufer," sagte er lächelnd, und zog die schwere Börse heraus. Doch kaum hatte meine Mutter dies gesehen, als sie heftig rief:

— Stecke ein. Vergiß, wie wir vergessen wollen, diese Stunde. — Komme nie wieder, frage nie nach deinem Sohn. Er wird seliger sterben als Du. —

Der Mann schauderte zusammen. Dann sprach er: „Womit willst Du ihn denn erziehen?"

— Der Pfennig von Dir würde Unglück über sein Haupt bringen! —

Er steckte die Börse ein. „Ganz nach Ihrem Belieben, Madame." Kein so satanisches Lächeln als Sie wohl vermuthen mögen, schwebte nun auf seine Lippen, als er hinzusetzte: „Aber einige Bonbons erlauben Sie mir doch dem Kleinen zu schenken?"

Er gab mir einen Kuß und holte das höhnische Geschenk aus der Tasche. Die arme Mutter hatte keine Worte mehr für ihren Schmerz. Aber doch stand Sie auf und ergriff seine Hand.

„Ernst," rief sie ihn feierlich an, „ich habe Dich einst geliebt, ich habe doch noch eine Bitte. Was glanzt an Deinem Kleide?"

— Flitter, — entgegnete er. — Die Zeit hat sich geändert, die neue wollte neue Flitter! —

„Gott spare mir das Entsetzlichste! Laß mich nicht das Fürchterlichste von Dir hören. — Und jetzt fort, fort, ehe Dein Vater Dich sieht. Es käme früher über Dein Haupt.“

Die leuchtende Erscheinung aus der Feenwelt war verschwunden. — Deutlich und deutlicher wurden seitdem die Dämmerbilder in meiner Seele. Vergeblich arbeitete meine Mutter, den Eindruck des Abends in mir zu vertilgen. Ließ sich der Stern auslöschen, der in die Nacht meiner Jugend geleuchtet? Dem Prediger durfte von dem Vorfall nichts gesagt werden. Doch die Dulderin selbst bemühte sich, meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Vergebens. Mein Geist war längst herausgetreten aus den bürgerlichen Schranken. Ihren hatte der Abend gebrochen. Die ersten Schneeflocken fielen auf das frisch aufgeworfene Grab meiner unglücklichen Mutter.

Die Hoffnungen, die Täuschungen, die Kämpfe, die nun folgten, erlassen Sie mir, theure Eveline, Ihnen zu schildern. Der Zwiespalt zwischen mir und dem gemüthlosen Manne wurde täglich stärker. Was war er mir jetzt, was das Leben im dürftigen Thale, wohin nur der Zufall meine Wiege gestellt? Nur vom grünen Hügel meiner Mutter nahm ich Abschied

nur wenige Pfander ihres Nachlasses mit mir, solche, die zur Entdeckung führen dürften. Sie hatte vor ihrem Tode sorgfältig alle Zeugnisse verbrannt, die über ihre Herkunft Licht gegeben. Bedurfte ich deren? Sie war nur ein Opfer der Verhältnisse geworden. Die höhere Abkunft des Vaters hatte nicht erlaubt, der Unglücklichen ihr Recht widerfahren zu lassen. Die Gesinnungen, die mich in's Leben begleiteten, waren mir Bürgschaft für meine Geburt. Ich focht mit den Erleuchteteren. Nur den Edleren schloß ich mich an. Die Aufgabe meines Lebens war, den Vater, das Stammhaus zu finden, aus dessen Hallen jene Gesinnungen durch die Gemeinheiten des Lebens und der Erziehung zu mir herübergeklungen waren. Es galt das Recht meiner Mutter verfechten. Lange suchte ich vergeblich. Ich bin jetzt auf der Spur. Habe ich ihn gefunden, dann Eveline —"

Er senkte sich nieder vor der rasch Aufgestandenen und preßte ihre Hand an seine Lippen. Einen leisen Druck empfand er zurück, dann war sie schnell verschwunden im Dunkel. Aus der Sumpfwiese stiegen die Nebel auf, die Unken sangen ihr dumpfes Lied. Die längst gesunkene Sonne warf keinen Strahl zurück. Es war ihm lieb, als er in seinem Zimmer für sich gedeckt fand. Die Familie versammelte sich nicht mehr, wenn die Kränklichkeit des Grafen ihn

von der Abendgeſellſchaft entfernte. Der Jäger trug die unberührten Speiſen fort; nur dem trefflichen Lafitte that der Gaſt am einſamen Tiſche Gerechtigkeit. Bald ſtürzte er das Kryſtallglas hinunter, bald brachte er es bedächtig an die Lippen, wie einem unſichtbaren Gegenſtande zutrinkend. Als die Flaſche geleert, riß er das Fenſter auf. Die Luft war ihm nicht kühl genug; drei Stunden ließ er ſie auf die heiße, jeder Hülle beraubte, Bruſt ausſtrömen. Erſt als der Hahn krähte, warf er ſich in das Bett.

12.

Die helle Mittagsſonne des Spätſommers ſtrahlte ſchon bis an die äußerſten Enden des Zimmers, als er erwachte. Seine Bruſt war rauh, die Augen ſchmerzten, die Glieder waren wie gelähmt. Die ſchöne Eſperance ſah wehmüthig auf ihn nieder. Ungewöhnliche Todtenſtille herrſchte rings um. Auf dem Mahagonntiſch am Sopha lag ein verſiegeltes Billet. Er ſprang auf. Es war Evelinens Hand. Aber es blieb lange als unberührtes Heiligthum dort liegen. Im Fenſter ſtarrend auf den leeren Hof ließ er den Kopf von der Sonne brennen, bis ihm die Stelle auffiel, wo ſonſt der Reiſewagen geſtanden. Da brach er das Siegel auf und verſchlang den Inhalt:

„Werther Herr Baron!

„Sie machten mich gestern mit der Poesie Ihres „Lebens bekannt. — Wer immer in der Poesie leben „könnte! Brauche ich auf die Erfahrung zu verweisen, „daß sie uns selten über die Jugend hinausbegleitet! „Waffnen wir unsere Gefühle für Frost und Stürme „der Wirklichkeit. Bieten wir ihr die Hand, ehe sie „unfreundlicher ihre lang verkannten Rechte auf uns „geltend macht. Es wird besser seyn, wenn wir uns „nicht wiedersehen. Ihre Geschichte hat mich tief er„schüttert, und seyen Sie versichert, daß keine Um„stände die Gefühle theilnehmender Freundschaft und „Achtung schwächen werden, mit denen Ihrer und „der schönen mit Ihnen verlebten Stunden immer „gedenken wird

Eveline, Gräfin von Arnheim."

„Nachschrift. Zeihen Sie mich keines leichtsinni„gen, übereilten Schrittes. Ich habe die Angelegen„heit ernstlich, reiflich mit meiner Familie besprochen. „Man empfiehlt sich Ihnen, man begleitet Sie mit „aufrichtigen Wünschen. Es wird so das Beste seyn."

— Es wird so das Beste seyn, — wiederholte er. — Nicht einmal gezittert! Ein Schreibmeister kann ihn als Vorschrift brauchen. —

Als der Jäger nach einer Weile einmal, fand er ihn noch immer unangekleidet auf dem Sopha sitzen,

in der Hand einen zerknitterten Brief. Doch schwebte ein Lächeln auf seiner Lippe. Der Jäger sollte das Bedauern seiner Herrschaft melden, die ein dringendes Geschäft schon vor Tages Anbruch zur Reise gezwungen. Der Graf, von einem gichtischen Anfall zurückgehalten, sey auf seinem Zimmer, und der Bader habe gemeint, ungestörte Ruhe würde ihm sehr wohl thun.

„Vermelden Sie Seiner Gnaden meinen gehorsamsten Respekt, wie meine ganze Sorge sich mit der Wiederherstellung seiner unschätzbaren Gesundheit beschäftige, und wie ich unendlich bedaure, abreisen zu müssen, ohne mich von der Fortdauer seiner Gewogenheit überzeugen zu können. Ich kann doch gleich Pferde bekommen bis zur Station?"

— Wollen Herr Baron nicht erst hier zu Mittag speisen? —

„Auch ich erhielt Nachrichten, die mich zur augenblicklichen Abreise zwingen."

— Wie Sie befehlen. —

Die Pferde stampften, die Leute gafften von fern. Er glaubte Hohn in ihren Gesichtern zu lesen. Auch stand darunter eine freundlich lächelnde Brünette, der Gräfin Kammermädchen, die eigends zurückgeblieben schien, ihm eine glückliche Reise zu wünschen. Zur alten Bauernfrau, die nicht begreifen wollte, warum

der Herr Baron so spornstreichs abfahre, sagte er, „die Sonne incommodire ihn im Schloß.“

Diesmal wurde dem Postillon ein doppeltes Trinkgeld versprochen, wenn er schnell fahre, und zwei Tage und zwei Nächte wiederholte sich dieses, bis der Posthalter in einer holländischen Stadt einmal den Blick in den Wagen warf, und erschreckt zurückfahrend ausrief:

„Herr, um des Himmels Willen, Sie können nicht weiter fahren. Sie sehen ja wie der leibhafte Tod aus, ein Fieber schüttelt Sie.“

Acerbi ließ es sich gefallen. Aussteigend, — es war das erstemal seit seiner Abreise, — fühlte er, daß es mit der Reise aus sey. Es war ihm gleichgültig, wohin man ihn brachte, denn kaum war er in einem Bette, als ihm das Bewußtseyn verging. Wochenlang streckte ihn ein Nervenfieber nieder. Mehrmals klopfte der Tod an sein Bette, der holländische Arzt verließ kopfschüttelnd das Zimmer des fremden Mannes, und die Wirthsleute wogen prüfend die uneröffnete Kassette, ob sie die Kur decken würde.

„Die letzte Krisis ist vorüber,“ sagte endlich der Doctor zu den Wirthsleuten, „aber es wird lange dauern, ehe er sich völlig erholt. Seine Träume quälen ihn noch. Die deutsche Metaphysik und Mystik spukt im Kopfe. Er gehört zu den Romantischen. Ein Franzos oder Niederländer wäre längst gesund.“

Der Genesende saß auf seinem Bette; aber er sah wieder verstörter aus, als da ihn der Doctor gestern verließ:

„Neue Nachrichten bekommen, Baron?"

— Ja, Doctor. Im Scharlachkleide mit Tressen und Stern und eine Mütze auf dem Kopf hat er mich heut Morgen geweckt. —

„Wieder dero Herr Vater?"

— Ja. Aus den Taschen schüttelte er Gold. —

„Angenehme Perspektive."

— Ich werde ihm wohl wieder nachreisen müssen. Er machte solche Grimassen. —

„Wohin denn?"

— Nach Griechenland. Es ist ja sonst Friede in der Welt. Da werd' ich ihn wohl finden. —

„Da ist nichts zu holen, Baron."

— Wo sonst? —

„In Pyrmont, Baron."

— Nimmermehr — da bringen Sie mich nicht hin, rief Acerbi aus. Es war als reiße ihn die Anstrengung, mit der er dies sprach, vollends aus dem Traume auf. Er sann nach, und ruhiger fuhr er fort: — Doch warum nicht? — Der Faden ist zerrissen. Vor denen keine Rücksichten mehr. Doctor, Sie sind ein kluger Mann. — Bankhalten in Pyrmont,

und wenn die schönste Dame die Karten biegt, das soll mich nicht stören. — Heute noch? —

„Es ist ein schöner Herbsttag, und die feuchte Luft hier taugt nichts für Sie.“

Wohl eingepackt und mit ärztlichen Anweisungen versehen, machte sich Acerbi auf den Weg. Bei kurzen Touren und der warmen Herbstsonne schien er zusehends zu genesen. Der Stolz lagerte wieder auf seinen hohen Brauen, seine Lippen warfen sich. Es war ihm angenehm, als er Pyrmont noch besetzt wie in der glänzendsten Jahreszeit fand. Die verlängerte Anwesenheit des Fürsten hatte zu den alten neue Gäste gelockt. Er lächelte, als er auf der Badeliste den Namen des Grafen Arnheim fand. „Ich will ihm begegnen,“ rief er sich in die Brust werfend, „und die Zeit kommt, wo es zweifelhaft wird, wer auf den andern herablächelt.“

Unter den Franzosen, die der Zufall herbeigeführt, fand er Bekannte. Er hielt sich zu ihnen. Der leichte Sinn scherzte Gram, Liebe, politische Sorge hinweg.

„Es freut uns, Baron,“ sagte der junge Diplomat, „Sie so vortheilhaft verändert zu finden. Und mußte Deutschland gerade die heiteren Adern wecken, während Sie in Paris mit dem schwerfälligen Geräth ihrer vaterländischen Metaphysik zu Felde zogen.“

— Auch läßt ein Gerücht, — bemerkte ein Anderer, — Sie tief an der Seelen-Liebe verwundet ſeyn. Ich ſehe aber mit Luſt, daß Sie auch das anglomaniſche Phantom abgeſchüttelt haben. —

„Einbildung!“ rief Acerbi, ein Glas Limonade ausſtürzend. „Die Engländer machen es andern, die Deutſchen ſich ſelbſt weis. Es läßt ſich alles chemiſch zerſetzen, warum nicht auch die Liebe? Es kommt darauf an, ob mehr ſinnliche, vernünftige oder phantaſtiſche Theile darin enthalten ſind, um den Ausſchlag zu geben. Kann man erſt berechnen, kann man auch überwinden.“

— Bravo, Herr Baron, — rief Jemand, der eben den Billardtiſch verlaſſen, um an ihrem Kreiſe Theil zu nehmen. Es war der Marquis Fabiani. — So haben auch Sie den Phantasmen den Abſchied gegeben. Faſt beſorgte ich, als ich in Arnheim die Ehre hatte, Ihre Bekanntſchaft zu machen, der Prozeß würde nicht ſo leicht ſeyn.

Acerbi war die Wendung des Geſprächs nicht angenehm. Er lenkte es auf die Politik. Die jüngeren Franzoſen führten es mit anmuthiger Leichtigkeit und vielen Worten weiter, ohne eine Meinung zu äußern. Der Marquis lächelte, mit einem Zeitungsblatt ſpielend, bis der Diplomat ſich entfernte.

„Es iſt nicht zu läugnen,“ ſchloß Acerbi, „die

Dec-

Doctrinärs siegen, wiewohl ich nicht begreife, was daraus werden soll."

— Ich dächte, — sagte der Marquis, als Beide allein im Fenster standen, — Sie machten sich keine Sorgen darüber. —

„Wäre ich überzeugt," entgegnete Acerbi, „daß die doctrinäre Gründlichkeit den liberalen Schwindel von sich abschüttelte, daß der neue scheinbar gemäßigte Freiheitssinn, der in England, Frankreich, zum Theil auch in Deutschland, nach dem Scepter greift, durchdrungen wäre von der Nothwendigkeit des aristokratischen Elements — Amerika's Staaten möchten sie immerhin dem Demos opfern — so wollte ich ihm selbst die Hand reichen."

— Mir scheint, — sagte Fabiani mit seiner gewöhnlichen spöttischen Miene, — eine weit reellere Hand greift überall nach diesem Scepter. Dagegen prallen alle fanatischen und liberalen Stürme ab. Und die öffentliche Meinung selbst machte sich lächerlich, wollte sie sich im Ernst dagegen auflehnen. Können Sie sich denn noch täuschen lassen, verehrter Freund, von Redensarten? Ist es möglich, daß Sie den tönenden Worten der Tribunen glauben? Als ob im Palais Bourbon, im Westminster nicht alles vorher abgekartet wäre. In England katzbalgen sich die Reichen, die sich zum Spaß Torys und Whigs nen-

nen, um das Vorrecht, in die Schatzkammer zu greifen. Dabei ein lustiger Ernst, damit die Armen aus Lust über die Bererei ihren Hunger vergessen. In Frankreich giebt es zwei Parteien; eine, die ihr Geld verloren hat, und es wieder gewinnen, die andere, die es gewonnen, und nicht wieder lassen will. Hungrige und Reiche, denen man etwas nehmen will, schreien gewaltig. Das Geschrei ist die Hauptsache, die Worte macht der Zufall. Dort lauten sie: — Religion! Königthum, Congregationen! — Hier: — liberale Ideen, Aufklärung, Fortschritt des Jahrhunderts. — Durch tönt die wahre Losung mit Metallklang: — Geld! —

„Auch den Pairs imputiren Sie die niedrigen Motive des Eigennutzes?"

— Die sind vielleicht schon satt. Gelingt es den wüthenden Royalisten, oder den gefeierten Helden der linken Seite an's Ruder zu kommen, was ist das Ziel? Aemter, und durch Aemter Geld! Der gutmüthige Deutsche begeistert sich für die Idee. Ueberall Taschenspieler-Kunststücke, um wie der Gimpel vom Gauner verlacht zu werden: denn Thoren, die nach dem Monde blicken, sind den klugen Leuten erwünscht. Vertrauen Sie mir, ich habe Paris kennen gelernt, und in Paris studirt man die Welt. Nur ein Mann ist dort, denn er hat Seelenstärke genug, zu bekennen, daß ihm alles gleichgültig geworden bis auf das Geld

— Talleyrand. In dem einzigen Manne iſt Wahrheit. Iſt es nun aber nicht ſchändlich, mit ganzen Völkern ein Spiel zu treiben, wenn man das Ziel wohlfeiler haben konnte? Ich verglich gern das Treiben in den großen Staatskreiſen mit dem kleinern an den grünen Tiſchen des Palais Royal. Dort wie hier eine Sonne, um die alle Geſtirne ſich drehen, das Gold. Aber man verſprützt kein Blut, man führt keine Tauſende an die Mordbank, keine Inquiſitionen, keine Eide, man ſpielt nicht mit dem, was Anderen ein Heiligthum iſt. Wer nicht will, tritt zurück. Nur die Namen der alten Könige und Damen figuriren. Man opfert nichts zum Zwecke als eine glatte Karte. Keine Artillerieporks werden durch den Moraſt getrieben, die Schlacht zu entſcheiden. Der kleine Finger eines unſchuldigen Kindes thut es. Schwarz oder Roth. — Eine höhere Macht waltet ob, über alle Geſchicklichkeit. Halten Sie das für ſtrafbarer, als das blutige Spiel eines Villèle, der um in ſeinen Renten einige Millionen zu gewinnen, den Krieg mit Spanien anfing? Freilich, es hat ſich mancher die Kugel durch den Kopf gejagt, es verarmte mancher Familienvater, aber ganze Reiche wurden noch nicht unglücklich, Länder wurden noch nicht abgetreten. In Jahren fielen nicht einmal ſo viel als unnützerweiſe am Trocadero in einer Stunde. — Und, junger

Freund, auch das Heldenthum hat hier sein freies Feld. Ist der kein Held, dem Tausende auf der Karte stehen, und er zittert nicht, er zuckt nicht die Lippe, wenn die Kelle des Banquiers sie einstreicht? Wer betrügt: der am hellen Tage in's Spielhaus geht und der Welt sagt: so bin ich! oder der, welcher in köstlichen Sophismen von der Tribune herab einer ganzen Nation etwas beweis't, woran er selbst nicht glaubt? — Herr Baron, ich hoffe, wir sehen uns öfter. —

„Hüten Sie sich vor ihm," flüsterte der Diplomat Acerbi'n zu, als der Marquis sich entfernt. „Er ist schon in Decadence."

— Ist er geborner Franzose? —

„Ich kann es nicht mit Gewißheit sagen. Wenigstens kennt er die politische Welt, und hat einige Rollen gespielt zur Zeit des Directoriums. Auch unter Napoleon, da eclipsirte er jedoch bald. Auf seiner Stirn möchte man noch manche Erinnerungen aus Danton's Zeit lesen. Neuerdings soll er sich um Rothschild's Gunst beworben haben. Man hat ihn aber, als zu antiquirt, nicht mehr brauchen können. Seitdem lebt er auf den Bädern. Man zieht sich indeß auch hier von ihm zurück, denn er wurde schon mehreremal gesprengt."

13.

Es war ein warmer Herbstmorgen, als Acerbi sich auf der großen Promenade unter die Gruppen eleganter Spaziergänger mischte. Er scherzte, lachte; die Damen, mit denen er gesprochen, nannten ihn nachher liebenswürdig. Manches Kohlenauge wandte sich nach dem hochgewachsenen Mann und suchte einen verwandten Blick. Die Krankheit hatte ihn mager gemacht, aber man meinte, der Strahl seines Auges sey nur um so feuriger. Mehrmals begegnete ihm der Marquis, er lächelte; Acerbi fühlte sich unbehaglich. Als — das Gespräch unvermeidlich war, und Acerbi es auf gleichgültige Gegenstände lenken wollte, schüttelte Fabiani ungläubig den Kopf:

„Lassen Sie doch das Volk laufen. Mich dünkt, Ihr Auge muß schon so geschärft seyn, um zu wissen, daß Alles nichts hilft. Geben Sie sich noch so viel Mühe, man sieht es uns an. Darin haben die Dümmsten ihren Instinkt. Man ist zuvorkommend gegen Sie; aber wenn ein echter kommt, ist alle Holdseligkeit sogleich verschwunden. Wirklich, lieber Freund, trauen Sie meiner überdreißigjährigen Erfahrung, es ist leere Arbeit ohne Frucht. Man hält sich zu Ihnen, um Ihnen zu zeigen, daß man sich nichts aus ihnen macht, das ist das Beste. Uebrigens läßt man

es an sich, und sie zu uns kommen, wenn sie unser bedürfen. Eine gewisse Höhe bewahren, und, wo es geht, Unabhängigkeit, Einsilbigkeit, sich nicht zu verrathen, aber um Himmels willen, werther Freund, nicht auf ihre Familiarität gefußt; da sind wir verloren."

— Sie verzeihen, Herr Marquis, dort kommt mein Freund, der Vicomte, mit dem ich mich verabredet —

Sie trennten sich. Fabiani verlor sich mit gemessenen Schritten in entgegengesetzter Richtung. Als Acerbi am Arm des Franzosen um eine Ecke bog, kam ihnen eine Gesellschaft entgegen. Unter Bekannten und Unbekannten die Gräfin und Eveline. Er hätte noch in schneller Biegung einen Seitenweg einschlagen können. — Jetzt war die Begrüßung unvermeidlich.

„Das kann ich Ihnen nicht vergeben, Baron," polterte ihm der alte General, die Hand ausstreckend, entgegen, „daß Sie auch kein einzigesmal zu mir herübergekommen sind, so lange Sie in dem vertrakten Sumpfnest bei unserm Freund, dem Grafen, steckten."

— Kennen Sie, Graf, diese Schmähung Ihrer Residenz dulden, — erwiederte Acerbi, sich zum Grafen wendend. — General, ich glaube, die Damen werden blaß über Ihre Sumpfluft. Ich fordere Alle, die

Arnheim kennen, auf, dies Pasquill zu widerlegen. Ich zum Beispiel befand mich nie so wohl und gesund, als auf unsers Grafen Landsitz, was freilich bei so liebenswürdiger Gesellschaft auch in einer Villa der Pontinischen Sümpfe der Fall gewesen wäre. —

Der alte General meinte, er sähe doch angegriffen aus und solle wenigstens hier die Herbstluft bedenken, und seinen weißen Hut aufsetzen, statt ihn wie ein windiger Franzose zu schwenken. Doch Acerbi ließ ihn und sich selbst seinen französischen Begleiter kaum zu Worte kommen.

„Bei den Damen," sagte er, als einige verbindliche Worte mit dem Grafen gewechselt waren, „habe ich noch besonders mein Unglück zu beklagen, das mir es unmöglich machte, mich Ihnen bei'm Abschiede zu Füßen zu legen. — Ich hoffe, Sie haben sich in der Residenz eben so amüsirt, wie Fama berichtet, daß Sie die Zierde der Hofferten waren."

— Ist die Fama Ihre Freundin? — fragte die Gräfin dazwischen, — Ich rathe Ihnen, solidere Bekanntschaften zu machen. —

„Einige sagen zwar, sie sey von Geburt eine Operntänzerin," entgegnete Acerbi, „und solche Bekanntschaften wollen uns freilich die Damen nie vergeben, aber ich versichere auf Ehre, ich halte sie für

eine ganz ehrbare Person. Sie vertraute mir sogar, es sey ein ganz neuer Cotillon erfunden worden, den wir doch diesen Winter bewundern dürfen?"

— Sie werden den Winter dort mitmachen? — fragte der General.

„Wenn mich meine Geschäfte nicht nach Paris rufen. Wo könnte man anders in Deutschland leben, besonders, wenn man weiß, welche Göttinnen in diesen Cirkeln schweben werden. Meine Damen, meine Herren, Pyrmont hat doch noch recht lange das Vergnügen Ihrer unschätzbaren Gegenwart? Nur in dieser Hoffnung kann ich es mir verzeihen, wenn ich nicht länger der Allmacht der Schönheit mit meinem französischen Alliirten diesen Paß versperre."

Man trennte sich. Coeline blickte in einiger Entfernung noch einmal um, fuhr aber schnell wieder zurück, als sie Acerbi's weißen Hut sich in ähnlicher Richtung bewegen sah. Sie hörte noch, wie er ein französisches Liedchen trillerte. Der General schüttelte den Kopf, und fragte Coelinen, die an seinem Arme ging: „War er immer so?" — „Ich erinnere mich nicht," entgegnete sie. — „Den haben die Franzosen zum completten Windbeutel gemacht, oder es steckt eine Krankheit ihm in der Haut, sagte der alte Militair. Er sieht mir nach Einem aus, der nicht mehr lange lebt, wenn er so fort lebt." Acerbi hatte

sich vom Diplomaten getrennt. Er kletterte mit einigen verwegenen Sätzen in das felsige Dickicht, und rannte wegabwärts, ohne an die leichte Sommerkleidung zu denken, ohne die Wunden zu fühlen, welche die spitzen Kieferäste den Glacéhandschuhen und dem offenen Gesichte schlugen. Endlich war er ganz in der Wildniß. Eine steinige Kluft vor ihm. Da stand an einer Felsenspalte eine abgestorbene Kiefer. Oben schaukelten sich die Kräben in einem alten Neste. Er bröckelte Schieferstücke ab, und schleuderte sie hinauf. Die Thiere flogen kreischend davon. Er wollte das Nest zerstören, und kletterte nach. Sein Hut fiel ihm vom Kopf, er rollte in den Abgrund. Die weißen Handschuhe waren zu Fetzen geworden, er lachte. Der morsche Stamm stöhnte, und je näher er dem schmalen Gipfel kam, um so mehr schwankte der Baum. Jetzt schwebte sein Leib über dem Abgrund, ihm war wohl zu Muthe.

Es war der letzte Sonnenblick des Herbstes gewesen. Aus dem Westen zog es grau herauf. Der Sturm fegte über die Bergrücken; ihm ward immer wohler. Knochen und Federn lagen im Neste, er schleuderte sie fort. Die Raben auf den Wipfeln umher kreischten wie voller Grimm; er nickte ihnen zu: „Gemach, gemach! Es pussirt noch zu warm. Ihr und ich, wir thun nichts in diesem großen Pharo.

Der Sturm spielt aus, den kann man nicht betrügen."

Reitend auf einem Aſt, klammerte er ſich feſt um den Wipfel und ließ ſich von dem immer heftiger werdenden Sturm ſchaukeln. Sein Auge glühte, ſeine Stimme war gelöſ't, und er ſang eine Dithyrambe in den Aufruhr der Natur:

Drohe nur, Brauſender!
Deine Stimme betäubt mich nicht,
Dein Hauch erſtarret mich nicht,
Denn ich bin hoch geboren.

Am Glaſſenſter der Hütte
Pickt der zitternde Sperling,
Aber auf den Orkanen
Wiegt der Aar ſeinen Fittig.

Auf dem grauen Felsriff,
Wo der Gemſenjäger hinabſtürzt,
War der Sturm ſein Gespiele;
Und der Sonne in's Antlitz
Schaute des Adlers Kind.

Mit der uralten Erde
Werden die Berge ſteh'n,
Froſt und Thau wird ſpielen um ihre Gipfel
Aber die Adler niſten oben

Ueber die Wälder Germaniens
Brauset der Sturm aus Westen.
Und die Gebeine der Legionen
Stöhnen unten in den Schluchten

Ich wiege mich über den Gründen.
Ich höre ihr Klagegeheul.
An die Eichen genagelt
Wimmern die römischen Zungen.
Und Sirenengesänge
Wecken das längst Gestorbene.

Speie noch einmal glühende Lava
Der schwarze Basalt am Luriei.
Ueber die Dämme der Friesen
Breche stürmend die Nordsee;

Oben auf den Bergen
Sammeln sich die Geister der Ahnen —
Geister sind unsterblich —
Und entargen in die Wogen des Chaos
Reicht der Vater dem Sohne die Hand. —

Da kam ein fürchterlicher Windstoß, die Kiefer krachte, der Stamm war in der Mitte gebrochen. Doch war die Kraft noch so zäh, daß er trotz der Last sich nur langsam niedersenkte, der Stoß kam von der Seite des Abgrundes, und Acerbi hatte Besinnung und Glück genug, im Fallen den Ast eines tiefer stehenden Baumes zu fassen. Er war gerettet.

Ein Wolkenguß trieb ihn von der Stelle fort. Die Wirthin schüttelte den Kopf, als sie ihren Miether entblößten Hauptes in seltsamen Aufzuge zurückkehren sah. „Es iſt nicht richtig mit ihm," murmelten sie im Hause. Er schrieb einen Brief, und am andern Morgen lag ein Billet als Antwort eröffnet vor ihm.

„Wie Ihre Bitte ſich mit einem Manne von „Delicateſſe verträgt, begreife ich nicht. Mich dünkt, „ein ſolcher müſſe jede Zuſammenkunft vermeiden, „ſtatt ſie zu ſuchen.

E. Gräfin Arnheim."

— Und ſie muß mich hören! — rief er und zerſchnitt den Zettel in tauſend kleine Stücke. — Es hat ihr Jemand die Hand geführt. —

Der Namenstag des noch immer anweſenden Fürſten wurde durch ein Diner der ausgezeichneteren Badegäſte gefeiert. Die Familie des Grafen, die bis dahin zurückgezogener als früher gelebt, entſchloß ſich erſt zum Beitritt, als Acerbi's Name auf der Liſte der Abgegangenen ſtand. Ein junger Mann von wohlgebildeten und ernſten Zügen hatte die Plätze für die Familie belegt. Er flüſterte Eveline, leiſe ihre Hand berührend, zu:

„Sie werden, ſchöne Eveline, den alten Abbé zum Nachbar haben, und erlauben mir von gegenüber den eiferſüchtigen Wächter zu ſpielen, denn der

Mann iſt trotz ſeiner fünf und ſiebenzig Winter noch immer gefährlich."

— Du ſcheinſt heut beſonders verſtimmt, — fragte die Gräfin.

„Ich wünſchte dies langweilige Diner erſt vorüber."

— Süßes Kind, Du gehſt einem Stande entgegen, zu dem einige Vorkenntniſſe der Langeweile ſehr zweckdienlich ſind. —

„So rechne ich auf die Geſprächigkeit des Vaters; denn aufmerkſam zu bleiben, wenn der Abbé eine Viertelſtunde über einen Stecknadelknopf ſpricht, iſt mir heut unmöglich."

— Das verlangt auch Niemand und der Abbé am allerwenigſten. Du lächelſt dann und wann. —

Man drängte ſich zu den Plätzen. Während der rauſchenden Ouvertüre ſtarrte der junge Mann Eveline gegenüber ſehr unruhig nach ihrer Tiſchſeite. Eine Röthe des Unwillens überflog ſein Geſicht, als er jetzt hinüberrief:

„Mein Herr, dies ſcheint ein Mißverſtändniß. Der Platz iſt für den Abbé de la Rigaudie belegt."

Eveline blickte ſich um, und ihr Ellenbogen berührte Acerbi's.

„Um Vergebung, Herr Graf," erwiederte dieſer lachend. „Der arme Abbé hat mir ſeinen Platz

cedirt, obgleich ich an seinem Unglück schuld bin. Ich lud den trefflichen Gast heut zu einem Austernfrühstück, und stellen Sie sich, meine Gnädige, vor, wir wetteten, und er schlug mich mit hundert Austern todt, sich aber leider daneben, denn vor einer Stunde dachte er im Ernst daran, die Calembourgs und Galanterien seiner Jugend zu bereuen. Jetzt geht es indessen schon etwas besser und er sinnt sich an dem Gedanken: bis an seinen Tod nicht von der Liebe und dem Witz zu lassen. Aber ich frage die Damen und Herren, wie ist es möglich, daß noch solche Barbarei in Deutschland geduldet wird! Sind das Austern, was man hier auf die Assietten bringt! Nicht einmal der gewöhnliche Kunstgriff ist bekannt, die Thiere drei Tage lang in Salzwasser stehen zu lassen und ihnen täglich eine Handvoll Kraftmehl zu streuen. Das thun sie wenigstens in Liverpool. Die Thierchen schwellen davon so an, daß man sie mit Anstand genießen kann. Aber ich versichere Sie, meine Damen, es ist noch nichts gegen die französische Westküste. Wenn man hinausfährt und sie an Ort und Stelle öffnet, fühlt man erst, was Austern sind. Und auch das will nichts sagen gegen die Art, wie die Irländische Gentry am Strande des Oceans förmliche Erziehungsanstalten für die jungen Austern angelegt hat. Erst nach jahrelanger Fütterung im feuchten Meersand werden sie wür-

dig erachtet auf die Tafeln zu kommen. Allein was weiß man bei uns von Arrangement der Tafeln! Man überläßt Alles dem Zufall."

Der Badegast, Evelinen gegenüber, schien beruhigt, Eveline selbst verbarg mit Mühe ihre Angst. Acerbi's Haar und Kleidung waren in Unordnung. Seine Unterhaltung belebte die Gesellschaft, er war zu gesprächig für den Rang derselben. Vielfache Zuschauer gafften außerhalb der Fenster auf die Versammlung. Graf Arnheim lorgnirte einen derselben, und Acerbi erkannte Kesseln.

„Kennen Sie den guten Jüngling auch," sagte der Fremde drüben, der mit einem Johanniterkreuz geschmückt war, und eine grüne Schleife am Halse trug. „Er sucht wieder nach einem Abenteuer, das ihn interessant machen könnte. Die alte Erzählung ist nun ganz abgenutzt."

— Wie kann er sich an einen Ort wagen, wo Seine Durchlaucht —

„Die Sache ist längst vergessen," entgegnete der Johanniter. „Sie sind vielleicht nicht ganz vom Zusammenhang unterrichtet. Seine Durchlaucht ist bekanntlich ein großer Gartenliebhaber und sein Park in der That ein Schmuckkästchen, so sauber ist Alles, vieles sogar von hoher Hand eingerichtet. Eines Morgens fand der Fürst einen jungen Menschen auf

dem Rasen liegen. Er fuhr ihn heftig an, und dieser antwortete etwas trotzig, weil er den Fürsten im schlichten Ueberrock nicht erkannte, nahm aber sogleich Reiß aus, als die Kammerherren zueilten. Aus dieser einfachen Historie, und weil ihn Seine Durchlaucht im hohen Eifer einen albernen Jungen gescholten, hat sich der Faulenzer eine Fabel gebildet, die ihm die Unterstützung von bedeutenden Männern verschaffte. Der übertriebene Eifer einiger Polizei-Officianten kam ihm dabei zu statten. Jetzt kann der arme politisch Verfolgte gar keinen Verfolger mehr auftreiben, und gestern ist ihm sogar das größte Unglück begegnet. Der Fürst erkannte ihn nämlich, und als ein fremder Staatsmann ihm die Geschichte erzählte, amüsirte dies Seine Durchlaucht dergestalt, daß Sie ihm zwei Louisd'or für die gute Erfindung schicken ließen."

— Wer nicht aus Gold ist, muß sich vergelden lassen, — rief Acerbi, und erzählte Anekdoten. Seiner Nachbarin zur Linken flüsterte er eine so lustige Geschichte in's Ohr, daß die Dame vor Lachen ihn bitten mußte, inne zu halten. — Er könne es nicht laut zum Besten geben, — erwiederte er achselzuckend, — aber die Geschichte sey von der Art, daß selbst seine stumme Nachbarin zur Rechten ein Lebenszeichen von sich geben werde. —

„Sie sind ein Barbar!" rief ihm der alte General

ral von einer entfernteren Seite zu. „Zucker in dieſen Extraburgunder zu ſchütten!“

— Es gehört zu meiner Geſchichte, — lachte Acerbi und beugte ſich zu Eveline. — Arſenik! — ſchrie er ihr in's Ohr. — Schnellwirkender, verzehrender. Bei Gott ich trinke! Die Pauken wirbeln! Im Todeskampf umklammer' ich Dich, und ſinke mit Dir zu Boden. Willſt Du den Scandal, oder ein Gehör noch, ein Geſpräch ohne Zeugen. —

Eveline ſchoß einen Blick auf den bleiartigen Bodenſatz in Acerbi's Glaſe. Ihr Geſicht war todtenblaß, zum Glück ſah es Niemand. Schnell entſchloſſen flüſterte ſie ihm ein „Ja“ zu, und drückte bekräftigend ſeine dargebotene Hand unter dem Tiſche.

— Nun lache ein wenig, ich habe auch gelernt lachen, wenn die Nattern am Herzen nagen. Das Herz iſt nur ein Leibeigner; es hat kein Recht für ſich. Lächle, Theure, lächle! O wir können unglaublich viel, wenn wir früh anfangen. —

„Sehn Sie, meine Herren, auch meine ſpröde Nachbarin lacht,“ rief er jubelnd, als Eveline ihr Geſicht im Battiſttuche verbarg. „Aber der General hat Recht. Der Burgunder iſt dadurch entweiht. Ich will reinen Wein, überall reinen Wein.“ Er warf das Glas zum naheſtehenden Fenſter hinaus.

Nach einigen Toasts und Reden wurde die Tafel aufgehoben.

14.

Die Stunde näherte ſich. Mit verſchränkten Armen, den Hut tief über die Stirn, ſchritt er in der Allee auf und ab. Der Franzoſe ging dreimal an ihm vorüber, und dreimal erwiederte er ſeinen Gruß, ohne ihn zu erkennen. Jetzt ſchlug es Fünf. Wie unerträglich langſam holte der Metallklöpfel aus gegen die Schläge in ſeiner Bruſt. Er fand die Thüre offen, das Kammermädchen wies ihn nach dem entfernten Pavillon. Sie zauderte, ob ſie die Ducaten, welche er verſchwenderiſch in ihre Hand gleiten ließ, nehmen dürfe. Die Goldſtücke fielen zu Boden, ohne umzublicken ſchritt er auf das Haus zu. Eveline erhob ſich vom Sopha, als er eintrat.

„Wo lauſchen ſie," rief Acerbi, die Klinke noch in der Hand haltend? „Werden ſie vorſtürzen, Vater, Mutter, Verwandte, wenn die Worte ein mächtiger Strom werden, der die Vernunft fortreißt?"

— Sie wiſſen nichts von Ihrem Hierſeyn, — ſagte Eveline ruhig.

„Gar nichts?"

— Was ich verſpreche, halte ich ganz. Wenn Sie Störung fürchten, ſo riegeln Sie die Thür zu. Ich bin in Ihrer Gewalt. —

Er wußte vorhin die Rede Wort für Wort auswendig, es waren die Gedanken einer Nacht, Beſchwörungen, von denen er geglaubt, daß Berge ihre Häupter beugen müßten, und, wie auf den Elfengeſang, der rauſchende Strom ſtille ſtehn. Alles war verſchwunden wie Nebel und Schaum vor einer höhern Macht, vor Evelinens ruhigem Blick.

„Es iſt das letzte mal, daß wir uns ſehen" — war alles, was er jetzt vorbringen konnte.

— So erwarte ich von Ihrem beſſern Sinn .... — entgegnete die Comteſſe.

„Die Lüge muß verſchwinden. Eveline, ich habe Kraft der nackten Wahrheit in's Angeſicht zu ſchauen. Ich bin ruhig, entſetzlich ruhig." — Er faßte ſtürmiſch ihre Hand. — „Wir ſtehen vor einem Gericht, wo kein Advokat zugelaſſen wird, wo kein Läugnen hilft; der Richter ſieht in's Herz. Sprich: war es baare Lüge?"

— Nein, Herr von Acerbi, — erwiederte ſie ruhig. — Ich fühlte mich zu Ihnen hingezogen; auch jetzt läßt mich Ihr Zuſtand nicht ohne Theilnahme. —

Es zückte in Acerbi's Augen auf, wie ein Meteor über den nächtlichen Himmel. Die Lichtflammen überflügeln ſich, das Auge ſprudelt: „Wer! wer dann wagte es?" ſchrie er. — „Es war Lüge Alles. Glanzvolles Bild am düſtern Horizonte meines Lebens. Du liebteſt mich, deine Lippen haben es ausgeſpro-

chen. Die Worte ſind mein, die Lippen ſchlucken ſie nicht zurück. In Erz ſteht es nun gegraben, in Stein gemeißelt: Du haſt mich geliebt. Wer hat mir die Liebe geraubt? Wer iſt ſo verwegen, wer wagte das? — Nein, nein! Ich war blind. Niemand hat ſie geraubt. Spinnenweben und Nebel zogen ſie vor, das ſah ich für Mauern an. O ich bin nicht mehr krank! Eherne Thüren breche ich ein; Mauern nieder zu reißen fühl' ich Kraft, wenn ſie Dich einſchließen. Liebe ſtirbt nicht! Du liebſt mich noch. Nun will ich ihnen und einer Welt trotzen."

Er ſtürzte ihr zu Füßen, er preßte ihre Hand an ſeine Lippen.

—Wie Sie ſich ſelbſt täuſchen, Herr von Acerbi! Wer hat Ihnen das geſagt? Ihre Phantaſie tödtet in jedem Augenblick Ihre Vernunft. —

„Sprich nur kalt fort, entgegnete er ſtill lächelnd, mich täuſcheſt Du nicht mehr. Es lebt in Dir eine Sprache, die beſſer iſt als die Du gelernt haſt, eine Stimme, die ſanfter klingt als die dein Mund ſpricht, ein Herz ſchlägt in Dir wärmer und zarter als Du es ſelbſt weißt. Da ſtehſt Du vor mir wie eine Bildſäule, das blaue Auge ſo rubig, ſo wehmüthig, die Hand ſo kalt, ſo zierlich das Weſen, als wüßte ich nicht, daß alles Lüge iſt. Du täuſcheſt Dich ſelbſt. Ich will der Pygmalion ſeyn, der Wärme

in dieſen Leib aus Schnee und Stein gießt, Hitze in dieſe Adern, Feuer in dieſe Augen, Geiſt und Ton in dieſe Stimme. O die Geiſter brauch' ich nicht weit zu rufen, ſie ſind da. Eveline, Du biſt mein." — Er umſchlang ihre Knie.

— Armer Wahnſinniger! — rief ſie mit dem Tone wie vorhin.

„Beweiſe mir, daß ich es bin. Ruf' deinen Zauber auf, wir wollen prüfen, welcher ſtärker iſt."

— Ich bin ganz in Ihrer Gewalt, und zittere doch nicht vor Ihrer Leidenſchaftlichkeit. Mögen Sie daraus entnehmen, wie feſt der Boden iſt, auf dem ich ſtehe. Ich bin ſchwach wie andere meines Geſchlechts und habe keine Macht als die der Worte und Gründe. Ich bedaure Sie. —

„Liebſt Du mich?"

— Ich bedaure Sie. —

„Das zückt wie ein eiskalter Stahl in ein heißes Herz. Und Du liebſt mich doch. Du zitterſt indem Du's ſprichſt."

— Ich bedaure Sie. —

Es klang ſo lang, ſo feſt, ſo betont. Er ließ die ſchönen Kniee los, er bedeckte das Geſicht, er ſtürzte mit einem Ach auf den Boden, die Thränen brachen mit Gewalt heraus. O hätte die Erde ſie und ihn

zugleich verſchlungen! „Weib, wer gab Dir Kraft ſo zu ſprechen?“

— Meine beſſere Ueberzeugung, die Vernunft, auf die ein Mann hören muß, der einmal auf dieſer Welt lebt. Ich bin von ſterblichen Eltern geboren, für dieſe ſterbliche Welt; ich bin kein Engel, wie Sie mich wohl zuweilen in Ihrer Schwärmerei nannten. —

„Nein, Du biſt kein Engel.“

— Aber mein inniges Mitleiden iſt doch bei Ihnen. —

„Nichts, nur nichts von Mitleid! — Haß — Abſcheu —“

— Unglücklicher! —

„Wehe Dir, Fluch Dir, deinen Eltern, deinen Ahnen. Dein Geſchlecht hat keine Kraft mehr Menſchen zu zeugen, Puppen, mit Grundſätzen, folgſame Puppen, und Du ſprichſt was ſie Dir eingelernt haben.“

— Sie thun meiner Familie eben ſolches Unrecht wie mir. Aber ich zürne Ihnen nicht wegen der Beleidigung, denn Sie wiſſen in dieſem Augenblick nicht was Sie ſprechen. Wir ſind geſchieden, ja Herr von Acerbi, und auf ewig. Aber ich allein habe mich von Ihnen getrennt, ohne Zureden, faſt ohne Rath meiner Eltern. Ein guter Anwald ſprach für Sie in meinem Herzen, und ich habe mich doch mit voller Ueberzeugung entſchieden. O verlangen Sie nicht von mir,

daß ich Ihnen alle Gründe aufzähle. Ersparen Sie sich und mir die Beschämung, Ihnen zu sagen, wie Sie uns getäuscht, ach! Sie täuschen sich selbst täglich. Wir alle machen es vielleicht nicht besser. Halten Sie mich auch nicht für so vorurtheilsvoll, daß ich die Schranken zwischen uns für ganz unüberwindlich glaube. Im Gegentheil, sie wären gefallen, wenn man sich nur von beiden Seiten die Hand gereicht hätte. Aber die Kraft war lange nicht stark genug. Die Poesie ist ein schönes Jugendspiel, aber die Schönheit geht Hand in Hand mit der Jugend. Wenn ich ernstlich dachte, was dann übrig bliebe, lieber Freund, so kam mir das von beiden Seiten nicht so außerordentlich vor, um darum das Ungewöhnliche zu rechtfertigen. Nehmen Sie meine aufrichtigen Wünsche mit, und finden Sie wie ich den sichern Weg durch dieses Leben, das wir nun einmal nehmen müssen, wie es gegeben ist, denn Sie sind weder ein Napoleon, noch bin ich, wie Semiramis, eine Tochter der Luft. —

„Nein, Loths Weib!“ rief er an der Thüre, noch einmal auf die weiße hohe Gestalt hinstarrend, die unbeweglich in der Mitte des dunklen Zimmers stand. Dann rannte er hinaus und lachte, daß die Sperlinge auf den Zweigen aufflatterten.

Eine Stunde darauf stand Acerbi am Spieltische.

Die Erleuchtung war trübe, doch das Gold funkelte. Es waren hohe Perſonen zugegen, auch der Fürſt, aber incognito. Acerbi glaubte manchen ſtechenden Blick auf ſich gerichtet, auch ſchien ihm ein Hohn auf den Lippen der hohen Perſon zu ſchweben. Der Fürſt pointirte hoch, er noch höher. Er gewann, Jener verlor. Vergebens zupfte ihn der Vicomte am Rockſchoß, und flüſterte ihm zu: „Modeſte!“ — „Nein, ich will es ihnen zeigen,“ entgegnete Acerbi faſt laut, und ſetzte jedesmal die doppelte Summe des Prinzen, bis dieſer ſeinen Hut forderte. Acerbi ſah ſich allein an der Tiſchecke. Die Anderen hatten ſich von ihm zurückgezogen, dem erlauchten Gaſt ihre Achtung zu bezeigen. Der Marquis hatte große Summen vor ſich. Acerbi allein hatte bisher gewonnen.

Mit lauter Stimme rief er: „Va banque!“ und die Blicke der ganzen Geſellſchaft waren auf ihn gerichtet. Der Fürſt blieb an der Thüre ſtehen. In gefühlloſer Neugier waren Aller Augen auf die Spieler gerichtet, nur in den gefurchten Zügen des Marquis konnte man eine ungewohnte Unruhe bemerken, als der Pointeur mit einigen Rollen und Papieren ſeine Anſprüche belegte. Er ſuchte Ausflüchte, aber ſeine Sicherheit verſchwand vor Acerbi's ſtarren Blicken und befehlenden Worten. Er zog mit

zitternder Hand die Karte, und die Bank war gesprengt.

„Kenn' ich Sie wieder?" fragte Jemand den Spieler.

— Er iſt wahnſinnig, — erwiederte dieſer, — Verrückte haben immer Glück. Wer empfängt Ihre Kaſſe, Baron? —

Acerbi ſah Keſſeln im Winkel ſtehen: „Der junge Menſch da."

Keſſel war ſo von der Allmacht des goldenen Sieges geblendet, daß er ohne Säumen die grüne Decke an den vier Zipfeln zuſammengriff, und auf die Schultern lud.

„Es iſt mir lieb," flüſterte der Marquis Acerbi'n ſcheidend zu, „daß Sie gewannen. Das Geld iſt nicht verloren."

Zu Hauſe mußte die Wirthin zwölf Wachskerzen anzünden, denn es werde Alles hell werden, ſagte Acerbi. Er wäre ſehr glücklich, denn er wäre reich. Er erlaubte Keſſeln von dem Gelde ſo viel zu nehmen, als er mit drei Fingern greifen könne. Auch verhieß er ihm, er ſolle ihn als Secretair auf ſeinen Reiſen begleiten. Keſſel küßte Abſchied nehmend ſeine Hand, als man ein Billet brachte.

„Was will der Menſch?" rief Acerbi, zornig vom Sopha aufſpringend. „Hält er mich für

seines Gleichen? Setzen Sie sich nieder und schreiben."

Heftig umhergehend dictirte er Kesseln Folgendes:

„Nur Ihrem Unglück verzeihe ich Ihre Anmaßung. Ich habe nichts mit Ihnen zu theilen. Das „Glück entschied. Hätten Sie den Glücklichen um „eine Gabe angesprochen, ich hätte Sie Ihnen gewährt; aber die Sonne wird bald zwischen uns „leuchten, strahlen um meine Stirn, und Sie werden „geblendet in Staub sinken."

„Couvertiren Sie," fuhr er fort. „Adresse: An den Bankhalter, genannt Marquis Fabiani. Sie geben es noch heut in seiner Wohnung ab."

Die Kerzen, wiewohl längst ausgelöscht, brannten noch fort vor Acerbi's Augen. Mochte er das Haupt noch so tief unter das Bett stecken, sie blendeten. Er lag wieder im Himmelbett in Arnheim. Die schöne Esperance über ihm weinte, ihre Thränen tröpfelten auf seine Stirn. Sie klagte sogar, und als er sich aufrichtete, hielt sie Fabiani's Brief in der Hand. Er schüttelte den Schlaf ab, machte Feuer, und überlas das Billet noch einmal.

„Sie haben mich ruinirt, mein junger Freund. „Mittel, die mir sonst zu Gebote standen, nach einer „verlornen Schlacht wieder Truppen zu werben, sind

„jetzt ausgegangen. Aber ich kann Ihnen nicht zürnen. „Im Gegentheil, ich ſehe in Ihnen einen Mann, der „mich erſetzt. Verſchmähen Sie nicht ein Bündniß „mit einem geplünderten Spieler; er beſitzt noch ſo „viel, daß er die Welt auf ſeine Weiſe erobern könnte, „hätte er die carte blanche Ihrer Jugend. Ihr „Glück, Ihre Ausſichten, verbunden mit meiner Er„fahrung ſind unwiderſtehlich. Morgen beehre ich „mich, Ihnen perſönlich meine näheren Anträge zu „entwickeln. Doch leihen Sie mir gütigſt von dem „Gewonnenen tauſend Gulden. Sie ehren mein Ver„trauen, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich ohne dieſe „verloren bin. Mit aufrichtiger Zuneigung u. ſ. w.“

Eine unbegreifliche Angſt faßte ihn. Er zählte tauſend Gulden ab, und konnte dann etwas ſchlafen. Aber ſchon beim erſten Hahnenſchrei warf er ſich in die Kleider.

15.

Der Morgennebel dampfte über dem Orte. Oben zeigte ſich ein zerriſſener Himmel, ein naßkalter Wind ſtrich über die todten ſtillen Alleen. Mit Mühe klopfte er den Wirth heraus. Der Marquis hatte ſich ſeit geſtern Nacht im Gartenhauſe verſchloſſen, dort werde er ihn vermuthlich noch finden. Die

Miene des Mannes sagte deutlich, daß er nicht mehr viel auf den vornehmen Titel des Abenteurers gebe. Acerbi eilte über die bethauten Beete nach dem einsamen Häuschen.

Ein Hund winselte drinnen kläglich. Auf sein Klopfen antwortete Niemand, aber als er die Thüre aufdrückte, sah er Fabiani eingeschlafen auf einem Großvaterstuhl. Er lehnte sich seitwärts über, in einer sehr unbequemen Stellung. Die Perücke war ihm in's Gesicht gerutscht.

„Marquis Fabiani!" rief der Eingetretene. Der Schlummernde regte sich nicht.

— Tausend Gulden! — Er klingelte mit dem Beutel und warf ihn nieder auf den Tisch. Ein Weinglas mit einem Theelöffel klirrte von der Erschütterung. Drinnen war ein sandiger Bodensatz, eine geöffnete Schachtel daneben enthielt eine Substanz, die er für Arsenik erkannte.

„So früh und doch zu spät!" rief Acerbi, als er jetzt das krampfhaft um den Stuhlfuß geschlungene Bein bemerkte, und die Hände, die gegen den Bauch gepreßt waren, als Verräther des letzten Schmerzes. Der Hund, der niedergestreckt zu Füßen winselte, mußte schon lange die Hoffnung aufgegeben haben, seinen Herrn zu wecken. Als Acerbi dem Schlummernden die Perücke abriß, sagte jedem

Vernünftigen die Todtenblässe, der starre Blick, die verzerrten starren Lippen, daß es zu spät sey.

Und doch rüttelte ihn Acerbi, doch blickte er mit grimmigen Augen auf den Todten, als wolle er ihm noch ein letztes Geständniß erpressen. Ich bringe Dir ja die tausend Gulden! schienen seine Lippen immer während zu sprechen, indessen er in dem Gesichte, auf dem der Todeskampf die erlogene Jugend fürchterlich verlöscht, die Züge, wie sie einst gewesen, heraussuchte. „Ich kenne Dich — ich muß Dich kennen," murmelte er, bis sein Blick auf zwei Miniaturbilder fiel, die, in altmodischen Rahmen, den französischen Maler verriethen. Hätte er die Frau verkennen mögen, wenn sie auch noch nicht so ganz verwüstet aussah, als seine Mutter ihm vorschwebte! Aber der Mann, blickten seine Augen nicht eben so wie die glänzende Gestalt, welche störend in den Frieden seiner Hütte getreten? Waren das nicht dieselben höhnisch aufgeworfenen Lippen? Wie kam der Todte zu dem Bilde? Es war sein Eigenthum; die böse geisterblasse Stirn, regungslos überhängend, war noch immer dieselbe mit der glänzend schönen, schwellend von verwegenen Entwürfen, auf dem Portrait. Selbst die verzerrten Lippen waren jene im Bilde, auf denen anmuthiger Hohn schwebte, dieselben, die einst seine Mutter gefragt: ob er dem Knaben Bonbons schenken dürfe?

Der Wahnſinn iſt ein fürchterlicher Zauberer. Auf den Schlag ſeiner Ruthe erſtehen die tollen Gebilde der Phantaſie, auf ihren Schlag ſpalten ſich Erdſchichten, und das Auge blickt zurück auf Begebenheiten, die für das geſunde Auge längſt verſchüttet liegen durch den Sturm der Ereigniſſe. Solche momentane Klarheit überkam den Unglücklichen. Welche Gefühle darauf, darüber hat er weder ſich noch Anderen jemals Rechenſchaft ablegen können!

Als man im Hauſe wach geworden, hörte man aus dem Pavillon einen wilden Lärm. Eine Stimme tobte und ſchrie, und dazwiſchen klaffte ein Hund. Der Marquis lag todt auf dem Boden, und Acerbi ſchritt mit erhitztem Geſichte, zwei Piſtolen in den Händen, auf und ab.

„Ich habe nur meinen Vater ermordet, und er will nicht wieder aufwachen," rief er den Eintretenden entgegen, und warf die Mordinſtrumente auf das Sopha.

„Es iſt ein alter Mann, aber ich kenne ihn, er iſt ſchlau und weiß ſich zu verſtellen. Sie ſind alle Zeugen, daß ich ihm die tauſend Gulden gebracht — früher konnte ich nicht, das muß der Wirth beſchwören, denn man machte mir nicht die Hausthür auf."

Man richtete den Körper auf; ein Arzt, der herbeigeeilt, ſchüttelte den Kopf.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51043-8
HARING.G.W.A. FN. 03998/014

—Alles zu ſpät. Unſeliger Menſch, was vermochte Sie dazu? Was hat er getrunken?—

„Arſenik, ich kenne Arſenik!“

Auch eine Gerichtsperſon war mit Polizeibeamten angekommen. Acerbi übergab ihnen bedeutungsvoll lächelnd ein Federmeſſer.

„Ich bin Ihr Gefangener.“

— Wer ſind Sie, mein Herr? —

Acerbi lehnte ſich auf einen der Nabeſtehenden, und erwiederte nach einer Pauſe:

„Ich bin der Sohn des Königs von Dänemark. — Es iſt eine politiſche Intrigue, wenn man ſeinem Bruder vorwirft, daß er ihm Gift in's Ohr geträufelt. Auch iſt ſeine Gattin ganz unſchuldig. — Ein Weib iſt ſolcher blutigen That nicht fähig, Ein Weib, in deren Adern ſelbſt keines rinnt, unter deren ſchönem Buſen kein Herz ſchlägt! — Frauen haben überhaupt keine Leidenſchaften. — Sie ſind urſprünglich nur Bildſäulen, die ein geſchickter Mechanismus zu verſtändigen Marionetten umſchuf. Nur Söhne können ihre Väter ermorden, das iſt billig, hergebracht, nicht bloß in der ſehr alten Familie der Raben, ſondern in der ganzen Natur. Grüne Sproſſen verdrängen die Dornen. — Edler Sheriff, da liegt mein Vater, mein Königreich, meine Krone, — mein Wappen — ſelbſt hab' ich alles zerbrochen — ein Haufen

Miſt, und jeder Strohhalm eine Reichskleinodie.“ Nach einer Weile ſetzte er hinzu: „O Sie glauben nicht, wie fürchterlich es war. So ſteil und lang war der Weg hinauf. Und als ich oben ſtand — mein ganzes Leben war ich gegangen — da verwandelte ſich mein Vater, der mich geführt, in den böſen Geiſt — das rothe Feuer lachte durch den Harniſch des Dänenkönigs, und ich ſah nicht den Abgrund, wo ich hinunterſtürzte! Aber da überkam mich die Wuth, wir faßten uns, und nun gebt ihm ein ehrlich Begräbniß, ich erkaufe es mit meinen Hoffnungen, und mich führt in's Gefängniß.“

Er wurde dahin abgeführt, und von dort nach der Reſidenz. Kaum bedurfte es der Unterſuchung, um auszumitteln, daß Acerbi nicht der Mörder des Marquis geweſen. Dagegen verwandelte ſie ſich in eine über den Gemüthszuſtand des angeblichen Vatermörders. Ein Dunkel blieb über den Zuſammenhang doch in ſo fern ſchweben, als Fabiani alle auf ſeine Familienangelegenheiten bezüglichen Papiere verbrannt hatte, Acerbi aber, wiewohl er vor Gericht nichts von dem verſchwieg, was er Evelinen über ſeine Geburt mitgetheilt, jedesmal die Ausſage damit ſchloß, daß er der Sohn des Königs von Dänemark ſey. Was Acerbi nur vermuthen konnte, daß der angebliche Marquis ſein Vater geweſen, lag faſt ermittelt in den Akten.

Akten. Aber man ſchien der Sache nicht weiter nachforſchen zu wollen, wozu auch kein juriſtiſcher Grund vorhanden war, und eben ſo wünſchte man, den Unglücklichen zu entfernen. Sein Zuſtand war kein ſolcher, der eine beſtändige Aufſicht erforderte: er hatte ſich während der Unterſuchung merklich gebeſſert, und als der Inquirent ihm im letzten Verhör einige Fragen darüber vorlegte, antwortete er lächelnd:

„Ich glaube, meine Herren, daß Ihre Beſorgniß unbegründet iſt. Für Sie, für die Stadt und die ganze Welt bin ich der Sohn des Spielers. Sie mögen mich auch Abenteurier nennen und mir Päſſe geben über die Grenze. Ich wäre nicht der einzige Enkel legitimer Ahnen, den man auf deutſchen Schnellpoſten frieren läßt. Was ich fühle, kann für Gerichte und Polizei gleichgültig ſeyn, und wenn ich es ſelbſt laut ausſpreche, daß ich der Sohn des alten Hamlet bin, könnte das ſchaden? Glauben Sie, daß ich damit die phlegmatiſchen Deutſchen zu einer Revolution für die Legitimität aufreize. Meine Lebensaufgabe iſt eine andere, zu beweiſen, daß man Ophelien verläumdet, als man ſie zu raſchen Blutes anklagte. Ihre Kälte allein hat Hamlet wahnſinnig gemacht, denn ſie wollte nicht glauben, was ihm der Geiſt des Vaters vertraut. Sie ſehen, mein Wahnſinn iſt unſchuldiger Art, und können mich ruhig hin-

auslaſſen. Das Schlimmſte iſt, daß mich die Leute auslachen."

Er wurde unter einem lächelnden Händedruck des Directors entlaſſen. Doch erklärte ihm dieſer, man wünſche allerdings von höheren Seiten, daß er die Reſidenz vermeide, ohne daß dieſer Wunſch als ein Verweiſungsbefehl gelten ſolle.

16.

Er erfuhr den Grund nur zu bald. Die bevorſtehende Vermählung der reichen Gräfin Arnheim mit dem Günſtling des Prinzen, dem Grafen***, war ein Stadtgeſpräch. Man erzählte von dem romanhaften Entſtehen dieſes Seelenbündniſſes auf einem Balle. Doch fügte die ſcandalöſe Chronik hinzu, die Gräfin habe in dem myſteriöſen Verehrer den Prinzen ſelbſt zu lieben geglaubt. Jetzt mache man gute Miene zum böſen Spiel, und die Comteſſe gebe ſich für ſterblich verliebt aus. Acerbi fühlte den Teufel in der Bruſt, wenn er dabei lächeln konnte. Einige Stutzer ſaßen zuſammen, und beſpöttelten Evelinens Charakter. Er trat an ihren Tiſch und erklärte ihre Aeußerungen für „infame Lügen." — Niemand fragte nach ſeinem Namen, ſeiner Wohnung, die Stutzer wichen ihm aus, wo ſie ihm begegneten; aber er hörte ſeitdem in den Kaffeehäuſern und Promenaden flüſtern:

„Das iſt er!“ Man verließ den Tiſch, an dem er ſich niederſetzte. Wenn er ſich umdrehte, ſah er, wie man auf ihn mit Fingern wies.

Von der Schwelle eines Caſſino's, deſſen Mitglied er bei früherem Aufenthalte geworden, wies ihn der Oberkellner bedauernd zurück. Ein ſchwerer Händedruck löſ'te ihm die Zunge über das Warum. Es geſchehe, weil der Graf *** drinnen ſey. Viele Köpfe am Fenſter ſahen dem Abziehenden nach. Ihr Lächeln, das er noch am andern Ende der Stadt zu hören glaubte, rieſelte ihm durch die Glieder. Sie fuhr in glänzender Equipage an ihm vorüber und wandte den Kopf ab. Der alte Wahnſinn erwachte.

„Sie ſollen mich achten!“ und er ſiegelte zwei Briefe, einen an die Polizeibehörde, einen an den Grafen***. In jenem ſchrieb er: „Binnen drei Tagen können mich Ihre Arme nicht mehr erreichen;“ im letztern: „Sind Sie ein Mann von Ehre, beſtimmen Sie Ort und Stunde. Es iſt Verleumdung, wenn Sie ſagen, daß Hamlet zauderte.“

Den letztern Brief erhielt er couvertirt zurück. Darunter hatte der Graf geſchrieben: „Niemanden, deſſen Ehre er gekränkt, verſagt Graf*** Genugthuung; gegen Zumuthungen eines Irrſinnigen kann er nur die Polizei anrufen.“

— Vor ein höheres Ehrengericht denn, Graf***! —

rief Acerbi zähneknirschend, — wo keine Polizei dazwischen tritt. Wer mich nicht achten will, soll mich fürchten. Nur das rett' ich, was mir gebührt, und dann mit mir vor den ewigen Richter. —

Es giebt Entschlüsse im Zorn gefaßt, die in der Ueberlegung von Jahren aufwuchsen, die aber der Moment wieder niederreißt. Aus dieser Welt zu scheiden, die alle Verbindung mit ihm zurückgewiesen, war der festgewordene Vorsatz des Einsamen. Mit der logischen Schärfe des Wahnsinns hatte er den andern bei sich gerechtfertigt, den Störer seines Glücks mit sich hinüber zu nehmen. Zwei scharf geladene Pistolen in den Rocktaschen spazierte er bei Einbruch der milden Winternacht die breite Hauptstraße entlang, wo die Paläste der Diplomaten und Großen hinter zwei Kastanienreihen sich erhoben. Alle Kerzen in den Häusern schienen fortgenommen, um aus den Fenstern des einen Hauses zu strahlen. Auf der Rampe rauchten Feuerbecken, unaufhörlich rollten die Wagen hinauf, und die glänzend bunten Gestalten schlüpften durch die brennende Lampenhalle. Jeder Kutschenschlag war ein Pistolenschuß in sein Herz.

Es war ein lindes Thauwetter, der Boden mit Glatteis belegt. Er setzte sich auf eine nasse Bank und starrte, den Baum umklammernd, hinauf nach den schimmernden Fenstern und musterte die Gruppen,

welche ſich in halber Einſamkeit in die Fenſteriſchen zurückzogen. In gebrochenen Reden ſprach er metalloſes für ſich:

„Buhlt nur, verliebte Lügner — jetzt lächelt ſie Dir zu, und im nächſten Cotillon einem Andern — Eiskalte Tugend! — Halte Dich an's Geſchlecht der Mütter, die ſind aus einer beſſern Zeit — das Blut pulſirte luſtiger und man ließ ihm ſein Recht — ein wenig Beten nachher wuſch den Flecken ab. — Dies Geſchlecht reflectirt ſchon in der Wiege. Sie liebt Dich, wenn Du ein Prinz biſt, aber kannſt Du einen Ahnen weniger mit Documenten belegen, weint ſie eine Thräne und drückt Dir die Hand, und die Verhältniſſe ſind eine eiſerne Mauer. Die Legitimität des Blutes hat aufgehört zu herrſchen. Sie glauben nicht mehr, dieſe weichherzigen Philoſophinnen, und mein Vater war doch der älteſte König der Chriſtenheit?"

Zwei Betrunkene, angezogen vom Selbſtgeſpräch, blieben ſtehen: „Heda, was iſt denn da los, Freund?"

— Nichts von Bedeutung; meine Braut macht nur oben Hochzeit. —

„Und ſie hat Dich nicht einmal eingeladen?"

— Das iſt eben meine Kränkung. —

„Der arme Schelm!" ſagte der Eine.

— Laß ihn ſitzen, — ſagte der Andere. — 'S iſt

ein verrückter Candidat. Ich hab' ihn predigen hören. — Sie gingen ſtill fort.

Aufgeweichter Schnee fiel von den Aeſten. Er fing ihn auf in der Hand; der Schnee zerging und floß in Tropfen hinab.

„Er ſoll nicht ſterben," rief er aufſpringend, „das Leben iſt ihm geſchenkt. Setzt in die Welt ein kaltes vernünftiges Geſchlecht, aber eine Mitgift von Blut ſollt Ihr haben!"

Noch ging er dreimal die Straße auf und ab. „Es iſt ein Recht, es iſt Pflicht, es iſt Liebe," überredete er ſich. „Ein weiches Colibriherz könnt' es ſprengen, der Engländerin bräch' es das Herz, die Italienerin würde wahnſinnig. Aber die Philoſophin, wenn ich niederſinke, zerſchmettert in ihren Schooß — vielleicht ſprengt es die verzwerchten Pulsadern ihres Herzens, und ſie wird erſt ein Weib."

Er trat in einen nahen Conditorladen. Im Kabinet daneben wartete ein Diener mit einem blutrothen Domino. Ein Wagen rollte darauf vor, und führte ihn in das Arnheimiſche Hotel, wo ein glänzender Maskenball die Vermählung der Tochter feierte. Unbemerkt, unerkannt miſchte er ſich unter die Masken. Bald hatte ſein Auge die gefunden, die er ſuchte. Von fern — verfolgte er das ſtrahlende Paar, und der Beobachter lehnte ſich jetzt mit dem einen

Arm an den Marmorſims des Kamines, die andere Hand in der Taſche, den Finger am Drücker einer Percuſſionspiſtole, die nicht verſagen konnte.

„Maske, warum in ſolcher Trauer?“ fragte ihn eine andere.

— Die Engländer haben meines Vaters Hauptſtadt verbrannt, mitten im Frieden, und die ſtolze Flotte verſenkt und geraubt. Auf einem Wrak treiben wir nun umher in der See, und die Meerjungfern hör' ich eben ein Todtenlied ſingen. —

„Das iſt ein häßlich Lied bei einer Hochzeit,“ ſchauerte die Maske zuſammen und entfernte ſich.

Die ſchöne Braut, den hohen Wuchs von Atlas und Spitzen umhüllt, Myrthen und Orangen um das Haar, aus dem Perlen und Diamanten vorblinkten, ſtreifte an ihm vorüber. Sie zitterte unwillkürlich bei der leiſen Berührung der Arme.

„Ahneſt Du den Verderber?“ murmelte er für ſich. „Bald ſpritzt das Blut freilich auf den Taft, und die Spitzen wäſcht keine Pariſerin rein.“

Das Brautpaar hatte ſich aus dem Gewühl in ein äußerſtes Kabinet zurückgezogen. Die ſilberne Mondlampe warf ein mattes Licht auf die dunkelgrünen Teppiche. Der Beglückte ſaß neben ihr auf der Ottomanne und hielt ihren ſchlanken Leib umfaßt. Sie barg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt. Da trat

Acerbi an den einzigen Eingang. Krampfhaft griff er nach beiden Pfosten, als gelte es einem Dritten den Eingang zu verwehren. Sie bemerkten ihn nicht und waren gefangen. Während der Wahnsinnige die hellere Fußdecke musterte, als suchte er im Voraus die Flecke, wohin sein kochendes Hirn spritzen müsse, fragte der Bräutigam die Königin des Tages:

„Und woher die plötzliche Unruhe, theure Eveline?"

— Ich denke an den Unglücklichen, was er in dieser Stunde beginnt. —

„Thaten wir ihm denn ein Unrecht?"

— Gewiß nicht, aber wir hätten milder, schonender gegen ihn seyn mögen. —

„Noch mehr Rücksichten, theuerstes Wesen, gegen den Sohn des Spielers? gegen einen, den Du nicht einmal geliebt?" —

— Und doch, Eduard, nein nicht Liebe, aber — ich weiß es nicht zu sagen, — mein halbes Glück gäbe ich, wenn es nicht so wäre. —

Acerbi hatte den Arm sinken lassen. Ein seelenvoller Blick, es war der erste, aus Evelinens feuchten Augen, hatte ihn überwunden.

„Nicht hier," rief er ohne zu achten, wo er sich befand, mit lauter Stimme, und die Pistole gleitete in seine Tasche. Beide fuhren auf und erblickten den

unerwarteten Lauſcher. Seine Stellung war noch drohend. Eveline ſchrie, der Graf folgte ihm in das Getümmel.

„Wer biſt Du?"

— Die Peſt —

„Was ſuchſt Du?"

— Den Tod! —

Eveline faßte den Bräutigam heftig am Arm und zog ihn zurück. Der Fremde verſchwand in's nächſte Zimmer.

„Ein Scherz, ein Scherz eines Freundes, theure Eveline!" aber die Leichenbläſſe der ſchönen Braut antwortete, daß ſie an den Scherz nicht glaube.

Der ungeladene Gaſt ſtürmte zur Verwunderung der Diener die Treppe hinunter und auf die Straße. Da warf er noch einen Blick hinauf und rief:

„Meinen Vater haben ſie gemordet in der Fülle ſeiner Sünde, ohne Abſolution iſt er hingegangen, aber ich werde ſterben, und ſie weint mir eine Thräne nach. Wenn die Linden wieder grünen und die Lerchen ſingen, bin ich vergeſſen, aber ihr Auge war doch feucht, als ſie von meinem Tode hörte."

17.

Alle Vergnügungen des Hofes konnten das junge Ehepaar nicht an die Reſidenz feſſeln. Eveline fühlte

eine nie empfundene Sehnsucht nach der winterlichen Einsamkeit ihres väterlichen Schlosses; auch der kränkliche Vater meinte, Arnheim's gewohnte Sumpfluft bekomme besser seinem Zustande. Uebrigens war er sichtlich seit den letzten Begebenheiten zusammengesunken und sehr stille geworden. Der junge Graf hatte keinen Willen, verschieden von dem seiner Gattin, und die Gräfin freute sich die Antrittspredigt des alten Blühdorn zu hören.

So standen schon am Tage nach der Hochzeit die bepackten Reisewagen vor dem Hotel, und man hatte die letzten trüben, aber milden Tage des Jahres in stiller Selbstzufriedenheit auf Arnheim verlebt. Der Graf war viel mit alten Papieren und Briefschaften beschäftigt, die er sich aus der Residenz kommen ließ, wobei er auch den alten Blühdorn mitunter zu Rathe zog. Uebrigens lebte dieser viel mit der Gräfin, so daß die Neuvermählten von der Gesellschaft nicht gestört wurden. Und dennoch hatte sich diese im weitern Sinne des Wortes vermehrt, denn Kessel war wieder nach Arnheim und zwar mit dem Prediger zurückgekehrt, der sehr geneigt schien, ihn statt des verlornen Sohnes zu adoptiren, indem der junge Mensch ein lebriges Temperament zeige, und bei einer wahren Erziehung den Hochmuthsteufel gewiß aus dem Leibe jagen werde.

Die Gräfin ſaß bei einer weiblichen Arbeit in der tiefen Fenſterniſche, als der Prediger ſich zu ihr ſetzte. Der letzte Tagesſchimmer des letzten Jahrestages drang in das dunkle Gemach.

„Wie hab' ich mich heut erbaut, lieber Prediger, an Ihrem kräftigen Vortrage!"

— Schuldigkeit, Frau Gräfin. —

„Ich bemerke ſchon die Veränderung auf den Geſichtern unſerer Gemeine. Solch' eine Koſt ward ihnen lange nicht geboten."

— Und mit Gott hoffe ich in den Paar Jahren, die er mir noch ſchenken wird, ſo manches Unkraut auszujäten. Aber in der eignen Familie muß man anfangen, das war immer mein Grundſatz. Sonſt glauben ſie's uns nicht. Da hab' ich denn ein tüchtiges Erziehungsſtück vor mir. Aber es wird gut gehen. —

„Der junge Keſſel."

— Soll nicht mehr ſo heißen. Blühdorn, vom Augenblick an, wo er ſein Unrecht wieder gut gemacht hat. —

„Wie denn, lieber Prediger?"

— Heirathen muß er das Mädchen, das iſt conditio sine qua non. —

„Unſer Kammermädchen! Sehn Sie 'mal, beſter Prediger. Eine recht hübſche Partie, und ganz moraliſch."

— Hübsch oder nicht hübsch, Frau Gräfin, er muß. Ordnung und Sitte, das ist das erste. —

„Jenny hatte zwar immer ein gefühlvolles Herz, aber so etwas legt sich mit den Jahren.“

— Hat mir alles beichten müssen, rothgeweinte Augen gab es, kenne jedes Fältchen im Herzen. Aber von dem Lotterleben muß sie fort und an den Feuerheerd, an den Besen. So lange ihr die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, und die Battistfetzen ihrer Herrschaft um den Leib lottern, wird nichts kluges daraus. —

„Ja, ja, lieber Prediger, wenn wir Sie früher gekannt hätten! Ich muß Ihnen gestehen, seit Sie hier sind, schäme ich mich jedesmal, wenn ich einen seidenen Rock anziehe. Nur in dem schlichten, weißen Hauskleide komme ich mir eigentlich vor, wie ich seyn sollte.“

— Sie sind eine deutsche Frau, und, wiewohl eine Gräfin, doch die aufgeklärteste, die ich gefunden habe. —

„Meinen Sie das wirklich so, lieber Herr Prediger,“ sagte die Gräfin, und blickte, die Nadel weglegend, freudig in die Höhe. „Ach ich komme mir oft so verderbt vor, und in welchen Vorurtheilen wir auferzogen sind! Ich habe nur einen Wunsch im Leben.“ —

— Reden Sie! Wenn er vernünftig iſt, erhört ihn der Himmel. —

„Wenn ich einmal nach Amerika könnte! Jenes Land, wo alle Vorurtheile aufhören, wo wir Alle gleich ſind, wo wir glauben dürfen, was wir wollen, wo jeder nur hinarbeitet auf das Nützliche. Ich darf es Ihnen geſtehen, meine Träume führen mich oft dahin. Da lernt man erſt, was der menſchliche Geiſt iſt, wie kühn er fliegen kann. Ich zimmre mir Dampfſchiffe, ich baue Brücken und brenne die Wälder ab, ich grabe Kanäle, und Sie werden über die thörige Frau lächeln, wenn ich Ihnen den Traum der vergangenen Nacht erzähle. Da grub ich einen Kanal und durchſtach den großen Niagarafall. Der Vortheil der Schifffahrt erſchien mir wie ein Genius mit der Bürgerkrone. Es ſind nur Träume; aber es giebt auch nur ein Amerika."

Der Prediger war bewegt und drückte der Gräfin die Hand. „Ja, es giebt nur ein Amerika. Aber Geduld, Frau Gräfin!"

Ein haſtiger Bote des Grafen rief ihn zu dieſem ab, und er verſicherte jenem gerührt, er habe einen ſeltenen Schatz zur Gattin. Auch den Grafen fand er gerührt, aber aus ſehr verſchiedenen Gründen.

Als die Gräfin dem Prediger folgte, überraſchte es ſie, die Familie im Bibliothekzimmer verſammelt

zu finden. Auf dem grünbehangenen Tische in der Mitte lagen viele Scripturen; der Jäger hielt ein Gemälde aus dem Ahnensaal gegen das Licht. Aber am Tische saß in seinem Lehnstuhl, fast zusammengefallen, der Graf, die Hände vor sich gefaltet, und nur die Augen glühten wehmüthig. So blickte er unverwandt auf jenes Bild, welches zum Andenken an den Imposter aus der Familie entworfen worden. Der Prediger Blühdorn ging langsam auf und ab. Eveline weinte am Halse ihres Gatten.

„Mein Gott! welche Scene!" rief die Eintretende erschreckt.

— Es ist gut, daß Sie kommen, liebe Emilie. Wir wollten Sie nicht vor der Entscheidung rufen. Die traurige Wahrheit ist jetzt ausgemittelt. —

„Daß wir alle Nachkommen eines Betrügers sind. Kann das alte Mährchen Sie so stören? Und wenn es wirklich der Fall, so wäre es besser, die vergessene Sache nicht aufzurühren."

— Ob wir zu dem Namen berechtigt sind, den wir führen, darüber wird nie ein Richter sprechen, aber meine Ahnung hat mich nicht getäuscht. Die Gerichtsprotocolle, die Aussagen des würdigen Geistlichen, die Handschrift, die Aehnlichkeit, alles stimmt zusammen. Jene Polin, die beim Pastor Blühdorn mit ihrem Kinde ein Unterkommen suchte, war unsere

von ſeinem mißrathenen Sohne verführte Couſine, die unglückliche Eſperance. Der Marquis Fabiani war Niemand anders, als der unſelige Verführer ſelbſt, und beider Sohn iſt Acerbi. —

Der Abend verging ſehr ſtill. Vergeblich ſuchte der Frohſinn der Gräfin den in ſich verſunkenen Grafen aufzuheitern. Seine geiſtvollen Augen ſtarrten vor ſich aus ihren tiefen Höhlungen, als ſuchten ſie in der Dämmerung nach Etwas, das den Anderen verborgen war. Dennoch wünſchte er nicht, daß man ſich vor dem neuen Jahre trenne.

„Wo wollen Sie hin, theurer Vater?“ fragte Eveline.

Er flüſterte ihr zu: „Sie noch einmal ſehen,“ und die Tochter faßte theilnehmend den Arm des Vaters, und begleitete ihn hinaus. Erſt auf dem langen Corridor fiel ihr ein, wohin ſie den Vater begleite, und ſie ſchauderte zuſammen, als ſie über die Schwelle des Zimmers trat, wo im vergangenen Jahr ihr Schickſal ſich ſo ganz anders entſcheiden wollte. Der matte Mond leuchtete herein, und Eſperance grüßte den Grafen. Es blieb zweifelhaft, ob Vater oder Tochter bewegter waren.

„Meine Tochter verſteht mich,“ ſagte der Graf, indem er ſie nach einer ſtummen Pauſe ſanft an's Herz drückte, „wenn ich auch nicht ſpreche.“

Sie antwortete durch einen Seufzer.

„Wir ſind ihm Alle,“ fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, „und ſind ihm Viel ſchuldig — ich wenigſtens fühle das. — Ich fühlte, ohne zu begreifen warum, vom erſten Eintritt in's Schloß an, mich zu ihm gezogen. Ich wäre vielleicht ſchwach geweſen, gegen die Bitten meines Kindes.“

— O Vater, wir gehen auf einem glatten Boden! Die Grenze zwiſchen Lüge und Wahrheit iſt ſo ſchwach bezeichnet. Selbſt als es mir klar wurde, daß der Unglückliche zu jener hinüberſchwankte, konnte ich ihm deshalb noch nicht zürnen. Wir betrügen uns ſtündlich ſelbſt. —

„Ich hoffe, mein Kind, daß Du Dich jetzt nicht betrogen haſt.“

— Nein gewiß nicht. Ich achte, ich verehre den feſten, ſchönen, edlen Sinn meines Gemahls. Ich wüßte Niemand in der Welt, mit dem ich ruhiger, vertrauungsvoller durch's Leben gehen möchte. —

Beide lagen im Fenſter, wo Acerbi ſo oft die ſtürmiſche Bruſt der Nachtluft preisgeboten. Heut war ſie unbeſchreiblich mild. Kein Lüftchen rauſchte durch die entblätterten Wipfel des Parks zu ihrer Linken. Ihre Augen folgten dem Spiel des Mondſtrahls auf den Gräben und Baſſins. Er dämmerte ſelbſt zwiſchen den hohen Stämmen der Waldpartieen.

„Ich

„Ich werde zuſammenrechnen, was Eſperance als Erbtheil unter anderen Verhältniſſen erhalten hätte, und fürchte keinen Einſpruch meiner Tochter, wenn ich nicht den ſtrengen Rechenmeiſter ſpiele.“

— Wäre es damit gethan. Alles, Alles, wenn es nicht zu ſpät iſt. —

„Eveline, du zitterſt, ſiehſt du Geiſter?“

— Mir iſt, als wenn dort unter den Bäumen —

An der Stelle, wohin Eveline den Blick unverwandt gerichtet hatte, blitzte etwas auf, ein Piſtolenſchuß knallte darauf durch die Stille der Nacht. Es ſchlug vom Kirchthurm zwölf Uhr.

Es war, als hätte alle Schloßeinwohner die Bedeutung dieſer unerwarteten Ruheſtörung durchdrungen. „Es iſt zu ſpät,“ ſchrie die junge Gräfin; der Graf konnte nicht antworten. In der nächſten Secunde begegnete ſich Alles auf der Treppe. Es fiel Niemand ein, dem andern den Wunſch zum neuen Jahr zuzurufen. Stumm ſtürzte man neben einander fort und fand ſich in den nächſten Minuten wieder am Anfange der Allee zuſammen.

Unter einer hochſtämmigen Linde lag ein Mann zurückgeſunken auf die Raſenbank. Der Stahllauf einer Piſtole blinkte aus dem Laube, wohin ſie gerollt war. Ein Strahl des Mondes fiel durch die Aeſte auf das bleiche Geſicht, in dem

Niemand, der ihn einmal gesehen, Acerbi verkennen mochte.

„Mein Gott, er blutet nicht," rief Eveline zuerst.

— Er bewegt sich noch, — sagte die Gräfin, und entdeckte doch sogleich mit schärferem Blicke den Blutstrom, welcher seitwärts hinabrieselte.

Acerbi lebte noch, er konnte sogar den Kopf, wie begrüßend, etwas aufrichten, und ein Lächeln schwebte über die Lippen, als er sprach: „Die Kugel ging nicht durch den Kopf. Nein — an's Herz — an's Herz — die Leute, die den Kopf zerferengen, fürchten, daß man ihnen im Tode in's Angesicht blickt."

— Unglücklicher Vetter, — rief Eveline, neben ihm knieend, und zählte die Pulsschläge seiner Hand. — Warum mußtest Du uns das thun? —

„Ich habe mich nicht erschossen — ich hielt sie nur an die Brust und spielte mit dem Finger — da trat mein gebarnischter Vater aus — dem Busch bei'm ersten Glockenschlag — seine stählerne Hand griff zu — ich habe mich nicht erschossen."

Aus der Kraft zu sprechen schloß man, daß die Wunde nicht tödtlich sey. Aber als der Prediger sie bei'm Schein der Windlichter untersuchte, schüttelte er den Kopf. Acerbi verstand ihn.

„Mein Vater schreitet über den Kirchhof und

ruft mich. Ich muß für ihn ſprechen, und Ihr ſeht alle freundlich aus."

Der Graf, tiefer als der Alte ergriffen, ſuchte den Verwundeten aufzurichten. „Warum haſt Du nie zu mir geſprochen? Ich wäre dein Vater geweſen. — — Grüße, grüße deine Mutter —"

— Meine Mutter! Habt Ihr ſie gekannt? — rief der Verwundete.

„Eſperance! Sie wird für Dich ſprechen."

— Alſo daher das Blut? — Ein Lichtſtrahl fiel in ſeinen Todeskampf.

„Böſer Vetter," ſagte Eveline, ſeine Hand an ihre Bruſt drückend. „Es hätte Alles noch ſo gut hier werden können."

Er machte jetzt eine Bewegung, als wolle er ſelbſt aufſtehn. „Zu ihr, zu ihr!" hörte man ihn undeutlich flüſtern. Er ward auf einer Matratze hinauf und in das Bette getragen, wo Eſperance auf den Leidenden herabblickte.

„Ja, es iſt meine Mutter!" rief er, der Kopf ſank zurück, und er lächelte ruhiger, als man ihn je im Leben geſehen.

Die Gräfin zog den alten Blutdorn mit ſich fort: „Für uns, lieber Predtaer, paßt es nicht, hier zu bleiben. Den erziehen Sie nicht mehr." Sie winkte dem Grafen und Evelinen, die an ſeinem Bette

saßen. Evelinens Gatte, der es vermieden hatte, sich dem Verwundeten zu zeigen, schlich sich leise mit ihnen hinaus.

Als der erste Hahn krähte, traten Graf Arnheim und Evelinе leise in den Versammlungssaal. Der junge Graf faßte ihre Hand, und fragte, wie es stände?

„Alles ist versöhnt," sagte sie mit einem Blick, dessen reine Heiterkeit die Thränen nicht stören konnte. „Er war kein Selbstmörder."

— Er ging zu seiner Mutter, — setzte der Vater hinzu. — Die bunte Lüge wich vom Sterbenden. Er phantasirte vom grünen Thal, wo er geboren werden, und hörte die Lerchen in die blaue Luft wirbeln. Ich sah Niemand nach solchen Kämpfen so friedlich hinübergehen. Es schien, als wolle er uns Alle segnen. —

Es war ein stilles Neujahrfest auf Arnheim.

Herr Kritik.

„Seltsam!“ rief ich, den Hut abbürstend. „Um fünf Uhr wie gestern!“

— Und vorgestern, — fiel der Kellner ein.

„Er wollte auch nicht seinen Namen nennen, keine Karte zurücklassen, kein Billet schreiben?“

— Er hatte einen dreieckigen Hut auf, — sagte der kleine Jean.

„Einen dreieckigen Hut! Höchst seltsam! Ich kenne keinen Bekannten mit dreieckigem Hute; auch müssen sie selten seyn, denn ich bemerkte kaum drei während der drei Wochen in Berlin. Aber sein Gesicht? war er jung, alt, militairisch, stutzerhaft oder solide gekleidet?“

— Jedesmal stampfte er dreimal mit dem Bambusstock auf den Boden, und kehrte uns, ohne eine Bewegung zu machen, den Rücken. —

„Bambusstock? Seltsam! Es war doch kein Jude?“

— Es war ein Perlemutterknopf drauf, mein Herr. —

„Und jedesmal, Jean, ſagte er, ein wichtiges Anliegen treibe ihn?"

— Geſagt hat er dies wohl eigentlich nicht, aber man konnte es ihm anmerken, weil es ſchon ſo finſter war; ſonſt war es gewiß ein großer Herr, beſonders mit dem Hute. —

„Und dabei lächelſt Du ſo ſchelmiſch," rief ich, den Marqueur fixirend, indeſſen ich den ausgezogenen Staats- und Leibrock über die Sophalehne warf.

— Ich bewundere meines Herren Gleichmuth, da es ſchon drei Viertel auf Sechs geſchlagen. Jedermann kommt nicht zu dieſer Zeit nach Berlin, und Sie haben einen Parquetplatz auf der dritten Bank, und noch dazu nur um den doppelten Preis. Ich gäbe ein vierfaches Wochenverdienſt darum, könnt' ich ſie heute ſehen, gerade heute, wo es gilt —

„Was gilt?" ſagte ich, fertig zum Gehn. „Iſt ſie nicht eine gekrönte Sängerin, heimgekehrt im Triumphzuge, daß ein Abend die Hochgefeierte nicht erhöhen und nicht erniedrigen kann?"

Jean ſtieß einen tiefen Seufzer aus, der vermuthen ließ, daß er mehr war als ein Seufzer, wie er aus dem Buſen eines Marqueurs aufzuſteigen pflegt. Es wird ſich entſcheiden, ſagte er, und Sie werden

Zeuge seyn! Er holte seine Brieftasche heraus, und zeigte mir verstohlen ein Bild, als fürchte er, ich könnte es ihm entreißen. Wie ungegründet war die Furcht des guten Burschen; es war ja nur ihr Bild, wie es jeder Conditorladen um ein Billiges in den bekannten, ihren Namen tragenden, Bonbonpapieren darbietet. Glas, ein zierlicher Goldramen, auch wohl ein Vers darunter, konnten dem flüchtig skizzirten Portrait keinen höhern Werth geben, als den der Erinnerung.

„So werden Sie sie heute sehen, und, mein Herr, ich wünschte, wenn eine Entscheidung käme, Sie handelten so wie ich an Ihrer Stelle."

— Das heißt auf meinem Parquetplatz Nummer 33? wollte ich erwiedern, als eine Thräne im Auge des guten Jungen die phantastische Frage zurück drängte. —

„Du sahst sie schon oft?" sagte ich, die Thürklinke in der Hand haltend. Da faßte Jean die andere mit einem Druck, der über die Verhältnisse zwischen Kellner und Gast hinausging. Seine Stimme war weich, seine Logik, schon sonst nicht die stärkste Seite bei ihm, wich dem Uebermaaß des Gefühls.

— So oft ich loskommen konnte, ach ich hätte drum stehlen mögen! Sie können sich glücklich preisen — es war mir nur heut absolut unmöglich. Darum

ersuche ich Sie, den ersten Augenblick, den allererſten, was wir den Empfang nennen, den verſäumen Sie nicht. Darin liegt eigentlich das Ganze. Raſch wie ein munteres Reh hervor. Nun bricht die Herzensluſt von allen Seiten durch die Hände aus. Das leichte Reh ſtutzt. Sie tritt beſcheiden zurück mit den zarten Hacken. Sie neigt ſich tief, die Hände auf der Bruſt, und die reinen, ſchönen großen Augen blicken aus dem Lockenköpfchen hervor, ob der Sturm ausgebrauſ't hat? Dann richtet ſie ſich langſam empor, blickt ſchüchtern, ſchelmiſch, innig auf, und nun der erſte Laut von ihrer Silberſtimme, da geht dem harten Steine das Herz über. Nun ein hüpfender Schritt, und ſie iſt wieder das heitre, muntre Reh, das im grünen Walde ſpielt, juſt wie es muß und ſoll, und nichts von Jägern und Menſchen weiß, ſo unbefangen und lieblich und appetitlich. Die Töne in ihr zittern vor Luſt herauszukommen, daher braucht ſie gar nicht erſt, wie Andere, einen Anſatz zu nehmen; es iſt, als brauchte ſie nur zu tippen, und die Melodie fließt heraus, ſo rein, ſo vollkommen, ſo abgeſchloſſen, daß ihr kein Concertmeiſter beweiſen kann, ſie hätte was verſchluckt, oder es ließe ſich noch was, wie eine Erbſe groß, daran ſetzen ohne Schaden. Und wenn dann die letzte Arie zu Ende, die liebe Nachtigall ausgeflötet hat, iſt's doch als müßte ihr Alles

Kußhände zuwerfen und zurufen: Nun ruhe dich aus nach deinem ſchönen Tagewerk, flattre auf deinen Zweig, ſchaukle dich auf dem grünen Laubdach, bis die Morgenſonne dich aus den allerſchönſten Träumen weckt, du einzige, liebe, ſchöne Nachtigall. —

Jean's Worte ſummten noch lange in meinen Ohren, als ich mir durch den Strom der Wagen und Volksmenge auf der langen Königsſtraße Bahn brach. Wie las ich erhöhten Frohſinn auf allen Geſichtern! wie ergriff mich ſelbſt der Enthuſiasmus für ein Etwas, das ich noch nicht kannte! ich that den Norddeutſchen, denen man ſo oft warme Empfänglichkeit für das Schöne und Große abgeſprochen, ehrenvolle Abbitte, und drückte dankbar die Hand meines Nebenmannes, der ungeſtüm im Gedränge mich auf die Seite ſtieß.

Ein Blick vom Kronleuchter herab auf das Meer von Köpfen, welche Erleuchtung hätte das gewährt! Kahle Köpfe, ſchwarze, blonde, Perücken! Wenn nun ein Zauberer, wie dort in Tauſend und Einer Nacht, ſie nach Farben ſonderte! Gold, Silber, Schwarz, Blau! Viele Heiden, wenige Chriſten, viele Juden und — Mohamedaner fehlen in dieſer Reſidenz, man hätte aber dafür die Philoſophen ſubſtituirt. Nun der innere Unterſchied: hohle Köpfe, witzige Köpfe, große Köpfe — vielleicht darunter die größten des Jahrhun-

derts! Alte Enthusiasten, junge Enthusiasten, und unter den Enthusiasten alle Motive: aus Kunstliebe, aus Theaterliebe, aus Vaterlandsliebe, aus Liebe zu Rossini, aus Eigenliebe und aus Liebe allein. So schichtete und secirte ich von meiner Nummer 33., meinem gewonnenen Sitze, aus, und dachte nicht an einen Unterschied, der nur zu bald, alle Harmonie zerstörend, meine ganze Eintheilung zusammen warf.

Der kleine Dictator vor mir erhub in der Rüstkammer zwischen Lampen und Parquet seinen Stab, und es begann zu leiern, tosen, lärmen; ein so buntes lustiges Meer der Töne, als sollten alle mitgebrachten Gefühle sich in frivolem Gelächter auflösen. Die Stirn eines bejahrten Nachbars zog sich kraus zusammen, als sträube sich sein classischer Sinn gegen die leichtfertige Zumuthung; auch ich hätte an anderem Orte anders geurtheilt, hier schien mir Rossini's Musik an ihrer Stelle. Glühte doch Alles in leichtem Champagnerrausch, und nur den galt es zu erhalten und zu nutzen. Doch hinderte das Orchester den ruhigeren Fremden nicht an den Beobachtungen, welche die nächsten Gegenstände ihm aufdrängten.

Der reiche Frauenflor auf den Balconen und Logenreihen ging unten in dem weiten Gefilde der Sperrsitze nicht aus. Was den Damen für mich einen neuen Reiz verlieh, war die Theilnahme, welche

aus ihnen faſt lebendiger, als in den Augen der Männer ſtrahlte. So ſaß vor mir ein Weſen, welches für mich die doppelte Artigkeit gehabt, den Hut abzunehmen, daß ich erſtens freier über ſie hinaus auf die Bühne, und zweitens freier in ihr intereſſantes Geſicht blicken konnte, wenn ſie zu ihrem Nachbar ſich wandte, einem Manne, deſſen grader Nacken und kurzer Ton den ſchon lang berechtigten Bräutigam verkündeten. Wenn ſich das liebliche Weſen zu ihm hinüberbeugte, ihm mit den Roſenlippen etwas zuzuflüſtern, und er kaum das Ohr neigte, hätte ich dem Ungalanten gern einen Wink mit der geballten Hand gegeben. Sie ſchienen nicht einig, ohne daß ich, während der Muſik, den Gegenſtand ihres Wortwechſels vernehmen konnte. — Nun rauſchte der Vorhang auf. Dachte ich doch, ſie müſſe ſelbſt daſtehen, ſo tönte der Beifall bei den erſten Scenen, bei jedem Empfange. Wie der Vogel, vom Blick der Schlange bezaubert, hafteten alle Augen auf dem Bühnenraum; ein Taſchendieb hätte keinen günſtigern Moment erwählen können. Verwandlung; es begann das Gewitter, die Barke landet an der afrikaniſchen Küſte, und die Liebreizende ſteigt aus. War ich doch kaum mit mir einig, ob ich die ganze Aufmerkſamkeit vor mir oder um mich richten ſolle? Dort auf den Brettern ſtockte das Schauſpiel, trotz Lampen, Gold und Flitterlein-

wand, während rings um mich die Wirklichkeit zum phantastischen Schauspiel wurde, wo der Zufall als Director waltete. Mitten unter dem Klatschen, dem Bravo, den unartikulirten Lauten der Lust, schreckliche Töne. Vielleicht ein neu erfundenes Instrument, das Stampfen der Hufe auszudrücken; dazu das Gellen einer pfeifenden Orgel. Unwillkürlich war ich aufgestanden, aber die nächste Scene des Schauspiels dicht vor mir, fesselte allein meinen Blick. Der unnatürlichste Auftritt. Die schönen Lippen der Braut hatten sich verzogen, schon längst glühten ihre Augen von edlem Feuer, ihr Busen hob sich, krampfhaft zitterten die Arme. Ihre Hände klammerten sich an den Arm des Bräutigams. Du wirst doch nicht? schien ihr Mund zu sprechen, aber in dem allgemeinen Getöse, in dem Kampf der Parteien, der Zischenden, Scharrenden, Pfeifenden und Klatschenden verhallte jedes Wort, wie das Schauspiel heut auf den Theatern unter den Opern und Balletten.

Und wie ich so vor mir hinstarre, kaum die sonntägliche Königin erblickend, welcher der bunte Wettkampf galt, bemerke ich nicht, wie ich selbst der Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden bin. Das Stiefelhuseisenmühlenwerk meines Vordermannes hämmerte unaufhörlich gegen die Bretterschwelle seines Sperrsitzes, indeß die Dame mit glühenden Wangen,

hälb den reizenden Leib vom Sitze erhoben, aus Leibeskräften klatschte. Da scholl es: „Der dort! Jener da!“ Auf mich, der ich allein auf meiner ganzen Seite stand und, die Hände auf die Vorderlehne gestützt, nicht klatschte, waren tausend Augen gerichtet, und aus den Logen kamen so deutliche Fingerzeige, daß auch die blödesten nicht irren konnten. Was man im Parterre in heiligem Enthusiasmus begonnen, warum sollte die Lust, sich selbst Recht zu verschaffen, von den bretternen Scheidewänden gehemmt werden? Ich fühlte mich gefaßt, gezogen; wer hörte auf Protestationen in dem Lärm? Die Partei der Klatschenden ward stärker durch alle, welche die neue Execution belustigte. Ich rief nach der Polizei, ich betheuerte meine Unschuld, die Polizei hörte nicht, und auf den Lippen meines gelassen dastehenden Nebenmannes sprach ein Lächeln: „Liebster, das kommt daher, warum besuchen wir die Rossiniaden?“

Schon sah ich mich, in der allgemeinen Verwirrung zur Thür hinausgeworfen, als ein hereischer Entschluß in der schönen Interessanten reif wurde.

„Sie fassen den Unrichtigen, dieser hier ist es!“ rief sie, sich erhebend und deutete auf ihren Nachbar, der ohne Unterbrechung trommelte. Er hatte sich selbst sein Loos bereitet, denn noch waren, als die Verrätherin gesprochen, seine Beine in Bewegung.

Ein Nicken des Claſſiſchen beſtätigte die Anſchuldigung. Man ließ mich los und legte Hand an den Mann, welcher erſt nach hartnäckigem Widerſtande, und mit einem: „Wart' Mamſell, das will ich Ihnen gedenken!“ ſeinen Sitz verließ.

Die Ruhe nach dem erſten Sturm war wieder hergeſtellt; wie aber hätte ich ſie gewinnen ſollen, um auf die Sängerin zu blicken? Die Schöne ließ ihre Augen auf dem Boden haften. Welche Gedanken mochten in dieſem Buſen wogen! Ich fühlte mich gedrängt meine Retterin anzureden; theils verbot dies jedoch die Furcht zu ſtören, theils und noch mehr das Zartgefühl. Der Platz neben ihr blieb leer, auch während des Zwiſchenaktes, wo ich nicht unterließ mich zu ihr hinüberzubeugen, ihr etwas Verbindliches zuzuflüſtern.

„Es war wohl die Pflicht eines Jeden, nicht ſtumm zu bleiben, wo ſo was Ungezogenes geſchieht,“ entgegnete ſie raſch ohne mich zum Fortfahren aufzumuntern.

— Wo für das Schöne ſo parteileſer Enthuſiasmus herrſcht, da wird die ganze Stadt zu einem Tempel der Kunſt geweiht, — ſetzte ich hinzu, und ſie erwiederte:

„Ja, ſie war heut wieder recht ſchön; er meinte aber,

aber, sie hätte seit Paris eingelegt, und das verdroß mich gleich von Anfangs."

— Nur der Vergleich mit der schönen Nachbarin konnte ihm das herbe Urtheil entlockt haben. —

„Ich bitte Sie recht sehr —"

Warum sie bat, weiß ich nicht, denn der kleine Director hatte wieder den Stab geschwungen, die Bratsche vor uns brummte mit Heftigkeit und die Interessante wandte den Kopf nach einer Loge. Wen ihr Blick traf, konnte ich nicht bemerken, doch schloß ich aus ihren erhellten Zügen, so oft sie hinsah, — und dies geschah oft — daß der hier Verbannte dort oben ein neues Asyl gefunden. O Gutmüthigkeit, deine Devise heißt Selbsttäuschung!

Der Geschichte Berlin's gehört der weitere Erfolg dieses denkwürdigen Abends an. Es ist der des 11. Septembers 1826, an welchem Fräulein Sontag, zum ersten Male von Paris zurückkehrend, in der Italiänerin in Algier wieder debütirte. In mir ließen Staunen und Zweifel keinen Genuß zu. Wie war es möglich, daß so gerühmter Liebreiz, so besungene Vollendung in einem Momente ihre Kraft verlieren konnten; daß eine leichte, eine eingebildete Kränkung den so gehegten und genährten Enthusiasmus vergessen ließ! Aber die Wirklichkeit überbietet ja oft an Wundern die Dichtung, und ich sollte noch Zeuge seyn,

daß die patrictische Opposition nach dem Schluß der Vorstellung ihr dämenisches Spiel, wiewohl mit geschwächten Kräften, fortsetzte, als die Sängerin auf allgemeinen Ruf erschien.

Noch stand ich lange, zurückgelehnt in den aufgeschlagenen Sitz, und der Blick irrte staunend auf den Räumen umher, wo das Unmögliche möglich geworden, als ich bemerkte, daß es ringsum leer wurde. — „Die Dame! die Dame, die durch Dich ihren Führer verloren!“ rief mir eine innere Stimme zu, mächtiger als alle meine philosophischen Betrachtungen, und ich stürzte hinaus. Noch wogte es in den Verhallen, und das Glück führte mich zu ihr, die, wie in ungewisser Erwartung, an einer Treppe stand.

Sie erröthete, als ich ihr, der Himmel weiß unter welchen Redensarten, meine Begleitung antrug. Sie stammelte etwas von einer Tante oder Verwandtin, die sie erwarte, und ihre sichtliche Verlegenheit sprach zu deutlich, daß sie mich fortwünschte, um noch einen zweiten Antrag zu wagen, der dahin gehen sollte, ihr diese Tante oder wenigstens eine Droschke zu holen. Selbst stammelnd einige Floskeln von reinem Enthusiasmus, und wie das Beispiel solchen Kunsteifers höhern Genuß den Kunstfreunden gewähre als die Meisterschaft der beiden Sängerin, entfernte ich mich, als aus der Restauration ein Mann, der Bräutigam, vortrat.

Sichtlich schrak das zarte Wesen zusammen, und ermannte sich doch im nämlichen Augenblick, ihm mit weiblicher Festigkeit in's Gesicht zu blicken.

„So einsam," rief er?

— Sie noch hier! Das wundert mich doch, — sagte die Dame.

„Fräulein hätten wohl lieber gesehen, wenn man mich gleich auf die Stadtvoigtei geschleppt."

— Wenn Sie mit denselbigen rohen Gesinnungen hier prahlen wollen, so wäre es mir aufrichtig lieber, Sie nicht wieder gesehn zu haben. —

Der Mann mit einer soldatesken Manier, welcher der militairische Anstand abging, wandte sich hier, als wolle er alle noch Anwesenden zu Zeugen des Gespräches aufrufen, um, und antwortete mit lauter Stimme: „Die Huldigungen, an dem einen aufgeschraubten Glückskinde, möchten sie Alle gar zu gern auf sich nehmen; sonst kann man sich nichts Vernünftiges denken, warum Eine über den Succeß der andern sich freut. Sie müßten sich ja die Augen unter einander auskratzen."

— O pfui, Theodor, ich habe Ihnen alles erlaubt, nur eine seelenlose Gemeinheit mir verbeten, die mich schamroth macht vor mir selbst. —

„O schämen Sie sich nur zu, der Herr da wird wohl nichts dagegen haben."

— O wie tief sind Sie schon gesunken in diesem edleren Empfindungen gewidmeten Tempel. Sonst war es anders. —

„Sonst habe ich geklatscht, nun mocht' ich nicht mehr klatschen, und will sehn, wer mich zwingen will zu klatschen, wenn ich's nicht thun will."

— Welche erbärmliche Gesinnung Sie deployiren! recht sehr erbärmlich, mein Herr, wissen Sie das? — sagte die Dame. — Haben Sie nun einmal keine gefühlvolle Empfindung für das Ideale, hätten Sie besser gethan ganz fortzubleiben, als Andere zu stören, und ich muß Sie ersuchen, ein für alle Mal, nicht mich, nicht meine Schwester, nicht meine Familie mit Ihren rohen Aeußerungen zu belästigen, bis wir uns besser verstehen lernen. —

„Ich sollte meinen, wir verstehen uns," sagte der Bräutigam, seinen rothgelben Schnurrbart streichend, indem ich jetzt erst bemerkte, daß sein Colorit durch den Aufenthalt in der Restauration dunkler geworden. Ich stritt einen peinlichen Selbstkampf. Jede Einmischung eines Dritten und Fremden in den Zwist zweier Verlobten war unschicklich; doch ebenso verbot die Ehre, das zarte Wesen in der brutalen Gewalt zu lassen, wo ich die unglückliche Ursach seines gereizten Zustandes war.

—Ich gehe nicht mit Ihnen!— rief sie, sich entschlossen von ihm wendend.

„Ich aber mit Ihnen, Mamsell," antwortete er, ihre Hand ergreifend. „Was würde die Gesellschaft bei Ihrer Frau Tante sagen, wenn ich Sie nicht zurückgeleitete?"

Ein Blick, wie ein bittender, aus ihrem Auge traf mich. —Nein, auf keinen Fall! — rief sie mit weinerlichem Tone und doch nicht ohne Trotz, indessen er ihr eindringlich etwas in's Ohr flüsterte. Ich sah, wie er mit barbarischer Härte ihre kleine Hand drückte, daß sie laut aufschrie, und hätte jetzt nicht länger schweigen können.

„Herr!" fuhr ich auf den Unmenschen los, „giebt Ihnen der Name Bräutigam das Recht, diese Dame so zu mißhandeln, daß selbst die Polizei sich in die geheiligten Verhältnisse einmischen könnte?"

Loslassend sah er mich groß, doch mehr verwundert als zornig an: „Sie, Herr, wollen hier trösten?" In der lächerlichen Betonung des Wortes: Sie lag eine neue Beleidigung, eine persönliche Aufforderung an mich. Julie hielt ihr Battisttuch vor den schönen Augen; die Geistesstärke war gewichen, und sie weinte bitterlich.

„Mein Herr, den ich nicht kenne," sprach ich hef-

tiger, „noch **eine beleidigende**, nur eine rohe Aeußerung gegen die Dame, und ich rufe die Behörden an, wenn Sie nicht in dem Zustande sind, die verständlichen Drohungen eines Mannes von Ehre zu verstehen.“

— O ich kann vortrefflich hören, — entgegnete er. — Nur immer lauter, lauter! —

Ich faßte mich und trat ihm näher: „Nur Ihr Zustand, flüsterte ich ihm in's Ohr, kann Ihre teuflische Absicht, die Thürsteher zu Zeugen der Beleidigung einer Dame zu machen, einigermaßen entschuldigen. Mein Name und meine Wohnung!“ rief ich, eine Karte aus der Busentasche reißend.

Hier lachte er so höhnisch auf, daß ich, hätte ein Degen an meiner Seite geklirrt, und dies wäre nicht die Vorhalle eines Kunsttempels gewesen, sogleich mein Recht fordern müssen.

Aber Julie, die ängstlich und verlegen umher geblickt, sprang, als sie den ernsten Ausgang des neuen Streites bemerkte, auf mich zu, und riß mich von dem Bräutigam los.

— Um Himmels willen, flüsterte sie mir zu, machen Sie die Sache nicht schlimmer; nur hier nicht. Entfernen Sie sich. —

Ihrem dringenden Blicke hätte nur ein Barbar widerstanden. Ich fühlte das Gewicht ihrer

Gründe, ich bewunderte das ſchöne weibliche Gemüth, das ſie ſtark machte, ſich dem rohen, ihrer unwerthen, Menſchen zu übergeben; denn ſie reichte dem Bräutigam die Hand, und ſprach voll Hoheit: — Führen Sie mich zur Tante! —

Doch mochte er ſelbſt meinen Wunſch bemerken, und trat im Hinausgehn ſo nahe an mich, daß ich ihm unbemerkt in's Ohr ziſcheln konnte: „Wir müſſen uns treffen! wann?"

Er zauderte nur einen Moment, ehe er mir auf gleiche Weiſe zuflüſterte: „Bei'm großen Kurfürſten um Mitternacht."

Der Auftritt hatte mich ſo aufgeregt, daß ich kaum geſehen, wie wir an einigen Thürſchließern, dem Portier, und ſelbſt noch der Arienverkäuferin ein aufmerkſames Auditorium gehabt; ja ich hatte es nicht bemerkt, daß der kleine Jean mich ſchon fünf Minuten hinten am Rock gezupft.

„Wie kommſt Du hierher?" rief ich verwundert.

— Wie, entgegnete er, weiß ich es doch kaum. Der Herr mit dem Bambusſtock hat um halb Sieben wieder nach Ihnen gefragt, und ſtampfte, als er hörte, Sie reiſ'ten morgen ſchon, ſo ſtark auf, daß der Wirthin die Kaffeetaſſe aus der Hand fiel. Da mußte ich Ihnen nachlaufen, und, lieber Herr, ich mußte hinein und kam hinein, und ſah von oben,

wie man auf Sie mit Fingern zeigte. Sie können es nicht seyn, schwor ich bei mir, und Sie mögen denken, wie ich jauchzte, als Sie von dem schändlichen Verdacht rein wurden. War das nicht ein Abend? —

„Aber der Mann, der nach mir fragte?"

— Ach du lieber Gott, der! Der geht nicht hinein. Die Hände sind mir wund; aber, und wenn sie mich zerdrückt hätten, es mußte doch geschehen. —

„Aber hast Du dem Manne nicht gesagt, ihn nicht bestellt?"

— Ich erinnere mich nicht. Doch ja, ich sagte ihm, Sie gingen Abends gemeinhin in das Weinhaus. —

„So kann ich ihn dort treffen?"

Indem ging ein nachzügelnder Elegant vorüber, der mich seltsam forschend anblickte, und während er hinaustrat, zu lächeln schien. Auf meine Frage, ob es der vielleicht gewesen, antwortete Jean entrüstet: „Der hat ja kaum zweimal Bravo gerufen!"

Die lange öde Königsstraße hinunter verfolgten mich die heut empfangenen Bilder. Was mir bei'm Eintritt in Berlin kalt und gewöhnlich erschienen, glänzte in dunklerem Colorit, umwoben vom Schleier des Wunderbaren. Die getrennten Auftritte verketteten sich und gewannen Bedeutung. Es wurde mir

klar, wie viel Seltenes mir begegnet ſey, und unwillkürlich dachte ich an den ſeligen Hoffmann, den die Natur zum Hiſtoriographen des myſteriöſen Berliner Nachtlebens geſchaffen. Stand ich doch in dem Augenblicke dort, wo die Königsſtraße von dem vorſpringenden alten Rathhauſe beengt wird, an einer claſſiſchen Stelle. Ich blickte hinauf; der alte Thurm, deſſen Gitterfenſter in der Brautwahl eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, war indeſſen abgetragen, und keine Hand winkte vom grauen Gebäude herab. Die hell erleuchtete neue Poſt, wo ſtündlich die fliegenden Nachrichten aus den Welttheilen der Wirklichkeit eintreffen, mochte die Geiſter verſcheucht haben.

Nun aus der engen hohen Gaſſe auf die lange Brücke. Welch ein erhebender Anblick! Ueber den hinſchleichenden Fluß die ſchöne Brücke, jenſeits die weiten dunkelgrauen Bauten des alten Schloſſes mit ſeinen Thürmen und Zinnen, und links über dem Waſſer ſchwebend der große Kurfürſt im Bronzeglanz ſeiner Statue. Darüber der weite blaue Nachthimmel mit ſeinem Wiederſchein auf den Zinnen des Schloſſes und im Waſſerſpiegel. Jenſeits und zu beiden Seiten die tauſend erhellten Fenſter und Kaufläden einer ſchönen Stadt. Hier treten uns auch Geiſter entgegen, wenn der Mond über die hohen Häuſer ſchreitet und einen magiſchen Schein ausgießt auf das ernſte Haupt

des großen Fürsten und das kolossale Gebäude, seines und seiner Ahnen Werk, das in ruhiger Festigkeit dasteht; und hier weichen vor dem Geiste die Gespenster.

Doch duldete es mich noch nicht zu Hause, mein zu bestehendes Abenteuer forderte Stärkung und Ueberlegung. Ueber den Schloßplatz, an den Mühlen entlang, durch die schweigende Jägerstraße, schweifte ich bis zum Gensd'armenplatz. Schon waren die Thüren im weiten Porticus des Theaters geschlossen; nur ein Vereinzelter — wo er herzukommen, blieb Räthsel — schritt die Stufen der hohen beleuchteten Treppe herab, und zeigte mir den Weg bei Stehely vorbei. Er war nicht weit.

Schon schwebte in der Weinstube auf Aller Lippen die Begebenheit des Tages. Obgleich ein Fremder in Berlin, war ich dort nicht fremd; denn den Süddeutschen hatte der seltene Ort, wo es einem Kenner durch beharrliche Kritik möglich wird, einen erträglichen Wein zu erhalten, bald gefesselt. Künstler, Dichter, Schauspieler, Gelehrte waren hier versammelt, aber mein genauester Bekannter war ein Mann, mit dem ich noch kein Wort gewechselt hatte. Auch heute saß der ältliche hagere Besucher auf seinem gewöhnlichen Platze und starrte mit den theilnamslosen Augen vor sich hin, ohne der durch die belebtesten Gespräche aufgeregten Gesellschaft nur einen Blick zu

ſchenken. Er dünkte mir heut bekannter als je, denn ich mußte mich ſehr irren, oder es war derſelbe, der vorhin die Treppen des Komödienhauſes herabſchritt. Es iſt hier nöthig, die Art unſerer Bekanntſchaft zu erzählen.

Als ich vor drei Wochen zum erſtenmal die Weinſtube betrat, ſetzte mir der Kellner einen Wein vor, den nur ein Chineſe für Franzöſiſchen halten konnte. Ich forderte echten. Schmeckte in dem erſteren das unſchuldige Roſinenwaſſer vor, und ſenkte ſich der Reſt der blauen Heidelbeeren, die ihm in Stettin oder Magdeburg einen rothen Kuß gegeben, ſichtlich zu Boden, ſo brannte in dieſem der Kartoffelbranntwein mit Nelken und Ingwer. Das iſt doch echter, ſtarker Graves? fragte der Kellner, als ich ihm bereits das Höllengebräu vor die Füße goß. Ich hatte, wie Tamino, die beiden erſten Proben, des Waſſers und des Feuers, überſtanden, und lächelnd ging Louis, mir einen Wein vorzuſetzen, von dem doch vielleicht ein Drittel im Mutterſchooß auf die Ufer der Garonne gelächelt hatte, wenn auch ſpäterhin mehrere Mesalliancen mit den Grünebergr und Meißner Rebenbügeln das Franzöſiſche Blut abkühlten. Diesmal ließ ich es bewenden und ſetzte das langſam ausgeſchlürfte Glas mit einem bedeutſamen Blick und den Worten nieder: Morgen, Louis, weiter nach Frankreich!

Während der Procedur hatte ein Mann mir gegenüber mit peinlicher Aengstlichkeit alle meine Bewegungen verfolgt. Der Gast, der vielleicht Jahre lang bei Rosinenwasser und Blaubeeren zufrieden gewesen, erhob sein Glas und forderte bessere Sorte. Betroffen und zögernden Schrittes folgte Louis seinem Begehren. Er hielt den neuen gegen das Licht, nippte und sprützte einen Graves, den er sonst nur an Festtagen erhielt, mit der Benennung: Höllengebräu! gegen die Decke. Erst als Louis nach langen Debatten mit dem Wirthe ihm ein überfließendes Schoppenglas vorsetzte, dessen Wein die Farbe des meinigen trug, gab er sich zufrieden.

Ich nicht so. — Weil ich, ein alter Gegner aller Radicalen, immer der Meinung war, man müsse ein ehrwürdiges Herkommen nicht mit einem Male umstoßen, sey es auch noch so schädlich, drang ich nicht plötzlich über alle Schranken der Weinschenken-Convenienz; aber mit jedem Tage forderte und erhielt ich eine bessere Sorte, bis ich auf dem Läuterungswege so weit vorgeschritten war, daß Louis eines Tages lächelnd mit der Versicherung zu mir trat: einen bessern gäbe es in des Königs Kellern von Frankreich nicht.

Aber welche Umtriebe hatte ich in der Weinstube verursacht! Der unbekannte alte Gast fand sich, wie

instinktartig hergetrieben, zu jeder Stunde ein, wo ich die Stube betrat, mochte es des Morgens oder Abends seyn, mochte ich von jener oder dieser Seite kommen. In der Nähe konnte er nicht wohnen, wie mich Louis versicherte, und um täglich Aufpasser zu halten, welche ihm meine Ankunft meldeten, dazu schien er nicht vermögend genug. Ruhig pflanzte er sich nieder, und antwortete auf die Fragen der Aufwärter nur mit einem barschen Blicke, bis ich meinen Wein erhalten und geprüft. Dann folgte ein gebietender Wink mit den Worten: Von dem da!

Sein Beispiel war nicht ohne Nachfolger geblieben; das Verlangen nach reinem Wein wurde so allgemein, daß der Wirth mir einst bei Seite das Anerbieten machte, billiger, ja allenfalls umsonst die theuersten Weine vorzusetzen, wenn ich mich in einer Separatkammer mit ihm verschließen wolle. Als er meine Unlust bemerkte, griff er die Sache von der politischen und moralischen Seite an, und endete mit einer Schmeichelei:

„Sie greifen, mein Herr, durch Ihr freieres Benehmen in eine alt hergebrachte Ordnung dieser Stadt, und führen unter lockenden Aussichten die Gäste zu ihrem eigenen Verderben. Abgesehen davon, daß die nordische Cultivirung des Weines vielleicht ganz dem physischen und dem Bildungszustande unserer Nation

angemessen ist, daß vielleicht der Genuß des reinen Weines, unerhört bis jetzt, zu schädlichen Folgen führen könnte, wie denken Sie, daß es möglich ist, mit den geringen Produkten der Paar Weinländer, wenn sie nicht durch Zersetzung vermehrt werden, dem ungeheuren Bedürfniß der beiden Polarkreise nachzukommen? Bedenken Sie allein den Bedarf jetzt an Moselwein! Das einzige Berlin trinkt jetzt mehr davon, als alle Moselberge liefern. — Versetzter Wein schmeckt schlechter, als reiner, das gebe ich Ihnen zu; mag es aber nicht gerade in einer weisen polizeilichen Einrichtung unserer Verfahren beruhen, daß man den versetzten bei uns einführte, den Leuten nicht den Appetit zu reizen? Dann aber ist es gut überall versetzten Wein schenken, denn, wer einmal reinen getrunken, findet an jenem nie wieder Geschmack. Kann das die Polizei zugeben, wenn es hieße: In Berlin wird überall reiner Wein geschenkt? — Bemerken Sie selbst, welche Unzufriedenheit Sie schon hervorgebracht haben, wie Sie einen Feuerbrand in das ruhige Gemüth jenes alten Officiers geworfen. Bis Sie kamen, war er gottselig bei seinem Medoc aus Nummer 1; ich sehe den Zeiten entgegen, wo ihm der Schloß Johannisberger, den Seine Durchlaucht der Fürst Metternich selbst verpicht haben, wird verfälscht erscheinen. Wer so lange Jahre selig bei dem Naturzustande

war, — wozu ihm nie gekannte Bedürfnisse der Kultur zeigen! Es schmerzt mich jedesmal, wenn Louis dem stumpfsinnigen Menschen, von aus echtem Fasse Gezapftem vorsetzt. Und nun alle die Gimpel, die auf ihn blicken? Wohin soll das führen? Mein verehrter Herr, halten Sie mich nicht für so beschränkt und eigennützig, dem Verdienst seinen Lohn entziehen zu wollen. Sie kennen guten Wein; Ihnen denselben entziehen, wäre unrecht; aber die Guten und die Kenner sind ja überall nur Ausnahme, und sie mit dem Volke zusammen werfen wollen, hieße die Welt schief auffassen. Die große Masse muß etwas in Dummheit erhalten werden; wie wollte man sie sonst regieren? Alle können wir nicht Marcipan essen, und Kaviar ist nur für Den eine Delicatesse, der ihn versteht. Beehren Sie mich, je öfter je lieber, mit Ihrem Besuche in meiner kleinen Stube, aber lassen Sie die Uebrigen hier sitzen, bis sich das wahre Talent durch sich selbst zum Kenner herausbildet."

Dessenungeachtet war ich unter den Gästen sitzen geblieben. Ich halte es nicht für nöthig, meine Gründe warum? anzugeben. Heut ging es bunt über Eck an den Tischen. Geistreiche Gesichter, scharfe Zungen. Es waren hier keine Enthusiasten pro und contra; man dünkte sich über diese unmittelbare Theilnahme erhaben, dafür wurde aber die Berechtigung

beider Parteien deſto gründlicher erwogen. Allgemein ſchien man jedoch die Aeußerung des Unwillens, wie er heut an's Tageslicht getreten, zu misbilligen, als ein Maler einen andern Ton anſtimmte: „Meine Herren, Sie werden erſtaunen, ich habe mitgetrommelt.“ — Du, der Du ſonſt zu ihren eifrigſten Freunden gehört? — „Und ferner gehören will; ich halte mit meinem Grunde nicht hinter'm Berge. Was entzückte uns an ihr? Spiel, Geſang und Anmuth nicht allein. Es war mit ihre Perſönlichkeit, der treffliche Charakter des Mädchens. Ihr Ruf war felſenfeſt, und der untrüglichſte Stempel deſſelben ihr grundehrliches Geſicht. Man hätte Wechſel auf den freundlichen, heitern Blick ſchreiben mögen, und denſelben Ausdruck trug ihre ganze Erſcheinung bis zu den Fußſohlen herab; — und nun kommt ſie aus Paris —“

— Nun, — riefen Alle, — was hätte ſie dort eingebüßt? —

„Nichts als die Modeſtie in der Tracht. Freunde, wo war ſie reizender als im grauen Aſchenbrödelkleide, wo man ſie — und nur ſie ſah? Jemehr Staat, jemehr ſchwand mir von der lieblichen Erſcheinung. Und nun, denkt Euch, kommt das liebe, gute, ehrliche Mädchen, behangen und bekleidet mit allem Pariſer Tand und Firlefanz zurück. Welcher Feind, oder wel-

welche Feindin mag ihr eingebildet haben, das ſtehe ihr gut? Breite Schultern, die Haare, wie ein halber Mond gen Himmel gereckt, die hübſchen Arme in unförmlich weiten Aermeln verſteckt, und das Kleid in hundert tauſend Falten ausgelaſſen, daß man von dem zarten Ebenmaaße ihrer Glieder rein nichts gewahr wurde. — Deshalb, und weil ich weiß, daß es ihr nicht ſchaden, ſondern nur zur Correction dienen kann, habe ich von Herzen mitgepocht, und an ihrem ganzen Unſtern, wette ich, iſt nicht ihr Geſang, nicht ihr Spiel, nicht ihr Engagement, ſondern die Falbalas und Gigots ſchuld, ein Wort, ſo übrigens nicht einmal urſprünglich aus Paris ſtammt, ſondern aus Deutſchland in's Franzöſiſche übergegangen iſt, indem nach meinem Lexicon Gigot, Italieniſch giga oder gigotto, bedeutend eine Schöpskeule oder einen Hammelſchlägel, vom Deutſchen Worte Geige, von wegen der Geſtalt, hergeleitet iſt."

— Alſo der Maler hat aus Kritik getrommelt! — rief man. Man ſchalt ihn einen Rebellen. Aber ein grämlicher Dichter von mittleren Jahren nahm ſich ſeiner an; er proteſtirte gegen den Ausdruck Rebell, da man nur gegen eine Majeſtas rebelliren könne, in dem hübſchen Mädchen und der angenehmen Sängerin aber nichts Majeſtätiſches ſtecke.

Ein jüngerer Dichter ſtrich ſich die Haare aus der Stirn, und replicirte mit Gelaſſenheit:

„Worin beſteht denn der Zauber der Liebenswürdigkeit, als in der wunderbaren Vereinigung angenehmer Eigenſchaften, die, einzeln betrachtet, unbedeutend erſcheinen? Es iſt der wunderbare Schmelz, der keine chemiſche Zerſetzung duldet, das bunte Regenbogencolorit, wo wir vergeblich nach Abarenzung der einzelnen Farben ſuchen. Wiſſen Sie eine ausreichende Erklärung der Anmuth, kann man ſie nach Regeln conſtruiren? Und doch iſt ſie es gerade, welche uns erwärmt, während die vollendete, regelrechte Schönheit kalt läßt. Wir hören oft Klagen, daß die Zeit der Begeiſterung vorüber, und die kalte Reflexion ſelbſt die Gemüther der Jugend beherrſche; es iſt nicht wahr: es giebt noch Begeiſterung, nur verlange man nicht, daß ſie, wie vor Jahrhunderten, auf ein unverſtändliches Dogma oder auf Paläſtina's Eroberung gerichtet ſey. Das Hohe und Schöne hat dem Anmuthigen weichen müſſen, dieſer Zauber waltet noch allmächtig über die jüngeren Geſchlechter, und unter den geſchaffenen Weſen ward der Zauber der Anmuth vor Allem dem Weibe zu Theil. Warum griesgram mueren über die ſanfte Herrſchaft? Nun ſehen wir eine, der auch der blaſſe Neid die Lieblichkeit nicht abſtreitet, als Siegerin durch alle Schranken

dringen, welche Nordiſche Kälte, Deutſches Phlegma und unſer kritiſcher Geiſt dem Enthuſiasmus entgegenſtellt. Auf der einzigen Stelle, wo es heut einer Frau zu wirken und zu glänzen möglich wird, ſteht ſie in reiner Schönheit da. Das eben iſt der Triumph des Beſſern, daß man Mängel, die allen Sterblichen anhaften, überſieht, und in reiner Luft an dem Schönen ſich freut. Und dieſen gelinden Rauſch zergliedern und auf ſeine Elemente zurückführen wollen, heißt die Lebensluft der Kunſt erſticken."

— Der Kunſt! — fiel ſcharf der Aeltere ein. — Der Geſang der Nachtigall verhallt, und ich wüßte nichts Bleibenderes in dem einer Opernſängerin. —

„Dann wäre auch ein Thorwaldſen, wenn er aus Schnee einen Ajax bildete, kein Künſtler, weil der Schnee einmal ſchmilzt."

— Ein Thorwaldſen würde keinen Schneemann machen, — fiel der ältere Dichter nicht ohne Heftigkeit in's Wort.

„Wenn er in Island lebte, ſtatt in Rom," warf der Maler hin, „warum nicht? Wenigſtens knetete er dort den Gott Thor aus Isländiſchem Schnee am Fuß des Hecla, welcher beſagte Schneemann ſonach bei der nächſten Eruption des Vulcans durch die Glaſirung der Lava zu einem Kunſtwerke würde. Und der Künſtler wäre ſofort auch fertig."

Man lachte. Der jüngere Dichter hub wieder an: „Wenn die Production dauernder Werke allein den Künſtler ausmacht, folgte unſtreitig eine neue Eintheilung der Künſte nach der Dauer ihrer Productionen. Dank unſeren Preßbengeln, die Poeſie kann in Nach- und Abdrücken ziemlich lange leben, aber es läßt ſich doch auch eine Zeit denken, wo alles Papier zu Lumpen wird! Wie lange lebt Spontini, wenn die Noten Makulatur geworden ſind! Ihr großen und freien Künſtler unſerer Zeiten, die ihr Häuſer nach dem Winkelmaaße aufrichtet, und — ſo weit erhebt ſich heut die architectoniſche Kunſt! — ein Fenſter ſchnurgrad wie das andere zu bauen verſteht, jubilirt, denn Eure Werke, vorausgeſetzt, daß ſie nicht aus Luftſteinen ſind, überdauern Canova's Schöpfungen. Und du Raphael, erhebe deine Madonna nicht allzuweit über die Opernſängerin, denn ſchon bleicht ſie, und wenige Jahrhunderte, ſo iſt die Leinewand zerfallen; aber der Tagelöhner, der mit Glasſiften in Moſaik deine Gemälde verewigt, iſt ein weit größerer Künſtler, als der göttliche Urbiner.“

Da man beifällig einſtimmte, räuſperte ſich der Aeltere, und ſagte, eine Priſe nehmend: „Es ſcheint, als wäre ich unter einen Klubb Enthuſiaſten gerathen, da ich mich unter Künſtlern wähnte, deren jeder doch, ausgeſtattet mit der üblichen Portion Eigenliebe, den

ihm zukommenden Antheil Lob durch die Attractionskraft der Gefeierten geschmälert glauben müßte. Allein nichts von Neid und Egoismus. Himmel, wer hat das Wunder geschaffen! Lassen Sie uns miteinander in unserm theatralischen Kunsteifer eine historische Lustpartie nach Rückwärts machen: wir klatschen im Bär und Bassa den Bären an, jauchzen zum Hunde des Aubry, und werfen, in enthusiastischem Eifer für das reine Schöne, die Gegenpartei hinaus, die wahrhaftig unrecht hatte, als sie meinte: mit diesem Hundestück sey das Deutsche Theater zu Ende, denn damit hat ja erst der neue enthusiastische Glanz begonnen, und heut zu Tage könnten sie behaupten, jener Französische Hund sey eine classische Tragödie gegen die jetzigen Französischen und anderen Vieh-Stücke. Doch weiter. Wir berauschen uns mit dem göttlichen Weißbier vorm Potsdamner Thor, und sieben Schneider- und Stickermamsells scheinen doch wirklich das Ideal zu seyn, wohin die Weiblichkeit gelangen kann, wenn nicht die sieben Mädchen in Beinkleidern noch weit gefährlicher würden. Nun vervollkommnet sich der Schauspieler zu einer Pagode, und aus Menschen werden Bilder, zu denen nur der Beiname der lebenden nicht paßte. Aber wir enthusiasmiren uns weiter, indem die Baudevills um uns klingeln und schallen, für einen stummen Riesen

Branco, und Feuer, Waſſer, Ungethüme, ſtumme Kinder, die auf Uhren kletternd, dumme Geiſter betrügen, daß uns dagegen die Zauberflöte eine Vorleſung von Ariſtoteles über die Vernunft dünkt. Jetzt jauchzen wir den Affen Jocko und menſchliche Kunſt an, die beinah zum Affen wird; wenn nicht das plätſchernde Waſſer von Leinwand doch zuletzt den Beifall, wie das Meer den Regen an ſich zöge. Nun, meine Verehrten, ſind wir einmal in dieſem bachantiſchen Jubel, dann iſt jeder Sprung erlaubt — das Jahr 1826 hat noch nicht das Außerordentlichſte erlebt — wir nehmen einen Anſatz, und dann erklärt es ſich, warum die Sängerin tadeln zur Blasphemie wird."

— Der Stock ſteht im Winkel, morgen regnets, das iſt Logik — warf ein Dritter ein.

Aber jetzt wurde auch der jüngere hitzig: „Gerade dies carikirte Zuſammenwerfen des Verderblichen mit dem Schönen liefert ein Argument für mich. Nach dieſer tiefen Entwürdigung der Bühnen, herbeigeführt durch unbegreifliche Verblendung der Directionen, was ſoll da helfen? Für die Kunſt im Kothurn und im würdigen Schleppkleide iſt der verderbte Sinn erſchlafft. Selbſt die Töne aus dem Reiche der Geiſter dringen nicht mehr an's Herz; ſelbſt die Muſik läßt kalt, wenn ſie in den großen Scherzungen alter

Meister zu den abgestumpften Ohren tönt. Unter dem Läuten, daß die Glocken zerspringen, und dem wollüstigen Klingeln und Leiern, welches Schmerz und Lust in einer Weise ausdrückt, wenn da ein Wesen auftritt, das durch harmonische Vollendung die entnervten Sinne aus ihrer gänzlichen Erschlaffung aufweckt und fesselt; wenn ein Gesang, der aus der Seele kommt, die frivole Musik adelt; wenn eine menschliche Stimme einen höhern, dauerndern Zauber wirkt als die bunten Gaukeleien, und wenn dieses Wesen alles vereint, was man als schön und edel rühmt, — warum sollen wir da mit stoischer Kälte die Augen schließen und die Ohren zudrücken? Ist es nicht vielmehr die Pflicht eines Jeden, alle, zu anderer Zeit erlaubten, Zweifel gefangen gebend, mit an der Sturmglocke zu läuten, welche die geistig Schlummernden weckt, denn nur unter Wachen leben Kunst und Wissenschaft."

— Goethe's neu-poetische Katholiken, — erwiederte Jener, — die zogen bekanntlich an einem Strick und sagten bum! bum! — Auf den Theatern pflegen die Glocken von derselben Art zu seyn. —

„Sind Sie Dichter," rief der Jüngere, „dramatischer Dichter? Fühlen Sie nicht den Fluch, den Sie heut über die Gefeierte aussprechen, Sie selbst überkommen, wenn die Scheidewände zwischen Ihnen gefallen sind? Ist denn der Weg so weit von

dem Untergange einer bis zum Untergange aller Kunst? Laufen Sie zur Sturmglocke mit uns, und ziehen und läuten am Strange, denn es hat Mathäi am letzten geschlagen."

Ein Mime mit scharfen Blicken und rabenschwarzem Haar stampfte hier mit humoristischem Ungestüm sein Glas auf den Tisch. Wenn er mit komischem Feuer rings um sich blickte, pflegte es still zu werden; so auch jetzt, als er mit ausdrucksvoller Stimme anhub:

„O über die ehrenwerthen Herren Dichter und Recensenten, die an das Schleppkleid der kleinen Sängerin, wie eine Klette, das ganze Deutsche Theater baaken. Hohl's der Geier, wenn wir nichts besseres sind als ein Appendix! Sind wir einmal durchaus versunken, so eine diabolische Grundsuppe des Entarteten, und, wie man sonst die Schauspieler moralisch als verlorne Sünder ansah, ästhetisch ganz verlorne Künstler, so gönnt uns wenigstens den Vorzug entre nous zu bleiben. Schimpft auf Publikum, auf Directionen, Regisseure, auf Kulissen und Menschen, multiplicirt die absolute Schlechtigkeit mit sich selbst, und meint dann, sie sey doch nur ein schwaches Schattenbild der unseren, aber dies Etwas wenigstens laßt uns ohne Abzüge und Vergleichungen."

— Der wenigstens, — meinte der ältere Dichter,

— erwartet keine Rettung durch die enthusiastische Sturmglocke für die kleine Zaubrerin. —

„Nein, Kinder," sagte der Mime mit komischer Gelassenheit, „ich gebe Euch alles zu: nennt uns meinethalben unter der Kritik, lobt die alten Schauspieler aus jenen Zeiten, die Ihr nota bene alle nicht gesehn habt; schreibt in den Zeitungen, Brockmann's Bediente habe jede Rolle besser gespielt als Wolff, und die Bethmann sey drei Fuß größer gewesen als die Stich. Um ein recht anschauliches Bild zu haben, vergleicht uns und unser Publikum mit Opiumessern. Täglich verlangen wir mehr Berauschendes, weil täglich der Zustand des Erwachens unerträglicher wird. Seiltänzer und Feuerwerke bedienen, sey unser Amt, und wenn wir ein Wort sprächen, so sey das überflüssig. Kinder, ich unterschreibe Alles, malt uns ab, und schreibt darunter: „Die Hölle," oder wenn Ihr verlangt: „Das Spital" oder auch „Das Tollhaus." Ihr seht, ich bin tolerant, aber kommt mir nicht mit dem Enthusiasmus für die reine Schönheit, oder ich flecke mich selbst in die Haut des Affen Jocko, wenn bis dahin kein neues Vieh-Ideal erstanden ist."

— So zeig' uns doch ein anderes Mittel, — rief der jüngere Dichter, — wie der in den Koth verfahrene Thespiskarren herauszuziehen? Als die müden Pferde bei'm Calderon die Equipage weder auf

Schläge noch Schmeichelworte achtend, im Madrider Meraft ſtecken ließen, half endlich ein ihnen vorgehaltenes Bündel Heu. Die Hungrigen reckten ſich; das ſchlägt aber bei Euch nicht mehr an. —

Der Mime ſchlürfte wohlgefällig das Glas voll duftenden Ungar herunter, ehe er mit poſſirlichem Pathos anhub:

„Fürtrefflichſte Freunde! da iſt ja die ſchöne Kritik. Wie dankbar müſſen wir Schauſpieler dem Himmel ſeyn, der uns in Berlin geboren werden ließ, wo uns an jeder Ecke der Wegweiſer in's Himmelreich der Kunſt entgegen ſtößt. Wächſt oder gedeiht wol in irgend einer Stadt der Baum der Kritik ſo üppig als hier, wo ſeine ſchwarz bedruckten Blätter das Steinpflaſter bedecken könnten? Jeder Gaſſenbube ein kritiſches Geſicht, jede Hökerfrau eine Recenſentin, jedes Publikum, wie Rom's Senat, eine Verſammlung von Königen, eine Verſammlung von Leuten, die alles beſſer wiſſen als wir. Denkt an jenen Bengel, der unſerm Zelter zurief: „Wenn er den Jungfernkranz ausſingen will, kann er ihn ſich auch allein anfangen!“ Dann die köſtlichen Bonmots, in jeder Woche wenigſtens ſieben! — O gewiß iſt es nur die Schuld der Künſtler, wenn da die Kunſt nicht blüht, wo Tertianer und ſtumpfſinnige Alte ſich abmuhen, uns geiſtig die rechte Verſtändniß einzubläuen. Und welche ſchöne

Sprachverwirrung unter den tausend Stimmen, daß es der wahre Prüfstein des Genius wird, die rechte herauszufinden. Ja die Kritik, die bei uns ihr lang verlornes Vaterland und Asyl gefunden, daß selbst heimathlose Recensenten hier wieder eingepfarrt werden; die Kritik, die anspruchslos in den grauen löschpapiernen Gewändern umhergeht, sie, die so viel goldne Früchte unserer Kunst und Wissenschaft gebracht, sie allein wird auch uns noch retten. Morgens und Abends ist es daher mein einziges, in den Zeitungen die goldenen Fingerzeige zu lesen, und wenn Jeder, wie ich, sich an der Weisheit daraus satt getrunken, wer weiß, ob die goldne Zeit dann nicht selber mit den löschpapiernen Fittichen wiederkehrt!"

Was der schwarze Mime ironisch, hielt sich der ältere Dichter berufen, im Ernst auszuführen: daß die Kritik ein Unding sey, daß Niemand Recht habe zu recensiren, da Niemand dazu gebo[illegible], vom Staate angestellt, ein Attest erhalten, ein Patent gelöst habe; daß die Kritik nur da sey, Debit und Credit zu schwächen; Buben recensirten Männer, Gelbschnäbel Weise, Wesen, die selbst noch nicht Menschen wären, Menschendarstellungen, und daß er sich deshalb um gar keine Kritik kümmere. „Nur daß er jedes Blättchen liest, worauf sein Name gedruckt steht," flüsterte der Maler, und der Eifer des trocknen Ern-

stes wirkte ungünstig auf die nicht für solchen Ernst aufgeleate Versammlung, als ein Ernst von anderer Sorte ganz unerwartet die Laune wieder weckte.

Mein immer stummer Mann rief, indem er mit dem Stocke aufstieß, daß die ganze Gesellschaft aufmerksam wurde. „Hätte man sich wie ehemalen nach den guten Regeln der Kritik gerichtet, wäre auch die ganze wilde Menstruosité von Göthe, Schiller und Shakspeare da geblieben wo sie hingehört, das heißt in jenen barbarischen Zeiten, wo die Cultur und die Bildung noch nicht waren! Ich zum wenigsten weiß nicht, was ein vernünftiger Mensch gegen die Kritik einwenden kann, wenn sie nur nach Regeln und guter Autorität gehandhabt wird. Es kommt doch jetzo Niemand über den Batteux!"

Als hätte eine Geisterstimme aus dem Grabe herauf getönt, gaffte alles den Redenden an. Die Parteien waren verschwunden, und man schob das Licht, den Mann des vorigen Jahrhunderts zu erblicken. Ein Lächeln schwebte auf den Lippen, und die Augen sahen sich fragend an; indeß der Redner verstummte wieder, er hatte ausgeredet. Da gar nichts außerordentliches an ihm zu entdecken war, rückte man auf die vorigen Plätze, und der junge Dichter begann wieder:

„Da erfahren wir nun, daß unsere Kritik nicht

genug kritiſch geweſen, und ſie iſt ſchuld, daß unſer Thespiskarren noch immer im Koth ſteckt. Kritik zieht nicht, daher Mephiſto, rufe deine Geiſter und nenne das letzte Mittel.“

Der Mime ließ ſeine großen, feurigen Augen umherrollen, wie fragend, ob alles aufmerkſam ſey? Dann erhub er ſich ſchnell, ſchwenkte das Glas, und rief mit ausdrucksvoller Stimme: „da hilft allein der Satan!“

Das Wort macht immer, wo es ſelten gebraucht wird, einen magiſchen Eindruck; um wie viel mehr, wo es mit ſolchem Ausdruck proklamirt wird.

„Erklärung!“ forderte man von allen Seiten.

— Wenn die ganze Welt bankerott wird, — rief der Schauſpieler, — iſt das kein Spiel des Satans? In dieſer Thätigkeit wünſche ich mir den Verehrten in unſere Regie. Ja, mein antikritiſcher Tragöde, immer mehr und mehr von deinem belobten Enthuſiaſmus herein in das Haus bis es platzt und bricht. Nur immer fettere, ſtärkere und größere Beſtien! — Ich hatte ſchon eine große Freude als der erſte Elephant erſchien, aber er ging mir in der That zu ſpurlos vorüber — laß die Rhinocerosſe trampeln und Löcher ſtampfen, bis alles eine Verſenkung wird. Dann weiß ich nicht, was Ihr gegen das Feuer habt? Wenn die Thais im vielbeſprochenen Alexander die

Fackel ſchwingt und ſchleudert, thut es mir allemal in der Seele weh, daß nicht die Kuliſſen ſammt und ſonders abbrennen. Laß die Balken zünden, glimmen, berſten, krachen; die prachtvollen Mauern laß mit ihnen einſtürzen, und durch Kehlen, Brand und ſtürzende Ruinen wollen wir ein Ballet tanzen, Schauſpieler, Dichter, Ueberſetzer und Directien, und einen Chorgeſang zum Lobe des Bankerottes anſtimmen, der uns allein Hoffnung bringt, daß es beſſer wird, denn ſchlechter kann es nicht werden. —

„Terrorift! Das iſt dein Satan?"

— Ich erkläre mir den Satan anders, — rief ein junger Mann mit ausdrucksvollem Geſichte, der bisher den Zuhörer abgegeben.

„Wie," rief der Mime, „da Ich hier ein ſpecielles Recht auf alles Sataniſche zu haben glaube?"

— Wie kann Ihr Satan, — ſagte Jener, — ein echter ſeyn, da er ſich ja ſelber zerſtört? Der leibhaftige alte findet ſeine volle Luſt in dem Zuſtande, den Ihr Bankerott auflöſen ſoll. Bedenken Sie, mit welchem Vergnügen durchreiſ't er jetzt die Deutſchen Städte, und ſieht, was aus den Theatern geworden. Die Klagen der Pietiſten kommen gar nicht mehr auf über die der Theaterfreunde. Muſik ſeinem Ohr. Königsberg, Petersburg bis nach Peſth und Ofen, und wo von den helvetiſchen Gletſchern die theatraliſche

Kunſt abprallt, eine große Kette Galeerenſclaven, wo Directionen und Schauſpieler an den raſchen Effect geſchmiedet ſind. Der Teufel iſt ein feiner Weltmann, der nichts mehr als Rührung und Langeweile haßt, daher war er ſchon ſeit lange den Converſationsſtücken gram; ſehen Sie, mit welcher Zuvorkommenheit man ihm die Longueurs erſpart; wie man ſtreicht, aus dem Iffland den Dialog, aus dem Schiller den Pathos, aus Göthe Alles; ſchon langweilt Kotzebue. Hier giebt man ihm zu gefallen nur Melodramen. — denn daß die Tugend am Ende darin ſiegt, hat nicht viel auf ſich — dort, z. B. in Stuttgard, drückt man ſchon, alle Longueurs verbannend, die Handlung in urſprünglicher Reinheit, ohne alle Worte, aus, nämlich durch Ballet. Warum endlich citiren Sie ihn als Bankeruttier nach Berlin, wo er ſchon ſo lange im Stillen als reicher Mann ſich der edelſten Aemulation zwiſchen beiden Theatern erfreut?*) Er lebt unter Ihnen, er ſieht und hört, er genießt mit Ihnen; was brauche ich die Worte unſeres würdigen Tragöden zu wiederholen, um den Wetteifer, das edle Selbſtüberbieten der neuen und alten Anſtalt ſeiner ganz würdig zu werden, anzuerkennen? Was ihn rufen, da er ſchon unter Ihnen ſitzt? —

*) 1826.

Die Augen des Mimen funkelten, als wolle er den Fremden mit fragenden Blicken durchbohren.

„Herr! Sind Sie der Satan selbſt?"

— Vor der Hand nur ſein Memoiriſt, — entgegnete dieſer und ergriff den Hut, ſich zu empfehlen, als die ganze Verſammlung in ſeltener Ueberraſchung aufſprang.

Es hatte ſich nämlich begeben, daß in dieſer Verſammlung die Memoiren des Satans vielfaltig der Gegenſtand des Geſprächs geweſen waren, und der unbekannte Autor ein von keinen Rückſichten zurückgehaltenes Urtheil anhören müſſen. Man war unbarmherzig verfahren. Die Verlegenheit war ſichtbar. Der jüngere Dichter lachte zuerſt laut auf, der Mime ſchickte ſich an, die Verſöhnung zu ſtiften. Aber der Fremde ſprach:

„Warum, würdigſte Verſammlung, ein Jota widerrufen von dem was geſchrieben ſteht, denn, trauen Sie einem Hiſtoriker zu, daß mein Tagebuch nur ein Echo Ihrer Geſpräche iſt. Satan iſt noch immer gelehrig und er hätte hier viel profitirt, wollte er einſt als Kritiker auftreten, was ich, unter uns geſagt, nicht verſchwören will. Expande Hannibalem oder umgekehrt, welche Eigenſchaften, die zuſammen einen Satan ausmachen, wenn auch einzeln nur luſtige Teufelchen, die der Fromme allenfalls noch ſtreicheln mag!

Erſt

Erſt die enthuſiaſtiſche, heut die ſtampfende Kritik, beide aus einem Herzen. Collegialiſche Schauſpielerkritik, um ſo bitterer, je größer die Freundſchaft ſcheint. Junge Dramatiker, die unverſöhnlichſten Richter des Theaters, das ihre Stücke zurückgewieſen. Alte Theaterregenten, unerbittliche Catonen gegen alle neue Stücke, die Breſchen zu ſchießen drohen in die Umſchanzungen des Schlendrians. Scharf von Recenſenten Angegriffene, nun Todfeinde aller Kritik. Anbläſer aus Liebe, weil die X mit der Y rivaliſirt, die Y mit der A und das Alphabet durch. Kritiken, die nicht weiter gehn als über die Kleider, und ſolche der Philoſophen, welche ſo tief plumpen in das Abſtracte, daß Leben, Welt und Sonnenlicht aus dem tiefen Brunnen ihrer eigenen Ideen gar nicht wieder zum Vorſchein kommen. Andere, die nur ſich leſen wollen, und wenn ſie ſich nicht finden, nichts finden. Aber was iſt alles dies gegen den wahren kritiſchen Hauch, der unſere Luft beſchwängert, und den dieſe „arme Deutſche Sprak“ Liebloſigkeit und Schadenfreude nennt? Würdigſte! welch' ein Hochgefühl es iſt, ein ganzes Auditorium lauſchen zu ſehen, bis ein Schauſpiel zum Schlechten umſchlägt, das kann nur ein Teufel empfinden. Ein Schriftſteller kommt aus der Mode, ein Maler, der bisher Bewunderung eingeerntet, zeigt ſich ſchwächer bei der nächſten Ausſtellung;

nun leſen Sie die ſtumme Sprache der triumphiren-den Geſichter, nun hören Sie das Urtheil der Selbſt-zufriedenheit: „Da haben wir's! Das konnte man vorher wiſſen!“ Dieſe ſelige Skepſis, die auf der gan-zen Welt nur das Verfehlte ſehen will, hört mit ärgerlicher Zuverſicht auf den Moment, wo ſich das als gut geprieſene denn doch als ſchlecht ausweiſ't. O du, deſſen Biograph ich die Ehre habe zu ſeyn, was biſt du gegen dieſe Luſt? Meine Herren, nur ſein Hiſtoriograph, nicht Enthuſiaſt für ihn; verzeihen Sie meinen Enthuſiasmus, denn ſolche Elemente fand ich noch nie. Er ruft mich jetzt aus Ihrem Kreiſe, und finden Sie einſt im neueſten Bande meiner Me-moiren den Teufel als vollendeten Kritiker, ſo danke ich es den in Ihrem Kreiſe gemachten Studien, der ich die Ehre habe zu ſeyn Ihr ganz gehorſamſter Die-ner*)!“

Als ich meine Rechnung berichtigt hatte, war ich von der Geſellſchaft der Letzte, hätte nicht der Mann

*) Wilhelm Hauff, der Verfaſſer der Memoiren des Satans, be-fand ſich im Herbſt 1826 in Berlin. Er war, wie er in Paris Zeuge ihres erſten Triumphs geweſen, auch hier Zeuge des Em-pfangs der jungen deutſchen Sängerin bei ihrer erſten Rück-kehr. Wir verſchweren nicht, daß nicht Vieles von dem, was dieſe Novelle berichtet, unſerm ſeligen zu früh verlorbenen Freunde begegnet iſt.

drüben, welcher vorhin die Kritik in Schutz, jetzt erst seinen Stock in die Hand genommen. Und entfernte sich mir. War es mir doch auch, als könne ich von einem so alten Bekannten nicht scheiden, ohne ein Wort zu wechseln, wiewohl das während der ganzen Bekanntschaft nicht geschehen. Auch ihn drückte ein ähnliches Verlangen. Noch einmal ließ er sich neben mir nieder und schlürfte das letzte Schoppenglas aus, indessen Louis an der Thüre lauschte, wer anfangen werde?

Er war es: „Haben Sie, mein Herr, Berlin's Kunstwerke wohl betrachtet?"

Auf seinen Lippen schwebte ein bedeutungsvolles Lächeln, während ich versicherte, ich hätte die drei Wochen meines Aufenthaltes hier wohl angewandt. Es kam mir ganz natürlich vor, daß meine Aufmerksamkeit auf das kaum geführte Gespräch den Gutmüthigen zu der Frage veranlasse. Doch seine schlaue Miene, die gehobene Brust deuteten auf eine verborgene Intention.

„Drei Wochen! Und zeigte man Ihnen auch in den drei Wochen die drei Capital-Stücke?"

— Der Bezeichnung erinnere ich mich nicht, ob ich wohl alles sah, was hier auf Kunstwerth Anspruch macht. —

„Auch den Feldmarschall Blücher?"

— Wie ſollte ich die ſchöne, neue Statue verſäumt haben? —

„Auch den alten Deſſauer?“ fragte er weiter.

— Mit Wohlgefallen verweilte ich bei der trefflichen Arbeit Schadow's: dieſe kräftige, markige Characteriſtik, dieſer wahre Held einer alten Zeit —

„Auch die Stiefletten?“ fiel er ein und fuhr gleich darauf murmelnd fort: „Aber den großen Kurfürſten?“

— Habe ich erſt heut mit ſtaunender Aufmerkſamkeit betrachtet. —

„Nun und?“

— Und? Ich wüßte nichts. —

„So dürfen Sie nicht Berlin verlaſſen,“ ſprach er, ſchnell die Uhr herausziehend.

Es war über Elf, als wir die Weinſtube verließen, und ſchon befand ich mich mit raiſonablem Schritte an der Seite meines ſchweigſamen Cicerone auf der mondhellen Straße, ohne zu wiſſen, wie ich eigentlich Berlin nicht verlaſſen ſolle. Der todtenleere Gensd'armenmarkt blieb hinter uns, der Hippogryph nickte vom Komödienhauſe Abſchied:

„Waren Sie heut in dieſem Theater?“ unterbrach ich die peinliche Stille.

— Ich gehe in kein Theater. —

„Sie, ein Kenner und Kunſtfreund?“

— Seitdem dieſe Menſchen ſo honorirt werden, daß es eine Schande iſt, niemalen. Ehre, Anſehn, Vortritt, Zulauf, Orden, das hätte ſollen zu meiner Zeit geſchehen, wie wenn, alle Hagel! ein Jude ſich unterſtanden mit einer Kutſche und Livrei-Bedienten zu fahren! Iſt das ein Verhältniß, was ſonſt ein Kapitain mit Kompagnie hatte, reicht jetzt für ſo einen Trippelfuß nicht hin. Neulich begegne ich ſolchem ausgeputzten Grünſpecht mit Orden und Bändern, daß ich hätte Front machen mögen, wär's nicht zum Scandal ein italieniſcher Soloſänger oder Oberbaßgeiger über die andern geweſen. —

Bülow und Scharnhorſt im weißen Geiſterlichte grüßten uns drüben.

„Laſſen wir die Generale," ſagte mein ernſter Gefährte, „hier ſteht der Feldmarſchall, vor dem wir Front machen. Was ſehen Sie daran?"

— Ein Meiſterwerk neuerer Bildnerkunſt. —

„Nicht wahr," antwortete er etwas höhniſch, „ein Meiſterwerk der neuern Kunſt, verräth tiefe Erudition, charmant Uniform imitirt, bis wo der Mantel die Blöße bedeckt, Kanone, Säbel aufwärts. Was fehlt denn am Säbel? Nichts? — Freilich nichts als die Hauptſache, das Portepee! — Vorwärts, mein Herr!"

Zwiſchen zwei langen Schattenſtrahlen der Pap-

peln im Luſtgarten ſchritten wir auf die paliſſadirte Statue des alten Deſſauer zu. Dreimal umkreiſ'te ich an ſeiner Seite den alten Feldherrn und deutſchen Fürſten, der Eugen's und Marlborough's Schlachten geſehen, der unter dem großen Friedrich ſiegte, und noch in der Sage des Soldaten lebt, gleich jenem „Prinzen Eugen, dem edlen Ritter," deſſen Ruhm vom ſchlichten Liede deutlicher bewahrt wird als von den Blättern der Geſchichte. Der alte Held nickte mir zu.

„Wie ganz anders," rief mein Führer," dieſer hier Poſto faßt! Auch ein Fürſt und ein Feldmarſchall; in der Rechten, wie es Ordnung iſt, den Commandoſtab, die Linke am Degengefäß. Füße in der Poſition, den Hut auf. Und hinten, wie natürlich der Zopf auf den uniformirten Rücken herunterfällt; da braucht man nichts mit einem Mantel zu verſtecken, als ob ein General, wenn er die Batterie ſtürmt, den Mantel ſich umhaakte! Und nun die Stiefletten, ſehen Sie, Falte an Fältchen, es fehlt kein Knopf, man möchte ſie ſtramm ziehn und den Staub abbürſten und doch — das heißen ſie Kunſt! — bemerken Sie, wo der Mond auf der Wade ſpielt. Was gehört dahin? Knöpfe, ei ja doch von innen! Wo iſt denn die Naht? Stiefletten ohne Naht!"

Er riß mich fort, und, vorbei am ungeheuren

Porticus des Schloſſes, der langen Brücke zu. Mein Rendezvous mahnte mich ihn zu entfernen, er achtete auf keinen Wink.

Nun ſtanden wir vor der Reiterſtatue und ſchauten, gleich den vier Gefeſſelten, hinauf.

„Sehn Sie nichts?“ rief er.

Ich beſchrieb in kurzen Worten, was ich ſah. Für die kühle Septembernacht vielleicht zu warm, zumal bei Betrachtung einer bronzenen Statue, deren Urbild ſchon über hundert dreißig Jahre im Sarge ruhte. Er weidete ſich ſtumm an meiner Luſt, oder was für ein Inſtinct war es ſonſt, der ihn mit halb offenem Munde mich angaffen ließ?

„Nun ſtanden Sie lange genug um das eigentlich Merkwürdige zu entdecken, oder fehlt Ihnen ſo ganz die Anſchauung?“

War es Sphärenmuſik, oder — ich kann mich geirrt haben — es ſeufzte.

Er faßte meine Hand und wies auf einen Punkt.

„Was ſehen Sie da?“

— Hilf Himmel, eine Haube! —

„Einen Pferdefuß, Herr! Sehn Sie's nun? — Grad aufgeſperrt die Augen!“

— Allerdings hat das Pferd einen Fuß — wie jedes Pferd, — allein drüben guckt eine Haube. —

Ein fürchterliches Gelächter ſchreckte mich und die

Geiſter der Brücke auf. Mein Gefährte ſtieß es aus, und das ruhige Geſicht des hagern Mannes verzog ſich in unförmlich höhniſche Züge. Grenzenloſe Verachtung malte ſich drauf, als er zu mir ausrief:

„Dieſer Pferdefuß brach dem Künſtler den Hals. Hier ſchwang er ſich über das Geländer und kam nie wieder zum Vorſchein, und das einzig und allein darum, weil er dieſen Pferdefuß für einen gewöhnlichen hielt.“

Geſticulation und Sprache waren ſo lebhaft, daß ich mich im Geiſte mit hinüberſchwang und dem vom reißenden Spreeſtrom fortgeriſſenen Leichnam bis in die fernen Mühlen folgte, deren dumpf herüber tönendes Räderwerk ihn zermalmte*). Kein Gruß, kein Abſchied; nur ſeinen Rücken ſah ich noch, als der Erzähler mit gigantiſchen Schritten in die dunkle Königsſtraße verſchwindend trat.

Stumm und ſtill ſtanden wir drei, ich, der große Kurfürſt und die Schildwacht; aber dieſe noch ſtummer, und, wie es ſchien, in Verlegenheit. Seltene Verlegenheit einer Schildwacht, die das Recht hat grob zu ſeyn!

Der beſchiedene Gegner zu dem ſeltſamen Ren-

*) Man ſieht, daß der Erzähler fremd in Berlin war, da der „reißende Spreeſtrom“ von den Mühlen herkommt

dezvous kam nicht, das geſpenſterhafte Verſchwinden meines Begleiters rief mir den Comthur aus Don Juan in den Sinn, und das Haar ſträubte ſich bei'm Gedanken, der Fürſt werde herabſteigen von ſeinem bronzenen Pferde und mir die Hand ſchütteln. Das Abenteuer ſollte näher liegen.

Das Unbegreifliche grenzt im Leben ſo nahe an das Alltägliche. Daſſelbe Kind, das ſich heulend und ſchreiend ſträuben würde, auf der Mutter Befehl aus der dunkeln Kammer einen Stuhl zu holen, drängt ein unbegreiflicher Kitzel, ohne Grund und ohne Befehl hindurch zu rennen. Die ungeheure Angſt iſt eine Wolluſt. Ich wollte ſehen, wo der Mann ſich in's Waſſer hinuntergeſtürzt, trotz dem bronzenen Reiter, der abſteigen und mir den Rückweg verſperren konnte. Drei Schritte, und ich befand mich, unaufgehalten von der Schildwacht, auf dem eingeſchloſſenen Brückenpfeiler, auf welchem die Reiterſtatue ruht. Es iſt ein Winkel, abgeſchieden von der übrigen Welt durch das Machtwort des ſchulternden Grenadiers. Ich ſtand im eingeſchloſſenen Raum, doch nicht allein. Eine weibliche Geſtalt, durch die Statue des Fürſten vor den Blicken der Vorübergehenden geſchützt, lehnte ſich über das Geländer. Mein Tritt, mein Anblick, ein Schrei des Entſetzens, ſie zitterte, wankte und — lag in meinen Armen. Noch klammerte ſich der zarte

Arm an das Geländer. Ihr Kopf ruhte mir auf der Schulter, während der Mond ihr in das blasse Antlitz leuchtete. Es war Julie; in den geschlossenen Augen, in den Rosenlippen las ich den Entschluß, der mich schaudern machte.

Fest umschlang ich sie, als könne sie's doch jetzt noch thun.

„Um Gottes Willen, Unglückliche!" rief ich, als sie die Augen aufschlug und ihr erster Blick mich traf. „Bin ich die unselige Ursach?"

Sie drückte mir sanft die Hand, und bat mich leiser zu reden. Ich schauderte, als ich in's Wasser hinabblickte, sie auch.

„Mein Fräulein, bei diesem blauen Himmel oben, bei den Sternen, von unten, fort mit dem entsetzlichen Gedanken. Ich errathe, was Ihre Seufzer mir sagen, aber ist denn der Bruch so unheilbar? Auch ein Barbar muß Ihre Seelengröße bewundern; auch er kann, darf nicht ewig zürnen um ein Wort."

— Ach Sie kennen ihn nicht, — lispelte sie, den Kopf herabgebeugt. Eine warme Thräne netzte meine Hand, ich hielt Julien noch immer umschlungen.

„Lassen Sie mich zu ihm reden," drang ich in sie, „Ihre Noth wird meinen Worten Kraft leihen; und wäre er so gefühllos, wie dies Bild von Erz. Was Sie im edelsten Gefühl für Recht und Schön-

heit zu Gunſten der Sängerin thaten, alles vergeſſend, über das eine — Schöne, Edle, dieſe hohe Uneigennützigkeit, dieſe Rückſichtsloſigkeit bewaffnete, wenn es noch Ritter gäbe, die halbe Männerwelt für Ihr Recht."

Sie ſchüttelte ihr Lockenköpfchen und es war nicht ohne Stolz, als ſie antwortete: „Soll ich mich ihm denn aufdringen laſſen? Nein, er iſt zu roh."

— Er mag fliehen, rief ich warm, aber Sie, Julie, wollen nicht Ihr ſchönes Daſeyn vernichten. Sie leben, Sie ſehen das ſchöne Morgenroth morgen, und noch viele Morgen wieder. —

Die Zitternde duldete den Kuß, den ich auf ihre noch kalten Lippen drückte. Es war das heilige Pfand, daß ſie leben wolle. Sie blickte ſich ängſtlich um, die kühle Septembernacht erſtarrte den zarten Gliederbau. Diesmal verweigerte ſie mir nicht ihren Arm, als ich in ſie drang, die unheilvolle Stelle zu verlaſſen. Aber als ich ſie beſchwor, wie vor einem Bruder ihren ſtillen Gram auszuſchütten, weinte ſie heftiger. Eine Nachtigall flötete im Käfig eines benachbarten Fenſters, ich blieb ſtehen und wies Julie den Ort:

„Wie dieſe Sängerin der Nacht, von allem geräuſchvollen Treiben des geſchäftigen Tages ungeſtört, ihre vollen, ſchmelzenden Accorde in die ſtillen Lüfte

ausgießt, ſo wird auch unſere Sängerin bald, was Aerger, Neid und Mißgunſt ihr zufügten, verſchmerzt haben. Das iſt die himmliſche Gabe dieſer wenigen Beglückten, in ihrer Kunſt Troſt zu finden und einen immer friſchen Quell, die Lebenskraft zu verjüngen."

So ſprach ich leiſe zu ihr, und ſie bejahte meine Bemerkungen durch einen tiefen Seufzer. Sonſt ſagte ſie nichts.

„Eine ſchöne Seele," fuhr ich fort, „kann ſich daher in ihrer himmliſchen Theilnahme beruhigen und der Friede, den ſie allem Schönen wünſcht, wird auch für ſie zurückkehren."

— Sie haben mich recht erſchreckt vorhin, — ſagte Julie aufathmend, — ich hatte wohl Stimmen gehört, aber ich glaubte, Sie wären ſchon fortgegangen. —

„Doch iſt der Schrecken gewichen, als Sie mich erkannten?" flüſterte ich ihr in's Ohr. Sie ſenkte das Köpfchen, und in dem Momente ſchwor ich drauf, die Abreiſe morgen ſey unmöglich. Ich will den Leſer nicht mit den Bildern unterhalten, in welchen meine Phantaſie ſchwelgte. Davon mochte ich noch berauſcht ſeyn, als ich, Gott weiß in welchem Zuſammenhange, des Barbaren erwähnte, den ich doch eigentlich auf der langen Brücke erwarten ſollte.

Sie ſchmiegte ſich ängſtlich an mich und blickte bittend zu mir auf.

„Um Himmels Willen, Sie ſahen ihn doch nicht? — Laſſen Sie uns fort. Kommt er nach, ſtehe ich unter Ihrem Schutze. — Sie rufen gradwegs nach der Polizei. Es wäre ja erſtaunlich, wenn man nicht 'mal auf der Straße dürfte unattaquirt gehn."

Wer vermöchte Bitten zu widerſtehen, wo ein liebreizendes Weſen ſo arglos, ſo zutrauungsvoll ſich in unſre Hand giebt. Die Augen flehend zu mir aufgeſchlagen, die Roſenlippen geöffnet, mit dem Arm bittend, den meinen umfaſſend, alles im ungewiſſen Lichte einer Laterne in der engern Königsſtraße. Ein Heiliger wäre der Verſuchung erlegen. Als Beſiegelung meines ritterlichen Gelübdes drückte ich einen zweiten Kuß auf die ſchönen Lippen, und blieb bei dem zweiten nicht ſtehen, als ich den ſanften Hauch der Erwiederung fühlte.

Nur weil ich ein Mädchen in einiger Entfernung mit einer Laterne ſtehen ſah, riß ich Julien fort. So oft ich über die Schultern blickte, war die Laternenträgerin in gleicher Entfernung hinter uns, Julie aber, die meine Beſorgniß merken mochte, ſagte, ich ſollte unbekümmert ſeyn.

„Wo führe ich Julien hin?" flüſterte ich ihr zu,

als wir am Scheidewege ſtanden. Die Schüchterne wollte ſprechen, als ihr Blick einen Gegenſtand hinter uns traf. Ihr Arm umſchlang mich, als gelte es, den Geliebten einer drohenden Gefahr entreißen. — Die Laternenträgerin bumpelte uns ängſtlich nach und ich konnte nur noch ſo viel hinter uns entdecken, daß eine ſchwarze Geſtalt von der mondhellen Brücke herab in die Königsſtraße trat, als ſie mich ſchon ungeſtüm in die Seitengaſſe hineingeriſſen hatte. So viel merkte ich nun, während wir mehr rannten als gingen, daß das Mädchen mit der Laterne zu uns gehöre.

Unausſprechliche Unruhe malte ſich auf Juliens Geſicht, als wir hinter einem Brunnen ſtill hielten. Sie hatte etwas zu entdecken, fand aber keine Worte. Doch während ich das Geheimniß von ihren Lippen löſen wollte, und ſchon unſern Verfolger mit beherzten Schritten an der Schattenſeite herankommen hörte, zeigte ſich neue Gefahr von der andern. Auch dort kam aus der Ferne Jemand auf uns zu, und kaum, daß ihn Julie erblickt und das Mädchen auf ihren fragenden Blick bedeutungsvoll genickt hatte, drückte ſie meine Hand mit Heftigkeit, und das war alles, was ich von einem Abſchied ſpürte. Denn ihr Blick, welcher das ſtumme Lebewohl ergänzen ſollte, gehörte nur zur erſten Hälfte mir, die zweite war ſchon dem Andern entgegengeeilt. Mit Anmuth ſprang die nied-

liche Geſtalt über den Rinnſtein auf die Schattenſeite, und mir huſtete die heiſere Laternenträgerin nur verſtolen zu:

„Um Himmels Willen, wenn Sie's mit meiner Mamſell gut meinen, halten Sie den Bramarbas uns ein Bischen vom Leibe.“

So ſtand ich da, geſtützt auf den kalten eiſernen Plumpenſchwengel, wie Leonidas könnte ich ſagen, an den Thermopylen, hätte mich nicht mein Sparta ſelbſt verrathen. Die ſüßen Hoffnungen, genährt im warmen Buſen, verſchwanden, wie vor mir Juliens helles Kleid im Dunkel der Straße, und hinter mir klirrte eine peinliche Erwartung näher und näher.

„Der Teufel auch, ſind Sie es wieder!“ brummte der Mann auf, dem ich nach kurzem Selbſtkampf in den Weg getreten war. Ich erkannte ihn.

„Sie erwarten mich bei'm Kurfürſten, kommen Sie mit mir zurück, dort ſtehe ich Ihnen und Sie mir Rede.“ So rief ich und faßte ihn am Arm.

Daß der bärtige Sohn des Mars einen ſtärkeren als ich beſitze, ward ich inne, als ich es nicht war, der ihn, ſondern er, der mich führte, und nicht zum großen Kurfürſten, ſondern der Flüchtigen nach. Und dabei hatte er doch keine andere Ueberredung angewandt, als den einzigen Ausruf: „Den Henker auch!“

— Wollen Sie denn durchaus unsere Katastrophe vor ihren Augen spielen lassen, — sprach ich, der Gewalt mich fügend, — so müßten wir schneller gehn. —

„Ei! zu meiner Katastrophe kommen wir immer noch zu gelegener Zeit; ich weiß ja wo sie hingehn."

Mein Eifer war um ein Bedeutendes geringer worden, denn als mein Auge zum letzten male ihr weißes Kleid entdeckte, hing sie am Arm eines andern Vertheidigers. Beide huschten um die Ecke, und jetzt erst schritt mein Begleiter weiter aus.

„Sehn Sie, es ist nichts versäumt," rief er, als auch wir um die Ecke bogen. „Dort schließt der Besen die Thüre auf und der Galan spazirt mit ihr hinein."

— Ich begreife nicht Ihre Ruhe. Fühlten Sie sich beleidigt, so galt es, jenen Unbekannten einholen. Da dies zu spät ist, habe ich ältere Rechte auf ein Zwiegespräch, und fordere Sie auf, mir zur Brücke zu folgen; oder erklären Sie sonst, wo Sie unumwunden sprechen wollen. —

Nachher bleibt noch immer Zeit zum Zwiegespräch, sagte er gelassen sich umblickend, und ich bemerkte zwei verdächtige Gestalten aus einer dunkeln Sackgasse auf uns los kommen. Er winkte ihnen, und sie waren schon ganz nahe, als sie unter ihre Mäntel griffen.

„Wem

„Wem gilt dies?“ rief ich, mit dem Rücken die Mauer gewinnend, um bei einem Angriff einen Rückhalt zu haben. Womit fechten, wäre ein Problem geblieben, wären nicht die Waffen meiner Gegner auch nur Geigen und Fidelbögen gewesen.

— Das werden Sie gleich erfahren, — sagte der ruhige Bräutigam, ohne auf mein nicht schreckloses Erstaunen sonderlich zu achten. — Es ist merkwürdig, warum Sie alles auf sich beziehen, da man doch in dieser Stadt nur Sängerinnen, Schauspielerinnen und Tänzerinnen Ständchen bringt, und Jeden laufen läßt, der nicht bleiben will, um Musik mit anzuhören. Ihr habt doch das Kolophonium gespart? —

„Zu dienen!“ antworteten die Musikanten, und wir standen bald dem Hause, in welches Julie verschwunden, gegenüber; der Bräutigam lehnte sich an das Haus drüben und probirte ein Instrument, indem er den Anderen hübsch still zu bleiben gebot, bis er das Zeichen gäbe.

„Merken Sie nun, wie eben die Kritik losgeben wird über die kleine verderbte Sängerin?“

— Ich begreife, — war meine Antwort, — eben so wenig jetzt Ihre Ruhe, als vorhin Ihr rüdes Benehmen. —

„Ein Spanier bin ich nicht,“ entgegnete er, sich in seinen Mantel hüllend, der doch den spanischen

Schnitt trug, „und die Eifersucht paßt eben so wenig als Serenaden zu den kothigen Quergassen vom neuen Markt. Würde mir auch wahrhaftig nicht die Mühe geben, hätte mich nicht die Aussageart frappirt.“

Ich konnte nicht umhin mein Erstaunen zu äußern, daß augenblickliche Entrüstung für die Ewigkeit geschlossene Bande lösen könne. Er lachte:

„Alles in der Welt hat eine Ursach und eine Gelegenheit, und was Sie bemerkt haben, war just nichts anders als die Gelegenheit, der die Ursach lange vorausgegangen war. Weiber sind Weiber, die Sentimentalen wie die Naiven, und man sollte sich niemals zu früh versprechen, um zu früh einander satt zu werden. Wollen Sie unsere ganze Geschichte hören, meinethalben, aber Sie hören nichts besonderes. Die ganze Sache, warum wir uns verliebten, war, daß wir keine Kritik anwandten. Ein paar hübsche Augen von ihrer, und von meiner Seite ein fester Blick darauf, das kann wohl eine charmante Liebesgeschichte abgeben, ist aber noch lange nicht genug zum Ringewechseln. Sie hatte gar nichts Solides an sich, was schon daraus erhellt, daß sie an den Ladentisch gemußt hätte, wäre ich nicht mit dem Bratenrock als Bräutigam bei ihrer Mutter introducirt worden. Verliebte Blicke und Küsse machen nicht satt, und wenn das Gähnen erst einreißt, dann ist gar kein

Aufhören. So 'was, müſſen Sie geſtehn, macht Einem keine Luſt, ſich zu ſputen, und ich habe mich auch nicht geſputet, und als ich mich nun nicht ſputete, mußte ich doch mein Vergnügen dabei haben, um nicht bei langer Weile und magerer Koſt in derlei umzukommen. So etwas, beſonders das „auf die lange Bank ziehn," zieht meiſt die Geſichter der lieben Sippſchaft noch weit länger, und wenn erſt die fragenden Redensarten kommen von „Nicht Ernſt ſeyn" und „Sitzenlaſſen," bleibe ich allemal ſelbſt nicht ſitzen. Julchen, die auch bei Zeiten eine kleine Furcht haben mochte, blieb eben ſo wenig ſitzen, und tröſtete ſich auf ihre Weiſe, was ich ihr gar nicht übel genommen habe. Kurzum, die Urſach war fertig: wir waren uns beide ſatt, und es fehlte nur an Gelegenheit, und die mußte etwas eclatant werden vor Welt und Menſchen, damit ſie die Verwandtſchaft für richtig annahm."

— Daher der Auftritt im Theater, — rief ich entrüſtet. — Daher die Begeiſterung, wie ich ſie nie erlebt. —

„Sie meinten wol," entgegnete er lächelnd, „es wäre aus zarter Vorliebe für Sie geſchehen, daß ſie mich bei'm Kragen greifen ließ? Merkten Sie denn nicht, daß der neue Galan ſchon oben wartete, die Verlaſſene zu führen. Das heiß' ich Kritik und Ei-

telkeit! Nein, bei der Tante in der Geſellſchaft hatten wir uns ſchon ausgeſprochen, und dafür auf dem ganzen Wege in's Theater keine Sylbe geredet. Nun, wenn man mit ſolcher Stimmung ankommt, mögen Sie denken, daß der Zunder da iſt, um Funken zu faſſen; und ich ſtampfte ſo auf, daß es Funken geben mußte."

— Und die Scene auf der Brücke? — fiel ich ein. — Die Unglückliche voll Reue und Schmerz, ſuchte den Tod in den Wellen —

„I Gott bewahre, ſie hatte bloß ein Biergeld auf die Erde geworfen. Der neue Galan war mit bei der Tante, es paßten aber zu viel Augen auf, als daß ſie ſich weiter hätten beſprechen können, darum verabredeten ſie das Rendezvous auf dem Zubauſewege hinter dem Kurfürſten, und ich, der Wind gerochen, wollte die Aventüre um ein bischen luſtiger machen, und beſtellte Sie auch derthin. Nun hätten Sie ſehn mögen die Komödie bei der Tante, daß ich ſie nicht begleiten ſollte. Es glückte ihr mit dem Mädchen allein loszukommen, aber daß das ſchöne Rendezvous dort nicht zu Stande gekommen, daran ſind Sie allein Schuld."

Ich erwache aus einem Traum.

— Träumen ſchadet immer der Kritik, — ſagte der geweſene Bräutigam. — Die Sache iſt nun allerliebſt

im Gange, oder vielmehr im Ausgange; nur war mir die Weiſe des Brechens zu eclatant, als daß ich nicht von meiner Seite auch etwas Eclat dagegen machen möchte, und dann verdrießt mich, daß ſie einen winzigen, albernen Ladenſchwengel mir vorziehen konnte. —

„Still!“ flüſterte der eine Geigenmann, und trat zu uns in den Schatten: denn oben öffnete ſich das Fenſter, und Sie und Er wurden ſichtbar.

— Es iſt Niemand zu ſehn, Sie können ruhig gehen, lieber Louis, — tönte Juliens Stimme durch die ſtille Nacht. Zwei Betrogene und zwei Geigenmänner waren Zeugen des Scheidekuſſes. Ein ſchmelzendes Adieu! flötete uns noch leiſe durch das geöffnete Fenſter herunter, als die Hufſtritte des Beglückten ſchon auf der Treppe klangen.

Unſeliger! kaum daß die geſchäftige Sabine den Hausſchlüſſel leiſe umgedreht, faßte Dich eine markige kalte Hand, und zog Dich in unſern Kreis. Julie, die ihr Lockenköpfchen herausgebogen, fuhr mit einem unterdrückten Schrei zurück, und Du warſt allein unter deinen Mördern.

„Was haben Sie mit mir vor?“ zitterte der junge Mann, in welchem ich denſelben Stutzer erkannte, der mich heut im Theater ſo ſonderbar anblickte; ich vergalt es ihm jetzt.

— Wir wollen hier nur ein kleines Quartett

aufführen, — brummte die Baßstimme des Bräutigams.

„Wo ich durchaus nicht stören will, da schon vier Herren beisammen sind," quiekte der Kaufmannsdiener, indem er Hut und Kopf tief neigte.

Aber der Bräutigam hatte auf die Aalbewegungen im Voraus geachtet und hielt mit holländischer Ruhe den Flüchtigen fest.

— Das thut gar nichts, mein verehrter Herr Schilling; der Herr hier ist nur ein zufälliger Zuschauer, Ihre Virtuosität dagegen bei musikalischen Gelegenheiten ist mir so rühmlich bekannt, daß ich längst die Hoffnung Ihres Accompagnements bei derlei Verfällen nährte. Nehmen Sie daher gefälligst den Hut zwischen die Beine und hier zwei Instrumente, wenn Sie damit umzugehn wissen. Sie kennen sie doch, Herr Schilling? —

Herr Schilling that wie ihm befohlen und hielt eine Knarre und einen Waldteufel in den zitternden Händen.

— Spielen Sie nun, mein Verehrungswürdiger, besser die Knarre oder den Waldteufel? Ich überlasse Ihnen die Wahl, — sagte der Bräutigam.

„Beide . . ." stotterte Herr Schilling, und wollte sagen, daß er beide nicht spiele. Der Concertmeister hatte aber seine eigene Art Worte auszulegen, und er

wußte den Sp[illegible]er auf gewiſſe eindringliche Art zu überreden, d[illegible]er auf beiden ein Virtuoſe ſey, und mit der Linken die Knarre, mit der Rechten den Waldteufel ſpielen könne und ſolle.

Die Angſt macht erfinderiſch. Herr Schilling betheuerte, ſolche Muſik könne Mamſell Julien oben läſtig fallen; der Concertmeiſter erklärte aber darauf, das ſolle ſie ſogar. Herr Schilling wollte wiſſen, die Mutter werde davon aufwachen, der Concertmeiſter verſprach für den Fall, ihn derſelben von der Straße aus vorzuſtellen.

—Melodieen können Sie ſich beliebige wählen, für die Knarre aus der Italienerin und für den Waldteufel aus dem Freiſchützen,— ſagte der Bräutigam. —Ich will auf dem Brummeiſen mein di tanti palpiti ſpielen, während unſere beiden Virtuoſen, dieſer mein Roſſinianer und jener mein Spontinianer, ganz ihrer Stimmung auf den verſtimmten Geigen folgen werden.—

Die Katzenmuſik begann zum Schrecken der Nachbarſchaft; das Licht an Juliens Fenſter war ſchnell ausgegangen. Erſt als einige Flüche auf die nächtlichen Ruheſtörer aus den umliegenden Fenſtern herabflogen, mit der Drohung ſubſtanzielierer Nachfolger, gab der Concertmeiſter das Zeichen zum Aufbruch; der Roſſinianer und Spontinianer zogen lang-

ſam von der Linken, ich mit dem Bräutigam von der Rechten ab.

Nur Herr Schilling blieb ſtehen — freiwillig, ſagte mein Gefährte, denn er hatte ihm beim Abſchiede etwas in's Ohr gezischelt. Zwiſchen den Beinen den ſeidenen Hut, drehte er mit der Linken unermüdlich die Knarre, mit der Rechten den Waldteufel noch dazu! und — ſang. So oft er Miene machte, nachzulaſſen, wandte mein Gefährte ſich um, und ſo lange Herr Schilling links die beiden Janer und rechts den Concertmeiſter abſehen konnte, ſetzte er allein die Katzenmuſik vor der Thüre ſeiner Julie fort. Dies hätte lange dauern mögen, da mein Gefährte ſich durchaus nicht übereilte, wäre nicht etwas anderes, nämlich die Patrouille, dazu gekommen.

„Was iſt das für ein Lärm zu nachtſchlafender Zeit?" ſchrie uns der Gefreite an.

— Dem Himmel ſey Dank, meine wackern Cameraden, — ſagte mein Bräutigam, — daß Sie kommen. Der Menſch da, der ſo toll knarrt und brummt, hat die armen Leute gedungen, vor ſeiner Liebſchaft Thüre den Lärm aufzuführen, und es fehlte nicht viel, als wir vorübergingen, hätte er uns angepackt zu der ſchändlichen Unruhe, friedliebende Bürger von Berlin, ſo was ſich zu unterſtehn! —

„I ſo ſoll Dem ja geholfen werden" — und es

ward ihm vor unſern Augen geholfen; denn erſt als wir deutlich geſehen, wie Herr Schilling auf beiden Seiten am Kragen gefaßt und aller Betheurungen ungeachtet nach der Wache geſchleppt wurde — denn die Nachbarn ſchrieen, das ſey der eigentliche Nachtſtörer — riß mich der Bräutigam laut lachend um die Ecke.

Was aus Herrn Schilling weiter geworden, habe ich nie erfahren. Mein Gefährte blieb, als wir den nächſten Scheideweg erreicht, ſtehen, und fragte mich, ob ich es noch für nöthig erachtete, mit ihm unter dem großen Kurfürſten ein Wort zu wechſeln?

Ich ſagte: nein! Denn um die Ecke blickte mich ernſt der bronzene Reiter an. Soll ich offenherzig es geſtehen, ich fürchtete mich, noch einmal an ihm vorüber zu gehn, und drückte meinem Bräutigam, der des Troſtes um die verlorene Braut nicht bedurfte, die Hand, nachdem er mir geſagt, daß er Dreier heiße, für den Fall, daß ich an ihn ſchreiben wolle.

„Herr meine Seele!“ rief der ſchlaftrunkene Jean, als ein viertelſtündiges Klingeln ihn aus dem beſten Morgenſchlummer geweckt hatte, und ſeine verdroſſenen Augen ſo viel Licht gewonnen, um das ſeiner Wachskerze zu ertragen und mir klar in's Geſicht zu ſehen. „Herr meine Seele, ſind Sie krank, lieber Herr, oder was iſt Ihnen paſſirt? So können

Sie doch unmöglich abreiſen, denn es iſt ſchon halb zwei, und Morgen iſt Dienſtag, und geſtern Abend hat die Wäſcherin auch Ihr Zeug gebracht.“

— Ich reiſe morgen, — rief ich, indem ich zwei Stufen mit einemmale die Treppe hinanſtieg, daß der leichenblaſſe Jean mir kaum folgen konnte.

— Und wenn der Teufel los wäre, — ſetzte ich hinzu, daß der kleine Kellner vor Schrecken die Kerze fallen ließ.

Nun war er allerdings los, denn das Licht war ausgegangen und Jean humpelte ängſtlich die Treppe hinunter, die Kerze wieder anzuzünden. Ringsum Stille und Dunkelheit, fern unten die Schläge von Stahl und Feuerſtein. Was hatte ich an dieſem Tage erlebt! Täuſchungen überboten die Erwartungen, Geheimniß auf Geheimniß, und morgen fort — ehe vielleicht das wichtigſte ſich gelöſ't hatte.

Jean kam vorſichtig mit zwei Kerzen zurück.

„Lieber Herr,“ ſprach er, nachdem er die Thüre aufgeſchloſſen, „befehlen Sie vielleicht etwas Kamillenthee, oder Hoffmannstropfen, denn das bloße Zuckerwaſſer bleibt immer Zuckerwaſſer.“ ... Aber, als hätte mein Blick ihn auf eine unberufene Dreiſtigkeit aufmerkſam gemacht, ſetzte er verbeſſernd hinzu: „doch unſer Piſporter iſt ebenfalls rein und kühlend; wir haben auch Champagner und Madeira, Kaviar und

Auſtern ſind im Keller und wenn Sie eine Taſſe Bouillon befehlen —"

— Das Converſationslexicon! — rief ich.

Der Burſche, vermuthlich ungewiß, ob dies eine Stärkung oder Kühlung ſeyn ſolle, blickte mich ſtaunend an, bis die Frage herauskam: „Alle zehn Theile?"

— Mit den Supplementen! —

Er ging und kam, beide Arme voll bepackt, wieder. Ich winkte ihm, ſich zu entfernen, und doch flüſterte er zaudernd an der Thüre: „Da hat wieder Einer um ſie den Kopf verloren. Der arme Herr!"

Er war ſchon fünf Minuten hinaus, als die Thüre nochmals leiſe aufging, und der gute Jean den Kopf hereinſteckte:

„Ach! lieber Herr, geben Sie ſich keine Mühe, ich habe das ganze Buch durchgeſchlagen, ſie ſteht nicht unter H, nicht unter S, nicht unter J, denn als ſie das Buch druckten, war ſie noch ein kleines Kind, dafür ſind aber jetzt viele Bücher um ſie ganz allein gedruckt worden."

Der Gute irrte, denn ich ſuchte weder nach einem kleinen Kinde, noch der lieblichen Zauberin, ſondern nach dem ehrenfeſten Bildhauer und Baumeiſter Andreas von Schlüter, von dem zu meinem Aerger weiter keine Notiz zu finden, als daß er, außer

den bekannten Larven sterbender Fechter im Berliner Zeughause, die Statue des großen Kurfürsten modellirt habe. Daß ihn ein Pferdefuß nach Berlin zurückgetrieben, um hier über die lange Brücke zu springen, davon stand kein Wort im Lexicon.

Oder sollte Johann Jacobi gemeint seyn, der die Statue gegossen?

Noch waren die Zweifel nicht gelöst, als ich schon tief in den Federn des Wirthshausbettes versunken lag. Aber ich schlief nicht, denn die mondhelle lange Brücke lag mit so klaren Zügen vor mir, daß ich jeden Pflasterstein zählte. Die Schildwacht spazirte auf und ab; alles war ruhig, nur der große Kurfürst wankte und regte sich im Sattel. Jetzt stieg er ab, aber das metallne Roß blieb unbeweglich stehen. In seiner ungeheuren, das bronzene Gesicht beschattenden Perücke schritt er auf der Brücke auf und ab, daß sie unter seinen festen, gerundelten Tritten elastisch zu wanken schien. Zuweilen sah er ernst über das Geländer, und da merkte ich wohl den Ort, wo sich der Bildner hinabgestürzt; aber viel ernster blickte er nach dem Alexanderplatz, bis die gigantische Gestalt in der Königsstraße verschwand. Nun hörte ich nur im Schatten die ehernen Fußtritte, aber kein einziger verhallte da; die Vorstellung von meinem Gefährten im Weinhause verwebte sich mit dem metallnen Für-

ſten, und immer heftiger pochte mein Herz als die ehernen Tritte mir näher und näher kamen. Jetzt ſtieg er die Treppe herauf. Ich dachte mir, ſie müſſe unter ſeinen Füßen brechen, oder der Heros, wenn er aufrecht ginge, die Decke einſtoßen, doch die Thüre öffnete ſich, er trat ein und ſetzte ſich neben meinem Bette nieder.

Die Züge unter der Wolkenperücke belebten ſich, als er meine Hand ſuchte, wie der Doctor den Puls. Todesſchweiß ſtand auf meiner Stirn, und doch — das bewundere ich noch immer — hatte ich das Herz ihn anzureden:

„Sie ſind der große Kurfürſt von der langen Brücke?"

— Nein, — rief er, tief ſeufzend, — ich bin Andreas von Schlüter. —

„Aber, mein Gott," ſagte ich, „ging ich doch drei Wochen täglich bei Ihnen vorüber, und die Schildwacht ſagte mir jedesmal, Sie ſeyen der große Kurfürſt?"

— Nicht allein die Schildwacht, die ganze Welt wird Ihnen das geſagt haben; aber die ganze Welt iſt betrogen, und das iſt meine Verdammniß. Ich Andreas von Schlüter bildete, indem ich den großen Fürſten modelliren ſollte, mich ſelbſt ab, und ſtatt des großen Siegers bei Fehrbellin, ſchauen Berliner und

Fremde täglich ſeinen Baumeiſter und Bildhauer Andreas von Schlüter, geboren zu Hamburg im Jahre 1662. —

„Sie verwechſeln das," rief ich, „mit jenem ägyptiſchen Baumeiſter, der, ſtatt ſeines Königs Namen, den eignen aus Eitelkeit in die Pyramide grub."

— Dieſe Eitelkeit, — erwiederte er, — war nicht allein den alten Aegyptern eigen, ſie kehrt alle Jahrhunderte wieder, und beſonders bei den Künſtlern ein. Poeten und Maler und Muſiker, ein jeder trägt ſich ſelbſt über in ſein Kunſtwerk, beſonders die Kritiker, von denen ein jeder immer ſich in der Dichtung wiederſehen will und zornig wird, wenn es der Dichter nicht danach gemacht hat. Dieſer Wurm nagt ewig an der Wurzel der Kunſt, und jagt die Künſtler hinaus aus dem Paradieſe. —

„Doch wer trieb Sie aus Berlin?" fragte ich dreiſter. „Dunkle Gerüchte über die Ungnade, in welche Sie fielen, gehen um. Wohin und wen fliehen Sie?"

— Die Kritik! — rief Andreas. — Und in ein Land, wo man im grauen Nebelzwielicht der Hyperboräer noch nichts von der Kunſt wußte, wo keine Laffen in das Atelier des Meiſters drangen und über ſeine Intentionen klug ſprachen; wo kein Gönner, wenn die aus tiefſtem Gemüthe geborne Idee ans Licht

treten ſollte, mit der Kohle einen Querſtrich machte, und meinte, es müſſe ſo und ſo geändert werden, daß der Entwurf zuſammen fiel; wo nicht die barfüßigen Gaſſenbuben mit witzigen Bemerkungen vorüberliefen, wo keine ſchadenfrohe Menge, lüſtern nach Fehlern, ſo lange muſternd ſtehen blieb, bis ſie den neuen Mangel findend, ausrufen konnte: Er wird doch ſchon ſchwach, der Meiſter! — Dorthin bin ich geflohen vor der Ungnade, in die ein jeder Künſtler fällt, dem ſeine Göttin mehr werth iſt, als der Mammon, um den er die Schmähreden der Unmündigen aushalten muß. —

Ich richtete mich auf, und der Mann kam mir nicht mehr ſo ſchrecklich vor; auch dünkte es mich, als habe ich ihn ſchon längſt gekannt.

„Die Eitelkeit," rief ich, und fühlte meine Augen naß, „führte ſchon manchen Künſtler in das Land der Hyperboräer. Ich kenne einen berühmten Landſchaftsmaler, dem die Erde ſo zuwider geworden, daß er ſeine Phantaſie unter dem Eisgerüll des Nordpols bettet und in ſtillem Wahnſinn lächelt, wenn man ihn darum tadelt, weil er meint, Niemand könne das Sonnenlicht malen. Da liegt immer an Grönlands Felſen und auf den unabſehbaren Eisflächen ſeine Fregatte: „die Hoffnung" zerſchmettert, und er meint, bis dahin folgte ihm die Kritik nach. Wie?

Flohen Sie auch in Dünkel und Selbstgefälligkeit dahin? Dünkten Sie sich über der Kritik erhaben, schwelgten Sie dort in den Nebeln der Wehmuth, und jeder Seufzer lautete: O undankbares Vaterland!"

Hier schien das Gespenst scheu zu werden. Sein Druck wurde fester, aber seine Hand schwankte. Ich fuhr in meiner Beschwörung fort:

„Das war der Dämon? Die Eitelkeit, die kein Urtheil ertragen mochte! War das der Sprung von der Brücke, das der Pferdefuß —"

Sein Auge rollte, er drückte so stark, daß ich erwachte, während er zum Schatten wurde. Jean hielt meine Hand, die ich in der des ehernen Andreas wähnte, und auf seinem blassen Gesichte malte sich Angst und Besorgniß.

„Lieber Herr, verzeihen Sie — wenn ich Sie — ach! daß es so weit kommen mußte — aber es muß doch einmal seyn, denn die Thurmuhr hat, wie Sie befahlen, geschlagen, und der Herr mit dem Perlemutterknopf stampft auf und muß sie sprechen —

Ich winkte mit der Hand dem Guten Gewährung und rieb meine Augen, die vielen mehr als lebendigen Bilder abzuschütteln. Der Eherne rannte die Treppen hinunter, ich hörte die kolossale Erzmasse in einem Satz über das Geländer in's Wasser springen,

gen und gleich darauf ſah ich doch den großen Kurfürſten in ruhiger Würde auf dem Pferde ſitzen.

„Ein böſer Traum!“ rief ich, mit aller Anſtrengung die Augen aufreißend, als der Mann mit dem Perlemutterknopf auf demſelben Stuhle ſaß, wo Andreas von Schlüter geſeſſen.

— Ich träume nie in meinem Leben, — ſagte er, — und verdanke dies allein der Kritik, mit der ich alles Bunte, Phantaſtiſche und Wilde, was gegen Verſtand, Vernunft und Herkommen ſtreitet, ſorgfältig aus Gedanken und Vorſtellungen ausmerze. So gehe ich nüchtern zu Bette und ſtehe nüchtern auf. —

Himmel! es war mein Trinkgefährte, derſelbe, der mich geſtern bohnlächelnd, in tauſend Zweifeln befangen ſtehen ließ.

„Der Pferdefuß“ — rief ich, als ſitze noch der Mann aus dem Traume an meinem Bette, und faßte mit Heftigkeit ſeinen Arm. „Erklären Sie mir das myſtiſche Spiel mit dem Pferdefuß.“

— Von Myſtik iſt gar nichts dabei, — ſagte der Mann. — Auch kann ich Ihnen keine andere Erklärung geben, als was jeder Bürgersmann von der Verfertigung ſich erzählt. Sintemal der Bildhauer, wie, wer geſunde Augen hat, das klar und von ſelbſt ſieht, dem Pferde, das ſonſt nach jedem Geſütsreglement wohl proportionirt erſcheint, einen platten Huf

gegeben, wie kein Pferd von der Race seit Erschaffung der Welt am Fuße getragen, so hat sich der Künstler aus Aerger und Scham natürlich in die Spree gestürzt und ersäuft. —

„Und das ist die ganze Geschichte vom Pferdefuße," rief ich, mit beiden Beinen aus dem Bette springend?

— Ganz natürlich, — sagte Jener. Wie das jeder Handwerksbursch in Deutschland zu erzählen weiß, da es das Berliner Wahrzeichen der Professionisten ist.

Ein Morgen, zumal wenn die verschwärmte Nacht noch ihr Blei in die Glieder gießt, nährt keine für das Wunderbare empfängliche Stimmung. Ich warf den Schlafrock über, und fragte den Gast, der in dem Augenblicke zu einem gewöhnlichen Spießbürger herabgesunken, was er von mir wünsche? Denn all' der Zauber, den das geheimnißvolle unsichtbare Nachfragen um meinen Berliner Aufenthalt gewoben, war zerstört. Mich verlangte fortzukommen; ich würdigte den Mann keines Blickes, und kaum einer Entschuldigung, als ich hastig in Hosen und Stiefel fuhr. Selbst sein Gespräch, reich an Aufklärungen, klärte so wenig die Wolken des Unmuths auf, daß ich klingelte und stampfte nach Kleidern, Rechnung, dem Lohnkutscher, und Gott weiß was sonst, das

meine Ungeduld, Berlin zu verlaſſen, ausdrücken ſollte.

„Wünſchen Sie eine Taſſe Kaffee?“ unterbrach ich eine lange Erörterung, um ihn doch mit einer Höflichkeit abzuſpeiſen.

— Im Kaffee, — ſagte er, — habe ich mein Kriterium; es iſt nur wegen des Weines, daß ich Sie noch bemühen muß. —

„Eine Flaſche Wein,“ fuhr ich den Kellner an.

— Von welchem, gnädiger Herr? — fragte er erſchrocken.

„Wenn ich Euch ſage, eine Flaſche Wein,“ ſetzte ich heftiger hinzu, „ſo überlaſſe ich Euch die Wahl. Verſtanden?“

Der Gaſt hatte mich aber ſchneller und beſſer als Jean verſtanden. Er dankte für Wein, und erklärte, ihm ſey es nur um die Auswahl zu thun.

„Mein geehrter Herr,“ hub er den Sermon an, indem er ſeinen Stuhl näher an meinen Kaffeetiſch rückte, „ich verliere in Ihnen eine ſehr werthe Bekanntſchaft, die, je kürzer um ſo reicher an Ausbeute war.“

— Eine Bekanntſchaft, — fiel ich ein, — um die es nicht verlohnt viel Worte verlieren, da ſie ohne Worte beſtand. —

„So liebe ich es,“ ſagte er, „und wie ich mich

dessenungeachtet zu Ihnen gezogen fühlte, werden Sie an dem richtigen Gefühle bemerkt haben, das mich immer in die Weinstube trieb, sobald Sie eintraten. Ob dieses nun Kritik, ob mehr eine Art Eingebung gewesen, lasse ich unentschieden; genug für mich, daß es mich anfangs nicht zuhause duldete, wenn, wie ich nachher erfuhr, Sie die Charlottenstraße hinaufgingen; späterhin wußte ich es genau, wann Sie Ihr Haus verließen; ich glaubte Ihre Tritte zu hören, ja endlich spürte ich Viertelstunden lang voraus, wann Sie kommen würden und prüfte auf nahe gelegenen hohen Orten, z. B. der Treppe des Königl. Schauspielhauses, die Wahrheit meiner Empfindung, die sich zuletzt nicht mehr täuschen ließ. Ein bloßer Erfahrungssatz konnte dies nicht seyn, denn Sie kamen zu verschiedenen Zeiten; ich consultirte deshalb einen Freund bei der Thierarzneischule, doch vergebens; in dieser Art war ihm das Phänomen weder bei Pferden noch Eseln vorgekommen, und es bleibt dies das einzige, worüber ich, meiner Kritik ungeachtet, nicht in's Klare gekommen. Sonst bin ich überall im Reinen, vorausgesetzt, daß Sie nicht, ohne meine Bitte zu erhören, Berlin verlassen."

Ich machte ein Zeichen der Eil, das der kritische Besucher wohl verstand.

„Es ist merkwürdig, während sich alles in Kunst

und Religion und Wissenschaft auf Erfahrungssätze reduciren läßt, kann ich allein mit dem Weine nicht fertig werden. Mit dem Satze: daß dies eine Geschmackssache sey, lasse ich mich nicht abfertigen, denn ich statuire ganz und gar keinen Geschmack, wenn er nicht auf gewissen Regeln beruht. Diese habe ich für den Wein nie ausfindig machen können, und mußte daher immer schlechten trinken, ohne es zu wissen, bis Sie mich den guten kennen lehrten. Aber nun, geehrter Herr Doctor oder Legationsrath, haben Sie so viel Rücksicht für Humanität und Wissenschaftlichkeit, und bedenken, wenn Sie fortreisen, kriege ich gleich wieder schlechten, und muß mein Leben lang dabei bleiben. Theilen Sie mir darum Ihre Regeln mit, wie man den Wein gut finden kann, und seyn Sie versichert keinen undankbaren Schüler gefunden zu haben."

— Aber um Himmelswillen! — fuhr ich auf und in meinen Ueberrock, — Sie tranken ja von dem unverfälschten. Bleiben Sie bei der Sorte, so sind Sie immer sicher. —

„Sie verstehen mich nicht, mein Herr; wenn ich auch bei der Sorte bleibe, wer bürgt mir, daß der Wirth dabei bleibt?"

— Herr, Ihre Zunge, Ihr Gaumen, Ihr Geschmack. —

„Das iſt es ja eben," rief er achſelzuckend, „daß dies durchaus kein Kriterium abgiebt."

— Aber, beſter Mann, wie merkten Sie denn vorhin, daß ſie echten koſteten, da die bloße Farbengleichheit mit meinem keinen Beweis liefert? —

„Ich bin ein Phyſiognom," ſagte er mir in's Geſicht ſchauend, daß ich es glauben mußte. „Mit ſcharfem Auge beobachtete ich jeden Ihrer Züge bei'm Trinken: wie ſich die Zunge ſpitzte und höhlte bei'm erſten Koſten, wie ſich die Lippen bei'm Schlürfen in die Breite zogen, das Blinzeln der Augen, das Zuſammenziehn der Naſe, und endlich, wenn Sie tranken, die langſamere oder ſchnellere Bewegung des Kehlkopfes. Dann probirte ich bei mir, und fand ich daſſelbe Muskelſpiel, ſo war ich ſicher, von Ihrem Wein getrunken zu haben."

Der Hauderer ſtand vor der Thür, und Jean lud meine Decken und Mäntel auf den Arm. Ich zuckte die Achſeln.

Er drängte mich in die Ecke, den Angſtſchweiß auf der Stirn:

„Es iſt nicht der Geſchmack; der Wein iſt, wie Alles, was todt iſt und lebendig, Geſetzen unterworfen — man wollte auch das Bierbrauen vom Luftzug und Zufall abhängig wiſſen, wie falſch! — Sie reiſen fort, vielleicht auf immer. Bedenken Sie, ich bin

ein alter Mann, wie bald gehe ich zur Grube — ich laſſe Sie nicht fort."

Ich zuckte immer fort die Achſeln. Er wurde immer dringender.

„Denken Sie nicht, daß es eitler Kitzel iſt, daß ich ein Leckermaul bin —"

Ich ſtampfte mit dem Fuß.

„Nein, es iſt nur die Kritik; nur um nicht ohne Löſung eines Problems, anſcheinend ſo unbedeutend, in die Grube zu gehen, erſuche ich Sie inſtändigſt, mein Herr; alle Ihre Vorſtellungen überzeugen mich nicht; es iſt ein Geheimniß vorhanden; ich betheure, daß ich es, nur um mir zu genügen, nur um in meiner eigenen Achtung nicht zu ſinken, wiſſen will; ich betheure, wenn Sie verlangen ſchriftlich, es mit in die Gruft zu nehmen."

Des Hauderers Peitſche knallte mahnend.

„Mein Herr, Sie ſehen —"

— Ich ſehe noch nichts —

„Schriftlich will ich," wiederholte er, und ich griff ſchnell das Wort auf.

— Schriftlich will ich es Ihnen ſenden, denn Sie ſehen, daß es jetzt zu ſpät iſt. —

Freier aufathmend und mit ſtummen Händedruck leitete er mich die Treppe hinab. Ich ſteckte ſeine Adreſſe in meine Bruſttaſche; da ich aber vergaß, daß

mein Schneider dieſe im Ueberrock vergeſſen, ſuchte ich vergeblich ſpäter nach der Karte. Noch lag eine Wolke des Zweifels über ſeinen Augenbrauen, als ich bereits den rechten Fuß auf dem Kutſchentritt hielt.

„In vierzehn Tagen" — rief ich ihm kopfnickend zu. — „Hat ſich das Publicum nächſtens einer kritiſchen Abhandlung von Ihnen zu erfreuen?"

— Ueber die kommende Kunſtausſtellung, — erwiederte er wohlgefällig; — in der Spenerſchen oder Voſſiſchen Zeitung. —

Ein gewichtiger Händedruck trennte mich vom guten Jean, der noch, mir vernehmbar, dem Kritiker zuflüſterte:

„Sehn Sie, da geht wieder ein guter Herr dem Tode entgegen. Wie munter kam er an, und wie blaß geht er weg! Auch Einer von den Tauſenden, denen ſie es angethan hat, und die mit krankem Herzen fortſchleichen, bis ſie liegen bleiben irgendwo. — Wann wird das aufhören und auch ihre Stunde ſchlagen? Es wäre doch endlich zu wünſchen, der ganzen Menſchheit wegen *)."

Der Wagen rollte über das Steinpflaſter. —

*) Geſchrieben 1826.

Gedruckt bei Brandes und Klewett in Berlin, Ebergaſſe No. 2.

Für Lesegesellschaften, Leihbibliotheken und jeden Liebhaber einer belehrenden und unterhaltenden Lectüre.

Neue Werke

aus dem Fache der Geschichte, Reisebeschreibung und belletristischen Litteratur, welche im Verlage

von

Duncker und Humblot in Berlin

erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu haben sind.

Um folgende Werke, die bei ihrer Erscheinung sich den Beifall der Litteratoren und Kritiker im vorzüglichen Maaße erworben haben, auch den Lesebibliotheken und Lesegesellschaften, welchen es um Auswahl des Bessern und Geschmackvollern zu thun ist, und den Freunden der Litteratur, welche sich für die Winterabende eine gute unterhaltende und belehrende Lectüre anzuschaffen wünschen, bekannter zu machen, weisen wir auf die Urtheile hin, welche bereits öffentlich in den vertrauenswerthesten Zeitschriften darüber bekannt gemacht worden sind, oder geben, wenn solche noch fehlen, eine Anzeige des Inhalts und eine Angabe der Art und Weise der Behandlung des Stoffs.

Schriften von James Fenimore Cooper

in deutscher Uebersetzung von G. Friedenberg.

8. geh. 1827—1830.

Die Prairie. Ein Roman. 3 Bände. 3½ Rthlr.

Die Leipziger Litt. Zeitg. 1828 No. 77, sagt über die Prairie: „Es bedarf schwerlich erst der Empfehlung eines Buches, auf dessen Titelblatte der Name Cooper steht. Aber unter allen bisher erschienenen romantischen Erzeugnissen dieses geistreichen Amerikaners behauptet das obenangenannte wohl einen vorzüglichen Rang. Die Welt, in die er uns einführt, liegt reicher und vielgestalteter vor uns da, als in irgend einer seiner früheren Dichtun-

gen; die Begebenheiten, von denen er uns zu actiuen Augen- und Ohrenzeugen macht, schreiten rascher, gedrangter, actiuacter vorwarts; die sich in ihnen bewegenden Charaktere enthüllen sich bestimmter, kräftiger, psychologischer gezeichnet, als jemals. Man begegnet hier keiner Ueberfülle von Personen, keinen bloßen Statisten, die die Bühne betreten, ohne in das Ganze mitwirkend einzugreifen, und dann verschwinden, man weiß nicht, wie? und wohin? Jede hat ihre Bedeutung und Zulässigkeit. Man findet nichts von geschwätziger Redseligkeit und kleinlichen Nebenumständen in der Erzählung; die Aufmerksamkeit und das Interesse des Lesers werden unermüdet festgehalten und befriedigt entlassen. Selbst eine große Eigenthümlichkeit der Darstellung thut sich kund; und so bewahrt sich die „Prairie" als das vollendetste Dichterwerk seines Urhebers. Der Uebersetzung gebührt das Lob der Gelungenheit und gewandter Kunstfertigkeit." — Außerdem sprechen sich darüber aus: Blätter f. Litt. Unterhalt. 1827 No. 179, 180. — Zeitg. f. d. elea. Welt 1827 No. 137. — Columbus 1827 S. 80. — Litt. Blatt zum Morgenblatt 1827 No. 68. — Jenaische Litt. Zeitg. 1828 No. 8.

Red Rover. 3 Bände. 3½ Rthlr.

Ueber Red Rover heißt es in der Berl. Vossischen Zeitg. 1827 No. 278: „Auch in diesem Werke bewährt der berühmte Amerikaner seinen wohlverdienten Ruf als meisterhafter Darsteller großartiger Scenen. Es ist aber auch nicht leicht ein Schauplatz denkbar, der einem solchen Talent mehr zusage als die See. Der unaussprechliche Zauber einer von heiterm Himmel umweilten See, und das Entsetzliche eines Sturms, das Dolce far niente der Schiffsmannschaft bei ruhigem Wetter, und die bis ins Unglaubliche gehende Keckheit und Verachtung der Gefahr, wenn der Orkan wuthet; der stattliche Anblick eines wohlbetakelten Kriegsschiffs und das grausenvolle Unterreden seines riesenhaften Wracks — mit einem Worte, alle Momente, die die Seele mit den eigenthümlichen Schrecken und mit den nicht minder eigenthümlichen Freuden der See erfüllen, hat Cooper, selbst ein Seemann, festzuhalten und mit der lebendigen Anschauung

des Dichters seinem Leser wiederzugeben gewußt." — Andere Recensionen stehen in der: Zeitg. f. d. eleg. Welt 1828, No. 35. — Blätter f. Litt. Unterh. 1828, No. 55, 56. — Morgenblatt 1828, Litt. Blatt No. 30. — Jena'sche Litt. Zeitg. 1828, No. 145. — Hallesche Litt. Zeitg. 1829, No. 19. — Leipz. Litt. Zeitg. 1829, No. 38.

Conanchet und die Puritaner in Connecticut. 3 Bände. $3\frac{1}{2}$ Rthlr.

Die Wassernixe, oder der Streicher durch die Meere. 3 Bände. $3\frac{1}{2}$ Rthlr.

Gleich günstige Beurtheilungen erfuhren Conanchet, dessen Scene die Urwälder Amerika's, und die Wassernixe, deren Schauplatz die See ist. Ueber den erstern Roman sprechen: Gesellschafter 1830, No. 7, 8. — Berl. Voss'sche Zeitg. 1829, No. 201. — Zeitg. f. d. eleg. Welt 1829. — Blätter f. litt. Unterhalt. 1830, No. 176. — Hallesche Litt. Zeitg. 1830, No. 149. — Jena'sche Litt. Zeitg. 1830, No. 139. — Morgenblatt 1831. Litt. Blatt No. 52. — Ueber den letztern: Blätter f. litt. Unterh. 1830, No. 349. — Gesellschafter 1830, No. 209. — Pantheon 1831, No. 1. — Zeitg. f. d. eleg. Welt 1831, No. 88. — Hallesche Litt. Zeitg. 1831, No. 84. — Morgenblatt 1831, Litt. Blatt No. 52.

Neueste Schriften von Thomas Colley Grattan.

In deutscher Uebersetzung. 8. geh. 1830—1831.

Reisebilder,

oder Züge von Menschen und Städten. Uebersetzt von Th. Hell. 2 Bände. 1830. 3 Rthlr.

(Inhalt. Bd. 1. Laura Pemeaia. — Eine Nuß zu knacken. — Das Genesungshaus. — Bd. 2. Skizzen aus Belgien. — Kriegsscenen.)

„Dem Verfasser," sagt der Freimüthige 1830, No. 150 bei Beurtheilung der Reisebilder, „ist ein seltener Beobachtungsgeist angeboren, mit welchem sich eine eben so seltene Darstellungsgabe und die noch seltnere Eigen-

REGIA
MONACENSIS.

schaft verloren, keine fremde Manier anzunehmen, der Natur überhaupt, seiner individuellen Natur insbesondere treu zu bleiben. So wie ein fußreisender Gentleman abwechselnd auf Landstraßen und Fußwegen, mit seiner Jagdflinte und seinem Hunde Rangе umherstreift, überall und nirgends zu Hause ist, seinen von den äußeren Umgebungen angesprochenen Geist frei und unabhängig erhält, eben so sind seine Schilderungen, seine Erzählungen treue Rückerinnerungen wirklicher Auftritte, deren Zeuge und zum Theil Mithandler er gewesen. Gerade dies erhöht in den Augen der Leser den Werth seiner Mittheilungen. Man reiset mit ihm, man sieht, hört, fühlt, denkt, spricht, lebt mit ihm. Eben weil er nicht für den Leser, nur für sich geschrieben zu haben scheint, gewinnt er an Interesse und Theilnahme. Man muß ihn liebgewinnen, und begleitet ihn im Geist auf seinen Wanderungen. — Das obige Werk wird von seinem Uebersetzer so richtig bezeichnet, daß wir nichts besseres thun zu können glauben, als die kurze Beurtheilung nachzuschreiben. Es ist, sagt derselbe, eine Reihe kleiner und größerer Bilder, welche der humoristisch-sentimentale Reisende uns dieses Mal erblicken läßt, zum Theil zusammenhangend, zum Theil frei hingestellt, wie Zufall und Laune sie ihm gerade darboten. Es fehlt ihnen an kräftigen Zügen eben so wenig wie an sanften Tinten, und nicht selten bietet die tiefste Rührung dem frischesten Humor eine vertraute Hand. — Daß dieser Humor der ursprüngliche, nicht der nachgemachte, erzwungene ist, dürfen wir, ohne Widerspruch zu erwarten, hinzusetzen." — Gleich günstig spricht sich die Zeitung f. d. eleg. Welt 1830, No. 126 darüber aus.

Die Erbin von Brügge.

Eine Erzählung aus dem Jahre 1600. Ins Deutsche übertragen von K. L. M. Müller.
4 Bände. 1831. 4⅓ Rthlr.

Der Raum verbietet, das günstige Urtheil hier mitzutheilen, welches in der Zeitg. f. d. eleg. Welt 1831, No. 90 über diesen Roman gefällt worden ist.

Wiener Bilder.

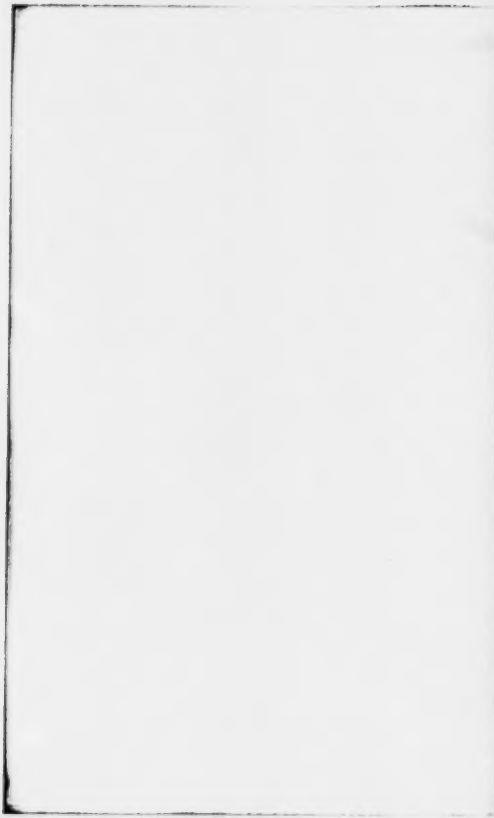

Wiener Bilder.

Von

W. Alexis.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1833.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

		Seite
1.	Peterswalde	1
2.	Teplitz	10
3.	Böhmen	18
4.	Unerwartetes	26
5.	Mähren	37
6.	Visitationen	43
7.	Die Kaiserstadt	52
8.	Das Panorama	61
9.	Straßenleben	70
10.	Grün in Wien	82
11.	Ländliches	89
12.	Der Kahlenberg	100
13.	Was kochen wir heute?	113
14.	Die wiener Küche	120
15.	Der Wein	137
16.	Bequemes	146
17.	Was nicht paßt	153
18.	Der Wald in Wien	164
19.	Etwas Schiefes	176
20.	Fiaker	192
21.	Das Burgtheater	200
22.	Schreyvogel	211
23.	Volkstheater	218

		Seite
24.	Der Stern des heiligen Stephan	225
25.	Sommerpartien	232
26.	Vanitas	244
27.	Ein grauer Klosterhof	257
28.	Der Prater	266
29.	Sittliches	276
30.	Eine Donaufahrt	285
31.	Strudel und Wirbel	318
32.	Gemäldeausstellung	344
33.	Magnatenpaläste	352
34.	Ahnen und Raritäten	363
35.	Aufklärung	371
36.	Hemmschuh	383
37.	Die Aristokratie	390
38.	Liberalismus	399
39.	Das Thor in Wien	415
40.	Mein politisches Glaubensbekenntniß	425

1. Die Barriere von Peterswalde.

Ehedem, wenn ich an die Barriere von Peterswalde kam und die ersten gelb und schwarz angestrichenen Balken sah, bemächtigte sich eine gewisse Bangigkeit meiner. Ich sah nach dem Himmel oben und nach den Bergen nebenbei, ob jener drüben noch blau, diese nicht zu hoch wären. Ich meinte, wenn der Schlagbaum hinter mir fiele, sei ich auf Gnade und Ungnade verfallen einer Gewalt, ungefähr so schrecklich wie der Schornsteinfeger in der Ammenstube. Man weiß nicht recht, was der Schornsteinfeger den Kindern thun soll, aber er bleibt doch immer ein Schornsteinfeger.

Wenn der wohlbeleibte Visitator mit der runden Brille heraustrat, und seine Leute so emsig und freundlich sich ans Abpacken machten, kamen mir alte Inquisitionsgeschichten in den Sinn von ewigen Einkerkerungen, Folterungen. Ein Demagog, ein Republikaner bin ich nicht und war ich nie, aber ich habe in meinem Leben Manches gedacht, was hier nicht laut gedacht werden soll. Ich glaubte der Mann lese mir mit der Brille ins Herz hinein, und am Hinterkopf habe er noch ein Paar Augen, um zugleich in einem großen Buche zu blättern, wo jeder Mensch, der einmal nach Oestreich reisen könne, ein eignes Folium habe; und wie er den Blick vorn in meinen Paß geworfen und hinten in seinen Folianten, wisse er genau, wer ich und was an mir sei. Von dem Buche, und was darin steht, lauteten einst die Gerüchte so fabelhaft und wunderbar, als wären es persische Märchen. Die Allwissenheit war hier zu Protokoll gebracht. Von Diesem stand darin das Muttermal, das er unterm linken Arme trägt, von Jenem sogar was er im Schlafe gesprochen!

Es singt ein altes Lied, was die Handwerks-

burſchen ſingen, mit Oeſtreich an, und die Altdeutſchen haben es ihrer Zeit ſo variirt, daß der erſte Vers ſo lautete:

In Oeſterreich, in Oeſterreich,
In Oeſtreich iſt es dunkel.
Warum ſollte es nicht dunkel ſein,
Es ſcheint ja nicht Sonne nicht Mond hinein!

An das dachte ich vor beinahe dreimal fünf Jahren, als ich zum erſten Male, leicht geſchürt, von der Spitze der Schneekoppe herab in die öſtreichiſchen Lande meinen Fuß ſetzte. Es war ein ſo ſchneller Anſatz, daß ich in einem Zuge bis Jung Bunzlau gerieth, ohne an Wallenſtein's Gruft in Gitſchin, noch an ein Grenzamt davor zu denken. Dafür hatte die Polizei in Bunzlau nicht übel Luſt, mich und meinen Freund wieder auf geradem Wege auf die Schneekoppe zurückzuführen, zumal da in unſern Päſſen ſtand, wir reiſten „zum Vergnügen", was der Kreisamtsſecretair nicht als gültige Urſache, weshalb ein vernünftiger Menſch zum Reiſen ſich entſchließen könne, wollte paſſiren laſſen. Es war das Jahr 1819 auch für Studenten, welche keine altdeutſchen Röcke trugen, ein ſchweres Jahr an allen

den Orten, wo Jemand denken konnte, er ſei Kotzebue, und der zu ihm ins Zimmer trat, ein Sand. Indeſſen kamen wir mit blauem Auge und einem Tag Warten davon, weil der Kreishauptmann nach einem Tentamen keine Abſicht in uns gewahr wurde, Jemand in Böhmen aus der Welt zu ſchaffen. Ja ich zweifle nicht, daß der würdige Greis, obgleich in den Päſſen ſtand, daß wir uns der Malerei widmeten, beſſer als der prager Thorſchreiber herauslas, was wir waren. Der Thorſchreiber nämlich wollte uns durchaus in die Malerherberge weiſen, wohingegen der Kreishauptmann meinte: es ſchiene ihm, als müßten wir ſehr von vorn anfangen, wenn wir's in der Malerei zu was bringen wollten.

Mit wie leichtem Herzen ſprangen wir damals hinter Einbogen, Hans Heiling's Felſen vorbei, der baierſchen Gränze zu; wie riſſen wir, als der Pfahl mit der Czechie-Granize hinter uns ſtand, und die blau-weiße Barriere vor uns, die Matrikeln aus der Bruſt, die uns nun ein lieberer Paß ſein ſollten; und die Wonne geträumter Freiheit ging ſo weit, daß wir in Wunſiedel außer dem Hauſe, wo Jean Paul geboren wurde,

auch das ſehen mußten, wo der Unglückſelige das Licht zuerſt erblickt, von dem Varnhagen ſagt:

Grauſam häufet ein höhnend Geſchick hier Schrecken des Wahnes;
Dich Unglücklichen trieb falſcher Geſtirne Beruf!
Irr und bejammernswerth hat Alles hier ſich geſtaltet,
That, Zweck, Mittel, Erfolg, fremdes und eigenes Loos.

Deutſchlands Urtheil war damals noch eben ſo wenig wie das ſeiner Richter über ihn ausgeſprochen. Man glaubte noch etwas Großartiges in den Motiven zur wahnſinnigen That zu finden. Richtiger war das Gefühl ſeiner Familie. Sie zogen ſich von den Fenſtern zurück, wenn ein unzarter Fremder ſeine Blicke hinrichtete.

Von altdeutſchen Wanderern hatten ſich wunderbare Märchen verbreitet, mit gläubiger Scheu durch das römiſche Reich getragen: wie man den Fremden an Oeſtreichs Grenzen viſitire und examinire, nicht allein Geſicht und Geſinnung, auch Rock und Hut, ob jener kein altdeutſcher, dieſer nicht eigentlich eine Mütze ſei? Man ſprach von Deportationen, feuchten Kerkern und hochluftigen, und hinter allen dieſen nebelhaften Schreckbildern, wenn

auch halb nur Kindern einer romantiſchen Demagogenphantaſie, glänzten doch in wahrhaftigen Umriſſen die Thürme von Dürrenſtein, Olmütz und Muncacz, genug um eine Scheu auszubreiten über Oeſtreichs Grenzen, wie nur jene in Tieck's Mährchen, wo ſie mit Fledermausflügeln die Uneingeweihten fortſcheuchen vom glücklichen Elfenlande. War es daher ein Wunder, daß ſich der jugendlichen Einbildungskraft eine Furcht einimpfte, über die der Wiener jetzt lächelt, und ſo ſtark, daß ſie noch lange als Befangenheit blieb! Es iſt eine Thorheit, daß die Sonne in Oeſtreich nicht ſcheinen ſoll; aber das unhöfliche Lied kam mir jedesmal in den Sinn, wenn ich von Hellendorf nach Peterswalde fuhr, und ich ſah nach dem Himmel und nach der Sonne und nach den Bergen, ob ich drüber zurück könnte, wenn's mir drinnen zu finſter oder zu eng würde.

Diesmal überließ ich die Bangigkeit meinen Begleitern, welche einen reellen Grund dazu hatten, nicht in liberalen Geſinnungen, aber in einigen Pfund Rauchtaback, und dachte, indem ich die grünen Höhen muſterte, an den wiener Spaziergänger, wenn er ſingt:

Unſer Land, wohl iſt's ein Garten; doch der Gärtner,
bang und ſcheu,
Zog ein ſtarres Eiſengitter, daß er rings verſchloſſen ſei:
Doch auch draußen wohnen Leute, die ſich gern der Gärten freun;
Wer ſich freut an ſchönen Fluren, kann ein ſchlimmer Gaſt nicht ſein.

Schwarz und gelbe Schranken halten unſre Grenzen rings umſpannt,
Schergenwacht und Mauthner hüten ſo bei Tag als Nacht des Land,
Sitzen unter Tags vorm Zollhaus, liegen Nachts im feuchten Gras
Still und lauſchend auf dem Bauche, ſpähend rings ohn' Unterlaß.

Daß ſich ja kein fremder Krämer, fremder Knaſter, fremder Wein,
Fremde Seide, fremde Linnen ſchleichen in das Land hinein:
Daß ein arger Gaſt vor Allem unſern Grund betrete nicht,
Der Gedanke, der entſproſſen fremdem Boden, fremdem Licht.

Die Art, wie meine Reiſegefährten ſich vorm Zollhaus mit der Behörde aufs Reine ſetzten, überzeugte mich indeß, wie Unrecht der Spaziergänger hat, wenn er meint, daß der fremde Kna-

ſter und fremde Geiſt nur zur Geiſterſtunde auf eine Art, die er weiter ſo angibt, ins Land kommen:

Sieh da tauchen aus den Büſchen, aus den Nebeln rings der Nacht
Männer, ſchwere Laſt am Rücken, Karren, ſchwer von reicher Fracht,
Leiſe wie die Nebel ſchleichen ſie die fahlen Steg' entlang;
Sieh, da wallt auch der Gedanke ſeiner Sendung heilgen Gang.
Mit den Schmugglern muß er reiſen — er verſteckt und hehlt doch nichts! —
Mit den dunkeln Nebeln ſchleichen — er der Sohn des Tags und Lichts! —

Es iſt, wie geſagt, Verleumdung, wenn man behauptet, daß am peterswalder Schlagbaum ein Cerberus ſitzt. Die Quarantaine iſt kurz, die Inquiſition mild, der Zoll gering, wenn man ihn auf richtige Art zu entrichten weiß. Es kommt ja überall nur auf die richtige Art an. Zu freundlicher Verſtändigung wirſt Du die Angeſtellten hier zu Lande immer bereit finden, was im Preußiſchen nicht ſo der Fall iſt. Vielleicht daher, weil der militairiſche Stolz in den Köpfen gegen friedliche Verſtändigungen ſich ſträubt.

Genug, ich, wir, unſere Ideen und unſer Taback wären ohne Aufhalt durchgekommen, wenn nicht einen ungariſchen Roßtäuſcher die Gewiſſenhaftigkeit geplagt hätte, zehn Cigarren, die er bei ſich trug, anzugeben. Die ehrlichen Leute ſchüttelten die Köpfe: ob er ſich nicht verſehen, ob es nicht inländiſcher Taback ſei? Umſonſt, er wollte durchaus ehrlich ſein und außer dem Douceur, das ſchon auf der Schwelle lag und gewiß eben ſo viel betrug als der Tarif, auch dieſen entrichten. Nun mußte gemeſſen und gewogen und gerechnet werden, und nach einer Stunde Aufenthalt ſetzten wir uns mit dem allergewiſſenhafteſten Manne, der je eine Diligence beſtieg, wieder ein. Nur ſagte mir der Wirth in Teplitz, daß der ehrliche Handelsmann ſchon drei glückliche Bankrotte erlebt und, während er um Mittag den Zoll für die zehn Cigarren pünktlich entrichte, um Mitternacht drei Koppeln Pferde über die Berge erwarte.

Jedes Ding hat mehr als eine Seite in Böhmen, ſagte mir der Wirth in Teplitz, und ich habe die Bemerkung auch in andern Ländern richtig gefunden.

2. Teplitz.

Ueberhaupt, behaupte ich, Peterswalde iſt gar nicht mehr die Grenze zwiſchen Preußen — ich wollte Sachſen ſagen — und Oeſtreich, ſeitdem Teplitz dahinter liegt.

Teplitz iſt bekanntlich ein Bad, eine Stadt, eine ſchöne Gegend und eine preußiſche Colonie. Urſprünglich war es nicht von Preußen bewohnt, denn die Ureinwohner ſind ein Miſchvolk zwiſchen Böhmen und Meißnern, was Dir klarer wird, wenn Du von Prag, als wenn Du von Dresden kommſt. Die Bürger ſind mehr ſächſiſchen Blutes, die dienende Claſſe von böhmiſchem; doch findet man jetzt auch ſchon Geſichter darunter, welche ihren Urſprung von allen Stämmen der der Welt, deren Söhne in Teplitz badeten, herſchreiben. Allein ſeit funfzehn Jahren ſind die Preußen hier eingewandert und herrſchen, wenn auch noch nicht in allen Theilen der City, doch im Weſtminſter, auf der großen Promenade und in den

Salons. Noch iſt der Dialekt indeß ein ſächſiſcher. Wenn der berliner überhandnimmt, meint man, wird erſt die preußiſche Herrſchaft hier begründet ſein. In der Stadt möchte das eher eintreten; aber vom Lande ringsum, was zum Theil noch gar nicht deutſch ſpricht, darf eine ſtärkere Oppoſition erwartet werden, indem die gelehrten Mönche von Kloſter Oſſec und Maria-Schein erklären, daß das berliner Idiom unter allen germaniſchen dem ſlavoniſch-böhmiſchen am entfernteſten ſteht. Sollte es einſt zu dem blutigen Kriege zwiſchen Oeſtreich und Preußen über den Beſitz des teplitzer Thales kommen, wofür freilich die europäiſchen Conjuncturen jetzt ſprechen, ſo dürfte auf den Beſitz des Schloßberges nicht weniger ankommen als auf den der antwerpener Citadelle. Hier nun darf der Vaterlandsfreund nicht verſchweigen, daß der zeitige Commandant uns gewiß geneigt iſt, indem er mir und mich ſchon häufiger verwechſelt, als die Artigkeit gegen ſeine berliner Gäſte, freilich die zahlreichſten, es von einem ſpeculirenden Gaſtwirthe fodert.

Läge mir ob, den Operationsplan zu einer Eroberung zu entwerfen, ſo legte ich vorläufig im-

mer mehr Militairlazarethe für uns an, bis wir eine gehörige Anzahl Kranker im Bade hätten, welche über Nacht auf Commando gesund würden. Erhöbe sich dann ein Aufstand, ich weiß nicht warum, in der Stadt, so wären wir als die einzige bewaffnete Macht gleich zur Hand. Wir wollten natürlich nichts als Ordnung und würden von den guten Bürgern darum ersucht. Am Morgen darauf wäre es eben so natürlich noch tumultuös, und es verstände sich von selbst, daß wir das Castell, den Schloßberg besetzten. Ein unversichtiger Unteroffizier pflanzte unsere Fahne auf. Das Thal käme in Allarm. Man ließe uns hoch leben und zwänge uns, uns auszusprechen. Wir bewilligten Vieles und versprächen noch mehr, z. B. daß die Teplitzer auch im Winter die Voß'sche Zeitung lesen dürften, freie Einfuhr des sächsischen Landweins, anfänglich zwei Kammern, für den Prälaten in Osser, nachher nur eine, die Stumme von Portici fürs Theater, und was weiter zu einer glücklichen Revolution gehört. Käme es dann doch zum Kriege, so ist ja das Thal von Teplitz groß genug, um entscheidende Schlachten zu vermeiden; dann wür-

de in Auſſig eine Conferenz verſammelt, protokollirt und pacificirt und am Ende wenigſtens ſo getheilt, daß wir die deutſche und die Oeſtreicher die böhmiſche Bevölkerung behielten. Die Zwiſtigkeiten, das gegenſeitige Auffangen und Abſchneiden gäbe gute Nahrung für die Zeitungen und der Diplomatie zu immerwährenden Verhandlungen. Wenn auch ſonſt nichts, gewönnen wir doch den Schloßberg, für unſere Telegraphenlinie von großem Vortheil, weil man das ganze Thal überſieht.

Ich will nicht die Verdienſte dieſes Plans mir allein beimeſſen, da ich Vieles davon aus dem Geſpräche mit einem belgiſchen Attaché auf der Promenade mag profitirt haben; aber er wäre doch nicht eher auszuführen, als bis die ſächſiſchen Schnellpoſten wenigſtens täglich einmal von Berlin kommen und gehn.

Aber lohnend einen Krieg iſt der Beſitz von Teplitz. Der Verſucher könnte wenig ſchönere Plätze in Deutſchland wählen, um dem Sohne des Menſchen die Herrlichkeiten der Erde zu zeigen, als den Schloßberg. Die Schloßruine iſt wenig, wenig durch ſich und durch die Erinnerung,

der Berg ein kahler Kalksteinhaufen mit einem schon sehr gekämmten Eichenwäldchen; aber ringsum das reiche, üppige schwellende Thal, mit seinen Quellen, Hügeln, Wäldern, Gärten, dort die merkwürdigen biliner Felsen, mit den stürzenden Wässern zu Füßen, dort die Kuppeln reicher Stifte und Klöster mit wunderthätigen Bildern. Und jenseits des Lieblichen und Reichen, des Friedlichen und Wohlgeordneten die mächtigen Bergzüge, dicht bewaldet, welche dieses weite Thal schützend umschließen, ohne es zu drücken. Im Süden die Kette der Paskepole mit dem gewaltigen Milleschau, streitend mit den regelmäßigern Höhenmassen des Erzgebirges gen Norden, wem die gesegneten Triften, die sie umfangen, angehören sollen, ob Böhmen ob Deutschland? Und längs der tief dunkeln Wände dieses deutschen Gebirges von der höchsten Höhe herab schlängelt in tausend Krümmungen ein weißer Streif sich nieder, die große Straße von Sachsen. Vor zwanzig Jahren röthete ihn dreier Völker Blut, es tränkte die Wiesenabhänge und Wälder. Du siehst die Spitze von Kulm, dort liegen die Hütten von Nollendorf. Zwei Denkmäler haben Men-

schenhände errichtet, aber das Gedächtniß der gefochtenen Schlachten wird diese Säulen von Metall überdauern.

Es ist kein Irrgarten, es ist nichts Gigantisches, nichts Wunderbares, aber Alles, was des Menschen Herz erfreut, was ihm das Dasein lieb macht, lacht um ihn her: der Erdgeist in blühender Gestalt wandelt mit Dir um die Burgmauern am Morgen und Abend und zeigt Dir, wie schön sein Planet ist in dem Wechsel von Licht und Schatten. Nur um Mittag ist es nichts. Volles Licht verträgt die Erde nicht.

Wenn Blücher, wie es anfangs bestimmt gewesen, den Johannisberg bekommen, hätte man Göthe'n das Thal von Teplitz schenken sollen. Keinen würdigern Fürsten kannte ich für dies blühende Thal. Nicht Schiller, nicht Shakspeare, nicht Dante; der Dichter hätte hier walten müssen als Fürst, der

Immerfort sich selbst beschränkend,
Immer nur das Nächste denkend,

doch in engsten Grenzen das Schönste, Lieblichste sammelte und ein solcher Gärtner war, daß die Blüte des Lebens unter seiner Pflege noch

im Herbſt und Winter friſch blieb und anmuthig. Denke ihn Dir thronend auf einem neuerbauten Schloſſe auf dem Berge und, die greiſen Locken vom Abendgold geröthet, mit den ernſten, ſichern Blicken muſternd ſeine Welt unter ihm. Für den Fauſt freilich wär ich um einen Platz verlegen im Thal. Aber zwiſchen den waldbewachſenen Bergen drüben liegt wol eine einſame Warte, wo ich den Magier hinverſetze.

Volle Lebensblüte athmet das kleine Reich, und doch fehlt ihm Poeſie. Ihm fehlt das Auge der Landſchaft, Waſſer, und ihm fehlt Wein, nämlich den es ſelbſt baut. Sonſt fehlt ihm nichts. Der rothe Thonboden der nächſten Stadtumgebung dient nicht wenig, jeder kleinen landſchaftlichen Scene Freundlichkeit und einen maleriſchen Anſtrich zu geben; und doch wird es dem Maler ſchwer, bei aller Lieblichkeit Punkte aufzufaſſen, da die ſcharfen Umriſſe fehlen, und das Wohlgefällige mehr auseinandergeht, als ſich zu zueinanderdrängt.

Teplitz iſt eine preußiſche Colonie und eine Weltſtadt. Daß große und auch gekrönte Häupter hierher kommen iſt bekannt, außerdem kommen

Vornehme und Reiche um zu baden, oder nicht zu baden, um ſich ſehen zu laſſen, oder zu ſehen, um ernſte oder nicht ernſte Geſchäfte zu ſchließen; es kommen Spieler aus allen Ländern, Kellner vom Rhein und aus Sachſen, Köche aus Frankreich und Geld aus aller Welt. Teplitz, obgleich ein unbedeutendes Fleckchen in dem kleinen Königreiche Böhmen, iſt darin ſo großartig, daß es Geld von jedem Gepräge annimmt, am meiſten preußiſches. Gold, Silber oder Papier, hier iſt kein Unterſchied. Ausländiſche Weine kann auch jeder Badegaſt einen halben Eimer unverſteuert mitbringen, und der Bürgermeiſter von Teplitz iſt ein berliner Operncomponiſt.

Um deshalb behauptete ich, Peterswalde ſei nicht mehr die Gränze zwiſchen uns und Oeſtreich, denn Teplitz rechne ich noch zu uns.

3. Böhmen.

Ich könnte über Vielerlei Betrachtungen anstellen, was ich gedacht, als ich in der Nacht über die Paskopole fuhr zum Beispiel über Hundesteuern, über den gestirnten Himmel, oder Runkelrübenzucker.

Aber ich bekenne, daß ich geschlafen habe, und wenn ich zum Fenster hinaus sah, war der Himmel bedeckt. Auf der Höhe schneite es, ich konnte also keine Sterne sehen, Runkelrübenzucker wird in Böhmen erst seit kurzen fabricirt, und von Hunden kommt später Gelegenheit zu sprechen.

Ich muß also spätern Reisebeschreibern überlassen, wenn es nicht vor mir welche gethan, ihre Beobachtungen über diese Gegenstände, die ihnen auf dem natürlichsten Wege beim Eintritt in Oestreich in den Sinn kommen werden, auszusprechen. Hunde giebt es übrigens auch anderwärts, Runkelruben nur in Ländern, wo starker

Zoll auf Colonialwaren liegt, und einen Himmel voll Sterne überall, wo man ihn ſehen will.

In Dresden lachte der junge Frühling von der Brühl'ſchen Terraſſe, von den Weinbergen der Elbe, aus den großen und kleinen Gärten und Promenaden; im ſüdlichern Böhmen war es noch Winter. Eine leichte Schneedecke lag über den Feldern, die Flocken wehten durch Prags Straßen und verfolgten und begleiteten uns bis zu den mähriſchen Gebirgen. Hier, mit einem Male hörte der Winter auf, das Frühjahr war ſchon vorüber, und der üppige Frühling lagerte auf den geſegneten Fluren Oeſtreichs.

Eine andere Vorſtellung macht ſich doch die Phantaſie von Böhmen, als die Wirklichkeit iſt, nämlich die man aus den Fenſtern der Schnellpoſt ſieht. Wo ſind die böhmiſchen Wälder, wo die Felſen, Schluften, der Aufenthalt für Räuberbanden, Zauberer, Unholde, Amazonen? Wo begegnen uns die Enkel der Prokope, Huſſineks, Ziska? Sucht Dein Auge nicht überall nach zerſtörten Burgen, Schlöſſern, verbrannten Kapellen, Erdriſſen? Und wenn Du auch nicht die Zauberwälder der alten Czechen verlangſt, nicht nach den

Morgensternen und Wagenburgen der Huſſiten ſuchſt, nicht nach Wallenſtein's Hufen und des Grafen Thurn Küraſſen, ja nicht einmal nach den Räuberbanden, die von Schiller bis Byron nur in Böhmens Wäldern leben konnten; ſo meinſt Du doch in dem bergumſchloſſenen Keſſellande Spuren zu finden von den Sturmrevolutionen und meteoriſchen Beſuchen, die Böhmen, wenn auch ſonſt nichts mehr revolutionair da iſt, wenigſtens noch immer in den Zeitungen ein revolutionaires Anſehn geben. Und für alles das findeſt Du nichts als ein fruchtbares, ebenes Ackerland!

Böhmen hat eine Geſchichte gehabt, und ſie iſt nicht ſo zerriſſen und zerſplittert als die polniſche, und doch entdeckſt Du auf der ganzen Länge des Landes kaum eine Spur davon. Es ſcheint, als ſei auf die ſlawiſche Urzeit die neue gefolgt, das Mittelalter übergehend. Mit der einen großen Ausnahme ſiehſt Du nichts von den Bauten, welche in echt altgermaniſchen Ländern bei jedem Schritte die emſige und kühne Thätigkeit des Mittelalters bezeugen. Jene Waldwohnungen, jene Burgen von Eichenſtämmen der alten Slawen ſind untergegangen, ohne eine Spur zu hinterlaſ-

sen. Von Denkmälern einer Zeit von tausend Jahren darnach ist nichts zu finden, und die Geschichte, die im Steine lebt, fängt erst wieder an mit den freundlich hellen Bauten aus der Jesuitenzeit. So weit Dein Auge sucht in den Niederungen, wo niedliche Dörfer in großer Zahl an den Bächen des Landes gedrängt liegen, siehst du keinen Spitzthurm, keine Spitzbogen, kein gothisches Gewölbe, überall die breiten Tonnenbogen, den hellen behaglichen Baustil, der nicht über den dreißigjährigen Krieg hinausreicht. Hat dieser nun, haben die noch mörderischern Flammen der Hussitenkriege das Alterthum verbrannt, zertrümmert und zertreten?

Vieles gewiß; aber wo die Feudalzeit einmal geherrscht, hat sie so fest gebaut, daß ihre Trümmer noch einem Jahrtausend trotzen, und ihre Wurzeln sind so fest, daß sie erst mit dieser alten Erde untergehen werden. Ist dies doch selbst in Frankreich der Fall, und in keinem Lande wurde ähnlich gegen sie gewüthet. Wo sie gewesen, da lebt sie noch in ihren Ruinen fort. In Böhmen hat sie nie geherrscht, Böhmen blieb, trotz aller Versuche, es germanisch zu colonisiren, bis auf den

dreißigjährigen Krieg durchaus slawisch, und dieses slawische Land theilt noch darin die Verwandtschaft mit seinen Vetterländern Schlesien, Polen, Rußland, daß die ganze bauende Kraft des Volkes in seiner Hauptstadt sich concentrirt hat. Der Adel in allen diesen slawischen Ländern begnügte sich mit Balkenschlössern, das Volk mit Lehmhütten, und ihre Hauptstädte bauten sie von Quadern und Backsteinen; dort errichteten sie Schlösser, und ließen ihre Münster und Thürme gen Himmel steigen, dem Lande zu Ehren, dem Feinde zum Trotz, dem sie Das zur Verwüstung Preis gaben, woran nicht viel zu verlieren war.

So wurde Moskau, überladen mit allen geretteten Erinnerungen und Schätzen des Volkes, eine heilige Stadt, so konnte Warschau, während ringsum im einst mächtigen Polen der Bauer wie der Magnat in Lehmkoben und Lattenhütten bis auf den heutigen Tag wohnt, die mächtige Polenburg werden und bis vorgestern eine glänzende Hauptstadt, die jedem civilisirten Lande Ehre gebracht hätte. Früher und mächtiger drang deutsche Cultur in Schlesien ein. Wenig Burgen

zwar ſehen wir auf ſeinen Bergſpitzen, dafür deſto mehr Städte von reichsſtädtiſcher Zierlichkeit, welche alle freilich hinter dem ehrenfeſten Alterthume von Breslau zurückſtehen.

So nur konnte Prag, dieſe alte, ſteinerne Slawenburg, werden, was es geworden, eine prächtige Königsſtadt an einem Fluſſe, der keine Schiffe zum Meere führt, mitten in einem von Bergen umſchloſſenen, tief verſteckten Binnenlande, ohne Mittel zum Welthandel. Wäre es ein germaniſches Land geblieben, ſo ſähen wir kleine feſte wohlbehagliche Städte in Bunzlau, Saaz, überall Schlöſſer und Burgen, aber kein Prag wie es iſt. Prag iſt der Stempel für Böhmens Geſchichte. Sie läßt ſich nicht wieder verlöſchen.

Wer aber unternähme es, in einem Capitel ein Gemälde von Prag zu geben! Hier den richtigen Standpunkt zu finden, hier zu ſondern, wo Germaniſches, wo Slawiſches ſich verbindet, wo es ſich trennt, dazu gehört Studium; und eine flüchtige Reiſeſkizze, die Paris, Neapel, Wien und Berlin richtig auffaſſen mag, weil dort Alles dem beobachtenden Blicke zu Tage liegt, verſucht hieran nicht ihre Kräfte.

Böhmen hat Weine, aus Melnek und Czernoseck, mehr Raritäten als Producte. Auch Raritäten können vortrefflich sein. Anerkannt ist der Werth des Bieres. Nicht so gelobt wird die Höflichkeit der Böhmen gegen Fremde, die sie zum ersten Mal sehen. Doch mag dies in der Häuslichkeit auf dem Lande anders sein. Die Lebensbedürfnisse sind theurer als in dem gesegnetern Oestreich. Die Emsigkeit, die Betriebsamkeit, die Verstandesschärfe der Böhmen, das Feuerelixir in ihrem Lebensprincip wird auswärts mehr anerkannt als in ihrem Lande.

In Slan fanden wir, um wieder auf Hunde zu kommen, einen Hund, der im Begriff war, sprechen zu lernen. Aber man meinte, es werde ferner einige Schwierigkeiten haben, da es ungewiß, ob er mehr Beruf zum Böhmischen oder Deutschen besitze. Indeß konnte er auch Karten ziehen.

Durch Kollin fährt man bei Nacht. Ob dies eine Artigkeit ist gegen die preußischen Reisenden, ihnen den Ort zu verbergen, wo Friedrichs Stern unterzugehen drohte? Es war Mitternacht, die Sterne funkelten am Himmel. Auf

dem ganzen weiten Markte war es todtenſtill. Mich durſtete; es war kein Kellner zu wecken und zu rufen. Das Rieſeln eines immerwährenden Brunnens leitete mich endlich zu einem friſchen Labetrunke. Vielleicht derſelbe, aus dem Friedrich nach der Schlacht wieder Muth trank! — Ich wünſchte, man käme bei Tage durch Kollin, denn auch das Unglück, was uns nicht vernichtet hat, iſt eine Perle im Diadem der Ehre, und wäre es auch nicht, man ſoll ihm doch ins Auge ſehen.

4. Unerwartetes.

Der Oestreicher weiß sehr wohl, was über ihn und seinen Staat auswärts gedacht wird. Mit Vertrauen kommt er Dir entgegen und fodert von Deiner Billigkeit, daß Du Alles ganz anders findest, als Du nach dem Gerede erwartet, und daß Du mit einem andern Urtheile Oestreich verlässest als Du mitgebracht.

In Berlin wird das nicht erwartet. Der Fremde darf unsere Sitten belächeln, unsere Einrichtungen kritisiren. Man verlangt nicht, daß er sich besser unterrichte und bekehre. Je schärfer er richtet, um so mehr wird es heißen, wenn er überhaupt Geist hat, er sei geistreich. Man wird sich an ihn drängen, ihn gern hören, ihn anführen gegen Dritte, sogar ungerecht sein gegen sich selbst. Jener, gefragt, warum er so unablässig auf die Berliner stichle, antwortete: „Mein Gott, Sie wollen doch nicht, daß mich die Berliner für einen Dummkopf halten, indem ich sie lobe.“

Iſt das der Gipfelpunkt moderner Bildung, alle Urtheile zu ertragen und über ſie hinauszuſein, ſo iſt Berlin die gebildetſte Stadt in der civiliſirten Welt. Nur im grauen Alterthume gab es eine, die eben ſo hoch ſtand, Athen, wo das Volk ertrug, daß ſeine Luſtſpieldichter es in der Maske eines närriſchen alten Gecken auf die Bühne brachten. Die Athener lachten über ſich und ließen Andere über ſich lachen, denn Marathon und Salamis blieben ihnen doch, und ſie waren doch die geſcheiteſten in Griechenland. Ich will nicht unterſuchen, ob unſer Gleichmuth vom Gefühl innern Werthes, der nicht zerſtört werden kann, oder von einer Blaſirtheit der Gefühle herrührt. Eine Apathie iſt da, aber auch ein Werth errungener Bildung, der nicht der Schätzung bedarf. Wenn auch nicht höchſter humaner Bildung, ſo iſt doch dieſer Zuſtand der Gipfelpunkt einer durch Bildung errungenen ſocialen Freiheit, wie ſie in keinem freien Staate vorkommt.

Zu dieſer Höhe iſt der Wiener noch nicht gelangt. Er fodert, daß, was ihm gefällt, auch dem Fremden gefalle, er fodert Anerkennung, Lob, Entzücken. Iſt das ein Verbrechen? Ein

phlegmatischer alter Holländer las mir ein Gedicht vor zum Preise seines freien Vaterlandes, was sehr langweilig war, und die Thränen flossen ihm die Backen herunter, und die Stimme wurde gerührt, und er nahm es sehr übel, daß ich nicht auch so gerührt war und auch so weinte. Aehnliches wirst Du in allen Ländern finden, in absoluten wie in freien, in tief verfinsterten und in hochgebildeten. Nur in Lappland und in Deutschland verträgt es der Patriot, daß der Fremde vor ihm sein Land heruntersetzt. In Lappland, weiß ich, ist es gewiß nicht das Gefühl des Werthes. Aber sei es bei uns auch Höhe der Bildung, Sicherheit und Ueberzeugung, dennoch handeln wir nicht ganz recht. Nicht jeder, der unsere Lächerlichkeiten und Mängel uns bewitzeln hört, hat die Kraft oder den Willen, was an uns trotz dem wahr und gediegen ist, zu erkennen. Die am Schein sich haltende Menge meint, wenn wir selbst alles das einräumen, so müsse es doch jämmerlich mit uns stehen. Daher haben die jüngsten Angriffe aus Süddeutschland gegen Berlin Eingang und Wirkung bei der Masse, wie unaussprechlich albern sie uns auch vorkommen, und

nur das zu bewundern, daß sie nicht müde werden, wie der am Pfahl trottirende Gaul, immer um ein und dasselbe sich zu drehen. Dahin ist man in Berlin gediehen, daß man sich über die Impudenz nicht ärgert, sich aber über die Ignoranz und den Skandal amüsirt, wie denn hier nichts begieriger gelesen wird, als die noch lächerlichern Lügen der französischen Blätter. Aber unsere Doctrinairs, staatliche und andere, die sich darüber in gutem Bewußtsein erhaben glauben und selbst über die Verunglimpfung ihrer eigenen Persönlichkeit lachen, bedenken nicht die große Masse Deutscher um den Winkel zwischen Donau und Rhein, die in keine so gute Schule gegangen als sie, um gleich das Wort von der That zu unterscheiden, die in treuherzigem Glauben, was ihnen ihre Blätter lügen, für evangelische Wahrheit nehmen, und nicht würdigen mögen, daß unser Lebensgebäude auf einem sittlichen Grunde ruht, der ziemlich so fest noch ist, um die Stürme der Tagesbonmots zu ertragen. Wie das Echte allüberall einst siegen muß, so werden auch diese ephemeren Beschuldigungen in sich selbst zusammenfallen, ein natürlicher Proceß,

den Preußen schon mehrmals überstanden; aber um deshalb ist unser apathisches Lächeln noch nicht gerechtfertigt, denn wir leben nicht allein für die Zukunft, sondern auch in der Zeit.*)

*) Die Anfeindungen gegen Berlin zerfallen ihren Motiven nach in zwei Arten. Als Hauptstadt norddeutscher Bildung, die sich in protestantischem Charakter starr, prüde, reflectirend und in sich abgeschlossen ausspricht, ist sie dem warmblütigern, das Leben leichter nehmenden Süddeutschen von selbst fremd, er findet sich selten behaglich, und mit aus dieser Spaltung ist der feindliche Wille gegen alles Preußische hervorgewachsen und stark geworden, der sich seit den letzten politischen Zerrungen auf so mannichfaltig unerfreuliche Art kundgibt. — Aber die jüngste frivole Richtung des gesellschaftlichen Lebens, die seit 1815 in rapiden Progressen zunahm, und erst in der Sängerinnen- dann in der Tänzerinnenepoche ihre Culminationspunkte erreichte, mußte auch die norddeutschem Ernst Zugethanen zu Unwillen und Spott aufreizen. Aus Berlin selbst sind die stärksten Stimmen gegen diese überhandgenommene Verflüchtigung der Lebenskraft laut geworden. Die aus diesem Motiv Berlin anfechten, haben indeß nie vergessen, daß das nur die schimmernde Oberfläche eines Lebens ist, und was Gediegenes und Dauerndes in vielen Fächern der Kunst, Wissenschaft und des öffentlichen Lebens gerade da hervorging, als freilich, wer nur nach dem Theatergeschwätz urtheilte, es verdammen müßte. Allein es braucht nur erinnert zu werden, daß zur selben

In Oestreich denkt darin Volk und Regierung übereinstimmend. Sie mögen es nicht, daß man

Zeit, wo die entwürdigte Bühne aus einem Organ für Volksbildung, Erhebung und Frohsinn zum moralischen Bordell versank, von Berlin aus die sogenannte düsseldorfer Malerschule hervorging, die deutscher Kunst eine noch nicht erreichte Stufe des Ruhmes verspricht. Ich blättere in dem Werke eines früh verstorbenen Sängers. Der edle Todte, Wilhelm von Normann, ließ auch in dem besten Gesange, den er hinterlassen, (Mosait), seinem Unwillen gegen Preußens Hauptstadt freien Lauf; aber wie anders klingt seine Klage als die heut zu Tage hergebrachten. Wohl spricht er ein bittres Wort aus:

Du stehst in einem todten, sand'gen Meere.
Und so wie außerhalb ist innen Leere,

er zählt alle Klagen gewichtiger, tiefer, poetischer auf als die kleinen Schreier von heut, und doch nennt er:

Berlin, den Marktplatz alles Schönen,
Wo wahre Kunst und hohe Weisheit lebt,
Wo Schleiermacher's, Hegel's Worte tönen.
Wo Ritter's Geist von Pol zu Pole strebt.
Hufland und Gräf des Todes Macht verhöhnen.
Gestärkt durch Savigny das Recht sich hebt,
Wo Rauch gemeißelt für die fernsten Zeiten,
Und Devrient und Wolf mit Garrick streiten.

Und wie viele Namen in allen Fächern des Wissens ließen sich seit 1826 diesen zufügen, welche in jeder andern Stadt patriotische Ruhmredigkeit dem Fremden präsentiren würde; das ist aber nicht berli-

auf sie stichelt und schmäht. Die Regierung aber einsehend, daß, wenn das eine vergönnt ist, das andere sich von selbst macht, will nicht einmal gelobt sein; sie verwehrt daher mit dem Sticheln auch das Raisonnement. Das Volk, minder umsichtig, verlangt, daß man es loben soll, und gibt sich dadurch Blößen gegen den Fremden, der Lächerlichkeiten aufsucht. Doch die gutmüthige Art, wie der Wiener sein Lob als Fremdenzoll eincassirt (er bittet gewissermaßen darum), ist weit zu seinem Vortheil von der Art verschieden, wie der Franzos Aehnliches fodert. Der Wiener will ja nur ein bischen anerkannt haben, daß es bei ihm sich gut leben läßt, und der Fremde soll es mit ihm sich gut schmecken lassen. Er ist selbst so selig dabei, und dasselbe gönnt er dem Fremden und begreift es nicht, wenn er nicht so selig

---

nisch. Wie die Satire, selbst die weit über den trivialen Regionen schwebende, verallen kann, beweiß mir auch dies schöne Gedicht, indem ich es wieder durchlese. Die Hälfte von den Thorheiten, worüber der erzürnte Jüngling vor sieben Jahren seinen Unmuth in Versen ausließ, sind seitdem ganz andren gewichen.

iſt. Der Franzoſe fühlt das nicht, ſein Patriotismus iſt keine innere ſchwellende Seligkeit. Die Göttin Gloire ſteht außer ihm da. Es iſt nur eine pflichtſchuldige Devotion vor ihr, die ſein Vaterland hoch geſtellt hat, wenn er ſchultert, den Hut zieht, den Degen ſchwenkt und allenfalls auch für ſie ſtirbt. Mit herriſchem Tone fodert der galante Mann vom Fremden dieſelbe Veneration, und ob der Fremde ſich dabei wohl fühlt, iſt ihm gleichgültig.

Ob ich alles wirklich in Oeſtreich ſo ganz anders gefunden, als das Gerücht es macht? Wenn ich nun antwortete: ich habe dem Gerüchte längſt nicht geglaubt? Oder wenn ich ſagte: ich habe es mir noch viel beſſer vorgeſtellt, als ich es gefunden? Es iſt eine ſo umfaſſende Frage, daß ich ſie hier nicht in einem Satze, ſondern mit dem ganzen Büchlein zu beantworten ſuche.

Etwas hatte ich nicht erwartet. Eine Stimme in der Wüſte iſt jederzeit was Unerwartetes, aber auch auf dem Eilwagen kann ſie es werden, wenn ſie — nämlich in den öſtreichiſchen Staaten — wie jener Conducteur politiſirt, neben dem ich ſaß auf dem Wege von — doch halt! Man

könnte von Polizei und Oberpostamts wegen dem freimüthigen Weltbürger nachforschen, ihn auf Grund meiner Denunciation zur Untersuchung ziehen und gar vielleicht seines Schirrmeisterpostens entsetzen. Deshalb verschweige ich den Namen der Tour. Es war irgendwo im ganzen weiten Bereich des östreichischen Kaiserstaates, der, obgleich jetzt nicht mehr so groß, daß die Sonne darin nicht untergeht, doch noch groß genug ist, daß sich darin ein liberaler Schirrmeister verstecken kann. Nicht weit davon, irgendwo, war eine große Schlacht geschlagen worden, zwischen Franzosen und Deutschen, eine entscheidende, und der kaiserliche Schirrmeister, selbst einst Soldat, urtheilte darüber wie folgt. Fast Wort für Wort ist es auf der nächsten Station niedergeschrieben.

„Wozu haben sie einen Löwen hingesetzt? Der General, der da geblieben ist, hat sein Lebtag nichts mit 'nem Löwen zu thun gehabt. War nie kein Löw. Er ging in die Schlacht wie die Andern, oder auch nicht, denn sie mußten ihn auf dem Sattel halten, weil er zu viel getrunken hatte. Und da kam eine Kugel, eh' er sich's versah, er fiel, wie Andre auch und

das war Alles, und verloren war nichts dran. — Der Krieg iſt und bleibt eine Dummheit, die allerſchrecklichſte Dummheit, die in der Menſchheit jemals erfunden iſt. Auf weſſen Koſten geht's? Der Bauern ihre. Vom Pfluge werden ſie genommen, daß ſie ſich ſollen einander todtſchießen und todtſtechen.. Und wofür? das weiß Keiner. Ich weiß es aber. Daß der Bauer, wenn er leben bleibt, 's nachher noch ſchlechter hat als vordem. Was haben wir von dem großen Krieg? Unglück und Ruin, wo man hinſieht. Unſre Bauersleute müſſen noch mehr robothen als ſonſt, daß die Abgaben rauskommen. Und haben ſie's in Preußen etwa beſſer? Die haben auch nix gewonnen durch den Krieg, ich weiß es. — — Freilich (es ſollte wol ein Compliment ſein) machten's die Preußen damals aus. Aber wenn ſie nicht zugekommen wären, wär's anders geworden, und ich weiß nicht ob ſchlimmer. Aus wär's geweſen mit dem Kaiſer von Oeſtreich und dem König von Preußen. Was geworden wäre, weiß ich nicht, aber für den Bürger und Bauer ſchlimmer gewiß nicht. — Sie meinen: neuer Krieg mit der übrigen Welt! Mit wem denn? — Die

Engländer hätten einpacken gemußt. Sie meinen, er hätte uns rüber geführt nach Aſien! — Dazu hätte er wahrhaftig auch nicht alle Bauersſöhne aus Europa vom Pfluge zu nehmen gebraucht. Aſien, das iſt eine alte Fabel. Das koſt't nicht viel. Man hat geſehn, mit wie wenig der Paskewitſch viel gemacht. Jetzt aber iſt's alles verworren, verworren und kraus in der Welt, und lange kann's ſo nicht währen."

So ſprach der kaiſerliche Schirmeiſter im Frühjahr 1832. Ob es im Lande viele ſolcher praktiſchen Friedenspolitiker gibt, weiß ich nicht. Aehnliche Logik hört man auch wol anderwärts in Deutſchland, aber im Oeſtreichiſchen tönte ſie mir doch ſeltſam. Die Furcht, daß der Deutſche auch wie der Franzoſe für das hohle Phantom der gloire alles Reelle und Ideelle opfern könne, möchte danach noch zu früh kommen.

5. Mähren.

Die mähriſchen Gebirge, welche Böhmen im Süden begränzen ſollen, ſind eine alte Fabel. Man ſieht nichts davon. Und doch, wenn man jetzt allgemach hinuntergleitet, fühlt man in der veränderten Atmoſphäre und Cultur, daß man aus einem Bergelande kommt, von dem man nichts gewahr wurde, ſo lange man drin war. Dort Schnee, rauhe Lüfte, graubraune Fluren, hier grünt es ſchon weithin auf den Feldern, in den Gehegen, den Gärten und Wäldern, und die Singvögel laſſen ſich hören.

Noch eine Veränderung: hier wird ſchon Wein geſchenkt. Man iſt in einer Nacht aus dem Bierlande in ein Weinland verſetzt. Welche ganz andere Phyſiognomie hat doch jedes Land, wo Bauer und Bürger ſeinen Schoppen oder Seidel trinkt, als wo er hinter der Bierkanne oder am Branntweinglaſe politiſirt. Böhmen zählt man deshalb

noch zu Norddeutschland, indeß Mähren, wenn auch der Weinstock hier noch wenig heimisch ist, schon ganz zu Süddeutschland zu gehören scheint. Alles wird lustiger, heller, geräumiger, wohlhäbiger.

Schon in Böhmen fällt uns diese behagliche Geräumigkeit und sorgenloserer Wohlstand auf, ein Charakter, der mit der mährischen Grenze immer mehr heraustritt. Die norddeutsch-wendischen Dörfer aus Lehmhütten mit vom Wind und Wetter eingedrückten Strohdächern sind verschwunden, wenigstens sieht man an der Straße nichts davon. Das Erdgeschoß jedes Bauerhauses ist gewölbt, ungeheure Thorwege, helle geräumige Tennen deuten an, daß man den Reichthum hier kennt und für ihn Platz hat. In den Städten nichts von der dürftig unmassiven Bauart unserer Provinzialstädte. Halb mit ihren Stechbahnen, geräumigen Märkten und Giebelthürmchen tragen sie den deutsch-reichsstädtischen Charakter, halb aber schon mit ihren hohen breiten Steinfronten, den flachen Dächern und der Abwesenheit der gothischen Ecken mahnen sie an italienische Bauart, welche, jemehr man nach Süden kommt, mehr vortritt. Welche Ueppigkeit, nach unsern Begriffen, in jeder Dorf-

schenke, von den städtischen Wirthshäusern nicht zu reden. Statt des sauren Biers, des schwarzen Brotes und der Fliegen, zu denen Du Dir zuweilen saure Milch, Kartoffeln und, wenn es glücklich kommt, Eier bestellen magst, das feinste Weißgebäck, Wein, der immer Wein bleibt, wie er auch sei, Würstel, Hähnel, Schinken oder sonst eine Auswahl von Fleischspeisen. Reinliche Zimmer, gedeckte Tafeln und lange Speisekarten; jemehr Du Dich Oestreich näherst. Es mag freilich, wer tiefer seitwärts ins Land blickt, es daselbst anders finden; das fruchtbare Land trägt aber doch überall den Stempel des gesegneten auf der Stirn.

Die slawonischen Sprachen wechseln und Du merkst es nicht; vocalreich melodiös klingt das Böhmische wie das Mährische, was um Dich schwirrt und singt. Triffst Du an einem heitern Sonntage die Kirchengänger, gruppirt sitzend auf dem heiteren Markte oder unter den breitschattigen Linden vor der Kapelle, so kannst Du Dich der alten, malerischen Trachten freuen, die schon sehr von unsern deutschen abweichen, aber noch wenig von dem halb phantastischen Prunk der Oberöst-

reicher haben. Die Heiligen wechseln mit den Ländern, die unter ihren Schutz gestellt sind, viele höchst geputzt mit Sternenkronen, die große Mehrzahl freilich nur Holzschnitzarbeit, mit Farben bunt bemalt, manche indeß nicht schlecht gedrechselt. Wenn es in solchen Dingen recht ist nach dem Aeußern zu urtheilen, so wäre es der heilige Wenceslaus, zu dem ich das meiste Vertrauen faßte.

Aber wer kann aus der vorüberfliegenden Eilpost diese Heiligen, die auf alle hundert Schritt vom Himmel den Segen über das schöne Land erflehen, so genau betrachten, als sie es gewiß verdienen? Staub und Regen, Hagelstürme und Gewitter kümmern sie nicht und haben ihnen nichts an. Sie blicken auf den Sünder und auf den Frommen mit demselben Blicke. Frommer Eifer giebt ihnen hier ein neues Kleid, wenn Wind und Regen das alte ausgewaschen, und dort läßt man sie gleichgültig in dem verwitterten stehen; ihre Miene ist hier und dort dieselbe, und man kann sagen: das Kleid macht hier nicht den Mann. Hier hängt man ihnen Guirlanden um, Kränze um ihre Scheitel, streut Blumen zu ihren Füßen oder zündet gar Lichter an sie zu ehren. Beson-

ders für die Marien hat der fromme Sinn liebliche Plätze ausfindig gemacht. Unter alten Bäumen stehen sie gehegt, und die Krone wölbt eine Laube über ihre Häupter. Ein Reisender erfährt nicht, welche von den zahlreichen Bildern mehrer Verehrung als die andern sich erfreuen oder gar den wunderthätigen ähnlich kommen. Einige mögen sehr alt sein, die Mehrzahl neu; wenige möchten in Böhmen und Mähren, mindestens von denen am Wege, bis zum Hussitenkriege oder auch nur bis zum dreißigjährigen zurück datiren. Wenn ich aber diese Bilder mit den zahlreichern im innern Oestreich nach dem Gebirge zu vergleiche, so sehe ich, daß Cultur und Mode auch unter den Heiligen zu Hause ist; denn unverkennbar sind diese an der Landstraße viel moderner und eleganter als jene, welche nicht für den Reisenden sondern nur für den Bauer und Hirten am Wege stehen. Trotz der Eleganz merkte ich indeß nie, daß unsere Postillons, die wechselnd bald funfzehnjährige Burschen, bald abgelebte Greise waren, auch nur einige Ehrfurcht vor ihnen zeigten. Sie knallten vielmehr vor den hölzernen Heiligen so lustig mit der Peitsche, als wäre ringsum nichts

als dürre Wüste, und dieſen Melodieen, die gar nichts Heiliges hatten.

Außerordentlich ſchnell fahren die öſtreichiſchen Eilwagen; die Schnelligkeit erſetzt die mindere Bequemlichkeit im Innern wie auch die nicht ganz ſo normale Accurateſſe wie bei den preußiſchen. Der bona fides und einem andern Verſtändigungsmittel wird vieles zu arrangiren überlaſſen. Es iſt jedoch dabei das Gute, daß man im Oeſtreichiſchen überall mit Wenigem zufrieden iſt.

6. Visitationen.

Man iſt in dunkler Nacht über claſſiſche Gegenden geflogen, wenn man Morgens in Wien erwacht. Hiſtoriſches Blut hat für die Weltgeſchichte vielmals den Boden gedüngt, Hunnenblut, Deutſches, von Türken, Polen und Franzoſen. Der große Baum der neuern Geſchichte hat unter dem weiten Marchfelde eine tiefe Wurzel; aber es iſt Niemand angewieſen, es Dir zu erzählen. Nichtmal weckt man Dich und ſagt Dir, wo das Licht flimmert, jenſeits der Donau am Bergwalde, iſt die Burg, in der Richard Löwenherz gefangen ſaß. Vielleicht hat ihn auch nur die Sage dort in Greifenſtein eingekerkert.

Man weckt Dich erſt, nachdem Du über ein paar verſandete Arme der Donau gefahren, um Deinen Paß an der Linie von Wien zu fodern. Man viſitirt auch zuweilen Deine Effecten und Dich, es bedeutet aber nicht viel.

Eine große Stadt, die wir zum ersten Male beim Bleigrau des Morgens betreten, hat für mich etwas grauenhaft Wüstes. Je volkreicher sie ist, je mehr Menschen Du weißt, daß in den aufgethürmten Steinhaufen jetzt bewußtlos liegen, um so unheimlicher wird die momentane Oede, die düstere Stille, während noch am Pflaster, am Steine, die Reste des Lebens von gestern kleben. An diese Klinke faßte eine trunkene Hand, an dieser Schelle riß der Uebermuth, die Frühstrahlen der Sonne treffen noch die letzten Athemzüge der Luft, die leichten Wolkenstreifen dort sind der Dampf vom gestrigen Leben; zu weiter nichts wußte es sich zu gestalten und schwebt nun leblos und seelenlos über den Häuptern und Leibern derer, von denen es ausging und schied. Sie selbst hält der physische Tod mit bleiernen Armen umschlungen, eine unbußfertige Welt. Einige Glockenschläge noch und das Leben erwacht wieder aus ängstlichen Träumen zum erneuten wirren, bunten Treiben, zur Fortsetzung der Lust, und es ist ein Tag, wie der andere. Oder ein anderer Glockenschlag tönt, der Stoß in eine Trompete, so menschliche Ohren nie vernommen, und diese ganze Welt, die sich

ſchlafen gelegt um zu erwachen, erwacht nie wieder, oder da, wo man ſich nicht mehr zum Schlafen niederlegt. Wer bürgt Dir dafür, daß ſie wieder aufſtehen, daß es nicht ihr letzter Tag war, daß nicht der Mund eines gewaltigen Zauberers eben jetzt das: „Sei geweſen“ ausſprach? Und zu wem redeten dann dieſe tauſend Mauerplacate, und wovon? Von einem Schauſpiel, das heute nicht mehr iſt. Und wären die Steinhäuſer und Thürme dauerndere Symbole von dem was geweſen, als die von Knabenluſt geſtern halb herabgeriſſenen Zettel, mit denen heut der Morgenwind ſpielt? Von Karthago iſt nichts zu ſehen als rother Sand. Was bliebe nach tauſend Jahren von Paris, Wien —

Auch ſchon die Vorſtellung, daß man nicht weiß, was erwacht, wenn die gewöhnliche Thurmuhr die Schläfer weckt, hat für den Fremden, der am Frühmorgen eine große Stadt zum erſten Mal betritt, etwas eigenthümlich Spannendes. Wer wird drüben die ſorgſam verſchloſſenen Fenſterläden öffnen, wird ein graues Mütterchen verſchlafen und verdrießlich ſich umſchauen, wie der Tag von heut ſo langweilig iſt wie geſtern, oder wird

ein schönes Gesicht dem Morgenstrahl die blassen Wangen hinhalten, daß sein erster Kuß sie wieder röthe, und die kleine Hand die seidnen Wimpern streichen, damit das Schelmenauge lustig ausschauen kann, wie gestern?

Daß der Fremde nicht allzuviel darüber meditire, sorgt die Polizei. Jeder, arm oder reich, ist in Person bei ihr eingeladen, er wird freundlich empfangen, zum Sitze und einer Conversation genöthigt, die nicht mit dem Wetter, sondern mit der Sache anfängt. Es ist Verleumdung: daß man unhöflich dabei zu Werke geht. Man will nur Notizen über Deinen Lebenslauf, wahrhaftige, belegte, damit, wenn einmal ein östreichisches Conversationslexikon herauskommt, die Redaction desselben, statt nach Gerüchten und Zeitungen zu schreiben, hier authentische Nachrichten schöpfen kann. Auf kleine Duodezblättchen oder vielleicht gar nur Sedez wurde es notirt wie ich heiße in Prosa und in Poesie, wo ich geboren, erzogen, was ich gedacht und geschrieben, was ich gewesen und was ich sei und was ich noch denken, schreiben, und treiben und sein wolle.

Dieses Zettelchen wurde in meinen Paß gelegt,

und von dem großen Buche, worin schon meine Lebensgeschichte stehen sollte, habe ich nichts wahrgenommen. Damit sei indessen noch nicht behauptet, daß dies Buch nicht existirt. Denn nicht alles, was man nicht sieht, ist darum nicht in Oesterreich, ein Gedanke, der mir einfiel, als ich in das wiener Polizeigebäude trat, und mir nachher noch manchmal beikam. Indessen giebt es ebensowenig Freimaurer als eine unsichtbare Küche in Wien.

Sehr viel weiß man auf der Polizei in Wien, zum Beispiel, daß ein preußischer Hofrath kein östreichischer Hofrath ist und ein Referendarius bei uns nicht ganz dieselben Functionen hat wie der am Hofe Kaiser Karls des Großen. Aber Alles weiß man doch nicht. Man wußte zum Beispiel nicht, wer meine literarischen Freunde in Wien wären, und als ich einige nannte, rümpfte man die Nase, und als ich andere nannte, war man wieder so zuvorkommend, daß man meinte es sei nun gar nichts mehr nöthig, als daß ich einen oder zwei Gulden schweres Silber, in Papier, für meine Aufenthaltskarte erlege. Außerdem soll man einen Creditbrief und eine Empfehlung an ein sicheres Handlungshaus vorzeigen. Als ich

nichts dergleichen in meiner Brieftasche fand, war man wieder so höflich zu äußern, ich hätte wol Credit bei mir selbst, und ließ es hingehen.

In diesem großen Buche, worin alle stehen, denen es einmal beikommen könnte nach Oestreich zu reisen, soll auch eine vollständige Kritik dessen stehen, was sie sonst sind als Schriftsteller, Politiker, Reisende und Menschen. Von jenem abyssinischen Demagogen, dessen Folium ein College nachschlagen ließ, hieß es bekanntlich, er sei ein unschädlicher Schreier. So giebt es über Dichter, Gelehrte, Künstler, Aerzte, kurzgefaßte Urtheile, die den Personen, welche noch nicht mit sich im Reinen sind, von größter Wichtigkeit wären. Wie die Polizei im Besitz von etwas gekommen, was die Fremden selbst noch nicht besessen, nämlich Einsicht ihrer Fehler, ist noch im Dunkeln, sehr unwahrscheinlich aber die Erklärung, daß zur Demagogenzeit Manche aus entsetzlicher Angst unwissentlich gegen sich selbst bei der östreichischen Polizei denuncirt haben, gleich wie mancher Schwindelnde aus Furcht zu fallen sich selbst hinunterstürzt.

Es ist sowol die magnetische als die rein

menschliche Existenz dieses großen Buches noch so mit Fabeln umhüllt, daß wir lieber an der letztern zweifeln als jene annehmen.

Ueber alle Dinge im menschlichen Leben läßt sich sehr viel nachdenken, warum nicht auch über die Einrichtung der östreichischen Polizei. Denkfreiheit herrscht in Oestreich, darum kann auch Jeder denken über die östreichische Polizei was er will. Auch kann Jeder sich die Frage stellen, wie die Idee eines alt-aristokratischen Staates mit der Idee eines vollkommenen Polizeistaates sich verträgt? Jene Idee entsprang den alt-germanischen Begriffen vom getrennten Rechte der Stände, diese den neu-französischen vom gleichen Rechte aller Bürger. Jene bedurfte keines Schutzes, als der in der Sache selbst lag, das patriarchalische Element sträubte sich gegen jede controlirende Beaufsichtigung, diese erfand die Polizei um von Staatswegen zu beaufsichtigen, daß sich Niemand mehr Rechte anmaße als der Andere. Die Aristokratie ist noch mächtig in Oestreich und die Polizei allmächtig, und Derindur's Vater sagt:

Erklärt mir Derindur
Diesen Zwiespalt der Natur.

Die Pole begegnen sich oft um sich zu verschmelzen, ein solcher Bund hält aber nirgend lange aus, was sich von Natur widerstrebt, trennt sich wieder, insofern das Amalgam nicht mächtiger war als die Elemente. Wenn zwei Pole sich streiten, nehme ich nie Partei für einen.

Vor der römischen Kirche, sagt man, hegen die Habsburger nicht mehr dieselbe Furcht wie ihre Erblasser die Hohenstaufen; wiewol der Papst mehre Male in Wien war, habe man ihm doch nur gegeben, was des Papstes und nie was des Kaisers ist. Außer der Kirche soll aber in Oestreich eine Macht existiren, der man keine Ehrenpforten baut und nicht den Steigbügel hält, die aber so mächtig sei, daß auch der Mächtigste es nicht gern mit ihr verdirbt, weil er nicht weiß, wo ihr unsichtbarer tausendfach verzweigter Arm ihn einmal faßt.

Napoleon Bonaparte drang mehre Male mit Leichtigkeit bis in das Herz von Oestreich. Einige meinen, er habe das nur dem Glücke und seinem Degen zu verdanken, Andere sagen, sein Gold habe ihm immer den nächsten Weg gezeigt, und jene unsichtbare Macht, die Alles kennt und sieht,

nur ſich ſelbſt nicht, habe ihm, ohne es zu wiſſen, die verſchloſſenen Thorwege aufgemacht.

Pourquoi faire des exemptions! ſagte ein junger Polizeibeamte, als der andere der Meinung ſchien, ein angekommner Fremder, der nebenbei ein deutſcher mediatiſirter Fürſt war, könne ſich wol in der Perſon ſeines Kammerdieners examiniren und repräſentiren laſſen, ſtatt ſelbſt auf die Polizeiſtube zu kommen. In dem jungen Manne, der das ausrief, ſchienen mir demagogiſche Geſinnungen zu ſchlummern, und wie nun, wenn die ganze Polizei, die nämlich, die man nicht ſieht, demagogiſch wird! Wer ſtützt dann einen Staat, der ſich auf ſie ſtützt?

7. Die Kaiserstadt.

Wien, die Stadt, iſt wie ein Spinnegewebe krummer, hoher, nicht ſchöner, aber auch nicht häßlicher Straßen, die im Mittelpunkt zuſammenlaufen auf den Sanct Stephan, und, auslaufend, die Baſteien berühren. Wenn man in der Kaiſerſtadt iſt, könnte man allerdings in Verſuchung gerathen, die Kaiſerſtadt zu ſuchen; ſo hochumwallt, ſo ausſichts- und effectlos ſind alle Punkte. Die neuere Bauluſt und Kunſt konnte nicht abhelfen, wenn ſie nicht geradezu zerſtören wollte. Schönen Gebäuden hier würde jede Ausſicht abgehen; auch müßten ſie in eigenem Maßſtabe zu den himmelhohen Häuſern aufgerichtet werden, ein Maßſtab, der niemals im breit-geräumigen Styl des Alterthums, vielmehr in dem des italieniſchen Mittelalters zu finden wäre, das in ſeinen aufſchießenden Kryſtallbauten Luft, Licht und Ebenmaß in der Höhe ſuchte. Doch mitten inne in dieſem

Labyrinth erhebt ſich über die Rieſenhäupter ein Gigant, der Stephansthurm, wie ein Wegweiſer für das Auge, das ihn freilich auch nicht in jeder Gaſſe erblickt, aber nach wenigen Schritten immer wieder finden wird.

Dies eigentliche Wien iſt ſo klein, daß man es bequem in drei Viertelſtunden im Spazierſchritt umgeht; ſchwieriger iſt es diametriſch zu durchſchneiden, da man ſchon genau mit den Quergaſſen und Durchgängen vertraut ſein muß, um einen möglichſt graden Weg zu finden. Paſſagen ſind wie in Paris durch verſchiedene Viertel durchgebrochen; nur fehlt ihnen die oſtentative Eleganz, welche die pariſer Galerien und Paſſagen zu Wunderwerken macht. Sie ſind weniger der Induſtrie als der Bequemlichkeit gewidmet. Der wiener Wegweiſer enthält eine ſo treffliche Specialkarte der innern Stadt, daß der Fremde ohne Leitung jeden Durchgang zu einem jeden Hauſe aufzufinden weiß, bevor er noch einen Schritt in die Stadt gethan, um ſich zu orientiren. Nur in der Entfernung dürfte er ſich täuſchen. Mit dem Maßſtab einer ſehr großen Stadt in der Vorſtellung mag er leicht drei Mal den Weg meſſen, den er

zurückzulegen hat. Dies gilt indeß lediglich von der eigentlichen Stadt.

Rings um diese alte Stadt, fast ein regelmäßiger Cirkel, erheben sich, bis über die Höhe des ersten Stockes, die alten gemauerten Wälle der Festung Wien. Sie, jetzt zu Spaziergängen eingerichtet, haben, ohne Unterschied wo wirkliche Bastionen gestanden, im Allgemeinen den Namen der Basteien erhalten. Jäh, fast perpendiculär, senken sie sich auf der Außenseite in die ebenfalls noch erhaltenen sehr breiten Festungsgräben. Nur die kaiserliche Burg, eigentlich ein Complexus von alten Gebäuden mit neuem Anstrich, die ein großes Quartier der Stadt für sich bilden, nur diese, dicht auf der Bastei erbaut, oder eigentlich, wo sie die Umwallung berührt, mit ihr eins, führt gleich ins Freie, ohne Wall und Graben. Während die Thore der Stadt alterthümlich mit krummer Wölbung in die Stadtmauer eingehauen sind, bildet die Burg ein großes Thor selbst, ähnlich, wie das dresdner Schloß, durch welches die Hauptcommunication mit außen statt findet.

Diese vielgerühmten Basteien können auf den

erſten Blick befremden, wenn der Reiſende die Art vergleicht, wie Leipzig, Frankfurt, Breslau u. a. ihre alten Feſtungswerke zu parkartigen Luſtparticen zu benutzen geſucht. Ueberall dort mußte, wenn man auch, wie in Breslau und zum Theil in Leipzig, den Graben beibehielt, der Wall herunter, um der Stadt freien Luftzug und den äußerſten Häuſern neue Fronten zu geben. Nur einzelne Baſteien ließ man als Berge in dem neuen Parke ſtehen, um Terraſſen darauf anzulegen und Ausſichten zu verſchaffen, zu welchem Behuf man ſie hie und da noch erhöhte. Von dieſen Parkanlagen gewahrt man auf den wiener Baſteien wenig oder nichts. Der rothe Ziegel iſt nirgend mit Raſen bekleidet, ſelbſt die Wallbrüſtungen ſind eckige Steine ohne Grün und Blumen, die breite Fläche iſt mit Kies, der keine Vegetation aufläßt, beſtreut, und die neu angepflanzten Bäume geben noch nicht den wohlthätigen Schatten, der den Spaziergänger unter den ehrwürdigen Kaſtanienalleen auf den Wällen alter Feſtungen erfreut. Es fehlen nur die Schießſcharten, Kugelhaufen und Kanonen, um dieſen Wällen das Anſehen mächtiger Schanzen zu leihen, die noch im-

mer einem Besuche, sei es von Türken oder Franzosen, entgegensehen.

Man führt einen seltsamklingenden Grund für die Erhaltung dieser steinernen Bollwerke an. Nicht daß es, bei einem dritten Einfall aus Westen oder Osten, den der Himmel verhüte, einem wiener Gouverneur in den Sinn kommen könne, den zweiten Starhemberg zu spielen; denn Wien läßt sich nicht mehr als Festung gegen Feindesmacht vertheidigen, aber böse Zeiten könnten böse Aufstände herbeiführen, und wäre es auch nur ein Markttumult. So würde einem tumultuarischen Haufen der erste Andrang in die Kaiserstadt oder Kaiserburg durch diese Mauer erschwert, was gewiß logisch richtig ist. Abein um Sperlinge vom Kirschbaum zu jagen, genügt ein Flintenschuß mit Schrot, und man pflegt die kostbaren Vierundzwanzigpfünder für kostbarere Gelegenheiten zu sparen. Ernstlicher klingt es, wenn man den Zollcontraventionen durch diese Mauer einen zweiten Wall entgegenstellen will. Die das Auge verletzende Kiesbekleidung rechtfertigt man durch die Volksmenge, welche an schönen Tagen diese Höhen bedeckt und die Erhaltung künstlich gepflegter Rasenplätze oder Blu-

menbeete unmöglich macht. Doch nur wer die erſten Male auf die Baſtionen ſtieg, wem Staubwolken und ein belegter Himmel das Panorama verhüllten, klagt. Der Wiener ſelbſt klagt nicht, und mit Recht. Wo dieſer reiche Anblick ringsum bei jedem Schritte in wechſelnder Anmuth ſich entwickelt, fodert nur die Ungenügſamkeit, daß auch der Punkt, von wo man es ſieht, ihm an Schönheit gleichkomme. Wer, verſenkt im Anblick eines reizenden Schauſpiels, kritiſirt die Logenwände, von wo er zuſieht? Kritiſiren iſt überhaupt nicht die Art der Wiener. Die Baſteien ſind für ihn die hohen Gerüſte, um nach einem Paradieſe auszuſchauen. Und wohnte er im tiefſten Mittelpunkte der Altſtadt, in zehn Minuten iſt er auf dieſem Gerüſte ohne Entreegeld und hat ein wandelndes Schauſpiel, wie keine Kaiſerſtadt und keine Königsſtadt es bietet.

Noch etwas verſöhnt den Einheimiſchen mit dieſen nackten Höhengängen. Wenn die ſchöne Welt in Wien ſpazieren geht, will ſie nicht bloß ſehen, ſondern auch geſehen werden. Der Sonnenbrand iſt nicht ſo gefährlich, als ein ſchattiges Dunkel verdrießlich, wo man eben nicht nöthig

findet, ſich beſchatten zu laſſen. Denke Die dichte Reihen hochragender Ulmen mit ihren königlichen Laubkronen rings ſich erheben auf den ſchon hohen Wällen: ſie würden einen Spaziergang bieten, wie nur der Poet ihn wünſchen kann, ſie würden der innern Stadt ein romantiſches Anſehen geben, aber eine dunkle Farbe, die zu allem eher als dem modernen Wien paßt.

Ich ſagte, der Wiener findet auf ſeinen Baſteien, was keine Kaiſer- und Königsſtadt ihm bietet. Punkte mit herrlichen Ausſichten findeſt Du in Paris und London, in die Stadt hinein und hinaus. Hier aber ſteigſt Du aus der dunklen Stadt hinauf, zu einer räumigen Höhe, Du fühlſt Dich frei, Du ſiehſt den weiten Horizont über Dir, grüne Plane, Thürme, Baumpartieen unter Dir, in weiterer Ferne reizende Landſchaften, grüne Höhen, in der Ferne blaue Gebirge, ſogar weiße Schneeberge, und doch biſt Du noch mitten in der großen, großen Stadt. Denn über dem Graben, in den Du ſchwindelnd ſchauſt, am andern Rande des weiten Glacis, — fängt eine neue Stadt an, ſchöner, prangender, größer als aus der Du kommſt. So hoch Du ſtehſt, Du über-

ſiehſt nicht das Ende der Dächer. Und wohin Du Dich wendeſt, überall daſſelbe Schauſpiel. Die Mauer ſenkt ſich ſchroff, ein tiefer Graben trennt Dich von einer großen Wieſe und jenſeits der Wieſe hebt die neue Stadt an. Du läufſt um Wien und ſiehſt, daß Du Wien nicht kennſt, Du warſt nur in ſeinem kleinen Kern. Die große weiche neue Maſſe liegt rings um dieſen Kern, weiter als Dein Auge reicht, ſich erſtreckend. Erſt umlagert ein grüner Anger das alte Wien und an den grünen Anger reihet ſich das neue Wien. Jetzt weißt Du nun, daß es eine Kaiſerſtadt iſt.

Dort alles eng, knapp gemeſſen, winkelig, krumm, hier alles luftig, wohlhäbig, grade Linien, dort himmelanſtrebend, hier weit auslaufend. Dort Nutzbauten des Betriebsfleißes, zwiſchen denen, was Schloß ſein will, ſpärliche Fronten ſucht, hier auch das Bürgerhaus palaſtartig. Und doch drängt ſich nicht allein der Gewerbsfleiß, auch Kunſt und Wiſſenſchaft, der Arzt und Advocat, der Beamte und der Adel in der alten Stadt zuſammen. Denn hier iſt die Burg, hier der Hof, die Collegien und Aemter, die Hauptkirche und

das Haupttheater. Nur der Saum der prächtigen Vorſtädte, der an die Glacis ſtreift, wird noch von denen bewohnt, die gelten, mitglänzen und mitſprechen wollen.

Hierin ſteht Wien in Gegenſatz zu den meiſten alten Reſidenzen, wie München, Berlin, London, wo der Glanz des Lebens ſich in die neuen Städte zog.

8. Das Panorama.

Um Dich in der Kaiſerſtadt zurecht zu finden, wandle ein Mal in einem Strich um den ganzen Kreislauf der Baſteien. Paris lernt man nicht mit ſo leichter Mühe kennen, wenn man um die Boulevards geht.

Es iſt eine Promenade, die für jeden Geſchmack Befriedigendes hat, ſo mannichfaltig iſt das Schauſpiel. Die ſchöne Welt findet ſich, der Naturfreund Ausſichten, der Volksfreund ein Getümmel und ſelbſt ein — Geiſt, ein bürgerlicher, fand ſich einmal hier ein, und war zufrieden.

In erreichbarer Ferne ſteigt gegen Südweſt über den prachtvollen Paläſten der Vorſtädte ein grüner Gebirgszug in die Höhe, der ſich an die nicht ſichtbare Donau lehnt. Der Leopoldiberg, der Kahlenberg glänzen Dir mit ihren Schloßbauten auf der weſtlichen Spitze entgegen. Du erblickſt auf ihren Gipfeln glänzend weiße Gebäude,

von alterthümlichen Mauern, welche das alte Kloſterſchloß ahnen laſſen, umwallt; ſie blicken aus anmuthigem Waldgrün vor, durch das einladende Pfade ſich hinaufſchlängeln; die Weinberge unterhalb, an die ſich die Wälder lehnen, werden noch von den Dächern der Vorſtädte bedeckt. Weiter nach Süden, mehr im Vordergrunde, blickt, in tiefes Grün getaucht, der Cobenzl heraus. Alle drei Berge, Vergnügungsorte der Wiener, ſind nicht ſo handgreiflich nahe, als ſie ſcheinen, aber leicht erreichbar durch die ſtündlich zu den Dörfern an ihrem Fuß hinrollenden Stellwagen. Von dieſen drei Höhen iſt es, wo Du Wien, die Kaiſerſtadt, wie einen ſchönen Punkt in einem ſegensreichen Lande mit Luſt erblickſt, und doch ſieht die Luſt, mit der Du nach den Bergen hinausſchauſt, jener um wenig nach.

An die drei genannten Kuppen, eigentlich Vorſprünge der ganzen Kette, ſchließen ſich die Höhenzüge des Wienerwaldes an, der in ſüdweſtlicher Richtung auslaufend bis zum Fuß der gräzer Alpen reicht. Noch ſiehſt Du bei klarem Himmel über ſeinem ſaftgrünen Kamm in weiter Ferne einen weißen Bergrücken ſchimmern. Die Sonne

blizt auf den Schneelagern und zeigt Dir dazwischen die schroffen Felsfurchen. Es ist der Schneeberg, das äußerste Ziel der wiener Fußwanderungen; und freilich, wer einen solchen Riesen in der Nähe hat, fühlt sich nicht zu leicht versucht, funfzig Meilen nach Hügeln zu reisen. Der Schnee überdauert, und nur in den heißen Sommermonaten ist es rathsam, ihn zu ersteigen. Beim Frühroth oder in der Abendsonne glänzt er wie ein Fernschloß hervor über die grünen näheren Waldkuppen.

Weiter gen Süden steigen am Horizont die höheren Berge der grätzer Gebirge malerisch in die Luft. Zwischen ihren blauen Kuppen schlängelt sich die Straße, die nach Italien führt, jetzt durch die Verbindung der Lombardei mit Oestreich eine viel bedeutende. Das Terrain erhebt sich dahin; üppige Saatfelder, mit Wäldern untermischt, überstreut mit glänzenden Villen, die reizendste Fernsicht, wenn man die Passage der Glacis und der Vorstädte mit ihren Schlössern und Parks mitbegreift. Hier erblickst Du die gothische Säule, Spinnerin zum Kreuz genannt, von der man die reizendste Aussicht auf die Kaiserstadt

Wien, als Ganzes, gewinnt. Das Auge ſchwankt, ob es rechts nach den nahen Bergen, oder dieſer Fernausſicht links, den Vorzug giebt.

Mehr als ſonſt bei ſchönen Punkten kommt hier auf die Beleuchtung an, woran aber nicht die wiener Gegenden, ſondern die wiener Baumeiſter ſchuld ſind. Es giebt Momente, gerade bei klarem Himmel, wo der Sonnenſchein den anmuthigſten Punkten den Reiz nimmt, auf den ſie vermöge ihrer Lage und architektoniſchen Formen vollen Anſpruch hätten, und nur der Farben der Häuſer wegen. Die Alten haben immer, wie ſie nach den Bedürfniſſen bauten, auch nach dem Klima den Mauerpinſel gebraucht. Die Burgen unſrer Vorväter auf kühnen Felskuppen wurden nicht überkalkt; man ließ ihnen das Felsgrau des rohen Materials oder das Roth des Ziegelſteins, damit es ſcharf gegen die helle Luft abſchneide. Im Norden, wo das Aetherblau zu lichtloſem Weiß ſich verflüchtigt, ſtreicht man die Häuſer mit brennendem Zinnober an. Es gilt hier, bewußt oder unbewußt, überall Gegenſätze herauszukehren. Das Weiß gehört nach dem Süden. Hier mag der Marmor gegen den duftig dunkeln

italieniſchen Himmel vorglänzen, und die weißen Häuſerfronten haben ihre ſchöne Bedeutung. Der Horizont um Wien hat noch nicht dieſen italieniſchen Hauch, die Prachtbauten der Vorſtädte, in allzulichten Farben, treten noch nicht dagegen heraus. Wenn die Sonne ſchattenlos herabſcheint auf die Glacis, verliert die Ausſicht auf die Vorſtädte ihre Wirkung, da Weiß auf Weiß nicht glänzt. Sie wird ſtärker gegen Abend, effectreich aber erſt, wenn ein dunkler Gewitterhimmel über dem Wienerwalde lagert.

Südöſtlich gegen Ungarn verliert ſich der reiche Hintergrund; das Auge muß ſich mit den Thürmen, Schloßbauten und Gärten der Vorſtadt begnügen, unter denen wie eine dunkle Waldung der Schwarzenberg'ſche Garten herausblickt.

Gegen Nordoſt ſtreift die Baſtei, ihr dürftigſter Theil, an die Donau. Auf dem jenſeitigen Ufer, wo kein Glacis iſt, fängt ſogleich die Leopoldſtadt an, eine volkreiche, glänzende und gewerbtreibende Stadt für ſich. Das Auge dringt durch die bewegte Jägerzeil, eine breite Straße, deren Krümmungen trotz der modernen Paläſte von einer ältern Anlage ſprechen, und das Grün des

Praters winkt Dir entgegen. Dort war es die Natur, hier iſt es das Volksſchauſpiel, das Dich feſſelt.

Ein Kranz von Zuſchauern bedeckt an Sonn- und Feiertagen, ja an jedem ſchönen Abende, die Wallbrüſtung. Wenn Du von der Leopoldſtadt über die Brücke kommſt, wähnſt Du in eine belagerte und wohlvertheidigte Feſtung zu ziehen, wenn die tauſend und aber tauſend Köpfe Dir von der hohen Mauer entgegen blicken. Sie ſchleudern aber keine Steine und Feuerkugeln, nur Blicke, doch freilich darunter feurige genug, herab. Die Brücke iſt Wiens Hauptpaſſage. Sie führt die betriebſame Bevölkerung der Vorſtadt in die Stadt und alle Müſſigen und Luſtigen aus dieſer nach dem leopoldſtädtiſchen Theater, in den Augarten, den Prater, zu den Wettrennen und Feuerwerken, Lockungen, denen kein echtes Wienerherz lange widerſteht. Kopf an Kopf unter Dir — und wie ſchöne Köpfe! — welcher Schmuck von Atlashüten, Federn, Shawls, Equipage an Equipage, und welche Equipagen! — welche Roſſe, welche Pferdelenker, und welche Pracht dienender Geiſter, die in den Trachten aller orientaliſchen Stämme

hinten aufschweben. Du kannst drei Stunden stehen und warten und wartest nicht das Ende der Wagenreihen, der wogenden frohen Spaziergänger ab. Unter die Eleganten und die Behaglichen mischen sich langbärtige Griechen, Juden, Türken, Armenier, ganz heimisch hier mit ihren Mützen, Kaftans, Talaren. Drüben vorm Kaffeehaus rauchen und trinken sie, die Asiaten und Europäer in gleicher Ruhe und Behaglichkeit. Wenn der wiener Bürger, der nichts ausgeben will, seine drei Stunden hier gestanden, hat er ein Schauspiel gesehen, was ihn keinen Kreuzer kostet und auf eine Woche Lebenslust gibt. Er kritisirt, er raisonnirt nicht, er freut sich; ich glaube, er beneidet auch nicht, die da fahren, reiten und zehren können derweil er steht; er zehrt am Anblick und wenn er denkt, denkt er: wenn Du die Pferde hättest, die Karossen, die Jäger und Haiducken und das Geld, so würdest Du auch so reiten, fahren, zehren und Dich begaffen lassen.

Die Gräben um die Basteien sind nicht so reichhaltig und zum Nutzen verwandt wie in den meisten alten Städten. Nur hie und da entdeckt man auf einem niedern Wallvorsprung einen klei-

nen Blumen- und Küchengarten. In der Tiefe der Gräben, vielleicht zu tief zur Zucht von Fruchtbäumen, geht eine auch mit Bäumen umpflanzte Fahrstraße, deren eigentlicher Zweck mir unbekannt blieb. Denn den man angiebt: um bei stürmischem Wetter eine geschützte Promenade zu haben, möchte doch nicht der nächst liegende sein. Eine traurige Einsamkeit herrscht in der Tiefe, wenn das bunteste, regste Leben oben waltet. Kinder spielen wol auf dem Rasen, es schläft ein müder Arbeitsmann am Rande, oder eine Gestalt in tiefer Trauer sitzt auf einem Baumstamme und denkt vielleicht hier näher zu sein dem Theuren, den die Erde in ihrem Schooße aufgenommen. Auch diese Einsamkeit, eine die von allen Augen beschaut ist und es doch bleibt, hat ihr Eigenthümliches. Die Gräben sind so tief, daß die Gesichtszüge verschwinden.

Noch leuchten keine Gasflammen durch das nächtliche Wien, es fehlt aber nicht an Licht. Wenn Du durch die gastlich geöffneten Hallen der Burg gehst, durch die gigantischen Räume ihrer Höfe und aus den tausend Fenstern Lichter auf Dich niederblicken, ahnest Du wieder, Du bist in einer Kaiserstadt.

Steige von den Terraſſen der Baſtei eines der prachtvollen Häuſer hinauf, deren neue Fronten ſich daran lehnen, und ſchaue nun über das Glacis auf den weiten Halbkreis, den Millionen Lichter in der Vorſtadt um Dich beſchreiben, dann ſagt Dir die Nacht deutlicher als der Tag: Das iſt die Kaiſerſtadt, von der ihre frohen Sänger ſingen, es gäbe nur eine in der Welt.

9. Strassenleben.

Farblos ſind nur die Mauerſteine. Was indeß der Architekt geſündigt — und ich möchte nichts auf ihn kommen laſſen, denn war ſein Schönheitsgefühl nicht lebendig genug für eine Kaiſerſtadt, ſo hat er durch die comfortable Einrichtung der Wohnhäuſer das Verſehen auf andere Art ausgeglichen — was der Architekt geſündigt, als er den Mauerpinſel ſchwang, macht Wiens Bevölkerung wieder gut. Farblos ſind nur die todten Häuſer, Wien ſelbſt hat — Farbe.

Zwar keine grell lebendige, nicht das chineſiſche Feuerwerk, wie die Volksſcenen in London und Paris, wo an jeder Ecke ein andres Schauſpiel iſt und dies Schauſpiel jede zehn Minuten wechſelt. Aber es lebt ſich und iſt bunt auch auf den wiener Straßen. Ehedem mag es noch bunter geweſen ſein, wo aber war dies nicht? Jene geſegneten Zeiten, als alle Zöpfe vor Schreck beim

Anblick des erſten Schwedenkopfs ſich ſträubten und die letzte Friſur à la Maintenon mit einer verſpäteten Alongenperrücke à la Louis quatuorze vor Sympathie ſchauderten, daß nun die nackte Natur in die Mode käme, als Muffe und Rocquelaure, die Carmoiſinröcke und Schnallenſchuhe in Geſellſchaft der erſten Stulpſtiefeln ſich compromittirt hielten, jene Zeiten bunter Miſchung und ſchroffer Sonderung ſind überall hin, um nie wiederzukehren. Die Freiheit hat auch in Wien egaliſirt. Selbſt der Orientale, den Du ſorglos ernſten Schrittes wandeln ſiehſt in ſeinem Kaftan, wie vor vier tauſend Jahren, trägt darunter eine elegante Weſte, Ginghamhoſen à la Navarin, und Schuhe, an denen die beſte engliſche Glanzwichſe ſich probirt. Hängt doch vielleicht auch eine Lorgnette um den Hals. Der Geiſtliche trägt feine Wäſche oder einen ernſten Geſchäftsſchritt unter der Kutte; ſeinen Hut trägt er wie jeder Wiener und die geiſtliche Toga behende unter dem Arm.

Wo ſind die wiener Köchinnen und Stubenmädchen und Chocoladenmädchen, wie ſie in den Galerien mit den Hackenſchuhen, Hüftenröcken und goldnen Flügelhauben uns ſo appetitlich anblicken?

Paris hat geſiegt, die Hauben ſind in die Gebirge, ins linzer Oberland bis Salzburg zurückgedrängt und wahrhaftig zum Schaden für die hübſchen Wienerinnen und noch mehr für die, welche an ihrem Anblick ſich freuen. Kein Kopfzeug der Rue St. Honoré und der Boulevards erſetzt nur entfernt einem niedlichen Köpfchen die ſteife Goldhaube. Ein paar Exemplare hängen noch aus, lockend wie Raritäten unter den Glasfenſtern der Läden, den Wienerinnen zu zeigen, wie reizend ſie ſein könnten, wenn ſie wollten.

Alle Wiener ſind auf der Straße gleich gekleidet. — Du erkennſt den Fremden auf den erſten Blick, allein zur gaſtlichen Ehre der Stadt ſei es geſagt, auch darin lebt man, um Dich leben zu laſſen. Die ſchwarze Binde mit dem ungeheuren Knoten iſt ein gleiches Symbolum des großen Ordens der Faſhionablen. Der Gehrock hat eine Farbe, einen Schnitt, die Beinkleider hängen gleich tief, die Stiefel oder Schuhe bedeckend. Anders iſt es freilich bei den Damen, die Mode variirt, man will, man muß ſich hervorthun, — man gedieh ſchon ſo weit, ſich durch Einfachheit auszeichnen zu wollen, — man trägt einfach ge-

ſcheiteltes Haar, ohne Locken! — aber für den Totalanblick kann der franzöſiſche Putz auf der Straße keine bunte Mannichfaltigkeit gewähren. Nur die Federhüte und bunte Shawls tragen etwas zur Farbe bei.

Auch vermiſſeſt Du, wenn Du an Paris denkſt, die Decorationen der Häuſer, die gebauſchten Tücher und Zeuche, welche die ganze Fronte einnehmen, Guirlanden ſelbſt über die Straßen ſchlingend, ein dem Auge wohlgefälliger Charlatanismus, der in Deutſchland noch nicht Platz greifen will. Auch ſind die Mauern noch mit keinen ellenhohen Inſchriften verſehen. Die gemalten Schilder reichen noch nicht über den zweiten Stock hinaus. Die Läden, elegant und ſchön, kommen den prachtvollen der Boulevards und der Galerie Orleans, wo ein Chemiker die Farbencompoſition geordnet zu haben ſcheint, — ſo wunderbar glänzt es, — noch lange nicht gleich, aber brillanter, lockender ſind ſie doch als die berliner. Ebenſo irrſt Du, wenn Du denkſt, daß an jeder Ecke die Bratwürſte, oder gar ſchon die Macaroni Dir entgegendampfen, daß der Braten ſich ewig am Spieße wendet. Das ſind ſchöne Bilder der Phan-

taſie, oder einer Vorzeit, die zur Atlantis geworden. Selbſt in den Reſtaurationen dreht ſich nicht immer der Braten am Spieß, und Du mußt mit „Naturſchnitzeln“ zufrieden ſein, was Du übrigens ganz gut kannſt, wenn Du treffliche Kälbercarbonade zu ſchätzen weißt. Nur die Eisbuden auf dem Graben, die geöffneten Thüren der Kaffeehäuſer, welche ihre Stühle und Bänke hie und da bei ſchönem Wetter auf die offene Straße herausſchieben oder Zelte darüber ſpannen, mahnen an ein ſtädtiſches Straßenleben, deſſen Anfang man umſonſt in Berlin verſucht hat.

Aber es iſt doch bunt auf den wiener Straßen. Du mußt nur nicht verlangen Alles auf einen Blick zu haben, Du mußt mit einem geiſtigen Storchſchnabel die Eindrücke concentriren. Die Militairs in allen Farben, des Ungarn enganſchließendes blaues Beinkleid, mit den kurzen Schnürſtiefeln darüber, ſein Schnurrbart und die Bärenmütze des Grenadiers, der polniſche Jude, der Türke, der Armenier, ſie ſind ſchon ein luſtiger Contraſt zu der adretten Wienerin, zum feinen Elegant. Noch mehr der zerlumpte Slowake im braunen Mantel, ein Prototyp der Bettlerblöße

und des Bettlerschmuzes, mit gelben Zigeunerzügen und Kohlenaugen (nur eines Murillo Pinsel kann diesen braungelben Schmuz wiedergeben!), denen das Auge nicht gern begegnet. Man glaubt, man muß verhext werden. Sie sprechen in einer Sprache oder in unarticulirten Lauten, die kein Sprachkundiger in Wien versteht, und doch versteht Jeder, was sie wollen, und kauft sich gern mit ein paar Kreuzern von ihrer näheren Bekanntschaft frei.

Höchst eigenthümlich dazu der magyarische Bauer, in seinem weißen Mantel, der seit tausend Jahren seinen Schnitt nicht verändert hat und, wenn er wirklich weiß wäre, an den Templer erinnerte, dem auch die ungeschlachten übergeklappten Wasserstiefel ritterlich gut ständen. Aber das dummgutmüthige und doch verschmitzte Gesicht mit den ungekämmt nach hinten herabfallenden Haaren, gewaschen vielleicht nur einmal seit er geboren, mahnt zu deutlich an die hunnisch-mogolische Abkunft, die sich nur in den edeln Geschlechtern durch Einimpfung germanischen Blutes zu jenen kräftig ausdrucksvollen Zügen herausgebildet hat, die heut den vornehmen Magyaren zieren. Mir kommen

dieſe ungariſchen Bauern, wenn ſie, immer zu mehren, durch die volkreiche Straße zogen, wie Revenants vor, die ſich der Zeiten erinnerten, wo alles dies, worauf ſie jetzt nur lüſtern ſtaunende Blicke werfen, kraft des Rechts phyſiſcher Stärke ihnen gehörte.

Noch hat Wien andere Straßeneinwohner, nicht Straßengänger — die keck herabſchauen auf das Gewühl und nicht wenig zur Lebendigkeit beitragen. Hier lächelt mich Mademoiſelle Sontag von einem Galanterieladen an (die Handlung heißt: „Zur Demoiſelle Sontag"), dort ein ſtolzer Ungar in voller Pracht ſeines Magnatenſtaates, drüben eine Schweizer-Mimili, hier eine decente Hofdame, König Salomo, auch lebende Potentaten, der jüngſt gekrönte König von Ungarn und mitten auf dem Stephansplatze der König von Preußen in blauer ungariſcher Huſarenuniform. Ich rede von den Ladenſchildern, die in Wien wenigſtens der Idee nach an ein Alterthum erinnern, was nicht bloße Namen und todte Nummern, ſondern lebendige Wahrzeichen wollte. Hat auch nicht jedes Haus, ſo hat doch faſt jeder Kaufmann ſolches Schild, und alle ſind ſauber, mit muntern

Farben, nicht ſelten mit kunſtgeübter Hand gemalt. Unſere Gurkenſchilder müßten ſich wenigſtens dagegen verkriechen.

Das Erdgeſchoß faſt jeden Hauſes iſt ein Laden; man weiß mit Geſchick und Geſchmack die reizenden Gegenſtände theatraliſch aufeinander zu bauen. Liebliche Portraits mit lockenden Wieneraugen ſind zu Waaren jeder Art geſtellt. Spiegelſcheiben zeigen Dich Dir ſelbſt.

Auch die übrigen Mauern ſind nicht todt und ſtumm. Wo ein Stein frei geblieben, locken Dich in grün, roth, gelb 300,000 Gulden Silber und 43,000 Ducaten, die Dir morgenden Tags ausgezahlt werden ſollen, wenn Du zuvor eine kleine Einbuße von wenigen Gulden gezahlt haſt. Es iſt dann weiter nichts Deiner Seits nöthig, als daß Du dafür ſorgſt, daß die Nummer auf dem Zettel, den Du dafür eingelöſet, bei nächſter Ziehung herauskommt, und Du biſt ein reicher Mann. Vor einigen Lotterieläden lieſeſt Du die beſtimmte Verſicherung — auf Ehre — und ein Calculator beſtätigt es — daß Du, wenn Du hier das Loos nimmſt, jedenfalls gewinnſt! —

Daneben beruhigt Dich ein anderes Placat,

daß Du nicht nöthig haſt, Dich vor dem großen Kometen zu fürchten. Wenn Du das kleine Büchlein, das eine allerhöchſte Cenſur paſſirt, alſo approbirt iſt, für wenige Gulden „Schein" kaufſt, ſo kann Dir weder der große Schweifſtern ſelbſt, noch ſein Schwanz etwas anhaben, und Du kannſt noch lange Jahre gebratne Hähnel und Würſtl eſſen, und wenn Du über die Donau willſt, ins leopoldſtädter, oder über die Wien ins Theater des Director Carl gehen.

Vom großen Volksvirtuoſen Strauß, Lanner und — — — ich habe die Namen vergeſſen, — werden Dir einige dreißig Variationen angeboten auf das Thema: „Man lebt ja nur einmal;" und der Gaſtwirth zu Döbling, Hietzing, der Bierbrauer zu Hitteldorf und der Sperlwirth zeigen Dir daneben an, daß Du noch beſſer thäteſt, wenn Du das Geld für den Text ſparſt und die Sache ſelbſt lieber bei ihm in natura hörſt für ein kleines Entreegeld. —

Die Enge der Gaſſen drängt die Fußgänger aneinander; ſo ſcheinen die Hauptſtraßen ſchon um deshalb bei mäßigem Zulauf belebter, als es vielleicht der Fall wäre, wenn alle Straßen berliner

Breite hätten. Haupt- und Modepaſſagen wie der „Graben“ und der Kohlmarkt, bieten faſt jeden Augenblick ein ſo munteres Bild als nur die rue Richelieu in Paris. An ſchönen Sommer- und Feiertagen iſt buchſtäblich Kopf an Kopf, und ſo ungern der Wiener frühen Morgen macht, ſchallt doch von der früheſten Frühe das Geſumme der Gehenden bis in die oberſten Etagen, daß man nicht wohl weiß, wie hier Geſchäftsleute ihre Bureaus nach vorn heraus einrichten konnten.

Die Fuhrwerke tragen indeß das meiſte zur bunten Belebtheit des innern Wiens bei. Wenn man, ohne an die franzöſiſche Hauptſtadt zu denken, die krummen, engen winkligen Gaſſen im Auge hat, ſo begreift man nicht, wie, ohne tägliche Unglücksfälle, und gar ſchnell, gefahren werden kann. Unſere Polizei müßte ſich mit ſich ſelbſt multipliciren, wollte ſie, nach berliner Art, nur in dem kleinen innern Wien ausreichen, hier zu warnen, dort zu hemmen. Die Auffahrten vor den Theatern, Concerten, ſind von einer Enge, daß ſie für Equipagen und Reiter bei uns ganz geſperrt würden. Hier rauſcht und rollt es von Fiakern und herrſchaftlichen Wagen, von Zweiſpän-

nern bis zu Sechsspännern und kaum ist ein Polizeibeamter zu sehen; die Fiaker sind sich da selbst Polizei. Ihre Kunst schnell und gut zu fahren, ist weltberühmt; die Geschicklichkeit der Wiener, auszuweichen, wird ebenso anerkannt und verhältnißmäßig selten hört man von traurigen Vorfällen.

Halb Wien scheint an heitern Tagen nicht auf den Beinen, sondern auf Equipagen. Die Stellwagen (stage coach) nach den benachbarten Lustorten kreuzen die Stadt, die Fiaker brauchen nicht ihr: „Foahrn mer Ihro Gnoadn?“ den Vorübergehenden zuzurufen, sie sind alle beschäftigt und wetteifern mit den prachtvollen herrschaftlichen Kutschen. Was bei diesen aber einen eigenthümlichen Anblick gewährt, den die Gleichheitscultur in den westlichen Hauptstädten nicht zuläßt, sind die Diener der östreichischen Aristocratie. Hier entwickelt sich aller Luxus, aller Geschmack, alle Ostentation, um die reichsten Livreyen ausfindig zu machen, die in Vergangenheit und Gegenwart des magyarischen und aller slawonischen Völker zum Vorschein kamen. Die gold- und silberstrotzenden Jäger sind nichts dagegen und die Pracht der Oper wird dürftig gegen diese Wirklichkeit, die

hinten aufſteht und ſchwebt, hinter einer Kutſche, in der ein einfach angezogener Mann ohne Stern und Band ſitzt.

Nicht in dem Maße, wie es bunt iſt, iſt es auch laut in den wiener Straßen. Mir kann es nämlich ſehr ſtill in einer Gegend vorkommen, wo zehn Mühlen in der Ferne klappern. So iſt zwar auch hier immer Geräuſch, aber das Geräuſch bleibt monoton, ich vermißte das Individuelle, den Jubel, die Ausbrüche der Freude, die ich mir als Wahrzeichen des wiener Volkslebens dachte. Nichts von Ausrufern, Guckkaſten, improviſirendem Marktwitz, der, in Berlin ſogar zu Hauſe, hier an der Schwelle Italiens, wie ich meinte, glänzender heraustreten müſſe. Dieſe Luſtigkeit ſcheint indeß für Wien in den Würſtlprater gewieſen.

10. Grün in Wien.

Sie haben in Paris die alten Bäume niedergeſchlagen in den heißen Julitagen; der Baum der Freiheit werde künftig Schatten geben, ſagten ſie. Der Baum iſt noch nicht gewachſen, und der Schatten fehlte vergangenes Jahr ſchon im frühen Juni.

In Berlin haben ſie auch einmal die alten Bäume umgeſchlagen, unter den Linden, auf dem Dönhofsplatz, und wo in Winkeln und an Ecken ein ehrwürdiger Kaſtanien- oder Nußbaum ſich verſpätet hatte. Sie ſagten, es würde dadurch heller werden in Berlin. — Seit die Bäume niedergeſchlagen wurden, iſt es nicht heller geworden.

Die Spanier haben auf ihren Feldern und an ihren Straßen alle Bäume gefällt. Sie ſagten: „In den Bäumen niſten die Vögel, und die Vögel freſſen die Körner unſeres Feldes, darum weg mit den Bäumen, ſo den Vögeln Nah-

rung geben, die unſere Nahrung zehren.“ Nun ſingen keine Vögel in Spanien mehr und keine Bäume geben dem Wandrer Schatten, und Spanien iſt — Spanien. Es iſt da kein Schatten, worunter ein neuer Baum wachſen könnte — für lange Jahrhunderte nicht — nicht der Baum der Freiheit, nicht der Baum der Gerechtigkeit, nicht der Baum der Kunſt, nicht der Baum der Wiſſenſchaft.

Die Holländer ſind klüger. Wohl wiſſen ſie was Freiheit heißt, und das Licht kann ſo viel in ihr grünes Wieſenland ſcheinen, als es will, es iſt immer willkommen, aber ihre alten Bäume ſchlagen ſie darum nicht weg. In jedem Dorf, in jeder Stadt ſtehen ſie Haus vor Haus, und ſie reißen lieber ihre alten Häuſer nieder, als daß ſie den alten Rüſtern, unter deren Schatten ſchon ihre Großväter als Kinder geſpielt, unter denen der Brautzug ihrer Väter gegangen und die ihnen Schatten und Kühlung zuwehen Morgens und Abends beim Kaffee, — als daß ſie denen ein Leid zufügten. — Ihre Freiheit beſteht auch ohne daß ſie einen entblätterten Stamm ins lockere Erdreich ſtecken und darauf eine rothe Mütze, und ſelbſt

wenn der Feind in's Land kommt, ſchlagen ſie die Bäume nicht nieder zu Verhauen, denn der Feind geht wol ſo aus dem Lande, wenn ſie ihre Schleuſen loslaſſen, aber ſie mögen noch ſo viel gießen, die Bäume wachſen nicht wieder.

Mich dünkt, jedes Kind ſchon müßte Ehrfurcht vor einem grünen Baume fühlen; aber freilich die Polizei und die Liberalen fühlen nicht wie Kinder.

Einige meinen, man ſchlüge die grünen Bäume immer in den Städten nieder, wo das Papiergeld aufkommt; eine Verleumdung, denn ſie ſtehen nirgends ſchöner, als in Rotterdam und Amſterdam.

In Wien hat man ſich nicht in der Art verſündigt. In der engen Stadt haben ſie keinen Platz; aber ſobald Du aus den Thoren biſt, umgrünt Dich auf weitem Wieſenplan ein Garten von Kaſtanien, Pappeln, Linden, Kirſchen, Aepfel- und Birnbäumen. Es ſind noch Kinder gegen das alte Wien, aber ſchon große Kinder. Man hätte können auf dem ungeheuren Kreiſe der Glacis die Bäume abhauen, den Raſen ausroden und Häuſer darauf bauen, ſo viele und ſo hohe, und

ſie hätten ſo viel Früchte, — wie der Juriſt Zins und Miethe nennt, — getragen, wie alle Aepfelbäume in ganz Oeſtreich nicht. Aber man hat es nicht gethan, und das iſt eben ſo viel werth und noch mehr werth als wo man die alten Bäume ſchont. — In einer liberalen Stadt wäre es vielleicht geſchehen.

Hecken ſchlängeln ſich um die grünen Plätze, aber an den Hecken ſteht nicht geſchrieben: „Hier iſt es verboten, bei zwei Thaler Geld- oder verhältnißmäßiger Gefängnißſtrafe, den Raſen zu betreten.“

Es iſt ein luſtiger Anblick, am heitern Nachmittag die Familien hinauswandern zu ſehen, Groß und Klein, hier ihr Lager aufzuſchlagen, ihre Küche. In Behaglichkeit ſonnen ſie ſich, ſuchen den Schatten, kochen, ſpeiſen, trinken, lachen, ſingen, und die Kinder tanzen und haſchen ſich und ſpielen Plumpſack und kein Polizeiſergeant freut ſich, ſie vom grünen Raſen zu jagen.

Von früh auf bis ſpät ſind Kinderwärterinnen hier und das kleine Volk tummelt ſich nach Luſt im grünen Graſe, und der Raſen bleibt immer grün.

Alles das iſt mitten in der großen Stadt Wien, und Du kannſt noch eine halbe Stunde gehen, bevor Du dahin kommſt, was anderwärts „vor's Thor" heißt.

Der Schmelz des Sommerabends fächelt Dich in den Blüthenmenden wunderbar an, wenn Du über die Baſteien auf das dunkelnde Grün hinabſchaueſt, aus dem die Lichter wie Glühwürmer ſchimmern und der Wohlgeruch der blühenden Bäume und Blüthenſtauden Dir entgegen duftet. Die fernen Berge ſchwimmen im Abendroth, größer, dunkler gefärbt. Die Natur iſt ſo ſchön, reich, üppig; der Gedanke an den Norden weicht fern zurück, Du mußt Dich wohl fühlen, oder es iſt kein Wohlgefühl in Dir.

Nirgends nähert der Abend mehr den italieniſchen Charakter, als wo in der Nähe der Burg der Volksgarten zu Deinen Füßen liegt; ein erhabenes Geſchenk der kaiſerlichen Huld. Zwiſchen den Terraſſen der alten Wälle, die man hier mit dem ſanfteſten Grün bekleidete, wogt Dir das lichte Saftlaub abendlich entgegen. Lichter, Muſik, Jasmindüfte, erleuchtetete Hallen, griechiſche

Tempel unter Dir. Dort das vergnügliche Volk im hellſtrahlenden Kreiſe um die Tribune eines beliebten Virtuoſen, Maſſen von Eis conſumirend, hier ein dunkler Laubengang, darinnen ſelige Wandler, die, jenes vermeidend, ein Licht ſuchen, das auch im Dunkeln glüht.

Alles das wirkt feenhaft. Jetzt noch im hellſtrahlenden Salon, deſſen Feſtons Laubwipfel ſind, mitten in glänzender Geſellſchaft, ſteigſt Du in einem Athem hinauf in die ſtille einſame Nacht. Ueber den Häuptern der Frohen und Sorgloſen, mit der Fußſpitze die Wipfel berührend, die über ihren Häuptern rauſchen, — und ſie hören ſie nicht, — ſtehſt Du auf dem umhegten Wall, wo Du, den Young in der Hand, Nachtgedanken träumen magſt und Geſpenſter ſehen. Es verirrt ſich ſelten der Fuß eines Wieners her, ſo lange unten der Walzer ſchwirrt.

Der Mond über Dir, das Sternenheer, draußen die nächtigen Maſſen des Kahlenbergs, die flimmernden Vorſtädte, der jählings tiefe Graben, und drinnen über dem Wipfelmeer des Gartens die prächtigen Fronten der Baſteipaläſte, mit ihren erleuchteten Fenſtern, das Summen der Mu-

ſik, der Stimmen — und dazu die Stimmen der Einſamkeit!

Ein Geiſt muß Dir hier erſcheinen, oder Du ſaheſt nie einen.

11. Ländliches.

Der Begriff des „vorm Thore“ — „ins Freie gehen“ verliert jetzt, wie ein veraltetes Sprichwort bei veränderten Sitten, in größern Städten ganz seine Bedeutung. Wo an die Ringmauern weite Vorstädte, und an die Vorstädte Dörfer sich reihen, die auch allmälig städtisch werden, wo man nur hie und da einen Park, ein Hölzchen, höchstens eine Wiese schonend dazwischen läßt, geht die alte deutsche Bürgerlust verloren, die sonntäglich nach saurem Tagewerk das freie Feld suchte. Sie forderte keine reizenden Gegenden, nicht nach anmuthigen Fernsichten; das grüne Saatfeld, der weite blaue Horizont, der frische Lufthauch genügten. Unter der breitastigen Linde, der eingerammte Tisch und die feste Bank, ein Bierkrug, die Aussicht auf das Abendroth nnd ein traulich Gespräch waren genug, um dem Bürgersmann und dem Gelehrten neuen Muth auf die saure Arbeit neuer sechs Tage zu leihen.

Wo iſt dies „Freie" um Berlin? Mit dem Wilde hat ſich die Natur aus dem Thiergarten verloren. Schon eingeſchloſſen von zwei Seiten durch Reihen von Villen, rückt dem eleganten Park von der andern eine ganze Stadt mit Kaffeehäuſern und Pavillons entgegen; und bringt die Luſt des Berliners bis durch Charlottenburg die Fahrſtraße hinauf, ſo trifft ſein erſter freier Blick ſtatt des Freien wieder auf eine dritte Stadt zu ſeinen Füßen. Ein Tivoli verdrängte vor dem halleſchen Thore das Freie, und in dem Wäldchen vor dem cottbuſſer hat man den einzigen Höhenpunkt an ſeinem Rande, der eine anmuthige Fernſicht gewährte, mit einer Mauer barrikadirt, um die Luſt der Beſucher ja nicht von der neuen Rutſchbahn der Haſenhaide abzuziehen. Auch von den andern Seiten rücken die Luſtörter der Reſidenz ſo elegant entgegen, daß ſich der Dunghaufen bald ſchämen wird, blank und baar in der Bannmeile zu liegen.

Um Paris iſt längſt der Begriff des Dorfes verloren gegangen. Es gilt Reiſen anſtellen, um das Land zu ſuchen, und aus den ſieben Tagen wird ein Monat, ehe der gute Bürger aus dem

Marais nach St. Germain en Laye kömmt, wo der Pariſer verſichert, daß das Land ſei.

Alle näheren Dörfer und Luſtorte ſind nur Vorſtädte, Fortſetzungen der Hauptſtadt, kaum durch ein boulogner Hölzchen oder die Aecker von St.-Denis davon getrennt. Iſt es doch ſchon eine kleine Reiſe vom Palais Royal bis zu einer der Barrieren, und nur hinter der von Neuilly erblickte ich etwas von dem, was wir „vorm Thore" nennen würden. Seltſam, daß gerade hier das Thor nicht fertig iſt! Es iſt der berühmte Triumphbogen, der unter dem Wechſel der Regimenter in ſeiner Beſtimmung wechſelnd zuletzt die hatte, der Promenade en Espagne zu Ehren, den Trocadero-Namen zu führen! Jenſeits drüben, über das Feld, hatten ſich die Jeſuiten auf dem Calvarienberge angeſiedelt, ein ſicheres Zeichen, daß der Pariſer hier nicht hinausgeht.

Paris iſt darin nur ein Bild im Kleinen gegen London. Aus einem unermeßlichen Häuſerlabyrinth gelangt der irrende Fuß in ein neues, aus den Städten in Vorſtädte, aus den Vorſtädten in Dörfer, comfortabler als die City, an die Dörfer reihen ſich bebaute Landſtraßen, ſelbſt herr-

nur um mit ſeinen elektriſchen Strömen ſeine verknöcherten Venen und ſein erſtarrtes Blut wieder in Fluß zu bringen.

Auch Wien verzweigt ſich durch die angebauten Vorſtädte, durch die wohlhäbigen Dörfer weit ins grüne Land. Aber der Unterſchied iſt: das Land iſt da. Nur auf den Stephan, nur auf eine der Höhen braucht man zu ſteigen, um ſich davon zu überzeugen, wie die Kaiſerſtadt wie ein koſtbares Kleinod auf einem — noch koſtbarern — unermeßlich weiten grünen Sammetteppich ruht.

Fern iſt das Land, aber nicht unerreichbar. Nimm Deinen Weg über das Glacis zur Joſephsſtadt, ſteige durch ihre langen Hauptgaſſen bis zur Linie — die Linie iſt die äußere Umwallung der Vorſtädte, mit einem trockenen Graben, damit der Schmuggler es doch nicht allzuleicht hat, wenn er die Mauth betrügen will — und tritt jenſeit der Linie in eine neue Stadt. Sie heißt: das Lerchenfeld, der Sammelplatz aller derer, die von einer großen Stadt und nur durch eine große Stadt leben, aber keine Berechtigung haben und Luft ſpüren in ihr zu leben. Der Berliner vergleicht es mit ſeinem Voigtlande. Aber wo

reicht das bunteſte Sonntagsleben vorm ſchönhäuſer Thore nur im Entfernteſten zu einem Vergleiche mit dem Treiben und dem Jubel in dem neuen Lerchenfelde aus.

Denke Dir wieder eine kleine Stadt mit ziemlich breiten Gaſſen, aber kein Haus über ein Stockwerk hoch, und vor jedem Hauſe hängt ein Tangerzweig, das Zeichen der Weinwirthſchaft, und jedes Haus um das andere iſt ein Bäcker, der die ſchönſten Kipfel backt, oder ein Schlächter, wo Würſtl von aller Façon Dir entgegendampfen. Und all der Wein und all das Weißbrod und all die Würſtl, denke Dir, ſie reichen nicht aus, um die Hungrigen zu ſättigen, die Durſtigen zu tränken, ſobald Sonntags Wiens Volksmaſſen ſich in das Lerchenfeld ergießen. Da iſt kein Platz in den Schenkſtuben, in Hof, Garten, Flur, es thut noth, daß man die Kellnerin über die Köpfe fortheb', um die Gäſte zu bedienen. Auf den Straßen iſt Haube an Haube, Hut an Hut, Pfeife an Pfeife und der Rauch hat kaum Platz vor den Köpfen. Ich möchte Dir nicht rathen, Deinen beſten Rock anzuziehen, denn Du weißt nicht, ob Du die Zipfel behältſt, und im Wagen

wirſt Du nur in ſeltenen Fällen durchdringen, denn auch ein wiener Fiaker findet da keinen Platz, wo keiner iſt. Aber Menſchen findeſt Du von jeder Gattung, mit verſchollenen Röcken, antiquirten Hüten, hier ſogar auch Mützen, eine Seltenheit in Wien! — Geſichter und Leibesſtaturen, Gliedmaßen, von jeder Façon, doch gebe ich Dir zu bedenken, wenn Du Luſt hätteſt, Streit zu beginnen, daß die maſſiven vorherrſchen. Vögel in Bauern und freie kannſt Du ſehen, ſingen hören und kaufen, Vögel aller Art, auch Katzen, die Du als Katzen oder als Haſen kaufen magſt, wenn Du willſt; ja eine Frau, mit einem Geſicht, das von langer Weltkenntniß und Erfahrungen allerlei Art ſpricht, bietet Dir eine Tonne voll junger Hunde an. Sie greift hinein, und zappelnd hängt an ihrer braunen Hand bald ein weißer, bald ein ſchwarzer, bald ein gelber Spitz, wie Du ihn verlangſt, jeder iſt echt. Daneben freilich auch gemalte Bilder aller Art, Regenſchirme und ein Theater für Hunde, Puppen und Menſchen. Es ſummt und brummt um Dich, alles iſt Lebendiges, und ich ſtehe nicht dafür, daß Du nicht auch etwas davon mitbringſt. Kümmere

Dich nicht um die Ellenbogen, brauche vielmehr Deine auch, mit Moderation, und ſieh nicht zu ängſtlich auf Deine blanken Schuhe, wenn ein kothiger Kärnerſtiefel drauf tritt, denn um zu glänzen biſt Du nicht im Lerchenfeld, ſondern um Dich durchzudrängen und, wenn Du durch biſt — die freie Natur zu koſten.

Die thut ſich mit einem Male vor Dir auf. Dicht hinter der letzten Hütte, friſches grünes Saatfeld, feſte Wege ſich durchſchlängelnd, bergauf bergab und jenſeits eine Kette hoher grüner Berge, und ringsum freie, freie Luft. Wär's auch nicht ſo frei, grün und bergig, die freie Luft fühlteſt Du doch, wenn Du durch das Lerchenfeld biſt, und wußteſt Du auch nie bisher, was es ſei, hier wirſt Du mit einem Male inne, was freie Luft iſt.

Wie Dir die Menſchen thörig vorkommen, die ſich ſchwitzend, unbehaglich drängen und drehen in ſchmuzig elenden Gaſſen, um das, was ſie jeden Orts ebenſo hätten, und dicht daneben iſt die grüne freie Natur, auf deren verſchlungenen Wegen nur hier und da ein Liebespaar oder ein Empfindſamer ſich abſchleicht. Was ſuchen die Leute

dem Gewühl? Sich ſelbſt. Suchen ſie in dem eleganten Wien drüben etwas Anderes? Das Lerchenfeld iſt nur Wien auf eine andere Art. Lauter Sociales, dem Du Alles, auch das Ewige, zum Opfer bringen ſollſt, und dicht daneben eine grüne Natur, die Dich an die Ewigkeit des Paradieſes mahnet.

Dörfer mit Strohdächern und Lehmwänden, an denen der Flieder ſich aufrankt, und der Storch auf dem Schornſtein ſein Neſt baut, gibt es nicht mehr, ſie verkriechen ſich wenigſtens und bleiben Ausnahme. Aber Ländliches iſt überall.

Es will Niemand vornehmer ſein, als er iſt, wenn er genießen will, und der Vornehme prätendirt nicht einmal Das zu ſein, was er iſt, wo es genießen gilt. Das iſt die große Maxime, die das Leben in Wien anmuthig macht. Sie läßt auch zu, daß man ſich noch ländlich fühlt. Wo ein ſchöner Punkt iſt, ſiedelt ſich nicht gleich ein vornehmer Reſtaurateur an, der durch Glanz die Geringeren verſcheucht um die Höheren ſeparat anzulocken. So etwas giebt es im Süden nicht. In der Genußbildung ſind ſich Alle gleich. Im erſten Hôtel iſt neben der Table d'hôte eine Bier-

ſtube, wo der Kärrner und der Laquai trinken, und das vornehme Auge und die vornehme Naſe finden ſich eben ſo wenig beleidigt durch die blauen Strümpfe und den ſchlechten Taback, als Die in der andern Stube moquant demagogiſche Blicke auf die Mehrgenüſſe Derer werfen, die mehr ſind, und mehr haben.

Noch natürlicher und entfernter von aller Prüderie geht es auf dem Lande zu. Es ſetzt ſich an denſelben Tiſch, wo der Handwerker ſeinen Platz genommen, der Cavalier und der Magnatenſohn, er trinkt daſſelbe Bier, denſelben Wein und ißt von demſelben Speiſezettel. Er ſpricht auch mit ihm und lacht mit ihm, und indem er mit ihm ſpricht, nimmt er keinen andern Ton an. Er denkt dabei: ich habe daran Vergnügen, und durch den Tiſch, das Bierglas und die Converſation höre ich doch nicht auf Das zu ſein, was ich bin; ich bleibe Cavalier und Magnat, und der drüben bleibt Handwerksburſch. Das ſoll in andern Städten nicht ſo der Fall ſein. Denn wo der Nobleman durch ein Air, was er ſich gibt, ſich jeden Augenblick erſt ſeinen Stand vor den Andern machen muß, kann dieſer Stand auch je-

den Augenblick wieder verloren gehen. Darin iſt das Leben allerdings leichter in Wien. Auch der Gaſtwirth macht keinen Unterſchied, er bedient den Baron und den Laquaien mit demſelben Eifer, wenn ſie daſſelbe Geld zahlen. Er freut ſich, wenn er ſeinen Garten in Aufnahme kommen ſieht, aber er ſchlägt darum die Preiſe nicht auf und ſetzt nicht ſtatt der Holztiſche Marmortiſche, denn er denkt, wenn die Gäſte plötzlich fortbleiben, bleibt ihm nur ein Stein, der leicht einer des Anſtoßes und des Aergers werden könnte. Nur Muſik ruft er herbei, und ſo lange die Walzer ſchwirren, bleiben die Gäſte. —

12. Der Kahlenberg.

Aus der dumpfen Siechenstube nach den frischen grünen Hainen
läßt der Kranke gern sich leiten von den liebevollen Seinen,
Daß er dort ins Gras sich lag're, Kraft und neuen Glanz sein Auge,
Seine Seele Muth und Hoffnung aus dem Grün der Wiesen sauge.

singt der wiener Spaziergänger, und wie natürlich es klingt, versteht man es doch erst recht in Wien, wie überhaupt den ganzen Dichter, und wie er dazu kam so etwas so zu dichten. Das sind Gegensätze: der Staub der Straßen, das Gewühl, die Interessen, der Markt einer Weltstadt, — man sollte denken, die Natur läge hundert Meilen davon, und wenige Schritte hinaus, und Du bist recht mitten inne in ihrer Lieblichkeit, in duftigen Waldschluchten, auf umbuschten Bergkuppen, auf Gebirgszügen; steinige Schlüfte unter Dir, weit unten erst Weinberge, Dörfer, Gärten, Vor-

ſtädte, dann eine Stadt; weithin magſt Du Dich ergehen auf den Höhen ohne zu fürchten, nun iſt's aus, und über Dir ſind doch noch höhere Berge, und es iſt keine Täuſchung, keine gemachten Parkfelſen und Berge. Der Kahlenberg läßt ſich nicht forttragen und nicht einſtecken.

Ich weiß nicht, ob es meinem Leſer in den geſchilderten Steinhaufen ſo eng wie mir geworden. Das Grün drinnen „thut es noch nicht", nachdem ich ſo viel gemauerte Mauern ihm aufbauen mußte. Was er innerhalb derſelben findet, ſpare ich ihm und mir noch auf und lade ihn als Intermezzo zu mir in einen Stellwagen, der uns nach Grinzing fährt, dem Orte, wo der berühmte Wein wächſt und von wo man zu Fuß auf die Berge ſteigt; ich verſpreche ihm eine ſo erfriſchende Ausflucht, daß die ungeheure Steinlaſt, und wäre ſie noch drückender, ihm in wenigen Minuten von der Bruſt gewälzt iſt.

Wir ſitzen im Wagen, der Schlag Ein Uhr abfährt, ob er ſich nun bis da gefüllt hat oder leer iſt. Die Tour muß gehalten werden, als wenn es eine preußiſche Poſt wäre, denn die Einrichtung ſteht unter der Controle des öffentlichen

Vergnügens, und für Wien giebt es keine höhere. Die innere Vorstadt, die nußdorfer Linie, die äußere Vorstadt liegen hinter uns, und schon fühlst Du Dich im Gebirge: ausgefahrene, steinige, tiefe Wege, Defileen, bald durch Gründe, bald über Höhen, es duftet Dich balsamisch an; jetzt nicken Dich von oben Weinstöcke an, jetzt, selbst auf der Höhe, gewinnst Du schon anmuthige Fernsichten über das gewellte Land, das sich hier nach der Donau, dort längs den Bergen in die Ebene senkt.

Hinter dem Dorfe, wo Dich der Wagen unter Häusern absetzt, welche trotz einer nicht größeren Entfernung als drei Viertelstunden von Oestreichs Residenz und Hauptstadt doch schon den Hütten eines Gebirgsdorfes ähnlich sehen, beginnen wirkliche Gebirgspfade. Du kletterst auf steinigem Gerüll, windest Dich durch blühende Gesträuche, kreuzest abschüssige Wiesen, längst hinaus über die Weinregion. Begegnet Dir auch keine echte Gebirgstracht, kein Saumroß, so könnten sie Dir doch begegnen; ganz andere, reinere Lüfte umfächeln Dich, als die den wiener Staub aufwehen. Vor einer Stunde aus der eleganten Ele-

bude des Grabens getreten, knöpfest Du den Rock zu, um Dich vor der Bergluft zu schützen, und hältst still um Athem zu schöpfen. Ein Blick rückwärts, und eine paradiesische Aussicht will Dich fesseln; aber Du bekämpfest die Lust um die höheren Punkte zu gewinnen.

Schon magst Du vom Wege abkommen und Dich verirren, bevor Du noch den niedrigsten Punkt der drei Höhen gewannst, denn Du trittst in eine blühende Laubwaldregion. Es war ein reizender Frühlingstag, als ich die Spitze des Cobenzl bestieg. Ich war allein und doch nicht allein. Wiener Freunde hielten es für unmöglich, daß Jemand da so mutterseelenallein umherstreifen könnte, sie bedauerten mich, daß ich es ihnen nicht gesagt; aber begleitete mich nicht so mancher — und einen davon kann ich nennen, der zu mir unter den schattigen Wipfel der hohen Buche trat und viel mit mir plauderte! Was er mir vertraut, davon an anderer Stelle; es war der wiener Spaziergänger, den ich bis da nie gesehen und auch bis heute nicht von Auge zu Auge sah; aber unterm grünen Baum auf dem Vorbug des Cobenzl haben wir uns lange unterhalten, und

wenn ich ihn längſt ſchon lieb gehabt, gewann ich ihn jetzt noch mehr lieb, denn hier erſt verſtand ich ganz ſeine Frühlingsgedanken. Dieſes Plätzchen mußte es ſein, wo er ſang:

Fern der Stadt, auf einem Hügel, ſaß ich unterm grünen Baum,
Der mir ſäuſelnd um die Schläfe ſpielte wie ein Frühlingstraum,
Frei die Blicke ließ ich ſchweifen über Felder, Höh'n und Wald,
Bis die fernen blauen Berge ihnen höhnend riefen: Halt!

Sieh, da nahmen die Gedanken ihren leichten Wanderſtab,
Schritten über jene Berge jenſeits in das Thal hinab,
Schritten fort unaufgehalten, über neue Bergeswand,
Und ſie ſahn, ſoweit ſie wallten, ringsum ſchönes, reiches Land!

wo er wünſchte, daß der Herrſcher dieſes ſchönen Landes ſtatt ſeiner ſäße und ihm die Zweige wie Frühlingsträume um das Haupt ſäuſelten, wo er nennt dies ſein:

Vaterland, von Gott geſegnet alſo reich mit jeder Luſt,
Daß für Dich der Ueberreiche andre faſt enterben muß',

und Fragen an daſſelbe richtet, auf die eine Thräne im Auge ihm antwortet. Eine treffendere, leben-

digere Schilderung Deſſen, was das Auge umfaßt, kann nicht entworfen werden als ſeine:

Ebnes Land liegt mir zu Füßen, wie ein ſtilles, grünes Meer,
Weithinaus, wie Möven, kreiſen meine Blicke drüber her:
Gleichwie ſchmale, lichte Furchen, die durchs Meer die Schiffe ziehn,
Schlängeln Donauſtrom und Straßen ſich als Silberſtreifen hin!

Rings empor als inſelreicher, ſtolzer Archipelagus
Ragen Dörfer, Schlöſſer, Städte, blinkend wie aus Silberguß;
Doch vor allen groß und mächtig ragt ein Eiland aus dem Meer,
Dem als Tannenwald die Stirne krönt gewalt'ger Thürme Heer.

Du biſt's Wien, Stadt der Cäſaren! — Doch wie dünkſt Du jetzt mir klein
Selbſt ein Meer ſonſt meinem Auge, ſchrumpfſt Du nun zur Inſel ein!
Rieſenwerk, dran müd' ſich bauend raſtlos ein Jahrtauſend ſtand,
Blieb nun Deine ganze Größe leicht bedeckt von meiner Hand!

Dreimal hunderttausend Brüder träumen dort des Lebens Traum!
Dreimal hunderttausend Herzen schlagen in dem engen Raum!
Draus Entwürfe, weltbewegend, erderschütternd, sind gewallt!
Draus gewandelt manche Botschaft, deren Klang die Welt durchhallt!

Das geistige Auge ist so scharf als das leibliche beim Spaziergänger. Zum Glück stand er nur im Frühling auf dem Cobenzl. Ich weiß nicht, wie es hier im Winter und Herbst aussehen mag.

Durch parkartige Anlagen, bergauf, bergab, nicht ohne Beschwerde und Gefahr Dich zu verirren, ersteigst Du den viel höhern Kahlenberg. Nicht zu vergessen ist das elegante Schloß auf dem Cobenzl mit seiner Vue nach der Stadt, welches, wenn auch sonst nicht merkwürdig, durch den Namen seines Besitzers an die Intriguenzüge der letzten Weltereignisse erinnert. Es gehört dem Grafen von Pfaffenhofen. Er hat diesen reizenden Sitz Karl X. nicht angeboten.

Der Kahlenberg führt mit Unrecht den Namen. Aus einem dichten Walde, zum Theil als Thiergarten eingehegt, erhebt sich gegen Wien hin eine

vorragende Spitze, auf der die ehemaligen Klostergebäude stehen, welche im Lauf der Zeiten zu einem Wirthshause sich accomodiren mußten. Auf einem schönen Altanplateau vor demselben ist der Punkt mit der reizenden Aussicht, um deretwillen der Wiener die Mühe nicht scheut, den Berg zu ersteigen, weit reicher, umfassender als die vom Cobenzl. Dort beschäftigte sich das Auge noch mit den Gärten und Villen um Wien, hier ist man von einem Hügel auf einen Berg gestiegen und hat das Großartige einer Fernsicht, verbunden mit aller Anmuth nächster landschaftlicher Umgebung. Wien zu Deinen Füßen, weithin das reiche, grüne, ebene Land bis zu den gräzer Bergen zur Rechten, und links verfolgst Du die Krümmungen der Donau bis sie auf einen neuen Gebirgszug in weiter Ferne stößt. Aber man zeigt Dir zwei getrennte Bergspitzen; hier durchbricht sie, ein neues Felsbett findend, die ungarische Grenze, und die weißen Punkte, die Du bei heiterm Himmel erkennst, sind Presburg. Und von Wien bis Presburg, wenn Du dem schlängelnden Donaulaufe folgst und die großen Inseln entdeckst, wie viel verhängnißvolle Namen knüpfen sich daran!

Jener ſandige Werder heißt Lobau. Aſpern, Wagram, das Marchfeld, vielbedeutende Klänge! Auf dem Kahlenberge ſtand auch Sobiesky und muſterte das Türkenlager, bis er bei Kloſterneuenburg über den Fluß zog. Und bis auf die Franzoſen wie viel berittene Kriegervölker, Polen, Türken, Ungarn, Hunnen, tummelten auf jener weiten Ebene ihre Roſſe! Dieſe poetiſchen Gedanken und hiſtoriſchen Erinnerungen werden Dich aber nicht abhalten, wenn Du Dich an der Ausſicht geſättigt, beim Reſtaurateur einzuſprechen, der Dir eine ellenlange Speiſe- und eine eben ſo lange Weinkarte vorlegt. In guten Zeiten wirſt Du vielleicht Alles erhalten, was darauf geſchrieben ſteht, in kritiſchen, wozu ich den Frühling rechne, der noch nicht genug Beſuch heraufführt, wenigſtens die Antwort: iſt nicht mehr da. Von den Weinſorten, die ich foderte, natürlich zu Ehren Ungarns, das vor mir lag, war erſt die ſiebente vorräthig. Dafür waren die Flaſchen aber verſiegelt, denn ein Advocat aus der Stadt hält und verſorgt dieſes Bergwirthshaus, das ſich gewiß mit jedem andern in ähnlicher Lage meſſen kann.

Der Leopoldsberg liegt eine ſtarke Viertel-

ſtunde vom Kahlenberg auf der äußerſten ſpitzen Kuppe des Bergzuges, wo dieſer ſich ſchroff in die Donau ſenkt. Minder hoch als letzterer, iſt er doch maleriſcher wegen der Iſolirtheit ſeiner Lage und der Schloßgebäude, die ihn krönen. Ehedem war es ein erzherzogliches feſtes Schloß, dann ein Kloſter, jetzt hat es gleich dem Kahlenberge, ſich zum Theil zu einem Wirthshaus hergeben müſſen; aber ſeine kühne vorſpringende Lage und die verwitterten hohen Feldſteinmauern laſſen ihm noch immer den Aſpect eines alten Donaucaſtells. Ich zog die Ausſicht hier, weil ſie eine doppelte und unbeſchränkter iſt, der auf dem Kahlenberge vor. Wenn gleich dieſe rechts nach Wien hin reicher und lieblicher iſt, ſo iſt die links herunter auf die Donau, welche eben um den wiener Wald biegt, und mit ihren grünen Wellen um viele Werder und Sandbänke, die noch keine Inſeln wurden, lenkt, deſto romantiſcher. Eine wechſelnde Beleuchtung, denn der Weſt trieb dunkle Regenwolken über den lichtblauen Horizont, hier die einſame Donaupartie im grauen düſtern Abendſchatten, dort die belebte Flur mit der Hauptſtadt noch im glän-

genden Abendschein, hoben den höchst romantischen Eindruck grade dieses Punktes.

Einst in der Vorzeit stand hier ein Erzherzog mit seiner Gemahlin, in erbaulichen Gesprächen des reichen gesegneten Landes unten sich freuend. Gedrängt, ich weiß nicht durch was, fühlte sich ihr Sinn ein Kloster zu gründen, Gott und der heiligen Jungfrau zu Ehren, die sie zu Herrschern über dies gesegnete Land eingesetzt. Aber sie waren nur in Verlegenheit, wo; Da riß ein Wind der Erzherzogin den Schleier vom Haupte und trug ihn durch die Lüfte über die Wipfel des Bergwaldes hinab zur Donau, und ihr Gemahl gelobte, den Wink des Himmels erkennend, wo man den Schleier finde, das Kloster zu gründen. Der wiener Wald war dazumal noch etwas Fürchterliches, man hatte lange suchen müssen, bis man ihn sauber ausgespreizt über einem blühenden Strauche mitten im Dickicht fand. An der Stelle lichtete Leopold den Wald und gründete das reiche Klosterneuenburg, dessen graue Kuppeln und Thürme Dir jetzt noch unten an der Donau aus dem grünen Walde entgegenschimmern. Wenn ich die Sage nicht ganz richtig erzählt — ein Gedächtnißfehler

iſt verzeihlich, wo ſo viele Sagen an Schleier und aufgefundene Heiligenbilder im Walde ſich knüpfen — ſo ſchlage man irgend eine der vielen poetiſchen Erzählungen nach, welche ſie zum Gegenſtande haben.

Grau, einſam, altklöſterlich ſchauen die Dächer und Zinnen zu Dir auf, die Donau rinnt träg und düſter an dem öden Mönchsſitze vorbei, den melancholiſchen Klagen aus ſeinen Mauern antwortend, und die Hirſche, die auf den einſamen Sandinſeln ſpielten, vollendeten das ſchöne, düſtre Bild. Alles aber Täuſchung, vermuthlich von den Schatten der grauen Regenwolken. Um Wien iſt nichts traurig und einſam. In den Mauern von Kloſterneuenburg iſt's prächtig und geräumig und reich, die Mönche ſind keine Karthäuſer, es iſt ihnen nichts genommen, und ob auch die Reformbill durchgegangen, und die Sinecuren in England beſchnitten werden, für ihre ſind ſie noch auf Lebenszeit, für Kind und Kindeskind, wenn man ſo von Mönchen reden darf, nicht bange. Hat doch Napoleon und ſeine Soldaten ihnen nichts angehabt. Nur daß dieſe über die Donau ſchifften und in den Kellern, die noch geräumiger ſind

als die Refectorien und Zellen, so viel zapften, daß der Prälat mit seinen Mönchen im nächsten Jahr einigen Durst litt. Doch seit 1809 ist wieder viel Klosterneuenburger gekeltert und gefüllt — dieser Wein gilt als Delicatesse — und die frommen Wiener sind auf funfzig Jahre hinaus der Sorge enthoben, daß einmal die gastlichen Mönche von Klosterneuenburg mit ihrem Abte verdursten. Das Kloster ist eine Lieblingslandpartie der Wiener.

Vom Leopoldiberg kann man den Rückweg bis dicht an die Linie fast durch lauter Windungen sich abdachender Weingärten wählen.

Neapel allein ausgenommen, grenzt wol an keine große christliche Stadt so unmittelbar eine reiche grüne Natur in ihrem anmuthigsten Kleide.

13. Was kochen wir heute, was morgen?

Mauerplacate ſind von unendlicher Wichtigkeit nicht allein in conſtitutionellen, auch in abſoluten Staaten.

Denn während man dort aus den Anſchlägen erſieht, ob und wann eine Revolution und gegen wen ausbrechen ſoll, oder nicht ausbrechen, und ob man zu Hauſe bleiben und ſtill ſein, oder Tumult machen und etwas ſchreien ſoll auf der Gaſſe, Articulirtes oder Unarticulirtes, Namen oder Sachen, lieſt man hier aus den Placaten nicht mehr und nicht weniger als die ganze Volksbildungsgeſchichte heraus.

Die Reiſebeſchreiber ſind nur zu läſſig im Sammeln dieſer Documente, ihnen ſcheinen ſie an Ort und Stelle nicht wichtig genug, Documente, die doch authentiſcher ſind als alle coram notario

duobusque testibus aufgenommenen, der diplomatischen ganz zu geschweigen.

Sage man nicht, daß der Mensch sich besser zeigt an den Straßenecken als zu Hause. Indem Jemand sich Mühe gibt, sich zu zeigen, zeigt er ja doch eben in der Anstrengung, was er ist und kann. Jedes Schauspiel geht aus dem innersten Leben des Volkes hervor, warum nicht auch jedes Avertissement?

Die witzigen Philister im berühmten „Spectator" wollten es vor hundert und einigen Jahren der englischen Behörde zur Pflicht machen, auf die Grabsteine und Inschriften zu wachen. Sie sollten einfacher werden, minder pompös, correcter. Namentlich sei es eine Schande, daß die geschmacklosen Embleme und Inschriften der Nationalgräber im Westminster dem Fremden eine so schlechte Idee vom englischen Nationalgeschmack gäben. Die englische Regierung und das Parlament waren vernünftiger als die witzigen Philister der tonangebenden Wochenschrift, sie breiteten durch keine Académie des inscriptions einen täuschenden Schleier über den schlechten Kunstsinn der Nation, und noch heut zu Tage sieht der Fremde an allen ihren

neuern Monumenten, ein wie praktisch tüchtiges, umsichtiges Volk die Engländer sind, aber wie wenig angeborenen Geschmack sie in Kunstsachen haben.

Was lieſest Du aus den französischen Mauerplacaten heraus, aus den öffentlichen, wie aus denen der Privatpersonen? Etwa Anderes, als daß die Franzosen, trotz ihrer eleganten liebenswürdigen Bildung, ein ungeheures Charlatanvolk sind?

Was lieſest Du aus unsern berliner Anschlägen? Wie sehr correct wir sind, wie unsere Wisotzky's, Herig's, alle in guten Primairschulen gesessen, wie sie, wohl wissend, daß Klappern zum Handwerk gehört, doch auch sich bewußt sind, daß das Klappern mit Anstand geschehen muß, daß man nicht Schellen läuten darf. Wie ungeheuer belustigend klingen uns die Placate fremder Taschenspieler, Menagerieinhaber und mehr oder minder ehrbarer Gaukler, wenn sie versichern, so etwas sei noch nie dagewesen, in Berlin noch nie gesehen; welches Gaudium verursachen die Sprachschnitzer, die Wendungen und Beugungen vor allen verschiedenen Gattungen, in die sie, uns nicht kennend, das anzulockende Publicum eintheilen. Erregt es nicht unsere Luſt und Abneigung zugleich,

wenn sie die Ehe zwischen einem hohen Adel und einem hochzuverehrenden Publicum separiren? An den Mauern steht es nun geschrieben, wie die Feuerschrift in Nebucadnezar's Zelt, aber wir wissen gleich, das schrieb Keiner von uns.

Correctheit ist eine gute Sache; aber damit ist nicht gesagt, daß es nichts Besseres gibt als Correctheit, und daß aus unsern correcten Placaten auf einen so vorzüglichen Zustand unserer Volkssitte und Bildung zu schließen wäre, daß man gar nichts mehr wünschen könnte. Ich zu Exempel wünsche, daß unsere Anschlagzettel, statt alle weiß zu sein, mehr bunt wären, und ich bin überzeugt, daß keiner meiner Leser mir antworten wird, daß es ja orange Theaterzettel gebe, welche die eingetretenen Hindernisse anzeigen.

Correctheit ist es nun am allerwenigsten, was Dir ins Auge springt, wenn Du die wiener Ecken musterst, so wenig Correctes als Revolutionnaires, aber viel Buntes, und Du wirst Dich auch nicht wundern und mich nicht lügen schelten, wenn Du einmal nur lauter weiße und keinen einzigen farbigen Zettel findest. Es gibt Farben, die man nicht sieht, aber fühlt.

Wie es verſchiedene Sitten in der Welt, alſo auch in Deutſchland gibt, warum ſoll es nicht auch verſchiedene Orthographien geben? Gibt es doch kluge Läſterer, die behaupten, daß keine Dame, auch die allerhochgebildetſte nicht, auch keine Schriftſtellerin, ganz und durchaus richtig orthographiſch ſchreiben könne. Die wiener Straßen- und ſelbſt die Gelehrtenorthographie iſt gewiß eine andere als die berliner; aber was man Dir aufbinden will von dem frequenten Gebrauche des X und dergleichen, glaube ja nicht. X iſt in Deutſchland einmal angenommen als unbekannte Größe, und zugegeben, daß es in Wien mehr unbekannte Größen gibt als bei uns, ſo ſtoßen ſie uns doch eben ſo wenig bei jedem Schritte auf, als das ganze A. V. C. dort aus 24 X beſteht.

Was kochen wir heute, was morgen? findeſt Du mit handgroßen Buchſtaben an jeder Straßenecke angeſchlagen, und gleich darunter grinzt Dich ein entſetzliches Bild an, roth, grün, blaue Gedärme, ein aufgeſchnittener menſchlicher Leib. Wie paßt das zuſammen, fragſt Du? Und es paßt vortrefflich.

„Was kochen wir heute, was morgen?“ iſt näm-

lich der Titel eines vortrefflichen Kochbuchs, welches in Wien so viel Autorität hat als bei uns die Markus Looft's, die Sophie Scheidler's, Louise Werner's, Sametzky's und wie die Wohlthäter und Wohlthäterinnen des Menschengeschlechts heißen, die für dasselbe geschrieben haben. Das Bild drunter ist aber das Titelkupfer eines Werkes über den Magen, der sich Dir hier aufgeschnitten präsentirt, und Du siehst alle seine Verrichtungen, und lernst, wenn Du das Buch kaufst, was Du zu thun hast, Dich mit diesem Freunde in gutem Vernehmen zu erhalten. Und von welcher Wichtigkeit er ist, sagt Dir nicht allein das Gefühl und dies gedruckte Buch, auch von der Bühne herab wird es Dir gepredigt, wenn Du Dich entsinnst, wie das Alter im „Bauer als Millionair" den Alternden mahnt, des Magens zu gedenken, wenn die Jugend Abschied nahm.

Was Strauß und Lanner verspricht, der Feuerwerker im Prater, die musikalischen Wirthe in Dödling, Hitzing, Schönbrunn, links und rechts, nah und fern, von allen kannst Du lesen, wenn Du lesen kannst, was hier zu lesen ist. Aber aus dem „Was kochen wir heute, was mor-

gen", und aus dem aushangenden aufgeschnittenen Magen lieſst Du noch viel mehr und viel kürzer ein Resultat heraus.

Es iſt sehr schade und wird von allen Patrioten bedauert, daß die alte wiener Sprache mehr und mehr abkommt. Nicht im Gespräch, denn hier lebt sie noch in aller ihrer lieblichen Gemüthlichkeit, aber auf den Küchenzetteln. Erinnere man sich doch an die classischen Papierstreifen, die frühere Reisende aus den wiener Restaurationen wie unschätzbare Seltenheiten mitbrachten, worauf hunderte von Namen standen, von denen weder Adelung noch Campe nur eine Ahnung gehabt, und von einem so seltsamen Klange und einer so magyarischen Orthographie, daß ein Norddeutscher in eben die Verlegenheit kam, sollte er danach fodern, als jener unser Landsmann in Paris, der unkundig des Französischen, auf Very's Karte ein Gericht nach dem andern heraustippte und immer eine Suppenart nach der andern erhielt. — Man will in den Restaurationen jetzt vornehm, hochdeutsch werden, und cultivirt die alten Namen. Die alte naive Unschuld ist weg, aber mit dem Hochdeutsch „thut's halt noch nicht."

11. Die wiener Küche.

Zu Friedrich Schlegel, als er noch lebte, und zwar in Wien, kam Jemand und fand den Dichter, Kritiker und Philosophen in Hemdsärmeln am Küchentisch, eine weiße Schürze um den Leib, ein Messer in der Hand, mit dem er ungemein geschickt die in der andern befindliche Bohne schnitt, wie man Bohnen schneidet. Der Freund aus dem Norden wollte betroffen zurück, aber Schlegel bat ihn zu bleiben und entschuldigte sich mit der pressanten Zeit.

„Sie haben doch aber eine Köchin," konnte sich der Freund nicht enthalten zu sagen, „und zwar eine sehr gute, wie wir neulich erfuhren."

„Allerdings Theuerster," erwiederte Schlegel, indem er eine neue Bohne mit dem Finger kappte, „aber Sie wissen nicht, wie wenig man ihnen hier in der Stadt trauen kann. Ich mag es ihr tausendmal sagen und einschärfen, aber glauben

Sie, daß die Person die Fäden ordentlich abzieht, ehe sie schneidet? Da ich nun aus langer Erfahrung mich überzeugt, daß man von keiner Person, die um Lohn dient, das erlangen kann, was bleibt übrig, wenn ich keine Bohnen mit Fasern essen mag, als mich selbst an die Arbeit zu machen?"

Friedrich Schlegel's Handlungsweise war hierin vermuthlich so für sich allein, wie Vieles, was er in seinem Leben gethan. Ich habe nicht in Erfahrung gebracht, daß die wiener Gutesser, ob sie katholisch von Geburt, oder erst geworden, sich selbst ihre Bohnen schneiden. Man überläßt das und jedes andere Schneiden, das dahin gehört, den Köchinnen, in die der Wiener das Vertrauen setzt, sie werden nicht mehr und nicht weniger schneiden, als rechtschaffenen Köchinnen die Observanz erlaubt. Aus Meißl's Fee aus Frankreich weiß man ja, wie gewissenhaft die Haushälterin des Hagestolzen ihre Schwenzelpfennige berechnet, daß sie sich nicht einmal entschließen kann, gegen ein fixes Abstandsquantum ihnen zu entsagen!

Die ganze wiener Küche, wie sie ist, wie sie war und ihre Aussichten in die Zukunft zu schil-

dern, wie reicht ein Capitel aus, wie faßte man alle diese Bilder in ein Bild! Sie zu ergründen, nur sie zu kennen, dazu gehörte ein halbes Leben, sie zu beschreiben wenigstens ein ganzes Buch. Wohl wichtig, ehe es geschrieben würde, wäre die Frage, ob der Einheimische, ob der Fremde mehr berufen scheint: der Einheimische der sie kennt, dem sie aber—er kann nicht vergleichen—zur andern Natur wurde; der Fremde, dem in der Menge des Ueberraschenden und Neuen der sichere Standpunkt abgeht; jenem ist gar nichts merkwürdig, diesem Alles; jenem fehlt die Würze, welche jeder Wechsel mit sich führt, er ist abgestumpft; diesem könnte Alles pikant scheinen, eben weil er nicht einsieht, daß es natürliche Combinationen nach gewissen, bestimmten Gesetzen sind, daß nach diesen schmacklichen Prämissen der zur Erscheinung kommende Geschmack nichts als ein organisches Resultat ist.

Möge diese Aufgabe der Zukunft überlassen bleiben, vielleicht einem Fremden, dem langjähriger Aufenthalt zu einem Freunde der wiener Sitte, aber noch nicht zu einem Wiener gemacht. Ihm liegt es ob, erst zu ergründen und dann deutlich zu machen, ob die wiener Küche etwas so in sich

selbst Daſtehendes, aus sich heraus gebornes organisch Vollendetes ist, als ältere Annahmen andeuten wollen, oder ob, wie man in Wien selbst hört, französische Art und französische Principien auch hier, unmerklich freilich, aber um desto gefährlicher eingewirkt und die eigenthümlich vaterländische Herausbildung gehemmt, gestört haben. Angenommen, daß dieser Einfluß da ist, dessen Schuld der Diplomatie mehr beizumessen wäre als den kriegerischen Combinationen, welche zweimal französische Heere nach Wien führten, so wäre ans Licht zu stellen, wie weit er eingriff, wo er half, förderte, Geburten weckte, die bis da embryonisch in bewußtloser Ahnung schlummerten, und wo er eigne Anstrengung vernichtete, zurückschlug. Nur dieser historische Weg würde aufs Richtige führen, während der andere empirische nach dem Geschmack ins Meer voriger Unsicherheit zurück leitete. Wenn der Berliner sagt: „Mit der wiener Küche ist auch nicht so viel los, als man davon macht," was ist damit gesagt? Paralysirt es sich nicht mit der andern Redensart: „Man ißt in Berlin eben so gut oder besser jetzt als in Wien." Was heißt besser und was berliner Küche? Ist das ein

Urbegriff auf den das Seiende ſich zurückführen läßt, oder nicht vielmehr auch ein Gemiſch von von Fremdartigem, von Ruſſiſch, Franzöſiſch, Engliſchem?

Und wie weit ſind wir gerade darin noch zurück, nämlich in der hiſtoriſchen Verfolgung. Rumohr hat Lichtblicke in die Küchen der verſchiedenen Nationen geworfen; aber dies Licht kam nur aus ſeinem ſubjectiven Genius, nicht aus einer vollkommenen geſchichtlichen Klarheit; denn wenn er gleich weiß, wie die Römer geſchmort und die Spanier gebacken, hat er um deshalb ergründet die ungeheuere Veraderung der heutigen europäiſchen Küche? Gar nicht. Hier ließen ſich Ahnentafeln der Gerichte aufſtellen. Aber hat man auch nur die ſcheinbar ſo einfache des Beefſteaks bis jetzt?

Ich ſage, und das iſt mein einziges Reſultat von allgemeinerer Bedeutung, daß in der wiener Küche neben dem unbewußt oder mit Bewußtſein eingeſchlichenen Fremden ſich noch viel Eigenthümliches, ja mehr als in irgend einer Nation erhalten hat. Manches iſt aus Italien gekommen — wer wollte den Werth der Macaroni verkennen,

wer nicht einräumen, daß die Mehlspeiscultur, wenn wir sie überall den Welschen verdanken, etwas Dankenswerthes ist — es kommt aber nur darauf an, wie wir das Ueberkommene benutzt haben, und darauf kommen wir später zurück. — Einiges kam auch aus der Türkei; die Behandlung des Zuckergebäcks, die Anwendung des Honigs; warum wollte, warum sollte der Wiener es leugnen, daß er hier viel die Ansichten der ottomanischen, der magyarischen und slawonischen Stämme benutzt hat.

Freilich ist es noch in tiefes Dunkel gehüllt, woher eigentlich die Klöße stammen; indessen wäre es mehr als deutsche Bescheidenheit, ableugnen zu wollen, daß sie den Germanen ursprünglich angehören. Tacitus erwähnt nichts ausdrücklich davon, auch Plinius in seinen Notizen aus älteren Reisebeschreibern, welche Deutschland kennen gelernt, beläßt dies in voriger Ungewißheit; wer indessen den großen, ernsten Römer mit feinem Sinne liest, wird vielleicht deutlicher, als wir es niederzuschreiben wagen, aus der Schilderung der germanischen Wachtfeuer an der Weser, wenn er den Dampf sieht, der aus den Kesseln emporbro-

det, fühlen, daß unſere Vorväter Klöße kochten. Was für Klöße, und ob die feinen Römer daran Geſchmack fanden, das ſteht freilich nicht im Tacitus; allein es ſtände ſchlimm mit unſrer Philologie, wenn ſie aus den Alten nicht mehr herausläſe, als drin ſteht. Gewiß waren es nur Haferklöße. Noch ſchwieriger, dunkler wird unſer Gebiet, wenn wir uns nach demjenigen Stamm umſehen, wo ſie vorzugsweiſe, wo ſie zuerſt bereitet wurden, und wir bekennen, daß wir rein im Lüftemeer der Ahnungen uns ſchaukeln, wenn wir ſie den ſemnoniſchen Stämmen der Longobarden zuweiſen. Etwas Aufgegangenes geht nicht ganz wieder unter, auch die Klöße blieben, nachdem die Longobarden längſt nach Südweſten ſich gewendet, und die ſemnoniſchen Germanen den Slawen Platz gemacht, im Lande zwiſchen Oder und Weichſel, und die Pommern dieſſeit und jenſeit der Oder vervollkommnen ihre Bildung. Wie ſie von ihren ſemnoniſchen Erfindern im Gewühl jener erſten deutſchen Freiheitsaufregung zu den Markomannen übergegangen — wir finden ſie beſtimmt und ſchon in einiger Ausbildung im Lager des Marbod — iſt erklärlich; wie ſie nun auf dieſem Wege Eigen-

thum der ſpätern Oeſtreicher geworden, hier zu Knödeln (oberſchleſiſch Kließla) Strudeln, Hefenklöſſen, Kolatſchen ſich condenſirt, läßt ſich deutlicher nachweiſen, als wie ſie durch den Umweg der longobardiſchen Wanderungen, nicht geſtört durch den Conflict mit den Gepiden, nach Italien gekommen und hier — vielleicht zu Macaroni ſich aufgelöſt haben, was, wir bekennen es, aus dem hiſtoriſchen Gebiete in das der vagen Vermuthung hinüberſtreift. Aber zu erfreulich war der Gedanke, daß die wiener Küche auch etwas von der germaniſch-märkiſchen urſprünglich bekommen und ſo doch in einer Verwandſchaft mit ihr ſteht, die wir freilich mehr ahnen als beweiſen können.

Räthſelhaft möchte es ſcheinen, wenn man die ſo oft ins Leben getretene, politiſche Wechſelwirkung Englands und Oeſtreichs betrachtet, wie eigentlich, man darf es ausſprechen, ſo viel als nichts aus der engliſchen Küche in die wiener überging. Hier haben keine Allianzen, keine Geſandtſchaften eine Verſchmelzung zu Stande gebracht, die Natur iſt mächtiger als die Politik. Man weiß, wie die Gattin des britiſchen Geſandten zu Anfang vorigen Jahrhunderts, die berühmte Lady

Montague, in Wien ſich bemüht, Engliſches und Wieneriſches zu amalgamiren; aber auch wenn es ihr, was ſie ſo eifrig beabſichtigte, gelungen wäre, die wiener Oefen in London einzubürgern, ſchwerlich hätte ſie wiener Strudel in England gebacken, wie denn umgekehrt auch nicht die leiſeſte Spur ihres Wirkens für die wiener Küche hier zurückgeblieben. Faſt mit hiſtoriſcher Gewißheit läßt ſich annehmen, daß bis 1732 noch kein Beefſteak in Wien geröſtet worden; Abraham a Sancta Clara würde wenigſtens einmal es auf die Kanzel gebracht haben. Nicht überſehen darf dabei jedoch werden, daß die blutig annoch gährenden Kämpfe zwiſchen Whigs und Torys die engliſche Küche um jene Zeit noch nicht die Einheit gewinnen ließen, welche ſie zu einer ſiegenden gemacht hätte, gleichwie Frankreich erſt Frankreich und ſeine Küche erſt die franzöſiſche wurde, nachdem Richelieu die Parteien unterdrückt und die ariſtokratiſchen Factionen unter ſeinen großen Cardinalshut gebracht hatte. Mit dem ſiebenjährigen Kriege hörten alle Relationen zwiſchen England und Oeſtreich auf, obſchon, merkwürdig genug, die engliſche Küche um deshalb nicht den mindeſten Ein-

fluß auf die preußiſche ausübte. Langſam erholte ſich erſt wieder die Verbindung. Aber noch Sir Robert Keith, Geſandter bei Kaiſer Joſeph II., klagt bitter, daß man ihn ganz außer Acht laſſe und kaum vierteljährig Novitäten aus London zuſende. Für die engliſche Küche war damals nichts in Wien zu thun. Wie Caſtlereagh während des wiener Congreſſes ſeine Nationalität vernachläſſigte, darüber iſt in ganz England, unter Torys und Whigs, nur eine Stimme. Er hat ſeine Beugung vor fremden Sitten und fremden Küchen durch einen blutigen Tod gebüßt! Mehr ließ ſich erwarten von des Fürſten Eſterhazy glanzvoller Geſandſchaft in London; aber die engliſche und die wiener Küche können auf gleiche Weiſe klagen. Der Fürſt hält ſich franzöſiſche Köche!

Mit Holland ſtand die wiener Küche nie in Relationen. Wie auch momentane Combinationen dem Dinge einen andern Anſtrich geben; Holland hängt durch ſeine kräftige Hornviehzucht unzertrennlich mit England zuſammen. Strudel und Macaroni werden hier zu derbem Plumpudding; aber der Nerv beider Küchen iſt das Hornvieh, ihre

Aufgabe: ſeinem Fleiſche Würze, Friſche, Kraft zu erhalten oder zu geben. Es ſind Länder, mit von Waſſerdünſten, Kohlendampf und Nebel geſchwängerter Luft, hier gilt es, Würze zu ſuchen, wo ſie nicht iſt. Oeſtreich iſt ein ſonnenhelles Land, Alles bildet ſich von ſelbſt, und der Genuß iſt leicht; man braucht keiner Potenzirung des Nahrungsſtoffes.

Ungerecht wäre es und ein Vorurtheil gegen die franzöſiſche Küche, das Gute ihr abzuſprechen, was ſie vorzugsweiſe auf die Wiener geübt hat. Nicht die Delicateſſen, welche der wiener Koch dem pariſer nachmacht, ſind zu rühmen, ſie bleiben franzöſiſch, wer ſie auch zurichtet; aber die Elementargerichte, die, zu Haus überall, doch in jedem Hauſe verſchieden behandelt, verſchieden gedeihen, dieſe ſind es, welche den ſoliden Ruhm eines Kochs, den Ruf einer Küche begründen. Unverkennbar iſt nun der franzöſiſche Einfluß auf die wiener Brühſuppen. Mit geringen Mitteln weiß jede Köchin die verhältnißmäßig beſte Fleiſchbrühe zu erzielen. „Dieſe Bouillon," ſagte Napoleon in Schönbrunn zum Grafen Auersperg, „iſt von keinem franzöſiſchen Koch und doch ganz fran-

zösisch, aber auch wieder nicht französisch, denn ich wollte in ihr alle Eigenthümlichkeiten dieses Landes kosten.“ Aehnlich hatte sich schon früher Zacharias Werner geäußert. — Inwiefern die geschmackvollen Saucen Kinder oder Enkel der in pariser Küchen erfundenen sind, wage ich nicht zu behaupten, wohingegen, was Andere aufgestellt, ich dreist bestreite: daß die Art, wie das Geflügel bereitet wird, von den Franzosen erlernt sei. Dies ist falsch. Nicht allein die gebackenen Hähnel sind ursprüngliche Erfindung Unteröstreichs, sondern auch die ursprüngliche Behandlungsart allen Geflügels trägt unverkennbare Spuren eignen Nachdenkens, eigner Erfahrung. Schmackhaft und zart sind hier die Losungsworte, obschon der nordländische Geschmack sich wenig mit der Art verträgt, blutjunge Gänse mehr zu kochen und zu schmoren als zu braten; es streitet mit unserm Begriff von einer echten Gans.

Mit Spanien und Aegypten wüßte ich keine küchliche Verwandschaft. Die Vorstellung einer olla potrida ist der wiener Küche fremd; ob die valencianische spröde Reiszukochung hier gebilligt wird, fand ich keine Gelegenheit zu beobach-

ten *) Der ris à la Malte ſteht nicht mehr als etwas Fremdes da. Mit Rußland, wie geſagt, keine andere Annäherung, als in der Doctrin vom Honig. Caviar iſt unverhältnißmäßig weniger in Wien Bedürfniß als in Berlin.

Faſſen wir die Erfahrungen, die ſich uns in den erſten Wochen darthun, die wiener Küche, wie ſie iſt, charakteriſirend, in wenige Sätze zuſammen:

1. Es wird wenig oder gar nicht gepfeffert. Das Land iſt wohlhäbig und noch dem Naturzuſtande nahe. Die Sinne ſind noch nicht verwöhnt, abgeſtumpft, es braucht nicht der Salze, des Pfeffers, der Gewürze, um einen pikanten Geſchmack hervorzubringen, weil noch Alles ſchmeckt in ſeinem natürlichen Zuſtande. Dies iſt der erſte, der

*) Sie wird gebilligt; doch vergißt man den Urſprung, und wie ſo manches Calderon'ſche Stück in Deutſchland erſt durch eine italieniſche Umarbeitung bekannt wurde, dem Spanier die Ehre entziehend, die ihm als Erfinder gebührt, ſo meint man auch, man koche den Reis italieniſch, indem man ihm die Körnerkraft und die Selbſtändigkeit erhält, und ſorgt nicht, daß es der Valencianer war, von dem dieſe Theorie nach Italien überging!

Grundſatz, der Grundſtein, auf dem ſich das ganze wiener Küchengebäude regelrecht erhebt. Alle folgende Sätze ſind nur Schlüſſe.

2. Nicht durch fremdartige Zuthaten, aus dem Safte heraus, aus dem innern Marke ſucht die wiener Küche dem Gerichte ſeine Würze zu ſchaffen. Nichts ohne Ausnahme. Aber Cayenne liegt fern von Wien.

3. Die Cultur des Geräucherten und Gepökelten iſt hier noch in ihrer Kindheit, oder eine verkannte Fremde. Nichts von Spickgänſen, kaum bringt eine Kunde durch von echtem geräuchertem Schinken. Die hieſigen taugen, ähnlich denen alter Südländer, nur zum kochen. Weſtfalen und Pommern fehlen hier auf den Landkarten. Auch den Würſten mangelt die Schärfe, welche unſerm Gaumen ſo unentbehrlich ſcheint wie das X dem Namen. Mochte doch um deshalb die böhmiſche Wirthin, die mit dem Deutſchen nicht recht fertig wurde, den Würſten jenen Conſonanten entziehen, wo dann freilich die Würſte wie Wiſte ſäuſelten.

4. Ausgeſprochen muß es werden: die wiener Küche verſteht nicht mit dem Rindfleiſch umzugehen. Stark ausgekocht zur Bouillon kommt

es in jeder echt bürgerlichen Haushaltung auch bei Mittagsessen, die wir Gelage nennen würden, nach der Sauce auf den Tisch. Das wäre zu billigen; es ist sein ehrbares Hauskleid. Wo aber ist sein Ausgeh-, sein Bratenrock? Beefsteak gibt es nicht, weder jene erste, auch dem schlichten Sinne zusprechende Sorte auf dem Rost, noch die in ihrer höchsten Vervollkommnung — wo es dem Laien roh scheint — nur von der höchst gebildeten Zunge zu würdigende, durch Dampf und Schweiß bereitete. Das, was unter dem Namen bei einigen Restaurateuren vorkommt, ist nicht besser als das pariser, welches häufig einer aufgerösteten Schuhsohle vergleichbar wäre. Schmorbraten, Rinderbraten, das würzige Rostbeef, hie und da in den Küchen der Reichen und Gereisten magst Du nach Anklängen suchen, an öffentlichen Tafeln vergebens. Unschmackhaft in Fett geröstete, zuvor gehackte Schelben unter dem Namen Rostbrätl sollen Dir alles das ersetzen.

5. Weit besser die Cultur des Kalbfleisches. Seltener der würzige Braten als allerhand Röstungen, von denen die berühmten Naturschnitzel unter geschickten Händen zu einer Delicatesse wer-

den. Vom Kalbfleiſch iſt der Uebergang zum Geflügel nicht weit. Von Fröſchen hörte ich nichts. Es liegt in dem oben angeführten Princip, daß der Wiener die junge gedämpfte Gans der alten gebratenen vorzieht. Ueber Principien ſollſt Du nicht ſtreiten.

6. Die wiener „Speis" verſöhnt Dich wieder, wenn Du ein Feind der Mehlſpeiſe geworden, mit derſelben; oder warſt Du nie ihr Freund, weil Du meinteſt, ſie beläſtige, erſchlaffe den Magen, ſo wirſt Du es hier. Dies iſt die Kraft der wiener Köchinnen. Nicht franzöſiſche Schaumgebäude liefern ſie voll Süßigkeit, pikantem Reiz und doch im Grunde ſchal; es iſt ein echter, compacter und doch lockerer Bau, würzig, ſchmackhaft und nahrhaft. Nicht ängſtlich braucht die Köchin den Moment abzuwarten, wo die vorige Schüſſel abgetragen wird, daß ihr Kunſtwerk nicht einfalle durch eine Minute Stehen. Die wiener Mehlſpeis iſt darüber hinaus; in ſich trägt ſie ihre Stärke, ihr Werth hebt ſie. Nicht aus Eiweisſchaum und Zucker, in täuſchenden Formen und Farben ward ſie aufgetrieben; Mehl iſt ihr Element, aber nicht läſſig geknetetes, ſondern ſo le-

cker und kräftig und fleißig durcharbeitetes wie der Stein an einer gothiſchen Thurmſpitze. Luft iſt überall durchgedrungen, und doch iſt der Bau feſt, er ſteht ohne Randſchüſſel. Geſpickt mit freudig aufgegangenen Roſinen, die geſunde, nicht aufgeſchwemmte, vielmehr ſtark „knusprige“ Rinde mit körnigem Zucker überſtreut und von einer kräftigen Sauce getränkt, erblickſt Du vor Dir wieder eine echt deutſche Mehlſpeiſe und wünſcheſt, ihre würzige geſunde Nahrhaftigkeit verſpürend, daß ſie, zu uns herüberkommend, all die hohlen, ſchalen, nichts bedeutenden und nach nichts ſchmeckenden, auf geſchwemmten Citronen- oder Chocolade-Eierſpeiſen auf ewig über den Rhein zurückjage, von wo ſie hergekommen. Nicht aber ſei damit geſagt, daß nicht auch die wiener Speis noch beſſer werden kann, denn für raſtloſes Fortſtreben iſt kein Ziel.

15. Der Wein.

Der ſelige Seume machte einmal auf ſeinem gro-
ßen Spaziergange nach Syrakus auch einen kleinen
auf den Baſtionen von Wien. Er wollte medi-
tiren, und da er keinen andern Gegenſtand fand,
meditirte er über den Namen der Stadt. Wien
heißt lateiniſch Vindobona. Es gibt Gründe,
anzunehmen, daß der deutſche eben wie der la-
teiniſche Name von den wendiſchen Völker-
ſtämmen herrührt, welche in grauer Vorzeit dieſe
öſtlichen Marken der germaniſchen Lande einnah-
men, und dieſe Gründe ſind ſo ſtark, ja ſo augen-
fällig, daß auch Seume, wenn er nicht gerade in
Verlegenheit geweſen wäre, woran er denken ſollte,
ſich nicht die Mühe gegeben hätte, etwas zu über-
denken, was ſchon längſt vor ihm über-, durch- und
ausgedacht war. Aber Seume wollte etwas Apartes
denken und zugleich an Wien, und darum erdachte
er, daß der Name Vindobona oder Vindobonum aus

dem Lateinischen stamme; die Römer hätten Wien genannt ein oppidum, quod vinum dat bonum, eine Stadt, die guten Wein gibt, und Die nach den Römern kamen, hatten das so (vielleicht weil sie sich geschämt) in Vin-do-bonum zusammengezogen. Der Gedanke amusirte den berühmten Spaziergänger dermaßen, daß er seine Schritte verdoppelte und ein paar Mal die Stadt, welche guten Wein gibt, umkreiste. Als ihn die Motion durstig gemacht, sprach er in einer Schenkstube ein. Hier nun wurde ihm bei einem Seidel Wein die Kritik ad hominem in die Hand, oder vielmehr auf die Zunge gegeben, daß seine ganze Hypothese grundfalsch sei, oder die alten Römer schon, was man nicht von ihnen wußte, gewaltige Ironiker waren.

Es gibt Patrioten, welche den einheimischen allen fremden Weinen vorziehen, und es gibt Fremde welche, lange in Wien, sich so daran gewöhnt haben, daß sie ihn mit derselben Lust trinken, wie jene stolzen Mecklenburger, nämlich Pferde, zum großen Verdruß ihrer behelmten Kürassierritter sich in der neuen Garnison an die zahlreichen Esel der Ackerbürger gewöhnten, dergestalt, daß der honor

naturalis dieſer edelſten Thiere vollkommen in der Länge der Zeit verſchwand und Pferd und Eſel ſich freundlich anwieherten. Wenn man der Sache auf den Grund geht, haben die Pferde eben ſo klug gehandelt als hier die Menſchen. Ohne dieſe Ueberwindung wäre es dort auf den Gaſſen zu mancher unangenehmen Colliſion gekommen, und hier, wo keine möglich, wäre man gezwungen zu durſten, wenn man nicht einheimiſchen Wein trinken wollte, denn außer dem ungariſchen iſt aller fremde durch den Impoſt ſo gut wie verboten. Ein Weinkenner möchte überdies, auch wenn er ſeine Börſe nicht zu ſchonen hat, ſeine Zunge ſchonen wollen, da von jener Auswahl franzöſiſcher und Rheinweine, welche bei uns die Luſt ſo vieler Kellerfreunde, hier nicht die Rede iſt. — Durch den Vergleich zwiſchen Pferd und Eſel ſei übrigens kein unauslöſchlicher Makel auf den öſtreichiſchen Landwein gedrückt, von dem manche Sorte mit Maria Stuart ſagen kann:

Ich bin beſſer als mein Ruf.

Ruf im Lande ſelbſt haben die Gebirgsweine, die auch etwas höher im Preiſe ſtehen; aber man

kann nicht von ihnen ſagen, daß ſie weit her ſind, denn ſchon die Gebirge, welche man von den Baſteien Wiens aus erblickt, liegen weit über das gemeinte Gebirgsland hinaus und liefern, zum Beiſpiel die gräzer, einen Landwein, welcher dem Oeſtreicher noch nicht gleich kommt. Die gemeinten Weingebirge ſind die Höhen dicht um Wien, die Weingärten, Weinberge der Stadt — ein Argument dafür, daß Wien ſelbſt eine Gebirgsſtadt iſt — und die berühmteſten und ergiebigſten Striche ſind die um Grinzingen, Gumpoldskirchen Nußdorf und Kloſterneuenburg, von denen die beſten Weine den Namen führen. Aber man iſt ſehr freigebig mit dieſen Namen, und noch liberaler tauft man einzelne Sorten, jedoch ohne alle fraudulose Abſicht, zu Markebrunner, Liebfrauenmilch, Johannisberger. Es iſt das alte öſtreichiſche Syſtem, dem ſein liberalſter Monarch huldigte: Oeſtreich ſoll glücklich und vollkommen ſein in ſich und durch ſich. Alſo wie es keine fremden Drucke und Zeuche einläßt, braucht es auch keine fremden Weine. Aber entbehren ſoll ſie der Bürger nicht, und darum druckt man fremde Bücher und preßt ausländiſche Weine nach. Auch

gibt es einen Jeſuiter, der faſt noch anmuthiger über die Zunge fließt als die genannten Sorten.

Es wird nun von Kennern behauptet daß, wenn mehr Pflege und Aufmerkſamkeit dem Weinbau gewidmet würde, auch der öſtreichiſche Wein eine Güte erringen könnte, zu der Boden und Klima berechtigen. Er iſt nicht ohne Feuer und Kraft, und die Säuere ließe ſchon bei ſorgſamerer Bereitung ſich überwinden, wie man es zum Beiſpiel bei dem ſogenannten gerebelten Grinzinger, einem aus reifen Trauben ausgefloſſenen Getränk, erreicht hat. Aber einestheils erſchweren die Mauthgeſetze die Einfuhr fremder Reben, anderer ſeits iſt beim Oeſtreicher noch nicht das Bedürfniß nach einem beſſern Getränk erwacht. Unſere Väter tranken den Wein und unſere Großväter auch und waren dabei froh, und uns ſchmeckt er auch; weshalb ſollen wir uns nun mehr Mühe geben, wenn wir nicht wiſſen, wozu, denn wir wiſſen, was wir haben, und wiſſen nicht, was wir bekommen. Der betriebſame Böhme würde vielleicht anders reflectiren, wie er denn ſeine Weine von Melnik und Czernoſek auf eine Art

cultiviet, daß die beſſern Sorten beider Weinarten mit deutſchen und franzöſiſchen Weinen den Vergleich aushalten.

Aber werden nicht die wiener Weine ins ganze Unter- und Oberland verſandt, gehen ſie nicht bis Salzburg und Tirol, und ſtehen nicht die Gumpoldskirchner und Grinzinger dort auf den Weinkarten wie bei uns Burgunder und Champagner! Der Wiener muß glauben, daß ſie ausgezeichnet ſind, und wenn er den Fremden, der erſt darüber ſpöttelte, zuletzt ſieht, wie er dem erſten ein zweites Seidel folgen läßt und nicht mehr mit Waſſer miſcht, was doch der Oeſtreicher ſelbſt thut, ſo iſt das kein Mittel, ſeinen patriotiſchen Glauben wankend zu machen.

Schlecht oder gut, es iſt Wein und Oeſtreich ein Weinland. Was das bedeuten will, weiß Niemand, der den Wein nur trinken ſah in Weinhäuſern und Kellern, der ihn nur kennt als einen Schatz der Reichen, nicht als ein Gemeingut, an dem der Bettler ſelbſt für ſeine erbettelten Kreuzer Theil hat. Es iſt ein anderer Anblick, als in unſern Schenken und Krügen die Branntweingläſer auf den unreinen Tiſchen, der klare Wein in net-

ten Kannen und zierlichen Flaſchen und Gläſern auf rein geſcheuerten Tiſchplatten. Der Wein ſucht die Luft; wo es heiter iſt ſiehſt Du die Trinker vorm Thore unter der Linde ſitzen, während Du nie bemerkt haben wirſt, daß der Schnapsſäufer den freien Himmel ſucht; er drängt ſich zwiſchen Wand und Tiſch in die unfreundliche Stube, der beſudelte Boden, der triefende Tiſch, der Fliegenſchwarm ſind ihm willkommen. Jede Weinlaune iſt angenehmer als die Branntweinluſt; aber Du ſiehſt in Weinländern unverhältnißmäßig weniger Trunkene. Sind dieſe weinumrankten Thorlauben mit zechenden Geſellen nicht der unerſchöpfliche Stoff der Genremaler, wenn ſie freundliche Auftritte ſchildern wollen? Ob der Wein feurig oder ſchwach, ob ſauer ob ſaß, hier iſt es gleich, es hat jeder daran Theil. Würde doch auch über das Gewächs am Rheine, das der Schiffsknecht trinkt und der Kärrner, der Rheinweinfreund an unſern Tafeln ein ſaueres Geſicht ziehen, ſo ſauer als der Sechskreuzertrank ſelbſt; aber es bleibt immer Wein. So wohlfeil iſt der öſtreichiſche, daß von dem ſogenannten Guldener (das heißt, das Maß kommt einen Gulden Schein),

der Sorte, welche in Wien freilich die letzte in den Reſtaurationen, dafür auf dem Lande ſchon eine Rarität iſt, das Seidel — ein kleiner Schoppen — etwa zwei Silbergroſchen koſtet! In dem Verhältniß zu den geringern Landſorten hinabſteigend, darf man doch wirklich annehmen, daß keinem noch ſo Armen der Segen des Weins ganz verſchloſſen iſt. Auch ſauer wirkt er wohlthätig auf das Blut; den dumpfſtumpfen Ausdruck im Auge des nüchtern gewordenen Branntweintrinkers bemerkſt Du nirgend, wenn auch nicht überall die gemüthv[illegible] Freudigkeit, die man umgekehrt als Eſſentiale den Weinländern aufredet. Aber das ganze Land iſt heiter, wo Wein gedeiht. Es verſteht ſich von ſelbſt, denn die Sonne muß Zutritt haben, es gibt da Hügel und Thäler, ſanfte Abhänge, die düſtern Wälder ſind verſchwunden und ſaubere Wirthſchaften ſind die Beigaben der Winzerei.

So ſieht Oeſtreich aus; mit dem erſten Schritt aus Mähren haſt Du geſehen, daß Du in ein Weinland trittſt, und Du ſiehſt nicht gleich, daß die Frucht ſauer iſt, und wenn Du lange gekoſtet haſt, ſchmeckſt Du es ſogar nicht mehr. Hat man doch in der Kaiſerſtadt ſelbſt das alterthüm-

liche Landeszeichen beibehalten. Tannenreiser stecken über Fenster und Thür, wo der Saft der Rebe geschenkt wird.

Viel ließe sich noch über den Ungarwein in Wien sagen, aber nicht viel Gutes. Beim Einheimischen steht er nicht in dem Credit wie in unsern nördlichen Ländern. Den gewöhnlichen Tischwein aus dem Nachbarlande, der wenig von der Würze des zu uns kommenden Ungars hat, flieht man als zu hitzig. Die edlern Sorten entbehren für unsere Zunge des würzigen Feuers und sind widerwärtig süß. Der kräftige herbe, der in Schlesien und Polen vorzugsweise gefunden wird, ist selten. Die unterirdischen Schatzkammern der Paläste mögen zwar, gleich wie sie sich aus Bordeaux, Burgund, aus Chios und dem Cap recrutiren, auch die Raritäten Ungarns aufspeichern, aber hier wird nur von Dem, was Jedem zugänglich ist, gesprochen, und wiewol der Name Tokaier so häufig gehört wird, wie bei uns bairisch Bier, möchte der echte doch in Wien verhältnißmäßig so selten sein als in Berlin der echte Bock.

16. Bequemes.

Man war, als die Cholera nahte, für Wien ſehr beſorgt wegen der großen Häuſer, in denen eine Unzahl Familien wohnen. Wenn, ſo lange ſie für contagiös galt, die Abſperrung in angedrohter Art ſtattgefunden, ſo wären viele tauſend Individuen um einen Krankheitsfall von der übrigen Bevölkerung iſolirt worden. Dies ſtreng durchzuführen grenzte an Unmöglichkeit, und auch ohne den Ausbruch von Volksunwillen hätte ſich die Sache von ſelbſt anders geſtaltet als auf dem Papier, denn die eiſerne Strenge des Verbots läßt in der öſtreichiſchen Adminiſtration die Möglichkeit bequem nebenbei durch. Leben und Lebenlaſſen iſt im wiener Privatleben wie im öffentlichen Princip, und man meint durch dieſe Mäuſelöcher athme nicht allein das Individuum, ſondern auch der Staat. Es fragt ſich nur, was beſſer: dies öffentlich eingeſtehen und dadurch die Schwäche des

Fundaments, oder: in ſüßer Täuſchung zu ſchweben, ſie alle verſtopft zu haben, was doch unmöglich iſt, ſo lange wir aus Materie bauen.

Einige dieſer Häuſer ſind ſo groß, daß die Bewohnerſchaft über mehre tauſend Köpfe zählt. Die Höfe ſind wieder Straßen geworden und die Stiegen darin numerirt. Von einer Gemeinſchaft iſt dabei indeß ſo wenig die Rede als von einer Gemeine, die ihre Geſammtrechte, Regierung und Vertreter hätte. Es kümmert ſich Niemand um den Andern. Einige dieſer koloſſalen Inſelgebäude gehörten urſprünglich frommen Stiftungen, z. B. einem Bürgerhoſpital, und die Wohnungen darin werden öffentlich verſteigert und dem Meiſtbietenden zugeſchlagen. Wenn die Einnahme daraus den armen und kranken Bürgern noch jetzt ganz zufloſſe, was ich nicht weiß, ſo, meine ich, müßte es kein unbehaglicher Poſten ſein, ein armer, kranker wiener Bürger zu ſein. Die magiſtratliche Stadtadminiſtration iſt, ſo viel ich erfahren, noch die altgermaniſche, in der bekanntlich keine Bürgerwahl ſtattfand, ſondern ein wohlweiſer Rath ſich ſelbſt ergänzte aus wohlweiſen Vettern und Gevattern.

Kleine Häuſer ſind überhaupt ſelten in Wien. Mit ſeinen vielen Stockwerken könnte jedes einzelne eine Communio bilden; in keiner Stadt herrſcht aber vielleicht darin ein ſo großſtädtiſcher Sinn. Es wohnt Jemand Jahre und Jahrzehnde in einem Hauſe und bekümmert ſich nicht, wem er auf den Kopf tritt, und wer ihm. So wußten zwei junge Grafen, die jahraus jahrein dieſelbe Beletage im Winter bewohnt, nichts davon, daß Beethoven zwei Stock über ihren Köpfen für die Nachwelt ſchuf. Von Caſtelli wird zwar umgekehrt erzählt, daß er in eine Wohnung blos darum zog, weil im Erdgeſchoß ſchon ein Schuſter Caſtelli gewohnt, und einem Flickſchneider Caſtelli habe er einen jährigen Miethzins geſchenkt, um unters Dach zu ziehen, damit die drei Caſtelli's in einem Hauſe zu ergötzlichen Quiproquo's Anlaß gäben.

Dafür, daß kein Miether den andern kennt — und viele dieſer Miether ſind wieder Zimmerherren, welche Aftermiether haben — iſt Jemand im Hauſe, der ſie alle kennen muß, und manches von ihren Geheimniſſen — der Hausmeiſter. Eine beſcheidene höfliche Perſon, mit der es aber doch gut iſt in friedlichem Verhältniß zu leben, er

könnte Dich ſonſt in der Nacht unter Sturm und Regen lange klingeln laſſen, indem er der einzige im Hauſe iſt, der einen Hausſchlüſſel hat. Die Wiener rühmen es als eine große Bequemlichkeit, daß man nie einen Schlüſſel mitzunehmen braucht; das mag ſein, ich finde aber die Unbequemlichkeit einen Hausſchlüſſel einzuſtecken nicht größer, als die des armen Hausmeiſters, der zu jeder Zeit vor und nach Mitternacht aus dem Bette muß, oft über den Hof, um jeden verſpäteten Gaſt und Inwohner aus- und einzulaſſen. Kommt hinzu, daß Hausmeiſter und Gattin und Familie auch Menſchen ſind, alſo im ſüßen Schlaf ſelbſt ein heftiges Klingeln überhören, und der Himmel in Wien ſchneit, hagelt und regnet wie bei uns, ſo will mir die berliner Sitte, die Jedermann für mündig erklärt, einen Hausſchlüſſel bei ſich zu führen, und den Nachtwächter für Alle, bequemer ſcheinen. Vielleicht wenn Oeſtreich eine Conſtitution, daß auch jeder Miether einen Hausſchlüſſel erhält; bis jetzt wäre das nicht möglich und überdem eine Verletzung der Hausmeiſterrechte, da für jedes Aufſchließen ein leichter Groſchen entrichtet wird, aus dem die Großmuth einen ſchweren macht. Außer-

dem nimmt dieſer wichtige Mann Briefe und Beſtellungen in Empfang und ſteckt Dir ein Licht an, wann Du in der Nacht kommſt, denn die Hauslampe brennt in Oeſtreich nur bis zehn Uhr.

Daraus ſchließe nicht auf ſonſtige Mängel. Alle Häuſer, die ich betrat, geräumig, winkelrecht, in ſicherm, würdigem Styl erbaut, luftig, wie es die Beſchränkung erlaubt, welche den Hofraum faſt ganz verbietet. Sie haben breite, wohlgefügte ſteinerne Treppen, ſo daß die Feuersgefahr nicht bedeutend iſt; auch hört man ſelten von einem Brande. Die Steine zu den Treppen und Pflaſterſteinen kommen von den Brüchen an der Donau auf nächſtem und bequemſtem Wege, wie denn alles aufs bequemſte gefügt iſt. Zwar findet man in Wien nicht die berühmten cabinets d'aisance von Paris, dagegen ſind die in den Häuſern bequemer, und mit welchen Worten, ohne anzuſtoßen, gedenke ich der auch bequemen Einrichtungen, welche an jedem Winkel die Reinlichkeitspolizei für die Fußgänger in Stein ausgehauen hat? Statt des naturwidrigen: Il est defendu — — ſieht man hier ſymboliſche Einladungskarten, in Stein ausgemeißelte Fußplatten, daß Du

Dich darauf ſtellen ſollſt. Das große Paris hat doch nur einen einzigen japaniſchen Tempel, den es allein der Sorgfalt Ludwig Philipp's verdankt, und zwar als er noch nicht König war!

In Wien war das erſte Kaffeehaus — entweder von einem Griechen oder einem polniſchen Edelmann errichtet, der für eine gute That das kaiſerliche Privilegium dafür erhielt. Dies Privilegium haben zwar ſeitdem Mehre erhalten, aber die wiener Kaffeehäuſer ſind doch noch immer die erſten in der chriſtlichen Welt. Wenn auch nicht ſo viel Glanz wie in den pariſern, ſo iſt deſtomehr Bequemlichkeit hier zu finden. Während ſie in Norddeutſchland im Allgemeinen nur für Fremde und wohlhabende Müßiggänger beſtimmt, auch in der Regel noch mit andern Gewerbszweigen, als Reſtaurationen, Conditoreien, verbunden ſind, um ſich zu halten, gehören ſie hier zum täglichen Leben. Aus den Wirthshäuſern geht man dahin, um zu frühſtücken, aus dem Familienkreiſe, um die allgemeine Zeitung zu leſen. Sonſt iſt nichts damit verbunden als Billard und Eis, welches, in Wien Gefrornes genannt, faſt zu jeder Zeit und in jedem Kaffeehauſe vortrefflich bereitet wird. Die

Luſt dafür unter den wiener Schönen iſt bekannt. Man ſchreibt der ungezügelten Begier für dieſe Leckerei das erſte raſche Umſichgreifen der Cholera zu.

Alles iſt bequem und angenehm in Wien, denn von oben und unten wird dafür geſorgt, es ſoll Allen ſo wohl gefallen, daß ſich Niemand hinausſehne; nur etwas iſt unbequem — die langen Beſuche. Die praktiſche Geſchäftigkeit, Vieles zuſammen abzuthun, ſcheint auch im ſocialen Leben hier fremd. Man will ausgenießen. Es mag ehrbar ſein, aber wir nennen es unbequem.

17. Was nicht passt.

Es paßt Vieles in Wien nicht zuſammen, zum Exempel die Vorſtellung, die Du mitbringſt, mit der Wirklichkeit, die Du findeſt. Du haſt Dich gefürchtet vor manchen Dingen, die Dir im Ausland ſchlimm geſchildert ſind, und Du ſiehſt, daß es in der Nähe nicht ſo ſchlimm iſt. Du haſt Manches Dir umgekehrt ſehr ſchön gedacht, zum Beiſpiel die ſchöne Wienerin beim Stock am Eiſen, und wenn Du herantrittſt, ſiehſt Du, daß es nur eine geſchminkte Wachsfigur iſt. Du haſt gedacht, nach alten, alten Erzählungen, eine Polizeiperſon folge Dir auf Tritt und Schritt, und ſo oft Du Dich auch umkehreſt, Du ſiehſt ſie nicht. Du haſt gedacht, die gebratenen Tauben flögen Dir in den Mund, aber Du mußt in die Reſtaurationen gehen und ſie erſt beſtellen und oft noch warten. Manche haben gedacht, es lebe ſich umſonſt in Wien, und ſie ſagen Dir auf der

Fremdenſtube, die Ducaten, die Du mitbringſt wären nicht einmal genug, Du müßteſt noch ein Creditiv haben. Du haſt gedacht, alle Wienerinnen wären reizend — nun das mag wahr ſein, ich will mich nicht gegen die ſchönen Wienerinnen verſündigen. Du haſt geglaubt, man dürfe kein freies Wort denken, und Du hörſt den Marquis Poſa in der alten Burg ſogar laut rufen: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“ und das ganze Parterre jauchzt und klatſcht, und Dein Nachbar lächelt Dich an: es ſei gar nichts Beſonderes dabei, da Jeder hier denken könne, was er will. Du glaubteſt, alle Bücher wären hier verboten, und grade die verbotenen kriegſt Du am beſten zu leſen. Du hatteſt vielleicht geglaubt, hier ſei Alles dumpf katho—

Doch wozu aufzählen Alles, was Du denken konnteſt und anders iſt. Der Menſch kann ungeheuer viel denken, aber nach Wien reiſt man nicht darum. In Wien ſoll man ſich des Lebens freuen.

Es paſſirt nicht hier allein, auch in Berlin, London und Paris, daß Du was Anderes Dir vorgeſtellt, und was Anderes findeſt. Es ſoll vor-

kommen bis ans Cap der guten Hoffnung; ja im ganzen Leben, wie Die verſichern, die mit Silberhaaren am Grabesrande ſtehen; warum nicht auch in Oeſtreich?

Die große Aufgabe der Regierung iſt, Das, was von Natur nicht zuſammenpaßt, doch zuſammen zu paſſen. Dafür paßt man in Oeſtreich auf ſo Manches, was bei uns zum täglichen Brot gehört, zum Beiſpiel auf fremden Tabak, fremde Induſtrie, ausländiſchen Wein, ausländiſchen Spiritus.

Und iſt das Paſſen ſo ſchwer, wenn damit erkauft wird, daß der Böhme, Mähre und Ungar, der Pole, Serbe, Wallache und Illyrier, der Lombarde, Kärnther, Krainer und Tiroler, die noch weniger zu einander paſſen, als der Salzburger zum Oeſtreicher, doch zuſammen paſſen!

Wenn Jeder in der Welt gradaus ginge, Niemand ausböge, Niemand ſich ſchicken wollte, ſo würde Alles ſo wenig zuſammenpaſſen als Holland und Belgien, und es wäre in der Welt noch verdrießlicher, als es iſt, nicht einmal paſſabel!

Darum ſchickt ſich der Oeſtreicher, wie es geht. Es iſt überall die Zeit der Surrogate; das Echte

iſt ungeheuer ſelten. Er paßt auf Burgunder und Rheinwein, und heißt ſeinen Gumpoldskirchner Liebfrauenmilch; er paßt auf Varinas — oder auch nicht; und was am Glanz ſeines inländiſchen Tuchrockes fehlt, das muß ihm der Schneider durch glänzenden Schnitt erſetzen. Er iſt froh dabei, und der Rock paßt.

Nur das Aufpaſſen! Freilich muß aufgepaßt werden. Muß nicht ſchon der vernünftige Menſch auf ſich ſelbſt aufpaſſen; und der ſlowakiſche Bauer trinkt Die Dein Faß Brantwein aus, wenn Du nicht aufpaſſeſt. Aber zwiſchen dem ſlowakiſchen Leibeigenen und einem gebildeten Deutſchen iſt eine ſo ungeheure Stufenleiter. — Wer ein Regulativ erfände, das auf jeden Menſchen, nach Herz, Geiſtesgaben und Bildung paßte, hätte mehr erfunden; als die Kunſt, Gold zu machen!

Schlimm, daß es iſt, allein es iſt —

daß das Halsband, an dem man den Zigeuner feſt hält, auch um den edeln Nacken des freien Germanen paſſen ſoll, um ihn gelegentlich zu halten. Allein Halsbänder ſind nicht die einzigen ſchlimmen Einrichtungen unſerer Staatscultur. Wo es keine Halsbänder gibt, drücken die Schuhe.

Ich kenne ein großes Land, wo man einmal alle Füße in einen Normalſchuh zwängen wollte. Das ſchmerzt, wo der Fuß zu groß iſt, mehr als ein enges Halsband. Bei einem Halsband kommt es doch darauf an, welche Hand es regiert. In der eines milden Deutſchen, die es ſo locker läßt, als es geht — ich weiß nicht, ob ich nicht lieber in dem Halsbande gehe, als wenn ein — Tunguſe meinen freien Fuß in einen Schuh von der chineſiſchen Grenze preßt und ſchnürt und mit dem Kantſchu ausholend ſpricht: „Tanze doch, Du biſt ja frei.“

Doch ich wollte nicht von Dem reden, was in der Welt nicht zuſammenpaßt, ſondern in Wien. Ein herrliches Capitel, um Alles zuſammenzuwerfen, was den Fremden auffällt. Es ließe ſich eine ganze Reiſebeſchreibung darunter rubriciren. —

Ein Leichenzug! — Ein ſchwarzer, langer Leichenzug in — munterm Trab durch die Gaſſen! Paßt das? — Es war keine Ausnahme, kein beſonderer Anlaß. Alle Leichenzüge fahren nicht in gemeſſenem Schritt, ſondern mit geſchwungenen Peitſchen. Und doch paßt es zu Wien. Die Entfernung aus dem Innern bis zu den Kirchhöfen

iſt allzugroß, um ſie in dem feierlichen Takt zurückzulegen, der anderwärts dem letzten Gange des Todten geziemt. Der Zug würde Stunden dauern. Es iſt aber noch ein Grund, warum es paßt. Der Tod paßt nicht nach Wien. Man will nicht daran erinnert ſein; darum ſchnell hinweg mit einem Anblick, der die Luſt ſtören kann. Ehre den Todten, Friede ihrer Aſche; aber fort aus der Stadt; es ſind ſo Viele, die leben wollen.

Ich liebe die alten Wahrzeichen an den Häuſern. Meine „blaue Marie," meine „ſieben Kurfürſten," mein „Bär auf der Orgel," mein „zum polniſchen Herrgott" paßten trefflich in meiner alten Vaterſtadt Breslau zu ihren Giebelhäuſern, düſtern Hallen und Schwiebbögen. Die Bilder prägten ſich dem Knaben ein, und er wollte lange nachher Häuſer mit bloßen Nummerſchildern nur für halbe Häuſer paſſiren laſſen. Die Schilder hängen auch noch über den Häuſern des innern Wien; allein was ſoll da der große Chriſtoph zu einem ſo elegant antiken Hauſe, daß nur ein claſſiſcher Herkules ſich dahin ſchickt; und was wollen die ſieben Kurfürſten heut in Wien, da ſelbſt

der eine, der noch exiſtirte, vor einer Reihe Jahre Das dort nicht fand, was er ſuchte.

Die Monumente der Bildhauerkunſt aus den Zeiten ihres Verfalls, nämlich als die Peter Viſher, Adam Kraft's und Michel Angelo's längſt moderten, und noch nicht einmal die geringern Kräfte geboren waren, welche Ludwigs XIV. Prachtſchöpfungen mit ihrer mäßigen Phantaſie ausſchmückten; jene Monumente der Verzerrung, die das Undarſtellbare darſtellen wollten, in einer geſchmackloſen Zeit dem Geſchmacke huldigend, ſind mir, wo ich ſie finde, mehr als widerwärtig. In allen den öſtreichiſch ſüddeutſchen Städten, wo die jeſuitiſchen Tonnenbögen die gothiſchen Spitzbögen verdrängten, ſieht man auf den Marktplätzen Spitzſäulen von ſo complicirter Geſtalt, daß das Auge irrt, will es den Schnörkelzügen folgen. Es ſind in Stein gebrechſelte Wolken, auf denen Engel, Mütter Gottes und Gott Vater ſelbſt thronend ſich erheben oder den Heiligen die Hand reichen, die zu ihnen hinauf ſollen. Ich liebe nicht die Trajansſäulen, wo der Heros übermenſchlich auf dem glatten Pfeiler ſteht, der ihn von dem Geſchlechte trennt, unter dem wirkend er groß wurde. Der echte Mittler ſtieg

herab und wurde Menſch; er, auf einer ſolchen ſchlanken Säule gedacht, würde eine Blasphemie ſein. Aber ſo Aug' und Sinn beleidigen würde es doch nicht als dieſe ungeſchickten Wolken aus Marmor, auf deren Ecken die Weſen mit Hirtenſtäben, goldnen Reifen und Sternen kleben, welche Gegenſtände der Andacht ſein ſollen. Wer dagegen fühlt ſich nicht von Ehrfurcht ergriffen vor jedem braunen Heiligenbilde, das der gothiſche Meißel unter das Strebedach hinſtellte. Wie es Dich ernſt anſchaut aus den verwitterten Steinzügen! Das iſt etwas, was ewig gilt. Daß auch die Mode in der Andacht herrſchen durfte! In einem Winkel von Kroatien hätte die Dreifaltigkeitsſäule, die man nach einer Peſt im „Graben" von Wien errichtete, vielleicht gepaßt; in die Hauptpaſſage des eleganten Wien paßt ſie aber nun und nimmer.

In einem der Höfe der kaiſerlichen Burg — er öffnet ſich nach dem Theater zu — ſteht Kaiſer Joſeph, eine edle Reiterſtatue. Die Pietät des edeln Neffen ſetzte ſie dem hochherzigen Fürſten, deſſen Blut nur zu heiß rann, deſſen Herz nur zu warm ſchlug. Nun ſteht er einſam, ganz einſam auf

dem einſamſten Platze des volkbewegten Wien. Der Dichter ſingt von ihm:

Ruhig auf granit'nem Sockel ſchwebt das Kaiſerbild voll Glanz,
Um die Schläfe keine Krone, nur den ſelbſterrung'nen Kranz!
Hoch zu Roß, das Antlitz lächelnd, und empor die rechte Hand
Sanft erhoben, wie zum Segen, über ſein geliebtes Land.

Ja, Du biſt es, weiſer Joſeph! — Voll von Kraft und Mark und Klang,
So im Bilde von Metalle, wie Dein Leben all' entlang!
Dem getreu und kühn beharrlich, was als edel Du erkannt,
Und an Deinem großen Werke bauend feſt mit eh'rner Hand.

Ein Deſpot biſt Du geweſen! Doch ein ſolcher wie der Tag,
Deſſen Sonne Nacht und Nebel neben ſich nicht dulden mag,
Der zu dunkeln Diebesſchlüften die verhaßte Leuchte trägt
Und mit gold'ner Hand ans Fenſter langer Schläfer raſtlos ſchlägt.

Ein Deſpot biſt Du geweſen! Doch, fürwahr, ein ſolcher blos
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarmungslos;

Der den ärgſten Griesgram luſtig mit dem hellſten Thau beſprengt
Und mit ſeinen Feſteskränzen ſelbſt den ärmſten Strauch behängt.

Drum mit Recht gab Dir der Bildner Bruſt und Stirn' und Hand von Erz!
Aber küſſen, brünſtig küſſen möcht' ich dieſe Hand von Erz!
Doch ich weiß nicht, iſt es Laune, iſt es kind'ſcher Unverſtand,
Aber eine Roſe gerne ſäh' ich in der eh'rnen Hand!

All' Dein Ringen nach dem Lichte, all' Dein Thun in ernſter Zeit,
Glich's nicht einer Hand von Eiſen, die uns eine Roſe beut?
Ein beharrlich ernſtes Kämpfen um ein morgenrothes Land:
D'rum, o legt ihm weich die Roſe in die harte, eh'rne Hand!

Was er ſeinem Volk geboten, war's des Frühlings Bote nicht?
D'rum im Kampf er ausgedauert, ſtammt es nicht aus Morgenlicht?
D'rauf einſt unverrückt ſein Auge, war's nicht roſ'ger Freiheit Pfand?
D'rum die Roſe allzugerne ſäh' ich in der eh'rnen Hand!

Wer kann mehr von ihm ſagen? Aber auf den Platz paßt er nicht, ſo wenig als Friedrich auf eine Trajansſäule, die ihn von ſeinem Volke iſolirte. Da mag ein Alexander, ein Napoleon ſtehen, die ſich ſelbſt genug waren in ihrer einſamen Größe. Ein Friedrich, ein Joſeph gehören in die Mitte ihres Volkes. Ich hätte dieſen ehernen Joſeph ins Gedränge des Grabens geſetzt, da wo die Dreifaltigkeitsſäule ſteht, die an dieſem Platze auch einſam ſteht.

18. Der Wald in Wien.

Wo Wien ſteht, ſtand ehedem der Wienerwald, ein finſtres, ungeheures Dickicht, bewohnt von wilden Thieren, Kobolden, Hexen und Rieſen aller Art. Die Cultur lichtete in Oeſtreich damals wie anderwärts. Der Wienerwald zog ſich zurück nach dem Kahlenberg hinauf, dem Leopoldsberg, dem Cobenzl und dem übrigen Bergſtrich, welcher heute noch den alten Namen trägt, reich nicht mehr an düſtern Waldesſchrecken, aber deſto reicher an reizenden Ausſichten auf das grüne geſegnete Flachland. Die Nixen ſprangen in die Donau, die Teufel ſuchten in der Teufelsmühle bei Mödling ein letztes Aſyl, die Rieſen und wilden Thiere wurden todtgeſchlagen oder nach Ungarn gejagt, und was von Kobolden und Hexen übrigblieb, hat ſich ſo untergebracht im luſtigen Wien. Seit dem letzten Säculum hat man wieder in der Leopoldſtadt der verkümmerten Reſte ſich angenommen und einige Donauweibchen und Teufelsmüller zu Ehren gebracht.

Aber wer jetzt durch die luſtige prächtige Kaiſerſtadt wandelt, und ſuchte er vom Morgen- bis Abendroth, er findet nichts mehr von dem Walde. Blumen gibt es da, wie wir geſehen, ſehr viele, ſehr ſchöne dichte Baumgänge, Volks- und andre Gärten. Sie ſchauen auch beinahe wie ein Wald aus, drüben bei Liechtenſtein, hüben bei Eſterhazy, Schwarzenberg; aber durch das dichte Laub blickt Dir aus weiteſter Ferne doch immer die blinkende Schere des Gärtners entgegen, und wenn es auch daran geſchrieben ſtände: „Hier iſt ein Wald," es klingt Dir lauter in die Ohren: „Es iſt ein Park von Menſchenhand."

Grün iſt es in Wien, ſehr ſchön grün, wenn kein Staub treibt, und Regen genug fiel. Es läßt ſich anmuthig wandeln unter den Alleen des Glacis; und wenn man nicht ſo gepuzt iſt, wie man dort ſein muß, ſo läßt es ſich ebenſo anmuthig lagern auf den grünen Wieſenplanen und froh ſein wie nur irgendwo unter der bunten beweglichen Menge, das heißt, wenn man Frohſinn mitbringt. Aber ein Wald iſt es auch da nicht.

Ich habe viele alte Städte geſehen, wo es nicht ſo grün iſt, wo kaum ein alter Baum an

der Kirchmauer oder aus einem Hofwinkel vorblickte, und es war mir doch zu Muthe, als wäre ich noch in dem alten Walde, der da ſtand, wo jetzt Köln ſteht, Hildesheim, Nürnberg. Die Städte ſelbſt mit ihren engen, hohen düſtern Gaſſen, ihren Schwiebbögen, Hallen, Stechbahnen, ihren Kloſterhöfen, Thürmen, Glocken und Mauern waren mir der Wald, und ich hörte es rauſchen über meinem Haupte, wie es vor tauſend Jahren da gerauſcht, und das leichte, bewegliche betriebſame Volk von heute ſtrömte doch auch durch die Gaſſen.

Nicht ſo in Wien. Die Gaſſen der Stadt ſind auch noch eng, hoch, winklig, krumm; die Häuſer ſtehen noch auf denſelben Fundamenten als in den Tagen des Heinrich von Oſterdingen und des wackern Reimchronikanten; es hat Schwiebbögen, Thürme und Glocken, auch Kloſterhöfe, aber es rauſcht nicht wie ein alter Wald über dem Haupte des Fremden, und über des Wieners noch viel minder. Er würde Dich auslachen, wenn Du das forderteſt.

Er zeigt Dir, wie die Gaſſen, trotz daß ſie eng, doch licht ſind, daß Du nicht in die Wolken

ſchauen ſollſt, ſondern hinunter, wo Fenſter bei Fenſter, Thür bei Thür ausbängen die Schätze, die der Orient berſendet und der Betriebsfleiß des Abendlandes ans Licht trägt. Er weiſt Dich hin auf das bunte, wogende Meer von Köpfen Müßiger und Fleißiger, die Dir kaum erlauben das gedielte wiener Straßenpflaſter zu bewundern. Er ſagt Dir, Du ſolleſt den netten ſchwebenden Gang der ſchönen Frauen, ihre Toilette, ihre blühenden Wangen, ihre glühenden Augen betrachten und Dich nicht darum kümmern, ob das Eckhaus Thürmchen, und der Erker gothiſche Streidepfeiler hat.

Wien iſt wie Paris eine Stadt von heute. Die uralte, feudaliſtiſche Grundlage macht hier wie dort nichts aus. Dort gehört dem Reize, hier dem Vergnügen der Augenblick. Wie jeder moraliſche Zug ſich im phyſiſchen Leben, ſelbſt im todten Steine ausdrückt, ſo erkennſt Du auf den erſten Blick, wenn Du dies Häuſermeer überſchauſt, daß Wien nicht der Ort iſt, den Du Dir vorgeſtellt. Du hatteſt gedacht, es ſei hier, wo altgermaniſcher Sinn unter altgermaniſchem Scepter ſich wohl befindet, wo ein patriarchaliſches Feudalrecht waltet, und die alte Kirche mächtig iſt, wo

Alles zufrieden iſt, weil Alles wohl iſt, und der Sohn heiter iſt, weil der Großvater und Urgroßvater heiter waren. Es iſt wol etwas davon da, aber das Etwas zeigt ſich nicht; es zeigt ſich Dir etwas Anderes — und wo das glänzt, weicht überall das Alterthum, das Du ſuchſt — das Papier! Papierbogen hat der Capitaliſt in der ehernen Truhe, Papierzettel ſteckt der Fiaker in ſeine ſchmuzige Taſche, und Papierbogen, ungeheuer groß, ſchweben an den Straßenmauern himmelwärts. Wo Papierblätter ſo zum Menſchen reden, lauter faſt als in Berlin, da haſt Du weder zu fürchten, noch zu hoffen, daß Du in einen alten Wald trittſt, wo die Blätter der Vorwelt Dir bei jedem Tritt ins Ohr rauſchen.

Das germaniſch-katholiſche Weſen mit ſeinen ernſten Formen wich in dem Leopoldiniſchen Oeſtreich längſt dem italieniſch-katholiſchen. Jenes war hoch und düſter, dieſes iſt breit und gefällig. Loyola's Schüler ließen ihre Kirchen und Collegien nicht wie die düſtern Münſter und finſtern Klöſter des Mittelalters bauen. Sie kannten die neue Zeit, die neues Licht wollte, und das Alterthum, von deſſen untergegangenem der Late

ſchon einen Jammer geſehen. Die Kathedralen mit den Rieſengewölben, den himmelanſtrebenden Pfeilern und Spitzbögen des altgermaniſchen Waldes paßten nicht mehr für das Jahrhundert, wo die Wälder ausgerottet wurden. Helle breite Hallen mit breiten Fenſtern und gefälligem Zierrath traten an die Stelle der gothiſchen. Der Sinn ſollte ſich nicht mehr abmühen, den himmelſtrebenden Gedanken der alten Baumeiſter zu folgen. Das Crucifix und die Heiligen wurden bequemer herabgerückt, in bunten leichten Farben ſtatt der ſchweren der Meiſter von ſonſt, die nichts als Ewigkeit im Sinn hatten, als ſie malten. Auch die bunten Scheiben paßten nicht in dieſe Kirchen, und ſie wichen hellen ovalen, durch die das Morgen- und Abendroth bequem auf die Gläubigen ſcheint. So mächtig war die Zeit auch hier. Sie reformirte nicht den Glauben, aber den gläubigen Büßern wollte ſie die Andacht nicht ſchwer machen, und, ſie nicht abzuſchrecken von den Schauern der Ewigkeit, rückte ſie ihre Symbole etwas näher und ſchmückte ſie aus mit zeitlicher Luſt und Anmuth.

Und doch iſt in dem modernen Wien ein

Reſt geblieben von dem alten Walde. Recht mitten in der Stadt, im Gewühl des Marktes, unter dem Glanz der prangenden Kaufſchilde, dem Lärm der Karoſſen, dem Geſchrei der Höker, dem Gewirr der Spaziergänger, dem Locken der Fiaker weht es Dich an mit heiligen Schauern; Du fühlſt, kämeſt Du auch vom rauſchenden Ball, vom ſchwärmenden Gelage, aus einer Poſſe der Leopoldſtadt, oder aus einem Converſationsſtück der Burg — Du fühlſt im Momente, und wärſt Du auch gar nicht zur Ehrfurcht geſtimmt, daß etwas vor Dir ſteht, das nicht aus dieſer Welt iſt, aus der Du kommſt, nicht einmal mit ihr in Beziehung ſteht; es ſei aus einer andern, einer Urwelt möchteſt Du glauben, ſo ernſt, ſo groß, ſo heilig blickt es Dich an, nicht Ruine einer untergegangenen Pracht, nicht ein mächtiger Torſo aus einer rohen Vorzeit, nein, eine vollendete, herrliche Majeſtas, niederſchauend auf Dich in alter ihrer ruhigen Erhabenheit.

Ich ſah den Sanct-Stephan um jede Zeit, bei jeder Beleuchtung, und immer trat mir das Bild eines Waldes vors Auge; ſelbſt wie ich, kaum von der Diligence geſtiegen, verſchlafen, beim

Morgengrau durch Winkelgaſſen geführet, zuerſt den Koloß erblickte und mein Führer mir zurief „Das iſt er.“ Er hätte es nicht nöthig gehabt. Trat ich ermüdet vom Umherirren, vom Sonnenbrand, vom ewigen wiener Staube, von dem Eintritt eleganter Geſtalten hinaus auf den Platz, ſo war es, als winke ein uralter Eichenwald mir Kühlung zu. Ich trat hinein durch die immer geöffnete Pforte, und die ehrwürdigen Wipfel breiteten ihren Schatten über mich. Mir ward wohl, heimlich; ich war nicht mehr in der Stadt, die mich eben ermüdet hatte. Wenige Minuten an einen Pfeiler gelehnt, oder leis umherſchreitend durch ſeine weiten Hallen, und ich fühlte mich wieder erfriſcht, geſammelt, geſtärkt. Das antike Braungrau der Gewölbe hatte hier eine eigne Wirkung für mich. Zwar haben in Deutſchland die meiſten gothiſchen Kirchen dies alte Gewand behalten — in Frankreich, den Niederlanden, den nordiſchen Reichen hat man die Münſter geweißt! — aber in Nürnberg, Strasburg, Köln, harmonirt es mit dem alterthümlichen Anſehen der Stadt; hier iſt dies eherne Grau etwas Eigenthümliches, eine Augenweide nach dem eigentlich farbloſen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 03999/015

Glanze der Stadt. — So stand ich in Paris stundenlang vor Leonardo's Vierge aux rochers. Ich stärkte Aug' und Sinn an den kräftig dunkeln Farben, wenn jenes matt, dieser übel geworden durch zu langes Verweilen bei den glänzenden Stücken aus David's Schule. So ist der Stephan ein altes Stück in dunkelnder Oelfarbe gegen lauter anmuthige Bilder in lachenden Wasserfarben. Nur eine Kathedrale noch, erinnere ich mich, hat ähnliche Wirkung auf mich hervorgebracht; die zu Metz ragt auch so einsam in ihrem würdigen Ernste aus einer Mitwelt hervor, welche die Sprache ihrer Hieroglyphen nicht mehr versteht.

Wer wollte den Stephan, seine Alterthümer, seine reichen, kunstvollen Arbeiten, seine Schätze noch herzählen. Es gibt gute, ausführliche Beschreibungen, genaue Abbildungen. Der Reisende spricht nur von dem subjectiven Eindrucke. Aber er blieb derselbe in der Mittagssonne und beim Mondlichte, ja selbst im regnerischen Wetter. Ein hochstämmiger Bergwald, wenn die Nebelstreifen daran fortziehen, die Föhren dampfen und das Laubholz saftgrün dazwischen glänzt, hat auch Reiz, und nicht allein für den Maler, auch für den ein-

samen Wanderer. Er sucht nicht Obdach darin aber die Phantasie ahnt ein Geheimniß, und der Dichter spricht es aus.

Er steht so einsam in dem volkreichen Wien, so todt in der Lebensfülle, und doch kam er mir oft so lebendig vor und Alles umher so todt! Die nächsten Häuser verbergen ihn; aber wenn Du fortgehst, steigt er über sie auf, höher und höher. Gehe noch weiter, und die Kaiserstadt sinkt unter, aber der Stephan erhebt seinen kühnen Thurm in die Wolken.

Wer nicht mit mir einen Wald sehen will — ich möchte nicht sagen einen versteinerten — dem ist er vielleicht ein unauslöschlicher Stempel, den das scheidende Mittelalter aufgedrückt hat mitten auf die neue Kaiserstadt. Es war da, und nun ist es nicht mehr da, und Niemand zwingt es zurück, wie kein Bauherr in der ganzen Welt, und wär es ein Napoleon, einen zweiten Stephan baut.

Der junge Dichter des an schönen Partien reichen „Habsburgsliedes," welches auch außer Oestreich mehr bekannt zu sein verdiente, als es

ist, Herr Frankl, widmet der St.-Stephanskirche unter Rudolph IV., dem Vollender des großen Baus, eine eigene Ballade, deren Eingang auch ein treffendes Bild abgibt:

Steht Nachts die Riesenkirche in Mondlicht eingehüllt,
So wie in Silberlinnen ein Königsmumienbild.
Und schlägt vom hohen Thurme die Mitternacht herab,
Hebt ein gewappneter Ritter im Dom sich aus dem Grab.

Er schreitet lang' und langsam den weiten Dom entlang,
Es gibt die Eisenrüstung gar wundersamen Klang.
Es wirft die Silberlampe so seltsam hellen Schein,
Von draußen lugt das Mondlicht durchs bunte Glas herein.

Er schaut zur dunkeln Wölbung, zur Kuppel hoch hinan
Und faßt die Riesenpfeiler mit mächtgen Armen an,
Und rüttelt dran gewaltig, und schüttelt keinen doch:
Nach so viel hundert Jahren steht meine Kirche noch.

Geht dann die Marmortreppe zum Thurme hoch hinauf,
Es hallen seine Schritte, schon ist er unterm Knauf.
Er schaut nach allen Winden ins weite Land hinaus,
Ein silberheller Garten dehnt sich's im Mondlicht aus

Es liegt so still und ruhig, in tiefen Träumen ganz.
Nur regt auf jedem Kirchhof sich wundersamer Tanz.
„Gegrüßt mein theures Oestreich in Deinem hellen Glanz.
Daß nie auf Deinen Fluren verwelkt des Segens Kranz.

Daß Friede in den Hütten und Friede im Palast,
Daß Unschuld, Kraft und Treue nur Deiner Herzen Gast:
Die Enkel seh' ich herrschen und seh' ihr Haupt gekrönt,
Es wird genannt ihr Name, wo alles Große tönt.

Und Du, Du heilige Stätte, geweiht der Wissenschaft,
Gott leih in Deinen Hallen den Lehrern treue Kraft,
Den Schülern aber gebe ein offenes Gemüth,
Und echten Sinn und Glauben, der für das Gute glüht." —

Da dröhnt vom Thurme wieder ein dumpfer Glockenschlag.
„So kurz ist nur das Anschaun, deß ich mich freuen mag."
Er sieht nach allen Winden noch einmal in das Land,
Und Alles liegt so ruhig, der Kirchhoftanz verschwand.
Es dröhnet in dem Dome, als sänk ein Leichenstein
Es stieg der todte Gründer ins kalte Grab hinein.

Es ist übrigens nichts davon bekannt, daß Rudolph IV. alljährig seine nächtliche Runde macht.

19. Etwas Schiefes.

Die Thurmſpitze des Sanct-Stephan iſt, wenn Du ſie genau betrachteſt, ſchief. Die Weltgeſchichte weiß von mehren ſchiefen Thürmen, mit denen es eigne Bewandtniß hat; die Chroniken ſprechen nur dunkel davon, deutlicher die Sage. Weder ein geheimnißvoller Pact, noch ein ſo kunſtfertiger Baumeiſter, der nur das Unglück gehabt, mit einem Huffuße auf die Welt zu kommen, ſind indeß hier daran ſchuld. Es ging Alles ſchlicht und grad zu, als der Sanct-Stephan zum Himmel wuchs; es gab dazumal noch keine Illuminaten, Jakobiner, Jeſuiten, Ligorianer, nur ſchlichte rechtgläubige Chriſten, und man legte einen Stein auf den andern, und nicht daß er fallen, ſondern daß er halten ſollte. So wuchs der Thurm auf unter dem Segen Sanct-Stephan's, der andern Heiligen und des Himmels, in den er ſeine Spitze, ſtolz und demüthig zugleich, ſtreckt.

Er wuchs auf, eine Ehre für Die, welche ihn gebaut, und ein Schmuck dem Lande, deſſen Hauptſtadt er ziert.

So weit war Alles gut; aber nachher kam eine Zeit, die nicht ſo gut war. Nämlich die Ungläubigen fielen ins Land und belagerten Wien und drohten, es in Grund und Boden zu ſchießen. Das geſchah vor anderthalb Jahrhunderten, und es wäre ihnen geglückt, und trotz Kaiſer Leopold's Hülferuf an die deutſchen Kreiſe, das deutſche Reich und die Fürſten der Chriſtenheit wäre die Kaiſerſtadt Wien den Türken in die Hände gefallen, und mit ihr das Bollwerk der deutſchen Nation und der abendländiſchen Chriſtenheit, wenn nicht eine Nation, die jetzt nicht mehr exiſtirt, Wien und dem Kaiſer, und dem deutſchen Reiche und der geſammten Chriſtenheit zu Hülfe gezogen wäre und die Türken jenſeit der Donau auf dem großen Marchfelde aufs Haupt geſchlagen, das Heer zerſchmettert und ſeine Trümmer gejagt hätte durch Ungarn in ihr eignes Land.

Die Zeit iſt nun vergeſſen in der Chriſtenheit, wie man ſich nirgend gern erinnert der Zeit, wo man in Noth war und ſich nicht helfen konnte.

und ein Dritter kam und aus der Noth zog. Aber den Wienern muß man es zur Ehre nachsagen, daß sie doch noch bisweilen der Zeit gedenken und, als jüngst eine andere Zeit gekommen, wo das Volk, was damals ihren Urgroßvätern beigesprungen gegen die asiatischen Horden, jetzt ebenso bedrängt in seiner alten Hauptstadt und letzten Burg eingeschlossen saß, daß da manches Wienerherz lebendig geschlagen und wärmer mitgefühlt die Bedrängniß und Leiden, denen Niemand abhelfen wollte.

Wien steht und blüht und mehr als vordem, und mancher Enkel Derer, die mit Sobieski vom Kahlenberg herab über die Brücke zum Türkenlager stürmten, fand jetzt, nachdem das Haus seiner Väter nicht mehr steht, und er keine Hütte hat, wo er das müde Haupt hinlege, in Wiens großen gastlichen Häusern Aufnahme, Pflege, Trost und ein — Wanderbuch nach weiter.

Aber es war in jener Belagerung, daß eine Bombe, von ungläubigen Händen geschleudert — denn rechtgläubige Engländer dienten dazumal noch nicht, weder in den Heeren apostolischer Usurpatoren noch auf den Flotten mohammedanischer Türken —

die Spitze des Sanct-Stephan traf. Sie brach nicht, aber sie knickte, bog, und seitdem ist sie schief.

Um zu verhüten nun, daß nicht eine zweite Bombe dem Sanct-Stephan und Wien seine schönste Zierde ganz raube, hielt man Kriegsrath, und das Resultat war: man heftete einen Halbmond an die getroffene Spitze.

Dies Mittel „that's halt." Die türkische Artillerie, freilich minder gelehrt als die heutige europäische, hatte doch das vor dieser voraus, daß sie zu den recht- und altgläubigsten Corps, nicht grade der Christenheit, aber doch der mohammedanischen Welt gehörte. Von keinem türkischen Artillerieofficiere sind Entdeckungen gemacht, die Atheismus athmen, keiner hat ein Buch mit irreligiösen Grundsätzen geschrieben, und kein türkischer Artillerielieutenant ist Kaiser von Frankreich geworden.

Die Bombardiere wollten nicht zielen, die Kanoniere nicht abfeuern, so lange Mohammed's Zeichen auf der Spitze des Stephan sie ansah. Es traf, wie lang die Belagerung währte, wie heiß auch das Bombardement war, keine Kugel mehr weder Thurm noch Kirche.

So ward der Sanct-Stephan durch einen angebundenen Halbmond gerettet.

Nachdem die Türken in die Flucht geschlagen waren, band man den Halbmond wieder ab und warf ihn in irgend eine Remise oder Rumpelkammer. Da ist er verschollen, verkommen, und Du fragst umsonst nach. Wenn man etwas nicht mehr braucht, was uns Dienste geleistet hat, so will man auch nicht gern daran erinnert sein.

Aber einmal hatte doch der Halbmond auf der Spitze der Metropolitankirche gestanden, und das in einem Jahrhundert, wo das Wort: Aufklärung, noch nicht einmal erfunden war. Jeder hatte ihn da gesehen, Einige gelächelt, Viele in die Hände geklatscht, und man rühmte sich, die Türken zum Narren gehabt zu haben.

Nicht Alle dachten so. Es gab fromme Seelen, die den Kopf sehr bedächtig schüttelten, und zu Rom, als es bekannt war, sprach man leise und bedenklich. Zwar stellte der Jesuitengeneral die Sache wie einen Sieg christlicher Klugheit vor, wie man den Feind mit eignen Waffen geschlagen, und der Zweck, eine christliche Kirche zu retten, das unchristliche Mittel um so mehr heilige,

als der Halbmond nur von Goldpapier geweſen. Aber man ſchüttelte zu Rom doch den Kopf und meinte, wie viel Ave-Marias der Kaiſer Leopold täglich bete, und wie viel Tauſende von Ketzern er auch ſchon von Haus und Hof getrieben und noch davon treiben werde, des Glaubens und der heiligen Kirche wegen, alles das und noch viel mehr mache doch nicht ungeſchehen, daß auf dem Sanct-Stephan einmal ein Halbmond geſteckt. Zwar könne man mit Waſſer und Exorcismen den entweihten Thurm wieder reinigen und taufen; aber wer reinige und purificire die Herzen Derjenigen, auf deren Rath dies geſchehen, und wer bürge der römiſchen Curie dafür, daß der Einfall und Gedanke, der ihnen einmal gekommen, nicht wiederkomme zum zweiten, dritten Male. Ja, wenn es ſo leicht ſei, mit Papier den Feind zu täuſchen, ſo könne ja auch mit Papier der Freund getäuſcht werden, und wie man heut einen Halbmond aufgeſteckt, könne man morgen ein Kreuz auf den Thurm ſtecken, indeß drinnen der Halbmond oder, was ſchlimmer, die Ketzerei niſte. Nie habe man in Spanien, ob die bedrängte Chriſtenheit ſich doch faſt ein Jahrtauſend mit dem

Halbmond geschlagen, dessen Abzeichen auf eine christliche Kirche gesteckt, vielmehr umgekehrt, und um deshalb dürfe Rom so fest auf Spanien bauen —

Man argumentirte noch sehr viel in Rom, was nicht bekannt geworden; doch wenn man auch sehr viel in Rom kann, kann man doch nicht, was geschehen ist, ungeschehen machen, und eben so wenig hindern, daß ein Schluß trifft; wie man denn darüber in der katholischen Christenheit einig ist, daß kein Papst befehlen kann, daß zweimal zwei nicht vier sein soll. Die Kinder und Enkel Derer, die den Rath gegeben, den Halbmond auf den Sanct-Stephan zu stecken, leben noch immer und sind bei guter Gesundheit. Es ist seitdem einmal ein Papst in Wien gewesen und mit Ehrerbietung empfangen worden, und man hat ihm die Sandalen geküßt, aber er ist auch freundlich gegen die Erben jener Rathsmänner gewesen und hat sie nicht excommunicirt. Wien ist sonst eine officiell katholische Stadt.

Ob die große Metropolitankirche seitdem an Heiligkeit verloren hat, ist eine bedenkliche Frage, die sich dem Fremden indeß aufdrängt, wenn er

den düstern gothischen Dom so leer sieht und die zierlichen, weiß angestrichenen Jesuitenkirchen der Vorstädte, die von Mariahilf, und wie sie heißen, so übervoll von Wallfahrern und Einheimischen. Oder flieht die muntere Schöne den ernsten Blick des braunen Mauerheiligen?

In der ungeheuer hohen Kirchenhalle wird nichts gewechselt als höchstens Blicke; aber draußen ringsum stehen die Wechselladen und Marktbuden, und um von einem Marktende nach dem andern zu kommen, geht man schräg durch das Schiff. Ehedem trug man Ballen und fuhr Karren durch. Warum nicht? Es war der nächste Weg. Jetzt ist das untersagt. Ein strengerer Geist der Zucht und Sitte ist längst — sie leugnen es, wenn man sagt woher — in die katholische Kirche gedrungen.

Daß ihre Kapellen und Kirchen zu jeder Zeit und einem Jeden offen stehen, daß mit dem Bettler auch der Krämer sich eindrängt, neben dem Blinden das bewaffnete Auge des Stutzers nach zwei hell ihm entgegenleuchtenden suchen darf, und so augenfällig, daß der Schild der Andacht nur zum leichten Fächer wird, gehört, wie befremdend

auch für den Proteſtanten, doch eben zum Weſen einer katholiſchen Kirche. Mag die Thüre auf- und zuſchlagen, einen Menſchenſtrom ein- und den andern auslaſſend; mögen ſie hier am Fenſter Geſchäfte notiren, dort hinter dem Pfeiler Dir eine Gelegenheitskarte in die Hand ſtecken; mag hier die ſchöne Büßerin kniend vorm Pulte dem frommen Büßer, der daneben ſteht, auf ſeinen frommen fragenden Blick Muth und Troſt zunicken: was ſtört das den Geiſt, der wie ein Gottesodem in dem weiten Dome weht, Jedem entgegen, deſſen Bruſt danach aufathmet. Ein Geiſt der Unruhe ſcheint Dir in der Halle, die eigentlich aus Hallen an Hallen beſteht, zu regieren. Hier ſteht eine Halbwahnſinnige mit krampfhaften Verrenkungen vor ihrer Heiligen, als wolle ſie ihr oder den Umherſtehenden das Maß ihres Unglücks deutlich machen, und gibt dieſen ein Schauſpiel, das nichts weniger als Andacht iſt; da fällt eine elegante Dame, die vor Dir hergeht, plötzlich mitten im Schiff auf die Knie, und Du meinſt, wenn Du erſt erſchrocken darüber, daß Du über ſie hätteſt fallen können, bei Seite geſprungen, ihr Niederfallen an der unpaſſenden Stelle gelte ebenſowohl ei-

nem Gönner als dem lieben Gotte, die beide hier im großen Wege beſſere Gelegenheit haben, ihre Frömmigkeit zu bewundern, als wenn ſie ſich ſtill in einem der tiefen Betſtühle niedergeſenkt hätte. Auch der Bettler, welcher grade dort, wo ſie ihn faſt treten müſſen, wenn ſie hereinkommen, und die Zugluft, ſo oft die Thür aufgeht, ſeinen zerlumpten Leib durchfegt, kniet und ſtundenlang kniet und die Gebete halblaut vor ſich murmelt, könnte ein weit behaglicheres, wärmeres Plätzchen gewählt haben, wenn es ihm nicht darum zu thun wäre, ſein Elend den Mildherzigen auszuſtellen. Und wie Viele knien zu gewiſſen Stunden vor jenem Separatheiligenbilde in der nur bisweilen geöffneten Kapelle, dicht an der Thür, daß man faſt über ihre Füße fortſteigen muß, wenn man in die Kirche will. Kleine Proceſſionen dazu, die ſich um die Säulen ſchlängeln, und umſonſt ſuchſt Du auf manchen Geſichtern der Dienſtthuenden katholiſche Andacht; ſie thun ein Geſchäft ab, nicht mehr nicht minder. Sie müſſen ſich durchdrängen und um Platz bitten; es wird mancher Proteſtant, der doch gar kein Recht hier hat, *gebeten*. Dieſen letztern erkennſt Du übrigens auf den erſten

Blick. Sie besprengen sich nicht mit Weihwasser und machen nicht den englischen Gruß, aber sie gehen auf den Zehen und halten den Hut vors Gesicht und betragen sich viel ehrerbietiger als die Katholischen, denn seit die Zeiten des Hasses und der Verketzerungen vorüber, gehört Achtung vor fremdem Glauben zu den Glaubensartikeln der Aufklärung. Der echt Katholische aber tritt dreist auf; der Boden seiner Kirche ist ihm so fest, daß er etwas verträgt. Es stört ihn nicht, daß der Fremde und Fremdgläubige mit und ohne Brille um die Säulen spazieren geht, die gemalten Fenster mustert, den Verschlingungen der Spitzbögen folgt, das Steinschnitzwerk der Kanzel für das Meisterstück und die Hauptsache der Kirche erklärt und alles Andere eher betrachtet als das Heiligthum, dessentwegen sie da ist. Um ein Geschäft zu machen, um sich zu treffen oder zu suchen und um den Regen abzuwarten ist man in der Kirche, aber das stört nicht die Andacht. Der Sacristan in seinem verschossenen Rothrock klingelt durch die Kirche mit seinem blechernen oben auf einem Stock befestigten Klingelbeutel und murmelt durch die Zähne: „Denkt an die Armen,“

und Niemand denkt dabei an sie als höchstens ein Fremder; dem Wiener ist es eine herkömmliche Musik, aber sie stört ihn nicht. Es promenirt, steht, kniet, knirt, unterhält sich, singt, bettelt, klimpert, klingelt, respondirt; sie lesen Messe, processioniren, schütteln den Regen vom Hut und spannen die Schirme ab, sie schlagen die Thüre zu und stoßen sie auf, sie treten sich auf die Füße und sagen sich: „Gehorsamer Diener!“ Geräusch, Gewimmel und Getümmel, und es ist doch Gottesdienst.

Und wenn Du auch nicht Katholik bist, hier wird Dir das klar, wenn Du Dich in einen Winkel stellst und hinaufschaust in das dunkle Gewölbe, Du möchtest es unermeßlich nennen, je länger Du hinsiehst. Legionen von Geistern können dort oben noch wandeln und schweben und Hosianna singen dem Herrn der Heerscharen, wäre der Markt unten der bewegten Menge auch noch einmal so voll und noch einmal so laut. Des unsichtbar Feierlichen ist doch mehr darin als des sichtbar Faßlichen. Eine solche geräumige katholische Kirche ist eine Welt. Der da will, findet doch immer ein Plätzchen, wie bunt, tobend, stau-

dig es auch um ihn iſt, wo er allein ſein kann mit ſich und dem Unſichtbaren. — Schwieriger wäre mir die Andacht in den hellglänzenden, bunten, lichterfüllten Kirchen ſpäterer Zeit, die eben nur der ſpecielle Glaube oder Aberglaube mit Wärme und Andacht füllt.

Ein Gottesdienſt iſt freilich ſo wenig als eine Predigt in der Kirche. Von der großen Meſſe im Chor, wie feierlich auch die Geſänge, die Orgelklänge, die Fülle der Kerzen, merkt man kaum etwas am andern Ende. In eine katholiſche Kirche gehören viele Adminiſtranten; hier wird Meſſe geleſen, dort Beichte gehört, hier gepredigt, dort getauft, copulirt, gefirmelt, wie ja auch der Heiligen viele ſind, zu denen man betet, und es braucht nicht immer der eine Heilige zu hören, was dem andern Heiligen vertraut wird. Die ideelle Einheit eines proteſtantiſchen Gottesdienſtes, wo alle Stimmen im Geſange eins, und alle Seelen dem Worte des Betenden und Predigenden folgend gedacht werden, ſoll hier nicht geſucht werden. Die dunkle, winkelreiche Kirche iſt ein Aſyl; jeder Troſtbedürftige ſoll hier ſeinen Winkel finden.

Wie unſere Vorſtellung von der ergreifenden und erhebenden Feierlichkeit des katholiſchen Ritus zuweilen getäuſcht wird, davon überzeugte mich eine Firmelung, der ich in der Stephanskirche beiwohnte.

Welch ein Feſt der Rührung iſt die Einſegnung in proteſtantiſchen Ländern? Wenn auch bei den Aermern der erſte ſchwarze Rock und das erſte ſeidene Kleid vor dem beſtimmten Tage zur Hauptſache wird, ſo ſiegt doch der Ernſt der Stimmung an dieſem ſelbſt über das Aeußerliche. Wenig Confirmationen, wo nicht der Thränen reiche Fülle dieſem Tage der feierlichen Aufnahme in den Chriſtenbund eine nicht ſo leicht verlöſchbare Weihe gibt. Auch die öffentliche Prüfung, wenn auch mehr oder minder nur Form, ſteigert die feierliche Bewegtheit. In katholiſchen iſt es nur ein Act, wie eine Heirath vor einem Notarius. Das Gemüth wird nicht ergriffen, am wenigſten das der Kinder. Sie kommen, geputzt, wie es geht, von ihren Angehörigen geführt, in die Kirche, jedes ein weiß ſeiden Band um die Stirn. Die adminiſtrirenden Kaplane ſtellen ſie in langer Doppelreihe auf. Ein kurzes unverſtändliches Ge-

bet wird abgebetet und der Weihbischof geht mit seinen Dienstthuenden der Reihe entlang, er murmelt die Aufnahmeworte, ölt die Stirne des Confirmanden, und die Binde wird ihm gelöst, und der Kaplan sammelt die Bänder über den Arm. Sie sollen nachher verbrannt werden, damit das mit heiligem Oel getränkte Band zu keinem profanen Zwecke gebraucht werde. Kein Orgelton, nichts von Musik, nichts von Gesang, kein feierliches Versprechen, keine feierliche Segnung; ist die eine Reihe zu groß und zu Ende, wird eine neue aufgestellt, ganz wie die vorige. Wohlhabende wissen auch wol den Act vorher kurz in der Sakristei abmachen zu lassen. Das einzige Feierliche für mich war das Gesicht des Weihbischofs, ein echt apostolisches, voll Milde, Resignation, Glauben, Güte, ohne den Stolz des alleinseligmachenden Bewußtseins.

Für die Confirmirten soll es ein Tag der Freude sein. Sie werden festlich bewirthet, namentlich, so will es die Sitte seit Uralters, mit einem Becher Meth. Auch führt man sie ins Freie zum Spiel auf der Wiese. Pathen, „Go-

dein" genannt, dürfen nicht fehlen und werden so gut wie bei der Taufe, in die Kirchenbücher eingetragen, auch wenn es Proteſtanten ſind.

20. Die Fiaker.

Die Fiaker sind eine so bedeutende Kaste in Wien, daß der Wiener es dem Reisebeschreiber übel nähme, der eine Reihe Capitel über Wien schreibt und ihnen kein besonderes anwiese. Deshalb, da ich überall gern in der Ordnung bleibe, sei ihnen dieses gewidmet.

Ueber die Geschichte der Fiaker ist mir wenig bekannt. Unter den Polizeiacten war mir nicht vergönnt nachzusuchen; doch soll da viel über sie liegen. Sie machen wie die Zigeuner eine völlig getrennte Kaste aus, sprechen ihre eigne Sprache, haben ihre eignen Zeichen, ihren eignen Glauben und ihre eigne Moral; ihr Ursprung ist aber so dunkel wie jener. Wenn der selige Niebuhr es übernommen, ihre documentirte Geschichte zu schreiben, so zweifle ich nicht, daß er sie nicht zu den etrurischen Patriciern, sondern den plebejischen Indigenis gezählt hätte.

Für den Einheimischen sind sie eine Art Parias, und werden, wenn auch nicht thätlich, doch wörtlich so „tractirt," wie sich in Norddeutschland Niemand mehr tractiren läßt. Man nennt sie Du, auch Er, und wenn man mit ihnen freundlich sein will, schimpft man sie, je ärger um so besser. Ein Fremder, der das nicht kann und mag, wird daher auf den ersten Blick erkannt, was ihm weder zur Ehre, noch zum Vortheil ist. Denn der Fiaker, ein schlauer Mann, weiß nun was er bieten kann, oder vielmehr er läßt den Fremden bieten und oft das Doppelte, als was der Wiener zahlen würde. Sich aber bieten läßt er nun gar nichts mehr, sondern handelt, wie er Lust hat; denn der Fiaker wird stolz, wenn Du ihn höflich anredest, wie das gestriegelte und gespornte Pferd sich fühlt, wenn statt des gestrengen Herrn ein Fremder es mit Streicheln regieren will. Der Wiener hat den Grundsatz: kurz und grob gegen sie, und wenn der Berliner in der Seele des Fiakers erröthet, behauptet man, sei dieser dagegen selig; denn er hat einen Herrn gefunden, mit dem sich gut umgehen läßt.

Schlecht behandelt und wenig geachtet werden

die Fiaker, aber das ist mehr etwas speciell Herkömmliches, als daß es in einer hochmüthig tyrannischen Gesinnung der Wiener läge. Die Dienstboten hier werden gut gehalten und verstehen es, sich gut halten zu lassen. Wenn auch in Ausdrücken devot und unterthänig, und von der Versicherung: „I liß die Hand," bis zur Thatsache übergehend, fühlen sie doch in Wien ihre Menschenrechte so gut als irgendwo, und zu den Menschenrechten kommen noch gewisse Dienstbotenrechte, welche die Lustspieldichter der Leopoldstadt launig genug ans Tageslicht gezogen haben. Weil der Fiaker seine Menschenrechte nicht so fühlt, möchte ich noch nicht annehmen, daß es mit seiner Menschheit nicht recht bestellt sei. Gegen ihre Figuren ist gar nichts zu sagen; alle, die ich gesehen, könnten jederzeit ausgetauschte Marquissöhne sein, und würden im neuen Costume sich ganz gut ausnehmen. Auch, was anzunehmen wäre, daß ihre hündische Gelassenheit, oder ihr passives Ehrgefühl auf eine slawonische Abstammung hindeute, würde durch nichts gestützt. Denn sie sehen viel ähnlicher einem schlanken Oberösterreicher, als dem bettelnden Walachen. So mag Das, was in un-

ferm Sinn im Verkehr mit dem Fiaker empörend ist, nur conventionelle Form sein, und man schimpft und stößt sie, weil man sie lieb hat, wie ja auch Freundschaften nicht zu den unerhörten Dingen gehören, wo man sich mit Schimpfworten liebkost.

Es gehört unbedenklich zu den veralteten Traditionen, womit der Reisende den Reisenden unterhält, daß der Fiaker jedesmal Unrecht erhielte, wenn ein Fremder ihn belangt. So hübsch das Märchen ausgemalt wird, wie der Fiaker auf jede Beschwerde sofort citirt und ohne Verhör über eine Schütte Stroh gelegt wird, um vermöge einer sofortigen Demonstration ad posteriora zum Geständniß gebracht zu werden, ist es doch nur ein Märchen. Auch in Oestreich ist der Zeitgeist eingedrungen, und ich weiß, daß selbst Polizeibeamte mit Gliedern dieser Pariaclasse Händel gehabt und über Unrecht klagen!

Ihre Wagen sind meist sehr elegant und doch ihr Eigenthum, ihre Pferde wohlbeschaffen und trefflich einkutschirt, und in Wind und Wetter stehn sie in Ueberzahl auf den bestimmten Plätzen, offen und verschlossen. Auch die verschlossenen werden, wie man meinte, bei gewissen Gelegen-

heiten, trotz des schönsten Wetters, gesucht und dann theuer bezahlt, und dese Gelegenheiten sollen in Wien nicht selten sein. Sobald Du Dich einem Platze näherst, und Dein Blick fällt auf die Kutschen, springt schon der nächststehende Fiaker zu und salutirt Dich mit dem stereotypen: „Fahrn mer Ihro Gnadn?" und ehe Du geantwortet, drängt der zweite, der dritte, der vierte, die ganze Reihe, und jeder versichert Dich, den Hut in der Hand, seine Kutsche sei die beste, die schnellste, die billigste. Feste Preise gibt es nicht, also mußt Du handeln. Ich habe aber nie bemerkt, daß die große Concurrenz der Waare sie zum Vortheil der Fahrenden im Preise herabgesezt hätte. Im Gegentheil, ob es doch den Anschein hat, als wolle man sich um Dich zerreißen, scheinen die andern ganz zufrieden, wenn Du Dich für einen unter ihnen bestimmt hast und mit ihm fortkutschirst. Entweder rühret sie wirklich nichts als die Aussicht auf Gewinn, oder es herrscht eine gefährliche Uebereinkunft. Der Wiener ist mit dieser Einrichtung zufrieden, der Fremde wünscht, daß die für Alles sorgende Polizei feste Preise eingeführt hätte, da dieser nothwendige Handel für

Niemand angenehm iſt, dem es nicht wie dem Wiener Spaß macht, die Leute auszuſchimpfen.

Jeder Fiaker hat eine Nummer und einen Namen. Jene gibt ihm die Polizei, dieſen entweder der liebe Gott oder ſeine Kameraden, oder alle beide. Wenn nämlich der Geburtsname eines Individuums dem Geſchmack ſeiner Cameraden nicht entſpricht, ſo tauft ihr Witz ihn um, und wie groß die Zahl der Fiaker iſt, ſoll doch jeder einen ſolchen Spitznamen führen, unter dem er nicht allein unter den Seinen, ſondern auch auf der Polizei bekannt iſt. Der wiener Volkswitz iſt unerſchöpflich, und dieſe Namensliſte gewähret den Volksluſtſpieldichtern eine reiche Fundgrube.

Einer erregte meine Aufmerkſamkeit. Ich traf ihn immer leſend. Er war der Letzte, der aufſprang, wenn ſeine Kameraden einen Angriff wagten, denn er hatte vorher ſein Buch zuzuſchlagen, und er that es ſichtbar ungern. Ein leſender junger Burſch gehört nicht zu den gewöhnlichen Erſcheinungen auf den wiener Straßen. Weder die Hökerinnen noch die Fiſchweiber leſen daſelbſt Romane, und die Garçons in den Cafés ſind nicht immer in den Journalen bewandert, die ſie hin-

und herreichen. Aber ein Fiaker Tag für Tag lesend, und mit allem Eifer, auf dem Bock oder auf der Deichsel, wäre selbst für Berlin etwas Merkwürdiges, wo man noch wenige Droschkenmänner, so viel ich weiß, lesend betraf. Mein junger Fiaker gehörte nicht zu den gesprächigen Lesern, er verschloß in sich, was er aus dem Roman erbeutete, und ich stehe nicht dafür, daß es in ihm brütete, ob er ein geborner Fiaker sei oder ein ausgetauschtes Kind, und vielleicht der rechtmäßige Erbe der Esterhazy, Schwarzenberg und Liechtenstein auf dem Bock des Wagens Nummer 73 sitze. Was er las, war Walter Scott, wenn auch nur im wiener Nachdruck, doch immer Walter Scott. Er hatte den ganzen Scott, wie man mir sagte, mehre Mal durchgelesen, und also hatte ich die Ehre, als er mich fuhr, von meinem Kutscher auch durchgelesen worden zu sein, denn der Nachdrucker der Edle von Mausberger hat die Güte gehabt auch meinen Roman: „Schloß Avalon," frisch weg und ohne Randglosse als Walter Scott'schen in der Reihe der übrigen nachdrucken zu lassen. Der gebildete junge Fiaker heißt bei seinen Kameraden der Walter Scott-Seppert.

Solche erſtaunliche Fortſchritte in der Bildung zu finden, muß man im Frühjahr 1832 nach Wien reiſen!

Das Leben der Fiaker unter ſich ſoll luſtig und originell ſein. Wie dürfte der Fremde wagen, in alle Spelunken einzudringen, und wie hoffen, wenn der Zufall ihn über die Schwelle führt, grade den Silberblick der Volksluſt zu haſchen. Die Bälle namentlich, welche dies unverwundbare Völkchen ehemals alljährig im Winter gab, waren, wie man verſichert, der Sammelplatz aller Volksluſt. Jeder Theilnehmer, und es kamen damals Alle, war für ſich eine komiſche Maske. Da die Luſt einigemal allzulaut geworden und, ſtatt zu verrauchen, in bleibende Folgen ſich ausgeprägt hatte, ſind auf höhere Anordnungen dieſe Generalbälle unterblieben, und die geſtiefelte Fröhlichkeit muß ſich jetzt theilen.

21. Das Burgtheater.

Das wiener Burgtheater hat matte Decorationen, keinen brillanten Kronleuchter, nicht ausgezeichnet schöne Costumes, es liegt in einem Winkel der kaiserlichen Burg, und es wird darauf weder gesprungen, noch gesungen. Außerdem herrscht noch manches Veraltete, zum Beispiel, daß die Schauspieler ihre Rollen lernen, die Stücke, ehe sie gegeben, einstudirt werden, und das Publicum auch Conversationsstücken Aufmerksamkeit zollt.

Es ließe sich ein dickes Buch über diese Misbräuche schreiben, die wol mit der Zeit ihren Anforderungen weichen werden. Jetzt ist es aber noch buchstäblich so, und was diesen abnormen Zustand noch abnormer macht, ist, daß das Theater fast keiner Zuschüsse bedarf, vielmehr sich durch seine Einnahme, ohne Kunststücke, hält und so hält, daß Wien nicht allein durch die bedeutendste Gage die bedeutendsten Schauspieler anzieht, sondern auch selbst die deutschen Dichter anständig honorirt.

Sage ich noch, daß die Generalintendanten und Directoren dieſes Theaters immer wenigſtens etwas von ihrem Geſchäft verſtanden und es mit Eifer und Liebe betrieben haben und betreiben, ſo, fürchte ich, meint man, ich ſchreibe ein perſiſches Märchen.

Darum ſchweige ich von dem eigentlichen Theater, wiewol auch um deshalb, weil ich mir vornahm in dieſe wiener Scenen nichts zu miſchen, was nicht in Wien zuhauſe gehört, und darunter befindet ſich das nicht, was wir eine Theaterkritik nennen. Indirect wird das wiener Burgtheater von jedem Kritiker gelobt, der über den Verfall der Hof- und Nationaltheater anderwärts klagt; aber neben dem vielen Lobenswerthen und ſehr vielem Anerkennenswerthen, iſt doch auch viel zu rügen. Dies führte mich aber grade zu Dem, was ich vermeiden will, zur Kritik.

Ich laſſe Schauſpieler und Direction hinter ihrem Vorhange und führe lieber den Leſer ins Publicum. Dies allein iſt ein Schauſpiel für uns, merkwürdig wie ein überſeeiſches Naturwunder: ein Publicum, das faſt immer zufrieden iſt, und ſehr oft in der Wonne des Entzückens ſchwelgte. Du

glaubteſt, aus einem berliner Parterre plötzlich in das wiener getreten, in ein Land der Unſchuld Dich verſetzt. So gibt hier Alles Achtung, freut ſich, nickt und blickt dem Schauſpieler, dem Dichter, dem Drama zu. Ein zehnmal geſehenes bürgerliches Schauſpiel, ohne die Blitzwirkungen der Ueberraſchung, wird mit derſelben Andacht verfolgt, wie das erſte Mal, und es brauchen nicht außerordentliche Darſtellerkräfte darauf verwandt zu ſein. Man freut ſich, und nicht blos am Sonntage, noch recht innig, wenn das Laſter beſtraft wird, man weint mit der Tugend, wenn ſie ſich auch noch nicht beſſer zu helfen weiß als durch ſentimentale Redensarten. Das Gepfefferte und Geſchraubte iſt noch eine Rarität, die Sprachweiſe der Ironie noch fremd. Ein lauter Applaus könnte Dich täuſchen, denn Du haſt nichts gehört, was ihn hervorrief, als irgend einen rührenden Gemeinplatz; aber auch das iſt nicht ironiſcher, es iſt der aufrichtig gemeinte Beifall der Theilnahme. Nichts von Zuſammenſtecken der Köpfe, nichts von Kichern, von zugeflüſterten Bonmots, es ſind alles Freunde, die leben und leben laſſen, und darunter, was Dir am befremdendſten vorkommt, ſolche jugendliche

Stutzer, welche in andern großen Städten nur für den Blick einer Tänzerin die Hände rührten.

Dort sitzt Abend für Abend ein alter Mann, die Hände auf dem Stock und das Kinn auf den Händen, und die andächtigen Augen lassen keinen Zug, die halbgeöffneten Lippen keinen Ton, der von den Brettern kommt, außer Acht. Sobald eine gewisse bejahrte Schauspielerin auftritt, belebt sich das Gesicht, das Kinn erhebt sich, und er stampft heftig mit dem Stocke auf — in Wien ein Zeichen des Beifalls — und die um ihn folgen dem Beispiel des alten Mannes, stampfen auch mit den Stöcken und klatschen mit den Händen, und die Schauspielerin verneigt sich stumm dankend für den Empfang. Ihr ist bekannt, von wem er ausgeht, denn es ist so seit dreißig oder vierzig Jahren jeden Abend, wo sie spielt. Der alte Mann ist ihr treuer Verehrer, Alle wissen das und sind gerührt, daß er so treu und beständig liebt, und aus Rührung und aus Achtung stößt und klatscht man mit ihm. — Wo findest Du heut zum zweiten Mal diese Idylle?

Aber es ist in diesem Publicum die Beifallsfreude nebenbei ein Bedürfniß. Aeußern muß

sich etwas. Unwille iſt nicht erlaubt, höchſtens Misfallen durch Schweigen, Gähnen, leiſes Ziſchen, alſo da ſie nicht trommeln und pfeifen dürfen, auch wenn ſie möchten, ſtrömt der ganze phyſiſch-pſychiſche Drang in Applaus aus. Man klatſcht, man ſtampft, man ruft Bravo, Dacapo bei jeder Gemüths- und Sinnenbewegung. Doch auch ſelbſt der Freudenäußerung ſind Grenzen geſetzt. Das Vorrufen iſt nicht erlaubt, — nur die Gaſtſpieler ſind ausgenommen — dafür empfängt man die Lieblinge. Um ſich für dies Verbot in den Theatern ſchadlos zu halten, iſt des Klatſchens, Bravorufens und Hervorrufens in den Concerten kein Ende. Inſtrumental- und Vocalmuſik der Sänger wird dort zur Nebenſache gegen der Vocalmuſik des Jubels.

Und immer iſt das Theater gefüllt, bei Kotzebue und Iffland, bei Raupach und Schiller. Iſt es auch nicht immer, was man in der techniſchen Sprache dafür Natur nennt, ſo iſt die Kunſt dabei doch ehrenwerth und liberaler Art. Nicht den devoten Schleichern, den Vettern und Gevattern von Portiers und Theaterſchneidern, ſondern den Kunſtfreunden trägt man den freien Eintritt an

und betrachtet es als eine Ehrenſache; wie denn die ganze Theateradminiſtration, bei manchen Mängeln, das Gepräge des Nobeln ſehr zu ihrem Vortheil gegen andere Hofbühnen an ſich trägt. Auch iſt das humanere Gubernialprincip an der Controle zu ſehen. Es ſtehen nicht hundert Argusaugen da, um zu bewachen, daß nicht von den zehn Zuſchauern, die zuweilen auf andern Hoftheatern das Publicum ausmachen, einer ohne ſeinen Gulden eindringt. Du ſuchſt bisweilen vergebens nach Dem, der Dir die Contremarke abnimmt, denn er kennt Dich ja, und wenn auch nicht, wäre es ja kein ſo großes Elend, wenn einmal Einer ohne zu bezahlen zuſieht. Man rechnet nämlich in Oeſtreich, daß die Beſoldung von hundert Beamten, welche dies verhindern ſollen, in Summa mehr koſtet, als wenn zehn Perſonen ſich an der Kaſſe durchſchleichen. Auch hat man den ſeltſamen Grundſatz, daß zehn tüchtige Schauſpieler dem Theater von mehr Vortheil ſind als fünf Theaterhofräthe und Geheimſecretairs.

Ein ganz anderes Schauſpiel hebt für Dich an, wenn Du die Blicke aufrichteſt und längs der höhern Reihen des ovalen Raums ſchweifen läßt.

Zwei, drei Ränge Logen mit Augen, Wangen, Stirnen, Lippen, mit einem Flor vollblühender Blumen besetzt, wie Du ihnen in der Fülle auf keinem Theater der Welt begegnest. Zu den Kohlenaugen, dem Rosenhauch der sommerlichen Wangen ein reicher Putz, Ungezwungenheit, Leben. Verfängliches darfst Du nicht suchen, sollten auch hier ein paar Augen den Deinen lebhafter begegnen, als Du in einer nordischen Stadt erwarten darfst. Bis in den zweiten Rang gehört jedes schöne Gesicht der hohen eingeborenen Aristokratie oder der Diplomatie an, erst im dritten gelingt es den reichen Bankiers eigne Logen zu gewinnen. Sie sind hier unter sich, das Theater ist ihr Salon, die Gêne fällt weg, wenn auch noch nicht die Freiheit eintritt wie in den Opernlogen einer italienischen Stadt. Die Sitte heiligt diese zweite Wohnung, man muß Achtung wenigstens vor dem Publicum, wenn auch nicht vor dem Stücke zeigen. Von grillirten Logen, wie in Paris, sah ich nichts. Jede Loge ist auf Jahresfrist an eine oder zwei Familien für eine bedeutende Summe verpachtet; sie ist nun deren Eigenthum, ein erlauchter Name bürgt für den Anstand. Aber

sonst ist die Sitte so mild in Wien. Nur keine Sentimentalität und keine Mesalliancen, und man lebt und läßt leben und kümmert sich da nicht um das heraldische Wappenschild.

Noch ein anderes Schauspiel im Schauspiele: rechts vom Zuschauer im Theater sind die kaiserlichen Logen, nicht höher und nicht architektonisch von den andern, nur durch dunkle Draperien von schwerem Sammet und Goldstickereien ausgezeichnet. Und an jedem Abende, wo die Bühne ein würdiges Stück bringt, sieht der Wiener hier die Häupter der geliebten Familie seines Kaisers und ihn selbst in ihrer Mitte, ein Anblick, der jedes östreichische Herz erhebt und rührt. Aber auch ein malerischer Anblick. Diese ehrbar ernsten Gesichter mit dem blauen Habsburgauge inmitten des prachtvollen Rahmens der Loge und mit dem dunkeln Hintergrunde zur blonden Gestalt — es ist von selbst ein Gemälde, das jener Franzose mit einem Rembrand treffend verglich. Ein Gemälde von altem Werth.

Auch eines Barthelemy Auge wurde bei diesem Schauspiel gerührt! Das ist der stärkste Pinselzug. Das Gemälde ist fertig

Er sah noch — und ich auch — in diesem dunkeln Rahmen ein andres blasses Bild, für das er damals zu schwärmen vorgab. Barthelemy war bekanntlich nach Wien gekommen, um vom Sohne des Mannes für sein Lied von dessen Thaten unter den Pyramiden ein Geschenk zu erringen. Es gelang ihm nicht; seine Nachrichten aber von dem blassen Jünglinge, den er nur in der Loge gesehen, und der den Kopf wund reiben sollte und sagen: „Mein Gott sie denken, er sei meines Vaters," klangen interessant genug, bis jüngst Prokesch's Brief ihre Lügenhaftigkeit ans Tageslicht brachte. Indem er das wahre Verhältniß aufdeckte, zeigte er uns Wunderbares, das die Erfindungskraft der Factionslüge noch der Lahmheit bezüchtigt. Es war, als ich den jungen Napoleon im Burgtheater sah — in der Vorstellung der Lanassa — das letzte Mal, daß er zu diesem Rembrandtbilde saß. Er betrat nicht wieder das Theater; von dem größern trat er ab vor seinem ersten Debut. Ungefähr um dieselbe Zeit trat auch Barthelemy zurück von dem seiner publicistischen Ehre, mit Geschenken zwar, aber keinem von dem Sohne des Mannes.

Der altmodisch langrunde Bau des Burgtheaters und seine Verzierungen stimmen zum Charakter dieser Bühne. Der moderne Glanz fehlt dem Aeußern wie dem Innern. Auffahrt und Eingang sind zugleich Hauptdurchfahrt von der Stadt zur Burg. Aber man tritt hinaus in die ungeheuern Höfe dieses Kaiserschlosses, das in seinen behaglichen Dimensionen auch den Charakter des patriarchalischen Regiments abspiegelt, Größe und Behaglichkeit, wenig Schönheit und Eleganz. Aber schon das Massenhafte imponirt. Wenn Du durch diese Höfe mit ihren bis in die Wolken durch helle Fenster erleuchteten Mauern gehst, überkommt Dich das Gefühl der Sicherheit und Erhabenheit, Du weißt, obgleich das Theater in der Burg ist, ist es doch nicht die Hauptsache, es ist nur der kleine Theil von einem großen Ganzen, Hof so an Hof und alle verbunden durch weithinlaufende Corridore, welche an stürmischen Tagen vielen Theatergängern einen Theil ihres Weges geschützt im Trocknen zu machen erlauben. Den Winter geheizt, sind sie der Armuth geöffnet.

Bei der Erwähnung im Wallenstein, daß der Kaiser zu Wien in seiner Hofburg gezittert, durch-

rieselte die Versammlung des Burgtheaters ein wohlgefälliges Lächeln, daß ihre reale Schaubühne auf so classischem Boden steht.

22. Schreyvogel.

Die Todten ſoll man ruhen laſſen, zumal wo man auch die Lebenden als Perſonen aus dem Spiel läßt; aber eines Todten will ich doch gedenken, weil er ſelbſt vor ſeinem Tode gewünſcht, daß er nicht ungehört hinabgehe. Der letzte Wunſch iſt heilig.

Schreyvogel hat unter dem Namen eines Dramaturgen und Theaterſecretairs das wiener Burgtheater lange Jahre hindurch faſt allein regiert und, wie man in Wien behauptet, es, wie es war, faſt allein geſchaffen. Mit unermüdlicher Thätigkeit, mit einem faſt jugendlichen Feuereifer, trotz Kränklichkeit und Alter, widmete er ſeine Zeit und ſich ganz dieſem Inſtitute. Er verſäumte keine Vorſtellung, keine Probe; litt er am Podagra, ließ er ſich hintragen, und, angelangt, war er ſo Aug' und Ohr für die Sache, daß es für ihn keine Krankheiten mehr gab und keine Rück-

ſichten. Seine Liebe und Thätigkeit, die im Wirken des hohen Sechzigers noch den Anſtrich von Leidenſchaft hatte, hielt allein das Inſtitut ideell zuſammen, ohne daß ſie ſich dabei auch durch Zählen der Knöpfe und Conſultationen, wie lang ein Tänzerrock ſein müſſe, zerſplitterte. Als Theaterdirigent liebte er Alles, was poetiſch war und ſich dabei als praktiſch tüchtig auswies. Eine frühere Polemik als Schriftſteller gegen manche Richtungen des Geſchmacks hinderte den Dirigenten nicht, Produkte derſelben, wenn er ſie der Bühne zuträglich fand, aufzunehmen, ja mit ſelbſt ſchaffendem Eifer liebend ſie zu pflegen. In ſeinem Sonntagsblatte hatte er mit glänzendem Witz gegen die katholiſirende Richtung der damals neuen, romantiſchen Poeſie angekämpft, gegen die Schlegels, Tieck u. ſ. w., er hatte den Werth beſtritten, den man dem Calderon beilegte, und als Theaterdirector war er in Deutſchland das für Calderon, was Schröder für Shakſpeare geweſen. Er führte ihn den Deutſchen zuerſt auf der Bühne vor in geſchickten, geſchmackvollen Bearbeitungen. Ebenſo verdankt ihm Raupach's Nibelungentragödie eine ſo ſorgfältige Pflege, daß das Drama in Wien

ein bleibendes Matadorſtück iſt, und eben er hatte einſt bittere Pfeile des Spottes gegen die Niebelungenwuth losgedrückt, und wohl mit Recht vorhin bezweifelt, daß der dem großen wiener Publicum fremde Gegenſtand eingreifen werde. Liebe für die Kunſt ließ ihn eignes Vorurtheil und fremde Rückſichten überwinden. Solche Opfer im Dienſte der Kunſt ſind ſelten.

Er war es — und darin ſtimmen die Nachrichten von Freunden und Feinden — der auf dem Burgtheater das deutſche Schauſpiel in ſeiner alten Würde, er, der die Nobleſſe deſſelben aufrecht erhielt. Er wußte den Werth ſeiner Schauſpieler zu ehren, ohne ſich von Anmaßungen der Eitelkeit einſchüchtern zu laſſen. Er pflegte das Talent, wo er es fand; aber keine Rückſichten konnten den hartnäckigen Willen beugen etwas Anderes zu begünſtigen. Jeden Verſuch, die Bretter mit Frivolitäten und den flachen Producten des Tages zu überſchwemmen, wies er zurück, während dichteriſche Verſuche, auch wenn er ſie als unpraktiſch verwerfen mußte, ſeiner Theilnahme immer gewiß waren. Alles dies ſcheint an ſich vielleicht nicht außerordentlich; allein ſo ſelten ſind

dieſe Eigenſchaften, jede einzeln, bei einem Theaterdirector, daß ſie zuſammengenommen den Mann, der ſie beſaß, über die Gewöhnlichkeit erheben. Schreyvogel's Bemühungen verdankt überdies das Burgtheater, daß es nicht verpachtet worden, die Oper nicht ins Schauſpiel eindringen durfte und kein Tänzerfuß dieſe Bretter je entweihet hat. Den Ruf der erſten deutſchen Schaubühne erlangte das wiener Burgtheater unter Schreyvogel's Leitung, und es hat ihn bewahret, trotz mancher ungünſtigen Aenderungen, ſo lange er an der Spitze ſtand; und um deshalb, weil dieſe Bühne unter ihm und durch ihn auch in den Ruf kam, das letzte Palladium und Aſyl der deutſchen Schauſpielkunſt zu ſein, hat ausnahmsweiſe Schreyvogel ein Recht auf perſönliche Würdigung, was ſonſt außer dem Zweck dieſer Skizzen liegt.

Ende Mai 1832 erhielt er plötzlich, unerwartet ſeine Entlaſſung nach faſt dreißigjähriger Thätigkeit. Er hatte nicht, wie verbreitet wurde, darum nachgeſucht; doch gehörten andere Gerüchte, daß es geſchehen, weil er eine vom Intendanten begünſtigte junge Schauſpielerin nicht, wie dieſer es wünſchte, beſchäftigen wollen, eben wie jenes

nur zu den Ausgeburten der skandalösen Chronik. Die Veranlassung lag näher und natürlicher. Schreyvogel war gewohnt, so lange er unter dem vormaligen Oberintendanten, Grafen Dietrichstein, Dramaturg war, daß seine Meinung durchging, und er war in der That der eigentliche Regent. Mit vollem Bewußtsein, daß er im Recht war, wollte er, als Graf Czernin an die Stelle des Grafen Dietrichstein trat, so fortfahren. Regieren ist eine süße Sache, und ein Scepter läßt so wenig ein Dramaturg als ein König gern fahren. Allein der neue Intendant war ein Mann, der ebenso den Werth eines Theaterscepters zu schätzen wußte und überdies auch eine Meinung haben wollte. Jener stützte sich auf seine Erfahrung, seine Kenntnisse, seinen glühenden Willen, auf Das, was er gethan; dieser auf seine Autorität, auf seinen Willen, den er ebenso für den rechten hielt, und einen Eifer für die Sache, der selten Theaterintendanten auszeichnet, die zugleich Hofleute sind. Beide überdies Greise und heftig geriethen oft an einander, und wenn Schreyvogel im Ernst äußerte: „Er oder ich," so konnte er den Ausgang von selbst abnehmen, indem, wenn es überall schon nicht

rathſam, mit dem Willen eines einflußreichen Magnaten einen Kampf um Sein und Nichtſein anzubinden, er in Oeſtreich gewiß damit endet, daß nicht der Magnat weicht, ſondern der Andere.

Schreyvogel wurde entlaſſen. Zwar mit Anerkennung ſeiner Verdienſte, aber doch entlaſſen, und innerhalb dreier Tage entlaſſen. Der Mann, der an dreißig Jahre das Burgtheater regiert, dem alle vorzüglichen Mitglieder ihr Engagement dankten, der Alles, was noch gut und vorzüglich war, ſein Werk nennen konnte, der nur in dieſem Theater und für dieſes Theater lebte, ſollte es innerhalb drei Tagen verlaſſen! Das hieß Abſchied nehmen von Allem, was ihm werth. Von ſeinem Leben. Zwar täuſchte ſich der feurige Sechziger und wollte auch Andere täuſchen, daß er nun als Schriftſteller arbeiten und arbeiten wolle — er hatte große Plane; aber wer den krampfhaft zitternden Greis ſah, wußte, daß die Werke der Gebrüder Weſt nicht um viel Bände mehr wachſen würden. Auch wird die Autorenfeder dem Sechziger zu einem ſchweren bleiernen Griffel, wenn er ſie in den Vierzigen auch als leichten Kiel weglegte.

An andern Orten hätte man erwarten dürfen,

einem ſo entlaſſenen hochverdienten Veteranen werde Liebe und Achtung der freien Kunſtgenoſſen das Aeußerſte thun, die widerfahrene Kränkung zu verſüßen; man würde hören von Ehrengeſchenken, Pokalen, Kränzen u. ſ. w. Ich glaube in Schreyvogel's öder Wohnung ſtatteten von allen Mitgliedern des Burgtheaters zwei oder drei Schauſpieler, die Ausländer waren, einen Beſuch ab. Es mag in Wien nicht gut ſein in Ungnade zu fallen bei der Magnatengunſt.

Zwei Monat ſpäter ſah ihn Jemand mit faſt offenem Halſe bei rauhem Wetter auf der Baſtei ſeinen gewöhnlichen Spaziergang machen. Er warnte ihn, denn die Cholera war wieder in Wien. „Was ſoll ſie mir thun," lachte Schreyvogel auf. Sie ergriff ihn, und er hat nur zwei Monat ſeine Trennung vom Theater überlebt.

23. Volkstheater.

Fuit Ilium! Mit jenem beweglichen, von der Luft gebornen, vom Momente täglich Nahrung schöpfenden Volkstheater iſt es aus. Die Leopoldſtadt iſt den Maſchiniſten, Springern, Feuerwerkern, Poſſenreißern und Lumpenſammlern verfallen. Sie bringen's nicht weiter, als bis zu einem tollen Quodlibet, deſſen hauptſächlicher Witz in den Theaterzetteln geſucht werden muß.

Was iſt daran ſchuld? — Tod, Abgang, Alter jener eminenten Talente der Huber, Krones, Ennike, Schuſter, Raimund; oder fehlen die Dichter, oder fehlt ihnen die Luſt oder der Stoff; oder macht es die Cenſur, die, wie man behauptet, jetzt ſtrenger geworden gegen den Volkswitz als in der letzten Blüthezeit dieſes Theaters?

Die Antwort liegt für mich darin: daß Niemand das Wiederaufblühen des Volkstheaters hofft. Alſo muß es wol aus ſein mit der Lebenskraft

und es verschied nach dem organischen Proceß aller irdischen Dinge. Eine äußere Ursache allein wirkt nie den Tod von etwas Geistigem, wenigstens lebt das so äußerlich Getödtete in andrer Form wieder auf. Das alte wiener Lustspiel scheint aber nicht wieder aufleben zu sollen, ob nun das eine leopoldstädter Theater unter diesem und jenem Entrepreneur sich pecuniär einmal hebt oder nicht, und ob das neu eingerichtete josephstädter viel oder wenig von den alten Elementen des leopoldstädter in sich aufnimmt. Es wird immer etwas Gemachtes sein, das leopoldstädter Theater war etwas Gebornes.

Es scheint mir seinen Lebenslauf durchgemacht zu haben, und es wäre eine interessante Aufgabe seine Biographie zu schreiben. Sollte sich dazu Niemand in Wien berufen fühlen? Was es war, als man dem in Sachsen begrabenen Hanswurst eine Bretterbude aufschlug und ihn unter anderm Namen für ehrlich erklärte, bis zu der Zeit, wo es geworden und blühend zum Selbstbewußtsein kam unter Meißl, Bäuerle, Schuster und zuletzt Raimund. Mit dem Bewußtsein, daß sie ist, ist die Lust aber gewöhnlich aus. In den

Stücken, die unter Meißl's Namen figuriren, quillt der Volkshumor am stärksten, aber noch am unbewußtesten hervor. Er schweift ins Phantastische, aber zu fern von echter Geistesbildung, findet er die Form nicht, welche diesen Meteoren Gehalt gäbe und Dauer verspräche. Man behauptet, daß an diesen ältern Meißl'schen Stücken Mehre geholfen, wenigstens rühre von ihnen ein Theil der launigen Füllung her. Bäuerle sucht ein bestimmtreales Feld. Er brachte den wiener Bürger wie er ist aufs Theater und hat durch seinen Stabert bleibendes Verdienst. Raimund, als Bühnendichter am reichsten mit poetischem Empfindungsvermögen ausgestattet, wagte Etwas, was ihm zum Theil gelang, und woran er zum Theil scheiterte: er wollte den Ernst in die Lust hineinbringen und das ganze Genre des wiener Lustspiels mit der Kunst aussöhnen. Wen rührte nicht, so tief wie etwas, sein „Aschenlied," sein „Abschied von der Jugend" und Anderes; aber wo sein Ernst aus dem Reiche der Empfindungen in das des Gedankens übergeht, verläßt ihn sein dichterischer Genius. Noch hat er in seiner „Gefesselten Phantasie" etwas mit Glück versucht, was kein realer Dichter vor

ihm gewagt; aber nur zur Hälfte gelingt ihm die Empfindung so dramatisch wiederzugeben, daß er verstanden wird, in der andern folgt ihm das Publicum nicht.

Auch Das läßt sich gewiß bewältigen, aber um hier durchzudringen fehlt ihm die tiefere Schulbildung. Begabt mit dieser und seinem populairen Bühnentalente hätten wir vielleicht das Wunder erlebt, hochphantastische Lustspiele wie die Tieckschen auf den realen Brettern wirken zu sehen. Raimund vertiefte sich in die Allegorie; hier, glaubte er, säße der lebendige Quell der Poesie. Aber nur seine ganz eigenthümliche Kraft, dem allegorischen Bilde wieder Fleisch und Bein zu geben, täuschte anfangs über diese Abirrung. Sein leopoldstädter Publicum wollte im Grunde weder ernsthafte Rührung noch Kunst, sondern lachen, und als es merkte, daß unter der Allegorie ganz etwas Anderes stecke und bezweckt sei, wurde es verstimmt und meinte: das gehöre nicht auf sein Theater. Wenn es auch in Thränen geschwommen beim „Aschenliede" und das Herz geklopft beim „Abschied der Jugend" und sich da und dort in seinen Stücken vor Lachen ausgeschüttet, wußte es doch gar

nicht, was es ſich für die Phantaſie intereſſiren ſollte, die beim Schreibtiſch des Bänkelſängers angekettet lag. Aber es war Raimund's Lieblingskind und die geringe Anerkennung verſtimmte ihn. Er trat zurück, aber wer ſollte ihn erſetzen? Man hatte etwas Beſſeres gekoſtet, es hatte nicht vollkommen geſchmeckt, aber doch war nun der Geſchmack für die Koſt von vorhin verdorben. Auch ſchrieben Meißl und Bäuerle nicht mehr; und lag nicht darin, daß Raimund einen neuen Weg einſchlug, und mit allgemeinem Beifall, ein Anerkenntniß, daß das vorhin Geltende ſich überlebt hatte, und man eine Aenderung verlangte?

Kein Staat in der lebendigen europäiſchen Kette ſchließt ſich ſo ganz aus und ab, daß nicht die geiſtige Bewegung auch bei ihm früher oder ſpäter eindringt. So iſt vielleicht auch für Wien, nicht die Zeit zu Umwälzungen, aber die gekommen, wo die harmloſe Luſt, welche ſonſt das Leben füllte, nicht mehr ausreicht. Sie fangen an zu reflectiren — bedenkliches Zeichen für die Volksluſtigkeit. Auch merkt man wirklich ſchon in den neuern, unbedeutendern Productionen einen nordiſchen Anflug, der nicht ohne Bitterkeit und Ge-

meinheit ſich kundgibt. Angely's frühere Producte misfielen, aber mancher Witz daraus iſt ſchon in wiener Poſſen übergegangen, und jüngſt hat ſein „Feſt der Handwerker“ einen entſchiedenen Sieg davongetragen. Zum Untergange der Leopoldſtadt (denn was jetzt davon exiſtirt, iſt ſo viel als nichts) mögen auch äußere Umſtände beigetragen haben, als wohin der vorzüglichſte der vorhin erwähnte Abgang ſeiner Matadore zu zählen iſt. Auch gerieth die Adminiſtration in traurige Hände. Ein Pachter wollte daraus eine Goldgrube machen, ſparte an der Gage, knauſerte an den Honoraren für die Dichter, und verſchwendete dafür an Maſchinen und Leinwand, kurz beging alle die Fehler, welche das deutſche Theater allerwärts heruntergebracht haben. Nichtsdeſtoweniger bin ich überzeugt, daß dieſe und andere äußere Misverhältniſſe nur Symptome und Accidenzien eines innern Ablebens geweſen ſind.

Aeußerlich lebendig iſt noch das Theater an der Wien. Es dient aber, in den Händen eines ſpeculirenden Kopfes, nur der Gelegenheit. Eigenthümliches ging nicht von hier aus. Sein Hauptfeld ſind Parodien, zu denen der Director Carl,

ſelbſt Komiker, Talent beweiſt. Es ſind gutmüthige Parodien, Quodlibets aus allen möglichen Stücken, Theaterfiguren bunt durcheinandergewürfelt auf langen Zetteln; das muß hier die Luſt ausmachen, zu der der Komiker Scholz das Beſte beiträgt. Sonſt rafft dies Theater auch Erbſchaftsſtücke von der leopoldſtädter Verlaſſenſchaft an ſich, und forcirte ſich Alles zu geben, auch Tragödien. Multa non multum.

Vom Kärnthnerthortheater, das die Oper repräſentiren ſoll, iſt noch weniger Volksthümliches zu erwarten. Doch gibt die Verfahrungsweiſe des zeitigen Pächters Duport zu manchem Volkswitz Anlaß. Indem man ihm vorwirft, daß er für die Kunſt nichts thue und ein großes Vermögen ſammle, ſollen ſeine Sänger (mit Ausnahme von Wild) darben. Jemand wird in dunkler Nacht auf dem Glacis von Räubern angefallen. Er ſoll die Börſe ausgeben, antwortet aber, er ſei Schauſpieler bei Duport. Die Räuber nehmen ihm hierauf nichts, ſondern ſchenken ihm noch drei Gulden Schein, damit er doch einmal ſatt eſſen könne. —

24. Der Stern des heiligen Stephan.

Wenn es zehn Uhr vom Stephan ſchlägt, ſieht man, dem Hauptportal gegenüber, dunkle Geſtalten in einen großen Thorweg einbiegen. Sie verlieren ſich links auf dem Hofe in einer kleinen dunkeln Treppe. Dunkel ſind die Geſtalten, weil es um zehn Uhr Abends in Wien dunkel iſt.

In einem kleinem Zimmer nach dem Hofe hinaus ſteht eine Tafel länglich-viereckig, und darüber iſt eine große weiße Decke ausgebreitet. Um die Tafel ſtehen Bänke und Stühle, und ehe die Glocken des Sanct-Stephan zehn ausgeſchlagen, ſitzen auf den Bänken und Stühlen um die viereckige weiß behangene Tafel, auf der helle Kerzen brennen, Männer in ſchwarzer Tracht. Helle Ueberröcke ſind auch in Wien nur Ausnahme.

Bis um Mitternacht kommen und gehen Beſitzer, und wenn ihrer zu viele ſind, wird auf den Wink eines Vorſitzers noch eine Tafel weiß über-

hangen, und es werden Kerzen darauf geſtellt. Aber es iſt kein Unterſchied zwiſchen der erſten und der zweiten Tafel.

Wenn der Vorſitzer oder ein Beiſitzer etwas verlangt — Herumläufer ſind nicht geduldet — räuspert er ſich oder hebt die Hand oder ſchlägt mit einem Metallinſtrument an ein Glas, worauf einer der angeſtellten Diener ehrerbietig herbeiſpringt und ſich neigend ſpricht: „Was ſchaffen Eur Gnaden?“

Die Thüre des Zimmers iſt allezeit offen, im Vorzimmer ſind viele Laien, und doch verlautbart von dem Geheimen hier nie etwas. Es hat Jedermann Zutritt, aber wer nicht zu ihnen gehört, verſteht nichts von Dem, was geredet wird, obwol alle deutſch reden.

Es wäre Unrecht, wenn der gaſtlich aufgenommene Fremde, was der Einheimiſche nie verräth, verlautbaren wollte. Natürliches miſcht ſich natürlich, wie bei Allem, was von Menſchen ausgeht, mit dem Geiſtigen. In jenem, dem der Natur, iſt keine große Abweichung mit dem wie ſonſt in Wien. Doch darf ohne Verletzung übernommener Verpflichtung geſagt ſein, daß die Naturſchnitzel hier beſonders gut ſind.

Was das Geiſtige anlangt, ſo iſt Niemand gezwungen zu reden, aber Jeder darf grade nur ſo viel reden und Jeder nur grade ſo viel hören, als er will. Noch darf ich Dir das vertrauen, von Dem, was Du in Wien ſonſt vermißteſt, findeſt Du Vieles hier, und was Du hier zuſammenfindeſt, findeſt Du in Wien ſonſt nicht zuſammen.

Du hörſt von Kabale, Mord, Liebe, — auch Königsmord, — Verſchwörungen, in Genua und Venedig, — lebenslanger Einkerkerung eines Königspaars in unterirdiſchen Gefängniſſen, — von Bolognas Trotz, — von einem unnatürlichen Bruder, der ſeinen Bruder in Livrei ſteckte, von heimlich gerochener Gattenehre durch einen Aderlaß und noch viel ſchrecklichere Dinge. Es ſind Leute darunter, die dergleichen ſelbſt angeſtiftet haben und ſich noch darauf etwas zu gute thun. Auch daß ſie als Kuppler junge Leute an einander gebracht, wie ihnen die Intrigue auch Mühe gekoſtet, bekennen ſie ohne Furcht und ohne zu erröthen. Andere ſiehſt Du, die das ſelbſt ausgeführt, was die Vorigen erdacht, und ſie ſchämen ſich deß nicht, ſie nehmen Lob an, daß ſie es gut gemacht.

Abgeſetzte Fürſten ſind darunter, ohne mehr

Auszeichnung als höchſtens einen Eckplatz. Einer, der ein Khalif geweſen, ſpricht Dich an wenn Du fremd biſt und erzählt Dir von beſſern Zeiten und ſchweren Verfolgungen; wie Alles, was Du ſahſt und hörteſt, gar nichts wäre, gegen das von ſonſt. Wie man ſie in Ketten und Bande gelegt, vor den Richter geführt, wie ſie geduldet hätten, auseinander getrieben wären, die Bundesbrüder, und doch Keiner gegen den Andern gezeugt, wie dicke Acten darüber ſchwarz auf weiß lägen; ſchwarz wäre aber doch roth geblieben und roth ſchwarz, ſetzt er triumphirend hinzu.

Ich ſage Dir nichts von ihrem Wahlſpruch, nichts von der einen entdeckten Schändlichkeit, die Jemand veranlaßt, ſchon früher die Verſammlungen zu meiden und eine andere Herberge zu ſuchen, wo der Wein nicht ſo ſchändlich, nichts von den ſelbſtmörderiſchen Bedingungen, um Präſident zu werden, nichts von den Symbolen, Diplomen. Denn Myſterien mag ich nicht andeuten, einmal weil man daraus ſchließen könnte, daß welche daſeien, dann aus dem einen ewig gültigen Grunde, der auch dem Kaiſer, nach altdeutſchem Rechte, unmöglich machte ſie zu verrathen.

Ebendesgleichen nenne ich Dir keinen Namen, denn Namen sind verfänglich, aber wenn Du nur recht hörst, hörst Du auch Namen.

Der Rest einer alten Templercommende, wie Du vermuthen möchtest, ist es nicht, auch keine Freimaurerloge, auch kein Jakobinerclubb, und im Sommer war kein Carbonaro zu entdecken. Ob sie Reform wollen, weiß ich nicht, aber durchaus kein allgemeines Stimmrecht; ja sie finden, daß schon viel zu Viele mitsprechen, die kein Recht hätten. Sonst versammelten sie sich in der dunkeln Höhle des heiligen Ludlam, seit den Zeiten der Verfolgung sind sie hinaufgestiegen zum heitern Stern des Sanct Stephan.

Deutlicher reden darf ich nicht, sonst könnte man Geheimes ahnen und die Zeiten der Trübsal und Verfolgung aufs Neue wieder anheben.

Wäre aber, wie Einige vermuthen, nichts dahinter, als eine harmlose Zusammenkunft der wiener Dichter und Dichterfreunde, so könnte ich Dir von diesem Bunde, der kein Bund ist, doch melden, was Dich in Erstaunen setzt. Nämlich Die, so gleiche Bestrebungen an einander gebracht, halten

auch zu einander, und nicht in Neid und Scheelsucht, vielmehr in Wohlwollen und Theilnahme. Wann Einem etwas gelang, und er Anerkennung fand, freuen sich die Andern mit und schütteln ihm die Hand. Gelang es nicht, fallen sie nicht über ihn her, wie die Geier über ein Aas, das sie schon zuvor umschwebten, hoffend, daß es fallen werde. Wenn er gefehlt, weil seine Kraft zu schwach gewesen, drücken sie ihm auch die Hand und sprechen ihm Muth ein. Hat er aber etwas Verkehrtes zu Tage gebracht, so lachen sie weder, noch machen sie sich hinter seinem Rücken darüber lustig; vielmehr bedauern sie ihn, als wär' es ihnen selbst geschehen, und nicht vor ihm allein, sondern auch vor Dritten. Also halten und wirken sie zusammen, nicht wie pariser Vaudevillisten, die nur zusammen schreiben des Vortheils halber, sondern wie Freunde, die sich um der Sache wegen in schlimmen Zeiten trösten, Muth einsprechen, den Geist aufrecht halten, in guten aber sich gemeinsam freuen. Sie gehen nicht aus auf Tadel; sie warten nicht, daß etwas umschlagen soll, um Platz dann für sich zu bekommen; sie meinen, wiewol sie der Kritik nicht ihr Recht absprechen, daß die

echte ſich mit der Zeit von ſelbſt macht. Wohingegen, obſchon Freunde, ſie nicht darauf hinarbeiten, etwas Schwaches, das durch ſich fallen muß, durch Verbrüderungskünſte und Parteienlob zu halten.

Solches ſcheint unglaublich, wer es nicht geſehen, im Jahre Eintauſend achthundert und zwei und dreißig in Europa. Wer ſich aber davon überzeugen will, gehe nach Wien in Unteröſtreich; und dem Stephansportal ſchräg gegenüber gehe er durch den Schwanenſchwiebbogen, links in den Hof, die kleine Treppe hinauf und frage beim Gaſtgeber zum Stern nach dem Stübchen, wo die Herren von der Feder und vom Theater ſitzen, allwo er Das finden wird, was ich hier geſagt.

25. Sommerpartien.

Noch auf einen Spaziergang soll mich der Leser begleiten. Und doch indem ich die Orte überschlage, sind ihrer so viel, daß wir eine volle Woche brauchten, um nur das Merkwürdigste zu sehen.

Jeder Ort um die Stadt, sobald wir die Linie verlassen, ist ein Charlottenburg, ein St.-Cloud, jeder das Ziel besonderer Lustpartien. Wirthshaus an Wirthshaus, Garten an Garten, Villa an Villa. Stellwagen, Zeiselwagen, Fiaker, Reiter, Fußgänger, Staub, Luft, Musik, Schauende, Geschaute.

Und der Höhenzug des wiener Waldes zieht sich in obligater Freundlichkeit für die Wiener in einem weiten Halbmond um die Kaiserstadt. Seine Abdachungen terrassiren das Land hier zu Aussichten, dort zu Einsichten ins Gebirge. Man konnte nicht schönere Plätze wählen zu den Villen, Lustschlössern, Kirchdörfern; auch hie und da Schlösser

mit Feudalthürmen und Zinnen und wenige Schritte weiter Ritterburgen aus der Blüthezeit des Fauſtrechts. Alles dies vorblickend aus dem friſchen Grün der jungen Saatfelder, aus den üppigen Wieſen, den grünen Berghängen, den dunkel umwaldeten Bergkuppen. Der Kalkſtaub der Chauſſeen dient nur zur Folie für dieſe Frühlingswelt.

Döbling, mehr Stadt als Dorf, ſchließt ſich mit ſeinen eleganten Sommerhäuſern faſt an die Linie von Wien. Ebenſo Penzing auf dem Wege nach Hietzing, welches wieder mit dem berühmten Luſtſchloß Schönbrunn zuſammenſtößt. Ueber Europas Schickſal ſollten zweimal in dieſem ſchönen Palaſt, von Maria Thereſia erbaut, die Würfel fallen. — In denſelben Hallen wo Marie Louiſe Napoleon die Hand reichte, ſollte ſie dem einzigen Sohne deſſelben die Augen zudrücken. Jenes entſchied nichts; dieſer Tod hat mehr entſchieden, vielleicht Europas Frieden. Kaiſer Joſeph II. baute auf der Höhe über Schönbrunn, noch innerhalb des Parks die berühmte Gloriette, eine offene Arcade, um zu zeigen, wo man hätte Schönbrunn anlegen ſollen. Von

hier hat man die reizendste Aussicht auf die Stadt und die Gebirge. Die künstlichen Teiche, beschützt von steinernen Meergöttern und Najaden, wimmeln von niedlichen Goldfischen, mit denen die Knabenlust dasselbe Spiel treibt wie mit den ehrehrwürdigen Karpfen zu Charlottenburg. Bedeutend und trefflich in ihrer Anordnung ist die schönbrunner Menagerie. Ein wildes Thier kann kein bequemeres, anmuthigeres Leben führen, es sind alles Sinecuristen, denen Niemand ihren Posten beneidet, ob doch mancher Bürger in Wien nicht so anmuthig wohnt wie hier z. B. die Bären unterm Grün des Hofes, an einer plätschernden Fontaine, mit Erlaubniß zu spielen, zu essen, zu trinken und zu baden, so viel ihnen beliebt. Wie anders ihre Lage als die ihrer Cousins in Paris, welche in einem trocknen, ausgemauerten, von der Sonne ausgebrannten Graben, tagaus tagein dem Uebermuth der Knaben und der Grausamkeit der Pariser zum Spiel dienen. Und wie lustig wohnen die Adler, wie reinlich die tibetanischen Ziegen, alle Geschlechter der Merinos! Wie vertraulich leckt das scheueste Gethier der Himalayaschluchten nach deinen Fingern, und der majestätische

Vogel Strauß ſelbſt (ein ausgezeichnet ſchönes Paar findet ſich hier) iſt Dir in Schönbrunn befreundet. Nur der Elefant ſcheint nicht recht zu wiſſen, weshalb er da iſt und die Giraffe wollte das wiener Klima nicht ertragen. Beide Rieſenthiere haben es ausnahmsweiſe beſſer im Jardin des plantes, ſie genießen des Umgangs mit dem ganzen Volke.

Dicht an Schönbrunn, auf demſelben Höhenzuge, liegt — oder lag das wiener Tivoli. Die Ausſicht von hier auf Wien iſt um etwas reizender als die vom Kreuzberge auf Berlin. Man rutſchte hier wie da, und zwar von der Höhe in die Tiefe und nicht von der Tiefe in die Höhe, und es wollte hier wie da nicht aufwärts gehen, ſondern ging noch ſchneller bergab. Was Berlin's Tivoli untergrub, die Julirevolution, kann es in Wien nicht geweſen ſein; aber Einige ſagen, es ſei dem Wiener zu weit, zu koſtſpielig — daß er nämlich Entrée zahlen ſoll für den Zutritt zum Vergnügen und für das Vergnügen noch außerdem — und immer daſſelbe; denn ein berühmter Vergnügungsort bleibe es nur für eine Saiſon; dann habe er, wenn auch nicht das Weſen,

doch den Namen zu ändern, wenn er in Wien durchkommen will. Ich wage nicht über Grund oder Ungrund dieser Anschuldigung gegen den wiener Charakter zu urtheilen. Tivoli hier wie dort, ja selbst in Paris, ist etwas Fremdes; eine erzwungene Anhäufung von Lustbarkeiten, die sich um deshalb nicht hielt, weil sie nicht aus dem Bedürfniß, sondern aus der Speculation hervorging.

Entfernter schon von der Linie ist Hitteldorf, besonders beliebt wegen seiner anmuthigen Lage an grünen Bergrücken, Haus für Haus zu Sommerwohnungen für die Städter eingerichtet, und doch selbst schon Stadt. Das berühmte Bier lockt an schönen Tagen Scharen von Wienern in die Brauerei und das Wirthshaus, deren Garten auf die Berge hinausgeht.

In allen diesen muntern Orten stellt sich zur Sommerzeit noch eine besondere Lustbarkeit ein, die wenig mit der Erholung im Freien zu thun zu haben scheint — ein sogenanntes Sommertheater. Nicht, daß im Freien unter grünen Coulissen etwa ein Sommernachtstraum improvisirt wird, nein in massiv aufgebauten Häusern mit Sperrsitzen und Logen wird von den Truppen, die

aus allen Enden des Kaiſerreichs herbeiſtrömen agirt, komödirt, tragirt. Gedruckte Komödienzettel an Wiens Ecken laden dazu ein, und man ſieht Hamlet und Staberl, die Räuber und Sappho, die Ahnfrau und den Wirrwarr. Ueber das Wie ließe ſich viel Luſtiges ſagen. Ueberhaupt wäre Alles luſtig, ob Tragödie oder Poſſe, wenn nicht der hungrige Jammer zu deutlich aus den Couliſſen vorblickte. Nur zu oft wird durch Brandbriefe an die hochzuverehrenden Sommergäſte nicht allein das Publicum, ſondern auch die Garderobe herbeigeſchafft, und die Mildthätigkeit findet ſich aufgefodert, ganze verhungernde Familien zu ernähren. Ich weiß nicht, ob durch ſolche Darſtellungen mehr die Kunſt beleidigt wird oder der bürgerliche Stolz durch die Windungen und Krümmungen der Directoren und Beneficianten gegen die erlauchten Fautoren, wie denn auf allen öſtreichiſchen Provinzialtheatern die kriechende Sprache der Annoncen vor dem hohen Adel und inſonders hochzuverehrenden Publicum für uns mehr Empörendes als Lächerliches hat. Ich ſah eine Truppe aus Ungarn; man konnte alle Nationen in ihren Miſchdialekten herausfinden. In irgend einem Winkel der Wa-

lachei mochten ſie auch große Künſtler ſein und drollig an ihnen war Vieles. Aber einem affreuſen großen Weibe war auch dieſe Seite nicht abzugewinnen; nur das baare Elend ſtritt mit der Gemeinheit, und die heulende Sprache und die Furchen des Geſichtes ſprachen von langen und grauſamen Lebenserfahrungen. Allein aus all dieſem Widerwärtigen winkte doch etwas Bekanntes. Das Weib war nicht hier geboren, und trotz der mannichfachen Stufen, durch die ſie geſunken, war die Kunde ihrer Abkunft, ihrer einſtigen Schönheit, ihrer Schickſale mitgedrungen. Sie war aus Berlin und führte einen hiſtoriſchen Namen aus der Mark! — So wie in dieſen kleinen Bühnen die heruntergekommenen Schauſpieler von größern ihr letztes trauriges Aſyl finden, prüft aber auch auf ihnen manches künftige Talent ſeine erſten Kräfte. Ich ſah in einem krauſen Quodlibet, dem Hauptnahrſtoff dieſer Art Theater, einen jungen Mann, der hier mit einem puderweißen Geiſt ſeinen Anfang machte, aber ſchwerlich auf Sommertheatern ſeine Laufbahn ſchließen wird.

Der lang auslaufende Bergſtrich des wiener Waldes ſtrotzt von Luſtörtern und Dörfern, z. B.

Radaun, das tiefer ab vom Wege ungeachtet seines Bades noch eine Spur von Dorfcharakter an sich trägt. Aber das schönste Ziel ist Mödling mit seinen paradiesischen Umgebungen, eine kleine Bergstadt, in der Poesie berühmt durch den Teufelsstein bei Mödling, zu dem man übrigens durch die Teufelsmühle passirt. Diese hat jedoch jetzt wenig Spukhaftes mehr, wie sich von selbst versteht, da sie dicht am Schlagbaum der allerbefahrensten Chaussee steht und die Geister, wenn auch vor sonst nichts, es doch vor dem feinen Kalkstaub nicht aushalten. Mödling selbst hat noch zum Theil ein feudalistisches Ansehen; man steigt über den Markt dieser alten Herrenstadt nach den graubraunen Ruinen des uralten Teufelssteins und bei ihm vorbei auf die Höhe des Gebirges, wo uns schon braunes Haidekraut begrüßt. Von hier ist die entzückende Aussicht auf das weite, flache, grüne Land, wol vergleichbar der Aussicht auf ein ruhiges Meer, es ist aber das Meer des Segens. Hier dächte ich mir gern, daß der Spaziergänger seine Hymne an Oestreich gedichtet, wo es heißt:

Festlich prangt dein Leib, der wonnige, in dem grünen Sammtgewande,
Drum als Silbergurt die Donau und die Rebe als Gurtband.

Der Anblick ist noch großartiger, poesiereicher als der vom Kahlenberge. Der Gedanke des Unendlichen mag indessen den Wiener minder ergreifen, als ihn die Aussichten auf bestimmtere Objecte nach der andern Bergseite hinab entzücken. Die Kunst hat sich der Natur angenommen und die weiten Bergzüge in einen englischen Park verwandelt. Auf allen Höfen gibt es Eremitagen, Burgen, kleinlich freilich gegen Natur und Wirklichkeit, aber doch nicht störend, und mehr darf man im Durchschnitt nicht vom Geschmack der Großen verlangen. Von einer solchen künstlichen Burgruine sieht man in eine graue Felsschlucht — den Briel, bei dessen Erwähnung dem Naturverehrer in Wien die Augen übergehen. Die Partie ist romantisch, indessen noch nicht der Roßtrappe und dem Bodethal im Harz zu vergleichen. Nur das Absonderliche hier im Gegensatz zu der grünen schwellenden Lieblichkeit rings um Wien, mag ihren Ruf gemacht haben. Wer Felspartien kennt, findet nur den

wohlbekannten Charakter wieder. Aber dem Freunde des Alterthums tritt in der Burg Liechtenstein, wohin die englischen Partien ihn vom Briel aus führen, ein kühnes und zierliches Bergcastell in einer reizenden Waldöffnung entgegen. Wol das Kühne, aber nicht das roh Massenhafte des Mittelalters drückt sich in dieser durch neue Kunst zum Theil erhaltenen Ruine aus; gothische Künstlichkeit prägt ihr den Charakter des Wohnlichen auf. Man mag denken, aus der Pforte werde ein Zug muntrer Falkeniere reiten, ein schönes Fräulein uns freundlich zunicken, und ein behaglicher Burgherr uns einladen in sein gastliches Haus, das nach dem rohen Faustrecht wenig aussieht.

Der Briel bildet den Anfang zum berühmten Helenenthal, einer Bergschlucht, welche im Umlauf von ungefähr zwei Meilen bis nach Baden führt. Wer vom Helenenthal nicht entzückt ist, wird in Wien ausgestrichen aus der Reihe für Naturschönheiten empfänglicher Gemüther. Ich will nicht vergleichen und nicht schildern. Das Thal ist schön und anmuthig. Einige prächtige Ruinen nicken von den Felskolossen herab den Wanderer an, das oft breite Bette des Waldstroms

murmelt hier in kleinen Fällen, dort stauen sich gewaltige Holzmassen, die es schwemmen soll. Es könnte schön und wild sein, wenn nicht die befahrenste Chaussee durchführte, deren Staub Wiens Umgebung so viel Natur raubt. In jedem Dorf, in jedem Weiler vollkommene Wirthshäuser, mit allen Bequemlichkeiten und einer wiener Speisekarte. Lieblich war der Weg im frühen Morgenschein des jungen Maitages, erquickend am Abend; am romantischsten aber vielleicht nach Einbruch der Nacht. Der Mond glänzte über die Berge, sein Strahl dämpfte den Staub, und aus den Schmiedehütten beleuchtete der rothe Feuerschein das enge Thal wunderbar. Die dumpfen Klänge des Ambos mischten sich mit der Tanzmusik aus den Schenken, und Natur und Menschen feierten einen Sonntag.

Ueber Köpfe und Beine vieler hundert schlafen gegangener slowakischer Pilger, die sich hinwerfen wo sie Platz finden, zu nicht großer Freude der Gastwirthe, waren wir in Gaden in unsere zierliche Schlafstube gestiegen; am Stifte Heiligenkreuz holten sie uns am Morgen wieder ein. Das Stift ist zu heilig, um von ihnen ohne spe-

cielle Devotion übergangen zu werden. Eines der älteſten und reichſten in Oeſtreich, trägt es in ſeinen gewaltigen Hofbauten und ungeheuern Kreuzgängen den grandioſen und düſtern Charakter des Mittelalters an ſich. In dem weiten Reiche ſeiner Grüfte ſchlummern Fürſten- und Kaiſerfamilien; Tafeln nennen Dir ihre Namen, von denen ein großer Theil der deutſchen Geſchichte angehört. Ein ſeltſamer Ruhepunkt, die düſtere Fürſtengruft zwiſchen dem luſtigen Wien und dem noch luſtigern Baden!

26. Vanitas.

Die Basteien ſind, wie ich ſagte, noch hoch, mit ſchroffen faſt ſenkrechten Mauerwänden. Man ſchwindelt nicht, wenn man hinauf-, aber man kann ſchwindeln, wenn man hinabſchaut. Sie ſind nicht mehr beſtimmt, daß der Türke ſich den Schädel daran zerbrechen ſoll — auch der Franzoſe fand es bequemer durchs offene Thor zu ziehen, als auf Leitern hinauf zu klettern —; allein wenn man hinabſpringt, kann man noch heut, wie zu Sobieski's Tagen, nicht allein Schädel und Bein, ſondern auch den ganzen Leib zerſchmettern.

Menſchen ſtanden zuſammen auf den beiden Laufbrücken zu den beiden Kärnthnerthoren. Menſchen zuſammen iſt eigentlich in der wiener Sprache eine Tautologie. Die Menſchen ſind von ſelbſt dort immer zuſammen; ein Menſch einzeln, ſei's in der Stube, in der Straße, oder wo es ſei, iſt eigentlich nichts, wenigſtens nichts Menſch-

liches, ſondern etwas Apartes. Der Wiener iſt ein geſelliges Weſen, er iſt und will einzeln nichts ſein, er iſt alles zuſammen, er ißt, trinkt, lacht, geht, fährt, reitet, ſizt, liegt — immer zuſammen, nur ſteht er nicht zuſammen.

Wenn in Berlin ein Kanarienvogel fortfliegt oder auch nicht, oder ein Schornſtein ſtärker raucht oder auch nicht ſtärker, und drei Menſchen ſtellen ſich zuſammen und ſehen hin, ſo ſtellen ſich zu den Dreien neun, und zu den Neun kommen einundachtzig und Alle wollen ſehen, was die Andern ſehen oder nicht ſehen, und das iſt, was man in Berlin nennt — Menſchen ſtehen zuſammen.

Dieſe athenienſiſch-berliniſche Eigenſchaft gab ihm die Natur, die dem Wiener ſo viel gab, ausnahmsweiſe nicht. Der Wiener, collectiv verſtanden, bleibt nicht ſtehen um einen fortgeflogenen Kanarienvogel, um einen Rauchwirbel oder um ein Stück Papier, das der Wind forttreibt. Er fragt ſich: was hab' ich davon? und er hat Recht, denn unterdeß kann der Stellwagen nach Hitteldorf abgehen und ein Anderer meine Portion Gefrornes eſſen. Außerdem gibt es noch andere Gründe,

weshalb dieſes ſündiſche Weſen, und mit Recht, nicht geliebt wird.

Wenn ſie alſo in Wien zuſammenſtehen, ſo weiß man, daß es mehr iſt als nichts, wenigſtens als ein ausgeflogener Kanarienvogel. Sie ſtanden nicht allein auf den Brücken, auch oben auf der Wallbrüſtung, auch unten in den Gräben ſammelte es ſich, Wache, Polizei darunter, und die ernſten Blicke waren traurig auf ein ſchwarzes Pünktchen unten an der Mauer gerichtet. Es war kein Vogel, der wieder die Flügel hob, kein Rauch, der wieder aufſtieg, kein Blättchen, das der nächſte Luftzug forttrug. Es war ein lebloſ Weſen „Ein Verunglückter!“ hieß es. „Ein Unglücklicher!“ ſagten Andere. Man ſchüttelte die Köpfe und ſah nach der Wallbrüſtung. Die Polizei hat dafür geſorgt, daß Niemand verunglückt, der nicht verunglücken will. Man ziſchelte ſich nachher zu, es ſei ein Unterbeamter beim Zoll geweſen. Man verunglückt auf die Art, auch wo es keine ſo ſteile Baſteien gibt als in der alten Kaiſerſtadt Wien.

Wie Viele, ſeit der Türkenzeit, ſtürzte von dieſen Wänden eigner Wille in das Reich der

Nacht, und Du ſiehſt nirgend eine Blutſpur. So glatt ſind die rothen Backſteine, ſo grün iſt der Raſen unten, ſo bunt blühen die Blumen ringsum, die Bäume ſchütteln ihre Wipfel, die Ausſicht lacht, und der geputzte Spaziergänger lacht auch. Warum mögen ſie geſtorben ſein? Aus Lebensüberdruß und aus Lebensdurſt; weil ſie Alles genoſſen hatten, oder weil mitten in dem reichen Genuß die launiſche Göttin grade gegen ſie karg war, als ſie ihr Füllhorn über Wien ausgoß. Keiner ihrer Seufzer dringt Dir ins Ohr. Hier ſoll nicht geſeufzt, geklagt, gedacht werden, daß es einſt anders war oder anders werden kann. Nach einer halben Stunde kam ich wieder zurück durchs Kärnthnerthor, und Niemand ſtand mehr da mit ernſten Blicken; man ging, man lief, man lachte, und unten, wo der Todte gelegen, ſpielten Kinder Haſchen. Oft kam es mir in den Sinn, es müſſe über den Thoren von Wien ſtehen mit goldenen Buchſtaben: „Hier iſt es verboten, an die Vergänglichkeit zu denken!“

Ich ſtieg auf die Baſtei. Juſt über dem Thor hält der Führer und zeigt Dir, wenn Du aus Berlin biſt, ein Eckhaus in der Kärnthner-

ſtraße, in deſſen erſte Stockwerke auch Dein unbewaffnetes Auge dringt; ſo hoch iſt die Baſtei! Du kannſt hier, ohne einen Kreuzer Entrée, um eine gewiſſe Stunde ein anmuthiges lebendes Bild ſehen, um das eine große Königsſtadt Tauſende hingab und doch meinte, ſie hätte noch zu wohlfeil das Vergnügen bezahlt. In einem netten Fenſter über dem Erdgeſchoß ſaß das anmuthige Bild in einem röthlichen Ginghamkleide und ſtickte an einem Rahmen. Die neidiſchen Fenſtervorſätze waren freundlich fortgeſchoben, damit ſie Luft bekäme, oder damit Fremde und Einheimiſche Licht fänden. Terpſichore's Schülerinnen ſind ſelten grauſam. Doch trifft man hier gewöhnlich nur Berliner, der Wiener geht lächelnd vorüber, der Fremde fragt: was denn das ſoll? —

Das anmuthige Bild heißt Fanny; das Theater am Thor daneben iſt die Wiege ihrer Kunſt und ihres Rufes; Berlin war die Arena ihrer Siege. Zweimal hatte ſie Monate lang die halbe Jugend und mehr als die Hälfte vom ſilberhaarigen Alter in Entzücken verſetzt. Es war Cholera und Kriegsnoth vergeſſen, der Enthuſiasmus war aufgelodert zu jener lichtloſen Höhe, wo man

uns gern hätte, nämlich wo die Vernunft ausgeht, und der unſchädliche Wahnwitz anfängt. Ihr war es gelungen, durch ein paar Sprünge, durch ein Paar reizender Augen dieſelbe Königsſtadt, wo ſo viel Witz iſt, daß die Geiſtreichen ihn wie ſchimmliche Waare fortwerfen, ſo zu verzaubern, daß ſie abermals von außen wie ein Abdera ausſah. Von alle dem gewahrte man nichts in der anſpruchloſen Haltung der Stickerin, nichts in dem einfach geſcheitelten Köpfchen, als ſie ihr blaſſes Geſicht nach den Zuſchauern aufkehrte. Sagte die betrübte Miene: „Ach in Berlin war's anders!“ oder ſprach darin ein anderer Schmerz? Auch Tänzerinnen haben Schmerzen! Iſt das wol gerecht von der Natur, daß ſie dieſen armen Eintagswesen für die kurze Zeit ihres Schmetterlingslebens auch eine Portion der bleiernen Sorge, einige Stiche zutheilte von den tauſend Dolchen, die unſerm Phlegma Gefühl abzwängen?

Mir ſchwindelte wie ich hinabſah. Mir fiel der todte Steuerreviſor ein, der draußen lag. Mochten doch auch, nicht wie die arge Welt meinte, ein paar unrichtige Zahlen in ſeiner Tabelle, ſondern ein Blick hierhin ihn verwirrt haben, daß er

ſchwindelte und den Rand nicht ſah. Man kann ſich auch in die Stadt von den Baſteien ſtürzen, ſo gut wie hinaus. Wenn ich zerſchmettert zu Deinen Füßen niedergeſunken wäre, Du hätteſt mir wol auch einen Blick, eine Thräne des Mitleids geſchenkt, und es wäre ein Stich mehr geweſen zu Deinen Wunden.

Arme Fanny! Verdrießliche Gedanken, die eigentlich aus Wien verbannt ſind, gaukelten um mich. Ich fragte mich, woher es käme, daß etwas, was eine nordiſche Königsſtadt in tollen Hexenrauſch verſetzt, die luſtigen Leute einer Kaiſerſtadt, wo das Blut viel wärmer rinnt, ſo gleichgleichgültig läßt? Dort eine Feenkönigin, umſchwärmt von tauſend Geiſtern, hier — allein in Deinem Eckzimmerchen. Dort auf allen Lippen, hier nur, wenn ein Berliner kommt, mit einem gewiſſen Lächeln: „Das iſt Ihre Fanny.“ — Die böſen Gedanken führten mich über zehn Jahr weg in die Zukunft. Ich ſtand auf derſelben Stelle und ſah auf daſſelbe Eckhaus, durch daſſelbe Fenſter, und es war noch viel einſamer, und ſie ſtickte wieder über einen Namen gebückt, und nun richtete ſie ſich auf und ſah mich an — und ich erſchrak,

und eilte weg und dachte: wie heilſam es iſt, wenn man ſich die Gegenwart nicht durch Denken verbittert. Zu mir aber ſprach ich:

Friſch auf! Am Tage rüſtig ſei der Mann:
Es kommt die Nacht, wo Niemand wirken kann.

Fanny war fort, und die Geſpenſter waren fort; ich irrte durch die Gaſſen.

War das abermals ein Spectrum! — Es war langſam vorübergefahren. Alle ſtanden ſchweigend, die Köpfe noch bar. Ein gutmüthiges Geſicht neben mir wiſchte die Thräne aus dem Auge, ich konnte auch mit einer kämpfen; ſo blaß, ſo leidend ſah er aus, der junge ſchöne Mann. Er macht es keinen Monat mehr." — „Keine Woche," entgegnete der Andere. — „Iſt es wirklich ſo?" — „Die Aerzte haben ihn längſt aufgegeben. Man verſucht nur noch, ihn ſo Tag um Tag zu erhalten. Man wartet auf die Mutter." Auf einen Vater konnte man nicht mehr warten.

Der junge Mann, den ſie bedauerten wie ihr eignes Kind, war der Sohn eines Mannes, deſſen Arm zweimal ſchwer auf Oeſtreich gelaſtet. Der Seufzer mancher Wittib, die hohlen Blicke

mancher alternden Braut, die wankenden Schritte des kinderlosen Greises, des hülflosen Mütterchens, klagen mitten hervor aus der Fülle Lust gegen den Mächtigen noch immer laut, der in seinem stillen Inselgrabe so wenig auf Klagen hört, als da er noch, ein Kriegsgott, mit eherner Miene hinschritt über Leichenfelder oder thronte, vom jungen Purpur umwallt, mit der Jovisstirne im goldnen Saale der Tuilerien. Man trägt es dem Sohne nicht nach. Ein Volk hat ihn angenommen an Kindesstatt. Es ist ein gutmüthiges Volk, das deutsche: heute glühender Zorn, morgen vergebende aufopfernde Liebe. Alle Revolutionen in Deutschland werden scheitern, wenn sie, allein thronend auf Begriffen, das Gefühl verletzen, gleichwie jede, auch die gerechteste Regierung sich selbst untergräbt, wenn sie dem trotzen will.

Der Sohn des Mannes, dessen jungen Scheitel die Morgensonne von Marengo golden umspielte, dessen Ruhm zum Himmel wuchs unter den Pyramiden, um unter Moskaus Brande zu erstarren, siech, hinwelkend, eine gebrochene Blüte, ohne Ruhm — welches Transit-gloria-Gemälde! Seine Stirn, sein Kinn, sein Auge, ein unver-

kennbares Zeichen ſeiner Abkunft. Eben frei gegeben aus klöſterlicher Zucht, will er das Leben koſten. Der junge Adler fühlt ſich, er will aufflie-gen; aber ihm fehlt des Vaters Kraft, er trinkt mit zu vollen Zügen, und er trinkt ſich ſelbſt den Tod. Vielleicht für den Jüngling der beſte Trank. Seine Hoffnungen lagen im Strudel einer dunkeln Zukunft. Ohne Hoffnungen, wäre das nicht ein doppelter Tod, Napoleon's Sohn — als ein Sohn der Gewöhnlichkeit. *)

Die Einen ſagen, die Liebe habe ihn getödtet, die Andern werden ſagen, der Haß. Wer hätte den Jüngling gehaßt! Es iſt die Anſchuldigung der Gemeinheit, die nicht begreift, daß unſere Zeit über Giftmiſcherei hinaus iſt. Man iſt auf die Anſchuldigung vorbereitet und wird ſie zu tragen wiſſen. Die Liebe, die er im Volke genoß, war bei ſeinen mütterlichen Verwandten noch größer.

*) Niedergeſchrieben und auch zuerſt gedruckt vor der Nachricht vom Tode des jungen Napoleon, alſo auch lange vor dem Erſcheinen des hochintereſſanten Briefes über denſelben, für deſſen Verfaſſer Obriſtlieutenant von Prokeſch gilt. Aber ich fand keinen Grund das hier Ausgeſprochene danach abzuändern.

Wer nicht fühlt, daß ein solches Verbrechen unverträglich iſt mit dem Namen Habsburg, dürfte doch begreifen, daß des Jünglings Leben ein bedeutendes Pfand war, das Niemand freiwillig fortwirft. Der kleinliche Romanenargwohn muß weiter ſuchen, wenn er Kolophoniumblitze wittern will, wo tauſend Gewitterſtürme über der Welt zuſammenziehen.

Ich ging weiter; da drängte es mich zurück. Ein Leichenzug kam um die Ecke. Sie eilten mit einem Manne zur ewigen Ruhe, der viel im Leben gewirkt und viel genoſſen hat. Sein Name ſteht nicht in den Sternen, aber hinter vielen Blättern der Geſchichte, die mit dem großen Helden, deſſen Sprößling verwelkt, zu Grabe hätte ſollen getragen ſein. Sie wollten nicht den ehernen Heros als Schlußſtein einer Zeit anſehen, die abgelebt, ſie wollten keine Scheiterhaufen bauen, draus als Phönix eine neue aufſtieg; ſie riefen die alte wieder ins Leben, möglichſt wie ſie geweſen. Die Völker waren müde, man glaubte, man hoffte. Der Mann, den ſie jetzt kalt und ſteif vorübertrugen, führte das Wort und ein glänzen-

des Wort, er ſprach von den Sünden unſerer Väter, und daß wir ſie gut zu machen hätten. Aber wie? Nicht, indem wir die Gebete, die ſie vergeſſen, ausbeten, tilgen wir ihre Sünden. Nicht, indem wir fehlen, wie ſie gefehlt, machen wir ihre Schande vergeſſen. — Die ſchönen Worte und eine gewaltige Kraft eines Mächtigern haben drei Luſtra glauben gemacht, daß es möglich, Todtes wieder lebendig zu machen. Man glaubte, hoffte lange, — aber es fehlte drüben die Liebe, nämlich die, welche freiwillig Opfer bringt. Nun der furchtbare Riß gezeigt, daß man etwas Unmögliches gewollt, war der ſchöne Redner ſtumm geworden. Der mächtigere Mann, dem er ſein Wort geliehen, ſah klarer als der ſchöne Redner, was an der Zeit ſei, und nicht mit Worten, mit der That lenkte er ein. Um der neuen That das Wort zu reden, war der Redner zu alt geworden. Auch iſt es ſchlimm den Glauben predigen, wenn man ſelbſt nicht glaubt.

Den ſie zu Grabe trugen war Friedrich von Gentz, ein geborner Preuße. Er predigte gegen die Revolution, aber er ſelbſt war doch nur ein Kind derſelben; denn wer dem Syſtem, für

das er gedungen wird, die volle Kraft seines Geistes leiht, gehört nimmermehr in die von ihm gepriesene alte Zeit, wo der Mann, nicht dem Banner des Interesse folgend, stehen blieb, da, wo die Geburt ihn hingestellt.

Gentz war ein ausgezeichneter Kopf, ein Geist, der in der Jugend sich in alle Formen fand. Was wird von Gentz übrig bleiben?

Der Wind wehte Staubwirbel durch die Straße.

27. Ein grauer Kloſterhof.

Es war ein trüber Sonntagsmorgen, entweder noch nicht Zeit für die elegante Welt, um zu glänzen, oder ſie war ſchon draußen im Prater — aber die Straßen waren leer und grau, wenig Geräuſch bis auf das Hallen der Glocken. An Wochentagen überhört man es; ein feierliches Glockengeläut paßt überhaupt nicht zu Wien. Es iſt ein Ernſt, der etwas prätendirt, was unbequem iſt.

Ich ſtreife gern früh an Sonntagen durch alte Städte. Es iſt für mich eine Art Andacht, zu ſehen wie ſie den Sabbath feiern, Menſchen und Steine, denn auch die todten Häuſermaſſen ſprechen die Feier aus, wenn Alles darin erſtorben iſt, was ihnen Leben gibt. Das drückt ſelbſt in Paris ſich aus. Der Bürger des Marais achtet ſeinen ſiebenten Tag; es iſt eine uralte Satzung: er will ausruhen, ſich erholen, ob man es ihm befiehlt, erlaubt oder verbietet. Ein ſtilles Paris —

selten genug, denn es kommt nicht jeden Sonntag vor — ist ein befremdender Anblick. Eine ausgestorbene Werkstätte der Industrie; es ist beinahe wie ein leeres Magazin. Aber dann und wann, an gewissen Feiertagen, streuen sie doch Sand, daß es rein aussehen soll auf ihren Schwellen, in den kothigen Straßen, in den von Schmuz triefenden Winkeln, es ist eine Täuschung, aber doch die Thatsache; daß der pariser Bürger einmal das Bedürfniß empfindet aus dem alltäglichen Schmuz des Verkehrs heraus, sich rein zu lügen, ist für mich eine Art Andacht. Ich kann nicht sagen, wie das Sandstreuen grade in Paris mir feierlich vorkam.

Die Mauern einer alten Stadt sprechen nie deutlicher zu mir von Dem, wie das Sonst anders war wie das Jetzt, als an solchen stillen Sonntagsmorgen. Gern lese ich da in den räucherigen Gassen, unter den Schwiebbögen, wo es treppauf treppab geht, in den Kirchenwinkeln, wo kleinbürgerliche Armuth seit Jahrhunderten sich eng angenistet hat an die umklebten Dome und Münster, die Geschichte der Geschlechter, welche nun längst Erde geworden und aus Erde wieder Leben. Wir

treten auf die Gräber der Großväter und ſehen ſie nicht mehr, höchſtens blieb ein plattgedrückter Stein, deſſen Mönchsſchrift zu ägyptiſchen Hieroglyphen wurde; die der Väter ſind hinausverlegt vors Thor, ihre Raſenhügel netzt und tränkt noch der Herbſtthau, und die Lebenden ſingen ihnen ein Requiescat drinnen in der Kirche. Feucht iſt die Luft, ein ätheriſirter Moderduft haucht um das alte Gemäuer, das noch um einige Jahrhunderte länger ſtehen wird als die wurmſtichigen Holzbauten, die auch ſchon bis vier Jahrhunderte zählen, und der Nußbaum, deſſen aromatiſches Grün in die kleinen Fenſter nickt, ſcheint auch, obwol noch voll Mark und Lebenskeimen, vertrauter mit der Vorzeit als mit dem jungen Geſchlechte, das unter ſeinem Stamme ſpielt.

Unſere großen Städte ſind reicher, als man denkt, an dergleichen poetiſchen Winkeln, die eine verſunkene Zeit in günſtigen Augenblicken ſo vollſtändig uns vergegenwärtigen, daß das Mittelalter vor uns wieder aufzuleben ſcheint. Man braucht nach dieſen Genreſtücken von kleinbürgerlicher Architektur nicht in ſo notoriſch alterthümlichen Städten wie Nürnberg, Hildesheim, Köln

zu ſuchen, ſie ſtoßen uns ſelbſt in Berlin auf, wenn man die Kreuz- und Quer- und Winkelgaſſen um Nicolai und Marien durchſtöbert, obſchon der Maler hier ſelten einen grünen Nußbaum findet und vielleicht noch ſchmerzlicher das Fach- und Schnitzwerk, die vorſpringenden Etagen und Erker vermißt. Aber läßt ſich nicht hier die Culturgeſchichte der Stadt, wie das neue Palmyra allmälig aus dieſen verzwickten, dunkeln, feuchten Gäßchen, durch die Vermittelungswege der geräumigern Kloſter-, Stralauer und der wohlhäbigern Breiten- und Brüderſtraße entſtand, deutlicher ſtudiren als zum Beiſpiel in Frankfurt, wo ich plötzlich aus den engſten Winkeln einer uralten Reichsſtadt hinaustrete auf den Quai, der von leuchtenden Paläſten ſtrotzt, welche ſo wenig mit jenen uralten hölzernen Schachtelhäuſern Zuſammenhang haben und zu ihnen paſſen wie der Baron von Rothſchild zu einem polniſchen Juden, der mit Lumpen handelt?

Ich hatte nichts zu thun und ſtreifte, dem Inſtincte folgend, durch Wien, in dem Theile, wo die breiten Straßen aufhören, wo es krumm und eckig, ein großes Labyrinth, ineinander läuft.

In manches Gäßchen mochte ich drei-, viermal einbiegen, manche Ecke eben ſo oft paſſiren, ich merkte es nicht, ſo ähnlich ſehen ſich die Mauern ohne bedeutende, ins Auge fallende Schilder und Abzeichen. Mich freute manches alte Portal, mancher Schwiebbogen; hier ſenkte es ſich wol und führte ein paar Stufen hinab, dort labte ſich das Auge an einem aus der Ecke vorſpringenden Thürmchen. Sand war nicht geſtreut, denn es iſt auch ſonſt reinlich in Wien; aber es war durchaus Sonntag, denn es war ſtill und leer, die Laden geſchloſſen, wenig Geſichter an den Fenſtern, und in den Kirchen klang Orgel und Geſang, der Weihrauch duftete, und die Kerzen ſtrahlten.

Ich hatte eine Kirche beſucht, dicht an der Burg; aber es ſah mir ſo elegant darin aus, die ſchöne Welt kniete, und die junge bärtige Lorgnettirte ſie, dazu ſchallte, klimperte und leierte es wie in einer Roſſini'ſchen Oper, daß mir ſo ganz unkirchlich, unſonntäglich zu Muthe wurde. Ich mußte hinaus, wollte ich nicht meine Sonntagsſtimmung einbüßen. Nachher hörte ich, man nennt den Gottesdienſt hier „die galante Meſſe," und wer das dulce mit dem pio vereinigen will,

besucht sie. Man wird um deshalb von den Freigeistern noch nicht für einen Pietisten verschrien, wenn man auch keinen Sonntagsmorgen hier die Andacht versäumt. Aber das schöne gothische Gewölbe über den schönen Hauben und den glänzenden Frisuren wollte mir so wenig gefallen, als das rohe Stationenbild draußen am Eingang, vor dessen braun und roth gefärbten, mit Bändern, Blumenkränzen, Schmelz und Flittern grell ausstaffirten Holzfiguren der minder elegante, aber desto gläubigere Glaube der Vorübergehenden auf offenem Durchgange niederkniet. Dicht daneben führt die Klingelthür zum besten ausländischen Tabackstraffik. Es verträgt sich Vieles in Wien; freundlich geht und steht es neben einander, was anderswo in Collision geriethe. Und was kann entfernter von einander sein als der Glaube des Slowaken, der starrend halb nackt im braunen Schmuz vor dem hölzernen Christus kniet, und der Glaube der schönen Wienerin, die ihr seidnes Kleid aufhebt, um auf das Pulpet ihr zartes Knie niederzulassen?

Ich wollte an dem Morgen auch die protestantische Kirche besuchen, aber ich fand sie nicht. Sie

führt weder officiell den Namen Kirche, noch darf sie Fronte und Thüren nach der Straße zu haben. Trotz ihres bescheidenen Eingangs im Hofe fehlt es ihr aber nicht an Besuch, und die Plätze darin werden von den Gemeindegliedern so theuer bezahlt als nur die in den Kapellen englischer Separatisten von Ruf.

Noch in mehre Kirchen trat ich, wo mich der Weg vorbei führte. War es aber, daß ich mich nicht mit Weihwasser besprengt habe, mir fehlte die Weihe, die ich suchte. Die Schuld lag gewiß an mir.

Wieder versenkte ich mich ins Häusermeer und fand da eine andere Andacht. Still war es mir oft im lauten Wien, hier in der Stille hörte ich eine Menge Stimmen. Sie erzählten mir die Geschichte der großen Kaiserstadt von den Zeiten Rudolf's und Ottokar's, denen der Segen eines langen, langen Friedens für die Erblande folgte, bis zum großen Glaubenskampfe, über dessen innere Weben wir so wenig wissen, bis zur Türkenkatastrophe, bis zur Sorge vor Preußens Friedrich, dessen Degen blutig von Prag herüberblitzte, bis ein noch gewaltigerer Kriegesfürst die Drohung

ausführte. Aber Oeſtreich blieb doch Oeſtreich, ob der Neuerer mit dem Degen aus der Fremde kam, oder mit dem Geſetzbuch vom Throne herabſtieg. Alles das glaubte ich zu leſen in der Mauerſchrift, wenn ich gleich geſtehe, daß die Phantaſie ſehr thätig dabei ſein mußte; denn mit einem Maurerpinſel war Alles mit einer Farbe überſtrichen, und die Formen allein, die aus den dahingegangenen Zeitaltern geblieben, reichen nicht aus, ſie deutlich zu machen.

Wie ich hineinblickte durch jedes Thor in jeden Hof, wo mehr als Wirthſchaft und etwas von dem Sonſt geblieben war, gerieth ich auch in einen, der juſt ausſah wie ein verlaſſener Kloſterhof. Es ſah mehr als ſtill, es ſah feierlich aus. Obgleich kein menſchliches Weſen zu entdecken, lebte doch hier etwas; ein Geiſt gewiß, aber ein Geiſt beſonderer Art. Ein ſchwarzer Kater ſchlich langſam an der Mauer hin und ſchielte mich fragend an, bis er im Kellerloch verſchwand. Es war grauer hier als der graue Tag ſonſt. Mir war unheimlich, als lägen Schätze da, und es wolle mich verſuchen. Es trieb mich fort.

Ich beſchrieb dem erſten Bekannten den Ort,

das Haus, den Hof. Er lächelte. „Sie waren bei den Ligorianern.“

Warum lächelte er? Es war kein Lächeln, wie die Wiener lachen. Es war ein Abwehren, faſt ein Entſetzen. Ueberall daſſelbe Kopfſchütteln und Lächeln.

„Was thun Ihnen die Ligorianer?“ entfuhr es mir Jemand zu fragen. Sein Blick hätte mich erſchrecken können. Er forſchte, ob ich vielleicht ſelbſt einer ſei?

Ich hatte manches Gute von Gliedern der Brüderſchaft geleſen. Man ſah mich noch bedenklicher an. „Sie werden's nicht lange treiben,“ hörte ich. „Ihre Zeit kommt auch.“ — „Und vielleicht bald,“ ſetzte ein Dritter hinzu. In andern Kreiſen wagte man ſogar über ſie zu ſpotten.

Wie paſſen die Ligorianer für Wien, wie paſſen Rigoriſten und Pietiſten zur großen katholiſchen Kirche, zu deren koloſſalem Fundamentalbau ſie immer gefährliche Separatiſten bleiben? Sie haben doch eine eigne Meinung.

Mir wußte Niemand die Frage zu beantworten, ich habe ſie mir aber ſelbſt beantwortet, als ich Nachmittags in den Prater fuhr.

28. Der Prater.

Im Prater iſt's luſtig, hatte ich gehört. Meine Amme war die erſte, die mir's ſagte, und nachher haben noch ſo Viele mir es wiederholt, daß ich es glaubte, bis ich am Sonntag Nachmittag zum erſten Male ſelbſt in den Prater fuhr.

Im Würſtlprater iſt's luſtig, aber der Würſtlprater iſt nicht der Prater, den der Wiener meint, wenn er dem Fiaker zuruft: „In den Prater!“

Der Prater iſt eine Veranſtaltung, vermöge deren wer in Wien Equipage hat oder einen Fiaker bezahlen kann, an ſchönen, beſonders Sonntagsnachmittagen Gelegenheit findet, die Beaumonde der Kaiſerſtadt zu ſehen und ſich derſelben zu präſentiren. Der Menſch ſelbſt hat nichts dazu zu thun, als, wie geſagt, einen Fiaker zu miethen, möglichſt einen eleganten, und ſich ſo anzuziehen, wie er wünſcht, daß ihn die Wiener ſehen mögen; der Staat hat dazu eine Chauſſée gebaut und gibt

Gendarmen, und der liebe Gott grüne Bäume an der Seite, etwas Wieſenwachs und Buſchwerk und oben den freien Himmel.

Wenn man aus der langen und ſchönen Jägerzeil in der Leopoldſtadt hinaus iſt, fängt der Prater an. Er hat kein Thor, keinen Schlagbaum, auch zahlt man kein Entréegeld, aber es ſieht grün vor uns aus, und in das Grün fährt man hinein, und das iſt der Prater. Aber nicht in das eigentliche Grün, wo wol zuweilen ein Reh, ein Hirſch luſtwandelt und graſt; ſondern man bleibt auf der Chauſſee. Die Chauſſee iſt eine kleine Stunde lang, und wenn man ans Ende der Chauſſee gekommen — denn ſie hat ein Ende ohne ein Ziel zu — haben ſo macht man Kehrt und fährt auf dem andern Rande zurück, und das iſt der eigentliche Prater.

Ordentlicher Prater iſt aber doch nur, wenn man nicht ſchnell fahren kann, ſondern Schritt vor Schritt, ſo langſam, daß man zu Fuß ſchneller ginge. Es iſt dies, da man ſonſt äußerſt ſchnell fährt, gewiß eine Anomalie im wiener Leben, aber nichts geſchieht in der Welt ohne Grund, alſo auch nicht im Prater. Dieſer Grund iſt nun,

daß man im Prater nicht allein iſt, ſondern mit halb Wien zu Roß und Wagen, und daß an einem ordentlichen Pratertage Equipage an Equipage, Fiaker an Fiaker fährt, alle, mit ſehr wenigen Ausnahmen, ſo in der Reihe, wie ſie aus der Jägerzeil eingerückt ſind, und der Pferdekopf muß an das Hinterrad der Vorkutſche ſtoßen, ſonſt iſt es nicht ordentlicher Prater.

Womit man ſich beſchäftigt, auf der langen Fahrt, die oft mehre Stunden dauert, fragte mich Jemand naiverweiſe? Kann man ſich beſſer beſchäftigen, als indem man ſich anſieht? Die Wiener finden ſich und ihre guten Bekannten, und wahrhaftig, das iſt viel fürs Auge.

Jeder ſieht links; denn rechts, ob man hin, oder ob man zurückfährt, iſt Buſch, Baum und Wieſe, und es würde auffallen, wenn Du im Prater nach der grünen Natur ſähest. Dazu liegt der Prater nicht bei Wien.

Wenn Du ein Fremder biſt, kannſt Du auch auf die prachtvollen Geſchirre, auf die muthigen Pferde, die eleganten Wagen, die ſtolzen Wappen mit Grafen-, Fürſten- und Herzogskronen, und vor Allem auf die von Gold, Scharlach, Pelz

werk, von Troddeln, Borten, Säbeln, Hirschfängern, Dolmans, Kalpaks, Knebelbärten und Zöpfen strotzenden Bedienten, Lakaien, Jäger, Heiducken, hinten auf dem Wagen schwebend, verwundrungsvoll schauen. Die Einheimischen kennen das Alles schon.

Echte Praterfahrer, die keinen schönen Nachmittag versäumen, kennen auch schon die stolzen Karossen und Fiaker einzeln, und wer in ihnen sitzt. Sie haben nicht mehr das Vergnügen aus der endlosen Reihe gleichgültiger, unbekannter Gesichter plötzlich eine wohlbekannte Physiognomie auftauchen zu sehen, ihr zuzunicken, begrüßt, bewillkommnet, überrascht zu werden. Sie halten nur Musterung, wer da ist, wer fehlt. Und etwas ist doch auch ihnen neu: der Anzug. Das ist das ewig wechselnde, sich fortbildend entwickelnde, nach Vorwärts treibende Element. Auch in Wien darf das Leben nicht stagniren, und wenn auch nur bei der marchande de modes, das Princip der Bewegung ist doch da!

Wenn man sich nun auch mit Recht vorstellen mag, wie die Musterung der Hauben und Hüte, der Zephyre und Gigots, des aufgelegten

Schmucks oder der prätendirten Einfachheit, ein unendliches Vergnügen gewährt, und wie Stunden verstreichen mögen in der Mannichfaltigkeit der Betrachtungen, so würde ein norddeutscher Kleinstädter doch unrecht schließen, wenn er meinte, dies Vergnügen würde gewürzt durch jene neidischen Bemerkungen, welche so oft der einzige Trost, Stoff und Zubiß langer Kaffeenachmittage und Theeabende sind. Denken könnte sich Mancher, wie Manche Mancher nachrechne, wie viel der Shawl und die Feder koste, und wie viel der Ehegatte nur einzunehmen habe. So sind die Wiener nicht, wie uns glaubhafte Geschichtschreiber versichern. Sie leben und lassen leben, kann nicht oft genug wiederholt werden. Je mehr Jeder glänzen läßt, und wenn auch weit über Kräfte, um so verdienstlicher von ihm, denn er trägt mit eignen Opfern zur allgemeinen Freude bei.

Ich bekenne, wenn Du mich aufrichtig fragst, ich begreife nicht, wie man sich auf der mehrstundenlangen Paradefahrt amusiren kann; aber für den Wiener muß das Problem gelöst sein, denn selten begnügt er sich mit einer Umfahrt, und zur Jägerzeit zurückgekommen, schließt er sich nu-

thig von Neuem den einfahrenden Equipagen an. Es gibt viele Arten von Muth in der Welt. So dünkte mich der nicht einer der geringſten, den die jungen Franzoſen beweiſen, nicht wenn ſie eine Barricade vertheidigen oder eine Schanze ſtürmen, ſondern wenn ſie vor einem neuen Theaterſtück zwei, drei, ja vier Stunden vorm Hauſe wartend ſtehen und ſich ruhig Schritt vor Schritt in der endloſen Queue bis zum kleinen Kaſſenfenſter drängen laſſen, wo nur Einer um den Andern das Billet löſen kann.

Und doch hat dieſe Praterfahrt etwas Poetiſches. Wie die zwei Reihen ſich begegnen, ohne ſich je zu berühren! Wenige Schritte biſt Du jetzt von dem Geliebten drüben entfernt, Du könnteſt ihm die Hand reichen, und der nächſte Augenblick trennt Dich ſchon, Du gehſt vor, er zurück, jeder Moment, jeder Schritt weiter entfernt Dich mehr, bis ihr auf immer euch aus dem Geſichte entſchwunden. Du ſiehſt ihn in dieſer Kreisbahn nicht wieder. Das Glück war nur ein Moment. Warum haſchteſt Du es nicht? Warum ſprangſt Du nicht aus dem Wagen, warum er nicht? — Diesmal weil die Gendarmen es verbieten.

Die Häuserreihe links von der Chaussée sind die eleganten Praterhütten. Hier ißt es erlaubt für die Beaumonde auszuruhen und sich zu erfrischen unter dem Schatten der Bäume.

Dicht hinter dieser Reihe fängt der Würstlprater an, und hier darf sich Niemand zeigen, der elegant bleiben will, eine für Damen verschlossene Region. Die Damen sind zu beklagen.

Wer schildert den Würstlprater? Wer malt eine Maskerade, wer ein chinesisches Feuerwerk?

Denke Dir einen großen, weiten Eichwald, und zwischen den alten, hochwipfligen Bäumen grüne Anger, und nun dazwischen ein endloses Lager von Bretterhütten, Buden, von Wirthschaften, Theatern, und was ein Volksleben lustig macht und zu seiner Nothdurft gehört. Etablissement an Etablissement, eingerammte Tische, Bänke bis ins Unendliche, und nun davor, darauf, dazwischen Volksmassen, Bürger, Soldaten, Handwerksbursche Marketenderinnen, hochgeputzte Köchinnen, ehrbare Bürgersfrauen, Bäuerinnen, lustige und traurige Schönen. Es kostet Mühe, daß Du Dir Bahn brichst. Die Leute sind nicht anders als bei uns, nur hie und da lustiger, aber Du fühlst: hier lebt

ſich's. Sie jubiliren bei Wein und Bier, die Tiſche brechen nicht, denn es iſt ſtarkes Holz, aber ſie ſind nie leer von Kannen, Gläſern, die Würſtl dampfen oder dampfen nicht, denn man ißt ſie nicht in Sauce, ſondern in geſchabtem Merrettig, und, was wohl zu merken, nicht mit Gabel und Meſſer, ſondern mit den Fingern. Auch in vornehmen Reſtaurationen würde man Dich für einen Hyperboräer halten, wenn Du jene forderteſt. Aber ſie dampfen ohne Aufhören in der verſchleſſenen Kaſſerolle, von wo ſie die Hand des Kellners auf Deine Forderung geſchickt mit einem Griff herausfiſcht und appetitlich auf den Teller wirft. Es werden an jedem Tage mehr verzehrt, als der ganze Staat Gulden ſchuldet. Das Feuer in der Küche geht nicht aus für die Hähnel, Naturſchnitzel und Roſtbrätl, und der Rauch wirbelt luſtig durch die Baumwipfel. Die Muſik lärmt aus jeder Hütte, aus jedem Etabliſſement, und es könnte ein Proceß entſtehen, wem die Töne zugehören, und wer davon profitiren darf? Hier ſpringt eine wunderlich mit einer Flachsperücke ausſtaffirte Perſon in altmodiſchem Rocke auf den Tiſch, zu ihr tritt eine andere mit einem dito Flachsbart. Sie ſtre-

ten ſich, es kommt bis zum Handgemenge, da ſpringt eine dritte, eine weibliche hinauf und ſtif-tet Frieden. Er wird geſchloſſen unter unſäglichem Gelächter der ringsum gedrängten Zuſchauer. Aber dafür, daß ſie ſich geſtritten und verſöhnt haben, wollen ſie bezahlt ſein, und der zinnerne Teller geht nach Kupferkreuzern um. Es waren Schauſpieler, improviſirende, von jenen erſten Mimen, die ſich mit Hefen beſchmierten und auf dem Karren ſpiel-ten. Man iſt luſtig geworden, mehr wollte man nicht. Man will es ausdrücken. Man tanzt, an einem Ballſaal und ſchmucken Tänzerinnen fehlt es nicht. Dort lärmt der Policinell, Hanswurſt, Stadtl aus ſeinem offenen Marionettentheater hervor. Ach, der Arme kann nichts thun, als lär-men, klappern, prügeln, boren, höchſtens unter-drückt ſchreien; eine hohe Polizei hat ihm die Zunge ausgeſchnitten, er ſoll nicht mehr ſprechen, nicht mehr improviſiren. Trauriges Vergnügen und doch noch immer Vergnügen; denn Hunderte ſammeln ſich um den Kaſten, wenn die Pauke zum Anfang ſchlägt. Aus jenem dunkel verſchlo-ſenen Holztempel ſchallt es betaubend von Pauken, Trompeten und allen ohrzerreißenden Inſtrumenten

Wir treten in die Thür, und das ganze Haus dreht sich zu unsern Füßen mit vielen, vielen Köpfen. Die Musik zu dem schwindligen Anblick und man könnte denken, ein Erdbeben fängt hier an. Es ist ein bedecktes Carousſel. Der Umschwung ist die Hauptsache, sich zu bewegen indeß man stille sitzt; man kann sich sehr angenehme Plätzchen aussuchen, und die Entrepreneurs beeilen sich nicht, wenn es dunkel wird, Licht hereinzubringen. Wer schildert alle Vergnügungsplätze hier, wer zählt sie nur auf? Es sei hiermit gegen die Anmaßung protestirt den Würstlprater beschrieben zu haben: aber etwas davon habe ich angedeutet, wenn ich sage, daß all das Lustige und noch mehr, was ich gesagt, in einem alten grünen Eichenwalde vorgeht. Ein großes phantastisches Lustspiel im Ardennerwalde. Wenn Ihr auch alle Personen wiederfändet, nur den Jacques findet Ihr nicht sonst überall: „Wie es Euch gefällt!“

29. Sittliches.

„Wie ſchön Ihre Töchter ſind," ſagte der Freund zur hochbejahrten Matrone, die am Eingang der Laube nachdenklich den blühenden Mädchen zuſah, wie ſie Reifen ſchlugen.

„„Ich war auch einmal ſehr ſchön,"" entgegnete ſie.

Es konnte Wahrheit ſein, aber was bedeutete der unwillige Ernſt im Blicke? Hatte ſie unglücklich geliebt? Er glaubte nichts davon zu wiſſen. Es war eine Frau aus dem begüterten Mittelſtand; ſie hatte, was man nennt, glücklich und in Freuden mit ihrem Gatten gelebt. Nie hatte ſie ſich nach dem Kloſter und nach der Waldeinſamkeit geſehnt; Stimmungen der Art wären Schnee im Auguſt für Wien. Sie fühlte auch nicht die Annäherung, die Möglichkeit, daß eine ſolche Stimmung je kommen könnte. Wäre die Gicht nicht und die Gelenke nicht ſteif, ſo würde auch die

Sechzigerin noch mit Luſt bei den Spielen der Töchter ſein. Oder trübten ſie ernſtere Sorgen? Das junge Blut ſchaute mehr als munter in die Welt, es drehte ſich beim Tanz mit nimmerſatter Luſt auf dem Raſen. Fürchtete ſie, daß der Durſt unverſiegbar ſei, daß er einſt Alles hingeben würde, um befriedigt zu werden? Der Fremde mochte ſo etwas angedeutet haben in ſeiner Antwort.

Die Matrone lächelte: „„Viel werden ſie einmal nicht bekommen.““

„Aber ſie ſind jung, ſchön, wohlerzogen. Das Glück, wenn ſie es nicht von ſich ſtoßen, kann ihnen nicht entgehen.“

Die Matrone ſeufzte: „„Ich war viel ſchöner als meine Töchter und auch einmal eben ſo jung. Ich war das ſchönſte Mädchen in der Stadt.““

„Und was haben Sie zu bereuen?“

„„Daß ich mein Glück mit Füßen fortſtieß.““

„Sie waren doch“ —

„„So dumm, daß ich keinen der vielen vortheilhaften Anträge annahm, die mir gemacht wurden. Grafen und Fürſten lagen mir zu Füßen, und ich hätte in Gold und Brillanten gehen kön-

nen, Landgüter hätte ich geschenkt bekommen, und meine Töchter wären reiche, reiche Mädchen.““

So dumm war das junge Mädchen gewesen, und diese Dummheit bereute jetzt die sechzigjährige Matrone, jetzt, wo es freilich zu spät war die — Dummheit wieder gut zu machen!

Die Frau hatte es gesagt ohne zu erröthen, ohne den Blick niederzuschlagen, und sie hatte es gesagt, indem sie dabei auf ihre blühenden, noch unschuldigen Töchter sah. Sie hatte es zu Mehren gesagt, und Niemand hat darin etwas Anstößiges gefunden. Es war gewiß eine Art Unschuld, wie sie das Geständniß aussprach. — Was heißt Sittlichkeit?

Wäre nicht bei uns die Frau, die Matrone, die Mutter, welche so vor Fremden dem heimlichen Gedanken Luft gemacht, auf immer dadurch ausgeschieden aus dem Kreise der Ehrbaren? Würden sich nicht alle Frauen zurückziehen und ihre Töchter von ihr fern halten? Auch die minder strengen und prüden, die wol einem Fehl des Blutes nachsehen und ihm das Wort reden, würde es sie nicht beleidigen, wenn leidenschaftsloses Alter so dürr reflectirte und bereuen könnte, daß es in

der Jugend nicht dem Laster gefröhnt, weil das Laster Geld einbringt?

Es fand aber Niemand etwas Besonderes dabei, daß die alte Frau so mit sich abrechnete.

Ich erinnere mich eines jungen feurigen Polen, mit dem ich studirte. Er lebte eine Zeitlang, wie junge reiche Polen auf deutschen Universitäten zu leben pflegten, bis, ich weiß nicht durch welches Ereigniß, ihn eine neue Ueberzeugung durchdrang, nämlich die: daß man doch eigentlich auf Universitäten sei um zu studiren, und daß Fechten, Trinken, Schwärmen nur Nebensache wäre. Durchglüht von dieser neuen Entdeckung theilte er sie in einer feierlichen Rede seinen Landsleuten als den Fund seines Nachdenkens mit und foderte sie auf, ihre Echtheit mit ihm zu probiren. Daß es dazu gekommen ist, will ich nicht behaupten.

An diese Geschichte vom Polen wurde ich jüngst in Paris durch die vielen jungen Leute erinnert, welche neben Anderm, was aus Deutschland herübergekommen, sich auch piquirten, einen moralischen Lebenswandel zu führen. Sittlichkeit, wie wir sie kennen, wie sie die Basis unseres Familienlebens bildet, wenigstens der Idee nach, war

in der That den Franzosen etwas Fremdes, sowol in den höhern und niedrigen Kreisen, wo es sich von selbst zu verstehen scheint, als auch in denen des Bürgers. Es konnte als etwas Neues, eine Erfindung, ein Fortschritt der Cultur, ein Schritt weiter zur menschlichen Vervollkommnung gelten, daß man häuslich, keusch, treu in der Ehe leben sollte, seinen Kindern ein Beispiel geben und seine Frau zur Vertrauten haben. Von diesem Gesichtspunkte aus wirkte es, und in dem verschrienen Paris ist grade jetzt neben der offen einherstolzirenden Sünde mehr häusliche Tugend und Familiensitte, als man glauben möchte. Dieser merkwürdige Uebergang war aber freilich nur möglich, nachdem die Sündhaftigkeit ihr Extrem erreicht und keine Reize mehr bot. Es mußte erst eine völlige Blasirtheit, eine Gleichgültigkeit gegen das Laster vorhergehen, ehe die Tugend durch den Reiz der Neuheit siegen konnte.

Was ist Sittlichkeit, etwas Ursprüngliches, ein Naturzustand oder ein Product der Cultur? Ist sie verschwistert mit dem Glauben oder mit der Aufklärung? Fühlt der Mensch ihre Gesetze in der Brust, oder muß er sie studiren?

Wo ſtudiren? Bei den rohen Völkern, wo der Wirth dem Gaſtfreunde ſeine Gattin zuführt, und es gegen die Sitte wäre, wenn dieſer ſie ausſchlägt, oder bei den Quäkern, wo ein Kuß beim Pfänderſpiel zur Todſünde wird? Die Religion hilft nicht aus, denn es kommt auf ihre klimatiſche Auslegung an, und anders verſteht der braſilianiſche Mönch Chriſtus' Sittengeſetze als der ſchottiſche Presbyterianer.

Wie Vielen unter unſern Nächſten ſcheint ſie etwas, das ſich ſo von ſelbſt verſteht, als daß man auf Univerſitäten iſt um zu ſtudiren! Aber warum entdeckte das der polniſche Student erſt im Jahr 1820, und weshalb wurde er wegen der Entdeckung von ſeinen Landsleuten wie ein Meerwunder oder Ketzer angeſtaunt? Und weshalb nahmen die Franzoſen unſere Sittlichkeitsgrundſätze an wie etwas Fremdes, Herübergekommenes, das ſie für gut anerkennen müſſen, gleichwie wir ihre geſellſchaftlichen Sitten, die uns auch gut erſcheinen; und darum fügen wir uns ihnen gern, aber es iſt uns vorher nie in den Sinn gekommen, daß alle Menſchen in der Geſellſchaft gleich ſind!

Wer den norddeutſch proteſtantiſchen Sittenbe-

griff für die Norm aller Sittlichkeit achtet, möchte gar keine in Wien finden. Nicht die Matrone allein, die bedauert, daß sie ihre Jugend nicht benutzt, er dürfte überall auf Anstoß und Aergerniß stoßen, bei Matronen und jungen Frauen, ja selbst bei jungen Mädchen, welche ohne zu erröthen und — ohne schuldig zu sein — von Dingen in der Natur reden, bei denen unsere wohlgezogenen Töchter sich entfernen. Die Sitte verbietet ihnen zuzuhören! Sie sollen nicht einmal davon wissen. Aber doch so viel, will unsere Sitte, daß sie wissen, wann sie hinausgehn müssen. Er hat eine Freundin und sie einen Freund, ist der zarte Ausdruck für einen zarten Bund, welcher von dem mehr materiellen der Ehe nicht ausgeschlossen wird. Man zeigt auf die Straße: sie geht da mit ihrem Freunde, und das ist nichts Arges. Der Freund holt sie ab, und das ist auch nichts Arges. Man lobt die Tugend, wenn ein so zarter Bund die Stürme der Zeiten überdauert hat, man wird gerührt und stellt die Personen als Muster auf, wenn die Anhänglichkeit bis ins Greisenalter fortwähret.

In Paris ist man über den Genuß hinaus

hier iſt man noch mitten drin. Dort iſt's ein ausgebrannter Vulkan, hier glüht er noch. Dort iſt Alles grau in grau, hier noch ein bunter, warmer Farbenſchmelz. Dort war alle Luſt raffinirt, hier iſt ſie noch bewußtlos, ſie reflectirt nicht, ſie haſcht noch nach dem Genuß des Augenblicks und denkt nicht, daß ſie erſchöpft werden kann. Während in Paris Geſpräche darüber ſchon unter die obſoleten Dinge gehören — ſie liegen weit hinter Luſt und Bildung, und man begreift nicht, wie die Phantaſie daran noch Nahrung finden kann — ſchwelgt hier die Zunge faſt mehr als die Sinne, und norddeutſche Prüderie möchte nach den Geſprächen unter jungen Männern, die nicht zu den verworfenen gehören, ſchließen, die Kaiſerſtadt habe die nächſte Anwartſchaft, in ein Schwefelmeer zu verſinken.

So arg iſt es nicht. Schon der polizeiliche Anſtand iſt beachtenswerth. Gibt es gleich der Thais und Lais bis hoch oben hinauf, ſo wird das Auge des verſpäteten Straßengängers doch weniger als in andern großen Städten von den wandelnden Sirenen beleidigt. Aber Augen, Augen gibt es in Wien, an denen der londoner Kohlen-

träger wie an denen der ſchönen Herzogin von Kingſton ſeine Pfeife anzünden kann; und dieſe Augen begegnen Dir überall.

Im Prater fuhr das Geſchlecht, was jetzt blüht, und zwei bis drei Generationen, die einſt geblüht haben. Als ich da die Augen muſterte, die aus den gefärbten Wangen, aus tiefen Höhlen, aus Furchen aller Art vorſtarrten, wurde es mir mit einem Male klar, weshalb es katholiſche Pietiſten, weshalb es Ligorianer in Wien geben kann. Jedes Extrem erzeugt das andere, und jeder Pol muß einen Gegenpol finden.

Kaiſer Joſeph II., aufgefodert, gewiſſe Häuſer zuzulaſſen, welche anderwärts privilegirt ſind, in Wien aber nicht, antwortete auf den Vorſchlag: „Wir brauchen ja nur über ganz Wien ein Zelt zu ſpannen.“

30. Eine Donaufahrt.

Wer ſchriebe über Wien und nichts von der Donau! Und doch ſpielt ſie in der Kaiſerſtadt eine ſo ſehr dürftige Rolle. Wenn ſie nicht mit ihren Eismaſſen an die Brücke der Leopoldſtadt donnert, oder ihre ſtauenden Waſſer zuweilen verderbendringend die Kellergeſchoſſe der ſchönen Vorſtadt überfluten, wüßte ich nicht, wozu man ſie braucht, als um die Pudel zu baden. Von ihren Wundern und ihrer Romantik weiß mancher wiener Bürger nicht mehr, als was er bei einer Landpartie nach Kloſterneuenburg davon ſah. Verhältnißmäßig wie Wenige mögen durch den Zaubergarten bis Linz gefahren ſein, um von dort die Waſſerfahrt nach Wien zu wagen!

Mein Leſer ſoll vor Schluß des Buches die Tour mit mir machen. Ich verbinde ihm die Augen bis Linz, denn auch die Fahrt dahin iſt der Eintritt in ein Paradies (Linz ſelbſt iſt auch eines), und

ich weiß nicht, ob der Raum dieses bescheidenen Büchleins es mir noch gestatten wird ihn in die Feengärten des Salzkammergutes und Salzburgs zu führen. Was vierzig Meilen von Wien entfernt liegt, gehört nicht füglich in ein Bilderbuch von Wien.

Wahrhaftig es kostet Ueberwindung, wenn Du dahin rollst auf der hohen Straße, rechts in die tief sich senkenden Obstgärten der Donau blickend, links über weites reiches Land und grüne Berge nach den kühlen, frischen Schneespitzen und Schneerücken der steiermärkischen Alpen, das Auge zu schließen, und wenn Du in dem heitern Linz bist; und die Frauen siehst mit ihren schönen Gestalten und blendenden Gesichtern, kostet es Dich vielleicht noch mehr Ueberwindung, ihnen den Rücken zu kehren und in das gebrechliche Donauboot zu steigen, das Dich durch Strudel und Wirbel über Klippen und Sandbänke zur Kaiserstadt zurückbringt.

Genug ich stieg in einen Kahn, drehte Linz und den Linzerinnen, der hellen, gastlichen Stadt, den grünen Bergen, den neuen Castellen, der schönen Bergschenke, der Jägermeier genannt, von wo man die reizendste Uebersicht hat, den Rücken und über-

ließ mich den Wellen, den Winden, meinem guten Glück und dem regensburger Schiffer, dem ich mich verdungen, nicht um mitzuarbeiten am Ruder, wie es bei Handwerksburschen Sitte, sondern um ein Plätzchen in seiner Kajüte und auf dem Vorderdeck.

Die erste Strecke von Linz abwärts ist mehre Stunden lang so wenig interessant, daß die Reize der Gegend mir erlaubten, mich allein mit dem Fahrzeug, auf dem ich schwamm, und dem Herrn, dem es gehörte, zu beschäftigen. Ich verlor dort wenig und gewann hier viel. Mein Schiffer — Zacharias hieß er mit Vornamen, aber seinen Vatersnamen hab' ich vergessen — war ein trefflicher Mann, ein echter Schiffer, das heißt keine fluchende Caricatur, sondern eines jener auf dem Wasser, wenn auch nur dem der Donau, groß gewordenen Wesen, die des Wassers Fäblichkeiten und Tücken aus dem Grunde kennen, jeder Zoll Erfahrung, jede Bewegung Takt, Entschlossenheit und Sicherheit. Er kennt jeden Strauch am Ufer und jeden Wellenzug, ich möchte sagen jedes Windspiel auf dem Wasserspiegel. Kurz ein ganzer Schiffer, ein Held in seiner Art; und doch, was ist ein Donauschiffer gegen einem See-

schiffer! Was sind die Strudel und Wirbel, gegen die er jahraus jahrein mit demselben Ruder, derselben Faust, derselben Schulter kämpft und sie jedesmal auf dieselbe Art überwindet, gegen die Stürme, Strudel und Wirbel des Oceans!

Man könnte denken, ein Schiffer, der alle Jahr nichts anders vor hat, als von Regensburg nach Wien zu steuern, müsse ein äußerst stabiler Philister werden; mein Schiffsherr Zacharias war aber grade das Gegentheil. Wenn er in Allem, was er that, den ehrenfesten Gewerksmann vertrieth, dem sein stämmiges Aeußere, die gelbbraune Manchesterjacke, die schwarz dito kurzen Beinkleider und Wasserstiefeln nicht widersprachen, wenn er mit seinen Leuten bairisch sich unterhielt, fluchte und lachte, so wurde er plötzlich, wenn er sich zu mir wendete, der gebildete Mann, das heißt kein Gelehrter und kein Faiseur der Gesellschaft, sondern er blieb der tüchtige Bürgersmann, dem aber Schule, Umgang und Erfahrung eine Bildung gegeben, welche sich äußerst wohlstand mit seinem anspruchslosen und doch entschiedenen Wesen. Es war kein Anstrich, sondern etwas Durch-

gelebtes; was nicht für ihn paßte, hatte er abgeworfen. In dieser praktischen Bürgerbildung ist uns Süddeutschland voraus. Mein Schiffsherr Zacharias kannte die Geschichte seiner Donau so genau als ihre Untiefen. Er wußte die Namen der Raubschlösser und Klöster, wo es spukte und nicht spukte, und wo man den Spuk gebraucht zu Ritterromanen oder Komödien, er wußte nicht allein das Terrain, wo Franzosen und Oestreicher sich geschlagen und manövrirt, sondern er wußte auch über ihre Taktik, ihre strategischen und moralischen Fehler zu urtheilen. Die Politik war überhaupt das Feld, auf dem er am meisten beschlagen schien, ohne daß man ihn im Entferntesten zu den politischen Kannengießern zählen durfte. Was er sagte hatte Hand und Fuß, und er traf den Nagel auf den Kopf, wenn er von den Zerrungen zwischen den süddeutschen Ständen und der Volkspartei mit ihren Regierungen sprach. Wer hätte von einem Donauschiffer, das Steuer in der Hand, eine gründliche Ermahnung erwartet, daß ich doch ja nicht den politischen Zeitungen glauben möchte über Das, was sie von der unruhigen Stimmung in Baiern sagten; was nicht geradezu erlogen, sei

übertrieben, denn die [illegible]ten müßten ja von der Erfindung leben. Es sei weder so schlimm, wie es von der einen, noch so vollkommen, als es von der andern Seite gemacht werde. Damit ich ihn jedoch nicht für einen Servilen ansehn konnte, setzte er hinzu: „Wie wenig es den Königen kostet sich beliebt zu machen, das sahen wir ja neulich, als der König von Baiern nach Regensburg kam. Er brauchte nur sich zu zeigen, zu grüßen und ein paar freundliche Worte hinzuwerfen, und wie war Alles Ein Herz und Eine Seele für ihn, und wer vorhin ein saueres Gesicht zog, schwor jetzt für ihn. Wenn die Fürsten nur wollen und es ernstlich meinen, so ist es ihnen noch ein Spaß, mit so viel als nichts alle die Schreier zu nichte zu machen.“ Das sprach mein Schiffsherr Zacharias in den ersten Junitagen des Jahres 1832. Uebrigens kannte er außer den Streitigkeiten der Fürsten und Völker auch die der alten Heidengötter und suchte durch mich eine Vervollständigung seiner Kenntniß von den St.-Simonisten, über deren Doctrin er lächelte. Der verständige Mann erinnerte mich im Kleinen an den trefflichen Charakter des De Ruyter in Trelawny's Memoiren, freilich

nur wie die Fahrlichkeiten der Donau an die des großen Weltmeers.

Die Donau iſt trotz ihres Alters noch ein recht kindiſcher Strom. Sie nimmt keine Erziehung an. Wild, nach Laune ſtrömt ſie dem ſchwarzen Meere zu, weder beſchämt, noch belehrt durch die treffliche Cultur ihrer Ufer. Dies Jahr ſetzt ihre Strömung hier eine Sandbank an, im nächſten erhöht ſie ſie zur Inſel, im folgenden thürmt ſie Anhöhen hinauf, ihr Waſſer tränkt das Wieſengrün, die üppigen Geſträuche, und ſelbſt Büſche, Wälder läßt ſie groß werden; aber nach den ſieben fetten Jahren kommt ihr die Laune im achten, die wohlgebildete Inſel wieder zu vernichten. Gegen das Zerſtören haben die Schiffer nichts, wol aber gegen das Anſetzen. Da in ſtürmiſchen Zeiten oft im Laufe eines Jahres die Strömung ſich völlig ändert, hier eine gefährliche Sandbank lauert, wo bei ihrer letzten Tour noch tiefes Fahrwaſſer war, und umgekehrt, ſo lernt ein Donauſchiffer auch mit Methuſalems Alter ſeine Kunſt nicht aus, und bei jedem Schritte muß ſein ſcharfes Auge ihm Compaß ſein. Noch iſt daher der Gebrauch des Segels auf dieſem breiten europäiſchen Strome

faſt oder ganz unbekannt, und das nicht wegen ſeiner vielen Krümmungen und Klippen, ſondern lediglich ſeines veränderlichen Fahrwaſſers halb. Alle Verſuche mit Dampfbooten ſind geſcheitert, es gibt ſo gut als keine Fahrt ſtromaufwärts, die Donauſchiffe ſammt und ſonders ſind elende roh zuſammengenagelte, kaum verpichte Flöße mit Rändern und Kajüten, deren Hauptwerth im rohen Bretermaterial beſteht, und deren jedes ſelbſt ein transportirter Handelsartikel iſt ſogut als die aufgeladenen Waaren.

Für einen Seemann müßte es eine lächerliche Qual ſein, auf einem Donauſchiffe zu fahren. Was ſeine Luſt iſt, iſt hier ein Gegenſtand des Schrecks — der Wind. Bei jedem leiſen Streichen eines Zephyrs, beim gelinden Wehen des Abendwindes ſpitzen ſich die Ohren und Lippen, man ſchaut ſich ängſtlich um, und beim ſchönſten Wetter wird beigelegt. Die Gefahr, auf Sandbänke zu ſtoßen, iſt indeß allzugroß, und wenn ich in dieſem Augenblick geneigt war, die Aengſtlichkeit meines Meiſters Zacharias zu belächeln, wurde ich durch ein argumentum ad hominem im nächſten bekehrt. Wir trafen auf mehre ge-

scheiterte und gestrandete Fahrzeuge, meistens freilich überladene Holzkähne. Noch rechtfertigt ein Umstand ihre Aengstlichkeit. Es findet nämlich — Meister Zacharias ist mein Gewährsmannn — für die Schiffer keine Assecuranz statt. Die regensburger Schifferinnung will sich dadurch sicher stellen vor Leichtsinn, Unerfahrenheit und Betrug, indem jeder Schiffer selbst den Schaden zu tragen hat, den er durch äußerste Vorsicht und Anstrengung abwenden kann. Es mag auch noch ein anderer Grund im Hintergrunde schlummern.

Man will behaupten, daß dem Uebel nicht abgeholfen werden könne, und daß die Donau und die Schiffahrt auf ihr in alle Ewigkeit hin in derselben Kindheit bleiben müßten. Der Fluß werde in derselben Unbeständigkeit als heute in tausend Jahren fließen, hier Ufer ansetzen, Sandbänke, Inseln, dort sie wegspülen, und wo des Vaters Kühe weideten, der Sohn Fische fangen. Wenn auch einmal die Regierungen aller Uferstaaten zusammenträten, die Regulirung der Donau beschlössen und durch enorme Kosten sie möglich machten, so würde die Donau zwar weiter fließen und vielleicht ruhig, allein diese Kosten würden bei weitem grö-

ßer ſein als der errungene Vortheil. Hic haeret aqua. Unter Denen, die dies mit ernſter und ehrlicher Miene behaupten, iſt auch mein Meiſter Zacharias. Man iſt gewöhnlich geneigt, dieſen Mangel an Erziehung der Donau der öſtreichiſchen Erziehung in den Schuh zu ſchieben, welcher, wie ſie alles gern in statu quo erhält, auch um eine Förderung dieſer Schiffahrt weniger zu thun ſei als z. B. den Regierungen, welche die Rhein- und Elbufer beſitzen. Viel iſt dem öſtreichiſchen Gubernium freilich nicht daran gelegen, und ich glaube auch in ſoweit verbürgen zu können, daß es keine neue Anleihe im Betrage ſeiner bisherigen Schulden contrahirt, um die Donaufahrt bequemer zu machen; aber auch nach Meiſter Zacharias' ernſtem Raiſonnement ſcheint mir die öſtreichiſche Regierung einen geringern Theil der Schuld zu tragen als die Zunft, zu der er ſelbſt gehört.

Man muß nämlich wiſſen, daß eine Innung von vierundzwanzig regensburger Schiffern, eingetheilt unter vier Viertelsmeiſter, allein berechtigt iſt die Frachtfahrt zwiſchen Regensburg und Wien zu beſorgen. Dieſe fahren nach der Reihe die wöchentlich, glaube ich, zweimal abgehende Ordinari

oder Staatsfrachtpoſt und ſonſt mit ihren eignen Kähnen, Kellhammer genannt, ſo oft ſie eine Ladung voll bekommen, dieſe in Wien abſetzen, und die Jahreszeit es erlaubt. Bei der Poſtfahrt erhalten ſie Procente, bei der auf eigne Koſten unternommenen Fahrt ſind ſie nicht allein Eigenthümer der Fahrzeuge, ſondern auch gröſtentheils der Ladungen, und treten in Wien als Kaufleute auf. Meiner zum Beiſpiel hatte in ſeinem Kellhammer vorzugsweiſe regensburger Bier und Selterwaſſer geladen. Dieſe verhandelt er in Wien, außerdem aber ſein Fahrzeug ſelbſt, und wenn dieſe Geſchäfte glücklich beendet, kehrt er zu Lande mit ſeiner Schiffsgeſellſchaft in einer eigends für die regensburger Schiffer eingerichteten Landkutſchenverbindung dahin zurück. Dies ſind nämlich die ſogenannten Zeiſelwagen, leichtgebaute Korbwagen mit einem ſehr breiten, ſchalenartigen Korbe, worin man beſſer liegt als ſitzt, und darüber breitet ſich, von Stäben getragen, ein ebenſo flaches, breites, ſchalenartiges Dach. Gewöhnlich ſind ſie ſehr voll gepackt, und die Geſellſchaft iſt ſo gemiſcht als luſtig; viel Gepäck wird natürlich nicht mitgenommen. Man erſieht daraus, daß hier eine

ſtrenge Corporationseinrichtung ſtattfindet, es hilft Einer dem Andern, kein Schiffer dürfte abfahren, bevor die Fracht des andern voll iſt, und die Zunftehre hat außer den ziemlich fixen Preiſen auch gewiſſe Satzungen eingeführt, denen ſich Jeder unterwerfen muß. Es iſt daher kein Wunder, wenn dieſe berechtigte Schiffergilde ebenſo wenig als die öſtreichiſche Regierung nach Neuerungen begierig iſt, die ihren ſichern Status verrücken und der freien Concurrenz Thor und Thür öffnen könnte. Für ſie mag daher die Donau immerhin das unzuverläſſigſte Waſſer bleiben, was keine Schiffahrt im gewöhnlichen Sinne, namentlich keine Dampfboote, zuläßt, für ſie ſind die alten ſchrecklichen Fabeln von den Gefahren in Strudel und Wirbel willkommen, denn ſie ſcheuchen unwillkommene Concurrenten zurück, und ich mag aus dem Grunde auch dem allerehrlichſten Schiffergeſichte nicht ganz trauen, wenn es mir die Unmöglichkeit beweiſt, daß die Donau regulirt wird.

An Waſſergelegenheit nach Wien hinab fehlt es niemals. Verpaßt man die regensburger Ordinari, ſo kann man die ulmer abwarten; außerdem kommen täglich Schiffer aus beiden Städten, und

von Linz geht zu jedem Markttag eine ſehr ſchnelle Fiſchergelegenheit nach Wien. Dennoch werden ſie nicht geſucht, denn ihnen geht alle Eleganz und Bequemlichkeit ab; die Donau wird daher, trotz aller ihrer Ufer-reize, nie die Modeberühmtheit des Rheins erlangen und iſt für elegante wiener Damen, auch wenn in ihnen eine engliſche Reiſeluſt erwachen ſollte, ſo gut wie die Schelde verſchloſſen. Nur die Armuth und der Naturfreund, der keine Unbequemlichkeiten ſcheut, entſchließt ſich zur Waſſerfahrt von Linz aus, indem die Landtour unverhältnißmäßig ſchneller und, beſonders was die Einkehr betrifft, bequemer iſt. Die große Waſſerpoſt oder Ordinari iſt kaum mehr als ein Floß; der Schwarm von Zuzüglern aller Art, die um den äußerſt billigen Satz von ein paar Kreuzern und gelegentlichen Dienſten als Ruderer aufgenommen werden macht eleganten Reiſenden den dauernden Aufenthalt peinlich, während er freilich für den, der das Volksleben kennen lernen will, ſehr intereſſant iſt. Dazu kommt der Aufhalt an der baieriſchen Grenze, die Viſitation, hier ſtrenger als an der böhmiſch ſächſiſchen, und die Ungewißheit der Ankunft und des nächtlichen Anlegens. Auf welche Kämpfe und

Entbehrungen Reisende, welche sich nicht gehörig vorsehen, bereit sein müssen, wird der geneigte Leser aus dem Verfolg unsrer eignen Erfahrung, den wir ihm noch in diesem Capitel mitzutheilen gedenken, entnehmen. Auf dem Frachtschiff eines Privatschiffers ist es nicht viel anders. Weist er Dir zwar freundlich in seiner Kajüte Raum an, so ist der Raum selbst darum doch noch nicht freundlich; Du hast die Freiheit, Dich zwischen Tonnen, Kisten und Talksteinen einzuschichten, auf dem angenagelten Tische, wo er seinen Käse und Tabak schneidet, zu lesen und zu schreiben und vermittelst einer Leiter in den Augenblicken aufs Verdeck zu klettern, wo grade das Ruder, das über der Lucke arbeitet, ausweicht, um Deinem Körper Platz zu machen; Alles ganz anmuthig für einen romantischen Reisenden, aber für Damen ist die Gelegenheit doch mehr als unpraktisch. Man empfahl mir die Fischerpost; sie fährt um vier Uhr Morgens von Linz aus und muß in der Nacht in Wien sein, oder sie verpaßt den Frühmarkt daselbst und ihr ganzer Verdienst ist hin. Nun ist die Luft aber nicht eben groß, ohne anzulegen, ohne alle Erfrischungen, als die man mitnimmt, oft

der dörrenden Sonnenhitze ausgesetzt, auf einem beengten Plätzchen des Fischernachens die weite Strecke zu schwimmen. Uebrigens wird diese Gelegenheit auch von Fremden, die weiter herkommen als aus Linz, benutzt, denn die prager Karpfen, welche per Post nach Linz gelangen, wählen von hier den Donauweg zu den wiener Magen, unbekümmert um den engen Platz, den ihnen die linzer Fischer anweisen.

Man kann sich zwar ein Separatfahrzeug nehmen, was aber außer andern Unbequemlichkeiten die hat, daß man es sich zugleich kaufen muß und nicht daran denken darf, eine zierliche Gondel zu erhalten. Ein gut zusammengekeiltes Floß mit einem Bretterhüttchen drauf ist die beste und insofern für den Reichen zugleich die bequemste Gelegenheit, als er in letzterm auch sein Nachtlager aufschlagen kann. Man wird mir aber zugeben, daß eine Reisegelegenheit, wo ich mir ein Schiff kaufen und ein Haus bauen muß, nicht zu den bequemsten im Jahre 1833 gehört!

Die Sonne brannte aus klarem, blauem Himmel herab auf den breiten Wasserspiegel, und es war doch eine Lust, auf der Spitze des Kahns zu

liegen und Waſſerluft zu athmen. Der Geiſt ſchwebt über den Waſſern. Ein Eingekerkerter auf einem Inſelthurm, der noch eine Waſſerfläche vor ſich ſieht, iſt noch nicht ganz unglücklich. — Die flachen Ufer, die Sand- und Kiesbänke wichen einer belebtern Hügelgegend. Hier blickte ſchon Burg Steveregg auf, dort der Spielberg, hier eine Burgruine auf einem Werder, etwa wie die Pfalz bei Kaub, nur daß Wind und Wetter durch ihre Thürme und Mauern verderblicher gefahren ſind. Noch flatterte Stroh und Ziegeln an den zerbrochenen Holzſparren eines zerfetzten Thurmdaches. Man kann die Bergſchlöſſer der Donau zählen, auch iſt die Lage der meiſten minder kühn und gefährlich als die der Rheinburgen. Auf ſanften Raſenhöhen, ein anmuthig friedliches Bild, erhob ſich rechts Schloß Waldſee, mehr ein behagliches Grafenſchloß aus guter alter Zeit fahrender Sänger, als eine trotzige Feudalburg; es iſt in der Romantik claſſiſch, denn hier weilt die Donaunixe.

Plötzlich werden die Ufer enger, höher, mit üppigerm Grün bekleidet. Die Donau ſchließt ſich, und unerwartet öffnet ſich ein enger hoher Felſenkanal in einer Wendung nach links. Am andern

Ende dieſes Felſendurchbruchs winkt uns einladend ein altes, thurmreiches Schloß mit ſeinen neuen rothen Dächern aus dem Ufergrün. Es iſt das Schloß Grein. Aber der geſcheiterte Holzkahn, der an der Felsmauer liegt, ſieht nicht ſo einladend aus, und eine rothe Flagge auf einer Klippe am Schloß macht die Schiffer plötzlich bedenklich. Sie ſteigen murmelnd, ſprechend auf dem Verdeck umher, die Köpfe ſchüttelnd, und ich verſtehe kein Wort von Allem, was mein Meiſter Zacharias ſpricht, und wenn ich ihn frage, gibt er mir nicht Antwort. Er iſt erſt Schiffer, und ganz und durchaus, und dann der gebildete Weltbürger. Aber noch fahren wir luſtig weiter, bis vor Schloß Grein, wo der Strom ſich wieder rechts biegt, angelegt wird. Die rothe Kriegsfahne bedeutet nicht, daß wir einen Zoll dem Grafenſchloſſe entrichten ſollen, ſondern daß Schiffe vor uns den Strudel paſſiren, und wir ſo lange liegen müſſen, bis ſie glücklich durch ſind, denn mehre Schiffe zugleich können und dürfen nicht die gefährliche Paſſage verſuchen!

Vor uns lagen ſchon einige Kähne, und der Steuermann äußerte mit ſeinem Phlegma, das

könnte Niemand voraussagen, wie lange es dauern würde; vielleicht ein paar Stunden, es könnte auch Nacht drüber werden, und doch wäre es wieder möglich, daß wir schon in einer halben Stunde abführen, also dürfte sich Niemand zu weit vom Schiff entfernen. Dies gehört zu den gewöhnlichen Fatalitäten einer Donaufahrt. Was derweil aus den Passagieren wird, ob sie vor Langerweile vergehen, oder vor Hunger und Durst umkommen, kümmert den Schiffer, wenn er sonst kein menschliches Herz hat, wenig; denn erst kommt sein Schiff, zweitens die Waare, oder auch umgekehrt, und drittens die Passagiere, um die er sich nicht bemüht, die er nur aufnimmt, hier und dort, wo sie angelaufen oder angerudert kommen; es ist ein Trinkgeld, eine Zubuße. Es wird ihnen gesagt: versorgt Euch selbst mit Lebensmitteln, denn Euretwegen wird nirgend angelegt, höchstens daß ihnen bairisch Bier geschenkt wird, wie auf unserm Kellhammer. Auch stand es etwas bedenklich mit der Erlaubniß, das Schiff zu verlassen; es lag zwar am Ufer, aber so weit entfernt, daß man nur vermittelst einer langen Ruderstange aufs Land sich schwingen konnte. Die Galanterie zweier

blonden Handwerksburschen schaffte endlich ein Bret herbei, dem sich anvertrauend und den festen Armen beider Ritter auch unsere Damen es wagen konnten, ihren Fuß aufs Trockene zu setzen. Aber ich zweifle, ob andere Damen es ihnen nachgewagt hätten.

Im Uebrigen muß man es der Galanterie unserer Schiffer, oder besser der Flußpolizei, oder noch besser der Mutter Natur nachrühmen, daß sie kein anmuthigeres Fleckchen zum Stilliegen auswählen konnte. Ringsum steile Felsberge mit grünem Wald und grünen Wiesenhängen, Fußpfade und Wege, ein thurmreiches altes Schloß, Wasser unten und Luft oben, und Alles, was dazwischen, in der scharfen Abgeschlossenheit, in dem frischen Farbenglanz altdeutscher Gemälde. Hier hätte Hemling's Christophoros das Christkind ganz gut durch den Strom tragen können. Lag etwas hinter uns das freundliche Schloß aus dem Mittelalter, so dämmerte vor uns eine mehr graue, viel schroffere Felspartie mit scharfen Ecken, verwitterten Thürmen, vorspringenden Kapellen und brausenden Fluthen — es war der Strudel.

Es war ein recht anmuthiges Stilliegen —

noch anmuthiger durch den heitern Abend nach einem sehr heißen Tage — und das Schauspiel umher so schön, daß ich mich von meinem Schreibetisch alle Tage auf ein paar Stunden dahin zurück versetzt wünschte; und doch seufzte ich damals mit den Andern und benutzte die erste Gelegenheit, über Bord zu springen, um auf dem Leinenpfad spazieren zu gehen und ins grüne Walddickicht zu klettern. Jedoch nicht bevor eine nähere Bekanntschaft zwischen den Passagieren auf dem Verdeck gemacht war. Das gemeinsame Unglück hatte alle aus dem Vorder- und Hinterdeck hieher zusammengeführt, die vielen Köpfe aus der Communio am Steuer, wo größere Geselligkeit um den Küchenherd herrschte, und mich, der ich mich für den einzigen Honoratioren hielt, weil mich der Schiffsherr allein zu sich in die Kajüte genommen. Und siehe, oben auf dem Verdeck trat mir eine Gestalt entgegen, die ich und die sich auch dafür hielt, ein deutscher Bursch im löwengelben Flaus und einer rothen Mütze. Ein paar Begrüßungsformeln sagten mir indeß zur Genüge, daß er weder entfernt zu einer Burschenschaft noch ganz und gar zu einer deutschen gehörte. Es war ein junges

Blut aus dem italienischen Tirol, dem das Copiren in der triester Schreibestube nicht mehr behagte; es wollte hinaus in die Welt, sein Glück machen und hoffte es ganz bestimmt in Wien zu finden, wohin irgend ein Bekannter des Vaters ihm an irgend ein Handelshaus einen Empfehlungsbrief mitgegeben. Die gedankenlose Hoffnung blühte auf den vollen Wangen des neunzehnjährigen Burschen, er trat in die Welt und meinte, die Welt läge nun offen vor ihm! Wäre es mit Essen und Schwatzen abgethan, so könnte er es weit bringen, und auch insofern mußte ich ihm Recht geben, daß er nicht zum Schreibtisch taugte, wie überhaupt kein Tiroler; aber ich zweifle sehr, daß sein Empfehlungsbrief, und wenn er auch an Eskeles und Arnstein war, dem armen Jungen geholfen hat, denn er schwatzte so curios, daß ihn selbst die Handwerksbursche, obgleich sie seine Honoratioreneigenschaft anerkannten, als ihren Buffo behandelten. Er wußte den Mund so voll zu nehmen, als wäre er einige Grade nördlicher geboren, er kritisirte sogar, nur nicht die Gegend, aus der er sich gar nichts machte; er hatte die Wasserpartie nur darum gewählt, weil ihm das Geld aus-

gegangen, denn er hatte sich einen eignen Wagen nehmen müssen über die tiroler Berge, weil Gehen ihm unausstehlich war. Ich prophezeihe dem guten Burschen noch viele Wanderungen zu Fuß.

An Handwerksburschen, aus allen Winden, fehlte es nicht. Es ist lange her, daß ich auf Fußreisen Gelegenheit fand, mit diesen wandernden Burschen Bekanntschaft zu machen. Entweder traf ich es hier besonders glücklich, oder der Stand hat seit zwölf Jahren Fortschritte in der Bildung gemacht. Mit Vergnügen erinnere ich mich dieser gesunden, frischen, blühenden Gesichter, mit den hellen Augen, in denen nichts von Gemeinheit und rohem Sinn, kein Duft von Brantwein, selbst nicht vom Tabak, und eine gewisse Wohlhabenheit umspielte ihre wohlgebauten Gliedmaßen. Nichts von Zoten und Flüchen, nichts von den Gaunerspäßen und Schelmenstreichen, von den kreischenden Liedern, welche die ausgehende Lust forciren sollen. So oft ich sie zu beobachten Gelegenheit fand, waren sie heiter, und mir kam es vor, als ob die Lebenslust, die aus unserer, von Politik, Romantik oder Philosophie zerrissenen oder

blasirten oder verkümmerten Jugend entwich, in diese lebensfrohen Gestalten übergegangen war.

Sie paßten mir so ganz zu der altdeutschen sonnigen Landschaft, Zugvögel, die vom Sonnenschein leben, unbekümmert um das Morgen, weil Zweifel und Schuld nicht mit ihnen ziehen. Auch ihre Bescheidenheit, ihre Rücksichten gegen Frauen oder Vornehmere muß ich loben. Nur ein paar arme Schwaben saßen schweigsam und traurig und harmonirten wenig mit den Andern, die ihnen Muth einsprachen, oder sich auf gutmüthige Weise über sie lustig machten. Den schmerzte sein wunder Fuß, den die Sorge vor ihm. Es suchen viel Schwaben in Oestreich ihr Glück, in Ungarn heißen alle Glücksritter Schwaben.

Auch eines Paares fröhlicher Schiffersknechte erinnere ich mich. Sie sprangen just da, wo die Donauuire unter dem Wasser lauert, auf unser Schiff, nicht aus den Wellen unmittelbar, aber aus einem Kahn, der unversehens an den Kellhammer stieß. Man hielt ihnen die Hand hin, sie sprangen herauf, und das war die Stipulation und der Contract zwischen Leuten, die sich bis da nie gesehen. Es bedurfte keines Wortes weiter;

der Kahn, der sie gebracht, war längst zurückgerudert. Auch sie trugen viel zur allgemeinen Heiterkeit bei; Beide arbeiteten, daß es eine Lust war, und der Eine blies auf einer Hirtenflöte die vorüberschwimmenden Schiffe, die Dörfer, Schlösser und Berge an. Zuweilen gab es anmuthige Responsorien, wenn ungarische Hirten, mit ihrem Zugvieh über die Berge treibend, ihnen von oben antworteten. Die Leute waren das Bild der wilden Gesundheit, nichts von Phlegma und Nachdenken, jedes Glied Rührigkeit, Gestalten mit einem aufgeprägten Charakter, wie man sie selten in Norddeutschland wahrnimmt.

Auch einiger Frauenzimmer erwähnte ich schon. Es kann mir nun zwar nicht in den Sinn kommen, sie etwa einer Freundin als anständige Begleiterinnen auf einer Reise zu empfehlen, denn ihre Studien und Lebenserfahrungen möchten dem Begriffe derselben von Moral wenig entsprechen, aber anständig waren sie doch in ihrer Art. Die Scherze waren frei, man redete, wie überall im deutschen Süden, von der Leber weg; aber auch dies hatte seine Grenzen, man schwelgte nicht in der Lüsternheit und in Zweideutigkeiten. Mädchen,

die auf Jahre in die Fremde ziehen, ihr Glück zu suchen, pflegen, wenn sie in die Heimat zurückkehren, nicht die Gefühle erster Unschuld mitzubringen; eine glückliche Natur kann aber auch da sich wieder zu einer gewissen Unschuld durcharbeiten, eine Erscheinung, die im Süden häufiger ist. Ein gesunder Körper und eine kräftige Seele schütteln das Laster von sich ab wie einen bösen Fiebertraum und fangen ein neues Leben an wie der Katholik nach Beichte und Ablaß. So kannte ich Manche, die so rein blickte wie ein Engel und auch so unschuldig wieder geworden war, und der Stempel der Verworfenheit, der stiere, ungewisse Blick, waren verschwunden. Warum ist unser prüdes Sittengesetz im Norden so grausam, daß es keine restitutio in integrum gestattet? Stürzt nicht der Gedanke des auf immer Verworfenseins Viele um *einen* Fehltritt in immer neue? — Man denke nicht, daß unsre Frauenzimmer über ihr vergangenes Leben reflectirten und Reue zeigten. Im Gegentheil, sie waren zufrieden damit; nur überlegten sie, da die Zahl dreißig hinter ihnen lag, daß es nun Zeit sei, einen andern Lebensweg einzuschlagen, und die Aeltere erklärte

sehr naiv den Courmachern, die Liebe wäre etwas sehr Hübsches, sie möchten sich aber nicht in Ungelegenheit setzen, denn jetzt wollte sie heirathen. Sie ging, vielleicht mit denselben Aussichten wie der bozener Schreiber auf einen Dienst, nach Wien, um einen Mann zu finden. Ich bin überzeugt, ihr Künftiger bekommt eine tüchtige Frau in die Wirthschaft.

Auch eine italienische Familie decorirte unsere Gesellschaft: ein eisgraues Mütterchen, mit einem erwachsenen Sohne, dem Stab und Regenten der Familie, einer mannbaren Tochter und einem trotzigen Buben; fremdartige Wesen selbst hier, wo schon ein Drittel der Gesellschaft von südländischem Anflug war. Welcher Schmuz, welche Trägheit und doch dabei welche Lebhaftigkeit, welches Feuer in den kohlschwarzen Augen. Die Tochter besonders war ganz Italienerin: das Rabenhaar flatterte um ausgeprägte Züge, die schön zu nennen waren, zumal bei den glänzenden Augen, wären sie nicht so sehr schmuzig gewesen und die mulier formosa superne unten trotz ihrer bunten, bunten Röcke in einen Klumpen Ungeschick ausgegangen. Wenn sie so im Schiffsraum

lag, die Beine mit den dicken wollenen Strümpfen und rindsledernen Schnallenſchuhen weit von ſich geſtreckt, den Kopf im Schoos des hingekauerten Mütterchens, war ſie unbedingt der Gegenſatz von Dem, was man Grazie nennt; wenn ſie aber plötzlich den Kopf aufrichtete, die Locken ſchüttelte, die funkelnden Augen fliegen ließ, und der Mund lächelte, hätte ein Maler ſie gern zur Räuberbraut gemacht oder ein Sultan in ſeinen Harem gewinkt, unter der Bedingung, verſteht ſich, daß ſie vorher dreimal gebadet wird. Der Bube glich mir einem Lazzaronikinde, das nie unter Dach und Fach gekommen und keine Furcht gelernt hat; ſo trotzig und keck kletterte und ſprang er umher, frech Jedem aus ſeinem vergeldten Geſichte und ſchwarzen Brauen ins Auge ſchauend. Die Familie war aus Teſſino und wollte ſich durcharbeiten nach Lemberg zu einer reichen Verwandten. Ihre Stütze war, wie geſagt, der erwachſene Sohn, ſchon Mann, in deſſen klugem Geſichte unter der grünen Brille hundert bittere Lebenserfahrungen ausgedrückt lagen, aber die bleierne Sorge hatte die Züge, welche die Schlauheit charakteriſiren, faſt allzuſehr verwiſcht, und neben den Leiden, mit denen

er gekämpft haben mochte, hatte allgemeine europäische Bildung das italienische Feuer im Auge und im Ton der Sprache längst ausgelöscht. Es war ein Glücksritter, den seine Flügel nur vermuthlich nicht so hoch getragen als seine Jünglingshoffnungen. Er sprach alle Sprachen, man konnte mit ihm über Politik und Literatur reden, er schien in allen Fächern moderner Bildung bewandert, und der Anblick des Mannes in der grauen Nanquinjacke und grünen Brille, wie er mit der alten Bäuerin, seiner Mutter, der faulen schönen Schwester und dem unnützen Naseweis von Bruder, in einem Bündelchen ihr ganzes Vermögen, von Italien bis Polen sich durchschlagen mußte, meistens zu Fuß, hatte etwas Mitleid erregendes. Dieses sprach er doch selbst keineswegs an; ein Schamgefühl strebte vielmehr beim Handeln mit den Wirthen über das Nachtlager Gründe herauszukehren, warum grade in dieser Nacht für sie ein Strohlager den Betten vorzuziehen sei. Die Familie verließ später vor uns das Schiff, weil die alte Mutter ihre entsetzliche Angst vor dem Wasser nicht mehr überwinden konnte, und ein Streit zwischen dem Schiffer und dem Maestro

der gern etwas von der bedungenen Fracht abziehen wollte, was Meister Zacharias aber nicht einging, endete auf unangenehme Weise unser Zusammensein mit dieser seltsamen Wanderfamilie.

Wie Gestrandete auf einer Sandbank lernte sich diese gemischte Gesellschaft beim Anlegen hinter Schloß Grein kennen. Man erlustigte sich miteinander am schönen Ufer; die grüne wunderbare Natur und die gemeinsame Noth glichen Bildungs- und Standesunterschied aus, und man war froh, bis der Ruf des Schiffers, dem ein Signal an ihn vorausging, uns wieder ins Schiff rief. Es stieß ab vom Lande, nicht ohne einige Wasservergnügung, die Der und Jener der Gesellschaft gab, indem er ausgleitete oder zu kurz sprang; es ging aber alles so ohne Unglück ab, als wir durch Strudel und Wirbel.

Doch war es hohe Zeit. Die Sonne war schon tief gesunken hinter den Donaufelsen, die dunkeln Schattenwände thürmten sich in schauerlicher Größe über dem zischenden Kessel zusammen, in den jetzt unser Fahrzeug trieb. Es war todtenstill, nur die schäumenden Wellen des Strudels sprachen, die Schiffer redeten mit Blicken, nach-

dem ſie die Paſſagiere nicht eben ganz ſanft in den Raum oder da aufs Verdeck getrieben hatten, wo ſie nicht hindern konnten. Die alte Italienerin, zähneklappernd zu Boden geſunken, rang die Hände und betete einen Roſenkranz nach dem andern ab, ihre ſchöne ſchmuzige Tochter ſtierte ängſtlich auf das Waſſer, auf den Bruder, auf die Ruderer, auf den Roſenkranz. Jezt flutete der Kahn auf dem Strudel, durch Kiel, Breter und Verdeck fühlte ich die zitternde, ſchwankende Bewegung, und es war einer jener Momente, der wie mit elektriſcher Zuckung die Lebensgeiſter ſteigert und den Werth des Lebens erhöht.

Wir waren im Strudel. Auf einer Klippeninſel mit morſchen, verwitterten Thürmen neigt ſich ein betender Heiliger von einer höchſt romantiſchen Klippe über die Schiffenden herab; aber es iſt kein ganzer voller Heiliger, ſondern nur eine Scheibe, ein Schatten von einem Heiligen, indem er nur ein gemaltes Vordertheil hat, hinten iſt graue Leinwand, Pappe, oder ein unbemaltes Brett. Aber man kann nicht anders ſagen, als daß der Heilige ſich vortrefflich präſentirt, und wenn man an die Gefahr denkt und die Natur bewundert, hat

man gewöhnlich nicht Zeit ihn so genau zu betrachten. Dies mag auch wol der Grund sein, weshalb der heilige Nikolaus sich hier so im Coulissennegligé hingestellt hat; denn er war es, durch dessen Fürbitten wir im nächsten Momente glücklich aus dem Strudel kamen.

Mein Schiffsherr zwar, der selbst im kritischen Augenblick an der Spitze gestanden und sein Ruder mit kräftiger Faust in die Klippenbrandung gestoßen, daß wir nicht herantrieben und zerschellten, sagte mir mit freundlichem Triumph, indem er die Stirn trocknete: „Sie sehen, ein wenig Accuratesse, ein scharfes Auge und im Moment, wo es noth thut, Mark in den Knochen, so hat es mit dem Strudel nicht viel auf sich.“ Dies sagte mein Schiffer; aber Meister Zacharias war ein Rationalist, den gleich darauf der dienende Bruder mit dem Klingbeutel Lügen strafte. Er kam auf einem Kahn herangeschwommen, versicherte uns, der heilige Nikolaus, den er in seinem Schrein trug, sei es, dessen Gebet uns gerettet, und erbat sich dafür eine milde Gabe in seinen Klingbeutel. Ich habe durchaus keinen Grund zu zweifeln, daß es der heilige Nikolaus war, wiewol auch die

Schiffsmannſchaft durch den Steuermann ein Holzkälle umgeben ließ mit der Bitte, ihr etwas für die Beihülfe zu opfern, welche ſie dem heiligen Nikolaus bei deſſen ſaurer Arbeit geleiſtet. Ich bemerke, daß ich hier ein Silberſtück opferte, während ich den Heiligen mit Kupfer abfand; denn Sanct Nikolaus bekommt ſein Theil von jedem Schiffe, das vorüberſegelt, und könnte davon wol beſſer leben, daß er nicht nöthig hätte als Schattenbild auf der Klippe zu ſtehen; die Schiffsmannſchaft dagegen erhielt auf der ganzen Fahrt kein Douceur weiter. Uebrigens dauern die Bettelein der Uferheiligen von hier aus, den Lauf der Donau über, bis Wien fort. Sie ſchwimmen in ihren Käſtchen ſelbeigen an das Schiff heran, präſentiren ſich dem Proteſtanten wie dem Katholiken, und nehmen von beiden gleich gern ein Trinkgeld in die Büchſe. Man könnte ungeduldig werden über die Unverſchämtheit, aber die Donauheiligen ſind von Uralters privilegirte Bettler, und die Schiffer würden es ungern ſehen, wenn man ihnen die Kreuzer abſchlüge.

Soll ich den Strudel beſchreiben, was er iſt, was an ihm iſt und nicht! Es ſteht in hundert

Reiſebeſchreibungen. Er iſt weder ſo gefahrlich als ihn die alte Sage ſchildert, noch ſo ein gar Nichts, wozu ihn neuere Reiſebeſchreiber machen wollen. Wild ſchäumend über ein Klippenbett wälzt ſich der Strom dicht an der Thurminſel in einem Winkel vorüber. Läßt man den Kahn treiben, ſelbſt richtig geſteuert, ſo iſt er verloren, gegen die Klippen getrieben zerſchellt er. Aber im entſcheidenden Augenblicke das Ruder gegen die Klippen geſtoßen, und er kommt um ſie bequem herum. Wie aber, wenn das Ruder bricht, oder ein Schlagfluß den Arm des Ruderers lähmt?

Kyſelack ſteht auch über dem Strudel eingeſchrieben.

31. Strudel und Wirbel.

Wenn man das Collegium des Strudels durchgemacht, iſt der Wirbel nur noch ein Repetitorium; es wird nicht viel Weſens von gemacht, wiewol der Anblick des breiten aufgeregten Waſſerſpiegels mit der Scene ringsumher allein ſchon eine Reiſe lohnt.

Es war ſpät geworden, Ips nicht mehr zu erreichen, und wir mußten an einem kleinen, hart von Felſen eingeklemmten Dorfe zum Uebernachten anlegen. Es mag bei den Schiffern wie bei den Hauderern auch Praktik ſein, größere Ortſchaften zu vermeiden und in obſcuren Orten einzukehren. Der Paſſagier iſt hier um Vieles mehr in die Hand des Schiffers, als des Fuhrmanns gegeben.

Von einem romantiſchen Reiſenden wäre es indeß unbillig geweſen, mit dem Orte unzufrieden zu ſein. Es ließ ſich kein ſtillerer, reizend gelegenerer Fleck denken, wahrhaft gemacht zum behaglichen Ausru-

hen; dieſe netten Häuſer unter den hohen von Saftgrün umwucherten Felswänden, dort das Wirthshaus mit ſeinem gewaltigen goldnen Löwenbanner, das am Eiſendraht über der Hausthür ſich drehte, mit der Außentreppe gewunden wie zu einem Burgthor, mit dem runden Eckthürmchen, darauf ein Spitzdach mit der Wetterfahne. Der ſtille Abend ſenkte ſich in die enge Donauſchlucht, hier auszuruhen und ſich Märchen erzählen zu laſſen aus alter Zeit von den rieſelnden Wellen.

Es war Alles wohlbehaglich, märchenhaft, und doch regte ſich in mir ſogleich die Speculation. Ich zählte die Häupter meiner Lieben im Schiff und berechnete die Größe des Hauſes, und wie viel Zimmer, aus den Fenſtern zu ſchließen, drinnen ſein konnten, und wie viel Fenſter auf einen Mann kämen, oder vielmehr wie viel Mann auf ein Fenſter; und wie lieb mir die Lieben waren, waren ſie mir doch nicht ſo lieb, daß ich mit ihnen ein und daſſelbe Schlafzimmer gern getheilt hätte. Sobald die Zugbrücke aufgeſchlagen, machte ich mich daher auf den Weg, die nöthigſten Toilettenutenſilien im Tuche — das Uebrige blieb im Schiff — ſtieg ans Ufer, die Treppe hinauf, über den

Flur in die Schenkstube und wendete mich mit der Miene, die in Norddeutschland für einen Fußreisenden nöthig ist, welcher nicht im glänzendsten Apparat Abends in ein Hotel tritt, an den Wirth um ein Zimmer.

Stelle man sich einen Mann vor, drei Köpfe größer als ich und noch einmal so beleibt als ich, einen oberösterreichischen Landwirth in der Fülle seiner Behaglichkeit, als Gastgeber und Herr seiner Gäste, als die erste Respectsperson, dazu in Hemdsärmeln und eine wollene Nachtmütze auf dem Kopf: denke man sich dazu, um die Scenerie zu vervollständigen, eine dichtbesetzte Wirthsstube mit Weintrinkern und Tabakrauchern, die alle die Köpfe drehten und auf mich sahen, wie ich das foderte, und auf den Wirth, wie er mich drauf ansah, und wisse man, daß die Wirthe in Tirol — nur an den berühmten Sandwirth zu erinnern — hochangesehene Leute weit und breit sind, die nur aus Gefälligkeit schenken, und endlich, daß Oestreich nahe an Tirol stößt. Um das Gemälde ganz vollständig zu geben, will ich auch einen kleinen Abriß über mich selbst, wie ich äußerlich anzuschauen war, beifügen, obgleich das hier wenig zur Sache

thut. In der Hitze nämlich hatte ich es mir auf dem Schiffe bequem gemacht, Rock und Stiefeln ausgezogen; und wie ich auf dem Verdeck in meinen grünen Pantoffelschuhen und dem rothgeſtreiften Aermeln des Reiſehemdes von glänzender engliſcher Leinwand ſo manchen neidiſchen Blick und die Bewunderung Aller auf mich gezogen, meinte ich auch in dieſer Donauwinkelherberge nicht nöthig zu haben, mich wieder in Staat zu werfen.

Es war auch keineswegs dieſe Kleidung, ſondern meine Forderung, welche den großen Wirth dermaßen in Erſtaunen ſetzte, daß er anfänglich nicht Sprache fand, ſondern mit weit aufgeriſſenen Augen erſt mich, dann die Geſellſchaft anglotzte. — „Ein Zimmer, ein Zimmer! Für wen denn, für wie viel?“ —

„„Für mich allein.““

„Für einen Menſchen ein Zimmer!“ Das war zu viel. Nun entlud ſich ſeine Wuth über meine unbegreifliche Unverſchämtheit. Ein Menſch ein Zimmer! Hatte das Jemand ſchon gehört im Ort, hatte das ſchon ein Reiſender gefodert — ein Zimmer für ſich allein! „Ein Zimmer iſt für vier Perſonen, für ſechs, für acht;

will der ein Zimmer für sich allein haben!" Wenn's noch ein Bett wäre für eine Person, das ließe er sich gefallen, allein ein Zimmer, das war etwas, was nicht vorgekommen, seit die Donau bei Ips vorbeifließt.

Ich fühle, daß ich hier nur den schwachen Abdruck von Dem gegeben, was wirklich vorfiel. Worte malen es nicht, kaum der Pinsel. Hätte ich länger auf ein Zimmer bestanden und es noch einmal wiederholt, daß ich ja das Zimmer bezahlen wolle, ich glaube, der Mann hätte mich umgebracht. Aber ich wandte ihm nun auch trotzig den Rücken, da ich erfahren, daß im Orte noch zwei Wirthshäuser wären. „Ein Zimmer, ein Zimmer will er haben," brummte es mir noch nach, als ich schon auf der untersten Stufe der Treppe war.

Vor einem schönen neu aufgemauerten Hause mit gewölbtem Portal und steinernen Treppen blieb ich stehen; es war mir als das zweite Wirthshaus angegeben. Weder im Souterrain, noch in den Kellern, noch im Stockwerk war eine menschliche Seele zu finden, dafür aber desto reinere Wände und Tische, sogar Glasthüren, Alles trug den Charakter des Wohlhabenden. Endlich traf ich eine

Bauerdirne beim Scheuerfaß, die, als ich mein Begehren vorgetragen, patzig erwiederte: „Nein" „nein," und nichts als nein. Ich wollte den Grund wiſſen, und hier klang er etwas hörbar: „das kann der Herr ja ſelbſt wol ſchauen, daß hier kein Zimmer für ihn iſt." Es war eine neu eingerichtete Wirthſchaft, die Wände kaum bekalkt.

In der dritten, die wieder mehr bäuerlich war, beteten ſie um das Abendeſſen, Alle laut mit kräftigen Stimmen, und ich wartete, die Mütze in der Hand, bis ſie ausgebetet. Aber nun mußten die Meiſten eſſen und zwei Mägde buttern, und es koſtete mich viel Mühe, ehe ich auf meine Frage: „Kann ich für die Nacht ein Zimmer haben?" ein deutliches und vernehmliches Nein zur Antwort erhielt. Auf Gründe ließ man ſich hier gar nicht ein; man mußte eſſen und buttern, und als ich mich noch nicht beruhigen wollte, hielten ſie es für bequemer, zu lachen, als Gründe anzugeben. Der Wirth zum goldnen Löwen hatte ſich boshaft geärgert, daß ich ein Zimmer wollte, hier lachten ſie ſich drüber aus, was ihnen zur Verdauung beim Abendeſſen gewiß beſſer bekommen iſt.

Was war zu thun! Es ſollte in der Nacht um zwei Uhr aufgebrochen werden. Vorauszugehen allein in ein ander Dorf, dort mein Glück zu verſuchen auf die Gefahr, zurückzubleiben, wenn man mich nicht früh genug weckte, war nicht räthlich. Ich entſchloß mich, den Schiffer zu bitten, mir im Schiffe ſelbſt ein Lager anzuweiſen, wie es auch ſei, denn zum erſten Wirth zurückzukehren, nachdem ich ſo Abſchied genommen, ſei doch unmöglich!

„Und weßkalb nicht!“ entgegnete mir lächelnd Meiſter Zacharias. Sie werden es doch müſſen, denn hier iſt kaum Platz für mich und meine Leute, wenn ſich's auch für Sie ſchickte hier zu liegen. Gehen Sie ruhig zum Wirth, er iſt ein rechtſchaffener Mann, und Sie haben es nur unrichtig angefangen. Man muß ſich in die Sitten des Landes ſchicken, und wer hereinplatzt mit der Foderung um ein Zimmer, was ſchon ganz ungewöhnlich iſt, wird hier überall die Antwort bekommen. Eſſen und Trinken ſind hier die Sach, warum ein Wirthshaus exiſtirt, Nachtquartier iſt Nebenſach; hätten Sie damit angefangen und beim Seidel Wein beiläufig gefragt ob Sie für ſich logiren

können, so hätte es sich wol gefunden, da von den Andern schwerlich Jemand die Prätension macht. Jetzt sein Sie zufrieden, wenn Sie noch ein Bett bekommen."

Diese praktische Wanderregel war mir nicht neu; aber ich hatte gemeint, durch ein Seidel Wein, das, auch wenn ich vom allerbesten foderte, hier nicht mehr als zwei Silbergroschen kostet, ließe sich noch nicht die Gunst eines wohlhabenden östreichischen Wirthes erkaufen. Der saure Apfel lag vor mir, hinter mir nur die Nacht auf offener Straße; es führte kein andrer Weg in ein Nachtquartier als die Treppe zum goldnen Löwen. Das Gesicht des aus der Fassung gebrachten Löwenwirthes war etwas gutmüthiger geworden, als ich meine Frage anbrachte: ein Bette könne ich doch wenigstens bekommen? Ja, ein Bette könne ich bekommen, lautete die Antwort, der ein langer Schweif von Redensarten folgte, daß es wol anständig sei, ein Bett zu fodern, aber nicht ein Zimmer. Der Ton indeß war, wie gesagt, weit gelinder, er brummte es auch mehr in den Bart, um sich selbst zu rechtfertigen, als daß es für die Andern war. Als ich nun aber ein Seidel Wein foderte und vom be-

ſten, und auf die Frage, ob ich Guldener wolle, dies bejahte, rückte er mir ſelbſt einen Schemel an den Tiſch, machte Platz und wiſchte mit ſeiner Schürze den Tiſch rein. Von nun an wuchs mein Glück in reißender Progreſſion. Ich ſah, daß unſer Steuermann einige Worte mit ihm gewechſelt, vermuthlich als Emiſſair unſers Schiffsherrn, und nun kam er heran mit gezogener Miene und erklärte: wenn dem Herrn noch ein Zimmer anſtändig ſei, ſo hätte ſich eins gefunden, und ich wurde mit einer höflichen Verbeugung eingeladen, mich doch gleich dahin auf den Weg zu machen, als könne ich mir ſelbſt etwas vergeben, wenn ich noch länger unter den Andern blieb.

Es ſprachen indeß jetzt andere Bedenken mit. Meine Unterhandlungen hatten die Aufmerkſamkeit der ganzen Wirthsſtube erregt, jedes Geſpräch war verſtummt, und alle Blicke ruhten auf mir, denn man ſieht bei Ips nicht jede Woche Jemanden, der ein apartes Zimmer verlangt. Wiewol nun nichts von jenem rohen Hohn, jener Misgunſt zu bemerken war, mit der anderwärts wol die Prätenſionen von Reiſenden, die eine Auszeichnung verlangen, von der Menge aufgenommen werden,

hätte mein plötzliches Aufbrechen aus ihrer Gemeinschaft doch einen allzuaristokratischen Anstrich gehabt. Hatte ich nicht bis da mit ihnen geplaudert, getrunken, geschnupft, und das konnte ich noch immer fort, und sie hatten mir den besten Platz eingeräumt und waren so aufmerksam auf Alles, was von meinen Lippen kam; und wie konnte es mir in einem Zimmer, wo ich ganz allein war, besser gefallen, wenn es nicht der pure Hochmuth war, mit dem ich mich amüsiren wollte. Und mit der Schiffsgesellschaft, die ich dadurch vor den Kopf stieß, hatte ich wenigstens noch den ganzen folgenden Tag zu fahren, und sich Schiffsgenossen zu Feinden machen, ist so wenig räthlich als für einen Soldaten unter seinen Kameraden den Sonderling zu spielen. Es mußte deshalb die Wendung gebraucht werden, daß ich mich unter ihnen vortrefflich befinde, aber, weil ich jeden Abend mein Tagebuch schreibe, auch meine Stube für mich nothwendig sei. — Mein Goliathwirth, zum Lamm umgewandelt, brachte mir selbst das ungeheuere Schreibzeug, das gewiß nicht über zweihundert Jahr alt war, selbst mir die Feder, selbst das Licht, und jede Viertelstunde sah er selbst zu, wie

ich ſchrieb, und hinterbrachte es auch wol den Andern drüben, und ließ ſich nun gar nicht beruhigen, daß ich nicht hier, ſondern drüben mit den Andern eſſen wollte.

Wo ein hundert Gäſte plötzlich ein kleines Dorfwirthshaus überfallen, wird Schmalhans gewöhnlich Küchenmeiſter. Die Wintervorräthe, welche in unſern Dörfern die unerwartete Einquartirung befriedigen müſſen, Kartoffeln, Butter, Schinken, Speck, allenfalls Eier, finden ſich in dieſen geſegnetern Strichen nicht ſo bereit. Man lebt mehr und beſſer für den Tag. Es gab keine Butter, keinen Schinken, keinen Speck, keine Kartoffeln, auch die Eier waren ausgegangen, und in mächtigen Kufen war das wenige vorräthige Kalbfleiſch ſchwimmend in ein Meer von Sauce für die verſchiedenen Tiſche eingetheilt. Jeder fiſchte ſo viel Fricaſſée heraus, als er bekommen konnte, und erhielt dazu trocknes Weißbrot und ſauren Wein, ſo viel ihm beliebte. Mir war das für den Wirth gekochte Hühnchen beſtimmt geweſen, da ich mich aber von dem Sympoſion und Convivium nicht ausſchließen wollte, ſo ging ich dieſer Auszeichnung verluſtig und mußte mich mit auf

die Fischerei legen, ohne es zu bedauern, daß mein Fang nicht ergiebig war.

So wenig man aus den barschen Antworten wohin auf einen ungastlichen Charakter der östreichischen Bauern schließen darf, folgere man aus der Sparsamkeit unserer Tafelfreuden auf eine sparsame Lebensweise. Die Vorräthe mögen zufällig schon erschöpft gewesen sein, und wenn statt der hundert eingebrochenen einige wenige Gäste eingetreten wären, hätten sie einen so zierlichen Abendtisch gefunden als vielleicht irgendwo in einem deutschen Landwirthshause.

Behaglichkeit, uraltererbte, sprach sich in jedem Dinge aus, in der blanken Schüssel überm Küchenherd und im sichern Tritte des Wirthes. Sie haben es gut und bequem, warum sollten sie es anders wünschen? So aßen, tranken, schliefen, heiratheten und starben ihre Väter und Großväter ohne zu klagen, was sollten sie klagen! So weit ich durchreist bin die echt östreichischen Provinzen, hier ist kein Boden zu Revolutionen, denn Niemand ist nach Neuerungen begierig. Da standen vier mächtige Betten in meinem Thurmeckzimmerchen, jedes selbst ein Thurm, noch mit schweren,

dicken Deckbetten, während doch ſonſt umher die ſüdliche Steppdecke den Sieg davontrug über das germaniſche Federbett. Krüge, Kannen, Schemel dem entſprechend, alle mit dem Gepräge der Wohlhabenheit. Was könnte nordiſcher Betriebſleiß — den man aber freilich nicht bei unſern märkiſchen Bauern ſuchen muß — aus dieſem Wohlſtande machen! Es iſt mir befremdend eben in Hans Normann's Oeſtreich zu leſen, daß der öſtreichiſche Bauer ein ausgeſuchter Landwirth ſei. Was ich davon ſah und hörte, ſo ſäet er und erntet, driſcht und bäckt und ißt, weil ſein Vater geſäet, geerntet, gedroſchen, gebacken und gegeſſen, und wie ſeine Väter ſäten, ernteten, draſchen, bucken und aßen.

Ich hätte gewiß vortrefflich geſchlafen, hätte mich nicht erſtens die Ehre, daß ich ein Zimmer allein bekommen, und zweitens, daß ich es doch nicht allein hatte — denn der Bozener hatte gewußt ſich mit einzuſchmuggeln — und drittens das erdrückende Federbett, und viertens wieder der Bozener — diesmal aber ſein Schnarchen und die Athmoſphäre ſeiner Füße — darin geſtört. Aber für alle verlorne Nachtruhe belohnten überreichlich die Augenblicke,

wenn ich, von Hitze überwältigt, aufſprang und das gewölbte Fenſter aufriß. Die Donau zu meinen Füßen war ein See, eingeſchloſſen von mächtigen Felswänden, der Mond tauchte drüben auf und ſeine Stralen gleiteten von meinem Kopf zu meinen Füßen, hin über das ſchräge Ufer, bis ſie des Sees Wellen küßten. Sie hatten ſich gefunden, die ſich ſuchten. Es war alles Märchen; und war es nicht claſſiſcher Boden dafür? Hinter mir ſchnarchte die Wirklichkeit, unempfänglich für dies Schauſpiel, wie das volle Silberlicht auf die runden Scheiben plötzlich blendend ſcheß und nun Alles lebte, Luft und Erde, Licht und Waſſer in der balſamiſchen Juninacht; die Käfer ſummten anders, die Grillen, die Heimchen zirpten anders, es leuchtete, athmete, bebte, ſeufzte, wie es ſonſt nicht leuchtet, athmet, bebt und ſeufzt. Nur ein irdiſches Licht ſtralte in dieſe Geiſterſcene, aber es ſtörte nicht die Reigen der Niren, es war das trauliche Heerdfeuer auf den Schiffen. Es war der glückliche oder unglückliche Sterbliche, dem die Binde ſinkt, und er ſieht, zitternd und doch von Wonneſchauern durchglüht, den Glanz, den kein Auge ſieht, die Muſik, die kein Ohr hört, aber

er bleibt doch Materie und sein Feuer lodert in dunkeln Flammen.

Noch hatte der Mond von seiner Wasserbraut nicht Abschied genommen, und erst ein ungewisses fahles Licht dämmerte über die Felsspitzen, als es schon lebendig wurde, die Handwerksburschen in den Betten des Nebenzimmers schüttelten die Träume ab, das Stroh auf dem weiten Hausflur raschelte, wo die große Mehrzahl der Reisegefährten ihr billigstes Unterkommen gesucht und gefunden, und die Athletengestalt des Wirthes in Hemd und Nachtmütze brachte mir Licht. Ich foderte meine Rechnung — die Uebrigen hatten schon, wie es hier überall gebräuchlich, ihre Zeche am Abend entrichtet — und ich erwartete keine geringe Rechnung; nicht mehr als billig. Wer solche Vorzüge verlangt und erhalten hat, muß als Seigneur zahlen. Und man schließe auf das Uebrige, wenn ich für das Separatbette 15 Kreuzer Schein, das sind 2 preußische Silbergroschen, erlegen mußte! Für das Zimmer, für das Licht etwas zu fodern lag außer des Mannes Horizont. Wenn ich darauf bestanden, so hätte er vielleicht von Neuem über meine Unverschämtheit geeifert. Das Zim-

mer enthielt, wie gesagt, vier Betten; wenn ich nun anfänglich statt des Zimmers vier Betten gefodert, so hätte ich durch Aufopferung eines Gulden Schein (acht Silbergroschen) Das doch gehabt, was ich wollte, ohne es zu nennen. Ländlich, sittlich!

Der Morgen war bitterkalt auf dem Schiffe — ein warmes Frühstück im Wirthshaus zu fodern, hatte der Schiffer im Voraus untersagt — und die Müdigkeit wollte ihr Recht. Kaum daß mir die in unbeschreiblicher Klarheit aufgehende Sonne zu Hülfe kam, den Schlaf zu verscheuchen. Besser thaten das die Heiligen, die noch immer bettelten.

Die Donau erweiterte sich; wir waren aus dem hohen, engen Felscanal in ein majestätisches Strombette gekommen mit nicht so imposanten, dafür aber desto reichern und mannichfaltigern Ufern. Wieder mehr Sandbänke, Inseln, Dörfer, Schlösser, Städte, eine wachsende Cultur. Hinter Ips, um Pechlarn, Mölk beginnt der reichste Weinbau.

Um von Mölk zu sprechen, reichten nicht Capitel, und so sei denn hier nichts über dies reiche Stift gesagt, als daß ich nichts von sah, als wie

es auf ſeinem Berge prangend thront, und darunter fortſchiffte, ohne die gerühmte Gaſtlichkeit ſeiner Mönche anzuſprechen. Was könnte hier nicht ein Liberaler, ein Ligorianer, was ein ſtrenger Proteſtant und ein neu poetiſcher Katholik reflectiren! Ich ſeufze nicht drüber, daß es noch ein Mölk gibt, noch freue ich mich, daß die Aufklärung es noch nicht vermocht hat, dieſes drittletzte Aſyl mönchsthümlicher Herrlichkeit anzutaſten. Drei Freiſtätten ſind nämlich in unverkürztem Reichthum den geiſtlichen Orden im Oeſtreichiſchen verblieben, dies fürſtliche Mölk, das kaum weniger reiche Kloſterneuenburg und das Schottenkloſter in Wien ſelbſt. Viel Hungernde werden von den Broſamen der Kloſtertiſche geſpeiſt, aber eine noch weit größere Anzahl Hungernder blickt gierig auf die vollen Tafeln ſelbſt und frägt, weshalb ſie für die Mönche noch immer und in aller Opulenz gedeckt ſind? Die Mönche ſollen darauf antworten, daß ſie dieſen fetten Tiſchen allein ihre Exiſtenz verdanken, denn alle andern Klöſter, die nicht ſo fette Tafeln hatten, wurden unter Joſeph und zur Franzoſenzeit ſeculariſirt oder beſchnitten. Man lacht Dir ins Geſicht, wenn Du meinſt, es könne

auch an Mölk die Reihe kommen. Faſt ſenkrecht, auf Felſengrund ſtehen dieſe ungeheuern Mauern, und die Sorge fand noch keinen Weg durchs Schlüſſelloch in die Kreuzgänge, Zellen und Refectorien. Es ſind keine ſinnenden und ſpeculirenden Jeſuiten hier, keine betenden Ligorianer, es ſind wohlgenährte, freundliche, behagliche Mönche der guten alten Zeit, die leben und leben laſſen, ungemahnt bei ihren Gelagen, zu denen an gewiſſen Feſttagen Jeder Gaſt iſt, der Gaſt ſein will, hundert und viele hundert — ungemahnt bei ihren Schmauſereien in den hallenden Refectorien, daß in den Grüften unter ihren Füßen viele Geſchlechter vor ihnen den ewigen Schlaf ſchlummern.

Einen ganz andern Anblick bietet das linke Ufer der wieder zum Felscanal gewordenen Donau. Ein ſchroff zackiges, grau dürres Gebirge erhebt ſich ſteil am Uferrande aus den Rebenhügeln, höchſt maleriſch in ſeinen Formen, auch wenn ſeine Spitzen nicht mit der zerbröckelnden Burgruine gekrönt wären. Es iſt der Dürrenſtein, Richard Löwenherz's Gefängniß. Sage, Natur und Kunſt vereinigt, den Anblick zu einem der romantiſchſten auf der Donaufahrt zu machen. Meiſter Zacha-

rias war frech, daß er keinen Engländer an Bord hatte, er müßte sonst anlegen und ein paar Stunden warten, bis der Herr jeden Stein begafft und wenigstens einen in die Tasche gesteckt. Die Burg wäre schon jetzt viel kleiner; wenn das aber so fortginge, werde sie in Zeit eines Jahrhunderts in Portefeuilles nach England getragen sein.

Lachende Städte mit feudalistischem Hintergrunde auf den niedrigen Höhen über ihnen sind die Fronte gegen den Strom machenden Oerter Krems, Mautern und Stein, dicht an einanderstoßend. Hier erinnert die Donau lebhaft an einzelne Partien des Rheins. Der Wohlstand ist unverkennbar; man ahmt schon die Mode der Hauptstadt nach. Das beeinträchtigt aber nicht die patriarchalischen Sitten. In derselben Wirthsstube zu Krems — das Haus konnte allenfalls ein Hotel heißen — versammelte sich die gesammte Schiffsmannschaft, ob doch gleich einige Honoratioren, ich glaube gar der Bürgermeister selbst, dort ihr Frühstück zu sich nahmen. Es ist ein altsittlicher Vorzug der Wirthshäuser in Oestreich, Salzburg u. s. w., daß der Stand keinen Unterschied macht: Jeder ist willkommen und gleich gut bedient, wenn

er bezahlt, der Kellner fliegt zum Kärrner wie zum Baron, und nur wo Wirthstafeln ſind, hat man Abſchläge oder getrennte Zimmer für die gewöhnlichen Biergäſte. Das hübſche Wirthstöchterlein, nach dem Modejournal ſchmuck angezogen, ſeufzte, als der galante Reiſediener von Wien ſprach, was das für eine Stadt ſei, und auch Linz ſchon, was freilich noch nicht Wien iſt, und die Thräne trat ihr ins Auge, daß die Mutter es doch ſchwerlich erlauben würde, daß er ſie nächſten Sonntag nach Linz kutſchire. Da es doch nur ein Verſprechen war, konnte er ihr nicht gleich Wien anbieten; Wien hätte ſchon die Thräne gelohnt, die mir um die Stadt Linz doch gar zu frivol ſchien im Auge der hübſchen Kremſerin. Das Geſicht war nicht zum Weinen gemacht.

Der ſchöne Strom wurde bald faſt häßlich. Die Ufer verflachten ſich; kahle Kies- und Sandbänke oder dürftig bewachſene Inſeln bedeckten ſeine unendliche Breite. Es dünkte mich, die wiener reichen Leute, deren Landhäuſer ſchon hie und da zu entdecken waren, hätten ſich in der weiten Umgegend der Kaiſerſtadt beſſere Plätze ausſuchen können. Am Nachmittag zwang uns der Wind der

Sandbänke wegen anzulegen, und wir wurden vertröſtet, wenn er ſo fortdauere, die ganze Nacht hier liegen zu müſſen. Wieder ein geſtrandeter Kahn gab dem Argumente des Schiffers guten Grund. Aber der unwillkommene Vorfall ließ mich die geſegneten Donauufer doch auch einmal in ihrer dürftigen Geſtalt erblicken. Wol hundert Schritt einwärts mußte Bein und Fuß wie durch Lavaſchutt ſich fortarbeiten durch angeſchwemmten Sand, der nicht feſt werden wollte, ob doch ſchon mit Dornengeſtrüpp überzogen und ſelbſt Bäume tragend. Auch die Vorſtellung, daß alle Dörfer in Reichthum und Fülle wären, ſollte hier zur Täuſchung werden, denn das nächſte, in das man uns wies, war nicht eben ſehr verſchieden von einem norddeutſchwendiſchen; Strohdächer, enge Räume, ähnlich ängſtlich mistrauiſche Geſichter. Es gab Schwarzbrot, ſaures Bier, Armuth, aber doch noch immer Wein, wenn gleich der Schoppen vom allerbeſten nur etwa einen ſächſiſchen Groſchen koſtete! Aber für das Vergnügen war doch geſorgt, im Hofe war eine große neugedielte Laube zum Tanzen.

Der Wind werde wieder günſtig, ließ der an Bord zurückgebliebene Steuermann ſagen, und man

eilte aus der neuen häuslichen Niederlassung aufs Schiff zurück. Doch hatten uns hier schon mehre Ungeduldige verlassen, wie die italienischen Auswanderer und die munteren Schiffer. Während Meister Zacharias mit jenen über das Mehr und Weniger der Fracht haderte, erließ er den letztern großmüthig jede Bezahlung, weil sie rechtschaffen mitgerudert hätten. Wiewol diesmal Alles mit zugriff, was Hände hatte, um das Versäumte nachzuholen, war die Verspätung doch zu groß, und wir mußten noch eine Nacht, hinter Tulln, am Fuß des wiener Waldes anlegen.

Ich wüßte nichts Auffälliges von diesem einsamen Wirthshause zu melden, als daß man mir, ohne daß ich es foderte, besonders deckte, und ich doch nur denselben Tarwerth mit den Andern zahlte. Geschriebene Rechnungen kommen überhaupt in den östreichischen Wirthshäusern selten vor. Jeder Artikel hat seine feste Taxe; Du gibst an was Du verzehrt und genossen, und der Kellner addirt es auf dem Tisch oder der Tafel. Auch hier wurde diese Rechnung vorm Zubettgehn berichtigt; ich sollte aber noch einen seltsamen Besuch in dem Zimmer erhalten, in welchem ich, fern

über dem Hofe, eins der sieben aneinandergereihten Betten nach Wahl bestiegen hatte. Es war dunkle Nacht, denn die alte Sibylle, die mir geleuchtet, hielt es nicht für anständig, daß ich ein Licht bei mir behielt, und ich hatte seit Ips so viel Respect vor den ländlichen Begriffen von Anstand, daß ich meine augenblicklich den ihrigen unterwarf und mich in ihrer Gegenwart auszog, damit sie das Lichtstümpfchen mitnehmen konnte. Nun war sie längst fort, es war dunkel, die Decke drückte wie ein Alp, als es an der Thüre klinkte, athmete, hustete und sie aufdrückte. Was herein trat in das öde weite Zimmer, sehen konnte ich's nicht, aber es war kein Mann und kein Thier, also entweder ein Geist oder ein Frauenzimmer. Am Schenktisch stand am Abende die bildschöne Tochter der Wirthin; aber es war ein Gesicht von Stein, wenigstens gegen die Gäste, und rechnete viel zu genau und gut, als daß es eine Nachtwandlerin, eine kaltblütige oder warmblütige, sein konnte. Indessen möglich ist Alles, und diese Möglichkeit war nicht die erschreckendste aller Möglichkeiten. — Jetzt drückte es mir leise auf die Schulter, und es war — nicht die bildschöne Wirths-

tochter, ſondern die alte grundhäßliche Sibylle, welche mich ſchüchtern zu fragen kam, ob ich morgen vorm Aufbruch eine Schale Kaffe trinken wollte, und als ich ärgerlich ja geſagt, mich doch himmelhoch beſchwor, es Keinem weiter zu ſagen, denn ſie käme ſonſt aus dem Dienſt. Und nachher kam ſie noch einmal, ob ich auch Zucker wollte, und ich glaube noch einmal, ob ich Obers (Sahne) dazu wünſche, und morgens beim erſten Tagesſchimmer ſtand ſie mit der Schale an meinem Bette und bat mich fußfällig, es doch ja vor Niemand nicht merken zu laſſen. Um das Privatverdienſtchen von ein paar armſeligen Kreuzern für eine Taſſe Kaffee hatte die alte Perſon vielleicht die Nacht mit Sorgen und Liſten gerungen und lange, ehe der Tag graute, ſich aus dem kummervollen Schlaf geriſſen!

Noch fragte mich hier ein curioſer Schiffer, was ich denn eigentlich ſei, wenn ich kein Engländer wäre, da ich nichts äße und nichts tränke, nicht Tabak rauchte und den Wein ſtehen ließe, Schnaps auch nicht tränke und Bier nie gefodert hätte? Und nichts thäte ich als nach der Karte ſehen, mit dem Schiffsherrn ſprechen und ſchreiben.

Das paßte ſich wol für einen Engländer, aber nicht für einen Menſchen.

Hinter Tulln fangen mit dem wiener Walde zur Rechten wieder die reizenden Ufer an; indeß gehören ſie von hier an mehr zu den wiener Luſtpartien als zu einer Donaufahrt — Schloß Greifenſtein, Kloſterneuenburg, der Leopoldiberg — und ſind ſchon beſonders berührt. Vor der Nußdorfer Barrière iſt die Schifffahrt zu Ende, und wenn ſie luſtig bis hier war, endet ſie verdrießlich und langweilig mit den Viſitationen.

Chronologiſcher als in den andern Bildern habe ich die Fata dieſer Donaufahrt aufgezählt, eine Epiſode zu dem Bisherigen, weniger damit der Leſer von den Reizen als von den Unannehmlichkeiten eine Vorſtellung erhalte und von der zurückkomme, daß es eine ſo leichte, anmuthige Spazierfahrt ſei als auf dem Rheine.

Erinnert wurde ich oft an die Mühſeligkeiten und Mißverſtändniſſe, welche dem Engländer Planché, (dem Ehrn-Textdreher zu Weber's Oberon) auf dieſer Waſſerfahrt begegneten, und die er, nur etwas trocken, zu Anderer Erbauung beſchrieben.

Er glaubte zuweilen des Abends in Barbarenhütten zu treten, und des Morgens beim Abſchiede konnte er ſich von dem lieben Familienkreiſe kaum vor Rührung trennen.

32. Gemäldeausstellung.

Ich ſah eine Kunſtausſtellung, die hier wie in Berlin nur alle zwei Jahre ſtatt findet. Es liegt fern von mir, eine nachträgliche Kritik über etwas zu bringen, was längſt vergangen iſt. Auch wäre es eine unbelohnende Arbeit, vergleichen zu wollen.

Aber man ſchien zu meinen, als ich von der vorletzten berliner Ausſtellung ſprach, ich urtheile aus Patriotismus ſo, und um deshalb nahm man es mir nicht übel.

Couſin, als er das erſte Mal in Berlin war, glaubte Wilhelm Schadow ein Compliment zu machen, indem er ihm ſagte: „Man wird es in Paris kaum beſſer finden.“ Es ſind ſieben Jahre ſeitdem vergangen, und aus Couſin und Schadow ſind ſeitdem andere Männer geworden. So wie Schadow jetzt anders malt, würde Couſin auch vielleicht anders urtheilen.

Aus Patriotismus ein pariſer Kunſtwerk bef-

ſer finden als ein deutſches iſt in Paris nicht mehr Mode. In Wien, das darin noch nicht ſo weit als Paris, mochte man mich noch fragen, ob ich die berliner Bilder nicht darum den wienern vorzöge, und ich nahm es nicht übel.

Die ausgeſtellten Werke in Wien haben einen ſchlimmern Vergleich zu fürchten als den mit Gemälden aus der düſſeldorfer Schule, den mit den alten Meiſterwerken in der kaiſerlichen und den Privatgalerien. Vielleicht um dieſen Vergleich zu verhüten, ſah man auch in keinem Bilde eine geſuchte Verwandtſchaft mit den alten Schätzen; der Totaleindruck der Ausſtellung war ſo verſchieden davon wie etwa der, den man aus dem dresdner Paſtellcabinet mitbringt, gegen den beim Anblick der Sixtiniſchen Madonna.

Wenn die öſtreichiſchen Maler gegen die Kunſtbeſtrebungen neuerer Schulen zurückſtehen, mag die Schuld weniger in ihrem Fleiß und Talent als in ihrer Iſolirtheit zu ſuchen ſein. Die neueſte Zeit hat gelehrt, welche Fortſchritte die Malerkunſt durch gemeinſames Wirken machen kann, und wie der für ſich geſtellte Meiſter nothwendig zurückbleibt. Hier iſt zwar ein Zuſammenwirken zu finden, es

ist nicht zu verkennen, daß die wiener Maler gewissen gemeinsamen Gesetzen und Normen, die etwas Verwandtes mit einer Schule haben, huldigen; aber als Corporation sind sie doch isolirt, und hinter dem neuen Aufschwunge zurück, der in München, Berlin, Düsseldorf so viele junge Talente schon jetzt weit über Alles erhoben hat, was die Malerei seit ihrem hundertjährigen Verfalle geschaffen. Wie der Oestreicher überhaupt wenig reist, und es ihm selten gewährt ist, seine Studien auswärts zu machen, kommen auch selten junge Maler hinaus. Höchstens nach Rom, wo gegenwärtig wenigstens nicht mehr die Schule zu suchen ist, welche zum Meister bildet. Ein Genius kann freilich dort sich selbst die Schule machen zum Meisterwerden. Ob aus der Cornelius- und Schadow'schen mehr als ein mattrer Steindruck nach Wien gekommen, bezweifle ich mit Grund. Es kann in einer Periode reichen geistigen Aufschwungs grade für diese Kunst befremden, wie das Auge in dem echt katholischen Lande nichts von der religiösen Richtung wahrnimmt, der die Maler auch protestantischer Länder noch jüngst gehuldigt hatten, wenn sie ihnen gleich nur eine

Uebergangsperiode war. Wo noch eine Madonna, ein Heiland, ein Heiliger erſcheint, läßt doch der elegante wiener Typus wenig von der tiefen, gläubigen Andacht merken, die den Italiener von ſonſt begeiſterte, und nach welcher der Norddeutſche ringt, obſchon die apoſtoliſche Inbrunſt meiſt nur proteſtantiſcher Ernſt bei ihm wird. Demnach iſt es weder zu verwundern, noch zu bedauern, wenn wenig oder keine Altarblätter vorkommen. Sollte vielleicht einmal das Wunder der Zeit eintreten, daß öſtreichiſche Klöſter und Kirchen ihre Schilderein in Norddeutſchland bei proteſtantiſchen Malern beſtellen müßten?

Mehr zu verwundern war, daß der Patriotismus des Oeſtreichers keine großen hiſtoriſchen Gemälde hervorgerufen. Es gab überhaupt wenig Gemälde und viel Bilder, noch mehr Bilderchen. Das Talent hatte ſich faſt ganz auf Genreſtücke, Niederländereien und Portraits geworfen; die Landſchaften reihten ſich durchaus den erſtern an. Viel Talentvolles in jedem dieſer Fächer, Funken, die aber keine Flamme geworden. Indem es auf einer niedrigern Staffel ſtehen geblieben, kunſtfertig embryoniſche Geburten ausführend, hat das Ta-

lent nur Cabinetsſtücke, nicht die Kunſt im Auge, und allzuſehr wird man gewahr, wie es, nach Brot gehend, dem frivolen Geſchmack folgen muß, ſtatt ihm Geſetze zu geben. Wenn auch in nichts Anderm, ſtände doch darin ſchon die düſſeldorfer Schule groß da, und ihr Schöpfer verdiente den Dank der deutſchen Nation, daß ſie nicht gefragt hat: was gilt jetzt, was wird geſucht, was dürfte gekauft werden? ſondern im Bewußtſein des Echten und Schönen fortgeſchritten iſt, bis mit der Anerkennung und Bewunderung die Mode und der Geſchmack ihr gefolgt ſind.

Es war übrigens nicht uneben, durch die neuen Säle der wiener Ausſtellung zu wandern und das Auge ſich an den lächelnden Frauengeſichtern weiden zu laſſen; aber ſeien es nun Madonnen, heilige Annen, Suſannen, Fiſcherinnen oder Fürſtinnen, ſie waren immer nichts mehr und nichts minder als allerliebſte Wienerinnen mit den ſüßlächelnden ſchwarzen Augen, blühendem Teint und lüſternen Lippen in einem Geſichte, deſſen ſchwellende Formen daran erinnern, daß Wien Venedig näher liegt als Berlin.

Im Colorit haben es die wiener Maler weiter

gebracht als manche ſonſt gerühmte Schulen. Allein ihre Farben laboriren ſchon am Geleckten. Ich glaubte Van der Werf's Schatten über viele der reichen Bilder hinſchweben zu ſehen; und doch blickt aus dem verwiſchten Schmelz eine ſo kräftige Farbengebung vor, daß es ernſtem Studium nicht ſchwer fallen würde, den Flitter abzuwerfen ohne eine Blöße bemerkbar zu machen. Vielen ſcheint wirklich nur der Wille abzugehen, dem Geſchmack der Gönner zu trotzen.

Portraits auf jedem Schritte; für die Aehnlichkeit möchte ich bei jedem einzelnen bürgen. Unter den Genremalern ſchien mir der talentvollſte mit poetiſchen Motiven Friedrich Gauermann. Nur wenig fehlt ihm, daß er viel mehr wäre, als er iſt. Von erfinderiſchem Geſchick iſt auch Fendi, wenngleich beider Compoſitionen nicht ganz den Effect im Gemälde hervorbringen, welchen ſie zuſammengedrängt im Kupferſtich für das Taſchenbuch üben. Wie wirkungsreich ſind z. B. ihre Genreſtücke in dem wiener Taſchenbuche „Veſta.“ Eine artige Aufgabe ſcheint in Wien beſonders beliebt, da ſo Viele ſich an ſie gemacht, nämlich ein junges Mädchen darzuſtellen, das ſchüch-

tern und ängstlich den ersten Liebesbrief auf der Post abgibt. Sie scheint es einmal vor sich selbst verbergen zu wollen.

Einen ganz andern Gegenstand wählte Schnorr von Carolsfeld: der „letzte Mensch" nach Campbell's Gedichte. Er steht am Meeresstrande, schön ernst, gelehnt aufs Kreuz. Es ist eine fürchterliche Einsamkeit um ihn. Die Sonne erlischt, aber in ihrem blassen Lichte wird die Zerstörung, die Verwesung alles Lebenden um so grauenhafter wirksam. Das Meer ist still, die schwarzen Wellen am Horizont regen keine Stürme mehr auf, die Welt soll nicht untergehen, sie soll ableben, drüben auf der Insel verwittern die Pyramiden; stolze Königsburgen, Thürme und Städte sind zerfallen, der Staub der Verwesung ruht farblos grau auf ihnen. Im Meere schwimmt der Koloß des Wasserreichs, ein todter Wallfisch, regungslos von der todten Flut geschaukelt. Und um den schönen ernsten Menschen an diesem Gestade liegen die Trümmer der Geschlechter, deren Blut auch seines war. Da ein Gerippe, mit Lumpen bedeckt, die Füße im Meere; die Gebeine, kaum ein Schatten mehr der stolzen Gestalt, die

ſie trugen, angeſchmiegt der Erde, die nicht mehr mütterlich grünt, bald ſind ſie mit ihr eins. Hier eins, auf deſſen Schädel eine zerbrochene Krone ſichtbar wird. Wie nichts mehr grünt, ſo glänzt auch nichts mehr. Die Thiergeſchlechter ſcheinen am jüngſten geſtorben — es iſt nicht kalt und nicht warm, nicht Luſt und nicht Schmerz mehr — die grauen Felſen ſind Weſen wie alle andern, ebenſo berechtigt, daſſelbe leidend, daſſelbe genießend. Kein Feuerſtral als in dem Auge des letzten Menſchen, der voll Wehmuth auf die erlöſchende Sonne blickt. Ein ergreifendes Bild. Ob die Kunſt der Poeſie nachkam, unterſucht das Auge in dem Momente nicht, wo die Phantaſie des Künſtlers den Sinn gefangen nimmt. Schade, daß auch ein ſo großartiger Gedanke ſich in ein Cabinetsſtück einzwängen mußte.

33. Magnatenpaläſte.

In der Roſſau, der Vorſtadt gegen das Gebirge zu, liegt der Liechtenſtein'ſche Palaſt. Er wird weniger von den Wienern als von den Fremden beſucht, wiewol ſein Park ſchon an und für ſich und die maleriſche Ausſicht aus den Fenſtern deſſelben auf die Gebirge, die zu dem großen Park wie zu gehören ſcheinen, unter den reizendſten Partien und Buen der Kaiſerſtadt zählt.

Schon wenn Du eintrittſt durch den grünen Vorhof in die mächtigen Hallen des Palaſtes, überkommt Dich das Gefühl einer Größe. Auf den erſten Blick ſiehſt Du, man hat hier nicht zum Nutzen gebaut, dieſe Pfeiler und Gewölbe werden nie die Intereſſen ihres Capitals einbringen, ſie ſind ebenſowenig nothwendig um die obern Stockwerke zu tragen, auch um damit zu glänzen wurden ſie nicht aufgerichtet, denn von einer modernen Pracht hat die Fronte des Palaſtes wenig,

auch läge ſie zu dieſem Zweck zu ungünſtig verſteckt. Ein anderes Gefühl der Nothwendigkeit ſchuf hier groß und würdig, dasjenige, welches einen Dichter zwingt zu dichten, auch wenn er weiß, daß es Niemand verſteht, mitfühlt, lieſt, denkt; ein Gefühl, das heute bei Dichtern und Bauherren ſelten iſt; es gehört einer andern Zeit an, wo man an ein Werk ging, um ſich zu genügen.

Denſelben ehrenwerth großartigen Charakter, der Dich mit der Macht des Adels, weil ſie ſich berufen fühlte, groß zu wirken, verſöhnen kann, trifft Du im ganzen Gebäude, deſſen Styl übrigens weder der Vorzeit noch unſerer angehört. Nichts Wohnliches, aber Alles feſt und würdig, und ſtatt der Familie iſt nun das Würdigſte eingewandert, was ſie beſitzt — ihre Kunſtſchätze.

Es iſt nicht meine Abſicht, indem ich Bilder aus Wien, wie es ſich mir dargeſtellt, entwerfe, die Bilderſchätze, welche die Mauern ſeiner Paläſte umſchließen, aufzuzählen und zu ſchildern. Bedeutende Mittel, ernſter Sinn und — Glück ließen in einer Zeit, wo es leichter war als jetzt, Wiens Große aus der Lombardei, Rom, Frankreich, den

Niederlanden und Holland Schätze ansammeln, welche heut auch der reichste Engländer nicht mehr zusammenbrächte. Wien ist so reich daran, daß es wieder zum Stapel- und Handelsplatz für Kauflustige wird. Sammlungen zerfallen und der Liebhaber kann hier in vieler Hinsicht Besseres billiger finden als in dem geplünderten Italien, das sein Gerettetes mit eisernen Armen umklammert und nur das Verdächtige und Anrüchige englischen Nabobs herausgibt. Vernünftige Reiche sollten zur Ueberzeugung kommen, daß die Zeit vorüber, um von alten Meistern zu sammeln, und ihr Gold darauf verwenden, statt aus Rumpelkammern verblichene, zweifelhafte Originale zu erstehen, mit mäßigern Kosten, welche den lebendig Schaffenden und Strebenden, nicht den Handelsleuten zu Gute kommen, Sammlungen anzulegen, die einst ähnlichen Werth gewinnen, jetzt aber den unstreitig größern haben, die junge Kunst zu fördern. Galerien der alten Kunst anzulegen war die Aufgabe der Fürsten und hohen Aristokratie einer vergangenen Epoche. Das ist abgethan, sie mögen bestehen bleiben als Documente großartigen Sinnes; unsere industriöse Zeit hat nicht die Aufgabe, Ruinen zu bauen,

ſondern Wohnhäuſer. Unſere Reichen, die gewordenen oder geborenen, ſollen die Kunſt pflegen, welche lebt und Leben ſchafft.

Wunderbar reichhaltig ſind dieſe Privatgalerien, welche faſt zu jeder Zeit dem Publicum offen ſtehen, obſchon zu wünſchen wäre, daß in der Einrichtung zum Beſten der Beſchauenden und Derer, die das Führeramt übernehmen, noch Manches gebeſſert und feſter eingerichtet wurde. Beſſer wäre es, wenn an beſtimmten Tagen und Stunden die Galerien, und zwar ſämmtliche Zimmer offen ſtänden, damit der Kunſtfreund ſich ſelbſt mehr überlaſſen nicht genöthigt wäre dem treibenden Cicerone zu folgen, der ſeine oft große Herde zuſammenhalten muß und den blos Neugierigen, den Kenner und den Enthuſiaſten nach demſelben Zeitleiſten abfertigt. Es iſt nicht wie in den Galerien ſo mancher reicher Sammler, wo man nach ermüdendem Umherſtreifen unter unbekannten endlich eine halbe Größe findet, die der Sinn gierig auffaßt; hier drängt ſich Friſches, Schönes und Bedeutendes, und der Sinn iſt trunken von der Fülle, ohne Alles genoſſen zu haben.

Aus allen Kunſtſchulen finden ſich koſtbare

Stücke im Liechtenstein'schen Palais aufgestapelt. Wie billig überließen wir die Franzosen, auch die besten aus ihrer bessern Zeit, den geräumigen Vorsälen und schwelgten an den Schätzen aus Italiens Kraft. Grade an ausgeführten Meisterstücken der namhaftesten Maler ist diese Galerie so reich wie z. B. die große dresdner an mittelmäßigen. Nur einige erste Matadore ragen da strahlend hervor unter der großen Masse, die uns gleichgültig läßt, während hier zwar nichts so Eminentes ist wie Dresdens Madonnen, dagegen fast alle Bilder tüchtig sind und durch die Frische und Wärme ihres Colorits bestechen. Guido Renis aus seiner besten Zeit (ein Christuskind, das auf dem Kreuze schläft, ungemein lieblich der große Gedanke ausgeführt), treffliche Andrea del Sartos, ein Perino del Vaga, eine liebliche Venus von Correggio, eine Lautenspielerin von Caravaggio. Ein ungemeiner Schatz von trefflichen Van Dyk's, Rubens, ein seltener Van der Helst, Rockaert, Rembrandt, und unter den Landschaftern, Genremalern, Altdeutschen und Niederländern, im obern Stockwerk Stücke, die in der Masse Oessen, was man durchfliegen

muß, verſchwimmen, aber auf weit mehr Würdigung Anſpruch hätten.

Ein Bild hier wird mir nie aus dem Auge verſchwinden. Es ſchien, wie Jener von Rubens ſagt, daß er mit Blut male, mit Feuer gemalt; ſo brannten die Farben, ohne daß ſie grell geweſen wären. Eine ſchöne Frau von Giorgione, ein Bruſtſtück. Wer es iſt, weiß ich nicht; ſoll es eine Lucretia ſein, oder eine ſymboliſche Anſpielung auf die Römerin, indem auf dem Papier, das ſie in Händen hält, geſchrieben ſteht: nec ulla impudica Lucretiae exemplo vivet? Aber dieſer Mund, dieſe Stirn, dieſer Blick, dies Geſicht lebt nur einmal, wenn es je gelebt hat. Die Unſchuld iſt fort; aber man fragt nicht mehr nach der Unſchuld in den Regionen, zu denen uns dieſe ſchöne Gorgone erhebt, eine Frau, vor deren Willen eine Welt erzittern könnte. Drei Mauern trennten uns ſchon von ihr, und ſie blickte noch immer uns nach.

Weit hinaus in der entgegengeſetzten Vorſtadt Mariahilf liegt das Eſterhazy'ſche Palais, unförmlicher noch verſteckt wie das Liechtenſtein'ſche, als Gebäude von keiner Bedeutung, doch verhält-

nißmäßig mit keiner minder reichen Galerie verſehen. Die Anordnung nach Schulen iſt hier exacter; es iſt mehr an die kunſtliebenden Fremden gedacht als an den Schmuck des Hauſes, die Gemälde ſind im günſtigen Lichte aufgeſtellt, koſtbare Rembrandts, ein Rafael, kräftige Domenichinos; aber was der Eſterhazy'ſchen Sammlung für Deutſchland einen eignen Werth gibt, ſind die beiden Zimmer mit Spaniern.

Welch eine neue Welt geht uns hier auf! Mit Schmuz haben ſie gemalt, die Murillo's, die Valesquez, einen Borſtwiſch, ſo ſcheint es, gebraucht ſtatt des Pinſels, und welche Geſichter damit ins Leben gerufen. Da iſt ein Ernſt, wie ihn kein Italiener, ſelbſt ein Rafael nicht, gekannt, eine Gluth, über die Sinnlichkeit hinaus. Aus den hohen Stirnen, den dunkeln Augen, dem verſchloſſenen Munde leuchtet jene tiefe Inbrunſt, die zum Märtyrthume und zum Fanatismus treiben kann, durchaus katholiſche Andacht, im erhabenſten Sinne des Wortes, und dabei der helle, durchdringende Verſtand, der den Spanier auszeichnet, und jene ſtolze Züchtigkeit, die die Brunſt be-

gleitet und die Glut mildert. Wer, der die italieniſchen, die altdeutſchen Madonnen geſehen, hätte geglaubt, daß es noch eine dritte Art gäbe die Jungfräulichkeit einer Mutter darzuſtellen? Die Spanier haben ſie gefunden. Aus dem Innern ihres tiefen Sinnes heraus haben ſie dieſe Marien geboren, die ganz Andacht ſind, Hingebung und doch Verſtand dabei. Es weiß dieſe Jungfrau Maria, was es bedeutet, den Heiland der Welt zu gebären; aber ganz bewundernde Hingebung in den unergründlichen Willen, iſt darum nichts in ihr von Ueberhebung und Hochmuth. Sie iſt lange nicht ſo ſchön als Rafael's Jungfrauen, nicht ſo kindlich unſchuldig wie die Hemling-, Van Eyck'ſchen, aber ihre Unſchuld ſteht um viele Grade höher, denn ſie iſt über alle Verſuchung hinaus, und der Adel ihres Geſichtes erſetzt vollkommen die irdiſche Schönheit, die uns ſelbſt in Rafael's Madonnen — nur die Sixtiniſche nicht — an die ſterblichen Originale des Malers erinnert.

Wie konnten die Spanier bei dieſer techniſchen Unſchönheit, bei dieſer Art, mit den Farben zu ſchmieren und zu kleckſen, es möglich machen, fragt man ſich, dieſe Urbilder tiefer geiſtiger Empfäng-

niß ſo ergreifend hinzuſtellen? Ihre Manier von einem Nichtſpanier wäre unerträglich. Und doch, mit jedem Blicke länger ſchwindet etwas von dem Fremdartigen; wir gewinnen es lieb, es feſſelt, hebt uns, reißt uns hin. Es iſt nicht die irdiſche Schönheit, es iſt der Adel des gotterfüllten Menſchen. Durch alle dieſe ſpaniſchen Gemälde waltet ein ſchlagender Gegenſatz gegen die Italiener, deren höchſte Andacht immer den irdiſchen Funken nicht verleugnet, und deren Schönheit ſich ſo ſelten von der Ueppigkeit trennt. Willſt Du mit einem Bilde wiſſen, wie der Spanier iſt, ſo vergegenwärtige Dir Tizian, und wenn Du Dir das Gegentheil von ihm klar gemacht, ſo haſt Du den ſpaniſchen Charakter. Aber um deshalb verwechſele nicht feine Züchtigkeit mit der alt- oder modern-deutſchen. Die des Spaniers iſt weit entfernt von der Pruderie oder der herben ſittlichen Strenge, die im Charakter des Nordens liegt. Er iſt durch und durch Südländer. Achtet doch auch der Araber die Sitte. Im Uebrigen findeſt Du viele Anklänge, wie ſich Dir hier der Charakter des Spaniers entfaltet, mit dem deutſchen. Der Spanier und der Germane reichen ſich überkreuz

die Arme, während Franzos und Italiener als Wälsche Hand in Hand gehen.

Der reiche Besitzer dieser reichen Schätze ist jetzt nicht mehr reich. Derselbe Fürst, der durch den ganzen Kaiserstaat fahren kann, und keine Nacht außer seinen Besitzungen zubringt, ist in diesem Augenblick nicht freier Herr über eines seiner Güter. Sie werden für die Gläubiger sequestrirt, welche auf seinen ungarischen Herrschaften dreihundert, auf seinen Schlössern in Wien allein siebenzig Beamte entlassen haben! Es gibt eigne Esterhazy'sche zinstragende Papiere, die an der wiener Börse mit den Metalliques rivalisiren. Was man von dem Aufwande des Familienhauptes und dem seines Sohnes, des Gesandten in London, erzählt, würde auch in einem persischen Märchen gut klingen. Es ist jetzt sogar die Rede davon gewesen, diese kostbare Galerie zu veräußern!

Die Zahl der Privatgalerien ist noch sehr bedeutend, z. B. die gräflich Czernin'sche, die fürstlich Colalto'sche — letztere besonders reich an ausgezeichnetem Elfenbeinschnitzwerk, darunter kostbare Arbeiten Dürer's — auch bürgerliche Häuser in Wien haben sehr beachtenswerthe Gemäldesamm-

lungen. Um ſie alle zu ſtudiren und zu genießen reicht keine Beſuchszeit.

Durch keine Galerie, aber durch ſeinen ſtets offenen großen Garten iſt auch das fürſtlich Schwarzenberg'ſche Schloß eine Erholung für das Publicum. Mehr franzöſiſcher Garten als Park, liegt er in drei Terraſſen über der Stadt in einer ihrer Vorſtädte und bietet die angenehmſten Spaziergänge für das Publicum, das denn auch von der Freiheit vollen Gebrauch macht.

34. Ahnen und Raritäten.

So reich sind die Privatsammlungen, daß uns die kaiserliche im Belvedere fast dagegen arm dünkt. Ich sage fast und dünkt, damit ein genügender Spielraum zu andern Auslegungen bleibt. Es ist nur die Vorstellung, eine kaiserliche Galerie müsse Privatgalerien so überstralen, daß diese dagegen nicht aufkommen, was hier nicht der Fall ist. Sonst sind auch die splendiden Säle des Belvedere reich an Meisterstücken, und darunter unschätzbaren. Ein Ueberfluß an Van Dyks, Rubens, mancher schätzbare Ruysdael. Unter den Italienern scheinen mir die Tinteretto's vorzüglich beachtenswerth. Die Galerie ist wöchentlich zweimal einem jeden Besuchenden ohne alle Förmlichkeiten geöffnet.

Bedeutender sind die Schätze der ambraser Sammlung. Jene haben nur Kunst-, diese vorzugsweise historischen Werth. Die Rüstungen und

Reliquien der ausgezeichnetsten geschichtlichen Personen, welche mit dem Hause Oestreich in Berührung gekommen, allmälig gesammelt in dem tiroler Schlosse Ambras, kamen in Folge der letzten französischen Kriege nach Wien, wo sie in Verbindung mit andern merkwürdigen Gegenständen die öffentliche, unter jenem Namen bekannte Kunst- und Rüstkammer bilden.

Der Antiquar mag in diesen eisernen Rittersälen Schätze finden, nach denen er anderwärts vergeblich sucht, Seltenheiten, Aufklärung über Bruchstücke, die in seinen Händen ohne Zusammenhang sind. Er kann studiren die Waffenkunst in ihrem Uebergange von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten. Prachtvoll ist der Anblick der langen gewaltigen Reihe eherner Gestalten, wie sie längs den Wänden gedrückt stehen, die in ihrem Leben zusammen eine Welt mit Getöse erfüllt hätten. Was sie uns wichtiger macht als ihre Pracht, Kunst, Seltenheit, ist, daß es die Hüllen sind, in denen einst bekannte Helden, große Männer gestritten. Während Alles, was ihre Hände berührten, längst in Staub und Moder zerfallen, ihre Gebeine Erde wurden und aus Erde wieder Leben,

glänzt da an der Wand ihr eiſernes Kleid, ſo feſt, friſch, polirt, wie da ſie's trugen, und lügt uns ihre ſtolze Geſtalt. Alle ſtreitbaren Erzherzöge, Kaiſer, Fürſten des Reichs, plumpe Eiſenklumpen aus den Zeiten des Fauſtrechts bis zu den feinen kunſtvoll eingelegten Rüſtungen der großen Kriegsfürſten und Generale einer viel galanteren. Alles iſt beglaubigt. Es ſind wirklich die eiſernen Schatten nicht namenloſer Raubritter, ſondern hiſtoriſcher Helden, deren Namen fortleben würden, auch wenn der Stahl, der einſt ihre Glieder umſchiente, auf dem Ambos zu Pflug und Keſſel zerhämmert wäre.

Da gegenüber den deutſchen Fürſten ſarazeniſche Spolien, eroberte Türkenwaffen, aus Wiens Belagerung und frühere, Panzerhemden, die, ich glaube, Skanderbeg getragen, der zweite Chriſtiern, das Collet von Elennshaut, mit dem Loch der Kugel, welche Guſtav Adolf's Siegeslauf auf der lützener Ebene ein Ziel ſteckte. Welche hiſtoriſche Erinnerungen; bei jedem Schritte ein Blick in eine bedeutungsvolle Epoche der Vorwelt. Das findeſt Du in den wenigſten Rüſtkammern.

Doch ich eilte zu ſchnell vorüber durch jene Säle unſerer grauen Vorahnen. Ein hellpolirter

Erzklumpen von ungeheuern Dimensionen, Schulterblättern für drei, einem halben Falstaffleibe, einem ſtählernen kurzen Reifrock um die Hüften und Stahlſchuhen, deren jeder ein verdoppelter Pferdefuß, und vom Wirbel zur Zeh ein ganzer vollſtändiger Mann, ſteht eine Rüſtung vor Dir, in der ein Bär Platz gehabt. Sie ſtammt aus einem deutſchen Alterthume, das nicht viel weiter von der Römerzeit als dem Fauſtrecht liegt. Achtung, wenn Du ein Brandenburger biſt, vor dem eiſernen Bilde! Es iſt die Rüſtung Albrechts des Bären.

Durch Zimmer, angefüllt mit den erſten rohen curioſen und ſubtilen Feuerwaffen, meiſt von entſetzlicherm Anblick als ihre Wirkung geweſen, trittſt Du in friedlichere Gemächer.

Hier in einem blicken wie in einem Cabinetsahnenſaale Dich die Verwandten des Herrſcherſtammes an, aus jener lebenreichen Zeit, wo das Mittelalter einer neuen europäiſchen Epoche Platz machte. Ein großer Hofcirkel, keine Uniformen, noch ſprechende Geſichter, nicht mehr Titanen, aber Urenkel der Titanengeſchlechter, jeder noch in der Meinung, auch der Fürſt müſſe etwas durch ſich

ſein. Du ſiehſt die burgundiſche Maria, von mehren Meiſtern verewigt. Suche nicht römiſche Formen, nicht venetianiſch ſchwelgende Fülle, nicht deutſche Demuth, nicht franzöſiſchen Eſprit in dem Antlitz, das doch, wenn Du niederländiſche Behaglichkeit zum Grunde legſt, etwas von alle dem haben möchte. Sie iſt die, durch ſich nicht, aber durch ihre Stellung hochbedeutende Frau, welche vermöge ihrer kurzen Ehe mit Maximilian die große europäiſche Fürſtenfamilie gründete, die in immer weitern Kreiſen ſich immer enger verſchlang, wo bis da nur getrennte Dynaſtien herrſchten. Es mußte ein ſo hochblühender Fürſtenſtamm untergehen wie der burgundiſche, daß ſein Grab der Traualtar werde einem neuen Fürſtenbunde, aus dem erſt hervorging die neue Zeit, welche ihr Siegel in dem Begriffe Staat fand.

So möchteſt Du das kleine Zimmer einen Ahnenſaal für alle europäiſche Fürſten nennen, denn ſie ſind alle näher oder ferner mit hier hängenden verwandt. Kunſtwerke möchten darunter nicht viele ſein, die meiſten aber, will ich beiden, ſind ähnlicher als das wahrhafte Bild Kaiſer Karls des Großen, das friedlich wie ein im Schooſe ſeiner En-

kel aufgenommener Altvater unter ihnen hängt. Aus der Erinnerung treten mir noch hervor Philipp II., Karl IX., Alba und Philippine Welserin. Auch sie fand nach dem Tode, an dessen dunklere Sagen wir ungern glauben, unbestrittene Aufnahme in diesem Ahnensaale. Aber schönre war gewiß die Augsburgerin, als sie das Herz des fürstlichen Jünglings auf ewig fesselte. Viel mag auch die allzudecente Kleidung der Gattin beitragen, einen Zauber zu beeinträchtigen, der nach allen Zeugnissen sie umschwebte.

An absonderlichen Raritäten fehlt es auch in Wiens Sammlungen nicht. Ich bekenne, als Reisenden überkommt mich ein Grauen, wenn ich an der Thür einer Kunstkammer stehe und nach den lebendigen und Naturwundern — und es findet auf jeder Reise ein Jeder Wunder, der sie sehen will — nun die aufgeschachtelten Merkwürdigkeiten betrachten soll. Der nürnberger Fleiß, Menschenalter arbeitend in dunkeln Werkstätten, um ein Spielwerk hervorzubringen, das nun, mit eingerostetem Räderwerk, mit Figuren ohne Geschmack ein todtes Nichts ist, regt nichts weniger als angenehme Gefühle in mir auf. Ich will etwas se-

hen, das fortlebt, gleichviel ob ſelbſt oder durch Das, was aus ihm hervorging. Die Kunſtkammern enthalten meiſt nur Abgethanes. Es iſt zurückgelegter, getrockneter Schweiß von dahingegangenen Menſchengeſchlechtern, und die blühenden haben nichts davon. Ein Kunſtwerk ſtirbt nie, auch wenn es veraltet. Zu was aber ſind noch die heidniſchen Gottheiten aus dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert in Grotten, Gärten, Hallen, als uns zu beweiſen, wie der Geſchmack verirrte; zu was die Spielerei mit agirenden Männchen, zu was die nickenden und knirenden Chineſen, die Pfeile abſchießenden Wilden, als uns bedauern zu laſſen, worauf ungemeiner Scharfblick und Geſchicklichkeit Lebenskraft vergeudete.

Weit anders iſt es, für mich wenigſtens, mit dem, woran hiſtoriſche Erinnerungen haften. Es athmet am Stein, am Holz, am Pergamente etwas, das länger lebt als die Materie, und ſie iſt doch davon durchſchwängert. Wiens Bibliothek enthält Schätze, die Du ſo wenig in Reiſebildern ſchilderſt als mit ein paar Beſuchen findeſt und zählſt. Seltene Chroniken, Handſchriften, Incunabeln, ſchlage die Kataloge nach. Auf der ambraſer Sammlung zeigt Dir

auch der Patriot entzückt die hohen Reliquien aus Maximilians Zeit und die wahrhaftigen Urkunden über ihn.

Eine Rarität erfreute auch mich — das Salzfaß, das Benvenuto Cellini König Franz I. anfertigte und davon in seinen Memoiren so viel Wesens macht. Wiewol ich nie die geringste Luſt gespürt, weder König von Frankreich noch König der Franzosen zu sein, so könnte doch der Gedanke, ein dergleichen geschmackloses Gefäß täglich auf meinem Tisch sehen zu müſſen, mir den Posten noch mehr verleiden, als er seit des ersten Franz Zeiten schlimmer geworden als damals!

Im Vorsaal der ambraser Sammlung ruht einstweilen das große Mosaikstück, welches unsern Nachkommen Leonardo's im Untergang begriffene Schöpfung, sein Abendmahl, vergegenwärtigen soll. Eine kostbare Arbeit, aber doch immer nur eine Arbeit, der Schatten einer Wirklichkeit. Was sind Millionen bunter Stifte; mühsam an einander gekittet, gegen einen freien Strich des Pinsels auf der Leinwand!

35. Aufklärung.

Die Gasbeleuchtung iſt in Wien noch nicht eingeführt, doch fehlt es nicht an Helligkeit auf den Straßen und in den Häuſern — in Kapellen brennen ſogar ewige Lampen — und dicht am Kärthnerthor befindet ſich ein Bureau, wo für die ſchnellſte Aufklärung geſorgt iſt. Die hieſigen Zündhölzer, Zündfidibus, techniſchen Feuerzeuge ſind berühmt, und was man Gutes in Deutſchland darin hat, iſt größtentheils aus Wien gekommen, wie denn Wien nicht Wien wäre ohne ſeine weltberühmten Feuerwerker.

Man ſieht auf den Straßen rauchen. Wenn es auch nicht erlaubt iſt, ſo iſt es doch auch nicht verboten; ein Fortſchritt in der polizeilichen Aufklärung, zu dem wir, trotz eines doppelten Beſuches der Franzoſen, noch nicht gelangt ſind, welche bekanntlich ſogar in den Ställen und auf den Kornböden rauchten, und es brannte nie, wodurch

das alte Vorurtheil, einer düstern Feudalzeit angehörend, daß durch Tabackspfeifen Feuer auskommt, für alle Freunde der Aufklärung längst widerlegt ist.

Auch steht ein heidnischer Tempel mitten im besuchtesten Volksgarten, und er ist von Morgens acht Uhr bis Abends um sechs offen, und Jedermann kann eintreten und den Theseus verehren oder den Centaur, oder Canova, den Schöpfer beider, und Niemand verwehrt es, und Niemand notirt die Namen der Anbeter vor diesen heidnischen Gottheiten, die von Fremden und Einheimischen bewundert werden.

Ein anderes Ungeheuer ähnlichen Namens als der Centaur, die Censur, ist doch davon sehr verschieden, unter Anderm darin, daß Theseus den Centaur todtschlug, die Censur ihren Theseus in Wien aber noch nicht gefunden hat.

Von der Censur ließe sich sehr viel erzählen. Aber nicht alle Erzählungen klingen gut. Nicht zwar wie Jener in Br... streicht hier die Censur die Worte des Geistlichen, welcher, den tugendhaften Entschluß der Braut, einem russischen Offizier zu folgen, belobend, in der Traurede sagte: „selbst

in den rauhen Norden folgt die Zarte dem Erwählten," weil dies der ruſſiſche Kaiſer übel nehmen könnte; aber dafür würde hier geſtrichen werden, wenn es in der Rede hieße: „ſelbſt in den heißen Süden ſcheut ſich die Zarte nicht dem Erwählten zu folgen," wenn ſie einen Offizier heirathete, der in Bologna ſteht.

Der Theatercenſor, um nur etwas herauszugreifen, muß ein Freund von idealen Charakteren ſein, denn er verwirft zum Beiſpiel alle Titel mit Realität für Oeſtreich. Die Iffland'ſchen Hofräthe werden hier Juſtizräthe, die es ob und unter der Ens nicht gibt. Der Referendarius muß hier wieder Auscultator werden oder zum Aſſeſſor avanciren. Am ſchlimmſten geht es den Kanzlern und Präſidenten; ſie werden ohne Erbarmen zu Vicedoms gemacht, die ſeit Agnes Bernauerin in ſo übeln Ruf gekommen. Auch Hofmarſchälle ſind nicht geduldet; in Kabale und Liebe heißt es daher: „Louiſe, kannſt Du den Geheimen-Obergarderobemeiſter lieben?" denn Kalb als Hofmarſchall zu lieben, verbietet der armen Pfeiferstochter ſchon die Cenſur; an einem Obergarderobemeiſter, denkt man, iſt nichts zu

verderben. Nebenbei ist bekannt, wie die Theatercensur für die allgemeine Sittlichkeit Sorge trägt und außer Blutschande, Kindermord und Vatermord auch alle Geistliche, Pfarrer und gar zu böse Väter von der Bühne verweist. Für die Pfarrer nimmt man Rectoren, für böse Väter böse Oheime, und gar zu anstößige Söhne werden zu Neffen degradirt. Curländer hat die kleine frvole Piece: ma femme et ma place für Wien bearbeitet. Da nimmt es sich denn höchst drollig aus, den Posten vergebenden Minister in den Principal eines großen Handlungshauses verwandelt zu sehn, bei dem seine Commis zu Dutzenden schriftlich um bessere Stellen einkommen!

Nach diesen Grundsätzen ist es begreiflich, daß jedes ausländische Stück eine Umschmelzung erleidet, die ihm oft ein curioses Ansehen gibt und fremde Gastspieler nicht wenig in Verlegenheit setzt. Doch ist man nachsichtiger und erlaubt einem protestantischen Schauspieler schon, die Jungfrau im Munde zu führen, während sich der Einheimische mit einer Heiligen begnügen muß. Uebrigens interpretiren sich die Schauspieler diese strengen Edicte auch auf leichte Art. Zum Beispiel lassen sie den im er-

ſten Act zum Onkel gemachten Vater im nächſtfolgenden wieder Vater werden, den Neffen Sohn, und Blutſchande kann immer getrieben werden, wenn es nur nachher herauskommt, daß es bloße Täuſchung war, und ein „Neun und zwanzigſter Februar" paſſirt als „Wahn" ohne Hinderniſſe. In ältern Stücken iſt man viel milder; ſo kann es in der „Lanaſſa" heißen:

Zur Freiheit iſt der Menſch geboren,

und Marquis Poſa dem König Philipp die ſtärkſten Dinge ſagen; man drückt ein Auge zu und läßt es die im Grabe ruhenden Cenſoren aus Kaiſer Joſephs Schule verantworten. Wien iſt von Poſa's Reden noch nicht in den Abgrund verſunken, Napoleon davon nicht bis Wien geführet, und eben ſo wenig war es der großwortige Malteſer, welcher dem Hauptmann Reindl eingeflüſtert, auf den König von Ungarn zu ſchießen.

In Druckſachen iſt die Aengſtlichkeit nicht minder groß. Man lächelt in den höhern Regionen, wenn der Zufall den Waltenden dort Schnitzel, abgefallen von der Scheere eines ſubalternen Cenſors, zuträgt; und auf dies liberale Lächeln wird Gewicht gelegt, aber es beſſert nur nichts. Wie ſol-

len in dem großen Kaiserstaate alle Censoren so erleuchtet sein, um mit den Forderungen des Gesetzes die momentanen Interpretationen des regierenden Willens in jedem einzelnen Falle zu ermessen! Schon in Staaten, wo alle administrative Thätigkeit auf ernste Schulstudien basirt sein muß, hält es schwer, umsichtige und zugleich kenntnißreiche, selbstständige und zugleich willfährige Censoren zu gewinnen; um wieviel schwieriger in Oestreich? Es ist eine so ernste Materie, daß man unwillkürlich aus dem Scherz, der uns am leichtesten über das verdrießliche Thema zu bringen versprach, in den Ernst zurückfällt; aber es ist ein Ernst, der ans Leben greift und darum sein Recht will.

Consequent hält man fest am Princip: keine geistige Erkenntniß soll **verbreitet** werden als die altüberkommene als unschädlich geprüfte; consequenter als in einem liberalern Staate, wo man urplötzlich nach hundertjähriger Gedanken- Sprach- und fast vollkommener Preßfreiheit das Intelligenzwesen nach den Edicten von 1730 reguliren wollte und damit — nichts bewirkte als Spott und Ungunst innen und außen. Aber diese über hundertjährige

Consequenz in Oestreich hat sich's bequem gemacht. De jure ist Alles verboten und de facto Alles erlaubt. Dieser Defacto-Zustand hat sogar schon einen gewissermaßen gesetzlichen Anstrich. Man rühmt es Dir, daß die allergefährlichsten und verbotensten Schriften in Aller Händen sind, wie denn wirklich, wer in Wien etwas lesen *will*, es auch lesen *kann*. Denn weit davon ist das Gubernium entfernt, um eine Erkenntniß zu unterdrücken, ein Ketzergericht anzustellen und Bücher zu verbrennen. Es weiß sehr wohl, daß man im neunzehnten Jahrhundert eine Idee nicht mehr vernichtet und lacht im Stillen über die Länder, die im Glauben, das ginge noch, es ihm im Buchstaben nachthun wollen. Darum läßt es zu, was nicht zu ändern geht, und sorgt nur dafür, daß sie nicht weiter *verbreitet* wird, als unumgänglich ist. Während die Reichen und Unterrichteten in Wien königsmörderische Broschüren und republikanische Zeitschriften nach Lust und Vergnügen lesen, hält es in Prag schon schwer verbotene wissenschaftliche Bücher zu erhalten, und in Linz und Gräz müßte die Wißbegier Witz und Geld aufwenden, um sich eins zu verschaffen. So wird

während in andern Staaten die Privilegien dem allgemeinen Willen weichen, hier eines im Reich der geiſtigen Angelegenheiten eingeführt.

Ließe auch das aus höhern Rückſichten ſich entſchuldigen, daß Millionen verdammt ſind um halbe Jahrhunderte zurückzubleiben hinter den Fortſchritten ihrer Nachbarvölker, daß ſie auf den großen Markt geiſtigen Austauſches das Ihrige nicht bringen dürfen, nicht mitſtreben, nicht miterwerben, ſelbſt ausgeſtoßen von der Concurrenz bei jener höhern geiſtigen Induſtrie und nur vertreten von einigen Wenigen, die ſie nicht erwählt haben, — wer ſchützt ſie vor dem ewigen Fluch bei jedem geiſtigen Prohibitivſyſtem, vor dem verführeriſchen Luſtre, der dem Verbotenen anhaftet? Schon jetzt macht die geheime Zauberkraft der verbotenen Lecture ſich geltend; Vieles, worüber wir im Norden lächeln, erregt in Wien Aufmerkſamkeit, und kann im innern Lande, wo noch weniger Schulkenntniſſe der falſchen Darſtellung entgegenwirken, zünden, ſobald es materielle Intereſſen berührt. Liebe und Vertrauen ſind im Volke und werden noch lange bleiben, aber mit der Schulbildung fehlt auch jener ſittliche Glaube — Frucht des mit un-

viel sind wie Pflastersteine. Daher die Heiducken, Mohren, Jäger, Läufer; daher Bibliotheken, wissenschaftliche Institute und der Glanz der Bildung in der Hauptstadt, der man sogar jetzt einen liberalen Anstrich gern läßt. Daher, was so ganz von uns verschieden, sieht man es nicht ungern, wenn der Geschäftsmann sich literarisch künstlerisch nebenbei einen Namen macht, der bis ins Ausland dringt, und während unsere Präsidenten über den bloßen Gedanken, ein sogenanntes „Genie" in ihrem Collegium zu haben, stöhnen, zeigt man ihnen in Wien Aufmunterung und berücksichtigt sie vorzugsweise, denn sie dienen pour decorer le pays. Daher die neu angeordnete Censur für alle Mittheilungen von Wien ins Ausland. Denn aus eigentlich politischen Rücksichten kann das nicht sein, indem schlimmer, als schon geschehen Oestreich von der liberalen Presse in Frankreich und England nicht gezaust werden dürfte. Daher auch — ob ganz daher behaupte ich nicht — das Prosperiren der mancherlei beredten Glücksritter, deren Gabe, den Firniß der Beredsamkeit über die Dinge, wie sie sind, zu streichen, bei uns nicht anerkannt wurde und dafür glänzende Würdigung

in Oestreich fand. Dieser Firniß überglänzt keine innere Hohlheit, es ist nicht der Aushängeschild eines wurmfräßigen Gebäudes; aber er ist etwas Fremdes zu dem organischen Lebensbau des östreichischen Volkes und Staates. Oft hörte ich Freunde desselben seine Prohibitivgesetze vertheidigen: man wolle ja nicht den geistigen Aufschwung unterdrücken, der von innen heraus naturgemäß sich entwickele; nur hüten wolle man die zarten Keime vor fremder Ansteckung und so kräftigen Wuchs, statt zu hemmen, befördern. Aber wozu denn doch fremden Schein borgen? Wenn dies selbständige Leben stark genug ist, warum denn nicht unter eignem Schilde falschen Anfoderungen entgegentreten? — Aller Ehren Ist Oestreich Voll, interpretirt ein junger östreichischer Dichter die Vocale, und er singt in dem Gedichte die ehrenvollen Thaten der Habsburger, Thaten, die mehr sind in sich, als pour decorer le pays, und wären sie nicht genug, Schildhalter zu sein gegen Die, welche nur ausgehn auf die Schwächen des Staates?

Einige Besserung im Censurwesen wird in letzter Zeit bemerkt. Nicht daß man milder geworden

im Princip, aber die unverſtändige Anwendung und Auslegung deſſelben von früher iſt jetzt, wo die Ausübung in die Hände unterrichteter Männer gediehen, nicht mehr zu beſorgen. Namentlich rühmt die allgemeine Stimme hierin die umſichtigen Bemühungen Deinhardſtein's, ſeit er Cenſor geworden.

36. Hemmſchuh.

Keine Verordnung findet ſich im Oeſtreichiſchen ſo häufig, als die, daß man den Hemmſchuh anlegen ſoll an abſchüſſigen Wegen. Auf jedem Berge durch das ganze Land, wo die Straße ſich ſenkt, findeſt Du eine Tafel und daran einen Hemmſchuh abgebildet und die Warnung und Strafbeſtimmung darunter für den Fall, daß Du herabfährſt ohne einen Hemmſchuh.

Es iſt meine Eigenheit — ich glaube eine bewußtloſe, wenigſtens bis heut, wo es mir erſt einfällt, daß es ſo iſt — die Erſcheinungen, beſonders die mir auf Reiſen aufſtoßen, ſymboliſch zu nehmen.

Bei den Hemmſchuhtafeln fiel mir außerordentlich viel ein. Man ſoll aber nicht Alles drucken laſſen, was Einem einfällt. Manches davon findet ſich in andern Capiteln untergebracht, wo es

ehrenvoller placirt iſt als unter einem Hemmſchuhzeichen.

Aber ein Wort von der Erziehung, vom Schulunterricht muß ich hier ſprechen.

— Oder auch nicht.

Ich habe Oeſtreich mit angenehmen Gefühlen betreten und mit angenehmen Gefühlen verlaſſen. Ich beſuche gern einmal wieder das reichgeſegnete, ſchöne Land, das zufriedene, lebensheitere Volk — warum ſoll ich das Bitterſte herauskehren, was ich empfunden habe, warum die Saite berühren, wo ich mit dem beſten Willen, einen guten Ton zu finden, nur einen diſharmoniſchen Wehlaut vorlocke. Ich könnte ſcherzhaft darüber weggehn, aber die Sache iſt zu ernſt. Es wäre Frevel, das, worauf das Heiligſte, die Hoffnung kommender Generationen ruht, mit einem Spaß beſeitigen.

Man würde jetzt nicht mehr mit einem Male alle fremde Hauslehrer aus Oeſtreich entfernen; aber ſeit man ſie entfernt, hat man von Staats wegen keine neuen berufen, es iſt auch nichts geſchehen um tüchtige Lehrer im Lande zu erziehen. Man glaubt es geht auch ohne. — Ein Recen-

sent werfe mir nicht etwa um dieſen Satz und den unbeſtimmten Gebrauch des Wortes „ohne" vor, daß ich ſelbſt ohne Lehrer die deutſche Sprache gelernt. Ich könnte jeden Satz, jede Periode grammatikaliſch aufbauen und enden, es würde mir ſogar viel leichter werden, ich wollte alle Fürwörter ſo brauchen, daß Donat und Adelung und Heinſius ihre Luſt dran hätten, aber ich will nicht. Wer Gründe will, leſe ſie nach beim Plato und Homer, die meine Lehrer ſind in der deutſchen Syntax, nicht die Bevölkerung der berliner Straßen. Dies ſage ich beiläufig hier für alle meine Recenſenten — nämlich die es ehrlich meinen — wenn ſie mir künftig Berlinismen vorwerfen wie dieſes „ohne." Ich halte Wohlklang und Lebendigkeit für die erſten Geſetze, wenn ich in Proſa ſchreibe; und ich ſchreibe, wie ich glaube daß ich reden würde, wenn ich gut redete. Regelrechte volltönende Perioden zu bauen, mit der geſetzmäßigen consecutio temporum, mit dem vollen sequens jedes voll ausklingenden Fürworts iſt um ſo viel leichter als das Schreiben ſo wie man redet, als es leichter iſt, wie Cicero Orator lateiniſch ſchreiben als wie Xenophon und Plato griechiſch. Das heißt

beide ſcheinen zu ſchreiben — wie ihnen der Schnabel gewachſen war; aber darum ſchrieben ſie doch nicht ſo, denn es koſtete ihnen unſägliche Mühe, ehe ſie es ſo auf die Tafel brachten, und die Kunſt liegt eben darin, daß ſie dieſe Kunſt nicht merken laſſen. Ihre Arbeit iſt ſauer, aber ihre Frucht iſt ſüß. Was höre ich lieber, als die reiche Fülle helleniſcher Lebendigkeit, dieſe Grazie und Ungezwungenheit, wenn Xenophon beſchreibt, das Waſſer läuft uns im Munde zuſammen vor Luſt über die Natürlichkeit; und wie Plato argumentiren läßt, ſpricht da ſein Sokrates anders, als er eben nur geſprochen haben kann? Und Homer; da beſchreibt er was und plötzlich fällt ihm was anders bei, ein beſſeres Gleichniß, was es den Hörern anſchaulicher machen kann, und er genirt ſich nicht, daß er ſo angefangen, er ſpringt ab, und fährt ſo fort, wie er fühlt, daß man's lieber hört, und man hört ihm mit Vergnügen zu und verlangt nicht, daß er den Anfang von vorhin ſtreichen ſoll. Und die Römer dagegen, wie punctiliös ihre Syntax, wie unerbittlich ſtreng das Herrengeſetz ihrer Fürwörter, und ihre Sprache ſo tönend, ſo voll, ſo pompös, alles ſchwere Linie, daß man wohl

begreift, wie ſie auf dem Forum und auf dem Capitol wie Donner und Blitz gewirkt, wenn Cicero anhub: „Quousque tandem,“ aber nicht begreift, wie ſie in der Küche ſo geſchwatzt, oder unterm Schwiebbogen zur Ancilla ſo geſchäkert haben! Und dieſen Römern, und ihrer Grammatik ſoll unſere reiche, freie, in Fülle und Uebermuth ſpringende Sprache nachgebildet werden, und nachdem unſere pedantiſchen Schulmeiſter die blühende auf das Prokruſtesbett gelegt, und Andere kommen und ſie wieder frei machen wollen, und verſuchen zu ſchreiben und zu drucken, wie die freie Zunge ſpricht, wie es bequem iſt und gut klingt, da ſchilt man! — Ich erkenne kein höheres Geſetz an als den Wohllaut, hinterher kommt der Gebrauch, d. h. der Geiſt des Lebens, und zum Succurs erſt die Grammatik.

Ein ſyntaktiſcher Hemmſchuh, wenn der Wohllaut anders gebietet, iſt mir fürs Ohr, wie der eiſerne am Fuhrmannswagen, wenn er über die kieſige Chauſſée ſchleift.

Daran hat man doch vielleicht gedacht, als man in Oeſtreich meinte, gute Schulen zu haben ſei für einen guten Staat nicht nöthig. Die

Grammatik sollte sich von selbst machen. — Sie hat sich bis jetzt noch nicht gemacht; was von Grammatik da ist, ist aus der Fremde hereingekommen.

Aber wozu braucht der Wiener überhaupt eine Grammatik, ruft mir ein Lobredner des frohen Lebens zu — er ist froh auch ohne, und mit Grammatik wäre er vielleicht nicht froh. Es mag sein, ich weiß es nicht, aber die Grammatik ist ein Ding, eine Macht, die man beschneiden, verdecken, zurückdrängen, aber nicht zerstören kann. Sie kommt wieder und drängt sich eigenmächtig auf eine so unangenehme Weise ein, daß man viel drum gäbe, hätte man sie früher durch offene Flügelthüren hereingenöthigt.

Ich reiste mit einem liebenswürdigen, jungen, gebildeten Grafen auf einer Schnellpost irgendwo in der Provinz. Er war der gebildetste und liebenswürdigste und solideste und gelehrteste Mann in der ganzen Umgegend und ein sehr angenehmer Reisegesellschafter an Ort und Stelle; aber Fragen that er, welche man in Leipzig keinem Thomasschüler aus der dritten Classe vergeben hätte, ob in Hamburg noch Getreide wachse, und König

Friedrich Wilhelm III. der Sohn von Friedrich II. sei u. s. w.

Wenn die Spanier, sagt, glaube ich, Huber in seinen „Skizzen," auch noch Kenntnisse hätten zu alle Dem, was ihnen die Natur gab, so wären sie ein solcher Ausbund von Liebenswürdigkeit, daß sie gar nicht auf die Erde gehörten.

Darum sage ich nichts mehr von den Hemmschuhen.

37. Aristokratie.

Damit der Unterschied heraustrete zwischen dem Leben im östreichischen Süden und im preußischen Norden, und wie diese nicht feindliche, aber in den Elementen schon vorhandene Trennung zweier deutschen Stämme mehr durchgreife als selbst die nationale zwischen Deutschen und Franzosen, muß die Aristokratie noch in ihrem Dreiviertelglanz von Ehemals in der heutigen Kaiserstadt sich sonnen.

Ob und wie tief sie eingreift in das Staatsleben, ob zum Schaden ob zum Heil, ob sie die Schuld trägt, daß Oestreich keinen höhern Rang einnimmt unter den vorwärts strebenden, oder ob sie es gewesen, welche diesem Staate in den europäischen Stürmen den festen, gesunden Boden gerettet, aus dem mehr für Deutschland hervorgehen kann, als die liberale Sehnsucht erwartet, ob sie es ist, welche den Wurmstich am Lebensbaum, die Polizeiverschlingung, wie sie ist, nähret, um von

ihr wieder gespeist zu werden, oder ob dies System, so widerstrebend dem einer großartig germanischen Aristokratie, von ihr nur als nothwendiges Uebel noch geduldet wird, das sind Fragen, mit denen unsere Bilder nichts zu thun haben. Sie betrachten nicht die Aristokratie *wie sie ist*, sondern *wie sie scheint*.

Darin habe ich eine von der des pariser und berliner Kleinbürgers oder Kaffehausliberalen sehr abweichende wiener Natur: mich ärgert nicht eine Prachtcarosse mit Sechsen und goldstrotzenden Heiducken dahinter, und ich halte es nicht für eine Vervollkommnung des Menschengeschlechts, wenn die jetzt noch darin sitzen, künftig in einen Fiaker steigen müssen oder zu Fuß gehen, wiewol ich selbst nie den leisesten Wunsch gespürt, auch mit Sechsen zu fahren in goldbordirten Kutschen und mit hinten aufschwebenden Jägern. Mich freut im Gegentheil, *daß* es noch Menschen gibt, die daran Freude finden. Ich war vielmehr eine Zeit lang besorgt, daß diese Menschenclasse ganz aussterben würde.

Und man erwäge nur ganz einfach: was stürbe mit ihr aus und ginge mit ihr unter, wenn z. B.

die Goldlackirer kein Brot mehr hätten, wenn sie eingehn müßten wie die Perrückiers. Wer lackirte dann den Malern ihre goldenen Rahmen? Wenn aller Lack als unnütz außer Mode käme, wie fräße der Staub an den glänzenden, das Auge erfreuenden Farben. Vielleicht käme eine Zeit, wo man die Farben überhaupt für unnöthig hielte, und es würde Alles eine große Mischfarbe Grau in Grau. Grau ginge der Bettler, im grauen Rocke predigte der Kanzelredner, grau säßen die Räthe zu Gericht und in grauem Purpurmantel der König auf dem Throne, oder, was dann wahrscheinlicher, der erste Präsident auf seinem Stuhle. Und was würde aus dem Theater, wenn Alles grau ginge; der Tyrann und der Liebhaber, der Aschenmann und die Kokette, wenn man die Decorationen grau anstriche, den Frühlingswald und das Prachtgemach, die Mondscheingegend und den bengalischen Feenpalast, Alles auf grauer Leinwand — Nein, so weit ginge es doch nicht: die Schauspieler spielten nicht, und ohne Theater keine Welt.

Auch habe ich eine Bürgschaft dafür, daß Sonne, Mond und Sterne sich nie in Erdfarben kleiden werden; und scheinen sie auch dann und

wann verhüllt von Wolken und Nebel, sie blitzen doch durch, und so lange der Mensch sie da oben golden am Firmamente blinken sieht, pfuscht er ihnen nach und malt Gold, wenn er kein echtes hat.

Die östreichische Aristokratie scheint und scheint nicht. Sie gibt ein Schauspiel, wo es gilt eines zu geben, bei Krönungszügen, Hochzeiten, auf den Straßen. Dann tritt sie auf im goldgewirkten Kleide mit Perlen und Diamanten und Reiherfedern; und man weiß, was es bedeuten soll. Was es scheint, ist es, nichts Geborgtes. Aber wo es nicht gilt, läßt sie den kostbar unbequemen Anzug in der Garderobe und geht im bequemen Bürgerrocke ins Theater, in die Wirthshäuser, in Gesellschaften. Viel zu schwer, bauschig und eckig ist der Magnatenrock, um ihn unter dem Ueberrock immer auf dem Leibe zu tragen, daß man den dann und wann aufknöpfen und die Leute sehen lassen könne: „Seht, der bin ich eigentlich, und es ist nur Herablassung von mir, daß ich mit Euch jetzt familiair thue, die Ihr nicht so den Ueberrock aufknöpfen könnt.“ Das hat der östreichische Aristokrat nicht nöthig. Es zweifelt Niemand an sei-

ner Bedeutung, seinem Einfluß, seinem „Geborenen;" er kann ganz dem Gesetze der Bequemlichkeit huldigen. So echt ist ihm sein Gold, daß er keinen Schmuz daran fürchtet. Er kann in den Tavernen liegen, mit den Handwerksburschen am selben Tische gebackne Hähnel oder Puter speisen, aus vollem Herzen lustig sein und zeigen, daß er es ist, ohne zu fürchten, daß er sich etwas vergibt. Nur wo der Adel in bestrittenem Rechte und gekränktem Besitze genöthigt ist jeden Augenblick sein Recht zu bewachen, und dies nicht besser thun zu können glaubt, als durch gemachte Vornehmheit, nur da beleidigt seine Erscheinung und weckt Neid und Mißgunst.. Von einer solchen Stimmung, wie sie durch ganz Norddeutschland seit fast einem Jahrhundert herrscht, aus der alle unsere Familienstücke und Romane mit den vornehmen Bösewichtern hervorgegangen, bemerkst Du nichts in Wien. Der Cavalier ist in Gesellschaft ein Mensch wie jeder andere Mensch, er trägt sich, er spricht, er lacht, er ißt, er trinkt und ist lustig wie jeder andere Wiener.

Man wird Dir grauenhafte Dinge von dem frevelnden Uebermuthe dieses Magnaten, oder die

Erinnerung an jenen, welcher dies und das gethan, was Du nicht thun dürftest, erzählen. Aber man erzählt Dir auch, wenn Du es nicht schon weißt, daß die Strafe des Gesetzes ihn ereilt, und schwerer, als es den Anschein habe; es war aber nur eine Ausnahme, und wenn der Fälle auch mehre gewesen, so gehört es doch nicht hierher, denn es spricht nur für die Macht der Großen, zu schaden und Gutes zu thun, und hat nichts mit ihrer Erscheinung zu thun, die uns hier allein angeht.

Verstehst Du unter den Aristokraten die große Welt, so wirst Du auch hier eine andere finden, als Du Dir vorstellst. Die Gesellschaft in jenem engsten dürren Begriffe hält auch hier zusammen, sie ist wie überall ein geschlossenes Corps, getrennt durch unübersteigliche Mauern von Denen, die nicht die Geburt drin auf die Welt setzte. Hier gelten in allen materiellen Angelegenheiten dieselben Gesetze wie am Nordpol und Südpol, es sind die Unsterblichen, in die weder die Revolution noch Napoleon Bresche geschossen, und wenn es geschah, wachsen die Echten wieder auf gleich Jason's Saat, und sie erkennen sich auf den ersten Blick. Aber abgesehen von jenen materiellen Berührungen herr-

schen andere Sitten, bequemere, liberalere, innerhalb und außerhalb der Mauern. Dort ist man unter sich, hier will man nicht fremd bleiben, denn das störte die Lustigkeit. Jene Engländerin schlug in Berlin die Hände zusammen über den freien Ton der Deutschen. Von Berlin nach Wien versetzt, schrieb sie uns entsetzt: in Berlin wisse man doch noch, was Sitte heißt; von dort durch das Schicksal unter Warschaus große Welt verschlagen, sehnte sich die bange Puritanerin nach Wien zurück, denn dort habe man doch noch Achtung vor der Tugend. Neben der Achtung vor ihr mag auch viel wirkliche Tugend, was die Engländerin darunter versteht, in Wien zuhause sein. Es wäre von einem Fremden wenigstens unbillig, daran zu zweifeln, und noch unpassender, moralisiren zu wollen. Ich rede nur von dem leichtern Blutlauf, der in der Erscheinung alles Eckige, Geschraubte, Steife aus der großen wiener Welt verbannt. Man läßt sich gehen, weil man nichts verlieren kann, man forcirt keine Airs, keinen vornehmen Ton, der Cavalier spricht wienerisch und die Baronesse liest den Clauren, was freilich auch wol anderwärts von Freifrauen geschieht, aber sie

stecken ihn, wenn ein Dritter eintritt, unters Sophakissen. Die Wienerin schämt sich nicht zu sagen, daß ihr Bedenkliches unbedenklich gefallen hat, womit übrigens nicht behauptet sein soll, daß es nicht auch wiener Baronessen gibt, welche andere Bücher lesen.

Es gibt unter den Großen noch reiche Große, und der Reichthum gilt etwas in Wien. Das hat Wien freilich mit der ganzen Welt gemein, aber der Reichthum wird nicht in der ganzen Welt dazu verwendet Gemeinnütziges und Großes zu fördern. Am wenigsten thut dies der schnell erworbene. Auch klagt man wol, daß es jetzt nicht mehr sei wie sonst, daß die Großen sich darin einschränken, Kunst und Wissenschaft nicht mehr mit dem uneigennützigen großen Sinne wie ihre Väter und Großväter pflegen, und Hunderttausende bis Millionen lieber für Lust und Glanz des Momentes hinopfern, als Monumente für die Nachkommenschaft gründen. Aber deren gibt es doch viele aus älterer Zeit, welche von einem großen Sinne der östreichischen Aristokratie sprechen, und die Namen der Liechtenstein, Esterhazy, Schwarzenberg u. A. dürften, auch wenn diese berühmten

Geschlechter erlöschen sollten, und eine Zeit einbräche, welche gewaltsam oder allmälig alle Summitäten nivellirte, in ihren Werken länger fortdauern. Wien und seine Vorstädte zählen nicht wenig Paläste der Magnaten, deren Säle und Hallen, angefüllt mit den seltensten Kunstschätzen, täglich sowie die sorgsam gepflegten Gärten dem einheimischen Publicum und den Fremden offen stehen und ihnen mehr gehören als ihren Besitzern, welche nichts davon ziehen als die Ehre und große Kosten auf ihre Erhaltung jährlich verwenden müssen.

38. Liberalismus.

Die liberale Stimmung hat merkwürdige Fortſchritte in Wien gemacht. Eine, ſo viel ich Gelegenheit hatte ſie kennen zu lernen, indeß ſehr verſchiedene von jenen Beſtrebungen, die durch Stoßſeufzer, Worte oder Thaten den alteuropäiſchen Boden von Grund aus umackern wollen, um überall zehntenfreie Neubauten anzulegen. Während man anderwärts meint, die Wurzel des Uebels ſei der Ariſtokratismus, und wenn die hiſtoriſchen Namen ausgerottet und der Begriff regiere ſtatt der großen Erinnerungen, ſei die vollkommene Welt an der Schwelle, läßt der wiener Liberalismus die Ariſtokratie bei Seite. Seiner iſt nur aus dem Bedürfniß nach Luft entſtanden. Die Ariſtokratie iſt gewaltig, ſie aber dünkt ihm weder Geiſt noch Leib, wenigſtens ſcheint ſie's nicht. Er will nur für ſich Freiheit, dieſe Freiheit verlangt er von der Regierung und ließe gern, was dane-

den leben mag, am Leben. Wann er einst in den Adelsrechten einen mit ihm um das Dasein ringenden Rivalen fände, ist eine Frage, welche die Gegenwart noch nichts angeht. Feudaldruck ist im eigentlichen Oestreich unbekannt, große Männer sind aus dem Adel hervorgegangen, leuchtende Namen, die Familien haben ihre Ehre durch würdige Stiftungen populair erhalten, der Adel hat also noch mitgelebt mit der Zeit; so lange dies der Fall, ist er nirgend der Gegenstand des Hasses. Das tritt erst ein, wo er stagnirt, verknöchert, versteinert, wo er diese Absonderung von dem allgemeinen Lebensflusse inne wird, und, statt Alles daran zu setzen, sein Blut auch wieder flüssig zu machen, zusammenhält und mit der Gier eines Geizhalses das Ueberkommene festhält und verschließt. Ob dieser Wendepunkt hier gekommen, mag ich nicht entscheiden; gewiß ist, daß dem östreichischen Adel das große Lebenselement abgeht, welches den englischen und schwedischen so lange mit dem Volke in Verbindung hielt, die untadelige Vermischung mit dem Bürgerstande. Denn auch hier regiert in aller Herbigkeit das gespenstige Phantom von der Reinheit des Blutes.

Der wiener Liberale sucht sein und der Welt Heil nicht darin, wenn die Liechtensteine und Esterhazys nicht mehr sind als er; er seufzt nur nach Aufhebung der Sperre um sein schönes Land, daß hinaus- und hereinkönne, was da will, daß der Gedanke frei gegeben werde sich zu gestalten in Wort, Schrift, That, wie er will, und daß sein Oestreich zu der Höhe sich schwinge unter den gebildeten Staaten Europas, wozu seine örtliche Lage, seine Macht, seine reiche Natur es zu berechtigen scheinen. Er will nicht Andere um einen Kopf kleiner machen, um selbst größer zu sein, er will nur die Freiheit haben, zu wachsen, und was daneben auch noch wachsen kann und mag, dem verbietet er's nicht. So spricht sich in den Spaziergängen des wiener Poeten der Liberalismus aus. Indem ich immer wieder auf diesen zurückkomme, verrathe ich unwillkürlich meine Vorliebe für ihn. Sie ist indeß keine parteiische; die Person des Autors, der entfernt von Wien lebte, ist mir völlig unbekannt. Aber indem ich sie mir aus seinen Gedichten herausgebildet, wurde er mir ein Freund, mit dem ich gern verkehre. Ganz mitgefühlt und verstanden habe ich ihn indeß

erst, als ich den Grund und Boden kennen lernte, auf dem er gedichtet, und seine Schritte verfolgte.

Welche Blasphemie, ihn zusammenwerfen mit den im Begriff Verknöcherten, den lebensfrisch Hoffenden mit den misgünstig Zerstörenden, die auch mit dem Feldgeschrei: Vorwärts! stürmen, aber nicht aus reichem Schoose Saatkörner streuend und Reben pflanzend, sondern mit der Hippe zur Ernte alles Dessen, was vorragt; erst mähen sie die summa papavera und dann weiter in Glauben, Erinnerung, Kunst, Wissenschaft, um einen Gott zu construiren, der selbst in den glühendsten Phantasiebildern der Schwärmer unter ihnen ein sehr nüchterner bleibt, eine Herrschaft zu proclamiren, deren höchstes Princip der Nutzen, deren Triebfeder die Selbstsucht. In dem Munde eines Börne das Lob meines Spaziergängers zu finden, hat mich gekränkt. Was haben Beide gemein? Doch ich lasse jenen dämonisch für gar nichts als die blanke, baare Zerstörung Entflammten aus dem Spiel; die ihm zunächst, die begeistert sind für eine Gleichheit, die sie möglich denken, die sie sich vorlügen in Amerika, die noch den trostlosen Schemen ihrer vergötternden Anbetung, die

Industrie, unter schön tönenden Namen von Menschenliebe, Weltvervollkommnung verhüllen, was haben diese Liberalen mit ihm gemein? Einen Namen freilich; sie sprachen auch von einem Völkerfrühling. Wie Viele glaubten daran, und wer mag die blasirte Frucht der Reflexion, die Spätgeburt der Ueberbildung, die Fata Morgana, nach deren Ufern das Misvergnügen Anker auswirft, den letzten Hafen für Die, welche alle andern Häfen verschlossen finden, mit dem Frühling vergleichen? Anastasius Grün, ein glücklich gewählter Name von dem Jünglinge, ist ein von Frühlingswehen und Frühlingslust durchschauerter Patriot. Er glaubt und hofft und liebt. Er liebt sein Vaterland, sein Deutschland, sein Oestreich, den Schauplatz der Ehren seiner Väter, den Fleck, wo seine Wiege geschaukelt, er liebt die glorwürdige Erinnerung, er hält sie nicht unverträglich mit der Hoffnung einer bessern Zeit. An diese glaubt er fest, und sein Zorn, daß man sie noch fern hält, wird nicht Grimm, nur als Wehmuth spricht er sich aus. Sein Liberalismus ist nicht todtgebornes Kind des Verstandes, sondern ein jugendlich frisches des Herzens. Was er uns gibt ist etwas Empfunde-

nes, wenn auch nicht alles Empfundene wahr ist. Fesseln will er zersprengt, das Gängelband fort, den Hemmschuh los, die Nebelkappe fortgerissen, in die Luft soll das Licht. Freilich mag es uns bedünken, daß er, von Wonne geblendet, in einem thyrsusschwingenden Zuge, bedingt Nothwendiges überspringt; aber ich spreche hier nur von der Gesinnung, und indem ich mich seiner freue, würde ich ihn noch nicht zum Premierminister machen, wenn ich Kaiser wäre. Aber als Kaiser würde ich mich freuen, wenn viele Jünglinge in meinem Lande so empfänden. Denn ein Jüngling soll anders empfinden als der Mann. In seinem Bacchuszuge sind keine Mänaden.

Er gestaltet doch aus dem **Vorhandenen**; er will nicht erst wie die Andern vernichten, um von vorn anzufangen. Die Grüfte unter dem St.-Stephan, die Gewölbe von Heiligenkreuz sind ihm Fundamente; es ist ihm nichts gleichgültig von Dem, was gewesen, alles Ehrwürdige, Große, alles Liebliche und Heilige ist eine Stufe zu Dem, was kommen soll. Und dies ist der durchgängige östreichische Charakterzug, der, selten heute, uns wohlthut: beim Liberalen und dem blindstarren Anhän-

ger des temporis acti ein und dieſelbe innige Anhänglichkeit an das Menſchliche, ein Gedanke: Fürſt und Vaterland. Sie lieben ihren Kaiſer, des Kaiſers Frau, des Kaiſers Kinder, Schweſter, Schweſterkinder; grade ſo weit geht dieſe Liebe, als der liberale Spott dieſe menſchlich-perſönliche Lebensader, die ſich durch den metallenen Gedanken von Staat und Geſetz verſöhnend durchſchlängelt, lächerlich macht. Derſelbe Bürger, der ſein Vermögen im großen Staatsbankrott verlor, weint Freudenthränen, wenn er ſeinen Kaiſer ſieht, und der Dichter kann ſich die Freiheit, die er ſeinem Vaterlande erfleht, nicht anders denken als mit dem Vater Franz, deſſen Stirn ein dreifaches Kronenband umzieht:

Jene alte goldne Krone, deren Glanz, bevor ſie ſein.
Durchgewallt vom Haupt zu Haupte ſeiner Ahnen weite Reihn;
Jene ſchöne Silberkrone, deren ſchützend Zauberband
Um des Greiſes Haupt das Alter weiß und rein und heilig wand;
Und die dritte, ſchönſte Krone, die ihm milde Güte flicht,
Segenreich wie Frühlingshimmel, hehr wie leuchtend Mondenlicht.

Wie paßt das zu dem Liberalismus, der vom ſtar-

ren Begriff alles Persönliche entfernt wissen will, der den alten, einst so hellen Glockenklang deutsche Treue als Unkenruf verdächtigt. Unsere Väter meinten, er vertrage sich mit des Mannes Selbstgefühl, mit Stolz, auch mit Freiheit; allein von der Freiheit verstanden freilich unsere Väter nichts, welche sie nur in dem Schutze suchten, der dem Wachsthum jedes Selbstlebens gebührte. Noch will jeder Oestreicher in seinem Fürsten die Offenbarung von etwas Höherem als das starre Gesetz, wozu es allerdings keiner Könige, höchstens erblicher Präsidenten bedürfte; auch der Liberale gibt, indem er Freiheit fodert, das Verlangen nicht hin nach Gnade; und wie wenig das religiöse Element in Wien als solches zu Tage tritt, so unbewußt verkörpert es sich in dieser Liebe und dem Begehren danach. Es ist aus Oestreich noch keine Stimme erklungen: „Mag er sein, wer er will, der regiert, wenn er nur gut regiert," eine das Ohr bestechende Floskel, die aber so wenig als „ubi bene ibi patria„ aus dem Herzen kam, sondern aus Frankreich; und seltsam, daß dort, von wo dieser kalte Verstandessatz ausging, der uns nun als höchste Errungenschaft menschlicher Weisheit

geprediget wird, daß in demſelben Lande dieſes „ubi bene" nicht gilt! Die Liebe beim Franzoſen, vertrieben aus Allem ſonſt, hat ſich gerettet in ſein Vaterlandsgefühl; wenn ſie auch da wieder faſt zur Caricatur wurde, ſo iſt es doch Liebe, die der Verſtand nicht conſtruirt.

Der Adel, aus ſich heraus ſchon durch feſtes Beſitzthum geſtützt, gerieth nicht ganz in die Colliſionen mit dem Bürgerſtande, welche im andern Deutſchland den Neid erweckten. Die Beamtenſtellung, hier nicht ſo alles induſtrielle Leben umſpinnend und bedingend als bei uns, wird nicht auf gleiche Weiſe geſucht, ſie gibt, da die Titel fehlen, keinen Glanz. Außerdem fehlt dem eigentlichen Oeſtreicher der angeborne Hang zur Geſchäftsthätigkeit. Sein Princip: „Leben und leben laſſen," dringt ihn, ſein und Anderer Leben zu reguliren nur wenn er muß. Auch aus den übrigen, Oeſtreichs Scepter unterworfenen Stämmen nennt man nur den Böhmen als den zu amtlicher Thätigkeit am aufgelegteſten und gefügigſten. So iſt hier nicht derſelbe Andrang nach Staatspoſten wie bei uns, und wie der Vater nicht meint, daß ſein Sohn nur durch feſte An-

stellung ein ordentlicher Mensch werde und den Zweck des Lebens erreiche, meint auch der Adel nicht, weder besonders zu Staatsämtern berufen zu sein, noch durch sie an Ehre zu gewinnen. Mit dieser Contention fällt eine gehässige Scheidewand der Stände hinweg, welche hie und da in gutmüthigen Gemüthern die alleinige Quelle des mismüthigen Freiheitssinnes ist. Einzelne hohe Hof- und Staatsämter sind freilich Privilegia des Adels, aber auch hier nur des hohen, ja gewissermaßen Erbgut einer Oligarchie. Bis da hinauf versteigt sich nicht der Neid des Bürgers, läge er überhaupt im Charakter des Wieners. Doch selbst unter diesen Höchsten, unter den Hohen scheint der Stolz auf Das, was sie sind durch sich, die Lust nach glänzenden Titeln, die ein Anderer ihnen gibt, eher zu mindern als zu heben. Es gibt Beispiele, daß Magnaten erst im Greisenalter es sich zur Pflicht gemacht, um amtliche Thätigkeit und Staatswürden zu werben.

Ich bin kein Wortredner des östreichischen Adels; dies zu werden, gehörte mehr Kenntniß, als ein Fremder erwerben kann. Stände er an dem Wendepunkte, wo er gegen den Zeitstrom nicht mehr

durch Kenntnisse, Verdienst, großartige Gesinnungen und Werke, sondern allein durch trotziges Festhalten am verjährten Besitzthum sich halten will, so rettete ihn keine örtliche Gunst vor mehr oder minder schnellem Sinken. Fürst Esterhazy lächelte ungläubig in London zum Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen," daß eine Reform in England jemals möglich werden könne, und es waren nicht sieben Jahr vergangen, so war diese Reform zur Wirklichkeit geworden, in einer Größe und Umfassendheit, daß das Schema dazu, welches man sieben Jahre zuvor eine Chimäre schalt, dagegen winzig erscheint. Nicht als Wortredner für seine Bedeutung, sondern dafür, daß diese Bedeutung noch da ist, halb in alter Kraft, sprach ich dies vom östreichischen Adel, und daß in seinem Institute, so scheint es, nichts liegt, was den Wünschen des Oestreichers nach Freiheit widersteht. Es ist im deutschen Oestreich keine Leibeigenschaft, kein Feudaldruck, der Adel strebt nicht dem Bürger wegzunehmen, wonach dieser verlangt, er engt ihm nicht den Boden ein zum Stehen, er entzieht ihm nicht die Luft, er will ihn nicht regieren und nicht bevormunden, er spricht mit ihm, wie er un-

ter sich spricht, und da er Alles ausgibt, was er einnimmt und mehr, so gibt er dem Bürger viel. Wo ist da Grund zum Neid und zum Hasse! Ja sogar, wenn es scherzen gälte, er läßt es sich gefallen, daß die Gesellschaftssprache den Bürger adelt. So — scheint es. Bilder geben nur den Schein zurück, und nicht in jedem Gesichte drückt sich der anomale Organismus des Körpers aus, daß ihn der Maler auch auffassen kann.

Ueber Oestreichs Zukunft schwebt ein dunkler Schleier. Bleiben, wie es ist, kann es nicht, es wird nur so zusammengehalten, und man hütet sich daran zu rühren; eine kleine Reparatur könnte einen großen Riß verursachen. Aber einmal, wenn nicht Stürme von Außen Alles zertrümmern, muß an die Reform gegangen werden. Wer wird sie wagen? Englands begonnene schien, und ist noch ein Problem, und dennoch möchte die Aufgabe dort leichter sein als in Oestreich. Wie eine Form finden, die für alle diese Elemente paßt, welche hier den gebildeten Sinn befriedigt, dort dem rohen Bedürfniß genügt? Weder strengster Gerechtigkeitssinn, noch vollkommenste Schlauheit lösen die Aufgabe. Eine Inspiration gehört dazu, um

einſt für die Dauer Das zu erſetzen, was jetzt nur durch Kraft und perſönliche Anhänglichkeit ſich geltend macht. Welche Rolle alsdann die Ariſtokratie ſpielen wird? Will ſie nur ſich retten, ſo ſtürzt ſie ſich und Vieles. Der alte Zauber iſt gelöſt, es muß ein neuer geſucht werden; im Zunft- und Kaſtengeiſt wird er nicht gefunden. Was überhaupt einſt in der vervollkommneten Welt vor uns die alte Ariſtokratie erſetzen ſoll, weiß ich nicht; denn was ich in Amerika dafür finde, die Plutokratie, die Advocatenherrſchaft, den rohen Dünkel des Individuums, ſcheint mir ſo wenig ein Surrogat als im heutigen Frankreich bei weit liebenswürdigern Formen das dort einzig gültige Adelsdiplom: das Intereſſe. Aber was ſoll in Oeſtreich ſie erſetzen? Verwebt in das bunte Kleid des Lebens ſtockte ohne ſie dies Leben, dem die mannichfachen Triebfedern abgehen, welche anderswo es munter erhalten.

Ein Ariſtokrat bin ich, weil ich meine, daß kein geſellſchaftlicher Verband auf die Dauer ohne eine Ariſtokratie beſtehen könne, und weil unter den zur Erſcheinung gekommenen die durch Geburt begründete, auf großen, feſten Landbeſitz ge-

ſtützte, mir die am mindeſten drückende für das Gefühl dünkt, verträglich mit perſönlicher und geiſtiger Freiheit, ja, wo der Adel noch nicht enervirt iſt, nach allen Vorgängen der Geſchichte dieſe des Geiſtes hebend noch und erweckend. Denn der Kleinbürgergeiſt ſchafft und häuft nur für die Gegenwart, und wo er der Zukunft gedenkt, iſt es doch nur um des Nutzens halb, wohingegen das Große und Schöne, was den Geiſt erkräftigt, vorzugsweiſe von den Ariſtokratien gepflegt worden, und der Adel, wo er ſich noch bewußt Deſſen, was er vertritt, neben der Gegenwart, wenn er für die Zukunft arbeitet, auch der Vergangenheit gedenken muß. Daß wir verhungern werden und verdurſten oder in Ketten ſchmachten und Unwiſſenheit, davor iſt mir nicht bange; denn mit jedem Jahre manifeſtirt ſich mehr und mehr die Ohnmacht derer, die das Letztere möchten, und für das Erſtere, daß es nicht geſchieht, ſorgt ein jeder ſelbſt und die Millionen Prieſter, welche dem Gott „Induſtrie" dienen, um Märtyrer zu werden oder Millionaire. Die Riſſe und Spalten in den Feudalburgen flickt kein römiſcher Kitt, und in ihre Verließe ſperren ſie weder Ketzer, noch Ju-

den, noch reiſende Kaufleute mehr. Es geht Alles vorwärts. Das, was die Liberalen wollen, hilft ſich, macht ſich von ſelbſt, es braucht nicht unſer Aller Kräfte. Das großartig Gemeinnützige dagegen, was aus den ariſtokratiſchen Inſtitutionen des Alterthums hervorging, was in Kunſt, Wiſſenſchaft, ſelbſt im Sinn für Freiheit und Staatswohl, noch auf uns fortlebt, macht ſich nirgend von ſelbſt. Kalmucken blieben Kalmucken und Chineſen Chineſen; ſie hatten nie einen Adel.

Die öſtreichiſche Ariſtokratie baut freilich keinen St. Stephan mehr, und was ſie im Augenblick Großes ſchafft, iſt mir nicht bekannt; aber ſie iſt frei von dem junkerhaften Dünkel, von dem beleidigenden Scheine, von der verletzenden Vornehmheit, von dem augenfälligen Haſchen nach Vorzügen, die ihr anderwärts für geringen Vortheil nur die Abneigung und die Misgunſt der nicht Privilegirten einbringen. Und grade aus dem Adel ſind jetzt mehre Sängerſtimmen erklungen, welche eben ſo wohlgefällig an ſich tönen, als der freiheitsathmende Geiſt darin verräth, daß kein dumpfer Kaſtengeiſt dieſen Stand beherrſcht. Jemand, ſelbſt ein Glied deſſelben, klagte mir zwar, unter allen

öſtreichiſchen Großen ſeien kaum zwanzig, die man ins rechte Centrum, und kaum zwei, die man auf die linke Seite placiren könne. Wozu aber das! Wäre denn der Wunſch unrecht, daß in ganz Deutſchland Niemand wäre, der auf einen der Plätze von der äußerſten Rechten bis zur äußerſten Linken im Palais Bourbon paßte! Sind denn unſere Lebensbedingungen nicht ganz verſchieden! Etwas Anderes könnte mehr Sorge erregen: ſolche vorurtheilsfreie Sängerſtimmen, wie jetzt im öſtreichiſchen Adel, erhoben ſich auch vor vierzig, funfzig Jahren im Norddeutſchen, hochgebildete, freiheitsathmende. Dieſe ſind nun längſt verklungen, denn die Zunftloſung: man müſſe zuſammenhalten, und nicht freiwillig Denen, die den Beſitz rauben wollen, entgegenkommen, überwog den freien Sinn — zum unerſetzlichen Schaden für den Adel ſelbſt, der zu retten war.

39. Das Thor von Wien.

Wien hat mit Berlin Das gemein, daß ſein prachtvollſtes Thor mehr eine Zierde iſt als eine Entrée. Zwar ließe ſich beweiſen, daß man zum Burgthor hinaus nach Italien und Frankreich fahren kann, während es bis jüngſt ſchwer wurde, die Linie vorm brandenburger Thore mit einer Hauptroute in Verbindung zu bringen. Aber dieſes, wenn auch mehr ein Parade- und Luſtthor, hat dafür die ſchöne Avenue durch den Thiergarten, und aus dem hochbelaubten Walde tritt man in die Stadt. Ehe man ans Burgthor kommt, fähret man durch endloſe Gaſſen und Straßen einer Vorſtadt, faſt gewärtig die Stadt ſchon durchſchnitten zu haben, wenn man ſie erreicht. Das Thor kommt uns auch da noch problematiſch vor, denn aus dem Glacisgarten davor, tritt man in einen Volksgarten gleich dahinter und erreicht am andern Ende nicht die Stadt, ſondern ein neues, ungleich enge-

res Portal, durch das wir erſt in die Höfe der Burg gelangen und aus den Höfen unmittelbar ins Gewühl der Stadt. Bei aller Baulust und Baumitteln hält es für mittelalterlich fundirte Städte ſchwer, impoſante Eingänge zu gewinnen.

Das Burgthor ſelbſt — es iſt die Oeffnung eines Außenwerks um die Baſtei — iſt ein Porticus in ſchönem antiken Styl, und wohlgefällig dem Auge. Wohlgefälliger als erhaben, da die Rückſicht auf die Höhe der Burg den Baumeiſter vom ſeinem urſprünglichen Plane abzuweichen zwang. Nun hebt es ſich nur wenig über die Höhe der Vorbaſtei, von der man vermittelſt einer Treppe auf die Platteform ſteigt. Das intereſſante Schauſpiel von dieſer Höhe auf das bunteſte und eleganteſte Volksleben, das unter unſern Füßen ſich fortdrängt, lockt doch, obgleich bei Tage immer offen, verhältnißmäßig weniger Zuſchauer an als auf andern Punkten der Baſtei, z. B. der Donaubrücke. Der wiener Witz iſt hier geſchäftig geweſen. „Justitia regnorum fundamentum“ ſteht mit großen, goldnen Buchſtaben über dem Thore, und der Wiener meint das paßte: „denn es ginge ja drunter und drüber (weg).“ Zur Altſtadt Wien

paßte dies antike Thor wenig, aber mit den neuen Anlagen ringsum, den ſchönen Partien des Volksgartens, in den man zur Geſellſchaft auch den Theſeustempel geſtellt, und den Paläſten der Vorſtadt ſteht es in Einklang, und einigermaßen hat man auch der Fronte der alten Burg einen Anſtrich gegeben, daß ſie nicht zu mittelalterlich ſauer auf das antike Thor ſehen ſoll. Trotz alle Dem iſt es mehr eine ſchöne Rarität in Wien, als etwas Herausgebornes aus Wien.

Ein Thor hat ſonſt Das in allen Städten gemein, daß man dadurch in die Stadt eintritt und aus der Stadt herauskommt. Die wiener Thore haben das Beſondere, daß mehr einzieht als ausgeht, nämlich aus der Fremde, als in die Fremde. Noch iſt der Sinn zu reiſen wenig bei den Wienern geweckt, ſie ſind ungefähr der Gegenpol zu den Engländern. Sie finden auswärts nicht ihre gebackenen Hähnl, und darum bleiben ſie zu Haus, ſagt der böſe Leumund. Aber wäre es, daß auch bei ihnen die Reiſeluſt einmal erwachte, wie jetzt bei den Franzoſen, ſo hat der Oeſtreicher viel Schwierigkeiten zu überwinden. Ein Paß ins Ausland koſtet ſchon zehn ſchwere Gulden, und wie

viel Eis und gebackene Hähnl und Seidel Wein hat man ohne den Fuß aufzuheben um zehn ſchwere Gulden, was ſo viel iſt als fünfundzwanzig Papiergulden in der Kaiſerſtadt ſelbſt.

Und doch, wie viel kommt aus Wien nach Norddeutſchland! Wären die Theater der Spiegel des Volkslebens, ſo müßte unſeres zur Hälfte wieneriſch ſein. Man rechne alle die Erſcheinungen nach, welche auf der Bühne, namentlich in der Oper, in Deutſchland Glück und ſich einen Namen gemacht. Seit Anfang dieſes Jahrhunderts faſt lauter Wiener. Die große berliner Oper und das königſtädtiſche Theater recrutirten ſich faſt allein daher, an Stücken wie an Darſtellern, wofür — es nur als Curioſum zu erwähnen — das Perſonal des Hofburgtheaters faſt allein aus Norddeutſchen beſteht, indem das Publicum daſelbſt keinen einheimiſchen Dialekt auf den Bretern duldet, ſo lieb ihm derſelbe im Leben und auf den Volksbühnen iſt. Zähle man die Namen berühmter Virtuoſen, die als Concertgeber nach Berlin kamen, zuſammen, und aus den öſtreichiſchen Provinzen, Böhmen freilich voran, wird die überwiegende Mehrzahl ſtammen.

Ein reicher Fonds von ſchöpferiſcher Kraft — auch im geiſtigen Leben — ruht noch im öſtreichiſchen Kaiſerſtaat. Sie iſt noch unzubereitet, wie Alles dort noch ungepfeffert iſt. Das norddeutſche Leben, wenn es wirklich an der Auszehrung litte, oder an den Punkt des Verknöcherns gekommen wäre, was ich leugne, wird noch lange von dort her friſche Säfte ziehen können, und in viel reicherm Maße als aus den ſüdlichen Theilen unſeres gemeinſamen Vaterlandes, die jezt ſtrotzen wollen von bewußter Lebenskraft, und deren Sprecher darauf pochen, daß bei ihnen allein lebensfriſcher Sinn, Licht und Freiheit ſei, vermeinend, weil Norddeutſchland nicht augenblicks aus ſeinem ruhigen Entwickelungsgange in ihren Sturmſchritt übergehen will, weil es eine viel hundertjähriq erprüfte Weiſe, wie man vorwärts kommt, nicht mit der Errungenſchaft von Geſtern blindlings vertauſche mag, daß es hinter ihnen zurückbleibe. — Zurückgeſchreckt von einer bittern Erfahrung, daß auch beſter Wille in Ueberhaſt verderblicher wirkt für Wachſen und Gedeihen als offenbare Hemmung findet Oeſtreich in ſeiner eignen, nächſten Geſchichte den beredten Advocaten für das Zaudern ſeiner

Gubernatoren. Wir vermögen unſer Gefühl nicht zu überreden, daß dies gut iſt. Aber es gibt, die da meinen, eiſerne Mauern weckten ſtählerne Kräfte, und jeder Schritt breit Bodens der Aufklärung beſtritten, mache den Sieg einſt um deſto dauernder. Gegenüber Denen, wo alle Wälle, Mauern, Gehege niedergeriſſen ſind, wer am lauteſten ſchreit, der beſte Held iſt, und vor dem betäubend überwältigenden Knabengeſchrei die Männerſtimmen verſtummen müſſen: dieſem Zuſtande vollkommener Losgelaſſenheit, auch Freiheit genannt, gegenüber, haben ſie Recht. Hier fördert noch der Zwang eigenes Wachsthum. Aber wir meinen, ein für den Naturzuſtand zweckmäßiges Geſetz verliere von ſeiner Bedeutung, wo längſt in einem Volke die Athletenſtärke in Leib und Seele weichlicherer Bildung gewichen iſt, und wie ein gutgeordneter Staat für ſtudirte Geburtshelfer und Geburtshelferinnen ſorgen müſſe, habe er auch jetzt die Verpflichtung für den Geiſt Sorge zu tragen, wenn er gebären will; gar nicht ihm helfen, gar nicht ihn leiten wollen und es darauf ankommen laſſen, daß die durch langen Widerſtand angeſtauten Kräfte plötzlich die Schleuſen brechen und die

Wälle niederreißen, ſei gefährlich; und grade der Hinüberblick auf die Nachbargauen müſſe vor der Gefahr warnen; jenes Wildwaſſer, plötzlich hereinbrechend aus den Bergen und Meeren, ſei ſo zerſtörend und habe einen noch erſchreckendern Anblick, weil man nicht zuvor Kanäle gebaut wie in Niederdeutſchland. Es iſt eine unbeſtreitbare Wahrheit, daß, wo die Reformation vorangegangen und durchgedrungen ins Staats- und Volksleben, der ſpätere revolutionnaire Strom nicht verwüſtend eindringen konnte. Man war vorbereitet; man nahm ſo viel Flut auf, als die Kanäle brauchten, das Wildwaſſer ſpülte an den Deichen, ohne ſie zu zerſtören. Manche, die lange trocken gelegen, hätten freilich noch mehr aufnehmen können ohne Schaden. Oeſtreich will noch bei ſich nichts aufnehmen, weil es Berge, einen feſten, hohen, geſunden Boden hat; aber, um im Bilde zu bleiben, Böhmen war ehedem ein Meereskeſſel, Venedig wuchs aus dem Waſſer und die Fluten der Donau ertränkten erſt jüngſt einen belebten Theil von Wien ſelbſt. Die phyſiſche Weltordnung hält Schritt mit der moraliſchen, und es iſt die Zeit der Revolutionen in beiden.

Mir drängt ſich noch ein Bild auf. Wenn man im Boſton misère générale ſpielt, ſo bleiben auf dem Spieler zum Schluß die meiſten Stiche ſitzen, der ſich zu Anfang ſcheut, einige freiwillig zu nehmen. Es gibt auch noch ein anderes vom Einimpfen eines Giftes, wodurch der geſunde ſich vor den Verheerungen ſchützt; es iſt aber ſchon zu oft gebraucht. Wenn es zum misère générale in Europa käme, weil Niemand Kraft und Willen hätte, ein großes Spiel anzuſagen, auf wem würden die meiſten Stiche ſitzen bleiben?

Der Austauſch zwiſchen Oeſtreich und Preußen der, gering an Producten, aber an geiſtigem Leben immer munterer wird, iſt etwas Erfreuliches in einer nicht erfreulichen Zeit. Was man ehedem wollte, daß es nothwendige Gegner, Feinde wären, iſt unwahr; es ſind nur nothwendige Gegenſätze im germaniſchen Leben. Sie werden und ſie müſſen neben einander beſtehen, ſo lange deutſches Weſen ſelbſtändig bleibt. Zum Haß iſt kein Grund da und zum Neide auch nicht, wenn Jeder auf ſich zurückblickt. Im Preußiſchen habe ich niemals von einer gehäſſigen Stimmung gegen den Oeſtreicher gehört. Die Erinnerungen an den

ſiebenjährigen Krieg ſind hiſtoriſch verklärt; auch zweifle ich, ob damals in Brandenburg auch nur der vierte Theil von dem Nationalhaß war, als im Jahre Zwölf und Dreizehn gegen die Franzoſen. Die preußiſche Begeiſterung ging auf, nicht im Haß, ſondern in der Bewunderung für ihren Monarchen. Scheelſüchtiger hat man wol in Wien auf das preußiſche Weſen bis jüngſt geblickt; in manchen Volkswitzen, in manchen Luſtſpielen müſſen wir bedenkliche Partien vertreten. Doch meine ich, daß dies ſich jetzt geändert hat. Was unangenehm Sprödes, Selbſtgenügliches in der preußiſchen Erſcheinung iſt, kann den gemüthlichen Wiener nicht anſprechen; darauf beſchränkt ſich indeß wol jetzt die Abneigung, nachdem andere Gründe, wo wir uns nicht von aller Schuld frei ſprechen können, weggefallen ſind. Wo ich anklopfte und wo ich horchte, fand ich freundlichen Sinn, ſogar ſchon Geneigtheit, fremde Vorzüge anzuerkennen. Der geſunde Volksſinn auf beiden Seiten möchte früher anerkannt haben als die Regierungen, daß Oeſtreich und Preußen nicht an Deutſchlands beiden Polen ſtehen, ſich zu befeinden, ſondern Hand in Hand Wächter zu ſein germaniſcher Sitte und

germaniſcher Freiheit, hier gegen Zügelloſigkeit, dort gegen Despotismus, hier gegen Verflüchtigung des Lebens, dort gegen Erſtarrung, hier gegen Brand, dort gegen Froſt. Es iſt ein Bund, in den kein Dritter gehört.

40. Mein politiſches Glaubensbekenntniſs.

Unwillkürlich haben ſich in dieſe Bilder mehr politiſche Betrachtungen eingeſchlichen, als meine Abſicht war. Es gibt einen blinden Reiſenden, den Lieutenant Holmann; aber um die Aufgabe zu löſen, gar nicht von der Politik zu reden, indem man eine Reiſe von heut durch civiliſirte Länder beſchreibt, müßte der Reiſende wenigſtens auch taub ſein. Indeſſen meinte ein Freund, der in meinem Manuſcript geblättert, ob es nicht meine Pflicht werde, den Leſer einmal vorweg auf den Punkt zu führen, von dem ich die Dinge in dieſer Beziehung anſehe. Einige würden mich nach meinen Aeußerungen für ſervil verſchreien, Andere doch revolutionnaire Anſichten auswittern, und er erinnerte mich, wie mir Feinde jüngſt ein Abſpringen in meinen Grundſätzen, und ſelbſt Freunde ein Schwanken vorwerfen! Weder den Feinden

noch den Freunden kann ich das zugeſtehen; aber ihm gab ich Recht, daß es Pflicht werden kann, unumwunden zu ſagen, was man denkt, und ich finde es paſſend, bei dieſer Gelegenheit mein politiſches Glaubensbekenntniß niederzulegen. Wiewol ich es nicht für unmännlich halte, irrige Anſichten zu berichtigen, und dafür achte, daß eigentlich jede Anſicht ſich verändert, indem ſie ſich ausbildet, ſind doch grade meine über Politik, die ich hie und da auszuſprechen genöthigt war, ſo lange ich mir über mich ſelbſt Rechenſchaft geben kann, dieſelben geblieben. Es kommt mir nicht in den Sinn, hier etwas Neues zu Tage fördern zu wollen, noch Bekanntes in neuem Lichte darzuſtellen. Ich will nichts beweiſen, erörtern, keine Proſelyten machen; nur was ich ſelbſt über einen Gegenſtand, von dem kaum Jemand unberührt bleibt, der aus ſeinen vier Wänden herausgeht, gefühlt und gedacht, will ich, ſo deutlich es mir möglich, ausſprechen. Es iſt *mein* Glaubensbekenntniß, *meine* gegenwärtige Ueberzeugung und weiter nichts; es ſei auch damit nichts bezweckt, als daß ich meine, es wird mir danach Niemand vorwerfen mögen, um Ehr' und Vortheil willen einen

frühern Glauben verleugnet zu haben! Es ſollte Jeder, der es redlich meint, in dieſen trüben politiſchen Glaubenskriegen vor Allem ſich über ſeinen eignen ins Klare zu ſetzen ſuchen. Wie manche Fehde würde dadurch ehrlicher, und wie manche unterbliebe durch Verſtändigung.

Es iſt und war meine innige und feſte Ueberzeugung, daß die Erbmonarchie für Europa die allein angemeſſene Regierungsform iſt; es iſt mein Glaube, daß ſie die vorherrſchende bleiben muß, bis entweder die alte Barbarei einbricht, oder das tauſendjährige Reich kommt, und daß bis dahin alle Verſuche, ſie umzuſtoßen, auf ſie zurückführen müſſen. Alſo bin ich Royaliſt. Ich habe nie, auch als Knabe nicht, für den Gedanken einer Republik geſchwärmt.

Ich bin Royaliſt — ſoll ich mir über die Gründe Rechenſchaft geben, und das Gefühl nicht entſcheiden — einmal: weil die Geſchichte mich lehrt, daß unter allen dageweſenen Staatsformen in Erbmonarchien

1. bei möglichſter Sicherung des Eigenthums die möglichſt vollkommene, unparteiiſche Verwaltung

2. die möglichſte Gleichheit aller Bürger, eine Gleichheit, wie ſie noch in keiner Republik realiſirt war, und

3. die möglichſte Freiheit der Meinungen unter dem Schirm einer unantaſtbaren Hoheit ſtatt gefunden hat und ſtatt findet.

Dann bin ich Royaliſt, weil ich meine, daß kein von Menſchen gemachtes Geſetz für alle Fälle ausreicht, und daß das allervollkommenſte das allerdrückendſte wird, wenn keine lindernde Hand ſeine ſcharfen Ecken abſchleift. Ich bin der Meinung, daß der Menſch, trotz aller Stärke, auf die er pocht, ein ſchwaches Weſen iſt und ſich ſelbſt nicht genug; und wie ich glaube, daß über der Natur und ihrem Geſetze, das wir erforſchen mögen, ein unſichtbarer Gott ſchwebt mit einem unerforſchbaren Geſetz, ſo meine ich, daß dem Menſchen das Geſetz nicht ausreicht zu ſeinem Recht, wie viel weniger zu ſeinem Troſte, und daß er der Vermittlung der Gnade bedarf, ſo lange er Menſch iſt. In dem Sinne glaube ich an ein göttliches Recht der Könige und bin Royaliſt, vermeinend, daß neben dem unerbittlichen Geſetze eine väterlich waltende Macht wohlthut und noth iſt.

Einige ſind Royaliſten in der Hoffnung, daß nur von den Fürſten das Große und Schöne in Kunſt und Wiſſenſchaft, Das, was nicht blendet und keinen unmittelbaren Nutzen abwirft, gehegt und gepflegt werde, und daß die Taſſo, Rafael, Palladio nur an fürſtlichen Sonnen ſich wärmen können, ihre Kunſt aber, wo ſie nicht Wohnhäuſer baut, und Gurkenſchilder pinſelt, in dieſer egoiſtiſchen Zeit der Induſtrie untergehen werde. Dieſe Hoffnung und dieſe Furcht theile ich nicht, ſeit das Frivole und Feile, das Eitle und das Lüſterne vorzugsweiſe von den Thronen Ehrenkränze erhält, und das Würdige ſeine Mediceer in der Anerkennung der Nation ſuchen muß und zum Theil ſchon gefunden hat. Dieſes Ruhmes, ihre Nation zu vertreten in Anerkennung und Belohnung Deſſen, was der Stolz der Nation iſt, haben die Fürſten ſich begeben, ſie haben die Anweiſung, von den Völkern ihnen präſentirt, nicht acceptirt. *) Ich bin deutſcher Royaliſt.

*) Unverkennbar ſind die Höfe, wie ſie ehedem den Nationen in der Bildung vorangingen, jetzt hinter denſelben zurück geblieben. Die Anerkennung alles Deſſen,

trotz dem, daß ein Keppler verhungert, ein Bürger verkümmert iſt, Leſſing zum Lohn für ſein ganzes Leben im Alter Bibliothekar in Wolfenbüttel wurde, Schiller mit dem Bedürfniß rang, Göthe nur im kleinen Weimar Excellenz war, Heinrich von Kleiſt aus Mangel an aller Aufmunterung ſich erſchießen mußte und Ludwig Tieck, jetzt Deutſchlands erſter Dichter, er,

was in Kunſt, Wiſſenſchaft und namentlich in der Poeſie bleibenden Werth errang, ging ſeit einem Jahrhunderte, mit wenig Ausnahmen, von den Nationen aus. Die Fürſten drückten höchſtens, und erſt ſehr ſpät, das Staatsſiegel der Beſtätigung darauf, während ihre Mignons, wenn nicht ſchon während ihres Luxus ein Gegenſtand des Spottes, ſehr bald in Dunkelheit und Vergeſſenheit verſanken. So umgekehrt hat ſich das Verhältniß ſeit den Zeiten der Medicäer, der Eſtes, der Leos und der Ludwige, daß, was jetzt von den Höfen gepflegt wird, bei den Gebildeten der Nationen in der Regel ein Vorurtheil gegen ſich hat; und daran ſind nicht die Liberalen ſchuld, denn es herrſcht zumeiſt unter rigiden Royaliſten und den noch ſtrengern Ariſtokraten, welche bedauern, daß die Könige dieſen ſchönen Theil ihres Gnadenrechtes, das blühende Reis, das ſich um den metallenen Scepter ſchlang, das Supremat über die Künſte, ſo leicht aus der Hand gleiten ließen. Große Mitſchuld daran hat das unglückſelige Streben, durch Begünſtigung frivoler Vergnügungskunſt und einer ver-

der eine glorwürdige Revolution gewirkt, die in den Poeſien aller europäiſchen Völker fortwirkt, Ehre bringend dem deutſchen Namen, in ſeinem ſechzigſten Jahre, nur von einem deutſchen Fürſten, vom Könige von Sachſen eine Penſion erhält, die ungefähr ſo viel beträgt, als eine fremde Tänzerin an einem Abend in Berlin verdient.

Ich glaube, daß die Monarchie keine Schat-

ſenreißenden Kunſt den Volksſinn vom Ernſt des Lebens abzuziehen. Bei allen Höfen hat man die ariſtokratiſche Tragödie als unbequem weggeſchoben und heimlich gelächelt, wenn ſie entwürdigt wurde, und doch wundert man ſich bei denſelben Höfen, daß das Volk den Reſpect vor der Ariſtokratie verlor! — Wenn man viel lache, hieß es, werde man nicht an Politik denken. Es können doch aber nicht Alle lachen — und Die, welche nicht lachen können und Denen zuſehen müſſen, welche immer lachen, ziehen in der Regel ein deſto verdrießlicher Geſicht. Auch Cäſar zog die glatte Stirn des Antonius der runzelvollen des Caſſius vor, und Antonius glänzende, volle Wangen ſchützten ihn doch nicht vor Brutus. Als ob, was Cäſar nicht konnte, ſich vor den Denkern ſchützen, im neunzehnten Jahrhundert möglich wäre! Man durchſchaut die Abſicht, iſt verſtimmt, und was man beabſichtigte, ſchlägt zum Gegentheil aus, und was man verabſäumte: „vorauszuſchreiten auf der Menſchheit Höhen,“ läßt ſich nicht wieder nachholen. Für die Liberalen iſt es ein Vergnügen, für die Republikaner ein Triumph.

tenmonarchie, nicht bloß eine erbliche Präsidentschaft sein darf, sondern mit Kraft und Glanz umgeben, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen soll.

Eine Republik halte ich für undenkbar. Die alten, welche den tönenden Namen hergaben, mit ihren Patriciern und Plebejern, ihren Freien und Heloten, erkennt der Republicaner von heut selbst nicht als Das an, was er will; aber Das, was er will, hat er auch nie gekannt, denn es existirt nirgend und hat auch nirgend existirt als in seiner Phantasie. Weder Rom noch Athen, noch Florenz und Venedig, nicht die Schweiz und Holland und nicht Amerika erfüllen das Bild.

Gar nicht an die offenkundigen Mängel der Andern zu mahnen, wo erfüllt das Land der Wünsche, Amerika, dieses? Und dächte man die schwarzen Sklaven alle frei und zu Bürgern mit Stimmenrecht erhoben, wann füllt sich die viel tiefere Kluft zwischen Creolen, Quarteronen, Mestizen u. s. w., eine Kluft, gegen die alle Klüfte in den europäischen Aristokratien versandete Chausseegräben sind? — Vielleicht in hundert Jahren. Bis da hat die europäische Aristokratie aber auch grade hundert Jahre Zeit, sich mit der Zeit auszusöhnen.

Und geſetzt, ſie wären Alle gleich; was iſt dann Amerika mit ſeiner Advocaten-, Plutarchen- und Factionsariſtokratie, mit ſeinem prüden, ſtolzen Sectengeiſt, mit ſeiner Muſterkarte von Religionen, die nicht wie zu einem großen Lobgeſang harmoniren, ſondern nur wie Ladenſchilder die Kaufmannsfirmen anzeigen. Iſt das das Eden einer Republik? Iſt das Ziel irdiſcher Vollkommenheit eines Staates: keine höhern Intereſſen zu fördern, als die des Nutzens; Schönes und Großes, Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft der Speculation zu überlaſſen und ſie nur dann zu regiſtriren, wenn ſie Steuern zahlen, ſonſt zu ignoriren? Iſt eine Nation, wo jedes Individuum ein Handelsmann iſt, und der Bruder im Bruder, der Vater im Sohn und der Sohn im Vater nur den Kaufmann ſieht, mit dem er nach ſtreng gleichen Geſetzen handelt und rechtet, iſt das das Ideal einer freien Nation?

Es hat keine Republik gegeben, es gibt keine, und bis man mir beweiſt, daß alle Menſchen leidenſchaftslos, tugendhaft, und die Welt vollkommen werden kann, beſtreite ich, daß es eine Republik geben wird. Bis da glaube ich vielmehr,

daß auch in Amerika, wenn die Menſchen enger rücken, und die Intereſſen weiter auseinander, der Reibung und Trennung eine Monarchie folgt. Woher alsdann die Liebe kommen ſoll, ohne die keine echte Monarchie denkbar, weiß ich freilich ſo wenig, als wo die Tugend zu finden, auf die allein eine Republik gebaut werden kann. *)

Eben wie die Republik halte ich den Begriff Volksſouveränetät für eine Chimäre. In den wenigſten Fällen gibt es einen allgemeinen

*) Es iſt wohl zu beachten, wie unter den Nationen, wo das republicaniſche Element vor Alters am lebendigſten war, wenn auch nicht das Volksgefühl erloſchen, doch dermaßen die elaſtiſche Kraft, die eigentlich ein Volk ausmacht, mangelt, daß ihre Wiedergeburt als ſelbſtſtändiges Volk, rieſenhafter Anſtrengungen Einzelner ungeachtet, nicht möglich, oder es nur durch fremde Hülfe wurde. Man denke an Italien, Polen, Griechenland. Zu welcher Einheit gedieh dagegen das monarchiſchſte aller Völker, Frankreich. Ganz Frankreich gehorcht immer Einem, entweder einem Könige, einem Kaiſer, oder einer Idee. Durch ſeine tauſendjährige Tendenz, eine Monarchie zu werden, war Frankreich, im Augenblick, wo dieſe Monarchie ſcheinbar zerfiel, die mächtigſte Nation Europas und durch fürchterliche Gährungsprozeſſe führte es ſeine Regenerationskraft immer wieder zur alten Einheit.

Volkswillen, in noch wenigern wird es möglich sein auszumitteln, und in den aller allerseltensten wird diese addirte Meinung der Millionen Meinungen etwas Anderes sein, als daß Jeder seinen eignen, baaren, nächsten Vortheil will, und ohne Opfer. Ueber alle idealen Interessen herrscht in dieser Zeit das eine Interesse, und das ist schon im Marais verschieden von der Faubourg St. Germain; um wieviel mehr in Washington und Südcarolina. Wo dies Interesse von einem allgemeinen Gefühl überwältigt wird, und der Egoismus zurücktritt, wie in Tirol 1809, in Spanien 1811, in Preußen 1813, das sind Ausnahmen; großer Druck ging der großen Aufregung voran, und es wäre so thöricht, in einer Staatsökonomie darauf zu rechnen, als von einem Weinbauer, der nach einem Kometenjahr den Anschlag für die andern machte. Ganz unmöglich aber ist, wie man einen Wassermesser hat, dies wogende Interesse zu jeder Stunde und in jedem Falle so zu constatiren, daß in jedem Regierungsacte der souveraine Volkswille wirklich executirt wird. In einem Volke, wo keine traditionelle Macht gilt, herrscht das Recht des Stärkern, in einem gebildeten das des intellectuell

Stärkern, in einem rohen das des Manufortior; beide werden wissen, sich in das Gewand des Gesetzes zu kleiden.

Ich hasse die absoluten Monarchien, d. h. wo die Willkür des Regenten das höchste Gesetz ist. Aber ich bin der Ueberzeugung, daß eine absolute Monarchie so wenig in der Wirklichkeit existirt als eine absolute Republik.

Ob ich constitutionell bin, weiß ich nicht. Es scheint mir keine Lebensfrage. Die Geschichte aller Constitutionen lehrt mich, daß ohne lebendigen Geist, aus dem sie ausgingen, und der sie lebendig hält, diese Formen, der Willkür entgegen gesetzt, wie Pappe gebogen, oder zu steinernen Schranken wurden, ein Spiel dem kecken Geiste, der zerstören, eine Mauer dem kräftigen, der schaffen wollte.

Um deshalb bin ich noch nicht anticonstitutionell. In dem allgemeinen Verlangen nach formell fixirten Verfassungen erkenne ich mehr als eine Mode, — ein Bedürfniß, eine historische Thatsache. Ich schätze die Länder glücklich, deren äußere Bedingungen Repräsentativverfassungen gestatten, nicht, weil ich meine, daß daselbst besser verwaltet,

unparteiischer Recht gesprochen, der Bürger wohlhabender, der Bauer weniger gedrückt, der Handel lebendiger, der Betriebsfleiß gehoben, die Kenntniß gefördert wird; im Gegentheil können alle jene Vortheile in einer reinen Monarchie ebenso und besser heraustreten, und eine mitregierende, aber vom Factionsgeist selbst regierte Kammer kann so viele Fehler begehen als ein übelwollender oder übel berathener Minister in seinem Cabinet. — Glücklich schätze ich diese Länder um deshalb, weil das Gefühl des Bürgers daselbst gehoben wird zu Regionen, die noch nicht die höchsten sind, aber doch über den Staub der Registraturen, der Bibliotheken, über frömmelnden Stumpfsinn und frivole Lust und über den flachen Anger gemeiner Selbstsucht weit hinaus. So hoch schätze ich diese Erhebung des Individuums, daß die Furcht Vieler, gerechtfertigt durch schlimme Beispiele es werde aller Ernst der Wissenschaft, der Religion und Kunst sich zum Interesse am Tagesstreit verflüchtigen, mir dagegen nicht aufkommt.

Ich meine nicht, daß durch eine Repräsentativverfassung der Willkür die Hände gebunden werden, und der Himmel auf Erden kommt, aber doch

wünſche ich eine Repräſentativverfaſſung, wo ſie möglich, von Herzen, ohne ſie für nothwendig zu achten.

Ich meine, daß ſie nur eine Form iſt, die der Zeit angehört. Ich meine, daß im öffentlichen Geiſte eine Verfaſſung theils ſchon wacht, theils noch ſchlummert, welche die Willkür ſelbſt beſchränkt und die abſolute Monarchie unmöglich macht. Ich meine, daß durch unſre Schulen, Akademien, Univerſitäten, durch Kunſt und Wiſſenſchaft, durch den Handel, durch die geforderte Bildung der Beamten, des Militairs eine ungleich vollkommenere und feinere Conſtitutionen ſich bildet, eine im Geiſt, während jene eine im Buchſtaben war; eine Conſtitution, welche deutlicher den geläuterten Volkswillen ausſpricht, welche mehr die Willkür beſchränkt, welche mächtiger eingreift in die Regierungen, welche kräftiger herrſcht, als die zufällige Stimmenmehrheit nach ihren Steuerquoten erwählter Repräſentanten. Wer leugnet die reißenden Fortſchritte dieſer ideellen Conſtitution in Europa, welche unerbittlich den Stab über jede Willkür bricht! Sie hemmt die Hinrichtungen, ſie mildert die Strafen, ſie emancipirt Diſſidenten,

Irländer und Juden, ſie reformirt in der Türkei, ſie verhindert den Völkerkrieg; ſie herrſcht ſchon bis ins Cardinalcollegium von Rom, ſie legte die Inquiſitionskerker in Madrid unter Siegel, und wo ſie retardirt wird, kommt ihre Züchtigung nur um ſo empfindlicher nach. Modena entgeht ſo wenig als einſt Piemont und Venedig der Strafe des Weltgerichts dafür, daß der Eigenwille meinte, auf das Recht aus modernden Documenten geſtützt, dem Rechte des Geiſtes trotzen zu dürfen. Gewaltig wächſt die Macht dieſer Conſtitution, und ich bin gewiß, daß die meiſten Streitfragen von heut zwiſchen Fürſten und Völkern über hundert Jahr ſo zweifellos entſchieden ſind, als es heut unmöglich wäre, den Hexenprozeß in Preußen wieder einzuführen.

Ich glaube an die Legitimität. Aber ſo wenig ich glaube an eine allein ſeligmachende Kirche, an eine allein ſeligmachende Regierungsform, an allein ſeligmachende Ideen in Kunſt und Wiſſenſchaft, glaube ich, daß die Legitimität mehr iſt, als ein wohlthätiges Aushülfegeſetz in der unvollkommenen Welt. Wer mir beweiſt, daß eine vollkommene kommen muß, wo Jeder fähig, das Beſte

zu erkennen, und Jeder bereit, dem Beſten ſich zu unterwerfen, dem gebe ich zu, daß nicht der Sohn des Königs, ſondern der Beſte nach dem König wieder König werden muß. Bis dahin halte ich die Geburt für das einzige Auskunftsmittel, der Ungewißheit zu begegnen, welche ſchlimmer iſt als eine ſchlimme Gewißheit. Wo keine Gründe mehr ausreichen, entſcheidet überall die Gewalt, das Loos, der Zufall. Die Legitimität iſt der Zufall in Geſetzesform gebracht, ein höchſtes, letztes, nothwendiges Geſetz in dem Reich des Endlichen; darum noch kein höchſtes im Reich des Unendlichen.

Ich glaube, daß alle Dinge dem Naturgeſetze des Blühens und Welkens unterworfen ſind: alſo auch die Legitimität. So wenig ich glaube, daß man einen abgeſtorbenen Baum um deshalb, weil er unſern Urgroßvätern bereits Schatten und Früchte gab, im fruchttragenden Garten ewig dulden ſoll, meine ich, daß ein Königsſtamm ewig ſein muß, weil er einmal war.

Auch ein Königsſtamm kann morſch werden. Auch ein Königsſtamm kann ſein Recht, zu leben, verwirken. Auch an einen Königsſtamm kann man das Beil legen, um ihn zu fällen. Nicht um eine

ſchlechte That geſchieht dies, nicht um einen Gewaltſtreich, nicht durch Klage und Urtel eines Gerichts, nicht nach dem Spruche eines Codex. Denn wäre das, ſo wäre die Legitimität ſelbſt damit vernichtet, die fingirte Ordnung umgeſtoßen, und ſie iſt etwas ſo Heiliges und Wohlthätiges, daß ſelbſt der ſchreiende Schmerz des Einzelnen gegen die Harmonie des Ganzen verſtummen muß.

Beſtimmen wollen im voraus, nach Artikeln und Paragraphen, wann ein Volk das Recht hat zur Rebellion, kommt mir vor als wie zu Zeiten Fieſole's und Cimabue's ein Geſetz machen: wann ein Rafael geboren werden dürfe. Der Weltgeiſt ſchafft über alle geſchriebene Geſetze hinaus, und der Genius zerbricht die alten Regeln, indem er durch die That neue aufſtellt. Es kann nie in geſchriebenen Geſetzbüchern ſtehen, wann das Recht des Fürſten aufhört, und das Recht des Volkes anfängt; denn wie kann ein Recht, das aus dem Unendlichen niederſteigt, in endlichen Formeln abgefaßt werden? Es offenbart ſich, und dann iſt es recht.

Nur in Beiſpielen lehrt uns die Geſchichte, daß Herrſchergeſchlechter immer dann die Kronen ver-

wirkten, wann Generationen hindurch ihr Intereſſe von dem des Volkes ſich ſonderte. Nicht über blutdürſtig ungerechte Regenten ward der Stab gebrochen, ſondern über ſolche, die in fanatiſchem Trotze ihren Eigenwillen für das Höchſte achteten, und vielfach gewarnt durch Zeichen, doch blind und taub blieben. So ſtürzten die Stuarts, Waſas, Bourbons; die Unſchuldigen mit und für die Schuldigen, und die noch nicht Gebornen büßten für Die, welche in ihren Grüften nicht mehr büßen konnten. Das iſt wohl zu merken; kein Zufall, keine Grauſamkeit der Willkür, — ein Charakteriſticum. Denn, wie die Hand, die den Scepter faßt, das Loos Vieler faßt, auch Solcher, die nicht darum wiſſen und wollen, ſetzt ſie zur Bürgſchaft dafür ein das Loos Aller, die ihr die Nächſten und Theuerſten ſind; und die nichts theilen von der Luſt des Herrſchers, theilen doch ſeine Verſchuldung und den Fluch ſeiner That. Und wie nach aller Völker Geſetzen Kind und Kindeskind des Hochverräthers mit ihm büßen, ſo muß auch Kind und Kindeskind mit dem geſtürzten Herrſcher geſtürzt werden. Grauſam ſind die Geſetze, herrſchend um das Recht der goldnen Krone,

wie der Blitz um goldne Firnen gefährlicher züngelt; aber ſie ſtehn in Wechſelwirkung mit den Geſetzen der Unterthanentreue.

Ich halte die Julirevolution für ſo recht und heilig, wie irgend einen Rechtsvertrag und beſchwornen Bund auf Erden; ich glaube, daß nie über einen Verbrecher mit ſo viel Recht der Stab gebrochen wurde, als mit dem im zehnten Karl die Bourbonen von ihrem tauſendjährigen Thron geſtürzt wurden, und ich erblicke in der Unwillkürlichkeit, die umſonſt abgeſtritten wird, in der beiſpielloſen Wirkung dieſer Revolution die Offenbarung eines Rechts, das aus dem Unendlichen ſtammt.

Nicht um einen gebrochenen Eid brach ihr Recht zuſammen (wie viele Fürſtenhäuſer brächen da!) ſondern weil der eine Eidbruch das letzte Siegel war auf eine beiſpielloſe Verkehrtheit und beiſpielloſe Verſtocktheit; weil ſie, belaſtet mit dem Fluch überhundertjähriger Sünden ihrer Ahnen, nicht gewarnt durch zweimalige Aechtung, nicht erleuchtet durch einen Weltbrand, ihrer Blindheit angezündet durch die Vorſehung, funfzehn Jahre lang nicht gegen eine Volksverſchwörung gekämpft, ſondern in blödſinnigem Fanatismus ſelbſt verſchworen

waren gegen Alles, was durch ein halbes Jahrhundert ins Leben getreten und ihrer Nation werth geworden. Wurde je ein höherer Wille in der Weltgeschichte sichtbar, so hier mit Blitzesklarheit und erschütternder Wirkung. An den Wunderglauben klammert sich das entnervte, von Gott gezeichnete und verstoßene Geschlecht, aber das ungeheuerste Wunder, in dem er zu ihm spricht, sieht es nicht. — Man wirft mir zu große Weichheit des Gemüthes vor, vielleicht mit Recht, aber Karl's X. Loos hat mich nie gerühret. Ich sehe in dem kronenlosen Greise nur die erstarrte Sünde; keine Reue, keine Liebe, kein Gottvertraun; der Glaube richtet sich nicht hoffend nach oben, nur fürchtend nach unten. Die Herzogin von Angouleme ist für mich das einzige menschliche Wesen aus dieser Familie, das menschliche Achtung erweckt. Sie ist die personificirte Trauer über der Todtenurne der Bourbonen.

Ich halte die Folgen der Julirevolution für unselig, weil sie statt des gekränkten Rechts eine Chimäre, die Volkssouverainetät, auf den Thron gesetzt. Warum hatte Ludwig Philipp nicht den Muth, als Philipp VII. die verwirkte Krone zu fassen, warum verwirkte er selbst sein gutes Recht,

indem er ſich ſchenken ließ, was ſchon ſein war?

Ich glaube an die Legitimität und hoffe Europa's Frieden von ihr; aber ich verabſcheue ſie, wenn ſie als abſolutes Geſpenſt gegen den Geiſt der Wahrheit und des Lichts ein Daſein erlügen will.

Ich verabſcheue jedes Princip, wenn es ohne Rückſicht auf den Geiſt des Lebens durchgeführt werden ſoll.

Ich preiſe Deutſchland um deshalb glücklich, weil in ſeinen Fürſtengeſchlechtern noch das Mark des Lebens rinnt, weil Habsburger und Hohenzollern mit ihren Völkern noch etwas Anderes als der Begriff, weil die gegenſeitige Liebe ſie verbindet, eine Liebe, die mächtig iſt, noch größere Fehlgriffe, als deren die letzten zwei Jahrzehende ſeit dem wiener und karlsbader Congreß Zeugen ſind, auszugleichen, noch finſtrere Verſuche, Mistrauen zwiſchen beiden auszuſtreuen, zunichte zu machen.

Einen Geburtsadel, auf Grundbeſitz geſtützt, achte ich, inſofern er in kein Kaſtenweſen umartet, weder der Sache der Freiheit, noch der Bildung gefährlich; im Gegentheil, wo der Adel ſeine wahre

Bedeutung erkennt, beiden förderlich. Ueberzeugt, daß eine Ariſtokratie in jeder Geſellſchaft ſich von ſelbſt macht, halte ich den überkommenen Adel für das Gefühl minder drückend als den täglich neu gebornen Geldadel, den Bureaukratenadel und den Verdienſtadel, deren jeder den ſchlummernden Neid beſtändig weckt: „Hätteſt Du's nicht ebenſo verdient?“ — Die Ariſtokratie des Genies wird durch alle Ariſtokratien ſiegreich brechen; daß der des leichten Talentes nicht in voraus zu ihrem Wettlauf alle Schlagbäume aufgezogen und alle Barrieren niedergeriſſen werden, mag nicht vom Schlimmen ſein; die echte Kraft erſtarkt durch Widerſtand. Wo der Adel in ein Junkerthum überging, in eine Legion zu Anſprüchen und Vorzügen Berechtigter, von nichts als ihrer Geburt unterſtützt, wer wollte da für ſeine Bedeutung und ſein Recht das Wort führen. Er iſt nicht mehr, er lügt nur noch ſein Daſein.

An einen Völkerfrühling glaube ich nicht, und glaubte nie daran, inſofern ſie darunter einen plötzlich aufgefundenen, allgemein gültigen neuen Weg des Heils für die Völker verſtehen.

Auch iſt es meine Ueberzeugung, daß der Deut-

ſche niemals gewaltſam, durch Aufſtand, die Realiſirung der liberalen Ideen von allgemeiner Gleichheit, Freiheit und der Vervollkommnung der andern bürgerlichen Einrichtungen durchſetzt; aber daß dieſe Ideen, inſofern ſie irdiſch möglich, allmälig durch die Macht der Ueberzeugung vollſtändig ſiegen und ins Leben treten werden.

Ich haſſe das Beſtreben, welches im Rückwärts oder im Stillſtande Heil ſucht, das, welches die Fortſchritte der Kenntniſſe fürchtend, die Organe der Bildung erſticken möchte, die Schulen beſchränkt, die Preſſe, ſtatt ihr männlich ins Auge zu blicken, aus Angſt unterdrückt, den Volksredner, ſtatt ſie zu widerlegen, den Mund verſchließt, oft ehe ſie ihn geöffnet, und ich verabſcheue das Syſtem, welches den paſſiven Gehorſam als das Summum von Bürgertugend aufſtellt. Ich halte die Wortredner dieſes Syſtems und Die, welche nur in einer Rückkehr zu frühern Zuſtänden das Heil erblicken und predigen, für die nächſten Verbündeten Derer, welche um ein Wahngebild alles Beſtehende umſtürzen wollen.

Ich bedaure unſre deutſchen Brüder im Süden, welche im Jammer über die Unvollkommen-

heiten, die Zerstückelung bei sich, ihre Rettung als Deutsche in außerdeutschem Wesen gesucht; ich beklage ihre Anstrengungen, insofern sie dem Irrlicht: „Volkssouverainetät" folgend, die Freiheit darin suchen, die schon schwankende Macht in den Händen ihrer Fürsten noch zu beschränken und, das lebendige Fürstenthum, ein Kind germanischer Liebe, zu einem modernen Begriff umwandelnd, zur Republik hinsteuern. Tief bedaure ich den unseligen Zwiespalt, der immer greller zwischen Süd- und Norddeutschland heraustritt; ich halte den Factionsgroll dort, geboren aus Unkenntniß oder auch Neid, angefacht durch gestissentliche Verdrehung Dessen, was bei uns gut ist, für Deutschlands ideale Einheit weit gefährlicher als alle politische Zerstückelung. Bis vor 1830 gab es in Deutschland philosophische und Kunstschulen, und im Schwärmen für die Wahrheit, die man erfaßt zu haben glaubte, war man ungerecht; aber man war ungerecht im guten Glauben, ungerecht im Rausche heiliger Begeisterung, ungerecht ohne Lüge und ohne Intrigue. Die Heiligkeit des Wahnes hielt Deutschland zusammen. Man fragte nicht, ob das neue zündende Wort ein Baier ausgesprochen oder ein

Sachse, ein Liberaler oder ein Royalist. Diese interessenlose, sich selbst verleugnende, parteilose Parteiwuth war ein eigenthümliches, kostbares Erbtheil deutschen Sinnes — und sie ist hin. Denn man hält jetzt die Lüge für eine gute Waffe, und braucht sie um den guten Namen zu vernichten, wo man die Sache zu stark findet.

Ich verberge mir nicht, daß die Sache der Könige, die ich für die gute halte, moralisch jetzt im Sinken war; nicht, weil ihre Gegner so stark sind, sondern weil ihre Vertreter so schwach gewesen; nicht weil sie im Verlieren, sondern weil sie im Gewinnen sind; nicht weil die Doctrinen der Republicaner Herz und Geist der Völker bestochen haben, sondern weil die Regierenden mehr Angst davor zeigen, als die Völker Neigung dafür. Nicht die Propaganden, nicht die liberalen Publicisten, nicht die freie Presse, sondern die gebundene, droht in meinen Augen dem Königsthum. Wenn ich die neuen Bücherverbote lese, wenn ich weiß, was unsre officiellen Zeitungen von Thatsachen sagen sollen und was sie verschweigen müssen, wenn ich Zeuge eines Censurzwanges bin, so widerstrebend

aller germaniſchen *) Bildung und alter Freiheit, ſo lächerlich als auf der andern Seite die Exceſſe

*) Wohlmeinende haben in öffentlichen Blättern die Meinung zu verbreiten geſucht, die Cenſur ſei jetzt nicht mehr ſo arg, als man ſie ausſchreit. Sie haben Recht. Mit gewiſſen anſtändigen Wendungen will ich die Pulververſchwörung loben, den Königsmord anempfehlen und die Republik predigen. Der Cenſor wird gegen dergleichen theoretiſche, mit Beſcheidenheit vorgetragene Anſichten nichts einzuwenden haben. Zieht dagegen zufällig der Kammerdiener des Mannes, dem er ſeinen Poſten verdankt, ein Eichhörnchen auf, ſo ſtreicht er mir ganz gewiß, wenn ich drucken laſſen will: „Eichhörnchen ſind unnütze Thiere,“ weil es eine Verſündigung wäre gegen Gottes Allmacht und Allweisheit. — Noch weniger werde ich von einer notoriſch aus dem Contract gelaufenen Schauſpielerin, würde ſie auch mit Steckbriefen verfolgt, dies ſagen dürfen, wenn die Gelaufene und Verfolgte zufällig ſich einer einflußreichen Protection erfreut; vermuthlich weil es eine Läſterung wäre gegen Gottes Allgüte, die gewiß auch fortgelaufenen Schauſpielerinnen dieſe Sünde verzeiht. Und der Cenſor handelt klug und — recht, was hier eins und daſſelbe iſt, und Du — an ſeiner Stelle — handelteſt auch ſo. Ehe nicht das Amt eines Cenſors ein unantaſtbares wird, gleich dem des Richters, und er nur nach Urtheil und Recht abgeſetzt werden kann, bleibt die Cenſur die drückendſte, mamelhafteſte Behörde in einem civiliſirten Staate, das wahre Symbol der Willkür, eine gekrönte Laune, und das trotz aller Obercenſoren und Cenſurcollegien!

der Preſſe widerwärtig; wenn ich ſehe, wie er den böſen Willen nicht beſchränkt, aber dem guten Handſchellen anlegt; wen ich außer den Meiſterwerken deutſchen Geiſtes aus ſeiner Blütezeit, außer Egmont und Tell, auf unſern Bühnen auch alle Stücke aus Furcht verboten oder verändert ſehe, welche Fürſten und Obrigkeiten in ungünſtigem Lichte darſtellen und poetiſch der Freiheit das Wort reden; wenn ich ſehe, wie man für einen Studentenunfug die Univerſität ſtraft, das Vergehen eines Individuums ganze Claſſen büßen läßt, und dem ſinkenden Adel aufzuhelfen wähnt, indem man ein paar Individuen in hohen Poſten Bürgerlichen vorzieht, ſo überſchleicht mich der Zweifel, ob die Thorheit der belgiſchen Revolution, welche vor drei Jahren die Sache der Könige rettete, nicht ihr Aequivalent gefunden hat. Wenn ich aber überdenke, wie man aus Angſt zuließ, daß ein Volk ſtarb, das noch unbändige Lebenskraft und Luſt in jedem Pulſe hatte; ein Volk, dem wir viel ſchuldig waren, ſo viel ſchuldig, daß ſeine ungeheuere Gegenſchuld unſre doch nicht aufwog, und ein andres aus Angſt ins Leben rief, das nie gelebt, ein Fabricat von Jeſuiten und

Journaliſten, und dort um die unnatürliche Leichenbahre, hier um die unnatürliche Wiege den ſophiſtiſchen Mantel der Tugend und Nothwendigkeit breitete; wenn ich ſehe, wie man berufenen Volksſprechern den Mund verſchließt, ehe ſie ihn geöffnet, aus Angſt, daß ſie ihn anders öffnen könnten, als man erwartet, und wie man anrüchigen Charakteren, Parteigängern, käuflichen Talenten ſchmeichelt, während man ſtrenge Royaliſten verfolgt, weil ſie nicht ihr Urtheil gefangen geben wollen, und grade ſo ſprechen, wie man will, ſo überkommt mich der Zweifel, ob das Königthum in Europa denn wirklich ſo feſt ſteht, als ich glaubte und hoffte, und ob, was der Grimm der Feinde nicht vermocht, die eigne unkönigliche Angſt nicht zu Stande bringt, daß der Boden unter ihren Füßen weicht und ſinkt. Aber trotz dem bleibe ich Royaliſt; denn es können beſſere Zeiten kommen, und ſelbſt die ſchlimmen wirklichen ſind beſſer als die geträumten glückſeligen.

Die nächſte Zukunft freilich ſchien trübe; jetzt im Augenblick, wo ich es durchleſe, um es zum Druck zu ſenden, dünkt mich, als leuchte wieder ein Strahl des Vertrauens, daß es heller werde.

Möglich — ſchrieb ich — daß die Anſicht für den Augenblick ſiegt, welche ich für die falſche achte, daß die monarchiſche Sache ſinkt, weil die Monarchen kein Vertrauen haben zu den Völkern; aber die Völker kehren doch zu den Monarchien zurück. Möge der Prozeß nicht nöthig werden! Aber möglich auch, daß, was uns heute heiß bewegt, unſre Enkel lächeln macht. Vielleicht dauern die Kämpfe und Parteien, welche die gebildete Welt zerreißen, nicht eine Generation durch fort. Papſt und Kaiſer, Proteſtanten und Katholiken waren Gegenſätze, Gedanken, in die die Welt ſich theilte wie heut in Fürſten- und Völkerrechte. Wer ſpricht noch davon, und welche neue Begriffe werden in hundert Jahren Geiſt und Herz beherrſchen, wenn man unſre Kämpfe vergeſſen hat!

Schattenrisse

aus Süddeutschland.

Von

W. Alexis.

Berlin, 1834.
In der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung.
Unter den Linden Nr. 34.

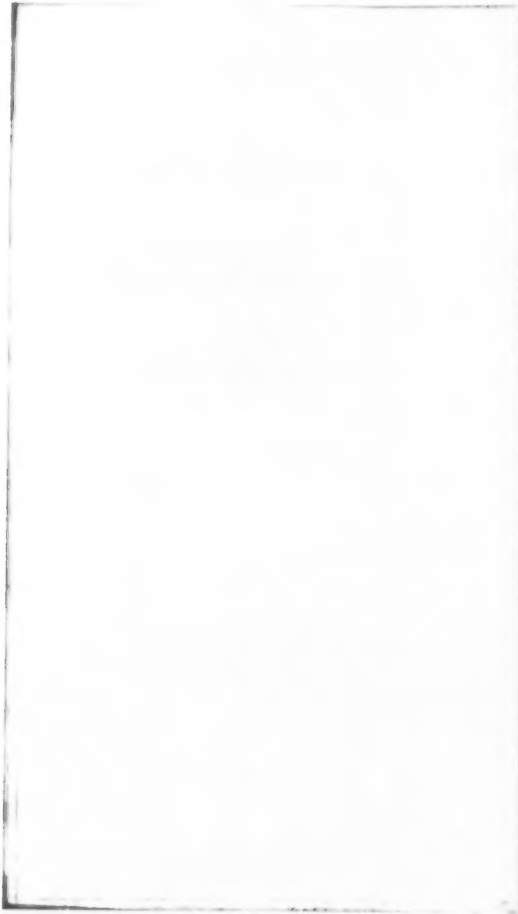

Diese Skizzen, welche einzeln unter veränderter Gestalt bereits im Morgenblatte und Freimüthigen dem Publikum vor's Auge traten, sind bestimmt, sich meinem im vorigen Jahre erschienenen Buche über die Kaiserstadt anzureihen und das deutsche grüne Vorhügelland, das sich vom Fuße der steierschen Alpen bis zu den Vogesen, geschirmt von deren ewigen Schneerücken und Eispiks gegen den dörrenden Brand der Wälschen Sonne, hinlicht, meinen norddeutschen Landsleuten vorzuführen.

Die in der Reihenfolge bemerkliche Lücke, die Vorberge Tirols und Baiern, dürften vielleicht einſt zu einem dritten Bande Anlaß geben, wie ich auch nicht verſchwöre, einſt höher die Alpenmauer zu beſteigen, welche Italien von unſerm Vaterlande trennt.

Ob ich mehr das Land, oder die Menſchen im Auge gehabt, wage ich nicht zu beſtimmen; meines Erachtens läßt ſich die Beobachtung nicht trennen. Nur verwahre ich mich gegen den Vorwurf: daß ich irgend einen der berührten Gegenſtände ſchildern wollen wie er iſt.

Ich male nur, wie es ſcheint und zwar mir. Sonnenſchein und Regen, Stimmungen, Verhältniſſe üben ihren nothwendigen Einfluß; aber die Phyſiognomie läßt ſich, wenn man mit Anſchauungsart und Manier des Malers vertraut iſt, vielleicht daraus entnehmen, und es ſollte mich freuen, wenn ich etwas dazu bei-

trage, meine näheren Landsleute mehr mit der Sonnen-, als der Wetterseite bei unsern süddeutschen Stammesbrüdern bekannt zu machen.

Ohne die politische mit aufzunehmen, müßte alle Farbe von diesen Bildern fortbleiben. Es läßt sich nicht mehr trennen. Mein Glaubensbekenntniß ist kein Geheimniß. Weder hat ein jüngstes Ereigniß von der einen Seite, noch haben Verleumdungen von der andern im geringsten daran geändert. Jenes bedauere ich, — nicht meinetwegen, — diese sind das unvermeidliche Loos aller unabhängig Dastehenden. Gegner sind mir nur Die, welche ein Princip, ein mit menschlichen Organen aufgefaßtes und ausgebildetes, für die ewige Wahrheit halten; und zum persönlichen Kampfe fordern mich nur Die auf, welche es mir persönlich zur Pflicht machen wollen, einem solchen zu huldigen, sei es nach rechts oder links. Ich halte Natur und

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51043-8
HARING.G.W.H. FN. 04000/018

Leben für so unendlich reich, daß noch Tausende zwischen beiden Principien durch sich einen geraden Weg suchen können, ohne sich nur selbst zu berühren.

Wenn hie und da in meinen Skizzen der Schatten auf einer Seite greller heraustritt, so mag dies nicht immer Absicht des Autors, sondern Schuld des Conflictes der Umstände sein, welcher die vermittelnden Tinten nicht billigte, oder von der andern Seite allen Schatten entfernt haben wollte.

Das Salzkammergut.

Es sind drei Ursachen, welche den Oesterreicher hindern, in's Ausland zu reisen; erstens, weil er verhindert ist, zweitens, weil er's zu Hause bequemer hat, und drittens, weil's auch schöner bei ihm ist. Ausnahmen hat dieser Satz wie jeder andere in allen seinen drei Partikeln. Hier rede ich nur von der letzten.

Wo findet er es schöner, als bei sich? Vielleicht in der Schweiz, in Lissabon, in Granada, in Konstantinopel. Der schönen Gegenden sind genug in der Welt, und unser kleiner Theil Europa hat deren verhältnißmäßig so in Ueberfluß, daß es wirklich überflüssig ist, darum in ferne Welttheile zu reisen. Ich meine auch, daß unsere Auswanderer nicht darum Amerika aufsuchen. Sie wollen es behaglicher haben,

sie suchen den Comfort, von dem jeder englische König in seiner Eröffnungsrede sprechen muß, und den Heinrich der Vierte umsonst seinen Franzosen wünschte. Die Franzosen mögen das witzigste, das geistreichste, das liebenswürdigste, meinetwalben auch das tapferste und das genügsamste und das gelehrteste Volk sein, aber das comfortabelste sind sie nicht, und werden es niemals werden. Die Oesterreicher sind weder das witzigste, noch das allergeistreichste, noch das allerliebenswürdigste Volk, aber auf den Comfort verstehen sie sich. Schönheit, Größe, Würde, Lust ohne Comfort ist ihnen nichts. Und wie das Volk, so das Land; es ist Alles comfortabel. Wie das in Wien ist und Unterösterreich, darüber habe ich mich an einem andern Orte ausgesprochen, und es weiß es auch Jeder, der Oesterreich gesehen, oder nur davon gehört. Aber auch ihre Berge, ihre großen hohen Gebirge, ihre Alpennatur trägt diesen Charakter. Hat nicht der gewaltige Schneeberg, ein Riese, gegen den die viel berühmtere Schneekoppe des Riesengebirges nur ein verkümmertes Stiefkind ist, die Gefälligkeit, aus seiner Grätzer Alpenkette herauszutreten, und so den Wienern nahe zu kommen, daß der

Spaziergänger mit Bequemlichkeit in einem Tage ihn erreicht, da er doch in jeder andern Stadt zu einer Reise sich anschicken müßte? Und der Schneeberg ist nur ein Vorposten, ein von den Gebirgen vorausgeschickter Ehrenmarschall, um die Residenzbewohner zu bewillkommen und in die Alpen einzuladen, die dicht hinter ihm, erstgeborene Kinder, Vollblutssprößlinge der Schweizeralpen, anfangen. Und alles ist von Natur- und Obrigkeitswegen angeordnet, es den Hauptstädtern bequem zu machen, hier nach Grätz, dort nach Linz den Weg zu einer Spazierfahrt umzuwandeln.

Der Wiener jauchzt vor Lust bei Nennung seiner steierschen Alpen, seines Salzkammergutes und Salzburgs; und doch, wie Wenige verhältnißmäßig reisen auch nur dorthin, weit weniger als von Berlin durch die öden Sandsteppen alljährlich nach dem anmuthigen Punkte Rügen pilgern, während dort jeder reizende Punkt nur der Anfangspunkt zu einer noch schönern Gegend und der landschaftliche Charakter so mannigfach ist. Aber es ist das auch eine Reise, und hat man nicht schon dicht um Wien auch Gebirge, Wälder, Schluchten, Burgen, und sieht

Eisberge? Die schönen Städte, Landschaften und Gebirge, die ich vorhin nannte, sind gewiß majestätischer, schöner, mehr sinnberauschend, vielleicht auch lieblicher zum Theil; aber jenen Comfort der oberösterreichischen Gegenden haben sie doch nicht. Wie Deutschland das Herz von Europa, wo sein Lebenssaft zu Hause, so ist hier das saftige, lichthelle Grün der Grundton, welcher im Norden wie im Süden nur strichweise, nur modificirt zum Vorschein kommt. Suchst du doch selbst im Westen — Frankreich — und im sarmatischen Osten vergebens nach diesem grünen Charakter. Er ist weit verbreitet über Deutschland; aber in seiner ganzen Herrlichkeit, in seiner ganzen Lieblichkeit, von Duft, Schmelz, Frische, nirgend monoton, weil er sich amalgamirt und schattirt mit der Kultur, mit Städten, Dörfern, Ruinen, mit Felsgeklüft und Schneerücken, findest du ihn in den Gegenden südwärts von der Donau.

Es giebt zwei gewöhnliche Naturerscheinungen, die in jeder Stimmung mich erquicken, auffrischen, das ist der Anblick des abendlichen Meeres und eines Laubwaldes nach einem Gewitterregen, der die Wipfel und Kronen gewaschen

hat und bis in den Moos- und Rasenteppich eindrang. Mich dünkt, in ihrem grünen Kleide hat die Natur auch auf das abgestumpfteste Gemüth eine unverwüstliche Kraft. Das ist nicht, wenn die Sonne in der Mittagshöhe steht, noch wenn sie, eine Feuerkugel, sich majestätisch erhebt; mit einem Worte, es ist nicht das Außerordentliche in ihren Erscheinungen, sondern die Kraft, die in ihrer Ruhe liegt. So wie ein heiterer Abend in einer nicht eben bedeutenden Gegend auch auf einen vom Uebergenuß der imposantesten und pikantesten Naturschönheiten gesättigten Sinn wohlthätig einwirken mag, und zwar oft in einer Art, daß er sich selbst nicht Rechenschaft geben kann weßhalb — so tragen für mich die grünen deutschen Gegenden den unauslöschlichen Charakter der Frische. Ich meine, die Durchschauerten vom Norden könnten sich hier noch wärmen, indeß die Sonnenverbrannten aus dem Süden gewiß Kühlung, Labung finden.

Was ein Wald ist, ward nirgend so verstanden als in Deutschland. Selbst die Spanier, uns so nahe an Innigkeit der Naturempfindung und der Naturandacht, kannten das nicht,

weil sie keine Wälder haben. Wo ihre Poesie sich da hinein macht, schafft sie erst, sie spricht davon wie von etwas Fremden, wie etwa wir von einer Felsengrotte, wo wir, pilgernd durch eine sonnige Wüste, endlich Schatten finden, indeß alle unsere Lieder von uralters überträufen von Waldgedanken und Waldempfindungen, als hätten unsere Dichter, von Ottfried bis Tieck und Uhland, nur im grünen Walde gelebt. Der Spanier beschreibt die Waldesnacht, der Deutsche nimmt an, jeder Hörer seines Liedes sei mit ihm drin; ebenso unsere Maler. Wie eigenthümlich fassen die Alten, wo in den seltenen Fällen Landschaftliches aus ihren historischen Gemälden heraustritt, den Waldcharakter auf; es ist Frühling, Freude und Erlösung auf ihrem Wiesengrün, in jedem Baume und jeder Blume, und die Natur lacht in frommer Seligkeit. Ich meine, seit ich die Donaugegenden kenne, erst viele dieser altdeutschen Gemälde zu verstehen, und was mir auf Holz und Leinwand schroff und gezwungen däuchte, dazu fand ich hier die Originale, und zwischen diesen Bergen umhersteigend, die ich doch nie betreten, fand ich alte Bekannte, wenn auch nur aus den Werken

frommer Meister herrührend; aber die Hände, die längst, gefaltet über der Brust, in ihren Grüften vermodert sind, conterfeieten nur eine Wahrheit, welche das Auge gefunden und der Sinn empfangen hatte.

So ist das frische Grün in allen Variationen von Wald, Wiese, Bergmatte, Hügelkuppe, Garten, Flur, Rain, der Grundton im südlichen Deutschland. Die Kieferwälder sind nur wie zur Schattirung dazwischen gestreut, und um das Grün zu heben, ragen darüber die ewigen Schneeberge empor. Schon der Weg von Wien bis Linz, längs der Donau, gleichsam die Avenue des Berglandes, ist überreich an Lieblichkeit. Rechts in der Tiefe der germanische Strom, dessen Name in die mythische Vorwelt der europäischen Geschichte reicht, mit seinen Ruinen, den Resten seiner Feudalpracht, und den schwellenden Gärten zu beiden Uferseiten. Es ist das Land des Segens und der Fülle. So viel liefern die Obstgarten dem Bauer, daß nicht er, noch die geöffneten Handelswege den Reichthum verzehren. Von den brechenden Bäumen fallen die Früchte auf den Boden; die Keller, Boden, Kammern reichen

nicht aus, sie zu bewahren, die Donau hat nicht Schiffe genug, sie aufzuladen. Man preßt Apfelwein, und von der Masse des Ertrages, wenn gleich verschleudert, lebt der Bauer. Doch soll noch die Mehrzahl der Kernfrüchte im Herbste verkommen und auf dem Boden faulend düngen für das künftige Jahr.

Aber dein Auge verweilt nicht zu lange bei den Donauufern zur Rechten; es wird durch das ungleich großartigere Schauspiel links angezogen, bald ganz gefesselt. Wenn du hinaus über die saftgrünen Wiesen und Fluren, über die dunklern Wälderstreifen und noch dunklern Bergzüge die ersten weißen Spitzen erblickst, hebt sich dein Herz vor Lust, das Auge will den einen Gegenstand nicht lassen, und doch geht es dir bald wie dem Knaben in der Parabel. Von den vielen Muscheln am Meeresstrande, deren eine schöner ist als die andere, greift er immer weiter, und wirft immer hinweg, ohne je zum Besitz zu kommen. So ist bald die erste Schneespitze vergessen vor einer noch höhern, viel schönern gestalteten; endlich ist es ein ganzes fernes Theater mit Schneewänden hinter den blauen Bergwänden, und hinter diesen Schneewänden

gewaltige, glänzende, kühn geformte Eispiks. Sie kommen und schwinden; du rollst an ihnen vorüber, ohne ihnen näher zu kommen, sie stehen ewig. Und zu dieser Dekoration denke dir im Vorgrund die anmuthigsten Koulissen von hochwipflichen Ulmen an der Straße, blühende Obstgärten, Schlösser mit ihren Parks und zierliche Bauerhäuser mit Allem, was ihnen Reiz giebt.

Linz ist ein guter Ruhepunkt zwischen Wien und Salzburg, wenn man noch ruhen kann, nachdem man die Alpen blinken sah. Der Charakter der Schneeregion ruht einstweilen in dieser reizenden Sommerstadt. Ich sah Linz immer bei heiterem Wetter; ich kann mir nicht vorstellen, daß es jemals daselbst trübe ist. Es ist eine Bergstadt und doch Alles so offen, heiter, von allen Seiten weite Aussichten. Es wird eine Festung, und doch welch ein Charakter von Freiheit! In ruhiger Majestät rauscht die Donau vorüber und leiht der Stadt zu ihren übrigen Reizen den einer Hafenstadt; beständiger Verkehr, Anlegen, Abfahren mächtiger Schiffe; nur daß sie alle vorüber müssen und keines zurück kommt. An Geschmack kann es einem so schönen Geschlechte, wie allerwärts das Linzer —

wenigstens die eine Hälfte desselben — gerühmt wird, nicht fehlen; also haben sie auch den schönsten Höhenpunkt um die Stadt auserwählt, um darauf ihren Hauptvergnügungsort, den Jägermeier, anzulegen. Die Aussicht auf die Donau, die Stadt, die Berge und die Thäler ringsum ist entzückend. Die neu angelegten Festungswerke, an denen mit dauernder Thätigkeit gearbeitet wird, bestehen bekanntlich aus vereinzelten Kastellen auf den Höhenpunkten ringsum; einen großen Vorzug scheinen sie mir auch darin zu haben, daß man sie nicht bemerkt. — Der alte Spruch von Sachsen, wo die hübschen Mädchen wachsen, hat sich in neuester Zeit nicht mehr bewährt; die Sage von den schönen Linzerinnen ist aber noch heute Wahrheit. Mehr als in der Stadt fallen die auf dem Lande der ausgezeichnet schöne Wuchs und dazu die regelmäßig schönen Gesichtszüge der jungen Mädchen auf. Jener wird hier noch durch die malerische oberösterreichische Tracht gehoben. Das knappe schwarze Mieder unter dem weißen Brustlatz hebt die schlanke Taille, und die weiten weißen Aermel passen vortrefflich zu den geradegewachsenen Gestalten und geben ihnen ein ge-

wisses ehrbares Lustre, nach dem sie nun vielleicht nicht gerade verlangen. Die große Mehrzahl der Linzer Bäuerinnen müßte auch im französischen Gesellschaftsanzuge als Damen sich würdig ausnehmen, was sich im Durchschnitt von den wenigsten Bauerschaften sagen läßt. Es ist das Gefühl des Nichtgedrücktseins, was diese Glücklichen über so viele ihres Standes hebt, und im slavisch-germanischen Norden selten gefunden wird. Das ist bei den Herrinnen, wie bei den Dienerinnen; sind doch gerade die Kellnerinnen hier berühmt. Das anmuthige Linzer Goldhäubchen, die decenteste und geschmackvollste Tracht für so schöne Gesichter, ist zwar noch im Gebrauch, doch wegen der Kostspieligkeit nur als Staat und droht auch da schon abzukommen. Die Patrioten sollten dagegen wirken.

Es ist ein munteres Schauspiel, die rührige Betriebsamkeit in einem großen Landwirthshause in Oberösterreich zu sehen. Alles schwirrt und wirbelt in gemessener Thätigkeit durch die gewaltigen Räume des Hauses. Der Gast ist Nebensache; ihm stürzen keine grünbeschürzten Kellner entgegen, der Wirth erkundigt sich nicht mit Bücklingen und tiefgezogener Mütze nach dem

Begehren der gnädigen Herrschaften; und doch erhält jeder das Seine, freilich nicht immer, wie er es will, sondern wie es Schick und Sitte im Hause ist. Der Wirth, eine wohlbeleibte Athletengestalt, durchschreitet wie Einer der seines Rechtes als freier Eigenthümer sich bewußt ist, Flur und Zimmer. Er redet gnädig mit dem und jenem, aber eben so freundlich, mit dem Kärner als mit dem Grafen. Die Oberkellnerin aber waltet mit dem Schlüsselbunde ordnend und befehlend umher. Am Riemen um den Leib hängt noch eine Ledertasche, ein Erbstück der Frauenwürde aus dem Mittelalter und keine üble Zugabe zu ihrer malerischen Tracht. Mir schien sogar, als fühle sich die Kathi erst ganz in ihrer Würde, wenn sie den Sack umgeschnallt, als wäre er das Symbol ihrer Oberherrlichkeit. — „I glaub die Kathi geht noch mal in's Kloster, s" agte der staubige Kärnerknecht, dem sie ein Seidel Wein hingesetzt, und die Kathi sagte schnippisch: „I glaub' halt auch." Ich aber glaub' es nicht, obgleich der Kärner nicht genug zu erzählen wußte, was das für ein Madel sei, oder eigentlich sei's „gar ka Madel," denn's wär' noch keine Mannsperson in der

Welt, die sich was rühmen könnte. Das wurde laut und offen verhandelt und genirte die Kathi so wenig als eine jüngere Magd sich durch die Anwesenheit der Gäste stören ließ, die Zärtlichkeiten eines anderen Fuhrknechts entgegen zu nehmen. Die Lust vom Tanze gestern Abend, und was die stille Zwischenzeit bis heut Morgen gebracht, glänzte noch auf dem frohen sorgenlosen Gesichte; und Niemand von Allen kümmerte sich darum, indeß die verschlossene Kathi gewiß schon viel Redens und Kopfbrechen gemacht hat. Ländlich, sittlich!

In Lambach, auf der großen Straße nach Salzburg, lenkt der Reisende ab, welcher vor den gewaltigen Schönheiten der Salzburger Natur die nicht minder anmuthigen des Salzkammergutes besucht. Der Wiener wird es dir zur Pflicht, und jeden einzelnen Punkt namhaft machen, den du in diesem reizenden, altösterreichischen Distrikt sehen mußt. Er ist so eifersüchtig darauf, daß er dir eher vergiebt, Salzburg selbst nicht gesehen zu haben, als daß du an einem Winkel in der großen Tour, den die Mode nennt, vorübergehst. Das Salzkammergut ist seine sächsische Schweiz, das heißt der

approbirte und obrigkeitlich bestätigte Distrikt seiner Reiselust. Und doch ist es fast eine Sünde, diese Berge und Thäler mit dem Meißner Oberlande zu vergleichen, so wenig ich auch der sächsischen Schweiz Lieblichkeit und Ueberraschung absprechen mag. Nur um die eine Aussicht vom klösterlichen Garten zu Lambach auf das Gebirge lohnt es sich für einen, der keine Schneeberge sah, im Frühjahr hinzureisen. Ich war die Nacht gefahren; da trete ich am Morgen über den bunt bewegten Markt, wimmelnd von allen Trachten des Oberlandes — unter denen die klein- und spitzköpfigen weißen Hüte mit ungeheuer breiten Krempen, mehr schwebend als ruhend auf dem Kopfe, sich besonders malerisch ausnehmen — an das Gartengitter, und glaube eine phantasmagorische Täuschung zu erblicken. Dicht hinter dem wohlgepflegten Garten erheben sich riesenhafte, braune, graue, wunderbar gestaltete Felsen, Gebirgstannenwälder lassen ihr dunkles Grün bis zu den Spitzen, wo der Schnee anfängt, wachsen, und Eispikk und Schneeflächen krönen die wunderschön gruppirte Dekoration. Wer malt sie mit Worten! Die Ueberraschung macht das Wunder; die Schönheit bleibt auch,

nachdem man alle Partien, die man hier als Tableau vor sich sieht, einzeln besucht hat.

Ehe du den ersten Punkt auf diesem Tableau, Gmünd am Traunsee, unter dem Traunfels, erreichst — nur eine Station von Lambach entfernt — mußt du am Traunfall Halt machen; ein Wasserfall, nicht unanmuthig, aber weder an sich noch durch seine Umgebung für Jemand, der Kataraкten kennt, besonders merkwürdig, wohl aber um deßhalb, weil der jetzige König von Baiern einst an demselben, Salme angelnd, den berühmten englischen Naturforscher Sir Humphry Davy fing. Davy's Memoiren erzählen diesen merkwürdigen Fall. Es gliche einem Wunder, wie der Britte lebend den jähen, schmetternden Fall über die Felsecke hinabgeglitten, wenn nicht brittische Sonderlinge, wie die Geschichten vom Rhein- und Niagarafall zur Genüge darthun, vorzugsweise von der Natur privilegirt wären bei dergleichen Ein- und Wasserfällen.

Ein Wort, das die Ueberraschung, das Staunen, die Schönheit, den wunderlieblichen Eindruck und zugleich das Behagen ausdrückt, welches mich beim ersten Anblick von Gmünd

ergriff, fehlt mir. Wenn man vom Hochlande kommt, mag es anders sein. Die Beimischung des Großartigen zu dem Conflux von Eigenschaften tritt dann zurück, das Liebliche, das Behagliche, das Harmonische bleibt. Die Straße windet sich vor dem Städtchen durch einen Hohlweg. Während du vorhin nichts sahest als eine anmuthige Gebirgsgegend mit dahinter vorragenden Felskuppen und Schneespitzen — auch bei Lambach war es nur Hinterdekoration — bist du hier plötzlich inmitten einer Schweiz. Dicht am reizenden, langhingedehnten See, einem blauen Spiegel, klemmt sich das alte Städtchen zwischen einige Vorhügel, und rechts und links und fernhin drüben erheben sich die majestätischen Felsen und grünen Berge und Schneegebirge in wunderbarer, künstlerisch schöner Mischung und Gruppirung. Du mußt dir gestehen, die Natur ist eine große Landschaftsmalerin. Vom Calvarienberg, dicht hinter dem Städtchen, überschaust du am besten das Panorama. Großartigere giebt es viele, aber wenige möchten dieß geschlossene Rundgemälde in der Mischung des Lieblichen mit dem Großartigen übertreffen, und ich glaube, kein Panorama der Natur verlöscht für mich

den Eindruck, den ich am Sonntag Morgen des heitersten Frühlingstages einsaugte. Ich war allein; nur die Maikäfer schwirrten um mich. Ein Grün von Saft und Sonnenschein, wie wir es im Norden nicht kennen, ringsum ausgebreitet; zu Füßen wieder Wiesen und die Feudalgiebel und Thürmchen der Stadt, gegen den blauen Seespiegel scharf abgegrenzt, und herauf tönte in die Stille der Naturfeier das Sonntagsgeläute, und umher schwammen auf dem tiefen See weiße Segel; alles Ruhe, Heiterkeit, Seligkeit. Der Charakterstempel der Klarheit war diesem Bilde aufgedrückt; der ungetrübte weite Seespiegel, die Schneerücken in der Ferne, herüberschwimmend mit ihrem makellosen Weiß, der wolkenlose Horizont boten sich die Hand. Ich war unwohl; wer aber konnte es hier bleiben? Und doch! Ich sah hinter mir und in einer dunkeln Höhle lag ein blutender Leichnam, grün, gelb, verzerrt von den Ausdrücken des Schmerzes, ein gräuliches Bild, und der todte Erlöser schien zu stöhnen über das blendend lustige Sonntagskleid, in das Fels, Berg und Wiese sich kleidete, nur die trübe Lampe aus der schwarzen Höhle schien auf sein bleiches

Schmerzensantlitz. — War das eine entsetzliche Parodie der Natur-Andacht um mich her? Rief er mir zu: „Sie sind noch nicht erlöst! Ich allein bin der Weg zum Leben!“ — Nein, das war ein Bild von Menschenhand gemacht, eine Ausgeburt der Phantasie, die sich selbst quält. Der Christus, der herabgestiegen, uns zu erlösen, deß mildes Wort selbst ein Frühlingswehen ist, der mit den Kindern spielte und Liebe nannte des Gesetzes Erfüllung, der Christus wollte nicht ein Schreckbild sein für die Lebendigen! — Ich legte mich auf den grünen Abhang und die Maikäfer summten mir ums Ohr: die Natur ist gesund. Krank ist nur des Menschen Gemüth. Doch hier wohl weniger als irgendwo. Die Sonntagsgesichter im Städtchen zeigten auch keine Spur von dem Seelenschmerze, der nie heilen wird, von der Krankheit, die nie genesen soll. Sie hatten ihre Andacht kurz abgemacht — die Sonntagsfeier deß Katholiken ist so bequem — und die muntern Gesichter unter den Goldhäubchen strahlten von der Vorlust auf den Tanz heute Abend. Es waren lauter Gesichter voll Lust, Heiterkeit und Offenheit durch und durch, und einer Gutmüthigkeit, die es sich zum

Verbrechen machen würde, Jemandem etwas abzuschlagen. Ein Puritaner röche vielleicht Sodom und Gomorrha, aber einem Psychologen möchte es schwer fallen, etwas Teufliſches zu wittern. Im Gegentheil ſuchen viele kranke Seelen und Leiber aus Wien im Sommer hier Erquickung für beides.

Eine ſtille Waſſerfahrt über den Gmünder See (eigentlich Traunſee) an einem heitern Frühlingstage, iſt ein Stückchen Paradieſesluſt. Ich wüßte gar nichts mit dieſer Seefahrt zu vergleichen, und doch iſt es wieder nichts Außerordentliches. Denn daß hier Felſen, wie der ungeheure kahle Traunſtein, von ihrer Schneeſpitze vertikal in den See hinabreichen, daß dort der Fuß eines ſchön geformten, mit wunderſchönem Laubholz bekleideten Berges in den Fluthen trinkt, iſt eben ſo wenig etwas Beſonderes, als daß jener Felſen dort hinter dem Traunſtein ein Geſicht hat wie Ludwig der Sechzehnte, was, beiläufig geſagt, viele Felſen haben. Für die Schiffer iſt es allerdings die größte Merkwürdigkeit, welche ſie dem Reiſenden zu zeigen wiſſen. Für mich aber iſt es die, daß ein ſolcher See, deſſen Reize ich nicht zu be-

schreiben weiß, eine ganz ordinaire Poststraße, und der Nachen, mit dem man in Arcadien fahren könnte, die ordinaire Post ist. Es führt kein anderer Weg als diese ungeheure hohle Wassergasse nach Ischel. Aber der Pfeil keines Salzburger Zell's, wenn er eben stände auf einer Spitze, erreichte den Geßler, der auf dem See vorüberfährt.

Die drei tiefen Kesselthäler von Gmünd, Ischel und Hallstadt, die die Traun auf ihrem Wege bildet, sind die Hauptpunkte des Salzkammergutes, wenigstens für den Lustreisenden. Mit dem von Hallstadt, dem südlichsten, schließt sich die Natur, der man noch das Prädikat des Lieblichen geben mag; umstarrt von ungeheuren nackten Felswänden, beginnt hier der gigantische Charakter des wilden Hochgebirgs; es führt kein Weg mehr weiter, nur Pfade schlängeln sich aus dem tiefen, dunkeln Kessel, und die Wiener Luft besucht es schon nicht mehr gern; denn man muß wieder nach Ischel umkehren, um nach Salzburg oder weiter nach Gastein zu gelangen, wiewohl Hallstadt um vier ganze Meilen dem letztern Orte näher liegt.

Aber Ischel selbst, obgleich ein Badeort und jetzt sehr besucht, beliebt und, was mehr als Beides, ein Modebad der Wiener, darfst du dir deshalb nicht als heitern Aufenthalt vorstellen. Wiewohl du drinnen weniger von den Schneefeldern und Eisgebirgen siehst, aus denen die wilde Traun, wenn du bei einer Biegung den Ort zuerst erblickst, unmittelbar zu entspringen scheint, ist es doch ein so tiefes, rundes Thal, daß ein langer Aufenthalt, zumal bei trübem Wetter, äußerst beklemmen seyn muß. Nur von einem neu errichteten Belvedere inmitten des Badegartens übersieht man diesen ungeheuern Kessel, aus dem kaum ein Ausweg denkbar scheint. Es ist weder der tief düstere, gigantesk Charakter des Hallstädter, noch der unaussprechlich heitere des Gmünder Thals, sondern die Mitte von beiden. Es fehlt das Wasser, also das Licht, das Auge der Natur, aber die düstern Schrecken der nackten Felswände werden durch das üppige dunkle Grün, das ringsumher die Berge und schwarzen Steinmassen, als Laubgebüsch, als Tannenwald, als Wiese und Moos bekleidet, gemildert. Der Erdgeist, der schöpferisch brütende, hat hier seinen

Lieblingssitz: dunkel muß es seyn, still, einsam, wo er schafft, aber doch grün!

Es möchte vielleicht einem empfindsamen Reisenden Vergnügen machen, zu glauben, hier in diesen düstern Thälern, wo die Natur selbst die Lust zu verweisen scheint, herrsche die alte Sitteneinfalt, nach der er so gern und so schmerzlich getäuscht in der Schweiz sucht. Ich hielt mich zu kurze Zeit auf, ihm darüber Nachricht geben zu können, ob das junge Volk so von der Moral denkt, wie in Gmünd; das aber erfuhr ich für gewiß, daß sie in dem Modebad Rechnungen zu schreiben verstehen, welche viele Gäste zurückschrecken. Ja sogar soll darunter eine reiche Gräfin seyn, welche vor einigen und zwanzig Jahren die Heilkraft des Bades erst entdeckt haben will. Damals gab es Hütten und Strohdächer, und die guten Leute wollten keine Bezahlung für das, was sie ja nichts kostete, wie Milch, Brod, Früchte, annehmen, und die vornehme Dame mußte es ihnen aufdringen und machte selbst die Preise, und jetzt, nachdem aus den Hütten Villen geworden mit Zinkdächern und Verandas und Blitzableitern, findet sie die Rechnungen, die man ganz ohne

ſie macht, ſo übermäßig, daß ſie ſich ein anderes Bad gewählt hat. In Salzburg iſt es ebenſo. Zwar ſind die Preiſe noch nicht wie in der Schweiz, und werden es auch wohl nicht werden, aber penſionirte Beamte ziehen aus dieſem gerühmten Lande der Billigkeit fort nach Linz und Oberöſterreich, um zu ſparen.

Salzburg.

Durch Schluchten und Gebirge, so schön, daß die Post, die allwöchentlich einmal von Ischel dahin geht, des Nachts fährt — denn bei Tage hielte es der Reisende für eine Versündigung, so schnell darüber hinzufliegen — geht der Weg nach Salzburg. Wird es schon so schwer, mit Worten, mit der Feder auf Papier nur eine Ahnung von der Lieblichkeit und Größe des Salzkammergutes zu geben, wer unternimmt, Salzburg zu schildern! Ich hüte mich auch wohl, und führe nur den Leser mit mir von dem trefflichen, ächt patriarchalischen Wirthshause zum rothen Ochsen über die lange Salzachbrücke in die moderne, halb schon italienische Stadt und dann hinauf den sauren Weg zur Citadelle. Hier übergebe ich ihn dem mili-

täriſchen Cicerone, der ihm Alles erklärt, was er ſieht; ich weiß aber nicht, ob es dadurch gewinnt. Beſſer aber, er geht in das Panorama des Herrn Satler, der Salzburg von derſelben Stelle aus viel beſſer gemalt hat, als ich es beſchreiben kann. Wenn er den rechten Cicerone trifft, wird der ihm mit ſehr bedenklichem Geſichte alle die wahrhaftigen Geſchichten von dem rechts am Eingange des Salzachthals liegenden Untersberges, dem hochberühmten Spuk- und Geiſterberge, erzählen, der nur das Unglück hat, daß keine ſo beſtimmte hiſtoriſche Perſon als Kaiſer Barbaroſſa in ihm eingeſchloſſen ſitzt, vielmehr ein ſolches Geſchlinge von Geiſtern der Vergangenheit und Zukunft, daß ſelbſt Dichter, die doch ſonſt dunkle Sagen den hellen vorziehen, um von ihrem Lichte dazuzuthun, hier in Verlegenheit gerathen, was damit anzufangen ſey. Gewiß iſt, daß mehr als ein Geiſt im Berge ſitzt, ein Heerführer — ob König oder Kaiſer, darüber ſtreiten ſich die Salzburger Gelehrten — mit einem großen Heere von Trabanten. Ihre Wirthſchaft ſoll nicht ganz ſo traurig ſein, als die im Kyffhäuſer, zumal da Alle auf eine Auferſtehung und ein neues

glänzendes Reich noch auf dieser Erde hoffen. Ob dies aber eine Monarchie oder eine Republik sein wird, wußte der österreichische Corporal nicht. Mit einiger Wahrscheinlichkeit wird das Treiben im Untersberge auf die St. Simonisten bezogen. Es ist nicht räthlich, wenn ein Salzburger dir davon erzählt, daran zu zweifeln; denn wenn er auch sonst den Aberglauben verachtet, mit den Geistern im Untersberge hat's seine Richtigkeit. „Die werden mal wieder heut Nacht gewirthschaftet haben," sagte mir mit pfiffigem Blick am Montag Morgen der Schustersbursch, mit dem ich eine Strecke Wegs ging, und es war der pfiffigste Schuster, den ich je auf der Landstraße traf.

Zu einem Spaziergange lade ich meinen Leser ein. Und wäre er die Apathie selbst, wo es Naturschönheiten zu bewundern giebt, auf dem Wege nach Hellbrunn besinnt er sich eines andern. Es war wieder Sonntag — oder irre ich mich? vielleicht ist in diesem Lande alle Tage Sonntag — und die Julisonne glühte über dem Thale von Salzburg und der Stadt Salzburg und der Citadelle von Salzburg, und es hätte unmöglich so schön seyn können, als es draußen

war, denn in den Straßen der Stadt war es zum Umsinken, wenn nicht aus den Schluchten der Schneeberge, dá wo die Salzach herkommt, ein kühler Wind geweht hätte. Nun war Luft, Himmel, Erde paradiesisch, es glänzte der Aether, die Baumwipfel, die Wiesen, die Schneeberge, wo sie vorblickten, und die Gesichter der Menschen, alles ein Glanz der Freude und Sonntagsluft. Es war ein Tag der Naturandacht, aber einer, die schon ihre Erlösung gefunden. Ich würde mich umsonst abmühen, diesen Spaziergang dir zu beschreiben, wie die ungeheuren Ulmen und Buchen zu beiden Seiten der Straße ein kostbar dunkles, undurchdringliches Dach über dir wölben, wie links und rechts weite Wiesen, voller Blumen, Saft, Duft, Wasser, den Sonnenstrahl auffangen, wie hinter dieser gesegneten Pläne die violetten Felsmassen des Unterberges die Aussicht begrenzen, hinter dir die majestätische Citadelle, vor dir die grünen Hügel, welche noch das Hauptpanorama der Salzburger Gebirge wie ein schöner Vorhang die noch schönere Dekoration verbergen. Alles das sagt nichts; schwarze Dinte und Druckerschwärze kann einmal das Grün der Al-

pennatur nicht wieder geben, selbst nicht Dinte aus Tiecks Dintenfaß; auch das weiße Papier repräsentirt nicht, was ein Schneeberg, vergukkend aus einer grünen Berglandschaft, spricht, und wie er winkt und grüßt. Aber die Menschen könnte ich beschreiben, d mit mir hinaus nach Hellbrunn wandern und mir entgegen kommen. Jene wollen wir dort in Augenschein nehmen, diese sind — Tyroler; ächte Tyroler Schenkel, Backen, Hosen, Hüte, Strümpfe, Gurte, Stiefeln. Nicht Raritäten und Raritätenkrämer, wie wir sie auf unsern Brettern als Naturfänger bewundern sollen, noch mit Bändern und Decken über dem Arm auf unsern Gassen; sondern es sind wirkliche tägliche Naturproducte des Landes. Dieses Gebirgsland mit seinen treuherzig kräftigen Gesichtern, mit seiner malerischen Tracht hat hier begonnen, und die seidenen Damenkleider und französischen Fracks der Stadtbewohner amalgamiren sich, ohne daß es auffällt, mit der uralten romantischen Bergtracht.

Hellbrunn ist ein Vergnügungsort der eleganten, oder vielmehr der ganzen Bevölkerung der Hauptstadt. Es ist ein Bergpark, ein ehe-

maliges biſchöfliches Luſtſchloß, mit allen den Gärtner- und Bildhauerkünſten, mit Grotten, Nymphen, Göttern, und was ſonſt einen Schloßpark aus dem vorigen Jahrhundert auszeichnet; was aber wollen alle Künſte gegen das, was die Natur gethan! — Ich entſinne mich jetzt, es war ein Feſttag und die Waſſerkünſte ſprangen, und darum war ein Theil von Salzburg draußen und trank Bier und Kaffee und freute ſich. Welch ganz andere Freude als die der Wiener! welch ein ganz anderes Geſchlecht! Wo waren geblieben die breiten üppigen Geſichter mit den ſchelmiſch brennenden Augen, dieſe Körper von venetianiſcher Fülle! — Was ich heute Morgen ſchon in der Kirche ſah, fand ich hier wieder, ein zartes, feines Geſchlecht, ſchmächtige Geſtalten, ovale, edle Geſichter; ſehr ſchöne Frauen, aber mehr Züchtigkeit als Ueppigkeit im Blick, im Ausdruck der Formen. Als hätte herüber geweht von den Eispits eine ſittliche Verklärung, mildernd die Gluth, die ſtarre Kraft auflöſend, die ringsum in dieſen ſüdlichen Strichen herrſcht. Nichts von dem gutmüthigen Leichtſinn der Wienerinnen, nichts von der überſprudelnden Kraft und Keckheit der

Tyrolerinnen, nichts von der zusammengedrängten Kraft der hochgewachsenen, stolz blickenden Bayerinnen, noch viel weniger von der süßen, weichen Fülle der Schweizerinnen. Dies schöne, sanfte, ernste, milde Geschlecht kam dem Nordländer wie verwandt vor. Es war etwas vom nordischen Hauch darin; aber der Ernst war kein puritanischer, kein protestantischer; es war eine katholische Devotion, eine süße Beschaulichkeit, die den Grundtypus aller dieser Gesichter ausmachte. Es that mir leid, daß ich weder Zeit, noch Gelegenheit hatte, den Charakter der Salzburgerinnen in ihren Familienkreisen näher kennen zu lernen. Was ich Bruchstücksweise von ihrer Sprache hörte, stimmte zu meiner Vorstellung. Doch bemerke ich, daß dies nur von den Stadtbewohnern gilt; auf dem eigentlichen Lande schien es so ländlich, üppig und sittlich getrieben zu werden, wie irgendwo in einem fetten Alpenlande.

Katholisch, ächt katholisch ist Salzburg, das sagt dir jeder Blick, wenn du, so etwas zu fühlen, sinnliche Empfänglichkeit mitbringst. Die Kirchen, elegant, halb italienisch, faßten eine Menge Betender, gegen deren Andacht diejenige,

welche ich in Wiens gothiſchen Kirchen gefunden, qualitativ ſehr gering ſchien. Wie züchtig ſenkte ſich hier die junge Schöne in ihrem Seidenkleide in den Betſtuhl, und das ſchöne blaſſe Geſicht neigte ſich über den gefaltenen Händen auf das Pulpet. Sie warf, als ſie es aufrichtete, keine Seitenblicke auf die umſtehende elegante Welt, oder wenn es geſchah, verklärte Ruhe die feinen, edlen Züge. Ein Maler, der nach deutſch katholiſchen Geſichtern ausgeht, fände hier reiche Studien. Doch erwarte er nicht die halb kindlichen deutſchen Madonnengeſichter der Hemlings und Schoorels; hier iſt mehr Ernſt, Verklärung, Verſtand; aber ein Verſtand, der, wie bei dem Spanier, dem Glauben keinen Eintrag thut. Jene andächtigen Geſichter, mit Kindesaugen und Fleiſchfülle, ſuche er weſtlicher im Bambergiſchen bis nach Frankfurt abwärts. Werden andere Reiſende aus den Geſichtern der Salzburgerinnen etwas ganz Anderes herausleſen? Ich will bekennen, was mich ſo ſehr beſtach. Ich ſah wenig, oder keine franzöſiſchen Hüte, nichts von den enormen Hauben, Lockenthürmen und andern entſtellenden Friſuren. Die eleganteſte und ſchönſte

Salzburgerin, die ich sah, trug auf dem Kopfe eine eng anschmiegende Linzerhaube von feinem schwarzem Drahtgeflecht; es läßt sich nichts Zierlicheres und Einfacheres denken. Sollen unsere Schönen nie lernen, daß unter den wechselnden Moden ihrer Kopfzeuge neun und neunzig von hundert die Reize, welche ihnen die Natur gab, statt zu erhöhen, entstellen?

Gutmüthig ist das Salzburger Geschlecht; dies lernst du aus ein paar Gesprächen. Es ist nicht die plumpe Gutmüthigkeit, die belustigt, statt zu erfreuen, sondern eine helle, wohlthätige. Wie schnell, wie verständig ließ sich der Bürger am Bierkrug mit uns in ein Gespräch ein, wie richtig war sein Urtheil. Er verrieth auch einige Kenntniß und noch mehr Wißbegier nach den Dingen außerhalb Salzburg. Nur als ich davon anfing, daß auch unter uns Salzburger leben, Urenkel jener, welche vor hundert Jahren aus ihren schönen Thälern, ihres Glaubens wegen, wandern mußten, schwieg er und sah zu Boden, rückte fort und war verschwunden. Die Salzburger sind vorsichtig. Auf dem Lande ist man jedoch minder behutsam. Man spricht vom Kaiser von Oesterreich, und schätzt die Vortheile

und Nachtheile ab, wenn man baierisch wäre. Das geschieht offen beim Bierkrug in den großen Schenkstuben und Flurhallen an der Hauptstraße von Wien nach München; Jeder kann es hören und wieder sagen. Der alte Satz: unter'm Krummstab ist gut wohnen, scheint ihnen noch in der Erinnerung zu schweben; aber sie verknüpfen damit einen ganz fremdartig kommerziellen Gedanken. Sie seufzen nach der alten deutschen Reichszeit, als der ganze italienische und Levantehandel über Salzburg ging. Wer kann ihnen das wiederschaffen!

Die Hügel von Hellbrunn sind der letzte Vorhang zu dem großartigen Alpengemälde, das ich dir versprach. Tritt um die Felsmauer und sieh vor Sonnenuntergang in das weite Thal der Salzach. Alle Frühlingsluft, alle geheimnißvollen Schauer einer großartigen Bergnatur wehen dir entgegen, aber einladend, lockend. Sie spricht nicht in ihren Schrecken, in ihrer ganzen reinen Schönheit redet sie zu dir. Ueber der duftigen, blumen- und kräuterreichen Wiese — kaum eine Stunde, scheint es, von dir — nicken herab die Gipfel der nie betretenen Schneeberge und strecken sich ins duftige Wiesengrün.

Du dächtest noch vor Untergang der Sonne auf ihrer Höhe, im Schnee dich badend, deren letzte Strahlen fangen zu können, und du mußt noch — reisen.

Neben seiner Schönheit — grüne, violette, blaue Bergriesen zu beiden Seiten, und hinten die weißen Schneegebirge — ist das lange Thal der Salzach gewiß eines der fruchtbarsten. Sehr breit hinter Salzburg, mit Dörfern, Saatfeldern, Gärten bedeckt, wird es immer enger gen Süden, und führt dann durch hochromantische Schluchten, unter Eispiks, von Wasserstürzen begrüßt, bis in die rauhe, großartige Alpennatur, welche außerhalb unseres Spazierganges liegt. Wir führen den Leser nur über Hallein nach Golling, und die sogenannten Oefen der Salzach sollen der südlichste und der passendste Schlußpunkt unserer Tour seyn. Jene Riesennatur zu berühren, liegt außer unserm Zwecke, und es wäre dazu nöthig, anders anzufangen, als mit dem Athemholen, das zu einer Erholungsreise und einem romantischen Spaziergange ausreicht.

Das Thal der Salzach ist weit, eben, überaus fruchtbar; ein gedrängt üppiger Wieswachs,

wie ich mich nicht entſinne, ihn irgendwo in Deutſchland gefunden zu haben. Aber das Waſſer ſelbſt iſt tückiſch. Jede hundert Schritte mahnt ein Kreuz, eine Votivtafel, ein ſchönes hiſtoriſches Gemälde mit einem noch erbaulichern Sprüchlein an ein Opfer, das ſie im Herbſtzorn, im Frühlingswüthen mit ſich geriſſen. Ueber jedem Stadtthor ſteht zwar im Salzburgiſchen geſchrieben: „der Bettel iſt hier verboten," (die Salzburger obrigkeitliche Orthographie unterſcheidet ſich noch bedeutend von der oberöſterreichiſchen, die doch ſchon eine andere iſt als die unteröſterreichiſche, und eine ganz andere als die ſächſiſch niederdeutſche) allein deſto häufiger wird man um das Almoſen eines Gebets für die armen Seelen im Fegefeuer angeſprochen. Wenige dieſer Bilder ſind ohne rührende Poeſie, ſowohl was die Geſchichtserzählung betrift als die lyriſche Betrachtung und Anrede an den Vorübergehenden. Wie ſehr bedauert man, wenn man zu Hauſe iſt, nicht alle dieſe Sprüche notirt zu haben, die an Ort und Stelle auch für den Reiſenden ihr fremdartiges Gepräge verlieren, weil ihrer zu viel ſind. Auch wird man ſelten ein Haus finden, ohne einen erbaulichen

Reimſpruch gegen Waſſer- und Feuersgefahr, und er klingt meiſt herzlicher und aufrichtiger, als die bezahlte Poeſie unter den Fegefeuerbildern.

Wer noch in Hallein war, freute ſich mehr, wenn er wieder hinausging, als wenn er eintrat. Es iſt eine dunkle, enge, todte, verräucherte Salzſtadt, eingezwängt unter himmelhohen Bergen, die von Schneegipfeln überragt werden, an der ſchäumenden Salzach. Aber kaum über die Brücke gekommen, und du findeſt, daß dieſe alte, räucherige, todte Steinſtadt jenſeits unter den violetten Rieſenfelſen in wild romantiſcher Schönheit liegt. Vom Orte Golling, zwei Meilen davon entlegen, iſt nicht daſſelbe zu ſagen. Er iſt auch nichts weiter, als der Ort, wo man Führer nimmt nach den Oefen der Salzach und dem berühmten Waſſerfall, welcher den Namen vom Flecken Golling trägt. Aber das Wirthshaus mit ſeinem Fremdenbuch, ſeinem Wirthe, den Schildereien an der Wand, beweiſet, daß Salzburg ein von der Reiſewuth entdecktes und kultivirtes Land iſt.

Schon zeigt dir, wenn du aufwärts zur Paßluke ſteigſt, ein Wegweiſer rechts auf der

Höhe den Weg nach den Oefen, ein obrigkeitlicher Meilenzeiger nach einer Naturschönheit! Aber sonst ist doch nicht Alles schon wie in der sächsischen Schweiz. Durch verschlungene Felspfade und Treppen gelangt man zu dem großen Klippenbruch, wo zwischen Felsquadern in der Größe von Häusern und umgeworfenen Thürmen die Salzach sich hinabstürzt. Es ist ein großartiges, durch die Mannigfaltigkeit der Ansichten interessantes Naturschauspiel; aber ihm fehlt die malerische, die eigentlich künstlerische Schönheit der Natur, welche im ganzen Salzburgischen vorherrscht. Um die Rarität würde man kaum die weite Reise machen, während fast jeder einzelne landschaftliche Punkt diese rechtfertigt. Der berühmte Kyselack findet sich denn auch hier eingegraben, eingemeißelt und eingeschwärzt auf allen gefährlichen Punkten, über jedem dieser Oefen. Es ist der rechte Ort für ihn. Hat noch Niemand bewiesen, daß Kyselack ein Engländer ist? Es siedet und kocht in jedem dieser Oefen, mir scheint daher der Name vortrefflich und ganz unpassend ihn abzuleiten von Oeffnung.

Ich habe einmal versucht, mit Worten den

verſchiedenartigen Charakter der norwegiſchen und ſchwediſchen Waſſerfälle deutlich zu machen. Wie weit mir dies gelang, weiß ich nicht. Aber ich habe alle Bezeichnungen verbraucht, die unſere Sprache uns giebt, um den Sturz, Guß, Fall, das Niederſchießen, Schäumen, Wirbeln, Aufkochen des Trollhätta, Leerfoß, Elfkarleby zu malen, und fühle mich nun arm an Worten, wenn ich nicht Gebrauchtes noch einmal nützen will, um den romantiſchen Charakter des Schwarzbachfalls bei Golling zu malen. Um neue Worte zu finden und der Sprache eine neue Wendung, dazu iſt er mir nicht bedeutend genug, aber ſehenswerth iſt er gewiß, höchſt merkwürdig und ſehr maleriſch, wie er, aus dunkler Bergeshöhle quellend, unter und über Felſen in eine anmuthige Schlucht, in unterbrochenen Kaskaden, ſich hinabſtürzt. Man glaubt ſeinen Anfang erklommen zu haben, und indem man vermittelſt einer kühnen Brücke über ihn fortſteigt, ſieht man, daß über unſern Häuptern erſt ſein Hauptſtrom und Guß majeſtätiſch uns begrüßt. Die Sage leitet ihn aus dem St. Bartholomäusſee unterirdiſch her;

ob geologisch richtig, weiß ich nicht, aber poetisch gewiß.

Wer unternimmt es, auf Papier auch nur ein dürftiges Bild des grünen Alpenkessels von Berchtesgaden zu entwerfen! Das sind Farben, die auch der Pinsel, getränkt in alles Saftgrün, auf der Leinwand nicht wiedergiebt. „Unsere Farben sind Koth," sagte mir einmal Friedrich in Dresden; „wer will Sonnenschein malen!" Das entschuldigt den talentvollen Sonderling immer nicht, daß er in letzter Zeit an nichts als Eisklötze und Nebelstreifen sich versucht hat. Aber hier hätte er doch Recht. Ich möchte das tiefe Thal, den Kessel, in dessen Mitte Berchtesgaden liegt, eine grüne Nacht nennen, in die des großen Watzmanns zwei Schneegipfel wie zwei Riesenfackeln hineinleuchten; aber das wäre doch nicht recht. Dies Grün ist keine Nacht, es ist selbst Licht. Mich dünkt auch, wenn die Sonne nicht auf diese schwellenden Matten, die von den höchsten Alpenhöhen sich sanft hinabsenken, schiene, das eingesogene Licht strahlte doch von ihnen wieder. Welche Vegetation in diesem Thale, welche Variation des Grün von dem höchsten Knieholz

der Bergkämme, durch das du dir Bahn gebrochen, von den hohen dunklen Tannen- zu den tiefen Eichen- und Buchenwäldern, und dazwischen die hellen, lachenden Wiesen mit ihren Hecken, Bächen, Sennhütten und Weilern! Und wenn du unten bist in dem heitern germanischen Städtchen, (im Gegensatz zu dem italienischen Salzburg) so ist an einzelnen Punkten das Grün verschwunden. Du glaubst spazieren zu gehen unter Gletschern und Eisfeldern; so ragen die höhern Schneeberge über den tiefern, grünen Thalrand hinaus.

Um die immer neu heraustretenden Schönheiten des Thales in allmähliger Entwicklung zu genießen, ist der romantische Weg, den die große Straße von Salzburg nach Berchtesgaden dich leitet, entlang dem Wasser, das aus den Berchtesgadener Schneebergen entspringt und in die Salzach fließt, der angenehmste. Von dem kleinsten wirst du gemach zu dem größten Schauspiel geführet. Willst du dieß aber in seiner überraschenden Wirkung plötzlich haben, so scheue nicht die sehr große Mühe, vom Gollingfalle aus dich über den hohen Alpenkamm, über steile Lehnen zwischen starrenden

Eispiks in das Thal führen zu laſſen. Oft wirſt du ermattend, verſchmachtend hinſinken, die Knie werden dir wanken auf einer ſteilen, dürren Lehne, wo du ſtundenlang ſteigen mußt, die Bruſt wird proteſtiren, aber Quellen mögen deinen Körper erfriſchen, und ein Rückblick hie und da auf die Salzburger Schneegebirge, die du noch nirgend ſo in ihrem großartigen Zuſammenhange ſahſt, werden dir geiſtig Muth geben. Dann der erſte Blick auf Berchtesgaden und das Silberweiß des Wazmanns, und du kommſt in Verſuchung Salzburg darüber zu vergeſſen. Für einen, der ſich von der Welt zurückziehen wollte und ungeſtört leben in einer eben ſo großartigen als ſchönen Natur, wüßte ich keinen paſſendern Ort, um Hütten zu bauen. Aber die ernſte Einſamkeit müßte er wirklich lieben. Sie iſt da, trotz der großen Straße, die von Salzburg nach Tyrol führt.

Wie reich die Donau an Ritterſchlöſſern und Monumenten aus dem Mittelalter, eben ſo arm iſt das Salzburgiſche daran. Ich ſah mich faſt vergeblich nur nach einer Thurmruine auf einer Bergſpitze um. Die Luft war den Raubrittern hier zu rein. Wo der Schnee ihnen die Herr-

schaft der Bergkronen streitig machte, ließen sie sich auf keinen Kampf mit diesem mächtigern Rivalen ein. Auch die Citadelle von Salzburg, auf einem isolirten steilen Felsen, so alterthümlich sie aussieht, ist doch erst mit der Reformation entstanden. Um 1494 wurde sie von einem Bischof Leopold gegründet und ausgebaut, worüber dir jeder Schlußstein an den Thüren Nachricht giebt. Auch ist der Gründer selbst vielfach in Stein ausgehauen. Wohl charakteristisch ist es, daß in diesem Lande die erste bischöfliche Burg erst mit der Revolution erwuchs. Daß dieser Bischof ein Mann von Geschmack war, beweist die reizende Lage des Schlosses und die zum Theil noch wohlerhaltene Tapezierung seiner Gemächer. Trotz des aufgewandten Gold-, Silber- und Farbenreichthums, sind sie in ihrer Konstruktion nichts weniger als prächtig und geräumig. Man dachte nur an die Behaglichkeit und Bequemlichkeit; ein bunter Ofen wärmte zum Beispiel des Bischofs Wohnstube, der noch heut, nach dreihundert vierzig Jahren, eine Rarität und ein Prachtstück, wiewohl so gebrechlich ist, daß man ihn nicht, wie man gewünscht, nach Laxenburg bei Wien transportiren konnte;

allein ein fürſtliches Paradezimmer würde heut wenig daran gewinnen. Dagegen ſind neben den behaglichen Gemächern auch prächtige gothiſche Hallen, die noch heut jeder Königsburg Ehre brächten. An Rüſtkammerſchätzen iſt wenig zu finden, doch zeigt man dir natürlicherweiſe eine Folterkammer, Verließe und dergleichen. Durch die tönenden Hallen und über die Steintreppen ſchreiten ſtatt der Ritter in Erz und der Diener des hochwürdigen Biſchofs Grenadiere in ihren langen weißen Interimsröcken; denn das Schloß von Salzburg iſt jetzt eine Kaſerne.

3.

Rheinbaiern.

Die Freunde hielten es für bedenklich, daß ich um diese Zeit nach Rheinbaiern wollte. Entweder könnte ich von den dort herrschenden Grundsätzen angesteckt werden, oder ich könnte bei meinen Grundsätzen mit den dortigen in Collision kommen.

Ich erwiederte nichts, als daß Rheinbaiern das Land ist, welches den besten Deutschen Wein liefert. Sollte nun zur unauslöschlichen Schande für Deutschland (ich erröthe, daß ich selbst ironisch an die Möglichkeit dachte), in Folge der mißlichen Gährung, welche übrigens in einem Weinlande nichts so außergewöhnliches ist, Rheinbaiern aufhören Deutsch zu sein, so wollte ich mir nicht dasselbe vorwerfen, was wir Alle mit Straßburg: daß wir das Meister-

werk Deutscher Baukunst in Frankreich suchen müssen!

Ich will noch in Deutschland Deutschlands besten Wein kosten! antwortete ich, und deshalb machte ich mich in Mitte August auf den Weg; ich meinte bei mir, wenn ich jetzt nicht gehe, so trinkt ein anderer die Flasche Liebfrauenmilch, die ich mir vorgenommen zu trinken, und Niemand weiß, ob die zweite so gut ist als die erste.

Auf der Blamage, so heißt ein Gesellschaftswagen, der täglich nach Manheim geht, fuhren wir dahin, aber weder hier, noch in Heidelberg fanden wir, was uns zur Rheinbaierschen Reise so nöthig dünkte als Paß, Schuh und Strümpfe, eine Handausgabe des Nibelungenliedes. Wir wollten auf dem classischen Boden dieses Gedichtes die Gesänge uns vorlesen, um mit dem Dichter oder den Dichtern zu fühlen und zu schauen, wie sie gefühlt und geschaut haben.

An der Rheinschanze, auf dem jenseitigen Ufer, machte man uns bedenkliche Gesichter. Auf unsere Erklarung, unser Reisezweck sei nur: einen geographischen Commentar zu den Nibe-

lungen zu ſchreiben, erklärten die Beamten indeß, dagegen hätten ſie nichts einzuwenden. Die Nibelungen ſind derzeit noch nicht verboten.

Schon mehr erfuhren wir von der eigentlichen Stimmung im Lande auf unſerer Fahrt nach Frankenthal. Zwar nicht von dem Handwerksburſchen auf dem Bock, der aus Algier zurück kam und von dort Cholera, Peſt und Skorbut in eigener Perſon mitgebracht zu haben ſchien, aber von den zwei Rheinbaiern, die uns ſogleich fragten, ob wir nicht nach Landau wollten, und es zur Ehren- und Nationalſache zu machen ſchienen, uns dazu aufzufordern. So merkwürdige Dinge wie dort würden wir bald nicht erleben. Die ausgezeichneten Männer, die daſelbſt vor Gericht ſtänden, hätten ſich erſchrecklich um das gedrückte Land verdient gemacht. Sie alle wollten ja nichts als: „Ihre Arbeit in Ruhe genießen, (?) und die unterſtützen, welche ſich nicht ſelbſt ernähren könnten, das könne ihnen doch kein Menſch verwehren.“ Es wird uns hoffentlich Niemand den Vorwurf machen, daß wir zum Radicalismus neigten, wenn wir darauf antworteten: „Gewiß nicht.“ Der Rheinbaieriſche Liberalismus iſt ſo curioſer

Art, daß er in allen Tönen redet, und man auf alle Ausdrucksweisen gefaßt sein kann; aber so lammsanft hörten wir ihn sonst nirgends sich Luft machen. Diplomatische Sanftmuth ist der Rheinbeierischen Sprache fremd.

Der Boden war ausgedörrt, mehr noch als im Badischen; alles sehnte sich nach Regen, ohne den der Wein nicht gedeihen könne. Man gab schon die Hoffnung auf ein neues Kometenjahr von 1833 ziemlich auf. Ein kluger Weltgeistlicher freute sich; denn es werde doch dadurch dem Aberglauben von den Paschjahren 1811 — 1822 entgegen gearbeitet.

Nachmittags erreichten wir Worms. Es war noch Zeit die Stadt zu besehen. Es ist für den Reisenden gut, nicht zu viel Erwartungen mitzubringen. Zwar sahen wir die herrliche Kirche, vor welcher der berühmte Streit zwischen Chriemhild und Brunhild sich entspann, der zum Untergange der Burgunder Könige führte, es war aber Niemand in Worms, der uns sagen konnte, weder Schreiber genau weiß, daß dieser Auftritt gerade vor dem südlichen Portale statt fand. Ein wunderschönes wohlerhaltenes Portal ist dieses nach Süden

zu, im reinſten gothiſchen Styl, obwohl die Kirche ſonſt nur Rundbögen hat. — Wir ſetzten über nach dem Roſengarten. Dieſer hochgefeierte Garten iſt nichts als eine gewöhnliche Rheininſel, ohne andere Merkwürdigkeiten als ihren berühmten Namen. Nichts von Roſen darauf, nichts von Gärten, nur Weiden und Pappeln grünen an ihren flachen Ufern. Die Geiſter ſind auch fort. Dafür erſchienen ſie mir im Traume, die ganze Schaar der Nibelungen, und an ihrer Spitze Chriemhild, und ich führte die ſchöne Königin in feſtlichem Aufzug; die Drometen bliesen, ſie nannte mich, holdſelig mich anblickend: „Lieber Markgraf!“ und wir traten über die Schwelle des dunkeln Doms — und da war es aus, der Platzregen auf dem Dache weckte mich, die alte Mährchenzeit war verſchwunden und ich wieder im liberalen Rheinbaiern.

Die Liebfrauenkirche vorm Mainzerthore iſt auch ſehr ſchön, von innen wie außen; nur ſtehen ſtatt Chriemhilden und Brunhilden hier ausgehauen am Weſtportal, die thörigten und die klugen Jungfrauen. Aber darum iſt die Kirche nicht merkwürdig. Andere Reize umgeben

ſie, Reize die der Romantiker und der Klaſſiker, der Royaliſt und der Republicaner auf gleiche Weiſe zu würdigen weiß, denn hier wächſt Deutſchlands Nektar, der von der Kirche ſeinen ſüßen Namen hat. Südlich von der Liebfrauenkirche wächſt der berühmte Lug ins Land und der nicht minder angeſehene Katterlocher.

Flöſſe nicht die Liebfrauenmilch längs den Mauern von Worms, wie hätten wir es innerhalb derſelben einen langen, langen Tag ausgehalten, wo der Regen drinnen in Strömen floß! Und doch mußten wir drei Stunden in einem Bierhauſe verweilen, wo kein Wein geſchenkt wurde, aber deſtomehr liberale Geſinnung.

Der Wirth — ich könnte ſeinen Namen nennen, und warum nicht, er heißt Breivogel — der Wirth verſicherte uns, während wir auf Aufklärung, nämlich am Himmel, warteten: — daß bei uns in Norddeutſchland noch gar keine Aufklärung ſei. „Bei uns, in Sachſen und Preußen, wüßten die Leute nichts Beſſeres, als auf das Feld zu gehen, im Schweiß des Angeſichts zu arbeiten, und ſich Schläge und Lohn geben zu laſſen. Da ſei das Volk noch ſo“ — und dabei zeigte er mit

flacher Hand auf die Erde, als krochen wir Arme mit den Schweinen umher und fraßen Eicheln.

Wiewohl wir ihm versicherten, sie schon durch die Zeitungen zu kennen, las er uns doch mit Wonne im Gesichte, Wirths Defensionsreden vor. Und das war noch nicht genug, wir mußten auch einige erbauliche Aufsätze aus dem Beobachter am Rhein anhören, die denn so verdreht und unsinnig waren, daß wir selbst verdreht wurden, daß heißt, aus der Rolle fielen und Einwendungen machten. Thörigte Mühe; schickt einen Sokrates nach Rheinbaiern, Vernunft zu predigen, und man steinigt ihn (im August 1833) als Finsterling und Absolutisten.

Einige Hessische Fuhrleute und Bauern, die bei ihrer Kanne im Winkel saßen, erregten das größte Mißfallen des beleibten Vorlesers, wegen ihrer Nichtaufmerksamkeit. Ein Fuhrmann antwortete ihm sehr naiv: „Was geht mich das Zeug an! Wenn ich alle die Blätter lesen wollte, müßte ich viel Zeit haben. Ich thue meine Arbeit und das ist gut, und wenn Ihr uns zwingen wollt zuzuhören, so schafft Euch eine

aparte Leſeſtube an. Wir wollen ſprechen, wenn wir im Wirthshaus ſind."

Der dicke, gute Wirth war ſehr böß; aber der Menſch, der ſo etwas reden konnte, war auch nur ein Heſſe, was freilich mehr iſt, als ein Sachſe und Preuße, aber noch lange nicht ein Rheinbaier — meinte der Rheinbaier, und von dieſer rheinbaierſchen Claſſification der Nationen werde ich ſpäter Gelegenheit haben zu ſprechen.

Ein Bauer, der uns ſpäter bei Dürkheim begegnete, ein Kerl lumpig und ſchmierig, wie das Thier im Koben, und mit einem ſo ausdrucksvollen Blick, daß ein Kalb dagegen geiſtreich genannt werden kann, hatte, als mein Freund äußerte: es gäbe doch auch bei uns in Sachſen Liberale, uns höhniſch angegrinſt: „Ja, die ſind aber noch nicht ſo aufgeklärt wie wir!" Derſelbe aufgeklärte Bauer wußte nicht, wie er ſich ausdrücken ſollte, um uns begreiflich zu machen, weshalb ein Fußweg, der die Wieſe durchſchnitt, näher ſei, als die Landſtraße, die herum ging. Auch quälte er ſich ab und kriegte es nicht heraus,

uns zu erklären, daß nicht alle Weine in Baiern gleich sind.

Wer einen gefährlichen Liberalen homöopathisch heilen will, schicke ihn nach Rheinbaiern.

Bei dem Bache vorbei, wo Luther auf seinem Wege nach Worms ausruhte, kamen wir nach Pfeddersheim, und über Zell nach Albisheim durch das weite, aber fruchtbare und liebliche Zeller Thal, vorzüglich schön wegen der fortwährenden Aussicht auf den Donnersberg und die Rheinebene.

In Albisheim wurde im Hause eines reichen Bauern übernachtet, der sich ein Vergnügen daraus macht, die Fremden zu beherbergen und kaum eine Kleinigkeit dafür nimmt. Uns war in der patriarchalischen Wirthschaft des Herrn Lauter sehr behaglich, und wir schieden ungern, obwohl man uns des Betruges zieh, und es hätte wenig gefehlt, so hätten sie uns gar nicht ziehen lassen, sondern festgenommen. Mein Reisegefährte sollte nämlich durchaus der Sohn des Förster Gimpel aus der Nachbarschaft sein, der sich einen Scherz mit den guten Leuten mache; und so ernsthaft glaubten sie den Spaß, daß kein Leugnen half. Ja wenn sie der wahre

Gimpel nicht inzwischen aufgeklärt hat, glauben sie bis heut, daß mein Freund einer ist. So lebt denn noch immer in diesen heitern Gegenden die Lust an Mummereien, an die uns schon Göthes Liebesspiele in Seesenheim erinnern.

Der Wirth aß und trank mit uns, und Essen, Trinken und Gespräch war gleich nahrhaft und gut. Natürlich war Herr Lauter ein Liberaler, aber sein Liberalismus hatte schon eine solidere Grundlage. Die Familie war ihm das erste, und er sprach gegen die Herumläufer und Raisonneure, die nicht arbeiteten und sich zu allererst darum kümmerten, daß es in ihren vier Pfählen ordentlich zugehe. Dann aber tadelte er gelinde die verkehrten Maaßregeln, griff das Mauthsystem an, und klagte über die unaufhörlichen Plackereien. Das Lob „von de Aeine und de Siebenpeiper," das auf Straßen, Gassen und Märkten von aller Lippen troff, ging oder kam ihm nicht sehr zu Herzen. Als ein hoch Besteuerter war er schon oft Geschworner gewesen, meinte aber, der Stand der jetzigen Geschworenen sei ein sehr tiefer. Viele, die aufgerufen wurden, hatten sich plötzlich aus dem Staube gemacht oder sonder bekommen,

oder wären krank geworden. — Auch räumte Wirth Lauter ein, daß es in Sachsen auch wohl unterrichtete Leute gäbe!

Ueber Donnerfels stiegen wir am andern Morgen auf die Höhe des Donnersbergs, wo wir aber nichts von der so gerühmten Aussicht genossen, da Regen und Nebel uns nur erkennen ließ, daß der Berg eigentlich aus mehren schön bewachsenen Spitzen, mit tiefen Einschnitten, wilden Felsblöcken und manchen romantischen Parthieen besteht. Dazu kam, daß wir uns verirrten, und weder ein noch aus wußten. Endlich fanden wir aber doch das Wirthshaus auf einer der Spitzen, und mußten uns nun einem rheinbaierischen Führer anvertrauen. In Donnerfels ist nicht die berühmte Castanie zu vergessen, die an der Wurzel 48 Fuß im Umfange hat, aber nicht mehr die verhältnißmäßige Höhe besitzt, indem der Blitz ihre Krone mehrere Male schon gedemüthigt hat. Zu dieser Merkwürdigkeit führte uns der Wirth selbst, weil wir ihm für eine große Collation statt 16—18 Kreuzer gegeben hatten! — Fast gar nicht gekannt und doch sehr schön und im wahren Sinne des Worts romantisch ist die

Gegend vom Fuße des Donnerbergs bei der herrlichen, an den Zacken der Felsen selbst wie vielfach gespaltene Klippen hängenden Ruine des Falkenstein vorbei, die vom dunkelsten Grün umschattet, hoch gegen die Luft auf dem dunkeln Fels, sich absetzt. Schwalbenähnlich ist an eine kleine Mauer ein ärmliches Häuschen angebaut, wo uns die Frau, mit langen herunterhängenden schwarzen Haaren, den Säugling an der Brust, den Weg zeigte. Je weiter wir im Thale fortgingen, desto höher schien die Ruine zu steigen, bis wir uns zwischen den engen Windungen der Felswände verloren. Hier hängen die Steinmassen weit vorn über, und ein thätiger Mann der Gegend, ein Herr von Chienanth, der viel Bergwerke und Schmelzhütten besitzt, hat die gefährlichsten Stellen mit eisernen Geländern einfassen lassen und die wildesten Parthieen durch zierliche Bänke und Ruhorte mitten in der tiefsten Einsamkeit zu einem Garten umgeschaffen. Bei einer Schmelzhütte vorbei, wo wir im Finstern gewaltige Eisenmassen des Donnerbergs hämmern sahen, gelangten wir unter dem heftigsten Regen, über den aufgeweichten Lehmboden, mit zerrissenen

Stiefeln nach Winnweiler, wo wir bei der Abendtafel zum ersten Male kein politisches Gespräch, sondern — gar keins hörten.

Der Regen zwang uns nach Kaiserslautern zu fahren. Als der Himmel sich glücklicherweise aufklärte, besuchten wir das drei Stunden entfernte Otterberg, wo eine der schönsten deutschen Kirchen, ein vollendetes Kreuz, in den edelsten Formen, verborgen ist. Leider ist der Chor vom Schiffe durch eine Bretterwand getrennt, daß Katholiken und Protestanten ihren aparten Gottesdienst haben. Den Thurm, den der Blitz zertrümmerte, hat man nun durch zwei andere, auf dem katholischen und dem protestantischen Theile geschmacklos ersetzt!

Ob Kaiser Konrad der Zweite, der diese Kirche erbaute, an eine solche Theilung gedacht hat! Schwerlich mehr als die Gründer der Baseler Universität, welche, damit die Liestaler auf ihren Theil auch klug werden, halbirt werden mußte.

Es war einmal unser Schicksal, uns in Rheinbaiern zu verirren, so auch auf dem Wege nach Landstuhl. Im dunklen Fichtenwalde sollte ein wilder Mann mit geschwungener Axt

die Verirrten zurecht führen. Barsch hieß er uns voraufgehen und sprach kein Wort, nicht einmal Politik. Also war er ein Rheinbaier von besonderer Art, und man vergiebt es uns, wenn wir unsere schwachen Stecken bedenklich prüften. Nachher beschämte er uns so sehr, daß er nicht einmal Trinkgeld nahm. Es mag hier Manches barbarischer aussehn, als es im Grunde genommen ist.

Was wir im Walde an Politik entbehrt, wurde uns in der Schenkstube reichlich ersetzt. Der Bürgermeister und sein Vetter, der Notar, führten das Wort, Siebenpfeifer und Wirth wurden in den Himmel erhoben, beide waren wenigstens Götter, aber der Bürgermeister erklärte sich einverstanden mit manchen Verordnungen der Regierung, und namentlich hatte er die Böller vom alten Schlosse, wegen des gräulichen Lärm's, fortnehmen lassen, und darum schimpften sie weidlich auf ihn, als er fortging, als einen Centristen und Justemilisten. Der Notar konnte sich nicht links genug auf der äußersten Linken rücken. Man berauschte sich im Gedanken, was man thun wolle, wenn die beiden genannten Götter frei gesprochen

würden. Einer hatte schon 300 Reisbündel in Bereitschaft, welche die ganze Nacht durch brennen sollten, wenn es in Landau gut ging; ein Müller bedauerte, daß er nicht all sein Mehl in Pulver verwandeln könnte, zu Schwärmern und Raketen. Da es aber eben dieses verwünschten Bürgermeisters und Vetters wegen im Orte selbst nicht so lustig hergehen könne, als man wünschte, so beschloß man zur Kirchweihe auf ein benachbartes Dorf zu ziehen, wo schon eine Republik sei, wie sie ein braver Rheinbaier nur wünschen könne. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich zum ersten Mal von der merkwürdigen Dorfgemeinschaft zu Geroldsbrunn, welche den Himmel auf Erden und eine Republik in ihrem Dorfe zu haben vermeinen.

Die Communio besteht aus siebenzehn äußerst reichen Bauerfamilien, in denen eine gewisse patriarchalische Herrschaft herkömmlich ist. Damit sie reich bleiben, müssen alle jüngstgebornen Söhne nach Amerika auswandern. Auf diese Art wird einer Theilung des Grundbesitzes vorgebeugt und die Zahl siebzehn wird nicht überschritten. Man stattet übrigens die Burschen reichlich mit Geld aus, und in Nordame-

rika soll die Colonie schon bedeutend sein. Den von der Regierung gesetzten Bürgermeister erkennen die Geroldsbrunner de facto nicht an. Alle Streitigkeiten entscheiden sie selbst unter sich; wehe dem, der klagen wollte! Die Strafe besteht nur in Verweisen, welche aber mehr wirken sollen als die härteste Züchtigung. Die Bauern lesen Deutsche und Französische Journale; in jedem Hause ist ein Klavier und eine Bibliothek zu finden. Taback und Kartenspiel sind verbannt! Die jungen Leute spielen größtentheils Horninstrumente und führen öfters Concerte auf ihren Kirchweihen auf. Siebenpfeifer soll die Geroldsbrunner seine Kinder nennen und nie auf ihren Kirchweihen fehlen.

Relata refero! Es klingt sehr lustig; aber das Ideal einer demokratischen Republik möchte doch hier nur ein Rheinbaierscher Liberaler suchen. Im Mittelalter schickten die adeligen Familien ihre jüngsten Söhne ins Kloster, um reich zu bleiben, und die Bauern von Geroldsbrunn schicken sie nach Amerika. Was ist liberaler?

Zum Schluß der Unterhaltung kam man dann wieder auf die Norddeutschen zu sprechen, und ich vernahm: daß der Rheinländer (nämlich

vorzugsweise der rheinbaierſche) von der Natur mit einer größern Auffaſſungsgabe beſchenkt ſei, was er einmal höre, vergeſſe er nicht wieder. Jenſeit des Rheins und noch weiter (was wir ungefähr ſind), ſei es aber anders, und noch weiter (etwa in Königsberg in Preußen), fange geradezu die Stupiditat an. Mit der ſpeciellen Geographie unſerer hyperboräiſchen Länder ſcheinen die wackern Politiker nicht mehr vertraut, als etwa Tacitus. Alſo nicht allein durch freie Verfaſſung und freien Sinn und durch Aufklärung, ſondern auch durch natürliche Gaben haben die Rheinländer einen ſolchen Vorzug über alle andern Deutſchen Stamme, daß ſie mit Verachtung auf uns herabſehen.

Ich fragte ſie, wer die größten Männer ſeien, die i[illegible] Geſchichte hervorgebracht? — Einige nannten Wirth, Andere Siebenpfeifer.

Am andern Morgen führte uns unſer liberaler Wirth — der es übrigens nicht allein in Worten war — auf Sickingens alte Veſte, welche die Stadt beherrſcht. Was nicht in Felſen gebauen, iſt meiſt zerſtört, und trotz dem ſteht noch ein großer Theil. Mit einem Licht kletterten wir durch gewaltige unterirdiſche Gänge

und Gewölbe, und fanden auch die Stube, in die der verwundete Held gebracht wurde. Die Aussicht auf das von Waldgebirgen eingeschlossene freundliche Städtchen ist belohnend auch für den, dem Franz von Sickingen's Manen diesen Ort nicht weihen. Buchhändler Winter aus Heidelberg fand in einem benachbarten Dorfe vor Jahren ein charakteristisches Oelbild des Helden, das der Bäuerin zum Fliegenwedel über dem Rahmtopf diente, und von ihm glücklicher Weise dem Verderben entzogen wurde, es befindet sich in seiner Sammlung zu Heidelberg; kein Kunstwerk, aber ein wackeres Bildchen, was seiner Zeit vielleicht in vielen Copien bei den Unterthanen und Verehrern des großen Ritters cursirte.

Von Sickingen, der seiner Zeit der erste rheinbaiersche Liberale war, wußte man doch mehr hier, als ich erwartete. Der gefällige Wirth führte uns noch zu einem merkwürdigen alten Felsblocke, auf dessen einer Seite sechs sitzende Figuren eingegraben sind. Weder was sie vorstellen, noch die Schriftzüge daneben, hat Jemand entziffert. Einige halten den Stein für einen Tisch der Vehme; andere mit mehr

Wahrscheinlichkeit für einen heidnischen Opferstein. Eine uralte Buche auf der obern Platte spricht für das Alter des Documents. Eben so wenig ist man über die Bestimmung der sogenannten Sickinger Würfel, regelmäßig über einander gelegte Steine am Wege, im Klaren; auch hier ist die Inschrift unlesbar.

Von Kaiserslautern fuhren wir bis Frankenstein durch ein wildes Thal, wie überhaupt die Gegend hinter dem Hardtgebirge den waldgebirgigen Charakter des Hinterharzes hat, nur daß natürlich die Einwohner in letzterem nicht so aufgeklärt sind. In Frankenstein, einem schönen Punkte, ging es nach Hartenburg, wo die Ruinen eines erst von den Franzosen zerstörten Schlosses uns anzogen. Sie haben sich auch hier mit echt vandalischer Wuth und nicht allein gegen die erhabenen Rudera der Vorzeit erwiesen. Keineswegs ist ihnen deshalb das Rheinbaiersche Volk überall gewogen. Unser Landstuhler Wirth hielt, trotz seines wüthenden Liberalismus, nichts vom französisch werden, sondern meinte, 1815 hätte man klüger sein sollen, und die Rheinländer, Lotheringer, Elsasser zu einem einzigen Reiche als Schutzmauer gegen

Frankreich machen; dann brauchte man sich vor Frankreich nicht zu fürchten. Es giebt doch also auch solche Stimmen in Rheinbaiern.

Als wir vom Hartenburger Schloß herunter kamen, war große Aufregung im Ort, und natürlich in der Schenkstube noch größere. Die Nachricht von der Freisprechung in Landau war angekommen. Ein glaubenswerther Mann, nicht Johannes Müller, aber doch der Müller des Orts, kam eben daher und erzählte als Augenzeuge. Die Thränen traten Allen über wegen der Fortschritte der Aufklärung. So etwas, wie jetzt in Landau sei nicht geschehen seit die Welt erschaffen, die Französische Revolution sei nichts dagegen. Ein junger schnurrbärtiger Brillenträger, der Förster des Orts, declamirte weiter, und wählte als nächstes Thema den Zollverband, wie man dem nicht trauen dürfe, wie man, ehe man sichs versähe, den Kopf in der Schlinge haben würde und dergleichen. Die dicke liberale Wirthin bedauerte ganz unendlich das arme unglückliche Volk im Norden, das keine Geschwornen hätte, das sei doch ein großer Mann gewesen, der sie erfunden hätte, und der Müller versicherte, bei uns könne der Amtmann

mit dem Klözer machen was er wolle, und er müsse sich noch bedanken, wenn er ihm ein Paar Ohrfeigen oben ein gäbe. Der Förster erklärte, daß Preußen ein Land sei, wo es gar nichts anders gäbe als Festungen und Soldaten, und weil sie überall nach dem Ziel schöffen, so könne man nirgends hingehn, reiten oder fahren, ohne in Gefahr zu gerathen erschossen zu werden, übrigens wußte er nicht einmal, daß Mainz nicht preußisch ist. Alle drei waren erstens darin einig, daß ihre Landsleute vor aller Welt den Vorzug hätten und daß es nicht eher gut würde, als bis alle Altbaiern fortgeschafft wären, ich erinnere mich nicht mehr, ob aus der Welt, oder nur aus Rheinbaiern. Wie bedauerte uns die Wirthin, daß wir nur Sachsen wären, als sie aber aus dem Paß sahen, daß ich ein Preuße war, bedauerte sie uns nicht mehr, sondern schrieb unsere Rechnung und die Rechnung war nicht liberal.

Am nächsten Morgen — es war ein schöner klarer Morgen — traten wir unsern Weg an, in die gesegneten Vorlande Rheinbaierns. Eine der schönsten Gegenden Deutschlands öffnete sich unsern Blicken, ein Land üppig frucht-

bar, soweit das Auge reicht; in der Mitte schlängelt sich der Rhein, und hunderte von Bächen wässern das Thal; ein Land, übersät mit reichen Städten und Dörfern, das Glück der Gegenwart repräsentirend, mit unzähligen malerischen Ruinen von Burgen und Klöstern, an den frühern Wohlstand mahnend.

Man sollte meinen, die Einwohner eines solchen Landes müßten die glücklichsten Menschen sein. Was besser ist, als Milch und Honig, fließt in Strömen, und nur den Ueberfluß geben sie ab, daß wir kosten können, wo sie trinken. Tag um Tag schallt Musik — Kirchweihe und Kirmes überall — Hochzeiten und Kindtaufen. Und erklärt sich der Rheinbaier für glücklich? — Sein Land erklärt er für das schönste der Welt und sich selbst hält er für den vortrefflichsten Bürger und Menschen. Aber zufrieden ist er nicht, sondern ergrimmt, daß ein Altbaier auch die Luft einathmen, auch die reizende Aussicht genießen, auch die Musik hören, auch den Wein trinken soll!

„O wie glücklich sind Sie, daß Sie in das Land reisen!" sagte mehr als Einer zu uns in Landstuhl. — Freilich, dachten wir, in das

Vaterland des Forsters, des Wachenheimers, Deidesheimers, Dinheimers — und wie sie heißen die perlenden Nektartropfen. Die Gratulirenden meinten: das Land, in dem wir dem wahrscheinlichen Triumphzuge des Wirth und Siebenpfeifer begegnen würden — in das Land, das Städte die seinen nennt, wie Landau und Neustadt an der Hardt — Städte mit so herrlichen, großherzigen, tugendhaften Bürgern, daß Rom und Sparta dagegen Bagatellen würden. Denn wiewohl Rom und Sparta gute Republiken waren, so war doch dazumal die Aufklärung noch nicht erfunden.

Nachdem die herrliche Ruine des Klosters Limburg besehen war, gingen wir über Türkheim, dem Saume der Berge entlang, durch die wahre Weingegend. Unabsehbar breiten sich zu beiden Seiten, wie ein prächtiger grüner Teppich, die Rebenfelder hin. Die Weinstöcke können die Trauben kaum tragen. Es giebt einzelne Trauben, unter deren Schwere der ganze Stock sich beugt. Auf diesem Wege war es, unter dieser lachenden Natur, wo der schielende Bauer über die Unaufgeklärtheit der norddeutschen Liberalen seufzte. Sonst war Sang und

Klang. Wagen voll Musikanten fuhren singend und spielend hin und her. Wenn man sie immer singen, tanzen, trinken ließe, einen Tag wie den andern, wenn man keine Steuern forderte, die doch vorgängige Arbeit fordern, so wären vielleicht die Rheinbaiern die unschädlichsten Liberalen von der Welt. Aber Steuern und Bajonnette sind verdrüßliche Gedanken, die wie Wermuthtropfen in den Becher der Lust fallen.

Wozu brauchen wir fremde Soldaten, die wir Alle selbst Helden sind! ist ein Gedanke, der durch die Männer läuft, und die Frauen stehen den Männern nicht nach an Heldenmuth. Wenn ich über das Bisherige lächeln konnte — beim Bedauern, wie grade der Mangel an dem, worauf sie sich brüsten, der Mangel an echter Aufklärung, ein wohlwollendes, wackeres, deutsches Völkchen seine Stellung so ganz verkennen, sie vergessen läßt, daß das Wohlbehagen eines gesunden Gliedes das Glied nicht ausschließt von den Opfern für ein Ganzes, das nicht von jener Gesundheit strotzt, und — wie im heutigen Europa Niemand mehr sich isoliren darf, sondern mit leben muß mit dem großen

Lebestrom, — wenn ich oft lächeln mußte über die Naivetät ihrer Weltanschauungen; so erfüllte eine Erscheinung in Neustadt mich mit wehmüthigern Gefühlen, und ich wußte kaum, ob ich in dem Wahnsinn, entsprungen aus irriger Anschauung der Verhältnisse, noch eine deutsche Wurzel suchen sollte, wenn ich mich nicht eines Knipper Dolling und Johann von Leiden zu rechter Zeit erinnert hätte.

In Neustadt, das sich rühmt, keinen einzigen Servilen in seinen heiligen Mauern zu haben, tritt unter den Ultraliberalen noch ein junger Bierbrauer heraus, über dessen patriotische Größe selbst die eifrigsten Radicalen erstaunen. Ich habe ihn gesehen und meinte, daß Belgien ein besseres Vaterland für ihn gewesen, als die Pfalz. Er bedauerte, daß er gerade jetzt sich verheirathet habe und sich daher nicht ganz so, wie es in seinem Herzen brenne, der Sache der Freiheit widmen könne. „Gewalt gegen Gewalt!“ schrie er und schlug mit geballter Faust auf den Tisch. Es müsse dahin kommen, daß man es immer ärger und ärger treibe, bis es nicht mehr zum Aushalten wäre, und dann sei Alles gerecht. Noch sei aber die Zeit nicht da, wenn

er auch mit seinen tapfern Landsleuten die zwei, vier, sechs tausend Fremdlinge aus Rheinbaiern mit blutigen Köpfen nach Hause schicke, — ja er wolle achttausend aus dem Felde schlagen, — aber hinter den achttausend ständen funfzig-hundert tausend, eine halbe Million, sie zu vernichten. Aber kommen werde die Zeit u. s. w. Er schien sich selbst durch seine Wuth immer mehr zu vergiften. Ein wohlhabender, riesenstarker Mann, der einst ganz allein Wachen und Bürger bei einem Streite auseinander gebracht, steht er bei seinen Mitbürgern in dem Respekt, der von einer solchen Persönlichkeit unzertrennlich ist.

Einer seines Anhangs, der uns vermuthlich für hoffnungsvolle junge Demagogen hielt, weil wir mit stummem Staunen seinem Kleon zugehört, führte uns nachher auf den heiligen Hambacher Berg, uns diese Stätte des Ruhmes zu zeigen. Lage und Aussicht des Berges haben alle Schönheiten Rheinbaierns in sich vereint. Die Burgruine ist ziemlich groß. Jüngst sind einige Mauern eingestürzt; ein Thurmvorsprung brach kurz nach dem Feste gerade ab, als ein Peloton Soldaten den Berg heraufstieg.

Unſer Führer bedauerte, daß es nicht im Augenblick geſchehen, wo ein Regiment die Burg ſtürmen wollen. Sein Eifer erlaubte uns kaum, die Ausſicht zu bewundern. Sehen ſollte ich die Orte, wo die großen Männer zum Volke geſprochen, daß die Gebildeten Deutſchlands darüber erſtaunt geweſen, wie es möglich, daß Deutſche ſo reden könnten (was allerdings ſeine Richtigkeit hat!); dort auf die Steinplatte ſei Siebenpfeifer geſprungen, auf die Wirth, auf die Hochdörfer, und hätten das deutſche Volk belehrt über ſein wahres Wohl und Intereſſe. Hier wären die Tafeln gedeckt geweſen für die wackeren Theilnehmer, und jeder hätte ſeine Nummer gehabt, daß er ſich gleich finden können, und das Couvert habe einen Thaler gekoſtet, und ſolche herrliche Toaſte hätte man nie in Deutſchland gehört, und alle wären Brüder geweſen, von wo ſie auch hergekommen, aber die beſten Brüder wären die Neuſtädter geweſen, und der Entrepreneur wäre durchs Eſſen ein reicher Mann geworden.

Als wir von dem Enthuſiaſten Abſchied nahmen, geleitete uns ein ältlicher, ziemlich ſchlecht angezogener Mann herunter, um uns

den nächſten Weg übers Feld nach Speier zu zeigen, da es finſter wurde. Er ſollte eine Hauptrolle bei dem Feſte geſpielt haben und freute ſich, wie er ſagte, wenn er junge Leute aus dem finſtern Theile von Deutſchland ſähe, die doch auch den Funken in ſich ſpürten und herüber kämen, um den heiligen Berg zu küſſen.

Die Bewohner der korn- und fruchtreichen Ebene ſind nicht ganz von dieſem Taumel ergriffen, werden aber von den Bewohnern des Bergrandes bearbeitet. Wir kamen ſelbſt zu einer ſolchen Scene. In einem Wäldchen, durch das wir auf dem Wege nach Speyer mußten, nahm ein Bergbewohner von zwei Bauern Abſchied: „Bleibt liberal, bleibt liberal!“ rief er ihnen ſcheidend zu — „beſonders Du, Fritz, daß Du mir nicht umſchlägſt. Bei Dir ſitzt's noch nicht feſt. Fritz thue mir nicht den Gram an. Komm nächſten Sonntag rüber zu uns, da ſollſt Du Deine Freude haben am Liberalismus; wir wollen tanzen und trinken, und Du ſollſt große Leute kennen lernen. Fritz komm, und bleib mir liberal!“

Fritz begleitete uns und ſchien mit dem Liberalismus nichts weniger als auf dem Reinen.

Er schüttelte unmuthig den Kopf. „Meine Herren," begann plötzlich das ehrliche Gesicht, „Sie wissen mehr als ich" — und dies war das erste Mal, daß uns so etwas in Rheinbaiern gesagt wurde, — „Sie können mir gewiß sagen, wie die Sachen denn eigentlich stehen. Sehen Sie, wir erfahren die Dinge erst immer vom Vierten oder Fünften, und da sehen sie denn ganz anders aus, als in der Wirklichkeit. Den Zeitungen kann man schon nicht trauen, denn sie erfinden sich von beiden Seiten, was sie brauchen, und verschweigen einem, was man wissen will; aber wir bei uns lesen sie nicht mal selbst, sondern lassen uns, wenn wir in die Schenke kommen, von denen aus der Stadt erzählen, was d'rin steht, und die, und die Wirthe gewiß, setzen allerhand zu, wie sie's mit dem Weine machen, und wir sollen dann glauben, daß es rein ist!"

Solche Demuth kam mir in Rheinbaiern nicht vor.

Wir hatten das Glück, fast überall für patriotische Studenten zu passiren, und zumal wo wir bei Nacht angeschlichen kamen. Einer schwor, uns am Tage von Hambach gesehen zu haben,

und ein Wirth sagte, wir sollten nur dreist uns den Wirthen vertrauen, denn alle wären Patrioten und würden uns vor den Gensd'armen schützen und verstecken. An kräftigen Händedrücken fehlte es nirgend — und wie anders würden diese Hände gedrückt haben, wenn sie unsere Gesinnung gekannt hätten.

In Speier änderte sich die Scene. An der Wirthstafel hörte ich nichts als loyale Gespräche. Die alten Räthe sprachen von dem nahenden schönen Feiertage des königlichen Namenstages, die jüngeren freuten sich auch, Alles lobte die Ruhe, und die Soldaten zogen mit klingendem Spiel durch die Gassen. In einem öffentlichen Garten, der hell von Lampen blinkte, wurde getanzt und nirgend von Politik gesprochen. Waren es Altbaiern, sprachen die Leute so aus Ueberzeugung, schwiegen sie aus Furcht? — ich lasse es dahingestellt.

Der Schiffer, welcher uns über den Rhein fuhr, würdigte die Frage eines mitfahrenden badischen Landmanns, was denn ihr Wirth und Siebenpfeifer mache, keiner Antwort, und uns war auf dem rechten Rheinufer, als betraten wir ein heimathliches Land, erfreut, daß wir

in diesem minder liberalen Lande unsere Meinung ohne Furcht vor Prügeln würden aussprechen dürfen und hoffentlich auch hie und da eine Meinung hören, welche mit unserer verwandt sei.

4.

Baden.

Mein Reisegefährte war ein freundlicher Mann, in dessen Physiognomie ich nur keine Nationalzüge und in dessen Sprache ich keine Mundart entdeckte. Er sah aus, wie ein Oestreicher, ein Schwedisch-Pommer, ein Ostpreuße und ein Schwabe aussehen kann, und er sprach ein bischen Schwäbisch, ein bischen Oestreichisch, etwas Cölnisch, ein wenig Hamburgisch, und dabei hatte er den Dialekt eines Ausländers, der Deutsch ohne Accente gelernt hat. In seinen Ansichten hatte er Wiener Bonhomie und Witz, Italienische Unzufriedenheit, Großherzoglich Badensche freie Ansichten von dem theoretischen Vervollkommnungsprozeß der Menschheit, Billigkeitsgrundsätze aus Mitteldeutschland und neigte sich mit sichtlicher Vor-

liebe zu dem liberalen Absolutismus der norddeutschen Monarchieen, weil das die best gepflasterten Straßen giebt und Handelsvereine.

Der Mann war ein Maler und ein Jäger und noch etwas, aber weß Landes Kind, konnte ich nicht erfahren; denn er war zu Hause im Salzburgischen, im Neapolitanischen, in Lyon, in Hamburg und in Polnisch Wartenberg. Jetzt fuhr er mit mir auf der Carlsruher Diligence, um nach Amerika zu gehen. „Sie wollen dort Ihr Domicil gründen?" fragte ich. „Sind Sie auch gewiß, daß Sie finden, was Sie suchen?"

„Ich habe Alles gelesen," antwortete er, „was man über Amerika gemeldet hat, und wenn ich das nicht finde, was ich will, kehre ich wieder um."

Auf nähere Erkundigung kam es endlich heraus, er wolle dort auf die Jagd gehen und schießen und nachher malen, was er geschossen — ob sich mit, weiß ich nicht. Aber in Europa gäbe es jetzt zu viel Jagdmaler, zu wenig freie Jagd und noch weniger ordentliche Leute, die Jagdstücke kauften.

Und nun bedankte mich's mit einem Male,

daß er ein Handelsmann war, denn er zeigte seine Büchse, die er immer mit sich führet, und seinen Tusch- und Pinselkasten und betheuerte, was sie ihn gekostet, daß er sich nie von ihnen trennen könnte — aber um ein Billiges wollte er mir doch die Büchse ablassen, da ich die Arbeit vortrefflich fand. — Er war natürlich ein großer Verehrer der Landschaftsmalerei, und ich empfahl ihm auf seiner Durchreise nach Amerika die Düsseldorfer Landschafter nicht zu vergessen. Er meinte aber, sie würden doch nicht dutzendweis verkaufen, und sonst nützten sie ihm nichts.

Die Conversation machte ihn vertraulich. Er versprach sich gute Geschäfte in der andern Welt. Mit ehrwürdiger Miene öffnete er ein Pack aus der rechten Tasche, und es kamen zum Vorschein heilige Katharinen, Sophien, Barbaren, Märtyrer und Kirchenväter, viel Blau, Gold und Karmin, auf welchen letzteren er den meisten Werth legte. Als ich bemerkte, daß in New-York, wohin er wollte, derlei Waare nicht den besten Markt finden möchte, sog er mit unbeschreiblich süßem Lächeln ein anderes Pack aus der linken Tasche: „Wo sie das nicht mögen, müssen sie das kaufen," — und es waren

Lafayettes, Washingtons, Napoleons, Thomas Paynes, Robespierres, Rotteck's, Owens u. s. w. und wie er vorhin bei den Heiligen an die Mütze griff und mit dem Finger Brust und Stirn berührte, so schnalzte er jetzt mit dem Finger, und das schlaue Auge wurde noch einmal so groß.

„Meine Herrschaften, wer jetzt durchkommen will, muß sich nicht auf eine Seite legen: Die Zeit, wo man ein Vaterland hatte, ist nun vorbei; der Mensch muß ein Kosmopolit werden. Ihm muß alles egal werden um das Reelle und daß wir fortkommen, denn mit den alten Vorurtheilen ist es aus!"

Ich wünschte ihm die glücklichste Reise und die freundlichste Aufnahme. Amerika sei allein das Land, wo sich alles das ganz verwischen lasse, was uns Unangenehmes von unserer Geburt anklebt, als: abergläubische Anhänglichkeit an die Scholle, wo zufällig unsere Wiege stand, an das noch zufälligere Band, was den freien Menschen an eine Familie und Verwandte knüpft, oder gar die unbegreifliche Thorheit, die Einige lieben läßt nicht allein ihre Fürsten, sondern sogar deren ganze Familie. Trotz unserer

Fortſchritte in der Chemie bleibe doch durch ganz Europa dieſe Albernheit ſo amalgamirt mit dem Blute, daß nur in der neuen Welt eine Purgirung davon zu hoffen wäre. Beiſpiele dieſes Aberglaubens fielen mir zu meiner innigen Beſchämung bei: daß ich nur ein Europäer war, noch ganz angeſteckt von Vorurtheilen, welche meine Bildung hindern. Dachte ich doch auch da an die Sünde, die mir ein geiſtreicher Rezenſent in Hamburg vorwarf: wie es denn möglich wäre, ſich für den Helden in meinem Romane ganz zu intereſſiren, der das ganze Leben widme der blinden Devotion für ſeinen Heldenkönig Friedrich! Beſcheiden hätte ich zwar erwiedern können, daß dieſer Held ein preußiſcher Offizier aus dem Jahre 1760 ſei; aber ich hatte nicht bedacht, daß es die Pflicht des Poeten iſt, die Erleuchtung unſerer Zeit auch den Charakteren vergangener Jahrhunderte einzuimpfen. Vielleicht iſt es nicht allein liberale, ſondern auch Chriſtenpflicht.

Baden, wo dies Geſpräch vorfiel, iſt nur durch den Rhein von Rheinbaiern getrennt. Wenn der Rhein nicht da fließe, wäre das Rheinthal ein großes, ſchönes, reiches Land —

umgürtet von den Vogesen und dem Schwarzwalde, seinen Mauern von West und Ost; vom Odenwalde und dem Feldberge, seine Thürme nach Nord und Süd; ein Thal für Götter; Milch und Honig fließt, und, was noch besser, der Rebstock grünt; und wenn die Hopfenstange, die ihn an schnellem Wachsthum überflügelt, welkt und zusammensinkt, perlt die goldene Traube in der Herbstsonne und ihr Saft glüht und kräftigt sich hundert Jahre in den Felsenkellern. Heerden von Rindvieh grasen auf den Triften, so viele, daß vom Ueberfluß halb Frankreich gespeiset wird, und von den Bergen rauschen mächtige Tannen nieder, und die Bäche schwemmen mehr Holz herab, als sie brennen und bauen, und Gewerbfleiß herrscht auf den Bergen und im Thale, und Zeitungen werden gedruckt und Petitionen, und Pläne werden gemacht die Menschheit zu verbessern auf die allerwohlfeilste Weise.

Warum ward das nicht ein Land? — Warum ward Baden ein Land? —

Unter dem herrlichen Dome von Freiburg, umspielt vom bunten Lichte der gothischen Fenster, schläft der letzte Sproß eines Dynastenhauses,

das über dieſe glücklichen Länder herrſchte. In Stein gehauen ſteht Berthold von Zähringen ſelbſt Wache über ſeinem Grabe und ſchaut ins Leere. Nach ihm wurden dieſe Länder vertheilt, erobert, vererbt, eingekindſchaftet, geſchenkt, übertragen, verſchmolzen, getrennt, ſtipulirt, und heutzutage iſt es der badenſche Staat. Ueber Baden kamen die Franzoſen immer zuerſt nach Deutſchland. Aus dem Schwarzwalde kommen die flinken, kurzröckigen Bauermädchen, die ihre Fliegenwedel in Paris, Berlin und Wien zu Markte tragen, und aus dem Schwarzwalde kommen die berühmten wohlfeilen Hängeuhren, welche immer richtig die Zeit anzeigen, weil, wie Geheimerath Ernſt Münch verſichert, die Bauern und Uhrmacher ſich dabei die Weltgeſchichte eines berühmten Deputirten, Hiſtorikers und Weltweiſen in Heften vorleſen.

Baden liegt, wie geſagt, dicht an Rheinbaiern, aber die Aufklärung, welche dort herrſcht, iſt hier noch nicht zu Hauſe, trotz dem, daß die Köhler im Schwarzwalde und die Weber, wie Ernſt Münch verſichert, jene Weltgeſchichte in Heften verſchlingen. Die Aufklärung in Baden iſt ſo weit zurück, daß es jedermann erlaubt iſt,

seine Meinung zu haben, und er wird noch nicht für dümmer wie das Vieh gehalten, wenn er nicht liberal ist. Ja man darf sogar abweichende Meinungen aussprechen und wird darum nicht todtgeschlagen. Man findet selbst, was auswärts vielleicht nicht vermuthet wird, Bürger im Lande, welche solche Meinungen hegen und an der absoluten Vortrefflichkeit in den producirten Ideen zweifeln. Aber es sind wohlbeleibte, freundliche Gesichter, die erstens leben und leben lassen, dann plaudern und zuletzt erst schreiben, oder gar nicht. Einer fragte mich lächelnd: „Glauben Sie denn Alles unsern Zeitungsschreibern?“

Carlsruhe ist eine geradlinige Stadt von heute, ohne Menschen und ohne Schönheit. Sie trägt den Fluch aller der Städte an der Stirn, welche nicht entstanden sind, sondern gemacht wurden. Vor hundert und etlichen Jahren hat sie der Machtwille eines Fürsten ins Schattenleben gerufen, aber dieser Fürst gebot nicht Millionen Nomadenhorden, sondern nur einigen hundert Beamten mit Frau und Kind, die sich hier ansiedeln mußten. Die ältesten Häuser reichen nicht über hundert Jahre,

die ſchönſten nicht über den Geſchmack von fünfzig. Trajansſäulen und Conſtitutionsſteine erſetzen keiner Stadt das Leben, was aus Handel und Gewerbe herauswächſt. Regnet es noch dazu und der Wind fegt die Herbſtblätter durch die öden Straßen, ſo tritt dem Fremden das Bild des Todes, dem man eine Dekoration des Lebens umgehängt, erſt recht ins Auge.

Carlsruhe entſtand erſt, nachdem die Franzoſen bis zum Schwarzwald das Land und ſeine Erinnerungen zerbrochen, zertreten, verbrannt und den ſchönen Streif des ſchönen Thales jenſeits von Deutſchland abgeriſſen. Es iſt nun alles halbirt hier. Carlsruhe mag die Hauptſtadt des Badenſchen Staates ſein, die Hauptſtadt des Landes iſt es nicht. Es repräſentirt nichts als die Fläche und die Willkühr der Compoſition. Welche andere Hauptſtadt des Landes und Volkes wäre Baden-Baden, oder Freiburg, oder ſelbſt Heidelberg! Und was hätte Heidelberg werden können! Eine Europäiſche Stadt. — Man will nichts Hiſtoriſches in Baden, aber es wird Niemand zu leugnen wagen, daß die hiſtoriſchen Städte ſchön ſind,

ſo ſchön, daß der Staat vielleicht auch Farbe hätte, wenn ſein Herz dort wäre.

Carlsruhe hat ein Theater und eine Ständeverſammlung. Die Matadore von jenem ſind das Neumann-Haizinger'ſche Ehepaar, deren Triumphe bekannt, und der Baſſiſt Reichel. Die Matadore der Stände ſind weltbekannt, Bürgerkronen ſchmücken ihre Scheitel und die Ehrenbecher haben in ihren Schenktiſchen keinen Platz. Das Theater war geſchloſſen, die Ständeverſammlung aber offen.

Mit einer gewiſſen bangen Scheu trat ich durch die jedem geöffneten Pforte in den Verſammlungsſaal. Wie klein kam mir der Raum vor für die ungeheuern Ideen, welche hier fertig werden. Ich meinte, eine einzige aus dem Munde von dem und jenem müſſe die platte Decke brechen, ſo gut als Phidias Zeus das Tempeldach, wenn es ihm einmal eingefallen wäre ſich zu erheben. Aber man ſieht nichts von Brüchen. Das erſte, was mir auffiel, war der Mangel an einer Uniform. Ich meine nicht die Kleidung, welche in Stuttgart und ehemals in Frankreich die Deputirten uniformirt, die ſonſt nicht in Uniform ſind; ſondern etwas

Uniformes, etwas Nationales in der Gesichtsbildung. Ich vermißte die Badensche Nation. Diese nationalen Züge sah ich in Paris und noch jüngst in Stuttgart. Es waren dort alles Würtemberger, und das Aequivalent dafür fand ich hier nicht. Das aber eben, deutete man mir an, sei hier das Ausgezeichnete, daß nationelles Vorurtheil ganz fortfiele, daß nicht gleiche Abstammung, gleiche Mundart, dieselbe Geschichte, ja nicht einmal gleiches Interesse, sondern gleiche Theorieen die ideale Gleichheit, den Staat, die Liebe zu einander, die Nation bildeten. Nun konnte ich mein Befremden sparen, als ich hörte, woher der sei und woher jener, und es kam mir ganz natürlich vor, daß der Präsident der Badenschen Volksvertreter ein preußischer Professor, dessen Vaterland Baiern und dessen Bruder der Bürgermeister von München ist. Denn hier wird nicht das Badensche Volk, sondern die höhern Interessen der Menschheit werden vertreten. Abgeordnete aus dem einheimischen Bürgerstande würden zu sehr an dem Nächsten haften, was sie selbst angeht, und, befangen vom Aberglauben alter Anhänglichkeit, die großen Lesungen außer Acht lassen, die von

Carlsruhe aus für die Europäische Menschheit erwartet werden.

Ich dachte an die Predigt des amerikanischen Tabulettkrämers, und vieles wurde mir klar. Die berühmten Männer hatte ich nicht nöthig aus dem lithographirten Plane zu suchen; eine junge Badenserin machte sich ein Vergnügen, sie mir zu zeigen, und es war wirklich nichts als Patriotismus, wenn sie mit dem Finger da und dorthin wies: das ist der ***, das ist der *** und dann ihr Auge freudestrahlend mich ansah, um zu sehen, ob ich ganz das Glück fühlte.

Auch die Deputirten waren so artig und Alle, die einen Namen hatten, redeten von ihren Plätzen oder von der Tribüne herab, wofür ich ihnen sehr dankbar bin. Nur Einer sprach keine Sylbe; mein Wirth hatte mir gesagt, er sei der beste Redner. Ich erkannte ihn sogleich an dem ergrauenden Haare, was, zufolge seiner Biographie in der Neuen Folge des Conversationslexicons, die Folge seiner Anstrengungen für das Gemeinwohl ist. Als Alles bei einer kitzlichen Frage auf den Beinen war und mitsprach und stimmte und er allein unter uns sitzen blieb, pointirte ihn ein Engländer, vor sich

murmelnd: it stone alone will not speak. Und weil er jetzt zuweilen schweigt, wo Alle sprechen, nennen ihn Viele einen Wandelstern. Mein Original neben mir, von dem ich noch reden werde, nannte ihn einen Pfiffikus. Das ist das Loos der Popularität! Wer einen Augenblick stehen bleibt, um auszuruhen, und wer sich umschaut nach dem Wege, den er zurückgelegt, über den geht der Strom hinweg.

Eigene Gedanken überkamen mich: was Ruhm ist und Popularität. So hörte ich Lafayette, Benjamin Constant, Martignac. Ihr Ruhm und ihre Popularität war die Frucht eines Lebens, sie haben ihn sauer erworben. Klage man nun noch die Deutschen an, daß sie es ihren großen Männern sauer machten und sie erst nach dem Tode canonisirten! Das kleine Baden beschämt uns. Welcher Redner-Ruhm strahlt von hier aus über Deutschland! Die Würtemberger sagen bescheiden: Wir haben noch keinen Redner, aber von einem hoffen wir, daß er es werden wird. In Baden weiß man besser, was man hat, zu schätzen, und das billige ich.

Ein Vortrag in der Kammer setzte mich in

Erstaunen; er überflog die kühnsten Gränzen, das heißt, er ging nicht allein über Baden, den Deutschen Bund, Europa, nein er ging über die ganze bekannte Welt hinaus, fing vor der Sündfluth an und endete mit einem Gedankenstriche, wo unsere Gedanken nicht mehr hindringen. Der Commissionsbericht betraf keinen geringern Gegenstand, als das Gesetz über die Wildbeschädigungen. Von Adam und Eva hub der Berichterstatter an und wie damals der Zustand des Wildes gewesen ist. König Nimrod wurde, wenn ich mich recht entsinne, als ein gefährlicher Feudalherr denuncirt, dem es nicht um Philanthropie, sondern um seine Hasen und Hirsche zu thun gewesen, wohingegen Hercules ein Wohlthäter der Menschheit, ein Philadelph war, der die unnützen Bestien, was auch die Jagdberechtigten dawider gehabt, mit Stumpf und Stil auszurotten strebte. Vermuthlich war das Gewand der Dejanira nichts anders, als ein starkes Netz, womit ihn ein Feudelherr fing und aus Rache opferte. Aber, wo wären seitdem, ging es weiter, die Herculesse geblieben, zumal in dem gräulichen Mittelalter, wo die Bauern nur da

geweſen, um das Vieh zu hetzen, hegen und ſich von ihm, nämlich in ihren Kohlköpfen, auffreſſen zu laſſen. Zwar gebe es jetzt wieder genug Herculeſſe, Nordiſche, Franzöſiſche und Tyroler, die ſich aber lieber für Geld ſehen ließen, als Hirſchböcke und Keiler todtzuſchlagen. Nun ſei, glaube ich, die badenſche Kammer mit Muth in die Löwenhaut des Alciden gekrochen und habe ein Geſetz zu Stande gebracht, was freilich noch lange nicht vollkommen ſei, indem es die Feinde der betriebſleißigen Menſchheit noch am Leben und in Freiheit laſſe, indeß, wie die Sachen ſtänden und da ein Widerſtand da ſei, den er nicht näher bezeichnen wolle und den doch jeder kenne, müſſe man vor der Hand zufrieden ſein. Plus ultra! laute der Wahlſpruch dieſer Kammer in allen Dingen, und er trete mit dem feſten, ſeligen Vertrauen von der Tribüne, daß ihre Kinder oder Kindes-Kinder nicht mehr über Wildbeſchädigung würden klagen können; denn wenn die Menſchheit vollkommen ſei, müſſe alles Wild vollkommen ausgerottet ſein, da Hirſche und Rehe eben ſo gut reißende Thiere wären, als Eber und Bären. Nur die Haſen, glaub' ich, ließ er laufen.

Diese Rede ist kein Spaß, sondern fast buchstäblich so gehalten worden in der Sitzung am 2. September des vergangenen Jahres, und als der Redner von der Tribune trat, begleitete ihn der Applaus zu seinem Sitze.

Die Würde und Ruhe auf der Ministerbank bewunderte ich. Es kamen Beschwerden vor, die gegründet waren, andere die einen Kern hatten. Ich habe Ministerbänke gesehen, wo Alles und Jedes, was die Opposition mit Heftigkeit rügte, mit derselben Heftigkeit vertheidigt, wo nichts zugestanden wurde und man die Autorität durch einen unseligen Krieg aufs Aeußerste zu retten wähnte. Nicht so hier. Die Redner der Regierung führten keine Fehde; sie commentirten, erklärten, erkannten an und stritten ab, ohne Redeprunk, mit kurzen schlagenden Gründen. In zwei sonderbaren Fällen hörte ich sie die Rüge gegen Beamte, die ihre Befugniß überschritten, billigen. „Es war eine Ungebühr, die sobald sie zu unserer Kenntniß kam, gemißbilligt wurde; es wird nicht mehr vorkommen." Schwächt so etwas die Autorität, oder hebt es sie? Mich dünkt, keine Verwaltung kann in einem gebildeten Staate würdiger sprechen, mehr Ver-

trauen einflößen, und mehr ihre moraliſche Kraft zeigen, als durch Eingeſtändniſſe, daß ſie nicht vollkommen iſt, aber den beſten Willen hat; unzufrieden war auch nur die Ultraopoſition, die, ich glaube, ein Geſetz darüber verlangte, daß kein Geſandter mehr für Neujahrskarten Geld ausgeben ſollte. Mit aller Hochachtung für die Staatsräthe Winter und Boeckh verließ ich die Ständeverſammlung.

Keine allgemeine Stimmung iſt ohne Oppoſition, und es iſt ſchon erwähnt, wie unrichtig man bei uns annimmt, daß der Ultraliberalismus, wie er in ſüddeutſchen Blättern ſich ausſpricht, die durchherrſchende Stimmung der Bürger ſei. Kräftige Stimmen habe ich in Baden gegen das plus ultra der Kammer vernommen, Stimmen von unabhängigen, vorurtheilsfreien und gewichtigen Männern; aber ſie erheben kein Panier, vielleicht weil ihnen die Sache nur wie ein Meteor dünkt, vielleicht weil ſie noch weniger der lauernden Gegenpartei einen Gefallen erzeigen wollen, deren Wahnſinn freilich um kein Haar beſſer iſt — und, ſeit ich dieſes ſchreib, faſt wieder die andere Potenz des Mißtrauens und der Angſt erreicht hat. Ein

Original, das ich nicht näher bezeichnen darf, saß neben mir als Cicerone in der Kammer und gab mir solche Erklärungen über die Matadore, daß das weiße Papier roth werden würde. Da er nirgend hinterm Berge hält, und die Mauern von Carlsruh oft genug die Ehrentitel, die er den berühmten Deputirten anhängt, gehört haben mögen, beginge ich eigentlich keine Indiscretion; es sei aber fern von mir zu helfen Jemand ein Lustre rauben. Das Original ist kein Serviler. Hüben und drüben bekam jeder einen Klecks, so stark, daß er wenigstens die Schminke abwischt, und jetzt beim Hinausgehen entlud sich ein oratorisches Donnerwetter, daß die kleinen Gewitter im Ständesaal mir dagegen sehr unbedeutend vorkamen. „Drei Dinge," schloß er, „haben dem Schwunge nach vorwärts, den jeder rechtschaffene Kerl wünschen muß, wenn er kein Brett vorm Kopf hat, einen Dampf angethan: die Weisheit in Brüssel, die Hochzeit auf Hambach und unsere plus ultra-Kammer. — Relata refero, und — „Brutus ist ein ehrenwerther Mann, das sind sie Alle, Alle ehrenwerth."

Wie unrichtig man bei uns die Verhältniſſe betrachtet, beweiſt auch die Meinung über Heidelberg. Viele Väter hielten die Univerſität für einen Focus der Aufregung, und im ganzen Lande Baden ſteht ſie im Ruf der Gelehrten-Oppoſition gegen die liberale Richtung der Kammer. Die Heidelberger behaupten, man habe eine Pique auf ſie, thue wenig oder nichts für ihr Wohlergehen und wende Alles dem Lieblingskinde Freiburg zu. Freilich ſendet die Stadt einen Deputirten, der, ein trefflicher Bürger und wackerer Familienvater ſonſt, ſich ſehr warmblütig für Ideen äußert, die nicht unſere Ideen ſind, und man erzählt eine verrückte Äußerung eines banquerotten Glaſermeiſters, die à la Marat klingt, das iſt aber auch die einzige, welche durch wer weiß wie viele Echo's wiederhallt und mir an zehn Orten von Neuem als Beweis aufgetiſcht worden, wie man in Heidelberg geſinnt ſei. Dort habe ich nur Stimmen der Mißbilligung dagegen gehört.

Ich ſchickte vielleicht auch meinen Sohn, wenn ich einen hätte, nicht nach Heidelberg, aber nicht aus Furcht, daß er ein Terroriſt würde, ſondern weil ich zu meinem Erſtaunen

den Popanz, die leerste Hülle des alten Studentenwesens von Jünglingen des Jahres 1833 wieder aufgenommen fand. Und zwar einen so ledern philiströsen, witzlosen Popanz, daß ich dieselben jungen Leute, die jetzt vor ihm ihren Hut schwenkten, nach drei Jahren fragen möchte, ob sie nicht über die Erinnerung erröthen. Ehedem war das die Hülle eines kräftigen, oft unbändigen Geistes; es war übersprudelnde Tollheit aus Ueberkraft, es war ein Accessit, aber nie Prinzipale. Was ist es jetzt in dieser zahmen Zeit, wenn ich gebildete Männer, die nicht aus der dumpfen Gymnasialzelle, sondern schon halb aus der Welt kommen, mit Angst und Noth in die Formen kriechen sehe, die ihnen unbequem sind, schlecht stehen und ihre ganze Kraft in Anspruch nehmen, um sich nur darin zu halten. Ehedem hieß dieser Popanz: Freiheit, Jocus, Jugendleben; man sollte austollen, austoben, um nachher ein solider Mensch zu werden. Man wurde es denn auch zuweilen so, daß wirklich keine Spur von Freiheit und Geist in dem soliden Bürger blieb. Es wurden daraus neue Popanze, welche dem Fremden ein eigenes Bild vom Deutschen Charakter liefer-

ten. Iſt das aber jetzt noch Aufgabe, hat unſre Jugend ſo ungeheuer viel auszutoben? Freilich wollte man vor zwölf oder vierzehn Jahren der academiſchen Freiheit eine falſche vorreife Richtung geben, und dieſe mußte unterdrückt werden; aber die das damals unterdrückten, haben ſchwerlich gewollt, daß man nach einem Decennium wieder in den alten, vom Geiſt verlaſſenen, bocksbeuteligen Schlendrian kriechе, der freilich dem Staate nicht gefährlich wird, denn er producirt nur Philiſter, aber der freien, ſchönen Entwickelung des Jünglings-Geiſtes.

Freiburg heißt das Lieblingskind der Kammer, aber auch dort finden Ideen, die nicht mit denen ſeiner berühmten Deputirten harmoniren, lebhafte Vertreter, und eine Oppoſition iſt da gegen die Oppoſition. Sollte auch der Münſter, das reinſte Kunſtwerk deutſcher Vorzeit, Niemand gegen die inſpiriren, welche, ſeine Sprache verkennend, in der Geſchichte nichts finden, als Schwarz und Weiß, die Barbarei des Mittelalters und unſere werdende Vollkommenheit! Auf dem Thurm iſt eine Schaukel, und wenn man ſich ſchwingt, tanzt Berg und

Thal — und Schwarzwald und Vogesen, Frankreich und Deutschland drehen sich und werden eins. Man sagt, Rotteck habe sich in seiner Jugend sehr viel hier geschaukelt. — Wunderbar zierlich ist Thurm und Dom von innen und außen erhalten, Würde und Eleganz, Ehrfurcht gebietende Majestät und anmuthige Zier Hand in Hand. Nirgends hat man so geschmackvoll die bunten Fenster bewahrt und restaurirt. Das Schiff ist ein Tempel göttlicher Freude; die goldene Sonne durchleuchtet in allen Farben die Steinhalle. Und die Stadt selbst zwischen drei Gebirgen, überschüttet vom Reichthum der Ebene, altzierlich, geräumig und hell, klare Wasserbäche durch die Straßen rieselnd: man sollte meinen, hier könnte nur Poesie und Zufriedenheit wohnen.

Mannheim ist auch eine Stadt, die ein Wille gemacht hat, und nicht die Nothwendigkeit. Aber mancher Comfort ist nicht mit eingezogen. Es ist ein Ausruhepunkt für Familien, die die Freuden der Welt kennen gelernt, keine Gelegenheit mehr haben zu glänzen, aber doch gern noch genießen wollen. Die Damen werden gerühmt wegen ihrer Bildung, Weltsitte,

die jungen Mädchen wegen ihrer Liebenswürdigkeit und Freimüthigkeit und die Bälle wegen der anständigen Ungenirtheit. Der Heidelberger Student ist vermöge seiner Matrikel zu jedem von selbst eingeladen, und viele Ehen sollen hier geschlossen und noch mehr besprochen sein. Außerdem spricht man auch hier von einer Stimmung gegen die allgemeine Stimmung; wenn aber das gegründet ist, was man von dieser Opposition sagt, so ist das nicht meine Opposition.

Und mit welchem Pinsel tauche ich mich in den tiefen grünen Bergkessel, wo Baden-Baden — angelehnt an liebliche Berghänge, versteckt in Schluchten, geneigt über die plätschernde Oos, unter kühnen Bergwänden, überrauscht von gewaltigen Wäldern — die Größe, den Ernst der Vorwelt und des buntesten, reichsten, lüsternsten Lebens der Gegenwart repräsentirt. Hier sehe ich die Eichenburgen der Germanen des Cäsar, ich sehe sie ihre Götter im dunklen Schweigen des Waldes verehren; hier sehe ich gewaltige Feudalburgen, von der höchsten Höhe immer tiefer in's Thal rückend, hier die volle recke Lust des Mittelalters, dem

unsere Liberalen eben so einseitig den alleinigen Stempel der Roheit aufdrücken, als die gutmeinenden Verehrer des tempora acti den der Keuschheit. Welcher Bacchantentaumel schallte in diesen Bädern! was wurde hier gesprochen, getrieben, wie gescherzt und wie geliebelt! daß ein Italiener selbst — dessen berühmter lateinischer Brief bekannt ist — über die Frivolität in einem Deutschen Bade erstaunt. Und wenn es nächtlich still wurde, schlichen vermummte Gestalten durch die öden Gemäuer; Fackelschein glänzte aus den umwachsenen Mauerfenstern, und die Vehme hielt ihre düstere Sitzung. Du brauchst die Phantasie nicht anzustrengen, dies Alles zu sehen; denn die nächste bunte Wirklichkeit um dich ist noch viel wunderbarer. Sieh diese prachtvollen Häuser und Paläste, Zeugen von Ueberkultur, mitten in einer schaurig-schönen Wildniß; sieh, wie sie hängen und schweben auf Felsabhängen und schmalen Wegen; sieh dies bunte Treiben auf den Straßen, den Putz in Modehandlungen aus Paris, Wien, London, Berlin; sieh den Bazar am tobenden Giesbach, höre die Sprachverwirrung aus aller Welt Ländern und tritt mit drei Sprüngen in den

Kurſaal, um halb England, Frankreich, Rußland um die grünen, magiſch erleuchteten Tiſche verſammelt zu ſehen. Es duftet von den Wohlgerüchen von Paris, Arabien und Indien, koſtbare Stoffe rauſchen, die Sprache der Themſe und der Seine ſchwirrt um dein Ohr, daß du dich fern aus Deutſchland verſetzt glaubſt und gewiß in ein Feenland, wenn du die ſchönen regungsloſen Frauen ſiehſt, in Atlaß und Hermelin, mit überſchlagenen Armen, oder auf den Ellenbogen geſtützt, das große ſchwarze Auge nicht auf den blonden Jüngling, nur auf das rollende Rad gerichtet — Fürſten und Glücksritter, Herzoginnen und Courtiſanen, eine geſtürzte Ariſtokratie und eine neu erhobene. Du glaubſt dich gefangen, wenn du es nicht ſchon biſt, und ſtürzeſt hinaus in die Nacht des Gartens, und hier umgirren dich die Sirenen mit franzöſiſchen und deutſchen Lauten und verfolgen dich durch den dunkel gewordenen Bazar bis an die Brücke. Ueber das Waſſer können ſie nicht.

Ich male das nicht, aber es iſt ein Maler dort, der ſeinen Pinſel in die allerglühendſten Farben tauchen kann, und dem, wenn er Maaß zu halten gelernt, noch viel mehr möglich würde,

als er möglich gemacht. Spindler wohnt jetzt in Baden-Baden. Ich wüßte kein passenderes Domicil für dies ausgezeichnete Talent. Die Vorwelt umrauscht ihn, nicht als blasses, unbestimmtes Nebenbild, sondern in kerniger Gewißheit; er kann ihren Glanz, ihre Farbe, ihren Duft ablangen; er kann in ihre tiefen Schachte, auf ihre jähen Höhen steigen. Und zugleich mit einem Schritt ist er im buntesten Wirbel der Trugbilder von heut; denn dieser Glanz ist zur Hälfte Trug, wie das Glück, das dir heute am grünen Tische lacht, um dich morgen zum Bettler zu machen. Der Hermelin ist so oft geborgt, das Gold unecht, die rothen Wangen Schminke, und die schwarzen Augen, heut strahlend im Gaslicht, sind morgen früh matt, erloschen. Leider daß Spindler in jüngster Zeit mehr unter den Franzosen am Rouletteetisch seine Menschen gesucht, als oben unter den Bürgerhäusern und in den Hallen der verfallenen Burgen. Nicht jeder sieht sie dort die Gestalten von ehemals, aber dem Auge des Dichters verbergen sie sich nicht. Es ist noch nicht zu spät für Spindler, wieder zu ihnen umzukehren.

5.

Schwaben.

Es war vor vierzehn Jahren, daß ich Schwaben besuchte, und mit um so viel jüngern Augen pflegt man die Dinge anders zu sehen, als wenn man sie vierzehn Jahre älter wieder aufsucht. Wenn auch das Alter nicht, zieht doch die Erfahrung einen Schleier über das Auge, der das Licht, was den unbefangenen jugendfrischen Blick bezauberte, mit einer matten Dämpfung belegt. Die Räume, die dem Kinde unermeßlich dünkten, werden schon dem Jüngling gemessen, begränzt, klein; für den Mann bleiben zwar die Räume dieselben, aber die Schattirungen werden anders.

Mit einiger Angst, daß ich nicht dasselbe grün, ich Schwaben wiederfinden dürfte, betrat ich es diesmal. Ja sage Angst, denn das

Land und seine Menschen, wenn ich beide auch nur gestreift, hatten einen ungemein günstigen Eindruck hinterlassen. Er war nicht, wie so viele andere frühere Eindrücke, verwischt worden durch spätere mächtigere. Liebliche Gegenden üben oft einen Zauber nur durch die Gewalt des Momentes aus; Das Herz überträgt das innere Wohlgefallen auf das, was es sieht; ein Sonnenblick kann einer mäßigen Landschaft in solchem Augenblick ungewöhnliche Reize leihen; und wenn man trüb gestimmt wiederkehrt, die Sonne nicht mehr scheint, begreift man nicht, was uns vorhin bestechen konnte. Es hatte in jüngster Zeit uns im Norden bedünkt, als ob die Sonne nicht mehr so heiter auf die Neckarufer schiene; in der Sonne der Poesie hatten fremdartige Weltkörper Finsternisse hervorgebracht, der Wein war in Gährung, und die Berge mit den lachenden Rebengärten wollten sich wieder in Vulkane verwandeln.

Meine Reise durch Würtemberg hat mich überzeugt, daß es noch das alte Land ist und das alte Volk. Die Verfinsterung der Sonne wird nur vorübergehend sein; die Poesie tönt aus dem Herzen heraus, sie wird auch die

fremden Mißklänge abwerfen; der Wein wird sogar besser mit jedem Jahr, und die Berge stehen noch fest, wie ehedem. Das fremde Element ist nur ein Nebelstreif, es wirft nur Schatten, die Sonne bleibt. So sah ich wenigstens mein freundliches Schwabenland an, und ich gebe diesmal hier nichts als meine subjective Ueberzeugung.

Die Würtemberger, mit löblichem Bewußtsein des Guten bei sich, sprechen gern von ihrem schönen Lande und verweisen dabei den Fremden auf ihre Hochgebirge, ihre Alpen. Das sollten sie nicht thun. Jede Größe ist relativ, und ihre Alpen sind doch nur eine erste Stufe zu der ungeheuern Kette, deren Firnen der Schweiz und Tirol angehören. Von diesen Wolkenhöhen herab sind sie als Höhen nichts, und wer über sie zu den Alpen steigt, vergißt bald über die aufgethürmten Wunderbauten die ersten Versuche, Wunder zu werden. Die schöne Eigenthümlichkeit ihres Landes ist in den lieblichen Vorgebirgen zu suchen, in den gewellten Rebenhügeln, in den Flußthälern der Rems, des Neckar, der Jagst und des Kocher. Da ist nichts von Einförmigkeit; jeder Schritt, jede

Wendung bringt ein neues erfreuliches Bild, wenn auch nur mit denselben Steffen. In keinem Lande ist mir überall so der Charakter des Wohlbehaglichen entgegen getreten, der sich nirgend zum Erhabenen, selten zum rein Schönen und auch nicht zu dem zauberhaft Reizenden steigert, welcher das Salzburgische Land auszeichnet.

Das Wohnliche tritt mir überall entgegen, die Cultur hat wohl den möglich höchsten Grad erreicht, aber sie überwältigt nicht die Natur. Woher das kommt, kann ich mir nicht Rechenschaft geben, aber es ist an andern hochcultivirten Gegenden so, z. B. am Züricher See, wo mir das Ländliche der Natur, ihre Frische von der Industrie völlig verdrängt scheint. Es ist in Würtemberg Alles bebaut mit Reben, Saaten, Obstbäumen; selbst die kleinsten Wege sind Alleen von Kirsch-, Aepfel- und Birnbäumen; man rodet die Wälder an den steilsten Berghängen aus, reinigt sie von Steinen und pflanzt Rebstöcke, wo nur Grund für die Wurzeln ist und ein wenig Mittagssonne; und doch sieht es überall ländlich aus, und die Natur herrscht vor, ohne schaurig kahle Felsmassen und

Schneefirnen. Es ist der grüne deutsche Charakter, von dem ich an einem andern Orte sprach.

Dies recht anschaulich zu machen, möchte ich die Lombardei mit Schwaben vergleichen. Jene ist auch grün, Alles bebaut, und doch verschwindet die Natur in dem tödtlichen Einerlei einer poesielosen Cultur. Ich weiß, welche Paradoxie ich auszusprechen scheine, und doch sage ich es mit bestem Wissen. Jene hohle Sehnsucht nach dem Lande, wo die Citronen blühen, könnte nicht besser parodirt werden, als durch eine getreue Schilderung der ermüdenden, trost- und aussichtslosen Wege im flachen Oberitalien. Doch das liegt hier außer meiner Absicht. Aber um Einen, der mit den Reizen des Vaterlandes nicht zufrieden ist, gründlich zu heilen, möchte ich ihn nach einer neuntägigen Wanderung um Mailand und Piacenza mit einem Schlag in die Hügel von Weinsberg, nach Eßlingen, oder ins Remsthal versetzen, und das: „Kennst du das Land" wäre von selbst umgesetzt, ohne daß ich dadurch die in ganz anderm Boden wurzelnden Reize des ewigen Italiens schmälern wollte.

Die Vorwelt Italiens ist Staub und Stein geworden, antiquarische Raritat; in dem grünen Vorhügellande unsrer Deutschen Heimath lebt sie noch mit dem Leben von heute fort. An den massiven runden Burgthurm, der nur noch den Eulen angehört, hat sich ein viereckigter mit einem Holzgiebel angereiht; oben ist er auch schon wüst, unten aber häuslich eingerichtet. Unter dem ältesten grauen Bergschloß, umwuchert von wildem Gesträuch, steht das thurmreiche Feudalschloß, noch immer stattlich und hoch, zu drei Vierteln erhalten; aber schon vor dreihundert Jahren fanden die bequemeren Geschlechter es bequemer, noch tiefer hinabzuziehen und ihre Schlösser in wohnlichem Stil nicht höher zu bauen als die Hütten der Bauern oder die Häuser des Bürgers stehen. Aber Alles ist nur Fortsetzung, Entwickelung, Weitergeburt; eben wie die Schulen und Seminarien in den grauen Klostermauern Kinder der Vorzeit sind, so auch die kleinen mittelalterigen Bergstädte mit ihren Giebeln über Giebeln und Spitzthürmen, malerisch an Bergabhängen. Durch ihre mächtigen gewölbten Thore, an denen ein eisernes Heer die Köpfe zerschellen mochte, fährst

du dröhnend hindurch, und nebenbei ist ein Bretterzaun, über den der Bettelbube sich schwingt. Und drinnen, unter den Wettertrauſen vorgebauter Giebelhäuſer, auf den abschüſſigen krummen Straßen das regſte Leben des Betriebfleißes, Handel, Wiſſenſchaft, Aufklärung, wenn du willſt, und ſie achteten um dieſer willen es nicht für nothwendig, die Rudera der Vorzeit zu zerſtören.

Mag das in meinen Augen auch dieſem grünen Alpenvorlande den Charakter des Wohnlichen geben, daß der Boden, wo du hintrittſt, geſchichtlich iſt. Und du ſiehſt das mit deinen Augen. Ueberall Städte, Schlöſſer, Burgen, Bäche, Wälder, Warten, Klöſter, Bergkegel voll hiſtoriſcher Anklänge, nicht allein aus einer dunkeln, verworrenen Feudalzeit, voll kleinlicher Reibungen, ſondern aus Deutſchlands großer Geſchichte, aus der ſeines größten, kühn zum Lichte ſtrebenden Kaiſergeſchlechtes: denn nicht allein über der kleinen Schwelle der kleinen Kirche zu Hohenſtaufen könnte es heißen: hic transibat Caesar; der Fuß der Hohenſtaufen heiligt jede Scholle durch das ganze Schwaben-

land, und die Poesie hat sie in ihre Annalen so gut, als die Geschichte eingetragen.

Ueberraschende Fernsichten gehören minder zum Landescharakter. Die Neckarufer bieten ihrer mehrere, z. B. bei Mosbach, wo sich das Auge in ein Meer von Grün und Lieblichkeit versenkt. Hier sind die sie schirmenden Höhen von Kieferwäldern bedeckt, oder von rauhen Winden bestrichen. Ich rede mehr von jenem hügeligen Flachlande in der Mitte Schwabens, wo alle Höhen im Rebenkleide grünen, wo sich die Sonnenwärme fängt in den sanften Kesseln, und in guten Jahren einen Wein reift, freilich an gährender Kraft jenem nicht gleich, wo der Sonnenstrahl von ausgedörrten Felswänden abprallt, aber voll Farbe, Würze und gesunder Kraft. Auch die Weinkultur macht bedeutende Fortschritte. Rheinische Reben gedeihen und bringen den würzigen Rißlinger hervor. Um Stuttgart und Weinsberg fand ich ein besonders wohlschmeckendes Gewächs. Von wem aber mag es aufgekommen sein, daß Weinberge eine Gegend nicht zieren? Es ist ein gewöhnlicher Satz bei uns. Mit Ausnahme der Zeit, wo gar keine Blätter

an den Stöcken, fand ich die Rebenbekleidung noch immer die lieblichste einer bergigen Gegend, sei es im saftigen Grün des ersten Frühlings, im Vollgrün des Sommers, oder im Rothgelb des Herbstes; sei es, daß deutsche Sorgfalt die Ranken um Stöcke, Gitter und Dächer windet, oder italienische Faulheit die Reben sich selbst einen Weg suchen läßt am Boden, an Bäumen, am Gestrüpp. Auch daß Weinberge fast allein ohne Schattirungen von Wald und Feld sich vortheilhaft dem Auge präsentiren können, bemerke ich hier.

Wie der Lombarde seinen Wein zieht, oder besser sich selbst erziehen läßt, möchte ich lieber den Zustand der Verwilderung, als der Natur nennen. Ist der Wein das Edelste, was aus dem mütterlichen Schooß der Erde uns zuwächst, so ist auch die Sorge darum die edelste Gattung des Landbaues; und will man hiernach den Werth seiner Bebauer abschätzen, wie tief steht da der Italiener unter dem Deutschen! Ihm gilt der ökonomische Satz: Der Mehrertrag ist dem Bessererertrag vorzuziehen; demnach ist ihm alle Veredelung gleichgültig. So viel freudige Weinlieder der Deutsche hat, so viel

Schmerzenslieder könnte er singen, was unter anderer Pflege aus dem italienischen werden müßte. Um den Werth des Fleißes zu schätzen, muß man den milden deutschen gekelterten Wein dieser Gegenden kosten, nachdem man von dem schweren, rothen, süßen Saft, der aus den lombardischen Trauben gestampft wird, zum Ueberdruß genoß. Die Zunge fühlt erst wieder, daß sie Wein trinkt, der das Gemüth erheitert, und daß er ein Nektar sein kann, während er in Italien nur ein Getränk ist, mit dem man die Speisen herunterspült.

Die Betriebsamkeit, welche um geringsten Gewinn den sauern Schweiß vergießt, ist eines der wohlthätigen Bilder, welche dir beim Eintritt in diese Länder in's Auge springen. Mit dem Fleiße paart sich die Reinlichkeit, ein freundlicher Sinn ist selten davon getrennt. Auch an Wohlhabenheit wirst du zu glauben verführt; die Aeste der Aepfelbäume brechen unter ihrem Segen, die Straße, die Gräben sind voll von den goldenen Früchten, und kein Wächter fährt dich an, wenn du davon auflangst, was dir beliebt. Aber Obst und Wein machen kein Volk reich; die ersten Dörfer geben dir sprechende

Zeichen von Dürftigkeit, und die jährlichen Listen der Auswanderer beweisen, daß es auch dem Würtembergischen Fleiß nicht möglich ist, auf Steinen Korn zu säen, und der ackerbare Grund und Boden ist schon so getheilt, daß er nicht weiter getheilt werden kann.

Wer aus Rheinbaiern kommt, erstaunt schon im Badenschen, daß nicht jeder, dem er begegnet, sich ein König dünkt. Gehe hinüber nach Würtemberg und du wunderst dich noch mehr, wie wenig das Individuum das Stückchen Souverainität, das es im Leibe trägt, in Anschlag bringt. Dort über dem Rhein nur freie Grundherrn, jeder dir gleich, wo nicht mehr als du; in Baden Landleute, die, auch wenn sie dich grüßten, wohl wußten, daß du ihnen nichts zu befehlen hast; in Würtemberg findest du wieder Deutsche Bauern vom gutem, herzlichem Schlage. Sie kleiden sich nicht städtisch; ein dreieckiger Hut über dem glattgekämmten Haar, wohl allenfalls noch ein Kamm darin, ein warmer Kittel mit blinkenden Metall-Knöpfen, Schnallenschuhe, Mieder, rothe Strümpfe, hohe Hacken. Wie sie jeden wohlgekleideten Fremden grüßen, wie sich Alles drängt, dir auf

deine Fragen Auskunft zu geben! Du bist, wer du auch seist, ein höherer, und ihre ältere Freiheit, als die ihrer baierschen und badenschen Nachbarn, wird nicht in Rechnung gebracht.

Halte mich nicht für einen solchen verstockten Aristokraten, welcher den Bauern wieder zum dumpfen Sclaven, zum Werkzeug seiner Willkühr wünscht; aber was einem Staate ein ächter **Bauernstand** werth ist, lernt man in Ober-Italien, wo dieser Stand längst verschwunden. Dort herrscht die selige gewünschte Freiheit seit Jahrhunderten; kein Mensch klebt mehr an der Scholle, aber die Scholle klebt auch nicht mehr an ihm. Statt des alten Adels hat der jüngere, begüterte Stadtadel rings um alles Land angekauft; Dörfer und Bauergüter sind verschwunden; Pächter und Verwalter pressen auf die wohlfeilste Weise aus dem Boden den meisten Ertrag, und statt des kleinen Grundeigenthümers, der seine Hufe mit Liebe pflegt, an Kind und Kindeskind denkend, siedelt sich heimathlos und eigenthumlos der Tagelöhner in verfallenen, schmutzigen Hütten an. Blick' in ein solches faules, verdrossenes Tagelöhnergesicht mit dem lauernden Auge, es

iſt der Urenkel eines alten Beſitzers — und dann ſieh dir einen deutſchen Bauern an, ſelbſt da, wo ihr Loos nicht zu beneiden, wo der Fluch des dürftigen Bodens, des ehemaligen Drucks auf ihnen laſtet, wie auf den wendiſch-deutſchen, und wähle. In Italien iſt Alles im Ausſterben, von unten herauf, von oben herab, nirgend ein friſches Element, aus dem die übrigen Stände regenerirt werden könnten. Das iſt in Deutſchland noch anders. Ich nenne Schwaben ſchon um deshalb ein glückliches Land, weil es noch Bauern giebt, die noch Bauern ſein wollen. Sie fühlen ihr Recht und ſind, wie Bauern überall, trotzig darauf; aber mit dem Trotz kann die Demuth Hand in Hand gehen. Liebe zum Boden, der ſeine Väter genährt und ſeine Kinder nähren wird, macht die Seele auch für andere Liebe empfänglich. Gaſtfreundſchaft, Herzlichkeit, Achtung für fremde Rechte knüpfen ſich daran, und es fühlt ſich heraus: wenn die andern Stände welken ſollten, von hieraus könnte neues Leben in ſie übergehen. Von Mailand hörte ich es mal als Vorzug rühmen, daß alle ſeine Dichter und ausgezeichneten Männer aus dem Adel waren; das

mag rühmlich für den Adel ſein; aber das Lob eines Landes klingt mir noch beſſer, wo die Beſten ſich aus dem Bauernſtande emporgearbeitet haben.

Wir laſſen Heilbronn und Weinsberg, obwohl es auf unſerer Straße nach Stuttgart liegt, weil ich meine Leſer ein ander Mal beſonders dahin führe, und folgen dem geraden Wege nach der Hauptſtadt. Er führt bergauf, bergab, den Neckar berührend, der hier gerade keine beſonders anmuthigen Partieen bildet, aber überall Rebenhügel tränkt. Der kunſtvolle Bau ſeiner aufgemauerten Terraſſen iſt zu beachten. Wo ſich die Rebe nicht mehr ſchlingen kann, ſchlingt ſich der Kürbiß maleriſch am Gemäuer herab. Die Straße ſteigt und ſinkt durch die gehöhlten Gaſſen thurmreicher Feudalſtädte; auch römiſche Alterthümer berührt ſie gelegentlich, wie zu Biſſigheim, ſie ſind aber von keiner Bedeutung. Schon beim Eintritt in Würtemberg ſteht das Kruzifix am erhöhten Wege, und der hölzerne Leichnam des Heilands beugt ſich über dich. Es iſt ſorgſame, doch keineswegs kunſtathmende Holzarbeit, aber du bemerkſt am Kreuze alle Marterwerkzeuge, oft

mit einer an Spielerei grenzenden Ausführlichkeit ausgearbeitet. Du möchteſt glauben, es ſei nicht mehr der Glaube echt katholiſcher Länder, wo gerade die bunteſten und roheſten Bilder die meiſte Verehrung genießen; du möchteſt glauben, man habe durch Fleiß in der Darſtellung des Wunders, durch eine Ueberſetzung ins Natürliche dem wankenden Wunderglauben aufhelfen wollen. Bemooſte Kruzifixe von altem Stein, Heiligenbilder und Märtyrer bemerkte ich nirgend.

Stuttgart liegt in einem tiefen, weit ausgehöhlten Keſſel, ohne daß ich ſeine Lage maleriſch nennen möchte; ſie iſt ſelbſt nicht anmuthig. Man muß immer erſt auf einen der umwallenden Berge, um eine Ausſicht auf die Reize zu gewinnen, welche verſchwenderiſch über die Thäler ringsum ausgegoſſen ſind. Die nächſte Höhe iſt das neue paradieſiſche Gartenſchloß des Königs; ein wahrer Feengarten auf der breiten Höhe eines Hügels umgiebt dieſen hingehauchten Pavillon mit ſeiner reizenden Ausſicht auf Canſtadt und deſſen Bäder und die andern Dörfer innerhalb des Bergkeſſels. Hier iſt die griechiſche Bauart an ihrem Platze. Es

ist ein Tempel der Heiterkeit, ein antiker Rosengarten, ein Frühlingssitz; nichts hatte weniger der gepaßt als gothische Bogen.

Aber mein nächster Weg führte mich auf den Rothenberg. Hier stand noch vor vierzehn Jahren die Stammburg der Grafen von Würtemberg, und der Berg selbst war ein geborner Herrschersitz des Landes. Ringsum schaut man auf Alles, was in Würtemberg einen historischen Namen hat; man sieht die Spitzen vom Hohenasperg bis zum fernen Hohen-Twiel, an der Schweizer Grenze — freilich Alles nur ferne Punkte, und der Gedanke hilft mit; aber ringsum, zunächst dem Berge, öffnen sich — ein entzückendes Schauspiel — die lachenden grünen Rebenthäler; die Sonne fängt sich in den sanften Kesseln; anmuthige Kuppen steigen daraus hervor; Schluchten winden sich dazwischen; der rothe Berg terrassirt sich hinab in die fruchtbare Ebene; freundliche Dörfer, lächelnde Meiereien: — ein Panorama, das kein Maler malen würde, denn es hat keine Formen, aber so lieblich von Saft und Luft durchstrahlt, daß man an Tieck's glückliches Elfenreich denkt. Und dabei eine stille Einsamkeit, nur unterbrochen vom

Gesang der Vögel; auch sieht man die Residenz nicht, welche von einem Felsen verdeckt wird. Der Frohsinn der Bewohner macht seine liebsten Ausflüge hierher — auch jetzt noch, nachdem nicht mehr die Stammburg des Regentenhauses darauf thront. —

Es waren vor vierzehn Jahren nur noch wenige alte Mauern: mehrmaliger Brand hatte, was aus dem Alterthum übrig geblieben, zerstört; Neubauten waren angeflickt, die nicht zur Zier des Rothenberges beitrugen; aber der Gedanke half auch hier. Da starb die Großfürstin Katharina, des Königs Gemahlin. Der Monarch sann, wie er ein kostbares Denkmal der geliebten Gattin aufrichte. Man erzählt, daß Dannecker, der ein vortrefflicher Bildhauer ist und auch ein Kenner des griechischen Alterthums sein mag, aber nicht des deutschen, dem Könige den Vorschlag gemacht: ein griechischer Tempel im reinsten Geschmack aus der Zeit der Perikles müsse sich vortrefflich auf dieser Höhe ausnehmen, und die Trauer werde leuchten durch das ganze Land, und es werde nicht mehr kosten, als daß man das alte Gerümpel abbreche und die Fundamente ausgrabe.

Vor vierzehn Jahren sagte man mir, daß es geschehen solle; ich glaubte es nicht. — Nun steht auf der Spitze des Berges, von dem die alten Grafen von Würtemberg auf ihr schönes, treues Land hinabschauten, eine schöne neugriechische Kapelle in altgriechischem Stil, ein kostbares Gebäude; der weiße Sandstein — oder ist es glatter Marmor? — leuchtet weiß und kalt weithin in das grüne Land, und darunter ist eine anmuthige Wohnung für den griechischen Popen, der hier Messe lesen kann, wenn er Lust hat, und von dem Stammhaus der Grafen von Würtemberg ist kein Backstein übrig geblieben. Auch ist von dieser edeln russischen Fürstin kein Sohn entsprossen, der hier, eine Thräne am Grabe der Mutter spendend, einen Blick thäte auf sein schönes Land. Schon nisten die Schwalben und Sperlinge unter den Kapitälern, ein Stück der Inschrift ist abgefallen, Wind und Regen wüthen, und Dannecker's Kapelle wird nicht so lange stehen, als das Stammhaus der Würtemberger gestanden hat.

Stuttgart ist keine so sehr kleine Stadt, aber daß sie Alle Vettern und verschwägert sind,

möchtest du schon nach dem ersten Tage erkennen, und du brauchst nur auf der Straße umher zu gehen; es grüßt sich Alles und schüttelt sich die Hände, und es ist immer eine Verwandtschaft. Es ist ein Stamm und ein Völkchen, ein Völkchen mit Physiognomie, die du in Baden vermißtest. Die Mundart macht dies nicht allein. Es ist ein Völkchen mit dem ehrenfesten Bewußtsein, daß es das ist — ein Volksstamm, der seine besondere Geschichte weit hinauf führt in das deutsche Alterthum — eine Geschichte voller Ruhm und Leiden, voll Treue, Keckheit, Freiheitssinn, Bildungskämpfe. Daß hier die alten Minnesänger schwäbisch gesungen, daß hier Schiller geboren wurde und Uhland ein jüngeres Dichtervolk erweckt hat, wirkt mehr im schwäbischen Volke, als alle Hefte der Rotteck'schen Weltgeschichte in Baden. Sie sind stolz auf die Gelehrten, die Künstler, die aus Schwaben hervorgingen. Sie freuen sich, wenn ein Jüngerer sich wieder einen Namen macht, wenn es einem Landsmann im Auslande wohl geht, und sie helfen redlich mit, aber ehrlich. Ein Feuergeist, nicht zerstörend, sondern einer der wirkt und schafft, lebt unver-

kennbar im Volke, wie auch die schwäbische Physiognomie im buchstäblichen Sinne dem zu widersprechen scheint.

Das liberale Element, wie es heut in den Dogmen der Propaganda sich ausspricht, von Weltvervollkommnung träumend und alle historischen Bande und Klammern der alten Weltordnung chemisch trennend und lösend, halte ich für fremd dem schwäbischen Character. Wohl interessant wäre dereinst eine Geschichte, wie dieser fremde Liberalismus ins Land kam, unter dem glücklichen Völkchen Aufnahme fand und mit dem eingebornen Freiheitssinn zusammenschmelz. Ein alter Geist der Freiheit und Gleichheit waltete nämlich längst im Würtembergischen. Die Stände des Landes standen schon in deutschen ehrlichen Kämpfen mit ihren Fürsten um Realia, ehe noch erfunden wurde, daß ein Unterschied sein müsse zwischen dem Interesse der Regenten und Regierten. Die neuen Theorieen paßten sich den vorgefundenen Fractionen um factische Streitfragen an; der Eifer von beiden Seiten und unselige Einwirkungen von außen sonderten die Partheien schroffer und ließen sie einseitiger, hartnäckiger in

ihren Forderungen, in ihren Dogmen werden. Scheinbar wird hier am Neckar, wie an der Seine, um todte Begriffe gefochten; scheinbar iſt das Band der Liebe zerriſſen, und im hohlen Wahn kämpft Jeder um das allein Rechte, was er auf ſeiner Seite glaubt. Ich meine, daß dies Alles nur ſo ſcheint, daß es ein Zuſtand der Exaltation iſt und das Blut friſch durch die Adern fließt. Dieſe Oppoſition (wenn ihr noch der Name zukommt) iſt in ihrer Weſenheit von der propagandiſtiſchen dadurch unterſchieden, daß der Würtemberger Liebe trägt zu ſeinem Vaterlande und ſeinem alten Fürſtenhauſe. In ſeinem heftigſten Eifer glaubt er nur für Rechte zu kämpfen, die ihm entriſſen worden, und ihm ſelbſt unvermerkt iſt er dabei in ein Feld hinausgerückt und in eine Schlachtordnung gerathen, die in ſeinen Bergen und Thälern keinen Raum hat. Der Klang tönender Namen hat ihn verführt. Selbſttauſchung iſt die einzige Täuſchung, die vorfiel; und wohl zu beachten, daß der Liberalismus hier keine Spekulation iſt, um zu gewinnen. Durch die ſtrafte Zeitung blickt vielmehr die Redlichkeit des Willens vor, und ich meine ſelbſt die ver-

hältnißmäßig geringste Eitelkeit hier wahrgenommen zu haben. Es ist noch guter Glaube da, wo der Würtembergische Oppositionsredner sich zu den bodenlosen Höhen erhebt, nicht für Stuttgart und Tübingen, sondern für das allgemeine Weltwohl fechten zu wollen.

Nichts destoweniger befremdet der gegenwärtige Zustand der gesellschaftlichen Erziehung. Bei Jung und Alt, bei Männern und Frauen dasselbe Phänomen. Es siedet und glühet, wie bei uns 1813; die Kammerkämpfe sind ihre Puppe und ihre Welt; sie begreifen nicht, wie ein ehrlicher Mann nicht auch so mitfühlen, mitbegeistert sein muß über jeden kleinen Sieg ihrer kleinen Opposition ihres kleinen Ländchens. Durchgehends ein aufrichtiger Wille für das Beste, aber er hat sich zu früh gefesselt in engen Formen. Vielleicht wollen wir Alle dasselbe, aber nur in der Constitution und durch sie soll das zu erringen sein! Wer das nicht mit begreift, den begreifen sie nicht; und es kostet allen Fonds gegenseitigen Wohlwollens, um einig zu bleiben in den tausend andern Welt- und Lebensfragen, die nichts mit der Würtembergischen Opposition zu thun haben. Anderwärts

ist der Liberalismus ein Ding der Mode; er tritt im Kleide des Heroismus auf, oder in dem der geistigen Vornehmheit (ich rede von Deutschland, wo er überall noch von Edelern vertreten, nicht in die Klasse der Ohnehosen und Ohnerock versunken ist, deren Prinzip das ist: „Du hast einen Rock, ich keinen; also her damit!“); — in Würtemberg erscheint er im Gewande der Pietät. An Beispielen fehlt es nicht. Als Uhland für Stuttgart gewählt werden sollte, schwankte es; eine Stimme entschied. Da wurde ein armer Stellmacher, ein Familienvater, der fast nur von einer Kundschaft lebte, von Uhland's Freunden gerufen. Die Familie Turn und Taxis hatte gedroht, ihm die Arbeit zu entziehen, wenn er für Uhland stimme. Er that es unter Thränen und verlor wirklich die Kundschaft. Man wird unwillkührlich gerührt über die moralische Kraft, die unverkennbar in dieser Handlung liegt; denn die Liberalen sind hier nicht, wie in Paris, Lafitte's und Perrier's, um den Stellmacher zu entschädigen; und es war ein ächtes, der Ueberzeugung gebrachtes Opfer. Wenn nur die Ueberzeugung ein tieferes Fundament gehabt; denn

so wenig ich von der andern Seite die kleinlichen Anstrengungen begreife, um die Wahl eines Mannes zu hintertreiben, der als Freund und Feind gleiche Ehre bringt; ebenso wenig hing doch von Uhland's Ernennung ein Wohl und Weh für das Vaterland ab, das einem Familienvater seine Familie vergessen zu lassen gebot.

Die Uneigennützigkeit der Matadore der Opposition steht außer Zweifel; sie wollen auch nicht Ehren; seltener noch suchen sie den Glanz als Redner. Es sind schlichte Männer, und der Würtemberger schwelgt im Gedanken, daß ihnen ihre Gegner keine moralische Flecken nachweisen können. Ein treffliches Bürgerlob! aber ist darum Alles Gold, was verfochten wird, z. B. auch der Widerstand gegen den deutschen Zollverband, weil die, von denen er ausging, andere politische Ansichten haben, als die Würtembergische Opposition? — Die redliche Befangenheit wackerer Herren, die in einem engen Kreise Wohl und Weh der Welt suchen, kann Gegner der Sache und Freunde der Personen betrüben; denn solche Kräfte und solche Gesinnungen müßten in einem weitern Raume mit einem größern Ziele in der That für Mem-

schenwohl wirken, wo sie jetzt wenig mehr als ein Schauspiel geben, einem Spötter aber, der nicht die Herzen prüft, willkommenen Stoff.

Die Verhandlungen der Kammer gewähren ein freundlicheres Bild, als in Baden. Wenn diese an die Pariser, könnten jene an die Englische Kammer mahnen. Man hört selten lange Reden, kunstreiche Auseinandersetzungen, welche durch die Gewalt der Dialektik wirken sollen; es wird mehr von der Leber weggesprochen, und Jeder bleibt auf seinem Fleck, was auch buchstäblich gilt, denn es steht keine Tribüne im Saal und man redet von seinem Platze aus. So gewinnt das Ganze mehr den Anblick einer vertraulichen Besprechung, und die zurückgeschlagenen Deputirtenmäntel haben nichts weniger als etwas Feierliches. Es wird kräftig geredet; was gesagt wird, hat Hand und Fuß, und ich freute mich, wie eine Sache ohne Redepunkt durchgesprochen und von allen Seiten beleuchtet werden. Die enge Gallerie ist immer gedrängt voll; Alles ist Aug und Ohr, und keine Sylbe scheint hier verloren zu gehen, wenn gleich die Zeitungen nicht Alles mittheilen. Ein schlichter Handwerksmann stand neben mir und

nannte mir die Sprecher, für die er sich lebhaft interessirte. Besonders machte er mich auf einen aufmerksam, der sich jetzt rücke — der würde der Sache den Kopf aufsetzen; plötzlich aber, als sein Lieblingsredner anfing, schüttelte er den Kopf: das wären ja nur andere Worte für das, was jener schon gesagt.

Ich will nicht sagen: Vertraulichkeit, aber Lebendigkeit herrscht durch den hellen, geschmackvoll erleuchteten Saal. Die seltsame Composition der Kammer trägt das Ihrige dazu bei, indem die ehemalige reichsfreie Ritterschaft hier ihren Sitz hat, die ein Kreuzfeuer gegen die Minister und die Liberalen unterhält. Ein Freiherr von Welten zeichnet sich durch seine Impromptu's aus. Seine Stimme und die heftigen Bewegungen des noch jungen Ritters bilden eine eben so lebhafte Ader in der ständischen Conversation, als seine rothe Uniform durch das Graublau der Standesherren und die schwarzen Talare und Mäntel der Abgeordneten durchblitzt. Den Deutschen Kammern, wie der Französischen, fehlt das humoristische Element, was in England oft einen wohlthätigen Dämpfer der Parteierhitzung aufsetzt und

Brücken baut für die, welche ſich zu weit aventurirt haben. Durch alles Leben zieht ſich die komiſche Ader beſänftigend und anregend; man thut Unrecht, wo man ſie in dieſen hochernſten Collegien ganz unterdrücken will; man ſollte ſie im Gegentheil pflegen, wie Alles, was gutes Blut machen kann. Der Freiherr von Welten erſetzt in der Würtembergiſchen Kammer einigermaßen dieſen Mangel.

Für ihren erſten Redner erklären Alle ohne Parteirückſicht Paul Pfitzer, der als Schriftſteller, Dichter und auch als Geſchäftsmann ſich einen Namen gemacht. Daß er, ſein Amt niederlegend, eine Laufbahn voll glänzender Ausſichten geopfert, trägt nicht wenig zu ſeiner Popularität bei. Trotz ſeiner Jugend iſt er bereits ein Volksliebling geworden; man erwartet Ausgezeichnetes von ihm, und die Achtung für ſein Talent zeigt ſich in der Todtenſtille, welche eintritt, ſobald er ſich erhebt. Seine Anſichten ſind bekannt aus ſeinen Briefen. Getauſchte Erwartungen auf Anerkennung deſſen, was er aus beſtem Wiſſen gerathen, haben ihn vielleicht tiefer in die Oppoſition hineingedrängt, als er wollte. Seine Geſtalt iſt ſchlank, ſein Geſicht

ausdrucksvoll und sein Organ wohltönend. Unverhaust ist die Unterdrückung alles im Dialekt Störenden bei den Kammerverhandlungen bemerkbar. Der Norddänder, dem in der gewöhnlichen Conversation der echten Schwaben so viel entgeht, verliert hier keine Sylbe, ob doch, wie schon gesagt, die Redekunst als solche nicht gepflegt wird. Seine Freunde wissen nicht, ob sie Paul Pfizer eine sehr große Ruhe, die jede Appellation an die Leidenschaftlichkeit vermeidet, zum Vorwurf machen, oder sie als Vorzug rühmen sollen. Er sucht nicht hinzureißen, aber zu überzeugen. — Uhland tritt selten als eigentlicher Redner auf; er muß, um zu wirken, ganz von der Fülle des Gegenstandes hingerissen sein; mehr wirkt er durch seine Gesinnung und Stellung. Seine eingestreuten Bemerkungen sind scharf, oft mit einer bittern Spitze. Man rühmt von ihm als Sprecher, daß er, feind allem nur hohlen Reden, das Wort ergreift, wenn er etwas vorzubringen hat, was ein Gewicht in die Schale legt. Er trumpft gern ab, nachdem Andere ausgespielt haben, und macht das Punctum. Auch er hat bekanntlich sein Amt als academischer Lehrer seiner Ueberzeugung gegen

fert. Deutschland hätte es zu bedauern, wenn er in seinem Pflichtgefühl als Würtembergischer Deputirter auch den Dichter opferte; doch läßt mich eine Mittheilung aus dem Munde des auch als Mensch so liebenswürdigen Mannes hoffen, daß er der Muse wieder opfern wird, sobald die drückenden Geschäfte des gegenwärtigen Landtages vorüber sind. — Wiewohl ich fast alle namhafte Redner hörte, wäre es doch zu gewagt, nach den wenigen gelegentlichen Worten über sie zu sprechen. Nur eines Deputirten aus dem gewerbtreibenden Bürgerstande will ich gedenken, weil seine schlichten Worte damals einen besondern Eindruck auf mich machten. Der Abgeordnete Pfleiderer sprach gegen die hohen Besoldungen. Er hob die Noth des Landvolks in seiner Gegend heraus, entwarf mit den anspruchlosesten Zügen ein Bild der Dürftigkeit und schloß: was der Taglöhner bei ihm zu Haus, der sich freue, wenn er nach sauerem Tagewerk das Salz zu seinen Erdöpfeln finde, dann sagen würde, wenn er höre, daß andere Volksredner mit dem süßen ruhenden Pfründen nachwerfen, daß ein hoher Staatsbeamte, um nur leben zu können,

so und so viel Tausende mehr haben müßte. Die Ansicht des Mannes ist nicht meine, und es stände schlimm um Alles was das Leben erhebt, veredelt und uns Muth machen soll zu leben, wenn mit dem Schönen und Großen gewartet werden müßte, bis alle Noth in der Welt zu Ende. Man nenne auch seine Ansicht trivial, aber der warme Ton, die bescheidene Art, wie er sie vortrug, hatte etwas ungemein Rührendes, und ich glaubte in ihm einen Volksredner im besseren Sinne des Worts zu finden. — Ich fand dagegen hier nicht das wieder, was mich in der Carlsruher Ständeversammlung mit Achtung erfüllt hatte. Die Gegner der Opposition antworteten ihr nicht mit der Ruhe und Mäßigung, welche in jedem Parteienkampf zuletzt gewinnen muß. Man schien durch Heftigkeit begegnen zu müssen und mit einer Advokatenpraktik Alles zu bestreiten, um etwas durchzusetzen.

Jede Opposition wird im Recht sein, ja es läßt sich keine Opposition ohne Recht denken; nur daß die Macht, gegen die sie sich auflehnt, auch im Recht ist. — Der Wurm, den wir zertreten, krümmt sich, und sein Todesröcheln

zeibt uns der grauſamſten Tyranney; er hat Recht, wir haben aber auch Recht — und wir würden Unrecht haben, wenn wir uns am Ausgehen hindern ließen, aus Furcht einen Wurm zu zertreten. Darius hatte Recht und Alexander auch; die alten Sachſen hatten ein herrliches, ihr Vaterland und ihre Götter gegen die Franken zu vertheidigen, — aber Kaiſer Karl hatte noch beſſer Recht, die Störrigen, die ſeinem Weltplan entgegen waren, zu unterwerfen. Um Friedrichs geſchriebenes Recht auf Schleſien ſtand es ſchwach; durch die That hat er bewieſen, daß er ein ſtarkes hatte. — Ich habe einem ernſten Kampfe um ernſte Dinge in der Würtembergiſchen Kammer beigewohnt; ſie forderten die Gewährung von Rechten, die ihnen verbrieft und unterſiegelt worden. Die Gründe dagegen zerſtiebten wie Spreu vorm Winde. Sie hatten Recht; aber ihr Recht war ein kleines Recht und es kam in Colliſion mit einem großen Rechte. Das kleine Schiff geht unter, wenn es mit dem großen zuſammenſtößt, der größere Magnet zieht den kleinen an, — ein Rattenfreſſer, [illegible] aber ſo alt, daß er ſagen, [illegible]

aufing, tausend Helden ihren Ruf genommen hat, um ein Paar Heroen damit auszustatten. Was hilft es dem Wurm, der das heilige Recht zu leben in sich fühlt, daß er alle Logik anwendet, dem Fuße zu beweisen, wie er schreiendes Unrecht hat, ihn zu zertreten? Der Fuß muß es thun, er ist der Diener des Menschen; und der Mensch hat nicht allein ein Recht, er hat die Pflicht, seine Glieder zu brauchen. Die würtembergische Opposition ist darum im Unrecht, weil sie das Gesetz der Schwere vergessen hat, nach dem die Welt in ihren Angeln ruht, und weil kein Glied an einem Körper sich isoliren darf. Wehe thun mir die guten Kräfte, die in einem fruchtlosen Widerstande sich erschöpfen, wie mir Cato leid war und Wittekind und alle Die, welche nichts erringen als den Ruf, sich männlich gegen ein Muß der Weltordnung gesträubt zu haben.

Die Politik ist ins Leben übergegangen, aber nicht so, daß sie alle Rücksichten überwältigte. Wo sie in ihrer Polemik noch nicht zur ordinairen Geld-Spekulation wurde, ist eine Verständigung noch immer möglich. Es ist eine große und starke Faction, die in die Litteratur

übergegangen und niederstößt, was nicht wie sie denkt; Vehemenz und Ungerechtigkeit sind natürliche Uebel solcher unnatürlichen, geschraubten Standpunkte; aber doch ist hier noch jene Gemeinheit fern, die an andern Orten rücksichtslos das Gegenüberstehende mit Koth bewirft, und das Schwäbische Element hat zu viel Inneres und Positives, um ganz in diesen Kloak zu gerathen. Jede Größe hat eine eingeborne, unwillkührliche Achtung vor der andern. Dasselbe ist der Fall zwischen allen Kräften, die noch schaffen können; nur dem, der nur negiren kann, ist nichts heilig. Die Schwäbische Gemüthlichkeit baut gern Hülfsbrücken. So sah ich den wackern, freundlichen Bührlen, der jüngst in offener Fehde gegen die Tendenz der Zeit (in seinen Ansichten eines Süddeutschen) losgezogen, in befreundetem Verkehr mit den Häuptern der Gegner. Auch auf dem Lande lebt mancher geachtete Mann, der durch Wort und That sich entgegen erklärt dem Strom der Meinungen, und sie schwemmen ihn darum noch nicht fort.

Welche Reihe Namen, wenn ich die Dichterstimmen zähle, die aus den Schwäbischen

Weinbügeln wie die Lerchen sich erheben und deren Gesang das außerschwäbische Deutschland mit Vergnügen angehört hat. — Noch jetzt, auf einem engern Raum, wie viele mit Lebenskraft! Uhland, noch in bester Mannesfrische — Schwab, dessen neuere Lieder ihn höher als Dichter stellen, als die Gedichte des Jünglings. Die Lust nach dem Waldgrün und ein unbehaglich Gefühl in der Feuerbrust des trefflichen Mannes wollten ihn jüngst aus Stuttgart und dem großen Freundeskreise forttreiben; er wollte eine stille Pfarre bei Tübingen suchen und dort wieder der ungetrübten Poesie leben. Wie ich höre, hat man diesen Vorsatz hintertrieben, und ich meine, der Mann Schwab wird auch im politischen Gewühl der Hauptstadt Herr werden können über sich und seine Zeit, daß er die Poesie im Festgewande bei sich empfangen kann. Karl Maier, erst jüngst bekannt, obgleich ein Jugendgenoß Uhlands, lebt und dichtet nicht fern von der Hauptstadt. Zu sparsam läßt sich jetzt Karl Grüneisen hören; in Weinsberg dichtet der Magus Justinus Kerner. Nicolaus Lenau (Freiherr Niembsch von Strehlenau) gehörte auch

lange Zeit diesem schönen Dichtervereine an, der noch manche jüngere Namen zählt, welche noch nicht über ihre Hügel hinausgeflogen sind. Man klagt, daß keine gesellige Vereinigung statt finde, welche W. Menzel in einem Schillers Andenken gewidmeten Montagsclubb versucht hat. Unter den älteren Literaten von Namen ist hier unser Landsmann, der würdige K. Reinbeck zu finden, der, kein grämlicher Laudator temporis acti, mit seltenem Jugendfeuer das jüngere Aufstreben begleitet. Auch im Roman hat sich jüngst die Schwäbische Muse versucht (W. Hauff's Novellistik war noch immer gewissermaßen eine lyrisch-rhapsodische zu nennen, mit epigrammatischer Beimischung), in zwei Dichtungen, den Zerrissenen und dem Maler Nolten, welche ihr Entstehen einem ältern und einem jüngern Literaten danken, der kaum seine Flügel erhoben, dem aber seine Freunde einen hohen Flug prophezeien. Die zweite Vaterstadt buchhändlerischer Betriebsamkeit war Stuttgart längst, seit Cotta's Name mit denen Goethe's und Schillers sich über den Staub erhoben. Cotta's Institute werden unter der Leitung seines Sohnes fortdauern, wenn auch manche Restrictionen

zu ſtändiger Auswüchſe wegfallen. Seitdem haben hier noch viele thätige Buchhandlungen ſich hervorgethan, wie die Karl Hoffmann'ſche, Scheible's und die aus der zu ſplendid angelegten Franke'ſchen hervorgegangene Halberger'ſche.

Der Würtembergiſche Kunſtverein hebt ſich nach den Muſtern des Berliner und Niederrheiniſchen, und noch immer iſt die Werkſtatt des greiſen Dannecker eine Schatzkammer großer Entwürfe und herrlicher Vollendungen.

6.

Weinsberg.

Eine der lieblichſten und zugleich der an Erinnerungen reichſten Gegenden in Schwaben — iſt die um Weinsberg. Die Straße von Heilbronn dahin iſt ein Spaziergang, auf dem alle grüne, ſüße Schauer der deutſchen Mährchenwelt uns anwehen. Wähle einen heiteren Abend, wenn das Gold der Sonne durch die hohen Nußbäume des Weges flimmert und über die ſanftgewellten Weingärten ihren ſchillernden Glanz ausgießt. Du ſteigſt einen Berg hinan und, indem du durch den Engpaß trittſt, meinſt du, dahinter müſſe Weinsberg liegen; aber nur eine neue Traubenwelt, ein neues Rebentheater, ein Meer von Weinbergen liegt zu deinen Füßen, und umſonſt ſucht dein Auge nach dem erſehnten Ziel.

Mir fällt nicht bei, ob Bürger je hier war, aber den Abend dünkte mich, der Dichter hätte nicht charakteristischer sein vaterländisches Lied anfangen können, als mit der Frage:

Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?

denn dieselbe Frage mußten wir wenigstens zehnmal wiederholen; so gänzlich verschwunden, so entrückt durch einen neckischen Kobold schien die alte Stadt, von der man uns doch in Heilbronn gesagt, sie sei nur ein kleines Stündchen entfernt. Zehnmal wendete sich der Weg um die saftgrünen Hügel, bis bei einer eilften Wendung vor uns ein Schauspiel lag, das die Erwartung übertraf.

Ein ganz isolirter, kegelartiger Weinberg erhebt sich mitten aus den andern, und seine Stirn umkränzt eine uralte Mauer, aus deren umbuschten Zinnen ein Paar abgestumpfte Thürme vorragen. Rechts um den Fuß dieses Berges zieht sich das abschüssig gebaute alte Städtchen, was indessen erst später hinzugekommen, wenigstens in jener hochberühmten Belagerung nicht mit einbegriffen war. Eine uralte deutsche Vergangenheit — Thaten, die in die Märchenwelt unserer Geschichte zurückreichen —

grüßt uns ernst feierlich von jener Höhe, die das alte Weinsberg trug. Man ist sonst zufrieden, wenn die Phantasie einen alten Zustand in dem neuern aus wenigen Resten sich wieder hinstellt. Hier braucht sie wenig zu thun. Diese Berge und Thäler stehen noch so, als zu den Zeiten Kaiser Konrads und des Herzog Welf; es könnte noch immer ein stählernes Heer auf diesen Landstraßen seine Fahnen wehen lassen, und nur wenige Thürme braucht es zu errichten und ein Paar Giebel — und die Burg steht noch so gerüstet da, als wie Kaiser Konrad ihren langen Trotz brach.

Daß nie ein Dichter von sonst mit voller Kraft die Macht des Abends zum Gegenstande seiner didactischen Begeisterung erkor! Es blieb viel an Weinsberg auch im klaren Morgenschein, aber jenes Abendlicht, in dem ich es zum ersten Male sah, rief so ganz in frischer Fülle die mährchenhafte Vergangenheit zurück, daß es keiner Mummerei bedurfte, um die Phantasie zu überreden, sie lebe noch, die Zeit, welche nie wiederkehrt.

Wie der Thorwart dort an meinen Wagen trat, die Mütze vom weißen Haupte zog und

den Weg wies durch das Thor, in das noch recht gut ein Fallgitter gepaßt hätte! Wie die ehrbaren Mütter auf der Schwelle standen, die Töchter in den Käppchen sittsam am Fenster saßen — und überall Gesichter, in denen kein Falsch! — Mir wenigstens dünkte es so; ein Sittenmaler von Weinsberg, wie es (1833) ist, weiß es vielleicht anders; ich male aber nur den Schein und zwar den Abendschein. Mein Pferd hatte Mühe, das leichte Cabriolet den bergigen Weg hinauf zu ziehen und mußte den engen Paß noch dazu mit den Ochsen und Kühen theilen, welche mit patriarchalischer Vertraulichkeit es berochen. Ueber den Marktplatz ging mein Weg wieder zum andern Thore hinaus und endete links vor einem hellen, freundlichen Hause, mit Treppen und Weinlaub; hinten nach dem Garten war es mit Galerieen, Weinlauben und Schnitzwerk ländlich geziert, nicht unähnlich einem wohlhabenden Schweizer Landhause. Dies Haus, was jeder in Weinsberg kennt und kein Durchreisender, der eine Stunde verweilt, unbesucht läßt, liegt eben wie die Stadt, am Fuße des Schloßberges;

aber der Garten zieht sich den Berg hinauf bis zur Kirche und den Weinbergen.

Die letzte Viertelstunde hellen Tageslichtes schien noch durch die Fenster, als ich den Mann begrüßte, der in diesem Hause wohnt. Eine kräftige, volle Gestalt in einem Schlafrock, welcher ganz gut den Talar eines Magus vorstellen konnte, bot mir die Hand zum Willkommen und drückte mich an die Brust, als ich den Namen nannte. Es war ein Gruß beim Handwerk. Magus bin ich zwar nicht und Dichter auch nicht, aber wir beide schreiben und lassen drucken und sind Doctoren, und wie der wandernde Messerschmied beim Kurschmied, der Wassermüller beim Windmüller ansricht, meine ich auch ein Recht zu haben zum Handwerksgruß bei Justinus Kerner. Der Magus saß nicht allein im Talar und der schwarzseidenen Weste, die engschließend bis über den Bauch ging, noch in den weißen Bäffchen, die über die schwarze Halsbinde herab hingen; das dunkle Auge, das noch aus der Brille scharf glänzend vorblickte und in meinem zu lesen schien, und das ackermal volle Gesicht, in dem tiefer Ernst und versteckter Schelmerei zugleich

sich ausdrükten — alles Das zusammen sprach von einer Erscheinung, die mit Erscheinungen zu thun hat. Dazu der süße, volle, fast unverständliche schwäbische Dialekt, ein zweites und drittes Willkommen, einige Becher würzigen Weines aus dem geräumigen Keller — und die Macht des Abends und die Vorbereitung zu einer Geistererscheinung war fertig. Sie fehlte denn auch nicht.

Er nahm einen Schlüsselbund und führte mich durch den Garten, dessen Bäume unter dem goldenen Segen des Herbstes stöhnten, treppauf nach seinem Thurm, — ein echter Seherthurm, verwachsen mit Epheu, von Trümmerwerk umgeben; eine zerbrochene Steinfigur und ein zahmer alter Storch hüten das Thor. Durch die bunten Fensterscheiben mit alter Glasmalerei — ein Auftritt aus Götzens Leben (siehe die folgende Skizze) — fiel das letzte Tageslicht und mahnte weiter zu eilen. Zwischen den Weingärten schlängelte sich nun der Weg steil hinauf zum alten Sitz der Weibertreue. Es ist der einzige gangbare, und Weinsbergs Frauen haben eine schwere Aufgabe gehabt, wenn sie ihre Ehemänner von ganz oben herunter auf

dem Rücken trugen. Uns umwehte eine süße Abendkühle, geschwängert vom Dufte reifender Trauben. Und nun waren wir oben, im düstern stillen Sitze alter Treue, und unter uns, halb in Nacht, ein tiefer Kessel, voll Wein, voll frischen Lebens und voll großer Erinnerungen.

Die Ruinen sind nicht bedeutend; der Bauernkrieg hat Weinsberg gleich den vielen andern Schlössern ringsum zerstört; aber den Berg und einige Kernmauern konnte der Grimm der entfesselten Sclaven nicht vernichten. Noch eine Frau aus hohem Geblüte, die Gräfin von Helfenstein, bewies damals, daß sie an hohem Sinn von jenen alten Frauen abzustammen werth sei. Später wurde auch der Burgraum zu einem Weingarten; er trug wenig, und durch Doktor Kerner's rastlose Bemühungen wurde er endlich von dem prosaischen Besitzer acquirirt, gereinigt, restituirt und gehört jetzt — wie der ehrenwerthe Führer sich ausdrückt — den Frauen. Nur ein alter Thurm hat getrotzt den Flammen und dem Pulver. Doktor Kerner ließ durch die viele Ellen dicke Mauer einen Eingang brechen und fand das Burgverließ, ein schauriges rundes Gewölbe, zu dem, wie bei

alten Burgverließen, Licht und Eingang nur von der Oeffnung oben kam. Unter dem wüsten Schutt fand sich nichts von Gebeinen, nur Splitter und Spitzen alter Waffen.

Wir stiegen auf die Mauer. Welch' ein Anblick! Als hätte der Magus im Talar alle Schrecken eines Gewitterabends über die Gegend herauf beschworen, welche, um ihres Eindrucks gewiß zu sein, doch dieser wilden Beleuchtung nicht bedurfte. Unter uns hatte die Nacht den Bergkessel noch tiefer ausgehöhlt. Es blinkte nichts vor als der Abendnebel auf den Feldern und die neue Blechspitze des Kirchthurms, aber die Höhen ließen sich noch unterscheiden. Nichts Wildes an sich, keine schroffe, jähe Klippen, nur bewaldete Rücken — alle Zeugen einer sehr alten Kultur, eines Lebens, das lange vor uns geblüht. Nun aber schwand auch von ihnen der letzte blaßrothe Abendschein; der grelle, dunkle Wetterwolkenhimmel preßte die Nacht auf Thal und Berg — und nur noch im Westen ein schmaler blutrother Streif zwischen den fernen Bergen und den pechschwarzen Wolken, ein Feuerriß zwischen Himmel und Erde! Und gerade aus diesem Streif leuchten dunkle

Punkte hervor, Ruinen von Klöstern und Burgen aus der alten schwäbischen Zeit.

Es war todtenstill, ein warmer Abend, die Heimchen zirpten und ein lauer Wind fing an über die Berge zu streifen. Aber hier war kein Boden zu einem süßen Idyll. Das Amphitheater war zu groß, die Farbe zu duftig schwer. Die großen Geister der Vorwelt konnten jetzt aus ihren zerstörten Grüften steigen, über die Bergrücken schreiten und sinnend sich setzen auf die überwachsenen Schwellen ihrer in Trümmer zerfallenen Schlösser. Es war ein Schauplatz für die erhabenen Cäsaren, für den Hohenstaufen Konrad, für einen Barbarossa, für einen zweiten Friedrich. Hier ging Geschichte und Poesie Hand in Hand. Die Minstrels sangen. Auch diese gewaltigen Kaiser haben die Harfe in die Hand genommen und von Schmerz und Lust, die jede Brust fühlt, gesungen. — Und eine Harfe klang wirklich. Süße, schwellende Accorde trug der Wind, bald rechts, bald links, jetzt unter mir, jetzt über mir. Es war keine Täuschung. Aber ich konnte den Sänger nicht finden. Mein Begleiter lächelte. Er wies in die offene Thurmhöhlung. Es waren Aeols-

harfen, in den Fenſternischen des Thurmes angebracht. Sie ſchwiegen, als wir eintraten. Bis vor Kurzem rauſchte der Berg bei jedem Luftzuge von wunderbaren Geiſtertönen, denn es ſind Harfen in den nach allen Seiten gehenden Oeffnungen der dicken Mauern; aber der zerſtörende Muthwille bringt auch auf dieſen iſolirten Berg, und nur wenige ſind in gutem Stande.

Geſchichtlich tritt Burg Weinsberg nur zweimal hervor. Einmal durch jene berühmte Belagerung, welche mit dem ſeltſamen Vertrage und der noch ſeltſamern Auslegung deſſelben ſchloß. Meine Phantaſie mochte ſich alles Andere an dieſem Orte eher vorſtellen, als den Auszug der Frauen. Kein Bild der Art wollte zur Scenerie paſſen. Die Kritik des vorigen Jahrhunderts wollte dieſem Weinsberg überdies die Ehre ſtreitig machen und ſie einem andern in Franken zuwenden; ſie iſt neuerdings indeß, beſonders durch Raumer, abermals für dieſes ſchwäbiſche Weinsberg vindicirt worden, indem das der Belagerung vorangehende Treffen den Namen eines Ortes führt, welcher zu Füßen der Burg liegt. Sonſt fehlen alle Dokumente.

— Der Bauernkrieg ſah fürchterlichere Auftritte und eine Belagerung, welche dem deutſchen Namen weniger Ehre gebracht hat, als jene erſte. Gräuel geſchahen von beiden Seiten, vor denen der Sinn ſchaudert, ſelbſt nachdem er die Geſchichte des Terrorismus in Paris geleſen. Burg Weinsberg wurde mit leichter Mühe von den Bauern genommen, nachdem vorher die Stadt erobert war. Der Graf von Helfenſtein mußte bekanntlich mit einer großen Zahl von Edlen durch die Spieße des cannibaliſchen Haufens rennen, der weder dem Erbarmen, noch den Geldverſprechungen Gehör geliehen. Wie die ſiegenden Edelleute ſpäter an den Bauern Rache nahmen, iſt eben ſo bekannt. Aber der Spieler des Grafen auf Weinsberg mußte für den Frevel, ſeinem Herrn auf dem letzten Gange luſtige Weiſen vorgeſpielt zu haben, in einer Art büßen, wie nur der nordamerikaniſche Wilde Feinden Martern bereitet. In Deutſchland iſt wohl nichts Aehnliches vorgekommen. An einen Pfahl wurde der Pfeifer mit Ketten gebunden, doch ſo, daß er ſich frei eine Strecke bewegen konnte; und nun trugen die Junker mit eigenen Händen Holz und Reiſig herbei und zündeten

es in einem Kreise umher an. In verschiedenen Krümmungen lief der Unglückliche heulend um den Pfahl, biß in die Ketten und riß an dem Holze. Fürchterlich lange soll die Lebenskraft der Glut und den Flammen widerstanden haben. Er heulte, er sprang, er bat die Ritter, er beschwor abwechselnd den Himmel und die Hölle, ihn zu tödten. Endlich soll er nur noch auf den Knieen, mit verbrannten Gliedern, mit entblößten Knochen kriechend, hingesunken sein und den gräßlichen Todesschrei ausgestoßen haben. Man hat das Verhör des Pfeifers in dem Archiv der Stadt Weinsberg bis vor Kurzem gehabt; dann ist es als unnütze Maculatur verkauft worden!

Der Ton der Harfe verklang, die Nacht umhüllte auch die Spitzen der Berge, als wir durch die Weingärten den Rückweg suchten. Gastlich leuchtete aus der mit Weinlaub umrankten Hinterwand des Hauses das helle Zimmer, wo wir den Dichter und Magus und den Kastellan von Weinsberg auch als patriarchalischen Hausvater, glücklichen Gatten und herzlichen Wirth kennen lernen sollten. Der Mann, der in einer überirdischen Welt zu schwe-

men ſcheint, lebt ſehr behaglich auf Erden, im glücklichſten Familienkreiſe, geachtet und geliebt durch's weite Land. Bei Tiſch — und das iſt viel in Würtemberg — wandte ſich das Geſpräch, das alle Gegenſtände des Lebens berührte, auch nicht ein einzig Mal auf Politik. Er meinte, Würtemberg ſcheine ihm zu klein, um von da aus Deutſchland zu reformiren.

Die patriarchaliſche Gaſtfreundſchaft, die hier gegen jeden Fremden geübt wird, iſt bekannt. Dem Wohnhauſe gegenüber, mitten in einem üppigen Obſtgarten, ſteht ein kleines Häuschen, das zufolge der Jahreszahl über ſeiner Thür ſchon geſtanden, ehe der dreißigjährige Krieg ausbrach. In ihm wohnten jüngſt mehrere ausgezeichnete Männer. Rybinski, der letzte Feldherr der Polen, fand hier durch einen Sommer gaſtliche Aufnahme; auch abwechſelnd noch Viele ſeiner Landesgenoſſen. Bilder von ihnen, ein ſchwaches Zeichen ihrer Dankbarkeit, und die Portraits Einiger hängen an den Wänden. Der ganze Schmerz ſeines Vaterlandes ſchien mir auf Rybinski's Geſicht ausgedrückt, eine Wahlverwandtſchaft mit einem Geiſterſeher. Unſer Wirth rühmte ihn als einen tief gebildeten, ernſt den-

lenken Mann, der, sehr verschieden von der Mehrzahl seiner Landsleute, mit schmerzlicher Ruhe dem Schicksal seines Vaterlandes nachdenke und in Dem, was geschehen, eine finstere Nothwendigkeit erblicke.

Auch wohnte lange in diesem Häuschen und dichtete hier manches Lied, dessen wir uns freuen, Nicolaus Lenau. Wie mir Vieles erst erklärt worden, nachdem ich Justinus Kerner selbst in seinem Hause und auf seiner Burg gesehen, was mir nach der Seherin von Prevorst unklar geblieben: so schienen auch viele Lieder des ungarischen Sängers erst recht anschaulich zu werden, wenn ich ihn mir in der stillen Klause, umrauscht und umduftet von einer schwäbischen Sommernacht, sitzend dachte — hinaus lauschend auf den Nachtwind in den Blüthenzweigen, auf die Harfentöne von der Burg her — und den blassen Mondenschein verfolgend, wie er ihm Berge, Klüfte, Thürme, Gegenwart und Vergangenheit aufdeckte. Sein Vaterland ist dies nicht; er besang vorher die Zweifel und die irren Gedanken, die ihn beschlichen auf den wüsten Heiden seiner magyarischen Heimath, wenn er in der Mondnacht

unter den einſamen Weiden einſam hinſtreifte; aber er hatte lange hier eine zweite Heimath geſucht und ſang nun mit den ſchwäbiſchen Sängern um die Wette, und viele ſeiner Lieder klangen wieder von den Tönen dieſes zweiten Vaterlandes. Ich weiß nicht, ob ſeine Poeſieen nicht auch von den Schmerzenslauten etwas eingeſogen haben, welche die andern Flüchtlinge aus ſeinem Nachbarlande hier den Wänden zurückgelaſſen. Freiherr von Niembſch ging von hier nach Amerika, ſich dort anzukaufen, weil er mit der alten Welt, ſo hieß es, völlig zerfallen ſei. Das dritte Vaterland ſagte ihm ſo wenig zu, daß er bald wieder umkehrte, und wenn ich mir ſeine Aeußerungen zurück rufe, ſo mag ich dem Gerücht nicht glauben, daß er abermals über den atlantiſchen Ocean ſegeln will. Ich traf ihn nicht in Weinsberg, das er vor wenigen Tagen verlaſſen, aber in Stuttgart, und er war entſchloſſen, in ſeine öſterreichiſche Heimath zurückzukehren, dort Leid und Freude freiwillig zu theilen mit den Freunden, die feſter als er an die Scholle gebunden ſind, und ihnen zu erzählen, wie das ſchaumaſſe Leben in der deutſchen Heimath noch dem erträumten Glück in

der amerikanischen Fremde vorzuziehen ist. Wir dürfen von ihm interessante Aufschlüsse über das moralische Verderben und physische Elend erwarten, dem der deutsche Auswanderer in der neuen Welt entgegen geht, aber keine Gedichte von daher. Die Poesie verstummt, wo Alles wirkt für den Nutzen und nur für den Nutzen des Tages. Niembsch ist ein liebenswürdiger Mann, im Anfang der Dreißiger, mit einem ausdrucksvollen, doch milden Gesichte, dem man den ungarischen Ursprung oder wenigstens Durchgang ansieht. Er trennte sich mit Schmerz von seinen schwäbischen Freunden, und schon sein inniger Freundschaftsbund mit dem tief gläubigen Justinus Kerner schützt ihn vor einer Annahme, zu der vielleicht einige Stellen seiner Gedichte Anlaß geben könnten.

Auch ich trennte mich schwer von Weinsberg, dem werthen Manne, dem gastlichen Hause, der lieblichen Gegend. Auch im Glanze des frühen Morgenlichts verliert sie nichts von ihrem Zauber. In der des vollen Mondenlichtes sah ich sie noch einmal, von Löwenstein zurückkehrend, einer herrlich gelegenen Ruine über dem schroffen Bergstädtchen gleichen Na-

mens. Die Burg wurde, wie Weinsberg, im Bauernkriege verwüſtet; das reiche angebaute Land ringsum, ſtrotzend vom Segen der Natur, konnte er nicht verwüſten. Aber auch die Induſtrie kann nichts mehr thun, den Segen für die, welche noch danach hungern und dürſten, zu mehren. Jeder Fleck, wo tragbare Erde ruht, wo der Wind Wachsthum zuläßt, iſt bebaut — Kohlfelder, Wein, Getreide, Kartoffeln. Es iſt ein lachender, herrlicher Anblick; denn Löwenſtein iſt ſehr hoch und man ſieht ſehr weit hinab auf das hügelichte Land. Auf einem ſteinigen Flecke — an einer Windecke, ziemlich hoch, doch noch unter dem Schloßberge, wo keine Saat wachſen kann, die hier noch Früchte tragen ſoll — iſt ein Kirchhof. Der Wind ſtreicht über die Gräber, und eines ſteht abgegittert an einer vorſpringenden Ecke. „Da ſchläft eine Frau, die ihrer Zeit viel Gerede in der Welt machte," ſagte mein Führer, „die Seherin von Prevorſt!"

7.

Erinnerungen an Götz von Berlichingen.

Wie in Rheinbaiern sein Held Franz von Sickingen noch im Volke lebt, so sind auch die Ufer des Neckar, des Main, des Tauber, des Kocher und der Jagt noch voll Erinnerungen an den Ritter mit der eisernen Hand, und man spricht vom Götz, ohne vom Göthe etwas zu wissen. In **Heidelberg** wohnte er in dem stattlichen Wirthshause zum **Ritter St. Georg**, was noch jetzt, in seiner künstlichen Façade mit saubern Reim-Sprüchen nach dem Markte zu und seiner gewölbten Trinkstube und noch vor Kurzem mit den trefflichen Weinen, die man daselbst geschenkt erhielt, allen Rittern und ihrer Zeit Ehre gebracht hätte. Leider ist das Ehrenhaus jetzt zu einer Fuhrmannshausspannung herabgesunken.

Am Neckar, bei der herrlichen Burg der Freiherren von Gemmingen, am Hornberg, den er von Konrad Schott gekauft, wurde er gefangen und saß in Haft auf dem Felsenschlosse, das ihm eine Aussicht gewährte, wie er sie in seinem bescheidenen, ererbten nie gehabt. Die Ruine gehört zu den wohlerhaltensten und ist wahrhaft schön gelegen. Noch bis vor wenig Jahren bewohnte der alte Herr von Gemmingen den spätern Anbau dieses Felsenschlosses. Erst seit Kurzem hat er sich in das moderne Wohnhaus unten am Berge überquartiert. Und welch ein dunkler Wald senkt sich von der Burg herab landeinwärts — ein Wald, geeignet für Ritterthaten, die über die Zeiten eines Götz hinausreichen!

In Heilbronn weiß jedes Kind den Thurm, wo der Götz gesessen, und in Weinsberg findet sich in einem Fensterchen des Thurms unter der Burg ein buntes Glasgemälde, darstellend den ehrenfesten Ritter in seiner Häuslichkeit. Er ist krank; der Arzt ist bei ihm mit seiner Hausfrau — ein kräftig frisches Bild. Es verdiente, bekannter zu werden.

Aber wo du hintrittst und hinblickst, an

der Jart und am Kocher, hügelauf und hügelab, es kommt dir überall vor, als sei hier das rechte Feld für diesen letzten Ritter aus dem Stegreif, als könne er noch jetzt dort die ausserbende Birnbaumallee heraufreiten, dort unter den Haselbüschen ausruhen und aufpassen auf Nürnberger Kaufleute, oder einen Franz von Weislingen. Jeder Meierhof, jeder Stall in dieser Gegend trägt das Gepräge des späten Mittelalters; die Städte sind noch alle feudalistisch mit ihren Mauern und Wartthürmen, und die Wege sind auch so, daß Nürnberger Waaren langsam fahren müssen. Nur zweifle ich, ob den Wein, wie er am Neckar und Tauber heut getrunken wird, der Ritter mit der eisernen Hand schon im letzten Kruge, den ihm seine Hausfrau verstohlen reichte, an die Lippen gebracht.

Tief unten in einem gewaltigen Hügelbette, dessen Seitenwände oft zu bedeutenden Felsbergen werden, windet sich ein kleiner Bach unter binsigen Wiesenufern fort; man begreift nicht, wie das wenige Wasser einst diese ungeheuere Schlucht bohren konnte. Doch ist es kein plätschernder Forellenbach, es ist dunkel und tief,

und ſeine Wellen fließen unaufgehalten fort. Es iſt die Jaxt. So ſteinig, ſteil und rauh ſind ihre Ufer, daß auf den ſchmalen Straßen, die mit den Bergen ſteigen und mit ihnen ſich ſenken, kaum alle halbe Jahre zwei Wagen ſich begegnen; — es iſt dann nicht dafür geſorgt, daß ſie ſich ausweichen. Jeder Wanderer ſah uns verwundert an, und im Dorfe ſtanden ſie zuſammen wie vor einem nie geſehenen Schauſpiele, wenn wir unſer Cabriolet über ein Gerüll von Feldſteinen unter dem Stöhnen des Pferdes hinabgleiten ließen. Auf unſere Frage, wie es denn zu machen, wenn uns ein Wagen begegne, antwortete man nur: „O, es wird Ihnen keiner begegnen.“ Einer müßte unbedenklich umkehren, oder den ſteilen Abhang hinunterſtürzen. Die Straßen erinnerten mich an die Norwegiſchen; nur hat man hier keine Norwegiſchen Pferde. Ich meine, daß auch Götz hier nicht oft geritten iſt. Ausgebeſſert ſind die Straßen gewiß nicht ſeit ſeiner Zeit. Sie ſind oft ſo ſteil, daß wir, ſtatt uns ziehen zu laſſen, hinten nachſchieben mußten, um es dem ſonſt guten Thiere möglich zu machen, die Laſt hinaufzuziehen; und doch war das nur die ge-

einiger Mühe gegen die, einen solchen Berg hinabzufahren, ohne Arm und Bein zu brechen.

Jetzt grünen schon lachende Weingärten an der Sonnenseite der Jaxtufer. Die hohen Ufer haben, trotz der oft überraschend lieblichen und schönen Einblicke in's Thal, ein nur steriles Ansehen. Niedriger werden die Flußgebirge gegen die nördlichste Wendung der Jaxt, und hier, auf einem noch niedrigeren Vorhügelufer, liegt die Burg Jaxthausen, kaum wenige Fuß über dem Flecken des Namens, nur durch einen schmalen Graben von demselben getrennt, und ich glaube, man übersieht nicht einmal von der Thorwarte den ganzen Ort. In der That ist man überrascht wo man so viel erwartete, so wenig zu finden — und man begriffe nicht die freien Ritter von Berlichingen, wie sie gerade hier an einer tiefen Stelle ihr festes Stammschloß erbauen können, wenn man nicht annehmen wollte, daß sie ihren besten Schutz in der Unzugänglichkeit der Wege suchten. Auch war Jaxthausen vielleicht, ehe es eine Ritterburg wurde, nur der befestigte Weiler eines freien germanischen Sassen, genug zum Schutz, und an einen Angriff dachte man nicht. Für diese

urſprüngliche ehrenwerthe Beſtimmung ſpricht auch der Umſtand, daß man rings auf den höheren Höhen der Jagt kein eigentliches Ritterſchloß erblickt. Es war kein ſpecielles Revier für Raubritter.

Das Herrenhaus der Berlichingiſchen Familie liegt, nur durch einen Obſtgarten getrennt, unterhalb des Burgthores und wird auch erſt ſeit einigen Jahren ausſchließlich von derſelben bewohnt, indem noch vor Kurzem die erhaltenen Theile der Burg zum Wohnhauſe dienen mußten. Der letztverſtorbene Graf von Berlichingen, ein Mann von Sinn für das Alterthum und Kenntniß deſſen, was die Zeit fordert, hat eine ehrenwerthe Stiftung errichtet, vermöge deren die Burg ſeiner Ahnen im gegenwärtigen Zuſtande erhalten und jedem Fremden auf die gaſtlichſte Weiſe gezeigt werden ſoll. Der beſtellte Führer und Verwalter darf nämlich für ſeine Bemühungen nicht die geringſte Erkenntlichkeit nehmen. Ein einziger Schlüſſel öffnet dies einzige morſche Eichenthor der Burg, welche einmal einer kaiſerlichen Executionsarmee Trotz bot (denn ich folge dem Dichter, der Götzen hier hauſen laßt; der Götz der Geſchichte, dem das

Alles auf Hornberg passirt, nimmt nicht dasselbe Recht der Theilnahme in Anspruch, als der des Drama's) — und man sieht, daß die Herrlichkeiten einer reichsfreien Ritterburg sich auch auf dem Papiere glänzender ausnehmen, als in der Wirklichkeit. Holzbauten, wenig Gewölbe, dafür Eichendecken. Eine kleine Steckbahn um den Burghof und ein tiefes, schauriges Burgverließ, nach der Jaxt hinabgehend und vielleicht noch von Niemand ergründet, sind fast die einzigen Symbola des echten Feudalismus. Dagegen tritt überall nicht unerfreulich der Charakter des Häuslichen heraus; der große Rittersaal, mit seinem uralt eichenen Schranke ohne Schmuck und Zierde — und dicht daran ein Ort, den man nicht nennt, der aber doch im Götz vorkam; die große Küche, in der man die Mägde und die rüstige Hausfrau noch walten zu sehen glaubt, denn der Schlott ist noch voll Ruß, und von dem nach alter Art niedrigen Herde mögen sie kaum die Asche abgekehrt haben, vermuthlich um Seife zu kochen. Ich suche mir das Fenster auf, das Georg eingeschlagen haben kann, um aus dem Blei Kugeln zu gießen mit Lerse; auch suche ich nach

dem Taubenschlag, aus dem das Thier geflattert sein kam, als der feindliche Soldat schoß, um dem guten Belagerten einen Braten zu verschaffen. Alles das kann ich mir denken, aber nicht, wie die Wucht eines geharnischten Götz über diese Treppen konnte — und sie brachen nicht!

In einer gewölbten kleinen Halle, jetzt Archiv, Registratur, Rüstkammer und Ahnensaal der Familie, werden einige Rüstungen, alte Waffen und dergleichen aufbewahrt, von nicht viel Bedeutung; aber aus einem Kästchen holt der Führer das werthvolle Kleinod hervor, die theure Hand, welche der Klosterbruder an seine Brust drückte, die Hand, welche ein Schrecken der Reichen, ein Schild und Schirm der Armen war. Und wie klein ist diese Hand kleiner als jede ausgewachsene Mannshand, und dabei, obgleich von Eisen, doch gelenkig. Sie wurde festgeschraubt an das Schwert; aber ich meine nicht, daß ein ungarischer Ochs von jedem Schlage davon zu Boden fallen mußte.

Einige Kanonenschüsse müßten das Schloß, wie es jetzt ist, demoliren, und ich stelle mir nicht vor, daß es ehedem eben anders gewesen. Noch ist seine Lage, wenn man es im milden

Abendlichte steht, anmuthig genug. An Thürmen hat es keinen Mangel; ebendesgleichen nicht an Wiesewachs. Eine bedeutende Heuernte grünt rings umher, und Ehren-Götz hätte ein trefflicher Viehzüchter gewesen sein können.

Ungefähr eine Stunde die Jagst aufwärts finden wir ein stilles, schönes Thal, das auch von Bedeutung ist in der Geschichte der Berlichingen. Von hohen Bergen eingeschlossen, vermöge steiler, gefährlicher Wege schwer zugänglich, liegt hier in Abgeschiedenheit von der Welt das alte Kloster Schönthal. Die frommen Geister, welche es, ich glaube um 1100, gründeten, dachten nicht daran, welche Umgestaltungen, welche Vervollkommnung, Verschönerung und welcher Ausgang ihrem Institute bevorstände. Sie nannten das Thal vallis speciosa, und bauten eben nichts als ein altes kleines Kirchlein und Kloster. Nachdem es im Verlauf des Mittelalters sich amplificirt hatte, wurde es vor noch keinen zweihundert Jahren zu einem der elegantesten Klostergebäude im Stil der jesuitischen Architectur umgewandelt. Statt der stillen Beschaulichkeit lebte geistlicher Luxus in den prachtvollen Räumen des einsa-

men Schönthals. Die Sage weiß viel Histörchen von der Herrlichkeit der geistlichen Herren, unter deren Regiment sich übrigens gut leben ließ. Jetzt — es sind noch nicht dreißig Jahre — sind sie ausgetrieben, d. h. säcularisirt und pensionirt; ihre wunderthätige, an Reliquien reiche Kirche dient einer sehr kleinen, armen Gemeinde, die keinen Anspruch hat auf solchen reichen Cultus, zum Gotteshaus, und das große, reich begabte Kloster ist zu einem protestantischen Seminar geworden. Dies jedoch nur mit Modificationen; denn von den 80,000 Gulden, welche die frommen Dominikaner in Schönthal jährlich verzehrten, bezieht das Seminarium nur 11,000. Von den andern 69,000 ist indeß kein neuer Büßerorden gestiftet worden.

Der Würtembergische Commissair, beauftragt, die Schätze des Klosters zu inventiren, lag im süßen Mitternachtsschlummer in dem herrlichen Gastgemach, das zum letzten Male zu diesem Zwecke dienen sollte, als es entsetzlich knarrte und krachte. Er schlug die Augen auf, und auch die Wand über seinem Bette that sich auf, und ein Glatzkopf beugte sich über ihn. Die stieren Augen und die heisere Stimme ge-

hörten jedoch diesmal nicht dem rächenden Schutzgeist des Klosters, sondern seinem Verräther an. Es war ein guter Mönch, welcher gewisse, vom Prior anzugeben vergessene Schätze dem Königlichen Kommissair auf diese Weise zu notificiren für die Pflicht eines gewissenhaften säcularisirten Mönches hielt. Das Gastzimmer war so eingerichtet gewesen, daß die frommen Herren die heimlichen Gedanken ihrer ehrenwerthen Gäste vermöge durchlöcherter Spinden belauschen konnten, und der höchst gewissenhafte Klosterbruder hatte diesen Weg gewählt, um seine Herzensergüsse an den Mann zu bringen.

Noch immer ist die Kirche ein Meisterstück der Glanz suchenden Architektur. Arme Bauersleute in entlegenen Thälern mußten vor Staunen und Bewunderung auf die Knie sinken, wenn sie diesen Lüstre erblickten; und es bewährt sich, wie geschickte Komödianten die Katholischen Clerici noch nach der Reformation waren, indem sie sich mit solchem eleganten Glanz umgaben, nachdem der altkatholische Nimbus längst erloschen. Für das Kunst und Alterthum suchende Auge, das sich dadurch nicht bestechen läßt, haben sie dafür aufgerichtet die

eherne Statue eines Friedrich Barbaroſſa, eines Pabſtes Alexander III., eines Hohenſtaufen, des Konrad von Weinsberg u. ſ. w. — Dies ſind ſehr intereſſante, doch zweifelhafte Alterthümer. Minder zweifelhafte weiſt uns der eine Kreuzgang auf mit ehrwürdigen Leichenſteinen.

Hier ruhen die alten Berlichingen — eine lange Wand voll in Stein gemeißelter Ritter, uralte Bilder, von ſolchen an mit enganſchließenden Schuppenpanzern, hagern, ſchmächtigen Taillen, langen Panzerhemden und Schnäbelſchuhen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts — bis zu den Vollmondsgeſichtern und Panzerleibern der Helden des ſechzehnten! Leider muß ich es bekennen: der theure Götz gehört zu den behaglichen Vollmondsgeſichtern; wenigſtens hat ſein Bildhauer oder Steinmetzger ihn mit „klobigen" Händen conterfeit. Er kniet in voller Rüſtung und betet — derweil ſeine „großen Ahnen" ſehr keck, vermuthlich ihrer Schnäbelſchuhe wegen, in der Mauer ſtehen und ausſchauen, ob Jemand etwas dagegen hat! — Götz betet und iſt zerknirſcht! Ob aus chriſtlicher Demuth, oder aus antidemagogiſcher

Reue, daß er einmal die rebellischen Bauern angeführt, weiß ich nicht. Man erzählt sich dabei eine curiose Geschichte, aber sie ist beglaubigt. Götz von Berlichingen hatte sich in seinem letzten Lebensjahre zu dem — wie es die Mönche nannten — „lüderlichen Lutherthume" gewandt und daran festgehalten. Wer durfte nun erwarten, daß in einem streng katholischen Kloster das Bildniß eines Abtrünnigen aufgestellt werden könne? Seine Ahnen hatten ungeheuer viel dem Kloster geopfert, — aber genügte das! Allein Götz, der lutherische Götz, hatte in seinem letzten Willen dem Kloster sein Reitpferd vermacht! dies war ein Factum, was sich nicht abstreiten ließ. Also — argumentirten die Geistlichen — hat der alte Götz auf dem Todtenbette Reue und Hinneigung zum Katholicismus empfunden; ergo — wird weiter argumentirt — konnte man dem verlorenen Sohne die Thüre nicht verschließen. Er trat ein in die steinerne Reihe seiner Ahnen und erwartet daselbst mit ihnen — die Auferstehung. Ich wurde durch dieses, sein wahrhaftes Bildniß lebhaft an den seligen Darsteller des seligen Helden in Berlin erinnert, an den Schauspieler Mat-

tauſch. Sickingen ſchaut nach jenem Bildniß, von deſſen merkwürdiger Erhaltung an anderem Orte geſprochen iſt, etwas ſchärfer und entſcheidender in die Welt.

In Schönthal führt Herr Profeſſor Kleiber vom dortigen Seminar die Fremden, welche ſich für die hiſtoriſchen Erinnerungen intereſſiren, mit zuvorkommender Güte umher. Es möchte für manchen Leſer nicht unintereſſant ſein zu erfahren, daß ſeine liebenswürdige Gattin die jüngere Schweſter des ſeligen Wilhelm Hauff iſt.

Es war eine große Idee des Mittelalters, die Klöſter an abgeſchiedenen Orten, in den Schauern der Waldeinſamkeit zu erbauen; und das Bedürfniß, welches die Lehrinſtitute, welche in die Stelle der Klöſter getreten, dort ließ, iſt auch mehr, als ein Zufall.

8.

Die Schweiz.

Eine ungeheure Gebirgsmauer trennt den Norden Europa's von dessen Süden. Die höchsten Zinnen dieser Mauer heißen die Alpen; die Mauer selbst mit ihren Zacken in's Land hinein heißt Schweiz, Tirol, Salzburg, Steiermark u. s. w.

Zu den Zeiten Müllner's, nach den Vorgängen von Fouqué und Bonstetten, waren alle Menschen in zwei Racen getheilt: die vom Norden und die vom Süden. Sie hatten verschiedenes Blut, verschiedene Gedanken, verschiedene Art zu handeln; und die Alpen waren die Grenzscheide zwischen diesen zweierlei Arten contrairer Wesen, die kaum den allgemeinen Begriff von Menschen gemein hatten.

Diese Zeit ist nun vorüber. Es ist eine

neue Theorie gekommen. Nach dieser sind alle Menschen egal, gleich berechtigt und gleich befähigt; und darin unterscheidet sich allein das Menschengeschlecht, daß die Einen vorwärts wollen und die Andern rückwärts. Mittelmenschen soll es nicht geben.

Die natürliche Grenze dieser letztern zwei Menschenracen ist noch nicht ausgemittelt, nur ist so viel gewiß, daß die Alpenmauer nicht — wie ehemals zwischen denen von Norden und Süden — eine Grenzmauer ist zwischen denen von Vorwärts und Rückwärts. Im Gegentheil ist es, als habe diese Alpenkette die hitzigsten Elemente der auf vorwärts Gerichteten zu beiden Seiten electrisch an sich gezogen; denn der heißblütigste Liberalismus und Carbonarismus wohnt zu ihren Füßen. Nicht mehr sind die Alpen unübersteigliche Wände, und die Ideen brauchen nicht mehr der Hannibal's, Carolus Magnus und Napoleone; der schwindelnde Kandersteg über den Gemmi ist ihnen eine Landstraße; sie weben wie Windesrauschen über die eisigen Schluchten und über das Eismeer des Hochlandes; wo der Vogel nicht mehr fliegt, fliegt der Gedanke.

„Die Freiheit wohnt auf den Bergen“ Ja, aber welche Freiheit! Der Schiffer aus Uri gab uns eine Erklärung an jenem bezaubernden Abend, wo er uns über seinen Vierwaldstädter See nach Fluellen ruderte. Nie werde ich den Abend vergessen. Der Sommer hatte sich noch einmal in dem langen tiefen Kesselsee gefangen. Welche Riesenbilder streiften an uns vorüber! Luzern war längst verschwunden, mit den lachenden Seeufern; verschwunden war die Habsburg, verschwunden der Pilatus, auch der Rigi; vorbeigeschifft waren wir vor der ehemaligen Republik Gersau, der kleinsten, die in Europa gewesen; Alt-Schwyz grüßt uns, gelehnt an den fabelhaft gezackten rothen Mythen — und vielfache wunderbare Sagen aus grauer Vorzeit und aus den Heldentagen der Schweiz stiegen mit dem Monde über die himmelhohen Felsen, hinter denen die Glärner Eisberge wie Leuchten in der Nacht vorblickten; da oben war das Grütli, und da fern links glänzte die Tellskapelle vor.

O wie schwoll die Brust dem wackern Manne von Uri, als er mit vollem Munde dem Fremden all das Herrliche erzählte, die Wunder und

die Thaten der Gegenwart und Vorzeit! Zwar gehörte Uri, wie Schwyz und Unterwalden, zum Sarner Bund, der in jenem Augenblicke aufgelöst wurde; allein die von Uri müssen, nach meinem Schiffer zu urtheilen, nicht so entetirt gewesen sein, als die von Schwyz; denn er lobte gewaltig die Eintracht aller Schweizer, und noch einmal so warm wurde er, als er erzählte, wie die Executions-Bundestruppen von Luzern her zu Schiff gekommen (es war vor einigen Tagen erst geschehen), wie sie drüben bei Brunnen in Schwyz gelandet, wie aber kein Arm sich gerührt, ihnen den Boden streitig zu machen. Denn es hätte geheißen: wir sind Alle Schweizer und dürfen nicht unter einander Blut vergießen. Es hatte in der That etwas Rührendes, wie er das vortrug. Auch stimmte es mit dem, was ich von gebildetern Gewährsmännern gehört. Ein Pfarr in Schwyz hatte zu seinem einquartirten Offizier gesagt: „Glaubt Ihr denn, daß Ihr so ruhig in's Land uns gekommen wäret, wenn wir nicht gewollt?“ Allerdings hätten die Hirten von Schwyz den Bundestruppen auf leichtere Weise den Eintritt in ihren Urcanton streitig machen können, als

vierzig Jahr früher den Franzosen. Eine vernünftige Ueberlegung hatte diesmal über den demokratischen Ungestüm dieser Hirtenherren den Sieg davon getragen; sie gehorchten der Idee einer höhern Einheit, und wollten kein Bruderblut vergießen.

Aber nun steigerte sich das Vaterlandsgefühl meines Rudererś; alle Potentaten hätten ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen und es gebilligt, daß die Schweizer freie Leute sein sollten. Und den Neuenburgern, wo einige vornehme Leute das arme Volk drücken wollen, hätte der König von Preußen selbst sagen lassen: das sollten sie nicht thun, sondern freie Schweizer bleiben, wie ehedem. Er ging nun über zu diesem Ehedem, zu den Tagen, die nicht mehr sind, und wenn die alten Chronisten gefabelt haben, so hat der Schiffer von Uri sie corrigirt! Denn er erzählte uns von dem Walter Staufacher, welcher sich den Feinden, die geharnischt und mit Spießen den Schweizer Bauern gegenüber gestanden, entgegen geworfen, die Spitzen von sieben Speeren sich in die Brust gedrückt und so den Seinen eine Bresche gezeigt, jedoch nicht eher, als nach-

dem sie ihm fest versprechen müssen — setzte er hinzu — seiner Wittwe und Kindern so und so viel jährlich zu geben. Das alles wußte er; aber nun rieb er sich die Hände wund, weil er es gar nicht aus dem Kopfe heraus bringen konnte: — wer der Fürst gewesen, der ihnen dazumal an die Freiheit gewollt — ob der Oestreicher, oder der Franzos, oder der Preuße; aber gewußt hätt' er es gewiß, und er würd' es auch noch rauskriegen, versicherte er uns. So war das, was unsre Kinder in den Schulen als Geschichte lernen, hier in dem Lande der That zur verwischten Tradition geworden. O ich hörte noch viel von dem sonst, aber ich habe es vergessen über seine Erklärung von der Freiheit:

„Wir sind arme und schlichte Leute, und wir wollen nichts, als die Freiheit — und das haben alle Fürsten von auswärts gebilligt, daß wir die hätten, und die lassen wir uns nicht nehmen, und das ist: (hört!!) — daß Jedermann frei auf die Jagd gehen kann und Gemsen schießen, Hirsche, Bären, Adler, Wölfe und was sonst noch ihm in den Weg kommt; und

keine Steuern brauchen wir auch nicht zu bezahlen."

Das also ist die alte Schweizer Freiheit! Etwas amplificirt — so gehört noch dahin das freie Stimmrecht jedes erwachsenen Burschen in den Volksversammlungen; und, versteht sich, jeder Canton muß für sich sein, und die von Schwyz haben nichts mitzureden bei denen von Uri, und die von Uri nichts bei denen von Unterwalden. — Aber ach, diese alte Freiheit aus den Bergen will denen, die nicht so hoch wohnen, keineswegs genügen. Die um Zürich, Aarau, Bern und Genf wollen nicht unabhängige Hirten und freie Bürger, sondern einen großen Staat. Sie wollen für das, was ist, einen Begriff; die Gletscher und Eispik's sollen herabkommen zu den fetten Wiesen, oder die fetten Wiesen sollen sich zu den Eispik's erheben; es soll Alles in einen großen Kessel geworfen, umgerührt und dann gleich vertheilt werden. Und die dies wollen, haben sehr viel für sich, zum Exempel die Vernunft; denn es ist traurig, anzugeben, was bisher in den einzelnen Cantonen Freiheit hieß. Es ist gewiß vernünftig, daß die verschiedenen Bannrechte aufhören, der

drückende Corporationszwang, die aristokratische Abstufung, wie sie in keiner absoluten Monarchie und in keinem gebildeten Staate mehr existirt und denkbar, die gegenseitige Besteuerung, Quälerei mit Päſſen und Gensd'armen; es ist gewiß vernünftig, daß ein Gewicht, ein Maaß und ein Geld in der Schweiz eingeführt wird, und jeder, der Geschick und Kenntnisse hat, auch das Recht habe auf ein Amt. Aber wenn sie den kleinen Urcantonen ihre Volksversammlungen nehmen und dem ausgewachsenen Bub sein Stimmrecht — und ganz Schwyz und ganz Uri und ganz Unterwalden hat kein Recht mehr, sich selbst zu regieren und Verträge zu schließen und allenfalls Krieg zu führen, sondern es sendet nur ein Paar Repräsentanten in die großen Städte, um, fern ab von seinen Gletschern, mitzusprechen und mitzustimmen, in einer Sprache, die ihm fremd, über Dinge, die ihm gleichgültig, — was bleibt da den Mannern von Uri und Schwyz? Das ist dann hin, wofür sie Gut und Blut, Leib und Leben einsetzten. Es wird nicht gerade materiell schlechter — denn die Engländer kamen doch, und die Gemsen laufen wohl noch nicht weg wegen der

Centralisation; aber alles Das, was ihr Gefühl erbebt, der Wahn, der sie berauscht, das ideelle Glück wäre hin.

Ich meinte immer und meine noch, die Schweizer Freiheit sei eine Ausnahme zum Europäischen Staatenleben, und man könne sie nur um deshalb wie eine Rarität aus einer untergegangenen Vorzeit in der ganz andern Gegenwart bewahren und hüten, weil sie vermöge ihrer örtlichen Lage den großen Entwikkelungsproceß, in dem wir Andern weiter schreiten — trotz aller einstweiligen Rückschritte — nicht störe und hindere. Aber die Mehrzahl der Schweizer ist anderer Meinung geworden; das Unbequeme und Eckige aus ihrem Urzustande fängt an sie selbst am meisten zu drücken; sie wollen keine Ausnahmen mehr sein, sie wollen den großen Civilisationsproceß mit machen. Ihre Alpen bleiben ihnen, aber ihr sonstiges Besondere geht unter; gesichert ist der jetzige Zustand der Schweiz noch nicht. Sie hat nur gesiegt im possessorium summarissimum, und das ist noch sehr weit von der Begründung eines dauernden Besitzstandes und Eigenthums. Noch unterminiren die ewigen Aristokraten, die

dumpf und blind vor Rache, nicht die Rettungsanker sehen, die man ihnen zuwirft, und die untergehen wollen, wenn sie nur die Andern mit in den Untergang reißen. Von ihnen indeß ist nur Gefahr des Verzuges; siegen können sie nicht mehr. Aber noch bohrt und bläst das Feuer unter der Asche — die viel gefährlichere Partei der Radicalen. Sie scheinen nur für den Augenblick überwältigt, aber eine Contention um Sein und Nichtsein scheint unvermeidlich, und zweifelhaft ob Die, welche nur bessern wollen, Kräfte und Talente genug besitzen, Die zu überwinden, welche, vom Heißhunger begeistert, nur im Umsturz von Allem, was besteht, Sättigung suchen.

Der Stamm der Radicalen, ist wie überall, eine in sich geschlossene, weit verzweigte Partei. Ihr Anhang — anderwärts Enthusiasten, Brodlose und Abenteurer — ist hier bedeutender. Sie haben das Landvolk auf ihre Seite zu ziehen gewußt. Dieses hat gesehen, wie es bei dem Kriege gegen die alten Aristokraten, wo es der Fahne der Reformer gefolgt, nur gewonnen, und meint nun, nachdem die Reformer die noch warmen Plätze der Aristokraten eingenommen

es könne noch mehr gewinnen, wenn es nun auch den Radicalen gegen die Reformer beistehe. Ihre Fäuste sind stark, und ihre Logik ist schwach. Die Logik der Reformer war vielleicht gut; aber man wirft ihnen vor, daß sie, kaum im Amt, mit den Perücken und Schlafrocken ihrer Vorgänger deren Philisterthum eingesogen. Noch zehn Revolutionen, meint man — und es sei zweifelhaft, ob der Kasten- und Familiengeist, das Grundübel der Schweiz, gründlich curirt sei. Die alte Aristokratie ist verdrängt, und ihr Anhang hat mit ihr eine zum Theil schnöde, zum Theil verrätherische Flucht genommen. Individuen, die bisher nicht sitzfähig gewesen, haben, gehoben von ihrer Partei, unter dem Banner von Freiheit, Gleichheit, Aufklärung, die verlassenen Plätze eingenommen, zum Theil Männer von Talent und Werth; aber mit diesen Männern sind auch deren Vettern und Muhmen eingerückt, welche die eroberten Lehnstühle und Schlafröcke und Perücken so bequem fanden, als ihre Vorbesitzer; und der ganze Unterschied sei im Grunde nur der, daß statt der Capulet's die Montague's regierten. Am deutlichsten habe dieser Familiengeist bei Gründung

der Universität Zürich sich gezeigt. Der Gedanke ging aus von Deutschen Ideologen; die reformirende Partei griff ihn mit Feuer auf; aber als nun die Professorenstellen besetzt werden sollten, da glaubte jede liberale Familie nicht anders, als daß Jeder ihrer Vettern, der lesen und schreiben konnte, die nächste Anwartschaft hätte, und schrie Zeter und Wehe, als die Ideologen durchdrangen und, statt der Vettern, Gelehrte berufen wurden. Derselbe Familiengeist durchzieht netzartig das städtische Leben und das der bäuerlichen Gemeinden. Seit dem Mittelalter stehen sich in den Cantonen gewisse Familien feindlich mit ihrem Anhange gegenüber, und jedes neue Princip, das in die Berge der Schweiz dringt, findet in der einen seine Gegner, wenn es die andere umarmt hat. So stehen sich die Salis und Planta in Graubündten gegenüber, und in jedem kleinen Orte finden sich Reformer und Conservative aus demselben Grunde, wie oft in den spanischen Provinzen Liberale und Servile, die beide nur dem Familienhaß dienen. Im Ganzen wird allen Städtern Anhänglichkeit am Alten zur Last gelegt. Wenn die Bürger auch nicht selbst re-

giert, haben sie doch zu viel gewonnen durch den nahen Verkehr mit den regierenden Familien; und noch jetzt gelten die Stadt-Berner insgesammt für Anhänger der gestürzten Aristokratie; und selbst die von Zürich — wiewohl dies Einigen für den Sitz des Liberalismus, Andern für den Heerd des Radicalismus gilt, sind bei den Anhängern des letztern verdächtigt, weil sie sich nicht beeilen, ihre Festungswerke niederzureißen. Noch steht an den Wällen mit frischer Druckerschwärze das Verbot, darauf umherzugehen, und bald werden die Patrioten Belohnungen aussetzen für die Jugend, wer sie am besten beschädigt.

In die Streitigkeiten über die beste Regierungsform mischen sich die Zwiste zwischen den Staatsbehörden und dem katholischen Clerus. Letzterer hat wohl auf immer verloren, wenn auch seine letzten Zuckungen noch jene zähe Kraft verrathen, die Rom's Characteristicum in beiden Epochen ist, wo es die Welt beherrschte. Noch regiert er in dem langen, sonneverbrannten Thale von Wallis. Der apostolische Geist dringt über die sardinischen Alpen, während von der andern Seite der über die Berner Alpen

wehende erst eine kleine Opposition angeregt hat. In Sanct-Gallen ist es zu einer legalen Contention gekommen, und der Staat wird über das Bisthum siegen; in Luzern wehrt sich der Clerus im Stillen, eine starke Opposition; in Freiburg ist seine Herrschaft zu Ende, trotz des hohen Jesuiterschlosses, was die Stadt zu beherrschen scheint. Es mag unter dem Krummstab gut wohnen gewesen sein in alter Zeit; jedoch ist nicht zu bestreiten, daß die katholischen Kantone in der Cultur den protestantischen nachstehen. Nicht das augenfällige Beispiel von Bern und dem nächstgelegenen Freiburg zu erwähnen — denn die reiche Berner Regierung war eine anerkannt vorzügliche — so verweise ich nur auf die zwei Theile vom kleinen Appenzell. Wie blüht das protestantische Außerrhoden, eine lachende Wiese mit schönen, bunten, hellen Häusern und Fabriken, während das katholische Innerrhoden eine traurige, zerlumpte Bettlercolonie scheint!

Zu allen diesen Spaltungen kommt nun noch die in den Familien selbst. Sie findet natürlich nur da statt, wo das patriarchalische Verhältniß ganz aufgehört hat, und die Idee

herrscht — also in den Städten. Nirgends hat sie sich gräulicher geübt, als bei den Baseler Vorgängen. Das Haar sträubt sich über die Nachricht von der Metzelei nach dem verunglückten Ausfalle. Blutsverwandte und Freunde standen sich gegenüber, und das Band, das sie bewegen sollen, sich zu meiden, spornte ihre Wuth. Wir lasen in den Zeitungen einen Bericht, den ein Augenzeuge der Tagsatzung abstattete. Er empörte durch die cannibalische Rohheit. Allein die Zeitungsschreiber haben Das, was die Gemüther selbst der eifrigsten Feinde der Stadt-Baseler damals erschütterte, nicht mit aufgenommen. „Gefallen ist ferner von Stadt-Seiten," las der Doktor F*** kaltblütig von seiner Liste, „Obrist ***, mein Schwager — es thut nichts, ferner: Obrist ***, auch mein Schwager — es thut auch nichts." Es war Bürgerkrieg, sagen die Schweizer entschuldigend. Im Ganzen fand ich die Meinung der Gebildeten durch die ganze Schweiz gegen Stadt-Basel, ohne daß sie um deshalb weder die Handlungen, noch den angenommenen Charakter der Liestaller billigen. Das Landvolk dort gehöre zu dem rohesten in der Schweiz; ihre nam-

haften Anführer, Männer ohne Talent, Bildung und Fähigkeiten, seien nur vorgeschobene Puppen von pfiffigern Intriguants gewesen, die sich wieder zurück gezogen haben; aber eben, daß die Stadtherren nichts zur Bildung der Landleute gethan — während die Aristokraten in Bern, wie für das materielle Wohl, so auch für das geistige durch Anlage guter Schulen gesorgt — wird den Stadt-Baselern zum drückenden Vorwurf gemacht. Jemand sagte mir: „Ein Fremder in Stadt-Basel wird vielleicht Partei für Liestall nehmen, Einer, der unter die Liestaller geräth, aber ganz gewiß für die Stadt.“ Die Liestaller unter sich zerfallen schon jetzt, wie das bei den verschiedenartigen Bestandtheilen, aus denen das Land besteht, erklärlich ist. Mitten unter den Bauern ficht ein alter Adel — zum Beispiel die Blaarer, eine Familie, die schon in den Kreuzzügen genannt wurde und allezeit in Versailles und den Tuilerien antichambrirt hat — der mit und unter ihnen eben so wenig harmoniren wird, als er die Herrschaft der Stadt gern ertrug.

Ich war mit günstigen Ansichten für letztere aus dem Norden gekommen. Was ich in der

Schweiz und ringsum hören mußte, schwächte vielleicht nicht meinen Glauben vom Re[illegible] aber doch den von der guten Sache der Stadt-Baseler. Bern's Aristokratie ist gesunken, aber ihr folgt kein Fluch nach, ihre Feinde selbst lassen ihr ehrende Erinnerung widerfahren. Sie hat einseitig, aber groß gewirkt. Die von Basel war nur die des Geldreichthums, eine Krämeraristokratie, mit allem Drückenden, Engherzigen, Philiströsen verbunden, von nichts Hochherzigerm gestützt und nur umstrahlt von dem dumpfen Nimbus düsterer Frömmigkeit. In allen Cantonen hörte ich die „Herren von Basel" eben so verwünschen als belachen. In ihren Händen lag der ganze Transitohandel der kleinen Bedürfnisse, welche die Schweiz aus und über Frankreich bezieht, und ein enormer Reichthum sammelte sich hier allmählig von den Procenten an Franzbranntwein und Schnittwaaren. Geklagt wurde auch über ihre hohen Stadtzölle für jeden Nicht-Baseler und den engherzigen Handelsgeist bei jenen Geschäften, was ich gesagt sein lasse, ohne die Stimme der Erbitterung für Wahrheit auszugeben. Noch jetzt, wird behauptet, seien ihre Geldmittel unermeßlich; denn

jeder lasse lieber sein Leben als seine Thaler. Aber moralisch scheint mir — zähle ich die Stimmen zusammen — schon längst ihr Credit gesunken. Nirgends hätte das Geld so absoluten Werth gehabt, so unbedingt geadelt, als hier. Der Werth des Menschen sei strict nach seinem Capital abgewogen worden und alle Verbindungen, namentlich die Ehen, wären nur und allein durch Berechnung des gegenseitigen Vermögens zu Stande gekommen. Ja es sei schon Form gewesen, wenn einmal Zuneigung dabei mit untergelaufen, in den Verlobungskarten und Geschäftsbriefen in Parenthese zu notiren: „eine Inclinationsheirath.“ Zwei Baseler studirten in Heidelberg. Man machte den Einen auf den Anfwand des Andern aufmerksam und fragte, ob jener denn so viel Geld hätte? Der Student wurde blaß, und mit zitternder, gedämpfter Stimme antwortete er, eine Thräne im Auge: „ich fürchte, der greift sein Capital an.“ — Ist Alles gegründet, was ihnen zur Last gelegt wird, so scheinen sie, nicht juristisch, aber moralisch ihr Schicksal verdient zu haben; allein es lastet auf ihnen mit barbarischer Härte. Von ihrem Landbesitz ist der Stadt

fast nichts geblieben, Basel ist kaum ein Canton mehr; aber auch die ehrwürdigen Stiftungen von ihren Vätern, aus der Stadt für die Stadt errichtet, hat ein Schiedsrichterspruch, der den Stempel der Ungerechtigkeit auf seiner Stirn trägt, zerrissen. Seit man Städte nicht mehr schleift, scheint dies die härteste Strafe. Allein für jetzt ist es die geringere gegen den Schmerz, den das blutige Zerreißen so vieler Bande im Schooß der Familie hinterließ.

Minder blutig, aber nicht minder den Grad der Erbitterung ausdrückend und fast noch tiefer in's Leben eingreifend sind die Familienspaltungen in Bern. Hier herrschte, bei halb französischer Sitte, ausnahmsweise gegen die mehr oder minder patriarchalischen Verhältnisse der andern Cantone, jene halb lächerliche, halb fürchterliche Macht, der wir den Namen Gesellschaft geben. Die Wirkungen des Bürgerkrieges sind für sie zerstörend. Die Freunde waren und durch Blut verknüpft, blicken sich nicht mehr an, sie grüßen sich nicht auf den Straßen; sie wenden sich ab, um sich nicht zu sehen. Die steinernen Paläste der patrizischen Familien (Hotels) prangen noch, wohlerhaltene Fideicom-

misse, in alter Herrlichkeit; aber die Familien selbst haben sich mit allen ihren Vettern seit dem Umsturz der Verfassung von der Regierung zurückgezogen — thöriger Weise, wenn man milde — vaterlandsverrätherisch, wenn man strenge urtheilt. Sie glaubten, wenn sie, geübte Geschäftsmänner, sich in Masse zurückzögen von allen Civil- und Militärämtern, müsse Alles zusammenbrechen und fallen und die Noth sie von selbst zurückrufen. Aber die Noth hilft sich anders. Jener anarchische Zustand, den sie gehofft, der den Staat in die Hände der Radicalen gespielt und vielleicht Alles zerstört hätte, trat nicht ein. Es fanden sich Männer, die regieren konnten, und es wird nach wie vor regiert.

Die Geschichte lehrt uns in allen politischen Irrungen, wie es Unrecht bleibt, wenn die Sache unterliegt, der wir unsere Kräfte widmeten, einem bittern Gefühle gehorchend, früher uns zurückzuziehen und Alles gehen zu lassen, wie es geht, als bis unsere eigenen Kräfte erschöpft sind. Auch deren Partei ist stets moralisch verloren, die kein anderes Hülfsmittel mehr kennen, als Oel in's Feuer der Gegen-

partei zu gießen, um es zu einem Aeußersten, zu einem Umschlag zu bringen, der sie vielleicht wieder in die Höhe trägt. Auf solchem weiten Wege von Ruinen und Leichen, nach — einem Vielleicht geht jedes Recht verloren. Erfreulich aber ist Das in Bern, wie die siegende Partei nicht mit factiöser Wuth das Alte und seine Erinnerungen verfolgt, vernichtet, wie im Gegentheil, was nur vom Sonst bestehen kann, erhalten wird. Die regierenden Patricier-Familien gehören einem deutschen Reichsadel an, dessen Stämme und Namen so alt sind, als unsere Kaiser- und Fürstenhäuser. Freiwillig schlossen sie sich einst, als sie vom Kaiser und Reich abfielen, der Stadt Bern an und mußten hier nach Stadtsitte zu einer Zunft sich schließen. Sie bildeten die Zunft der Edelleute, von der das Wirthshaus zum Diestelzwange, ihre Herberge (abbaye des gentilhommes), noch den Namen führt. Aus dieser Zunft erwuchsen die Regenten der Stadt, und durch große Thaten und herrliche Siege haben diese Edelleute den Glanz ihrer Namen bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt. Das Berner Volk hängt an diesen Erinnerungen,

und gern sähe es, wenn seine Wattenwyl, Haller, Erlach, Tscharner noch jetzt auf dem freien Wege des Concursus zu den Ehrenämtern, denen man die alten Namen ließ, rechtlich sich den Weg bahnten. Aber nur sehr Wenige aus dem alten Adel haben sich mit den Forderungen der Zeit versöhnt. — Dagegen haben sich zu traurigen Conspirationen, welche zu einem blutigen Aeußersten führen mußten, viele Verblendete verstanden. Ich kann auch in der Schweiz nur wiederholen, was ich an andern Orten vom Adel sagte: er hat sich selbst sein Grab gegraben, und er brauchte doch noch nicht zu sterben.

Völlig verschieden davon und von den Verhältnissen in allen andern Cantonen sind die von Neuenburg. Seine Doppelstellung, als Fürstenthum und als Republik, ist nicht so seltsam geschraubter Art, als seine innern Verhaltnisse. Beachtenswerth schien mir die Einsicht, mit der überall der Schweizer Preußens schwierige Stellung zu Neuenburg würdigte. Auch beim exaltirtesten Radicalen fand ich keinen Haß gegen uns; er richtete sich allein gegen Die, welche im Lande die Erbherrn der Macht und des Einflusses sind. Ausnahmsweise von der ganzen

Schweiz haften in Neufchatel und Valangin noch uralte Feudalrechte an den großen Gütern; auch unter Napoleon und Berthier blieb es in diesem wenig von den Stürmen der Zeit berührten Ländchen beim Alten. Aber die Güter sind durch Kauf und Tausch längst aus Hand in Hand gewandelt, und die gegenwärtige angesessene Aristokratie ist kein Abkomme alter Feudalherren, sondern Kind oder Kindeskind bürgerlichen Betriebsfleißes. Ihre Namen sind glänzend, aber nicht historisch. Es weiß Jeder im Lande: der Vater von dem Seigneur zog als Hausirer umher, und der Großvater von jenem knopfelte selbst in seiner Fabrik. Von solchen Magnaten drückende Feudal-Rechte streng ausgeübt zu sehen, verdrießt mehr, als wo sie durch Jahrhunderte langen Erbbesitz geheiligt sind. Seltsamer Weise ist auch hier, wie zum Theil in Basel, die demokratische Opposition mit der aus den Resten des alten Adels verbunden; denn Die, welche (in einer Republik) nur zahlen und gehorchen müssen, sind eben so verdrießlich als Die, deren Ahnen einst sich zahlen ließen und regierten. Regierung, Aemter, Einfluß und der daraus erwachsende Reichthum ruhet in den

Händen weniger Familien, welche zugleich Besitzer der großen Fabriken sind. Also hier, wie in Basel, ein Karthago, und gegen diese karthaginiensische Administration ist durch die ganze Schweiz der Oppositionsgeist los. Die Feudalherren thun ihnen nichts mehr, ihre Schlösser sind Ruinen, aber die zünftigen Handelsherren sperren ihre Kanäle und Straßen. Nichtsdestoweniger war die allgemein rechtliche Stimme gegen jene erste durch Bourquin's radicale Horden veranlaßte Revolution.

Am ruhigsten sind die östlichen Cantone geblieben; sie stehen Deutschland am nächsten an Verkehr, alten Einrichtungen und ruhigem Sinne. Im Schaffhausenschen, Thurgau, Sanct-Gallen, Appenzell herrscht noch von der Einfalt der Sitten, welche in den von den Fremden mehr heimgesuchten nur noch decorationsmäßig zur Schau gestellt wird. Der Hausvater in seinen vier Pfählen gilt etwas; die Städte sind klein und nicht bedeutend; bei Deutschem Gelde gilt noch Deutsche Billigkeit. Man muß wünschen, daß die Engländer noch recht lange abgehalten werden, über den Bodensee und dessen herrliche Südufer eine Medecour nach Graubündten zu

ſuchen. Es iſt in dieſen Cantonen, wo ich freilich nicht die gebildetſten, aber auch die unbefangenſten Stimmen über die neuen politiſchen Verhältniſſe der Schweiz ſammelte. Man fühlt: die Leute ſind frei und längſt frei geweſen, aber ſie brüſten ſich nicht damit, ſie genießen im Stillen ihr beſcheidenes Loos. Ihre Zufriedenheit ſchreiben ſie, merkwürdig genug, dem Umſtande zu, daß in ihren Cantonen ſich keine großen Städte gebildet haben, von denen die Ariſtokratie unzertrennbar ſei. Alſo auch hier die Spuren eines alten Feudaldrucks verſchwunden, und nur, halb Furcht, halb Neid vor ſtädtiſchem Zunftgeiſt!

Es wohnt allerlei Freiheit in der Schweiz, aber gerade die eine Freiheit, nach der ſie dürſten zu beiden Seiten der Alpen, fließt nicht aus ihren Gletſcherſtrömen, haucht nicht in ihren Berglüften. Ich gab eigentlich noch zu wenig Proben von dieſer Muſterkarte, die ehedem Schweizerfreiheit hieß, um daraus das Reſultat zu ziehen, was hier Freiheit iſt: — wie die Zünfte in dem „revolutionairen" Zürich die öffentlichen Bibliotheken verſchließen und ſich Geld geben laſſen für die geliehenen Bücher;

wie ſie in Luzern — und das iſt nur ein Name — den Paß fordern, wenn du auch ſogleich in einen Kahn ſteigen willſt, wenn du auch nur einzig und allein darum kommſt und der günſtige Wind dich zur Eile drängt. Das Viſiren koſtet eine Stunde, und ſie ſagen dir ſelbſt, es ſei eine leere Förmlichkeit, aber die Republik zieht dafür drei Batzen pro Perſon. Ja, an jedem anders bemalten Schlagbaum mußt du, wenn du durchgehſt im Kleide des Fremden, ihn vorweiſen, während das nicht nöthig iſt, wenn du mit zwei Pferden durchfährſt. An alle Dem hat die Revolution ſo wenig geändert, als an den Rechnungen der Wirthe. Die Freiheit, die in den Bergen wohnt, hatte ehedem noch einen ganz andern Charakter. Denke dir die Alpen ausgedehnt bis fern in Illyrien, wo die Montenegriner, ein noch unüberwundenes Bergvolk, wohnen. Sie wiſſen ihre Bergfreiheit bis in die Paſchaliks und Präfecturen hinunterzutragen, eine Freiheit, die darin beſteht, Alles mitzunehmen, was ihnen beliebt. Dieſe Freiheit iſt in Helvetien längſt ausgeſtorben; aber doch oben unter Wolken und Schnee, auf dem Gipfel der Gotthardſtraße,

noch über der Teufelsbrücke — da wo kaum, von riesenhaften Felsmauern gegen die heftigsten Winde geschützt, eine Matte dürftig grünt und die Ansiedler mit der gigantischen Natur um Unterhalt ringen — da unter Schrecken und Tod steht eine uralte Burgruine, und was werden drinnen die Ritter von Andermat ehedem anders getrieben haben, als die Freiheit, den Pilgern und Handelsleuten aus Deutschland und Italien Das abzufordern, was ihnen billig schien für die Freiheit, ungefährdet an ihrer Schneeburg vorüber zu ziehen? In dem wilden, jetzt wenig besuchten Graubündten sind die Trümmer von einhundert zwei und zwanzig alten Schlössern zu finden! Wovon haben diese gelebt? — Von ihrer Freiheit. Ueber das Wie verlange nicht Rechenschaft; ich begreife eher das Rechtliche, als das Mögliche des Zustandes.

Und nun kann ich nicht umhin, wenn ich mir diese Bergfreiheit, wie sie ist und nicht ist, addire und das Resultat betrachte, über die Furcht vor Ansteckung der Nachbarn oben und unten zu lächeln. Und sie haben doch vielleicht Recht. Die Sonne selbst ist kalt und wärmt doch, und der Focus des Brennglases ist es

auch und zündet doch. Ein Freiheitsgefühl, ein Schauer mag von den Eisbergen ins grüne Deutschland herabrauschen; aber liberale Ideen, die nicht schon dort wären, kommen weder aus Basel und Schaffhausen, noch aus Zürich und Bern dahin. Anderer Natur sind die Besorgnisse der südlichen Nachbarn. Die Geächteten und Geflüchteten aus Mailand und der Lombardei halten sich zum großen Theil im Canton Tessin auf. Auf den Grenz-Villen des Mailändischen Adels, um den reizenden Como-See, sollen nun bei nächtlicher Weile die Versammlungen des jungen Italiens gehalten werden; und die Grenze ist dort so beschaffen, daß eine Umstellung derselben unmöglich wird. Der Carbonarismus kommt aber nicht aus der Schweiz.

Es wird an den Schweizern von heut eine Eigenschaft gerühmt, die dem revolutionairen Princip geradezu widerspricht, ihre Anhänglichkeit an Personen, denen sie einmal ihr Vertrauen geschenkt. So lange es irgend geht, folgten sie den erwählten Stimmführern. Ich traf auf Nichts, was dem widerspräche; auch weiß die Geschichte ihrer jüngsten Revolution Nichts von dem Steigen und Sinken einzelner

Popularitäten, welches, dem englischen Volksleben nicht fremd, das Kriterium in den französischen Revolutionen bildet.

Diejenigen, welche in der Schweiz eine züchtige Sitteneinfalt suchen, sind Thoren. Sie hat nie da geherrscht, wie überhaupt selten unter einem kräftigen Naturvolke. In den abgelegenern Thälern von Tyrol mag man ungefähr den Menschenschlag und die Sitten wiederfinden, wie sie in der Schweiz waren, bevor sie von den Fremden überschwemmt wurde. Diese Ethik entfernt sich indeß etwas von der der prüden Arcadier. Allein eine andere, höhere Sittlichkeit, welche trotz der Probenächte und Kiltgänge bestand, ist der Zeit und dem Einfluß der Fremden gewichen. Aber die Patrioten beschwören uns, ihr Vaterland nicht nach den Gastwirthen und Fuhrleuten zu beurtheilen. Es beständе eine alte Schweiz neben diesen und trotz diesen. Schade, daß der Fremde nur auf diese stößt. Mit den dichterischen Darstellungen ihres Vaterlandes sind die gebildeten Schweizer meist unzufrieden. Die Mimili wollen sie nicht als Repräsentantin des Schweizercharakters gelten lassen; G. Dörings Hirtenkrieg

wäre noch das bedingt beſte Gemälde ihres Bergvolkes; Ulrich Hegner ſcheint weniger bekannt, als er verdient. Noch erwarten ſie einen Novelliſten, der ihre Berge und ihre Menſchen ihnen mit treuer Farbe ſchildere.

9.

Die Gränzen des Deutschen und Französischen.

Der Uebergang aus dem Deutschen in's Französische tritt in der Schweiz, die beide Elemente umschließt, vielleicht deutlicher hervor, als wo Staatengränzen die Trennung sanctioniren. Wenigstens könnte man hier ungestörter den innern Motiven nachforschen, welche den Uebergang aus einer Nationalität in die andere bedingen. Es ist kein Zwang da; dem Interesse, dem Bedürfnisse ist man gefolgt.

Ich sah nicht ohne patriotischen Schmerz, wie in Strasburg seit den vierzehn Jahren, daß ich zum letzten Male dort war, die deutsche Sprache der französischen gewichen war. Wo ich auf der Straße deutsche ehrliche Gesichter anredete, erhielt ich französische Antworten. Andere schüttelten höflich den Kopf, be-

dauernd: qu'ils n'entendaient pas l'Allemand. Die Kinder ſpielten ſchon franzöſiſch; nur hier und da tönte der breite Elſaßiſche Dialekt aus der Werkſtätte eines ehrlichen Meiſters, und die Bauern aus der Umgegend laſſen ſich freilich ihr Deutſch nicht nehmen. Wo dagegen wäre noch eine Bürgerfrau oder ein junges Mädchen, wie ſie Göthe noch ſah, als er in Straßburg ſtudirte, im deutſchen Rocke aufzutreiben! Die Namen der Straßen ſind franzöſiſch, kaum deutſche Ueberſetzungen darunter, und die Edicte ergehen in franzöſiſcher Sprache. Die Ueberſetzung, welche noch beigefügt wird, iſt Nichts als Ueberſetzung in Hochdeutſch, aber ſteif und gezwungen, faſt buchſtäblich die franzöſiſche Phraſe wiedergebend, daß ein Deutſcher über die Plakate lächeln muß, der Elſaßer Bauer ſie indeß ſchwerer verſteht, als das Franzöſiſche. „Das geht ſo mit Jahr zu Jahr weiter," ſagte der ehrliche deutſche Sigriſt in der Thomaskirche — ein Name, der von Uralters her dem Sakriſtan geblieben — „und, wenn es nicht immer eine Grenzſtadt bliebe, würde ſie wohl in funfzig Jahren kein Deutſch mehr verſtehen." Ob es immer Grenzſtadt bleiben, und der

vorausgesetzte Fall je eintreten wird? Die französische Regierung soll mit Absicht durchaus französische Regimenter hierher verlegen, um durch den unvermeidlichen Umgang der unteren Klassen mit den Soldaten jenen das Französische beizubringen!?

Anders ist es in der Schweiz. Ich weiß nicht, ob das Deutsche in's Französische übergeht. In Bern schien es einmal so. Die Stadt wollte klein Paris spielen; die Aristokratie, der höhere Bürgerstand, nahm die französische Sprache als die bequemere für die Gesellschaft an. Ihr Schweizerisch-Deutsch war ihnen zu unbeholfen breit und man that nichts es zu veredeln. Seit der letzten Revolution scheint sich Dies geändert zu haben. Man hört mehr unsere Sprache reden, die obrigkeitlichen Verordnungen sind in einem reinen deutschen Stil abgefaßt, während der frühere Kanzleistil barbarisch genug klang. Manche Worte aus demselben sind indessen noch geblieben und klingen uns nicht verwandter als türkische. Das thut jedoch so wenig, als die französischen Hauben der Berner Putzmacherinnen. Du brauchst nur ihren Gesichtszügen nachzuforschen, und vielleicht

nirgends wird dir der deutsche Stamm so ausgesprochen entgegentreten, als in Bern, — das heißt, der deutsche Stamm in seiner edleren Form — große volle Gestalten, üppig und kräftig zugleich, mit ovaler Gesichtsbildung, langen Nasen und ernst schönem Ausdruck. Es ist keine Fabel von den schönen Mädchen im Berner Oberlande; und ich meine, daß das Berner Geschlecht von dorther sich noch eine gute Zeit eigenthümlich rekrutiren kann.

Anders ist es in Freiburg. Nachdem du durch Dörfer gekommen, welche in ihrer Armuth und wenig geschmackvollen Ländlichkeit an den Unterschied zwischen der alten Regierung einer großsinnigen Berner Aristokratie und der der Freiburger Jesuiten nicht zum Vortheil der letztern erinnern, nachdem du kaum noch den deutschen Bauer und die deutsche Bäuerin reden gehört und gesehen, wie sie im funfzehnten Jahrhundert mögen geredet und ausgesehen haben, trittst du in eine düstere stille Stadt, wo jede Haube und jede Schürze ein Ableger von Paris sind. Die Stubenmagd im Hôtel versteht dich nicht, wenn du Deutsch redest, und du glaubst es ihr, daß es keine Affektation

ist, wenn du in ihr dunkles Auge siehst, und dem hurtig bebenden Schritte folgst. Der Kellner freilich muß Deutsch können, aber der Wirthssohn radebrecht nur mit Mühe die fremde Sprache. Es ist mit einem Male französische Sitte im Essen, im Trinken, im Wohnen, im Grüßen; die Edicte sind französisch. Nur die Reinlichkeit und die religiöse Stille der alten Cantonstadt entfernen noch den Gedanken an eine französische Provinzialstadt, und die alte Linde, welche der erste Bote pflanzte, der aus der Murtener Schlacht hier athemlos auf dem Markte niedersank, sagt dir, daß du in einem Schweizer-Lande bist, das um keinen Preis seine vaterländische Erinnerung verkaufte.

Freiburg ist eine merkwürdige Stadt. Oben auf der Höhe steht ein glänzendes Schloß, und die darin wohnen, wollten nicht Stadt und Land allein, sie wollten über ganz Frankreich herrschen. Martignac's Ministerium vertrieb sie hierher vom Pariser Calvarienberge, und als sie zurückkehren wollten, zu früh siegestrunken, hat sie die Juli-Revolution abermals her verwiesen. Es sieht öde, großartig und doch elegant aus, dies Jesuiten-Collegium. Ueber den Schlaf-

zimmern der Zöglinge prangten die Namen aller alten französischen Geschlechter, und wie manchen Franzosen von altem Regime siehst du, gepudert, in weißen Strümpfen, durch die stillen Straßen gehen. Der Fremde unterscheidet sie nicht von den Einheimischen. Die Herrschaft des geistlichen Supremats in der Cantonregierung ist gebrochen. So weit die Freiburger französisch sind, sind sie es durch sich selbst.

Konnte es in der Stadt zweifelhaft sein, ob sie ursprünglich mehr deutsch oder französisch war — denn manche deutsche Namen und Gesichter begegnen uns doch, und der deutsche Name Freiburg läßt sich nicht gallisiren, — so ist der französische Charakter auf dem Lande jenseits eben so entschieden, als der deutsche in Bern. Schon im ersten Dorfe verstand die Wirthin nicht einmal Brod und Milch. Manche Orte führen deutsche Namen, aber die Bauern erinnern sich derselben wie etwas Obsoleten und Lächerlichen. Ein Mann kam uns entgegen in der braunen Jacke des Landes, den strumpflosen Fuß in groben Schuhen, aber in seinem gentilen leichten Gange hättest du umsonst den Bauer gesucht. Er grüßte uns mit der Ar-

plakeit eines Pariſers und bat nur die Meſſieurs um die Erlaubniß, ihnen etwas vorſtellen zu dürfen. Es waren viele Worte und der Inhalt derſelben die feierlichſte Betheuerung bei ſeiner Ehre, daß er keinen Sous beſitze, aber einen ſchlimmen Fuß, und in der That in Verlegenheit ſei, wo er die Nacht zubringen wolle. Es thue ihm unendlich Leid, uns zu incommodiren, allein er müſſe uns anheimſtellen, ob wir durch ein kleines Anleben von ein Paar Sous ihn aus der verdrüßlichen Verlegenheit reiſſen wollten, — si ça ne vous derange pas? ſetzte er mit den gracieſeſten Verbeugungen hinzu. Kann ſo ein Deutſcher betteln; kann er es nur erlernen ſo zu betteln?

In Freiburg konnte die Großmutter eine Deutſche geweſen ſein, hier auf dem nächſten Dorfe — nur eine Stunde entfernt — höchſtens die Urelternmutter. Cravatte, Frack und Spitzenhaube können einen Menſchen, warum nicht auch einen Franzoſen machen; woher kommt aber die franzöſiſche Leichtigkeit und Grazie in jenem Bauerburſchen aus Gumpſchen, der nicht in Paris, höchſtens bis Vevay, und nie Soldat geweſen? Wie er daſtand in ſeinen Sa-

bots, den ſchmierigen Beinkleidern — ein aufgekrämpeltes Hemde und halboffene Bruſt — wie er uns höflich anredete, und mit Anmuth die Converſation fortzuführen wußte, war er durchaus Gentleman. Und die Bäuerinnen in den rothen Strümpfen und den ungeheuren ſchwarzen Wamſen nicht minder. Fremde ſchienen nie hierher gekommen; wie ſie ſich um uns gruppirten, die Honneurs des Dorfs machten, voll Neugier ausfragten, ohne uns zu beläſtigen, in unſre Karten blickten und gern eine Kenntniß von der Lage der ganzen Welt im Augenblick erworben hätten — Wer hat ſie dies gelehrt! Sie politiſirten über Neufchatel und Preußen, nicht unverſtändig — republikaniſch und franzöſiſch, aber mehr wie Franzoſen vom ancien regime, denn ſie machten Alles leicht und freuten ſich von mir zu hören, daß der General von Pfuel ein Ehrenmann ſei.

„Und ſind Alle hier herum franzöſiſch ſo wie Sie?" fragte ich. „Alle, Alle," war die Antwort. Aber mitten in dieſen franzöſiſchen Dorfſchaften liegen wieder ein Paar ſo deutſche, daß man dort kaum Franzöſiſch verſteht. Wäre das Eine Oel und das Andere Waſſer, ſo er-

klarte es sich; aber Blut und Blut mischt sich, und jede Sprache ist eine Verschmelzung.

Hinunter nach dem Leman wird die Bevölkerung so französisch, daß uns das schwäbische Deutsch des Kellners in Vevay schon in Erstaunen setzt. Im ganzen Waadtlande, in Genf suchst du vergebens nach deutschem Anklange, und es ist doch nur die Abdachung deutscher Berge gegen einen See, und drüben erst erheben dräuend ihre steilen Wände die Welschen Berge, wie Schildhalter gegen deutsches Wesen.

Anders ist es in Wallis. Das Rhonethal mit seiner südlichen Vegetation, mit seinem halbitalienischen Leben, mit seinem Strome, der ins Mittelmeer fließt, hätten wir ohne Anspruch dem romanischen Leben ganz hingegeben. Und gerade hier, über die steilste Felskette, über das ewige Eismeer des Berner Oberlandes, aus dem die Gletscher kommen, hat deutsche Sprache und deutsches Leben sich Bahn gebrochen. Ueber den Kandersteg und den schauerlichen Felspfad des Gemmi dringt es ein nach Leuk und verbreitet sich bis Sion, was sie Sitten getauft, und deutsche Worte und deutsche An-

Verzeichniß

interessanter Schriften, welche in der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung erschienen sind.

—

Alexis, Willibald (W. Häring). Harzreise durch Scandinavien. 2 Bände. 8. 1828. 3⅓ Thlr.
— — Wanderungen im Süden. 8. 1828. 1⅔ Thlr.
Balzac. Lebensbilder. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Schff. 1831. 2 Bände. 8. geh. 2½ Thlr.
Blum, C. Die Musik. Anleitung, sich die nöthigen Kenntnisse zu verschaffen, um über alle Gegenstände der Musik richtige Urtheile fällen zu können. Handbuch für Freunde und Liebhaber dieser Kunst. Nach dem französischen Werke des Herrn Fétis: „la musique mise à la portée de tout le monde." 8. 1831. 1½ Thlr.
Bouilly. Die jungen Frauen. Zwei und zwanzig Erzählungen. Frei übersetzt v. Dr. A. Kuhn. 2 Bände. 8. Ausgabe ohne Kupfer. 1828. 2½ Thlr.
Dasselbe mit 16 sehr schönen Kupfern. 4 Thlr.
DELAVIGNE, Casimir. Les vêpres siciliennes. Tragédie. gr. 8. 1823. ⅓ Thlr.
— — Louis XI. Tragédie. gr. 8. 1833. ⅓ Thlr.
— — Les enfans d'Edouard. Tragédie. gr. 8. 1834. ⅓ Thlr.
— — L'Ecole des vieillards. Comédie en 5 actes. gr. 8. 1834. 2me édition. ⅓ Thlr.
— — Le diplomate. Comédie-Vaudeville en 2 actes. gr. 8. 1834. 2me édition. ⅓ Thlr.
Förster, F. Friedrich des Großen Jugendjahre, Bildung und Geist. Aus unbekannten Aktenstücken, hier zuerst mitgetheilten Briefen und den Schriften des Königs dargestellt. Nebst einer Uebersicht der Regierung Friedrich Wilhelm I. und einer ausführlichen Recension der Werke Friedrich des Großen. 8. 1828. 2½ Thlr.
— — Gustav Adolf. Trauerspiel in 5 Akten. 8. 1834. 1 Thlr.
Fouqué, Fr., Baron de la Motte. Hieronymus von Stauf, Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. 1819. 1½ Thlr.

Das Haus Düsterweg.

Erster Band.

Das
Haus Düsterweg.

Eine Geſchichte aus der Gegenwart

von

W. Alexis.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Für Die, welche das Buch leſen, habe ich nichts zu ſagen. Für Die, welche nur blättern, um zu einem Urtheil Belege zu finden, welches ſie ſchon vorher fertig haben, ebenſo wenig. Aber die Mehrzahl Derer, welche blättern, um das Buch kennen zu lernen, bitte ich, ehe ſie eine Meinung faſſen, wenigſtens einen Blick auf die Überſchriften zu werfen. Es könnte dem Verfaſſer kein größeres Unrecht widerfahren, als wenn ein unbefangener Leſer irgend eine darin ausgeſprochene Meinung, eine Anſicht, ein Urtheil, ſo poſitiv es auch hingeſtellt ſcheine, für ſein, des Autors, eignes annähme. Beliebe der

Leſer diesmal, ſtatt einer epiſchen Dichtung, in der Geſchichte nichts als ein Drama aus der Gegenwart in anderer Form zu erblicken. Die mitſtimmenden Briefſteller, von denen nicht abgeſchworen wird, daß nicht Einer oder der Andere der lebendigen Wirklichkeit angehört, ſtehen Alle außer ihm; wenn auch nicht Aller Sinnesart ſo fern von ihm als der verwüſtete Charakter des Radicalen, deſſen zerſtörte Phantaſien ihre dramatiſche Geltung im erſten Theile in Anſpruch nehmen.

Vielen wird dieſe Erklärung überflüſſig ſcheinen. Mir nicht. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß in den hier berührten Dingen eine falſche Auslegung aus Übelwollen zwar nur zu den Ausnahmen, ein Misverſtändniß aus factiöſer Beſchränktheit aber zur Regel gehört. Es iſt nichts ſo dumm, was nicht jetzt möglich wäre. Die Lüge ſtraft ſich ſelbſt und ſchneller als wir's meinen; vor der Dummheit gibt es

aber keinen Schutz, als den wir in unſerm Bewußtſein und im Hinblick auf eine ewige Gerechtigkeit in uns tragen. Dies Vertrauen entbindet uns indeß nicht von der Pflicht, was an uns, zu thun, um dem böſen Schein vorzubeugen. Iſt unſere Arbeit umſonſt, ſo bleibt uns wenigſtens der Troſt, nach unſern Kräften gegen das Unvermeidliche gerungen zu haben.

Berlin, im Februar 1835.

A. Häring.

Inhalt.

	Seite
Vorwort.	v
1. Eberhard an den Berggeschwornen.	1
2. Derselbe an Denselben.	21
3. Derselbe an Denselben.	40
4. Derselbe an Denselben.	54
5. Derselbe an Denselben.	67
6. Derselbe an Denselben.	72
7. Derselbe an Denselben.	81
8. Derselbe an Denselben.	92
9. Der Baron Landschaden an das Stiftsfräulein.	103
10. Eberhard an alle Berggeschwornen der Welt.	115
11. Das Stiftsfräulein an den Baron Landschaden.	131
12. Eberhard an den Berggeschwornen. . . .	143
13. Der Baron Landschaden an das Stiftsfräulein.	149
14. Eberhard an — wer noch Geschriebenes lesen will.	153
15. Der Baron an das Stiftsfräulein. . . .	167
16. Eberhard an den Berggeschwornen. . . .	200
17. Der Bergamtsgeschworne an den Regierungsrath Grobhauer.	203

	Seite
18. Ein Blatt im Winde. (1.)	207
19. Aus einem Reiſebericht in einem ſächſiſchen Provinzialblatte.	209
20. Der Baron an das Stiftsfräulein.	217
21. Ein Blatt im Winde. (2.)	222
22. Der Baron an das Stiftsfräulein.	224
23. Ein Blatt im Winde. (3.)	243
24. Der Baron an das Stiftsfräulein.	246
25. Die Novelle von der tugendhaften Roſe.	249
26. Die Geſchichte vom wunderlichen Freiherrn.	272
27. Die Novelle von der tugendhaften Roſe wird fortgeſetzt.	283
28. Ein Blatt im Winde. (4.)	308
29. Das Stiftsfräulein an den Baron.	310
30. Der Baron an die Canoniſſin.	327
31. Derſelbe an Dieſelbe.	345
32. Derſelbe an Dieſelbe.	360
33. Ein Blatt im Winde. (5.)	383

I.

Eberhard an den Berggeschwornen.

Lagrischau.

Wo das Gebirge sich wieder abdacht, liegt das freundliche Lagrischau. Die Posthalterei ist noch getrennt vom Städtchen, mit den Paar Häusern umher. Ein erquickender Anblick: nachdem man aus den düstern Massen des Hochgebirgs heraus ist, da wo der tiefe Hohlweg schroff um einen Fels sich wendet, plötzlich zu seinen Füßen in einer lachenden Hügelgegend die hingestreuten saubern Häuser, umhegt von Gärten, Büschen und reinlichen Wegen!

Die Wildheit des Gebirges grade an der Gränze macht eigentlich gar keinen Eindruck, wenn nicht einen beängstigenden; nichts Schönes und auch nichts Großes. Die Bäche schäumen wild und verworren untereinander; keine Kaskaden mit leuchtenden Wasserstrahlen, keine klare Spiegel, man hört mehr den brau-

senden Ungestüm des Elementes, als daß man sein Spiel sieht; und dazu diese nackten Trümmer, diese frazenhaften Sandsteinbildungen! Konnte sich doch selbst die Phantasie der Sage nicht höher erheben als zu versteinerten Zwergen. Und zuletzt aus dem Ungeformten und Unschönen, aus einem Reiche wüster Zerstörung in den engen, hohen, langen Felsenhohlweg; und der Bach, der ihn einst brach, nur verkümmert neben dem schlechten Wege, unter Farrenkraut sich fortwindend. Die himmelhohen, schwitzenden Felsen oder die Luft drückten mich, — es wäre ein guter Eingang zum Reich der Verdammten — ich mußte weinen.

Und nun an jener Ecke plötzlich die überraschende Veränderung. Ein anderes Land, andere Menschen, andere Cultur. Aber es sind noch Deutsche; das wird man auf den ersten Blick inne; es ist das Bild der Häuslichkeit und des Fleißes. Ein Flüchtling, der lange, lange unter fremden Räubern, in einem finstern Walde gelebt, nun entsprungen ist, gehetzt von ihren Spürhunden, von ihren Pfeilen verfolgt, und blutrünstig von den Steinwänden, über die er geklettert, athemlos, dürstend, hungernd, bebend, von der Höhe diese Ansiedelungen erblickt, von dem laß dir seine Gefühle

beſchreiben, und ſie werden die ſeln, die ich hatte, oder Jeder haben wird, wenn nach der Höllentour ſein Auge zuerſt auf dieſe Anſiedelungen fällt.

Sich darüber zu expliciren, iſt dort nicht Zeit. Der Weg führt ſteil hinab und wendet ſich noch einmal unten am Hügel, mit dem alten Crucifix, ſchroff um. Man muß gut kutſchiren. Dies war nicht der Fall mit dem Manne, welcher an einem ſpäten Herbſtnachmittage aus dem Gebirge herabkam. Er hatte ſelbſt die Zügel in der Hand, indem der Poſtillion neben ihm auf dem Bocke ſaß. Entweder hatten die Pferde, erſchöpft durch die Gebirgswege, die Kraft in den Gelenken verloren, oder war es die Wucht des Wagens, oder welcher Dämon — genug die Kaleſche war im Schuß und wurde nicht zur rechten Zeit umgelenkt. Die Pferde ſtürzten, und der Wagen ſchlug über, grade unter dem Hügel mit dem Crucifix. Die Räder waren zerbrochen, der Poſtillion, der vermuthlich geſchlafen, wurde an einen Stein geſchleudert, um nicht wieder zu erwachen, und ein Kind wimmerte in der Kaleſche; der Mann ſelbſt aber lief, wie von einem böſen Geiſt getrieben, ohne ſich umzuſehen weiter, bis ihm die Leute, denen er begegnete, und die er um Hülfe anrief, bedeuteten, daß es an ihm ſei, mit

ihnen umzukehren und mit Hand anzulegen. Dazu war er indeß völlig untauglich. Er ſtand da, zitternd, ohne Hut, mit aufgeriſſener Weſte und ließ es geſchehen. Der Tod des Poſtillions rührte ihn nicht, kaum das Weinen des Knaben, der, nur leicht verletzt, ſich an ihn ſchmiegte und ihn Vater nannte. Er konnte ihn nicht einmal in die Arme ſchließen; er ſah nur auf das Crucifix, das grell abſtach gegen den gelben, ſtürmiſchen Abendhimmel, und die Zähne klapperten ihm. Nur als Einer der Leute aus dem Vorwerk ſagte, es ſei heut böſe Zeit, antwortete er: „Ja, es iſt arge Zeit.“

Man fand in der ſchlechten Kaleſche mehr als man erwartet, einen Geldkaſten, der nach ſeiner Schwere zu urtheilen, voll Gold ſein mußte. Aber der, dem er gehören konnte, kümmerte ſich kaum darum, als man ihn in das Zimmer trug, in das man ihn ſelbſt geführt. So war er noch ganz benommen und wußte den freundlichen Poſthaltern auf ihre Fragen, ob er hier bleiben und den Wagen repariren laſſen, oder eine andere Kaleſche nehmen wolle, die für Billiges ihm feilſtehe, falls er, wie es ſcheine, Eil habe, nicht zu antworten. Er ſtierte in die friſch auflodernden Flammen des Kamins, und nickte zu Allem ein Ja; als aber der

Posthalter seine Verwunderung auszudrücken sich erlaubte, wie er in diesen unruhigen Zeiten es gewagt, mit so bedeutenden Effecten sich auf einen Weg zu machen, wo man auch im Frieden Vorsicht brauche, antwortete er nur: „Das ist es ja eben.“

Die guten Leute versuchten es nun mit dem Knaben, den die Frau Posthalterin unten bei sich behalten. Das Kind, erwärmt durch eine Tasse Kaffee, und durch die Liebkosungen der guten Frau, erzählte auch Alles was es wußte, ohne ihnen doch viel mehr Licht zu geben. Wie es drüben, — den Namen der Stadt wußte es nicht, — mit einem Male unruhig geworden und die Trommel gegangen und die Soldaten marschirt wären. Dann wären Kanonen gefahren und die Straße sei voller Equipagen und Bauerwagen gewesen, und in den einen hätten sie den schweren Kasten gepackt, und dann hätte der Vater ihn hineingehoben, und dann wäre er selbst hineingestiegen, und nun wäre es zum Thor hinausgegangen, und hinter ihnen hätte man die Brücke aufgezogen, und dann hätte der Vater gerufen: „Nun Schwager zu, in Teufels Namen!“ worauf der Kutscher mit dem Orangekragen sich umgedreht und gelacht: „Wird der Teu-

sel auch das Trinkgeld zahlen?" — Und da hätte der Vater gesagt: „In des Königs Namen! Der Staat wird es Dir lohnen." — Da hätte der Postillion abermals gelacht: „Mit denen ists wohl aus, wenn ich retour komme, und die Franzosen werden uns kein Trinkgeld zahlen für die todtgepeitschten Pferde." — Darauf sei der Vater, der immer ein lustiger Mann gewesen, mit einem Male still geworden und hätte in seinem Winkel gesessen und nicht geantwortet, und er hätte immer den Schweiß abgetrocknet, der ihm von der Stirn geperlt, und hätte die Hände zuweilen zusammengepreßt, als wolle er beten. Ihm dem Knaben sei sehr bange dabei zu Muthe gewesen, aber weil es so sehr schnell gegangen, sei er wieder lustig geworden. Mit einem Male, wo die Straße sich theilte, sei still gehalten worden und der Vater ausgestiegen und mit dem Postillion auf- und abgegangen auf dem Felde, und sie hätten sehr eifrig miteinander gesprochen und dabei zuweilen auf ein altes Bild gesehen, vor dem der Postillion, immer wenn er vorbeigekommen, geknixt und sich an die Brust gefühlt, und der Vater hätte es ihm nachgethan. Dann seien sie wieder eingestiegen; aber statt auf der Chaussee links fortzufahren, hätten sie rechts

den Weg ins Gebirge eingeſchlagen, wo es entſetzlich geſtockert hätte und die Kaſten gegen die Bänke geſchlagen und das Geld geklimpert. Und dabei hätte der Vater ſich oft den Kopf gehalten und mit den Zähnen geklappert, wie jetzt, und als er ihn gefragt, warum der gute Kutſcher ſie nicht auf der graden Chauſſee fahre, habe ſein Vater geantwortet: weil ſie da den Franzoſen begegnen könnten. Aber ſo blaß und ſo ſchrecklich hätte er den Vater nie geſehen, daß er gefürchtet, er werde ſterben. Und auf dem ganzen Wege durchs Gebirge, wo ſie, er wußte nicht wie viel Tage und Nächte, gefahren, ohne die Pferde zu wechſeln, ſei der Vater ſo geblieben, und habe kaum gegeſſen und getrunken und ihn auch nicht ein einziges Mal ans Herz gedrückt, ſondern immer habe er ſich nur umgeſehen, ob Niemand ihnen nachkäme, und des Nachts habe er auf dem ſchweren Geldkaſten geſchlafen und ſei aufgefahren beim leiſeſten Geräuſch.

Die Erzählung des Kindes wurde durch die erſchrockene Meldung einer Magd unterbrochen, daß ſie für den fremden Herrn fürchte, wenn er nicht ſchon toll geworden. Er gebärde ſich gar entſetzlich; als wenn ihn etwas erwürge, ſchnappe er nach Luft, fechte mit den Händen gegen das Leere,

ſpringe dann auf, reiße ſich das Tuch vom Halſe und renne durch das Zimmer. Ein reiſender Arzt, der dem Knaben aufmerkſam zugehört, erklärte es für einen ſehr begreiflichen Fieberanfall nach einer anſtrengenden, mit Sorgen und Gefahren verbundenen Reiſe, deren traurige Kataſtrophe ſelbſt geſundere Nerven afficiren könne. Man fand den Mann, das Geſicht in den Armen, auf dem Tiſche ruhen, wo er heftig weinte. „Die Thränen ſind gut", ſagte der Doctor, „ich kenne Ihren Zuſtand." — „Kennen Sie ihn?" fragte raſch aufblickend der Unbekannte; aber die ſichere Miene in den ſcharfen Zügen des Arztes ſchien ihn zu beruhigen, oder doch, wie ein mächtigerer Zauber den Geiſt der Unruhe zu bannen. Auf ſeine Betheuerung, daß Alles gutgehen werde, ließ er ſich überreden, ſich ins Bett zu legen. Er faßte aber noch einmal den Arm des Arztes und beſchwor ihn, ihm zu ſagen, ob er wirklich glaube, daß es noch gutgehen werde? Das Lächeln des Doctors war kein ganz wohlwollendes: „Jedermann kann, wenn er will, ſich ſelbſt ſagen, daß es ihm gutgehen wird. Wenn Sie aber lieber einem Andern vertrauen, ſo ſage ich Ihnen daß ein Mann nichts zu fürchten hat als ſich ſelbſt." —

Der Zustand des Fremden wurde jedoch immer sonderbarer. Alle Viertelstunden klingelte er nach Jemand und wollte doch keinen bei sich dulden. Den Arzt schickte er fort und verlangte nach dem Seelsorger des Ortes. Zufällig war er in der Schenkstube; der gute wohlgenährte Mann kam aber nach der kurzen Unterredung, die er mit dem Kranken gehabt, selbst sehr unruhig wieder. Er hatte in seinem Leben Niemand bekehrt, und der Kranke verlangte absolut, er solle ihn, wie er da lag im Bette, in den Schooß der römisch-katholischen Kirche aufnehmen. „Und wenn ich das, so ohne Weiteres dürfte", klagte der arme Pfarrer, „so weiß ich ja nicht, ob er bei Sinnen ist; denn er sagt, er hätte einen Bund mit dem Teufel geschlossen." Noch sehe ich das sardonische Lächeln um die Mundwinkel des Arztes, als er zum Curaten sprach: „Und diesen Bund wagen Sie nicht zu lösen! Freilich, der Teufel, den Sie aus Jenem austreiben, könnte dafür in einen Andern fahren." Der gute verwirrte Seelsorger gab sich Mühe, dem Arzte zu expliciren, wie weit die Befugniß eines katholischen Weltgeistlichen bei Besessenen gehe, in welchen Fällen er die Anwesenheit des Erbfeindes annehmen und in welchen er ohne Recurs an den Bischof absolviren

könne. Aber da er ſchon mit der ſchlichten deutſchen Sprache zu kämpfen hatte, gerieth er bei Darſtellung einer ſo miſslichen Materie in ein Labyrinth, aus dem ihn nur ein neues wiederholtes Schellen des kranken Fremden befreite.

Der Unglückliche lag, als man eintrat, am Fuß ſeines Lagers knieend auf der Erde und umklammerte die Bettpfoſte. Sein durchdringendes Hülfegeſchrei, das man ſchon unten gehört, endete erſt, als ſein mattes Auge ſich von der Anweſenheit der vielen Perſonen überzeugt hatte, in denen ſein klarer werdender Sinn endlich Bekannte entdeckte. „Lachen Sie mich nicht aus", rief er, und zeigte auf das offene Fenſter; „er war wirklich hier, um mich abzuholen, aber des Allbarmherzigen Gnade führte Sie noch im rechten Augenblick her. Er iſt nun entflohen. Aber wer ſchützt mich, wenn er wiederkommt. — Ach und mein Bund mit ihm iſt erſt ſo kurz."

„Ich bin Ihnen Aufklärung ſchuldig", fuhr er etwas ruhiger fort, als man ihn ins Bett zurückgebracht; „aber lachen Sie mich nicht aus; darum beſchwöre ich Sie! Denn es iſt der leibliche, wahrhaftige Satan, deſſen Exiſtenz ich ſo oft läſternd geleugnet, der Erbfeind, der in unſerm Fleiſche ſitzt,

der auf den Kreuzwegen lauert auf unſere unſterblichen Seelen, der das Auge blendet und die Sinne bethört, und dann ein Schritt, und es iſt um uns auf ewig geſchehen. — Bei dem Gotte der Gnade, deſſen Namen ich noch ausſprechen kann, ich betheuere Ihnen, ich war kein ſchlechter Menſch, ich habe nur leichtſinnig gelebt, aber ich hielt ſeine Gebote. — Ich habe dem Staate treu gedient, wahr und wahrhaftig, keinen Pfennig habe ich unterſchlagen! Aber das viele Gold und die Einſamkeit, und die unſichern Wege, und die Franzoſen! — Da drüben, wo die Diſteln wehen am Wege, erſchien er mir. Seine Stimme klang ſo ſchmeichleriſch: „„Bald iſt der Feind Herr des ganzen Landes, die Feſtungen fallen, und in dem Golde findet er neue Hülfsquellen gegen Dein Vaterland und Deine Mitbürger. Wenn Du es über die Gränze ſchaffeſt, rettest Du es in Dir Deinem Könige.““ — Wenn der böſe Feind Macht hat, ſo vernünftig zu ſprechen, ach meine Freunde, welches Weſen von Staub widerſteht ihm da! Aber ich gelobte mir, es anzulegen, denn ich bin arm, und wenn ich reich geworden, Alles wieder zu erſtatten, mit Zins und Zins von Zins. — Bei demſelben Gott! ſchon geſtern früh unter den fürchterlichen Felſen, als die

Zwerge um mich tanzten und die Kobolde aus den Wasserfällen schossen, wollte ich umkehren. — Aber ich konnte ja nicht mehr, — die schmalen Geleise. Ich mußte einmal über die Gebirge. — Aber gewiß und wahrhaftig, dort oben, als ich durch war, schwor ichs wieder: ich will ihnen das Geld zurücksenden, da wurden die Teufel wüthend und fuhren in die Pferde — was hilft mir's nun, daß ich wollte. — — Ich habe gebetet, gebetet, daß die Zähne mir stumpf sind und die Zunge wund, aber der Arge lachte dazu: „„Du kannst nicht mehr zurück““, schrie er, „„ich habe schon ein Menschenleben von Dir.““

„Gnade, barmherziger Gott, Gnade,“ wimmerte der Unglückliche und fuhr unter die Kissen. „Ich habe den Postillion umgebracht; nun ist Alles zu spät.“ Das Bettgestell zitterte von dem Fieberfrost, der ihn durchschüttelte; die guten Katholiken kreuzten sich, und der Curat machte das Fenster zu, vermuthlich damit der Böse wenigstens nicht auf diesem Wege zurückkehren könne. Von den Anwesenden hätte, außer Einem, Niemand den Kranken nach diesem Geständniß nur anrühren mögen. Wenn auch nur die eine Hälfte der gutmüthigen Leute den Besessenen in ihm erblickte, so schau

derte doch die andere vor dem geſtändlichen Mörder zurück.

Nur der Arzt behielt ſeine vorige Ruhe.

„Der Mann hier", ſagte er, „hat ſo wenig den Poſtillion umgebracht, als er das Geld dort geſtohlen hat. Haben nicht die Leute geſehen, wie unter ſeiner ungeſchickten Hand die Pferde ſcheuten und in Schuß geriethen? Es ſtand zehn gegen eins, daß nicht der Poſtillion, ſondern er das Genick brach. Und wie ſoll Einer, der, ſelbſt in Todesangſt, die Pferde nicht mehr halten kann, noch die Beſonnenheit behalten, einen andern ſtarken Mann vom Beck zu ſtoßen, in der Abſicht, daß er ſtirbt. — Oder glaubt Ihr", eiferte er weiter fort, „daß er mit der Abſicht den Poſtillion zu ermorden drei Tag- und Nachtfahrten durch das Gebirge gemacht haben wird, wo jeder Augenblick und jeder Winkel Gelegenheit gab, und es für den Moment aufgeſpart, wo es vor Aller Augen geſchehen mußte. Und meint Ihr, wenn Einer den Andern umbringen will, daß er mit ihm einen Wettlauf macht auf Tod und Leben, um ihm unterweges einen Genickſtoß zu verſetzen? Wer den Andern vom Thurme ſtoßen will, umfaßt er ihn, und ſpringt mit? — Der Mann, verſichere ich Euch, iſt ſo unſchuldig

als sein Knabe dort, und hat noch keinem Kinde einen Finger gekrümmt."

„Aber das viele Geld!" meinten die Andern.

Der Arzt probirte mit dem Fuße die Schwere des Kastens. Dann sagte er mit einem boshaften Lächeln: „Es muß doch mit dem Teufel seine Richtigkeit haben. Der hat das Geld für ihn gestohlen; er selbst hätte nie den Muth dazu gehabt."

Die Nacht war ruhig; die Wächter, welche der Doctor dem Nervenkranken bestellt, — man muß ihm lassen, daß er sich als theilnehmender, thätiger Arzt betrug — erzählten viel von den entsetzlichen Phantasien, welche jedoch im Allgemeinen auf dasselbe ausliefen, was man schon von ihm gehört. Er unterhielt sich mit dem Satan; bald heftig, drohend, bald schmeichlerisch, wie ihn durch Argumente zu überführen, daß er kein Recht mehr auf ihn habe. Endlich waren die Wächter eingeschlafen, und als der Morgen anbrach, war das Bette leer, die Thüre verschlossen, aber das Fenster geöffnet.

Als Lärm im Hause wurde, verfolgte man die Fußtritte des Unglücklichen, welche deutlich in der Gartenerde unter dem Fenster zu sehen waren. An

dieſem Sprunge war er nicht umgekommen, aber wenige hundert Schritte hinter dem Hauſe iſt ein See, bis an deſſen ſchroffen Rand die Spuren führeten. Sein Leichnam iſt nie gefunden worden, aber es hat noch Niemand im Gebirge gezweifelt, daß er ſich hier im Fieberparoxysmus mit ſammt der Chatoulle, die in ſeinem Zimmer fehlte, hinabgeſtürzt und einen ſchnellen Tod gefunden hat. Vielleicht reuete ihn noch die That im Augenblick, wo es zu ſpät war. Ein Ginſterſtrauch hing bald hinabgeriſſen am bröckeligten Felsufer. Das Geheimniß der Ewigkeit hat ſein unlösbares Siegel auf die letzten Momente des Unglücklichen gedrückt. — Konnte er da noch denken, als das kalte Seewaſſer ſeine brennenden Glieder umplätſcherte, und was war ſein letzter Seufzer, als die Sterne über ihm verſchwammen? — Geſehen hat er ſie noch einmal; es war eine ſternenhelle Nacht.

Jetzt ſteht eine Votivtafel an der Stelle. Die Ausſicht auf den See iſt düſter, das Waſſer ſchwarz, man ſieht ihm die Todeskälte an. Sie fabeln auch von ſeiner Unergründlichkeit, vermuthlich weil noch Keiner ſich die Mühe gab, ihn zu ergründen. Die Geologen ſagen, daß er wie alle Bergſeen abfließen werde; dann wird man ja den Todten finden und

kann ihn fragen, warum er sprang? — Schade nur, daß es erst in tausend Jahren geschieht, und der todte Calculator interessirt dann Niemand mehr.

Der Arzt wußte es schon dazumal genau, und lächelte dabei, wie er immer lächelte: „Der Mann ist mit einer Kasse durchgegangen; unterwegs reuete es ihn, und er fiel in ein hitziges Fieber. Das ist die ganze Geschichte."

Die im Örtchen waren mit der Aufklärung nicht zufrieden. Es wußten Viele von dem leibhaftigen Erscheinen des Menschenfeindes aus ihren eigenen Familien zu erzählen. Und wenn er altgläubige Katholiken gepeinigt, verführt und gestraft, warum sollte er nicht einen Ketzerischen von drüben über den Bergen beim Schopfe fassen und durchs Fenster mit ihm an den See fliegen, wo er ihm mit dem Fuße den letzten Stoß gab? So stehts gemalt, grell, roth, blau und schwarz auf der Votivtafel, und darunter ein erbaulicher Vers, daß die Jungfrau Maria jeden Gläubigen vor einem so schnellen, gräßlichen Tode bewahre! Die fromme Frau Posthalterin hat für ihren Sparpfennig die Votivtafel im Städtchen selbst malen lassen, und der Herr Pfarrer fand seitdem an ihrem Sonntagstisch zum sauern Wein ein saueres Gesicht; denn

wenn er den armen Ketzer getauft und in den Schooß der heiligen Kirche aufzunehmen sich nicht geweigert, hätte der Teufel nicht Macht gehabt, ihn zu holen. Darin stimmten alle Frauen.

Nur der Herr Posthalter wollte etwas Politisches, auf die Zeit Bezügliches hinter dem Todten sehen, und der Doctor gab ihm Recht:

„Der Mann war ein Bild aus der Zeit und ein Politiker von der Höhe, zu der sie sich eben erhebt. Er hat etwas gewagt und ist auf halbem Wege stehen geblieben. Er hat im Rausch der Begebenheiten einen Entschluß gefaßt, und als er durch den Umgang mit sich selbst nüchtern geworden, wurde er krank vor Entsetzen, daß er gewagt so kühn zu sein. Er hat bei dem allgemeinen Spiele sauve qui peut auch mitspielen wollen. Es ist dasselbe, ob einer nach einer Krone greift oder nach einer Kasse. Die Moral liegt nur darin, ob er gut argumentirt und logisch ausführt. An Argumenten hat es nun dem armen Schlucker nicht gefehlt, aber an Muth. Wenn er das Geld in der londoner Bank angelegt, wenn er als Millionair zurückgekehrt und den Bettel einst hingeworfen hätte auf den grünen Tisch der Landescasse, wäre er ein Wohlthäter des Vaterlandes; man erlebte wol,

ihn mit Sternen und Kreuzen behängt zu sehen, vielleicht gar ausgehaun in Stein, und sein Name käme in die Compend..n; denn die patriotischen Argumente, warum er das Geld weggeschafft, verfertigt man ihm um ein Billiges, sobald nur das Geld da ist. Nun er aber, kaum drei Schritt weit, den Verstand verlor, ist er ein gemeiner Verbrecher und Cassendieb. Wer in der Zeit, die jetzt kommt, mitspielen will, lasse vorerst das alte Gewissen zu Hause, und wer retten will, fasse mit beiden Händen zu. Nur weil so Viele bald lästern und bald gewissenhaft ans Werk gehn, giebt es so viel Spitzbuben und so wenig große Männer."

Dem Herrn Posthalter war die Erklärung zu allgemein. Er hatte etwas recht Schreckliches, bald eine Criminal-, bald eine Gespenstergeschichte erwartet. Was hilfts ihm! Er hatte doch keine bessere. Da erst fiel es ihnen bei, daß außer der Casse und dem armen Mann, die nun alle beide, der Verführte bei der Verführerin, im See lagen, noch ein lebendes Wesen existirte, der Knabe. Er lag nicht im See, sondern in der Frau Posthalterin Kammer auf der Erde und spielte mit der Katze.

„Was soll mit dem werden!" rief der Postmeister, die Hände faltend.

„Warum weinst Du nicht?“ redete ihn der Arzt an.

„Ich habe die ganze Nacht geweint und den ganzen Morgen auch,“ antwortete der Knabe, „aber nun kann ich nicht mehr weinen.“

„Da ist doch Natur!“ rief der Arzt aus, und auf seinem strengen Gesichte spielte ein Lächeln der Überraschung. Er ließ den Kleinen auf seinem Knie reiten, und der Knabe lachte. Er gab ihm ein Spielzeug und wollte es ihm wieder nehmen, aber das Kind schrie und schlug nach ihm. „Das ist nicht seines Vaters Sohn,“ sagte der Arzt, und die Sorge: was aus dem Knaben werden solle war vorbei, denn der kinderlose Arzt versprach ihn mitzunehmen und erziehen zu lassen. Alle erkannten darin die Fügung des Himmels. Nur die Frau Posthalterin hatte ihre Bedenken und meinte, der liebe Gott habe das Kind nicht umsonst unter Christenmenschen ausgesetzt, wie man das nennen könne; aber der Teufel, der Alles herausrieche, habe gleich Einen hinterhergesandt, daß er Gottes gute Absichten zu Schanden mache, und sie sprach es unverhohlen aus, daß der fremde Doctor ein eben so arger Ketzer sein möge, wo nicht noch ärger, als der unglückliche Mann mit der Casse. Aber man

übergab doch dem Doctor das blühende Kind, und der rechtgläubige Magiſtrat und der Curat und die Stiftsherren waren damit einverſtanden, denn ohne den ketzeriſchen Arzt wäre der katholiſchen Gemeinde die Verpflegung der heimatloſen Waiſe zur Laſt gefallen. —

Gute Nacht!

2.

Eberhard an den Berggeschwornen.

.... März.

Warum ich Dir eine alte Geschichte erzähle statt der versprochenen Reisebeschreibung! — Ist denn nicht alles alt, was ich von den Völkern und ihren Sitten, von den Häusern und Felsen melden könnte? Es geschieht nichts Neues unter der Sonne, es lebt sich das Abgelebte nur noch einmal wieder. Die Bienen bauen und die Menschen träumen. Ich wollte, ich wäre eine Biene! Die Bienen wissen nichts von Werthers Leiden, nichts von Hamlets und nichts von Ugo Foscolos Schmerzen.

Ich wollte, ich wäre eine Biene, und hätte eine Königin, und hätte nichts gelernt als Gehorsam, und baute meine Zelle wie hunderttausend Geschlechter vor mir, und naschte an den Blumen, und legte meinen Honig. Blumen sind noch genug in der Welt, aber wir saugen nur Wermuth draus. —

Weißt du, woher die Pfefferküchler noch immer süßen Lebkuchen backen? — Das ist eine aristokratische Zunft; von Geschlecht zu Geschlecht erbt ihr alter Teig fort, je älter um so mehr Töchter werden damit ausgestattet, Söhne damit verheirathet. Was sie auch gegen den Zunftzwang sprechen, gegen Patriciat und Adel, es kommt kein junger Pfefferküchler mehr auf ohne die alten, denn in der Welt giebt es nicht mehr die süßen Stoffe zu einem neuen Teig.

Ich gehöre zu den jungen, ich habe versucht, ich habe gewagt, ich habe geträumt. Vergebens, ich fand das Arcanum nicht, das ich aus den Elementen construiren wollte. Da rief mir im Traum eine Stimme zu: Thor! die Erde ist selbst ein alter Teig, der nur alljährig einen neuen Putz will. Traust du dir Kraft zu, eine neue Erde zu machen? Wenn du es weit bringst, würkst du einen einzigen Flicken zu dem neuen Sonntagskleide."

Doch das wolltest Du nicht wissen, sondern weshalb ich Dir die alte Geschichte erzählt. — Viel ist nicht dran, ich weiß es, aber vergieb, für mich hat sie so etwas, daß ich immer weinen muß, wenn ich dran denke; denn der Knabe, der damals nicht mehr weinen konnte, war ich.

Da hast Du meine Geschichte, nach der Du mich

so oft gefragt. Findest Du in dem Kern nicht alle Fäden, die ganze Staude, wenn Du willst den ganzen Baum, der keine Früchte trug, kaum grün wurde, den der Blitz gespalten, dessen Mark verzehrt, der seine dürren Äste gen Himmel reckt, und nur fühlt, daß er ist, wenn nach einem Wolkenbruch seine Blätter träufen.

Heine spricht am vollkommensten die Sprache des Unmuths, welche heut die Sprache der Werther abgelöst hat, aber erfunden hat er sie so wenig als allein ein Recht drauf. Er fand nur die melodiereichsten Laute, aber der Sinn war da, und die Sprache auch schon vor ihm. Wer verbietet uns zu lachen, wo wir nicht mehr weinen können? Das ist das Characteristicum des Weltwehs von heut, daß es uns so ungeheuer und zugleich so lumpig dünkt. Die Alraunwurzel ziehen wir noch täglich aus, aber an der äußersten Faser hängt eine Schelle. Um deshalb giebt es jetzt so wenig raisonabeln Wahnsinn. Wenn wir recht versessen, durchzückt, nervenbebend sind, klingeln wir uns wieder in die Vernunft hinein. Einige meinen, weil wir über uns selbst spaßen, darum gebe es so wenig echtes Großes und weil wir immer fürchteten uns selbst zu verlieren, um deshalb kämen wir nicht

von der Stelle. Andere meinen freilich dagegen, die Ironie sei es allein, die uns in dem Wirbelwind der Bewegung und des Widerstandes perpendicular erhält. Laß die Gelehrten sich streiten; die Weltweisheit ist ein Wort, das ein nüchtern gewordener Trinker erfunden hat, Heine dagegen ist ein Dichter, der auf einer Nußschale schwimmt im Ocean unserer Zerrissenheit; er schaukelt sich drin wie ein Kobold, eine männliche Undine, der die Seele noch fehlt, aber gemacht hat er das Element nicht, und wir Alle, die wir Atome des Oceans sind, haben ein Recht auch solche Töne von uns zu geben. Übrigens dünkt mich, Du hast mich oft so sprechen gehört, ehe noch Heine das Siegel seines gewaltigen Talentes dieser — nenne es Sprache, nenne es Manier — aufdrückte.

Lebte ich vor fünf und zwanzig Jahren, würde ich freilich anders erzählt haben. Da hätte ich mich an die Felsenklippe gestellt, wenn der Mond mit dem zerrissenen Gewölke auftauchte, die Schatten der Vögel hätte ich verfolgt auf dem See, dem Rauschen der Blätter hätte ich gelauscht, und den Geist meines Vaters gesehen im verschwimmenden Nebel drüben am Bergrande. Geweint hätte ich und geklagt, daß keine Malvina an meiner Seite

ſtand, mein Leid mit mir zu tragen, und ausgeru-
fen hätte ich vielleicht, wie alles Edle und Schöne
auf der Welt untergehen muß und nichts bleibt als
ein dämmernder Schatten.

Wäre das beſſer? Antwort, Mentor! — Sei
doch zufrieden, daß mein Schmerz ſich nicht in einer
andern Quelle gebadet hat, die freilich ſchwefelhal-
tiger iſt als Oſſians. Wahrhaftig, wie ich da durch
die Sandſteinklippen fuhr, und die Felsfratzen mich
angrinſten, dieſelben, welche meinem unglücklichen
Vater auf ſeinem letzten Wege zunickten, hätte ich
ein Recht gehabt hoffmanniſch zu phantaſiren!
Wenn nun der See blutroth wäre, und darin hätte
ein großer Fiſch geſchwommen, und der Fiſch wäre
mein Vater geweſen und hätte geſchnappt nach einer
Caſſette, oder der See wäre kriſtallen geworden,
und ich hätte ihn unten ſitzen ſehen an einem grü-
nen Tiſche und das Geld zählen, meinſt Du, —
der Du einmal dieſen Spuk geliebt — daß ich da
wahrer gefühlt, mehr Erhebung gewonnen, und beſ-
ſern Troſt mitgenommen? — Ich wehre mir die
Fratzen ab und den Gott ſei bei uns, mit aller
Kraft des biſchen Vernunft, das um die Elephan-
tenglieder ſchlottert. Wimmelts nicht von Carica-
turen genug im Leben! Warum dem todten Spuk

Seele einblasen wollen! Von den schwindsüchtigen Mondscheingeistern hat man freilich nichts, aber sie verderben auch nicht den Magen.

Was ich denn nun gedacht, an der Stelle, seh' ich Dich fragen! —

Ich dachte nach, wie ich die Einladung zur Kindtaufe mit guter Art ablehnen könnte.

Ich gab mich den guten Leuten in der Posthalterei zu erkennen. Ich ließ mich ein Gefühl beschleichen, was der Schurke nicht kennt und den Guten zum Verräther macht an sich selbst. Du hättest es nie erpreßt. Jene geweihte Nacht, wo wir den Bund fürs Leben schlossen, wo der wilde, struppige, blasse Mensch von Euch ans Herz gedrückt wurde, wo Deine Louise weinte, weil ich verloren gehen werde, wo Alles über die Lippen floß, was im Herzen loderte, selbst die preßte es mir nicht aus, daß ich ein elender Waisenknabe, der Sohn eines Selbstmörders, eines Verbrechers bin; und nun vor der alten dicken Posthalterin, weil mir das Bild lebendig war, wie sie mir die Schaale warmen Kaffee gab, da konnte ich mich nicht halten, da brach es heraus, da mußte ich weinen, plaudern, als wär ich der verlorene Sohn und dies mein Vaterhaus. — So stark ist der Mensch!

Die Gegend iſt arm an Vorfällen. Wer hätte ſonſt gedacht, daß nach langen Jahren der eine noch in der Erinnerung leben würde! Freilich giebt es auch deren, für die die Völkerſchlacht bei Leipzig und die Julirevolution nichts ſind, weil das eine Reiterſcharmützel nach der Schlacht bei Jena noch heute ihren Sinn benimmt. Die Weltgeſchichte iſt für ſie nur um ein Paar gleichgültige Stadien fortgerückt. — In dem Gebirgsörtchen muß Keiner ſeitdem des Lebens überdrüßig geworden und kein Waiſenknabe gefunden ſein, den man zum großen Lebenszweck aufzupeppeln ſich berufen fühlte. Vettern und Baſen, Ältern und Kinder wußten noch davon. Es war eine große Sage geworden, ausgeſchmückt mit allerlei Wundern, und ich ſelbſt erſchien ihnen wie eins. — Glückliches Völkchen! — Ich ſollte erzählen, ich durfte nicht weiter, ich mußte über Nacht bleiben um andern Tags beim Taufſchmaus mit Kuchen zu eſſen, man freute ſich, daß aus mir ſo was Hübſches und Tüchtiges geworden! Sage mir nun noch Einer, daß die Zeit nicht ironiſch iſt, daß wir es nur ſind, die ſie dazu machen wollen. Wer hat ſie die Ironie gelehrt in dem obſcuren Gebirgswinkel, wo weder Plato noch Solger, kaum eine deutſche Theaterzeitung hindringt.

Die Frau Posthalterin weinte bittere Thränen, daß der arme gute Herr dazumal sich ins Wasser gestürzt. Er wäre so hübsch und so freundlich gewesen und hätte so feine Wäsche gehabt, und wenn nur der Curat ihm recht ins Gewissen geredet, dann hätte noch etwas aus ihm werden können.

Guter Gott! was denn? — Beneidest du armer Vater, unten in deinem kühlen Grabe die Frau Posthalterin, oder den Herrn Posthalter, oder den Herrn Curaten und den Postschreiber, oder den Bürgermeister, die freilich alle noch leben, und du lebst nicht mehr? — Die Frau Posthalterin kann schon zehn Jahre nicht mehr gehen und stehen; da liegt das arme Weib im Großvaterstuhl am Ofen und spricht und hört und sieht tagaus tagein dasselbe. Und was? — So dick als sie, so dürr und lang ist er geworden, aus zwanzigjährigem Harren und Hoffen auf einen bessern Posten. Und er kann von großem Glück sagen, daß er diesen aus Gnaden behielt, weil er im Verdruß über die getäuschten Versprechungen einen Brief voll Gift und Galle an seinen Oberdirector schrieb. Solche Subordinationssünde hätte nach Natur- und Menschenrecht bestraft werden müssen, wenn nicht des Posthalters

einziger Sohn ein hübscher Bursche wäre und die Mamsell, die beim Canonicus die Wirthschaft geführt, dort Alles gehabt, was ihr gefiel, nur grade keinen Vater für das arme Wesen, das absolut in die Welt wollte. Der Canonikus, der auf dem Wege zum Bischofsstuhle ist, welcher aber zu schmal ist, daß neben dem Bischof eine üppig gebaute Mamsell Platz hätte, der Canonicus hat einflußreiche Vettern in der Hauptstadt, und nun hat der Himmel Alles gefügt: das Kind hat einen Vater, die Mamsell einen Mann, der Bursch eine Frau und ein Kind zugleich, und der Alte hat seinen Posten, und es gab ein herrliches Kindtaufen. Freilich heulte die alte Mutter zuweilen hinterm Ofen, und der Vater sieht noch gelber aus als sonst und geht mit langen Schritten, die Hände auf dem Rücken, durchs Zimmer, und die Mamsell Schwiegertochter sitzt im seidenen Kleide verdrießlich am Fenster und gähnt, und legt die Hände in den Schooß, und der arme Anton wischt sich zuweilen eine Thräne mit dem Ellenbogen aus dem Auge, indem er das Kind wiegt, das nicht sein ist, und drüben in dem kleinen Hause weint sich ein armes Mädchen die Augen roth und muß allein das Kind wiegen, das auch schreit. Aber wie kann der Himmel es Allen

recht machen? Die Mamsell im seidenen Kleid war schon dreißig Jahr und die Weberstochter noch nicht zwanzig. Wollte der Himmel gerecht sein, mußte er doch die erst unter die Haube bringen und Anton ist ein guter Junge. Freilich hatte es die Mutter dem Anton versprochen, daß sie's beim Vater durchsetzen würde, und der Vater war auch schon halb und halb weich geworden; aber welches Versprechen bricht man nicht, um einen Posten zu behalten, der uns dreißig Jahre geärgert und mit dem Hungertode gedroht hat. Alle Nachbarn sind der Meinung, die ganze Familie könnte von Glück sagen, denn es wäre doch schrecklich gewesen, wenn der Mann in seinem Alter hätte betteln müssen, und was hätte er mit der alten Frau anfangen sollen, und nun hätte doch Anton die Anwartschaft auf des Vaters Posten!

Der glückliche Anton! So jung noch, und schon fürs ganze Leben versorgt! —

Murrst Du wieder, Strafprediger! Sprichst, bei uns wird Jeder geprüft, und nur das Verdienst gilt?

O Du bester, geprüfter und verdienstvoll erfundener Bergamtsgeschworner, der Du für 300 Thaler jährlich tugendhaft sein mußt, Dein Weib

glücklich machen, Kinder zeugen und sie erziehen, am Altar des Vaterlandes opfern, Brandcassengelder steuern und dem lieben Gott danken, daß er die Welt so schön eingerichtet hat! Wo in der Welt gelten keine Connexionen? Klage ich etwa, daß man bei dem Alten Gnade für Recht ergehen ließ? Ist's unnatürlich, daß Einer dem Andern um eine Gefälligkeit einen Dienst leistet? — Ich habe nicht geklagt, ich habe nur gelacht, weil sie meinen armen Vater bedauert haben, daß er nicht noch lebt. Er hatte auch einen Posten, der grade ausreichte, daß er nicht verhungerte, und sein Jugendmuth schützte ihn noch vorm Versauern in der dumpfen Registraturstube unter dem Actenstaub. Er konnte noch lustig sein, wenn ein Sonnenblick durch die kleinen Scheiben der alten Kanzleistube fiel, und sein Leichtsinn rechnete nicht aus, daß sie mit Jahr um Jahr blinder würden. Das hat er nicht mehr erlebt; er sah noch das volle helle Sonnenlicht und sein letzter Augenaufschlag war ein sternenheller Horizont, und dann versank er plötzlich, und das nennen sie Unglück.

Es fügt sich Alles wie es kommen soll. Die Mamsell oder Madame ist gar nicht so übel, und gegen mich macht sie nicht das verdrießliche Gesicht.

Es ist nur Mitgift für die Familie. Anton kann noch von ihr gebildet werden; die alte Frau hat ihren Kaffee und kann plaudern und vergißt jetzt was sie vorhin sprach. Ihre Thränen sind eben nichts weiter als Thränen, und der Alte hat die Aussicht, daß sein Sohn im Brot bleibt, und das Kind — nun das ist doch wol glücklich; es lacht und schreit und kann auch vielleicht mal Posthalter werden. Sie Alle kennen keinen bessern Zustand; höchstens träumten sie davon. Nur Die sind unglücklich, die bessere Tage sahen; die Mamsell thut mir leid. Wer kann dafür, daß Papst Hildebrand am Cölibat Geschmack fand! Alle ihre hohen Connexionen helfen ihr nichts.

Verlangst du noch, daß ich Dir die häusliche Lage des Herrn Curaten, des Bürgermeisters, und wer sonst zur Geschichte gehört, erzähle? Jener seufzt über die Gebrechen des Alters, und daß er es Niemanden recht machen kann und über die Theuerung. Der Bürgermeister klagt über den Schwindelgeist der Zeit, über die Neuerungen von oben, über die neue Orthographie und hat eine eigene Registratur für die Nasen angelegt, die er postäglich aus der Hauptstadt erhält. Er hat sehr viel Connexionen, das ist wahr, aber helfen sie ihm,

daß ſein Sohn kein Taugenichts wird? Aber ſie ſagen Alle doch, es wäre ſehr ſchade, daß der arme Mann dazumal ins Waſſer ſprang.

Es war ein heller Sternenabend als ich am Rande ſtand. Die tauſend Millionen ſpiegelten ſich, die Fixſterne und die Planeten und die Milchſtraße auf dem dunkeln Spiegel. Wie anders duftete das Waſſer als das ſüße Kuchengebäck, das mich aus dem Hauſe trieb. Das Waſſer hat eine eigne Kraft. Es kann Nüchterne berauſchen! — pures Waſſer!

Ich ſah einmal einen Thautropfen an einem Roſenblatt; und in dem Tropfen ſpiegelte ſich eine Thräne, die an blonden Wimpern hing, und in der zitternden Thräne war das blaue Auge, die Roſe. Da wurde die ganze Welt roſenroth von einem Tropfen Waſſer.

Es dauerte nur einen Augenblick, — oder war's ein Monat, oder gar ein Jahr? — und als der Tropfen fiel, war Alles wieder grau.

Nun ſtand ich vor dem kalten, ſchwarzen See, und unter mir die Ewigkeit funkelnd aus Millionen ſtillen Lichtern; und ich dachte, ob es nicht beſſer, den Säugling, den ich morgen über die Taufe halten ſollte, gleich hier zu taufen für die Ewig-

keit? Mein Vater hätte ihn schon freundlich in den Arm genommen.

Da habe ich eine Wasserpredigt gehalten für die Fledermäuse. Es sind aufgeklärte Vögel; sie sehen schon drüber weg, daß ich nicht im Ornat war.

„Wozu kommt der Mensch überhaupt in die Welt? — Um mit Angst und Sorge gewickelt, gesäugt und gepeppelt zu werden, bis er die Sorge und Angst den Andern abnimmt und selbst sich quält, daß er essen, trinken, schlafen und Kinder zeugen und für sie wieder sorgen kann? Ihr edeln Fledermäuse sprecht mir von der Veredlung des Herzens, weil man bei Euch behauptet, daß wir Herzen haben, und von der Vorbereitung für eine höhere Welt. Darin muß ich Euch glauben, weil Ihr Flügel habt, und wir nur Füße, mit denen wir höchstens über den Koth springen. — Aber die Frommen sollen doch auch hier dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Da lehrt man uns nun in der Schule, daß wir artig sein, nie vom graden Wege abweichen, nie lügen sollen, da zeigt man uns in Prima die Würde des Mannes, daß wir unumwunden reden sollen, wovon das Herz voll ist, und auf Universitäten die Ehre, und daß wir uns um sie krumm und lahm sollen schlagen lassen, —

und wenn wir uns um ein Amt, um Gunſt, um Kunden bewerben, da heißt es wieder: Bücke dich, deine Worte ſeien geſchmeidig, ſchweige und horche, und drücke die Hand, doch nicht wie ein deutſcher Biedermann, ſondern wie ein Kuppler! Der freie, ſtolze Mann, mit ſeiner Ethik in der Bruſttaſche, bleibt ſtehen vor jeder Thür, glaubt es mir, meine Freunde der Aufklärung, denn die einzig gültige Moral lautet jetzt: „Schicke dich!“ Und mögt Ihr es glauben, aufgeklärte Fledermäuſe, dieſelben verſtändig Hochexfahrnen, die uns auf der Schule die Ruthe geben ließen, wenn wir logen, laſſen uns jetzt einſperren, wenn wir die Wahrheit ſagen. Es gab bei uns eine Zeit, wo alle Tugendhaften ſchwärmten für die Menſchheit; wir ſind die Kinder dieſer Tugendhaften, wenn wir aber aus Pietät für unſere Väter die Worte derſelben in die That umſetzen, ſo peitſcht man und ſchilt uns, und ſagt, wir ſollten uns um unſere eignen Angelegenheiten kümmern.

„Verſtändige Leute behaupten zwar, dieſe Colliſionen wären ſo ſelten im Leben als die Tragödien, wo ein Bruder den andern in Livrey ſteckt. Ich aber behaupte, wir ſtecken Alle in den Livreyen der Rückſichten; und für die Meiſten iſt's eine ſo

enge Zwangsjacke, daß sie das Gewissen rausschmeißen. Es läßt sich nicht mit zuknöpfen.

„Wär' ich ein Philister und dürfte nicht ironisch sprechen, so würde ich sagen: Hat etwa der Arzt, der da schwört Charlatan sein zu müssen, Unrecht; haben die Regierer Unrecht, daß sie mit einer Lüge den wankenden Körper, für den sie vor Gott einstehen sollen, zu erhalten suchen? — Ich klage auch nicht; ich frage nur, ob wir darum in der Welt sind, um durch diese Spanne Zeit mit dem Meer von Zweifeln uns herumzuschlagen, ein Meer, das seit Hamlet's berühmtem Monologe um dreihundert Jahre anwuchs!

„Es giebt Erwählte, ruft Ihr mir zu, Ihr menschenkennenden Fledermäuse, und Ihr meint damit nicht die, die Fortunatus Beutel finden, denn er kann ihnen wieder gestohlen werden; — noch die Heiligen, — denn sie vergaßen, daß der Schöpfer sie zu Menschen machte; — ich weiß, Ihr meint die Glücklichen, die ein Capital zurückgelegt haben, was unantastbar auf Kind und Kindeskinder übergeht, die geistigen Aristokraten, die einherschreiten auf der Menschheit Höhen und mit dem stolzen Bewußtsein ins Grab steigen: „Wir haben nicht umsonst gelebt." Aber sagt, was errangen diese

Wenigen? Verlor der Schmerz seine Kraft, der Tod seine Schrecken? Blieben sie immer im Höhersteigen? Wurde nie der Geist kindisch? Wurde nie der Feuereifer des Mannes am Greise mit Spott und Elend belohnt?

„Unstreitig, Fledermäuse, kennt ihr den großen Mimen Talma. Dieser Kaiser der Bretter, der als Jüngling und Mann die Kritik mit einem Imperatorblicke zu Boden schlug, kaufte, als er alt wurde, Journale um Journale, damit sie nicht sagten, daß er schwach wurde. Und Göthe, der Euch nicht ganz unbekannt sein wird, der durch zwei Menschenalter stolz schwieg und die Kläffer nicht mal eines Blickes würdigte, derselbe Göthe, als Silberlocken seine Fürstenstirn umspielten, duldete und pflegte eine Tafelrunde um sich von Anbetenden, und mit Fächern und Fliegenwedeln mußten sie um ihn wehen, damit kein rauhes Lüftchen und keine Mücke ihm nahe kam!

„O es ist eine Lust, ein alter Mann zu werden, und um deshalb freue ich mich, wenn ein Kind geboren wird, da wieder ein alter Mann in der Perspective ist, und das nenne ich die erhebendste Aussicht,

Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen,

und zum Schluß, ihr geflügelten Töchter der Däm-

merung, antwortet mir nur auf Das: wo wird in dem grauen Jenseits der Faden wieder angeknüpft, der hier riß? wo wir blühten, wo wir reif waren, oder wo wir welkten? wo wir hofften, wo wir handelten, oder wo wir wieder faselten?"

Das war meine Predigt an die Fledermäuse.

Ich habe mich nicht in den See gestürzt, sondern meinem glücklichen Vater ein herzliches Lebewohl zugerufen. Er reichte mir auch die Hand aus dem Wasser.

Im Hause war noch die Mamsell wach. Ich fragte sie, ob der Kuchen fertig sei, und sie sagte ja, und ich sagte, nun sei ja Alles gut. Sie sagte nichts, und leuchtete mir die Treppe herauf.

„Sie seufzen Madame?" fragte ich, ihre weiche Hand fassend.

„O nicht doch, mein Herr," sagte sie, „es ist nur wegen des armen Wurms."

„Nun wenn er auch nicht Talma oder Göthe wird, er kann doch einmal Posthalter werden," sagte ich.

Sie sah mich verwundert an, und ich sah, daß sie schöne große Augen hat. Sie wünschte mir eine geruhsame Nacht, ich ihr auch. Die Thräne in ihrem Auge mußte sie mir erlauben wegzuküssen.

„Die Leute ſind ſchon recht gut," meinte ſie, „aber —" wir verſtanden uns. Sie ſprach von dem Freunde, der uns von allen Leiden befreit, und das Herz pochte doch noch ſo munter unter dem Buſentuch.

Ich ſagte ihr, ſie ſolle den armen Leuten, die keine Connexionen hätten, dieſen letzten Freund laſſen, ſie könne noch über andere Freunde commandiren. Sie ſchlug die Augen nieder.

Ich habe den Buben über das Becken gehalten. Er war ſehr unruhig und ſchrie viel. Die Alten waren guter Dinge; ſie ging mit rothen Augen umher und bat mich beim Abſchied, ich ſollte ſie nicht vergeſſen und einmal wiederkommen, und nach dem Jungen ſehn, ob aus ihm was würde?

Gute Nacht.

3.

Eberhard an den Berggeschwornen.

. . . .

Warum willst Du immer nur Briefe mit Inhalt? Meine Phantasien stoßen gegen die Felsecken. Alles aus dem Bergsee. Man sollte nicht über seines Vaters Grabe Kindtaufen halten.

Hier fand ich Deinen Brief und mußte lachen. Die Hoffnung liegt längst in einem tiefen Brunnen. Das gehört in die aristokratischen Zeiten der englischen Romanschreiber. Nein, Lieber, ich bin kein ausgetauschtes Kind; es lauert kein vornehmer Mann, mir eine Grafenkrone oder einen Fürstenhut zu präsentiren; ich bin kein Wechselbalg, ich bin der Sohn des ersäuften Calculator Wenzelmeier und habe keine andern Ansprüche an die Welt, als die der Sohn eines Erzdiebes in unserm philanthropischen Jahrhunderte machen kann.

Als mein Pflegevater auf dem Sterbebette mir

entdeckte, was ich halb vergessen, denn ich galt überall für seinen Sohn, loderte wol so etwas auf. Er bemerkte es und die fahlen Züge grinsten: „Doch sein Sohn!“ rief er. Ich weinte.

„Recht so“, sprach er, sich umwendend, „so machte es der selige Herr Vater auch. Ich war ein Thor, daß ich den Sohn eines Mohren weiß waschen wollte. Er vergoß Thränen, als ihm der Muth ausging, und dann ersäufte er sich. Nun zum Ersäufen hast Du noch Zeit, wenn Du mich mit Anstand unter die Erde gebracht. Das verlange ich als letzten Dienst und Dank. Mehr nicht. Wenn Du von mir nicht gelernt, die Welt zu behandeln und Dir dienstbar zu machen, bleibt Dir freilich nichts übrig, als nachzuspringen.“

Du weißt, daß ich in völliger Üppigkeit eines glänzenden Lebens aufwuchs, das Wort Sorge schien im Hause meines zweiten Vaters unbekannt. Er ließ mich gewähren, wie er sich selbst gewährte. Doch kaum ward er im Sarge hinausgetragen, so verblich Glanz und Farbe. Als wäre es Hexengeld gewesen, so waren die Kasten und Kisten leer, die ich bis zum letzten Augenblicke voll sah, die Tape-

ten fielen ab, die nackten morschen Wände zeigten ihre Risse, ich sah mit Schrecken, über welchem Abgrunde das Haus gebaut war, und stürzte hinaus, und hinter mir brach es krachend in Trümmer. Die gefesselten Geister der Lüge lachten entsetzlich. Der Magier war todt; sie waren frei. Der Leichnam auf dem Paradebette hatte noch dieselbe sarkastische Miene. Noch im Sterben hatte er die Lippe gespitzt um als Todter über die Katastrophe zu lachen, die er so schlau vorbereitet, so geschickt verzögert hatte.

Von dem Sturz des Hauses bebte die ganze Stadt; manches kleinere stürzte nach. Juden und Christen erhoben ein Zetergeschrei; und ich verbarg mich in einem Winkel bis es Abend wurde. Da schlich ich in das schöne große Haus, wo die Rose am Fenster blüht, die Rose, von der der Thautropfe perlte; und ich pochte an die Thür, die sich sonst schon leis öffnete, wenn ich nur um die Ecke kam. Ich pochte leise, ich pochte stärker — nun Du weißt es ja.

Warum rief der lange, hagre Vater mit der spitzen Nachtmütze durch die Thürspalte zum Dienstmädchen: „Wir sind nicht zu Hause.“ — Weil er ein treuer Diener Gottes ist, und sein Gott ist die

Natur, und die Geſetze der Natur ſind unwandelbar, und darin ſteht geſchrieben, daß Gold mehr werth iſt als Schande.

Wenn der hagre Mann meine Hand drückte und mich an die Bruſt, war ich es ja nicht, den er drückte, es war nur der Credit meines Vaters. Darum that es mir auch immer ſo weh; ich zählte die Bruſtrippen.

Aber ſie! fragte, Thränen im Auge, Deine Louiſe. Nun, die Roſe iſt eine fromme Blume, liebt Vater und Mutter, und der Gehorſam geht ihr über Alles auf Erden.

Es war ja nur eine Thauperle geweſen, worin mein Glück glänzte!

Ganz im Vertrauen: ſie hat nie gelebt, es war nur ein Phantom, aus dem Roſenbeete des todten Mannes aufgeſtiegen.

Einmal glaubte ich ſie zu ſehen, nachher noch, als der Zauber vorüber. Es war Dämmerung, das erſte Mondviertel ſpielte in den Lindenwipfeln der einſamen Allee. Ihre Geſtalt war's, ihr Geſicht, ihr Blick, ihr Gang. Ich nannte ihren Namen; ſie floh. Ich bat; ſie floh. Ich folgte ihr, ich bat ſo dringend. Wie ſie da erſt floh, athemlos! Wär es ein Weib geweſen, von Fleiſch und

Blut, eine Seele, die hofft und leidet, sie wäre doch einen Augenblick stille gestanden, sie hätte doch umgeblickt, denn der Zauber in eines Menschen Stimme ist mächtig, wenn sie aus der Brust kommt. Aber es war ein neckender Elf, der ihre Gestalt log. Einen Elfen rührt keine Beschwörung. Hätte ich sie gefaßt, umfangen, sie wäre zerflossen ein Nebelstreif, und aus den Wipfeln hätte es mich ausgelacht.

Sie lachte auch nachher. — Ich hörte es durch den Novemberwald, und das Lachen hat mich gerettet; ich wäre vielleicht auf dem nassen Moos erfroren, wo ich nachdachte, warum der Himmel die Rosen roth färbte. Warum nicht blau, gelb, carmoisin?

Warum der andere Mann auf die Grille kam, mich zum Sohn anzunehmen! Wie kommt man auf Grillen! — Weil ich damals nicht geweint, als Alle weinten. — Weil er einen Sohn brauchte, weil er experimentiren, seine Erziehungsmethode an einem probiren wollte, weil — was weiß ichs! — Den Dank blieb ich ihm nicht schuldig. Ich lachte, als sie Erde über ihn schaufelten.

Interessirt Dich's, daß ich glaube, er hat in jener Nacht das Teufelsgold für sich bei Seite geschafft? — Ja, ich glaube es; aber mache nun nur nicht daraus mehr, und den Mann zu einem Mörder und prämeditirten Räuber. Meinen Vater hat das Nervenfieber in den See gestürzt, und kein Anderer, und der Doctor meinte, als er die verlassene Cassette sah, er sei nun berufen, von Dem, was mein Vater halb that, die andere Hälfte zu thun. Der Mann arbeitete immer aufs Ganze. Verführt hat ihn das Geld nicht; er verführte das Geld. Und er that nur, was er für recht hielt.

Für recht hielt er, Alles zu Ende zu führen, was man angefangen, und anzufangen Alles, wozu man Kraft fühlt, es auszuführen. Er war ein tüchtiger Arzt; er curirte auf Leben und Tod, und Viele, von andern Ärzten aufgegeben, verdanken ihm ihre Genesung. Aber mit Bewußtsein und Ruhe hat er auch ebenso Vielen den Tod gegeben, wo er keine Rettung voraussah. Auch moralisch Kranken, an Glück und Ehre Angegriffenen, denen er die Selbstqual ansah und die Lust zu sterben, ringend mit der Gewissensangst, beförderte er durch ein Tränkchen hinüber; aber um Gottes Willen mache nun nicht daraus einen künstlichen Giftmi-

scher! Er hatte kein Hehl vor mir. Qualen anzusehen war ihm so gleichgültig, als sie zu bereiten, wo es zum Zweck diente. Aber er wollte nie mit mir über den Kirchhof gehen. „Den Gespenstern meiner Ermordeten", antwortete er mir lachend, „will ich ins Auge sehen, denn Gespenster haben kein Recht auf der Erde, die dem Lebendigen angehört, aber die Leichensteine, weil sie uns an etwas erinnern, was nicht wiederkehrt, trüben das Auge, wirken schädlich auf die Nerven und befangen den Sinn." Nach seiner Meinung sollte man die Todten, da man sie nicht mehr verbrennen kann, in tiefe Gruben auf dem Felde schütten und darüber ackern, damit Niemand durch die Erinnerung im Genuß und im Wirken gestört werde. Wäre er ein bedeutenderer Mann gewesen in jener Zeit, wo Deutschland aus seinen Fugen ging, er hätte bei dem großen sauve qui peut mehr gerettet als eine Casse. Napoleon war sein Held; so viel er lieben konnte, liebte er ihn. Er vergaß sich, in der Vertheidigung aller seiner Maßregeln zu einem Eifer, der seinem ruhig beobachtenden Wesen nicht natürlich war. Sein Bild hing in allen Zimmern, er trug es wie einen Talisman am Halse, auf der Dose, am Finger. Seine Lebensmaximen, wenn

er den Lehrer machte, schlossen immer mit einem Beispiel aus dem Leben des Kaisers. Ja, in einem seltenen Augenblicke der Überwallung schwor er, diesem Manne sei Alles möglich.

„Kann er auch seinen dreieckigen Hut an die Mondsichel hängen!“ sagte Jemand.

„Das überläßt er dem Glauben,“ entgegnete er. „Das Können der Kraft ist darin vom Können des Glaubens unterschieden, daß jenes nichts unternimmt, dessen Wirklichkeit nicht schon in ihm lebt. Wunder wirken zwar beide, aber die Wunder der Kraft bestehen, die des Glaubens sind Meteore.“

Schien es doch fast, als sei sein Glück an das des großen Mannes wie an einen Talisman gebunden. Sichtlich sank sein Wesen, seine Festigkeit mit Napoleon's Sturz zusammen. Sein System war zerrüttet. Er, der nie klagte, klagte jetzt, daß ihn die Welt nicht verstanden, und er mußte sich doch selbst gestehen: wer klagt, giebt sich verloren. Noch hielt er sich an einzelne Siege, und mit verbissenem Grimm leugnete er und stritt Thatsachen ab. Endlich als seine Sonne ein Meteor wurde, strömte der verhaltene Groll über die Lippen. Da war die Welt nicht würdig, das Ge-

ſchlecht abgelebt, das Ende der Dinge brach herein. „Nun werden ſie wieder beten, die umgefallenen Kruzifixe aufrichten, die Unterhoſen Joſephs und die Windeln der Maria aushängen, ſie werden den Geſunden Krücken in die Hand geben und Brillen vor die hellen Augen, und es wird geläutet und gepredigt werden, daß wir nichts wiſſen und nichts können ohne Hülfe von oben. Die Weiber werden toll werden und prophezeihen, die Todten ſprechen und es wird Wunder vom Himmel regnen."

Er erlebte noch etwas davon und lachte, aber es war ein anderes Lachen als ſonſt. Sein Nervenſyſtem ſchien aus Stahl geſchmiedet. Und wie ſtrafte ſein matter Blick jetzt, die eingeſunkene Haltung, ſeine Worte Lügen, und wie widerſprach die drehende Bitte der ehernen Feſtigkeit von ſonſt, wenn er nun betheuernd in mich drang, ihm zu glauben: das Licht komme nur von innen, die alte Fabel ſei das Böſe, das die zur Freiheit Geborenen einer Chimäre unterwürfig mache. „Wer hebt Deinen Arm als Dein Wille! Was iſt Dein Schickſal? — Das Reſultat Deiner Kraft oder Unkraft. Für die Weichlichen die Demuth. Der Wille iſt der Starken Alles — glaube mir. —" Ich ſollte alſo glauben; nun ja, ich hatte auch geglaubt; aber wo blie-

den seine Wunder! Er predigte von dem sich selbst genug sein. Aber er hatte mich ja immer vor den Predigten gewarnt; die That sei die einzige Lehrerin. Das künstliche Gebäude fiel zusammen, er war sich selbst nicht mehr genug. Er accordirte und argumentirte und baute einen Wall von Trotz um seine Schwäche.

Sein letztes Kunststück war sein Tod. In einer Zeitung stand, der berühmte Arzt * * * sei wie ein Römer gestorben. „Todesverachtung spielte um seine Lippen, er scherzte mit einigen Freundinnen; eine Tänzerin mußte ihm den Kopf halten, und seine letzte Frage an sie war nach dem neuen Ballet. Er bedauerte, daß er den Abend nicht hinkönnte, wünschte ihr vielen Applaus, und schloß dann sein Auge für immer. Plaudite! schien selbst sein verklärter Geist zu rufen." — Ja, wenn die Leute gewußt, was diese letzte Stunde ihm gekostet, wie viel Essenzen, wie viel Geld an die Tänzerin, und wie viel Pränumeration an den Zeitungsschreiber!

Bis zur Katastrophe hatte ich keine Lücke an ihm bemerkt, aber eine Seltsamkeit. Er liebte nichts, seine Freundinnen am wenigsten, mich nur wie ein Instrument, an dem ein Mechanicus jahrelang arbeitet, und es wird nicht fertig; aber er liebte doch

etwas leidenschaftlich — Rosen. Sein Garten war ein Schmuckkästchen; die Erde war geschaufelt und gesiebt und mit Ducaten aufgewogen, die Pflanzen aus allen Welttheilen mit Gold und Edelsteinen erkauft. In diesem Schiras brachte er seine Lieblingsstunden zu; er schlürfte die Düfte ein, die er Niemand sonst gönnte, keiner lebenden Seele, selbst seiner Favoritin nicht; er genoß — allein. Als ihm der Stein eines Buben eine schöne Staude zerschlagen, habe ich die erste und letzte Thräne in seinem Auge gesehen. Napoleon führte einmal den Ossian in der Tasche! Als er todt war und Alles klar wurde, zertraten und zerschlugen die Straßenjungen in einer Nacht den schönen Garten. Am andern Morgen war keine einzige Rose übrig, um ihren Herrn zu klagen. Ich habe an seinem Grabe, wie ich Dir sagte, gelacht; als ich den verwüsteten Garten sah, habe ich geweint. Was hatten die Rosen den Buben gethan?

Dachte ich! ich habe seitdem auch mit den Rosen gespielt. Wenn sie Mist wurde, riecht die Rose accurat wie Nessel und Wolfsmilch.

Laß ihn ruhen; er kann sich im Schattenreiche mit meinem Vater streiten, wer glücklicher wird. Es soll Gras über ihm wachsen, und ich will fri-

ner nicht mehr gedenken. Der Mann hat mir mehr genommen als mein Vater. Der vergiftete mir nur die Vergangenheit, der Doctor die Zukunft.

Ein Doppelglück war zusammengebrochen. Aber ich raffte mich damals noch nicht auf; ich träumte noch einen Roman. Wer giebt so leicht die Hoffnung auf einen Wechselbalg auf. Ein Lüftchen Sentimentalität wehte durch die grauen Weiden am Wasser, wo ich ging, mich vor der Welt zu verstecken. Öffnete mir kein Vater mehr die Arme im Lande meiner Geburt, doch gewiß gab es theuere Angehörige; o mich durchzückte schmerzstillend der Gedanke, Liebe zu suchen, wo ich Bande des Blutes fand. Nun sei auch das Dir hier ein für allemal gesagt, ich reiste hin, ich forschte, suchte und fand und reiste wieder ab. Ich bin der eheleibliche Sohn des Calculators Wenzelmeier und seiner Frau, einer gebornen Griesicke, die nach meiner Geburt starb. Verwandte laufen da noch umher die Fülle, und wenn ich als Vetter aus Ostindien käme, würden sie die Pferde ausspannen und mich mit ihren Händen über das holperige Pflaster ziehen. Sie würden Alles nehmen, was ich bringe, aber zu holen ist nichts. Darum sind es nicht schlechte Menschen; die Badefrau setzte mir wol, wenn ich mich

ihr als Großneffen zu erkennen gäbe, eine Taſſe Kaffee vor, und der Rathscopiſt, mein vornehmſter Verwandter, führte mich in den Rathskeller und erzählte mir, wie mein Vater, der doch nur eines Schuſters Sohn war, vom Amtmann in die große Stadtſchule geſchickt worden und es bis zum Calculator gebracht hatte. Nachher kam er um im Kriege. Auch iſt die ſchmucke Frau Nadlerin, der Stadtſchule gegenüber, meine Baſe, und ich habe ſogar weitläufige Verwandtſchaft mit einem ſiebzigjährigen Ochſenjungen auf dem Rathsdorfe. Des Himmels Segen über die braven Leute, aber die Bande des Blutes ſind nicht Bande des Herzens, und darin hatte mein Pflegevater Recht, wenn er ſeine Frauen ſich kaufte und wieder wegwarf und ſeine Söhne von der Straße ſich auflas.

Hinweg ihr ariſtokratiſchen Träume! — Will ich einmal lügen, ich ſei ein vornehmer Mann, ſo laſſe den Brief drucken. Dem Demos gehöre ich an. Mir muß ich Alles danken. Aber es wird nichts. Auf meiner Stirn ſteht's geſchrieben, wie dem ewigen Juden: „„Dieſes iſt der Sohn eines Caſſendiebes und Selbſtmörders.““ Die Weltordnung iſt einmal ariſtokratiſch. Einen Rieſen ſchlagen wir nieder, ein Schloß brennen wir ab; aus dem

Blute wächſt ein anderes, aus den Flammen ſchießt ein noch höheres auf. Es geht luſtig in der Welt her. Ich fühle mein plebejes Blut durch die Adern ſprudeln. Ich ſollte doch müde ſein!

Wenn zwei Schädel zuſammenſtoßen, der von einem Dummkopf und der von einem Klugen; ſchreibe mir, welcher muß brechen?

Dann ſtell' ich die Probe an. Ich werde alle Tollhäuſer bereiſen und unterſuchen, ob es keinen Wahnſinn mehr gibt? In Amerika! ſagt man, und ſie haben doch lange nicht ſo viel Ideen conſumirt, als wir. Ich will noch nach Amerika.

Gute Nacht.

4.

Eberhard an den Berggeſchwornen.

. . . . . dorf.

Beinahe kam's zur Probe. — Zwei Wege münden ſich vorm Dorf in einen, und dieſer iſt ein ſchmaler Hohlweg. Zwei Reiſewagen kamen von beiden Wegen auf den einen zu, beide im Trabe; die Pferde witterten die Krippe. Wir haben Beide gleichviel Staub gemacht und ich wußte nicht, weshalb ich zurückbleiben ſollte.

Zwar meinte der Kutſcher, das andere ſei eine Extrapoſt und ein vornehmer Herr darin; ich aber ſagte ihm, ich ſei auch ein vornehmer Herr und wolle extra bezahlen. Das gefiel ihm, und da gefiels dem Himmel, daß wir Beide aneinanderſtießen, Beide ein Rad brachen und Beide in der Klemme ſaßen. Aber umgeſtürzt ſind wir nicht.

Gegenſeitig Unglück unterſtützt ſich. Es iſt auch darin Ariſtokratie. Macht kuppelt mit Macht,

Reichthum mit Reichthum, Canaille mit Canaille.

Postillion und Kutscher fluchten, also konnten wir unsere Lungen schonen. Aber als sie ausgeflucht, meinten sie, es sei nun an uns. Ich sah keine Dame in der Kutsche und ein adeliges Wappen darauf; also Grund genug. Statt des feinen blassen Gesichtchens in der Pelzverbrämung wäre mir zwar ein Riese lieber gewesen, es sah aber doch verdammt vornehm aus und hatte spitze Zähne und spitze Worte. Also erhob sich ein räsonables Ungewitter mit Blitzen und Hagelschlag. Es war schon bis zur Impertinenz! Arroganz! Unverschämtheit! gediehen und ich glaube gar bis zur Flegelei, als über unser Gewitter ein anderes heranzog. Die Passage war nämlich gesperrt, mehre Bauerwagen warteten, und die Leute fingen schon ganz vernehmlich an zu murren, als stäubend übers Feld eine ungeduldige Jagdkalesche ankam.

Der Landrath hatte Gäste bei sich, denen er seine Autorität zeigen wollte. Das kirschrothe Gesicht erhob sich: was das für ein Betragen wäre, ob die obrigkeitlichen Straßen daseien zu Wettläufen, der Staat gäbe sein Geld nicht, damit Fremde sie versperren sollten. Währenddeß und einigen

derben Antworten, waren ſie aus dem Dorfe hinzugekommen, und der Schulz wollte ſeinem Landrathe auch beweiſen, daß er eine Obrigkeit ſei und zwar eine ſubordinirte, die das ſchöne Recht hat, noch gröber zu ſein. Über das Geſchrei von allen Seiten konnte man kein Wort mehr verſtehen, von Drohworten kam es zu Schimpfworten, von Schimpfworten zu Drohungen, von ausgeſtreckten Armen zu Fauſtſchlägen, der Poſtillion und mein Heſſe waren die Leute dazu, es flogen ſchon Erdklöße, die Pferde wurden geriſſen, und Alles, was zu einem guten Streite gehört, war da, nur keine Verſtändigung.

Und leider doch. Der Ariſtokrat und ich waren bis zur Herausfoderung gekommen. Da zwang der durchbrochene Deich Hoeck's und Kabeljaus, Guelfen und Gibellinen, Montechi's und Capuletti's, Patricier und Plebejer gemeinſame Hand anzulegen gegen die gemeinſame Gefahr. Ich ſtieß einen Flegel, der nach ihm ausholte, zu Boden, daß er vierundzwanzig Stunden ſein Rückgrat fühlen wird. Dafür hatte ich es natürlich mit einem Rudel zu thun, und Dein demokratiſcher Freund wäre vielleicht in einem Bauernkriege untergegangen, wenn ſich der Ariſtokrat nicht inzwiſchen beim Land-

rath geltend gemacht hätte. Sein Name muß gekitzelt haben. Es klang etwas von Landschaden darin. Das rothbraune Geſicht intervenirte und der Friede wurde hergeſtellt. — Wir waren quitt.

Als nun Alles zugriff, die Pferde losſpannte, hob, zog, ſtieß, half, that er das Seinige. Die Räder wurden freilich nicht davon ganz, daß des Barons weiße Hand in die Wagenſchmiere griff, aber als wir uns ſchicklichermaßen nachher die Hände gaben, war mir das Pech doch lieber als der Glacehandſchuh.

Mit der Schädelprobe iſt's nun nichts. Es kommt ſchon noch einmal. — Der Baron iſt mit dem Landrath fort. Die Geborenen und Altgebackenen finden ſich überall gleich. Der erſte Blick lehrts. Wenn der Eine ein Hanswurſt iſt auf dem Seile, er hört Dir unter den Klatſchenden auf dem Markte auf der Stelle raus, wer auch geboren und altgebacken iſt. — Die Hanswürſte ſind eine uralte Familie.

Sein Kammerdiener muß für ihn warten, bis der Wagen geflickt iſt. Ich habe keinen Kammerdiener und muß mich ſelbſt flicken, warten und nachfahren.

Wenn's nicht ſolche Späße im Leben gäbe, was wäre das Leben! — Blitze in die graue Nacht, die das ſtauende Blut ein Weniges in Aufruhr bringen. Wo Blut ſpritzt, das iſt freilich beſſer als eine ſimple Prügelei. Aber ſo etwas iſt nur für Ariſtokraten; für uns ſind Prügel gut genug.

Und iſt nicht eine aufrichtige Prügelei etwas weit Ehrbareres als ein Duell aus Convenienz? Man macht vorher keine ſüßſauern Verbeugungen, ſchlägt ſich nicht mit Binden und ſchießt nicht zitternd in die Luft. — Es trifft doch, wenn auch nicht allemal wo es ſollte.

Ich wünſchte mir eine Feuerleiter, eine ordentliche Feuersbrunſt und überdies eine Geliebte. Du findeſt das viel gewünſcht, aber fürs bloße allgemeine Menſchenwohl ſtürz' ich nicht mehr in die Flammen.

Aber ich glaube, es gibt kein Feuer mehr in der Welt und keine Geliebten. Die Pompiers kriegen asbeſtene Kleider, und Menſchenretten wird ein Kinderſpiel. Du ſollſt ſehn: es wird noch am Hofe Mode. — Man ſteckt ein großes Haus an, wo viele hübſche Mädchen wohnen und die Prinzen ſtürzen ſich ins Feuer, und die Kammerherren hin-

terher. — Was werden dann die Zeitungen von der Menſchenliebe in den höchſten Regionen zu erzählen wiſſen, und die Mütter werden ſo viel weinen vor Rührung, daß die Feuereimer voll werden fürs nächſte Mal. — Es iſt auch Zeit, daß ein anderes Spiel daran kommt. Die Jagd hört auf, denn das Wild wird in Europa gezähmt. Und mit den Soldaten auch, ſeit kein Krieg mehr zu Stande kommt.

Wenn Alles fehlſchlägt, lege ich mich auf die Feuereimer. Der Handel nährt jetzt in Europa ſeinen Mann. Es iſt ein Juſtemilieu-Artikel. Bedenke doch, Lieber: ein ganzes grimmiges Volk mit einer Feuerſpritze auseinander regnen, eine antiprometheiſche Erfindung. — Man ruft zum Eſſen. Es iſt noch ein Reiſender gekommen. Vielleicht mit dem die Schädelprobe.

Nach dem Nachteſſen

Ich liebe ſolche Weltmänner, denen es auf der Stirn geſchrieben ſteht, daß ſie ſich mehr lieben als die Menſchheit. Man weiß doch, wie man mit ihnen dran iſt. Bisweilen überkommt ſie auch

eine Rührung, und ſie geben ihren Nebenmenſchen ein Glas Champagner ab, um anſtoßen zu können.

Ich meine nicht den landſchädigen Baron, ſondern den Regierungsrath Grobhauer, mit dem ich eben ſoupirte. Sein Wein war wahrhaftig gut, und außerdem hat er ein volles, rothes Geſicht, iſt alſo ein deutſcher Biedermann.

Er iſt ein Verfolger, und jetzt auf einer Schnüffeljagd nach revolutionairen Studenten. Was ſchiert's mich, er wird dafür bezahlt. Wenn man mich bezahlte, ich thäte es auch.

„Ehedem", ſagte er, „gehörte ich zu denen, die die Welt verbeſſern wollten. Man gab ſich die Mühe, mich zu corrigiren, und ich bin jetzt vollſtändig corrigirt. Aus Dankbarkeit dafür gebe ich mir nun wieder um Andere dieſelbe Mühe und laſſe die Grillen freſſen, die das für eine nahrhaftere Koſt halten als Faſanen."

„Sie halten die Welt für gut?" fragte ich.

„Behüte Gott", entgegnete der Gebeſſerte, „daß ich mich auf eine Meinung einlaſſe, weil es der erſte Schritt zum Böſen iſt, das Böſe vom Guten unterſcheiden zu wollen. Das überlaſſe ich Denen, die Gewalt über mich haben, übrigens halte ich Das für gut, was iſt, und für ſchlecht Das was

nicht iſt, und wenn ich officiell denken muß, denke ich wie die denken, für die ich handeln ſoll."

„Der große Kampf der Welt", erklärte er mir, „wird zwiſchen Denen geführt, welche trachten und Denen, welche genießen. Die Trachtenden ſind die Bewegung, die Unruhe; die Genießenden die Ordnung. Die Philoſophie iſt nur da, um den Dingen ſchönere Namen zu geben, als Freiheit, Aufklärung, Thron, Altar, Legitimität."

Ich erklärte die Philoſophie für ein fünftes Rad am Wagen.

Er ſagte, ſie gleiche doch aus, daß man nicht zu grob zuſammenfahre.

„Glauben Sie an eine Ausgleichung?"

„Ich brauche an nichts zu glauben", ſagte er, „das iſt der Vorzug unſerer Zeit. Die That hilft dem Menſchen zur Seligkeit. Leſen Sie es nicht im zweiten Theil vom Fauſt? Der Doctor wird ſelig, weil er activ wird und ein paar Gruben gräbt, und der Teufel und das deutſche Volk iſt um die Höllenfahrt geprellt."

Ich ſagte ihm: daß ich nicht abſähe, warum nicht die Könige alle Liberalen todtſchlügen, oder die Liberalen alle Könige, je nachdem ſie Macht haben; denn da ein Vergleich zwi-

ſchen Beiden nicht denkbar, führte das allein zum ewigen Frieden.

Er lachte. Wir ließen die Gläſer klingen auf reſolute Meinungen. Der Wein machte ihn wärmer, und er plauderte mehr aus als er wollte.

„Die Revolutionaire von heut haben Das voraus, daß ſie es ganz ſind und mit Manier lügen; das heißt, um den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, wenn er darin iſt, ſcheuen ſie keine wahrſcheinliche Unwahrheit. Sie lügen nur vor Andern. Wir damals logen uns ſelbſt was vor. Sie lügen aus Noth, wie logen aus Phantaſie. Darum waren wir nicht gefährlich; unſer Reich lag im Himmel, wohingegen ihres die Fleiſchtöpfe Ägyptens ſind, die ſie Denen, welche zeither dabei Feſttage hielten, gern vom Herde riſſen, um ihren Hunger zu ſtillen. Nach dem Naturgeſetz behält Jeder gern, was er hat, und das Vernunftgeſetz ſagt uns, daß die Portionen, auf Alle gleich vertheilt, ſo klein würden, daß Alle hungern müßten, weshalb, nach Natur und Vernunft, es natürlich und vernünftig iſt, ſich mit Haut und Haar gegen die Angreifenden zu vertheidigen. Auch haben Sie Recht, wenn man ſie Alle todtſchlagen könnte, am Wollen würde es nicht fehlen, denn Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte;

aber wenn wir in den Ameiſenhaufen treten, rühren wir ihn erſt recht auf. Bei jeder Hetzjagd laufen uns die ungewaſchenen Gelbſchnäbel ins Netz, aber die Pfiffici, die ihnen ſouffliirt haben, rochen vorher den Wind oder finden gewiß ein Loch. Die Fürſten haben unbeſtritten Recht, daß vom Denken alles Übel kommt, aber ihr Unrecht iſt nur, daß ſie ſelbſt darüber nachdenken, indem doch keine Mittel möglich ſind, es möglich zu machen, daß die Leute nicht mehr denken."

Nachher wollte er in Saldung kommen. Es gäbe Momente, wo man die Vernunft gefangen geben müſſe. Ich lachte ihm ins Geſicht, und er lachte wieder. Wir ſchieden als gute Freunde.

Er hat mir ein Geheimniß vertraut, und ich glaube es ihm. Er iſt ein ehrlicher Mann. „Ich thue meine Schuldigkeit und mehr nicht. Ich habe noch Niemand ins Unglück gebracht, wo es mir nicht befohlen wurde. Verflucht die Schufte, die darauf ausgehen ſich lieb Kind zu machen, ihre Naſe in jeden Quark ſtecken und mit der freundlichſten Sprache, mit der ſüßeſten Miene rechtſchaffene Menſchen betrügen. Wer ich bin, weiß man, wer mich fürchtet, kann mir aus dem Wege gehen. Aber vorhin begegnete ich einem ſolchen auf der

Landſtraße, dem man die Pulverfahne und das Peſtzeichen auf die Stirn heften ſollte. Nun Sie ſind ja, wie ich höre, ſelbſt mit ihm zuſammengetroffen."

„Der Baron! Kennen Sie ihn!"

„O ich dieſen Landſchaden kenne! Das iſt die infamſte Canaille, die auf Gottes Erdboden Athem ſchöpft, ein ſüßer Hallunke, ein Spitzbube und Jeſuit, der ſeines Gleichen ſucht. Hüten Sie ſich vor ihm. Er weiß Fleskeln von Tugend und Liberalismus zu ſäuſeln, daß es einem Radicalen wie Muſik klingt, und doch ſpedirt er Sie, wenn Sie warm werden, direct nach Spandau und Spielberg."

„Iſt er in Dienſten?"

„Er war es. Ich weiß von ihm zu erzählen. Das junge, holde, freundliche, ſchwermüthige Geſicht, wenn es einen ſo anblinzelte, halb einſtimmte, halb weinte, lockte freiwillige Geſtändniſſe heraus, daß es eine Luſt war. Nachher that er, als gelte es ſeine Seligkeit, uns zu retten." Und nun erzählte er mir eine ſaubere Niederträchtigkeit. Man hatte von oben Grobhauers Flucht gewünſcht; der edle Freiherr ließ ihn aber in einen beſondern Thurm ſperren. Dennoch entkam er. Wiewol es

nun des edeln Freiherrn Amt nicht war, geſtiefelt und geſpornt entwiſchten Demagogen bei Nacht und Nebel nachzureiten, ſetzte er ſich doch aufs Pferd und hat ihn eingeholt. Es kam ſogar zu einer warmen Attaque; aber Grobhauer entwiſchte, und über der Grenze kriegt er eine Gratulation in einer Sauce von Freudenthränen, von wem? Vom Judas; der ſich ſeitdem bemüht, ihm das Wort zu reden bei Höchſt und Hoch. Grobhauer hat ihm aber den Rücken gekehrt.

Wir ſtießen auf Judas Wohlergehen in der Hölle an.

Der Regierungsrath ſprach: „Wer nichts hat, verlangt etwas, das iſt in der Natur. Ich ſchnappte nach Wolken, aus einem hohlen Gefühl, von dem ich jetzt erſt weiß, daß es der Hunger war. Seitdem ich nun eingeſehen, daß kein Grübeln die Menſchheit glücklicher mache, und die beſte Welt die iſt, in der wir uns am beſten finden, thue ich was man mir befiehlt und lebe mit den Genießenden. Jener Schuft gehört nun zu ihnen von Geburt, er brauchte nicht zu trachten, zu verfolgen, ſich und Andere zu plagen, um Kapaunen zu eſſen und Tokaier zu trinken, und thut es doch aus boshaftem Gemüth. Rechtſchaffene Seelen werden ſich

immer verſtehen, ob der Eine Kerkermeiſter iſt und der Andere ſein Gefangener, aber Canaillen bleiben immer Canaillen", ſagte der Regierungsrath Grobbauer. — Jetzt ſchnarcht er neben mir.

Gute Nacht.

5.

Eberhard an den Berggeſchwornen.

* * *

Deines Nachbars Frau iſt mit Drillingen auf die Welt gekommen, ſeine volle Scheune iſt abgebrannt, und er hat nichts als das Holz verſichert, das ihm der Wind umſonſt liefert; und Deine Frau weint Dir das Herz wund, daß Du nicht helfen kannſt, weil Du ſelbſt nichts haſt.

Und das nennſt Du Unglück!

Kann ſich der Mann nicht noch ein paar Mal Drillinge zeugen; dann ſteht bei jedem ſiebenten Sohne der König Gevatter, und außerdem hat er das ſüße Gefühl des Vaterlandsfreundes — er hat für die Population geſorgt, und der Tabellenmann in der Reſidenz kann ſieben Seelen mehr zählen für den glücklichen Staat.

Freilich lernten wir noch nicht Heu eſſen, es wird aber ſchon dahin kommen. Nahrungsſorgen

ſind Bagatellen. Wenn man nicht mehr ißt, iſt man todt; dann iſts aus.

Aber eine Frau mit verweinten Augen, das grenzt ſchon an Unglück. Und eine Frau, die geträumt hat — um deren Wiege Ideale ſchaukelten, Lianen, Elfen und Eleonoren; und die nun dem Manne, wenn er aus der geſchwärzten Grube ſteigt, die dünngeſchälten Kartoffeln zuzählen muß und Sonntags und Mittwochs die Schnittchen Fleiſch. Aber Du biſt ſelbſt daran ſchuld, warum ſteht noch immer der Homer, Sophokles, der Plato und der Shakſpeare un[illegible]r Herder im Shapp über Deinem blaucarirten Bette; warum lieſt Du Deiner Louiſe Sonntag Nachmittags aus Wilhelm Meiſter vor? Dieſe Menſchen ſchrieben für die Satten, nicht für die Hungerigen. Ich würde es menſchlich finden, wenn die Könige alle Bücher verböten.

Ja, wenn Illuſionen nährten! Sie nähren, ſprichſt Du, wenn Du Arm in Arm mit Deinem Weibe auf der Bank ſitzeſt, mit dem blaſſen, zufriedenlächelnden Geſichte das bischen Sonnenſchein anäugelſt, das den ſchwarzen Fels über Deiner Hütte und die paar überhangenden Fichten anglänzt. Wenn da Dein verklärter Blick den

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HÄRING, G. W. A.

3-598-51043-8
FN. 04001/017

langſam hinſchwimmenden vergoldeten Lämmerwolken folgte, glaubte ich's auch; aber, Lieber, es dauerte doch nur über Nacht. Wenn Morgens Dein Fritz Dir ſeine zerriſſenen Hoſen und der Eduard den durchgeſtoßenen Ärmel wies und die Ottilie in den plumpen Schuhen wackelte, meinſt Du nicht, daß ich da die Thränen aus Deinem Auge rinnen ſah? Mit der Thräne floſſen alle die ſchönen Geſtalten der alten Dichter fort.

Eins thu' mir zu Liebe. Deine Töchter verheirathe an Bauern, Deine Söhne laſſe pflügen, oder ſie ſollen Paſcher werden; es iſt doch ein ehrlicheres Metier als Bücher ſchreiben. Wenn's möglich, laß ſie auch nicht leſen lernen. Sie leſen ſich ſelbſt ihr Gericht.

Oder hat Dir etwa Novalis geholfen, daß Du ein beſſerer Bergamtsgeſchworner würdeſt? Das war ein pfiffiger Heuchler. Er war einer von den Satten, aber ſtellte ſich hungerig, damit man ihn intereſſant fände.

Wenn ich in Athen angekommen bin, will ich verſuchen über den Kartoffelbau zu ſchreiben. Eine Unterſuchung, ob man ſie nicht mit Dampfmaſchinen produciren kann. Das iſt Schriftſtellerei, die ſich lohnt.

Du thuſt mir ſehr leid, armer Bergamtsgeſchworner. Wie die Faſer an Deinem Rocke, ſo blickt doch in jeder Periode Deines Briefes durch die wohlgeſtellten Phraſen goldener Zufriedenheit der Zweifel. Ja, die Wolle iſt abgetragen. Nun predigſt Du das goldene Fließ in Andere hinein, an das Du ſelbſt nicht mehr glaubſt; mahnſt mich, ich ſolle zur Schönheit, zur Ruhe, die ewig dauert, zurückkehren, die wilden Fratzen laſſen, ſtyliſiren, buchſtabiren. Ja, wenn Du mich lehrſt, wie man wieder ein Kind wird.

Wenn Dir einmal in der Grube ein Kobold erſcheint, der es erfunden hat, wie man ſich zurückſchraubt, dann theile mir das Recept mit. Zum Dank will ich dem Dir mein nächſtes Buch dediciren. Aber auch Eure geſcheiten Berggeiſter ſind zu dumm dafür. Was böten nicht alle Potentaten für das Geheimniß! Ich bin nur ein Kind der Welt, und wie ſie ſich nicht läßt, laſſ' ich mich auch nicht zurückſchrauben.

Wohin das führen ſoll, daß alle Schranken, Angeln, Riegel, erbrochen ſind, daß das uralt Feſte ſich löſt, die Thürme wie Wetterfahnen ſich drehen und die Bäume mit den Wurzeln fächeln, was weiß ich's! — Zum jüngſten Gerichte!

Spare Dir bis dahin Deine Glückſeligkeit. Die Friedfertigen ſollen ja beſonders gut empfangen werden. Aber predige nicht in den Orkan hinein; Deine Stimme iſt zu heiſer.

Flicke Dein Wetterdach; für ein paar Regengüſſe hilft es noch.

Mich jammern nur die Neugebackenen. Das ſind die eigentlich Unglücklichen. Das Gebäck fühlt es nicht, daß es abgeſtanden iſt und ſchmacklos. Es iſt ſteinhart und hält das Wetter aus. Wir vom Teig, uns rührt es auf; die Güſſe ſind unſere Wonne, wir erweitern und dehnen uns. Aber das friſchduftende, aufgeborſtene, glänzende Gebäck, die ſchöne Modewaare!

Da ſchrauben ſie ſich auf den Hacken, brüſten ſich gegen uns, predigen, zelotiren mit ſchönen Worten, die Ordnung fließt wie Honig von ihren Lippen, und die Altgebackenen ſtehen hinter ihrem Rücken und lächeln, und freuen ſich über ihre Mühe, aber ſie kriegen nichts dafür. Es wird Niemand unter die Altgebackenen aufgenommen.

Schlafe wohl, oder träume von der goldenen Zeit und dem Paradieſe.

6.

Eberhard an den Berggeschwornen.

K . . . . .

Was ist denn überhaupt Herz? — Kann man's theilen, viertheilen? Einen Goldklumpen, so groß als der seltsam geformte Fleischklumpen, kann man breitschlagen, Ducaten daraus prägen, einen Erzdemagogen damit bekehren und einen mongolischen Minister liberal machen. Das Talent kann man auch breitdrücken, breit, daß es ein Spinnegewebe wird über den Erdball. Die Poesie wird ein Pfennigmagazin; aber das Herz, ob es sich auch breitschlagen läßt?

Freilich nach unsern Philanthropen! Aber es sind nicht überall Tröpfe wie wir. Die Carbonaris wären schlecht zufrieden mit Weihrauch und Lorber, und was ist für sie die gutmüthige Thräne des Entzückens, die den deutschen Patrioten für seine Opfer belohnt!

Ich will wissen, ob das Herz etwas Apartes ist, ob es Curs hat, ob es Scheidemünze ist.

Mit Allem auf der Welt fertig, rebellirt nur noch dann und wann das Herz. Wiſſen möchte ich, ob ich's verſetzen, ob ſie's an der Börſe brauchen können? — Schreibe mir, Berggeſchworner, wozu es nützt? Für ein todtes Capital bezahlt ein Narr die theuere Miethe.

Ich komme auf den Gedanken, daß, wenn man nur recht umzugehen weiß, man es auch ſtempeln und prägen kann. — Die Mädchen hier zu Lande ſind ſtolz gewachſen, ſchön. Dieſe ovalen Geſichter, dieſe hohen Stirnen, die durchbohrenden Blicke, alle Antigonen. — Aber glaube es ja nicht; ſie ſind gutmüthig, und wer zu bitten weiß, dem ſchlagen ſie nichts ab. Die Läſterer wollen behaupten, in der ganzen großen Stadt ſei kein grauſames Gemüth. — Ich bin hier gefeſſelt; und von der Grenze bis her, war ich ſchon ein paar Mal in Gefahr. Soll ich's Dir bekennen, daß ich drüben in der Poſthalterei auch drauf und dran war, zu bleiben? — Das kommt Alles von meines Pflegevaters Roſengarten her. Ehedem hielt ich die Roſe für eine reine Blume; ich glaubte ſie zitterte, wenn Einer ſie anrührte. Aber ſeit der Mann in ſeinen gelben Pantoffeln und im ſchmuzigen Schlafrock

zwischen den blühenden Stauden ging, und sie schlossen nicht ihre Kelche, seitdem denke ich anders. Auch meinte ich, wenn eine Rose zertreten wird, müsse ihr sterbender Duft die Luft durchhauchen und die Wolken färben, und sie weinten vor Schmerz. Aber nach der Nacht, wo die Jungen den Rosengarten zerstört, war trüber Himmel und stinkende Luft in der Stadt. — Seitdem starb meine Ehrfurcht.

Ich kann schon lachen, wenn mir Einer von einer Rose spricht und dabei zittert. Ein Hauch, und sie ist hin; — ist das Werth? — Da leb' ich mir die Disteln am Wege. Ein Esel kann dran riechen und kosten; wenn er sie nicht auffrißt, bleiben sie was sie waren. — Erniedrigung! Erkläre mir erst was das ist. Beweise mir, daß wir nicht zur Erniedrigung geboren sind, dann will ich Dir glauben, daß ein junges Wesen, das aus der Pension kommt und vor einem Worte blutroth wird, mehr ist als die Mamsell im seidenen Kleide.

Wie ich auf der staubigen Chaussee in meinem Cabriolet daherrollte, rief es mich schnippisch an: „Wenn der Herr uns nicht aufnehmen will, hat er doch nicht nöthig uns überzufahren.“ Aus der Staubwolke tauchten, als ich anhielt, zwei schmucke

Dirnen, halb ländlich, wie hier die Bürgerstöchter gehen, Strümpfe und Schuhe überm Arm, die Röcke aufgeschürzt. Sie kamen vom Dorf zurück und sparten sich ihren Sonntagsputz für die Stadt. Da zwei nicht Platz hatten, hob ich die kecke Rednerin in den Wagen, und wir fuhren unter dem Gelächter der Base, die alles Recht hatte, auch einen Ritter zu finden, nach der Residenz. Du meinst nun, Therese wird verschämt vor dem Thore abgestiegen sein und mich gebeten haben, wenn wir uns begegneten, sie nicht zu kennen. Bewahre. Sie lenkte selbst das Pferd nach ihres Vaters Hause, wo wir vor den ehrbaren Ältern und ihren Biergästen abstiegen und wohl empfangen waren. Therese ist ein gescheites Mädchen. Auf dem nicht kurzen Wege erfuhr ich die Hälfte von Dem, was ich von der Residenz wissen mußte; am Nachmittage die andere. Das war ein Sonntag! An ihrer Seite durch alle Gärten, wo es Musik und Tanz gab. Die Biergläser klappen, die Würste dampfen, die Blumen auf der Wiese ächzen unter den Tanzsohlen. Und wie viel Freundinnen und Freunde das Mädchen hat, wie unbefangen sie mit Jedem spricht, wie sie dort dem Maler, hier dem Soldaten die Hand schüttelt und auf die verfänglichen

Fragen ſchnippiſche Antworten gibt! „Thereſe, wer iſt der Fremde?“ fragte der Student. „Das iſt mein neuer Schatz“ antwortete ſie.

Ich ging einmal ſpazieren; ein Spaziergang ſchon vor langen, langen Jahren. Vielleicht aus dem frühern Leben, das Plato meint. Es war ein ſchöner Abend, und die Natur feierte das Feſt des thörigen Herzens mit. Die erſte Roſe hing an meinem Arme wie der Zephyrshawl um ihren Nacken; ich ſah auf ihre Fußſpitzen und beneidete den Kies, auf den ſie trat. Es war das erſte Mal, daß ich allein mit ihr ging. Ich kam mir ſo ganz unwerth vor des Glückes. Wir ſprachen nicht. — Es begegnete uns Jemand und grüßte; er ſah ſie ſcharf an, und ſie wurde roth und mich durchpückte ein Schmerz, und ihr Arm brannte mir in meinem, und ich fragte ſie: „Kannteſt Du ihn?“ — Sie lispelte: „Nur flüchtig.“

Warum durchzückte es mich nun hier nicht, als Thereſe antwortete: „Das iſt mein neuer Schatz.“ — Siehſt Du, man kann das Herz auch prägen und ſtempeln, und dann hat es Curswerth. — „Der wievielte Schatz bin ich?“ fragte ich ſie heut Abend. Sie lachte mich aus. „Wirſt Du mir immer treu bleiben?“ — Sie ſtrich mir übers

Geſicht und gab mir einen Kuß: ich ſolle nicht ſo häßlich ſprechen, ſonſt liefe ſie fort.

Thereſe iſt ein braves Mädchen, ich höre überall nur Gutes von ihr; ſie weiß wie Eine in der Küche Beſcheid und iſt den Ältern bei der Wirthſchaft zur Hand, wenn nicht Sonntag iſt, oder blauer Montag oder der Feſttag eines Heiligen. Dann verſäumt ſie Morgens niemals die Meſſe und Nachmittags den Tanz. Die Mutter in ihrem Pelzhäubchen iſt eine Frau vom guten, alten Schlage und zufrieden, daß ich ein Mann bin, der Alles baar bezahlt, und der Vater ein Patriot, ſchlicht, dick, derb, grob, der die Gäſte, die nicht zahlen, hinauswirft, auf die Norddeutſchen ſchimpft, die Berliner Haſenfüße nennt, die Proteſtanten nicht vertragen mag und viel von der Freiheit hierorts ſpricht, und daß kein Standesunterſchied herrſcht, ſondern alle Menſchen gleich ſind.

Ja, Lieber, ich bin hier im Lande der Freiheit; merkſt Du's nicht an der Dinte, am kühnen Federſtrich? Nach jedem Punkt ſchlage ich mit der Fauſt auf den Tiſch und rufe: „Ich bin ein freier Mann!“ und die kleinen Scheiben im alten Hauſe

zittern und das Bierglas vor mir. Man lernt etwas.

Ich will Dir was erzählen. — Hier wurde ein Riese geboren; oder vielmehr: er sprang aus der Schulter seines Vaters, völlig geharnischt. Sein linkes Bein war der hürnene Siegfried, sein rechtes der rasende Roland, auf seinem Schilde glänzte die Sonne und auf seinem Kopfe eine rothe phrygische Mütze. Seine Schritte waren Sprünge; über die Alpen war er mit einem, mit dem zweiten in Rom, mit dem dritten in Ägypten. Manchen armen Handwerksburschen, den die Polizei zu lange warten ließ, nahm er, wie der große Christoph, auf die Schulter und trug ihn ohne Zehrgeld über die Grenze. Ist das nicht groß und schön? Und wenn er den Mund aufthat, sprach er in Versen, und erklärte dem deutschen Volke, daß er groß sei und schön und frei, und Alle rief er zu sich, die groß, schön und frei sein wollten. Und Dichter, Musiker, Maler, Baumeister, Gelehrte, krochen in seine Stiefeln und riefen: „Seht, welch ein großer Mann, und wie groß wir durch ihn!“ Nachher haben ihn die Mücken zu stark gestochen; er juckte sich und schüttelte die Dichter, Maler und Gelehrten wieder ab. Vermuthlich hielt er sie für Mücken, und er

zog den Rolandsſtiefel und den Siegfriedsſtiefel aus, und iſt nun ein Rieſe wie alle Rieſen ſind.

Was iſt nun die Moral davon? — Daß in den Stiefeln unſere Größe liegt? — oder: daß der Deutſche keine Siebenmeilenſtiefeln anziehen ſoll?

Ich fragte Thereſen, ob es an den Mücken liegt? — Sie ſpritzte mir die Feder ins Geſicht. Dafür mußte ſie büßen. Sie ſchrie und ſagte, ich ſei ungezogen, und meinte, es wäre eine Schande, daß ſie es mit einem ſo erzketzeriſchen Menſchen halte. Ich drohete ihr mit der Baſe, die aufgeklärter iſt und ebenſo hübſch. Das wirkte und der Friede kam zu Stande. Sie meinte nachher, daß ich ſo curios wäre, käme daher, weil ich ſo viel ſchriebe, der Menſch ſei nicht zum Schreiben auf der Welt, und das Mädchen hat Recht. Alles Elend rührt von der Dinte her! Sieh an einem Feſtnachmittage das frohe Gewimmel hier, den Wirbelwind von bunter Sonntagsluſt, Staat und rothe Wangen, ſchlanke Taillen und enge Mieder, volle Buſen und flinke Beine, und das Herz hüpfend, und der Gedanke nicht weiter als auf den nächſten Walzer, und darauf heller Sonnenſchein, und ſo war's hier ſeit der Schöpfung, bis die ſchwarzen Mücken kamen. —

Was sind denn schwarze Mücken? fragte Therese. Ich erklärte es ihr. Da lachte sie auf und sagte, ich sei ja selbst eine.

Und warum wurde ich eine! — Gab mir nicht die Natur Mark in die Knochen und heißes Blut in die Adern, taugt mein Arm nicht besser, den Stier zu bändigen und eine Kanone zu ziehen, als mit dem Gänsekiel zu kritzeln? Weil ich mich so viel bücken mußte, staute das Blut, und nun ist's schwarz wie die Dinte, von der wir leben. —

Ich habe die schwarzen Mücken hier noch nicht aufgesucht, — wozu? Ich bin ja glücklich. Neulich hatte ich den ganzen Tag an der Eingabe geschrieben, — nämlich ich will ins Kartoffelministerium — und als ich Abends nach Hause kam, hatte Therese sie zerschnitten und sich Papillotten gemacht. Sie war so schelmisch und gut, und der Zorn war in der zweiten Minute weggeküßt. — O, ich lehre es mich noch, das Denken zu vergessen! Du glaubst nicht, wie glücklich der Mensch ist, der es so weit gebracht hat.

7.

Eberhard an den Berggeschwornen.

. . . .

Das Volk hier war glücklich. Es war ein Naturvolk. Naturvölker leben vom Bier, von ihren Heiligen und von der Liebe. Nachher wurden Gelehrte Minister, und man stiftete Akademien, um dem Volke das Bewußtsein beizubringen. Weil das Land nicht an die Mongolei stößt, sondern an den Ocean, konnte man leider nicht die Knute brauchen. Dafür verschrieb man die schwarzen Mücken und baute himmelhohe Häuser. Kirchen, Theater, Museen, Paläste, was Du willst. Das mußte doch wol das dumpfe Volk packen, und es mußte in sich gehen. Sie steht nun da, all die Herrlichkeit, versteinert — Athen, Korinth, Florenz ringsum Dich — wenn Du's nicht glaubst, steht's wieder steinern in Stein geschrieben, und alle Trompeten haben's austrompetet. Und glaubst Du mir's, das

dumme Volk glaubt noch nicht! Es ſchlendert nach wie vor zwiſchen den griechiſchen Säulen und Marmorſchlöſſern und trinkt ſein Bier, küßt ſeine hübſchen Mädchen und kniet und kreuzt ſich vor ſeinen Heiligen.

Ganz im Vertrauen: ſie haben Recht. Ich kam doch her, um die griechiſchen Säulen zu ſehen und die deutſche Freiheit; aber die Thereſen und Kathi's und Urſula's ſind viel ſchöner und wahrer. Kannſt Du mit den Säulen walzen und mit der Freiheit Verſteck ſpielen? —

Geſtern habe ich mit gewallfahret. Ich habe den Namen des Heiligen wieder vergeſſen; aber der Menſch verdiente nicht, ein Heiliger zu ſein, wenn ihn nicht die vielen hübſchen, frommen Mädchen rührten, wie ſie mit niedergeſchlagenen Augenlidern, Paar um Paar, die Hände am Roſenkranz, ſo ſittſam die Treppe hinaufſchlüpften, nun ſich mit Weihwaſſer ſprengten, nun auf die Knie ſanken und auf dem glatten Boden rutſchten. Wär' ich doch der glatte Boden geweſen. Kappe an Kappe, Goldhäubchen an Goldhäubchen, Ellbogen an Ellbogen, und die Prieſter ſchwenkten den Weihrauchkeſſel dazwiſchen, daß ihnen die Thränen aus den ſchwarzen Augen quollen. Ich rutſchte mit, zwi-

ſchen Thereſen und der Baſe und bat den Heiligen meinerſeits, daß er doch ein ſichtbares Wunder thun möchte, damit ich auch, des Mädchens wegen, bekehrt würde. Da öffnete er die Lippen und ſprach! „Meine andächtigen Lämmer! Es iſt ſehr zweifelhaft, ob ich jemals exiſtirt habe; geſetzt aber, daß ich gelebt, ſo will ich Euch vertrauen, daß ich bei meinen Lebzeiten kein Schaf war, ſondern ein Wolf. Aber weil ich ein Schaffell über meinen Pelz gezogen, kamen die Lämmer zu mir, und die zu mir kamen, wurden frei von allen Leiden dieſer Erde, von der Stäupe und vom Hundebiß, und kein Schlächter hat ſie geſchlachtet. Und darum haben ſie mich canoniſirt, daß die Welt lernen ſoll, wie man ein Heiliger wird. — Aber ich ſelbſt muß dafür brennen im tiefſten Schwefelpfuhl, und nachdem mir die Erkenntniß geworden vom Guten und vom Böſen, werde ich von der Qual geröſtet, daß ſie das Böſe anbeten, nämlich mich; und die Wallfahrtstage, wo Ihr unſchuldigen Dinger vor mir rutſcht und räuchert, ſind die Sabbathstage meiner Höllenpein; und ſo lange muß ich leiden, bis Euch die Erkenntniß kommt, daß ich ein Wolf war und kein Schaf. Darum, während Ihr betet, daß mir die Augen aufgehen ſollen für Eure thörigen

Wünsche, bete ich, daß sie Euch aufgehen über Eure Dummheit."

„Mein verehrter Heiliger", sprach ich, „ich bin zwar nur ein Protestant; aber Dir wird bekannt sein, daß uns Protestanten jetzt mehr daran gelegen ist, die alte Ordnung aufrecht zu erhalten, als Euch Katholischen, und daß wir uns bemühen mit Philosophie und anderm Vernunftkleister die Risse im Vatican zu stopfen und den wankenden Thron des Papstes festzukleben, weil wir meinen, daß Alles, was ist, gewiß, und was kommen kann, ungewiß ist. Darum vergönne mir, mit Ernst Dich zurechtzuweisen zu Deiner bürgerlichen Pflicht. Wenn Du auch im Leben nichts getaugt hast, so bist Du doch einmal als ein Heiliger angenommen, und es ist höchst unrecht von Dir, indem Du auch uns aufklärst, eine loyale Autorität zu verunglimpfen. Du bist nicht mehr Du, sondern Derjenige, den gläubige Jahrhunderte aus Dir gemacht haben. Bist Du erst aus dem Kalender gestrichen, so ist die Bresche da, und ein Nächster fällt auch, und das ganze Gebäude wird wackelig, und unsere Zeit ist nicht so reich an Heiligen, um ein neues aufzurichten. Oder meinst Du vielleicht, daß wir Heilige schnitzen können aus Rothschild, Jarke, Börne,

Krug, Talleyrand, Rotteck, Cobbet, oder dem seligen Jahn und dem noch seligern Geheimerath Schmalz? Der neue Goldschaum hält nicht. Wahrlich, ich sage Dir, es ist leichter den verewigten Kotzebue in die Reihe der katholischen Heiligen zu bringen, als Dich draus auszustreichen."

Dem Heiligen kam eine Thräne ins Auge, als er antwortete: „Also habe ich gar kein Recht mehr auf mein Ich; und meine ganze Individualität, meine Gegenwärtigkeit und meine Zukunft soll nur als ein Ziegelstein zum großen Weltgebäude dienen?"

„Ein Heiliger", entgegnete ich, „hat nichts voraus vor einem andern Menschen, und während wir unser Liebstes opfern müssen, unsere Hoffnung und unsere Träume, selbst unsere Eitelkeit, und uns schlafen legen mit keiner andern Beruhigung, als daß unsere Atome fortleben zum Besten des Universums, sollte doch ein Heiliger, der sein ganzes Leben darauf studirt, sich zu ertödten, um für den Gott zu leben, mit noch einmal so viel Bereitwilligkeit seine Individualität abschütteln."

„Ach Gott!" rief der Heilige, „wer ist denn Euer Gott?"

„Unser Gott, blinder Mann", entgegnete ich, „läßt sich nicht nennen und nicht abbilden, weil

der Begriff sich mit jedem Jahre erweitert; im Grunde genommen, sind wir es aber selbst."

„Davon habe ich wol gehört", sagte der Heilige, noch kläglicher weinend, „und ich sehe schon, Du bist so ein halber St. Simenist. Aber da lobe ich mir doch meinen Gott, als ich noch ein Wolf war und ins Fegfeuer kam. Denn selbst durch die Granitmauern der Hölle blitzt zuweilen ein Strahl vom himmlischen Lichte, und wenn wir auf unserm Kohlenbette röstend liegen, haucht durch die Ritzen ein kühlender Luftzug, und der Engel Stimmen schaukeln sich darauf und singen etwas von Gnade, wenn auch das Wort äonenweit fern liegt in der Ewigkeit."

„Guter altmodischer Heiliger", sagte ich, „wer ein recht ächter Sünder war, sucht seine Erlösung in seiner Sünde selbst, und nicht außer sich. An der Äußerung eben sehe ich recht, was meine Augen mir auf den ersten Blick hätten sagen können, daß Dich kein Künstler schuf, daß Dich nur ein Stuben- und Gurkenmaler gepinselt hat. Wer ein Wolf geboren ist, der sollte doch ein Wolf bleiben. Sieh Dich, wenn Du wieder auf dem Roste liegst, nach meinem Pflegvater um, der nicht besser wie Du gebettet sein wird, und laß Dir von ihm er-

klären, wie ein Mann nur in der Consequenz seines Willens und seiner Kraft Beruhigung findet; und sollte er sich dabei gelegentlich meiner entsinnen, so bestelle ihm von mir einen Gruß und sage ihm, ich hätte es wol ebensoweit gebracht als er, wenn nicht das Wasser wäre und die Sterne und der Mond. Alle diese Potenzen üben noch einen so unerlaubten Einfluß auf uns aus, daß wir mit der besten Absicht, gottlos zu sein, es doch nicht weit brächten. Hätte er mir nie erlaubt, in die Sterne zu sehen und ins Wasser, und hätte er keine Rosen gehabt, so wäre ich doch noch vielleicht ein Mann geworden; aber so läge es an seiner Erziehung, daß noch was vom Ammenglauben mich in meiner Carriere hinderte. Apropos, wenn Du den Teufel siehst, lieber Heiliger, frage ihn doch gelegentlich, wenn es wirklich wahr ist nach Immermanns Merlin, daß die Natur von ihm herrührt und nicht von Gott, warum er sie so schön gemacht hat? Das scheint mir in diesem consequenten Manne ein Klugheitsfehler, sintemal nun der Apostel von den Heiden sagen kann: sie haben keine Entschuldigung, daß sie Gott nicht anbeten, da er sich ihnen in seinen Werken offenbart hat. Ja, stände es überall von Polizeiwegen angeschrie-

ben an den Waſſerfällen und Matten und Alpen: „„Dieſes iſt des Teufels Werk!““ aber nun, da wir glauben können, daß die Natur auch von Gott iſt, wird es ganz unmöglich ſein, uns Alle des Teufel zu machen, und was auch die Demagogen und Potentaten, die Freigeiſter und Ketzerrichter thun, es wird immer etwas Gottesfurcht auf der Erde bleiben.“

„Du Gotteslästerer“ — wollte der Heilige anheben; aber ich fiel ihm ins Wort.

„Keine Rolle mir vorgeſpielt. Meines Pflegevaters Kind weiß ſolchen Spielern durch die Karte zu ſehen. Du biſt ein Localheiliger und haſt nicht Fremde zu bekehren, ſondern nichts zu thun als Wunder unter dieſen eingepfarrten Lämmern. Danke Gott, daß ſie hier noch nicht proteſtantiſch geworden wie in Nürnberg, ſonſt wär's mit Deiner Heiligkeit aus, wie mit der des heiligen Sebald, und Du würdeſt mir nichts Dir nichts aus dem Kalender geſtrichen und in deine Niſche geſchrieben: „„Aufgehobene Feſttage der Katholiken!““

„Ach, das will ich ja eben“ — ſeufzte der Heilige.

„Du haſt kein Recht mehr zu wollen,“ ſagte ich. Du bleibſt im Kalender ſtehen bis die Welt aus iſt.“

Der Heilige stöhnte so fürchterlich, daß er wieder zum Bilde wurde; die Orgel heulte, um mich kreuzten sie sich und neigten sich und wimmerten, und ein Tropfen Weihwasser, der mir auf die Stirn fiel, brannte wie hölliſches Feuer. Mir war's lieb, daß es nun vorbei war, und Thereſe und die Baſe hört' ich nachher im Buſche ſtreiten, ob ich bekehrt ſei oder nicht. Ich kaufte ihnen Bilderchen vom Heiligen, mit dem Goldſchein auf Sammetpapier, und geweihte Roſenkränze, und dann tranken wir Kaffee und Wein und aßen Kuchen und Würſte, und unten auf der Wieſe wurde getanzt, gelacht, geküßt, Freundſchaft geſtiftet und ſich geprügelt. Und die ſternenhelle Nacht ſchien auf den Jubel, auf Die, die noch beteten und auf Die, die fluchten, auf die Trunkenen und auf die Liebenden, und ſo zog's in die Stadt zurück, Pärchen und Haufen. Hier fiel Einer hin; dort ſetzte ſich Einer hin; aber nie Einer allein.

Thereſe wollte mich katechiſiren, als wir dort unterm Hagedorn ausruhten, die Stadt mit ihren tauſend Lichtern zu Füßen und die Millionen Lichter über uns: „Biſt Du auch gut?" fragte ſie an meinem Halſe. — „Haſt Du den Fauſt geleſen?" fragte ich. Sie hat nichts geleſen als ihr Gebet-

buch. Aber traue ihnen Einer! — Ich habe einen Schurken gekannt, der hat ein schönes Gedicht gemacht: da thut die blonde Unschuld an ihn dieselbe Frage, und er antwortet in das blaue Auge: „Ja ich bin gut.“ Darauf habe ich ihm hundert Thaler geliehen, und der Schurke ging Tags drauf mit durch. Ich hörte meinen Pflegevater in der Hölle lachen.

Was ich denn thun wollte? fragte sie. — Da meinst Du nun, das hieße: ob ich sie heirathen will? — Daran denkt das Mädchen nicht; sie meint, ob ich ein Christ sei? — Ich sagte ihr, ich sei ein Zerrissener. — „Das sind doch nicht Ketzer?“ fragte sie.

„Viel was Schlimmeres“, antwortete ich.

„Sind's Juden, Eberhard?“ schreckte sie auf.

„Freilich, Kind, die Juden sind Zerrissene; aber nur die, die sich den Bart scheren ließen und Schweinfleisch essen.“

Sie beschwor mich mit Küssen, ich solle doch ein ordentlich katholischer Christ werden.

„Lieber ein Heiliger,“ antwortete ich.

Sie machte große Augen.

„Ein Christ zu werden, Therese, ist schwer, und ein Heiliger leicht. Um ein Christ zu werden, muß

man glauben; aber einem Heiligen wird Alles geglaubt. Ein Christ muß beten; zu einem Heiligen wird gebetet. Ein Christ muß immer geben; ein Heiliger nimmt nur. Glaub' mir, es ist die beste Anstellung in dieser Welt."

Sie wollte erst absolut wissen, was ein Zerrissener ist.

„Eine neue Religion, Kind, die sich aber mit unglaublicher Schnelligkeit über die Welt ausgebreitet hat."

Als ich ihr versicherte, daß die Zerrissenen nichts mit dem Lutherthum zu thun hätten, gab sie sich und meinte: dann könnte ein Zerrissener auch wol noch ein Heiliger werden.

„Gewiß, Liebe, erst sind wir katholisch, dann werden wir protestantisch und dann zerrissen, und Die dann wieder katholisch werden, sind schon auf halbem Wege zum Heiligen. Es ist die große Straße; man kann nicht fehlen."

Sie ist nun beruhigt, daß sie einen Zerrissenen zum Liebsten hat.

8.

Eberhard an den Berggeschwornen.

Daselbst . . . .

Da ist hier ein Klubb von schwarzen Mücken. Ich war gestern dort. Es giebt guten Wein und das Schenkmädchen ist nicht übel; und sie meinten, der Anstand fodere, daß ich mich auch einmal in der Herberge zeige. Außerdem war's eine Art Fest. Ein feiner Herr, der letzthin zu den Mücken geschworen, war Gast. Du wirst ihn kennen; denn die Trompetermücken haben sein Erstlingslied auf gewohnte Art ausposaunt. Er geht in seidenen Strümpfen, spricht mit Vorbehalt, und auf der Judasstirn glänzt der junge Lorber. Er zieht nun durchs deutsche Reich, um sich von den Leuten anräuchern zu lassen, und streicht den Lorber alle Morgen mit Ölfarbe an.

Ich setzte mich unten am Tisch, um den Öl-

geruch nicht zu haben, und, wenns mir zu ſchwül würde, gleich aus der Laube zu können; außerdem mußte das Schenkmädchen vorbei. — Neben mir ſaß ein Genremaler, das heißt mit der Feder. Mit dem discurirte ich über die deutſche Literatur. Er erzählte viel vom Wirken, und was jetzt wirkt. Lange Sachen gar nicht mehr. Es muß alles in kleine Bilder und Stücken ſich auflöſen. Auch fürs Nebelhafte zahlen die Buchhändler nicht mehr viel. Abſonderliches; viel Schwarz in Weiß mit etwas Sentiment gemiſcht, Spott im Vorder- und Freiheitsgefühl im Hintergrunde, oder umgekehrt und ſo klein und elegant wie möglich. Ich liebe praktiſche Menſchen und trug ihm Brüderſchaft an. Wir ſtießen an auf die Verkleinerung alles Großen, ich ſchwärmte in der Idee, wie man die Dinge, die jetzt noch ganz ſind, zerſchneiden könne und ſelbſtändig machen, und jedes Stück individuell und ſouverain. Wenn man einmal an die Alten ginge, wie ließe ſich da zum Exempel Shakſpeare zertheilen und neu machen, und den Homer brauchte man nur in die vorigen Bänkelſängerlieder zu vervierthei-len. Der Blinde würde noch ein gangbarer Artikel. „Wie man Wohlthaten erſt recht inne wird", rief ich, „nachdem man ihrer beraubt iſt, werden

wir erst den Organismus, in dem wir bisher gelebt, empfinden, wenn wir ihn zerstört haben, und können dann die Hände über den Kopf schlagen, über die ungeheuere Mühe, welche Natur und Kunst sich gemacht, ihn zu construiren, und stolz sein, daß wir über beide weg sind."

Mein Nachbar fiel ein: „Es ist nicht zu leugnen, daß die alte Kunstepoche aus ist. Mit Göthe wurde sie zu Grabe getragen. Die Dichtersterne, die am bescheidenen Abendhimmel glänzten, verlöschen vor den Meteorlichtern am mitternächtlichen Horizonte. Das alte Himmelreich ist in sich zusammengefallen wie das römische, und statt des ehemaligen Planetensystems beginnt ein Kometensystem."

„Richtig! stimmte ich ihm bei; „keins kehrt sich an's andere; sie fahren durcheinander und geniren sich nicht. Die Kraft ist die Probe des Werths, und Sonne wird, wer den längsten Schweif hat und am meisten Funken knistert."

Der Mann brachte auch das ermuthigende Beispiel vor von den jugendlich frischen Barbarenhorden, die das altersschwache römische Reich über den Haufen geworfen und seine Schönheit in ihren Armen erdrückten. „Es ist gewiß ein seliges Ge-

fühl, ein Barbar zu ſein!“ jauchzte ich ihm zu. Ein Maler bat ihn, die beſten zu nennen, wir wollten auch ihr Wohlſein trinken. Der Mann nannte Viele, — was ſollte es an Barbaren fehlen! — Es ſind aber doch nur ſchwarze Mücken. — Was die Maler zurück ſind! Einer meinte: wo denn da die Schönheit ſei! „Wozu braucht's Schönheit!“ rief ich, das Glas aufſtampfend. Hannchen, die mir den fünften Schoppen brachte, ſpaltete ſchnippiſch die Lippen.

„Du biſt eine Schönheit; aber iſt nicht Alles an Dir auch ſchön,“ ſagte ich; „Dein Mund, Deine Augen, Deine Füße, Deine Stumpfnaſe; und wenn die Maler ſich in Dir theilen zu Genreſtücken, welchen Theil kriege ich?“

Da wurde am obern Ende gepocht; unſer Geſpräch hatte den ſüßen Herrn unterbrochen. Er lispelte etwas von der Schönheit, die ſich in Regionen erhebt, zu denen wir uns erſt läutern müßten. Aber dieſe künſtleriſche Erhebung ſei durch Deutſchland jetzt ſichtbarer als je, jedes Jahr mache uns vollkommener, und nun gerieth er in diplomatiſche Phraſen, mit etwas Begeiſterung geſpickt, was hier geſchehe und geſchehen ſei und geſchehen werde, wenngleich und obſchon —, und lobte Den

und Jenen, natürlich um wieder gelobt zu werden, und das verdroß mich. Der Wein ſchmeckte mir ſauer, und Hannchen war fort, und der Genremaler rechnete neben mir aus, wie viel auf die Duodezſeite fällt, wenn der Buchhändler für den ganzen Bogen nichts gibt. Kann ich dafür, daß mir dieſe Thearistokraten in der Seele zuwider ſind? Das lebt ſich, das ſpricht von guter Zeit wie der wiederkäuende Gaul auf der Streu. — Aber wer hungert und durſtet, wenn's Herz blutet, wer die Zähne ſtumpf nagt am Eiſengitter um das bischen Sonne — kann Der warten auf die Vervollkommnung, die auf dem Schneckengaul reitet? Ich möchte, wenn ich Einen ſo höre, ihm immer den Bullenbeißer in die ſeidenen Waden hetzen. Der Hund kann toll ſein, und das iſt die einzige Hoffnung, daß er es auch wird. Sonſt wird ein Juſtemilliſt nicht wahnſinnig.

„Der Menſch iſt zur Erhebung geboren", ſchloß das Affengeſicht, und ich ſchrie dazwiſchen: „Nein, zur Erniedrigung!"

„Wie wollen Sie das beweiſen?"

Ich hätte antworten können, ein Stock hat mehr Gewicht als ein Wort, aber die Menſchen wollten Gründe; ich mußte reden.

„Der Mensch ist zur Erniedrigung geboren", hub ich an, den Fuß auf dem Schemel, „denn die Naturgeschichte geht abwärts von der Ceder auf dem Libanon bis zum Ysop, der an der Wand wächst, und von unsern großen Ahnherren und Ahnfrauen, die Riesen waren und Halbgötter, welche mit ganzen an einem Tische saßen und in einem Bette lagen, bis zu uns, von denen Jeder weiß, was an uns ist. Unsere Großväter waren doch noch Individuen und Menschen, wogegen wir nichts als Atome im Universum. — Beim Thurm von Babel haben wir angefangen und bei der Sprachverwirrung und Schafzüchterei aufgehört. Newton war ein großes Licht, und als er zu Ende ging, verstand er sich selbst nicht mehr; wie nahe also, meine Freunde, ist unser Aller Ende! Und wie weit haben wir's gebracht! Nachdem wir aus dem gläubigen ins philosophische Jahrhundert, aus dem ungläubigen ins abergläubische, aus dem mystischen ins ironische und aus dem ironischen ins nichtige gekommen, stehen wir, nicht zwar am Berge, aber doch gewiß wie Ochsen. Alle babylonischen Thürme, seien es Königreiche, Constitutionen, Republiken oder Systeme, baut man aus cyklopischen Blöcken, aus Backsteinen oder aus Luft. Unsere Väter bauten

noch aus Luftsteinen, und darin sind wir unstreitig klüger geworden, daß wir die Steine weglassen, da wir doch wissen, daß das Eine so wenig als das Andere hält. Jeder prüfe sich selbst, und dann gestehe er mir ein, ob nicht eigentlich die Tänzer die größten Künstler, das heißt: die besten Menschen sind; und die besten Menschen sind die, die sich am besten kennen und die Welt, und sie am besten repräsentiren. Wer leugnet mir nun, daß der Tänzer einen Ansatz nimmt und doch, wie oft er auch die Beine in der Luft zusammenschlägt, in der nächsten Secunde wieder 'runter muß. Was er thut, ist ein Nichts, aber die Anmuth ist das Was. Wir Alle treiben, bei Licht besehen, nichts, und wir Alle fallen, wenn wir einen Ansatz nehmen, und unser Fehler ist nur, daß wir nicht Alle mit Anmuth fallen. Darum meine ich, daß ein Tänzer der Göttlichkeit näher steht, als ein Großmogul, der die Myrmidonen verspricht glücklich zu machen und frei und es nicht hält, und ein Demagoge, der uns den Himmel auf Erden ankündigt, und davonläuft, wenn's losgeht. Darum meine ich, daß wir abwärts gehen, nicht weil sie uns zurückschrauben und eine spanische Wand vor die Sonne stellen, sondern weil wir als aufgepustete Luft-

blaſen auf die Welt kamen, und der Inhalt ſich täglich conſumirt, bis wir zuſammenfallen als welke Häute. Darum meine ich, die Könige thäten am geſcheiteſten, wenn ſie die Liberalen, und die Liberalen am geſcheiteſten, wenn ſie die Könige austoben und auspuſten ließen. Sintemal unſere Luftblaſen ſich füllen vom Athem, der den Andern ausſtrömt, und leeren ſich von dem, den wir ſelbſt ausblaſen. Um deshalb iſt der Zorn ſo gefährlich und ſo nützlich, und wir als geborene Nullen ſollten Mäßigkeit und Anſtand von den Tänzern lernen, denen die Welt mit Recht gehört. Im Übrigen aber mein' ich, da wir, was unſere Vorfahren dichteten, vernichten, und nicht mehr dichten, ſondern nur lügen können, da Keiner von uns mehr gut iſt zu einer Nebenperſon in der Tragödie, und das Höchſte, was wir erreichen, iſt über uns ſelbſt zu ſpotten; darum meine ich, meine Verehrteſten, daß wir die brüllenden Löwenhäute ausziehen, die ſehr unbequem ſind und uns ſchlecht ſtehen, und ſo oft geflickt werden müſſen, und uns ſelbſt erniedrigen, ehe wir erniedrigt werden. Und darum meine ich, daß wir nicht mehr aus vollen Backen blaſen, und daß wir der Welt erklären, wie wir keine Heiligen mehr ſind und keine Löwen, ſondern, ob wir nun

Aölsharfen ſchrieben oder Senfkörner und Diſtelköpfe, nichts ſind als ſchwarze Mücken."

So ungefähr hab' ich geſprochen, und als ich's ſprach, wußte ich wol, daß der Fremde „Senfkörner" geſchrieben, aber nicht, daß es der Baron aus dem Hohlweg iſt. Wer kann alle Ariſtokratengeſichter behalten! Er replicirte hitzig, ich duplicirte. Die Andern miſchten ſich drein. Der Kohl wurde fett. Ich fragte Hannchen: ob der Menſch zur Erniedrigung da iſt oder zur Erhebung? — Er iſt betrunken! hörte ich's ſummen. Der zarte Baron machte ein ernſthaft Geſicht, wie ihn auch die Andern abzuhalten ſuchten: „Er wird mir doch noch Antwort geben können, ob ich ihn oder er mich morgen ſuchen ſoll."

Nun war's heraus; ich hätte ihn umarmen mögen, aber ich hatte nicht Zeit, ich mußte die Freiheit loben, das Land, wo ſie's ſo weit gebracht, daß man die rechte Hand noch nicht an die Hüfte ſchließt und ſich den Hals brechen darf ohne hochnothpeinliches Halsgericht. — Was ich redete, was weiß ich's — es war gut genug für ſie, und laut auch.

Wir gingen nachher an einem Sumpfe vorbei; die Maler nannten's einen Teich, meinethalben war's auch ein See. Der Mond ſchien drauf und die

Mücken kreisten, und aus dem Waſſer gähnte ein bekanntes Geſicht, und um deshalb mußte ich doch zu den Malern ein Wort reden:

„Wir Alle ſind Helden ohne Zweifel, und wenn nach dem Juli Märzkälte eintrat, ſo liegt das nicht an Euch, vielmehr an den Verwirrung des Univerſums, das uns den Nordpol auf den Hals rückt, derweil wir nach Mittag reiſen. Über zwei, dreihundert Jahre kommt die Welt wieder ins Gefüge, und was thut's, wenn wir's auch nicht mehr erleben, da die Perſönlichkeit nichts gilt beim Princip. Recht habt Ihr zwar, daß die neuen Barbaren die Schönheit begeifern und erdrücken, aber nicht erſchaffen können; allein Ihr irrt darin, daß Ihr die Schönheit für etwas nehmt, wohin ihr kommen müßt, während unſer Ziel nicht die Vollkommenheit iſt, ſondern umzukehren grade auf halbem Wege. Darum ſchießen wir ſtatt mit Kugeln lieber mit Worten; denn Worte laſſen ſich zurücknehmen, knicken und deuten, während die Kugel den graden Weg geht. Es fehlt nicht an Lehrern, die uns das Unmögliche lehren, vielmehr iſt das der Kinder zweite Lection nach dem ABC, aber Noth thun uns Profeſſoren, die die Wiſſenſchaft: Alles nur halb zu thun, in ein Syſtem bringen.

Dankt Gott auf Euern Knieen; wir leben in einem Vaterlande und in einer Zeit, wo die Praxis die Lehrer beschämt. Für jeden Riesenschritt vorwärts thun wir zwei ordinaire zurück, und wenn wir in Galopp avancirten, retiriren wir wenigstens im Trabe. Aber der Punkt des Umdrehens, das ist die Schwierigkeit, und ich könnte Euch wol einen Professor nennen, der das gründlich weiß. Er liegt aber jetzt im Wasser. Im Übrigen kann ich Euch die trostreiche Versicherung geben, die Welt, wenn sie untergeht, wird nicht abbrennen, denn das Feuer ist dann längst ausgegangen."

Dixi — dixi. Unten pocht's an der Thür und Therese schreit. — Was wird's geben?

9.

Der Baron Landschaden an das Stiftsfräulein.

Ebendaselbst . . .

Sie haben Recht, theuere Freundin: der Anblick großartiger Schöpfungen erhebt das niedergedrückte Gemüth; aber wenn wir uns über uns selbst erheben, wird dadurch die Leere in uns gefüllt? Die geistige Höhe, zu der wir unsere Seelenkräfte steigern, bleibt doch im Grunde genommen eine künstliche Exaltation; je höher, je weiter wir unsere elastische Denkkraft ausdehnen, es kommt immer wieder der Augenblick, wo sie ausgeht, wo das Ausgespannte zurückschnellt, und dann werden wir erst recht und schmerzlich inne den Abstand. Wenn ein geistvoller Mann, dessen Reisejournal ich eben lese, auf jeder dritten Seite darauf pocht, daß er nur im höchsten und reinsten Befriedigung finde, und das übrige Spiel, der bunte Teppich des Lebens,

ihn gleichgültig lasse, so wird mir immer bange, ob ich ihn nicht beim nächsten Umschlagen in Ohnmacht finde. Freilich, der Schriftsteller kann es ausführen, immer hoch und erhaben zu scheinen; er streicht die Seiten, wo er ein Mensch war, in seinem Journal; aber das Leben hat weit mehr Pagina als ein Journal. Unser Magen, unser Fuß, selbst unser Auge, mahnt uns zu oft, zu deutlich an die Verwandtschaft mit der Scholle.

Wol ist der Anblick dieser herrlichen, neugeschaffenen Stadt erhebend. Wol begeistert der Gedanke, was ein Fürst, dem nur mäßige Mittel zu Gebote standen, Großes und Schönes schaffen konnte. Noch vor wenig Jahren waren es wüste Aecker, wo jetzt Paläste sich erheben, Säulen, Dome, Portici, Kunstwerke mit der Anwartschaft auf Unsterblichkeit. Laß die Demagogen jetzt gegen ihn schreien, ihm kleinliche Motive beimessen; er antwortet durch die That. Ihr Geschrei wird verhallen, wie die Blätter, in denen sie's niederlegen, vom Spiel der Winde zerstiebt; seine Monumente werden zur Nachwelt sprechen. Wie er hier seinem Volke in einer Reihe von Gemälden die großartigen Thaten ihrer Väter vor's Auge führt, — unser Geschlecht vergißt so leicht das Große bei sich,

wenn es ihm kein Fremder rühmt — wie er dort die alten rauhen Gestalten der deutschen Sage in's Leben ruft und dem Volke erklärt: sie *haben* gelebt und *werden* ewig leben! Göttliche Hallen erbauet er *allen* großen Männern des gemeinsamen Vaterlandes, und doch vertieft, verschränkt sein kunstathmender Sinn sich nicht allein im Vaterländischen. Erleuchtet vom Geist des Alterthums versenkte sich seine Thatkraft nicht in gothischen Spielereien, nicht im Conterfei frommer Beschränktheit; bauend erschuf er ein Athen um sich, und die Sonne muß leuchten können durch helle Portici, durch heitere Säulengänge in die Heiligthümer der Kunst. Ihr ewiges Vaterland ist allüberall, wo der Sinn für sie reif wurde. Ist er nicht der erste deutsche Fürst, der die Könige im Geisterreiche als Könige anerkennt? Den andern galten sie nur als kostbare Zierrathe ihrer Kronen.

In seinem werdenden Schlosse ruft er zu sich die Dichter der Vergangenheit und der Gegenwart. Dort ist ein heller Saal dem Vater Homer gewidmet; der Olymp schwebt von der Wölbung herab, die Helden strahlen von den Wänden, nackt, makellos, ohne Dunst und Nebel. Wie sie den Griechen erschienen, so uns, und so werden die

spätesten Nachkommen sie kennen; die antike Schönheit ist ewig. Und daneben ein dunkler Saal mit den ernsten Gestalten des Dante. Welch ein Spielraum für die Deutung aller Zeiten! Und hier in einem traulichern Gemache singt Mignon zur Harfe, Werther geht den Weg der Schatten, Götz schüttelt dem Klosterbruder die Hand, Egmont sieht die Freiheit als Phantasma und Iphigenia blickt übers Meer ins Land der Griechen; daneben Wallenstein, die Dulderin Maria, der Ritter im härnen Gewande, hinüberschauend nach der Klosterzelle. Und hier im dritten, schweigenden Gemache gaukeln von den Wänden die lieblichsten Elfen; im ewigen Märchengrün spielen die blitzenden Gestalten des Phantasus und Genovefa mit der Hindin birgt sich in der Waldnacht.

Welcher Fürst lud diese Gäste in sein Haus? Sie sind nicht zur Cour gebeten. Für immer sind sie geladen, die Tafeln stehen für sie gedeckt; es sind die Penaten des Hauses. — Ist das nicht königlich?

Das Auge schwimmt, der Sinn ist mir berauscht; ich fühle ganz, was dieser eine Geist schuf, welche Lehre er den Mitlebenden gibt, wie er zur Nachwelt spricht, und doch fühle ich mich nicht heimisch,

nicht befriedigt. Man überhäuft mich mit Wohlwollen, ich sehe viel Menschen und ausgezeichnete, und doch will es mir leer dünken. Ein Geist der Öde gähnt durch die breiten Prachtstraßen, die Menschen wandeln mir darin umher wie ein unterworfenes Volk, dem ein fremder Sieger Paläste bauete für seine Hütten, aber es sieht gleichgültig die Steinkolosse an, deren Kunstwerth es nicht begreift, und meint, in seinen Hütten sei es bequemer gewesen. Vielleicht thue ich ihnen Unrecht. Unrecht thut überhaupt jeder Reisende, der nach seiner subjectiven Laune über Länder und Sitten urtheilt; aber es ist ein uraltes Unrecht, und das vielfache Unrecht bringt wieder einen Rechtsstand hervor.

Verstehen Sie mich vorhin nicht falsch. Ich verdamme nicht die Exaltation, die uns nicht befriedigt. Was befriedigt denn? — Hier entsteht etwas, was bisher in Deutschland nicht da war, vielleicht in der Art nirgend. Es ist das Product eines heißen Willens, behaftet mit dem Mangelhaften, was von Schöpfungen der Art unzertrennlich ist. Ein Mann, ein Regent, opfert sich hin, sein Ich, sein Alles, was er hat und worüber er gebietet, einer Lieblingsneigung. Das kam schon vor; aber diese Lieblingsneigung sind nicht Jagdhunde, Mai-

treffen, nicht die Wachtparade; es iſt eine Idee: „die in der Kunſt verklärte Ehre des Vaterlandes", für die er Nachts träumt, am Tage denkt und handelt, für die er hungern und dürſten würde, für die er entbehrend ſich ſelbſt vergißt. Und wenn man alle Schattenſeiten herausſhöbe und der Verleumdung glaubte, doch bliebe der Eifer an ſich groß und bewundernswürdig. Aber auch die That lebt, wenngleich erſt für kommende Geſchlechter. Sei es, daß ſie noch fremder daſteht zur Gegenwart, als wir denken, und mag es grade Dies ſein, was uns unheimlich anweht, der Zugwind aus den noch nicht gefüllten Riſſen zwiſchen Begeiſterung und Verſtändigung; doch will ich Den ſehen, den das nicht anregt. Jede große That, jeder tüchtige Wille ſetzt einen Zoll an an dem Lebensbaume, der freilich nicht Brotfrüchte liefert, aber einen feſten Stamm, eine durchäſtete Laubkrone, unter der wir uns bergen können im Sturm und Regen. Und rief uns des Baumes Rauſchen nicht zuſammen, damals im Sturm, als der Deutſche kein Vaterland mehr fand. Es war der Stamm gemeinſamer Bildung, Sprache, Wiſſenſchaft, Kunſt und Dichtung, unter dem die Zerriſſenen ſich wiederfanden und erkannten, daß ſie ein Volk waren.

Und wie wenig deutsche Fürsten pflegten bisher diesen Lebensbaum, so aufrichtig, so bewußt, so hingegeben, so sich selbst aufopfernd! wie stehen wir darin beschämt gegen das Ausland. Ich komme von der Stadt der Gräber. Ich mochte Ihnen da nicht meine Empfindungen schildern, wie es nun todt ist, starr; und doch wird die kleine Stadt leben, so lange die deutsche Sprache lebt, und wenn längst nicht mehr Staub übrig ist von den drei großen Leichen der beiden ewigen Geister und ihres hohen Freundes, wird man mit Schauer der Ehrfurcht ihren Namen nennen. Und gab es damals nicht auch kleine Kläffer; verredete nicht auch die Gemeinheit in allerlei Gestalt den Fürsten, dessen durchdringendes Auge, Deutschland voraus, in jenen Geistern ihre Ewigkeit erkannte. Winselten und klatschten sie nicht auch von Incorrectheit, Fremdheit, Überschwänglichkeit, heulen nicht da und dort noch aus vermoderten Gewölben gespenstergleich solche Unkenstimmen, und man lacht über sie und fragt sich, ob es möglich, daß sie jemals galten? Die That schlägt überall durch. Ehre allüberall den Schaffenden!

Geht denn das Außergewöhnliche, was die Welt aus dem stumpfen Geleise aufreißt, von correcten

Geistern aus? Grade das Heftige, Willkürliche, das Übersprudelnde ist mir an einem so schaffenden Geiste interessant. Seinen Versen fehlt der harmonische Fluß, es sind Wildbäche, die sich über dem Gedanken brechen, aber die Gedanken sind da, nicht nachgeschriebene; selbst geborene, urkräftig frisch. Die Correctheit hat leichtes Spiel, sich darüber aufzuhalten. Raupach schrieb einmal ein Stück: „Der Fremdling auf Erden". Ein Fürst, träumend von Menschenglück und Gleichheit, will seine Ideale einbürgern; aber er wird nicht verstanden, er geht unter an den Vorurtheilen seiner Unterthanen, an störriger Dummheit, an knöchernen Satzungen. Die Censur hat das Stück nirgend aufführen lassen. Der Gedanke ist, dünkt mich, wenn auch nicht poetisch, doch ungemein tragisch. Soll die Miskennung, der Stumpfsinn, die Gleichgültigkeit nicht auch einen Fürsten reizen, verstimmen, zu raschen Handlungen hinreißen, wo der Privatmann schon im Recht sich glaubt, mit Gott und Welt zu hadern, daß sie seinen kleinen Feuereifer nicht verstehen!

Genug, meine Freundin, ich bewundere, ich freue mich, im Geist unserer Nachkommen, aber ich muß wieder fort. Es fesselt mich nichts hier. Nichts! Sie wissen was ich darunter verstehe. Sechzehn

Ihnen möchten sich sonst wol finden. Überdem gab es einen fatalen Vorfall.

Es ist hier ein Klubb von Dichtern, Künstlern, Gelehrten. Sie mögen nicht so streng sein in der Wahl wie bei uns. Das literarische Leben fängt erst an. Man hatte mich eingeladen und erwies mir viel Ehre. Unter den Anwesenden befand sich aber auch einer jener unglücklichen Charaktere, die, nirgend zu Hause, so unstät die Welt durchstreifen als die Literatur. Sie lasen vielleicht gelegentlich von * * * * Er gehört zum großen Nachtrab des Dichter Heine. Sentimentalität und Unzufriedenheit machen Bocksprünge um Brot und Käufer. Wenn er ein Rentier wäre, würde er nicht Dichter sein. Es mag dem Menschen unglücklich gegangen sein, und wie ich hörte, sah er bessere Tage; seine lüderliche Lebensart hier hat ihn aber weder zum Gegenstande der Achtung noch des Mitleids gemacht. Er mag wie so Viele gekommen sein in der getäuschten Erwartung, sein Glück zu machen. In keiner Gesellschaft eingeführt, hat er auch unter den Künstlern und Schriftstellern nur mit einigen Bierbrüdern Umgang. In jener Gartengesellschaft war er aber auch, obgleich ich ihn bei meinem schwachen Gesicht nicht gleich erkannte.

Als ich, erwärmt von der allgemeinen Theilnahme, vielleicht auch durch den schönen Abend und den Wein, einige Worte der Anerkennung sprach und all' des werdenden Schönen hier gedachte, fuhr der Mensch auf und hielt eine pasquillartige Rede, deren bitterer Stachel auf alle menschlichen Bestrebungen so gut paßte als auf die hiesigen Verhältnisse. Der Schluß war unerwartet gegen mich persönlich gerichtet. Der Neid eines rohen Gemüthes mußte sich Luft machen gegen Einen, der glücklicher ist. Das ist in unserer Literatur jetzt so alltäglich, daß ich lächelnd darüber weggehen können, aber die Erregung des Augenblicks ließ mich den Schriftsteller vergessen, und ich antwortete als Cavalier. Den Ausgang erwarte ich, will indeß, um Ihnen nicht unnöthige Sorge zu machen, den Brief nicht eher abschicken, als bis die Sache entschieden ist. Es wird nicht so arg werden.

Diese Leute, so widerwärtig sie uns in der Ferne scheinen, werden mehr Mitleids werth, wenn man sie in der Nähe sieht. Sie sind nicht bedeutend. Ist es doch meist nur die Noth, getäuschte Erwartung, kindischer Übermuth oder hungernder Grimm, der aus ihnen tobt. Ihre radicale Wuth, die von weitem aussieht, als wolle sie einen Welt-

ball verſchlingen, iſt mit einigen Broſamen abzuſpeiſen. In den Augen dieſes Menſchen zumal zehrt ein irres Feuer, das mich unter andern Verhältniſſen rühren könnte. Aus ſeinen Reden, ausgeſchmückt mit bunten Fetzen eines zerriſſenen Witzes, leuchtet zuweilen eine Empfindung, die erſchüttern müßte, wenn er nicht gleich darauf mit ſich ſelbſt Spaß triebe. Ich vergaß Ihnen zu ſagen, daß ich ſchon einmal auf der Heereiſe mit ihm zuſammentraf. Damals war es gefährlicher. Seine athletiſchen Gliedmaßen hätten mich auf der Heerſtraße, wo wir uns den Weg verſperrten, übel zurichten können; wo Cultur iſt, iſt kein Rieſe gefährlich. Das Spiel des Zufalls wollte, daß wir damals, ſtatt uns zu ſchlagen, gemeinſchaftliche Partie machen mußten gegen einige Bauern und Behörden, denen der Weg die Hauptſache war und völlig gleichgültig, ob ein Radicaler oder ein Cavalier ihn ſperrte. Das ganze Reſultat waren zwei zerbrochene Räder. Das Schickſal ſcheint aber abſolut zu wollen, daß wir zuſammenkommen.

Das hatte ich nicht erwartet. — Die Sache hat eine mir höchſt verdrießliche Wendung genommen. Statt eines Cartelträgers kam ein höherer

Policeibeamte, und ich werde gefodert, aber nicht zum Duell, sondern als Zeuge vor eine Commission.

Der unglückliche Mensch hat sich gestern Abend noch aufrührerische Reden erlaubt. Man hatte längst ein wachsames Auge auf ihn, und er ist eben in Verhaft gebracht. Ich kann mich mit der Überzeugung beschwichtigen, daß er es verdient hat, daß auch ohne mich der Argwohn die Schlinge um ihn gezogen hätte; aber es verdrießt mich, daß ich der Anlaß war, der die Sache zum Eclat bringt. Ich sehe schon den Staubwirbel, auf dem das Gerücht zur Gewitterwolke wird; ich höre schon die Zungen der Verleumdung zischen, mein Name kommt in Verbindungen, die mir in der Seele zuwider sind, und was für den Augenblick das Unangenehmste ist, ich darf nicht fort. Sieht mir doch schon in diesem Moment die hohe Steinfronte drüben unerträglich langweilig aus!

10.

Eberhard „an alle Berggeſchwornen von der Welt.“

In der Frohne.

Menſchenwohlthäter! — Du meinſt, er hat mir eine Strickleiter gebracht. Nein, Papier —

Heraus nun, ihr aufgeſpeicherten, gekochten und vermoderten, verweſten und zerzauſten, in Dünſte aufgegangenen Gedanken! Jetzt wird ſich's erweiſen, was echt war. Papier iſt die Goldwage, der Probierſtein.

Wie viel Monate, oder waren's nur Wochen, oder nur Tage, oder nur Stunden, oder nur Minuten, daß ich kein Papier hatte!

Weißt Du die Höllenſtrafe der Schriftſteller? — Sie müſſen ihre Gedanken hinunterwürgen und ihre Empfindungen trinken; und jenſeits, nämlich hinter den Schranken, ſitzen Tag für Tag die Gottſeligen an grünen Tiſchen mit Stößen Papier und Dintenfäſſern und Federn, und ſchreiben alle Gedanken,

Blicke, Gefühle auf, die den geplagten Bösen der Schmerz erpreßt, und ſtreuen dann Streuſand drauf und tragen's im Himmel vor als ihr Eigenes. Und wir müſſen hören das Lachen und Händeklatſchen und ſinken wimmernd in die Vergeſſenheit. Und den andern Tag hebt's wieder ſo an, und das iſt Ewigkeit und Gerechtigkeit!

Ich will einen Tractatus ſchreiben über die Gerechtigkeit. Sie exiſtirt, glaub mir's; die Form iſt uns nur fremd. Sie heißt Ungerechtigkeit. Was wir erworben, zehrt uns ein Anderer auf; was wir durch Liebe in's Leben riefen, kriegt Beine und läuft uns fort; unſere Kinder ſchlagen gegen die Väter aus; mit unſern Gedanken ſpreizen ſich Fremde, und für unſere guten Thaten kriegen Andere Orden. Thor, dagegen zu murren! Blinder, ſiehſt Du nicht die leuchtende Wiedervergeltung. Denn weißt Du, wem Du's geſtohlen, was Du erworben; wem Du Leben nahmſt, als Du Leben gabſt, wem Du die Gedanken abgehorcht, die Du für Deine eigenen hielteſt, und was die Motive Deiner Thaten waren?

Das Räderwerk der Weltmoral iſt leider nur ſo fein, daß der Wahnſinn allein die Räder ſchwirren ſieht.

Nun aber weiß ich doch, wie man unſterblich wird. Man muß das Auge anſtrengen, um durch die dicken Gewölke die Sterne zu ſehen. Aber hat man ſie einmal geſehen — hier das Recept:

Ich baue eine Baſtille mit eiſernen Gittern, und ringsum an die Wände male ich Fresken, lebensgroße Bilder von Brutus, Spartakus, Harmodius und Ariſtogiton, und über das Portal ſchreib' ich einen ſiebenfüßigen Hexameter: daß der Menſch zur Freiheit und Glückſeligkeit geboren iſt.

Dann werde ich doch unſterblich!

Ich muß mehr Waſſer trinken. Papier und Dinte berauſchen zu ſehr. Wer ſeine Memoiren ſchreiben will, darf nicht Wein einſchenken. Die Nachwelt hält ihn ſonſt für einen Trunkenbold.

„Wie heißen Sie?" fragte der Criminalrath.

Der Gefragte blieb ſtumm wie ein Stock und ich glaube, er hat bis heut nicht geantwortet.

„Mein Herr Criminalrath", nahm ich für ihn das Wort, „dieſer Trotz kommt von der zu guten Behandlung, welche wir genießen. Waſſer und Brot macht nüchtern und Wolle ſpinnen ſtärkt den Verſtand. Wenn ich Revolutionaire zu behandeln

hätte, ich berauschte sie täglich mit Wein; und die Arrestaten müßten mir wissen, was ich wissen will."

Da wurde der Inquirent sehr bös und sprach, nachdem der Andere abgeführet:

„Sie stellen sich verrückt, um die gravirenden Indicien zu schwächen. Aber das wird Ihnen nichts helfen. Wir wissen, daß Sie die Vernunft selbst sind."

Darauf machte ich eine Verbeugung: „Meines Erachtens, Herr Criminalrath, war, so schmeichelhaft mir Ihre Versicherung ist, die Vernunft in Paris immer eine Weibsperson."

„Paris!" lächelte der Rath und nickte dem Protocollführer zu. „Noticen Sie diese Anspielung."

Nachher hat man mich über Paris befragt, und wen ich daselbst kenne, und ich habe alle meine Bekannten genannt. Endlich wollte der Protocollführer nicht mehr schreiben. Er meinte, es stände Alles schon gedruckt. Der Criminalrath nahm eine lange Prise, sah mich forschend an, und sagte: „Sie können gehen."

Ich habe die Regierung des Fürsten verleumdet, ich habe seine durchlauchtige Person zum Ge-

genſtande eines Pasquills gemacht, ich habe aufrühreriſche Reden gehalten, ich bin der Emiſſair einer geheimen Propaganda.

Alles das erfuhr ich mit einem Male. Sollte ich da nicht zuſammenfahren!

„Was ſuchen Ihre Blicke am Boden?“ ſchrie er, impoſant ſich erhebend.

„Den Dolch!“ rief ich.

„Welchen Dolch?“

„Den Móros im Gewande trug.“

Der Protocollführer fragte, ob er das notiren ſollte; der Rath ſagte: „Nein!“

„Ich ſehe, Sie ſind nicht ganz unzugänglich der Stimme des Ernſtes, hub er an. Sie ſind erſchüttert und verbergen umſonſt hinter dem Spaße Ihre Verlegenheit. Einige Ihrer Äußerungen verrathen ſogar eine Zerknirſchung, die wir bei Ihresgleichen nach ſo wenigen Wochen Sitzen nicht erwarten dürfen. Fühlen Sie denn nicht, junger Menſch, daß eine Raſerei wie Ihre nun und nimmermehr das Vaterland zu dem Glücke führt, das Sie, ich will's glauben, aus beſtem Willen, für daſſelbe herbeiwünſchen?“

„Ich ſuche ja eben“, entgegnete ich, „die Raſerei, welche die Menſchen glücklich macht. Meinte

ich, daß meine dazu ausreicht, ſo wäre ich zu Hauſe geblieben."

„In Ihrem Paſſe", ſagte er, „iſt der Zweck Ihrer Reiſe nicht angegeben."

„Das geſchieht in meinem Vaterlande aus Rückſicht für die fremden Policeibeamten."

„Wie ſo, mein Herr?"

„Damit ſie was zu fragen haben."

„Und was haben Sie den Policeibeamten geantwortet?"

„Dem Einen „„in eigenen Angelegenheiten"", dem Andern „„zum Vergnügen"" und dem Dritten „„zu meiner Vervollkommnung"", jenachdem ich merkte, was ihnen am angenehmſten war."

„Aus Ihren eigenen Geſtändniſſen geht hervor, daß Sie ſich mit der Lüge befaßt haben."

„Allerdings", rief ich, „denn ich ſuche ja erſt die Wahrheit.

„Das iſt alſo der Zweck Ihrer Reiſe?"

„Kein anderer."

„Notiren Sie!" rief er.

Nun ging er väterlich in mich, und weil er das that, wurde ich kindlich gerührt. Was die Wahrheit iſt, wollte er wiſſen? „Sie liegt tief im Meere", antwortete ich; „zuweilen ſcheint ſie

durch, und man ſieht ihren Wiederſchein am Himmel. Andere aber meinen, ſie ſitze im Himmel, und nur ihr Reflex fiele zuweilen in's Waſſer. Das indeß iſt ausgemacht, daß ſie auf der Erde nicht iſt."

Er ſchüttelte den Kopf. Da mußte ich mich dem Manne ganz entdecken.

„Der Zweck meiner Reiſe iſt kein anderer, als zu erfahren, warum mein Vater eigentlich ins Waſſer ſprang. Und darüber habe ich in den verſchiedenen Ländern die allerverſchiedenſten Aufklärungen erhalten. Denn dieſelbe Angelegenheit beſchäftigt alle Gemüther. In einigen Ländern ſpringt man ins Waſſer, weil man ſich vor dem deutſchen Bunde fürchtet; in andern, weil die Ruſſen an der Grenze ſtehen; in den meiſten aber, weil man ſich vor ſich ſelbſt fürchtet. Denn das Caſſenſtehlen iſt ein gefährliches Gewerbe, und wenn es auch in einigen legitimen Staaten mit obrigkeitlicher Erlaubniß angefangen wurde, ſo hat man doch eingeſehen, wenn das weiter geht, werde Niemand vor ſich ſelbſt ſicher ſein. Darum iſt man umgekehrt, ſchiebt es allein auf die Franzoſen, und meint, die Freiheit ſei etwas ſo Heiliges, daß kein Staat etwas dulden dürfe, was ſie in Unehre

bringen könne, und um deshalb werden mit Recht alle Diejenigen in die Frohnveſte geſperrt, aus deren Äußerungen man entnehmen kann, daß ſie vielleicht einſt etwas thun könnten, was die Freiheit in Miscredit bringen dürfte, und dies kann auch die einzige Urſache ſein, weshalb ich hier bin."

Er ſah mich lange bedenklich an: „Was iſt denn die Freiheit?"

„Die Freiheit iſt ein Bankerott unſerer Vernunft."

„Welche Freiheit meinen Sie?"

„Nach der wir wettlaufen und ſtürmen, für die wir ſingen und lügen. Sie hat dreitauſend Journaliſten in Sold, und einige abſolute Potentaten ſind ihre verkappten Mouchards. Ihre Uniform iſt eine Zwangsjacke, ihre Conſtitution iſt die Inquiſition, die Dampfmaſchinen ſind ihre Kirchen, die Eiſenbahnen ihre Wege zur Unſterblichkeit; außerdem iſt ſie eine karthaginienſiſche Göttin, die Menſchenopfer verlangt, nämlich unſere Seelen und Namen, während die alten römiſchen Göttinnen um jene ſich nicht kümmerten, dieſe aber in den Tempel des Nachruhms trugen. Unſere Freiheit hingegen fodert von ihren Geweihten gänzliche Aufopferung ihrer Individualitäten und Auflöſung ins Allgemeine."

„Seit wann kamen Sie zu dieser Erkenntniß?"

„Seit ich die alte Freiheit, die ich suchte, nicht mehr finden konnte."

„Wo suchten Sie?"

„In den Bergen, — wo sie nach Schiller wohnt."

„Protocollführer, schreiben Sie auf: „„in den Bergen."""; Andeutung einer Verbindung mit der Schweiz. — Seit wann ist sie daselbst fort?"

„Seit Karl der Große und Napoleon Chausseen über die Alpen angelegt. Sie verträgt nicht die Cultur und die Wirthshäuser."

„Ich glaube, man hat Sie verleumdet", sprach er ernst vor sich hin.

„Das glauben Sie ja nicht. Alle schwarze Dinte, die die Lüge über einen Menschen ausgießt, erreicht noch nicht das Maß von Bosheit, das er erreichen würde, wenn er Muth dazu hätte. Wir sind Alle eigentlich zur Sünde geboren, zu Raub, Mord, Blutschande, zu Brudermord und Hochverrath, und wenn wir unsere Bestimmung nicht erfüllen, ist nur unsere Schwäche daran schuld. Darauf sollte jede Untersuchung gerichtet sein, darüber sollte der Staat moralische und physische Kirchenregister führen, wie weit es ein Mensch bringen kann. Die mit voller Kraft sollten in den Win-

deln erſäuft werden, die es bis zur Halbheit bringen ſind gefährlich, aber die Impotenten ſollte man an ihrer Wiege ſchmücken mit Ordensbändern und Patenten, denn ſie werden die Freude der Menſchheit, der Stolz der Staaten und die Stütze der Monarchien werden."

Damit hatte ich es wieder verſehen. Er ſtauchte die Feder auf den Tiſch und warf mir einen grimmigen Blick zu. Der Mann meint es im Grunde gut. Es ſoll vorkommen, daß der Inquirent ſich in ſeinen Verbrecher verliebt; jemehr Geſtändniſſe er herausbringt, um ſo inniger wird das Verhältniß. Nun meiner kann nicht klagen, ich bekenne ihm ja, was er will. Verlangt er's, ſo ſchwöre ich, daß ich alle Souveraine vergiften, den Papſt aufknüpfen und den Erdball an vier Ecken anzünden wollte. Es hat nur an Feuer gefehlt.

Vorgeſtern brach der Mann in Thränen aus bei der ſimpeln Geſchichte von meinem Vater. Er hat einen Sohn, der iſt auch von Profeſſion ein Demagog, und ſitzt irgendwo. „Und nun muß ich unglücklicher Mann Sie hier torquiren, derweil ein anderer Vater an meinem Fritz daſſelbe Geſchäft verrichtet!"

„Fritz heißt er!", fragte ich.

„Ja wol", ſagte er; „es gibt viel Unglück auf der Welt."

„Auch viel Fritze" ſagte ich, „aber keinen Einzigen. Iſt er wie ich?" fragte ich.

„Ach Gott, nein. Er iſt ſehr ſchwächlich und dumm und wird es nicht aushalten."

„Dann kommt er durch", rief ich, „und kriegt eine Penſion obenein. Lieber Freund und Richter, nach der Dummheit wird bald große Nachfrage ſein, wenn die Alten abgegangen ſind und wir dran kommen."

Er drohte mit dem Finger. Er hat mir auch vertraut, wem ich das freie Quartier verdanke.

Liber Baro! heißt auf deutſch: Ein nobler Baron! Frage an die Naturforſcher: Warum ſind die Kains jetzt Milchbärte? — Mit einer Hand könnte ich den hundsföttiſchen Schleicher an der Wand zerquetſchen, wenn er kein Aal iſt. Aber macht das Plaiſir? — In meine Hände läuft er mir einmal, denn das Glück habe Ich von Geburt: alle Schufte begegnen mir.

Iſt das Sympathie?

Der arme Inquiſitor wiſchte noch eine Thräne aus dem Auge; und nun vertraute er mir in tiefſter Verſchwiegenheit ein ungeheueres Geheimniß: —

Die Demagogie und die Unzufriedenheit kämen von den Jesuiten. Wenn König Friedrich der Zweite diese Secte dazumal, als man sie aufhob, nicht in Schutz genommen, so hätten wir jetzt keine Liberalen. Dieser schlaue König hat sich gegen seine Feinde nur durch Loyola's Schüler gehalten und war selbst einer. Ihm allein verdanken wir die Jacobiner, und ohne seinen Ehrgeiz, dem jedes Mittel recht gewesen, säßen wir Alle jetzt in Ruhe, es gäbe nicht die Opposition, nicht die aufgeregten Völker und die alzirten Könige; Alles wäre geblieben, wie es war, in bequemer Ordnung; nichts stürmte vorwärts, nichts stauete rückwärts. Nun aber seien alle unruhigen Geister in der Welt verschworen, den rechtschaffenen Leuten, die gern das Ihrige in Ruhe verzehrten, das Leben sauer zu machen; sie wären's, die hinter Allem steckten, was geschieht; sie hätten die französische Revolution gemacht, den Napoleon; sie verführten die Jugend und spornten die Regierungen zum Mistrauen an; sie predigten noch heut den Königsmord; sie hätten die polnische Verschwörung ins Werk gesetzt und den Don Miguel nach Portugal geschickt und Alles das: damit sie im Trüben fischen können.

Robespierre war ein Jesuit, Napoleon war es,

Sand, der Baron iſt einer, Wirth und Siebenpfeifer, Don Miguel und Don Pedro, Fürſt ••• und Kaiſer Alexander, der ſie vertrieben hat. — O, und entſetzliche Entdeckung, αυτος εφα, nämlich, der Criminalrath, — auch Luther war ein Jeſuit.

Das dünkt Dir nicht wahrſcheinlich. Hüte Dich, daß Du nicht ſelbſt einer biſt.

Iſt nicht die Geſchichte ein Geſpinnſt von Argliſt? Wer handelt, handelt nur nach den Planen geheimer Obern, und die Hiſtoriker müſſen, gut bezahlt, dem Knäuel von Niederträchtigkeit, Wortbruch und Unverſtand einen gleißenden Anſtrich geben. Tugend, Glaube, Recht und Freiheit ſind Glanzfarben aus ihrer Fabrik, unſere willenloſen Thaten anzuſtreichen; es ſind die Trommeln, uns Muth zu machen, in den Tod zu gehen, und wir gehen doch, ob wir gleich Alle wiſſen, daß Trommeln nur ausgeſpannte Kalbsfelle ſind.

Nicht die Könige, Lieber, zittern vor der Aufklärung, nur die Jeſuiten. Aber ſie ſind geſcheiter als die Könige; wie Cartouche ſeine Gendarmen ſich hielt, wenn ihm die echten zu nahe kamen, haben ſie ſich auch ihre Aufklärer gemacht und wir unterſcheiden ſie nicht, wir glauben ihnen. Da liegt das Übel. „Du ſollſt nicht glauben", ſagte

mein Pflegevater. Wer aber steht mir dafür, daß er nicht auch ein Jesuit war!

Alle großen Männer in der Geschichte starben, nach meinem Criminalrath, vergiftet von den Jesuiten, und wenn es einmal keine große Männer gab, was wol zu Zeiten vorgekommen, brauchten sie ihr Aqua Toffana für pensionirte Könige, emeritirte Professoren und hochbesoldete Minister.

„Und was fischen die Jesuiten?" — Er machte ungemein pfiffige Augen: „Das eben ist das Geheimniß, daß Keiner es weiß."

Ist die Welt nicht ungeheuer bequem und ihr Verstandniß ein Kinderspiel? Reiß die Backenknochen auf, verschlinge ein neugebacken Wort und Du bist fertig mit der Welt.

Es muß ein schönes Gefühl sein, mit der Welt fertig sein. Wie ein Nachhausegehen aus einer albernen Komödie.

Da stürzt' ich dem Manne zu Füßen, heulte und faßte seine Hand und rief: „O, mein Herr Großinquisitor, Sie haben Recht. Ihr Scharfblick leuchtet in die Nacht meiner Verderbtheit, und mein Gewissen ist gerührt. Ja, von den Jesuiten kommt alles Übel auf der Welt und diese selbst her, und ich will's Ihnen gestehen, denn Ihre Gründe ma-

chen ſogar die Unvernunft gründlich — ich ſelbſt bin ein Jeſuit."

Der ehrliche Criminalrath mit den paar ſchloo-weißen Lämmerhaaren wußte, nicht was er ſagen ſollte. Aber als er dafür mehr wiſſen wollte, nämlich meine Complicen, hielt er mir den Mund zu, und ich war noch kaum im Zuge: „Um Gotteswillen, junger Menſch —"

„Herr Criminalrath", rief ich, „und wenn ich mir die Zunge noch mehr verbrennen ſollte, Sie ſelbſt ſind ein Jeſuit!"

Er taumelte zurück: „Wie das?"

„Sind Sie nicht das Mittel zu einem Zwecke; und überall wo Zwecke ſind, welche ihre Mittel haben, ſtecken auch Jeſuiten dahinter. Aber ſein Sie unbeſorgt. Da die Zweckloſigkeit der Flecken unſers Jahrhunderts iſt, flecken alle noch ſo künſtlichen Mittel nicht. Alle unſere Zwecke ſind nur mit blauem Dunſt gemalt, und wir ſteuern Alle, mit welchen Winden wir auch ſegeln, in den endloſen Ocean. Unſere imaginairen Jeſuiten haben nichts als das Schaffell von den veritabeln der Vorzeit überkommen, aber uns fehlt das goldene Fließ, wie das Blut des Grals und die Pfiffigkeit Loyola's; darum, mein hochverehrteſter Herr Crimi-

naldirector, wage ich zu behaupten, wenngleich Sie und ich Einer ſind, daß es doch keinen Jeſuiten mehr gibt."

Die Freiheit macht Fortſchritte! Letzte Woche wurden nur ſieben um freie Reden in die Frohne geſperrt.

11.

Das Stiftsfräulein an den Baron Landschaden.

N . . . .

— — Wissen Sie, daß ich über Ihren Brief lächeln muß. Über Sie selbst, mein Freund. Da glaubte ich Sie nun ganz zu kennen, und eine neue Eigenschaft entging mir und vielleicht auch Ihnen.

Rathen Sie; aber Sie rathen es nicht.

Meinen tiefgetroffenen Freund, den nichts erheitern konnte, nicht die Philosophie, nicht der Zuspruch theilnehmender Freunde, den die Schönheit gleichgültig, die Größe kalt ließ, um den ich oft sorgte, daß das beste Herz, der edelste Geist, der reinste Wille verkümmern würde, den hat mit einem Male aufgerichtet — was? — Kunst, Wissenschaft, Vaterland? — Nichts von denen — die Eitelkeit!

Ja, mein Freund, Sie sagen viel schöne Dinge; Sie geben sich auch Mühe, der Alte zu scheinen, aber Sie sind ein Anderer; in jeder Bemerkung, in jeder Erzählung spricht sich das innige Vergnügen aus, daß man Ihnen mit Ehren entgegenkommt und mit Auszeichnung Sie empfängt. Das hat Einfluß auf Ihre Beobachtung, auf Ihren Styl, ich stelle mir vor, auch auf Ihre Miene. Was dort in der Residenz geschieht, hat gewiß seine großen und schönen Seiten, aber welche Mühe Sie sich geben, es pathetisch auseinander zu setzen! Ich möchte wetten, Sie haben es nicht ganz empfunden. Sie fühlen nur das diplomatische Bedürfniß, weil man Sie selbst so lobte, auch zu loben. — Werther Freund, wie Sie da von dem Clubb erzählen, und daß Sie sich **bewogen** gefunden, „Worte der Anerkennung zu sprechen und des werdenden Schönen zu gedenken" — ich hatte die fürchterlichste Migraine, — aber ich mußte laut auflachen. So vornehm, huldreich, herabzulächeln und — **anzuerkennen**! Ein fatales Wort. Ach, was muß die Schriftstellereitelkeit unwiderstehlich sein!

Ich hüte mich, Ihren Brief der Tante und dem Major zu zeigen. Sie freuten sich sonst über

Ihre Rückkehr zu den guten Grundsätzen. Wachet und betet, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet! Durch das Mittelglied eines gekrönten Schriftstellers werden Sie wieder, was Sie abgeschworen, ein Aristokrat. Ja, mein bester Freund, was Anderes liegt denn in Ihrem Auftreten sonst? Täuschen Sie sich nicht. Ich will mal recht ernsthaft mit Ihnen reden. Rechnen Sie's meinen aufgeregten Nerven zu gut, und lachen Sie mich aus, wenn es nicht so ist.

Sie haben ein Buch geschrieben. Wenn hundert Andere es geschrieben, würde kein Hahn darum krähen. Nun aber sind Sie ein Name, noch neu in der Literatur, aber alt in den Turnierbüchern. Das macht Aufsehen, das ist die Neuigkeit, das, vergeben Sie mir, ist der Werth, den das Publicum in Ihrer Schrift sieht. Ich weiß wol, Sie sind nicht ausgereist, wie Lafayette nach Amerika, in Speculation auf Triumphzüge; aber es ist Ihnen ganz angenehm, daß man sie Ihnen anbietet. Sie schmunzeln zuerst und verbitten sich die zu große Ehre; nachher nehmen Sie sie als eine Schuldigkeit und werden am Ende misvergnügt, wo man es vergißt.

Um des Himmelswillen, gilt denn die Ehre,

die man Ihnen erweist, dem Menschen, dem Schriftsteller? Keineswegs! Dem vornehmen Manne, der sich herabgelassen, ein Modeautor zu werden. Unsere Demokraten wissen solche Condescendenz zu schätzen. Und indem Sie, mein Freund, das angebotene hohe Pferd besteigen und gnädig herabnicken, geschieht es — als Baron! O menschliche Tugend, o männliche Kraft!

Sie wissen meine Meinung über Ihr Buch. Es hat manches Treffliche, Geistreiche. Einiges hat mich sehr angesprochen, weil es aus Ihrem besten Innern kam; Mehres verstehe ich nicht und will es nicht verstehen, und ein Drittel ist müßiges Zeug. Das Buch hat Aufsehen gemacht aus den angeführten Gründen, und weil es auf eine neue, pikante Art vielbesprochene Tagesereignisse wiederbespricht. Sie sind über das Maß gelobt worden, von Wenigen aus Mitgefühl, von den Liberalen aus Lust, daß Sie so manche Schwächen der Auserwählten ausgeplaudert haben, und von den Aristokraten aus Furcht, daß Sie noch mehr verrathen könnten. Sie haben Ihren Lohn dahin, und nach ein paar Jahren wird kein Mensch mehr davon sprechen, höchstens daß man in den Salons sich zuzischelt: „Das ist Der, der die Sonstörner geschrie-

ben.“ Oder wollen Sie fortfahren? Um Gottes-willen nicht. Sie ſind zu gut, um ein ſolcher Schriftſteller zu werden.

Das haben wir eigentlich Alles ſchon beſprochen; warum muß ich es hier noch einmal zu Papier bringen! — Sie waren mit mir einig, daß Sie darauf nicht ſtolz zu ſein brauchen, und nun haben die dummen Menſchen es Ihnen doch eingeredet.

Nun komme ich zu dem Punkt, auf den ich eigentlich wollte; nämlich, Sie alles Ernſtes auf eine große Ungerechtigkeit aufmerkſam machen. Allerbeſter Freund, ſein Sie meinethalben ein beſſerer Schriftſteller als viele Hundert, die jetzt drucken laſſen; aber Das gibt Ihnen noch kein Recht zu einem gnädigen Stolz gegen den Unglücklichen, mit dem Sie neulich in der Reſidenz auf ſo unangenehme Weiſe zuſammenkamen.

Ich kenne beſſer als Sie ſeine wenigen Schriften; mich wundert, daß wir nie darüber geſprochen. Grade als Ihr Brief ankam, hatte ich ſeine letzte, die „Sturzbäder“ geleſen. Da iſt Wahrheit drin, eine tiefe, ſchauerliche Wahrheit. Der Scherz iſt nur ein Spiel auf der Oberfläche. Eine gewaltige Natur ringt mit dem Schickſal; das Gift des

Zweifels, der Lebensverachtung hat zwar schon tief in das Mark gefressen, aber es sind Punkte, wo ich unwillkürlich die Hände faltete und das Buch zudrückend für den Menschen betete, daß er noch gerettet würde; schöne lichte Stellen, die mich an eine Verwandtschaft mit Ihnen, nicht als Schriftsteller, als Menschen erinnerten. Als Schriftsteller, Sie müssen mir schon verzeihen, steht er viel höher als Sie. Er bringt nicht Reflexe des Lebens; eine wildgährende Kraft schafft unwillkürlich aus ihm heraus, oft dämonisch und zuweilen doch so heilig, daß ein Christ damit versöhnt sein könnte.

Was Sie mir flüchtig über sein Äußeres andeuten, interessirt mich. Es ist mir lieb, daß ich ihn nicht persönlich kenne. Ein Mensch mit athletischen Gliedern! Ach, der Arme! Die Welt ist zu klein; jedes Fleckchen ist schon abgemessen. Er sieht aber doch noch Sterne. Die sieht Heine nicht. Auch in der Vergleichung haben Sie Unrecht. Seine Gefangennehmung erschreckt mich nicht so sehr. Er hat einen gefährlichern Feind als die Polizei. Nehmen Sie sich brüderlich seiner an. Sie haben ihm Unrecht gethan, Sie sind es ihm schuldig. In Ihrem nächsten Briefe erfahre ich wol schon von seiner Freilassung.

Hier hat sich nichts verändert. Der Major schwört, es werde Alles wieder auf den alten Fleck kommen. Er hat auf alle Gegengründe nur eine Antwort: daß er schon vor dreißig Jahren die Restitution der Bourbons prophezeit, und jetzt gehe die Zeit schneller. Wir leben in Täuschungen; wenn sie uns nur glücklich machen! Haben wir uns nicht auch im Juli getäuscht! Aus unsern Cirkeln höre ich wenig, da ich sie meines fatalen Kopfes wegen fast gar nicht besuche. Die guten Leute triumphiren, weil es in der Welt so stille geworden. Sie halten es für einen Sieg. Übrigens wissen sie von Allem, was vorgeht, nichts. Sie sprechen vom gottlosen Paris, halten die Franzosen, die nie ruhig sein könnten, für die einzige Ursache des Misvergnügens, reden von den Mächten, die nur zu langmüthig wären, sie zu züchtigen, freuen sich, wenn die Schildwache präsentirt, der Bürger den Hut abzieht und in der Zeitung ein Gedicht steht auf des Königs Geburtstag. Die Tante meinte nach der neulichen pariser Emeute, sie würden es noch so weit treiben, bis sie eine Inquisition hätten. Das gefiel gewissen Leuten ungemein. Bei Hofe sollen die Gespräche noch ärger sein. Selig sind die Blinden. Und ist es

etwa nicht so? Was haben wir voraus? — Nur die Angst, indem wir die gewisse Gefahr herankommen sehen und dann den bittern Triumph der Kassandra. Wenn es zusammenstürzt, drückt uns noch das Gefühl, daß man es hätte verhindern können; sie dagegen fühlen nichts als die Inconvenienz eines Zufalls.

Und die Leute sind dabei so herzlich gut. Wie man Sie liebt, trotz Ihres Abfalls! Nur der Präsident ist unerbittlich; den Unglücklichen, die ein Amt haben oder, wie Sie, einmal eines gehabt, gesteht er nun absolut nicht das Recht zu, einer andern Meinung zu sein, als die ihnen aus den Ministerien zugeschickt wird. Ja, über das ferne, nicht alliirte Ausland können Sie denken und reden, was Sie wollen, allenfalls conspiriren; aber auf dem heiligen Boden unsers Staates stumme Ehrfurcht vor Allem, was von oben kommt! Unser Hausfreund, der Chargé d'Affaires, billigt jedesmal seine Ansicht, und die Guten meinen, daß es dem Schalk Ernst ist. Vor mir zeigt sich der systematische Liberale ohne Kappe. Er meint, ich solle in Sie dringen, sich für das Princip zu erklären. Er spricht so verständig, daß ich ihm beinahe glauben muß. Sie überließen sich unbestimmten Gefühlen,

Eindrücken; damit würden Sie aber nicht weit kommen, und, misverstanden von beiden Seiten, Keinem, sich selbst aber am wenigsten nützen. In einer kritischen Zeit wie diese werde es für den Mann unumgängliche Pflicht, in der Idee wenigstens eine Sache ganz zu umarmen. Einzeln wirke Niemand mehr; er müsse sich einer Partei anschließen. Eine beste Welt werde nur in den besten Formen gefunden; ein formloser, glücklichster Staat gehöre nach Utopien. — Aber ich fasse kein Herz zu ihm. Er sieht mir die Fortschritte zu kalt, fast wie einen chemischen Proceß an. Er ist fest überzeugt vom vollständigen Siege des Liberalismus, allein er kann so sarkastisch lächeln, wenn ich von der Veredelung der Menschheit rede. Er meint, das wären Träume, die in die Zeit gehörten, als Herder Ideen zur Philosophie ihrer Geschichte schrieb. — Wenn es denn nur auf verbesserte Fabriken und Handelsstraßen ausliefe! — O nein, Freund! unsern Glauben lassen wir uns nicht nehmen.

Sechzehn Ahnen haben Sie gefunden und weiter nichts! Armer Freund! — Meinethalben lassen Sie sich loben und krönen, aber werden Sie nur nicht gleichgültig. Etwas davon athmete aus der Vornehmheit Ihrer Sprache, und das erschreckte

mich ſo. Mir war Ihre Schriftſtellerei damals ſo lieb, weil es Sie abzog von Ihrem Brüten, Ihre Nerven ſtählte, Ihrem Blick wieder Feuer lieh. Aber lernen Sie nicht, mit der fatalen objectiven Ruhe die Dinge abwägen. Sie können begeiſtert ſein, und es iſt vielleicht gut, daß es nie zum lodernden Feuer wird, ſondern immer wohlthätige Wärme bleibt; aber, mein Freund, berückſichtigen Sie nicht zu ſehr die Verhältniſſe! Schenken Sie nicht zu viel Achtung dem Staube! — Machen Sie, daß Sie fortkommen von dem Orte, wo Sie nichts finden als ſechzehn Ahnen. Könnte ich Ihnen doch meine abtreten."

Ein Damenbrief darf nicht ohne Poſtſcript ſein. Aber leſen Sie es nur dann, wenn Sie bei recht guter Laune ſind.

Mein beſter Freund, prüfen Sie ſich einmal recht genau und dann die vornehme Geſellſchaft, in die Sie jener wunderbare Zufall verſetzt hat. Sind Sie denn aus dem Innern heraus ein vornehmer Mann? Sie haben nicht einmal unſern Schritt, Tritt, Blick, geſchweige denn unſere Geſinnungen. Das ſtille Glück beſchränkter Häuslich-

keit iſt das Fundament Ihrer Bildung. Darauf laſſen ſich ſtolze, kühne Bauten aufführen, weit etwas Gediegeneres als auf Dem, was ein vornehmer Mann zur Welt bringt; aber zum echten vornehmen Manne muß man *geboren* ſein wie zum Dichter und Künſtler. Und was ſtrengen Sie ſich an, es zu ſein? Das Schickſal wollte etwas Beſſeres aus Ihnen machen, darum verſteckte es Ihre Wiege in die freundliche Hütte? Warum nun die Mühe, Das auszugleichen, was an Ihnen eigenthümlich war! Warum doch, bei aller Ihrer ſittlichen Feſtigkeit, die falſche Scham, es ihnen gleich zu thun, nicht der Kraft, ſelbſtſtändig bleiben zu wollen, warum nicht den Muth, den Stolz ihnen ins Geſicht zu ſagen: Ich bin ein Anderer als Ihr und dünke mich beſſer. Ach, wie wohlthätig iſt jede kräftige neue Erſcheinung in unſerm conventionellen Einerlei! Das war es, was mich oft an Ihrem Beruf zweifeln ließ, bis die Offenbarungen der ſchönen Stunden *mir* Ihr edleres Selbſt erſchloſſen. Aber wie Viele verkennen Sie! Und nicht die Schlimmen allein. Auch Beſſere ſahen nur das Streben in Ihnen, mit aller Geiſteskraft die Kluft zu füllen und vergeſſen zu machen, welche Sie von den Geborenen ſchied.

Nehmen Sie mir's auch nicht übel? Stellen Sie, nicht den Enkel großer Ahnen, nicht den künftigen Stammvater eines edeln Geschlechts, aber den vornehmen Mann stellen Sie bei Seite, wenn Sie handeln.

Glück auf und frischen Sinn!

Ihre —

12.

Eberhard an den Berggeſchwornen.

In der Frohne.

Ich ſchlief. Über meinem Lager öffnete ſich die Kerkerwand, und im Lichtſcheine trat die Freiheit heraus; ſie trug Thereſens Züge und ſchlenkerte einen Kranz in der Hand. Ich weiß nicht, war's ein Roſen-, Lorber- oder ſonſt ein Kranz.

„Dummkopf!" hub ſie an. „Meinſt Du, daß wir uns Deinetwegen werden in Bewegung ſetzen? Da kennſt Du uns nicht. Egmonten bin ich damals erſchienen. Was hat's ihm genutzt? Den Kopf haben ſie ihm abgeſchnitten; und was haben die Brüſſeler dafür gethan? — Geſichter geſchnitten, inwendig raiſonirt und nach wie vor ihr Bier getrunken. Nachher hat kein Hahn drum gekräht, und Brüſſel war ſpaniſch und blieb ſpaniſch. — Der Egmont, den Ihr kennt, iſt ein falſcher; mein Egmont war ein guter Mann, der

auch ſein Maß Lüttticher vertrug und neun Kinder hatte. Das Elärchen hätte ſeine Frau ſchon zum Kammermädchen genommen. Die vornehmen Damen in Belgien ſind gefällig. Was kümmerte ihn die brabanter Freiheit; es hat's ihm kein Menſch gedankt, und ausgerichtet hat er auch nichts. Weil er ein vornehmer Mann iſt, der ſeinen Kopf auf den Block gelegt, darum haben ihn die Dichter zum Helden gemacht. Wär' es ein Roturier geweſen, hätte Göthe nicht dran gedacht. Das hätte er auch ohne Rebellion gehabt. Darum nimm ein Exempel dran. Deine Väter ſaßen ſtill und muckſten nicht, und es ging ihnen nicht beſſer als Dir. Es geht nun mal halt nicht in Deutſchland. Wir kriegen die Leute nicht vom Ofen weg."

„Aber, Freiheit, wie ordinair redeſt Du."

„Das lern' ich ſo von meinen Freunden. Die gelehrten Zeiten ſind aus. Nur nichts mehr von Oden und Hexametern. Praktiſch, populair! Ein bischen Koth ſchad't nichts. Kein Menſch ſtirbt vom Dreck."

„So haſt Du doch noch Freunde! Ich will mich auch im Koth wälzen, und Steine greifen — Hurra für Dich!"

„Sie kratzen aus, wenn's losgeht. Hinter'n

Bergen iſt gut ſchreien. Federn ſind ſpitz, Bajonnette noch mehr. Rothe Dinte iſt noch nicht Blut. Erſt hab' ich's mit den Gelehrten verſucht; die haben mich ſitzen laſſen. Was hilft mir mein Turnen und mein Altdeutſch ſein? Gebratene Eicheln mußt' ich freſſen, und wenn ich nicht correct deutſch ſprach, kriegt' ich drei Riſſe, und Lieder mußt' ich ſingen, was des Deutſchen Vaterland iſt. Dabei hab' ich mir denn unnützerweiſe den Geſchmack verdorben! — Alles Heuochſen! Und in meinem Leben fange ich nicht mehr was mit Profeſſors an. — Die von damals haben durch die Bank eingeſchuſtert. — Na nu, dacht' ich doch, wird's geh'n. — Die Frömmigkeit ſchmiſſen wir bei Seite, das Deutſchthum auch, und den Purismus dazu. Statt der Profeſſoren nahm ich mir Handwerksburſche, Muſterreiter und viel Juden; ein paar Studenten dermank. Ja, die parlirten auch von der Leber weg; zur Paſtete kam's aber nicht. Gefackelt wurde zwar ein Bischen, mit Koth auch geſchmiſſen. Da kriegten aber wieder die reputirlichen Leute einen Schreck, und wie ich meinte, daß der Betteltanz recht losgeh'n ſollte, war die Geſchichte ſchon zu Ende. Was hat man nun davon? Ein paar Nationaljacken mit Flicken, etwas Chagement in den

Maitreſſen, ein Paßreglement und Pechpflaſter. Nicht mal ein ordentliches Lied, wie: ça ira, oder: traga la; ſo was, was alle Völker haben, eine Melodie, wobei dem Geſindel, das nichts hat, das Waſſer im Munde zuſammenläuft und die Reichen zittern. So ein „der Wald iſt unſer Nachtquartier“ macht der Deutſche nur im Schlaf oder in der Komödie.“

„Freiheit, Du haſt nur nicht verſtanden deutſch zum Deutſchen zu reden.“

„Parcleman! Zum Deutſchen muß man in einer fremden Sprache reden, wenn er Reſpect haben ſoll; das weiß ich beſſer wie Du. — Erſt hab' ich ihn angeredet mit Gottſeligkeit, und es ging nicht; und nun mit Gottloſigkeit, und es ging auch nicht. Erſt ließ ich die Chriſten predigen und dann die Juden raiſoniren. Eins wie's Andere. Weißt Du was Drittes? Mit Gleichgültigkeit macht man keine Rebellion.“

„Du haſt die Philoſophie vergeſſen.“

„Na, die fehlte noch. Der will's ich's mal eintränken. Das L — hat mir den Rücken gekehrt. Denk ich, das unnütze Menſch iſt mir überall allürt, läßt ſich da, wo meine Leute noch heißes Blut haben, von den Prieſtern foltern und

auf die Galeeren ſchicken, und in Deutſchland, — pfui! — hat ſich die alte Vettel penſioniren laſſen, ſchmiert den Unzufriedenen einen Brei um den Mund, ſie ſollten zufrieden ſein, denn Alles was wäre, wäre gut. O du Canaille du! Wie du mir jetzt, ſo ich dir! Will Dir auch mal Hinterrücks was einbrocken."

„Freiheit, welche pöbelhafte Sprache! Kann man denn noch mehr als die Hoſen ausziehen!"

„Sich ſelbſt. Es muß Alles anders werden. Die Menſchen müſſen ſich umdreh'n; ſonſt wird nichts."

„Du haſt alſo noch Hoffnung?"

„Nur nicht für Deutſchland. Haben ſie ſich jetzt wieder anführen laſſen, ſo laſſen ſie ſich auch noch ein drittes, viertes, fünftes Mal anführen. Die Deutſchen werden in alle Ewigkeit Donnerstags Grünkohl eſſen, Feſttags Schweinebraten und zu Martini eine Gans. Weiter kommen ſie nicht. O ich liebe mein Vaterland."

„Wie, Deutſchland wäre alſo doch Dein Vaterland?"

„Freilich! Das iſt eben der Scandal. Aber laſſ ſie kochen und braten. Ich thu' nichts mehr für ſie. Ich will mir ins Fäuſtchen lachen, wenn

ſie ihnen den ungewaſchenen Mund zukleiſtern. Das wird nun ſo kommen. Sind ſelbſt dran ſchuld. Nicht mal mehr Sand werden ſie ſich Mühe geben ihnen ins Auge zu ſtreuen."

„Freiheit, warum denn tratſt Du an mein Lager?"

„Dir zu ſagen, daß Du ein Eſel biſt."

„Was ſoll ich beginnen?"

„Fünf grade ſein laſſen."

„Und Thereſe wird mich nicht befreien!"

„Ja S —!" ſagte die Freiheit und verſchwand mit einem hölliſchen Gelächter.

Wäre ſie noch länger geblieben, wäre ich um meinen deutſchen Styl bange geworden.

Die Freiheit hinterließ, wie alle Höllengeiſter, einen peſtilenzialiſchen Schwefelgeruch.

13.

Der Baron Landſchaden an das Stiftsfräulein.

Ebendaſelbſt. . . .

Ich eile, Ihnen etwas Angenehmes zu melden. Denn, habe ich gleich noch keine Antwort von meiner Freundin, ſo darf ich mir doch einbilden, daß Sie mein Unglücklicher mehr intereſſirt hat, als mich vielleicht in dem Augenblicke, wo ich Ihnen ſchrieb.

Er iſt frei. Es koſtete Mühe, Beſuche, Empfehlungen, Connexionen; ich gerieth ſelbſt . Verdacht. Daß man reinen Eifer nicht mehr für möglich hält! Mein vollklingender Name half. Ich that dabei Blicke, die mich ſchaudern machten, in einen Abgrund von Kleinlichkeit, von dem ich ſchweigen will.

Wir denken uns, Freundin, zwei Rieſen, die um die Welt ſtreiten, Giganten mit Keulen, unter

deren Tritten die Erde bebt! Wie wenn es nur Kinder wären, die auf Stelzen gehen, ungewiß bei jedem Tritt; wenn das eine eine Staffel höher steigt, um zu imponiren, müßte das andere dasselbe thun, und sie schrien sich nur an, um ihre Furcht einander zu verbergen!

Ein beschränkter, wunderlicher Beamter, sein Inquisitor, hat mir geholfen. Der Mann sucht nach Gespenstern. Er ist ein guter Jurist, der beste Beamte, der treuste Diener seines Herrn, aber die fixe Idee, überall Jesuiten zu sehen, ist ihm über den Kopf gewachsen und hat sich des Geistes und des Herzens bemächtigt. Als er die Gespenster nicht fand, interessierte er sich ebenso warm für den Inquisiten, als er vorhin gegen ihn war. Er vertraute mir soviel zu Gunsten des Unglückseligen, daß ich gerührt wurde.

Oder war ich es nicht schon! — Wunderbar, ich weiß es nicht. Seit ich Ihnen schrieb, wollte mir das Bild des blassen Menschen nicht aus dem Sinn. Ich ließ mir aus der Leihbibliothek von seinen Sachen holen, und seine fürchterlichen, düstern Phantasien theilten sich mir mit.

Immer auf der dritten Seite — Wasser. Als läge da seine Hoffnung; als stiegen von da seine

Gebilde auf. Seitenlang ein rationeller Menſch; plötzlich ſprudelt der zerſtörende Dämon auf, und dann iſts Chaos.

Morgen verlaſſ' ich die Stadt. Ich wünſchte, ich wäre nicht hier geweſen, ich hätte den Menſchen nie geſehen. Er muß untergehen, und nun iſt's mir, als feſſelte mich etwas an ihn, als müſſe ich für ihn ſorgen, dem Himmel einſtehen für ſein Seelenwohl.

Abſchied iſt genommen. Was war ein Abſchied ſonſt! Ich habe doch manche liebe, werthe Männer und Frauen hier kennen gelernt; iſt die Empfindungskraft rein weggeſpült? Wir ſehen uns ſehr lange, vielleicht nie wieder. — Es ſei; man kann ja nicht immer zuſammenleben. Ich bin ihr lieber, guter Baron, gern geſehen von Allen, aber wenn ich ſtürbe, hieße es: „Ach, das iſt doch recht ſchade, daß der gute Baron ſterben mußte!“ Weiter nichts, Sophie. Man muß die Sache nicht ſo ernſt nehmen.

Richtig! Aber eine Richtigkeit, an der man verzweifeln könnte. Sonſt dachte man doch noch an ein Wiederſehen jenſeit. Das käme mir mit dieſen guten Bekannten lächerlich vor. Wozu ſo was Gewöhnliches in jenes hochheilige Jenſeit; da

findet nur das Verklärteste, Höchste Platz. Und was bleibt am Ende erhaben, wo Eines nach dem Andern verkleinert und vernichtet wird!

Ein moralisches Scheidewasser soll das Herz aufzehren können. Ist die Procedur vorüber, soll der Mensch stark sein, ein Methusalemsalter zu erreichen. Manchmal ist mir's, als wär' es so weit mit mir. Nein — ich fühle ja eben für den zerstörten Demagogen.

Lassen Sie mich nicht länger auf Antwort warten, aber richten Sie dieselbe nach T.....

Mir ist unaussprechlich wohl, hier fortzukommen. Noch habe ich einen Gang — einen Gang der Pflicht.

Sterben Sie mir nicht, Sophie.

4

14.

Eberhard an — wer noch Geſchriebenes leſen will.

Ebendaſelbſt . . .

Bin ich ein Geſpenſt, daß Alle zuſammenfahren? — Kommt man ſonſt von der Frohne ohne Galgen und Rad nicht los! Ich bin nun einmal nicht gerädert und gehangen; was kann ich dafür? An mir hat's nicht gelegen. Die Geſetze müſſen doch nicht vollſtändig ſein. Im Vorbeigehn habe ich 'nen Serviteur gemacht vor einem Bilde an der Wand — und damit Valet.

„Was zitterſt Du, Schatz?"

„Maria Joſeph! Wie Sie da reden. Man holt Sie noch mal ab."

„Man ſchreibt mir aber keine Rechnung, wie Ihr indeß hier." —

„Ich will mit Vatern reden."

Es ist ein prächtiges Mädchen. Dem alten Polterer traue ich schon was Tückisches zu, die Mutter schielt mir durch die Taschen, wie das Silber abgeflossen ist, das Mädchen hat rothe Augen und kehrt sich ab, wenn ich sie küsse. Gerettet hat sie mich freilich nicht aus der Frohne, aber sie hat das Wort für mich geführt und — pfui! — Schläge vom Vater bekommen. Das Biergesicht raisonnirte, wie ich durchging, von Landstreichern, Ausländern, Großmäulern, die ihnen hier die Freiheit verderben. Ich werde eine Prämie aussetzen, wer den Beweis führt, daß eine Vogelscheuche verumglimpft, ein Zotteldär Tanzmeister und eine profligata et publica eine tugendsame Jungfer werden kann.

Schlägt Alles fehl, ziehe ich mit ihr durch die Welt, als Bärenführer oder als Puppenspieler. — Lärm wollt' ich machen, wenn man nur „durchkommt"; mehr braucht's ja nicht. Dazu sind wir auf der Welt. Nur Schwimmlehrer werd' ich nicht; was ins Wasser fällt, muß ersaufen.

Holla, es stolpert wieder die Treppen herauf - soll ich's 'runter fliegen lassen?

Zwölf Stunden ſpäter.

Sterne, wie könnt Ihr ſo ruhig am Himmel ſtehen! Rührt ſich denn bei Euch gar nichts? Nicht, als mein Vater Euch zum letzten Mal anſah, nicht vorhin, als — Die Steine rühren ſich doch bisweilen; von eines Zauberers Liede ſtanden die Flüſſe ſtill; ehedem, wenn etwas Außerordentliches paſſirte, ſah man Feuerruthen am Himmel; — ſind wir Euch nun mit all' unſerm Treiben ſo alltäglich geworden! Iſt der Himmel nichts als ein Uhrwerk, und wir allein ſind lebendige Weſen?

Nun begreif' ich's. Penſionirt doch die Erde, wenn das heiße Blut Euern Schlendrian ſtört! Da lacht der Arctur mir ſchelmiſch zu:

„Guter, Ihr ſeid ja längſt penſionirt; merkt Ihr denn nicht, daß keine Seele auf Euch achtgibt. Ihr könnt philoſophiren, demonſtriren, phantaſiren, ſoviel Ihr wollt, man läßt Euch ſchwatzen, wie eine thörige Perſon, und kümmert ſich nicht um Euch. Wir haben kein unnützes Cenſurgeſetz gegen Euch emanirt, obgleich der Sirius ſchon ſeit Jahrhunderten darauf antrug. Unſere Mechaniker, die uns zuſammenhalten, ſind viel geſcheiter als Eure Monarchen; man läßt Euch austoben, ſchwatzen, raſen, bis Ihr Euch vor Euch ſelbſt lächerlich

macht. So weit ſeid Ihr jetzt. Und wenn Ihr fortfahrt, wird uns die Erde bald gar nicht mehr incommodiren."

„Aber Du kalter Stern, Mitkettenglied, oder Schraube — was Du ſein willſt — eines Uhrwerks, wie beſteht denn daſſelbe, wenn man ſeine Achſe nicht zuweilen mit Blut ſchmiert? — Es brennt einmal los."

„Kann ſein, Lieber; aber ſobald nicht. Über die nächſten zehn Jahr hinaus muß kein vernünftiger Mann denken; am allerwenigſten Einer, der regiert. So lange hält's noch zuſammen. Das iſt die höchſte Weisheit. Ob dann eine Sündflut kommt oder ein Weltbrand, das nennen wir Alles après nous!"

„Aber gab es nie vor Dir Weltrevolutionen? — Ha, kannſt Du auch erbleichen, wenn ich Dir die Kometen aufzähle, die ſauſend durch Euer langweiliges Uhrwerk fuhren."

„Ich leugne nicht, weder die Revolutionen, noch die Kometen; aber wol, daß jeder Weltkörper, der ein bischen Kometennatur in ſich ſpürt, darum einer wird. In der Weltnatur, mein Lieber, gibt es nur zweierlei Weſen: ſolche, die ſich unbedingt fügen, und ſolche, die einen eigenen Willen haben

wollen. Jenen ist überall ihre Existenz gesichert, und manche Fixsterne haben ein ganz glänzendes Loos, wie zum Beispiel die Sonne. Von diesen aber, die sich nicht fügen und selbst agiren wollen nach den Gesetzen, die sie in ihrer Brust tragen, erreicht kaum Einer unter millionenmal Millionen die Kometengröße. Man muß schon bedeutend viel Feuer in sich haben, wenn man es bis zum Planeten bringt, und es vergehen oft tausend Jahre, ehe einer geboren wird; darum es viel klüger ist, seine Kinder gleich zu Fixsternen zu erziehen, als ihnen erst die thörige Hoffnung zu machen, daß sie etwas durch sich selbst werden. Eigentlich plaudere ich hier aus der Schule, denn wir [illegible] den Menschen unbedingt: „blindes Gehorchen" predigen, aber aus Mitleid für Dich sage ich Dir im Vertrauen: wir zittern Alle vor den Kometen, und dereinst ist es sogar mit uns aus; aber, bester Mensch, der wäre der allergrößte Narr, der da meinte, daß grade er dazu berufen ist, ein solcher Weltbrandstürmer zu werden. Über die Brauseköpfe lachen wir, und wenn sie's zu arg machen, geben wir ihnen einen Genickstoß, daß sie zerplatzen. Davon kommen Eure Meteorsteine. Solche halbe Seelen, oder ganze Wesen, aber schwache Kräfte

haben's am allerübelsten in der Welt. Sie mögen tausendmal Recht haben, vor sich, oder vor der Moral, wenn sie's nicht durchsetzen können, behalten sie immer Unrecht."

„Was soll nun aber der Riese machen, der den Öta über den Pelion thürmte und oben die unausfüllbare Kluft bis zum Olymp vor sich sieht?"

„Sich krummstrecken, in eine Kinderwiege legen und von der Amme schaukeln lassen. Jupiter ist kurzsichtig; er denkt vielleicht, er ist noch ein Kind."

Eia, popeia,
Sei ruhig, mein Kind!

singen mir die Sterne zu, und ich bin ja ruhig, — wenn Du wüßtest was sieben Fuß unter mir vorgeht — ich verdiente eine Märtyrerkrone, daß ich nicht mit dem Fuß stampfe, daß ich nicht Tisch und Stühle zerbreche, daß ich nicht Feuer anlege — daß ich — auf der Folter liege ich — aber ich liege ruhig und lache, und ich will Alles aufschreiben.

Der die Treppe vor zwölf Stunden heraufpolterte, war blos ein Baron — mit dem komme ich nur zusammen auf der Landstraße, wo Räder brechen. Er fragte mich, ob wir uns die Köpfe bre-

chen wollten? Ich antwortete, ich wüßte nicht, wo man einen Aal ins Herz treffen ſoll.

Darauf nahm er, was man unter den Scheinmenſchen eine noble Miene nennt, an, und ſprach ſo etwa:

„Mein Herr! ich hielt mich dort im Garten von Ihnen beleidigt. Ich habe mein Unrecht eingeſehen. Ich kann Sie wieder beleidigt haben und wollte die Stadt nicht verlaſſen, bevor ich Ihnen Genugthuung angeboten oder Ihre Erklärung gehört, daß Sie, mit der meinigen zufrieden, keine verlangen."

Ich ſagte ihm, daß ich kein Pfefferküchler ſei.

Er erklärte, im Punkt der Ehre wären alle Menſchen gleich; er ſprach auch etwas von meinen Sachen. Fuchs! — Aber mein todter Vater flüſterte: „Sei ruhig! Du weißt nicht, wer es iſt", und ich wiſchte eine Thräne aus dem Auge. Er fragte nach meinen Schickſalen? Dazu hatte er kein Recht. Warum ich ein Schriftſteller geworden? — Mußt' ich dem Affen die klaffenden Bruſtwunden zeigen, und er hielt das Battiſttuch an's Auge, was in der Symbolik der Jeſuiten Theilnahme bedeutet.

Wir ſchwatzten lange, wie Kinder! Wir ſpra-

chen von Menschenwohl, und ich glaube, meine Hand lag einmal in seiner. Pfui! Was er sprach, weiß ich nicht mehr, aber es klang wie ein vernünftiges Buch, das ein vernünftiger Mensch geschrieben, und die Frauenzimmer würden's „voll Gefühl" nennen. Aber ich glaube, es war sein Auge, sein schönes, glänzendes, schwarzes Auge, das mich bestrickte.

Oder wär's das? Er hat auch eine Rose geliebt, und die Rose ist ihm ins Wasser gefallen. Nun haben wir Beide keine Rosen mehr.

Ach, wie lange hab' ich die Rosen vergessen!

„Muthig, mein Freund! Fangen Sie ein neues Leben an. Kein Abgrund ist so tief und schroff, daß nicht ein Weg hinüberginge. Wölbt sich auch keine Brücke, so gibt's doch Stege, Fußpfade. Je schwieriger, um so mehr stählt sich die Kraft. Ihnen gab die Natur einen Riesenleib, Sie können mehr als Andere, Ihnen wird auch Das glücken: sich selbst zu retten. Recht haben Sie, Sie wurden nicht zum Federführen geboren. Sie müssen thätig sein, wirken. Ein Schwert, eine Pflugschar wäre besser in Ihrem markigen Arm; schnell dazu gegriffen, ehe der Trübsinn das Werk vergiftet und aus dem Athleten ein Schatten wird."

Er war aufgestanden, und ich hatte ihn an

meine Bruſt gedrückt. Das war der Jeſuit in mir, den ich noch nicht kenne. — Trau' mir Einer noch!

„Hier iſt ein Empfehlungsbrief an unſern Miniſter in T.....; er braucht dort tüchtige Leute."

Nun ſah ich ihn lachen, als er die Rolle auf den Tiſch legte. —

„Für wen?"

„Sie werden Geld bedürfen."

„Wozu?"

„Um ſchleunigſt die Reſidenz zu verlaſſen. Beſſer heut als morgen."

„Willſt Du mich forthaben! Bin ich Dir hier im Wege?" —

Er wurde roth —

Mich beſtechen, mich wollt' er bezahlen! Fortſchaffen mich, weil's nicht durch Lügen und Denunciren ging, durch ſeine Pfennige. Und mit der Lüge nur vier Wochen Frohne, vier Wochen Freiheit von der Angſt erkauft! Miſerabeler Calculator, bankerutter Kaufmann! Es kam, brach heraus, ein luſtiges Feuerwerk. Schade, daß es nur Worte waren! — Sie ſchnitten mir nicht, Dir zu Gefallen, den Kopf ab.

Nackt ſtand er vor mir, trotz allem ſeinem Pfefferkuchenteig, nackt der Jeſuit.

Wie es ihm vor die Füße flog! Das Geld lachte ordentlich vor Luſt. — „Ich habe noch von keinem Menſchen Geld genommen!“ Die Drechſelpuppe flötete was von Wahnſinn. Die Thür hab' ich ihm aufgemacht, und die Treppe flog er hinunter.

Es gibt doch ſelige Momente auch im Leben! —

Weißt Du unſere Freuden im Paradieſe? — Die uns mit Füßen traten, werden wieder mit Füßen getreten. Zuweilen, damit wir lüſtern danach werden, gibt's hier ſchon einen Vorſchmack. Die Dichter der Familienſtücke ſchöpften aus dem Paradieſe, wenn ſie die vornehmen Schufte durchprügeln laſſen! — Wenn ſo ein ganzes Sonntagspublicum jauchzt beim Schluß eines Iffland'ſchen Jammers, wo die Präſidenten gefuchtelt und die Kammerjunker geprellt werden, da wurde es mir ſchon klar, daß der Deutſche ſeine Gerechtigkeit in der Poeſie und ſeine Freude im Himmel ſuchen muß.

Bin ich nicht entſetzlich ruhig?

Das war nur ein Spiel. Nachher kam Thereſe 'rauf, mit noch röthern Augen. Der Vater

ließe mir ſagen: was das für ein Treiben wäre, er kündige mir das Quartier, und ich ſolle mich morgen aus dem Hauſe ſcheren, ſonſt laſſe er mich durch die Policei hinauswerfen.

„Das ſagt Dein Vater, Schatz, und was Du?"

Sie wollte nicht mit der Sprache heraus.

„Dein Vater iſt ein guter Mann, daß er Dich juſt zu mir ſchickt. Komm her." —

„Das geht auch nicht mehr", ſagte ſie.

„Ei", ſagte ich, „rothe Augen ſind mir grade lieb."

Die Hexe ſchrie „Nein!". Ich „Ja!"

„Biſt Du mir ungetreu?" — Sie weinte.

„Sie ſind ſo lange fortgeblieben" —

„Da dachteſt Du, ich würde gar nicht wiederkommen. — Thereſe, ſieh, ich bin ein Philanthrop, das iſt ein chineſiſch Wort und bedeutet einen Menſchen, der kein Gefühl hat. Ich bin ſo oft im Leben betrogen, daß ich keinem Menſchen mehr glaube, der verſichert, daß er es ehrlich meint. Die traut' ich um deshalb, weil ich im Voraus wußte, daß Du mich betrügen würdeſt. Du haſt redlich Wort gehalten. An uns Beiden iſt nichts mehr zu verlieren und zu verderben; ebendarum ſteht uns die Welt offen. Willſt Du mit mir durchgeh'n?

Sie wurde heftig; was ich denn von ihr dächte, was die Welt dazu sagen würde —

„Die Welt denkt das Schlechteste vom Besten. Darum ist's gerathener, gleich schlecht zu handeln; wo sie dann aus Veränderlichkeit vielleicht Gutes denkt. Es ist mit uns Allen wie mit jenen Trinkern, die Beide aus derselben Weinstube traten, und dann lag Einer immer in der Gosse, und der Andere im Trockenen. Der in der Gosse fragte nun mal den Trockenen: „Wie kommt's, mein Herr, daß Sie immer ins Trockne zu liegen kommen, und ich immer in der Gosse?" — Worauf ihm der Andere antwortete: „Sie geben sich Mühe, mein Herr, mit dem Fuß über die Gosse wegzutreten und fallen mit dem Leib hinein. Ich hingegen trete mit dem Fuß lieber gleich in die Gosse hinein, und dann falle ich mit dem Leibe hinaus." — Das nennst Du vielleicht eine schmuzige Geschichte, aber ich sage Dir, die ganze Welt ist eine schmuzige Geschichte. Und eben darum frage ich Dich, Liebe, willst Du?" —

„Eine Landläuferin werden", schluchzte sie, „das fehlte noch! — Wenn Sie nicht gekommen wären, wär' ich gemalt worden unter den tugend-

haften Mädchen und hätte eine Belohnung bekommen — ja, Er hat's selbſt geſagt."

„Wer?"

„Er. — Laſſen Sie mich — da klingelt's — er kommt."

„Wenn ich Dich nun erſt erwürge?" —

Sie konnte nicht ſchreien, ſo feſt drückte ich ſie; aber fragen konnte ſie doch: „Warum denn?"

Lieber, warum ſollte ich ſie denn erwürgen! — Das offenherzige Mädchen! Ich lachte lieber aus vollem Herzen.

„Da thun Sie auch geſcheiter", ſagte ſie, und ſteckte mit dem Kamme das losgegangene Haar feſt.

Ich wünſchte ihr viel Vergnügen; ſie dankte ſchönſtens. Und damit war's aus zwiſchen uns.

Ein Strich durch den Namen Thereſe. — Warum denn? — Wenn mir was unerklärlich iſt, ruf' mir zu: „Warum denn?" Warum denn zerbrechen wir uns den Kopf; warum kämpfen wir mit der Dummheit; warum ringen wir nach einem Phantom; warum geben wir uns Mühe beſſer zu ſcheinen als wir ſind?

Warum, warum, warum! Ich weiß nun auch,

warum es Frohnfesten gibt und ich nicht König von Madagascar bin.

Weißt Du, warum das Blut wie siedend Öl mir durch die Pulse rollt; warum ich mich auf die Diele werfe, warum ich lache, warum ich in die Hand beiße —?

Weil die Sterne untergingen, weil es am Himmel stürmt, weil die Erde zittert, weil die Thüre unten knarrt. Die gefällige Mutter leuchtet dem hohen Gast die Treppe hinunter. — Nun schlägt die Hausthüre zu — Theresens Fenster geht auf — er wirft ihr Kußhände zu — nun läuft er über den Platz — wart' — die Gardinenstange! — ich hole dich ein. —

15.

Der Baron an das Stiftsfräulein.

. . . . heim.

Als das Glück mich so unerwartet überschüttete, als nach den Träumen der Kindheit plötzlich das strahlende Morgenroth ein reiches Leben vor mir ausgebreitet zeigte, wie übermüthig, meine Freundin, schlug da die jugendliche Brust. Eine Welt lag mir zu Füßen, eine Welt, nach der ich wol im Kindertraume verlangend die Arme ausgestreckt, aber nun war Alles wirklich.

Es gab einen Augenblick, wo ich meinte, nun besitze ich doch Alles, ich hätte nicht nöthig mehr, zu streben. Glück und Gerechtigkeit waren eins geworden. Nicht in den Märchen brauche man jenes zu suchen; es sei nun schon hier auf der Erde.

Ich war nicht grade glücklich im Glück — glücklich ist man nur, wo die Phantasie dem Her-

zen etwas vorlügt; ich bin es nur einmal gewesen, und da schwebte die Bangigkeit schon am Abgrunde — aber es war ein sittlicher Übermuth. Ich sah eine vollkommene Welt um mich, überall Wachsthum, Fortschritte, Gerechtigkeit, Gesundheit. Es litt Niemand ungerecht, und wenn es geschah, war es nur Prüfung; die Belohnung kam dann nachher. Ein bitteres Verhängniß war immer eine Strafe. Jede Tugend erhielt ihren Lohn, es verkam kein Verdienst, es starb nicht hin ein großer Gedanke, und die Weltordnung war auf den besten Willen Aller gegründet. Die Bösen und Neidischen waren darin nur gleichsam geduldet, wie nothwendige Schattirungen des hellen, warmen Gemäldes. Ich sah sie wol wirken, auch mit scheinbarem Erfolge; aber ein waltendes, höheres Auge hielt sie an unsichtbaren Fäden und ließ sie nicht weiter als es gut war. Diese Erkenntniß hielt ich für allgemein. Alle, dacht' ich, müßten so fühlen, denn ich fühlte so, an mir hatte es sich so bewährt.

Oft versicherten Sie, theuerste Freundin, ich sei ein guter Mensch, in der besten Bedeutung des Wortes. Ich will es heut annehmen in der, daß nicht Alle so warm fühlen wie ich. Mein erster Fehler war nur, daß ich damals wähnte, Alle

seien ebenso wie ich. Ich nahm grade keine Vollkommenheit an, aber einen ursprünglich guten Willen, eine richtige Erkenntniß. Ich glaubte, daß Jedermann wie ich das Falsche einsehe und das Beste beabsichtige, wenn ihm nur keine Hindernisse in den Weg träten; keine Leidenschaften, keine Kränkungen zum Gegentheil reizten. Eine Eigenschaft trat mir ganz in den Hintergrund, der Neid. Hatte ich doch selbst gar keine Aufforderung dazu.

Mir schienen die Leute alle gut in meiner Landpredigerfamilie, für deren Mitglied ich mich hielt; Keiner war bevorzugt, und wenn ich geistig mehr sein wollte oder war als die guten Brüder und Schwestern, so wurde das von ihnen willig anerkannt, und mein Verdruß kannte höchstens der sein, daß sie nicht so lebhaft wie ich das Höhere auffaßten. Ich meinte aber, das würde schon kommen, oder es verstände sich auch bei ihnen von selbst, und sie wüßten es nur nicht auszudrücken. Die Natur war lieblich, die Umwohner nicht reich, aber auch nicht arm. Man hielt am Nächsten fest und war genöthigt, thätig zu sein; das schloß alles Müßige aus, und die Klatschereien der kleinen Städte blieben auf dem Dorfe von selbst fort. Zwar war ich mit dem Loose, etwa ewig zwischen

Feldern und Wiesen zu leben, nicht zufrieden; meine Phantasie baute vielmehr kühne Schlösser, aber mir kam gar nicht in den Sinn, daß diese Schlösser nicht einst wirklich werden sollten. Wie der Mensch vom Kinde zum Manne aufwächst, so müsse auch Glück, Einfluß, Bedeutung wachsen, meinte ich; denn das Leben, das doch von einem vernünftigen Geiste herrühren mußte, konnte nichts Anderes sein als eine Progression vom Kleinen zum Größern, vom Unvollkommenen zum Vollkommnern. — Und nun, meine Freundin, als ich, voll süßer Morgenträume, dem stillen Älternhause Lebewohl sagte, riß der Vorhang, und ich wurde — ein vornehmer Mann. Das paßte so ganz zu den Märchen, die ich gelesen, die ich geträumt. Ich nahm das Glück hin, wie etwas Verdientes, und während die Sterne glühte, sah ich nichts von finstern Gesichtern um mich.

Ich meinte im Gegentheil, es müßten sich Alle von Herzen freuen, daß es mir so gut geworden. Ich spottete wol Einiger, sie sollten nur warten, es würde mit ihnen auch so kommen, und dachte dabei nicht, daß, wenn schon mein Glück an sich ihnen unverdient, ein Hohn des Schicksals gegen sie selbst vorkam, mein wohlgemeinter Scherz sie

noch schmerzlicher verwunden mußte. Wunden der Art heilen nie.

Es fehlte sonst nicht an Trabanten um mich; auch schließt sich der Reichthum an den Reichthum. Man rühmte meinen Geist. Ich darf sagen, in noch fast kindlicher Unbefangenheit nahm ich die Complimente an, halb als Zoll der Wahrheit, halb als unschuldigen Scherz. Ich vergaß dabei, daß, wer ein Compliment macht, eins wieder erwartet. Ich dachte, sie müßten fühlen, daß, wenn sie es nicht verdienten, es Satire sei; wenn sie es verdienten, wären sie darüber hinaus.

So, Alle um mich auf gleicher Höhe des Gefühls und des Wissens achtend, spielte ich schon mit dem Leben, ehe ich dessen Ernst wahrgenommen. Das Gute, die Sitte, die Ordnung dachte ich so fest, daß man schon etwas dran rütteln könne, ohne sie zu erschüttern. Ich meinte, die Tugend meiner Freunde sei so sicher, daß eine Probe ihnen Vergnügen machen müsse; ihre Weisheit hielt ich für so weise, daß ich sie der Thorheit züchtigen könne, ohne sie zu treffen und zu kränken. Einer blühenden Schönheit, die wie Unschuld und Natur selbst aussah, sagte ich, sie solle nicht so viel Schminke auflegen, und Niemand glaubte mir, daß ich dabei

so unschuldig gewesen, nicht zu wissen, daß sie sich seit Jahren wirklich schminkte. Zum Polterabend eines Brautpaars, zärtlicher wie Romeo und Julie, dichtete ich einen Schwank, in dem Romeo, ehe er zu Julien ins Fenster steigt, in den Pupillenakten über den Werth seiner Geliebten sich Versicherung verschafft. Was konnte ich dafür, daß der adelige Bräutigam die reiche Bürgerstochter wirklich nur gewählt pour fumer ses terres, und daß die junge Dame nur, weil der Vater mit Enterbung gedroht, endlich eingewilligt hatte. Mein Verstand selbst spielte mir den ärgsten Streich; denn Niemand konnte glauben, daß ich im guten Glauben sei. Meine Offenheit galt für raffinirte Verstellung und ich für einen gefährlichen Menschen. Man wollte mein Urtheil wissen über Dies und Jenes, mein aufrichtiges, und ich glaubte, das sei aufrichtig der Wille Derer, die es wollten, und ich sagte aufrichtig, daß mir Dies schlecht vorkomme und Jenes albern. Die lächelnd verlegenen Mienen hätten mich schon damals, wenn ich weniger berauscht gewesen, aufmerksam machen sollen. Ich galt nun für einen boshaften Menschen, der sich ein Vergnügen daraus mache, den Leuten Unangenehmes zu sagen.

Für meine äußere Lage war das gar kein Unglück. Ich stieg vielmehr in der Achtung, welche zu Ruhm und Ehren fördert. Überall zeigte man mir seine glänzendsten Seiten; Schmeicheleien, Ehrenbezeigungen fehlten nicht. Auch kamen Winke, daß ich nur wenig zu thun brauche und mir stehe die höchste Carriere offen. Das war ja Alles herrlich. Ich hätte noch lange in meiner Täuschung von einer besten Welt fortgehen können und die Paradeseiten für das wahre Gesicht halten, hätte ich nicht einst eine Mutter belauscht, die ihre erst in die Gesellschaft eingeführte Tochter vor mir warnte: „Nimm Dich in Acht vor Dem; das ist ein boshafter Mensch.“ — Was bedeutete das? Ich gab Achtung. Junge Mädchen, die in ähnlicher Lage sein mochten, waren sehr freundlich, aber immer verlegen, und wichen mir aus. Ihre Mütter drängten sich mit desto mehr Honigfreundlichkeit dazwischen und übernahmen die Partie der Töchter. Allgemein im Ruf der Rechtlichkeit stehende Männer schienen mich zu sondiren, indem sie sich mit mir unterhielten. Dagegen, wenn ich die sich um mich Drängenden musterte, so waren meine Busenfreunde Roués, die mich wie einen genialen Fang betrachteten, der ihrem etwas abgelebten Lustre

einen neuen Glanz leihen könne. Sie machten mich auf die herrlichen Wirkungen meiner Sarkasmen aufmerksam, und wie die Prüderie vor meiner Frivolität erschrecke. Da erfuhr ich erst, daß meine Reden frivol waren. Und warum? — Weil ich die Sittlichkeit der Gesellschaft für zu gut hielt. Die arme Sittlichkeit! Ein zweideutiges Wort konnte sie erschüttern!

Ein angesehener Staatsmann, der Vermittelungsgeschäfte mancher Art für den Hof besorgte und immer als mein zuvorkommender Gönner sich gezeigt, zog mich einmal bei Seite. Aus einem Schwall von Lob, wie meine Epigramme die höchsten Herrschaften kitzelten, kam eine Auffoderung hervor. Der große Kanzler, dessen geniale Ansichten so vielen kleinen Geistern ein Ärgerniß waren, stehe auf der Kippe. Wenn ich einige meiner köstlichen Pfeile gegen den Starrkopf richte, würde ich den Beifall vieler hohen Personen einernten, und nach seinem Sturze, der gar nicht mehr zu vermeiden, könne ich auf eine seltene Protection rechnen. Ich entschuldigte mich, daß die allerhöchste Person den würdigen Staatsmann, ohne alle Ansichten desselben zu theilen, doch zu sehr achte, als daß ein loyaler Unterthan zur Satire sich berufen fühle.

Der Versucher sah in der Antwort keine Ironie, nur eine natürliche Berechnung, und kümmerte sich nicht, ob ich richtig gerechnet; aber da ich einmal so mein Facit gezogen, wandte auch er sich wie ein Aal mit einigen Obgleichs und Gewiß um. Er foderte mich nun auf, gegen die Pietisten zu schreiben, die derselbe geniale Staatsmann, den ich vorhin angreifen sollte, und auch er hasse; und er wurde so warm, wie es Leute des Schlages werden können. Doch Sie kennen ja diesen hinkenden Odysseus selbst. Als ich antwortete, ich hielte die Pietisten für rechtschaffene Leute, wurde der Diplomat vielleicht zum ersten Mal verlegen, und stotterte auch Einiges zum Lobe dieser Secte, welche allerdings, wenn man Jenes bedenke, und dann wieder Das erwäge, in Rücksicht der verderbten Sitten, doch auch respectable Seiten hätte. Das war damals! Heut, glaube ich, hinkt er alle Morgen, das Gesangbuch unterm Arm, zu dem berühmten Frühprediger, zu dem der Weg am Schloß vorbeiführt.

Statt daß mich dies hier um die Gunst gebracht, stieg, ich darin, mir selbst unbewußt. Es wußte ja Niemand, wie er mit mir dran war; ich konnte ein Intriguant sein, der ihn selbst aus dem

Sattel heben wollte. — Aber vor mir riß ein Schleier, und ich fing an zu denken, daß jener Pfarrer, der bleiche Gevatter meines Pflegevaters, doch wol Recht gehabt, der immer über meine rosenrothen Träume den Kopf geschüttelt und mich versichert hatte, es komme eine Zeit, wo ich auch mit einer schwarzen Brille sehen werde. Das hatte ich damals keklich geleugnet, und ihm bewiesen, daß er ein Hypochonder sei. Jeder Mensch sei edel von Natur, und nur der Argwohn: in jedem Edeln einen argen Keim zu suchen, entadele seine göttliche Natur!

Von der Enttäuschung sollte mich damals noch ein äußerer Zufall zurückhalten. Es war jene erste Demagogenzeit. Nach meinem Gefühlsoptimismus konnte ich die zürnende rohe Kraft, welche unter dem Banner des Volksthums gegen das größte, kunstvollste Gebäude, das höchste Product des menschlichen Geistes, den Inbegriff der Ordnung, gegen den Staat, zu Felde zog, unmöglich billigen. Meine unwillkürlichen Epigramme wurden bekannt. Meine Meinung gefiel den Gewaltigen. Fast wider meinen Willen drang man mir eine amtliche Stellung auf. Ich glaubte anfangs wirklich, es gelte, etwas geistig Großes zu retten. Als ob der Staat von die-

sen verworrenen, in starren, albernen Formen gefesselten Geistern ernstlich hätte bedroht werden können! Nur frei walten hätte man sie lassen sollen; sie selbst hätten sich gefangen, verwirrt, in hohlen Redensarten die überspannte Kraft aushauchend, ihre Ohnmacht an den Tag gelegt. Wenn die Verfolgung sie nicht zu Märtyrern gemacht, hätte der Witz der gesellschaftlichen Bildung sie unbarmherzig todtgeschlagen. Konnte doch selbst das Märtyrthum ihrer Sache keine neuen Anhänger, ihrer Erscheinung keinen Glanz geben. Doch das gehört nicht hierher. Ihr Freund, Sophie, ward mit Verfolger, und er glaubte so gut als Einer, der zu Amiens das Kreuz nahm, daß er für eine heilige Sache fechte.

Ich irrte zum ersten Male durch die That. Da mußten Sie mir die Augen öffnen. Noch sehe ich Sie, meine Freundin, wie Ihr blasses Gesicht hochroth sich färbte, Ihre Augen glühten: „Das kann nicht Ihr Ernst sein; Sie sehen zu ehrlich dazu aus", waren Ihre Worte, als Sie auf mich zutraten. Ich hatte erklärt: es könne kein vernünftiger Mensch dieser unverschämten Demagogen sich annehmen. Sie erklärten: nur ein Fühlloser könne nicht mitfühlen für die Unglücklichen. Die

Gesellschaft schwieg; Ihre Verwandten zitterten für Sie. Sie fragten mich, ob ich nie für die Freiheit gefühlt? Hätte ich doch alle die glühenden Worte aufgeschrieben, die leuchtenden Gedanken, die süßen Träume, die aus Ihrer Brust strömten. Erst rissen Sie mich nieder, und dann erhoben Sie mich wieder. Sie zeigten mir ihre Schlechtigkeit und drüber hinaus malten Sie mir in Morgenröthe die bessere Welt, von der ich annahm, daß sie längst auf Erden sei.

Ich glaube jetzt nicht mehr an Ihre vollkommene Welt, meine Idealistin; aber in jenem Augenblicke war ich dafür gewonnen. Die Propheten sollten sich immer weibliche Apostel wählen. Die Stunde in der Fensternische, wo Ihre Angehörigen Sie im Rachen des Panthers wähnten, bleibt eine der schönsten in meinem Leben.

Arme Sophie, wie hat dieser Mensch Ihren Eifer belohnt! Und ich wage es, Ihnen daraus einen Vorwurf zu machen, ich, dem die Phantasie einen weit ärgern Streich spielte! — Sie sahen ihn aus der Entfernung, mit dem schönen Eifer Ihres Geschlechts für das Edle. Ich sah ihn als Mann, als Richter, in der Nähe, und ließ mich berücken, der Himmel weiß durch was? — Der

Koth, den er erst mit dem Fuße tritt, wird in der Hand des Bildners zum Idol, das er anbetet; so mag ein Richter sich in Den verlieben, den er zur Bestrafung präparirt. Beide vergöttern im Grunde nur sich selbst in ihrem Werke. Eine deutsche Riesenkraft, den Stolz des Märtyrers, einen übersprudelnden Jünglingsmuth, Gott weiß, was ich noch in ihm sah, was mich magnetisch zum Verhöre zog, was mir ihn nach jedem neuen theuerer machte.

Ich bewunderte als hellen, unerbittlichen Mannessinn, was überspannte, hirnverrückte Grillen eines kranken Kopfes waren. Heut wollte er verhungern, morgen sich die Zähne Stück für Stück ausbrechen lassen, wenn es ihm erlaubt, vorher damit nur einen Biß in eines der neununddreißig volksmörderischen Tyrannengesichter zu thun. Tropfenweis wünschte er dann, daß man sein Blut ihm auspresse, wenn daraus ein rother Fluß quelle, der parallel mit dem Rheine das heilige Deutschland von Frankreich scheide. Auf die Spitzen aller Schnörkelthürme des straßburger Münsters wollte er die Köpfe der gottvergessenen Franzosen gespießt, und ich sollte ihm die Zunge ausreißen lassen, wenn sie ein französisches Wort ausspräche; und kommen werde die

Zeit, — rief er mit fieberhaft rollenden Augen, mit heiserer Prophetenstimme, — kommen die Zeit, wo kein deutscher Flecken so schlecht sei, daß nicht auf seinem Markte in Erz, Marmor oder Sandstein die Ehrensäule des einen unsterblichen Karl Sand prangen werde!

Ich weiß, meine Freundin erröthete, als ich es ihr mittheilte; Sie waren schon enttäuscht nach der elenden Mordthat; Sie gaben Ihren Glauben nicht auf, nur erwarteten Sie die Erlösung nicht mehr von diesen stürmenden Jünglingen. Aber mein Gefühl ging mit meiner Pflicht durch; — ich ließ ihn Mittel finden, aus * * p * * zu entfliehen, indem ich meine Pflichtvergessenheit mit der äußersten Strenge bemäntelte. Ich verdoppelte den Schein, als ich die Lärmglocke läuten ließ. Selbst verfolgte ich ihn, auf der entgegengesetzten Route von der, die er nur ergriffen haben konnte; und doch wollte der Zufall, daß ich ihn traf. Er war zum zweiten Male in meinen Händen, und ich spielte wieder Komödie, ließ ihn wieder entfliehen! Vor meinen Obern stand ich gerechtfertigt, aber vor ihm —

Ich bekenne Ihnen eine zweite große Schwachheit. Der Gedanke, daß er mich verkenne, ließ mir

bei Tag und Nacht keine Ruhe. Ihr Freund that Schritte, vor denen er heut erröthet, dem Manne zu beweisen, daß er als sein Freund gehandelt. Vergebens; es schlug Alles zum Gegentheil aus. Ich erhielt höhnische Antworten. Ich erlangte später seine Begnadigung. Nun, meinte ich, stehe ich doch rein vor ihm. Es war mir, als müsse ich ihm die Arme entgegenbreiten. Da stand er kerzengrad vor mir und verbeugte sich mit einem sarkastischen Lächeln: „Ich hoffe, die Nachtruhe des Herrn Baron nun nicht mehr zu incommodiren."

Ihm gelte ich nun bis auf den heutigen Tag für einen abgefeimten Intriguant, und jeder meiner Schritte hat nur dazu gedient, mich tiefer zu verstricken und ihm meine Schwäche mehr zu enthüllen. Nur Das gewann ich, indem ich mir Blößen gab, daß ich seine kennen lernte. Jetzt erröthete ich über mein kindisches Bestreben, grade vor ihm rein zu erscheinen. Aus meinem Ideal übersprudelnder Feuerkraft wurde ein ordinairer Gesell. Ihr „Alcide einer neuen bessern Welt" ist längst zum approbirten Scherzen unserer statutenmäßigen Gerechtigkeit geworden. Die Scheere wüthete in seinen blonden Locken, der lange Hemdkragen wurde eingezogen, der Polrock zum Frack ge-

stutzt, was von altdeutschem Staube daran klebte, mit der Bürste der Staatsphilosophie weggebürstet, und aus dem Verfolgten ward ein Verfolger, der Niemand, den er gefaßt, entwischen läßt. Grobhauer ist jetzt bei der Commission in Frankfurt. In der Königsstadt begegnete ich ihm. Er ging am Arm eines Polizeimannes nach der Frohnfeste, um einen Studenten zu recognosciren. Seine Blicke trafen mich nicht, er sah nach einem plumpen Steinbilde. Nicht Karl Sand, sondern Sanct Georg, der Drachentödter, steht auf dem Markte.

Es ist ein schöner Spruch, meine Freundin, den Bessern seiner Zeit genug gethan zu haben, aber es hält schon schwer, an diesem Trosle sich zu wärmen. Von allen Gütern der Erde ist die leuchtende Ehre das herrlichste, und es gehört eine Resignation dazu, die schwer errungen wird, ihr zu entsagen. Warum geben uns die Märtyrergeschichten aller Völker kein einziges Beispiel von Einem, der Unrecht ertrug, Schmach und Unbill auf sich lud, und sich glücklich schätzte, von Allen verkannt zu werden? Die Das thaten, hatten doch immer ihre begeisterten Jünger, und je dunkler sie vorm Volke, um so heller erscheinen sie vor diesen. Es ist viel leichter ein Bein sich absengen, eine

Zunge sich ausreißen lassen, als von Allen verkannt, gehetzt, verleumdet, nur in seinem Bewußtsein Trost zu suchen. Philosophie und Religion heißen uns, unser Licht leuchten zu lassen vor den Leuten; die Geschichte lebt nur vom Licht, nur durch Licht geht die Welt vorwärts, und doch predigen Religion und Philosophie: Thue Dir selbst genug, und Du hast genug gethan. Und die Vernunft muß das unnatürliche Gebot billigen; denn wo fände sonst Einer Trost wie ich? Könnte es mir nun nicht gleichgültig sein, ob der eine Mensch mehr aus der Masse falsch über mich denkt! Ich beweise es mir von Morgen bis Abend, daß es mir gleichgültig sein muß, und es ist mir doch nicht gleichgültig.

Was ist Er gegen sie! — Sie da unten im Wasser, hört sie mich — meine letzten Fragen — Vorstellungen? — Das könnte mich zum Wahnsinn bringen, das zweifeln lassen an einem ewigen Auge, das meine Hand waffnen gegen mich selbst, und da schwieg ich, und dem Regierungsrath Grobhauer reiste ich nach und hätte es mögen in alle Zeitungen setzen lassen, daß er sich in mir irre!

Es gibt Solche, die ihr ganzes Leben durch an sich dürsten, waschen, bügeln und brennen, die ihre

Worte sich überhören, ehe sie sie über die Lippen bringen, und wenn sie sich setzen, sehen, ob ihr Schatten Keinem das Sonnenlicht nimmt. Sie entschuldigen sich, ehe sie etwas gethan, und sie revociren, was sie sprechen. Und das ganze Leben solcher fleckenlosen Menschen ist doch ein Fleck in der Menschheit. Ihre negative Existenz hat Einem den Platz genommen, der etwas hätte thun können.

Handeln, immer handeln, vorwärts, gradaus; um sich blicken, nur wenn man Zeit hat, und den Schein vermeiden, wenn die That dadurch nicht an Kraft verliert. Am Ende bleibt doch nur die That übrig und spricht für uns, wo unsere Worte ohnmächtig waren. Nach welchem Gesetz ein Märtyrer fällt, unschuldig, hat noch keiner Mutter Sohn ergründet. Aber festklammern will ich mich an dem Trost, daß Keiner ganz unschuldig fiel.

Warum das Alles! Weil es heraus muß, weil ich weiß, wie gütig Sie immer meine Beichte hören, weil — es ist mir etwas äußerst Unangenehmes in . . . . t begegnet. Warum mußte ich abermals mit einem Menschen zusammentreffen, dessen

Blut, deſſen Blicke wieder Magnetenkraft auf mich ausübten, deſſen Schickſal ſich wieder klettenartig an meines heftet! — Es wird ein zweiter Regierungsrath Grobhauer daraus, aber ich konnte nicht von ihm laſſen.

Der Wurm der Zerſtörung hat bei ihm tiefer gefreſſen; dort war es nur eine Gährung des überflüſſigen Blutes, nachher conſolidirte ſich der Philiſter. Das ganze Weſen dieſes Eberhard ſchwimmt im Chaos. Alles Auflöſung und doch wieder welche feſte, geſunde Theile; eine Kraft, die Alles zerbrechen möchte, was noch zuſammenhält, und dann wieder ein göttliches Schamgefühl, ein inneres Hohngelächter, daß er nur zerbrechen kann; in dieſer Zerrüttung, unter dieſen Gewittern des Wahnſinns Blitze einer hellen Vernunft; in dem Schlamm der Verworfenheit ein fürchterlicher Stolz. Wär' er kein Radicaler, würde er ein entſetzlicher Ariſtokrat ſein. Und aus der cyniſchen Verkruſtung von Verachtung, Haß, Unglauben, Argwohn, die ſich wie ein ſteinerner Panzer um ihn gelegt, ſickern Quellen vor, die wie aus einem weichen Gemüthe, einem ſehnſüchtig verlangenden Sinn nach Glauben, nach Liebe entſpringen. Aber ſie können nicht mehr ſo anſchwellen, um die Kruſte zu ſprengen;

er wirft Galle und Hohn hinein, er lacht, und von der Erschütterung versiegen die Quellen.

So hatte ich ihn nach einem langen Gespräche kennen gelernt. Der Argwohn schien sich zu lösen, daß ich an seiner Verhaftung schuld sei. Auch ihn hat die Liebe verrathen; aber die Täuschung warf ihn nicht aufs Todtenbett, sie ging ins Blut, sie stieg in den Kopf, der Schmerz löste sich im Stolz auf. Dieser Dämon tauchte in entsetzlicher Gestalt auf, als ich ihm auf die schonendste Weise meine Unterstützung anbot, die Augen funkelten, der Wahnsinn sprudelte in seinen Worten:

„Zwischen Hagar's Söhnen und Sarah's ist keine Brüderschaft. Wir sind Hunde und leben in der Wüste; die Knochen sind unser, die Ihr fortwerft; weiter nichts."

„Sollen die getrennten Brüder sich denn niemals wiederfinden?" sagte ich.

„Vielleicht, wenn uns der Hunger plagt, in Eure Heerden zu brechen."

„Wenn wir nun freiwillig zu Euch sagten: „„Kommt, theilt mit uns, wir haben ja viel Heerden, unsere Speicher sind übervoll, in unsern Schlössern ist mehr Platz, als wir nöthig haben —""

Er sah mich mit seinem gläsernen Auge prüfend

an: „Wer Hagar's echter Sohn ist nimmt kein Geschenk von Sarah's Kindern."

„Wir sind doch Söhne eines Vaters."

„Wer sagt Dir das!" fuhr er auf. „Wer war denn Dein Vater, und wer war meiner? Den der See oder den die Flüche verschlangen? Grüne Gesichter haben Beide, der Eine vom Wasser und der Andere vom Gift; aber welcher ist echt? — Wir sind nur Kinder unserer Mütter, in der Schwachheit empfangen, unter Schmerzen geboren; nach unsern Müttern schlagen wir aus, auf unsere starken Väter haben wir kein Recht. Drum keinen Bund zwischen Ismaels Kindern und Israels. Ihr seid die Legitimen, wir bleiben Bastarde. Gib Dir keine Mühe; ich sehe durch die Larve. Ihr könnt uns nichts gönnen, als was Ihr uns gönnen müßt; Ihr werft uns nur hin, was wir schon in den Klauen haben, alle Eure freundlichen Worte sind Arglist, und wer von Euch übergeht, thut's nur, weil er drüben nichts mehr findet und mit an unsern Knochen nagen, mit uns klaffen will gegen seine reichen Brüder."

„Und wenn Euer Hunger über unsere Sattheit siegte, und Ihr in unsern Kellern, Speichern

und Schlössern schwelgt, wird es dann gerechter in der Welt?" fragte ich ihn.

„Wenigstens nicht schlechter; Ihr würdet in der Wüste und wir in den Kellern umkommen, und die Erde eines abgelebten Geschlechtes quitt werden. Sie kreist doch um die Sonne, wenn auch keine Menschen drauf sind."

Der Wirth hatte, als ich durch den Laden ging, von Auswerfen gesprochen; ich glaubte es wagen zu dürfen, eine Geldrolle auf den Tisch zu legen. Plötzlich zitterte und bebte der riesenhafte Mensch, die Augen rollten, er hielt mich an der Brust gefaßt. In dem glutrothen, jetzt leichenblassen Gesichte rang es nach Worten, bis es 'rausbrach. „Mir das! — Natter, beshafte, ich kenne Dich. — An Deiner Stirne steht's geschrieben, wer Du bist, was Du willst. — Fange Kinder mit der Rattenpfeife und unschuldige Mädchen mit verbuhlten Liedern; aber wenn Du Männer fangen willst, kommst Du in mein Gehege. Zum Leibeignen mich mit Deinen Silberlingen? Lüstet's Dich so sehr — Pfefferküchler, probiren wir, ob Du eine Stimme hast, um mich auszulachen. Ich will gegenlachen, so lachen, daß Dein Gelächter ein Mückenseufzer wird gegen ein Löwengebrüll."

Kann uns ein Raſender beleidigen? Ich floh ihn ſchaudernd, und er iſt doch immer bei mir. Ich ſuche ſein fürchterliches Bild abzuſtreifen, aber ich ſtreife nur die fürchterliche Hülle ab, und es bleibt eine blaſſe Geſtalt, mit dunkeln Augen, die ich ſchon geſehen, ehe ich geboren wurde.

Ich konnte nicht ſchlafen; es trieb mich hinaus in die Nacht. Die Stadt kam mir noch einmal ſo wüſt, fremd, von Larven bewohnt vor; der Laternenſchein wehte geſpenſterartig durch die öden Straßen, Hagelſchauer, Staub, welke Blätter. Die Patrouillen, die Schildwachen, die bei jedem Schritt den Verſpäteten anriefen, klangen wie eine Satire auf die gerühmte Freiheit.

Ich folgte den Krümmungen des Fluſſes. Das arme Volk aus der Vorſtadt hält hier ſeine Aſſembleen, ſeine Orgien. Lumpen, Papier, alte Schuhe liegen auf dem plattgetretenen Graſe, um die verkohlten Feuerplätze. Was bleibt mehr von uns übrig! Das Ekelhafte, Schutt, Müll überdauert das Fleiſchhaltige, Kräftige, das in der Verweſung zum neuen Daſein reift.

Der Spaziergang in den Environs großer Städte entlockt mir zuweilen ſeltſame Gedanken über unſere Unſterblichkeit. Wenn ich die alten Kleider, von

Generationen getragen, endlich selbst von den Bettlern abgelegt, an den durchstäubten Dornhecken bleichen, wenn ich den Ackerknecht sehe die Dunghaufen durchwühlen, die Scherben, Knochen herauswerfen, wird da nicht Gericht über uns gehalten! Alles was noch irgendwie taugt, dem Lumpensammler, dem Drechsler, dem Bauer, wird genutzt so lange es geht; nur das ganz Untaugliche bleibt übrig, ein Spiel für Regen, Wind und Sonnenschein. Ist es mit unserm Ruhm ebenso?

Mein Auge fiel einmal auf etwas Hellglänzendes in einer solchen Wüste der Verwesung — ein Stück Blech. „Nutzt das zu gar nichts mehr?" fragte ich. „Nein, Herr!" — „Nicht zu Spielzeug?" — „Es war Spielzeug." — „Kann man es nicht zerreiben, vernichten?" — „Das lohnte sich auch!" — „Wo bleibt es denn?" — „Es schmeißt's Einer dem Andern aufs Feld." — „Aber jedes Ding muß doch ein Ende nehmen." — „Am Ende frißt's der Rost; das werden wir aber nicht erleben, mein guter Herr."

Und was von uns eigentlich bleibt in der Metamorphose, was schwängert die Erde, was dringt kräftigend in den Acker? Die Theile, die dem Wandel ausgesetzt sind, der Mensch, der sich nach

den Phyſikern je fünf bis zehn Jahr umſetzt in einen andern, das Fleiſch, dem der Menſch nach allen Religionslehren nicht leben ſoll. Und das ſchöne Auge iſt nur Knorpel! — Iſt es nun mit dem Geiſt ebenſo? Das Unverzehrbare, das Außerordentliche bliebe übrig, eine Rudera, die die Würmer nicht mögen, deſſen das Tageslicht ſich ſchämt, und das Alltägliche lebte kräftigend, nährend fort in Kind und Kindeskindern. Dann wären die wirkungsreichſten Menſchen die, die im Geleiſe fortgehen. Ein verwünſchter Calcul!

Das blaſſe erſte Mondviertel blickte aus dem Wolkentreiben vor, als ich an eine Stelle gekommen, wo der Strom reißender um einen hohen Ufervorſprung fließt. An der äußerſten Ecke kauerte ein Menſch, die Füße überm Waſſer, den Kopf in einer Hand geſtützt. Er ſprach laut, abgebrochen mit ſich; er merkte nicht mein Kommen. Ich ward Zeuge eines ſchauerlichen Geſprächs. War's mir doch oft, als hörte ich ſelbſt die kalte Geiſterſtimme, als tauchte das bleiche Bild, mit dem er ſprach, aus dem Waſſer. Verwundern Sie meine Ruhe, daß ich mich nicht verrieth, daß ich ohne Athem lauſchen konnte. Brauche ich Ihnen den Wahnſinnigen zu nennen? Ich ſchreibe auf, was

mir in der Erinnerung blieb. Es war ein langes Gespräch, mit tonloser Stimme von beiden Seiten geführt.

— Willst Du denn absolut?

„Absolut, Vater."

— Warum denn?

„Warum sprangst Du denn?"

— Weil die Kasse mir zu schwer wurde. Weißt ja, ein Pferd war schon gestürzt und ein Postillion; ich allein konnte sie nicht tragen.

„Du hattest doch noch Geld."

— Heidenjunge! Willst Du Deinem Vater im Grabe Vorwürfe machen?

„Ist das da unten ein Grab? Ich meinte, es sei ein krystallenes Lustschloß."

— Wart' es noch ein Bischen ab.

„Wir müssen Alle sterben."

— Aber nicht im Wasser.

„Besser als auf dem Mist. Eigentlich, Vater, sind wir Alle geboren, um auf dem Mist zu sterben; da sind Die recht gescheit, die dem Himmel ein Schnippchen schlagen und ins Wasser springen."

— Hättest Du mich schreien hören, als das kalte Wasser um die Glieder klatschte, gesehen, wie ich

die Arme ausſtreckte, wie ich die Sterne greifen wollte; an ein Spinnewebe hätt' ich mich gehalten.

„Glaub's wol, Vater. Iſt nun einmal nichts auf der Welt ohne Angſt und Arbeit."

— Und Du willſt doch! Haſt Du mir nicht damals im Gebirge verſprochen —

„Damals wollt' ich verbrennen. Seit das Feuer auf der Welt ausging, muß man ſich ſchon erſäufen, wenn man ſelbſtändig hinaus will."

— Kannſt Du nicht mehr ſelbſtändig leben?

„Ich habe ja noch einen Funken in mir. Wo ſie ſo was wittern, ſind Alle verſchworen, Mücken und Pfefferküchler, und werfen Staub und Miſt auf einen, bis das Feuer erliſcht. Den Gefallen will ich ihnen nicht thun."

— Es kann noch eine beſſere Zeit kommen.

„Narren hoffen! Nein, Vater; erſt hat der falſche Vater mir den Glauben geſtohlen, dann ſich die Liebe ſelbſt todtgeſchlagen, und zuletzt haben ſie mit Keulen auf die Hoffnung gedroſchen. Die arme Hoffnung. Nun, ich war doch noch luſtig; aber dann kamen Schlangen und Mücken und ſogen das Blut aus, und als ich aus vollem Herzen lachen wollte, ſah ich erſt, daß ich kein Herz und

kein Blut mehr hatte. Ich kann ſie nicht mehr auslachen. Ehe ſie das nun merken, iſt's beſſer, ich ſpringe ins Waſſer. Du ſprangſt zu früh; ich grade zu rechter Zeit."

— Kannſt Du ihnen nicht was vorlügen? Wenn Du kein Herz mehr haſt und Blut, biſt Du ja gemacht für die Welt. Schicke Dich, und Du kannſt ein großer Mann werden.

„Satiren, alter Laubfroſch!"

— Ich habe die Welt auch gekannt.

„Armſeliger Calculator! Wenn Du die Welt gekannt, hätteſt Du mit Deinem Golde mehr gekauft als ein Grab im kalten Bergſee. Was wurde aus Rothſchild durch die eine Caſſe, die ihm der Kurfürſt gab! Kronen und Königreiche konnte man damals kaufen. Jetzt ſind ſie wieder theuer. Sehr ſchade, daß Dir der böſe Feind ein Gewiſſen vorlog, was Du nie gehabt. Ich könnte nun ein Prinz ſein, und bin der Sohn eines Bankerutiers geworden, der den Credit verlor, und ich ſelbſt habe den Glauben verloren. Ich glaube auch Dir nicht mehr. Ja, thu' nur den grünen Mund auf; man hat auch künſtliche Bronze. — Schicken meinſt Du, ſoll ich mich in die Welt, und haſt es ſelbſt nicht gekonnt; geirrthoſt ſchon außer Dir, als Du

mit einem Sack Geld allein warſt, und hatteſt kein Herz, ihm gegenüber ein Mann zu bleiben. — Armer Calculator! Wenn ich Dein Sohn bin, bin ich's, wie der des Amphitryo; ein Zeus ſchlief in ſeinem Ehebette. Die Henne hat Enteneier gebrütet; der Kukuk über einem Adlerneſte. — Nur nicht geweint! — Schicken kann ich mich nicht."

— Das macht Dein verfluchter Stolz!

„Haſt wol Recht, Vater."

— Zu meiner Zeit, du lieber Himmel, wenn da ein Junge aus der Provinz dachte, daß er mal könnte in die Kanzlei kommen und Geheimſecretair werden, da war er ſchon oben auf. Ihr denkt gleich Miniſter werden zu müſſen.

„Klug geſprochen, alter Laubfroſch! — Es iſt aber nun mal ſo und geht nicht anders. — Ich könnte ihnen noch ein Weilchen den Spaß machen und Geheimſecretair werden; aber wenn ich mich nun mal meinem Naturell überließe und die Acten brennten! — Nein, aus purem Mitleid ſchon für die armſeligen Menſchen will ich mich erſäufen. Sie ließen auch vielleicht, wenn ſie meine Natur entdeckten, mich als Feuerkönig für Geld ſehen. Auſſerdem habe ich einen König todtgeſchlagen."

— J ſieh einmal! — Weißt Du aber auch, daß

die am allerschnellsten vergessen sind, die ins Wasser gingen?

„Die Erde wird auch mal vergessen sein, wie schon Viele vor ihr. Alles geht jetzt rapider."

— Na, so nimm Abschied.

„Von wem denn? — Von der Freiheit, oder von der Liebe, oder vom Glück, oder vom Glauben, oder von der Freundschaft! — Alter, blinder Mann, die sind ja Alle todt, längst vor mir todt; ich bin allein übrig geblieben auf der ganzen Welt, ich bin der letzte Mensch. Was Du siehst mit Deinen trüben Augen sind ja nur noch Nebelbilder."

— So spring.

„Ich fürchte mich nur."

— Wofür?

„Vor der Furcht."

— Es ist nicht so arg. Erst freilich, da würgt's; man zappelt und möchte mit den Zähnen in die Luft beißen, um sich festzuhalten. Man reißt sich das Halstuch und die Weste auf. Aber dann wird's einem wohler; man schwimmt in einer grünen Wiese, unter Zephyrlüften, die uns streicheln; die Sphären musiciren, unsere Finger, unsere Pulse musiciren mit, bis wir einschlafen, und dann sind

wir ſelbſt grüne Wieſe und Blumenfluß und friſche Knospen, Vögel und Fiſche. Die Verweſung iſt ein altes Märchen, der Tod iſt Leben. Das Bewußtſein ſchläft auch nur ein, um angenehmer zu erwachen; denn von dem vielen Denken, Fürchten und Hoffen ward's mürb' und müde und verlangt nach einem neuen Daſein. Probir's!"

— — —

Er iſt nicht hinabgeſprungen, meine Freundin. Ich hielt ihn; wie, was ich dabei ſprach, ich weiß es nicht mehr — aber es war eine böſe Gewalt im Spiel — der Mond ſpielte ſo verführeriſch auf der Waſſerfläche, es rauſchte unten ſo ſüß — ich rang nicht mit ſeinem Wahnſinn allein.

Er entriß ſich meinen Armen und rannte in die Nacht. Ich habe ihn nicht wieder geſehen. — Ob ich recht that — der entſetzliche Gedanke peinigte mich auf dem Heimwege.

Es iſt ein Buch geworden, ſtatt eines Briefes, und doch kann ich nicht ſchließen, ohne Ihnen noch das Wenige mitzutheilen, was ich über ihn in **** erfuhr. Ich fragte am andern Morgen in ſeiner Wohnung nach. Er war nicht nach Hauſe gekommen.

Ich ließ ihm nachforschen durch Polizei und Gendarmen. Sie wissen von Jedem mehr, als er selbst weiß, und doch war es vergebene Mühe. Ich blieb drei Tage, und er kam nicht.

Empfing ihn irgendwo anders der Vater in seinen kalten Armen! — Ich fürchte, kein Arm der Liebe kann sich je mehr um den Zerstörten schlingen. Was sind wir Alle ihm, der sein Heiligstes und Bestes, sein Tiefstes und sein Wärmstes nur noch Geistern erschloß? Uns hielt er nur werth der rohen, gemeinen Schale. — Friede seinem Geiste!

Es war mir, als müßte ich mich seiner annehmen wie sein Erbe, wenn ich die rohen Bemerkungen im Hause hörte. Ich bezahlte seine geringen Schulden und suchte nach seinen Papieren. Es war aber Alles verschwunden.

Es that mir wohl und weh, Ihnen dies schreiben zu können. Nun sollen Sie hoffentlich nichts mehr von dem Unglücklichen hören. Möchte ich Ihnen von mir Angenehmeres melden können.

Die Herbstsonne scheint seit ein paar Tagen freundlich; die Wärme thut wohl. Fühl' ich doch selbst das Bedürfniß, Ihnen Heitereres zu melden. Wie sehne ich mich, von Ihnen etwas zu hö-

ren. Soll es erſt in T..... geſchehen, wo ich den Winter zubringe? Von allüberall Klagen, Unzufriedenheit, Verkehrtheiten; in Ihren Briefen immer ein ſanftes Licht, eine ſchöne Zufriedenheit, ein Lächeln, wenn ich doch fühle, daß ſie auf dem Folterbett geſchrieben ſind. Woher ſchöpfen Sie dieſe unerſchöpfliche Begeiſterung?

16.

Eberhard an den Berggeschwornen.

Am Ende der Welt.

Sind Hagar's Söhne sich nicht selbst genug! Wie lachen über unsern Jammer, den uns Niemand nehmen kann, derweil Ismael's an ihrem vollen Tafeln zittern, daß die silbernen Löffel gestohlen werden, die ihnen der gerechte Himmel schenkte. Wenn die Trompete zum Kehraus bläst, dann Vertrag, eher nicht; wir kämen zu schlecht bei der Theilung weg.

Betrügen ließ ich mich durch sein nobles Wesen und weiß doch, daß es unter der Sonne nichts Nobles gibt.

Euer Rübezahl war der erste Demagog; er bewies den armen Leuten, daß das Gold Hechsel ist.

Verrath' es ja nicht, guter Berggeschworner, dem Oberamt. So lange die Berge stehen und die Zwerge hineinkriechen müssen, werden sie Gold prä-

gen. Deine Kinder müßten betteln am Scheidewege: „Unſer Vater hat für uns kein Brot!“ Warum nicht? — „Weil er die Wahrheit ſagte.“

Wenn ich einmal guillotinirt bin, trag' ich den Kopf auch unterm Arme. Warum ſoll er denn nicht da wie auf den Schultern ſein ça ira ſingen?

Weißt Du ſchon: Im Waſſer ſterb' ich nicht. O, ich könnte der Welt ein ſchönes, nagelneues Bubenſtück erzählen.

Er war ſchon vordem, vor dieſer Welt, mein Feind oder mein böſer Geiſt. Er begegnet mir überall, wo ich ſtehe, gehe; das iſt der Neid der Reichen. In unſer bischen Armuth wollen ſie hinein. Er athmet den Roſenduft, er fängt den Kuß, der mir beſtimmt war, er ſchlürft den Wein, er ſchlürft die Ehre für mich aus, ſteht am Waſſer und reißt mich von meinem Vater, wenn ich zu ihm will, und —

Schuft! Rühren ließ ich mich von ihm! Grade nun will ich ſchreiben, ſchreiben, bis keine Dinte mehr iſt, weil er es nicht will; — Neues, immer Neues, denn das Alte hat er mir abgelauſcht, und ich will doch noch wachſen, ſo hoch, bis er nicht hinaufkann.

Dann ſchleudere ich's in die Luft — Poſt, —

elende Erfindung! Sie ſchneiden das Couvert auf an der Seite, und leimen's wieder zu — aber das Siegel laſſen ſie ganz:

Ein Rabe flog mit einem Ring,
Und an dem Ring die Treue hing.
Im Thurme weint' die Dame bang;
Aber es dauerte nicht lang.

Wäre ich Poſtſecretair, erbräche ich alle Liebesbriefe. Das gäbe doch ein Facit von Treuloſigkeit, wogegen alle Prediger in der Welt nichts ſagen könnten.

Es iſt ſchrecklich, was die Leute hier erzählen. Es ſoll kein Demagog mehr erſchoſſen werden. Sie ſollen bis an's Ende der Dinge eingemauert bleiben.

Warum nicht? — Weil das Feuer ausging. Das bischen Pulver und Blitz braucht man zu Feuerwerken bei hohen Vermählungen.

Gott ſchenke uns Allen ein ſeliges Ende.

Amen!

Künftig werf' ich's in den Mühlbach oder in den Wind. Das iſt ein Briefträger!

17.

Der Bergamtsgeſchworne an den Regierungsrath Grobhauer.

. . . . . au.

Wenn ich den Zeitungen trauen darf, befinden ſich Euer Hochwohlgeboren in dieſem Augenblick noch in . . . t, und ich erlaube mir, mich mit einer dringenden Bitte vertrauensvoll an Sie zu wenden.

Ich habe einen unglücklichen Freund, wenn ich ihn noch habe. Seine Briefe unterrichten mich von einem Zuſammentreffen, das ihm Ihre Bekanntſchaft einſt auf der Reiſe in dem Dorfe — — verſchaffte. Erinnern Sie ſich bei Ihren vielen Bekanntſchaften vielleicht auch nicht mehr perſönlich des rieſenhaften Mannes, mit den großen Augen, dem ſtieren Blicke, den buſchigen Brauen und dabei dem wohlwollenden Zuge, der um den Mund des Unglücklichen ſpielte, ſo wird Ihnen doch der Name des Schriftſtellers Eberhard bekannt ſein, deſſen freie

Rede ihn vor einigen Monden in ....t in die Frohnfeste brachten, aus der er jedoch, vermuthlich nachdem man die Unschädlichkeit seines irren Tobens eingesehen, wieder entlassen wurde. Seine letzten Briefe zeugen von einem aufsteigenden Wahnsinn, dessen Spuren ich in dem Zerrütteten, in allen seinen Hoffnungen Betrogenen schon früher mit Schrecken wahrnahm.

Ich weiß nicht, von wo sein letzter Brief, wenn ich die Eruptionen seines zerstörten Wesens so nennen darf, die er auf Papier kritzelte, herrühret; kaum, wie er bei der verkehrten Adresse zu mir gelangte. Seitdem fehlt mir jede Nachricht von dem Unglücklichen, dem selbst Alles fehlt, Freunde, Verwandte, Mittel, Hoffnung und Vertrauen.

Gibt es Menschen, die vom Glück ganz verlassen, vom Schicksal hinausgeworfen scheinen auf die Heerstraße, um in tausendfach wechselndem Misgeschick irgend etwas zu büßen, was bei ihrer Geburt versehen war, so gehört dieser Unglückliche zu ihnen. Wo in seinem Leben eine Morgenröthe sich aufthat, war es gewiß nur, um ihn nachher desto furchtbarer in Nacht zurückzustürzen. Wurde ihm dies Übermaß von Unglück auferlegt, weil er sich selbst so stark dünkte, so hat der unbegreifliche Wille

schnell gerichtet und gesiegt. Die herrlichste Anlage, die schönste Menschenbildung zerfiel in sich.

Ich lernte ihn um sein Unglück lieben, denn auch dieses hat einen Zauber in sich. Möchten Sie, hochgeehrter Herr, dessen Herz gewiß nicht so rauh schlägt, als man Sie schildern möchte, — denn Sie sprachen freundlich in jener Nacht zu meinem armen Freunde, — diesem Zauber zugänglich sein. Nehmen Sie die Versicherung eines friedlichen Bürgers: er ist nicht gefährlich. Nur zu ungestüme Pulse schlagen in der unbefriedigten Brust und sprudeln über, wo sie keinen Ausfluß finden, in wilden, erschreckenden, höhnenden Worten. Aber er ließe sich leiten wie ein Kind, wenn er die Liebe gefunden, die das vermag.

Suchen Sie ihn auf, und wenn Sie ihn gefunden, nun dann versichern Sie ihm, wenn er noch auf die Stimme der Vernunft, der Freundschaft hört, wenn er überhaupt noch hört, daß hier Herzen für ihn schlagen, daß er zu uns kommen soll in unsere Hütte. Wir wollen das Letzte mit ihm theilen.

Es will mir vorschweben, als sei das Alles umsonst; aber es ist nichts umsonst, was die unsterbliche Seele eines Menschen retten kann. Wäre er

dann am Leben, im Stande zu hören, so sagen Sie ihm, daß ein Todesfall in seiner Vaterstadt zu merkwürdigen Entdeckungen und neuen Aufschlüssen über seine Geburt geführet hat. Noch bin ich darüber nicht unterrichtet, aber wäre es doch vielleicht eben das dunkel Geheimnißvolle, das darüber waltet, was einen hinsterbenden Geist, der für Alles stumpf ist, doch noch reizte.

Für jede Nachricht schon würde ich Euer Hochwohlgeboren mit dem innigsten Dank verpflichtet sein.

Genehmigen Sie u. s. w.

18.

Ein Blatt im Winde.

(1.)

Wir neuen Radicalen sind Enkel des Fähndrich Pistol.

Warum haben wir ihm noch keine Bildsäule aufgerichtet?

Methusalem war eigentlich nur ein Begriff. Er repräsentirte das byzantinische Reich und das byzantinische Reich repräsentirt die Legitimität. Die Menschen verstanden das falsch und machten aus dem Begriff eine Person, gleich wie die Pariser aus der Freiheit eine willfährige Weibsperson, die sie auf ein Piedestall stellten; und da war Alles gut. Aber wie gesagt: Methusalem und die Freiheit sind nur Begriffe, und wir Alle sind ausgetrocknete Fische.

Der klügste Mann aber bleibt der Papst. Er stiftet jetzt einen Orden für die protestantischen Fürsten, weil sie so viel für ihn thun. Viele geißeln

sich jetzt heimlich darum, daß ihre Vorfahren die Reformation befördert haben.

Auch die protestantischen Prediger wird er bedenken, denn er ist human geworden, die Katholiken aber in den Bann thun.

Wär' ich Akademiepräsident, stellte ich die Fragen auf:

1. Gibt es einen Schuft auf der Welt, aus dem sich nicht herausbeweisen ließe, daß er eigentlich ein ehrlicher Mann ist?

2. Ist ein Vulcan, der nicht mehr Feuer speit, noch gefährlich?

3. Wenn wir Alle Asche sind und Schlacke, fängt alsdann das tausendjährige Reich an?

Warum würden denn so viel Arten Feuer zu machen erfunden, als um den Leuten Sand ins Aug' zu streuen, daß es noch Feuer gibt!

19.

Aus einem Reisebericht in einem sächsischen Provinzialblatte.

— Der Platz vor dem Wirthshause, welches auch zugleich das Gerichtshaus ist, war von Menschen gesperrt, und unser Wagen konnte nicht durch. So waren wir gezwungen, von einem äußerst unangenehmen Vorfalle Zeugen zu sein, welcher beweist, wie die Humanität in diesen Gegenden noch zurück ist, wohingegen es an Crucifixen und Heiligenbildern an den Straßen nicht fehlt.

Der Adjunct des emeritirten Schulmeisters, dem die Verpflegung des Letztern und seiner gleichfalls hochbetagten Ehefrau oblag, hatte, um sich dieser lästigen Verpflichtung zu entledigen, die beiden alten Leute durch eine vergiftete Leberwurst aus dem Wege geschafft. Indem ein Hund, der dem Schmiedemeister im Dorfe gehörte, den Rest dieser Leberwurst

gefressen, und davon crepirt war, kam das Verbrechen grade in dem Augenblicke an den Tag, wo die beiden Leichen auf dem Kirchhof des Ortes bestattet werden sollten. Eben jetzo hatte man den verruchten Thäter, welcher leichenblaß dastand, verhaftet, und die Oduction der beiden unglücklichen Leichen in seiner Gegenwart veranstaltet. Wie nun ein solches Verbrechen nur in Gegenden vorfallen kann, wo noch der finstere Aberglaube des Katholicismus herrscht und die Policei nicht die Leberwürste besichtigt, ehe sie verkauft und gegessen werden dürfen, so bewährte sich denn auch in dem Tumulte, wie hierorts noch die katholische Unvernunft zu Hause ist.

Statt daß ein vernünftiger Geistlicher die Gelegenheit ergriffen und den Leuten einen moralischen Vortrag gehalten von der Ehrfurcht, welche die Jugend dem Alter schuldig ist, und wie eine Vergiftung ein ebenso schändliches Laster ist als Mord und Todtschlag, woran er eine praktische Vorhaltung knüpfen können, an welchen Zeichen man Gift erkennen und wie man Leberwürste auf eine der Gesundheit zuträgliche Weise bereiten könne, kurz; statt Dessen, was Religion und ein guter Haushalt fodern, hob man einen langen, zerlumpten Kerl mit

einem ungeheuern schwarzen Barte und gräßlichen Augen in die Höhe, welcher reden sollte, und was er redete, wurde laut belacht und beklatscht, und die Leute unterbrachen ihn mit recht widerwärtigem Zujauchzen, so oft er pausirte, indem sie sagten: „Das ist recht!“ — „So ist's gut.“ — „Der versteht's.“

Wiewol ich nur mit Verdruß dem tollen Gewäsch zuhörte und besser gethan, mir die Ohren zu verstopfen, konnte ich doch nicht umhin, vermöge der unangenehmen Lage, in die ich gerathen war, drauf zu achten, und um doch so viel Nutzen aus dem Vorfalle zu ziehen, als sich thun ließ, hieß ich meinen Anton die Schreibtafel herausziehen und aufnotiren, was er von der ungewaschenen Rede fassen konnte. Wenn ich dieses nun durchlese, so erröthe ich freilich darüber, daß der menschliche Mund, den der Schöpfer gemacht, um auf vernünftige Weise seine Gedanken Andern mitzutheilen, dazu gemisbraucht werden kann, um dergleichen sinnlose und unzusammenhängende Ausdrücke, wenn ich mich so ausdrücken darf, in die Luft zu schmeißen; allein es gibt doch nichts in der Welt, was nicht zu etwas gut wäre, und so freute ich mich, wie richtig und hübsch unter An-

wendung zweckmäßiger Abbreviaturen mein Anton das Geredete in der Schreibtafel zu Papier gebracht, was mich zu der Überzeugung bringt, daß auch wir in Deutschland mit der Zeit zu der Fertigkeit der Geschwindschreiberei gelangen dürften.

„Mylords und Gentlemen!" sprach dieser Mensch, „Alle Menschen stehen entweder auf ihren Fußsohlen oder auf ihrem Kopf. Dies dahin gestellt sein lassend, nämlich uns, ist doch so viel ausgemacht, daß die Welt unaufhaltsam ihrem Untergange entgegenrennt. Jede kleine Partikel an Euch und um Euch, denn in sich ist sie wieder eine Welt, führt Euch den Beweis. Das Rindvieh und der Mensch werden zwar größer mit den Jahren; das ist aber nur scheinbar, sie wachsen nur in den Tod, der in Niederdeutschland Untergang heißt, und das Einzige, was wirklich wächst, sind die Schulden. Jeder von Euch weiß, wie viel sein Nachbar ihm schuldig ist, aber Keiner, wie viel er ihm schuldig ist. Wenn Ihr aber alle diese Schulden, die Ihr nicht wißt, zusammenrechnetet, Ihr könntet so viel Branntwein kaufen, daß Euer ganzes Dorf darin ersöffe, und nicht mal die Spitze des Kirchthurms guckte vor! Sagte ich Euch aber, was alle Menschen schuldig sind, und alle Dörfer, Städte, Königreiche und

Kaiſerthümer, wahrlich ich ſage Euch, es gäbe nicht ſo viel Kreide auf Erden, der ganze Himmelsbogen hätte nicht Platz für die Zahlen, und wollte ſie Einer mit einem Mal ausſprechen, der würde ſterben, ehe er zu Ende käme. Mit dem Bankerot hört natürlich der Wirth auf und die Welt auch. Wenn kein Credit mehr iſt, iſt ſie zu Ende. Und nun ſprecht ſelbſt, wer von uns Allen hat noch Credit? Meint Ihr noch, wie Eure dummen Großväter, daß die Reichsbarone reich ſind, weil ſie mit Sechſen fahren? Der Dümmſte von Euch weiß, daß alle Kronen, wie ſie auch glänzen, an die Juden verpfändet ſind, die Tugend betteln geht und die Vernunft eine Kupplerin wurde. Da nun unſere Beſtimmung der Tod, oder auf niederdeutſch: der Untergang iſt, was die Liberalen Vorwärts und die Juden Vergeſſenheit nennen, da Ihr's in Euch und um Euch klappern, knacken und krachen hört, und die Zeit immer rapider geht, und der mit ihr, der am rapideſten vorwärts ſpringt; warum, Ihr Schafsköpfe, eine rechtſchaffene Weltſeele blamiren und condemniren, weil ſie grade mittels Leberwürſten zum allgemeinen Zwecke arbeitete! Erfüllen denn Die allein nur ihre Beſtimmung, die nur Blut-, Knack-, Brat- und braunſchweiger Würſte auf die

Schlachtbank bringen? — Warum ließ uns der Instinct den Branntwein lieben, als weil er uns schneller weiter bringt wie Bier und Mehlsuppen. Glaubt Ihr etwa um deshalb, weil sie hier zu Lande die Melpomene ausgestrichen haben von den neun Musen, daß es rückwärts gehen kann? Die Lüderlichkeit der acht Andern schafft uns viel schneller in die Grube als der verrostete Dolch. Zu meiner Zeit, denn ich bin ein alter Mann, brachten die Leute nur sich selbst um, und das, wenn sie Ursach hatten, entweder mit Wasser oder mit Lügen; betrachte ich nun den ungeheuern Fortschritt, daß Ihr schon Andere umbringt, sogar um weniger als nichts, — denn wie viele Schulmeister haben sich ehedem umgebracht, weil sie's nicht weiter gebracht, und dieser bringt einen Abgelebten um, um selbst einzurücken, — und sogar schon mit nicht mehr als einer Leberwurst, dann, Ihr dummen Bauern, möchte ich weinen wie ein Krokodil, und es dem Himmel abbitten, daß ich meinte, er wolle einen Stillestand und den morschen Staubball noch ein Bischen flicken lassen. Eßt Eure alten Väter auf, wie die Raben; vergiftet Eure Schulmeister mit Leberwürsten und Euch selbst mit Branntwein; juchhei, dann kann eine rechtschaffene Weltserle sich

freuen, denn wir Alle ſind unſerm großen Ziele nahe."

Nachdem dieſer entſetzliche Menſch Dieſes und noch Anderes geſprochen, gaben ihm die unvernünftigen Bauersleute noch Branntwein zu trinken und jodelten und hänſelten mit ihm. Als ich hierauf den Krämer des Orts, welcher ein anſtändiger Mann zu ſein ſchien, darüber zur Rede zu ſtellen mich gedrungen fühlte und ihn fragte, weshalb man einem Menſchen öffentlich zu reden geſtatte, der in keiner Art dazu ordinirt ſei, antwortete mir derſelbe: Hierorts rede ein Jeder, dem der Schnabel dazu gewachſen ſei. Als ich ihm aber vorſtellte, daß das ja offenbar verrücktes Zeug wäre, lachte er, und ſagte, weil ich gedrungen, daß man ihn einſperren müſſe: „Herr Magiſter, wenn wir Jedermann darum einſperren wollten, wo kriegten wir Platz her!" — Nunmehr hielt ich mich verpflichtet, mich des Nähern bei den andern Honoratioren der Ortſchaft zu erkundigen und erfuhr daraus ſo viel, daß ich meinem Gott dankte, nicht in dieſem Lande geboren, noch gezwungen zu ſein, in einem zu leben, wo die Policei um Menſchenwürde und öffentliche Ordnung ſich ſo wenig kümmert, und dafür Guirlanden hängen und Lämpchen brennen läßt unter

den sogenannten Marienbildern, und wie die Monumente aus den Zeiten des Aberglaubens und der Finsterniß heißen mögen. Niemand kennt nämlich diesen Menschen, der aus der Fremde herübergekommen; nicht einmal seinen Namen, weß Standes und Landes er ist. Er trinkt mit den Bauern in der Schenke, erzählt ihnen albernes Zeug, worüber sie lachen, spielt mit den Kindern und schreibt ihnen allenfalls Verstellungen und Hochzeitspäße, die denn auch danach sein mögen. Auch schreibt er viel für sich, auf schmuzige Zettel und zerreißt es wieder, oder wirft es, wenn es windet, zum Fenster hinaus. Alles das lassen sie geschehen, räumen auch wol ein, daß er verrückt sein könne, und thun doch nichts. Ich war froh, als ich aus dem Lande heraus war, wo man den Aberglauben cultivirt, emeritirte Schulmeister vergiften und tolle Vagabunden frei umlaufen läßt.

20.

Der Baron an das Stiftsfräulein.

St. . . . . .

Erſt hier, meine Freundin, und das im Augenblick meiner Ankunft, finde ich Ihren freundlichen Brief. Sie thun mir vielleicht unrecht. Wenigſtens, wenn ich krank war, bin ich curirt. — Ja, ich bin krank geweſen, — ein Frauenauge ſieht unſere Schwächen ſchärfer als wir ſelbſt — aber es war nur ein vorübergehendes Fieber. Sie wußten, als Sie ſchrieben, noch nicht, was ſeitdem geſchah, was mich aus dem neuen Athen forttrieb.

Ehre! ſchöner, heller Stern am Himmel; nein, es kann nicht Unrecht ſein, danach zu ſtreben; das fühle ich in dieſem Augenblicke, wo ich drauf verzichtet habe, am deutlichſten. Ich ſtrebte nicht weniger nach ihr, als ich ein armer Landpfarrersſohn war, wie da, als ich der Erbe eines berühmten Namens wurde. Wie ich berühmt, groß,

einflußreich, genannt und gekannt werden wollte, das wußte ich freilich nicht, aber werden mußte ich es. Nicht um mich; um meine Freunde zu beglücken, meine Ältern zu erfreuen, das Gute, was man in der Schule weit beſſer kennt, als im Leben, durchzuſehen, das Schlechte zu entlarven, Verdienſte zu belohnen. Ein gewaltiger Kanzelredner, ein großer Profeſſor, ein allmächtiger Miniſter, ein ſiegreicher Held, das mußte ſo Alles zuſammenkommen. Wenn ich das, ich wußte freilich nicht wie, zuſammen war, mußte unter meinen Fußtritten der Segen blühen; wo ich hinſah, Sonne ſcheinen; wenn ich den Mund aufthat, Alles lauſchen. Meine Gegenwart war beglückend, ich durchſchaute Alles, und ich war auch durchſichtig. Meine Thaten, eins mit meinen Gedanken und meinem Sein, waren ein ſüßrauſchender Fluß, kaum hie und da aufgehalten durch ein kleines Hinderniß, um ihre Kraft zu zeigen. — War dies Bild der Ehre ein Verbrechen, Freundin? Ich ging ja auf in der Allgemeinheit, für die ich dachte, that, war.

Das wurde ſchnell anders. Der weite Raum wurde um ſo viel kleiner, als ich ſelbſt größer geworden. Dicht um mich her ſah ich ſo Vieles zu erringen, über das ich früher hinwegflog; es verbot

ſich von ſelbſt, Prediger, Profeſſor, Großkanzler und Feldmarſchall in einer Perſon zu ſein. Da wand und krümmte ſich Einer, reicher als ich es je werden kann, von älterm Adel als meines Vaters und nicht ſchlechter als Viele, um einen — Kammerherrnſchlüſſel! — Eigentlich hätte mich das freuen ſollen, daß die Welt ſo reich iſt an beſtrebenswerthen Dingen; aber die Glut nach Ehre kühlte ſich bald an der kalten Gemeinheit. Statt des Strebens trat der Ekel ein. — Da ward das Teſtament eröffnet und die Roſe fiel ins Waſſer — und ich in ein Nervenfieber. Ich erſtand wie durch ein Wunder; aus dem Grabe meiner Hoffnungen ſtieg ich auf, der Ehrgeiz war unten liegen geblieben.

Und nun, weil ich ein ſchlechtes Buch geſchrieben, in dem der Reſt der Bitterkeit niedergelegt iſt, um eine ſchlechte abgelegte Hülle von mir ſollte ich ſtolz ſein!

Wenn es ſo war, meine Freundin, dann geht es mit uns nicht aufwärts, dann iſt unſer Leben ein langes Abwärtsſteigen, und die Sonnenwende liegt ſchon im Jünglingsalter! Wie viel dann der Thoren, die mit den Regenwürmern ſich begnügen ſtatt der geſuchten Schätze. Weil die, deren Schalheit,

Gemeinheit, deren hohler Dünkel mich zu der Satire inſpirirt, mich darum loben, dünke ich mich wieder erhoben! Das iſt Satire über die Satire. Und es war doch ſo, und Sie haben Recht, und ich bin Menſch, nicht beſſer als der Schlechteſte.

Ob wol Gott ſich über die Loblieder freut, die ihm die Pietiſten über ſeine ſchöne Schöpfung ſingen. Der Gedanke könnte uns den des Unnennbaren verkümmern.

Ich ruhe hier im Lande etwas aus, ehe ich nach T..... gehe. Mir graut vor dem Aufenthalt. Aber der Termin läuft ab, und ich muß dort die Eröffnung des letzten Codicills, das über mein Schickſal entſcheidet, abwarten.

Wieder eingeſpannt zu ſein in das Leben der guten Geſellſchaft, am Joche der Langenweile mitzuziehen, diplomatiſche Gleichgültigkeit um mich, ſelbſt ſie zu affectiren, — oder auch ſelbſt gleichgültig werden — was iſt ſchlimmer? — und alle unintereſſante Bekannte wiederſehen, neugierig begafft werden von Denen, die den Autor kennen lernen wollen; Lobſprüche herunterſchlucken müſſen, die Sottiſen ſind; erinnert werden an Das, was man vergeſſen möchte, und vergeſſen müſſen Das, was noch blutet —. Ach Freundin, an hellen Tagen,

wenn die tiroler Schneegipfel vorleuchten, wünſchte ich mir ein Haus, einen Thurm, mitten unter Eisfeldern, Schneepiks und Gletſchern und eingeſchneit oben in der kalten, ſcharfen Luft den Winter zu verbringen. — Dort in der langen, großartigen Einſamkeit, wo alle Sinnentäuſchung fortfällt, hoch über dem Treiben der Menſchen, müßte ſich's doch, dünkt mich, dem innern Auge entſcheiden — was denn? —

Ob wir auf der Welt ſind, um Champagner zu trinken oder die Bibel zu leſen —.

Wer von vor ſiebzig Jahren aufſtünde, würde er Deutſchland wiedererkennen! Was zum Beiſpiel Leſſing über unſern Skepticismus urtheilte! An welchen Fäden hängt es noch zuſammen; welcher Glaube gibt ihm Kraft; wofür begeiſtern wir uns noch? Die Sprache, ſagt man, macht den Deutſchen; lieber Gott, es war nie ſo große Sprachverwirrung!

Ich ſchreibe Ihnen noch einmal von hier aus, noch Mancherlei; Grillen und mehr als Grillen habe ich Ihnen von der Reiſe zu erzählen. Noch bin ich zu erſchöpft und will erſt den wenigen Sonnenſchein genießen, der die reizende Umgegend mit ihren erhebenden Erinnerungen beleuchtet.

21.

Ein Blatt im Winde.

(2.)

Ehedem regierten hier die Hohenſtaufen. Als dies Geſchlecht ausgeſtorben, erfand man die Legitimität. Es iſt bequemer, legitim zu ſein als ein Hohenſtaufe. Nun wollen ſie wieder die Legitimität abſetzen. Sie haben noch keinen Hohenſtaufen dafür! — Das hat man davon, wenn man junge Menſchen guillotinirt.

Ein alter rothbärtiger Onkel lebt noch, aber er iſt ganz verſchüttet und mit Harz zugeklebt. Wer ihn findet, ſtirbt.

Was iſt ein Tod, wenn man Das dafür fände!

Das ganze alte Europa ſtürbe gern, um einen Hohenſtaufen. — Nicht wahr!?

Der Papſt riſſe die Perlen aus ſeiner Tiara, die Kaiſer ſchmölzen ihre Kronen ein, die Sou-

veraine weinten vor Rührung, und Deutſchland revolutionirte — um den jungen Konradin.

Aber um den alten Rothbart rührt ſich keine Seele.

Alte Leute kommen um ihre Autorität in Deutſchland. Es iſt ſchlimm; um ſo ſchlimmer als wir Alle alt werden.

Können nicht alte Leute wieder jung werden? Wenn nämlich die Zeit rund umgeht, kommt ſie denn nicht wieder dahin, wo ſie auslief? — Wenn wir wieder bis zu Friedrich Barbaroſſa kommen, dann iſt er vielleicht viel jünger und weit mehr vorwärts als unſere Jüngſten und Vorderſten.

22.

Der Baron an das Stiftsfräulein.

Et . . . .

Wie mich das immer kränkt, wenn sie die beiden lebendigen Säulen Germaniens, die Rieseneichen, deren Wurzeln unser Vaterland zusammenhalten, wenn sie für das alte Recht der Habsburger und Hohenzollern keinen bessern Grund wissen als die Legitimität.

Wer hat diesen Begriff aus seinem Grabe jüngst wieder aufgestellt? Ein Franzos! Derselbe Talleyrand, der Principe auffand wie Stecknadeln, wenn er sie für die Gelegenheit brauchte. Er fand es und warf es wieder weg, als ihm ein anderes zweckmäßiger schien; und wir klammern uns daran, als wär's unser letzter Nothanker, und sehen eine verrostete Nadel für einen Magneten an.

Auch ich ehre die Legitimität. Aber nicht das hohle, fahle Gespenst, jenen ausstaffirten Tod, den

sie uns anbeten lassen von ferne, ohne Liebe und Begeisterung, wie den Dalai Lama, der auch nie stirbt, aber auch nicht lebt.

Und unsere herrlichen beiden deutschen Fürstenhäuser mit ihren verschlungenen grünen Laubkronen, die nur einmal ein Sturmwind sieben Jahr auseinandertrieb, damit ein glücklicher Friede sie enger zusammenbinde und festhalte, so lange Deutschland steht; dieser Beiden urkräftiges, aus innerem Mark, Gesundheit und Thatkräftigkeit entspringendes Recht sollte nicht anders wurzeln als in dem heraldisch calculirten, papiernen Principe! Schwachsinniger Glaube, etwas was lebt, durch todte Begriffe beweisen zu wollen! Fast dünkt mich's wie Blasphemie, ihr Kronenrecht mit dem jener altersgrauen, verwitterten Dynastien in eine Reihe zu stellen.

Knüpfen denn die preußischen, die östreichschen Fürsten nicht festere Bande an ihre Völker als jene alten Bourbonen, in denen das legitime Princip so verknöchert dasteht, daß man der erstarrten Liebe durch tausend künstliche, fremdartige Mittel aufhelfen mußte? Braucht es bei uns der täglichen Beweise, daß sie unsere Fürsten mit Recht sind; braucht es der Manifeste, Verträge, Versprechungen? Die lebendige Gegenwart, die freudige, unbewußte Anerkennung, das

große Familienband, das uns weinen und lachen läßt mit unsern Fürsten, ihren Frauen und Kindern, das grade müßte sprechen gegen die verstockten Theoretiker.

Und wie wurden sie es? Fielen sie etwa vom Himmel; waren es fremde Eroberer, Giganten, die unter Menschen traten? — Nein! Das reinmenschliche Verhältniß, das historisch documentirt ist von Schritt zu Schritt, wie Habsburger und Hohenzollern das allmälig geworden sind, daß sie aus unserer Mitte hervorgingen, nie sich von uns trennten, aber sich über uns erhoben durch die Kraft ihres Willens, die Reinheit ihrer Absichten, die tiefe Sitte ihres innersten Seins; daß sie nicht zerstörend in eitler Eroberungssucht, sondern schaffend mit dem Geiste des Volks und dem Drange höherer Nothwendigkeit voranschritten und die Staaten **erschufen**, die sie regieren; **das** ist ihre Legitimität, die lebendige, grünende, blühende. Die andere ist Verwesung.

Mir ist oft, meine Freundin, als datire all' das Unglück, die politische Zerrissenheit unserer Tage, von der Zeit, wo man unsere moderne Legitimität erfand; von da, als man die alten deutschen Fürsten, die, aus den Freien des Volkes emporgewachsen,

durch ihr Besserſein als wir unſere Herrſcher geworden waren, mit dem orientaliſchen Nimbus umgab. Wie ſchlecht paßte der fremde Mantel zu unſern Heinrichen und Ottonen, zu den Konrads, Rudolfs und Albrechts, die erröthet hätten vor Kniebeugung freier Männer, die nur den Handſchlag der Treue und Unterwürfigkeit verlangten. Welche kühne, freie Worte wurden da zwiſchen Fürſten und Unterthanen gewechſelt, ohne daß Einer an Verletzung heiliger Rechte dachte. Erſt als das häßliche, undeutſche Princip ſich aus der Fremde einſchlich, als man das römiſche Recht auf unſere Schöffenſtühle ſetzte, und den byzantiniſchen Purpur unſern Fürſten umhängte, und die laesa majestas, etwas völlig Unbekanntes in den deutſchen Gauen, in die ungefüge deutſche Sprache überſetzte, entſtand die unſelige Verwirrung. Da trennten die Staatskünſtler das Familienband, und die Fürſten ſollten andere Weſen ſein und die Völker andere. Und ſie konnten doch die Liebe nicht todt machen; es blieb immer in Deutſchland etwas Anderes, Innigeres beſtehen, ein lebendiges Band zwiſchen dem göttlichen Rechte und der ſtummen Unterwürfigkeit, und das wird bleiben trotz unſern Legitimiſten, Abſoluten und Conſtitutionschemikern.

Und wenn's nichts weiter wäre, was unsere Fürsten heiligte, als der Mantel aus dem Orient, die Nebelkappe legitimer Scheu, wie wäre der abgefallen in der letzten Revolution! Woran zerschellte denn deren Kraft? An dem zähen, trägen Deutschland, wie sie's drüben nennen; weil sie uns nicht kennen. An dem legitimen Sinn der Deutschen, sagen unsere Papiermänner; weil sie uns nicht kennen wollen. Ja, wäre ihr legitimes Princip so bei uns ausgebildet gewesen, als sie trachten; hätte der Befreiungskrieg den zweihundertjährigen Verknöcherungsproceß nicht durchschüttert und die alte Ader der Liebe nicht wieder mächtig durchströmen lassen, daß wir unsere Fürsten wieder als unsere Gleichen mit uns dulden, leiden, bluten, handeln sahen, eins mit uns, Glieder einer Familie, wäre das nicht gekommen, und sie hätten uns nur dagestanden als erhabene Schreckbilder, unerreichbar unserm Händedruck; alsdann wäre es anders geworden. — Das Princip hätte sie nicht gestützt. Es war nur die Verwandtenliebe.

Ging es nicht mit der Kirche ebenso. Weshalb wurde die Reformation nothwendig? — Weil sie ihr in Byzanz und Rom heidnische Talare aus dem Orient und Mützen und Weihkessel umgehängt

hatten; weil ſie meinten, die reine und erhabene bedürfe des Goldglanz- und Purpurluſtres. Und der Purpur und das Gold und die Edelſteine drückten ſie herab, und Luther mußte kommen.

Den Blinden Licht zu predigen iſt umſonſt. Aber daß auch ſo viele Sehende der Meinung ſind, daß der Nimbus unentbehrlich ſei! weil Liebe und Vertrauen in ihnen untergingen, weil ſie zu alt ſind; das iſt das Entſetzliche. Und ich werde auch alt!

Weshalb das Alles hier, fragen Sie? Grade hier wurde es mir klar. Es herrſchen nicht überall in Deutſchland Hohenzollern und Habsburger. Wo ſie ſo eng zuſammengerückt ſind, der Nimbus und die hungerige Nothwendigkeit, gibt es arge Conflicte, die an der Liebe zehren.

Wir ſehen übrigens mit Vergrößerungsgläſern. Es geht nicht ſo rapide vorwärts, als wir denken. Der Zerſtörungsproceß wird mehr in Worten geführt.

Hier am Ort iſt's ſtill. Ich ſehe nur, daß man für einen Schritt vorwärts zwei zurück thut und was man gegeben, wieder nimmt. Es kocht

dafür. Aber Zion haben sie den Rücken gekehrt, und Jerusalem, sagen sie, ist überall. Viele suchen es schon in Amerika. Die Armen! Wie gleichgültig sie dem Vaterlande den Rücken kehren!

Die unter den neuen Aposteln haben einen schweren Stand, die noch den alten Glauben bewahren und doch die neue Oriflamme predigen. Man schilt sie halb, wie mich Ihr Chargé d'Affaires. Im Ganzen hat die Lüge, mit der Viele fochten, ihre moralische Kraft gelähmt; sonst halten sie zusammen, gut gegliedert; ihre Taktik stammt von den Jesuiten, aber es fehlen Die, die vor die Front treten; die echten Glaubenshelden.

Vom Frühling der Völker, vom jungen Deutschlande schallt es und hallt es wieder, und Schall und Hall machen eine weite Runde, aber es kommt nichts zurück als Schall und Hall. Zuweilen klingt es mir auch lockend. Es erinnert mich an unsere Tage der Erhebung. Ich finde aber nichts Positives als Eisenbahnen, Dampfwagen, unbeschränkte Industrie, also Actien, also Papier, — oder am Ende gar die vollkommenste Police!

Selbst die Dichter, die so schön singen für die Bewegung, den großen Umschwung, das junge Europa, wenn sie uns nur ein einziges großes Bild,

ein Phantom wenigſtens aufſtellten; nur etwas, das uns entzückte, berauſchte über den Drang, die Noth hinaus, wär's auch nur auf Augenblicke. Das iſt eben das Entmuthigende, ſelbſt keine große, ſchöne Täuſchung! Die Begeiſterung ruht im Nicht. Daß der Jude nicht mehr Jude ſei, der Junker nicht mehr Kammerjunker oder Feldmarſchall, die Induſtrie nicht mehr controlirt werde! wer leugnet, daß das gut wäre, aber wer findet darin Seligkeit! Und daß nun die Dichter grade in den Vorderreihen ſtehen! —

Von denen wir Dürſtenden in der Wüſte Zaubergärten erwarten, die beweiſen uns nur, daß es eine Wüſte wirklich iſt. Wer verarge's ihnen, daß das Herz ſich umdreht vor der Miſerabilität des alten Europas; aber weshalb ihre volle, friſche, ſchaffende Kraft darauf vergeuden! Und welche Ironie; ſie müſſen Ausdrücke, Bilder für die kommende von der abgelebten Zeit borgen; aus dem Mittelalter ſeine Ritter, Burgen, ſtahlumpanzerten Herzen, Mauern und Lanzen. Ihre neue, unbeſtimmte, unbegrenzte Zeit hat keine eigne Sprache, keine eignen Bilder. Potemkin's Couliſſen kommen mir dabei immer in den Sinn. Und überall, wo wir hier rückwärts ſchauen, ſind es keine

Decorationen; Scholle, Stein, Klippe, Bergwald, Alles Schauspiel und doch Wahrheit, jedes Stück durchtränkt von großer That, von gewaltigem Sinne. Hier grade kommt mir dieſer Liberalismus wie eine Misgeburt vor, der drüben auf dem nackten Kiesplateau wie zum Boden gehört.

Warum lieben Sie Uhland nicht? — Ich könnte Ihnen ſo viel Schönes von ihm ſagen. — Er gibt Ihnen zu wenig Sentenzen, ſeine Lyrik verkörpert ſich zu ſehr in kernigen Ausdrücken. Er iſt ſchon fertig, wenn Sie erſt anfangen warm zu zu werden. Aber achten Sie doch nur darauf, wie viel zurückbleibt. Es iſt ein Extract; man kann viel aufgießen, und es bleibt noch guter Punſch; — ein fatales Gleichniß in einem Lande, wo Wein wächſt. Er iſt ebenſo als Redner. Die Überzeugung condenſirt ſich in wenigen Worten, und ſie klingen doch nicht gemacht, gekünſtelt; immer wie wahrhafte Ausbrüche des Gefühls. Dieſe Misknnung ſeiner Lyrik iſt alt. Zelter erklärte einmal: da ließe ſich ja ebenſo gut eine Zeitung componiren. Inzwiſchen haben es die Componiſten wieder gutgemacht; ſeine Lieder haben Flügel bekommen; auf denen der Melodie klingen ſie durchs Vaterland. —

Ihnen, theuere Sophie, wäre Pfitzer vermuthlich lieber; ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen. Aber ich wünſchte Ihnen ein getreues Abbild von Uhlands Perſönlichkeit mit dem Briefe ſchicken zu können. Seine Anſichten und Hoffnungen theilen Sie ja; aber ſelten ſprechen ſich jene mit ſoviel Anſpruchloſigkeit aus. Wenn Sie ihn auf ſeinem Zimmer, auf der Straße, in öffentlichen Gärten ſähen, würden Sie ſchwerlich den Mann des Volkes vermuthen, der auf Aller Zungen ſchwebt; der deutſche Stempel der Gemüthlichkeit iſt ihm geblieben trotz dem Advocaten, dem Profeſſor, dem gefeierten Deputirten, dem Führer der Oppoſition, dem bitter Verfolgten. Es muß alſo ein Fonds in dem Manne ſein. Ja, er hat noch eine Prüfung überſtanden; ein jüngerer Ruhm ſcheint ihn überwachſen zu wollen, und es kränkt ihn nicht. Das iſt ſehr ſelten; auch in Deutſchland. Sie wiſſen, ich theile ſeine Anſichten nicht; aber die auffauchzende, rührende Liebe im Volke für den trefflichen Mann hat mich erfreut. Ein Lichtpunkt doch auf einem grauen Gemälde. Übrigens gehört er auch in ſeinen häuslichen Verhältniſſen nicht zu den zerriſſenen Märtyrern. Er lebt in einer glücklichen Familie.

Das Ulmenblatt, was einliegt, betrachten Sie recht genau. Eigentlich wollte ich Sie rathen laſſen, wo es herſtammt. Nicht von ſeinem Grabe, aber von dem Orte, wo ſeine Wiege ſtand, die Wiege des Mannes, den Sie unter allen Deutſchen am meiſten lieben. Er wird auch hier jetzt vorzugsweiſe geehrt; der Tempeldienſt iſt aber mehr ein künſtlicher. Wenn ich zu wiſſen wünſchte, was Leſſing zu unſerer Zerriſſenheit, ſo wünſchte ich noch viel mehr zu hören, was Schiller zu unſerm Liberalismus ſagte.

Erinnern Sie ſich, wenn Sie ſeinen Tell ſahen — doch ich vergaß, daß wir ihn nicht ſehen dürfen.

Denken Sie, — es kommt mir beim Tell in den Sinn — ich wäre neulich beinahe als verdächtig arretirt worden, weil ich lachte. Ich habe in K.... meinen Wagen verkauft und fuhr mit der Diligence. Aber welche Pein. An jedem Thore mußte angehalten werden, bei Tag, bei Nacht. Verſchlafene, unglückliche Officianten, ihr Leben durch gewöhnt in Niemandem mehr zu ſehen, als er von ſich ſehen laſſen will, müſſen die Paſſagiere Mann für Mann von Kopf bis Fuß in Augenſchein nehmen, uns mit unſerm Signalement ver-

gleichen und prüfen, ob in uns nichts Verdächtiges ist? Dem Deutschen war es doch sonst erlaubt, in seinem heiligen Reiche zu schlafen, je länger um so besser; in jenem Staate muß er aber jetzt bei Nacht aus dem Wagen und sich, wie ein gefährlicher Verbrecher Stunde um Stunde angerufen wird, auf jeder Station besichtigen und notiren lassen. Nun waren die Reisegefährten, die der Zufall in der Diligence zusammengebracht, bis auf Einen, die schuldlosesten Bürger, auf deren Vollmondsgesichtern eine deutsche Julisonne scheinen kann, Brüder und Gevattern, auch einige Vetter Michel. Aber im Vertrauen auf das Gepräge ihrer Gesichter, hatten sie versäumt, es in ihre Pässe eintragen zu lassen, daß sie ohne Ideen reisten, und es gab an jedem Ort Aufenthalt und Verdruß. An der Grenze zumal.

Es war an eines Jeden Paß etwas auszusetzen; besonders an dem eines Bierbrauers aus der Residenz. Der durchs ganze Land als der reiche * * * wohlbekannte Meister, und, der Zufall wollte, Gevatter und Duzbruder des Beamten selbst, erschien dem Pflichteifrigen nicht gehörig legitimirt, weil das Signalement nicht stimmte. Vergebens argumentirte er: „Aber Gevatter, Du kennst

mich ja; ob nun schwarze oder rothe Augenbrauen in dem Wische stehen, das ist doch egal." — „Das ist nicht egal", respondirte ebenso oft der Officiant aufs Papier schlagend und sich die Brille wischend, um wieder und wieder zu versuchen, ob er nicht aus der langen Nase eine kleine herauslese. Es kostete Mühe, Überredung, Flüche, Zeit, während der Eine von uns, ein Franzose mit einer rothen Habichtsnase und so verwogen funkelnden Augen, daß man ihm auf den ersten Blick den Propagandisten ansah, einen so vortrefflichen Paß führte, daß ihm der Beamte denselben mit einer tiefen Verbeugung zurückgab: „Es ist Alles in Richtigkeit, mein Herr." Und ich sollte nicht lachen!

Der Propagandist hatte kein Hehl gegen uns, wer er war; er spielte im Übermuth seiner Sicherheit, und meinte schon vor der Grenze, es sei ihm ein Leichtes, mit der Policei in einem jeden Staate fertig zu werden.

Mich mochte er für etwas Ähnliches nehmen, was er ist, weil ich meinen Unwillen über die Plackerei nicht verbergen konnte. Wir stiegen einen Fußweg in die Höh', der Diligence, welche einen langen Bogenweg zur Bergesspitze zu machen hatte, voraus.

„Darin liegt ja unsere einzige Hoffnung", lächelte der Mann. „Sie glauben nicht, wie schwer Ihre Landsleute es uns machen. Scheinbar so empfänglich für alles Fremde, ist der Deutsche für uns am allerunzugänglichsten, wenn es auf das Wesen ankommt. Er nimmt unsere Moden an, er schwärmt für unsere Ansichten, aber wenn er handeln soll, hält ihm seine altfränkische Ehrlichkeit den aufgehobenen Arm. Unsere Klügsten scheitern an seiner Ideologie. Kein Blitzstrahl zündet hier zu Lande; er schlägt immer kalt ein, und höchstens weckt er die guten Deutschen zur Betrachtung, welche unermeßlichen Kräfte im Schoße der Wolken schlummern. Während der Dümmste unter allen Nationen begreift, daß er reicher wird und wohler dran ist, wenn ihm ein Anderer nicht die Hälfte von Dem aufzehrt, was er hat und gewinnen kann, versteht der Deutsche dies einfachste Subtractionsexempel erst, wenn ich das Gefühl einmische. Er macht keinen Aufstand, wenn man ihm den Rock vom Leibe reißt; sein Herz kehrt sich nicht um, wenn ihm der Acker zerstampft und die Scheune geplündert wird. Er sagt: Der liebe Gott hat's so gewollt. Aber er geräth in Feuer und Flamme, wenn man ihm für den weißen Kragen einen gel-

den aufnäht, und für das Gesangbuch mit rothem Titel eins mit einem schwarzen in die Hand steckt. Er faßt Alles mit der Phantasie auf und will nur mit dem Gefühl angegriffen sein. Leider verstehʼn wir das nicht. Unser einziges Wort „Freiheit" ist zu abgenutzt. Selbst der Deutsche wurde so pfiffig zu merken, daß nichts dahinter steckt, und wir müßten mit Schimpf und Schande abziehen, wenn Ihre Regierungen uns nicht anfingen in die Hände zu arbeiten. Ihre Minister wirken jetzt für uns; diese säen die Saat, für die wir keinen Boden fanden. Unsere, mein Herr, sind Schufte, aber sie kennen uns und wissen, was man uns bieten darf; Ihre sind grundehrlich, aber verstehen nicht soviel vom Charakter ihrer Nation. Ihre Spione sind dumm und ungeschickt, Ihre Diplomaten borniert. Sie hören nur, was man ihnen in den Salons sagt, und lassen sich aufbinden, was man ihnen durch Journalartikel insinuirt. Sonst kommen sie nicht unter's Volk, das sie noch immer wie eine dumpfe untergeordnete Masse betrachten, und wissen vom hellen lichten Tage nichts. Es ist uns das Ungeheuere gelungen, ihnen weiß zu machen, das deutsche Volk sei aufsässig! Und ein paar gut applicirte Knabenschwärmer hal-

ten sie für Signale einer Mine, die das deutsche Reich auffsprengen könnte. Sie zittern, und in ihrer schlotternden Angst verlieren sie das Vertrauen und begehen einen Misgriff um den andern. Was kümmern uns zum Beispiel diese Paßplackereien! Wir sind daran gewöhnt seit der Republik und dem Kaiser; sie locken uns keinen Sous aus der Tasche, und wo es uns ärgert, fügen wir uns, weil wir was Reelleres im Sinne haben. Nicht so Ihre Landsleute. Der Deutsche sieht darin ein ungeheueres Mistrauen; es wurmt ihn, und er wird wieder mistrauisch. Während der Mann, der da weiß was er will, sich kein Gewissen draus machen wird, Pässe zu fabriciren, zu signiren und contrasigniren, so viel er will, trifft das Unbehagliche grade und allein den ehrlichen Mann. Uns kann kein größerer Gefallen geschehen, als wenn Ihre Policei immer ängstlicher wird und die Leute mehr quält. Lassen Sie doch die Censur Bücher über Bücher verbieten; desto besser, der Deutsche verliert nicht so viel Zeit mit unnützem Lesen, und die Schriften, die wir wollen, dringen doch durch und flecken desto besser. Lassen Sie doch die unreifen Knaben einsperren, die den Mund zu vollgenommen und, wenn man sie laufen lassen, nichts

gethan hätten; freuen Sie sich doch über die entsetzlichen Drohedicte, hinter denen sich die Angst verkriecht, und die die deutsche Bonhommie doch nie zur Ausführung kommen läßt. Durch solche Lumpereien, die in Frankreich für nichts gelten als Futter für die Zeitungsschreiber, wird die Stimmung recht gründlich zu unsern Gunsten bearbeitet. Was wir nie gehofft hätten: die guten, ehrlichen Leute kommen auf unsere Seite, und wenn mit ihnen auch keine Revolution aufzustellen ist, so sind sie es doch, die immer zuletzt den Ausschlag geben. Man hat letzthin viele Franzosen aufgegriffen und über die Grenze gebracht; aber mein Ehrenwort darauf, das waren Alles unschuldige Leute; und während es unsern Zeitungen Stoff gab zu allerhand prächtigen Artikeln über die Barbarei in den absolutistischen Staaten, wurde auch das Gefühl der Gastfreundschaft, was den Deutschen so theuer ist, gekränkt. Uns wäre das ein Spaß, ungeachtet Ihrer Gensdarmen und Paßvisitationen, Deutschland von A bis Z zu durchreisen, um die Gemüther zu bearbeiten; aber es kämen nicht mal die Interessen vom Capital heraus. Wir sind auch klüger geworden; wir überlassen das Weitere der Zeit und Ihren Gewalthabern, die immer weiter

gehen, ſich immer ſicherer dünken werden, je weniger ſie Widerſtand finden. Es wird einen langen deutſchen Prozeß geben, aber die Saat liegt einmal im Schoße fruchttragender Erde, die Verſtimmung wächſt, die Liebe nimmt ab, das Mistrauen gährt, und die Welt müßte nicht rund ſein, wenn wir nicht den Kegel abſchöben."

Es iſt mir lieb, meine Freundin, daß Sie den nächtlichen Dämon nicht mit Augen ſahen. Seine funkelten recht ſataniſch in die Nacht; oder war es meine deutſche Phantaſie, die das durch die Dunkelheit ſah! — Wie er dem ſchwätzenden Unwillen der Vettern, der, ein umgekehrter Bergſtrom, hinter uns heraufwogte, mit wiegendem Haupte wohlgefällig zuhörte, gleich dem finſtern Druiden, der dem Zauberliede eines Gießbachs lauſcht, und lieſt darin die ferne Zukunft! Es war mir lieb, als die deutſchen Michel kamen — mir wäre länger beim Verſucher auf dem einſamen Berge unheimlich geworden. Es ſchien kein Stern am Himmel.

Er wagte übrigens nichts bei der Demaskirung. Auf der nächſten Station ſtanden ſchon Extrapoſtpferde, und er iſt längſt in Frankreich. À revoir, pfiff er leichthin, in die Kaleſche ſpringend. Ich

murmelte ein à jamais! Und doch iſt er noch bei mir.

Und der Pasquillant hat gegen ſeine eignen Landsleute Unrecht. Wenn ſie nur das baare Zahlenintereſſe bewegte, wenn der Geiſt in einer ganzen Nation todt, und das Gefühl eine Vogelſcheuche wäre, regierte noch heut die partie prêtre.

23.

Ein Blatt im Winde.

(3.)

Warum iſt das Waſſer kalt? — Daß man ſchaudern ſoll vorm Ertrinken! —

Ihr armen Blinden! Fiſche, Fröſche, Krebſe, Aale, Egel, Schlamm und Schilf, und weiter lebte nichts! — Freilich, wer nur ſeinem Vater glaubt!

Er ging vorhin über den Markt, — der Mann, den ich haſſe; — weiß nicht mal, daß ich mit ihm herfuhr, hinten auf ſeinem Wagen, als ein Klümpchen Unglück — er kennt mich auch nicht wieder, denn ich habe mich verwandelt; ich bin jetzt das alte Deutſchland, und früher war ich das junge Deutſchland. —

Er kannte mich nicht wieder, und wir haben doch unter einer Mutter Buſen gelegen, — oder war's ein Vater, der uns peitſchte? — Gleichviel! — „Gebt einem alten Mann einen Kreuzer!“

Er gab mir sechs. Aber gekannt hat er mich nicht wieder. Gleichgültig warf er's in die Mütze und ging. — Wär's nur ein Federhut gewesen, er hätte sich doch verbeugt.

Aber er wird mich nicht los. Ich will sein Schatten sein; sein Schatten, bis er mir einen tiefen Brunnen zeigt, oder einen See, wo Keiner von seiner Verwandtschaft liegt.

Ahnet Ihr's — den Thoren! — Noch eifersüchtig sein! Eifersüchtig auf Disteln!

Als es's noch Moren gäbe, seit sich Alles weiß wäscht, noch Rosen, seit der Rosengarten eine Wüste ward. Disteln, Disteln alle; es soll nichts duften auf der Welt.

Aber er sprach und sagte: „Unten liegt meine Braut; unterstehe Dich, ins Wasser zu springen; ich erwürge Dich."

Hätte er nur nicht so wehmüthig hinabgesehen!

Wie kam das? Mein Vater sagte mir doch nichts.

Sie stand auf glattem Brett, glitt aus, und da war's geschehn. —

Es war eine Prinzessin aus der antiken Zeit; deshalb waschen die heutigen nicht mehr selbst ihre Hemden.

Sie iſt nun eine Undine. Ihr fehlt nichts als die Seele. — Bagatell! — Das Waſſer iſt nun heilig. — Ja, wenn das Waſſer plaudern könnte!

Einige ſagen, die Welt ſei ſchön, und die Sonne wärme noch.

Ich ſtand auf einem grünen Hügel — und Alles ringsum war grün, und die Lerchen ſangen, und es ſtrahlte warm auf meinen kahlen Scheitel. Und ich war ganz allein bis auf die eine Thräne, die aus den alten Augen vorvollte. Sie flüſterte: „Biſt Du nicht glücklich, daß Du Gottes Sonnenſchein athmeſt?“ Da war ſie ſchon verſiegt unten im Sande; ihre Stimme verhallte wie ein Abendglöckchen in der Nacht.

Wie man auf ſeiner Hut ſein muß vor Illuſionen! Der Verſtand hängt an einem ſeidenen Haare. Dank Gott, daß ich ſo alt bin und ſo vernünftig. Dabei ſchadet mir nichts mehr. Ich will nach Berlin und Logik ſtudiren.

24.

Der Baron an das Stiftsfräulein.

. . . eröheim.

Niederträchtig! — Ich ſtreiche das Wort dreimal durch, und dreimal ſteht es wieder da. Es gibt kein paſſenderes für die Infamie. Soll nicht die Perſönlichkeit ummauert ſein von heiliger Scheu, und leſen Sie, leſen Sie — die Schandſchrift.

Eine Stunde ſpäter.

Ein Spaziergang hat mich ruhiger gemacht. Ich habe lachen müſſen, über mich, über die Sache, über das Unkraut — und doch —

Ich hielt nur an, um zu Mittag zu eſſen, da muß es mich plagen, nach den Journalen zu greifen. Gewöhnt bin ich hämiſche, witzige, kriechende, lobpoſaunende, vornehme und alberne Kritiken über mich zu finden, ſtatt deſſen — doch leſen Sie.

Gewohnt bin ich, daß der Recenſent — wenigſtens aus der Klicke, die ich kennen lernte — das Buch entweder gar nicht lieſt oder nur ein paar Blätter, und dann urtheilt, wie er geurtheilt hätte, wenn er auch nicht mal das Titelblatt zu Geſicht bekommen. Aber Dieſer muß mich beſchlichen haben Schritt für Schritt, meine Gedanken belauſcht, mich im Schlafe ſprechen hören, er muß — — doch leſen Sie — ich habe das Muſeum um die Blätter beſtohlen — Sie ſind ja meine Vertraute geworden, Sie werden Blatt für Blatt folgen — nun und was ſagen Sie?

Und wenn es mich allein träfe, nicht auch ſie — die Todte! Und wie hämiſch Alles verdreht iſt; Conterfei der Wirklichkeit und daneben arge Lüge. Das Ganze eine gefällige, beißende Novelle; es kann nur Fiction ſein, und doch, wer es wie ich lieſt!

Ich habe ſchon drei Anzeigen für die öffentlichen Blätter, drei Herausfoderungen für den unbekannten Autor zerriſſen. Wozu! — Wenn etwas ſchlimm iſt, muß man es nicht noch lächerlich machen. Aber in Frankreich, in England, im Lande der Öffentlichkeit, wäre das unmöglich. Muß Deutſchland ſeine gerühmte Grundehrlichkeit zu dieſen Schurkenſtreichen hergeben!

Mich verlangt nach Ihrer Antwort. Sie werden noch strenger urtheilen. Einer edeln Frau ist es schon zuwider, wenn man die allgemeinen Geheimnisse der Häuslichkeit zur Schau stellt; das Hauswesen muß vor dem Fremden immer geordnet, reinlich, ruhig aussehen. Wie nun erst, wenn das Heiligste, was nur Wenigen angehörte, herausgekehrt, als Schild ausgehangen, vor die Thür gestellt wird. —

Lassen Sie mich in T..... schon Ihre Antwort vorfinden. Sie soll meinen Entschluß bestimmen. —

Der Postillion bläst.

25.

Die Novelle von der tugendhaften Roſe.

In einer Stadt von Caſtilien lebte ein ſehr ſchönes Mädchen. In Spanien werden ſolche ausgezeichneten Schönheiten wie eine Ehre des Ortes betrachtet, wo ſie das Licht der Welt erblickt, und gleich wie in Frankreich die Provinzen darum wetteifern, den fetteſten Ochſen zum mardi gras nach Paris zu liefern, geizen die ſpaniſchen Städte unter einander nach der Ehre, das ſchönſte Mädchen aufweiſen zu können. Ehedem ſoll es ſogar zu blutigen Fehden geführt haben; in der Zeit, von der wir reden, begnügte man ſich damit, ſie durch Sonette, Madrigale, Canzonen zu feiern und ihnen herrliche Namen beizulegen. Und wie die Poeſie und Ritterſchaft von Andaluſien einſt für den Stern von Sevilla ſich härmte und chwärmte, ſang, ſeufzte und ſchlug, ſo war jetzt

Alles voll des Ruhmes von der Roſe von Toledo.

Die Abendluft über Toledo war immer voll von Seufzern und Liedern; die Bäche, die zum Tajo hinunterrollen, waren ſalzig von den vielen Thränen, und ſelbſt in den Tabakswolken — denn dazumal grade fingen die Spanier an, Cigarren zu rauchen — dampften von ihr Lobeshymnen. Aurora, der Smaragd, die Perle und der Diamant mußten zu Vergleichungen herhalten, und noch einmal wurden von den Dichtern alle Herrlichkeiten des Orients geplundert, um Duft, Farbe, Friſche, Anmuth, Schönheit, Liebkichkeit der Roſe von Toledo herauszuſtreichen.

Und doch hinkten alle Gleichniſſe; denn dem Pflanzenreich und dem Thierreich und den vier Elementen fehlte die Eigenſchaft, welche an der Roſe mehr noch gerühmt wurde als ihre Schönheit. Sie war nämlich das tugendhafteſte Mädchen von Toledo. So tugendhaft, daß man eigentlich in Verlegenheit war, wie man alle dieſe Tugenden unter einen Begriff und unter ein Wort faſſen ſollte. Sie war ſittſam und ſchalkhaft zugleich; ſie war empfindſam und die Munterkeit ſelbſt. Sie war auf Bällen leidenſchaftliche Tänzerin und verſchloß

sich doch ebenso gern wochenlang mit ihrer Mutter. Über Alles konnte sie sich freuen; das geringfügigste Geschenk versetzte sie in Entzücken, während sie mit feiner Art werthvollere Geschenke von sich abwandte. Sie weinte mit Jedem, dem damit ein Gefallen geschah, und wollte sich vor Lachen ausschütten, wenn Jemand etwas Lächerliches erzählte. Sie war sehr klug und doch Einfalt und Natur. Sie hatte viel gelernt und gelesen, und wußte über Alles ein Urtheil abzugeben, und doch urtheilte sie nur, wenn sie gefragt wurde, und es wäre boshafte Verleumdung, sie altklug zu nennen, denn es geschah vielmehr mit der Bescheidenheit, die Frauen so reizend macht. Sie war wohlthätig, konnte keine Klagen der Armen ohne Thränen anhören, gab aber nie in Gegenwart eines Dritten. Sie war eine herzliche Freundin und die willkommenste Gespielin ihrer weiblichen Freunde. Sie wollte vor Schmerz vergehen, wenn sie sich von einer trennen mußte, und doch merkte man ihr im nächsten Augenblicke, wenn sie allein oder mit Andern war, es nicht mehr an. Bei den jungen Männern war sie aber noch mehr als ihrer Schönheit wegen ihres unbefangenen Wesens im Umgange beliebt. Sie erröthete nicht und entfernte sich nicht um je-

des freie Wort, aber sie wußte, vermöge ihres richtigen Taktes, die Gespräche geschickt von Allem, was ans Unschickliche streifen könnte, zu entfernen.

War sie ein Engel gegen ihre Freunde, so wußte man gar nicht zu sagen, was sie gegen ihre Ältern war. Denn solche Zärtlichkeit und solche Liebe ist noch gar nicht vorgekommen. Wenn der Vater verreiste, so konnte der Abschied auf ein paar Tage sie außer sich bringen, und sie mußte in Krämpfen vom Reisewagen fortgetragen werden, und vom Krankenbette der Mutter brachte sie nichts fort. Die Pflichttreue war dergestalt in ihr ganzes Wesen übergegangen, daß sie die leisesten Gedanken und Empfindungen ihres Vaters eben wie ihrer Mutter mitfühlte und mitdachte, ehe sie sich noch geäußert. Überhaupt wenn man in Toledo von einer glücklichen Familie reden wollte, wo so Alles ein Herz und ein Sinn war, so nannte man die Familie der Rose: denn oft hatte man den Alten, der ein Regidor oder Alcalde war, schaudern gesehen, wenn von einer undankbaren Tochter die Rede war, und er erklärte, so etwas sei doch eigentlich unmöglich und gegen die Natur. Die Tochter aber sagte immer, wenn man ihrer Tugend und ihrer Liebenswürdigkeit Lobsprüche machte, Alles das ver-

dankte sie nur ihren guten Ältern. Dieses erhöhte bei Vielen die Bewunderung für ihre Vorzüge, indem der Vater gar nicht liebenswürdig und die Tugend der Mutter zweifelhaft war. „Aber es gibt auch eine Blindheit", sagten die Toledaner, „welche ehrenwerth ist, und ein gutes Kind muß blind sein gegen die Fehler seiner Ältern."

Die Rose war schon über achtzehn Jahr und doch noch nicht verheirathet, was für Spanien spät ist. Aber es hieß, sie könnte sich nicht entschließen, sich von ihren Ältern zu trennen; und die Ältern brächten es nicht über's Herz, ihre Tochter in die Fremde ziehen zu lassen. Unglücklicherweise gab es aber dazumal in Spanien noch Entführungen, und wenn ihre Zahl in der Wirklichkeit auch beschränkt war, so existirten dafür destomehr in den Romanzen und Novellen. Der Alcalde eiferte oft über die Sittenverderbniß, aber, wie einflußreich er auch war, er konnte es doch nicht anders machen. Die Sänger sangen von Entführungen, die jungen Männer entführten, und die jungen Mädchen ließen sich entführen, und nachher gab es eine Heirath gegen den älterlichen Willen oder, in seltenen Fällen, ein Nachsetzen und Mord und Todschlag.

Außerdem gab es auch dazumal noch Moren

in Spanien, und ein solcher, der lange verkappt in Toledo gelebt, wollte die Rose entführen, oder war schon auf der Entführung begriffen, als ihr Schreien und Sträuben einen Ritter herbeiführte.

Dieses war Don Fernando, welcher lange an der Grenze gegen die Moren gekämpft und es daher auf den ersten Blick weghatte, was ein More war. Ehe wir aber erzählen, wie es dem Don Fernando — oder, wie es eigentlich castilianisch lautet, Don Fernandez — gelang, die schöne Rose von Toledo den Händen des heirathsüchtigen Moren zu entreißen, müssen wir erzählen, wer dieser Don Fernando war. In Toledo war er an jenem Tage oder Abende zum ersten Male, und sein Schicksal war eigentlich ein geheimnißvolles. Denn, von Mornältern auferzogen, erfuhr er erst, nachdem er ein Mornjüngling geworden, daß er eigentlich ein Christ war, und statt zu Raubzügen gegen die Christen, geboren war, um Raubzüge gegen die Moren zu thun. Denn er war, wie das Testament eines uralten christlichen Grafen besagt, sein eheleiblicher Sohn, aus einem Geschlechte, was seit Pelajo wenigstens schon zehntausend Mornschädel eigenhändig gespalten; und er hatte ihn nur aus Caprice unter dem Morne erziehen lassen, oder da-

mit er ihnen ihre ſchwachen Seiten abmerken ſollte. Alſo ſchlug der junge Fernando augenblicks, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß er kein ungläubiger Mor, ſondern ein caſtilianiſcher Chriſt ſei, um; und wie er vorher Chriſtenſchädel ſpalten wollte, ſo ſpaltete er jetzt Morenſchädel, und ſchadete ihnen, wie er konnte und es eines guten Chriſten Schuldigkeit iſt.

Jener verkappte Mor aber hatte wirklich bis am Morgen des gedachten Tages für einen anſtändigen Chriſten gegolten, und weil er viel im Hauſe des Alcalden geweſen und einmal auch auf einem Spaziergange mit der Roſe allein geſehen worden, ſo hatte er für ihrem Bräutigam gegolten, und die Leute hatten es für eine hübſche Partie erklärt. Da kam es an jenem Morgen heraus, als nämlich des verkappten Moren Vater, der ein berühmter Arzt in Toledo geweſen, geſtorben, daß der Vater nichts als ein Mor und natürlich der Sohn auch einer war, und man kann ſich leicht denken, was das für ein Zetergeſchrei unter den guten Chriſten gab, und daß augenblicklich alle Liaiſons zwiſchen dem Morenjüngling oder Jungen und der Tochter des Alcalden aufhörten.

Da nun, als der Mor am Abend auf der

Alameda, was in Spanien soviel als ein Spaziergang ist, die schöne Rose ungebührlich umfassen und mit ihr sich aufs andalusische Roß schwingen wollte, schrie sie zur Jungfrau auf, und der Ritter sprang ihr zur Hülfe.

„Niederträchtiger Mor!“ schrie Don Fernando dem Entfliehenden nach; „Abschaum von Granada, Grundsuppe von Malaga, ungläubiger Entführer der Unschuld, dank es Deinen flinken Hacken und der Ohnmacht dieser edeln Sennora, daß mein dürstendes christliches Schwert sich nicht satt trinkt in Deinem infamen Heidenblute.“ — —

Aber vergebens! Was quäl' ich mich und die Leser, eine Geschichte, die in unserm guten Deutschland sich zugetragen, ins Altspanische zu übersetzen! Es will nicht mit dem Pathos fort, die Gefühle unserer Sittsamkeit sträuben sich gegen die spanischen, und, was das Schlimmste, ich gerathe in Anachronismen, denn als es noch Moren gab, mit denen man sich blutige Köpfe stieß, rauchte man noch keine Cigarren in Spanien.

Darum, auf die Gefahr, daß man nun meine Geschichte ganz gewöhnlich findet, erkläre ich, daß sie nicht in Toledo, sondern in einer kleinen Mittelstadt unsers Vaterlandes spielt. Der Alcalde

ist ein Rentier, höchstens zum unbesoldeten Stadtrath gewählt; vom verkappten Moren weiß ich nur so viel, daß er bis an dem Tage für den Sohn eines reichen Mannes galt, der aber an demselben Morgen nicht allein arm, sondern als ein schändlicher Bankeruttier gestorben war, und überlasse es dem Scharfsinn meiner Leser, zu entscheiden, ob unter dem Moren eigentlich ein Jude oder ein Demagoge zu verstehen. Don Fernando heißt simp Ferdinand, obgleich der Zufall ihn in eine alte Familie versetzt hat, die es, wenn sie die Gelegenheit dazu gehabt, nicht daran würde haben fehlen lassen, Morenschädel zu spalten; da dies aber in Deutschland sich nicht thun ließ, Jahrhunderte lang damit sich begnügt hat, Fuhrleuten und Krämern aufzulauern, sie zu werfen und in ihre finstern Kellerlöcher zu schmeißen, bis sie sich schwer ranzionirten.

Die Rose war aber wirklich eine Rose, da es deren in Deutschland so schöne gibt als in Spanien, und was wir von ihren Eigenschaften gesagt, paßt auf die Rose aus dem Reichsstädtchen wie auf die von Toledo. Sie war so liebenswürdig und so tugendhaft, daß man nicht begriff, wie es möglich; sie war die beste Tänzerin im Städtchen und wußte Youngs Nachtgedanken auswendig. Es

wurde um sie geseufzt, Thränen vergossen, die Bürger sprachen beim Tabakrauchen von der hübschen Rentierstochter, die jungen Mädchen verzogen schnippisch die Miene bei ihrem Namen, alle junge Herren waren in sie verliebt, und wenn auch nicht Madrigale und Canzonen, so gab es doch einige Sonette und manche Serenaden.

An jenem ersten Abende ihrer Bekanntschaft mit Ferdinand war ihr, als sie von einem Besuche zurückkehrte, in der Allee der Mor begegnet, den wir nun einmal in unserer Geschichte nicht anders einführen können, weil wir nicht mehr von ihm wissen und es für unnöthig halten, etwas über ihn zu erfinden, indem er nach diesem Abenteuer aus derselben ganz verschwindet. Dieses ist übrigens sehr einfach und besteht in nichts Anderm, als daß der Mor immer hinter ihr herging; wenn sie langsam ging, langsam; wenn sie schnell ging, schnell. Zuweilen glaubte sie ihren Namen hinter sich rufen zu hören; es klang jetzt wie bittend, jetzt wie drohend, jetzt lachend, jetzt tief wehmüthig. Den Schleier herabgezogen, wankte sie, wie eine Trunkene in der menschenleeren Allee, als Ferdinand ihr entgegentrat. Wie von einem raschen, verzweiflungsvollen Entschlusse getrieben, war die Zitternde

dem fremden Manne entgegengestürzt und faſt ohnmächtig mit den Worten in ſeine Arme geſunken: „Um Gotteswillen ſchützen Sie mich!“ —

„Mein Herr!“ hatte Ferdinand dem Andern entgegengerufen, „dieſe Dame ſteht unter meinem Schutz. Sollte es Ihnen noch länger gefallen, ſie durch Ihre Verfolgung zu erſchrecken, müßte ich Sie um die Gefälligkeit erſuchen, mich nachher auf zwei Worte zu ſprechen“, worauf der Andere ſehr höflich den Hut gezogen und lachend geantwortet: „Mein Herr! es gefällt mir nicht länger.“

Er war in eine Seitenallee gegangen und verſchwunden. Kaum daß die junge Dame ein Wort des Dankes lispelte, ſo drängte ſie ihren Ritter, den Platz mit ihr ſchnell zu verlaſſen; wovon der Grund ebenſo ſehr in der zunehmenden Dunkelheit als in der noch nicht überwundenen Angſt vor dem Verfolger zu ſuchen ſein mochte. Erſt als ſie eine lebhaftere Straße erreicht, wiederholte ſie gefaßter die Worte des Dankes, und erklärte ihm, daß der unglückliche Menſch, der ſie ſo erſchreckt, geſtört ſei, und daß, wenn ſeine Erſcheinung ihr nicht ſo unerwartet gekommen, ſie nicht ſo kindiſch ſich benommen haben würde. Als ſie dem Ritter das Haus ihrer Ältern zeigen konnte, ſchien erſt alle Angſt

überwunden, sie nannte ihm Stand und Namen derselben und freute sich, wenn ihr Vater Gelegenheit haben sollte, ihm für den ritterlichen Dienst zu danken.

Diese Gelegenheit fand sich schon am nächsten Morgen, obgleich Don Ferdinand sich getäuscht, wenn er nach der Wichtigkeit, die ihm die Sache gestern Abend zu haben schien, auf einen gewichtigen Dank rechnete. „Sie haben meine Tochter gestern vor der Attaque eines Betrunkenen geschützt, wofür wir Ihnen sehr obligiet sind", sagte der Vater, und die Mutter spöttelte über die Furchtsamkeit der Tochter vor angetrunkenen Menschen. Die Rose war aber eine völlig andere, als sie der Ritter am vergangenen Abende kennen gelernt, denn sie scherzte mit liebenswürdigem Muthwillen über Alles und mit Jedem, der in die Stube trat, Don Ferdinand nicht ausgeschlossen. Als er sich empfahl, bat ihn der Vater, während seines Verweilens am Orte sein Haus wie das seinige zu betrachten, und die Mutter sagte ihm, obgleich er in einem bösen Geschäfte hier wäre, glaube sie doch in seinen Augen zu lesen, daß er ein guter Mensch sei. Die Tochter sagte nichts.

Ferdinand war als Commissair zur Unterfu-

chung revolutionairer Umtriebe an den Ort geſchickt. Er vergaß aber bald die Demagogen über die Demagogin, ſtatt der Gefängniſſe, die er mit Verdächtigen bevölkern ſollte, zog er freiwillig Tag für Tag ſelbſt in eines, das er immer enger und enger wünſchte, und ſtatt der Wuth, die man in ihm vorausſetzte, quartierte ſich die Liebe ein, welche nicht allein die eine Roſe, ſondern alle Roſen, Blumen, ja alle Gewächſe, Kräuter, ſelbſt die Neſſeln und das Unkraut umſchloß. Er hätte mögen alle Kerkerthüren aufſchließen, weil es ihm unrecht vorkam, daß ein Menſch unglücklich ſei, während er ſo überaus glücklich war.

Er mochte ein vortrefflicher Botaniker ſein, aber das Studium der Roſe machte ihm viel zu ſchaffen. Sie war in allen Dingen ſo überaus vollkommen, er konnte ihr gar keine ſchwache Seite, — nicht einmal eitel war ſie — abgewinnen, daß er ſie durchaus für einen Engel hätte nehmen müſſen, wenn er an die Exiſtenz derſelben auf dieſer Erde geglaubt. Davon war er aber abgekommen, ſeit er früher ein Demokrat geweſen und nun ein Ariſtokrat geworden. Als Demokrat wußte er, daß es unter den Ariſtokraten, und als Ariſtokrat, daß es unter den Demokraten keine Engel gibt.

Die Rose war zwar keines von Beidem, denn sie wollte von der Politik nichts wissen, und schalt auf die häßlichen Zeitungen, und daß die meisten Männer darum jetzt unausstehlich wären; aber sie nahm doch so lebhaften Antheil für jeden Unglücklichen, und ein Verfolgter war für sie ein halber Heiliger, daß er schon um deshalb durch sie seinem irdischen Leiden entrückt wurde, was bekanntlich ehedem Geschäft der Engel war.

Er war nun Tag um Tag im Hause; die Mutter küßte ihn, wenn er kam, und der Vater drückte ihm die Hand, wenn er ging. Auf den Spaziergängen fand es sich, daß die Rose und er immer ein Paar machten, und wo sie zu Gast gebeten waren, daß ihre Couverte immer nebeneinander lagen. „Alle Menschen sind von Natur wohlwollend", sagte er, und sie erwiderte: „Wenn man das nur bestimmt wüßte."

So weit war Alles gut. Die Stadt war gut, die Ältern waren die Liebe selbst, alles ringsum Sonnenschein, aber nur die Rose selbst, die darin blühte, war eine räthselhafte Blume. — Warum seufzte sie jetzt, und warum lachte sie dann, als er sie darum fragte? Warum zitterte sie nun, wenn leise Arm und Arm sich streifte, und warum erichte

ſie ihm jetzt kalt wie eine Bildſäule die Hand zum Kuß, und ſcherzte, ob denn dabei etwas wäre; und es war wirklich kein Gefühl weder im Blick noch in der Hand. — Er zerpflückte wol hundert Maßlieb, und die ſchelmiſche Blume antwortete ebenſo oft: „Sie liebt mich", als „ſie liebt mich nicht." — „Das kommt", antwortete die Roſe, „weil Sie ſo häßliche Fragen an die arme Blume thun."

„Wen ſoll ich denn darum fragen?" ſagte er.

Sie ſchwieg. „Eigentlich ſollten Sie gar nicht ſo etwas fragen, denn das ſtört uns ja, wenn wir luſtig ſein wollen."

Er ſagte, man könne nicht immer luſtig ſein. Der Schmerz und der Ernſt poche auch an's Thor der Jugend und fodere Einlaß. Sie wiſchte eine Thräne fort und ſagte, ſie liebe ſo unausſprechlich ihren Vater und noch weit mehr ihre Mutter, daß ſie nie, nie ſie verlaſſen könne. Sie wolle Schmerz und Leid mit Denen durchs ganze Leben theilen, denen ſie Alles verdanke.

Aber als er in ſie drang, ob die Roſe ihm gern folgen werde, wenn Vater und Mutter die Hand auflegten auf ihre verſchlungenen Hände, und nun die Hand der Zitternden faßte, die ängſtlich auf die Wände ſah, ging die Thüre auf, und ein

Beſuch, den die Mutter unerwartet einführte, enthob die Roſe der Laſt des Antwortens. Ferdinand hatte ſie nie ſo froh geſehen, als wie ſie jetzt der entfernten Freundin um den Hals fiel, ſie mit Fragen, Liebkoſungen, Erzählungen, luſtigen Anekdoten überſchüttete. Ein neckiſcher Kobold war in das Mädchen gefahren. Sie kümmerte ſich nicht um ihn, aber er ſollte auch nicht gehen. Doch er ging — zum Vater. Er redete wie ein Ehrenmann zum Ehrenmanne; und der andere Ehrenmann hörte ihm ruhig zu, und ſchüttelte erſt den Kopf, als Ferdinand von ſeiner Familie, ſeinem großen Vermögen und ſeiner Unabhängigkeit ſprechen wollte.

„Mein theuerer Herr Baron, ich bin kein Vater, der um Rang und Geld ſeine Tochter verhandelt. Ich wünſche ſie glücklich zu ſehen an der Hand eines braven Mannes, denn es iſt ein vortreffliches Kind, das ſeine Ältern ehrt. Allein nie würde ich meine Tochter überreden, denn ſie ſoll frei nach ihrem Herzen wählen. Wenn es Ihnen gelingt, dies zu gewinnen, ſo frage ich nicht nach Ihrer Herkunft und Ihren Gütern, ſondern ich lege Ihnen nur die Frage an's Herz: ob Sie ſich getrauen, mein einziges, treffliches Kind, das des beſten Mannes werth iſt, glücklich zu machen?“

Ferdinand war entzückt. Die Mutter kam hinzu, ſie vergoß Thränen, drückte den Baron an ihre Bruſt, und fragte ihn auf die Seele, ob er auch wirklich ein guter Menſch ſei? Ferdinand verſprach vollkommene Zeugniſſe über ſich von Hauſe kommen zu laſſen.

„Wenn Sie das beruhigt, mein Herr Baron", ſagte der Vater, „ſo thun Sie es; nur verwahre ich mich dagegen, daß ich es gefodert. Sie mögen der reichſte Edelmann des Königreichs ſein, — und ich verkenne nicht die Ehre, die Sie meinem Hauſe durch Ihre Bewerbung erzeigen — Sie mögen auch ein rechtſchaffener Mann ſein, wie ich denn keinen Grund habe, daran zu zweifeln, und doch werde ich nicht ein Wort zu Ihren Gunſten bei meiner Tochter ſprechen, denn ihr eigner Verſtand ſoll prüfen und ihr eignes Herz muß entſcheiden. Ich gehöre nicht zu Denen, welche meinen, daß keine glückliche Ehe mit der Liebe anfangen dürfe, denn ich ſchriebe dadurch ein Pasquill auf meine eigne, aber auch die Liebe muß Augen haben, und wenn man den Bund für's Leben ſchließt, muß das Roſenroth der Verliebtheit vorüber ſein, um beide Theile wahrnehmen zu laſſen, ob die Dinge beim bloßen Schein der Liebe ſich noch ſo gut oder

wenigſtens doch erträglich ausnehmen. Denn ach, mein Herr, dieſer helle Schein nimmt von Jahr zu Jahr mehr ab und wird zuletzt ſehr trübe. Darum iſt es gut, daß Liebende ſich länger prüfen, als es gewöhnlich geſchieht; prüfen, ob ihre Meinungen Hand in Hand gehen, und ob die Liebe aushält, wenn ſie ſich gegenſeitig nicht allein von ihrer liebenswürdigen, ſondern auch von ihrer unartigen Seite kennen gelernt haben. Denn was dem Geliebten noch hold und ſchön dünkt, mißfällt oft ſchon dem jungen Ehemann und wird dem alten unerträglich."

Die Mutter ſchien böſe. Sie fragte ihn, ob denn ihre Ehe ſo geweſen? Eine herzliche Umarmung ſagte Ferdinand, daß er ein glückliches Ehepaar vor ſich ſähe. Er ſelbſt war glücklich. Denn ſagte ihm nicht der Blick der Mutter, der Händedruck des Vaters, was er nur wünſchen konnte? — „Es iſt ein ſeltſames Kind", flüſterte ihm die Mutter zu, „und geht ihren eignen Gang; Sie müſſen nur nicht ungeſtüm ſein, und es wird Alles von ſelbſt kommen, wie der liebe Gott es beſchloſſen hat."

Die Roſe zeigte ſich gefälliger. Sie war ſanfter, aufmerkſamer gegen ihn; aber ſcheu. Ihr

Heiterkeit nahm ab, ſie ſeufzte viel. Aber es kamen auch Sonnenblicke. „Sie ſind ein böſer Mann, daß Sie mir meine Ruhe rauben. Ich habe ſonſt nie ans Heirathen gedacht.“ —

„Haſt Du Vertrauen zu mir?“ überraſchte er die Sinnende. Ein heller, ſchöner Blick aus ihrem großen, blauen Auge belohnte ihn. — „Und was ſteht dann noch zwiſchen uns?“ — Sie ſchwieg: „Sind Sie denn auch wirklich ſo gut, wie Sie ausſehen?“ — „Täuſcht Dich mein Auge?“ — „Aber Ihre vornehme Familie, was wird ſie zu der Bürgerstochter ſagen, die ſich eindrängen will.“

„Meine Verwandten haben keine Stimme“, entgegnete er; „ich bin ein freier Mann. Stolz will ich Dich ihnen zuführen, und ſtolz ſollſt Du unter ſie treten. Wollen ſie Dich nicht als ebenbürtig anerkennen, ſo trenne ich mich von ihnen.“

„Um des Himmelswillen!“ rief die Roſe. „Und das ſoll ich verantworten! Nein, eher will ich ſterben. O, mein Freund, was ſoll ich von Ihnen denken, wenn Sie ſo gleichgültig das heiligſte Band zerreißen. Ich hätte nicht eine ruhige Stunde, wenn ich wüßte, daß mein Vater die Stirn runzelt und meine Mutter eine Thräne vergießt.“

„Ich habe keinen Vater und keine Mutter", ſagte er. „Ich habe ſie nie gehabt."

Sie ſah ihn bewegt an: „Ach, Sie müſſen recht unglücklich ſein."

„Wer ein Glück nicht kannte, weiß auch nicht, wieviel er entbehrt", ſagte er. „Ich wurde von Pflegeältern auf dem Lande erzogen, denen ich recht gut war, und ſie waren mir auch gut; aber die ſüßen Bande, die Herz zum Herzen ziehen, lagen für mich immer in der Zukunft."

„Gibt es denn ein ſchöneres Band", ſagte ſie, „als was Kinder an ihre Ältern bindet?"

„Und es muß doch einſt zerreißen."

„Wie!" ſchreckte ſie auf, „das könnte geſchehen. Womit könnte ich es denn je in meinem Leben meiner Mutter danken, wie ſie von frühſter Kindheit auf für mich geſorgt, wie ſie mich gewartet, gepflegt, mehr gethan, als man von einer Magd fodern kann. Ach, ich bin ſchon jetzt oft darüber betrübt, daß ich ſo gar nichts thun kann, den lieben Ältern ihr Leben angenehmer zu machen, und der Gedanke macht mich mehr als traurig, daß ich in meinem ganzen Leben ihnen ihre Sorge und Pein um mich nie, nie wieder vergelten kann."

Ferdinand ſah ſie forſchend an, dann kritzelte

er mit dem Spazierſtock auf der Diele: „Die Natur ſpricht anders. — Wenn der Vogel ſein Ei ausgebrütet und die Jungen flügge wurden, ſuchen ſie ſich ſelbſt ihre Nahrung und Geſellſchaft, und die Kinder kennen die Ältern, die Ältern die Kinder nicht wieder. Der junge Löwe verläßt die Mutter, und ſie klagt nicht über Undank, wenn er auf ſeiner Beute liegend, ihr die Zähne fletſcht. Der Inſtinct trieb ſie, für das hülfloſe Junge zu rauben und zu kämpfen, und der Inſtinct treibt beide gegeneinander, wenn ſie hungern. Länger, zarter iſt das Band bei den Menſchen; aber es zerreißt doch. Die Pflicht, die Überzeugung, der Glaube trieb Söhne und Väter gegeneinander, und man warf Keinem von Beiden ein Verbrechen gegen die Natur vor."

— „Herr Gott!" rief ſie, ihn ängſtlich anblickend, „haben Sie denn Religion? Fürchten Sie nicht Gott?"

„Ich liebe ihn weit mehr als ich ihn fürchte", entgegnete Ferdinand, „und doch meine ich, daß er mich mehr liebt, als ich ihn. So lieben die Ältern mehr ihre Kinder, als die Kinder ihre Ältern. Die Natur ſelbſt wollte, daß das Werdende ſich abtrenne von dem Leben, aus dem es hervorging,

damit es ſelbſt lebendig werde. In dem ewigen Geſetze des Fortſchreitens liegt es, daß die Kinder weiter greifen, mehr wollen, anders denken als die Ältern. Die Natur wollte den Zwieſpalt. Der Sohn baut ſein eignes Haus und iſt ſein eigner Herr; das Weib verläßt Vater und Mutter, um dem Manne zu folgen." —

Die Mutter war wieder eingetreten und die Roſe hing an ihrem Halſe: „Ich will immer Tochter bleiben, immer, immer; nicht wahr, meine einzige, liebe, gute Mutter?" Aber die Mutter hielt mit froher Miene, indem ſie die weinende Tochter umſchlang, einen ſchweren verſiegelten Brief in die Höhe: „Rathen Sie, was darin ſteht, Baron!"

„Was darin ſtehen wird", rief unwillig der Vater, welcher ihr auf den Fuß nachfolgte, „wiſſen wir ebenſo wenig, als es uns angeht. Es iſt ein Brief an den Herrn Baron aus der Reſidenz."

Er wollte ihn dem Baron übergeben. Doch dieſer zerriß in ihrer Gegenwart das Couvert und reichte, ohne ſie angeſehen zu haben, die darin befindlichen Schriften dem Vater der Roſe zurück. „In dieſen Papieren ſteht, wer ich bin, was ich beſitze und auf was ich Rechte habe. Es ſind nur todte Rechte für mich, weil nicht die freie Gunſt

sie mir gewährte, und nichts steht davon drin, daß der Wille schöner ist als der Gehorsam, und die Liebe heiliger als das Gesetz."

Er ging rasch fort. Der stumme Blick des Erstaunens auf dem Gesicht der Mutter, der unwillig halb zornige des Vaters, die Tochter, wie sie regungslos zu Boden sah, das war die letzte Erinnerung, die er mit sich trug. Die Stimme des Alten glaubte er noch von der Treppe gehört zu haben. Erhitzt ging er in die Kühlung des Abends und fühlte schon beim Heimwege die Pulsschläge des Fiebers, das ihn lange Zeit aufs Lager warf. Um unsern Don Fernando, der gegen die Moren gestritten, nicht einer zu großen Weichheit zu beschuldigen, muß bemerkt sein, daß an dem Tage bereits vielfacher Verdruß und Kränkungen ihn getroffen, ehe er das Zwiegespräch mit der Rose gepflogen.

26.

Die Geſchichte vom wunderlichen Freiherrn.

Die Papiere enthielten nichts Neues. In der Reſidenz wußte Jeder die Geſchichte von dem ſteinreichen, wunderlichen Freiherrn, der bis an ſeinen Tod für einen kinderloſen Hageſtolz gegolten, und durch ein Teſtament ſeine lachenden Erben, alle namentlich, convocirte. Es war nur darüber unter ihnen Streit, wer vorzugsweiſe bedacht ſein würde, denn er hatte Einen um den Andern in den letztern Jahren beſonders ausgezeichnet, und die lächelnde Miene eines Jeden deutete an, daß er für ſich die Verſicherung habe. Das Teſtament war ſehr voluminös. Der Verſtorbene war in ſeiner Jugend Juriſt geweſen, und man erzählte, daß er nach Art der alten Römer vorzugsweiſe in ſeinen letzten Jahren mit der kunſtreichen genauen Abfaſſung deſſ-

den beſchäftigt und darin ſein einziges Vergnügen gefunden habe. Alſo war Alles in der beſten Form.

Er vermachte Gott ſeine unſterbliche Seele, — obwol er bei Lebzeiten zu den Spöttern gehört, und ſelbſt noch in ſeinen letzten Tagen die Unſterblichkeit zur Zielſcheibe ſeines Witzes gemacht, — demnächſt den unbefleckten Ruhm ſeiner alten Familie der Nachwelt, rühmte ihre Tugenden, ihre Verdienſte, ihren reinen Adel, vermahnte alle Angehörige, dabei treu zu verharren, um der böſen Zeit ein Beiſpiel zu geben, — obwol er immer gemeint, es wiſſe Niemand wer ſein Vater ſei, — und endlich vermachte er ſein geſammtes, bewegliches und unbewegliches Vermögen demjenigen ſeiner lieben Vettern, den ihm Gott, der Geburt nach, am nächſten geſtellt, und dem es ohne Teſtament zugefallen wäre. — Der gemeinte Vetter erhob unter Thränen der Rührung den ſtreng geſetzlichen Sinn des verſtorbenen Biedermanns; betheuerte: wie er ſich ſelbſt geſtehen müſſe, dem Herzen nach, ihm nicht am nächſten geſtanden zu haben; wie, wenn der Selige den Würdigſten wählen wollen, ſo Viele, wo nicht Alle unter den verehrten Anweſenden ihm vorgehen müſſen, wie aber der theuere,

große Todte, rein im Geiste der Ordnung, des Gesetzes und ihrer erhabenen Vorfahren, der eignen Neigung zu folgen, sich nicht vergönnt, und wünschte unter Stoßseufzern, nur und allein zur Ehre des Standes, dem sie Alle angehören die Ehre hätten, daß die Testateren von Familie so nur das Gesetz und diese im Auge haben möchten. Dadurch allein — versteht sich, durch unbefleckte Tugend nebenbei — könne der Adel aufrecht erhalten werden gegen die Misgunst und die gehässigen Verleumdungen der egoistischen Zeit.

Wiewol alle anwesenden Vettern und Muhmen von denselben guten, alten Gesinnungen waren, so konnten sie doch in diesem einen Falle nicht ganz mit den Ansichten des Redners einverstanden sein; meinten vielmehr, daß grade die kritische Zeit es ausnahmsweise dem Adel zur Pflicht mache, die würdigen Seiten zu cultiviren, und wenn der Testator, statt sich streng am Buchstaben der Intestatfolge zu halten, — nur dies eine Mal Denjenigen aus der Familie zum Erben ernannt, der sie am würdigsten nach außen repräsentiren können, — wobei natürlich Jeder sich selbst ausschloß, — so würde der Familie und dem Institute mehr Nutzen geschehen sein. Ihr alleiniger Trost blieb das enorme

noch verſiegelte Convolut, das aus der Enthüllung des erſten Teſtamentes zum Vorſchein gekommen, und, nach jenem, die nähern Anordnungen und Bedingungen der Erbſchaft enthaltend, erſt in vierundzwanzig Stunden eröffnet werden ſollte. Dieſe Hoffnung täuſchte ſie nicht. Als nach vierundzwanzig Stunden — es fehlte kein Mitglied dabei — die Enclave entſiegelt wurde, drückte der Teſtator ſeinen unausſprechlichen Dank dem Vetter A.. für gefällige Übernahme der Erbſchaft aus, die er aber von Stunde an dem Vetter B.. zu übertragen die Güte haben möge. Vetter A.. war nur fideicommiſſariſcher Erbe auf einen Tag geweſen, und hätte den vierundzwanzigſtündigen Beſitz mit der ſchönen Rede gewiß zu theuer bezahlt, wenn ihn nicht der Teſtator inſtändigſt erſucht, für die große Mühe funfzig Gulden rheiniſch als Recompens nicht zu verſchmähen.

Vetter A.. und alle übrigen Vettern und Muhmen machten ſehr lange Geſichter; Keiner wußte ein Wort des Lobes, und der Erſte ging ſo weit, zu erklären, daß er die Erbſchaft, zur Ehre der Familie, nicht um die funfzig Gulden ärmer machen wolle. Nur Vetter B.. konnte lachen und eine

die ſich ein Pfund Seife geliehen, um eine große Hauswäſche zu machen, nach vierzehn Tagen zum nächſten Vetter ſagen: „Sie erhalten hier die Seife ohne Schaden zurück.“ Wie geſagt, er erſchrak nicht, als er die Erbſchaft nach vierzehn Tagen dem Vetter D.. reſtituiren mußte, wol aber, als das Teſtament von ihm ſtrenge Rechnungslegung für alle baaren Ausgaben, Verwendungen, Verſchleuderungen, mit Ausnahme des Verzehrten, foderte, und nichts für die koſtſpielige Mühe der Wiedererſtattung gewährte als die funfzig Florenen. — Vetter D.., ein gemüthlicher, vollwangiger Mann, der ſich in die Zeit zu ſchicken wußte und den Sorgenbrecher mehr liebte als die Sorgen, griff während ſeines monatlichen Beſitzes keinen baaren rothen Heller an, aber als der Termin kam, waren Keller und Speiſekammer dermaßen geleert, daß Muhme E.. nicht einen Tag in dem Erbhauſe hätte leben können, wenn nicht bei Eröffnung des nächſten Codicills, zum unausſprechlichen Schrecken Vetter D..s, das Erſte, was ihm ins Auge fiel, der Katalog des Weinkellers geweſen wäre, Flaſche für Flaſche ſpecificirt, mit Jahrgang, Kaufpreis und Courswerth. Der Vetter fluchte, zerſchlug die leeren Flaſchen, da er ſie doch mit bezahlen mußte — die

monatliche Erbschaft kostete ihn ein Capital — und schwor, nicht wieder in das Haus zu kommen.

Es würde nur ermüden, aufzuzählen, unter welchen Vexationen jeder nachfolgende aus dem A. B. C. die Erbschaft restituiren mußte. Der satirische Erblasser verrieth in diesen Bestimmungen die allergenaueste Bekanntschaft mit den Charakterschwächen jedes Einzelnen seiner Verwandten, um die er sich in seinem Leben nie zu bekümmern geschienen, und nur darin blieb er consequent, daß er die legitimste Nothfolge beobachtete. Viele betrachteten es schon als ein Unglück, dran zu kommen; denn zum Beispiel Einer, der nicht Hand angerührt hatte während der drei Monate seiner Berechtigung, mußte noch Wetter- und Hagelschäden ersetzen. Und doch entschloß sich Niemand zu entsagen, denn — es könnte doch! War es nicht möglich, daß der Sonderling, nachdem Alle mit Schaden geerbt, die Erbschaft theilte und nur Den ausschloß, der sie früher zurückgewiesen? Und überdies, weshalb die funfzig Gulden verschmähen, die — beiläufig gesagt — auch Vetter A.. sich nachträglich entschlossen hatte, anzunehmen.

Als nun das ganze A. B. C. der Vetterschaft die saure Erbschaft durchgekostet hatte, war man

der Meinung, ſie müſſe doch irgendwo bleiben, und es lag ganz im Charakter des Erblaſſers, daß er ſie dem Entfernteſten lieber gönnte als dem Nächſten, weshalb man dem Vetter Z.. gratulirte, der ſie, mit einem Codicill von ich glaube nur Daumendicke, nach ſechs Monaten zu eröffnen übernommen hatte. Der Tag der Entſcheidung kam; hörbar pochte Allen das Herz, Jeder war zu jeder Bedingung entſchloſſen und ſah die Deputirten des Magiſtrates, der Armenanſtalten und des Kreiſes ungern zugegen, denn es hatte ſich die Meinung verbreitet, daß die Subſtitutionen in immer weitern Kreiſen fortgehen und, wie Glockentöne und Waſſerringel, ſich auf jeden Menſchen im Lande erſtrecken würden. Einige meinten gar: der Spaßvogel würde zuletzt Europa, das alte oder das junge, zum Erben einſetzen.

Alle hatten ſich getäuſcht. Nachdem dem letzten erweisbaren Vetter und Erben gedankt und rührende Worte von Familieneinigkeit, Banden des Blutes und Rückſichten, die einem alten Edelmanne zu allererſt oblägen, angehängt waren, lautete es folgendermaßen:

„„Sintemal aber die Geſetze, deren treuer Diener ich mein Leben durch war, den Satz aufſtellen:

daß ein in der Ehe geborenes Kind das Kind des Mannes der Frau iſt, ſo erinnere ich mich, daß ich auch Vater bin. In jener Zeit, werthe Blutsfreunde, als die Fundamente der alten Ordnung wankten, und ſelbſt Vielen unter uns der Glaube kam, daß wir Menſchen wären, beſchloß ich in einer gerührten Stunde das Vorurtheil hintan zu ſezen und erwählte die Magd des Garkochs, welcher damals die trefflichen Taubenpaſteten, deren ſich Viele unter Ihnen noch entſinnen werden, anfertigte, aus Dankbarkeit, wenn auch nicht zu meiner Lebensgefährtin, denn ſie kochte fort, doch zur geſetzlichen Mutter des Knaben, zu deſſen Vater ſie mich vorher gerichtlich erwählt hatte. Wenngleich dieſes Kind durch dieſe Abkunft von Turnieren, Domcapiteln und Commenden ausgeſchloſſen bleibt, ein Grund, weshalb ich nie in meinem Leben mich überwinden können, es zu ſehen, ſo hege ich doch nicht den geringſten Verdacht, daß auch nur Einer meiner theuern Anverwandten es dem gerührten Vaterherzen verargen wird, wenn es den Carl Heinrich Ferdinand . . ., ſo gegenwärtig unter dem Namen * * * ohne Ahnung ſeiner hohen Abkunft auf dem Lande erzogen wird, als ſeinen ehelichen Sohn und Descendenten, quia pater

est quem justae nuptiae demonstrant, hierdurch zum Universalerben alles seiner fahrenden und liegenden Habe und Erben seines Namens erklärt und einsetzt, auch dem Vetter Z... befiehlt, sofort nach Publication dieses Codicills die Erbschaft herauszugeben und Rechnung zu legen.""

Einige zugefügte Floskeln, daß der Todte sich wol in dem einen Augenblick unter die Lebenden zurückwünsche, um Zeuge zu sein, wie alle egoistischen Regungen tödtend, Jeder sich breifern werde, dem natürlichen Erben sein Glück zu gönnen, waren nicht geeignet, ihre Verstimmung zu mindern. Aber zu zweifeln war nicht, zu processiren noch weniger. Mit rabulistischer Accuratesse waren alle Beweise im Voraus geführt, allen Einwendungen war begegnet. Ein befallter, durch Belohnungen angespornter Curator mußte sich, ehe noch der dunkle Erbe aufgefunden war, seiner Sache in einer Art gegen die Verwandten annehmen, wie Jener es vielleicht selbst nicht gethan; und die letzte zweifelhafte Hoffnung derselben, daß vielleicht doch noch eine Substitution stattfinden könne, wurde durch die buchstäblich aufgeführten Befugnisse des Erben, über das Vermögen zu schalten und walten, verlöscht, indem das noch versiegelte Cocidill erst acht

Tage vor Ferdinands Hochzeit eröffnet werden sollte. Wenn sein bitterer Spott auch über das Grab hinaus mit der Familie spielte, wagte doch Niemand zu denken, daß ihm auch der eigne Sohn zu nichts Besserem werth dünken könne.

27.

Die Novelle von der tugendhaften Rose wird fortgesetzt.

Dieser aufgefundene, in das Erbe seiner alten Familie eingeführte Sohn war Don Ferdinand, und die aus der Residenz angekommenen Papiere enthielten die darüber sprechenden Atteste in wohlbeglaubigten Abschriften, von denen der am meisten Betheiligte indessen keine Notiz nehmen konnte, indem, wie schon angeführt, eine heftige Krankheit ihn im Bette fesselte. Allein diese Krankheit verschaffte ihm weit mehr als die Papiere; denn wol entsann er sich durch seine wüsten Fieberträume, wie sie an seinem Lager gesessen, ihrer stillen Seufzer, der Thränen in dem bewegten Blicke, des sanften Händedrucks, wenn sie seine glühende gefangen hielt. Und die Rose hatte dessen kein Hehl. Ein Thränenstrom brach aus den blauen Augen,

als er fragte, ob ſie das Traumbild geweſen, und es liſpelte von ihren Lippen: „Ich hätte es nicht überlebt.“

Brauchte er noch Glück? — Ihr Athem war der Hauch der Geſundheit; ſeine Geneſung ging überraſchend ſchnell. Das Feſt derſelben im Hauſe des Rentiers war das ſchönſte Feſt ſeines Lebens. „Ich habe Vater und Mutter gefunden“, ſagte er, und die Mutter weinte an ſeiner Bruſt. Es war die Scheide zwiſchen Frühling und Sommer. Jasmin und Roſen dufteten auf dem Tiſche, die Vögel draußen auf den blühenden Linden ſangen durch die offenen Fenſter, der blaue Himmel lachte, und die Hand der Roſe ruhte unter dem Tiſchtuch in ſeiner.

Es gibt ein Glück, das keine Worte faſſen und das keiner Worte bedarf. Ferdinand und die Roſe waren darüber einig. Es war ein ſchöner Sommer. Das Grün war viel grüner, die Blumen blühten viel bunter, die Vögel ſangen viel luſtiger, und der blaue Himmel ſtrahlte von ungewöhnlichem Licht, — ſo meinten wenigſtens Beide. Zuweilen wehte zwar ein Sturm, das Gras ward ſtaubig, die Blumen ſenkten die Häupter, die Vögel flatterten ängſtlich, und der Himmel umzog ſich.

Aber die Sonne kam immer wieder, und sie hofften auf einen schönen Herbst.

Ich will von einer solchen grauen Wolke erzählen. — Sie saßen abgewandt, er mit verschränkten Armen; sie, auf den Ellenbogen gestützt, sah zu Boden. Er schwieg lange. Sie wandte unvermerkt das Lockenköpfchen, und er schwieg noch. Die Thräne, die sich aus dem schönen Auge vorgestohlen, war längst versiegt, es leuchtete wieder hell, als sie aufstand und vor ihn trat: „Noch immer zornig! — Können Sie denn noch zweifeln! — Wer so recht echt, wie ich es meine, liebt, dem muß doch gleichgültig sein, was die Leute denken und sagen, wenn er nur bei sich gewiß ist. Sind Sie das noch nicht? Ach, mein armer, armer Freund, was half es Ihnen denn auch, wenn ich es tagtäglich vor allen Lästigen und Gleichgültigen wiederholte!"

„Und was kostete es Dich" — erwiderte er — „wenn Du siehst, daß es mich glücklich macht?"

„Das glücklich!" rief sie, wehmuthig den Kopf schüttelnd. „Ach, mein Freund, wenn das stille Glück, die süße Gewißheit Ihnen jetzt schon nicht genügt, wenn Sie mitten in unserm schönen Einverständniß verlangen, daß alle Menschen ihr Glück

sehen und davon überzeugt sein sollen, was werden Sie erst verlangen, wenn diese erste stille Zeit vorüber ist? Wenn Sie von Ihrer Geliebten fodern, daß sie Ihnen vor den Menschen die Hand drückt, zärtlich ist, was werden Sie erst von der Gattin fodern, damit die Leute glauben, daß Sie ein zärtlicher Ehemann sind?"

Er entgegnete: „Nicht um mich, um Dich verlange ich es, daß Du in Gegenwart Anderer nicht mit gefliſſentlicher Scheu Alles vermeidest, was auf unſern Bund deutet, was die Sitte billigt und das Herkommen fodert. Iſt das ein ſo entſetzliches Opfer, daß die Geliebte durch einen Blick, durch einen harmloſen Händedruck auch vor den Leuten eingeſteht, was, ehe der erſte Schnee fällt, von den Kanzeln herab auch den gleichgültigſten Gleichgültigen zugerufen wird?"

Sie ſchwieg eine Weile: „Alſo wieder die Leute! Um der Leute willen ſind Sie in mich verliebt, um der Leute willen wollen Sie mich zur Frau, um der Leute willen ſoll ich mich zu etwas zwingen, was mir in der innerſten Seele zuwider? Was haben denn die Leute mit der Liebe zu thun? Wiſſen die Leute, was wir uns ſind? Werden ſie es verſtehen, wenn wir es ihnen durch Zeichen andeu-

ten, in dürren Worten sagen? — Die Leute denken doch, was ihnen gefällt; sie werden darüber reden, tadeln, billigen, spötteln, lachen, und wir haben die Liebe, die uns, uns ganz allein gehört, entweiht, indem wir den Gleichgültigen, Fremden, davon mitgetheilt. Ach, wer weiß, mein Freund, ob sie sich nicht dafür an uns rächt, ob wir uns noch so — so ganz Das sind, wenn wir etwas von Dem abgegeben haben, was Einer nur für den Andern hatte. Gibt es nicht Gefühle, Dinge, die Jeder nur für sich hat und für sich behalten muß, und wieder andere, die er nur seinen Nächsten und Liebsten erschließen darf. So, meine ich, ist das Geheimniß, was wir uns sind, etwas so unaussprechlich Heiliges und Schönes, daß es Verrath an uns und an ihm wäre, wenn wir es in die gewöhnlichen Gesetze und Regeln von Dem, was sich schickt, herabzögen. Nein, mein lieber, süßer Freund, lassen Sie das für uns behalten, lassen Sie uns uns selbst genug sein; den Menschen werden wir bald zu wenig, bald zu viel geben, und es gewiß nie recht thun."

Ihr helles Auge sah ihn fragend, bittend an, ihr Arm ruhte auf seiner Schulter. Sie hatte gesiegt; die Wolke zog vorüber, und es war wieder

Sonnenschein. — Aber die Wolke war hartnäckig; oft kam sie wieder und warf Schatten auf die lieblichste Aussicht. „Sie müssen sie nicht quälen, lieber Baron", flüsterte ihm die Mutter zu. „Das ist schon mal ihr Wesen, und so war's von je. Was sie am meisten beschäftigt, das läßt sie am wenigsten laut werden, und sie verträgt's nicht, daß man davon spricht."

Der Abend überraschte sie beim Nachhausegehen von einem Besuch. Sie kreuzten die Allee vor der Stadt. Die Nele zitterte an seinem Arme. Es war die Stelle, wo er sie zuerst sah, wo er den lästigen Verfolger fortwies. Sie hatten nie davon gesprochen: „Kanntest Du ihn?" — Ein „Ja" hauchte über die zitternden Lippen. „Sprechen Sie nicht davon — nicht hier —." Es war Angst, inneres Grauen, Zorn, Bitterkeit in dem Tone. Sie trieb ihn fort wie damals, und er glaubte eine Fiebernde am Arm zu führen.

„Ich muß Ihnen gestern recht kindisch vorgekommen sein", trat sie ihm heiter am Morgen entgegen und reichte ihm die Hand. „Nicht wahr? — Aber versprechen Sie mir, daß Sie es vergessen wollen."

Er erwiderte, was er nicht wisse, könne Nie-

mand vergessen. „Nicht einmal so viel Vertrauen, nicht das bischen Liebe", flüsterte sie, zärtlich sich an ihn schmiegend! „Sie sehen, die Sache ängstet mich; thu' ich Ihnen nicht Alles, Alles zu Gefallen, und Sie quälen mich doch, und es ist nichts."

„Das will ich ja nur wissen! — Wer war der Mann, der Dir nichts war, und dessen bloße Erinnerung Dich doch in so unnatürlichen Schreck versetzt? — Von Dir will ich es wissen und nicht von den Leuten, die mir Arges sagen wollen. Den Leuten glaube ich nicht; aber Dir Alles, ohne Beweis, ohne Betheuerung."

Sie stand schweigend am Fenster, die Stirn gegen die Scheiben gedrückt: „Wie die Männer sind!" hub sie ruhig an. „Die Sache ist uns Beiden unangenehm, und doch lassen Sie sie nicht ruhen. Sie glauben mir, daß ich ehrlich gegen Sie bin, und aus purem Eigensinn wollen Sie etwas längst Abgethanes wieder aufgerührt. Lieber Freund, das nenn' ich das Leben sich schwer machen. Wenn Sie argwöhnisch sind oder gar eifersüchtig, was soll denn aus unserm Glück werden! Aber ich will Ihnen Ihren Willen thun. — Ich kannte den Mann. Es ist ein höchst unglücklicher Charakter, leidenschaftlich, heftig; wenn er etwas

will, ſo ſetzt er Alles dran. Er ſagte, daß er mich liebte. Meine Ältern wünſchten mich verheirathet. — Er war der Sohn eines angeſehenen Mannes. — Ich hatte nichts dagegen zu ſagen, denn er ſchwor, daß er ohne mich nicht leben könnte, und meinen Ältern hätte ich ja nichts abſchlagen können, was ihr Glück iſt; und wenn er nicht ſo heftig war, war er ein guter, freundlicher Menſch. Aber er war ſo garſtig und quälte mich, wie Sie, lieber Freund, zuweilen auch, und ich fürchtete mich immer vor ihm. Da kam es heraus, daß ſein Vater ein ſchlechter Menſch geweſen — er ſtarb, wie eigentlich kein Menſch ſterben ſollte — und der Sohn nahm ſich auch wild und häßlich. Meine armen Ältern hätte ich bedauert, wenn es ſchon zu ſpät geweſen wäre —"

„Und Dich nicht!"

Die Roſe blickte ihn verlegen an.

„Um Deiner Ältern willen wollteſt Du Dich ihm opfern?"

„Wie Sie garſtig fragen!"

„Haſt Du ihn geliebt?"

„Ich habe ihn nicht geliebt!" fuhr ſie auf.

Don Ferdinand ſah ſie forſchend an. Alsdann ſprach er, aber nicht ſie, ſondern wieder den Boden

anſehend, als wäre dort ſein unſichtbares Auditorium, wie denn nicht zu leugnen iſt, daß er in ſeiner Liebesgeſchichte etwas doctrinair zu Werke ging:

„Die alte, ewige Liebe erſchuf die Welt. Aber, als ſie fertig war, Berg, Wald und Saat, das helle, muntere Waſſer und das glänzende Metall, das Weltmeer und die Vulcane, der Löwe in der Wüſte und die girrende Taube, und der Menſch auch, da fehlte noch Etwas. Sie ſelbſt. Und dem Haſſe, dem Streit der Elemente gegenüber erſchuf ſie ſich ſelbſt, als das Höchſte und Letzte, als die köſtliche Blüte der Schöpfung. Aber in ihrer Mannichfaltigkeit und Ewigkeit ſchuf ſie ſich tauſendfältig, in allen Abſtufungen, vom rohen Inſtinct zur freien Wahl. Da war Liebe, die noch an der Erde klebte, und Liebe, die ſich zum Äther aufſchwang, eine geläuterte Flamme. So liebt der Boden noch die Staude, die aus ihr emporſchießt zum Lichte, und ihre Wurzeln umklammernd will er ſie nicht laſſen. So liebt man den Beſitz, und in wilder Gier liebt das Thier das Thier. Viel edler der Freund den Freund, der Mann das Vaterland, Ältern ihre Kinder, Kinder ihre Ältern. Aber die ewige Liebe hatte ſich noch nicht erſchöpft. Unter den Blüten die herrlichſte, unter den Blu-

men die Rose, war die Liebe, deren Vater der Moment, deren Wiege das Herz, deren Boten die Blicke sind, deren Sprache die Entzückung, deren Gesetz die Wahl, deren Recht die Ewigkeit ist. Sie ist der Rosenschein, das einzige Gut, das unsere Väter aus dem Paradiese mit sich nahmen; durch alle Zeitalter blieb sie gleich, und sie duftet, athmet, färbt in unserm grauen, bleiernen wie in dem verlorenen goldenen. Sie zerstört nichts, sie will nur binden; sie liebt das Irdische, aber sie kann sich frei darüber erheben, ein Hauch, ein Ätherzug. Sie ist die geläuterte Flamme, die zum Himmel züngelt, frei von Materie; und sie ist frei von der Welt, denn wenn sie auch nicht der Welt gebietet, die Welt kann auch ihr nichts gebieten. Sie schlägt Königreiche aus, duldet Martern und verläßt Vater und Mutter." —

Die Rose weinte heftig: „So steht's in Romanen, aber geschrieben steht: Du sollst Vater und Mutter ehren —"

„Auf daß es Dir wohlgeht und Du lange lebst auf Erden", fiel er ein.

Der Ton seiner Stimme erschreckte sie. „Wollen Sie das leugnen?"

„Nein!" sagte er, „aber die Liebe, die ich

meine, denkt nicht dran, daß es ihr wohlgehe und sie lange lebt auf Erden."

„Sie würden nicht so viel fodern, wenn Sie wüßten, wie ich Ihnen gut bin", sagte die Rose.

„Liebst Du mich auch, wie jenen Armen, auf Befehl Deiner Ältern?"

Eine dunkele Röthe übergoß das Antlitz, ein elektrischer Funke zuckte durch die Gestalt, ihr Auge strahlte ihm wie nie so groß, schön, wehmüthig, sprechend, als wie sie seine Hand drückte, und die zurückgepreßte Thräne sprach: „Bei Gott, jetzt thun Sie mir unrecht." —

Alle Wolken am Horizonte waren fort; nur eine drängende Geschäftsreise trennte den Baron noch vom Ziel seiner Wünsche. Aufgelöst in Thränen hing die Rose an seinem Halse; sie beschwor ihn, bald — bald wiederzukehren. „Sie wissen nicht, was vorgehen kann." — „Was kann noch geschehen?" — „Ich weiß es nicht", sagte sie, „aber mir ist so bange." — Der Vater übernahm es, während der Abwesenheit des Barons, den Verwandten und Bekannten das freudige Familienereigniß anzuzeigen und unter den andern nöthigen Einrichtungen auch mit des Barons Vollmacht

die Publication des letzten väterlichen Codicills bei dem Gerichte zu veranlassen.

Dies lautete buchstäblich so: „„Der holden, edeln Braut meines theuern Sohnes, Gruß und Liebe zuvor von Einem, den die Würmer schon verzehrt haben! Sittigkeit ziert das Mägdlein, Tugend und Ehrbarkeit sind der kostbarste Schmuck einer Frau. Nichtsdestoweniger gelten in dieser verderbten Zeitlichkeit auch Perlen und Edelsteine. Darum vermache ich der künftigen Stammutter meines durch sie verjüngten Geschlechtes, in der gewissen Überzeugung, daß mein Ferdinand, des in seinen Adern rinnenden, nobeln Blutes eingedenk, nur ein Fräulein aus den unbefleckten Geschlechtern unsers Vaterlandes erwählt haben kann, den noch reservirten Schmuck meiner Urältermutter. Schreite damit, wie die Rose unter den Blumen, wie der Diamant unter den Steinen, wie die Sonne unter den Gestirnen, beneidet von allen Jungfrauen des Landes, zur Kirche; und wenn der Priester den Segen über Deinen Bund mit meinem herzgeliebten Sohne spricht, dann denke, daß Alle erlauchten Ahnen desselben, und ich darunter, aus den Himmelsfenstern niederblicken und das Amen nachsprechen!““

„„Notabene! Sollte mein Sohn, und ich erröthe über die Möglichkeit in meinem Nichtsein, so pflichtvergessen gehandelt und sich eine Braut gewählt haben, die nicht sechszehn vollblütige Ahnen zählt, so meine Verwünschung über die freche Dirne und Enterbung für ihn. Doch soll er noch drei Jahre Zeit haben, sich zu besinnen. Denn Handeln ist leicht, aber um zur Besinnung zu kommen, braucht man Zeit. Hat er bis da keine würdige Wahl getroffen, so treten die Bestimmungen über meine Erbfolge in Kraft, welche mein eingeschlossener letzter Wille enthält, der drei Jahre von dem Tage ab, wo diese meine Willenserklärung eröffnet worden, entsiegelt und publicirt werden muß. Andernfalls, wenn dieser Notabenefall nicht eintritt und sechszehn Ahnen da sind, wird dies Codicill verbrannt; diese Geschichte hat ein Ende, und Ihr zeugt Kinder, um das alte Lied von neuem anzufangen. Denn, glaubt einem todten Manne, zu einem neuen kommt's nicht mehr. Auch die Zeit und die Geschichte sind Philister und singen: On revient toujours à ses premiers amours!““

Es war ein unfreundlicher Tag, an dem Ferdinand von einer unangenehmen Reise zurückkehrte. Er war genöthigt gewesen, von Ort zu Ort zu ziehen und hatte daher keine Briefe erhalten. Kaum sich Zeit gönnend, den Reiserock umzutauschen, flog er in das Haus der Rose. Glücklicherweise begegnete ihm kein Bekannter; nur Staub und welke Herbstblätter trieb ihm der Wind in das glühende Gesicht. — Er mußte lange und heftig schellen. Es war der Alte, der, blässer und hagerer als je, ihm selbst öffnete. Der immer sich gleichbleibende Mann schien beim Anblick des Barons betroffen: „Sie, Herr Baron!“ —

„Komm ich Ihnen zu früh! — Meiner Ungeduld dauerte die Reise viel, viel zu lange. — Ein Wort nur: Ist Alles wohl?“

„Erhielten Sie meinen Brief nicht?“

„Keine Sylbe! — Um Gotteswillen! Theurer Vater, Sie sind krank. — Wo ist Sie? —

„Sie sind Alle drüben im Bade, mein werther Herr Baron. Aber ich habe gute Nachricht. Man erholt sich.“

„Was ist vorgefallen? — Krank! — Lassen Sie Courierpferde bestellen; ich will auf der Stelle —“

Der Alte redete ihm die unnöthige und kostspielige Reise aus, da er sich selbst noch von der zurückgelegten erholen müsse; auch könnten sie sich verfehlen, indem die Damen vielleicht schon morgen nach der Stadt kämen. Nur dieser Umstand und die Versicherung, daß der Krankheitsanfall der Rose nicht von Bedeutung sei, konnten Ferdinand zum Bleiben bewegen. Der Alte, selbst unwohl und von der Überraschung alterirt, bat, ihm noch eine kleine Stunde Ruhe zu gönnen, dann werde er ihn in seiner Wohnung aufsuchen und Alles mit ihm besprechen.

Zu Hause fand Ferdinand eine Copia des Testamentes. Statt des Vaters der Rose kam ein Billet desselben, ein Billet voll schöner, glatter Redensarten, aus denen Ferdinand gewiß mehr herausgelesen haben würde, hätte er es nicht nach dem ersten Überlesen zerknittert und in viel tausend kleine Stücke zerrissen. Er antwortete, ob es möglich? Die Replik kam noch am selben Abend; die Feder war in einen Anflug von Zorn getaucht: ob der Herr Baron es bei sich verantworten könne, eine ehrbare Familie auf diese Weise hingehalten zu haben, ob es sich denken ließe, daß er nichts von der Testamentsbestimmung gewußt; wer ihm,

wer seinem theuern Kinde die Beschimpfung wieder gutmachen könnte, wenn es wirklich zur Verlobung gekommen, und wie er aus der fatalen Geschichte wenigstens so viel gelernt, daß ein langes Leben von Rechtschaffenheit nicht vor den Sottisen eines übermüthigen Edelmannes schütze, der einen braven Bürger zur Zielscheibe seines Spaßes zu machen vermuthlich noch für eine Ehre für denselben halte. „Gott sei Dank", schloß der Brief, „ich habe ein braves Kind, das seine Ältern liebt, weiß, was es ihnen schuldig ist, und über die Gewissenlosigkeit, die mit ihm einen Spaß treiben wollen, sich zu trösten wissen wird."

„Brav gespielt!" rief Ferdinand und lachte laut auf. „Hat mich denn der Alte betrogen; sah ich ihm nicht längst in die Karten? — Und habe ich ihn getäuscht!" — Er gestand sich, daß er ihn getäuscht haben konnte; denn eine Ahnung hatte ihn seit seiner Erhebung begleitet, daß das Glück, so schnell als es gekommen, auch wieder verschwinden dürfe, eine Ahnung, die ihn aber nicht drückte, so wenig als jetzt ihre Erfüllung. Freier athmete er auf, stolzer hob sich die Brust, kühner blickte sein Auge, als er ausrief: „Jetzt kann sie zeigen, daß sie lieben kann."

Da brachte ihm der Briefträger einen von der Tour zurückgekommenen Brief. Nur die Einlage von der Hand der Rose hatte Wichtigkeit für ihn. Es waren nur wenige Zeilen, ein zerrissener, auf dem Krankenbett, unter den Qualen zersprengender Kopfschmerzen geschriebener Brief; jedes Wort eine Wunde, jeder Strich eine Scheidewand, die zwischen ihnen aufschoß. Sie folge dem Willen ihrer Ältern — sie werde ihm ewig folgen, aber sie hoffe, ein gütiger Wille werde diese Ewigkeit hier nicht allzulange dauern lassen.

„Versöhnen Sie sich mit Ihrer Familie, mein theuerer, mein unaussprechlich theuerer Freund, und erfüllen Sie den Willen Ihres dahingegangenen Vaters. Denken Sie daran, daß des Vaters Segen den Kindern Häuser baut und vergessen mich. O, wie unsäglich unglücklich, wie trostlos wäre ich, wenn es zu spät gewesen, wenn ich die unglückliche Ursach geworden, daß die, welche Ihnen die Nächsten sind, Sie mit Abscheu ansähen. Nein, lieber todt sein, lieber betteln, als solch ein Glück! Gott sei Dank, daß es nicht so kam; das ist mein einziger Trost. Der gute Gott hat Alles zum besten gefügt. Es ist Alles so gekommen, wie es kommen sollte. Das allein gibt mir Trost in meinen Schmerzen."

So schloß der Brief der Rose von Toledo.

Don Ferdinand weinte und lachte. Er weinte und lachte so lange, bis er wieder ein Mann wurde. Er meinte, ehe man einen Punkt mache, müsse man gewiß sein, daß der Satz zu Ende. Sie sollte noch ein Wort von ihm hören, ihn noch ein Mal von Auge zu Auge sehen. Vergebens redeten ihm seine Freunde ab, deren skeptische Warnungen er lange zurückgewiesen, vergebens tauchte jetzt der unterdrückte Zweifel in tausenderlei Gestalten auf. Vergebens fand er verschlossene Thüren, verhangene Fenster. Er wollte den Geist der Liebe beschwören, vor dem Thore sprengen und Mauern sinken.

Ist Cassius' Name nicht so gut als Cäsar's? Aber Namen thun es heut nicht mehr. Cäsar's Bildniß auf Metall öffnete endlich die Ritze der Thüre, daß ein kleiner Brief durchkonnte; aber er kam uneröffnet mit einem Umschlag der Mutter zurück. „Meine Tochter bittet Sie bei der Liebe, welche Sie betheuern, ihr zum Sterben Ruhe zu gönnen."

Er saß frierend auf der Bank, den Blick auf das verhangene Fenster; die Krähen sangen Todtenlieder, die Glocken läuteten Einen zur Ruhe, die welken Blätter im Winde waren Leichenzüge. Die

Stirn gegen die Linde gedrückt, hörte er von fern drüben ihre letzten Seufzer, ihr Todesröcheln. „Jetzt ruft sie meinen Namen! — Sie stirbt!“ zuckte es in ihm convulsivisch auf.

„Wenn sie nun lachte!“ flüsterte ihm ein Freund zu, und der Freund führte ihn vorsichtig an die Wand, und er hörte sie lachen; und lachte selbst von nun an eine ganze Woche lang.

Auch die Melancholie kann lachen; es ist nur eine irrige Vorstellung, daß wir sie uns immer weinend denken. Hamlet lachte und der blutige Macbeth, und wenn wir so gestimmt sind, kann uns eine Fledermaus zum Tode erschrecken und ein Kaisermord lächerlich dünken. Die Nerven thun es, nicht wir, dachte Don Ferdinand.

Er war nicht krank, er war stark und kräftig geworden; denn all' die kleinen Geister des Zweifels, die in den Adern sich schaukeln und am Herzen nagen, waren zum Dämon der Gewißheit aufgewachsen. Und der scheusliche Riese flüsterte ihm immer ins Ohr: „Die Liebe ist eine Thorheit, der Glaube ein Wahnsinn, die Treue ist Flittergold. Liebe, glaube, hoffe nichts als Dich selbst.“

Aber Jemand, den wir einen Freund Ferdinand's nennen wollen, weil sie sich untereinander

so nannten, suchte auch diesen Dämon, an den sich der Unglückliche klammerte, zu bannen, weil er gar keine Geister statuirte.

„Was ist dabei so Übernatürliches, Unerklärbares, Unerhörtes, mein werther Freund! Wie Sie früher, taub und blind gegen mein Lächeln, die Nase für einen Engel hielten, so gaukelt jetzt Ihren erhitzten Sinnen ein Etwas vor, was niemals von einem Vater und einer Mutter geboren werden und in der Luft, die wir athmen, existiren kann. Warum sollten die Vorzüge, die Sie an ihr bewunderten, Blendwerk sein? Warum wollen Sie sich jetzt überreden, daß alle die Zeichen, die unwillkürlichen Aufwallungen, welche Ihnen die Überzeugung eingaben, daß Sie geliebt würden, unnatürlich gewesen? Verstellung ist dem Weibe eingeboren, aber keines, zumal in den empfänglichen Jahren, wird so lange eine erkünstelte Rolle durchzusetzen wissen. Ihre Täuschung beruht nur darin, daß Sie sie damals als ein vollkommnes Wesen betrachteten und die Schwäche übersahen, welche für einen nicht verliebten Beobachter sich nicht verbirgt. Sie ist ein Geschöpf der neuern sittlichen Bildung, die aus unsern Mädchen das Sinnliche fortbannen will, und, nachdem

sie, unter dem Namen Erziehung, alles Eigenthümliche aus ihnen ausgemerzt hat, nichts zurückläßt als eine Negation. Sehen Sie sich doch im ganzen protestantischen Deutschland um, ob nicht all' die vollkommen erzogenen jungen Mädchen, wenn sie aus den Pensionsanstalten oder aus dem Unterricht der Prediger kommen, einer Leidenschaft fähig sind. All' die Elemente, aus der die Liebe erwächst, sind chemisch ausgezogen. Es sind sammt und sonders vortreffliche Puppen geworden, aus denen der künftige Gatte erst etwas machen muß, und die Julien's und Käthchen's Leidenschaft so wenig fassen als die Quadratur des Cirkels. Auch Ihre Rose war nichts weiter als ein liebenswürdiges, charakterloses Wesen, das gefügig die Form annimmt von jedem Meister, der sich ihrer bemächtigt. Der erste Meister, der am längsten auf die frische Kraft wirken kann, wird immer einen Vorzug behalten. Wäre es ein Liebhaber gewesen, so würde sie vielleicht in Sehnsucht und Innigkeit die Liebe für das Höchste halten, wäre ein Frommer, ein Philosoph ihr Lehrer geworden, so schwärmte sie für die Religion, für große Ideen. Diesmal waren es ihre Ältern. Der Alte ist nun ein trefflicher Speculant. Es gibt deren, die in Öl, Thran,

Rübsamen, Staatspapieren speculiren; dieser ist nun ausnahmsweise ein Speculant mit der Tugend seiner Tochter. Ihr wurde von Morgen bis Abend vorgepredigt, daß: blinder Gehorsam gegen die Ältern das erste Gebot sei. Der schlaue Mann kannte sein Terrain; die kindliche Liebe wucherte in einem so ergibigen Boden, daß aus einer holden, duftenden Blume eine ungestaltete stachelige Staude Unkraut erwuchs. Ist dies nicht mit einer jeden ursprünglich noch so zarten und schönen Neigung derselbe Fall, wenn wir sie allein cultiviren; und artet nicht jede Tugend durch den Exceß zur Schwäche, ja zum Laster aus? Über die kindliche ging der Armen die Liebe selbst verloren, und hätte ihr der Vater geboten, Gott nicht mehr zu lieben, sie hätte es vielleicht auch aus kindlicher Pflicht gethan. Der Alte sieht mit hundert Augen, und wußte, was man in unserm Vaterland, wo der Tugendglaube noch nicht ganz ausgegangen, damit anfangen kann. In Frankreich würde er wahrscheinlich anders speculirt haben. Im Anfange ging es auch gut. Ihr guter Ruf verschaffte ihr einen Ruf, von dem sie wissen. Ihr Curs stieg auf dem Heirathsmarkt so bedeutend, daß ein gewöhnlicher tugendhafter Bürger sich nicht mehr her-

anwagte. Der Alte angelte umher nach reichen, vornehmen Heirathscandidaten, und Sie selbst werden wissen, daß Sie nicht der Erste waren; Sie sind auch nicht der Zweite und Dritte, und werden auch nicht der Letzte sein, dem die Rose in tugendhafter Liebe seufzend die Hand drückt, vorausgesetzt, daß ihr der Vater am Abend vorher gesagt hat: Morgen kannst Du so weit gehen. Haben Sie nicht bemerkt, daß die Mutter oder ein Besuch immer in dem Augenblicke ins Zimmer trat, wo das Gespräch verfänglich wurde, die Rose sich verrathen oder das Gefühl über die Pflicht siegen konnte. Denn hinter der Thür hat stets Jemand gelauscht, um der kindlichen Liebe zu Hülfe zu kommen. Vorsicht hieß das erste Gebot, sich nie, auch nicht in Worten, zu weit einzulassen, vor Allem aber gegen Dritte das Verhältniß im Dunkel zu lassen, damit kein Fleck bleibe, wenn es sich wieder auflöse. Und diese Vorsicht war um so nöthiger, da nicht allein sich noch bessere, glänzendere Partien darbieten konnten, sondern sogar mehrmal die Argusaugen des Alten sich durch den Glanz des Geldes und der Titel hatten täuschen lassen. Erst kurz vor Ihnen war der Fall eingetreten; die Rose schien in zartem Liebesbunde mit dem reichsten Er-

den der Stadt, als glücklicherweise sein Vater als Bankerottirer vor der Erklärung starb. — Ihre sechszehn Ahnen, mein Freund, bleiben Ihnen zwar; allein der Mann denkt viel zu reell, und mit Ihrem geringen Staatsgehalt kann man zwar Hütten bauen, aber eine jahrelange Speculation, so vieler Zwang, so große Verluste sind damit nicht belohnt. Er thut mir im Grunde genommen leid. Er speculirt zu fein, um ihn nicht mit dem Hunde zu vergleichen, der um den Schatten das Fleisch fallen ließ, und die Welt ist nicht fein genug, um das zu schätzen. In der Gegend hier kennen wir ihn nun, und er kennt uns. Also muß er auf Fremde warten, die der Zufall herführt, und nicht jeder Fremde, der reich ist, läßt sich durch Tugend fangen, und nicht jeder Fremde, der auf Tugend ausgeht, ist darum reich."

„Und was wird aus ihr!" sprach Ferdinand.

„Was aus Stadtschönheiten wird, die Jahre lang wählten und nie zu Stande kamen mit der Wahl. Sie bleibt sitzen oder nimmt, wenn sie alt geworden, den ersten Besten."

Hiermit ist die Novelle von der tugendhaften Rose zu Ende.

Sie ist gestorben. Einige sagen, nur für Don

Ferdinand, der sie todt wissen wollte, damit er sie beweinen könne.

Auf seinem Gute in einer fernen Gegend baute er ihr unter Trauerbirken am reißenden Gebirgsstrom ein Kenotaph, und unter der Urne steht zu lesen: „Dem Gedächtniß der Rose von Toledo.“ Ein in den Stein gemeißeltes schönes Frauenbildniß blickt düster ins Wasser.

Eines Morgens fand Don Ferdinand darunter geschrieben: „Du sollst Vater und Mutter ehren, damit es Dir wohlgeht und Du lange lebest auf Erden!“

28.

Ein Blatt im Winde.

(4.)

Briefe schreiben, pfui! — Daß die Briefe gedruckt werden und man einem großen Manne nachrechnet, wie viele teltower Rüben er im Leben aß.

Der Herbergsvater würfe mich auch aus der Stube!

Alles weiße Papier wird lebendig an jenem großen Tage und klagt gegen die Schriftsteller und Buchhändler wegen Defloration. „Das Papier in den Himmel, die Schrift in die Hölle!“ ruft der Richter cum sedebit.

Quidquid latet adparebit. Daran werden sie sich klammern, die Schreiber und Mücken, die Buchmacher und Drucker: „Herr der Elohim, was soll denn noch ans Tageslicht! Die Presse hat Dir

vorgearbeitet, wir ſind Deine werkthätigen Diener geweſen, das Dunkle zu verſcheuchen; was verborgen ſchlief, ans Helle zu bringen."

„Wer hat meinen Kaspar Hauſer umgebracht?" ruft ihnen die fürchterliche Stimme entgegen.

Sie zittern: „Das hat uns die Policei verboten zu drucken."

Ich aber ſchreibe nicht auf weiß Papier, auf Zettel im Müll, und ich hüte mich, daß Einer es ſieht, denn ſie ſtehlen jetzt auch Gedanken.

Mich friert! Kann man mit Schnee ſeine Blöße decken?

Wäre mein Vater katholiſch geworden. Dann gäbe es doch Buße!

Buße, Buße! Wer predigt Buße, wer verkauft Ablaß!

Ich wollte den ganzen Kram auskaufen, wenn noch ein Tetzel käme.

Aber Petrus hat das Paradies verſchloſſen und den Schlüſſel in den Styx geworfen.

Wer holt ihn heraus!

29.

Das Stiftsfräulein an den Baron.

. . . .

Mitternacht ist vorbei, die Wächter ziehen durch die öden Straßen, meine Lampe brennt dunkel, ich hatte arge Migraine, — aber doch muß ich mit Ihnen reden.

Klingt der Anfang nicht romantisch, wie zum Roman einer meines Geschlechts, und mir ist doch gar nicht romanhaft zu Muthe. Aber so aufgeregt hat mich Ihr Brief, oder die Novelle, oder vielmehr das Nachdenken über Beides, daß die Ruhe hin, der Schlaf verloren, aber auch die Kopfschmerzen fort sind. Der Kopf ist klar und ich muß schreiben.

Seltsam! Ich habe monatelang Ihre Briefe mit steigendem Interesse gelesen; ich bin Schritt für Schritt bei Ihnen, aber es hat mich nichts getrieben, Ihnen zu antworten, und nun ist es ein

Skrupel in Ihrem letzten Briefe, der mir nicht Ruhe läßt, mich mit Ihnen darüber auszusprechen; Sie sehen daraus, wie unpoetisch meine Natur ist.

Das Bild Ihres Wahnsinnigen, der mit den Todten Gespräche hält, weil ihm die Lebenden nicht mehr genügen, kommt mir nicht aus dem Sinn. Aber ich lasse ihn gehen; Wahnsinnige waren den Griechen heilig, ein Gott ist über ihnen, der Mensch hat nichts mit ihren Schritten zu thun. Er lasse eine höhere Hand walten. Vom Augenblicke an, wo Ihre Mittheilungen mir die Überzeugung gaben, daß dem Unglücklichen nicht mehr zu helfen ist, war ich heiter und werde es ruhig anhören, wenn Sie mir auch das Allerschrecklichste anzeigen.

Das, wie gesagt, ist es nicht, weshalb ich schreiben muß; es ist nur eine verschiedene Anschauungsart zwischen uns. Ich, meinen Sie, werde über den Frevel, der an Ihrem Innersten begangen ist, außer mir sein! — Nein, lieber Freund. Ich finde die Sache weder außerordentlich, noch empörend. Welche Motive den unbekannten Autor bewegt haben, lasse ich auf sich beruhen, aber Sie haben kein Recht, zu klagen. Vermuthlich waren Sie von der Reise erhitzt, hatten vielleicht stark Wein getrunken, oder der Postillion

Sie geärgert, oder was Sie vorher aus der Fassung gebracht. Die Stimmung übertrugen Sie nur, Sie sind vielleicht jetzt nicht allein gefaßt, sondern denken wie ich.

Mein werther Freund, es ist eine schöne Sache mit dem Heiligthum der Familie, mit der Ehre des Einzelnen; und so lange das Individuum keine höhern Begriffe kannte als die Familie, so mußte Alles, was vorfiel, innerhalb der vier Mauern bleiben; es hatte Keiner ein Recht, es öffentlich zu machen. Aber kennen wir nicht Alle jetzt etwas Höheres? Ist nicht Alles herausgerückt aus den Schranken und Verschlüssen von sonst und nimmt Theil, so oder so, am großen Ganzen! Es hilft kein Leugnen, es gibt auch keinen Versteck mehr, wo der Eine sich isoliren und zur Welt sagen kann: Bleibe von mir, ich bin mir selbst genug. Alle, Sie, wir, kümmern uns um die Angelegenheiten außer uns, in weitern oder engern Kreisen, wir sind mehr oder minder handelnd, urtheilend darin aufgetreten; hat nun die Allgemeinheit nicht dadurch das Recht gewonnen, sich wieder um uns zu kümmern? Haben wir noch ein Recht, wie im Mittelalter uns in unserer Burg zu verschließen und des Kaisers Herold zuzurufen: „Das ist mein und

nicht des Kaiſers.“ An die Stelle des Kaiſers iſt die öffentliche Meinung getreten, und ſie hat weit mehr Macht, Einfluß. Das Bewußtſein iſt eine ſchöne, feſte Burg, in die der arme Verfolgte ſich endlich zurückziehen mag; da darf kein Feind ein; aber alles Andere ſonſt, was er thut, ſelbſt ſeine Blicke, ſelbſt was er ſpricht, ja Alles, was ans Licht tritt, gehört der Macht an, deren unbewußter Wahlſpruch iſt: Zum Lichte! — Es kommt mir deshalb auch ſonderbar vor, wenn man noch von Spionen redet. Ich möchte leugnen, daß es deren jetzt noch geben könne. Alles, was geſchieht, iſt beſtimmt, vor die Öffentlichkeit zu treten, vor dem großen Gerichte der Geiſter Rechenſchaft abzulegen, die kleinliche Cabinetspolitik, die jämmerlichen Intriguen fallen von ſelbſt zuſammen. Sehen Sie nicht, wie kläglich die Männer aus dem vorigen Jahrhundert ſich ausnehmen; ich meine Die, welche rückwärts um das ganze A. B. C. herumſchleichen, um den graden Weg von A bis B zu vermeiden. Sei auch noch ſo viel Unredlichkeit, Argliſt, Betrug in der Welt, es iſt doch nicht mehr die kleinliche Berechnung von ehedem; Alles bewegt ſich in weitern Kreiſen, Mittel und Zwecke ſind in Einklang; Alles, weiß man, kommt einſt ans Tages-

licht, und hat es ſich nicht in letzter Zeit zu deutlich erwieſen, daß die großartig offene Politik immer ſiegte über die verſteckte hinterliſtige! Momentan mag dieſe Schlachten gewinnen, Feſtungen erobern; ſie muß ſie aber alle wieder herausgeben mit Zinſen und Schadenerſatz. Darum, wäre ich König, ich ſchaffte das Geſetz ab, daß Spione gehängt werden, ich ließe ſie umherführen, alle Schlöſſer ihnen öffnen, alle Thüren durchſichtig machen. Es iſt Pflicht geworden, daß der Nachbar vom Zuſtande des Nachbars unterrichtet ſei, der Brennſtoff bei ihm, ſeine Unvorſichtigkeit kann ihm ebenſo ſchaden als Jenem.

O, es geht mir wie ein Mühlrad in meinem kleinen Kopfe um; ich meinte, ich könnte es Ihnen haarklein beweiſen, aus der Philoſophie, daß es jetzt anders iſt, wie ſonſt; daß andere Geſetze über Eigenthum, über das Familienheiligthum eintreten; daß, was am entfernteſten Pole geſchieht, auch mich berühret; daß der Mann am Pole daher kein Recht zu klagen hat, wenn ich ein Schiff hinſchicke, mich zu erkundigen, wie es bei ihm ausſieht. — Doch, damit Sie mich nicht auslachen, weg mit Politik und Philoſophie. Aber Ihr armen Dichter, wo bleibt Ihr; wo ſchöpftet Ihr Stoff,

wenn jeder Bürger zu Euch ſagte: „Was ich gedacht, gethan, geſprochen, darfſt Du nicht wiedergeben"; wenn etwa der Schweizer aus ſeinem Hauſe träte und zum Maler ſagte: „Du bezahlſt mir dafür, daß Du drüben vom Berge meine ſtille Hütte abgemalt haſt. Die Hütte gehört mir, mit allem was dran iſt, alſo auch mit ihrem Scheine; Du veröffentlichſt ſie; überdies iſt die Erfindung mein, die Farbe, das Schnitzwerk habe ich für mich allein ausgeſonnen, und Du verbreiteſt es durch Dein Conterfei über die ganze Welt." — Oder die ſüße Sängerin, deren Liebesklage Sie in der Schlucht belauſchen; Sie ſchreiben ſie auf, Sie notiren den Takt, Sie geben es heraus; hat ſie ein Recht zu klagen, daß Sie ihre verſchwiegenſten Empfindungen profanirt haben?"

Göthe trug ſeine Liebesgeſchichte im „Werther" der ganzen Welt vor, und zwar ein paar Wochen, nachdem er mit ihr fertig war. Hat ihm das Jemand verargt? Ach, wollte Gott, er hätte noch oft ſo geliebt; ich könnte ihn dann ſo lieben, wie Sie es von mir wünſchen. Es iſt des Dichters heiliges Recht; es iſt, was man von ihm erwartet. Wer davor Scheu trägt, hüte ſich vor dem Umgange mit Ihnen. Ich gebe Ihnen ſogar

expreß Erlaubniß, wenn Sie irgend etwas Intereſſantes an mir finden, mich zu portraitiren, ſo unangenehm mir im Leben jedes Aufſehen iſt. Wenn ich mich recht beſinne, ſtreife ich nicht auch ſchon durch Ihr famöſes Buch, — die kranke Schwärmerin mit dem Plato in der Hand? — Ei, mein Freund, wer gab Ihnen die Erlaubniß? Wenn ich nun auch ſo entrüſtet ſein wollte, und alle Die, welche Sie mehr oder minder ſkizzirten. Iſt denn nicht Ihr Buch — Das nämlich darin, was den Leuten gefällt — ein derber, — verzeihen Sie mir, — unkünſtleriſcher Abdruck der Leute, die Ihnen nicht gefallen, und zwar nicht ihrer innern Zuſtände, ſondern ihrer Phyſiognomien, ihres Händeſpiels, ihrer Röcke, und das mit dem Staube dran? Wenn alle dieſe Leute gleich Ihnen lamentirten, von Frevel gegen die Perſönlichkeit, von verletztem Familienrechte ſprächen! — Sie ſchweigen und lächeln, — freilich nur aus Klugheit, um ſich nicht lächerlich zu machen; aber beim Himmel, die Leute hätten mehr Recht über Sie zu klagen, als Sie über den unbekannten Autor der Novelle.

Die Novelle gefällt mir. Das Fingirte iſt mit dem Erlebten ſo bunt untereinander gewürfelt, daß kein Bewohner der Stadt, kein Verwandter

der Familie die Wahrheit herausfindet. Iſt denn nicht Das, was darin wirklich iſt, auch allgemein menſchlich wahr? Ich meine Das, was Sie doch nur afficirt haben kann, die verſuchte Darſtellung der Seelenzuſtände. Attrappire ich Sie da wieder auf dem Egoismus? Was in der ganzen Welt vorgehen kann, — und warum kann ſolche kranke Richtung der Tugend nicht vorkommen, — müſſen Sie Das auf ſich allein beziehen? auf den Fall, den Sie erlebt? — Der Autor hätte in Spanien fortfahren ſollen. — Ihre leidige Teſtamentsgeſchichte, die er ziemlich treu copirt hat, würde beſſer in dies Land als zu uns paſſen. — Ich kann dem Manne — Ihrem Vater — nicht ſo grollen, wie er es wol verdiente, wie ich es als Ihre Freundin ſollte, weil er mit allen den punktiliöſen Beſtimmungen für ſeinen Stand ihn doch nur perſifflirt, wie ſein ganzes Leben eine, freilich ſehr cyniſch widerwärtige Perſifflage der Prätenſionen war, zu welchen er geboren worden. Die Unſern freilich ſehen es anders an. Er hat im Tode wenigſtens ſein Unrecht eingeſehen und für die Familienehre geſorgt, meinen ſie. — Was meinen nicht dieſe Unglücklichen? Nur in Einem ſind ſie mir bewunderungswerth: daß ſie noch immer hoffen können. Und Sie,

Freund, und die Ihrigen: daß Sie noch immer fürchten können. Leſen Sie doch nur die eine einzige Stelle in Fichte — Ich komme vom Hundertſten aufs Tauſendſte; warum ſind Sie nicht hier, daß man es ausſprechen kann. Die Dinte in der Feder trocknet, wenn es halb erſt hingeſchrieben ſteht. — Aber das nur noch über Ihre romantiſche Schule, aus der Sie doch — leugnen Sie es nicht — hervorgingen. Sie that unrecht, jene witzigen Perrückenmänner ſo arg zu perſifliren. Einen Glauben hatten die Leute nicht, ſie dachten nur an ſich; ſie waren auch gar nicht ſo gewaltige himmelſtürmende Vernichter, wie die Neuantiſten von heut; aber ſie waren doch die Würmer, die an dem morſchen Baue nagten, der nun noch, nachdem man ihn wieder geflickt und Lebensſäfte von anderswher hineingegoſſen, ſo ſcheinbar erträglich ausſieht, daß er Geiſter, wie Sie, täuſchen kann, daß andere ſogar beſorgen, er ſei unverwüſtlich, ein Phönix. Ach, was ſind das für Männer!

Noch etwas von der Publicität. Wir — nämlich wir Frauen, — lieben es freilich nicht, wenn ein Fremder auf unſern Trockenböden ſpazieren geht und in unſere Wäſchespinden einen Blick wirft, ſowenig als die Männer unſere Schriftſtellerei lie-

ben, — und Sie erinnern ſich wol noch, wie damals die luſtigen Weiber von Windſor ein Entſetzen bei uns Zuſchauerinnen erregten, denn die Geheimniſſe der Schwarzzeugſpinde kamen durch Männermund an den Tag; aber das iſt doch etwas Anderes. Das Widerwärtige ſoll man nicht herauskehren, die Kunſt ſoll es verſchleiert laſſen. Aber alles Andere, Freude wie Schmerz, gehört dem Tage an, den die Sonne der Bildung um ſich verbreitet.

Ja, mein beſter Freund, wie Sie von ſich ſagten: Ihr junger Ehrgeiz habe Ihnen nicht ſündlich gedünkt, weil Sie ihn für die Menſchheit gezeigt, weil Ihr Ich in der Allgemeinheit, für die Sie ſtrahlen und wirken wollten, aufgegangen, ſo, meine ich, ſollen wir Alle denken, daß, was uns Trauriges und Erfreuliches begegnet, was wir Frohes phantaſiren und Wehmüthiges, es gehört Alles nicht uns, es iſt beſtimmt, ein Atom zu ſein in dem geiſtigen Univerſum. Wir ſind nur die Zuträger. Wir haben kein Recht, es für uns zu behalten, verſchließen. Iſt denn das nicht Beruhigung, wenn wir leiden, daß Andere aus unſern Leiden, Mittel ſchöpfen ihnen zuvorzukommen, Troſt zu finden, wenn ſie da ſind. Auch meine Freude gehört der

Welt; denn wenn sie um mich her froh sind, trägt das nicht bei, auch meine Stimmung zu erheitern! Darum sind die Dichter so viel werth. Sie sind die besten Zuträger. Nur der Egoismus ist unser Tyrann. Ich erlebe es nicht mehr, wenn alle Schranken fallen, alle Engherzigkeit weicht, alle Menschen gleiche Rechte haben, gleich gut sind — die Ideen ganz herrschen; aber es wird ein schöner Zustand sein!

Mich schmerzt nur etwas bei der Novelle: daß es mir verräth, wie reizbar Sie noch sind, wie Ihnen die Sache noch nahe liegt. Ich hoffte, Sie hätten sie ganz abgeschüttelt. — Wie oft predigten Sie nicht, daß man dem Schmerz um etwas ganz Verlorenes nicht nachhängen solle, daß man sich in neue Thätigkeit stürzen müsse. Ich sah Sie begeistert für etwas Höheres, ich war um Ihretwillen selbst mit Ihrem Buche zufrieden, und da muß nun wieder solch ein kleiner Umstand dazwischen kommen und Alles anders machen! — Waffnen Sie sich auf eine Nachricht. Vielleicht hält Sie das ganz. Ich höre aus * * *, daß die Rose von ihrem Schmerze genesen ist. Man spricht von einer seltsamen Heirath. Die Sache klingt mir nur noch zu fabelhaft; aber sie darf Sie nicht

überraſchen. Sie iſt todt, die Trauerbirke ſenkt ihre Äſte über ihrem Grabe, und Sie wünſchen dem Schatten der Seligen Frieden.

Die Laternen brennen düſter, es dämmert ſchon, und ich kann noch nicht aufhören — aber überleſen kann ich den Brief auch nicht; ich weiß, wie confus er iſt; ich vermache ihn ja auch nicht meinen Erben zum Druck. Sie verbrennen ihn, wenn Sie ihn durchgeleſen. Ich glaube, wenn die phyſiſche Kraft mir nicht verſagte, die Feder zu halten, ſo könnte ich noch vierundzwanzig Stunden fortfahren. Das iſt der Fluch, oder iſt's der Segen der nervöſen Menſchen! Monatlange Dürre im Gefühl; ich konnte nicht drei Worte in vier Wochen zuſammenleimen und nun in einer Nacht ein Buch —! Wie hell ich Alles ſehe, ich ſehe Sie, mein Freund, ganz deutlich, ſogar was für einen Rock Sie anhaben; Ihre Gedanken leſe ich: Sie haben wieder in der verhängnißvollen Novelle geblättert; Sie quälen ſich, ihr einen andern Sinn unterzulegen; Sie brüten noch, was Sie hätten thun müſſen, damit ſie einen andern Ausgang genommen. Ach, brüten Sie nicht — ſprechen, denken, handeln Sie ſo, daß jedes Wort, jeder Gedanke, jede That vor's Licht treten kann. Dann

mag die Hülle ſinken, dann mögen die Kleinlichen und die Neidiſchen über Sie herfallen, die Worte verdrehen, die Handlungen in anderes Licht ſtellen, es ſchadet nichts; das Wahre ſiegt doch. Es gibt keine Joſuas mehr. Das Licht iſt unwandelbar. Es hat geleuchtet ſeit Äonen, wie es in Ewigkeit leuchten wird; nur waren ſonſt ſo viel Wälder und Moräſte, und es ſchien trüber durch die Dünſte. Helfen Sie mit ausroden.

Was ich Ihnen noch ſagen wollte — nein, was Sie antworten werden — Sie werden fragen wollen: Wo iſt die Grenze zwiſchen Dem, was der Öffentlichkeit und was mir gehört? — Das weiß ich nicht, lieber Freund; die Grenze muß Jeder für ſich ſelbſt finden, allein ſo handeln ſollte er dabei, als wiſſe er voraus, daß ſie um Das, was ihm allein gehört, immer enger wird. Aber heucheln ſoll er darum nicht; er muß ein ſo ſtrenger, unparteiiſcher Richter ſein wie die Welt. Das würde uns Alle gut machen und vollkommen.

Auf unſere Zuſtände wende ich das freilich nicht an. Sie meinen, es ginge den Krebsgang. Aber es geht gewiß nichts rückwärts in der Welt. Es ſcheint Ihnen nur ſo, und die augenblickliche Hem-

mung wird eine deſto reißendere Strömung herbeiführen.

Die Tante und der Major waren entzückt über Das, was Sie im letzten Briefe gegen die Liberalen ſagen; es war Waſſer auf ihre Mühle. Aber denken Sie ja nicht, daß Sie ſich damit ein freies Urtheil erkauft haben, daß man Ihre Unabhängigkeit ehren, Ihnen erlauben wird, in andern Dingen auch nur um ein Jota anderer Meinung zu ſein als ſie. Der Kammerherr und Rath brachte neulich bei Tiſche vor, wie er denn doch gefunden, daß jede Neuerung ſchlecht ſei und das Alte ſich immer als das Beſte ausgewieſen hätte. Man war entzückt über dieſe Entdeckung; die Franzoſen, die Dampfmaſchinen und die Eiſenbahnen ließ man aus dem Spiel, zog aber mit deſto größerer Bitterkeit gegen den würdigen Mann los, welcher, weil er bei uns zuerſt aufräumte, nun einmal den Haß unſerer Junker noch in ſeinem Grabe tragen muß. Ach Gott, daß ich Sie von ſolchen Erbärmlichkeiten unterhalten muß; aber Wahnſinnige haben wir hier nicht.

Doch noch etwas; aber machen Sie ſich auf was Großes gefaßt. Wir waren vorgeſtern ungemein froh.

Es ging ein Freudelächeln durch die Gruppen, sie zischelten es sich nur zu; aber als wir uns zu Tische setzten, mußte es heraus: die Garde ist nun wieder purificirt; der letzte bürgerliche Officier hat vergangenen Sonnabend seine Entlassung genommen. — Sie hätten die Gesichter sehen sollen. Es war ein Sieg wenigstens wie der bei Belle-Alliance. Aber wie wir doch auch darin vorschritten! Man hat ihm nichts Böses gethan. Ein einträglicher, anständiger Civilposten ist für ihn creirt. Man hat ihm ein militairisches Ständchen gebracht und einen Abschiedsschmaus gegeben, wo es an patriotischen Reden, Händedrücken, Umarmungen, ja sogar an Thränen nicht gefehlt hat.

Und zweitens. Hören Sie! — Die Tochter des Geheimenrathes uns gegenüber, Sie kennen die artige Blondine, hat einen Pompadour verloren. Die Ältern versprachen in den Zeitungen dem ehrlichen Finder eine Belohnung. Im Pompadour war ein Briefcouvert „An Fräulein Emilie — —." Zur nöthigen Beschreibung wird es in der Anzeige angeführt. Der Censor aber streicht das Wort Fräulein und setzt dafür „An Demoiselle Emilie — —." Ob die arme Emilie ihren Pompadour nun wieder erhalten wird, weiß ich nicht;

aber das weiß ich, wir triumphirten im Stillen über den großen Sieg. Die Censur wird uns noch zu allen unsern Rechten wieder verhelfen. Nur der Chargé d'Affaires bat mich, mit ihm anzustoßen: „Auf die Rückkehr zur guten chevalerescken Zeit!"

Fürchten Sie sich noch vor uns? — Der Chargé spricht von einem großen Orden, der ganz im Geheim gestiftet sei: „Zur unverwüstlichen Dummheit!" Die Ritter tragen Perrücken und Nachtmützen drauf; es soll aber schon Streit im Capitel sein, ob man nur die mit sechszehn Ahnen oder auch sehr reiche Kaufleute aufnehmen soll? Er schwatzte so viel dummes Zeug, daß ich lachen mußte, und doch war ich innerlich ergrimmt, auf ihn mehr als auf das Ziel seines Witzes.

Es ist gewiß unrecht, zu spotten. Die Leute sind sonst so gut; wo sie klüger denken, sind' ich nicht die Herzen. Warum kann man nicht die guten Leute klug machen und die Klugen gut? Das wäre doch mehr als Gold machen. Und von mir ist's doppelt schlecht, das Spotten nämlich, denn heute Morgen — zugleich mit Ihrem Briefe — erhielt ich — das Canonissinkreuz. Ich bin kein simples Stiftsfräulein

mehr. Vielleicht kommt die Gnade und Zerknirschung über Nacht, und morgen ſchreibe ich Ihnen einen Brief, würdig meiner erhabenen Ahnherren und Ahnfrauen.

30.

Der Baron an die Canoniſſin.

T . . . . . November.

Ich gehöre nicht zu den glücklichen Temperamenten, die ihre Ruhe in der Reiſechatoulle mitbringen und, wo ſie ſich auf einem Stuhle niederlaſſen, zu Hauſe ſind. Wir ſind Gewohnheitsthiere trotz unſeres Triebes, das Fremde uns anzueignen, trotz unſerer ſelbſtverleugneriſchen Unparteilichkeit. Das Haus iſt unſer Tempel, die Familie bleibt unſer Heiligthum. Ehe ich mir nicht einbilde, daß Tiſch, Stuhl, Dinte, Feder, Papier dieſelben ſind, daß von den Wänden dieſelben befreundeten Geſtalten mich grüßen und durch die Fenſter daſſelbe Tageslicht ſcheint, umſchwirren mich die Geiſter der Unruhe.

Ich will mich zwingen, hier heimiſch zu ſein, blos um Ihnen den alten Freund wieder zu zeigen, um Ihnen für Ihre erquickenden Briefe zu danken. — Ich bedurfte deren.

Fürchten Sie nichts. Es hat sich nichts neues Schlimmes ereignet. Nur der Nachgeschmack des Erlebten, nur noch das Wehgefühl, das mich allemal beim Eintritt in eine große Stadt ergreift; in einer Weltstadt wie diese zumal. Die Fibern des Schmerzes, des Jahrhunderte alten, klingen aus jedem Steine, dünkt mich wieder. Der Einheimische vernimmt sie nicht; sein Ohr ist betäubt vom Poch- und Räderwerk des Tages: zum Fremden sprechen sie, die Stimmen der Generationen, der Jahrhunderte; und welche Sprachverwirrung, welche Töne des Wahnes, disharmonisch durcheinanderkreischend! Ich wohne in einem sehr alten Hause, ob man es ihm schon von außen nicht ansieht; wenn man aber die widerstrebenden Leiden und Gefühle in den fünf Jahrhunderten addirt, welches moralische Fundament trüge die Last? Oder höbe es sich gegenseitig auf, die Freude und der Schmerz, die Verfolgungen, die Martern heut um Das, morgen um Jenes, und das Resultat bliebe ein Nichts?

Ich sehe drüben schräg in das Judengäßchen. Welche gräßliche Blutscenen spielten dort. Ich sehe den fanatisirten Pöbel mit Keulen, Messern und Brecheisen hineinrasen, eine christliche Carmagnola

ſingend; ich höre das Todeskreiſchen der armen gemarterten, geſpießten, erwürgten Opfer. Dort, von dem alten Eckhäuschen, heißt es, ſtürzte man eine ſchöne Jüdin aus dem dritten Stock, weil ein Prieſter dem Pöbel weisgemacht, ſie hätte ihren Säugling mit einer Hoſtie geſättigt. Das Kind in ihrem Arme blieb geſund. „Ein Wunder!“ ſchrie das Volk. „Die Hoſtie hat die Brut gerettet!“ Auch die unglückliche Mutter athmete noch, um mit Abſcheu die Fragen der Kannibalen von ſich zu weiſen, ob ſie es taufen ſollten? Sie ſpießten den Wurm vor den Augen der Sterbenden, und das Volk ſchrie: „Es iſt Gottes Wille!“ — Ein paar Schritte davon, unter einem alten verbleichten Steinbilde, zerriſſen ſie zwei Jahrhunderte ſpäter drei chriſtliche Bürger, und das Volk ſchrie auch: „Es iſt Gottes Wille!“ Es waren die Erſten, die ſich für Luther erklärt, und die Geiſtlichen erklärten es für ein Werk um die gute Sache.

Und vorgeſtern ſah ich um dieſelbe Ecke, wo ſie die Jüdin hinabſtürzten und die Proteſtanten ſteinigten, ein paar jüdiſche Stutzer, Cigarren im Munde, einen Greis verfolgen. Es war ein Erzprieſter am Dome. Er hatte letzten Sonntag von der Liebe gepredigt, von der Verderbniß der Zeit,

die nur fodern, nicht geben, nur herrſchen, nicht dulden wolle. Er ſoll auch, im Eifer, über die Anmaßungen der Jugend Wehe gerufen haben, über die Gleichgültigkeit, den Unglauben und den Liberalismus, der die Religion gefährde. Die Stadt war einige Tage voll von der Predigt; Einige erklärten ihn für einen Bernhard von Clairveaux, Andere für einen niederträchtigen Jeſuiten, das bequeme Wort, worunter Alles paßt, was zu uns nicht paßt. Der redliche Alte iſt wahrſcheinlich keines von Beiden. Eine Verfolgung hatte er gewiß darum nicht verdient. Wir leben nun nicht im dreizehnten Jahrhundert, und die Stutzer führten nicht Meſſer und Steine, ſie züſchten und lachten nur hinter ihm her, und bliſen ihm den Rauch ins Geſicht, wenn er ſich umwandte, und der Pöbel lachte auch. Unter dem St. Nicolasbilde kehrte er ſich gegen ſie um. Er ſprach wenige, kurze, ernſthafte Worte: ob es ihrer Sache Vortheil bringe, einen alten Mann auf der Gaſſe zu inſultiren? — Sie antworteten nicht und lachten. Wie der alte Mann mit den paar Silberhaaren und dem freundlichen tiefgefurchten Geſicht den jungen Leuten mit den glatten, blühenden Geſichtern und den geſchwärzten Stutzbärten gegenüberſtand, und

ſie unbeweglich, nicht den Hut zogen, nicht die Cigarren aus dem Munde nahmen, in dem Augenblick hatte er für mich geſiegt. Das Volk war zugelaufen, man witzelte, ſchwätzte und trällerte, als er noch einmal zu reden verſuchte, die Weiſe eines ſchmuzigen Liedes. Die Policei mußte einſchreiten. Die jungen Leuten wurden in einer Art Triumphzug nach Hauſe geführt. Einen Schloſſermeiſter hörte ich ſagen: in der guten Sache gäbe es keinen Unterſchied von Stand und Glauben.

Sie kennen die Geſinnung der hieſigen Obrigkeit. Weder liberal noch tolerant, duldet ſie nur, was ſie dulden muß. Und doch hat der arme Erzprieſter einen ſtrengen Verweis erhalten. Denn in einer ſo reichen, gewerbtreibenden, von den Intereſſen aller Welttheile berührten und durchkreuzten Stadt herrſcht eine Macht, die einflußreicher iſt als die Neigung des katholiſchen Hofes und der abſolutiſtiſchen Prinzen. Es iſt dieſelbe Macht, welche den Dogen von Venedig zwang, Shylocks Anſinnen gegen die Humanität und Chriſtenliebe nachzukommen. Er hatte den Schein für ſich, den papiernen Schein! Shakſpeare's Venedig aber war eine Fata Morgana. Dazumal hätte man den

unbilligen Juden abweisen und in den Lagunen ersäufen mögen, es hätte Venedigs Credit nicht geschadet. Aber der Dichter war Prophet einer kommenden Zeit. Der Magistrat hat in Erwägung der großen israelitischen Bevölkerung, der reichen höchst respectabeln jüdischen Häuser, des Zuflusses bedeutender Fremden und der aufgeregten Zeitumstände, ein Verbot erwirkt, daß die Geistlichen nicht mehr von der christlichen Liebe predigen sollen, weil dies hierorts zu Aufständen Anlaß geben könnte!

Von meiner Herreise schrieb ich Ihnen absichtlich nicht mehr. Ich war verstimmt. Ich hatte nicht geglaubt, daß es so schnell umschlagen könne, die Verfolgung so rasch übergehen von der einen Seite auf die andere. Nichts als Anstalten des Mistrauens. Man klagt über den Geist des Zweifels und bekämpft ihn mit dem Zweifel. Es war sehr stürmisch; ich sah in den gepeitschten Wolken die Bilder des Wahnes, die sich überjagen, jenachdem es von Osten oder Westen weht und die arme Erde unter der frühwinterlichen Herbstdecke seufzte. Die Stürme wehen ihr den Regen fort.

Noch lebe ich hier in einer Art Einsiedelei. Man kann es nirgend besser, als in einer großen

Stadt und in einem ſo großen von vielen Familien bewohnten Hauſe. Ich fürchte die Geſellſchaften, beſonders die, welche nur den Ableger des Hofes bilden. Und doch kann und darf ich mich nicht lange mehr verſchließen. Die Policei weiß von mir, und die Bettelbriefe und Bettelſpeculanten haben mich ſchon aufgeſpürt.

An der Table d'Hôte bewahrte ich noch mein Incognito, weil bei dieſem ungeheuern Zuſtrom von Neuem Niemand neugierig iſt. — Auch Bekanntſchaften ſind gemacht, aber ich will ſie ebenſo gern wieder vergeſſen, als ich ſie machte. Lauter Genreſtücke zu einem bunten Modetableau. Die beſte Bekanntſchaft, ſagt mein wohlbeleibter Stammnachbar, iſt die mit dem Oberkellner. Bevor man die nicht gewonnen, könne man nicht rechnen, auf ſolide Weiſe bedient zu werden. Der Mann ſpricht gründlich gelehrt über die Zubereitung der gelben Erbſen und kann, was ſonſt nicht mehr leicht der Fall iſt, in Zorn gerathen, wenn man meint, Erbſen wären nur eine Hausfeſt. Auch kann er Sie in den Zwiſchenpauſen gründlich und mit Wärme belehren, daß die Anſchuldigungen gegen die partie prêtre Schaum und Lügen geweſen, daß die Redacteure des alten Conſtitutionell nichts beſſer bezahlt hätten

als erfundene Hiſtörchen über den Mont Rouge, und wie, wenn Herr von Villele nur nicht den Misgriff begangen, die Nationalgarde grade in dem Augenblicke aufzulöſen, wo ſich die Pariſer neue Uniformen machen laſſen, die alten Bourbons noch in Frankreich herrſchten. Auf ſolche Geſpräche läßt er ſich jedoch nur ein, wenn eine Schüſſel leer wird. Denn Alles in der Welt, meint er, könne man abwarten, und es komme immer wieder ins Geleiſe, nur nicht der Blütemoment einer aufgetragenen Mehlſpeiſe. Nachläſſige Köche könnte er in die Baſtille ſchicken, wenn er Miniſter wäre in der beſſern Zeit, wo es eine gab. — Er war nicht immer Gourmand. In ſeiner Jugend war er Jacobiner und ärgerte ſich, daß der ſtraßburger Münſter höher ſei als ſeine rothe Mütze; er ſchwärmte für Mesmer, den neuen poetiſchen Katholicismus, für die Turnkunſt, den Tugendbund und war nach der Reſtauration Diplomat für Thron und Altar. Er ſcheint nirgend etwas Reelles gefunden zu haben und ſchwärmt nun nur noch für die Küche, wo er ein Fortſchreiten für möglich hält. In allem Andern iſt er für das Beſtehende und behauptet, daß die Revolution nirgend ſo unerſetzlichen Schaden angerichtet und die naturgemäße Bil-

dung retardirt habe, als in der französischen Kochkunst, die, man möge gegen die Nation sagen, was man will, doch die erste von der Welt bleibe.

Es wimmelt von Sternen, Orden, Titeln aller Art, von denen ein guter Theil falsch sein mag. In einer Stadt, wo die Matadore des Liberalismus, die Sterne der Absolutisten, Fremde von allem diplomatischen Kaliber, Avanturiers auf hohem Pferde, Virtuosen und Künstler aus allen Weltenden zusammenströmen, muß die Sprache geschraubt sein. Diese hochmüthigen Phrasen, um das Nichts oder das Etwas zu verbergen, müßten unerträglich sein, wenn sie nicht unterhaltend wären. Neulich glaubte ich wenigstens neben Bourmont zu sitzen; nur der Eroberer von Algier durfte sich in einer liberalen Stadt eine solche Sprache unterstehen. Es war aber nur der Croupier eines pariser Spielhauses, der es auf einen carlistischen Emigranten abgesehen hatte. Wie der junge Mensch entzückt war! Er ist in die Falle gegangen; sein emigrirtes Geld wandert in die gottlose Stadt zurück, und der dupirte Duc sucht jetzt seinen erlauchten Namen bei einem der loyalen Banquiers zu versetzen, die ihm vorhin betheuert, mit ihrem Vermögen die Sache der Legitimität unterstützen zu wollen. Jetzt

erhält er zur Antwort, die rechte Zeit wäre noch nicht gekommen.

Was heißt: Die Zeit iſt gekommen? Iſt ſie nicht immer da? Der Wahn, das blutdürſtige Geſpenſt, lebt es denn nicht von uralters? Als ſie die erſten Chriſten ſotten und ſteinigten, die Juden erwürgten und verbrannten, die Hugonetten ſpießten, die Puritaner ſchlachteten, die Ariſtokraten guillotinirten und erſäuften! Der Moloch iſt nur ſentimentaler geworden. Der blinde, unvernünftige Grimm der Maſſe iſt noch derſelbe gegen Die, die ihm nicht opfern wollen. In der Natur kann man es auf einen Augenblick vergeſſen; in einer großen Stadt wird man in jedem daran erinnert, wäre ſie auch nicht der Focus politiſcher Parteienwuth. Schon die Mode thut es, das jüngſte Kind des Ungethüms. Wie ſie uns angaffen, wenn unſer Kleid einen andern Schnitt hat, wenn wir nicht auch klatſchen, wo ſie ſich die Hände wundſchlagen. Und wir meinen der göttlichen Freiheit näher zu kommen!

Es iſt derſelbe alte Wahn, aus der grauen Nacht des Chaos geboren, der, mit ſeinen dunkeln Fittichen zuweilen Meteorfeuer ſprühend, über die Welt rauſcht. Er ändert nur die Namen und

lebt vom Märtyrerblut der wahrhaft Freien. Unſere Epoche zeichnet ſich nur darin aus, daß er ſich theilte, und zwei gleich unvernünftige Strömungen zuſammenſtoßen. Die Freien müſſen nun untergehen! — Sie lächeln.

Geſtern war mein Visavis ein kleiner, verwachſener, in jeder Hinſicht unanſehnlicher Mann. Er iſt taub, ſpricht wenig; aus den ſcharfen, gedrückten Geſichtszügen ſchielt nur zuweilen ein lauſchender Blick auf, der bedeuten könnte: Wüßtet Ihr, welcher Grimm unter dieſer getretenen Bruſt ſchläft! Ich war ungewiß, woher ſein abgetragener ſchwarzer Rock an die glänzende Tafel kam, und man ihm doch mit einer Art Reſpect aufwartete, als der Kellner mir zuflüſterte: „Es iſt der berühmte — —!“ Ich fand Sie einmal, liebe Freundin, wie Sie mit Entſetzen ſeine Briefe fortgeworfen hatten. Nun, ich liebe ihn noch weniger als Sie, den Feuerbrand- und Unflathſchleuderer in die alte Welt der Sitte, Ordnung, Anhänglichkeit, den bodenloſen Revolutionair, in dem noch der jüdiſche Haß und der chaotiſche Ingrimm der Elemente, ehe die Liebe geboren wurde, toben. Seine brünſtige Liebe zu ſeinem Deutſchland, ſein ewiger Anruf an den alten Gott, was Einige beſlach, kamen mir immer wie

Affectation vor. Man muß ihn ſehen, ſprechen hören, um deſſen gewiß zu ſein. Bedeutung hat der Mann. Homer hat vor ein paar tauſend Jahren getreu ſein Portrait entworfen; er nennt ihn nur Therſites. Er iſt die kleine ſchwarze Bremſe, welche die Göttin Freiheit, die vulgivaga, dann und wann in einen Stall ſchickt, wo es ihr zu ruhig hergeht. Kann ſie auch nichts weiter, ſo macht ſie die Pferde toll, daß ſie ausſchlagen und von der Krippe reißen. Sobald die Peitſche knallt, iſt die Bremſe fort. Nein, er iſt kein Kleon, kein Danton, wie Sie wähnen konnten, er wagte auch nicht die geringſte Bibliothek anzuzünden, denn es könnte ihm ein brennendes Buch auf den Kopf fliegen. Warum ſchickt man ihn nicht in getreuen Bildniſſen durchs Land: So ſieht Euer Prometheus aus! Gütiger Gott, wo ſind da Blüten, Keime, Generationskraft? Möglich, daß ſie da waren, und dann dauert er mich. — Ja, Freundin, er dauerte mich, wenn ich dachte an die Fußtritte auf ſeine Bruſt, auf ſein Herz, an den feuchten Kerker, wo er gelegen haben muß, ſeine Gefühle verſchluckend, an ſeinem Ärger nagend, und Gift, immer Gift ſaugend; wenn ich dachte, wie die Hunde ihn gehetzt haben mögen, daß er nun auch aufſauchzt und

einmal hetzen möchte. Aber nein, er hat dort unten noch mehr als Haß gelernt, er hat gelernt damit schachern. Während sein verbranntes Hirn in letzten Flammen der Wuth aufzuglühen scheint, treibt er, als verständiger Wirth, mit der Lohe des Ingrimms und den Todesseufzern des Patriotismus einen einträglichen Handel. Er antwortet Ihnen: „Die Welt würde mich ja auslachen, wenn ich mich nur für Andere opferte!“

Und doch dauerte er mich.

Ein Cavallerieofficier, einer „von den echten“, wie sie hier sagen, saß ihm gegenüber. Daß jene Gendarmerieofficiere, die ihren Säbel vor der jenaer Schlacht an der Schwelle des französischen Gesandten wetzten, eine zweite Auflage erleben konnten; daß die Hand der Geschichte nicht mit den Strömen Blutes die Schmach von den Tafeln des Möglichen fortlöschte! In Preußen ist das doch anders geworden. Die Bildung hat es unmöglich gemacht.

Das blutjunge Bürschchen in der nagelneuen Uniform spreizte sich bei Tisch mit einer unnachahmlichen Nachlässigkeit. Er stocherte sich in die

Zähne, fixirte, den Ellenbogen auf dem Tisch, die Gäste und würdigte nur den Kellner und seinen Hund eines Gespräches.

Beim Dessert schnalzte er mit den Fingern und nannte den Namen des Thersites. Aller Augen auf. „Ich meine nur meinen Hund, meine Herren.“ — Und nun ging das Spiel fort: „Wie macht der Hund? — Gute Bremse — erlauben Sie mir den Namen zu substituiren — auf zwei Beinen — apportir'! — O, Sie sollen noch mehr schauen. Dem Hunde hab' ich Verstand beigebracht. — Wie thut der Liberale?“ — Der Pudel bellte. „Wie curirt man ihn?“ — Er warf die Peitsche in den Winkel, und der Pudel apportirte. „Wie spricht nun der Liberale?“ — Der Hund winselte zu seinen Füßen. „Nun zeig' auch den Herren, wie man die Liberalen dressiren kann.“ Das Thier kroch, platt auf der Erde zu seinem Herrn und wagte selbst noch nicht aufzuspringen, als der Officier die Serviette hinwarf. „Was sagen Sie dazu, mein Herr?“ — „Sie sind mit der hündischen Natur sehr vertraut!“ entgegnete ruhig der beleidigte Mann. Ich glaube nicht, daß der Andere es verstand. Aufgemuntert durch die Aufmerksamkeit, die er erregt, betheuerte der Fant,

es ſolle ihm ein Spaß ſein, alle Liberalen, ſie möchten noch ſo laut ſchreien, zu dreſſiren. Die Herren am Ruder hätten nur keine Courage.

Der Lieutenant war kaum über achtzehn Jahr, der Beleidigte iſt in den Funfzigen; Jener blühend, reich, von einem hiſtoriſchen Namen, Dieſer von Allem das Gegentheil. Er grüßte freundlich beim Hinausgehen, aber wie viel Gift mag in dem Augenblicke unter den lächelnden Lippen präparirt ſein, und wann, wo, wird es 'rausſprühen, wen treffen? — Selbſt ein — — war in dieſem Augenblick im Recht. Bildung und Erfahrung haben eines in allen Lebensverhältniſſen gegen den rohen Übermuth. Daran müſſen wir feſthalten. Es iſt ein Palladium unſerer Freiheit!

Dergleichen geſchieht hier täglich; es äußert ſich nur nicht ſo. Die Parteihäupter billigen es nicht, aber ſie freuen ſich darüber. Übrigens mochte der Vorfall nicht zufällig ſein. Man wußte, daß — — an der Table d'Hôte eſſen würde, und der junge Mann wollte ſeine glänzende Uniform, die er zum erſten Mal trug, durch eine Ritterthat einweihen. Cameraden von ſeinem Regiment waren zugegen. Er ſteht nun feſt bei ihnen, wird ge-

nannt in den Cirkeln, bei Hofe, die Prinzen lachen ihm bei der Parade zu, und die Augen seiner schönen Cousinen blicken mit Wohlgefallen auf den kühnen Mann.

Und — — ? Auch Er hat nicht verloren. Er hat ein Körnlein Wahrheit gefunden, um damit sein monströses Lügengebäude zu überfirnissen. „Sehr", kann er rufen, „das der Übermuth der Aristokraten!" Er ist wieder Märtyrer geworden, die hiesigen kleinen Blätter überbieten sich schon im Lobe des hochherzigen Patrioten, und gestern Abend wurde ihm ein Ständchen gebracht. Dafür hat er nun zwar heute die Stadt verlassen müssen; er hätte es aber auch ohnedies gethan. Er entfernt sich überall, wo Worte nicht mehr ausreichen. Es verliert Niemand dabei als die arme Wahrheit!

Ich war ungerecht, als ich die von heut anklagte, vergessen zu haben, was vor alters geschehen ist. Repräsentirten sich doch an der einen Wirthstafel zur selben Stunde die ungeheuern Verirrungen allesammt zugleich, an deren einer sonst ein Jahrhundert zu zehren hatte!

Auch gegen Sie war ich ungerecht, Sie mit meinem Raisonnement zu belästigen. — Es hilft

nichts, ich weiß es, und ſtört Ihre heitern Träume. Vergebung; ich will von nun an mir Mühe geben, es in mir ſelbſt zu verſchließen und Ihnen fortan nichts ſchreiben als mein Tagebuch. Es geſchieht täglich hier ſo viel, daß die Reflexion wie die Blume des ſchweren Weines aus dem Erlebten von ſelbſt aufſteigt und unſere Sinne benimmt. Sie ſind meine treueſte Archivarin. Es iſt nicht gut hier viel Geſchriebenes um ſich haben.

Die armen Criminalrichter, die über das Pult eines heutigen Schriftſtellers kommen. Welcher Wuſt Miſt iſt zu durchackern um einen Funken Hochverrath!

Künftige Woche beſuche ich unſern Miniſter. Ich freue mich ihn wiederzuſehen, den herrlichen, großherzigen Mann. Wie ließ ihm der leiſe auf ſeinen Lippen ſpielende Spott ſo wohl, als ich damals meinen Demagogenbericht abſtattete. Er reichte mir nachher die Hand: „Nicht zu hitzig, mein Freund; unſere Anſichten können ſich ändern.“ — „Meine nie!“ entgegnete ich. — Er lächelte: „Sie ſind jung, und unſer Staat iſt alt. Es iſt hübſch, wenn junge Männer den Alten ſich gefällig zeigen, aber unrecht, wenn ſie ihre friſche Kraft zu nichts Beſſerm ſparen.“ — Wie

sein Auge von großen Planen ſtrahlte! Freilich, er war damals noch nicht Miniſter. Wird der Dampf der Zeit einen grauen Schleier auch um ſeine freie Stirn gezogen haben?

31.

Der Baron an die Canoniſſin.

T . . . . .

Der Miniſter war ſchon zum zweiten Male nicht zu Hauſe. Der Portier hat eine fatale Miene.

Ich ging dafür über Feld mit Jemand, der mich intereſſirt. Es fällt mir ein, daß ich Ihnen noch nichts von ihm ſchrieb. Der Graf führt einen nordiſch-hiſtoriſchen Namen, der an Odin und die Wäringer erinnert. Seine Geſtalt hat indeß nichts davon abbekommen. Er lebt auf einem großen Fuße, hat dafür ſelbſt aber den kleinſten, den ich noch an einem Manne ſah. Überhaupt, es iſt eine Figur, die mehr in ein Raritätencabinet als ins rohe Leben paßt. Nicht grade groß, aber ſchmächtig zart; die ganze Geſtalt ein eleganter Seufzer in Form eines Gedankenſtriches. In dem kleinen, feinen, todtenblaſſen Geſichte, umwallt von rabenſchwarzen Locken, ein paar brennende, wunderſchöne

Augen, die die Kraft der Schlangen üben. Jede Muskel scheint Intensivität zu haben, und der weiche Knochenbau nur durch ein reizbares Nervensystem zusammengehalten. Ein melancholischer Guß zieht sich nun über das höchst elegante Wesen. Man könnte glauben, ein Elfe habe aus Gefälligkeit gegen uns diese Societätsbildung angenommen.

Ich male mit scottischem Pinsel, werden Sie mir vorwerfen; aber der Mann ist auch eine Seltenheit — ein Geisterseher. Fürchten Sie nichts, kein Cagliostro. Mit einer gewissen treuherzigen Offenheit erzählt er seine Eigenschaften, mehr als wie Etwas, was ihm selbst eine Last ist, als um damit zu prahlen. Er scheint zu wünschen, daß man es ihm ausrede, ihm beweise, daß es nur Gebilde seiner Phantasie sind; er zieht den Hut vor der Vernunft ab, kennt alle ihre Priester; aber gegen einen so Gerüsteten ist es schwer zu fechten. Er hört z. B. verborgene Quellen unter dem Boden rauschen, weiß genau, wenn das Wetter umschlagen wird und hat besondere magnetische Empfindungen für alle Metallarten. So sieht er auch eine Feuersbrunst bis zehn Meilen in die Runde, bei Tag wie bei Nacht. Alsdann wird er unruhig; er fühlt das Steigen, das Umsichgreifen der

Flamme, ein kalter Schweiß perlt auf seiner Stirn, er redet verwirrt und beruhigt sich erst wieder, wenn die Brunst ihre Höhe erreicht hat und nachläßt. Man hat, da er kein Hehl davon macht, in letzter Zeit diese Zustände notirt nach Stunden und Minuten, und es ist noch immer richtig eingetroffen. Seine Furcht ist jetzt, daß dieses Wahrnehmungsvermögen immer mehr wachsen dürfte, da er sich bestimmt erinnert, daß es früher viel geringer war.

Es haben schon Manche ihn auslachen wollen, wie ich auch Sie, werthe Freundin, jetzt, indem Sie das lesen, geneigt dazu erblicke, aber Sie thäten es nicht, wenn Sie eine Stunde mit ihm zusammen waren. Es ist in diesem Geisterseher Etwas, was ich eben nur mit dem Worte ingenuity ausdrücken kann. Er war überall, hat Alles angesehen, gelesen, kennt Alles auf den ersten Blick, - auch mich, ob er doch kaum meinen Namen nennen gehört — so ist er zu Hause in jedem Gespräche, und weiß das Seine hinzuzugeben, ob vom Hofe der Tuilerien, von einer politischen Intrigue in England oder einer berliner Theatergeschichte die Rede ist, immer etwas Pikantes, Neues, Treffendes, selbst Witziges. Er wird wol belebter, wenn die Unterhaltung sich seinen Geisterregionen nähert, aber er sucht ihr nie

abſichtlich dieſe Wendung zu geben. Man muß ihm mit Intereſſe zuhören, aber auch ſeine Schlüſſe verrathen nichts von ſeinem Übergewicht und hüllen ſich unwillkürlich in das Gewand einer beſcheidenen Frage. Und noch mehr befremden wird es Sie, zu hören, daß, was ich von ihm erzählte, nur das Product weniger Mittage iſt, die wir an der Table d'Hôte zuſammenſaßen. Ohne Aufwand von Redekunſt, von äußerm Air hat er ſich da in einen gewiſſen Reſpect geſetzt und beherrſcht durch ſeinen Anſtand die buntſcheckige Geſellſchaft, wo man bei ſeiner erſten auffallenden Erſcheinung ſehr geneigt war, ihn zur Zielſcheibe des Witzes zu machen. „Es iſt der Geiſterſeher", heißt es, und man läßt ihn gewähren, und hört ihm, wenn er eine neue Wahrnehmung aus dem Reiche des Unſichtbaren mittheilt, ebenſo unbefangen zu, als er ſie unbefangen vorträgt.

Ich meinte, der Herbſtwind, der über die Stoppelfelder kam, müſſe ihn wie den verſpäteten Schmetterling erſtarren. Aber der Hauch ſchien ihn zu berauſchen.

Doch ſuchten wir Schuz vor dem heftiger werdenden, einen unangenehmen Staubwirbel heraufbeſchwörenden Orkane unter dem Gemäuer eines der Wart-

thürme, deren ſo viele um die alte Stadt ſtehen, alle an maleriſchen Stellen von Geſträuch umgeben. Aber viel maleriſcher war der blaſſe Jüngling, wie er vor mir ſaß auf einem bemoosten Steine, die ſchönen Augen ſo ſtier zu Boden gerichtet, als ſuche er dort ſein Grab. Nur ſtörten mich die Glacehandſchuhe und die Badine, mit der er um die zierlichen Tanzſtiefeln ſpielte. Der Wind heulte und ſauſte, die Ginſterſtauden kniſterten, und die Krähen flatterten um die Zinnen des Thurmes, indeß des Grafen Windſpiel unter ſeinen Beinen ſich verkroch. Die gothiſchen Thürme und Giebel der Stadt dämmerten fern unter uns, zuweilen von den Staubwolken verdeckt, und die Abendglocken mahnten an die Nähe einer katholiſchen Stadt, wo es erlaubter iſt, an Wunder zu glauben.

Ich fragte, ob er durch den Schutt nach verborgenen Schätzen ſuche? — Er lächelte.

„Das würde nicht der Mühe lohnen. Wenn wir auch alle Schätze in der Erde wüßten, die Koſten, ſie wieder ans Licht zu ſchaffen, betrügen mehr, als ſie heut werth ſind. Der Curs alles Geſchaffenen iſt im Sinken, unſere Blicke müſſen nur auf das vor uns gerichtet ſein.“

„Sehen Sie da ſo viele Schätze?“

Er ſchilderte die flimmernden Bäche Silbers und Goldes, die aus Mexicos Gebirgen nach dem Meeresgeſtade fließen, die Straßen von Vera Cru, ſind mit Säcken von Dublonen gepflaſtert; nun wogt es wie leuchtende Sterne auf der Nacht des Oceans. Die Stürme mögen noch ſo viel in die Tiefe verſchlingen; ſie überſchwemmen doch ſo unſern Strand, daß alle Werthſchätzung eine andere wird: „Was reich war, wird arm; was groß hieß, klein; der alte Glanz verbleicht zur Unſcheinbarkeit wie die goldpapiernen Figuren aus unſerer Kinderzeit, und der neuen überwältigenden Macht kann nur die der Induſtrie entgegentreten.“

Dazu, meine Freundin, bedurfte es freilich keiner magnetiſchen Kraft; die grauen Thürme der Stadt ſprachen in Hieroglyphenſchrift ungefähr daſſelbe. Aber bei ihm war es Viſion — buchſtäblich. Seine ſchwimmenden Augen ſahen Gold, ſeine Augen hörten die Dröhnung, wenn ein Sack mit Silberthalern aufs Pflaſter fiel; darauf wollte ich ſchwören, und die trockenen, einſilbigen Worte klangen dazu wie Parodie.

Der Zugwind heulte durch ein moderduftendes, verſchüttetes Loch, das uns vertiefartig angähnte. Ich fragte ihn, ob ſein geiſtiges Auge um ein

paar Jahrhunderte zurück die zerbrochenen Schädel, die verhungerten Kerkergefangter und die verklungenen Seufzer zählen könne?

„Nein!“ entgegnete er; „warum die Phantasie quälen mit den widerwärtigen Bildern der Vergangenheit! Bietet die Gegenwart nicht genug des Herzzerreißenden, Ungenügenden, Martternden? Wächst nicht der Schmerz, eben wie der große Lebensbaum, mit jeder Generation? Leiden wir nicht schon tiefer als unsere Väter, und litten die nicht wieder mehr als unsere Großväter? Der Schmerz war sonst individuell, durch Christus ist er generell geworden. In der antiken Welt litt Jeder für sich, höchstens für die Blutsverwandten. Der Erlöser lehrte, daß wir mitfühlen sollen für unsere Nebenmenschen, und nun leidet jeder Einzelne für das Allgemeine; im Individuum klingen die Fibern des Weltschmerzes wieder. Niemand kann sich isoliren. Ich sah deutsche Frauen in Convulsionen bei Riego's Tode und hartherzige Franzosen weinen bei Waeschaus Fall! Es steigt in eben dem Maße, als wir uns der Vollkommenheit nähern, unsere intensive Empfänglichkeit. Der Baum des Schmerzes schüttelt seine Äste wie die Esche Ygdrasil über die Erde. Jeder empfindet die Langeweile, die Ungenügendheit, die

Widersprüche, und er leidet mehr im Fremden als in sich selbst, denn für sich hat er Kraft oder Resignation, für die Leiden der Menschheit nur das Gefühl der Ohnmacht."

Also auch ein Zerrissener!

Da wogte vor mir das graue Meer künftiger Schmerzen. Aus aller Welt Enden beschwor sie der Zauberer auf das Stoppelfeld. Aus jeder Knospe brach ein Dämon, es rieselte grau aus dem Wiesengrün, die weißen Blumen nickten ihre Häupter, die Bäume schüttelten ihr Laub ab, dürre Ruthen schlugen gegeneinander, der Sterne Silber war ein stierer Bleiglanz geworden, und die erblassende Sonne tropfte Thränen auf das Feld des Jammers, denn der Nebel umzog Alles, Wiesen und Quellen, Wälder und Städte, die hohen Dome und die Zinnen der Paläste.

„Halten Sie inne!" rief ich. „Einen grünen Zweig nur, daß wir uns dran halten —."

„Den weisen Sie ja mit Abscheu fort", lächelte er.

„Wo ist er?"

„Der Tod!"

Es klang so verführerisch von seinen Lippen, das Wort.

Er ſieht in der Roſenknospe den Wurm entſtehen, der ſie verzehrt; durch den blühenden Leib der Jungfrau das hohläugige, zerfreſſene Gerippe ſchimmern — und darin ſchwelgt er!

„Das Leben ekelt uns an mit ſeinem ewigen Einerlei; der Tod, immer derſelbe, bleibt doch immer friſch. Wir drücken den Wechſel an die Bruſt, und, in der Umarmung ſchon geſättigt, ſehnt ſich das nie geſtillte Verlangen endlich nach dem letzten Druck, den wir nicht erwidern, nach dem Ziele, wo es nicht weiter geht, nach der Wahrheit ohne Schminke, welche uns die Gewißheit gibt, ob unſer Leben eine Seifenblaſe war oder eine Puppe, aus der ein Schmetterling wird! — Vorwärts! Warum ſich ſcheuen, durch all' die bunten Metamorphoſen auf den wahren Ausgang zu blicken? Warum bei Qualen verweilen, wo der uns naht, der alle dieſe Qualen endet?“

Er ſieht dieſen Tröſter wandeln mitten im Gewühl des Marktes, hinter den Couliſſen des Schauſpiels, im heißen Gedränge der parlamentariſchen Schlachten. Er lieſt den Tod auf den Stirnen ſeiner Bekannten — oder er bildet es ſich ein — und, beſtändig auf Reiſen, trägt er den ſichern Barometer ſeiner Familienangelegenheiten mit ſich; denn

eine unnennbare Angſt ſagt ihm, wenn ein Verwandter krank iſt, und von ſeinem Tode hat er auf Stunde und Minute Nachricht.

„Macht Sie das glücklich?“ fragte ich.

„Sind Sie glücklich?“ antwortete er. — „Wohin uns retten aus den Beklemmungen der Gegenwart, deren Schmerzen ſo ſcharf, deren Genüſſe ſo ſtumpf ſind. Die Geiſter der Vergangenheit ſind alldern; es lohnt ſich nicht zu unterſuchen, ob ſie möglich ſind. Wem die Geiſter der Zukunft winken, iſt darum nicht glücklicher als andere, aber gewiß nicht unglücklicher. Nur raſcher werden die Vorhänge weggezogen, nur ſchneller ſinken die Scheidewände, nur muthiger wird das Herz, dem Vorurtheil zu trotzen.“

Es wurde Nacht, als wir den Rückweg antraten. Bisweilen war mir, als hörte ich neben mir den lebendigen Tod, den knochenbeinigen, klappern über Wurzeln und Steine. Seine Augen leuchteten nur zu ſehr. Wir ſtanden vor meiner Hausthür — er hatte mich geführt — und ich konnte doch noch nicht von ihm ſcheiden, wie man eben nach dem Unheimlichen, das man fliehen möchte, ſich wieder umſieht. Wir ſaßen in meinem Zimmer noch bis in die ſpäte Nacht beiſammen. Ich

hatte meinen Kammerdiener zu Bette geſchickt und mir den Hausſchlüſſel geben laſſen, damit wir ganz ungeſtört wären. Er erzählte viel und angenehm. Aber jeder blühende Anfang lief auf ein bitteres Ende aus. Mit meinen Hausgenoſſen — es iſt ein kleines Königreich — über, unter, neben mir, hat er mich bekannt gemacht. Er weiß Alles, alſo ihr Unglück zuerſt, und welche Maſſe Elend unter dem einen Dache! — Der Rauſch der Mitternacht hatte mich ſo gläubig gemacht; ich wollte wiſſen: wann das Leiden von Dem und Jenem enden werde — auf ſeine Art? Er erwiderte, ſeine Gabe erſtrecke ſich ſelten auf ihm gleichgültige Perſonen.

„Wiſſen Sie es denn von ſich ſelbſt?“

„Ja!“

Nach einer langen Pauſe kam es von ſelbſt heraus:

„Ich war in Sicilien und wollte nach Ägypten, um ſo fern als möglich dem entſetzlichen Kampfe an der Weichſel zu ſein; ein Kampf, den meine Eingeweide mitkämpften, denn das Für und das Gegen war in mir. Mein Vater commandirte in einem finnländiſchen Regimente; meine Jugendfreunde, Neigung, ſüße Erinnerungen waren auf

der andern Seite. Der Wind war entgegen; ich beſchwor den Schiffer, mich fortzuſchaffen, denn die Luft ſchien mir ein vulcaniſcher Brodem, ſo heiß, drückend, ermattend. Er lächelte: es wehe ja ein kühler Oſt! — Eines Septembertages ging für mich keine Sonne auf, es war ein glühender Schwefelball mit Peſthauch; die Wolken, dick, ſchwer, preßten ſich auf die Erde. Ich war ſo matt, daß ich keinen Schritt thun konnte; es riß zerfleiſchend in meinen Eingeweiden, ſtärker und ſtärker, eine Angſt, wie ich ſie nicht beſchreiben kann, als wäre der Ätna in meinem Leibe und athme nach Luft. Endlich, in Schweiß gebadet, ſank ich hin und ſah, was geſchah. Es war nur ein Sträuben der Vernunft geweſen gegen die Sinne; denn wer konnte Warſchaus Fall ſo nahe wähnen? — Die Natur hatte geſiegt. — Ich ſah das weite Leichenfeld, die rauchenden Batterien, die klaffenden Wunden. — Heran! rief mein Vater auf der Schanze von Wola, als ein Bajonettſtoß ihm in die Bruſt fuhr. — Es wurde Nacht. — Als es wieder hell wurde, trugen ſie den Sterbenden auf ihren Gewehren in ein Haus, ein zerbrochenes, wüſtes, blutbeflecktes. Leichen umher auf Treppen und Dielen von Männern, die ſich drin

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51043-8
HARING,G.W.A. FN. 04002/018

vertheidigt hatten. Auf dem Bette lag ein sterbendes Weib, mit zerrissenen Kleidern, zerrauften Haaren, blutenden Wunden, noch schön mit dem verzerrten Todtengesicht und den zusammengebissenen Zähnen. Sie wollten sie hinunterwerfen, um meinen Vater da sterben zu lassen. „Es ist Platz für uns Beide zu sterben", stöhnte der, und sie legten ihn zu Justinen. — Nachher war es leer — die Glocken läuteten in der Stadt — es ging ein langer Zug über die Brücke, ein endlos langer, denn den Lebenden folgten die Todten, und aus Grüften stiegen sie auf, um auszuwandern. Und auch Justina richtete sich auf, schön wie in jener ersten Nacht — nur die Augen stier. — Sie weckte meinen Vater und sprach: „Die Meinen rufen, ich muß fort. — Gib meinem süßen Freunde, Deinem Sohne, diesen letzten Kuß und sage ihm, im Tode ist Versöhnung für Alle. Sage ihm auch, ich werde ihn bald wiedersehen — er kommt zu uns am —." Das züschelte sie ihm zu mit dem Todeskuß für mich. Dann sank sie hin. Mein Vater richtete sich, auf den Arm gestützt, auf und drehte sich nach mir um. Aus dem Schädelkopfe hauchte die lautlose Frage: „Hast Du gehört?" Er hatte nicht mehr Zeit, mir die Arme

entgegenzubreiten. Ein Leichnam sank er neben meiner Freundin hin."

„Und Sie hörten den Tag?"

„Tag, Stunde — Minute!"

„Und Alles hat sich bestätigt?"

„Mein Vater liegt bei Wola begraben."

Als ich ihn die Treppe hinunter begleitete, rauschte wieder das Todtengerippe neben mir. Sein Händedruck war eiskalt. „Wir sehen uns wol bald wieder", hatten seine Lippen gehaucht.

Wo? Im Grabe! — In Deiner Justina Gruft? Wo der Regimentschef, Dein Vater, grinsend wacht bei dem Gerippe der schönen Polin und seine Ordenssterne auf der hohlen Brust zählt?

In der Nacht richtete sich das Skelet auf und bekam Augen, glänzende, schöne Augen, und sah mich starr an und sprach: „Ich bin nicht Die, die Du meinst; ich bin die Lüge. So wie Dich hab' ich noch Hundert geliebt, und ich bin nicht Justina, sondern ich bin die Rose." Und es war die Rose, angestrahlt von tausend Grabeskerzen, und die Posaunen schmetterten zum Tage der Vergeltung.

„Belüge Dich nicht selbst", rief ich. „Du hast mich doch geliebt."

„Ich bin eine Leibeigene", sprach sie; „der

Richter wird mich Dem zuerkennen, dem ich gehöre.“

Nachher duellirte ich mich mit dem Grafen. Er war ein Skelet. Bei jedem Ausfall fuhr ihm mein Degen durchs Herz, aber er hatte keines; darum konnte er nicht fallen. — Und er stieß mir auch durchs Herz, und ich sank auch nicht. „Warum nicht?“ Er lachte: „Ich bin ja auch nur die Lüge. Die Lüge tödtet nicht.“

Es war der schwere Ungarwein, den wir getrunken.

32.

Der Baron an die Canoniſſin.

T . . . .

O du verleumdetes herrliches Gut, Abglanz der Sonne, wieder Glanz ſchaffend, leuchtend, wärmend, wirkend, — Gold!

Es mag ſelig ſein, vorm Strohdach auf der Bank eine Schüſſel Milch eſſen mit der Geliebten und ins Abendroth blicken. Aber wenn der Magen Milch nicht mehr verträgt, wenn die Geliebte an Hayſan-Thee gewöhnt iſt und am Hauſe eine ſtaubige Chauſſee vorbeigeht?

Die Erde iſt arm geworden an Winkeln, wo Staub und Geräuſch nicht hindringen; der Menſch muß ſich an die Staubatmoſphäre gewöhnen und an das Geräuſch der Räder. Mitten im Strudel muß er die Stille ſuchen.

Göttlicher Reichthum! Der du mir erlaubſt meine eignen Antichambres zu haben und in den

andern nur ſo lange zu warten, als ich Luſt habe. Ich will nicht, daß ſie ſich vor mir bücken, ich will nur ſelbſt grad aufrecht gehen.

Gibt es ein größeres Wonnegefühl, als dem Schurken zu ſagen, daß er ein Schurke iſt?

Zugegeben, ein Armer kann zu Ehren und Macht kommen, ohne den Rücken zu krümmen. Aber es gehört Glück dazu, Umwege, Demüthigungen. Als ein reicher Mann kann ich durch das Geſindel ſtolz ſchreiten; ſie ziehen die Mütze, wenn ich ihnen auf den Fuß trete, und ſie küſſen mir den Rockzipfel, wenn ich ihnen ſage, daß ich ſie verachte.

Meine Schwärmerin für Tugend, iſt das Sünde, wenn ich wünſche reich zu bleiben, wenn der Gedanke mich ſcheu anblitzt, daß ich es bald nicht mehr bin?

Tugend iſt es nicht, aber nicht Alles iſt Sünde, was nicht Tugend iſt. Ich könnte ein Heros ſein, aber wir leben nicht mehr in der heroiſchen Zeit. Ich könnte aufzählen, was ein Reicher thun kann für Menſchenwohl, aber ich will nicht Sophiſt ſein. Ich ſage nur, daß es ein berauſchendes Gefühl iſt, zu ihnen ſprechen zu können: Ich brauche Euch nicht.

Ich schreibe heut in mein Tagebuch: Beneidenswerther Reichthum, weil Du die Manneswürde vor der Versuchung bewahrst, und morgen schreibe ich Ihnen, warum ich das heute schrieb.

Es dauerte gestern lange, ehe ich vorgelassen wurde. Das große Zimmer sah unheimlich aus, die tapezirten Wände so nüchtern, der Halbkreis leerer Polsterstühle steif aneinandergereiht. Endlich öffnete sich die Thür des Cabinets und heraustrat — ein alter, gebückter Mann im Morgenfurtout; eingefallene Wangen, eine spitze Nase, ein scharfes Kinn, und, Sophie, — erloschene Augen! Wohin waren in den zwölf Jahren die stolzen Plane, die auf der Göthestirn prangten, verschwunden! Hin ist die tönende Stimme; er spricht scharf, abgebrochen; hört etwas schwer, blickt stier auf den Gegenstand, den er erkennen oder durchdringen will. Eine Dose in der zitternden Manschettenhand hilft ihm zur Haltung, die einst ans Majestätische grenzte. Die Bonhomie, mit seinem Spott vermischt auf den Lippen, ist einem bittern Ausdruck des Zweifels gewichen. Auf dem Gesicht des Gealterten stand zu lesen: Ich liebe, glaube, hoffe nicht mehr.

Hier unſer Geſpräch. Ich glaube, ich habe es Sylbe um Sylbe notirt.

„Sie ſind ein Baron Landſchaden? —“

„Aus dem Hauſe Düſterweg.“

„Was bringt Sie zu uns?“

„Der Wunſch, einem Manne, dem das Vaterland ſo viel verſchuldet, die Verſicherung meiner Hochachtung perſönlich zu Füßen zu legen.“

Um wie viele Stufen mußte ich im Credit geſunken ſein! Damals mit ihm Hand in Hand auf dem Sopha; er dankte, daß ich mich ſeiner erinnerte; jetzt deutete ſeine dürre Hand ein vornehmes: Setzen wir uns! Und auf den äußerſten Stühlen der langen ungeſelligen Reihe wurde ein Nothplatz genommen, und ich mußte ihn erinnern, daß wir uns ſchon kannten.

„Ich entſinne mich. War es nicht beim däniſchen Geſandten, — oder nein — beim Polizeipräſidenten. (Beides iſt falſch.) Kommen Sie aus der Reſidenz?“

„Ich bin ſeit Jahren auf Reiſen.“

„Alles reiſt jetzt. Es iſt ein Geiſt der Unruhe in die Menſchen gefahren.“

„Warum nicht lieber der Geiſt der Wißbegier, Excellenz; der Drang der Nationen, ſich einander

kennen zu lernen, die Früchte der Bildung auszutauschen?"

„Napoleon hat die Nationen sich genug kennen gelehrt. Mich dünkt, sie könnten sich einander satthaben."

Mein Compliment, daß unsere Regierung durch die vortrefflichen Posteinrichtungen selbst zum Reisen auffodere, glitt ab.

„Es wimmelt von Gesindel aus aller Herren Ländern." —

„Engländer und Franzosen erstatten uns nur den Tribut zurück, den sie Jahrhunderte lang von uns foderten."

„Alles Emissaire der Propaganda. Man sollte sie an der Grenze abweisen, wenn man gescheit wäre." —

„Ob Eurer Excellenz Beschuldigung ganz gerecht ist —?"

„Es steht Niemand an der Stirn geschrieben, wer er ist."

„Sollte man fürchten müssen, daß der deutsche Sinn, der redlich festhaltende, dem ersten besten hergelaufenen Avanturier zur Beute wird? Mich dünkt, diese Vorsicht wird zur Injurie gegen unsern Volkscharakter."

„Soll man nichtsnutzige Spione frei umlaufen lassen?“

„Was können sie spioniren! Fällt nicht dies gefürchtete, ehrlose Metier in dieser Zeit der Öffentlichkeit von selbst zusammen. Gibt es noch Arcana? Für die dunklern Zeiten gehörte es, fremde Lauscher einzusperren. Mögen unsere Väter sie aufgeknüpft haben, wir sollten es als Compliment nehmen, wenn sie sich die Mühe geben, uns genau kennen zu lernen. Nur der Wahnsinn eines Sand kann meines Erachtens den Dolch zücken, und nur eine Angst, die ich nicht begreife, ihnen die Thür weisen.“

Der Minister lächelte: „Das hört sich gut an; es ist nur nicht so. — Es bleibt immer Manches, was nicht Jeder zu wissen braucht. Und wird nicht genug zusammengeklatscht; brauchen wir noch fremde Zwischenträger? Verdrehen die Lehrer, die wir bezahlen, den Jungen nicht ohnedies die Köpfe; braucht's noch der Ausländer, um ihnen Widerspännstigkeit beizubringen? Schleichen nicht die aufrührerischen Grundsätze wie eine Seuche aus einem Land ins andere, bricht's nicht aus in offenem Widerstande, wo wir nur den Rücken kehren? Und doch schreien die Herren, wenn man Einen beim Kragen

faßt. Der Respect ist hin, der Gehorsam; von der Zucht wollen sie nur wissen, um uns Gesetze zu geben. Für sie existiren keine."

Das, Sophie, aus seinem Munde! Meine Miene mußte ihm mehr verrathen als meine einfache Frage: „Können Eure Excellenz wirklich fürchten?"

„Was hält denn noch zusammen, woran rütteln sie nicht, welche Bande gibt's noch, die sie nicht wegdisputiren? Womit sollen wir regieren? — Mit schönen Phrasen etwa? Oder sollen wir bei ihnen in die Schule gehen und das ABC von vorn anfangen?"

Er war aufgestanden. Da schoß es mir hell, glühend, durch die Adern. Ich dachte ihn mir, wie er in seiner Jugendkraft das geknickte Steuerruder ergriff, und das Bild gab mir den Muth zu antworten, wie es sich in der Audienz bei keinem deutschen Minister schickt.

„Mit Vertrauen soll man meines Dafürhaltens ihrem Mistrauen, mit Thaten ihren Phrasen entgegentreten. Noch hat ein großartiges Vertrauen nie getäuscht, noch die ernste würdige That Phrasen gegenüber verloren. Wol rauscht die Freiheit wie ein wilder Bergstrom durch die deutschen Wälder,

und die Germanen lauschen dem Wiegenliede, aber auf den fernen Waldhornruf der Treue verließen sie noch immer Hof und Herd, vergessen sich selbst, und, was mehr ist, das Rauschen des Stromes. Die deutsche Treue lebt noch, wie man auch an ihr rüttelt und schüttelt, wie man sie auch, das freie Kind der Liebe, einschnüren und wickeln will. Wir sind keine Orientalen und knien nicht vor unsern Fürsten. Unsere Väter erhoben sie auf ihren Schildern und schüttelten sie vor Freude, weil sie die Würdigsten waren; weil sie die Würdigsten sein sollen, halten wir fest, die Kinder unserer Väter, bei den Kindern unserer Fürsten. So haben alle großen, freien Männer das Band verstanden, was Fürsten und Völker in Deutschland enger, inniger als irgendwo umschlingt. Wer hat dies zuerst anders gedeutelt, wer hat stummen Götzendienst statt freier Verehrung gefodert? Bei Gott, in Deutschland ist es nicht das Volk gewesen."

Wie einer am Grabesrande wol noch still steht, wenn er plötzlich die Melodie hört, in der er seine erste Liebe sang, — aber dann geht er ruhig fort, und wendet sich nicht mehr um, — so horchte der Minister und schlug sein Auge auf. Aber ebenso

schnell senkte es sich wieder; es war vorbei; kalt, verdrossen, gähnend sprach er:

„Das ist Poesie, mein lieber Baron. Alles zu seiner Zeit. — Wenn ein Schornstein brennt, bespricht man das Feuer nicht mit Versen. Und es brennt jetzt aller Orten."

Ich hatte gewagt; ich mußte fortfahren:

„Es ist nicht das erste Mal, Excellenz, daß man den Untergang der Welt vorausſagte. Ich habe von einer Zeit gehört, wo man am Abende erwartete, am Morgen werde nichts mehr in seinen Fugen sein. Die Erde zitterte, die Elemente lösten sich, entfesselte Sclaven klirrten mit der Kette, die Rohheit wüthete, und die übermüthige Gewalt ergriff das Scepter der Welt. Damals, als auch wir am Abgrunde standen, als die alte Ordnung ohnmächtig nach einem Retter ausschaute, traten Männer auf, welche nicht wie die von heute sprachen. Mit großem Blick erkannten sie, was war, was noththat. Die außerordentliche Noth foderte außerordentliche Mittel. Selbst öffneten sie ihm in den alten Mauern Luftlöcher, dem Sturm der Zeit, und er fuhr hindurch, ein wohlthätiger, reinigender Zugwind, und die Mauern blieben stehen, die Luft

wurde frisch, der Muth athmete auf, Thaten geschahen. Man erzählt, daß die Nachteulen damals Zeter und Wehe schrieen, denn sie mußten aus ihren Schlupfwinkeln. Revolutionaire schalten sie die Wohlthäter; sie prophezeiten, es werde wanken und stürzen, was noch stände. Die kühnen Männer ließen sich nicht irre machen; sie meinten auf Krücken gehe nicht das Leben, und wo es gelte, ein ganzes Gebäude retten, komme es nicht auf zerstörte Spinneweben an. Triumphirend, von nichts als ihrem großen Bewußtsein unterstützt, fuhren sie fort, niederreißend, zu bauen; sie brachen, schnitten, taub gegen das lichtscheue Gekrächz, stießen das unnütze Gesindel aus dem Wege, und säuberten noch von Dem, was vom Sturmwind liegen geblieben. Ihr Gott war das Tageslicht; ihr Werk war ihr Lohn — sie retteten den Staat. Und Eurer Excellenz Namen nennt mit stiller Bewunderung die Nation, wenn sie jener kühnen, freien Männer mit wehmüthigem Stolze gedenkt.

Der Minister war auf- und abgegangen. Er war mit sich beschäftigt. Plötzlich stand er vor mir, die Hände auf dem Rücken; seine Augen, starr auf mich gerichtet, sahen mich doch nicht, sie blickten durch mich durch auf eine ferne Ferne:

„Kennen Sie unsere Geschichte? — Wie lange dauerte es, und die radicalen Kläffer bellten selbst am lautesten gegen den genialen Staatsmann. — Da hatte er's wieder Hinz und Kunz nicht recht gemacht, die Zeit doch nicht verstanden. — Unser Werk war unser Lohn, sagen Sie! — Wo ist es denn? — Die Menschheit schreibt's in ihre Annalen, — so heißt ja wol die Phrase? Der große Staatsmann schläft vergessen am fernen Meeresstrande; kein Hahn kräht um ihn; und wissen Sie, wie viel Seufzer ihm der Gedanke an den Undank in der Todesstunde erpreßt? Und wir, die wir damals mit ihm für die Menschheit uns zu opfern wähnten, kriegen wir eine Pension von ihr, singt sie von uns auf den Straßen, hängen wir an den Bilderläden? Ja, wer mit dem Säbel dreinschlägt, den versteht sie. Wer für sie denkt, wagt, handelt und sich selbst vergißt, ist ein Narr. — Fragen Sie da den radicalen Kellner und den liberalen Zinngießer, ob er etwas von mir weiß? — Wo man jetzt zu dem neuen Spuck einen alten Namen nöthig hat, erinnert man sich gütigst wol Eines von uns. — Ich danke dafür. — Die Herren können ihre neue große Zeit für sich selbst machen, wenn es sie kitzelt, auf ihre Kosten zur

Erfahrung zu kommen, daß der ein Thor iſt, der mehr thut, als von ihm gefodert wird."

„Das wäre das Ziel unſerer Thätigkeit!"

„Unſere Leiſtungen ſind elaſtiſch, mein Lieber; es ſchnellt zurück, wenn man ſie zu weit dehnte. — Sie ſind jung; ich bin alt, und will nicht noch mal von vorn anfangen, um den zweiten Rückweg mir zu ſparen. — Laſſen Sie die Eulen ſchreien und die Spinnenweben über den Thüren. Gut genug für die Menſchen, wie ſie ſind."

Ich meinte, das ſei eine traurige Ausbeute unſerer gerühmten Philoſophie.

„Kam ſie etwa zu einem beſſern Reſultat?" rief er. „Ich habe noch Kant gehört und in Fichte's Auditorien gehorcht. Sie meinten Alle, ſie wären am Ziel. — Streiten Sie ſich um Syſteme und Ideen, aber laſſen Sie den Staat in Ruhe."

„Deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft wurden zwar ſpät erſt inne, aber ſie wiſſen es doch jetzt, daß ſie nur Glieder ſind eines Körpers, welcher Nation oder Staat heißt, und daß ſie nur mit ihm geſund ſein können und mit ihm kranken."

„Sind Sie emploirt?" fragte er raſch.

Ich ſagte ihm, wer ich war. Jetzt erſt erwachte die Erinnerung. Er mochte mich bis da

mit einem Andern verwechselt haben. Wäre sie doch gar nicht erwacht! — Wie das kalte, gleichgültige Auge mich maß.

„Sie haben sich unter die Schriftsteller begeben. Ich habe davon gehört. Das wird ja eine rechte Freude gewesen sein, daß mal ein Mann von Stande zu ihnen kam. Die Herren verstehen, wie man regieren soll, Zollverträge schließen und den Leuten die Köpfe zurechtsetzen. Die Staatskunst bringt man jetzt gleich mit auf die Welt, und jemehr man sich Mühe gibt und die Menschen kennen lernt, wie sie sind, um so beschränkter wird man. Nicht wahr?"

„Die Zeiten, Excellenz, wo der Schriftsteller hinter dem Folianten die Welt studirte, sind allerdings vorüber. Die Wissenschaft ist aus der Dachstube auf den Markt gestiegen. Sie kennt das Leben —"

„Und weiß nun Alles besser als wir!" unterbrach er mich.

„Sie weiß, daß der Deutsche noch an den guten Willen seiner Leiter *glaubt*. Dieser Glaube ist ein ungeheuerer Schatz. Excellenz, es kostete wahrhaftig so wenig —"

„Um die Menschen glücklich zu machen? Schade,

daß das Problem dreitausend Jahre nicht gelöst wurde. Und jetzt hätten wir's umsonst!"

„Nur Mistrauen gegen die Verleumder, mehr fodern wir nicht."

„Bis sie's haben. Das ist die alte Litanei."

„Wir fodern doch noch mehr. Wir erwarten Thaten, ernste, große, leuchtende, die den Schwärmern für eine Republik beweisen, wie das Königthum kein abgestorbener Baum ist; daß er noch Wurzeln, Äste schießt, noch Blüten, Früchte tragen kann. Die Deutschen erwarten, daß es sich nicht ausruht unter dem Schatten der Vorzeit, sondern fortlebt, schafft, wirkt unter ihnen."

„Und was wollen Sie?"

Ich schwieg betroffen.

„Ich meine, was Sie speciell wollen, was mir die Ehre Ihres Besuchs verschafft?"

„Ich für mich nichts."

„Sie kamen nicht her, um den Marquis Posa zu spielen. Kurz heraus, was bezwecken Sie?"

Ich war verlegen. Er verstand es falsch.

„Ihre Testamentsangelegenheit ist mir etwas bekannt. Für den schlimmsten Fall wollen Sie sich wieder nach Placirung umthun."

„Bei Gott —"

„Der hat nichts damit zu thun. — Ich leider auch nicht. Bei Hofe scheinen andere Sonnen; mein Departement ist hier. Und überdies, wie wollen Sie placirt sein? — Enthusiasten waren gut, als ein Napoleon uns im Wege stand. Der Staat bedarf jetzt einer Masse tüchtiger Arbeiter, die keine Genies sind, und nebenbei ein paar pfiffige Köpfe, die keine Skrupel haben, wenn man sie gebrauchen will. Sie wollen kein Handlanger und kein Schuft sein, was denn?" —

„Trauern, Excellenz, daß ich diese Alternative aus Ihrem Munde hören mußte."

Er faßte mich beim Rockknopf und sah mich freundlich an. Es war fast der alte Ton:

„Ich will Ihnen was sagen. — Wir haben mit dreierlei Menschen Noth. Die Ersten nennen sich Royalisten. Die prätendiren immer zu gehorchen, es ist aber danach. Sie haben viel, wollen aber noch viel mehr. Allein man wird mit ihnen fertig. Die Andern sind die Radicalen; die haben nichts und wollen Alles haben. Es ist schlimm, denn es sind ihrer Viele. Aber sie wissen, was sie wollen und wir auch; man kann mit ihnen handeln und kann fertig werden, wenn man's versteht. — Die Dritten sind die Liberalen. Das

sind Schafsköpfe, die noch immer glauben, daß alle Menschen gut werden können. Sie wissen nicht, was sie wollen, und wir wissen's auch nicht. Mit denen wird der Teufel fertig."

Das war meine Unterredung mit dem Manne, dessen Bild mir wie eine wärmende Sonne durch die liebloſe Nacht unserer Zerrissenheit strahlte.

Mir fällt eine parodirende Übersetzung des herrlichen Spruches aus dem Lear bei:

Sehn wir die Ehleren am selben Leid,
Das uns bedrückt, verzagen,
So wäre Der wahrhaftig nicht gescheit,
Den's fürder wollte plagen.

Sie erlassen mir wol die Beschreibung, wie ich mein Compliment machte und er wieder. Man kommt schneller aus der Thür eines Großen als hinein. Noch zückte es in mir, als sie zuklinkte, ihm durchs Schlüsselloch nachzurufen: „Sie irren sich doch. Ich wollte nichts." Arme Macht der Wahrheit! Sie hat keine Zungen gegen ein solches Lächeln. Und hatte er nicht doch Recht, der Menschenkenner? Hätte ich nicht doch vielleicht etwas

gewollt, was ich mir selbst nicht gestand, wenn ich ihn so gefunden, wie die Phantasie ihn malte! —

Ein junger, elezanter Mann faßte plötzlich am Treppengeländer meine Hand und drückte mich an seine Brust. „Kennen wir uns nicht mehr?“ — Es kostete Mühe, in dem feinen, glänzenden, schwarzen Anzuge, den flimmernden Ringen, Ketten, Tuchnadeln und dem rabenschwarzen, süperben Haarwuchs den bescheidenen Schulkameraden wiederzuerkennen. Hören Sie nachsichtig noch der sehr ernsten Hauptscene ein burleskes Nachspiel an. Aber der Secretair erwartet übermorgen das Hofrathpatent und hat mir seine Protection versprochen! —

Erinnern Sie sich vielleicht noch der hübschen, nett gekleideten Jungen, deren unermüdliche Manövers, um ohne Billets in das Concert der Sontag zu dringen, mir dabei in den Sinn kommen? Von den Hauptthüren abgewiesen, versuchten sie es an der Nebenthür, auf die Ihr Fenster stieß. Auch hier zehnmal fortgedrängt mit Scheltworten, einmal sogar handgreiflich hinausgeworfen, kehrten sie immer wieder, baten, schmeichelten, lachten, drohten und wagten mit jeder neuen Person, die auf diesem Nebenwege eindrang, einen neuen Versuch. Meine

Freundin war indignirt; sie meinte, aus Jungen, wo so gar keine Spur von Ehrgefühl, könne im Leben nichts werden; die Ältern müßten sie züchtigen. — Ich wette, meine Freundin, die Ältern werden noch große Freude an den Knaben erleben; sie werden Hofräthe, Geheimhofräthe werden, reiche Partien machen, Orden bekommen, und an ihrem Jubiläum wird in den Zeitungen stehen, daß sie König und Vaterland treu und mit Aufopferung gedient, die Pflichten eines guten Bürgers musterhaft erfüllt und ein erhebendes Beispiel allen Jüngern gewesen. — Man muß sich nur nicht abweisen lassen.

„Aber, soviel ich mich entsinne, hattest Du röthli —" — „Rothes Haar", nickte er lächelnd und lüftete, als er Niemand bemerkte, die schwarze Perrücke. „So etwas muß man corrigiren, wenn mans weiter bringen will." — Fritz Wenig war auf der Schule die freundlichste Seele von der Welt; es fehlte ihm nichts als Geld, Kopf und Schönheit. Aber er wußte Surrogate für Alles. Er hielt sich an Die, welche jenes hatten, lernte die Dicta des Lehrers buchstäblich auswendig und wußte seinen ärmlichen Rock so zu knöpfen, daß er noch etwas Glanz auf das unschöne Gesicht abwarf.

Freilich bis zu einer Perrücke hatte er es noch nicht gebracht, aber es war unmöglich, dem dienstgefälligen Jungen gram zu sein. Er sagte vor, schrieb ab, lauschte für uns, holte Semmeln und Äpfel, wenn der Pedell lauerte, hatte nie eine eigne Meinung und gab sich beim Spiel zu jeder Rolle her, wo es Prügel setzte; ja einige Male war er der bestellte Blitzableiter für Schläge, die nach Na... und Schulrecht einen reichen Kaufmannssohn treffen mußten, bei dessen Ältern er einen Freitisch hatte.

Jetzt ist er freilich ein Anderer. Die eine Hand steckt in der Tasche, die andere spielt mit der Uhrkette, er dreht sich auf der Hacke links und rechts, wenn er mit Jemand redet, den er protegiren kann; der Mund sprudelt von vornehmen Bekanntschaften, und das wohlgefällige Auge spricht: Es ist mir gelungen!

Ich mußte, — es half nichts, — mit ihm eine Flasche Cabinetswein im Frohsinn trinken. Wie die Kellner flogen, der Wirth sich erkundigte, ob der Wein auch den Beifall des Herrn Hofraths habe, wie er gnädig Dem und Jenem nickte, mit welcher Grazie er ein Bein über das andere legte, eine Cigarre rauchte! Es blieb nicht bei der einen Fla-

sche, die zweite machte ihn wieder zum gutmüthigen Jungen, und die dritte verrieth mir die Geschichte seines Avancements. Er hat mir nicht allen Muth genommen, daß ich auch noch reussiren werde.

Der Minister mochte das Gesicht des Clienten nicht leiden. „Was wollen Sie noch immer hier? — Ich habe keinen Posten für Sie — ich werde auch keinen für Sie bekommen — Sie verderben sich Ihre Zeit — rauben Sie nicht Andern den Platz!" Aus der Antichambre entwich er auf den Flur. Nachdem ihn der Gewaltige hier eine Woche lang auf den Zehenspitzen stehen sah, drohte er im Ärger, ihn einmal die Treppe hinunterwerfen zu lassen. Fritz stand von nun an unten an der Treppe. „Wird der Mensch es denn nicht müde!" sagte der Minister zu seiner Tochter, die die stumme Statue der Unterwürfigkeit zu erbarmen oder zu amüsiren anfing; aber der Minister wurde es eher müde ihn zu sehen, als Fritz zu stehen. Da erbarmte sich der Himmel seiner durch einen Platzregen. Fritz stand mit einem Regenschirm am Kutschenschlage, und der Staatsmann verdankte ihm, trocken ins Haus zu treten. „Ich habe meine Maximen", versicherte mein Protector sich in die Brust werfend; „man muß im Glück bescheiden sein." Um des-

halb hat er um keinen Posten, sondern machte den Regenschirm zu und ging im Platzregen nach Hause. Andern Tages winkte ihm der Kammerdiener von der Treppe oben: „Heda, Sie da, Seine Excellenz erlauben —"

Von nun an strahlt sein Glücksstern. Es sind reißende Progressionen: „Sie taugen ja zu nichts", redet ihn der Minister an. „Sie werdens nicht weiter bringen als zum Copiren. Was wollen Sie denn?" — „Alles was Euer Excellenz über mich verfügen." Er copirte von nun an, und er schreibt eine sehr schöne Hand. Aber dieselbe schöne Hand half auch dem kränkelnden Kammerdiener, und er machte dabei seiner blassen, häßlichen Tochter die Cour. Einige wichtige, verschwiegene Dienste, die der Kammerdiener, wenn er gesund war, allein besorgte, brachten ihn der Person des Ministers näher. Er konnte den plötzlichen Tod seiner Braut schon als ein Glück ansehen, so gehoben hatte er sich, so selbständig stand er da. Der Minister lachte über seine Gedichte, die an keinem Familienfeste fehlten, und das gnädige Fräulein machte Papillotten davon, ehe sie gelesen waren, aber man erwartete sie schon und sein Gesicht unter den Gratulanten, und er gehörte ins Haus wie ein

altes Möbel, an das man ſich gewöhnt, ohne daß es uns je gefallen hat.

Eine ſehr ſchwache Periode in dem Leben des großen Staatsmannes hob endlich unſern Kleinen zu ſeiner jetzigen Höhe. Sie wiſſen, daß der Geiſt, der in ſeiner Jugendkraft jedem Vorurtheil Hohn ſprach, der als Mann den Verhältniſſen trotzte, alternd von einer unbegreiflichen Schwäche überkommen wurde — vielleicht eine Nemeſis für die allzuverſchwenderiſche Jugend. Er fürchtete nicht feſtzuſtehen, als er noch allein das Scepter in der Hand hielt und ſuchte eine Stütze — wo? — Gegen die Hofcabalen, die er damals mit dem kleinen Finger erdrückt hätte, gegen den wiedergeborenen Adelsgeiſt, den er freilich tief verwunder, den aber noch ein Blick von ihm zu Boden ſchleuderte, gegen dieſe Feinde wollte ſich der große Mann waffnen, — durch eine Heirath. Um die verblühte, einäugige Reichsgräfin, ein in jeder Beziehung untergeordnetes Weſen, ward und ſchmachtete ein ****, und man ließ ihn ſchmachten, hoffen, verzweifeln, um der Sache Werth zu geben, um die er ſchmachtete.

Es iſt eine unwürdige Geſchichte. Wenig machte ſich damals unentbehrlich; er war Unterhändler, Lie-

besbote, und ist jetzt Geheimsecretair, Vertrauter, Rath und auf der Staffel, ich weiß nicht wozu. Er kennt jedes Mäuseloch im Hause, aus dem ersten Morgengähnen des Ministers die Laune des Tages, besorgt der Frau Ministerin die französischen Bücher, bringt dem Fräulein die Stadtneuigkeiten, und ist der freundliche Zwischenträger und Vertraute zwischen allen Dreien. Diese Intimität im Departement des Innern berechtigt ihn, mit Sicherheit von den äußern Angelegenheiten zu sprechen, und gesucht, geschmeichelt von Denen, die etwas beim Minister wollen, betrachtet er die Staatsangelegenheiten als Appendix zum Hauswesen, und redet von Wir, wo der Minister ein bescheidenes Man gebraucht.

Wer steigen will, muß sich vergessen lernen; er muß die Sinne schärfen für Alles außer ihm, aber taub, blind, stumpf für Das sein, was ihn betrifft. Zornblicke und Fußtritte, die er duldet, sind nicht so schlimm, als eine Aufwallung des Selbstgefühls. Empfindlichkeit muß er verschließen wie Zeichen des Hochverraths; er muß selbst die Furcht der Klugheit: niederträchtig zu scheinen, verbannen und, Liebe und Glaube bei Seit setzend, die schöne Hoffnung in zähe, langweilige Geduld umsetzen. Wetterkun-

dig, muß er wiſſen, wenn es heut regnet, daß morgen die Sonne ſcheinen kann, und wen er nicht durch Liebenswürdigkeit überwindet, daß der vielleicht aus Überdruß ihn anhört.

Das iſt ſeine Weisheit in meine Sprache überſetzt. —

Summa: wer ſteigen will, muß der Ehre entſagen. Den Tempel, in dem der Jüngling noch heute opferte, Alles, was ſein iſt, Jugend, Geſundheit, Gefühle, Liebe, — den Tempel muß er beim erſten Schritt über die Univerſitätsſchwelle verleugnen, den Götzen verhöhnen, das Heiligthum entweihen. Das iſt deutſche Conſequenz.

Das Leben iſt doch ſchön, nicht wahr, Freundin?

33.

Ein Blatt im Winde.

(5.)

Die Zeit brütet Windeier! Aber der Herr ruft: Du Schalksknecht, ich gab Dir den Wind in die Hand, daß Du ihn faſſen ſollſt; denn mit Wind will ich fortan die Welt regieren, die auf mein Wort nicht hört.

Wo kommt der Wind her? Wo geht der Wind hin? Was iſt der Wind?

Werft Euch in den Staub, betet an den Athem, der über den Waſſern ſchwebt; er rauſcht über Eure Scheitel und ruft:

„Ich treibe Wolken und Wetter und breche Burgen und Thürme; Berge ſtürz' ich ins Thal und erhöhe die Ebenen, und deren Stimme gewaltig, und deren Ohr doch taub iſt, raune ich zu: Es lebt ein Gott! Aber ich bin auch ſanft, ich ſchwelle die Segel und bringe die Menſchengeſchlech-

ter nähet; ich treibe ihre Räder, ich mahle ihr Korn, ich ſäge ihre Bretter, und auf meinen Flügeln trage ich die Taube mit dem Ölzweig. Meine Stimme klingt fürchterlich wie der Ruf des Todes, und ſie klingt ſüß wie das Liſpeln der harrenden Geliebten. O Ihr Menſchengeſchlechter, ich bin Euer Gebieter und doch Euer Diener; ich bin uralt und doch der jüngſte Sohn meines Vaters. Da Ihr Den, der Fleiſch geworden, gehöhnt und gekreuzigt, ſendet Er mich, der ich nichts bin, Euer Heiland zu werden. Sonſt habt Ihr meinen Vater angebetet im Feuer, aber das Feuer iſt erloſchen; das Waſſer iſt überwunden; mir gehört die Erde. Wenn ihre Quellen verſiegt, ihre Ströme verſandet, ihre Meere ausgetrocknet, verdorren die Sträucher und Bäume, das Salz verflüchtigt ſich, die Fundamente ſinken, die Felſen ſtürzen zuſammen, ich rauſche daher, breche, bohre, wühle, und die morſche Erde wird ein ungeheuerer Staubknäuel. Faßt mich, bändigt mich, legt mich in Ketten, ſpannt mich an Eure Wagen, ſchmiedet mich an Eure Maſchinen, denn Ihr wißt es: Ich bin Euer Zerſtörer."

Das Haus Düsterweg.

Zweiter Band.

Das

Haus Düsterweg.

Eine Geſchichte aus der Gegenwart

von

W. Alexis.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

Inhalt.

		Seite
34.	Die Canoniſſin an den Baron.	1
35.	Der Baron an die Canoniſſin.	13
36.	Derſelbe an Dieſelbe.	22
37.	Der Regierungsrath Grobhauer an einen Freund.	35
38.	Die Canoniſſin an den Baron.	42
39.	Der Baron an die Canoniſſin.	44
40.	Ein Blatt im Winde. (6.)	61
41.	Der Baron an die Canoniſſin.	64
42.	Derſelbe an Dieſelbe.	69
43.	Aus der Allgemeinen Zeitung	85
44.	Die Canoniſſin an den Baron.	94
45.	Dieſelbe an Denſelben.	98
46.	Der Baron an die Canoniſſin.	106
47.	Aus einem Briefe des Candidaten H..... an —	120
48	Der Baron an die Canoniſſin. . . .	124
49.	Der ariſtokratiſche Prinz.	136
50.	Aus den Papieren des kranken Prinzen. . .	147
51.	Der Baron an die Canoniſſin.	156

Seite

52. Der Berggeschworne an den Baron Landschaden. 159
53. Der Baron an die Canoniſſin. 166
54. Die Nacht in Hamburg. 181
55. Die Canoniſſin an den Baron. 216
56. Der Regierungsrath Grobhauer an einen Freund. 220
57. Der Baron an die Canoniſſin. 232
58. Die letzte Nacht. 241
59. Der Baron an die Canoniſſin. 260
60. Derſelbe an Dieſelbe. 266
61. Die Canoniſſin an den Baron. 274
62. Der Baron an die Canoniſſin. 298
63. Die Canoniſſin an den Baron. 304
64. Der Baron an die Canoniſſin. 306
65. An den Baron Landſchaden von Düſterweg. . 310
66. Aus einer amſterdamer Zeitung. 312
67. Der Baron an die Canoniſſin. 314
68. Von der Hand der Canoniſſin. 320
69. Der Baron an die Canoniſſin. 331
70. Sidonie an den Baron. 336
71. Der Baron an die Canoniſſin. 343
72. Das Stiftsfräulein von —— an den Baron. 347

34.

Die Canoniſſin an den Baron.

N . . . .

Wo doch alles auch dem guten Menſchen Klippen drohen, an denen der gewöhnliche ohne Gefahr vorüberſegelt! Über die böſen, neidiſchen Mächte, daß ſie noch immer ſo viele Macht haben, daß ſie in tauſenderlei Geſtalt die Wenigen verſuchen, welche die allgemeinen Lockungen verwunden haben! Da ſteht drüben an der Ecke ein papierner Schutzgeiſt angeſchlagen. Es iſt ein kindiſches Sonntagsſtück, wie Kotzebue es konnte, aber die Idee iſt doch hübſch, daß gute Geiſter die guten Menſchen begleiten und ihnen die verborgene Gefahr aufdecken. O, ich wollte —

Ihnen ſagen, lieber Freund, daß Sie in Verſuchung und Stricke fallen; daß Sie den Geiſt des Stolzes zwar überwältigt, dafür aber ein viel gefährlicherer ſich bei Ihnen einquartirt; ganz lang-

sam, unvermerkt schleicht er an, unter der Maske der Philosophie, der Resignation, — der böse, böse Geist der Unzufriedenheit, der stillen Verzweiflung am Guten und Schönen, an Gerechtigkeit und Erhabenheit. Sie wissen es selbst nicht, das weiß ich wol; darum muß ich Ihnen die Augen öffnen.

Ach, lieber Freund, das ist ja der oberste der bösen Geister, der, mit dem wir die Andern austreiben. Um so gefährlicher, weil wir meinen können, es sei Tugend in ihm, denn er läßt uns mit Verachtung auf die kleinern gebändigten Sünden herabblicken. Wir dünken uns hoch; ja wir sind auch hoch, aber in einer grauen Wolkenhöhe, aus der uns Alles farblos, gestaltlos, lieblos scheint.

Warum gewann ich Sie denn lieb — wie eine Schwester lieb? — Weil Sie nicht blasirt waren wie die Andern; weil die Convenienz Ihren frischen Gefühlen nicht die althergebrachten Formen aufgedrückt hatte; weil Sie hofften, schwärmten, sich noch mit Blut und Leben interessirten. Unsere Ansichten divergirten. Das schadete nichts. Sie trafen sich wieder am Ziele. Ich hoffte auch Sie noch für uns zu gewinnen, und darin täuschte ich mich.

Als Sie die armen Demagogen verfolgten, nun

ja dazumal war ich Ihnen recht ſehr gram, aber nicht böſe. Sie glaubten an Ihre Sache. Nachher verſtändigten wir uns. Unglück in der Liebe machte Sie noch nicht zum Menſchenfeinde, und das war viel. Auch die Schriftſtellereitelkeit verdarb Sie mir nicht, und das war vielleicht noch mehr. Aber nun — merken Sie es denn nicht, das graue Ungethüm, das Ihre Fenſterſcheiben umſchleiert, an Ihrem Dintefaſſe ſitzt, Ihre Augen mit einem Nebel umflort. O faſſen Sie es, ſtrengen Sie Ihre Phantaſie an, beſchwören Sie es, körperlich, in leibhaftiger Geſtalt vor Ihnen zu erſcheinen, daß Sie wie Doctor Luther das Dintefaß ihm nach dem Kopf werfen können. Aber das iſt es ja eben, daß es unſichtbar iſt, daß es ſchwebt im Staube, im Athem, ſogar im Lichtſtrahl.

Wiſſen Sie was? Wenn es Sie wieder ſchüttelt, die Welt grau in grau malt, dann fliehen Sie, wie Sie ſtehen und gehen, hinaus aus der fatalen Stadt, irgendwohin, wo die Sonne heller ſcheint, wo die Luft frei weht, wo die Menſchen ſingen, die Bäche rauſchen, die Gebirge ſich thürmen, die Gletſcher flimmern. Ich weiß wol, es iſt mit dem Naturdienſt nicht abgethan; aber gegen die Krankheiten, die eine ſolche überlebte, geräuſch-

volle, kerzenhelle und tagesdämmernde, hochaufgeklärte und tiefinstere, diplomatisch-industrielle alte und moderne Stadt aus ihrem Boden aufdampft, dagegen schützt schon die Naturandacht.

Seh' ich, hör' ich nicht auch täglich von solchen überlebten, altklugen, hoffnungslosen, albernen Figuren; sind sie nicht hier bei uns eben schlimm als dort, und ich verzweifle darum doch noch nicht an der Menschheit. Ich bin nur ein Weib und kann ihnen nicht einmal ausweichen, wenn ich Lust hätte; nicht einmal kämpfen darf ich mit ihnen wie ich Neigung, und, ich traue es mir zuweilen zu, auch Kraft hätte. Da ist der Chargé d'Affaires mir jetzt eine viel widrigere Gestalt aus der Wirklichkeit als alle Ihre Caricaturen, denn der Mann kennt das Gute und dient ihm auf eine Weise, die es wieder zu Nichte macht; aber Er und sie Alle machen mich nicht muthlos, nicht trostlos. Es sind Schlacken, verpuppte Hüllen, die abfallen werden vom Lebensbaume, und dann wird er desto herrlicher blühen. Wer weiß, warum die Vorsehung sie so lange darum ließ, gleich den Vorhängen um eine neue Statue. Plötzlich fallen sie ab, und die Schönheit des Kunstwerks strahlt um so überraschender.

Doch das iſt es nicht, was ich Ihnen ſagen wollte; ich ſchreibe confus, aber in mir iſt's klar; ich kann nur noch nicht die Worte finden.

Ja, das iſt's. Damals, beſter Freund, war ich die Liberale und Sie das Widerſpiel. Ich meine ſo Liberale, wie man's in der Welt heut verſteht. Ich ſah in dem Vorwärts Licht, Sie in dem Rückwärts. Sie bekehrten ſich — etwas. Sie fanden es auch in der Gegenwart gut; und weiter wollte ich Sie für den Augenblick nicht. Nun aber, unvermerkt — denn das Lächerliche iſt: Sie halten ſich noch immer für einen Ariſtokraten, — nun, weil Sie zufällig in mehr Conflict gerathen mit vielem Verdrießlichen, Betrübenden, Engherzigen der alten Ordnung, ſtöhnen Sie dagegen wie gute Spießbürger gegen eine neue Auflage. Beſter, liebſter Freund, was haben denn die von Ihnen Verfolgten Anderes gethan, als daß Sie auch das Elend, nur früher als Sie, ſahen, weil es die Armen berührte und Sie nicht. Was ſind denn Ihre ſchrecklichen Entdeckungen? — Daß man ängſtlich iſt gegen das Licht. Ja, du lieber Gott, das iſt man von je an geweſen, wo man ein ſchlechtes Gewiſſen hatte oder vom Schöpfer nicht die Portion Verſtand mitbekam, um einzuſehen,

daß das Licht ſich nicht ausblaſen läßt. Daß ein genialer Staatsmann im Alter ſchwach wird, die Hoffnung verliert; iſt das etwas Neues? Verſchwender in der Jugend werden im Alter Geizhälſe. Wer zu viel traut, wird zuletzt mistrauiſch. — Und gar, daß einen Mann wie Sie der Hochmuth des Subalternen bewegen konnte! Steht nicht ſchon in der Fibel die Geſchichte von großer Herren kleinen Dienern? In jedem Bureau finden Sie Parallelen zu Ihrem Hofrath. Daß das Verdienſt leer ausgeht, wo das kriechende Unverdienſt Reichthum und Würden erhaſcht, iſt das eine Sache, um darüber auf dem Papier auch nur eine Bemerkung zu verſchwenden? Manchmal kommen mir Ihre Klagen vor wie ein ſentimentaler Seufzer: „Ach, was iſt das Leben, da man ſterben muß.“ — Die übermüthige Jugend, die dem würdigen Prieſter nachhöhnte, das hat den bitterſten Abſchmack des Zeitübels. Aber iſt es denn, im Grunde genommen, ein Übel? Hat die jüngſt abgelebte Zeit ein Recht, ſich über uns zu beklagen? Du ſollſt Vater und Mutter ehren, das iſt ſchön; aber die gepuderten Köpfe und dickgeſchminkten Wangen, haben die ein Recht, über unſere Jugend zu klagen, wenn ſie's an Reſpect fehlen läßt? Sind

wir, wenn wir der Wahrheit die Ehre geben, nicht beſſer als unſere Väter, mit ihrem winzigen, nüchternen Witz, ihrer epikuräiſchen Aufklärung! Nun ja, jene einzelne Äußerung verletzt, weil Unwürdige zufällig Repräſentanten des Würdigen ſind und ein Würdiger für Unwürdige litt; aber ebenſo können die Andern ſagen, es ſei nur Ausnahme, daß der unſchuldige Reiſende für den Schuldigen leiden muß.

Über den Grafen mit den magnetiſchen Augen klagen Sie nicht, und grade dieſer ſüße, eitle, perſonificirte Schmerz wäre mir das Allerverdrießlichſte. Ich muß ihn auch geſehen haben. Daß er Geiſter ſieht, will ich ihm nicht abſtreiten, aber es ſind häßliche Geiſter. Hüten Sie ſich vor ihm.

Ach, wenn ich es doch könnte, ſo auf das Papier ausſtrömen laſſen, was ich empfinde, um Sie zu warnen; Sie ſtehen wahrhaftig an einem Abgrunde. Der verbotene Baum war nicht der der Erkenntniß; es war der Baum der Unzufriedenheit, und ſeine Früchte waren nicht ſüß, ſondern gallebitter; dem natürlichen Geſchmack ſind ſie zuwider. Darum ſtellte der Schöpfer keinen Wächter hin. Aber die Schlange wußte die Eva auf dies Hautgout lüſtern zu machen. Nachher ſchwelgten

sie drin wie die Menschen im Tabak, im Schmerz, oder zu was Naturverkehrtem der Geschmack aus Übersättigung sich verirrt hat.

Versuchen Sie einmal ein künstliches Mittel. Mir hat es geholfen. Denken Sie sich die Welt ursprünglich schlecht, alle Verhältnisse verkehrt, ungerecht, und nun verfolgen Sie die Fortschritte zum Bessern seit unserer Geschichte. Da, bester Freund, dünkt mich, müßte auch einem Blinden ein Licht aufgehen, und das bischen Verkehrtheit, das bischen Ungerechtigkeit, was uns noch drückt, so unbedeutend, nur noch wie eine leise Schattirung erscheinen, die uns angenehm sein muß, um nicht von dem Licht in Licht geblendet zu werden. — Wo Sie wollen, greifen Sie zu. Gibt es noch Hexenprocesse, Inquisitionen, Scheiterhaufen, Dragonaden? Gibt es noch eine machiavellische Politik? Selbst in den Staaten, die uns als Reservoire der Finsterniß, des Despotismus bedünken wollen, herrschen Ideen statt der jämmerlichen Intriguenpolitik der alten Cabinette. — Ist er auch nicht unser Glaube, so ist man doch einig in einem Glauben, und ihm opfert man das kleine eigne Interesse; und das wäre kein ungeheurer Fortschritt? — Selbst bei unsern Adelsvorurtheilen, was will das bischen

jetzt wieder Aufgewärmte bedeuten gegen die unermeßlichen Eroberungen der Vernunft. — Meinen Sie, daß man die Leibeigenschaft wieder einführen kann? Müssen die Candidaten noch die abgesetzten Kammermädchen heirathen, um eine Predigerstelle zu erhalten? — Sind die hohen Staatsämter noch unsere ausschließlichen Privilegien? Ist es nicht dahin gekommen, daß umgekehrt die Bürgerlichen, wenn ein Adeliger Minister wird, die Nase rümpfen und es ein gewaltiges Gerede gibt, ob er es auch verdiente?

Selbst den großen Mann, der für Sie so klein geworden, muß ich in Schutz nehmen. Hatte Ihre Einbildungskraft, da Sie ihn lange nicht gesehen, sich nicht vielleicht ein allzukühnes Bild entworfen? Und auch wie er war, war er doch eine ehrwürdige Ruine. Der Diplomaten, lieber Freund, sind noch wenige, die so derb, kurz, offen sich geben. Je schwächer sie sind, in einen desto dichtern Nimbus hüllen sie sich. Und, berücksichtigen Sie das wohl: er ertrug, was Sie sprachen. Das können Wenige.

Noch etwas. Woher, daß Ihr Geschlecht vorzugsweise Zerrissene nähret? Wäre es nicht erklärlicher, wenn wir armen Verlassenen zuweilen an dem

Ewigen, das ſich im Endlichen wiederſpiegelt, zweifelten? Wir, die die Sitte ins Haus bannt, denen ſie den Mund zuhält, das Ohr verſtopft, das Auge verſchließt! Sehen wir nicht durch die Ritzen dieſelbe Gebrechlichkeit, über die Sie verzweifeln? Und uns fehlen die Mittel, durch Thätigkeit uns den Troſt zu erobern. Sind wir nicht beſtändige Zeuginnen eines Schmerzes, dem Sie aus dem Wege gehen, wenn er Ihnen zu lange dauert? Wir müſſen Krankenpflegerinnen ſein, ſehen, hören die Wehen der Gebärerinnen, das Röcheln der Sterbenden. Und was will das ſagen gegen das grauſame Geſetz, abwarten zu müſſen, bis wir geliebt werden. Freund, uns iſt die Liebe verboten, und wir zweifeln doch nicht an der Liebe! — — —

Hat denn das Gefühl noch keinen Dichter gefunden, oder ſeid Ihr zu egoiſtiſch? — Könnt oder mögt Ihr Euch nicht in uns hineindenken, in dieſen ſtillen, zehrenden Kummer, in dieſen Selbſtkampf eines edeln Gemüthes? — Wie treffliche Schilderungen gibt es von dem Leiden des Liebenden, wie wurde dieſer ewige Schmerz des Nichtwiedergeliebtwerdens zum unerſchöpflichen Quell der Poeſie, und wir verdanken ihm die größten Ge-

dichte. Und wenn eine unglückliche Frau es verſucht, ihre Schmerzen in ein Gedicht zu faſſen, da ſpottet Ihr.

Ihr könnt aus dem Hauſe ſtürzen, mit dem Sturm um die Wette laufen, ein Pferd todtreiten, auf Felſen klettern und durch die Welt jagen, bis Ihr den Schmerz todtgejagt habt, und man findet das löblich. Ihr dürft auch raſen; man nennt das eine gewaltige Leidenſchaft und bewundert es wol.

Und was iſt uns erlaubt? Die ſtille Thräne auf dem ſchlafloſen Lager. Die Welt verlangt, daß wir heiter, geſprächig, gleichgültig wie immer ſcheinen. Ein Schritt rechts und links heißt affectirt, noch einen und wir werden lächerlich. Ein launenhaftes Weib iſt unerträglich. Selbſt die Unglückliche, deren Schmerz eigenwillig die Bande des Lebens durchbricht, weil ſie den Schmerz nicht mehr tragen kann, — geſteht es nur, auch der ſendet ihr verſtohlenes Lächeln nach in die troſtloſe Gruft!

Und die ungerechte Theilung iſt uralt. Die vollkommenſte Welt wird ſie nicht ausgleichen. Wir ſind in einem immerwährenden Leiden, das wir nur mit Flittern behängen; wol manche Frau

erlag dem Schmerz, aber hörten Sie schon, daß eine verzweifelte?

Weil unser Gesichtskreis enger ist, antworten Sie. Freilich wir halten fest am Nächsten. Wenn ich nun aber auch Ihnen, mein Freund, denselben Vorwurf machte: Wie weit sehen Sie denn? Etwas weiter als wir, aber Ihr Blick reicht nicht über den Sumpf der irdischen Mühseligkeiten und Widersprüche, und darüber sind noch Äonen von reinem Äther. Wer lügt Ihnen vor, daß darin nicht Liebe, Gerechtigkeit, Schönheit und Vollkommenheit wohnt.

Sie sollten arbeiten, vom Morgen bis Abend — Sie schrieben mir dann anders. —

35.

Der Baron an die Canoniſſin.

T . . . .

Geſtern überraſchte mich eine Einladung zum Miniſter. Nach unſerm Tête à Tête konnte ich ſie nicht erwarten. Doch war es auch nichts als die Neugier der Familie, die den Verfaſſer der „Senfkörner" kennen lernen wollte. Es war eine Soirée wie die andern. Viel ſchwarze, beſternte Diplomatie, Einfaltigkeit, etwas Muſik, einige Künſtler, Gelehrte. Der Miniſter unterhielt ſich in der Fenſterniſche; ich habe nicht geſehen, daß er oder Der, mit dem er ſprach, eine Miene verzog.

Die Miniſterin piquirt ſich, Kennerin zu ſein. Schade; ſie hat zu ſpät angefangen. Sie belehrte in einem halbſtündigen Gerede den berühmten Bildhauer * * * über das Ideale, aber ſelbſt die abgedroſchenen Modephraſen kamen verkehrt und ver-

sters, aber aus einer seltsamen Liaison entsprungen. Sie ist auch nicht schön, noch weniger in der ersten Blüte, aber das schwarze, lebhafte Auge auf dem dunkeln italiänischen Teint macht sie interessant. Wenn sie spricht — und sie spricht schnell, hinreißend — gewinnen diese Züge einen ungemeinen Adel des Ausdrucks. Sie macht mit dem Vater was sie will, und selbst die Stiefmutter hat sich ihrer geistigen Übergewalt unterworfen. Es kann unmöglich langweilig sein, wo sie das Wort führt. Neulich war es nur um deshalb, weil man es von mir erwartete. Man fand in mir, was man nicht wollte, einen Diplomaten. Ich war es, weil ich Diplomaten sah. Sidonie hat das Verhältniß richtig gewürdigt und zum nordischen Grafen den Wunsch geäußert, mich auch einmal als Mensch zu sehen.

Nun haben wir uns in einer kurzen Vormittagsstunde als Menschen kennen gelernt. Wir sind, glaube ich, Beide über unsern Fund in einer Stadt zufrieden, wo es unter den Puppen so wenig davon gibt. Wie weniger Worte und Blicke bedarf es, unter Gleichgesinnten sich zu verstehen.

Sie hat mich mit ihrem Vater ausgesöhnt. Doch ehe ich davon rede, frage ich, ob Sie die

Jugendgeschichte des Ministers kennen? Ich erinnere mich wol, davon gehört zu haben, allein nur dunkel. Er war unter den wüthendsten Enragés für die französische Revolution, trug eine rothe Mütze unter dem Hute und wollte nichts als Klubbs für die Menschenrechte stiften. Auf die Männer wirkte er nicht viel, — der Boden war dazumal zu dürr, — desto mehr auf die Frauen. Eine junge Hofdame glaubte sich verpflichtet, was an ihr war, von der Schuld des allgemeinen Menschengeschlechts dem glühenden Wortführer für dasselbe abzutragen. Sie entfloh mit ihm im Augenblicke, wo der Policeiminister den Verhaftbefehl gegen ihn erlassen. Aus ihrem Fenster im Schlosse ließen sich Beide bei Nacht und Nebel nach dem Flusse hinunter und kamen glücklich zu Wasser aus der Stadt. Jenseit der Grenze schrieb sie einen Brief an die alte Fürstin, der seiner Unterschrift wegen fast ebenso das Entsetzen des Hofes war, als der Umstand, daß sie im Negligé aus dem Fenster gestiegen, denn sie unterzeichnete sich: „La citoyenne Elise von ... attachée au sort du citoyen N — —". Einen kirchlichen Ehebund hielten sie für eine Herabwürdigung des Naturrechtes. Sie gingen nach Paris, wo er nach einigen kühnen Reden, von Robespierre

ins Gefängniß gesteckt wurde. Diese Reden stehen im Moniteur, glücklicherweise aber unter einem Namen, den er längst vertauscht hat. Nach dem Sturm des Terrorismus schlich er sich wieder in die Heimat, und sein elastisches Talent ließ ihn zum zweiten Male Bedeutung gewinnen. Es war bei uns, wo er mit seinen Bränden auftrat. Auch damals waren sie noch zu früh geschleudert. Man sperrte ihn auf eine Bergfestung und unterhandelte doch schon mit ihm. Aber seine Freiheit verschafften ihm erst 1807 die Franzosen, und der Zufall wollte, daß, als er um zu danken in das Zimmer des neuen Gouverneurs trat, eine elegante Dame, die er bereits kannte, diesen Dank entgegennahm.

Die Genossin seiner Flucht war jetzt dem sort eines der siegenden Krieger attachirt. Beide hatten sich viel zu erzählen von dem Kampfe um die Freiheit, den Jeder von ihnen, nach ihrer freiwilligen Trennung, auf seine Weise fortgesetzt, und Beide waren überrascht und entzückt, noch so viel Feuer im Andern zu finden. Er fand sie schöner, sie ihn beredter, und Beide sich neu. Aber ihre Sterne trennten sie wieder, und Beide trösteten sich. Als die Dame im Jahre 1812 mit ihrem Gemahl nach Rußland zog, besuchte sie den Präsidenten und

liebkoste und beschenkte das vierjährige Kind, das er in seinem Hause erziehen ließ. Es ist das einzige Mal, daß Sidonie ihre Mutter gesehen hat. Sie war noch schön, die pariser Toilette machte sie sogar noch jung. Nach dem Tode ihres Gemahls bei Borodino reichte sie ihre Hand einem französischen Edelmanne, der zur Zeit des Conventes sein uraltes Wappen zerriß, mit Dumouriez emigrirte, unter Napoleon Kammerherr und General war, eine Stütze der Restauration wurde, das Sacrilegiengesetz in der Pairskammer als letzte Rettung der gefährdeten Religion mit Thränen vertheidigte und, mit Karl dem Zehnten nach Prag gegangen, jetzt Briefe der Hochachtung und Bewunderung an Ludwig Philipp richtet. Sie lebt noch, macht ein großes Haus in Paris, und ihr Familienwappen prangt mit dem ihres Gatten verbunden über den Kaminen ihres Hôtels in der Faubourg St. Germain. Mit den Deutschen, welche sie besucht, spricht sie gern von der alten Hofetikette an den deutschen Höfen, meint, bei mancherlei Unbequemlichkeiten wären sie doch ein Schutz für die Sittsamkeit gewesen, und man hätte nicht recht gewußt, sie abzuschaffen. Die Genealogie ist ihre Lieblingsbeschäftigung. Morgens versäumt sie nicht die Messe,

Abends selten die Oper. Übrigens mit der Zeit fortgeschritten, weiß sie alle Bestrebungen zu würdigen und ist der Ansicht, wenn man vom Adel spricht, daß das Echte durch alle Stürme und Strudel wieder zum Vorschein komme.

Sie erzieht einen natürlichen Sohn ihres Gemahls mit mütterlicher Liebe und ist wegen ihrer Tugend in Paris sehr geachtet. Sidonie wechselt keine Briefe mit ihr.

„Beurtheilen Sie meinen Vater nicht falsch", sagte die interessante Dame. „Ich weiß, wie Sie sich begegnet sind und welchen Eindruck es auf Sie machen mußte. Allein bringen Sie seine Jugenderfahrung, sein Alter und seine kritische Stellung in Anschlag. Wer so oft wirkend im Leben auftrat und so wie er die Menschen kennen lernte, da ist es ja schon zu verwundern, wenn er noch überhaupt Muth hat. Er hat freilich den Glauben an Tugend verloren, aber um deshalb denken Sie nicht, daß er an das dumme Zeug glaubt, was sie uns jetzt wieder weismachen wollen. Er weiß so gut als wir, daß sie den Sonnenlauf nicht anders stellen, er lächelt innerlich über ihre Thorheit; aber er ist müde, er möchte die paar Jahre, die er noch zu leben hat, in Ruhe zubringen.

Darum wünscht er, daß es bleibt wie es ist. Nachher, wenn Alles zusammenschlägt, mögen sie nach einem Geist vergebens suchen, der sie rettet. Sie haben Die verkannt, die es wollten und konnten. So denkt er bei sich und meint gegen die Bessern, daß es die Menschen ja nie anders gewollt, daß sie von je ihre Erleuchteten gesteinigt, ihre Wohlthäter verspottet haben, und ich will es nicht verschwören, daß er es den Mitlebenden mit etwas hämischer Freude gönnt, von der Dummheit und Beschränktheit tyrannisirt zu werden. Auch ist seine Lage kritischer, als man sich vorstellt. Die Junker mögen es ihm nicht vergessen, was er an der Seite des großen Staatsmannes gegen sie wirkte. Er ist der Letzte aus jener Zeit; schon ist er von ihnen bei Seite geschoben und nur aus Furcht wird ihm geschmeichelt. Um ihnen das Antlitz des Löwen zu zeigen, dazu ist er zu alt, zu vereinzelt. Auch darin machte er schmerzliche Erfahrungen, daß die Kleinen, die er gehoben, die ihm nachschrien, wo er nur sprach, und hämmerten, wo er klopfte, nicht allein vor Schreck verstummten, sondern die Fäden der Verbindung abrissen und unter den Fittigen der neuen Mächtigen Platz suchten. Noch umweht ihn eine heilige Scheu; sie wagen sich nicht

an ihn. Die Dankbarkeit des Monarchen ist ein Capital, was man sich scheut ihm zu kündigen; aber sie würden es gern sehen, wenn er kündigte. Darum muß er der Politik die Hand reichen, und er thut es, „„weil — nun weil er ein Mensch ist.““ So, glaube ich, waren ihre Worte, oder der Sinn derselben.

36.

Der Baron an die Canoniſſin.

I . . . . .

Ich war heute wieder da. Es war kleine Comitté. Wie belebt, frei, anmuthig die Unterhaltung! Sidoniens Rede ſprudelte von Geiſt und Witz. Der Miniſter hatte den Staatsrock ausgezogen; im Surtout im Fauteuil ſitzend, ſchien er ſein mattes Auge an den Spiritusflammen der Theemaſchine zu wärmen. Er ſkizzirte uns mit beißender Laune Portraits der Lichter des Tages. Wie mancher Glanz da erloſch; wie manche Großthat als Egoismus herauskam! Auch die Gemahlin wurde von dieſen Flammen beleuchtet; geiſtreich kann ſie nie werden, aber wenn ſie ſich gibt, wie ſie iſt, iſt es eine gutmüthige, gefällige Seele. Selbſt der neue Hofrath wirkte mit. Er mußte Hiſtörchen erzählen, über die wir herzlich lachten, und er war weit davon, zu merken, daß wir über ihn lachten. Dabei lernte

ich eine neue Seite des ausgezeichneten Mannes; wie er seine Untergebenen zu brauchen weiß. Jeder dient ihm, indem er frei zu handeln glaubt.

Nach dem Theater mehrte sich die Gesellschaft, die Laune blieb indeß dieselbe. — Die Wichtigkeit, die man hier dem Theater beilegt, hat für uns, wo es so wenig bedeutet, etwas Fremdartiges. Trotz der politischen Diatriben ist das Komödieninteresse überwiegend. Die Zeit der Blauen und Grünen von Byzanz scheint hier wiederaufgelebt. Man muß sich für diese oder jene Sängerin interessiren, namentlich sind die Damen enragirte Parteigänger. Eine liebenswürdige Hofräthin, neulich meine Nachbarin, wandte sich wie entsetzt von mir als ich äußerte, es lasse sich doch Einiges gegen die Gesangsweise der Primadonna einwenden.

Diese Wuth geht vom Hofe aus. Trotz des strengkatholischen Sinnes der alten Großherzogin interessirt sie doch das Theater auf eine merkwürdige Weise. Sie, die in den Förmlichkeiten der strengsten Etikette unerbittlich ist, wohnt den Proben bei, ermuntert durch Geschenke die Acteurs und Actricen und ist hier gefällig und zugänglich. Ja es ist sogar eine Art Orden gestiftet, eine bunte Bandschleife, die Denen, welche sich in ihren Au-

gen auszeichnen, von ihr überreicht, oder gar, wenn es hoch kommt, eigenhändig angesteckt wird. Es hat sich nun eine eigne Theatercamarilla um sie gebildet, und auf diesem Wege findet manche Bittschrift geneigten Eingang, die auf jedem andern auf eiserne Thore gestoßen wäre. Bei allen Vortheilen hat diese Curatel für die Schauspieler selbst ihr Lästiges; die Fürstin piquirt sich nämlich, die strengste Sittlichkeit zu erhalten; sie ist die Gouvernante der jungen Actricen; auch werden wol Bekehrungsversuche gemacht, da ein großer Theil des Personals, namentlich die Sängerinnen, protestantisch sind. Genug, der Schein der Tugend wird zum Verdruß der alten Theaterfreunde so gepflegt, daß sie meinen, die Kunst ginge darüber zu Grabe. In der That wird häufiger über die Tugend der Schauspielerinnen als über ihr Talent gesprochen, und bei den unverhältnißmäßig gesteigerten Gehalten betrachten schon Mütter aus angesehenen Familien das Theater als eine Versorgung für ihre Töchter. Witzbolde meinen, wie man sonst seine Kinder ins Kloster gebracht, dürfe man sie jetzt nur auf die Bretter bringen.

Die Stadt ist hierin nur der Widerhall des Hofes, wobei ich jedoch nicht vergessen darf anzu-

führen, daß es eigentlich nur die arkadischen Ballete sind, welche die fürstliche Mutter interessiren. Die Gemahlin des regierenden Fürsten will nichts als italiänische Musik. Der Geschmack der Prinzessinnen und Prinzen folgt ihnen in kindlichem Gehorsam. Nur der tiefsinnige Prinz Guido hat eine Neigung für das Trauerspiel. Der Fürst selbst liest nichts als den Lafontaine, und Festtagsabends, wenn er an seinen gefallenen Vater denkt, den Ossian, und sähe gern eine Fuchsjagd auf dem Theater, wie er sich aus seiner Jugend in London erinnert. Hätte nicht sein Beichtvater es für ein ketzerisches Vergnügen erklärt, so würde sich die Hofbühne vielleicht längst in ein Astley Coopertheater verwandelt haben.

Im Kreise des Ministers ist man andern Sinnes. Das Idol der Kunst schwebt hier hoch in den Lüften, von der Tochter aus Begeisterung, von der Mutter, weil es vornehm ist, verehrt. Der Vater denkt an schöne Jugendträume und liebt die Ordnung. Keiner besucht selbst das Theater, aber man hört viel davon sprechen.

Eine Farce mit Gesang und Tanz, flach, witzlos und frivol, wird jetzt Tag um Tag gegeben, der Jubel des Publicums, das Entzücken des Ho-

fes, die Zielscheibe des Witzes für die erbitterten Kritiker.

Ein bejahrter Edelmann vom Lande drückte seine Verwunderung aus, daß ein solches Stück auf einer Nationalbühne zur Aufführung kommen könne, daß ein Publicum es dulde? Er sprach von der alten Zeit, von Beck, Beil, Iffland, wie dazumal selbst eine vacirende Truppe sich dessen geschämt hätte, und meinte, was der Provinciale dazu denken solle, der gewohnt sei, die Hauptstadt als das Ressort der Bildung anzusehen?

Auf solchen Ernst war man nicht gefaßt. Man behandelt die Sache mit vornehmer Leichtigkeit und schwieg jetzt lächelnd, bis der nordische Graf die Harmonie durch eine improvisirte Rede herstellte.

„Sie verfallen in denselben Irrthum, mein Herr Baron, der unsere übelwollenden Kritiker zu ihren Bitterkeiten gegen das Theater aufruft. Der Name Nationalbühne verführt sie. Dies zu sein hat die deutsche längst aufgehört. An einigen Orten ist sie ein Volkstheater, an andern ein Hoftheater geworden; es ist unbillig, an dieses wie an jenes Foderungen zu machen, die nur eine Kunstanstalt erfüllen kann. Unseres ist wie an so vielen Orten lediglich ein Institut zum Vergnügen des

Hofes. Erkennen Sie nun nicht darin die Fortschritte der Humanität, daß man, was Thatsache ist, was zu den Zeiten der Ludwige und Auguste klar wäre ausgesprochen worden, aus Schonung verbirgt, daß man das Publicum, indem man es zahlen, auch glauben läßt, daß es ein Recht hat? Die Fürsten des vorigen Jahrhunderts hielten ihre italiänischen Opern und ließen die Leute ein, um in stummer Bewunderung anzustaunen, was man ihnen vorsetzte. Liegt nicht eine großartige, bedeutungsvolle Concession darin, daß der Ärmste wie der Reichste um eine kleine Einbuße sich jetzt das Recht verschafft, über diese zum fürstlichen Vergnügen bestimmten Vorstellungen zu urtheilen wie er will? Indem man Jeden zahlen läßt, gibt man ihm das Gefühl, daß ihm nun Das gehört, was er bezahlt, und indem das Drückende des Geschenkes fortfällt, erwächst mit jenem Gefühle eine Lust und Kraft zum Urtheile. Wenn dieses sich nun nicht immer in den Schranken der Bescheidenheit hält und etwas Anderes verlangt, als der gütige Sinn gewährt, so berühret dies Misverhältniß nur eine der Disharmonien, welche ja aus allem menschlich Vollkommenen heraustönen. Es gibt überdies Rücksichten, die uns auch gegen Neigung und Geschmack

zum Genusse zwingen, wenn es auch nur die wäre, daß man uns selbst mit Rücksichten entgegenkommt. Und dies ist hier unstreitig der Fall. Das verkennen wir, die wir zu dem schwankenden Begriff der Gebildeten gehören, nur zu leicht; wir sehen einen Hamlet, Tasso, Wallenstein, und statt das Opfer zu erkennen, das man uns bringt, verlangen wir nur ungenügsam mehr. Ja, es ließe sich die Verwaltung tadeln, daß sie noch immer zu viel auf die Ästhetiker Rücksicht nimmt und durch manche Schritte dann und wann die Miene annimmt, als wäre ihr um die Stimme der Kritik zu thun. Aber diese müßte in bescheidener Ehrfurcht verstummen, zumal wenn sie zugleich erwägt, welche wohlthätigen Anstalten die Hofbühnen geworden, indem sie armen, kranken, schwachen Schauspielern ein sorgenfreies Alter gewähren. Was so oft bitter gerügt wurde, die enorme Bezahlung von Gaben, die weiter nichts als angeboren sind, einer klingenden Stimme, einer besondern Schenkelfertigkeit, geläufiger Finger, — der niederschlagende Vergleich, wie der Fleiß ein Menschenalter sich abmühen kann und das Verdienst mit grauen Haaren im höchsten Staatsdienst nicht die Hälfte von dem Gehalt einer beliebten Sängerin erringt, diese soge-

nannten Ungerechtigkeiten des Glückes, werden sie nicht durch diese wohlthätigen Institute zum Theil ausgeglichen? Die Gunst, nur ein stolzer Mantel für das bescheidene Mitleid, unterstützt die Schwachheit, sie greift den Lahmen unter die Arme und leitet die Blinden. Der Lüderlichkeit, der Schwelgerei und Verschwendung, den Cardinaltugenden der Schauspieler, wird auf die mildeste Weise gesteuert, indem die häuslichen Tugenden, wie Älternliebe, Gattentreue, durch lebenslängliche Anstellung belohnt werden. Wird nicht dadurch, daß es oft talentlose Schauspieler sind, welche diese Gnade trifft, dem Hochmuth des Talentes ein Daum aufs Auge gesetzt? Der Stolze lernt sich bücken, der Demüthige grad aufrechtgehen, und es ist unrecht, die Gnade, welche die Ungerechtigkeiten des Schicksals auszugleichen sucht, mit Spott anzugreifen."

Der Landedelmann meinte nachher — denn der Rede des Grafen folgte ein nachdenkliches Schweigen — er möge es nicht billigen, daß man die Gebrechen der Zeit mit Ironie bekämpfe. Aber der lonale Mann wurde vollständig durch den Grafen geschlagen, der ihm auseinandersetzte, daß jeder andere Weg zur Rebellion führe.

„Unsere Natur ist zu schwach, um Alles, was wir herunterschlucken müssen, zu verdauen. Da hat die Zeit uns ein süßes Gift bereitet, um die Hülsen und Stacheln darin einzuwickeln; und wohl Dem, der lachen kann, indem ihm die Thränen überlaufen. Noch vor Kurzem sträubte sich die deutsche Ehrlichkeit dagegen, aber die Noth lehrt beten. Einsehend, daß wir nicht helfen können und unterliegen müssen, wenn wir den Zwiespalt zergliedern, schlingen wir ihn mit Haut und Haar herunter und lachen über unsern vortrefflichen Magen. Die Einbildung hilft dem Deutschen über Alles hinweg. Sie sagte uns einmal, daß wir groß, edel, treu, der Kern Europas wären, und die Augen gingen uns über vor Rührung; sie hilft uns jetzt glauben, daß wir frei sind, und sie wird uns helfen Dornen für Rosen, den Jammer, an dem wir täglich würgen, für Lust anzusehen und endlich zu begreifen, daß wir um kein Haar besser sind als die Andern."

Sidonie glaubt, daß das deutsche Theater sich selbst zu Grabe getragen hat, und was nicht mehr Nationalsache sein könne, möge man immerhin als Spielzeug dem Pöbel und den Höfen lassen. Sie meint, die Geschichte lehre, daß nie alle Künste zu-

sammen geblüht haben, und daß namentlich, wo die plastischen in Flor waren, die dramatische Kunst unreif oder welk gewesen. Sie ist passionirte Verehrerin der Malerei, hofft viel von dem Wiedererwachen dieser Kunst und malt selbst.

Neulich überraschte ich sie in ihrem kleinen Atelier. Sie wollte mich fortweisen, aber ich gewann wenigstens einen Blick. Sie copirte einen Titian. Woher nahm sie diese glühenden Farben für die Tochter des Meerschaums? — „Eigentlich verbietet man uns so etwas zu malen", sagte sie, „aber ich hoffe von Ihnen, daß Sie mich nicht bei der protestantischen Inquisition verklagen werden." — Sie, Freundin, werden es auch nicht. Ich wünschte, Sie kennten Sidonien. Sie weiß schon viel von Ihnen; ich mußte ihr aus Ihren Briefen vorlesen. Eine Vertheidigerin der Öffentlichkeit, wie die Canonissin Sophie, kann nichts dagegen haben. Sie haben viel Verwandtes; dasselbe himmlische Ziel schwebt Ihren von derselben Begeisterung erleuchteten Augen vor; nur die Wege sind verschieden.

Denken Sie sich zwei Madonnen, oder edle Frauen, die eine von Guido Reni, die andere von Titian; so möchte ich Sie vergleichen. Si-

donie ist leidenschaftlich für diesen Maler eingenommen.

„Er nur, er allein hat es verstanden, was Leben ist. Wie die ewig junge Kraft der Natur ihr Grün über alle starrenden Formen der alten Schöpfung hingießt, und selbst im rauhsten Norden über das gezackte, wildgewürfelte Gestein das schwellende Moos sich sanft hinschmiegt, die Härten begütigend, so er in Allem, was er schafft, Weichheit, Fülle, Anmuth über der ruhenden Kraft. Seine Welt ist eine süße Wollust, aber eine Wollust, in der der Geist nicht unterging. Wie sicher, triumphirend blickt uns seine Venus an und doch nicht kokett. Sie ist nicht die heidnische Verführerin, vor der uns der treue Eckart warnt, sie ist die ewige Schönheit, Wärme, der Reiz des Lebens. In dem Auge steht auch: Es gibt eine höhere Freude, aber um deshalb sollst Du ihren irdischen Abglanz nicht verwerfen. Und er, der Venusmaler, ist er nicht auch der einzige Maler, der uns einen Christus schuf aus der Fülle seiner durchleuchteten, blutwarmen Anschauung. Das ist der Sohn des Menschen, der auch der Sohn Gottes ist, weil er jenes in der Vollkommenheit ist, wie Keiner vor und nach ihm; ein Geist vor dem wir uns beugen, ein

Wesen, das wir anbetend umfassen könnten, weil es aus schönen irdischen Stoffen lebenswahr vor uns steht, während jene Andern, vor und nach ihm, nur Unwesen zu Tage brachten mit verkümmerten Leibern und verhimmelnden Blicken. Der Heiland und die Liebesgöttin, der Mann und der Jüngling, die Frau und die Jungfrau, das Meer und die Berge und die Schöpfungen von Menschenhand, die Paläste und Gewänder, Alles ist schöne, saftige Blüte bei dem großen Venetianer. Gekannt hat er gewiß auch den Schmerz, gefühlt die Stacheln, das Eckige, Schroffe, das uns anstarrt, und immer schroffer, eckiger, spitzer, verwundender wird, je länger wir drauf hinsehen; aber seine gesunde Natur überbarg es mit der Fülle der Schönheit in ihm. Was ist gegen ihn der Fleischmaler Rubens, der uns jeden Knochen sehen läßt und dafür die Haut in ungraziöser Natürlichkeit noch greller schminkt. Wie auf den Wellen seiner Lagunen in bequemer Barke schaukelt der große Titian in Wellenlinien während der schönen Flutzeit über die Untiefen dahin und überläßt es Andern, die schmuzige Wahrheit zu malen, den Schlamm unter dem Paradiese, den die Ebbe zu Tage bringt. Ich kann Leonardo ehren, Rafael bewundern, am Correggio

mich freuen; fühlen, daß es schön auf Erden, daß das Leben kein Traum ist, daß wir es trinken mögen aus vollen Zügen ohne satt zu werden, das kann ich nur im Titian."

37.

Der Regierungsrath Grobhauer an einen Freund.

Z . . . . .

— — Nun wäre ich hier, der Dinge gewärtig, die da kommen sollen.

Es ist ein fatales Geschäft; lieber hätte ich's mit simpeln Spitzbuben zu thun, allein wer ist auf Rosen gebettet!

Aber es bringt auch manches Angenehme mit; z. B. wenn man den Geborenen die Manschetten um die Ärmel schlottern sieht und sie dann confidentiell, herablassend, ordentlich menschlich werden, als spürten sie schon das Pulverfaß unter ihrem — Ich heize dann mit officiösen Mienen ein.

So lange sie drucken dürfen, ist die Sache übrigens nicht gefährlich. Diese Jucks- und Schmutzpresse, das sind die ausgesteckten Pulverfahnen, und wie Irrwische den Sumpf, zeigt sie uns an, wo

es brennt. Man ist doppelt thörig, daß man die ungewaschenen Buben nicht frei schmieren läßt. Sie verbrennten alles Pulver zu Feuerwercken, was die Agitateren von drüben ihnen zu Musketenschüssen gaben. Aber thörig, auf Besserung der Thoren zu hoffen.

Lieber Gott, wenn meine Mouchards mir alle Abende die gedruckten Wische bringen, das ist ein Schmuzbrei von Redensarten, von denen wir uns nichts träumen ließen; freilich auch manches verflucht praktische Körnlein darunter, was nicht von ihnen kommt. Sie verstehen die Sache, aber nur nicht die Personen. Die eigentlichen Spieler haben längst Wind gerochen und sind über die Grenze; es sind nur noch die Puppen da, und darunter einige heroische.

Und doch, wenn sie's verständen! Man kann ihnen nicht besser in die Hand spielen als hier geschieht. Dummheit und Trotz. Der Einzige, der die Augen aufhat, ist der alte Minister .... Der ist ihnen aber nicht ganz ebenbürtig. Wenn er ihnen ein Spiel spielen wollte, möchte es einen Contretanz geben mit Touren, daß sie sich darüber verwundern sollten. Aber dazu ist er zu alt. Er zampelt nach nichts, als recht altbacken zu riechen.

Klug von ihm; es hilft nur nichts. Ihre Nasen sind darin vortrefflich.

Zuweilen täusch' ich selbst mich noch. Zum Exempel: ich bin einem Paar Kerls, die sich wahnsinnig stellen, auf der Spur. Wer kann heutzutage wahnsinnig sein; und siehe da, sie sollen es wirklich sein. Doch muß die Sache noch untersucht werden. — Ich verfolge einen so altdeutschen Mann, wie je einer zu unserer Zeit war, drei Bärte, ein wallendes Lockenhaar, die breite Hutkrämpe tief ins Gesicht, die Hand unter dem umgeschlungenen Mantel immer in der Brust und dazu ein Banditenblick. Ich fasse ihn, und es ist der unschuldigste Pinsel aller unschuldigen Pinsel, nämlich ein Maler.

Nun etwas unter dem Siegel der Verschwiegenheit, denn meine Policeichre leidet darunter. Ich glaube einem Jacobinerklubb in dem eignen Hause, wo ich wohne, auf der Spur zu sein. Ein kühner, neuer Gedanke: die Tauben feiern Hochzeit im Neste des Marders, Küchlein gackern im Fuchsloch, die Diebe halten Concilium auf dem Boden der Polizei! Nämlich Nachts schleicht es in diesem

Hause Trepp' auf, Trepp' ab, vermummte Gestalten; keine sieht die andere an. Es ist nicht eine, es ist jede Nacht so. Ich also, nachdem mein Calcul gemacht, schreite zum Werk. Es ist nämlich kein vernünftiger Grund, bei irgend Jemand im Hause, dessen Miether ich sammt und sonders kenne, von dem alten Geizhalz und Kornwucherer an bis zu den beiden fremden Tanzerinnen oben und der lustigen Witwe unten, oder gar dem . . schen Chargé d'Affaires, anzunehmen, daß Vergnügen oder Geschäfte ihn zu verstohlenen nächtlichen Gängen und Besuchen nöthigen. Ich sah den Chargé Morgens um sechs aus der Wohnung der Witwe kommen, und sie schlug lachend die Thür zu, als sie mich sah, und ich wette, sie öffnete sie mir Mittags um zwölf Uhr, wenn ich Lust hätte anzuklopfen. Der alte Kornwucherer schließt mit sieben Schlössern und Riegeln seine Thür, und zu den hübschen Tänzerinnen, dem Abgott des Publicums, wird man doch am wenigsten nöthig haben, den Mantel bis an die Stirn, auf den Zehen zu schleichen.

Und doch grade bei ihnen war die Versammlung. Nun, das kann eine kluge Speculation der Verschwörer sein; nur ist's dumm angefangen, nächt-

lich vermummt mit verhaltenem Athem wie die Katzen hinaufzuſchleichen. Sie konnten's bei Tage bequemer haben, und kein Hahn hätte darum gekräht.

Auf mein Pochen mit der Fauſt Kreiſchen und Geſchrei, Stuhlrücken, Schränkeöffnen, Thürenzumachen und Geflüſter; Alles was ich kenne und nichts Neues.

„Wird's bald!" Ich laſſe meine Leute etwas raſſeln. Die Thür öffnet ſich. Natürlich nicht die Jacobiner, ſondern eine von den armen Geſchöpfen thut's. Beide leichenblaß, zitternd an allen Gliedern, in reizender Unordnung. Als ſie gar das blitzende Eiſen der Sergeanten ſahen, ſinkt die Fanny auf die Knie und ringt die Hände: „Maria Joſeph, was haben wir denn gethan?" — Ich ſtreichle der Peppy, die wie eine Salzſaule daſteht, das allerliebſte Kinn und tröſte ſie: „Ihr, Kinderchen, hoffentlich nichts, und was die Andern hier gethan haben, das wollen wir unterſuchen." Da fingen ſie entſetzlich an zu lamentiren und wollten nichts von den Jacobinern wiſſen, von denen doch hier eine Halsbinde lag und dort ein Rockzipfel in der Thür ſich klemmte. Während ſie heulten und ihre Unſchuld betheuerten und um aller Heiligen willen

baten, ich möchte nicht ſo laut ſprechen öffnete ſich plötzlich die Cabinetthür und eine Geſtalt im Mantel rauſchte auf mich zu: „Sind Sie toll, Regierungsrath?“ raunte mir eine wohlbekannte Stimme zu: „Hier iſt nichts für Sie. Ich cavire für die Andern. Der Sohn des Miniſters — und der Graf — ſind darunter. Um der armen Dinger willen keinen Lärm, und laſſen Sie Alle ruhig gehen.“ — Natürlich den Chargé d'Affaires hielt ich nicht feſt, denn er war es ja, in deſſen Auftrag ich ſuchte, und drei oder vier andere Geſpenſter, tief in Pelze und Mäntel verhüllt, huſchten auch aus ihren Verſtecken und verſchwanden ohne Adieu. Die Mädchen waren noch nicht fähig eine Silbe vorzubringen, bis die Fanny in Thränen ausbrach: „Ach, nun ſind wir unglücklich!“

„Allerliebſte Kinder, weshalb denn? Sie werden ſchon wiederkommen, wenn's keine Demagogen ſind.“

„Mit uns iſt's nun aus“, ſchluchzte die Peppy, „nun erfährt es die ganze Stadt.“

„Deſto beſſer“, ſagte ich. „Aber um — willen, warum kamen die Herren ſo heimlich? Das muß Verdacht erregen.“

„Unſer Ruf!“ ſtöhnten ſie Beide.

Ich lachte und ſie weinten. „Ja, wenn's Euch darum zu thun war!"

„Wir müßten ja!" ſchluchzten die armen Dinger; und bei der Bowle Ananaspunſch, die ich mit ihnen austrank, damit ſie doch nicht ungetrunken blieb, erklärten ſie's mir unter Thränen und unter Lachen, die unnatürliche Foderung, die das Publicum an ſie macht. Sie begreifen's ſo wenig als ich, aber es hat ſeine volle Richtigkeit, die Tänzerinnen müſſen in dieſer verdrehten Stadt Tugendheldinnen ſein, ſonſt iſts um Gunſt und Beifall geſchehen. Dieſe neue Mode macht den hübſchen Kindern trotz des Goldregens und Furores das Leben hier entſetzlich ſchwer. Sie wiſſen nicht, womit ſie einen ſo grauſamen Zwang verſchuldet haben und ſehnen ſich fort, denn wenn's ihnen auch nicht an Vergnügen fehlt, ſagen ſie, ſo iſt das nichts, wenn man nicht damit froh ſein kann.

Verdammte Sitte dieſer verkehrten Stadt, die einen Prakticus wie mich auf Holzwege führt und die unſchuldigſten Mädchen von der Welt in Verdacht bringt.

38.

Die Canoniſſin an den Baron.

R . . . .

Dieſe Zeilen erhalten Sie nicht. Es ſoll nur ein Proteſt ſein. Vielleicht ſpäter einmal.

Schelten Sie mich immerhin eine Viſionairin, aber ich bin um ſie beſorgt.

Iſt das Haus des Miniſters zu Ihrer Heilung geeignet? Mit Witz fourniert man da die Riſſe und Wunden, daß ſie hübſch ausſehen, da man zu apathiſch iſt, an eine ſchmerzhafte, anſtrengende Cur zu gehen.

Das nenne ich eine ſchändliche, geiſtige Ariſtokratie: mit dem Bewußtſein, daß es ſchlecht iſt, aus Muthloſigkeit ſich darüber wegzuſetzen, getröſtet, weil man darüber ſpaßen kann; aber die Millionen Armen, die nicht auf der geiſtigen Höhe ſtehen, ſich ſelbſt zu überlaſſen, wo ſie ſich durchwinden, quetſchen oder verderben.

So egoiſtiſch dachten unſere Väter nicht, unſere armen, von uns verſpotteten Väter, welche immer meinten, für das allgemeine Menſchenwohl zuerſt denken zu müſſen.

Dieſe Nacht erſchien mir die Tochter des Miniſters, eine geſpenſterhafte Schönheit, barfuß, mit fliegendem Haar, eine Fackel und einen blutenden Dolch in der Hand.

Wen haſt Du umgebracht?

Sie ſtieß die Thür des Schlafgemachs auf, und Sie, mein Freund, lagen ſterbend zu Füßen des Bettes.

Wie geſagt, dieſe Zeilen leſen Sie erſt, wie Vieles, was ich an Sie ſchrieb, wenn ich todt bin, oder — wenn Sie — fort ſind aus dem Hauſe der Circe.

39.

Der Baron an die Canoniſſin.

T . . . . .

Die Policei iſt in Bewegung. Man findet ſeit einiger Zeit in den Straßen aufrühreriſche Proclamationen ausgeſtreut, ohne zu wiſſen wo ſie herkommen. Was ich davon hörte, ſcheint mehr die Herzensergießung eines Verrückten als eines Revolutionairs.

Regierungsrath Grobhauer iſt hier angekommen. Wir werden uns morgen beim Miniſter ſehen. Inzwiſchen will ich verſuchen, ob ich Ihnen von einer burlesken Entrevue ganz anderer Art ein getreues Bild liefern kann.

Aus meinem Incognito bin ich ſo heraus, daß mein ſchlecht lithographirtes Bild an den Läden hängt. Man dichtet mir allerhand abenteuerliche Geſchichten an und bürdet mir Abſichten auf, über die ich lächeln werde, ſobald ich gelernt habe mich

nicht mehr zu ärgern. Sidonie begreift nicht, wie ſich ein öffentlicher Charakter noch ärgern kann, auch wenn das Abſurdeſte über ihn geſagt wird. „Sie ſind ein Mann des Glückes", ſagte ſie, „denn es wird viel von Ihnen geredet. Jetzt aber ſind Sie auf dem allerglücklichſten Punkte, nämlich die Leute wiſſen nicht, was ſie von Ihnen denken ſollen; das gibt Ihnen weit mehr Bedeutung als ſie ſelbſt denken. Um Ihres Glückes willen behaupten Sie ſich auf dieſer Nebelhöhe. Jede ausgeſprochene Meinung, wenn ſie auch im Augenblick von der Volksgunſt in die Wolken getragen würde, antiquirt Sie im nächſten Augenblicke. Ihre Geſinnung leidet dabei nicht, denn ſie gehört ja Ihnen und nicht dem Volke."

Eine ärmliche Figur, den Kopf ſchief zwiſchen den Schultern, ein ſchmuziges weißes Tuch mit einer zerwirbelten Schleife um den Hals, trat linkiſch ein, nachdem ein Herr Polkwitzer gemeldet war. Ich glaubte, er wollte alte Kleider kaufen, aber er fragte, ob er das Glück hätte, den großen Schriftſteller — — zu ſehen?

Ich billige Unhöflichkeit in keinen Verhältniſſen, aber ich fühlte mich gedrungen, ihn raſch zu fragen, was er wolle? Er war während der Präliminarien

unſerer Unterhaltung ſcheu am Thürpfoſten ſtehen geblieben, als er jetzt mit zwei Springerſätzen meine Hand ergriff:

„Herr Baron, ich komme Ihnen meine Hochachtung und meine Freundſchaft anzubieten.“

Ich fragte, wie ich dazu käme? Er antwortete: wegen meiner Verdienſte in der Literatur. Er glaubte meine „Senfkörner“ verſtanden zu haben, und er wiederholte es, ich hätte wirklich an ihm einen Freund. „Ich habe Sie auch gelobt, Sie können ſich davon überzeugen, Herr Baron. Sie haben es mit einem reellen Manne zu thun.“ Er holte aus allen Taſchen zuſammengefalzte Nummern von Journalen, aus Norden und Süden. In dem einen war ich ein geiſtreicher, im andern ein genialer und im dritten ein unvergleichlicher Autor genannt; und, mit der Hand aufs Herz, ſchwor er, daß ſie ſämmtlich von ihm herrührten.

Meinem Danke für ſeine Attention konnte ich nicht unterlaſſen meine Verwunderung beizufügen, daß ein ſo junger Mann ſchon in ſo vielen Journalen arbeite.

Er lächelte wohlgefällig: „Ich arbeite an ſiebenundzwanzig Journalen unter meinem Namen und

liefere Correſpondenzartikel ohne Namen für fünfunddreißig. Und in jedem ſchreibe ich anders."

Was er in fünf Minuten von Meinungen und Urtheilen auskramte, war der buntſcheckigſte Stoff für die fünfunddreißig, und doch machte den Schluß eine Anklage gegen dieſe Journale ſelbſt. Ob ich nicht auch meine, daß alle Deutſchen ihren Beruf ſchlecht erfüllten, und nicht Das wären, was ſie ſein ſollten, und das Ende war, daß er ſich ſelbſt berufen fühle, ein neues herauszugeben. „Ich will dem Publicum zeigen, wie ein gutes Journal ſein muß."

Ich machte ihm bemerklich, daß mir dazu ausgebreitete Studien, Reiſen, Kenntniß fremder Sprachen und feiner Takt nöthig ſchienen.

Er lächelte: „Doctor Jur hat doch bewieſen, daß er's verſteht, und Doctor Jur hat gar nichts gelernt auf der Schule."

„Aber Doctor Jur hat Lebenserfahrungen. In welchem Alter ſind Sie?"

„Nächſten Pfingſten werde ich neunzehn Jahre."

„Und Sie halten ſich ſchon vor Pfingſten berufen, der alten deutſchen Nation Lehren zu geben? Auf welche Autoritäten wollen Sie ſich ſtützen?"

„Auf gar keine, Herr Baron. Ich kenne gar keine Autoritäten für mich. Die alte Zeit ist um mit den Autoritäten. Ich bitte Sie, was ist Klopstock, was ist Göthe? — Wir sind in der Civilisation. Ist da Einer mehr als der Andere? Die Civilisation nimmt keine Rücksichten, sagt Doctor Jur."

„Aber auf welchen Principien wollen Sie bauen?"

Er warf sich in die Brust: „Auf der guten Sache! — Ich habe gar keine Furcht nicht, Herr Baron, ich kenne gar keine Rücksichten nicht; mir sind alle Menschen gleich. Ich werde gar nicht scheuen mich, anzugreifen das Vorurtheil, wo ichs finde. Die Sentimentalität ist vorüber, in der Literatur gibt's keine Persönlichkeiten mehr. Bei Gott, nicht Vater nicht Mutter; wer nicht für mich ist, der ist gegen mich, sagt Doctor Jur."

„Davon leben aber schon so Viele!"

„Glauben Sie mir, mein vereheter Herr Baron, es läßt sich mit einem Journal noch was machen, wenn mans versteht anzufangen. Wir sind hier nicht in Berlin, Wien, Leipzig, Frankfurt, München, wo unsere Freunde müssen nehmen Rücksicht, der auf Den und die auf Jene. Hier

kann ich Alles angreifen, Alles, und bei Gott ich thu's."

„Man meint doch, daß in dieser Art Literatur Freundschaften nöthig wären."

„Als ob wir nicht überall hätten Freunde. Ich will's Keinem gerathen haben, daß er uns angreift. Ich habe aber auch viel andere Freunde. Sehr berühmte, ausgezeichnete Männer; sehen Sie, da habe ich Briefe von —, von —, von —. In meinem Tagebuch habe ich mir notirt Alles, was ich von ihnen gesehen, gehört und gemerkt, was Keiner weiß."

„Um es drucken zu lassen?" —

„Wenn sie todt sind, Herr Baron; das gibt pikante Artikel. Erinnern sich Herr Baron vielleicht des schönen Nekrologs von dem berühmten — —, worin hat gestanden, daß er war ein unreinlicher Mensch, und sich nie hat gewaschen, und seine Füße haben gestunken —"

„Ja wol erinnere ich mich."

„Der war von mir. Die Leute sind Alle gewesen erstaunt. Bei Gott, er war mein specieller Freund, aber die Wahrheit geht mir über die Freundschaft. Sie glauben nicht, wie gern die Leute so was lesen, und wie mir die Buchhändler

haben geschrieben, ich sollte ihnen doch mehr liefern solche schöne Artikel."

„Wenn Sie auf die Todten warten wollen, wird der Stoff vorerst knapp werden."

„Glauben Sie das ja nicht, Herr Baron. Ich werde die Leute frappiren. Ich greife vorerst an die Universitäten. Wozu brauchen wir Universitäten? Sehen Sie, das hat Doctor Jur noch nicht gesagt. Das ist neu. Was meinen Sie dazu? — Dann zieh' ich gegen die Halbheit los. O Sie sollen sehen meine Gesinnungen, Sie werden gerührt werden bei Gott, wie ich spreche. Ich habe selbst geweint, wie ichs habe übergelesen. Unsere Feinde, Herr Baron, sind jetzt nicht Die, die sagen: wir sind Eure Feinde, sondern die thun, als wären sie unsere Freunde, sagt Doctor Jur."

„Doctor Jur's Einfluß auf die deutsche Literatur läßt sich allerdings nicht mehr abstreiten."

„Meinen Sie nicht, Herr Baron, daß es jetzt heilige Pflicht ist zu denunciren gegen Die, die die gute Sache haben gelassen im Stich, gegen die Schulmänner und die Professoren? Ich habe dem Doctor Jur einen schönen Artikel geschickt gegen den Krug in Leipzig. Was meinen Sie, daß er mir hat geantwortet? Er hätte schon selbst einen

mit Pfeffer drauf; auf meinem wäre nur Salz. Finden Sie das recht vom Doctor Jur? — Hinterher schrieb er mir, es gäbe außerdem noch genug Philister. — Die Philosophen und die Dichter werden sich freuen, wie ich sie behandle. Dem Schelling beweis' ich, daß er nie ist gewesen ein Genie; den Görres werd' ich etwas loben, denn man muß auch scheinen unparteiisch, und dem Hegel werd' ich sagen: er hat nie verstanden seine Zeit. Das wird auffallen; meinen Sie nicht? — Und die Dichter sollen Sie sehen. Dem Tieck sag' ichs grade 'raus, daß er von Victor Hugo erst lernen muß, was ein Dichter ist. Und für die Andern hat mir Doctor Jur ein Schema geschickt. Ich lobe Niemand als den Heine. — Was sagen Sie dazu, Herr Baron?"

„Das ist mir nichts Neues."

„Sie meinen, es wird nicht gekauft werden! Lassen Sie mich sorgen. Alles was Aristokratie ist, verfolge ich Ihnen unerbittlich, unerbittlich sage ich. Das zieht ungemein an. Ich habe Ihnen Denunciationen fertig, wo mans gar nicht glaubt. Gegen die berliner Dichter, gegen die Rothschild, gegen die leipziger Buchhändler. Ich werde denunciren wie sie untereinander zusammenstecken zur Un-

terdrückung von der Wahrheit; ſo warm werde ich reden, wie die Jungfrau von Orleans, daß den Leuten die Augen aufgehen ſollen und ſie gar nicht wiſſen werden, was ſie ſollen zu ſagen. Ich ſchone Niemand, meine eignen Verwandten nicht. Da begegnet mir neulich der reiche Marcus; es iſt der Onkel von meines Bruders Frau. Wenn der Mann kommt, ſo fliegen ſie auf der Börſe rechts und links. Er hat die Hände in den Hoſentaſchen und klimpert und ſieht mich und bleibt ſtehen: „„Was fällt dem Jungen ein; daß er gegen mich hat eine Satire drucken laſſen?““ — „„Onkel““, ſag' ich, „„mir geht nichts über die Wahrheit.““ — Da lacht er und greift in die Taſche und gibt mir zehn harte Thaler. Iſt das nicht ein ſchöner Zug von meinem Onkel?“ —

Ich wünſchte ihm Glück zu dem ſchönen Zug. und dem edeln Unternehmen. Aber er wollte mehr, meine Unterſtützung als Schriftſteller. Er bot mir ſogar die Mitredaction an, weil man von einem Vornehmen, der auf eine ſo neue und frappante Weiſe die Ariſtokraten gegeißelt, viel erwarte, und gab mir zu verſtehen, ich ſolle nicht ſäumen zuzugreifen: „Jetzt zieht des Herrn Baron Name. Wer weiß was nach einem Jahre kommt! Man

muß Scheine ausgeben ſo lange der Stempel gilt, nachher iſts nichts als ſchmuzig Papier.“ Ich entgegnete, daß mir aus denſelben Gründen die Speculation nicht ſicher ſcheine, aber er betheuerte, das Journal müſſe ſich halten, weil jahraus jahrein fremde Schauſpieler, Sänger und Künſtler hier gaſtiren. „Wir ſchicken es ihnen ins Haus, und es ſollte Dem ſchlecht gehen, der nicht abonnirt.“ Obgleich er mir auch den Beiſtand der Börſe zuſagte, ſchlug ich es doch aus. Nachher kam eine ſchriftliche Bitte um ein Anlehen von fünf Thalern. Ich wollte auch einen ſchönen Zug thun, damit er ſich einen Lehrer im deutſchen Stil annehmen könne, aber ein anderes Gefühl ließ mich die zehn Thaler wieder aus dem Papier nehmen und einer armen Familie unten im Hauſe ſchicken.

Man ſollte es ſich zur Pflicht machen, ſo etwas nicht zu unterſtützen. — Übrigens halten Sie das für keine Farce. Es iſt auch noch Andern begegnet.

Sidonie lachte und konnte meine Indignirtheit nicht theilen: „Hat die Natur den armen Jungen aus andern Stoffen gemacht als Sie und mich? Warum wird grade ihm der unwiderſtehliche Drang, berühmt zu werden, zum Verbrechen ange-

rechnet! Etwa, weil ihn Herkunft und Armuth zu anderer Beſchäftigung verdammten? Der Trieb iſt derſelbe in allen erweckten Köpfen. Ja mich wundert's, daß nicht noch Mehre den Sprung über den Ladentiſch in die Literatur machen. Der Mutterwiz kann ſich nun einmal nicht in die von der Gelahrtheit eingeführte Weltordnung fügen. Übrigens", ſagte ſie, „thaten Sie unrecht. Sie werden nun in zehn Journalen — denn fünfunddreißig ſind hinzugelogen — als Feind der Freiheit, Abtrünniger von der guten Sache und Finſterling verſchrien werden, was Sie vermieden hätten durch nicht mehr als fünf gewöhnliche Thaler."

Sie hat Recht. Wenn Sie von nun an meinen Namen geläſtert finden, kennen Sie die Quelle.

Doch, da wir einmal beim Spaße ſind, darf ich ein Gegenſtück nicht unerwähnt laſſen. Auch Polkwizer's Oheim, der reiche Marcus, vor dem die Börſenmänner rechts und links weichen, hat mich neulich ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt. Ob es der echte Marcus und der echte Oheim war, iſt gleichgültig; ich theile ſie ein in Oheime, welche die Hände in den Taſchen und blanke Thaler darin, und in Neffen, welche die Taſchen leer und Löcher darin haben. Dieſe ſind liberal, jene in demſelben

Maße loyal. Ein ſolcher Oheim Marcus alſo mit den Händen in den Taſchen voll harter Thaler faßte mich neulich, als ich über den Börſenplatz ging und hielt mich eine Stunde durch ſein Geſchwätz auf. Er verſicherte mich, wie außerordentlich ihm mein Buch gefallen hätte; wie er ſich glücklich ſchätze, die Bekanntſchaft von einem Manne gemacht zu haben, der es der Jugend ſo derb und witzig gegeben mit ihrem Schwindel, und daß ſie mehr wiſſen wollten als Leute, die ſich in der Welt verſucht hätten.

„Sagen Sie ſelbſt, mein Herr Baron, wohin führt das? Zur puren Verführung, zum Ungehorſam, zur Widerſetzlichkeit gegen die Obrigkeit. Der Handel leidet darunter, die Gewerbe kommen zurück, der Reſpect hört auf. Sagt mir neulich ein blutjunger Burſche, den ich aus Gottesbarmherzigkeit angenommen — und ich verſichere Sie, bei Gott, er hat mir noch nicht verdient ſo viel — ſagt mir: ich habe kein Recht ihm hinter die Ohren zu ſchlagen. Bei Gott, das hat er geſagt. Das ſind die Grundſätze, worin jetzt die jungen Leute erzogen werden, das kommt von den Herren Profeſſoren, von den Univerſitäten, von der Preßfreiheit! Ich hab's gleich der Policei angezeigt.

Alles will Freiheit ſein. Ja, was iſt die Freiheit? Die Freiheit, anſtändige Leute um ihr ſauer Erworbenes zu bringen? Ich bitte Sie, Herr Baron, was ſoll daraus werden? Es müßte ihnen geſagt werden, dieſen Aufrührern, dieſen Rädelsführern, was ſie verdienen; dieſen jungen Leuten, die gar nichts wiſſen und gar nichts haben; und das läßt man gehen! Eine Republik wollen ſie. Fragen Sie mal, ob ſie Zinſen zahlen die Republiken, fragen Sie in Peru, Mexico, Chili. Haben die Römer Zinſen gezahlt, oder die Griechen? Fragen Sie mal jetzt, wie viel ſie Zinſen geben heut? — Haben Sie die Gefälligkeit, Herr Baron, ſchreiben Sie ein Buch für die Legitimität, recht ſcharf, ſagen Sie's ihnen deutlich, was die Legitimität iſt, und was die Rebellion zu Stande bringt. Was bringt ſie zu Stande? Daß Handel und Wandel ſtockt, daß wir unſere Comptoire ſchließen, daß wir kein Geld 'raus geben, daß die Herren ſehen können, wo ſie fertig werden. Herr Baron, ich ſage Ihnen, das iſt eine ſchlechte Zeit, wo die Schulkinder wollen klüger ſein als die Leute, die Geld haben. Ich bitte Sie, was hat der Staat von den Schriftſtellern, von den Profeſſoren und Zeitungſchreibern. Kann er eine Anleihe ſchließen, werden ſie ihm ſa-

gen, wenn er in Noth iſt: Hier haſt Du Geld. Sagen Sie ſelbſt, Herr Baron, wer hat die Legitimität erhalten bei uns nach der Revolution? Haben's die Gelehrten, haben's der Adel, haben's die Soldaten gemacht? Warum haben wir keine Republik? — Weil wir nicht haben gemocht eine Republik, weil bei einer Republik nichts herauskommt, als Unruhe, Plünderungen, keine Garantien, kein Credit, keine Zinſen, weil der Rothſchild hat geſagt „Nein!" und wir haben Alle auch geſagt „Nein!" Wenn der Rothſchild nicht hätte laſſen fallen die Bourbons, wären die Quartiere in Prag auch noch wohlfeiler. — Ich gebe jeden Geburtstag von meinem Fürſten ein Diner von hundert Couverts und auf dem Flur ſpeiſ ich die geſchoſſenen und gehauenen Invaliden — Alles umſonſt, es braucht Keiner einen Pfennig zu zahlen, ſie kriegen Wein, ſoviel ſie trinken wollen, Jeder eine halbe Flaſche; dann ſprech' ich ein paar patriotiſche Worte und frage, wie ſie zufrieden ſind und bringe ſelbſt die Geſundheit aus von dem allergnädigſten Fürſten, und dann auf die Vaterlandsvertheidiger, und dann ſchreib' ich einen Brief an meinen Fürſten und zeig's ihm an, und kriege jedesmal einen Brief wieder, einen höflichen, ſchönen

Brief, und darunter ſteht: „Ihr wohlaffectionirter Herzog.“ Sehen Sie, Alles das thue ich aus freien Stücken — es befehlt's mir kein Menſch und es bringt mir keinen Groſchen ein, bei Gott, keinen Groſchen, bloß thu' ich's wegen der Legitimität!“

Er will auf zehn Exemplare ſubſcribiren, ſie in Halbfranz binden laſſen und gratis vertheilen, wenn ich für die Legitimität ſchreibe. Ich will mich beſinnen.

Ich hatte auch ernſtere Geſpräche darüber mit Sidonien.

„Sollte uns der Fluch nicht eigentlich rühren, der auf dem verfolgten Geſchlecht laſtet“, ſprach ſie neulich „der entſetzlichſte Fluch, den ich mir denken kann. Keine Geſetzgebung, auch nicht die Emancipation wird ihn wegwaſchen. Sind ſie nicht ſelbſt, wenn ſie von ſich reden, gewöhnt, es mit lachendem Munde zu thun; ſie gehen unwillkürlich ein, ſo bitter es ihnen kommt, in das allgemeine Vorurtheil. Ausgeſtattet zu ſein mit Witz, Talent, Schönheit, Klugheit, verhältnißmäßig mehr als wir Alle, und doch ewig und immer an den einen Makel erinnert werden, der vor dem Richterblick der Vernunft kein

Makel iſt, der für unſern abgelebten Geſchmack ſogar etwas Pikantes haben ſollte. Ich, zum Beiſpiel, wenn ich ein Mann wäre, würde mich grade in Jüdinnen, ich glaube es wenigſtens, verlieben. Überhaupt ſind die Frauen auch verhältnißmäßig weniger damit belaſtet. Aber iſt das nicht ſchrecklich, wie viele Richtungen abſolut und wie viel mehr noch bedingungsweiſe ihren Männern verſchloſſen ſind. Ich rede gar nicht von Würden und Ämtern. Aber iſt ihnen nicht ein gewiſſer Charakter aufgedrückt, der ſie unfähig macht, einen andern, auch aus beſter Überzeugung, zu gewinnen! Wenn zum Beiſpiel in jener romantiſchen Periode Einer Muth, Glauben, Liebe, Luſt in ſich gefühlt hätte, ritterlich aufzutreten wie ſo manche unſerer Stutzer, die wahrhaftig nichts davon in ſich hatten, wie würde das den Verſtändigſten lächerlich gedünkt haben! Bleibt ihnen nun etwas übrig, als ſich ganz dem negirenden Liberalismus in die Arme zu werfen und beſtändig in der Oppoſition zu bleiben! Kommt uns nicht das ſchon fremdartig vor, wenn ein Jude ſich für etwas Beſtehendes begeiſtert, und wollen Sie leugnen, daß es welche gibt, die das mit dem tiefſten Ernſte thun, tiefer, ſich ſelbſt mehr hinopfernd als ein Chriſt? Wir lächeln auch darüber;

wir ſelbſt, unſer unverwüſtliches Vorurtheil verweiſt ſie auf das Geſchäft, und dann machen wir es ihnen doch wieder zum Verbrechen, wenn ſie Alles als Geſchäft treiben! Jener eitle Trieb, der ſich in den Knaben ſchon regt, wie viel hundert Ableiter findet er bei unſern in der Schule, während er bei jenen Unglücklichen, denen keine moraliſche Autorität vorgehalten wird, zu der widerwärtigen Staude aufſchießt, die in unſerer Journaliſtik uns ärgert. Das iſt in England und Frankreich ſchon anders, wo die Öffentlichkeit ſich ſelbſt Geſetze des Anſtandes gibt, denen auch ſie gehorchen müſſen, wie Jeder, der ſich ihr preisgibt. Mit einer Emancipation werden wir ihnen wenig helfen. Soll denn ihre einzige Rettung in der völligen Verſchmelzung beſtehen; jetzt, wo alle Geiſter klagen, daß die Originalität verſchwindet, ſoll eine untergehen, die durch zweitauſend Jahre ſich erhielt, und in ihr ſelbſt ſoll kein Regenerationselement leben, daß ſie in ſich und durch ſich Etwas werden?"

40.

Ein Blatt im Winde.

(6.)

Hört mich, Ihr jungen Leute, um Gottes Barmherzigkeit willen an!

Ich bin ein alter Mann, geſetzt und ruhig, alſo kann ich die Welt beſſer betrachten. Ich lebe jetzt zweihundert Jahre, und nun ſtreiten ſich die Geleheten, ob ich ſterben muß?

Vor mir haben nur drei Menſchen gelebt, ich bin der vierte. Der erſte lebte bis Chriſtus. Seine natürlichen Söhne, die Barbaren, ſchlugen den ſehr alten Mann todt. Die Barbaren lebten bis 1500. Dann kam mein Vater, der Reformator. Ich wurde im dreißigjährigen Kriege geboren.

Dazumal ſtritten ſich die Leute um den Glauben; darum bekam ich nichts von ab, und davon kommt es, daß ich, ſo jung noch, ſchon alt bin. Erſt zweihundert Jahre, und ſchon abgelebt!

Ihr junge Welt um mich her, Ihr Frühlingsknaben, Ihr Knospensauger, hört mich an, junge Rabenbrut, bevor Ihr Euern Vater todtschlagt. Warum bab' ich das Zipperlein, warum wurden meine Augen roth vor der Zeit, warum zittern meine Hände, warum bin ich taub, warum haben meine Zähne keine Kraft mehr? — Weil sie mich mit Gift gefüttert haben. —

„Das Gift iſt die Lüge!" O, Ihr habt Recht; an der Lüge haben wir gezehrt zwei Jahrhunderte und darum ein ſo frühes Grab. — Ich habe oft geglaubt, ein Kind geboren zu haben, denn ich bin ein altes Weib, aber es war erſt Wind, und wir kamen dem Himmel nicht näher, und nun iſt es Dampf, und der Himmel bleibt ſo fern als vorhin.

Darum ſchlagt mich nur todt, ich bin ein wüſtes, altes, unfruchtbares Weib, ſitze an der Heerſtraße und bettle und prophezeie; gebt mir nichts, wenn ich die Hand ausſtrecke, nicht ein Scherflein Reſpect, nicht einen Broſamen Achtung. Es kommt eine beſſere, neue Zeit, wo man das Alter nicht achtet und der Erfahrung ſpottet. Steine nehmt und werft ſie auf mich, bis es ein Berg wird. Ich will ganz todt ſein, und Ihr, mein junges Deutſchland, lebt.

Glaubt einer alten Frau, ſo die Kräuter kennt: auch Ihr eſſet Gift. Immer zu, eſſet, ſchlinget die neue Lüge herunter, daß es bald zu Ende kommt mit dem Geſchlechte! Die alte Erde iſt's müde. Sie bittet tagtäglich Gottvater um das jüngſte Gericht; aber Gottvater ſpricht in ſeinen Donnern: „Sie betheuern mir ja, nun käme erſt das junge Geſchlecht. Wir müſſen's noch abwarten.“

Ach Du guter Gottvater, wenn Du wüßteſt, was ein altes Weib weiß!

41.

Der Baron an die Canoniſſin.

T . . . . .

Der ganze Himmel iſt roth. Es brennt in der Ferne, die Trommeln wirbeln und dazu ſchneit es.

Ich kann nicht ſchlafen; auch in meinem Zimmer brennt es und ſchneit, und Heere marſchiren mit Trommelwirbeln auf und ab.

Es iſt nicht an Sie gerichtet, was ich ſchreibe. Auch in einer Freundſchaft, wie unſere, gibt es was man nicht mittheilen darf. — Aber faſſe es die arme Bruſt; ſie ſpringt.

Es war eine unerträglich vornehme, in Formen eingewickelte Geſellſchaft, und mir gegenüber das fatale, volle, höhniſche Geſicht Grobhauer's. Stundenlang die Unterhaltung gedreht um ein Nichts, das Viertel einer Meinung erſt auf die Goldwage gelegt, geprägt mit den Stempeln aller legitimen Potentaten, bis ſie herauskam. Und die diploma-

tiſchen Augenbrenngläſer in Marionetten. Mir ſo unheimlich, ſo ganz entſetzlich bang. Die Blicke prüften mich; ich wünſchte der Sohn eines Kohlenbrenners zu ſein.

Und er doch unter ihnen. Er trank ſo viel und blieb ſich doch immer gleich. Ich glaube, ich trank auch viel.

Er ſagte etwas; ich weiß nicht mehr was. Ich antwortete — ich weiß auch nicht mehr was; aber eine Artigkeit war es nicht.

Wie alle die gläſernen Augen, die Platt- und Habichtsnaſen, die Geſichter aus den Gräbern und die Vollmondsantlitze mit dem ſchwammigen Doppelkinn, und die fahlen, blonden, langen Fräulein mich anſahen und rückten! — Und mit einem Male war ich verlaſſen. — Sie ſaßen freilich noch Alle auf ihren Plätzen, aber ich war doch allein, wie im Grabe; der Bann war ausgeſprochen, ſchweigend.

Weiß ich's wie es kam, daß mir da die Taſſe aus der Hand glitt und der braune Kaffeeſtrom auf das weiße Atlaskleid der .... Geſandtin. Und weiß ich's, wie Sidonie plötzlich zwiſchen uns ſtand, die Unterſchale, die ich noch eben zu halten glaubte, in ihrer Hand, und lachend, komiſch

tobend und weinend, die ſtolze Frau um Verzeihung bat wegen ihrer Ungeſchicklichkeit, und, ſchnell wieder zu mir gewandt, verſicherte, mich bäte ſie nicht darum, weil ich ſogleich andern Kaffee haben ſolle.

„Sie, beſtürzt, in Ihrer Verſtimmung verwirrt, hatten eine ernſthafte Entſchuldigung vorgeſtammelt, von Herzen geſprochen, und es wäre um Ihr Renommé in der Societät geſchehen geweſen.“ Sie ſagte das, neben mir ſitzend am Kamine des dunkeln, ſtillen Cabinetes. In den Salons ſpielten ſie. Die Flamme hauchte ſie an. Wie habe ich ſie je nicht ſchön finden können!

Was ich zu verhandeln habe mit Strohmännern? Ob ich Funken ſchlagen wolle aus Holz, mit Feuer Verſteinerungen flüſſig machen, aus vertrockneten Halmen grüne Saat locken? „Jene natürlich müſſen den Strahl fürchten, wo er herkommt, den Funken, von wo aus er ſpringt, denn er verbrennt ſie. Wir können nichts thun, als ihnen auch Hülſen zeigen. Jede beſſere Aufwallung gibt uns in ihre Hand. Das Motiv wiſſen ſie nicht zu würdigen, aber in der verletzten Form erblicken ſie augenblicklich die Breſche, die ſie zu Meiſtern über uns macht.“

Sie ſah etwas in meinem Auge, das wol beim trügeriſchen Schein der Flamme wie eine Thräne ausſehen mochte.

„Wirklich bewegt! O, über die Dichternatur, die ſich nicht ſelbſt faſſen mag, um zu herrſchen! Warum ſieht Ihre Humanität in den Vogelſcheuchen Menſchen, warum zwingt Sie es immer, Ihr Beſtes den Gleichgültigen zum Beſten zu geben? Im Umgange mit dieſen Menſchen iſt nichts nuz als der Witz, der ſie von uns abwehrt, uns gefürchtet macht und ein Luſtre gibt, daß ſie nicht durchdringen. Man muß ſie angreifen und imponiren, um unter ihnen ſicher zu ſtehen; ſobald man ſich mit ihnen gleichſtellt, ihnen die Blöße des Gefühls zeigt, iſt man überwunden.“

Ich ſagte etwas dagegen, und ſie ſprach wieder von den erwählten Geiſtern, die ſich in dem Wirrſal der Gemeinheit, in das ſie gebannt, endlich erkennend finden, wie Luftblaſen aufſteigen aus dem Waſſer, wie Flammen im Äther ſich ſchließen. Dafür ſei die Sprache des Gefühls zu ſparen.

Faſſ' ich's denn in Worte, auf das widerſtrebende Papier, was ſie ſprach, wie ſie ſprach! Flammenhauch, Flammenſchrift, aus Seele in Seele

Nun ſtand ſie auf, — die Kohlen glimmten

nur noch matt. Ich ſprach auch, lang, verworren, klar, und drinnen klimperten die Whiſtmarken.

„Leben Sie wohl, mein Freund!“

„Warum zitterte ihre Stimme?“

„Es iſt nicht gut, daß wir länger —“

„Hier tritt kein Strohmann zwiſchen uns.“ Ihre zitternde, warme Hand war mein Bürge; es klang wie ein Seufzer, der erſte, aus ihrem Munde. Ich wollte ihn wegküſſen —.

Ein Aufſchrei, ſie riß ſich los und verſchwand.

Die Flamme hatte nicht umſonſt zum letzten Male hell aufgeleuchtet. Es war keine Lüge in ihrem Flammenblicke. Angſt — wovor?

Der Regierungsrath Grobhauer begegnete mir an der Thür. Ich hätte ihn mögen ans Herz drücken. Wir ſchieden als Freunde.

Der Miniſter drückte mir die Hand. Seine Gattin hoffte, daß ich mich nicht ſo ſelten wie bisher machen würde.

Warum hört nun der Feuerlärm auf? Ich möchte neues Feuer anzünden. Sie ſagen, es hätte nur eine Mühle gebrannt. Thorheit! Die Welt ſtand in Flammen.

Morgen wird das Papier verbrannt.

42.

Der Baron an die Canoniſſin.

Z . . . . .

Glücklich iſt man erſt, wenn man Einen hat, dem man ſagen kann, daß man es iſt.

Über mir, im Dache, wohnen zwei Wahnſinnige. So wenigſtens ſagen die Hausbewohner; ich kenne nur den Einen, und was das Sonderbare iſt, Jeder von ihnen hält ſich für geſcheit und den Andern für irre und ſeiner Obhut anvertraut. Es ſind ſtille, unſchädliche Leute. Der, den ich kenne, iſt ein Mann von ſcheuem, doch mildem Anſehen, ſein Haar iſt vor der Zeit gebleicht. Er war ein Künſtler, oder er hat vielleicht auch ſtudirt und war Hauslehrer in Rom; jedenfalls in einer beſchränkten Lage, und durfte ſchwerlich ſein Auge zu der Schönheit erheben, um die er jetzt trauert. Aber ſein Wahnſinn datirt ſich von der Zeit, wo die reizende Miß Bathurſt auf einem Spaziertritt

in die Tiber stürzte. Das Pferd der Unglücklichen gerieth bekanntlich in den Triebsand, und vor den Augen ihres Gefolges verschwand die von ganz Rom wegen ihrer Jugendliebkeit, Anmuth und geistigen Vorzüge angebetete und durch ihre Abkunft und den ungeheuern Reichthum, der ihrer wartete, gefeierte Engländerin. Während sie vergeblich nach dem Leichnam suchten, äußerte ein junger Mensch von gestörtem Ansehen, der am Strande mitlief, und die Hände im Schoß, stier die blauen, freundlichen Augen auf den Strom richtete, zu den Nächststehenden: „Sie taucht nicht wieder auf; glaubt es mir, ihr ist unten wohler." Der arme Mensch, den das Schicksal, ich weiß nicht wie, hierher geführt, erzählt selbst wol die Geschichte, die sich wahrscheinlich erst seitdem in ihm zu der Vollständigkeit ausgebildet hat. Ich hätte sie ihm nicht ausfragen mögen und verdanke sie dem nordischen Grafen, für dessen sympathetische Träume es ein gefundener Beleg ist.

Er hat sie nie im Leben gesprochen und nur von fern am Fenster, in der Kirche oder zu Pferde auf dem Corso gesehen. „Wir hatten uns schnell kennen gelernt", erzählt er, „und wußten, daß wir für einander bestimmt waren. Die rohen Men-

schen lachen darüber, denn sie sagen, sie hätte mich nie eines Blickes gewürdigt, wo sie mich sehen konnte, und ich hätte mich ja nie dahin gedrängt, wo sie zu sehen war. Als ob es zwischen uns, die wir mit zugedrücktem Auge durch Mauern und Wände uns sahen und mit geschlossenen Lippen sprachen, der äußern Zeichen bedurfte! Wenn die Mitternachtsstunde vom Campanile neben meinem Hause schlug, dann unterhielten wir uns. Unsere Wohnungen waren wol eine Miglie von einander, und doch hörten wir es so deutlich, als läge sie drüben am Fenster und lispelte durch die schwere, süße Sommerluft ein felicissima notte mir zu. Ich habe nie wieder eine Stimme gehört, die so lieblich klang! — „„Bernard, welche Blume liebst Du am meisten?"" fragte sie mich; „„ich will sie anstecken, damit Du Freude dran hast."" Und Tags drauf in der Kirche hatte sie die Rose vor der Brust, weil ich die Rose genannt. „„Welch Kleid soll ich morgen anziehen?"" Wie oft fragte sie das. Und sagte ich: „„Das blaue"", so trug sie blau; sagte ich das schwarze, so kam sie schwarz."

„O mein Herr, Sie glauben nicht, wie glücklich wir miteinander waren. Sie war immer heiter und schalt mich, wenn ich es nicht war, nämlich

um Mitternacht, denn sonst störte uns das Geräusch. „„Ach““, sagte sie dann oft, wenn sie das Lockenköpfchen auf den schneeweißen Arm legte und die Augenlider schloß, „„ach Bernard, Du bist nicht so glücklich wie ich, weil Du nicht zufrieden bist. Sieh, was brauchen wir Beide mehr, da wir uns lieben und alle Nacht uns sprechen und sehen? Aber Deine Liebe ist noch nicht so rein als meine, sie ist noch von dieser Erde; Du trachtest nach dem Besitz, und darum kümmern Dich die Hindernisse, die uns trennen. Überwinde die Begierde, so wird auch die Sorge fortgehen, und dann können wir so lange, bis wir sterben, uns jede Nacht sehen und zuwinken und lachen miteinander und spielen.““ — „„Ach, Arabella““, antwortete ich, „„wenn man Dich nun aber verheirathet, und Dein Gatte zieht die Gardine zu vor Deinem Bette, dann sind wir ja doch getrennt.““ — Sie dachte darüber nach, und dann sprach sie: „„Ich will nie heirathen; ich hatte bisher nicht daran gedacht. Und wenn sie mich zwingen wollen, gehe ich zu meiner Mutter.““ —

„Als ich sie nun fragte, wo ihre Mutter sei, antwortete sie: „Im Wasser! Sie ertrank in der Themse bei Richmond als der Kahn umschlug;

aber sie lebt noch, und ich spreche oft mit ihr, und sie ist Dir auch gut. Und ich weiß von ihr, daß uns nichts trennen soll, und wir wie jetzt uns sehen werden und sprechen, auch wenn Meere und Berge zwischen uns lägen, so lange wir Beide bleiben wie die Kinder.""

„Und da waren wir wieder lange Zeit froh, und sie schlug mir Schnippchen mit der Hand, und drehte das Köpfchen und that, als schliefe sie, wenn ich so sehr bat. Aber eines Nachts weinte sie heftig und wollte nicht heraus mit der Sprache, und Tages darauf hieß es durch die Stadt, die reiche Miß Bathurst werde verlobt, und ich war sehr traurig. Da trat sie um Mitternacht an mein Bett und weckte mich. Sie sah recht traurig aus, aber doch auch heiter, und es war keine Thräne mehr in ihrem blauen Auge. Es war das erste Mal, daß sie zu mir kam. „„Ich komme, um Dir Lebewohl zu sagen, lieber Bernard"", sprach sie; „„meine Mutter wartet schon auf mich, denn sie wollen mich verloben und verheirathen, und das darf nicht sein, weil ich dann einen Andern lieben müßte und ich nur Dich allein lieben kann. Sei aber nicht traurig, denn wir werden uns wie bisher sehen, und wenn es Dir oben zu staubig wird,

dann kommſt Du auch noch zu mir.““ — Sie küßte mich auf die Stirn, und dann ging ſie fort, und ich ſah ſie, wie ſie im knappen, grünen Reitkleide ſich auf das Pferd ſchwang. Ehe ſie den Schleier über's Geſicht ſchlug, nickte ſie mir noch einmal zu, und ich war heiter und ſchlief fort. Am Morgen darauf ſagten ſie in der Stadt, die ſchöne Miß Bathurſt ſei ertrunken mitſammt ihrem Roß in der böſen Tiber. Ich wußte es beſſer, ihre Mutter hat ſie geholt zu ſich, da wo kein Staub iſt.“

Er iſt eigentlich nicht zu bedauern. Ohne Bedürfniſſe lebt er heiter und wie ein Kind; durch ſeine Illuſionen, an die er wie an ſeinen Gott glaubt, gehoben über unſere Zerriſſenheit. Er iſt nicht ohne Kenntniß; auch die Wirren der Zeit ſind zu ihm gedrungen, ohne ihn mit ihrer verwundenden Schärfe zu berühren. Die jugendliche Geliebte im Waſſer ſteigt auf und tröſtet ihn, wenn der Zweifel kommt. „Es iſt nur, daß ſie zu viel Staub ſchlucken!“ ſagt er; „ſonſt würden alle Leute glücklich ſein!“

„Biſt Du ihr auch treu?“ fragte er mich neulich, „als wir an dem weiten Waſſerſpiegel ſtanden, den der Strom jenſeit des Gebirgsdurchbruches

bildet.“ Ich wurde roth. „Wie willst Du denn glücklich sein“, fuhr er fort, „wenn Dein Sinn gefangen ist hier? Dein Auge wird trübe und Du siehst sie immer undeutlicher, während ich mit jedem Tage ihr Bild heller und deutlicher sehe, und wir uns schon so nahe sind, als trennte uns nur noch eine Glaswand.“

„Wenn sie mir nun unten untreu wurde!“ sagte ich. Sein Auge leuchtete: „Das Wasser leidet nichts Falsches. Was zu leicht ist, spült es aus; die Meineidigen und Vatermörder, die unten sich verstecken wollten vor dem ewigen Auge, hat es von je ans Land geworfen. O glaube mir, dort unten ist eine selige, reine Gemeinschaft; Alles klarer, heller, tönender als hier, wo der Staub sich an das Edelste setzt, an des Silbers Glanz, an den Strahl des Auges, an den Klang der Stimme. Verloren, sagen die Leute, ist so viel auf Erden gegangen, und träumen, daß die Flut über Städte fortging, das Meer Silberflotten verschlang, und theuere, liebe Menschen, wie sie es nennen, ertrunken sind. Und die Thörigen sehen nicht, daß dies die Auserwählten sind, die nicht noch einmal Staub werden und Moder, um aus dem Moder wiederaufzuleben und wieder Staub zu werden; der Ewige

hebt sie sich auf, rein wie sie waren, um so am großen Tage sie vor sich zu rufen."

Wenn er von seinem Wahnsinnigen spricht, schüttelt er den Kopf bedenklich: „Dem Mann liegt auch ein naher Freund im Wasser, und er hört auch ihn sprechen, aber die Stimme klingt sehr wüst, und er sieht ihn nicht klar, weil er so viel Staub geschluckt in seinem Leben. Nun schüttelt er wol, aber der Staub ist fest geworden, und es ist viel Noth mit dem Armen und die bösen Geister haben erstaunliche Macht über ihn. Wer die Geister sehen will, muß nicht Ströme Weines schlürfen und dem Fleisch entsagen, wie die Heiligen am Ganges, die wie die Pflanzen leben und darum unschuldig sind wie sie."

Der arme Bernard, oder warum nicht der Glückliche, hat in eben dem Grade, als er über sich in Illusionen schwebt, die Gabe, in den Seelen Anderer zu lesen. Mit welchem Scharfblick er die Verhältnisse meiner Hausgenossen zu würdigen weiß, und er sieht sie kaum öfter als auf der Treppe. Vom nordischen Grafen, sagt er, der Mann blicke wol auch durch die Scheidewände, welche die Materie vor unserm leiblichen Auge aufbaut, allein er sei nicht durch Wasser geheiligt,

sondern durch das Blut geweiht, und sein Blick sei kein guter, denn er sehe nicht das Reine und Schuldlose, sondern nur das Düstre und Böse. Sein Auge dringe nicht bis zum Licht und zur Erlösung; er hafte nur auf der Verdammung und der ewigen Nacht.

„Es gibt blutige, dunkle Geschlechter", sagte er, „wo die Schuld forterbt und die Sünde blüht; andere, wo die Hand der Allmacht die schönsten Blüten knickt, und die Welt nennt solche Häuser verhängnißvoll, aber die Allmacht liebt sie und nimmt nur, wenn zu viel Staub auf Erden ist, die Besten zu sich. So ist das Haus meiner Braut. In Nacht und Nebel verschwinden sie, oder die Elemente reißen sie fort, und die Kurzsichtigen meinen, das sei der Zorn, und merken nichts von der unendlichen Liebe, die da spricht: „Ihr seid zu gut für die Welt."

Mein Fürwitz fragte ihn, aus welchem Hause ich sei? Er sah mich lange forschend an: „Wie viel Ähnliches Du hast mit meinem armen Kranken oben, und doch bist Du ein ganz Anderer. Es gibt Geschlechter, die von Erde sind, und andere sind ganz Luft, und andere Feuer, und andere Wasser. Die Geschlechter, die nur Erde sind, wer-

den Staub, und wenn alle Feuchtigkeit fort, treibt der Wind den Staub auf. Dann zergehen sie, wenn nicht die Gnade hilft. Sie hilft durch Feuer oder durch Wasser. Das Feuer ist ausgegangen, sagt Dein Bruder oben. Was sollte auch das Feuer, wo trockener Staub ist? Ach, wie stäubte es und war unfruchtbarer Wind. Und Du bist auch ein Kind des Windes, aber die Gnade war mächtig in Dir und gab Dir die Thräne. Laß sie nicht trocknen. Nur im Wasser ist die Gnade noch mächtig."

Unser sentimentaler Wahnsinniger möchte heut kein Glück machen. Er ergriff meine Hand und las auf meiner Stirn: „In Deinem Auge, Lieber, ist Staub. Wisch' ihn fort. Du siehst trübe und falsch. Dir steht etwas Großes bevor; es öffnet sich ein Abgrund vor Dir und Dein Fuß gleitet. Wehre Dich, daß Du Dir selbst treu bleibst."

Freilich die Gemeinschaft mit den Reinen im Wasser ist abgebrochen. Ihr Geist schwebt fernhin wie ein Nebelstreif. Hat er ein Recht zu zürnen!

Das Feuer ist noch nicht ausgegangen, wie des armen Bernard Wahnsinniger versichert. Ich trinke ja Flammenzüge aus ihrem schwarzen Auge, ihre Rede ist ein Strom jener belebenden Wärme, die erstarrte Fluren wieder aufthaut. Es hat Keines von uns das Wort Liebe ausgesprochen, und wenn es von selbst kommen will, weiß sie es geschickt fortzuweisen. Aber wir sprechen stundenlang, und wenn sie nicht aus einem Quell käme, tief wie die Liebe, so erschöpfte ja die arme Rede. Wie ich sie verkannt habe! Weil sie nur Wenige anleuchtet mit der Lohe, die aus ihrem Innersten heraus Alles umfaßt, Todtes und Lebendiges, einen neuen Himmel voll Meteorgestirne wölbend. Die Armen würden ja darin verbrennen.

Wir sprachen von einer vollkommenen Ehe. Ob die Poesie darin untergehen müsse? Sie meinte: wie ein Mann, der den Geist wach erhält, nie alt werden dürfe, müsse auch die Liebe jung bleiben können, die Liebe, die im Schnee nur die warme sanfte Decke sieht für den kommenden Frühling. Wie der Kenner die Bestandtheile des vermischten Weines auf der Zunge herauskoste, müsse das Ohr durch das Kindergeschrei die Sphärenmusik hören. Und wenn das Auge trüb wird, müsse es vorher

ſoviel Sonnenlicht geſaugt haben, daß es, auch mit der Staarhaut darüber, klar ſähe.

„Mit der Gemeinheit umzugehen, iſt unſer Loos; entfliehen können wir ihr nicht, ohne dahin zu gerathen, wo kein Leben mehr iſt. Aber warum müſſen wir ſie denn einſaugen? Können wir nicht mit ihr ſpielen, ſie uns unterthänig machen? Sie mögen Schranken aufrichten, ſo hoch ſie wollen, das Talent reißt ſie alle nieder. In die Fußtapfen der Heroen tritt die Gemeinheit, bis ſie ſie ſpurlos ausgetreten hat, und neue Helden vorausſchreiten müſſen, aber die Ariſtokratie des Geiſtes wird herrſchen bis ans Ende. Warum denn zürnen, uns ärgern, warum nicht über ſie lachen, ſie gehen laſſen und uns freuen, daß ſie im Grunde doch nur gehen, wie wir wollen? Grade dies Gefühl, dünkt mich, daß die Gemeinheit ſo ganz unbehülflich und ohne uns nichts iſt, wie ſie ſich auch dünkelhaft hebe, müßte den Erwählten immer neue Kraft geben, dies ihm Poeſie werden, die mit dem Silberhaare nicht abſtirbt.“

Beiſpiele dieſer dauernden geiſtigen Gehobenheit, des Sieges der Seele über den hinfälligen Körper ſind in der Geſchichte unſerer Tage nicht ſchwer zu

finden. Aber sie schüttelte den Kopf bei Lafayette's, Bentham's, Niemcewicz's, Talleyrand's Namen.

„Das sind doch nur alte Männer. Sie haben den Frühling aus ihrer Jugend in Papier ausgeschnitten ins Alter mitgenommen. Diesen selben Frühling von Anno sechzig, siebzig, achtzig geben sie uns immer wieder als den echten. Nein, nur wo das Kunstfeuer glüht, wo der Sonnenschein der Poesie aus uns heraus das graue Tableau beleuchtet, ist Fortschritt, wird der Frühling immer neu. Warum nennen Sie Diese, die, in der Mäßigkeit geboren, nur um deshalb thätig blieben, weil sie das Leben als ein großes Rechnungsexempel nahmen, nur neue Zahlen zur alten Aufgabe addirten; warum nicht die großen Italiäner, jenen achtzigjährigen Dogen, der noch Muth hatte, einer Republik die Krone zum Schmuck für sein weißes Haupt zu entreißen, jenen Andern, der blind, zitternd, des alten Byzanz Sturz dictirte, jene gewaltigen Päpste, oder den herrlichen Leonardo, der bis ins schneeweiße Alter den Kinderglauben, den ewigen Frühling aus seiner Brust, in so frischen, sinnlich glühenden Farben auf die Leinwand zu zaubern wußte, daß heut kein Jüngerer diese Tiefe, Wärme, diese heilige Glut erreicht."

„Und wo iſt die Quelle dafür?“

Sie ſchwieg: „Darum mag ich nicht lange leben. Auch iſt unſer ganzes Geſchlecht gewiß nur kurzlebig. Geboren in der Zeit der Gährung, wurden unſere Nerven in der Wiege ſchon geſpannt; als Kinder ſpielten wir mit in Tragödien, als wir erwachſen, reichte der Reiz nicht mehr aus, und wir laſſen uns durch Henkerſtücke Rührung einpeitſchen. Unſere Kinder werden ſtärkere Nerven mitbringen. Uns laſſen Sie ein frühes Grab wünſchen. Ich möchte ſterben in einer Gewitternacht am Rande des Veſuvs. Das müßte eine Morgenröthe ſein über dem Golf! Vielleicht duften uns dann wieder die Roſen, für die unſere Sinne abſtumpften über den parfumirten Modergeruch.“

Wir wollen zuſammen nach Italien.

Wie die Macht der Verhältniſſe unbedeutenden Charakteren Relief gibt! Die einäugige Miniſterin iſt mir jetzt intereſſant; ich fahre ans Fenſter, wenn ihre Kutſche vorbeirollt.

Das trübe Wetter, der Schnee, der ſich aus den dichten Wolken preßt, um ſich im Koth der Gaſſe aufzulöſen, machen die weiten, ſonſt ungeſelligen Räume ihrer Wohnung für mich behaglich.

Selbſt die Manſchetten um die dürre Hand des Miniſters raſcheln nicht mehr ſo unheimlich; ich höre ihm gern zu, und ſein Händedruck thut mir wohl.

Der nordiſche Graf empfiehlt ſich, wenn ich komme, aber es tritt auch jeder Andere zurück, wenn wir zuſammen ſprechen. Für Alle ſcheint es ein öffentliches Geheimniß, und zwiſchen uns iſt noch kein Wort gewechſelt. Ihre Unbefangenheit, ob ſie doch weiß, was Alle denken, erhebt ſie über ſich ſelbſt.

Sie kennt meine Geſchichte. Wir ſtanden in der Fenſterniſche, und der Schnee trieb die weißen Flocken an die Scheiben. Sie rannen als Waſſer hinunter, und auch von ihren Augen glitt etwas herab. „Urtheilen Sie nicht zu ſtreng über die Roſe", ſprach ſie. „Wiſſen Sie Alles, was in ihr vorging, was vielleicht ihr ſelbſt dunkel war? Und doch, mein Freund, Sie gehörten nicht für einander."

Das weshalb blieb ſie mir ſchuldig, denn der Graf nahm Abſchied, und in ihrer plötzlichen Heiterkeit, in dem inſtändigen Dringen, daß er bleibe, ſchien ſie wieder das zu viel für mich verbergen zu wollen. Der Graf ließ ſich nicht erbitten. Seine

Neigung zu ihr iſt unverkennbar, aber der Sonderling weiß ſie in ſein träumevolles Selbſt zu verſchließen.

Übermorgen naht der entſcheidende Tag. — Ich hoffe muthig dem Willen meines todten Vaters ins Auge zu blicken. Man überdrängt mich ordentlich mit Rathſchlägen. Der Miniſter ſelbſt will mich zum Termine begleiten, und ſie behaupten, dem einmal anerkannten legitimen Sohne könne ſein geſetzliches Erbe nun nicht mehr entzogen werden. Und wenn er nun noch hundert Miterben heraufbeſchwöre, bewieſe, daß ich nicht ſein Sohn bin! Einem, dem Leben, Glück, Seligkeit nur ein Spiel war, iſt Alles möglich.

Sidonie hat keine ſechszehn Ahnen, und grade das erfüllt mich mit trotziger Luſt.

43.

Aus der Allgemeinen Zeitung.

T . . . . .

So viel die politische Aufregung, welche unsere Stände und Gesellschaften grade jetzt chaotischer zusammenwirft und chemischer sondert, als je zuvor, die Aufmerksamkeit für andere Dinge gestattet, wird diese von einer sonderbaren Testamentsgeschichte in Anspruch genommen. Sie bildet den Hauptgegenstand der Unterhaltung in den höhern Cirkeln, sowol ihrer fabelhaften Construction, als der zumeist betheiligten Personen wegen.

Seit einigen Monaten hält sich unter uns der bekannte Freiherr von . . . ., der geistreiche Verfasser der „Senfkörner" auf. Die Humanität dieses liebenswürdigen Mannes läßt Viele die unbarmherzige Schärfe seiner Feder vergessen, und alle Thüren ständen ihm, sei es aus Furcht oder aus

Liebe, gern offen, wenn er nicht mit der deutſchen Schriftſtellern eignen Scheu ſeinen Witz und ſeine Gegenwart nur kleinern Kreiſen gönnte. Um ſo allgemeiner wird der Umſtand bedauert, der ihn plötzlich ſeines großen Vermögens zu berauben droht.

Sein Vater, einer jener ſeltſamen Charaktere des vorigen Jahrhunderts, die das Leben für ein witziges Räthſel nahmen, deſſen Löſung darin beſtände, Andere und ſich ſelbſt am luſtigſten zu täuſchen, galt für einen Celibataire. Es iſt nicht unbekannt, wie der alte Freiherr noch im Tode ſeine Verwandten zum Beſten hatte, und — wenn man das annehmen darf — noch im Grabe unter den lachenden Erben am lauteſten lachte, indem er durch eine lange Reihe fideicommiſſariſcher Subſtitutionen Einem um den Andern erſt die Freude des Beſitzes, dann den Schmerz des Verluſtes zudictirte. Erſt nach jahrelangem Umgang der Erbſchaft, meiſt noch zum Nachtheil Deſſen, der ſich kurze Zeit des Beſitzes gefreut, erklärte ein Codicill, daß der Erblaſſer einen legitimen Sohn in der Perſon des jetzt bekannten Schriftſtellers habe, dem die ganze Erbſchaft reſtituirt werden mußte, abermals unter der Verpflichtung, einer vor ſeiner Verheirathung zu

eröffnenden codicillariſchen Beſtimmung nachzukommen. Als der gegenwärtige Freiherr im Begriff war, eine junge Dame bürgerlichen Standes zu heirathen, wurde dieſes Codicill eröffnet, und man erſtaunte nicht wenig, als der ſcharfſinnige Todte auch dieſen Fall vorausgeſehen zu haben ſchien, und mit einer Enterbung drohte, falls nicht ſein Sohn innerhalb drei Jahren eine ſtandesmäßige Ehe ſchließe!

Die Heirath mit der bürgerlichen Dame ging damals auseinander. Doch behaupteten ſpäter berühmte Rechtsgelehrte, daß, da der Baron einmal vom Vater als legitimer Sohn anerkannt worden, im ſchlimmſten Falle dieſe Enterbung als nichtig angefochten werden dürfe. Neulich war der Termin der Eröffnung des Codicills. Es ſollte, nach ausdrücklicher Beſtimmung des Teſtators, hierorts vor dem höchſten Gerichte unſers gemeinſchaftlichen Vaterlandes entſiegelt werden, und der Actus erfolgte mit aller vorgeſchriebenen Förmlichkeit, in Gegenwart vieler zu Gunſten des Freiherrn betheiligten Zeugen.

Das erſte eigenhändige Scriptum des Erblaſſers enthielt eine rührende Segnung für ſeinen Sohn, wenn derſelbe, wie der Todte nicht anders voraus-

ſetzte, jetzt an der Hand einer ebenbürtigen Gattin der wiedererweckten Glorie ſeiner alten Familie lebe. Für dieſen Fall ſollte das einliegende, verſiegelte Paket verbrannt, im entgegengeſetzten entſiegelt werden.

Als nun das Letztere geſchah, — denn der Freiherr befindet ſich noch im unverehelichten Stande, — wurde man zwar durch keine neue Subſtitution, aber durch vollgültige Documente überraſcht, aus denen hervorging, daß der Freiherr, bevor er die Mutter ſeines anweſenden Sohnes geheirathet, in einer vollgültigen, legitimen Ehe gelebt, und aus derſelben ein Kind männlichen Geſchlechtes zur Welt gekommen, welches suo jure nach der von Alters rechtsgültig beſtandenen Linear- und Primogenitur-folge in ſeiner Familie alleiniger Erbe der liegenden Gründe, aus denen der bei weitem größere Theil der Erbſchaft beſteht, ſei.

Sonderbarer Weiſe — oder auch nicht ſonderbar, denn bei einem Mann wie der Erblaſſer konnte man auf alles Abnorme gefaßt ſein — fehlen indeß alle Nachweiſe, wo dieſer Primogenitus zu finden. An deren Statt findet ſich eine Zuſchrift an denſelben folgenden Inhalts, die in Abſchriften durch die ganze Stadt curſirt.

„Wir, mein Sohn, die wir von den wilden Männern abſtammen, welche Keulen trugen und nackt gingen, verloren unſer Anſehen, als wir uns puderten und Galanteriedegen anlegten. Dein Vater, nämlich ich, ſah ein, daß wir wieder zur Wildheit zurückmüſſen, um zu gelten; und in der Überzeugung, daß es mit der gallonirten Zeit zu der Spitze gekommen, die brechen muß, beſchloß er mit ſeinem Geſchlechte, — für ihn ſelbſt war der Weg zu unbequem, — das andere Extrem zu verſuchen. Darum habe ich Euch ausgeſetzt in die Wüſte, daß Ihr auf allen Vieren wie die wilden Thiere probirt, ob der Inſtinct Euch aus der Noture wieder zur Nobleſſe führt. Aber ehe ich Euch ausſetzte, habe ich Euch gezeugt, und zwar war Deine Mutter, wie ich mich davon überzeugt, von ſo uraltem Hauſe, daß ſelbſt das Spinn-, Zucht- und andere Häuſer, aus denen ich ſie empfing, ihrem reinen Adel keinen Schaden anhaben konnten. Wenn Du dieſes lieſeſt, hat Dein anderer Bruder bereits dargethan, daß ein einſchüriger Adel — ſeine Mutter hatte nur in der Küche Ahnen — den Weg zurück nicht trifft, und an Dir, mein Vollblutsſohn, iſt es, den bis zu Deinen Allvordern, die in der Morenſchlacht bei Tours ſchon mitſchlachteten, allein

zu ſuchen. Fodere nicht von mir, daß ich ihn Dir zeige. Ich meine genug gethan zu haben, indem ich Euch Brüder auf verſchiedene Wege hinwies. Der der Tugend, auf dem Dein jüngerer ausgeſetzt wurde, hat nun vermuthlich nicht eingeſchlagen. Dafür, daß Du nicht denſelben wirſt gewählt haben, bürgt mir das Blut Deiner Mutter und Dein Pflegevater Wenzelmeier, der ſo wenig dem Klang des Goldes in der Zukunft widerſtehen wird, als er anſtand, für einige klingende Stücke Dich zu ſeinem legitimen Sohn zu ſchwören. An Dir iſt es nun allein, der Welt ein Exempel zu geben von der Kraft des Blutes, und ob die alten Poeten richtig gingen, welche die hochgeborene Brut an Blick, Stärke, Neigungen erkennen ließen, auch in Bettlerlumpen. Deine Glieder, mein Eberhard, verſprachen etwas Herkuliſches, wenn Du auch nicht Schlangen in der Wiege erdrückſt. Magſt Du, während dies erbrochen wird, als ein jacobiniſcher Schlachtmeiſter, ein anderer Danton oder als ein Räuberhauptmann irgendwo geendet haben, wo die Einfaltspinſel meinen, es ſei ſchlimmer enden als im Krankenbette; ſo klage mich nicht an. Auf dem ordinairen Wege wärſt Du verkommen an der moraliſchen Schwindſucht und knickteſt wie wir

Alle, Erben großer Namen, ein in der Eisenrüstung unserer Ahnen. Um eine Rousseau'sche Probe zum Besten der Menschheit, wenigstens der altadeligen Quote derselben, anzustellen, lohnte es sich doch, einen Erben aus dem Hause Derer vom düstern Wege aufs Spiel setzen. Um den Adel zu erhalten sind die größten Opfer, z. B. auch das, ihn aufzugeben, nicht groß genug. Auch setze ich keinen Avis her, wo man Dich trifft, um Dir die Freiherrnkrone zu bringen, wie dem Saul die Königs- und dem Finkler Heinrich die Kaiserkrone. Bist Du echt, wirst Du von selbst kommen und sie fodern. — Und wäre es nicht so, der andere Tugendhafte bliebe Erbe, und Deine Ansprüche verbrennten mit diesem Papier, ungelesen, unbekannt, — nun wie viel legitime Könige starben nicht im Mutterleibe; und andere erfrieren sich die Nasen im Postwagen! Wurdest Du ein Holzhauer und stirbst auf Stroh, so wirst Du doch nie am verdorbenen Magen gelitten haben, noch am Podagra, und, was schlimmer als Beides, an Langerweile und Überdruß und dem verzweifelten Experimente, die Welt für vollkommen und die Menschen für perfectibel zu halten. Wenn Du aber ein Baron bist und die Welt um ein paar Jahrhunderte zu-

rückgeſchraubt, ſo vergiß nicht, daß Du da biſt, um zu eſſen, zu trinken, zu küſſen und zu ſchlafen, und wenn Du ſatt gegeſſen, getrunken, geküßt und geſchlafen, Du etwas feſter einſchläfſt, um Andern Platz zu machen zum Eſſen, Trinken, Küſſen und Schlafen. Nur eine Lebensmaxime kann ich Dir als eine erprüfte Wahrheit hinterlaſſen: Verliebe Dich nie in Deine Köchin, Du wirſt dann immer ſchlecht bedient. Das glaube mir, mein Sohn, da ich aus Erfahrung rede; aber weiter glaube nichts."

Unſere erſten Rechtsgelehrten und Staatsmänner haben dem Freiherrn ihren Beiſtand angeboten. Wiewol jene das Filiationsanerkenntniß anfechten, den Teſtator für geſtört erklären wollen und dieſe aus ſtaatsrechtlichen Gründen von einem Machtſpruch zu Gunſten des einmal als legitim anerkannten Sohnes ſprechen, indem die Willensmeinung des Teſtators eine nicht zu duldende Verhöhnung alles Beſtehenden und der Geſetze involvire, will doch der Freiherr nichts davon wiſſen. Ja, in einer nobeln Aufregung will er nicht einmal von dem Umſtande, daß die Exiſtenz ſeines ältern Bruders nicht conſtirt, und derſelbe vermuthlich ſelbſt nichts von ſeiner Qualität weiß,

Vortheil ziehen, sondern fodert ihn in den Zeitungen auf, sich zu melden, und die Erbschaft, die er im Begriff ist, der Curatel der Gerichte zu übergeben, anzutreten.

44.

Die Canoniſſin an den Baron.

N . . . .

Zuweilen kommen Sie mir vor, wie ein junger Menſch, der zum erſten Mal in die Welt tritt. So von ſüßen Illuſionen umſtrickt, ſo zutrauensvoll, ſo kindlich gläubig, daß ich nicht weiß, ſoll ich mich darüber wundern, freuen oder bange ſein. Sie, der das geduldet, das gethan, das ſchrieb — und drucken ließ, der gefürchtete Satiriker, voll Jugendmuth, voll gläubiger Hingebung, mit einem roſenrothen Liebeſchein umwoben, als wäre das Weh der Welt, das vorhin Ihr Innerſtes zerriß, mit einem Male nicht da.

Iſt das die Regenerationskraft, die Fähigkeit der Wiedergeburt, welche dichteriſchen Gemüthern, denen die philoſophiſche Ader verſagt ward, anhaf-

ten ſoll? Ach, ich will mich herzlich freuen, wenn es ſo iſt.

Aber bange ſein muß ich auch. Ich ſehe doch ſonſt viel heiterer als Sie, und faſt hundert Meilen von Ihnen liegt ſie mir klar, handgreiflich vor Augen, die graue Aſche, über der es golden glimmt. Ich zittere für Sie, wenn die ſpäte Fata Morgana, die ſo unnatürlich ſchnell vor Ihnen aufſtieg aus dem Meere des Schmerzes, plötzlich zu Luft und Wind wird, und verſinkt, und es Nacht um Sie werden wird. Dann nur Muth, mein Freund! Zu ſolchen Täuſchungen, die uns phantaſieloſern Geiſtern ferndleiben, ſind ſie einmal verdammt. Die Vibrationen der Empfindung machen Ihr Leben aus. Auch begreife ich es, wie das grade jetzt ſo kommen mußte. Auch jeder andere Kreis, wo ein Weſen mit Wärme und Geiſt Ihnen entgegentrat, hätte jetzt Sie feſſeln müſſen. Das Bedürfniß der Liebe war es, nicht die Liebe. Wenn nur etwas davon bleibt; nicht außer Ihnen, in Ihnen. Wenn es Sie nur nicht übermannt und in die Nacht der Verzweiflung ſtürzt.

Das wird nicht. Sie ſind auch darin glücklicher als Viele.

Mein Freund, wir werden uns nicht wieder sehen. Wenn Sie dies lesen, in dem Augenblick, wo mein Mund verstummt, mein Auge erlosch, meine gebrechlichen Glieder ausruhen in der kühlen Muttererde, und mein Geist aus lichtern Räumen auf diese Irrungen herabsieht, lassen Sie mich dann einen Getrösteten sehen. Setzen wir, ich schwebte im Abendstern. Wenn er aus dem Meere aufsteigt und hell in Ihr Zimmer scheint, dann sprechen wir miteinander, und Sie werden es verstehen, was ich sage.

Ich hatte heut ein ernstes Gespräch mit meinem Arzte.

Die Glocken läuten. Der Minister S•••• wird beerdigt. Ich habe den Mann beinahe gehaßt; es thut mir jetzt weh. Er handelte doch nur so, weil er so glaubte handeln zu müssen. Ich antwortete ihm einmal sehr scharf in der Gesellschaft beim Präsidenten. Ihm entfuhr ein grobes Wort. — Wenn man dort errethen kann, werden wir's Beide gewiß beim ersten Wiedersehen, und werden uns die Hand reichen, der strenge, schroffe Mann vom alten Regime und ich — — und lächeln.

Man ſpricht hier wieder recht arg. Von bevorſtehenden Ausbrüchen. Iſt denn das möglich! Sie bringen es ja doch höchſtens bis zu einem Schloßbrande, und das Schloß mußte ſchon alt ſein und häßlich.

15.

Die Canoniſſin an den Baron *).

N . . . .

Eine Stunde, ehe Ihr Brief ankam, war ſchon der Chargé d'Affaire hier und brachte mir die Nachricht, die auf dem Legationswege ſchneller eingegangen war. Ihre Worte ſagen es nicht, daß Sie Troſt begehren, aber es ſpricht ſich zwiſchen den Zeilen aus. Eine Nacht ſpäter und Sie hätten anders geſchrieben, einen Tag ſpäter und Sie hätten auch vielleicht anders gehandelt.

So mußte ſich das peinliche Räthſel löſen! Es iſt jetzt ein Bruder, der Ihnen geharniſcht in den Weg tritt.

Mein Freund, Sie haben mein tiefſtes, innigſtes, herzlichſtes Mitgefühl, aber nicht um die Erbſchaft.

*) Mehre dieſem vorangehende Briefe des Barons ſind nicht abgedruckt.

Was iſt Tod, Entfernung, mangelnde Sinne, die uns trennen von unſern Lieben, gegen die Trennungen, die Sie ſchon erlitten. Räume können verſchwinden, der Tod wieder vereinigen, — wer ſoll dieſe Klüfte ausfüllen, wer da die Hände zuſammenbringen! Der Geiſt faßt es nicht, und das könnte uns ſchwindeln machen, zweifeln am Rande des Abgrundes, wo jeder Zweifel ſchwinden ſoll.

Daß es ſo gräßliche Menſchen geben kann. Und Einer muß Ihr Vater ſein! Nicht zufrieden zu ſein mit dem Leben; noch weit hinaus den Theuerſten es verbittern, mit hölliſcher Luſt den Wermuth in den Quell werfen, damit er noch den Strom nahe am Erguß ins Meer vergifte!

Wenn er nun ein Räuberhauptmann wurde; wenn er, auf dem Schaffot ſtehend, die Meldung erhält — daß er nicht nöthig hatte zu rauben und zu morden! Gott, das iſt ja doppelter Tod. Sie haben Unrecht gethan, ganz gewiß, ihn aus ſeinem Dunkel, aus dem Schlamm heraufzucitiren. Ich bin diesmal mit Ihren Freunden hier darüber einig; nur meinen ſie um Ihretwillen ſo, ich um den Unglückſeligen. Dem, wenn er noch lebt, kann ja nicht mehr geholfen werden.

Der arme Bruder kann, hier verurtheilt, dort als Ankläger, vor den großen Richter treten und sprechen: „Mein Vater hat mich dem Laster überwiesen; ohne ihn stände ich rein vor Dir. Die Last meiner Sünden falle auf ihn.“

Wie das ewige Urmeer des belebenden Lichtes, wenn es uns anstrahlen wird mit dem Glanze, für den wir keine Worte, keine Vorstellung haben, auf solche Caricaturen fallen wird! Ob sich daraus noch ein Wesen entwickeln kann, ein Schmetterling aus dem Kobold, der in dem reinen Äthermeer existiren mag, oder ob solche Wesen in ihr Nichts zergehen, ihre Atome zurückgewiesen zum Staube, zur Nimmerwiedergeburt? Allein wo bleibt der Geist, ich meine den zerstörenden Witz, der doch in hohem Grade, in fürchterlich consequenter Ausbildung da war? Gibt es dafür eine Hölle, ein Fegefeuer, und wie lange, durch wie viel Gestaltungen, wird der Läuterungsprozeß dauern?

Die Nacht blickte ich durch eine Felsspalte in diese Hölle — ich hatte am Abende in der französischen Übersetzung einiger Hoffmann'schen Mährchen gelesen — und mir graute vor diesem grinsenden Herrentanz Lichtfunken sprühender Mißgestalten, vier, sechsfüßig, mit, ohne Kopf, auf den

Händen gehend und Alle lachend in ihrer Qual. Der unſelige Mann, der Ihnen, uns Allen, das Leid bereitet, führte den Reigen.

Eben kommt Ihr zweiter Brief.

Alles das konnte ich erwarten. Wie Sie Ihre Freunde dort beſtürmen würden, es Ihnen zur Pflicht machen, an ſich ſelbſt zu denken. An Gründen von Staatswohl, Ordnung, Geſetzlichkeit, Vorrecht der Bildung, Achtung für den Beſitz fehlt es dabei nie; Freundeseifer, der nichts koſtet und doch nur an ſich ſelbſt denkt. Und wenn das nicht, ſo denken ſie an die gute Geſellſchaft und an das größte Unglück, daß ein wilder Mann auf ihren Tabourets Platz nehmen kann.

Darum will man Sie im Beſitz erhalten, und Sie, überwältigt von Schauer, Großmuth, Entſagung klammern ſich um ſo feſter, als Jene Sie mit Bitten beſtürmen, an den heroiſchen Entſchluß; und wo vorhin der ſtille Zweifel auch Sie tröſtend umgaukelte, daß er nicht kommen werde, ſteht jetzt die Vorſtellung, daß er kommen wird, rieſengroß, ein Götze, dem Sie Ihr Herz opfern würden, vor Ihnen. Daß die Leute Sie nicht verſte-

hen wollen, daß man Ihnen andere Beweggründe unterlegen oder Sie einen Phantaſten ſchelten wird, darauf ſind Sie vorbereitet.

Und haben die Leute ſo ganz Unrecht? Iſt es die reine Bruderliebe? Iſt es nicht vielmehr ein Kitzel, ein wilder Naturdrang, mit dem Schickſal, das ſo ungerecht gegen Sie war, zu rechten, ihm Alles vor die Füße hinzuwerfen, um nichts ihm zu danken zu haben? Kann Das Liebe ſein zu einem Bruder, deſſen Exiſtenz noch in der Luft ſchwebt, vielleicht auch nur ein Phantom des Grillenhaften, vielleicht ſchon Staub zum Staube ging? — Und darum dieſe Extravaganz von Schmerz, alle Schleußen der alten Wehmuth geöffnet, und ſtatt, wie ein Mann ihr entgegenzutreten, der feſthält, was zu retten iſt, ihr Alles hingeworfen, um ſprechen zu können: Nun kannſt Du mir nichts mehr nehmen.

Nun, wenn Sie denn ſo dürſtig ſind nach Unglück, wird Ihnen Das, was Sie früher oder ſpäter doch erfahren müſſen, jetzt willkommen ſein.

Die Nemeſis hat in dem Hauſe der Roſe gewaltet. Was man ſchon längſt argwöhnte, iſt eingetreten, auch der Wohlſtand ihres klugen Vaters war nur ein fingirter, der durch die letzten Anſtren-

gungen ſein Schiff in eine noch höhere Sphäre zu treiben, Schiffbruch litt. Er ſelbſt kam dabei um, die arme Roſe liegt auf einer Klippe. Doch hören Sie es mit dürren Worten.

Er zog nach der Reſidenz, wo im Wirbel der großen Welt die kleinen Flecken, die ihr Ruf in jener Mittelſtadt erhalten, von dem Strom des Neuen ſchnell fortgeſpült ſind. Sie hat auch hier wieder geglänzt; aber ihr Fuß war unſicher, ihr Blick getrübt durch den Schleier der Melancholie. Das ſoll ſchon häßliche Zwiſtigkeiten in der Familie gegeben haben. Anbeter fanden ſich genug, aber nur glänzende Schmetterlinge. Auch der Alte war aus ſeiner Sphäre entrückt, wo er Herr geweſen. Er traf hier nur auf Leute, die ebenſo ſchlau ſind, als er. Das Kleid des deutſchen Biedermannes paßte nicht dahin, und er war zu verſtändig, um nicht zu wiſſen, daß ſich ein anderes, wenn man ſo alt wird, nicht mehr leicht anziehen läßt.

Indeſſen ſchien ein vornehmer Fremder, ein ruſſiſcher Fürſt, der ſich incognito dort aufhielt, endlich an die Angel zu beißen. Ob der Alte, im Gefühl ſeines ſinkenden Credits vielleicht ein Auge ſeiner Klugheit zudrückte, weiß ich nicht. Iſt es

nicht auch der Welt Gang, daß die Überklugen zuletzt auf die allerdümmſte Weiſe ſich betrügen laſſen! Klar iſt aus dem Verhältniß nur, daß der Fremde Geld gegeben hat und man vorläufig von einer heimlichen Ehe ſpricht, indem Familienrückſichten dem Fürſten noch nicht erlauben, öffentlich aufzutreten. Plötzlich ſtarb der Alte, man ſagt, in einem Ausbruch von Wuth. Die Mutter mußte mit der Roſe aus der theuern Reſidenz wieder in die Provinzialſtadt ziehen, wo ſie in völliger Abgeſchiedenheit leben, bis die Politik oder ein Todesfall, oder Gott weiß was, dem vornehmen Gatten erlauben, ſeine Braut oder ſeine Frau zu holen. Daß es auch an ganz andern Erklärungen nicht fehlte, mögen Sie glauben. Die Kleinſtädterinnen vergeben es der Roſe nicht, daß ſie einſt der Stern dort war, der Aller Augen von ihnen ablenkte. Einige wollen, erſt nach des Vaters Tode, der am Schreck über ſeine Täuſchung geſtorben, habe die Roſe den Thränen der Mutter nachgegeben, und es ſei nichts als eine mariage de conscience. Die Quelle, aus der ich es habe, gefällt mir nicht — der Chargé d'Affaires — aber doch glaub' ich dran. — Ich bedauere die Roſe. Sie erlauben es mir doch? Sie werden ſie auch bedauern, wenn ihr Verder-

der ein Elender iſt, und mein Gewährsmann glaubt ihn zu kennen.

Es liegt ein Haufen Briefe, für Sie geſchrieben. Nur dieſer geht zur Poſt. Meine zerbrochenen Gedanken in den andern ſollen Sie noch nicht verwirren.

46.

Der Baron an die Canoniſſin *).

T . . . . .

Vom Thron geſtürzte Könige habe ich oft beneidet. Welche innere Welt muß ihnen plötzlich aufgehen, wenn die des Glanzes erloſch und das entfernthaltene Menſchliche nun an ſie herandringt. Die erſte Noth, Hunger, Durſt, Kälte, das muß ja Wolluſt ſein, ein Bad nach einem Samum. Der erſte Höfling von Denen, die im Staube krochen, wenn er das Thor ſeines Schloſſes ängſtlich vor dem Flüchtigen verſchließt, um nicht beim neuen Machthaber verdächtigt zu werden, wie muß das die Bruſt des Menſchen in dem entthronten Könige erheben. Ich ſchlüge ein Gelächter an, daß

*) Mehre Briefe des Barons, die dieſem vorausgingen, ſind nicht mitaufgenommen.

ſie drinnen ſich entſetzten, wie die Moren als Roland ins Horn ſtieß.

Ich komme mir auch bisweilen wie ein entthronter Monarch vor. Das ſind meine ſeligen Augenblicke. Dann mache ich meine Tour durchs menſchliche Elend. Es iſt abſcheuliches Wetter, Regen, Sturm und Schnee, feucht und kalt. Ich ſchleiche dann im Mantel durch die dürftigſten Winkel der Stadt, wo der Jammer aus dem Schmuze vorſtarrt und in grauenhafter Häßlichkeit ans Licht tritt. Ach, ich brauche nicht in dieſe engen Gäßchen darum zu gehen, es kommt mir in meinem eignen Hauſe entgegen, auf jeder Stufe. —

Im Dache wohnt es in unverhüllter Geſtalt. In der Kammer neben den beiden Wahnſinnigen hauſt ein junger Menſch, deſſen ſtierer Blick aus dem hagern, blaſſen, geiſtreichen Geſichte mich jedesmal erſchreckt, wenn ich ihm auf der Treppe begegne. Wie er an mir vorüberſchießt, kaum den Gruß erwidernd! Iſt es, um den abgetragenen, bis an den Hals zugeknöpften Rock nicht zu zeigen, oder um ſeine Unabhängigkeit zu beweiſen? Er hat vielleicht oft nicht das trockene Brot, und doch herrſcht er die Dienſtboten in einem unerträglichen Tone an. Angebotene Hülfe verſchmäht er,

sarkastisch antwortend, man möge sie für Die sparen, welche darum bitten. Ihm ist nicht zu helfen, der Stolz ragt mit der Armuth um die Wette an seiner Existenz. Er war Lehrer an einem Gymnasium, aber weil er einmal trunken in die Classe kam, mußte man ihn absetzen. Es war das erste und einzige Mal. Aber es mußte der Knaben wegen geschehen. Ein Jugendfreund, wie er begabt, hatte aus derselben Flasche denselben Rausch getrunken. Aber was man in der Classe Betrunkenheit nannte, hieß im Auditorium der Akademie ein genialer Rausch. Der junge Docent sprach freier, kühner als er selbst gewollt; der Sohn des Premierministers, der zufällig hospitirte, berichtete seinem Vater von dem großen Succeß, sein Ruf war gemacht, seine Auditorien füllten sich, und der junge Docent ist jetzt der hochberühmte Professor, Geheimerath und Kanzler * * *, und dieselbe Flasche voll goldener Träume, die den armen Gymnasiallehrer um seine Hoffnungen getäuscht, um sein Leben betrogen, ward für den Andern die Stufe zu einem ungehofften Glücke. Der arbeitet jetzt an Gesetzen für das ganze Land, während dieser in Correcturen von schlechten Kinderbüchern seine trübe Einsamkeit verbringt. Jenem löste sich der Un-

muth in der Bruſt in eine Welt, die er beherrſcht, auf, ſein Auge ſtrahlt aus einem glänzenden Geſichte; Dieſem ſind alle Zweifel und Disharmonien des Lebens in das innere Reich des Geiſtes getreten; er iſt auch ein König da, er herrſcht mit Strenge, aber ſeine Unterthanen überwältigen ihn doch.

Dicht über mir wohnen ſubalterne Beamte; ihre Phyſiognomien laden nicht zu näherer Bekanntſchaft ein. Blaß, gelb, faltenreich, keuchend vom Regiſtraturſtaub, der Geiſt zerdrückt vom todten Dienſte. Wenn ſie mir begegnen, ziehen ſie tief den Hut vor dem Barone, oben ſollen ſie Liberale ſein. Ich weiß nur ſo viel von ihnen: ſie ſind unzufrieden, ſie mit ihren Frauen, ihre Frauen mit ihnen, die Frauen untereinander, Alle mit ihrem Poſten, der ſie nur eben mit Noth auskommen läßt, und mit dem Gouvernement, das immer Einſchub bringt und junge Adelige ergrauten Bürgerlichen vorzieht. Sie ſchwören, man müſſe glücklich ſein, wenn man Connexionen hat.

Eine intereſſante Witwe hat die kleine Wohnung neben meinen Zimmern inne. Sie lebt von Hoffnungen. Einſt eine bedeutende Rolle in der großen Welt ſpielend, blieben ihr nichts als die

Namen der vornehmen Bekanntschaften, die Ansprüche an sublime Lebensregionen und die Hoffnung auf den Gewinn eines langwierigen Processes. Wie die Gemeinheit des Alltagslebens, die Nothwendigkeit sich mit den täglichen Bedürfnissen zu beschäftigen, die arme Frau anekelt! Sie schwebt noch immer im Glanz; unschuldig! Denn sie hat es nie anders gekannt. Die dänischen Handschuhe ausziehen zu müssen und in die Küche zu treten, dünkt sie eine Versündigung am natürlichen Adel. Noch ein Leiden hat sich zugesellt: der Kummer um ihre Tochter. Sie schien verlobt mit einem reichen jungen Manne, dem Sohne ihres Advocaten, der unter unter uns wohnt. Das ist auseinandergegangen, entweder weil es mit dem Proceß oder mit dem Advocaten schlecht steht. Oder vielmehr mit Beidem; es fragt sich nur: womit am schlimmsten. Ich weiß nicht, ob sie es auch vorher war, jetzt ist die junge Dame noch interessanter als die Mutter. Als ich bei der ersten Theegesellschaft die Liebenden sah, meinte ich nicht, daß es so stände, aber sie hatten Beide schon resignirt und die Kraft des Schmerzes hatte einen neuen Bund zwischen ihnen geschlossen: zu dulden, ohne es der Welt zu verrathen. Ich erfuhr überhaupt erst vom nordischen

Grafen, der auch in diesen Cirkeln heimisch ist, wie der Glanz hier, an den ich keine Ursache zu zweifeln hatte, nur dünnste Plattirung, für das Lampenlicht berechnet ist. Sie schminken sich, Mutter und Tochter, nicht aus Eitelkeit; nur um die Spuren der schlaflosen Nächte, der kummervollen Tage Abends zu verbergen, wenn ein kleiner geistvoller Cirkel sich bei ihnen versammelt. Doch scheint mir durch die leichte Schminke der Tochter eine Röthe vorzuscheinen, welche sie es vielleicht bald verschmerzen läßt, wenn der Proceß der Mutter verloren geht.

Wenn sich mir hier der Kummer verbarg, um wieviel mehr in den glänzenden Salons des Advocaten unten. Er ist kein Rabulist; er ist einer der geistvollsten und gewandtesten Sachwalter, der Staat selbst sucht oft seine Hülfe; es hätte ihm nur den Willen gekostet, um ehrenvoll in dessen Dienste überzutreten. Aber er ist Weltmann, dem das Vergnügen des Momentes über alle Rücksichten geht. Er macht ein mehr als glänzendes Haus, und seine Liebenswürdigkeit zog die ersten Männer aus der Stadt vom Hofe und der Diplomatie in seine Cirkel. Es sind lange Jahre darüber vergangen, ehe man inne ward, auf wie hohlem Boden

dies luftige Haus erbaut ist. Entfernt von sich selbst alles Unangenehme haltend, war er für Alle, mit denen er umging, um deshalb so angenehm, weil er auch für sie dieselben Gesetze gelten ließ. Sein für die Kunst schwärmender Sohn lebte mehr in Italien als in Deutschland; er gab Concerte, die Tausende kosteten und erwarb eine Galerie von Meisterstücken, um die ihn Fürsten beneiden. Auch seiner Herzensneigung stellte der gefällige Vater kein Hinderniß in den Weg, bis er unlängst in einer Unterhaltung unter vier Augen ihm den schönen Palast seiner Hoffnungen von Grund aus einstürzen ließ, indem er den Abgrund ihm zeigte, auf dem sein eigner stand. Der Sohn erkannte das Unabwendbare. Aus Pietät, Resignation oder Verzweiflung folgte er den vernünftigen Vorstellungen des Vaters. Der Kitt für das borstende Fundament sollten die Geldsäcke der häßlichen, ungeliebten Tochter eines großen Wechselhauses sein. Sidonie erschrak, als sie die Verlobungskarte sah; sie ist dem jungen, schönen Manne, der mit ihr in der Begeisterung für Beethoven und Titian harmonirt, sehr zugethan und nennt es die abscheulichste Mesalliance. Ich war dabei, als der Bräutigam die Verlobte im Hause der Witwe vorstellte. Es war ein

großes Schauspiel, die Verstoßene und die Erwählte zusammen auf dem Sofa zu sehen, scherzend, fast kosend; wie die Unterhaltung gefügig flog um das Geringfügigste, jeder ein Meister, der den Andern zu überbieten suchte in Witz, Heiterkeit; und es war doch Keinem Geheimniß was im Andern vorging. Der Wechslertochter muß ich aber den Preis geben, als sie in der Abschiedsumarmung dem Fräulein das Versprechen abdrang, sie nicht zu vergessen und ihr künftiges Haus als das Ihrige zu betrachten. — Es ist doch etwas Großes um unsere Gesellschaftsbildung. Wie die Verlassene sich nachher hinwarf, die Thränen erstickten, und das blutende Herz gegen die kranke, schwache Brust schlug, mich dünkt, ich hörte es durch drei massive Mauern, und wie die Braut im Wagen zum Bräutigam sprach: „Sie hat sich doch noch ziemlich conservirt"; mich dünkt, ich hörte es auch durch das Rollen der hundert Wagen auf dem Pflaster. Aber außer mir hat es Niemand gehört. Sie sagen Alle, es sei ein großes Glück für die Familie.

Gestern war die Hochzeit, und eben war der nordische Graf bei mir. Ohne ihn glaubte ich vielleicht noch heut, die Leute unten seien entsetzlich

glücklich. Die Laquaien haben in Carmoisin und echten Tressen aufgewartet, und man hat von Gold und Silber gespeist. Der spanische Gesandte hat das Glück der Neuvermählten ausgebracht; aber nach Essens hat der glückliche Vater des Bräutigams den Brautvater etwas bei Seite gezogen, sie haben im Fenster eine Viertelstunde gesprochen, und der Wechselherr hat dem Advocaten zärtlich die Hand gedrückt, damit sein blasses Gesicht wieder roth werde. Niemand hat ein Wort verstanden, aber der Graf weiß es doch, was der Wechsler zum Advocaten sprach: daß Personen und Sachen verschiedene Begriffe seien, die nicht vermengt werden müßten, seine Tochter eine Person und sein Geld eine Sache sei. Wenn er auch die Person der Tochter aus seinem Conto gestrichen, so sei das mit dem Gelde nicht der Fall, und der werthe Bruder möchte ja niemals auf ein Anlehen aus seinen Geschäfte rechnen, da Alles bis auf Heller und Pfennig sicher placirt wäre.

Der Advocat ist schon zu Hause und trinkt Kamillenthee auf dem Sofa hingestreckt. Seine Gattin, die noch wohlberechtigt ist, Ansprüche auf Schönheit und Anmuth zu machen, geht in der Stube auf und ab, weint und kratzt das Eis von

den Fensterscheiben. Ihr ist die Arroganz, der gemeine Geldstolz der Wechslerfamilie immer zuwider gewesen, sie klagt um ihren schönen Sohn, und sagt: „Das haben wir davon!“ Er fragt: „Wird es besser davon?“ — „Schlimmer kann es doch nicht werden“, antwortet sie. Er stochert sich in den Zähnen und brummt: „Das kann Niemand wissen.“ Jetzt singt er sich ein Liedchen aus der letzten Oper und läßt sich vom Bedienten die Visitenkarten vom Spiegel geben, eine Art Patience damit spielend. — Der fatale Graf, der mich angesteckt mit seiner Kunst durch die Wände zu sehen!

Und von den Allerärmsten habe ich doch noch kein Wort gesagt. Im schmuzigen Winkel des Hinterhauses, über einer Art Hühnersteige, vegetirt eine Familie, so reich an Köpfen als an Unglück. Ich weiß nicht, wie das Brot und der Korb Kartoffeln, die ich alle Morgen über den Hof tragen sehe, für all' die Krausköpfe ausreicht; und die blasse Frau, die immer auf dem Siechbett liegt, dem einzigen, was sie besitzen, bringt doch noch jährlich einen neuen zur Welt, oder gar Zwillinge, und Alle leben und sind hungrig! Zwei Söhne sind contract, eine Tochter leidet an den Folgen

unglücklicher Liebe, die sich indessen nicht in nervöser Schwermuth, sondern in einem pausbäckigen Knaben dargethan haben, den der blasse, abgemagerte Großvater Stiefelputzer miternähren muß. Wenn der Mann von Morgens vier bis an den dunkeln Abend sich hungernd und dürstend abgearbeitet, kommt er mit einer Laß ungeputzter Stiefeln nach Hause, um die Freuden der Häuslichkeit zu genießen und sie zu putzen. Kaum scheint Mittags etwas von Sonne in das dunkele Loch, und doch ist es die allerfroheste Familie im Hause. Die Miether haben sich schon beschwert über ihr Singen, und daß die Kinder so vielen Lärm machen auf dem Hofe. Da tanzt eben die älteste Tochter mit ihrem jüngsten Bruder, oder ist's ihr Neffe, im Arm herum und ist froher als auf dem Ball, und Musik fehlt auch nicht, wenn sie gleich der blinde Leiermann nur für die reichen Leute im Nebenhofe macht, die ihm ein paar Kreuzer schenken. Warum sollte die Familie auch nicht überglücklich sein, sie schwelgt auf lange von dem Capital, das ich dem neunzehnjährigen Literaten nicht gab.

Am andern Morgen.

Das war eine fürchterliche Nacht. Um ein Uhr ein Schuß. Geschrei, Lichter flackern durchs Haus. Laternenschein aus dem Keller leitet die Suchenden dahin. Sie finden den Advocaten mit zerschmettertem Kopf am Boden. Die Pistole neben ihm.

Die Leute im Hofe erzählten sich grauenhafte Dinge. Es ist ein Fest für sie, noch etwas ganz Anderes als ein Melodrama. Sie freuen sich auf das Begräbniß, und streiten, ob es ehrlich sein wird. Er kommt doch, meinen die Frondeurs, auf den Kirchhof. Wer vornehme Bekanntschaften hat und zu Essen und Trinken gab, dem fehlt nichts auf der Welt, — nicht mal ein anständig Grab! Seine Witwe liegt in Krämpfen. Die Tochter der armen Witwe ebenfalls. Es wäre die Frage, wen es am meisten angriff. Die Witwe des Opfers, glaube ich, überlebt es, und sie ist wirklich glücklich, in ihrer Besinnungslosigkeit nichts gehört zu haben von den Flüchen der eindringenden Gläubiger, der Domestiken, die noch nicht bezahlt sind, und vor Allem die giftigen Stachelreden des Wechselherrn, welcher der Erste auf dem Platze war. Er sprach zu Jedem, der es hören wollte, von betrügerischem

Lumpenpack, das ſich in ſolide Familien drängt, und hätte gern die arme Frau aufgerüttelt, um auch ihr die Frage zu ſtellen: weshalb der Advocat ſich nicht lieber vergiftet und im Bett geſtorben wäre? Dann hätte ſein Einfluß und ſeine Bekanntſchaften wol ein ärztliches Atteſt erwirkt, daß der Todte an einem Schlagfluß geſtorben, und der Anſtand wäre gerettet!

Der Sohn, aus der Brautnacht zu einem ſolchen Morgen geweckt, wankte wie ein ſteinernes Bild umher. Ich ſah keine Thräne in ſeinem Auge. Seine Frau nahm ſich beſſer als ich erwartet. Sie wehrte mit theilnehmender Heftigkeit den Vater ab, ſorgte, wo vor dem Übermaß der Sorgen Keiner ans Nächſte dachte, dafür, verwies die ungeſtüm Andringenden, empfahl die Schwiegermutter dem Arzte und ſprach dem Manne Muth ein. Wie ihr Auge ſo hell ſtrahlte, wie es Blicke hatte für Alles, Trotz für die Trotzigen, Mitleid für die Kranke, Troſt für den Gatten, wich ein guter Theil ihrer Häßlichkeit. Ihre Sprache klang wohltönend und der wirthſchaftliche Verſtand, der ordnende Geiſt liehen ihr Reize, die uns zuweilen an Frauen die mangelnden des Körpers erſetzen. Ich höre, ſie hat ihre Juwelen verkauft, den Vater

zu einem Arrangement für die unglückliche Witwe und ihren Mann zu einer Reiſe nach Italien bewogen.

Auch ich werde dies Haus verlaſſen. Es gibt Unglückshäuſer, wie es Glückshäuſer gibt. Die reichen Kaufleute hier glauben wenigſtens daran, und vertauſchen nicht wie die unſern die Comtoire ihrer Väter, wenn ſie auch noch ſo eng, dumpf und dunkel ſind, mit bequemern.

47.

Aus einem Briefe des Candidaten H..... an —

(Später aufgefunden.)

A.....

— — — In einer Januarnacht auf der ordinairen Post, wenn der Ostwind durch die Lederklappen pfeift, ohne Mantel und in Nanquinhosen, und keinen Groschen in der Tasche, und dazu krank, verflucht krank — —

Kannst Du Dir noch was zudenken zum Elend? — Freilich, man könnte uns noch einen Eisenring um den Hals löthen; das ist der einzige Beweis, der noch fehlt, daß wir Leibeigne sind.

Der Thorschreiber fuhr zusammen, als ich mich Candidat nannte. — „Des Predigtamts?" fragt das Hundegesicht. — „Nein des Galgens!" schreie ich, daß ihm die Laterne ausgeht.

„Ein verderbener Candidat", brummte es in die Nacht. Was heißt verderben?! Daß man zur Vernunft kommt!

Mein Schirrmeister reichte mir zum Abschied einen Schnaps, statt daß ich ihm ein Trinkgeld gab, und dann promenirte ich allein durch die lichterhelle Stadt. Wie man zum Mordbrenner werden kann, das begreif' ich, wenn man in einer kalten Winternacht hungernd und in Nanquinhosen an den hellen Fenstern vorbeigeht, wo die Weingläser und Punschlöffel klirren. — — — Die Stimmen von einem Paar Polen führten mich zurecht.

Allein bin ich nicht mehr, — habe Geld und Mantel dazu — aber krank noch; wozu curiren, wo Alles krank ist, und die Radicalcur kommt.

— — — So sind Die hier. Dein ehemaliger Stiefbruder, der Landbeschädiger, spielt eine saubere Rolle. Kein Wunder, daß er Euch vergaß Er schwänzelt unter dem aristokratischen Gezücht, wie es solcher niederträchtigen Natur eigen ist. Aber selbst Die mögen ihn nicht. Es ist auch nicht mehr zu schwänzeln. Die Mitteimenschen müssen grade zuerst ausgerottet werden, weil sie

immer beilegen, beschönigen. Für oder gegen heißt die Losung. Beschönigen! Ein verfluchtes Wort; was häßlich ist, schön machen! Ich möchte alle Schönheit mit Koth beschmeißen.

Dieser Göthe, diese Kunstmenschen, wie lange haben sie uns betrogen mit ihren Masken, die sie vor die Unnatur, die himmelschreiende Ungerechtigkeit hielten, und mit ihr kokettirten. Nun lamentiren diese lappigen Milchmenschen, die unsere Sehnen, Nerven, Geister in ein Kunstsystem spannen möchten, daß wir über den Schönheitssinn vergessen sollten, daß wir ein Volk sind, was essen, trinken, handeln, selbst sehen will, und nicht begreift, warum es sich von Natur bücken soll vor einem, der nichts voraushat als einen schwarzen —

In Paris fließt der Rinnstein in der Mitte der Gassen; das ist das juste-milieu. Bei uns noch näher an beiden Seiten; wir wollen sehen, wie lange wir den Unrath noch da lassen.

Das Volk ist gut. Die kleine Presse arbeitet tüchtig. Sie spuckt ihnen ins Gesicht, daß sie sich wundern. Nur noch nicht genug; noch immer Rücksichten. Wundert Euch nur, es kommt noch besser.

Wir ſtehen auf der ſchmalen Kante. Bevor die Sonne zehnmal für dieſe gut katholiſche Stadt untergeht, entſcheidet ſichs, ob — Amerika das lezte Vaterland des freien Deutſchen iſt. — — —

48.

Der Baron an die Canoniſſin.

Z . . . . .

Der ſtille Vorwurf, die fragenden Blicke des Zweifels treiben mich aus des Miniſters Hauſe. Ich höre es flüſtern: Phantaſt! Sie ſelbſt nicht; ſie mag mich verſtehen, aber ſie ſchweigt.

Das Wenige, was mir bliebe, dafür iſt ſie zu verwöhnt. Und wenn ich auf die ſophiſtiſche Stimme hörte, und er träte dann vor mich hin und foderte Rechenſchaft!

Jetzt thun's mir die Leiermänner an. Um jede Ecke, auf jedem Hofe, wie zum Hohn das Kosziuskolied; und wenn das barfüßige Mädchen, der blinde Mann, der Vagabund in ſeiner wehmüthigen Melodie den zerreißenden Vers ſingt:

Keine Hoffnung iſt Wahrheit geworden!

bricht das ganze verhaltene Weh aus der Bruſt und ringt um Thränen.

Ist's nicht mit uns Allen, wie mit dem Polenreiche? Bricht nicht überall das Edelste zusammen, sinken nicht die Stützen, oder ihre Umkleidung löst sich im Wettersturme, und die nackten Pfeiler des Egoismus treten heraus. Das hochherzige Gefühl, nachdem es die angelernten Phrasen aus dem Alterthum abgeschüttelt, spricht in rohen Disharmonien. Die Realität der Liebe, des Glaubens, des berauschenden Vaterlandstolzes, abgewogen auf der psychischen Goldwage, wie viel bleibt!? Nun die Sprachverwirrung, die gegenseitigen Anschuldigungen, die zähneklappernde Angst hinter dem Bravireu, und endlich ein letzter heroischer Aufschwung der Wenigen, die an Tugend glauben, es aber ein halbes Menschenalter versäumten, so zu handeln, ein Aufschwung, so wirkungsreich als der Schwanengesang eines Märtyrers auf dem Scheiterhaufen.

War nicht die deutsche Literatur die herrliche Arena, wohin unsere Nationalität sich gerettet, wo unsere Freiheit noch blühte? Und wer tummelt sich jetzt darauf; mit welchen schmutzigen Lumpen muß der Held behangen sein, damit sich die Blicke auf ihn richten!? Wir haben die Regel bekämpft, wie die Polen den Absolutismus, wir haben polnische Reichstage gesehen, und jetzt haben wir die Misere.

An den paar Königseichen, die noch aus der Verwilderung emporragen, nagen die Würmer. Nieder mit der Autorität, damit die Nesseln wuchern! Und sie nennen das Sandflugmeer Vaterland, und unter den wurzellosen Sanddlumen, die heute blühen, um morgen verweht zu werden, suchen sie die Saat für die neuen Wälder!

Ich blätterte in einem Buchladen. Die überhellen Gasflammen beleuchteten ein Meer von Novitäten, vorgestern geboren, um übermorgen Leichen zu sein. Der industrielle Mann hielt einem jungen Schriftsteller eine erbauliche Rede. „Wenn Sie vor Michaeli damit herausgetreten wären, würde ich es mir zur besondern Ehre geschätzt haben den Verlag zu übernehmen. Seit Weihnachten hat der Zeitstrom eine veränderte Richtung genommen." — „Mein Gott", entgegnete der junge Mann, „Sie selbst munterten mich ja auf, gegen die servilen Grundsätze jener Männer die Geißel des Witzes zu führen." — „Ihre Gesinnungen werden mir immer ehrenwerth bleiben, war die Antwort; leider aber leben wir nicht von Gesinnungen, sondern von deren praktischen Äußerung. Der Markt ist nun überschwemmt von Bewunderung für Napoleon, fast mehr, als die deutsche Geduld erträgt,

was viel sagen will; und die ebenso vielen und noch mehrern Broschüren gegen jene Individuen fangen uns bereits an zur Last zu liegen. Dann darf auch nicht geleugnet werden, daß Viele unbillig über die Schnur gehauen; mancher Mann ist verletzt worden, der in ausgebreiteten Kreisen einer großen Achtung sich erfreut; es sind zudem so revolutionaire und republicanische Grundsätze gepredigt, daß der begüterte Mittelstand selbst eingeschüchtert ist." — „Aber wie oft wiederholten Sie", sagte der Andere, „daß es heutzutage unmöglich sei, ohne Liberalismus durchzudringen, daß ein Buchhändler seinen Laden zuschließen könne, wenn er nicht der Zeit huldige. Sie weisen die historischen Romane von sich, weil Scott's Manier sich überlebt; witzig reflectirende Genrestücke wie Irving's und Heine's Reisebilder haben auch das Ziel der Bewunderung erreicht; die breiten amerikanischen Wasser- und Wüstenromane werfen ihnen zu wenig ab, weil nur die Leihbibliotheken kaufen. Sie munterten mich auf in Spindler's Weise zu schreiben und sprechen selbst jetzt zweideutig von seinem Talent, weil sein letzter Roman nicht das Glück der vorigen machte. Poetische Spaziergänge sollte ich dichten; und nun sagten Sie doch, es wären nur Gedichte, und der

Gedichte wäre das Publicum müde. In bitterbeißende kurze Prosa sollte ich die Gedanken übersetzen, und nun wollen Sie selbst die Gedanken nicht."

„Aber mein Theuerster", erwiederte der praktische Mann, „mache ich denn das Publicum? Sind wir nicht Alle seine Diener und müssen ihm gehorchen, wenn wir nicht verhungern wollen? Und ist unser Stand etwa besser als der der Herren Schriftsteller? Sie ziehen Ihr Honorar, und die verkehrte Speculation macht Ihnen keine Sorge, indeß sie auf uns in Centnern Ballast ruht. Wir müssen vor Allem auf den höchsten Warten stehen, die Nasen und Ohren schärfen und Wetterfahnen ausstecken, um jede Stunde zu wissen, woher der Wind kommt und wohin er geht. Ist das nun unsere Schuld, wenn die Herren Autoren nicht ebenso aufmerksam oder zu langsam sind, und mit dem Zeitbedürfniß erst zu Markte kommen, wenn es verlegene Waare ist. Kann ich dafür, wenn Sie mit Griechenliedern vorrücken, wenn kein Mensch mehr an die Griechen denkt, und mit Polenliedern, wenn die Polen vergessen sind, und man vielleicht spanische oder portugiesische oder englische oder Gott weiß was für Lieder will? Zu gebe ich Ihnen, es

ſieht ſchlimm. So viel wir auch von unſerer Treue ſchwatzen, iſt doch das deutſche Publicum ein entſetzlich perfides, was den Punkt anlangt; und eigentlich wundert es mich, wie ſich noch Talente bei uns finden, die drauf ausgehen, Lieblingsſchriftſteller zu werden, wenn ſie die Exempel von Lafontaine, Clauren, Müllner, Fouqué, Hoffmann, Houwald vor Augen haben. Erſt zerriſſen vor Begier und dann total vergeſſen oder belächelt. Wie oft, bei einem jungen Schriftſteller, werden nicht die Allarmſtangen ausgeſteckt, daß ein neuer Göthe oder Shakſpeare im Werden iſt, und wenn ſein zweites gediegeneres Werk nicht mehr nach der erſten pikanten Fraiſcheur ſchmeckt, rümpft man die Naſen, und nach ein paar Jahren iſt er vergeſſen, wenn er ſich nicht bequemt mit dem Geſchmack zu marſchiren. Ganz Unrecht haben die Herren vom jungen Deutſchland, wenn ſie unſerm Publicum Kunſtſinn vorwerfen. Der iſt längſt zum Teufel gegangen, wenn er je da war, was ich bezweifle. Von Anfang an haben ſie gaffend dageſtanden und in die Trompeten geſtoßen beim erſten rohen Ausſpucken einer jungen Kraft, und nachher, wenn der Dichter zum Bewußtſein kam und in derſelben vollen Begeiſterung und Samm-

lung ſeiner Kraft Werke voll Ordnung und Schönheit ſchuf, haben ſie wol nothgedrungen anerkannt, aber mit den Trompeten war es aus. Heißt das nicht noch immer: Der Werther bleibt doch Göthe's genialſtes Werk, und in den Räubern iſt Schiller am eigenthümlichſten, und ebenſo von Tieck, Werner, Müllner, Grillparzer, und es wird ſo heißen in Ewigkeit. Ja es gibt bei uns ein Publicum, das, wie gewiſſe Garcons in allen neuen Gaſthäuſern herumeſſen, damit ſie die erſten und beſten Probemahlzeiten genießen, alle Neuigkeiten von neuen Schriftſtellern verſchlingt und ein Hallo anhebt, was darin zu finden und darin zu erwarten ſei, und doch ſchon das zweite Werk unaufgeſchnitten zurückſchickt, in der Meinung, daß es den Autor, und was er kann, ſchon aus dem erſten kenne. Dieſes Publicum, das nur koſtet, iſt ordentlich ärgerlich, wenn ein ſpäteres Werk mehr Aufſehen macht, und die allgemeine Stimme es für vollkommener und innerlich friſch und kräftig erklärt, und ſie ſich wieder damit bemühen müſſen, gleich einem Regiſtrator, welcher alte reponirte Acten wieder aufſuchen muß, während er alle Hände voll zu thun hat mit den neueingehenden. Alles leeres Gewäſch, mein Lieber, was man noch von Liebe und

Begeisterung für Dichter spricht. Man kauft nur was man muß, und die sich Anhänger nennen, leihen sich die Werke ihrer Lieblinge. Einem Schriftsteller, der sich halten will, kann ich gar nichts Anderes rathen, als daß er immer Fragmente gibt, die die Leute neugierig erhalten. Wer so bruchstückweise etwas hinwirft, da denkt der Deutsche, dem die Phantasie über Alles hilft, wunders was in den Lücken steckt. Ein ordentlicher Anfang ist schon schlimm, aber ein Schluß der nichts zu rathen läßt, verdirbt jedem Autor den Markt."

Ich mischte mich in das Gespräch. Ob der Strom nicht vielleicht das Schlechte wegspüle und der Wendepunkt nahe sei, wo man, ermüdet von den Tagesproducten, wieder mit offenen Armen das Würdige empfangen wolle, wie zu jenen Zeiten, wo ganz Deutschland harrend stand, wenn ein neues Werk von Klopstock, Herder, Göthe, eine neue Tragödie von Schiller versprochen wurde.

„Glauben Sie das ja nicht, mein Herr", fiel der Bibliopole ein. „Zwischen den ephemeren Neuigkeiten durch wird genug publicirt, was eben den Anspruch auf Aufmerksamkeit hat, als viele der glücklichen Werke aus jener goldenen Zeit, wo ein Bürger durch ein Bändchen Gedichte der

Mann des Volkes werden konnte. Es gibt der Gelehrten und Gebildeten auch jetzt, ebenwie auch Schriftsteller, welche es verschmähen, Lieblinge des Publicums zu werden, allein die Zahl dieser Leser ist nur klein und wird jährlich kleiner. Auch sie sind indifferent geworden, und wenn sie gleich Das, was gilt, herzlich verachten, so geben sie sich doch nicht die Mühe, Das, was gelten sollte, zu heben. Sie helfen nichts, sie thun nichts, sie lassen Alles angehen. Wir Buchhändler sind gegen diese vornehm Gebildeten am schlimmsten dran. Sie verschmähen die Waare, welche uns obenhält auf dem Wasser, und nehmen uns doch nicht die schwerere ab, mit der wir untersinken, wenn wir uns dran halten wollen. Es ist richtig, daß das Falsche ebenso schnell wieder aus der Mode kommt und verschwindet, als es in die Mode kam; aber um deshalb ist für das Echte nichts gewonnen, denn die Mode wird nur durch eine neue verdrängt. Fragen Sie die Verleger, wie viel Göthe's „Kunst und Alterthum" Absatz fand, wie viel Käufer Tieck's „Novellen" jährlich haben! Ja, Göthe's Briefe werden gekauft, und wenn Tieck sich entschließen wollte, statt Novellen Memoiren zu schreiben, über seine Freunde und Feinde, dresdener Stadtneuigkeiten, das würde gekauft, das läge auf

den Toiletten der Fürstinnen und geldte in den Händen der Hökerinnen, da würde Tieck ein Mann der Nation, und seine Schriften übersetzt werden in England und Frankreich, wie die Memoiren und Briefe des berühmten Verstorbenen. Sehen Sie, mein verehrter junger Freund", wandte er sich an den Schriftsteller, „das und die „Senfkörner" vom Baron Landschaden, sind Bücher, die gehen. So etwas sollten Sie schreiben, Lecture für die feine Welt und die allgemeine Neugier, was der Roue verschlingt und jede Dame, die in Gesellschaft geht, kennen muß. Sie sind zwar kein Fürst, und das ist schlimm, aber wenn man nur in vornehme Cirkel kommt, läßt sich schon dergleichen componiren. Scandalöse Anekdoten von vornehmen Personen, halbgelüftete Gardinen, ein gewisses angeborenes Air mit liberalen Äußerungen, Invectiven gegen Behörden, wenn sie nicht zu gefährlich sind; dazwischen eingestreute Complimente für einzelne Fürsten oder liebenswürdige Fürstinnen, wahr oder nicht wahr, das ist gleich, etwas Lüsternheit, pikante Schilderungen von Persönlichkeiten, Andeutungen, daß man mehr weiß, als man sagt, einzelnes durchaus Falsche, damit Widerlegungen kommen, und Alles dies in witzig leichtem Tone, und, versteht sich, mit

Geist, der Ihnen nicht fehlt, in ein lockeres Ganze zusammengefügt, und der Succeß kann nicht fehlen."

Es war eine gute Lection. Ich schlang mich in meinen Mantel und ging vorüber, in Gegenden, wo keine Leser meiner Schriften wohnen. An der Mauer begegnete mir ein Leichenzug. Man trug den Advocaten über den Fluß nach dem stillen Kirchhof drüben. Nachher sah ich nichts als Leichengefolge, die Einzelnen waren aber selbst Leichen. Es konnte auch Jeder mein Bruder sein.

Es war nicht mehr Abend, als ich am alten Dome vorübermußte. Ein matter Lichtstrahl kam aus den geblendeten Fenstern, und die Orgel monotonirte. Die Thür war fest verschlossen. Ich fragte einen der Bürger, die in den kleinen ärmlichen Häusern da herum wohnen. Er glotzte mich halb höhnisch, halb furchtsam an. Das würde ich wol besser wissen als er. In der That, ein Gottesdienst der abgeschiedenen Geister könnte nicht passender gehalten werden. Diesmal war es aber nicht so. Es war Einer, welcher noch unter den Reihen der Lebenden wandelt, der sich allein in die uralte Kirche verschlossen und die Orgel spielen ließ. Ich horchte, unter dem Schutze eines braunen Mauerheiligen, dem Spiele zu, bis die letzten Töne der

Orgel verklangen und die Tritte des einzigen Zuhörers durch das Kirchenschiff mir näher kamen.

Die Laterne des Sigristen beleuchtete, als die Pforte aufging, eine hohe edle Gestalt, ein blasses tief interessantes Gesicht. Er schritt an mir vorüber und verschwand im Schatten des nächsten Quergäßchens. Den verrückten Prinz nennt ihn das Volk, den aristokratischen Prinzen die Bürger. Es ist der tiefsinnige Fürst Guido, von dem Sie wissen, aber doch vielleicht nicht Alles. Morgen schreibe ich Ihnen auf, was man darüber hier als gewiß sich mittheilt.

19.

Der ariſtokratiſche Prinz.

Der Tiefſinn dieſes unglücklichen Prinzen hat ſeit den letzten Jahren zugenommen. Aus ſeinen dichteriſchen Jugendträumen ſchon durch die erſte Berührung mit dem Leben aufgeſchreckt, ſtatt der erwarteten Begeiſterung und dem Hochſinn nur dem Intereſſe und der feilen Unterwürfigkeit begegnend, getäuſcht im Vertrauen und in der Liebe, haben die letzten revolutionairen Bewegungen die Blüte ſeiner Hoffnungen vollends geknickt und ſein Leben vergiftet.

Man kann nicht ohne Rührung die Geſchichte ſeiner erſten Träume, ſeiner erſten Täuſchungen anhören. Ein Kammerdiener, halb ſein Erzieher, auf deſſen weißes Haar und ehrliche Miene er Häuſer baute, wurde als ein grober Betrüger an ſeiner Chatoulle entdeckt. In einer erſten ſüßen Liebe

wurde ihm zwar sein Gretchen nicht untreu, aber die Entdeckung, daß das holde Kind, so oft es in der verschwiegenen Laube an seinem Busen hing und Liebesschwüre stammelte, nachher vom Hofmarschall aus seines Vaters Casse dafür bezahlt ward, verleidete ihm diese erste Liebe. Eine zweite galt einer Hofdame, einer hohen, edeln, ernsten Gestalt. In ehrfürchtigem Ritterdienste wollte er von ferne anbeten ihre Schönheit; aber, sobald seine Neigung gemerkt wurde, flötete der ganze Hof Liebesmelodien. Man umschlang ihn und sie mit Rosenketten, die zu zerreißen er ein anderer Joseph sein müssen. Nach der ersten Nacht des Genusses war das Ideal verschwunden. Ihn graute, daß die Tugend, die er angebetet, nicht in schönem Sinnenrausch vor der Liebe, sondern in respectvoll kalter Überlegung vor der Loyalität gefallen war. Er floh sie von da an und hat sie nicht wiedergesehen.

Sein Oberkammerherr, ich weiß nicht durch was, bei Hofe gekränkt, ist jetzt einer der heftigsten Oppositionsredner, und der Prinz hatte in ihm einen Paladin der alten Treue geliebt. Das Stammschloß seiner Väter, das, verfallen und oft reparirt, wenn er zur Regierung gekommen, großartig im reinsten gothischen Stil wieder aufgebaut werden

sollte, ist, auf Wunsch der lebenslustigen jungen Fürstin, einstweilen in einen griechischen Pavillon umgewandelt; und wo vom hohen Dome in das romantische Thal, das der Berg beherrscht, Abends die herrlichen Choräle der alten Meister niederschallen sollten, läßt seine Stiefmutter jetzt in ihren Concerten Rossinis und Bellinis klingeln.

Als er sich mit einer Art Begeisterung in die Geschäfte stürzte, voll Verlangen, das Volk, das er einst regieren sollte, glücklich zu machen und zu erheben, stieß er mit jedem Schritt auf Schranken, die ihm hier die Observanz, dort die Beschränktheit und der gefährdete, durch Verjährung geschützte Privatvortheil entgegensetzte. Im fruchtlosen Kampfe mit den empfindungslosen Gegenständen erkaltete sein Feuereifer und machte der Bitterkeit Platz. Der von ihm angegriffene Bureaukratismus ermannte sich und schlug, indem er geschickt die Liberalen für sich zu gewinnen wußte, den gefährlichen Feind zurück. Seit ihm der Minister im Staatsrathe zugerufen: „Prinz! Sie leben nicht in einem romantischen Königreiche des Mittelalters, sondern in einem wohlgeordneten Staate der Gegenwart", und Alles bejahend schwieg, hat sich der Prinz von den Staatsgeschäften ganz zurückgezogen.

Nun lebt er wie eine Sinnpflanze, deren Blätter, von jeder Berührung gekränkt, sich schließen. Der heuchlerische Egoismus erscheint ihm in Allem, was ihm begegnet, was er in die Hand nimmt, in den Zeitungen, Büchern, selbst in den Gesetzen. Er gibt, und viel, den Nothleidenden; aber er lacht höhnisch, wenn man ihm dankt. Die unterwürfigen Betheuerungen und die loyalen Adressen erregen seinen Zorn; sein dunkles Auge liest in den Mienen der Sprecher das Gegentheil von ihren Worten. Überall steigt vor ihm ein Gespenst auf, das alles Edle und Große begeifert, allen Glanz und alle Farbe mit Giftathem anhaucht, und in tausend Verkappungen immer dasselbe ist. Dieser verneinende Geist taucht auf in den Gesetzgebungen, in den Reden der Priester, in der Literatur, bei den Dichtern und Künstlern. Das Theaterwesen ist ihm ein Gräuel. Er sieht in den Albernheiten, die täglich das Repertoir füllen, in den frivolen Melodien, im geilen Wirbel der Ballettänzerinnen nur die dienenden Dämonen des Liberalismus, welche die Sinne der Fürsten bestricken, daß ihr Ohr die Stimmen der Wahrheit nicht höre.

So ist ihm Alles eine große in sich gegliederte Verschwörung zum Untergange des Erhabenen und

Schönen. Minister, Beamte, Stände, Schriftsteller, ja alle Hofchargen sind in dem großen Bunde, und jemehr sie ihren loyalen Sinn in Worten betheuern, um so mehr thun sie heimlich und öffentlich, Jeder mit Vorwissen der Übrigen, um einen Stein nach dem andern vom Gebäude des Glaubens abzubrechen. Und er allein, eine andere Kassandra, sieht klar durch die Larven und Kappen, aber Niemand glaubt ihm, kann, darf ihm glauben, denn Die handeln könnten, sind mit im Bunde. Ihm sind die Liberalen, die sich am heftigsten ausgesprochen, jetzt die willkommensten, und er studirt ihre Schriften, um die Gefahr ganz zu übersehen, der er doch keine Macht hat Widerstand zu leisten.

So irrt dieser neue Hamlet, selbst ein Gespenst, am Hofe umher, unverstanden; und Der eine Brust voll überströmender Liebe mitbrachte, wird von Niemand wiedergeliebt, denn sein argwöhnischer Blick, sein kaltes, spöttisches Lächeln scheucht auch die Bessern zurück. Den andern Prinzen, deren Sorge sich über den Pferdestall und die Balletproben nicht erhebt, ist er ein Gegenstand des Spottes. Er weiß es und sucht die Gesellschaft der Todten. Oft läßt er sich halbe Nächte allein im Dome einschließen, unter dessen hohem Chor seine Vorfahren

ruhen, und der Organist muß ihm alte Kirchenmelodien spielen, zuweilen auch Siegeslieder und Märsche der geharnischten Helden aus seiner Familie. Dann lehnt er sich mit verschränkten Armen an einen Pfeiler, oder, plötzlich ergriffen von einem heraufbeschworenen Gefühl, schreitet er heftig auf und ab durch die dunkele Halle, als wäre er selbst der Sieger aus grauer Vorwelt und Geisterchöre folgten ihm.

Das ist Schmerz! An dem kann sich unser Lumpenschmerz erheben, wenn uns die Sonne grau aufgeht um Zahnweh.

Überkommt mich doch bisweilen eine demagogische Knabenlust, Steine zu werfen in ihre chinesischen Porcellanfeste; um nichts Anderes, als weil es Pagoden sind, unfähig diesen Schmerz mitzufühlen.

Da, auf dem Rückwege vom Münster, mußte ich beim Palais vorbei. Die Fürstin gab einen Ball. Das Lampenlicht strahlte unverschämt über die Straßen, noch unverschämter lärmte die Walzermusik in die stillen Bürgerwohnungen, Geister und Gespenster fortscheuchend. Und die Orgel des armen Prinzen scheucht doch Niemand fort. Wie

das Volk gaffte vor dem buntflammenden Portal auf die Fackelkutschen, die goldenen Laquaien, die Atlasschleppen, wenn sie rauschten über die mit Teppichen bedeckten, von Rosenbüschen umnickten, smaragd- und purpurflammenden Treppen. „Es wird ein Götterfest", lispelte ein Cavalier zur Dame, der er den Pelz abnahm. Sie fragte ihn, welche Walzer getanzt würden? „Wiener", antwortete er, „die allerneuesten." — „Prächtig!" jubelte die Geschminkte, „das war mein Herzenswunsch." Und doch leuchtete durch die Schminke noch ein ander Roth als das der Freude, und die Augen glänzten groß, als wenn sie bis zum Grabe walzen würde in immer neuen Touren. Ich sah die glückliche Hofdame einmal bei Sidonien. Sie nennt sie Freundin. Was man im Leben doch Freund nennt!

Glückliche! Die nichts sahen von den hungernden Gesichtern, nichts hörten von den neidischen Bemerkungen, den halbverschluckten Stoßflüchen und keine Sorge kennen als um einen Strauß'schen Walzer. Sie wissen die Worte in voraus, die sie sprechen werden, und die Complimente, die man ihnen sagen wird. Man kündigt ihnen an, wann sie traurig sein müssen, und wann in Freude, und

die Blicke der Höchsten sind ihre Telegraphen, ob sie gegen den Staatsmann kalt und gegen den Diplomaten freundlich sein sollen. Da geht nichts vor, was ihr Blut mehr in Bewegung setzt als ein Walzer. Und Du, unglücklicher Hamlet, hörst durch die Fagottöne und Violinen die heranwogenden Stürme und siehst durch den Lampenschein die Nacht, die vor der Thür steht.

Man spricht davon, ihn für gemüthskrank zu erklären und ihn zu einer freundlichen Abdication zu bewegen. Den liberalen Ständen wird man es plausibel machen, weil er Aristokrat ist. Der nächste Grund ist ein Manuscript von seiner Hand, das man gefunden. Eine düstere Phantasie, das Fragment einer Geschichte der kommenden Zeit. Es cursirt in der Stadt. Sie erhalten es, sobald ich die mir schon versprochene Abschrift verschafft habe.

Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Wir verbrennen und kreuzigen nicht mehr, die mehr wissen; wir sperren sie nur ein. Und für wahnwitzig erklären wir sie, wenn sie unsern Aberwitz zu entdecken drauf und dran sind.

Sie leiten vielleicht auch gegen mich den Pro-

ceß ein, und declariren mich für toll, weil ich meinen Bruder ſuche.

Ich habe mich mit Sidonien geſtritten. Jene Hofdame war bei ihr. Ein Mühlrad bewegt ſich nicht ſo ſchnell als ihre Zunge von Hofgeſchichten, Dummheiten; Urtheil, eignes Ergötzen, Befangenheit und Blitzesſchauder der Erkenntniß bunt durcheinander. Witzig iſt ſie, es ſprudelt ſogar bisweilen etwas von Geiſt auf, und der blaſſe Todtenkopf mit der hektiſchen Schminke und den großen pechſchwarzen, leuchtenden Augen wird intereſſant, wenn ſie erzählt, wie Prinzeß Agathe ihre Schweſter Beate im Hamlet angegähnt, und wie Prinzeß Beate der Schweſter Agathe geantwortet: „Der Shakſpeare iſt ganz ebenſo langweilig wie der Göthe“, und wie die Kammerherren ſich vor Lachen über den Einfall ausſchütten wollen und die Fürſtin die lieben witzigen Kinder aufgemuntert, und die Prinzen erklärt, man ſollte ihre Schweſtern zu Profeſſoren machen, da würden die Studenten Geſcheiteres lernen als den langweiligen Unſinn. — Nun, wenn ſie die Miſere fühlt; warum bleibt ſie Hofdame? Sie iſt reich. — Sidonie ſagte:

„Warum bleibt das Eisen am Magnet hängen? Warum kehrt sich der Magnet immer nach Norden? Soll sie Kartoffeln schälen auf dem Rittersitz ihrer Väter und dem Verwalter die Scheffel Roggen nachzählen? Sie, mein Freund, sind von der Erbärmlichkeit des literarischen Treibens durchdrungen, Sie sind indignirt von der heutigen Politik, und warum hören Sie doch immer zu, wenn davon gesprochen wird, warum reden Sie mit? Es gibt sich Niemand eine andere Natur, als in die er gestellt wurde, und wenn er sie auch noch so verachtet und ihre Mängel schmerzlich herausfühlt. Der Fisch gehört ins Wasser, der Maulwurf in die Erde, und was sich frei bewegt und in die Sonne schauen kann, in die Luft. Wer einmal am Hofe geboren, für den Hof erzogen wurde, erfriert ohne diese Sonne."

Ich wollte das nicht gelten lassen, und sie hatte es auch nicht ganz ernst gemeint. Da schalt sie mich einen schlechten Menschenkenner, behauptete, ich sähe mit blinden Augen, und wollte haben, es nage an ihrer Freundin Laura ein so tiefer Schmerz, daß ich erschrecken würde, wenn ich seine Wurzeln, und seine gallenbittern Blüten kennte. Möglich, daß man auch mit dem Schmerze walzt.

Hier folgt die versprochene Abschrift. Das Original liegt schon dem Staatsrathe vor. Die Agnaten willigen ein. Armer Prinz! Dagegen hört man Oppositionsstimmen im Volke. Vermuthlich nur, weil der Hof dafür ist.

50.

Aus den Papieren des kranken Prinzen.

Der ſchrillende Wind pfiff durch die zerſchlagenen Kirchenfenſter. Die bunten Heiligen und die Paladine und die Wappen der Vorzeit fielen in Scherben hinab. Der Mond ſtrahlte über den zerſtörten Bau und verbarg ſich wieder.

Es roch nach Miſt, wo der Prieſter einſt die Hoſtie brach, und aus dem Taufbecken hatten die Roſſe der Horden geſoffen. Aber der Rieſenjüngling ſtand, einen Eiſenhelm auf dem lockenumwallten Haupte, hoch auf der erbrochenen Gruft, und er ſprach weiter zu den Verſammelten:

„— Damals ſprachen auch die Zwerge zu den Rieſen: „„Werdet ſo klein als wir, dann mögen wir Euch dulden. Aber wenn Ihr ſo groß bleibt, mögen wir Euch nicht dulden, denn Ihr eſſet mehr Fleiſch und Brot und trinkt mehr

Wein, woraus für uns Noth entstehen kann. Und Euer Auge sieht viel weiter, und Euer Ohr hört mehr in die Ferne, und Euer Arm reicht bis auf die Berge. Darum seid Ihr in Allem gegen uns im Vortheil. Auch könnt Ihr weiter zurückdenken und mehr hinaus in die Zukunft, woraus uns viel Nachtheil erwächst, denn wir müssen uns doppelt anstrengen und arbeiten, und haben doch nur einfachen Lohn.““

„Hierauf sprachen die Riesen: „„Unsere Väter waren Riesen, und deren Väter auch, und soweit wir hinaufdenken können. Und warum sollen wir, was wir von Vätern erbten und diese besessen haben seit Menschengedenken, abgeben um deshalb, weil Ihr das nicht habt? Die Natur hat gemacht die Ceder und den Eichbaum und den Ysop, der an der Wand wächst. Sie gab dem Löwen Kraft und gewaltige Stimme, dem Fuchs die List, der Lerche die Flügel, um zum Sonnenschein zu fliegen, und dem Maulwurf blöde Augen, daß er sich vorm Licht in die Erde wühle. Also, wie sie Alles verschieden gemacht unter Steinen, Pflanzen und Thieren, hat sie auch unter den Menschen Riesen und Zwerge gemacht. Aber wie sie Gold schuf und Eisen, und das Gold mehr werth ist als das Eisen, aber

doch Keins ohne das Andere iſt, ſondern man für Gold Eiſen kauft und mit dem Eiſen Gold erwirbt, alſo ſind auch die Rieſen und die Zwerge, daß ſie ſich unter einander aushelfen, und Keiner iſt ohne den Andern etwas. Denn ſo wir auch mehr zehren und trinken als Ihr, ſo erwerbt Ihr dafür mehr, und wenn wir weiter ſehen und hören und reichen, und ſchärfer denken, voraus und zurück, ſo kommt das Euch zu Gute wie uns, denn auf Erden wird nichts gedacht, erfunden und erzeugt, was nicht Allen zu Nutz würde. Und was wir im Großen ſchaffen, verarbeitet Ihr im Kleinen, und wie Ihr von unſerer Kühnheit, ſo ziehen wir Früchte von Eurer Emſigkeit. So wir uns aber kleiner machten, würdet Ihr darum nicht größer, und um deshalb wollen wir groß bleiben, wie unſere Väter es waren.““

„Da erhob ſich viel Lärmen unter dem Zwerggeſchlecht, und ſie ſchrien durch ihre Vorredner: „„Wenn unter den Steinen, Pflanzen und Thieren Alles vielgeſtaltig iſt, ſo iſt der Menſch doch über ſie Alle, und der Menſch iſt gleich unter ſich, denn wir ſtammen insgeſammt von einem Vater und einer Mutter ab. Aber weil Eure Väter unſere Väter unterdrückten und dem Wild nachjagten, auf

Bergen horsteten und auf Rossen ritten, derweil sie unsere Väter an den Pflug schmiedeten und in die Bergwerke schickten und sie rudern ließen, und sie peitschten und mit Füßen traten, blieben sie Riesen, und unsere Vorfahren wurden Zwerge. Aber jetzt sind wir zur Erkenntniß kommen, und das alte Unrecht soll ausgeglichen werden, und wir wollen nicht mehr Zwerge sein und nicht mehr dienen. Denn was Ihr auch sagt, daß Wechselwirkung sei und Einer dem Andern nütze, und ohne ihn nicht leben könne, so können wir ohne Euch nicht allein leben, sondern besser leben, denn wo Ihr steht und geht mit Euern großen Fußtritten, können wir Korn bauen und Rüben und Kohl, und was ein Riese verzehrt, davon können zwölf Zwerge leben.""

„Einer aus dem Riesengeschlecht trat da hervor und zeigte auf die hohen Schlösser, die im Abendroth funkelten, auf die Münster mit ihren himmelanragenden Thürmen, und sprach zornig: Wo wärt Ihr mit Eurer Vollkommenheit, ohne uns, die Euch den Weg gezeigt? Euer Sinn ging nach unten und Euer Auge kroch auf der Erde, von dannen Ihr kommt. Aber wir lehrten Euch aufrecht gehen und gen Himmel blicken, und was die Kunst und Dichtung und Wissenschaft, ohne die Euer

Fleiß nichts wäre als Ameisenarbeit, Anregendes schuf und Erhebendes, das geschah durch uns. Dichter, Bildhauer und Maler nahmen nicht die Zwerge zum Vorbild, sondern Helden, die aus unsern Geschlechtern waren, und die höchste Schönheit ging immer von uns aus. Auf uns blickte die Menschheit auf ihrem Wege nach vorwärts, denn Ihr lebtet dumpf hinein, im Bedürfnis des Augenblicks vergraben, und wußtet nichts von den Geschlechtern vor Euch, noch kümmertet Ihr Euch, wie die nach Euch sein würden, und wir allein waren die Geschichte."

„Da erhob sich wilder Aufruhr unter den Zwergen: „„Die Geschichte ist eine große Lüge. Wir wollen keine Geschichte und keine Erinnerungen, denn die Wahrheit fängt erst von heute an.""

„Von da ab hörte die Verständigung auf, denn die Zwerge kreischten so wild, daß man den Donner des Himmels nicht hörte, und die Riesen waren blind vor Zorn, und der Vertilgungskrieg hub an, ein Krieg, wie ihn bis da die Erde nicht gesehen.

„„Sie sind gar nicht mehr Riesen"", schrien sich die Zwerge unter einander zu, „„sie sind ausgeartet und klein wie wir und noch kleiner, und das war

ihre Kunst, daß sie in der Sonne standen und uns das Licht nahmen, daß wir sie noch immer für Riesen nehmen mußten, weil sie es uns sagten, daß sie Riesen wären.""

„Und von den Riesen meinten Einige, es sei die Sonne, und daß sie auf Jeden scheine und unterscheiden lasse, was groß ist und klein, schuld daran, daß die Zwerge die alte Ehrfurcht verloren und die heilige Scheu vorüber. Darum in ihrer Thörigkeit beschworen sie durch betrügerische Magier Nebel und Wolken herauf, und wähnten, es lasse sich die Sonne verbergen.

„Aber die Zwerge lachten, und sagten: „„Ihr könnt uns doch nicht nehmen, was wir einmal sahen.""

„Vergebens predigten Weise unter den Riesengeschlechtern, daß die Schuld nur die Frucht sei der Sünde, und wer Hochmuth säe, Erniedrigung ernte; daß die Zwerge um deshalb vor den Riesen die Ehrfurcht verloren, weil sie nicht mehr ihre großen Werke sähen und ihre Kraft, sondern ihre Erschlaffung und wie sie ausruheten auf der Errungenschaft ihrer Vorfahren. — Die Heftigen und die Faulen, die Blinden und die Tauben schrien dagegen aus einem Munde: „„Keine Zugeständnisse!

So sie einmal sehen, daß wir uns nicht für stark halten, sind wir auch nicht mehr stark!“

— Der Riesenjüngling schwieg hier und wischte eine Thräne aus dem Auge. Durch die Versammlung ging ein Murmeln, und ein anderer Alter, der, die nervigen Arme um einen Pfeiler gelehnt, dagestanden, wandte sein Haupt zu den Übrigen. Der Mondstrahl fiel auf sein blasses bärtiges Antlitz und sein tiefes dunkles Auge. Er sprach:

„Daher der Fall, die Schmach, der Untergang und die Unseligkeit. Weil Eure Väter den Tand festhielten, wankte der Boden unter ihnen. Weil Keiner war, der sich selbst opfern wollte, ging das Ganze zu Grunde. Darum verbrannten unsere Eichenwälder, darum stürzten unsere Schlösser, darum sind die reichen Städte Schutt, darum versanken unsere Altäre, darum verkriechen wir uns in den Grüften, unsere Söhne werden geschleift an den Roßschweifen der Fremden, unsere Töchter zur Schmach abgeholt, unserer geschlachteten Väter Gebeine bleichen unbestattet auf den Feldern, und schon zu denken an Das, was uns werth war, ist jetzt Verbrechen, um Jener wahnbethörten Dünkel, um jener kleinherzig Stolzen, um jener versteinerten Mächtigen —.“

„Schweige!“ riefen Alle mit einem Munde, und die strafenden Blicke wandten sich theilnehmend nach dem Riesenjüngling, der gesenkten Hauptes, auf seine Lanze gestützt, dastand, und seine Brust kämpfte einen Kampf, und er schwieg.

Aber ein Greis mit Silberhaaren erhob sich, die zitternden Glieder auf Krücken: „Sind wir darum hier in Nacht und Sturm zusammen, von der Gespensterfurcht geschützt vor dem Lauscherauge und der Peitsche unserer Unterdrücker, um die alte Zwietracht aufs Neue anzuheben, die Zwietracht, welche unser herrliches Volk in unnennbare Knechtschaft stürzte? Haben wir unsern Fehl nicht schon schwer gebüßt; soll noch unter unserer Väter Kindern, welche gleiche Ketten tragen, dieselben Geißelhiebe fühlen, Zank darum sein, wer sie zumeist verdient? Vergraben wir die Erinnerung an den verderblichen Zwist in den leeren Grüften, aus denen ihre Raubgier die Gebeine unserer Väter warf. Fluch Dem, der fragt: war Dein Vater ein Riese oder ein Zwerg? und Gleichheit unter uns Allen darin, daß wir unsere Unterdrücker hassen und wieder ein Volk werden wollen.“

Alle schlugen an ihre Schilde und mit der Rechten an ihre Brust. Der Riesenjüngling er-

hob wieder sein schönes Haupt und begann aufs Neue:

„Dazumal kam das fremde Volk — — —"

Hier geht das Manuscript aus, wenigstens der cursirenden Abschrift. Es ist indeß Grund zu vermuthen, daß in des kranken Prinzen Pulte noch mehr gefunden worden, was aber nicht ins Publicum gekommen ist. Es findet sich nur noch folgendes:

Seht den Ritter auf leuchtendem Rosse mit der Silberrüstung, der Doppelaar auf dem Helme funkelt golden im Morgenroth, nicht Schwarz des Todes, golden fortan glänzt unser Schild! Er schwingt das Reichsbanner, und aus den Grüften herauf, aus den Felsspalten, von den Stromesufern, von der Meeresbrandung und aus dem ewigen Schnee der Gebirge strömen sie, die Erweckten, Speere schwingend, Jubellieder singend, blendgelockt, blauäugig — und sie lesen auf seiner glühenden Stirn — Sieg — Sieg — und wimmernd, tagesscheu, nachteulengleich in gelber Angst und gestreckter Flucht keuchen, auf ihre Mähren gedrückt — —

51.

Der Baron an die Canoniſſin.

T . . . . .

Ich bringe keinen Brief mehr zu Stande.

Die Wahnſinnigen über mir tanzen. Man wird policeilich einſchreiten müſſen, ſagen die Wirthsleute. Ich möchte hinauf und mittanzen.

Der Graf — ich haſſe ihn — warum? — Ich weiß es nicht — weil er nicht auch wahnſinnig wird! — Wenn man ſo etwas ſieht, da müßte man's.

Er erzählte mir eben, daß er viel Leichen ſieht, die es bald ſein werden; Waſſer und Feuer miſchen ſich, bekannte Perſonen; unter ihnen die Tochter der Witwe, und ſo genau, wollüſtig beſchrieb er es, ihren verbleichten Brautkranz, die gefaltenen Hände, ein ſchielendes Aug, ein Knie höher als das andere. Himmel und Hölle, mein

Zimmer wurde zum Leichenhaus — ein Schwindel packt mich; an die Brust faß' ich ihn. Ob es nicht in meiner Macht stehe, ihn jetzt zu den andern zu legen?

„Ich bin schon eine Leiche", lächelte das ruhige Gesicht.

Am Meeresstrande sieht er sich liegen, den Kopf auf dem Arm; das Abendlicht spielt durch die ziehenden Wolken, die Wellen netzen ihn. Er schwelgte drin, und ich konnte mitschwelgen.

Und doch konnte er lachen über den armen Prinzen. Er nennt das albern. Meint er, daß die kommenden Geschlechter mit ihren in der Fabrikarbeit gesteiften Fingern und abgestumpftem Geiste nicht mehr fähig sind zu einem Vertilgungskriege zwischen Riesen und Zwergen?

Ach, es wird schön sein, wenn wir Alle angestellte Glieder einer großen Fabrik sind.

Gemeinheit, nichts als Gemeinheit! O, über die Sprache der alten Freunde des todten Hauses unten, welche Foderungen haben! Aber sie haben Recht, ganz Recht. Jeder muß nur an sich denken. Ein angesehener Mann besucht täglich die Witwe des Advocaten, um sie über den ungeheuern Verlust zu trösten. Die Leute meinen,

es wird ihm gelingen. Die Trauer läßt ſie ſo ſchön, daß ſie zehn Jahr jünger ausſieht. Sie iſt auch aus der erſten Modehandlung.

Der Sohn iſt mit ſeiner Frau nach Neapel gereiſt.

52.

Der Berggeschworne an den Baron Landschaden.

. . . an.

Hochwohlgeborener Herr!
Insonders zu ehrender Herr Baron!

Wenn Eurer Hochwohlgeboren Aufforderung in den deutschen Zeitungen, welche durch Nebenblätter auch bis in unsern entfernten Gebirgswinkel drang, nicht bereits auf unmittelbarerem Wege ihren Zweck erreichte, so darf Unterzeichneter hoffen — wenn hier von Hoffnung die Rede sein kann — Ihnen zu der begehrten Auskunft behülflich zu sein.

Über die Identität des Mannes, den Sie suchen, und Desjenigen von dem ich Ihnen zu melden habe, waltet für mich kein Zweifel mehr ob. Prüfen Sie die beigelegten Beweise, die Nachrichten, welche ich über die Wenzelmeier'sche Familie einzog, wenn sich diese Prüfung noch lohnt.

Ihr aus der Wiege verſchwundener Bruder lebte noch vor wenigen Monaten. Der Ihnen unbekannte Schreiber dieſer Zeilen hat ihn geſehen, gekannt; er nannte ihn Freund, und noch iſt kein Jahr verfloſſen, daß der vom Schickſal und ſeinem düſtern Geiſt Verfolgte in ſeiner dürftigen Hütte einige Wochen ausruhete, um ſich dann aufs Neue in die Strudel zu ſtürzen, in denen derſelbe, wie ich vermuthen muß, unterging.

Einem Bruder darf nicht Geheimniß bleiben, was der Freund als Heiligthum vor jeder andern Berührung gehütet hätte. Empfangen Sie, hochverehrter Herr, beigehend ſämmtliche Briefſchaften, welche ich von dem unglücklichen Eberhard ſeit ſeiner letzten Abreiſe erhielt. Sie werden daraus mehr erfahren über ſein Leben, als ich Ihnen mittheilen könnte. Sie werden erſehen, welche unſelige Jugendverhältniſſe dem reichbegabten, herrlichen Jüngling — ſo muß ich ihn mir auch nach Dem denken, was von ihm übrigblieb — den Geiſt trübten, das Gemüth vergifteten, und wie ſein beſſeres Selbſt aus dem Qualm und Dunſt vergebens emporzulodern ſtrebte.

Dieſe Briefe ſind freilich nur noch zuſammengeſetzte Stoßſeufzer, das letzte irre Todeslächeln ei-

nes überall beſiegten, zuſammenbrechenden Rieſen. Es ſchien keine Sonne auf ſein ſpäteres Leben. Ich bin nicht ſo vermeſſen, zu fragen: warum es ſo kommen mußte, aber tief bedauern laſſen Sie es mich, daß der Strahl, den Sie plötzlich in ſein dunkles Leben wollen leuchten laſſen, nicht früher gezückt hat! Wenn ich die ſchöne Athletengeſtalt, das Adlerauge des jungen Mannes, den ſinnlich glühenden Blick, die kecke Lippe, auf der Hohn und Übermuth ſpielten, und doch ein Vertrauen und Zuverſicht auf ſich ſelbſt, wenn ich mir die in den Sinn zurückrufe, ergreift mich unendliche Wehmuth, daß das Alles ſo unterging. Aus jener glücklichern Zeit habe ich ihn freilich nur einmal geſehen. Dem anders denkenden, beſcheidenern Freunde ſchloß er ſich da erſt an, als alle ſeine kühnen Hoffnungen zuſammenknickten, ſein Adlerflug gelähmt war, und ſein trüber Blick nur noch nach Troſt ſuchte, und es ſich doch nicht geſtehen wollte.

Mit einiger Scheu packe ich ſämmtliche Briefe zuſammen. In minder wichtigem Momente wäre es vielleicht Pflicht der Discretion einige zu vernichten, wenigſtens vor Ihnen. Aber ich meine, in einem ſo hochheiligen ſoll man der Wahrheit nichts vorenthalten. Wer ſo edel dem gekränkten

Bruder ſein Alles übergeben will, wird auch groß genug denken, um Worte zu verzeihen, die der Unmuth einem tief Verwundeten erpreßte. Sie haben Ihren unglücklichen Bruder ſchon lange gekannt. Preiſen Sie die Vorſehung, Herr Baron, daß ſie die aufgehobenen Arme zurückhielt. Bruderblut noch zu dem fürchterlichen Verhängniß, das wäre zu viel des Entſetzlichen geweſen.

Für untergegangen muß ich den Unglücklichen annehmen, indem ſeine letzten Briefe unverkennbare Spuren des immer ſteigenden Wahnſinns enthalten und plötzlich nach dem Zuſammentreffen mit Ihnen ſeine Mittheilungen aufhören. Fand er den Tod, mit dem er tändelte und liebkoſte, dann möge das ewige Richterauge mild in jener Stunde des Erwachens ihn anblicken.

Von ſeinen Schickſalen, nach der Kataſtrophe ſeines zweiten Pflegevaters, deren er ausführlicher in den Briefen gedenkt, iſt mir wenig oder nichts bekannt. Von der Bedeutung, welche er als Schriftſteller in einem kleinen Kreiſe fand, werden Sie beſſer unterrichtet ſein als ich. Ich konnte mich nie mit der wilden Art befreunden, wie er in das Aſyl der Kunſt die Disharmonien des Lebens einführte. Er iſt nicht einmal wahr in Allem, denn,

nach der Manier jener Schule, kokettirt er mit dem Schmerze; als Mensch wußte er ihn stumm zu tragen. Auch bin ich der Überzeugung, daß er sich in seinem politischen Glauben selbst täuschte. Ich halte, wenn es mir vergönnt ist, meine Meinung auszusprechen, Jedermann für einen geborenen Aristokraten, der nur unzufrieden ist, daß noch außer ihm so viele Aristokraten in der Welt sind; seine Träume von Freiheit und Gleichheit hatten aber etwas Kolossales, was zu den demokratischen Principien, in denen er zu schwelgen wähnte, das Gegenspiel war. Ja, es wogte in dem Riesenleibe eine tyrannische Neigung; mit Macht begabt, wäre er ein despotischer Wohlthäter geworden, und, ich wage es auszusprechen, als geborener Aristokrat hätte er an seinem Platze gestanden. Übrigens täuschte seine Phantasie ihn selbst in Dem, was er in der Politik wollte und erstrebt zu haben glaubte. Mir schien er alles Andere eher, als was er sein wollte, Politiker; aber er hielt sich gern für einen Märtyrer, wo ich nicht einmal glauben konnte, daß man auf ihn Achtung gegeben hat. Als die Geister des Wahnsinns schon um seine hohe Stirn spielten, trat die Wahrheit unwillkürlich heraus, aber im Gewande des entsetzlichsten Hoh-

nes. Der Boden war ihm entrückt, der Blick nach oben getrübt, aber mit fürchterlicher Klarheit ſah er, daß von da kein Heil kam, wo er es zu ſuchen meinte.

Wenn das Herz ſich hinreißen ließ, an vielleicht ungehörigem Orte mehr auszuplaudern, als Sie fodern, ſo nehme ſein edler Bruder dieſe Ergüſſe, die keine Anklage ſein ſollen, lieber als Vertheidigung für einen Verirrten. Nur ſein Verſtand ging fehl. O, Sie hätten den Rieſen mit meinen Kindern ſollen ſpielen ſehen, von ihnen ſeiner Gefälligkeit, ſeiner Sanftmuth wegen geliebt. Er war uneigennützig, wohlthätig, zu jedem Opfer bereit, wenn man es ihm nicht abfoderte. Und eine theuere, edle Gattin, in deren reine Seele kein Staubkorn der Verderbtheit drang, konnte dem Unglücklichen, Thränen im Auge, ſtundenlang zuhören und erſchrak nicht vor dem wilden Ungeſtüm, denn ſie wußte, daß ſein böſer Geiſt nicht in ihm geboren war.

Ich betrachte ihn als einen Todten, aber nicht als einen Verlorenen; die Gnade iſt unerſchöpflich. Sie weiß, was wir nicht zu ahnen wagen, warum dreifacher Vaterfluch einen Sohn vernichten muß!

Möchte es Euer Hochwohlgeboren gefallen, uns von dem Resultat Ihrer Nachforschungen in Kenntniß zu setzen. Der ich mit unterwürfiger Hochachtung verharre —

53.

Der Baron an die Canoniſſin *).

Früh am . . . .

Er muß hier ſein, hier am Orte. Das iſt das Entſetzliche. — Ein Wahnſinniger, ein ganz Verlorener! Die Vergleichung der Handſchriften ſtellt es außer Zweifel, es iſt derſelbe, von dem die tollen Proclamationen ausgeſtreut ſind. — Wo verbirgt er ſich? Grobhauer kennt ihn auch und verſpricht Alles anzuwenden. Aber die Policei hat anders zu thun. In den Bier- und Weinhäuſern aufrühreriſche Reden. Prinz Guido's Name wird genannt, — des Prinzen, der es mit dem Volke wohlmeine! —

Und wie oft traf ich mit dem Unſeligen zuſammen. Heiliger Gott, vielleicht damals ſchon, bei

*) Auch hier fehlt ein dieſem vorangegangener Brief des Barons.

ihr — am Wege, — dort — am Waſſer. Faſt wäre Bruderblut gefloſſen!

Beim Miniſter iſt man nun zufrieden. Es wird eine gute, förmliche Wahnſinnigkeitserklärung geben, ich bleibe der legitime Majoratserbe, und ſie wird Baroneß Landſchaden von Düſterweg. — Tumult! — Was gibt es da?

Entſetzliches! — Prinz Guido iſt todt! — Sein Pferd, ſcheu vor dem Klingeln eines Schlittenzuges, der plötzlich um die Ecke biegt, ſchleudert den Reiter gegen einen Eckpfeiler und geht mit dem Bewußtloſen durch. Den Kopf auf dem Pflaſter, wird er hingeſchleudert. Auf dem Markte löſt ſich erſt der Fuß aus dem Steigbügel. Das Volk iſt außer ſich. Todtenſtille, dumpfes Brummen. Es war ein maskirter Schlittenzug vom Hofe. Der Schlitten der Fürſtin ſoll es geweſen ſein.

Sie wiſchen mit weißen Tüchern die Blutſpur auf. Den Sterbenden ſah man, den zerſchmetterten Kopf im Schoß einer vornehmen Dame, vor deren Balcon er vom Pferde fiel. Soviel höre ich.

Heut Abend mehr. Ich muß aus. —

Nachts.

Wir ſtehen am Vorabend von Ereigniſſen. Die Stimmung in der Stadt hat ſich auf eine beunruhigende Weiſe gezeigt. Rotten zogen durch die Straßen und ſtießen den Namen des todten Prinzen und Verwünſchungen, die beſſer ungenannt bleiben, aus. Durch die Bürgertavernen lief das Gerücht, er ſei ermordet. Winkelredner bearbeiteten die erhitzten Köpfe, die Ordnung wurde noch erhalten, aber es gab viele Verhaftungen, und vor den Wachtpoſten ſammelten ſich gefährliche Haufen.

Der ſchwüle Tag ſpiegelte ſich Abends in der Geſellſchaft beim Miniſter ab. Er war ſehr aufgebracht. Die Meinungen über die Maßregeln waren getheilt, denn die Furcht hatte ſelbſt einige der kühnſten Redner von den Abſolutiſten eingeſchüchtert, und ſie ſprachen von ſchonenden Mittelwegen.

„Noch Schonung und Halbheit“, fuhr er auf, „gegen die offenkundige Niederträchtigkeit! Hier, wo es nicht mehr alberne Meinungen und verkehrte Anſichten ſind, ſondern Schurken, welche die Karten falſch miſchen und in ihrer Verruchtheit das Vaterland den Ausländern verrathen möchten! Buben ſoll man ſchonen, die unter dem Panier der abſcheulichſten Lüge die Ordnung umkehren möch-

ten, ohne ein anderes Losungswort, als ihren satanischen Kitzel zu befriedigen und in dem bodenlosen Strudel, den sie aufrühren, zu fischen. Wer von ihnen selbst glaubt an die Möglichkeit, daß man den unglücklichen Prinzen ermordet; und der Fürstin wagt ihr tolles Geschrei die Schuld aufzubürden! Schon daß man das wagen darf, daß man dem Pöbel fähig hält, solche Insinuationen zu dulden, ist eine Zumuthung, die mit glühenden Zangen aus dem deutschen Leibe gerissen werden muß. Gott sei Dank, wir haben noch nicht aufzuweisen geschlachtete Fürstinnen Lamballes, keinen zertretenen und zerrissenen Graf Fersen, und daß die vergessenen Gräuel der Flagellanten und Widertäufer nicht zurückkehren, dagegen zu arbeiten mit Allem, was an ihm, ist die Pflicht jedes Deutschen, welcher Meinung er sei. Es ist jetzt noch Zeit, einen ehernen Finger der klaffenden Meute aufzudrücken. Wehe uns, wenn wir uns durch Rücksichten abschrecken lassen. — Aber ich höre sie schon klagen, die blöden Freunde der Ordnung, dieselben, die doch ein kreideweißes Gesicht kriegen beim Namen Republik, und, wenn ein demagogischer Kiesel in die Fensterscheiben fliegt, zusammenfahren, wenn wir den Schreiern den Mund schließen werden und eine

Daumschraube an die muthwillige Hand legen. Sollen wir etwa mit ihrer stupiden Bonhommie abwarten, bis sie uns die Schrauben anlegen? Die That gibt das Maß, nicht das Raisonnement. Erst belagern sie uns, lamentiren, schreien, daß es so weit kam, rufen Anathemen über die Zügellosigkeit, daß uns der Muth vergehen könnte, und wenn er uns nicht verging und wir handeln, so hebt dasselbe Gekrächz an, daß wir mit dem Arm zugegriffen, wo wir nur mit der Hand hätten anfassen sollen. Dummköpfe, die einen Krieg wollen, aber es soll kein Blut fließen! In solchen Gährungsprocessen möchte man aus der Haut fahren über den deutschen Mäßigkeitssinn. Der heilige Geist befruchtet nicht mehr ohne die That, und das stumpfe Gewissen fühlt keine Ruthe, wenn der Arm sie nicht schwingt. Die Revolutionaire wissen jetzt, was sie wollen, — gewinnen! Aber diese gutmüthigen Hasenseelen wissen gar nichts, nicht was sie verlieren, nicht was sie gewinnen können, nicht was sie denken, nicht was sie thun sollen. Ihre querköpfige, philisterhaft gewissenhafte Opposition stört die Handelnden. Das heißt nun Unparteilichkeit, deutsche Ruhe! Es soll Niemand ruhig sein, wenn das Haus an vier Ecken brennt. Man soll

Partei nehmen, nämlich den Löscheimer, und die glimmenden Balken niederschlagen, ohne vorher den Eigenthümer zu fragen, ob er's erlaubt."

Das war wieder der Alte, den wir kennen. Sein Feuer belebte die Zaghaften. Man wagte von da an kühn zu sprechen. Der Muth kam mir nur so unsäglich traurig vor. Sidonie holte mich, ehe wir uns im kleinen Kreis an den Kamin setzten, in das stille Cabinet. Sie war tief bewegt, mit verweinten Augen. Die Dame, in deren Schoß der Prinz gestorben, ist Laura. Sie hat ihn geliebt, und ihre Liebe wurde nicht erwidert.

„O, über die gemeinen Seelen!" rief sie, das Gesicht in beiden Händen. „Sie hat geliebt, wie noch nie geliebt wurde, und gelitten hat sie, wie nur ein Wesen leiden kann. Und Das grade ihr zum Verbrechen machen, was der letzte Grad der Tortur war, daß sie sich putzen, lachen und albern sein mußte, weil die Leute um sie albern waren! Ach, wenn Sie, Freund, gewußt, wie der Schmerz in ihrer Brust gewühlt, oft dann grade am zerstörendsten, wenn die Schellen und Klingeln am grellsten um sie läuteten, wenn sie selbst im bacchantischen Taumel sich ganz hinzugeben schien der Nich-

tigkeit, Sie wären jetzt vom innigſten Mitleid erſchüttert; nein Sie fielen vor der Märtyrin aufs Knie."

„O jetzt keine Empfindlichkeit!" rief ſie, meine Hand an ihre Bruſt drückend als ich aufſtand, — ich konnte ja die „gemeinen Seelen" auf mich beziehen. „Jetzt nicht noch Misverſtändniſſe zu all' dem Schrecklichen! Recht eng zuſammengerückt, meine Freunde", ſprach ſie zum Grafen, ihm die Hand reichend; „mir iſt als umſchwirrten uns böſe, preſſende, bangemachende Geiſter. Aber das iſt recht. Wenn ſie nur erſchienen, an der Wand hinglitten, aus dem Kamine aufſtiegen, mit dem Finger winkten, daß man ſie doch einmal mit Augen ſähe, ihren Druck fühlte. Es iſt ja ſo viel Fürchterliches und Bitteres auf der Welt, daß ſie uns doch nichts Schlimmeres bringen können. Wenn vor Laura ſein blutiger Geiſt aufſtiege, ſie könnte mit ihm reden, das müßte ja ein Labſal für die Arme ſein."

„Und meinen Sie nicht, Freundin", ſagte der Graf, „daß die Kataſtrophe ſelbſt ſchon für die Gequälte ein Labſal war? Wie aus den hundert Wunden das Blut des Geliebten ſtrömte, in ihren Schoß, auf ihr ſeidenes Kleid; wie ſie vor tauſend

Augen das theuere Haupt umschlang, mit ihren Locken seine Wunden bedeckte, mit ihren Lippen, an ihrem Herzen den letzten Athem auffing, meinen Sie nicht, daß es das seligste Hochzeitfest war, daß mit dem einen Momente des schrankenlosen Bekenntnisses einer ungeheuern Leidenschaft die langen Qualen vollaufgewogen, abgeschüttelt, vergütet waren? Ja, ich meine, die waltenden Mächte konnten nicht gerechter sein, als indem sie grade vor ihren Augen die Katastrophe geschehen ließen. Wie eng verbunden, wie eigentlich eins und dasselbe sind Schmerz und Wollust."

„Sie reden schrecklich, aber schön", sagte Sidonie, und ihr Blick foderte ihn auf fortzufahren, indem wir enger um den lodernden Kamin rückten.

„Und wenn die Arme", fuhr er fort, „in diesem Augenblick auch auf den einsamen Kamin starrt, und aus den blauen Kohlenflämmchen sein Geist aufsteigt, was kann es zu ihr sprechen, das trübe, gaukelnde Schemen? — Weshalb verschlossest Du den Wunsch in der Brust? Als ich noch in meiner Hülle von Staub war, konnte ich das Verborgene nicht lesen. Wozu hattest Du Stimme, Blick und Druck der Hände? Nun strahlt mein

Auge nicht mehr, um Deines zu entzünden, meine Arme können Dich nicht mehr umfangen, mein Mund iſt kalt und weckt nicht mehr Liebeglut. Du warſt lieblich wie eine junge Roſe, und nun biſt Du welk vor der Zeit und liegſt entwurzelt, ehe die Frühlingsſonne meinen Rasenhügel küßt, und haſt keine Früchte, und die Wonne ſchaukelte ſich nicht in Deinem Kelche. Die Blume lebt, um mit Luft und Sonnenſchein zu koſen. Blume, warum haſt Du geliebt?"

Es entſtand eine Pauſe. Aller Augen waren auf die glänzenden des Redners gerichtet, der ſo ſtier auf die züngelnden blauen Flämmchen blickte, als ringele aus ihnen vor ihm ſelbſt der Geiſt ſich auf, den er ſprechen ließ. Man fragte, ob er meine, daß der Prinz Laura's Neigung erwidert hätte, wenn er darum gewußt. „Gewiß!" ſagte er mit derſelben tonloſen Stimme. „Ihre Geiſter ſuchten ſich, ſie begegneten ſich nur nicht, weil ſie von den vielen verkehrten Strömungen in der Luft verwirrt wurden. Das iſt ja eben der Fluch der Liebe auf Erden, daß Eigenſinn, Blindheit, Sittlichkeit, und wie die tauſend Schranken heißen, die wir unter dem Geſammtnamen Rückſichten begreifen, die jede einzeln ſo ſchwach ſind, daß ihr Hauch die Flam-

men der Liebe kaum bewegt, zuſammen ein ſo ſtarker Zugwind werden, daß jene Flammen davon irr werden, auseinanderflattern, oder erlöſchen. Das macht freilich die Poeſie, aber eine Herrnhuterpoeſie, ſtatt daß die Erinnerung an den Genuß, wo die ſchönen erweckten Triebe, plötzlich aus Knospen Blumen, aus Knaben Rieſen geworden, beglückt, indem ſie ſelbſt beglückten, uns noch einen Roſenſchein um die welken Schläfe weben. Wenn man bedächte, wie ſelten die echte Begegnung iſt, wo Blitz dem Blitz entgegenzückt, Seele in Seele ſich haucht, Schönheit mit Schönheit, Geiſt mit Geiſt verſchmilzt, es müßte vor dem höchſten Menſchheitsgerichte grade Das zum Verbrechen werden, was die engherzige Moral als dürre Tugend ſtempelt. Ja, wie ſelten, ſelbſt wo Sinn und Sinn ſich fanden, dieſe Wirkung des Momentes. Die Geiſter flöten den Brautgeſang, die Genien fächeln Roſendüfte und Roſenſchein, Aug' ſchwimmt im Auge, Puls klopft am Puls, die ſcharfen, eckigen Gegenſtände drehen ſich, verſchwimmend im Kreiſe, einen Brautreigen tanzend, da fällt ein Glas, eine Taſſe vom Geſims, ein Stuhl ſchlägt um, ein Hund bellt, oder welch zufälliges Geräuſch das ſelige Geheimniß ſtört, und die Geiſter fliehen, der Geſang

hört auf, die Minute, die nur einmal ſo in den Sternen ſtand in zwei langen Menſchenleben iſt vorbei —"

Ein wirklicher Schuß draußen verſtärkte die Wirkung des verführeriſchen Vortrags. Man hatte den Tag über einzelne Allarmſchüſſe gehört, alſo war es an ſich nichts Erhebliches, aber die geſteigerte unheimliche Spannung veranlaßte eine Dame zum Wunſche, von den peinlichen Geſprächen abzubrechen. Sidonie war heftig dagegen: „Wir ſind einmal darin, nun hilft nur, uns ganz verſenken; ſonſt kehrt die halbe Angſt wieder. Wir müſſen jetzt die Geiſter citiren, um Muth zu bekommen, wenn ſie uns im Bette erſcheinen."

Man erkannte dies an, und die lebhafteſte Wechſelmittheilung von Ahnungen, unbegreiflichen Ereigniſſen und Erſcheinungen machte ſich von ſelbſt. Unvermerkt war das Geſpräch auf meinen Bruder gekommen, ich leugnete nicht, daß die Vorſtellung von ihm, je länger ich mich damit beſchäftigte, um ſo unheimlicher, geſpenſterhafter werde, und daß ich ſchon um deshalb wünſchte, ihn je eher um ſo lieber zu finden. „Noch dieſe Nacht!" ſprach der Graf, den Blick unverwandt auf die Kohlen gerichtet. Ich weiß nicht, ob er meinen Wunſch gehört,

ob es mir galt, ob es die Andern hörten. Die Geiſterſtunde iſt, indem ich dies ſchreibe, ſchon vorüber. — Aber Alles von dieſem Abend hat ſich mir ſo mit Silberſchrift eingeprägt, daß ich faſt die Sylbe, die Jeder ſprach, aufſchreiben könnte, und ſchlafen mag, kann ich nicht, das Schreiben iſt mir Wohlthat.

Ich erzählte von der Viſion meines Wahnſinnigen. Es intereſſirte die Damen. Der Graf ſchüttelte den Kopf. „Das iſt doch nur Viſion des Verſtandes. Ohne materielle Baſis iſt auch die Geiſterwelt nicht, wenigſtens die nicht, mit der wir verkehren, und von jener andern, die uns über dieſe ſinnliche Welt hinaus verſetzen ſoll, hat noch kein Sterblicher Kunde, noch wird er ſie erhalten. Jene unheimliche Nähe von Geſchöpfen, die uns ängſtigen, erfreuen, Kunde bringen von Vergangenheit und Zukunft, hängt immer mit unſern Sinnen zuſammen, und die Volksmythologie läßt ſie auch ganz richtig aus irdiſchen Stoffen entſtehen. Körper, die keine Ruhe im Grabe haben, vergrabene Schätze, die ſich ans Licht ſehnen, aus Nebel, Dunſt, Sumpf. Es ſind uns verwandte Weſen; ſie müſſen mit uns fühlen können, und wenn ich auch nicht behaupten mag, daß ſie mit

uns eſſen und trinken ſollen, ſo theilen ſie doch die Empfindungen unſerer Sinne. Dafür haben wir von uralters Belege, die noch nicht wegeſtritten ſind, bis herab auf unſere Seherin von Prevorſt; allein von einer Communication mit Weſen, die nur unſer nüchterner ethiſcher Verſtand in das Unleben ſetzte, die nichts mit unſerm Blute zu ſchaffen haben, die die Sinne abgeſtreift, verklärte, prüde Begriffe ſind, das ſind Schäume und Träume des religiöſen Phantaſten."

Jemand war mit der Erklärung unzufrieden: Wenn Arme aus dem unſichtbaren Reiche in das ſichtbare griffen, ſo möge uns nur das beruhigen und erheben, daß es Mittelweſen, Vermittler wären zwiſchen Ewigkeit und Endlichkeit.

Der Graf zückte mit der Lippe: „Wenn das Unbegreifliche uns umrauſcht, umzittert, mit ſeinen tauſend Fibern uns anfaßt, daß unſer Blut zu Eis gerinnt, oder überwallend die Adern ſprengen möchte, wenn dem Einen ein Blick gegönnt iſt, tiefer, ſchärfer durch die Materie, meinen wir wol, daß die Pforten der Ewigkeit ſich vor uns öffnen. Thoren! Wir ſind doch nicht um den Fuß einer Milbe näher. Wir fühlen nur uns ſelbſt, die Geſetze unſers Mikrokosmus deutlicher, inniger, und

die lauten, daß wir uns nicht ins Leere stürzen, daß wir, was uns geboten wird, genießen sollen."

„Dann lehrte die Geisterwelt einen gewöhnlichen Epicuräismus," wandte Jener ein.

„Die Welt des vollendetsten Genusses, wo Jeder das Maß leert, das sein Magen verträgt, wäre doch am Ende die vollkommene Welt für uns, weil sie das höchst mögliche und dauernde Wohlbefinden gewährt. Wir kommen nur nicht dahin, weil unsere Art zu genießen zu einseitig, roh, zu sehr von Skrupeln gestachelt ist. Was stört uns zum Beispiel allein der Begriff Treue, eine supernaturalistische bestandlose Vision, was quält er uns zur Naturverkehrtheit, die Reichthümer, den höchsten Reiz des Wechsels zu verleugnen, wie macht er uns ungerecht, lieblos gegen Die, welche von uns Freude erwarten. Ihn ganz festzuhalten ist auch unmöglich, die Wirklichkeit würde eine Wüste, das schöne Menschengeschlecht verknöcherte, und doch steht er noch da als Phantom, und die falschen Sittengesetze zwingen uns, vor ihm ein Knie zu beugen. Den Schmetterling, weil er von Blume zu Blume fliegt, schilt man flatterhaft, und doch ist er das Symbol der Ewigkeit. Die Blumen,

die er küßte, blühen wieder auf und bieten ihre leuchtende Wange, ihren duftenden Kelch dem nächſten Schmetterling ebenſo freundlich dar, und wir nennen doch die Blumen die Symbole der Unſchuld. Und wir wären unſchuldig, weil wir uns ängſtlich verhüllen!“?

Und wie die Blicke der Frauen auf den Lippen des in ſich verſunkenen Redners zu leben ſchienen, hafteten! Als wäre er ſelbſt der Schmetterling, und ſie hätten die falſche Hülle abgeworfen. Er iſt gefährlich! Als an ihn die Reihe kam, erzählte er eine Begebenheit, von der er wollte, daß ſie ihm ſelbſt begegnet ſei, einfach, doch ſo ſchauerlich und verfänglich, daß ich den Tag abwarten will, ſie niederzuſchreiben, und dann noch anſtehe, ob ich ſie Ihnen ſende *).

*) Wir nehmen keinen Anſtand ſie gleich hier an dem Orte, wo ſie hingehört, einzuſchalten, wann ſie gleich erſt ſpäter niedergeſchrieben wurde.

54.

Die Nacht in Hamburg.

Es ſind über zehn Jahre her, ſagte der Graf, daß ich in Hamburg war. Ein verdrießliches Geſchäft verzögerte meinen Aufenthalt über meine Abſicht und Wünſche. Was zu ſehen war, hatte ich geſehen; der Reiz der Neuheit war vorüber. Die wunderbare Miſchung der Elemente, die zur Hälfte großartig freie Waſſer- und zugleich winkelreiche Landſtadt, der altreichſtädtiſche Charakter vermiſcht mit dem holländiſchen, das glänzende Straßenleben, die üppige Behaglichkeit, Luxus mit Solidität verbunden, der Welthandel mit dem deutſchen Typus; der derbe niederſächſiſche Schlag der Leute, die ſchönen Frauenbildungen, die zierlichen Vierländerinnen, in Gegenſatz mit den Seeleuten, gebräunt von der Sonne der vier Welttheile, Malayen, Perſer, Araber, Neger, Alles das hatte ſeinen Eindruck auf mich nicht verfehlt, aber nun war er vorüber, ich

war geſättigt. Die moraliſchen Fleiſchſcharren, ſo offen, gewiſſermaßen ſolide etablirt, die mir Anfangs ein Staunen entlockt, weil ſie, von aller Lüſternheit entfernt, der Tugend, die es ernſtlich iſt, keine Gefahr drohen, fingen doch an mir ekelhaft zu werden. Ich zog mich aus den freiern, getümmelvollen Gegenden der Stadt mehr in das dunkle Centrum derſelben zurück, wo zwar, wie überall in Hamburg, Zerſtreuung genug war, ſie aber mehr den Geſchäftscharakter trug, dem ich ja auch zu leben genöthigt war.

Die Börſe mit ihrer unübertrefflichen Hallen-einrichtung, der Hafen und die Buch- und Kunſtläden gewähreten mir in meinen Mußeſtunden eine nahrungsreichere Unterhaltung als die endloſen Mittagsfeten, die zwar von der Gaſtlichkeit und dem ſoliden Fonds der Hamburger zeigten, aber räuberiſch in meiner Zeit wühlten. Nachdem daher dem freundlichen Anſtande Genüge geſchehen, ich die Einladungen in der Reihenfolge angenommen, abgethan und meine Abſchiedsbeſuche gemacht hatte, betrachtete ich mich als einen wirklich Abgereiſten und verſchloß mich, meine Wohnung in einem der Hôtels am Jungfernſtiege aufgebend, in einem minder frequenten Wirthshauſe.

Aber eben die Einſamkeit und Abgeſchloſſenheit mitten in dieſer üppigen, vollauf genießenden Stadt gab Vorſtellungen Nahrung, welche ich entfernt von mir halten wollte. Wenn die Acten und Rechnungen beiſeit gelegt waren, griff ich zu meinen Lieblingsbüchern. Aber weder die Dichter noch die Philoſophen wollten mich hier ganz ſo anſprechen, wie es ſonſt der Fall geweſen. Ihnen fehlte der Saft, die Fülle, die ſtrotzende Geſundheit, welche mich umgab. Wie lachten die blühenden Geſtalten, die rothen Wangen der Mägde im Hauſe über die idealen Weſen, denen der Dichter Lebenswahrheit zu leihen bemüht geweſen. Ihre Tritte, wenn ſie in häuslicher Beſchäftigung die Treppen herauf- und herunterflogen, an den Thüren klinkten oder in den Zimmern neben mir wirthſchafteten, ſtörten meine Phantaſie, ohne daß ſie mich verführten, die Thüre aufzumachen, obgleich ich keinen Grund zu zweifeln habe, daß ſie der Einladung gefolgt wären.

Die Lebensluſt im Hauſe war ſehr erklärlich. Die Wirthin, obgleich Mutter von ganz artigen, mannbaren Töchtern, war ſelbſt noch in den beſten Jahren und hübſch, und ſuchte zuvörderſt unter den vielen Freiern, die entweder die Wirthſchaft

oder ihre Perſon als annehmliche Zugabe zur guten Partie anzogen, für ſich zu wählen, ehe ſie ſich entſchloß, für ihre Töchter daſſelbe zu thun. So gab es denn viel Kurzweil, Neckereien, rothe Backen und verlangende Blicke, die zwar nicht bis zu mir im zweiten Stocke heraufdrangen, von denen ich aber täglich etwas koſtete, wenn ich zu Hauſe kam; denn die Scene dieſer häuslichen Vergnügungen war gewöhnlich nach alter Art auf dem geräumigen Flur, durch den ich meinen Weg nehmen mußte. Noch in meiner Stube angelangt, klang mir das Kichern der muntern Geſchöpfe in die Ohren, die ſich vermuthlich über den ſcheuen, ſauertöpfiſchen Fremden luſtig machten.

Indeß hätte keins von dieſen rothbäckigen, lebensfrohen Weſen, nicht Mutter, nicht Töchter, nicht Mägde, für ſich allein mich in Verſuchung geführt. Es war mehr der Complexus von Geſundheit, Fülle, Friſche, Schelmerei und Übermuth, der auf die Sinne wirkte. Auch wol, daß ich Argwohn hatte, wie dies Spiel zuweilen mehr als Spiel wurde, wovon mich in ſchlafloſen Nächten ein heimliches Geflüſter auf dem Flur, das ſanfte Zudrücken der Thüren und das Schleichen auf den Strümpfen über die Treppen überzeugen wollte.

Ich hatte dann alle Mühe bei meinem Phädrus aufmerkſam zu bleiben.

Eine etwas blaſſere Schönheit war die Couſine aus Lübeck, die nur zum Beſuche hier war und in der Wirthſchaft mithalf. Ich hatte ſie nur einmal geſehen, und eigentlich läßt ſich dies kaum ſagen, denn als ich in den Flur trat, wurde ſie grade in die Küche abgerufen, und ich gewann von ihr nur einen halben Blick, indem ſie ſich ſogleich abwandte, während ihre volle, doch elaſtiſche Geſtalt und der ſchwebende Tritt mir deutlicher wurde. Doch danach hätte ich ſie kaum anderwärts wieder erkannt. Aber ihre Schlafſtube war über meiner, und ich erkannte ſie jedesmal an ihrem Tritt, wenn ſie, gewöhnlich die Letzte von Allen, Abends hinaufging. Dies geſchah ſo regelmäßig, daß es für mich ein Zeitabſchnitt wurde, wo ich etwa den Plato zumachte oder das Licht auslöſchte, und ich war mit mir ſelbſt unzufrieden, wenn ich es einmal verſchlief. Ihren Tritt hörte ich, wenn auch ſchwächer, nachher über mir wieder, ich hätte ihn wollen unter hundert Tritten heraus erkennen; und daraus bildete ſich eine Bekanntſchaft, welche lediglich von der Phantaſie unterhalten, doch von den Füßen aus mir die ganze Geſtalt conſtruirten, und die Couſine

war nun meine nächſte liebſte Bekannte, mit der ich mich in Gedanken unterhielt, ihr Fragen ſtellte, und ſie beantwortet erhielt.

Es gab dazumal in Hamburg unangenehme Streitigkeiten zwiſchen den Rationaliſten und Supernaturaliſten. Treffliche Männer von beiden Seiten waren im Eifer für ihre Sache zu weit gegangen. Der Zwiſt hatte ſich in jener friedlichen Zeit aus den Schreibſtuben der Gelehrten bis in die Kinderſtuben der Bürger verpflanzt; und an der Börſe und im Theater ſtritt man ſich über Gegenſtände, oder vielmehr über deren Anhänger, — denn der Kampf war ſchon perſönlich geworden, — welche, aus dem Heiligthum des Gemüthes entſpringend, immer in der erhabenen Arena der Wiſſenſchaft hätten bleiben ſollen. Mit dem Mimen Lebrun, einem Manne von lebendigem Geiſte und reger Theilnahme für Alles, was ſelbſt lebendig iſt — er hatte damals noch nicht die Direction der Bühne übernommen — hatte ich zuweilen über den Gegenſtand geſprochen. Die neueſte Schrift des Senator Hudtwalker erregte grade ebenſo viel Aufſehen als Widerſpruch. Ich nahm das Wort für ihn, ich ſuchte zu beweiſen, daß auch aus dieſer Polemik dieſelbe geiſtige Tiefe und echte Hu-

manität durchſchimmere, welche uns Beide in ſeinem Halbroman: „Bertholds Tagebuch“ erfreut und erwärmt. — „Aber, Herr Graf“, ſagte Lebrun, „er iſt doch ein Geiſterſeher.“ Ich fragte ihn, ob er nicht auch Geiſter ſähe, wenn er in Momenten der künſtleriſchen Begeiſterung ſich in hiſtoriſche Perſonen verwandle, die er ſo täuſchend wiedergäbe, daß uns der Schauer der Wirklichkeit überkommt; und er hat die Perſonen doch nie geſehen, die Hunderte von Jahren in ihren Grüften modern. Das Geſpräch wurde auf einem einſamen abendlichen Spaziergange über dem Wall geführt, und durch die Kaſtanienwipfel blickte der Mond, der abwechſelnd ein grelles Licht auf unſere Geſichter warf.

„Unſere Kunſt“, ſagte Lebrun, „ſchlängelt ſich hindurch, ſie weiß ſelbſt nicht wie, zwiſchen dem Koth der Materie und den ätheriſchen Funken einer überſinnlichen Welt. Zuweilen glaube ich es zu ſein, der alte Todte; mein eigner Körper fällt zurück und elaſtiſch werde ich von der Idee gehoben, daß die große hiſtoriſche Perſon in mir wirklich wiedergeboren iſt. In andern Momenten ſchlottert hingegen mein Ich um mich her, ich werde mich deſſen bewußt, ich fühle es im Finger, im Zeh, und der Angſtſchweiß des Gedankens plagt mich,

daß die ideelle Geſtalt die bleierne irdiſche nicht mit ſich fortreißen kann. In jenen Momenten ſpiele ich, nach meinem Urtheil gut, in dieſen unerträglich. Das Publicum urtheilt oft anders. Wenn ich ſo ganz übergegangen bin in einen fremden Geiſt, dann werden es auch die Andern um mich, ihr Spiel hebt ſich für mich, die Bretter, die Lampen, die Zuſchauer, ſind vergeſſen; ich lache aus wirklicher Freude und die Haare ſträuben ſich mir wie dem Garrick, wo er als Richard ſein Königreich um ein Pferd bietet und die Bretter unter ihm zum wirklichen Schlachtfelde von Bothworth wurden. Solche Momente der Magie ſind indeß ſelten, und ſie ſollten immer aufgeſpart bleiben für das Höchſte. Ich begreife zum Exempel nicht, wie dieſer ſelbe Garrick ſich dazu verſtehen konnte, das Geſpenſt eines verſtorbenen Aldermans zu ſpielen, damit der erſchreckte Hogarth nach der Viſion das Portrait deſſelben malen konnte. Vermöge Mimik, Schminke, Bart, würde es mir wol gelingen, unſern verdienſtvollen Gerhard von Hostrupp oder meinen trefflichen Freund, den Buchhändler Campe, ſo zu copiren, daß ſeine Hausgenoſſen ſich vielleicht von dem blaſſen freundlichen Geſichte, den klugen Augen, dem ſuchenden Blicke, der geſenkten Hal-

tung des Hauptes täuſchen ließen, aber ich würde mich ſelbſt nicht täuſchen können, eine innere Angſt würde mich jeden Augenblick drängen, aus der Rolle zu fallen, und den Leuten zu ſagen, glaubt nicht, daß ich Campe bin, ich bin nur Carl Lebrun."

In dem Augenblicke waren zwei Männer vorübergegangen, vom Monde hell angeſtrahlt, um ſogleich wieder im Dunkel zu verſchwinden. Als ſie, wie es ſchien, in eifrigem Geſpräch die Hüte gelüftet, erkannten wir auf der Stelle die beiden eben genannten geachteten Buchhändler.* Lebrun fuhr unwillkürlich zuſammen und ergriff dann meinen Arm, um mich fortzuziehen.

„Sie ſehen, Herr Graf, wie gefährlich es iſt, auch nur mit der Phantaſie Geiſter zu citiren. Indem ich das ſprach, hatte ich mich unwillkürlich in die Perſon jener beiden Ehrennamen verſetzt, ich war ſie ſelbſt geworden, in Miene, Stellung, Schritt, Blick, und ich erſchrak, als ſie plötzlich vor mir ſtanden, ihr Eigenthum, nämlich ſich ſelbſt, von mir zu vindiciren. Es iſt mir dies übrigens nichts Neues. Von franzöſiſch lebendigem Blute verſetze ich mich, ohne es zu wollen, von je an ſchnell in fremde Perſönlichkeiten, ſo beim Leſen, Recitiren von Gedichten, und werde dann nicht ſelten von der

Perſon, deren Brief oder Schrift in meinen Händen war, überraſcht und erſchreckt. So bin ich einſt, als ich noch in Mainz war, in dem kleinen Luſtſpiel: „Ich bin mein Bruder“, beſchäftigt. Ein Spiel des Zufalls, daß ich dabei an meinen hundert Meilen in Frankreich entfernten Bruder dachte; ich ſpielte mich in ihn hinein. „„Lebrun, wie ſpielſt Du heute, wie ſiehſt Du aus?““ fragen mich die Mitſpieler, es war nämlich auf der Probe, und gar kein Grund da, daß ich in der modernen Liebhaberrolle eine Maske annahm. Plötzlich höre ich einen Schrei hinter den Couliſſen, eine Schauſpielerin ſieht mich entſetzt, geiſterblaß an: „„Sind Sie's oder nicht?““ „„Er iſt doppelt!““ ruft es, und ich, mit meiner Scene fertig, ſtürze aus der Leinwandthür, um meinen wirklichen Bruder vor mir zu ſehen. Als wir uns in den Armen lagen, war zwar für die Schauſpieler aus dem Schreckdrama ein gewöhnliches Luſtſpiel von Irrungen und Zwillingen geworden, da wir uns ähnlich ſahen, und meines Bruders Anweſenheit hatte auch einen natürlichen Grund, indem er eben mit einem Transport heimziehender Freiwilligen zurückgekehrt war, aber für mich blieb es ein Melodram mit glücklichem Ende und hatte die Wirkung eines Lehrge-

dichtes. Ich machte es mir zum unverbrüchlichen Geſetz, nie eine lebende Perſon zu copiren, und was an mir, meiner Phantaſie keinen Spielraum zu geben, Freunde und Verwandte zu citiren. Freilich läßt ſich das nicht immer ſo thun, aber ich habe die traurige Erfahrung, daß ich nicht immer mit dem bloßen Schreck davon komme, daß grade den Perſonen, in die ich mich hineindenke und ſie für mich ſpiele oder bin, wie Sie es nennen wollen, in dem Augenblicke grade etwas Unangenehmes begegnet, oder daß mir durch ſie etwas widerfährt. Ich glaube nicht effectuell an Geiſtererſcheinungen, noch an Beſchwörungen, aber daß die Macht des menſchlichen Geiſtes noch andere Kräfte und Influenzen auf Anderer Geiſter hat, als deren Motiven und Organen wir logiſch nachgehen können, liegt mir außer Zweifel. Um deshalb war mir die myſtiſche Richtung in unſerer Literatur von Anfang an zuwider; ich habe mich bemüht durch Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen ihr entgegenzuarbeiten, und mich graut auch jetzt, und zwar nicht aus Mangel an Religion, vor den pietiſtiſch-myſtiſchen Beſtrebungen in der Theologie. Hätte ſie es nicht meiſt mit abgeſchiedenen Geiſtern zu thun, die bei uns kein Recht mehr auf ihre Exiſtenz haben, ſo

graute mich vor meiner eignen Kunſt. Aber da ſie außer jenen jetzt faſt nur mit weſenloſen Weſen zu ſchaffen hat, mit Charaktergebilden, die, wenn ſie auch in der ganzen Fülle der dichteriſchen Idee wirklich würden, doch nicht die Kraft hätten ein Kartenhaus umzublaſen, ſo verſöhnt mich das wieder."

Ich dachte, zu Hauſe angekommen, dieſen Grillen des Künſtlers nach. Ich fragte mich, ob ich ein Recht habe, die Perſon der Couſine in die Salons meiner Phantaſie zu citiren, ob ich ihr dadurch Schaden bringe oder mir, und vertiefte mich in ein Meer von müßigen Fragen, die durch die That immer dahin entſchieden wurden, daß die elaſtiſche, blaſſe Geſtalt vor mir ſtand, auf den Tiſch ſich lehnte, auf dem Sofa ſaß, und im Zimmer auf- und abging. Endlich nahm ich mich zuſammen und ſuchte durch die Lecture das gaukelnde Bild zu verſcheuchen.

Ich war im Phädrus grade zu der Stelle gekomme, wo Sokrates von den auftauchenden Erinnerungen an eine frühere Exiſtenz ſpricht. Ich legte das Buch nieder und überſann alle mir bekannten Erklärungen dieſer ebenſo undeutlichen als berühmten Stelle. Wie oft im Leben, ehe ich in

der Schule den Plato las, war es mir begegnet, daß mich ein ungewöhnlicher Vorfall, ein Anblick, der mir überraſchend ſein mußte, weil er mir noch nie begegnet ſein konnte, doch nicht überraſchte, daß mir ein dunkles Bild dämmerte, einmal in ähnlicher Situation geweſen zu ſein, dieſen wilden Menſchen, dies lächelnde Mädchen ſchon geſehen zu haben. Auch nachher, im wildbewegten Leben, bei wie manchem großen Unglücke, das mich zerſchmettern ſollen, wegen des gewaltſam Unerwarteten, hatte ich ein lindes Troſtwehen in der dunkeln Ahnung gefunden, daß ich grade daſſelbe ja ſchon einmal überſtanden. Auch jetzt in dieſem Augenblick überkam es mich, ich müſſe ſchon vor uralters ſo auf dem Sofa, grade in ſolcher Stube geſeſſen haben, etwas erwartend, die linke Hand aufs Buch gelegt, mit der rechten die Putzſcheere in der Hand. Wenn ich das Licht putze, werde es ausgehen und ich im Dunkel ſitzen.

Ich wußte das Alles vorher, ich wollte es nicht, aber es geſchah doch grade ſo. Ich ſaß im Finſtern, die Sterne ſchienen über die Canalſtraße, auf die meine Fenſter ausgingen, es ſchlug Mitternacht; es mußte aber noch etwas kommen, — was, wußte ich nicht, aber damit war die Erinnerung nicht aus.

Jetzt ſchlug unten die Thür der Speiſekammer zu. Der Tritt der Couſine kam herauf, diesmal nur nicht ganz ſo elaſtiſch wie ſonſt; ich hörte ſie gähnen. Plötzlich vor meiner Thür hält ſie ſtill. Das Schloß klinkt auf, ſie tritt ein, den Meſſingleuchter in der Hand, blaß, ſchön, nur die glänzenden ſchwarzen Augen von Schläfrigkeit umflort. Sie ſieht mich nicht, als ſie den Leuchter auf den Tiſch ſtellt, das Tuch von ihrem blendenden Buſen fortwirft und wie erſchöpft von der Tagesarbeit ſich neben mir aufs Sofa wirft.

Erſt als ich jetzt ihre Hand faſſe, ſchreckt ſie auf, ſieht mich mit einem unbeſchreiblichen Blick des Erſtaunens, Schrecks und eines Gefühls an, das über beide Empfindungen hinaus iſt, will ſchreien und kann nicht, will die Hand fortziehen und thut es nicht, ob mein Druck doch nur ſanft iſt. „Wie kommen Sie in mein Zimmer?“ fragt endlich die ſüßeſte Stimme. „Es iſt meines,“ antworte ich lächelnd. Sie ſieht ſich um, erröthet, ſpricht: „Ich habe die Treppen verzählt!“ will nach dem Leuchter greifen und aufſtehen, aber ich halte ſie zurück, und ihr Widerſtand iſt ſchwach.

Meinen Sie nun, fuhr der Graf fort, daß mich und ſie ein erſtes Begegnen, ein erſtes An-

ſichtigwerden mit der Magie der Liebe umſponnen habe? Nein; wir kannten uns Beide längſt. So, Hand in Hand, ſo Arm von Arm umſchloſſen, ſo Aug' in Auge hatten wir ſchon oft geſeſſen, dort rechts die Fenſter, links die Thüre, das Buch, die Lichter vor uns auf dem Tiſch, ein brennendes Talglicht, zwei ausgelöſchte Wachskerzen, — wir wußten nur nicht, wo es geweſen und wie lange es her war! — Sie rieb ſich die Stirn und alle Schläfrigkeit und alle Traurigkeit war vorüber. „Es iſt mir unbegreiflich", ſagte ſie, „ich kann's nicht überſchlagen, wo es war, daß ich Sie zum erſten, wo zum letzten Mal ſah, aber ich weiß doch Alles jetzt ſo deutlich, ſo deutlich, — ach, es muß aber unendlich lange ſein, über das Leben hinaus." — „Und nun ſo lange zuſammen", ſagte ich, „in einem Hauſe, nur durch eine dünne Balkenſchicht und etwas Mörtel und Kalk getrennt, und wir fanden uns nicht zuſammen, lange Tage und Wochen." — „Und einmal tanzten wir im Grünen", fiel ſie raſch ein, „ob ich mich doch gar nicht entſinnen kann, wo ich je im Leben auf einer Wieſe getanzt, und dann ſcherzten wir unter einem Brombeerbuſch, ja da war es, wo ich das rothe Kreuz unter Deiner linken Bruſt ſah." —

Es war wie ſie ſagte, und doch konnte Niemand, nicht in Hamburg, nicht in Lübeck, von dem Muttermale, das ich trage, wiſſen.

Sie würden dem lieben Mädchen, welches mir in einer Stunde ſo unendlich theuer wurde, daß es mir jahrelang nicht zu nennende Schmerzen verurſachte, ebenſo unrecht thun, wenn Sie dieſelbe für eine überſpannte Schwärmerin erklärten, als wenn ſie wegen des ſeltſamen Benehmens ſie in eine Reihe mit den leichten Töchtern des Hauſes ſtellten. Eine prüde Dame nach norddeutſchen Sittlichkeitsgeſetzen war die Couſine freilich nicht, denn die Liebe war ihr das Höchſte, und ſie hielt kein Opfer für dieſelbe zu groß. Aber wäre ich nicht Der geweſen, deſſen Bild aus dämmernder Ferne in ihr gegenwärtig war, und ſie nicht Die, welche ich auf den erſten Blick erkannte, ſo wäre ihr Mund nicht verſtummt, ſie hätte aufgeſchrien, ſich losgeriſſen aus meiner Hand und wäre zürnend fortgeeilt. Eine ſolche Kraft lag in ihrem Weſen. Sie war ganz ſchöne weibliche Natur in Hingebung, Frohſinn, Glut der Leidenſchaft und neckiſcher Schalkheit. Es bedurfte nicht der Worte zwiſchen uns. Der Bund der Seelen war in dem Augenblick für die Ewigkeit wieder geſchloſſen, und

nicht durch ſentimentale Reden und Verſicherungen, die uns wie ein Frevel an der Stunde gedünkt hätten.

Nein, ſie war unendlich liebenswürdig; ſo heiter, ſchalkhaft, als wären wir ſchon monatelang glückliche Brautleute. Die Welt umher ging uns nichts an; der Geiſterſtunde wurde durch Lachen und Scherzen ein Schnippchen geſchlagen. Sie ſaß auf meinem Schoß und blätterte in dem Buche, worin es ſtehe, wie ich ihr ſagte, daß Liebende ſich ſchon vor dieſer Welt geſehen haben könnten. Darüber lachte ſie, denn in einem ſo häßlichen, ſchwarzen Buche mit den langen fremden Buchſtaben, die man kaum leſen könne, dürfe nichts ſo Hübſches ſtehen. Sie buchſtabirte mit Willen unrichtig, wollte dann ſchnell leſen und blieb in den langen Perioden ſtecken, von denen ſie ſagte, daß es gar nicht deutſch wäre. Dann machte ſie Striche mit ihren Nägeln und kniffte Öhrchen in das Reimer'ſche Papier, das bekanntlich nicht zu dem ſtärkſten gehört und daher unter ihrer muthwilligen Hand riß. Sie fragte, ob Plato der Koſackenhettmann geweſen, und ob Schleiermacher, der Überſetzer, ein Leineweber von anderer Art ſei?

Wenn ich Ihnen ſagte, daß die Couſine nichts weniger als ſpröde gegen mich war, wie ſie denn

auch nur gelacht, als ich die Thür zuriegelte, ſo hatte ihr entſchiedenes Weſen meine Zärtlichkeit doch bisher auf gewiſſe Grenzen zurückgewieſen. Sie hatte zum Beiſpiel alle drei Lichte angezündet, weil es zwiſchen Liebenden hell ſein müſſe, und manche Freiheiten mir unterſagt. Aber der Menſch bleibt Menſch, auch wenn Plato und Schleiermacher auf dem Tiſche liegen, und ich glaube, ſelbſt der ſtrengſte Moraliſt verargt es mir unter dieſen Umſtänden nicht, wenn mit den dunkler herabglimmenden Kerzen ungeſtümere Wünſche und kühnere Foderungen emporwuchſen. Sie raffte ſich auf und wollte fort, es ſei Schlafenszeit; aber meine Worte wurden Beſchwörungen, und die glühenden Lippen flehten, an das pochende Herz geſchmiegt, Hymens glühende Fackel nicht zu verlöſchen. Sie hatte die Stirn mit beiden Händen bedeckt gehalten, als jetzt der ſchönſte Blick in verſchämter Luſt Gewährung ſtrahlte.

Doch hielt ſie ſchalkhaft und doch noch mit Würde den Ungeſtümen zurück und ergriff aufſtehend eine der beiden Kerzen. Nach dem Cabinet nickend flüſterte ſie: „Wir wollen doch nicht Hochzeit machen wie die Studenten.“ Sie nahm mir das feſte Verſprechen ab, ihr erſt zu folgen, wenn ich den Schein ihres Lichtes erlöſchen ſähe.

Faſt an der Thür ſchon, kehrte ſie noch einmal, von meinem Blicke gerufen, zurück, und es dauerte Minuten, ehe ſich die Arme aus den Armen und Lippe von Lippe, vom letzten ſchwellenden Kuſſe löſten. Es ſchluchzte in ihr auf von unendlicher Wehmuth und Luſt, ihr Auge ſah gläſern verklärt, und es hätte jetzt nur einen Entſchluß von meiner Seite gekoſtet, um den letzten Wunſch der Schamhaftigkeit zu übertäuben. Der Moment iſt koſtbarer als Gold. Die verlorenen Perlen kann man wiederfinden, den Moment bringt Niemand zurück.

Ich muß hier anführen, daß mein Schlafcabinet, wohin die Couſine entſchlüpfte, außer dem mit dichten Eiſengittern verwahrten Fenſter nach dem Alſtercanal keinen andern Zugang hatte als von meiner Stube aus. In dieſem Cloſet war jetzt mein köſtlichſtes Kleinod; es konnte mir nicht mehr entgehen, nicht mehr entwandt werden, und meine Augen bewachten die offengelaſſene Thürſpalte mit der Gier eines Geizhalſes oder eines Tigers, der auf der Lauer liegt. Nie in meinem Leben iſt mir eine Viertelſtunde länger geworden. Ich hielt meinen Athem an, ich zählte meine Pulsſchläge, ich lauſchte auf ihre Athemzüge und zürnte auf

meine Taſchenuhr, daß ſie ſo laut tickte und ſo langſam ging. Ich hörte, kniend am Stuhle, wo ſie zuletzt ſaß, alle ihre Bewegungen heraus. Jetzt fiel die Schnalle, die ihren Gürtel hielt, auf die Diele, jetzt zählte ich das Durchziehen der Schnüre am Corſet, jetzt zog ſie die Schuhe aus; die Lichtſcheere wurde vom Meſſingleuchter aufgenommen, — ein Knapſen — und der Schein erloſch, der aus der Thürſpalte drang. Ich glaubte die Federkiſſen wollüſtig aufrauſchen zu hören unter der holden Laſt, die ſich in ihnen wiegte. Es klang mir wie mit Engelsſtimmen zugehaucht: „Nun!“ und länger hielt ich mich nicht. Ich ſprang auf, den Stuhl umreißend, blies die Lichter aus und ſtürzte in das Cabinet.

Und meine Küſſe fanden keine ſüßen Lippen, meine Arme umfaßten nur Polſter und Pfühle; das Bett war leer. „Böſes Mädchen, wo haſt Du Dich verſteckt?“ Keine Antwort, kein Kichern, kein verhaltener Athemzug. Ich tappte umher; nirgends die Couſine; Alles in der vorigen Ordnung. Kein Winkel blieb ununterſucht; ſie mochte, während ich die Lichter ausblies, ſich in meine Stube geſchlichen haben, um mich zu necken. Hier war ein weiterer Spielraum, um mir auszuweichen,

aber die Sterne blickten ſo klar ins Zimmer, und nirgends Geräuſch. Ich ertrug das Blindekuhſpiel nicht länger. Ich griff nach dem Feuerzeuge, aber wie viele Phosphorhölzchen verdarben unter meiner zitternden Hand, und wie viele ließ ich unbenutzt verglimmen, um beim erſten aufſchlagenden Strahl der Schwefelflamme mein Liebſtes zu entdecken. Nun brannten die zwei Kerzen, aber, und wenn ich hundert angezündet hätte, die Couſine aus Lübeck war nicht da. Die Thür war von innen verſchloſſen und verriegelt, die Fenſter gingen ſchroff ab in den Alſtercanal, und auch ſie waren von innen feſt verriegelt. Ich lief wie ein Unſinniger umher, aus der Stube in die Kammer, aus der Kammer in die Stube; unter dem Bett, Sofa, Commode, wo nur ein Verſteck war für eine junge Katze, wurde geſucht. Ich kratzte an den Wänden, um eine verborgene Thüre zu entdecken, ich bohrte in den Dielenritzen, um einer Fallthür auf die Spur zu kommen. Vergebens. Nachdem ich mehrmal in Gefahr geweſen die Gardinen anzuzünden, warf ich mich erſchöpft, vor mir ſelbſt grauend, unfähig zu denken, ſtumpf, todt, auf das öde Bett.

Die Träume waren Höllenqualen. Nach einer Stunde ſprang ich auf, nicht geſtärkt, zerriſſen, es

ſiedete in meinem Kopfe. Die vorige Unterſuchung begann von Neuem. Ganz das vorige Reſultat. Ich fragte, mich wieder aufs Sofa werfend, die Vernunft. Was hatte die Vernunft mit dieſem Zuſtande zu thun! — Es konnte ja Alles Traum geweſen ſein. Entſetzlich, daß man ſo träumen kann. Aber nein, wo kam der meſſingene Blaker mit dem Talglichte her; nie kam ins Zimmer ein anderer Leuchter als die beiden ſilberplattirten mit Wachskerzen darauf. Wo war der andere geblieben, den ſie vom Tiſche nahm? Ich ſtürzte ins Cabinet. Dort ſtand er mit der Putzſcheere. Ich eilte zurück. Plato, Schleiermacher ſollten als unverwerfliche Zeugen ſprechen. Sie ſprachen nur zu deutlich. Jeder Kniff, jede Falte, jedes Öhrchen, das die muthwillige Hand des Mädchens hineingemacht, waren noch zu ſehen. Hier ein Riß, dort hatte ſie über Worte, die ihr zu lang waren, mit dem Finger gewiſcht, daß die Buchdruckerſchwärze ausgegangen war. Beweiſe genug, aber wem genügen Beweiſe für das Unbegreifliche! — Sollte ſie ſo ganz ſpurlos, ohne etwas zurückgelaſſen zu haben, verſchwunden ſein? Der Fuchs, der Iltis, der ſich durch eine Mauerſpalte zwängt, läßt Haare zurück, der Dieb erbrochene Schlöſſer. — Ja,

das Schloß an ihrem Gürtel war deutlich auf die Diele gefallen. Das war keine Täuſchung geweſen. Wieder flog ich ins Cabinet, ſuchte und fand am Bettpfoſten die verrätheriſche Schnalle. Auch hing eines ihrer blauſeidenen Strumpfbänder zwiſchen den Betten. Ich küßte tauſendmal dieſe Inſignien der Wahrheit, rief ihren Namen, Vergebung ihr zu. Umſonſt; nur den Biß, den ſie mir vorhin herzhaft in die Hand gethan, als ich zu frei war, rief ich zurück. Die Narbe war noch deutlich zu ſehen.

Ich war todtwund. Ich lag auf der Erde und wünſchte zu vergehen. War ſie geſtorben? Der Gedanke an den Verbrennungsproceß, an die Verflüchtigung des Diamantes in der Glut kam mir in den Sinn. Was paßte das hierher! Ich hätte ſo vergehen können, nicht ſie, ein Leib, voll Friſche, Fülle und Geſundheit. Ich konnte mich ja überzeugen, ob ſie lebte. Stählern ſchoß der Entſchluß durch meine gebrochenen Glieder. Vielleicht ſtand die Böſe vor der Thür und lauſchte durchs Schlüſſelloch und amüſirte ſich über meine Verzweiflung. O, wenn es doch ſo wäre! — Ich riegelte und ſchloß die Thür auf, aber es war todtenſtill auf dem Flur. Die Lampe brannte düſter.

Nur ein alter Kater ſchoß mit leuchtenden Augen die Treppe herunter. Ich ſchlich hinauf vor ihre Zimmerthür. Zu ſehen war nichts, ich horchte am Schlüſſelloch, und glaubte den Athem einer Schlafenden zu hören; doch von nun an traue ich nicht mehr meinen Wahrnehmungen. Ich hätte mich niederlegen können, vor ihre Schwelle, und ſchlafend ſie bewachen, aber was hätte mir das geſichert! Sie verſchwindet durch maſſive Mauern.

Das Klingeln eines verſpäteten Gaſtes an der Hausthür ſchreckte mich zurück, und ich fand mich in das Unvermeidliche. Zwiſchen Schlaf, Wachen, Starrſucht wurde die übrige Nacht verbracht. Doch wollte zuletzt die Natur ihr Recht. Die Sonne war ſchon hoch am grauen Tageshimmel, als ich, völlig angekleidet, auf dem Sofa erwachte. Was geweſen, ſtand mir ſo klar vor der Seele, als geſchähe es eben erſt; es war nichts weniger als Traum geweſen. Bis aufs Kleinſte fand ich Alles wirklich, die drei Lichte, Plato, Schleiermacher, die Schnalle und das blaue Strumpfband. Ich klingelte nach dem Kellner, der mir den Kaffee brachte, und fragte ihn, ob die Mamſell aus Lübeck ſchon zu ſprechen wäre, für welchen Fall ich mich bei ihr anzumelden hat. Der Menſch antwortete aber, daß ſie, ſchon ehe der

Tag graute, mit der ganzen Familie auf einer Luſtpartie nach den Vierlanden ausgefahren ſei und vor ſpät Abend nicht zurückkehren dürfte.

Einen fürchterlichen Tag des Zweifels, Stunden, jede von ſechzig qualvollen Minuten, hätte ich zu durchleben gehabt, wäre es nicht von der Vorſehung anders beſtimmt geweſen. Als ich am Baſſin der Alſter auf und abging, um friſche Luft zu ſchöpfen, bemerkte ich, daß die Vorübergehenden mich ſchon mit forſchenden Blicken betrachteten. Eine innere Glut und ein innerer Froſt durchrieſelte mich; ich foderte in einem der Kaffeehäuſer eine Erfriſchung, konnte aber ſchon nicht ohne Hülfe mich vom Stuhl aufrichten und mußte in einem Fiaker nach Hauſe gefahren werden. Schon am Nachmittage lag ich in einem hitzigen Nervenfieber, und der berühmte Doctor Gerſon, welcher die Güte hatte mich zu behandeln, wußte auch am folgenden Tage noch nicht die Kriſis meiner Krankheit vorherzuſagen.

Ich will Sie nicht mit den verworrenen, entſetzlichen, lächerlichen Phantaſien, die mich quälten, und von denen auch ich nur durch die ſpätern Mittheilungen meines Arztes und meiner Wächter Kenntniß habe, beläſtigen. Das Einzige, deſſen ich

mich selbst entsinne, ist, daß ich in Augenblicken ruhigern Deliriums die Ursache desselben an meinem Bette sitzen sah. S.. hielt meine Hand und kühlte meine glühende Stirn durch Auflegen der ihrigen; ein Zug der Wehmuth schwebte um ihre Lippen und trübte das schöne Auge. Einmal im Schlafe war es mir auch, als beuge sie sich über mein Lager und hauche einen Kuß auf die heißen gedorrten Lippen. „Auf Wiedersehen!" so klang es mir, das Auge füllte sich mit Thränen, und das Gesicht wurde plötzlich leichenblaß, aber ein Myrtenkranz strahlte auf ihrem Haare.

Nach sechs schweren Wochen konnte ich das Bette verlassen; Doctor Gerson untersagte mir aber aus gerechter Furcht vor einem Rückfall jede Beschäftigung. Ich durfte selbst wenig sprechen und nach nichts mich erkundigen. Auch war es mir in dem Augenblicke gleichgültig, ich war so matt, daß Erden- und Geisterwelt mir völlig indifferent waren. Von dieser Krankheit schreibt sich mein blasses Aussehen her; meine blühende Gesundheit von sonst ist nie zurückgekehrt.

Als die Erinnerungen sich endlich sammelten, wurde ihnen durch furchtbare Nachrichten aus der Gegenwart das Gleichgewicht gehalten. Meine Mut-

ter lag in der Schweiz im Sterben. Wäre es auch nicht heilige Sohnespflicht gewesen, so hing doch auch meine künftige Existenz davon ab, daß ich noch gewisse Familienmittheilungen aus ihrem Munde vernahm. Sobald ich nur die freie Luft ertragen konnte, mußte ich mich in den Reisewagen setzen und mit Courierpferden nach Lausanne eilen.

Dennoch, mögen Sie denken, hatte ich es nicht versäumt, mich nach ihr, der Ursache aller meiner Leiden, zu erkundigen. Sie war während meiner Krankheit nach Lübeck zurückgereist; denn auch ihre Mutter war krank, und sie sollte sie pflegen. Niemand wußte davon, daß sie an meinem Krankenbette gesessen oder nur zur Thür eingetreten war; ja man meinte, daß sie kaum um meine Krankheit gewußt, und ich hörte, daß sie immer heiter gewesen.

Brauche ich Ihnen zu sagen, mit welchen Doppelschmerzen ich abfuhr. Eine Tagereise von ihr, von der Lösung eines schauerlichen Räthsels, und ich mußte mich in den Wagen setzen, um ans andere Ende der germanischen Welt einem neuen Schmerze entgegenzureisen. Ich fand meine Mutter noch am Leben, aber in einem Zustande, der es mir zur Pflicht machte, ihren Tod zu wünschen. Gewissensbisse, im Rückblick auf ihre Jugendzeit,

vermehrten ihre körperlichen Leiden, und ich fand sie ganz in den Händen fanatischer Geistlichen. Ich hatte Familiengeheimnisse zu empfangen und Geständnisse, gegen welche das Wunder jener Nacht zur Bedeutungslosigkeit zusammenschrumpfte; aber was man mir heute in der Stunde der Schwäche vertrauen wollte, zog man morgen, wenn ein neuer Lebensfunke sich zeigte, wieder zurück. Ich mußte auf der einen Seite mit der theuersten Person, der ich das Leben verdankte, ringen, um Bekenntnisse herauszulocken, die ihr doch äußerst schmerzlich waren, während ich von der andern die zelotischen Priester abzuhalten hatte, daß sie ihnen nicht freiwillig vertraute, was mir allein zu wissen zukam. Und ich mußte so handeln, denn es war nicht allein mein Vortheil, sondern die Ehre meiner ganzen Familie im Spiel. Und unter diesen den Verstand angreifenden und das Herz verwundenden Kämpfen erlosch doch keinen Augenblick die Erinnerung an jene Nacht. Sie war meine Gattin vor den Augen des Himmels, und ich hatte es mir geschworen, sie sollte es auch vor den Augen der Welt werden.

Mehrmal hatte ich an sie geschrieben ohne Antwort zu erhalten. So fest war in mir die

Überzeugung von der Wirklichkeit jener Nacht und von Allem, was darin vorgegangen, daß es mir keinen Augenblick einfiel, wie ich vielleicht an ein fremdes Wesen Briefe richtete und mich dem Ridicule aussetze, indem ich ihr meine Hand anbot. Daß keine Antwort kam, minderte nicht im Geringsten meine Liebe und meinen Entschluß. Ich wollte gleich nach dem Tode meiner Mutter, und wenn meine Geschäfte geordnet, nach Lübeck eilen. Da endlich kam ein Brief, kurz und undeutlich, da die Schreiberin mit der Orthographie etwas brouillirt war. Ein Anderer hätte vielleicht nur dummes Zeug herausgelesen, mir aber strahlte hell und deutlich die süßeste Botschaft der Liebe entgegen. Sie erwarte mich zur Feier unsers ewigen Bundes an dem und dem Tage. Der Termin war etwas weit hinausgerückt, aber es war derselbe Tag der Täuschung, dem die selige Nacht der Hoffnung voranging.

Meine Mutter hatte ausgelitten. Aber eine Last von Geschäften hatte ich abzuwälzen; dringende Reisen führten mich von den Pyrenäenbädern bis Ungarn, und die Zeit verstrich dermaßen unter dem Nothwendigsten, daß ich erst an dem bestimmten Tage in das Thor von Lübeck einfuhr.

Ich will kurz sein. Das Häuschen der Mutter fand ich leicht. Es war sauber gescheuert, Sand war gestreut, und Blumen und Reisig steckten festlich über den Thüren. Das Mütterchen empfing mich wie einen längst Erwarteten und führte mich auf meine Bitte ohne weiteres in die Kammer ihrer Tochter. Sie lag, so schön wie damals, nur um vieles blasser, auf einer weißen, mit Blumen geschmückten Bahre. Auf ihrem Kopfe blühte ein wunderschöner Myrthenkranz. „So hat sie's gewollt", sagte das Mütterchen und wischte eine Thräne mit der Schürze aus dem Auge; „sie sagte, sie wäre Braut, und heute werde Hochzeitstag sein. Und fragte ich das liebe Kind, wo denn der Bräutigam sei, so antwortete sie lächelnd: Der wird schon kommen, wenn's Zeit ist. Er kann's schon kaum erwarten." Sie war gestern gestorben. Die Sonntagsglocken von allen Kirchen läuteten ihren Segen, derweil ich die Hand meiner Braut hielt und vergebens auf den schönen Mund, der noch immer zu lächeln schien, um Antwort blickte. Die Mutter war nie ihre Vertraute gewesen, aber sie gab mir ein Kästchen, welches ihre Tochter für mich bestimmt. Drinnen lagen alle meine Briefe, nur die Dinte verbleicht, von Thränen vielleicht,

das andere blaue Strumpfband und der Gürtel, an dem das Schloß fehlte.

Auch hatte sie in letzter Zeit viel in einem Buche gelesen, sagte die Mutter, aus dem kein Mensch klug würde, und das liebe Kind hätte doch sonst überall nicht viel vom Lesen gehalten. Sie holte es aus dem Schrank. Es war ein Exemplar von Schleiermacher's Übersetzung des Phädrus. Sie mußte es viel in der Hand gehabt haben, es war abgelesen, und viele Kniffe und Zeichen darin, und mit dem Finger hatte sie Worte unterstrichen und ausgestrichen.

Mehr habe ich nie erfahren. Der Schlüssel des Unbegreiflichen wurde in ihr Grab versenkt. Ich stand dabei, als sie Erde darüber schaufelten. Ich mußte doch dabei sein, als sie meine Braut bestatteten.

Die Erzählung des Grafen brachte einen ungewöhnlichen Eindruck auf die Zuhörer hervor. Die Gestalt des Erzählers selbst wurde wie eine Erscheinung angeblickt, als könne der seine Körper, wie er angehaucht vom Flammenscheine auf dem Stuhle mehr schwebte als saß, plötzlich von dem nächsten

aufzüngelnden Kohlenflämmchen mitgenommen werden und unter unſern Augen verſchwinden. Sidoniens hafteten auf ihm, als wollten ſie ihn feſtbannen, und es dauerte Minuten, bevor Einer nur einen Laut äußerte.

Der Ruf zum Abendtiſch kam Allen willkommen. Doch dauerte auch hier dieſelbe Stille fort. Die Politiker, mit Wolken auf der Stirn, hatten ſich ausgeſprochen oder wollten vor der aufwartenden Dienerſchaft nicht reden; wir aus dem Geſpenſtercabinet würgten an den empfangenen Mittheilungen. Es war wieder Allen eine Wohlthat, als die Miniſterin das Zeichen zum Aufbruch gab.

Der Hofrath, mein Freund, hatte faſt allein das Wort geführet. Er war als Courier aus Frankfurt angekommen, und muß der Träger wichtiger Depeſchen geweſen ſein, denn ſeine Statur war um einige Zoll gewachſen, und die Diplomaten zogen ihn zu ſich in die Sprechwinkel. Er hat Kundſchafter in der Stadt, und ſeine Mittheilungen mußten ihnen willkommen ſein; denn Einer legte ihm die Hand auf die Schulter und nickte ihm freundlich mit dem Kopfe zu.

— So ſah ich Sidonien noch nie. Was durchzückte ſie, als ſie mich nicht fortlaſſen wollte, die

fieberhaft brennende Hand meine krampfhaft preßte und ihre Stirn Schutz an meiner Brust suchte! „Ich habe andere Stürme erlebt und werde noch andere erleben", sagte ich, sie beschwichtigend. „Das bischen Bürgertumult wird ohne Folgen sein." Aber sie schüttelte wild den Kopf: „Ohne Folgen! Der todte Prinz, Laura — Ihr irrer Bruder — die Verschwundene — die Nacht, der Sturm und Schnee — ich fürchte mich wie ein Kind?" — Ich hauchte einen Kuß auf ihre Stirn: „Auf Wiedersehen!" „Wer weiß das!" antwortete sie, sich abwendend. Kannte ich nicht die Exaltirte, so hätte mich ihr Benehmen erschreckt.

Gern hätte ich mit dem Grafen noch ein Wort über seine Geistergeschichte gesprochen, gegen die mir mancherlei Zweifel aufgestoßen sind, aber er verschwand mir beim Hinuntergehen, ob wir doch sonst in der Regel zusammen fahren oder bei gutem Wetter gehen. Dies war zwar heute nicht einladend; aber da der aufgeregte Pöbel sich am Tage Insulten gegen die Kutschen mit Wappen erlaubt, so hielten die Meisten es für gerathener, zu Fuß ihren Weg zu suchen.

Als ich eben zu Bette gehen will, meldet mir mein Diener, daß sie unten im Flur in ängstlicher Erwartung sind. Man spricht von einem großen Aufstande. Ein Bäckerbursche hat verfängliche Reden geführt und ist zu ungewöhnlicher Stunde aus seiner Schlafstelle fortgelaufen. Ich sende zum Grafen, der nur einige Häuser von mir wohnt. Er weiß ja Alles. Es pocht —

Es war der stille Bernard. Er sagte, sein Wahnsinniger tobe, und kaum wisse er ihn zu halten. Das Feuer sei doch noch nicht ganz aus, ein letzter Funken werde auflodern, peroirt der Unglückliche. „Und", setzt Bernard hinzu: „das Trübe und Schlechte wittert er wie das Thier die Gefahr."

Ich bleibe auf; man muß auf Alles gefaßt sein. An Schlaf ist überdem nicht zu denken.

Seltsam! Mein Diener ist zurück. Der Graf ist noch nicht nach Hause gekehrt.

Die Sturmglocken gehen, der Generalmarsch schlägt. Schüsse vom Westerthor. Meine wichtigsten Sachen sind gepackt. Ich schließe nun den Brief und versiegle ihn, daß er an Sie gelangt für

den Fall — des Schlimmſten oder vielleicht des Beſten. — Wie ſie brüllen vom Karthäuſerberge her! In ſolchen Momenten wird es jedes Redlichen Pflicht, wenigſtens Acht zu haben auf den Augenblick, wo es Pflicht werden kann zu handeln. Durch nächtliche Meuterei wird auch die heiligſte Sache nicht gefördert.

Eben ſtürzte mit gräßlichem Geſchrei der Tolle die Treppen herab. „Das Feuer erloſch noch nicht!“ Bernard ihm nach. — Herr Gott, wenn ich die Stimme gekannt hätte. Eine Nacht, hinter der vielleicht keine Sonne aufgeht.

Das Schießen heftiger. Rother Schein von der Gegend des Franciskanerkloſters. Dort wohnt der Miniſter. Ich fliehe hin.

Gott mit Ihnen, mit uns Allen, — mit unſerm armen Vaterlande!

55.

Die Canoniſſin an den Baron.

N . . . .

Die Zeitungen ſprechen von Verſtümmelten, von vielen Leichen und Ertrunkenen, Ihr Brief ſchließt mit dem fürchterlichen Gedankenſtriche — und iſt ohne Nachſchrift auf die Poſt gegeben? Von wem? — Von Ihnen? Dann hätten Sie doch eine Sylbe zugefügt, mich nicht ohne Noth in die Angſt verſetzt. Auf der Legation fehlen noch alle nähern Berichte, und doch ſpricht man, daß unter den Gebliebenen ein Edelmann iſt aus einer alten Familie! Um Himmelswillen beruhigen Sie mich.

Oder iſt man ſo weit im Argwohn, Privatbriefe aufzufangen?

Was ich zu dem Vorfall denke, ſage! — Ach, mein Freund, ich ſage nichts. Ich hatte gehofft ruhig einzuſchlafen zu dem Erwachen, wo es keine

Leidenschaft, keine Verfolgungen, keinen Wahnsinn mehr gibt, und muß nun das noch erleben!

Hat sich mit der That nicht der deutsche Liberalismus den Todesstreich versetzt! Klingt das nicht wie das letzte, heisere Aufkreischen der verzweifelnden Ohnmacht? Da wir Euch nicht in Bewegung setzen konnten, sprengten wir uns in die Luft. Und es war so wenig Pulver in der Kammer, daß sie sich nur die Gesichter verbrannten.

O Sie sollten die Stimmen hier hören, die schadenfrohen Gesichter, das zufriedene Lächeln sehen. Nun fangen die loyalen Winkelblätter an, die es sich zum Geschäft machen, die Geschichte zu verketzern, zu triumphiren und denunciren, zu pochen auf Thatsachen. Das wird von den Unsern eingeschlürft wie Nektar. Die Gutmüthigen! die glauben, ihre bezahlten Schreiber würden was Anderes drucken lassen, als was ihren Gönnern gefällt, und die Kundschafter Anderes hinterbringen, als was die Angst am theuersten bezahlt.

Ich sehe schon in endloser Reihe eine Kette von Decreten, Verfügungen, engherzigen Zwangsmaßregeln, Verketzerungen, Inquisitionen, Verhaftungen, Suspensionen der Gesetze. Sie werden holdselig lächeln und die Achseln zucken: „Wie Jene wollten

wir vorwärts, allein Eure Exceſſe zwingen uns rückwärts zu gehen.“ Unſeliger Fluch einer wahnſinnigen That!

Und doch iſt es das nicht, was mich am meiſten verwundet. Geſtern beim Präſidenten, wer redete am meiſten das Wort der Strenge, wer billigte den Wunſch, vor dem ſelbſt unſere legitimen Frauen erſchraken, den blutigen, unerbittlichen, daß der Henker das Siegel auf dieſen Frevel drücke — wer? — Der Chargé d'Affaires. Mit welchem kalten Hohn er den alten Rhadamanten beiſtimmte, daß es nicht mehr als billig ſei, die Rädelsführer zu köpfen und hängen. O, wenn er doch umgeſchlagen hätte, wenn es ſeine Herzensmeinung geworden wäre! Das wollte ich ihm verzeihen. Nein, der Mann hat ſeine graue Farbe nicht geändert; es iſt nur die kälteſte, fürchterlichſte Berechnung. Hatte er doch die Frechheit, es mir ins Angeſicht zu ſagen: er wünſche von Herzen die Exceſſe der legitimen Gewalt, er gönne das Schaffot den paar Voreiligen, und es müſſe erſt Blut fließen, um die Gemüther in die rechte Stimmung zu bringen. Ach, mein Gott, ſoll ich an der Sache der Menſchheit verzweifeln, weil ſie ſolche Verfechter hat! Und unſere guten Freunde nahmen das für baare Münze!

Denn er ist Edelmann; und wenn er auch einmal irrte, in einem Übermuthe, der wie die Fehler der Jugend bei einem Geborenen zu entschuldigen ist, er muß zum Echten immer wieder zurückkehren. Solch ein felsenfestes Vertrauen, ist es nicht rührend, und die Blindheit dabei, ist's nicht, um selbst die Augen auszuweinen? Da hätt' ich mögen Partei für sie nehmen und sie vor der Schlange warnen. Aber es ist den Guten die Möglichkeit fremd, daß etwas gut und von Bestand sein könne, was nicht in ihre Erbansichten einschlägt. Darum sind sie unvermeidlich das Spiel jedes Betrügers und stoßen die Redlichen von sich.

Und ich habe doch Muth. Mehr als diese Zeilen es aussprechen. Antwort! Bald, bald. Sie leben, ich weiß es. Meine Furcht war eitel, aber Sie müssen eilen mir zu antworten, denn ich habe nicht mehr viel Zeit Briefe zu lesen.

56.

Der Regierungsrath Grobhauer an einen Freund.

T . . . . .

Die Mine iſt geſprungen, die Bombe iſt geplatzt, beides ohne ſonderlichen Schaden. Wir haben's nur noch mit dem Geſtank zu thun. Den Zündfäden nachzugehen wird freilich Arbeit koſten; man thut's aber mit Methode. Da ich zu corpulent wurde, um in die Dachlöcher zu kriechen, habe ich meine Pinſcher zur Hand.

Hätt' ich das Klagen nicht abgeſchworen, ſo beklagt' ich wirklich die arme Unvernunft. Nämlich die Schneider, Schuſter und Handſchuhmacher, die ſich haben mitziehen laſſen. Was haben die davon, wer ihnen die Ruthe gibt, ein Tory-Capulet oder ein Whig-Montague? Die Ruthe kriegen ſie doch, und Marius und Sylla haben Beide für ſie nur ſchöne Worte und Schmachtrieme.

Es sind leider mehr implicirt als man denkt, und wenn man nicht Maß hält und auf rechter Stelle ein Auge zudrückt, was unsere deutsche Genauigkeit nie versteht, so muß es mehr Verhaftungen geben, als wir Gefängnisse haben, und mehr Criminalkosten als Steuern.

Und der Jammer in den Bürgerfamilien! Auch diesseits des Rheines denken schon Viele nach Amerika. Herrliche Aussicht: Disteln zu jäten, Urwälder zu hacken, Lastwagen mit dem Rücken zu ziehen und sich mit wilden Bestien und Canibalen herumzuschlagen! — Weil man gekränkt ist, — um was?

Übrigens hatte die Sache ein schönes, ernsthaftes Ansehen. Aufrührer in Rotten, Pelotonfeuer, republikanisches Feldgeschrei, fremde Losungsworte und Anführer, einige angegriffene Wachen, befreite Gefangene, zwei alte Wagenremisen in Brand, der rothe Himmel in der Nacht, Trommeln, ein Gefecht auf der Brücke, Sturmglocken in den Dörfern, Bauermassen in Anmarsch, Blut und Leichen. Es geschah freilich nichts, was man nicht schon in voraus wußte, und um kein Haarbreit mehr als man geschehen lassen wollte; aber grade genug, um die ehrliche Einfalt in panischen Schrecken zu ver-

setzen, damit sie rufen: „Das geht zu weit! Da muß freilich etwas geschehen.“ Und daran wird man's denn nun nicht fehlen lassen. Aber diesmal langsam Schritt für Schritt.

Alles das ist in bester Ordnung. Nur eins begreif' ich nicht. Was die Lenker den Gescheitern vorgespiegelt haben. So ein ermordeter Prinz Guido ist ein guter Theatercoup; es mag im Moment den guten Pöbel aufhetzen, aber sie müssen sich doch ein mögliches Ziel gedacht haben. Deutschland so in einer Nacht durch ein Pelotonfeuer von siebenundzwanzig Mann in eine Republik umschaffen, das mag ein Sommernachtstraum oder ein Wintermärchen von drei siebzehnjährigen Studenten sein; aber die es erfanden, leiteten, sind nicht siebzehn Jahr alt, und ihrer sind mehr als drei.

Den paar Federhelden, verdorbene Juristen und Candidaten, die dabei sind, gönn' ich's. Sie hätten klüger werden sollen. Sinds nicht ein Dutzend Jahr her, als wir Beide mit gefalteten Händen auf die Knie sanken und die Rechte nach den Balken ausstreckten, um dem Dreieinigen zu danken, daß er Karl Sand geschaffen hatte. Wir müssen uns recht gut ausgenommen haben. Ein

bischen praktischer sind die Leute geworden; das ist fremde Schule.

Von den Particularitäten ist nicht viel zu schreiben. Alles nur verpfuschte Abdrücke von dem großen pariser Stahlstich.

Doch etwas. Es gab, wie gesagt, einige Leichen, doch wenige Namen darunter. Nur Einer mit einem recht alten, aber zufällig erhielt er ihn erst im Augenblicke, wo er keinen Gebrauch mehr davon machen konnte.

Höre die Niederträchtigkeit.

Du kennst meine Verhältnisse mit dem Baron aus dem düstern Hause. Gib Dir jetzt keine Mühe mehr, diese glitzernde Schlange zu vertheidigen. Seine guten Augen, seine freundliche Miene täuschen Niemand mehr, und wenn er statt Senfkörner Nektartropfen und Ambrosiabalsam schriebe. Es kennt ihn jetzt jedes Kind. Ein reputirlicher Mensch sieht ihn nicht mehr an. Er ist auch fort.

In der Gesellschaft hier, wo er eine Art vornehmen Liberalen spielte, so einen von den geistigen Aristokraten, die die Lippen rümpfen, Alles besser wissen, und die man nur handeln lassen müßte, um ihre Misere an den Tag zu bringen, — hier also mußte ich freundlich mit ihm thun;

denn er wurde von den Frauen im Hause des Ministers gehätschelt, und der Alte speculirte auf einen reichen Schwiegersohn für seine superkluge, überspannte, naseweise Mamsell-Fräulein-Bastard-Tochter, die Alles in Allem in diesem Hause ist und gern Baroneß Landschaden geworden wäre. Schade, wenn aus der Partie nichts wird, Einer ist des Andern werth. Allein, so freundlich-süß er auch gegen mich war, so habe ich doch keinen Augenblick ihm mehr getraut, als dazumal an der Grenze. Möglich, daß eine Ader von Sentiment wirklich bisweilen in dem Kerlchen aufsprudelt und das heiße Gefühl wahr ist, mit dem er einen übergießt; aber solche selbst heuchlerische Drüsen-Memmen, die sich nicht halten können, und wenn's ihnen flau ums Herz wird, selbst einen Feind umarmen müssen, sind mir verächtlicher als mir ein radicaler Schuft verhaßt ist.

Seine famöse Testamentsgeschichte weißt Du so gut als ich; lasest auch wol in der allgemeinen Zeitung den hübschen Artikel, den er über seine brüderliche Tugend geschrieben hat oder sich schreiben ließ. Ich konnte zuweilen in des Ministers Hause das Lachen nicht verbeißen, wenn sie sich zwangen Miene zu machen, als glaubten sie

allen Ernstes an den Edelmuth, und sich Mühe gaben, den hochherzigen Mann zu überreden, daß er doch etwas von seiner Uneigennützigkeit loslasse und auch ein bischen an sich denke. Indessen hatte er bei allen Frauen durch das Kunststückchen dermaßen gewonnen, daß man kein Wort gegen ihn wagen durfte.

Und nun kommt der Aufruhr. Mein Judas spielt den loyalen Cavalier, macht sich wichtig, haranguirt hier und da die guten Bürger, die Unruhstifter nicht zu unterstützen. Die guten Bürger thaten's ohnedies nicht. Auch incommodirt er sich, sie zur Vertheidigung des Rathhauses aufzureden, was gar nicht nöthig war, indem Bayonnette genug beisammen waren, um die Aufwiegler, und wenn ihrer zehn Mal mehr gewesen wären, zu Paaren zu treiben.

Da kommt ein wüthender Trupp unter krausem Geschrei und mit allerhand Waffen und Feuerbränden über die Brücke. Unter den Anführern eine baumlange, starke Figur mit wildem, blassen, schrecklichen Gesichte, und stößt fürchterliche Verwünschungen von Feuer, Erdbrand und Weltende aus. Die vom Rathhaus ihnen entgegen, Militair und Bürger. Der Pöbel gewinnt die Brücke und treibt

die Macht zurück, vermuthlich weil die Bürger die Soldaten am Schießen hinderten. Auf dem Platze aber hält der Baron den Weichenden einige Salbungsworte und erklärt den Soldaten, daß, wenn man auf den Feind schießen will, man die Muskete losdrücken muß. Sie schießen, und die lange Figur fällt mit sammt dem Banner der Aufrührer in der Hand, und die Andern bestürzt, fliehen und werden über die Brücke gedrängt.

Und der Baron ist Sieger! Nicht wahr? Ja, er ist Sieger, denn er ist nunmehr einziger, legitimer Erbe des Hauses Düsterweg. Der lange Mann, der von den Schüssen zusammenstürzte — ich kannte ihn recht wohl — war, ob er doch gleich die Standarte der Aufrührer trug, kein Aufrührer, nur ein armer, unglücklicher Wahnsinniger und überdies der älteste Sohn des alten Düsterweg und Majoratsherr und Bruder unsers loyalen vielbetrübten Barons.

Ich habe ihn gekannt, als er schon etwas gestört war. Er hatte Knochen und Leib eines Riesen. Weil er aber zu den Hungernden und Trachtenden gehörte und für seinen Hunger die Bissen zu klein waren, die ihm die Mißgunst des Geschicks zuwarf, wurde er toll, simpel toll aus Hun-

ger, und aus Misverständniß ward er Rebell. Er iſt nun todt und hat ſeinerſeits die rührende Erkenntnißſcene geſpart, denn ſein brechendes Auge ſah wol nichts mehr von den Judasthränen, die ſein Bruder über ihn weinte, derſelbe Bruder, der die Soldaten zum Feuer gegen ſeine Bruſt aufgemuntert hat!

Das kam zufällig, ſagſt Du. O glaub's, Kugeln dirigirt der Zufall. Aber es iſt doch immer ein glücklicher Zufall für den jüngern Bruder, der nichts erben ſollte, wenn die Kugel den ältern trifft, und er nun Alles erbt und nichts abzugeben braucht. Er hatte ihn auch nicht erkannt, bis auf den Augenblick, wo er fiel, denn wer erkennt in Nacht, Pulverdampf und Tumult ſeinen Bruder, den er nie bei hellem Tageslichte erkennen wollte; aber es war doch auch ein ſchöner Zufall, daß er ihn grade im Augenblick erkennen mußte, wo es zu ſpät war, und gab eine rührende, romantiſche Scene, vor den Soldaten, der Canaille, den guten Bürgern und einigen Frauen, die nach Rührung zum Fenſter ausſahen. Und die Soldaten, die Canaille, die guten Bürger und die Frauen weinten auch wirklich, als der brüderliche Bruder, in Schmerz aufgelöſt, nicht fortwollte von der Bahre

des zerschmetterten Bruders, den man ins nächste Haus trug.

Schade nur für den Baron, daß man am folgenden Tage erfuhr, wie er diesen geliebten Bruder, nach dem er in allen Zeitungen suchte und Belohnungen für den Entdecker aussetzte, den ganzen Winter über in seinem eignen Hause, in einer Bodenkammer versteckt gehalten hat! Das kann auch Verleumdung, Spiel des Zufalls sein. Gewiß. Nur ist der Baron auch darin wieder zu beklagen, daß ein anderer gestörter Mensch, nur von sanfterer Natur, welcher, wie die Leute im Hause glauben, auf Jenes Befehl, eine Art Wächter oder Kerkermeister des Tollen spielte, in derselben Nacht im Getümmel umkam. Er wollte dem Entsprungenen nacheilen, in der menschlichen Absicht, daß er keinen Unfug anrichte; aber im Gedränge auf der Brücke wurde der arme Bernard, als er sich auf das Geländer schwang, hinabgestoßen, und ertrank im Strome. Da schwimmt nun der einzige Zeuge für des Barons Tugend ins Weltmeer! Und die bösen Leute meinen sogar, es wäre ein Glück für den Baron, daß Bernard todt ist, denn es sei bewiesen, daß er diesem oft Geld gegeben und bei verschlossenen

Thüren mit ihm über den geſtörten Eberhard geſprochen hat.

Gewiß alles Verleumdung, wie auch mich Einige verleumden, daß ich nicht ſo ſchlimm ſei, als ich ausſähe? Frägſt Du mich aber, von welchem Bruder ich meine, daß er dem Andern mehr Liebes erwies, ſo ſage ich doch: mein armer Eberhard. Denn er hat ihn zwar nicht in den Zeitungen aufgefodert, ſein Bruder zu ſein und zu kommen und ihm in die Arme zu fallen, aber er iſt für ihn geſtorben, ohne den Mund aufzuthun. Wer das weg hat, zu rechter Zeit zu ſchweigen, das iſt der rechte Mann.

Gern wär' ich dem armen Eberhard zu Grabe gefolgt, denn ich las ihn gern als Schriftſteller, — und im Leben lernt' ich ihn kennen als einen reſoluten Mann, der von der Leber weg redete, wie ich's liebe. Hätt' er's gewußt, daß er ein Baron war und kein Bettler, ſo wär' er kein Demagog geworden und auch nicht toll. Aber ich kann ihm nicht zu Grabe folgen, denn der edle Bruder macht das Werk der Liebe voll; er läßt ihn einbalſamiren und in die Erbgruft bringen.

Es iſt erſtaunlich, was man für einen Bruder thut, der uns eine halbe Million hinterläßt.

Nur mir nichts wieder geschrieben von der edeln Stiftsdame oder Canoniſſin, die Dich in den Geſellſchaften beim Präſidenten verſichert, er wäre der edelſte, verkannteſte Menſch von der Welt. Ich bitte Dich, was kann man nicht einer ſchwindſüchtigen Frauensperſon einreden. Die Weiber auf ſeine Seite zu ziehen, wenn er ſie braucht, das verſteht er.

Eben berichtet mir der Hofrath Wenig — ein tüchtiger Mann, der ſich bei den Vorfällen ſehr verdient gemacht hat und avanciren wird, — noch etwas recht Hübſches von ihm, und Wenig iſt ſein Jugendfreund. Mit der Partie iſts aus. Er hat retirirt. Weshalb? fragſt Du. Weil er den Miniſter nun nicht mehr braucht, weil er als Majoratsherr über eine halbe Million commandirt, und wenn er zu heirathen Luſt hat, andere Frauen finden kann, die ihm beſſer conveniren. Ich verdenk's ihm nicht.

Officiell hat er geſchrieben, als alleiniger Vertreter des Hauſes Düſterweg liege ihm nunmehr die ſchmerzlich heilige Verpflichtung ob, dem Willen ſeiner erhabenen Ahnen nachzukommen und ein Fräulein von gleichem Stande und ſechzehn Ah-

nen heimzuführen. Wiewol ihm nun das Herz breche, und ſo weiter. —

Wie gefällt Dir das? Sag's doch der Canoniſſin. So was pflegt die Weiber zu afficiren.

Und wir ſehen mit Abſcheu auf einen armen Spitzbuben, der nichts that, als einen Geldbeutel ſtehlen!

57.

Der Baron an die Canoniſſin *).

Schloß Düſterweg. . . .

Nun ſchon wochenlang auf dieſem Felſen, und doch kann ich mit Iphigenien ſagen: „Es gewöhnt ſich nicht der Geiſt hierher.“ — Ehedem glaubt' ich es. Einſamkeit, wilde Natur, Umſturz drohende Mauern, keck vorgebaute Thürmchen, Verließe, Krö-ten, Moos, Alles iſt da, und dazu ein Grund, tiefer als der Schloßbrunnen, um mich in mich ſelbſt zu verſtecken und mit Nebel meine gezeichnete Stirn zu umhüllen. Aber die Vorwelt thut's nicht mehr.

Die Leute aus dem Dorfe unten ſehen mich für einen Tollen an. Das möchten ſie haben, wenn nur die Geiſter meiner Vorfahren, wenn ſie mit den nächtlichen Frühjahrsſtürmen durch die

*) Hier folgen mehre Briefe von beiden Seiten.

Hofgänge heulen, ein vernehmliches Gespräch mit mir führen wollten! Da stehen noch Harnische im Saal, alte Bilder hängen an den Wänden, aber alles Rüstwerk ist nur altes Blech, und die Bilder sind unwahr, und die Geister sind stumm.

Wie schnell man uns auch dies Spielzeug wieder nahm! Es war so hübsch und blank, und man hatte es so oft neu geputzt, — Göthe, Fouqué, Scott. Aber was hilft es, Spielzeug bleibt Spielzeug. Die Kunst ward noch nicht erfunden, daß der alte Mann an den Puppen, mit denen der Knabe spielte, dieselbe Lust wieder empfinde.

Und ich wähnte doch einst, dieser romantische Hauch müsse erquickend durchs ganze Leben ziehen. Ich wollte, wenn ich stürbe, mir aus dem Cid das Ende des Helden vorlesen lassen, und dann würden auch die Lüfte wehen durch die Fahnen über mir, und der Todesengel sanft aus den blauen Lüften niederrauschen mit der Palme in den Händen.

Sollte die Poesie je sterben können, verleumdet werden als Volksverderberin, Lügnerin! Nein, sie soll sich nur nicht festklemmen in alte Mauerspalten und ihre Lunge anstrengen aus verrosteten Trompeten zu blasen. Sie soll frische Luft athmen und

Sonnenschein. Der Eid wird ewig leben, aber meine Vorfahren waren nur schwarze Raubritter. Die Vertiefe sind das festeste an dem alten Bau. Dagegen will der Epheu nicht mehr ranken, was der Gärtner sich auch Mühe gibt. Die Winde gehen zu scharf, sagt er. Sonst aber waren doch alle Mauern damit bekleidet; und sie klagen dasselbe jetzt überall in Deutschland, wo es Ruinen gibt. Das junge Leben fällt von uns ab, selbst die Schmarotzerpflanzen!

Das Herrennest nennen die Leute unten mein Schloß. Es klebt nur an der zerrissenen Felsenkante und blickt schroff hinab unten in das tiefe, gewundene Thal. Für die Bequemlichkeit mochte nie gesorgt sein; seit über einem Jahrhundert hatten selbst die Amtleute die Wohnung verlassen. Erst mein Vater hatte wieder aus Caprice einen Theil wohnlich eingerichtet, aber zu so verkehrtem Gebrauche, daß die Feder erröthen müßte, es niederzuschreiben. Ich habe natürlich wieder reinigen und herstellen lassen: die nickenden Pagoden von den Thorpfeilern herabgeworfen, das Eckthürmchen, von dem man einen Kiesel auf des Schulzen Dach werfen kann, von der erniedrigenden Bestimmung befreit. Auch das Wappen über dem Portal ist

reſtaurirt; er hatte den Raben mit dem Ringe im Schnabel — einige Heraldiker wollen, es ſei ein Todtenkranz — papageigrün überfirniſſen und den Schnabel vergolden laſſen. Das iſt Alles aber doch noch nichts gegen den Frevel im Grabgewölbe. Man hatte darin Banketts abgehalten, und ich mußte die Wände von verdorrten Roſenguirlanden und frivolen franzöſiſchen Verſen ſäubern laſſen. Nun iſt es wieder ein Heiligthum. Die Gebeine des Märtyrers ruhen darin, und die kleine Capelle darüber wurde letzten Sonntag eingeweiht. Ich wünſchte, es wäre nur ein Anderer geweſen, der den erſten Gottesdienſt abhielt, als der gute keuchende Pachter unten, deſſen Phantaſie ſich ſelten über einen gefüllten Dunghaufen erhebt. Die Leiche meines unglücklichen Eberhard hätte die ſtreng chriſtlichen Worte Ihres Lieblings in der Reſidenz verdient. Er ſprach von dem Lohn, der die Gottſeligen und Friedfertigen erwartet; Raubritter ſind wir freilich nicht mehr, aber meinem armen, todten Bruder hätte ich die Ironie gern erſpart.

Bei Tage iſt die Gegend, von oben geſehen, wenig maleriſch; eine Ausſicht auf unfruchtbare Felder und wüſte Steinklumpen. Die romantiſchen Fremden, die ſich Mühe geben, die Ruine zu er-

steigen, kommen von unten, wo ihre drohende Lage allerdings pittoresk ist. Glücklicherweise ist die Jahreszeit für sie zu früh, und ich bin noch ungestört von ihnen. Aber Abends, aus meinem Thurmfenster, blicke ich stundenlang mit Vergnügen auf die Schlucht. Welche tausendfältige Beleuchtung, welche Tinten sich da ausgießen und entwickeln, bis das letzte Roth von der Kuppe mir gegenüber verschwindet, und das graue Nebelgewand das gewerbfleißige Thal bedeckt. Wie dann die Lichter allmälig aufblitzen an den Fenstern, in den Hausthüren, — sie sind mir schon alle bekannt, ich weiß wer zuerst kommt, wer der Letzte ist. Wie dann durch die Todtenstille das Klappern der Hämmer, die Räder der Fabriken heraufschallen. Schweigen auch die, so höre ich das ferne Mühlrad um die Waldecke her und das Plätschern des Baches über die Steine. Nun singt eine schöne Stimme, die feine Tochter des Fabrikherrn, am Fortepiano ein Lied dem aufgehenden Monde zu, oder die Knechte jodeln. Alles das gehört schon zu meinem Umgang, es ist mein Abendsalon, in dem ich schweigend zuhören kann. Ich bilde mir auch manchen Roman; er zerfließt nur immer wieder, wie der Rauch aus den Schornsteinen, ehe er zu mir heraufdringt. Nur die Sterne

baden ſich ewig an derſelben Stelle im Bache. Der Mond, wenn er drüben aus dem Tannenwalde aufſchießt, erſchreckt mich oft. Es kommt mir vor, als gehöre dem bleichen, hohlen Geſicht meine Ruine; es habe ein Recht mich draus fortzujagen und zürne mir, wenn es in den lichtblauen Horizont aufſteigt und ſein Geiſterlicht in das Thal wirft, und in meinem Hofe revidirt. Wie fürchterlich großartig dann die Schatten ſpielen.

Sollte mir die Einſamkeit nicht über Alles theuer ſein; und wer erklärt's nun, daß es mir zuletzt doch bange wird, wenn ſich ſo gar nichts regt, kein Vogel, kein Lüftchen, kein Wipfel, ſelbſt der Bach zu ſchlummern ſcheint und ich die Atome glaube ſchwimmen zu hören. Ich höre die Schlafenden, die ſüß Träumenden, die ſchwer Athmenden heraus. Ich wünſche, Einer erwachte; das Anſchlagen des Hundes iſt mir willkommen. Ich athme auf, wenn ich das Echo eines fernen Poſthorns vernehme, ſtrenge mein Ohr an, das Rollen der Räder zu unterſcheiden. Jetzt ſchallt es noch einmal luſtig dort hinter dem Fels, und auf der weißen Straße entdecke ich den Wagen. Es war mir von je ein herzerlabender Ton, ein haltmachender Reiſewagen, was kann da herausſteigen? — und

so freu' ich mich auch jetzt, wenn der Wagen unten im Wirthshaus hält. Und es kommt doch Keiner zu mir.

Zuweilen, in meinen Romanen nämlich, bilde ich mir ein, die Leute unten wären erstaunlich glücklich. Die Arbeiter haben ihr Brot, die Fabrikanten Kunden, Alle sind gute Nachbarn, Einer hilft dem Andern, freut sich an seinem Wohlergehen; es ist kein Neid und kein Haß und kein Unglück da. Die Fabrikantentochter liebt und wird geliebt, und der Geliebte lauscht hinter der Hecke, wenn sie singt, und das süße Geheimniß wird im Mondenschein fortgesponnen, bis es einst ans sonnige Tageslicht tritt, und keine rohe Gewalt, kein Eigennutz, keine Art von Gemeinheit tritt dann dazwischen. — Ach, könnte man die Welt doch auch von solch einem Thurmfenster in irgend einer Wolke betrachten! — Ich habe es verboten; sie dürfen mir nichts von den Klätschereien erzählen. Ich will dort unten eine vollkommene Welt sehen.

Nach diesen Soireen fange ich an ruhigere Nächte zu haben. Ich bekomme angenehme Besuche. Aus den bunten, vom Mond beleuchteten Scheiben hüpfen die Gestalten herab und setzen

ſich an mein Bette. Es ſind alte, gute Bekannte. Viele haben mich ſchwer gekränkt; aber ich bin verſöhnlich geſtimmt. Ihr, der Bedauernswerthen, iſt ja durch Hand und Mund vergeben; aber auch eine ferne Nebelgeſtalt wagt ſich zuweilen näher und blickt ſcheu aus dem Winkel hinter dem unförmlichen Ofen, ob ſie es wagen darf. Wie die längſt verſchwundenen Züge wieder auftauchen! Sie iſt keine Roſe mehr, wenigſtens keine rothe. Ihre Augen leuchten ſchmerzlich, und ſie faltet die Hände über der Bruſt. Ich nicke ihr freundlich zu, und das erfreut ſie. Aber die Zitternde wagt ſich nicht heran; ſie ſeufzt und ſinkt zuſammen und verſchwindet.

Ich habe auch die Ruhe gewonnen, die Begebenheiten jener ſchrecklichſten Nacht meines Lebens für Sie in der Kürze aufzuſchreiben. Es ſoll nur als Ergänzung dienen für Das, was Sie ſchon wiſſen. Damit wäre das abgethan. Es folgt bei. Auch einige Wechſel und Verfügungen in Betreff der Summen, welche Sie die Güte haben werden, auf dem ſicherſten Wege an den Berggeſchwornen zu ſenden. Ich glaube, die letzten Worte und Blicke meines Bruders rich-

tig verſtanden zu haben. Es iſt ſein Teſtament „vor dem anweſenden Erben.“ Sie werden die Form billigen und dem wackern Manne einen unnöthigen Dank erſparen.

58.

Die letzte Nacht.

Die eine Nacht, die eine Nacht.
Die eine Nacht, die iſt.
Und wie die eine keine Nacht
Mehr, lieber Jeſu Chriſt.
Iriſches Lied.

Ich hatte Noth mich durch das Gewühl, die Cavalleriepatrouillen, die wild durcheinander ſtrömenden Volkshaufen nur bis zum Quai zu drängen. Eine Maſſe, die mich in ſich aufgenommen, zog mich willenlos mit. Das tolle Durcheinanderſchreien hätte mich, wenn ich Zeit gehabt, daran zu denken, überzeugen können, daß hier von keiner Einheit der Abſicht die Rede war. Der Deutſche iſt nicht zum Revolutioniren geboren. Nur die Macht war einig; auf allen Plätzen, an allen Ecken waren die Truppen wie aus der Erde gewachſen. Und dazu der betäubende Lärm — die Allarm-

trommeln, die Trompeten, die Sturmglocken, das brüllende Geschrei, die Flüche, Commandoworte, dazwischen das Knattern der Musketen; und die Lichter an den Fenstern, die Fackeln der Feuerspritzen! Ein nächtlicher Aufruhr hat etwas Wollüstiges. Bangigkeit und Lust umarmen sich; das Gefühl der Kraft und der Ohnmacht schwellen die Brust und berauschen die Seele.

Ich hatte nur Augen für die gerötheten Wolken über der Gegend, wo das Franciskanerkloster liegt. Nachdem ich mich von der Unmöglichkeit überzeugt, durch die Stadt oder den Quai entlang dahin zu dringen, ging ich weiter den Fluß zurück, wo es noch stille war, und bewog einen Fischer, mich den Strom abwärts nach dem Franciskanerkloster zu rudern. Wenige Minuten später, und es wäre zu spät gewesen. Die Gendarmerie besetzte alle Fahrzeuge, da die Aufrührer zum Theil zu Wasser von drüben herangekommen waren. Vielleicht verdankte ich demselben Umstande, daß mich der Schiffer für einverstanden mit der Revolte hielt, die außerordentliche Anstrengung, die er an den Tag legte, mich über den Strom zu rudern, wo die Mahnungen und selbst die Schüsse der Policeibeamten, die auf andere Widerspenstige gerichtet wurden,

uns nicht mehr ereilten. Von da, als wir die Brücke paſſirt, trug uns die reißendere Strömung ſchneller ans Ziel.

Ich ſah mit Freude, daß das Feuer von jenſeits des Franciskanerkloſters kam. Die Wohnung des Miniſters war außer Gefahr, wenigſtens vom Feuer, aber jenſeits des Hauſes in der Straße vorn wogte der Tumult. Da der Eingang von vorn unmöglich war, mußte ich hier an der Gartenmauer mich hinaufſchwingen und kletterte über das Spalier, um zu einer Hinterthür zu gelangen. Ich vergaß anzuführen, daß ich unter den erhitzten Stimmen des Pöbels auch gegen den Miniſter Verwünſchungen gehört; es war alſo um ſo mehr Pflicht, im entſcheidenden Augenblicke an der Seite der Familie zu ſtehen.

Ihr Zimmer läuft in ein vorſpringendes Thürmchen nach dem Garten aus. Ein mattes Licht dämmerte aus den breiten niedrigen Fenſtern. Sie malt hier. Oft ſahen wir, in dieſem Fenſter gelehnt, über den ſchönen breiten Strom und die kuppelreiche Vorſtadt auf die weithin ſich ziehenden von der Abendſonne vergoldeten Weinberge. Die ſeligſten Geſpräche flüſterten noch aus dem lautloſen Gebüſch. Aber es war ſtill im Hinterhaus, das

Pförtchen unterm Thurme war nur angelehnt. Ich ſchleiche die Treppe halb hinauf, ein Lichtſchein fällt mir entgegen aus der halb offenen Thür ihres Schlafcabinets.

Soll ich den Fieberfroſt, die Glut ſchildern, bei dem ſüßen Flüſtern, bei den Thränen zwiſchen den Scheidekuſſen! Wär' es nicht in jener Nacht geweſen, vielleicht hätte ich aufgelacht, als er an mir vorüberflog; vielleicht auch ihr zugelacht, wie ſie, über das Geländer gelehnt, die Arme noch ſein Luftgebild umfangend, mit dem geſättigten und doch trüben Auge dem Verräther nachblickte. Aber es war die Nacht, wo eine Welt brannte und ein Funke davon in meinen Adern.

Sie war zuſammengeſunken, ein Schrei des Entſetzens, ich weiß nicht, ob vor meinem Blick, meinem Wort oder meinem Geiſt, und ihn hielt ich unten an der Kehle, und der Flammenſchein verrieth mir die blaſſen Züge.

„Geben Sie ſich keine Mühe! Meine Stunde kam noch nicht", ſprach der Graf, als ich das Terzerol aus der Taſche riß.

„Haſt Du Waffen? Wir wollen ſehen, ob ſie nicht kommt."

„Dazu gäbe es schicklichern Platz, wenn Sie meinen, daß Einer drauf bleiben muß.“

„Ich meine es“, bebte meine Stimme, als ein nahes Getöse, das gewaltsame Sprengen einer Hausthür, uns unterbrach. Es war der Thorweg nach der Straße, der aus den Fugen krachte. „Sorgen Sie dort für das Nächste“, flüsterte er mir zu, und war hinter einer Hecke verschwunden, während ich noch unschlüssig stand, wohin mich wenden, denn ich hörte Bewaffnete in das Haus dringen. „Auf Wiedertreffen“, rief ich dem Verschwindenden nach, und seine dumpfe Stimme antwortete aus dem Dunkel: „Wir treffen uns wieder.“

Es war nur eine Abtheilung der bewaffneten Macht, welche auf Befehl des commandirenden Generals das Haus des Ministers, als es aus Misverstand nicht eröffnet wurde, gewaltsam erbrach, um es zu besetzen, indem man Kunde erhalten, daß eine Rotte der Empörer sich hierher wandte. Vielleicht in persönlicher Absicht, vielleicht auch nur, um sich festzusetzen. Die Hausgenossenschaft zeigte sich auf dem erhellten Flur; der Minister, der mit jener bewunderungswürdigen Ruhe, die er in kritischen Momenten so oft bewiesen, mit den Officieren sprach und seinen Leuten Anordnungen gab,

drückte mir die Hand, als er mich ansichtig wurde: „Sie sind blaß, verstört", sprach er lächelnd; „ich danke Ihnen, daß Sie kommen, aber sein Sie ohne Sorge, es ist nur eine übelangebrachte Phantasie. Morgen früh ist Alles wieder im vorigen Geleise." — „Alles!" rief ich. „Alles!" antwortete der sichere Mann, „wir sehen uns so heiter wie gestern wieder," und bat mich, seine Tochter, die er schreien gehört, aufzusuchen, und zu beruhigen.

Ich ging. Wundern Sie sich darüber? Denken Sie vielleicht, ich sei, die Hand in der Brusttasche, den Schritt des Othello gegangen? — Nein, meine Freundin. Auch die Wuth, die mich vorhin ergriff, war eine andere, es war nur die allgemeine Vernichtungslust in dieser Nacht der Zerstörung. Einen Buben, der zerstören konnte, zu erwürgen, diese Wonne bebte vorhin in mir. Die arme Schwache war mir schon im nächsten Augenblicke heilig. — Ich ging, um ihr den Abschiedskuß auf die entweihte Lippe zu drücken.

Was hatte sie mir gethan, die ohnmächtig Daliegende! Nichts! Kein Eid war gebrochen, nicht einmal ein Versprechen. Weinen hätte ich mögen, wenn's Zeit zu Thränen gewesen, über sie, mich, uns Alle, daß wir uns Herren der Natur nennen,

und doch in der Fülle des Geiſtes, in der Blüte der Willenskraft, ihrem geheimnißvollen Schauer unterthänig ſind. Anklagen konnte ich nur mich, daß ich ſie geſtern verließ, als ſie wankte. Ja, klar, deutlich war es mir in dem Augenblick, ich war es, der ſie verſtoßen und die nach Rettung Suchende, von den böſen Geiſtern Umgaukelte und Umſtrickte verließ und ſie preisgab dem Verderben.

Und da hätte ich richten ſollen, verurtheilen!

Nach Ihrem letzten Briefe ſcheinen Sie der Meinung, auch mich hätte da eine Vernichtungsluſt in das Getümmel getrieben. Vielleicht. Wer zählt die Motive, im Augenblicke, wo es ihn zu handeln drängt! Und wer ſucht nicht bei allgemeiner Noth ſeinen eignen Antheil hineinzuwerfen, — Alles natürlich aus Egoismus, um an der allgemeinen Rettung ſeinen Theil zu fiſchen. Wie entſtänden ſonſt Parteien, wenn nicht Liebe und Haß, Neid und Bewunderung ſich auf einen Augenblick die Hände reichten. Vielleicht wollt' ich die Ordnung retten, die nicht in Gefahr war, vielleicht auch nur den Leuten zeigen, die über meine Leichenbläſſe ge-

züſchelt, daß ich Muth hatte. — Warum war es nicht auch der pure, baare, nackte Egoismus, der thieriſche Inſtinct, welcher mich trieb? Kennen wir alle die dunkeln Motive, die unerklärbaren Ahnungen, deren eine mich faßte, durchſchüttelte, das Weſen zu tödten, deſſen Exiſtenz mein Erbe mir beſtritt?

Die Wucht der That ruht nun auf dem Ereigniß. Meinungen ſind ein Spiel der Winde, Thaten laſſen ſich nicht wegſpülen aus der Erinnerung. Unter dem Koloß ruht nun meine Ehre, für ewig begraben.

Ich kann Zeitungsſchreiber bezahlen, daß ſie's den Winden erzählen: ich hätte meinen Bruder geliebt und ihn aufrichtig geſucht; ich kann Bälle geben und zu eſſen und zu trinken, und werde Gäſte haben die Fülle, die mich einen edeln Mann nennen. Aber wenn der Wind verweht und die Muſik zu Ende, wird es doch heißen: Das iſt Der, der durch ſeines Bruders Tod Majoratsherr wurde.

Doch das iſt ja längſt abgeſprochen. Sie wollen wiſſen, wie ich von Sidonien ſchied.

Sie ſaß blaß, mit matten Augen, im weißen Morgenkleide auf dem Sofa. Aber ihr Blick erheiterte ſich, als ich eintrat, und nichts von Befangenheit, als ſie mir die Hand reichte und mich bat, ihr gegenüber Platz zu nehmen.

„Das iſt gut, daß Sie kommen, doch ich habe es auch von Ihnen erwartet. Es war, ſo lange als wir hofften, Vieles dunkel zwiſchen uns; nun, da die Hoffnung aus iſt, muß doch Alles klar werden.“

Ich erklärte ihr, daß ich käme, um Abſchied zu nehmen, indem ich am nächſten Tage die Stadt auf — lange Zeit zu verlaſſen mich gezwungen ſähe.

Sie lächelte: „Das weiß ich, mein Freund. Zwiſchen uns iſt das Band zerriſſen; wir werden uns auch vielleicht nie wieder ſehen, und um ſo ſchöner iſt es von Ihnen, daß Sie mich noch einmal beſuchen und mit ſo verſöhnter Miene. Wir waren doch recht liebe, gute Freunde, und dieſe Erinnerung muß uns bleiben. Ich will ſie bewahren in voller Kraft, auch wenn Sie meine Bitte mir nicht gewähren.“

„Jede Bitte aus Ihrem Munde ſoll mir heilig ſein.“

„Es iſt eine große Bitte, mein Freund.“

Ich wiederholte meine Verſicherung. Sie ſtockte, erröthete, und neſtelnd an dem Kiſſen ſprach ſie von meinen Vorzügen, meinem edeln Charakter; wogegen ich Einſpruch thun mußte.

„Nein, nein,“ rief ſie. „Ohne das geht es nicht. Wären Sie nicht Der, den ich meine, ſo wäre meine Bitte auch nichts. Nur an Jemand kann ſie gerichtet ſein, der ſo fern wie Sie vom gemeinen Eigennutz iſt, und der die feine Eitelkeit beſitzt, eine Art Märtyrthum dem gewöhnlichen Ruhme vorzuziehen. Ich fodere ganz etwas Außerordentliches von Ihnen. Nicht, daß Sie mir verzeihen ſollen; das haben Sie ohnedies gethan. Nicht, daß Sie ſchweigen ſollen; mein Gott, wenn ich Sie darum erſt bitten müßte!“

Meine Blicke verriethen der Zaudernden meine umherirrenden Gedanken. Ich wäre ihr ſo gern zu Hülfe gekommen, als ich ſah, wie ſie mit der Sprache rang.

Endlich kam es heraus: „Sie ſollen die Schuld auf ſich nehmen.“

Ich verſtand ſie nur halb. Sie hatte ſich wieder geſammelt, und fuhr fort:

„Ich habe noch keine Kloſterneigung, wie Sie

wiſſen. Selbſt mit meiner Schuld. Ich kann doch nicht dafür; es iſt einmal ſo. Allein leben kann eine Frau nicht ohne Ehre, ich meine den Schein der Ehre, den die Welt will. Man nimmt die Partie zwiſchen uns für ausgemacht. Wird ſie plötzlich nach dieſer Nacht abgebrochen, ſo forſcht man nach Gründen, und ich müßte unſere Cliquen nicht kennen, wenn ſie nicht den wahren fänden. Da traue ich Ihnen nun die große Selbſtverleugnung zu, daß Sie mich der Nachforſchung entziehen, und, indem Sie brechen, die Schuld ganz allein auf ſich nehmen."

„Wie iſt das möglich", rief ich, „grade dann wird alle Welt fragen: weshalb?"

Sie faßte wehmüthig lächelnd meine Hand. „O thun Sie's mir zu Liebe und opfern etwas von Ihrem Ruf. Wie viel tauſend Wege ſtehen dem Manne offen, einen neuen wieder zu gewinnen, wenn er ihn eingebüßt. Ihr ſeid proteiſcher Natur; Eure Thätigkeit allein ſchafft Euch täglich neu, wenn Ihr Euer voriges Ich verloren gebt, während wir Arme den einen einzigen Ruf haben, der nicht allein von unſerer Aufführung, ſondern oft von Eurer Gnade abhängt. Denkt doch, wie gebrechlich das iſt, wie ein leichtſinniges Wort,

eine übereilte That, eine böse Zunge, ein Zufall, ein Misverständniß uns um unser Alles bringt; und Ihr seid so streng gegen uns. Hat Göthe nicht Recht: „Der Frauen Schicksal ist beklagenswerth.“ Um welchen Fetisch, so leer, hohl, farblos, sollen wir unser Bestes opfern. Mit der Tugend müssen wir uns zieren, ohne Ruhm vor den ewigen Geistern, die uns durchschauen, nur um den halben, kalten, unbemalten Glanz hier vor der leeren Scheinwelt. Ihr wollt uns nicht langweilig, und doch muß unser ganzes Leben eine lange Kette von Langweiligkeit sein, wenn wir den Ruf der Sittsamkeit behalten wollen. Ich möchte gern noch leben, — sprach sie so rührend, daß es einen Stein erweicht hätte — ach, schenken Sie mir das Leben.“

„Wie?“ rief ich, „mein eignes gäbe ich gern dafür; und das Opfer wäre nicht groß.“

„Durch den Tod Ihres Bruders wurden Sie Majoratsherr und unbestrittener Besitzer des großen Vermögens. Ändert dies nichts in den Augen der Welt? O, sie wird's Ihnen verzeihen, wenn Sie darum die Tochter eines Ministers ohne Güter, noch dazu eine natürliche Tochter, ein alterndes Fräulein sitzen lassen, um deren Hand Sie

ſich nur bewarben, weil das Ihnen die Ausſicht auf einen Staatsdienſt gab, den Sie nun verſchmähen. — Iſt das etwas Unerhörtes?“ fuhr ſie, als ich ſchwieg, fort. — „Man wird zuerſt darüber reden, ſpötteln, es dann erklärlich, endlich natürlich finden und Ihnen im Grunde des Herzens Recht geben. So werden Sie mit der Welt abgefunden; mit ſich ſelbſt ſind Sie es durch die Überzeugung, mir einen unendlichen Dienſt geleiſtet zu haben. Und was bleibt dann übrig? — Die paar rechtſchaffenen Leute, welche von der Tugend Fait machen, beſonders wenn es Andere angeht, und die Ausübung derſelben ſie nicht ſelbſt genirt. Das iſt ſchmerzlich für Sie, mein Freund, das weiß ich; aber ich muthe Ihnen ja auch ein ſchmerzliches Opfer zu. Wenn Sie keine Luſt hätten, ein Märtyrer zu werden, begehrte ich es nicht.“

Sie foderte mehr, als ich glaubte, daß ich geben könne, und doch habe ich ihr meine Hand drauf gegeben. Es ſtand eine Thräne in ihrem Auge. Sie ſuchte nach Troſt für mich: „Es geht Ihnen unglücklich in der Liebe, mein Freund. Sie trauen uns zu viel, und Sie wagen zu wenig. Aber ich habe wenigſtens den Troſt, daß Sie ſich ſchneller von dieſem Unglück aufrichten werden. Es

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARIAG.G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04003/019

war nicht Liebe bei Ihnen, glauben Sie's mir; es war nur Bedürfniß zu lieben, und da kam ich Ihnen entgegen. — Ja, Freund, ſehen Sie mich nicht ſo ungläubig an; ich bin doch die eigentlich Leidende, denn ich liebte Sie aufrichtig, von ganzem Herzen; es war mein ſtiller, heißer Wunſch, Ihnen anzugehören. Ein hohes, ſchönes Traumgebäude von Glück hatte ich mir aufgerichtet im Gedanken, Ihre Gattin zu ſein, und ach, jemehr ich dran baute, durchleuchtete mich die Ahnung, die Gewißheit faſt, daß es nie fertig werden könne. Ich war nicht rein genug, in dem ſchönen Hauſe zu wohnen; die rächenden Dämonen hätten mich hinausgejagt. O, nicht um die Schwäche dieſer Nacht; auch Schwache mögen geheiligt werden, und Sie ſehen, daß mich Reue und Scham um etwas, was menſchlich iſt, nicht niederwirft. Aber ich bin aus einem andern Geſchlechte, aus anderm Blute, es laſtet etwas von dem Fluche des Ungewöhnlichen auf meiner Geburt, auf meiner Exiſtenz, auf meinen Gedanken und auf meinen Phantaſien. Wo ſolche Vermählung zwiſchen dem Ungleichen ſtattfindet, muß das eine Princip herrſchen und das andere unterwürfig ſein. Es liegt nicht in meiner Natur, unterthänig zu ſein, auch wo ich

liebe; um Sie mir zu unterwerfen, dazu liebte ich Sie zu ſehr. Es wäre ein Frevel geweſen, und es iſt am beſten, daß es ſo kam, wie es gekommen iſt."

Wir nahmen Abſchied für's Leben. Hat ſie doch vielleicht Recht gehabt, daß es keine echte Liebe geweſen; denn wie ſie da, aus der Schuld heraus durch den Geiſt verklärt, vor mir ſtand, es war eine Hoheit, der ich die Schwäche vergeben hätte.

Ich hatte noch eine Bitte von ihr erwartet, und ſprach es in ſchonenden Worten aus, daß ſie nichts von mir für den Grafen zu fürchten habe. Ich wollte die Perſon des Mannes meiden, welcher das Gut beſitzen werde, dem ich entſagt.

Eine Röthe überflog ihr Geſicht, ihr Auge ſtrahlte Unwillen.

„Den Elenden überlaß ich Ihnen; mögen ihn die rächenden Geiſter ſeiner Opfer ergreifen! Nein, mein Freund, ſo niedrig denken Sie nicht von mir, daß ich um ihn Sie vergeſſen könnte. Den Abenteurer habe ich durch alle ſeine magiſchen Nebelbilder von Anfang an durchſchaut, ſo geſchickt er auch mit ihnen zu ſpielen wußte. Er war mir lieb, weil er unterhaltend war, und verführt hat nicht er mich, ſondern die höhnenden Dämonen, die grade

ihn in der Stunde, wo ich fallen ſollte, als Werkzeug hinſtellten. Ich war mir, wenn ich ſeinem bezaubernden Blicke folgte, ſeinen ſüßen magnetiſchen Liedern lauſchte, voll bewußt, daß es eine gleißende Schlange war; ſelbſt als ich an ſeine Bruſt ſtürzte, wußte ich, daß es nur ein blutſaugender Vampyr war, der Leben ſucht, um Leichen zurückzulaſſen. Weiß es der Vogel nicht auch, der den blinzelnden Augen der Klapperſchlange in den Rachen flattert, daß er untergehen muß; durchzückt ihn nicht neben der Wolluſt die Todesangſt, und er thut es doch; die Natur will es. Nehmen Sie das als meine härteſte Strafe, daß ich in den ſchönſten Momenten, wenn der Geiſt ſich erhebt, die Seele zu den Idealen auffliegt, von der ſchmachvollen Erinnerung gedrückt werde, grade Dieſem, das Opfer eines Menſchen geworden zu ſein, der mit kaltem Hohn auf Opfer ausgeht, ſich der Hunderte rühmt, und, was das Ärgſte, — ich wußte es. Statt an Ihrer an ſeiner Hand, wenn ich mir das Gräßliche denken kann, wollte ich lieber den Kelch der äußerſten Schmach leeren, und der iſt mein Wohlthäter, der mir ſeinen Anblick auf immer entzieht.“

Der Graf war noch vor mir abgereist. Er hatte uns Allen Abschiedskarten geschickt! Ein unerwarteter Sterbefall in seinem Vaterlande zwang ihn, schleunigst zurückzukehren; so waren denn Form und Anstand beobachtet.

Auch meine Liaison löste sich in bester Ordnung, und dem kalten Gesetz der Gesellschaft ist vollkommen Genüge geleistet. Der Hofrath Wenig, für den das Patent als Geheimerath für seine Verdienste bei der Revolte unterweges ist, war der freundliche Zwischenträger. Einmal, nachdem ich schon schriftlich dem Minister mein Bedauern ausgedrückt, dem Willen und den Anfoderungen meiner Ahnen genügen zu müssen und dem Wunsch meines Herzens nicht folgen zu dürfen, mußte ich noch einer Einladung folgen, und dem vornehmsten, steifsten Diner in seinem Hause beiwohnen. Ich weiß nicht, ob sie oder ich mehr gelitten. Wir saßen weit von einander getrennt, ich hoch oben und genoß viel Ehre an dem Tage; ich glaube, ich bin überhaupt in der guten Gesellschaft wegen meiner Fassung im Ansehen gestiegen. Sonst meinen Einige bei Hofe, meine Haltung in der Nacht des Aufruhrs streife doch ans Extravagante, und ich hätte mich nicht unter die Subalternen mischen

ſollen. Die von der liberalen Partei wenden mir den Rücken und ziſchen hinter mir, und der Miniſter erklärt in halb officiellen Cirkeln, es komme ihm erwünſcht, daß die Partie auseinandergeht, indem alle Verdienſte ohne ein Fundament von Redlichkeit nichts wären und der auf mir ruhende Verdacht, meinen unglücklichen Bruder verſteckt gehalten zu haben, meinen Charakter auf immer in ein zweideutiges Licht ſtellte.

Als ich von der Witwe und ihrer Tochter Abſchied nahm, blickten mich die großen Augen des kranken Geſichtes forſchend an. Er iſt wie Alle! ſprachen ſie. Und ich durfte nicht antworten. Wie glatt, kalt, nichtsſagend waren die Abſchiedsreden, und wir ſchieden doch, um uns in dieſem Leben nicht wiederzuſehen.

Sie ſteckten Alle die Köpfe aus den Fenſtern, und die böſen Nachreden ſpitzten ſich auf der Zunge. Nur die arme Stiefelputzerfamilie tobte wie ausgelaſſen um meinen Reiſewagen, und man küßte mir die Hände und die Rockzipfel und ſchleuderte die Mützen. Sie kümmerte nicht mein Ruf, den ich zurückließ, ſondern meine alten Sachen. Ich hatte ſie ihnen geſchenkt.

Ein Schneegeſtöber hüllte mich ein, als ich

zum Thor hinausfuhr. Grobhauer's Geſicht war das letzte, dem ich begegnete. Er lachte höhniſch, als er den Hut zog.

Auf den Stationen wußte man noch nicht, daß ich einen Bruder ums Leben betrogen und eine Braut ſitzen laſſen, weil ſie nicht reich und vornehm war, und ich athmete reine Luft.

59.

Der Baron an die Canoniſſin.

Schloß Düſterweg.

Sterben! — — Durch alle Ihre Briefe blickt der Gedanke. Wie es mich ſonſt erſchüttert hätte, aber jetzt nicht mehr. Wie viel liebe, werthe Menſchen ließ ich ſterbend zurück, von wie vielen nahm ich Abſchied, um ſie nie wiederzuſehen!

Man lernt dem Tode freundlich ins Antlitz ſchauen, wenn man alles Edle um ſich untergehen ſieht und das Unkraut blühen.

Da ich wenig oder keine Menſchen ſehe, habe ich mich mit einer Galerie meiner edeln Todten umgeben. Zuerſt am Pfeiler das Bildniß der Roſe, dann Laura, Sidonie, die Tochter der Witwe. Dann kommen die Männer, Prinz Guido — ich erſtand in T**** ein herrliches Portrait von ihm, — der Miniſter, mein Bruder Eberhard. Es iſt noch ein Pfeiler übrig; da werde ich mich

ſelbſt aufhängen. Schön, blühend, wie ich ſtrahlte von Jugendhoffnungen, und nun todt bin.

Einen Todten habe ich meinem Bett gegenübergehängt, einen von den Menſchen vergeſſenen, den letzten europäiſchen Staatsmann, den ich geliebt habe. Es iſt Georg Canning. Sie haben ihn ermordet, Tories und Whigs, Wellington und Grey, die Hochmüthigen und die Gemeinen, im ſtillen Bündniß, und die Mächtigen der Erde haben dazu gelächelt. Es war der letzte Mann, der ſie retten können, der an die Verſöhnung glaubte und dem Gedanken ſein Leben opferte. Er war beiden Parteien darum unbequem, und ſie verabredeten ſich zu der Hetzjagd, bei der das edle Wild verblutete. Nachher kamen in Frankreich noch Andere, welche das Alte und das Neue verſöhnen wollten, mit ſchwächern Kräften und nicht ſo reinem Gemüthe. Die Mächtigen der Erde ließen auch ſie fallen, und ſie fielen; die Wage ſchnellte auf, und die Kataſtrophe trat ein. Und ſie wunderten ſich, daß ſie eintrat. Und nichts davon gelernt, Canning noch immer von Neuem ermordet, und die blöde Maſſe, für die er ſtarb, vergißt ihn über die neuen Idole, deren keines werth iſt, dem Dahingegangenen die Schuhriemen zu löſen.

Armer Georg Canning! mit Deiner großen, offenen Stirn, dem heitern ſinnigen Auge, den beredt geſpitzten Lippen, dem Geiſt in Deinem Blicke, dem Wohlwollen in Deinen Mienen, was rufſt Du mir täglich zu? — Daß in eines Staatsmannes Bruſt kein Herz ſchlagen darf!

Enge Ideen nennen ſie die Liebe. Hüben und drüben, darin ſind ſie einig. Ihre Flamme ſei zu ſchwach, die Elemente zu ſchmelzen; ſie meinen, es bedürfe lichter, loher Flamme zu dem neuen Weltguß, oder um das alte Geſtell in Friction zu erhalten; und mein armer Bruder Eberhard meinte doch, das Feuer ſei ausgegangen!

Mein armes, zerriſſenes und noch in ſeiner Zerriſſenheit herrliches Vaterland! Neulich ſprach ein Ehrenmann bei mir an; er wollte es mir, wie Ihr Chargé d'Affaires, zur Pflicht machen, mich ganz zu entſcheiden, nur auf die andere Seite hin. Jetzt ſei es allerhöchſte Zeit, ſich ganz auszuſprechen, da es nun verrathen, daß ſie Alles vernichten wollen, und ſtatt mit Denen gegenüber zu liebäugeln und ſie zu ſchonen, ihnen die Stirn zu bieten. Er redete aus dem Herzen, er wies auf den *** er blutigen Unfug, auf die Lüge an der Bahre des Prinzen, auf die Taktik der Elenden, auf die zer-

rütteten Gemüther und Familien, auf den Untergang echter Wiſſenſchaftlichkeit; daß unſere Jugend, die aus den Zeitungen die Geſchichte lernt, ſich mehr und mehr entdeutſche und alle Fundamente der Gerechtigkeit und des Glaubens, auf denen unſer Weſen ruhe, wankend würden. — Und wenn es nun ſo wäre, Alles grade ſo, wie er es grell ſchildert, darum ſollte das Banner der Verkehrtheit gegenüber heilig werden; darum Alles billigen, Alles mitthun, was ſie in der Hitze der Leidenſchaft Thöriges, in kalter, ſchlauer Berechnung Hemmendes und Vernichtendes erſinnen, thun. Der Wahnſinn ſollte nur durch Wahnſinn curirt werden können! Der Teufel nur durch die Hölle! Armſelige, glaubenloſe, vertrauenloſe Strategik! Und ſie wollen uns doch weismachen, daß ſie für den Glauben fechten! Nein, wir ſind nicht im alten Athen, wir ſind in der großen Republik Deutſchland, wo nicht die Stimmen gezählt, wo die Geiſter gewogen werden, und alle großen Geiſter, die wir verehren, ſtanden unabhängig, den Völkern wie den Fürſten Geſetze gebend, und Solon's Geſetz iſt nie hier ſanctionirt.

Ich werde die Zeitungen abbeſtellen. Jeder Poſttag füllt meine Ruine mit widerwärtigen Ge-

ſpenſtern. Das hatte ich doch nicht erwartet, den ſchnellen Umſchlag, die gehäſſigen Artikel, das Lauern, die brütende Rache. Und das ſoll Medicin ſein für die Wunden, dies Vertrauen geben für die Zukunft.

Wie das jetzt wieder gegen die Franzoſen eifert. Als ob ſie uns auf höfliche Weiſe unſere Deutſchheit ausziehen könnten, uns umſtricken, ſtatt uns zu beſiegen. Wie man wieder den bärtigen Jahn hervorholt und ſeine verachteten, eingekerkerten Geſpenſter; wie man mit der linken Hand anfängt die gefürchtete Volksthümlichkeit zu ſtreicheln! — Weiß Gott, ich erwarte nichts von ihren Theorien für uns, ich fürchte auch für Die, welche ſich beſtricken laſſen, aber rettet man ſie mit Drohmandaten, mit dieſer veralteten Sprache, mit dem grimmigen Unmuth, der das ſchlechteſte Gewand umhing, wenn er ſich verbergen wollte?

Wie viel Grobhauers! Wie raſch, wie gemein dies Überſpringen! Wie ſie ſich an die Einflußreichen anſchwänzeln, noch immer mit liberalen Masken und Worten, die von Ordnungsliebe und Menſchenliebe duften! — Und von der

andern Seite dies hoffnungslose Verketzern, diese ohnmächtige Großrednerei, und dabei immer Frühlingsfloskeln und kein einziger Frühlingskeim!

Ich möchte wol hinuntersteigen ins Thal zu den friedlichen Leuten, und versuchen, wie es sich unter ihnen leben läßt. Ihre Vorväter waren die Unterthanen meiner Vorväter. Mein Vater gab sie um sehr billigen Preis frei, vielleicht nur, um seine Verwandten zu ärgern, und uns knüpft nicht das geringste Band mehr aneinander. Also trete ich wie ein Gleicher zu den Gleichen, und ein neues Band auf gegenseitige Zufriedenheit wird geschlossen.

Sie scheinen so glücklich zu leben; nichts von Streit höre ich, die Räder gehen den ganzen Tag, und aus den Schornsteinen, dünkt mich, dampft so gesunde, würzige Kost herauf, daß sie meine Küche beschämt. Unten kann ich auftreten als ein neuer Mensch; sie haben nichts von mir gelesen und kennen mich kaum von Angesicht.

Thätig zu sein in einer Fabrik, das wäre ein neuer Gedanke!

60.

Der Baron an die Canoniſſin.

Schloß Düſterweg.

Auch das ſchug fehl. Die Hölle iſt unter mir und nicht der Frieden. Sie ſind in zwei, drei Parteien getheilt. In der Schenke, die aber jetzt Hôtel de l'Europe heißt, werden Schlachten gefochten und die Zeitungen zerriſſen. Nur gegen Einen ſind Alle einig, — gegen mich. Sie wiſſen Alles von mir; nur iſt es ins Märchenhafte übertrieben. Ich bin der Ariſtokrat katerochán; ich halte mich zu vornehm, mit ihnen Umgang zu haben, und bin die Zielſcheibe ihres Witzes. Ich will die Ringmauern des Schloſſes wieder aufbauen, die Gräben räumen laſſen, eine vergitterte Zugbrücke ſoll darüberführen. Jeden Sonntag kommen beim Schoppen neue Hiſtörchen zum Vorſchein, und die Jungen ſingen Lieder auf den neuen Don Quixote.

Nur in dem einen Hauſe des wohlhabenden Fabrikanten iſt man anderer Geſinnung; aber das iſt grade das Ärgſte. Ich habe die artige Tochter einmal beim Spazierritt geſehen und freundlich gegrüßt, — es ſaß aber auf dem offenen Kutschwagen auch ihre ganze Familie, und Jeder konnte auf einen Theil von dem Gruße Anſpruch machen, der nichts mehr war, als wie jeder Gebildete vor Gebildeten den Hut zieht. Weil aber, wenn ich aus meinem Eckfenſter mit dem Fernrohr die Gegend betrachte, mein Blick auch auf ihren Balcon gerichtet war, ſo bildet ſie ſich ein, ihr allein gälten meine Beobachtungen. Sie, mit ihrer Familie, oder allein, ſchwebt nun in der Illuſion, ich hätte ernſtliche Abſichten. Es hat Kälte gegeben gegen den früher begünſtigten Freier, den Sohn des reichen Schulzen, der ſtudirt hat und der Heros der Jugend unten iſt; Zänkereien, offenen Bruch. Die vornehme Fabrikantenfamilie hat ſich von der Schulzenfamilie zurückgezogen, der ihres Geldes ungeachtet, doch noch „etwas vom Pflug und Miſt anklebe.“ Das hat nun heilloſen Scandal gegeben. Man hat dem armen Mädchen in einer dunkeln Nacht eine Charivarifeſerenade gebracht und dabei das Gehege umgebrochen und den kleinen zierlichen

Garten zertreten. Nun ſchweben Proceſſe beim Friedensrichter. Die beiden Väter ſind wüthend, Alles iſt Partei; man grüßt ſich nicht, ob man doch in dem engen Thale mit dem Ellenbogen täglich aneinanderſtößt. Es ſind in dem abgeſungenen Spottliede, von ihrer Sehnſucht nach dem Mann im Monde, — nämlich mir — auch ihre etwas großen Füße und ihre röthlichen Haare, die bisher noch immer als goldene Locken geprieſen worden, zur Sprache gekommen. Das hat das arme Kind aufs tiefſte gekränkt. Sie verſchließt ſich nun mit ihrem guten Bewußtſein in ihr beſſeres Selbſt und verachtet die gemeine Welt, und hofft, — oder hofft ſie nicht? — Wenn ich nun nicht ihre Hoffnungen erfülle — ſterben wird ſie nicht; dafür iſt ſie zu jung und geſund. Aber ſie wird vielleicht Schriftſtellerin, ſchreibt einen Roman von Liebe und Entſagung, oder Entſagung und Liebe, ich werde ein neuer Lovelace, ein Verführer, Ungeheuer, und die Welt glaubt es.

Und wenn ich ſie nun heirathete — Sie legen das Blatt weg, meine Freundin, und ſehen mich forſchend an? Ja, ja, ich habe geſtern ernſtlich daran gedacht. Sie iſt jung, hübſch, von freundlichem Gemüth, etwas unterrichtet, es iſt nichts

gegen ihren Ruf zu ſagen. Auch iſt ihr Bruch mit dem Schulzenſohn nichts ſo Schlimmes. Er war nur unter ihren Bewerbern die anſtändigſte Partie, und iſt ſonſt ein Burſch von rohen Sitten, der nur die Arroganz der halben Bildung und ein Dutzend radicale Floskeln von der Univerſität nach Hauſe brachte, Einer der die Zeit todtſchlägt mit Raiſoniren und Trinken und den Staat in die Taſche ſteckt. Und ſie iſt ein bildſames Wachs, ſie wird ſchlecht in der Hand des ſchlechten und gut in der Hand des guten Mannes. Eine Frau muß ich nehmen, wenn ich meine alte Familie fortpflanzen will, und ich tröſte eine unſchuldig Gekränkte und beweiſe den Andern, daß ich nicht der Feudalherr bin, für den ſie mich ausſchreien. — Ob ich ſie denn liebe, fragen Sie? — Darauf kommt es ja nicht an. Ich habe nur gerechnet wie Alle; und meine Rechnung war doch recht beſcheiden, ob ich gleich damit das arme Mädchen wegen ihrer hochmüthigen nicht tadeln will. Wenn es nichts Schlimmeres gäbe in den menſchlichen Speculationen, die uns im Gewande der Tugend vorglänzen, als der Wunſch einer Fabrikantentochter, eine reiche Frau Baronin zu werden! Auch die Poeſie hat nichts dagegen. Ich las in meinem einſamen Thurme

Calderon's „Leben ein Traum." Der kühne Prinz, der dem Adler zur Sonne folgen mochte, reicht am Schluß der ungeliebten Estrella für die geliebte Rosaura die Hand, denn es iſt Alles nur ein kurzer Traum, und Weib iſt Weib. Warum ſo viel Weſen deshalb?

Da leſen Sie die Karte, die ich eben empfing:

„Die Verlobung ſeiner einzigen Tochter Sidonie mit dem Geheimenrathe von Weniger beehrt ſich Verwandten und Freunden ergebenſt anzuzeigen:

Der Staatsminiſter von . . ."

Iſt das Liebe, Poeſie? — Eine Speculation auf dem Stoppelfelde. Es that mir doch weh.

Ich wollte vorhin jagen; aber die Haſen flohen vor mir. Sie mußten auch ſchon wittern, daß ich ein Brudermörder bin. Da traf ich auf meinem Wege einen Gerichtsboten, der mich noch nicht kannte, denn er ging eine Strecke und plauderte mit mir. Vielleicht auch nur, weil er etwas im Kopfe hatte.

Es regnete, aber der Branntwein, oder der Unwille über die knauſerigen Leute, die geringen Spor-

teln und die ſchlechten Zeiten machten ihn geſprächig, und er wußte Alles und raiſonirte über Alles. Nur als ich ihn fragte, ob er meine, daß es Krieg geben würde, was doch die erſte Unterhaltung war im guten, alten, deutſchen Reiche, ſo lange es Deutſche gibt und Schenken, ſchwieg er. Warum? — Das ſei ihm verboten. — Von wem? — Von oben. Es ſoll ſich jeder Beamte der Geſpräche über Politik enthalten.

Ich freute mich des loyalen Gemüthes. Denn es war nichts aus ihm herauszupreſſen. Aber als ich nun ſeine Meinung über unſere Regierung ſondiren wollte, und für ſie vortheilhafte Vergleiche mit den weſtfäliſchen Zeiten anſtellte, was von ganzem Herzen kam, hatte ich die Lunte an eine Pulvermine gebracht. Beſſer ſolle das jetzt ſein. Die S— Noth wäre es, aber nicht beſſer. Wenn auch der Kaffee dazumal theurer geweſen und der Zucker, ſo hätte man die Leute nicht geſchunden, den Bauern nicht das Hemd vom Leibe gezogen, und der Napoleon hätte verſtanden ein Auge zuzudrücken. Das ſei ja nicht zum Aushalten, das Aufpaſſen und Controliren, wenn ein ehrlicher Kerl mal die Hand aufthue und die Finger ausſtrecke. Durſten ſolle man und nichts kriegen, verhungern und ſich auf

Caſſation unterſuchen laſſen, wenn man aus Verſehen einen Dreier mehr eingetrieben. Ob das den vertrackten Herren am grünen Tiſche nicht ganz egal ſein könne; aber die Regierungsräthe und der Landrath und der Präſident, das ſeien ja Alles — und nun kam eine Litanei von Schimpfworten, mit denen ich das Papier nicht beſchweren will, und Alle ſeien zum Ruin des gemeinen Mannes verſchworen; denn das hielt der ehrliche Mann nicht für Politik, ſo wenig als ſeinen Fluch zum Schluß: wenn es nicht anders würde, ſo wiſſe er auch, was geſchehen würde.

Man muß die Geſpräche in den Schenken hören, um es Denen in den Salons abzubitten, daß man die Unſchuld in den Hütten ſuchte. Und wie fern ſind wir hier von jeder großen Stadt.

Iſt das Verderbniß, Freundin, oder iſt es die allgewaltige Menſchennatur, die herausbricht und ihrer Philanthropen ſpottet, welche bemüht waren, über unſere innerſte Gemeinheit, über die Stahlfeder, die allein unſern Geiſt zu Thaten erhebt, — den baaren, reinen Egoismus — einen Schleier von Adel, Erhebung, Demuth, Aufopferung zu weben? Höhere Zwecke! — Nein, der Hofrath Wenig und der Regierungsrath Grobhauer, und die Roſe und

Sidonie und die Fabrikantentochter und der Gerichtsbote, der Pöbel und die Gewaltigen, ſie haben nur einen Zweck gekannt. Und Euch, aufrichtige Franzoſen, macht man's zum Verbrechen, daß Ihr's geſteht, derweil wir nach andern Namen ſuchen.

Freundin, die Ahnung taucht auf, ich wußte, daß es mein Bruder war, auf den ich ſchießen ließ.

61.

Die Canoniſſin an den Baron.

R . . . .

— — — Und der Eigennutz wäre wirklich die alleinige Triebfeder oder könnte es je werden? Wir liebten nur, weil wir uns lieben; im Vaterland, in der Geliebten, in Geſchwiſtern und Ältern, in Kunſt und Wiſſenſchaft nur uns ſelbſt! Was uns ſo reich und unergründlich dünkt, wovor der Geiſt ſchwindelt, der Gedanke des Weltalls mit ſeinen Millionen Welten und zückenden Lichtſtrahlen, wäre das einfachſte Rechenexempel. Wir ſchaffen, um Vortheil zu haben, und der Namenloſe ſchuf auch uns nur um ſeinen Vortheil! — Ja, mein Freund, geben Sie Etwas zu, müſſen Sie Alles zugeben. Die Analogie iſt der erſte Paragraph in den großen Geſetzen. Handelt der Menſch nur wie der Wurm unter ſeinen Füßen, aus Inſtinct, dürftigem, ſelbſtſüchtigem Triebe, dann handelt das unergründ-

liche Weſen auch nur aus Intereſſe, dann ſind die Milchſtraßen und die Ewigkeit auch nur Producte des werkthätigen Eigennutzes, und der Egoismus iſt der unſichtbare Gott, vor dem das Univerſum im Staube liegt.

Ach, wie doch der Schmerz die Beſten verblenden kann! Armer, getäuſchter, gedrückter Freund, mit einem Herzen voll Liebe, dem nur Berechnung entgegenkam; darum an der Liebe zu zweifeln!

Ich dachte Ihrem Ideengange auf meinem ſchlafloſen Schmerzenlager nach, und es war ſehr dunkel und dumpf um mich, und ich athmete unter dem drückenden Alp nach himmliſcher Luft. Da hörte das ewige Weſen meine nach Thränen ringenden Seufzer, und die Balken über mir lichteten ſich, und die Sternennacht blickte auf mich nieder, und es glänzte ſo hell, flimmernd aus jedem Geſtirn, daß es nicht Balken und Dächer, auch Gewölbe, Berge, Felſen und die verhärtete Bruſt des Böſewichts durchdrungen hätte. „Zweifle nicht an der Liebe", ſäuſelte es durch die Nachtlüfte. „Findet ſchon irdiſche, wie das alte Lied ſagt, über Berge und Meere, durch Grüfte und Klüfte den Weg, um wieviel mehr die in dem ewigen Urquell ſich badet." O wär' ich Malerin, Dichterin, Ih-

nen das ſo deutlich, hell, ſchön malen zu können, wie ich es ſah, hörte, empfand, — wie die Himmelslichter hineinſchienen in alles Geſchaffene, und der Körper mochte noch ſo dunkel ſein, es leuchtete doch ein Stern daraus vor. Aus den Steinen, aus den Pflanzen, aus allen Thieren; ſelbſt der reißende Wolf, der in die Hürde bricht, ſelbſt der verſteinerte Böſewicht, der nach des Vaters greiſem Scheitel die Hand ausſtreckt, es glimmte noch matt aus ihm der Stern der Liebe vor. O wie viel wurde mir da erklärt, was mir dunkel geblieben, wie ſah ich Trennung und Zuſammenhang, wo ich nur Bindung und Löſung gewahrte, wie reichte ſich das Widerſtrebendſte die Hände, wie löſten ſich alle Disharmonien zu einem großen Zuſammenklang, und die Thränen brachen vor aus Seligkeit, daß die Liebe doch regiert in der Welt, aber tauſendfach verkleidet. Und nun, wenn ich nur den kleinſten Theil wiedererzählen ſollte von dem Einzelnen, was ich ſah, da wüßte ichs nicht; aber ich weiß es doch Alles, nämlich den Eindruck, die Frucht, und ich weiß auch, daß all' das Große und Schöne, was iſt und war, nicht das Product eines ſchlechten Triebes ſein kann.

Freund der Geſchichte, Bewunderer der Groß-

thaten unſerer Vorfahren, des Heroismus, der Aufopferung um Ideen! ſind Sie mit einmal umgeſchlagen, zu der Schule der Spötter und Zweifler übergegangen? Zu Denen, die da ſagen: man belügt uns, die Männer waren gar nicht ſo groß, die Geſchichtsmaler haben uns nur die vorübergehenden Momente gezeichnet, wo die Sonne ihre Firnen golden umleuchtete, und es verſchwiegen, daß ſie für das eine Mal tauſend Mal in Schatten, Nebel und Wolken verborgen waren! Und ſei es, alsdann leben für uns nur dieſe Sonnenmomente; und liegt denn darin nicht ein ewiges Geſetz der Nothwendigkeit, der waltenden Vorſehung, der ewigen Fortbildung — wie Sie's nennen wollen — daß man uns nur dieſe Momente berichtet hat? Sei es Alles Lüge, ſo iſt die Lüge Leben geworden, wie die Figuren des Dichtens, und wir verehren in ihnen Symbole unſerer Göttlichkeit.

Laſſen wir die Vorwelt bei Seite. Sehen Sie doch umher. Das Alles, was athmet, lebt, wirkt, wäre aus Eigennutz hervorgegangen! Immer aus Frankreich Ihre Exempel. Aber auch da wollte ich es Ihnen anders ausweiſen. Sie erzählten neulich in der Geſellſchaft ein recht ſchagendes Beiſpiel für Ihre Anſicht, und ich will es Ihnen wiederer-

zählen, um meine volle Unparteilichkeit zu beweisen.

Zu jenem stolzen Marschall und Herzog, an dessen Seite Napoleon's Siege klirren, der vor der Kammer an seinen Degen schlagen und sprechen konnte: Ja, ich will mehr haben als Ihr, denn ich verdiene mehr als Ihr, weil ich mehr gethan habe, und in dessen Taschen der Raub von zehn Nationen klimpert, — zu dem allmächtigen Minister des neuen Königs kommt ein Kaufmann aus Südfrankreich. Ich könnte Ihnen seinen Namen nennen, er ist deutschen Ursprungs, doch wozu? — Er trägt ihm mit der Fülle wohlüberlegten Eifers den Plan des großen Canalbaues vor, der unendliche Vortheile der Industrie bringen muß, und die unabweislichen Gründe, weshalb die Regierung den Plan unterstützen muß. Der große Marschall hat ungeduldig, die Hände in den Taschen, zugehört, als er plötzlich stillesteht und den Kaufmann freundlich beim Rockzipfel faßt und anlächelt: „C'est bon, mon ami, c'est très bon pour les autres, mais nous sommes entre nous. Eh bien, qu'est ce que nous y gagnerons nous deux, mon ami!" Das sprach der Mann, der einen Theil von Frankreich sein wohlerworbenes Eigenthum nennt, der tausend

Mal ohne Furcht dem Tode ins Auge geblickt hat, und er hätte es auch wol ohne Scheu ausgesprochen, selbst wenn er nicht mit dem Kaufmanne allein gewesen wäre. Nun, was beweist das? Etwa, daß Alles in Frankreich feil ist. Ich gebe Ihnen zu, daß jener Marschall nicht der einzige Minister dort ist, der so feilscht und handelt, daß die unter der Restauration, unter Napoleon und unter dem alten Regime, ganz geschickt den eignen Vortheil an den allgemeinen Nutzen zu ketten wußten, aber was würde dieser selbe alte, Bestechung fodernde Minister, Herzog und Marschall thun, wenn er als Frankreichs Feldherr, einem russischen oder englischen Heere gegenüber, den Antrag erhielte, sich und das französische Heer, das er commandirt, für eine Bestechung von ebenso viel Millionen als er Tausende besitzt, schlagen zu lassen? Würde nicht eine edle Wuth in ihm auflodern, er den Abgesandten, der das gewagt, zur Thür hinauswerfen? Das würde er ums Vaterland thun, um seine Ehre. Gesetzt, ein Wellington, oder wer ihm im Felde gegenüberstand, böte ihm dasselbe Geld, blos um die Gefälligkeit, Memoiren in seinem Namen schreiben zu lassen, in denen er bewiese, daß er eigentlich ein schlechter Feldherr war, und wenn er gesiegt, er es

nur dem Zufall verdanke? Hier könnte er seinen Triebe des Eigennutzes, ohne an seinem Vaterlande Verräther zu werden, ohne Gefahr und ohne Verletzung einer Pflicht folgen, aber meinen Sie nicht, daß er über den Antrag ebenso ergrimmen würde! — Ich billige, so wenig als Jemand, dieses Hätscheln mit der eiteln gloire, aber es ist doch schon ein mächtiger Riegel vor jenem widerwärtigen, todtgeborenen Eigennutz.

Und sind wirklich Alle wie dieser Marschall? Auch jenen Kaufmann Laffite liebe ich nicht, so weit ich sein eitles Treiben aus meiner stillen Ferne beurtheilen darf; aber der Mann hat sein Vermögen geopfert um einen Gedanken! — Ja, es klingt uns entsetzlich, wenn die Verständigen erzählen, wie dort verwaltet, wie vor Gericht gesprochen wird, wie das Ernsteste und Heiligste zum Schauspiel wird, damit das Publicum klatscht und es in die Zeitungen kommt, wie die Jugend früh sich von ernsten Studien losmacht, nur nach der gloire hascht, um auf die leichteste, angenehmste Art zu Brot, Reichthum, Einfluß zu gelangen, wie von den Solicitanten um Ämter jede Scham und Scheu, jedes sittliche Ehrgefühl geopfert wird, wie nichts fördert als Unterwürfigkeit unter die fremde Mei-

nung. ‚Und doch, mein Freund, ringt sich nicht immer wieder auf diesem großen gewühlvollen Markte der Thätigkeit und des Talentes das Tüchtige aus der Masse des Werthlosen hervor? Zwingt nicht die Nothwendigkeit, den Tapfern und Geschickten und Beredten dahin zu stellen, wo es gilt, oder kauft man noch wie zu Soubises und der Pompadour Zeiten Marschallsstäbe und Parlamentsstellen? Und ist das Talent, die Tüchtigkeit feil? Verkleinern Sie mir nicht zu sehr dieses Gesetz der Nothwendigkeit, wie meine frommen Freunde hier. Gott wohnt auch darin, wenn es gleich nicht seine höchste Offenbarung ist.

Aber weg mit Frankreich! Wagen Sie zu behaupten, daß es bei uns nicht besser, daß Treu und Glaube nicht mehr gelten, daß nicht Hunderttausende hier in schlichter Redlichkeit ihren Weg geben und Tausende ihr zeitliches Glück bei Seit setzen um eine Idee? Unsere Culturgeschichte allein schon, mit all' den Märtyrern, den verkümmerten Gelehrten, den hungernden Dichtern spricht mit Flammenzungen, daß unsere Nation an mehr glaubt als das Einmaleins.

Setzen Sie einmal einen solchen herzlosen, berechnenden, eigennützigen Menschen, wie Ihre trübe

Laune ſich Alle denkt. Auch da will ich Ihnen nachweiſen, daß hundert andere Ideen die eine durchkreuzen. Er opfert der Eitelkeit; er gibt mehr aus, als er Luſt hat, weil die Leute darüber reden könnten. Schön und edel iſt das nicht; aber der dürre, nüchterne Eigennutz wird ſchon beſchnitten. Da drüben der Egoiſt, der kinderloſe Rentier, Sie kennen ihn, kauft das Haus ſeines Nachbars, weil es ihm die Ausſicht auf den großen Garten hindert, und läßt es niederreißen, ob es ihm doch reichliche Intereſſen brächte. Jener, was opfert er um die Liebe, gleichviel ob eine thörige oder edle; und wie viel tauſend Leidenſchaften, aparte Neigungen, Phantasmen gibt es, die das verhärteſte, egoiſtiſche Gemüth durchkreuzen und ſeine conſequente Thätigkeit hemmen, und welcher Kluge wird nicht einmal betrogen, welcher Halsſtarrige, Conſequente nicht einmal, grade dann, wenn er es am wenigſten ahnet, von einer Wallung übermannt, gerührt, und thut etwas für eine Sache, wo ein Weicherer anſtände. Und Sie, beſter Freund, wollen die ganze Welt des einen Laſters zeihen, wollen die tauſend Triebfedern, die ſich fördernd, durchſchneidend, wie Räder eines ungeheuern unüberſehbaren Uhrwerks kreuzen, auf ein einziges, ſimples, handgreifliches, plumpes Syſtem zurückführen!

Grade umgekehrt, ruf ich! Wir leben in der Zeit der Ideen; diese bekriegen sich oder wetteifern, und der schlechte Eigennutz, der für sich cabaliren will, geht dabei unter. Was gehen uns die kleinen Anhängsel an, wenn das große Räderwerk so mächtig, sichtbar fortarbeitet. Der Staub ist fort, der Nebel hat sich verzogen. Ich athme wieder frei, und jetzt wünschte ich — ich könnte noch etwas länger leben. Was will das kleine Toben der armen, verirrten, ungeduldigen Leute bedeuten, was ihre jämmerlichen Explosionen, die sie gerne zu Erdbeben machten, aber die große Erde fühlt nichts davon, was der Zorn und Ingrimm der Andern, die der Sonne gebieten möchten, daß sie stille steht; — sie wird scheinen, trotz der Ungeduld, trotz des Eigennutzes und trotz des Grimms. Untergehen wird die Welt nicht, auch nicht verdumpfen, mein Freund; nur zieht sich die Cultur zuweilen von Land zu Land, wo sie bessern Boden, heiterere Lüfte findet, aber ihre Grenzen werden immer weiter. Und wenn sie einmal lange umflort gewesen wäre, daß wir Menschen zum Glauben verführt werden, sie habe stillgestanden, dann rächt und documentirt sie sich durch einen Impuls, eine große Wallung, und das sind die Lichtblicke in unserer Geschichte.

Mir fällt ein, Sie könnten eigensinnig sein und behaupten wollen, alle die Triebe wären doch im Grunde genommen Eigennutz. Meinethalben; um Namen streite ich nicht. Wenn der Trieb Eigennutz ist, der der Mutter Freudenthränen erpreßt über das Gedeihen des Kindes, der den Jüngling mit Himmelslust beim ersten holden Blick der Geliebten erfüllt, der beim Läuten der Glocken den Sinn des armen Gedrückten mit Seligkeit speist, der den Mann für das Vaterland in den Tod treibt, dann sei der Eigennutz gepriesen, der die Welt erhält und fördert.

Morgen mehr.

Am andern Morgen.

Nun muß ich beinahe lächeln über meine gestrige Sonntagspredigt. Mit Gründen die Liebe beweisen wollen, ist Wasser in ein Sieb gießen. Was bedarf sie des Beweises! Es wird Frühling. Gehen Sie hinaus aufs Feld, wenn der Schnee zwischen den grünen Saatfeldern schmilzt und die Lerchen in der Luft singen.

Sie wissen es auch selbst schon; die Sonne hat gewiß, indem ich das schreibe, auf ihr Felseck

geschienen, und das Moos vom Thurm hat sie glänzend grün angeblickt, die krächzenden Raben sind fortgeflogen, die Lerchen sind aufgestiegen, und Sie haben mit andern Augen ins Thal hinunter gesehen.

Ich komme nicht mehr aus meiner Stube, kaum vom Sofa, und ich freue mich doch wie ein Kind auf der Wiese, wenn einmal ein Sonnenstrahl bis auf den braunen Tisch fällt und meine Bücher und die Medicinflaschen bescheint. Es singt Alles Auferstehungslieder, und daß die Liebe lebendig ist, ich weiß es — selbst im Chargé d'Affaires, — und Sie wissen es auch.

Versetzen Sie sich einmal aus Ihrer Wolkenburg in die arme Stiefelputzerfamilie und zu dem Berggeschwornen mit seinen vielen Kindern und der blassen Frau. Fiel nicht in deren dunkles Leben ein mächtiger Sonnenstrahl, glauben die nicht an die Liebe, werden Sie nicht da still, innig angebetet und sind für die Armen, Glücklichen, Bewegten die offenbarte Liebe selbst? Und Sie, böser Mann, zweifeln daran.

Von Ihrem Überfluß fiel nur ein Brosamen dahin, und das ganze Leben der Gebeugten wurde davon hell. Wären Sie nun so reich, daß es in

dem Weltall keinen noch reichern Mann gäbe, der auch mit einem Brosamen von seiner Fülle Ihnen aufhelfen, Sie wieder heiter, glücklich machen, Ihre umdüsterte Stirn aufhellen könnte! — Der reiche Mann lebt, mein Freund.

Zu mir kam gestern ein sehr armer Mann. Ein Schneider, der uns gegenüber in einer Dachkammer wohnt. Er hat keine Gesellen, arbeitet allein mit seiner ältern Schwester und gehört zu den Stillen im Lande. Früh am Morgen, wenn noch Alles todt ist auf der Straße, flimmert schon Licht aus seinen kleinen Fensterscheiben, und des Sonntags früh hat mich schon oft sein frommer Gesang erweckt; Sie wissen, ich habe ein scharfes Gehör. Ich habe über diese Lieder mit ihren übertrieben süßlichen Bildern wol oft sonst gelacht und mich über die Ausschweifung des Gefühls geärgert. Aber in diesen stillen, dämmernden Morgenden war es anders. Ich konnte mit Vergnügen zuhören und bin ordentlich unwillig, wenn ein stürmisches Wetter mir den Sonntagsgenuß entzieht.

Er ist ein Mannsschneider und hat wol nur Kunden, die nicht reicher sind als er; ich konnte mir daher, wie er so zitternd, blaß, vor mir stand, die Hände herunterhängend und die Augen verlegen

auf etwas gerichtet, das er in einem blauen Tuche eingeschlagen hielt, nicht anders denken, als daß er gekommen, um meine Hülfe anzusprechen. Ich wollte ihm die Anrede erleichtern und begrüßte ihn als einen alten Nachbar, dessen Fleiß ich schon seit langen Jahren mit Vergnügen angesehen, und es thue mir leid, wenn er nicht die Früchte ernte, die er verdiene.

„Wie Gott will, mein hochgnädiges Fräulein", antwortete er; „es thut ein Jeder, soviel ihm gegeben ist und um nichts mehr."

Ich schalt ihn freundlich, daß er sich nicht früher an mich gewandt, wo ich ihm wol bessere Kundschaft würde verschafft haben. „Ich brauche nun keine Kleider mehr bis auf eines, und das ist leicht gemacht, es sitzt von selbst und steht uns immer gut."

„Und das Kleid, mein hochgnädiges Fräulein", fiel er ein, „wirkt und webt und schneidet und näht sich Jeglicher selbst, je nachdem die Gnade bei ihm ist. Es ist weiß wie das Lamm Gottes und fühlt sich weich an wie Sammet, und wann Gott will, dann ist es fertig und vordem nicht."

„Nun, lieber Meister", nickte ich ihm zu, „mei-

nes wird bald fertig sein. Aber Ihr werdet noch lange arbeiten und werdet Hülfe brauchen. Ihr solltet, da Ihr selbst unmöglich mehr arbeiten könnt, als ohnedies geschieht, Euch Gesellen zulegen. Da werdet Ihr ein kleines Anlehen von mir wol brauchen können, und ich bin es Euch auch gewissermaßen schuldig, wegen der schönen Gesänge, die mich des Sonntags Morgen recht erbaut haben, wenn ich nicht schlafen konnte."

Er machte eine ungeschickte Bewegung mit dem Arm, die andeuten sollte, daß ich meine Hand von der Börse weglasse.

„Nicht doch, mein hochgnädiges Fräulein, daß ich so ausverschämt wäre, darum mich zu Ihnen einzudrängen. Wenn zwar gleich die Augen meiner alten Schwester nicht mehr recht fortwollen und die Brille ihr immer trüber wird, und ich auch nicht mehr thun kann, als mein Gott von mir fodert, was hülfen mir denn Gesellen, die jetzund meist recht aus der Art geschlagene Menschen sind, daß wir mehr Ärger hätten von ihren losen Reden denn Vortheil. Sie haben auch gemeint, die Leute im Hause und der Wirth, wenn ich mit dem Miethzins rückständig blieb: wenn ich nicht Feiertags die Hände in den Schoß legte, oder

vors Thor ginge, ſondern arbeiten thäte, ſo würde ich mehr verdienen; aber ich meine, es ſteht nicht umſonſt geſchrieben, den Sonntag ſollſt Du heiligen, und ich weiß nicht, daß ich mehr verdient hätte, als ich ein Jahr lang Tag wie Tag arbeitete und nicht vors Thor ging. Dazumalen ſprach meine alte Schweſter: - Merkeſt Du nicht, Ehrenfried, daß des Herren Segen nicht bei Deinen Feiertagsarbeiten iſt. Wir ſchaffen nicht mehr, als daß wir uns ſatt eſſen, und das haben wir vordem auch gehabt, denn wir ſind noch nicht verhungert, als wir Sonntags ins Freie gingen und uns an Gottes ſchönem Sonnenſchein freuten, den er für alle Menſchen gemacht hat, und kehrten geſtärket zurück Seitdem, mein hochgnädiges Fräulein, laſſen wir Sonntags die Nadel ruhen und die Schere, und ſind nicht ſchlimmer dran als vordem. Und was hülf' es mir, wenn ich durch Ihre gütige Hülfe ein vornehmer Meiſter würde, bei dem die Herrſchaften vorfahren und der zwanzig Geſellen commandiret, und ſelbſt bei ſeinen Kunden herumkutſchirt, ich würde doch auch nur ſatt werden, wie ich es jetzt ſchon werde, und weiß nicht, ob mir Sonntags Nachmittags noch das ſchöne Gottes-Sonnenlicht nach dem Braten und Wein

so hell leuchtete, als jetzo nach meiner einen, irdenen Schüssel."

Ich erröthete und war in Verlegenheit; ich wußte nicht, was der Zufriedene wollte. Einen Stuhl zu nehmen und sich hinzusetzen, dazu war er nicht zu bringen, sondern er blickte so verlegen als ich auf Das, was er in der Hand hielt, und sah mich freundlich an und erschrak dann wieder, und fuhr mit dem Wort zurück: „Ich fürchte nur immer, daß Sie's ungütig nehmen."

„Lieber Meister, wir sind Alle vor Gott gleich, und Einer von uns Beiden wird bald vor seinem Throne stehen."

Er seufzte und wischte sich mit der Hand das feuchte Auge: „Ja, mein gnädiges Fräulein, daselbst und vor ihm sind wir Alle gleich, und darum habe ich's denn auch gemeint, daß Sie's nicht werden ungnädig nehmen, wenn ich so dreist bin und komme Ihnen zu danken."

„Mir danken, lieber Meister; wofür?" rief ich verwundert.

„Es sind nun schon an die fünfzehn Jahr und darüber, daß ich aus meinem niedrigen Kämmerlein herüberschaue in Ihre großen, hellen Fenster, und es ist kein Tag vergangen in den langen fünfzehn

Jahren, wo ich nicht Ihr freundliches, frommes, blasses Gesicht gesehen habe. Es ist zwar eine breite Straße zwischen uns und viel Geräusch, und Sie sind ein hochvornehmes Fräulein, nach deren Wohlbefinden sich die höchsten Herrschaften erkundigen, und um mich frägt Niemand, als der oben über den Sternen den Wurm ansieht so gut wie den Elephanten; aber es ist mir doch so, als wenn ich nicht hätte fortziehen können aus der Kammer, und wenn das Haus unter mir gebrannt, weil Sie da drüben wohnen. O, ich habe ein scharfes Auge und weiß, wie oft Sie geweint haben in den fünfzehn Jahren und gelitten, und das Glück nicht bei Ihnen war trotzdem, daß Sie so vornehm und reich sind; ich weiß aber auch, wie Ihr Auge nach dem Weinen nicht trübe ward, sondern hell, denn der liebe Gott hatte hineingesehen und sah nun wieder heraus. „Ehrenfried!“ sagte meine Schwester oft, „was sitzest Du da und lässest die Nadel ruhen, und gaffst halbe Stundenlang hinüber; der böse Feind hat mancherlei Stricke und Schlingen, und wir sind drin und wissens nicht.“ — „Ei“, sagte ich, „Schwester, Du kannst nur nicht das blasse, fromme Gesicht sehen von dem gnädigen Fräulein, und weißt nicht, wie mir so manches

Mal, wenn der böse Feind an meinem Herzen nagte und ich verzweifeln mochte, ihr helles Auge wieder Muth und Troſt gab. Denn ſie leidet mehr als wir und verzweifelt doch nie." — Und wie Sie freundlich ſind gegen Jedermann, das weiß ich auch. Aber wenn der Neid, den ich von meiner Seele fern halte, Macht hätte, dann wär' es darum, daß Sie von Morgen bis Abend fromme Bücher leſen können, wie Sie auch alleweile gethan, und unſereins muß arbeiten, froh wenn er Sonntags nur einmal ans Leſen kommt."

Ich breitete, erröthend mein Taſchentuch über das aufgeſchlagene Buch. Es waren Fichte's Reden an die deutſche Nation. Ach, wenn er in dem kleinen Bücherſchrank, der über meinem Sofa ſchwebt, unter den Herders, Fichtes, den Jean Pauls und meinem lieben Schiller nach meiner Erbauung geſucht, wo wäre da die gute Meinung geblieben! Aber er ließ ſich nicht ſtören, was ich auch beſcheiden von weltlichem Leſen einwandte.

„Das müſſen doch ſehr erbauungsvolle Bücher geweſen ſein, mein hochgnädiges Fräulein, wenn ich ungelehrter Mann ſie gleich nicht verſtehe, die fünfzehn Jahr aushielten. Denn ich denke, was von der Welt iſt, vergeht, und was von Gott iſt, be-

ſteht. Daher, wenn die Bücher nicht von Gott wären, ſo müßten Sie ihrer ja ſchon längſt überdrüſſig ſein und hätten keinen Troſt darin gefunden."

Er hüllte aus dem blauen Tuche etwas Schwarzes: „Und darum, mein gnädiges Fräulein, weil Sie ſo fromm ſind und gut, und Ihre frommen Bücher, die ich wieder las in Ihren Augen, mich ſo oft erbaut haben, hatte ich mich unterſtanden und war ſo frei — und wollte Sie gebeten haben — es iſt nur ſchlecht und grob, aber das Herz iſt dabei — und darin — und da meinte ich —"

Ich kam ihm zu Hülfe. Es war, um Sie nicht aufzuhalten, ein großes Nähkiſſen, über einem Sandbeutel, von ſchwarzer Serge, und darauf von rothem Tuch ein flammendes Herz und Kreuz und ein Anker. Ich weiß nicht, ob er mehr roth war, als er es gab, oder ich, als ich es nahm.

Wenn Sie mich nicht ſchelten, ſo rühm' ich mich einer Tugend, — ich verſtehe mit Dank zu nehmen. Man gibt ſo wenig, und die Andern empfangen ſo viel. Es iſt ein Hauptfehler der reichen Leute, daß ſie es ſo ſelten können, beſonders die Emporkömmlinge. Diesmal war es keine Kunſt bei mir, der Dank ſtrömte mit der innigſten

Beſchämung aus dem Herzen. Ich legte mich nie ſo ruhig auf das Sofa zurück, es war mit dem Bewußtſein, ich hatte einen Mann glücklich gemacht. Den ganzen Tag empfand ich keine Schmerzen.

Wir haben noch viel miteinander geſprochen, aber das kann ich nicht Alles aufſchreiben.

In meinen Sarg wird das Kiſſen mit dem flammenden Herzen gelegt. Mein Freund, der Meiſter folgt mir. Er hat's mir verſprochen. Von meinem kleinen Capital bekommt er die Hälfte und den Erlös meiner Prätioſen dazu; er wird darum noch kein großer Meiſter. Hören Sie wol, ich ſage es Ihnen, weil man nicht alle Fälle voraus berechnet, ob nicht eine Förmlichkeit vergeſſen iſt, böſer Wille oder was ſonſt dazwiſchen tritt. Sie beſtelle ich für den Fall zu meinem Executor, auch wenn Sie es von dem Ihrigen nehmen ſollten; Sie werden darum nicht arm, aber ich werde drüben ruhig ſein. Denn wiſſen Sie, er iſt mein Liebhaber, und ich liebe ihn recht ſehr und innig und verdanke ihm viel.

Könnte ich Ihnen doch auch einen Schneider zuſchicken! Aber Sie wohnen ſo hoch, es gibt kein

Dachfenſter über Ihnen, wo ein armer Flickſchneider arbeiten und Ihnen Troſt zuſingen könnte. Sehen Sie einmal recht lange hinauf ins Blaue, vielleicht thut ſich doch da ein Fenſter auf.

Es iſt ſo ſchlimm, lieber Freund, daß ich auch keinen Troſt für Sie weiß. Ich ſinne recht viel nach. Aber die Ehre, der unbeſcholtene Ruf, das iſt doch was ſo Herrliches, was, man ſollte denken, ſelbſt im Himmel gelten könnte; und daß es gar keine Mittel geben ſoll, ſie zu bewahren, daß man rein unſchuldig, durch Bosheit, unglückliche Conjuncturen, durch Zufall, ja ſogar durch Edelmuth darum kommen kann!

Es gibt wol ein Mittel, das gefällt mir aber nicht. Man kann ſich einpuppen in ſein Selbſtbewußtſein; aber eine wie harte Schale von Verachtung, Menſchenhaß, Hohn, Gleichgültigkeit zieht ſich da um uns, damit uns die Welt nicht berührt, und dieſe ſteinerne Rinde frißt immer tiefer, und drinnen lebt am Ende nichts im Kerne als der Stolz, wie eine Kröte im harten, kalten Felslager.

Da hält nun der ſtille Meiſter mich für eine Fromme, und ich möchte ihm noch ſo viel beweiſen, daß Herder, Fichte, Schiller nicht Heilige wa-

ren in seinem Sinn, er canonisirte sie lieber, als daß er sich überzeugte, daß ich nicht heilig bin; ich komme mir zuweilen darum wie eine recht arge Heuchlerin vor, aber ich muß den Schein dulden, und jemehr ich mir Mühe gebe ihn fortzustreifen, um so stärker wird er. Und Sie waren gut, edel, und darum, daß Sie's waren, gelten Sie nun für schlecht und gemein. Was spielt nun die ewige gütige Hand so wunderbar mit uns. Kommt es ihr nur darauf an, daß so und so viel guter Ruf und so und so viel Leumund auf der Welt ist, und der wird gemischt, und auf die Individuen, die ihr Päckchen zu tragen haben, und die unverdient belohnt werden, kommt es nicht an! Ach, da schwirrte ja, mit Ihrem todten Bruder zu reden, das Räderwerk der Weltordnung in Kreisen, die nur die Sinne eines Wahnsinnigen entdecken.

Etwas habe ich mir erdacht. Mag er glauben, daß ich heilig bin; das Gefühl ist drückend, aber es heiligt ihn und vielleicht noch Andere. Wie, wenn nun auch Sie, armer Verkannter, für Andere dadurch gut wirkten, wenn Sie, es ist schrecklich zu denken, Andere abschreckten. Könnte Sie das nicht trösten? Ein trauriger Trost, mein Freund, aber etwas Süßes liegt doch darin, und

mich dünkt, etwas viel Erhebenderes in der Ergebung als in dem Stolze.

Zuweilen frage ich mich, ob die Religion denn auch für Männer ist, die, welche stumme, ehrfurchtsvolle Ergebung in den unbegreiflichen Willen verlangt? Wir sind drauf hingewiesen durch unsere Schwäche. Aber dem die Natur einen Arm gab und Erfindungsgeist, um Felsen zu brechen, Ströme andere Wege zu bahnen, ihre Gesetze zu erforschen und sich dienstbar zu machen, auch Dem, dem zugerufen wurde: Lasse Dein Licht leuchten, daß auch der Herr der Welt in der Zerknirschung, in der Demuth die Lösung fände? Mein Meister drüben hat mir geantwortet. Und die Betrachtung soll mich nicht mehr stören, — mein Lebensfaden wäre zu kurz dafür — daß, wenn alle Männer seit Uranfang gewesen wie mein stiller Meister, wir noch in den Wäldern säßen und Eicheln suchten.

62.

Der Baron an die Canoniſſin.

Schloß Düſterweg.

Heut fand ich das erſte Veilchen, und darauf kam Ihr Brief.

Was will der Frühling in meiner alten Burg? Und wirklich, er umgrünt die alten Mauern, und die Lerchen trillern um den Thurm, und die Sonne ſcheint warm in den Hof; ich aber ziehe aus. Es wird gepackt. Wohin, weiß ich noch nicht. Vielleicht nach Italien. Weshalb, das weiß ich. Um den romantiſchen Modegäſten zu entfliehen. Die Reiſewagen füllen unten ſchon die Landſtraße. Gute Beute, wenn wir noch Raubritter wären.

Als ich heut aufwachte, ſchien die Sonne hell auf das Bild der Roſe. Sie lächelte mich ſo wehmüthig an. War's ein undeutlicher Traum, iſts die Macht des Frühlings, iſts Ihr lieber Brief,

was mich weich stimmt. Aller Groll ist verschwunden; ich denke sie mir äußerst unglücklich. Wenn sie noch einmal vom Bett hinabglitte, ich spränge nach und rettete sie. Und das war auch mein Traum, jetzt tritt es deutlich vor.

Fürchten Sie nicht, Freundin, daß eine Steinrinde mich umpanzert. So lange es einen Frühling gibt und ich Sinne habe, wird die Kruste brechen und schmelzen, wenn er kommt. Er ist ein Gewaltherr, der uns seine Wohlthaten aufzwingt. Ich blätterte wieder in meines Bruders Papieren. Zur Erniedrigung sei der Mensch geboren, ruft der Arme, Wilde in seinem knirschenden Unmuth. Und wenn er Recht hätte! All' unser Streben aufwärts geht wieder hinab. Wenn uns Das nun auferlegt, Das Ziel und Zweck wäre, uns mit männlicher Kraft selbst in der Erniedrigung zu betten. Wenn unsere Väter selbst, ohne Impuls von außen die Bergschlesser der Vorfahren abtragen lassen und sich unten im Thale angesiedelt hätten, vielleicht ständen wir noch fest da. Statt dessen hat man sie uns zerstört, und sie sind noch auf die Ruinen eifersüchtig.

Wie, wenn Sie Ihrem stillen Liebhaber die Hand gereicht hätten. Die tolle Idee spukt mir

im Kopf. Leugnen Sie es sich nicht, meine Schwärmerin, auch sie fühlen sich gehoben durch Ihren alten Namen. Hätten Sie ihn nun freiwillig fortgeworfen und wären die ehrbare Hausfrau eines Schneiders geworden! Die Familie hätte Zeter und Wehe geschrieen, die Gesellschaften hätten vierzehn Tage lang von Gelächter und Bonmots geklungen; aber Sie selbst, wären Sie unglücklich geworden, hätten Sie sich erniedrigt gefühlt? Steht die Philosophie mit ihrem Fichte unterm Kopfkissen dem Hofe nicht entfernter, als die tüchtige, schaffende Schneiderfrau? Und was ist Ihnen Ihre Familie, wie Sie sind, und wie sie ist!

Ich wünschte mir auch einen solchen stillen Meister. — Besuchen werde ich Sie nicht auf meiner Reise. Auch Sie fodern mich nie dazu auf, selbst wenn Sie vom Sterben sprechen. Liebe Freunde wünschen doch sonst sich noch einmal zu sehen. Der Grund ist uns Beiden wol klar. Sind wir uns nicht so viel näher. —

O weh, da klimmt schon eine ganze Familie den Fußsteig in die Höhe. — Ein Commerzienrath aus Berlin läßt um die Erlaubniß bitten, meine Ruine zu besehen. Ich werde mich im Thurm verschließen, denn die Berlinerinnen durch-

ſuchen jeden Winkel, wenn die romantiſche Reiſewuth ſie packt.

Am Abend.

In einer Stunde kommen die Pferde. Nicht nach Italien, nach den Niederlanden. — Nicht zum Vergnügen, um — der Himmel wird es fügen zu was. Vielleicht ein Thor — ſei es!

Ich hatte eine Erſcheinung. —

Es wurde den ganzen Tag nicht leer von Beſuchern. Endlich gegen Abend war freie Luft, ich Herr in meinem Eigenthum.

Eine elegante Frauengeſtalt glaubt' ich durch die verlaſſenen Gemäuer wandeln zu ſehen. Am jähen Abhang, am äußerſten Werk, wo ein bröckeliges Geſims ohne Geländer, — denn es ſoll abgebrochen werden — über den Abgrund ragt, ſteht ſie. Ein mürber Stein, — und ſie iſt verloren. Ich ſchleiche athemlos heran. Ihr Umſchlagetuch fällt ab, ſie zittert, ringt die Hände vor ſich, und ich habe ſie gefaßt, zurückgeriſſen — ſie hat mich angeſehen, erkannt, ein Schrei des Entſetzens und ich hatte eine Lebloſe in den Armen, — eine blaſſe Todesroſe.

Es war keine Täuſchung, — ſo hatten wir uns noch nie angeſehen, ich kannte dieſen Blick von Entſetzen noch nicht an ihr, ein blaſſes, geiſterhaftes Entſetzen, hinaus über alle Fugen der Convenienz, — aber als ich mit Hülfe wiederkehrte, lag ſie nicht mehr auf der Bank, auf die ich ſie gelegt, als keine zu errufen war. Die Geiſter der Wahrheit konnten die Arme verſchlungen haben, mit ihrer Lüge ſie ſelbſt.

Der gallonirte Bediente, den ich um den Pfeiler ſpringen ſah, hatte doch wol zuletzt mein Rufen gehört und die Ohnmächtige aufgerüttelt.

Das Abendroth umglühte mich und meine leere Burg und warf einen letzten Scheidestrahl ins Thal. Ein Reiſewagen rollte ab, ein blaues Tuch flatterte aus dem Fenſter, und dann warf eine Umſchleierte einen letzten Blick nach meiner Burg oder nach mir.

Ich habe im Wirthshaus Erkundigungen eingezogen. Es war der nordiſche Graf. Die Roſe bei ihm. Sie nehmen die Tour nach den Niederlanden. Sie galt für ſeine Gattin, aber die Leute zweifeln daran. Er hat ſie ſchlecht behandelt, und man hat beim Einſteigen gehört, wie er zur Schluchzenden geſprochen: „Meinethalben, Mamſell, können

Sie liegen bleiben, wo es Ihnen unterweges Plaiſir macht; nur verbitt' ich mir Scenen!"

Der Poſtillion bläſt. Nach Brüſſel laſſe ich mir Ihren Brief nachſenden.

Ob ich ſie oder ihn ſuche — ich habe ja nichts ſonſt zu ſuchen.

63.

Die Canoniſſin an den Baron.

R . . . .

Ich warte Ihre Antwort nicht ab. Das Erbarmen muß Sie aus Ihrer Lethargie rütteln.

Ihr nordiſcher Graf mit dem halb germaniſchen Namen iſt dieſelbe Perſon mit dem ruſſiſchen Fürſten. Es iſt ein wohlbekannter Avanturier, auf den die ruſſiſchen Legationen längſt ein wachſames Auge haben. Familienrückſichten und gewiſſe Anſprüche, die er ſich erworben, nöthigten bisher zu einiger Discretion. Dieſe Rückſichten ſind vorüber, der Schutz iſt aus. In gefährliche Verbindungen verwickelt, muß er fliehen und wird verfolgt.

Er hat die Roſe mitgenommen. — Schlummert noch ein Funke Neigung, das muß ihn zur Flamme aufrütteln. Sie gehen nach England. Keinen Augenblick geſäumt! — Rufen Sie ſich, Freund, ihre Lage ins Gedächtniß, — ich vergaß

Ihnen zu ſchreiben, daß auch ihre Mutter ſtarb; die Hüterin und Pflegerin der geheimen Verbindung. Wer unterſucht in dem Augenblick, wie viel Schuld ſie hat; wer erwägt, welche Überredungskünſte der Verführer brauchte, und ob er ſie brauchte. Blieb ihr denn etwas, der Verlaſſenen, Gemiedenen, Verachteten? Aber das denken Sie lebendig: Sie iſt nicht ſeine Gattin; wohin ſchleppt er ſie? Vielleicht längſt ihrer ſatt, muß ſie an ſeinem Pharotiſch ſitzen — Gott weiß — ich mag's nicht denken. Ihr bleibt nichts als das Laſter oder der Tod. Das denken S i e und handeln.

Ihre Sidonie wußte, was ſie that, und zweimal, ohne Liebe, opferte ſie ſich Elenden. Die Arme in der edelſten Regung, in Kindesliebe und Gehorſam verrathen, betrogen, geblendet, dem Verworfenen in die Arme geſchleudert von ihren Ältern, — das denken Sie — und mehr nicht.

Er führt Päſſe auf mehre Namen; hier die Liſte, die mir der Chargé gab. Eile! Eile!

64.

Der Baron an die Canoniſſin.

Brüſſel.

Erſt in dieſem Augenblicke frei, auf Verwendung unſers Geſandten, ſchreibe ich Ihnen, in Erwartung der Poſtpferde, nur mit zwei Worten, daß ich ihn getroffen, erkannt, zur Rede geſtellt, gefodert habe, arretirt wurde und der Schuft indeß entflohen iſt. — Die Pferde ſtampfen ſchon, jede Minute iſt koſtbar. Der Wind iſt ihm günſtig, und die Formalitäten, um den Paß über die holländiſche Grenze zu erhalten, ſind zum Verzweifeln.

— Erſt in zwei Stunden! — Mein Blut ſchlägt wie im Fieber.

Am Pharotiſch traf ich ihn. Es zückte etwas über ſein blaſſes Geſicht, als er mich unter den Zuſchauern erkannte, aber er verwechſelte nicht ein einziges Mal das rouge mit dem noir. Keine

ſeiner Bewegungen entging meinem lauernden Blicke, und doch wie ſicher!

„Wo iſt ſie?“ Wie hatte ich mich, dem lauernden Tieger gleich, gefreut auf den Augenblick, wo ich ihm ſo Mann gegen Mann, eine Wand hinter ihm, ins Auge ſehen konnte. Es war eine der engen, dunkeln Gaſſen, wo Egmont zu Klärchen ſchlich. Er ſchlich auch, und erſchrak doch nicht.

Er hatte keine Waffen, aber von ſeinen Lippen ſchoß ein vergifteter Pfeil tief, eiskalt, tödtlich ins Herz: „Ihre Frage gilt vermuthlich meiner Maitreſſe? — Ich will ſie zu Ihnen ſchicken, wenn Sie mir gefälligſt Ihr Hôtel nennen wollen.“ —

„Dich, Schurke, ſuch' ich —“

„Ich hoffe als Cavalier.“

Was hat die Ehre für einen wunderbaren Cobex, daß ich mich mit einer papiernen Karte, worauf ſein Name ſtand, begnügen mußte, ſtatt den leibhaftigen Schurken an der Wand zu erdroſſeln.

Und als eine Patrouille vorüberging, nach der Urſach des Lärmens fragte, daß ich ſeinen Arm dulden mußte, als er mich unterfaßte; daß ich lächeln mußte, als er lachte: „Spaß unter zwei Freunden, weiter nichts!“

„Ein Spaß, der nur mit dem Tode Eines von Beiden enden darf", ſprach ich, als wir frei waren.

„Ich weiß wann mein Ende kommt, und Sie werden es um keine Stunde beſchleunigen."

„Die Ehre zweier Frauen, mein Herr, ſteht als Rachegeiſt an meiner Seite. Sie iſt doch vielleicht mächtiger als der Ihrer Lüge."

Er lächelte: „Ich bedauere Sie, wenn Sie ſich zum Paladin aller Damen berufen fühlen, die ihre Ehre freiwillig fortgeben, und zweifle, daß Ihnen der ſaure Ritterdienſt Dank einträgt."

Und als ich meine Piſtolen lud in der Nacht, brach die Policei ein, ich ward arretirt. Denuncirt war ich als Orangiſt. Verhöre, moraliſche Torturen, ein raſender Pöbel. Unſinn über Unſinn, und der Schuft der Angeber iſt fort, — vielleicht ſchon übers Meer.

Ich faßte mich in dem abſcheulichen Gefängniß aus der Zeit der Spanier zuweilen an die Stirn, ob ich raſe? Denn hatte der Menſch nicht buchſtäblich Recht. Was habe ich mit der Sache zu thun! Und doch — doch, es treibt mich ein unausſprechliches Mitgefühl.

Ich war, wo ſie gewohnt. Ich ſchreibe Ihnen

nicht auf, was ich hörte. Selbſt bei dieſem Volke Mitleid!

Gäbe das Volk hier nicht ſein Alles drum, um das Geſchehene ungeſchehen zu machen, und Keiner wagt es doch auszuſprechen! Sie kommen mir vor wie erwacht aus einem furchtbaren Branntweinrauſche, und nun zwingen ſie ſich und die Vernunft, noch berauſcht zu ſcheinen in ihrer Miſere, und ihre Tollheiten gut zu heißen, und trinken dann und wann einen Schluck nach, wenn die Wahrheit zu nackt, gräßlich ſie anſtiert.

65.

An den Baron Landschaden von Düsterweg.

Im Haag — —

Mein Herr!

Die Stunde, nach der Sie brennen und ich dürste, naht.

Montag Nachmittags vier Uhr finden Sie den Sie suchen am Strande von Scheveningen, drei Viertel Weges nordwärts vom Orte, wo die höheren Dünen Dorf und Badehaus verbergen.

Zeugen sind um diese Zeit dort nicht zu fürchten. Bringen Sie einen Secundanten mit, wenn es Ihnen gefällt; meiner ist der Ocean, von dessen Wellen bespült der Unterliegende ausruhen wird!

Die Wahl der Waffen bleibt Ihnen überlassen.

Dieses Billet übergibt Ihnen der Oberkellner im Doulen, wenn Sie übermorgen um sieben Uhr von Rotterdam hier einfahren. Ersparen Sie sich

die Mühe, bis zur bestimmten Stunde mich aufzusuchen, sie würde so fruchtlos sein, als Ihr Versuch in T . . . und Brüssel dem Unvermeidlichen vorzugreifen. Die Stunde steht nicht auf meiner noch auf Ihrer Uhr; sie steht in den Sternen, unveränderlich fest, seit Warschau fiel.

66.

Aus einer amsterdamer Zeitung.

Man schreibt aus Scheveningen: Noch immer treiben die Wellen Trümmer der im letzten Sturm verunglückten Schiffe an unsere Dünen. Auch Leichen werden angespült, und der Jammer der armen Fischerfamilien, der Weiber und Kinder, welche am Strande umlaufen und nach den Resten ihrer verschlagenen, umgekommenen Männer, Ältern und Brüder ausschauen, läßt sich nur mit dem Elende vergleichen, das durch die Unglücksfälle in diese schon so dürftige Gemeine kommt. Man erzählt sich einen romanhaften Vorfall. Ein Deutscher von Distinction hat einen russischen Fürsten, der ihm seine Braut abspenstig gemacht, gefodert. Das Duell soll auf dem Dünensande ausgefochten werden. Tag und Stunde sind bestimmt. Der Russe hat sein Wort eingesetzt, der Deutsche solle ihn finden. Aber der Russe ist nicht erschienen, sondern mit

seiner Schönen zu Schiffe auf und davon gegangen. Wie nun der deutsche Edelmann, der ein Mystiker und Romantiker ist, wie die meisten dieser Nation, um die angegebene Zeit am nassen Strande auf- und abgeht, bespritzt von den noch haushohen Wellen, immer in der Erwartung, daß der Feind sich doch noch stellen wird, wird ihm plötzlich etwas vor die Füße geworfen, und er erkennt in dem angespülten Leichnam seinen Gegner, den russischen Fürsten, dessen kleine Brigg an der Küste Tages vorher gescheitert ist. Der Kirchthurm in Scheveningen schlug grade vier Uhr, als dieses geschah, und um vier Uhr hatte sich der Russe zu stellen versprochen. Was der deutsche Herr daraus argumentiren und ob er sich wie der Werther des Herrn von Göthe ein Leids anthun oder doch noch an die Treue seiner Schönen glauben wird, überlassen wir der unglaublichen Imagination seiner Nation; das aber wissen wir, daß die Dünen Altniederlands Bollwerk sind, so der Allmächtige vor uns aufwarf, damit aller Verrath und Niederträchtigkeit daran brechen und die rechtschaffenen Niederländer, zum Trotz ihren Feinden, ein freies, herrliches und ungetheiltes Volk bleiben.

67.

Der Baron an die Canoniſſin.

Scheveningen.

Warum ich noch hier bleibe? — Ich warte, ob keine Welle ihren Leichnam anſpült!

Ein Begräbniß hat ſie doch verdient. Ihr Verräther ruht in der geweihten Erde, und der ſchöne Leib ein Spiel der Wogen, ein Raub der Seefiſche!

Ich ließ mich vorhin ins Meer rudern.

Es war ſo bewegt, daß ich vorn auf der Spitze bald in die Wolken fuhr, bald in die Tiefe ſank, und doch ſagten ſie, es ſei ganz ruhig. Mir wurde wohl. Wer ſich nur ans Wogenſpiel gewöhnt, er findet auch heraus, daß die Welt im Grunde ganz ruhig iſt. Warum urtheilen wir nach dem Schaume!

Und doch, ohne dies bunte Spiel von Täuſchungen, was wäre das Leben! Wer die meiſten

ſüßen Täuſchungen auf dem Sterbebette zuſammenrechnet, hat doch am glücklichſten gelebt.

Glücklich ſterben, das iſt eine andere Frage! — Ein glücklicher Tod iſt ein Geſchenk wie ein glückliches Leben.

Die untergehende Sonne färbte die Wellen; ich ſah lauter Roſen den Kahn umgaukeln. Sie lächelten mich an; aber es lockte keine Sirenenſtimme: „Komm zu uns herab.“ Friſch, geſtärkt, ſprang ich ans Land.

Eingedenk, daß das Glück aus ſüßen Täuſchungen beſteht, bereitete ich eine meinen Ruderern, armen Fiſchern, die über Bedrückung, Theurung, harte Steuern ein Klagelied angeſtimmt. Auf eine ganze Woche hinaus oder noch drüber, durch ein einziges Goldſtück, eine goldene Täuſchung!

Ein ſeltſames Volk, dieſe Holländer. Ich freute mich ihrer zähen Kraft, aus der die Noth unerwartet Funken ſchlug. Weil ſo gar nichts ſittlich Großes, die Seele Erhebendes ſeit dem Julibrande leuchtete, wärmte ich mich an ihrem Eifer. Wie beſchränkt zwar, was ſie thun und dulden im Vergleich zu Dem, was Preußen damals duldete, opferte und that, aber es iſt eine Nation von Kaufleuten. Ich hatte dieſe blaſſen Leute lieben gelernt, aber, gütiger

Gott, ihr Enthusiasmus ist ihnen in die Thränendrüsen gefahren. Sie weinen über ihren Heroismus und wissen sich noch gar nicht darin zu finden.

In der Nacht.

— — — Dies Scheveningen! Eine Mondnacht am Strande, das unermeßliche silbern leuchtende Meer, wie es an den weißen Sand schlägt, und die weißen Hügel, und das monotone Spielen der holländischen Uhr, und oben den blaß glänzenden, kalten Palast, der nichts als ein Kaffeehaus ist, und unten den Jammer der armen Fischer; das vergegenwärtigen Sie sich. Aber um diesen Jammer zu verstehen, erst eine Glanzstunde des Tages, wie es von Equipagen, Stutzern zu Pferde, aller Pracht der Toilette strotzt, vom Haag bis hierher durch den großen grünen Busch eine Parade der europäischen Eleganz, von Schminke und Düften aus Paris, Cöln und der Türkei, und wenn das Alles so zurückkehrte, wie es kam, — es kam nur weil es Mode ist — wie doppelt, zehnfach fühlt sich dann diese ekle Armuth, widerwärtiger noch, weil an ihr Fetzen von dem Tand hängen bleiben.

Einen Schritt seitwärts von der Hauptstraße

wagt kein eleganter Fuß mehr hinzutreten; niedrige, ſchmuzige Hütten, ſtinkende Winkel, Fiſchgeruch, Lumpen, trocknende Netze, baarfüßige, hungernde, kinderreiche Armuth, wucherndes Unkraut über Müllhaufen und verweſende Thier- und Fiſchgerippe. Neben dem Weltmeer ſo die blaſſe, verkümmernde Miſere, — da fühlt man erſt was Elend iſt, und was leben heißt um Elend.

Verſpätet, vom Monde getäuſcht, ſeitwärts über die Dünen den Rückweg ſuchend, bin ich in das Labyrinth gerathen; die Lichter ſind erloſchen, nur eins glimmt. An das Fenſter gelehnt, deſſen obere Schwelle bequem zur Stüze für meinen Arm dient, blicke ich in den Jammer unter mir. Acht bis Zehn auf ſchmuzigem Stroh, ſelbſt da kaum Plaz findend für ihre müden Glieder, verſchlafen die Sorgen des Tages, um zu neuen Sorgen zu erwachen. Dies Schnarchen, Röcheln, Auffahren, Werfen der Glieder. Wie, durchſchauert mich ein Gedanke, müßte ein gebildetes Weſen geſtraft ſein, dort mit hingeworfen unter Armuth, Ekel, Auswurf! Nur eine Geſtalt ſizt aufgerichtet, das Geſicht in den Händen verborgen, ſchluchzend, würgend an einer Krankheit oder einem Gedanken.

Da läßt ſie die Hand los, ſich umzuſehen, ob

Alle ſchlafen, und der Schein der Lampe beleuchtet ein Geſpenſt — ein Geſpenſt, das ich einſt kannte, ehe es ertrunken war, nicht im Meer, — ertrunken in Unglück, Erniedrigung, Lüge.

Es war noch ihre Geſtalt, noch ihr Auge, noch ihr Blick, aber wie ſie, ſich herauswindend zuſammenfuhr, ſchaudernd — das war nicht die Roſe, es war mehr, Wahrheit.

Sie lebt. Ein Gedanke, der wie ein Balſam durch die Adern rinnend den Todesſchreck wegbannte. Ich trat in den Schatten, und ſie glitt vorbei.

Sie rang die Arme, und ſie betete auf den Knien, und der feuchte Sand wich unter ihr, und die Wellen murmelten zu ihrem Gebet: „Ich kann's nicht, ich kann's wahrhaftig nicht. Ich widerſtand ihm, Du weißt es, der Lockung, ſeinem Fußtritt, wie er mich bei den Haaren zog. Alles hatte ich mir vorgeſtellt, aber nun — warum ſpielt der Mond auch ſo hell auf dem Waſſer, warum mußte ich ſelbſt davon träumen — ich kann nicht betteln, nicht den Schmerz aushalten, den fürchterlichen Schmerz, nicht die höhniſchen Blicke. — Nimm die Sünde von mir, laß mich verſinken, oder ſende mir einen Engel wie dort. —"

Zu einem Engel bin ich zu alt, zu irdiſch, blasphemirt und verachtet. Aber der Unnennbare, der einen Böſewicht lächelnd ſterben läßt und einen frommen Friedfertigen unter entſetzlichen Körperqualen, derſelbe Unbegreifliche, der dort hundert unſchuldige Bergleute in einer Grube verſchüttet, damit ſie ſich ſelbſt aufzehren, ohne einen Troſtesblick ſeines Sonnenlichtes, der ließ mich die Eine, die ſich ſelbſt verloren gab, retten.

Sie liegt nun in der ſaubern Kammer bei einer armen, aber reinlichen Witwe. Ihre Krankheit iſt nicht gefährlich. Der Arzt verſpricht Geneſung. Sie iſt zu unglücklich, um zu ſterben.

68.

Von der Hand der Canonissin.

Ich stand vorm Throne Gottes. Nicht als Angeklagte. Ich war rein gesprochen. Es hatte Einer für mich gesprochen, die Sphären summten noch davon, und es klang mir wie die Stimme meines stillen Meisters. Aber diese Töne vibrirten durch das ganze Meer von Licht und Seligkeit, Alles klang wieder davon, also mußte es wol die Stimme eines Mächtigern sein. Den Ewigen selbst auf seinem Diamantenthron sah ich nicht, aber ich fühlte ihn und meine Seele hob sich vor Lust.

Ich war begnadigt zu fragen, und die Frage war heraus, ich wußte nicht wie, die Lippen hatten sie nicht gethan, und sie war nicht in Worte gefaßt. Sie betraf Ihr Haus. Warum die Allmacht es zugelassen, daß Ihr böser Vater das Leben zweier Söhne von der Wurzel aus vergiften konnte?

Die Ewigkeit auf dem Throne antwortete nicht, wie denn überhaupt hier keine Worte gesprochen wurden. Aber überall thaten sich Bilder auf, und süße, stärkende Düfte und Musik dazu, oder es war vielmehr ein großes Bild, eine Musik, ein Duft. Vor mir lag die ganze Geschichte, die Vorwelt und die Zukunft, der Baum der Gedanken mit seinen Wurzeln, Ästen, Zweigen, Blättern, die losgerissenen Phantasien gaukelten als Schmetterlinge und Glühwürmer oder als welkes Laub darum. Da, in dem Augenblicke, sah, wußte ich Alles. Auch meine Frage. Aber es war zu viel, es blendete mich, ich sank zusammen. Ein sanfter Arm erhob mich, die Stimme meines lieben Meisters tönte: „Sieh, das ist Dir jetzt, wo Du geweiht bist, noch zu viel, und Du wolltest es schon wissen, als Du noch Staub warst!“

Ich weinte sehr. Er tröstete mich und sagte: meine Kraft würde wachsen, denn es wachse Alles im Weltall, auch die Ewigkeit. Wir auf unserm kleinen Erdball wären nur zu ungeduldig, und weil alte Leute scheinbar wieder klein würden und kindisch, was doch nur die Erholung des Staubes sei, verzweifelten wir zu leicht an dem Fortgang. Das sei für die seligen Geister, die nie mit geblendeten

Augen, nie taub, in jedem Pulsſchlag den ewigen Wachsthum fühlten, ein komiſches Schauſpiel, wenn ſie uns Arme, Kurzſichtige, Betäubte, gleich den Kopf hängen und verzweifeln und zerriſſen ſähen, wo es eine Weile ſchlecht geht, und wir mit unſern ſtumpfen, groben Organen nicht inne würden, wie das nur Wölkchen ſeien, die einen Augenblick die Sonne verfinſterten. „Das Allerſchlechteſte", klang es, „was der Menſch noch von dem Staube hat, aus dem ſein Leib geknetet ward, der Magen, fühlt die Nothwendigkeit, wenn er viel Süßes genoß, etwas Bitteres, Übelſchmeckendes zu nehmen; und ſo iſt die ganze Natur, die kleine, die Ihr da unten begreift; ſie muß ſich erholen, herbe Medicin einnehmen, nach großen Aufregungen. Und ſo der Geiſt, der über der Natur iſt; er wird nach großen Anſtrengungen, nach mächtigen Entwicklungen auf einen Augenblick ſtumpf, — Ermattung, Schlaf, Tod nennen es die Menſchen, je nachdem es kurz dauert oder lang. Aber er ſtirbt nie, er ſchläft auch nicht einmal, er wächſt nur in der Stille fort."

„Aber", wagte ich zu denken, denn Alles was ich dachte, wurde laut und klar, „wo bleibt unſer Troſt, wenn wir die Unſchuldigen gemartert, die

Gerechten verkannt ſehen? Wir haben doch dort nur irdiſche Augen, und ſehen überall ein Ende, und Lohn und Wiedervergeltung kommen für den Einzelnen immer zu ſpät.“

Der ſtille Meiſter antwortete: „Es ruht der Troſt in eines Jeden Bruſt, ſeine Stimme ſind Äolsklänge und Sturmesbrauſen; es kann ſie Jeder hören, der ſie nicht übertäubt. Sie beſchwichtigt den Schmerz, ſie gießt lindernde Kühlung auf die brennende Wunde, ſie fächelt ſeine Glut an mit dem Fittich der Hoffnung; aber zuheilen ſoll die Wunde niemals, ganz zufrieden ſoll auch der Troſt den Menſchen nicht ſtellen, denn dann wäre er ſich ſelbſt genug und hörte auf zu wachſen. — Aber außerdem“, ſagte der Meiſter, „gibt es Erwählte, die über das Maß wegſehen in die Ewigkeit hinein, und ſie wiſſen ſchon auf Erden, daß was lebt nicht ſtirbt, Schatten nur iſt, wo das Licht ſich verbirgt, Qualen und Tod nur herbe Medicamente, und kein Untergang, kein Aufhören und kein Rückwärtsgehen.“

Darauf führte er mich, weil das ganze große Weltgemälde mich zu ſehr blendete und das Entzücken ein Schmerz wurde, vor einzelne Bilder, und es ſchloß ſich ein Rahmen darum, und doch war

jedes Bild noch so groß und tief, daß ein irdisches Auge seine Grenzen nicht erreichte und faßte. Da sah ich den Strom der Liebe in millionenmal Millionen Flüssen, Armen, Bächlein aus dem ewigen unsichtbaren Born zu Füßen des Diamantthrones fließen und dringen durch Alles was ist, im Feuer, im Sturm, in der Pflanze, im dunkelsten, unentdeckten Kerne der harten Felsen und der schlummernden Metalle. Wo ich ehedem nur Sternlein flimmern sah, jetzt erkannte ich, es war der Silber- und Wiederglanz des unerschöpflichen Stromes. Da sah ich den Baum des Glaubens, und in einem Saftgrün, wogegen das im Krystall des Smaragdes und das Frühlingsgrün der Alpen nur ein matter Abglanz ist, die Pflanze der Hoffnung, deren zarte Ranken die ganze Welt umschlingen, und noch weiter als der Strom der Liebe in den Sand und Schlackenfels des Wüsten und Leeren dringen.

Am längsten blieben wir stehen vor dem Baum der Bildung, weil mir das, mit meinen noch irdischen Sinnen, am verständlichsten war. O wie herrlich war dieser Baum, wie frisch, duftend, blüthereich, welche schöne, sinneberauschende Lieder tönten aus dem Rauschen seiner Zweige; und doch

nur ein so kleiner Baum in dem großen Walde! Warum ist der große Ast abgestorben? fragte ich den lieben Meister. „Das ist der Ast der isolirten Verstandesbildung", sagte er; „anfangs wunderschön, verdorrte er, weil er meinte, er bedürfe nicht der Säfte aus dem Stamm und der Wurzel, die am Strom der Liebe trinken; er schied sich ab, verknorpelte und meinte sich allein genug sein zu können. Aber die Säfte werden doch durchbrechen, und er wird wieder grünen und blühen und zur Krone zurückkehren."

Welche thörige Arbeiten der Gärtner sah ich da, wie sie stutzten, schnitten, und im Ärger, daß er nicht so wuchs, wie sie wollten, den ganzen Baum umhauen wollten. Sie merkten nicht, wie er ihnen reißend über den Kopf wuchs und sie selbst einwuchsen und ein klägliches Geschrei erhoben. Am lustigsten war, wie schnell diese Gärtner wechselten. Ihre Thätigkeit glich dem Leben der Eintagsfliegen, und was heut einer geschnitten, gedreht und geimpft, davon war morgen keine Spur mehr zu sehen.

Da sah ich wilde Männer, die unter entsetzlichem Geschrei mit Äxten und Fußtritten gegen den Baum wütheten, weil er Schatten mache, daß

die Sonne nicht überall den Boden ausdörren könne, wie sie es wollten. Ach, aber wie ohnmächtig war ihr Arm, wie kurzathmig ihre Brust. Der Gesang im Baum hörte zwar einen Augenblick auf, aber der Baum wuchs über ihnen fort, und es lachte in den Zweigen, und sie lagen da und wurden Staub.

Andere ärgerten sich, daß der Baum so frisch sei und so viel Sonne und Licht in seinem Grün aufnähme. Sie wollten ihm dürre Äste einimpfen, ihn kappen und stutzen. Der Baum ließ sich das auch gefallen, wie zum Spiel. Aber wenn sie einen Ast gekappt, dann wuchs an anderer Stelle schnell ein desto stärkerer empor, und die dürren Äste wollten nicht grünen, sondern brachen ab und schlugen die thörigen Gärtner auf den Kopf.

Da sprach mein lieber Meister: „Diese meinen Gott zu dienen, indem sie sein Licht auslöschen, das er den Kindern des Staubes, es zu pflegen, geschenkt, und daß der Glaube und das Regiment durch Dummheit gestützt werde. Darum pflanzen sie künstliche Dummheit und predigen Blindheit. Wäre ihr Streben nicht so sehr thörig, und nicht wirklich Viele unter ihnen, die es ehrlich meinen in ihrer Albernheit, so würde der Ewige

Blitze unter ſie ſchleudern, wie damals als er die Schleuſen des Himmels aufthat und Sodom untergehen ließ. Er offenbart ſich ihnen auch noch jetzt; es iſt aber umſonſt, ſie bleiben blind und werden ernten die Saat, die ſie geſäet."

Als ich darauf klagte: „Aber wie viel Sehende und Unſchuldige würden mit ihnen untergehen", führte er mich lächelnd zu dem Bau der Weltbegebenheiten, der dicht am Baume der Bildung ſtand. Was war das für ein Bau, wie hoch, feſt, dicht und durchſichtig, vollendet und doch noch immer im Werden. Nicht todte Steine, mit Mörtel und und Kalk gefügt, jeder Stein war lebendig und wuchs und fügte ſich in den andern, und keiner paßte doch anders hin als da, wo er lag, auf Millionen andere geſtützt und Millionen andere tragend.

„Glaubſt Du nun", fragte der Meiſter, „daß der Stein verloren ging, der zwiſchen geklemmt ward, oder unten im Fundamente, oder daß nur die gelten, die nach außen glänzen? Vor dem Auge der Ewigkeit iſt ein Stein wie der andere, und wer ſich unnütz glaubte und verloren, wird ſehen, daß er ein Eckſtein war; aber das Bewußtſein kommt erſt hier. Welche kleine Spanne Raum",

sagte er, „ist die Qual der Verkannten gegen die Ewigkeit, in der sie glänzen, athmen und geehrt werden. Und wird nicht Vielen unter den ungerecht Leidenden dort schon der hohe Trost, Märtyrer zu sein? Es ging aber noch kein Märtyrer unter, aus dessen Blut nicht sein unsterbliches Leben, selbst den Augen der Welt sichtbar, aufwuchs."

Aber ich beklagte die armen Erstickten; denn sie sparen jetzt das Blut, weil sie die Märtyrer fürchten.

„Und trägt nicht auch der Erstickte in sich den Trost des Bewußtseins", antwortete er. „Leuchtet ihm das nicht durch die Mauern, die ihn umschließen, und nicht sie erdrücken ihn, sondern er die Mauern; aber es muß so mächtig sein, daß ihm die Welt darüber verschwindet."

„Willst Du mich nun nicht hinführen zum Baum der Ehre", sagte ich, „daß ich auch da erkenne, wie die vor der Welt Verleumdete und Gekränkte vor Gott blüht und ewig ist."

„Solch einen Baum gibt es nicht", sagte der Meister; „aber tief zu meinen Füßen zeigte er mir einen Blumengarten, wo die Veilchen, Lilien, Tulpen, die Nelken, Levkoyen und Rosen vom Winde geweht wurden; sie dufteten lieblich und sahen noch

lieblicher aus, aber ſchneller wie der Blitz und der Gedanke ſchoſſen ſie auf und welkten, und es war ein beſtändiger Wechſel von Duft und Farbe. „Es iſt da nichts Ewiges drin", ſagte mein Meiſter.

„Ach, die ſchöne Ehre!" ſprach ich.

„Und warum klagſt Du", lächelte er? „Was nur ſchön iſt, gehört der Zeit an. Die Ehre der Welt iſt ein Schein; erſt noch ſo leuchtend, vom Throne der Ewigkeit aus ſehen wir auch nicht einen Schimmer davon. Alle Schönheit ſetzt nur dann Blüten am ewigen Lebensbaume an, wenn ſie ſelbſt die Blüte iſt von etwas Wahrem."

Und es war mir wieder ſehr traurig zu Muthe, daß das Blütenſpiel nichts ſei als ein Spiel; aber der Meiſter lächelte: „Wir gönnen Euch ja auch das Spiel, denn wie Ihr ohne Schmerzen nicht wüchſet, ſo würdet Ihr ohne Spiel verkümmern; Ihr ſollt ebenſo wenig im Spiel, als im Schmerze Euch ſelbſt verlieren."

Da wehte ein Hauch die Blüten weg, und ich ſah nichts als Larven, und dann kamen wieder Blumen, andere, und ſo wechſelte das, und eine Roſe allein ſah ich immer wieder, und ein Thautropfen perlte daran, und der Tropfen, in dem ſich

der Himmel ſpiegelte, der machte es wol, daß die Luft der Roſe nichts anhaben konnte.

Ich fühlte mich zur Roſe hingezogen, ich bückte mich, da kam grauer Nebel, ſie ſchwamm auf dem Meere, und es war ein Stern, der nicht unterging — als mich der Arm des Meiſters faßte — — —

69.

Der Baron an die Canoniſſin.

Schwetzingen.

— — — Habe ich ein Recht, hart mit ihr zu reden? Ich habe meinen Bruder um ſeine Erbſchaft umgebracht, meine Partei verrathen, ein edles Mädchen ſitzen laſſen, weil ich reich wurde. Sie antworten: das glaube ja nur die Welt, und ich in mir ſei rein. Iſt's bei ihr anders? Ich folgte einer Illuſion, die ich Tugend nannte, ſie einer andern, die ſie auch Tugend nannte. Und fragen Sie, welche Tugend mehr Stimmen für ſich zählt.

Ob ſie jetzt ihr Unrecht einſieht? Wir ſind Alle Wachs, wir wiſſen es nur nicht. Sie ſieht Alles ein und fühlt Alles, was ich will.

Es gibt eine Freiheit, welche die Juriſten die heroiſche nennen: wenn man unter Drohungen und Martern feſt bleibt. Die Geſetzgeber verlangen ſie

von Niemand, am wenigſten von einem Weibe. Und doch hat das Weib mehr davon als wir. Ich kannte eines, das die Augen ſich ausweinte, weil ihr Gatte ein Ballkleid ihr abſchlug, ihrer Mutter Ohren mit Klagen über den Rohen, Eigenwilligen überſchüttete, weil er ſie nicht auf die Hofbälle gehen ließ, und ſich ſcheiden laſſen wollte, als er den Winter auf ſeinen Gütern blieb; aber dieſe ſelbe Gattin folgte ihm freiwillig, ja ſie reiſte ihm allein nach, im Winter, im offenen Schlitten, als er nach Sibirien geſchickt ward.

Wer beſitzt den Barometer, der anzeigt, wo der Widerſtand zur Pflicht wird? Gäb's einen, ſo wäre die Welt in Ordnung, denn aller Streit der Politiker geht nur darum, daß ſie über den einen Punkt uneinig ſind. Und ein ſchwaches, gebrechliches Weib ſoll dieſen Punkt kennen. Und in der Erkenntniß ſoll ihre Tugend ſitzen! Wenn Brillanten flimmern, Federn und Bänder, Gemächlichkeit, Luſt und dazu der Ältern Wille, und darüber das Wort Gehorſam, Tugend wie ein lüſterner Schleier, da ſoll ſie zweifeln, widerſtehen! Ach, Sophie, wie grauſam ſind die Geſetze gegen Ihr Geſchlecht!

War ſie nicht auch heroiſch? Bis hier war ſie ihm willenlos gefolgt; ſeine auftauchende Roheit,

die Verachtung, die er gegen sie zu verbergen sich nicht mehr die Mühe gab, hatten sie nur fester an ihn gefesselt. So lose das Band war, um so fester klammerte sie sich daran. Es war ja das einzige. Kirche und Gesetz hatten es nicht sanctionirt, nur der Wille der Mutter. Aber wenn der dünne Faden riß, dann stand sie ganz allein, preisgegeben den Winden, eine gepflückte Blume. Ist das Verbrechen, daß sie dazu sich nicht stark fühlte?

Freundin, ich lerne am Krankenbette dieser Verworfenen den Charakter Jenes Geschlechts lieben. Ich achtete ihn zu sehr bis da; das war mein Fehler, ich machte deshalb zu strenge Forderungen. — Wer nun zur Hingebung geboren wurde, duldend in sich aufnimmt, was der stärkere Wille ihm aufpreßt, wie Andere zur That, in sich das tiefe Bedürfniß fühlt zum Gehorchen, dürfen wir von Dem Freiheit, Willensstärke, Prüfung fodern? Sollten wir eben diesen Wesen nicht unsere ganze Milde, Rücksicht, den vollen Fleiß der Einsicht und des Rathes zuwenden, daß sie nicht verloren gehen!

Wie sie nun ganz aufgelöst ist in Gehorsam gegen mich, wie die Lust, die Erkenntniß, einem bessern Willen gehorchen zu dürfen, ihre Adern durchströmt und die blassen Wangen bisweilen rö-

thet und dem matten Auge Glanz leiht. Das ist wol rührend anzusehen. Die Schwache, Fiebernde würde aufstehen, ihr Bündel schnüren und mir zu Fuß folgen, sie würde, geböte ich ihr frei zu handeln, auch das zu thun versuchen. Und that sie es nicht schon, als sie, durchzückt von der Erleuchtung, welch ein Loos ihr in London bevorstand, seinen Lockungen und Mishandlungen gleich widerstehend, sich von ihm riß!

Sie sind nicht streng, Sophie. Sie würden mild das Auge senken und segnend den Arm auf die Sünderin legen. Aber fragen höre ich sie doch mit sanfter Stimme: Warum stand der Genius nicht früher an ihrer Seite? — Wer, Freundin, gebietet dem Genius? —

Hat sie mich denn geliebt? War denn Platz in dem schwachen Herzen für die mächtige, heilige Flamme, wo dem Gehorsam ein so übergroßer Opferaltar loderte.

Woran die Liebe Alles bricht, meine begeisterte Predigerin des hohen Liedes! An Stolz, Kraft, Verzweiflung und — am Gehorsam. Und sie ist doch mächtig über Alle. Wenn hier sogar noch, nach Treubruch, Schmach, ihr Licht glänzen kann, warum dann nicht auch, lassen Sie es uns glau-

ben, den armen verſchütteten Bergleuten dort in der Grube? Die Sonne drang nicht in ihren Schacht, aber eine Felswand wird ſich geöffnet haben, und ein Genius iſt herausgetreten und hat mit ſüßen Bildern und Klängen ihre Sterbeſtunde umgaukelt.

70.

Sidonie an den Baron.

T . . . . .

— — Ob ich denn glücklich sei? fragen Sie. Von Ihnen hatte ich die Frage nicht erwartet. Sind Sie glücklich, war es Ihr Bruder, mein Vater, war irgend ein Dichter glücklich, ein Künstler, war es Shakspeare, Napoleon? — Das Glück, das in der Frage liegt, gehört den gemeinen Seelen; wem die himmlischen einen Funken von ihrem Äther ins Blut gossen, verzichtet darauf. Wir kennen nur Momente des Rausches, und mit dieser Überseligkeit bezahlt uns das Schicksal die Qual der grauen, langweiligen, unerträglichen Steppen des Alltaglebens.

Mein Mann ist glücklich. Der hat nun das Ziel erreicht, was er nur im Traume mit den kühnsten Flügen seiner Phantasie erlangen konnte. Hof-Geheimerrath, geadelt und die Tochter seines Mini-

ſters zur Frau! Natürlich wird ſich mit den Jahren ſeine Bruſt mit Kreuzen und Sternen füllen; doch das iſt ja nur die Ordnung. Und mehr will er wirklich nicht; das Glück iſt ihm ſo über den Hals gekommen, daß er bis an ſein Lebensende damit zu thun haben wird, es ſelbſt zu fühlen und Andere fühlen zu laſſen. Er rühret mich oft.

Hätten Sie mich gefragt, nicht ob ich glücklich, ſondern ob ich zufrieden, ob ich meine Beſtimmung erreicht, da hätte ich Ihnen geantwortet: Ja. Was iſt denn unſere Beſtimmung?

Meines Erachtens keine andere, als, nach langen Kämpfen zur Überzeugung zu kommen, daß unſere Jugendträume Seifenblaſen waren. Daß wir nicht die Welt aufbauen und Plätze darin austheilen werden, ſondern daß wir uns irgend ein erträgliches Plätzchen darin ſuchen, um, vor Sturm und Regen möglichſt geſchützt, unſer ſeliges Ende abzuwarten. Ich bin nur darin noch zweifelhaft, ob das ein glücklicheres Leben iſt, wo der Menſch nur bis zum zwanzigſten oder bis zum vierzigſten Jahre Seifenblaſen ſchlug.

Ihr Bruder, drückte der es nicht ſo aus, wir wären zur Erniedrigung geboren? Wahnſinnige ſehen ſchärfer als wir, mein Freund. Oder leugnen

Sie es, daß auch kein einziger Menſch das erreichte, was er wollte, ſondern in ſeinem eignen Ideenkreiſe hinabſtieg. Sie laſen mir aus Ihres Bruders Papieren die Geſchichte des Poſthalters vor, der ein Menſchenalter ſich abquälte, ſeinen ſchlechten Grenzpoſten zu vertauſchen; und drei Schritt vom Grabe, war es ſein heißeſter Wunſch und ſein größtes Glück, daß er ihn behielt! Welches junge, friſche Mädchen träumt nicht von einem Bräutigam, der jung, ſchön, reich, vornehm ſein muß, und mit glänzender Equipage vorfährt; und nachher iſt ſie zufrieden, wenn der ältere, nicht ſchöne Mann nur ein erträgliches Auskommen hat. Und der Gymnaſiaſt, der ſeine vollkommene Welt, die Idee des Wirkens aus ſeinen Alten zieht, lieber Gott, womit iſt der zufrieden, wenn er ausgetobt hat. Da iſt eben Einer in des Vaters Kanzlei angeſtellt. Er hat ſtudirt, war auf dem Wege die große Carrière zu machen, verließ ſie wieder, weil er den Beruf zum Tragöden in ſich fühlte. Er dachte wenigſtens an Schiller und Shakſpeare. Ich weiß nicht was ihn daran gehindert hat; aber ich weiß, in dieſem Augenblicke iſt er wunderfroh, daß er die zweite Regiſtratorſtelle erhalten hat, und ſeine kühnſte Ausſicht iſt, daß er vielleicht einmal, wenn er ſich

gut aufführt, in die erste einrückt. Ist das etwas so Seltenes? Wer glücklich wurde im Sinn der Welt, war es nicht immer ein Wurf des Zufalls, der, außer seiner Berechnung, nebenher, ihm kam!

Wenn es denn Lebensaufgabe wird, sich einschustern und einschichten in die Verhältnisse, ist der der Unglücklichste, der es mit Bewußtsein thut, im Augenblick, wo er noch um sich schauen, noch wählen kann, wohingegen den Andern das letzte schlechte Plätzchen aus Gnade angewiesen wird.

Sollte meines so ganz schlecht sein, lieber Freund! Ja, wenn alle Menschen wie Sie und ich dächten. Aber wir sind in einer Welt der Gemeinheit, die man sich unterthänig machen kann, wenn man nur ihren armseligen Gesetzen scheinbar dient. Die Farben meines Titian, meines Leonardo, meines Correggio werden nicht für mich verbleichen, weil ich so jämmerliche Gesichter um mich sehe.

Doch, Alles das ist nur die Philosophie. — Es ist noch außer ihr etwas. Ich kann es nicht aussprechen. Aber Sie werden es ahnen, Ihre Freundin es fühlen. Sei es ein krankhafter Drang, doch ist er da, der Drang, der uns treibt, uns zu opfern.

Die Heiden haben es schon gekannt. Der Polykrates warf nur zu wenig weg, einen Ring um ein Königreich! Ich habe mich selbst geopfert, ich weiß nicht, um das Glück oder die Schuld. Der bange Augenblick, wo ich mich entschied, hatte doch auch seine Seligkeit, eine Seligkeit, die ich noch nicht kannte.

Ich meine, mein Freund, wir könnten glücklicher sein, wenn wir öfter an unsere Schuld als an unser Verdienst dächten.

Wär' ich nun nicht des Ministers Tochter, sondern aus einer respectabeln Bürgerfamilie, hätte mich da nicht die eine Schuld um Alles gebracht! Nun sehen Sie, wenn ich mir das lebendig vorstelle, dann kann ich mir ordentlich vorlügen, ich wäre noch glücklich.

Und wer fiel nicht! Wem stände nicht diese Illusion frei, wer könnte sich nicht einbilden, daß das Letzte, was ihm bleibt, was ihm zugeworfen wird, noch ein Glück, ein Lohn, eine Gnade über Verdienst sei!

Umschließt diese letzte Philosophie — oder Resignation, oder Religion — nicht ein Glück für Andere! Wie Viele mögen wir glücklich machen, wenn wir sie mit dem eignen Schuldbewußtsein für

unſere Gleichen anerkennen, die wir vom Standpunkt unſerer Hoheit und Reinheit zurückſtießen. — Ich mache zum Beiſpiel meinen Mann glücklich.

Der Vater verkümmert. Seine Flüge waren zu kühn. Er gibt ſich nun Mühe, ſich für Das zu begeiſtern, was ſie Erhaltung des Beſtehenden nennen. Aber er iſt zu klug und zu alt. Er ſieht alle jungen Leute neidiſch an. Ob er ſich die Möglichkeit denkt, wenn er wieder jung würde, conſequent ein anderes Leben zu führen? Wenn man das könnte, wie langweilig würde ein ſolches Leben werden.

Veränderungen gibt es hier nicht, wie Sie wiſſen. Wir ſind die Ewigen. Revolutionen machen nur Pauſen in der Geſellſchaft; es fängt immer wieder da an, wo es aufhörte. Wer ſtirbt wird erſetzt; nach der vorſchriftsmäßigen Trauer iſt er verſchwunden. Über Prinz Guido ſind ein paar alberne Romane erſchienen. Leſen Sie ſie nicht; man ärgert ſich nur. Daß die Menſchen ſo ſchlecht erfinden, wo die Wirklichkeit ſo groß dichtet!

Laura lebt jetzt in guter Geſellſchaft. Maiglöckchen und Veilchen grüßen ſie jeden Morgen, und um Mitternacht reitet aus den Pforten ſeiner Erbgruft ein ſchlanker Ritter, bindet an die Mauer

sein Pferd und setzt sich auf die grüne Bank, unter der sie ausruht. Sie flüstern sich da zu, was sie im Hofcirkel nicht durften, und sind Beide glücklich.

Die Tochter der Witwe ist vorläufig nach Ems gereist, aber sie steht auf dem Punkte, eine größere Reise anzutreten, wo sie auch glücklich sein wird.

71.

Der Baron an die Canoniſſin.

Scheveningen.

Leſen Sie dieſen herrlichen Brief, den ich heut von Sidonien erhielt, und ſchreiben Sie mir, was Sie denken. Welche Wahrheit, welches Gefühl, welche Blicke tief in unſere Natur; wie ſchließt ſie uns in unſerm Innern Gedanken auf, an die wir ſelbſt nicht zu denken wagten.

Ich führte die Geneſende heut zum erſten Mal ſpazieren; es war ein milder Tag. Beide ſuchten wir den einſamen Strand; denn wir hatten Beide von den Menſchen gelitten.

Eine alte, runde, häßliche Holländerin mit genevertrothem Geſicht, die mit ihren Möpſen im ſelben Hauſe wohnt, hatte der armen Wirthin gekündigt, weil ſie mit einer ſolchen — Perſon nicht unter einem Dach leben könne.

Ein überwältigender Rieſe, war der Schmerz

mächtig geworden über die Arme. Sie barg in Krämpfen ihr Geſicht in die Kiſſen, ſie nannte ſich eine Verworfene, ein Scheuſal, ſie fragte, ob ich ihren Anblick ertragen könne, wehrte mich mit den Händen ab, bat, ich ſolle fliehen, ſie nie wiederſehen.

Ich hatte einen Troſt in der Taſche. — Einer von den Aufrührern, der, entkommen, hier auf ein Schiff nach Amerika wartet, hatte eben auf der Promenade vor mir ausgeſpuckt. Ich kannte ihn wol, ein verdorbener Candidat, der Freund eines von meinen ehemaligen Brüdern, die in ihrem albernen Stolz mich von ſich ſtießen, wie freundlich ich mich auch zu ihnen wandte, weil ich ein Edelmann bin. Der Stempel ſeiner Verworfenheit ſteht dem Menſchen auf der Stirn, und doch ſpuckte er vor mir aus, und doch wandte er mir den Rücken und zeigte mit dem Finger auf mich, und die Leute, anſtändige Männer darunter, glauben es ihm. Sie grüßen nicht mehr, ſie wenden ſich von mir ab.

Nun bat ich die Roſe, mich nicht zu verlaſſen, es geht Niemand mit mir auf der Straße, den ich nicht dafür bezahle. Für Geld kann man freilich Alles haben. Auch die runde Holländerin hat Lieb-

haber. Aber der Unterſchied iſt, ſie bezahlt. Darum hat ſie das Recht, verächtlich auf die Roſe zu blicken, für die ich die Miethe zahle.

Es war ein ſeliger Spaziergang. Die Sonne ſank aus dem wolkenloſen Himmel ins Meer. Wir athmeten Frieden ein.

Welche Macht hat das Waſſer, welche ſchmerzſtillende Kraft der Anblick des Meeres. Wie ward das noch ſo wenig beachtet, daß unſere ganze Offenbarung durchſchwängert iſt von dem Athem des feuchten Elementes. Die Schöpfung hebt an mit dem Geiſte, der über dem Waſſer ſchwebt, und der geiſtig geborene Menſch hebt an mit der Taufe. Welche bedeutende Rolle ſpielen die Brunnen und Bäche, der Jordan und die Seen und das rothe Meer im alten Bunde. Über der Sündflut ſchwebt Noah, aus den Fluten des Nils wird Moſes gezogen und in den Wellen des Jordan der Erlöſer geweiht, und auf der Fläche des Meeres und an ſeinem Strande thut er die größten Wunder für die Zweifelnden. Wie eint dieſes Element in ſich alles Beſchwichtigende und Aufregende, wie verſenkt es in ſeinen Tiefen das Geheimniß der Ewigkeit, den Gedanken des Nichts und des Alls. Und wie iſt es als Weltmeer und als Thautropfe immer

daſſelbe, ein Spiegel, in dem Himmel und Erde ſich baden und wiedergeboren werden.

Sie weinte an meinem Arme, aber es war nicht mehr Ausbruch des wilden Schmerzes, ſanfte, ſüße Thränen.

„Gibt es denn keinen Quell, wo die Schuld ſich abwaſchen läßt, wo der Menſch von Neuem geboren wird?“ fragte die Roſe.

Da tauchte der Abendſtern aus der feuchten, glänzenden Fläche. So hell ſah ich ihn nie. Wir blieben unwillkürlich ſtehen. Wir thaten wol Beide dieſelbe Frage an das helle Geſicht — ich ſah Ihres, Sophie, im Stern, und Sie antworteten mir —

Nun will ich wiſſen, ob, wenn Sie dieſen Brief empfangen, Sie mir dieſelbe Antwort ſchreiben. Ich ſetze die Frage nicht auf das Papier. Es iſt weiß von dieſer Welt und könnte erröthen.

Aber ich harre, ſehnſüchtig wie Einer, der zum erſten Male liebt auf das Ja der Geliebten, auf Ihr Wort. Sie ſind ja keine Richterin von dieſer Welt.

72.

Das Stiftsfräulein von — — an den Baron.

R . . . .

Beauftragt von der vorgestern in Gott entschlafenen Frau Canonissin Sophie von * * *, ihren nähern Bekannten die letzten Wünsche und Grüße der Dulderin zu melden, entledige ich mich mit tiefgerührtem Herzen dieser heiligen Pflicht vor Allem gegen Denjenigen, mit dem die Selige sich noch in der letzten Stunde beschäftigte.

Sie haben, Herr Baron, eine innige Freundin verloren. An Sie war ihr letzter Auftrag, nachdem sie mit der Welt Frieden geschlossen und mit Gott sich versöhnt hatte, wenn ein solches Gemüth der Versöhnung bedarf. Was der Inhalt dieses Auftrags war, kann ich Ihnen nicht mittheilen. Sie hielt Ihren letzt empfangenen Brief in Hän-

den, und mit seligem Lächeln sprach sie: „Sagen Sie meinem Freunde —“ da nahmen Engel die Worte von ihrem Munde. Die Lippen bewegten sich noch, das Auge glänzte, aber kein menschliches Ohr hörte mehr die Töne, die in das Rauschen der Lüfte übergingen.

Sophie starb einen Tod, den wir uns Alle wünschen können. Sie hat wenig gelitten. Ihre Geisteskräfte behielt sie bis zum letzten Augenblick. Heiter, theilnehmend konnte sie sich noch um geringfügige Dinge kümmern, obwol ihre Seele längst in höhern Regionen lebte. Die Seligkeit, die schon in ihrem Auge glänzte, verbietet mir zu sagen, daß sie hoffnungsvoll von dieser Welt schied. Ihre Hoffnung war schon fester Glaube, Vorgeschmack der Ewigkeit geworden.

In den letzten Augenblicken ihrer Kraft schrieb sie jenen Traum auf, den Sie empfangen haben werden. Sie befahl mir, ihn zu versiegeln und Ihnen zu übersenden. „Er wird es schon verstehen!“ lächelte sie, als ich die Erschöpfte fragte, ob sie nicht einige Zeilen hinzufügen wolle.

Die Frühlingssonne schien auf ihren entseelten Körper. Alle, die sie so gesehen, versichern, alle Schrecken des Todes seien von dieser Leiche gewi-

chen. Ihr Begräbniß war einfach, aber erhebend. Es hatten ſich viel theilnehmende Freunde angeſchloſſen, unter ihnen auch ein armer Schneidermeiſter, mit dem die Selige in der letzten Zeit ſich gern zu unterhalten pflegte. Er ſprach einige Worte an ihrem Grabe, und Alle, die ſie gehört, verſichern, davon erſchüttert zu ſein. Sonſt hatte auch dieſer letzte Gang der theuern Todten nichts Düſteres. Die Sonne ſchien hell auf das erſte Grün der Gräber, und einige Frühlerchen ſangen in der heitern Luft.

Ihrem Vermächtniß wird pünktlich von den beſtellten Teſtamentsexecutoren nachgekommen werden.

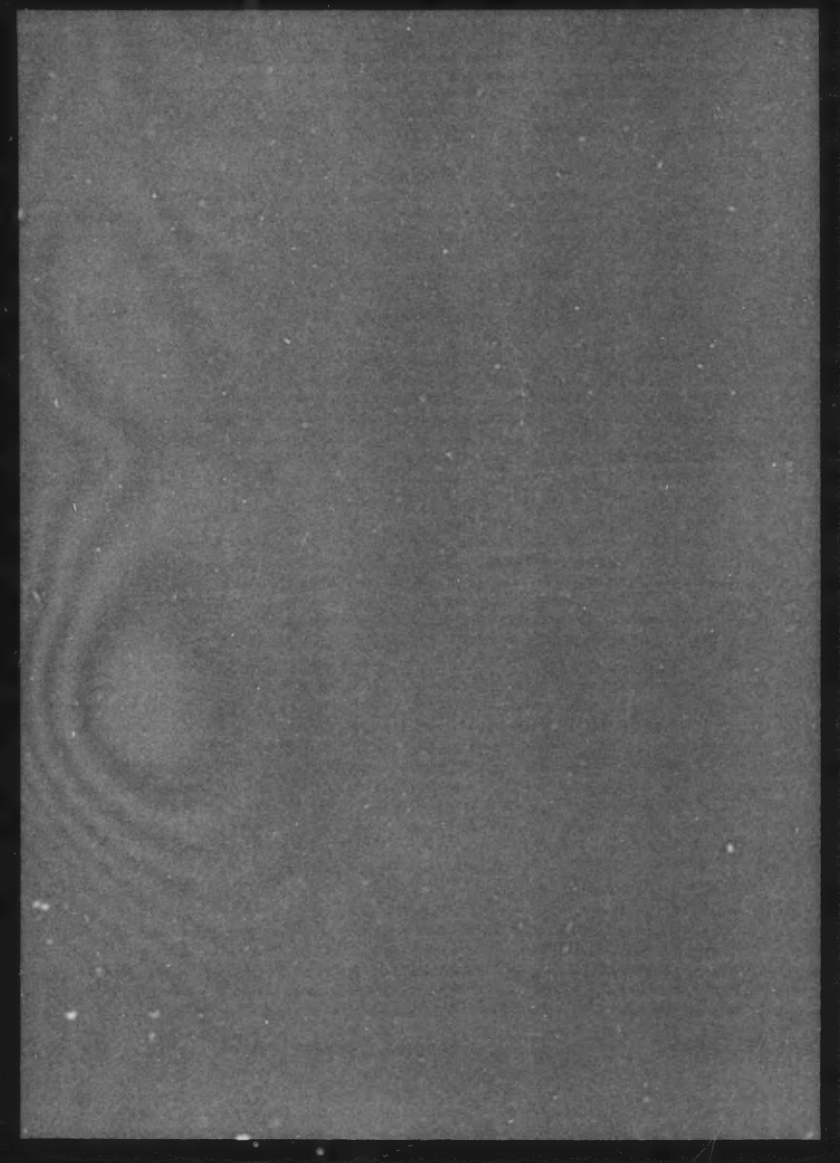

W. Alexis

neue Novellen.

Erster Band.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.

1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt

des erſten Bandes.

Seite

Victoire Charpentier 1

Das Dampfſchiff 209

Der Begnadigte 297

Der Vater im Schnee 369

Victoire Charpentier.

1.

Auf einer der Diligencen, welche von den Städten der Garonne nach der Mündung der Loire fahren, befand ſich an einem Sommertage im Jahre 1793 eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft, die aber durch ihre rothen Mützen und andere damals beliebte Abzeichen ſich als dem herrſchenden Syſtem eifrig zugethan zu erkennen gab. Auch die Unterhaltung bewies, daß die Zeiten des alten Frankreichs vorüber waren. Die franzöſiſche Geſprächigkeit ſuchte man vergebens. Die Männer ſaßen mit überſchlagenen Armen, ſchlafend oder ſogar rauchend in ihren Winkeln, ohne bemüht zu ſeyn, den Frauen mit nationaler Artigkeit die Reiſe bequem zu machen. Es muß indeſſen angeführt werden, daß die Damen weder jung noch ſchön ausſahen, in welchem Falle die Galanterie doch vielleicht über die Politik geſiegt hätte. In verſchloſſenen Enveloppen und Hauben, welche die Reſte alter Friſuren nicht anmuthig bedeckten, ſaßen ſie übel eingeſchichtet auf den im vorigen Jahrhundert noch nicht mit heutiger Bequemlichkeit gebauten Wagenbänken. Die Mehrzahl ſtammte aus der guten alten Zeit;

das ließ ſich, trotz der nachläſſigen Kleidung, nicht verläugnen, und man ſah die Mühe und Pein, welche beſonders die eine Dame litt, den Mund geſchloſſen zu halten. Aber die barſchen Antworten der Männer ſchüchterten auch die redſeligſten ein, und ein ſehr kleiner, rothbärtiger Handelsjude blieb am Ende der einzige Cavalier, welcher auf das Zutrauen des weiblichen Theils Anſpruch machen konnte.

Unter den Herren mußte ihnen ein Elſaſſer vor allen andern anſtößig ſein. Er war als Handlungsdiener aus Strasburg eingeſchrieben, und ſein deutſcher Name Friedrich Schindelmeißner verurſachte auf jeder Station dem Conducteur, welcher die Liſte ablas, nicht weniger Mühe als ſeine langen Beine und ſein feſter Körper den neben ihm und gegenüber ſitzenden. Er rührte ſich nicht von ſeinem Flecke, und die Damen mußten jedesmal beim Ausſteigen mit Mühe und Vorſicht über ſeine weit ausgeſtreckten Füße ſteigen. Man hatte ihn einmal gebeten, ſie zurückzuziehen, weil ſeine Gegenfüßlerin die ihrigen nicht placiren könne; allein ſeine Antwort: „Was ſie denn für ein Vorrecht habe,“ hatte alle ferneren Verſuche zurückgeſchreckt. Den deutſchen Rauch aus ſeiner Pfeife blies er ſo unangenehm von ſich, daß ſeine Nachbarin ihren Platz mit dem ſchlechtern des Juden vertauſcht und doch noch anderthalb Franken dem Hebräer dazu gegeben hatte. Die Mittagshitze war ſehr ſtark. Häufig begegnete man

Truppenabtheilungen und Munitions- und Proviant-Wagen, die den Staub aufwühlten, und die einſylbige Geſellſchaft litt an allen Unbequemlichkeiten einer Sommerreiſe. Dazu hielten die Gensd'armen und Marſeiller mitunter den Wagen an, um aus eigener Machtvollkommenheit nach verbotener Waare zu viſitiren, und gingen erſt wieder ab, nachdem die einſtimmig der Republik gebrachten Vivats ſie von der guten Geſinnung der Diligence überzeugt hatten.

Als die Sonne ſenkrecht auf den Weg herabbrannte und den Kalkſtaub zu entzünden ſchien, rüttelte ſich Schindelmeißner und ſing, nicht ohne große Beläſtigung der Andern, an, ſeinen Rock auszuziehen. Die Damen wandten den Kopf ab, in der Hoffnung, er werde ihn wieder anziehen; als er aber den Frack unter ſich legte und in den Hemdärmeln ſich bequem machte, proteſtirten ſie gegen die Unanſtändigkeit. Der deutſche Handlungsdiener aber, als wäre gar nichts geſchehn, knöpfte gelaſſen auch die Weſte auf. Ein Helas! folgte auf das andere und die älteſte Dame war ſchon mitten in einem Strom von Betheurungen und Beſchwörungen, als der Eliaſſer ſich erhob, mit donnernder Stimme dem Conducteur halt gebot und rief: ob hier Ariſtokraten im Wagen wären!

Dieſes Wort wirkte wie ein Zauberſchlag, der Peſtillen hielt an, der Conducteur ſprang herab und öffnete den Schlag, die Frauen wurden bleich. Der Zu-

fall wollte, daß ein großer Haufe Marseiller gerade von einem Seitenwege auf die Hauptstraße nach Niort einbog und die Diligence erreichte, als man sich noch kaum über den Vorfall verständigt hatte. „Wo sind die Aristokraten?“ tobte es durch die wilde zerlumpte Masse, und der Conducteur hatte alle Mühe ihr begreiflich zu machen, daß ein unschuldiges Mißverständniß zum Grunde liege. „Nieder mit den Aristokraten, heraus mit den Aristokraten!“ brüllte es und verhallte eine Viertelmeile die Straße rückwärts, bis die Vordersten wußten, daß es sich nur um einen ausgezogenen Rock handle. Schmidtmeißner war ausgestiegen und hielt eine kleine Anrede an die Bewaffneten, wie ähnliche bei dergleichen Gelegenheiten häufig in jenen Zeiten gehört wurden. „Bürger! ich bin ein Lederhändler aus Straßburg, mein Name ist Friedrich Schmidtmeißner, ich reise nach dem Westen auf Ochsenhäute. Wollte der Himmel, Menschenhäute ließen sich auch so präpariren! Bürger! wenn jeder, der nicht denkt wie ich, redlich und ehrlich, also ein Schuft ist, mir seine Haut geben müßte, ich wäre ein reicher Mann und ich wollte eine ganze Armee Patrioten ausrüsten gegen die verfluchten Feinde der Republik. Sie lebe!“ „Es lebe die Republik!“ schallte es wieder und die Frauen im Wagen schrieen am lautesten. „Was ist das für Zimperei,“ fuhr der Elsässer fort, „wenn ein guter Patriot den Rock auszieht, daß ein paar alte Weibs-

geſichter zuſammen ſchreien. Und wenn ich mich ſpitzfaſernackt auszöge, ſo müßten ſie ſich freuen zu ſehen, wie ein guter Patriot von Natur ausſieht."

„Recht ſo! recht ſo!" brüllte es wieder von der bewaffneten Seite, jedoch nicht ohne einiges Gelächter. Der Jude plaidirte jetzt vom Wagen aus für die Frauen.

„Meine Herren Bürger! das ſind gute Bürgerinnen! Ich kann, wie ich Sie das bezeugen kann, als ein Mann von Ehre. Sie haben in Bergerac mit der Nationalgarde um den Freiheitsbaum getanzt und mit den Sansculottes aus einem Glaſe getrunken auf die allgemeine Gleichheit."

„Beweiſen!" rief man, „ſie ſollens hier auch beweiſen!" Die Frauen hatten kaum das Verlangen vernommen, als ſie mit der Haſtigkeit der Jugend herausſprangen. Einige Flaſchen Lünel wurden herumgereicht. Die Marſeiller tranken den Wein aus und reichten dafür Branntwein den Frauen, die unter dem wiederholten Ruf: Vive la republique! Vivent les Sansculottes! die Feldflaſchen an die Lippen ſetzten. Die älteſte Dame glaubte erſt genug zu thun, als ſie wirklich den Reſt der Flaſche leerte. Die Aufgabe des Tanzens erließ man den Weibern, nachdem die kühnſten unter dem Volke durch einige Schweſtern- und Bruderküſſe ſich davon überzeugt hatten, daß die Söhne der Republik dadurch nichts gewinnen würden. Als

man wieder aufsteigen wollte, schlug man den Männern vor, sämmtlich ihre Röcke auszuziehen, um zu beweisen, daß sie gute Republikaner wären. Die Damen hatten dießmal nichts dagegen. Der Jude allein erbat sich die Vergunst, den seinigen eines Rheumatismus wegen anzubehalten, und als ihm dies zugestanden, erhob er noch einmal voll Dankgefühl die hohen Helden des Patriotismus und betheuerte, wenn er so jung wäre und so muthig, um in ihren Reihen fechten zu dürfen, das wäre ein Glück, das sich nicht mit Dukaten bezahlen ließe. Man hörte ihm zwar mit Applaus, aber nicht ohne Gelächter zu. Er bat zuletzt, es möchte doch Einer der Herren Marseiller zu ihnen in den Wagen steigen, damit er seinen Kindern erzählen könnte, er wäre mit einem Sohne Frankreichs gefahren. Einer der barfüßigen Anführer ließ sich die Aufforderung nicht zweimal sagen. Der zerlumpte Marseiller schichtete sich auf der schon engen Bank zwischen zwei Frauen ein, welche ihre Seufzer weniger vor dem neuen Ankömmling, als vor dem Elsasser unterdrückten, in dem man den Terroristen erblickte, dessen Wink vielleicht in Niort zur Guillotine führte. Die Diligence fuhr fort, mitten im Zuge der Marseiller. Der Staub war unerträglich. So oft aber ein Gesicht sich dem Kutschenfenster näherte, wehten die Frauen mit den Tüchern und schrieen ihr Vivent les Sansculottes hinaus.

Der Marſeiller ließ es ſich im Wagen ſehr wohl gefallen. Seine Pechhände verriethen den Schuhmacher; nach ſeinem Geſicht zu ſchließen, fehlte ihm aber das Ingenium, um jemals Meiſter zu werden. Seine zerriſſenen Beinkleider verlangten dringend in der nächſten Stadt nach dem ewigen Ruhſtand, und den Krieger machte allein der Bart. So wenig dieſer aber auch diesmal den Mann machte, indem er ſchmutzig und ſtruppig umherſtarrte, wurde er doch von weichen Händen geſtreichelt, denſelben Händen, die vorhin das Geſicht bedeckten, als der Elſaſſer den Rock auszog. Man bemühte ſich, ſein Haar zu ordnen, man probirte ſeine rothe Mütze auf. Man ſteckte ihm Bonbons in den Mund. Die letzte Flaſche Lünel wurde ihm aus der Seitentaſche gezogen und der Mann erſucht, ſie auf das Wohl der guten Sache auszutrinken. Er verzog, als ſie erſt zu dreiviertel leer war, den Mund und äußerte: Schnaps wäre ihm lieber. Da holte der geſchäftige Jude eine Korbflaſche feinen Liqueur aus einem Kober, und es koſtete dem Freiwilligen nur einen dreifachen Anſatz, um ſie bis auf den letzten Tropfen zu leeren. Ein Bravo und ein Vivat der brave Marſeiller! ſcholl betäubend in dem kleinen Raum der Kutſche. Kurz man fütterte und liebkoſte ihn wie ein wildes Thier, das jeden Moment aufſpringen kann und ſeine Wärter erwürgen. Wirklich ſchien aus dem blutdürſtigen Tieger ein wiederkäuendes Thier anderer Gattung

geworden. So in gutmüthiger Behaglichkeit wiegte er sich im Wagen und leistete doch noch die Dienste des Tigers, denn die Gesellschaft eines Marseillers war die sicherste Sauvegarde.

Als alle blutdürstigen Gedanken des Schusters in Curaçao hinuntergeschlemmt waren und das Streicheln so zarter Hände die letzten Runzeln aus dem Gesicht verscheucht hatte, fing sein Mund an zu schmunzeln und seine Blicke suchten umher. Bei den alten Gesichtern schüttelte er unverholen den Kopf. Doch wurden jetzt mit einem Male seine Augen sehr klein und der Mund dehnte sich unförmlich aus. Der Gegenstand, welcher diese Wirkung auf sein phlegmatisch-thierisches Gesicht hervorbrachte, war bisher von der Gesellschaft kaum bemerkt worden. Es war ein kleines rothhaariges Mädchen, das mit schlechter Haltung, den Kopf in den Schultern, in der äußersten Ecke des Wagens saß, ohne ein Wort zu sprechen oder auch nur einen Moment die Augen von dem Bündel abzuwenden, den sie im blau karrirten Schnupftuche ängstlich auf dem Schooße hielt. Sie gehörte zum Juden; man brauchte sie deßhalb nicht für seine Tochter zu halten, denn in dem einfachen Gesichte lag wenig von den orientalischen Zügen des Geschlechtes. Aber unter seinem Schutze stand sie, denn er reichte ihr zuweilen von seinem Käse eine Schnitte und empfahl ihr in zänkischem Tone Achtsamkeit auf das Bündel.

„Levi, iſt die Bürgerin deine Tochter?“ fragte das Ungethüm.

„Nein, gnädigſter Herr Bruder Bürger, die iſt keine Bürgerin. Ein armes Ding, ihr Vater war Tiſchler in Angouleme, ein Royaliſt hat ihm die Kugel durch den Kopf geſagt, als er ihn anhalten wollte. Da nahm ich das arme Ding zu mir. Sie iſt aber ganz verduzt, denn der Vater hat ſie ſo viel gepügelt, als er noch im Leben war.“

„Sie iſt nicht ſo häßlich, als ſie ausſieht,“ wiederte der Marſeiller. „Bringe ſie nur zu uns nach Niort. Eines Patrioten Kind iſt am beſten unter Patrioten. Wir ſtoßen uns nicht an rothes Haar.“

„O du Gerechtigkeit in Frankreich!“ rief der Jude, „das arme verwachſene Mädel da iſt nichts für ſolche Herren —“

„Bürger!“ donnerte der Marſeiller dazwiſchen. „Laß ſie nur den Kopf aus den Schultern recken, ſo iſt der Leib nicht übel. Sie iſt noch friſch.“

Er beugte ſich über die Lehne ſeiner Bank und ſtreichelte das Kinn des Mädchens. Eine hohe Glut überzog ihr Geſicht. Schindelmeißner bemerkte jetzt, daß die Züge keineswegs roh und gemein waren. Die braune Farbe des Halſes und der Arme ſtach unangenehm ab gegen das ſanft gewölbte Kinn, die feine grade Naſe in dem ovalen Geſichte. Auch der Mund war ſchön zu nennen. Nur die geſchmackloſen gläſernen

Ohrbommeln entſprachen dem feuerrothen Haare und der ungraziöſen Haltung. Der dumme Blick vollendete das unangenehme Ausſehen.

Das ſollte aber mit einem Male verſchwinden. Der Marſeiller begnügte ſich nicht mit der zarten Begrüßung. Er wollte, ſeinen Arm um ihren Nacken ſchlingend, ſie an ſich ziehen, als es wie elektriſch das Mädchen durchzückte. Ihr Kopf richtete ſich auf, ſie ſchlug die Haare zurück, die Augen wurden groß, und heraus leuchtete ein Feuer, deſſen Strahlen allein den Marſeiller hätten zurück ſchrecken mögen. Das unanſehnliche Mädchen glich einer Jeanne d'Arc. Ein Stoß von ihrer Hand in das Geſicht des Zudringlichen befreite ſie dergeſtalt von ſeinen Liebkoſungen, daß er, nichts weniger als dieſer Antwort gewärtig, auf die alte Dame neben ihm zurück fiel. Er ſank, durch die ſtarken Getränke ſeiner nicht mehr mächtig und die Dame faſt mit ſich hinab reißend, zwiſchen den Füßen der Andern, ſo weit dieß der enge Raum zuließ, zu Boden.

Der Jude hatte mit ängſtlicher Spannung dem Vorfall zugeſehen. Raſch erhob er ſich bei dieſem unerwarteten Ausgang, kreiſchte einige hebräiſche Flüche und zog aus dem Stiefel eine Peitſche. Ehe die Andern es ſich verſahen, ſchlug er unbarmherzig auf das Mädchen hinüber, und wiewohl ihre Arme, ihr Nacken und ihr Rücken den Hauptantheil bekamen, fiel doch bei

der blinden Wuth des Israeliten auch manches auf die unſchuldigen Beiſitzer der Diligence ab. Das kaum noch ſo muthige Mädchen war im Augenblick, wo ihr Herr ſich erhob, in die vorige Demuth verſunken, der Kopf lag wieder zwiſchen den Schultern, die Augen wandten ſich nicht auf vom Schooß. Mit unterdrücktem Wimmern empfing ſie die Züchtigung, während ihr Peiniger in einem fort wiederholte:

„Du ungerathene Dirne, du undankbares Mädchen! verſtehſt du keinen Spaß und willſt doch durch die Welt kommen? Hab ich dich darum aufgenommen, daß du dich zieren ſollſt, du Bettelmenſch? Einen Patrioten, der für ſein Vaterland bluten will, zu ſtoßen! ins Geſicht zu ſtoßen! Du biſt ja nicht werth — —“

Er ſetzte ſich immer heftiger in Zorn, bis ihm Schindelmeißner in den Arm fiel: „Laß ab, das Mädchen hat genug bekommen für ihre Dummheit. Es wird ihr eine Lection ſeyn für das nächſte Mal.“

Der Marſeiller war wieder unter der beſorgten Beihülfe der Damen auf ſeinen Platz geſchoben. Der empfangene Stoß hatte genügt, ſeine Luſt zu kühlen. Einige Streiche des Juden waren auch auf ihn abgefallen. Auch er meinte, es ſey genug, es wäre ein dummes Mädchen und es werde Alles in Frankreich anders werden.

„Ueberhaupt, Bürger!“ ſagte der Elſaſſer, als er wieder ſeine Pfeife angezündet, „begreife ich nicht, was

man ſo viel Umſtände mit dem Frauenvolk macht. Gleich mit den Männern werden ſie im Leben nicht. Sie haben doch eigentlich mehr von Katzen als von Menſchen an ſich. Und das iſt die pure Wahrheit. Und was haben die Hexen und Maitreſſen über Frankreich und die ganze Menſchheit nicht angerichtet? Das müſſen wir auffeſſen. Verfluchtes Volk! — Da hätte man ſie immer eine Stufe tiefer laſſen ſollen. So war's auch bei den Römern und Griechen. Wenn man leben könnte ohne ſie, wär's am beſten für 'ne Republik, ſie alle übern Hals egal zu raſiren."

„Die Weiber ſchlagen mit in der Boccage," lallte der Freiwillige, „aber man giebt ihnen keinen Pardon."

„Wie ſteht's denn drüben in Poitou und Anjou, oder wie ſie's jetzt nennen, die Vendée?" fragte Schindelmeißner. „Werden wir durchkommen vor den Brigand's?"

„Die rechten Patrioten haben bisher gefehlt. Milchbärte, Kinder, Mammen haben ſie hingeſchickt. Die kriegten das Haſenpanier vor den ſchmutzigen Bauerngeſichtern. Aber laß uns nur kommen."

„Wenn ich nur mit könnte," ſagte der Elſaſſer, „aber ich bin ſchon in Straßburg eingeſchrieben, wenn's gegen die Despoten losgeht. Indeß muß ich für meinen Prinzipal mit dem Hornvieh handeln. Verſteht ſich, aber nur um die Häute iſt's mir zu thun, denn ich bin meines Geſchäfts ein Lederhändler. Lederhändler,

Fleiſcher und Schuhmacher, das greift ineinander, ohne die kann keine Republik beſtehen.“

Aber er bemerkte, daß, wenn es den Marſeiller galt, er vergeblich ſprach. Das Ungethüm war feſt eingeſchlafen und blieb es, trotz der Hymne, welche von ſeinen Kampfbrüdern angeſtimmt wurde. Erſt als die Diligence auf dem gepflaſterten Damm der Vorſtadt von Niort raſſelte, ſtrich auch er den Schlaf und die Haare aus den Augen und ſtimmte in den Geſang, der immer tobender und lauter wurde, da die halbe Bürgerſchaft darin einzuſtimmen ſchien.

Es war ein wilder Auflauf in der Stadt. Wagen mit Verwundeten ſtanden umher, an den Ecken gruppirten ſich die Bürger und einzelne Soldaten, die ihnen Rede und Antwort ſtehen mußten. Während die Diligence nur Schritt für Schritt weiter konnte, hatten die drinnen Gelegenheit, aus den Bruchſtückweiſe vernommenen Geſprächen zu erfahren, was vorgegangen war. Eine Abtheilung Linientruppen, unterſtützt von den Nationalgarden zweier Städte, war in einem bedeutenden Treffen völlig von den Vendéern geſchlagen worden. Alles Geſchütz, die Hälfte der Mannſchaft war verloren gegangen und die republikaniſchen Generale waren geblieben. In wilder Unordnung hatte man kaum die Verwundeten gerettet. Man konnte erwarten, die ſiegenden Bauern vor die Stadt rücken zu ſehen. Die Bürger von Niort hoben ihre Brüder und

Söhne von den Strohwagen, Muth und Beſorgniß miſchten ſich; ſo nah waren Beide noch nicht zu ihnen gedrungen. Am einen Ende der Stadt ſchlug man den Generalmarſch, am andern ſangen die einziehenden Marſeiller ihre Hymne. Dazu begannen jetzt die Glocken zu läuten. Die Bürger ſollten ſich im Stadthauſe verſammeln. Ein Munizipalbeamte mit ſeiner flatternden Schärpe trat an die Diligence und gebot dem Conducteur zu halten. Durch die doppelte Brille warf das bleiche Geſicht einen Henkerblick in den geöffneten Wagen und überflog mißtrauiſch die empfangene Perſonenliſte.

„Bürger, was giebt es?“ fragte Schindelmeißner.

„Ariſtokraten, Verrath und Schande!“ entgegnete der Beamte.

„Auf der Welt, und vielleicht auch in Frankreich,“ erwiederte der Elſaſſer, „aber nicht in der Diligence von Niort.“

„Die Brigands haben Einverſtändniſſe mit Vaterlandsverräthern,“ kreiſchte der Officiant, „ſonſt war der Ueberfall nicht möglich. Nackend ausziehen müßte man jeden Fremden.“

„Ich bin es zufrieden,“ ſagte der Lederhändler mit der vorigen Ruhe, und klopfte ſeine Pfeife aus.

Aber der Marſeiller erhob ſich hier und verſicherte, die Diligence enthalte nur aufrichtige Patrioten. Seine Gegenwart und die Ruhe der Uebrigen ſchwächte den Arg-

Argwohn des Beamten. Er kündigte ihnen nur an: „Sie können sämmtlich nicht weiter, und die Männer müssen mir aufs Stadthaus folgen. Die Pferde werden zum Dienst der Republik in Beschlag genommen."

2.

Die Pferde waren eben so schnell abgespannt, als die Diligence von ihren Einsitzern verlassen. Die Passagiere hatten sich ohne Abschied, ohne Geräusch zerstreut, jeder froh, aus einer Lage zu entkommen, von der sich eine gewisse Aufmerksamkeit auf ihre Personen nicht trennen ließ; denn alles, was den Einzelnen auch nur so auszeichnete, daß die Augen eher auf ihm als auf andern gleichgültigen Gegenständen haften konnten, vermied man als gefährlich. Die Damen trugen selbst ihre Habseligkeiten. Man klagte nicht, man fragte nicht. Einige zitterten schon, als das gestoßene und fließende Volk über den Postwagen unwillig wurde, der den freien Strom auf dem Markte hinderte. Alles strömte dem Stadthause zu. Die Gleichheit hatte aufgehört vor dem Recht des Stärkern. Man bediente sich der Ellbogen und Fäuste, um früher dort an den Tag legen zu können, daß man ein Patriot sey.

Schindelmeißner hatte vermöge seiner großen Gestalt und kräftigen Glieder schon einen bedeutenden Vorsprung gewonnen. Hie und da murrte ein kleiner bitziger Franzose, dessen Kinn in unangenehme Berüh-

rung mit ſeinen Ellbogen gerieth, über den rieſenmäßigen Deutſchen. Doch Schindelmeißner verſtand es, auch die Lauteſten einzuſchüchtern. Man konnte bemerken, daß deutſche Flüche mehr wirkten, als die obſcönſten und fürchterlichſten, welche die franzöſiſche Akademie acbilligt hat. Man hielt den vollen Klang in den „drei Tauſend," in den „Schock," in den „Donnerwettern" und „Nöthen aller Art" für eine beſonders demokratiſche Herzenserleichterung. Da zupfte den Straßburger etwas beim Aermel, und der Jude von der Diligence verſuchte ihn ſeitwärts zu zerren. Das rothhaarige Mädchen lief barfuß vor dem Handelsmann her, auf ihren Schultern ſein ganzes Gepäck tragend. Sie warf unter ihrer Laſt einen bedeutungsvollen Blick auf Schindelmeißner zurück. Dieſer aber ärgerlich, wollte dem Juden verſichern, daß er zu keinerlei Art Handel und Geſchäfte Luſt verſpüre, als der Hebräer, den Kopf ſchüttelnd, mit dem Finger ſeitwärts wies:

„Dorthin, lieber Herr," ſagte er ihm halb vertraulich, „ehe Sie aufs Stadthaus gehn. Wer ein Schleifchen mitbringt, iſt ſicher."

Der Straßburger hatte kaum Zeit, ſich zu beſinnen, als ein ſeitwärts andringender Schwarm ihn von ſeinem Rathgeber trennte und durch ein Portal in einen altfränkiſchen Garten mit ſich riß. Der Tumult nahm hier einen veränderten Charakter an. Es war nicht mehr das wilde Getöſe einer brutalen Menge.

Die Verſammlung war gewählter, wenn man ſo reden darf, es waren jüngere Enthuſiaſten. Nur hier und da eine barfüßige, zerlumpte Geſtalt, deren gelbgefurchte Wangen ſagten: „Ich bin ein Patriot, weil ich nicht will, daß ein Anderer beſſer ſein ſoll als ich.“ Schindelmeißner hielt an der Anſicht feſt, nie zu fragen. Indem er den Unterrichteten ſpielte, war er bald unterrichtet. Eine Muſikbande flötete und geigte um einen feſtlich geſchmückten Pavillon, eine weibliche Stimme ſprach zwiſchen durch, dann klangen patriotiſche Toaſte in die hohen Ulmenwipfel, und Einer und der Andere trat aus dem Kreiſe mit ſehr vergnügtem Geſicht.

Es war eine Patriotin aus Niort, Demoiſelle Victoire Charpentier, welche ein republikaniſches Feſt gab. Die einzige Tochter und Erbin des reichſten Fabrikanten der Stadt, jetzt eine Waiſe, bildete ſie den Mittelpunkt der patriotiſchen Honoratioren. Ihre Schönheit, ihre Jugend, ihr Enthuſiasmus konnte nicht verfehlen, ihr einen großen Anhang zu verſchaffen. Die Jugend in der Umgegend ſchwor bei ihrem Namen. Sie ſollte ſogar einige jüngere Royaliſten bekehrt haben. Aber auch über die Municipalbeamten der Stadt behauptete Victoire einigen Einfluß. Ihr heller Verſtand hatte ſchon practiſche Rathſchläge gegeben, ihr Vermögen bei Ausrüſtung der Nationalgarde beigeſteuert. Wäre Niort Paris geweſen, die Menſchenrechte der Frauen wären in der Politik nicht auf die

Gardinen beſchränkt worden. Sie hatte noch nicht gewählt, vielleicht auch noch nicht geliebt, aber ſie ſtand wie eine ritterliche Königin, umgeben von ihren Paladinen, und ihrem Winke gehorchte man. Einige bezweifelten, ob es Ernſt geweſen, aber ſie hatte wirklich um die Erlaubniß angehalten, ins Feld mitzuziehen. Ein Reſt franzöſiſcher Galanterie in der Municipalität hatte die abſchläaliche Antwort mit dem Compliment verſüßt: „Ganz Niort wolle für ſeine Göttin, aber die Göttin dürfe nicht für Niort ſterben.“

Schon ſeit länger war auf heute ein Feſt vorbereitet, gleicher Tendenz mit denen, welche bald von Paris aus zur Verherrlichung der Vernunft über ganz Frankreich gefeiert werden ſollten. Aber noch war man nicht ſo weit gediehen, eine Göttin zu ſehen, wo die Scham geflohen war. Victoires Sinn hatte es mit poetiſchen Emblemen erdacht. Allein der unglückliche Ausgang des Gefechts gab ihm eine andere Richtung. Der Garten war zum bunten Tummelplatz patriotiſchen Eifers geworden. Die begeiſterte Republikanerin theilte jetzt mit beiden Händen Geld, Waffen, Leinen für die Verwundeten, zur neuen Rüſtung aus. Die Muſik ſpielte Variationen wilder Kriegsmärſche. Die Municipalität hatte Victoires Garten und ihre Gegenwart für den geeignetſten Ort erachtet, die freiwilligen Beiſteuern der Einwohner in Empfang zu nehmen. Am Fuß des Pavillons ſaßen die Beam-

ten in Klappſtiefeln, Friſur und Schürzen und ſchrieben die Geſchenke ein. Auf den Stufen redeten die Damen zu Kreiſen junger Krieger, welche morgen ins Feld ziehen wollten. Die angeſehenſten Männer der Stadt ſtanden neben Victoire und unterſtützten ihren bilderreichen Vortrag. „Eine Jeanne d'Arc!“ hörte man mehrere entflammte Jünglinge ausrufen, als die Rebuerin mit trunkenem Auge betheuerte, kein Verbot, und wäre es des Convents ſelbſt, werde ſie hindern, wenn die Rebellen vor die Mauern rückten, auf das Thor zu ſteigen und den Stein hinab zu ſchleudern auf das Haupt des erſten Tyrannenknechtes, der eindringen wolle in das freie Nicrt.

Der Straßburger, der alles dies in wenigen Minuten erfahren, ſpazierte etwas abgewandt von der Menge zwiſchen den Porcellanſäulen der nächſten Allee. Da betrafen zwei junge Bürger, geſchmückt mit bunten eben aus den Händen der Dame erhaltenen Kokarden ihn im Augenblick, wo er einer kleinen Diana mit einem Knotenſtock den Kopf abſchlug.

„Beim Himmel! was thun ſie da?“ fuhren ihn die Beiden an, „warum verſtümmeln Sie das Bild?“

„Weil es ein Weib iſt,“ lautete die Antwort.

Hätte Schindelmeißner eine weniger trotzige Miene gezeigt, hätte die Jacobinermütze minder keck auf ſeiner Friſur geſeſſen, wäre es wohl nicht ohne empfindlichere Vorſtellungen abgegangen. Es waren zwei junge

Leute, die in andern Zeiten unter den Stutzern der Provinzialſtadt agalarzt hätten. Sie beeiferten ſich, dem kernfeſten Mann zu ſagen, das Porcellanbild ſey Eigenthum der Büraerin Charrentier.

„Freilich, es iſt eine Frage!“ lachte Schindelmeiſſner, indem er den Kopf im Sande rollen ließ.

Die jungen erſchrockenen Patrioten erariffen die beſte Partie. Jubelnd umfaßten ſie den Deutſchen und zogen ihn in den Kreis, indem ſie betheuerten, kein Patriet ſey würdiaer als er, von ihr die Kokarde zu empfangen. Die Ehrbeit, wie der Deutſche es nannte, war zu allaemein, um zu widerſtehen. Ein wilder Jubelruf dröhnte eben durch die Luft, die Muſik begleitete ihn. Ein Gleichaulliger neben ihm drückte ihm die Hand: „Wer um den Preis nicht ſterben wollte!“ Victoire hatte nämlich erklärt, in ſolchem heiligen Momente hörten alle Rückſichten auf, Ehrgeiz, Selbſtliebe, auch die Liebe ſelbſt müßte ſchweigen. Niemand gehöre mehr ſich an, nur der Freiheit, dem Vaterlande. Die Mutter habe keine Söhne, die Gattin keinen Gatten. Auch ſeine Töchter gehörten Frankreich. Die freie Wahl habe mit den Convenienzheirathen aufgehört, und das Vaterland beſtimme die Töchter ſeiner Männer den Würdigſten. Es trug ſich ſchon lange das Gerücht, daß ſie ſelbſt ihre Hand dem Tapferſten gelobt habe. Sie erariff jetzt die Fahne, die ſie den neuen Schaaren geweiht hatte; und wirk-

lich mochte ſie der begeiſterten Jungfrau gleichen, als ihr Auge glühte und ſie vortretend mit tönender Stimme ſprach:

„Bürger! die ſpartaniſche Mutter erwürgte den eigenen Sohn, der aus der Schlacht gelaufen kam. Sind die Söhne feiger, die an der Loire und an der Garonne geboren wurden, ſind die Weiber verdammt, niedriger zu denken, als die im Schilf des Eurotas badeten? Republikaner! erlebte Frankreich die Schmach, einen von Euch zu ſehen mit wundem Rücken, was verdiente er?“

„Nieder, nieder mit ihm!“ rief ſtürmiſch der Chor.

„Bürger,“ fuhr ſie fort, „ich bin die verlobte Braut der Republik. Man will nicht, daß die Frauen kämpfen mit den Männern. Meine Wünſche begleiten Euch. Aber wenn ich mein Wort vergäße, meinen Schwur bräche, wenn ich ſchwach würde gegen einen Feind der Freiheit, Republikaner kein Erbarmen, dann ſtoßt mich nieder, wie den feigen Verräther!“

„Nieder, nieder!“ wiederholte auch hier der Chor, aber ſchon weit ſchwächer. Es kam mehr von den Entfernteren, welche ſich in den Lauben den Wein ſchmecken ließen. Die Bürgerin ſtieg mit der gehobenen Fahne die Stufen des Pavillons herab und ſuchte umher, wem ſie dieſelbe einhändigen ſolle. Die Municipalität hatte aber nicht gehörig alle Momente dieſes Feſtes voraus bedacht, ſonſt wäre der Empfänger

ihr entgegen getreten, und hätte mit einem patriotiſchen Todesgelöbniß die Rede der Republikanerin beantwortet. Der Zufall wollte, daß ſie um ſich nichts als gute, alte Bekannte ſah, ſolche, mit denen ſie als Kind geſpielt, ohne einen Begriff von ihrer Römertugend ins Leben mitzubringen. Einige wilde Marſeiller trugen zu ſehr den Stempel der Gemeinheit auf der Stirn. Durch Zaudern und Fragen wäre die Wirkung des Auftritts verloren geweſen. Da fielen ihre Blicke auf Schindelmeißner. Er ragte über alle hervor, ſeine feſten Züge hatten nichts Unedles, und über ſeinen martialiſchen Blicken thronte die Jacobinermütze. Schnell trat die Jungfrau auf ihn zu und reichte ihm die Standarte mit feſter Hand:

„Bürger! voran damit zum Siege. Frankreich und die gute Sache?“

„Frankreich und die gute Sache!“ hallte es wieder. Schindelmeißner ſah ſie in dieſem Augenblick zum erſtenmal. Es war eine vollendete Schönheit. Die Geſichtszüge harmonirten mit der hohen, eleganten Geſtalt. Das ſchwärmeriſche Feuer des Auges lieh ihr einen überirdiſchen Anſtrich. Er behielt die Stange, und die Menge hielt es für Verabredung. Einige Sekunden blickten ſich beide ſchweigend an. Geberin und Empfänger mochten fühlen, daß hier ein Mißverſtändniß ſey; aber rückgängig konnte nichts werden. Er ſchüttelte die Hand, die ſie ihm reichte, und ſchwenkte

die Fahne in der Luft. Eine Kernverwünſchung von Tod und Peſt und Tyrannenknechten beantwortete ſeinerſeits den Wunſch der Republikanerin, aber zu mehr war nicht Zeit, denn eben mahnten die Trommeln vom Markte den kleinen Jakobinerklub ſich der großen Bürgerverſammlung im Stadthauſe anzuſchließen.

Um den Straßburger gedrängt, wogte die Maſſe aus dem Garten. Die ungleich größere der ganzen Bürgerſchaft kam ihnen auf dem Wege nach dem Stadthauſe entgegen. Die Säle in dieſem waren zu eng für die heutige Verſammlung, man ſtrömte wieder auf den Markt, dort die Geſchäfte des ſtürmiſchen Tages unter freiem Himmel abzutun. Bürger in den verſchiedenſten Trachten aus der ältern Zeit, in blauen Hemden und Zöpfen, uniformierte Soldaten, Officianten in ihren Amtskleidern, die Schreiber mit Stößen Papier, alle im bunteſten Wirrwarr durch einander. Die Beamten ſchienen nicht ganz zufrieden. Die Beaciſierung des Tages, an der Ordnung rüttelnd, that ihrer Controlle Eintrag. Ihr Befehl, alle Ausgänge des Marktes zu verſperren, mußte mehrmals wiederholt werden. Auch die kurulſche Sitzung auf dem Markte hatte manches Unbequeme. Bei den Einſchreibungstiſchen war jetzt ein ſolches Zuſtrömen, daß die Schreiber nicht nachkommen konnten, dann trat wieder völlige Ebbe ein. Es waren Rednerſtühle in der Eil errichtet, auf die, wer ſich berufen fühlte, hinauf-

ſprang. Man ſah es gern, daß einzelne Marſeiller den ſchlafenden Blutetzer der guten Nierteſer anſchürten. Bald aber waren deren gewöhnliche Redensarten erſchöpft, auch mochten Leute aus der Hefe des Volks nicht den gewünſchten Eindruck auf anſäſſige Bürger machen.

Da trat endlich der kleine Beamte, welcher die Diligence unterſuchte, auf den Tiſch, und ſein bleiches Geſicht wurde mehrere Male purpurroth während der langen Rede, welche die äußerſten Gefühle des Republikanismus in den Bürgern heraustreiben ſollte. Er ließ die Verwundeten aufheben und den Verſammelten zeigen. Er malte die Gefahr dringend, mit den ſchwärzeſten Farben die Würgeſchaaren der Bauern. Er ſprach von ſchändlichen Anſchlägen, von vergifteten Waffen, von der Abſicht der Brigands, mit dem Freiheitsbaume der Stadt das ganze Nierk zu verbrennen, die Männer zu ſchlachten, die Weiber den Engländern zu verkaufen. Er rief alle Götter an, ſein Auge zu ſchärfen, daß er die verkappten Prieſter und Edelleute, die Royaliſten und Ariſtokraten herauserkenne. Dann beſchwor er jeden Bürger, Niemandem zu trauen, nicht Bruder, nicht Vater, nicht Sohn. Die Schlangenwerke der ungeſchwornen Prieſter, das Geld der Engländer verdurben die Beſten. Er ſchloß damit, daß die Stadt jeden für einverſtanden mit den Feinden, für verſchworen zu ihrem Untergange anſehe, der

mit geraden Armen und Füßen nicht eilte ſich einzuſchreiben und morgen mit der Flinte hinauszuziehen für Nierts Rettung und die Sache der Republik.

Die Rede war die Loſung zu allgemeinem Tumult. Die Schreiber konnten nicht genug Karten ſchreiben. Aus Furcht für furchtſam zu gelten, ſteckte man ſie auf den Hut. Ein Gensdarme vollendete die Unordnung. Er ſprengte mit einer Nachricht heran, die ſein Patriotismus für beſſer hielt der verſammelten Menge zuzuſchreien, als ſie den Beamten im Stillen mitzutheilen, mehr auf den Geſammteifer des erhitzten Volkes als auf die polizeiliche Klugheit jener bauend.

„Bürger!“ ſchrie er vom Pferde herab, dieſes in den Haufen treibend, faſt als wäre es ein feindliches Quarré. „Bürger, Spione unter Euch. Seht Euch vor.“ Auf nähere Erkundigung der tauſend Stimmen antwortete er, es wären von den Anführern der Brigands mitten unter den Flüchtigen in die Stadt gedrungen. Sie wollten Nachts Feuer in die Magazine werfen und die andern Räuber würden an den vier Theilen einbrechen.

Die Unordnung war ſo groß, daß ſie nur dem allgemeinen Schrecken gleichkam. Die Säbel und Bajonnette blitzten in der Luft, Mißtrauen, Argwohn, oder offene Beſchuldigung in Jedes Blicken. Doch ließen ſich leicht die Einwohner von den Fremden unterſcheiden. Bei jenen miſchte ſich die Sorge mit der

Wuth. Wer nichts zu verlieren hatte, konnte ruhiger forſchen. Die Marſeiller ſuchten umher mit geſchwungener Klinge. Aus einer momentanen Stille war der wildeſte Tumult geworden. Indeſſen der Gensdarme ſeine Ausſage zu Protocoll geben mußte, gab es hier heimliche, dort ſchon öffentliche Denunciation. Die ſtärkſten Kehlen, die wildeſten Betheurungen hatten das meiſte Recht, bis eine helle Stimme ſich Gehör verſchaffte: „da ſteht ein Verräther!“

Der dieſes ausrief, war ein Burſche von ungefähr achtzehn Jahren. Der kräftige wohlgebildete Wuchs des muskulöſen, geſunden Körpers machte ſich hie und da Luft durch die zerriſſene Kleidung. Er lief barfuß von den Knien an und trug ein Schurz-Fell. Seine Arme waren in beſtändiger Bewegung, als wolle er über die Menge fort voltigiren, oder als ſey er beſorgt, man könne ihn einmal feſthalten. Eine kecke Miene, aber kein ungefälliger Trotz ſprach ſich auf dem blonden Geſichte aus. Jede Bewegung verrieth den Buben, aufgewachſen in einer Zeit, wo der Pöbel eine Rolle ſpielt. Der Burſch hatte gewiß auf den Straßen am frechſten mitgeſprochen, doch hätte man ſchwören mögen, er habe noch kein Blut vergoſſen.

Der, gegen welchen er die Arme hob und mit den Händen ſchmalzte, immerfort wiederholend, der lange deutſche Kerl ſey aus einer Räuberbande, an der Stirn ſteh's ihm geſchrieben, wenn man den frei ließe,

brenne Miort über Nacht, war kein andrer als Schin-
delmeißner. Der Deutſche erſchrak nicht im geringſten
über eine Anſchuldigung, die einen minder beherzten,
ſo keck und mit ſolcher Gewißheit ausgeſtoßen, wenig-
ſtens verlegen gemacht hätte. Es brauchte in ſolchen
Augenblicken nichts, als daß eine Stimme laut den
Verdacht gegen jemand ausſprach, und er wurde das
Opfer einer blinden Wuth. Die entferntere Menge
brüllte auch ſchon: „An die Laterne!“ Aber wer ihm
näher ſtand, hob keine Hand auf. Die Marſeiller
ließen die Säbel ſinken, als ſie den großen Mann
ſahen, wie er mit geballter Fauſt ſich Platz und Miene
machte, auf den Ankläger loszuſtürzen.

„Zeigt mir den Hund, der mich einen Ariſtokra-
ten ſchilt,“ ſchrie er mit unbändiger Stimme: „Ich
kein Patriot, hier iſt mein Paß, ich kein Patriot,
hier iſt mein Patent, Hauptmann von der Straß-
burger Nationalgarde! Macht man in Straßburg
Ariſtokraten zu Hauptmännern? Ich kein Patriot, wo
iſt eine Laterne, daß er leſen kann, wie ich ein Pa-
triot bin.“

Es ſchien, als ſey es dem kecken Burſchen nur
darum zu thun geweſen, die Volkswuth auf einen be-
ſtimmten Gegenſtand zu lenken. Man erzeigte der
tobenden Maſſe, und oft vielen Unſchuldigen damit
einen Dienſt, wenn man einen Strom, den zu hem-
men und zu bändigen unmöglich war, auf ein beſtimm-

tes Opfer hinleitete. Der Bursche aber hatte nicht klug gewählt. Schindelmeißners gute Gesinnung sprach sich zu deutlich aus; sie wurde durch seine Papiere, den Marseiller aus der Diligence, die Patrioten aus dem Garten bestätigt. Alles dieß war das Werk weniger Augenblicke, und Schindelmeißner hatte kaum die Paar Worte republikanischen Eifers gesprochen, als er schon seinen Verläumder, der vergeblich unter der Menge unterzutauchen suchte, an Kragen und Ohren gefaßt hatte. Aber er schien selbst betroffen, als der junge Mensch jetzt mit ihm in einem kleinen Kreise allein stand, und das wüthende Laternengeschrei immer lauter wurde. Die Scene hatte sich so schnell geändert, daß der Kleine als überwiesener Verbrecher und Schindelmeißner als Henker erschien. Man erwartete von ihm, daß er seinen Gegner zur Laterne beförderte.

Der erwischte Verläumder mußte sich eines solchen Ausgangs versehen. Er blickte forschend, doch nicht furchtsam umher, wie suchend, von welcher Seite wohl Rettung möglich sey.

„Schurke, du oder ich, wer verdient die Laterne?“ rief der Deutsche.

„Verdienen,“ entgegnete jener, „vielleicht alle Beide, oder keiner. Aber, wer da sagt, daß Ihr dran hängen könnt, ist ein Luaner, denn Ihr seyd zu hoch für alle Laternen in Frankreich.“

Auch in der weſtlichen Provinzialſtadt übte ſein Witz ſeine Macht. Man ſah den langen Deutſchen an und lachte.

„Wir brauchen keine große Menſchen, die uns andern über die Schultern anſehen,“ fuhr der Burſch fort, „was ſoll denn der lange Straßburger Münſter bei uns? Seht mal, wie vornehm er thut, weil ich ihm durch die Beine durchgehen kann. Worin iſt er denn beſſer als wir? was haben wir von langen Leuten? Er iſt mehr als ein andrer und eine Kugel trifft ihn nicht langſamer. Fort mit dem Ariſtokraten.“

Der Redner benutzte die günſtige Stimmung, Schindelmeißner hatte ihn längſt losgelaſſen. Er fuhr durch die Nächſtſtehenden, war im Nu auf dem Deckel der Diligence und ſchien ſie zu ſeinem Rednerſtuhl gebrauchen zu wollen, als er die Arme ausſtreckend ausrief: „Nun bin ich auch größer als er.“

Jetzt, wo ihn Alle ſehn konnten, wenn gleich der Abend ſchon zu dämmern anfing, wurde die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ihn rege. Da erkannten ihn einige Soldaten für den Weißgerberburſchen, der bei Parthenay aus der von den Brigands beſetzten Stadt zu ihnen übergelaufen und im Treffen ſo muthig die Trommel geſchlagen hatte, bis er in der Hitze des Gefechts in feindliche Hände gerieth. Man hatte ihn ſeitdem nicht geſehen. Ein Jubel der Bekannten von damals begrüßte ihn. Als man hörte, daß er im letz-

ten Gefecht Gelegenheit gefunden, aus der Gefangenschaft zu entwischen, forderte man ihn auf zu erzählen, was er wüßte. Sein Mund floß nun über von Verwünschungen und schrecklichen Schilderungen. Je fabelhafter es klang, was er von der Wildheit, von der Grausamkeit der Menschen aus der Boccage vorbrachte, um so aufmerksamer wurde es ringsum. Er hatte Berathungen der Häuptlinge belauscht, die auf nichts anders hinausliefen, als alle Republikaner niederzumetzeln, die Stadt zu verbrennen, die Kindern in die Sklaverei zu verkaufen. Schindelmeißner erwartete schon zu hören, daß die Bauern Menschenfresser wären, und die Edelleute die Gefangenen in die Küchen ihrer Leute vertheilten. Auf diese Stadt näheten die Vendéer, fuhr er fort, besonders Groll, und wenn nicht diese Nacht, so könnten sie sich gefaßt machen, in der nächsten überfallen zu werden. Auch mit den tapfern Marseillern sey es ein verzweifeltes Stück gegen die heißhungrigen Wölfe Stich zu halten. Der barfüßige Bube schien in seinen blutigen Malereien zu schwelgen, und, je mehr er die Wirkung in den entsetzten Physiognomien wahrnahm, um desto ärger aufzutragen. Schindelmeißner glaubte zu bemerken, daß ihm die gräuliche Schilderung Spaß machte; die republikanische Wollust war immer erfinderisch. Die Ankunft eines Offiziers unterbrach indessen auf unerwartete Weise die stürmische Scene.

Ein

Ein größeres republikaniſches Corps in der Nähe von Parthenay war im Begriff, von jener Seite in die Bocage einzudringen. Ihr Befehlshaber, der auf die ſüdliche Bewegung von Niort aus gerechnet hatte, wollte, auf das Gerücht von der Niederlage der Republikaner die Truppenreſte an ſich ziehen. Dieſen Befehl, und zwar des ſchleunigſten Abmarſches zu bringen, kam der Offizier nach Niort. In dem Augenblicke der Aufregung duldete die Demokratie der Stadt nichts Geheimes. Die Oberoffiziere, an welche der Befehl lautete, waren geblieben. Da war es, als käme aus einer Kehle der Ruf: „Sie wollen uns den Brigands ausliefern.“ Die friedlichſten Bürger wurden die heftigſten. In einem Augenblicke hatte der Demos den Beſchluß gefaßt, keine Truppen hinzuſenden, keine Bürger aus der Stadt zu laſſen. Die Municipalität ſchwieg dazu. Ihr blieb der Rückzug hinter der Form, daß die, an welche der Befehl gerichtet, nicht mehr am Leben waren. Die grimmigen Marſeiller hatten ſelten etwas einzuwenden, wenn man ſtatt einer Schlacht die Einlagerung in einer wohlhabenden Stadt vorſchlug. Der Maire ließ nichts deſtoweniger die Trommel ſchlagen. Soldaten, Marſeiller, Bürger traten in Reih und Glied, die Hauptleute hielten Reden, worin jeder verſprach, die Bürger allein für die Ehre Frankreichs ins Feld zu führen, allein auszureuten die Giftpflanze der Rebellion, und dann

marſchirte die kriegeriſche Einwohnerſchaft und Beſatzung unter Trommel- und Trompetenſchall in ihre Quartiere. Die Frauen wehten aus den Häuſern mit Tüchern, hie und da flogen Blumen herab. Dieſer Umzug dauerte bis in die Nacht, und es gewann endlich den Anſchein, als feiere man einen großen Sieg in Niort.

3.

In derſelben Nacht, bewegt durch die ſchweigenden Vorkehrungen aller, die an Ueberfall, Flucht, oder Vertheidigung dachten, befand ſich in dem ſorgfältig verſchloſſenen Hinterſtübchen eines Hauſes, das in einer Winkelſtraße lag, eine ſeltſame Verſammlung. Um den ſchwarzbehangenen Tiſch, auf dem ein Kruzifix und zwei Leuchter ſtanden, knieten, oder lagen faſt, mehrere bejahrte Frauen. In zerriſſenen Ueberröcken und Envelopen, mit zerzauſten Friſuren und kreideweißen Geſichtern gewährten ſie einen noch kläglichern Anblick als am Morgen, wo ſie auf der Diligence von Niort die Beleidigungen des Deutſchen und die Rohheit des Marſeillers ertrugen. Hinter dem Tiſche ſtand die würdige Geſtalt eines alten Mannes, deſſen Glatze den katholiſchen Prieſter verrieth. Er las den hingeſunkenen Frauen eine Meſſe. Aber der geiſtliche Troſt vermochte wenig über die weltliche Furcht. Die Gliedmaßen zitterten, und bei jedem leiſen Geräuſch drehten

ſich die Augen nach den verhangenen Laden. Der Prieſter mochte vergebens durch ſtrafende Blicke und einen beſonders ernſten Ton zur Aufmerkſamkeit mahnen, das Halloh jedes trunkenen Marſeillers, der an der Ecke der Republik ein Vivat brachte, ſcheuchte die Andacht fort. Mit nicht unterdrückter Unzufriedenheit legte der Prieſter das Meßbuch fort, und fragte die Anweſenden, ob ſie auch wirklich in der Stimmung ſich befänden das Mahl einzunehmen zur Erinnerung an die Vereinigung mit dem, der da nicht den Martertod geſcheut, zum Heil Aller, die an ihn glauben.

Ein zitterndes Ja wurde eben vorgeſtammelt, als man etwas haſtig die Treppe heraufkommen hörte. Der Prieſter blickte betroffen nach der Thür, die älteſte der Frauen ſtützte ſich auf die minder bejahrten, beide aber konnten ſie nicht halten, als jetzt die Thüre, entweder nur ſchlecht oder aus Vergeſſenheit gar nicht verriegelt, raſch aufgeriſſen wurde, und ein bewaffneter großer Mann eintrat. Die Angſt hatte den Frauen die Sinne geſchärft. Sie erkannten, als er noch im Zwielicht der Schwelle ſtand, den deutſchen Jakobiner von der Diligence. Es war ein Schrei, mit dem ſie alle zuſammenſanken. Die Rolle, die Schindelmeißner heut auf dem Markte geſpielt, war im Städtchen nicht unbemerkt geblieben. In allen Frauencirkeln hatte man die Nachricht verbreitet, er ſey ein Emiſſär des Pariſer Klubbs, dem die Provinzialklubbs nicht ſtreng genug

verfuhren, und ſolle die Nierter Guillotine in Thätigkeit ſetzen. Man hatte ihn als Hauptmann beim groſſen Umzuge commandiren ſehen, und die betenden Frauen hatten der Jungfrau, ehe ſie zu dieſer heimlichen Meſſe gingen, doppelt dafür gedankt, daß ſie den Gefahren auf der Diligence glücklich entronnen waren. „Der Jakobinerhauptmann! er erwürgt uns!“ wimmerte die älteſte am Boden, indeſſen die andern, auf ihren Knien rutſchend, die Hände, wie um Gnade flehend, ausſtreckten.

Der Prieſter hatte, ohne Zaudern und nicht vom Schreck der Frauen angeſteckt, ein Licht ergriffen und es dem Eintretenden entgegen gehalten. Er ſetzte es nieder und ſagte mit ſeiner ruhigen Stimme, als gelte es wenig anders, als einen Beſuch vorſtellen: „Meine Damen, Sie haben keinen Grund zur Furcht. Der Baron von Rodenhauſen aus dem Elſaß, ein Edelmann, für deſſen Geſinnung ich bürge.“

Der Deutſche fragte raſch den Prieſter: „Sie kennen mich noch?“

„Ich wußte, daß Sie hier ſind, und würde Sie überall wieder erkennen,“ ſagte der Geiſtliche mit ernſtem, faſt herbem Tone. Dieß mochte der kaum etwas gewichenen Beſorgniß der Frauen neue Nahrung geben. Sie jammerten und ſchrieen, er möge um der Heiligen willen dem Ausländer nicht trauen, der Adel ſey leider kein Schutz vor gottloſen Geſinnungen. Die

Furcht raubte ihnen ſo die Beſinnung, daß ſie den Freuden im ſelben Augenblicke beleidigten, wo ſie flehend die Hand nach ſeinem Rockzipfel ausſtreckten.

„Herr Baron,“ nahm der Geiſtliche ruhig das Wort, „die Damen, welche Sie hier ſehen, reißen, gedrängt von den Barbaren und der Wachſamkeit in den ſüdlichen Departements, unter Lebensgefahr hierher. Sie wollen verſuchen, ob es möglich iſt, an der Küſte zu emigriren. Sie ſind ſchutzbedürftig, weiter brauche ich Ihnen nichts zu ſagen. Die Marquiſe ***, das Fräulein von ***, die verwittwete Vicomteſſe ***.“

Der Deutſche hörte die angeſehenen Namen mit Gleichgültigkeit an. Die Damen ſuchten vergeblich durch Blicke dem Prieſter den Mund zu ſchließen, und eben ſo vergeblich warteten ſie, daß der deutſche Baron ihnen die Hand zum Aufſtehen reiche.

„Woher konnten Sie wiſſen?“ — fragte der Elſaſſer, den Curé fixirend.

„Durch jemand, der mit Ihnen gefahren,“ entgegnete der Geiſtliche. „Allein, Sie unterbrachen uns bei einem wichtigen Geſchäft, und ich muß Sie bitten zu warten, bis ich dieſen Troſtbedürftigen von dem Tiſche des Herrn gereicht.“

Er verrichtete die heilige Handlung nach allen Formen der Kirche, ohne durch die dringende Bitte des Barons, um eine Unterredung, oder die fort-

dauernde Angſt der Damen in ſeiner gemeſſenen Würde ſich ſtören zu laſſen. Dann geleitete er die Damen mit einem Lichte hinaus.

„Um des Himmels Willen, Herr Abbé,“ fiel ihn die Aebtiſſe draußen an. „Wie konnten Sie dieſem deutſchen Thiere uns nennen?“

Alle drei Frauen hingen ſich an ſeine Arme, als wollten Sie ihn ſelbſt wie eine Bürgſchaft für ihre Sicherheit feſt halten. Der alte Mann entgegnete mit Feſtigkeit:

„In Zeiten, wie dieſe, muß man gar kein, oder volles Vertrauen zeigen. Er ſah Sie knieen vor dem Crucifix; genug, wenn er der Schändliche wäre, den Sie vermuthen, um Sie zu verderben. Was half da ein Geheimniß, das nur lockt? — Wir haben ihn geehret, indem wir uns ihm ganz in die Hand gaben, und ſein Verrath würde nun doppelt ſchändlich.“

Der Baron erwartete den Rückkehrenden oben an der Schwelle mit einer ähnlichen Frage, ob man vor den Frauenzimmern ſicher ſey? Der Curé erwiederte mit einem leiſen Lächeln, daß er eine ſolche Frage von ihm am wenigſten vermuthet habe.

„Ich fürchte kein Weib,“ ſagte der Freyherr, „aber ob man ſicher iſt vor ihren Plaudereien? Es kommt nur auf dieſe Nacht an?“

Der Curé beruhigte ihn, „die Damen wohnen in einem Hintergebäude, und wagen ſich nicht auf die Straße.“

„Doch Sie, Abbé, ich war eben ſo verwundert als erfreut, Sie unangefochten, in voller Thätigkeit zu treffen? Iſt man hier nachſichtiger gegen den Prieſter!“

„Ich habe mich nie geweigert, den Eid zu leiſten. Er ſteht in keinem Widerſpruch mit meinen ſonſt ſtrengen Grundſätzen. Das trug zu einem Rufe bei, nach welchem ich nicht verlangt.“

„Aber die gläubigen Seelen wenden ſich zu Ihnen, wie zu einem nicht Geſchwornen. Führt ſo etwas nicht gradeswegs zur Guillotine?“

„Mein Haar iſt weiß, die Aehre iſt reif und hängt über. Wenn der Herr ruft, doch nicht eher. Auch ſind es nicht alle Hyänen und Tiger. Wir haben hier eine freundliche Seele im Ort. Den Verwendungen der Demoiſelle Charpentier dankt ſchon Mancher das Leben, den man anderwärts den blutigen Götzen der Republik geopfert hätte.“

„Die wüthende Republikanerin!“ ſagte der Freyherr mit verzogenem Lächeln.

„Sie iſt nur eine Verirrte. Der Verſtand fehlt, das Herz iſt gut.“

„Wann ging überhaupt der Verſtand den graden Weg bei einem Weibe! Doch zu wichtigerem.“

Der Curé nahm das eine Licht, löſchte das andere aus und führte den ſpäten Gaſt in ein kleines Cabinet, das er gleich hinter ſich verſchloß. Hier ließ

ſich der Freyherr auf die ſtumme Einladung des Prieſters in einem Armſeſſel nieder. Es ſchien, als ſuchten Beide, während ſie ſchweigend daſaßen und ihre Blicke am Boden hefteten, eine ferne Vergangenheit zurückzurufen. Endlich begegneten ſich die Blicke, der des Curé haftete feſt und fragend. Wir haben den Baron als Mann geſehen, der nicht leicht aus ſeiner Faſſung zu bringen war, hier mochte der ernſtere Beobachter ein plötzliches Niederſchlagen der Augen wahrnehmen. Eine flüchtige Röthe flog über das männliche Geſicht, und er ſuchte ſchnell darüber wegzukommen, indem er mit leichterem Tone, als man nach dem vorhergehenden erwarten mögen, das Geſpräch begann.

„Sie wundern ſich über mich, und wiſſen nicht, was mich jetzt in dieſe tumultuariſche Provinz trieb. Während jeder Kahn mich über den Rhein in Sicherheit gebracht hätte, reiſe ich mit ſtündlicher Lebensgefahr, verkleidet, unter falſchen Päſſen, in einem Diſtrikt, wo die Tollheit tauſend Netze ausgeſtellt hat. Ich gebe Ihnen zu, daß Sie über mich ſtaunen können, auch iſt es im Grunde vielleicht ſelbſt eine Thorheit, aber die Zeit ſteckt an.“

Mit einer ſonoren Stimme, wie ſie wenig an einen verfolgten Prieſter erinnerte, der in ſtiller Verborgenheit ſeine Rettung ſucht, erhob ſich der Curé: „Ich ſtaune nicht, Herr Baron, ſondern ich hoffe zu Gott, daß eine Stimme Sie hertrieb, die von ihm ausging.

Ich hoffe zu Gott, daß Sie kommen, gut zu machen, was noch gut zu machen iſt. Ich hoffe zu Gott, daß die innerſte, tiefſte Reue Sie trieb, Sie drängte durch die Gefahren, und daß Sie in innerer Zerknirſchung fühlen, wie das Opfer Ihres Lebens noch ein geringes iſt, für das, was durch Ihre Verſchuldung nie wieder gut gemacht werden kann."

Der Freyherr ſchwieg einen Augenblick. Die Worte blieben nicht ohne Wirkung, ohne ihn zu erſchüttern. Er entgegnete ruhig: „Noch immer derſelbe, Herr Abbé? — Sie wiſſen, wie ich Ihre Anhänglichkeit für meine Familie kenne und ſchätze. Wie ich Ihnen damals die harten Worte zu Gute hielt, warum ſollte ich heute aufgebracht ſeyn, wiewohl dieß die ungeeignetſte Zeit ſcheint, vergeſſene Unannehmlichkeiten wieder aufzurühren. Indeſſen, Sie erriethen meine Abſicht, ich will zu meiner Schweſter, die ſich in einer fatalen Laae befinden mag. Ich will ſehen, wie die Sachen in der Boccage ſtehen, was ſich thun läßt, und ihr durchzuhelfen ſuchen, nach England oder Spanien."

Der Curé war aufgeſtanden. Seine Stirn runzelte ſich beim leichten Tone des Freyherrn. Jetzt ging er das kleine Cabinet mehrmals auf und ab, ehe er wieder anhub: „Sie trieb das Bewußtſeyn der Schuld. Aufgerüttelt aus Ihrem langen, künſtlichen Schlafe hat Sie ein Blitz, und ohne es ſich geſtehen zu wollen, peitſcht Sie die Angſt ſo ganz gegen alle

Regeln der Vernunft, gegen Ihre eigene Klugheit, gegen Ihre eigenen Grundsätze. Acht Jahre ließen Sie Ihre unglückliche Schwester in den Händen des Armseligen, nicht um ihre Schande, nicht um ihre Ehre, kaum um ihr Leben bekümmert, kaum nach Nachrichten verlangend. Was hilft denn jetzt Ihre Gegenwart dort? wollen Sie die Erde spalten und ihr einen Durchweg suchen, bringen Sie einen Wagen mit, durch die Wolken sie zu entführen? Glaubt der kluge Mann, wenn er seinen Degen zieht, mit dem Häuflein Bauern Frankreich zu besiegen? Nichts von dem Allen. Sie, der vernünftig Rubige, der statt im Tempel Gottes, dem dürftigen Verstande, dem Gott der Egoisten, Weihrauch streute, Sie, der früh Geschäftigte, der früh Mißvergnügte, der Feind der Liebe, der Leidenschaft, der Hingebung, Sie, dem jeder ein Thor schien, der für den Nächsten mehr that als für sich, Sie setzen Ihr Leben ein um ein Nichts. Sie sehen, daß Sie nicht helfen können, und Sie glauben doch. Sie wissen, daß es Thorheit ist vor dem Richterstuhl der Vernunft, und Sie handeln doch so. Noch sträubt sich der Stolz zu bekennen, aber das dunkle Kindergefühl ist mächtiger, Sie fühlen ihre Schuld —"

„Was ist meine Schuld?" fuhr jetzt der Deutsche etwas gereizt auf.

„Ich will sie Ihnen vorpredigen, wenn die Geschichte Ihnen entfallen ist," sagte der tief bewegte

Greis.: „Es lebte eine edle Frau deutſcher Abkunft in Paris, ganz hingegeben der Erziehung des Theuerſten, was ſie beſaß. Es war eine Tochter und ein Sohn. Den Sohn konnte das Mutterherz nicht hüten, denn früh fiel er in die Hände derer, die ihm ſagten, er ſey der Herr des Hauſes, das Haupt der Familie, ihm gehörten die Güter, er vertrete den Glanz und den Namen ſeiner Ahnen; was den Weibern abfalle, hänge von ſeiner Gnade ab. Die Mutter konnte nur für ihn weinen und beten. Sie mußte es gern ſehen, wenn das Feldlager und ſeine Güter ihn von Paris und ſeinen Lockungen entfernte, aber wenn er wieder kam, gewöhnte er ſie zu zittern vor den herben Mienen, vor den kalten Blicken, aus denen der Glaube und der Gott und die Tugend entwichen. Und er war doch nicht fortgegangen aus der Mutter Hauſe als ein verlorner Sohn. — Die Tochter gehörte ihr an. Sie pflanzte in das empfängliche Gemüth des Kindes alle edle Neaungen, allen Sinn für das Schöne und Gute. Nur etwas konnte ſie dem lieblich aufblühenden Mädchen nicht mittheilen, Charakterſtärke, um einſt mit ihren Vorzügen durch ein bewegtes Meer den ſichern Hafen zu gewinnen. Die zarte Mutter fürchtete dieſe Stärke. Trübe Erinnerungen aus einer kurzen Ehe und eine weite bange Ausſicht, wenn ſie den ſtolzen, kalten Sohn betrachtete, lehrten ſie dieſe Furcht. Sie ließ Julien in allen Gefühlen

ſchweigen, und hoffte damit vor dem Ewigen kein Unrecht zu begehen. — Gott vergebe denen, die dieſes Weſen verdarben! — Der Zufall führte einen jungen Mann in das ſtille Haus der Mutter. Ein kühner Geiſt, ein lebendiger Sinn, eine helle Flamme für alle große Gedanken, wie ſie die Zeit nährte, machten ihn Juliens Liebe würdig. Er war begütert. Es fehlte ihm nichts, was ihn berechtigte, um ihre Hand zu bitten, als der Adel. Juliens Phantaſie erwachte, die Kinderträume ſchwanden, eine Welt lebte vor ihr auf. Sie ſah nur Frühlingsſonnenſchein darauf. Die Mutter lächelte, und auch der Bruder, Herr Baron, — auch der Bruder, wenn er die beiden ſah, lächelte. Es war eine ſtille Uebereinkunft. Alles ſchien ſie zu begünſtigen. O Julie war damals unbeſchreiblich ſchön, wenn ſie mit dem frühen Morgenſtrahl ſingend im Garten hüpfte. Jede Aufgabe war ihr leicht. Wenige Wochen hatten ſie zu einem andern Weſen umgeſchaffen. Und wenn er kam, ich vergeſſe nie dieſe Blicke. Sie hatten noch kein Wort geſprochen, aber ſie hatten keine Ahnung, daß ein Sturmwind die Paläſte, die ihre Phantaſie gebaut, zerſtören könne. Da kam ein anderer Sturm heran und fuhr kalt über den Lebenshauch der Mutter. Mahnend trat die Zukunft vor ſie hin und ſchweigend legte ſie eines Abends die Hände der Liebenden in einander. Ich war dabei, Herr Baron. Nach wenigen Tagen kam auch der Bruder, gemahnt

von der ſterbenden Mutter. Es war eine fürchterliche Veränderung in ihm vorgegangen. Er hatte die Untreue kennen gelernt. Er hatte von je die Frauen wie ein untergeordnetes Geſchlecht betrachtet, jetzt war der Stolz, der Jähzorn geweckt. Der Gedanke an ein Glück durch ein Weib, ſchien wilde Geiſter in ſeiner Bruſt zu wecken. Einen vernichtenden Blick warf er auf die Schweſter, die zwiſchen Seligkeit und Schmerz ſchwelgte, als er in das Krankenzimmer trat. Die Thüre wurde verſchloſſen, und der Sohn ſprach zur ſterbenden Mutter, nicht wie ein Sohn, ſondern wie das erzürnte Haupt der Familie. Wir hörten den Sturm, ohne die Worte zu verſtehen, nur die fürchterlichen Betheurungen klangen heraus: „Niemals, niemals.“ — Ich wünſchte, Ihnen den Anblick malen zu können, Herr Baron, wie er heraustrat. Die Hölle malte ſich auf dieſem Geſichte; er hatte mit ſchneidenden Worten das zarte Band zweier Seelen zerſchnitten, mit kalter Vernunft, genährt aus den Heſen ehrwürdiger Vorurtheile, war er dazwiſchen getreten, wo das Herz, wie ſelten in dieſem Paris, rein und lauter geſprochen, wo drei Herzen ſich begegneten friedlich auszugleichen die Riſſe in den Verhältniſſen dieſer unvollkommenen Welt. Er hatte geſiegt, aber mit ſchneidenden Worten hatte er auch eine Mutter ermordet. Die Schwache rief ihre Tochter an das Bett, und die letzten Worte aus der gebrochenen Bruſt

waren: „Es geht nicht an, mein Kind.“ Sie ſtarb, ehe ſie widerrufen konnte. Aber Juliens Liebe war mächtiger, als daß ein erpreßtes Verbot die Flamme tilgen konnte. Es galt noch ein drittes Herz tödten. Es gelang dem Bruder. Mit dem Hohn des Verſtandes überraſchte er den Geliebten, und ſeine ſchneidenden Worte thaten mehr, als Frankreichs ganzer Adelſtolz vermocht hätte. Ueber die Waffe hatte er, wie ein Tyrann gewaltet. Seinem Hochmuth ſetzte ſie den Stolz des Gefühls, die Luſt der Ueberzeugung entgegen. Es war eine Seligkeit des Wahnſinns. Vergeblich ſchloß ſie der erzürnte Bruder ein, ſeine Verſtellungen, ſeine Drohungen hatten ihre Kraft verloren. Den treuen Diener, der ihr den letzten Brief des Geliebten gebracht, warf er die Treppe hinunter, nicht ahnend, daß der Inhalt ſeine Wünſche krönte. Der Stolz des betrogenen Jünglings hatte im unglücklichen Momente über die Liebe geſiegt. Der ganze Hohn, den der Bruder im Gefühl ſeiner Uebermacht, über den Ueberraſchten ausgeſchüttet, hatte ſich umgekehrt. Er ſchrieb, daß er ſich geirrt. Eine Liebe zwiſchen ihm und der Schweſter des Freyherrn, ſey eine Thorheit. Eine Freyin aus dem Hauſe, das ſeine Ahnen bis zu Deutſchlands Kaiſern zurückzähle, könne nie ihr Herz einem Bürger verſchenkt haben. Er ſey froh, daß die vernünftigen Worte des Bruders den Schleier von ſeinen Augen gerißen. — Ich habe nie

einen Schrei des Entſetzens gehört, ſo fürchterlich, ſo zerreißend. Die Farbe entwich, noch ſtand ſie einen Augenblick da, wie eine aufgerichtete Leiche. Dann, den Brief in der Hand zerdrückt, ſank ſie in Krämpfen hin auf den Bodenteppich. Sie weinte und lachte, und da war's, wo der böſe Dämon über ſie kam. Als ſie zum Bewußtſeyn erwachte, war es nicht mehr Julie."

Der Curé hielt einige Augenblicke, wie erſchöpft von der Vorſtellung, an. Als der Freyherr, ohne zu antworten, auf den Boden ſtarrte, fuhr er fort.

„Unſeliger Mann, wie wuchs die Laſt Ihrer Verantwortung! Aus einer einzigen Ueberraſchung, die Sie dem Zorn gewährten, welche unſelige Folgen haben Sie zu vertreten? Brauche ich Ihnen den Mann zu nennen, deſſen Gluth für das Edle durch jene Ehrenkränkung zu einer verzehrenden Flamme wuchs! Den wilden Apoſtel einer ungebändigten Freiheit, mit ſeinen blutigen Thaten, ſeinem Rachedurſt gegen den Adel, den haben Sie zu verantworten. Er tritt einſt vor den ewigen Richter und hebt ſeine blutige Hand auf, und der Richter wird ſagen: Er war unter den Edelſten, die vom Staube geboren ſind, wer hat ihn verleitet zum Tieger, der mein Prophet werden ſollte!"

„So müſſen Sie wenigſtens meine Verausſicht loben, die mich beſtimmte, Julien dem Blutmenſchen zu verweigern," ſprach der Freyherr dazwiſchen.

„Wäre er es ohne Sie geworden! Und wenn, ſie wäre die Gattin eines Wahnſinnigen, aber keine, die ſich ſelbſt verloren hat. Baron! das zarte, herrliche Geſchöpf verzweifelte an dem Gott der Jugend. Alle die Keime des Edlen und Schönen, gepflegt von der Mutter, ein Nordwind knickte ſie. Die Erndte war hin in einem Augenblicke. Von nun an wurde ihr Alles gleichgültig, die ſüßen Träume einer beſſern Welt entwichen, die zarte Stimme, die herüber haucht aus dem Reiche des Unſichtbaren, der Glaube verhallte, ſie haſchte nach Allem, was die Erinnerung tödtete, und — ſie lebte in Paris. Baron, zuckte es nicht ſelbſt durch Ihre Adern, als die ſechszehnjährige Jungfrau ohne Zaudern in Ihren Vorſchlag willigte, dem abgelebten Marquis die Hand zu reichen? Alles war ihr gleichgültig und nur das Willkommen, was ſie nicht an das Sonſt erinnerte. Ich ſah Julien zum letzten Male, als geſchmücktes Opferlamm. Sie zitterte blaß wie der Tod an der Hand des welken Mannes, ein junger Epheu, gerankt an einen wurzelloſen, faulen Stamm. Ein unnatürlicher Bund, den der Prieſter nicht hätte ein ſegnen ſollen. Erinnerung und Ausſicht durchzückte ſie, auf ihren Lippen ſchwebte das „Nein.“ O wenn ſie es ausgeſprochen hätte, ein Blick ihres Bruders ſchüchterte den Laut zurück. Es war geſchehen. Das Blaß verſchwand, aber das Erröthen auch. Ihr Leib iſt nicht geſtorben. — Für weſſen

weſſen Glück, für weſſen Wohl, Unſeliger, frage ich, wirkten Sie, als Sie Beide zuſammen kuppelten? Gewann Ihr Haus an Macht, Ehre, Reichthum? Julie ſchied aus, Sie ſahen ſie kaum zweimal ſeitdem. Ward der Marquis glücklich? Und ſie — was hatte ſie, das reiche Herz, die friſche Jugend, der kühne Sinn? Ohne einen Gatten, den ſie ehren konnte, ſtürzt ſich die Troſtloſe der Zerſtreuung, der Luſt in den Arm, tiefer und tiefer, denn ſie durfte nicht erwachen. — Ich habe ſie nicht wiedergeſehen. Aber Sie, Baron, Sie ſahen die Marquiſe, und Sie konnten es, ohne zu erröthen, ohne tiefer die Ehre gekränkt zu fühlen, als wenn ſie die tugendhafte Gattin eines geachteten Mannes geworden wäre, Sie konnten ſie ſehen und die Ehre Ihres Hauſes, Ihres Namens forderte nicht — eine Rettung, — ein Prieſter darf nicht Rache ſagen."

„Vom Augenblicke, wo es Ringe wechſelt, ſcheidet die Ehre des Weibes aus dem älterlichen Hauſe. Das war allein Sache des Marquis," ſagte der Freiherr.

„Und weiter haben Sie nichts zu ſagen?"

„Ich habe Sie ausreden laſſen, Herr Abbé. Sie ſehen, ich änderte mich ſo wenig als Sie, indem Ihre Heftigkeit mir nicht die Ruhe rauben konnte, welche die Oberherrſchaft der Vernunft allemal gewährt. Sie ſind ein alter Mann, und auch aus Ihrem Zorn erkenne ich die Anhänglichkeit heraus. So möge Ihnen ein Beweis meiner Achtung ſeyn, wenn ich Ihnen auf

Alles antworte. Bis auf die poetiſchen Bilder und die überſchwenglichen Eigenſchaften, welche Sie die Güte hatten in meiner Schweſter zu ſehen, verhält es ſich ungefähr, wie ſie erzählten. Ich ward von den Weibern betrogen, das gehört nicht hierher. Doch nicht um zu theuren Preis. Ich lernte dafür das Geſchlecht kennen, kennen, um es zu verachten, ſo kennen, um zu wiſſen, daß jede Weiberherrſchaft zum Verderben führt, daß die Frauen es ſind, die in den Familien, in den Staaten den Zwiſt, die Neuerungen, Umſturze, Fanatismus, Sekten geſäet, genährt haben, daß alles das, was man vorzugsweiſe als ihre Tugend ausſchreit, windſchiefe Eitelkeit war, und daß die Wandelbarkeit und Koketterie noch ihre liebenswürdigſten Seiten ſind, die der Moraliſt mit Unrecht allzuſtreng verfolgt. Man laſſe ſie gewähren, wo der gemeine Kitzel ſie hintreibt, ſo zwingt man ſie nicht eine Tugend zu forciren, die an der Ordnung rüttelt und eine höhere Sitte verletzt. Was iſt eine einfache Bublerin ſchlimmer als Weiber, die ſich in die Kunſt, in die Literatur oder gar in Staatskunſt und Regierung mengen? — Es iſt wahr, ich kehrte mit bittern Gefühlen damals zurück, würde ich aber auch ſonſt als Vertreter meiner Familienehre es geduldet haben, was die Weiber hinter meinem Rücken abgekartet hatten! Nicht einmal in gewöhnlich bürgerlichen Verhältniſſen. Julie war ein Kind, meine Mutter ſchwach, in

der Todesfurcht, Schwermuth, Kränklichkeit, religiöſe Schwärmerei hatte ſie ſeit Jahren der Welt entfremdet, ſie kannte ſie nicht. Ich war der Mann, ich kannte die Verhältniſſe, ich hatte die Folgen zu vertreten, ich mußte entſcheiden. Sie wiſſen, daß ich nicht ſo fürchterlich ſtarr an der Legitimität des Blutes hafte, daß ich das Beſtehende nur ſo lange aufrecht halte, als Vernunft und Recht nicht gar zu klar dawider ſind, aber eine empfindſame Romanenliebe konnte mich nicht beſtimmen, der Familienehre, wie ſie die Geſellſchaft anerkannte, etwas zu vergeben. Würden alle meine Handlungen nur ſo durch den Erfolg gerechtfertigt, als die eine, daß ich dem dreiſten Reformator meine Schweſter verſagte! Eine edle Humanität, eine moraliſche Philanthropie hat ſich in dem Menſchen ſeitdem dargethan. Weil man ihm eine Adlige verſagte, weil man ſeine vorlauten Anſprüche zurechtwies, hat ihn ſeine unausſprechliche Menſchenliebe zum Demagogen gemacht, und er dürſtet nach dem Blute der Edelleute. Hätte er meine Schweſter bekommen, wäre er vielleicht heut ein Ariſtokrat. Es kommt bei den Enthuſiaſten alles darauf an, wie man zuerſt den Bogen ſpannt. Julie würde, wie die Weiber ſind, vielleicht die Narrenhaube einer Madame Roland tragen. Da muß ich Ihnen geſtehen, Herr Abbé, und wenn ſie wie eine Meſſaline gelebt hätte, ſie dünkte mir weniger verworfen in Vergleich mit jenem

eitlen Weibe. Uebrigens hat ſie in Paris gelebt: Der Ort, die Umgebung macht die Sitte. Ich will ihren Wandel nicht vertheidigen, aber es iſt nicht mehr meines Amtes, ihn zu verdammen. Der Zuſtand des Marquis ſelbſt bedinate eine ſolche Freiheit in den Augen der Pariſer Geſellſchaft, und, wenn er vernünftig war, in ſeinen eigenen ebenfalls. Auch habe ich Julie nicht zu der Heirath gezwungen. Nach den Verfällen war ich ihr und der Ehre des Hauſes eine anſtändige Partie ſchuldig. Es war die erſte, die ſich darbot, und ſie verweigerte keinen Augenblick ihre Einwilligung. Ihr ging nichts ab. Was man im bürgerlichen Sinn eine glückliche Ehe nennt, und in Deutſchland beſonders herausgeſtrichen wird, wo die Frau am Scheuerfaß und am Heerde ſtehen und jede Woche die Wäſche des Mannes zählen muß; das kommt doch in unſern Verhältniſſen nicht vor."

Der Prieſter ſchüttelte wehmüthig den Kopf: „Und dazu der Verſtand, Baron? Mit Sophismen das Weib von dem heiligen Platz verdrängen, wohin das Chriſtenthum es erhoben hat, um die eigne Liebloſigkeit zu vertheidigen!"

„Wer iſt die Urquelle alles Unglücks, das über Frankreich hereinbrach?" fuhr der Freiherr heftiger auf. „Nur die Weiber. Warum traten nicht früher Männer auf, ſie zurecht zu weiſen in die Schranken der Sitte? Die italiäniſche Katharina iſt das herr-

liche Muſterbild, was allen im Grunde vorſchwebt. Ein leeres Herz, ein eitler Kopf, Lüſternheit, Gefallſucht, Rütteln an alten Ordnungen, mit Geſetzen und Menſchenleben ſpielen, der Laune, der Eitelkeit zu gefallen, das überkommen ſie alles von dem blutdürſtigen Weibe, nur daß die Mediceerin noch nicht verſtand, den Mantel der Bigotterie oder der Römertugend darum zu decken. Dann die edlen Frauen, die in der Ligue mitſpielen. Eine Monteſpan, die gottgefällige Maintenon, müſſen unſer goldenes Jahrhundert krönen. Eine Pompadour, eine Dubarry ragen freilich kaum bis an den Leib aus dem allgemeinen Schlamm der Zeit ihres großen paro aux cerfs heraus. Dafür glänzen aber wieder wie hohe Meteore die koſtbaren Weiber, die Philoſophinnen, die unſere Revolution gemacht haben. Ja, Abbé, ich ſage es keck, dieſer Umſturz aller Verhältniſſe, dieſes tolle Chaos, dieſe neuen Bluthochzeiten, ihrer Verrücktheit haben wir ſie zu verdanken. Die Intriguen, nicht genug Nahrung mehr findend am Hofe, ſpannen ſich weiter bis zu den Schuſterweibern und den Damen der Halle. Die Gelehrtinnen treten in die ehrenwerthe Rolle der Heimattreſſen, und die Tugendprediaten ſolcher verrückten Weiber wie in Neckers Hauſe und der Roland haben mehr Blut, mehr Verkehrtheit gezeigt, als alle Laſter der Furien, die jetzt die ganze Welt verabſcheut, indeſſen jene in den fratzenhaften Masken von Frei-

heit, Vaterlandsliebe, Heroismus, Aufopferung, noch immer von dem dummen Volke angestaunt werden. Warum erzog man sie so, daß sie mißsprechen können über Alles, warum gab man ihnen von dem Wein der Wissenschaft zu kosten, der für schwaches Gehirn zu stark ist? Sie wurden berauscht, Mänaden, die den Thyrsus schwingen, und dem Bacchuszuge folgt überall ein Schwarm, denn überall will der Pöbel Vergessenheit trinken. Die verkehrten Reste einer mißverstandenen Chevalerie zwangen die Männer zu einer strafbaren Nachsichtigkeit in geckenhafte Launen. Nirgends war dies Unwesen toller als in Frankreich. Nirgends ward es härter gebüßt. Wo ist das Weib so tief gesunken als in Paris? Wer nun dieß große Schlammmeer betrachtet von Lasterhaftigkeit, wo der Blutdurst mit der Liederlichkeit sich umarmt, wo die Wollust von den Aschen- und Schlackenufern in die Blutwellen nackt hinabspringt sich zu baden und satt zu trinken, und die ekten Fehlgeburten heilige Namen krächzen, wer das sieht und die feige Nachsicht gegen das Geschlecht vertheidigen will, zu dessen Herren uns die Natur gemacht, der mag ein Ritter seyn, aber kein Mann. Einmal ihnen den frivolen Willen gelassen, und wir haben den Zügel aus den Händen gegeben. Ja, Abbé, und wären gar keine Gründe gewesen, meiner Schwester Wahl zu vernichten, ich wäre dazwischen getreten, weil es das Hirngespinst der Weiber war."

Der Abbé, nachdenkend geworden, ging auf das Geſpräch mit mehr Ernſt ein, als ſein Zorn vorhin vermuthen ließ. Indem der Freiherr Beiſpiele häufte zu beweiſen, daß die Revolution ein Werk der Frauen ſey, und der Geiſtliche Umſtände ſuchte, die jene Anſicht ſchwächen konnten, ſchien es, als ſchweiften beide nicht ohne Abſicht im Allgemeinen umher. Der Fremde mochte zu fragen ſcheuen, der Wirth von ſelbſt das Geſpräch auf das nächſte zu bringen ſuchen, was jenen hergeleitet haben mußte. Eine mildere Stimmung war eingetreten, als der Geiſtliche mit den Worten ſchloß:

„Sie ſind geſunken, aber wo ſteht der Richterſpruch ewiger Verdammniß geſchrieben, gegen das Weib, das ſich wieder aufrichten will von der Schmach? — In den heiligen Büchern nicht. Dürfen die Geſetze einer frevelhaften Welt ewige Strafen diktiren, wo ihn die Reue verſöhnt? — Der Gott der Chriſten ſandte ſeinen Sohn herab, auf daß keiner, der an ihn glaubte, verloren ginge. Dieſe Kraft der Wiedergeburt lehrt die heilige Religion des Erlöſers. Unſrer Sünde halber ſanken wir in den Abgrund, aber der Weg aus dem Abgrunde iſt Allen gezeigt. Geben Sie, Herr Baron, eilen Sie Ihre Schweſter zu ſuchen, ehe es zu ſpät iſt.“

Der Freiherr fuhr auf und erfaßte des Abbé Hand: „Zu ſpät! Verſchweigen Sie mir nichts. Sie wäre ſchon im Kerker —“

„Ich redete nicht von den Banden, die den Leib feſſeln. Doch verhüte das der Himmel! Nach den letzten Nachrichten befand ſie ſich wohl. Der kränkende Marquis forderte ihre ganze Pflege. Morgen gegen Mittag hoffe ich Ihnen nähere Umſtände mittheilen zu können. Seyn Sie indeſſen vorſichtig. Der gefürchtete Angriff der Vendéer heut Nacht wird nicht erfolgen. Demungeachtet iſt es gut, Beſorgniß zu verrathen."

Der Deutſche knöpfte den Oberrock zu: „Sie lebt alſo! — Ich danke Ihnen für die Botſchaft." Es war, als wolle er die Anwandlung einer Rührung beſiegen, indem er in leichterm Tone hinzuſetzte: „Ich kann mir das zarte, verwöhnte Weſen gar nicht unter dem Lärm eines Bauernkrieges denken. Sie erzog ſonſt vor einer Spinne über Stuhl und Bänke und konnte vom Fenſter aus nie auf die Bajonetſpitzen ſehen, wenn unten Grenadiere vorüber marſchirten. Warum trieb ſein Ungeſchick den Marquis gerade nach Weſten, als er emigriren wollte? Benutzte er nicht den erſten Schrecken, den der Aufſtand verurſachte, um die Küſte zu gewinnen."

„Als Gutsherr in der Bocage, litt die Ehre es nicht, ſeine Bauern zu verlaſſen," ſagte der Curé.

„Was, in Teufels Namen, ging ihn das an? Dann hätte ſie wenigſtens ſich einſchiffen ſollen."

„Sie wird ihren Gatten nicht verlaſſen.“

„Der ſich in Paris durch den Jäger mußte melden laſſen, dreimal vergeblich, ehe es ihr gefiel einmal ihn anzunehmen.“

„Sie ſcheinen noch an die Verhältniſſe von Verſailles zu denken.“

„Sie gefallen ſich in Wundergeſchichten.“

„Sie werden in der Vendée manches Wunder finden.“

„Was aus den verwirrten, mährchenhaften Berichten über die Boccage zu uns gedrungen, zeigt freilich, daß der republikaniſche Wahnſinn ſein Aequivalent unter den ſogenannten Royaliſten gefunden hat.

„Es ſind Heldenthaten geſchehen, Baron. Ein neues Geſchlecht erwächst. Das mährchenhafte Ritterthum Frankreichs ſcheint wieder aufzuleben. Ein Krieg wird dort geführt, über den die Turenne und Villars ſtaunen würden —“

„Das glaube ich Ihnen aufs Wort,“ ſprach der Freiherr, die Handſchuhe anziehend. „Turenne würde ſtaunen und Villars die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen. Sie brauchen aber nicht ſo weit zu ſuchen, ein ordentlicher Militär, der ſeine Schule durchgemacht, kann kein Vergnügen an ſolchen Buſchkleppereien finden. Wo alles darauf ablauft, einen Zug Rindvieh abzuſchneiden, was ſoll da herauskommen für eine Sache, die jetzt verloren iſt? Die Bauerburſchen

hatten keine Luſt Gamaſchen anzuziehen, und ſich an die Gränze führen zu laſſen, da gelang es den Edelleuten und Prieſtern die Unwiſſenheit in Fanatismus zu ſetzen. Die Mittel, die Exaltation durch Worte zu ſchrauben, gleichen ſich überall, und überall iſt es ein und dieſelbe Verkehrtheit, wo der Geiſt in Unruhe geräth. Den dummen Bauerjungen dort kann man keinen Vorwurf machen, ſie wußten es nicht beſſer. Von den Edelleuten aber iſt es unbegreiflich. Es ſind doch gewiß darunter, die gedient haben, die in Paris waren. Was hatten ſie im Auge? Auf welchen Beiſtand rechnen ſie?"

Der Curé hob den Arm in die Höhe: „Auf einen unſichtbaren, und darum haben ſie gar nicht gerechnet." An der Thüre drückte der Geiſtliche freundlicher die Hand des Barons und flüſterte ihm zu: „Wir ſtehen an der Schwelle einer neuen Zeit, und vielleicht führen nicht alle Wege drüben abwärts." Als ein Wiederſehen auf morgen Abend verabredet war, ſagte der Curé: „Wenn Sie erſt unter dieſen wackern Bauern fechten, werden auch Sie Ihre Anſichten ändern."

„So wenig Hauptmann eines Buſchcorps als Freiwilliger unter den Republikanern! Der Himmel wird den alten Oberſten eines Linienregiments vor ſolcher Thorheit bewahren."

4.

Erſt als er unbemerkt, vom Curé hinuntergeleuchtet, auf die Straße entkommen, fiel es ihm ſchwer auf, daß er in einer gegenſeitigen Beichte von Grundſätzen und Erinnerungen das, was ihn herausführt, beinahe vergeſſen. Er hatte ſo gut als keine Nachrichten über den Aufſtand eingezogen, über den Ort, wo ſein Schwager ſich aufhielt, über die Mittel hinzugelangen. Zugleich erinnerte er ſich, wie der Curé erwähnt, er ſey ſchon durch einen ſeiner Reiſegefährten von der Anweſenheit des Freiherrn unterrichtet. Vergeblich verfolgte er dieſe Spur. Furcht lag nicht im Charakter des Deutſchen, aber ein ſcharfer Verſtand ſagte ihm, er ſey verloren, wenn der Unbekannte nicht reinen Mund halte. So ſtand er zweifelhaft an der Thüre ſeines Hauſes. Die Klinke in der Hand haltend, muſterte er den Stand der Sterne und die dunkeln Straßen. Auch die Zögerung einer Secunde hatte Freunden das Leben gekoſtet. Zurück zum Geiſtlichen gehen, hätte ihn und dieſen verrathen; fand er auch einen Ausweg aus der Stadt, draußen fehlten ihm alle Nachweiſungen. Man hatte in dem Lande der Freiheit über Alles, was den aufrühreriſchen Weſten betraf, die allertiefſte Verſchwiegenheit beobachtet, oder Mährchen verbreitet.

Plötzlich ließ er den Drücker fahren, und eilte auf der andern Seite der Straße weiter. Seine Tritte

waren feſt, ſein Geſicht heiter. Wie manchen hatte es in der Revolution gerettet, daß er, ſtatt ſie zu fliehen, die Gefahr aufſuchte! Er eilte nach der Hauptwache, auf dem Markte. Grobheit und einige Verwünſchungen bereiteten ihm den beſten Platz am Feuer, wo er bald an den Pfeiler gelehnt, die Mütze weit über die Ohren gezogen, ſchnarchend einſchlafen konnte, um nach Gefallen die Geſpräche zu beherrſchen. Es dauerte nicht lange, als jener kleine, blaſſe Municipalbeamte, der geſtern die Diligence unterſucht, haſtig eintrat, in dieſen Tummelplatz für alle die, welche für die Republik auch bei Nacht wach ſeyn wollten, und raſchen Blicks auf den Freiherrn mit dem Finger zeigte. Sein gelbes, unangenehmes Geſicht war durch viele Falten widriger, als von Natur. Er befand ſich noch in den Nachwehen eines heftigen Wortwechſels. Mainet war geſtern unter ſeinen Kollegen am lauteſten für die Meinung geweſen, man dürfe die Stadt nicht durch Fortſendung der Truppen der Mittel entblößen, ſich gegen einen nächtlichen Anfall der Vendéer zu vertheidigen. Er hatte ſich auf die Bruſt geſchlagen und erklärt, es auf ſich nehmen zu wollen, was daraus auch entſtehe. Man weiß, wie bereitwillig die ſtürmiſche Volksverſammlung auf dieſe Vorſtellung eingegangen war. Aber beim erſten Morgengrauen ſchlug ein athemloſer Reiter an das Thor von Niort und die Botſchaft des Offiziers, der flurrend die Stufen des

Stadthauſes hinaufſprang und ohne Umſtände in die Verſammlung der Municipalität drang, verzog die trotzigen Geſichter zu einer unförmlichen Länge.

Die unmittelbare Wirkung der Depeschen vom Generale Rechambeau war, daß die Mairie Soldaten und Nationalgarden zuſammentrommeln ließ. Die Botſchaft begleitete eine fürchterliche Drohung, auf Niort zu marſchiren, und die Stadt in Grund und Boden zu ſchießen, wenn man nur einen Augenblick zaudre. Er machte die Municipalität für die geſtern an der Gränze der Boccage erhaltene Schlappe verantwortlich und forderte Rechenſchaft für das Betragen des vorigen Tages. Nie war die Municipalität einiger als darin, daß Mamet dieſe Rechenſchaft übernehmen müſſe, und nur eine Stimme war dagegen, ſeine eigne. Wenn dieſe auch ſonſt jedesmal im Rathe geſiegt hatte, wenn ſie nach Blut ſchrie, dießmal war der ſchüchternſte ein Held gegen ihn. Man predigte ihm mit donnernden Floskeln Tugend und Aufopferung für das Vaterland vor, und Mamet blieb nichts übrig, als den Grimm gegen ſeine Kollegen in der Bruſt bis zu günſtigerer Zeit zu verſchließen.

An der Spitze einer reumüthigen Deputation ſollte er den Nationalgarden vorauseilen und hielt es ſelbſt für das Vortheilhafteſte, vor Ankunft der Truppen mit dem Generale zu reden. Er ſuchte jetzt nach Begleitern und Zeugen, deren Aeußeres ſchon für den Re-

publikanismus des Deputirten spräche, und deren Entschlossenheit selbst dem eisernen General imponiren könnte. Der riesenhafte deutsche Jakobiner schien ihm der geeignete Mann. Man verständigte sich bald. Der Deutsche hatte weder Grund, was bald Wunsch, bald Befehl war, auszuschlagen, noch kam es ihm ganz unangenehm, da der Abmarsch aller Bewaffneten kaum verzögert hätte, ohne Verdacht länger in Niort zu bleiben. Im Hauptquartier waren die Nachrichten eben so gut zu erhalten, als ein Entkommen in die Büsche leicht wurde.

Eine kleine Suite schwang sich auf die vorgeführten Kavalleriepferde und im ersten Morgengrauen eines feuchten Tages trabte man durch die von Soldaten und Nationalgarden wimmelnden Straßen. Die Trommeln wirbelten, sonst dumpfe Stille. Ueberall blasse Gesichter, die Soldaten mochten Schaam fühlen, daß sie sich gestern von den Bürgern zurückhalten lassen. Der Deputirte suchte in stolzer Haltung längs den Reihen fortzutraben, aber man sah ihn nur mit schiefen Blicken an. Seine eigenen starrten trübe vor sich nieder. Er wollte wenigstens mit einigem militärischen Anstande durch das tiefe und gewölbte Thor setzen, aber indem im selben Augenblicke die Trommeln aufwirbelten, bäumte sich sein Pferd. Er fiel hinten über, zwar unbeschädigt, aber so ungeschickt sah es aus, daß mehrere auflachten. Man sah den Schaum auf sei-

nem Muthe, als er ſich heftig wieder aufſchwang, und der Freiherr hörte jemand neben ſich flüſtern: „Das kann Vielen ſchlimm zu ſtehen kommen.“ Es war der kleine Weißgerbergeſell, der gleich ihm die Nacht auf der Wache zugebracht hatte und den Mamet aus ähnlichen Gründen in ſeine Suite, nicht eben zu des Deutſchen Luſt, aufgenommen hatte. Auf den Geſichtern anderer Bürger ſtand geſchrieben, daß ſie den Fall für keine gute Vorbedeutung anſähen. Es war die Stelle, auf welcher der Beamte die erſte Guillotine in Niort errichtete. Der Weißgerbergeſell ſah ſich pfeifend um.

Der Tag blieb trüb und neblicht. Mamet ritt lange Zeit in ſich gekehrt, bis allmälig die Falten ſeiner Stirn ſich verzogen und ein Lächeln dann und wann über die häßlichen Lippen flog. Gelegentlich Fragen an den Freiherrn richtend, ſuchte er ſein raſcheres Pferd zu zügeln, um in der Nähe des Hauptmanns zu bleiben. Aber er hatte es mit einem Meiſter zu thun, als er zugleich ſeine Geſinnungen erforſchen, ihm ſchmeicheln und die Behörde von Niort anklagen wollte. Aus dem erkünſtelten Gleichmuth loderte der Ingrimm über die kaum erlittene Behandlung auf, und zugleich blickte die Furcht vor dem Generale vor. Er klagte über die Lauigkeit in den Geſinnungen ſeiner Vaterſtadt, daß man Patrioten opfere, um Schwächlinge zu erhalten. Die Elſaſſer hätten

von Anbeginn die beſten Geſinnungen gezeigt. Im Moment, wo es darauf ankäme, wäre jede Halbheit, jede Rückſicht, jede Menſchlichkeit verderblich.

„Nieder mit allen Schuften," brummte der Deutſche mit einer verfänglichen Bewegung.

„Hauptmann, Sie ſind ein Lederhändler, nicht wahr?"

„Daß ich kein Edelmann bin, dünkt mich, könnte mir ein Patriot anſehen."

„Wer das Anſehen lernte! Für Sie wollte ich freilich ſchwören. Aber das Geld der Engländer frißt wie der Roſt das beſte Metall. Weiß man nicht, daß ſelbſt Mirabeau vor ſeinem Tode für den Hof erkauft war? Die Royaliſten ſchleichen mit nackten Beinen unter uns, ſie dienen in unſeren Reihen, ſie kommandiren unſere Soldaten, ſie —"

Man hörte jetzt einige Schüſſe, die vorderſten Reiter hatten Halt gemacht und ſuchten, auf den Steigbügeln ſich erhebend, durch den Nebel zu ſehen. Unter ihnen war der vom General abgeſchickte Offizier, ein graubärtiger Subaltern, der noch ganz das ſteife Weſen eines Unteroffiziers der alten Armee an ſich trug. Rodenhauſen fragte, ob man fürchten könne, einer Parthie Brigands in die Hände zu fallen?

„Das ſchwerlich," war die Antwort, „denn noch halten wir uns oben, und unſer Herr ficht für ſein eigenes Schloß. Aber wo die Langſchläfer aus der Stadt

Stadt nicht zeitig nachrücken, für den ganzen Tag stehe ich nicht. Wenn das Bauervolk, wie diese Nacht losbricht —"

„Man konnte doch das Gefecht keine Aktion nennen?" bemerkte Mamet schnell.

„Wenn das keine Aktion ist, wo wir fünfhundert Todte und Blessirte hatten! Die Kerle kamen auf ihre gewohnte Weise herangekrochen, hatten die besten aus dem Versteck weggeblitzt und die Batterie umzingelt, die ihnen am Tage drauf das Garaus machen sollte, und das, ehe wir einen Feind sehen konnten. Am Herrn Vicomte — wollt' ich sagen, an meinem Herrn — am General liegt es nicht. Denn die Positionen waren gut, aber auf der Flanke nach Niort fehlte es. Wenn die ankommen, will ich nicht in ihrer Haut stecken, die Hunde! Das wollen Soldaten seyn, und pariren nicht."

Man gab den Pferden die Sporen. Schon hörte man das Pelotonfeuer. Aber eine tiefe Sandstelle nöthigte die Reiter, ihre Thiere verschnaufen zu lassen. Diesen Moment benutzte der Municipalbeamte, mit dem Freyherrn seinerseits das Gespräch wieder anzuknüpfen. Seine Stimme verrieth die innere Bewegung.

„Sie hörten, Hauptmann, die Ausdrücke des Unteroffiziers. Er athmet noch die alte Korporalzeit, aber er ist nur ein Diener seines Herrn. Er war eine Art Bediente bei dem ehemaligen Vicomte vom Rochembeau."

„Rochembeau gilt als wüthender, ich wollte ſagen, als guter Republikaner," entgegnete der Deutſche.

Mamet fuhr auf: „Ehe nicht, was adlig geboren wurde, aus Frankreich vertilgt iſt, wächſt nicht das Heil, das wir wollen."

„Sie mögen Recht haben, Bürger. Aber bis jetzt hatten wir keinen Grund, an der Tugend des ehemaligen Vicomte zu zweifeln. In ſeinen Reden an's Heer, wie ſie in den Zeitungen ſtehen, iſt eine geborgte Wuth und Klarheit der Sprache, was ſie antike Größe nennen. Bei mir in Straßburg las man ſie mit vieler Luſt, beſonders weil er doch ſelbſt von Geburt zu dem Geſindel gehört."

„Glauben ſie denn, Hauptmann, wenn ein Adliger auf den Adel ſchimpft, daß es Wahrheit iſt? Hackt eine Krähe der andern die Augen aus? Ein jüngerer Sohn vielleicht, Einer, der ſein Vermögen verſpielt, der Jagd macht auf eine reiche Bürgerstochter. Ausgeſtoßene, von Haß, Rache, Eigennutz Gefolterte, der Abwurf von ihnen, hält uns für gut genug, und ſchimpft mit. Aber wenn ſie drüben locken, iſt er ſchnell wieder bei ihnen und lacht über uns. Es muß mehr Blut fließen, wenn es rein werden ſoll."

„Bürger, Sie entzücken mich durch Ihre Geſinnung."

„Sehen Sie dieſen Vicomte, den feudaliſtiſchen Republikaner, der ſeine alten Lakaien zu Offizieren

macht und ſich von ihnen nachwievor Seigneur titu-liren läßt?“

„Es ſoll ein ſchöner, junger Mann ſeyn.“

„Schön, jung, groß, tugendhaft, wie Sie wollen. Er kommandirt mit ſeinen Blicken, ich hörte die Frauen ſeine Stimme mit dem Klang der Glocken vergleichen. Jede Muskelbewegung in ihm ſprach: „Ich bin beſſer als ihr Andern.“ Darum Brand und Blut, daß wir uns einen neuen Adel machen! Dakauf ſteuern ſie los, die Geſetzgeber in Paris, die ſich ſeiner, talentvoller dünken als wir. Doch die Gironde wird ausgeſpielt haben. Was braucht das Vaterland Talente, wenn gute Bürger da ſind! Was hat das Talent für ein Vorrecht vor dem Verdienſt! Bringt das Getreide doppelt ſo viel Körner, als was ein Dummkopf aus-ſäet? Vergießt das Talent beſſeres Blut für's Vater-land, muß eine Kugel ihn zweimal ins Herz treffen, ehe ein talentvoller Mann ſtirbt? Wozu von Römern und Griechen geſchwatzt, da wir Franzoſen ſind!“

„Sie ſprachen mir aus der Seele,“ unterbrach der Deutſche.

„Mit Sprechen iſt es nicht abgethan, Bürger. Es gilt handeln. Die neue Ariſtokratie wird brechen wie die alte, und bald. Der Berg donnert in Paris. Man ſollte ihm in den Departements zuvorkommen. Kommen Sie mit mir nach Niort und wir fangen die Reinigung an. Es läßt ſich da etwas thun, und

Sie sind der Mann, mit dem ich gern theile. Verräther und Laue sind gleich. Das wahnsinnige Weib, das durch ihre Buhlerkünste und ihr Geld herrschen will, die Charrentier, ihren Kopf zuerst — der Vicomte hier kann nicht lange dem Verdacht entgehen. Es ist in diesem verzweifelten Moment Pflicht, jede seiner Handlungen zu bewachen. Bürger, thun Sie mir die Gefälligkeit —"

„Seitwärts! seitwärts, rechts um!" commandirte plötzlich der Offizier, und riß sein Pferd herum. Eine Kanonenkugel, links herüber schlagend, wühlte den Sand des buschigen Hügels auf, über den der Weg leitete. Der mit der Oertlichkeit bekannte Soldat wies, den Säbel heraus, auf einen Abhang rechts, vermöge dessen sie um den gefährlicher gewordenen Höhenweg biegen konnten. Mehrere Kugeln, in das Gebüsch brechend, zeigten, daß die Feinde den Reitertrupp bemerkt hatten und ihre Kanonen darauf richteten. Sie gewannen jetzt einen sichern Höhenpunkt und die freie Aussicht über das Feld. Es mußte mit den Republikanern schlimm stehen, denn der Adjutant hielt vor ihnen, und nach einer fürchterlichen Verwünschung wischte der Graukart sich die Augen.

Den Mittelpunkt des Auftritts bildete ein Feudalschloß, das mit seinen vier hohen Eckthürmen aus dem parkartigen Walde hervorragte. Hier mußte der Stab der Republikaner stehen, denn berittene Boten

flogen von dort nach allen Seiten, und Wagen mit Verwundeten kamen an und wurden weiter zurück spedirt. Links verdeckte und zeigte eine langhin gedehnte Dampfwolke die Linie, wo die Schlacht in ihren letzten Zügen lag. Sichtlich waren die, welche die Ebene und das Schloß behaupteten, im Weichen. Ein Wiesenbach durchschnitt, parallel mit der Schlachtlinie, die Ebene. Ueber die einzige hölzerne Brücke, dicht am Schlosse, peitschten die Trainknechte Kanonen und Munitionswagen, die dort nicht mehr helfen konnten, und einzelne Compagnien und Schwadronen mischten sich schon mit dem Gepäck. Alles eilte am Schlosse vorbei quer über die Ebene nach dem Höhenzuge, der sich rechts herumschlängelnd sie beränzte. Dort, in weiter Ferne von dem jetzigen Schlachtfelde, sah man schon wieder Batterieen sich aufpflanzen und ein geworfenes Corps eine neue Schlachtordnung bereiten.

„Er macht ihnen jeden Fußbreit Landes streitig, rief der Adjutant. Die dritte Aktion, und dort wird die vierte anfangen. Aber sein Schloß ist verloren."

Als sie mit verhängtem Zügel hinunter sprengten, sah man die Republikaner schon engedrängt über die Brücke ziehen, aber es war keine Flucht. Drüben hielt noch ein Bataillon nach dem andern die wild anstürmenden Vendéer. Der kleine Weißgerbergesell, der mit seinen bloßen Füßen wie der beste Reiter das schwerfällige Artilleriepferd regierte, drängte sich an den

Freyherrn und fixirte ihn lebendig. Dem ehemaligen Soldaten hob sich die Brust beim Anblick einer förmlichen Schlacht. Gleiche Lust ohne Theilnahme an der Sache schien in dem Burschen zu glühen, als er mit den Lippen schnalzend dem Deutschen zurief:

„Sehn Sie, Herr! Fünfzig Reiter jetzt; damit herumgeschwenkt auf die Brücke und es käme kein Einziger davon."

Der Junge verrieth einen richtigen Feldherrnblick. Hätten die Vendéer einen kleinen Haufen Reiterei gehabt, damit schnell um die Flanken der schon in Unordnung auf die Brücke zurückgedrängten Republikaner gepresicht, und es wäre zu einem verderblichen Gemetzel für letztere gekommen. Zum Gebrauch der Feuergewehre dort war kein Raum mehr, und die schlecht Kommandirte hätten mit dem Bajonet einem ordentlichen Reiterangriff nicht widerstanden.

Schon geriethen die Ankömmlinge selbst in das Gedränge der Zurückziehenden, als auf einen signalartig schmetternden Trompetenstoß seine Rauchwolken um einen der Thürme leckten und bald darauf alle vier in hellen Flammen standen.

„Jesus Maria! das hat er selbst gethan!" rief der Offizier.

Sie hatten sich, nach bedeutendem Zeitverlust, durch den Strom, der sie überall mit fortzureißen drohte, nach dem Schlosse durchgearbeitet. Der in-

nere Hof lag offen vor Augen, denn der Besitzer selbst hatte gleich nach Ausbruch der Revolution die feudalistische Vormauer niederreißen und damit den Graben ausfüllen lassen. Jedermann fand unverwehrten Zutritt in ein gothisches Schloß, dessen dicke Mauern, dunkle Gänge und vergitterte Fenster die republikanische Wuth nur zu sehr einluden. Rochembeau war verschont geblieben, während republikanische Zusammenrottungen die Schlösser der Emigranten ringsum in Asche legten. Was der blinde Grimm des Pöbels zu thun gescheut, sollte die kalte Besonnenheit des eigenen Herrn vollbringen. Noch prangte das Wappen der Rochembeau, in Stein gehauen, über dem Hauptportale, aber in der Mitte des Hofes erhob sich noch kühner, mit Guirlanden, Blumen und Frankreichs Bändern umkränzt, der Freiheitsbaum.

Der Hof war leer, aber das Schloß nicht geräumt. Man sah durch die geöffneten Fenster die prachtvollen Möbel, die damaßnen Tapeten mit goldenen Leisten, die Frescogemälde an den Decken, die Schildereien an den Wänden. Aber Stroh und Heu lag aufgehäuft in den Sälen, die Fensterkreuze waren mit Strohkränzen umwunden, und in den Remisen schichteten die Diener Equipagen, Erndtewaagen und Pflüge über einander. Es war ein wohlüberlegtes, vorbedachtes Werk der Zerstörung. Die Flamme zehrte schon an den Thürmen, wie an vier Riesenkerzen. Es

war ein seltsames Treiben, wie Einige sich bemühten, Wasser auf den Freiheitsbaum zu sprutzen, auf einen werthlosen Kiefernstamm, indessen die Mehrzahl geschäftig um die kostbaren Möbel brennbare Stoffe häufte.

Der Herr des Schlosses saß in der reichgestickten Generalsuniform jener Tage auf einem Rappen, und sein großes, dunkles Auge verfolgte jede Bewegung. Domestiken, Bauern aus dem Dorfe, Adjutanten umlagerten den Rubigen mit Vorstellungen, Anfragen. Die Abgeordneten von Niert kamen im Augenblick, wo drei alte Bauern aus dem Dorfe dem Herrn die dringenden Bitten der Gemeine vortrugen, das Schloß seiner Väter zu schonen. Die Hüte in der Hand und Thränen im Auge, hörten sie den Schluß seiner Antwort:

„Meine Väter, und ihre Väter und deren Väter, so weit das Gedächtniß hinaufreicht, waren Franzosen, das darf mich freuen. Ungern zerstöre ich das Haus, worin ihre Wiege gestanden. Das Vaterland will es. Das muß uns trösten. Sie sollen nicht sagen können, mir wäre die Republik nicht so viel werth, als ein schönes Schloß. Und wenn wir wiederkommen und die Flammen hätten nicht daran genagt, daß die Verläumdung nicht an meinem Rufe nagen kann. Ihr verstecht mich. Sagt es den Andern, und bei Todesstrafe soll keiner im Dorfe bleiben. Verbrennen sie

Eure Hütten, so ist der Staat Euer Vater, der für Euch sorgen wird. Kommen wir wieder, den Boden können sie Euch nicht forttragen und das Land nicht unfruchtbar machen. Die Republik sey der erste Gedanke jedes Braven!"

Die Abgeordneten von Niort kamen in einem sehr ungünstigen Augenblick. Das Auge des Generals funkelte, als er seinen Rappen auf Mamet losttrieb, indem sein schneller Blick den Schuldigen als dem Sprecher für die Stadt erkannte. Auf der hohen Stirne war ein Unwetter gelagert, schwärzer als der donnernde Berg, von dem der Deputirte gedrohet.

„Habt ihr Stricke mitgebracht, Euch hängen zu lassen?" fuhr er den Municipalen an.

„Nur Herzen, fest gegen die des Verraths."

„Eine Schlacht hat die Republik verloren," schrie Rochembeau. „Die Municipalität steht mit ihren Köpfen dafür. Ihr kennt mich."

„Bürger!" erwiederte der Beamte und suchte durch Trotz die Furcht auf dem bleichen Gesicht zu verstecken, „Frankreich weiß seine aufrichtigen Söhne von den Heuchlern zu unterscheiden."

Er wollte einen Wink einfließen lassen von dem brennenden Feudalschloß, als der durchbohrende Blick des Generals ihn verstummte: „Ueber dich halte ich Gericht, noch ehe die letzten Kanonenschläge verhallt sind."

Ein athemloser Bote unterbrach den drohenden General. Mehrere Brigands, oberhalb durch den Bach gedrungen, näherten sich dem Schlosse. Von der andern Seite stand bereits das letzte Bataillon vor der Brücke. Die Flintenkugeln fielen von den steilen Schloßdächern herab. Der General winkte, den Deputirten als Gefangenen abzuführen. Dann sprengte er hinaus, sich selbst von der Nähe der Gefahr zu überzeugen.

„Es wird Zeit, Bürger!“ rief er zu denen um ihn, „daß wir ihnen das Nachtquartier verderben. Das will ich selbst thun. Aber wer bricht die Brücke ab und kommandirt hier, bis die Flammen ihr Werk gethan? Es gilt, den ganzen Schwarm der wilden Bauern abzuhalten mit einer Handvoll, aber Soldaten, aber Republikanern. Der Tod ist zu verdienen, aber unsterbliche Ehre!“

Die Vendéer hatten gute Schützen. Unverhältnißmäßig war der Verlust der Republikaner, besonders an Offizieren. So vertheidigte das Bataillon drüben die Brücke fast ohne Anführer. Nur die Begeisterung und ihre Taktik hielten sie zusammen und ließen sie mehrmals die in tumultuarischer Siegesfreude anstürmenden und sich selbst überredenden Feinde zurücktreiben. Rochembeau musterte die um ihn. Der Obrist eines Linienregiments hatte sich nicht so gut wie der Freiherr verläugnen können. Es war im unwillkührlichen Eifer lebendiger Theilnahme, daß der Deutsche

ſelbſt den republikaniſchen Unteroffizieren zugerufen und ſie angefeuert hatte. Rochembeau erkannte den Mann heraus, der hier Noth that.

„Sie waren Offizier, Bürger, bei den Linientruppen?“

„Bauern hab' ich nie kommandirt!“

„Sie getrauen ſich, eine Viertelſtunde den Poſten zu halten.“

„Mit dieſen Leuten, wenn es ſeyn muß, eine Stunde.“

„So ernenne ich Sie zum Hauptmann dieſer Arrièregarde. Sie wiſſen, was das ſagen will. Mit Ihrem Kopf und Ihrer Ehre ſtehn Sie der Republik ein.“

Ernennungen der Art, auf dem Schlachtfelde, ohne alle Form, waren in jenen chaotiſchen Zeiten nichts Ungewöhnliches. Hier ſchien nur etwas geſchehen, was ſich von ſelbſt verſtand. Sobald ſeine Autorität proklamirt war, eilte man, den Befehlen des Mannes, deſſen große Geſtalt und unerſchrockenes Weſen den gewiegten Militär verkündete, zu gehorchen. Es war, als durchzuckte ihn elektriſch die Luſt, mit wohlgeübten Truppen einer wilden Uebermacht gegenüber zu ſtehen. Er warf ein Detachement rechts den ſchon über den Fluß Geſprungenen entgegen, ſelbſt eilte er zu den weichenden Vertheidigern der Brücke.

Sein Anſehen ſtellte das Gefecht wieder her. Ein letzter Anlauf, und die mit Blut getränkten Planken

gehörten noch einmal den Republikanern. Es war, als zögen sich die Feinde, betroffen durch etwas Unerwartetes, zurück. Ein kleiner untersetzter Mann, der ihr Hauptanführer auf dem Punkte seyn mochte, ließ es sich angelegen seyn, die Hitzigsten zurückzureißen, und vor ihrer Fronte herzulaufen, wie der Unteroffizier, der alles in Reihe und Glied zurückdrängt. Der Freyherr nutzte das günstige Ereigniß, ohne sich um den Grund zu kümmern. Während sich die zusammengeschmolzenen Kompagnien vor der Brücke noch einmal aufstellten, ließ er ohne Aufsehen die Bretterbekleidung derselben ablösen. Noch starrten die Bauern in Unthätigkeit auf die Soldaten, als diese aus allen Musketen eine Generalsalve gaben. Man hörte einen lauten durchdringenden Schrei, wie nur nach einer getäuschten Erwartung, und der beliebteste Anführer hätte umsonst jetzt die Wüthenden zurückgehalten. In wilder Unordnung stürmten die Haufen auf die Brücke, aber verdeckt durch den Pulverdampf war schon die große Mehrzahl der Republikaner drüben und die losen Bretter fielen, mit Haken und Stricken gerissen, hinter ihren Füßen in den Strom. An den Seitenbalken klimmten die letzten hinüber, während die vordersten von den ergrimmten Bauern denselben Weg suchten und auf dem schmalen gefährlichen Pfade ein blutiger Einzelkampf sich entspann. Am Schlosse sammelte Rodenhausen seine zersprengten Detaschements. Schon

qualmten dicke Rauchwolken aus den Fenstern der Hauptetage, die Flammen brachen durch und die Hoffnung der Sieger war vereitelt. Rochembeau's dunkle Gestalt sah man längs den hellen Fenstern schreiten; wo ein Strohhaufe noch nicht Feuer gefangen, warf er einen Brand hinein, und fast waren Einige besorgt, er habe sich selbst mit seinem Stammhause den Flammen geweiht. Schon loderten die Ställe und Remisen, man hörte die Treppen brechen, und der die erste Fackel hineingeschleudert, war verschwunden. Da öffnete sich plötzlich eine Flügelthür im Hofe, ein Flammenmeer prasselte heraus und aus den Flammen stürzte der letzte Herr von Rochembeau.

Er sprang auf den Rappen, den sein Diener bereit hielt, einige Husaren schwangen unter Jubelgeschrei die Säbel über dem Haupte ihres Generals. Rochembeau hatte nicht mehr Zeit, als, dem Deutschen zuwinkend mit der Spitze des Degens, auf den Freiheitsbaum zu weisen. Die Kugeln aus den Büschen der Boccage flogen schon von allen Seiten um den kleinen davonsprengenden Trupp. An den Baum gelehnt übersah Rochenhausen, was zu thun blieb. Das Schloßgebäude zu vertheidigen, war nicht mehr nöthig. Der Zugwind trieb die Flammen durch die absichtlich geöffneten Fenster, eine große lichte Gluth überzog die graue Steinmasse, und schon stürzte ein Eckthurm in den leeren Schloßraum.

Weithin waren die letzten Nachzügler des Hauptcorps. Mit kaum vierhundert Soldaten, ihm persönlich fremd und für eine ihm noch fremdere Sache kämpfend, sollte der deutsche Freiherr manövriren und sich durchschlagen gegen viele Tausend jetzt von allen Seiten in wilden Haufen andringende Bauern, welche für eine alte Ordnung, für eine Sache fechten, die er auch die seinige nannte. Aber ihm war der Posten übergeben, das Leben eines Häufleins blindlings folgender Soldaten war ihm anvertraut. Es bedurfte nicht, die Pflicht anzurufen, er brauchte nicht seines Wortes sich zu erinnern, die Lust berauschte den Militär, an der Spitze weniger exercirten Kernsoldaten einem Bauernpöbel zu trotzen. Sein Auge sah verächtlich auf die Schwärme in ihren blauen Hemden, mit ihren ungeschickten Bewegungen beim Laden, beim Anlegen. Um den Freiheitsbaum standen die Republikaner. Er betrachtete mit innerer Genugthuung ihre Uniformen, ihre gut gehaltenen Gewehre, ihre geschickten Bewegungen und theilte mit dem kalten Blick der Sicherheit seine Befehle aus. Die Gluth des Brandes zwang den Posten zu verlassen. Eine weite Ebene war zu durchziehen, wo kaum hie und da einiges Gebüsch, eine unbedeutende Höhe die Tapferkeit der kleinen Rückzugschaar unterstützte.

Bald war sie umringt. Die Reiterei der Vendéer war über den Fluß gesetzt. Man winkte mit

weißen Tüchern. Er winkte den Parlementär zurück. Dieß hinderte nicht Andere näher zu kommen, man schrie dem Trupp zu, er solle die Gewehre fortwerfen und freien Rückzug haben. Die wüthenden Soldaten wollten auf sie schießen. Ihr Hauptmann, aus der Mitte ihres Quarrés heraus, schaute nach allen Seiten. Auf sein Kommandowort stand die Masse wie eine lebendige Festung. Zweimal preschte die Reiterei der Vendéer vorüber. Die Offiziere, die rothen Schärpen um den Leib, erhoben sich im Steigbügel und sahen verwundert nach dem Anführer. Man schien über die Kühnheit zu stutzen, noch immer einen andern Entschluß von ihm erwartend. Jetzt endlich erfolgte ein Angriff. Mit Ordnung geleitet und die kleine Schaar wäre in wenigen Minuten verloren gewesen. Aber es war, als knallten alle Büchsen der Bauern mit einem Male los. Die Haufen überstürzten sich. Der Obrist erkannte seinen Vortheil. Er marschirte im Zickzack, die Vendéer über seine nächste Richtung täuschend. Nie die Straße wählend, die man ihm offen ließ, preßte er sein Häuflein in die dichteste und verwirrteste Feindes-Masse, wo man es am wenigsten vorausah. Indem er ihnen stets dicht auf dem Leibe blieb, hatte er den Vortheil, daß sie ihre Feuergewehre wenig brauchen konnten. Im Kampf mit dem Bajonett waren die Republikaner überlegen. Die unregel-

mäßigen Bauernhaufen wurden sein eigener Wall gegen die gereaelten Anariffe.

Schon waren über zwei Drittel des Weges erstritten, schon hörte er das theilnehmende Geschrei von den östlichen Höhen, wo die Republikaner standen. Man drängte den General, für die tapfere Nachhut zum Anariff trommeln zu lassen, aber er durfte kein neues Treffen waaen. Einige Kanonen spielten herüber, ohne zu treffen, einige Schwadronen machten eine Diversion, aber lenkten sie auch Tausende ab, es blieben noch Tausende, um die Bedrängten zu erdrücken. Noch war ihr Obrist unverwundet, unverzagt, ein neuer Anariff war abgeschlagen, aber er verlich den Raum vor ihm mit dem Haufen hinter ihm, und zum ersten Male bewölkte sich die Stirn des Deutschen. Eine Stimme sprach in ihm, ob er nicht genug gethan, ob sein Wort nicht schon gelöst sey? Da hörte man von den südlichen Höhen nach Niort zu eine ferne Kriegsmusik. Es war der Marseiller Marsch, bald blitzten im letzten Sonnenschein Bajonette auf dem Wege, den er heut gekommen. Sie breiteten sich auf den Höhen aus. Ein fernes Kriegsgeschrei drang zu den Kämpfenden herab, es wurde von den Republikanern oben beantwortet, und die auf der Ebene ließen stürmisch die Republik leben, denn sie erkannten die Nationalgarde von Niort. Ihrem neu belebtem Muthe mußte Alles weichen.

Die

Die Trommel wurde bei den Republikanern nicht gerührt, aber ihr General sprengte in der Mitte seiner Offiziere den blutenden Helden entgegen. Die lebten, waren gerettet, denn die Vendéer blieben zaudernd im Thale und die Häuptlinge sammelten ihre zersprengten Haufen.

„Sie haben wie ein zweiter Xenophon gestritten!“ rief Rochembeau vom Pferde springend, den Deutschen zu umarmen.

„Nur wie ein guter Schachspieler mit Springerzügen,“ erwiederte dieser fast verdrießlich.

„Die Republik wird solche Dienste lohnen. Aber Sie bluten.“

Die letzte Flintenkugel der Vendéer war ihm durch die Schulter gedrungen. Der General führte selbst den verwundeten Anführer. Unter lautem Jubel empfingen die auf den Höhen campirenden ihre tapfern Cameraden.

5.

Zu neuer Schlacht gerüstet, ohne sie zu beginnen, standen beide Heere den Rest des Tages drohend einander gegenüber. Die Republikaner blieben zu schwach, den Vendéern war die Stellung ihrer Gegner zu stark. Man feuerte dann und wann, nur um seine Wachsamkeit zu zeigen.

Indessen war ein ernstes Gericht bei jenen abgehalten worden. Mauret, überwiesen, in Niort den

Ausschlag gegeben zu haben, als man dem republikanischen General die Truppen verweigerte, wurde von Rochembeau's Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Seine Freunde aus Niort, auf die er sich berufen, kamen nicht zu spät, um zu sprechen. Aber die Freundschaft war mit der Gewalt gewichen. Froh eines Tigers sich zu entledigen, der schon allzublutdürstige Blicke auf seine alten Bekannten geworfen, zeugte Alles wider ihn. Der unerbittliche Republikaner winkte mit dem Handschuh und der Ueberführte, blaß und stumm vor Wuth, wurde zum Tode abgeführt. Es geschah aber nicht, ohne daß Mamets terroristische Wuth erwachte. Die wilden Augen aus dem verzerrten Gesicht suchten vergeblich umher. Er schnaubte Gift und Galle. Seine letzten Worte, worin er den General als Adeligen, als Nachkommen von Herzogen und Höflingen geradezu des Verraths gegen einen bürgerlichen Patrioten beschuldigte, fristeten nicht um eine Minute sein Leben. Aber sie blieben nicht ohne Wirkung bei seinen Henkern.

Die Gewehre im Arm campirten die Soldaten längs den Höhen. Der Freiherr, der seine eigene Wunde nicht mehr als durch einen leichten Verband achten wollte, hielt es für Pflicht, nach denen seiner Waffengenossen zu sehen. Nur wenige lagen in bewußtlosem Schmerz darnieder, die andern riefen von den Strohlagern ihrem Hauptmann ein Vivat zu, dem Tage entgegen jubelnd, wo sie, ihn an ihrer Spitze,

Rache nehmen würden an den Brigands. Er beſchenkte die Leute und zog ſich in ein Zelt zurück, wo jüngere Offiziere, bei der Flaſche den Tag beſprechend, ſich durch den Zuſpruch des Helden deſſelben geehrt fühlten. Man brachte ſeine Geſundheit aus, ohne ſich in dem eifrigen Geſpräch ſtören zu laſſen. Es galt der Nachricht, die eben Einer hereingebracht, daß ein Verrath der Armee faſt den Untergang gedroht, denn ein feindlicher Anführer habe ſich bei der Action in ihren Reihen befunden. Dieſem Umſtande ſchreibt man die geſchickten Manöver der Brigands zu. Sie hatten ſich von keinem Scheinangriff täuſchen laſſen. Der Deutſche, aufmerkſam horchend, ſchlug mit einer republikaniſchen Verwünſchung auf den Tiſch, fragend, wer ſo die Republik verhöhnen könne! Aber die Jakobinerwuth war in dieſem Zelte nicht in der Mode. Es waren junge Männer, zum Theil Edelleute, die, einſt in den Pariſer Zirkeln glänzend, im Feldlager die Erlaubniß ſuchten, welche der neue blutige Ernſt der Hauptſtadt nicht zuließ, nämlich über ihn zu ſcherzen.

„Ein Sieur von Rovrand aus Poitou," erwiederte man lachend, „ein eifriger Partiſan drüben."

„Früher Militär?" fragte Rodenhauſen.

„Kaum möglich, dazu wäre er zu jung."

„Alſo ſolche Laffen beſtellen die zu Offizieren?"

„Sie beſtellen ſich ſelbſt. Es waren meiſt ſeine eigenen Bauern."

Rodenhausen war unzufrieden, daß seine ganze Heldenthat darauf hinauslaufe, sich durch eine aufgestandene Bauernschaft durchgeschlagen zu haben. Er meinte, solcher Thaten hätte sich mancher alte Militär ganz allein gerühmt: „Wenn er einmal über den Acker fuhr und die Leute wollten ihn pfänden, zielate er seine Pistolen, und die Dreschflegel und Sensen fuhren zurück.“

Man lachte und versicherte, der Convent in Paris sehe noch jetzt die Sache nicht besser an. Er lobte sogar mit belobenden Worten.

„Und er thut recht daran,“ fuhr der Deutsche dazwischen. „Ich bedaure, daß man wirkliche Militärs hierzu gebrauchen muß. Wenn sich das Bauerngesindel durch Ueberrumpelungen, durch Spione, durch Uebermacht einmal einen Succeß verschafft, sollte man das nicht so hoch anrechnen. Einige Exempel statuirt, und dann gar nicht von ihnen geredet. Am Ende sind es die Weiber, die drüben den Lärm anstifften. Sie sind auf die Republik verdrießlich, weil ihre Roben und Frisuren und Galanterien aus der Mode gekommen.“

„Der Capitän hat Recht,“ lachte Einer auf, „denn wissen Sie gegen wen die Republik heut ihren tapfern Arm versuchte?“

Ein Andrer entgegnete: „Royrands Leute konnten es nicht allein seyn. Von Lescure und La Roche

Jaquelein's waren Viele dabei. Sie hatten unsere Schwäche benutzt, und zusammen geworfen, was aufzutreiben ging."

„Gewiß," fuhr Jener fort, „aber wir stritten zumeist gegen eine allerliebste Dame. Stellen Sie sich vor, es waren die Bauern der Marquise von Merrillier. Sonst mit Chaarette operirend, hatte sie diesmal vorgezogen, alle ihre Waffen gegen uns zu wenden."

„Sie, sie!" — fuhr der Deutsche auf.

„Freilich! Ihr Generalfeldmarschall hatte am heutigen Tage den Oberbefehl über die combinirten Armeen."

„Der Marquis, der alte Pedagriß?" sagte der Freiherr.

„Nein. Sie hat einen andern Kommandeur erwählt. Meine Freunde, ist der Gedanke nicht allerliebst, von der süßen Marquise besiegt zu seyn, wir von ihr —"

„Wenn ich sie noch sehe in den kleinen Abendzirkeln, wie ihre verliebten Augen über das Klavier nach einem gewissen — hinschielten."

Der Gewisse entgegnete: „Ich könnte stolz seyn, wenn es nicht der Nachsonnenschein einer starken Mittagshitze gewesen, die Jemand sonst mit ihrer Gluth überschüttete."

„Es war eine der galantesten Damen jener Tage," bemerkte ein älterer Dritter.

„Und wie sie den Marquis dupirte!"

„Als ob es da nöthig gewesen wäre zu dupiren. Der selige Chevalier *** erzählte, wie sie ihm vor des Marquis Augen die Rendezvousstunden an den Fingern gezeigt. Er konnte, im Gespräch mit dem Gatten, die Antwort nur mit dem Fuß geben, trat aber aus Versehen auf den des Pedagariüten. Der verbeugte sich und sagte: Entschuldigen Sie, es war mein Fuß; hatte aber die Artigkeit, sogleich aufzustehen, das tête à tête nicht zu stören."

„Es war doch ein allerliebstes Weib. So natürlich bei aller Koketterie."

„Wie sie nur auf den Einfall gekommen, nach der Boccage zu gehen! da ist nichts für sie."

„Und mit dem Marquis," sagte der Andere, „das war die größere Thorheit."

Der Aeltere bemerkte: „Er lag krank. Ich wohnte in ihrer Nähe. Sie verschaffte sich mit Lebensgefahr durch eine letzte Galanterie für ihn den Paß nach der Provinz. Sie hat wirklich musterhaft für ihn gesorgt, beim Einpacken der halben Leiche."

„Der neue Connetable ihres Reichs wird die Marquise vermuthlich für die Entbehrungen in dem Bauernlande entschädigen."

„Hauptmann, was ist Ihnen!" riefen Alle, als Rodenhausen, plötzlich sein Glas fortstoßend, aufsprang.

„Daß ein Republikaner das Weib noch immer Marquise nennt."

„Ein Mann vom Berge," flüſterte Einer, als der Freiherr ohne Abſchied das Zelt verließ.

„Doch ſah er, als Mamet abgeführt wurde," bemerkte der Andere, „gar nicht wie ein Terroriſtenfreund aus. Die Wunde mag ihn quälen, denn der Nietzeleid des ganzen Mannes zitterte während Ihres Geſprächs, und er biß in die Lippen, den Schmerz zu überwinden."

Der Verwundete trat auf die freie Höhe hinaus. Die ſtark wehende Abendluft that wohl. Er ging mit großen Schritten auf und ab. Die Wachen zogen ehrerbietig, wo ſie ihn erkannt, vor dem Helden das Gewehr. An einer einſamen abgeſtorbenen Eiche traf er den General, der mit unterſchlagenen Armen in die Ebene ſtarrte. Nur der Federbuſch bewegte ſich, die Augen haſteten auf den noch an ſeinem Schloſſe zehrenden Flammen. Ein Thurm und mehrere Schornſteine ragten wie Schatten aus der Gluth hervor. Eine Thräne hätte man vergeblich in Pechembeau's Auge geſucht. Es war unvermeidlich, daß beide einige Worte wechſelten, wenn auch jeder ſeinen eigenen Gedanken nachzuhängen wünſchte.

„Die Republik, General, wird es Ihnen nicht erſetzen," begann der Deutſche nach einer Pauſe.

„Es iſt erſetzt," erwiederte jener, auf die abziehenden Feindeshaufen deutend.

„Wenn ſie nicht wieder umkehren. Sie ſparen

uns Leuchtkugeln, General, das iſt allerdings ein groſſer Vortheil."

„Poitiers wurde dauernd von ihnen bedroht, ſobald ſie hier einen Halt gewannen."

„So haben Sie Poitiers gerettet, und meinethalben Frankreich. Ich frage, wie Frankreich das patriotiſche Feuerwerk belohnen wird?"

„Wir ſind Bürger einer Republik."

„Am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, General."

„Sie glauben nicht mehr an die Brutus!"

„Warum nicht! Unter Brutus kann man ſich Vieles denken; auch an Marier und Sullas. Aber nicht an Curier und Fabricier, ſeit man Aſſignaten ſtempelte."

„Die Namen Roland, Vergniaud, Briſſot werden auf die Nachwelt leuchten."

„Immerhin, aber für ihre Köpfe zahle ich nicht mehr eben ſo viel ihrer Aſſignaten."

„Sie meinen, der Berg wird die Gironde erdrücken?"

„Haben Sie Hoffnung, daß man mit Phraſen von Römer-Tugend und Gerechtigkeit einen blutdürſtigen Pöbel bändigt."

„Die Vernunft wird ſiegen."

„Gewiß, einſt, wenn die Tollheit ſich die Hörner abläuft. Nur nicht jetzt und nicht in Paris."

„Der wahre Geist der Gesetze und der Freiheit regt sich in den Provinzen. Im Norden wie im Süden treten die ächten Republikaner zusammen. Lyon ist schon im offnen Kampfe aufgestanden gegen eine wahnsinnige Tyrannei.“

„Das alte Frankreich ist sonst so ziemlich aufgelöst,“ entgegnete der Freiherr, „aber das eine Grundelement von Tyrannei, Paris, steht noch, und die vernünftigern Provinzen unterliegen im Kampfe mit der unvernünftigen Hauptstadt. Alles, was ehrwürdig war in Kirche und Staat, tausendjährige Institutionen, womit man dem Demos imponirte, wurde in ein paar Nachmittags-Sessionen zertrümmert. Mit der Philantropie, mit dem Buch von den Menschenrechten, mit ein paar hohlen Phrasen, gemacht im Augenblick, um im Augenblick in ihr Nichts zurück zu kehren, wollen Sie damit Marats Barfüßer, die blutdürstigen Metzgerschaaren, die zerlumpten Lastträger, die kreischenden Fischweiber in Respekt setzen? Der ganze Convent hatte nicht so viel, den Pöbel zu ersuchen, höflich zu seyn.“

„Sind wir bestimmt zu fallen, wird unser Andenken uns überleben.“

„Die heroischen Tugenden überbieten sich schnell. Eine That erdrückt die andere, ein Schlosbrand ist bald vergessen. Wenn diese außerordentliche Zeit so in der Vervollkommnung fortschreitet, steckt der Pa-

triotismus am Ende ganze Residenzen, um sie zu retten, in Brand."

„Hauptmann!" unterbrach ihn Rochembeau plötzlich in verändertem Tone, „Sie kämpften heut wie ein Held der alten Tage. Warum solche Aufopferung — wenn für Sie alles lächerlich ist, was den Geist vom Staube erhebt?"

Der Freiherr schwieg betroffen und legte die Hand an die verwundete Schulter. „Wer ist sich nicht selbst zuweilen ein Räthsel — wir thun, was wir nicht wollen —"

„Wohlan! Eine solche Zeit ist auch für Frankreich gekommen. Wir thun, was wir nicht begreifen, was wir nicht wollen. Weltgeschicke schlafen, und der Klang eines zersprungenen Glases, das dem Kinde aus der Hand fällt, kann sie wecken. Eine gewaltige Zeit rollt sich ab. Wer dachte daran beim ersten Trotz der Parlamente, welche Ideen sie anregen würden! Es ist eine Zeit, die alle Riegel sprengt, die Schlösser aus ihren Angeln hebt, die Gefühle heraustreibt. Die Leidenschaften von sonst vergehen in ihrer Kleinlichkeit. Eine neue Seele haucht über das menschliche Geschlecht, es kann sich Niemand ausschließen, auch der Eigensinnigste wird mit fortgerissen. Die Bewußtlosen sind die Glücklichsten! Wer da stehen bleibt, geht unter. Auch über uns, die wir ihr eine erhabene Gestalt geben wollten, wälzt sie sich vielleicht zermalmend hin, wir irrten vielleicht, und Roms und Spartas Zeit

kam noch nicht an die Reihe, aber sey es, es ist schön, Cato's Rolle zu spielen."

„Und Ihr Lohn, Ihr Trost, dafür Sie Alles in diesen Strudel werfen?"

„Der Gedanke der Gerechtigkeit."

„Der wärmt nicht."

„Die Nachwelt."

„Man lacht schon über Lafayette."

„Bürger, die Nothwendigkeit."

„General, die achte ich. Ich achte aber auch die Franzosen. Ich achte sie, weil sie die Nation sind, wo der Nerv aller Dinge, der Verstand, am schärfsten geschliffen wird. Man nebelte nicht in Ideen, wie meine Blutsfreunde überm Rhein, es ließ sich alles beweisen, was geschah, und man hatte nicht nöthig, zur Phantasie und zum Gefühl seine Zuflucht zu nehmen. Das ist nun anders. Man schliff, bis er schartig ward. Wo der Witz nicht mehr unterscheiden kann, faselt die alte Dummheit. Es ist mir, als wenn ich von unserer Philosophie lese oder gar von der neuen Poesie, die jetzt unter den Deutschen aufflackert. So toll, dumm, brutal spielt das entzügelte Gefühl. Mit wenigen plumpen Rissen hat man das künstlichste Gewebe zerschnitten, was der Verstand von Jahrhunderten wirkte, die alte gesellige Ordnung; grade am Hauptknoten traf man, daß nun die Faser ohne Zweck, ohne Zusammenhang umherflattern. Weniger Aerger, daß

es ſo geworden, als daß es ſo werden, daß dieſer Unſinn ſiegen konnte ſelbſt über die klarſten Köpfe —"

„Und ich ſage Ihnen," unterbrach Rochambeau, „es iſt eine Zeit, die außer aller Berechnung liegt. Die Begriffe von ſonſt reichen nicht mehr aus. Darum ſtehen die Klügſten verlegen da, und die Mittelmäßigen, die ſich dem Strome hingeben, leuchten wie Meteore. Aber er reißt Jeden mit ſich, ſpäter oder früher, und auch Sie — mit allem Ihrem Verſtande, Sie ſtehen nicht feſt."

Eine Ordonnanz rief den General hier ab. Der Freiherr ſah, den Eichbaum umfaſſend, hinauf zu den Sternen, um ſich zu beweiſen, daß er feſt ſtehe, aber der Wagen ging umher, die Capella zitterte, der Orion ſtieg auf und unter, und alle Planeten und Fixſterne tanzten um die dürren Aeſte der Eiche. Ihn ſchüttelte das heftige Wundfieber, und er eilte in die für ihn aufgeſchlagene Barake.

6.

Der Feldſcheer ſtand mit bedenklicher Miene Morgens am Lager des Verwundeten. „Sie müſſen nach Niort zurück." — „Eine leichte Fleiſchwunde heilte man zu meiner Zeit im Feldbett." — „Bei geſundem Körper und ruhigem Blute. Doch Ihre Wunde iſt entzündet und das Blut in beſtändiger Fieberwallung. Man könnte in der Nacht beſorgt werden."

Der Oberfeldſcheer, welcher den Truppen folgen mußte, ließ den Wundärzten in Niort beſondere Sorgfalt anempfehlen, als man den Deutſchen auf den Wagen hob. Es hatte deſſen nicht bedurft, der Ruf ſeiner That war ihm vorausgegangen. Man drängte ſich, den Helden von Rochembeau zu ſehen, die Wachen präſentirten am Thore vor dem bewußtlos im Stroh des Leiterwagens liegenden, die Municipalen beeilten ſich, ihm die beſte Pflege zu verſchaffen, und Demoiſelle Charpentier bat, dem verwundeten Helden ihr Haus als das ſeinige zu überweiſen.

Ereigniſſvolle Wochen gingen vorüber. Redenhauſen erfuhr nichts davon. Sein Zuſtand hatte ſich durch den Transport über eine beſaige, ſteinigte Straße ſehr verſchlimmert. Die Wunde heilte bald, aber das Wundfieber ging über in ein hitziges Nervenfieber. Victoire ließ unaern die Municipal- und Militärbeamten zu dem Kranken. Selbſt wenn der Arzt eintrat, begleitete ſie ihn. Es fehlte ihm an keiner Art der Pflege. Wenn er in lichten Momenten die Augen aufſchlug, ſah er die ſchöne hohe Geſtalt am grün verhangenen Fenſter auf ſeine Bewegungen lauſchen. Bemerkte ſie aber, daß er wache, ſtahl ſie ſich aus dem Zimmer, und eine alte Wärterin fragte nach ſeinen Bedurfniſſen.

Einmal hatte ſie eine Zeitung an ſeinem Bette vergeſſen, er las von der Steigerung der Gräuel in

der Hauptſtadt. Ueber die Provinzen beobachtete man ein Schweigen in den Pariſer Blättern, namentlich über den Zuſtand der Vendée. Dagegen fand er einen Artikel aus Straßburg. Man hatte in dem kleinen Flecken des Elſaß, wo der wackere Friedrich Schindelmeißner geboren werden, deſſen Büſte im Stadthauſe mit Lorbeeren bekränzt aufgeſtellt. Der Stadtpfarrer hatte von der Kanzel herab ſeine Thaten um die Republik in der Ebene von Rochembeau erzählen müſſen und die Jugend ermahnt, dieſem neuen Xenophon nachzueifern. Schindelmeißners Eltern ließ der Publiciſt erklären, ſie hätten ihm mit der Muttermilch Tyrannenhaß eingeflößt, und verwünſchten, daß ſie nicht mehr Söhne hätten, um ſie alle am Altar des Vaterlandes zu opfern. Der Freiherr konnte unter den Nachſchmerzen bitterer Träume lächeln, denn die Eltern jenes Schindelmeißners waren induſtriöſe Krämer am Rheine, welche ihr Leben durch nicht anders an das Vaterland gedacht hatten, als indem ſie die Duanen durch einen einträglichen Schleichhandel mit der transſehenaniſchen Pfalz übervortheilten. Auch ihr Sohn, deſſen Paß der Baron führte, hatte wohl von Talent der Eltern geerbt, war aber der friedfertigſte Mann von der Welt, und befand ſich ruhig und ſtill in Liverpool oder Glasgow, wo er die geretteten Gelder des Freiherrn in ſicheren Handlungen unterbrachte.

Die Aerzte erklärten endlich die Gefahr vorüber. Um ſo mehr fiel Victoires Benehmen auf. Sie wies die Beſucher fort; es könne dem Geneſenden ſchaden. Sie war aufgebracht über die Muſikanten eines Marſeillerhaufens, welche nach einem blutigen Executionstage ihr ça ira zur Ehre des Helden von Rochembeau vor ſeinen Fenſtern ſpielen wollten. Die republikaniſchen Feſte in ihrem Garten unterblieben zu einer Zeit, wo der ſanfteſte Bürger in Niort die wildeſte Miene erzwingen wollte; denn die Guillotine des Terrorismus war thätig in der Stadt. Beſonders war Victoire ihren Hausgenoſſen ein Räthſel. Sie ſpielte nicht am Klavier die neuen patriotiſchen Hymnen, ſie nähte nicht mehr Kokarden, nicht mehr an den Fahnen, ſie ſah nicht nach den Freiwilligen. Träumend, gedankenvoll, wie mit ſich ſelbſt im Unklaren, in Zweifel und Unruhe, blieb ſie Tagelang ſtumm. Man nannte ſie die Armide, welche ihren Rinaldo nicht fortlaſſen wolle.

Eines Abends zu ungewohnter Stunde öffnete ſich leiſe die Thür. Victoire trat ein und ſetzte ſich an ſeinem Lager nieder. Er las in ihren Augen eine heftige Aufregung. Es war, als traue ſie nicht den Wänden, indem ſie fragte:

„Bürger, fühlen Sie ſich ſoweit geneſen, um bald — noch dieſe Nacht vielleicht — Niort zu verlaſſen?“

„Falle ich Ihnen lästig, Demoiselle, den Augenblick. Sie waren es bisher, die mich durch die Aerzte —“

„Kein Mißverständniß. Zu Complimenten iſt nicht Zeit. Fühlen Sie ſich ſtark zu einer nächtlichen Flucht?“

„Flucht, Mamſell! vor wem fliehen?“

„Sie wiſſen nicht, wie ſich die Sachen zum Schlimmen hier gewendet. Vielleicht verbarg ich Ihnen mit Unrecht ſo lange, wie der Terrorismus auf unſerem Markte blutig wütbet. Es ſind wilde Machthaber aus Paris angekommen, der geringſte Verdacht des Royalismus genügt —“

„Bravo!“ rief der Freiherr barſch heraus, „wenn ſie ordentliche Männer herſchickten. Die ſchlaffe Halbheit nähete die Verräther. Einige Köpfe mehr abgeputzt, und das Ding wird gehn. Ich will morgen mit ihnen reden —“

„Wozu die Täuſchung, Bürger? Sie ſind verloren, wenn der geringſte Verdacht —“

„Verdacht, wie! Vergaß man das Gefecht bei Rochembeau?“

„Leider nein! die Blicke ſind auf Sie gerichtet. Wie Sie zu der That kamen, iſt mir ein Räthſel, doch das gehört nicht her.“

Rodenhauſen wurde aufmerkſam. Seinen Mantel, der ihm als Decke diente, um ſich ſchlingend, richtete er ſich auf und fixirte die Dame: „Madam, ich hoffe,

hoffe, daß hier Niemand am Patriotismus des Bürgers Schindelmeißner zweifelt."

„Verstellung, wo sie hingehört. Reden Sie leiser, ich weiß, wer Sie sind."

Der Deutsche ergriff heftig ihre beiden Hände und blickte ihr scharf ins Gesicht. „Meine Papiere! Trennte Evens Instinkt das Leder an der Brieftasche auf?"

„Ihre Papiere, Ihre Taschen liegen versiegelt als Heiligthum in meinem Boudoir. Kein sterbliches Wesen hat hineingeblickt."

„Und wenn es wäre," sagte Rodenhausen mit rasch verändertem Tone und streckte sich wieder auf das Bett, „so hätten Sie ein Attest von Robespierre darüber gefunden, was ich in der Vorstadt St. Antoine vor dem 10. August gethan. Heut kann es an den Tag, wozu die Feigheit? Den Abend wirkte ich mehr in den Schmutzlöchern für die Republik, als an dem heißen Scharmützeltage bei Rochembeau."

Victoire sah ihn mit ihren großen Augen lange zweifelhaft an, ein schmerzliches Lächeln flog über ihre Lippen, als sie sagte: „Gott, wie kann ein Mann so vorsichtig seyn! — Sie sind der Baron von Rodenhausen."

„Giebt es unter den Republikanerinnen auch Prophetinnen und Clairvoyanten? das fehlt noch zu dem Unsinn," sagte der Deutsche, ohne aus seiner Ruhe zu kommen.

„Es bedarf keines Hellſehens, mein Herr, wenn man einen Fieberkranken bewacht. Einen, deſſen Bruſt nach langer Verhaltung unfreiwillig den verſchloſſenen Empfindungen Luft machen muß. Ich ſaß Tagelang an dem Bette eines Raſenden, der zu den Wänden ſchrie ſeinen Haß, ſeine Verachtung, ſeinen Stolz. Ich wollte Sie nicht hören, ich mußte. Die Natur hat Ihnen eine furchterliche Beichte auferlegt zur Strafe, daß Sie Ihre Stimme ſo lange unterdrückten. Ich weiß Alles, mein Herr! Weßhalb Sie herkamen, ich weiß von Ihrer unglücklichen Schweſter, Ihren Planen, ich kenne Ihre Geſinnungen gegen die Republik, gegen uns, harter Mann.“

Der Freiherr ſchwieg eine Weile nachſinnend. „Eine Lücke in unſerer Natur. Eine Chimäre auch das! Selbſt der Mann ſoll nicht vollkommen ſeyn!“

„Beruhigen Sie ſich, Niemand, bis auf mich, ahnet etwas.“

„So gratulire ich, Mademoiſelle. Sie werden durch die Denunciation eines ſo radicalen Ariſtokraten Ihrem republikaniſchen Ruhm die Krone aufſetzen. Dürfte ich Sie aber erſuchen, bis morgen zu warten? Daß ich nicht entwiſchen kann, dafür bin ich Ihnen wohl ſicher.“

Victoire ſprang auf und drückte, überwältigt von ihren Gefühlen, das Geſicht an die Fenſterſcheiben. Es war ſo ſtill, daß er an dem Schluchzen die gewalt-

ſam vorbrechenden Thränen erkannte. Es bedurfte keiner Erklärung weiter, ſie würdigte ihn keines Wortes.

„Verzeihung, Demoiſelle, wenn ich Sie kränkte. Ich bitte, ſetzen Sie ſich wieder nieder, laſſen Sie uns vernünftig berathen, was zu thun iſt.“

Sie näherte ſich langſam. Er ergriff ihre Hand und fragte ſanfter als gewöhnlich: „Haben Sie verziehen?“

„Ich habe nichts zu verzeihen,“ entgegnete ſie kalt, „ich kenne Sie ganz und weiß, wie Sie von uns denken.“

„Wohlan, Mademoiſelle, wir wollen uns nicht weich machen durch unnöthiges Auskramen ſchlummernder Empfindungen. Sie wiſſen, wohin ich will. Daß ich noch nicht dort, daß ich in dieſem Zuſtande bin, iſt die Frucht einer Thorheit. Ich fühle mich vollkommen kräftig, aber ich ſehe keinen Grund zur Flucht ab, und halte es mit meiner Ehre unverträglich, grade im Augenblick die Republikaner zu verlaſſen, wo ſie auf mich rechnen. Sie ſind im Nachtheil.“

„Ein neues Hirngeſpinnſt!“ rief Victoire heftig. „Sie ſind nicht im Nachtheil. Das Blutwerk geht fort. Die Sache der Vendéer ſteht ſchlimmer. Die Mainzer drängen ihre große Armee. Die Häuptlinge im Süden kämpfen vereinzelt, verzweifelt. Bedenken Sie Ihre Schweſter, die unglückliche Marquiſe. Wenn

Sie ihr als Mann rathen, beispringen wollen, es ist jetzt der Moment.“

„Der Freiherr sah sie verwundert an. „Und doch bestimmt mich dieß zu bleiben. Ein einzelner Mann dort mehr oder weniger. Hier kann mein Ansehen nützen, mich völlig zu unterrichten, wie es steht, wie und wo zu helfen ist. Ich gehöre — nicht zu denen, die losschießen, ehe sie gezielt haben.“

„Fliehen Sie,“ rief Victoire, kaum seine Gründe aushörend, und stürzte ihm zu Füßen, indem sie seine Hand an ihre Brust drückte. Seine Bemühungen, sie aufzuheben, waren vergeblich. „Bei Allem was Ihnen theuer ist, nur dießmal geben Sie nach einem Weibe, nur dießmal fort mit dem starren Sinn. Morgen kann ich die Machthaber der Stadt nicht mehr zurückhalten. Der Deputirte will sie sprechen. — Sie kennen nicht die Luchsaugen dieser neusten Blutsauger.“

„Um so besser. Ich weiß mit dem Gesindel umzugehen. Einem Robespierre sah ich ins Auge.“

„Aber noch keinem Barandon,“ schrie sie am Boden. Des Ungeheuers Auge sieht durch eiserne Mauern.“

„Barandon hier!“

„Er, der von keinem Erbarmen weiß,“ fuhr sie mit aller Beredsamkeit fort, als sie den Freiherrn erblassen sah, „er, der die Fußtritte eines Adeligen im Sande erkennt, der an der Miene voraussieht, wer

emigriren will, der einem Prieſter anſieht, ob er geſchworen hat, dem dürfen Sie nicht begegnen. Er will Sie beſuchen —"

„Dem darf ich nicht begegnen!" rief Rodenhauſen aus und war aufgeſtanden.

Victoire hatte geſiegt. Ein trauriger Sieg, aber die Freude glühte in ihren Augen. Sie hatte für alles voraus geſorgt. Er fand ſeine Waffen, ſeine Kleider in ihrem Boudoir. Was ſie wußte, theilte ſie ihm mit, während er ſich rüſtete. Aber ſie ließ ihn nicht mehr zum Curé. Zu einer Zeit, wo jeder Gottesdienſt zum Verbrechen wurde, war auch ein geſchworner Prieſter ein Gegenſtand des Verdachts. Sie bedauerte, ihm Niemand mitgeben zu können, der ihn führte, denn in dem Hauſe der Republikanerin ſeyen nur Diener erzogen, welche die eigene abfallende Gebieterin angeben würden. Das hatte ſie ihren Domeſtiken zur Pflicht gemacht. Doch war der Weg in die Boccage jetzt von Truppen leer. Sie beſchwor ihn, am Tage ſich zu verbergen, ſeine hohe Geſtalt, ſeine ſcharfen Geſichtszüge müßten ihn verrathen. Auch von den Vendéern ſey Gefahr, weshalb er mit großer Behutſamkeit ſich ihren verſteckten Vorpoſten zu nähern habe. Der gewiegte Militär lächelte.

„Ich wage nicht, nach Ihren Abſichten zu fragen," ſetzte ſie ſchüchtern hinzu, „aber wenn Sie einſähen, daß dort nichts für Ihre Sache zu gewinnen iſt, wenn

Sie Gelegenheit finden, Ihre Schweſter zu retten, ſich ſelbſt zu retten — die Lage der Emigranten mag traurig, troſtlos ſeyn in der Fremde —" Sie ſtockte. Plötzlich drückte ſie an einem Knopf in der Tapetenwand und ein Schubkaſten voll Goldrollen öffnete ſich. — „Laſſen Sie den Stolz einmal fahren," ſagte ſie, ſeine Hand ſanft ergreifend. „Nehmen Sie vom Ueberfluß einer Franzöſin, um den hochmüthigen Engländern Trotz ins Geſicht zu ſehen. Wir ſehen uns wohl nie wieder, und hier möchte bald alles Gold ein Gut ſeyn, was nichts hilft."

Sie las fragend in ſeinen Augen. Er erröthete. Aber es geſchah nicht unfreundlich, als er erwiederte, daß er für alle Fälle geſorgt habe. Als alles im Hauſe todt ſchien, warf ſie einen Mantel um, ihr helles Kleid zu verbergen, und führte ihn durch den Garten nach der Stadtmauer. Eine kleine Pforte leitete beide durch einen engen, verſchlungenen Gang bis zum ausgetrockneten Graben. Sie bezeichnete ihm mit ängſtlicher Genauigkeit den Weg. Aber indeſſen ihre Augen unverwandt auf dem Felde hafteten, verrieth ihr zitternder Körper die Gemüthsbewegung. Sie lehnte ſich an die Mauer, als er Abſchied nahm, die Hand an der Thür.

„Sie ſollen keinem Undankbaren einen Dienſt geleiſtet haben, Mademoiſelle. Mir gelang es, zur rechten Zeit meine Güter zu verkaufen. Das Geld iſt

in England. Von dort aus hören Sie von meinem Dank."

Sie winkte ihm zu gehen. Sie konnte nicht sprechen. Er fühlte die Beleidigung, faßte ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. Als er schon in den Graben hinüberstieg, flüsterte sie ihm zu: „Seyn sie menschlich gegen Ihre unglückliche Schwester. Wir Frauen sind schwach."

Drüben angekommen, sah er sie noch unbeweglich wie vorhin. Er rief hinüber: „Aber, Victoire, was erwartet Sie, wenn man entdeckt —"

„Der Tod!" rief sie. „Je schneller, um so besser."

Sie warf die Thüre zu, das Schloß sprang ein, und jeder Rückweg blieb ihm abgeschnitten.

7.

Wie der Krieg in dieser Gegend gewüthet, zeigte ihm, als der Morgen anbrach, jeder Schritt. Zertretene Kornfelder, zerstörte Höfe, verbrannte Dörfer, ohne ein lebendes Wesen darin. Schon hatte die grausame Art des Kriegführens begonnen, welche, um die Vertheidiger aller Hülfsmittel zu berauben, gegen Boden und Menschen gleich wüthete. Die Brunnen waren verschüttet, die Obstbäume abgeschnitten, die lebenden Hecken ausgerodet, er traf auf verbrannte Waldungen, deren verkohlte Stämme kreßlos in die Wolken ragten. Aber der große Krieg selbst hatte sich von dieser Seite

fortgezogen, indem er mit blutiger Hartnäckigkeit nach der Loire zu gefochten wurde.

Als Rodenhausen, von der Mittagsschwüle erschöpft, sich auf einer unwirthlichen Sandhaide niederwerfen wollte, bemerkte er ein losgelassenes Pferd unweit von sich grasen. Hier war Alles herrenlos, es konnte ihn vielleicht noch heut nach dem Ziele seiner Bestimmung tragen. Als er aber mit Vorsicht seine Schritte beflügelte, um es zu fassen, sah er Jemand von einer andern Seite mit gleicher Absicht darauf losrennen. Es traf sich, daß beide im gleichen Moment am Stricke, der statt Zügel diente, fassten, und der Andere war eine dem Deutschen sehr wohl bekannte Person, von der sich wenig Nachgiebigkeit erwarten ließ. Beide sahen sich groß an, den Streit bedenkend, der über den Besitz des Thieres erfolgen dürfte, doch schien die Verwunderung auf Seiten des Andern geringer, denn er begann das Gespräch ohne Umstände:

„Ah, Capitain, seyd Ihr's und so gesund."

„Du bist der Weißgerberburich aus Parthenay?"

„Freilich, und ihr der lange Elsasser, der so gut losdrosch bei Rochembeau. Die verdammten Brigands! Ihr wollt doch nicht zu ihnen?"

„Der Himmel behüte jeden Patrioten."

„Verzeiht mir die Frage. Es giebt viel schlechte Leute in der Welt und andre, denen man's gar nicht an der Nase ansieht, wer sie sind."

„Wohin führt Dein Weg?“

„Immer der Naſe nach. Aber an Eurer leſe ich, daß wir denſelben machen.“

„Das wäre ſeltſam.“

„Wir wollen beide etwas um das Bauernvolk an der Boccace ſchnüffeln, wie's da ausſieht, und was ſich machen läßt, und jetzt — wißt Ihr, worauf Ihr jetzt denkt?“

„Nun, mein Freund?“

„Wie Ihr mir eine Naſe drehen wollt, und mit dem Pferde auf und davon reiten.“

„Einer von uns beiden,“ ſagte gelaſſen der Freiherr, „kann es nur haben, zuſammen auf der Ackermähre reiten, würde mir und Dir nicht gefallen, und in einer Wildniß, mein Freund, wie hier, ſagen die Menſchenrechte, daß der Stärkere allein eines hat.“

„Und der ſend Ihr, wie Ihr meint. Es käme auf eine Probe an. Länger ſeyd Ihr, ich glaube um ein Paar Ellen, auch ein Viertel Schock Jahre älter, habt viel ſtärkere Fäuſte und mit dem Bart komm ich gar nicht aus; aber, wie wäre es, wenn wir um die Wette rennten, Ihr zu Pferde und ich zu Fuß.“

Rodenhauſen hielt es für Scherz, es war aber des Burſchen völliger Ernſt. Man ging die Wette ein, ein entfernter Fichtenbaum wurde als Ziel beſtimmt, und der Deutſche glaubte ſo auf gute Weiſe ein Pferd gewonnen und den läſtigen Begleiter verloren zu ha-

ben. Aber, wie ſehr er auch das Thier anſtrengte, der leicht geſchenkelte Burſch war bald hinter ihm. Er hatte nicht das unbequeme Reiten auf einem kleinen Ackergaul und ohne Sattel berechnet, wobei ſeine langen Beine faſt die Erde berührten. Der Weißgerber war ſchon vor ihm am Fichtenbaum und machte ihm hier den Vorſchlag, wechſelweiſe zu reiten, wobei er dem Deutſchen den Anfang geſtattete. Jede Geſtattung war dem letztern in dieſen Verhältniſſen zuwider. Ging der Burſch nicht gutwillig, mußte er ſich ſeiner zuletzt doch entledigen, und eine erwieſene Gefälligkeit band ſeine Freiheit. Er räumte, ſobald er ſich etwas erholt hatte, den unbequemen Sitz dem Fußgänger. Dieſer machte ſich indeſſen durch ſeine blutigen Schimpfreden auf die Vendéer, Royaliſten und Ariſtokraten reichlich für jede Gefälligkeit bezahlt. Rodenhauſen ſchimpfte mit, und konnte nun, wenn es nöthig wurde, leichtern Herzens zur Piſtole greifen.

Es war weit über Mittag, und noch blieb die Gegend öde. Nur zuweilen glaubte der Freiherr über fernere Bergrücken bewaffnete Bauern ſtreifen zu ſehen. Sein Begleiter war von einer unerträglichen Mantelheit. Keine ſeiner Bewegungen ſchien dem Burſchen zu entgehen, er hätte durch ſeine Fragen, wenn Furcht in Rodenhauſens Charakter gelegen, ihn ängſtigen können. Jetzt faßt er plötzlich das Pferd am Zügel — der Deutſche faß wieder darauf — und hielt es

an. Der Reiter riß ſchnell die Piſtole heraus, aber er lächelte.

„Ei Bürger, Ihr fürchtet Euch doch nicht vor mir? Ich bin ja unbewaffnet.“

Rodenhauſen erröthete und ließ die Piſtole wieder fallen.

„Wer bei Rochembeau gegen eine ganze Armee ſtritt, wird ſich doch nicht vor Einem fürchten.“

„Zur Sache, was willſt Du, mein Freund?“

„Wir ſtehen hier an der Gränze von dem eigentlichen echten Räuberlande. Wenn ich mich nun nicht verlaſſen könnte auf einen ſo guten Republikaner als Ihr ſind, keinen Schritt ginge ich weiter. Ich frage Euch aufs Gewiſſen, kann man Euch trauen, wenn wir in die Hohlwege kommen, wo aus jeder Hecke, aus jedem Buſch ſo ein ſchwarzes Menſchenfreſſergeſicht, ſo ein Tyrannenknecht verſchießen kann?“

Der Freiherr ſtieg vom Pferde. Wenn es bei Erörterung dieſer Frage zum Aeußerſten käme, war er ſicherer als Infanterie. Der Burſch beſtieg haſtig den Klepper, ſtieß ihm die nackten Hacken in die Weichen und das Thier flog mit dem geübten Reiter, bis es dem Zurückgebliebenen faſt aus dem Geſicht verſchwand. Aber in weitem Kreiſe wieder zurücklenkend, ſprang jener lachend ab und lagerte ſich neben dem Freiherrn ins Gras.

„Los werdet Ihr mich nicht, Bürger. Wollt Ihr

meinen Ziegenkäſe theilen, und ein Stück Brod? Mittag iſt es."

Der Hunger zwang den Deutſchen, zum zweitenmal etwas anzunehmen, was er gern ausgeſchlagen hätte. Die frugale Mahlzeit mußte Beiden munden, denn ſie ſaßen mehrere Minuten ohne ein Wort zu ſprechen.

„Wenn nur eine Quelle in der Nähe wäre!"

„Nichts da! Unſere Brüder haben hierum alle Feldquellen mit Pferdehufen ſo eingeſtampft, daß es purer Meraſt iſt. Iſt das nicht recht! Wetter, was macht ihr für ein Geſicht! Wüßte ich nicht, daß Ihr ein ſo guter Patriot ſeyd, — nämlich von Rochembeau her — und, Herr Himmel, wenn mir das ein Mal beſtimmt wäre, daß ich müßte mit einem Royaliſten Ziegenkäſe eſſen —"

„Narr," fiel ihm Rodenhauſen in die Rede, „was willſt Du in der Boccage?"

„Ich habe da eine Schweſter."

„Vermuthlich eine Kuhmagd?"

„Wie's kommt. Beim heiligen Jakobus, das Volk da macht jetzt keinen Standesunterſchied. Sie treiben Kühe, halten Rodar und kommandiren Alles bunt durch einander."

„Wer hat Deine Schweſter dahin gebracht?"

„Ein Jude."

„Verſchachert?"

„Man kann's auch ſo nennen. Iſt das nicht ſchändlich, Mädchen zu verkuppeln des Geldes willen?“

„Willſt Du zu ihr?“

„'s wird wohl jetzt ſo raus kommen. Hab' mich lange beſonnen. Aber das Gewiſſen ſchlägt doch zuletzt, nicht wahr Hauptmann?“

„Was willſt Du bei ihr?“

„Hauptmann, wenn Ihr 'ne Schweſter da hättet, was thätet Ihr? Ihr hieltet es doch für verfluchte Schuldigkeit, bei ihr auszuhalten, beſonders wenn Ihr Schuld wärt?“

„Rodenhauſen rückte von dem Burſchen ab und ſah ihm forſchend ins Geſicht: „Burſch, Du ſcheinſt mir eine verdächtige Perſon.“

„Freilich, ich diene als Spion.“

„Bei wem?“

„Bei den Vendéern!“

„Und das mir ins Geſicht. Weißt Du, wer ich bin?“

„Gewiß! der Baron von Rodenhauſen. Der Bruder unſrer Marquiſe von Marvillers.“

„Und wer biſt Du?“

„Ei, ich bin ja der Herr von Renrand.“

Der Deutſche ſah den rubia an ſeinem zähen Käſe nagenden Burſchen zweifelnd an. Er hatte viel von der verwegenen Tapferkeit dieſes Anführers gehört, ſich aber darunter einen Militair gedacht, deſſen Kom

mandeſtimme durch einen furchtbaren, bärtigen Blick unterſtützt würde. „Mein Freund, womit beweiſeſt Du das? Der Edelmann, den Du nennſt, ſoll General ſeyn über tauſend und mehr Leute.“

„Mit ein Paar hundert kann ich gleich dienen.“ Er pfiff. Zwei Flintenſchüſſe antworteten, und bald ſah man einige bewaffnete Trupps auf entfernten Höhen erſcheinen. Er zehrte ruhig ſeinen Käſe auf, ſteckte den letzten Biſſen Brod in den Mund, und rief dann dem nächſten Bauern zu: „Claude, ſchaf uns was zu trinken.“

Jetzt reichte er freundlich dem Deutſchen die Hand: „Baron, wir haben Sie lange erwartet. Aber beſſer ſpät als gar nicht.“

„Mein Herr von Renrand,“ erwiederte dieſer, „was ſoll dieſe Komödie mit mir?“

„Komödie für Komödie. Aber meine war unſchuldiger, als die Sie mit uns ſpielten. Wenn's mir nur gelungen, hätte ich Sie ganz anders geängſtigt. In Niort auf dem Markt kannte ich Sie noch nicht, Sie ſahen mir gar zu ſehr wie ein gräulicher Jakobiner aus, und es hätte mir wahrhaft leid gethan, wenn Sie meinetwegen an die Laterne gekommen wären. Erſt am Abend erfuhr ich von Petit Pierre, der mit Ihnen in der Diligence geſchwebt, wer Sie waren.“

„In der Diligence? wer war das?“

„Ei, der Jude, — er iſt aber kein Jude — den

meine Schweſter aus Bordeaux zu uns brachte. Ein ſchweres Stück von ihm."

„Das rothhaarige Mädchen, Demoiſelle von Renrand? Ich ſehe, die Diligence beſtand trotz ihren rothen Mützen und Haaren aus guten Ariſtokraten."

„Das iſt Veronika gewiß, aber ſie hat auch kein rothes Haar. Sie werden ſie ſehen. Seitdem erfuhren wir vom Curé Alles. Aber die Komödie bei Rochambeau wollen die bei uns Ihnen nicht vergeſſen. Dreimal hielt Petit Pierre unſre Leute zurück, weil wir immer glaubten, Sie warteten nur auf die Gelegenheit —

„Was ſoll der Jude da?"

„Ei, er kommandirte an dem Tage die Leute der Marquiſe, und meine auch, denn er iſt der beſte General. Ich zupfte Sie am Aermel, aber Sie hörten nicht. Späterhin ſprengte ich zweimal an Ihrem Quarré vorüber, ich winkte Ihnen, aber Sie erkannten mich nicht. Gott bewahre! Ich weiß aber recht gut, weßhalb das Alles war. Sie ſchämten ſich unſrer ſchlechten Leinenkittel und unſrer Jagdflinten. Freilich, wie die Blauen dreſſirt ſind ſie bei uns nicht. Aber ſie brauchten ſich doch nicht unter uns zu ſchämen. Es ſind brave Kerls."

Man hatte in einem Keſſel Waſſer gebracht, auch reichte ein Vendéer ſeine Feldflaſche dem andäigen Herrn. Den Deutſchen blickten Alle mit ſehr zweifel-

haften Augen an, bis Rovrand ihm zutrank: „Sie haben da manchen Verwandten der Burſche bluten laſſen, aber trinken Sie nur einmal auf des Königs Wohl. Dann iſt Alles gut. Gebt ihm nur die Hand, meine Jungen," ſagte er dann zu den Bauern, die größtentheils ſeine Väter ſeon konnten. „Und nun iſt Alles gut."

Redenhauſen mußte ſich zu dieſer Ceremonie bequemen. Alsdann brach man auf. Er mußte wieder das Pferd beſteigen, denn Rovrand erklärte, da ſie jetzt auf ſeinen Grund und Boden kämen, könne er unmöglich ſeinen Gaſt zu Fuß gehen laſſen. Sie betraten bald ein ſehr buſchiges Terrain, wo der Feind noch nicht hingedrungen ſchien. Die Hohlwege ſchnitten tief durch die Höhenzüge, überall war der Weg mit den dichteſten Hecken eingezäunt, welche ſich oft oben zur Laube ſchloſſen. Die Kornfelder lagen zerſtreut im ſtemigen Walde, ſelten gewährten die Höhenpunkte eine freie Ausſicht. Der barfüßige Gutsherr führte das Pferd des Barons am Zügel durch das durchſchnittene Terrain, und jauchzte hie und da mit dem Wunſche auf, hier die Blauen zu haben, um eine Dachsjagd auf ſie loszulaſſen.

„Sind die Leute Alle bei Ihnen ſo wohlgemuth, Herr von Rovrand?" fragte der Freiherr.

„Gott bewahre," erklärte dieſer. „Sie wundern ſich ſelbſt über mich, und ich thue es ihnen eigentlich nie

nie recht. Die Zeit iſt recht trüb und ſie meynen, es ſey wenig Hoffnung da; aber was hilft das, wenn man nun auch trübe iſt? Es ſind bei uns, die immer weinen und klagen und ſprechen von der Gottloſigkeit, wie es in Paris anders geweſen, feiner, galanter, als in der Boccage, und meynen jede Woche, das Strafgericht würde in der nächſten auf die Königsmörder niederfahren. Die thun aber grade am wenigſten. Ich denke, was einmal nicht zu ändern iſt, muß man kommen laſſen und bis dahin froh und luſtig bleiben. Mir iſt's ſonſt nie beſſer gegangen. Hier, beim heiligen Ludwig, was iſt das für ein Leben gegen das Kloſter und gegen die Kriegsſchule! Bald Sieger, bald beſiegt, bald Jäger, bald gejagt, aber immer im Wald und freien Felde. In Brienne, wenn man einmal die Nacht, eines Schwanks wegen, im Freien kampirte, ward man geſtraft, hier ſchlaf' ich von ſieben Nächten ſechs gewiß unterm Sternenhimmel. Reden halten, das kann ich nicht; aber wenn's aufs Wünſchen ankäme, da wollte ich, daß die Blauen — Ich fühle jeden Augenblick, daß ich lebe, und's dringt mir bis in die Fingerſpitzen und in die Zehen, ſo daß mir manchmal der ſündige Gedanke einkommt, die Revolution wäre doch was Gutes."

Rodenhauſen, dem der junge Mann gefiel, benutzte das Geſpräch, ſich über die Verfaſſung der Vendéer zu unterrichten. Aber bis es nicht mehr auf-

schoben werden konnte, verzögerte er die Frage nach seiner Schwester.

„Sie gehört zu denen, die Paris nicht aus den Augen verlieren können? Ihre Toupés und Ballkleider und Jammerlieder und nervöse Schwächen mögen sich schlecht passen zu Ihrer Lust an diesem Bauschleben, mein Herr von Reynard?“

„Toupés und nervöse Schwächen! Ach, Herr von Rodenhausen, man hört Ihnen an, daß Sie nie bei uns waren! Kommen sie nur, Sie werden sie sehen, aber Klaglieder zu singen, hat sie keine Zeit. Wenn ein Weib in ganz Anjou werth ist, eine Dame zu seyn, ist sie es, aber nicht wegen eines Ballkleides. Man möchte weinen vor Lust, so beschämt sie die andern Frauen, so schön ist sie, so sanft, so tugendhaft, und wer ihr die Hand küssen kann, ehe es ins Feld geht, meynt, dann sey er so gut, wie sicher vor der Kugel.“

Der junge Mann fuhr noch lange fort in seiner entzückten Schilderung. Der Freiherr betrachtete ihn mit einem bittern Lächeln: „Also selbst in der Vendée die Kokette und ein halbes Kind ihre neuste Eroberung. Es geht bergab mit dem Siegeslauf!“

8.

„Hier gebückt!“ rief Reynard. Sie kamen durch eine enge und so wild verwachsene Schlucht, daß man

in der Dunkelheit kaum auf zehn Schritte vor sich sehen konnte. Um so überraschender war der Ausgang. Das Purpurroth der untergehenden Sonne brach durch das dichtgewölbte Buchenthor, und der Deutsche sah vor sich eine Abendlandschaft, wie er sie nicht erwartet hatte. Sie standen an einem Abhange, der sich ziemlich schroff hinuntersenkte, und in ein für die Vendée weites Thal führte. Links und rechts gränzten Höhenzüge zum Theil mit dichtem Nadelholz bewachsen. Es war kein schluchtartiges Thal, wie in einem Gebirgslande, wo die Waldströme sich hinschlängeln in dem Riesenbette ihrer Ahnen. Ein regelloseres Spiel hatte in den Naturrevolutionen gewaltet. Mitten aus dem Triangel des Thals schossen steile, doch nicht hohe Felsenwände vor, die verwundert auf die fremde Gegend und auf die Hügel von weicherem Thone im Umkreis blickten. Die Lage war zu einladend, als daß die Seigneurs vergangener Jahrhunderte nicht auf diese Felsplatte ein feudalistisches Schloß hätten aufrichten sollen. Zu seiner Zeit sehr fest, war es dieß auch noch heute für den kleinen Buschkrieg, machte aber keinen Anspruch auf architektonische Schönheit. Jedes Jahrhundert hatte auf die ursprünglich gothische Masse seine kleinen Nußbauten und höhere Etagen aufgesetzt, und selbst die vorspringenden Eckthürmchen waren von Fachwerk. Nirgends war ein reines Verhältniß beobachtet, es schien nur Masse an Masse ge-

drängt, eingekeilt, aufgethürmt, aber die dunkle Abendgluth über dem Fichtenwalde in Westen gab dem Ganzen für den Landschafter einen eigenthümlichen Reiz.

Renrand las mit Wohlgefallen in Rodenhausens Gesicht die Verwunderung. Er zeigte auf ein erleuchtetes Thurmfenster: „Dort wohnt sie."

„So gehört das Schloß dem Marquis von Marvilliers?"

„Mir, mir! Castel Ancenis ist mein; drüben ist die Kapelle; dort hinten, wo die großen Eichen im Thal stehen, ist unsre Erbgruft."

„Warum nicht auf den Gütern des Marquis?"

„Da wirthschafteten schon die Blauen. Wenn wir auch noch manchmal hinüberziehen, um zu erndten, schlafen kann eine Dame nicht mehr gut in Dompatuy und Saint Chollet, da die Sterne überall ins Bette sehen."

Rodenhausen mußte sein Pferd auf dem steil sich hinabwindenden Wege verlassen. Auf der Wiese wurde gemäht, die Bauern waren unbewaffnet und zogen freundlich, aber nicht demüthig die Mützen. Einige, welche, um den letzten Abendschein zu nutzen, sich nicht einmal dazu abmüßigten, nickten nur mit dem Kopfe.

„Ist Petit Pierre oben?" fragte Renrand.

„Er ist noch nach Morgen zu aus," war die Antwort. „Will sehen, ob sie uns Zeit lassen werden zur Erndte."

Das Läuten einer kleinen Glocke ließ ſich vom Schloß aus vernehmen. „Sie hat ſich Meſſe leſen laſſen,“ ſagte Reynand, „und wir werden ſie nun in voller Arbeit finden.“

„Wohl ſchon Betſchweſter!“ murmelte Rodenhauſen, als ſie die etwas verfallene Zugbrücke betraten, welche über einen breiten mit ſchlammigem Grün überwachſenen Graben in das Schloß führte.

Wie die Induſtrie in dem kleinen Raume gewaltet, der jetzt für ſo viele Gäſte diente, ließ ein Gefühl ihn nicht bemerken, das er ſich ſelbſt gern weggeleugnet hätte. Durch die zu Magazinen umgewandelten Prunkzimmer des Souterrains wand er ſich in zögernder Haſt, bis ſie in einen Saal traten, wo Matratze an Matratze längs den Wänden von der Beſtimmung des Orts ſprach. Mehrere Frauen waren um die Verwundeten beſchäftigt, welche unter ſanfter Pflege ihre Schmerzen zu vergeſſen ſchienen. „Hier iſt ſie,“ flüſterte der Herr von Reynand, und Rodenhauſen fühlte ſeine Hand elektriſch gedrückt. Aber er ſuchte vergeblich unter den Dienſtthuenden nach der Herrin. Da richtete ſich eine Frau, deren jugendliche Geſtalt ihm in ihrer gebeugten Stellung über einem Kranken verſchwunden war, in die Höhe. Ein Blick aus ihren tiefblauen Augen traf den Freiherrn, und dieſe Augen konnten nur ſeiner Schweſter gehören. Aber wo war die Marquiſe unter der ſchlichten Hausklei-

dung, wo die ſiegende Schöne, die Gebieterin der Mode geblieben, unter der demüthigen Haube? Wohin war der elaſtiſche Schritt, die Beweglichkeit des feinen Körpers, das Nicken und Wenden des Kopfes, das einſt die Freieſten an ihren Siegeswagen gefeſſelt hatte? Noch war ſie ſchön, noch eine jugendliche Frau, die Bruſt athmete noch, das lebendige Muskelſpiel konnte noch bezaubern, aber welche ernſte Bläſſe lagerte über dem Geſicht, welch ein Schmerz um die Lippen, welche Sanftmuth milderte den Stolz des Auges, wie feſt und ruhig war ihr Blick, wie ſicher ihr Schritt. Ohne den Eintretenden zu erkennen, denn er ſtand im Schatten eines Pfeilers, ging ſie ihm entgegen. Er breitete die Arme aus und trat einen Schritt vor, der letzte Abendſchein fiel auf ſein Geſicht. Die Feſtigkeit der Marquiſe war verſchwunden; ein leiſer Aufſchrei, die Geſtalt zitterte, und der Bruder drückte ſie ſchnell an die Bruſt, ihre Schwäche vor den Anweſenden zu verbergen. Mit beiden Händen ſie unter den Armen haltend, den Schein zu erzwingen, daß ſie feſt ſtehe, küßte er feierlich ihre Stirn und bewillkommte ſie franzöſiſch. Aber auf deutſch, ihm unerwartet, da Julie ihre Mutterſprache in dem ungebildeten Elſaſſer Dialekt immer zuwider geweſen, beantwortete ſie das Willkommen, und preßte ihre Stirn an die Bruſt des Bruders. Ein buntes Chaos von Gefühlen mußte während einiger Minuten in unartikulirtem Geſpräch ſich

Luft machen. So hatte er Julien nie gekannt, ſo ſie auf keinen Fall erwartet, auch ſie war nie gegen ihn Schweſter geweſen, er fühlte ſich bewegt.

„Ich war vielleicht einſt gegen Dich hart,“ brachte er ſtockend nach einer langen Pauſe heraus, und wollte den Vorderſatz durch einen Nachſatz wieder ausgleichen, aber ſie unterbrach ihn mit Heftigkeit, an ſeinem Halſe weinend.

„Nichts von ſonſt, — wer wollte daran denken und Muth behalten! Muth aber, lieber Bruder, müſſen wir haben — Muth und Stärke, nicht wahr, Herr von Royrand,“ — wiederholte ſie franzöſiſch, dem jungen Freunde die Hand reichend, — „wer wollte ſonſt hier aushalten.“

„Bei der heiligen Jungfrau, Madame, die haben Sie,“ rief der junge Mann, der entrückt einer Scene beigewohnt hatte, in der er nicht mehr als das Wiederſehen langer getrennter Geſchwiſter erblickte. „Wir lernen von Ihnen.“

Der Freiherr war mit ſeiner Schweſter zufrieden; wie ſchnell war ſie Herrin ihrer Gefühle geworden. Der Bruder ſchien bald über die Sorgen der Hausfrau vergeſſen. Liebte er auch nicht bei Frauen ihres Standes zu genaue Sorgfalt für die Wirthſchaft, machten hier doch die Umſtände eine Ausnahme, und er freute ſich, daß ſeine zweite Beſorgniß, eine frömmelnde Bußerin zu finden, unbegründet geweſen. Das Schloß

war eine kleine Welt. Wie Luther gegen den Willen der Katholiken im Schooß der römischen Kirche eine Reformation hervorbrachte, hatte auch die Revolution in diesem fürstlichen Hafen des Royalismus gewirkt. Da war nichts in seiner alten Ordnung geblieben, kein Möbelstück, keine Waffe, kein Diener. Neue Bewohner, neue Gesinnungen. Reynard herrschte über ein Chaos zusammengewürfelter Flüchtlinge, aber weniger als Häuptling und Eigenthümer, wie als ein Hausbesmeister, der die Wünsche seiner anädigen Frau ablauscht, ehe sie Befehle werden. Man sah, wie seine Jugendlaune in die bedrängte Gegenwart Heiterkeit brachte.

Eine Glocke rief zum Abendtisch. „Die Zeit entschuldigt Vieles," sagte er zur Schwester, welche mit einiger Befangenheit bemerkte, daß hier eine andere Rangordnung herrsche als zu Versailles, und daß Jemandes Platz am Tische ihn befremden dürfe. Er bezog dieß auf Reynard, der sich mitten unter einige Bauernoffiziere gesetzt hatte, was der Freiherr unpassend fand. Hier erst traf er seinen Schwager. Die Marquise schob den Gebrechlichen auf einem Rollsessel an die Tafel. Sein Geist war so entnervt wie sein Körper. Er unterhielt sich mit einigen geistesverwandten Edelleuten, die man um Gottes Willen im Schlesie aufgenommen, über Plaisanterien eines blutig vertilgten Hofes, als sey er noch morgen zu einer Soirée

geladen. Es genügte, ihn mit einem Kompliments zu beſeitigen.

Zwei Couverts waren noch leer am obern Ende. Als der Freiherr ſich auf dem Ehrenplatz niederſetzen wollte, riß Renrand ihn plötzlich zurück.

„Halt! Sie ſind unſer werther Gaſt, aber nicht unſer Kommandeur. Darum gebührt Ihnen nur der zweite Platz; der da bleibt aufbewahrt für den Connetable und Feldmarſchall unſerer ſchönen Frau.“

Rodenhauſen fühlte ſich gekränkt. Der Reden von Rochembeau's Offizieren eingedenk, fiel ſein Blick auf die Marquiſe. Das Roth der Verlegenheit auf ihren Wangen, ſagte ihm deutlicher, weßhalb jener ebenan und an der Seite ſeiner Schweſter ſitzen müſſe.

„Und wie heißt der Auserwählte, den Sie, mein Herr von Renrand, proteziren können?“ fragte er, „das Sie betonend.“

„Petit Pierre, lieber Herr von Rodenhauſen,“ entgegnete der junge Mann etwas ſpöttiſch. „Als Jude auf Ihrer Diligence mag er freilich anders geheißen haben.“

„So bin ich neugierig,“ ſagte der Freiherr, ſich raſch niederſetzend, „in welcher Metamorphoſe es dem Herrn Connetable gefallen wird, vor mir zu erſcheinen.“

Er ſprach wenig bei Tiſche. Die Schweſter blieb verlegen, und er empfand keine Neigung, ihr Muth zu machen. Seine Augen hafteten lieber auf einem zar-

ten, ſehr ſchönen Mädchen von kaum ſechzehn Jahren, die erſt ſpäter zu Tiſch gekommen war und in der Entfernung ihm gegenüber ſaß. Sie war ſehr ſtill. Nur einmal trafen ſich ihre Blicke. Ernſt und Geiſt lagen darin, er mußte ſchon in dieſe Augen geſehen haben, aber erſt als Renrand ſie mit dem Schweſternamen anredete, erkannte er das rothhaarige Mädchen von der Diligence. Sie blieb die ſtille Beobachterin, und der Freiherr, dem ſie gefiel, konnte ſich während des ganzen Abends keiner mehreren Aufmerkſamkeit rühmen.

Ein Freudenruf im Hofe verkündete endlich Petit Pierre's Ankunft. Ein kleiner unterſetzter Mann von ungefähr vierzig Jahren trat ein, herzlich und ehrfurchtsvoll bewillkommt von Allen. Renrand riß ihm händeſchüttelnd faſt den Arm aus, Julie führte ihn an der Hand zum Tiſch und blickte bittend den Bruder an. Aber der lächelnde Mann, mit den langen Armen, den kleinen ſchlauen Augen, dem ungeſchickten Gange im blauen Hemde, konnte nicht Juliens Geliebter ſeyn. Alle ſtanden, weil er ſtand, und er ſtand in halber Verlegenheit, auf eine Erlaubniß der Freiherrn wartend. Da erkannte ihn dieſer. Der acclamirte Royaliſtengeneral war derſelbe Diener ſeiner Mutter, den er einſt als Briefträger für den bürgerlichen Bewerber die Treppe hinunterwarf. Einmal flammte es über die Stirn des Freiherrn, dann genügte ein

Blick auf die Schweſter, den auflodernden Stolz zu dämpfen.

„So, Petit Pierre, glaubten wir uns nicht wieder zu ſehen,“ ſagte er, dem Manne mit Herablaſſung die Hand reichend. „Was treue Diener werth ſind, lehrt uns die verkehrte Zeit.“

Die Marquiſe, nicht mit dieſem Lobe zufrieden, ſtellte ſich noch hinter Petit Pierre's Stuhl, als Alle ſchon wieder ſaßen, und ihr Mund ſtrömte über vom Lobe des treuen Dieners, wie er es geweſen, der ſie aus Paris bis zur Vendée geleitet, wie er den Bauernaufſtand in dieſen Gegenden begonnen, wie er täglich als Kundſchafter ſein Leben in Gefahr ſetze, wie er kaum die ſchwierigſte Miſſion nach dem Süden ausgerichtet, Veronica aus ihrem Kloſter, wo ſie erzogen worden, geholt und royaliſtiſche Gelder dort erhoben habe. Sie hätte vielleicht noch lange nicht geendet, wenn ihr Neffe nicht ins Wort gefallen wäre, deſſen Ungeduld nicht ertrug, daß Petit Pierre ſelbſt nicht zu Worten kam.

„Seht ihr nicht Alle die gute Botſchaft auf ſeinen Lippen? Heraus damit, was bringſt Du uns?“

Petit Pierre ſah ſich noch einmal im Zimmer um, ob er auch allen Geſichtern trauen könne. Nur die kalte Miene des Freiherrn hatte Zweifel erregen können; Veronica, halb vom Seſſel erhoben, bebte in freudiger Erwartung, alle Augen waren auf ihn gerichtet.

Meine Herren und Freunde," hub er an, „der Himmel ſendet uns Hülfe!"

„Sind Engländer gelandet?" rief Jemand.

„Nichts von Engländern!" ſchrie Royrand, den Stuhl zurückſtoßend.

„Recht ſo, mein tapfrer Held," wiederholte Petit Pierre, „nichts von Engländern! Franzoſen ſind's, die uns helfen werden. Alles iſt wahr, was geſtern als Gerücht kam, nur viel ſtärker, viel mehr. Die Gironde iſt geſtürzt. Die wilden Bluthunde haben geſiegt mit dem Pariſer Pöbel, hunderte von den erſten Deputirten ſind geächtet. Sie trugen ihre Wuth in die Provinzen, und wir ſtehen bald nicht mehr allein gegen die Despoten. Alle gute Leute werden ſich zu uns ſchlagen. Lyon iſt ſchon in offenem Widerſtande, in der Provence regt es ſich, wie ſie in der Bretagne denken, weiß jedes Kind, nur weil's Bretagner ſind, ſchlagen ſie noch nicht los, und in der Normandie thun ſie ſich zuſammen, grade die die ärgſten Republikaner waren, daß es eine Luſt iſt."

Pierre's ſchwere Zunge löste ſich in franzöſiſchem Feuer. Er war nicht leichtgläubig, jetzt fand bei ihm alles Glauben, weil er glauben wollte. Durchs ganze Frankreich ſah er die weiße Fahne aufſtecken. In fünf Minuten und der republikaniſche Widerſtand wurde zum Spinnengewebe und die Royaliſten zogen von allen Seiten auf die Hauptſtadt los. Der kleinliche

Widerſpruch Einiger, daß die, auf deren Beiſtand man zähle, von Grund aus eigentlich Königsfeinde wären, drang nicht durch, und als alles vorgetragen, alles ausgeſprochen, war der Jubel, zu dem der Wein mitgearbeitet, unbeſchreiblich. Die Gläſer klangen, die reine, königliche Sache hallte über die Burg hinaus in den dunklen Nachthimmel, man ſchüttelte ſich die Hände, man umarmte ſich, und wer noch weinen konnte, dem ſtanden die Thränen im Auge. Das deutſche Geſchwiſterpaar war am ruhigſten, Julie weinte ſtill in ihrem Seſſel, Veronica aber ging umher wie eine begeiſterte Seherin. Da gewahrte ſie den ſtarr in dem wilden Jubel vor ſich niederblickenden Freiherrn. Sie faßte ſeine Hand und ſchüttelte ihn heftig auf:

„Mann mit dem ehernen Arme, und der ſoll feiern?“

Alles ſtürmte auf ihn ein. Rodenhauſen ſah ſeinen ſtarken Arm kräftig ergriffen, gehoben von dem zarten Mädchen. Die Schmach ſtieg vor ihm wie ein höhnendes Geſpenſt auf. Warum wollte er nicht fechten für eine Sache, welche die ſeine war? Aus Bequemlichkeit, Hoffnungsloſigkeit oder Furcht vor den Opfern? — „Veronica opfert mehr als Alle,“ flüſterte ihm Julie zu, „ſie opfert ihr Schönſtes, freiwillig ihre Liebe.“ Eine Fahne mit dem Lilienwappen von der Wand reißend, war Rovrand auf den Tiſch geſprungen und forderte Alle auf, von neuem Treue dem Kö-

niae zu schwören. „Siegen oder sterben!“ hallte es wieder, und auch des Freiherrn Finger hatten fast unwillkührlich die Fahnenspitze berühret. Ein Jubel, bisher unbekannt diesem trüben Winkel, dauerte fast bis zum grauenden Morgen. Man proscribirte, verurtheilte, begnadigte und vertheilte Aemter. Nebenhausen saß, ein stummer Zeuge, im Armsessel, die Frauen hatten sich schon vor Mitternacht entfernt.

9.

Auf den deutschen Freiherrn wirkte die Nüchternheit des Morgens anders als auf die freudetrunkenen Zecher der gestrigen Nacht. Das Morgenroth war verschlafen, man wich sich aus. Nebenhausen allein ging mit heitrer Stirn durch die Waffensäle und durchblätterte die Papiere der kleinen Verwaltung. Ihn freute die Ordnung, Petit Pierre hatte sie hineingebracht; er musterte die Soldaten, Petit Pierre hatte sie exercirt. Wo er auf tüchtige besonnene Anordnungen stieß, überall war Petit Pierre der Gründer; aber dieser selbst, immer thätig den Augenblick zu nutzen, ließ sich nirgend finden. „Sollte man doch wennen,“ sagte er einmal, „der Mann sey auch verliebt, da die Liebe alles möglich machen soll.“

„Und das Pflichtgefühl nicht?“ fiel die Marquise ein, welche zufällig anwesend war. Sonst — es schien ein schweigendes Uebereinkommen — vermieden sich die

Geſchwiſter. Nur bei Tiſche traf man ſich, dann füllte die dringende Gegenwart das Geſpräch. Sie war keine Schwärmerin, keine Heroin geworden, das gefiel ihm; ſie ließ die Erinnerung in dem Uebermaaß von Beſchäftigung und Sorgen nicht aufkommen, und es regte ſich ein Gefühl von Theilnahme beim Bruder, wenn ſein Blick auf den unwürdigen Gegenſtand fiel, um den ihre Sorgfalt ſich drehte. Eben ſo thätig, nur in verſchiedenen Kreiſen, war das Fräulein von Reyrand. Ihm war dies Mädchen mit dem tiefen Gefühl und ihrem zurückgezogenen Weſen merkwürdig. Veronica, hatte er gelegentlich erfahren, war verlobt geweſen. Eine leidenſchaftliche Neigung hatte ſie, ſelten für Frankreich, ſeltener, wenn ſie, wie hier, mit den Planen der Eltern übereinſtimmt, früh mit dem Bräutigam, einem edlen Jünglinge, verbunden. Schon im Kloſter, im zwölften Jahre, war dieſe Neigung geboren. Vier Jahre genähret durch romantiſche Geſinnung, war ſie gewachſen, um in einer Stunde auf immer zerriſſen zu werden. Freilich hatte Veronica dem Bündniſſe entſagt, als der Geliebte ein Republikaner wurde. Das hätte Rodenhauſen ſonſt gegen ſie einnehmen können, denn er geſtand den Weibern auch nicht das Recht zu, Royaliſtinnen zu ſeyn; ihr ſah er den Eigenſinn nach, weil ſie männlich den Schmerz zu beherrſchen wußte. Ihn vermied ſie. Umſichtiger, entſchloſſener als ſeine Schweſter, richtete ſie

mehr aus, und doch arbeiteten ſich beide Frauen in die Hände, ohne ſich zu begegnen, denn ein Zartgefühl in der Marquiſe ließ ſie ſich abſichtlich zurückziehen, als fürchte ſie, durch ihre Geſellſchaft die Reine zu beflecken. Ueber den jungen Renrand übte die Schweſter, unbeſchadet ſeiner Verehrung für die Marquiſe, eine uneingeſchränkte Macht.

Es brauchte nicht der Wochen, welche der Deutſche hier verlebte, um in allen Verhältniſſen klar zu ſehen. Lange vor ſeinen franzöſiſchen Freunden durchſchaute er die Nichtigkeit ihrer Hoffnungen. Er berechnete den Zeitpunkt, wo ihr Untergang unvermeidlich war, aber überall ſtieß er auf Leichtſinn, Unglauben und kindiſches Vertrauen, wie er es nannte. Einige beriefen ſich auf das, was ſchon mit geringern Mitteln geſchehen war, andere wollten gar nicht an das morgen denken. Bei einigen, die nur im Reden Helden waren, traurigen Reſten der Verſailler Salons, galt er für einen heimlichen Republikaner, bei den wortkargeren Landedelleuten für verzagt. Renrand war in allen Berathungen ein Kind, Petit Pierre wußte wohl für morgen zu ſorgen, aber weiter hinaus reichten ſeine Blicke nicht. Es war der kritiſche Moment, wo die große Armee von Anjou über die Loire gegangen, um in andern Provinzen den Royalismus zu ſuchen, der doch nur bei ihnen zu Hauſe war. Täglich kamen Nachrichten vom Fehlſchlagen jener thörichten

ten Expedition, täglich andere von dem Zuſammenziehen friſcher republikaniſcher Truppen, um die vereinzelten Häuptlinge im Süden, die an dem ſelbſt bedrängten Charette kaum einen Anhaltspunkt fanden, zu Paaren zu treiben. Seit Rodenhauſens Ankunft hatte es nur Scharmützel gegeben, aber nach der neueſten Botſchaft war ein entſcheidender allgemeiner Angriff zu fürchten. Man mußte dieſem zuvorkommen, die Boten flogen aus, was kaum ſchon und kaum wieder die Waffen tragen konnte, ſammelte ſich in Schloß Ancenis. Aber bei einigen Bewohnern hatte die Botſchaft eine ganz beſondere Wirkung. Der Sturz der Gironde hatte auch den des General Rochembeau nach ſich gezogen. Mamets blutige Manen waren ſchreiend durch den Convent gegangen; nur durch ſchleunige Flucht war der ehemalige Vicomte der Guillotine mitten im eigenen Heere entronnen, und der blutige Barandon, bisher Executor des ſouverainen Volkswillens gegen die Saumſeligen und Verräther, erhielt vom Convent den Befehl über einen Theil des Vertilgungsheeres, welches kein Kind im Mutterleibe ſchonen, keinen Stein auf dem andern, keinen Strauch auf dem Boden laſſen ſollte.

Dieß war Petit Pierre's Botſchaft. Erſt als man ihren Eindruck auf Veronica fürchtete, erfuhr der Freiherr, daß Rochembeau des Fräulein von Renrand Verlobter geweſen. Man ſuchte nach Troſtgründen, man

hob den Umstand heraus, daß er nach der Normandie geflohen, wo seine Freunde kommandirten; man hatte ohne Noth geferat. Veronica hörte die Botschaft nicht allein mit Fassung an, ihr Blick verklärte sich, die Freude strahlte über das schöne Gesicht, und sie rief aus: „Wohl ihm, wenn sie ihn von sich ließen, wohl ihm, wenn sein Blut fließt mit dem Blute der Märtyrer.“ Seitdem war sie ungemein heiter, mittheilender. Rodenhausen suchte vergeblich eine ähnliche Festigkeit im Gesicht seiner Schwester; sie hatte bei der Botschaft gezittert, mit einer Ohnmacht gekämpft. Seitdem war sein Entschluß gefaßt.

Die im Schloß Versammelten zogen in verschiedenen Trupps aus. Bei Einigen war es ein Abschied wie auf Nimmerwiedersehen. Besonders rührend war der des jungen Eigenthümers. Er kam, als schon seine Schaar auf dem Schloßhofe versammelt stand, aus der Familiengruft, ein Ort, den seine fröhliche Laune selten besuchte. Die Frauen standen am Thor. Er fiel Veronica um den Hals, sie aber trieb ihn fort, und ihr Auge blieb trocken, während Roxrand dem hellen Strome seiner Thränen nicht wehren konnte. Dann ließ er sich nieder auf ein Knie vor der Marquise und preßte ihre Hand an die Lippen. Mit ihrem Segen für seine Waffen war er nicht zufrieden, sie mußte ihren Handschuh ihm lassen, den er, wie ein Held der alten Tage, am Hute befestigte. Jenseits der

Brücke ſchien er ſich vom Anblick des Schloſſes nicht trennen zu können, und wo er zum letzten Male im buſchigen Hohlwege die alten Thürme erblickte, ließ er ſeine Leute vorausziehn. „Es iſt das letzte Mal,“ ſagte er zu Petit Pierre, „das alte Haus hat ſo lange geſtanden, und ſo viel gute Leute wurden drin geboren und lebten drin zufrieden, und das ſoll nun alles bald nicht mehr ſeyn. Da muß man doch eine Erinnerung mitnehmen!“

Auf der Platteform einer der Thürme ſaß, lange nachdem die letzten Staubwolken der Abziehenden zerſtoben waren, die Marquiſe von Marvilliers; ihr trüber Blick ging über das Thal hinaus. Die Sonne ſchien nicht, brannte aber durch die drückend heiße Luft des Nachmittags. Kein Lüftchen kühlte, kein flieſſendes Waſſer erquickte das Auge. Nur die Unken aus dem grünen Schlamm des Grabens unterbrachen die dumpfe Stille der Natur, in der kein Troſt war. Unwillkührlich war die ſchöne Frau auf ihre Knie geſunken und umfaßte mit den Armen die alte Zinne, ihre Stirn auf den Stein legend, als hoffe ſie da Thränen zu finden. Nach einer Weile fühlte ſie einen Druck auf die Schulter. Es war ihr Bruder, der erſt am Abend den letzten Trupp nachführen ſollte, und es war das erſte Mal, daß ſie ſich mit ihm allein traf. Er faßte ſie am Arm, drückte ſie nieder auf den Steinſitz und nahm ihr gegenüber in einer andern verfallenen

Brüſtung Platz. Sein Blick war feſt auf ſie gerichtet, und ſie zitterte den Eröffnungen entgegen.

„Schwachheit, dein Name iſt doch Weib!“ brach es von ſeinen Lippen, aber der mildere Ton im folgenden Geſpräch deutete an, daß er mehr dem Herzen Luft machen, als die Schweſter kränken wollen.

„Was willſt Du, mein Bruder!“ ſagte die wieder Gefaßte. „Du wählſt unſre deutſche Mutterſprache, das giebt mir Vertrauen. Doch hier brennt die Sonne, laß uns unten —“

„Die Sonne mag zu unſerem Geſpräche ſcheinen. Fürchte keine Reminiscenzen. Das Vergeſſne ſoll ruhen bleiben, es giebt genug zu thun mit der Gegenwart und der Zukunft. Haſt Du an beide gedacht?“ —

Sie ſchwieg.

„Ich habe es für Dich gethan. Du mußt fort mit der nächſten Gelegenheit, die eine Flucht nach der Küſte möglich macht.“

Julie war aus einem Gedankenkreiſe, der ſie von hin umſtrickte, und in den auch des Freiherrn Erſcheinung paßte, herausgeriſſen. Sie blickte ihn fragend an, doch mehr verwundert über das Neue des Antrags, als betroffen: „Und warum ſoll ich fliehen?“

„Du kannſt es nicht vorausſehen, daß hier nichts zu holen iſt, als der Untergang.“

„Bruder, und wenn ich das vorausgeſehen hätte?“

„Eine neue Fratze! Spürst Du auch Luſt noch ein Paar Blättern in der Geſchichte! Es iſt zu ſpät, liebe Julie. Deine Nerven taugen einmal nicht dazu. Laß uns kurz ſeyn. Ich habe mich vom Rhein aus bis hier nicht durchgelogen, um einmal hier Ritter zu ſpielen; ich kam, weil ich mir das Wort gegeben, Dich zu retten. Freunde ſtellten mir die Unmöglichkeit vor, aber es iſt nichts unmöglich, wenn man nicht den Kopf verliert. Ich habe Mittel und Wege gefunden, die Küſte zu erreichen; von Liverpool aus beſitze ich Aviſos auf allen Schmuggelbarken, und ich hoffe, Dich bis Jerſey oder England zu ſchaffen.“

Julie war aufgeſtanden und drückte dem Freiherrn mit freudigem Blicke die Hand: „Alſo wirklich meinetwillen, nur meinetwillen, Friedrich.“

Er nahm ihre Aufwallung für Einwilligung: „Es freut mich, Julie, wenn Du Dich wieder ganz meiner Leitung überlaſſen willſt. Es wird nur noch nöthig, den nächſten Angriff abzuſchlagen, um Luft zu bekommen. Nenn' es auch Thorheit, aber einmal muß ich den Leuten hier beweiſen, daß ich kein Republikaner und kein Schwächling bin. Wenn dieß geſchehen, gehen wir ans Werk. Was Dir am unentbehrlichſten iſt, packe indeß ſtill zuſammen und halte Dich bereit, nur auf jeden Wink zu folgen.“

„Niemals!“ rief Julie ſich aufrichtend. Es war keine Exklamation, es war ein wirklicher Entſchluß.

Einen Augenblick war der Zweifler an weiblicher Tugend betroffen, er kannte ſeine Schweſter nicht. Dann lagerte ſich auf ſeiner Stirn das alte Eis, um ſeinen Mund der vorige Hohn. Er wiegte den Kopf nach vorn und glaubte einen Blitzſtrahl in das Herz der Schweſter zu ſchleudern, als er mit halblächelndem Munde hinflüſterte:

„Alſo noch ſo glühend für einen jungen Paladin! Das Kind ſollteſt Du doch in Frieden laſſen.“

Es traf, doch anders, als er erwartet. Ihr ſchönes Geſicht wurde bedroth, dann folgte eine Leichenblaſſe, und ſie faßte die Hand des Bruders: „Ich, Friedrich, darf nicht klagen; mich vernichte, Du haſt das Recht dazu, aber verſündige Dich nicht an dem jungen Helden. Seine Verehrung iſt ſo rein und tugendhaft, als unſere Gedanken, die wie aus einer ſchlimmen Schule kommen, es nie waren.“

„Alſo nicht!“ ſagte der Freiherr, die Wahrheit erkennend, und ſein gleichgültiger Ton kannte tiefer verwunden, als die Beſchuldigung. „Was hält Dich aber dann zurück?“

„Bruder, das ſoll ich Dir erzählen!“

Sie blickte ihn in ſo ruhiger Verwunderung an, daß er irre ward. „Wenn's nicht die Liebe iſt, fürchteſt Du Dich vor dem Rebellima in England, fürchteſt Du als feig zu gelten, daß Du eine ſo eifrige Royaliſtin geworden, daß du meinſt, Deine Deſertion

möchte das Signal geben zu einer allgemeinen? Oder willſt Du doch eine Jeanne d'Arc werden? Zu fürchten iſt überall, aber Eines vor Allem, und wenn Du vernünftig und ruhig genug biſt zum Ueberlegen, ſo weißt Du, was das iſt, ohne daß Dich ein Bruder, der nicht Vergangenes aufrühren will, daran zu erinnern braucht. Du weißt, wer die Republikaner kommandirt."

„Ich weiß es."

„Siegen die Royaliſten auch noch ein paar Mal: die letzten müſſen ſich ihm auf Gnade ergeben. Spürſt Du Luſt zu einer ſolchen Gnade?"

Die Unglückliche ſenkte ihr Haupt auf den Stein, das Geſicht in den Händen verbergend. Haſtig ſchüttelte ſie dann den Kopf und ſtreckte abwehrend die Hand aus: „Der Himmel wird gnädig ſeyn."

„Der Himmel thut ſehr wenig," ſagte Redenhauſen zögernd, „wenn er keine Luſt bei uns ſpürt, ihn zu unterſtützen. Steh auf, Julie, ich glaube, Du ſiehſt ein, daß Du fliehen mußt." Er drückte heftig ihre Hand, aber es war nicht mehr die Schwache von ehemals, ſeinem durchbohrenden Blicke begegnete ein anderer.

„Ich werde nicht fliehen."

Es zuckte wie ein Blitz der Ahnung über die finſtere Stirn des Bruders. Die Frage entfuhr ihm:

„Haſſ Du ihn wiedergeſehen ſeit dem Tode unſerer Mutter."

„Niemals.“

„Du erhieltest Nachrichten von ihm?“

„Erst durch die Zeitungen.“

„Du willst ihn nicht wiedersehen?“

„Ich flehe täglich zu meiner Heiligen, mich davor zu beschützen. Ich ertrüge seinen Blick nicht.“

„Es wäre im Grunde genommen auch gleichgültig,“ entgegnete er beruhigt nach einer Pause. „Aber dann begreife ich nicht, was Dich abhält.“

„Soll ich meinen Gatten verlassen?“

„Willst Du ihn retten?“

„Das weiß ich nicht. Es komme über uns der Wille, den wir nicht ergründen.“

„Der Freiherr ging den engen Raum einige Mal auf und ab. Er schlang dann den Arm um den zarten Körper und sprach mit bewegter Stimme: „Julie, ich war einmal streng, nenne es grausam, gegen Dich, aber — Du bist die Einzige in der Welt, die so etwas von meinen Lippen hört — es thut mir wehe, ich wollte es wieder gut machen, ich gab in jener Stunde unserer Mutter das Wort, für Dich zu sorgen, ich gab es noch vor kurzem einem andern freundlichen Wesen, die, Dir unbekannt, für Dich bat. Julie, es thäte mir so weh, wenn ich Dich geschleppt sähe von rohen Mordknechten, Deinen schönen Hals auf der Guillotine, wenn Dein freundlicher Lockenkopf hinunterrollte in den blutige Korb. Liebe Schwester,

opfere keiner Chimäre das Glück, das Dir noch Lächeln kann. Es iſt der Kitzel einer ſüßen Wehmuth, keine wahre Empfindung. Wir wollen verſuchen, den Erbärmlichen wohin zu ſchaffen, aber binde Dich nicht an eine Leiche. Der läßt ſich kein Leben mehr einhauchen, er iſt ohne Revolution und Guillotine dem Tode verfallen, und Deine Ehe war nur eine Convenienz."

„Seine Ehren ſollte ich getheilt haben, ſeine Reichthümer verſchwendet, auf ſeinen Namen Schmach geladen," rief Julie, „und ihn verlaſſen, weil er nun hülflos da liegt! Bruder, er iſt mein Gatte, die Kirche hat ihn mit mir verbunden; aber wär' es auch nicht, alle meine Schande ſänke zur Kleinigkeit, wäre er auch nur mein Freund geweſen, den mir die ſündige Luſt in den Tagen des Glücks zuführte, und ich ließe ihn nun ſo! Nein, Friedrich, ich harre aus, und wenn das Schlimmſte kommt, trifft es ein ſchuldiges Haupt, aber daß ich meine heiligſte Pflicht vergaß, ſoll Niemand mir verwerfen vor dem Richterſtuhl des Ewigen. Dringe nicht weiter in mich, 's iſt keine Chimäre, keine eitle Wehmuth, ich ſterbe nicht gern, aber ſo vergoßnes Blut wäſcht vielleicht die Flecken rein."

Redenhauſen mochte nicht den Advokaten ſpielen, wo er ſchon entſchiedene Sache ſah. Er reichte der Schweſter die Hand. Als beide, hinunterſteigend, ſich trennten, druckte die Marquiſe ihre Zufriedenheit aus, den Bruder beruhigt zu ſehen.

„Ich konnte vorhin den Argwohn nicht unterdrücken," ſagte er, „daß Deine erſte Liebe noch nicht ganz todt ſey."

„Und weißt Du, daß ſie es iſt?" fiel Julie heftig ein. „Doch fürchte nichts, die Pflicht wurde mächtiger."

„Weiber!" rief Rodenhauſen und verſchluckte mit Gewalt die bittern Worte, welche noch auf der Zunge ſchwebten. Aber Julie war auch nicht mehr die Eingeſchüchterte. Mit verklärtem Blicke fixirte ſie Friedrichs finſtere Züge, und ein ſanftes Lächeln ſchwebte über ihren ſchönen Lippen.

„Noch immer der alte Tyrann, auch gegen das eigene Herz? Das arme Herz, Friedrich! Ich freute mich neulich, als ſie die dreifarbige Kokarde Dir vom Hute reißen und mit Füßen treten wollten, daß Du Dich ihrer ſo lebhaft annahmſt. Ich weiß, von wem ſie kommt. Was hatte der Verſtand zu thun mit der ſeidenen Schleife und die Dankbarkeit mit einem Zeitchen, das Du verabſcheuſt?"

„Ich hoffe doch nicht," rief der Freiherr mit ehrnem rauhen Tone, der wenig zu ſeinem gewöhnlichen paßte, wo jede Sylbe ſich auf der inneren Sicherheit des Sprechenden wiegte, „ich hoffe doch nicht, daß Du nur eine Eberheit zutraufſt! Beinahe vierzig Winter lüfteten an meinem Scheitel, und unter Krieg, Narrheit und Blut gedeiht am wenigſten das zarte Sinn-

kraut, das man nicht anrühren darf, weil es zerzehrt, wenn man's genau betrachtet. Ich kenne meine Pflicht."

10.

Schon in den nächsten Tagen ging es scharf her. Man focht mit Glück und vertrieb die in den Saum des Vaterlandes eingedrungenen Linientruppen von Strauch zu Strauch, von Hügel zu Hügel fechtend. Täglich kamen Botschaften nach Schloß Ancenis von den Anführern. Renrand berichtete seiner Gebieterin Wunderdinge von Rodenhausens Feldherrnblick, wie man jeden Abend eine gewonnene Schlacht herauszähle, wenn man auch am Tage wenig davon gemerkt; so wisse der Freiherr den Feind von Position zu Position zu drängen und Feindeshaufen auf Feindeshaufen zu stoßen. Dieser rühmte dagegen Renrands Muth, wie er allein einen durch eine unbeachtete Schlucht ihnen in den Rücken gedrungenen Feindeshaufen vernichtet habe. Der Verlust der Vendéer war immer unbedeutend. Petit Pierre, der in seinen Meldungen den unterwürfigen Styl von ehemals nicht verleugnen konnte, schrieb nicht so freudig; er sprach von der Uebermacht, wie man nicht alle Ritzen in den Bergen verstopfen könne, er warnte mitten unter den Siegesbotschaften die Schloßbewohner, und jedem Briefe lag ein Schreiben an Charette bei, das ein Eilbote zu diesem General befördern mußte.

Man achtete wenig darauf. Jeder Tag war in Ancenis ein Freudenfeſt. Im Speiſeſaal verlas man die Bulletins, und der Franzöſiſche Geiſt konnte ſich ſelbſt unter der geringen Zahl der hier Verſammelten nicht verleugnen, es waren Factionen, man ſchrieb dieſem oder jenem Anführer allein den Sieg zu. Der Marquis legte ſeine Piquetkarten aus der Hand und erzählte dem Abbé ein witziges Anekdötchen, das zur Siegesnachricht paſſen ſollte. Ein kleiner, von der Natur ſtiefmütterlich begabter Chevalier, der jedesmal am Katarrh litt, wenn man auszog, ſprang auf einen Stuhl und feuerte die Verſammlung an zu Sieg, Tod, Blut, Rache, immer endend mit einer Philippica gegen jede Nachſicht oder Schonung. Er verſprach ſeine Protection bei Hofe und wußte die Beſetzung aller Aemter nach der Reſtauration im Voraus.

Aber eines Morgens blieben die Boten aus. Stunde um Stunde wurde gewartet. Burg und Umgegend waren faſt leer von Männern, vor allem an ſolchen, die mit rüſtigen Füßen die Botſchaft hätten einholen können. Ein dauernder Nordwind ließ auch aus den Schüſſen keine allgemeine Nachricht vom Stande der Kämpfenden einziehen. Stumm, mit ängſtlichen Blicken begegneten ſich die Bewohner, und Veronica, die nach einer Art ſchweigender Uebereinkunft das Kommandantenamt in ihres Bruders Schloſſe führte, ging, eine Jagdbuchſe in der Hand, auf den

Mauern umher und lötte die Marquiſe ab, welche vergeblich von den Thürmen nach dem weißen Tuche im Hohlwege ausſchaute, das Zeichen, wodurch die Boten ihre freudige Ankunft ſchon von der fernen Höhe meldeten. Man ſaß beim verſpäteten Mittagstiſche, als ein Lärm draußen entſtand, der, immer lauter, verworrener werdend, einen hundertfältigen Wiederhall im Thale fand. Als die Marquiſe, um ihren Gatten beſchäftigt, der ſchnell hinausgeſprungenen Berenica folgte, wimmelte es ſchon von Flüchtlingen, Frauen, Alten, Kindern auf dem Hofe; einen Verwundeten trug man über die Zugbrücke. Die zarte Frau ſchwang ſich zum erſten Mal die leiterartige Treppe zur Thorzinne hinan, und es bedurfte keines Höherſteigens, um das Verderben zu ſehen. Aus jenem überwachſenen Hohlwege, von dem Rebenhauſen zuerſt das Schloß erblickte, wo Renéand von ihm Abſchied genommen, flimmerten im Abendſonnenſchein Bajonette, und ein ununterbrochener Zug republikaniſcher Soldaten wälzte ſich hervor, denen nach, welche im Thale ſchon eine barbariſche Jagd machten auf verſpätete Flüchtlinge. Erkennbar vor ihren Augen ſtürzte ein niedliches Bauermädchen, von einer Kugel in den Nacken getroffen, zu Boden. Die Marquiſe, welche das Mädchen geliebt, ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, als ſie ihre Hand heftig gedrückt fühlte, und Berenica neben ihr ſprach:

„Schwester, dazu iſt nicht Zeit. Margot iſt beſſer dran, als wir.“

„Iſt das Schlimmſte gekommen?“

„Wenigſtens müſſen wir darauf gefaßt ſeyn.“

„Sterben!“ rief die Marquiſe.

„Ich denke, noch nicht. Der Bleſſirte ſagt zwar aus, die Unſern wären vernichtet, aber er war nicht dabei; von einer ſolchen Schlacht hätten wir früher Zeichen gehabt. Vermuthlich ſind ſie nur umgangen. Es ſind die Bataillone des Wütherichs Baranden, aber Muth behalten und Zeit gewennen. Sie haben kein Geſchütz, und die Nacht iſt auf unſerer Seite.“

Die Schloßglocke fing an zu ſtürmen, um die noch in Wald und Feld Zerſtreuten zu warnen oder herbei zu rufen. Zu gleichem Zwecke, auch wohl um dem Feinde ein Zeichen von der Wachſamkeit im Schloſſe zu geben, feuerte man Flinten ab. Die Republikaner, die vorhin in vereinzeltem Anlauf Herren des Schloſſes zu werden meinten, hielten wirklich an. Einzelne Trupps ſchoſſen ihre Musketen ab, andere kletterten auf die benachbarten Höhen; aber an einen Angriff war für den Abend nicht zu denken, und die Wachfeuer, die ſich allmählig ringsum entzündeten, deuteten auf eine förmliche Belagerung. Veronica's Beiſpiel, wie ſie die Poſten vertheilte, Kinder und Weiber als Wachen anſtellte, die letzten Waffen ausgeben ließ, ſpornte die Marquiſe zu ähnlicher Thätigkeit. Man erwartete einen

Aufforderung zur Uebergabe, aber es schien, als gönnten die Republikaner ihren Feinden selbst nicht diesen herkömmlichen Ehrenantrag. Patriotische Melodieen, dann und wann ein helles Gelächter, unterbrachen bis tief hin die Stille der Nacht. Julie hatte den Marquis, der in Todesangst faselte, beschwichtigt; der zarte Körper verlangte nach Ruhe, aber der aufgeregte Geist nach einer höhern Erquickung. Sie schlich nach der Kapelle in dem verödetsten Flügel des Schlosses, gegenüber dem Kirchhofe. Eine Lampe brannte, vom Zugwinde geschaukelt, beim Bilde des Gekreuzigten. Vor dem warf sie sich nieder, und eine helle Thränenfluth machte dem geängstigten Herzen Luft. Die Gedanken verwirrten sich, als sie im stummen Gebet alle Falten desselben vor dem Heiland aufschließen wollte. Sie mußte laut beten von ihrer Furcht, von ihrer Liebe. Sie rief ihn auf, kein strenger Richter zu seyn für die Sünden ihrer Jugend. „Wie groß waren die Sünden, für die du von uns gegangen, und die Gnade kam doch auf die Erde aus deinem Märtyrblut. Du riefst uns zu, nicht zu richten, auf daß wir nicht gerichtet werden, und sie richten doch ohne Liebe. Du Sohn Gottes, hast gesprochen, ein Sünder, der Buße thut, sey im Himmel größer, als neun und neunzig Gerechte. Und die Gerechten und Tugendhaften hier wollen strenger richten, als du! Alle Reue, alle Buße ein langes Leben hindurch soll nichts

wiegen gegen den Fehltritt des Blutes. Soll die Erinnerung eine Geißel seyn, die die Wunden niemals heilen läßt; soll es Flecken geben, die keine Thräne wäscht, die keine Reue tilgt; sollen die Starken den Schwachen den Himmel auf Erden verschließen dürfen: o was wäre dann unser Thun, was unsre Kraft, was deine Liebe, mit der du zu uns Schwachen herabgestiegen?" Sie berührte mit der Stirn den Fuß des Kreuzes, sie bot ihr Blut dar zur Sühne, aber die stummen Lippen murmelten die Bitte um ein Leben, das noch so warm durch die jugendlichen Adern strömte. Das herbe Gesicht des Christus aus Holz schien milder niederzublicken, als sie sich aufrichtete.

Sie hatte in der Brunst ihrer Gefühle nicht bemerkt, daß sie nicht mehr allein war. Ein Mann von großer Figur war, wie ängstlich auf den Schluß ihres Gebets harrend, im Gange auf- und abgeschritten. Er mochte die Treppe vom Kirchhofe heraufgekommen seyn. Jetzt stand er vor ihr, eingehüllt in das weite blaue Hemde der Landbewohner; aber das wilde gebräunte Gesicht, mit der hohen Stirn, mit den dunkel funkelnden Augen, der vorspringenden Adlernase, den Lippen, auf denen Trotz und Eigenwille thronten, mit dem kohlschwarzen struppigen Backenbart, es konnte keinem Bauer gehören, hätte ihn die Zeit auch zum wildesten Krieger umgeschaffen. Der Mann beugte sich heftig über die Marquise und riß sie mit dem Arm aus der

der knieenden Stellung auf. Zehn Sommer mochten das Geſicht gebräunt haben, ſeit ſie es nicht geſehen; wildere Leidenſchaften hatten den Frieden auf immer daraus verjagt, aber ein Blick genügte, um zu erkennen, wer der Mann war. Sie umklammerte das Kreuz, als ſollte es ſie ſchützen vor der Gewalt der Dämonen; die Lippen halb geöffnet, die Augen weit auf, ſtarrte ſie ihn an, aber keine Silbe preßte ſich heraus.

„Ein Laut, und Sie verrathen mich und ſich.“

Sie gewann die Sprache wieder: „Unſeliger Mann, was wollen Sie hier?“

„Sie retten.“

„Sie ſind der fürchterliche —“ das Wort verſtummte.

„Barandon,“ ergänzte er.

„Barandon, der Verlorne, und noch ein Gefühl blieb in dieſer ſteinernen Bruſt, oder kommen Sie, mich zu höhnen? das habe ich nicht verdient.“

„Bei Allem, was Ihnen theuer iſt und war, zu Inaenderinnerungen iſt keine Zeit. Ich bin der entſetzliche Barandon, Königsmörder, blutriefendes Ungeheuer, wie Sie wollen; rufen Sie die Rache des Himmels auf mich ein ander Mal, jetzt verſchmähen Sie nicht die Hand, die ich biete, weil daran Blut Ihrer Freunde raucht; morgen iſt es zu ſpät. Morgen verfällt dieß Schloß und was darin lebt dem Blutgericht, und Gnade — Sie kennen unſre Gerichte.“

Julie ſchwieg, ihre Augen feſt auf den Redner gerichtet, aber es ſchien, als hörte ſie nichts vom Inhalt. Er fuhr dringender fort: „Frau von Marvilliers, ich beſchwöre Sie bei Ihrem geretteten Glauben an dieſen hier, glauben Sie mir. Es koſtet nur einen Anlauf unſerer Wüthenden, und das Schloß iſt genommen. Dann kann ich nicht ſchützen, nur verderben. Ich machte einen Weg ausfindig, die Unſeren könnten noch die Nacht eindringen. Ehe er ein Pfad der Vernichtung wird, leite ich Sie ſicher hinunter. Nur einmal Vertrauen. Bei uns ſind Sie ſicher, denn noch ſind wir die beſten unter den Republikanern. — Frau von Marvilliers, ich bin ein Tieger, gebadet in Prieſter- und Ariſtokratenblut, ja im Blute von Unſchuldigen. Ich kenne kein Mitleid. Ich bereue nichts, mich dürſtet nach mehr, aber Sie ſollen nicht ſterben. Julie, ich beſchwöre Sie beim Geiſt Ihrer Mutter, bei den ſeligen Stunden, beim ehemaligen Frieden unſerer Seelen, Julie, bei unſerer Liebe.“

Ob ſie dießmal gehört, was er ſprach, bleibt ungewiß. Das feſte Crucifix wich aus ihren Händen, die Erde zitterte unter ihr, aus dem grimmigen Henkergeſicht unter dem buſchigen Barte traten die alten wohlbekannten, freundlichen Züge heraus. Sie ſprach den Namen aus, den er in den glücklichen Tagen ihrer Jugend für ſie führte, und war an die Bruſt des Tigers geſunken. Wer ihn jetzt bemerkt beim flackernden

Schein der Lampe, hätte durch die fürchterliche Maske eine tiefe Bewegung entdeckt. Ueber die Lippen zückte ein anderer Schmerz, aus den Augen ein anderer Strahl, als wenn der Unerbittliche ſich an den letzten Augenblicken der Hingerichteten weidete. Sie liebte ihn noch. Das hatte er nicht erwartet. Er wußte nicht, wie das Sonſt und Jetzt vereinigen. Was er eben unternommen, ſchrieb er dem Mitleid zu. Aber die Erinnerung arbeitete gewaltſam, ein Gefühl, tief unten in der verſteinerten Bruſt begraben, zu erwecken. Er erſtaunte, es war nicht geſtorben, nur im Todesſchlaf. Der Rieſenleib zitterte, und es war erwacht. Er küßte die Stirn der Büßerin, und zehn Jahre ſanken vor ihnen nieder. Sie hörten nicht das Vive le Roi! die fernher ſchallende Republik, der enge Kreuzgang der Karelle wurde zum freundlichen Gartenſaal der Mutter. Lautlos war ihr Geſpräch, es waren nur Worte, nur Silben, und doch rief jede ein vergangenes Paradies herauf. Aber es ſollte nur Augenblicke dauern, da ſchlug Julie die Augen in die Höhe, und Barandon, nicht der Geliebte ihrer Jugend, Barandon, der Terrorift, ſtand vor ihr. Sie barg das Geſicht in den Händen: „Jeſus Chriſtus, daß es dahin kommen mußte!“

„Schreckt Dich das Blut?“ rief er. „Ich meinte, die Nerven Aller, die wir in Frankreich athmen, die wir das ſahen, das fühlten, hätten ſich geſtählt. Für

ein Herz mit weichen Empfindungen von sonſt iſt kein Reich mehr in dieſer neuen Welt."

„Julius!" rief ſie, des Mannes Hand an ihren Buſen mit Heftigkeit drückend, „kehre um, zurück, zurück!" Ihr Herz hatte ſeine Sprache wiedergefunden, ihre Lippen floſſen über in einer begeiſterten Schilderung des Bildes, das ſie einſt in ihm geliebt.

Er lächelte rubig: „Rückwärts iſt nichts für uns; wir erſtarren, wie Lotbs Weib, wenn wir uns umſehen. Vorwärts nur iſt Ausſicht."

„Auf den Untergang," fiel ſie ein. „Der Strudel faßt Dich, wie Tauſende vor Dir."

„Und er mag es."

Sein Auge ſchoß einen Blick des Wahnſinns, wie ihn die Marquiſe an Barandon noch nicht gekannt, aber doch erinnerte ſie die wildere Glut an das ſchöne Feuer in des Jünglings Augen, wenn er den Vertheidiger einer großen Idee, einer außerordentlichen Maaßregel machte.

„Als Dich der Muth der Parlamenter begeiſterte, als Deine entzückte Schilderung mich fortriß zu ſeligen Träumen von Menſchenglück und Wohl, Julius, ich ſehe Dein Auge noch, ſchimmernd vor Wonne, Du mochteſt alle Welt ans Herz drücken. Wer hat das an Dir gethan, wer ſo Dich umgewandelt, wer flößte Dir den Durſt nach Blut ein, wer ließ Dich Wolluſt ſuchen in der Grauſamkeit!"

„Klage die Nothwendigkeit an. Dein Bruder iſt ſchuldlos. Mit Schäfertraumen glaubten wir's damals zu ergaukeln; wir wußten nicht, daß ein Arm von Erz, ein Herz von Stein und ein Sinn dazu gehört, der die Hoffnung aufgegeben. Wir ſtürmten eine Baſtille; was wär eine zerſtörte Baſtille, wenn ein König blieb? Was wollte der Sturz des Adels helfen, wenn Prieſter blieben? was wollen neue Tempel, wenn die alten daneben ſtehen? Es ſtürzte nichts gegen das, was noch ſtürzen muß, es brannte nichts gegen das, was noch brennen muß. Was iſt ein ſterbendes Reich der Verderbniß, wenn noch rund um in hundert das Flittergold über die Verweſung geklebt iſt. Es muß mehr, es muß Alles brechen, ſtürzen, brennen, ſelbſt das Schuldloſe, Formen, Eigenthum, wir ſelbſt, unſre Freunde, unſer Theuerſtes. Der Cäſarismus verſchlang die Lebenskraft, die Revolution ſoll den Cäſarismus verſchlingen, darum darf Niemand ſcheuen, ſein Selbſt, wie ein andrer Curtius, in den Schlund zu werfen. Der Tartarus wird geöffnet, ſeine brennenden Dunſte, ſeine ſpeienden Schwefelflammen wälzen ſich qualmend heraus, verzehrend den alten Haß und die alte Liebe, das alte Wiſſen und Wollen, verzehrend die Peſtluefte und das alte Menſchengeſchlecht ſelbſt. Ein Blutmeer über die Erde, ein Flammenmeer durch die Luft, daß ein klares Sonnenlicht ſcheint auf die erquickte Welt. Mitfeuern mit dem ungeheuern Strom iſt

Wollust, denn der Strom ist ohne Grenzen, wie die ewige Zeit."

„Unter Aschenhaufen und in der Vernichtung allein Hoffnung!" sagte Julie schaudernd. Sie zeigte auf das Bild des Gekreuzigten: „Sein Tod klingt milder, er ging in den Tod, uns das Leben zu gewinnen."

„Du sollst leben!" rief der Republikaner, sie an sich reißend, als ginge der neue Wahnsinn in die alte Leidenschaft über. „Ich will Dich tragen über den brennenden Schlamm, bis wir ein Eiland finden, zu träumen von der Seligkeit unserer Jugend. Erstickt uns der Qualm, gleitet der Boden unter den Füßen, dann will ich in Deinen Armen untergehen in das Reich der Vergessenheit. Julie, es ist Wollust zu tödten, aber auch zu sterben, und mit Dir ist Götterlust."

„Wahnsinniger!" rief die Erschreckte, aus seinen Armen sich loszureißen versuchend.

„Mit mir, nun laß ich Dich nicht wieder. Der Himmel einer alten Seligkeit ging auf."

„Ich bin Deine Feindin —"

„Es gibt keine Royalisten mehr."

„Ich bin Gattin, Unseliger."

„Morgen nicht mehr."

Die Drohung gab der Marquise ihre Kraft wieder. Sie riß sich von ihm los, sie stieß ihn zurück. Er eilte ihr nach.

„Unbeſonnener, bedenken Sie, wo ſie ſind.“

Aber er hatte die Hand der Fliehenden gefaßt: „Julie, Sie lieben mich noch.“

„Und wenn ich Sie liebte —“

„Könnten Sie, Sie mich nicht den Furien opfern, Sie müßten mit mir, Ihre Religion befähle es Ihnen, einen Verlornen zu retten. Ich habe heiligere Rechte an Dich, als der Erbärmliche, der Dein Gatte heißt; um deinetwillen ward ich ein Wüterich, von Dir fordert einſt der Richter —“

„Meine Pflicht!“ fiel die Marquiſe ins Wort. In dem Augenblick ſchlugen die Glocken des Schloſſes an, eine Flintenſalve dröhnte, und ein heller Schein leuchtete durch die Kreuzfenſter.

„Verrath!“ ſchrie Barandon, und doch ließ er die Hand der Zitternden nicht fahren, die ihn zur Flucht trieb. „Wir ſtürmen, Weib! weißt Du, was es heißt, wenn meine Rotten ſtürmen? wenn ich die Leiter erklimme, den Degen in der Fauſt —“

„Werde ich den Stein auf Dein Haupt hinabſtoßen,“ unterbrach ihn die Marquiſe, „wenn Gott mir Kraft giebt.“

Der Flammenſchein war heller geworden. Man hörte Bewaffnete von der Schloßſeite nahen. Mit einer Verwünſchung ſtürzte der Republikaner fort und die ſteinerne Treppe nach dem Kirchhof hinunter. Als die Marquiſe auf den Hof flog, ſah ſie dichte Flam-

men aus dem höchſten Thurme lodern, als wäre er mit Stroh und Heu gefüllt. Was lebte und gehen konnte, war verſammelt, Veronika mit einer Fackel in der Mitte.

„Schweſter, nur dieſe Nacht widerſtanden, und wir ſind gerettet.“

„Aber den Thurm —“

„Ließ ich ſelbſt anzünden, den Freunden zum Signal.“

Sie konnte nicht weiter ſprechen, die Trommeln wirbelten bei den Republikanern, es war das Zeichen zum Sturm, der noch in der nächſten Viertelſtunde begann.

11.

„Da ſitzt er nun, Herr von Marmerin, als wär' es nichts geweſen, und wenn unſer Curé ihm eine Rede hielte, und wir ihm ein Vivat brächten, würde er am Ende gar ungeberdig. Und glauben Sie mir, 's iſt bloß, weil wir keine Tuchröcke tragen mit ſilbernen Litzen am Kragen.“

So ſprach der junge Reynard, auf ſeine Büchſe geſtützt, zu einem Vendéeoffizier und deutete auf den Freiherrn, der abwärts am Gebüſch ſich mit einem Verwundeten beſchäftigte.

„Wir werden jetzt erſt die Vortheile inne, die uns die Nacht gebracht.“

„Und Alles nur durch Redenhausens Manöver,“ sagte Reyrand.

„Sie schmälern Ihr eigenes Verdienst, mein Herr von Reyrand.“

„Nicht doch, ich that, was an mir war, als es drauf los ging, wo er mich hinplacirte; aber er muß Katzenaugen haben, in der Nacht einen solchen Schlachtplan durchzuführen.“

„Noch zwei solche Siege,“ bemerkte der Andre, „und wir haben für einige Zeit Ruhe.“

„Es hat Blut gekostet,“ sagte Reyrand, und ihre Augen musterten die Hügelkette umher, auf deren einem sie standen. Die Büsche waren niedergetreten, herabgerissene Fetzen von Monturen hingen an den Dornsträuchern, und hie und da rieselten kleine Blutbäche aus Leichenhaufen über die Sandabhänge. Die Thürme und Giebel einer kleinen Stadt leuchteten in der Ferne aus dem Morgennebel heraus, und dahin waren ihre Augen gewendet, als Reyrand mit dem Fuße stampfend rief: „Was nur Petit Pierre zögert, wir könnten noch unser Mittagessen am Freiheitsbaume drinnen kochen.“

Marmorin schüttelte den Kopf und wies auf den Freiherrn, dessen Gesicht eine lebhaftere Bewegung, als dem Deutschen sonst eigen war, verrieth. „Er hört die Beichte des Blaurocks.“

Der Sterbende, einer der jungen Leute aus Niort,

welche Redenhausen im Garten der Fabrikantentochter kennen gelernt, war, unter den Milizen verwundet, den Bauern in die Hände gefallen. Der Freiherr war dem Verblutenden durch einen Verband mit seinem Taschentuche beigesprungen. Dem jungen Kaufmann schien etwas den Tod, der sich dennoch nahte, zu erschweren. Im Fieber der Auflösung streckte er die Arme nach der Stadt aus, und Victoires Name entfuhr mehrmals seinen bleichen Lippen. Er fand einen aufmerksamern Zuhörer, als er geglaubt, und dem Geschick, mit welchem der Deutsche die Fragen auf das Nothwendigste richtete, verdankte er einen so vollständigen Aufschluß über die Angst des Sterbenden, als ein solcher sie überhaupt und in dieser Lage geben kann. Der Kaufmann, ein glühender, aber verschmähter Liebhaber der Patriotin von Niort, hatte in einem Anfall lüsterner Rache und Eifersucht Victoire die Rolle der Göttin der Vernunft zugedacht. Die blutdürstige Wollust der neuen Machthaber letzte sich an der Vorstellung, und ihre Verwandten beschworen die Dame, in das Spiel einzuwilligen, um den Verdacht gegen die Reinheit ihres Patriotismus mit einem Male zu nichte zu machen. Aber Victoires Tugend wies den Antrag mit Abscheu von sich. Ihr Loos, schon längst bereitet, war nun entschieden; zu ausgezeichnet durch Schönheit, Würde des Benehmens, Reichthum und Geist, hätte sie unter der Herrschaft des Pöbels auch

ohne Ankläger fallen müſſen. Sie freute ſich, mit den vielen edlen Opfern eines Barauden zu ſinken. Man hatte ſie mit mehreren Andern aus Niort und den benachbarten Orten nach dem Gränzflecken escortirt, wo zum Schrecken des Aufſtandes ein groſſes Todtenmahl begangen werden ſollte. „Heute ſchleppt man ſie zur Guillotine," wimmerte der Freiwillige, „und ich bin ihr Mörder."

„Warum?" ſchrie Rodenhauſen, mit der Hand auf der Bruſt des Sterbenden, ihm das letzte Geſtändniß zu erpreſſen. „Sprich! eil ſie mich geſchützt?" Sein unüberlegter Wuthausbruch raubte dem Verwundeten den letzten Athem. Fürchterlich verdrehte er noch einmal die Augen, und der Freiherr hielt eine Leiche.

Er ſprang auf und blies in ſeine Pfeife nach Räuberart das Zeichen zum Sammeln, aber er fand die andern Führer ſchon im Kreiſe ſtehend. Mit Verwunderung bemerkte man die außerordentliche Aufregung des Deutſchen.

„Raſch, meine Freunde!" rief er, die rothe Vendéeſchärpe feſter um den Leib gürtend, dieß eine Mal für mich, dann, ſo lange Sie wollen, zu Ihren Dienſten."

„So wiſſen Sie ſchon," ſagte der blaſſe Reynard. „Wie iſt das möglich?"

„Alles von dem Sterbenden. Auf die Pferde! Wir wollen wie geflügelte Teufel andringen, die Ju-

ſanterie getheilt, links und rechts, im Schatten der Hügel. Das Neſt kann uns nicht widerſtehen, aber jede Minute kann ein Haupt koſten."

Alle blickten ihn verwundert an: „Ein Mißverſtändniß, Freiherr," ſagte Reyrand. „Ein keuchender Eilbote von Petit Pierre kam an. Wir ſind umgangen. Der Feind hat die Nacht Ancenis angegriffen. Es brennt. Drei Lieues von hier ſah man die Glut. Petit Pierre iſt voraus umgekehrt —

„Vor ein Kriegsgericht mit ihm," ſchrie Rodenhauſen.

„Wir müſſen ihm folgen, zurück, zurück!" rief es von allen Seiten. Der Freiherr, auf ſeinen Degen geſtützt, ſtarrte die Offiziere an, und er wiederholte fragend: „Zurück?"

Reyrand ſprang ihm in den Arm: „Freund und Oberſt, unſer Haus, Hof, Land iſt in Feindes Händen. Das zu ſchützen, fingen wir Krieg an, nicht, Neues zu erobern."

„Dort," rief Rodenhauſen, auf die Thürme des Städtchens zeigend, die eben in der Morgenſonne hell auf glänzten, „dort ſtrecken hundert Schlachtopfer der Tyrannei nach uns ihre Hände empor."

„Dort," rief Reyrand, auf die Bocage zeigend, „unſere Väter, Kinder, Frauen, unſere Schweſtern; Herr von Rodenhauſen — wollen Sie Ihre Schweſter dem Feinde überlaſſen?"

Rodenhausen blickte einen Moment vor sich nieder, dann flog sein Auge schnell über die Vendéer, die in Haufen sich um die berathenden Anführer gedrängt hatten. Hätte er sie gefragt: „Wollt Ihr mit mir hinab ins Feld?“ so würde jeder Bauer den Kopf geschüttelt haben. Sie fochten Alle nur für ihren Heerd.

„Sie haben Recht, Herr von Reyrand,“ rief er laut, „geben Sie das Zeichen zum Rückzug.“ Es bedurfte dessen nicht. Haufenweis strömten sie schon auf allen Wegen hinunter in das Buschland. In einem Hohlwege hielt der Freiherr seinen jungen Freund an, einen Haupttrupp vorüber zu lassen. Als der letzte vorbei war, druckte er Reyrands Hand: „Ich überlasse Ihnen den Oberbefehl; siegen Sie, retten Sie, grüßen Sie meine unglückliche Schwester; ich weiß nicht, ob wir uns wiedersehen.“

„Wohin?“ fragte Reyrand.

„Wo die Pflicht mich ruft.“ Er warf ihm die rothe Schärpe über den Nacken des Pferdes, wendete mit dem seinen in einen Seitenweg, und war, dem Thiere die Sporen gebend, bald aus den Augen des betreffenen jungen Mannes verschwunden.

In dem Städtchen hatten die Ereignisse der Nacht keine ändernde Wirkung auf die gräßliche Feier des Tages. Die grimmigen Mainzer, in der Erwartung, ein zweiter Angriff der Vendéer könne sie stürzen, hatten darauf gedrungen, früh mit den Hinrichtungen an-

zufangen. Den Unglücklichen ſollte auch die Möglichkeit einer Rettung genommen werden. Es blieb dabei, als man den Rückzug der Aufrührer erfuhr. Der lange Mordzug begann mit den erſten Nachmittagsſtunden, und ſchon wüthete die Guillotine, als Rodenhauſen durch ein Seitenthor unerkannt ſich unter die Volksmenge gemiſcht hatte. In Paris hatte er dieſen Scenen beigewohnt, er war kalt geblieben, die Opfer verdienten kein Erbarmen, weil ſie es dahin kommen laſſen. Hier ſchlug ſein Herz, er fürchtete, ſo bärbar, um ihn zu verrathen. Wagen an Wagen mit den Schlachtopfern rollten in fürchterlicher Langſamkeit vorüber; jedem Fall des Hängebeils ging eine Todtenſtille voraus, ein wilder Jubel der viehiſchen Menge folgte. Die nicht luſtig waren, zwangen ſich, es zu ſeyn. Der Freiherr, geſchützt von der tief über die Stirn geſchobenen Jacobinermütze, ließ ſich von der Maſſe drängen. Da ſtieß ihn eine derbe Fauſt ſeitwärts. „Platz!“ vier Knechte mit aufgeſtreiften Hemden, Arme und Beine von Blut triefend, trugen eine Bahre voll kopfloſer Leichen durch das Gedränge. Weiber und Männer, ein Fuß ſtreifte ihn. „Platz für meinen Aas, und wenn's deiner Liebſten ihrer wäre!“ brüllte der Knecht, und die Menge jauchzte. Lag ihr ſchöner Körper unter den entſtellten Leichen? Sein Hirn ſiedete, bewußtlos ließ er ſich treiben. Das Rad eines Leiterwagens ging über ſeine Zehe. Der Schmerz

weckte ihn. Welche Jammerbilder hatte man auf dieſem Wagen in theatraliſchem Hohn zuſammengekoppelt! Eine achtzigjährige Nonne mit einer frechen Bubldirne, Skelette in wahnſinniger Verzweiflung die Haare raufend, kreiſchend nach allen Winden um Hilfe. Eine von den weiblichen Karikaturen, die ihm auf der Diligence begegneten, ſchrie, wo ſie ein bekanntes Geſicht entdeckte, um Rettung, abwechſelnd vive le roi und vive la république! bis ihr die Dirne die Branntweinflaſche bot, das wäre der einzige Troſt. Nur eine weibliche Geſtalt — die alte Nonne konnte, in religiöſe Andacht verſunken, ſchon als Todte gelten, — nur ein Frauenzimmer ſaß in bewußter Ergebung ſtumm, die Hände gefaltet, da. Es war Victoire Charrentier. Ihre Blicke trafen ſich, eine Röthe überflog das blaſſe Geſicht, aber durch keine Bewegung verrieth ſie eine Bekanntſchaft, die nur Verderben brachte. Ein Huſſa des Fuhrmanns trieb den Karren fort, ſie ſah ſich nicht um. Rodenhauſen wollte nachſtürzen, vergebens, da öffnete ſich eine Lücke, und er gewann einen Platz, wo er gerade der Guillotine gegenüber ſtand. Ein Kopf ſtürzte herab, ein zweiter, ein dritter, lauter gleichgültige Leute. Schon wartete er auf den vierten, der etwas länger zögerte, mit einer Art Ungeduld, er begriff, wie Morden zur Wolluſt wird. Es durchzuckte bei jedem Schlage ſeinen eigenen Nacken, und was verlor er, wenn das kalte Eiſen ſeinen Hals durchſchnitt?

Waren die eben nicht glücklich mit einem raſchen Schlage allen Gräueln der Ungerechtigkeit entriſſen! Nie hatte den Kräftigen das Gefühl überkommen, daß auch ein Dulden Luſt gewähre. Eben rollte das Haupt der Nonne hin, wie ſchnell, ſchmerzlos! Das träge Blut pulſirte noch einmal durch die Adern, noch hier erwachte das ſtockende Leben, ſo an der Schwelle des ewigen.

Es war nicht mehr herzzerreißende Bangigkeit, mit der der Freiherr auf den Moment harrte, wo die ſchöne Victoire niederknieen würde. Er wünſchte ſie ſterben zu ſehen. Hatte ihm doch ihr Blick geſagt: „Warum für mich dich opfern, dein Tod rettet mich nicht?“ die Vernunft ſtimmte mit der Aufregung ſeines Gefühls. Nur eine Nebenvorſtellung beleidigte dies Gefühl, das tief gebückte Niederknieen, was die edelſten Geſtalten entwürdigte und den Pöbel zu Spott und Lachen reizte. Hätte das Schwert eines Scharfrichters ihr das Haupt von den Schultern mit einem mächtigen Schlage getrennt, und die Bildſäule wäre himmelan geſprützt, das wäre dieſer ſchönen Frau würdig geweſen. — Da reichte man einen Kopf herum, der, aus einem frühern Momente ſeitwärts gerollt, unbemerkt von den Henkersknechten liegen geblieben war. Die Glatze verrieth den Prieſter, der Mund war durch ein fürchterliches Spiel des Zufalls offen geblieben. Indem er aus Hand in Hand ging, machte das Volk ſeine Be-

Bemerkungen. „Der offne Mund will Euch ſagen: was ich mein Leben durch predigte, war Lüge.“ — „Es giebt keinen Gott, wollt' er uns zuſchreien.“ — „Schade, daß das Eiſen zu früh zuſchnappte.“ — Der Kopf lag in Redenhauſens Hand. Die gläſernen, offenen Augen ſtierten ihn meduſenartig an, die Lippen hatten eine Rede an ihn begonnen. Weit ab hielt er, zuſammenſchauernd, das Haupt, es gehörte dem Curé aus Niort. „Narr,“ ſagte ſein Nebenmann, der ihn aufgriff, „was hat er denn Dir Apartes vertraut? Ein todter Pfaff kann einem nichts ins Gewiſſen reden.“

„Schade, das hübſche Frauensbild,“ rief im ſelben Augenblick ein anderer, „muß unters Eiſen, weil ſie einen verfluchten Brigand drei Wochen unterm Bett verſteckt hielt. Was thut man nicht aus Liebe!“

Die Frau war Victoire Charpentier. Eben knüpfte ſie das Tuch von ihrem Schwanenhalſe los. Ihr Fuß ſuchte auf dem ſchlüpfrigen Brette nach einer ſichern Stelle, um mit Anſtand niederzuknieen. Die Henker hatten ſich von ihr abgewandt, allzu beſchäftigt mit der kreiſchenden, händeringenden Vicomteſſe, die, ihr zu folgen beſtimmt, mit aller Kraft der Todesverzweiflung ſich der Vollziehung des Urtheils widerſetzte. Welches heitere Lächeln der Verklärung auf Victoires Stirn. Sie ſah ihn an, er aber ertrug den Anblick nicht. Schnell über die Barriere geſchwungen, ſtieß er zwei

Milizen fort, und mit einem Arrêtez! das über den Markt dröhnte, ſtand er an den Stufen des Gerüſtes.

„Im Namen der Republik, halten ſie an, Bürger!“ rief er den Henkern und den Beamten zu. „Dies Weibsbild darf nicht in den Tod gehen, ohne mehr bekannt zu haben. Ich weiß, ſie ſteht im innigſten Verkehr mit den Chefs der Brigands, ſie kennt ihren Plan, ihre Verbindung mit den Engländern. Sie können ihr ein Geſtändniß erpreſſen, wichtiger für die Freiheit, als funfzig Royaliſtenköpfe.“

Man hörte verwundert den unerwarteten Einſpruch. Er war nicht ſaumſelig, ihn durch ein Zeugniß Robespierres über ſeinen Patriotismus zu unterſtützen. Der Beamte rückte vor dem Schreiben den Hut, in Victoires Augen perlte eine Thräne, es war dem Freiherrn, als zucke ſie mit wehmüthigem Blick die Achſeln. Er aber, in aller erlernten Beredſamkeit des Tages, machte den Machthabern die Sache wichtig, dringend. Er ſprach von der Landung der Engländer wie von einer ausgemachten Sache, log etwas Wahrſcheinliches, wie er Victoires Einverſtändniſſe erfahren, ſprach von Baranden, ſeinem Freunde. Der Entſchluß, die Hinrichtung aufzuſchieben, war gefaßt, als eine Stimme aufſchrie: „Glauben Sie ihm nicht, es iſt ein deutſcher Ariſtokrat, der Baron von Rozenbau.“

Es war die elende Vicomteſſe. Auch ohne ihre Todesangſt wäre er verrathen worden, der abtrünnige

Hauptmann aus der Ebene von Rochembeau war eine zu markirte Perſon. „Es iſt derſelbe,“ ſchrie ein anderer, „den die Bürgerin in Niort verborgen hielt.“ Die Municipalen zauderten wohl einen Augenblick, Robespierres Atteſt, die ſichere Miene des Deutſchen machte ſie verwirrt; aber Victoires augenfällige Theilnahme und ein zehnfältig wiederholtes Zeugniß mußten überzeugen. Rodenhauſen hatte nicht im geringſten ſeine Faſſung verloren. Er perſiflirte die Behörden. „Wenn Sie die Dame, mich und die zehntauſend Engländer, die in drei Tagen bei Olonne landen, zugleich guillotiniren können, gratulire ich Ihrem Scharfſinn.“

„Um ſo nöthiger wird zum Heil der Republik eine Unterſuchung,“ rief der Beamte, „ehe wir vorſchnell uns die Mittel entziehen.“ Der Freiherr nickte mit dem Kopfe.

„Wenn Ihr mich einſperrt, Bürger, daß es ja mit keinem Royaliſten ſey.“

Die unglückliche Vicomteſſe, von neuem ergriffen, um nach Victoires Abführung in der Reihe einzutreten, ſchrie jetzt, ſey es aus Abſicht, oder Abweſenheit des Geiſtes: „Nein, nein, es iſt kein Royaliſt. Er iſt ein verfluchter Jakobiner, er iſt nicht werth, daß die Sonne auf ihn ſcheint, ein Verräther, ein Abtrunniger.“

„Sie ſehen, was Weiberworte bedeuten,“ ſprach er, ſeiner Wache folgend, zu den aufs Neue zweifel-

haften Beamten. Indeſſen friſierte ihre Bedenklichkeit und dieſer verdächtige Widerruf auch der Edeldame das Leben. Sie ſollte als Zeugin gebraucht werden, und die trunkene Dirne ſtieß ſie vom Brett mit den Worten: „Platz, Weib, für die, welche zu ſterben verſtehen.“

12.

Rodenhauſen war ſchnell wieder Meiſter ſeiner ſelbſt geworden. Seine Ruhe, ſein Scharfblick machte die Inquiſitoren verlegen. Zur Evidenz überwieſen, wer er war, ließ er ſie doch noch zweifeln, ob kein heimlicher Agent des Pariſer Tyrannen vor ihnen ſtand. Seine Widerſprüche fingen nicht ihn, ſondern die Richter; ſeine Ausſagen gravirten die Demeiſeile Charpentier, aber doch warnte ſein höhniſcher Ton vor Uebereilung. Victoire wurde Stunde um Stunde mit neuen Verhören gequält, ſie wußte nichts zu bekennen. „Warum das alles,“ fragte ſie den Freiherrn, als man unachtſam den Heraustretenden der Eintretenden begegnen ließ, „Sie retten mich nicht.“ — „Aufſchub, meine Freundin, jede Stunde hat Werth.“ —

Nachdem er den ganzen zweiten Tag über vernommen worden, kündigte man ihm um Mitternacht ſein Todesurtheil an. Die Commiſſion war von der Richtigkeit ſeiner Behauptungen überzeugt, oder überdrüſſig eines Verhörs, das ſo wider die Gewohnheit

ſich in die Länge gezogen. „Der Bürger Rodenhauſen wird in die Abtheilung der Verurtheilten gebracht,“ befahl mit widrig lächelndem Geſicht der Vorſitzer. „Da habt Ihr Gelegenheit, Euch noch bis Morgen mit Einer zu verſtehen, die lieber den Teufel bei ſich ſähe,“ grinſte der Kerkermeiſter auf dem Wege. „Morgen Schlag fünf wird abgeholt.“

Man hatte aus Vergeſſenheit, oder aus Hohn eine Lampe in dem engen Abſchlag des Speichers, der zum Gefängniß diente, brennen laſſen. Als die Thüre hinter dem Freiherrn zuſchlug, ſah er ein Frauenzimmer ſich aufrichten, es war Victoire. Ihn erkennend, reichte ſie ihm die Hand entgegen:

„Willkommen! Ich war auf Ihre Ankunft vorbereitet. Man denkt unſre letzten Stunden zu verbittern, indem man uns in eine Todeskammer ſperrt.“

„Sie ſind getäuſcht,“ ſagte Rodenhauſen, ſich zu ihr ſetzend.

„Doch warum die Täuſchung, ich will nicht fragen, warum Sie mir den Kelch dadurch verbittern, daß ich Sie in mein Verderben ziehen muß? — Ich war ſo vollkommen zum Sterben bereit. Nun zwingen Sie mich, wieder von vorn anzufangen, denn bis dieſe Stunde ließen mir die Verhöre keine Zeit.“

Der Freiherr ſah mit Schreck in das blaſſe, abgemattete Geſicht. Wie heiter war dieſe Stirn, als ſie ſchon auf der Guillotine ſtand. Die Todesnähe

hatte ihre majeſtätiſche Schönheit verklärt, während die Qualen des Verhörs, die Schrecken des Gefängniſſes die Wangen gehärmt, den Glanz der Augen gelöſcht hatten. Selbſt ihr immer netter Anzug hatte gelitten. Sie ließ ruhig ſeine Hand in ſeinen beiden, als er kopfſchüttelnd rief: „Bietreire, es war eine Thorheit, aber ich bereue ſie nicht.“

„Ich muß Ihnen bekennen, mein Freund, daß Ihr Schickſal mich nicht ſo ſehr drückt, wie wohl unter andern Verhältniſſen. Was wollen Sie noch in dieſem Frankreich? Eine Revolution wälzt ſich über die andre, die nächſte immer thörichter als die vorige in Ihren Augen. Der Zuſtand, den Sie für glücklich halten, kehrt wohl niemals wieder. Sie finden keine Zerſtreuung in Leidenſchaften und ſind auch nicht der Mann, ſich in einen Winkel zurückzuziehen, um in Frieden über ſich ergehen zu laſſen, was nicht zu ändern iſt. Vergeben Sie mir, Sie haben keinen Troſt in ſich, Ihr Herz haben Sie verſteinern laſſen, die Phantaſie haben Sie verjagt, der arme Verſtand ſtößt überall an Wahnſinn und Tollheit, er wird nicht vorſtanden. Sie müſſen handeln, um zu leben, und wo Sie thätig werden, der Weg führt immer zum Schaffot.“

„Wenn wir ihn zuſammen gehen, das iſt doch ein Troſt,“ ſagte Redenhauſen, ihre Hand an ſeine Lippen drückend.

„Complimente um die kurze Zeit!“

„Mich verlangt nach einem Troſt. Victoire, Sie wären das einzige Weib, das meine Verachtung gegen Ihr Geſchlecht zu Schanden machen könnte.“

„Was that ich denn, mein Freund? Ich war eine Enthuſiaſtin für die neuen Lehren, das bin ich noch. Ich denke ſogar, unſer Blut wird nicht umſonſt geflossen ſeyn, der Baum der wahren Freiheit wird ſtolzer aus dem gedüngten Boden aufſchieſſen. Dann rührte mich ihr Zuſtand. Eine Schwäche für den Helden — drei Stunden vorm Tode kann man ſo etwas bekennen — ließ mich meine Pflicht vergeſſen, ſogar meinen Eid. War das die Stärke, die Ihre Achtung verdient? Dann ward ich ein Spiel äußerer Ereigniſſe —“

„Und mit dieſer Selbſtverläugnung, mit dieſer Heiterkeit gingen Sie dem Tode entgegen.“

„Wie viel franzöſiſche Heldinnen ſah ſchon die Guillotine.“

„Komödiantinnen!“ rief er. „Victoire, Ihre Miene auf dem ſchmalen Brett, Ihr Anſtand, mit dem Sie vortraten, das war Alles Wahrheit, nicht um zu prunken. Dieß allein machte Sie würdig — Tochter einer edlen Familie zu ſeyn,“ ſchloß er nach einer Pauſe.

„Dieſe Ehre wäre doch“ — ſagte ſie, ohne ſcherzen zu wollen, hinzu — „mit den Tode zu theuer erkauft.“

Er drückte ſie ſanft an ſeine Bruſt: „Beim Himmel, meine Freundin, ſtänden wir nicht mit dem einen Fuße über dem Grabesrande, ich könnte eine Thorheit begehen!“

„Danken Sie dem Himmel, daß wir hier ſind,“ flüſterte ſie. Er zog ſie an ſich und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Victoires Herz ſchlug beſtia, lang gehegte und verborgene Gefühle entluden ſich in einem Thränenguß. Aber eben ſo ſchnell, doch ſanft ſuchte ſie ſich wieder von ihm los zu machen.

„Vergeſſen wir nicht den ernſten Gang in wenig Stunden.“

„Ich wollte ſo mit Dir vor den Thron der Ewigkeit treten,“ ſagte er, ſie feſthaltend.

„Und wäre es auch vor dem keine Sünde, ich denke, mein Freund, wir wollen ſo aus dem Leben gehen, wie wir gelebt haben. Es ſind ja nur noch drei Stunden.

„Und wer erſetzt mir die drei Stunden, die ich glücklich ſeyn könnte!“

„Still, Sie wiſſen nicht, daß wir nicht allein ſind. Nur durch ein Gitter von uns getrennt, ſchlafen dort viele, die mit uns ein Ziel haben.“

„Was geht eine Welt voll Pöbel mich an, Victoire!“

„Doch Ihre eigene Ehre, mein Freund. Und geſetzt, wenn nun ein wunderbarer Zufall uns rettete, wir gingen morgen nicht dem Tode, ſondern einer

traurigen Freiheit entgegen, wie würde der Freiherr von Rodenhausen vor der Fabrikantentochter beſtehen, die nicht mehr ſeine Todesbraut iſt. Ich will Ihnen die Schaam erſparen."

„Beim Himmel, Victoire —"

„Keine Betheuerungen! Wir beide bedürfen Ruhe. Laſſen Sie uns die wenigen Stunden benutzen, jeder mit unſerem Gott abzuſchließen und zu ſchlafen."

Sie drückte ihm die Hand, und wies ihn nach dem Strohlager im andern Winkel. Der majeſtätiſchen Sicherheit in ihrem Blicke war nicht zu widerſtehen. Aber der Schlaf kam nicht über ſeine Stirn. Jetzt hörte er deutlich das Raſcheln auf dem Streu, das Stöhnen, Schnarchen der vielen Mitgefangenen, das Anſchlagen der Thurmglocke; jeder Ton nahm unerbittlich fort eine Viertelſtunde ſeiner Zeit, und der Gedanke der Ewigkeit wollte doch nicht näher treten. Fieberhaft ſchlugen ſeine Pulſe, er ſah durch die geſchloſſenen Augen, es überkam ihn fürchterlich, daß er nicht auf den Tod vorbereitet war. Er ſprang auf und ſah durch das Gitter auf die langen Reihen ſeiner Mitſchlachtopfer. Die meiſten in thieriſch feſtem Schlafe, Frucht langer Gewöhnung an den Todesgedanken; nur einige wimmerten. Wie ruhig lag ſeine ſchlafende Mitgefangene, die Hände kreuzweis auf der Bruſt, die Stirn war wieder heiter, ein Lächeln ſchwebte um die ſchönen Lippen. Er kniete nieder und drückte

ihr einen leiſen Abſchiedskuß auf den Mund. Es war ein Kuß ohne Sinnlichkeit. Die Ruhe hauchte ihn an, ein kleiner Balſamtropfen Troſt ſenkte ſich auf ſein Herz, die von dem Starken gebadete Wehmuth ſchmelzt die finſtern Gedanken, die quälende Vorſtellung, daß er den an Rettung zu früh aufgegeben, verſchwand. Das Bild der Schweſter winkte ihm verſöhnt und aus weiter Ferne zu. Aber es war noch immer nicht der Tod, der ihn tröſtete, noch flog ein Engel der Rettung gewappnet auf milchweißem Pferde durch die Kerkerſtraßen, eine Fackel und ein Schwert in den Händen, und aus allen Fenſtern ſtreckten die Gefangenen die Hände nach ihm aus, aber der Engel hörte nicht. Seine Hand, den Schweiß von der Stirne wiſchend, wollte das trügeriſche Geſpenſt verſcheuchen, aber ſo oft er die Augen wieder ſchloß, ſo oft kehrte es wieder. Zu ſpät. Es klopfte jetzt deutlich, und eine Hand rüttelte ihn aus dem Schlafe.

„Wachen Sie auf, mein Freund,“ rief Victoire, an ſeinem Lager knieend.

„Zum Tode?“

„Gott wird entſcheiden.“

Es klopfte nicht ans Thor, ſondern an das Gitter; „Bürger,“ rief Einer aus dem Nebengefängniß, „ſeyn Sie auf Ihrer Hut. Rettung iſt möglich.“

Rodenhauſen war der letzte, der aufſprang, denn dort war ſchon alles auf den Beinen. Victoire riß

ihn aus veralterte Fenſter. Die Stadt war allarmirt, es fielen Schüſſe, die Lärmtrommel ging, die Dragoner zogen fluchend die Pferde aus dem Stalle. Noch konnte man nicht ahnen, was der Grund ſey, und Victoire ſagte leiſe zum Freiherrn: „Ich war ſo gefaßt, mit Ihnen zu ſterben.“ Rodenhauſens ſcharfes Ohr hörte jetzt den Ruf heraus, der bald verſtärkt von zwei Seiten wiedertönte: „Vive le roi!“ Er ſtürzte ans Gitter und ſchrie:

„Meine Herren, wer ſie auch ſeyen, unſere Lage verbündet uns. Die Vendéer ſtürmen. Handeln wir in Uebereinſtimmung, ſo ſind wir gerettet. Keiner ſuche vereinzelt zu ſiechen. Waffe wird Alles in der Noth, Bretter, Nägel, losgeriſſene Latten, ſelbſt die Fäuſte. Dringt man zu uns ein, uns niederzumetzeln, iſt's ein ſicheres Zeichen, daß es den Vendéern glückt. Dann kann ein kleiner Widerſtand die Erſchreckten übertölpeln; wir zuſammen, Mann für Mann, um Leben und Tod, werfen eine Kompagnie.“

Man erkannte den Mann und ſeine praktiſchen Rathſchläge heraus. In der nächſten Minute waren im großen Gemeinſame die Dielen herausgeriſſen, und ſelbſt die Weiber waffneten ſich mit Splittern. Rodenhauſen ſtand wieder am Fenſter. Hell und dunkel wogte es durch einander. Das Gefecht wälzte ſich näher. Wildes Geſchrei tobte, und ein Reiter, in der Rechten den Säbel und in der linken eine Fackel,

ſprengte, von einem Trupp gefolgt: „der König ſoll leben!“ in die Nacht hineinſchreiend, die Gaſſe herauf.

„Die Hände, Tücher zu den Fenſtern hinaus! Erheben Sie Ihre Stimmen, daß man weiß, wo wir ſind,“ kommandirte Rodenhauſen. Aber Nacht und Tumult waren zu ſtark. Die Reiter ſprengten vorüber. „Ich fürchte, es ſind ihrer zu wenige. Es war Renaud.“

„Nein, nein,“ ſagte Victoire, „dort, dort wieder. Sie ſprengen durch alle Gaſſen mit den Fackeln, die Soldaten zu verwirren.“

Aber Rodenhauſen ſchien von minderem Vertrauen beſeelt, als ſeine Gefährtin. Er hörte ein dumpfes Geräuſch im untern Speicher. „Maſſakrirt ſie alle!“ ſchrie es von hundert Stimmen, und bewaffnete Tritte dröhnten auf den Treppen. Im weiten Gefängnißraum hätte man das Herzpochen hören können, ſo ſtill wurde es einen Augenblick. „Es gilt!“ rief der Freiherr mit gewaltiger Stimme, als es an der Thüre zum Hauptgefängniß raſſelte. Aber erſt im Augenblicke, wo die Thüre brach, Schüſſe fielen, das Brüllen der Mörder mit dem entſetzlichen Gekreiſch der Gefangenen ſich miſchte, und das Metzeln und Erwürgen gegenſeitig begann, ward er inne, daß er als Feldherr nicht an ſich und ſeine Gefährtin gedacht. Sie waren hülflos getrennt in ihrem Abſchlag. Schon hörte er einen andern Trupp die Nebentreppe zu ſich heraufkommen, als

er erſt mit letztem Aufwand ſeiner Stimme ſchrie, man möchte das Gitter durchbrechen. Die Maſſe, der dieß ein Leichtes geweſen, hörte ihn nicht. Er rüttelte ſelbſt, die Latten waren zu ſtark. Der Schlüſſel drehte ſich ſchon. Da ſprang Victoire hinan und preßte den linken Arm zwiſchen die Eiſenhalter eines verlornen Riegels. „Freund," rief ſie, „ich höre die Royaliſten!" Zur nämlichen Zeit fühlte der Freiherr ſich unterſtützt; von der andern Seite rüttelten zwei Gefangene an der Latte. Sie brach in dem Momente, wo die Thür aufſprang — das Getöſe war zu ſtark, um zu hören, ob ſie auch erbrochen war, — und er fuhr bewaffnet mit der Gitterſtange den Eindringenden entgegen. Der Anblick, der ſein Auge traf, weckte eine Rolandswuth. Victoire lag blutend auf dem Boden, und über ihren Körper trat der ungeſchlachte Marſeiller aus Niort. Ein Schlag auf die Schläfe ſtürzte den Mordknecht für immer zu Boden, ein Fußtritt ſchleuderte ſeine Leiche fort, daß er nicht Victoires Leib berührte. Durch das erbrochene Gitter waren mehrere Gefangene zu Hülfe geeilt. Nur noch einen Republikaner brauchte der Freiherr niederzuſtrecken, dann übernahmen die Herbeigeeilten, den Reſt die Treppe hinunter zu drängen, und er konnte Victoire vom Boden aufreißen. Sie lebte, ſie athmete an ſeiner Bruſt, nur der Arm war gebrochen. Er hörte nicht mehr das Röcheln der Verwundeten, das Jubelgeſchrei der

Befreiten, das Jauchzen der Vendéer, er hörte au
Victoire's Schmerz. Sie ſchlug die fieberhaft fun
kelnden Augen auf und erkannte ihn. Den ſchöne
Mund zum Lächeln zwingend, lispelte ſie mit Anſtren
gung: „Es wird zu überſtehen ſeyn. Aber ſtehen ſi
mein Freund.“

Er drückte den verwundeten Arm an ſeine Bruſt
„Er hat für mich geblutet.“

So fand ſie Morand. Er konnte nicht begrei
fen, wie der Freiherr ſeine ſtürmiſche Umarmung nich
eben ſo erwiederte, er konnte nicht begreifen, daß nich
ſeine erſte Frage nach der Marquiſe war, und er er
kannte ſeinen ernſten Freund nicht wieder, als dieſer
ihm erklärte, er könne ihm nicht folgen, ohne zuvor
für die verwundete Dame geſorgt zu haben. Doch
hörte er, als der herbeigeholte Wundarzt unter ſeiner
Aufſicht Victoire verband, mit ſtiller Theilnahme Mo
rands Mittheilungen. Die Hülfe war zu ſpät gekom
men, um das Schloß zu retten, das faſt nur von
Frauen, Kindern und Greiſen mit unerhörten Anſtren
gungen vertheidigt worden; ſie war aber nicht zu ſpät
gekommen, um die Sieger von der ſtrengen Verfol
gung der Flüchtlinge abzuhalten. Durch einen zuver
läſſigen Augenzeugen wußte er, daß Julie und Vero
nica gerettet waren. Er ſelbſt hatte ſich, nachdem er
gewiß war, daß die Republikaner von Petit Pierre
und Marmoutier hinreichend beſchäftigt wurden, mit der

gringen Reiterei hierhergeworfen, um durch einen coup de main die vielen Gefangenen, unter denen er auch Rodenhausen richtig vermuthete, zu befreien. Für des Marquis Leben wollte er nicht einſtehen. Der Freiherr machte eine Bewegung mit der Hand, die den Schwager ohne Theilnahme hinopferte. Aber allem Dringen Royrands, der aus Furcht vor der rückkehrenden Uebermacht der Republikaner nicht drei Stunden im Städtchen verweilen zu können behauptete, ihm zu Pferde zu folgen, widerſtand er.

„Eilen Sie, mein Herr von Royrand, ſuchen Sie die Damen auf, beruhigen Sie meine Schweſter, aber kümmern Sie ſich weiter nicht um mich. Ich komme Ihnen nach.“ Auch nicht die Bedeckung einiger Reiter wollte er ſich gefallen laſſen. Die Hauptmaſſe der Vendéer war ſchon längſt zum Flecken hinaus, als er auf einem Leiterwagen die verwundete Victoire, in Matratzen gehüllt, über den Marktplatz fuhr, wo noch einige Nachzügler der Royaliſten bei den Kohlen des Freiheitsbaumes die letzten Akten der Stadtadminiſtration verbrannten.

13.

Es knallte noch in den Büſchen, durch die Hohlwege blinkten republikaniſche Bajonette, hinter den Hecken lauerten bewaffnete Bauern, Haufen von Flüchtlingen irrten hin und her, aber der Krieg ſchien zu Ende.

Es war eine große Jagd in der Vendée, wo das gehetzte Wild oft Kehrt machte.

In Bauernkleidung, einen Stutz in der Hand, lehnte sich der Freiherr von Rodenhausen an einen entblätterten Birnbaum, der seine dürren Aeste dem schneidenden Morgenwinde entgegenstreckte.

Ein Einspänner, von einem Ochsen gezogen, war schon lange in weiterer Entfernung auf den öden Feldern von ihm bemerkt worden, ohne seine Neugier zu reizen. Zwei Bäuerinnen hatten unablässig mit Peitschen und Dornstöcken das müde Thier angetrieben. Jetzt stand der Karren still. Beider Aufmerksamkeit war nicht mehr auf das Thier, sondern auf den Inhalt des Wagens gerichtet. Ein lauter Schrei, dann rangen sie die Hände und blickten umher, als suchten sie nach einem lebenden Wesen, bis das schärfere Auge der einen den Landmann am Birnbaum entdeckte. Es war die jüngere, sie lief, trotz ihrer Holzschuhe, mit Leichtigkeit und Schnelle, und schon von fern winkte sie Rodenhausen und rief ihm in Patois zu, es sterbe jemand auf dem Karren. Er zauderte nicht, kam aber zu spät zur nächsten Hülfeleistung. Die andere Frau hatte allein den Sterbenden sammt dem Strohsack, auf dem er lag, herausgehoben. Das Mädchen rief: „Es geht über ihre Kräfte.“ Aber der Tod des Mannes hatte sie ihr gegeben. Sie hielt, neben ihm kniend, seine kalte Hand einige Momente lang, dann schrie sie laut

lank auf und ſtürzte ſich wehrend zu Boden, das Geſicht im bereiten Graſe verbergend. Ihre Klagen waren Ausbrüche der Verzweiflung, Selbſtbeſchuldigungen, es war kein Patois, das reinſte Franzöſiſch mit deutſchen Worten gemiſcht, und verächtlich verſuchte die jüngere, in jener Bauernmundart die Treuloſe zu warnen und zu beruhigen. Der Freiherr brauchte nicht erſt auf das vom Stein herabgeſunkene Geſicht des Todten zu ſehen, um den Marquis zu erkennen. Die leidenſchaftlichen Töne des Schmerzes hatten ihm die Schweſter verrathen, ohne in ihr von der Bauernhaube ganz verhülltes Geſicht zu blicken. Er verſuchte ſie aufzurichten.

„Laſſen Sie die Arme,“ ſagte leiſe Demoiſelle von Renaud, ihn entſchieden zurückwehrend. Sie hatte ihn ſchneller erkannt, als er das ſchöne Mädchen. „Je heftiger ihr Schmerz wüthet, um ſo ſchneller kehrt die Ruhe zurück. Sagen Sie ihr auch noch nicht, wer Sie ſind, der Schmerz muß unaufhörlich eine Richtung haben, um ſich dann zu entladen.“ Der Freiherr wollte einwenden, die ungeſunde Lage auf der feuchten Erde, — aber faſt lächelnd entgegnete Veronica: „Sie verſtehen uns nicht. Was will Luft und Erde, wenn die Seele arbeitet. Sie hat Aergeres überſtanden. Sie finden Ihre Schweſter als eine Heldin wieder, nicht allein im Dulden, da war ſie es ſeit Langem. Als Amerens ſtürmte wurde, hat ſie mitgefochten. Und wenn

Sie erfahren, gegen wen, werden Sie doch etwas Achtung gegen Eine vom ſchwachen Geſchlecht gewinnen."

Sie erzählte ihm in der Kürze die Geſchichte des Ueberfalls, wie die ſteigende Noth die Kraft und die Beſonnenheit der Marquiſe weckte. Sie erzählte ihm nicht, wie ſie ſelbſt auf den Mauern befehligt, aber wie Julie, als die Republikaner eindrangen, den Gatten durch zuſammenſchlagende Flammen die Treppe faſt hinabgetragen, wie ſie ihn auf den Leiterwagen gelegt, wie eine Flintenkugel ſie im Arme verwundet. Es grenzte an Wunder, wie ſie im Getümmel entkommen, aber das Wunder wäre nicht möglich geweſen ohne ihre übermenſchliche Anſtrengung. Und doch, ließ ſie merken, ſey auch dieſe nichts geweſen gegen den Seelenkampf, aus dem Julie als Siegerin hervorgegangen.

„Und alles um den da!" rief der Bruder aus.

„Gelobt ſey Gott, er iſt todt," ſagte Veronica. „So lange ihre Kraft an die halbe Leiche gefeſſelt war, konnte die Seele nicht geſund werden. Sie darf ihn nicht wieder ſehn."

Rodenhauſen verſtand das Mädchen. Wie, wenn aus trockenem Erdreich plötzlich ein Waſſerſtrom hervorſprudelt, durch langen Druck getrieben, und nun verheerend Hütten, Bäume, Felder in die Luft ſchleudernd fortreißt, ſo ſchien Juliens Seele alle Gefühle, Schmerz und Luſt, Reue und Seligkeit einer langen Erinnerung in einem einzigen gewaltſamen Ausbruch der Empfin-

dungen von ſich zu ſtoßen. Der Körper bebte, die Bruſt würgte, die Hände gruben ſich krampfhaft in die Erde ein. Der Freiherr blickte oft beſorgt auf die Leidende, Veronica blieb ruhig. „Sie wird geneſen,“ ſagte ſie mit wehmuthiger Heiterkeit. Mit Hülfe eines herzugekommenen Bauern warf man eine Grube auf, in der die Leiche verſcharrt wurde. Mehr Förmlichkeiten erlaubte die Zeit nicht, man war keinen Augenblick vor republikaniſchen Streifſtruppen ſicher. Noch halb bewußtlos legte man die Marquiſe auf den Leiterwagen, und Demoiſelle Reyrand, die, nichts vergeſſend, für die Futterung des Laſtthiers geſorgt, trieb es weiter. „Sie verſtehen das nicht,“ ſagte ſie lächelnd zum Freiherrn, der ihr helfen wollte, „wir treiben ſchon wochenlang ſo umher, und ich habe noch mehr gelernt, als eine Kuhmagd, für die Sie mich hielten, wie mein Bruder ſagt.“

Er erfuhr von Veronica, daß ſie nicht ganz getrennt von ihren Freunden umherirrten, daß man aber beim Mangel an einer feſten Poſition für die beſte Sicherheit der Damen dieſe Verkleidung und Hülfloſigkeit geachtet habe. Man träfe ſich dann und wann in abgelegenen Meiereien und ziehe immer in der Richtung, welche die feindlichen Colonnen verlaſſen. Charette muntere ihren Bruder zur Behartlichkeit auf; deſſen bedürfe es aber nicht. Auch habe man noch immer Hoffnung auf Unterſtützung anderer Provinzen.

Von den geächteten Girondisten, die in den Wäldern umherirrten, hätten sich schon mehrere ihnen angeschlossen. Große Freude wurde die Nachricht von Neuhausens Ankunft verursachen, denn man habe ihn schon aufgegeben. Daß er zu den Republikanern übergegangen, wie Einige wohl angedeutet, sey unmöglich. Sie erröthete, als der Freiherr sich erkundigte, wer seine Ehre vertheidigte. „Jemand, der fest davon überzeugt war, daß ein Mann, wie Sie, nicht die göttliche Sache der Könige verlassen kann! wenn gleich der Mann," setzte sie mit einem prüfenden Blick hinzu, „es nicht für gut finden, uns zu vertrauen, warum er so lange von seinen Freunden fortblieb."

Wie richtig hatte sie vorausgesagt. Am nächsten Morgen — sie hatten in einer Köhlerhütte übernachtet — trat Veronica aus Juliens Kammer und berichtete dem harrenden Freiherrn, daß seine Schwester völlig hergestellt scheine. Sie empfing ihn, blaß, aber mit heiterm Blicke auf ihrem Bette sitzend. Ihr stummer Handschlag sollte die Versöhnung aussprechen. In der Nacht hatte sie nur vom Marquis phantasirt. Sie hörte mit Zufriedenheit die Versicherung der Anwesenden, daß Niemand in der Welt ihr den Vorwurf machen dürfe, an seinem Tode Schuld zu seyn, und der Freiherr mußte ihr versprechen, wenn die Zeit es erlaube, die priesterliche Weihung der Graberde zu besorgen. Nun schien eine Bleilast von ihrer Brust

gewählt, der Name des Marquis ward selten mehr genannt. Mitten unter den Dramafalen der nächsten Tage rötheten sich ihre Wangen wieder, ihr Schritt wurde munterer, eine neue Jugend schien für sie zu erblühen. Ganz im Gegensatz zu Demoiselle Renrand, deren Heiterkeit nur gezwungen heraus kam, die schon in der Blüthe hinwelkte. Nur ihre Augen glühten. Sie sprach überall Muth und Trost ein, aber man sah, er fehlte ihr selbst.

Man traf wieder mit den Häuptlingen zusammen, man irrte angreifend, fliehend mit ihnen umher. Den Verdacht, den mehrere gegen ihn gehegt, wußte Rodenhausen leicht zu zerstreuen, nur Veronica beobachtete ihn so scharf, daß ihm ihr wachsendes Mißtrauen nicht entging. „Eine Sache zu verlassen, weil sie schlecht steht, werden Sie mir nicht zutrauen," sagte er dem Fräulein. Indessen begegneten sich mitten in dieser Noth, wo die Flüchtlinge oft kein Obdach fanden, ihr Haupt hinzulegen, zwei seltsame Pläne. Der Freiherr schlug alles Ernstes seiner Schwester vor, die Liebe des jungen Renrand zu belohnen und ihm ihre Hand zu reichen. Er schmeichelte ihrer romantischen Verliebe, bei sich rechtfertigte er den Plan mit dem Gedanken, ihr einen Ersatz zu gewähren für die Leiden, die er ihr bereitet. „Die Zeit reißt Alles nieder, was wir gebaut," sagte er. „Unsere Ehrenhimmel sind herabgefallen, zur alten Wildheit unserer Väter zurück-

ackehrt, kopuliren wir im Walde. Es iſt gut, engere Bande zwiſchen denen zu ſchließen, die das Schickſal in Noth und Tod zuſammen warf. Genießt den Reſt Leben, ehe es zu Ende geht." — Julie lehnte freundlich, aber entſchieden den Antrag ab. „Ich habe einen Greis durch die Ehe mit mir geehrt, ich will nicht auch ein Kind dadurch unglücklich machen." Auch Veronica war dagegen, und ſelbſt Rovrand, der beim Gedanken errothete, daß ſeine ſtille Verehrung für die ſchöne Frau in eine Berechnung übergehen ſolle. Dagegen wollte dieſer den Gedanken nicht aufgeben, daß ſeine Schweſter und der Freiherr einſt ein Paar werden könnten. „Denn er iſt Dir gut, Veronica, das können noch Andere ſehen, als ich; und daß Du ihn nicht gleichgültig anſiehſt, wirſt Du mir nicht leugnen können." — „Weil er ein Mann war," entgegnete ſie ruhig, „wie er unſerer Sache noth that." — „Und warum biſt Du ihm jetzt weniger gut?" — „Weil er nicht mehr Royaliſt iſt," ſagte das Fräulein und brach das Geſpräch ab.

14.

An die Thüre einer im tiefen Buchenwalde verſteckten Hütte klopfte es gegen Abend ſehr unacitirt. Die beiden Bäuerinnen am Feuer blickten verlegen auf die ſchon über ihren Beſuch nicht beſonders erfreute Wirthin. Die gute Frau aus der Beccage, deren

Mann bei Rochembeau gefallen, hatte zwar auf den erſten Blick die „gute Marquiſe von Marvilliers“ und das „gute Fraulein von Reyrand“ erkannt, aber doch gemeint, die Damen thäten unrecht, ſich in dieſe von ihren Leuten verlaſſene Gegend zu wenden, und es war wider den gaſtlichen Charakter der Frau, daß ſie ihnen nur ungern ein Nachtlager verſprochen. Sie hatte ihnen nicht einmal die einzige Kammer einräumen wollen, weil dort — wie ſie endlich geſtand — ein verwundeter Vetter liege. Julien kam das Weſen der Frau verdächtig vor. Das heftige Pochen, die haſtliche Angſt derſelben ſchien für ihre Beſorgniß gegen Veronicas Verſicherung zu ſprechen, als ein fröhliches **Vive Henri quatre!** wenigſtens die Dame beruhigte. Ihre Begleiterin ſchob eilends den Holzriegel zurück, und die Flamme leuchtete auf ein rothes Wendéerherz an der Bruſt des Eintretenden. Ganz durchnäßt fiel Reyrand der Schweſter um den Hals und küßte die Hand der Marquiſe. Dem Herz war ſo voll Freude, als ſeine Kleider voll Regen. Der Sonnenſchein hatte wieder, wie ein ſpäter Sommertag, der in den Winter hineinblickt, den Wendéern gelächelt. Einige republikaniſche Offiziere waren übergegangen, und, was ihnen wichtiger, Bauern von Rochembeau's Gütern, durch neue Grauſamkeiten empört, waren zu Petit Pierre gekommen. Sie hatten verſichert, man warte in der Umgegend nur auf das Vor-

dranen eines Häuptlings zu einem allgemeinen Aufstande gegen die Republik, und hoffe, daß ihr ehemaliger Gutsherr, der geächtet umherirren sollte, sich an ihre Spitze stellen werde. Und doch wollten die Damen — zu Hanna durch Nachrichten der Art getäuscht — nicht in des guten Heinrichs Freude einmischen und dranen zu seinem Aerger mitten in seiner jubelnden Erzählung drauf, er solle seine nassen Kleider ausziehen. Aber er lachte sie aus, sagte, er sey so müde vom Herumlaufen während des ganzen Tages, daß er auch keinen Finger rühre, und werde trotz der Gegenwart der schönen Damen sogleich einschlafen. Er hatte auch kaum den Teller Hülsenfrüchte, den ihm die Marquise aus der großen über dem Feuer hangenden Marmite schöpfte, aufgezehrt, als er, den Kopf auf einen Mauerstein bettend, zu ihren Füßen fest einschlief. „Unbesorgt!“ sagte Berenica zur Marquise, welche das aus seinen Kleidern triefende Wasser auf dem Lehmflur ängstlich betrachtete und ihn mit einem Mantel zudeckte, „er wird ohne Fieber und Gicht aufstehen.“

„Wir spielen: Kammerchen vermiethen,“ sprach die Marquise nach einer langen Pause, die junge Freundin aus einem trüben Hinstarren aufzuwecken. Berenica schien auf Regen und Wind draußen zu lauschen. Jener fegte durch die Wipfel der Buchen, dieser drang schon durch die schlecht verwahrte Thüre. „Niemand weiß vom andern. Renaud hatte uns hier so ver-

nia erwartet, als ich glaubte, hier Spuren von meinem Bruder zu finden. Dort hängt von ihm ein Pulverhorn."

Demoiselle Renaud blickte theilnahmlos hin. „Es wird bald vorüber seyn."

„Was denn?"

„Das Spiel für viele — für uns der Ernst."

„Meine süße, ernste Freundin, wenn Sie, die mein Bruder Friedrich einmal die Seele der Vendée nannte, wenn Sie den Muth verlieren, was sollen wir Schwache thun!"

„Fliehen!" rief Veronica plötzlich aus, die Hand der Freundin ergreifend. Sie wollte hinzusetzen: „wer außer dem königlichen Frankreich noch ein Leben kennt." Aber Julie hörte nicht mehr den Nachsatz, denn es rauschte draußen durch das Gestrüpp, und die Thüre wurde aufgerissen. Sie bezog die prospectische Mahnung auf den Augenblick und sprang auf, als ein verwilderter, blasser Mensch herein trat. Sein Gesicht war abgemagert, seine Haare hingen vom Regen schlaff herunter, die Glieder zitterten vor Frost, die gläsernen Augen stierten vor sich hin. Es war kein Gegenstand zur Furcht, nur zum mitleidigen Entsetzen. Sie hätte auch nicht fliehen können, so fest preßte Veronica beim Anblick des Unglücklichen ihre Hand. Aus der Zusammengefallt heraus erkannte sie den Verlebten ihrer Kindheit. Es war Rochembeau.

„Ich wußte, daß ich ihn so wiedersehen würde,“ sagte sie zur Marquise in der Ecke des Zimmers, wohin beide sich zurück gezogen, als der Flüchtling, kaum die Bäuerinnen beachtend, am Feuer Platz genommen. Sie kannte das Elend der flüchtigen Girondisten, die bei Royalisten und Republikanern keine Zuflucht fanden. Man hatte einen an den Grenzen der Vocage gefunden, der sich selbst den Tod gegeben. Julie flüsterte der Freundin zu: „Ein altes Zeichen, Berenice. Er sieht das rothe Kreuz auf Heinrichs Brust und schrickt nicht zurück.“

„Ach, sein Auge ist todt,“ sprach das Fräulein, „es kennt kein Gefühl mehr.“

Die Wirthin, vom Boden herab mit einigen Heubündeln steigend, war nicht wenig über die neue Vermehrung des Hausstandes betroffen. Sie sprach unbestimmte Drohungen aus. Die Hände wärmend, nickte der Flüchtling gleichgültig mit dem Kopfe: „Wenn die Zeit gekommen ist, hilft keine Sorge mehr.“ Die Bäuerin, durch Winke von den gnädigen Frauen beschwichtigt, setzte indessen dem Erschöpften vor, was als Speise da war. Er reichte ihr ein Goldstück: „Wenn du mich verrathen willst, hier oder drüben, es ist gleich viel; man wird dich besser belohnen, und die Arbeit ist leicht.“

Er warf sich an der andern Seite des Feuers nieder und schlief so schnell und fest, wie sein Bendöer

Schlafkamerad, wenn es gleich zweifelhaft blieb, ob eben so rubia. „Mädchen," raunte die Maronie, die Freundin an sich drückend, ihr ins Ohr, „zwischen diesen vier niedrigen Pfählen kannst Du einen Sieg erfechten, vielleicht von mehr Werth, als alle Schlachten unserer Brüder." — „Wenn die Zeit gekommen ist," wiederholte Veronica träumerisch die Worte des Flüchtlings, und die Damen suchten ihr Lager hinter den Kattungardinen der unbeweglichen, fast quadrirten Bettstelle aus mächtigem Eichenholz.

Die Zeit war gekommen, denn als Julie erwachte, fiel ihr erster Blick auf Veronica und Rochembeau. Sie saßen Hand in Hand, Aug' in Aug' am Feuer. Es war noch Nacht. Der Kohlenbauch spielte um ihre edlen Gesichter. Die Augen wie verklärt, eine feierliche Wehmuth um die Lippen, wie sie nicht der bewegten Zeit angehörte. Die ganze Erscheinung hatte etwas Geisterhaftes, aber sie paßte zu den gaukelnden Träumen, aus denen die Schläferin sich aufgerissen. Wie viel hatten die Beiden sich schon mitgetheilt. Sie lasen nur noch, was ihre Lippen verschwiegen, in ihren Augen. Wenn je die Natur zwei Wesen für einander bestimmte, sind es diese; solche Ueberzeugung durchzuckte Julien, und leis stand sie auf und näherte sich dem Paare. Sie saßen da, Erinnerung und Zukunft flogen im bunten Regenbogenstrahl von Aug' zu Aug', daß sie keinen Blick für die Gegenwart hatten.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING.G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 04004/020

Erſt, als die Marquiſe beider Hände ergriffen und mit beweat hetterer Stimme ſprach: „Beſiegelt Euren Bund, der Himmel will es!“ richteten ſie ſich auf, und einige Sekunden ſchlug Herz an Herz. „Der Himmel will es!“ rief Berenice, „der Bund iſt beſiegelt, Rochembeau!“ und die gerührte Marquiſe ſegnete ein Glück, das ſie nicht verſtand.

Da rührte ſich, doch nur im Schlaf, der junge Renrand; Rochembeau, der es bemerkte, drückte Berenices Hand: „Ich darf nicht zögern, lebe wohl.“ — „Auf Wiederſehen!“ antwortete ſie, den Blick gen Himmel. Er führte die Hand der Marquiſe an die Lippen, riß noch einmal Berenica an ſeine Bruſt und ſtürzte zur Thür hinaus, durch die der erſte Morgenſtrahl eindrang.

„Ihr habt Euch verſtändigt?“ fragte die durch den plötzlichen Abſchied Ueberraſchte.

„Vollkommen.“

„Aber warum eilt er fort? wir wollen Renrand wecken. Er ſoll ihm Nachricht geben, wo er die Abgeſandten ſeiner Bauern findet.“

„Er darf ihn nicht ſehen.“

„Mein Gott, wenn er zu den Unſern gehört.“

„Wer ſagt Ihnen das!“

„Berenica, Dein Bund mit ihm —“

„War der Bund des Todes.“

„Unſre Hoffnung —“

„Steht im Himmel. — Liebe Freundin, wir haben uns ganz verſtändigt, aber auf Erden wollen unſre Wege ſich nicht begegnen.“

„Ein gemeinſames Unglück —“

„Führt die Herzen näher, aber die Geiſter kann es nicht beugen. Er iſt ein Mann. Geben wir die Hoffnung auf, für unſre heilige Sache Streiter zu erkaufen. Er hat ſich auch ein Heiligthum gebaut, und der Himmel hat keinem von uns Simſonsſtärke verliehen, den Tempel des falſchen Gottes zu zerbrechen.“

„Dein Freund iſt des Todes, wenn er in ihre Hände fällt. Die Vernunft ſchon nöthigt ihn zu uns.“

„Wenn wir, meine Freundin, auf deren Stimme hörten, wohin müßten wir gehen! Er weiß ſein Schickſal und will ihm nicht entfliehen.“

„Vielleicht, wenn er die Geſinnungen ſeiner Unterthanen erfährt.“

„Er weiß Alles durch mich, und das gerade beſtimmte ihn hinzueilen, um ihrem Aufſtande zuvorzukommen.“

„Starre Männer, auch die Liebe nicht!“ rief die Marquiſe an Berenicas Bruſt.

„Er iſt ein Republikaner!“

Niemand erwachte grade, als Redenhauſen zur Thüre eintrat. „Mir hat geträumt, wir werden ſiegen,“ rief er ihnen entgegen. „Erſt ein Angriff,“ ent

gegnete hastig der Freiherr, der sehr unangenehm überrascht vom Zusammentreffen schien. „Wer gab den Damen den Rath, hierher zu fliehen? es ist hier Niemand sicher. Die Republikaner brennen Rochembeau's Dorf Fleuré ab, das im Aufstande war. Alle hier im Hause müssen über die Sandhügel.“ Er sprach dieß sehr laut, die Wirthin stirnend, deren Kopfschütteln ihn zu beruhigen schien. Die gegenseitigen Erklärungen folgten in der kurzen Sprache, welche die Noth den Bedrängten längst eingegeben. „Das ging nicht anders,“ sagte Rodenhausen, als er von der Marquise die Nachricht von Rochembeau gehört. „Nun die Kugel beugt diesen Wahnsinn.“ Renrand gürtete jauchzend die Schärpe um den Leib und rief den durch die Büsche ziehenden Vendéern aus dem Fenster zu: „Der König von Frankreich stirbt nicht.“

Von fern, gegen den Befehl, folgten die Damen den Aufgebrochenen. Auf einem Hügel, der ihnen doch keine Aussicht bot, lauschten sie auf die Botschaft, die ihnen der Luftzug bringen konnte. Als man einen Schuß — aber auch nur einen einzigen — zu hören glaubte, sank Veronika auf die Knie. Auf die Frage Juliens, für wen sie bete, antwortete sie: „Für die Seele des Hingesunkenen.“

15.

Das Dorf Fleuré lag schon in Asche. Mit Flintenschüssen und Kartätschenhagel waren die Bewohner in die Flammen getrieben worden. Nie hatte man Barbaren in ähnlicher Wuth erblickt. Er hatte sein Pferd mitten unter die zusammenkrachenden Häuser gesprengt. Hier, unbekümmert um den Schmerz des sich bäumenden Thieres, um die glühenden Balken, den Feuerregen, der ihm ins Gesicht schlug, um die Augen seiner eigenen Leute, hatte er, den Säbel in der Hand, den unglücklichen Schlachtopfern die Sätze der Blutsünden gepredigt. Es wäre ein Leichtes gewesen, gestanden späterhin einige durch Zufall Entronnene, ihn der Wuth der Verzweiflung zu opfern. Aber wie er dagesessen, unbeweglich im Sattel, die Wangen glühend, die Barthaare versengt, Schaum auf den Lippen, den Stahl mit dem Flammenschein in der Hand und immerfort schreiend von Tod, Blut, Untergang, da hätte etwas Dämonisches über seinem Haupte geschwebt. Man hätte in ihm den Engel der Finsterniß erblickt, der das jüngste Gericht verkündet. Das Entsetzen hätte ihn adelliat.

In diesem Augenblick war Rochambeau, zu spät angekommen, um auch nur das Todesgestöhn seiner Unterthanen zu hören, ergriffen worden, und man führte

ihn vor den Deputirten. Sie waren Freunde gewesen in den blühenden Jugendtagen der Revolution, Barraden hatte die Bastille mit gestürmt, Rochembeau auf dem Stadthause ihm den Kranz auf die Stirn gedrückt. Dann hatten sich ihre Wege getrennt, um sich feindlich wieder zu begegnen. Jetzt wußte Rochembeau, welches Schicksal ihn erwarte, Barraden, was ihm zu thun oblag. Es gab keinen Mittelweg. Jeder von der Nothwendigkeit durchdrungen, so trafen sich ihre Blicke, aber keiner verrieth eine Bewegung.

„Bürger," sagte der Terrorist, „es thut mir leid, daß Ihr fünferer Damen Sie in meine Hände führte."

„Ihm entrinnt Niemand; thun Sie Ihre Pflicht."

Barraden winkte mit dem Handschuh: „Ihr Name steht unter den Todten, die Musketen sind geladen, Ihre Minuten gezählt, schließen Sie Ihre Rechnung ab."

„Sie ist abgeschlossen."

Der Terrorist ging einige Schritte auf und ab. Er sah auf den Gluthaufen. Ein leiser Südwind wehte die sich lagernde Asche ab. „Haben Sie nichts der Republik zu sagen?" fragte er stehen bleibend, — „kein Vermächtniß?"

„Meinen Fluch, Bürger, den blutigen Despoten, die eine Freiheit, um solchen Preis erkauft, mit solchen Brandflecken besudeln. Die Nachwelt wird ihre Namen mit Schauder nennen."

„Und

„Und den Ihrigen?“ fragte der Terrorist, den ehemaligen Vicomte bei Seite ziehend.

„Wenn unsere Enkel umherziehen unter den Statuen der Vergniauds, Brissots, Pethions, Condorcets, wenn die Lehrer einst die Jugend führen werden unter die Bildsäulen von Roland, Frankreichs Cato, die Jungfrauen zur steinernen Charlotte Corday mit dem gezückten Dolche nennt man vielleicht —“

„Werden Sie es?“ — unterbrach Barandon heftig. „Erwarten Sie Marmor für Marat und Robespierre?“

„Was soll der Marmor zum Gedächtniß einer Sündfluth! In den alten Tagen genügte Wasser, unsere verlangte Blut, das verderbte Geschlecht mit allen seinen Werken, Dünsten, Trümmern fortzuschwemmen.“

Der Vicomte erhob seinen Arm gen Himmel: „die ewigen Sterne sehen auf die Gerechten.“

Barandon trat mit verschränkten Armen an ihn und blickte kopfschüttelnd auf den Gerichteten. Es lag weniger Hohn als Erschütterung in seinen Worten: „Arme Thoren, die Ihr Euch die Tugendhaften und Besseren dünkt, die Ihr mit dem kalten Gesetz die alte Verkehrtheit auskehren wollt. Die drüben, die für ihren König und ihre Pfaffen sterben, wahrhaftig, sie sterben fester als Ihr, sie wissen, was sie wollen. Wißt Ihr, was Ihr wollt, mit den antiken Mienen und den

zaghaften Herzen? Meint Ihr, mit Eurem leeren Gö-
tzen: „Geſetz“ Frankreich ein neues Blut, ein neues
Geſchlecht zu erzeugen? Eure hohlen Tugendſkeletten
ſind ſo ohne Leben, wie die Marmorbilder der Römer.
Die handeln nicht mehr. Ihr glaubt es auch ſelbſt
nicht, dazu ſeid Ihr zu klug. Warum nun all das
Blut an Euren Händen, warum ſelbſt geſtorben? —
Damit ein paar alberne Weiber und ein paar Schul-
kinder mit Euren Namen kokettiren, daß ein Compen-
dienſchreiber einmal ſagt: das waren etwas beſſere
Charaktere in der barbariſchen Zeit! Es wechſeln keine
Jahre, und die Geſcheuten lachen über Eure Komö-
diantenrolle. Und darum Königreiche geſtürzt und dar-
um das Blut gefloſſen!“

„Das ſpricht Einer mit blutigen Händen!“

„Ich! Danton, der, wenn es eine Hölle giebt, in
dem Blutmeer ſchwimmen kann, das er allein vergo-
ſſen hat, Danton wird rein daſtehen gegen Euch, ſtra-
lende Egoiſten. Auch die Ehre werfen wir in den
Blutſtrudel, wo unſre Güter, Seelen, Leiber umher-
treiben. Meinſt Du, ich glaubte, die Nachwelt werde
uns danken! — Die Enkel werden uns verfluchen, un-
ſere Namen wird man den Schulkindern als Scheu-
ſale nennen; wie unſre Leiber vermodern, wird unſer
Auf vergeſſen. Das wiſſen wir, und doch werfen wir
Alles hin in das große Blutopfer. Reicht die an-

Tugend ſo weit? — Wir wiſſen, was wir vor der Ewigkeit zu vertreten haben, unſre Thaten ſind Meteore der Nacht. Kennt Ihr Eure Verantwortung? Wenn die Kraft aus wäre, der Durſt nicht mehr mächtig, aus vollen Zügen zu trinken, wenn Eure Unentſchloſſenen, Eure Mederirten ſiegten in Paris, man ſtehen bliebe auf halbem Wege, wenn das Blut von Millionen — das wäre entſetzlich — wenn es umſonſt verſprützt wäre, das Sühnopfer fruchtlos, — dann auf Eure Schultern die Verwünſchungen des Geſchlechts, dann werde Euch nach der Präceptornal jeder Fehltritt zehnfach angerechnet, und der Fluch der Ewigkeit ſtürze Euch nackt in das brennende Blutmeer.“

„Aus Deiner Zerrüttung,“ ſagte Rochembeau, „leſe ich die Prophezeihung, daß die Schreckensherrſchaft ſich ſelbſt überlebte. Winkt, ihr Heroen dort oben, Sieg euren Streitern für Vernunft und Freiheit!“

Er ließ ſich nicht die Augen verbinden. Nach dem erſten Schuß zückte ſein Körper zum letzten Mal am Boden. Sein letztes Wort war: „Es lebe die Republik!“ Doch faſt zugleich wurde es durch den wilden Jubelruf: „Es lebe der König!“ beantwortet. Die Vendéer, auf alte Weiſe herangeſchlichen, wobei ihnen die Aufmerkſamkeit der Republikaner auf die Execution zu ſtatten kam, machten mit einer Generalſalve einen

stürmischen Angriff. Ihren Muth steigerten die Dampfsäulen von Fleuré zur Wuth, den der Republikaner lähmte der Schmerz über eines Feldherrn Tod, den Viele geliebt. Auch Baranden schien ihn tiefer gefühlt zu haben, als seine That vorhin zeigte. Er sprengte unter die Feinde wie ein Verzweifelter; nach Einigen, weil er im Vorgefühl des Sturzes seiner Parthei in Paris den Tod suchte. Eine Flintenkugel durch die rechte Schulter warf ihn vom Sattel, im Steigbügel hängen bleibend, schleifte ihn sein Pferd weit hinweg von der Aktion, als schon die Vendéer mit rächendem Ingrimm die Republikaner in die Gluth trieben. Der Sieg war entscheidend.

16.

Veronica von Reynard stand schon seit lange in einer Art heiligem Ansehen bei den Vendéern. Selbst im Kriegsrathe hörte man gern ihre Stimme. Die Fassung, mit der sie den Tod ihres Verlobten gehört, die Ruhe, mit der sie die Gefangenen über seine letzten Augenblicke vernommen und wie sie der kriegerischen Bestattung seiner irdischen Hülle beigewohnt, konnte diese Verehrung nur erhöhen. Man hatte keine Thräne in ihrem Auge gesehen.

Daher wartete man auch heute auf sie, als die Häupter sich zu einer ernsten Berathung versammelt

hatten. Ein kleines Häuflein nur, und auch der Ort, den ſie erwählt, ſtimmte zur Vorſtellung, daß es nur Reſte waren. In den Ruinen von Anceuis gingen die letzten Häuptlinge und Offiziere bald in dumpfem Zwiegeſpräch umher, bald gruppirten ſie ſich in engeren Kreiſen. Die Häupter waren geſenkt, die Stirnen gefurcht. Mit der Fußſpitze ſtöberte dieſer in der Aſche, als wolle er da die Vergangenheit herausleſen, jener ſah in die Mündung ſeiner Büchſe, als ſteige aus der dunkeln Höhle allein Troſt für ihn auf. Einige befragten einen Boten, der mit dick beſtaubten Stiefeln vom weiten Wege auf einem herabgeſtürzten Sims ausruhte. Nur Einer kümmerte ſich gar nicht um die Berathung. Renrand ſaß auf einem alten Leichenſtein, der die Gebeine eines ſeiner Vorfahren bedeckte, und weinte, beide Hände im Geſicht, ſo laut und bitterlich, daß ein Fremder ihn eher für einen Schulknaben halten konnte, als für den berühmten Anführer.

Der Bote kam vom Marquis La Charette. Man ſprach ſchon von einem möglichen Frieden zwiſchen der Republik und den letzten Royaliſten. Charette wollte die Anſicht der zerſtreuten Bandenführer ausforſchen. Eine junge Reiterin, in enge ſchwarze Kleider gehüllt, ſprang jetzt von ihrem Pferde und trat raſchen Schrittes über die Schutthaufen in den Kreis. Berenica war von dem Gegenſtand der Berathung unterrichtet. Ein

Blick umher und sie wußte, was entschieden war. Man hielt lange Reden, und ihr fast lächelnder Blick, starr auf den Sprechenden gerichtet, konnte verwirren. Er sagte: „Wozu die Worte?“ Am ausführlichsten, am überzeugendsten sprach der deutsche Freiherr. — Die Thorheit eines fernern Widerstandes leuchtete so klar in die Augen, seine Gründe schlugen die Engländer, selbst wenn die chimärische Hoffnung, daß sie landeten, wahr würde. Er sprach so mild von der Vergangenheit, er nannte sie keine Thorheit, nur einen ehrenwerthen Versuch, gescheitert nach einem mächtigern Willen; er deutete leise darauf, daß es jetzt sträflich wäre, einen ehrenvollen Ausweg zu verschmähen, den die Gnade eines Höheren zeige.

Da wehte Veronica mit ihrem weißen Tuche und ihre Augen funkelten: „Lassen Sie die Vernunft sprechen, aber die Gnade fort aus Ihrem Munde! Sie wollen den König noch einmal ermorden, wohlan! aber Ihr Gott hat nichts damit zu thun.“

Als sie sich hastig fortwendete, folgte ihr Petit Pierre. Ehrerbietig ergriff er ihre Hand, die sie ihm gern entzogen hätte, und wies auf ihren Bruder, der noch immer in der vorigen Stellung saß: „Sie, Fräulein, der Gott einen solchen Muth und solchen Glauben geschenkt, erschrecken nicht vor dem Tode und wir Alle nicht, deren Haar schon bleicht, wenn es seyn muß.

Aber der junge Herr Heinrich iſt kaum achtzehn Jahr, ſoll der nicht geſpart werden? Es kommt doch wohl einmal eine beſſere Zeit, wo auch Männer noth thun."

Veronica blickte in die dunkeln Wolken, die ein heftiger Sturmwind in wilden Schichten über das Thal jagte. Sie drückte ſchnell Petit Pierres Hand. „Du magſt recht haben, wer warten kann!" Dann ſetzte ſie ſich neben Renrand und ſchlang traulich den Arm um ſeine Schulter: „Weine Dich aus, lieber Heinrich. Unſer altes Schloß wächſt nicht wieder auf, und unſre Eltern, die hier unten ſchlafen, wachen auch nicht wieder auf. Schütte aus in den Thränen Deinen Schmerz."

„Was haben ſie denn beſchloſſen?" fragte Renrand.

„Es ſind kluge Leute, Heinrich. Wir gehören nicht zu ihnen. Sie wollen ſich unterwerfen."

„Ich hätte ſo gern noch gefochten für Dich, für den Freiherrn, für alle brave Franzoſen, für die gute Marquiſe —"

Sie lächelte: „Um alle die ſey unbeſorgt. Sie ziehen Kleider an und aus, und die alten werfen ſie fort. Die das können, ſind glücklich auf der Welt. Wir verſtehen es leider nicht. Du mußt es aber lernen, für Deinen König, Heinrich. Die Zeit iſt jetzt vorüber, aber einmal kommt ſie doch wieder. Du mußt warten."

„Und Du, Veronica?“

„Für mich brauchst du nicht mehr zu fechten, denn ich kann nicht warten.“ Sie küßte ihren Bruder mit Heftigkeit und wies ihn zu den Anführern, wo eine Schrift an Charette aufgesetzt wurde.

17.

Der Freiherr trat am Abende desselben Tages in jene Hütte, wo Rochembeau mit den flüchtigen Damen zusammen getroffen war. Er hatte im Rathe gesessen, aber auf seiner Stirne lagerte eine Wolke. Wider Erwarten fand er seine Schwester zum zweiten Male hier. Beide blickten sich betroffen an. Ein Kranker lag in der großen Bettstelle und ihre ganze Sorgfalt schien auf diesen gerichtet. „Wecke ihn nicht!“ rief sie dem Bruder entgegen, „der Schlaf entscheidet.“ Es bedurfte nur eines Blickes, um den Verwundeten zu erkennen, nur eines zweiten, um in Juliens Gesicht zu lesen, welche Gefühle aus der Tiefe ihrer Brust emporlebten. Schnell faßte er sie am Arm, und es war mit der alten Tyrannenmiene, daß er sprach: „Du folgst mir nach England.“

Der Verständige hatte sich verrechnet. Sie schrack nicht zusammen, ihr Arm lag nicht muskellos in seiner marmigen Hand. Das Blut pulsirte heftiger durch ihre Adern, es röthete ihr Gesicht, aber nicht mit der Ver-

the der Schäam — es war der edle Unwille: „Bruder Friedrich, damals wollte ich nicht fliehen, weil mein Gatte lebt, dießmal, weil mich hier eine heiligere Pflicht feſt hält.“

„Vergeßne,“ rief er mit gepreßter Stimme, „zum zweiten Male der Tollheit fröhnen!“

„Ich danke der Vorſehung, die mir Mittel zeigt, meinen doppelten Fehltritt zu ſühnen.“

„Du kennſt ihn, kennſt ihn ganz, und kannſt ihn wieder lieben?“

„Habe ich je aufgehört?“

„Den Tieger!“

„Er war ein Tieger, und was war ich?“ — Sie ſchwieg, ihr Geſicht verhüllend, bis ſie ruhiger fortfuhr. — „Ich trage die erſte Schuld von dem, was er geworden, mir kommt es zu, ihn zu pflegen, mir, was in meinen ſchwachen Kräften, den mit Gott, Menſchen, mit ſich ſelbſt Zerfallenen auszuſöhnen. Du Bruder, wie ſie ihn hereintrugen, zerſchlagen, ſterbend, troſtlos, wie er da das gebrochene Auge aufſchlug, wie er mich ſah, dieſer Schrei der Verzweiflung, wie er meine Hand preßte, wie er mit dem Tode rang und nicht ſterben wollte, was ich da litt, das hätte ſelbſt die Steinrinde Deiner Bruſt zerſchmelzen. Den blutaierigen Tiegern warf man in der alten Zeit die Verbrecher vor. Was opfere ich denn, wenn ich für

ihn ſterben wollte! Es brach ſchon ein Licht in ſeine finſtre Nacht. Durch ſeine wilden Phantaſieen klang die Stimme aus beſſerer Zeit. Mit dem ſchwarzen Blut, das er vergoſſen, mit dem gräßlichen Todesſchmerze wich ſchon der Wahnſinn von ihm. Jetzt darf ich ihn nicht verlaſſen —"

„Und Du reichteſt ihm die Hand, wenn er —"

„Bruder, er liegt zerſchmettert. — An Freude habe ich nicht gedacht, als ich mich ihm wieder verlobte."

„Julie!" ſprach Rodenhauſen, „damals war es Schwäche. Theile jetzt meinethalben Tiſch und Bett eines armen Handwerksmannes, ich will Eure Hände in einander legen und meine Ahnen zu Gaſte bitten zur Hochzeit. Menſchlich haben wir gefehlt, aber Sünden wider die Natur wandte der Himmel von uns ab." Ruhig beginnend, ſteigerte der Vernünftige ſeine Vorſtellungen zur Wuth. Er malte ein Ungeheuer, vor dem er ſelbſt erſchrecken mußte, und die junge Wittwe zitterte. Er bat, beſchwor und citirte ſelbſt den Geiſt der Mutter zum Fluch herab. — Aber unbemerkt hatte er noch eine Zuhörerin. Als Julie, vom Uebermaaß des Entſetzlichen gemartert, ſchwankte, trat Veronica heran und mit einem verweiſenden Blick auf den Redner umfing ſie die Ohnmächtige und führte ſie hinaus. Selbſt über Rodenhauſen übte das ſechszehnjährige

Mädchen eine Gewalt aus, die der Starke ſich nicht erklären konnte. Hatte er doch heut bei der Berathung mitten im ſiegenden Redefluß die Augen niedergeſchlagen, ſo oft ſie denen des Fräuleins begegneten.

„Sie, Veronica,“ ſprach er, als die Trauernde jetzt allein zurückkehrte, „können der tollen Verbindung doch unmöglich das Wort reden.“

„Und warum nicht!“ — Ein ſcharfer, faſt höhnender Ton lag in der Antwort. Hatte doch ſchon die Frage des Freiherrn einen Zweifel, der ſich unterwerfen giebt, ausgedrückt. Er wies ſchweigend auf den Schlafenden.

„Iſt er ſchlimmer als die Andern, iſt er ſchlimmer als die Zeit? — Menſchenkenner! was klagen Sie den Einen an, den das Gift raſend machte, womit die Philoſophen den Aether über Frankreich angefüllt. Er ſprach es nur grade aus, was Tauſende in heimlicher Bruſt dachten. Nun giebt er das Gift von ſich, der Körper bebt in Convulſionen, aber wenn ſie vorüber, iſt Seele und Leib friſch und geſund. Kennen Sie nicht die Franzoſen? — Der iſt geſättigt, der trinkt kein Blut mehr, und wenn er ſich erholt, iſt er ein ſo tugendhafter Mann, daß ein Lamm ihn lenken kann.“

„Nimmermehr!“ rief der Freiherr.

„Sie müſſen doch,“ ſagte Veronica mit Ruhe.

„Sie sind Ihrer Schwester eine Ehrenrettung schuldig. Sie sind ein kluger Mann; aus dem dort können Sie künftig machen, was Ihnen beliebt, einen Royalisten, einen Aristokraten. So unbändig er bisher war, so vernünftig wird er nun werden: Nichts von Ihrer „armen Schwester!" Das ist ein heuchlerisches Wort auf Ihren Lippen. Solche zwei, die schwach gewesen, müssen zusammen halten. Das Blut hat sie gereinigt, sie fangen nun ein neues Leben an."

„Ich möchte doch die Gewalt kennen," fuhr Rodenhausen auf, „die mich einzuwilligen zwingt —"

„Wollen Sie sie kennen lernen? Glauben Sie nicht, daß ich den Redner bei Ancenis heut durchschaute! Wie floß es von seinen Lippen, wie klar machte die Vernunft Alles — Friede und Menschenglück schwammen wie Honigwerte auf den Lippen, und doch begeisterte nichts den gewaltigen Redner, als das Verlangen, sich mit Ehren zurückzuziehen, um sein eigenes Glück irgendwo in der Stille aufzubauen."

„Von einem Manne forderte ich Rechenschaft."

„Auch als ein Weib will ich sie geben." Sie wies auf die Kammer. „Ich hole mir Hülfe."

„Nein, nicht jetzt, noch nicht." Hocherröthend hielt der Freiherr sie zurück.

„Starker Mann, Feind aller Schwache! Sie halten es für Schwäche, daß Sie einmal das Herz siegen

ließen über den Verſtand, und nun nicht einmal Mannes genug vor einem Weibe, das vor Ihnen zittert, zu bekennen: „Ich that es.“

„Sie wiſſen nicht die Rückſichten —“

Veronica hörte nicht weiter. Sie führte die Marquiſe, welche eben wieder eingetreten, zum Bette des Verwundeten und legte ihre Hand und die des Bewußtloſen zuſammen. „Ihren Segen!“ rief ſie den Freiherrn an. Er kam, berührte ſchweigend die Hände, küßte die Stirn der Schweſter und ging in die Nebenkammer. Veronica flüſterte der Marquiſe ins Ohr: „Werdet glücklich!“ und verſchwand.

18.

Tage und Wochen vergingen, es wurden Monate, Veronica blieb verſchwunden. Schon verfuhr man milder gegen die verirrten Brüder in der Vendée, ſchon ſprach man mit Gewißheit von einem Friedensſchluß zwiſchen Charette und der Republik, als ein verſpäteter Brief aus Paris in Renrands Hände kam: „Bruder,“ lautete er, „meine Sehnſucht wird morgen geſtillt. Ich werde gewürdigt, auf demſelben Platze zu fallen, wo meines Königs Haupt ſank. — Hoffe Du, mein lieber Bruder, ſchone Deine Kräfte, es muß eine Zeit kommen, die beſſer iſt, als dieſe. Die, für welche Deine Schweſter lebte, kehrt nicht wieder. Ich

bete für Dich, für Alle, die uns werth gewesen, und hoffe schon morgen die zu sehen, die unsrer Fürbitten nicht mehr bedürfen." Als der Verkehr mit Paris wieder offen wurde, las man, daß Berenica bald nach ihrem Verschwinden in Paris angekommen, sich selbst als Royalistin angegeben habe, und darauf, ihrem Wunsche gemäß, guillotinirt worden sey. Reynard, der immer gefürchtet, sie sey von Partheigängern aufgegriffen und schmachvoll niedergemetzelt worden, oder — wie er aber nur Vertrauten entdeckte — habe sich selbst den Tod gegeben, war über diese Nachricht eher erfreut, als erschüttert.

Als die Vendéer die Waffen niedergelegt, begleitete er, auf Rodenhausens Wunsch, die Frau von Marvilliers, welche mit einem genesenden Jugendfreunde sich nach Glasgow einschiffte. Der Freiherr, der sich die letzte Zeit von seiner Schwester entfernt gehalten, ging auf einem andern Schiffe nach Liverpool. Von hier meldete ein Brief seines Commis Friedrich Schindelmeißner nach verschiedenen Geldgeschäften im Postscript, daß sein Mandant mit einer Demoiselle Charpentier verheirathet sey, entschuldigend, daß aus einem bei diesen bedrängten Zeiten erklärlichen Versehen die Annonce sich um einige Monate verspätet habe. Späterhin erfuhr die Schwester, daß schon in der Vendée ein Priester Victoire auf ihrem Krankenlager

mit ihrem Bruder Friedrich verbunden habe. Lange nachdem in einer kleinen Presbyterianerkirche eines Winkels in Schottland eine Ehe eingeſegnet war, von der die Zeitungen ſchwiegen, erhielt Julie Barandon einen kurzen Brief von ihrem Bruder, des Inhalts, daß ſeine Gattin gern die nähere Bekanntſchaft ihrer Schwägerin zu machen wünſche, daß man ſie daher auf dem Gute bei Liverpool erwarte. Man bedauerte, daß die Seeluft bei Liverpool einem Reconvalescenten, wie ihrem Gatten, von den Aerzten widerrathen werde. Julie kam; ſie fand ſtatt einer demüthigen, heraufgehobenen, eine würdevolle Frau, die Herrin des Hauſes, eine liebevolle Verwandte, eine unermüdliche Fürſprecherin. Ihr verdankte ſie die zuvorkommende Güte, mit der ſie aufgenommen wurde, durch ſie erhielt ſie Hoffnung, daß auch ihr Gatte dereinſt im Hauſe willkommen ſeyn werde. „Denn," ſagte Victoire, „nur als eine Freie reichte ich ihm die Hand. Mit Männern, wie Ihr Bruder, muß man als Gleiche Verträge ſchließen, will eine Frau ihr Recht behaupten, wenn ſie auch nachher nicht darauf beſteht."

Aber erſt nachdem Barandon und ſeine Gattin unter Napoleon nach Frankreich zurückgekehrt waren und auch Rodenhauſen ſein Stammgut in der Pfalz wiedergekauft hatte, ſahen ſich die Familien. Barandon trat ein und ſtieg in der Verwaltung. Er wurde

ein treuer Napoleone und ein loyaler Anhänger der Bourbons, und kennte in der Krisis von 1814 Herrn von Royrand, der zu voreilig für die letztern die weiße Fahne aufgesteckt, von einem schmählichen Tode retten, dem der junge Held, während aller Aufstände in der Vendée, entgangen war.

Das Dampfschiff.

An einem Sommertage des Jahres eintauſendachthundert und neunundzwanzig befand ſich auf der Waſſerjacht, die täglich von Mainz nach Coblenz fährt, der Schreiber dieſer wahrhaftigen Berichte.

Die Waſſerjacht, die früher ſtolz und luſtig den alten Rhein hinabſchiffte, überfüllt mit Paſſagieren, die unten in der Kajüte eng zuſammengedrängt kaum Luft ſchöpften, oder oben auf dem Verdeck, ja an den Maſten ſelbſt hingen, in guten alten Zeiten mit Trompeten entlaſſen und mit Trompeten, wo ſie anlangte, empfangen, iſt jetzt ein trauriges Markt- und Poſtſchiff; überfrachtet von Oeltonnen, Weinfäſſern und Fiſchen, und nur wer den Kreuzer drei Mal in der Taſche umdrehen muß, ehe er ihn ausgibt, oder wem das Dampfſchiff zu ſchnell an den ſchönen Ufern fortſchießt, ſucht noch hier einen frugalen Platz.

Da ſtand ich — ich bin ein Maler und wohne in Mainz, mache alljährlich zwei Mal die Reiſe, um, bald links, bald rechts ſkizzirend, Studien für den Winter zu ſammeln — da ſtand ich, an den Maſt-

baum gelehnt, und neben mir mein Hund, den ſtolzen Ehrenfels im Auge, und erwartend, bis der Rheinec vertreten würde, als es hinter uns rauſchte, wie wenn der alte Flußgott oder die Rheinnixe ſich auftäten, um mit Flammen und Rauch einen Beſuch eben zu machen. Es war das Dampfſchiff, welches, ſchnell in Bingen abgefertigt, uns noch vor dem Binger Loch einholte.

Sehr ärgerlich ſcate unſer Steuermann bei und ließ die behänderte, beflaagte Concordia rechts vorbei. Mit einem ſchnellen Schuß, daß uns das grüne Waſſer bis an den Bord ſtieg, gleitete ſie dicht an uns vorüber und fuhr dann hinein in die ziſchende Fahrſtraße zwiſchen den altberühmten tückiſchen Felſen.

„Daß ſie einmal 'ran ſchlüge!“ rief mein Steuermann, ergrimmt das Steuer wieder umwerfend und den Kahn einlenkend in den weißen langen Schaumſtreifen, das Einzige, was ſie uns zurückgelaſſen. Aber er war ſo lang, daß er bis Bingen reichte. Wohl wäre denn ein Loch gut, als daß Einer rein fällt!“

Wir fuhren ohne Gebet durch beide Löcher. Beim Mäuſethurm flogen drei Raben auf, und die lange Dampfwolke der Concordia lechte um die ſchlanken Thürme des Ehrenfels und ſchlängelte ſich dann noch höher hinauf bis über den waldigen Kamm des Niederwald. Der Wind hatte ſich gedreht und kam von Weſten.

Wir aber ſtanden, lagen und ſchwebten Mann und Weib, Blinde und Sehende, Menſchen und Thiere auf Tonnen, Tauen und Brettern, alle im Halbkreis um den Steuermann, deſſen kohlſchwarze, kleine, ſchlaue Augen rund herumrollten, anzeigend, was in dem gedrängten Körper arbeitete.

Da hob er jetzt die geballte rechte Fauſt in die Höhe und ſprach:

„Das Loch wäre paſſirt! Aber ſehen Sie, meine Herrſchaften, ſo wahr ich Elias Pauſewang heiße, das ganze Marktſchiff, wie es hier iſt, Planke, Nied und Nagel, und die Herrſchaften und mich mit — Gott ſey meiner armen Seele gnädig — ich triebe ſelbſt das Schiff gegen den knalligen Braunen da, und ich wollte mit Ihnen Allen da unten beraaden liegen, von wo noch keine Chriſtenſeele wieder aufgekommen iſt, wenn ich's vorher erlebte, daß das dicke Rauchfaß ſeine Rippen dran brächte und ſeine Oefen, Maſchinen, Schornſteine, Pavillons und die Krebſe drauf in tauſend Splitter aus einander führen zur Hölle, wo ſie alle hergekommen ſind."

„Es ſind viele Schiffer ruinirt, ſeit die Dampfſchiffe aufkamen," bemerkte Einer.

„Es lebt kein ehrlicher Menſch mehr am Rheine, fuhr Meiſter Pauſewang fort, ſeit die großen Rauchöfen ſchwimmen gelernt! Die Reiſenden ſind durch die Bank malhonett geworden. Jeden Tag, nämlich

ſonſt, ſtanden ſie zu Hunderten an jedem Flecken, und baten die Schiffer, ich will kein ehrlicher Mann ſeyn, ſie baten uns auf den Knien, als ich ein junger Mann war, mit ihnen auf einem Kahn nur ein bischen herumzufahren. Nicht wo ſie hinwollten, wo es dem Schiffer Plaiſir war, da ruderte er ſie hin. Hier ſagten wir, hier ruhen ſie aus meine Herrſchaften, hier machen wir Feierabend. Sechs, ja zehn Tage fuhr man von Bingen bis Coblenz, wenn man ordentlich was ſehen wollte, ſtatt daß ſie jetzt in einem Tage von Mainz bis Cöln ſchießen. Das iſt keine Schifffahrt, das iſt keine Ehre. Sonſt, ach, was war der Rhein für ein Waſſer! Sehn Sie, hier bei dem Binger Löchern, da hielten wir Alle ſtill, zogen die Mützen, beteten unſer Stoßgebet, dann ging der Schiffsknecht umher und ſammelte was zum Gedächtniß der armen Seelen, die hier Rheinwaſſer trinken müſſen. Und ich will kein ehrlicher Mann ſeyn, wenn nicht jeder lumpige Handwerksburſch ſeinen Sechsbätzner hineinwarf; ein honetter Mann gab nicht unter einen halben Laubthaler. Jetzt, wo denkt da Einer an die armen Seelen und ſeinen lieber Herrgott! Sie lachen, ſchleudern Butterſchnitten, trinken einen Schoppen und werfen höchſtens die Bouteille in den Fluß; ſie muß ſchwimmen, man ſorgt ſie nicht, ob ſie Luft hat. Und das Waſſer, wo wir Angſt und Schweiß ausgeſtanden haben, iſt ihnen nicht anders, als wie

eine grüne Diele, auf der ſie promeniren und walzen möchten.“

„Wenn nur Einer den Ton angiebt im Schimpfen, das Concert findet ſich bald. Ich legte tuchtig los wegen der vielen Tackelaae, und weil man vor den Matroſen und der ausgeſpannten Leinwand keine freie Ausſicht hat.

Schiffer Pauſewang hatte ſeine Pudelmütze, die Oeffnung nach oben, auf die Heringstonne gelegt, und Alle ſahen ſie. Mein Pudel obſervirte näher; mit beiden Vorderpfoten auf die Tonne gelehnt, ſchnüffelte er hinein und fand ſie leer.

Schiffer Pauſewang hub wieder an:

„Wozu hat denn unſer lieber Herrgott den Dampf gemacht? Etwa daß der Menſch davon leben ſoll? Ei, warum ſind wir denn nicht Alle von Natur von Dampf, ſtatt von Fleiſch und Blut! Wir brauchten nicht zu eſſen, nicht zu trinken. Sie, meine Herrſchaften, brauchen nicht zu zahlen, wenn Sie über'n Rhein fahren, und ich brauchte auch nicht zu warten, ob's den Herrſchaften gefällig, ein Trinkgeld zu geben oder nicht. Wenn ich ein reiner Dampf wäre, ich ſäße ja nicht hier am Steuerruder, ich buſchte über den Rhein, wenn der Wind geht, und ließe mich nach Plaiſir puſten hin und zurück. Es kommt auch noch dazu, geben Sie Acht, wenn das ſo fort geht. Unſre Vorväter, das waren noch ganz andere Men-

ſchen als wir, Rieſen vor uralter Zeit, groß wie Eichen, dann wurden ſie allmälig kleiner. Aber die Ritter, die trugen noch ſo viel Eiſen am Leibe, wie jetzt nicht zehn Kuiraſſiere ſchleppen können. Der Ritter Brömſer ſprang zum Exempel, um ſich zu erſäufen, hundert Schuh weit von ſeiner Burg aus, die ſie bei Rüdesheim geſehen haben, über die breite Chauſſee und noch eine Wieſe, mitten in den Rhein. Das probire 'mal jetzt Einer! Es möchte ihm ſchlimm bekommen. Nach den Rittern nahm's raſch überhand mit der Kleinigkeit. Die letzten großen Leute waren die Grenadiere vom König von Preußen. Jetzt werden wir immer ſchwächer, dünner und kürzer. Es gibt ſchon viele Leute, wie die Zeitungen melden, die fünf Jahre nichts gegeſſen haben, und wie Viele gibt's, die gar nichts verdienen, um zu leben und doch noch leben. So geht's dann allmälig weiter. Erſt haben ſie die Wälder verbrannt und zu Rauch gemacht; nun keine Bäume mehr da ſind, geht's an die Steinkohlen. Ganz England iſt ſchon unterminirt, damit ſie gehörig Dampf machen können. Es dauert nicht hundert Jahre, ſo iſt der ganze Erdball hohl, wie eine taube Nuß; alles Dampf. Es braucht gar kein Komet anzuſtoßen; wenn ein Dutzend Kanonen fahren, bricht er ein. Holz iſt nicht mehr da, um ihn zu ſtützen. Wir müßten tanzen lernen, um nicht einzuſinken. Aber nein, mit uns macht ſich das ebenſo. Wir werden, wie die Erde,

immer hohler und dünner, lösen uns auf in Rauch und Dunst, bis am Ende die ganze Menschheit gar nichts Haltbares mehr ist, und der kleinste Wind einen Hausvater mit vier Kindern hin und her fegt."

Jeder besah den Andern lächelnd, wie weit sein Verdunstungsprozeß vorgeschritten wäre.

„Das liebe Vieh allein," fuhr der Schiffer fort, „hat seine Vernunft behalten und beschämt die Menschheit, daß es eine Schande ist. Haben Sie bemerkt, meine Herrschaften, wer von Ihnen einmal auf dem Rheinkasten gewesen hat, was ihm Gott verzeihe, wie die Hunde den Dampf nicht vertragen können? Ich habe das hundertmal bemerkt, wenn die Rauchsäule querüberstreicht aufs niedrige Ufer, wie die Pferde, die auf dem Leinpfad ziehen, stöhnen und schrecken, daß es ein Jammer ist. Die unvernünftigen Bestien fühlen's ihren als wir, was die Dampfboote uns Schaden gebracht. Sonst saßen Ihnen die Adler zu dicken Schaaren, wie die Raben im November, auf den alten Schlössern, den Rauch verschnupfen sie nicht. Es war ein Plaisir, die Nachtigallen zu hören in den dicken Büschen auf der Schattenseite. Wo jetzt mal eine steht, da laufen die Burschen wie ein Weltwunder zusammen. Und die fetten Salme, stille prächtige Thiere, keine waren besser als die Rheinlachse; fragen Sie mal in Caub und St. Goar, wo sie geblieben sind? — Sie ziehn aus dem Rheine fort, sie können

nicht laichen vor dem Lärm der Räder und finden keine Ruh im tiefſten Grunde. So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ich habe in ſtillen Mondnächten, wenn ich in meinem Kahn mich aufs Ohr legte und von den Wellen treiben ließ, ſie ſeufzen hören. Es klang wie ein Trauerlied, dann tauchten ſie, wenn's ſtill war, noch einmal auf und ſahen ſich den Rhein zum letzten Mal an, und der Mond ſchien auf ihre ſilbernen Floſſen. Es mochten, ich lüge nicht, an hunderttauſend ſeyn. Ein herzbrechender Anblick. Warum ſoll auch das liebe Vieh ſo was nicht empfinden? Sehn Sie nur den Hund an, wie er in die Mühe ſieht. Das Thier weiß durch Inſtinct, daß nichts drin iſt und daß es ſonſt anders war."

„Meiſter, war es denn wirklich ſonſt anders? rief ein faules Handwerksburſchengeſicht, deſſen Eigenthümer auf dem Schiffsbord ſaß, die dicken Backen in der Hand geſtützt. Ich meine, die Handwerksburſchen hätten niemals Sechsbätzner fortgeſchmiſſen!"

„Oh! fuhr der Schiffer aufgebracht fort. Wißt Ihr denn, mein kluger Herr, wie es geſchrieben ſteht in den alten Chroniken der römiſchen Kaiſer? Seyd Ihr ſo klug, daß ihr das Alles auswendig wißt, was kluge Leute nicht mal ihr ganzes Leben durch leſen können? Wie die öſtreichiſchen Kaiſer haben geſeſſen in Ingelheim, Aachen und auf dem Rolandseck, und wie viele Schiſſe damals Jahr aus, Jahr ein auf dem

Rheine zu Grunde gingen, als wäre es die offenbare See. Da laßt Euch mal erzählen die Geſchichte vom Binger Loch, das war damals aber noch was anders, denn es verging keine Woche, wo nicht ein Kahn feſtſaß, mit und ohne Handwerksburſchen. Das ſchrie dann und jammerte, leichenblaß und es gab was zu verdienen, bis die drei Verderber über die Flußfahrt kamen."

„Wer waren die?" fragte man.

„Der erſte dieſer drei Rheinverderber war der hochberühmte Kaiſer Carolus Quintus der Zweite, der dreißig Jahre lang den großen Krieg gegen die Sachſen führte, von dem auch die goldene Bulle herrührt, die man ſonſt für einen Dukaten in Frankfurt ſehen konnte. Dazumal floß einmal der Rhein ganz roth von lauter Sachſenblut. Aber die Leute hatten damals ungeheuer ſcharfe Augen. So begab ſich's einmal, als dieſer Kaiſer Carolus in Ingelheim bei Tiſche ſaß, daß der türkiſche Großſultan vor Bingen vorbeiſegelte und der Kaiſer hat ihn mit eigenen Augen von Ingelheim bis Bingen erkannt. Der Großtürke war aber ein ſchlauer Chriſt und hatte Kaiſer Carolus Tochter entführt, ſie aber hatte ihn vorher im Schnee getragen. Wie nun das der Kaiſer ſieht, ſchwört er bei ſeinem Bart, der ihm bis auf die Zehen ging, und wünſcht ſeiner Tochter und dem Türken alles Wetter auf den Hals. Geſagt, gethan! Wie der Türke den

Kaiſer hinter ſich ſieht — der Kaiſer kam nämlich auf dem Marktſchiff mit allen ſeinen Hellebardirern — zieht ſein Kapudan Baſcha, was ſo viel iſt, als ein Steuermann, alle Segel auf, und, daß du nicht geſehen, ſiehſt du nicht, fährt er gerade auf das Loch zu, was er nicht kannte, weil es in der ganzen Großtürkei kein Bingar Loch giebt. Nun, vor ſeiner Majeſtät Augen, ging der Großtürke, ſein Schiff und des Kaiſers Tochter in den Grund. Es war ein jämmerlicher Anblick. Da raufte ſich der alte Herr das Haar aus und ſchrie, daß es ein Erbarmen war. Wenn er's dabei hätte ſeyn laſſen, wär's gut geweſen. Aber nein. Damit, wenn ihm ſeine zweite Tochter entführt würde, ſie frei paſſiren könnte, läßt der alte Narr — Gott vergeb' mir die Sünde — die Felſen bei Bingen ſprengen, daß das Loch gar nichts mehr bedeuten will und jeder Pfuſcher durchkann."

„Wurde denn nun ſeine zweite Tochter entführt?"

„Nein, er ſelbſt."

„Der alte Kaiſer Carolus?" Wer hatte denn dazu Appetit?"

„Der hölliſche Feind und ſeine Schaar. — Oben bei Ingelheim auf dem Berge iſt ein kleines viereckiges Loch, nicht größer als ſo. Da iſt Kaiſer Carolus Quintus der Zweite mit einem wohlexercirten Heere von dreimalhundert und ſiebzig tauſend Mann, wie es da aufmarſchirt ſtand, in Grund und Boden verſunken.

Es weiß noch keine Seele, wo er geblieben iſt, ſowahr ich ein ehrlicher Mann bin. So hat das Loch auf dem Berge geſchluckt, weil er hier ſich am Binger Loch vergriffen hat."

„Es iſt doch traurig, wenn der Menſch nicht bei der Wahrheit bleibt, flüſterte mein Nachbar, ein junger Scholar aus Kreuznach, den ſein Vater nach Coblenz führte, ihn bei einem Gerichtsſchreiber in die Lehre zu bringen, mir zu. Der berühmte Kaiſer hatte nie mehr als neunzigtauſend Mann beiſammen, und der Schiffer ſpricht von dreimalhundert und ſiebzig tauſend!"

Aber man war ungeduldig, die andern beiden Rheinverderber kennen zu lernen.

„Der zweite, fuhr Schiffer Pauſewang fort, iſt kein anderer als der Kaiſer Napoleon, der die Felſen hat weiter ſprengen laſſen und Chauſſeen anlegen. Dafür iſt er mit ſeinem ganzen Heere, juſt wie ſein Ahnherr, Kaiſer Carolus eben bei Ingelheim, in Rußland an der Berezina erfroren. Denn das glauben Sie unſereinem, der ihn oft genug geſehen hat: — ich habe ihn ſelbſt eigenhändig drei Mal über den Rhein geſetzt — der zurückgekommen iſt aus Rußland, das war nicht mehr der Napoleon, der hinausgangen war. Das können Sie gedruckt leſen, es ſteht in vielen Büchern geſchrieben. Das war eine falſche Perſon, die ſie blos haben ausgeſtopft und mit einer re-

then Naſe, daß es natürlich ausſähe. Unſereinen betrügt man nicht; denn ich nahm ihn ſcharf aufs Korn, als er bei Mainz überfuhr. — Der echte alte Napoleon liegt ruhig bei Moskau begraben."

„Und der dritte Verderber?"

„Das ſind die Preußen, mit Verlaub zu melden. Die haben uns den Dampf aus England verſchrieben, die haben die Fahrt auf dem Rheine, was ſie nennen, frei gemacht. Aber die Strafe wird auch nachkommen, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ich lüge nicht. Sie werden in Dampf und Dunſt 'mal untergehn, alleſammt eh ſie ſich's verſehn, die ganze Nation, wie Kaiſer Carolus bei Ingelheim und der große Kaiſer Napoleon bei Moskau."

Mit einer raſchen Bewegung ſetzte Schiffer Pauſewang die Pudelmütze auf, die immer leer geblieben war.

„Warum das?" fragte ich.

„Wollen Sie, daß ich Regen drin ſammle?" antwortete er.

„Es ſieht nicht nach Regen aus."

„Eh Sie ſich's verſehen, meine Herren, kommt ein Platzregen, daß Jeder von Ihnen froh iſt, wenn er noch unten in der Kajüte einen Platz findet."

Wir ſahen uns am Himmel um, und es zog wirklich ein kleiner Wolkenſtreif über die Berge. „Das wird vom Dampf ſeyn," ſagte ich.

„Alſo Dampf macht keinen Regen?“ antwortete er trotzig, denn mit ſeiner vorigen Laune war es zu Ende, und er hatte ſchon den Handwerksburſchen aus dem Wege geſtoßen und die Leier des blinden Mannes gedroht über Bord zu werfen, denn wenn alles das Pack auf dem Verdeck faullenzen und die Ausſicht rauben wolle, könne ein Anderer Steuermann ſeyn. Er hatte nicht ganz Unrecht und fuhr fort: „Dieſer viele Regen kommt lediglich und ganz allein von der unvernünftigen Dampfconſumtion. Aus den Röhren geht's hinauf und kommt als pures Naß retour. Seit die Dampfſchiffe fahren, iſt kein Tag reine Plaiſirlichkeit auf dem Rheine; es tröpfelt, regnet und bricht aus den Wolken. Und werden die Regierungen wohl ſo klug, auf den Dampf eine Steuer zu legen und den Rauch ſtempeln zu laſſen? Der Taback, der Wein und die Patente, jeder Quark, das wird Alles von oben bis unten bedrückt, bedruckt und beſtempelt, aber der Dampf hat in alle Ewigkeit freie Paſſage, wohin er will und woher er kommt.“

Aber der blinde Leiermann betaſtete die Saiten ſeines Inſtruments und der faule Handwerksburſche war ſchon hinuntergekrochen aus Angſt, ſeinen Platz einzubüßen. Die Furcht nahm überhand und während noch die Sonne am heitern Rheinhimmel ſtrahlte, ſchichtete ſich die gemiſchte Geſellſchaft ſchon mit Mühe auf den drei Seitenbänken der Kajüte ein. Nur ein

hagerer Mann, der nicht mit auf dem Verdeck gewesen, blieb der Länge lang auf der vierten Bank liegen und lächelte uns mit den kleinen Augen aus dem dürren, benarbten Gesicht an, ohne nur die Fußspitze einzuziehen.

„Wer sind Sie, mein Herr, daß Sie hier ein Vorrecht prätendiren?“ fragte ich.

„Ein Logiker,“ antwortete er.

„So sollte Ihnen eine gesunde Logik sagen —“

„Daß Sie kein Recht haben, mir unten den Raum zu schmälern, da ich Ihnen denselben eben nicht geschmälert habe,“ antwortete er.

Des blinden Harfenschlägers Frau meinte, die Lohgerber wären immer grobe Leute.

Alle aber kamen überein, daß der Schiffer wol übertrieben habe und man mißbilligte es sehr. Vor den Andern konnte sich der Handwerksbursche nicht zur Ruhe geben.

„Einen Sechsbätzner hätte ein Professionist Trinkgeld gegeben! Das lügt der Kerl in seinen Hals hinein. Das hat niemals ein Handwerksbursche weggeworfen, und ich bin auch gewandert und habe alte Leute gesprochen, die es verstehen, und der will von einem Handwerksburschen wissen, der einen Sechsbätzner Trinkgeld gab!“

Ich sagte, in der beglaubigten Geschichte wisse man nur von Entführungen aus dem Serail, wohingegen

gar

gar nichts darüber feststünde, daß die Türken in den Serail entführten.

Die Frau mit dem blinden Harfenspieler aber meinte, die Geschichte wisse von mancherlei nichts, es sey aber darum doch geschehen, wenn man nur alte Leute fragen wolle; aber daß die Salme geseufzt hätten, das sey erstunken und erlogen, denn ein Lachs könne nicht seufzen, weil die Fische in Deutschland stumm wären.

„Es ist überhaupt schlecht, sagte der eine der drei Gelehrten, die nach Coblenz zu den Assisen hinabfuhren, daß die Menschheit über so Vieles im Dunkeln bleiben muß, und daß sie's noch immer dunkler haben wollen. Bei jeder Prügelei am Rhein, wenn's losgehen soll, blasen sie die Lichter aus, und nun schlagen sie erst los. Warum? — Damit, wenn's vor's Gericht kommt, die Zeugen nicht schwören können, daß sie den Maleficanten gesehen haben."

„Das ist ein Fortschritt der Cultur," sagte ich.

„Der sollte mir 'mal beschwören, sagte der Handwerksbursche, daß je ein ehrlicher Wanderbursch sechs Batzen einem solchen aufschneiderischen Schiffer in seinen Nachen geworfen. Das ist keine Cultur!"

„Und der Kaiser Napoleon soll an der Berezina schon geblieben seyn, sagte der blinde Harfenspieler, das ist auch nicht wahr. Posito, es wäre wahr, aber es ist schon darum nicht wahr, denn der Napoleon

iſt noch jetzt nicht todt. Das ſoll mir Keiner weiß machen. Man müßte ihn ja nicht bei den Türken vor Schumla geſehen haben, und die Türken wiſſen, was ſie wiſſen; das können Sie mir glauben, meine Herrſchaften, ich bin nur ein blinder Soldat, aber bei den Türken habe ich neun Monat gefangen geſeſſen am weißen Thurm in Belgrad — ich war dazumal in öſtreichiſchen Dienſten — und weiß, was die Türken ſind: das ſind Hunde, aber doch verfluchte Kerls; weshalb ich's auch für gar nichts äſtimire, wenn der Steuermann ſagt, daß der Kapudan Paſcha das Loch nicht geſehen hätte. Ein Türke, das glauben Sie mir, der weiß, wo der Hund begraben liegt und läßt ſich kein X für ein U machen."

„Das redet der Menſch ſo, wie ein blinder Mann, ſagte das Weib, aber er verſteht's, meine Herrſchaften. Blinde Leute, ach du meine Güte, in dieſer ſchweren Zeit, ſie haben's beſſer als unſer Einer. Ein blinder Mann, vor dem genirt ſich keine Seele. Er thut Niemand was. Warum? Weil er nicht weiß, wo er hinſchlägt. Und es citirt ihn kein Menſch vor Gericht als Zeuge. Warum? Weil er nie was geſehen hat. Aber ſo ein blinder Mann, der hat eben ſo lange Ohren wie einer von den Herrſchaften und notirt ſich, was er horcht. Meiner, der iſt Ihnen ein Rechenmeiſter, und weiß Ihnen über Alles Auskunft, als wenn er's geſehen hätte, dem können Sie glauben,

wenn er Ihnen was ſagt, und es ſteht immer bei Jedermann, ob er ihm was dafür geben will. So thu doch's Maul auf, Lehmann."

„Wie kam Sie zu dem Unglück, liebe Frau?" fragte ich.

„Wie Einer ſo zum Malheur kommt. 's kommt Einem immer auf halbem Wege entgegen. Und wenn ſie zwei beide zuſammenſtoßen, dann liegt's da, wie gethan. Wie biſt du doch ums Auge gekommen, Lehmann, ich hab's wieder vergeſſen?"

„Weib, Sie hat vergeſſen, wie Ihr Mann ums Auge kam."

„Als ich ihn heirathete, war er ſchon ſtockblind, meine Herrſchaften."

„Das iſt brav von Ihr, ſehr brav, einen Blinden zu heirathen."

„Meine lieben Herrſchaften, hub die Frau an, Sie verſtehen das nicht wie unſer Einer, was ein blinder Mann iſt. Was Männer ſind, mit Reſpect zu melden, davon kann ich ſprechen. Meine Mutter hatte drei Männer, nach einander nämlich, alle Huſaren, und außerdem war ſie Marketenderin, wie ich. Ich ſelbſt, ich habe vier Männer gehabt und bin auch Marketenderin geweſen. Meiner Mutter ihre Huſaren waren alle im ſiebenjährigen Krieg, einer war kurmainziſch, die andern beiden kurkölniſch; meine Männer, Gott habe ſie ſelig, es taugte Keiner viel, ſie wa-

ren conſcribirt, aber auch Huſaren, nur der eine war Grenadier bei den Naſſau-Uſingern; das war aber der Vertrunkenſte von Allen, und wenn's einmal ans Heirathen geht, dann ſag' ich immer: die Huſaren ſind noch die Beſten. Warum? — Die ſind vorauf und kommen immer hin, wo's noch voll iſt; wo ſchon die Regulairen hinterher geweſen ſind, da kann eine Katze nachher verhungern. Was ſchafft mir ein Grenadier? Wenn er mit dem Zettel ins Quartier kommt, da ißt er und trinkt er aus, was ſie ihm verſetzen. Und macht er 'mal ein bischen mehr Leben, dann läuft's Volk gleich zum Capitain, als ob ſie nicht wüßten, was Krieg iſt. Krieg iſt Krieg. Das wußten ſie im ſiebenjährigen, aber die Mannsleute konnten nichts in der Taſche behalten. Das war ein Gewürfle und ein Saufen, und meine Mutter hat keinen Mann behalten mögen. Jetzund, ſo lang's mit den Franzoſen ging, war's gut. Deutſchland iſt ein honettes Land, auch in Italien iſt's gut, und in Spanien ging's auch noch, wenn das Volk nicht ſo grauſam katholiſch wärr mit den langen Meſſern und heimtückiſch. Aber mit den Huſaren hört's auf, wenn man nach Rußland kommt. Die Koſaken mit ihren langen Gabeln, die der Gott ſei bei uns erfunden hat, laſſen keine aufkommen. Ich bin nicht mit in Rußland geweſen; in Königsberg da merkte ich, wie's kommen würde. „Chriſtoph, ſagte ich, paß Acht, die Ruſſiſchen ſind nichts

für uns.“ Er wollte nicht hören; Morgens war er abmarſchirt, eh ich's ſpüren that, und hatte mir die letzte Quartflaſche mitgenommen. Wovon ſollt' ich arme Frau nun leben? Und wenn der Herr Commandeur, der noch davon gekommen iſt, mir nicht den Todtenſchein geſchickt hätte, kein Pfarrer hätte mich mehr copulirt.“

„Hatte Sie denn das Heirathen nicht ſatt bekommen, liebe Frau?“

„Was iſt eine arme Frau ohne einen Mann, meine Herrſchaften? I ja, ſo lange man jung iſt, da geht's. Auch wenn man einen Sohn hat; vor die geht paſſirt er wol ſo gut wie ein ſchlechter Mann, wenn man ihn nur recht handhabt. Aber wenn ſie erſt groß und ſtark werden und unter böſe Geſellſchaft kommen, dann iſt es aus mit dem Reſpect. Ich hatte einen von meinem Erſten, der lief mir unter die Soldaten. Was hatt' ich nun davon? — Es ging mir ſpottſchlecht. Es kamen ihrer zwar genug gelaufen: ich müßte aber nicht zwanzig Jahr mitmarſchirt ſeyn, um nicht zu merken, wo's hinauswollte: ihnen noch mein Danziger Doppelter. Wie nun alles Friede wurde, da ſagte der Herr Major zu mir, den ich noch als Lieutenant gekannt: „„Liebe Frau, weiß Sie was, Sie ſollte ſich einen blinden Mann nehmen.““ — „Ja, mein Herr Obriſtwachtmeiſter, ſagte ich, wo findet man auch gleich einen blinden Mann.“ — „„Ei, ſagte er,

Sie hat ja Augen dazu. Der blinde Mann wird Sie nicht ſuchen.““ — Ich dankte dem Herrn Major, es dauerte aber noch lange, bis ich meinen Alten fand. Sehen Sie, meine Herrſchaften, nicht Jeder, der blind iſt, iſt darum gut zu einem blinden Mann. Erſtens, für meine Perſon, muß ich einen Gedienten haben; bin einmal ein Soldatenkind und hab's immer mit den Soldaten gehalten, und Einer ohne Mentur iſt mir, mit Reſpect zu melden, nur ein halber Mann, das heißt, für meine Perſon zu ſprechen. Vor's Andere aber muß ein blinder Mann die Harfe ſchlagen können und ein gutes Gemüth haben. Zerſchoſſen kann er ſeyn, das thut nichts, wenn er nur die Harfe tragen kann.“

„Und das hat Sie alles in Ihrem gefunden?“

„Er iſt ſchon gut, meine Herrſchaften, vor's Uebrige da iſt die Frau. Ich frage ihn: „„Lehmann, was bringſt Du mit?““ — Nu, was er auf dem Leibe hat, weiter wird's nichts ſeyn. Nun ſag' ich ihm: „„Merke Dir's, was Du mitgebracht haſt und wie Du's bei mir haben wirſt,““ und das müßte ja ſchlimm zugehen, wenn ich's da nicht mit ihm aushalten ſollte. Einen blinden Mann kann man knapp halten und Unfrieden iſt nicht im Hauſe. Denn warum? Ausſchlagen kann er nicht, das wäre ja lächerlich. Iſt was da, hat er ſein Glas Bier Taa für Taa und wenn's kommt, einen Schoppen. Ueber den Durſt trinken

laß ich ihn nicht, wenn nicht die Herrſchaften ihm was vorſetzen; nun dann druckt man ein Auge zu, denn 's iſt ja ein blinder Mann! Iſt nichts da, auch gut. Und des Nachts kann er nicht aufſtehen und unters Bett greifen. Warum? — Jeden Abend ſetz' ich die Flaſche wo anders hin, und nun ſuch mir 'mal. Sehn Sie, meine Herrſchaften, das hat man nicht bei 'nem Mann, der ſehn kann. Und wenn ich noch ſo jung wäre, wie dazumal, ich nähme mir gleich von Anfangs einen, der blind ſeyn thut. Die Menſchheit iſt ſchon dafür, wenn ſo ein Mann ohne Augen am Weg ſteht und ſingt und hält den Hut hin, das können Sie mir aus Erfahrung glauben, es rührt ganz anders, als wenn einer, der nur lahm iſt, daſteht, oder mit einem Arm. Was thut das, frage ich, vor's Gefühl? — Da nimm die Harfe zwiſchen die Beine, Leipmann, und ſing den Herrſchaften was vor, und wenn die Kehle trocken iſt, werden ſie's ſchon merken."

Er ſang mit fürchterlicher Kehle die Freuden der erſten Liebe, bis man, mit einſtimmiger Ungeduld ihn unterbrechend, etwas anderes forderte. „Singe was Luſtiges," ermahnte ihn ſein Weib, aber auch das Luſtige kam zu branntweinartig für den Rhein heraus.

„Sie müſſen wiſſen, meine Herrſchaften, im Kroatenlande hat ihm ſo ein Hund die Kehle durchgeſchoſſen; darum geht's ihm oft, was ſie die Melodie nennen, zu einer andern Kehle heraus."

„Er ſoll uns von den Kroaten erzählen, rief Jemand, oder wie er ums Auge gekommen.“

Da werden Sie 'mal was hören, ſagte das Weib, und wenn's nicht buchſtäblich wahr iſt, ſollen Sie mich eine ſchlechte Frau ſchelten. So was hört man nicht alle Tage.“

Der Mann räuſperte ſich und es kam mir vor, wenn er Augen gehabt, als hätte er ſie weit aufgeriſſen.

„Meine Herrſchaften, wenn Sie noch nicht im Kroatenlande geweſen ſind und in Ungarn, ſo wiſſen Sie nicht, daß dies dicht an der Türkei liegt. Was in den letzten Jahren für die deutſche Nation die Franzoſen geweſen, das waren in ſonſtigen Zeiten die Türken, und wer ſie nicht geſehen hat, der glaubt's nicht. Ehemalen war Conſtantinopel die Hauptſtadt vom römiſchen Reich, des Kaiſers Majeſtät reſidirten da, und alle ſieben Kurfürſten mußten jahraus jahrein dahin reiten, und damals war das kaiſerliche Wappen ein Doppeladler von Gold. Seitdem aber die Türkenhunde Conſtantinopel genommen haben, haben ſie ihn ſchwarz angeſtrichen, und daher heißt's jetzt: das deutſche Wappen iſt ein ſchwarzer Adler; das iſt aber nicht wahr: es iſt blos das Trauerwappen. Allein was ſie ſagen, daß er von ſelbſt ſchwarz angelaufen wäre, aus Gram, das ätſtimme ich nicht und iſt's albernes Gerede von Leuten, die ſo was nicht verſtehen.

Aber ſobald Conſtantinopel wieder genommen wird, das iſt gewiß, ſobald wird der ſchwarze Adler auf dem kaiſerlichen Wappen wieder golden. Darum hat Prinz Eugen, von dem Sie geleſen haben werden, allezeit Conſtantinopel nehmen wollen, und er hätte ſein rechtes Auge und ſeine rechte Hand drum gegeben, aber es ging nicht und der Adler blieb ſchwarz. Späterhin hat Feldmarſchall Lauden die Feſtung Belgrad genommen, aber Conſtantinopel konnt' er nicht kriegen. Aber um die ganze Grenze, durch Ungarn, Kroatien und Siebenbürgen ſind die beſten Schützen cantonirt, daß ſie alle aufmerken und losbrechen, wann's Zeit kommt. Was ſie jetzt vom Kriege reden, das will gar nichts heißen gegen den Türkenkrieg. Ein Türke iſt kein Chriſt, das iſt wahr; aber auf ſeinem Pferde iſt das ein Menſch, wie ſie ihn in der ganzen Chriſtenheit nicht zweimal ſuchen. Er fliegt Ihnen mit dem Pferd, daß er den Boden nicht anrührt; mitten im Carriere ſpringt er in den Steigbügeln auf, auf den Sattel hinauf, den Säbel im Maul, ſchießt er mit beiden Händen ſeine Piſtolen, die, ohne zu lügen, ſo groß ſind wie kleine Mörſer, ab, zwölf Kartätſchen in jeder, und ſo dreht er um und iſt wie der Wind fort, eh man's inne wird, daß er dageweſen iſt. Hüben und drüben wohnen die Servier, die ſind halb türkiſch und halb öſtreichiſch. Die trinken einen Schnaps, der heißt Schliberwitz, und ſind ein Volk, was den Teufel im

Leibe hat, wenn ſie ihre langen Flinten auf dem Rücken tragen. So ein Slovake, wenn er im Busch liegt, trifft Ihnen auf fünfhundert Schritt das Weiße im Auge. Sie haben allerlei Zauberwerk bei ſich, und meinen die Leute: ihre Flinten ſeyen alle verhext. Das iſt abergläubiſch; aber wann die Kugeln gegoſſen ſind und wer ſie beſprochen hat, das weiß ich nicht. Rachſüchtig ſind ſie, und 's iſt keine Seele im Lande, der nicht ein gräulicher Straßenräuber iſt. Alſo, da wir einmal beim Schliberwitz ſitzen in der Grenzſchenke und das munter zugeht zwiſchen den Slowaken und Deutſchen, denn ſie dienen in Oeſtreich bunt untereinander, da fällt ein Schuß durchs Fenſterglas und mein Corporal Marnawitſch, da er eben das Glas an den Mund ſetzt, fällt um, eh er's getrunken hat. Die Kugel iſt ihm gerad durch den Schlund gegangen. Wir aus Fenſter, und ſehn noch drüben auf dem Berge einen türkiſchen Slavonen die lange Flinte übern Rücken hängen und ſich aus dem Staub machen. So was paſſirt dort alle Tage und ſie wußten gleich, wer's war. „„Das war der Milo Begowitza,““ ſchrieen ſie und nun fallen die Weiber über den Todten, daß es ein Jammer war, und wie ſie nachher mit dem Leichnam umſprangen, das war noch erſchrecklicher anzuſehen. Statt ein katholiſches Begräbniß ihm zu geben, nein, eh wir ihn in die geweihte Erde werfen und drüben ſchießen, fallen die Burſche vom Dorf über

brächte, oder ſeinen Schädel. Ja ſie hatte gut bieten, denn der Begowiza war ein Kerl, der ſchon an die dreiundſechzig mit ſeiner Fauſt umgebracht. In die Kirche war er einmal gedrungen, mutterſeelenallein, weil der Pope drin die Trauung las, hatte unter die Hochzeitsgäſte, die ſie dort Schwaten nennen, kurz und klein gehauen, dem Popen das Brevier aus der Hand geſchlagen, und die Braut auf den Arm genommen, die auch ſich nicht lange ſperren mochte. So hatte er ſich aufs Pferd mit ihr geſchwungen und heidi! auf und davon. Dreißig Burſche brannten ihm ihre Flinten nach, aber das prallte ab wie Kartätſchen von einer Ziegelmauer. Blos die Braut traf eine hinten in den Nacken, und er mußte ſie ins grüne Gras legen. Nu, das war nicht das ſchlimmſte, denn an Weibern fehlt's in dem Lande nicht. Solch ein Kerl war der Milo Begowiza.

„Nun müſſen ſie wiſſen, meine Herrſchaften, was ein böſer Blick iſt. Das iſt kein ordinairer böſer Blick, ſondern wer ihn hat, vor dem laufen die Leute. Er kann ſie mit den Augen verhexen, krank machen, ja Menſchen todt ſtechen, wenn er gerade recht brennt. Sie wiſſen entſetzliche Geſchichten davon, und die Italiener nennen ſie Cacciatores. Das kommt von der Natur, wie der Kropf und der Buckel, und der Menſch kann nichts für thun. Er erbt fort vom Vater auf den Sohn und 's iſt ſchlimm genug, wer ihn hat, ſo

meinen ſie, und juſt der Begowiza hatte ihn auch. Alſo brach nun darauf der Krieg los, ein grauſamiger Krieg, nicht um den Corporal, denn um einen todten Corporal fangen ſie in Oeſtreich keinen Krieg an. Sie müſſen wol ſonſt einen Grund gehabt haben; den ſagen ſie aber nicht. Ich hatte manche Bataille überſtanden, aber einem Jeden ſchlägt ſein Stündlein; auf einer grauſamen Retirade ſchnitten ſie mein Bataillon in einem Thal ab, und von Capituliren wiſſen ſie nicht viel bei den Türken. Da wurden wir ausgezogen bis aufs Hemde, und Brot kriegten wir nicht, aber Schläge. So trieb man uns wie's liebe Schlachtvieh nach Belgrad. Aber, wenn's drauf ankommt, das muß man ſagen, nobel ſind die Türken doch, denn was die Paſchas ſind und groſſe Herren, die ſind alle reich. Schanzen mußten wir und Koth karren am weißen Thurm, kriegten Stockſchläge und die Peitſche und mußten hungern, wenn's kam. Aber hatte ſich 'mal ſo ein vornehmer Mamluck recht ausgeſchimpft, dann kam's ihm auch nicht drauf an, uns einen Piaſter oder Ducaten zuzuwerfen."

„Einmal, meine Herrſchaften, ſoll's mir ganz beſonders gut gehen. Da ſprengt ein Bimbaſcha, ein kleiner, dicker Kerl, daß der Gurt ihm nicht um den Leib ging, mitten unter uns und ſchimpft und flucht, denn wir waren ihm noch was Neues: „„Ihr verfluchten Chriſtenhunde! Ihr ungläubigen Beſtien!““

Das floß dem dicken Mann nur so vom Munde, denn jeder Muselmann thut das Gelübde, wenn er zum ersten Mal in die Kirche geht, den Christen so viel Schabernack zu thun, als er kann. Unser nun, der mochte noch keine Gelegenheit gehabt haben und 's auch lieber mit uns abmachen, wie wir im Koth arbeiteten, als wenn's hieß: „Gebt Feuer!“ Also wettert er, kirschbraun das dicke Gesicht über und über, und stößt und schlägt mit seinem Peitschenstiel, daß sich das Pferd in die Luft bäumt. Endlich komme ich ihm zu rechts in den Weg, da springt der dicke kleine Kerl mit dem linken Fuß im Steigbügel auf und mir giebt er mit seinem Saffianstiefel rechts vor die Brust einen Tritt, daß ich der Länge lang in den Koth falle. Nun denk' ich nicht anders, meine Herrschaften, als er wird mich überreiten. Aber nein, der großmüthige Mann greift in die Tasche, wirft mir eine Hand voll Ducaten ins Gesicht und ruft: „„Da, sauf dich todt für, du räudiger Frankenhund!““ Solche noble Menschen sind die Türken, wenn man sie erst kennen lernt.“

„Und Er stand wieder aus dem Koth auf?“

„Von nun an war mein Glück gemacht, denn eine türkische Prinzessin hatte sich in mich verliebt.“

„In Ihn?“

„Ja, dazumal hatte ich noch Augen, mein Herr. Sie wohnte grad über, wo er mich in den Koth stieß und hatte mich Tag für Tag bei der Arbeit gesehen.

Abends, wie ich in die Kaſematten zurückgeführt werde mit den Andern, ſteckt mir ein ſchwarzes Mohrenweib einen Blumenſtrauß zu. Ich äſtimire Blumen nicht viel und denke, Blumenkohl wäre mir ſchon lieber, werfe daher die Blumen weg, aber andern Tages wiederholt ſich das und dritten Tags wieder. Das wird mir kurios, und ich denke: am Ende ſellſt du einen Blumenhandel anfangen. So behalt' ich meinen Strauß, ſteck' ihn mir in die Jacke und zieh' auf die Arbeit. Da guckt mich einer an und ſagt: „„Schau, da eben das Türkenmädchen am Fenſter, mit den ſchwarzen Blitzaugen, träat juſt wie du einen Strauß auf der Bruſt, die rothe Tulpe guckt aus den Levkoyen.““

„Es war ja eine Prinzeſſin," ſagte der Handwerksburſch.

„In der Türkei heißen die Prinzeſſinnen ſo gut Mädchen wie ordinaire Weibsperſonen."

„Allein ſie dürfen ſich nicht am Fenſter zeigen," bemerkte der Geſchworne.

„Mein Herr, Sie erlauben mir das, nahm der Leiermann das Wort, wenn ſie nicht ans Fenſter dürften, wie könnten ſie dann in fremde Mannsperſonen ſich verlieben, und es wird da ſo viel geliebt, als in Wien und der ganzen übrigen Welt. — Alſo das geht ſo fort, ich kriege alle Abend meinen ſchönen Strauß, und ſie hat eben ſo einen vor. Dann küßt ſie eine

Rose draus und drückt sie ans Herz. Das durft' ich nicht thun, von wegen der Andern, aber ich merkte wol, was es heißen sollte, und um ihr's doch auch zu zeigen, wie ich sie äffimirte und wie ich's verstände, so schluckt' ich gleich die ganze Rose herunter. Das sollte ihr anzeigen, wie ich sie wiederliebte. So ging das nun fort, und nun werd' ich Ihnen erzählen, wie's die schlaue Prinzessin anfing, daß ich zu ihr kam."

„Ei, mach's kurz und komm zur Sache! rief das Weib. Den Herren ist das gleich, wie Du hingekommen bist, wenn sie nur hören, was das Ende vom Liede war."

„Ja richtig, fuhr der Leiermann fort. Wenn ich da war, sang Ihnen die Prinzessin auf der Ottomanne ein schönes Lied um das andere, daß mir Hören und Sehen verging, und ich möchte sie noch heut bei mir haben; ich könnte mit dem Türkenmädchen viel Geld verdienen."

„„Schöne Prinzessin, sagte ich einstmals zu ihr, wie kommt es dann, daß Sie so grausam in mich verliebt sind?""

„„Das kommt von Deinen Augen her,"" antwortete die Prinzessin.

„„Meine Augen, schöne Prinzessin, sagte ich, sind nur grau, wo hingegen die Ihrigen wie Kastellen glänzen thun und schwarz sind wie Pech und Raben.""

„„Die

„„Dieſes iſt wol wahr, ſagte ſie wieder, allein es iſt mit Deinen Augen etwas Apartes.““

„„Wie ſo dann?““ ſagte ich höflich.

„„Sie ſehen ſo erſchrecklich aus, daß man vor zittern und doch auch ſo anmuthig, daß man immer hinſehen möchte.““

„„Davon iſt mir nichts bewußt, ſagte ich, denn ich habe mich nie ſelbſt angeſehen.““

„„Da winkte ſie, und die Mohrin hielt mir einen Spiegel vor, und nun kam es mir auch erſchrecklich vor und auch anmuthig, und ich wußte nicht, wie mir war. Andern Tags — ich dachte: das war nur ein verhexter Spiegel — ſeh ich mich in der Donau und es ſind juſt wieder dieſelben Blicke. Nun werd' ich aufmerkſam, und merke, daß der Sklavenvoigt, wenn ich ihn recht ſcharf anſehe, mich nicht zu peitſchen wagt, und es mochte mir Niemand mehr ins Geſicht ſehen, auch die Mohrin nicht; wenn ſie mich Abends abholte, drehte ſie immer den Kopf fort. Meine Cameraden ſuchten mich beim Schaufeln, ihnen den Rücken zuzukehren, denn mein Blick thäte ihnen weh. Halt, denk' ich, ſieht das ſo! Und nun blick' ich den türkiſchen Herren, wenn ſie unter uns mit der Peitſche reiten, jedes Mal ſcharf ins Geſicht und ſie wenden ihr Pferd und ſagen kein Wort. Und das nahm zu mit jedem Tage.

„„Du kriegſt den böſen Blick, ſagte meine

Prinzeſſin einmal zu mir. Es muß Dich Einer angeſteckt haben. Nimm Dich in Acht und ſieh keine guten Freunde an, mir ſchadet das nicht.““

„Nun ich das wußte, machte ich mir ein Plaiſir daraus, den Türkenhunden weh zu thun. Ich ließ die gröbſten Kerle an mich dicht herankommen; dann ſchlug ich ſchnell die Augenlieder auf und hatte meine Luſt dran, wie ſie zurückprallten, umpurzelten und dieſem der Bauch, jenem die Naſe weh that; ſie konnten noch ihrem Prophetен danken, daß ich's nicht ärger gemacht, denn mit jeden Tage wurden meine Augen böſer.

„Nun machte mir's auch Vergnügen, daß die Prinzeſſin immer teller und närriſcher in mich verliebt wurde. Wenn mich die Mohrin beim erſten Hahnenſchrei am Hemdkragen zupfte, daß ich fortmüßte, ſing die Jeſuma, ſo hieß mein Türkenmädchen, bitterlich an zu weinen und umhalste mich, wie ſo die Türkinnen ſind, daß ich glaubte, ich ſollte ſtrangulirt werden, und küßte mich mit ihren Korallenlippen, daß es mir weh that. Aber es half nichts. Endlich hielt ſie's nicht mehr aus und ſagte:

„„Lehmann, du mußt mit mir entfliehen oder ich ſterbe.““

„Ich ſagte zu ihr: „„Schöne Prinzeſſin, wenn Sie befehlen, das iſt für mich ein Leichtes.““

„„Wie ſo dann?““ ſagte ſie.

„„Das werden Sie ſehen, ſagte ich. Haben Sie Geld und ein gutes Pferd?““

„„Ich habe den Schlüſſel zu meines Vaters Schatzkammer, und im Stalle haben wir freies Ausſuchen. Aber wie wollen wir denn die Wächter betrügen?““

„„Meine ſchöne türkiſche Prinzeſſin, ſagte ich, Sie ſind ſehr pfiffig, aber doch noch lange nicht pfiffig genug, um einem öſtreichiſchen Gefreiten auf die Sprünge zu helfen. Wozu hätt' ich denn meine ſtechenden Augen? Um ſie in die Taſche zu ſtecken, oder um ſie mir ausſtechen zu laſſen?““

„Da fiel ſie mir um den Hals. Nun mußte ſie ein paar Gläſer Schliberwitz mit mir trinken auf glückliche Reiſe — ſo hatte ich ſie ſchon am Schnürchen; denn kein Türkenmädchen trinkt Schnaps und ſie mocht' ihn auch nicht, aber mir zu Liebe mußte ſie's — und dann gingen wir an die Arbeit.“

„Kurz, kurz, Lehmann,“ unterbrach das Weib.

„Meine Herrſchaften, wenn ich noch den zehnten Theil hätte von den Ringen und Spangen, und Diamanten und Achaten — von den Ducaten red' ich gar nicht — die wir aus des Vaters Schatzkammer mitnahmen, da führ' ich nicht hier auf dem Marktſchiff, da wär' ich jetzt kein blinder Harfenſpieler und hätte mir eine andere Frau genommen —“

„Wo iſt denn das Geld geblieben?“

„Die Türkei, meine Herrſchaften, iſt ein theures

Pflaster und die Frauen putzen sich gar zu gern. Also, nachdem wir aus Belarad rausgekommen waren, führten wir ein lustiges Leben —"

„Aber wie kamt ihr denn raus?"

„Meine Herrschaften, ich habe Ihnen ja gesagt, dazumal hatte ich noch Augen. Wo uns Einer im Wege stand, wutsch, sah ich ihn an, und der Kerl fiel um wie ein altes Schilderhaus. Und dann trabten wir Beide auf dem schönsten Araber, meine kleine, runde Türkin hielt ich vor mir, in die weite Welt. O meine Herrschaften, das Leben in der Türkei ist ganz anders als anderwärts. Da braucht man keine Pässe und 's hat keine Intelligenzblätter, wo sie können die fatalen Steckbriefe einsetzen. Aus einer Stadt zogen wir in die andere und lebten immer in den Kaffeehäusern wie die vornehmsten Herrschaften. Alle Tage kriegte meine kleine Prinzessin einen neuen Hut und einen neuen Shawl, ich trug Ihnen Röcke vom feinsten Zeuch und ließ mich zweimal des Tags frisiren und mit Pomade bestreichen, die dort Rosenöl heißt."

„Aber wo blieben denn Seine bösen Augen?"

„Das hätt' ich bald vergessen. Ich kaufte mir eine grüne Brille in Adrianopel, und wenn ich die aufhatte, thaten sie Niemand weh, wenn ich sie aber auf die Stirn schob, dann schoß ich los. So, meine gnädigsten Herrschaften, machten wir bald reinen Beutel. Ich sagte zu meiner Prinzessin:

„„Jeſima, ſchreiben Sie doch nun an den Papa, daß er uns Geld ſchickt.““

„„Mein lieber Lehmann, ſagte ſie, das werd' ich wol bleiben laſſen, denn er würde Dir nicht Geld ſchicken, ſondern ein Seidenſchnur,““ welches in der Türkei ſo viel iſt, als bei uns ein Strick.

„Was war nun zu thun? Wir ſetzten uns wieder auf unſern Araber und zogen in die Wüſte. Da fing nun in die Erſt ein plaiſirliches Leben an. Ich legte mich unter einen grünen Baum auf den Rücken und ſah mir den Himmel an und die Zweige und die Vögel. Jeſima tanzte wie ein Reh auf dem Raſen umher, denn ſo was war ihr noch nicht paſſirt. Sie flatterte auf die Bäume, auf die Felſen, und ſagte, das wäre Alles allerliebſt. Wie Du willſt, dachte ich, aber mir war's plaiſirlicher, unterm Baum zu liegen, und ich rückte mich nicht. Nun merkt' ich bald, daß die Vögel gar nicht fortflogen, ſondern immer neue zukamen. Sie flatterten bis auf die unterſten Zweige und konnten gar nicht ſatt kriegen, mich anzuſehen, und ſie kamen immer näher, und endlich flatterten mir die Vieſter wie ein Bienenſchwarm ums Geſicht.

„Was wollt Ihr denn, Ihr närriſchen Dinger, ſagte ich; nu will ich mal ſehen, wie Ihr grün ausſeht“ und ſetzte mir die Brille auf. Aber, wutſch, und alle waren nicht grün, ſondern beibi. Ich ſagte das der Jeſima, als ſie zurückkam, die ſchalt mich aber und ſagte:

„„Du Narr, weißt Du das noch nicht, daß die Vögel zu einem kommen, wenn man den bösen Blick hat? Wovon lebten denn die Räuber in den Bergen, wenn sie nicht mit den Augen sich die Nahrung fingen! Du hättest uns ein schönes Mittagbrot einfangen können.““

„Ei, dachte ich, wenn ich das nur weiß, das soll bald geschehen seyn. Nu legt' ich mich wieder auf den Rücken und es dauerte nicht fünf Minuten, so wirbelten und drehten sich wieder meine Vögel um mich, daß es eine Lust war, bis sie endlich so nahe kamen, daß ich sie mit dem Mund greifen konnte. Das that ich denn auch; einem nach dem andern biß ich das Genick ab, ohne den Finger zu rühren und Mittags rief ich die Jesima: „„Da, brate mir eine Schüssel Leipziger Lerchen.““ — Es gab da manche Ausrede. Sie mochte nicht gern dran, denn faul sind die Türkenmädchen was das Zeug hält; ich fragte aber nicht lange, denn wozu sind die Frauen auf die Länge, wenn sie nicht arbeiten wollen. „„Willst Du braten, oder —““ Nu — da briet sie denn.

„So aßen wir alle Tage unser Gericht Lerchen und Abends schliefen wir unterm grünen Baum, denn der Himmel ist in der Türkei so warm und schön, daß es in des Kaisers Hofburg nicht schöner seyn kann. Aber auf die Länge hatte ich auch zu was Anderm Appetit.

„„Jeſima, ſagte ich, kann man denn mit dem Blick blos loſe Vögel fangen und nicht auch anderes Wildpret?““

„„Ei, ſagte ſie, es wird Alles damit gefangen, nur nicht was Vernunft hat.““

„„Nu ich das wußte, ging ich täglich auf die Jagd, ſchoß mir meine Schneyſen, Rebhühner, wozu ich Luſt hatte, Haſen und Rehe. Da kam mich einmal der Uebermuth an, auch einen großen Steinadler, der wie ein Punkt oben an der Sonne ſchwebte, zu mir zu locken. „„Thu es nicht, ſagte Jeſima, die bei mir auf der Felſenſpitze ſaß, der Adler iſt zu groß, er könnte uns anpacken und runter reißen.““

„„Was, ſagte ich, Du fürchteſt Dich?““ und nun that ich's juſt erſt. Ich ſah ſcharf rauf. Anfangs ſchoß er ſchnell herunter, aber bald ſchwebte er in der Luft und wußte nicht recht, was er wollte. Er ſpreizte die langen Flügel und ſchrie und kreiſchte ganz erbärmlich. „„Willſt Du runter, Beſtie,““ rief ich und riß meine Augen ſo weit ich konnte auf. Da ſchrie mit einem Male die Jeſima und packte mich um den Leib: „„Laß los, laß los! droben ſitzt noch Einer wie Du auf dem Felſen und ſieht und zieht ihn auch herunter.““

„„Nu, dann wollen wir doch ſehn, wer ſtärker iſt,““ ſagte ich und ſah immer ſchärfer. Mit einem Male zerriß der Adler mitten durch in der Luft und

die eine Hälfte kam zu mir geflogen, die andere fiel drüben auf dem Felsen nieder."

„„Wir sehen beide gleich stark,"" sagte ich und pflückte dem Vogel die Federn ab.

„„Ach, Lehmann, rief meine Prinzessin, Du weißt nicht, wer es ist, das ist der Räuber Begowiza, der hat den schlimmsten bösen Blick im Lande.""

„„Ei, das freut mich, ihn zu treffen, sagte ich, denn da ist was zu verdienen: hundert Stück Ducaten, ein Kalpak, ein grüner Dolman, zwei Paar Hosen, eine Weste mit Gespänge, ein Paar Pistolen von Venedig und eine lange damascirte Flinte, wer ihn todtschlägt.""

„„Ei behüte, er schlägt Dich todt,"" sagte Jesima.

„„Das käme doch aufs Probiren an,"" sagte ich.

„Aber hier war nicht viel zu probiren, denn der Räuber drüben und ich, wir saßen beide auf scharfen Felskanten und dazwischen lagen bodenlose Abgründe voll zerrissenen Gesteins. Hätten wir uns hier angesehen, wir hätten uns beide gleich runter gezogen, und was hatten wir davon? — Nu hätten Sie, meine gnädigsten Herrschaften, die Angst von meiner kleinen türkischen Prinzessin sehen sollen. Die ließ mich Tag und Nacht nicht aus den Augen, denn immer war sie bange, ich suchte den Begowiza auf, und sie hatte recht, denn es verdroß mich, daß der Kerl sollte eben so scharf sehen wie ich.

„Aber der Fuchs hatte mich auch gemerkt. Nun gingen wir um einander herum wie um einen heißen Brei. Endlich einmal finden wir uns, und wie aufs Commando machen wir beide kehrt. Es ist mit dem bösen Blick wie mit dem Pistolenschießen, meine Herrschaften. Keiner will zuerst losschießen, Keiner zuerst getroffen seyn. Ich blinke mit den Augen, blinkt der Kerl auch mit den Augen; ich bücke mich und sehe durch die Beine, sieht der Kerl auch durch die Beine. Jessna lag bei mir auf der Erde wie ein Klümpchen Unglück, den Kopf im Schooß, und immer ruft sie: „„Lehmann, mach Dich auf die Beine, es läuft nicht gut ab.““ — Ich sage: „„Ich müßte ja nicht gedient haben.““ Also wäre das noch lange so fortgegangen — wir standen hundert Schritt von einander — als der lange Baschkire die Rockschöße zusammennimmt und gradeswegs auf mich losstürmt. „„Halt, Kerl ich, willst du's so haben, auch gut.““ Wie er drei Schritt von mir ist, bück' ich mich. Er kann sich nicht mehr halten und ich faß' ihn grade zwischen den Beinen, daß er über mich weg auf seine Nase fällt. Nun hab' ich Oberwasser. Wie er sich umkehrt und zu mir aufschielt, hab' ich ihn so gefaßt mit meinen Augen, daß er gleich wieder unterduckt. „„Aber he da Patron, sage ich, so haben wir nicht gewettet.““ Ich rüttle ihn um, doch so, daß er mich immer nur anblinzeln kann und ich starre ihn an mit meinen bei-

den vollen Augen. Sehn Sie, meine Herrschaften, in Zeit von zehn Minuten liegt er wie eine matte Fliege da, kann sich nicht rühren, nicht regen und nicht mal mehr die Wimpern aufschlagen.

„„Lehmann, sagt' er da, mit mir ist's aus, du hast mich todtgesehen.““

„„I, sage ich zu ihm, wenn Du weiter nichts weißt, das brauchst Du mir nicht erst zu sagen.““

„„Das ist undankbar von Dir, fährt er fort, denn weißt Du wol, daß ich es bin, dem Du Deinen bösen Blick verdankst?““

„„I das müßte ja kurios zugegangen seyn,““ sagte ich.

„„Als ich den Marnowitsch in der Grenzschenke todtschoß, da kuckteſt Du zuerst aus dem Fenster und fingst meinen letzten Blick auf. Einige tödtet derselbe, Andere verhext er, Andere macht er blind, bei Andern steckt er an. Ich fühlte es wohl, es ging eine ganze Portion Kraft aus mir raus, Du wurdest angesteckt und bei Dir ist die Kraft nun so gewachsen, daß Du mich jetzt hast todtsehen können; das ist noch Niemand außer Dir gelungen. Aber warte nur, Deine Zeit kommt auch einmal.““ —

„Dann stöhnte er und bat mich, ich möchte doch den letzten Dienst aus Dankbarkeit ihm thun und ihm einen Trunk Wasser aus der Quelle holen, ehe er stürbe, denn er durstete sehr. Ich hatte genug Mo-

tion gehabt, denn ſo ein Sehen, und gar ein Todtſehen, ſtrengt an; ich befahl alſo meinem Türkenmädchen, dem Begowiza den Trunk zu holen und legte mich wieder in die Sonne. Hätt' ich's doch ſelbſt gethan! warum? das werden Sie gleich hören. Die Jeſima ſprang wie ein Reh, ſo kurz und rund ſie war, zur Quelle und brachte ihm das Waſſer. Sie konnte ſich dreiſt an ihn ran wagen, und 's ihm an die Lippen halten, denn mit ſeinem Blick war's vorbei.

„Da ſagte Begowiza zu ihr: „„Jeſima, mög's Dir Aladin lohnen — ſo nämlich heißt der türkiſche Herrgott — daß Du mir den letzten Trunk gebracht haſt und ich nicht durſtig zum Propheten komme. Aber mit einer Kleinigkeit kann ich Dir's hier ſchon vergelten. Wenn ich todt bin, dann drücke mir mit Deinen kleinen, weichen Fingern die Augen zu und die Finger waſche nicht im Bache ab, ſondern wenn Dein Liebſter ſchläft, dann ſtreiche ihm damit ſeine Augen, und dann wird ſein Blick unverwüſtlich.““

„Das ſagte der Menſch auf türkiſch und dann ſtarb er. Die Jeſima that, wie er ihr geſagt; ſie drückte ihm die Augen zu, wuſch ſich nicht und ſtrich mir die Augen, wie ich ſchlief, mit ihren niedlichen Fingern, denn ich war gleich eingeſchlafen. Wie ich nun aufwachte, da ſaß ſie neben mir und paßte Acht.“

„„Blitzmädchen, ſagte ich, was iſt Dir denn?““

„„Ach Lehmann, ſagte ſie, wie häßlich biſt Du!““

„„Ei, ſagte ich, ich bin nicht häßlicher als wie in Belgrad, als Du Dich in mich vernarrteſt.““

„„Ach, Lehmann, wie garſtig Du ſprichſt!““

„„Ziere Dich nur nicht, ſagte ich, es gibt auch noch ſchönere Prinzeſſinnen als Du biſt.““

„Da weinte ſie. Nun ſagte ich: „„Gieb mir einen Kuß!““

„Ich gähnte etwas und reckte mich, da dachte ſie, ich wollte ſie umarmen und fuhr wie der Blitz auf. Nun wurde ich tückiſch und ſagte: „„Augenblicks, kleine Perſon, kommſt Du her zu mir, oder Dich ſoll ja —““

„Glauben Sie, daß ſie gekommen iſt? Sie ſchrie und lief im Cirkel umher und ich konnte ſie nicht haſchen. „„Ach Aladin, rief ſie immer und weinte, ach du guter Aladin, wie konnt' ich mich doch verſehen in einen ſo garſtigen und ordinairen Kerl!““

„„Warte, Du türkiſche Blitzprinzeſſin von Belgrad, rief ich, hab' ich Dich nur wieder, ſo ſollſt Du ſehen, was ich für ein Kerl bin.““

„Aber ſie wartete das nicht ab, ſondern eh ich's mich verſah, ſaß ſie auf meinem Araber, der auf der Wieſe graſete, packte ihn in die Mähne und paukte mit ihren kleinen Hacken ihm in die Weichen, daß er davon ſollte. Ich dachte, wenn ich Dich anſehe, ſo biſt Du ja wieder bei mir. Aber ich hatte gut an-

ſehen, ſie kam nicht zurück. Nu wurde ich erboſt und ſah das Pferd an, daß es todt niederſtürzen ſollte. Mein Pferd aber, was that es, es ſtürzte nicht todt nieder, ſondern rannte immer weiter, bis ich's nicht mehr ſehen konnte. Nu, dachte ich, das Schlimmſte iſt, daß ich mir nun mein Gericht Lerchen allein braten muß. Legte mich unter'n grünen Baum, aber die Wetterlerchen kamen nicht. Sehn Sie, da ſah ich allmälig, meine Herrſchaften, daß ich nicht mehr ſehen konnte. Die Hexe hatte mich beſtrichen, mit meinem böſen Blick war's aus, ich ſah wie jeder andere Menſch und war nun nichts mehr als ein öſtreichiſcher Gefreiter. Nu, dacht' ich, aus einem Gefreiten kann noch 'mal ein Corporal werden. Dann macht' ich mich dran, dem Begewitza den Kopf abzuſchneiden, denn die Frau des Corporal Marnawitſch hatte ja, wie Sie wiſſen, hundert Ducaten für ſeinen Schädel geboten. Du tückiſcher Kerl, ſagte ich zu ihm, indem ich den Fuß ihm auf die Bruſt ſetzte, haſt du mir nicht meinen Blick gegönnt nach deinem Tode, gönn' ich dir auch nicht, daß du als Vampyr noch rumlaufen kannſt. Nämlich, wenn ich ihm nicht den Kopf abſchnitt, konnte er noch nach ſeinem Tode ſpuken und Blut ſaugen. Geſagt, gethan. Mit meinem Kopf unterm Arm machte ich mich nun auf den Weg und habe längſt vergeſſen, daß Krieg iſt, als eine türkiſche Patrouille mich zu faſſen kriegt.

„„Wo haſt Du den Kerl geſtohlen? hieß es. Er iſt ein Franke. — Das iſt ja der Kerl mit dem böſen Blick, der die Prinzeſſin aus Belgrad entführt hat.““ Nun war Matthai am letzten, denn die Türken, wie geſagt, nehmen keine Vernunft an. „„Der ſoll uns nicht mehr anſehn!““ rief man und ſchleppte mich nach einer Schmiede. „„Meine gnädigſten Herren Türken, rief ich, mit meinem böſen Blick iſt's längſt aus. Probiren Sie's nur, ich kann kein ſimples Vieh mehr todtſehn.““

„„Wer möchte das an ſich probiren,““ ſagen die Türkenbunde und ſtoßen mich rein in die glühende Schmiede. Da, meine Herrſchaften, wurde ich geblendet. Was hat mir nun all mein Hellſehen eingebracht; ich war nun wieder nichts mehr und nichts weniger als ein kaiſerlich königlicher Invalide, und als der Friede geſchloſſen war, wurde ich ranzionirt mit den übrigen Gefangenen.“

„Was iſt aber aus der Prinzeſſin geworden?“

„Die hat den dicken Bimbaſcha geheirathet.“

Der Handwerksburſch meinte, er wäre auch in Belgrad geweſen, aber es hatte ihm nie ein Paſcha einen Ducaten zugeworfen.

Der Scholar aus Kreuznach flüſterte mir beſchieden ins Ohr, er glaube, der Harfenſpieler irre ſich, es werde wohl keine Prinzeſſin, ſondern nur die Tochter eines Paſcha geweſen ſeyn, denn eigentliche Prin-

prinzessinnen wären in der Türkei selten. Ich theilte ihm dagegen meine Meinung mit, daß ihr Vater wol nur Bimbascha gewesen, nämlich weil sie auch nur einen Bimbascha geheirathet und die Türken sehr auf Standesgleichheit halten.

„Was hat nun der Mann von seiner türkischen Prinzessin, hub die Frau nach einer Weile an, wenn er nicht das bischen Leiern und Singen von ihr gelernt hätte? Steh doch auf, Lehmann, da ist Dein Hut. Meinst Du, daß die Herrschaften einen kaufen sollen, um Dir was rein zu thun.“

Es schüttelte sich sehr nach Kupfer, als der Hut die Runde gemacht hatte. Der erste Geschworne meinte, da wir eben an der nassauischen Grenze vorbeifuhren, die preußischen Silbergroschen hülfen dem blinden Manne nichts. Der kahlköpfige Leiter schnarchte, als der Hut an ihn kam und der Handwerksbursch sagte, er wolle lieber auch eine Geschichte erzählen.

„Heraus damit, rief ich, es muß Jeder das Seinige zum Besten geben.“

„Sie ist ganz kurz und uralt, sagte er, aber ihren Kreuzer doch werth. Ich hatte einmal in Berlin nichts zu beißen und zu brechen, außer ein Stück trocken Commisbrot. Wie ich so vorbeispazierte an einer Garküche, roch es mir gar zu schön nach dem Braten. Ich fragte den Koch um Erlaubniß, ob ich

mein Stück Brot über den Spieß halten darf. „„Ei warum nicht,““ sagt der. Also nachdem ich mein Brot über dem Braten weich gedampft und es sehr schön schmeckte, zog ich meine Mütze und dankte schön, aber er sagte: „„Dank ist kein Geld. Das kostet einen Silbergroschen.““ — „„Der Dampf?““ fragte ich. „„Ja, sagte er, hier wird nichts umsonst gegeben.““ Und es war sein Ernst. Da zog ich meinen letzten Silbergroschen raus und ließ ihn auf die Fliesen fallen. „„Garkoch, habt Ihr gehört,““ sagte ich. „„Freilich, antwortete er, nur her damit.““ — „„Ei, prost Mahlzeit, sagte ich und steckte den Groschen ein, fürs Fleisch den Groschen, für den Dampf den Klang.““ Und die Polizei sagte, es wäre gut bezahlt. Die Geschichte ist schon lange her, aber es gilt noch heute so in Berlin.“

„Das ist doch im Leben keine Geschichte, die einen Kreuzer werth ist, sagte die Frau des blinden Mannes. Eine Geschichte, will mir Einer was erzählen, so muß was Unnatürliches bei seyn, was einem zu Haare steigt, Banditen, oder vom Krieg. Räubergeschichten, das sind Geschichten. So was, wie das, passirt einem Jeden; ich kann mein Stück Brot über'n Rauch halten und Dampf schlucken und jeder von Ihnen, meine Herrschaften, kann das auch, aber nicht jeder von Ihnen ist mitgewesen und hat die Kugeln pfeifen hören. Sehn Sie, meine Herrschaften, es ist eine

eine eigene Sache mit den Kugeln. Eine jede Kugel die trifft nicht. Denn warum? Dann wäre es aus mit dem Soldatenſeyn. Aber auch nicht jede Kugel, die trifft, macht eine Wunde."

„Sie prallt ab vom Lederzeug, ſagte der Geſchworne."

„O ſie braucht nicht immer auf Leder zu treffen."

„Es gibt Stich- und Kugelfeſte," ſagte der Wanderburſch.

„Das iſt Aberglauben, ſagte die Frau. Denn warum? Es hat uns alle der liebe Gott gemacht, und daß es mit dem Aberglauben nichts auf ſich hat, wiſſen wir ja von den Franzoſen."

Der Geſchworne, ein geſchworner Feind des Aberglaubens, hatte ſeine Pfeife angezündet und nickte beifällig.

„Ich weiß wohl, die honetten Leute meinen immer, fuhr ſie fort, die armen Leute wären abergläubiſch, aber das iſt unrecht. Es iſt wohl ſolche ſchwere Zeit über uns geweſen, daß man Vernunft lernen mußte. Die Kugel iſt blind, das iſt wahr, und wer da ſteht, wo die Kugel hinfällt, wird getroffen, wer aber nicht da ſteht, wird nicht getroffen. Das kann Einem ſo gut paſſiren wie dem Andern. Wir ſtehn alle in Gottes Hand, und wie der Hauptmann commandirt, kommen wir zu ſtehen. Was war das nicht vor albernes Gerede, daß der Bonaparte mit dem Bö-

ſen einen Bund gemacht und könnte keine Schlacht verlieren! Wir haben's Alle erlebt, und ſo iſt Alles albern von den Kugeleſſen. Aber es gibt doch welche, die nicht getroffen werden."

„Die nicht in den Schuß kommen."

„Nein, mein Herr, ſie können in der Linie ſtehen. Es iſt nämlich ein Buch, worin das zu leſen ſteht. Ob's geſchrieben oder gedruckt, ob's ein Roman iſt oder was anders, das weiß ich nicht, aber in einem Buche ſteht's; es iſt nur ſo groß und ſehr theuer, aber wer das auf der Bruſt trägt, der iſt ſicher."

„Aber in Teufels Namen, fuhr der Geſchworne auf, iſt das nicht Aberglauben? — Er hielt ihr eine lange, bündige, vernünftige Rede. „Ein Buch, gedruckt oder geſchrieben, gebunden oder broſchirt, iſt nur aus Lumpen und Buchſtaben, und Lumpen und Buchſtaben halten nicht einen Rehpoſten auf."

„Sie haben ganz Recht, mein Herr, und es iſt auch ein ſchlechter Aberglaube, ſo was zu glauben. Aber es hat ſchon ſolche Bücher; ſie ſind nur ſehr rar."

„Weiß Sie denn, was drin ſteht?"

„Ich kann nicht leſen, mein Herr, und das iſt auch egal. Sie haben ganz recht, mein Herr, und halten Sie mich darum nicht für eine abergläubiſche Frau, denn ich kann Sie verſichern, es gibt nur zwei oder drei ſolche Bücher, aber wer eins davon erwiſcht, für den iſt die Kugel noch nicht gegoſſen."

„Hat Sie eins geſehen?“

„Geſehen nicht, aber gehört. — Mein Vater, der kurkölniſche Huſar, der aber nicht eigentlich mein Vater war, denn meiner war der kurmainziſche, das iſt nun egal, aber der hat den ganzen ſiebenjährigen Krieg mit durchgemacht und 's hat ihm keine Kugel was anhaben können. Meine Mutter ſeliger dachte immer: na nu wird er doch mal dran glauben müſſen; aber nein, er kam immer wieder ins Winterquartier. Es war was Grauſames, was der Mann aushalten konnte. Als der Krieg aus war, da legte er ſich auf die liederliche Seite und trieb ſein Weſen hüben und drüben auf dem Rhein. Ich hab's nur von Hörenſagen, aber er war dicke mit dem Keſſelhannes, den Sie Alle kennen werden.“

„Es war ein Pfiffikus wie Einer, ſagte der zweite Geſchworne. Seiner Zeit hatte er einen Namen und brach ſo oft durch, wie heute der Mauſche Nudel. Ich weiß als kleiner Junge, wie ihn zwei Gendarmen gefaßt hielten und die Straße von Bingen nach Mainz ſchleppten. Zwiſchen ihren Pferden hielten ſie ihn am Arm und am Kragen, Beide, und nun ſagt er ihnen: „Blinkt 'mal mit den Augen.““ Sie blinken mit den Augen, und wie ſie ausgeblinkt haben, was halten ſie da in den Armen? Seinen Rock, ſeine Weſte und, mit Reſpect zu melden, ſeine Beinkleider, denn Stiefeln trug er nicht und ein Hemde auch nicht, der

Mensch war ihnen aus den Händen herausgerutscht; und fort war er."

„Das hätte er mal probiren sollen, fuhr die Frau fort, wenn er das Buch nicht in der Tasche gehabt! Der Schelm hatte es meiner Mutter ihrem Mann, wie er mit ihm hinter der Hecke schlief, fortgezogen. Unser wurde drauf gariffen, und seitdem ist er nicht wieder auf den grünen Zweig gekommen; er starb an der Kette in Kehl. Das hat man davon, von sich Abgeben mit Spitzbuben, wenn man nicht weiß, daß sie honett denken. Der Kesselhannes behielt aber das Buch auch nicht lange. Viele meinen, dann hätt' es der Bettelhannes bekommen. Ja, meine Herrschaften, wenn ich an den denke, da ließ sich's leicht Räuber seyn, wem's so gegeben wurde. So einer ist doch seitdem nicht wieder aufgekommen. Der trug Alles offen weg und 's konnte ihn Niemand fassen. Große Herren gingen Wetten ein, die Gelehrten haben über ihn geschrieben, es ist ihm aber Niemand auf den Grund gekommen. — An Mosel und Rhein wird man noch tausend Jahre lang von ihm strechen. 'Mal hatten sie ihn gefaßt auf dem Schloß da, wie heißt es doch gleich — nun das thut nichts zur Sache — aber die gräfliche Familie speiste grade und scherzten die Herrschaften darüber, wie er baumeln würde.

„„Ach, sagte Einer, glauben Sie dieses ja nicht; der träat Ihnen eher unser Silberzeug, mit dem wir essen,

fort, eh er ſich hangen läßt; ich mußte ja nicht den Bettelhannes kennen.““ — Der Herr Graf ſagten: „„Das wollen wir doch probiren, denn wenn wir abgegeſſen, laß ich es einpacken, und wir nehmen es mit nach Zweibrücken; der Bettelhannes liegt indeſſen geſchloſſen im Thurm, bis der Transport fertig iſt.““ — „Ei,“ ſagte der Andere, wenn Sie es probiren wollen, ſo laſſen Sie doch den Bettelhannes heraufkommen.““ — Alſo geſagt, gethan. Der Bettelhannes wird rauf gebracht. „„Du, ſagt' der Graf, getrauſt Du Dich, unſer Silberzeug, womit wir jetzund eſſen, fortzuſtehlen, daß wir's nicht merken? Aber paß wohl Acht, nach Tiſche laß ich's einpacken und nehm' es mit nach Zweibrücken; Du aber bleibſt geſchloſſen im Thurm und wirſt in zwei Stunden nach Trier transportirt.““ — „„Ei, wenn Euer Gnaden befehlen,“ ſagte Bettelhannes, warum denn nicht? Aber was krieg' ich dafür?““ — „„Du kriegſt hundert Stück Louisd'or, wenn Du das kannſt,““ ſagte der Graf und lachte. — Nun ſehen Sie, meine Herrſchaften, ich will nicht hier als eine ehrliche Frau ſitzen, wenn nicht der Bettelhannes, wie er da ſtand, den Herrſchaften, die doch ſehr vornehm waren, das Silberzeug fortnahm. Ohne ſich zu incommodiren oder zu genirn, ging er wie ein Laſkri bei Einem nach dem Andern herum, nahm die Gabel, das Meſſer und den Löffel — die junge Comteſſe hatte ihre Suppe noch nicht auf, alſo ſo wartete

er wie ein reputirlicher Mensch, bis sie fertig war, dann machte er einen Servitör, nahm ihr den Löffel aus der Hand, und mit dem ganzen Bunde Silberzeug war er aus der Thür heraus, eh' Einer es merkte."

„I das ist infam gelogen! schrie der Wanderbursch. Wann ich seh', daß mir Einer meinen Löffel wegnehmen thut, dann faß ich ja den Kerl an die Gurgel und sage: Hundsvott, schickt sich das unter honetten Leuten?"

„Lieber Mann, Er versteht das nicht, denn das war ja eben der Pfiff, daß sie's nicht gesehen haben, das ist, was sie magnetische Physik nennen. Er hat's ihnen angethan. Sie haben's gesehen und haben's auch nicht gesehen. Sie konnten ihn fassen, es war nur ein Männchen wie ein Zwirnsfaden, und 's hat ihn doch Keiner gefaßt. Vor ihren Augen band er all' das Silberzeug in eine Serviette, hängt es auf den Buckel, macht einen Servitör, geht die Treppe hinunter über den Hof, durchs Thor, über die Schloßbrücke und den krummen, gewundenen Weg den Berg hinunter."

„Beim heiligen Nepumuck! schrie der Wanderbursch auf, waren sie denn von Gips oder Stein? Waren denn keine Glocken im Schloß, standen keine Bediente da? War es denn nicht heller Tag?"

„Just alles Dieses, mein lieber Mann. Nachher — aber das dauerte lange — hat sich auch Jeder besonnen, wie ihm der Bettelhannes sein Besteck weg-

nahm, aber warum er ihm nicht damals gleich auf die Hand geschlagen, das wußte doch Keiner zu sagen. Das nennen die Gelehrten Sympathie, daß es erst so spät bei ihnen rappelt, und die Sympathie hatte der Bettelbannes weg —"

„Das Silberzeug auch?"

„Denken Sie, daß der was wiederbrachte? Auch die hundert Louisd'or mußte ihm der Graf auszahlen. Er ließ ihm keine Ruh, bei Heller und Pfennig."

„Ei so muß das Wetter drein schlagen! schrie der in äußerste Wuth versetzte Handwerker. Erst das ganze gräfliche Silberzeug aestohlen und dann muß der Graf noch dafür bezahlen, daß es ihm aestohlen ist. Wenn's solche Menschen in der Welt geben darf, warum geben wir denn nicht Alle unter seine Bande?"

„Lieber Freund, der brauchte keine Bande. Er trug Alles allein fort."

„Sollte es nicht vielleicht ein Taschenspieler gewesen seyn, fragte leis erröthend der Kreuznacher Scholar. Vielleicht war es auch ein guter Freund der gräflichen Familie, der sich nur einen Scherz mit ihnen machen wollte."

„Mit dem Bettelbannes, sagte der erste Geschworene sehr ernst und legte seine Pfeife weg, hat es seine Richtigkeit, und das ist noch nicht das Größte, was er gethan hat. Er zog einer Wöchnerin das Bett unterm Leib fort, ohne daß sie es merkte, und ver-

kaufte er bei hellem Mittag an ihren Mann, wie er zu Hause kam. Als ein Richter einmal einen Preis auf ihn gesetzt hatte, stahl er den Richter selbst aus seiner Reassiratur fort und verkaufte ihn dem Müller als einen Esel, und es dauerte lange, ehe der Müller zu überzeugen war, daß es kein Esel war, sondern sein Richter. Unsichtbar, wie Viele glauben, ist er nicht gewesen, aber durchsichtig; daher konnte man ihn bei Tage nicht gut sehen, denn er warf keinen Schatten, aber bei Nacht desto besser, denn da warf er einen Lichtschein von sich. Er konnte sich so dünn machen, daß er durch ein Schlüsselloch kam; aber heraus konnte er nicht wieder, wenn er was geladen hatte."

„So ist er ein Zauberer gewesen und kein Spitzbube; dann ist es klar," sagte der Handwerksbursch.

„Nein, Zauberei ist nicht dabei im Spiel, denn Zauberei ist unnatürlich. Es war blos Magnetismus. Ich halte nichts vom Aberglauben, denn Aberglaube ist erstlich gegen die Vernunft, zweitens gegen die Wissenschaft und drittens ist er schändlich. Aber der Magnet ist kein Aberglaube, sondern ein anzüglicher Stein. Es ist ausgemacht, daß ein großer Magnet in der Mitte der Erde liegt, der die Erde zusammenzieht und zusammenhält, und es ist noch gar nicht ausgemacht, ob es nicht einen Magnetberg am Nordpol gibt, wo die Schiffe ihr Eisen lassen müssen. Magnetische Menschen sind nun die, die Alles an sich ziehen." —

„So einer war ich auch," ſagte der Blinde.

„Wie jeder echte Dieb, lieber Freund. Aus dieſem Grunde laſſen ſie vor Allem kein Metall liegen. Aber noch viel weniger ermittelt iſt der gebeime Maaſsmissbrauch. So haben Sie vielleicht von gewiſſen Menſchen gehört, die, wenn ſie uns lange etwas erzählen, machen, daſs wir einſchlafen. Sie ſaugen uns, ohne es zu wiſſen und zu wollen, die Kraft aus, ſie anzuſtrengen. Andere machen uns ſtumm, die Augen werden ſtarr, wir werden ſtumpf und verlieren am Ende die Bewegungskraft, wie die Vögel und Affen, wenn ſie die Klapperſchlange anſieht. Alles, was nun aus Anderen herausgeht, fährt in ſie hinein. So werden ſie ſchwatzhaft, witzig über das Maaſs; ſie können ſchärfer ſehen, weiter denken, feiner fühlen und riechen, und wie weit das geht, hat noch kein Menſch erprobt. So war es mit dem Bettelbannes, wie ich davon ein Beiſpiel in meiner eigenen Familie weiſs. Mein Großoheim, ein grundgelehrter Profeſſor, der ſich oft wochenlang einſchloſs, um über ein lateiniſches Kapitel nachzudenken, nicht die Luft koſtete, und kaum was man ihm zum Eſſen hinſetzte, anrührte, der ſaſs auch wieder, ich weiſs nicht wie lange, in ſeinem Studirzimmer und ſann und ſchrieb, wie mir geſagt iſt, über zwei hebräiſche Accente, die ſie Tillok und Seiphaik nennen, und von denen er nicht begriff, wie ſie zuſammenkamen. Die Lampe brannte düſter und er hörte

nicht, daß es elf, zwölf, ein Uhr schlug. Aber doch entsann er sich nachher, daß es schon eine Stunde lang hinter ihm gerasselt hatte, worauf er aber nicht achtete, denn eine mühsame Conjectur über den Circumfler wäre ihm sonst entwischt und die Thüre war fest zugeschlossen. Mit einem Male klopft's ihm leise auf die Schultern. Er antwortet, ob er doch weiß, daß keine Seele im Zimmer ist: „„Ich kann jetzt nicht.““ Und wenn es geheißen hätte: „„Es brennt!““ er hätte nicht aufgesehen; so waren damals die Gelehrten versessen. Das soll jetzt anders seyn. Aber es husset und klopft wieder und als er aufblickt, steht ein kleiner hagerer Mann hinter ihm, der ist schwer beladen mit vielen kostbaren Folianten, drauf liegen Kleider, eine Wanduhr und was dergleichen. Der Mann stöhnte ordentlich unter der Last, die er auf dem Kopf trug und mit beiden Händen hielt.“

„„Was willst Du?““ rief mein Großoheim.

„„Sollst mir die Thüre aufmachen,““ sagte der Fremde.

„Nun besann sich erst mein Großoheim: „„Wie bist Du denn herein gekommen, daß ich's nicht gemerkt habe?““

„Der Andere lachte: „„Du hast wol mehr nicht gemerkt; ich bin ja schon eine Stunde im Zimmer und habe gepackt.““

„„Laß mich in Ruhe,““ sagte mein Großoheim.

„„Schließ mir nur erſt auf; Du ſiehſt ja, ich habe beide Hände voll.““

„Mein Großoheim ſah das ein, und um nur ſchnell wieder zu ſeinem Tiſch cum Sofraïk zu kommen, ſpringt er auf und ſchließt die Thüre, und da kommt es ihm erſt in den Sinn, daß das ja ſeine Fiſolanten, und ſeine Uhr, und ſeine Kleider ſind. Er bemerkt das dem Fremden bemerklich, aber der antwortet:

„„Wozu brauchſt Du's denn? — In den Büchern ſteht nichts von Deinem hebräiſchen Accente, die Kleider ziehſt Du doch nicht an und nach der Uhr ſiehſt Du auch nicht.““

„„Das war meinem Oheim klar, der ſonſt, wie mein Vater ſagte, nicht ſehr klar von Begriffen war; er ließ den Mann hinaus und ſaß wieder am Schreibtiſch, als der Mann draußen mit dem Fuß gegen die Thür ſtieß.“

„„Willſt Du denn noch nicht fort?““ ſchrie mein Oheim ſehr ärgerlich.

„„Du willſt doch nicht, daß ich mir den Hals brechen ſoll auf der dunkeln Treppe, antwortete der; leuchte mir hübſch.““

„Mein Großoheim, um ihn nur ſchnell los zu werden, nimmt die Lampe und leuchtet ihm die zwei Treppen hinunter. Wie er nun wieder hinaufſpringen will, iſt das Haus zugeſchloſſen.“

„„Lieber Professer, Du bist so ein gelehrter Mann, warum hast Du nur den Hausschlüssel vergessen, sagt der Dieb. Mach nur schnell, damit Du bald wieder an die Arbeit kommst und wenn Du einmal oben bist, so bring mir doch gleich die silberne Putzscheere mit. Ich hab' sie nur vergessen, Du brauchst sie doch nicht, da Du eine Lampe brennst.““

Mein Großoheim ist in seinem Leben nicht so schnell gesprungen, als die Treppe hinauf und wieder herunter. Als er nun den Dieb zur Hausthüre hinaus ließ, sagte der zum Abschied: „„Grüß Dich Gott, lieber Professer, und wenn Du den Circumflex heraus hast, so denke an den Bettelbannes.““

„Solche Kraft, sehen Sie, haben magnetische Menschen über gelehrte Menschen; und von der Zeit an wurde es bei uns ausgemacht, daß Keiner aus der Familie mehr studiren sollte.“

„Es ist mir nur eines unwahrscheinlich, sagte der Scholar: Wenn der Bettelbannes mit beiden Händen die Last auf dem Kopfe halten mußte, wie konnte er dann dem Großoheim des Herrn auf die Schulter klopfen?“

„Er that es vielleicht mit der Kinnspitze, sagte ich. Aber nun, junger Herr, ist an Ihnen die Reihe, etwas zum Besten zu geben. Es wäre unhöflich, wenn Sie nur zuhören und fragen wollten. Am Nahefluß geboren, wissen Sie gewiß auch eine Ge-

schichte von einem der beiden Hänse, vom Kessel- oder vom Bettel."

„Nein, meine Herren, aber Schinderhannes ist mein Pathe."

„Ihr Pathe? rief man. Das ist nicht möglich."

„Ich hätte es auch für unmöglich gehalten, hätte ich nicht neulich in Frankfurt die weiße Dame gesehen. Das ist meine Geschichte."

„Ihre Geschichte?"

„Es ist wohl ein sehr großes Unglück, keinen Pathen zu haben. Sie, meine Herrschaften, die nicht in solcher Verlegenheit waren, wissen das nicht, wie einem Kinde zu Muthe ist; ich aber weiß aus Erfahrung, daß die in der Oper geschilderten Gefühle wahr sind. In gleicher Noth wie der Pachter Dickson befand sich mein Vater, der aber nicht Pachter war, sondern Küfer, und nicht Dickson, sondern Dünnbier hieß. Mein Pathe, der mich über die Taufe halten sollte, war krank geworden und ich hätte ungetauft bleiben müssen, wenn nicht der Pfarrer, ein aufgeklärter Mann, gesagt hätte: „I nehmen wir den ersten Besten, der des Weges kommt und den Jungen tragen kann." Ich war nämlich ein sehr starker Junge und weinte und schrie, daß man mich nicht taufen wollte, und die Bauern und Bäuerinnen vom Gebirge, die meinen Vater sehr liebten, lärmten und sangen wie in der Oper über das große Unglück. Da kam ein starker

Mann und wollte rasch vorüber. „„Der ist es!““ schrie man und stürzte auf ihn los. Der Fremde, der sich das nicht im geringsten versah, war sehr betroffen, wollte entwischen und als das nicht ging, schwang er den Knittel und hieb kreuzweis um sich, um nicht mein Pathe zu werden. Aber das half ihm nichts, meine Bauern rissen ihn am Kragen in die Sakristei und hier erfuhr er erst, der nicht anders geglaubt hatte, als sie wollten ihn arretiren, wozu er da war und mußte mich nolens volens über das Becken halten. Er schrieb rasch seinen Namen ins Kirchenbuch und erst als er wieder über alle Berge war, lasen wir, daß es Schinderhannes war. Da war es zu spät, sagte der Herr Pfarrer, und Schinderhannes mußte schon mein Pathe bleiben.“

„Wäre nur nicht Schinderhannes, als der junge Herr getauft wurde, längst guillotinirt gewesen,“ rief nach einer kleinen Pause der Geschworne.

„Meinen Sie?“ sprach mit einem Male der lange kahlköpfige Schläfer, indem er sich plötzlich winkelrecht mit dem Oberleibe auf der Bank erhob, indessen seine übrigen Glieder sich nicht regten. Er sah wie ein Todter aus, der sich aus einem Grabe aufrichtet.

„Ich meine es, mein Herr. Denn ich war selbst in Mainz bei der Execution.“

„Sind Sie ein gebildeter Mann?“

„Das, darf ich annehmen, sind wir Alle.“

„Das ist mir lieb," sagte der Kahlkopf.

„Warum ist Ihnen denn das lieb?"

„Weil alle gebildete Leute wissen, daß statt des Schinderhannes eine Puppe guillotinirt wurde und weil ich annehmen darf, daß unter gebildeten Leuten kein Zweifel mehr darüber herrscht, daß der berühmte General Vandamme kein anderer ist, als der vulgo totgeglaubte Schinderhannes."

„O es die Möglichkeit!" rief des blinden Mannes Frau.

„Die gehört hier nicht her," erwiederte scharf der Kahlkopf.

„Den Vandamme habe ich oft gesehn. Bliß, wenn ich das gewußt hätte, ich hätte ja gewollt —"

„Der Wille ist die Welt! liebe Frau, hüte Sie sich, zu wollen, wenn Sie die Welt nicht auf sich nehmen will."

„Was wollen Sie denn aber, mein Herr?"

„Eine Geschichte erzählen. Ich bin ein Logiker, wie Sie wissen. Darum wohnte ich mit meinem Vater im Speßart. Mein Vater war ein rüstiger, freier Mann; ich, von der Gicht geplagt, grämlich, schon früh von den Jahren gedrückt, wankte, ein junger Greis, dem Grabe zu. Die schauerliche Wildniß des herrlichen Waldes saate der Lebenslust meines Vaters nicht zu. Er starb. Gebeugt, mit einem Reichthum folgte ich seinem einsamen Leichenzuge. Als ich zurückschlich, einsam, bestrichen die feuchte Stirn

von den kalten Regenwinden, in meine noch einsamere Hütte, da war die Welt schon um mich todt. Ein Decennium wußte ich nichts von ihr, sie nichts von mir; mein Hund war nun das einzige lebende Wesen, das mich kannte. Nichts von allen meinen Aussichten, von den goldenen Träumen meiner Jugend war mir geblieben, als einige tausend Stück spanische Cortesscheine. Da saß ich, spät in der Nacht; der vom Regen angeschwollene Waldbach schäumten neben mir, die Winde heulten gräßlich in der öden Schlucht, die brechenden Bäume auf den Bergköhen krachten und stürzten ins Thal und ich zählte beim trüben Schein meiner dürftigen Lampe die großen Zahlen auf den werthlosen Papieren. Ich zählte meine Verluste und wurde nicht fertig; ich zählte meine Hoffnungen und war, wie ich anfing, schon zu Ende. Als ich die Coupons abschnitt und in einem besondern Packet versiegelte, glaubte ich durch Regen und Sturm draußen Tritte zu hören und ein leises Gewimmer. Die dünnen, nassen Aeste knisterten deutlich. War es ein menschliches Wesen? Wie konnte sich ein solches hierhin verirren? Aber es kam näher; mein Herz klopfte und es pochte. — Doch ehe ich Ihnen den weitern Hergang erzähle, habe ich Sie mit der Localität meiner Hütte bekannt zu machen.

„Sie lag, ein ärmliches Gebäude, mitten in einer ungangbaren Schlucht und daneben stürzte sich der von der

der Höhe herabkommende Waldbach sechzig Fuß tief in ein felsiges, grauenhaftes Bette. Die Hütte schwebte zwischen Sonn und Nichtsevn am schroffen Rande. Nachts wurde ich auf meinem Lager von dem tosenden Wassersturz geschaukelt. In jedem Momente, wo der Sturm dem Sturze eine andere Richtung gab, konnte sie der Wasserschwall aus ihrem Fundament reißen und mich mit meinem Hause zerschmettern und in ewige Vergessenheit begraben. Die Hütte selbst bestand nur aus einer einzigen Kammer, darüber war ein Verschlag; wenige zitternde Bretter bildeten die Decke der Stube und den Boden des Verschlages. Hier schlief ich auf einem Heulager, mein Mantel war meine Decke, zwei alte Folianten mein Kopfkissen, voll irdischer Weisheit, die nicht Stich hält in der Stunde der Prüfung. Zum Verschlage konnte man nur durch eine angelehnte Leiter aus der Stube, in die Stube nur durch die einzige Thür; ein Fenster, halb mit Papier verklebt, führte hinaus nach dem Wassersturze. Meine Lage war durchaus romantisch."

„Jetzt klopft es. Tiro, mein Hund, winselt und blickt starr nach der Klinke. Ich öffne und ein alter verirrter Mann mit einem weißen langen Barte, der ihm bis auf den Gürtel reicht, wankt herein, und ohne mich zu fragen, fast ohne mich anzusehen, stürzt er auf das verglimmende Kohlenfeuer und wirft sich davan nieder."

„Iſt das Sitte jetzt in der Welt?““ frage ich nach dem erſten Erſtaunen.

„„Herrſcht die Sitte der Welt auch in dieſer Einöde? — ſagte der Alte und ſein ſcharfer Blick ſtrafte mich. — Ich wurde naß und mich friert. Wollt Ihr mir kein Obdach geben, ſo werft mich hinaus. — Menſch, ſtoße mich ins Waſſer draußen. Niemand ſieht es, Niemand fragt nach mir. So wirſt Du mich bequem los und Du handelſt nicht ſchlimmer als die andern Menſchen.““

„„Verirrter! biſt Du ein Menſchenhaſſer?““ fragte ich.

„„Soll ich ſie etwa lieben!““ antwortete er.

„„Wo wanderſt Du hin?““

„„Wo ich keine finde.““

„Ich wußte nun, daß er ein Menſch von Erziehung war, und bot ihm meine Hütte für die Nacht an. Er dankte nicht, denn er hatte das Danken verlernt. Ich legte friſches Holz ans Feuer und kochte ihm von Hafermehl eine Suppe. Da ſaßen wir ſtumm zuſammen am rauchigten Feuer, denn der Regen ſchlug den Rauch zurück, und das grimmige Heulen des Windes und das Brauſen des Waſſerfalles war unſere Unterhaltung. Ich ſagte ihm, ich hätte heut meinen Vater begraben; er antwortete, er hätte nie einen Vater gekannt. So kam das Geſpräch über die Nichtigkeit aller irdiſchen Güter, wie es ſich in ſolcher Lage von ſelbſt macht, auch auf die ſpaniſchen Obligationen.

Der alte Mann verrieth gründliche Kenntniſſe und glaubte nicht an ihre Realiſirung. Ich hatte noch einige Hoffnung. Er lächelte: „„In meinen Augen, ſagte er, ſind ſie nicht mehr werth als bedrucktes Papier. Sie ſind gut zu Fidibus.““

„„Bei der neuen Anleihe von Aguado werden ſie ohnfehlbar berückſichtigt,““ bemerkte ich.

„„Schwärmereien der Jugend!““

„„Erinnern Sie ſich, ſagte ich, die preußiſchen Tratteſcheine ſtanden 1807 zehn Prozent, jetzt gehn ſie über pari. Wer das erlebte!““

„„Sie haben nicht die franzöſiſche Revolution erlebt, antwortete er mit einem feinen Lächeln. Wären Sie gezwungen worden, in Aſſignaten Bezahlung anzunehmen, würden Sie anders von Papier denken.““

„„Seitdem, ehrwürdiger Pilger, gibt es aber einen Rothſchild.““

„„Auch einen Ouvrard und Villele. Aller Credit iſt Dunſt und Dampf. Ich ſah auch einen Goldſmith in London fallen.““

„„Der ſpeculirte mit Südamerikanern. Die Spanier ſtehen doch noch 17 Procent.““

„„Imaginair! wo kauften Sie ſie?““

„„Bei Hope.““

„„Alſo noch das Disconto berechnet! Wie hoch?““

„„Iſt mein Geheimniß.““

„Mit einem ſchlauen Blick ſagte er: „„Schlagen

Sie sie los beim Papiermüller. Sie könnten selbst darüber zu Grunde gehen.““

„Die Ansichten sind verschieden. Seine beruhigte mich über einen leise aufsteigenden Zweifel. Als ich noch darüber nachdachte, wo ich ihn für die Nacht bettete, war sein Kopf auf den Arm niedergesunken und der alte Mann fest eingeschlafen. Ich rüttelte ihn am Arm, er wollte nicht wieder erwachen, um eine bessere Stellung einzunehmen. Ich deckte ihn mit einer Wolfshaut zu, schürte das Feuer an und stieg nun die Leiter hinauf, um, noch unter dem Sturm der Elemente, den lang entbehrten Schlaf selbst zu kosten.

„Als ich nach Mitternacht erwachte, hatte der Sturm aufgehört, nur der Regen von den überhangenden Kiefern tröpfelte noch auf das Dach über mir. Unter mir war es hell. Ich brauchte nur den Kopf umzudrehen, um durch die fingerbreiten Ritzen der Bohlen Alles zu sehen, was vorging. Der alte Mann wachte. Er hatte sich aufgerichtet. Mit einem Male fing sein Bart, da er zu nah den Kohlen gekommen war, Feuer, brannte und der untere Raum der Hütte wurde hell. Schon wollte ich durch einen lauten Schrei meine Theilnahme kund geben, als der Mann mit einem Ruck den ganzen flächsernen Bart sich abriß und in die Kohlen warf. Er sah nun um dreißig bis vierzig Jahre jünger aus, breitschultrig, kahlköpfig.

Als er aufſtand, dehnte ſich jedes Glied; der als ein alter gebeugter Mann beauem durch die niedrige Thür getreten war, reichte mit dem Kopf jetzt an die Bretterdecke. Er hatte muskulöſe Arme, nervige Schenkel und Hände und zwei Reihen blendend weißer, geſunder Zähne. Tiro, der neben ihm ſchlief, war auch aufgewacht und ſtarrte ihn zitternd an. Da holte der Mann einen Kuchen aus der Taſche und lockte den Hund. Aber kaum daß er zugeſchnappt, als er winſelnd zuckte, wankte und nach einigen Convulſionen todt niederfiel. Nun fachte der Fremde das Feuer an und ſah ſich vorſichtig überall um. Sein Blick traf den Schrank, in welchem meine Cortes-Obligationen verſchloſſen waren. Er probirte, aber das Schloß wollte nicht ohne Gewalt aufgehn. Da warf er einen zweiten Blick zu mir nach der Dachluke hinauf, und dieſer, hätte mir auch nicht das höhniſche Zucken der Augen geſagt, was er nun begann, ſprach deutlicher von ſeinem Vorhaben. Er zog ein Meſſer aus der Bruſt und wetzte es an der ſteinernen Kaminſchwelle.

„Wer von Ihnen in ähnlicher Lage war, wird mein Herzklopfen mir verzeihen! Der Mann wetzte wol fünf Minuten und immer, wenn er ſie auf dem Zeigefinger probirte, war ihm die Schärfe noch nicht fein genug. Durch meine Dielenritze ſah ich jede ſeiner Bewegungen und bei jedem Streichen fuhr mir

ein Dolchstoß durchs Herz. Endlich war er fertig, er holte mit dem Messer aus und schien mit dem Luftstoß zufrieden. Nun zog er sich die Schuh aus und näherte sich der Leiter zu meinem Verschlage.

„Wie wichtig die Logik ist, wird allein in solchen Lagen klar. Es gibt nur zwei Fälle, dachte ich. Entweder du lässest dich ermorden, und dann verlierst du deine spanischen Obligationen mit ihren Coupons und zweitens dein Leben. Oder du kommst ihm zuvor und ermordest ihn; dann behältst du deine Papiere und dein Leben. Einen dritten Ausweg gibt es nicht, denn durch die eine Thüre kannst du nicht entfliehen, ohne ihm in die Hände zu fallen, und auf eine deutsche Meile im Umkreis wohnt keine Seele, die dich hört, wenn du „Hülfe!“ schreist. Hierzu kam die romantische Lage und der Wasserfall. Wer den Andern umbringt, schmeißt ihn zum Fenster hinaus und hat weiter keine Sorge, denn der gemordete Leichnam, du oder er, verschwindet ohne Spur und Nachfrage. Also kam ich zum Resultat, daß ich ihn ermorden wollte, und ich war damals ein starker, robuster Kerl, der es wohl mit ihm aufnehmen konnte.“

„Vorhin sagten Sie, daß Sie schwach und gichtbrüchig gewesen, daß Sie kaum der Leiche Ihres Vaters folgten.“

„Hab' ich das gesagt, so würde Ihnen eine gute Logik weiter sagen: daß ich über Nacht wieder gesund

geworden bin. Die Luft in meiner Hütte war mineralisch: — Also, mäuschenstill daliegend, den Athem anhaltend, griff ich nach einem Hirschfänger —"

„Aber wer war der Fremde?"

„Schinderhannes. Ich kannte ihn aus verschiedenen Portraits. Er trug am Kinn eine Narbe und unterm Auge ein Mal. Sehen Sie, wie ich hier."

„Da war freilich nicht zu spaßen. Allein wie kamen Sie zum Hirschfänger?"

„Er stak hinter den Dachsparren. Während er das Fenster aufmachte, zog ich vorsichtig, um ihn loszukriegen. Es war eine windstille Nacht geworden, man hörte es weit her vom Dorfe Ein Uhr schlagen und der Mond schien auf den Wasserfall. Wie er das Fenster so in der Hand hielt, war's mir, als läse ich in seinem grimmigen Gesichte: „„Das ist der Sargdeckel für dich oder für mich.““ Mein Herz schlug so laut, wie die Thurmuhr, und ich riß in letzter Angst am Hirschfänger, daß er losging, aber Stein und Stahl flirrten, ich war verrathen, und schon faßte seine Hand nach meinem Fuß. Da sprang ich auf, stürzte mich hinunter auf ihn los —"

„Und schnitten ihm die Kehle ab?"

„Nein: Er hat sie mir abgeschnitten."

Mit offenem Munde, den Kopf vorgebeugt, starrten wir Alle den Redner an. In der gespannten Aufmerksamkeit auf seine romantische Geschichte hatte Nie-

mand auf den Wolkenbruch draußen gehört, selbst die Donnerschläge eines Gewitters waren, von uns kaum beachtet, an den Uferfelsen verhallt. Da leuchtet, grade als auf der Zunge der Frau des Blinden die Frage schwebte: „Wie ist das möglich?“ ein Blitz durch alle Kajütenlöcher, wir sahen das todtenblasse Gesicht des Logikers, die erloschenen Augen, den ganzen Kopf, gelb und kahl wie ein Todtenschädel, den starr verstummten Mund, und sein Leib, wie er sich vorhin kerzengerad aufgerichtet, fiel ebenso kerzengerad wieder rücklings auf die Bank.

„Ist er todt?“ fragte man nach einer schauerlichen Pause.

„Nein, er schnarcht,“ antwortete der Blinde.

„Aber sehn Sie 'mal die Narbe auf seinem Kinn, just wie des Schinderhannes, der ihn ermorden that,“ bemerkte der Wanderbursch.

Der Scholar aus Kreuznach fragte mit leiser Stimme: „Lebt denn noch der General Vandamme?“ und rückte von der Bankecke, wo sein Leib bis dahin den Füßen des Logikers eine Spanne Platz abgepreßt hatte.

„Man weiß es nicht genau,“ antwortete der Geschworene, und wollte hinaus, aber ein Wasserschwall sprützte ihm durch die halbgeöffnete Thür entgegen.

„Bleiben Sie ja drinnen, meine Herrschaften, sprach des Schiffers Stimme, haußen ist ein grausames Wetter!“

Man sah sich bedenklich an, als der Schiffer draußen die Fensterladen zuschlug. Ein einsames Talglicht brannte auf dem Tisch und lud zum Erzählen ein, dicht über unsern Köpfen rollte der Donner auf dem Verdeck.

„Jeder hat so bis jetzt, sagte der Geschworene, sein Theil zum allgemeinen Plaisir gegeben. Nur der Herr Maler sind noch im Rückstand, und haben doch gewiß auch in Ihrem Leben den Wind pfeifen hören."

So war ich denn gezwungen mein Schweigen zu brechen und, accompagnirt von dem rollenden Donner, der bald wie eine Tonne klang, hub ich an:

„Die fürchterliche Wintercampagne in Rußland wird, so lange die Erde steht, nicht aus dem Gedächtniß der Menschheit verschwinden. Allein was die Geschichtschreiber von den Strapazen, Gefahren, Wundern aufnotirt haben, reicht lange nicht an das, was wirklich sich ereignet hat."

„Sie waren mit den Franzosen?" fragte der Geschworene.

„Wie Sie gleich hören werden. Sie glauben in mir einen Maler aus Mainz zu sehen, der einigen Ruf im Landschaftsfache hat, auch wissen meine näheren Freunde, daß ich als Freiwilliger dem wunderbaren Feldherrn und Kaiser folgte, daß ich so schnell auf dem siegreichen Feldzuge avancirte, um als Colo-

nel, mit dem Orden der Ehrenlegion aus seiner eigenen Hand geschmückt, mich dem Rückzugsheere anzuschließen. Den Orden trage ich nicht mehr, indem ich mit dem berühmten Horace Vernet einen Tausch einging, demzufolge Vernet das Talent seines Großvaters, Landschaften zu copiren, mir gegen das Kreuz der Ehrenlegion überließ. Er bleibt dessen ungeachtet immer noch ein charakteristischer Genremaler. Allein das gehört nicht hierher. Von dem wichtigern Tausch, der über mein Leben entschieden hat und was ich ehemals war, davon hat auch keiner meiner intimsten Freunde die leiseste Ahnung."

„Was soll ich Sie ermüden durch Wiederholung der täglichen und nächtlichen Wunder des Rückzugsheeres. Segur, der sich der Wahrheit am meisten nähert, erzählt Ihnen von jenem Krüppel, der, beider Beine durch einen Schuß beraubt, in den durch eine Kanonenkugel ausgehöhlten Leib eines Pferdes kroch und in dieser schauerlichen Wohnung drei Monate, von aller Welt vergessen, lebte, bis die große Armee ihn auf ihrem Rückzuge da wieder fand, wo sie ihn auf ihrem Hinzuge verlassen. Setzt man schon diese Geschichte in Zweifel, was wird man zu einem Ereigniß sagen, das gar nicht 'mal zu den außergewöhnlichen gehörte? In einer Nacht schneite die ganze Compagnie, bei der ich mich befand, ein; der bittere Frost verwan-

delte die obere Schneedecke zu Eis, und als wir erwachten, befanden wir uns Anfangs in einer undurchdringlichen Finsterniß. Indessen alarirte der Strahl der Sonne — es war ein ziemlich heißer Wintertag — bald die obere Eisdecke. Wir sahen, daß wir noch nicht todt und in der Unterwelt, aber doch mehrere Schicht unter der neuen Oberfläche der Erde unter einer Krystallkruste eingefroren saßen. Wer nicht an die Noth dachte, hätte sich über das wunderbar schöne Schauspiel freuen müssen, denn von Moment zu Moment wurde die Eismasse heller, klarer, durchsichtiger. Wir sahen Tags die Sonne, Nachts die Sterne und gerad über unsern Köpfen weg zogen die Flüchtlinge, daß wir die Nägel unter ihren Sohlen zählen konnten. So fest wurde dies Eisgewölbe, daß ganze Schwadronen, Bataillone, Kanonenparks über uns wegsetzten, ohne einzubrechen. Endlich am fünften Tage —"

„Verfroren Sie denn nicht da unten?" unterbrach Jemand.

„Nicht im geringsten. Der Aufenthalt in unserm Krystallpalast, wo uns täglich die aufgehende Sonne mit millionenmal Millionen Lichtern weckte, war uns eine Erholung nach den Qualen des Marsches, indem die feste Eisdecke alle unsere animalische Wärme dergestalt zusammenhielt, daß wir kaum vor'm Zubettgehen der Mäntel bedurften."

„Aber konnten Sie sich denn frei bewegen? Sie lagen ja, denk' ich, eingeschneit?"

„Es hatte, wie ich schon die Ehre hatte zu bemerken, in der einen Nacht fünf bis sieben Ellen über uns geschneit, aber nur die äußerste obere Kruste war fest geworden, der Schnee dicht um uns dagegen war ganz locker geblieben. Sobald wir erwacht waren, hatte ich commandirt ihn wegzuschaffen, und es war nichts leichter als dies; man brauchte ihn nur festzutreten. Meine Pioniere waren aber geschickte Leute, und schon gegen Mittag war der Schnee nicht allein so überwältigt, daß wir freien Spielraum hatten, sondern man sah Tische, Bänke, Säulen erwachsen. Die Wölbung oben war regelmäßig behauen, Festons und Arabesken gaben ihr ein zierliches Ansehn; wie in einem Schiff waren die Räume abgetheilt, und jener Eispalast, in welchem eine Kaiserin von Rußland ihren ungetreuen Günstling zwang, seine Hochzeit zu feiern, hätte nicht zierlicher eingerichtet sein können. Ich ließ täglich exerciren, hielt jeden Abend Appell, das Riemenzeug war nie so propre, die Gewehre waren nie in so gutem Stande gewesen, kurz, es geschah Alles, was die Disciplin erfordert, und Bewegung und Laune verschaffte ich meinen guten Leuten, indem ich ihnen erlaubte, sich zu schneebällen."

„Aber was half uns all diese Herrlichkeit — wir

hatten ein Herz für unser Vaterland und einen Mann für uns! — Täglich sahen wir neue Züge Franzosen über uns fortstürzen, täglich schmolz nicht der Schnee, aber unser kleiner Mundvorrath! Am fünften Tage endlich sahen wir Napoleon — auch er ein Flüchtling! — Grade auf dem Hügel über unsern Köpfen stieg er einen Augenblick aus seinem Schlitten aus. Es war hier das letzte Mal, daß ich meinen unvergeßlichen Feldherrn erblickte. Ohne Diadem und Purpur, der Weltbesieger war ein Mensch, wie wir Alle. Die Arme verschlungen, stand er, wie auch schon anderen, in seinem kurzen grauen Ueberrocke da. Sein Auge schweifte noch einmal über die unermeßliche Schneegegend, die er mit allen seinen Hoffnungen hinter sich ließ. Dann nahm er eine Prise, schauderte, als ihm der Kammerdiener den Pelz umgab und stieg wieder in den Schlitten. Ein einstimmiges Vive l'Empereur! begrüßte ihn. Von der Kraft unserer Stimmen hätte der Krystall brechen, von der Glut unserer Herzen der Schnee schmelzen müssen! Vergebens. Der Kaiser hörte nicht, es hörte Niemand. Wir sahen Alles, die oben sahen nichts von uns."

„Es blieb mancherlei über unsern Köpfen liegen, wovon wir den Anblick Tag für Tag hatten. So erinnere ich mich einer tragischen Situation, so übermenschlich außerordentlich, daß ich mich wundere, wie

ſie noch kein Melodramendichter in Paris benutzt hat. Wir hatten bei uns eine Franzöſin, die dem Looſe ihres Geliebten bis Moskau gefolgt war; ein anderes tückiſches Loos hatte ſie beim Rückzuge von ihm getrennt und zu uns geführt. Als ſie des Morgens die Augen aufſchlägt, liegt über ihr ihr Geliebter. Bis hierher gelangt, war er in der Nacht hingeſtürzt und ſtreckte, durch eine undurchdringliche Eisſchicht auf immer von ihr getrennt, die Arme nach ihr aus. Die erloſchenen Augen grüßten die Unglückliche Morgen für Morgen! Das iſt doch noch fürchterlicher, als der Bergmann von Falun!“

„Aber wie kamen Sie los?“

„Als es thaute.“

„Damit iſt Ihre Geſchichte doch nicht zu Ende?“

„Dieſe allerdings. Eines Morgens war Alles über und um uns fortgethaut und wir marſchirten dem Heere nach. Der Vorfall gehört, wie geſagt, gar nicht zu den außerordentlichen. Aber in der Folge wurde ich krank und blieb auf einer der längern Stationen des Rückzugsheeres liegen. Sie werden bald den Grund abnehmen, weshalb ich den Ort nicht nenne. Ich genoß einer Pflege, wie ich ſie in meiner Heimath nicht beſſer haben konnte, denn ich lag im Schloſſe des Fürſten ****, und Nadeshda, ſeine holde Tochter, waltete, Anfangs unſichtbar, um mich, bis die Sym-

pathie unſerer Seelen ſie jeden Zwang der Convenienz
[illegible]reifen ließ. Waren zwei Weſen für einander ge-
ſchaffen, waren es dieſe Liebenden. Sie erlaſſen mir,
die Lieblichkeit des edlen Fürſtenkindes Ihnen zu ſchil-
dern. Es iſt nicht der Ort dazu, und am wenigſten
ziemt meinem Munde dieſes Lob. Aber der junge
Officier war, wenn ſeine Hand in der ihren ruhte,
wenn Nadeshda ihren Lockenkopf an ſeiner Bruſt ver-
barg, nicht in Rußland, ſondern im Paradieſe. Es
war eine Liebe der Engel. Oft erklärte Nadeshda,
für ſein Leben, für ſeine Geſundheit ihre Geburt, ih-
ren Reichthum, Alles, was ihr theuer und werth war,
aufgeben zu wollen. Was ſchwor er nicht dagegen!
Was echte Liebe ſoll, den Charakter von Selbſtſucht
reinigen, die egoiſtiſchen Gefühle auf das andere We-
ſen übertragen, nicht für ſich, ſondern für den geliebs-
ten Gegenſtand zu empfinden, in ſeiner Seele zu den-
ken, zu hoffen, zu fürchten, froh zu ſeyn und zu lei-
den, das zeigte ſich hier. Jeder ging ganz in den An-
dern über. Er war, wie nur ein napoleoniſcher Offi-
cier, etwas ruchlos, die Soldatenehre war bis dahin
ſo ziemlich ſein einziger Gott. Nun wurde er durch
den Rapport mit ihr ſanft, hingebend, fromm. Sie,
bis jetzt das zarteſte Weſen, entwickelte jeden Tag
mehr Seelenſtärke, ihre Augen leuchteten muthiger, ſie
maß die Gefahr, ohne vor ihr zu erſchrecken, ſie ſprach

mit Begeisterung von Napoleon, den sie bis dahin verabscheut hatte. Er, auf seinem Krankenlager, sprach vom Ende der Dinge, von dem Gericht, das kommen wird; sie erhob seine Gedanken, zeigte ihm neue Reize in der Ferne und beförderte seine Furcht. Ja so weit ging diese Seelenverwandtschaft, daß bei Witterungswechsel, wo die verharrschten Wunden zu schmerzen anfingen, nicht er, sondern sie die Schmerzen empfand. Nadesdda litt bisher an gewissen Wochentagen an der Migraine; von nun an befand er sich an diesen Tagen unerträglich unwohl. Dasselbe Phänomen zeigte sich bei ihren Lieblingsgerichten. Er nippte Lünell wie ein kleines Mädchen und bekam, wenn er einen Bissen zu viel gegessen, Indigestionen. Die zarte Prinzessin verlangte jeden Morgen ihr Beefsteak zum Frühstück und fand, daß der Madera ihrem Magen am besten bekomme. Sie bedauerte, daß ihr Freund viel zu schwach sey, um mit ihr auf die wilde Schweinsjagd zu reiten. Ja man wollte haben, doch das entscheide ich nicht, daß ihre Gesichtszüge in einander übergingen. Sein Auge bekam den schmachtenden Ausdruck des ihrigen, sein Bart ging ihm auf dem Krankenlager aus, wogegen seine Augenbraunen die buschige Fülle und hohe Wölbung allmälig annahmen, die den Augen der Sarmatinnen, auch der sanftesten, einen so eigenthümlichen Ausdruck leihen. Daß sie männlich wurde, habe

habe ich ſchon geſagt; ſie trat mit feſtem Schritte auf, ihre Bewegungen bekamen etwas Entſchiedenes. Ihre Geſichtsfarbe bräunte ſich, ihre Naſe bog ſich heraus, ihre Locken trug ſie nach einer Seite geſcheitelt und ihr Blick war durchaus der ihres Geliebten.

„Seltſam, mitten in den heißeſten Verſicherungen ihrer gegenſeitigen Neigung ſprachen es Beide aus, daß ſie ſich nie beſitzen würden, daß ſie ſich trennen müßten. Sie ſagte: er dürfe nicht fort, er: für ſie wäre Rußland kein Vaterland, ſie müſſe fort.

„So kam die Zeit heran, wo die letzten Züge der flüchtigen Franzoſen den Ort verlaſſen mußten. Am morgenden Tage brach die Colonne auf, welcher der Colonel des Kaiſers, geneſen oder nicht geneſen, folgen mußte. Der commandirende General, ein ſtrenger Mann, hatte es ihm ſelbſt mit den Worten angekündigt: „„Ich laſſe Sie lieber auf das Pferd binden, ehe ich einen ſolchen Officier meines Kaiſers in den Händen der Feinde laſſe.““ — So nahmen am Abende die beiden Liebenden einen Abſchied auf ewig.

„Am grauenden Wintermorgen weckten die Trompeten den kranken Schläfer. Ach, er fühlte in jedem Nerv: es war anders als ſonſt. Selbſt, wäre er geſund geweſen, er hätte nicht mehr Luſt gehabt an der Fanfare, der Gedanke an Blutvergießen erſchreckte ihn,

die militairische Ehre, selbst die Ehrenlegion war für ihn ein Phantom geworden. Da klirrten bewehrte Tritte die Treppe herauf, sie kamen, ihn abzuholen, und, o Schande! er lag noch im Bette. Doch nein, die Thür ging auf, und Radesda trat ein in seiner Uniform, Sporen an den Füßen, den Säbel an der Seite, den Orden der Ehrenlegion auf der Brust. Sie drückte ihn zurück ins Bette, sie schüttelte ihm die Hand und sprach:

„„Knapp, Sie können, Sie dürfen nicht das Bett verlassen. Bleiben Sie hier statt meiner zurück; ich folge statt Ihrer dem großen Kaiser und verlassen Sie sich darauf, Ihre Stellvertreterin wird Ihrem Namen keine Schande bringen.““ Dabei griff sie mit der Linken an das Degenheft und schlug mit der Rechten gegen die hochgewölbte Brust, wo das Kreuz hing.

„„Radesda, wie wäre es möglich, rief der Kranke, Sie exponirten sich tausend Gefahren.““

„„Ich will Mann seyn, sie zu überwinden, entgegnete sie. Berathen Sie sich nicht, Knapp, so geht Alles gut ab.““

„„Und ich soll hier allein zurückbleiben?““

„„Das ist das Loos des Krieges.““

„„Fremd im fremden Lande?““

„„Freund, es wird bald ihre Heimath seyn.““

„Jetzt kamen zwei Ordonnanzen. Es mußte ge-

ſchieden ſeyn. Sie drückte ihm einen letzten Kuß auf ſeine kranken Lippen, zog dann den Säbel und rief: „„Kameraden, folgen wir unſerm Kaiſer! Seine Sonne wird wieder aufgehn nach dieſer ruſſiſchen Winternacht.““ So ſtürzte ſie fort, aufs Pferd, kommandirte und mit einem lauten Hurra verließen die Franzoſen den Ort.“

„Das war eine muthige Weibsperſon,“ ſagte des Blinden Frau.

„Beſchämen Sie mich nicht,“ erwiederte ich.

„An der Grenze kehrte ſie vermuthlich zurück?“ fragte der Scholar.

„Sie iſt nie wieder zurückgekehrt.“

„Aber es mußte doch bald herauskommen?“

„Es iſt nie was rausgekommen.“

„Doch welches Ende nahm die Geſchichte?“

„Kein anderes als die allgemeine, die in jedem Compendium zu leſen iſt. Nie hat Jemand in dem Obriſtlieutenant Knapp die ehemalige Fürſtin Nadeshda erkannt, nie ſehnte Nadeshda ſich zurück nach den Reichthümern ihres fürſtlichen Vaterhauſes. Auf dem Felde der Ehre wurde ſie täglich mehr Mann. Sie focht bei Dresden, Leipzig, bis zum Montmartre. Sie ſank vor dem lancirenden Feldherrn auf ihre Knie und hätte gern ihr Leben am grauen Tage von Waterloo für ihn ausgehaucht. Das Schickſal wollte es anders.

Der deutſche Landſchaftsmaler, der hier die Ehre hat, unter Ihnen zu ſitzen, war einſt ein franzöſiſcher Obriſt und iſt eigentlich eine ruſſiſche Fürſtin."

Man gaffte mich ſprachlos an.

„Was wurde denn aber aus dem eigentlichen Obriſten, der als Nadeshda zurückblieb?"

„Er that ein Gelübde und ließ ſich in einem adlichen Nonnenkloſter zu Kiew einkleiden. Das iſt Alles, was ich von ihm weiß."

Eine neue Pauſe. Ueber uns rollte der Donner fort und fort, und es ſprühte zuweilen in die Fenſter hinein.

Ich bemerkte die Angſt des Scholaren aus Kreuznach. Auf ſeiner Lippe ſchwebte eine Dunkelheit und er wagte nicht mehr, mich zu fragen.

„Heraus, junger Freund, Ihnen iſt etwas nicht klar. Hier muß Jeder offen ſeyn, auch wenn er einen Andern beleidigen ſollte; die Wahrheit geht vor. Zweifeln Sie an etwas?"

„Bitte tauſendmal um Vergebung, das iſt mir nicht in den Sinn gekommen. Nur das, Sie verzeihen, iſt mir unwahrſcheinlich, wenn Sie ſchon in Moskau Colonel waren, wie Sie dann bis Waterloo nicht weiter avancirt ſind."

„Mein Freund, ſagte ich, Schade, daß Sie nur ein Schreiber werden wollen. Sie haben unverkennbare Anlagen zur deutſchen Kritik."

Kaum daß ich's geſagt, als es einen Stoß gab, der uns Alle durchſchütterte. Das Schiff ſchwankte, die Weiber ſchrieen, wir glaubten, das Schiff ſinke und alle Kajutenlöcher klappten auf und zu und die Thüre war verriegelt.

„Was iſt das?“ ſchrie es.

Da erhob ſich der Kahlkopf wieder kerzengrad von ſeiner Bank und ſtemmte ſich mit dem Kopf gegen die Decke.

„Meine Seeräuber entern!“ ſchrie er.

„Piraten am Rheine?“ fragte man ängſtlich.

„Glauben Sie, daß Schinderhannes nur zu Lande Kehlen abſchneidet?“ rief er.

„Wer ſind Sie?“ fragte blinzelnd der Geſchworne.

„Wer bin ich, mein Vater?“ rief der entſetzliche Boaker, mit grauenhafter Stimme vor den Scheiben tretend.

„Schinderhannes!“ kreiſchte dieſer und ſank vor ihm auf die Knie. Sie ſanken Alle. Nur ich blieb mit diplomatiſcher Zweideutigkeit auf der Kante der Bank ſitzen. Das Waſſer praſſelte gegen die Kajütenlöcher, es roſtete oben und drinnen wimmerte und ſchrie es: „Gnade!“

Mit der Hand über uns wehend, rief er: „Sie ſey Euch gewährt,“ und ſchritt ſchnell zwiſchen und über unſere Beine hinaus. Die Thüre krachte hinter

ihm zu und wir blieben im Dunkel, denn das einzige Lichtstümpfchen war ausgegangen. Lautlose Pause. Ein Pistolenschuß fiel draußen und die Weiber schrieen: „Gott sey uns gnädig!“

Es dauerte — die Andern zählten eine Stunde, ich fünf Minuten — als der Schiffer Pauiewang hereinschrie: „Aber, meine Herrschaften, warum steigen Sie denn nicht aus?“

Er öffnete die Thür und der helle Sonnenschein drang herein. Der Himmel war völlig klar.

„Wo sind wir denn?“

„In Coblenz, wenn's Ihnen recht ist.“

Man wagte nicht mehr, nach dem Seeräuber zu fragen, da der preußische Gend'arme, mit einem Fuß im Schiffe, uns zurief: „Na man fix, daß Sie rauskommen!“

„Wie ist das möglich, fragte ich, in der Schnelligkeit?“

„Ja, mein Herr, sagte der Schiffer, mit schlauer Miene sich im Haare kraurend, wenn man überall nach der Möglichkeit fragen wollte, da käme nicht viel in der Welt zu Stande. Es ging so schnell, daß wir sogar das Dampfschiff einzuholen haben, und das hat zwei aparte Ursachen. Erstens weil so viel Wind aus der Zuglöchern der Kajute herauskam, daß ich immer

mit vollem Segelte, und zweitens, weil Niemand auf'm Bankett mich hinderte."

„Aber hat das Gewitter Sie nicht gehindert?"

„Au contraire. Das ging bald vorüber, da habe ich denn selbst ein bischen mit der Tonne nachgedonnert und mit den Eimern gerasselt, damit Sie hübsch drin blieben. Das sind, wenn Sie's nicht für ungut nehmen wollen, so Schifferfreiheiten."

Die Uferleher fielen wie gierige Hühnen über unser Gepäck her und die Gesellschaft folgte ihnen nach Deutschland und Frankreich. Es fand Niemand für nöthig, vom Andern Abschied zu nehmen, und Schinderhannes und die russische Fürstin schienen vergessen.

Doch am andern Morgen — ich wohnte im Thal von Ehrenbreitstein in dem trefflichen Gasthofe, ehemals zum Nassauer Hofe genannt — meldete der Kellner mir den Studiosus *** aus Bonn, und der fahlhaarige Logiker von gestern trat ein.

„Ein Mann, der selbst drei solche Metamorphosen erlebt, begann er, wird es mir nicht verargen, wenn auch ich in einer dritten mich ihm präsentire."

„Sie sind mir als Logiker, als Schinderhannes und als Studiosus *** gleich willkommen," antwortete ich.

Wir unterhielten uns über die Einrichtung der Dampfschiffe, und er machte die treffende Bemerkung, daß Dampf allein wenig sagen will und daß geschickte Maschinenmeister dazu gehörten, um ihn zu benutzen. Dabei drückte er meine Hand und ich drückte seine wieder. Wir gaben uns ein Rendezvous zum nächsten Carneval in Cöln.

Der Begnadigte.

Auf dem hohen Walle der Citadelle ging, in sich ge-
, mit verschränkten Armen ein noch junger Mann
auf und ab. Ein offenes Buch hielt er zwischen den
Fingern, kein Hut bedeckte den Kopf, und der Wind
fuhr frei durch die Stirnhaare.

Die blutjunge Schildwacht an der Kanone sah
ihm schon eine Stunde zu, und er hatte ihr keinen
Blick zugeworfen, sie nicht einmal bemerkt. Und doch
hatte sich der Soldat ihm oft in den Weg gestellt;
aber ohne die Augen aufzuschlagen, machte der Ver-
tiefte einen Umweg, als wäre der Mensch mit der
adretten Uniform und dem blanken Gewehr nichts mehr
und nichts anders, als eine der ausgewachsenen Rü-
stern, welche nach alter Befestigungsart an den Brü-
stungen des Walles ihr buschiges Haupt in die Wol-
ken streckten.

„Das ist mir ein possierlicher Strafgefangener!
sprach die Schildwacht für sich, hat ein Jahr hier ge-
sessen und jeden Tag den Rasen auf dem Wall einge-
stampelt, daß der verwünschte Kerl von Wallmeister

für das Gras eine Entschädigung forderte, und von dem narrischen Kerl auch richtig kriegte. Und nun hat er mit seiner Promenade noch nicht genug. Ist seit acht Tagen frei wie ein Fisch, kann gehen und reiten und mit Vieren fahren, wohin er will, hat Geld, daß er zehntausendmal Meister werden könnte, und bleibt in dem vertrakten Neste, und tritt nach wie vor dem Wallmeister sein frisches Gras unter die Beine."

Während dieser Selbstgespräche hatte er sich so postirt, daß der Spaziergänger, wenn er zurückkehrte, ihm nicht gut ausweichen konnte, ohne ihn zu bemerken. Aber er wartete drei, fünf, zehn Minuten vergebens, und der Mann kam nicht.

„So muß doch alles drein schlagen, oder so was kann nur mir passiren!" rief er verdrießlich. „Sonst passirt er viertelstundenlang mit mir, wo einem nichts daran gelegen ist, und heut gerade ist er taub und blind!"

Indem kam von der andern Seite ein Mann, an dessen Begegnung der Schildwache weniger gelegen schien. Sie präsentirte zwar nicht vor ihm, denn der Mann war in bürgerlicher Kleidung, und sein blasses, bartloses Gesicht, der Anfang zu einer Glatze auf dem Scheitel, der etwas gebeugte Rücken, die lauernden Augen verriethen keinen Militair unterm Ueberrock, aber es konnte doch ein Mann seyn, der einigen Respect verlangte, denn sie zog das Gewehr leise an. Das

ſcharfe Blick des Hinzugekommenen hatte ſogleich die Bewegung, um nicht Unruhe zu ſagen, im Geſicht des jungen Soldaten entdeckt, und ſeine Acten feſter unterm Arm preſſend, fragte er:

„Iſt er hier vorübergegangen?“

„Freilich, Herr Inquiſitor,“ erwiederte die Schildwacht.

„Wohin!“

„Nach der Baſtien.“

„Etwas Beſonderes obſervirt?“

„Das juſt nicht. Er ſah, wie immer, die Weiber nicht an, und nicht die Bäume, hörte nicht auf die Nachtigallen, auch nicht auf mich. Das Buch hielt er verkehrt hinter ſich auf der Rocktaſche, und ich will ein Lügner ſeyn, wenn er ein einzig Mal 'reingeſehen hat.

„Was für ein Buch? fragte ſchnell der Inquiſitor. Wie ſieht es aus? Wie groß? Wie eingebunden?“

„I, es war nur ſo groß. Nun, der Herr Inquiſitor müſſen es ja kennen. Er hat Ihnen ſchon draus vorgeleſen, als Sie Frühjahrs hier promenirten. Es kam der Name von dem Weibsſtück drin vor, von dem jetzt die Jungen ſingen, daß ſie todt iſt.“

„Raſch und kurz, wie in einem Verhör, folgten noch einige andere Fragen des Inquiſitors, welchem lange Uebung die Kunſtfertigkeit verliehen, auch den

Gefragten gleich kurze und rasche Antworten zu erpressen. Als er erfahren, daß der Spaziergänger seit einer Viertelstunde hinter der Bastien, wo die Mauer am steilsten nach dem Graben hinabgeht, verschwunden sey, eilte er mit so beflügelten Schritten, wie sie nur die Würde einem Justizbeamten auf seinem Territorium erlaubt, nach dem angegebenen Orte.

Dicht am Abhang der senkrechten Mauer fand der Beamte den jungen Mann. Er stand mit dem Kopf übergebeugt, sein rechter Fuß spielte mit einem bröcklichten Ziegelsteine, den er jetzt gerade hinabstieß, als der Inquisiter den Rockschooß seines Fracks ergriff, und dann seinen Leib mit beiden Armen umfassend, den Mann von dem drohenden Rande der Wallbrüstung zurückriß. Dabei aber fiel das Buch, welches jener noch immer zwischen den Fingern gehalten, über den Rand in den Abgrund.

„Gott sey Dank!“ rief der Inquisiter, den Andern noch immer haltend.

Dieser, aus seiner ersten Betroffenheit erwachend, entgegnete mit einem leisen Lächeln, das über sein blasses Angesicht flog: „daß der Werther in den Graben fiel?“

„Daß ich Dich habe, Dich selbst noch habe, wiederhabe, unseliger, armer, thörichter und doch glücklicher Freund. Dabei schloß er ihn in seine Arme, und

preßte einen Kuß auf des ehemaligen Gefangenen Backe, mit einer Inbrunst, welche man dem ernsten Kriminalbeamten auf den ersten Blick nicht zugetraut hätte. Dank es einmal dem Himmel, daß der Zufall mich in Deine verwünschte Stube führte."

„Ich verstehe Dich nicht, Walter."

„Und ich lasse Dich nicht fort, nicht aus meinen Armen, bis Du mir folgst, hinunter zu meiner Frau, zu meinen Kindern. Ich stecke Dich aus eigener Machtvollkommenheit noch einmal in das Gefängniß, in ein recht schwarzes, vergittertes Loch, und eine Wache stelle ich in Dein Zimmer, bis Du wieder zu Dir selbst gekommen bist.

„Was denkst Du von mir!" sagte Edward und sah dem Freunde in das von Acten und Arbeiten bleiche, aber jetzt von Freundestheilnahme belebte Gesicht.

„Was ich von Dir denke, Bösewicht! Gelesen habe ich von Dir, Deine eigenen Worte, Deine eigene Hand, kannst Du's leugnen?" Er zeigte ihm ein Brouillon.

„Das habe ich vor anderthalb Stunden freilich niedergeschrieben."

„Hast Du's? Todesgedanken eines Verurtheilten!"

„Die Todesgedanken aber sind nicht mein, sondern des Franzosen Victor Hugo. Kennst Du ihn? Er fängt an, Aufsehn zu machen."

„Hol ihn der Henker!“

„Ein frommer Wunsch, in den Viele einstimmen werden. Aber weil mir die Gedanken seines Beurtheilten nicht ganz richtig dünkten, versuchte ich, als einer, der wirklich einmal zum Tode verurtheilt war, es mir wahrscheinlicher zu machen, und die Uebersezzung wird vermuthlich etwas anders werden, als das Original.“

„Das verfluchte Uebersetzen! Hast Du den Werther auch übersetzen wollen? — schenke Deinem alten, besten Freunde reinen Wein.“

„Ich habe Dir noch nie etwas verschwiegen.“

„Du hast Dich nicht herüber stürzen wollen?“

Eduard schwieg eine Weile, dann sagte er endschieden: „Nein!“

„Das kam verflucht langsam heraus.“

„Aber doch bestimmt. Nein, beim Himmel! ich habe nicht den Willen gehabt — —“

„Und dahinten bleibt ein Aber verschluckt. Wer steht denn so am schwindligen Abhange, auf dem nur sichern, bröcklichten, von den Wurzeln gespaltenen Mauerrande, wo kein Strauch, kein Geländer in der Nähe ist, um sich anzufassen, wenn der böse Feind uns ins Genick fährt; wer steht denn da, wo keine Schildwacht die Pflicht hat, hinzutreten, die Hände auf dem Rücken, den Kopf vornüber, mit den Augen die Mücken verfolgend, und die Murmeln unten im Schlamm graben

graben zählend, wer anders als Einer, der des Lebens überdrüssig ist? Kannst Du das leugnen?"

„Das kommt mir gar nicht in den Sinn."

„Steele, noch einmal zurück!"

„Sind wir noch nicht weit genug ab?"

„Mir selbst, mir mit dem ausgetrockneten criminalistischen Juristenherzen, wie Dir zu sagen beliebt, graut, wenn ich an der Tiefe vorüber muß. Es reckt sich mir heraus entgegen, tausend Arme zugleich, ich kann nicht von der Stelle und bin doch ein vernünftiger Mann, der Frau und Kinder, sein Auskommen hat und keine Romane mehr lieſt."

„Ich, Theuerſter, leide nicht an ſolchem Schwindel. Ich blickte eine Viertelſtunde die rothe, ſenkrechte Ziegelmauer hinunter, und ſah keine Geſpenſterarme, keine Kobolde, Wichte, Doppeltgänger, nichts anders ſah ich, als den ſchlammigen Graben, die paar Baugefangenen, die dort karren, drüben den Tuchweber und die paar häßlichen Weiber, die ihre Wäſche aufhängen. Es war gar nichts Verführeriſches, Blendendes darin, und ich fühlte nicht den geringſten Drang hinunterzufliegen."

„Warum aber ſtandeſt Du da? Worauf warteteſt Du, was dachteſt Du? Darauf ſollſt Du mir antworten, doch nicht hier, ſondern bei einer ordentlichen Promenade um den Wall, wo ich Dich, Deinen Arm in meinem, keinen Augenblick loslaſſe, wie

ein Arzt, der seinem fieberkranken Patienten noch nicht trauen darf."

Die unwillkürliche Laune, die sich in ihr ernstes Gespräch gemischt hatte, war wieder verschwunden. Der Inquisitor Walter, derb von Natur, derber in seinem Amte geworden, hatte in diesem Augenblicke jene Heiterkeit vielleicht mehr affectirt, um seine Bewegung zu verbergen. Eduard mochte von Hause aus ernst seyn, eine Wunde, das Krankenbett und einjähriger Festungsarrest waren nicht geeignet, ihn heiterer zu stimmen. Beide fühlten, sie müßten einen andern Ton finden für das, was sie sich zu sagen hatten, und doch wußte keiner, wie anfangen?

„Du meintest, ich hätte Lust, den Werther zu spielen? begann endlich Eduard. Den Hut ließ ich freilich zu Hause. Aber wo sind die gelben Hosen, wo der blaue Rock?"

„Laß seine Leiden im Sumpfe vermodern! Unglückskind, warum liefest Du sie immer wieder? Damals in Heidelberg, als der Frühling knospete, grünte und blühte, wir oben auf dem Jettenbühl ausgestreckt unter dem Kastanienbaume lagen, der Neckar, die Stadt, das Schloß zu unsern Füßen, angeweht vom warmen Hauche der Südluft, da ließ ich mir's gefallen. Es schmeckte um so besser, weil Du noch gar nicht verliebt warst und ich erst zur Hälfte, aber jetzt, nachdem Du

erfahren, wie alle Lotten Eva's Kinder sind, Himmel und Hölle! ich sollte denken, Du schriebest lieber eine bitterböse Kritik über den sentimental phantastischen Bombast, als Dich noch daran ergötzen. Mir zum wenigsten, seit ich weiß, wohin alles das hinausführt, was die Poeten die Blüthe des Lebens nennen, mir klingt jetzt das Lied der Jungen: „Lott' ist todt," zehntausendmal poetischer, wahrer, ergreifender, als die Klagen des verliebten Pinsels, der, bei nahe besehen, nichts als ein fauler, bequemer, Schlingel war. Man sollte eine Himmelsfügung in dem Liede, und die Lotte und ihren Werther und seine Leiden, Freuden und das ganze Buch ansehen, als von den Gassenjungen zu Grabe getragen! Requiescat in pace! Werther ist todt, Lotte ist todt, und wir sind vernünftige Menschen. Von Deiner unglücklichen Liebe darf ich Dir nichts reden, aber nun sich doch meine glückliche an. Ich war so glücklich, oder hatte einen so guten Geschmack, mit funfzig Studenten zugleich für die berühmteste Universitäts-Schönheit zu schmachten, und mit ihnen zugleich von der Holden angelächelt zu werden. Gegen Vater, Mutter, Verwandtschaft und alle Verhältnisse, die nur ein böser Dämon hervor beschwören kann, setzte ich es durch, und holte, ein beispielloses Beispiel männlicher Treue, meine Schöne aus Heidelberg ab, als sie schon von der dritten Generation verehrt wurde, aber bange der vierten entgegen-

ſah; denn die Zeiten wurden immer ſchlechter, keiner wollte vom Heirathen ſprechen, weniger an ihren Triumph vor neun Jahren glauben. Ich führte ſie in die Waffenburg und hatte das ungeheure Glück, daß die vor langer Weile ſterbenden Offiziere ſie ein paar Winter durch die Göttin von Stadt und Burg nannten. Als dies aufhörte, weil neue Göttinnen gekommen waren, hatte ich es auszubaden. Nun iſt zwar München eine vortreffliche Ehefrau geworden, ſie hat ſich aufs Kochen gelegt, lieſt für mich die Journale, läßt alle Woche waſchen, hat mich dreimal zum Vater gemacht, das letzte Mal ſogar mit Zwillingen; aber ich ſah's Dir an, als ich Dich vor einem Jahre ihr präſentirte, daß Du auch nicht mehr in der Frau Inquiſiter Walter, wie ſie die Windeln aufhängte, das Ideal Deiner Jugendträume, für die Du damals ſo gut wie ich geſeufzt, wiedererkanntest. München meinte nachher, Du wärſt nicht mehr der intereſſante Jüngling von damals, was puter Aerger war, daß Du Deinen Schreck über ihre Veränderung nicht beſſer verbergen gekonnt. Sieh, ſo ſieht alle Poeſie mit den Jahren, und mit der Poeſie die Liebe, und der Poet und der Menſch thut am vernünftigſten, bei rechter Zeit am Thor der Proſa anzuklopfen, um wegen einer ehrbaren Retirade zu accordiren. Göthe hätte ſeine Werther'ſchen Jugendſünden am beſten dadurch wieder gut gemacht, wenn er, wie einſt Nicolai, den

Werther, oder vielmehr die Lotte, fortarbeitet hatte. Fünfzig Jahre nach dem Schuß uns ein eben ſo getreues Portrait von ihr geliefert, wie dazumal, als ſie beim Gewitter ſeufzte und „Klopſtock!“ ausrief, ſieh, auf meinen Amtseid! es würde ſich kein Werther mehr erſchießen!“

„Und was ſagſt Du dazu, daß der faſt achtzigjährige Dichter den Werther wieder zur Hand genommen und ſo den theuren Freund, wie in erſter Jugendkraft, angeredet hat:

„Noch einmal wagſt Du, vielbeweinter Schatten,
Hervor Dich an das Tageslicht,
Begegneſt mir auf neubeblumten Matten,
Und meinen Anblick ſcheuſt Du nicht.
Es iſt, als ob Du letztmals in der Frühe,
Wo uns der Thau aus einem Feld erquickt,
Und nach des Tages unvollkommner Mühe
Der Scheidesonne letzter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden Du erkoren,
Ginaſt Du voran und haſt nicht viel verloren.“ —

Will er nichts von der Ewigkeit wiſſen? Bereut er ſie, wie eine Jugendſünde?“

„Beſſer! ſagte Walter, ich antworte mit den Worten deſſelben Dichters:

„Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu ſagen,
Ich ſehe nur, wie ſich die Menſchen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt ſtets von gleichem Schlag,
Und iſt ſo wunderlich, als wie am erſten Tag.
Ein wenig beſſer würd' er leben,
Hätt'ſt Du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben.

Laß den Werther fahren, kauf Dir keinen neuen, laß Deine Lotte-Emilie dito fahren, und die Gedanken an sie, schaff Dir keine neue, wenigstens keine solche an, und zieh morgenden Tages aus der Citadelle ab, nachdem Du mir Dein Ehrenwort gegeben, Dich nie aus Liebe zu erschießen."

„Das Ehrenwort hab' ich mir selbst gegeben, sagte Eduard. Der Selbstmord bleibt Sünde. Wär' es auch nur aus dem Grunde der alten Heiden, daß keiner den Posten verlassen darf, wohin ihn das Schicksal stellte, am wenigsten einen, wo man nicht wieder zurückkehren kann." —

„Aber woran dachtest Du dort an der Mauer? Leugne nicht, es waren doch Todesgedanken."

„Sie waren's. Man soll dem Rufe nicht zuvorkommen, man soll ihn abwarten. Ich sah unten den Tod. Ich verfolgte den Gedanken bis in die kleinsten Details, und er hatte nichts Schreckhaftes; ich sah mich fallen, stürzen, zerschellt an den scharfen Ecken, und zerschmettert ankommen, und fühlte keine Schmerzen. So, wenn Du willst, habe ich den Wertherschen Gedanken gehegt und gepflegt, nicht das Süße, Romantische des Abscheidens von Leiden, die heroische Wehmuth des Todes, sondern recht eigentlich den Gedanken der Vernichtung, des Aufhörens. Hätte mich da nun ein Windstoß gefaßt, ein Schwindel ergriffen,

ich wäre ganz befriedigt, beruhigt hinabgefallen. Auf dem Diesſeits war Alles beſtellt, abgethan."

„Sophiſt!"

„Freiwillig darf die Schildwacht nicht den Poſten verlaſſen, fuhr Eduard fort, von einer Uebermacht gezwungen, in gewiſſen Fällen. Denke Dir, ich gehe mit dem innigſten Wunſche zu ſterben vor jenem Soldaten vorüber, er greift ungeſchickt an ſein Gewehr, es geht los, die Kugel trifft mich, und in dem Augenblicke, wo ich mir des Wunſches bewußt bin, ſtürz' ich nieder. Iſt das ein Selbſtmord, Criminaliſt? — Sieh, ich ſpreche eben davon, ich habe eine gewiſſe Ahnung haben, daß es ſo ſeyn könnte, ſoll ich darum nicht vor jener Schildwacht, die eben recht ungeſchickt das Gewehr faßt, vorbei paſſiren? — Nein, umgekehrt halt' ich's für Sünde, durch naturverkehrte Vorſicht den äußeren Einflüſſen vorzubeugen. Du ſollſt nicht den Tod muthwillig aufſuchen, aber wenn er Dir durch die Natur, das Schickſal, Verſetzung, durch Gott entgegentritt, ſollſt Du nicht entgegenarbeiten. Wenn es helfen könnte, ich hielt es doch für Sünde, Amulette zu tragen, die die Kugel abprallen laſſen, ihr eine andere Richtung geben. Der Tod will ſein Opfer, ſo und ſo viel müſſen ſterben, ſo viel Blut muß fließen; ſtirbſt Du nicht, fällt für Dich ein Anderer."

„Und das hältſt Du für vernünftig und nicht für Irrgeſinnte eines Feſtungsarreſtanten?"

„Ich kann bisweilen der Gnade meines Fürſten zürnen, fuhr Eduard fort. Das Beil ſteht auf dem Duell nach unſeren Geſetzen. Ich und mein Gegner hatten den Tod verwirkt, das Urtheil hatte es ausgeſprochen, ich bin mit keiner Bitte einackommen, ich hatte keine Geliebte, für mich einen Fußfall zu wagen. Allerhöchſte Milde verwandelt nun den Tod in einjährigen Feſtungsarreſt. Ich frage: Warum hat er mich begnadigt?"

„Wahnſinniger! das ſoll ich als Juriſt Dir definiren?"

„Kluger Mann, ich war dem Tode verfallen. Glaubſt Du, daß bei einer neuen Ehrenkränkung die Gnade mich abhalten kann, wieder vor die Mensur zu treten? Wenn mein Gegner fällt, wenn ich, lebensüberdrüſſig, ein Raufbold werde, wenn zwei, drei Menſchen durch mich umkommen, wenn ganze Familien unglücklich werden, wer hat das Blut zu vertreten?"

„Wenn, wenn? dreimal wenn!"

„Der Schuß hier in meiner Seite war vom Schickſal dem Herzen beſtimmt, an dem goldenen Etui leitete er ab. Durch den Spruch des Richters ſollte ich zum zweiten Male ſterben, durch ein philanthropiſches Hoheitsdecret wurde ich zum zweiten Male verſichert. Das nun nenne ich Despotismus: etwas, das nicht mehr leben ſoll, doch noch zum Leben zu zwingen."

Walter kannte die Stimmung ſeines Freundes, er wußte, wie lange man ihm Vernunft predigen durfte, und wann der Paroxismus ſeiner Melancholie ſo hoch geſtiegen war, daß es vernünftig wurde zu ſchweigen.

Der Horizont war bewegt. Sonnenſchein und Wolkenſchatten wechſelten. Bald glänzte das Wallgras friſch und lieblich, bald wurde das langhalmige Gras vom Winde gewebt und dämmerte dunkelſchwarz unter der deckenden Wolkenſchicht. Für die tiefere Waſſergegend ringsum war die wechſelnde Beleuchtung angenehm. Beide Freunde lobten viel die Lichteffekte, ſie ſahen auch beide darauf hin, aber keiner gab Achtung.

Die Baugefangenen in Ketten rollten ihre Karren vorüber. Einige zogen ihre ſchmutzigen Mützen vor dem Inquiſitor, andere blickten ihn trotzig an.

„Haſt Du viel zu thun?“ fragte ihn Eduard.

„Dank gütiger Nachfrage, unſern trefflichen philanthropiſchen Aerzten und der Gnade des Sereniſſimus. Peſtilenz und das Mitleiden! Schreitet die Humanität ſo fort, ſo können Peſt und gelbes Fieber nicht ſo viel Unheil über das Menſchengeſchlecht bisher gebracht haben, als hinfuhro die Humanität, der Scharfſinn der Aerzte und die Scheu unſerer Durchlaucht, ein Todesurtheil zu unterſchreiben, anrichten werden. Dem Raubmörder, der um ſieben Groſchen mit kal-

tem Blute drei Menſchen umgebracht hat, ſtellen unſere Medicinalräthe ein Atteſt aus, er leide an einem ſtillen Wahnſinn, den Niemand, als ſie, bemerken kann. Jede Kindesmörderin iſt von Geburt verrückt, und jener Adjunct, der zwei Amtsvorgänger nach einander langſam verarſtet hat, leidet an zwei fixen Ideen: am Ehrgeiz und an der Luſt nach fetteren Beſoldungen, iſt daher nicht im Stande der geiſtigen Freiheit, kann alſo nicht am Leben beſtraft werden. Ich möchte jeden Arzt, der ſolch ein Gutachten ausſtellt, immer an dieſelbe Kette ſchmieden mit dem Kerl, den ſein Witz den Armen der Gerechtigkeit losgerungen hat. — Warum aber ſollen ſie's nicht ſchreiben? Sie avanciren und kriegen am Ende Sterne und Kreuze dafür. Ihr des hochſeligen Sereniſſimus hypermenſchliches Herz war das ſchon ein geſundenes Eſſen; je mehr Zweifel, um ſo beſſer! Und unſer jetziger ſoll dito erklärt haben, es ſolle Niemand mehr hingerichtet werden, ſo lange er lebt. Da krieg' ich denn die Beſchreerung über den Hals. Meine Kolonie wird eine kleine Welt, Galgenvögel hab' ich aufzuweiſen von allen Racen, Kerle, für die kein Eiſen mehr feſt iſt, keine Mauer mehr dick genug, für die es keine Wahrheit giebt und keine Lüge. Nun Galgen und Rad abgeſchafft werden, wird das mit Jahr zu Jahr zunehmen, und nach einem Sereniſſimum wird es für einen ehrlichen Kerl das Gerathenſte ſeyn, gleich von Geburt unter die Spitzbuben zu ge-

ben. In mein Abendgebet ſchließe ich jedesmal die Bitte ein: „Lieber Gott, laſſe den Filangieri und Beccaria, die zum erſten Mal die vertrackten humanen Ideen zur Pein und Qual ehrlicher Menſchen und Juſtizbeamten ausgeheckt haben, in Deinem hölliſchen Feuer recht lange braten und ſieden, daß ſie gegen Dein Gebot, das Blut um Blut will, revoltirt haben.“

„Nur Duellanten müſſen begnadigt werden,“ ſagte Edward ironiſch.

„Du bedenkſt nicht, fuhr der erhitzte Inquiſitor fort, die armen Criminalbeamten, denen ſolch ein Tauſendſaſſa, ein Schuft, der eigentlich gar nicht mehr exiſtirt, weil er längſt bei der guten alten Ordnung abgethan wäre, das Leben dreifach verſauert. — Du bedenkſt nicht den Papiermüller, den Federpoſenfabrikanten, die Dinte, die Winternächte des Schreibers, das Sitzen dreier Kanzelliſten, den Actenberg des Inquirenten, ſeine ſchlafloſen Nächte, ſeine muden Finger, ſein Rheuma, die Arbeit eines ganzen Collegiums, und — wer bezahlt das Alles — die Jahresarbeit von gebildeten, gelehrten, hochſitzenden Männern? — Wer? — Das arme Land, das damit nicht einmal ſeine Angſt loskauft; denn der Kerl kann immer wieder einmal entwiſchen, ein Dorf anzünden, Einen todtſchlagen, den Andern erwürgen, um dann wieder ergriffen zu werden um den Spaß von vorn anzu-

fangen. — Sieh da den dort unten im Kanal — der kraus Schwarzkopf, der den Schlamm auskarrt, bis am Knie steckt er drin."

„Der mit der doppelten Kette?"

„Derselbe."

„Ich habe ihn noch nie bemerkt."

„Er ist auch erst seit vorgestern hier. Eine saubere Frucht unserer Philanthropie. Zweimal könnte er schon selig oder unselig abgeschieden seyn, und jetzt graut mich, was der verwegene Böswicht mir noch zu schaffen machen wird."

„Wer ist es?"

„Die Geschichte wäre hier zu lang. Ich gebe Dir zu Hause die Acten. Aber er ist nicht der Einzige, an dem des Herzogs Gnade übel angebracht ist."

„Gott schütze Jeden vor der Gnade! sagte Eduard, die fürchterliche Arbeit des Strafgefangenen mit Schaudern betrachtend. — Wie lange sitzt er?"

„Zeitlebens! das heißt, bis er durchbricht."

„Er scheint noch in seinen bessern Jahren."

„Der Mensch kann noch viel lernen, fuhr Walter fort. Er kann uns Allen noch Lectionen geben. Dir, Eduard, gebe ich aber vor der Hand eine. Du bist zu unvorsichtig, theilst zu viele Geschenke aus, läßt merken, daß Du Geld hast. Das Gesindel weiß es. Laß Dich nicht so spät auf den Wällen und

der Mauer allein betreffen. Die Schildwachen ſtehen allzu ſparſam. Der vor Platzmajors Hauſe habe ich beſonders anempfohlen, auf Deine Wohnung ein Auge zu haben, denn unſere geſchloſſene Geſellſchaft übt ſich zuweilen nicht allein im Ausbrechen, ſondern auch im Einbrechen."

„Gehörte ich nicht auch in die große Geſellſchaft? lächelte der Freund. Sie werden ſich doch nicht an ihres Gleichen vergreifen."

Es ließen ſich Spaziergänger, Offiziere mit ihren Familien, auf dem Walle ſehen. Die Begegnenden konnten ſich nicht ausweichen, man mußte ſich grußen, einige Worte der Höflichkeit wechſeln. Eduard war dies unangenehm, er trieb zum Fortgehen, und Walter theilte ſeine Unluſt.

Sie wollten die ſteile Treppe nach dem Zwinger hinunter, um einer größern Geſellſchaft, unter welcher der Kommandant erſchien, nicht mehr zu begegnen. Da erſchallte ihnen ein feines Kichern und ein lautes Gelächter von unten entgegen.

„Sie holen mich nicht mehr ein," rief eine weibliche Stimme.

„Das wollen wir ſehen. Es gilt einen Kuß!" entgegnete ein noch ſehr junger Offizier.

Beide ſprangen die Treppe hinauf. Die höchſt modern geputzte junge Dame hatte ihrem Begleiter

einen guten Vorsprung abgewinnen, er aber mit seinen längern Beinen überschritt drei Stufen und die Verfolgte kreischte in komischer Furcht, daß er bei jedem Schritt sie fasse. Es war zu spät für die Freunde umzukehren. Sie drückten sich auf einen Absatz der engen Treppe an das Geländer.

Jetzt war der Verfolger dicht hinter der Verfolgten; sie schrie in leidenschaftlicher Bewegung, als wäre es Ernst; aber athemlos konnte sie nicht weiter. Geblendet, erhitzt und ermattet, vielleicht im Anfall eines Schwindels, faßte sie mit beiden Armen nach einem Gegenstand, und ihre Glacéhandschuhe hafteten auf Eduards Schultern, ihre aufgelösten Locken spielten an seiner Wange, das Bouquet an ihrer Brust duftete ihm entgegen.

„Ich kann nicht mehr — ich ergebe mich —"

Der Offizier faßte ihren Mousselinärmel und rief: „Auf Seele, meine Göttlichste, Sie sind ein Zephyr, aber mir entwischt man nicht."

Er hatte es aber noch nicht ausgesprochen, als sein blondes Gesicht blaß wurde. Denn er sah hinauf, und sah, an wessen Brust sein Zephyr ruhte.

Eduard stand wie eine Bildsäule. Kein Finger regte sich, die schöne an ihn gelehnte Gestalt zu stützen, sie aufzurichten. Sein Gesicht mochte leicht so blaß seyn, als das des Offiziers.

„Ich bin in Ihrer Gewalt, nehmen Sie nur Ihr

Hand, Julius," ſagte die ſchwer aufathmende Schöne, ohne die Augen aufzuſchlagen.

Der junge Mann zuckte ſie in äußerſter Verlegenheit, und ſprach mit ungewiſſer Stimme: „Emilie! — Sie wiſſen nicht — Sie haben ſich geirrt — Herr Legationsrath, ich bitte tauſendmal Excuſe —"

Beim Worte „Legationsrath" gewann die Dame erſt wieder Athem. Sie ſchlug die Augen auf und war nahe daran, noch einmal in Ohnmacht zu fallen. Eduard war ſchneller zur Beſinnung gelangt. Er überreichte ſie mit zierlichem Anſtande den Armen ihres Ritters. Alle vier, ſo nahe ſie ſich ſtanden, ſchwiegen.

„Es iſt heut ein ſchöner Morgen," ſagte endlich der Legationsrath.

„Unvergleichlich!" ſtammelte der Lieutenant, und doch zog eben eine dichte Wolke mit einem Hagelſchauer vorüber.

„Sie ſteigen hinauf, wir hinunter," ſagte der Inquiſitor, um die Scene zu enden.

„Es thut mir unendlich leid — ſprach der Offizier fort — daß wir gerade hier — ich glaubte Sie ſchon abgereiſ't — aber ſeyn Sie verſichert, werthester Legationsrath —"

„Daß wir uns nicht mehr auf dieſer Treppe begegnen werden," ſagte Eduard mit einiger Schärfe.

„O gewiß nicht, lächelte der Lieutenant. Ein ſo ſonderbarer Vorfall —"

„Paſſirt wohl im Leben,“ unterbrach Eduard, das Geſpräch endend.

Die ſtumme Dame machte eine tiefe Verbeugung, und die Partien trennten ſich.

„Und nun um Alles in der Welt, rief Walter, als ſie allein waren, beſchwöre ich Dich, Freund meiner Jugend, Studengenoß durch zwei Jahre, Blutsbruder in ſo manchem Strauß, ich beſchwöre Dich, ſage mir, was hatteſt Du an dem Mädchen geſehen? Hatte ſie wie Cardenios Celinde einen ſchmachtenden Maltheſerritter geſchlachtet und aus ſeinem Herzen gebräu Dir einen Liebestrank eingegeben? — — Still, ſtill, keine Antwort. Der Gott iſt blind. Du haſt ſie geliebt, ſie hatte Dich geliebt, ſie war Deine Braut. Gut! es war geſchehen. Nun ward Dir die Binde abgeriſſen, Du haſt geſehen, klar wie irgend was klar iſt unterm Monde. Du ſollteſt nun Hekatomben opfern den Göttern, daß Du bei rechter Zeit auf gute Art frei wurdeſt, und noch zitterſt Du, noch ſchlägt Dein Puls wie eines Fieberkranken, noch ſehe ich, wie es Dir ins Genick zuckte, den Hals umzudrehren, um noch einmal den ſchönen Haubenkopf zu ſehen. Mann mit Deinem Verſtande, Deinen Kenntniſſen, Deinen Ausſichten, Deinem Gefühl, und Du konnteſt je dran denken, daß es ſüß wäre, um eine zu ſterben, die ein guter Strohmann wäre in der Whiſtpartie.“

„Du

„Du biſt zu ſtrena," ſagte Eduard.

„Den Teufel auch! Menſch, um des Himmels willen, ſoll ich Dir die ganze Geſchichte wieder herbeten, wie das Gänschen in drei Viertelſtunden von Dir abſtrena, von dem Balle, von dem Papa und der Mama, dem Stadtgeträtſch. Soll ich Dir ihre hübſchen Antworten recitiren, ſoll ich Dir zum Scandal der Jungen den Knix nachmachen, wie ſie eben Abſchied nahm? Herz, Junge, Chriſtenkind, Du warſt nicht verzaubert, Du biſt es noch, wenn Du dem Gedanken an ſie nur einen Duodezplatz im entfernteſten Herzenskämmerchen läſſeſt. Und den blonden Milchbart, den ſie Dir vorzog —"

„Er hat gute Eigenſchaften."

„Er ſchoß vortrefflich."

„Er iſt gar kein übler Menſch. Es hätte mir leid gethan, wenn meine Kugel ihn aus dieſer Welt geſchafft."

„Recht ſo, denn es iſt ſehr zweifelhaft, ob ſeine Seele auf dem Tranſito zur andern nicht verdunſtet wäre. Und in der That, ich würde mir auch ein Gewiſſen daraus machen. Wenn ich einmal beſtimmt wäre, einen Menſchen umzubringen, müßte es ein erdentlicher Menſch ſeyn, von dem ſich reden läßt. Um ſo einen, der nicht heiß iſt und nicht kalt, nicht edel und nicht ſchlecht, um ſolch ein mediatiſirtes Milchwaſſerſuppengeſicht da würde ich mich ſchämen, wenn's mir paſſirt wäre."

„Es iſt wahr, ſie hat eine nette Figur, fuhr er fort, bei gehöriger Beleuchtung im Mondſchein kann ſie ſogar ſchmachtend, ätheriſch ausſehen, ihre hellblauen Augen haben Dich eher geſehen, als Du ſie, und das rührte den Melancholicus, Du ſahſt gleich ſo tief hinein, daß Du nicht ſehen konnteſt, wie nichts drin war. Alles das weißt Du jetzt, Du kannſt es Dir mathematiſch zu Papier bringen, daß ſie nichts für Dich getaugt hätte, daß eine Ehe unglücklich, unbefriedigend, wenigſtens entſetzlich langweilig ausgefallen wäre, daß Euer Sinn in den erſten Wochen rechts und links umkehrt gemacht hätte, daß ſie gar keinen eigenen Willen hat, daß ihre eitele Mutter und ihr Schaf von Vater der Mechanismus ſind, der das Drathpüppchen in Bewegung ſetzt.“ —

„Und doch habe ich ſie geliebt,“ fiel Eduard ein.

„Richtig, Du hatteſt geliebt, oder ob gerade ſie? die da nämlich, welche jetzt im gelben Kleide mit dem Mouſſelinüberhange auf die Bruſtwehr ſpringt, das bezweifle ich beſcheidentlich. Du hatteſt Dich ſelbſt geliebt, das Bild Deiner Phantaſie. Wie der Betrunkene, der nächtlich verirrt einem Irrwiſch folgt, weil er ihn für ein erleuchtetes Feenſchloß hält, ſo hatteſt Du Wunder was in ihr entdeckt, aus ihr gemacht. In das ideale Püppchen, das Du ausſtaffirt hatteſt mit Feſten von Lotten, Gretchen, Clärchen, Leonoren, Marianen, Aurelien, Natalien, Lianen und wie

alle Deine alte Geliebtinnen heißen, in dieſes ſuper-ideale, ſentimentale, ätheriſche Püppchen warſt Du vernarrt. Der ganze Zauber hätte in den erſten drei Wochen aufgehört, wenn Du nicht unglücklicher Weiſe ſchon nach der zweiten fort gemußt und nun die Abweſenheit Dir freien Spielraum gab, aus der einfachen Emilie alles Mögliche zu machen, nur nicht das, was ſie war."

„Und wenn es auch ſo war, ich habe doch geliebt, Walter. Das reelle oder das ideelle Weſen, es war mir Alles, alle Adern, alle Fibern meines Lebens, die Fäden der Vergangenheit und der Zukunft hingen mit ihr zuſammen, nicht zufällig, ſondern wie organiſch verwachſen. Ich war ſo überaus ſicher, gewiß, glücklich, ſo im Geiſte eins mit ihr, daß ich nichts mehr dachte, empfand, für mich allein. Alle Vergnügungen, alle Erheiterungen, alle Plane des Lebens waren nur mit ihr. Ich konnte mich nicht mehr ſelbſt denken, als ein Einzelweſen. Mein ganzes Weſen war verändert. Ich, der leidenſchaftliche Verehrer Glucks und Mozarts, fing an, die Roſſiniſchen Triller erträglich, angenehm zu finden. Das Trauerſpiel fing an mich zu langweilen, das Ballet kam mir nicht mehr ſo abgeſchmackt vor. Meine ſchwarze Kleidung, ein väterliches Erbtheil, vertauſchte ich allmälig mit helleren Farben. Ich war ein anderer Menſch geworden für meine Freunde. — Alle dieſe Umkehrung meines

ganzen Weſens ſollte umſonſt ſeyn! — Die Lebens-ader iſt aus der Bruſt herausgeriſſen und das Herz iſt nicht verblutet! Das iſt der Schmerz, daß ich ſo unendlich geſund bin. Ich zittere nicht, mich ergreift kein Schwindel, es iſt mir auch nicht wund zu Muthe, aber ſo unendlich hohl, ich fühle nichts in mir, für das ich mehr leben möchte. Neben mir ſteht freilich eine himmelhohe Säule der Vernunft. An die kann ich mich anfaſſen. Sie hat aber keine Arme, um wieder zu faſſen."

„Ovid in ſeiner Kunſt zu lieben empfiehlt ein vortreffliches Mittel, drei Mal des Tages durch die reißende Tiber zu ſchwimmen. Das möchte ich Dir nun nicht utiliter in unſerem ſchlammigen Feſtungsgraben anempfehlen, aber ein Surrogat. Mach' Dich auf die Beine zu Deinem auswärtigen Miniſter, klopf an die Thür und flüſtere: Monsieur! Me voila à votre service! Dann geh' ruhig nach Braſilien. Da die Seekrankheit, dann die Hitze, endlich vielleicht die ſchwarzen Schönheiten Rio Janeiro's, die curiren Dich vollſtändig. Dort haſt Du überdies den Vortheil, nicht umſonſt den Roſſini lieben gelernt zu haben, denn er gilt etwas bei den Botocuden und ihren Nachbarn. Das kalte Fieber wirſt Du auch nicht bekommen, wie hier in unſerm Waſſerneſt, und, ich wette, nach drei Jahren kehrſt Du, nicht mehr hohl, ſondern ſo vollſtändig ausgeſtopft, wie nur die braſilianiſchen Faul-

thiere und Orangoutangs im Muſeum der Reſidenz, zu uns zurück."

„Du magſt recht haben."

„Victoria! Und nun ſchnell, ſchnell eingepackt. Du iſſeſt bei mir eine Suppe, wie Du verſprochen, wir trinken auf das Wohl Deiner braſilianiſchen Neſſe, wenn Du willſt im Neckarwein, der ſauer-ſüßen Erinnerung wegen, ich habe indeſſen Pferde beſorgt, und vor der Thorſperre fährſt Du blaſend aus Stadt und Feſtung!"

„Nicht ganz ſo ſchnell," ſagte Eduard.

„Schon wieder das Grillengeſicht! wenigſtens verſprich mir noch einmal kündig, Dich nicht vorher zu erſchießen."

„Das verſprech' ich Dir. Aber vorher — und das verſprech' ich Dir auch — will ich ein Gaſt bei ihrem Hochzeitsfeſte ſeyn."

Walter erblaßte. Erſt jetzt fiel es ihm ein, daß die Hochzeit von Eduards treuloſer Braut auf dieſen Abend verſchoben war. Er faßte mit Wärme des Freundes Hand, und das Auge des trockenen Mannes glänzte: „Thue das nicht!"

„Sey unbeſorgt. Dort vom Walle aus habe ich mir die Stelle erſehen, wo ich in ihre erleuchteten Fenſter hineinblicken kann. Ich will Dir beweiſen durch meine Ruhe, daß ich ein Mann bin, daß ich ſie vergeſſen kann. So gewinnt die Geſchichte einen

ordentlichen Abſchluß, ein verſöhnendes Ende. Es iſt beſchloſſen."

Sie gingen über den Zwingerhof, wo die Soldaten zwiſchen den Kugelhaufen ein gefährliches Ballſpiel trieben. Schwere eiſerne Kugeln flogen aus Hand in Hand. Ein Fehlwurf konnte tödten, aber die Uebung hatte Meiſter gebildet.

Die Soldaten von der Hauptwache ſahen den Kunſtübungen ihrer Kameraden neugierig zu. Nur Einer wendete ihnen den Rücken und las, an das Schilderhaus gelehnt, eifrig in einem Blatte. Eduard näherte ſich ihm und klopfte ihm auf die Schulter.

„Was giebt's, Peter? —

„Gnädiger Herr! ſind Sie das? ſagte der Soldat freudig erſchrocken. Gott vergelt' es Ihnen!"

„Was mein Freund?"

„Daß Sie gerade in dem Augenblicke kommen müſſen! Ich ſtand vorhin oben Schildwacht, als Sie immer wie toll und blind vorbei rannten. Da gab ich mir alle Mühe, denn ich hatte den Brief ſchon heute Morgen, aber Sie hatten kein Ohr, und nun gerade jetzt, wo ich zum wenigſten dran denke, klopfen Sie mir auf die Schulter, gerade wie's im Brief geſchrieben ſteht."

„Was ſteht in dem Briefe von mir?"

„Je nun, es kommt drauf an, ob ſie das auf

ſich nehmen wollen. Geſchrieben ſteht da: „„Vertraue Du nur auf Gott und gute Menſchen, lieber Peter, und wenn Du das lieſeſt, wer weiß, ob der Rechte nicht ſchon bei Dir ſteht und ſagt, um die funfzig Gulden bange nicht.““

„Aber was ſollen die funfzig Gulden,“ ſagte Eduard.

„Mich zum glücklichen Menſchen machen. Wenn's auch nur neun und dreißig ſind, die eilfe bringe ich ſchon heraus.“

„Du biſt der Peter Hurtig aus der Grafſchaft?“ ſagte der Inquiſitor. Uebermorgen iſt Deine Dienſtzeit um, nicht wahr?“

„Ach, wenn's das allein wäre!“ rief der Soldat. Ich habe nämlich einen Schatz zu Hauſe, der zwar nur eine Bürgerstochter iſt, der Vater iſt ein Hufſchmied, aber ſo 'ne Nettigkeit und ſo adrett. Wenn ſie in ihrem Sonntagsputze iſt, ſollen Sie das Mädchen nicht unterſcheiden von benetter Leute Kind. Sie kann Ihnen nähen und ſtricken, und parlirt Ihnen, daß Sie nicht wiſſen, was Sie dazu denken ſollen. Es kommt mancher vornehme Herr blos ins Haus und läßt ſich das Pferd beſchlagen, um das Mädel zu ſehen. Aber der Vater, das iſt ein verwetterter Kerl, der iſt kurzes drauf und überhaupt nicht recht richtig, nämlich von wegen dem Hochmuth. Weil ich ſie nun zum Schatz einmal habe, und ſie mich will, und ich

ſie will, juſtement darum will er nicht. Wenn's nicht meiner Minchen Vater wäre, ſehn Sie, mit ſolchen Menſchen, da iſt das Beſte, ihnen um die Ohren geſchlagen, mit Reſpect zu melden, und dann ganz fein ihnen gegeben, wofür man ſie hält. Mein Vater iſt ein Tiſchler und meine Mutter war bei einer Gräfin in der Wirthſchaft. Wenn mein Vater und meine Mutter todt iſt und das Letzte drauf gegangen beim Begräbniß, dafür kann ich nicht. Der Schmied war auch von den Gäſten und hat ſo viel wie Einer getrunken; ich habe das wohl geſehen. Als ſie ihn nach Hauſe brachten, zwei Menſchen konnten ihn kaum halten, da packte er mich an die Gurgel und ſchrie: „Du kriegſt ſie nicht, Du biſt ein Betteljunge!“ Der ſchlechte Menſch. Dazumal zog ich das Loos und ich mußte fort, aber am frühen Morgen, als der Trompeter blies, ſtürzte mir die Mine aus dem Gartenthor, um den Hals, ſteckte mir ein Päckchen mit Strümpfen und zwei Hemden und einen blanken Laubthaler zu und ſagte: „„Bleib' Du gut und brav, es kriegt mich doch kein Anderer als Du.““ Und alle Jahr zu meinem Namenstag hat ſie mir geſchrieben und immer lag ein Laubthaler bei und es ſtand allemal drin: „„Es kriegt mich doch kein Anderer als Du.““ Sie iſt ein geſcheidtes und ein kluges Mädchen, und mit dem Vater, dem alten Eſel, kann ſie doch eigentlich machen, was ſie will; ſie ſpringt mit einem um, wie

merkt's nicht wie. Nun sind drei Jahre um, und nun kommt der Brief. Sie hat die reichsten Meister ausgeschlagen, allein um mich, und hat den Alten kirr gemacht. Wenn ich funfzig Gulden auftreibe, um mich zu etabliren, dann soll ich sie kriegen, das schreibt sie mir."

Der junge Mensch wischte sich mit dem Ellbogen die Thränen aus dem Gesicht.

„Funfzig Gulden und das Glück des Lebens!" sprach der Legationsrath, und sah den frischen Burschen mit Wehmuth an. Peter, ich glaube, das Geld kommt nicht in unrechte Hände. Um die funfzig Gulden mache Dir keine Sorgen; Du sollst sie noch heute haben."

Peter sah Eduard einen Augenblick verblüfft an, dann stieß er einen Freudenschrei aus, schleuderte seine Mütze hoch auf und sprang selbst händeklatschend in die Luft, immer rufend: „Vivat mein gnädigster Herr! Vivat mein gnädigster Herr!" Die Ursach seiner tollen Freude war schnell wie ihre Wirkung bekannt geworden. Die Wache, die Vollschläger traten herzu, auch einige Bauerfangene horchten von fern. Er schrie in wiederholten Malen sein Glück aus und lief, als er nicht mehr springen konnte, wie ein Unsinniger umher. Man war dem freundlichen, Allen gefälligen Burschen gut, man gönnte ihm sein Glück wie seine Freude, und selbst der wachthabende Unteroffizier, der die Aeußerungen derselben nicht schicklich fand, mußte schweigen.

„Nun, Verehrteſter, haſt Du einen Menſchen glücklich gemacht?“ ſagte Walter.

„Ich hoffe es.“

„Ich nicht. Ich denke an den Panteffel, unter dem der junge Menſch ſeufzen wird. Wie es mit ſeiner Klugheit ſteht, ſiehſt Du, und das Mädchen, nach dem was wir von ihr hören, iſt ein kluges, pfiffiges Geſchöpf, die nicht ſacht mit dem Abſatz klappen wird.

„Und das kluge, hübſche, wohlhabende Kind ſchlug, um drei Jahre auf den Liebſten zu warten, gute Partien aus.“

„Wiſſen wir, was dahinter ſteckt, wie's mit den Partien, der Wohlhabenheit, und was in den drei Jahren geſchehen iſt, ausſieht? Sie iſt gewiß älter als er. Und, liebes Kind, der Wunſch, einen jungen, hübſchen, dummen Mann zu bekommen, das iſt die geringſte Sünde, die ich einer alternden Schönheit anrechne.“

In Walters Wohnung empfing ſie des Inquiſitors geſchmackvoll angezogene Gattin in einem eben ſo zierlichen Wohnzimmer. Eduard und eine neu angekommene Couſine wurden ſich vorgeſtellt. Aber der Inquiſitor trieb ihn in ſein Reich, im Actenzimmer die verſprochenen Criminal-Acten vor Tiſche durchzuleſen.

„Dann haben wir gewiß einen recht intereſſanten criminaliſtiſchen Mittag zu erwarten,“ ſagte die Dame.

„Wünſcheſt Du, Thusnelde, vielleicht vorher eine Stunde zu Complimenten, entgegnete der Inquiſitor, ſo gehe ich indeſſen in die Gefängniſſe. Laß mir's durch Jeſerh nur ſagen, wenn Ihr fertig ſeyd.“

„Was meinſt Du, ſchönes Bäschen, fragte die Dame, als beide Männer fort waren, zu dem galanten Ehemann?“

„Er iſt ein Geſchäftsmann.“

„Das heißt auf Deutſch, ein ungeheurer Philiſter. Er war ſeiner Zeit der ärgſte Renemiß und Raufbold in Heidelberg.“

„Hat er ſich duellirt?“

„Das frägſt Du noch?“

„Doch nicht um Dich?“

„Etwa drei- oder viermal.“

„Und das haſt Du gewußt, Couſine?“

„Warum nicht? Er that etwas, daß man ihn bemerken mußte.“

„Und das kann man aushalten! Ich wäre vor Angſt umgekommen. Kennteſt Du denn nicht zum Retter gehen, zur Polizei, um es zu verhindern?“

„Mein gutmüthiges Bäschen, wozu lebt man auf Univerſitäten! Es gab eine pikante Unterhaltung, ein recht artiges Intermezzo in das Einerlei des Lebens. Und dann blieben's immer nur Studenten-Duelle, eine kleine Ritze über das Geſicht, eine geſpaltene Naſe, ein verſtümmtes Ohr. Ordentliches fiel ſelten vor.“

„Der Himmel ſey gelobt!“

„Ich glaube, jetzt könnte der Himmel einfallen, ehe ich den Mann einmal dahin brächte, ſich für mich zu ſchlagen. — Aber genug von der Langenweile, wie gefiel Dir der Legationsrath?“

„Ein ernſter Mann, mit einer recht edlen Bildung.“

„Aber ſehr ſchlechtem Geſchmacke. Und dazu iſt er unerträglich geworden. Die feuchte Luft und das Schnurfenfieber haben ihm die letzte Ader von Phantaſie und Laune ausgeſogen.“

„Er ſieht unglücklich aus.“

„Weil er ein Narr iſt. Auf der Akademie war es wirklich ein junger Menſch, von dem ſich etwas erwarten ließ. Dazu war er reich, von einer ſehr guten Familie, ſchlug eine treffliche Klinge, kurz er war ein Liebhaber, wie man ihn gern alle Tage aufnimmt.“

„War er auch Dein Liebhaber,“ fragte das Bäschen, von der Nadel aufblickend.

„Das verſteht ſich. Er hat ſich aber, ich glaube, nur einmal für mich geſchlagen, und fing zu baldowin zu ſchwärmen. Auch die Diplomatie, in die er hier eingeſtoßen wurde, curirte ihn nicht.“

„Das gefällt mir von ihm,“ ſagte die Couſine.

Die Dame erklärte, hier habe ſich Eduard nicht einmal dazu brauchen laſſen, ihr ein wenig die Cour zu machen, um den Ehegemahl aus ſeiner phlegmatiſchen Ruhe aufzurütteln. Sie ging dann zu ſeiner

Liebes- und Leidensgeschichte über, welche die Cousine schon zum Theil kannte, verfuhr aber schonungslos, indem sie die Motive seiner Neigung beurtheilte.

„Er ist ein Mann, und damit ist genug gesagt. Unter Hunderten weiß nicht Einer, was an uns zu schätzen ist, und wenn wirklich Einer Feuer gefangen hat, kannst Du sicher seyn, daß es gerade um die Eigenschaften ist, die es am wenigsten verdienen."

„Wie war es aber möglich, fiel die Verwandte ein, daß ihn seine Braut aufgab? Du sagst, er ist aus einer sehr guten Familie, ist reich, hat die besten Aussichten auf eine ehrenvolle Anstellung. Der neue Bräutigam hat ja kaum diese äußeren Vorzüge."

„Er ist aber viel blonder, hübscher, auch jünger —"

„Still doch."

„Er tanzt auch viel besser."

„Du wirst mich nicht überreden, daß das einfältigste Mädchen bei der Wahl eines Gatten darauf Gewicht legt."

„Wenn auch die Mädchen nicht, doch die Mutter. Unser Gänschen hat eine Mutter, die kein Gänschen ist, sondern, wie die Leute behaupten, ein recht arger Drache, noch ganz passabel conservirt; übrigens über will ich ihr gar nichts Böses nachsagen. Der trefflichen Frau wollte der Schwiegersohn in spe, je mehr er seinen platonischen Ernst deplorirte, um so weniger anstehen. In seiner ungeheuren Blindheit sah

er über die Reize der Tochter die der Mutter nicht, was ein unverzeihlicher Fehler ist für einen Mann, der um eine Tochter wirbt, die eine Mutter hat. — Er war zerstreut, wenn sie empfindsam war; wenn sie scherzte, nahm er's für Ernst, vergaß, ihr die Hand zu küssen und reichte den Shawl, den sie ihm zu tragen überließ, dem Bedienten. Es setzte in einem fort Sticheleien, Händel. Sie warf ihm vor, er sey ein lauer Bräutigam, er sehe mehr nach dem Monde, als nach Brasilien und Gott weiß was. Der blonde Lieutenant, ein recht süßes Kind, fing dazumal an, Fräulein Emilien die Cour zu machen; er that's aber nur, weil er nicht Zuschuß genug hatte, den langen Tag auf den Kaffeehäusern zu liegen. Aber um meinen Legationsrath zu ärgern, poussirte ihn die Mutter. Endlich brach es bei einem Balle los. Eduard hatte die ungeheure Unbesonnenheit, die Mutter zum Walzer aufzufordern, oder von ihr aufgefordert zu werden, was ich lieber glauben will, und sie nachher in der Zuschreutheit sitzen zu lassen. Nun war es entschieden. Emilie ist ein gutes Kind, ach, und so folgsam, daß man sie in einem Fabelbuche für kleine Mädchen zum Muster aufstellen könnte. Es kostete nicht viel Mühe, und sie war bearbeitet, der Lieutenant war bearbeitet und der Papa auch, der alte taube Major von der Artillerie. Obgleich er schon längst auf der Pensionsliste stand, wurde ihm die Hölle heiß gemacht, wie er

so unverzeihlich handeln könne, seine Tochter einem Manne zu versprechen, dessen Familie in diesem Fürstenthume so wenig Einfluß habe, indessen ein junger, mit dem Kriegsminister verwandter Offizier auf sie Augen hätte. Subordination war des Alten erstes Wort. Wenn er sich auch nicht erinnern konnte, daß er es gewesen, der die Tochter dem Legationsrath versprochen, so argumentierte die Frau Majorin doch dergestalt, daß er sich ein Gewissen machte, nicht längst das eingesehen zu haben. Um die Sache kurz zu machen, der Lieutenant begleitete, während der Legationsrath in einem tiefen Gespräch über die Anerkennung der Südamerikanischen Freistaaten verwickelt war, die Braut desselben nach Hause. Das arme Kind mußte die ganze Nacht auf Befehl der Mutter über die Vernachlässigung ihres Bräutigams weinen, und als er am andern Morgen kam, sich zu beschweren, war es ein erschrecklicher Anblick. Sie konnte so gut schluchzen, wie sie nie gelacht hatte. Auf alle Fragen, Betheuerungen wußte sie eine Antwort, wenn es auch nicht die passende war. Immer rief sie aus: „„Ich kann nicht nach Brasilien, ich kann das Klima nicht ertragen, ich komme um.““ Wenn er nun einwandte: „„So ist Ihr Wille der meinige, so geh' ich nicht nach Brasilien,““ dann schluchzte sie noch ärger, rief: „„Ach, ich habe eine Ahnung! — Man will mich umbringen, man will mich unglücklich machen,““ und

wälzte sich weinend auf dem Sopha. Das mochte leicht wie ein Streit klingen, wenigstens für den, der es dafür annehmen wollte, und mein blonder Offizier, von der Mutter verschlossen, stürzte herein und rief: „„Wer beleidigt hier Fräulein Emilien!““ Als sie den blonden, jungen Menschen kommen sah, stürzte sie vom Sopha aus ihm zu Füßen und rief: „„Retten Sie mich, retten Sie mich, ich will nicht nach Brasilien.““ Eduard, in seinem gerechten Zorn, erklärte, er solle sich fortscheeren, denn ihn ginge das nichts an, und es war zweifelhaft, ob er der Weisung nicht gefolgt wäre, denn er ist nicht ganz so dumm, wie sie, und soll jetzt sein Unrecht bereuen. Da kam zu guter Zeit die Mutter herzu, den tauben Major mit sich reißend: „„Lassen Sie das auf sich sitzen, Herr Lieutenant? rief sie. Retten Sie, retten Sie mein Kind vor dem Undankbaren, vor dem Treulosen! Er sucht nur Gelegenheit loszukommen.““ Des Majors Bursche und was vom Gesinde im Hause war, ich glaube auch die Hunde, wurden herreingelassen, um den rührenden Auftritt und den Lärm vollständig zu machen. Er endete, wie mein Bäschen weiß, und sich denken kann, die Mutter schloß ihr gerettetes Kind in die Arme und rief, während Eduard noch auf der Treppe war: „„Du bist mein, wieder mein, und diesem Jüngling verdankst Du es; wenn Du es jemals vergessen kannst, bist Du nicht werth, meine Tochter zu

zu heißen.““ — Darauf mußte der arme Jüngling noch in derselben Stunde die Herausforderung schreiben. Man hat sich geschossen, und Beide haben sich leidlich zugerichtet, Beide wurden sie zu Galgen und Rad verurtheilt, und beide mit einem Jahr Festungsarrest begnadigt. — Was der Geschichte ein Stückchen Roman zusetzt, ist, daß der alte Major noch eine Ruheversetzung gerade hierher bekam, wo unser Freund sein Jahr absitzen müssen. Er kann nun noch zur Hochzeit eingeladen werden.“

Die Cousine schwieg und blickte auf ihre Arbeit.

„Eduard ist übrigens gar nicht zu bedauern, setzte die Dame hinzu. Einmal, wie sich von selbst versteht, weil er sie nicht bekommt, und zweitens, weil er nun wirklich, wider Willen, ein interessanter Mensch geworden ist. Denn solche Geschichte von unerhörtem Liebesunglück rührt ungemein und macht interessant. Oder bist Du anderer Meinung, mein Bäschen?“

Die Cousine unterbrach das Gespräch.

Es wollte keines bei Tisch in Gang kommen; Eduard schien verstörter, als man ihn je gesehen, die Base blieb eine stumme Zuhörerin, und Walter hatte von einer Runde durch die Gefängnisse keine gute Laune mitgebracht.

„Gewiß haben die Acten unsern Freund verstimmt, sagte die Dame. Wenn es denn doch nicht anders

geht, wollte er nur ausschütten, was ihn beängstigt, statt uns durch sein kreideweißes Gesicht die Eßlust vom Munde fortzunehmen."

„Uns ist so streng untersagt, Criminal-Geschichten bei Tische vorzubringen, daß ich nicht wagen darf —" bemerkte Eduard.

„Nur meinem Manne ist es verboten, der erzählt zu langweilig. Ich kenne die Geschichte gewiß schon, aber meine Cousine, die eine Freundin von allem Interessanten ist, würde Ihnen sehr verbunden seyn. Wir haben gar nichts dagegen, wenn Sie sie uns ein wenig würzen mit Incidentpunkten und Episoden."

„Sie würden sehr matt ausfallen gegen die einfache Wahrheit der traurigen Geschichte, die mit wenigen Worten abgethan ist."

„Thusnelde kennt sie noch nicht, sagte der Inquisitor. Ich habe sie selbst erst gestern flüchtig durchgeblättert."

„Ich werde sie nie vergessen, begann Eduard. — Es ist ein junger Mensch, böhmischer Abkunft, Franz Matuscheck mit Namen, dessen Schicksal bei mir fast eben so viel Mitleid als gerechtes Entsetzen erweckt hat. Er diente als Jäger bei einer Gutsherrschaft und war mit einer Leidenschaft, wie sie bei Leuten dieses Standes zu den Seltenheiten gehört, in ein junges Dienstmädchen verliebt. Es wird angeführt, daß er sie zuweilen wund geküßt hat, auch führte er

im Dorfe den Namen: der wilde Böhme. Er hielt sie für untreu. Wie er zuerst darauf gekommen, wird in den Akten nicht erzählt; durch mehrere Wochen nährte er diesen Verdacht auf die erfinderischste Weise. Ein tückisches Schicksal fügt Alles so, daß er endlich zur vollen, fürchterlichen Ueberzeugung kommen muß. Mitten in den wärmsten Betheuerungen ihrer Zuneigung zu ihm stiehlt sich das Mädchen Abends fort, und wird an den Hecken, im Busche sogar des Nachts, mit einem fremden Menschen gesehen. Die Ersparnisse und Leckerbissen, die sie ihm sonst aufbewahrt, fehlen; sie ist bestürzt, wenn er danach fragt, und doch haben Andere gesehen, wie sie den Fremden gespeist hat. Eben so unerwartet, wie er aus dem Himmel seiner gränzenlosen Liebe gestürzt worden, soll seine Rache über die Sünderin einbrechen. Er zeigt sich besitzer, glühender in seiner längst erwiederten Zärtlichkeit, als je. Man will, daß er die letzte Nacht vor dem entscheidenden Sonntage bei ihr zugebracht habe. An diesem Sonntage folgt er früh seinem Herrn in den Wald. Nach der Kirche ist ein ländliches Fest auf der Wiese; die Bursche und Mägde tanzen, die Herrschaft bewirthet sie, und das Mädchen ist die lustigste von allen. Sie hat eben mit einem jungen Burschen, den Niemand kennt, herumgewalzt und steht neben der gnädigen Frau, welche ihr mit dem Finger droht über ihre Untreue, als das Mädchen ausruft: „O, nun ist Alles

vorbei und Alles gut!" In demselben Augenblicke sieht man im Walde Pulver aufblitzen, es knallt, und im Moment darauf stürzt das Mädchen, mitten ins Herz getroffen, zu Boden. Sie ruft nur noch aus: „Das ist Franz!" und stirbt. Der Mörder kam mit einer fürchterlichen Ruhe herbei, er wußte, daß seine Kugel nicht fehlt. Da fand er den fremden Burschen, das Haar sich raufend, über der Leiche liegen, und der Bursche schrie: „Er hat meine Schwester umgebracht, Gott vergelt' es ihm!" —

„Der Bruder war ein Conscribirter. Er war desertirt, und hatte sich in der Nähe des Dorfes verborgen, von der Schwester gepflegt und unterhalten, ihr aber den Schwur auferlegt, Niemandem, auch ihrem Liebsten nicht, etwas zu verrathen. Die Verhältnisse hatten sich erst heut früh geändert, er war irgend wo losgekommen und konnte sich frei zeigen. Hier ist in den Acten für uns, da sie von sehr gewissenhaft treuen Justiciarius niedergeschrieben worden, eine Lücke. Wir finden Franz im Gefängniß, wo er durch offenes Bekenntniß das Lob seiner Richter sich erwirbt. Er ist aufs Tiefste zerknirscht, mit seinem Gott durch den katholischen Geistlichen versöhnt, und erwartet die Vollstreckung des Todesurtheils, gegen das er nicht appellirt hat. Er betheuert gegen Jeden, der ihn besucht, ohne die Therese könne er nicht leben. Nun sey ihm nur darum zu thun, so schnell es gehe, mit ihr die

eint zu werden, daß ſie von keinem früher als ihm ſelbſt ſeine Reue erfahre, daß er ihr unrecht gethan. Er zählt die Tage, die Stunden bis zu ſeiner Hinrichtung, und die Gefangenwärter bekunden, nie einen Verurtheilten geſehen zu haben, der mit einer ſolchen an Leidenſchaft gränzenden Hingebung den Tod erwartete.

„Aber die Geſchichte hatte allgemeines Aufſehen, der junge Mörder die größte Theilnahme erregt. Sie war auch nach Hofe zu den Ohren unſeres Hochſeligen, damals noch in der Blüthe ſeiner Jahre befindlichen, Fürſten gelangt. Ehe noch das Urtheil zur Beſtätigung ihm vorgelegt werden, war die Verwandlung der Todesſtrafe in lebenswieriges Zuchthaus reſolvirt worden. Man hatte wohl im Sinne, bei irgend einer feſtlichen Gelegenheit, der Geburt eines Prinzen oder einer Vermählung die vollſtändige Begnadigung eintreten zu laſſen.

„Mazuſcheck, als er die Nachricht hörte, verſank in ein dumpfes Hinſtarren. Er hatte eher des Himmels Einfall, als dieſe Wendung ſeines Schickſals erwartet. Man forderte ihn auf, durch ein „Vivat mein gnädigſter Herzog!“ ſeine Gefühle des Dankes gegen den Landesherrn zu bekunden. Vergebens. Dieſer Starrſinn dauerte über einen Tag; dann, als er daraus erwachte, vergoß er die bitterſten Thränen. Er mußte ein Leben wieder von vorn anfangen, das er

ganz als abgeschlossen beseitigt hatte. Ein gläubiger Katholik, hatte sein Gedanke sich schon in jener Welt der Heiligen und Seligen eingebürgert, sein Schutzpatron hatte ihm seine Hand versprochen, ihn durchs Fegefeuer zu führen, er sah schon die Thore des Paradieses geöffnet, sich mit Theresen vereinigt im Aufenthalte der Seligen. Alles das war nun nur ein Traum. Die Thore des Paradieses schlossen sich wieder. Der Feuerpfuhl lag in seiner gräßlichen Tiefe vor ihm, sein Patron ging weg, um Andern die Hand zu reichen; wer weiß, ob er ihn nicht bis dann vergaß! Des Lebens Pforte öffnete sich von neuem, und er mußte zurück in das Tageslicht, das ihm nicht mehr hell genug war.

„Und welches Leben! — Unsere Zuchthäuser waren damals, wie die meisten deutschen noch jetzt, eine Satyre auf ihren Namen. Verbrecherschulen, in denen die, welche noch nicht ganz reif sind auf dem Wege des Lasters, es in kurzer Zeit werden. Franz mußte in den großen Sälen, in Gesellschaft von Dieben, frechen Weibern, entarteten Kindern — Wolle spinnen. Die Peitsche des Aufsehers kann nicht hindern, daß der Abschaum der Menschheit seine Gespräche führt. Hier sollte Franz, gebückt in seinem Verschlage sitzend, mit der Aussicht auf Zeitlebens, der Gnade seines Fürsten danken, der ihm das Leben geschenkt. Er, der kräftige, wilde, vollblütige Mann, der mit der Büchse in der

Hand, jedem Wetter trotzend, wie ein Herr der Wälder, wie ein grimmiger Gebieter im Reiche der Thierwelt geherrscht, er, den ein Tag Stubenluft wie die Hölle dünkte, spann, Tag aus, Tag ein, Welle. Es wollte kein Prinz geboren werden, keine Prinzessin sich vermählen, oder, was wahrscheinlicher ist, er hatte längst aufgehört, ein Gegenstand des allgemeinen Interesse zu seyn. Vorhin dünkte ihn das Leben eine Qual, ihn allein, weil Therese nicht mehr lebte, weil er sie getödtet, weil er sie unschuldig getödtet. Jetzt überkam ihn die Ueberzeugung, daß alles Leben eine Qual, daß Jeder glücklich sey, der auf schnelle Weise daraus scheide.

„Der Bruder des getödteten Mädchens war ein schlechtes Subject, ein Vagabunde. Der Zufall wollte, daß er um irgend ein Vergehen in dasselbe Zuchthaus gesperrt wurde. Von dem Augenblicke an lebte in dem Böhmen der Gedanke auf, durch eine That viele Zwecke zu vereinigen. Er hatte eine Schuld gegen den Vagabunden, er hatte ihm seine Schwester geraubt. Er konnte es ihm voll bezahlen, wenn er ihn rasch zu sich aus der Qual des Zuchthauses und aus diesem Leben fortschaffte. Durch diesen Mord, dessen war er gewiß, hatte er das Leben verwirkt, und zum zweiten Male konnte man ihn doch nicht hinrichten. So etwas hielt sein gesunder Menschenverstand für unmöglich. Hingerichtet, befreiete er sich selbst aus der

unerträglichen Folter dieses Daseyns, und wurde wieder mit seiner Therese vereint. Alle diese angeführten Gründe gab er nachher, sie deutlich auseinandersetzend, zu Protocoll. Nur, was den letzten Punkt betrifft, schien seine Zuversicht des Wiedersehens nicht mehr so fest wie damals, entweder war sein frischer religiöser Glaube erschüttert, oder die lange, geistödtende Haft hatte ihn stumpfsinnig gemacht.

„Wie er seinen Vorsatz ins Werk setzte, gehört nicht hierher. Genug, die Gelegenheit bot sich. Mit einem Hammer erschlug er in der Nacht, so ruhig und sicher seiner Schläge, daß Niemand davon wach wurde, den Mitgefangenen. Er legte sich wieder hin, schlief ein, und erwachte erst, als schon alles in Allarm war. Er gab sich an, und zeigte sogleich zum Beweise den unter seinem Kopfkissen versteckten Hammer. Die That, die Untersuchung erweckte abermals das allgemeinste Interesse, bei Hofe erinnerte man sich wieder des in seiner halben Begnadigung vergessenen Jägerburschen, und der Fürst, dessen religiöse Scrupel dazumal einer lockern Jugend folgten, nahm an der Geschichte den lebendigsten Theil. Franz Matuscheck wurde nach einer strenge geführten Untersuchung zum Tode verurtheilt. Aber sein Defensor hatte sich auf den zweifelhaften Satz aus dem peinlichen Rechte berufen: daß ein Verbrecher, der in der Absicht, den Tod zu erleiden, ein Verbrechen begeht, nicht mit der Todesstrafe

belegt werden könne, und ein unberufener junger Arzt, der sich durch Paradoxien lange vergeblich einen Namen zu machen gesucht, publicirte im Nachbarstaate eine Broschüre, worin er gegen das himmelschreiende Unrecht protestirte, wenn Franz Matuscheck hingerichtet werde, indem seine Mordthat nichts anders als die Emanation einer verborgenen Manie sey."

„Ist sie es denn aber nicht in der That, fiel die Inquisitorin ein. Wer einen Menschen auf den Kopf schlägt, um ihn glücklich zu machen, selbst einen, der im Zuchthause sitzt, da bestreite mir einer, daß er nicht wahnsinnig ist."

„Den Wahnsinn will ich nicht bestreiten, sagte Eduard, so wenig ich jenen berüchtigten Gelehrten für vernünftig halte, der, um seine Büchersammlung zu vervollständigen, stahl, raubte und mehrere Menschen umgebracht hat. Es kommt aber darauf an, ob der Wahnsinn zu Hause bleibt oder nach außen geht. Einen Wahnsinnigen, der mit gezücktem Schwerte durch die Straßen läuft, um zu morden, schieße ich mit eben so ruhigem Gewissen nieder, wie den tollen Hund. Nothwehr ist das erste Menschenrecht, und wir leben nur unter Menschen. Ich sage, nach diesem Gesetz darf ein Mensch nicht so toll werden, daß er einen andern Menschen umbringt, und wenn es geschehen, fällt er in die Kategorie der bewußten Thäter. Wenn es zum Aeußersten gekommen, muß man das Mittel

anwenden, welches allein die menschliche Gesellschaft vor einer Wiederholung sichert. Es ist besser, daß ein Teller stirbt, dessen besseres Ich, seine Vernunft, schon unwiederbringlich gestorben ist, als daß das Leben von zehn Gesunden in dauernder Gefahr vor ihm schwebt."

„Mein Gott, sagte die Comtesse, man müßte durchaus solche Unglückliche in festen, festen Gewahrsam bringen, wo es ihnen ganz unmöglich wäre durchzubrechen oder Jemanden abzureichen. Es ist doch einmal klar gegen das Gebot der Religion, zu tödten."

„Wir leben in einer Welt von Staub, entgegnete Eduard. Der Rost frißt das Eisen und der festeste Stein ist nur dichtere Erde! — Doch erlauben Sie mir, statt der Antwort, meine Geschichte zu vollenden. — Der Herzog fand in beiden Schriften, welche von allen guten Juristen als irrelevant und Ausgeburten einer rabulistischen Phantasie unbeachtet blieben, Nahrung für seine Zweifel und Gewissensscrupel. Oder vielmehr, jene verschwanden sehr bald und er war entschieden, den Mörder nicht hinrichten zu lassen.

„Als ihm nun die Begnadigung angekündigt wurde, und ein alter ungeschickter Justiciarius des Zuchthauses, der die Maßregel sehr ungern sah, sie mit barbarischen Drohungen und Zurechtweisungen begleitete, hatte sie eine ganz andere Wirkung als das erste Mal. Franz wurde auch bleich, er starrte einen Augenblick vor sich hin, dann aber machte die Ver-

zweiflung sich Luft. Er warf sich in seinen Ketten auf den Boden, raufte sein Haar, schlug um sich, schrie, tobte, raste. Während der Fusticarius noch immer predigte und ihn anredete: „Ungerathner, Böswicht, Schande der Menschheit! Fühlst Du nicht Dich zerknirscht und in den Staub getreten? Bete auf Deinen Knieen zu Deinem überaus gütigen Herzog, daß er eine unerhörte Gnade an Dir Schandbuben ausübte!" — während dessen verfluchte der Unsellige die Richter, seinen Defensor, den Herzog. Er schlug mit seiner Faust, mit seinen Ketten gegen den Boden, gegen die Umstehenden, und mußte endlich fester geschlossen werden, um sich und Andern keinen Schaden zuzufügen. Noch in diesem Zustande raste er fort, und erst als der Schaum ihm dicht auf dem Mund stand und alle Kraft erschöpft war, sank es todtähnlich zusammen und ließ sich fortbringen.

„Unser Herzog bewies, daß es diesmal keine Phantasie leichter Rührung war, die ihn zu der Begnadigung veranlaßt. Mit allem Ernste dachte er dem Falle nach und beschäftigte sich Tage lang ausschließlich mit den Mitteln, Franz für die Zukunft unschädlich zu machen und zugleich zu bestrafen. Er glaubte schuldig zu seyn, ein eigenes Verbrechen wieder gut zu machen; denn er warf sich zweierlei vor. Einmal, daß, als er den Böhmen begnadigte, er nicht darauf gedacht, ihm einen Zustand zu verschaffen, wo er in der That

sich bessern konnte. Man war nämlich überzeugt, daß nur die dumpfe Verzweiflung, in einem Orte der Verworfenen auszudauern, ihn zum zweiten Morde antrieb. Dann traf es ihn schwer, daß er veraessen, ihn durch vollständige Begnadigung zu erlösen. Aus seiner Privatchatulle ließ er deshalb ein unterirdisches Gefängniß so einrichten, daß eine Flucht daraus unmöglich war. Man mußte auf einer Leiter hinabsteigen, die jedesmal nach dem Gebrauche wieder fortgezogen wurde. Hier lag der Unglückliche, übrigens mit erträglicher Bequemlichkeit in Ketten. Erst als er, was freilich gleich nach seiner Einkerkerung geschah, drohte, Jeden, der ihm zu nahe käme, zu erdrosseln, schloß man ihn mit einer Leibkette an die Wand, doch so, daß er immer Spielraum hatte, sich einige Bewegung zu verschaffen. Seitdem wurde ihm das Essen in Körben hinabgelassen, auch richtete man den Ofen ein, daß er von außen geheizt wurde.

„Der Herzog hatte verordnet, daß man ihm jede Woche über Matuschecks Zustand Bericht abstatte. Es geschah, es klang aber immer so unfreundlich, daß der Fürst, sich die bittern Stunden zu verringern, die Order dahin änderte, der Bericht solle nur alle vierzehn Tage kommen. Es lag nicht im Interesse der Umgebungen Seiner Durchlaucht, ihn in übler Laune zu sehen, woran sie vollkommen recht hatten. In dieser bösen Stimmung war manchem Bittenden sein Gesuch ver-

weigert werden. Man ließ daher noch eine Woche verstreichen und berichtete erst nach dreien. Der Fürst sagte nichts dazu, und man versuchte mit einem Monat. In der letzten Lebenszeit des Hochseligen kamen sie gar nur alle Jahr.

„Ihr Inhalt war, daß die gehoffte Besserung des Verbrechers vergebens sey. Es war zu spät. Die Einsamkeit leitete ihn nicht zur Reue. Umsonst legte man dem Böhmen, der sich immer als ein gläubiger Katholik bewiesen, Erbauungsschriften seiner Kirche hin. Er rührte sie nicht an. Späterhin hörte auch die Art von Scheu und Achtung, die er ihnen bewiesen, auf, und er schleuderte, was ihm davon in die Hände kam, in den Winkel. Den Geistlichen wollte er nicht anhören und sang schmutzige Lieder, wenn er sich zu ihm wagte. Er erklärte, alle Menschen wären Schurken und die Pfaffen nicht ausgenommen, der Fürst aber wäre der schlechteste von Allen. Ein wilder Menschenhaß brütete in ihm. Wenn Jemand im Kerker zu thun hatte, mahnte er ihn, sich bald fort zu machen. Während er Gott und Menschen fluchte, schien nur ein religiöses Gefühl in ihm geblieben. Er erklärte laut, es würde ihm eine Lust seyn, noch mehr Menschen umzubringen, da man's so wohlfeil hätte. Aber trotz dem, und daß er seinen Wunsch zu sterben, und zwar hingerichtet zu werden, nicht aufgab, wagte er nie Hand an sich zu legen, obgleich ihm die Gelegenheit nicht immer ganz

managelte. Man hatte dies früh bemerkt, und ein psychologischer Arzt stellte deshalb einen Versuch an. Man steckte ihm, wie heimlich vor seinem Kerkermeister, ein Fläschchen mit einer unschädlichen Substanz, aber mit der Etikette: „Gift von einem Freunde," zu, und beobachtete ihn durch eine Mauerritze. Anfangs versuchte es ihn, er probirte am Munde, stellte es dann aber unter sein Bett. In der Nacht stand er nun mehrere Male auf, holte das Fläschchen vor, stellte es aber jedesmal wieder zurück, den Kopf schüttelnd. Einmal schien die Versuchung näher, er zitterte, plötzlich aber schleuderte er die Flasche gegen die Kacheln des Ofens, lachte wild auf und streckte sich wieder auf sein Lager. Am Morgen schrie er dem Aufseher zu: „Sag' meinem verfluchten Freunde, ich wolle öffentlich sterben — mein Blut muß fließen!"

„Zehn Jahre brachte der Unselige in dieser Einsamkeit zu. Die letzte Zeit sprach er mit Niemand; er beschäftigte sich mit sich allein. Er sang wilde, obscöne Lieder, man hat gehört, daß er sich Geschichten erzählt und dabei laut aufgelacht hat. Vor einem Jahre ungefähr war etwas am Ofen zu repariren. Da Matuscheck die letzten drei Jahre ruhig gelebt, brauchte man keine besondere Vorsicht, als die Töpfer hinuntergelassen wurden. Er unterhielt sich sogar nicht unfreundlich mit ihnen. Ein Bursche von fünfzehn Jahren blieb jetzt allein unten und suchte den Gefangenen

durch drollige Anekdoten zu erheitern. Er trällerte auch kleine Lieder. Aber einmal, um ein Geräth aufzulangen, das ihm entfallen, biegt der Arme kniend sich etwas zu weit rückwärts. Den Moment ersieht der Böswicht, der wie eine Hyäne lauernd auf seinem Lager gelegen, er rauscht mit seiner Leibkette hinunter, fängt mit denen an Arm, wie mit einer Schlinge den Hals des Töpferburschen, und ehe dieser ein Wort vorbringen kann, liegt er erdrosselt zu den Füßen des Verbrechers. Dieser streckt sich ruhig wieder aufs Lager, wo er über eine Stunde ruhig liegen blieb, sein Bier austrinkend. Dann als er Menschen hörte, rief er ärgerlich hinauf: „Schafft mir die Leiche weg, und schickt einen lebendigen Töpfer runter. Ein todter kann keinen Ofen machen.“ Beim Verhör hat er gelegentlich geäußert, der Junge habe ihn geärgert, weil er so lustig gewesen, und zuletzt habe er sich gar unterstanden, sein Lieblings-Jägerlied zu trällern. Und das sey durchaus verboten in seiner Wohnung und Gegenwart. Dem Jungen sey schon recht geschehen, und er könne zufrieden seyn, so leichten Kaufs davon gekommen zu seyn. Die Inquisitions-Richter konnten den Franz Matuscheck nicht wieder, so frech benahm er sich, er sprach nur immer lächelnd von dem „letzten Spaß.“

„Ich zweifle keinen Augenblick, so weit ich den Charakter unsers seligen Fürsten kenne, er würde nach

dieser That die Hinrichtung nicht länger gehindert haben. Sie kennen Alle die Gesinnungen seines erhabenen Nachfolgers. In sehr gereiften Jahren zur Herrschaft gelangt, scheut er jedes entschiedene Auftreten, jede Handlung, die sich nicht redressiren läßt. Früher philosophische, jetzt religiöse Schriften haben den Zweifel in ihm genährt, ob er das Recht hat, Jemandem ein Gut zu nehmen, das er ihm nicht wiedergeben kann. Er hat wohl die blutigen Katastrophen der Revolutions- und Befreiungskriege erlebt, stand aber nicht selbst im Felde, und auf seinen Befehl ward nie ein Tropfen Bluts vergossen. So will er sich im Alter nicht damit beflecken. Auch betrachtet er den Verbrecher Matuscheck gleichsam wie ein Erbstück der Gnade seines Bruders, an dem er nicht ohne Verletzung der Rechte des Todten sein eigen Recht geltend machen darf. Indessen war ihm die Sache höchst zuwider, er will nicht, daß man davon spricht, und zeigte sich aufgebracht, als man bei Berechnung der Chatoullengelder die nicht unbedeutenden Kosten für die separate Bewachung des Franz Matuscheck in Anschlag brachte. Was der Mensch noch für ein Vorrecht hätte, besser zu leben als andere Verbrecher, hörte man ihn äußern, und dies war ein Wink genug für die Beamten. Es kam hinzu, daß vor einigen Monaten, wie Sie sich erinnern, im Strafhause zu *** ein Feuer ausbrach. Mehrere Geschlossene, die in zu ab-

abgelegenen Gemächern verwahrt worden, konnten nicht gerettet werden und kamen im Feuer um. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn der Wind anders gestanden, und der Flügel, unter dem sein Gefängniß lag, von der Flamme berührt worden, Matuscheck ohne Rettung verbrannt oder erstickt wäre. Diese Gefahr gab den officiellen Grund, seine Strafe zu verwandeln und ihn in die Klasse der schwersten Kettensträflinge zu versetzen."

„Und so haben wir ihn denn vorgestern herbekommen."

„Mein Gott, er ist doch aber auch ganz fest geschlossen!" rief die Dame.

„In Eisen von Kopf bis Fuß, und wenn er nicht an die Karre geschmiedet ist, schleppt er eine eiserne Kugel am linken Fuße, die ihm wenigstens das Tanzen etwas erschwert," sagte Walter.

„So können wir ganz sicher seyn?"

„Bis einmal eine Meuterei ausbricht, oder ein Freund ihm Feile und Scheidewasser zusteckt. Dann können wir wohl noch das Vergnügen haben, das Magazin brennen zu sehen, wie vor drei Jahren. Vielleicht erbarmt sich seiner das kalte Fieber und dann unser geschickter Festungsarzt."

„Auch seyn Sie ohne Sorgen, bemerkte Eduard er wird bei jedem Schritt von einer Schildwacht begleitet."

„Ist das nun nicht entsetzlich, vererirte der Criminal-Richter, nachdem er drei Menschen umgebracht, ist ihm noch ein Vierter auf Zeitlebens zugegeben, einer mit gesunden Knochen und rüstigen Armen, der der menschlichen Gesellschaft entzogen wird, allein um den Unverbesserlichen abzuhalten, neues Böses zu thun. Und die besondern Kosten, von denen drei Familien armer Staatsbeamten ernähret werden könnten, bringe ich gar nicht in Anschlag.“

„Mir scheint ein anderer Schade noch weit mehr in Anschlag zu kommen, sagte Eduard. Wer ersetzt denn dem Verlornen seinen Himmel? Vor welchem Richter kann das weichherzige Mitgefühl des Gnadenspenders sich rechtfertigen? Wer gleicht die Ungerechtheiten aus? Es sind Fragen, die wahnwitzig machen könnten.“

„Die darum nicht zu unserm Abschiedsschmause gehören,“ fiel die Dame ein.

Nur der thränenhelle Blick aus dem großen, dunklen Auge der Cousine stimmte dem Erzähler bei.

„Unserm Begnadigten! rief jetzt Walter und forderte die Andern auf, die mit einem feineren Weine gefüllten Gläser zu erheben. Auf einen guten Ausgang aus der Citadelle!“

Als eben die Gläser zusammenklangen, tönte ein dumpfes, verworrenes Geschrei vom Platze vor der gro-

sein Hauptwache herauf. Walter setzte das Glas unberührt nieder, sprang ans Fenster und riß es auf. Flüche, Kettengerassel, die beerzten Tritte der herbeieilenden Soldaten, Drohungen und Jammergeschrei klangen unverständlich durch einander.

„Was giebt es? Ist Einer losgebrochen?“ konnte der Inquisitor lange schreien. Niemand hörte, Niemand antwortete. Hinuntersteigen die zwei hohen Treppen seiner Amtswohnung schien nur ein Umweg, um zur Kunde von dem zu gelangen, was vor ihm auf dem Platze geschah, wo Soldaten, Offiziere, Arbeiter, Frauen, Kinder sich zusammendrängten. Endlich ging Einer vorüber, der dem Fragenden antwortete:

„Ach, Herr Inquisitor, der ist todt. Er liegt ganz gequetscht da.“

„Wer liegt da?“ wollte Eduard rufen, aber Walter rief lauter:

„Wer hat's gethan?“

„Wer anders, Herr Inquisitor, als der Böhme. So ein kohlrechschwarzer Rabenhund! daß man so einen Kerl nicht zwischen zwei Mühlsteinen in den Sumpf wirft! Gleich bei der Geburt müßt' es geschehen. Der schlägt noch einen um den andern todt. Aber darüber lachen sie, weil's nicht an sie kommt, die vornehmen Herren!“

„Wen hat er denn umgebracht?“ wiederholte Eduard.

„Wie hat er's denn angeſtellt?“ rief der Inquiſitor.

„Sehen Sie, Herr Inquiſitor, ſo wie ich hier gehe, karrte er über den Platz, ſeine Salvegarde ihm auf dem Fuß. Da ſieht ſie ſich nur einen einzigen Augenblick um, es war wirklich nur ein Blinzeln mit den Augen, und er hebt mit den Ketten, mit beiden Armen den ſchweren Karren in die Höhe. Racks, und er ſchlagt dem armen Teufel auf den Kopf, der ſich nichts verſieht, daß der hinſtürzt, nicht mehr japſt und das Aufſtehen vergißt. Da bringen ſie ihn eben her.“

„Wer iſt es?“ fragte jetzt auch Walter. Aber der Tumult erſtickte die Antwort. Sie trugen den blutenden Körper auf einem Soldatenmantel ſo nahe am Hauſe vorbei, daß man ſeine blaſſen Geſichtszüge erkennen konnte. — Es war der junge Soldat, der beſeligte Liebhaber, der frohe Bräutigam.

„Der hat eine Lection fürs Prahlen bekommen, rief ein Anderer zum Inquiſitor hinauf. Der gnädige Herr hatte ihm eben die funfzig Gulden geſchickt, und der Narr wußte nicht, was mit anfangen vor Freude. Wie er heute Morgen herumſprang, ſo zählte er vorhin einem Jeden die Zwanziger auf, und gerade auch als der Böhme vorbeikarrte. Der hat noch gehört, wie er ſprach: „„Ich bin der glücklichſte Menſch,““ und juſt darauf kriegt er den Schlag auf den Schädel, denn der Kerl kann's nicht vertragen, wenn Einer froh iſt.“

„Ich bin ſein Mörder!“ rief Eduard dumpf vor ſich hin, und wandte ſich ſchnell vom Fenſter ab.

„Himmel, wie werden Sie blaß!“ rief die Dame des Hauſes.

„Er fällt in Ohnmacht!“ ſchrie die Couſine.

„Nicht doch — nicht,“ entgegnete der Gaſt und ſtützte ſich doch auf die Lehne des Sopha's.

„Eau de Cologne!“ rief die Dame, aber ehe ſie die Flaſche aus dem Nähtiſch geriſſen, war Eduard hingeſunken, und ſeine rechte Hand ruhte in den beiden der Couſine, die umſonſt ihn zu halten verſucht hatte. Walter war längſt fortgeeilt, den Thatbeſtand des neuen Verbrechens zu Protocoll zu bringen.

„Zuweilen, ſagte die Dame, mit einem komiſchen Blick auf die Verwandte, zuweilen iſt doch auch ein criminaliſtiſcher Ehemann zu etwas gut. Er fällt wenigſtens nicht in Ohnmacht vor einem bloßen Gedanken.“

„Er iſt krank, entgegnete erröthend die Couſine. Die Gefängnißluft hat ihn angegriffen.“

„Haſt Du auch in einem Gefängniſſe geſeſſen?“

Aber Eduard erholte ſich jetzt. Seine gefangene Hand ruhte noch an der Bruſt der Couſine. Er zog ſie nicht raſch hinweg, aber er ſeufzte: „Warum wurde ich begnadigt!“

„Der Inquiſitor war ſehr verdrießlich nach Hauſe gekommen. Der Abend bei ihm war ſtill vergangen.

Er hatte seine barocke Laune, Thusnelde ihre beißende verloren. Der Gast und die Cousine belebten nicht das Gespräch, man mußte sogar zum Bostion greifen, um sich mit Anstand zu ennuyiren.

Aber es ging nicht. Eduard nahm den Hut.

„Also meinen schönen wollen Sie uns verlassen, sagte die Dame. Ich hatte immer gehofft, Sie würden einige Tage zugeben."

„A propos! fiel Walter ein und zog den Freund in den Winkel. Unterlaß doch heut die nächtliche Partie. Es haben sich wieder Spuren gezeigt von einer Meuterei unter den Gefangenen. Die Verdächtigsten sind freilich in strengen Gewahrsam geschafft, aber wer weiß, wie weit das Komplott reicht, ob wir gerade die Rechten gefaßt, ob nicht schon Andere ihre Ketten losgefeilt, ob nicht die Mauer schon unterhöhlt ist? Alle kann man nicht wie goldene Eier hüten, denn es sind mehr Malefikanten im Nest, als freie Menschen. Es mag nur eine Phantasie von mir seyn, es ist gewiß nur eine, aber besser ist besser."

„Sey unbesorgt," sagte Eduard.

„Nein, nein, damit bin ich nicht zufrieden gestellt. Dein Wort darauf, Du gehst nicht. Frau und Cousine, steht mir bei. Ich bitte den Legationsrath, er soll von einem tollen und gefährlichen Vorhaben abstehen. Strengt Euch an und bittet mit."

„Was ist es, Walter?"

„Ein Geheimniß thut niemalen gut bei einem Frauenzimmer; aber Ihr ſollt bitten, dringen, allenfalls wetten, was das Zeug hält, denn die Phantaſie unſers Freundes könnte übel ausſchlagen.“

Es ſchlug neun Uhr vom Kirchthurme, der Wind fuhr zwiſchen den hohen Dächern und in den Kaminen, der Zapfenſtreich mahnte an die Ruhe. Der Moment hatte etwas Feierliches, beide Frauen faßten die Hand des Gaſtes und drangen ſo herzlich in ihn, daß er nicht widerſtehen konnte. Sie baten mit einer Innigkeit und Wärme und wußten nicht warum. Hätten Sie es gewußt, die Eine hätte geſpottet, die Andere erröthend geſchwiegen. Er wich einer Macht, die er nicht anerkannte, und verſprach, was er nicht halten konnte.

Er lag im Bette, der Schlaf wollte nicht kommen. Die Muſik aus dem Hochzeithaus, ſo entfernt es war, tönte ihm herüber. Er ſuchte ſich mit der komiſchen Vorſtellung zu zerſtreuen, wie in dieſem Augenblicke der Inquiſitor von ſeiner Frau eine Gardinenpredigt erhalte, und über das Geheimniß inquirirt werde. Er wettete bei ſich, ob Walter ein Mann ſey oder bekennen werde. Es half Alles nichts. Er zündete das Licht wieder an und las. Es waren *Heine's Gedichte*. Jedes Lied aus dem Liebescyklus paßte auf ihn, er konnte es geſchrieben haben, wenn es hieß:

Auch nach der vermählten Geliebten
Fragt' ich nebenbei;
Und freundlich gab man zur Antwort:
Daß ſie in den Wochen ſei.

Und freundlich gratulirt' ich,
Und kokette liebevoll:
Daß man ſie von mir recht herzlich
Viel tauſendmal grüßen ſoll.

Was hörte ſich beſſer an, als:

Ich trat in jene Hallen,
Wo ſie mir Treue verſprochen;
Wo einſt ihre Thränen gefallen,
Sind Schlangen hervorgekrochen.

Die Ballade war ihm aus der Seele geſchrieben:

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den erſten beſten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling iſt übel d'ran.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu;
Und wem ſie just paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

„Werther wußte ſeiner Zeit kein andres Ende als den Piſtolenſchuß. Die Schmerzen ſind immer noch dieſelben, wir ſind nur ökonomiſcher geworden, wir ſpotten über ſie und haben dabei eine Gratisunterhaltung. Wir perſifliren uns ſelbſt, ſchmieden allenfalls kleine Gedichte daraus zurecht, wie der fatale Menſch, über den ich mich bei jeder Zeile ärgern muß, indem

ich ihm doch das Zeugniß nicht abſprechen kann, daß er dieſe Wahrheit des Gefühls ſo tief erkannt und ſo klar wiedergab, wie noch Keiner."

Er wollte das Buch wegwerfen, blätterte aber immer weiter. Als er an das Gedicht kam:

Sie haben heut Abend Geſellſchaft,
Und das Haus iſt lichterfüllt,
Dort oben am hellen Fenſter
Bewegt ſich ein Schattenbild.

Du ſchaust mich nicht, im Dunkeln
Steh' ich hier unten allein;
Noch wen'ger kannſt Du ſchauen
In mein dunkles Herz hinein.

Mein dunkles Herze liebt Dich,
Es liebt Dich und es bricht,
Es bricht und zuckt und verblutet;
Aber Du ſiehſt es nicht.

hielt es ihn nicht mehr im Bette, er ſprang auf, kleidete ſich an und ging hinaus.

Es war eine kalte Sommernacht, der Wind wehte die Wolken über den Neumond, in der ganzen Citadelle war es todtenſtill, bis auf die Wohnung ihrer Eltern, aus der der Wind gelegentlich die Ballmuſik und muntere Toaſts hertrug. Aber es klang ſo entfernt, ſo fremdartig zur Umgebung, als wären es Töne aus einem fremden Geiſterreiche.

Dazu raſſelten ihm im Ohr die Ketten der Hunderte von Unglücklichen, die hinter den Gitterlöchern

dichter Mauern traumlos dem Erwachen zum trübseligen Einerlei ihres Frohndienſtes entgegen ſchliefen. Der Geiſt des Unglücklichen, den ſein Geld, ſtatt ihn zu beglücken, ermordet hatte, ſchwebte über den Platz. Es war Nacht um ihn her, vor ihm. Sie war ihm auf ewig verloren. Und doch mußte er ſie noch einmal ſehen, ihre ätheriſche Geſtalt ſchweben ſehen in den Reihen der Tanzer, die nicht den Zuſchauer draußen ahnten. Es war Thorheit, Verwitz, kein Tröpfchen Balſam konnte ihm der eine Blick in das wunde Herz gießen, aber er mußte.

Am Wallaufgang fragte die Schildwacht nach dem Loſungsworte. Er hatte vergeſſen, es ſich geben zu laſſen. Man kannte ihn, man wußte, daß er die Erlaubniß hatte, aber nur das Loſungswort gab den Schlüſſel. Er eilte in die Wohnung des Platzkommandanten. Der Kommandant und ſein Adjutant waren auf der Hochzeit.

„Mein Gott, gnädiger Herr, ſagte die Ordonnanz, Sie brauchen ja nur vorbeizugehen und den Herrn Adjutanten ſich herausrufen zu laſſen. Dann haben Sie's gleich; anders geht's freilich nicht.“

Und es mußte doch gehen! Es ſchlug zwölf. Er hätte ſich nicht wieder in ſein Bett legen können. Er mußte hineinſehen. Es ſtand ein Trumpf darauf, ſeine Ehre dünkte ihn verpfändet.

Vom Walle aus konnte man in die hellen

ſtarſcheiben ſehen. Aber nicht vom Walle allein. Seitwärts und näher dem Hauſe ſtand das Magazin; daran reihten ſich, in unordentlichem alten Flickbau, Gefängniſſe, Vorrathskammern, Scheunen u. ſ. w. Er erinnerte ſich, oftmals die Soldatenkinder über den Nußbaum auf die Mauer hinauf klettern geſehen zu haben. Dann jagten ſie nach den Schwalben, die im obern verlaſſenen Stockwerk des Magazins in Schwärmen niſteten. Er folgte dem Wege der Knaben. Er ſaß im geräumigen Wipfel des Baumes. Ein Aſt bot eine bequeme Treppe auf die nächſte Mauer. Er balancirt darüber hinweg und an den alterthümlichen Erkerſpitzen des ſchräg aufſteigenden Daches ſich haltend, kam er bis zum obern Magazinſtockwerk.

Er hätte lachen können, als er durch das offene, verwitterte Fenſter in die verwüſteten Räume kletterte. Weshalb that er es? — Der morſche Boden gebot ihm Vorſicht. Sie war noch nöthiger, als er die tiefe Oeffnung ohne Gitter gewahrte, durch welche das Magazin Licht von oben erhielt. Einige Nachtvögel flatterten ihm um den Kopf und ſuchten anderwärts die hier durch den ſpaten Gaſt geſtörte Ruhe. Er fand das Eckfenſter, welches gerade auf den Hochzeitsſaal ſtieß.

Da wirbelte der bunte Tanz vor ihm. Die farbigen Lampen, die ſtrahlenden Wachskerzen, das Kriſtall der Kronleuchter, die rothſeidenen Fenſtergardinen, die ſchimmernden Uniformen, Taffent und Atlas, Locken

und Geſchmeide, es ſchmelz zuſammen vor ſeinen fieberhaften Augen zu einer krauſen ſchillernden Maſſe. Es walzte und drehte ſich wie ein chineſiſches Feuerwerk, und Hoboen, die Geigen und Violinen wirbelten dazu. Ein Feentanz, wo die Seele fehlt.

Jetzt ſchwieg es, der Staub wirbelte auf, die Pärchen zogen ſich in die Winkel zurück. — Wovon unterhielt der Chapeau die Dame? Warum blickte ſie ihn ſo lächelnd freudig an? — Er mequirt ſich vielleicht über das Atlaskleid, über die Pas ihrer Rivalin! Jener macht die Bemerkung, daß es ſehr heiß ſey, die Dame findet die Touren der Quadrille charmant. Glückſelige Welt! Aber ihm zunächſt ans Fenſter tritt Braut und Bräutigam. Er ſah ſie nie ſo ſchön, ſo ätheriſch zart, ſo von der Freude durchbebt. Die Gardinen ſind zufällig zugefallen, ſie ſtehen [illegible] in der Niſche unbelauſcht. Er drückt ſie an ſeine Bruſt, er bedeckt ihren Schwanenhals mit Küſſen und ſie weicht nicht aus, ſie ſchmiegt ſich feſter an den Geliebten, und die Gardine, getränkt vom Lichtſchein hinten, gießt ihr Feuerlicht über die ſtille, ſelige Gruppe.

„Warum begnadigt!“ ruft Eduard, und das Geſicht bedeckend, ſinkt er zurück in die dunkle Ecke. Er will, er kann nichts mehr ſehen.

So ſtand er hier im vergeblichen Kampfe, die Erinnerung zu tödten. Aber ein neues Geräuſch von der Seite des Speichers macht ihn aufmerkſam. Er [illegible]

als ob Mauerſteine fallen, zuweilen klingt es wie Kettengerraſſel. Er tritt behutſam an die Fenſter gegenüber und ſieht in einen tiefen Hofraum. Unten von den Kellerräumen drüben kommt das Geräuſch. Die Ueberzeugung durchzuckt ihn: Gefangene brechen los! und hier ſteht keine Schildwacht!

Da ruft es ganz in der Nähe: „So weit wäre ich!“ Unten antwortet es: „Wenn die Muſik wieder losgeht, brechen wir weiter.“

Gedämpft in gemeſſenen Zwiſchenräumen geht das Signalgeſpräch fort:

„Tritt nicht fehl.“ — „Wenn Du Feuer haſt, ſag' es.“ — „Wirf nur gerad' und dreiſt 'runter, es liegt Hanf vollauf zum Fangen.“

Mit verhaltenem Athem hatte Eduard gehorcht. Da klirrte es am andern Ende des Saals, es taucht etwas am Fenſterrahmen auf, und eine ſchwarze Geſtalt ſpringt herein. Sie tappt umher, ſie nähert ſich ihm; er iſt ohne Waffen. Der Eiſenring um den Leib des Losgebrochenen klirrt. Die Lebensluſt iſt bei dem Lauſcher zurückgekehrt, und auf ein Ringen um Tod und Leben gefaßt, drückt er ſich feſt an die dunkle Wand, und kein Athemzug verräth ihn.

Aber der Sträfling blieb ſtehen am Rande der Oeffnung. Er huſtete, als warte er auf den Anfang der Muſik. Als die erſten Geigen wieder ſtreichen, ſchlug er mit einem Stein gegen den Eiſenring an

seiner linken Hand, und helle Funken stieben durch den dunklen Boden. Es wird oft so hell, daß Eduard die Gestalt, die Gesichtszüge des Verbrechers sieht — und noch klarer steht ihm die nächste Folge vor Augen.

Unter ihm im Magazin sind zwei Stockwerke mit Hanf und Tauwerk angefüllt. Ein brennender Strohhalm, hinabgeworfen, zündet den seralos umhergestreuten Hanf. Das Magazin steht rettungslos in Flammen und zündet beim Westwinde das Salpetermagazin daneben an. Eine Reihe Kornspeicher leitet das rasch auflodernde Feuer zu den beiden Hauptpulvermagazinen, der Sturm draußen beginnt wieder und in Zeit von zehn Minuten kann die Citadelle in Flammen stehen. Dazu hört er mit der rechts wieder anfangenden Musik die Sträflinge links hämmern und brechen, und eine Meute gesetzloser Bösewichter stürmt mit den Flammen über den unglücklichen Ort.

Da, in dem Augenblicke, wo die Pauken der Hochzeit laut aufwirbeln, zündet der Stahl den Schwamm, und ein Bund Stroh, mit Schwefel getränkt, flackert auf in der Hand des Bösewichts. — Es ist derselbe, den Walter ihm am Morgen gezeigt — Franz Matuscheck.

Sich allein mit der Riesenkraft des Verzweifelnden messen zu wollen, wäre Thorheit gewesen für den kaum genesenen Fieberkranken. Kein Ruf um Hilfe konnte sie schnell genug herbeiholen, ehe die glimmende

Strohfackel in das Magazin fiel. Hier hörten die Gesetze der Einzelehre auf. Eine Stadt, das Leben und Wohl von Hunderten stand auf dem Spiele, der Gedanke durchzuckte ihn mit dem Entschluß zugleich, und im selben Augenblicke war es ausgeführt.

Franz Matuscheck stand am Rande der Tiefe und leuchtete hohnlächelnd hinab. Er zögerte noch, am süßen Gedanken schwelgend, daß der losgelassene Druck seines Daumens ihn endlich an seinen grausamen Peinigern räche. Da hatte ihn Eduard an der Halskette gefaßt und mit den Worten: „Nimm die letzte Gnade!" hinabgestoßen. Dann trat dieser an das Vorderfenster und schrie mit Aufwand aller Kräfte: „Feuer! Ausbruch! Mörder!" Es war kein leeres Geschrei, denn die Strohfackel des Hinabgestürzten war nicht verlöscht, sondern hatte gezündet. Nicht ohne Gefahr und Beschädigung wurde der, welcher den Ort gerettet, selbst aus dem brennenden Magazin herausgeholt. Indessen wurde man noch vor Anbruch des Tages Herr der Flammen, wie der losgebrochenen Sträflinge.

Der wilde Böhme, der nun gleichfalls aus den Flammen hervorgezogen, starb an seinen Wunden verblutend vor der Hauptwache. Sein letzter dauernder Wunsch ging in Erfüllung, er hauchte seinen Geist aus in freier Luft und sein Blut floß.

Eduard lag mehrere Tage in der Wohnung des Inquiſitors krank darnieder. Vom Zuſammenhange unterrichtet, nannte man ihn allgemein den Retter des Ortes, und pries den günſtigen Zufall, der ihn als Gefangenen in die Citadelle geführt. Zu ſeiner ſchnelleren Geneſung trug vielleicht die Nachricht bei, daß der junge Soldat Hoffnung habe, mit dem Leben davon zu kommen. Die junge, in jener verhängnißvollen Nacht Vermählte ließ ſich jeden Morgen nach Eduards Befinden erkundigen, und ſandte ihm dabei einen Korb, mit friſchen Blumen geziert. Auch ihr Gatte, der Offizier, zeigte ſich faſt mehr als theilnehmend. Man ſagte, er habe ſein Unrecht eingeſehn und bereut, ſeit er Ehemann geworden. Man wollte ſogar behaupten, er habe ſeiner Schwiegermutter nur unter gewiſſen Bedingungen den Zutritt in ſein Haus geſtattet. Thusnelde aber äußerte bei der nächſten Theegeſellſchaft, ſie hätte von ihrer Couſine gehört, Eduard wolle nicht nach Braſilien gehen, und die Couſine hatte hinzugefügt, er paſſe nicht für die Diplomatie. Der Werther, welcher durch Walters Schuld in den Stadtgraben gefallen war, fand ſich nicht wieder; aber Eduard zeigte der Couſine bei einer Promenade über den Wall die verhängnißvolle Stelle, und Beide lächelten.

Der

Der Vater im Schnee.

„Gott erhalte Sie, Herr Paſtor," ſagte der Schäfer, „Sie haben einen ſchweren Weg."

Dabei band er die Laterne um den Hals des Pferdes und zog ſeine Mütze ehrerbietig ab. Der Pfarrer dankte ihm ſchweigend durch einen Händedruck.

„Wenn die Noth am größten, iſt die Hülfe am nächſten."

Er lenkte nun das ſteife Pferd von der Thür ab, in den ſchon hoch verſchneiten Weg ein.

„Halten Sie ſich ja rechts an die Stangen, Herr Paſtor," rief der Schäfer ihm noch einmal nach. „Machen Sie die Ohrenklappen herunter, der Wind bläſt jetzund immer ſchärfer. Links von den Schneeſtangen iſt . . . ."

Aber der Wind ließ den Reiter nicht mehr hören, und der Schäfer trat kopfſchüttelnd in die Thür zurück.

„Daß man noch nicht genug hat mit dem Kreuz und Jammer," ſprach er bei ſich, „daß er noch Neues ins Haus ſchicken muß, wie den Schnee vom Himmel, weiß nicht, wo es herkommt und wo es hin ſoll."

Der Weg von der einsamen Schäferei bis zum Pfarrhaus war dem Pfarrer nie so lang vorgekommen, und doch war es nur eine Stunde. Das klare Frostwetter, bei dem er ausgeritten, war langes vorbei; während seiner sauren, langen Arbeit in der Hütte hatten sich die Schneewolken aus Südwest über die weite Ebene gelagert und so schnell sich entladen, daß nun nichts, als ein großes Schneemeer vor ihm lag.

Der Wind pfiff und heulte, und wühlte im gefallenen Schnee und häufte Berge auf und ab. Das Pferd keuchte, die Laterne klirrte an seinem Halse, die Steigbügel, obschon mit Stroh umwickelt, waren eiskalt.

Und doch war das für den Pfarrer die geringere Sorge, wenn er an das Elend dachte, dem er entgegenritt. Hatten nicht die Springfluthen in diesem Frühjahr die fetten Niederungen weithin überschwemmt, war nicht der Wohlstand der Bauern dahin geflossen, hatten die Wellen nicht an seiner Armuth gezehrt, wie an den Schätzen der Reichen? Hatte er nicht mit dem geldstolzen Manne, dessen weites Freigut an seine kleine Pfarre stieß, der ihn nur mit geringschätzender Herablassung grüßte, auf demselben Damme rettungslos zugesehen, wie die Fluthen die Heerden des reichen Herrn und die letzte Kuh aus dem Pfarrhofe fortschwemmten?

Dort stand er, die Hände gen Himmel ringend, umklammert von der jammernden, schwangern Gattin.

Die Wiege mit ſeinem Kleinen ſchwamm dahin, er konnte ſie nicht aufhalten. Und der reiche, ſtolze Herr raufte ſich ſein Haar, auch ſein Kind ſtarbete im erſten kleinen Bette auf den ſtürmiſchen Wogen. Er ſchrie, er fluchte dem Himmel, er betete. Er bot Tauſende. Umſonſt. — Kein Nachen war weithin zu ſehen. Da wollte im Uebermaaß des Schmerzes der reiche Mann ſich in die Fluth ſtürzen, er wußte ſelbſt nicht, ob in eitler Hoffnung, das Kind noch zu retten, ob in der Verzweiflung, welche die Vernichtung ſucht.

Der Pfarrer hatte ſich losgeriſſen von der Frau und erfaßte im letzten, entſcheidenden Augenblicke mit kräftigem Arm den Wahnſinnigen.

„„Es iſt ein Gott über Dir!““

Er hielt ihn zurück, er hielt ihn mit feſtem Arme, feſt noch, als ſein Auge das Unvermeidliche ſah. Die beiden Wiegen des Armen und des Reichen ſtießen zuſammen. In einem Augenblick war es geſchehen, und ein neuer Waſſerſchwall verſchlang die Umgeſtürzten. Es waren zwei Väter, ein armer und ein reicher; aber der Arme war nun der reichere, er hatte noch Hoffnung, der Reiche hatte keine.

Das Herz blutend, betäubt vom Jammergeſchrei des Weibes, durchnäßt, im rollenden Sturm, der von der Nordſee her über die emporten Wogen tobte, mußte er tröſten, körperlich ſtützen den vor ihm Vergehenden, Zuſammenſinkenden; und die Erde bebte unter ihm,

der Damm berſtete, die Fluth brach an immer mehr Stellen durch, die wenigen Geretteten von den Andern trennend, und die finſtere Nacht kam herein.

An die Nacht, — es war nicht die erſte fürchterliche ſeines Lebens — dachte jetzt der heimkehrende Pfarrer, und das Blut rann ihm wieder durch die Adern. Er dachte, wie der harte ſtolze Mann damals ihn umklammerte, nicht von ihm laſſen wollte, ſelbſt als der ſpäte Nachen ihnen Rettung brachte. Immer wollte er neue Worte des göttlichen Troſtes hören, und aus dem Munde deſſen, der ſelbſt des Troſtes bedürftig, ihn doch ſo reich ſeinem Feinde ſchenken konnte. Der Pfarrer hörte noch die Vorwürfe ſeines Weibes, das ihn herzlos ſchalt, weil er über den reichen Herrn ſie, ihr hingerafftes Kind, und das erſt leben ſollte, vergaß. Er hatte die Leidende ja nicht vergeſſen, aber er hoffte auf eine ſchönere Erndte. Die Frau wollte ſich freilich zufrieden geben, als ſie hörte, daß der bekehrte reiche Mann mit vollen Händen ihrer Armuth gedenken werde. Er aber war ſchon zufrieden, als er das Wunder in dem Hartherzigen lebendig ſah, als Beide von der fürchterlichen Stunde an Freunde waren, als der Reiche ein neuer Menſch, ein Vater ſeiner armen Nachbarn, ein rettender Hulfeengel für die ganze Gegend zu werden verſprach.

Er gedachte auch eines andern Augenblicks. Die Fluthen waren zurückgetreten, Armuth und Verzweif-

lung ſchlichen um die Trümmer der Dorfer, um die zerſtörten Höfe. Wie klein wurden die Gaben, die ſo groß ſchienen in den Zeitungen von London und Hannover, wie klein, als ſie die Commiſſarien den Einzelnen zutheilten! Als der Spaten wieder feſte Erde fand, grub man zwei kurze, ſchmale Gräber dicht neben einander, wie die Aecker der Väter, und zwei Kinderleichen, die man im Geſtrüppe hangend gefunden, wurden dort eingeſcharrt. Es war die letzte Handlung des reichen Herrn, als er mithalf den grünen Raſen darüber zu decken. Noch ſelben Tages legte er ſich, krank ſeit jener Schreckensnacht, auf das Lager und ſtand nicht wieder auf.

Zu ſchnell war der Tod an ſein Kopfkiſſen getreten. Auf dem Papiere ſtand der Name des Predigers, große Summen ſtanden dabei und dann folgten die Namen Aller, die gelitten, aber es fehlte ein Federzug, nur ein Name, der des kalten, blaſſen Mannes darunter. Die arme Frau des Pfarrers mochte es nicht glauben, ſie ſchüttelte die erſtarrte Hand, er wollte nicht aufwachen, nicht einmal auf ſo lange, ſeinen Namen zu kritzeln.

„„Mein Gott, was ſoll nun aus uns werden! Was ſollen wir thun!““ rief ſie, faſt ſo in wahnſinniger Verzweiflung die Hände ringend, als da die Wellen ihr Kind fortttrieben.

„„Wir müſſen als Erben des Todten ſeinen Wil-

len ausführen,““ ſagte ruhig lächelnd ihr Gatte, und überſah die Liſte Aller, die der Seelige mit ſeinem irdiſchen Gute aus ihrem Elende reißen wollte.

Das konnte der Pfarrer nun nicht. Er konnte kein Geld unter ſie ſpenden; denn von denen er, was ihm zukam, empfangen ſollte, das waren ja die Hülfsbedürftigen ſelbſt. Aber er ging Tag und Nacht umher, war überall mit Rath und Troſt zur Hand, brachte hier dem ganz Entblößten einen geretteten Rock, dort der Kranken ein letztes Bettſtück.

Dann, wenn er nach Hauſe kam, weinte ſeine junge Frau, die einſt beſſere Zeiten geſehen, die er nach manchem harten Kampf errungen, die ihm in erſter glühender Jugendliebe in ſeiner Armuth gefolgt war, ſie weinte heiße, bittre Thränen und wandte ſich nun von ihm und wollte ihm nicht Rede ſtehen.

„„Er hat keine Liebe für ſein Weib, er hat kein Vaterherz für ſein Kind,““ ſtöhnte ſie in ihren Träumen auf, und der Friede in ſeinem öden Hauſe war dahin.

Die Maiensonne hatte wieder geſchienen über die Marſchfelder von Oſtfriesland, der Bauer hatte die Grenzſteine wieder aus dem Schlamme ausgegraben, der Pflug ging wieder über die trocknenden Felder, und die geretteten Heerden trieb man wieder in die weiten Koppeln. Die Juniſonne wärmte, die Juliſonne bräunte auf die üppig aufgeſchoſſenen Aehren.

Der Pfarrer berechnete den dürftigen Gewinn für den Herbst, und er wagte, der Frau, die im Kindbette lag, Hoffnung einzusprechen. Das Nöthigste für den Haushalt könnte wieder gekauft werden. Sie seufzte und lächelte. Aber schon während sie den Kopf umwandte und die Augen wieder schloß, zogen die schwarzen Wolken über den Kirchthurm, und ehe sie aufgewacht, hatte der Hagel ihre, des Pfarrers, die Hoffnung von drei verarmten Gemeinden vernichtet.

„„Er hat kein Herz! Er kann noch lächeln,““ rief sie, und stürzte sich über das Lager ihres schlummernden Säuglings.

Bei wem das Elend einmal einkehrt, da, sagt die Legende, ißt es sich satt, und will nicht wieder fort.

Der Sonnenschein saugte böse Dünste aus den Sümpfen, die auf den Niederungen geblieben waren. Fieber gingen umher, und klopften auch an die Thür des Pfarrhauses. Sie tödteten nicht, aber sie erlahmten die letzte Kraft. Wenn der Mann genas, legte die Frau sich nieder. Die Parochialen brachten kein Opfer, der Mangel ward täglich dringender.

Mit den erloschnen Augen stand die Gattin neulich Morgen da, und sah auf den leeren Napf, wo sie sonst des Pfarrers Frühstück anrichtete.

„„Unsere Kuh ist auch krank,““ sagte sie, und es schien, als stiege auch ein Lächeln über ihre bleichen Lippen.

„„Iſt doch unſer Kind geſund,““ erwiederte er, ſich über die Wiege bückend. „„Und das Waſſer im Brunnen iſt wieder klar und ſüß.““

Da brachen jetzt ſchon lang verhaltene Thränen ihr aus den Augen, und mit Heftigkeit warf ſie ſich auf das Bette.

„„Wie, hat der Brunnen auch das Fieber. Iſt er verarmet!““ rief der Mann.

„„Es ging nicht länger,““ erwiederte ſie ſchluchzend, „„ich habe an den Vater geſchrieben.““

„„An den Vater,““ ſagte er.

Das Wort Vater klang ſo in ſeinem Munde, als ob es kein Vater geweſen wäre, und er ging mit groſſen Schritten im Zimmer umher.

„„Sollten wir denn verhungern!““ ſchluzte ſie fort. — „„Wenn er die Noth wüßte, — wenn er es nur einmal mit eigenen Augen ſähe — ſelbſt die Stiefmutter würde ſich erbarmen. — Sieh nur, Gottlieb, als er mich mit Dich über die Schwelle ſtieß, mochte er es doch nicht ſo arg gemeint haben. — Seinem Schiffer, der das Bein in ſeinem Dienſt brach, giebt er doch das Gnadengeld.““ —

Sie ſprach in Pauſen, immer erwartend, der Pfarrer werde einfallen. Erſt jetzt geſchah es, als er zur Thür hinaus ging.

„„Das Gnadenbrod will ich, das von Gott kommt, nicht von Niemand!““ rief er heftig.

Elend, Krankheit, Mangel waren längſt im Hauſe. Der Unfriede kam hinzu. Sie ſaßen Morgens und Mittags bei dem dürftigen Tiſche und ſprachen kein Wort, ihre Blicke begegneten ſich nicht. Der Winterſturm, der in die Kamine fuhr, und das Schreien des Kindes, das waren die einzigen Laute in dem öden Hauſe.

Wohl trat die Pfarrerin alle Abend, wenn der Landbote kam aus der Stadt, auf die Hausſchwelle, aber für ſie kam kein Brief. Sie ſchlich ſtill in ihre Kammer und vermied die Blicke des Pfarrers. Man brannte kein Licht.

Eines andern Morgens huſtete das Kind, ſeine kleinen Augen waren entzündet. Der zarte Leib zitterte, wenn man ihn anfaßte, und Wange und Stirn glühten.

Die Eltern leßen ſich wachend an ſeiner Wiege ab, ſein Zuſtand ward zuſehends ſchlimmer.

„Wird Dir endlich auch warm ums Herz?“ rief ſie wie voll kaltem Hohn, der doch die innere Verzweiflung nicht verbarg.

Ihm war bange, ſehr bange. Er warf den Mantel um, und ritt durch Sturm und Wind den weiten Weg nach der Stadt, den Arzt zu holen.

Auf gewohnte Weiſe bog ſein Thier um die Ecke und hielt vor dem Kaufladen, wo er ſonſt ſeine Be-

dürfniſſe entnahm. Wie lange hatte nicht er, nicht ſein Knecht hier angeſprochen. Etwas betroffen wollte er das Thier fortreißen, da klopfte der Krämer in der braunen Schürze an das Glasfenſter, und ſchob die Scheiben weg.

„„Apropos, Herr Paſtor, ſehen wir uns einmal. Die Rechnung iſt ausgeſchrieben, und der Saldo von fünf Viertel Jahr. Bringen Sie uns das Geld, ſo kommen Sie juſt zur rechten Zeit — ſonſt hab' ich ſchon den Herrn Advokaten von wegen der Execution inſtruirt.““

„„Iſt denn die liebe Frau nicht zu Hauſe?““

„„Todt, todt, Herr Paſtor. Grade zur rechten Zeit, die hätte mir mit ihrer Nachſicht die ganze Nachbarſchaft auf den Hals geladen. Grade zur rechten Zeit todt, kann keinen Kredit mehr haben, keinen Aufſchub. Wenn alle Welt überſchwemmt ſein will, und Hagelſchlag leiden und das Fieber haben, ſo kann ich meine Bude ſchließen, und ich will ein ehrlicher Mann bleiben.

„„Ihre Frau war eine gute —““

„„Weiß alles, was ſie war, habe ihren Leichenfermen mit ſieben Laubthalern baar bezahlt, brauche gar nichts weiter zu wiſſen, aber mein Geld will ich auf Heller und Pfennig. Und daß Sie ſich präpariren können, es iſt alles ſchon richtig gemacht, und übermorgen klopft der Executor an Ihre Thür. Wenn

Sie heut noch zahlen wollen, bis halb zehn bleibt mein Laden offen, und ich will ein Uebriges thun und das Mandat gratis zurücknehmen.““

Der Schieber flog zu, und der Pfarrer ritt vor des Doctors Thüre. Die Fläschchen Johannisberger wurden eben entsiegelt, als der Pfarrer ihn herausrufen ließ.

„„Das wird nichts zu bedeuten haben,““ sagte der Doctor, die Serviette in der Hand, auf dem Treppenflur, „„nichts als eine katarrhalische Erkältung. Nehmen Sie etwas Lakritzensaft, und das Husten wird sich geben.“

„„Um Lakritzensaft, Herr Doctor, bin ich nicht drei deutsche Meilen geritten.““

Der Doctor stocherte sich in den Zähnen, und sah schaudernd auf das Wetter draußen, indessen der Vater mit dringender Umständlichkeit das Uebel seines Kindes schilderte.

„„Kinderkrankheiten, lieber Herr Pastor,““ sagte er etwas nachdenkender.

„„Kinder, Herr Doctor, sind auch Geschöpfe Gottes.““

„„Gewiß, gewiß, kommen aber viel leichter durch. Ich will Ihnen etwas verschreiben.““

„„Herr Doctor, Sie haben nicht meinen leidenden Kleinen gesehen; ich bin ein Laie. Ich mag die Symptome falsch aufgefaßt haben. Was Sie verschreiben, ist vielleicht Gift.““

„„Pastor, das Kind steht in Gottes Hand, und des Menschen Auge und des Menschen Arm reicht nicht, um Alles zu sehen und Alles zu fassen.““

„„Aber dort wiehern in Ihrem Stalle zwei starke, feurige Rappen, Sie selbst sind ein gesunder Mann —““

„„Bis der Nachtsturm auf der Haide mir auf die Brust fällt.““

„„Ich bin hergeritten in diesem dünnen Mantel.““

„„Sie haben recht, das könnte mich nicht zurückhalten. Aber verlangen Sie, der Sie das Wort Gottes predigen, das auch das Wort der Vernunft seyn soll, daß ich um ein Kind von einigen Monaten mehrere Dutzend meiner alten Patienten im Stich ließe? Jeder von ihnen weiß, was er leidet, kann mir distinct antworten auf meine Fragen. Ich weiß ihre Krankheitsgeschichte, mir hat der liebe Gott ihre Pflege, ihre Behandlung, ich kann sagen ihr Leben in die Hand gegeben. Ich muß für sie einstehen; Ihr Kind steht kaum aufgezählt auf der Liste der Lebendigen, unsere Kunst hat noch nichts mit zu thun, es ist alles Zufall, und ein solches Kind ist so speciell in Gottes Hand, wie eines im Mutterleibe. Wollen Sie es nun verantworten, wenn ich die Nacht zu drei Kranken gerufen werde, denen meine Kunst vielleicht Rettung bringen kann, wollen Sie es verantworten, wenn ich Ihres einzigen Kindes wegen mich sechs und dreißig Stunden vom Hauptkreis, dem ich verpflichtet bin, entferne.

Wollen Sie, können Sie das mit gutem Gewissen, dann gehe ich mit Ihnen.““

Der schweigende Prediger empfing nach fünf Minuten ein Recept des Doctors, der am nächsten Sonntag auf seiner Landtour bei ihm anzufragen versprach.

Der Mörser des Apothekers stampfte das verschriebene Pulver. Jeder Stoß des Klöpfels fiel dem harrenden Vater schwer auf das Herz. Er konnte nicht in der Zeitung lesen, die ihm der Provisor hingelegt hatte, die Buchstaben verschwammen ihm! Und doch fesselte ihn ein Artikel. Ein Vater, ein reicher, glücklicher, gepriesener Mann, dessen Name so hoch stand, dessen Name so stolz klang, wie er selbst niedrig stand und wie demüthig der Seine tönte, dem hatte die Pest sein einziges Kind geraubt. Der vornehme Mann erhob nun Hülfe flehend in den Zeitungen aller Länder seine Vaterarme, er bot Geld und Schätze dar und rief alle gute Menschen an, ihm zu helfen, sein Kind ihm wiederzubringen. Und was sagte der fürchterliche lange Gedankenstrich dahinter? — Daß es vielleicht zu spät sei?

„„Der Himmel gebe, daß es helfe!““ sagte der Provisor, als er dem Pastor das Päckchen überreichte.

Nun wollte er schnell die Stadt verlassen, und hatte im Schmerz vergessen, daß ihn die Straße von der Apotheke nach dem Thore vor einem Hause vorbeiführte, das er immer vermied. Es war ein stattlich

schönes Haus, mit bunt lackirten Saulen und Marmorstufen. Reinlich war Holz und Stein wie nur in Holland, große, blanke Spiegelscheiben, und den Meſſingklinker der bronzirten Thure hätte keine ſchmutzige Hand angreifen dürfen. Da ritt er herzklopfend vorbei, als es wieder an die Scheiben pochte. Beim letzten Winterabendſonnenſchein blickte ein feingepudertes, dickes Geſicht heraus, und rief ihm zu:

„„Wart Er!““

Er wartete. Das Fenſter klirrte auf, das gepuderte Geſicht erſchien wieder, glänzend im Abendroth, mit unverwüſtlicher Ruhe, und die dicke Hand warf ihm einen verſiegelten Brief herunter:

„„Ich nehme keine Bettelbriefe an. Saz Er das bei ſich zu Hauſe.““

Der Prediger hatte den Brief gefaßt, das Fenſter klirrte wieder zu. Kein Menſchengeſicht ließ ſich mehr hinter den Scheiben ſehen. Es war, als hätte der kalte Abendhauch ſeinen ganzen Froſt über das große, ſteinerne Gebäude ausgegoſſen.

Die Nacht geſtern war ſternenklar geweſen, als der arme Pfarrer, die Dechung des Krämers, das Pulver des gewiſſenhaften Arztes, den verſiegelten Brief des hartherzigen Vaters in der Taſche, heimritt.

Sein müdes Pferd hielt an den wohlbekannten Schenken; er mußte es mit Gewalt weiter reißen, der Apo-

Apotheker hatte ſeinen letzten Schilling bekommen. Ein hell angeſtimmtes „„Befiehl Du Deine Wege““ war ihm Trank und Speiſe, bis er im grauen Morgenſchein ſeinen Kirchthurm erkannte.

Die Thür war nicht verſchloſſen, kein Knecht, keine Magd empfing ihn. Oben fand er die arme Frau, erſchöpft von der Nachtwache, auf dem Boden liegen neben der Wiege. Nur ihr Kopf ruhte auf dem Schemel, auf des Kindes Stirn ſtand der nahe Tod geſchrieben. Sie ſprach kein Wort, kaum drückte ſie die Hand, die er ihr bot. Sie wollte nichts von Troſt wiſſen.

„„Es kann ja Niemand unglücklicher ſeyn.““

„„Doch, doch, Chriſtine,““ ſagte er. „„Wir ſind gefaßt auf dieſes Unglück; ſeit Wochen können wir uns darauf vorbereiten, es ſchlägt nicht wie ein Blitz bei klarem Himmel ein. Ich las drinnen von einem Vater, der war noch unglücklicher als wir. Einem reichen Lord, den Du oft haſt preiſen hören, als einen Herrn der Herrlichkeit, haben böſe Menſchen ſeinen einzigen Sohn und Erben geraubt. Spurlos iſt er mit ſeiner Wärterin verſchwunden, und mit ihm das Glück und der Friede einer großen Familie. Unſer Kind, wenn es ſtirbt, nimmt der, gegen deſſen Willen kein Widerſpruch gilt, zu ſich. Der Knabe wird nicht verderben. Rein kommt er oben an, wie er rein von uns ſchied. Den armen Knaben, deſſen zarte Kindheit

auf Flaumfedern sich wiegen sollte, dessen weiche Wangen kein rauhes Lüftchen treffen durfte, schleppen Leute fort, die ihn früher nicht anblicken durften. Sie schlagen ihn, wenn er schreit. Ist er durstig, geben sie ihm Branntwein zu trinken, hüllen seine zarten Glieder in schmutzige Lumpen, beschmieren sein feines Gesicht mit Fett und Ruß, werfen ihn auf faules Stroh in dumpfe Keller. Christine, der Vater findet vielleicht ein im Jammer gestorbenes Kind, vielleicht hat eine ruchlose Hand — ach es giebt noch Aergeres. — Wenn die Vorsehung Jahre vorüberrollen läßt, hat er ihn vielleicht doppelt verloren, der Vater findet statt seines schuldlosen Knaben einen ruchlosen wieder, einen Abschaum der Menschheit.““ —

Die arme Frau hatte heut keine Gefühle für fremde Leiden. Sie wehrte den Tröstenden nur mit der Hand ab.

Der Pfarrer rührte jetzt dem Kleinen das Pulver ein; der armen Frau hatte er nichts mitgebracht.

„„Nichts,““ sagte sie, und ihr starres Auge fiel auf die Brusttasche seines geöffneten Oberrocks.

„„Da ist etwas,““ und sie hielt den Brief, ihren Brief, den unentsiegelten Brief an den hartherzigen Vater in Händen. Einige Minuten las sie stumm und still die Aufschrift, als könne sie es noch nicht glauben, dann weinte, schrie und lachte sie, und knüllte ihn in den Händen.

„„Du bist nicht Tochter allein, Du bist auch Mutter,““ sagte der Gatte, sie mit ernstem Blicke auf die Wiege verweisend.

„„Ich bin keine Tochter mehr,““ antwortete die Unglückliche, „„ich bin keine Mutter mehr.““

Jetzt erst sah er die Worte auf dem Couvert: „„Ich habe keine Tochter mehr. Wenn sie fortlaufen will von ihrem Bettelpfarrer, kann sie als Magd in meiner Küche Platz finden.““

„„Warum mußte ich Dir folgen!““ rief sie, ihrer nicht mehr bewußt. Der Pfarrer zitterte, und von dem Augenblick an hatte er kein Wort gewechselt mit seiner verlornen Gattin.

Das war, wie er oft nachher sagte, der fürchterlichste Augenblick in seinem Leben gewesen. Dagegen war die Nacht licht, die einbrach, dagegen das Unwetter, das jetzt um ihn tobte, Linderung.

Er hatte sich in seiner Kammer erschöpft auf das Bette geworfen, er konnte nicht schlafen, nicht wachen, als es anpochte, ein neues Unglück zu melden. Er wurde zu einem Sterbenden gerufen, doch nicht im eignen Hause. Sein Kind lebte noch.

Der Schäfer war es aus der einsamen Hütte. Ein armes Frauenzimmer, verirrt vom Wege, lag in Todesnöthen in seiner einzigen Stube, und jammerte

um Rettung, um Tod, und noch dringender um einen Beichtiger.

„„Ja gewiß, Herr Pater, die fährt gradweges in die Hölle, wie sie schreit, wenn nicht ein Seelsorger kommt. Es ist ganz jämmerlich zu hören. Es mag auch nicht ganz richtig seyn mit ihr, denn sie blutet etwas, als hätte ihr einer arg zugesetzt, und sie wäre nur just mit knapper Noth davon gekommen, aber darauf will sie sich gar nicht einlassen. Am Leibe mag auch nicht mehr viel zu thun seyn, denn der Frost ist zugeschlagen; aber sie schreit so jämmerlich nach Einem, der sie hört, daß das Lamm im Stall ängstlich werden könnte. Und Sie sind doch hier der einzige Seelsorger.““ —

Es war ein schwerer Kampf, aber der Sieg bald errungen. Das ächzende Kind konnte ihm nicht beichten. Er empfahl es einem Höheren, küßte seine beide Stirn, und überließ es der Mutter, die nicht einmal aufsah, als er die Thür zudrückte.

So ohne irdischen Trost war er noch nie in die kalte Winternacht hinein geritten. Der Auftritt, den er kaum in des Schäfers Hütte erlebt, konnte dem wunden Herzen keinen mehreren geben, als er jetzt heimritt.

Mit den in immer dichteren Flocken herabfallenden Schnee löste sich nicht die starre Kälte. Schon bis über das Knie trat das steife Pferd ein. Kaum

Sporen hätten es in Trab bringen können. Des Reiters Knie, wo der Wind den Mantel fortwehte, wurde ſtarr wie die Fußſpitze, die Hand, die den Zügel hielt, war ſteif. Der Hauch, der aus dem Rachen des Thieres zurück ſchlug, war ihm ſchon eine Wohlthat.

Und wenn er auch dem Pferde die Sporen gab, wenn es ihn im geſtreckten Lauf durch Schnee und Unwetter dahin trug, was fand er zu Haus? Kaum ein Feuer im Ofen, Armuth, Verfall ringsum. Ein Kind, ſein Kind, ſein letztes Kind lag todt in der Wiege, und ſtatt mittheilenden Troſt Klagen, Verwünſchungen aus dem Munde einer Gattin, deren Herz er verloren, die den Himmel anklagte, daß ſie ihr Loos mit ſeinem getheilt hatte.

Und er dachte zurück an die Hütte, welcher er eben den Rücken gewandt. Eines wie ſchweren, ſchweren Todeskampfs Zeuge war er dort geweſen! — Eine böſe That laſtete auf der Bruſt des armen Weibes, und ließ ſie nicht ſterben, trotz Wunden und Erſchöpfung. Die Bruſt wallte auf, die Hand ſtreckte ſich Hülfe flehend aus, aber die Zunge wollte nicht mehr ordentlich gehorchen. Sie war geſchlagen worden, wohl in mörderiſcher Abſicht, und doch klagte ſie ſich ſelbſt an, ſie wäre die Mörderin. Sie flehte um Buße, um Verzeihung, ſie betheuerte ihre Reue, ſeit drei Tagen und drei Nächten, aber der Herr ſey unbarmherzig geweſen. Immer erhob ſie die Arme, als verlange ſie nach ei-

nem geliebten Gegenſtande, der ihr entriſſen worden. Sie bat ihn, er ſolle ihr verzeihen, ſie hätte ihn ja immer geliebt, eben ſolle er ſie nicht verklagen. So konnte ſie im Wundfieber zuſammenhängend ſprechen, aber auf die Frage des Geiſtlichen ſtockte die Zunge, die Lippen rangen vergeblich, einen Namen vorzubringen, nach dem er fragte. Als er drei Stunden vergebens verſucht, ſank das arme Weib in einen ruhigern Schlummer, der ſie zu einem längern vorzubereiten ſchien.

So hatte ſie der Pfarrer verlaſſen. War da nicht mehr Friede, auf dem Strohkiſſen der reuigen Sünderin, die ihren Geiſt aushauchte, als in dem eigenen Hauſe, beim röchelnden Kinde, bei der verkommenden, ihm fluchenden Gattin, wo Morgen der Gerichtsdiener anklopfte, mit dem Todtengräber um das Letzte, das ſein war, zu hadern?

Er fragte ſich, ob ſeine Kräfte es aushalten würden, wenn er, erſchöpft, erfroren, in dem Augenblick über die Schwelle trat, wo ſein Kind zum letzten Mal athmete?

Ein friſcher Gedanke, ein kräftiges Lied hatte ihn oft im Unmuth geſtärkt. Es war ja nicht das erſte Mal, daß er in Nacht und Winter ritt, daß die Glieder lahmten, das Blut ſtockte. Wo aber ſollte heut der friſche Gedanke herkommen, der ſeine Seele erhob? das Lied ſtarb auf der Zunge.

Ihn überkam ein entſetzlicher Gedanke. Vergebens drängte er ihn fort. Immer ſüßer, immer verführeriſcher umſchlich er ihn. Bisher hatte er durch beſtändige Bewegung der Schenkel und Arme das Blut in Bewegung erhalten, jetzt hielt er ſie ſtill; die Zügel ruhten in der ſteifen Hand, er lenkte nicht mehr das Pferd, das Blut pulſirte langſam, die Ruhe that ihm wohl, die aufgeregten Gedanken ſchweiften nicht mehr umher, ihn ängſtigend.

Was war der Tod? — Was war ihm der Tod? Er hatte kein Kind, keine Gattin, kein Glück mehr zu verlieren. Sein Arm war ſchwach; er konnte Niemandem mehr helfen. — Was war ſein Leben hier? Wo ſeine Ausſicht? — Es war überall ſo dunkel, als die Schneenacht.

Der Zügel war ſeiner Hand entglitten. Er fühlte es nicht. Der Schnee wirbelte in immer dichteren Flocken um ihn. Es war nicht unangenehm, wie ſie auf ſein erſtarrtes Geſicht fielen. Er ſah nichts, er fühlte nichts als das matte Gewimmel beim matten Schein der Laterne. Hinter den weißen Flocken, ſo weit das Auge drang, Flocken an Flocken; ſo über ihm, ſo neben ihm, und tiefer und tiefer ſank ſein müder Braunen in den lockern Schnee unten. War das das Bild der Ewigkeit, ritt er dahin, wo keine Nacht iſt und kein Tag, wo kein Gegenſtand mehr das Auge feſſelt, wo kein Himmel iſt und kein Ende, kein An-

fang und kein Ausgang? — Kein Riß in den Wolken zeigte den nächtlichen Sternenhimmel, auch die Schneefangen, aufgefeckt, um den leicht verwehten Weg in den weiten feurlosen Niederungen zu finden, waren ihm aus dem Gesicht verschwunden. Es kümmerte ihn nicht, er bemerkte es kaum. Sein Auge war starr hingerichtet auf den Kopf seines Pferdes. Das Aufstöhnen des geplagten Thieres war der einzige Laut, den er vernahm. Wie es so unterweilen aus der hohlen Brust herauskam, stimmte es in die Monotonie des Auftritts. Der schneidende Wind hatte sich gelegt. Der wohlthätige Gast, der Allerbarmer Schlaf, verscheucht durch die Anstrengung von zwei Nächten und zweien Tagen, senkte sich auf seine Augenlieder. Ihm war gar nicht mehr bang zu Muthe.

Da stand plötzlich das Thier still. Es war vorhin so langsam, im Schnee sich durcharbeitend, geschritten, daß der arme Mann das Innehalten kaum bemerkt hätte. Wenn er geschlafen, so hatte er mit wachenden Augen geschlafen.

Das Pferd stutzte die Ohren. Das war ein neues Bild für ihn, der, er wußte nicht wie lange, aber es war sehr lange, nichts vor sich gesehen hatte, als den Kopf und die niedergebeugten Ohren, und wie der Schnee, der sich auf dem Kopfe gesammelt, bei jeder stärkeren Bewegung zu beiden Seiten abfiel. Es stöhnte tief auf, aber das Stöhnen des Pferdes war

nicht der einzige Ton, der sein Ohr traf. Es wimmerte etwas von nah oder von fern, er wußte es nicht zu unterscheiden. Wußte er sich doch selbst kaum von seinem Daseyn Rechenschaft zu geben! Der Schnee lag handdick auf seinem Mantel, vor ihm auf dem Schooße, auf seinen unbeweglichen Armen. Er konnte selbst ein Steinbild geworden seyn, seit uralter Zeit daſtehend, von Regen und Wind getroffen, von Schnee belastet. Der lange tiefe Schmerz war vergessen, er mußte wieder geweckt werden.

Das that der Schrei, der jetzt das Wimmern unterbrach. Es war nicht sein Kind, das stöhnte viel kläglicher, viel sanfter; nicht die gebeugte Mutter, auch die arme Frau nicht, die er eben sterbend verlassen. Es war ein gräßlicher lang aushaltender Schrei der Verzweiflung.

Wo war er, wo konnte der Schrei herdringen? — Nichts um ihn, als rings die alte Schneenacht. Er sah keinen einzigen Gegenstand, keine Schneefange weitumher. Wie weit mochte er vom Wege abgekommen seyn!

Von der linken Seite schrie es jetzt wieder, aber das Wesen, das den Schrei ausstieß, mußte doch noch entfernt seyn. Der Geistliche versuchte sich im Bügel zu regen. Er schüttelte wohl den Schnee ab, aber seine Füße waren todt, die Schenkel wollten den Dienst versagen. Er fühlte, er war am Rande des Todes ge-

ſtanden. Noch wenige Minuten, und ſein Puls hätte aufgehört zu ſchlagen.

Da kreiſchte es noch einmal jämmerlich auf, und das Blut zückte ihm plötzlich durch die Adern. Er gewann Kraft, das Bein herum zu ſchwingen, und aus dem Bügel zu ſteigen. Laut rief er nun in die Nacht hinein:

„Wer jammerte hier?“

Es war einen Augenblick ſtill, dann ſtöhnte es:

„Hier — hier!“

Es kam aus der Tiefe, Luft und Entfernung mochten die Worte forttragen. Der Geiſtliche wußte nun die Richtung. Er watete, das Pferd am Arm, dahin. Die Laterne warf nur ein ungewiſſes Licht vor ſich hin. Er wäre zugetreten, nur der Inſtinct des Pferdes rettete ihn. Es blieb ſtehen, bäumte ſich und ſtampfte auf dem Boden.

Der Pfarrer ward aufmerkſam. Er ſtrengte ſein Auge an, und entdeckte durch den Schatten eine Tiefe vor ſich. Ein unbeſonnener Schritt vorwärts, und er wäre hülflos da hinabgeſtürzt, wo unten vermuthlich ein anderer Verunglückter ſeine Klagetöne ausſtieß.

Es war einer jener Gräben oder Waſſerhalter, wie ſie in der Gegend häufig ſind. Weit aber mußte der Reiter vom Wege ab ſeyn, denn kein Kanal kreuzt oder lief an demſelben. Nacht und weiße Decke lie-

ſen ihn nicht erkennen, wie tief, wie ausgedehnt der Abgrund war.

„Unglücklicher! liegſt Du dort unten,“ rief er, um an der Stimme ein Wahrzeichen zu haben.

„Hier — hier!“ jammerte er wieder, aber es war nichts zu entdecken.

„Biſt Du an der Wand hinabgeſtürzt?“

„Hülfe! Hülfe! — Ich ſterbe — Ach mein Gott!“

Der Prediger glaubte jetzt aus dem Schall den Ort zu entdecken. Rechts, dicht unter ihm, es konnte nicht allzutief ſeyn. Die Seele Gott empfehlend, ſetzte er ſich nieder in den tiefen Schnee, und ſich, ſo lange es ging, haltend am feſtgefrornen Erdrande, ließ er den Körper hinabgleiten. Es glückte wider Erwarten, der Zufall hatte ihn eine abſchüſſige Stelle wählen laſſen, und nicht über drei Mannshöhen tief fand er feſten Grund.

Das Pferd, neugierig oder aus Inſtinct, beugte den Hals hinunter, und der Laternenſchein erlaubte ihm umherzuſuchen. Doch ſelbſt als es von neuem aufſtöhnte, konnte er noch nicht das Weſen entdecken.

„Hebe Deine Hand in die Höhe, wenn Du es vermagſt.“

Da regte es ſich im Schnee; ein Arm hob ſich langſam, um gleich wieder zu fallen. Der Geiſtliche arbeitete nun mit Händen und Füßen, und er fand einen Mann, deſſen ſterbende Kräfte ihm nicht erlaubten, dem ſpäten Retter entgegen zu kommen.

„Ueberfiel Dich hier der Frost?“

„Ich — stürzte.“

„Wo sind Deine Wunden?“

„Ueberall.“

„Reich mir den Arm. Stütze Dich.“

„Zu spät.“

Es war zu spät. Was die Wunden nicht gethan — er war, verirrt im Schneetreiben, auf das glatte Eis hinabgestürzt — hatte der Frost vollendet. Vergebens suchte der Geistliche ihn aufzurichten, der Kopf sank immer wieder zurück. Er rieb die Stirn mit Schnee, er griff ihm in den Busen. Vergebens, das Sterbelächeln wurde immer deutlicher. Nur den linken Arm vermochte er noch zu bewegen, und deutete damit immer nach der andern Seite hin. Er wollte etwas sagen, seine Lippen arbeiteten, wiewohl keine andern Töne herauskamen, als ein ängstliches „Da — Dort.“

„Unglücklicher! Du stehst am Rande der Ewigkeit. Laß die Sorge um irdisches Gut fahren. Dein Leben ist hin —“

„Meines“ — stöhnte der Mann.

„Wende Deinen Sinn zu dem, der es Dir gab und es Dir nimmt, nach seinem unergründlichen Wohlgefallen.“

„Meines,“ stöhnte er, noch heftiger das Wort betonend, auf, und richtete vergeblich die Brust empor — „Ach — ich — verloren — aber das Kind —“

„Noch ein Weſen außer Dir?“

„Rettet, rettet — das Kind — Jeſus Chriſtus — rettet — ich ſterbe.“ —

„Ein Kind,“ fragte der Geiſtliche, über die Bruſt des Sterbenden hin knieend. Sprich, wo?“ —

Er erhielt keine Antwort mehr. Mit einem gräßlichen, hohlen Seufzer hauchte der Arme ſein Leben aus.

In der tiefen Grube, die der herabfallende Schnee zu füllen drohte, ſtand der verlaſſene Geiſtliche neben den Todten. Schon deckte wieder eine weiße Hülle die undeutliche Geſtalt, die er kaum herausgearbeitet, damit ſie frei ſterben könne, und noch bang dieſelbe Höhle ein zweites Weſen, das vielleicht zu retten war. Wo in der weiten Höhlung lag es? — Er lauſchte, er glaubte ein Wimmern zu hören. Es war das Gewieher ſeines Pferdes. Das Kind war vielleicht mit dem Todten an derſelben Wand hinabgeſtürzt. Er glaubte einen dunkeln Punkt hervorragen zu ſehen, er wollte ſich hinarbeiten — da wurde das Pferd eben unruhig, es drehte den Hals und wendete ſich um. Der letzte Lichtſchein war verloren. Eine fürchterliche Angſt und Hoffnung durchrieſelte ihn, er war gerettet, denn kein Glühwein, keine Bettwärme hätte ſo die erſtarrten Glieder löſen, ſo das Blut in lebendigen Umlauf bringen können, als der Schreck, das Licht zu verlieren. Die Hände faltend, ſtand er da, und bat in

stummer Angst sein Thier. Aber es drehte sich und er stand in der Nacht allein.

„Schuldloses Wesen, so trete denn vor des Ewigen Thron mit meinem Kinde hin.“

Nun war keine Möglichkeit, er mußte nur daran denken, selbst die Höhe wieder zu gewinnen. Noch aber fiel ihm ein, er hatte eine Brieftasche in der Brust des Todten gefühlt. Er streifte den Schnee noch einmal ab und arbeitete eben, die an das Kleid befestigte Ledertasche abzulösen, als es dicht daneben athmete. Der Lebensfunke war da. Er griff hinüber nach der andern Seite des Körpers und hatte sich nicht getäuscht. Mit rastloser Schnelligkeit arbeitete er, der Schnee fuhr unter seinen Händen auseinander, und ein in Pelze dichteingewickeltes Kind war gefunden. Es athmete frisch, wie eben aus einem betäubenden Schlafe erwacht. Die dichte, warme Hülle mochte, wie sie es früher beim Falle geschützt, das Kind zugleich mit der Schneelast über ihm vor dem Frost bewahrt haben.

Er raffte es auf, drückte es an seine Brust, küßte ihm auf die warmen Lippen, und die ersten unartikulirten Laute hauchten auch ihm Lebenslust ein. Wie er aus der Grube herausgekommen, wußte er selbst nachher nicht anzugeben, das aber wußte er, das Gefühl der Rettung des Kindes hatte ihm die Kraft geliehen. Sein gehorsames Pferd kehrte im Augenblicke um, als er, die theure Last im Arm, die letzte Anstren-

gung machte, ſich auf die Höhe hinauf zu ſchwingen. Es leuchtete ihm, ſchüttelte den Schnee ab, und ließ ihn mit ſeiner neuen Bürde aufſteigen.

Er war glücklich. Und wodurch? Daß eine neue Laſt auf den Schultern des Armen lag! Es mochte ein Kind zwiſchen drei und vier Jahren ſeyn. Noch lebte erhalten, davon überzeugte er ſich bei jedem Schritt, aber wie weit war er noch von ſeiner Wohnung, wie oft konnte noch bis dahin der Hauch der bittern Kälte das zarte Weſen erſtarren, und er brachte ſeinen Armen ein todtes Kind, ſeinem — todten Kinde!

„Wind iſt kalt,“ ſprach in enaliſcher Mundart, deren einfache Laute aber wenig von denen der Diſtrictiſchen Küſte verſchieden ſind, das Kind, und der Geiſtliche ſpornte ſein Thier an.

„Eher ein Pferd, als ein menſchliches Weſen!“ dachte er und zählte die Minuten.

Sie wurden zu Viertelſtunden, und das Pferd lief für die Umſtände gut. Er herzte und drückte das Kind, es zu beſchwichtigen, und ſagte, ſie kämen bald zur Mutter.

„Mutter iſt blutig,“ ſagte das Kind.

Jetzt ſah er in weiter Ferne über den Schnee ein Licht ſchimmern. Es mochte aus einer Bündnerhütte am Dorfe herkommen. Das todtmüde Pferd wieherte

ihm entgegen und blieb am Zaune ſtehen. Der Prediger ſtieg behutſam mit dem Knaben ab und klopfte an das Fenſter, aus dem der Lichtſchein kam. Er klopfte mehrere Mal, aber es kam keine Antwort. Die Scheiben waren mit Eis bedeckt, er konnte nicht durchſehen. Als nichts half, ſtieß er das ſchlecht in den Angeln hängende ganze Fenſter auf und ſah — ein ödes Zimmer und in der Mitte eine Leiche. Eine Lampe brannte zu ihrem Kopfe, und ſchien auf das weiße Geſicht. Es war die arme Frau, zu der er heut gerufen worden, und es war die Schäferhütte, die er bei Anbruch der Nacht verlaſſen. Das Pferd, wohl gepflegt vom Schäfer, hatte ihn im Kreiſe dahin zurückgetragen, von wo er zu dem ſauren Wege ausgeritten war. Nur daß Menſchen und lebende Weſen damals in der Hütte waren, die Leiche ſchien das Schäfer, ſeine Frau, ſelbſt die Hunde verſcheucht zu haben. Es war keine Spur von ihnen zu finden. Nur der häßliche ſchwarze Kater ſtierte mit ſeinen glühenden Augen von der Ofenbank auf den Leichnam.

„Ach die Mutter ſieht ſo bös aus,“ rief das Kind aus, als er mit ihm in die unheimliche Stube trat.

„Iſt das Deine Mutter?“ fragte nun der Geiſtliche, von der neuen, wunderbaren, ſchrecklichen Fügung ergriffen, und ſein finſterer Blick ruhte bald auf dem Kinde, bald auf der Todten.

Das, erſchreckt, fing an zu weinen, und jammerte her-

heraus: „Ja, ja es iſt Mutter.“ Aber es kam ſo ängſtlich hervor, als preſſe nur die Furcht ihm die Antwort aus.

„Armes Kind, ſollſt Du ſo Deine Mutter wiederfinden. Dann ſieh Dir ſie noch einmal an, präge ihr letztes Bild Dir in Dein Gedächtniß.“

„Nein, nein, nicht gute Mutter — böſe Mutter,“ ſchrie es, und ſträubte ſich.

Ein Lichtſtrahl durchzückte plötzlich den Geiſtlichen. Er riß die Briefſtasche auf, und wenige Blicke in die Papiere beſtätigten ihm, was der Argwohn im Momente ihm eingeflüſtert hatte. Er küßte den Knaben und rief:

„Glückſeliger Vater, der Du noch hoffen kannſt. Dein Kind iſt gerettet.“

Die Briefſchaften und Documente ließen keinen Zweifel, daß der gefundene Knabe das geraubte Kind des vornehmen Engländers ſey, der in allen Zeitungen der Welt die Räuber verfolgte, und alle Menſchen anrief, ihm zu helfen.

Aber war ihm ſchon geholfen? Der Knabe rief: ihn hungere ſo ſehr. Dabei war er müde und klagte. Er wollte, die Mutter ſollte aufſtehn, und ihm zu trinken geben.

Die Mutter konnte nicht aufſtehen, und der gute Pfarrer hatte ſich bald überzeugt, daß in der ganzen

Schäferei nichts zu finden war. Die Schafe waren längst nach einer andern Schäferei ausgewintert, die Einwohner, furchtsam wie er sie kannte, würden vor Tages Anbruch nicht zurückkehren. Und hätte nicht sein Kind, nicht seine Gattin, auch seine abgefallene Gattin ein Recht, ein stärkeres Recht auf ihn, denn sie war die Mutter seines sterbenden Kindes! Er gestand sich einen Grund, der ihn forttrieb, nicht ein. Er hätte nicht mit der Leiche eine Nacht in der öden Winterhütte einsam verleben mögen.

Es hatte aufgehört zu schneien, als er noch einmal das zitternde Pferd bestieg. Er lenkte es in die Schneefluren, er hoffte, vor dem Morgengrauen das Dorf zu erreichen. Dichter in seine Pelze verhüllt, ruhte der Kleine vor ihm; er hatte ihn für den schlimmsten Fall festgebunden.

Wer straft den Unglücklichen, wenn zwischen den dumpfen Schmerzen des gebeugten Vaters und Gatten den armen Mann, den Menschen eine hellere Vorstellung umgaukelte! Er hielt einen Schatz in Händen. Das reiche Lösegeld des Vaters konnte seinem sterbenden Sohn kein Leben einhauchen, auch nicht die Liebe seines Weibes ihm wiedergeben, aber wie reich ist die Welt, die Jugend lag noch nicht zu fern hinter ihm, wie viel Sorgen kann der Sorgenfreie be-

ſchwichtigen, wie anders wirkt der Niedergedruckte und der Lebensmuthige?

Aber ach der rauhe Oſtwind fing wieder an, ſeit das Schneetreiben aufhörte. „Mich friert,“ ſagte der Kleine, und ſchlang ſeinen Arm um den Hals des Reiters. Den Reiter frer auch, er zählte die Minuten, die Pulsſchläge, er fühte jeden Tritt des ächzenden Thieres unter ſich. Er fühlte noch mehr, er wünſchte den Schnee zurück.

Da hielten ſie plötzlich inne, und ſtürzten im nächſten Augenblicke. Der Reiter und ſein Kind laen im tiefen Schnee. Ihr Pferd, das übermatte, abgelebte Thier ſank keuchend zuſammen, um nicht wieder aufzuſtehen; das Lichtſtümpfchen in der Laterne verlöſchte mit dem letzten Athemzuge des geplagten Thieres.

„Auch das noch!“ Mehr ſagte der Pfarrer nicht, aber er hielt den bebenden Knaben gen Himmel. Der Wind hatte in den Wolken gewüthet, und der erſte Stern blinzte nieder.

„Muth, Muth, mein Knabe; eben ſieht Dich ein Vater. Er wird mir Kräfte geben.“

Er küßte das Kind, hauchte auf ſein erſtarrtes Geſicht und es in ſeine Arme ſchließend, trat er beherzt den Weg an. Es war keine Zeit, ein Lebewohl zu ſagen dem treuſten Gefährten ſeiner Armuth und Noth. Der Knabe neſtelte ſich ihm an den Hals. So ſchritt er fort, jeder Schritt war eine Arbeit; aber

der Wind, der den höheren Reiter ſcharf getroffen, war günſtiger dem Fußgänger.

Die Aufregung hatte ihm Kräfte gegeben. Er trug das Kind eine geraume Strecke ohne anzuhalten, ohne auszuruhen.

„Wo iſt der andre Vater?“ fragte der Kleine.

„Oben im Himmel,“ antwortete er.

„Nein der Vater liegt unten,“ ſagte der Knabe, „ich will nicht zu dem böſen Vater.“

„Ich bringe Dich zu Deinem guten, ſei ruhig.“

„Der gute Vater hat mich nicht im Schnee getragen.“

„Er wird Dir wieder ein buntes Kleid ſchenken, wenn du ruhig bleibſt.“

„Der gute Vater iſt ſehr weit.“

„Der gute Vater iſt Allen nah.“

Der Knabe ſchlief ein. Sein Athem wärmte dem Pfarrer die erſtarrende Wange. Jetzt aber konnte er nicht mehr, er hielt erſchöpft an. Richtig war er gegangen, er erkannte die Stelle, doch wie ſollten ſeine müden Füße noch durch dies Meer von Schnee ſich und den ſchlummernden Knaben tragen? Noch drei Büchſenſchuſſe war das Dorf, und ſein Hülferufen konnte kein menſchl. Ohr erreichen.

Aber ſein Ohr traf von dort ein Ton. Die Dorfglocke läutete. So früh, was ſollte es ſagen? — Nur einzelne Töne ließ der Wind herüber. Es konnte

ein Begräbniß, es konnte sein eigenes Kind sein, zu dessen Leiche sie einläuteten. Nein, das konnte nicht sein, sie hätten ihn erwartet, ein Tag mußte darüber vergehen. Es konnte Niemand beerdigt werden, Niemand war ihm gestern gemeldet. Aber der Gleckenton hallte wieder und wieder in seiner Brust. Er sah das kleine Grab, den stillen Tag, die gramgebeugte Mutter auf der Erde mit der Verzweiflung ringen. Ihm wurde so unendlich weich und wehe. Es sprengte ihm die Brust und tödtete ihn nicht, er fühlte, sein Kind war todt. —

„So will ich Diesem Vater sein," rief er und hob es wieder auf die Schulter. „Ihr matten Glieder, ihr würdet doch aushalten, wenn es mein Heinrich wäre."

Oben theilte sich die Decke, der Himmel wurde klar, die Sterne glänzten ihm freundlich entgegen, schon röthete sich der östliche Saum der zurückziehenden Wolken, und im ersten Tagesgrauen konnte er den Kirchthurm entdecken. Er zeigte die Spitze dem Kinde, als könne es diesem Muth geben, als würde der Knabe von der freudigen Aussicht leichter werden. Aber immer schwerer lastete er, die Kniee wurden dem Vater schwach, er sank an eine Schneefanne gelehnt nieder, grade als der erste Sonnenstrahl die weißen Dächer röthete.

„Dein Wille geschehe!" sprach er.

„Warum gehst Du nicht weiter. Es ist so kalt," wimmerte der Kleine.

Er konnte nicht antworten. „Vielleicht überlebt er mich, wie in der Grube seinen Räuber," dachte er, und drückte ihn fester in seine Arme. „Es kommt vielleicht Einer des Weges, wenn noch Leben in seinen Adern iſt, und ſie reißen ihn aus den Armen des kalten, ſtarren Mannes, und retten ihn seinem Vater."

Da pfiff es gellend durch die Morgenluft. Es antwortete rechts und links. Auf der weiten Schneefläche wurde es lebendig. Geſtalten, Menſchen zu Pferde und zu Fuß bewegten ſich heran, alle auf ihn los. Noch einmal rollte das Blut ihm durch die Adern. Er hob den Knaben hoch auf.

„Rettet das Kind!" rief er, und ſank dann nieder.

Aber nicht zum Tode. Er erwachte gegen Mittag in einer Stube. Es war freundlich und warm. Auf dem Tiſche ſtanden Stärkungen und Erfriſchungen, ſeit lange nicht geſehen unter ſeinem Strohdache. Ein Mann mit blondem Barte, von hoher Geſtalt und würdig ernſten Mienen, einen Knaben in ſeinen Armen, ſtand unfern von ihm.

Der Knabe war der von ihm gerettete, und zeigte jetzt mit den kleinen Fingern auf ihn:

„Der andere Vater im Schnee wacht auf!"

Der blonde Mann trat heran, drückte ihm die Hand und ſagte auf Engliſch: „Der Himmel wird Ihnen vergelten, was Sie für mich gethan."

„„So nahe waren Sie?““ fragte nach einigem Beſinnen der Prediger.

„Und kaum nahe genug zur Rettung. Seit vier und zwanzig Stunden war ich den Böſewichtern ſchon auf der Spur. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß der Schurke die treuloſe erkaufte Wärterin meines Kleinen auch verlaſſen, vielleicht ermordet, als ſie Reue empfand, und allein mit dem Kinde in Nacht und Wetter entflohen war. Ich ſelber allarmirte die Dorfſchaften, der Böſewicht wäre nicht durchgekommen. Wer aber hätte mein Kind vor dem Grimme des Wetters gerettet, wenn nicht die Vorſehung Sie, würdiger Mann, dahin führte. Mit Gold will ich Ihr Haus decken laſſen, aber bezahlen kann Sie der Vater nicht, denn Niemand kann mir meines Kindes Leben bezahlen.“

„„Wo iſt mein Kind?““ rief der Pfarrer, ſchmerzlich erinnert, und ſtreckte die Arme aus.

„Bei dem andern Vater im Himmel, und bittet für ſeine arme, ſchuldvolle Mutter,“ rief die Gattin und hatte ſich hingeworfen vor ſeinem Lager, ihr thränenvolles Geſicht in des Pfarrers Hände verbergend.

„„Du haſt den Schmerz überſtanden, unglückliche Mutter!““

„Dein Herz ſchlug zum letzten Male, als der Hahn krähte. Aber ſchon vorher, gewiß ſchon vorher war es geſchehen, daß ich Dir nachteilen wollte, Dich

flehen, Du ſollſt vergeſſen, was ich geſprochen. Ich habe es nicht geſprochen, es war der Schmerz, der Wahnſinn. Es war eine entſetzliche Nacht, ich habe gebüßt, ſchwer gebüßt und mein Kind wird oben für mich bitten."

„„Wie heiter die Sonne ſcheint, es iſt Alles gut, Alles verſöhnt,““ ſagte der Pfarrer, indem er ſich aufrichtete und die Neuigkeit an ſein Herz ſchloß.

„Alles!" ſeufzte die Pfarrfrau. „Wir haben kein Kind."

„Ihr ſeyd jung," ſagte der Engländer.

„Und ich habe keine Eltern," fuhr die Frau fort.

„Sie ſtießen Dich nur von ſich, ſie haben Dein Kind nicht getödtet," entgegnete der von den Verhältniſſen unterrichtete Fremde. „Ich habe keinen Vater mehr, denn er war's, der, um ein nachgebornes Kind reich zu machen, mir den Sohn rauben ließ."

„Im Schnee der Winternacht und in der Nacht der Welt wacht Allen ein Vaterauge," ſagte der Pfarrer.

Gedruckt bei Trowitzſch und Sohn.

W. Alexis

neue Novellen.

Zweiter Band.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1836.

Inhalt

des zweiten Bandes.

Seite

Die Großmutter 1

Es weiß Niemand, woher der Wind kommt 173

Eine Parlamentswahl 277

Die Großmutter.

Die Gesellschaft war noch nicht eingewohnt im Schlosse, oder vielmehr noch nicht zur bequemen Ordnung gekommen, welche die Sâsson auf dem Lande beaglich macht. Es mochten mehr Gäste als man erwartet, aus der Hauptstadt sich eingefunden haben, die sich unter einander noch nicht kannten. Auch herrschte eine so unerträgliche Juli-Hitze, daß selbst die Nächte wenig Erquickung brachten, und statt der Partien im Mondschein, auf die man sich gefreut, der stillen Wasserfahrten im schilfigen Weiher, der Nacht-Concerte, wo man auf den mitgebrachten Tenoristen hoffte, hörte man in den schönsten Nächten nur Klagen von denen, die nicht schlafen konnten, und, den engen Zimmern enteilend, Zuflucht im Freien suchten. Die unfreiwilligen Concerte klangen aber so unharmonisch und prosaisch, daß es sogar verboten wurde, sie beim Frühstück aufs Tapet zu bringen. Selbst die Nachtschaukeln, auf Comtesse Hulda Wunsch nach der neuen Pariser Erfindung eingerichtet, fanden keinen dauernden Beifall; denn wenn auch galante Herren den Schweiß

nicht in Anſchlag brachten, erklärten die Damen ſelbſt, daß es kein Veranlagen ſey, wenn man auf den Blicken der Herren nachher die Rechnung geſchrieben fände.

Selbſt Sidoniens Anmuth ſchien der drückenden Hitze, oder ſonſt einem unglücklichen Einfluß zuweilen zu unterliegen. Sie, die Seele ſonſt, und gewiß der leuchtende Stern der Geſellſchaft, ließ oft einigen Tagen auf ihrer Stirn eben denſelben Stempel der Abſpannung und Unbehaglichkeit erblicken. Man war doch aufs Land gezogen, um ſich zu erheitern, ſich zu erfriſchen für die neuen Stürme rauſchender Luſt des nachſten Winters; aber noch waren mehr Vorbereitungen zur Erholung, als Erholung ſelbſt, und die Unruhe der letztern Tage in der Reſidenz ſtand um weniges nach der Unruhe in dieſem erſehnten Sitz der Ruhe.

Seit der vorige Beſitzer den Park vor dem Schloſſe ausgerodet, lag die hohe ſteinerne Fronte ungeſchützt gegen eine weite Fläche. Die Mittagsſonne des heißen Landes fieng ſich zwiſchen dem fernen Walde und den Schloßgiebeln, und dörrte den Buchsbaum auf dem Glacis und das Wieſengrün zwiſchen dem ehemaligen Park; auch der Bach, der ſich ſonſt zwiſchen den Wurzeln der Ulmen im ſchattenreichen Bette fortſchlängelte, rieſelte jetzt nur noch verſchmachtend auf dem Kiesbett. Er ſeufzte, wie die Geſellſchaft im Schloß, nach einem Gewitter.

Nun endlich war, nicht das Gewitter, aber die Partie zu Stande gekommen, die Ställe, die Remisen waren leer von Reitpferden, Wagen, Laqueien, Kutschern, die alle helfen sollten denen, die keinen Trost bei sich fanden, ihn auswärts zu suchen. Wo, wußte man eigentlich nicht. Aber es hieß, aufs Land. Und wiewohl man schon tief drinnen war, entfernt von Städten, und selbst von größeren Gütern durch Haiden und Wälder getrennt, wollte man doch noch aufs Land. Was ein Pferd besteigen konnte, ritt; auch viele von den Damen; die andern fuhren, und selbst die alten Kaleschen waren, trotz der Eleganz der Gäste, in Anspruch genommen, weil die Equipagen nicht ausreichten.

So still es nun im Schlosse plötzlich geworden, — und wer den Zug sah, der sich vorhin aus dem Portal mündete, hätte glauben mögen, die ganze Besatzung einer von der Hitze belagerten Festung strecke vor ihrem Feinde die Waffen, und nicht Mann und Maus seyen zurückgeblieben, — so still es auch auf den Höfen und in den Hallen war, blieb doch etwas von der Gesellschaft zurück. Einige Herren bei Jahren, vollwangig, beleibt und mit Mondschein auf den Scheiteln, wollten sich, wie sie sagten, auch erholen. Man hatte die Röcke ausgezogen, die Westen aufgeknöpft, die Halstücher fortgeworfen, und wiewohl es an zwanzig Grad innerhalb des Saales war, saßen

ſie doch um eine Bowle Punſch, — Alle darin einig, daß man homöopatiſch die Hitze curiren müſſe.

„Im Grunde genommen, ſagte Einer, curirt ſich unſere Societät eben ſo. Sie werden von der Landpartie wie von einer Hetze zurückkehren.“

„Sie ſuchen nach friſchen Quellen im Walde, bemerkte ein zweiter, weil unſere im Park vertrocknen.“

„Schlummern nicht die beſten Quellen nur ein paar Stiegen unter uns,“ lächelte der wohlbeleibte Baron, der jetzt auch die Piqué-Jacke auszog und den Schweiß von der Stirn trocknete. „Ich habe meinem Freunde, dem Verwalter, einen Wink gegeben, uns armen Verlaſſenen hier ein paar Tropfen von dem feurigſten Gewächs dieſes Landes zufließen zu laſſen, und der alte Mann iſt ein Mann von Ehre. Gott, das Glück liegt dem Menſchen ſo nah, und es iſt nichts als Ungeſchicklichkeit, wenn er es nicht findet. Wozu ſind Landpartien, wozu iſt das Land überhaupt? Kann man dieß nicht Alles bequemer, näher, wohlfeiler, beſſer in der Reſidenz haben? Muß man dazu zwanzig, funfzig, hundert Stunden fahren, aus ſeiner Commodität kommen, das Unterſte zu Oberſt kehren, Staub einſchlucken, mit der Acciſe ſich zanken, Sachen zerbrechen, Hutſchachteln tragen, in elenden Kneipen liegen bleiben, und, wenn man ankommt, rauchige Zimmer oder gar keine, zerſchlagene Fenſterſcheiben, oder Bettſtellen mit Wanzen finden, wenn man nicht gar

auf einer ſo liebenswürdigen Landpartie genöthigt iſt, auf Stroh zu ſchlafen, wie die Cannibalen, ich weiß nicht wo.“

Die Andern wandten ein, daß es Mode, und Baronin Sidonie die liebenswürdigſte, geiſtvollſte Göttin der Mode ſey, deren Triumphzug ſich anzuſchließen eine Luſt wäre.

„Warum macht ſie denn die Mode nicht bequemer,“ rief der Baron, „wenn ſie darüber commandirt! — Wenn denn doch die Natur genoſſen ſeyn muß, — weshalb nicht in einer Villa vor der Stadt, — weshalb uns zwingen, in der ausgeſaugten, baumloſen Wildniß, zuſammengepökelt wie die Heringe, in einem altfränkiſch unbequemen Schloſſe, himmelweit von allem Labſal vernünftiger Veranſtaltungen, uns zu quälen, wie wir mit uns ſelbſt fertig werden, und dazu ſchön zu thun, die Natur koſtbar zu finden und zu ſeufzen? Warum das, fraa' ich?“ —

Indem er dieß ſprach, fühlte er einen leiſen Schlag auf der Schulter, „damit ſie hier in dieſem Coſtüm, für die Landfreuden ſchwärmen können,“ antwortete eine weibliche Stimme, — und, den Herren unerwartet, welche ſchon die Cigarren angezündet und die Karten miſchten, war eine Dame eingetreten, deren Schlußſatz und häusliche Tracht anzeigten, daß ſie nicht von der Landpartie zurückgekehrt war. Die Herren rückten mit den Stühlen, aber nur mäßig; es war

nur der Baron Kallmeiſer, der verlegen ſchien und die Hand der Dame vergeblich zu einem Kuſſe zu haſchen ſuchte. — „Wenn wir das Glück gewußt —“

„Würden ſie vielleicht die Röcke anbehalten haben,“ fiel die Dame ein, deren ſpitziger Ton verrieth, daß es ihr nicht fremd, ein beſtrittenes Recht mit Gewalt durchzuſetzen. „Meine Baronin liebt darum das Landleben, weil ſie meint, ſie könnte hier zuweilen den Rock ausziehen, worunter ich verſtehe, daß ſie nicht nöthig hat, jedem langweiligen Courmacher ein ſüßes Geſicht zu machen. Allein ſie täuſcht ſich; die Herren bleiben dieſelben, ſelbſtſüchtig, bequem, ſpeculirend und phlegmatiſch; ſie knöpfen die Weſten auf und gähnen, aber von uns verlangen ſie Atlaskleider und gute Laune; ſie verlangen nicht uns, ſondern unſern Schein. Darum bin auch ich für die Stadt, wo es Schein gegen Schein gilt, und in dem Kriege wiſſen wir es Ihnen zuvor zu thun. Aber doch wollte ich dem Himmel Zeitlebens auf meinen Knieen danken, wenn die Baronin nur einmal, wie ich, alle ihre Anbeter in Hemdsärmeln ſähe, worunter ich verſtehe, wenn ſie wüßte, wie ſie ausſehen, wenn ſie ſich nicht ſchön machen.“

Nur der Baron ſchien etwas in Unruhe, als die Schlüſſeldame ſich eben ſo ſchnell wieder entfernt, als ſie unerwartet gekommen war. Die Anderen verſicherten, ihnen blieben jedesmal die Worte im Munde ſtecken, wenn die ſpitzige Mamſell dabei wäre, und es

wäre zu beklagen, daß ſie einen ſo auffallenden Einfluß auf die Baronin übe.

„Indeſſen war der erwartete Verwalter, einige beſtäubte Korbflaſchen unterm Arm, eingetreten, — ein ſehr alter Mann, um deſſen zugeſpitzten Kopf, mit markirten Geſichtszügen, die ſilbernen Haare ſchlicht herabflatterten. Die Schärfe der kleinen, tiefliegenden Augen wurde durch den wohlwollenden Ausdruck des Mundes ausgeglichen, auch konnten ſie ungemein ſanft ausſehen, wenn er ſie niederſchlug; und ſeine Sprache klang, wie der Honigſeim eines Lebens, das ſich von allem Bittern geläutert hat. Als der Baron ihn, halb Scherz, halb Ernſt, an ſeine Schulter drückte, proteſtirte er auf dieſelbe Art gegen eine Herablaſſung, die ihn beſchäme, oder anklage, daß er kein treuer Diener ſey, der hinterm Rücken den Keller ſeiner Herrſchaft beſtiehlt.

„Was den Punkt anlangt“ — riefen Alle wie aus einem Munde — „ſo können ſie es darauf wagen,“ und der Baron ſchlug mit Kraft in die offen gehaltene Hand des Verwalters. „Sie ſind ein Schatz dieſem Hauſe, und ich wünſchte nur, daß mein Vater und Großvater und ich ſelbſt, als ich noch ein junger Menſch war, ſolche treuloſe Verwalter gehabt, die alle Jubeljahre ein Mutterflaſchchen für Kenner und Hausfreunde ſtehlen, — dann brauchte ich jetzt nicht Zeit zu ſtehlen um Accordiren und Menagiren für meinen Sohn.“

„Sie sind selbst so gut," sagte Werner, „daß Sie auch bei Andern immer Gute vermuthen. Wer das Leben aber kennen lernte, wie ich! — Bei denen, die selbst nicht rein sind, gilt auch nichts Reines. Da ist diese Mamsell aus der Fremde, die jetzt das offene, allzugütige Herz der Baronin gepachtet hat; wissen Sie, was da gegen alte Diener geflüstert, was hinterbracht wird! — Von diesen zwei Fläschchen, wette ich, erfährt die gnädige Dame gewiß noch heute Abend."

Man lachte den Alten aus, der das Letzte auch wohl nur halb scherzhaft gesagt. „Ich wünschte, die Baronin heirathete wieder und einen verständigen, ordnungsliebenden Cavalier," sagte er zum Baron, der ihm ein volles Gläschen zum Anstoßen hinhielt. „Es thäte diesem Hause Noth!" —

Der Wein schien dem Alten die Zunge zu lösen und die Ehre, ein Eckplätzchen am Tische der Cavaliere einzunehmen, machte den respectvoll bescheidenen Mann zu Mittheilungen aufgelegt, die man ihm sonst wohl nicht entlockt hätte.

„Großer Gott!" sprach er mit einem Blick nach oben, während die Hände niedersanken, „was ist das für eine ausgezeichnete Familie und verdient es, in alle Ewigkeit zu bleiben; aber Frauenherrschaft — Sie wissen ja, wie das ist. Das giebt hin und schenkt und rechnet nicht nach, und immer soll man aufbringen, denn immer wird was gebraucht. Da ist Esau

teß Hulda, das Kind wächst auf und möchte Alles haben, was glänzt; die schöne Baronin — die möchte sich selbst wegschenken vor Güte an ihre Freunde; und auch die hochwürdige Gräfin Großmutter drüben schickt nicht, sondern fordert; denn sie bauet und richtet ein und beglückt ihre Unterthanen. Alles das soll immer aus der Herrschaft, und auf der Herrschaft lastet noch der Krieg und die Wirthschaft vom vorigen Herrn Grafen. —

„Aber die Güter sind doch sicher fundirt?“ — fragte Baron Kallmeiser.

„Gold, pures Gold! — Aber wenn dann mal ein Unglück kommen soll, bleibt's nie allein. Auf den Hagelschaden kommt Überschwemmung; nach Krieg und Einquartirung Marodeurs und Räuber. Wenn Zinsen ausbleiben, fordern sie die Capitale; wenn Einer kündigt, kündigt Alles; und eine Execution zieht ein Heer von Arrestationen nach sich. Davon wissen die jungen Damen nichts; das lebt, als wenn sie nur in die vollen Fässer mit Ducaten zu greifen hätten; das Unangenehme soll der alte Werner hinter dem Rücken abthun. Ja, wenn Baroneß Sidonie sich entschließe, einem wackern Manne die Hand zu reichen! — Freilich, es lebt sich angenehmer in der Freiheit.“

Ueber die Lippen der Cavaliere schien ein feines Lächeln zu gleiten. Vielleicht bemerkte es der Alte; denn er ging über in ein Lob aller der liebenswürdi-

gen Eigenschaften Sidoniens, und wie mutterlich sie ihre Nichte, Comteß Hulda, bevormunde.

„Die eigentlich Erbin dieser Herrschaft ist?“ fragte Einer, und der Verwalter sah sich aufgefordert, das Verhältniß aus einander zu setzen: Wie die noch lebende alte Gräfin Excellenz mit dem Herrn Grafen nur einen Sohn gehabt, der der Erbe geworden, wie aber die goldenen Zeiten des alten Grafen nicht auf den jüngeren mitvererbt. Ein Stoßseufzer mahlte aus, was er verschwieg; er sprach nur vom lockern Leben des Hochseligen, das gar viel gekostet! — Von den zwei Töchtern desselben lebte nur noch die verwittwete Baronin, während die ältere bald nach der Geburt der Comteß Hulda verstorben; und so wären jetzt drei Frauen, die Großmutter, die Enkelin und deren Nichte, im Besitz, und es schwanke noch immer, da kein Mann da sey, wer von den jungen Damen die Herrschaft übernehme! —

„Das war anders unter dem höchstseligen Grafen Excellenz, da war jedes Ding bestimmt in alter Ordnung und Ehrbarkeit; es wußte jeder, wie er stand, was er durfte und was er mußte. Und was war das für eine Ehe, so musterhaft, daß sie als Sprichwort im Lande galt! — Da gab es nichts von nächtlichen Bällen, und ein Ehemann hätte sollen nach Amerika reisen und die Frau Gemahlin hierbleiben! Was Einer that, that der Andere mit; was Einer wußte,

wußte der Andere auch, der Neid selbst mußte verstummen."

Sein Mund floß vom Lobe der veranganenen Zeit über und wie die hochwürdige Großmutter Excellenz noch jetzt ein wahrhaftes Abbild jener Tugend von damals sey, streng, adelig, wohlthätig, die erhabene Sitte selbst, ohne Makel, obschon fast achtzig Jahr; und wie es nur zu bedauern, daß ihre Verwaltung der Güter drüben im Herzogthume sie hindere, öfter herzukommen und zum Rechten zu sehen. Aber die Seufzer, die man folgten, lockten die Zuhörer noch mehr, das zu hören, was der Alte gern verschwiegen hätte und weswegen er doch, nach diesem Eingange, nicht ganz schweigen konnte.

Er seufzte über die Gerichte, die Schreibereien, die Inhibitionen, die Kosten und ließ einen Wink fallen, der einige Zuhörer blaß machte, daß man denn doch an der Grenze unculivirter Länder nie frei werde von den Plackereien des verdächtigen Gesindels. Werner lächelte auf Eines Frage: ob wirklich sich in den Wäldern Banden aufhielten? „Daran gewöhnt man sich wohl, wie in Italien an das Unaeziefer und in Rußland an die Kälte. Es ist nicht so schlimm in der Nähe, als es von Weitem aussieht, aber wenn sie Jagd auf das Gesindel machen, können wir zittern. Sie hängen wohl Einen und ziehen ab, und nachher müssen wir seinen Kameraden bezahlen, denn wir hier

ben hier. Und die endlosen Untersuchungen! wenn ich nur an die eine denke! — Vor alter Zeit — der höchstseelige Graf war erst kurz vorher mit unserer Gräfin Großmutter verheirathet — fand man einen vornehmen jungen Herrn drüben in einer Waldschlucht ermordet und beraubt von den Schnapphähnen. Was gab das für Kriminalgeschichten! — Er war der Neffe des großen Kanzlers, der dazumal im Lande für allmächtig galt. Was hat die reiche Familie nicht daran gesetzt, und der hochselige Graf, der sein Freund gewesen, auch, um dem Thäter nachzusetzen, die Erde wurde fast umgeschaufelt. — Was half es! — Unruhe, Todesverdruß, Geld und Geld! — Sie kamen, Gott weiß wie, auf den Gedanken, unter der Dienerschaft hier müsse es stecken. Wer kann für Alles stehen! Und daß nicht einmal das Ansehen unseres Grafen, eines Mannes aus einer solchen Familie, gut dafür sagte, daß er keine Schnapphähne im Dienst hatte! — Die Untersuchung zog sich Jahre lang hin, darüber kamen dann beide Familien an einander, und sie, die ehemals im Lande zusammenhielten, stehen sich bei allen Gelegenheiten gegenüber. — Ich wurde noch vor zwanzig Jahren inquirirt, und wenn sie in einem Krähennest einen goldenen Ring finden, geht es immer wieder von vorn an! — die Quälereien sind so arg, daß die Leute hier den besten Dienst verdrüssig werden. Wer nicht bleiben muß, zieht ab wie von ei-

nen Taubenschlag. Es gibt böses Blut, üblen Ruf, die heimlichen Feinde der Familie machen sich es zu Nutze und auf wem lastet es? — Die jungen Damen wollen nichts davon wissen, die Großmutter Excellenz sitzt drüben und ich muß schreiben, antworten, zahlen."

Er hätte noch mehr gesprochen, denn der fleißig eingeschenkte Wein that seine Wirkung, wenn man ihn nicht abgerufen, indem ein Eilbote mit einem Gerichtssiegel angekommen wäre. „Was das wieder seyn wird!" rief er, den Kopf schüttelnd, und verließ die Gesellschaft, fast ohne sich zu empfehlen.

Man führte das Gespräch nicht fort, denn Baron Balluneiser schien noch bedenklicher geworden, als vorhin. Alle aber rühmten den Greis, dem die Familie allein die Erhaltung ihrer Güter verdanke.

Reiter und Reiterinnen, Kutschirende und Kutschirte, wie sie im gestreckten Galopp über die Ebene flogen, gaben ein buntes Schauspiel. Die Federn, Spitzenhüte, Schleier, die leuchtenden Shawls der Damen liehen etwas von ihrem Farben- und Flitterglanz den einfach gekleideten Herren, welche Alles, was ihnen an Lustre zukam, ihren von Gold und Tressen strotzenden Jägern und Haiducken aufgeladen zu haben schienen. Die Cavaliere, die selbst kutschirten, trieben die schnaubenden Rosse in lustigen Windungen über die Fläche, als gälte es, mit der Schärfe der Räder

den sonnendürren Haideboden aufzuackern. Die Damen in den Kutschen schrieen auf, sie müßten vor Staub ersticken, aber die kecken Reiterinnen folgten selbst in muthwilliger Lust denselben gewundenen Kreisen, mit ihren Cavalieren um die Wette sprengend.

Baarhäuptig und starren Blicks verfolgten die unterworfnen Zuschauer das herrschaftliche Schauspiel. Ward es ihnen doch nicht alle Tage geboten. Es war, wie Götter vorüberrauschen an staubgebornen Söhnen. Die Erscheinung ist flüchtig, entweder weil der Sterbliche zu sehr beglückt würde, wenn er die Unsterblichen zu lange sähe, oder, meinen Andere, weil auch Götter an ihrem Lustre verlieren, wenn ihre Erscheinung gewöhnlich wird.

Erst als jetzt die Peitschenschläge, das Wiehern der Pferde, das Schreien, Lachen verhallte, und die donnernden Anrufungen der Herren mit den Flüchen der Stallknechte in Eins schmolzen, löste sich die Erstarrung, welche die Zuschauergruppe erfaßt hielt. Kein Glied hatte sich gerührt, kein Laut war aus ihrem Munde gekommen; nun richteten sich die stieren Blicke den Enteilenden nach, bis sie, von Staubwolken verdeckt, aus dem Gesichtskreise verschwunden, noch ehe sie den Saum des Waldes erreicht.

Die schmutzigen Hüte und Mützen fuhren wieder auf die Köpfe; die Buben, verhin stumm, starr und scheu, wie ihre Herren, regten sich und klafften dem Hafe

Hufschlage nach, und die gefesselte Zunge löste sich in Tönen, die nur halb zu Worten wurden der Bewunderung, des Staunens; die andere Hälfte blieb unartikulirt, wie die halbgeborenen Gedanken, aus denen sie aufstiegen. Nur ein Gelbgesicht, dessen kleine Augen und stumpfe Nase sich kaum vor den herunter schlotternden starren Haaren Luft machten, verzerrte den großen Mund noch weiter, indem er, das Kinn auf den Stab gestützt, murmelte: „Sie können lachen!“ —

Ein derber Schlag auf die Schultern antwortete ihm: „Meinst du?“ — und eine nicht glänzendere Gestalt, als seine eigene, grinsete ihn an, als er sich umzudrehen die Mühe nahm. „Neidischer Lump,“ sagte der andere und strich lachend den großen Schnurrbart, „können wir nicht auch lachen? Weil du kein Hemd auf dem Leibe hast und keine Schuhe unter den Sohlen, und das feine Volk alle Nacht ein anderr Hemd anzieht, dünn wie Spinnewebe, und alle Tag seidene Schuh, die quitt sind von einmal tanzen? Trag ich mich besser, wie du? Dein Mantel ist noch weiß, und meiner braun, weil ihn meines Großvaters Urgroßvater schon über die Schultern gehängt; deiner ist fest und hegt sich, sich, meiner bricht von Regen und Sonnenschein, von Fett und Wasser, von Koth und Sand; es sind nur noch Fetzen, aber ich lache doch, lauter, als sie Alle. Probir's, ob sie lachen können in ihren seidenen Strümpfen, wenn's Nachts über

Ries und Dorn geht. Probir's, ob ſie ſich herzen mögen und tanzen, wo der Wolf ums Feuer heult und küſſen und mit einander ſchlafen im weichen Schnee. Wir können's. Das kommt, wenn man ein gutes Gewiſſen hat, ſagt der Pfarr; ich meine, weil wir'n Pelz haben, der für Sommer und Winter gut iſt."

„Mich dauert's jedes Mal," fuhr er fort, „wenn ich ſolch weißes Geſicht ſehe von Milch und Blut und blauen Adern und Gliedern, die zuſammenſchüttern bei 'nem Mückenſtich. Ein Bischen Sonnenbrand macht ſie unglücklich; der Nordwind und ein Schneetreiben bläst dem Kohlenauge das Feuer aus dem Leib; und wenn ich mir denke, Thomas, es fiele mir bei, ſo ein Spinnewebengeſchöpf aus der Stadt einmal beim Zügel zu greifen und es 'runterzuheben, um's wieder warm zu drücken, es ſtürbe — meinſt du nicht? — vor Angſt! — Ich meine, wir können lachen; denn du und ich, wir würden nicht ſterben, wenn wir eine Nacht in Eiderdaunen ſchlafen müßten, und ſolch ein Ding von Milch und Blut müßte uns in Schimmer küſſen. Freilich um das ſchneeweiße Linnenzeug wär's Schade, wenn ein Fuß mit brauner Lehmkruſte 'rein plumpt, und um ſolchen weißen Leib von Taubenfleiſch auch, wenn ein ſchwarzer berſtiger Arm, wie meiner, zufaßt; aber uns ſchadet's nichts; glaub' mir's, Thomas." —

Der Aufſeher trieb die Leute aus einander und

an die Arbeit, denn es sey noch lange nicht Feierabend und der Weg noch nicht fertig.

Am heitersten in der Gesellschaft war heute Comtesse Hulda, und weil sie das war, war sie auch die gefeiertste. Der Sonne stechende Glut, welche die Liebenswürdigkeit der andern Damen niederdrückte, schien sich in ihren schwarzen Augen gefangen zu haben und, von dem muntern Kinde bewältigt, ihr zu dienen. Ihre glänzenden Blicke boten dem Feuerball oben Trotz, und wie eine glückliche Siegerin blickte sie auf die Herren, welche oft hinter ihr zurückblieben. Denn wie eins mit dem kleinen Galicier, auf dem sie ritt, galoppierte sie bald voraus, bald seitwärts, und ngtte durch Kreuz- und Quer-Wendungen ihre Begleiter. Keiner ritt ihr feurig genug; der ließ sich von seinem Pferde lenken, jener trabte nicht galant; sie hofmeisterte sie wie ein Stallmeister, gab ihnen Weisung und blieb jetzt, wie unzufrieden mit der ungelehrigen Jugend, bei dem ältesten Reiter zurück, der es allein verstände, wie man sein Pferd regieren müsse, wenn man die Ehre hätte, junge Damen zu chaperonniren. Aber mit einem Mal ließ sie ihren Fuchs die Gerte fühlen, und als der gute Schimmel des alten Herrn dem galoppirenden Gefährten nachstrebte und sein Reiter sich an den Mähnen festhielt und den Hut verlor, wollte sie sich vor Lachen ausschütten. Nun

hatten es die jungen Ritter versehen, die dem würdigen Papa aus Schabernack ein wildes Thier ausgesucht, und alle mußten um die Wette rennen, den verlornen Hut wieder zu bringen, welcher zu ihrer Freude einen Abhang hinunter rollte. Jung und Alt schwor, die Comteß sey heute ein Engel, und die sorgenlose Stirn, die immer lächelnde Miene widersprach nicht, trotz dem Schelmenausdruck in dem runden Kohlenauge.

Man hatte schon buschiges Terrain gewonnen, und die blauen Berge traten hinter dem dunkleren Waldrande vor. Jenseit des Waldes lag das Heidendenkmal. Die Pferde dampften, die Gesichter der Wagenlenker und Reiter glühten; die Toilettenkünste, welche ihren schwarzen Bärten den himmelstürmenden Anstrich gelichen, wichen schon bedenklich dem Einflusse eines mächtigeren Elements; und in den Wagen schützte man sich kaum mit Schleiern und Tüchern gegen die Doppelwirkung der Sonne und des Staubes. Dennoch wurde von der Mehrzahl der Vorschlag mit Jubel aufgenommen, von hier aus ein Wettrennen nach dem Ziele ihrer Lustfahrt anzustellen. Jeder, dem ein Pferd, oder Wagen anvertraut war, sollte sich seinen Weg suchen. Da, bei der Beschaffenheit des Landes, hundert Wege nach einem Orte führten, aber kein einziger gerader, sey die englische steeple chace hier an ihrer Stelle, und nicht die Eile, sondern der scharfe Blick und der richtige Takt würden den Sieger machen.

Ueberdem vermeide man, wenn sich die Gesellschaft trenne, den entsetzlichen Staub, welcher, wenn man auf den schmalen, ausgetrockneten Gebirgswegen zusammen bleibe, zuletzt nicht mehr zu ertragen wäre.

Der Ritter, von dem dieser Vorschlag ausging, ein blasses längliches Gesicht auf einer zierlichen Figur, gehörte bisher nicht unter die, welche die junge Comteß in ihrer scherzhaften Laune ausgezeichnet hatte, sie hatte ihn nicht einmal geneckt, denn er blieb, entweder weil sein Thier, oder seine Brust schwach war, stets Galoppieren zurück. Aber ein unwillkührlicher Ausruf der Damen belohnte seinen Vorschlag. Die Comteß klatschte in die Hände und nannte ihn vortrefflich, und die Herren, wie sich von selbst versteht, damit einverstanden, wären sogleich ans Werk gegangen, wenn nicht die Wirthin sie gebeten, den armen Thieren doch etwas Athem zu gönnen und selbst indeß das Gehen und Fur zu ertragen.

Hulda begriff nicht, was dagegen seyn könnte, und als ein gepuderter Herr auf die Unsicherheit des verrufenen Waldes anspielte, bot sie ihm ihre Begleitung an. Sidonie sprach von den Meraßen und dem Dickicht — „Und die reißenden Thiere!“ — fiel muthwillig die Comteße ein; „desto besser für uns! die Herren kämpfen mit Bären, Wölfen und Tigern, und wir sehen zu. Das muß doch das größte Vergnügen für jeden Cavalier seyn!“ —

Man lachte und schwur, für die schöne Gräfin Blut und Leben zu lassen. Jede Dame soll sich ihren Ritter wählen, verlangten die Herren, aber Hulda wollte nichts davon wissen. „Der nächste in der Gefahr ist der beste Ritter; aber nichts von Verabredungen, das wird langweilig.“ Sie wollte keinen männlichen Begleiter haben; denn es stände in den Romanen, daß die Damen sonst auf eigene Hand in den Wald ritten.

„Und sich verirrten, so gut wie die Ritter,“ sagte Sidonie. Sie deutete auf die Gefahr, daß die Gesellschaft ganz aus einander käme in einem Walde ohne Straßen; man könnte keine Fahne aufstecken und hätte keine Musik. Ueberdem stehe die Sonne schon hoch, und wenn die, welche nicht beim Verrathswagen blieben, hungern und dursten müßten, sey es nicht ihre Schuld.

„Rieseln denn nicht Bäche durch das Waldesgrün, entspringen nicht Quellen aus den Felsschluchten?“ — sagte der Paladin, von dem der Vorschlag ausging. „Wer keinen Becher hat, schöpft mit der hohlen Hand, und der Durst wird besser gestillt, als aus goldenen und silbernen Schalen. Wenn die Sonne auf die Müden zu heiß brennt, finden wir im Moos unter jedem Haselbusch ein Bett, und die Eichenwipfel säuseln uns Schatten zu. So zerstreut in lieblicher Einsamkeit, ruht man aus, wo der Augenblick winkt, wie die irrenden Ritter aus alter Zeit.“

„Aber wenn wir hungern!“ warf der Rittmeister ein, dem schon das Wassertrinken gar nicht zugesagt.

Der junge Mann sprach von den rothen, frischen Beeren, die in jedem Grunde wachsen, wie der Paladin sich nicht scheuen dürfe, die dürren Felswände hinauf zu klettern, um die aromatischen Früchte der Waldsträuche im Hut zu sammeln und sie knieend seiner Dame zu überreichen, die mit besorgtem Blick am Rande des Baches seiner harren werde, ängstlich zusammenfahrend bei jedem Tritt, wo der Fuß ausgleiten könnte.

Die Damen überklatschten den Einwand, daß es mit Brillen und Reithosen sich schwer klettern lasse, und Hulda fand die Schilderung so prächtig, daß sie bei ihrem Herne verbot, nur noch ein Wörtchen dagegen zu sprechen. Auch Sidoniens Widerspruch mochte nicht ernster seyn, als es die Pflicht einer Wirthin ihr auferlegte; nur bat sie sich aus, daß man die Pferde schone und sich selbst zugleich. Es solle ein Wettrennen im Schritt werden, versprachen ihr scherzhaft die Reiter, und zur Stärkung dazu fand man es angemessen, schon hier unter den ersten Bäumen eine Erquickung einzunehmen. —

Die Art, wie die Comteß sich wieder in den Sattel schwang, fast ohne Beihülfe, hatte so die volle Bewunderung der Cavaliere erregt, daß ein lautes Handeklatschen und Bravo sie belohnte. Sie dankte mit

der Reitgerte, nickte stolz das Köpfchen und sprengte querfeldein. „Haschen Sie mich," rief sie den jungen Rittern zu, und Alles übereilte sich, aufs Pferd zu kommen.

„Ganz wie eine flinke Elfe," sagte der ältliche Herr, den Sidonie, welche es vorgezogen, den Sitz im Wagen mit einem Reitpferde zu tauschen, als Begleiter gewählt. „Sehen Sie, Frau Baronin, wie unsere jungen Herrschaften, einer wie der andere, von dem Blick der kleinen Zauberin gefangen sind."

„Doch nicht alle," entgegnete Sidonie, sich umblickend, indem ihr Auge den Tenoristen traf, der zwischen den Kutschen mit zwei ältern Damen sich unterhielt.

„In jedem andern Fall hätte mich der Vorfall vorhin in Verlegenheit gesetzt," fuhr der Begleiter fort, „und es ist nicht angenehm für Männer in Jahren, sich in Gegenwart der jungen Cavaliere so gewissermaßen zum Narren gehabt zu wissen; aber der Contesse kann man es nicht übel nehmen. Sie müssen, gnädige Frau, viel Freude an ihrer Nichte haben. Wenn man selbst noch jung und schön, — so in solchem aufblühenden Zögling gewissermaßen seine eigene Erziehungsgeschichte wieder mitleben zu können! — Wie sie mir auf den Schreck von vorhin den Cyperwein kredenzte, dachte ich doch wirklich, es stände eine Hebe vor mir."

„Sie glühte ja so, als hätte sie sich selbst am besten tredenzt," entgegnete die Dame.

„Wie ihr Rosenmund aus dem Becher nippte, das ihr Herr von Everard kniend hinhielt, war es doch ein Bild zum Malen."

Sidonie sah den Redner spöttisch an. „Seltsam, daß Männer in Ihren Jahren, Hofrath, immer von dieser Art gefesselt werden. Man sollte denken, der Gedanke suchte den Gedanken und der Verstand den Verstand. Aber es gehört vielleicht so zu den Seltenheiten, daß Seele und Seele sich finden, als das Mährchen vom Herkules und der Omphale alltäglich ist. Ich wundere mich nicht, daß unsere gedankenlose Jugend dem neckischen Kinde nachjagt; aber ich begreife nicht, wie man sich als Mann davon fesseln läßt. An ihr ist selbst einer verdorben. An den Galans, welche in der Residenz als Muster des guten Tons gelten, vermißt man die Originalität, die Kühnheit, etwas zu wagen, oder auch nur zu denken; sie verlieben sich Einer um den Andern in die Schönheiten, die gelten, und keiner hat das Herz, etwas schön zu finden, was nicht hunderte vor ihm schön fanden. Meiner Nichte traute ich dagegen zu, daß sie sich selbst ihre Ideale schaffte. Uns ist das aber verboten!" —

„Warum verboten, Gnädigste. Wenn unsere Cavaliers eine Sängerin oder Tänzerin zur Tagesgottheit ernennen, steht es unseren Damen nicht eben so frei, ei-

nen zarten Sänger zum Favoriten zu ernennen. Die Galanterie, so viel ich gehört, erlaubt alsdann der Kritik nicht, anderer Meinung zu seyn."

Sidonie, erröthend, warf einen raschen fragenden Blick auf den Begleiter, dann aber fuhr sie in dem ruhigen Silbertone, der ihre Unterhaltung so anziehend machte, fort: „Ich bin vielleicht ungerecht gegen das Kind. Ich war nie so wie Hulda. Oder löschten die trüben Schicksale die Erinnerung daran! — Es ist mir nur leid um unsere theuere Großmutter, dieses Musterbild von Frauenwürde. Sie, die in jedem Wort, in jeder Miene, ich möchte sagen in jeder Bewegung, Sitte, Hoheit und Milde zugleich ist, wird durch Huldas Wildheit jedesmal aufs Innerste verletzt. Und durch die Schmeicheleien der Herren nimmt dieß Wesen zu, sie gefällt sich darin; es ist ein Triumph der Kleinen. Die Großmutter hat uns Hoffnung gemacht, zu kommen; aber mir ist bange vor der hochverehrten Gegenwart, die wir sonst wie ein seltenes Glück betrachten. Ich möchte nicht um Alles in der Welt, daß sie Hulda so wie heute sähe. Es fiele auf mich zurück."

Der Hofrath meinte, auf seiner edlen Begleiterin hafte keine andere Verantwortung, als daß man die erworbene Liebenswürdigkeit der jungen Comtesse dem Beispiele ihrer Tante zuschreibe.

Sidoniens Lächeln konnte nicht für eine Annahme

des Compliments gelten. „Lassen wir das Gespräch,“ sagte sie. „Ich hätte Sie auch nicht mit der Familiensache belästigt; aber ich sehe noch immer in Ihnen den Lehrer unserer Kinderjahre. Hulda muß fort; es ist bei mir ausgemacht; und ich bitte Sie dringend, wenn die hochverehrte Frau kommt, die gern auf Ihren Rath hört, sprechen Sie ein Wort mit; denn es thut nicht gut, wenn sie bleibt.“

Sie unterbrach die Gegenrede durch das schnell umgewandte Gespräch. Der Hofrath sollte ihr seine neueren Forschungen über das Heidengrab mittheilen, welches das Ziel ihrer Partie war, und sie hörte mit gespannter Aufmerksamkeit oder gar nicht zu, denn sie schwieg, als er es weder für ein römisches, noch gothisches, sondern für ein Hunnen-Denkmal erklären zu müssen glaubte.

Das Wort der Baronin war wenig von der Gesellschaft beachtet worden. Selbst der Kutscher mit dem Proviantwagen fuhr im Trabe, um nicht abzubleiben. Die Staubwolken, das wilde Hallo, das Hussa Rufen verriethen, wie weithin durch Haide und Busch die Gesellschaft schon gesprengt war.

Die Comtesse hatte sich nicht haschen lassen. Aber jetzt hielt ihr Fuchs an einem Graben, den sie in Hitze, Staub und Sonnenstrahl nicht gesehen. Er war tief und nicht schmal, aber trocken. Sie hörte hinter ihrem

Rücken Galopp und blickte sich um. Es war Herr von Everard. „Wagen Sie's?“ — rief sie mit freudeblitzenden Augen, drückte die kleinen Hacken in die Seiten des Thieres, und der Fuchs arbeitete sich mit den Hinterfüßen den Vorderfüßen nach, welche allein auf dem Rande drüben Grund gefaßt. Die Reiterin schwankte; Hut und Schleier flogen ab und blieben am Dornstrauch; aber sie selbst blieb, sich an Mähnen und Hals haltend, auf dem Sattel und konnte wieder Athem schöpfen, als ihr Verfolger herankam. Für ihn war keine Wahl; aber vom Terrain unterrichtet, setzte er seinem Pferde zwanzig Schritt vorher die Sporen ein und war mit einem glücklichen Satze drüben. Er salutirte die Gräfin, ohne sich ihr zu nähern, stieg ab und in den Graben, und wollte ihr Hut und Schleier überreichen, als sein Rappe, von einem Gertenstreiche der Comtesse heimlich berührt, aufbäumend das Weite suchte.

„Das haben Sie charmant gemacht, sagte Hulda mit unschuldiger Miene, aber wie wollen Sie nun wieder zu Ihrem Pferde kommen?“ —

„Ich könnte sagen, Sie sind grausam, entgegnete der dementirte Reiter, aber sie wären es erst dann, wenn Sie Ihr und nicht mein Pferd ins Weite gejagt hätten. Nun haben Sie die Güte, mir selbst als Geißel zu bleiben“ — und, indem er ihr Hut und Schleier übergab, hatte er den Zügel der Dame gefaßt.

Die Comteſſe ſchien dieß zu überlegen, während ſie Toilette machte, um den Schluß des Cavaliers für richtig zu finden — „Was fangen wir nun an, Herr von Everard, Sie wollen mich doch nicht von meinem Pferde werfen, um ſelbſt eins zu haben? — Darum rathe ich Ihnen, machen Sie, daß Sie Ihres wieder haſchen, denn hier bleiben können wir doch nicht. Ich helfe Ihnen."

Das ſah Herr von Everard ſelbſt ein, ohne es der Dame vorzuwerfen, daß ſie einen dummen Streich gemacht, und eilte ſich, ſeinen entlaufenen Renner zu fangen. Es wäre ihm aber ſchwerer geworden, als er glaubte, wenn nicht die Comteſſe dem von ſeinem Nachſetzen geſcheuchten Thiere in den Weg geſprengt wäre und es zum Stehen gebracht hätte. Sie meinte, nun wären ſie beide quitt, was aber der Cavalier nicht gelten laſſen wollte. Sie ſtritten darüber, daß man ein Pferd nicht ſcheuchen müſſe, wenn man es fangen wolle; Everard wollte haben, Kraft und Lunge mache den guten Jäger; Hulda meinte, Pfiffigkeit ſey doch beſſer, — bis ſie es für langweilig erklärte, ſich um ſo dummes Zeug zu ſtreiten, und lieber um die Wette zu galoppieren, da die Andern ſie weit voraus wären.

Herr von Everard zeigte ſich ein beſſerer Reiter, als man geglaubt. Er blieb nicht mehr nach, wie auch Hulda ſich anſtrengte, ihm zuvorzukommen; es ſchien ſogar, daß, wenn er wollte, er die Dame überflügeln

könne, aber er hielt sich in der bescheidenen Entfernung eines Champions und gab doch, wie ein erfahrener Stallmeister, den Pferden die Richtung. — Staub und Sonne hatten sie längst nichts mehr von der andern Gesellschaft sehen lassen, als die Comtesse fragte, ob das auch der richtige Weg sey, den sie einbogen; links glaubte sie die Wagen gehört zu haben. Everard, einiprenaend in ein tief in den Hochwald schneidendes Gestell, versicherte, es sey der rechte. Aber so weit ihr scharfes Auge ausspähete, entdeckte sie keinen Reiter, nicht einmal Staub. — „Wir blieben allzusehr zurück, sagte Everard. Der Vorfall am Graben hielt uns auf." — Kein Hallo, kein Peitschenknall war zu hören, je weiter sie ritten, selbst keine Pferdespur in dem überwachsenen Wege. — „Wenn wir nur nicht ganz abkommen!" rief Hulda. — Everard gab seinem Pferde die Sporen, indem er rief, das Gestell müsse doch ein Ende haben, dann könne man sich links oder rechts wenden. — Es wurde immer stiller, immer höher wurden die Bäume, der Weg immer verwachsener, das Haidekraut zu Gebüschen, mit denen die Füsse ihrer Pferde zu kämpfen hatten. —

„Mein Gott, was ist Ihnen! rief Hulda, als Everard plötzlich still hielt. Sie sind blaß!"

Everard wischte den Schweiß von der Stirn und fühlte sich Mühe zu geben, heiter zu bleiben. „Ich wäre untröstlich, wenn ich durch meine Schuld Sie

von Ihrer Gesellschaft entfernt hätte. Die Herren vergeben es mir nie."

„Sind wir falsch, Herr von Everard?" —

„Befehlen Sie, Comtesse, sagte er mit langsamem Tone, so reiten wir zurück."

„Nicht jetzt zurück, antwortete die Gräfin heftig. Sehen Sie die weite Strecke da!"

„Daß ich nur eine Seele wüßte, welche bei Ihnen bliebe, indeß ich zurücksprengte, rief der bestürzte Begleiter. Ich hätte Ihren Jokei nicht vorhin zu den Wagen schicken sollen. Ich darf Sie nicht allein lassen und doch auch nicht Ihnen anmuthen, mit mir hier einen Weg zu suchen."

Die Gräfin las mit Befremden die Angst auf dem Gesicht Everards. Sie wollte ihn auslachen, aber es lag in ihrer gegenseitigen Lage etwas, was nicht lächerlich war. „Ei, wir lassen uns nicht schrecken, sagte sie, und reiten vorwärts. Warum sind Sie auch kein Ritter — dann hätten Sie ein Hifthorn!"

Everard antwortete nicht; aber seine Blicke, bald ängstlich auf die Gräfin, bald auf den Weg und Aussichten, die sich öffneten gerichtet, schienen deutlicher, als wenn er geredet, was ihn bewegte, auszusprechen. Sie trabten durch ein hohes Haidefeld, in das sich das Gestell gelichtet, ein violettes Meer von Blüthen ohne Wegspur, umsummt von wilden Bienen. Die Natur des Weges erlaubte ihnen nicht, schnell zu reiten.

„Ein seltsamer Held sind Sie mir!“ sagte die Gräfin, schnell ermuntert durch den sonnenhellen Umblick und von dem Spiele der Bienen belustigt, nur das enge, befangene Dunkel des Waldweges schien vorhin den leichten Sinn auf einen Augenblick gedrückt zu haben. — Ein seltsamer Held! — Beim Ball neulich nahmen sie es mit einem Bärbeißer und Goliath auf, und hier fürchten wir uns, weil wir ein Bischen vom Wege abkamen. Ist's nicht allerliebst, wie ein großer Tanzplatz! Man könnte eine Quadrille zu Pferde ausführen.“ —

„Grausame!“ sagte er, „damals war ich es, für den ich zu sorgen hatte. Was galt mir mein Leben in Ihrem Dienst! — Jetzt weiß ich Sie in Sorge — vielleicht durch meine Schuld. Und wenn auch Ihr englisches Gemüth mir nicht zürnte, was habe ich von der Baroneß zu erwarten?“ —

„Von meiner guten Tante Sidonie?“

„O, läugnen Sie es nicht, daß sie mir nicht wohl will. Es schien sie schon das leichte Wort der Einladung zu gereuen, nachdem sie es kaum ausgesprochen. Wie empfing sie mich; wie behandelt sie mich jetzt! Wäre sie nicht eine Dame, die Verwandte eines Wesens, das mir theurer ist, als mein gekränktes Ehrgefühl, — ich weiß nicht, wohin mich dieses Ehrgefühl risse.“

Aus seinem blassen Gesichte fiel ein sprechender Blick auf die schöne Reiterin.

„Tante

„Tante iſt die Güte ſelbſt," ſagte Hulda.

„O, ſie iſt mehr als Güte," fuhr er in bitterem Affekte fort, „Güte, Herablaſſung, Huld und Milde gegen Alle. Die Knechte und Sklaven ſind glücklich, wenn ſie ihnen zunickt; die Kranke wird geſund, wenn ſie zu ihr in die Hütte tritt; nur auf mich fällt kein Strahl dieſer Alle beſeligenden Güte! Was kann ich dafür, daß dieſe Augen, welche eine Welt von Männern bezaubern, mich nicht feſſeln, weil ich ſchon gefeſſelt bin! — O, ich bin äußerſt unglücklich und werde mit jedem Tage noch unglücklicher! — Lächelte mir doch nur ſo weit der finſtere Stern, unter dem ich geboren bin, daß ich mein Leben opfern könnte für ein geliebtes Nebenweſen und in jenes dunkle Schattenreich die Ueberzeugung mitnähme, nicht umſonſt gelebt zu haben."

„Wenn Sie ſo fortfahren, fürchte ich mich im Ernſt, rief Hulda. Was müſſen Sie denn immer jämmerlich klagen. Es geht Ihnen ja glücklich. Da wär's ja nicht ſchlimmer, wenn ein wilder Waldmenſch aus dem Buſche ſpränge, ſetzte ſie hinzu, als wenn ich mit Jemand im Wald reiten müßte, der immer ein ſo weinerlich Geſicht machte."

Und doch ſchien das Kind ſelbſt gerührt, als er ſich zwang, luſtige Geſpräche anzufangen.

Sie lachte ihn aus, daß das luſtig ſeyn ſollte. „Wiſſen Sie, wie Sie mir manchmal vorkommen?

Gerade wie Mamsell Zieſelwitz. Die glaubt auch immer, weil ſie mehr weiß, als wir, daß ſie müßte anders ſeyn und ſpricht dann ſo weinerlich, daß man die Thür zuſchlägt.

„Das iſt der böſe Geiſt Ihrer Tante," fiel Everard haſtig ein. „Statt ihre Dienerin zu ſeyn, herrſcht ſie über die Baroneſſe. Wie oft dramate es mich nicht, mich der edeln Frau ganz zu vertrauen, aber die Zunge verſtummt, wenn ich denke, daß ihre Vertraute Alles wieder erfahren muß. Sie ſieht in Jedes Gedanken."

„Und lieſt alle Bücher, lachte Hulda, und weiß Alles, was geſchehen iſt und was noch kommen ſoll, und über Alles muß ſie ſprechen und kritteln."

„Ich beſchwöre Sie, theuerſtes Weſen, rief Everard, dieſe Zieſelwitz ſoll nie etwas von dem erfahren, was zwiſchen uns vorgeht, und darum auch ihre Tante nicht. Sie ſind zu liebenswürdig offen, Sie kennen nicht die verderbten Herzen."

„Sie ſind nicht wohl geſcheit, ſagte Hulda, was will ſie mir denn thun! — Ehe ich ſolche altklug, immer ernſthafte, gelbe Perſon wäre, ſpränge ich lieber ins Waſſer. — Nun wollen wir aber nicht mehr reden, denn es iſt zu heiß."

Das blaue Haideſeld war längſt verſchwunden, in einer völligen Waldwildniß mußten ſich ihre Pferde durch Strauch, Riedgras, Farrenkraut und Schilf, das oft bis an den Bauch ging, Platz machen. Die Sonne

glühte von ihrer Mittagshöhe, die Schatten der Baumwipfel gewährten ihnen nur wenig flüchtigen Schatten. Hulda fühlte sich ermattet, auch ihr Pferd keuchte. „Rufen Sie einmal, ob man es hört!“ — Everard rief durch die hohle Hand, aber er war heiser, Hulda hallte ihm, aber er bat sie, sich nicht anzustrengen. — „Wenn man nur einen frischen Trunk hätte,“ — sagte sie, und er blickte sie wie entsetzt an. „Der Himmel schütze mich; Sie werden ohnmächtig!“

Er hielt ihr Pferd. Sie ließ es sich gefallen, daß er sie herunter hob. Er führte die Gräfin, sie umfassend, aus dem feuchten Grunde nach einer trockenen Höhe. Die Sonne saugte sich ein in den duftenden Waldteppich, aber es war kein Schatten. Der dünne Hut, der Schleier war wie ein Spott. Er schlug sich an die Stirn. — „Hier nicht! sagte sie, aber wohin?“ — „Dort hinter den Felsen!“ rief er. — „Ach, das ist noch sehr weit!“ klagte die Arme. — Er stürzte, wie überwältigt vom Schmerz, ihr zu Füßen. — „Die Sonne sticht! Ach mein Kopf!“ — seufzte sie mit matter Stimme. — Er raffte sich auf, umfaßte sie schnell mit einer Kraft, die man ihm nicht zugetraut, und wollte sie auf den Armen tragen. Noch aber regte sich so viel Lebenskraft in ihr, sich dem zu widersetzen. Sie versuchte, auf seine Schultern gestützt, den Weg anzutreten. Der Felsboden unter ihren Füßen schien ihr wieder elastische Kraft zu geben. Sie erreichten

kletternd eine Höhe, wo man auf ſchmalem Steg um die vorſpringende Felskante ſich wenden konnte.

Ein kräftiger Händedruck von ihm und ſie war um die gefährliche Biegung, — ein Fehltritt, ein Schwindel — und ſie wäre eine Schieferklippe hinabgeſtürzt. Das Gefühl der Gefahr — im Augenblick, wo ſie drohte, verſchwunden — überkam im Augenblick, wo ſie vorüber, die Ermattete. Sie ſank — aber ſicher, denn ſein Arm hielt ſie wieder — im Schatten der Felſenwand zu Boden. —

Sie erinnerte ſich, als ſie wieder zum Bewußtſeyn kam, daß ihre letzten Worte geweſen: „Ach nur ein Glas Waſſer!“ und Everard hatte die Hände über dem Kopf gerungen. Sie konnte nicht lange ſo gelegen haben, denn die Sonne ſtand noch ſo hoch am Himmel, und es war ſo heiß, als vorhin. Es war nur eine niedrige vorſpringende Felskante mit überhangenden Haſelbüſchen, die ihr dürftigen Schatten gab; die Sonne brannte ſchon auf ihre Füße, und in wenigen Minuten mußte auch der wenige Schatten verſchwunden ſeyn. Aber auch Everard war fort. So weit ihr Auge reichte, kein lebendes Weſen, nichts als ſtruppiges Buſchwerk über Steingeroll wuchernd; tiefer dichtes Schilf um viele Moortümpel, die aus dem finſtern zerriſſenen Walde verblickten; in weiter Ferne blaues Gebirg ohne eine Spur menſchlicher Wohnun-

gen — und in ihrer Nähe nur rieſenhafte, von der Sonne ausgedörrte Kiefern, die keinen Schatten warfen. Ihre Stirn glühte; der Kopf that ihr weh; die Adern drohten ihr zu ſpringen; das Herz ſchlug hörbar; die Zunge klebte am Gaumen. Sie wollte aufſchreien, aber ſie mußte ſich halten; der Boden wankte unter ihr. Sie dachte an die Quellen, welche aus den Felſen rieſeln ſollten, aber der Stein, ſo weit ſie fühlte, war trocken und heiß. Sie ſah auf Waſſerflächen, aber, wenn auch ihre zarten Füße ſie durch Dornen und eckige Steine dahin getragen hätten, es war ein braunarün ſchillerndes Waſſer, glänzend in der Sonne wie alte Fenſterſcheiben, und zwiſchen den weißen Mümmeln und Schlingpflanzen blickten tückiſch die wiederwärtigen Froſchgeſichter vor. Sie glaubte zu verdürſten, aber das war nicht das Schrecklichſte. Sie wollte nach ihrem Begleiter rufen, aber der geöffnete Mund ließ keinen Laut aus. Sie fürchtete ſich — wovor? wußte ſie nicht. Vielleicht vor der Einſamkeit. In einer ſolchen Lage war ſie noch nie geweſen; noch nie in ihrem ganzen Leben war ſie allein geblieben. Nur aus Büchern wußte ſie von Einſamkeit, und jetzt — ſie hätte Alles darum gegeben, nicht einſam zu ſeyn.

Sie drückte die Augen zu und überlegte, wie ſie in die Lage gekommen. Es wurde ihr ſchwer, denn ſie hatte ſich nie Mühe gegeben, an Vergangenes zu

denken, weil ihr noch immer der Augenblick gefiel. Hier zum erſten Mal nicht. Es aalepierte von eleganten Rittern mit rechtſchwarzen, aufrechtſtehenden Schnurrbarten vor ihrem inneren Auge; die Pferde wieherten unter dem Schenkeldruck; die Sporen klirrten; ſie hielt die Hände auf; — aber Alles huſchte vorüber, und Niemand hörte, Niemand ſah ſie, auf der ſonſt Aller Augen haften, wenn ſie in den Ballſaal trat. Sie war ja ſtumm. Sie weinte, und die Thränen öffneten wieder ihre geſchloſſenen Augen.

Es war wie vorhin, nur noch einſamer, noch ſtiller. Weiße Schmetterlinge flatterten über dem Wieſenſchmelz lautlos hin und her; ſchillernde Käfer krochen ihr zu Füßen; Millionen Inſekten ſchwirrten und kreiſ'ten im Dunſt, der aus den Sümpfen ſtieg, vom Sonnenſtrahl aufgefangen und zum Leben erweckt. Die Natur fing ein Leben an, was ihr noch fremder war, als die todte Einſamkeit. Sie richtete den Blick nach dem blauen, wolkenloſen Horizont. Da waren keine Sümpfe, keine Fröſche, keine Käfer — denn es war nichts da, als ein weites unermeßliches Blau. Sie hatte nie ſo lange in dieß Blau geſchauet, und ihr wurde auch bang. Eine lange dürre Kiefer über ihr auf dem Felsrande knarrte, und ein Holzſpecht hämmerte am Stamm. Sie wußte nicht, ob ihr das lieb war, oder nicht. Es unterbrach die Einſamkeit, die Grabesſtille, aber — wie kam ihr das in den Sinn? —

Der Todtenwurm bohrt auch ins Holz, und der Zimmermann ſchlägt an den Baum, bis er umfällt, und der Schreiner ſägt und hobelt, bis aus den Brettern ein Sarg wird.

Sie hatte nie an Sarg und Tod gedacht — nie an Grabesſeinſamkeit, wo man nicht mehr auf ein munteres Pferd ſteigt, kein Ballzug vorüberrauſcht; es fordert uns kein Tänzer mehr, und wir holen auch keinen Tänzer ab. Niemand koſt mehr mit uns; Niemand ſagt uns eine Artigkeit; ſie gehen Alle ſtumm vorüber, weil wir auch ſtumm daliegen und uns nicht regen. Ja, ſie bleiben Alle weg, weil wir langweilig ſind; ſie ſchließen die Thüren hinter ſich, und wir bleiben allein, ganz allein in der Gruft, bei lauter Todten, ſo ſtumm und ſtarr, wie wir ſelbſt, und noch ſtummer und ſtarrer und häßlicher; denn ſie ſind ſchon vor uns von den Lebenden verlaſſen, von uns ſelbſt verlaſſen, und dafür ſind die Würmer gekommen und haben an ihnen gezehrt; und wenn die ſatt ſind, kommen ſie zu uns, und wir werden auch ſo gräßlich, gräßlich ausſehen, wenn ſich die ehernen Bruſtballen öffnen und der Nächſte nach uns einzieht. — Es fuhrte in ihr auf ein wilder, zerreißender Schmerz. Sie drückte das heiße Geſicht auf das weiche Moos des Steines. Wenn ihr Freund nicht wieder kam, die Geſellſchaft fortblieb, nie wieder ein menſchliches Weſen dieſe Wildniß betrat,

wenn es ihre Gruft werden sollte, sie verschmachten, unachtet, von Niemand gesehen! —

War das nicht Geräusch? — Sie streckte ihr Ohr an. Wenn nur aus weiter, weiter Ferne ein Laut käme, der von der Nähe von Menschen zeugte! — Das Glockengeläute war ihr sonst die unangenehmste Musik; sie begriff nicht, warum das so? Denn die langen, dröhnenden Töne, die so unheimlich und monoton und doch unwiderstehlich in die Brust drangen, zerstörten alle Lustigkeit; darum sollte man sie aus der Residenz fortschaffen, meinte sie. Aber jetzt hätte sie alle Melodieen von Rossini und Bellini und Auber, und alle Lieblingswalzer darum gegeben um einen einzigen Glockenschlag von einer Dorfkirche.

Es rauschte etwas über ihr. Vom Wipfel der Kiefer senkte sich ein Raubvogel herab und kreiste, nach Beute spähend, über der Niederung. Er kam ihr so nahe, daß sie die feurigen Augen deutlich sah, den gebogenen, spitzigen Schnabel. Sein Flügelschlag wehete die träge Luft. Sie duckte sich tiefer unter das Gebüsch; denn selbst den Vogel hätte sie nicht Kraft gehabt, sich abzuwehren. Jetzt schoß er wieder ins Thal, jetzt wieder in die Höhe. Er suchte nach einer bessern Beute. Was konnte das wilde Thier suchen? — Sie fürchtete sich, aber es war ihr doch lieb, daß er in ihrer Nähe blieb.

Sie sah ihm so eifrig zu, als wär' es ein schöner

Tänzer, den man zum ersten Mal auf einem glänzenden Ball erblickt. Man kennt ihn nicht; man fragt; es geht ein Flüstern durch den Saal, — aber er hat alle Blicke gefesselt, und ist Sieger, ehe man weiß, woher er kommt. Sie sah ihn mit offenen Augen und mit zugedrückten, — und da wurde er immer größer; sein Gefieder wurde glänzend; sein Hals reckte sich, seine Augen wurden leuchtender; sie kannte das Gesicht. Immer schwebte er nieder, und wenn er in das Wasser tauchen wollte, hob er sich wieder. Sie nahm Antheil, banaen, warmen Antheil an dem Raubvogel; ihre sein Flügelschlaa schien matter zu werden. Wenn es noch einmal die Wasserfläche berührt, heben sich die polypenartigen Schlingpflanzen; sie umklammern seinen Hals; sie ziehen ihn herunter; er ist verloren. — Und es wurde so. Er wollte trinken, — kein Vogel mehr — ein Riesenvogel mußte das seyn — er scheute und konnte nicht mehr zurück. Er kämpfte, flatterte, sträubte sich; er hielt sich ans Schilf. Die Wasserpflanzen zogen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt; die Schilfstauden schnellten zurück, seiner Hand entgleitend; das Wasser rinaelte und sprühte. Er versank, und als nur noch sein blasses Gesicht über dem schlammigen Wasserspiegel auftauchte, war es ja ein Mensch, das Gesicht eines Mannes, die verzerrten Züge ihres Bealeiters, und nun sank es auch unter, und nur noch die Hand ragte empor, die Hand mit dem Becher. Er

war ausgegangen, ihr einen Trunk Wasser zu schöpfen, und nun versank der Einzige, der um sie wußte, im unzugänglichen Morast! —

War es der Angstschrei, der ihrer Brust entfuhr, oder der Flintenschuß, der sie weckte? — Der Schuß war wirklich; denn noch kräuselte der Pulverdampf in der Luft; unter ihr flatterte der getroffene Reiher, kraftlos, mit letzter Anstrengung, über dem Morast; er sank, fiel; der blutende Kopf tauchte ins Wasser; die ausgebreiteten Flügel trieben noch eine Weile auf dem trägen Schlamm, bis das Schilf sie verbarg, die sträubenden Federn waren noch das Einzige, was sie von dem Vogel sah, der so lange ihre Phantasie wachend und träumend beschäftigt hatte. Aber sie sah dafür etwas Anderes, etwas viel Schrecklicheres, als ein todter Raubvogel. Zwei Gestalten, die Mörder des Thieres, arbeiteten sich durch das Gestrüpp. Es gräßliche Gesichter, struppig, kothig, zerfetzt, mit Augen, gegen die der Blick des Falken sanft und wohlwollend war, wie sie sie nie gesehen. Oder wenn sie schon diese zerlumpten halbnackten braunen Wilden sah, was war der Anblick eines Bettlers in der Stadt gegen einen Cannibalen in der Wüste! — Der eine mit der Flinte jagte den Hund nach dem erschossenen Vogel, der andere schalt ihn. Es war eine Sprache, von der sie keine Silbe verstand, und doch wußte sie Alles, was die Räuber sprachen. Blut, Raub, Brand,

Mord waren ihre Worte. Warum er auf den Vogel gezielt und nicht auf sie, schalt der Eine, und der Andere lachte: die wolle er lebendig fangen. Und alle Bilder traten ihr vor von den Unglücklichen, welche von den Räubern in den großen Wald geschleppt worden, und nie wieder, oder so zum Vorschein gekommen, daß sie ein Entsetzen waren ihren Freunden. Jetzt schaute sie eine grimmige Faust, sie war tief, tief im finstern Walde; da lag sie an einem rauchigten Feuer, bewacht von gelben Weibern, und zähnefletschenden Hunden, die an ihrem süßen, frischen Fleische riechen mußten, und die häßliche Ziaenner-Mutter zog ihr den seidenen Strumpf aus und hielt ihn dem Thiere hin, daß er ihre Spur hätte. Und doch war sie jetzt aufgesprungen, doch entflohen zwischen Walddickicht, zerrissen die zarte Haut; die Atlasschuhe blieben im Moor stecken; die Füße bluteten; sie versank bis ans Knie, und hinter ihr klafften schon die blutigen Hunde. — Ein Hund klaffte wirklich; das war wieder nicht Traum. Er hatte sie gewittert, und herauf stöberte er durch Stein und Dorn. Ihr verging der Athem. In Todesangst preßte sie sich an den Boden, die Hände krampfhaft gefaltet; sie betete zu ihrem Heiland. Schon blitzten des Hundes grüne, mordsüchtige Augen unterm Dornstrauch vor; er wühlte aierathmend in der Erde, um durchzukommen, als es pfiff. Seine Herren riefen ihn, und mit einem heiseren Geheul des Unwillens folgte er.

Die Räuber waren entflohen; aber die Federn flatterten noch, und aus der Ferne klaffte der Hund; es war mehr, als Traum, und dies schreckliche Weh konnte wiederkehren — als es seitwärts um den Felsen rauschte. Ein Stein rollte, von einem Fußtritt berührt, in die Tiefe, und im Augenblick darauf bog es um die Ecke und — es war Everard, und im Augenblick darauf hing sie an seinem Hals und schluchzete und betete und lachte und fand keine Worte. Mit süßer, sanfter Stimme bat sie der Freund, der, zuerst von ihrer Heftigkeit betroffen, wie sie, die Sprache verloren zu haben schien, sie möchte den Trunk Wasser nicht verschütten, den es ihm anlangen, nach langem Suchen aus frischer Quelle zu schöpfen. Sie brachte den schon halbverschütteten Jagdbecher an die brennenden Lippen, aber sie nippte nur; der Durst schien von tausend mächtigern Empfindungen niedergeschlagen; ihr Auge trank in seinem Auge; ihr Köpfchen ruhte an seiner Brust. Sie sprach von Mördern, von dem tückischen Sumpf, ob er es auch gewiß sey, nicht ertrunken? — Dann sank sie kraftlos in seinen Arm auf das schwellende Moosbette. Die Einsamkeit war keine Einsamkeit mehr, die Wüste keine Wüste, die Mittagsgluth brannte nicht mehr, denn der erste Kuß, den er auf ihre Lippen drückte, war Schatten, Balsam, Nektar. Er sollte nie wieder von ihr vergehen, sie nie allein lassen. — Sie strich ihm das herabfallende

Haar aus dem blassen Gesicht, sie fragte ihn, ob er nicht dürste, nicht verwundet sey, ob die Räuber nicht wiederkehren würden. Er fand keine Worte zu antworten auf die heftig sich drängenden Fragen einer fieberkranken Phantasie; aber er schwor, was sie wollte, auf ihre Hand, ihren Arm, den Schwanenhals, auf die brennenden Lippen, auf die Perlenzähne, — als von oben her, hell, deutlich, Hulda's Name gerufen wurde.

Es war die Stimme der Baronin, und nach wenigen Sekunden sah man Sidonien auf einer Höhe über ihnen. Ihr Auge und Everard's hatten sich in einem Moment getroffen, und der letztere suchte nicht zum zweiten Mal die Begegnung. Er hörte nur, wie Sidonie die mit wilder Hast und Kraft zu ihr sich einen Ausweg suchende Hulda empfing. „Muß ich dich endlich finden, mein böses, böses Kind! Wie lange haben wir gesucht und gerufen, und schon glaubten wir, du seyest auf einen Wolf gestoßen und zerrissen und verzehrt. Wie viel Dank sind wir Herrn von Everard schuldig, daß er dich wieder gefunden und uns gerettet hat." — Sie küßte die Athemlose und scherzte über das Abenteuer; Herrn von Everard aber bat sie, auf dem Weg, den sie ihm anwies, die Pferde zur Gesellschaft zu führen, welche ganz Freude seyn würde, den galanten Cavalier wieder zu sehen, von dem ein Vorschlag ausgegangen, welcher zwar einige Angst, aber doch vielen Spaß gemacht habe. Sie wollte indeß

ihre liebe Nichte auf einem nähern Wege über die Höhen dahin führen.

Herr von Everard blieb eine Weile, nachdem die Damen verschwunden, wie eingewurzelt am Boden; dann schlug er sich gegen die Stirn und stieß einen Ton so laut aus, daß ihm von der Waldecke das Wort „Esel" deutlich zurückschallte. Er fragte sich auch in einem stummen Selbstgespräche, ob es nicht besser wäre, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, oder auf dem Pferde auf und davon zu jagen und nie wiederzukehren? — Bald aber erklärte er beides für unmännlich und, was mehr sey, für unklug. Wenn auch Alles hier verloren, was noch gar nicht ausgemacht, sey doch noch der Schein zu retten.

Wir sehen wenige Zeit darauf Sidonien und die Comtesse allein auf derselben Felshöhe, wo jene ihre Nichte getroffen; nur einige hundert Schritte abwärts. Nicht weit davon, auf der äußersten Spitze des Felsrückens — ist eine kleine, verfallene Kapelle, von Buschwerk wild umrankt, daß man sie kaum zehn Schritt weit erkennt. Hulda saß zu Füßen ihrer Tante und weinte. Sidonie blickte wehmüthig auf das Kind, das sein Gesicht verbarg. Auch aus ihrem Auge stahl sich eine Thräne.

„Fasse wieder Muth. Hätte der Betrüger es feiner angefangen, wäre er vorsichtiger zu Werke gegan-

gen, ſo ſtünde es wohl ſchlimmer. Nun ſieht er vor dir entlarvt, und dieſelbe Leidenſchaftlichkeit, mit der du dich ihm hingabſt, hilft dir jetzt den Eindruck, den er auf dein unbewachtes Herz gemacht, um ſo ſchneller tödten werden."

„Ich bin nicht werth, daß Sie ſo gütig ſprechen," ſchluchzte Hulda, die Hand der Tante mit ihren Küſſen bedeckend.

„Du warſt nicht bei dir, du warſt erhitzt vom Ritt, von der Sonnenglut, von der Angſt. Der Harzgeruch, der Dampf der Sümpfe, der ſtarke Duft der Kräuter — Alles das iſt dir fremd; es wirkte betäubend. Du biſt noch jetzt im Fieber; du bebſt und weißt nicht, was du ſprichſt, wer wollte dir es zurechnen. Auf alles das hatte der Elende gerechnet, er hatte gewußt, daß er es mit einem Kinde zu thun, daß es ein erſtes Gefühl war, und das iſt immer blind. — Wäre mir etwas dunkel, ſo iſt es, daß ich nicht weiß, wo meiner Hulda Augen blieben. Dein Muthwille zog den ſüßlichen Schwätzer den Andern vielleicht grade um deßhalb vor, weil ſie ihn zurückſetzten. Aber er iſt ſo fahl und häßlich, und ohne ſeinen Schneider müßte er, meine ich, wie ein Geſpenſt ausſehen."

„Ich mag ihn nicht wieder ſehen, nie, nie, nimmermehr, Sidonie!" —

„Du wirſt ihn wiederſehen und wirſt ihm freundlich begegnen," ſagte die Baronin, indem der ſüße,

milde Ton, mit dem ſie es ſprach, das Herbe in der Weiſung ſänftigte. Die Kleine wollte ihre Kniee umfaſſen und ſie beſchwören, nur das nicht zu verlangen, ſie wolle Alles dulden, verwieſen ſeyn, in ein Kloſter gehen, nur ihm nicht mehr begegnen. Ob denn ihre gütige Tante mit dem Menſchen noch unter einem Dache leben könne?

„Mit viel ärgeren Böſewichtern, als dieſer arme Glücksritter, entgegnete Sidonie, müſſen wir nicht allein oft leben, ſondern die Rückſicht befiehlt uns noch ärgere Verſtellung.“

„Das kann ich nimmermehr! rief die Comteſſe. Er glaubt, es iſt Ernſt.“ —

„Auch auf die Gefahr, daß es Ernſt würde, fiel Sidonie ein. Uebrigens rechtfertigt Nichts, was zwiſchen Euch vorfiel, einen augenfälligen Bruch. Er war nicht unartig; er beleidigte dich durch keinen heftigen Ausbruch. Vor den Augen der Geſellſchaft blieb er in den Schranken des Anſtandes. Vermiedeſt du ihn gefliſſentlich, nachdem man Euch zuſammen im Walde verſchwinden ſah, ſo würde man ſich fragen: Warum? Und was jetzt wie ein artiges Abenteuer, ein Scherz der Sommerluft ausſieht, oder worauf gar nicht geachtet wird, weil Jeder mit ſich ſelbſt zu thun hat, wird der Gegenſtand der Vermuthungen; und Neugier und Bosheit machen etwas Aergeres daraus. Ueberdieß, welchen Gefahren ſetzeſt du dich von Seiten des gekränk-

ten

ten Mannes durch ein plötzliches verächtliches Zurückſtoßen aus! — Still, mein Kind, die Klugheit will, daß wir Niemand, den wir nicht ganz kennen, ganz gegen uns aufbringen. Iſt auch dieſer Menſch nicht, der er uns ſcheinen will, ſo wiſſen wir doch nicht, wie er uns noch ſchaden kann. Er darf nicht wiſſen, daß du ihn kennſt, ſonſt wird er, der bis jetzt verächtlich iſt, gefährlich. — Noch iſt, wie geſagt, nichts verloren. Ueberwinde den gekränkten Stolz und komme ihm, wie immer, entgegen; ja, ich bitte dich, ſey noch artiger, ſchalkhafter. Necke ihn, daß ſelbſt der Argwohn beſchämt wird. Laß ſie allenfalls eine flüchtige Neigung, ein erſtes Spiel der Liebe vermuthen; das iſt nichts Böſes; eben ſo ſchnell, als es entſtanden iſt, verſchwindet es auch wieder. Wir kürzen, wenn ein gelegener Zufall den Herrn von Everard entfernt, den Landaufenthalt durch eine Badereiſe ab, und bis dahin gewähret dir, was dir jetzt Qual dunkt, noch Unterhaltung. Denn wie er bis jetzt über dir ſtand, weil er mit deiner Leidenſchaftlichkeit ſpielte, ſo wird er von nun an ein Spielzeug für dich, weil du ihn kennſt."

„Sie muthen mir viel zu, jammerte Hulda, dem ſchändlichen Betrüger noch ins Auge zu ſehen! — Er liebt mich nicht, er verſpottet mich, er ſpielte mit mir, er hält mich für ein albernes Kind, und ich ſoll —"

„Ihm begegnen, wie es der Tochter einer ſolchen Familie ziemt." — Sidonie war aufgeſtanden, und ſie

ſchien Hulda'n ein höheres Weſen, als ſie mit gehobener Stimme fortfuhr: „Was ich dir zumuthe, dünkt deiner Jugend eine ſchwere Laſt. Ach, Hulda, ich wünſche nicht, wenn du in meinen Jahren biſt, daß es dir dann eine ſo leichte Aufgabe ſcheint, wie mir. Hörteſt du nie, was mir das Schickſal zumuthete? — Was iſt es ſo drückend, einen jungen, berkunſtloſen Fant, der weiter nichts verbrach, als daß er meinte, durch einen glücklichen Coup die Erbin einer großen Familie zu fangen, in den Schranken zurückzuhalten, die ihm geziemen! — Hier iſt noch Nichts geſchehen, was nicht wieder gut gemacht werden kann. Mit keiner eiſernen Hand preßt dich eine That, daß die Schande dich durchrieſelt, daß du ſterben möchteſt und doch nicht kannſt, weil die Ehre mit dir ſtürbe. Das Herz ſtürmt nicht vor innerer Wuth, vor Vernichtungsluſt, der Angſtſchweiß ſteht dir nicht vor der Stirn, wenn du allein, die Folter zwickt dich nicht unter deinem Kleide, wenn du mit Andern biſt. Du erwachſt nicht mit Grauen vor dem Tage, wo du wieder lächeln mußt, und du legſt dich nicht nieder mit Entſetzen vor der Nacht, wo du das wieder träumen wirſt, was du erlebteſt. — Sieh mich nicht ſo entſetzt an, ich ſelbſt beging kein Verbrechen, aber ich war Gattin. Ich liebte meinen Verlobten; die Ringe waren gewechſelt; der Prieſter hatte den Segen geſprochen, ich bebte vor Seligkeit, — als der Vorhang riß und ich

mit einem Mal, unvorbereitet, den Abgrund vor mir sah, in den ich gestürzt. Es war zu spät. Er war ein Verbrecher. Verlange nicht mehr zu wissen; nur ein so bewegter Augenblick entlockt eine Erinnerung, die ich gern mit allen Schleiern der Vergessenheit decke. Genüge dir das: Aber, wenn es Everard gelungen wäre, seine Täuschung durchzuführen, und ein unauflösliches Band knüpfte dich an den Erbärmlichen, — du könntest doch mit Ehre und Frieden vor dir selbst und vor der Welt leben. Ich konnte es nicht! — Er ist nun längst todt. Ein Grabeshügel in Amerika deckt seine Gebeine. Aber ein Jahr lang mußte ich mit ihm leben, als Gattin leben mit dem Menschen, den ich verabscheute! — O, ich hätte ihm auch den Rücken kehren, ihn von mir stoßen können, wie du es möchtest; aber die Ehre des Gatten ist die Ehre der Gattin, und meine Ehre war die meiner Familie. Der mir mehr zuwider war, als Alles auf der Welt, — ich mußte ihm freudelächelnd ins Auge sehen; dessen Berührung mich brannte, ich mußte mich tändelnd an seinen Arm hängen. Man wußte von meiner heißen Liebe; — was hätte man ersinnen, wenn die Zärtlichkeit nur in Gleichgültigkeit ausgeartet wäre. Zärtlich liebend, wollte mein Verhängniß, daß ich gegen ihn schien, und Feigheit dünkten mich oft die Qualen Eines, der zu Nichtsthätte gespannt wird, denn sie dauern doch nur wenige Stunden, — dann

iſt er frei; meine erwachten neu mit jedem Tage, bis — Sieh, mein Kind, das muthete mir das Schickſal zu, und ich habe es getragen! — Darum klagt mich Niemand an."

Es war der jungen Gräfin, als hätte ein Weſen aus einer höheren Welt zu ihr geſprochen. Die Worte klangen ihr noch wie Sphären-Muſik ins Ohr; die hohe, ſchöne Geſtalt, wie ſie ſich hüllte in den himmelblauen Shawl, ſo keuſch und rein die hellen Augen zum Himmel richtend, — Alles tönte und ſtand noch gegenwärtig vor ihr, und Sidonie war doch ſchon vor einer ganzen Weile zurück in die Kapelle getreten. Sie fühlte zum erſten Mal eine Vernichtungsluſt. Das konnte ſie nie werden, dieſe Tugend, erwachſen aus Duldung, die Muth trinkt aus dem Aether, lag unerreichbar vor ihr. O, ſie hatte Recht gehabt, ſie zurückzuweiſen; wie hätte ſie, die Glühende, Schuldbefleckte, neben ihr, der ſchon geläuterten, auf demſelben Fußſchemmel knieen und die Hände falten ſollen, wie wäre ihr ſtammelndes Gebet verwirrter Schaam und Reue gehört worden, wo dieſe Heilige ihr Andachtsopfer, den reinen Wohlgeruch einer reinen Flamme, in Silberklängen zum Himmel ſendete! — Sie fühlte ihr heißes Geſicht an, die aufgeſprungenen Lippen, die in Unordnung gerathene Kleidung, o, ſie war nicht werth, die Hand der edeln Frau zu faſſen! Sie ſank auf ihre Kniee; es war, als verfolge ſie die Fußſtapfen,

die Sidoniens Sohlen in den Boden gedruckt, mit einer Art Ehrfurcht, und es blieb zweifelhaft, ob ihr stummes Gebet zum Himmel, oder an die Tante gerichtet war.

Eine Weile, nachdem Hulda fortgegangen — Sidonie hatte ihr den nahen Weg gezeigt — trat diese aus der kleinen Kapelle. Ihr Blick athmete nicht ganz die verklärte Ruhe von vorhin. Es folgte ihr der Tenorist und bot ihr den Arm, sie die steile Waldlehne hinabzuführen.

„Und Sie sind ihrer Sache ganz gewiß?“ sprach die Baronin. —

„Der Vorfall auf dem Balle war stadtkundig. Der Bramarbas, der die Rolle des unartigen Cavaliers spielte, um sich von diesem Everard züchtigen zu lassen, hat die Geschichte vor seinen Zechbrüdern erzählt. Es ist natürlich ohne Blut abgegangen und der Glücksritter auf so wohlfeile Weise ein Held geworden, als er hier einen Sieg hoffte.“ —

„Desto verdrießlicher, wenn es zu dem Eclat kam.“ —

„Mich dünkt, es ist kein scharfer Blick nöthig, um zu sehen, daß er ein Roturier ist, fuhr der Tenorist fort. Seine schüchternen Bewegungen, die Aengstlichkeit seiner Toilette, seine gewählten, süß säuselnden Redensarten! — Ich begreife nicht, welcher Wald-

damen gerade das derbe, muntere Kind in ſein Garn führte."

„Es war ihre erſte Liebe und es iſt ihr erſter Haß, ſagte die Baroneſſe. Ich fürchte ſehr nur dieſen. Ihr kindlicher Stolz iſt gekränkt; er möchte vernichten. Ich beſchwöre Sie, gießen Sie kein Oel ins Feuer. Everard darf um keinen Preis gereizt werden."

Der Begleiter lächelte. „Fürchten Sie ihn?"

„Sie ſind fremd hier, entgegnete Sidonie; kennten Sie dies Haus, dies Land, dieſe Menſchen, — der Friede hängt oft an einem Espenlaub — Sie träten ſacht auf, daß es nicht herabfällt. — Mir iſt ſo bange und beklommen, als ſtände uns ein großes Gewitter bevor."

„Das möchte kommen," ſagte der Begleiter, nach Oſten blickend. —

Man war von allen Seiten erfreut, ſich wieder zu ſehen, ohne um den Siegeskranz zu ſtreiten, wer zuerſt angekommen. Einige wollten ſchon lange da geweſen ſeyn und nach den Andern geſucht haben. „Es iſt nur gut, daß ſich Niemand ernſtlich verirrt hat," endete die ſchöne Wirthin ſchnell den Diſput und küßte hier eine Freundin und grüßte dort einen Cavalier. Man hatte ſie lange nicht ſo aufgeräumt geſehen, denn ſie fand, daß die Geſellſchaft es nicht genug ſey. Der Hofrath ſollte jetzt die Güte haben,

den Anweſenden das Heidengrab zu erklären, dann möchte man nicht vergeſſen, daß Küche und Tiſche aus einer Wüſtenei wären. „Wie danke ich Ihnen, ſagte ſie, Everard's Hand drückend, für die Mühe, welche ſie ſich mit meiner kleinen Nichte gaben. Denken Sie, kleine Damen, Hulda war nahe daran, ohnmächtig vom Pferde zu ſtürzen, wenn nicht Herr von Everard ihr ſchnell zur Seite war." — Sie erzählte, wie er ihr mit Lebensgefahr einen friſchen Quelltrunk verſchafft, lobte den Sänger, der, durch den Wald ſchwärmend, die Spur der Verlorenen aufgefunden, und zog die Herren auf, daß ſie die bequemſten Wege geſucht, aus Furcht vor Waldweibchen und Kobolden. Dieſe ſchworen dagegen, ſie ſey die liebenswürdigſte Waldkönigin, in deren Dienſt jeder gern einen ganzen Monat in die Wildniß ginge; Sidonie aber züchtigte ſie der Treuloſigkeit, indem ſie ja noch eben ihrer Nichte wenigſtens für dieſen Tag Treue geſchworen hätten. „Und weßhalb noch immer ſo ſtumm und erſchreckt, mein Kind, ſagte ſie, den Arm um Hulda's Nacken ſchlingend, und küßte ihre Stirn. Du ſtehſt auf feſtem grünen Boden, biſt unter guten Freunden, und auf dem Rückwege bleibſt du auf meiner Seite. Ja, Herr von Everard, wenn wir da in Ohnmacht fallen, müſſen Sie für mich auch einen Becher Waſſer ſchöpfen. Jetzt aber führen Sie meine Nichte zum Hofrathe, dort können Sie lernen, was Runen ſind, hier nur,

wie man eine ländliche Tafel arrangirt, und davon brauchen junge Leute noch nichts zu wiſſen."

Nur eine Dame, welche etwas nördlicher geboren, fand das Denkmal der grauen Vorzeit göttlich; die Andern ſeufzten nicht und tippten nicht prüfend an den verwitterten Stein; ſie hörten ſtumm zu, während der Hofrath erklärte, und meinten nachher, der Raſen umher ſey ſo glatt und fein, daß es ſich wie von ſelbſt darauf walze. Seine gründliche Auseinanderſetzung, daß der Stein nicht das Todesdenkmal eines Heerführers ſey, ſondern einem ganzen Hunnengeſchlechter gelte, welches wahrſcheinlich an dieſer Stelle im Kampf gegen germaniſche Stämme unterlegen ſey, wurde ſchon weggetanzt.

„Was wohl die Geiſter jener alten Hunnen zu unſerem Leichtſinn ſagen möchten?" wandte ſich die Geheimräthin zum Hofrath.

„Sie würden ſagen, gnädigſte Frau, entgegnete dieſer, die Leute wollen auch leben."

„Aber über ihren Gräbern!"

„Gräber vor ein paar tauſend Jahren! Die ganze Erde iſt dann ein Grab!" —

„Wenn aber doch die Begrabenen von uns wüßten, wenn ſie plötzlich aufſtänden in unſerer Mitte! — Man hat Beiſpiele —"

„Daß die Todten wieder lebendig wurden!" ſagte der Hofrath lächelnd, aber er erſchrak faſt über

Sidonicus zornigen Blick, die zufällig herangetreten war.

„Was das für Phantaſieen ſind, Hofrath! Laſſen ſie die Todten ruhen. Wir leben hier, um luſtig zu ſeyn.“

Sie wollte zur Theilnahme an der ländlichen Mahlzeit antreiben, aber, als übe der Anblick der Eſſenden eine unwiderſtehliche Gewalt auf ſie, war ſie bald ſelbſt hineingezogen. Zwei Schalmeien accompagnirten ſeltſam genug den Tanz. Damit es ganz ländlich ausſähe, hatten ein paar Landleute, die paſſend umherſtanden, Erlaubniß erhalten, mitzutanzen, und Sidonie flog jetzt im Arm eines derſelben durch die Reihen, als ein ferner Donner langſam über den Wald rollte. — „Das Gewitter zieht heran!“ flüſterte ihr der Tenoriſt zu, welcher aus ehrerbietiger Entfernung ſich genähert hatte — der Tanz hatte für einen Moment aufgehört. — „Immer müſſen Sie warnen!“ — rief ſie halb unwillig und ſtrich über die heiße Stirn. — „Es wird vorüberziehen, ſagte ein Anderer, den ein freundlicher Blick dafür lohnte. — „Sie ſind aufgeregt und erhitzt.“ — ſetzte der Tenoriſt hinzu, „wenn ein Sturm käme —“ Ein heller, freundlicher Strahl aus ihrem großen Auge und ein Kopfſchütteln ſollte ihm antworten, indem ſie ſich umwandte, mit ihrem Tänzer fortzuwalzen; aber ein anderes Paar ſtürmte ſchon vorüber. Der Sänger zog

Sidonien auf die Seite; er machte sie aufmerksam, daß die Schäfer drüben ihre Heerden von den Hügeln trieben. Es zogen gelbe Streifen von Abend her; in den Baumwipfeln wurde ein leises Rauschen merkbar. —

„Muß man denn immer denken, wenn man einmal lustig ist, sagte die Tänzerin, sich niedersetzend. Hören Sie denn jemals darauf, wenn man Sie vor einer Gefahr warnt, in die Sie sich muthwillig stürzen?“ —

„Wer war der Mensch, mit dem Sie tanzten?“ fragte er. — Sidonie blickte verwundert auf. „Was soll ich ihn kennen! Ein Bauer, ein Schäfer, vielleicht mein Leibeigener,“ setzte sie lachelnd hinzu.

„Mich dünkt, er verschlang Sie mit seinem wilden Auge. Auf dem andern trug er ein Pflaster.“

„Wie wenig Sie noch unsere Leute hier kennen!“ sagte Sidonie. „Sehn nicht Einer aus wie der Andere, in den vorstigen Mänteln und Bärten!“ — Sie bückte sich, etwas aufzulangen, was ihr aus der Hand gefallen. Ihr Gesellschafter griff zugleich darnach und wie aus Artigkeit konnte es den Anschein haben, aber der Blick, den er ihr zuwarf, sprach: „Was ist das?“ —

„Vermuthlich doch nichts, entgegnete sie neckend, als was Sie mir zugeneigt“ — und sprang fort. Es hatte nichts Auffälliges, denn aus dem Tanzen war ein Haschen geworden, und man jagte sich durch die Büsche und um die Steine. Nur die Aelteren hatten

ſich an die Speiſen und Erfriſchungen gemacht. Er erhielt einen Schlag mit einem gewundenen Taſchentuche; man lachte über ſein böſes Geſicht, und er mußte hinkend mit dem Plumpſack nach einem neuen Sündenträger jagen. — „Es donnert!“ rief es hier, „da blitzt es!“ ein Anderer, — „es tröpfelt!“ — Der Sänger ſprang, einige Damen verfolgend, in ein Gebüſch. — Es kicherte, kreiſchte und floh; aber ein heller, weißer Blitz fuhr ziſchend in das Dunkel, und Ottilie ſtand, wie einzewurzelt am Boden, ihm gegenüber. Sie floh nicht; ſie ſah ihn ſtarr an und hielt den Zettel in ihrer Hand. Ihr Todtenblick war kein Spiel. Erſt der heftige, langſam hinrollende Donnerſchlag ſchien ſie zu wecken und das erſtarrte Blut durch die Adern zu treiben. „Das ſchrieben Sie nicht?“ fragte ſie.

Er riß ihr den Zettel aus der Hand und las darauf die Worte: „Es gefällt mir nicht mehr im Grabe!“ — Sie hörte nicht ſeine Frage. Sie murmelte nur vor ſich hin: „Seine Hand! — Wie kam es in meine!“ —

„Zu Unterſuchungen iſt jetzt nicht Zeit,“ antwortete er, ihren Arm ergreifend. — Es war in der That nicht mehr Zeit. Der Wind rauſchte in den angſtlichen Wipfeln; es heulte und ächzte durch den Wald; die Pferde wieherten und ſtampften. Als ſie den Platz erreicht, wo die nur von Wenigen berührte Mahlzeit

zierlich aufgetischt geweſen, herrſchte ſchon Unruhe und Verwirrung. Der Sturm pfiff durch eine Waldſchlucht und ſetzte über den Speiſeſaal. Die Damen hatten mit ihren Tüchern, Hüten und Zeugkleidern zu thun. Die Cavaliere halfen ihnen; die Domeſtiken ſprangen nach den Wagen und Pferden und Kammermädchen, welche ſich im Walde verlaufen hatten; die Spielenden kamen herbeigebuſcht aus ihren Verſtecken, und der Wind bemächtigte ſich ſtatt der Damenkleider der Eſswaaren und ihrer Hullen, für die keine Cavaliere ſorgten.

Die älteren Damen fragten, ob nicht Häuſer zum Untertreten wären, ſie fühlten ſchon ſtarke Tropfen; die jüngeren jammerten, daß es mit dem Tanz aus ſein, der nach dem Eſſen erſt recht anfangen ſollte; die Cavaliere hätten es doch verſprochen. Einige verſicherten den Schönen, es werde nicht mehr geben, als was man einen Buſch nennt, und wenn es vorüber, ſei es um ſo friſcher zum Tanzen. — „Das wäre charmant,“ antwortete Eine; aber ein Cavalier, der bei der allgemeinen Deſertion von den ländlichen Tafelfreuden ſich faſt allein der verlaſſenen Flaſchen erbarmte, meinte: ob man nicht auch in ein Bischen Gewitter tanzen könnte, und brachte den Damen ein Willkomm mit vollem Glaſe. Einige fanden das gottlos, Andere genial. Die jungen Fräulein ſeufzten und blickten fragend nach ihren Müttern; da aber die Mütter mit

ihrer Toilette zu thun hatten, nahmen einige den dargebotenen Arm der jungen Herren als Antwort.

Der Donner musicirte zum Ball. Seine grollenden Töne aus dem Schooß der Erde langsam verhohlend, brauſ'te er, schneller und schneller und heftiger, und es zitterte die Luft, der Wald, der Boden. Wozu brauchte es der Fackeln, die die Blitze hineinschossen! — Sie hörten nicht das Stöhnen der Eichen über ihren Häuptern, nicht den Angstschrei der Kräben, die in Schwärmen aus ihren alten Asylen aufflogen und keins wiederfanden, nicht den langdröhnenden Weberuf des ganzen tiefen Waldes. Sie sahen nicht die Dunkelheit, die wie ein ehernes Gewölbe über dem Herzogthume lagerte. „Nur zu!“ schien es aus jeder Brust der Musik zuzurufen.

Der Platzregen war plötzlich in Strömen niedergestürzt, kaum den fahlen Blitzen Raum lassend, sich in dem schwimmenden Boden zu spiegeln. Jammernd, fluchend, stoß, eilte, stürmte es durch einander nach den Büschen, Bäumen, nach den Equipagen, Mänteln, Regenschirmen; ein verächtliches Suchen um Schutz. Sidonie klammerte sich an einen Eichenstamm. Sie konnte ihn nicht umspannen; aber so fest, daß sie blutete, drückte sie die kleinen Finger an die Rinde. Denn konnte nicht der wilde Mensch mit dem Plaster, aus dessen Armen sie sich kaum gerissen, unter demselben Baume Schutz finden; mochte er nicht hinter ihr sie-

hen und sie wieder umfangen, sie wieder drücken, daß ihr der Lebensodem ausgina, und wieder ihr zurufen: „du bist mein!“ Wirklich umfing sie ein Arm, aber es war ein sanfterer Druck, und eine befreundetere Stimme flusterte: „Hier können Sie nicht bleiben.“

Dies war das Letzte, dessen sie sich mit Bestimmtheit entsann. Die Vorstellungen von nun an waren verworren und ängstigend, sie war in eine Kutsche gehoben, und die Kutsche rollte fort über Steindämme und Knüttelwege. Es donnerte noch immer, der Regen rasselte auf das Kutschenleder, und die Blitze goßen ihren schwefelblauen Glanz durch die Fenster.

Wie konnte die Tante Hulda'n mit dem bösen Menschen zusammen lassen; warum mußte sie ihn so gar auffordern, mit ihr zu tanzen? — Fühlte Everard doch selbst besser, was sich schickte, und hielt sich ehrbietig entfernt. Das war gut von ihm, denn sie konnte ihm nur mit Widerwillen ins Gesicht sehen. — So dachte Hulda während des Tanzes; es war das erste Mal, daß sie beim Tanz dachte. Darum gefiel es ihr auch nicht; sie hätte weinen mögen, und es lag ihr wie Blei auf der Brust. Sie spielte nicht mit Haschen; sie schlich abwärts in die Büsche; sie setzte sich auf einen Stein und sah zu. — Wie konnte die Tante Sidonie so wild jubeln mit den Andern? — Ein Schäferhorn flötete tief im Walde. Die unter-

gehende Sonne beleuchtete die kleine Kapelle über ihr. Vielleicht fand sie dort, was sie suchte — Ruhe; und jetzt war sie oben und lag auf den Knieen.

Hatte sie lange so gelegen, daß es darüber Nacht geworden? Nein, es war ein heftiges Gewitter, und ein Platzregen schlug ihr entgegen, als sie die morsche Thür aufstieß. Wie konnte sie zur Gesellschaft! Und sie mußte doch! Unmöglich! Es war nicht mehr Regen; Bäche stürzten jetzt herunter, schäumend, tobend, beleuchtet von den Blitzen, die auf den weißen Wassergüssen hinabgleiteten ins Thal. Sie eilte wieder ans Fenster. Die Natur war in Aufruhr. Der schwarze Wald rauschte und murrte, wie ein ganzes Volk, aufgeregt von einem fremden Unterdrücker, der die Büchse in der Hand führte, und das Volk hat keine Waffen; es hat nur den Boden, aus dem es geboren wurde, und an den klammert es sich in der Todesangst, und seine Todesseufzer sind doch eine Waffe. Und wo waren die Equipagen, ihre Tante und die Kammermädchen?

Sie wollte schreien, aber sie fürchtete sich, ohne sich doch bewußt zu sein, wovor. Aber rief denn Niemand nach ihr? — Es konnten Hundert rufen und der letzte Wiederhall des Donners an der fernen Klippe übertäubte hundert Stimmen. — Suchte denn Niemand nach ihr? — Es wußte ja Niemand, wo sie war. — Schreckliche Vorstellungen schossen auf. Sie

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.

3-598-51043-9
FN. 04005/021

hatten nach ihr gerufen, gesucht; nun waren sie Alle fort und sie allein, — allein in dem finstern, öden Walde, in der gräßlichen Gewitternacht — und es konnte immer fort gewittern — und wenn es aufhörte, wenn Mitternacht vorüber, wenn die Sonne morgen wieder aufging — war sie ausgestoßen in einem unbekannten, ungeheuern, verrufenen Walde. O, was war die Einsamkeit von heute Morgen gegen diese Einsamkeit! — Dort hatte sie Jemand hingelockt; er wußte um ihren Aufenthalt, er mußte wiederkommen; hier wußte kein sterbliches Wesen darum; sie selbst hatte sich hingelockt; es war eine Einsamkeit, über die der Kerker, des Todes, es war eine Einsamkeit der Verdammten! — Da öffnete sich leise die Thür. —

„Erschrecken Sie nicht, Gräfin, über meine Gegenwart, sprach eine ihr wohlbekannte Stimme. Mit Ihrer Bergunst berg' ich mich nur unter dem Vorsatz und werde Ihre Andacht nicht stören. Ich hätte auch jetzt nicht gewagt, fürchtete ich nicht, daß Sie meine verborgene Anwesenheit falsch auslegen könnten."

Ein Feuerhauch zuckte durch Hulda's Glieder. „Wie kommen Sie her?"

Es war eine Frage und kein Verweis. „Ich sah Sie vorhin vom Tanzplatze sich entfernen und erdreistete mich, Ihnen zu folgen, als das Gewitter anhub!"

„Wo sind die Andern?"

„Zer-

„Zerſtreut. — Jeder ſuchte in der Haſt und Unordnung den nächſten Weg nach Hauſe. Wolle der Himmel, daß ſie glücklich ankommen. Die ausgefahrenen Hohlwege werden fürchterlich ſeyn.“

„Und mich ließ man in Stich?“

„In Augenblicken der Art denkt Jeder nur an ſich. — Es war ein ſo fürchterliches Getümmel, ſetzte er beſchönigend hinzu, eine Dunkelheit und Noth (die Pferde waren ungeduldig), daß kaum Einer den Andern bemerken konnte. Jeder ſtürzte in den erſten beſten Wagen, ohne zu ſehen, wer darin und ob noch Raum für ihn war.“ —

„Und Tante Sidonie?“

Everard ſchwieg. — „Ich hatte nicht Gelegenheit, die Baronin zu bemerken, doch der fremde Sänger wird gewiß Sorge getragen haben, daß ſie Platz in einer Kutſche fand!“

„Und wie ſoll ich fortkommen?“

„Verzeihen Sie mir. Indem ich gedankenlos das erſte Mal zu Ihnen hinauf eilte, vergaß ich, einen Wagen in Beſchlag zu nehmen. Als ich meine Verſäumniß gut machen wollte, gelang es mir nur, Ihr Reitpferd aufzufinden. Es ſteht mit meinem, einiger Maßen geſchützt, unter einer alten Buche. Wenn der Sturm vorüber, und Sie ſich meiner Leitung anvertrauen wollen —“

„Zweimal kletterten Sie im Regen den abſchüſſigen Weg herauf!“ —

Everard drückte lächelnd die Thür von außen wieder zu. „Ich bitte nochmals um Verzeihung, wenn ich Ihre Andacht störte, sobald das Gewitter nachläßt, wage ich, wieder anzuklopfen.“

„Mein Gott, und Sie —“ Das Wort verstummte auf ihrer Lippe. Sie war allein und nicht mehr allein. Sie konnte nicht mehr fort ohne den, gegen den sie noch eben die Strafe des Himmels erfleht. — Nun saß er draußen in Regen und Wind vor ihrer Schwelle und wachte für sie. — Es heulte und stürmte — und wie der Regen gegen die Thür schlug — und der Mann in seiner dünnen Sommerkleidung! — verdiente er es aber nicht? — Das Beten wollte nicht gelingen. Wie kann man beten, wenn der Donner die Solben von den Lippen fortnimmt. Ein starker Schlag! Es mußte eingeschlagen haben! — Wo? — Sie riß die Thür auf — Gottlob, er stand noch da, lebend, gelehnt am Pfeiler, mit kreuzweis überschlagenen Armen.

Nun mußte er mit herein; er würde sich ja ganz erkälten, ein Fieber zuziehen, und er war ja schon so naß, und es gab kein Feuer, ihn zu wärmen.

Everard lächelte schmerzlich. „Kann diese Schreckensnacht noch Schrecken für mich haben! Kann mich der Blitz blenden, kann mich der Donner taub machen, um das nicht zu sehen, und das nicht zu hören, was mich auf ewig elend macht! Ich kenne nur eine Hoff-

bang, und weiß ich nicht, daß diese todt in einem Grabe liegt, wo kein Gewitter sie wieder wecken wird. Weiß ich nicht, daß Sie mich nicht lieben, — weiß ich nicht, was Sie über mich denken. — Erscheine ich nicht in Ihren Augen als ein erbärmlicher Gaukler, Abenteurer, wußte ich nicht, als Sie vorhin mir die Hand zum Tanze reichten, mit welchem innern Widerwillen es geschah; weiß ich nicht jetzt, mit welchem Schauder Sie mich Ihnen so nahe sehen, daß es nur Ihre unaussprechliche Güte ist, welche mich nicht zurückstößt? — Ich könnte draußen, vom Blitz getroffen, in den Abgrund sinken — um mich flösse keine Thräne; — es ist nur der Nebenmensch, das Mitgeschöpf, welchem das schöne Mitleid gilt; es ist nur Zufall, daß der Balsamtropfen gerade mich traf, — und doch, wie unendlich selig macht mich der Zufall! — Aber kein Wort mehr von meinen Gefühlen; Sie sollen mich wenigstens achten lernen, wenn ich stumm dulde."

Es trat ein langes Schweigen ein; Everard stand im äußersten Winkel, auf einen Pfeiler gelehnt; Hulda duckte auf dem Betschemel, den Kopf im Schooße. Das Gewitter wurde heftiger, es zogen über den Wald neue heran, die im Thale zusammenstießen; der Bauch der Wolken schlitzte sich an den Bäumen, und die Luft war nur ein langer, hallender, prasselnder Donner. Die morschen Mauern zitterten, der Wald stand in Flammen; es sauste, zischte, krachte so fürchterlich und

so ununterbrochen; so entsetzliche Stimmen und doch so stumm! — Sie blickte verstohlen zu Everard auf. War er schon vom Blitz gelähmt? — War er da, um ihre Angst durch sein Stummseyn zu mehren? —

Sie lag jetzt hingestreckt; sie meinte, die Kapelle, der Fels, der Berg liege mit ihr in Trümmern; die Entladung war zu schrecklich gewesen, der Donner rollte ihr noch durch die Glieder, sie mußte doch todt seyn, eiskalt war sie gewiß. Aber ein warmer, süßer Hauch tupfte auf ihre Hand; Everard kniete unfern von ihr. — „Leben Sie noch?“ — Sie antwortete nicht; er wollte sich wieder zurückziehen, aber sie hielt seine Hand; der Boden wurde wieder fest; das Gemäuer über ihr stand doch noch. „Sie leben noch, das ist gut. Gehen Sie nicht weg!“ — Ein Kuß, auf ihren Arm gehaucht, war seine Antwort. — „Sie sind nicht so schlimm.“ —

„Als man mich verläumdet,“ rief er.

„Man hat Sie verläumdet? — O, sprechen Sie,“ fuhr Hulda auf.

„Ich will mich nicht rechtfertigen.“ — Sie bat ihn so sehr. — „Ich habe es mir gelobt, Comtesse, meine Zunge soll schweigen. Lassen Sie mich schweigen im Gefühl, daß ich durch das Schweigen Ihren Dank verdiene. Vielleicht fügt es der Zufall einst, daß Sie selbst richten können, und dann wird Ihr Urtheil über mich anders ausfallen.“

Er ſchwieg wieder. Sie bat ihn, er möchte ſprechen, recht viel ſprechen, um ihr die Angſt zu vertreiben. Ob er ſich gar nicht gefürchtet, fragte ſie. Er bekannte einen Wunſch.

„Wie die Blitze Minuten lang, ein zuſammenhängender Feuerſtrahl, um uns leuchteten, und Sie ohnmächtig, von ihrem Geiſteslichte übergoſſen, da lag, wähnte ich doch ſchon, mein Wunſch ſey bald erfüllt, — Sie todt, und ich konnte Ihnen folgen in das Land der Wahrheit, wo Sie von der Aufrichtigkeit meiner heißen Liebe überzeugt wären, ohne daß ich — o der Qual! — zum Ankläger gegen Perſonen würde, die Ihnen die theuerſten ſind!“ — Hulda wäre zu jeder andern Zeit ſehr bös geworden, aber heute konnte ſie Everard nicht einmal darüber zürnen, daß er ſie todt gewünſcht, — und ſeine Sprache klang dabei wie Muſik. —

Die Donner rollten ſchwächer, der Platzregen hatte ganz aufgehört, aber die Luft in der kleinen Kapelle war unerträglich ſchwül. Von ſeinem Arm umfangen, lehnte ſie ſich ans Fenſter. Die Wolken verzogen ſich; das Gewitter grollte nur noch in einem entfernten Thale, wo es ſich fing; es wetterleuchtete; aber ſchon hatte das elektriſche Licht einen Nebenbuhler an dem wachſenden Monde, der aus dem Tannenwalde auftauchte, das Schlachtfeld zu beleuchten. Die Bäume ſchüttelten das Waſſer von ihren Wipfeln; die grünen

Berge, die Felsen standen, wie vorhin, ruhig, groß; nur duftete es balsamischer aus der Tiefe, und der Tropfenfall von den Zweigen und Blättern, die lebhafter plätschernden Gießbäche belebten mit einer neuen Musik die eintretende Naturstille. —

Es war noch zu naß, um hinunter zu steigen. Der Aufenthalt des Schreckens hatte sich in einen anmuthigen verwandelt. Es war ihr lieb, daß es so still war, und sie außer den Tropfen, den Regenbächen und dem Rauschen der Wipfel nichts hörte, als Everard's Stimme. Sie dachte nicht mehr an den gestörten Tag, an die unterbrochene Lustpartie, was aus den Gästen geworden und Tante Sidonie dazu sagen würde; sie horchte nur auf das, was Everard erzählte, und sie horchte doch auch nicht, denn sie konnte sich später gar nicht besinnen, was er mit ihr gesprochen. Aber das wußte sie, es hatte immer süßer geklungen, er hielt ihre Hand und sie die seine, und bald sah sie in sein Auge und bald in den Mond.

Die Fährlichkeiten waren noch nicht zu Ende, als Hulda, über Klippen und Wasserbäche an Everard's Arm hinuntergestiegen, glücklich an der bezeichneten Stelle die Pferde gefunden hatte. Der dunkle Wald troff vom Regen; überall waren Gießbäche und kein Weg. Der Traum von Muth wich bald der ängstigenden Gegenwart, wenn sie dem Reiter, der vor ihr

den Weg ſuchte, folgte. Sie rief ihn alle Augenblicke bei Namen, um gewiß zu ſeyn, daß ſie ihn nicht verliere. Sie warnte ihn, nicht in Löcher zu ſtürzen; ſie ſchrie, wenn ſein Pferd ſtrauchelte, und wenn er eine Weile nicht ſprach, fragte ſie ängſtlich, ob ihm auch wohl ſey? — „Warum lenken Sie immer links?“ — Hatte ſie ſchon zum zweiten Mal gefragt, als ſie jetzt die Antwort in einem Lichte zu ſehen glaubte, das ferne aus dem Dickicht blitzte. Es verſchwand und kam wieder, aber es entfernte ſich immer mehr. — „Wenn es nur kein Irrlicht iſt und wir gerathen in Sümpfe!“ Er ſuchte ſie zu beruhigen, als ſie deutlich eine Laterne erkannte, die Jemand trug. — „Es bleibt uns kein Ausweg übrig,“ ſagte Everard, ſanft ihre zitternde Hand drückend, als dem Lichte zu folgen. Wenn ich nicht irre, höre ich mehrere Stimmen. Es ſind vielleicht Leute aus dem Schloſſe, oder ſchlimmſten Falls Zigeuner, die doch ihre Grundherrſchaft reſpectiren werden.“

Die letztere Vermuthung war die richtige. An eine Waldecke gelangt, fiel ihr Auge auf gerötheté Klippen. Es war der Wiederſchein von einem Feuer, welches unten brannte. Eine bunte Geſellſchaft lagerte darum, welche das Schreckhafte der wilden Schlucht nicht freundlicher machte. Das Geſindel war in Vertheilung von Beute beſchäftigt, und es war nicht ſchwer zu erkennen, woher dieſe Schleier, Shawls, Regen-

schirme und, was sonst in kein Zigeunerlager gehörte, kamen. Hulda wollte ihren Begleiter zurückhalten, aber es war schon zu spät; man hatte ihn bemerkt, wie er sich vom Pferde schwang, und auf einen gellenden Pfiff hatte sich die Gesellschaft auf die Beine gemacht. Flucht war unmöglich, wenn man noch daran gedacht hätte.

Everard sprach keck heraus, wen sie vor sich hätten, und sein entschiedener Ton forderte den gebührenden Respekt für seine Begleiterin, welchen die Leute ihr auch sogleich erwiesen; denn die Mützen flogen von den Köpfen, und man verneigte sich demüthig. Nur als er in demselben Tone nach dem rechten Wege fragte und einen Führer verlangte, sah man sich verlegen an. Es sey ganz unwegsam dahin seit dem Gewitter, und, was sie morgen am Tage, wenn das Wasser abgelaufen, in einer Stunde machten, dazu brauchten sie jetzt die ganze Nacht, hieß es; und wer stünde ihnen dafür, daß die Pferde in der Dunkelheit auf den abschüssigen Wegen nicht in Abgründe stürzten. Es war augenscheinlich, daß Niemand gern das Führeramt übernahm.

„Sie fürchten sich, nach dem Schlosse zu kommen," sagte Everard auf französisch zu Hulda. „Sie haben nur zu befehlen, Comtesse, aber wenn Sie sich entschließen, wie mir unvermeidlich scheint, den Tag bei den Leuten abzuwarten, in deren Gewalt wir uns einmal befinden, so ist es nothwendig, gute Miene zum

böses Spiel zu machen und wenigstens den Schein zu retten. Lassen Sie es uns freiwillig thun. Gefahr ist nicht dabei, höchstens ein kleines Opfer, und ich stehe mit meinen Leben für Ihre Sicherheit Wache.“

Hulda ging in die Nothwendigkeit um so lieber ein, als ihr der herrische Ton, in welchem Everard die Leute behandelte, Vertrauen einflößte. Man führte sie an das Feuer, man breitete Decken aus und Polster, aber den Stein, auf den sie sich niedersetzen mußte, bekleidet von den Frauen wie eine Fürstin. Ein Mann mit einem Pflaster auf der Stirn, den sie sich schon gesehen zu haben erinnerte, lächelte, als man ihr Erfrischungen vorsetzte, die sie kennen mußte. „Die gnädige Gräfin werden armen Leuten schon verzeihen müssen, wenn sie vom Ueberflusse gesammelt haben, den die reichen Leute liegen ließen.“ —

Der Mann schien kein Zigeuner, er war größer, muskulös gebaut, und auf seinem einen Auge strahlte nicht der schelmische, lauernde, sondern ein wilder, tückischer Glanz. Es beunruhigte sie, wie er bald sie, bald Everard mit diesem Auge maß. Der Respekt, den der Mann vorhin ihrem Begleiter erwiesen, schien vorüber. Er lachte zuweilen für sich auf. Die Andern hatten nur Augen für sie; aber stumm gafften sie sie an, nicht verwundert, sondern wie ein Wunder, auf das man vorbereitet ist. Everard's Benehmen kam ihr noch seltsamer vor. Sein kühnes Wesen schien ver-

schwunden; er ging auf und ab, wie in Gedanken verloren, er näherte sich ihr und entfernte sich wieder, als wage er nicht, sie anzureden. Sie kam sich einsamer vor, als in der Kapelle, und nur die kleinen Finger, die sich heranschlichen und verstohlen ihren Fuß, ihr Kleid berührten, um zu fühlen, ob eine Gräfin ein Wesen sey, wie sie, gaben ihrem Geist eine nicht peinliche Beschäftigung. Während die Zigeunermädchen an der Felswand einige Decken an Stangen zum Nachtquartier aufrichteten und Hulda's Augen der Arbeit folgten, sprach der Mann mit untergeschlagenen Armen halb zu ihr und halb zu ihrem Begleiter:

„Marmorsäle und goldene Gewölbe haben wir nicht, aber unser Revier ist doch ein bequemes Haus, zu Allem eingerichtet. Wir vermiethen es, wie die Herrschaften die ihren in der Stadt. Von der Felswand da stürzte vor alters ein feiner Herr und brach das Genick, wenn er es nicht schon vorher gebrochen hat; das Blut ist nun abgewaschen. Wind und Regen sind unsere Domestiken, die das Haus rein halten müssen, und ich sehe nicht ab, warum auf demselben Fleck nicht auch ein Gevatterschmaus gehalten werden kann, oder — eine Hochzeit. Wer uns bezahlt, dem vermiethen wir's zur Todtenkammer oder zur Brautkammer. Uns ist das gleich."

Hulda athmete freier, als der Mann langsamen Schritts um die Felsecke verschwunden war; aber auch

die Andern waren mit einem Mal fort; nur das eine Mütterchen hielt die Decke des größten Zeltes, wenn man ihm den Namen geben durfte, auf, und ihre blinzelnden Augen winkten der Gräfin bedeutsam. Auch sie stahl sich jetzt fort. — Hulda saß allein an den verglimmenden Kohlen. Trotz des Gewitters war in der Schlucht eine laue Nacht. Die Käfer schwirrten, Heimchen zirpten, der Mond spielte eben Versteck mit den Wolken; unten haschten sich die Zigeunerkätzchen. Nur ein leiser Luftzug rauschte in den Fichten. — Ihr war so wohl und weh! — Warum ging Everard drüben im Waldschatten, und wagte sich nur mit seinen Blicken her? Sie rief ihn in Gedanken, und der Geliebte verstand die Stimme. Er kam.

Sie hielt ihm die Hand entgegen, er ergriff sie; er preßte sie an die Lippen, stürzte ihr zu Füßen und umfaßte ihre Kniee. — „Ach, Everard, was haben wir gethan!“ —

„Ich, ich!“ rief er. — „Nein! — entgegnete sie sanft — wir sind zusammen schuldig!“ —

„Aber ich kann nicht ohne Sie leben!“ rief er. — „Ich auch nicht!“ seufzte sie. „O, wir bitten die Tante, sie spreche für mich bei der Familie!“ —

„Es gibt nur einen Weg zu diesen stolzen Herren, sprach zu mir ein Freund, der sie kennt. Sie können nur wollen, wenn sie müssen. Sie opfern, was sie besitzen, um den Schein zu retten, daß sie es

besitzen. Drohe, ihnen den Schein zu rauben, und um den geben sie die den Werth selbst."

„Ich verstehe Sie nicht. Wir müssen doch zurück!" —

„Müssen wir das!" rief er. — Sie erschrack. — „Wenn wir nun Morgen nicht wieder kämen; auch übermorgen nicht; wenn wir die bösen Gesichter gar nicht sähen; — müßten sie nicht allmälig gute machen und statt, daß sie uns morgen schelten, wenn wir kommen, geben sie uns in einer Woche gute Worte, daß wir nur überhaupt kommen."

Everard zitterte und Hulda zitterte auch. Ihr Auge fiel auf die Felswand, wo nach der Rede des Zigeuners Jemand herabgestürzt war. Seine Worte von Todtenkammer und Beautzemach fuhren ihr durch den Sinn. Sie schrack zusammen, sie sprang auf, sie stieß Everard fort und reichte ihm doch wieder die Hand. „Schnell, schnell fort von hier! Wir müssen fliehen! zurück!" —

Everard begriff, daß sie fliehen mußten; aber ihm fehlte, wie so oft größeren Männern als er, der kleine Muth, einer That, die schon gethan, die Krone aufzusetzen. In der Eil', womit er Hulda's Willen nachkam, verbarg sich Reue, oder Furcht. Es gibt große Männer, die sich vor ihren eigenen Thaten fürchten! — Sie saßen wieder auf den Pferden, aber man konnte nicht sagen, daß sie aus dem Zigeunerlager flohen;

dann derselbe Mann, der die Comtesse vorhin erschreckt, begleitete sie und leuchtete ihnen mit einer Laterne auf dem allerdings beschwerlichen, doch nicht so gefährlichen Wege, als man ihn vorher geschildert. Man ritt schweigend; nur zuweilen glaubte Hulda einen höhnischen Blick im Gesicht des Zigeuners zu lesen, wenn er Everard bei schwierigen Stellen leuchtete und sprach: „Man kann nicht vorsichtig genug seyn, junger Herr! Niemand weiß, wo er zu Falle kommt.“ —

Der Tag graute, als er am Rande des Waldes halten blieb und ihnen das Schloß zeigte, und wie sie um das leere Vorwerk unbemerkt in die Wirthschaftshöfe kommen könnten: „Wenn Sie einen Freund von mir sehen, einen Gruß von Stephan aus dem Busch, und der Knicker soll ein ander Mal sein Geld sparen, wenn er seine Leute nicht kennt. Bei unserer Verrechnung bliebe es doch, wenn er Freunde im Walde haben wollte.“ — Damit verschwand er. —

Mamsell Zieselwitz drängte den Baron zum Gehen; es werde schon laut unten im Schlosse und die Baronin huste. Er bat sich nur noch die Erlaubniß aus, ihr Schuhband zu binden. Schon wie er sie zum ersten Mal gesehen, sey ihm zu Muthe gewesen, als müßte er vor Aller Augen auf die Kniee fallen und den ersten Kuß auf den allerliebsten, süßen, kleinen Fuß drücken, woran ihn nur gehindert, daß die verdammten

Sitten seit der Zeit, wo etwas der Art einem Cavalier einen Namen gemacht, sich so enorm zum Schlechten geändert hätten. Er konnte seine Lippen nicht von der Hand bringen, obgleich sie ihn versichert, daß er die Schleife nicht ungeschickter binden können, und beschwor sie mit den süßesten Worten, mit ihren allerbesten seine Sache bei der Baronin zu führen.

„Wenn Sie artig sind, sprach die Dame, worin ich außer Vielem, was ich Ihnen schon gesagt, rechne, daß Sie erstens eine verständigere Sprache führen; denn man möchte immer errötheu, wenn Sie den Mund aufthun. Zweitens machen Sie nicht so lange Besuche, Sie können nicht vom Sopha auf, wenn Sie einmal sitzen; und drittens essen, und besonders trinken Sie nicht so viel. Auf dem Boden der zweiten Flasche liegen alle Ihre Geheimnisse, und ich möchte immer aus Furcht fortlaufen, denn Ihre Blicke werden dann unausstehlich; Sie sind nicht mehr Herr Ihrer Zunge, und ich bleibe lediglich aus Furcht vor der dritten Flasche, welche Sie bereit macht, zum Ersten Besten auszuplaudern Alles, was Sie wissen. Schämen Sie sich allen Ernstes. Sie haben viel Unbedeutendes; aber ich will selbst ein Auge darüber zudrücken, wenn Sie jedem Kammermädchen nachlaufen, und, ich glaube gar, für die Wesen in der Küche seufzen; aber nun und nimmermehr verzeihe ich's, wenn Sie mich ins Spiel bringen, wenn nur ein Laut, nur

ein Blick vor Andern Sie verräth. — Still, Baron, Sie kennen mich noch nicht, ich bin ein entschlossenes Mädchen, und wenn Sie nicht an mich denken, so denken Sie an Sich und Ihren Sohn; denn ich schwöre es Ihnen zu, wenn Sie nicht behutsamer, artiger, anständiger werden, wenn Sie nicht jedes Wort abwägen, ehe es über die Lippen kommt, so ist es geschehen uns aus, und ich verwende meinen ganzen kleinen Einfluß auf die Baronesse, daß Sie Ihrem Herrn Sohn einen Korb gibt. Wenn Ihnen die Moral, der Anstand, Ihr eigenes sittliches Gefühl nicht sagt, wie man mit Damen umgeht, so mag es Ihnen die Vaterliebe sagen, und was Sie nicht aus Gefühl für die Schicklichkeit thun, das thun sie vielleicht aus Vaterliebe und Pflichtgefühl."

Sidonie war wach, als die Gesellschafterin, nachdem sie den Baron zur Thür hinausgewiesen, an ihr Bette trat. Sie fühlte sich noch matt; doch wollte sie aufstehen und forderte nach der Schminke. — „Sie lächeln, Liebe, über meine Eitelkeit, aber soll jeder Domestike den Schrecken der Nacht mir ansehen?" — Die Gesellschafterin fühlte, indem sie das todtblasse Gesicht und das halb erloschene Auge mit unwillkührlichem Schauder ansah, daß sie Recht hatte. — Während die Ziesewitz ihre Wange mahlte, erkundigte sich die Baronin nach ihren Phantasieen während der Nacht, was sie gesprochen, als man sie aus dem Wagen ge-

hoben. Die zurückhaltenden Antworten waren nicht geeignet, ihre Unruhe zu ſtillen. — „Ein Geſpenſt ſchien Sie allerdings zu verfolgen. Auf dem Treppenabſatz riſſen Sie Sich von uns los und ſtießen den Verfolger wie mit Gewalt zurück. „„Seht Ihr ihn! Seht Ihr ihn!““ riefen Sie, „„da ſtürzt er.““ — Wir beruhigten Sie, er ſey die Treppe hinunter gefallen und werde nicht wieder aufſtehen. Ich ſah Ihre ſanften Augen nie ſo fürchterlich.“

„Wenn er nur nicht wiederkehrt,“ ſagte Sidonie und rieb ihre Stirn. —

„Sie wiſchen den Karmin weg!“ —

„Es war mein verſtorbener Gatte. Sie haben Recht, er blieb todt unten liegen. Aber dem traue Einer! Ich verſchloß mich; aber über Nacht wachte es mich immer wieder und es pochte an.“ —

„Der todte Baron wird ja nicht aus ſeiner Gruft in andere Welttheile zum Beſuch gekommen ſeyn,“ lächelte die Geſellſchafterin. Durch meine Stube ging er wenigſtens nicht.“ —

„Es war eine ſchwarze Geſtalt, er ſchlug laut Spähne aus und forderte mich vor Gericht.“

„Männer ſollen nie über Frauen richten dürfen!“

„Scherzen Sie nicht, ſagte Sidonie, ihre Hand ſanft drückend. Ihre reine Seele mag mit der Gefahr ſpielen. Wir müſſen ja immer fürchten, vom Tugendthurn zu fallen. O! wer ſo leidenſchaftslos wäre!“

„Ich

„Ich möchte Sie um etwas bitten, meine gnädige Freundin: nicht so verschwenderisch in den Zeichen Ihrer Gunst gegen mich zu seyn. Man hat darauf Acht.“

„Ich brauche doch so sehr eine Freundin,“ sagte wehmüthig Sidonie, die Hand der Gesellschafterin an ihre Brust drückend.

„Die ich gern seyn will, wenn Sie es mir im Stillen erlauben. Aber in Ihrer überströmenden Güte zeichnen Sie mich in einer Art aus, welche den Neid erweckt.“

„Daß auch die Freundschaft so rechnen soll!“ —

„Man verbirgt Vieles vor mir, weil man fürchtet, es komme Ihnen zu Ohren, und von Andern werde ich mit Artigkeiten bestürmt, weil man durch mich etwas zu erlangen hofft.“

„Und doch muß ich Ihnen Ihre Wünsche abschlagen.“

„Ich könnte Ihnen viel mehr nützen, wenn man nicht wüßte, wie nahe ich Ihnen stehe.“

„Wenn ich Sie reden höre, sagte Sidonie nach einer Pause, denke ich manchmal, Sie sind ein höheres Wesen. Gütige Mächte haben mir in Ihnen meinen Schutzengel gesandt. Wie viel verdanke ich Ihnen nicht schon! — Aber ich bin nicht werth, daß ein Engel bei mir ist.“ —

„Sie haben doch, außer mir, noch einen andern Engel,“ entgegnete die Gesellschafterin, in Ihrer hoch-

verehrten Großmutter, die noch viel mehr Ihres Vertrauens ſich erfreut. Zwei Engel um eine ſterbliche Perſon vertragen ſich in der Regel nicht, und um deshalb bin ich wohl noch nicht ſo glücklich, Manches zu wiſſen, was ein Engel wohl wiſſen müßte."

Sidonie war aufgeſtanden. Trotz des etwas ſchneidenden Tones, in dem das geſprochen wurde, umfaßte ſie die Freundin und drückte das Geſicht an ihre Bruſt: „Es wird mir ſo ſchwer — nur heute nicht!"

„Was kann das ſchwer ſeyn. Sie haben doch nicht Ihren Mann umgebracht." —

Sidonie zuckte zuſammen und drückte heftig den Arm der Geſellſchafterin, daß dieſe die Rückkehr eines fieberhaften Krampfes beſorgte. Die Baroneſſe ſchluchzte und rang mit der Sprache, als es an der Thür klopfte.

Es war nur der Verwalter. Hätte er vorhin durchs Schlüſſelloch gelauſcht, würde er doch ſchwerlich jetzt, als er Erlaubniß erhielt, einzutreten, in der heitern Gebieterin, die ihm freundlich die Hand zum Kuſſe reichte, das aufgeregte Weib wieder erkannt haben, das ſich noch eben an die Bruſt der Freundin warf, wie auszuruhen von den Geißelhieben der Furien. Er erkundigte ſich nach ihrem Befinden, und war erfreut zu hören, daß die Landpartie, trotz der kleinen Unannehmlichkeiten, ſie geſtärkt, und ſie ſich wohler als je befinde. — Die Baroneſſe meinte, ob die Rechnungen

und Briefe, die er vorlegen wollte, nicht Zeit hätten bis Morgen. Der Verwalter erklärte, ihr hohes Wohlbefinden sey das allererste Geschäft; sonst sey es freilich von Wichtigkeit, Vieles arrangirt zu haben, bis die hochgräfliche Excellenz Großmutter eintreffe, welche man jede Stunde erwarten könne. „Allein freilich, setzte er mit bedenklichem Blicke hinzu, Ruhe möchte doch der Frau Baronesse nach der fatalen Nacht nöthiger seyn.“ —

Sidonie wollte nichts davon wissen. Im Saale unten lag die Tafel voll Briefe und Acten, daß kaum das Frühstück Platz fand; und sie hätte keine Zeit gewinnen, eine Schale zu trinken, wenn sie nur einen Blick in alle Briefe, Documente und Rechnungen werfen wollen. — „Wir kennen Ihre Redlichkeit, sagte sie, manches Papier zurückschiebend, daß Sie nicht nöthig haben, Sich jedes Mal über so unbedeutende Ausgaben zu rechtfertigen.“ — Der alte Mann hatte sein Sammetkäppchen von dem kahlen Scheitel gezogen und hielt es in den gefalteten Händen. Sein Blick fiel sehr ernst auf die Baronin. — „Ich weiß, was Sie sagen wollen, lieber Werner; aber können Sie, kann ich dafür, daß mein seliger Vater kein guter Wirth war, und die Herrschaft in den letzten Jahren Unfälle trafen?“ —

„Bedenken Frau Baronesse, daß Sie nicht allein für Sich stehen!“ —

Sidonie lächelte: „Sie sind mit meiner Großmutter aus einer strengen alten Zeit und ich schätze Sie um diese Gewissenhaftigkeit. Ich will versuchen, Ihren Beifall zu erwerben; denn Sie sind kein Diener mehr, Sie sind ein Freund meiner Familie.“ —

„Der nur einen Wunsch hat, daß die edle Familie, mit deren Ehren er grau wurde, auch mit Ehren besteht!“ —

„Es wird ja nicht so schlimm seyn,“ sagte Sidonie und las und unterzeichnete, aber mit sichtlicher Abspannung; denn sie schrieb ihren Namen unter Documente, welche sie erhielt, und warf Rechnungen, die sie unterzeichnen sollte, in den Urkunden-Kasten. Der Verwalter brachte die Sache ins Reine, aber immer verwickeltere Actenstücke und Briefschaften kamen zum Vorschein, die Bedenken forderten. Es kamen Unfälle zur Sprache, an die sie nicht gedacht; dazu wurde es laut im Saal, in dem sich gewöhnlich die Gesellschaft des Morgens versammelte; sie mußte bewillkommnen, fragen, wie man sich erholt, und Antworten geben. Ihr Kopf that ihr weh, und sie meinte jetzt zum Verwalter, es sey doch besser, das Andere auf Morgen zu lassen, aber er hielt ihr schon ein neues geöffnetes Gerichtsschreiben entgegen. Es war die Anmeldung einer Special-Commission, welche heute eintreffen sollte.

„Was soll das, Werner!“ —

Er zuckte die Achseln: „die alte Geschichte! — Sie wollen einmal die Todten nicht ruhen lassen. Wenn um jeden todt gefundenen Menschen so viel Wesens gemacht würde! — Freilich kümmern sich nicht um Jeden so hohe Anverwandte!“ —

Sidonie blickte starr auf das Papier; „das müssen schon sechzig Jahre her seyn. Zwei Menschenalter!“ — Gott sind die es dazumal gethan, fügte der Verwalter unnöthig hinzu, mögen längst gebraten und gespießt seyn, oder ihre Knochen bleichen in einer Bärenhöhle. Will man denn ihre Kinder und Kindeskinder an den Galgen bringen? — Es thut wahrhaftig nicht gut, um Nichts, und zu jetziger Zeit, das Gesindel aufstören. Sie freilich sind weit ab, aber wir hier mitten drin! — Wer schützt unsere Strohdächer; das Gesindel ist verlogener, als je, und faßt einmal die Flamme Scheunen und Ställe, mag auch ein Herrenhaus brennen. — Was läuft da nicht Alles herum! Das ist ja jetzt eine Völkerwanderung aller schlechten Leute dahin, wo es Arbeit gibt. Aus aller Herren Länder und Strafanstalten — ich glaube, aus Amerika selbst sind ihrer hier, und das schwatzt, erzählt vergangene Geschichten und redet das Volk auf. Der alte Respect ist fort. Mir grauet jedesmal, wenn ich vorbei muß an den Galgen auf der Straße, vor den tückischen Gesichtern, wie Todtenköpfe und das Zuchthaus selbst. Vor

dem Einen, mit dem Pflaster auf dem Auge, erschräke ich, wenn er zu mir ins Zimmer träte!“ —

„Wo ist Hulda?“ unterbrach plötzlich Sidonie den Erzähler, der noch lange nicht geneigt schien, zu enden, und in seinem Eifer die plötzliche Blässe auf den Wangen der Baronin übersehen hatte. — „Hulda, Hulda!“ — Alles war aufgestanden und suchte; aber Hulda war nicht da. Es war sonst ein stillschweigendes Gesetz in dieser Gesellschaft, daß man nach Vermißten nicht frug, und so wenig von der Rückkehr, als von der Entfernung eines Gastes Notiz nahm, wenn er nicht selbst dazu aufforderte. Sidonie vergaß dies Gesetz. Sie übersah die bedeutenden Blicke der Zieselwitz und des Tenoristen; sie war außer sich, als Jemand Werner's Reden auf die Comtesse bezog, daß sie sich gestern vom Tanze entfernt, daß man sie seitdem nicht wiedergesehen. — „Sie ist unter die Räuber gerathen!“ — war der Gedanke, der, von Sidonien zuerst angedeutet, im Nu anschwell zu einer blitzartigen Ueberzeugung bei den Gegenwärtigen. Im nächsten Augenblick war die Gesellschaft hinaus und zerstreut, die Damen lamentirend, winkend mit den Tüchern vom Altan, Hulda's Namen rufend, die Herren nach ihren Pferden schreiend, sie besteigend, hinaus galopirend; denn Sidoniens Worte „Schaffen Sie mir das Kind — es koste, was es wolle, ehe die Großmutter kommt!“ trieben

auch den Lässigsten zur That, ohne daß nur Einer eigentlich wußte, was er that.

Unter den Zurückgebliebenen begab sich Mancherlei, was schnell die Verwirrung lösen können, wenn es noch in der Macht und im Willen der Einzelnen gelegen. Der Tenerist hatte Sidonien lächelnd zugeflüstert: „Man vermißt auch Everard!“ — Die Zierowitz war indeß dem Verwalter nachgegangen und kürzte jetzt mit frohem Gesicht zurück, als Sidonie, abgespannt im Lehnstuhle sitzend, sich vom Sänger sarkastisch vorwerfen ließ, daß sie immer zu rasch handle. — „Sie werden nun Gelegenheit gewinnen, vor der Gesellschaft dem jungen Helden für eine zweite großmüthige Rettung zu danken.“ — „Immerhin, erwiederte sie tonlos, ich thue nur, was die bösen Geister mir beschließen.“ — „Nur nicht den Muth verloren! rief die Gesellschafterin, denn die Comtesse ist da; wir haben nur nicht recht gesucht, und ich will den sehen, der uns beweist, daß sie mit Herrn von Everard gekommen ist!“ —

Dieser stand, während Hulda schon bei der Tante war, mit verschränkten Armen in seiner Kammer, und sah verlegen die Diele an, aber nicht den alten Werner, der eine längere Rede mit den Worten schloß: „Einen Hund peitsche ich, ein Pferd sporne ich, einen Ochsen stachle ich, wenn sie thun sollen, was mir gefällt; aber wenn es ihr Futter ist, laufen sie von

ſelbſt, — allein eine blinde Henne iſt mir lieber, als ein dummer Menſch; denn nach dem Sprichwort hat eine doch ſchon eine Perle gefunden, aber ein dummer Menſch läßt ſie liegen, wenn er ſie ſieht, und ich will mich ſelbſt ſtrafen, wenn ich nochmal aus autem Herzen mich für einen Einfaltspinſel intereſſire!" —

Der erſte Impuls, der die Geſellſchaft ausgetrieben, war bald einer ruhigen Beſinnung gewichen. Man fragte ſich, wonach man ritte, ſchrie, liefe, daß die Beſorgniß gar nicht motivirt ſey, und — wenn auch — daß ein planloſes Umherirren nichts helfe. Man ward inne, daß die am nächſten Betheiligten nicht zugegen waren, und die allgemeine Beſtürzung machte einer allgemeinen Luſtigkeit Platz, als man hörte, daß die Comteſſe wieder da ſey.

Sidonie hielt Hulda's Lockenköpfchen im Arm und ſtreichelte und küßte ſie, als ſich die Meiſten wieder im Speiſeſaal eingefunden. — „Schelten Sie nur recht den kleinen Böſewicht, rief ſie ihnen entgegen, daß er uns ſolchen Schreck gemacht, und Ihnen ſo viel Bemühung, er verdient es. Wenn ich nur deine Mutter wäre, aber eine Tante ſoll immer Zuckerbrod reichen und nie eine ſtrenge Miene zeigen, — ſonſt heißt es, ſie iſt eine Stiefmutter. Still mein Kind, du biſt nicht allein Schuld. Die Cavaliere ſind es, und wir Alle. O, ich will noch ein ſtrenges Gericht halten, daß man dich nicht aufgeſucht, und über mich ſelbſt

auch. Da mußte das arme Kind ſich allein von der Capelle herunterfinden, wo es hinaufgeklettert, um die Sonne untergehen zu ſehen, und allein ſein Pferd und allein den Weg ſuchen. Stellen Sie ſich ihren Schreck vor; bei einem Zigeunerlager iſt ſie vorbei geritten, ihr Pferd hat geſcheut und ſie auch, und es iſt ein Ritt geweſen, wie Lenorens; denn als es blitzte, hat mein Kind nichts geſehen, als hagere Weiber, die ihre Mäntel ausbreiteten, und es hat ausgeſehen, wie große Fledermäuſe mit ausgeſpannten Flügeln, die ſie fangen wollten. Gott ſey Dank, es hat keine Fledermaus meine arme Nichte gefangen; ſie iſt nicht Räubern in die Hände gefallen und nicht in den Sumpf gerathen. Ihr Pferd, dem ich von nun an ſeine Krippe vergelden möchte, führte ſie zu guten Menſchen, zu den Bauersleuten dort unten, die ihre gnädige Herrſchaft, woran ſie ſehr Recht thaten, nicht fortließen, und meine Hulda hat auf dem groben Strohbett, wie eine Königin, den ganzen Sonnenaufgang verſchlafen, und möchte uns auslachen, daß wir Angſt gehabt, was ſie aber bleiben laſſen ſoll, denn ich habe ihr es verboten, und ſie ſoll nicht mehr davon ſprechen und Niemand mehr. Aber vorgenommen habe ich mir, ſie ſoll auch einmal ſo erſchreckt werden, wie ſie uns erſchreckt hat, und wir Alle wollen einmal auf- und davonfliegen und ſie allein laſſen, vorausgeſetzt, daß die Geſellſchaft mit der Genugthuung zufrieden iſt."

Die Damen küßten und herzten die Comteſſe. Man aß und trank mit ungewöhnlichem Appetit und die Tafel dauerte ſpät; nur behaupteten die Frauen faſt alle, Kopfſchmerzen zu haben, und viele zogen ſich früher zurück, beſonders die Wirthin, die erſt von der Nachricht, welche zugleich mit den Lichtern kam, daß der Commiſſarius des Gerichts eingetroffen, dann von der höflichen Weigerung deſſelben, zu Tiſch zu kommen, indem er ſich unwohl befinde, beunruhigt ſchien.

Daß überhaupt eine Unruhe und Spannung herrſchte, blieb keinem im Schloſſe verborgen. Comteſſe Hulda, die mit ihrer Tante zugleich die Tafel verließ, hatte ſich in ihr Zimmer verſchloſſen. Die Baroneſſe, welche ſelbſt den fürſtlichen Rath in ſeinem Zimmer bewillkommnen wollte, war mit höflichen Worten zurückgewieſen worden, indem er ſich bereits zu Bette gelegt; doch gingen Schreiben, Meldungen und Boten ein und aus. Der Verwalter ſchüttelte bedrießlich den Kopf, wenn man ihn fragte, was das bedeute? Zu Einigen, welche den Alten mit Vertraulichkeit geehrt, erklärte er, es wäre doch ein herzlicher Jammer, wenn die Familie ins Unglück kommen ſollte. Wenn man fragte, wie das möglich, — deutete er auf das wilde Leben des hochſeligen Grafen, und Schulden ſeyen es auch nicht allein; wie manches hätte vertuſcht werden müſſen mit Opfern, und man wiſſe nie, ob es nicht einmal wieder zu Tage komme, und auch

vom Großvater her ſo mancher Reſt; dann die Brandſchäden, das Kriegsunglück, und in jetziger ſchlimmer Zeit, wo alles Tücke und Trotz wäre, und ſelbſt ſein Recht ſich ſchaffen wollte, ſchickte man noch Unterſuchungs-Commiſſionen! — Was das der Herrſchaft koſte! — Die erlauchte Familie hätte Feinde, offene und heimliche, die nicht ruhten, ihr Anſehen herunterzubringen, und wenn auch Manches in dieſem Schloſſe geſchehen ſey, was nicht hätte geſchehen ſollen, ſo wäre es doch himmelſchreiend, wenn die Strafe herabkäme auf ſo engelreine Herrſchaften, wie Baroneſſ Sidonie und Comteſſe Hulda, die kein Kind gekränkt und keinen Wurm leiden ſehen könnten; und wenn es käme, das Aergſte — wenn dann wenigſtens die hochwürdige Gräfin Großmutter, das Muſterbild von Tugend, von hohem Anſtande und adeliger Sitte, die Dulderin, die faſt achtzig Jahre an dem Unglück mitgetragen, ohne zu ſeufzen, nicht noch es erleben müſſe.

Als Baron Kallmeiſer dem Alten Lobſprüche machte, was er in Dienſte der Familie gethan, wie jedes Kind im Lande wiſſe, wie er zur ſchweren Franzoſenzeit durch ſeine Unerſchrockenheit die Juwelen gerettet, und ſelbſt nicht geſcheuet hatte, füſilirt zu werden, als er die Feinde um den gräflichen Marſtall betrog, ſchien der Alte faſt erzürnt zu werden. „Was habe er elender Mann, mit einem Fuß im Grabe, davon, daß man ihm ein bischen Ehre anhänge, ihm, von dem kein

Mensch mehr wissen und sprechen werde zehn Jahre nach seinem Tode, indeß man dem edlen Hause, dessen Name seit Jahrhunderten lebe und noch Jahrhunderte leben solle, von der seinigen, durch so große Thaten und Verdienste um das Land erworben, etwas abrisse! — Seine Ehre gebe auf in der der Familie, welcher schon sein Vater und Großvater gedient, und das Einzige, was er für sich in Anspruch nehme, sey, daß auf seinen weißen Haaren kein Fleck Untreue hafte, und daß man sagen könne, wenn sie über sein Grab die Erde schaufelten: Hier ruht ein ehrlicher Mann!

Die Baronin war bei sehr übler Laune. „Schaffen Sie mir Hulda'n fort, — es kommt ein Gewitter!" — Die Zieselwitz hatte den Auftrag übernommen, über dessen Motive sie jetzt vor der zugeschlossenen Thür der Comtesse nachsann. Hulda öffnete erst nach langem Klopfen; ihre Augen waren verweint; sie warf sich wieder lang aufs Sopha, wie ein ungezogenes Kind, der Freundin ihrer Tante den Rücken kehrend, und wollte kaum Rede stehn.

Ein Feldherr, dessen Ruf noch nicht fest steht, daß nicht Kehrt machen vor dem unerwarteten Anblick eines Feindes, wenn es ihm auch vorhin nicht in den Sinn kam, ihn anzugreifen, meinte Mamsell Zieselwitz und rückte einen Stuhl heran und zog ein Strickzeug heraus.

Hulda drehte überraſcht ihr Köpfchen aus dem Sophakiſſen und fragte, was das ſolle; und als die unerbetene Geſellſchafterin erklärte, daß ſie ſie für krank halte und deshalb bei ihr bleiben wolle, erklärte ſie ſo heftig, als dieſe ſanft, daß ſie nicht krank ſey und daß ſie nicht bei ihr bleiben ſolle, daß ſie allein ſeyn wolle und allein bleiben, und — daß ihr das Geklimper der Stricknadeln unerträglich ſey.

„Sie armes unglückliches Kind!“ rief die Zieſelwitz, und faßte ihren Puls in einer Art, daß Hulda erſchreckt aufblickte. Die Mamſell hatte ſich nie viel um ſie gekümmert.

„Daß ſchon das Geklimper der Stricknadel ihre Nerven verletzt!“ — Sie ſprach ſo theilnehmend von dem Zittern des Körpers, von der augenfälligen Bläſſe, von dem unſichern Blick, von ihrem veränderten Nervenſyſtem, und Alles das in dem Tone der Güte, daß Hulda'n ſelbſt bange wurde. Und als ſie nun äußerte, ihre arme kleine Comteſſe müſſe eine recht heftige Gemüthserſchütterung gehabt haben, und ſie doch ja bat, ſich zu beruhigen, wußte Hulda nicht, was ſie ſagen ſollte und drückte wieder die ihr gebotene Hand. Mamſell Zieſelwitz ſprach viel ſchöne Worte von Selbſtüberwindung, von Schmerzen in der Bruſt, die nicht laut werden dürften, und dem Stolze edler Seelen. Hulda verſtand zwar das nicht Alles; aber ſie wurde gerührt, als die Mamſell über ihre eigene Lage klagte und daß

sie wisse, daß ihre Stellung im Hause sie verdächtige, und wohl empfinde, was es bedeute, wenn man sie die Gouvernante nenne.

Hulda weinte und gestand ihr, sie hätte ihr kein so gutes Herz zugetraut, weil sie so klug wäre. Die Zieselwitz weinte auch und verwünschte es, wenn ihr das die Liebe guter Menschen raube. Sie wurde aus einem langen mit Thränen begleiteten Redeflusse durch Hulda's Frage einigermaßen aufgeschreckt: warum sie eigentlich gekommen wäre?

Warum war sie eigentlich hier? fragte sie sich selbst. Um der Kleinen zu sagen, daß die Tante sie fort haben wollte? — Darum so viel Umstände! — Und weßhalb wollte Sidonie Hulda'n fort haben? — Aus Furcht vor der Großmutter? — Diese mit dem Nimbus umstrahlte Gräfin Großmutter, in deren Gegenwart Alles in freudiger und peinlicher Ueberraschung zitterte, wo das frivole Wort verstummte, deren Anwesenheit wie Segen bringend, Friede stiftend galt, die älteste Vertraute der Baronin, in deren Schooß sie, wie zu Füßen ihrer Heiligen, alle Geheimnisse schüttete — Geheimnisse, die sie ihr selbst noch verbarg! — Ja, auch sie war hier um dieser gefährlichen Großmutter willen — das war ihr mit einem Mal klar, denn Hulda war das Goldfischchen, mit dem die Gräfin gern spielte.

Pflichtmäßig stellte Mamsell Zieselwitz nun der Comtesse vor, weßhalb es gut sey, daß sie mit der

Generals-Gattin morgen nach der Residenz zurückkehre, weil die Gesellschaft zu groß und gemischt, weil die Herren sich ländliche Freiheiten erlaubten, weil die Gerichtscommission einen verdrießlichen Ernst in die Gesellschaft bringe, und weil es ihrer Tante Wille sey. Aber sie ließ auch einfließen, daß, je größer und gemischter die Gesellschaft wäre, um so besser könne jeder sich seinen Umgang wählen, und erlaubten sich die Herren auch mehr, als in der Stadt, so könne sie nur die Gegenwart der Damen in die Schranken des Anstandes zurückweisen; wenn die Untersuchungen zu viel Ernst in die Gesellschaft brächten, so sey es gerade die Pflicht der jungen Damen, durch Heiterkeit dem zu begegnen. Uebrigens wisse man ja nicht, ob die Gräfin Großmutter Excellenz nicht gerade das wünsche, was die Tante nicht wünsche, und der Wunsch einer Großmutter sey jeden Falls von eben so viel Gewicht, als der Wunsch einer Tante. Im Uebrigen aber schloß sie ihre Rede mit der Aufforderung an die Comtesse, in dem schweren Gehorsam gegen ihre liebevolle Tante zu continuiren.

Hulda erklärte mit Heftigkeit, sie werde nicht reisen, und fiel der Zieselwitz um den Hals und betheuerte, wie es ihr von Herzen leid thue, daß sie erst jetzt erfahren, wie seelengut sie wäre.

Die Gesellschafterin dachte, als sie die Thür zuklinkte, an die kleine Maus, welche die Löwin einst aus dem Netze befreit hatte, und bei der Löwin fiel ihr wieder die Gräfin Großmutter ein. Das graue Lockenhaar unter der dreifach gekräuselten Haube, die runzelvollen Wangen, die adlerartigen Augen, die durchdringenden Blicke, denen sie nie gern begegnet, — es war ihr immer gewesen, wie bei einer Löwin, die ihre Jungen bewacht.

Um den verspäteten Zechern, welche schweren Tritts die Treppe herabkamen, nicht zu begegnen, schlug sie den Rückweg durch die Corridore des Souterrains ein. In dem langen einsamen Gange, beleuchtet nur von einer flackernden Lampe, kniete eine weibliche Gestalt. Es war Sidonie. Sie war an der Thür, wo sie gelauscht, niedergesunken.

Sie bemerkte die Zieselwitz erst, als diese sie heftig am Arm aufriß. „Fort, wenn ein Fremder käme!“ — Sidoniens Blicke blieben auf die Thür gerichtet; ihr Zustand war zwischen Starrsucht und Ohnmacht; sie ließ willenlos mit sich geschehen, daß die Gesellschafterin sie fortriß, fast mehr ihre physische, als die moralische Kraft brauchend. „Er ist drinnen!“ — war Alles, was die krampfhaft bebenden Lippen vorbrachten.

Sie erreichte die angelehnte Thür einer Domestiken-Stube. Marie, der Baronin Kammermädchen, war fort;

fort; aber die kleine Hausapotheke befand ſich im Schrank, ſie konnte der Ohnmächtigen ohne Aufſehen einen Camillenthee kochen. Dem Fieberfroſt folgte ſtarke Hitze, Phantaſien; ſie warf ſich auf das Kanape, bis der Geiſt der Aufregung ſelbſt ermüdet ſchien. Die Augen ſchloſſen ſich halb; die heißen Lippen fuhren nicht mehr bebend aneinander; ein Schlummer linderte für Augenblicke die Fieberqualen.

Ein unwillkürliches Lächeln zuckte über die Lippen der Geſellſchafterin. „Ob ſie wohl einen Liebhaber jetzt auch feſſelte! Wo iſt die Anmuth, das leichte Ebenmaß der Bewegung, — wo der ſüße, ſeelenvolle Blick, — wo der Glockenklang ihrer Stimme! — Ein kleiner Schreck hat ſie niedergeworfen, und aller Zauber iſt hin. Die zarteſte Hand ſcheint einer Köchin zu gehören, weil das Blut hineinſchießt, und der unzerſtörbare Reiz dieſer Züge iſt verſchwunden, weil die Schminke verwiſcht iſt. — Wem dünkte das jetzt ein Vergnügen, auf die trockenen, aufgeborſtenen Lippen einen Kuß zu drücken? — Und da ſind wir noch ſtolz auf unſere Schönheit, und um die Gaben, die uns Mutter Natur mitgab, — um das Göttliche in uns, betheuern ſie, uns zu lieben! Freilich morgen, wenn die böſen Träume ausgeſchlafen, die Lüge der Phantaſie mit einer Lüge des Verſtandes fortgebeißt iſt, wird ſie wieder eine Göttin ſeyn, aber die Göttin koſtet nicht mehr, als eine Stunde Toilette!“ —

Der Thee that seine Wirkung. Der Fieberanfall wich; es war aber mehr, als Fieberphantasie gewesen; sie verlangte, man solle den Geistlichen aus dem Dorfe rufen.

„Glauben Sie zu sterben?“ fragte die Gesellschafterin.

Die Baronin verneinte es. — „Und weßhalb denn mitten in der Nacht nach dem Pfarrer schicken? — Man weiß, Sie halten nicht viel von ihm. Was würde es für ein Aufsehen machen, wenn Sie diesem schlichten Manne, der kaum Ihr gutes Deutsch versteht und erst gar nichts von der zarteren Sprache, in der Sie ihm Mittheilungen zu machen haben, beichten wollten! — Man brächte es mit der Untersuchung in Zusammenhang, man reimte und leimte ihre Angst und verworrene Aeußerungen zusammen, und ein häßliches Gespenst, das ihren Ruf tödtet, wäre fertig.“

Sidonie gab ihr schweigend Recht. „Ich,“ obgleich sie hinzu, Sie sind Protestantin, und wissen nicht, wie eine Beichte die Brust erleichtert!“ —

Die Gesellschafterin erbot sich, Jemand zu holen, dem sie vielleicht am liebsten vertraue. „Nein!“ sagte Sidonie, und schien doch wieder zu überlegen: „Wäre nur die Großmutter hier!“ —

„Wen jetzt? — Wer ist beim Gerichtsrath?“ fragte die Gesellschafterin rasch. Eine gewaltsame Hülfe that der Kranken Noth. Nun war es geschehen. Die

Freundin begegnete fest dem fragenden Blicke der Baronin.

„Haben Sie schon Todte? — Nicht so scharf müssen Sie mich ansehen! Ach, glimmte doch auch ein unreiner Gedanke in Ihrer Brust, ich hätte mehr Muth! — Ich hatte einen Gatten.“

„Der todt ist, und die Todten stehen nicht wieder auf.“

„Wer das gewiß wüßte! — Es ist kein Jahr her, als ich eines Nachts die öde Wüste sah — eine der endlosen Steppen Amerika's, — der Mond schien durch zerrissenes Gewölk auf den Grabeshügel, und mit Flammenzügen stand es mir in der Brust. Das ist das Grab des Verabscheuten! — Der Herbststurm fegte darüber Staub und welke Blätter, und die kläglichen Schattengestalten der alten Eigenthümer des Landes schwebten hin und her, und ich bat sie, pochenden Herzens, daß sie blieben, denn ich hörte den Todten unten stöhnen und graben — und jede folgende Nacht dasselbe Bild. Die fleischlose Hand wühlte und wühlte, das Grab senkte sich; die Rasendecke sank, und in der neunten Nacht streckte er den Knochenarm heraus, und nun war er frei.“ —

„Erklärliche Phantasie, nachdem Sie ein halbes Dutzend Cooper'sche Romane lasen!“

„Er wollte nicht zurück ins Grab. Er streifte in die Wälder. Nächste Nacht saß er am Feuerheerd ei-

nes Ansiedlers; die folgende sah ich schon das Gerippe auf einsamer Straße den bewohnten Staaten zuwandern. Wie richtig er den nächsten Weg wußte! — Woher, Freundin, wußte ich in jener Nacht nach dem Balle beim Fürsten, wo Sie mich entsetzt schreien hörten, daß die schöne helle Hafenstadt, die ich Ihnen beschrieb, New-Orleans war? — Hier bestieg er ein Schiff, und nun sah ich ihn jede Nacht schwimmend auf dem weiten Ocean. Ich maß die Grade, die Seemeilen; ich fühlte die Luft, die des Holländers Segel schwellte; ich beschwor die Wolke, die den Gewitterſturm herauf bringen konnte. Vergebens. Meine Träume waren Kalender. Ich sah ihn landen in Madeira. Ich sah ihn streichen durch London's volkreiche Straßen; ich sah ihn wieder auf dem Dampfboot —"

„Sehr natürlich! Ich las Ihnen nach dem Abendessen Reisebeschreibungen vor —"

„Stand auch das darin, wie er gestern am Heidengrabe mit mir walzte, wie er im Gewitterſturm neben der Kutsche ritt, mir die Hand drückte, sahst du ihn auch, wie ich ihn eben sah durchs Schlüsselloch vor dem Richter stehen und gegen mich zeugen; und siehst du ihn, wie er den Corridor heraufkommt, wie sein blutiger Schatten an mein Bett treten wird —?"

„Mein Gott, haben Sie Ihren Gatten ermordet?"

„Ja, ich habe ihn ermordet!" rief Sidonie, das Gesicht verhüllend. —

Die Thür wurde in diesem Augenblicke aufgerissen, und ein heller Fackelschein drang ein. „Er ist es!“ schrie die Baronin und bohrte den Kopf zwischen die Kissen. Die Gesellschafterin hatte Gelegenheit, ruhiger zu beobachten. Außer zwei Polizeidienern des Untersuchungscommissärs waren es nur ein Paar zerlumpte Kerls, deren gelbe, hagere Gesichter mit den Schnurrbärten und hängenden Haaren freilich mit Todtenköpfen Aehnlichkeit hatten, aber die tückisch grinsenden Gesichter verriethen zu viel Lebenslust für Revenants. Die Leute suchten nach dem Kammermädchen und entfernten sich ehrerbietig, nachdem sie sich überzeugt, daß Marie nicht — hier war.

„Erst die Jose und dann mich, sagte Sidonie, die Posaunen schallen aus den Grüften, der jüngste Tag klopft ans Thor!“ —

„Wenn es nur erst Tag wäre!“ sagte die Gesellschafterin zum Tenoristen, der, an den Kamin gelehnt, ihr aufmerksam zuhört.

„Possen! versetzte er, vorausgesetzt, daß Sie nichts mehr gehört, als Sie mir eben mitgetheilt.“ — Die Zieselwitz betheuerte es. Er küsste ihr die Hand und trat, ohne anzuklopfen, in das Zimmer der Baronin.

„Wenn es nicht mehr wäre!“ sprach die Zurückbleibende, ihm scheu nachblickend. Aber die Possen werden ernsthaft. Letzte Nacht träumte mir, ich läge

unter einer Uhr und die Gewichte drohten, mich zu erdrücken. Kaum hatte ich eins abgewehrt, so schwirrte ein schwereres herab; und rückte ich fort, um nicht zerquetscht zu werden, so kam ich unter ein drittes, noch gewaltigeres; und Alles waren Gewichte und Ketten und Räder, und ich war das einzige lebende Wesen, eingeschlossen in ein entsetzliches Uhrwerk, und ich wußte, ich mußte sterben, wenn ich endlich matt wurde und nicht mehr jede Minute auf einen andern Platz springen konnte."

„Es wird zu viel, es überwältigt mich, — Schonung, ich bin doch auch nur ein Weib, sagte Sidonie."

„Das aber von ein paar Worten mehr auch nicht stirbt, entgegnete der Teneriff. Lebt er? — das will ich wissen." —

„Ja — nein!" — stöhnte die Todtenblasse.

„Ich bin nicht hier zu diplomatischen Verhandlungen, und verlange von Ihnen zu wissen, was Sie wissen. Fürs Erste. Ist der Zettel von ihm?"

„Es ist seine Hand."

„Das kann Phantasie seyn, wie Alles, was Sie wissen und thun."

„Ich beschwöre Sie, Guido, flehte Sidonie zu seinen Füßen, und wollte seine Hand an ihre Lippen drücken, nur heute nicht, nur nicht diese Nacht noch!" —

„Dieſe Nacht, dieſe Stunde, dieſe Minute! In einer Secunde kann verſehen werden, was in Jahren nicht wieder reparirt wird. O, mit Ihren kleinen Künſten, Ihrer Zaghaftigkeit, Ihrem Zögern haben Sie ſo viel verdorben, und was hat Ihre ganze glatte Klugheit dafür errungen? — Nichts, gar nichts, als daß wir auf dem alten Flecke ſtehen.“

„Ach, Guido, Sie bedachten nie den Charakter meiner Großmutter, nie meine ganz beſondern Verhältniſſe, als Hulda's Vormünderin, zu den vielen Bewerbern, die ich in meiner Stellung ſchonen mußte, und mich, Sie, die Familie.“ —

„Ich frage Sie, Madam, lebt er?“ —

„Sie foltern mich!“ —

„Das iſt nur der erſte Grad. Ein Weib erträgt mehr, als ein Mann.“

Er tröpfelte etwas kölniſch Waſſer auf Zucker und nöthigte es Ihr auf.

„Wohlan denn, grauſamer Mann! — Sie wiſſen, wie ich den Mann verabſcheuen mußte, an deſſen Hand ich gekettet war. Er war vielleicht mehr ſchwach, als ſchlecht. Aber das Gefühl ſeiner Schwäche machte mich ſtark. Ich wollte nicht mit dem Elenden leben, der ſeinen Lüſten ein Menſchenleben aceyſert. Wir mußten auf ewig geſchieden werden. Die Geſetze durfte ich nicht anrufen, um die Schande nicht ans Licht zu bringen. Ich machte mich ſelbſt zur Rich-

terin. Nur der Tod konnte uns so trennen, wie ich wollte. Aber der Himmel lieh mir Kraft in jener Gerichtsstunde. Mein helles Bewußtseyn seiner Schande schmetterte ihn zu Boden. Ich stellte ihm die Wahl. Er sollte sich einen Tod geben — wenn er Muth hätte, einen schnellen, kurzen — wenn er feig wäre, einen langsamen. Er wählte den letzteren. Das Jahr, das wir vor den Augen der Welt zusammen lebten, bereiteten wir seinen fingirten Tod vor. Ihn mußte Ueberdruß am Vaterlande, eine Reiselust überkommen. Er reiste aus bekannten in unbekannte Länder. Das Weltmeer trennte uns schon, als er kränkelte, immer kränker wurde und endlich der Todtenschein eines unbekannten Arztes, das Attest einer fernen Behörde, mir erlaubte, Trauer anzulegen. Ich war rechtmäßig Wittwe, er war gesetzlich gestorben, wie er mir bei den Gebeinen seines Opfers einen entsetzlichen Schwur gethan."

„Und lebt doch noch?!" — fuhr Guido fort. —

„Er lebte ein halbes Jahr unter anderm Namen, von meiner Angst verfolgt, bis ein langes Schweigen, dann diese Documente mir über seinen wirklich erfolgten Tod Gewißheit gaben." — Sie war aufgestanden und hatte aus ihrem Schreibtisch einige Briefe geholt. „Können Sie danach zweifeln? — Alles stimmt überein!" —

Er hatte die Briefe aufmerksam durchgelesen und verglichen, dann fachte er das Feuer an und verbrannte

sorgfältig einen nach dem andern. Sidonie ließ es regungslos geschehen.

„Ich könnte Sie bewundern, sagte er. Sie thaten mehr, als ich von einem Weibe erwarte und doch Alles nur halb. Wie kann man Schriften der Art aufheben!“

„Nicht Bewunderung, Guido! ein freundliches Wort nur, einen Trost! — Ist er todt? Sagen Sie mir, daß er todt ist!“

Er ging schweigend auf und ab. Sie bat ihn, nicht so stark aufzutreten.

„Und wenn er nicht todt wäre, was dann, Weiberwitz?“

„O, daß ich es dann wäre!“ —

„Wer weiß darum?“

„Außer Ihnen nur die Großmutter!“ —

„Immer die Großmutter! — Besser; er lebte; einen Lebenden macht ein Tod schweigen; aber ein Geheimniß im Munde von Weibern lebt, schwatzt, wuchert — so unsterblich, daß Kraft und Klugheit des besten Mannes daran zu Schanden werden.“

„Achtung vor einer Frau, die Sie nicht verstehen und kennen! sagte Sidonie, sich erhebend. Lästern Sie auf mein Geschlecht, quälen Sie mich; aber keine Solbe gegen meine Großmutter. In erhabener Reinheit steht sie hoch über uns Schuldbefleckten noch da, ein Wesen aus einer bessern Zeit! — Wenn ich zweifle an mir,

an Ihnen, an der Welt, an der Tugend, und an der Gerechtigkeit, — wenn es dunkel vor meinen Blicken wird und die Verzweiflung mich faſſen will, — ſteht dieſe erhabene Frau wie ein unerſchütterlicher Fels vor mir, auf dem der Leuchtthurm der Ehre glänzt. Ja, ſie iſt mein Hafen im Sturm der Leidenſchaft, mein Hoffnungsſtern in der Nacht der Verzweiflung, meine Freundin, meine Vertraute, meine Mutter, meine Tröſterin, mein guter Engel! — Nehmen Sie mir Alles; es gehört Ihnen ja ſchon; aber laſſen ſie mir meine Großmutter!“ —

Der ernſte Mann hatte nicht ohne Theilnahme zugehört. „Billigte ſie Ihre That, Sidonie?“

„Ich hätte nach den Geſetzen der Ehre gehandelt, denen ſie ihr eigenes Leben geheiligt,“ war ihre Erklärung.

„Aber von mir weiß ſie noch immer nichts — und was würde ſie ſagen?“ —

Die äußerſte Spannung, welche bis da Sidonien's Kräfte gehoben, verließ ſie wieder. Sie ſank auf das Ruhebett zurück; ihre Stimme wurde weich; lindernde Thränen kamen der Gequälten zum Beiſtand: „Warum ſetzt daran denken und ſich neue Sorgen machen! — O, helfen Sie mir lieber, mein Freund; verlaſſen Sie mich nicht; ich fühle es, lange widerſtehe ich nicht, wenn das ſo fort geht! — Ja, ich bin ſchwach, ſo ſchwach — Sie haben Recht — ich fühle es!“

Wenn ſo Alles, Alles über uns einſtürmt, werden wir recht inne, wie es nichts mit uns iſt!“ —

Er ſaß neben ihr, ihre muskelloſe Hand wiegend. „Endlich einmal Wahrheit! rief er, nicht unfreundlich, aus. „Wie lange hat das gedauert! Eine Maske, einen Vorhang nach dem andern mußte ich abreißen, immer entſchlüpfte noch eine kleine Lüge. Jetzt glaube ich an Ihre Beſſerung — oder iſt noch etwas verſteckt?“ —

„Ich will nie mehr lügen.“ — Sie verbarg ihr Geſicht in ſeinen Händen.

„Sie wollen —“

„Handeln, Guido, wie ich längſt gefollt.“

Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn und ſagte ihr: daß er ſie verlaſſen müſſe. Er werde bald wiederkehren und hoffe, in der Zwiſchenzeit für ihr und ihrer Familie Wohl in einer Art wirken zu können, welche jetzt noch Geheimniß bleiben müſſe.

Sie umſchlang ihn heftig. — „Jetzt! — Nein, nein, Sie dürfen mich jetzt nicht verlaſſen, jetzt nicht, nachdem Sie Alles wiſſen — jetzt nicht! — Ich lüge mir ſonſt vor: Sie wollen nie wiederkehren.“ — Der Druck ſeiner Lippen auf ihre ſchien ſie zu beruhigen. — „Nicht wahr, ſagte ſie freudiger, Sie bleiben noch? — Die böſen, unerbittlichen Richter folterten mich und würgten mich — ich ſtürbe — und, wenn ich ſterben ſoll, ſey es in Ihren Armen! — O ſtill, lieber theurer

Mann, Sie wiſſen nicht, womit die Stunde ſchwanger geht, — Sie wiſſen nicht, was bis morgen geſchehen iſt. — Morgen, morgen — wenn die ſchreckliche Nacht vorüber — dann wird Ihre Sidonie wieder Muth haben und Ihrer ſich werth zeigen!“ —

Die Hähne krähten das erſte Morgengrau an, als ſie ihn durch die kleine Wandthür entließ. Er mußte ſich mit Gewalt losreißen, und, geräuſchlos das Treppengeländer hinabgleitend, war er längſt verſchwunden, als ihr feuchtes Auge ihn noch immer in den Dämmerbildern ſuchte.

Als ſie auf den Zehen zurück wollte, bewegte ſich die Tapetenthür. Eine Lauſcherin ſtand dahinter; der erſte graue Tagesſtrahl zeigte ihr Hulda'n. Zitternd ſtanden beide eine Weile ſich gegenüber, als die Aeltere Sprache gewann:

„Iſt das der Lohn für meine Liebe!“ —

„Iſt das meine fromme Tante!“ — brach es in verhaltener Zornglut von den Lippen der Conteſſe.

„Undankbares Kind, habe ich das um dich verdient?“

„O, ich bin kein Kind mehr!“ — rief die Kleine und ſchien um Jahre zu wachſen, als mit den Thränen zugleich die bittern Worte, wie Eruptionen eines jungen Vulkans, ausbrachen. — „Warum bin ich denn undankbar — was hab' ich denn gut zu machen!

daß ich Ihnen blindlings glaubte, daß ich Sie für so gut hielt — damit Sie mich auslachen konnten über meine Einfalt! — Darum mußte ich Jemand, der mich unaussprechlich liebt und viel besser ist, als Sie glauben, beinahe unglücklich machen! Und gestern mußte ich mich ausschelten lassen, wie eine schlechte Dirne, und es ruhig anhören und es glauben, weil ich meine Tante noch für einen Engel hielt!" —

„Unverschämte, du weißt nicht, was du sprichst!" —

„O, ich weiß aber, was ich gehört habe, was ich gesehen habe! — Wenn ich nur alle Nächte hier gelauscht hätte — dann wäre ich früher klug geworden! — Und ich hätte gewußt, daß, wenn Sie den Herrn von Everard verläumdeten, es von einem Comödien-Sänger kam!" —

„Wahnsinnige, wenn du wüßtest —"

„Ich weiß nun Alles, warum er ein schlechter Mensch war, warum er ein Abenteurer ist! — Weil er dem Comödianten begegnete, wie er's verdient hatte! — Nun weiß ich, warum ich fort sollte über Hals und Kopf!" —

„Komm in mein Zimmer, du sollst es erfahren —"

„Nichts will ich mehr wissen, nichts mehr hören; aber der arme Verleumdete soll es wissen — Alle, Alle sollen wissen —"

„Hulda, liebstes Wesen, ich bitte dich, höre nur einen Augenblick!" — Vergebens. Sidonie rannte,

halb angekleidet, wie sie war, der vor Zorn Schluchzenden nach, als es unten laut wurde. Postihörner schmetterten auf dem Hofe; die Domestiken schrien sich zu, die Thore knarrten. Sie mußte zurück. Schwindelnd trat sie an die Thür der Zieselwitz; sie war eingeschlossen. Sie klopfte, — man hörte nicht.

Es war zu viel in einer kurzen Nacht. Sie wankte an ihr Bett; die Natur kam der Armen zu Hülfe, und — war es Schlaf oder Ohnmacht — sie verlor das Bewußtseyn.

Es mochte schon gegen Mittag seyn, als sie aus diesem Zustande ein Geräusch erweckte. Es war ein bäurisches Stubenmädchen, welches sich furchtsam und schuldiate; aber sie hätte doch nicht gewußt, ob sie die Frau Baronin noch länger schlafen lassen solle; da die gnädige Frau schon seit ein paar Stunden so lieb sey ihr bange geworden, ob sie nicht krank wäre. Antonie schalt, daß man ihr Kammermädchen nicht rufen, aber Marie, hieß es, sey schon seit Mitternacht besonders abgesperrt. Sie befahl der Magd, ihre Gesellschafterin zu rufen, hörte aber, auch Mamsell Zieselwitz sey schon vor Tagesanbruch ins Verhör abgeholt und noch nicht zurück. Mehr wagte sie nicht zu fragen; aber das Mädchen war gesprächiger Natur, oder die Angst löste ihre Zunge; und sie erzählte, wie man Den und Jenen aus der Dienerschaft aus dem

Bette geholt, und wie er bleich und blaß zurückgekehrt sey, und nichts davon reden wolle, was mit ihm vorgegangen; Andere seyen noch gar nicht zurück. Der alte Criminal-Gerichtsrath, den noch Niemand mit Augen gesehen — denn, als er ausgestiegen, wäre er ganz in Mäntel gehüllt gewesen — solle ein Gesicht haben, wie gar kein Mensch, und in einem rothen Talar auf dem Bette sitzen, und ein Scharfrichterschwert liege bei ihm, und er hätte den bösen Blick, daß, wer ihn ansähe, Alles aus Angst aussage, was er von ihm verlange. Auch von den vornehmeren Herrschaften hätte er einige vorgeladen, und auch die sähen dann sehr verstört aus. Und es hieß für gewiß, daß er keinen aus dem Schloß ließe. Wenn Einer fort wollte, ließ er ihm ein großes langes Pergament mit einem ungeheuern großen Siegel vorzeigen, was an Schnüren hinge. Wenn sie das sähen, nähmen sie den Hut ab und blieben. So hätte der Polizeidiener den Opernsänger, gerade als er in den Einspänner steigen wollen, den er sich aus dem Dorf an die Seitenpforte bestellt, festgehalten.

Sidonie hatte genug gehört, um keine Frage mehr zu thun, und doch fragte sie mit heiterer Miene weiter, als sey alles Bisherige eben so gleichgültig: die Frau Generalin sey doch gewiß heute Morgen abgereist, denn sie hätte den Postzug gehört? — „Ei bewahre, gnädige Frau Baronin, hieß es; das war die Gräfin

Großmutter Excellenz, die just angekommen sind. Sie haben schon nach Ihnen gefragt, aber befohlen, Sie nicht zu stören, weil es nicht Eile hätte, und jetzt sitzen Sie im Frühstückzimmer und empfangen die Gäste." —

„Die Großmutter! — Sidonie athmete auf. Nun bin ich doch nicht ganz verlassen!" sprach es in ihr. — Das Mädchen mußte ihr bei der Toilette helfen, und sie schalt es freundlich über ihre Ungeschicktheit, und tröstete sie doch wieder, sie wolle sie in die Stadt mitnehmen und ihr selbst Unterricht geben.

Der Empfang der Gräfin Großmutter im Schlosse war wie der einer geliebten Landesmutter, die man lange nicht sah und deren Fußtritt wieder Segen über Stadt und Land bringen soll. Auch wer noch nicht in ihr die Wohlthäterin kannte, schien ergriffen von dem ehrwürdigen Anblick, und Alles war stummer Eifer, ihr den Weg bequem zu machen. Doch schritt sie noch rüstig, auf ihren Krückenstock gestützt, und nur auf der Treppe nahm sie die Hülfe ihrer Groß-Enkelin an.

Jeder schwor, ihm hätte das gnädige Nicken gegolten, ob sie gleich nur einen Blick auf die große Zahl Anwesender geworfen und nur einmal den Kopf geneigt und kaum mehr, als ein „Willkommen meine Kinder" gesprochen. Wen der Zipfel ihres Atlasrocks gestreift, schien wie durch Berührung einer Heiligen beglückt, und schon das Rauschen des Kleides durch die

die ehrfürchtig stille Versammlung war ihnen wie ein Zeichen des Friedens.

Sie hatte nur wenige Stunden geruht von der beschwerlichen Reise, und schon stand sie im großen Familiensaal und hörte und befragte die Glieder des Hausstandes und empfing die Gäste. Ihr klares Auge haßte die verdrossenen Blicke der Cavaliere, welche die gestrige Schwärmerei noch nicht ausgeschlafen, und ihre aufrechte Haltung beschämte die viel jüngeren Damen, welche noch angegriffen und matt den Augenblick erwarteten, wo die Matrone sich in den Lehnstuhl niederlassen würde. Sie ging auf und ab, sprach hier mit derselben Ruhe ein tröstendes Wort zu einem armen Geschöpfe und hier etwas Artiges gegen einen Gast; sie bedauerte es beiläufig, daß die Heiterkeit der Gesellschaft durch ein unangenehmes Zusammentreffen von Umständen gestört sey. Das Leben sey einmal ein Kampf der Gefühle mit den Formen, seufzte sie, und wie deren Beobachtung in der Gesellschaft erste Pflicht für einen Jeden werde, der Theil daran nehmen wolle, so habe Jeder in einem civilisirten Staate, habe er auch noch so hoch — noch heiligere Verpflichtungen gegen die Gesetze. Wie unangenehm ihrer Gäste und noch mehr ihrer armen Domestiken wegen diese Belästigungen einer ängstlichen Justizpflege auch für sie wären, werden sie sich doch nie entschließen, von den Mitteln Gebrauch zu machen, welche Stand, Ver-

bindungen und einflußreiche Freunde ihr aufdrängten, um den subalternen Eifer in die Schranken des Respects zurückzuweisen. — „Mögen sie doch von Morgen bis Abend verhören, sagte sie lächelnd, die Hand auf Hulda's Lockenkopf legend, mögen sie den Staub aus den Winkeln kehren und die Leichen in ihren Grüften betasten, — wer reines Herzens ist, mein Kind, den stört das so wenig, als es die seligen Todten kränkt."

Sidonie trat in dem Augenblicke ein. Der helle, große Blick aus einem Gesichte, das halb den Gräbern angehörte, fiel forschend — sie meinte — durchbohrend auf sie. Hulda warf ihr einen scheu fragenden zu und schmiegte sich an die Eltermutter. Aller Anwesenden Blicke schienen auf der Eintretenden zu haften. Sie eilte wankend in den Kreis und — wie eine Gerichtete — schien sie vor der Großmutter auf's Knie sinken zu wollen.

Es war, als fliege die Röthe der Ueberraschung über das graue Antlitz der Matrone. „Hier ist der Platz bei deiner Großmutter!" rief sie und hatte rasch die Baronin in ihre Arme geschlossen. Sie trocknete jetzt das feuchte Auge, mit dem sie die schöne Enkelin und die aufblühende Groß-Enkelin — beide an ihrer Hand — abwechselnd betrachtete. — „Ja, meine Kinder, Ihr seyd das schönste Juwel, was die alte Frau noch immer gern ansieht, nachdem für sie der Glanz aller ihrer Diamanten längst verloschen."

Und doch schien sie im nämlichen Augenblick zu fühlen, daß in diesem Lobe ein Verstoß gegen die Gesellschaft lag. Sie trat an einige ältere Damen, und wenn sie die Hand drückte, wen ihr Auge jetzt ansah, wem gab ihr gern jene Aeußerungen mütterlichen Stolzes, sie erschien ihm noch ehrwürdiger, indem das Menschliche auch einmal durchbrach durch den Glorienschein der Matronenwürde. Wer hätte ihr die Fahrt mit Courierpferden Tag und Nacht durch angesehen, wenn sie jetzt, faß mit jugendlicher Heiterkeit, am Frühstücktische Gespräche anknüpfte und Jedem etwas Angenehmes zu sagen wußte. Sie horchte mit freundlichem Kopfnicken auf die Berichte des Oberverwalters, fragte jenen Cavalier nach seinem langwierigen Erbschaftsprozeß, drohte dem Fräulein gegenüber scherzhaft mit dem Finger — denn sie hätte in ihrer Landeinsamkeit wohl gehört von ihren Eroberungen im letzten Winter — und befrug dazwischen den Hofrath, wie die Preisfrage der gelehrten Gesellschaft gelöst worden.

Als sie früher sich entfernte, strömte es über von ihrem Lobe, daß sie eine Dame sey von einem Welttone, wie er jetzt immer seltner werde. Der Hofrath bemerkte, daß diese Weltbildung außerdem auf classischem Grunde ruhe, und die Geheimräthin wünschte wohl die seltene Frau in ihrer Jugend gekannt zu haben. Ein Cavalier bemerkte, ihre vorzüglichste Eigen-

schaft dünke ihm die, daß sie, obgleich fast ein halbes Jahrhundert vom Hofe und der Residenz entfernt, doch noch heute eine Zierde von beiden seyn würde. „Und wie waltet sie auf ihrer Herrschaft! erlaubte sich der Verwalter einzufallen. Als eine Mutter ihrer Unterthanen ist sie weltbekannt; aber wie sie beim Größten und Kleinsten selbstthätig mitwirkt, ihr Auge überall hat und, wie eine hochgelehrte und vornehme Dame, doch Allen in der Wirthschaft als Beispiel dienen und Unterricht geben könnte, dem Stalljungen und dem Oberökonomen, — das weiß nur, wer Gelegenheit hatte, sie in ihrem stillen Wirken lange zu beobachten; denn zur Schau trägt diese vortreffliche Dame nichts, und sie will auch nicht einmal, daß man davon spricht."

Und doch sah man den Meisten die Zufriedenheit an, als sie fort war. Der Rittmeister schien der Meinung, zu große Helligkeit störe die Heiterkeit, was ihm die Geheimräthin verwies; denn sey nicht für jedes fühlende Wesen jene stille sittliche Würde das schönste Ziel? — Nur Sidonie war nicht froh. Es deuchte ihr, als erlöse sie der Jäger von einer Folterbank, als er sie abrief, — und er rief sie doch nur zu einer neuen, zu einer Vernehmung vor dem Gerichtsrath.

Hulda verließ eben das Zimmer, als Sidonie über die Schwelle zur Großmutter wankte. Der trimphirende Blick der Kleinen glitt an ihr vorüber. Noch

ten jetzt die Balken brechen, die Gewölbe stürzen! — Das Ende der Dinge war nicht so schrecklich, als die Last auf ihrer Brust. Einsam schritt die erhabene Frau im großen Zimmer auf und ab und ließ die Baronin herankommen, ohne ihr einen Schritt entgegen zu thun. Sidonie warf sich nieder und umfaßte ihre Knie; sie fand keine Worte.

„Ich hoffe, daß dich Niemand so gesehen, sagte die Gräfin, sie aufhebend, sammle dich und sprich.“ — Die Matrone hatte sich niedergesetzt und winkte Sidonien neben sich. „Nur zu Ihren Füßen ist mein Platz; ich habe mich anzuklagen!“ —

„So schließe erst die Thür!“ —

„Hulda“ — wollte Sidonie anfangen —

„Ist ein Kind,“ unterbrach sie die Großmutter, aber ein Kind, das an Verstand über ihre Jahre wächst. Hulda wird ihrer Familie keine Beschämung bringen. — Still, ich weiß, was du gegen sie klagen kannst, aber du Unerfahrene wirst auch ein Auge zudrücken können. — Hast du eine Sylbe von ihr gehört, einen Blick, eine Bewegung gesehen, die der Geselligkeit verrathen hätten, was sie nicht wissen sollte? — Auch weiß ich wohl, wie du sie unterstützt hast, ihr Ausbleiben zu entschuldigen, mußtest du das arme Kind aber durch Drohungen ängstigen, daß, wenn sie minder sich selbst beherrscht, Alles verrathen wäre?“ —

„Ich habe gefehlt!“ —

„Wir alle fehlen — ſagte die Matrone. Leuchteten die Fehler der Menſchen wie die Sterne am Himmel, ſo würde die Nacht zum fürchterlichſten Tage für uns Alle. Die Nacht iſt da, daß wir unſere Schwächen darin verhüllen, und unſere Tugenden ſollen wir leuchten laſſen, Andern zur Nachahmung. So war es von je; das iſt, was ſie Geſchichte nennen, und wird ſeyn, ſo lange es Menſchen gibt. Wenn es nicht ſo wäre, wer behielte Muth zu leben! — Unbeſonnene, — fuhr ſie in anderm Tone fort — wie konnteſt du den Mann aus dem Zimmer laſſen, ehe du dich überzeugt, daß Niemand lauſchte, — wie konnteſt du da noch mit Hulda zanken wollen! — Ein Glück, daß das Kind mich zuerſt fand und mir ſein volles Herz ausſchüttete. Und noch mehr muß ich dich ſchelten, daß du die fremde Perſon zu deiner Vertrauten machteſt. Kennſt du ſie denn?“ —

„Mag alle Welt das wiſſen!“ —

Die Großmutter hielt ihr erſchrocken die Hand vor den Mund. — „Nein, nein, rief Sidonie, die Stunde des Gerichts ſchlägt, die Todten ſind auferwacht, es hilft kein Läugnen, es muß Alles heraus, und Sie ſollen es eher wiſſen, ehe der fremde Inquiſitor es mir erpreßt!“ —

„Was will der Rath von dir?“ —

„Ich habe gefehlt, theure Mutter, gefehlt vor Allem, weil ich Ihnen ein Geheimniß daraus machte.

„Der Mann, welcher aus meinem Zimmer ging, iſt kein Opernſänger, er iſt —“

„Ich hoffe, ein Mann, der ſchweigen kann!“ —

„Er war einſt am Rhein mein Lebensretter. Ich will Sie nicht ermüden mit der kleinlichen Geſchichte, die romanhaft klingt. Genug, er hatte Recht auf meine Dankbarkeit, die das Herz ihm nicht beſtritt. Schon Jahre knüpfen unſern Bund, deſſen Beſiegelung nur falſche Scham und gegenſeitiger Stolz ſo lange verſchob.“ —

„Es gab beſſere Gelegenheit, unterbrach die Matrone, einen begünſtigten Mann zu ſehen, als dieß Schloß, wo hunderte jeden Deiner Schritte bewachen. Im Uebrigen mag ich nicht glauben, daß meine kluge Sidonie um einer Aventure willen ſo ſich ſelbſt vergeſſen kann.“

„Wenn er nun lebte, Mutter!“ —

„Wer?“ — Ein Blick Sidoniens war für die Scharfblickende Antwort genug. „Wieder deine alten Phantaſien, du ſollteſt nicht ſo viel aus der neuen Schule leſen!“ —

„Sie hätten den Inquiſitor ſehen ſollen, die ſteinerne Miene des alten Mannes, die kleinen, durchbohrenden Augen aus dem gleichgültigen Geſicht, hören das Knäuel von Fragen, mit denen er meinen Sinn verwirrte, bis die eine wie ein Pfeil durchs Herz riß: „Sind Sie überzeugt vom Tode ihres Gemahls?“ —

Da trat Alles zusammen; was bis da nur zerrissene Bilder, Phantome der Angst waren, wurde eins, ein Schreckbild, eine gräßliche Gewißheit."

Die Gräfin hatte gespannt zugehört. Sie hörte etwas, was sie nicht erwartet; aber sie schien daran zu glauben, und mit Aufmerksamkeit verfolgte sie, was Sidonie weiter erzählte, Momente aus Träumen und aus der Wirklichkeit bunt zusammenwürfelnd. Es war, als hebe sich eben so beruhigt ihre Brust, als Sidoniens durch das Mitgetheilte zerrissen schien, und mit den Worten: „Seltsam, wenn es nur das wäre!" — war sie aufgestanden und that einige Schritte durchs Zimmer.

„Der Mensch, den du beschreibst, ist nicht der selige Baron, sagte sie, nachdem sie eine Weile ins Abendroth geblickt, wie daraus inneres Licht saugend; die Phantasie hat dich getäuscht; ich kenne ihn; es ist nicht dein Gatte. Doch, wenn kein Spiel mit uns getrieben wird, dessen Motive ich nicht begriffe, bleibt die Sache seltsam. Allein gesetzt, es wäre so, wäre es denn das Schlimmste?"

Die Matrone schien während des Gespräches nach andern Gedanken Raum zu geben. „Ehre der Sitte! sagte sie, nur sie erhält Familien und läßt Geschlechter blühen. Das wilde Blut, die bösen Träume sind ihre Feinde. In der Jugend ist der Kampf schwerer, aber der Sieg auch schön. Wenn aber die bösen Träume

mit den Jahren fortleben, wenn wir immer sorgen müssen, dann ist kein Sieg und keine Freude, und nur der Gedanke an die Pflicht gegen uns, gegen die Familie, gegen die Welt hält uns aufrecht in dem sauern Kampfe. Dein Gatte — und wenn er aus dem Grabe stiege — kann nicht gegen dich klagen; du hast gegen ihn die Sitte nie gekränkt; er hat keine Rechte gegen dich —"

„Allgerechter Himmel, ich bin eine Sünderin!" brach es aus Sidoniens Brust. Es schien, als knicke die schöne Gestalt zusammen, als sie das Gesicht verbarg.

„Du hast seine Ehre gerettet!" —

„Begraben hab' ich ihn dafür lebendig, seine Hoffnungen, sein Glück! — War ich seine Richterin? Durfte ich mit kalter Grausamkeit, nur an mich denkend, sein Daseyn vernichten; ihm die Mittel rauben zur Buße? — Der Vertriebene war nicht mehr derselbe Frevler, den ich hassen mußte. Seine Briefe athmeten nur Zerknirschung, Reue."

„Mit Recht! weil du für deine Ehre handeltest." —

„Und wenn mich alle Gesetze der Ehre rechtfertigen, wenn ich mir selbst genug that, meiner Familie, der Tugend — und wenn mich alle Gerichte frei sprechen, — er ist im Recht gegen mich; und wenn er aufstand aus dem Grabe, wenn er den dürren Arm aufhebt und mich umschlingt: — bin in sein nach dem Recht, was im Himmel und auf Erden gilt. Die Tu-

gend, die ich geheuchelt, die ich mir selbst ungeb[illegible]gen, ist abgefallen — nackt steh' ich da vor Gott, vor mir selbst, vor der Welt! — Es war nur Eigennutz!" —

Scheinbar aufmerksam hatte die Gräfin der Selbstanklägerin zugehört, und doch flogen ihre Gedanken weit anders, bis die wahnsinnartige Heftigkeit sie zurückrief, mit der Sidonie hier ihre Klage schloß. Die Großmutter sprach süße Worte des Trostes; sie schalt die Phantasie, welche sich darin gefalle, die wirklichen Schreckbilder noch zu steigern, und jene moderne Empfindsamkeit, welche ein Spiel mit den Gefühlen treibe; wie viele der heutigen Welt, statt mit aller Kraft des Verstandes und des Willens auf ein großes Ziel zu steuern, sich zufrieden in diesem Tändeln mit Empfindungen, und, wenn die Stunde der That komme, vom Ueberreize matt erlägen. Ehedem sey dies anders gewesen; die Consequenz des Lebens habe die Gemüther erhoben und stark gemacht gegen untergeordnete Rücksichten. Darin hätten edle Seelen ihren Stolz und ihr Glück gesucht; daraus wären die bedeutenden, wohlthätigen Werke entstanden; und das nur hätte Häuser gehoben und Familien groß gemacht. Aus diesem stolzen Gefühl hätte man der Liebe entsagt und den Schmerz überwunden.

Zum ersten Mal schien eine innere Bewegung in dem immer gleichen Gesichte, in dem immer gleichen Tone der hochbetagten Frau, als sie die Hände wie

ſtgnend auf Sidoniens Haupt legte: „Du glaubſt, ich habe deinen Großvater geliebt! — Ich habe ihn gehaßt! — und dreißig Jahre mit dem Verhaßten, der mir das Liebſte geraubt, vor den Augen der Welt gelebt; ſie nannten uns ein Muſter einer zärtlichen Ehe!“ —

Sie war aufgeſtanden. Die bewegte Erſcheinung war verſchwunden; es war wieder die ruhige Matrone, welche zur Baronin ſprach: „Schlimmſten Falls, wenn der Todte auf ſeinem Rechte beſteht, kann man ihn abfinden; ich bringe eine große Summe mit, die zwar zu einem andern Zweck beſtimmt war. Wer ſo unklogſt, droht nur. Es wird koſten, aber er wird ſich beruhigen laſſen. Ja, gewiß, es geht mit Geld!“ —

Ehe noch Sidonie antworten konnte, hatte der Gedanke einen neuen entzündet: „Er geht allein auf Geld; ſey gewiß, man macht ſich deine phantaſtiſche Reizbarkeit zu Nutze. — Warum muß es gerade dein todter Gatte ſelbſt ſeyn! — Es iſt ein Betrüger, — ein feines Gaunerſpiel!“ —

„Es weiß Niemand um das Geheimniß, theure Mutter.“ —

„Doch du haſt es vor der Zieſelwitz nicht bewahrt. Werner ſagte es mir zu meinem Verdruß.“

„Der Verwalter! — Wie weiß es der Verwalter?“

„Du kennſt deine beſten Freunde nicht, und wirfſt dich blind in die Arme einer Fremden, die kein Herz

für die Familie hat. Werner weiß es durch mich. Mit treuer Liebe für seine Herrschaft hat er über das Geheimniß gewacht, das schon so oft, bei deiner Heftigkeit, in Gefahr war."

„Das Silberhaar spielte den Spion bei mir!"

„Deine Gesellschafterin hältst du für eine treuere Freundin?"

„Ich stehe für dies edle, leidenschaftslose Wesen."

Die Matrone lächelte. „Meine Sidonie wäre so unschuldig, nichts von ihrem Verhältnisse zum Baron Kallmeiser zu ahnen, der die Bemühungen der Mamsell für seinen Sohn bei dir, mit seiner Liebe am wohlfeilsten zu bezahlen glaubt?" —

„Verleumdung! Sie verspottet den Baron. In ihrer Hand, der wärmsten, treuesten Freundin, ruht das Geheimniß meines Gatten."

„Mag seyn, daß sie den alten Baron auch bespirt. Ich betrüge mich nie. Sidonie, und mich täuscht kein Mensch mehr; dießmal weiß selbst die Stubenmagd, was dir ein Geheimniß blieb."

Die Beweise der Großmutter schienen untrüglich. Sidonie trocknete eine Thräne. „Was bleibt uns in diesem armen Leben, wenn wir die vom Herzen reißen und verstoßen müssen, an denen wir uns festhielten in unserer Schwäche!" —

„Es mahnt uns nur, daß wir schärfer sehen und Schmerz und Freude in uns verschließen sollen. Die

außer uns haben auf Nichts, was unser besser Theil ist, ein Recht, als auf gleichgültige Blicke."

„Wenn das nur Schein war, — was ist dann wahr!" —

Die Matrone blickte ernst vor sich. „Halte den Schein fest, Sidonie, bei dir und denen, die du ehrst. — Suche nicht, was dahinter schläft. Vor der Welt und ihren Gesetzen fehlt nur der, welcher ihn verletzt. Das Andere gehört vor einen höheren Richter, und die Menschen haben nicht mitzusprechen. — Du mußt dich wieder verheirathen."

„Mutter, ich bin vermählt!"

„Er bleibt todt!" —

„Mein Gatte lebt — mein Gatte, wenn auch jener todt ist, der es vor dem Angesicht des Himmels ist!" —

Ein zorniger Blick der Matrone traf die Enkelin. „Ich will das überhört haben. Einen Fehltritt vergebe ich, aber ich hoffe keine Albernheit von der Tochter meines Sohnes."

„Sie hörten mich nicht, verehrte Mutter; ich liebe ihn; vor Gottes Angesicht ist Guido mein Gatte, mein Herr. Unsern Bund löst nichts mehr!" —

„Nichts!" rief die Gräfin, und es funkelte in den aschgrauen Augen ein ungewohntes Licht. Die Mundwinkel verzogen sich zu einem höhnischen Lächeln. „Ich denke, Baronin Enkelin, Sie wissen Mittel, jedes hei-

liae Band zu trennen, sobald es Ihnen lästig wird; warum nicht auch ein Band der Schande, wenn Vernunft, Pflicht und der Wille Ihrer Familie es Ihnen befiehlt? — Doch dies ruhig zu erwägen, scheinen Sie mir jetzt nicht bei Fassung. — Du bist im Fieber, Sidonie, lege dich zu Bette." —

Die Gräfin war nach dieser Unterredung in ihr Cabinet gegangen, und hier saß sie jetzt wie ein Marmorbild auf dem Lehnstuhl, und ihre Augen starrten auf einen Fleck am Boden, den der Mond beleuchtete. Es war, als ob die Atome, die im Strahle, der durch das Fenster drang, spielten, mit ihr Unterredung pflogen; denn ihre Lippen bewegten sich, sie schüttelte das greise Haupt und nickte dem gestaltlosen Wesen zuweilen.

Die Todtenstille — nur unterbrochen durch [illegible] hohles Lächeln, das sich zuweilen aus ihrer Brust [illegible] arbeitete — wurde jetzt wirklich durch ein leises Klopfen gestört. Wenn sie in dieses äußerste Cabinet sich zurückzog, durfte — bei ihrem Zorn — sie Niemand stören. Abwehrend streckte sie die Hände vor, als die Thür leise aufklinkte.

Es war keine Geisterhand, welche den Flügel lautsam öffnete. „Sidonie!" rief sie; denn nur diese — vielleicht von Neue zurückgetrieben — konnte es wagen, in das Heiligthum zu dringen. Aber keine [illegible] bende Frauengestalt — die Gestalt eines alten gekrümm

ten Mannes beleuchtete das ungewisse Mondenlicht. Ein Wesen von denen, die es ungewiß lassen, ob sie aus dem Hause der Lebendigen oder der Todten kommen; aber die heisere Stimme aus dem blassen, eingefallenen Gesichte, die steif-förmliche Verbeugung, der fragende Blick verkündeten einen Lebenden.

„Hochgräfliche Gnaden verzeihen vielleicht das unangemeldete Eindringen eines Mannes in Dero Closet, wenn Sie diesen Mann nämlich noch kennen. Es sind jetzt über zwanzig Jahre, daß wir uns zum letzten Mal sahen."

Die Matrone erkannte ihn; sie trat ihm einen Schritt näher. „Sie leben noch, und noch in der innern Function?"

Der Greis zuckte die Achseln. „Wir dienen Alle einem höheren Willen! — Wer glaubte damals, gnädige Frau, daß wir noch einmal, beide nahe an achtzig Jahre, und so zusammen kommen sollten!" —

„Sie kommen zu mir?"

Der Greis neigte den Kopf. — „Ich will Licht bringen lassen," sagte die Matrone. Er hielt ihre Hand, die nach der Klingelschnur griff.

„Zu dem Geschäft zwischen uns ist nicht mehr Licht nöthig. Sie begreifen, daß mich nicht Neugier, noch Muthwille herführte. Wir werden uns im Dunkeln verstehen; und der Rath und Commissär des Gerichts dürfte eigentlich nicht wissen, daß der Mensch hier ist."

Sie winkte ihm, ſich ihr gegenüber zu ſetzen. Die Wolken hatten ſich verzogen, der Mond goß ein helleres Licht in die Mitte des Zimmers; doch ſaßen beide Geſtalten im Dunkel.

„Wie viel Jahre ſind nun ſchon ſeit dem unglückſeligen Ereigniſſe verfloſſen!“ hub er an. Zwei Menſchenalter faſt! In den Hütten hätte man es vergeſſen, in den Häuſern mit Kronen und Helmſchilden leben auch die Todten. Das iſt der Unterſchied unter den Menſchen. Wäre es kein junger Erbe geweſen der reichſten Grafenkrone, nicht der Neffe jenes allmächtigen Kanzlers, vor dem damals das Land zitterte, — nun dann hätte man den ſchönen Leichnam, den ſie nach der warmen Julinacht unter dem Felſen fanden, mit Ehren begraben; jetzt wüchſe Gras darüber und keine Actenſtöße, die mit ihren Fäden ſich ins Grab gehen und die Wunden nicht zuwachſen laſſen. Eine Unterſuchung war freilich nöthig; aber da ſie nichts ergab, — warum ſo oft ſie wieder aufnehmen? — Gewinnen wir etwas dadurch, oder Ihre hochgeehrte Familie, oder gewinnt der ſelige Todte, der ſeit über zwanzig Jahre gelebt und nun faſt ſechzig Fuß kühler Erde ſchläft, daß ſie ſeinen Mörder auffinden? einen Mörder, der nach den Geſetzen der Natur doch nun wahrſcheinlich auch todt iſt. Denn wir Wenige erreichen ein ſo hohes Alter, als Ew. Excellenz und ich!“ —

„Alſo

„Also doch diese alte, unheilvolle Geschichte!“ fiel die Matrone ein. O, mein Gott, was wollen diese Menschen, die nicht vergessen können? — Mich dünkt, bei der letzten Untersuchung vor zwei und zwanzig Jahren wurde Alles erschöpft.“ —

„Nicht so ganz Alles. Wir fanden Spuren, die eine dunkle Hand uns wies, aber als wir darauf fortgingen, verwischte dieselbe dunkle Hand sie wieder. Gold ist ein mächtiger Schlüssel. Er öffnet Pforten und verschließt sie.“

„Was will diese Familie! fuhr die Gräfin in ungewöhnlicher Bewegung auf. Dürstet sie nach Blut? — will sie die Särge der Thäter aufscharren, will sie Kind und Kindeskind strafen lassen, bedenkt sie nicht, daß auch an *ihren* Ahnen ein Makel haften kann? — Auf ihres eigenen Blutes Ehre sollte sie achten, indem sie sich nicht scheut, mit unchristlicher Rachgier in Grüften zu wühlen, und fremde Ehre zu untergraben.“

Der Commissär hatte sie mit festem Blick beobachtet: „Excellenz wissen von dem bedeutenden Vermächtniß des alten Kanzlers, um auch nach seinem Tode dem Mörder nachzuforschen. Doch sind die beiden Großenkel am wenigsten geneigt, den Geist der Rache zu nähren. Der Majoratsherr lebt fromm und still; Graf Sigismund's origineller Charakter ist weltbekannt; er durchstreift lieber in allerhand Kleidungen die Fremde und ist mit den Lebenden in Paris und

Calcutta vertrauter, als mit den Todten in seinem Vaterlande."

„Ich habe selbst einen Brief von dem Sonderling, dessen unerwarteter Inhalt mich am wenigsten vermuthen ließ, daß sie wieder freiwillig das Vergessene aufrühren würden."

„Wer ist frei unter der Sonne! Können sie nicht auch gezwungen werden durch dunkle Denunciation und jenes Vermächtniß?"

„Und daran glauben Sie? — Es gibt Beispiele, daß Gauner, unterrichtet von Verlegenheiten großer Familien, Documente schmieden, um Geld und immer mehr Geld zu erpressen."

„Ich glaube nichts, hochgräfliche Gnaden, was den Ruf eines Menschen und die Ehre einer Familie befleckt, bis die Beweise nach der Schärfe des Gesetzes vorliegen; ich glaube auch nicht jenen täuschenden Anzeichen von Unruhe, Rothwerden, Irrereden, von denen die Menge sich bestechen läßt. Ja selbst, wenn Ihre Excellenz, eine Dame, aus deren Munde nur Wahrheit hervorgeht, aufträte und mit hellen, deutlichen Worten sich selbst anklagten: „„Ich habe den Jüngling umgebracht,"" — selbst dann, Excellenz, glaube ich es nicht; denn die Phantasie betrügt sich selbst, und das Gesetz will Beweise. Ich glaube nichts als Richter, und wenn ich als Mensch herkam, kam ich nur mit Vermuthungen, die mich drücken, und ich wünschte, indem ich sie

ausspreche, auf solche Gegengründe zu stoßen, daß ich, von allen Vermuthungen gereinigt, wieder fortginge."

„Sprechen Sie." —

„Des Kanzlers Neffe wurde todt gefunden, eine Stunde von hier in einer Felsschlucht. Er hatte tiefe Wunden, die nicht vom Sturz herrühren; aber Räuber können ihn vorher erstochen haben, und dann die Klippe hinabgestürzt. Entblößt lag der zerschellte Körper; aber man fand seine Kleider unzerrissen unter Moos und Stein. Räuber könnten ihn erst entkleidet und dann den Todesstoß gegeben haben; allein man fand in den Kleidern die volle Geldbörse. — Der Graf könnte ein Mineralog, ein Original-Genie gewesen seyn, wie Graf Sigismund; er könnte sich auch selbst den Tod gegeben haben aus unglücklicher Liebe, Lebensüberdruß; aber er war lebensfrisch, keck, verwegen sogar, und glücklich bei den Frauen. Mehr weiß man bis diesen Augenblick nicht, aber morgen soll man Alles wissen." —

„Von wem, von wem?" —

„Von einem dunkeln Zeugen, einem, der vielleicht mit thätig war, vielleicht von einem Andern die Wissenschaft überkam; aber er weiß darum, denn es ist derselbe geheimnißvolle Denunciant, der schon so oft Licht und Schatten in die Sache brachte, ohne je selbst vorzutreten. Dießmal verspricht er es — und er hielt noch immer Wort."

Der Greis war aufgestanden und neigte sein Haupt ehrerbietig vor der Matrone: „Bewahre uns der Himmel, gnädige Frau, vor Entdeckungen, die keinem lebenden Wesen frommen. Möchte ein Schlaganfluß bis morgen die Zunge lähmen, welche uns nichts vertrauen will, als daß wir nicht mehr vertrauen sollen. Wenn alle raschen und bösen Thaten aus dem Verborgenen ans Licht träten, von der Jugend eines Jeden bis ins Greisenalter, und gar noch die unserer Väter und Vorväter — wer sollte da ohne Schauder leben, und wem könnten wir die Hand reichen — denn wer ist ohne Fehl!“ —

„Amen!“ sagte die Gräfin. — Der Commissär bedauerte, wie er nicht umhin gekonnt, unter diesen Umständen den Befehl zu geben, vorläufig Niemand aus dem Schlosse zu lassen, was — wie er hoffe — ohne Aufheben ins Werk gesetzt werden könne, indem Musik und Tanz heut Abend die Gäste ohnedies zusammenhalten werde.

„Sie handeln, sagte die Matrone mit Würde, wie ein Mann von Ehre, und haben gethan, was in Ihren Kräften stand. Wohl dem Reiche, unter dessen Dienern in dieser schlimmen Zeit, wo Jeder nur an sich denkt, noch der Respekt vor Familienehre zu Hause ist. Ich danke Ihnen und werde auch Sie nicht vergessen.“

Sie entließ ihn. — Eine Weile stand sie aufrecht und blickte starr auf den noch immer hellen Fleck am

Boden. Dann verließen sie ihre Kräfte; sie sank in die Kniee und die Hände falteten sich über der Lehne, an der sie sich hielt: „Es ist schwer leben zu müssen für seine Familie.“

Die Gäste sollten tanzen und die Wirthin fehlte. Auch Hulda, immer die erste, Munterkeit unter die jungen Leute zu bringen, war noch nicht da, und die alte Gräfin hatte sich entschuldigen lassen. Dunkle Gerüchte liefen durch die kerzenhellen Säle und die stürmende Walzer-Musik war nicht laut genug, das heimliche Geflüster zu übertönen. Man sprach von einem heftigen Wortwechsel zwischen der Gräfin und Baronin über die Aufführung der Comteß, welcher zu Scenen geführt, die den Familienfrieden zu erschüttern drohten. Beide Damen hätten sich jetzt eingeschlossen und schrieben und schickten sich bittere Billete zu.

Einige meinten, daß es Zeit sey, das Land zu verlassen, Andere dagegen, daß das Einförmige der Landluft erst durch kleine Streitigkeiten gewürzt werde, als unerwartet Sidonie, Arm in Arm mit der Großmutter, eintrat. Nichts merkte man von der Müdigkeit, welche sie vorgeschützt, im Blick, im Auftreten der Gräfin; sie war die alte, nur größer schien sie, nur majestätischer herrschte ihr Blick über die Versammlung, während die Toilettenkünste Sidoniens verweinten Augen den gewohnten Glanz nicht wiedergaben. Aber

der einmal herauf beschworene Geist der Unruhe schien nicht wieder weichen zu wollen; die Diener waren ungeschickt; Gläser wurden zerbrochen; die Touren verwirrten sich; die Gäste hatten ihre Blicke auf den beiden Damen, und diese fühlten es. Jetzt erst bemerkte die Großmutter, daß Hulda fehlte; Sidonie suchte vergebens nach Everard. — „Die Kleine leidet seit der Gewitternacht an einer unerträglichen Migraine," sagte die Großmutter zur Geheimräthin, als in demselben Augenblick ein Bedienter blaß, athemlos eintrat und ihr ein Billet überreichte.

In wenig Secunden war Jeder im Saale — vielleicht, daß es der Diener verrathen, vielleicht ein unwillkührlicher Ausruf der Empfängerin, — vom Inhalt unterrichtet. Hulda war entflohen. Dem Schicksale ihres Geliebten sey sie gefolgt, schrieb die Comtesse in dem zurückgelassenen Briefe, und hoffe von der großmütterlichen Liebe, daß sie einen Schritt, der zu ihrem Glücke unerläßlich gewesen, mit derselben Huld aufnehmen werde, mit der sie vorhin sie geschützt gegen ihren gerechten Zorn. Wer jetzt dafür Augen gehabt, hätte in Sidoniens dunkeln einen Strahl des Triumphs entdeckt, aber alle hafteten auf der Gräfin.

Nach einer ängstlichen allgemeinen Pause erhob die Matrone ihren Blick noch einmal, die Versammlung musternd: „Ein Glück, wenn alle Entführungen von der Art wären! — Sie ist ein Kind und — wer

der Mann eigentlich ist, der dieses Fastnachtsspiel mit uns aufführen will, wollen wir morgen der Gesellschaft erzählen, wenn sie wieder da sind. — Nicht wahr, Werner?“ wandte sie sich lächelnd zum Verwalter, welcher neben ihr stand, während sie ihm zuflüsterte: „Sichere Leute ihnen nachgeschickt, auf der Stelle!“ —

Er zuckte die Achseln. „Es wird Niemand aus dem Schlosse gelassen.“ — Der Alte hatte es nicht so leise gesagt, daß nicht einige Nahestehende es gehört. — „Niemand hinaus gelassen! Warum das?“ —. Man fragte, man drängte sich, was es bedeute, — als ein heftiger Lärm von außerhalb hörbar wurde. — Ein Halt! viele Stimmen riefen — endlich ein Schuß. — Man stürzte an die Fenster; man fragte hinunter; man sah Gewehre blitzen, und es verging keine Minute, bis man die Ursach erfuhr. Ein Mann hatte sich aus einem Fenster hinuntergelassen.

„Warum schießt man nach ihm? Wo kam er her? Wer ist es?“ — überstürzten sich die Fragen. Die Antwort ging leise von Mund zu Mund, und die Blicke hafteten auf Sidonien — einige, mitten in der Angst, die sich Aller bemächtigt zu haben schien, mit kaum unterdrücktem Lächeln. Der Mann, der in die Nacht entsprungen und den Leuten, die sogar nach ihm geschossen, glücklich entteilt, war kein Dieb; man hatte den Tenoristen erkannt und das Fenster, aus dem er seine Flucht genommen, war in der Baronin Cabinet. Da

einigen Harthörigen, was den Andern zugezischelt wurde, zugerufen werden mußte, war es im Augenblick nicht allein ein öffentliches, sondern auch ein lautes Geheimniß.

Nur die, welche es zunächst anging, stand ruhig da; dem Purpurroth der Ueberraschung war die Blässe stolzer Erhebung gefolgt. Sie sah es ruhig, daß sie allein stand, indeß die Unruhe von draußen in die Gruppen des Tanzsaales übergegangen war. — Sind wir denn eingesperrt? rief eine Dame, — Mein Gott, das wird ja schrecklich! eine Andere, als die Nachricht umlief, daß Gendarmen um das Schloß ständen, daß auf Specialbefehl Keiner, wer es auch sey, den Fuß über die Schwelle setzen dürfe. Ein Officier, der es versuchen wollen, zurückgewiesen worden und seinen Zorn laut werden ließ, machte auch dies Geheimniß zu einem lauten.

Wer den Zornblick gesehen, welchen die Großmutter auf Sidonien geworfen, konnte noch mehr glauben, als die Gerüchte sagten — und sie lauteten von Räuberbanden, Mord, Brand und gefundenen Leichnamen. Was half es der Gräfin, daß sie der Geheimräthin erklärte, der Sänger, welcher auf so barocke Weise den Ausweg gesucht, sey in der kleinen Intrigue mit angestellt und hätte sich nur an sie wenden sollen, um aus dem Schloß zu kommen, wenn er dem Impromptu des Herrn von Everard das Paroli bieten wollen; — Sidoniens ernster Blick strafte sie Lügen.

„So können Ew. Excellenz die Erlaubniß ertheilen?“ fragte man.

„Auf meinen Wunsch iſt das Schloß umſtellt, indem ich nur ſo hoffen darf, einem groben Betruge unter der Dienerſchaft auf die Spur zu kommen. Sie hat die Geſellſchaft, eine Maßregel zu entſchuldigen, die nothwendig, aber erfolglos geweſen, wenn ſie Jemand darauf vorbereiten wollen.“

Aber ſchon las der Sergeant des Criminalrichters einigen Herren, die in heftigen Streit mit ihm gerathen, einen Befehl vor, der völlig im Gegenſatze mit dieſer Erklärung ſtand. Die einzige, welche in der allgemeinen Verwirrung ihre Beſonnenheit behalten zu haben ſchien, war Mamſell Zieſelwitz, allein vergebens ſuchte ſie ihre Ruhe den Gäſten mitzutheilen und ſie zum Bleiben zu bewegen. Der Abend, die Fackeln draußen, der Schuß, die Miene des Sergeanten hatten den Schreck, welchen die Worte: Mord, Arretirungen, Flucht! mit ſich gebracht, ſo bei dem noch von geſtern nervös gereizten Zuſtande der weiblichen Gäſte geſteigert, daß einige ſich ſchon ſelbſt erariſſen, ins Verhör gezogen, alle aber für den Augenblick in einem Radcliffiſchen Räuberſchloß glaubten. Man eilte hinaus, und eben daß man dort Rettung vor einer Gefahr glaubte, die drinnen gar nicht, draußen nur bedingungsweiſe zu treffen war, zeigte von der Benommenheit, welche auf Vernunft nicht mehr hörte. Und wirk-

lich schien mehr geschehen, als ihre eigene ihr zu ahnen erlaubte, denn die Gräfin war ohnmächtig niedergesunken und wurde von Sidonien und dem Verwalter auf das Sopha gelegt. —

Der Geist, der den hinfälligen Leib belebte, hatte der Marrene neue Kräfte gegeben, von ihrem Lager aus schickte sie nach Dem und Jenem, schrieb und hielt Unterredungen mit ihren vertrauteren Dienern, von welchem Allen die in ihre Zimmer verscheuchten Gäste nichts erfuhren, als die Unruhe und das Schreckhafte, was jedem Geheimniß anhaftet. Es hieß, sie sey über das einstürmende Unglück schwachen Geistes geworden, und allgemein war man gegen Sidonien entrüstet.

Diese sehen wir am frühen Morgen an [illegible] der Gräfin; es ist kein Krankenbesuch, denn die [illegible] trone, schon im Morgenanzuge, saß aufrecht, nur auf die Kissen gelehnt, und sie war es, die der Jüngern zusprach.

„Wenn denn meine Gründe aus der Vernunft einer Zeit, die die veraltet dünkt, keine Kraft auf [illegible] nes Sohnes Tochter haben, so höre wenigstens den Vorschlag einer Frau, die auch rasches Blut hatte und nicht eine Tugend von Dir verlangt, die sie selbst nicht übte. Sey er aus der kleinen Familie, die er nennt, so giebt der dunkle Name ihm doch kein Recht, sein Schild mit unserem zu paaren. Ja, wenn das Un-

stelle geschehen sollte, — besser, er wäre der Opernsänger; dann rissest du dich mit einem Mal, einem Dämon folgend, aus den Armen der Deinen los; du wärst geschieden auf ewig; eine Kluft trennte dich, und auf uns fiele keine Schmach zurück; — allein jener bloß fictia zureichenden Verbindung rechnete man die Nothwendigkeit nach, und die Mängel hafteten wie unauslöschliche Flecken ewig auf der Familie. Liebe ihn, ich habe auch geliebt, aber liebe ihn für dich. Vor den Augen des Ewigen nanntest du ihn deinen Gatten; bleibe es, ich will Euch die Wege ebnen, die Thüren öffnen; aber nur vor jenem unsichtbaren Auge gehöre ihm an, nicht vor dem der Menschen."

Ein unaussprechlicher Blick von Erstaunen, Schmerz, Stolz traf die Rednerin; „Vor jenem selben Auge, das jetzt auf Sie und mich herabblickt, schwöre ich ihm, sein vor den Augen der Welt zu seyn, und wenn ich die Folterqualen der schmerzvollen Jahre, wenn ich verschuldet, einen solchen Vorschlag hören zu müssen, so ist es vielleicht Strafe dafür, weil ich nicht Muth gewann, vor den Augen der Welt meine Schwäche zu bekennen und dem Gatten zu reichen, was sein ist. Schwach war ich, nun soll ich wortbrüchig werden; eines Fehlers klag' ich mich an, und durch eine Sünde soll ich ihn ausgleichen! — Nein, Mutter, ich bin sein Weib; nur das Phantom konnte dazwischen treten, und auch dem hätte ich jetzt Muth ins Auge zu sehen; die Men-

ſchen und die Familie ſollen mich nicht um eine Minute hindern, zu thun, zu erklären, was meine Pflicht iſt. Ich verdiente geſtern den Augenblick der Schmach; ich will keinen Augenblick zaudern, vor Gott, der Welt und ihm gerechtfertigt zu erſcheinen!" —

„Deine Ehre willſt du retten, ſagte die Matrone, ſie ruhig anblickend, und glaubſt dich wohl eine Heldin darum! — Tugendhafte Zeit, wo Keiner, ob er handelt oder ſchwärmt, Kraft hat, über ſich hinaus zu denken! — Die Märtyrer, die um ihren Glauben ſtarben, bewundern ſie ſchon wie unerreichbare Größen; aber daß es noch Märtyrer giebt, welche leben können, ein Leben voller Qual, um Anderer Ehre zu retten, liegt außer der Faſſung unſerer tugendhaften Exiſten."

„Und wenn ich, ſagte Sidonie, in dem Geliebten einem Tyrannen bang entgegen ſähe, der mich will empfinden laſſen, daß ich ſo lange mit ihm ſpielte, wenn ich mit der feſten Ueberzeugung meine theure Freiheit hingäbe, daß er ein grillenhafter Kerkermeiſter wird, mir nimmt, was ich liebe, mich fortreißt von denen, die mir werth ſind; wenn ich mit Wehmuth vorausſähe, daß der Mann mich weniger liebt, als ſeinen Willen, meine Familie haßt, daß er mich peinigen will; wenn ich alles das voraus weiß und doch ihm folge! — Alles das weiß ich, Großmutter, und reiche ihm meine Hand; er ſoll an mir rächen, was ich an meinem todten Garten verſchuldet." —

Das Lächeln der Matrone war der bunte Blumenſchaum über der Tiefe des grollenden Meeres: „Grüße dich ein wenig, ſchöne Sophiſtin; beſieh die paar Tröpfchen Blut, die von der Marmorſchulter leckten, im Spiegel und freue dich, daß du etwas um die Sünde gethan, was zugleich ſo hübſch läßt! — Komm näher — du ſtehſt da auf einem Fleck, der anderes Blut ſah, andere Seufzer hörte und andere Gelöbniſſe. Waffne dein zartes Herz, um zu hören, was rauher klingt, als die Seufzer aus deinen Träumen: Dort am Saum des Teppichs röchelte der Neffe des Kanzlers ſeine letzten Todesſeufzer; bis hier floß ſein Blut; wo du ſtehſt, ſtand dein Großvater mit dem Degen, bis ans Heft ins ſüßeſte Blut getaucht; und hier lag ich und rang die Hände und bat den Himmel, daß ich ſterben könnte, und warf mich auf den Todten und küßte ſeinen letzten Seufzer weg und flehte den Wüthrich an, mich auch zu durchbohren, denn mein Leben war hin mit dem Todten.“ —

„Geht dir die Sprache aus für ſo etwas? — fuhr ſie fort — Du fragſt ja nicht, was dein Großvater that! — Er ſagte ruhig: „„Ich darf Ihnen den Gefallen nicht thun; Ihre Strafe fängt erſt an.““ — Soll ich im Kerker, wie jene deutſche Frau, aus dem Schädel des Theuern mein Thränenwaſſer trinken! rief ich. — Er lächelte: „„Sie ſollen leben als meine treue, innig geliebte Gattin; denn Sie leben nicht für

ſich und mich allein, Sie leben für Ihren Sohn und Ihres Sohnes Kind, für Ihren Vater und Ihre Vorväter. Wir ſind aus einer großen Familie, die ihren Glanz und ihre Ehre in uns wieder zuſammenthat, daß wir Stammhalter blieben dieſer makelloſen Ehre. Margarethe, wir werden ſchwer zu arbeiten haben, das Blut von dieſer Diele abzuwaſchen, daß ſie wieder ſo rein erſcheint, wie aus der Hand des Zimmerers, aber es muß ſeyn — beim Ewigen! Hier ſchwören Sie mit mir in die Hand der Nothwendigkeit.““ — Der Mond blickte trüb auf uns und auf den todten Grafen, als wir, den Finger auf ſein Herzblut, den Eid ablegten: nicht für uns fürder zu leben!“ —

Sie hielt erſchöpft inne; es bewegte ſich etwas wie eine Thräne in dem Auge der Matrone: „O ſ[illegible] war ſchwer, Sidonie, glaube mir's, es war recht ſchwer! — Wir wären beide ſo gern geſtorben; ich liebte mich und ich nur den Todten. Wir hatten beide auf ewig verloren unſer Alles. Wie er ſelig dalag der Ermordete; wie wir ihn beneideten, es wäre Wohlluſt geweſen, einen letzten Trank zu theilen, Wohlluſt die Todesqualen, Wolluſt ſelbſt das Schaffot! — Aber wir hielten den Schwur; wir wuſchen und wuſchen, Hand in Hand, Tag und Nacht, — o es waren gräßliche Tage und Nächte der Lüge; das Herz ſträubte ſich, das Blut ſtockte, der Wille wurde ſchwach, wenn ſein Arm mich umfing, wenn ich lächeln, wenn ich [illegible]

eiskalte Stirn an der Brust des Mörders heraen sollte, damit sie uns für glücklich hielten. Du weißt etwas davon, Sidonie, aber nicht, was dreißig Jahre sind! — Und noch fast ein Menschenalter mußte ich allein fortlügen — und das that ich für deinen Vater, für dich — und du — du willst um einen Kitzel des Blutes, oder um eine Grille —"

„Thun, was meiner Familie keine Schmach bringt!" ergänzte Sidonie.

„Ich verstehe, fuhr die Matrone fort. Es ist ja die Zeit — ich vergaß es nur, wo wir von unsern Kindern lernen sollen, was Tugend ist. Du schauderst wohl vor deiner Großmutter? — Ich will es versuchen, mich vor dir zu entschuldigen. Ich liebte den Jüngling, ehe ich deinen Vater kannte; unser Bund war auch vor Gottes Auge geschlossen; nur der weise Wille der Familienhäupter, dem ich mich in Ehrfurcht unterwarf, knüpfte das Band mit deinem Großvater, und als sein Degen ins Herz des Jünglings fuhr, meinte er nicht, daß er den Neffen des Kanzlers durchstieß. Wenn er es gewußt, er wäre vielleicht nicht mit verhaltenem Athem die Wendeltreppe dort heraufgeschlichen; wenn der Mond früher aus der Wolke getreten, er wäre vielleicht umgekehrt, und ich hätte nicht nöthig gehabt, durch zwei Menschenalter seine, meine, unseres Hauses Ehre mit blutendem Herzen, wie eine Mutter den kranken Säugling, zu hüten." —

„Und haben Sie ſie gehütet? Bricht es nicht zuſammen das künſtliche Gebäude! — O, mein Gott, jetzt tagt Alles. Darum die Unterſuchungen — darum die verſchwundenen Summen — die dunkeln Drohungen — das Gericht hinkt nach, und Sie — o meine Großmutter!“ —

„Schrickſt du zuſammen? Ich habe das verlernt. Ja es droht ernſtlich, mein Kind, und nur deßhalb habe ich zu dir geſprochen; denn nach mir vertrittſt du des Hauſes Ehre. Nur einer wußte darum — die treueſte Seele — und über deſſen Raſenhügel ſtreichen die Lüfte. Ob ſie das Geheimniß eingeſaugt, ob der todte Mörder von der That geträumt und ein böſer Geiſt die Kunde auffing, — ich weiß es nicht. Aber ich denke, ich will ſie ihm noch einmal — ſich durch Das — abkaufen. Es iſt der Erlös für Alles, was ich an Juwelen beſaß; du meinſt doch nicht, daß es zu theuer iſt? — Wir müſſen ſcheiden; ich erwarte ihn —“

„Wen?“

„Den Boten des böſen Geiſtes. Dort wird er kommen!“ —

„Ich bleibe bei Ihnen!“ —

„Meinſt du, ich fürchte mich? — Ich fürchte nur etwas, Sidonie. — Entſcheide dich.“

Die Baronin blickte ihr klar ins Angeſicht: „O Mutter — was erkauften Sie mit der ſechzigjährigen Lüge? —

Eine

Eine Angſt, die mit jeder Secunde ärger wird; und wenn er es nimmt und heute ſchweigt, und morgen wieder droht, — wo haben Sie neue Juwelen? — O könnte ich ſie herunterziehen von dem ſchwindelnden Gerüſte! um jede Staffel wird es ſchwankender! — Möchten ſie mich anklagen, mit den Fingern auf mich weiſen, mich richten, mich verdammen, — ich bleibe ſtehen. — Mutter, noch jetzt werfen Sie es aus, ſchütten Sie es ab das ſchreckliche Geheimniß. Was kann Ihnen geſchehen! Uns nur trifft es. Ich entſage dem Glanz, dem Namen, ich will mit Ihnen in eine Hütte ziehen — und mit der Bruſt frei von der entſetzlichen Laſt gehen Sie in Frieden Ihre letzten Schritte bis zu dem finſtern Abgrund, auf deſſen anderm Rande der Thron der Wahrheit glänzt! — Ich, Mutter, bin entſchieden."

Die Gräfin war aufgeſtanden, und ihre kalten harten Hände machten ſich frei von Sidoniens Armen, die ihre Knie umklammerten. — „So ſind wir geſchieden. Gehen Sie, eilen Sie, Sie gehören nicht in die Familie. Wenn der Sturz derſelben oben beſchloſſen iſt, brauchen Sie nicht zu mauern, denn ich nehme Sie nicht für die Tochter meines Sohnes.

Die Gräfin überlas, als Sidonie fort war, das Papier, das ſie geſtern auf ihrem Nachttiſch gefunden. „Ich komme auf Ihren Befehl; rechnen Sie hoch;

mein Gebot iſt es auch!“ — Es waren dieſelben ungebeten Schriftzüge, die ſie ſchon ſo oft geſehen, doch minder verſtellt, und es kam ihr vor, als müſſe ſie die Hand auch ſonſt kennen. Das Papier war vernichtet, als die Tapetenthür ſich drehte und der Oberverwalter eintrat.

„Werner! — Was führt ihn her? Fort, fort! — Doch plötzlich ſchien ſie ſich zu beſinnen. — Er ſteht dem Grabesrande ſo nahe, wie ich. Er hat nicht Weib nicht Kinder, hat nichts lieb, als die Familie, mit der er groß wurde. Ihm ſollte ich doch trauen können, wie mir ſelbſt!“ —

Der Verwalter neigte ſich tief: „Die Ehre Ihres Hauſes iſt auch meine Ehre.“

„So kannte ich ihn. Wenn auch Er betrügen wollte! Nein, Er iſt reines Gold.“

„Reſpect, der dem Diener ziemt, vor der Enkelin meiner Gräfin! ſagte der Verwalter, aber ich fürchte, Sie prüften vorhin zu leicht. Wem vertrauten hochgräfliche Gnaden eben das Familienwohl! Ich erſchrak: Der heißblütigen Baroneß! — Ein Liebesſtreit mit einem Favoriten, ein Zweifel, ein Kuß, eine leidenſchaftliche Aufwallung — und in einer ſchwachen Minute iſt verrathen, was wir ſechzig Jahre hüteten!“ —

„Menſch — Werner! Er lauſchte?“

„Ich wartete, von Ihro Excellenz beſchieden, an der Treppenthür und durfte mir nicht erlauben, einzutreten während des Zwiegeſprächs mit der Baronin.“

„Gut, daß es kein Anderer hörte!“ —

„Amen ſage ich dazu.“ —

Jetzt erſt überwog die Matrone die Worte des Dieners, deren Deutlichkeit die erſte Ueberraſchung ſie verkennen ließ. Er ſtand vor ihr, wie ſie ihn nie geſehen, unbeweglich in einer demüthigen Stellung, die doch wie Trotz ausſehen konnte, ſeine Augen waren niedergeſchlagen, aber ſeine Stimme feſt.

„Beſchieden hab' ich Ihn?“

„Ich bitte hier auf Dero Befehl.“

„Soll ich erſchrecken? — Werner, was iſt das!“ —

„Es kommt darauf an, Ihro Excellenz, wie wir uns verſtändigen.“

Ein Fieberfroſt rüttelte die Matrone: „Werner! Es muß doch einen Verlaß auf der Welt geben! — Wer iſt Er?“ —

„Ich bin der Sohn meines Vaters, deſſelben Mannes, welcher mit dem hochſeligen Grafen Excellenz den Leichnam des todten Jünglings aus dieſem Zimmer in die Schlucht ſchaffte, deſſelben Mannes, ohne deſſen Hülfe die That unmöglich verborgen blieb. Ich bin ſein Sohn und Erbe von Allem, was er beſaß und wußte. Er ſtarb ohne Schätze, aber den einen Schatz, der Gold und Silber überwiegt, deſſen vollen Werth er wußte, den vermachte der Vater mir auf ſeinem Todtenbette.“

Es zuckte wie ein Blitzſtrahl vor der Gräfin; ſie

sah Alles hell, klar, — Gegenwart, Vergangenheit; und als sie in die Zukunft blickte, überkam sie ein Schwindel; ein „Ach!“ entfuhr den Lippen, und sie sank auf das Lager. — „Wäre es zu viel gewesen!“ murmelte er beispringend, bemüht, sie ins Leben zu rufen. Es gelang. Die Phantasie spielte längst nicht mehr um die Schläfen der Matrone; sie wußte, als sie die Augen aufschlug, es war kein Traum gewesen; der Mann mit dem Silberhaar hatte das wirklich gesprochen; er war der dunkle Geist, der Vampyr, der Uhu des Gerichts, der Todesbote. Ihr Mund verzog sich nicht zum Ausdruck des Abscheus; ihr stierer Blick strafte ihn nicht, forschte nur in dem steinernen Gesichte, dann wies sie auf den Geldbeutel:

„Ist Er damit zufrieden?“

Der Alte schüttelte den Kopf. — „Mensch, so will Er —!“ — „Ihres Hauses Ehre bleibt auch meine, wiederholte er mit Nachdruck, aber ich weiß, was mein Geheimniß wiegt, und mein Vater starb doch als ein armer Mann.“

„Undankbarer! Hat Er nicht Jahr um Jahr Summen von mir gezogen, ohne daß ich wußte, wem sie zukamen; habe ich Ihn nicht reich gemacht und ich wurde arm? O, es steht schlimm um uns!“ —

„Schlimm, aber nicht ich trage die Schuld, auch mein Vater nicht. Er trug nur auf seinen Achseln die blutende Leiche, die er nicht umgebracht, und doch

hätte der Kanzler, wenn er betroffen wurde, seine Glieder und nicht die des Mörders auf dem Rade brechen lassen. Schlimm steht es, aber die Gerichte habe ich nicht geweckt, die der Himmel über das Haus ergehen ließ. Habe ich's verschuldet, daß der hochselige Graf, Ihr Sohn, in Paris und Neapel unsere Güter ausspielte; habe ich's verschuldet, Excellenz, wie er hier unsere Wälder lichtete und unsere Blumen pflückte und verrat? — Rief ich die Franzosen her? — Habe ich die Ehe geschlossen der Comtesse Sidonie mit dem Baron, der sterben mußte, oder habe ich ihn sterben lassen? — Brauchte ich die Summen, die noch jährlich in den Bädern und bei den Putzmacherinnen und am Spieltisch drauf gehen? — Nur als ich sah, wo es hin sollte, und Alles verloren ging, habe ich für mich gerettet und mein Pfund wuchern lassen. Es darf jeder sein Eigenthum nutzen, und ich dachte, daß mein Vater mir nichts hinterließ."

„Nenne Er seinen Preis," sagte die Gräfin.

„Schlimm steht es, fuhr er fort, darin haben Ew. Excellenz recht; schlimm selbst dann, wenn sie die Blutspur bis unter dies Bett nicht finden; denn Gerichte, die ein edles Haus durchsuchen, sind schlimmer, als Feinde, die nur die Keller ausräumen. Die Siegel auf den Thüren bleiben Flecken im Wappen, und die Gläubiger pochen, und, um dem Leumund Nahrung

zu geben, hat ja die Baroneß Gäste aus aller Welt Enden geladen."

„Nenne Er seinen Preis und schweige!"

„Ehedem gab es solche, die den höchsten nicht zu theuer hielten für das Leben einer theuern Person, und man rühmte sie, wenn sie ihr ganzes Gut hingaben zum Dank. Und was ist ein Leben gegen das Leben eines Geschlechts! — Diese Herrschaft ist verschuldet, die Güter sind in Verfall, die Bauern verwildert, aufsässig, und Niemand würde sich wundern, wenn Excellenz dieses nur kostspielige Allod verkauften. Wenn ich nun als Käufer aufträte — einen Kaufschilling habe ich einzulegen."

„Unverschämter!" fuhr die Gräfin auf.

„Ist Ihnen das zu theuer? — und ich wollte doch noch etwas fordern. Ich habe die Herrschaft lieb, ich bin grau darin geworden; es schmerzte mich, wenn ein Fremder käme. Sie wissen hier zu Lande, was ich für meine Herren gethan und geduldet. Man würde weit und breit davon Lobens machen, wie Ihre Excellenz Dienste zu belohnen wissen, die man nicht erkauft. Wie würde das klingen: Sie haben die Herrschaft aus Dank dem alten Verwalter abgetreten, der sie Ihnen so oft erhielt, der nicht an sich dachte, wenn es seiner Herrschaft Wohl galt — demselben Manne, der in den schweren Zeiten zusammen hielt, was zusammenzuhalten war, sein Leben für nichts achtete, um

der Familie zu dienen, es mehr als einmal geradezu aufs Spiel ſetzte — dem Manne, der nur im Gedanken lebte, daß er ein demüthig Glied ſey des edlen Hauſes — an den Mann, der ſeiner Herrſchaft willen für die Unterthanen wie ein Vater ſorgte, an den ſie ſich gewöhnt, der ihre Bedürfniſſe kennt. Daß ſie unter keinen Fremden kommen, hat die edle Gräfin, muthig und kräftig, wie immer, wo es gilt, ihres Hauſes wahre Ehre zu erhalten und Menſchenwohl zu befördern, viel geopfert, um viel zu gewinnen. Das wäre ein Beiſpiel von Dankbarkeit, das mehr einträgt an Ehre und guten Namen, als kümmerlich das zu erhalten, was täglich droht verloren zu gehen. Und wer, würde man fragen, verlöre dadurch? — Männliche Erben ſind nicht. Die Baronin, die durch ihren Lebenswandel längſt aus der Familie ſchied, die die Ehre, ein Glied derſelben zu ſeyn, mit vollen Händen fortwarf, hatte doch kein Recht mehr, wenn ſie es ohnedieß gehabt, da der Haupttheil ja doch der Tochter ihrer Schweſter zufiel. Nun und dieß Schweſterkind — wir wiſſen nicht, ob es jemals wieder kommt."

„Werner! will Er auch noch Spott mit der Familie treiben, ohne die er ein Wurm wäre!" —

„Als ich zweimal erſchoſſen werden ſollte, von den Huſaren erſt und dann, wo es ernſtlicher war, gnädigſte Frau, dazumal habe ich, meinte ich, bewieſen, daß ich

für meine Familie sterben könnte. Ich sah schon in die Gewehrläufe der Grenadiere und schwieg doch.“

„Er war es, der die Gaukelei von der Rückkehr des todten Barons spielte.“

„Wenn ich versucht hätte, seine Wittwe an die Pflichten zu erinnern, welche sie ihrer Familie schuldig war! Ich bin eigennützig, ja, gnädigste Gräfin, ich bin ein Mensch. Ich bin einem langen Plane gefolgt, aber ich war nie abtrünnig von den Grundsätzen der Treue und bin es auch jetzt nicht, denen ich mein armseliges Leben gewidmet. Aber es leimt sich und flickt sich jetzt nicht mehr, es muß etwas Außergewöhnliches geschehen, um das Verlorene wieder zu gewinnen. Sie könnten mir Ihren Namen schenken, ich könnte ihn auch kaufen, und Schande bringen würde ich ihm nicht; wenn es nicht zu lächerlich aussähe, daß ich alter Mann mich adoptiren ließe.“

„Er sieht doch nicht aus wie ein Wahnsinniger.“

„Der Vorschlag gefällt Ihnen nicht, — mir auch nicht; aber ich habe noch einen, in den Sie werden eingehen müssen. Ich habe einen Enkel von meiner armen, todten Tochter. Diesem Enkel vermache ich Alles, was ich besitze, mein Anrecht auf diese Familie, das Geheimniß oder die Herrschaft, wie Sie wollen, und für diesen Enkel werde ich um die Hand der Comtesse Hulda. So bliebe ja das Gut zusammen und wieder in der Familie.“

Die Gräfin erhob ſich: „Menſch, welcher böſe Geiſt gab Ihm die Stirne?“

„Mein Enkel iſt Ihnen nicht unbekannt. Excellenz ſprachen geſtern ſelbſt ein Wort für den ſchüchternen Jüngling. Es iſt der junge Mann, der als Herr von Everard ſelbſt ſchon ſeine Rechte geltend machte.“

„Rechte! — Ich durchſchaue ihn. — Teufel, hinab in die Richterſtube! Gebe Er an, was Er weiß, Dienſtliste! Aus meinen Augen!“ —

Der Verwalter ging nicht, aber ein langer ſchiefer Blick prüfte, ob es Ernſt ſey. — „Alles durchſchauen Ihro Excellenz doch nicht. Noch wiſſen Sie zum Beiſpiel nicht, daß ich wirklich im Intereſſe Ihres Blutes um die Hand der Comteſſe anhalte. Meine arme Tochter war ein Mädchen, wie andere Mädchen ſind; ſie glaubte den Verſprechungen eines Verführers. Sie ſtarb, als ſie einen Sohn hatte, der keinen Vater hatte; aber an ihrem Todtenbette gelobte ich mir, dem Knaben ſeine Vaterrechte zu verſchaffen und ich hielt Wort, ſo gut, als Ihre Excellenz Wort gehalten haben, und die Ehre iſt nicht verletzt. Wenn die ſprechende Aehnlichkeit mit dem hochſeligen Grafen, Ihrem verewigten Herrn Sohn, Hochdieſelben nicht überzeugt, daß mein Enkel auch Ihr Enkel iſt; ſo habe ich dafür Papiere, welche keinen Zweifel laſſen. Für Ihr Blut, Hochgnädigſte, für Ihren Enkel werbe ich, und wenn Ihr Herz nicht mitſpricht und mithilft, ſo unterſtützt

mich das gute Bewußtſeyn, und läßt mich in einer Sache, wo ich, gälte es nur meinen Vortheil, zurücktreten könnte, das Aeußerſte wagen. Und ich werde es!" —

Der Verwalter hatte ſich auf den ſtummen Wink der Gräfin auf einige Minuten entfernen müſſen. Er trat wieder ein. Wenige Blicke zwiſchen Beiden und ſie hatten ſich verſtanden. Die Gräfin liebte nicht Worte, wo ihr ſcharfer Blick erkannte, daß es nur Worte blieben. Das bleierne Geſetz der Nothwendigkeit löthete die widerſtrebenden Hände zuſammen zu einem kalten Bundesdruck.

„Wie ſich wunderbar es fügt, ſagte Werner, das Käppchen in der Hand, wie prophetiſch ſagten Excellenz geſtern voraus, daß Alles ſo kommen werde, wie es kommt. Die Entführung war, mit Ihrem Fürwiſſen und Willen, ein romanhafter Scherz; der junge Menſch war längſt Ihr Schützling; heute kommen die munteren Kinder ſchon wieder; ſie ſtürzen Ihnen zu Füßen, flehen um Ihren Segen. Excellenz wiſſen vor Rührung nicht zu ſprechen, drücken die geliebten Enkel an Ihr Herz, ſtrecken die Arme mit ſeligen Blicken aus, verſichern, ein langer Wunſch Ihres Herzens ſey erfüllt, das Glück Ihres Alters — und ich möchte in dem bewegten Kreiſe Den ſehen, der es nicht glaubt. Die Ehre da iſt vollſtändig gerettet." —

„Durch ein Verlöbniß mit Seinem Enkel!" —

„Da sey der Himmel für! Ich bin nicht geizig nach Ehre, die meiner Herkunft nicht ziemt. Ich würde mich selbst verachten, wenn ich durch so läppisches Geizen die meiner hohen Familie befleckte. Ich bin nichts, und das Band zwischen mir und Herrn von Everard ist nun zerrissen; er ist nicht mehr meiner Tochter Sohn, ich sammlete schon lange an Nachrichten über die verarmte niederländische Familie, welche ihn als ihr Kind anerkennt."

„Ich habe noch kein vernünftig Wort aus seinem Munde gehört."

„Doch dünkt es mich, der Himmel habe Comteß Hulda und den Herrn von Everard wie für einander geschaffen durch Sympathie des Herzens und Verstandes. Was den jüngern Geschlechtern an Klugheit und Energie abgeht, ersetzt die Erfahrung ihrer Freunde. Es giebt Charaktere, die ein langes Leben hindurch so kühn handeln, daß man nicht begreift, woher die Kraft ihnen kam — und dabei verbeugte er sich vor der Gräfin — und Andere wieder, die ihr ganzes Leben durch geleitet werden müssen."

„Wo sind sie?"

„Nicht weit von hier," lächelte Werner und spielte mit einem Schlüssel. Ihre Herzensneigung war stark, aber ihre Furcht noch größer. Damit sie nicht vor der Zeit sich anders besännen und von der Entführung zurückkehrten, habe ich sie eingeschlossen."

„Das sollen unsere Stammhalter werden!“ Werner verstand sie: „Es ist nur eine andere Zeit geworden, die fügsame Menschen braucht, während die, in der wir Kinder waren, wilde Charaktere nährte. Aber aus fügsamen Menschen läßt sich mehr machen, als aus leidenschaftlichen, die immer an ihrer Phantasie kränkeln und keinem ernsten langen Gedanken folgen mögen.“

„Und Er! aus welchem Stoffe von Tücke und Verrath, sage Er, hat Ihn die Natur gemacht? Wo nahm Er den undurchdringlichen Firniß her, der Ihn mit Tugend glasirt, daß auch mein Auge nicht durchschaute? — Wie hat Er es möglich gemacht, ein langes Leben durchzulügen, zu lügen mit gekrümmtem Rücken und schneeweißem Haar. Hat Ihn der Höllenplan nicht zu Boden gedrückt?

„Erlauben Excellenz mir, die Frage wiederzugeben?

„Ich arbeitete —“

„Um einen Schein — und ich um eine Heirathschaft.“ —

„Es lebt ein Gericht, Werner, das auch Ihn treffen wird, und die feinen Fäden, die Er gesponnen, werden zu einem Netz und einer Schlinge werden für Ihn selbst. Wenn Er mir weissagende Kraft zutraute, so nehme Er diese Verheißung als letztes Angebinde. Es wird gerochen werden, was Er an uns gefrevelt!“

Nach jenem Gewitter war es rauhe Luft geworden. Der Regen wurde nur von den Stürmen unterbrochen. Die Arbeiter an der Straße schlugen sich mit den Armen über die Brust. Jener Verwegene, den wir schon kennen, fragte den Schäfer, der neben ihm stand und, auf den Stab gelehnt, wie damals nach dem bunten Zuge, jetzt nach dem Schlosse blickte, das auch bunt war von Fähnlein, Guirlanden, Blumen und Ehrenpforten: „Weißt du, wie die aus der Stadt drinnen sich warm machen? — Sie lügen sich was vor. — Das begreifst Du Dummkopf nicht. Aber hast Du nicht gehört, daß Einer roth wird, wenn er lügt? — Daß man's nicht sehen soll, streichen sie sich die Backen auch roth an, und nun können sie lügen, wie es heißt, bis sie schwarz werden, das heißt, bis der Leichenwagen kommt."

„Sie feiern ja Hochzeit," sagte der Andere. —

„Siehst Du, entgegnete jener, die grünen Bäume vor'm Portal, die Lauben, Moosbänke, die Rosenbeete! — Gleich wie das alles gelogen ist, denn morgen ist's welk und übermorgen fegt's der Wind fort, weil's die Gärtner über Nacht erst eingesteckt, — so ist's drinnen auch. Sie haben sich entsetzlich geliebt, entsetzlich gefürchtet; dann haben sie so gethan, als wenn sie sich entführten; und nun thun sie, als ob sie sich entsetzlich freueten, daß sie sich heirathen." —

„Die Comtesse heirathet aber wirklich; sie ziehen

gleich in die Kirche. Ich ſtand vorhin mit im Flur. Wie prächtig ſahen ſie aus! Der ſchöne fremde Herr! das glänzte Alles von Sammet und Gold! — Und nun erſt die Comteſſe im weißen Atlaskleide, mit den Blumen und ein Geſicht dazu!“ —

Der Andere lachte. „Einbildung, nichts als Einbildung! wenn Du recht zuſähe'ſt, — Lumpen und Knochen, Fetzen und Gerippe ſind die ſchönen Geſichter, und die ſchönen Kleider, wie ſie zu Hunderten liegen in der Gruft dort, und die Leute ehemals bildeten ſich ein, es wären beldſelige Fräuleins und wunderſchöne Cavaliere, und ſie verliebten ſich Einer in den Andern. Ja, wenn ſie die holden Geſichter geſehen, wie Du und ich neulich, als wir hinunterſtiegen und den Knochenfingern ein Paar Ringe abſtriſten und ein Paar Ketten vom Hals nahmen!“ —

Der Schäfer ſah ihn erſchrocken an.

„Bildeſt Du Dir ein, daß der Birnbaum hier ein Galgen iſt? — Thor, wenn man mal von der Einbildung lebt, muß man ſich was Süßes einbilden, und nicht, was man ohnedies vor ſich hat. Zum Exempel, wer dran Vergnügen hat, bildet ſich ein, daß er voll Tugend iſt, daß er Alles, was er thut, für Andere thut und was ſonſt vornehmen Leuten Vergnügen macht. Ich halte es mit dem Türken, der iſt Opium, und dann bildet er ſich ein, aus Füſſern Gold zu ſchöpfen, und den ſüßen griechiſchen Wein zu ſchlürfen

und die allerſchönſten Mädchen im Arm zu haben. — Warum ſoll ich mir nicht einbilden, daß es warm iſt und der Himmel blau, der Spaten hier ein goldener Säbel und ich ein Paſcha und Du ein Hund, und der Boden hier gehört mir, und ich werde Herr von der Herrſchaft; und weiß ich, ob das nicht noch wahr wird, ob nicht der ſelige Graf mein Vater iſt. Glaube mir, Thomas, man kann ſich viel einbilden, und wer am meiſten ſich einbildet und am längſten es aushält, der iſt der glücklichſte Menſch.“

Es war wirklich Hochzeit im Schloſſe. Das Wappen der Everard prangte mit dem der Familie verſchlungen, in den Feſtons der Thüren und Fenſter. Die Gäſte, größtentheils noch anweſend, umdrängten die glückliche Familien-Mutter, die ſelbſt eine Verbindung beſchleunigt hatte, welche längſt ihr ſtiller Wunſch geweſen, der nun auf ſo wunderbare Weiſe in Erfüllung ging. „Ich kannte Ihre Familie, ehe Sie geboren wurden, Herr von Everard, und kann Ihnen von dieſer edlen Familie mehr ſagen, als Sie ſelbſt vielleicht wiſſen, der Sie ſo früh ihr Vaterland verließen. Sie hat viel gedultet, ward erniedrigt, verleumdet; ſey es an Ihnen, ihr einen hellen Schein wiederzugeben, wenn ich es auch nicht mehr erlebe, die es am heißeſten wünſcht.“

Everard und Hulda waren vor ihr aufs Knie geſunken. Wie ſie ſegnend die Hände über Beide brei-

tete und von Thränen erſtickte Worte ſprach, bemächtigte ſich auch der Anweſenden eine Rührung, die wenige Augen trocken ließ. Werner ergriff die Hand der Matrone, die ſie nicht Macht hatte ihm zu entziehen, und indem er ſie, tief gebeugt, an die Lippen drückte, ſagte er, das werde ſein glücklichſter Tag, wo wieder Zufriedenheit in dem theuern Hauſe einkehre. Er bat die Gräfin, wenn er je unbewußt die Ehrfurcht vergeſſen, der er ſein Leben gewidmet, heute es ihm zu verzeihen, damit er beruhigt den letzten Gang antrete, zu dem — er fühle es — bald der Ruf ihm tönen werde.

„Er hat uns gedient, wie wir Alle dem dienen, der uns hier zu Verwaltern der Güter beſtellt, welche er uns mitgab, und wir Alle werden den Lohn ernten, den wir verdient.“

Ihr Auge leuchtete ungewöhnlich, als ſie dieß mit einem feierlichen Tone ſprach. — Der Hofrath meinte nachher, ſie habe ihm ſelbſt ausgeſehen wie Eine, auf der jener Ruf ſchon von fern her tönte. — Hulda umfaßte plötzlich die Großmutter: „Ein freundlich Wort für die arme Sidonie,“ lispelte die Braut. — Die Matrone ſah ihr lange faſt wehmüthig in das bittende Auge: „Sie will ja nicht zu uns gehören.“ — „O, Sie müſſen heut nicht ſo ſtreng ſeyn. Sie waren ſo gütig gegen mich; ſeyn Sie es gegen Alle!“ — „Es läutet ſchon — zur Kirche, Kind. Ich will für Alle beten.“

Ehe-

Everard hob ſeine liebliche Braut in die Höhe, die in Thränen ihm folgte. Die Großmutter war zu ſchwach. Sie ſtreckte die Arme ihnen ſegnend nach, und ihre Augen folgten am Fenſter dem feierlichen Beautzuge. Da preßte ſich eine letzte Thräne aus den trockenen Höhlen: „Es war ja Niemand gegen mich gnädig.“ — Sie ſah nach den verhangenen Fenſtern, wo Sidonie krank lag. Es ſtahl ſich eine zweite Thräne hervor: „die war die Einzige, die mich verſtehen und fühlen konnte, was ich für ſie gethan, und ſie dankt mir nicht. — Für wen denn dies Leben geopfert? — Für das gedankenloſe Weſen, für . . .“ Sie ſchien unterzugehen in Vorſtellungen, die ſie überwältigten, als ihr Auge drüben an der Wand auf einige dunkelbärtige Geſichter, mit Reiherfedern auf dem Haupte fiel: „Nein, Werner hat recht, rief ſie, Kraft und Wille nimmt ab mit den kommenden Geſchlechtern. Wenn die Kinder meine That nicht verſtehen, — Ihr vor mir begreift ſie und dankt mir. Ich habe für Euch gelebt!“ —

Die Thür öffnete ſich, und der Inquiſitionsrath trat ein, haſtiger, als man an dem alten, in Formen ergrauten Manne gewohnt war. Die ſtrengen Verfügungen hatten längſt aufgehört; nichts deſto weniger hatte die Unterſuchung in der vergangenen Woche noch immer ihren Lauf. Faſt freudezitternd griff er nach der Hand der Matrone: „Ich komme, Ihnen

meinen aufrichtig gemeinten Glückwunsch zu Füßen zu legen!" —

„Sie gratulirten ja schon." —

„Doch nicht zu der Botschaft, die ich hier bringe." — Er hielt ihr ein Schreiben hin, sie las es; die Miene verklärte sich; ein ungewöhnliches Licht strahlte aus ihren Augen; — aber als er hinzusetzte: „Der eigene Bruder des Schreibers ist der Ueberbringer," sah er erst die Wirkung seiner Botschaft; die Matrone sank um, und Todesblässe lagerte über die kaum noch freudeglänzenden Züge.

Von Sidonien nahm die Gesellschafterin Abschied, um nicht in der Kirche zu fehlen; die Baronin drückte ihre Hand: „Hat also wieder der Schein mich betrogen, und Sie allein von Allen bleiben mir im Unglücke treu?"

„Wenn es ein Unglück ist, sich selbst zu retten und aus einem Schiffbruch trockenes Land zu gewinnen, sagte die Zieselwitz. Eilen Sie nur, daß Sie gesund werden, und dann fort, fort, fort von hier — ehe es zusammenbricht."

„Die arme Hulda —"

„Ist glücklich, sagte die Zieselwitz. Sie waren im Unrecht, als Sie sich gegen diese Verbindung sträubten. Der Herr von Everard ist ein guter Mensch und sie ist auch gut, und es ist eine gute Partie für

Beide, und das Beſte iſt, daß, was ſchlimm war, dadurch gut wird, und der iſt ungenügſam, der mehr will, als gut."

Sie war gegangen, als plötzlich Tritte eines Mannes auf der Treppe laut wurden. Die Thür flog auf, und er ſaß auf ihrem Lager, und ſeine Küſſe riefen die Ohnmächtige wieder ins Leben: „Habe ich nun nicht gethan, Grauſamer, ich habe Alles geopfert."

„Ich weiß Alles, Sidonie," ſagte er, freundlich ſie zunickend.

„O, ich will noch mehr thun! Nenne mir ein Opfer, nichts iſt mir zu theuer, Dir zu beweiſen, daß die Lüge todt iſt."

„Wenn ich Dich nun auch belegen; wenn ich nicht aus der kleinen Familie wäre —"

„Sey, wer Du willſt; verwandle Dich, in welche Geſtalt Du magſt, ſo häßlich, daß die Phantaſie erſchrickt; führe mich über Land und Meer, wo ich erfriere, oder die Sonne auf meinen Scheitel brennt; führe mich in die dürftigſte Hütte, nur dahin, wo ich nicht zu lügen brauche. Und dazu lächelſt Du?" —

„Daß Du Dich ſelbſt belügſt, und die Lüge doch ſo unbeſchreiblich reizend iſt, daß ich ſie um keine Wahrheit hingäbe. Als den Jüngling einmal die ſogenannten Naturdichter ergriffen und doch nicht befriedigten, wollte er ihre Wahrheit ſuchen auf den Alpen, am Veſuv, in Indiens Blütenhainen — und er fand

Schnee, Kies, Asche, eine richtig in Frost oder Glut ausgeprägte Wahrheit; aber das Leben, was er suchte, war nur in der Dichtung. Gern wäre er nun dahin zurückgekehrt, aber nun waren's auch nur todte Buchstaben. Weshalb mit scharfem Hauch das Schaumgebäude auseinander blasen, die Feenpaläste umwerfen, die uns veranügen? Wer bezahlt uns den Genuß des Augenblicks, den sie gewähren. Sey das Weib eine Lüge, wenn sie nur eine schöne Lüge ist, eine Lüge aus den zarten Elementen, die wir Weiblichkeit nennen. Venus war aus Schaum, aber aus reinstem Meeresschaum. Was war's, was mich an Dir entzückte, als die Lüge der Empfindung; eine Feuersylphe schienst Du mir, die sich selbst auflöste, auflodernd in dampflosen Flammen bei allem Schönen, Edlen und Guten, was Dich berührte. Bleibe das. Ich bin so glücklich und sicher, da ich den Zauber fand, die Flamme festzuhalten, wenn sie sich verflüchtigen will."

„So hast Du nie gesprochen!"

„Ich sprach nur gegen das finstere Element, die fremde Lüge, die Rauch brachte in die heitere Region. Flamme. Das hast Du abgeworfen, und siehe, es wird gleich belohnt. Es geschehen noch manchmal Wunderdinge, und ein Feenpalast, den das Kind auf Seifenblasen baute, wird wirklich. Ich komme als Zauberer, um einen bösen Geist zu besprechen, der seit Menschenaltern Deine Familie quälte. — Es wird

Friede nun bei Euch einkehren, es werden zwei Familien, die um Blut ſich haßten, im Blute Freunde werden; Du wirſt wieder, nicht verſtoßen, den Deinen angehören; denn ich bin zufällig, ſo wenig als jener Teneriff, dem ich ähnlich ſehe, und deſſen Maske mir irgendwo die launenhafte Gelegenheit aufdrang, der Helmann aus Genf, ſondern jener Graf Sigismund, der deſſen ſonderbaren Charakter ich ja ſchon Dein Vetheil kenne."

Sidonie ſah ihn mit feuchtem Auge eine Weile an, ſeine Hand an ihr Herz drückend: „Du biſt mir darum kein Anderer!" —

Eine Trauerbotſchaft ſeltenen Inhalts rief die Neuvermählten aus der Kirche: die Großmutter ſey vor Freude geſtorben. In einer Haſt, welche ſich wenig für die feierliche Handlung ſchickte, war man nach dem Schloſſe zurückgeeilt, hatte aber doch ſchon unterwegs die Berichtigung gehört, daß ſie nur vom Schlage getroffen darniederliege. Sie war wieder zum Bewußtſeyn gekommen; ſie verlangte Alle — Alle zu ſehen, wie man ſie auch davon abzubringen ſuchte. Ihr gläſernes Auge zählte die Hereintretenden. Unter den Anweſenden war ein kräftiger Mann, der einſt als der berühmte Teneriff aus der Fremde hier erſchienen war, deſſen feierliche Haltung jedoch jetzt einen andern Mann ankündigte. Er wurde als Graf Sigismund *** vor-

gestellt und seine Hand ruhte in der der Gräfin, und ihr Blick bat ihn zu sprechen.

„Ja, Ihre Excellenz, ich wiederhole mit innigem Vergnügen die Nachricht, welche ich, als Bote meines Bruders, selbst zu überbringen hergeeilt bin. Ihnen Allen ist bekannt, welchen kränkenden Neckereien dieses edle Haus durch eine endlose Reihe von Jahren ausgesetzt gewesen, und unsere Familie schien durch eine unglückselige Verkettung der Umstände die traurige Ursache; denn dunkle Denunciationen, welche einen Schatten von Verdacht hierher warfen, zwangen unsere Väter und zum Theil auch uns, die Aufmerksamkeit der Gerichte wegen einer vergessenen That immer wach zu halten. Jetzt endlich hat es sich entdeckt, daß wir selbst hintergangen wurden. Alle diese Denunciationen waren das Gespinnst eines Betrügers; der selige Todte, dessen Manen unsere Väter jenes Opfer zu bringen meinten, verlangt keines, als die Ruhe im Grabe. Mein Bruder, der Majoratsherr, hat sich der schwierigen Untersuchung selbst unterzogen, und als Resultat derselben bringe ich dem würdigen Rathe des Gerichts ein Schreiben, welches alle Denunciationen als falsch zurücknimmt; die Ehre dieses Hauses ist makellos, und ich soll die edle Seniorin desselben fragen, welche Sühne sie von uns verlangt." —

„Sind die Familien nicht schon eins!" sagte sie mit schwacher Stimme.

„Sie ſind es, entgegnete Graf Sigismund; denn ſchon länger habe ich die Ehre, dieſem Hauſe im Geheimen anzugehören, und nur der noch obwaltende Zwiſt verbot es, meine Vermählung mit der Baronin Sidonie, welche vor zwei Jahren im Sardiniſchen Statt fand, bekannt zu machen. Ja, meine Herren und Damen, ich bin glücklich, der Gatte der Liebenswürdigſten ihres Geſchlechts zu ſeyn, die ein unglückſeliger Schreck und der Gedanke, daß ein Fleck auf ihrer Ehre haften könne, den ſie, ohne uns zu verrathen, nicht wegwaſchen durfte, für den Augenblick krank gemacht. Aber die Ehre leuchtet wieder rein, und die Freude wird auch ſie geneſen machen, und wir Alle werden einem Feſte beiwohnen, daß die Sonne wieder ſo hell, nach ſo viel Wolkentagen —"

Er wurde unterbrochen durch einen Schrei Hulda's. — Mit einem „Ach!" war die Gräfin in die Kiſſen zurückgeſunken. — „Sie ſtirbt an der Freude!" ſprach Jemand. — „Sie darf nicht ſterben!" rief Hulda. — „Aber ſie muß ſterben, murmelte Graf Sigismund, ihr Lauf iſt erfüllt!"

Das Feſt der Freude unterblieb. Die Gäſte waren ſchon zum großen Theil in die Reſidenz zurück, als eines Nachmittags aus der Dorfkirche das alte ſchöne lateiniſche Lied tönte, das in der Ueberſetzung *) lautet:

*) Von Karl Simrock.

„Was ringt die Welt so ſehr nach Ehre und Richtigkeit,
Kennt man doch ihres Glück's unſtete Flüchtigkeit!
Siehe, ſo ſchnell vergeht irdiſche Herrlichkeit
Als ein Gefäß von Thon voller Zerbrechlichkeit.

Eher dem Glaſe traue, welches im Nu zerbricht,
Doch auf der Welt Gewinn iſt keine Zuverſicht.
Was ſie von Glück und Luſt, Frieden und Ruh' verſpricht —
Willſt dem Traume du nachjagen? — O, thu' es nicht.

Sprich, wo iſt Salomo, Zierde des Morgenland's?
Wo iſt nun Samſon hin, Feldherr im Siegeskranz?
Schönheit des Abſalon, wo iſt ihr Liebesglanz?
Jonathan's wonniglich Angeſicht, — blieb es ganz?

O, welch ein kurzes Feſt biſt du, o Erdenluſt!
Freude, dem Schatten gleich, bald du verſchwinden muſt;
Ach, und den ew'gen Lohn raubſt du der Menſchenbruſt,
Führſt auf dem irren Weg nur zu des Heils Verluſt!

Was ſich verlieren läßt, eignes ſich Niemand an,
Die Welt nimmt ihr Geſchenk wieder von Jedermann.
Denk' an das Bleibende; Herz, ſtrebe hinanlan!
Selig iſt in der Welt, wer ſie verachten kann.

Die Kirche war dicht gedrängt voll ſchweigender Geſtalten; in der Mitte brannten viele Kerzen, und in der Mitte der Kerzen lag auf dem hohen Katafalk die Gräfin. Kein Auge war trocken, kein Mund, der nicht etwas zu ihrem Lobe geſprochen beim Hinausgehen.

„Das war ein glückliches Leben, ſagte Werner; Friede und Ergebung, und, wie das ganze Leben, ſo auch das Ende.“

„Meint Er?“ ſprach Graf Sigismund.

„Ich ſah ihren letzten Blick, gnädiger Herr.“

„Ich auch, und der war auf ihn gerichtet, und es war nicht Vergebung!“

Die Reiſewagen ſtanden ſchon im Hofe; man trennte ſich nach verſchiedenen Richtungen. Hulda weinte ſehr, freuete ſich aber doch auf die Reſidenz. Sidonie begriff nicht, warum ihr Gatte noch bis zum Morgen warten wollte, um den Weg nach ſeinen Gütern einzuſchlagen. — „Ich will noch eine Rechnung abſchließen, die ſich bei Tage nicht gut abthun läßt.“ — Sie ſah ihn beſorgt an: „O, laſſe liegen, was hinter uns liegt. Den Todten ſoll man Ruhe gönnen.“ — „Aber die Lebenden nach Verdienſt bezahlen.“ — Er ſprach das ſo beſtimmt, daß kein Widerſpruch war.

In ſeinen Mantel gehüllt, machte er ſich auf den Weg nach der beſcheidenen Wohnung des Verwalters. An die Wand gegenüber gelehnt, ſah er in die helle niedrige Stube. Der Alte ſtrich ſein Silberhaar mit den Händen glatt und ſtützte ſeufzend den Kopf in beiden Armen, wie ausruhend von einer ſchweren vollbrachten Arbeit. Sein Blick verfolgte etwas auf der leeren Tischplatte. Unſchlüſſig blieb der Graf ſtehen: „Er ſieht ſo ehrlich aus!“ — Es ſchlug Mitternacht, als Jemand um die Ecke ſprang und ſetzt an die Fenſterſcheiben pochte. Der Verwalter fuhr zuſammen und winkte der Geſtalt herein. Der Graf hatte vorſichtig

den von dem Fremden verlaſſenen Platz am Fenſter eingenommen, als dieſer ſchon im Zimmer war — ein wilder Mann mit frechem Blick — einen, den er hundert Mal geſehen.

„Nun die Kaſten aufgeſchloſſen, gezählt und gezahlt! rief er, daß wir endlich einmal unſere Rechnung quitt machen.“

Werner ſah ihn ſcheu an, ſchloß auf, holte Rollen heraus und zählte und zählte, und der Fremde ſtrich ein und lachte und forderte mehr. Und der Verwalter zahlte ſeufzend, bis er betheuerte, er hätte nicht mehr.

„Iſt das deine Dankbarkeit, du ſchwarze Seele? ſchrie der Fremde; iſt damit allein das Pflaſter auf meinem Auge bezahlt und das Botenlohn an die Todte, wobei jedesmal der Galgen gewagt wurde, und das freie Nachtquartier im Walde? Iſt damit meine Geburt bezahlt? Auch ich könnte Herr und Graf ſeyn, ſo gut, als deiner Tochter Sohn! Ja, erinnerſt du dich, was du mir verſprochen! — Höll' und Teufel, und was gilt meine Wiſſenſchaft, daß ich weiß, was du für ein Gauner und Schuft biſt, und wie du die Baronin um die Herrſchaft und deine Creatur in die Herrſchaft gebracht haſt! — Iſt das mit Ducaten bezahlt? — Ich könnte Schloß und Gut fordern und bin ein Narr, wenn ich dießmal mit noch fünfzig Zechinen zufrieden bin!“

„Dießmal!“ zitterte Werner, indem er ſich bemühte, noch ein verborgenes Fach auszuziehen; willſt du denn nochmal wiederkommen, Blutſauger?“ —

„Weiß ich nicht ſo gut, als du, was meine Wiſſenſchaft gilt? — Was hätten ſie mit der todten Frau ja gethan? Nichts. Die haſt du übers Ohr gehauen, Gauner! — Aber wenn ich dich anzeige, kommſt du direct an den Galgen. Darum lerne Nächſtenliebe, und rechne beſſer, wenn ich wiederkomme.“

Sie ſprachen noch viel mit einander, und jedesmal, wenn der Beſuch die Fauſt auf den Tiſch legte, oder auch nur die Stimme lauter erhob, zuckte der alte Mann zuſammen; aber der Graf hörte das Geſpräch nicht aus. Er ſteckte die Peitſche und die Piſtole in die Taſche und ſchlich lächelnd fort. „Sein Gericht iſt ſchon bei ihm, und das ſtrengſte, was eine Miſſethat ſtraft!“ ſprach er bei ſich.

Sidonie kam nur zuweilen in die Reſidenz, zum Beiſpiel, um der Hochzeit Kallmeiſers mit der Zieſelwitz beizuwohnen. Der Baron erklärte dabei im Vertrauen: er hätte die ſchelmiſche Hexe heirathen müſſen, um ſich nur von ihr loszumachen; denn ſie hätte alle ſeine Gedanken gewußt, ſelbſt die, welche er ſelbſt noch nicht gefaßt. Uebrigens könne ſein Sohn damit nur zufrieden ſeyn, ſo weit dieß nämlich einem jungen

Manne möglich wäre, der eine Sidonie verloren; denn seine Frau sey eine vortreffliche Wirthin. —

Hulda war niedergeschlagen, denn ihr Gatte kränkelte an der Brust. Der Staub von den Bällen war auch ihrer Gesundheit nachtheilig gewesen. Die Nachrichten von der Herrschaft, über deren Uebernahme die beiden Frauen sich noch nicht geeinigt, lauteten ungünstig. Das Raubgesindel an der Grenze nehme überhand, schrieb der Verwalter; sie erpreßten Brandschatzungen, wo sie nicht offen plünderten; daher blieben die Geldsendungen häufig aus. — Endlich kam die Nachricht, der alte Mann sey eines Morgens todt auf der Diele gefunden worden. Es blieb ungewiß, ob ihn ein Schlag getroffen oder eine frevelhafte Hand, denn seine Fächer im Kasten hatte man offen und leer gefunden. — „Es lebt ein Gericht," sagte Sigismund, seine Gattin umfassend, „schon hier; aber es wägt auf einer Goldwage, und unsere Sinne sind zu grob, um jedesmal das richtige Maß zu erkennen." — Sie bat ihn, sie nie wieder in die Herrschaft zu führen. Er versprach es ihr. —

Es weiß Niemand, woher der Wind kommt.

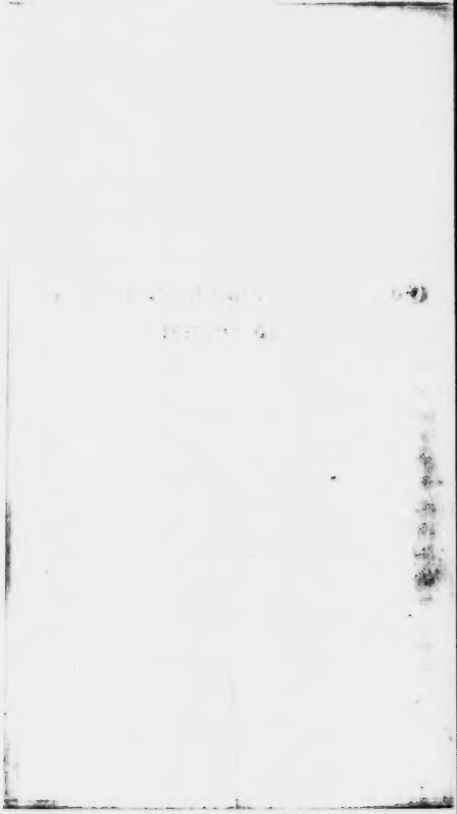

Der Wind kam aus Abend; eben ſo gut hätte er aus Mitternacht und Mittag kommen mögen, dem ſinnenden Manne wäre er doch in den Rücken gekommen, der jetzt die Straße hinabging, nachläſſigen Schrittes, den Blick zu Boden, die Hände auf dem Rücken; denn auch beide ſchiefe Gaſſen aus Mitternacht und Mittag mündeten auf die eine, die von Abend nach Morgen auslief.

„Wohin?“ fragte ein raſch Vorübergehender. „Dem Winde nach,“ war die Antwort.

Derſelbe Wind, aus Abend, Mitternacht oder Mittag, jedenfalls ein ſtürmiſcher Herbſtwind, der die Flügel ſeines abgetragenen Leibreckes unbeſcheiden ſpaltete, fegte die welken Blätter luſtig mit ſich, welche ein unfreiwilliger Vorgänger von den paar Linden, denen eine löbliche Geſundheitspolizei ihr kümmerliches Daſeyn noch auf Lebensfriſt vergönnt, auf das Straßenpflaſter geſchüttet hatte. Wer ihn nicht kannte, hätte gemeint, er ſey ſo federleicht, daß ihn der Wind forttrüge, oder toll; denn bald ſprang er, bald lief er, bald blieb er ſtehen. Er ging jedoch nur den dürren Blättern nach.

„Um Himmels Willen, College, was wollen Sie damit?“ fragte eine Stimme aus dem Fenſter.

„Schritt halten, antwortete er ohne aufzuſehen. Hörten Sie nicht heut, ich ſey ein Genie, das mit nichts in der Welt Schritt hält?“

Unter dem dürren Laube glänzte etwas Weißes. Unter einem Chor von Fröſchen den beſten Sänger, unter einer Heerde von Mäuſen die intereſſanteſte Phyſiognomie und von einem Stadtgeſpräche den Urheber auszufinden, iſt nicht ſchwerer, als unter kräuſelnden Herbſtblättern ein beſtimmtes im Auge zu behalten. Von dieſer Betrachtung durchdrungen, lenkte unſer Spaziergänger ſeine Aufmerkſamkeit von den hundert braungelben Gegenſtänden auf den einen weißen; aber der Wind mußte ebenfalls ſeine Aufmerkſamkeit darauf gelenkt haben, denn der weiße Gegenſtand flog, ſprang, hüpfte und wirbelte vor ihm weg, langſam, wenn er zögerte, ſchnell, wenn er ſeine Schritte beflügelte. Nun war es zwar nicht mehr und nicht minder, als ein Stück Papier, bald ein Quart-, bald ein Octavblatt, je nachdem es zu- oder aufklappte, und es war auch nicht mehr im Naturzuſtande, wiewohl ihm noch verborgen blieb, ob die geheimnißvollen Charactere darauf von Dinte, oder Druckerſchwärze ſchwarz waren. Allein hatte ihm nicht geſtern erſt der Präſident den Vorwurf gemacht: er tangire zu genialiſch, überhüpfe wichtige Discrimina, und um die Adiaphora bekümmere er ſich

gar

gar nicht. War er nicht aufgefahren und hatte mit der ſchweren Hand auf die Acten geſchlagen und ihm das eingeknifte Blatt gezeigt; hatte er nicht mit gewaltiger Stimme über den grünen Tiſch ihm zugeſchrieen: „Sie ſollen in jedes Blatt die Naſe ſtecken, denn Sie wiſſen nicht, was drin ſteht.“ — „Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf,“ ſagte ſein voriger Director. — „Es iſt nicht Alles Gold, was gleißt,“ pflegte zwar dagegen der ſelige Vater zu ſprechen; aber der Vormund, der ein viel vornehmerer Mann geworden, pflegte zu ſagen: „Der Schein trügt, aber man ſoll doch dem Scheine nachgehen. Es giebt kein ſo kleines Licht, aus dem nicht ein großes werden kann, und jeder Feuerbrand war zuerſt eine Funke. Ein Stern auf dem Tuchrock leuchtet nicht bei Nacht, aber wenn Du ein Amt haben willſt, findeſt Du's ſchneller, wenn Du einem Sterne auf der Bruſt folgſt, als dem am Himmel, denn Du biſt kein König aus dem Morgenlande, ſondern ein Kameraliſt. Unter einem unſcheinbaren Oberrock kann ein Fürſtenſtern funkeln, ein Uriasbrief hat oft ein Couvert von Glanzpapier, und ein zerknittertes Billetdoux iſt zuweilen beſſer, als ein Recommandationsſchreiben mit einem Königsſiegel.“

„Sie ſollen in jedes Blatt die Naſe ſtecken, denn Sie wiſſen nicht, was drin ſteht,“ ſummte ihm immer der Wind ins Ohr. War es nicht ein Blatt? wußte

er, was drin ſtand? War es nicht ſein hochverehrter Präſident, der ihm befahl, nach dem Blatte zu haſchen und, bis er die Naſe hineinrücken konnte, nachzudenken, was darin ſtehen könnte? Mochte es nicht ein Lotterieloos ſeyn, fortgeweht vom Tiſche des Collecteurs und morgen mit dem großen Treffer herauskommen? Vielleicht das Concept eines Decrets, das ihm eine Rathsſtelle conferirte, oder das Protocoll eines demagogiſchen Klubbs, durch deſſen Ausforſchung er Rath werden konnte. Vielleicht auch ein Liebesbrief von einer unbekannten Geliebten, und der grauſame, höhniſche Wind ſchob das Geſtändniß ruckweiſe vor ſeinen Füßen fort. Ach, es konnte ein Talisman ſeyn, eine Anweiſung zum Stein der Weiſen, Salomo's Siegel zu löſen, weiſe zu werden, wie Pythagoras und Plato, ein Dichtergeiſt wie Shakſpeare und ehrenswürdig wie — der Marquis von Poſa oder der Graf von Tilly!

Mehrere ſchwarze Geſtalten ſtreiften an ihm vorbei, nicht dämoniſche, denn ſie ſahen ſehr ehrlich und elegant aus, aber auf ihn blickten ſie mit einer Miene zurück, halb Verwunderung, halb Mitleiden und Mißbilligung.

„In Allem, was er thut und treibt, etwas Auffallendes," ſagte der Eine.

„Bei allem ſeinen Kopf, entgegnete der Andere, wird doch nichts daraus."

„So lange er Student war, mochte das paſſiren und war gut, bemerkte der Dritte, aber wenn die drei Jahr vorüber, ſo ſollte man vernünftig werden und nicht die burſchikoſe Narrenjacke ins Staatsleben mitnehmen.“

„Geben Sie Acht, ſagte der Zweite, er ſtößt überall an. Mit dem ſeligen Präſidenten ging's ſo mit knapper Noth, weil der alte Herr über ihn lachen mußte, und er kam doch nicht weiter; aber nach dem heutigen Kapitel ſehe ich nicht ab, wie er nur denken kann, daß er je eine Anſtellung kriegt!“

„Iſt er nicht mit uns zum Thee invitirt?“

„Der zum Thee beim neuen geſtrengen Herrn!“ unterbrachen Zwei aus einem Munde.

„Bemerkt nur, wie er ſich trägt! Er thäte wirklich gut, er nähme den Abſchied. Was ſollen die Leute vom Collegium denken, wenn man in ſolchem Frack kommen darf.“

„Und doch Schade um ſeinen Kopf,“ ſchloß der Erſte.

Von dieſem Geſpräch hörte unſer Candidat nichts, vielmehr ein curioſes Lachen; denn ſtatt der Geſellſchaft in ſeidenen Strümpfen hatte ſich ihm im Verlauf ſeines Laufens eine andere, deren Mitglieder gar keine trugen, angeſchloſſen. Dieſe, deren Garderobe, Phyſiognomie, Dienſt und anderes Alter auch wenig dahin paßt hätten, eilten nicht in die Soiree des Präſidenten, ſondern in der Richtung, wie er. Er fühlte ſich bemüßigt, ſie mit vernehmlicher Stimme zu fragen, was

ſie wollten, und erhielt in eben dem Tone die Antwort, ſie gingen der Naſe lang.

„Freunde, ſagte er, als der Wind etwas inne hielt, das iſt jedem Menſchen nach dem Naturrechte erlaubt. Wie aber wäre es, wenn Ihr, die Ihr jeder eine aparte Naſe zum Nachaehen habt, Kehrt machtet und dahin derſelben folgtet? Ich verſichere Euch, ſie führt Euch eben ſo richtig."

Damit hatte er den nächſten muntern Blondkopf umgedreht, und die Andern, wie er richtig vermuthet, machten mit Kehrt, aber er hatte nicht richtig geſchloſſen, wenn er gedacht, ſie würden verkehrt bleiben, denn Augenblicks, als er Miene machte, in voriger Richtung weiter zu gehen, waren auch alle Köpfe wieder mit herum gedreht.

Unſer Freund, der außer dem Naturrecht auch das Völkerrecht kannte, war der Meinung, daß man heut zu Tage eine civiliſirte Nation mit Gewalt eben ſo wenig aus dem Zuge, als in den Zug bringt.

„Aber, meine edlen Jünglinge, rief er, ſeine Schritte beileud, denn das verhängnißvolle Papier drohte, ihm aus dem Geſicht zu kommen, warum ſteuert Eure freundliche Geſinnung grade dorthin? Iſt die Straße da nicht eben ſo breit und lang?"

„Da kommt der Wind her," rief ein Pfiffcus, und ein Zweiter ſetzte hinzu: „Wir wollen auch mit dem Winde gehn." —

„Ich sehe, entgegnete er, daß ich es mit einem aufgeklärten Publikum zu thun habe," und das aufgeklärte Publikum trabte mit ihm um die Wette. „Die beste Politik ist die, welche offen ist, und durch die Wahrheit betrügt ein großer Mann seine kleinen Feinde am schönsten. Allein das sey fern von mir; vielmehr frage ich Euch ohne Umschweif: Jungens, was wollt Ihr?"

Ein höhnisches Gelächter war diesmal die Antwort, welche nicht so deutlich war, als die Frage.

„Soll ich annehmen, meine Verehrten, hub er plötzlich still stehend an, denn auch das Blatt war ein zwanzig Schritt vor ihm liegen geblieben, und er hielt die Gassenjungen mit den Blicken der Schlange, die Vögel fangen will, zurück, — „soll ich annehmen, das heißt so viel, als: So gut, wie er läuft, können wir auch laufen! Glaubt das nicht, oder vielmehr, lasset mich nicht glauben, daß der Schwindelgeist der Zeit auch schon bei Euch eingekehrt, die Ihr gar nichts lasset, geschweige denn was Liberales. Was einem großen Manne frei steht, denkt Ihr, sey auch einem kleinen erlaubt, Ihr denkt aber nicht, daß zum Exempel der kleine David etwas that, was der große Goliath ihm nicht nachthun konnte, denn wenn ein kleiner Mann einen großen Mann erschlägt, so ist es noch nicht dasselbe, wenn der große Mann den kleinen Mann wieder erschlägt, sintemal die That des kleinem Mannes

eine große That iſt; wo hingegen dieſelbe des großen Mannes eine kleine wird. Alſo, wie der kleine David und der große Goliath iſt Alles in der Natur. Laufen iſt Laufen, das iſt eine uralte Wahrheit, alt wie das Waſſer, was auch läuft, alt wie die Welt, die auch läuft, mit Allem in ihr, von der Sonne, oder vielmehr der Erde, bis zur Feldmaus; allein anders lief Joſeph vor Potiphars Weib, als Hector vor dem Achill; anders die Zeit, als der Soldat; anders lief Aſar, als die Belgier bei Löwen. O, meine Verehrten, es iſt noch ſehr zweifelhaft, wie denn ein gelehrter Prinz aus Dänemark eine Abhandlung darüber ſchrieb, ob es der Zweck des Lebens iſt, ſtehn zu bleiben vor dem Meer der Uebel, oder davon zu laufen; ſeyd aber gewiß, auch an Euch kommt die Reihe, auch Ihr werdet einſt laufen, laufen vor dem, was nicht iſt, und vor dem, was etwas mehr iſt, laufen vor Stock, Dorn und Ruthen, vor Brennneſſeln, Stricken und Ketten, laufen ſo lange, bis Eure Zeit abgelaufen iſt. Darum, wenn Ihr bedenkt, wie weit dieſer Eure Weg iſt, nämlich bis zum Kirchhof, wollte ich Euch gerathen haben, ſpart jetzt Eure Lunge. Nachdem ich dieſe practiſche Bemerkung vorausgeſchickt, frage ich Euch im Intereſſe der Wiſſenſchaft: Jungens, warum lauft Ihr, wenn ich laufe?“

Die Oberlippen und Backen der jungen Barfüßer verzogen ſich zu einer vorbereitenden Poſitur, welche es

noch ungewiß läßt, ob ein helles deutliches Lachen darauf folgen wird, während ihre Augen groß aufgerissen den Redner angafften.

„Was will er denn mit dem Papier, der große Mensch?“ rief endlich der schelmische Blondkopf, wobei indessen das Er kein unhöflicher Vocativ, vielmehr die dritte Person in der Anrede an die löbliche Straßengemeinschaft seyn sollte.

„Gehört's ihm denn!“ schrie ein Zweiter.

„Papier ist Papier,“ ein Dritter.

„Aber was für ein Papier?“ antwortete der große Mann unter den Kleinen.

„Löschpapier wird's nicht seyn,“ rief ein Vierter, und der Chor lachte.

Ein großes Wort war gelassen ausgesprochen. — Die Augen des Spaziergängers schielten fragend, wie der Wind den streitigen Gegenstand glättete und fächelte. Nein, es war kein Löschpapier, es war ein Blatt Schreibpapier; und Linien, Striche, die nur von einer Feder herrühren konnten, wurden sichtbar darauf. Seine Augen glänzten. Die Zeit zu diplomatischen Verhandlungen war vorüber, die zum thätigen Einschreiten war gekommen.

„Ist's denn sein?“ schrie der Trotzkopf, der ohne Jura es für sicherer achtete, de facto sich in Besitz zu setzen, als de jure zu disputiren. Er wollte sich losreißen, als ihm die muskulöse Hand des Redners

zuvorkam, und zwar nicht das Papier, aber ihn ſelbſt faßte und auf eine Art zurückſchleuderte, daß er für einige Secunden über das Aufſtehen meditiren konnte. Was aber hätte dem Ritter der umgekehrte Goliathsſieg, gegen den er noch eben ſelbſt gepredigt, gefruchtet, wenn es nicht der Brauerwagen that, der quer über die Straße raſſelte. Seine Radnägel faßten das Papier, ſie riſſen es fort, aber die Brut, die darauf zugeſtürzt, hatte doch nun nicht die Freude.

War es ihm denn darum zu thun, den Knaben eine Freude zu verderben! Sie lachten, er lachte nicht, als das Papier wie ein Heiligenſchein um das rollende Brauwagenrad ſchwirrte. Was war der Wind gegen ein Brauwagenrad? Der Wind kann leichte Waare entführen, eines Brauwagenrades Eiſennageldruck prägt mit jedem Aufſchlag neue Hieroglyphen, tiefer wie ſie am Codex des Ulphilas, denn ſie werden ſogar durchſichtig. Vergebens werden hier alle chemiſchen Prozeſſe, den Codex rescriptus zu finden; wie nach altem Rechte der Kaiſer ſeines da verlor, läßt ſich nach unſerm da nichts mehr reſtauriren, wo nichts mehr iſt.“

Feſt und raſch drückte er den Hut in die Stirn und ſchlug mit der rechten Hand drauf. Die ihn am beſten kannten, behaupteten, wenn er auf ein Vorhaben ſo den Hut gedrückt und ſo die Hand geſchlagen, habe er es noch jedes Mal durchgeſetzt. „Dein Hut iſt nun ſchon alt und ohne Haar und hat ſo glatte,

weiße, ehrwürdige Ränder, ſagte einmal zu ihm ein Freund, und Du haſt ihn noch kein einziges Mal ſo aufgeſtülpt, wenn Du eine Anſtellung ambirteſt.“ — „Man muß das Schickſal nie um Lappalien herausfordern,“ war die Antwort des Mannes, der jetzt mit verdoppeltem Schritt, wie vorhin dem Winde, dem Brauerwagen nacheilte.

Der Wagen mußte ſchneller fahren, als der Wind, denn im Winde ſah er das Quartblatt immer nur einmal, wohingegen jetzt das ganze Rad ein Quartblatt ſchien, oder das Quartblatt ein ganzes Rad. Er hielt! Das Papier hatte ſich abgelöſt, es zuckte athmend auf dem Boden. Ach, aber die loſe Schaar hatte ſich nicht eins um gelöſt, wie das Blatt vom Rade. Sie jubilirten auf ſeinen Ferſen. Im Augenblick der Gefahr wird der Feldherr geboren, ein Griff in die Taſche, und weit hinter ihm klirrten auf dem Pflaſter die kleinen Silberſtücke. „Sucht, Schlingels!“ und hin ſprang er und ſtreckte die Hand aus. — Wehe, auch ein Feldherr kann nicht Alles bedenken, er kann zum Beiſpiel nicht wiſſen, woher der Wind kommt. Man kann den Sonnenſchein theilen, denn die Sonne bleibt ſtehen, aber den Wind nicht, der abſpringen kann im Augenblick von Morgen nach Abend, von Abend nach Morgen. Fuhr nicht der Luftzug plötzlich auf, hob er nicht das eine Blatt mit den hundert Blättern, ſtreifte es nicht hin über die Steine, quer über den Weg, wie

höhnisch ihn auslachend? Aber lächelte er nicht auch dazu? denn weit hinter ihm suchten seine Concurrenten nach schnödem Gelde, und er brauchte nicht die Schritte zu verdoppeln, so faßte es die Hand, denn ganz bequem trieb es vor ihm den Bürgersteig entlang. Nein, ihn überkam ein Trotz; nicht die Hand, ein Fußtritt sollte sagen: Nun bist du mein! und mit unterschlagenen Armen folgte er seiner sichern Beute.

Einen Deutschen unterscheidet man von einem Italiener dadurch, daß er die Fenster zumacht, wenn die Thüren offen sind. Der Südländer achtet nicht der Zugluft. Ich weiß nicht, ob ich es auf eine südliche Abkunft, oder auf die Philosophie unsers Spaziergängers schieben soll, daß er die Zugluft nicht beachtete, die rechts aus dem Quergäßchen hervor plötzlich zehn Schritte von ihm das Blatt in seinem Trappenschritt faßte und damit in eine offen stehende Thür fuhr. Noch sah er nur halb, was eigentlich gar nicht zu sehen war, noch hatte er die Arme nicht aus der Verschlingung, als die Thür zuschlug und einklinkte. Das Blatt war fort. Denn daß er es auf dem Flur des stillen Hauses fortraschelu hörte, will er selbst späterhin für eine Täuschung der Einbildungskraft erkannt wissen.

Vor dem Haus', das doch nur ein Haus war, wie die andern, nämlich es hatte Thür, Fenster, Erker und Dach, stand der Spaziergänger eine Weile, als wär' es das Parthenon, oder das Colosseum. Plötzlich drückte

er den Hut in die Stirn, ſchlug mit der Hand darauf und riß an der Klingel. Nach dreimaligem Reißen raſchelte und huſtete es, und die Alte öffnete.

„Zu Hauſe?“ rief er, den Fuß ſchon auf der Schwelle, daß es der Portiere ſchwer gefallen wäre, die Thür zuzudrücken.

„Du lieber Gott, war die krächzende Antwort, was klingeln Sie denn, daß man denkt, 's iſt Feuer! Vor Zehn wird's ja nie geſchloſſen. Was will, kann herein.“

„Auch wieder heraus?“

Die Alte blickte ihn zweifelhaft an, ob der Beſuch aus dem Irrenhauſe, oder noch gefährlicher ſey?

„Hier geht aus und ein, wer Luſt und Plaiſir hat, und man hätte viel zu thun, wenn man ſich um jeden Maulaffen kümmern wollte.“

„Warum ſchlug man vorhin die Thür zu, als es hinein war?“

„Was denn, du liebe Güte? die Thür ſchlug ſich ſelbſt zu, weil's ſo grauſam zog. Man hat auch das Reißen.“

„Und das Document, wo blieb es? heraus mit der Sprache; oder weiß Sie noch nicht, mit wem Sie redet! — Wo blieb das Document, das mir der contraire Wind vor Ihrer Thür aus der Briefta-ſche riß?“

„Der Wiſch Papier vorhin?“

„Soll ich meinen Oberrock aufknöpfen, Sie zu lehren, wie man Mandate einer hohen Obrigkeit respectirt!“

„Ach du lieber Himmel, das weiß ich ja von meiner Scheidung her, daß man von den Gerichten keine Fidibus macht. Wenn's der Nuntius ins Haus trägt, so iſt's eine Vorladung, aber ſoll man's ſo einem Wich anriechen, wenn's der Wind Einem vor die Fuſtirine feat?“

„Sie ſah, hörte, fühlte — und griff nicht nach!“

„Wenn ich jeden Papierſchnitzel aufheben ſollte, den der verrückte Maaiſter überm Hofe alle Morgen aus dem Fenſter wirft!“

„Ausflüchte! das Haus iſt beſetzt, man wird jeden Winkel durchſuchen, und — man wird mehr finden, als man ſucht“ — ſetzte er leis mit gravitätiſcher Stimme hinzu. —

„Was wird man denn finden!“ entgegnete die Alte, ſchnell in den Ton weiblicher Reſignation überſpringend, der wie Trotz und Reflection klingen konnte. Es war doch möglich, daß man bei ihr finden konnte, was man nicht finden ſollte.

„Alle, nun beſinn' ich mich, die Mamſell kam geſtern vom Hof rauf, wie ich die Thür zuſchnieß, und wenn ich nicht träume, griff ſie nach — es war ſchönes weißes Papier.“

„Und nahm es“ — die volle Frage erſtarb.

„Die Treppe mit hinauf. — Sie lachte; ja, ja, ſie lachte.“

„Lachte!“ Er war ſchon mit einem Fuße auf der Treppe, als er mit einem Napoleonsblick ſie noch anherrſchte: „Wiewohl eine hohe Polizei Jedermann kennt, alſo auch jede Mamſell, ſo wollte ich Ihr, mein gutes Weib, doch gerathen haben, nicht meinetwillen, ſondern damit man Ihre Bereitwilligkeit abſchätzen kann, Name, Herkunft, Stand dieſer Mamſell, ehe eine Stunde vergeht, der Wahrheit gemäß zu denunciren, und Wehe Ihr, wenn ein Buchſtabe falſch iſt.“

„Weiß doch jedes Kind auf der Gaſſe, ſagte die Alte, daß es Mamſell Tombos iſt von der Oper.“

„Die Tombos“ — rief er — und ehe noch der Satz, war auch die Inquiſition zu Ende, er hinauf, hatte angeklopft und war ſchon eingedrungen bei der Gefeierten, indeſſen die Alte noch lange fortbrummte: was das für eine neumodiſche Narrheit wäre, ob die Polizei ſich nicht genug ſchon um ungeleate Eier bekümmere; wenn ſie noch die Naſe ſtecken wolle in alle Tänzerinnen, und was ein- und auszinge, was es für einem Rock am Leibe und ein Geſicht unterm Hute trüge, und ſich einſchreiben ſollte in ein Buch, Stand und Namen und Kreuz und Stern obenein, und was es da geſucht und gefunden, gebracht und geſchenkt, ſo wolle ſie ja lieber beim Commiſſair und beim Präſidenten, oder beim Criminalrath ſelber aufwaſchen und

scheuern, da könne es nicht so arg seyn, als wo von Gott und Rechts wegen kein Mensch sich drum zu kümmern hätte und bisher bekümmert habe, als Mamsell allein.“

„Also, um kurz zu seyn, — schloß er, der jungen Dame gegenüber, die ihn mit lächelnder Erwartung und doch einiger Befangenheit angehört — ich darf Ihnen nicht verbergen, daß ich der Geheime Archivar des Monarchen bin, daß im Augenblicke, wo ich die Papiere ordne, der Zugwind, das Fenster stand offen, eines faßt — ja, auf Gefahr mein Amt zu verlieren, Ihnen darf ich vertrauen — es waren Entwürfe von der Allerhöchsten Hand selbst. „„Eilen Sie, rief Seine Hoheit, die dabei stand, ehe es Jemand zu Gesicht bekommt,““ und verfolgte mit den Blicken das dahin fallende Document, indeß ich wie vom Donner gerührt den Arm ausstrecke. „„Hinunter!““ drängt Seine Hoheit. Ich erwache, stürze die Treppe hinab, ich wünsche mir Flügel, ich fliege mit dem Winde, lasse das Document keinen Moment aus dem Auge, bis ich sehe, daß es in Ihrem Hause geborgen wird. Nun erst athme ich auf, es ist gerettet, der Fürst gerettet, ich gerettet, denn wer hätte je an der loyalen Gesinnung einer Tänzerin gezweifelt! Ich weiß, auf seine Signora Tombesi kann der Hof zählen, mag der Sturm kommen, von woher es sey!“

„Lassen Sie mich erst zu Athem kommen, entgegnete die Holde nach einer kleinen Pause, denn Sie

glauben nicht, wie mich das afficirt hat, weil ich immer dachte, Sie würden ſich ſelbſt aus dem Fenſter ſtürzen. Das haben Sie doch nicht gethan?"

„Ich hätte es gethan, wenn —"

„Die Hoheit Sie nicht am Rockzipfel gefaßt hätte. Seine Hoheit ſind die Menſchenfreundlichkeit ſelbſt. Aber ſagen Sie, lieber Herr Geheimer Archivar, wie konnte das Seiner Hoheit paſſiren, und zwar ſolche Geheimniſſe?"

Der Archivar that einen bedeutenden Blick und hielt den Finger auf den Mund.

„Ich weiß, ſagte die Tänzerin, ihn fixirend, das iſt ſo großer Herren Laune. Aber wiſſen Sie, was ich an ſeiner Stelle gethan? Ich hätte Sie nicht am Rockzipfel gehalten, ſondern ſpringen laſſen, auf Gefahr. Die Sache war doch zu wichtig."

„So hätten die Lüfte mich hinabgetragen, wie ſo oft die Holdeſte Ihres Geſchlechtes, wenn Signora Tombeſi's Entrechats die Herzen der halben Reſidenz erſt mit ſich in die Wolken gehoben."

„Dazu würde Ihr Habillement nicht recht paſſen. Ueberdies keine Schmeicheleien, darum ſind Sie nicht hier."

„Sie haben Recht, fuhr er mit officiöſer Miene fort, ich darf Ihnen nicht verbergen, daß es mein Amt, meine Freiheit, mein Leben gilt. Darum beſchwöre ich Sie, holdeſtes Weſen, erſtens: Wo iſt das Papier,

zweitens: Her damit, und drittens: Ein ewiges Siegel der Verschwiegenheit über den Vorfall."

Die Tänzerin war vom Sopha aufgestanden und verneigte sich ehrerbietig, indem sie mit niedergeschlagenen Augen erwiederte: „Ich darf Ihnen nicht verbergen, mein Herr, erstens, daß ich so glücklich bin, im Besitz des Papieres zu seyn, zweitens, daß ich noch glücklicher bei der Gelegenheit bin, von Ihnen, werther Herr Assessor Philibert, zu erfahren, wie Ihre außerordentlichen Verdienste endlich die Kabale besiegt, und Sie schon heut Nachmittag Geheimer Archivar des Monarchen geworden, während Ihnen noch heut Morgen der Präsident jede Anstellung abschlug und mit grausamen Worten sogar die Aussicht geraubt. Man sieht doch, daß auch in unserm Staate das wahre Verdienst seine Krone erntet! Und drittens, bin ich noch glücklicher, durch Sie zu erfahren, daß Seine Hoheit mit Ihnen vor einer Stunde conferirt haben, indem sonst die Stadt weiß, daß Höchstdieselben seit drei Tagen im Bade sind und vor einem Monat nicht zurückkehren."

Philibert war nicht der Mann, der sich leicht aus dem Fort bringen ließ. Immer freundlicher hatte er der holden Dame zugehört, bis er zum Schluß ein Siegel auf ihre niedliche Hand mit den Lippen drückte. „Wir sind Verwandte!"

„Wie das?"

„Wir

„Wir ſind beide Kinder der Luft. Sie eine Tochter und ich ein Sohn.“

„Sie wohnen vermuthlich ein wenig hoch,“ entgegnete Terpſichore's Schülerin und zog die Hand zurück.

„Auch das, Holdeſte; ſonſt nennt man mich, aber mit Unrecht, einen Windmacher.“

„Man thut Ihnen ſchreiend Unrecht!“

„Luft iſt nicht Wind.“

„Der Baron, der heut früh nach Ihrem Démêlé mit dem Präſidenten hier war, meinte doch —“

„Alſo daher der Wind!“ rief Philibert.

„Sollte man in der zweiten Reſidenz leben und einen ſo ausgezeichneten öffentlichen Charakter nicht kennen, einen ſo beredten Tonangeber, ſo feinen Kunſtkenner, ſo discreten Verehrer.“

„Alſo her, Charmanteſte, mit dem Papier.“

„Warum geben Sie ſich die Mühe um den Zettel? Schnell etwas neue fire Luft aus Ihrem Archiv.“

„Behüte mich Terpſichore's Geiſt! Vor einer verwandten Seele muß man wahr ſeyn. Angebetetes Weſen, ich bete außer Ihnen, Verzeihung, noch ein andres an. Daß ich es nie geſehen hätte, um ganz vom Strahl Ihres Anblicks verſengt zu werden! Aber zu meinem Unglück raſte die Leidenſchaft bereits, ehe ich Aſſeſſor war, und die große Oper ihre erſte Zierde in Ihnen gewonnen hatte. Alſo, ich bin ſterblich verliebt, und die Geſchichte wäre für ſie zu langweilig; ſie iſt

mehr als eine bürgerliche Tragödie, als ein Ballet. Stände der Zephyr, der Ihnen gehorcht, auch mir zu Dienste, ließe ich mich zur Geliebten tragen; so muß ich unter dem Blumenbrett ihres Fensters mich müde stehen und auf die Zettelchen passen, die verstohlen herabflattern. Ein Boreas heut faßt das noch nicht gefaltete Papier meiner Dulcinea, und während ich nach schnarre, fliegt es in alle Welt. Unvergleichliches Wesen, ist es Ihnen nun begreiflich, warum ich danach stürze, renne, laufe, fliege, ja selbst — man nennt mich sonst nicht ganz mit Unrecht einen Ritter der Wahrheit — drum lüge. Verlangen Sie — es kommt mir nicht darauf an, — so stürze ich Ihnen zu Füßen und beschwöre Sie bei allen Göttern, die jemals aus einer Versenkung aufstiegen oder auf einem Seil geschwebt — schaffen Sie mir das Papier."

„Stürzen Sie immer zu," sagte die Tänzerin.

Er war gestürzt, nachdem er den Staub mit dem Taschentuche fortgeschlagen. „Hier liege ich. Verlangen Sie mehr, Grausame?"

„Wie, wenn nun in dieser Brust selbst Gefühle für Jemand schlummerten?"

„Verlieben Sie sich in mich, so viel Sie wollen, erwiederte er, nur warten Sie damit ein Bischen. Nachher will ich für Sie rasen und schwärmen."

Die Tänzerin schien sich an seinem Anblick zu belustigen: „Sie seufzen ja nicht."

„Wenn man auf dem dritten Grade der Folter liegt, ſeufzt man nicht, man ſchreit.“

„Verliebt wollen Sie ſeyn! rief ſie, beide Hände in die Seite ſtemmend, und lachte lange anhaltend. Sie können gar nicht verliebt ſeyn, behaupt' ich, wenn ich auch nicht wüßte, daß Sie es nicht ſind. Mit dem Jabot, mit der Taille iſt man nicht verliebt. So trägt kein Verliebter das Haar, ſo lügt kein Verliebter. Ich ſehe, ſie wollen mir erwiedern, eine Prinzeſſin, wie ich, wiſſe von der Liebe nichts, die beim Mondenſchein ſeufzt und bei Tage ſtumm iſt. Grade dieſe Liebe iſt nicht ironiſch, ſie macht keine Epigramme, ſie läuft nicht wie ein Tollhäusler durch die Straße, ſie ſtürzt nicht in das Kabinet einer Tänzerin und vertraut ihr mit Allerwelts-Tiraden das Herzensgeheimniß. Ja, mein gelehrter, feiner Herr und Kenner, die Opernprinzeſſin, die Sie für unfähig achten, zu lieben, ſieht Ihnen auf den erſten Blick an, daß Sie nicht lieben, nie geliebt haben und — nicht lieben können, wenn ich's auch nicht vom Grafen, vom Baron und drei andern Herren aus Ihrem Collegium ſo gewiß wüßte, als daß meine fünf Finger mich jucken, Ihnen ins Geſicht den Beweis zu ſchreiben, daß man im Corps de ballet auch verliebt, was Gefühle ſind.“

Philibert war aufgeſtanden und faßte mit beſtürzter Miene den Puls der Zornigen: „Aber, allerliebſtes Kind, warum die Animoſität?“

„Warum die Lüge?“ antworte ich.

„Mein Gott, hätt' ich gewußt, daß Sie die gewöhnliche Wahrheit hören wollen, so wären wir ja gleich fertig gewesen. Warum saaten Sie das nicht gleich?“

„Ich bin nicht werth, daß man mir die Wahrheit sagt! es wird immer ärger.“

„Sehen Sie, Angebetetste, wahr red' ich mit Jedem, der es vertragen kann, als da sind mein Vormund, mein Collegium, mein Präsident, meine Gläubiger, meine Freunde; es sind compacte Wesen, die ein Wort nicht umwirft. Dagegen lüge ich zu denen, die vom Winde leben, an der Sonne des Augenblicks sich wärmen, athmen von der Gunst des Tages. Wahr zu seyn gegen diese armen gebrechlichen Wesen, diese Ephemeren, Eintagsfliegen und Schmetterlinge, wäre Barbarei. Ich füttre sie mit allem Süßen, was ich entbehren kann, und es kömmt mir nicht darauf an, etwas mehr, oder weniger zu lügen. Entscheiden Sie danach, meine Göttin, ob Sie sich selbst zu den compacten Wesen zählen wollen, oder zu den fragilen, und demnächst, ob ich Ihnen von Neuem etwas vorlügen soll, warum ich das Papier will, oder ob sie die Wahrheit vertragen, die aber sehr trocken ist, und es steht auch noch dahin, ob Sie mich verstehen.“

„Nichts von Beidem, rief sie. Sie sollen nicht lügen und nicht die Wahrheit sagen, denn Ihre Lügen sind unbeholfen, und Ihre Wahrheit ist grob.“

„Wie aber ſoll ich zu meinem Eigenthum kommen? Zeigen Sie mir den Mittelweg. Denn ſo wahr ich keine Ausſicht habe auf einen guten Poſten, verlaſſe ich dies Zimmer nicht eher, als bis ich mein Papier habe.“

„Das iſt ein fürchterlicher Schwur! ſagte die Tänzerin. Da werde ich die nächſte Patrouille anrufen müſſen.“

„Wie Ihnen beliebt. Uebrigens vertheidige ich mich bis aufs Blut, das Zimmer wird verſchloſſen, verriegelt, verbarricadirt mit Tiſchen, Sopha, Stühlen, und ich gebe Ihnen zu bedenken, daß die friedliche Bürgerſchaft immer am Schlimmſten wegkommt, wenn die feindliche Garniſon einer Stadt entſchloſſen iſt, ſich aufs Aeußerſte zu vertheidigen.“

„Sie fürchten gar nicht den Eclat?“ ſagte die Dame, als Philibert die Thür zuriegelte.

„Nicht im Geringſten, entgegnete der Aſſeſſor, ſich aufs Sopha werfend, Sie wiſſen, meine Schönſte, wie ich zu Stadt und Land ſtehe. Wo nichts zu verlieren iſt, wagt man nichts. Schließen Sie Ihre Rechnung ab.“

Die Tänzerin hatte ihre Rechnung abgeſchloſſen und ſetzte ſich neben ihn. „Dabei kommt nichts heraus. Wir wollen capituliren.“

„Grauſamkeit paßt nicht für Tänzerinnen, entgegnete er, und verlangen Sie nur nicht, daß ich in die-

sem Augenblicke in Sie verliebt seyn soll, so bin ich zu Allem gern bereit."

„Wissen Sie was! Lügen Sie mir doch erst noch etwas vor, daß ich wenigstens mit Anstand glauben kann, weshalb Ihnen an dem Papierschnitzel so viel liegt."

„Mit Vergnügen! Es stehen ein Paar Nummern drauf, die ich geträumt. Ich will sie in der Lotterie besetzen. Also hängt mein ganzes Glück von dem Zettel ab."

„Das klingt so ziemlich. Hören Sie nun meine Bedingungen, die gar nicht grausam sind."

Sie nahm aus dem Arbeitskorbe ein Knäuel: „Damit Ihr unschätzbares Papier nicht verloren gehe, habe ich Zwirn darum gewickelt. — Halt, Herr Assessor, die erste Bedingung ist, daß Sie den Zwirn sauber abwickeln, die zweite, daß wir uns dabei ans Fenster setzen und eine vernünftige Unterhaltung führen."

„Selbst dazu bin ich bereit," antwortete Philibert. Die andern Bedingungen würden sich bei der Conversation finden, meinte die Tänzerin. Das Knäuel bekam er aber bei der Arbeit nicht in die Hand, denn er hatte Miene gemacht, es auf die Erde zu werfen. Er mußte Handschuh anziehen, das Garn nicht zu beschmutzen, und auf die Visitenkarte des Barons, der nicht sein Freund im Collegium war, neu aufwickeln. Sie sah darauf, daß er künstliche Figuren einwob, lobte und tadelte. Nur noch wenige Windungen, und sein

Schickſal lag vor ihm nackt und baar, und ſeine holde Lehrerin lachte und nickte, aber nicht ihm zu, ſondern einigen Perſonen am Fenſter drüben. Es kümmerte ihn nicht, daß es Bekannte aus dem Collegium waren: „Hercules zupfte am Spinnrocken zu Füßen der Omphale, wie Ihnen aus der griechiſchen Mythologie bekannt ſeyn wird, und Niemand fand dabei etwas Arges.“

„Wer war Omphale?“

„Eine lydiſche Opernprinzeſſin, welche die Entrechats erfunden. Hercules war Präſident beim griechiſchen Collegium zur Sicherſtellung der Landſtraßen und Wege. Mit einer Keule bildet man ihn ab, weil er ſehr grob war, die Löwenhaut iſt indeß ein Surrogat der Bärenhaut, weil es in Griechenland keine Bären gab, ein ordentlicher Präſident aber ausruhen muß, wenn das Collegium was vor ſich bringen ſoll. Die ganze Mythe war unverſtändlich, bis ſeit dem Aufblühen des Ballets die Erklärung ſich von ſelbſt macht. Die Geſchäfts- und Gelehrtenwelt muß ſich, um recht wirkſam zu werden, mit dem Leben amalgamiren, und wie der Grieche Sokrates am Putztiſch der Aspaſia ſeine Philoſophie populair machte, ſo müſſen unſere Beſten ſpielen mit Stallmeiſtern und Banquiers, damit aus ihrer Speculation was werden ſoll, und unſere Räthe und Präſidenten lernen nicht beſſer kennen, was dem Bürger noth thut, als in den Garderoben der Tänzerinnen.“

Diese vernünftige Unterhaltung, auf welche Mamsell Tomboß wenig Acht zu geben schien, wiewohl ihre Blicke mit ängstlicher Erwartung auf dem Gesicht des Assessors ruhten, wurde plötzlich durch den Ausruf: „Schlange!“ unterbrochen, mit dem er aufsprang, das Knäuel fortschleuderte und eine Karte ihr drohend vors Gesicht hielt. „Was ist das?“

„Wahrhaftig, eine Coeur-Dame.“

„Habe ich um eine Coeur-Dame eine Stunde mit Ihnen vernünftig conversirt, um eine Coeur-Dame ein Knäuel ab- und ein anderes aufzuwickelt?“

Sie erwiederte äußerst erschrocken, daß sie sich nur in den Knäueln vergriffen, in dem andern werde er, wenn ihm die Coeur-Dame so sehr zuwider, bei ihrer Tänzerehre keine finden; er aber dagegen, daß ihm alle Damen der Welt von Coeur bis Carreau zuwider seyen, was er nicht im Sturm der Leidenschaft, sondern im ruhigen Besitz seiner fünf Sinne erkläre.

„Bei allen fünf Sinnen können Sie unmöglich seyn, sonst würden Sie überlegt haben, daß ich unmöglich in den fünf Minuten, seit das Papier in den Flur kam, so vielen Zwirn und so sauber drum gewickelt haben kann. Wie käm' ich auch auf den Einfall! Wenn Sie recht zugesehen, würden Sie auch Staub darauf bemerkt haben. Es liegt vierzehn Tage im Nähkasten. Auch bloße Assesseren, die es nicht weiter bringen, sollte man zu Opernprinzessinnen schicken,

um zu lernen, was ihnen noth thut. — Still, mein wüthender Herr, drüben sieht man uns, ich schreie Hülfe, und man kann die Thüre einbrechen."

„Aber ich könnte Dich bis da erwürgt haben. Ich glaube, die Stadt spräche vierzehn Tage davon."

Die Dame war auf das Tabouret gesprungen und griff in die Gardines. „Kennen Sie das?"

Es war nur ein Quartblatt; es war das Quartblatt. —

„Wollen Sie mich noch erwürgen, was geben Sie mir drum?"

„Meine Liebe in Ewigkeit."

„Wer bürgt mir, daß die so lange dauert, als Ihr Assessorseyn?"

„Ich will schwören, daß ich Sonette auf Dich dichten will mit schweren und leichten Reimen, in allen deutschen Zeitungen sollst Du die erste Tänzerin der Welt heißen, ich will Deine Fußspitze an mein Herz drücken und betheuern, es sey die Magnetnadel, nach der alles Metall der Welt zieht." —

„O bemühen Sie sich nicht, Herr Assessor, ich weiß ja, Sie haben gesagt, wenn ich keine Pirouetten und Entrechats machte, watschelte ich wie eine Ente."

„Ha, woher das?"

„Der Wind hat es mir auch zugeblasen."

„Kannte ich damals schon Ihren innern Werth!"

„Haben Sie es nicht laut neulich im Parterre aus-

gesprochen, als die Pergolesi debütirte, ich wäre ein elastischer Springstock ohne alles Sentiment. Nur meine Beine tanzten und hätten Gefühl, mein Gesicht wäre eine Maske von Stein — von Sandstein, haben Sie gesagt, mein Herr, nicht einmal von Marmer, ja das haben Sie gesagt, läugnen Sie's?" —

„Damals hatte ich Sie noch nie gesehen. Das Gesicht, was ich jetzt sehe, kann nicht Marmor seyn!"

„Gehn Sie in sich?"

„Ich war rasend verblendet. Welcher Zeusblick, welche Minerva-Miene, welche Junonische Stellung! O bleiben Sie auf dem Tabouret."

„Und die Pergolesi wäre besser, mein Herr; die hätte Seele, die Gefühl, Herz, wenn sie so hüpft, so den Arm trägt, so den Kopf wiegt —"

„Sie ist eine Stümperin, eine Anfängerin."

„Fühlen Sie nun Reue?"

„Sie sollen mich jeden Abend im Parterre heraushören."

„Und die Pergolesi —"

„Mag mit Drogonerstiefeln auf einer Bauernhochzeit Kosack tanzen. Ich schwöre es Ihnen, von mir soll kein Laut des Beifalls kommen. Sie hat ihn verkauft mit Freibillets, mit Zärtlichkeiten; die Person hat ein Aufsehen gemacht, was sie nicht verdient, sie soll eine Zurechtweisung erhalten, von hier aus muß ihr Ruf berichtigt werden, ich will's unternehmen, ich

will den Leuten beweiſen, was eine Tänzerin iſt. — Nur her das eine Blatt, und ich ſchwöre Ihnen, alle Blätter ſollen über die Perſon herfallen."

„Wobei ſchwören Sie?"

„Beim Zephyr, nein beim Boreas, bei der Windsbraut, die heraufbrauſt."

„So halten Sie's auch," rief die Tänzerin und ließ das Blatt zum Fenſter hinausfallen. Der Sturm faßte es. Lange flatterte es in der Mittelhöhe der Straße, gehalten vom Zugwinde der Querſtraße, es drehte und wendete ſich, daß der Aſſeſſor die Löcher und die Schrift noch deutlich erkennen ſollte, denn nur drei Armlängen ſchwebte es vom Fenſter.

„Wenn ſie mich hinauswerfen, ſchrie die Tänzerin, von Philibert's Arm umſchlungen, ſo ſehen Sie ja nicht, wo's hinfliegt."

Er bedachte das und ließ den leichten Körper vom Tabouret nieder, grade indem der Sturm den noch leichtern hoch in die Lüfte wirbelte.

„Ich will Ihnen übrigens gar nicht hinderlich ſeyn, wenn Sie ſelbſt hinunterſpringen wollen," ſagte die Dame.

Einige meinen, die Kußhände, die ſie ihm nachgeworfen, hätten dem Winde gegolten, der ihr den unverſchämten Gegner in die Hände geſpielt und eine Gelegenheit zur Rache geſchenkt, wie ſie eine beleidigte Tänzerin nur träumen kann. „Weshalb er aber nur

ſo närriſch auf das Papier iſt?“ fragte ſie den Baron, der herübergekommen war. —

„Solch ein Phantaſt, meine Göttliche, ſagte er, iſt, im Grunde genommen, ſelbſt nur ein Wind; er weiß nicht, wo er herkommt, und wo er hinweht.“ — „Sie ſind immer ein reeller Mann,“ entgegnete ſie ſchelmiſch und ſtrich ihm das Haar aus der Stirn.

Ueber Berge und Quellen,
Durch Strudel und Meereswellen,
Ueber Mauern und Klüfte,
Durch Labyrinthe und Grüfte
Findet Liebe den Weg: —

Heißt es ungefähr in einem alten Liede, ſchon geſungen, ehe Romeo und Julie geliebt; warum nicht auch Neugier, die nicht verliebt iſt? Die des Aſſeſſors war durch dunkle Winkelgaſſen gedrungen, durch Höfe und Schwibbögen, hatte über Gärten und Dächer geguckt und endlich gefunden, was ſie ſuchte, — aber wo? Auf dem höchſten Dache des öden verfallenen Rathhausſpeichers, da, wo nie eines Menſchen Fußtritt hinkommt; kaum der Sperling flattert hinauf, die Schwalbe niſtet nicht mehr unter der Bleirinne; nur der Wind fegt die bunten alten Dachſteine rein, nur die Fledermaus ſchwebt an den Ritzen, nur der Habicht hält hier ſein nächtliches Mahl, und das Blut düngt den Ziegel, daß ein Grashalm, ein Moosblumchen aufſproßt, den Lüften es zuzuwehen, wo ſie ausgeblutet. —

Da lag es! der Aſſeſſor hatte, mit unterſchlagenen Armen an den großen Roland gelehnt, alle Variationen conjugirt: Da liegt es, da lag es, da liegen wir; er hatte die Weisheit des melancholiſchen Dänenprinzen citirt, geſungen: „Verloren, verloren!“ und die Thräne war ihm ins Auge getreten. Warum? — Warum hat der Menſch Thränen? Um zu weinen über was er verlor, und zu weinen, daß er nichts zu verlieren hat. — Nun aber hatte er den alten Rathhausſchließer aufgeweckt, der nicht dran gewollt, denn es war Sonnabend, und er wollte den ſüßen Rauſch, den er nach Uebereinkunft mit ſeiner Ehehälfte immer auf den Wochenſchluß verſparte, auf der Oſtendbank ausſchlafen. Aber die Frau hatte ihn gefragt, ob er ein Schlafpelz, oder eine Schlafmütze ſey, das Maaß Wachholder könne er alle Sonnabende, ſo lange die Woche ſieben Tage hätte, austrinken und ausſchlafen, aber ein Herr, der einen Gulden giebt und noch obendrein ein Douceur von einem halben verſpricht, um das alte, räuchrichte Haus zu ſehen, der käme nicht einmal alle Schalttage wieder. Zwar hatte er eingewendet Dienſtpflicht; ſie hatte ihn aber gerüttelt und geſchüttelt und gefragt: ſeit wann die bei ihm ſpuke, ob er noch träume, denn nüchtern ſey ihm das nie in den Sinn gekommen, wenn's was verdienen geheißen. Auch, wie unnöthig es ſey, erſt beim Bürgermeiſter anzufragen, hatte ſie ihm ſonnenhell bewieſen, denn für einen Gulden könne man

in der billigen Zeit vier Quart kaufen und für einen halben noch zwei Quart zu, mit der praktischen Schlußfrage: „Weißt du, ob's übers Jahr noch so wohlfeil ist?“

So hatte er sich denn in — Gottes Namen mit dem Schlüsselbunde auf den Weg gemacht und mit des Assessors Hülfe ein verrostetes Schloß nach dem andern aufgeschlossen, eine verquollene Thür nach der andern erbrochen, eine morsche Treppe nach der andern erstiegen, bis er athemlos sich und das Schlüsselbund und das schwere Haupt auf die letzte Treppenstufe warf, um Luft zu schöpfen und den Assessor zu fragen:

„Dabei bleibts also?“

„Ein halber Gulden, aber wir bleiben hier auch nicht.“

„Und einen Gulden Douceur fürs Führen, macht zwei Gulden, nicht?“

„Anderthalb nach meiner Rechnung.“

„Aber wie kommt es denn, mein Herr, lallte der Schließer aufs Neue, daß ich auf das vertrackte alte Dach rauf soll? Das ist nicht meines Amts, mein Herr, das ist gegen meine Pflicht, mein Herr.“

„Er kriegt einen halben Gulden.“ Die Accente wurden nur stärker betont.

Der Schließer nickte mit dem Kopf und versuchte aufzustehen: „Aber, mein Herr, was hat der Herr hier zu suchen? Das ist unrecht, daß ich den Herrn

hier herumführen thue. Ich kann in Untersuchung kommen."

Philibert versuchte, der Sache eine Wendung zu geben:

„Wenn er mich nicht aufs Dach führt, wenn Er mir nicht das Papier verschafft, wenn ich, wie ich gekommen, herunter muß, versteht Er mich, so kriegt Er nicht den halben Gulden. Nun thu' Er seine Aussicht."

„Ja so, das ist was Anders, sagte der Hausbeamte — der Herr will aufs Dach, da muß ich ihn raufführen —"

„Oder er kriegt den halben Gulden nicht."

Die negative Wendung hatte gewirkt, der Schlingel vollkommen verstanden. Die Branntweingeister schienen zu weichen, um denen des Zweifels Platz zu machen. „Aber sage mir der Herr, einen Gulden will der Herr zahlen und dann noch einen halben und ein Douceur, dafür kann der Herr ja einen ganz nagelneuen Paß zweimal kriegen und ohne die halsbrecherischen Katzentreppen."

„In dem Paß steht, daß ich ein ehrlicher Mann bin."

„Ja so, das ist wieder was Anders, — brummte der Beamte und schleppte sich über die letzte halbe Bodenstiege. Worauf hat denn der Herr seine Sache gestellt?"

„Auf Nichts."

„Nichts, das ist nicht viel."

„Sogar noch weniger, als Nichts, ſagte Philibert, und doch mehr, als Alles. Wer mit Nichts anfing, kam nie weit mit weniger als nichts, aber wenn der Wind gut bläſt, ſteigt man höher als ein Kirchthurm. Er wird mich verſtehen, darum ſchließ Er die Bodenklappe auf!“

Das war geſchehen, auch die Dachluke geöffnet. Die in Steinkohlendampf ſchwimmende alte Stadt im Dämmerwande grinzte ſie unfreundlich mit ihrem ungleichen grauen Dächermeer an. Ein Raubthier flatterte in die Höhe, und ſeine feurigen Augen glotzten die Störer ſeiner Ruhe grimmig an. Es ſträubte von Federn einer eben zerriſſenen Beute, und ſechs Fuß unter ihnen, auf dem ſteilen Dache, lag das Papier. Der Schließer brach zuerſt ein langes Schweigen mit dem viel bedeutenden Ausrufe:

„Da hocks der Teufel.“

Philibert ſummte in die Dämmerung das ebenfalls bedeutende: „Einen halben Gulden.“

Der Schließer kraute und kraute ſich in den Kopf und ſchüttelte ihn. Der lockende Klang wiederholte ſich, offenbar des Teufels Stimme. Einen halben Gulden! Konnte der Verſucher, der noch dazu ein Fürſt heißt, nicht mehr bieten? — Aber tief unten am Rathhauſe blinkte das Fenſter ſeiner Kammer. Ein Licht flammte auf; klang ihm nicht die Stimme der Lebensgefährtin durch den weiten leeren Raum zu:

„Du

„Du kaufſt dafür heuer zwei Quart. Uebers Jahr ſchlägt's auf.“

„'s iſt ein heilloſes Leben, ſtöhnte er auf, um nach einer Stange zu ſuchen, Alles wird einem Beamten jetzt ſauer gemacht, ſchreiben ſoll er, leſen ſoll er, höflich ſeyn, gedient haben ſoll er, ſich examiniren laſſen ſoll er und keinen Durſt haben. Und das wird ſchwerer mit jedem Jahr. Daß man ein Stück Fleiſch aufs trockene Brot legt, gönnen ſie uns ſchon nicht, und unſre Kinder ſollen am Ende ohne Brot dienen.“

„Man muß es mit dem Winde halten,“ ſummte Philibert's ſchauerliche Stimme, und durch die dunkeln Winkel des alten Daches pfiff der angerufene noch ſchauerlicher, indeß der Aſſeſſor mit untergeſchlagenen Armen wie eine Bildſäule hinausſtarrte.

„Wie macht man denn das?“

„Man ſchließt einen Pact —“

„Mit dem Leibhaftigen —“

„Hat der Wind einen Leib?“

„Mit dem Gott ſey bei uns, dem Böſen!“

„Thor! Iſt der Wind Etwas! Er iſt nicht böſe, nicht gut, weil er nichts iſt. Man läßt alle Scrupel fahren, gelehrte Gedanken und ehrbare Rückſichten, damit man leichter wird, übergiebt ſich dem leeren Nichts, wird getragen von ihm, gehoben und iſt glücklich. Ich ſchließ meine Rechnung mit mir und meinen Pact mit ihm ab. Da liegt er —“

„Der Paß —"

„Nur durchs Leben. Man braucht nicht bei der Nachtlampe zu ſtudiren, aus Folianten Weisheit zu klauben. Leicht muß man ſich ajuſtiren, Aug' und Ohr frei behalten, papierne Tanzſchuhe am Fuß, und man fliegt durch das Schlüſſelloch in das Kabinet des Finanzminiſters und an die Toilette des ſchönſten Hoffräuleins."

Unglauben von einem alten Rathhausſchließer, der täglich wenig über das trockene Brot und außerdem heut ein Quart getrunken hat, zu erwarten, wäre unbillig an einem ſtürmiſchen Herbſtabende auf dem dunkeln Dache des verlaſſenen Rathsſpeichers.

„Was hat er Ihnen denn verſprochen?"

Die Antwort klang ſchon lockend genug, um den Pact mit dem Samum und Sirocco zu ſchließen:

„Eine reiche Gräfin zur Frau, eine Präſidentenſtelle und das Commandeurkreuz eines Civilverdienſtordens."

„Kreuz Blitz Element, wenn ich nur dreihundert Thaler Zirum kriegte!"

„Nichts von Zirum, Freund! der Wind fixirt ſich nicht."

Wie auch der brave Offiziant ſich überlehnte — der Aſſeſſor hielt ihn, — die Stange reichte nicht. Er ſtöhnte, er ſeufzte, er fluchte, Philibert half: es half nichts. Das weiße Papier wurde ſchon grau, die graue Stadt ſchwarz, und tauſend Sterne, von Oel und Talg

nämlich, flammten auf zum Gegengruß für die, von welchem Niemand weiß, wer ſie am Firmament tränkt.

„Wenn der Herr mit dem Winde richtig iſt, rief der entrüſtete Schließer, in Schweiß gebadet, warum ſpringt Er nicht ſelbſt raus!“

Der Aſſeſſor ſchwieg einen Augenblick, dann rief er: „Einen Strick!“

Wenige Minuten, und er ſtand — an der Luke, den Strick der großen Dachwalze um den Leib geſchlungen.

„Ins Teufels Namen, ſchrie der rechtſchaffene Offiziant, denn ſein Gewiſſen erwachte, — was will der Herr thun!“

„Ruf ihn nicht an!“ tönte Philiberts Stimme, und die Nachtvögel flatterten unruhiger, die Vesperſchläge vom nahen Rathsthurme tönten dumpf mahnend.

„Herr, mein Herr! die Stricke ſind alt; es iſt hier keine Menſchen-Seele in der Nähe. Kämt Ihr zu Schaden, ich bin mutterſeelenallein, ich käme vors Criminal, habt doch ein Einſehens und Erbarmen mit dem armen Officianten, der kaum zu leben hat.“

Stumm ſchaukelte ſich der Aſſeſſor eine Weile auf der gefährlichen Scheide zwiſchen Leben und Tod, bis er langſam das Bein zurückzog: „Er hat Recht, es wäre Schade, wenn Er darum vor Gericht käme, es wird ſich ſchon eine andere Gelegenheit finden. Morgen früh bin ich wieder hier. Verſehe Er ſich mit einem Strick, der Seiner werth iſt, und was Er ver-

dient hat, wird ihm nicht entgehen. Er weiß, was ein halber Gulden iſt."

Als die Lampe aus dem Zimmer der Ehehälfte ihm freundlich und menſchlich beim Rückwege entgegenleuchtete, löſte ſich die erſtarrte Frage auf der Zunge des rechtſchaffenen Officianten: „Und einen ganzen Gulden fürs Treppenſteigen und Schließen außerdem doch?"

„Wenn Er die Hand aufs Herz legen und ſprechen kann: Ich verdiene ihn."

Der Schließer meinte, als der Aſſeſſor verſchwunden war, er verdiene noch viel mehr, denn die Angſt, die er ausgeſtanden, laſſe ſich gar nicht bezahlen; ſeine Ehehälfte aber ſchalt ihn einen Eſel, denn die Hand hätte ihm der liebe Gott gegeben, nicht, damit er ſie aufs Herz lege, ſondern daß er damit den filzigen Herrn einſchließen ſollen, bis er die acht Groſchen rausgerückt.

Wenn Philibert in ſeinem Unmuth einmal geäußert, er habe keine Freunde, ſo hatte er ſchwer gegen die Wahrheit geſündigt, denn der ihn eben verließ, war ein um ſo aufrichtigerer Freund, als er ihm Alles hinterbracht, was heute Abend Schlimmes von ihm geſprochen werden. Haarklein wußte er nun, was der und jener Rath in der Soirée gemeint, wie ſelbſt die Aſſeſſoren ihr Wort dazu gegeben, wie man in dem einen Winkel alle ſeine Streiche erzählt und ſchon gewußt von ſeiner „Balgerei" mit den Straßenjungen

und dem höchſt ſcandalöſen Auftritt bei der berüchtigten Tänzerin. Die Schweſtern des Präſidenten hatten entrüſtet gemeint, ein ſolcher Menſch dürfe doch nie in die Geſellſchaft kommen, und hätte nicht die ſchnippiſche Tochter deſſelben den Baron gefragt, wie ein ſo reſpectabler Mann ſo genau von dem unterrichtet ſey, was im Hauſe einer Tänzerin vorfalle, worauf der Baron etwas verlegen geſchwiegen, würde er noch viel mehr Scandalöſes vorgebracht haben. Der Präſident aber habe gegen den erſten Rath ſich dahin erklärt, wenn der Aſſeſſor nicht ſelbſt Anſtalt mache, das Collegium zu verlaſſen, werde er eine Sprache mit ihm ſprechen, die daſſelbe bald von ſeiner Gegenwart befreien ſolle.

Philibert war dem treuen Freunde mit Thränen um den Hals gefallen und hatte verſichert, wenn es nicht noch Freunde ſeiner Art gäbe, die ohne weichliche Rückſichten ihren Freunden alles Unangenehme und Kränkende brühſiedendwarm hinterbrächten und wiederlegten, ſo hätten Treu' und Glauben aufgehört, und als darauf der Theilnehmende ihn fragte, was er denn nun vorhabe, hatte er geantwortet: „Schwarz ſeidene Strümpfe anzuziehen und morgen eine Viſite beim Präſidenten zu machen.“

„Erſt welche haben,“ ſchrie ihm ſeine Wirthin, die Arme in die Seite geſtemmt, ſchon zehn Stufen weit entgegen, als er dem Freunde hinuntergeleuchtet, der

so viel Licht in seine Verhältnisse gebracht; unglücklicher Weise aber war dieses Licht durchs Schlüsselloch auch in das Kämmerlein bemeldeter Wirthin gefallen, an das diese zufällig das Ohr gehalten, und hatte es daselbst heller gemacht, als die bescheidene Schneiderwittwe selbst, und Philibert noch weniger wünschen durfte. „Erst welche haben!“ schrie ihn die Unbeldin an. „Wo ist denn ein seidener Strumpf in dem ganzen Habillement des Herrn Assessors! Der Jude giebt nicht zwei Thaler für den Plunder, wie er ist. Steht es so mit dem Herrn Assessor, ei das muß ich sagen, der Herr Präsident wird ihm die Thür zuschlagen vom Collegium, an Avancement ist nicht zu denken, zu einer anständigen Versorgung schickt sich der Herr nicht, da giebt es tüchtigere Leute! Ei, wie paßt denn das zu der hochmüthigen Sprache und zu dem vornehmen Thun und den lustigen Redensarten. Seh' mir mal Einer an, und darum blieben der Herr Assessor vier Treppen hoch bei einer armen Wittwe, und das wären die hohen Aussichten, die Sie hatten, und darum wollten Sie nicht fort. Ich bin eine arme Frau und muß rechtschaffen auf Heller und Pfennig dem Wirthe meine Miethe bezahlen, aber wer mir meine Miethe, wenn der Monat um ist, zahlen wird, ob der Herr Präsident, oder die Herren Räthe, aus Affection für den Herrn Assessor, das unterfteh' ich mir zu fragen. O ich werde mir noch mehr unterstehen. Unterstehen

werd' ich mir, dem Herrn Aſſeſſor zu kündigen, auf der Stelle zu kündigen. Uebermorgen iſt der Erſte; belieben Sie ſich nach einem andern Logis umzuſehen. Ob's hohe Ausſichten hat oder nicht, das iſt mir egal. Ich arme geſchlagene Frau, wie werde ich zu meinem Gelde kommen! Wenn der Herr nichts gelernt hat und keine Conduite hat, warum mußte er ſich grade an mich hängen und mit einer Miene, daß ich dachte, Wunder was dahinter wäre, und warum mußte er darauf beſtehen, als ich ihm frei ſtellte auszuziehen, da der Patentmeiſter Ziegelbein bei mir ſein Schild anſchlagen wollte, woraus, Gott weiß es, vielleicht noch was anders geworden wäre, ſitzen zu bleiben, und ſagte, in der ganzen Welt gäbe es kein Logis, das ihm ſo convenirte, und das mit Schmeichelworten, daß ich dachte, es wäre mehr hinter. Warum mußte er mich grade ruiniren wollen, die ich's nicht um ihn verdient hatte, denn fragen Sie mal umher, ob eine Chambregarniefrau ſo wohlfeil den Kaffee giebt und mehr anſchreibt, als von Rechtswegen, wenn ich's nicht immer gethan ums Gotteslohn, weil ich dachte, aus dem Herrn Aſſeſſor kann doch noch mal was werden."

„Würdige Bürgersfrau, entgegnete Philibert, aus Ihrer wohlgeſetzten Rede entnehme ich zwei Fragen und ein Factum. Das Factum iſt deutlich: Sie kündigt mir. Gut. Es giebt noch viel höhere Ausſichten, zum Beiſpiel vom ſtädtiſchen Stockhauſe, wo man ganz

umſonſt wohnt. Was die Frauen betrifft oder anlangt, ſo iſt die eine lediglich eine präſumtive der Furcht, die andere aber eine rein neugierige. Jene präſumtive ins Deutſche überſetzt, lautet: Sie möchte wohl wiſſen, ob Sie zum Erſten Ihre Miethe kriegt? dieſe der leeren Neugier aber: Weber es wohl erkennen, daß ich wiederholentlich grade bei Ihr mein Logis aufzuſchlagen mich genöthigt gefunden? Da Niemand auf zwei Fragen zugleich antworten kann, ich Ihr aber gern für die mannichfaltigen Dienſtleiſtungen und Gefälligkeiten wieder zu Dienſten wäre, ſo ſage Sie mir unverhohlen und ohne Scheu Ihre Meinung, auf welche der beiden Fragen Sie zuerſt Antwort wünſche, nämlich: ob Sie Geld kriegt, oder warum ich grade bei Ihr wohne?"

„Was, ob ich Geld kriege! ſchrie ſie dazwiſchen. So müßte ja keine Juſtiz und kein Stadtgericht ſeyn, oder ich muß kriegen, was mein iſt, auf Heller und Pfennig, denn an mir ſoll der Herr ſeinen Mann finden haben."

„Wenn Sie alſo darüber im Klaren iſt, würdige Bürgersfrau, nämlich daß Sie Ihr Geld kriegt, wozu ich Ihr viel Glück wünſche, ſo ſtände Ihr Sinn lediglich darauf: zu erfahren, warum ich grade Ihr Logis, wo es doch ſo viele Logis giebt in hieſiger Stadt, zu dem meinigen auserkohren, ja wie ich ſogar in den Irrthum verfallen bin, nachdem ich einmal glücklich her-

was war, zum zweiten Male anzuklopfen und einzukehren."

„Was wird es anders seyn, rief sie, als weil die andern Zimmerfrauen dem Herrn ein schiefes Gesicht gegen und fragten, wie schwer seine Koffer wögen, und ich unschuldige, gutmüthige, arme Wirthsfrau aus purer reiner Menschenliebe ihn aufgenommen habe."

„Hätte ich nicht, meine tugendgelobte Matrone, habe Philibert fort, eben so gut, das heißt besser, im goldenen Hirsch, oder beim geruderten Doctor, oder in der diamantenen Streusandbüchse, als hier vier Stock hoch in der beschnittenen Striezelgans wohnen können? Sogar außer andern Annehmlichkeiten hätte ich daselbst gehabt Reinlichkeit, prompte Bedienung und honette Wirthsleute. Aber ich wollte was Apartes haben. Giebt es nun wo eine Gasse, finsterer, enger, krummer, als diese, wo ein Zimmer, so schlecht möblirt, mit so blinden Fensterscheiben, so altmodischen Kattunvorhängen, und wo endlich eine Zimmerfrau, die so wenig gefällig ist und doch so wortreich, so unhold und doch so aufdrängerisch und so häßlich, daß man unbesehens einen Zeugeneid ableisten kann, es giebt kein ähnliches in der Stadt. Ja, vortrefflichste Frau, auch Sie in Ihrem bescheidenen Sinn, in Ihrem demüthigen Gemüthe ist etwas Apartes, und da der Geschmack in der Welt verschieden, was bekanntlich die größte Wohlthat des Schöpfers, ich aber, den alle egale Schön-

heiten langweilten, eine naturgeſchichtliche Sehnſucht nach grundhäßlichen Geſichtern empfinde, ſo bin ich nicht allein vor Ihrem nicht gelaufen, ſondern geblieben, ja ſogar wiedergekommen, und habe Sie, wenn man das Liebe nennen kann, wo keine Erwiederung ſtatt findet, geliebt. Das hat Sie ſelbſt nun verſcherzt, und übermorgen ziehe ich."

Die Zimmerfrau hatte ſich längſt in ihr Kämmerlein verſchloſſen, und die Nacht war ſchon tief eingebrochen, als der Aſſeſſor noch immer am offenen Fenſter ſtand. Wiewohl er nun mit einem Fernrohr den Himmel obſervirte, ſuchte er doch ſein Schickſal nicht in den Sternen, da er ein Mal von der Aſtrologie nichts hielt, fürs Andere aber beim hellen Mondenſchein keine Sterne in der zweiten Reſidenz glänzen, vielmehr richtete ſich ſein Auge ſehr beſtimmt nach einem Punkt, der noch innerhalb des Dunſtkreiſes der Stadt lag. Es war das Dach des Rathhausſpeichers, welches man, freilich in weiter Entfernung, jedoch deutlich ſehen konnte. Nachdem er es lange hin- und hergeſchoben, träf das Glas auf das, was er ſuchte. Weiß im Mondenſchein flimmerte etwas aus dem Dunkel. Er lächelte vergnügt und hielt den Athem an, aus Beſorgniß, den Wind zu wecken.

Er war mehr als vergnügt. Wer ſagt, wo der die Laune kommt, wer calculirt, warum er heute froh

ich und morgen traurig? Der Wind, der das dürre Blatt hebt, hat centnerſchweres Gewicht gegen den Federzug, von dem die Stimmung getragen wird. Philibert war froh, weil es ihm ſo lange ſchlecht gegangen war. Summte ihm das ferne Kirchſpiel die alte Weiſe zu: „Es kann ja nicht immer ſo bleiben;“ lächelte ihm ein Hoffnungsſtern von dem weißen Blatte? Die Luft mußte heraus; ſie verlangte nach Freunden. Er lachte! Wo einen Freund finden! die Wirthin ging, ihn zu holen. Sie mußte doch wieder versöhnt ſeyn; ſonſt wäre ſie nicht gutwillig aus dem Bette gekrochen und hätte dem Aſſeſſor eine Flaſche Champagner geholt. Sie wünſchte ihm geſegneten Appetit und gute Geſellſchaft, nachdem ſie die zwei Gläſer auf den Tiſch geſtellt. Schäumend ſtieg der Rebenſaft in dem Brüderpaar in die Höhe, die Gläſer klangen an einander und gaben einen ſo guten Ton, als Champagnergläſer geben können; er ſprach, er ſang, er weinte, und die Wirthin hat Morgens darauf den Gevatterinnen verſichert, ihr ſey doch ordentlich brühſiedendheiß im Bett geworden, ob der Aſſeſſor nicht den Verſtand verloren, denn er habe ſich mit ſeiner Braut, ſeinem Vater, ſeinem Bruder und ſeinen Kindern unterhalten; wiewohl doch jedes Kind wiſſe, daß er keines von alle Dem habe.

Wer den Argwohn hegen könnte, Philibert ſey durch eine Flaſche Champagner berauſcht worden, würde

den Charakter eines jungen Staatsbeamten verkennen, der freilich, wie er selbst gestand, durch einen süßen Athemzug in den siebenten Himmel versetzt werden konnte, dagegen, wenn er nicht wollte, auch durch keine noch so starke Opium-Dosis aus der Sphäre sich verrücken ließ, in der es ihm gefiel. Allein ehe noch die halbe geleert war, hatte ihm der Freund, oder die Geliebte, die aus dem andern Glase tranken, einen Rath gegeben, den er jetzt, auf dem offenen Fensterbrett sitzend, zur That machte. „Wozu, mein Freund, die Scripturen?“ — hatte ihm die Holde, die er noch nicht kannte, zugeflüstert, — Du wirst doch in Deinem Leben kein Dichter werden. Gedichte wirst Du zwar machen, wie die hundert tausend mittelmäßigen, die jährlich in Deutschland zum Druck kommen und gelesen, oder nicht gelesen, belächelt, nachcandirt und vergessen werden. Vielleicht sind Deine Gedichte eben so gut, wie die besten davon, aber dadurch wirst Du in Niemandes Herz die Freude, den schönen Götterfunken, herablocken. Auch, was Dich auf der andern Seite trösten könnte, wirst Du keine so verfehlten zu Stande bringen, daß sie doch was wären, nämlich was außerordentlich Schlechtes, denn dazu bist Du wieder zu gebildet. Wenn es Dich drängt, mache Verse, so viel Du willst; es ist immer besser, als neue Erfindungen, den Luftballon zu reguieren, als neue philosophische Systeme und neue Constitutionen. Aber schreibe

nicht nieder Alles, was Du reimſt, und was Du geſchrieben haſt, hebe nicht auf, um Himmels willen aber ſammle nicht Deine Gedichte. Deiner Laune Spiel wird Dir einſt zu Gut gehalten, denn die Launen kommen nicht von Dir, aber der Wuſt des Unnützen, der Ballaſt, mit dem Du die Welt beſtachteſt, Buchhändler, Marktbelfer, Commis, Setzer, Recenſenten, und wer noch Gedichte lieſt, klagend, den mußt Du nicht vertreten vor dem Richter, welcher Rechenſchaft fordern wird für alles Unnütze. Darum ſchnell ins Feuer, lieber Aſſeſſor, es iſt doch nur Papier und Flitterwerk, als leeres, es ſind Verſe von Dir drauf."

Wenn er die Papiere nicht ins Feuer warf, ſo geſchah es, damit das alte Haus nicht in Flammen aufging, aber er zerriß ſchon eine halbe Stunde die Quart- und Duodez-Blätter in viele tauſend kleine Stücke und ließ ſie in die dunkle Nacht flattern, daß der Flickſchneider an der Ecke am Morgen vor dem erſten Schnee auf der Straße erſchrak. Gericht halten iſt ein großes Vergnügen für Seelen von Kraft; wer nicht über Andere kann, richtet über ſich ſelbſt. Hatte er doch ſchon heut Morgen, ſchon geſtern unter dem Ballaſt gemuſtert. Indem er das Schlechteſte wählte, hatte er da nicht das Vergnügen, immer wieder ein Schlechteres zu finden. Nun flog das Letzte, es war das Schlechteſte und zugleich das Beſte, Spreu

der Spreu, nach, er fühlte sich so wohl wie Diogenes, als er den Becher fortwarf.

Aber die Zerstörungslust kann zum Bacchus-Taumel werden, und als der Assessor auch an seine Concepte und Correspondenzen ging, ist nicht zu behaupten, daß der Champagner nicht mitgerichtet hat. Da flogen die Eingaben heraus um Stellen, das curriculum vitae, ein geheimes pro memoria! Wie kam der Brief des Vormundes dazwischen? Schrieb der Mann nicht selbst, daß alles das ins Feuer müßte? — „Daß Du gelehrt seyn mußt, sagen mir die Quittungen der Buchhändler und Professoren, daß Du pfiffig bist, Deine Briefe, wenn Du Geld brauchst; aber Gelahrheit und Pfiffigkeit verhilft zu keinem rothen Heller, wer das Loch nicht weiß, wo der Wind herpfeift. Wozu gab Dir der liebe Gott fünf Sinne? Nicht, um ein Gelehrter zu werden, sondern um herauszuhorchen, sehen, riechen, fühlen, kosten, wo man anklopfen muß, wenn man rein will. Junge, wenn aus Dir was werden soll, wirf die Folianten auf die Erde, das Papier ins Feuer und das Dintenfaß, wie Doctor Luther, dem Teufel an den Kopf und studire nur ein einziges Jahr die eine einzige Wissenschaft, die Wissenschaft aller Wissenschaften für Einen, der ein Amt sucht — die Canaleologie. Wenn Du alle Canäle kennst, so weißt Du mehr, als König Salomo gewußt hat, und erwirbst, was Du nie verdient hast,

erſtens ein Amt und zweitens die Liebe Deines Vormundes."

So ſeelenfroh war der Aſſeſſor, daß er, ſchon mit einem Fuß im Bette, noch im Hemde vor den Spiegel trat und die Poſitur probirte, wie der Präſident ihm heute den Text geleſen. Der Präſident war zwar ſchwarz, und er weiß, jener in vollem Coſtüm, und er in gar keinem, aber hielt er nicht grade ſo die eine Hand auf den Tiſch, wiegte ſich nicht grade ſo der Kopf, die aufgeworfene Oberlippe zog ſich etwas ſchief, ſo fühlte ſich ganz Präſident, ob er doch nur älteſter Aſſeſſor war, und die Strafrede floß von ſelbſt von den Lippen: „Mein Herr Aſſeſſor, die Herren Räthe ſind nicht verſammelt, um von Ihrem Witz, ſondern Sie ſind hier, um von den Herren Räthen zu profitiren. Man votirt bei uns nicht mit einer ſpitzen Zunge, ſondern mit triftigen Gründen; dagegen verzieht man nicht den Mund, ſondern ſpitzt die Ohren, wenn Vorgeſetzte ausführlich reden. Ihre Relationen ſind mir zu kurz und zu lang; zu kurz, weil zu wenig Worte, zu lang, weil zu viel Figuren bei ſind. Wenn Sie ſich exerciren wollen, lange Ohren und Zöpfe und Hörner zu malen, ſo iſt drüben dafür die Zeichenſchule. Wollen Sie aber uns portraitiren, ſo warten Sie ab, bis wir's beſtellen, ſonſt möchte Ihnen die Bezahlung nicht anſtehen. Genies brauchen wir nicht. Ihre Perſon gefällt mir nicht. Wenn Sie ſich eine andere Car-

riere wählen, ſo wollen wir uns gegenſeitig die Gratulation erſparen."

Bis zum Boden ſich verneigend, hatte der Aſſeſſor heut früh für den gnadigen Verweis gedankt, — jetzt ſprang er mit eben ſolchem Bogenſatz ins Bett, und ein anmuthiges Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen, als er ſchon eingeſchlafen war.

Nicht ſpäter, aber auch nicht viel früher, als dies in der Striezelgaans ſich ereignete, denn ſo lange dauerte ſeine Soirée, hatte der leibhaftige Präſident ſeine Tochter in ſein Schlafkabinet rufen laſſen. Er ſaß in einem Koſtüm, welches ſich dem des Aſſeſſors bereits näherte, auf dem Sopha, und componirte das immer würdige Geſicht zu einem noch ernſtern Ausdruck, als er anhub:

„Was ſoll ich zu Deinem Benehmen heut wieder ſagen, Cöleſtine? Du warſt keinen Augenblick in der Geſellſchaft. Abweſend, zerſtreut, gabſt Du keine Antworten, oder ſpöttiſche, abweiſende, die Jeden zurückſchreckten, der ſich Dir nähern wollte. Du trällertſt Melodieen aus der letzten Oper, ſchlugſt den Takt mit den Fingern, als der Hofmarſchall ſeine bekannte Geſchichte erzählte, ſahſt zum Fenſter hinaus, arrangirteſt die Locken vorm Spiegel, ſpieleteſt mit dem Pinſcher der alten Gräfin, beim Forteviano gähnteſt Du, und beim letzten Tanz beginnſt Du die unerhörte Sottiſe gegen Alle

Alle engagirt zu ſeyn, um nachher dem funfzehnjährigen Fähnrich die Hand zu reichen."

„Papa, den grade kannte ich noch nicht," antwortete die Tochter.

„Einen Aſſeſſor, fuhr der Präſident fort, der ſich ſo im Collegium benähme, müßte ich hinausweiſen; was ſoll ich mit meiner Tochter thun? Nicht einer gewöhnlichen Bürgermamſell verziehe man es in ihrer Geſellſchaft. Und Du, Céleſtine, bedachteſt nicht Deinen Stand, nicht die Tochter des Präſidenten, nicht die Tochter des Wirthes. Ich wette, in dieſem Augenblicke klatſcht es und ſchwirrt von tauſend Zungen, es regnet Sottiſen, Bonmots über Dich, Deinen Vater, uns Alle. Die Soirée, die ſo ſchön anfing, iſt eine Woche lang das Stichblatt aller Witzlinge."

„Papa, ſagte die junge Dame, Sie ſind ja erſter Präſident. Abgeſetzt können Sie doch darum nicht werden."

„Aber ins Gerede kommen. Unverſtändiges Kind, unſere Geſellſchaften werden verrufen; man hütet ſich zu kommen."

„Es wäre freilich ſchlimm, wenn ein paar Narren fortblieben; man merkte die andern deſto mehr. Doch iſt unſer Koch vortrefflich; alſo keine Sorge! Ich habe keinen Menſchen mehr aufgezogen, als den magern Baron, und ich verſichere Sie, er hat gegeſſen, wie die vier ſchüchternen Aſſeſſoren nicht zuſammen."

„Ernſt, Ernſt! Fräulein Tochter, um vernünftig zu reden, ließ ich Sie rufen.“

„Wie Sie befehlen, ob ich gleich meine, daß es nach ſolcher Geſellſchaft ſauer wird. Saaen Sie ſelbſt, was hätte ich denn dann, wenn ich nicht ein bischen zerſtreut ſeyn und ſie ein bischen durchhecheln könnte! Ich kenne ſie ja alle von A bis Z. Lohnte ſich's wohl der Mühe der Toilette, des Friſirens? Ich eſſe nicht einmal ſo viel, als ein Referendarius am Abend vor ſeinem großen Examen, und trinke gar nicht, des Tanzens bin ich überdrüſſig, das Muſiciren geht ſo ſchlecht, ein vernünftiges Wort iſt mit Keinem zu ſprechen, und ich ſollte für die Langweile nicht einmal das Recht haben, einen hie und da abzufertigen? Wenn eine erſte Präſidententochter nicht einmal das voraus hätte vor einer ſimplen Bürgerstochter, ſie dürfte ſich nicht wegſetzen über das, was die Andern genirt, und ſie wäre condemnirt, ſich noch mehr zu geniren und noch mehr zu langweilen, ach mein Vater, dann wäre es beſſer, ich zöge Hoſen und Ueberrock an, lernte alle Ihre Bücher und Akten auswendig und ließe mich ins Collegium examiniren, und wär's auch nur zum Copiſten.“

„Es wäre auch beſſer,“ rief der Präſident mit einiger Heftigkeit, daß die Tochter hätte erſchrecken können, wenn das in dem Reglement des Hauſes gelegen. Aber etwas ſanfter fragte er: „Willſt Du immer ſo ſeyn?“

Cöleſtine nickte mit dem Kopf. „Verſchreiben Sie mir erſt andere Menſchen.“

„Cöleſtine, fuhr der Präſident mit einer Stimme fort, welche ins Bewegte überging, denkſt Du nie daran zu heirathen?“

„O ja, entgegnete ſie gähnend, ich habe grade heut Abend viel daran gedacht. Es läßt ſich als Dame vom Hauſe auf dem Sopha viel beſſer die Geſellſchaft ertragen und regieren, wie wenn man ſo zwiſchen den Stühlen umherläuft und den ſüßen Blicken aller Laffen Rede ſtehen ſoll.“

„Deine ſchnippiſchen Antworten ſchrecken die Bewerber zurück, fiel der Präſident raſch ein. Wie begegneteſt Du dem Sohne des Generals? Dem Kammerrath lachteſt Du grade ins Geſicht —“

„Ach mein Gott, die ſoll ich heirathen —“

„Neigung empfandeſt Du noch für Niemand; Du meinſt ſelbſt, es wird nie geſchehen; alſo muß die Vernunft entſcheiden. Wir ſind reich, aber unſer Adel iſt jung. Die Rückſicht zwingt, uns an ältere Familien anzuſchließen.“

„So bringen Sie mir die Stammbäume, und ich will wählen.“

„Fräulein! rief der Präſident und erhob ſich. Mit dem Wählen wird es aus ſeyn, wenn es je an der Zeit war. Haſt Du Dich in dem Spiegel geſehen? Soll ich Dir Deinen Taufſchein zum nächſten Geburtstag

ſchenken? Wo ſollen denn die Goldfiſche ſpringen, wenn man ihnen nicht eine Angelruthe hinhält, oder meinſt Du, daß man mit Deinen liebenswürdigen Grillen, wie in einem Karpfenteich, der zehn Jahre ſtand, nach Liebhabern klingelt, und ſie kommen dutzendweis herauf?"

Céleſtine ſah in den Trumeau: „Hübſch bin ich nicht, aus dem Flügelkleide bin ich hinaus, das iſt wahr; der junge Mann, gegen den ich es der Mühe werth hielte liebenswürdig zu ſeyn, müßte wohl noch geboren werden, aber heirathen werde ich doch, Papa. Es müßte doch curios ſeyn, wenn gar kein Menſch geboren wäre, der dieſelbe Laune hat, wie ich. Giebt es nicht hier ſchon mehr beſondere Menſchen als in der erſten Reſidenz, wo alle egal waren? ſehen Sie zum Beiſpiel den Baron, der doch das Außerordentliche hat, daß er ſo viel iſſt und dabei ſo mager bleibt und ſo viel Unnützes durch einander ſpricht, wie ein Anderer nicht denken kann. Den nähme ich ſchon, wenn gar nichts Beſſeres käme. Laſſen Sie ſich noch einmal verſetzen, und ich wette, es findet ſich ein Mann. Man muß ihn nur nicht ſuchen."

„Der Wind wird ihn Dir vor die Füße wehen, er wird Dir ins Zimmer ſchneien, aus den Wolken fallen wie ein Platzregen, Prinzeſſin Aberwitz!"

„Papa, es weiß Niemand, woher der Wind kommt."

„Und ich würde, meinſt Du, einwilligen zum erſten beſten?"

„Sie würden es.“

„Nimmermehr!“

„Doch, doch; ſelbſt wenn ich den närriſchen Wetterprofeſſor wählte, der uns in ſeinen Vorleſungen erklären will, warum heut die Sonne ſcheint, und es morgen regnet. Papa, in der ganzen Welt ſiegt die Laune über den Willen. Sie mögen ſich noch ſo ernſthaft vornehmen, daß ich den und den heirathen ſoll, oder einen von ſolcher Qualität, dennoch Papa, ich kriege nur den, den das Schickſal mir beſtimmt, und das Schickſal iſt eine Laune, weil wir's nicht regieren. Die Sonne ſcheint, wie ſie will, der Wind geht, wie er will, und die Laune geht, wie ſie will, ich aber kriege einen Mann —“

„Einen Drachen gönnt' ich Dir,“ fuhr der Präſident auf.

„Warum nicht! Medea hat auch einen Drachen gezügelt, denn der Laune eines Weibes iſt Alles möglich.“

„Cöleſtine, wodurch habe ich es verſchuldet, eine ſolche Tochter zu haben!“

„Papa, ich glaube nur um deshalb, weil Sie mich Cöleſtine getauft haben. Warum die Himmliſchen rufen, wenn Sie nicht von ſelbſt kommen? Wie kann man ein Kind Aurora taufen, das nachher ein vortrefflicher Faulpelz werden mag, wie ein Mädchen Urania, das Talent verſpüren kann zu einer guten Köchin! Der Himmel läßt nicht mit ſich ſpaßen. Hätten Sie mich,

was ich so sehr gewünscht, als Cephise ins Kirchenbuch schreiben lassen, Cephise, das hätte gepaßt, geklungen zu meinem Temperament, zu meinem Aussehn, zu meiner Laune, zu meinen Fußspitzen und zu meiner Nasenspitze. Ich bin keine Célestine, Papa, aber eine Cephise bin ich vom Wirbel bis zur Zeh und beweise gar nicht, wie nur die Pathen dem Prediger nicht Einspruch thaten, denn das hätte man ja dem Kinde in den Windeln schon ansehen müssen, daß es keine Célestine war, sondern eine Cephise."

Ein voller, ungeränderter Thaler war am andern Morgen aus Philiberts Hand in die Tasche der Frau Schließerin geglitten, wofür sie ihrem Gatten alle mögliche Sorgfalt empfahl, mit Artigkeit, und wie es sich unter honetten Leuten schicke, das Ding anzufangen und dem gnädigen Herrn seinen Paß zu schaffen, an dem, wie er sich ja doch wohl denken könne, mehr gelegen sey, als an allem Papier, was die Herren am grünen Tische voll schmierten. Wenn sie nur gestern eben gewesen, für den verschlafenen Kerl hätte der gnädige Herr nicht nöthig gehabt, sich zweimal in Ungelegenheit zu setzen. So was bringe die Menschenliebe ja von selbst mit sich, und pfui, wer seinem Nebenmenschen nur um Profit dienen wollte!

„S— Noth! sagte der Schließer eben, als er die Stricke, Stangen und Schlüssel zu Boden warf,

um die Luke aufzuriegeln, das hatte ich nicht geträumt."

„Was hat Er geträumt?"

Der Schließer schielte den Fremden an; aber war er nicht ein Mann, und zwar einer bei der Stadt, und es war heller Tag, und den Thaler, der einmal in die Tasche seines Weibes geglitten, hätte der ganze wohlweise Rath nicht wieder gekriegt, und wenn er sich in corpore auf den Kerf gestellt.

„Herr Jemine, mir hat geträumt, ich sah den Herrn, wie er da leibt und lebt, an einen Drachen gebunden in die Luft fliegen, und die Jungens und die ganze Stadt liefen nach, und die Herren Räthe vom Rathhaus schwenkten die Hüte, und die Trompeten vom Thurme bliesen, und Alles schrie: Vivat unser verrückter Herr — den Namen hab' ich vergessen."

„So ist es denn wahr, je höher der Mensch in seinem Berufe steigen muß, um so unverhohlener spricht die Natur zu ihm. Er hat richtig geträumt. Der Drache war eine rosenrothe Wolke, aus der ein schöner Luftballon wurde, und aus dem Luftballon reichte mir ein Schwanenarm die Hand, und die Holdselige, die ich meine, aber noch nicht kenne, zog mich in die Gondel. Wir stiegen unter unermeßlichem Jubel auf über dem Plebs, der uns mit Myrthenkränzen bewarf, alle Glocken läuteten, Musik von Balkonen und Fenstern, Vivat das glückliche Paar! rief es, und wir stie-

gen so hoch in die Lüfte, daß die feierlich Bewegten unter uns wie ein bunter Ameisenhaufen verschwanden."

„Das haben Sie geträumt!"

„Sieht Er nicht, daß sein Traum und mein Traum ein Traum waren, nur nach unserer verschiedenen Intelligenz variirt. Was Er für einen Drachen ansah, war eine rosenrothe Wolke, denn in der Luft hat Alles einen verschiedenen Anstrich, was von der Luftsäure herkömmt."

Die Zugluft half ihnen die Luke öffnen — Philibert streckte die Hand aus und sie hielt — das Papier.

„Launenreiche Macht, Gebieterin des Traumes, Quelle unseres Schmerzes, unserer Lust, unseres herzzerreißenden Wehs, unserer himmelstürmenden Wonne, wie leicht ist Dein Schritt, und er zertritt doch Eisenherzen. Gaukelnd, wie der Hauch auf der Welle des Sees, wie der Abendwind, der mit den dürren Blättern spielt, kommst Du an, man sieht Dich nicht, und wo Du gewesen, liegen entwurzelte Königseichen. Die Wage hat den Meeresgrund, und Schiffe können sprechen am Strande von Reichthümern, die nicht mehr sind. Wie ein nackendes Kind streichelst Du den Gewaltigen, und Dein kleiner Finger drückt seine Schlösser in ewige Trümmer. Zufall nennen Dich Einige, Schicksal Andere, ein kuhlerisch leichtsinniges Weib bist Du jenem, diesem eine ernste Nothwendigkeit. Der Fromme freut sich Dein, denn Du bist ihm nur eine

blinde Dienerin eines Höheren, der Alles sieht; der Halbfromme freut sich auch, denn Du bist ihm ein Zwischenwesen, mit dem er murren kann, wenn er vor jenem in Ehrfurcht verstummt; und der Denker läugnet Dich ganz hinweg, denn Du bist für ihn nichts, als eine Wirkung, deren Ursach er gefunden hat, oder noch zu finden hofft.

Du nahst auch hülfreich dem Bedrückten, und davon erzählen und berichten die dicken Bücher, mit der wahrhaftigen Welthistorie gefüllt, bis zu den Dichtern, die nichts als luftige Mährchen geschrieben, und auf der Wagschale der Wahrheit wiegt die Historie und das Mährchen gleich. Aber weshalb der Reiche das große Loos, und der Arme immer die Niete zieht, davon hat noch kein Denker die Motive in der moralischen Naturgeschichte aufgefunden, und um deshalb hielt Philibert wenig von den Denkern. Er haderte nicht mit dem Zufall, er murrte nicht mit dem Schicksal, er läugnete nicht seine Macht, aber er lachte über sich, — weil er Lachen seiner Gesundheit zuträglich hielt, und er meinte, daß es für den armen Menschen, der täglich so viel zu denken hat, vom Augenblick an, wo er nicht weiß, ob er mit dem rechten, oder mit dem linken Fuße aus dem Bette springen, bis zu dem, wo er zweifelhaft ist, mit welchem von beiden er wieder einsteigen soll, ein Trost ist, daß noch ein Anderer für ihn denkt, warum die Wolken über den Köpfen der

Menſchen ziehen, und nicht die Menſchen auf den Wolken ſitzen.

Er handelte nie wie der Arme, der Geld für Meſſing anſah und die Stangen fortwarf, die das Glück ihm in die Hand geſpielt; ob er aber nicht Meſſing zuweilen für Geld gehalten, will er ſelbſt nicht verſchwören. Was er jetzt hielt, war daſſelbe Stück Papier, dem er geſtern nachlief, daſſelbe, welches der tückiſche Sturmwind fortgerollt, und die Tänzerin aus dem Fenſter fliegen ließ, daſſelbe, was auch vom Rathhausſpeicher ihm wachend und im Traum in tauſend Geſtalten vorgegaukelt, ſein Anſtellungsdiplom, ſein Ehecontract, ſeine Roſenwolke mit der Geliebten, und eben daſſelbe hatte ihm der Morgenwind, ehe er ſich drum mühte, entgegengetragen! Und dies nämliche Papier, das er jetzt fieberhaft entfaltet, auf das er Blicke geworfen, wie der Falk, wenn er die Taube faßt, zerknüllte der Aſſeſſor jetzt zu einem Ball und ſchleuderte ihn von ſich, ſo tief auflachend, wie ihn noch Niemand lachen gehört.

Wenn es nicht heller Morgen geweſen, und die Sonne hätte nicht durch die Dachluke geſchienen, und er hätte mehr als ein erſtes Viertel über die Lippen genommen, ſo wäre es dem rechtſchaffenen Beamten, den der Aſſeſſor jetzt mutterſeelenallein auf dem alten Boden ließ, doch geweſen, als ob der Verſucher von ihm ging, wie er die morſchen Treppen hinunterſtürzte,

daß die Wände mit dem Dachstuhl dröhnten. Aber der Versucher war noch in seiner Nähe, in Gestalt eines Papierknäuls. Werth war es nichts, denn etwas, was werth ist, wirft man nicht in den Winkel, wenn man erst einen Thaler und sechzehn Groschen dafür bezahlte. Aber was ist irdischer Werth? Was die Erwartungen eines Assessors täuscht, kann die eines Rathsschließers noch immer befriedigen. Es konnte eine Lockung des Bösen seyn — immerhin! Auch Geld — das war es nicht, nicht einmal Papiergeld, nur ein beschriebener Bogen mit kurzen und langen Zeilen. Seit der Rathsschließer jedes Neujahr sich ein Gedicht verfertigen und sogar es drucken ließ, wußte er, was Viele nicht wissen, nämlich was Poesie ist, und was sie gilt, nämlich drei Gulden beim Schulmeister, die er kommendes Quartal sparen konnte. Und wenn es auch nicht zu einem Carmen taugte, war es nicht starkes Schreibpapier, und quälten ihn seine Bälger nicht täglich, dem wohlweisen Rathe Akten zu stehlen? Was zu einem Neujahrscarmen nicht taugte, konnte zu einem Papierdrachen noch immer gut seyn.

Auf dem Sopha zu Haus träumte der Assessor von einem heißen Wirbelwind, der ihn erfaßt und in immer raschern Schwenkungen mit sich fortriß in die Höhe, heraus aus dem dumpfen Horizont der alten Stadt, wo der Aether reiner wurde, und kein Alltags-

Geſicht ihn ärgerte. Aufſpringend bat er den Himmel, ihm nur heute keinen Philiſter in den Weg zu führen, und doch ging ſein nächſter gerades Weges zu einem.

Freilich nur zu einem, der mit Pferden umgeht, und deſſen ſchwarzes, ſchlaues Auge ſo forſchend und dringend auf dem Aſſeſſor ruhte, daß es höchſt unrecht von demſelben geweſen wäre, den Hebräer zu der Klaſſe zu rechnen, mit der er den Kitzel empfand anzubinden. „Was hab' ich davon, wenn der Herr Aſſeſſor mir den Fuchs, wie neulich, kochend in den Stall bringen?"

„Das Miethgeld," entgegnete Philibert ſchon im Sattel.

„Und das Pferd, wenn es die Lungenſucht kriegt?"

„O weiſer Marſchall in Iſrael! Was hatte Abſalons Pferd davon, als Abſalon am Eichbaum hängen blieb und beiläufig geſpießt wurde. Es kam in den Stall eines Philiſters. Wäre die Mähre, ſtatt unter ihrem Herrn fortzugehen, draufgegangen, ſo hätte ſie das Glück gehabt, nie wieder unter das Joch, weder eines Juden, noch eines Philiſters zu kommen."

Das Pferd flog mit ſeinem geborgten Herrn, aber deſſen Gedanken, denn dieſe waren es, die ſeine Hacken regierten. Es war ein grauer Tag, windig, unfreundlich. Wie hätte ein heiterer für ihn gepaßt, nachdem er entdeckt, daß Liebesbrief und Diplom, das Papier, in deſſen magiſchen Schriftzügen ihm der Traum die Hieroglyphen entziffert, zu nichts wurde, als einem

Brouillon von ſeiner eigenen Hand, müßige Verſuche einer müßigen Stunde, ein Gedicht, das er ehelängſt zum Fenſter hinauswarf, weil es ihm zu nichtig dünkte, um es zu vernichten. Wenn der Traum ſelbſt lügt, was iſt dann Wahres in dem Leben eines Träumers?

Es ſuchte am umnachteten Horizont nach dem einen Sterne, der noch zehn Schritte von der Grube dem gramgebeugten Bettler flimmert. Den Stern der Hoffnung entdeckte er nicht, aber etwas ſchwankte in den Wolken — weiß, ſchwarz, roth. Der Wind rauſchte in den alten Weiden, und der Stern am Himmel rauſchte auch fort. O weh, der Stern hing an einem Bindfaden; zerlumpte Buben regierten ihn. Sie jagten mit ihm jubelnd über die Stoppelfelder. Philibert hatte nichts auf der Welt, um nach zu jagen, warum nicht nach einem Papierdrachen? Sie zogen den bunten Wolkenſegler nieder, als er heranſprengte. Da entdeckte ſein ſcharfes Auge etwas ihm Bekanntes, ſein verhängnißvolles Gedicht. Es flickte ein großes Loch. Man ſtritt ſich, ob er noch ſteigen ſollte. Hatte er nicht ein Recht mitzuſprechen? Der Wind drehte ſich, der Bindfaden ſtreifte ſeinen Hut. „Laß es dem Himmel,“ rief eine Stimme ihm zu, und im Moment hatte ſein Taſchenmeſſer den Faden durchſchnitten; der Drache ſtieg in pfeilſchnellen Sätzen empor, einige Knaben ſtürzten zum Jubel der andern rücklings zu Boden, und der

Drache war verloren. Es wird vermuthet, daß der Aſſeſſor ihnen ein Schmerzensgeld zurückgelaſſen hat.

Sage man nicht, daß der Himmel Partei nimmt für die Glücklichen. Durch die Fenſter des Präſidenten ſchien der Tag eben ſo grau, als da, wo Philibert ſeine grauen Gedanken todt reiten wollte. „Geben Sie Acht, hatte er beim Frühſtück geſagt, wenn ſie Caprice bekommt nach dem Mann im Monde, wir ſollen nachgeben," worauf die Präſidentin erwiedert: „Sie muß doch einmal aus dem Haus." Cöleſtine aber ſaß einſam in ihrem Cabinet und ſtützte das Geſicht. Ihre Stickerei lag unberührt, der Bologneſer zupfte umſonſt am Reckzipfel um die Erlaubniß, aufs Sopha zu ſpringen, auf dem der Roman, ſchon in der dritten Seite eingeſchlagen, lag. Durch die Finger ihrer feinen Hand arbeitete ſich etwas, was die Träumende erſchreckte. Sie verwiſchte die Spuren der Thräne vor dem Spiegel.

„Da machen wir uns über Andere luſtig und ſpotten über die Mondſcheinſeelen, und die guten haben doch etwas, wonach ſie ſich ſehnen. Wir, die wir feiner fühlen, nicht einmal das! Es iſt körperlos, was wir wollen, und die Phantaſie iſt ſo arm und dürftig, ihm nicht einmal ſo viel Geſtalt zu leihen, daß das luſtigſte unter den körperloſen Weſen, ein Mondenſtrahl, ſich daran lehnen kann!"

Sie lehnte ſich aus dem Fenſter. Es war kalt. Die Köchin wirthſchaftete am Brunnen. „Warum gab uns nur die Natur feineres Empfindungsvermögen? fuhr ſie fort im Selbſtgeſpräche, macht ſie uns darum glücklicher! — Sie friert nicht, ſie vermißt nichts, ſie denkt an den Sonntag, und darüber vergeht die Woche in Hoffnung. Und werden wir zufrieden, wenn auch alle Wünſche, einer nach dem andern, in Erfüllung gingen! wenn uns die Kunſt zum Himmel trüge! Aber gingen nicht Rafael und ſelbſt Mozart noch unbefriedigter unter! — Wozu der Schönheitsſinn, wenn uns darum die ganze Welt häßlich vorkommt? Er hat Recht, der große Todte, daß wir uns an ſie halten ſollten, auch wie ſie iſt. So lebte er, und ſo ſtarb er und war doch am Ende der Allergrößte, der je gelebt hat. Ob wohl Einen, der für ein Ideal ſchwärmte, der Gedanke gegen die Todesſchauer wärmte! — Nein, es muß entſetzlich ſeyn, da, wo man aufhört, an nichts zu denken, als an das, was nichts war und nichts wurde. Hinterlaſſen muß man etwas, was für uns fortlebt — Werke, oder Töchter und Söhne.“

Sie fuhr zuſammen, erſchrocken, aber nicht über die Region, in die ſich ihr Gedanke verirrt. Aus der Luft ſchoß etwas herab, ſie fühlte einen Schlag gegen die Schulter, und vor ihr lag es — nicht der Mann aus dem Monde, ſondern ein papierner Kinderdrache!

Losgerissen von seinem Faden, lag das todte Werkzeug zu ihren Füßen. Wirkung und Ursache waren da, und doch hielt sich das Fräulein noch am Fensterflügel, wie über ein Wunder erschreckt; sie erschrak aber nur, daß sie sich erschreckt, sie empfand einen Unwillen, eine kindische Rache, und schon stampfte ihr kleiner Fuß auf dem unschuldigen Spielzeug, als ein Concertbogen mit Versen ihr ins Auge fiel. Verse vom Himmel! Sie hatte alle Verse verschworen, nur nicht aus dem Himmel. Sie löste den Bogen und las, sie las von einer Schönen, die nicht schön, von braunen Augen, die noch keine Liebe gestrahlt, von Launen, die fesseln, indem sie zurückstoßen, keine Schmeicheleien, aber sie las ihr Conterfei, das der Dichter schloß:

Nie sah mein Aug' Dich, dennoch kennt' ich Dich.
So bist, bleibst, athmest Du allein, die Eine.
Und wirst, so wahr ich nie Dich sah, die Meine,
Du bist schon mein, allein wie nenn' ich Dich?
Agathe, Celia, Clara, Heloise —
Warum nicht gar, — ich nenne Dich Sophise.

„Das bin ich!" stand auf dem glühenden Gesichte in dem funkelnden Auge. Sie las und las, bis sie das Gedicht auswendig konnte. „Wer kennt mich so?" stand nun im braunen, glänzenden Auge, als sie zum Fenster hinaussah, wo es hergekommen, ob er auf dem Hofe warte, ob er in der Luft schwebe?

„Lesen Sie," rief sie dem eintretenden Vater entgegen, denn es giebt Augenblicke, wo auch der Wildfremde

fremde dem nach Mittheilung Dürſtenden zum Freunde wird. Ihr Auge verfolgte Zug um Zug die Miene des Präſidenten. „Was iſt das?“

„Ein ſchlechtes Gedicht, Cöleſtine.“

„Nichts weiter?“

„Eine Liebeserklärung in der allerübelſten Form.“

„Erkennen Sie nicht, an wen ſie gerichtet iſt?“

„Der Präſident durchflog das Papier noch einmal: „Ich könnte mir die Mühe geben zu glauben, es ſey an Dich gerichtet.“

„Kennen Sie die Hand, Vater?“

Der Präſident erklärte, daß er an Verdrießlicheres zu denken habe. Denn ein Aſſeſſor, den er heut Nachmittag aus dem Collegium weiſen müſſe, gebe ihm durch den Kopf. „So lange man kann, muß man den Scandal vermeiden; nimm den Affront für nicht geſchehen.“

„Jagen Sie zehn, jagen Sie alle Aſſeſſoren fort, unterbrach ihn Cöleſtine, aber den Dichter, der das ſchrieb, muß ich kennen lernen —“

„Cöleſtine, Dir waren unſere beſten Mededichter zuwider.“

„Und ſind es und werden es bleiben; aber ihn muß ich ſprechen, fragen, hören, ob er hinter meiner Gardine gelauſcht, oder in den Sternen meinen Charakter ſtudirt, er iſt der erſte Mann, Papa, der mich kennt. Darum jagen Sie Ihren Aſſeſſor fort, oder laſſen ihn noch in Angſt ſchweben, aber erſt meine

Bitte: Sie sind Präsident, haben Kalligraphen und Kanzleidirectoren, die jede Hand kennen müssen. Zeigen Sie das Blatt herum in den Registraturen, im Collegium; aber ehe die Sonne untergeht, bitte, bitte, citiren Sie mir ihn, denn ich will, ich muß, ich werde ihn kennen, ich habe eine Neugier, der zu widerstehen unerträglich ist."

Cölestinens Vater hatte viel Autorität, als ein kluger Mann kannte er aber auch die Klippen, an denen eine Autorität scheitern kann. Er wandte viel ein von unangenehmem, vergeblichem Aufsehen. Vergebens. Der Präsident kannte sein Departement, auf das seine Frau ihn verwiesen, Cölestine aber wußte, daß die Grenzen des ihrigen sich tief in beide Departements erstreckten, ja daß sie, je nachdem bei ihr die Kriegslaune war, bis in die feindliche Hauptstadt herrschte. Es gebe zuweilen, meinte der böse Leumund, ihr Departement bis an den grünen Tisch des Collegiums.

Alles wisse schon der Herr Präsident, hatte der officiöse Nuntius dem Assessor gesagt, den er auf heut Nachmittag vor denselben citirte, worauf Philibert erwiedert: „Wenn er Alles weiß, weiß er auch, wie nur der reinste Diensteifer mich bei diesem Scandal beseelte, und das Herz so rein blieb, als es die Pflicht eines Assessors ist, der seinem Monarchen geschworen hat. Wenn er Alles weiß, weiß er auch, was ich nicht weiß

und wiſſen ſollte, z. B. auswendig das Steuerkataſter und die 79 Paragraphen des Spritzenreglements, er wird wiſſen, wie die Zöpfe und Ohren, deren wegen ich beim Collegium verleumdet worden, grade paſſen, und wie viele ich nur aus Reſpect gegen meine hohen Obern unterdrückt habe. Er wird aber auch wiſſen, daß der Staatsbeamte am beſten thut, nichts zu wiſſen, wenn Wiſſen gefährlich iſt."

Der verhängnißvollen Nachmittagsſtunde ſollte indeſſen für den Aſſeſſor eine weit verhängnißvollere Vormittagsſtunde voraus gehen. Der Profeſſor Woldemar hielt ein, wenn auch nicht welt-, doch ſtadtberühmtes Collegium über die Witterungskunde, worin er der Natur, warum ſie ſchneit, regnet, donnert und blitzt, auf den Grund zu kommen verſprach. Da es von ſehr vielen jungen Damen beſucht wurde, die ſogar dem Profeſſor nachſchrieben, ſo gehörte es zum guten Ton, nicht zu fehlen. Was in der Rede war, war auch in der Mittagsſtunde in der Woldemarſchen Vorleſung anzutreffen, und die jungen Officiere fanden um ſo mehr Nahrung für ihre Wißbegier, als, wenn ſie der Parade halber fehlen mußten, ſie die Hefte der jungen Damen zum Nachſchreiben leihen konnten. Weshalb aber Philibert auch das Collegium hörte, mußte noch zu den unergründeten Partieen der Natur gehören, denn Jedem, der ihn darum befragte, hatte er eine verſchiedene Antwort gegeben.

Ob er heut des äuſerſt wichtigen Gegenſtandes wegen da war, den der Profeſſor angekündigt — er wollte den Wind ergründen, — oder um Gedanken aus dem Sinn zu ſchlagen, oder weil er nichts zu denken hatte, oder weil ihm die Wirthin geſagt, er müſſe hinaus, denn ſie wolle ſcheuern, wuſte er ſelbſt nicht. Aber er ſaß die ganze Stunde über andächtig auf einem Eckplatz und verfolgte den gelehrten Vortrag über die Windrichtungen durch eine experimentirende Betrachtung, wie der dünne Brabanter Haubenzipfel der eleganten Dame vor ihm vom Luftzuge gehoben und gewebt wurde. Der Profeſſor hatte mit auſerordentlichem Scharfſinn dargethan, daß der Wind nichts als die Wirkung einer Urſach ſey, und, wenn man dieſer Urſach auf den Grund gekommen, man auch wiſſe, was der Wind ſey. Er hatte ſich in die Urſachen vertieft bis zu denen, warum die Welt geſchaffen worden ſey. Er hatte gründlich Diejenigen widerlegt, die in dem Winde das nie erſterbende, ewig um die Erde kreiſende Princip der Bewegung ſehen; er ſprach mit Verachtung von Denen, die im Winde nur die Vapeurs des Erdballs erkennen; die Friction der Wolken ließ er gelten, aber fragte mit ſchadenfrohem Munde, warum denn die Wolken ſich rieben? „Juckt es ſie etwa? — Der Wind kommt aus den Bergen, rief er, er kommt aber auch vom Waſſer, von der Ebene, aus reiner Luft, er weht in den Höhlen der Erde und über

den Kirchtürmen. Wie können ſich die Wolken reiben, wo keine ſind?" Er ſchlug mit den Händen zuſammen, und es kam ein Luftzug, er wehte mit dem Rockzipfel, und es windete, es blätterte in ſeinem Hefte, und es kam Wind heraus. „Wo ſind die Wolken?" Mit glänzendem Geſichte beugte er ſich übers Katheder, reſumirte ſeinen Vortrag, ſpitzte die Lippen und die Finger, muſterte mit kleinen Augen die Verſammlung und wollte das Collegium mit einer glänzenden Phraſe ſchließen, die anhub: „Alſo, meine Herren und Damen, das Reſultat unſerer heutigen Betrachtungen iſt —"

Unglücklicher Profeſſor, daß Du hier eine Pauſe machteſt, um mit triumphirendem Blicke die ſtaunenden Geſichter zu muſtern, denn eine Stimme ergänzte hell und deutlich, als Du es wiederholteſt: „Alſo das Reſultat iſt" — „Es weiß Niemand, woher der Wind kommt."

Der trockene Ton, mit dem es ausgeſtoßen wurde, vergrößerte die Wirkung des Bonmots. Der Profeſſor wurde blaß, die tiefe Todtenſtille dauerte noch einige Sekunden fort, dann war es nicht mehr zu unterdrücken. Wie der Wind, man wußte nicht, wo es herkam, brach ein rieſelndes Gelächter aus, Herren und Damen, Civil und Militair, Alt und Jung ſtimmten ein, die Schnupftücher, die man ſich vorhielt, machten, ſtatt zu helfen, das Uebel ärger. Hie und da platzte ein ſchallendes Gelächter heraus. Die Damen blickten

zu Boden, vergeblich. Die Herren sahen sich unter einander nach Fassung an, umsonst. Die Lachstimmung ist ansteckend, und unwiderstehlich, wenn zwei Lachende sich ins Gesicht sehen. In dem Concert der Kichernden, von den hellen Tönen bis zu den tiefen, machte sich jetzt mancher Baß vernehmbar, von den Studenten hinten rutschten schon einige unter die Tische. Der Anblick des armen Professors, der wie eine Marmorstatue, aber wie eine, deren Fundament nicht mehr sicher ist, noch immer auf dem Katheder stand, aber vergebliche Anstrengungen machte, den vorhin gespitzten Mund zu einem Lächeln zu verziehen, konnte, statt die Andacht herzustellen, nicht einmal das Mitleid erregen. Einige weich geschaffene Seelen, welche ihm ihre Theilnahme zeigen wollten, indem sie ihn ernst anzusehen sich Mühe gaben, machten, indem es verunglückte, nur das Uebel ärger. Dem Professer selbst ging die Fassung verloren, sein Resultat und seine Vorlesung waren es schon, nebst allen Experimenten, und da er sah, daß es unmöglich, die Aufmerksamkeit noch einmal zu gewinnen, haspelte er einige Worte vor, Entschuldigung, oder Anklage, wehte sich mit dem Schweißtuch etwas von dem Elemente zu, das er ergründet, verbeugte sich und machte Miene, das Katheder zu verlassen.

Aber das improvisirte Lustspiel sollte schnell sich in ein ernstes Drama verwandeln. Der Professer, wie Jeder, der in Deutschland mit einer neuen Theorie

dem bedrückten Vaterlande aufhelfen will, hatte nicht allein Modeschüler, sondern auch enthusiastische Anhänger. Ein angesehener Militair war zugegen, welcher, man sagt, nicht allein das Collegium, sondern sogar den Ruf des Gelehrten in der Residenz gemacht hatte, — denn auch so etwas läßt sich machen. — Vernehme Leute haben Grillen eigener Art. Zum Beispiel, wenn sie die Leidenschaft treibt, Mäcene zu seyn, soll es vorkommen, daß aus den Mäcenen fanatische Clienten, Advocaten und Schüler ihrer Protegirten werden. Der Obristlieutenant, welcher dem Professer eine jährliche Reiseunterstützung ausgewirkt, damit er die Witterung auch außer Landes beobachten könne, z. B. im Sommer in der Schweiz, im Winter in Paris, was, da der Soldat mit der Witterung zu kämpfen hat, für das Kriegsministerium allerdings von Vortheil seyn mußte, hatte nicht allein nicht mitgelacht, sondern nahm die Beleidigung als ihm angethan. Sein zorniger Blick hatte den jüngern Officieren gesagt, wie die Affaire zu betrachten sey. Das Gelächter war verstummt, als er den alten Professer am Arm ergriff und ehrerbietig zur Thur geleitete. Dann schnell umkehrend und in imposanter Fronte-Stellung gegen das Auditorium sprach er: „Meine Herren, diesem ausgezeichneten Gelehrten ist in unserer Gegenwart ein Affront geschehen, der uns mehr beleidigt, als er den, dem er gelten sollte, kränken kann, weil dieser würdige Mann über

jede Kränkung hinaus iſt. Wir ſind die Beleidigten, und ich fordere hier im Namen der hochanſehnlichen Verſammlung das Individuum, das dieſe Sottiſe ſich erlaubt hat, auf, ſich zu nennen."

Es war wieder todtenſtill.

„Wer ſprach das vom Winde verhin?" rief er drohender. —

„Ich!" — rief es, und die Geſtalt des Aſſeſſors Philibert erhob ſich langſam vom Stuhle.

Unter den hundert auf ihn gerichteten Blicken ſprachen ein Paar helle Augen am allerdeutlichſten ihr Erſtaunen aus. Sie gehörten der Dame, deren Haube ihm verhin zum Experimentiren gedient. Wie der Blitz hatte ſich ihr Kopf, als das Wort „Ich" von den Lippen des Aſſeſſors glitt, zu ihm umgewandt, und die hohe Röthe der Ueberraſchung, der halb geöffnete Mund begleitete die ſtumme Frage: „Wie kommſt Du dazu?" Ihr Erſtaunen hatte einen Grund, denn Niemand anders, als ſie ſelbſt, hatte dem verhängnißvollen Gedanken die Worte gelieben, welche den Profeſſor aus dem Concept und das Auditorium aus der Faſſung gebracht. Es zuckte auch etwas in ihr, ſie hob ſich vom Stuhl, als wolle ſie den Selbſtdenuncianten zur Rücknahme bewegen, doch Philiberts ruhig lächelnder Blick beruhigte ſie. Nicht ſo den Stabsofficier.

„Wer ſind ſie, mein Herr?" fragte er raſcher, als es vielleicht geſchehen wäre, wenn des Aſſeſſors Rock

minder abgestochen hätte gegen die höchste Eleganz der Versammlung.

„In der conventionellen Sprache der guten Gesellschaft, entgegnete dieser, würden Sie die Ehre haben, die Person des Assessors Philibert vor sich zu sehen.“

„Der Assessor Philibert!“ murmelte es.

„Sie haben gesagt —“

„Es weiß Niemand, woher der Wind kommt, mein Herr Obristlieutenant.“

Der Obristlieutenant erklärte, aufs Aeußerste verwundert zu seyn, daß der Assessor seine bekannten Späße selbst in dieser Gesellschaft fortsetze, worauf Philibert erwiederte: So wie es ihm nicht im entferntesten in den Sinn komme, dem Wind zu verwehren, daß er wehe, weil er nichts von seiner Herkunft wisse, könne er dem Herrn Obristlieutenant verwehren, sich über ihn zu verwundern, so viel demselben beliebe; was dagegen den Spaß anlange, so müsse er sich bei einer ähnlichen Gelegenheit das Prädikat „bekannter“ verbitten, da er, so viel ihm bewußt, nie einen wiederhole.

„Der Eine war schon überflüssig, rief der Officier, Sie sind dem Professor und dem Auditorium Genugthuung schuldig.“

„Sie müssen ihm Abbitte leisten,“ riefen Mehrere.

„Wie das?“

„Daß Sie ihm Unrecht gethan.“

„Das iſt das Wenigſte," ſtimmten einige jüngere mit dem Stabsofficier.

„Schriftlich, ſchriftlich, milderten Aeltere, das iſt hinreichend."

„Nein, meine Herren, mündlich ſoll es geſchehen," rief Philibert plötzlich und ſicher.

„Sie erklären ſich alſo bereit?"

„Oeffentlich hier in Ihrer Aller Gegenwart, wo ich ihn gekränkt, muß ich es widerrufen, das bin ich ſeiner Ehre ſchuldig —"

Man war verwundert. Die junge Dame, die ihm freudig bisher Muth und Ausdauer zugewinkt, warf einen Blick unwilliger Ueberraſchung auf den Angegriffenen, der ſich ſo bald gefangen gab.

„Warum das?"

„Wer ſein Unrecht einſieht und es nicht auf der Stelle wieder gut zu machen trachtet, fehlt doppelt."

Der vornehme Militair fragte, faſt mit verächtlicher Miene auf den ſchnell Beſiegten: „Wann wollen Sie abbitten."

„Sobald und in derſelben Stunde, wo der Profeſſor gründlich bewieſen hat, fiel Philibert ein, woher der Wind kommt."

Der Obriſtlieutenant hatte mit einem ſtummen drohenden Blicke ſeinen Rückzug angetreten, und einige Strategen waren der Meinung, er habe nicht beſſer operiren können, da die Schlacht ſich entſchieden zu

Gunſten ſeines Gegners gewandt habe. Der Saal war faſt leer, wenigſtens befanden ſich da, wo das Treffen ſtatt gefunden, nur noch der Sieger, der den Wahlplatz behaupten mußte, und die junge Dame mit der Spitzenhaube, auf die an der Thür ein Livreebediente, die Enveloppe überm Arm, wartete. Philibert wollte ſich mit einer Verbeugung empfehlen, als ihre Anrede ihn zurückhielt:

„Ich bin Ihnen Dank ſchuldig, mein Herr! — Aber wie kommen Sie darauf, meine Partie zu übernehmen?“

„Ihre Partie, mein Fräulein!“

„Sie erſparen mir eine Beſchämung. Ich hätte vielleicht nicht Ihre Beſonnenheit gehabt. Ich bin Ihnen wirklich doppelten Dank ſchuldig.“

„Ich habe nur vertreten, was ich ſelbſt gedacht.“

„Aber nicht ausgeſprochen.“

„Es ſchwebte doch ſchon auf der Zunge.“

„Kennen Sie mich?“ fragte ſie raſch.

„Nein!“ entgegnete er, und es that ihm im nächſten Augenblicke leid, daß er das rauhe Nein nicht gefälliger eingekleidet, als er in das lebhafte Auge der jungen Dame ſah.

Sie mußte die Bewegung bemerkt haben, als ſie lächelnd hinzufügte: „Sonſt würde ich Sie erſucht haben, mich aus dieſem Saal zu führen, in den unſere wahlverwandten Geſinnungen uns wohl beide nicht wieder zurückführen werden.“

„Vor einer Wahlverwandtschaft bewahre Sie der Himmel, Gnädigste," fiel er schnell ein.

„Weshalb?"

„Man wendete sich mit Entsetzen von Ihnen, sähe man Sie mit einem Manne, der für die gute Gesellschaft ein Stein des Anstoßes wurde."

„Auf die Gefahr will ich es wagen," entgegnete sie schnell und erlaubte dem Assessor, sie die Treppe hinunter zu führen.

Die Blicke der Verwunderung, die Tochter des Präsidenten am Arm Philiberts zu sehen, waren weder zweifelhaft, noch blieben sie der Dame verborgen: „Sie warfen sich einmal zu meinem Ritter auf, nun müssen Sie mich auch durch die gute Gesellschaft zum Wagen begleiten."

„Wo Sie ohne Zweifel in besserer sind," sagte Philibert, als er den Wagen, den der Jäger heran rief, leer sah.

„Können Sie auch galant seyn?" fragte die Dame.

Philibert fühlte sich verwirrt, ein Gefühl, das er noch nicht zu kennen glaubte. — „Ich meinte vorhin —"

„Galant gewesen zu seyn! Nein, mein Herr, Sie handelten nur wie ein muthiger Mann, dessen Pflicht es ist, uns in Gefahren nicht im Stich zu lassen. Ich halte den Mann für den muthigern, der es mit einer Person aufnimmt, welche man die Gesellschaft nennt, als der ein Dutzend Raufbolde fordert."

„Wenn das ſchon den Muth des Mannes beweiſt, den Leuten zu trotzen, um wie viel mehr den der Dame; denn der Mann kann unter den Leuten ſeinen Mann ſich ſuchen —“

„Meinen Sie, daß es dahin kommt! fuhr ſie auf und ſtockte. — Eigentlich ſollte ich in Angſt davor ſchweben, aber ich bin noch ſo unbarmherzig, mir keine Gewiſſensbiſſe zu machen.“

Der Wagen war vorgefahren, der Schlag geöffnet, es gab keinen Grund, länger zu zögern.

„Es wird doch nicht dahin kommen?“ fragte ſie mit einen Tone, in den ein fremder Ernſt ſich eingeſchlichen.

„Diesmal, meine Gebieterin, entgegnete Philibert in ſeinem gewohnten, verhüte der Himmel, daß Ihr Wunſch in Erfüllung geht. Wie für den Cardinal von Retz ein berühmtes Duell das letzte Mittel war, um zu Würden zu kommen, ſo iſt ein Cartel des Obriſtlieutenants der einzige Paß jetzt für einen Aſſeſſor, den man aus der Stadt weiſen will, um mit Ehren hinauszukommen, und Sie ſehen, wie eigennützig mein Ritterdienſt war. Ich diente nur mir.“

„Wenn ich Sie verſtehe, ſo erſchrecken Sie mich.“

Philibert blickte, verwundert über den Ton, ſie ſchärfer an. Eine flüchtige Röthe hätte Jeder im Geſicht des Andern entdecken mögen. Philibert wußte ſich nicht Rechenſchaft zu geben, warum ihm kein Scherz einfiel.

Sie mußte einsteigen, allein aus dem Wagen rief sie ihm zu: „Es soll doch um mich kein Blut fließen; verlassen Sie sich darauf, ganz gewiß nicht.“

Philibert sah eine Weile dem Wagen nach. „Wer war es?“ fragte er; es war aber Niemand mehr da, um ihm zu antworten. Er war allein. Er glaubte zum ersten Male zu fühlen, daß er allein war.

Die Thüren flogen im Hause des Präsidenten, der Bediente wurde hinausgewiesen und durfte selbst die Enveloppe, die auf die Diele gefallen war, nicht aufangen. Es wußte Jeder, daß, wenn Celestine so zurückkehrte, ein Sturm vorausgegangen, oder im Anzuge war, der das Haus erschüttern konnte. Aber der Präsident hatte auch eine Mittheilung, und das Papier, das er der Tochter entgegenhielt, gab diesmal ausnahmsweise der des Vaters den Vorrang.

„Rare Bekanntschaften, schöne Entdeckungen! Ich schicke das saubere Scriptum voraus in die Registratur, daß sie es aushängen, um dem Scribenten nachzuspüren, aber kaum steige ich aus dem Wagen, als der Exredient, der Registraturgehülfe, der Kanzleidirector, und Gott weiß wer, mir lächelnd entgegen kommen, und wie aus einem Munde muß ich es zehn — zwanzig Mal hören, es sey gar keine Frage, kein Bedenken, die Hand sey nicht einmal verstellt, seine ganz gewöhnliche, die bald nicht mehr vorkommen soll in

den Acten. Der Aſſeſſor Philibert iſt der Verfaſſer des Pasquills —"

„Philibert!" rief Cöleſtine.

„Ja, muß dieſer berüchtigte Menſch, nachdem er ſich ſelbſt zum Gerede der Stadt gemacht, auch mich, meine Familie, Dich hineinbringen. Aber er ſoll es bereuen, heut Nachmittag erwarte ich ihn. Die Data ſind zu den Acten conſtatirt. Wenn er nicht freiwillig reſignirt, ſo ſchützt ihn nichts. Es iſt Grund genug vorhanden, daß ich ihn in beſter Form aus dem Dienſt weiſe —"

„Sie werden es nicht thun, mein Vater," entgegnete raſch die Tochter.

Es konnte, wie ſchon bemerkt, Jeder in dem Hauſe ſein Departement; es waren auch gewiſſe Symbole da, wodurch Jeder zu erkennen gab, wie weit er gehn wolle. Die ſieben Worte in Cöleſtinens Anrede waren nun grade ſo betont, daß Jeder verſtand, ſie müſſe und werde nicht allein ſiegen, ſondern ſiegen, es koſte, was es wolle. Der Präſident, als ein vernünftiger Mann, ſetzte ſich nie aufs hohe Pferd in einer Schlacht, wo er voraus wußte, daß er ſie verlieren werde; vielmehr mit ſchnell reſignirtem Tone erwiederte er:

„Nun gut, liebes Kind, ſo kommt es nur darauf an, ob eben ſo viel für den Aſſeſſor ſpricht, als gegen ihn."

„So viel, mein Vater, daß Sie Ihr ganzes Col-

leaium, junge und alte Räthe, fortjagen könnten; Sie mögen sie allenfalls zum Fenster hinauswerfen, nur den Assessor Philibert nicht."

„Das ist doch erstaunlich," sagte die Präsidentin.

„Womit hat der Mensch es verdient?" rief der Präsident.

„Mit dem Leben Ihrer Tochter."

„Gingen die Pferde durch? fragte der erschreckte Vater, stürzten Sie von der Treppe? verunglückte dem Professor ein gefährliches Experiment?"

„O viel, viel mehr. Denken Sie sich, Gott weiß was, ein Verbrechen, einen Mord, nein, schlimmer, es wäre mir etwas passirt, was mich auf immer um den Ruf in der Gesellschaft brächte. Da trat der verläumdete edle Mann vor, nahm es auf sich, und ihm verdankt Ihre Tochter, daß die Straßenjungen ihr nicht nachlaufen."

„Behüte der Himmel, was ist das?"

„Wenn Sie nicht in ewiger Dankbarkeit erglühen, erkenne ich Sie nicht für meinen Vater. Sie werden ihn nicht fortjagen, Sie werden ihn bitten zu bleiben, wenn er sich veraina, ihn schützen mit dem ganzen Aufwand Ihrer Gesetzkenntniß, Ihrer Verbindungen; Sie müssen, Sie sollen, Sie werden ihn auf Händen tragen, denn es giebt keinen so muthigen, edeln, fähigen, entschiessenen, praktischen Mann in der ganzen Stadt."

„Was

„Was wird da herauskommen!“

„Die Thüren zu, verordnete Cöleſtine. Ein Wink des Himmels, und Sie werden ihn erkennen.“

„Im Grunde genommen, ſchloß die Präſidentin ein langes Geſpräch, das den Präſidenten in ſeiner Verdauungslaune wach erhalten, iſt die Partie für Cöleſtinen nicht ſo übel, als ſie ausſieht. Der Menſch iſt nun ganz ihre Schöpfung, er verdankt ihr ſeine Exiſtenz, und ſie hat einen Mann, der ſich um den Finger wickeln laſſen muß.“

Der Präſident ſeufzte in ſeinem Lehnſtuhl auf: „Und mein Geld!“

„Sie placiren ihn in irgend einen Winkel der Provinz und warten ab, wie er ſich macht.“

„Das wird Cöleſtine zugeben!“

„Er ſoll ja Kopf haben. Geht es, ſo wird er wieder berufen. Ich traue Ihrer Tochter zu, daß ſie einen Rath aus ihm macht, den man präſentiren kann.“

„Madame, gähnte der Gemahl, wenn wir eine bittere Verordnung zu publiciren haben, werde ich Sie um Honigworte erſuchen, ſie dem Publikum ſüß zu machen.“

„Ehe Sie einſchlafen, entgegnete die Präſidentin, ſingen Sie ſich das Lied:

„Wohl dem, der ſchnell vergißt,
Was nicht zu ändern iſt.“

„Was nicht zu ändern iſt! repetirte gähnend der Gemahl. Und mich noch herzuplacieren, daß ich die Geſchichte einfädeln ſoll; das iſt das Aergſte an ihr.“

„Schlafen Sie, ſagte die Gattin, vielleicht träumen Sie von der Hoffnung, daß dem Aſſeſſor auf dem Wege ein Ziegelſtein auf den Kopf fällt, — es ſtürmt genug dazu —“

„Der Aſſeſſor Philibert!“ unterbrach der Bediente. Der Präſident gähnte, ſeufzte und winkte. Die Präſidentin muſterte an ihm vorübergehend den Eintretenden und lächelte an der Thür einen ſüßen Abſchiedsgruß dem Gatten zu.

Der Präſident war aufgeſtanden, ehe Philibert ſich von ſeiner devoten Verbeugung aufgerichtet hatte. Beide ſahen ſich an, der Präſident räuſperte ſich, Philibert ſchwieg, der Präſident klopfte auf ſeine Doſe und ging einmal auf und ab, Philibert hielt ſeinen Hut in der Linken und den Daumen der Rechten im Knopfloch. Der Präſident räuſperte ſich wieder und ſagte: „Ich dächte, wir ſetzten uns dazu,“ worauf Philibert erwiederte: er überließe das Denken ganz ſeinen hohen Vorgeſetzten.

„Da thun Sie gut daran, ſagte der Präſident, wieder in ſeinen Armſtuhl gelehnt. Sie hätten immer ſo denken ſollen. Es wären manche Dämeles erſpart.“

„Herr Präſident haben vollkommen recht,“ ſagte Philibert.

„Was denken Sie nun?“ fragte der Präsident.

„Was Herr Präsident befehlen.“

„Sehr gut, ganz gut, aber wir kommen von der Sache ab. Wovon sprachen wir doch?“

„Das werden Herr Präsident am besten wissen.“

„Sie haben Feinde. Man will Ihnen nicht wohl. Man will Sie aus dem Collegium haben. Aber ich durchschaue das. Ich weiß, woher der Wind kommt.“

„Herr Präsident wissen Alles, habe ich immer gesagt.“

„Sind Sie verheirathet? Bräutigam —“

„Wenn Herr Präsident befehlen —“

„Sie sind ängstlich, lieber Assessor. Ob Sie ledig sind, Sie sollen frei antworten.“

„Sobald ich, von Ihrer Güte überzeugt, das weiß, bin ich so frei zu antworten, daß ich frei bin.“

„Aber Sie wollen heirathen!“

„Würde davon abhangen, daß ich erstlich nicht aus der Stadt, zweitens nicht aus dem Collegium verwiesen würde, drittens eine erträgliche Stelle erhielte, und viertens nach hiesigen Orts-Gebräuchen sich eine Braut fände, welche auf die Anfrage vorm Altar: „Soll er Dein Herr seyn?“ antwortete mit einem deutlichen und vernehmlichen: „„Ja.““

Der Präsident zwang sich zu lächeln. „Man hat Sie schlimmer geschildert, als Sie sind. Ich liebe den

Witz, wenn er sich nicht am Höheren vergreift. Nicht, lieber Assessor?"

„Der Witz, der sich nicht vergreift, Herr Präsident, ist immer der beste."

„Es ist eine seltsame Geschichte, sagte der Präsident, wieder aufstehend, warum ich Sie sprechen muß, aber es ist mir lieb, daß wir uns jetzt kennen. Sie haben Fähigkeiten, Sie haben Kopf, das weiß ich; aber das schützte Sie nicht. Aus der Stadt müssen Sie doch, es gäbe zu viel Gerede."

„Sehr wahr, Herr Präsident. Es wird schon so viel unnütz geredet, daß eine Hochlöbliche Regierung nicht dulden darf, daß noch mehr dazu kommt."

„Die Regierung hat damit nichts zu thun. Sie haben meiner Tochter heut früh bei dem Wetterpropheten einen kleinen — einen großen Dienst, wollte ich sagen, geleistet."

Philibert blickte überrascht auf. Seine Haltung, sein Auge gewann einen von dem bisherigen völlig verschiedenen Ausdruck. Doch eben so schnell wieder zu dem vorigen zurückkehrend, verneigte er sich, bis sein Leib parallel mit der Diele war:

„Unterthänigste Schuldigkeit."

Die Devotion mochte dem Präsidenten lieb seyn. Sie gab ihm Contenance. Er schaukelte sich wieder, ein Bein über dem andern, im Lehnstuhl und spielte mit der Dose: „Ich gehöre nicht zu den altmodischen

Vätern, die mit ihren Töchtern Handel treiben. Man muß in jeder Stellung mit dem Zeitgeiſt gehen. In höheren kann es ſogar Pflicht werden, als Beiſpiel voran zu gehen. Es iſt natürlich, daß meine Tochter ein gewiſſes Attachement zu dem Individuum empfindet, das ſie aus dem Embarras riß. Aber lange Romane ſind mir zuwider. Wenn ſie doch einmal mit der Ehe ſchließen ſollen, warum fängt man nicht mit der Ehe an, es würde viel Langeweile erſpart. Was iſt überhaupt Ehe jetzt? Man muß es leichter nehmen, als ſonſt. Sie verſtehen mich, drum wollen wir kurz reden, — meine Tochter hat Neigung zu Ihnen, Aſſeſſor. Es kommt nach der neuen Mode nicht mehr auf den Willen der Eltern an, — alſo frage ich Sie um Ihre Anſicht?"

„Die Anſicht des Herrn Präſidenten iſt immer auch die meinige."

„Was Anſicht! Ich frage Sie, ob Sie gehörige Neigung für meine Tochter empfinden?"

„So viel Herr Präſident befehlen."

„Wenn ich bewogen würde, meine Einwilligung zu geben, würden Sie heirathen?"

„Mit der größten Bereitwilligkeit."

„Meine Tochter? frage ich, Herr Aſſeſſor."

„Mit dem allergrößten Vergnügen; Herr Präſident haben doch nur die eine?"

„Für die Sie heut früh im Collegium sprachen, Sie erinnern sich doch?“

„Sie trug eine Spitzenhaube mit hellblauem Band?“

„Ich glaube; lieber Assessor, haben Sie sonst noch was zu erinnern?“

„Es war also nur wegen der Geschichte, daß Herr Präsident mich durch den Nuncius citiren ließ. Man hatte mir Furcht gemacht wegen der Angaben.“

„Sein Sie unbesorgt, lächelte vernehm der Präsident, Sie sollen nur meine Tochter heirathen, vorausgesetzt, daß sie noch Lust hat, wenn sie eine Viertel-Stunde mit Ihnen gesprochen hat. Zu dem Zwecke begeben Sie sich jetzt in jenes Cabinet, wo Cölestine Sie erwartet. Werden Sie mit einander einig, so will ich dafür sorgen, daß die Flitterwochen eines so geistreichen Liebesbundes nicht durch das Modegerede unserer Hauptstadt gestört werden sollen.“

„Herr Präsident sind die Güte selbst, entgegnete Philibert, in tiefen Verbeugungen sich windend, und ich darf dann gewiß hoffen, daß von den unangenehmen Vorfällen, welche mir Dero Gunst zu entziehen drohten, nicht mehr die Rede seyn wird?“

„Sie dürfen hoffen,“ sagte der Präsident und öffnete ihm die Thür.

„Ist es möglich!“ rief die rückkehrende Präsidentin.

„Die Liebe ist blind!“

„Titania hat ſich einen Zettel erwählt!“

„Der arme Menſch iſt nur ſchüchtern, die Furcht vor dem Präſidenten frappirte ihn, und die unerwartete Wendung hat ihn vollends um die Beſinnung gebracht.“

„Es iſt doch unmöglich, daß wir ihn der Geſellſchaft ſo präſentiren.“

Der Präſident zuckte mit den Achſeln, gähnte, fragte, wann die Spielpartie zuſammen käme, und erklärte die Heirathsangelegenheiten für die unangenehmen Partieen des menſchlichen Lebens.

Philibert verneigte ſich wohl, als er in das elegante Kabinet trat, wo Céleſtine ihn vom Kanape empfing, aber weder ſo tief, noch ſo langſam, wie vorhin. Im Gegentheil ſchien er um einige Zoll zu wachſen, als er, den Blick feſt auf ſie gerichtet, vor dem Fräulein aufrecht ſtand: „Sie haben befohlen.“

„Gebeten.“ Sie nöthigte ihn zum Sitzen. Ihre Stimme ſchien bewegt. Das Zwielicht des grauen Herbſtnachmittags, noch verſtärkt durch die bunten, ſchweren Gardinen, übte einen wohlthuend heimlichen Zauber auf das Gemüth. Es ſtürmte draußen, während die geſchmackvolle Bekleidung, die nette Anordnung, die gedämpften Farben des Zimmers und der Möbel ihm den Ausdruck des Wohnlichen und Behaglichen gaben. Céleſtine ſaß auf dem Sopha, Philibert vor

ihr auf dem Stuhl. Es verging eine kleine Pauſe, und Philibert hub das Geſpräch nicht an. Als er ſeinen Blick nach dem Fenſter richtete, ſprach das Fräulein raſch:

„O nur nicht vom Wetter anfangen. Das überlaſſen wir Andern. Was uns zuſammen geführt, iſt ſo ungewöhnlich, daß es ſich wohl lohnt, einmal über alle die Formen wegzugehen. Mein Vater ſprach mit Ihnen?“

„Er hat geſprochen.“

„Wohlan, ſo fällt zwiſchen uns weg, was ſonſt Delicateſſe heißt. Es muß im Leben auch Momente geben, wo Verhältniſſe und Gefühle ohne Schmuck und Farbenglanz ſich darſtellen, wie ſie ſind. Grillen und Launen haben ebenfalls ihre Rechte. Ein Zufall machte uns bekannt, ich gehorche dem Zufall lieber, als der Convenienz. Sie wiſſen meine Gedanken. Wenn ich Sie zu denen zählte, die dem Weibe nicht vergönnen wollen, das auszuſprechen, was unſer ungalantes Sittengeſetz dem Manne allein vorbehält, ſo würden wir ſchwerlich uns ins Geſicht ſehen. Erſchreckt es Sie aber doch, dünkt es Ihnen unweiblich, was mir ein Recht ſcheint, das in der Natur liegt, ſo ſprechen Sie es aus, und wir trennen uns als Freunde. Ich habe freimüthig geſprochen, reden Sie nun eben ſo.“

„Sie geben mir die Erlaubniß?“

„Volle Erlaubniß.“

„Ich zweifle, Fräulein. Es giebt Gränzen, die auch der ausgemachteſte Freigeiſt unter den Damen nicht zu überſchreiten erlaubt.“

„O gewiß nicht! würde ich mich der Mißdeutung ausgeſetzt haben, ſo zu Ihnen zu ſprechen, wenn ich Ihnen nicht Alles im Voraus erlaubte! Sagen Sie, Sie fühlten keine Neigung, ich ſey häßlich, alt, unangenehm, unweiblich, was Sie wollen.“

„Es wird eine Heirath zwiſchen uns projectirt, mein Fräulein; Sie haben den Vorſchlag gemacht; warum haben Sie das nun in ſo viele Worte gehüllt, warum es nicht deutlich, klar ausgeſprochen: Ich will Sie heirathen, wollen Sie mich? — Sie erröthen. Sie erkennen alſo doch ein Geſetz an, welches Ihnen das verbietet.“

„Kein Geſetz, aber ein Gefühl. Reden Sie frei weiter; ſprechen Sie alles aus, wofür Sie mich halten. Nur ſo iſt eine Verſtändigung möglich.“

„Ihnen ſcheint das Spiel, eben weil es außergewöhnlich, ja gewagt iſt, ſo intereſſant, daß Sie es mit der Luſt angefangen haben, die den Märtyrer antreibt, Blut und Leben einzuſetzen.“

„Sie haben mich falſch verſtanden. Es iſt Ernſt.“

„Gewiſſermaßen. Sie ſind eine Dame von lebhaftem Geiſt, Witz. Die Schwachheiten, die lächerlichen Seiten unſeres Geſchlechts ſind Ihrem ſcharfen Auge nicht entgangen. Reich, unabhängig, haben Sie

Luſt, die alte Ordnung einmal umzudrehen. Da die Frauen in der Regel gewählt werden, ſpüren ſie umgekehrt den Kitzel, ſich einen Mann zu wählen. Wir wählen entweder geblendet wie die Motten vom Glanz der Schönheit, oder ſchlagen die Pupillenakten nach, ob die Capitalien der Braut auf ſicheren Hypotheken ſtehen; Sie wollen es auf die andere Spitze treiben, Sie wollen auf nichts ſehen von Werth, nicht auf Schönheit, nicht auf Rang, Reichthum, Sie wollen nicht ſchmachten und nicht rechnen, nur aus Caprice, zum Amüſement einen Mann nehmen, den erſten beſten: das drückt am ſchlagendſten Ihre Verachtung gegen uns und gegen Ihr Geſchlecht aus, und die Kühnheit und den hohen Standpunkt, auf dem Ihr Geiſt ſchwebt. Da bin ich Ihnen in den Weg getreten, ein Menſch, der nichts von alle Dem iſt, warum eine reiche Präſidententochter Jemandem ihre Hand reicht; ja noch mehr, man will mich aus dem Collegium weiſen, aus der Stadt jagen: giebt es nun einen beſſern auffallendern Gatten, als einen, auf den man mit den Fingern weiſt!“

„Bloß um der Seltenheit willen, meinen Sie, daß meine Wahl auf Sie fiel?“

„Damen wählen immer die Papageien mit den bunteſten Federn.“

„Ich habe nie Papageien geliebt. Aber unter Männern ziehe ich den Mann vor, der ſich ſelbſt ge-

nug iſt, unbekümmert, ob, was er ſpricht und thut, gebilligt, oder getadelt wird: ſo dacht' ich Sie mir."

„Wie falſch haben Sie gedacht! Ich würde nicht wiſſen, daß die Sonne wärmt und leuchtet, wenn es keine gäbe. An den Bergen und Thürmen meſſe ich die Unermeßlichkeit des Himmels. Einen großen Mann bewundere ich, und von einem kleinen denke ich, es muß auch ſolche Käuze geben. Nie war ich mir ſelbſt genug. Mir ſind die ſtolzen Menſchen zuwider, die das von ſich ſagen; ſie ſtehen mir da wie Eisgletſcher in blühenden Auen. Ich freue mich, wenn ſich zwei Seelen, zwei Herzen, zwei Geiſter finden; wie geringfügig auch ihr Zuſammenwirken, das Ziel ihrer Gedanken ſey, ſie ſind ein lebendiges Glied in dem großen bewegten Kettenringe, der da macht, daß die Welt nicht längſt verknöchert, vermodert, Staub iſt. Nur weil ich Niemand fand, der dachte und fühlte wie ich, darum ſtand ich allein, und wenn man allein ſteht, begeht man Thorheiten, die man vor einem Freunde und einer Geliebten nicht vertworten kann. In dieſe Thorheiten haben Sie ſich nun verliebt, Gnädigſte, nicht in mich."

„Fügt es ſich nicht in allen ſchönen Mährchen, ſagte Cöleſtine noch rubig, daß die unbegreifliche Macht immer die zuſammen führt, die von derſelben Laune regiert werden? Die Mährchenwelt iſt Wahrheit. Sie ſind ja ein Dichter."

„Ehe iſt aber kein Werk der Laune.“

„Sie iſt ein Bund gleichgeſinnter Seelen.“

„Nein, Fräulein, ſie iſt ein Haushalt, ein Staat, wo Einer regiert und der Andere gehorcht. Der Stärkere herrſcht über den Schwächern, das will das Naturrecht; der Mann über die Frau, das will Sitte, Geſetz, Religion.“

„Sie ſind ein ſehr geſetzmäßiger Mann. Sie wollen alſo keine Gattin, die einen Willen hat, ſie darf Ihnen nicht einmal die Hand reichen wollen, ſie ſoll müſſen.“

„Ich habe immer geſchaudert vorm Gedanken, ein kleiner Prinz zu ſeyn, dem eine große Thronerbin winkt: Komm her! Sie, Gnädigſte, ſind keine Prinzeſſin, aber eine reiche Präſidententochter, über die alle Welt die Hände zuſammenſchlagen und nicht begreifen würde, wie ſie darauf käme, mich zu wählen. Das wiſſen Sie auch recht gut, das kitzelt Sie, und Sie haben gedacht, ich, ein verſchuldeter Aſſeſſor, mit einem Fuße aus dem Dienſt und dem andern über die Gränze, müſſe im ſiebenten Himmel ſpringen über das Glück, vorläufig aber Ihnen zu Füßen, und dankentbrannt die zarte, gütige Hand ans Herz drücken und mit Thränenſtrömen Ihnen verſichern, daß dies über meine kühnſten Hoffnungen geht. Das würde eine Ehe werden wie im Himmel, ich würde lauſchen an Ihren Blicken, an Ihrem Mundwinkel, was Ihr Wunſch, ich würde ver-

ſtummen, wenn Sie mit der Fußſpitze ſcharren, und, wenn Sie den Kopf drehen, fliegen.“

„Nein, nein, nein!“ rief Cöleſtine plötzlich mit Heftigkeit aufſpringend. Philibert beachtete ſie ernſt eine Weile. „Sie haben mich nicht gekannt,“ ſetzte ſie hinzu.

„Es mag ſeyn, entgegnete er. Sie ſind zu klug um eine Düpe vor den Augen der Welt zum Mann zu wollen.“

„Und Sie möchten eine Sclavin haben.“

„Vor den Augen der Welt würde ich ein Tyrann ſeyn, wenn die Verhältniſſe es wollten,“ entgegnete er mit ruhiger Stimme.

Ein Zornblick der Dame ruhte auf dem Sprecher, Wange und Stirn färbten ſich dunkelroth, aber der Ton ihrer Stimme war ſchon gemäßigt, als ſie nach einer kleinen Pauſe fortfuhr: „Damit Niemand ſagen könne, daß Sie die Arme Ihres Geldes wegen genommen. Das iſt freilich ſehr edel gegen ſich gehandelt, und ungeheuer männlich gegen eine Dame. Damit Ihnen Niemand eine Schwäche nachſagen kann, eine verzeihliche Schwäche, ein Weſen vom ſchwächern Geſchlechte zu mißhandeln! Wie unrecht that man Ihnen, daß Sie ohne Ueberlegung handeln ſollten!“

„Nur vor den Augen der Welt, Fräulein!“

„O großer Held, geben Sie mit Ihrem Heroenthum, das, wie das Rohr vorm Abendhauch, ſich ſchmiegt

und bietet vor Etwas, das ſchwächer iſt als der leichteſte Wind. Ein Mann ſeyn zu wollen und nicht die Stirn zu bieten dem leerſten aller leeren Dinge, dem Hauch der Rede, einem Gerücht, dem Geſchwätz und Geflüſter der Leute! Darum würden Sie ein Glück verſchmähen; aus Furcht, daß böſe Zungen ſagen könnten, ſie hätten ihn geſtohlen, würden Sie den Schatz wieder ins Meer werfen, den Ihnen eine günſtige Fee ins Netz trieb, Sie würden nicht bedenken, daß Sie damit bauen, ſäen, Wunden heilen, Leidende tröſten könnten. Das wirkliche Glück wäre Ihnen nichts gegen ein Phantom, gegen die Furcht, daß man es anders auslegte, als Sie im Sinne hatten. Oh geben Sie, geben Sie, Sie ſind ein Mann wie Alle die Puppen, nicht um ein Haar beſſer."

Sie hatte ſich raſch umgewandt. Philibert aber ging noch nicht; mit verſchränkten Armen zu ihr hinblickend, die auch noch nicht ging, ſondern das Geſicht verbarg, ſprach er: „Ehe ich zum Altar träte, würde ich des Mädchens Hand faſſen und ſprechen: liebſt Du mich ſo, daß Du um mich Dich ſelbſt, Deine Perſon, Dein Eigenthum, was Dir lieb war, Luſt und Reizung, ſelbſt den Ruf gefangen und vertrauensvoll dem Mann übergiebſt, daß Du aufhörſt zu ſeyn, was Du warſt, und nur wirſt, was er will — lebend nur in und vom Vertrauen zu ihm? Was glauben Sie, würde das Mädchen dem Manne antworten, der ihr das Vertrauen ſchenkte?"

„Der Mann, der das fordern dürfte, müßte noch geboren werden; er müßte ein Gott ſeyn von glänzenden Eigenſchaften.“ —

„Und er hat nichts Glänzendes, ſprach Philibert und faßte ihre Hand, ſein Rock iſt abgetragen, und ſein Geſicht gewöhnlich, er iſt ein gewöhnlicher Mann, aber ein Mann iſt er, und nun fragte er die Erwählte: Liebſt Du mich ſo?“

Cöleſtine zitterte: „Ich weiß nicht, was mich bewegt, dieſe Sprache länger anzuhören.“

„Ich weiß es. Ein Etwas, was Sie nicht mehr kennen, ein Etwas, das lange nicht zu Ihnen geſprochen; es traf. Sie ſuchten zur Zerſtreuung in dem Einerlei unter Larven und Narren nach etwas Pikantem und fanden — Wahres.“

„Ihre Rede iſt ſehr ſtolz.“

„Nicht ſtolzer, als der Bettler reden ſoll. Armes Herz, das nach Troſt ſuchte und meinte, weil es rings um wüſt iſt, ihn in ſich zu finden. Das ſoll nicht die Frau. Der Mann mag, wenn es öd und leer um ihn wird, ſcherzen mit ſich, die Welt bevölkern mit Dunſtgeſtalten ſeiner Laune, ſich ein Königreich träumen, und die Sternenwelten austheilen an die Fürſten der Erde. Die Schöpfungskraft iſt unſer, die Phantaſie kräftig. — Ein ironiſches Weib und eine Amazonenkönigin, worin gleichen ſich die? Mißgeburten beide. Suche Dir einen Halt, an den Du faſſeſt — geh in die

Kirche, in ein Nonnenkloſter, lagere Dich am Krankenbett der Freundin, aber am beſten: umfaſſe einen Mann, auf den Du trauſt."

Cöleſtine war nicht geangen. Das Haus war feſt gebaut, aber mitten im Zimmer kam es ihr vor, als drehten ſich die Wände.

Philibert ſtand feſt: „Iſt es ſo ſchwer zu bekennen? Ein Herz, das aus Spaß Berge der Sitte fortwälzte, Ball ſpielte mit edler Scheu, hat das nicht Kraft, einen Reſt alten Stolzes zu überwinden?"

„Iſt es gerecht von einem Manne, war die zögernde, weiche Antwort, daß er nicht die Hand reicht. Das wäre des Mannes Sache, weil er der Stärkere iſt."

Es zuckte in Philibert, ſein Auge glühte, aber er blieb — ſtehen. „Es giebt Momente, wo der Mann, und läge eine Welt ihm zu Füßen, ſich nicht bücken ſoll, ja wenn er auch wüßte, daß dieſe im nächſten Augenblicke unterginge."

„O es iſt gut, daß der Schöpfer ſeine Welt nicht in die Hand eines Mannes gab," athmete ſie auf. Sie waren ſich unbemerkt näher gekommen. Die Blicke begegneten, aber ſie ſenkten ſich. Cöleſtinens fiel auf ein Papier, das auf dem Tiſche lag.

„Mein Gedicht — wie kommt das her?" rief Philibert.

„Kannten Sie mich, als Sie mich portraitirten?" fragte ſie haſtig.

„Sie?

„Sie? — Bei Gott nein —“

„Sie kannten mich nicht und doch — doch bin ich es.“ —

Er blickte ſie verwirrt an, er ſtotterte etwas von Zufall.

„Zufall, das Zufall! Zug um Zug, leſen Sie! Nein, lügen können Sie nicht, es ſteht auf Ihrer Stirn, es war mehr als Zufall.“

„So war's des Himmels Stimme!“ rief er, und wie der volle Freudenton einer Silberglocke klang es; er hatte nie ſo geſprochen und ſie nie einen Ton gehört, der ſo geklungen, ſo warm, ſo voll und ſo gewaltig erſchütternd, daß er bis ins Herz drang und die Glieder vor Freude zitterten.

„Geben Sie Acht, ſagte die Präſidentin, er hat ſich heimlich auf und davon gemacht durch die Hintertreppe, und Fräulein Tochter werden gar nicht erſcheinen.“

„Es wäre auch zu abenteuerlich,“ bemerkte der Baron.

Die Gäſte lächelten ſich an. Der Präſident war mißvergnügt auf- und abgegangen: „Ich dächte, wir fangen an.“

„Sie kommen!“ rief es plötzlich.

Die Thür ging auf. Philibert, Coleſtinen am Arm, trat ein. Ein wie anderer Philibert, als der

durch dieselbe Thür vor einer Stunde hinausgegangen war, eine wie andere Cölestine barg ihr Gesicht — an seiner Seite.

„Theuerste Eltern, sprach er mit einiger Feierlichkeit, so kommen wir denn, Ihren Segen uns zu erbitten zu einem Seelenbunde, dem Ihre Güte heut endlich das Siegel aufgedrückt, und Sie erlauben, daß ich meine Braut den verehrten Freunden vorstelle, von deren innigster Theilnahme an meinem Glücke ich mich so fest überzeugt halte, als meine Cölestine und ich wissen, wie lange schon dieser Bund geschlossen war, ein Geheimniß für die Welt, selbst für die, welche er zunächst anging. Ja, möchte allen Paaren, die so treu, so ausdauernd wie wir geliebt, so die Berge der Hindernisse, so die Drachen der Zwietracht und andere überwältigt, ein solcher Lohn der Anerkennung entgegenlächeln; und doch, was ist dieser Lohn gegen das Bewußtseyn dessen, was wir uns waren, ehe denn wir wußten, daß so vorurtheilsfreie Eltern, gerührt vom selbstmörderischen Grame unserer Liebe, ihr segnendes Jawort über den Bund unserer Herzen sprachen. Und nun an die Brust Deines Geliebten, und Du sprich es aus, wie lange es dauern wird.“

Cölestine seufzte tief: „Ewig!“ an des Assessors Brust. —

Die Präsidentin fühlte sich gerührt, und der Präsident auch. Der Assessor umarmte die Herren. Die

Präſidentin fragte, als die Reihe an ſie gekommen, die Tochter zu umarmen: wie denn das zugegangen; erhielt aber keine Antwort. Es wurde viel geweint, ehe man ſich zum Beſton niederſetzte; aber während deſſen ſaßen der Aſſeſſor und ſeine Braut in der Fenſternische und ſprachen ſo ununterbrochen mit einander, daß die Präſidentin gar nicht begriff, was ſie ſich ſo viel zu ſagen hätten.

Noch am ſelben Abende wußte das halbe Collegium von dem Ereigniß; die theilnehmenden Freunde konnten dem Aſſeſſor indeß am Morgen nicht in ſeiner Wohnung gratuliren, denn er hatte ſie ſchon in dieſer Nacht auf den Wunſch ſeines Schwiegervaters mit einigen Zimmern im Hotel von Arkadien vertauſcht. Ueberhaupt war der Präſident mit ſeinem Schwiegerſohne ſehr zufrieden, denn bei den Brautjaamsviſiten hatte er ſich ſo nobel präſentirt, daß die Stadt über die Verwandlung des „genialen" Aſſeſſors viel Redens machte. Einige ſchrieben ſie der Liebe zu, der Präſident aber lächelte, denn er wußte, daß noble Geſinnungen wohl vom Vater auf den Sohn, nicht aber von der Frau auf den Mann übergehen.

Beides wurden Philibert und Coleſtine nach wenigen Wochen, jener daneben Rath und dieſe Räthin, aber nur in ihrem Departement, was ſich verläufig auf einen ziemlich engen Kreis in einer kleinen Stadt beſchränkte. Aber jede Briefpoſt brachte dem Collegium neue Belege von Philiberts außerordentlicher Thätigkeit. Ehe ein Jahr verſtrich, war er, wie Mehrere ver-

ausgesehen haben wollten, in die Hauptstadt berufen, um sie im nächstfolgenden als Director zu verlassen. Als er im dritten Vicepräsident wurde, hatte der wirkliche Präsident außerdem die Freude, daß sein Schwiegersohn geneigt schien, wegegen er sich so lange gesträubt, ein Adelsdiplom anzunehmen. Nähere Freunde des ehemaligen Assessors behaupteten jedoch, die Freude des Vaters werde bedeutend geschmälert werden, wenn er erführe, daß Philibert damit umginge, gegen alle Heraldik einen Papier-Drachen in sein neues Wappen aufzunehmen. Ja Einige wollten haben, daß er nur darum sich nobilitiren lasse.

Auf die Frage eines neu eingetretenen Referendarius: woher der Herr Vice-Präsident eine so außerordentlich rasche Carriere gemacht, antwortete Jemand, weil er endlich herausgebracht, woher der Wind komme, eine Entdeckung, welche, da der Staat eine Windpapiermühle zu den neuen Staatspapieren anzulegen gesonnen, damals von noch größerer Wichtigkeit gewesen sey, als die eines demagogischen Complotts.

Eine Parlamentswahl.

Der Redner hatte geendet, der Sheriff erhob sich und stellte die Fragen. Ein unermeßliches Meer von Händen erhob sich zu Gunsten des Whigkandidaten. So weit man den Markt übersehen konnte, nichts als ausgestreckte Arme. Einen Augenblick Todtenstille, dann wie aus Einem Munde ein Jubel, daß die Erde zu beben, die Luft zu zittern schien. Die Fensterflügel klirrten, die ausgehängten Gewerbsschilder flatterten von dem einen Namen: „Lord Bramfield für immer!“

Noch einmal, wie um sich selbst zu überzeugen, daß es keine Täuschung sey, reckten sich die Arme, die Finger spreizten sich; man stand auf den Zehen, heraus, und der stehende, körperliche Beweis, daß die Grafschaft sich für den liberalen Candidaten entscheide, dauerte über eine Minute. „Haben die Tories keine Arme?“ flüsterte es erst noch bang; sie konnten noch aus einem Winkel hervorschießen, aus der Erde wachsen. Dann aber, als die Gegenprobe darauf dar, daß die Besorgniß ohne Grund, und ihre Arme nicht mit ihren Zungen Schritt hielten, loste sich die Drehung in einen

Guß und Strom, der, widerſtandlos hinfluthend, zur Ausgelaſſenheit der Gefühle wurde. Die Mützen und Hüte flogen, die Tücher und Fahnen flatterten aus allen Fenſtern, man ſprang, tanzte, jauchzte. Auf allen erhabenen Orten blähten ſich die Bander, Farben, Standarten des Siegers; eine mächtige Fahne entfaltete ſich vom Balkon des Hauſes, wo das Whigkomité reſidirte, und Trompeten und Pauken ſchmetterten und wirbelten. Selbſt die Zeichen der unterliegenden Partei, welche ſo ſtolz und drohend aerragt während der anſcheinend erfolgreichen Reden ihrer Sprecher, mußten ſich allmählig ſenken, oder ganz eingezogen werden, denn der Pöbel fing hie und da ſchon an, drohende Miene gegen die Häuſer zu machen, wo man nicht in den Jubel einſtimmte, und die Tücher der Damen dem Sieger auf den Huſtings nicht beſtändig zuwehten.

Dieſer, eine hohe Figur von ſeinem Anſtande, konnte nicht genug Hände ſchütteln Allen, die zu ihm heraufkamen, um Glück zu wünſchen. Der ſatiriſche Mund, die ſchlauen Augen in dem blaſſen, länglichen Geſichte verriethen indeſſen eine Freude, die von der des Volks verſchieden war; etwa wie ein geſchickter Theaterdirigent lächelt, wenn ein Schauſpiel, auf das er kein volles Vertrauen geſetzt, doch reuſſirt. Deſto beredter ging es in den einzelnen Gruppen her. „Das iſt das erſte Mal, daß die Torys in unſerer Grafſchaft unterliegen. Der Tag wird für alle Zeiten ein Feſt

bleiben." — „Es leben die wackern Freeholders!" — „Reform für immer!" — „So handgreiflich fiel noch keine Wahlſchlacht aus!" — „Wie in die Erde verſunken ſtehen die Großmäuler." — „Sie trauen noch ihren Augen und Ohren nicht." — „Wie ſtolz kamen ſie angefahren, und wie demüthig werden ſie abziehen!" — „Die Pferde ſchämten ſich ihrer Herren; man ſolle ſie ihnen ausſpannen, damit die Ariſtokraten lernen, was zu Fuß gehen heißt."

Der dicke Wirth zur fliegenden Schnepfe, der thätig beim Comité an den Huſtings geſtanden, arbeitete ſich jetzt mächtig und mit ſchreiender Stimme durch die Maſſen. „Huſſah, ihr Jungen, munter! — Seyd ihr Maulwürfe, oder freie Engländer? Reißt die Mäuler auf! die Stimme eines echten Reformers muß lauter klingen, als die Glocke auf der Kathedrale. Lord Bramfield für immer! Reform für immer! Nieder mit den Ariſtokraten! Nieder mit den Privilegien! Zum Kehraus mit den Hochkirchlern! — Die Peſt auf Peel und Wellington! Trinkt, ſingt, ſpringt! Altengland iſt frei. Sau! Ale heraus, Porter, Branntwein! Schenk' Grey und Whitby den guten Leuten; im Himmel wird's angeſchrieben. Lord Bramfield ſoll leben und die wahre Liberalität! Schnell! ſiehſt Du nicht, die Gentlemen ſind durſtig und die Ariſtokratie ſteckt die Köpfe zuſammen. Lauter, lauter geſchrien, daß ihnen der Sitz wackelt; ſie denken ſonſt, wir ſind lau geworden."

Die Aufforderung blieb nicht ohne Erfolg. Sara schenkte ein, die Leute, die schon getrunken hatten, tranken noch immer mehr, und ein Dutzend Arbeitsleute, meist Irländer, erhoben ein Geschrei, daß der Wirth sein eigenes Wort nicht hörte und kaum sich mit dem wirklichen Gentleman, der sein zahlender Gast war, verständigen konnte.

„Sollten sie wirklich noch überlegen können?“ fragte ihn dieser. Das rothe Gesicht des Baronet wurde ja beim Handaufheben blaß wie der leibhaftige Tod. Er wäre einacknickt, wenn ihn seine Freunde nicht gehalten hätten. Sollte er noch auf dem Poll zu bestehen wagen?“ —

„Er wagt nichts, sprach ein anderer Gentleman; Er besteht auf nichts, Er will nichts, und Er ist nichts. Aber eben darum ist er der brauchbarste Candidat für die Torys.“ —

„Zerschlagt ihnen ihre Fenster, ihre Kutschen und ihre Hirnschädel, und schreit mit tausendmal tausend Stimmen: wir wollen Brod und nicht Euch! was gilt's, sie hören: wir wollen Euch und kein Brod! Aber wenn ihnen ihr Lord Eldon ins Ohr salbadert: „„Das Volk von Englaud ist gut, und will lieber verhungern, als daß Euch eine einzige Pfründe in Irland um ein einziges Pfund gekürzt wird,““ sie glauben's.“ —

„Sie glauben's!“ wiederholte der dicke Wirth die Worte des magern Schulmeisters, und drehte sich wie

ein Kreisel umher, zum Beweise, daß seine Peripherie im rechten Schwerpunkt ruhte. „Keine Vernunft mit ihnen, keine Gründe! schreit, schreit! das ist die einzige Raison, die durchdringt."

Aber ein gellender Schrei anderer Art unterbrach den Wirth und seine Gäste. Er kam von den Hustings. Ehe man ein Wort verstand, wußten Alle, was es galt. „Sie verlangen den Poll!" die Gesichter der Reformer erblaßten auf einen Augenblick. Auch war für einen Augenblick ein, gegen den vorigen Lärm tiefes Schweigen eingetreten; denn die Ueberraschung, daß die Gegenpartei nach der so entschiedenen Wahlschlacht noch auf Stimmenzählen bestehen konnte, war größer noch, als die über den unerwarteten Sieg. Aber um so lauter tobte jetzt die Wuth. Ein Zischen, Pfeifen, Heulen begrüßte die auf einen Fleck zusammengedrängte Aristokratie von Seiten ihrer nächsten Umgebung, die ihnen doch noch ein willkommener Schutz war gegen den dahinter rasenden Pöbel, der schon nicht mehr Mützen und Hüte in die Luft schleuderte, sondern mit Scherben und Koth warf. Die Torwedner hatten sich mit ihrem Candidaten von den Gerüsten flüchten müssen, die einige betrunkene Irländer erkletterten, die blauschwarzen Fahnen des Baronet niederrissen, beschmutzten, mit Füßen traten, und die abgebrochenen Latten zu Waffen umschufen. „Nieder mit den Aristokraten!" — „Tod den verstockten Geldbeuteln!"

tobte ein Heil wüthender Leute, von der Mitte des Marktes herdrängend. Besonders trafen ihre Drohungen den unglücklichen Candidaten der Tories, den ehrenwerthen Sir Nathanael Butterblossom, der aber glücklicherweise nichts davon hörte. Denn seine Freunde hatten den halb Ohnmächtigen bereits durch ein Haus in eine andere Straße geleitet, von wo seine Equipage ihn aus dem Marktflecken und einem Lärmen, dem er nicht gewachsen war, entführt hatte.

Die Lage der Torys wurde immer mißlicher. Eine Magistratspersen konferirte mit den Hauptern der Aristokratie, ob man Anstalt machen solle, die Aufrubrakte zu verlesen. Eine junge Dame zu Pferde, deren Blicke und Worte von Einfluß auf die Partei schienen, war dagegen. „Laßt sie doch toben; etwas Schmutz und Ziegelsteine lassen sich doch um Altengland ertragen.“ —

„Die Aufrubrakte! brullte ein baumstarker Kerl aus dem Gedränge, der die Scene belauscht; sie wollen die Aufrubrakte lesen. Heran, brave Burschen, daß wir auch davon was hören. Heran! heran!“ — „Sie wollen gezählt seyn, Kopf für Kopf, wir wollen ihre vorher markiren, daß keiner doppelt zählt!“ rief ein Anderer. „Sie möchten die Husaren von Manchester auf uns loslassen,“ haranguirte der Vorige, auf den Schultern von ein paar Kameraden emporgehoben, das Volk. „Sie weinen, daß die Zeiten von Lord Castlereagh vorüber sind; der aß sieben Schotten zum Früh-

ſtück, drei Engliſche zu Mittag, und unter einem Dutzend Irländer ſeden Abend konnte er nicht ruhig einſchlafen, aber bloß gemeines Volk, wie ihr und ich. Das thut nicht Noth fürs Gemeinwohl, will nur eſſen, trinken und Luſt ſchnappen. Die Luſt iſt für die Torys allein, Brod und Roaſtbeef für die Reichen, und Grog und Claret für die Kirche. Hört doch, wie ihnen die Zähne vor Wuth klappern, daß ihr davon was abhaben wollt."

Der tobende Haufen, der, ſeinem Redner Daniel folgend, mit Gewalt heandrängte, ſchien in dem berauſchten Zuſtande, in dem die meiſten ſich befanden, zu allen Thätlichkeiten aufgelegt, und die blaſſen Geſichter der Gentry verriethen ihre diesmal wohlbegründete Furcht den hohnlachenden Gegnern. Aber eine andere Strömung brachte ihnen unerwartete Rettung. „Platz! Platz!" riefen kräftige engliſche Stimmen, von noch konſiſtentern Fäuſten und Leibern unterſtützt, und der wildanbrauſende Bergſtrom des aufgehetzten Pöbels prallte ab vor dem gewaltigen Strome der Bürger, welche im Triumphzug ihres Candidaten ſich zwiſchen Radikale und Torys ſchoben. Läufer, Reiter voran, bunt befiedert mit Fähnlein, die, in die Luft geſchleudert, wieder gefangen wurden; Zunftgenoſſen, ſchnell geordnet, folgten, und ein vielfach verſchlungenes Geſpann wohlbeleibter zweibeiniger Neſſe zog den Wagen des Triumphators. Wer nur einen Zipfel der Riemen

und Stricke faſſen konnte, ſchien glücklich, in ihrer Mitte aber an der Deichſel ſelbſt war der Glücklichſte, der Wirth zur fliegenden Schnerfe, deſſen glutrothes Geſicht und glänzende Augen viel eher einem Triumphator angehörten, als das halb ſchüchterne, halb lächelnde Antlitz, und die feinen, runden, prüfenden Augen deſſen, der auf dem Wagen ſtand. Und mit Recht, denn der Wirth zur fliegenden Schnerfe zog den Wagen, und der Lord wurde gezogen, und vom Wirthe war dieſer hier ungewohnte Aufzug in raſchem Impulſe veranſtaltet und ſiegreich durchgeſetzt worden, während der Lord ſich nur ungern und auf die Vorſtellung ſeiner Freunde, daß es nothwendig ſey, den Seinigen Muth zu geben und den der Gegner niederzuſchlagen, dazu hergegeben hatte.

Dem eleganten Nobleman, der ſich mit aller Grazie auf getäfeltem Boden bewegen mochte, ſah ein ſcharfes Auge das Unbehagliche ſeiner Stellung auf dem ſchwerfälligen Wagen an, welcher mit Blumen, Guirlanden, Bändern und Fahnen unförmlich überdeckt war. Mochte doch auch das Lächeln auf ſeiner blaſſen Lippe nur zur Hälfte der Siegesfreude, zur andern aber dem Vergleiche gelten, den er ſelbſt zwiſchen ſich und einem Pfingſtochſen anſtellte. „Wir bringen ihn!“ donnerten die Blicke des Wirths zur fliegenden Schnerfe die Ariſtokratie an, und die Muſik und tauſend trunkene Stimmen brüllten das rule Britannia dazu, während der

Gefeierte, auf einen jüngern Mann geſtützt, mit der andern Hand dankte, und zugleich mit feiner Sitte die Häupter ſeiner Gegner grüßte, eine Höflichkeit, die, angeſehen ihre bedrängte Stellung, auch als Perſifflage gelten konnte.

„Lord Bramfield für immer!“ in dieſen Ruf löste ſich Freude, Haß, Hohn und Wuth auf. Dem Zuge, dem zu widerſtehen keine Möglichkeit war, ſchloſſen ſich Furcht und Wuth unwillkührlich an, nämlich der tobende Haufe ſowohl, als die Meiſten von der bedrohten Gegenpartei, die am ſicherſten auf dieſe Weiſe den Augen ihrer aufgeregten Feinde zu entgehen meinten. Noch einmal ſchien Alles, was auf dem Markte, in den Straßen, in den Fenſtern und auf den Dächern athmete, eines Sinnes und ein und daſſelbe Feſt zu begehen. Fußgänger, Reiter, Equipagen, Trunkene und Nüchterne, Alles folgte in endloſem Gewühl dem Whigkandidaten und hörte, wo der Zug hielt, den Worten des Mannes jauchzend zu, der ſchwur, daß ſein Herz, ſeit es geſchlagen, das eines Whigs geweſen, daß es geblutet bei den Leiden des Volkes, daß es für die Reform zu leben und zu ſterben entſchloſſen ſey.

Nur die junge Reiterin, welche vorhin gegen das Einſchreiten des Magiſtrats geſtimmt, hatte ſich dem Zuge nicht angeſchloſſen, ſondern unerſchrocken ihren Weg mitten durch das Volk in entgegengeſetzter Richtung eingeſchlagen. Auf ihrer ſtolzen Stirne ſtand ihr

Glaubensbekenntniß, ja etwas von spöttischer Nichtachtung gegen die Menge schwebte unverkennbar über den Lippen, und doch flog weder ein Stein gegen diese stolze Stirne, noch griff eine rohe Faust ihr in die Zügel, obgleich kein schützender Ritter ihr zur Seite war, und Jeckens nur mit Mühe der Gebieterin sich nachdrängten. Ja, es schien, als suche sie muthwillig ihren Weg durch die dichtesten, tobendsten Haufen, und ihr aristokratischer Blick schoß auf die lautesten Schreier, und brachte sie in der That zum Schweigen, so lange er traf. Als sie vor der Stadt rasch aus dem Sattel gesprungen und sich in den Rücksitz der vierspännigen Kutsche geworfen, die hier auf sie wartete, brach ein unwillkührliches Gelächter aus dem schönen Munde.

„Dünkt Sie jetzt der Auftritt lächerlich?“ fragte die verwunderte Begleiterin.

„Ja, gewiß,“ sagte die Lady. —

„Vorhin schien es mir doch nicht, erwiederte die Begleiterin. Als die hunderttausend Hände aufschossen, wie eben so viel Feenköniginnen aus einem Aehrenfelde, und selbst das kupferrothe Gesicht des guten Sir Nathanael blaß wurde —“

„Haben Sie mich auch blaß werden, fiel die Dame ein; das war nur das Unerwartete. Weshalb erschrekken wir vor Gespenstern? Weil wir nicht an sie glauben. Die Gewohnheit thut Alles; da glauben die guten Bürger auch, sie seyen mit einem Male unabhängig

gig von denen, die Jahrhunderte lang für ſie dachten, ſorgten, ſprachen, wachten; ich glaubte es auch auf einen Augenblick, aber es ſind die guten, alten Engländer, ſo abhängig, ſo fügſam, ſo gehorſam unter der Macht der Gewohnheit, als Sie, liebe Miß Wilſon, und ich und wir Alle."

„Wahrhaftig, Mylady, danach ſah es nicht aus, als ihr Gebrüll uns den Tod ſchwor."

„Die guten Leute ſind gewohnt, zu gehorchen, und ſie thaten nichts, als was ihre neuen Herren ihnen befohlen hatten."

„Aber dieſe neuen Herren haben über uns geſiegt."

„Weil ſie allen Trumpf auf einmal ausſpielten. Um ein verlornes Spiel gibt man die Partie nicht hin. Erinnern Sie ſich noch unſerer Diana? Wenn ſie ſich auch noch ſo lange verlaufen hatte, ſie kehrte immer wieder zurück, wenn mein Vater mit der Peitſche knallte; denn ſie fand es nirgends ſo gut, oder ſie hatte ſich an uns gewöhnt, oder, wenn Sie wollen, an die Peitſche meines Vaters."

„Die gute Diana iſt nun todt!"

„Aber das gute Volk von England lebt noch und wird ſo zu uns zurückkehren, wie die gute Diana."

„Beim Himmel, Mylady, es iſt gut, daß uns das gute Volk nicht zuhört, ſondern nur das widerwärtige Schneegeſtöber."

„Sehen Sie, wie der Schnee in meiner warmen Hand schmilzt, so werden ihre Stimmen zusammenschmelzen, wenn wir mit rechter Wärme zugreifen.“

„Ach, Mylady, wie viel Schnee bleibt außer Ihrer Hand liegen! Außerdem, was wollen Sie thun, wenn nun unser guter Sir Nathanael absolut nicht mehr will?“

„Er muß.“

„Nein, nein! Der Friedensrichter und der Major Warbuton saaten vorhin, er habe hoch und theuer geschworen, kein Teufel solle ihn mehr in die Wahlschlacht bringen, und wenn das Parlament darüber untergehen sollte. Er ist nach Butterblossem-Hall zurück. Mylady, was wollen Sie thun?“

„Wenn es kein Teufel soll, so wird ihn ein Engel wieder ins Gefecht führen, wie er mich nennt,“ antwortete die Lady, an der Schnur ziehend, und befahl dem Kutscher, auf der Stelle umzuwenden und nach dem Landsitze des Baronets zu fahren.“

„Mylady! jetzt — in der Nacht — im Schneetreiben — es sind an zwanzig Meilen!“

„Und wären es hundert. Wir haben nur Einen Sir Nathanael, und keinen Kandidaten mehr, der so viel Aussicht hätte.“

Die Gesellschafterin und die Dienerschaft kannten zu gut den Charakter der Lady, um noch eine Vorstellung zu wagen. Der Schnee war beim Umwenden

des Wagens dermaßen durch das offen gelassene Fenster eingedrungen, daß sie ihre Kleider abschütteln mußten. Selbst die Pelze, in die sie sich jetzt erst zur Nachtfahrt einhüllten, waren feucht, und der Boden so naß geworden, daß sie in unbequemer Stellung sitzen mußten. Die Lady lachte über die Anstrengungen ihrer schaudernden Gefährtin, es sich bequemer zu machen, ohne die warme Verhüllung aufzuopfern.

„Sie bedenken nicht, Mylady, entgegnete diese, daß mich kein patriotisches Feuer, wie Sie, erwärmt, und die Aussicht auf die geistreiche Unterhaltung morgen früh am Kamin in der Butterblossom-Halle nicht eben trösten kann für eine schlaflose Winternacht auf der Landstraße. Wäre es noch ein galanter Lord Bramfield, um den zwei Damen sich Mühe geben; aber um einen podagraischen Sir Nathanael, der, wie ich glaube, in seinem Leben keiner Dame ein artiges Wort gesagt hat! Es ist ordentlich lächerlich, daß die Torys keinen bessern Kandidaten auftreiben können, und der noch dazu um Gotteswillen gebeten werden muß."

„Ist der eitle, alte Fat drüben nicht noch viel lächerlicher, entgegnete die Lady, der von Pariser Wassern duftet, und nichts weiß, als den Damen Süßes zu sagen? dieser mit Einemmale ein Held der Freiheit und Vertreter der Volksrechte! Sahen Sie nicht, wie es ihn schmerzte, als die guten Leute ihm die zarte Hand so herzhaft drückten?"

„Ich begreife auch nicht, ſagte die Geſellſchafterin, weshalb die Whigs nicht lieber ſeinen jungen, hübſchen Neffen, den Sir Edward, wählten. Ich gäbe ihm viel lieber meine Stimme.“

„Ich nicht, fiel die Lady ſcharf und raſch ein. Ueberdies ſahen Sie ja, daß der junge, hübſche Neffe lieber Figurantenrollen ſpielt. Er nahm ſich ſehr hübſch aus als Wappenhalter, oder Herold, oder was er da auf dem Triumphkarren vorſtellen ſollte.“

„Mylady haben ihn ja nicht angeſehen. Sie wandten ihm ſo raſch den Rücken, daß Sie nicht einmal ſeinen Gruß bemerkten.“

„Abgewandt, ich? — Mir iſt er ganz gleichgültig; er kann gehen, kommen, da ſeyn, oder fort ſeyn. Meinethalben können ſie ihn auch zum Parlamentsgliede wählen. Er wird ſo gut als ein Anderer auf den leeren Bänken ſchlafen. Aber das will ich jetzt auch. Gute Nacht!“ Die Geſellſchafterin drückte ſich lächelnd in ihre Ecke und verſuchte dem Beiſpiel ihrer Lady zu folgen.

Indeſſen war es im Städtchen munter hergegangen. Die Wahlſchlacht hatte ſich in eine patriotiſche Mahlzeit verwandelt, von der man jetzt viele ſchwer Getroffene über die Rudera der Wahlſtatt, zerſchlagenes Geſchirr, Bänke, Flaſchen und Gläſer, ſtolpern und auf dem Heimwege den unſichtbaren Sternen am Ho-

rizont, oder den sichtbaren, die sich in Form von Schneeflocken zur Erde herabließen, patriotische Toasts zurufen sah. Der Wirth zur fliegenden Schnepfe leuchtete in seiner Begeisterung eigenhändig den letzten Gästen mit der großen Stallaterne bis auf die Mitte des Marktes. Ralph Digby galt für einen stolzen Mann, und einen, den zwei, drei, auch mehr Flaschen in seinen Prinzipien nicht wankend machen konnten. Heute waren Stolz, Grundsätze, Festigkeit und Charakter hin mit der Uebermacht der Torys. Auf sein baares Haupt, den kahlen Scheitel, die Vollmondswangen und das Doppelkinn träufte, lindernd die innere Glut, der kalte Schnee, und lockte, was sonst nur der Rauch aus seinem Kamin vermochte, Thränen in seine Augen. „Da stand sie, lallte seine gerührte Stimme, und er zeigte mit der Laterne nach dem Ort, da standen sie, Roß und Wagen, Wagen und Rosse, und unter ihren Füßen wollten sie uns zertreten. Und wo sind sie nun hin, die uns untertreten wollten, Wagen und Rosse? und wir, meine Freunde, stehen und wanken nicht."

Aber schon im nächsten Augenblick war das nicht mehr der Fall, denn er lag, indem ihm zwar nicht die Torys, aber Einer, der aus seinem eigenen Keller für dieselbe Sache Begeisterung getrunken, heimlich ein Bein unterschlagen hatte. Noch zwei Gäste, an denen er sich halten wollte, lagen mit ihm, und der lange Daniel, der Volksredner, lamentirte hinter ihm: „Da

ſtanden ſie, und wo liegen ſie nun!“ Und dabei wußte er geſchickt, indem er um Beiſtand für die Gefallenen rief, die Herantaumelnden auch fallen zu machen, und die da verſuchten, ſich aufzurichten, aufs Neue in den Schnee zu ſtoßen, ohne daß einer der Trunkenen ſeine Bosheit merkte. „Einer muß den Andern halten, ohne Einigkeit fallen wir Alle!“ rief er, mit ausgebreiteten Armen auf einen ſchwerfälligen Aldermann fallend, und ſchug, ſtatt ihn zu halten, mit ihm nieder, doch ſo, daß der Aldermann unten, und er über ihm zu liegen kam. Der Aldermann fand, daß er unbequem lag; aber ſeine Stöße trafen nicht den langen Daniel, ſondern fuhren einem Dritten in die Rippen. Ein Vierter, der etwas von der Erwiderung des Dritten abbekam, ſtieß ärgerlich rechts und links um ſich, und ſelbſt der Wirth zur fliegenden Schnepfe erwachte aus ſeiner ſentimentalen Stimmung, um die Equipagen der Ariſtokratie, die nicht mehr vor ſeinem Hauſe ſtanden, über den Fäuſten der Commoners, die über ſeinem Kopfe ſchwirrten, zu vergeſſen. „Licht her!“ ſchrie er, als mit Einemmale die große Laterne klirrend gegen die Pflaſterſteine ſchlug. „Licht her! wiederholte der Irländer; zu Hülfe guten Engländern, die untergehen in Finſterniß und Aberglauben!“ — Es war ein allgemeines Stoßen und Schlagen geworden, ein Handgemenge, in das die Erſten, welche Hülfe zu leiſten herbei kamen, unwillkührlich mit hinein geriethen, und der immer dich-

ter fallende Schnee verdeckte und beleuchtete die wüthenden Gruppen der Kämpfer, die verwirrten Knäuel der Liegenden, Ringenden, Anprallenden. Außer Perrücken, Hüten, Stöcken, die weit umher flogen, ging in diesem Gefechte, von dem nachher Niemand die Ursache und den Zweck wußte, noch Vieles verloren, was sich nie wieder fand, und die halbe Bevölkerung des Marktes und die ganze an den Fenstern mußte mit Licht, Geschrei und Armen beispringen, um dem Tumult ein Ende zu machen. Dem sehr geschlagenen Wirth zur fliegenden Schnepfe half der dienstfertige Daniel endlich nach Haus, und er versicherte ihn, kein Anderer als die heimlichen Torys haben das angestiftet, um Uneinigkeit unter die Whigs zu bringen.

Sara empfing den zerschlagenen Sieger mit einem Donnerwetter, und man sagt, daß es sich spaterhin in der Schlafkammer noch thätlicher entladen habe, dermaßen, daß der Wirth zur fliegenden Schnepfe noch in derselben Nacht zur Besinnung und Ueberzeugung gekommen, daß es nicht die Torys, sondern der schädige Irländer gewesen, der ihn zu Fall gebracht. Diesen selbst aber zankte Sara, als er um eine Erkenntlichkeit für den christlichen Liebesdienst, den angetrunkenen Gatten nach Hause geführt zu haben, anhielt, mit einer Ladung Schimpfworte, denen sie die Feuerzange und selbst die Pantoffeln nachzuschleudern entschlossen schien, von der Schwelle: Gentlemen, die be-

zahlen, könnten in ihrem Hause so whigistisch und reformistisch seyn und schreien, als es ihnen Vergnügen machte; aber wenn solch ein bettelnder Hungerleider aus Irland liberal seyn und mit seiner Katzenstimme die Gentry, Noblemen und Ladys von ihrer Thüre fortscheuche, so wolle sie keine ehrliche Landlady seyn, die ihr Stuhl in der Kathedrale jährlich siebzehn Schillinge koste, oder ihm solle auf sein blatternarbiges Gesicht mit siedender Lauge geschrieben werden, was Ordnung in Altenaland sey. Damit flog die Thür hinter ihm zu, daß selbst das zahlende Whigkomité, das sie in ihrer Eckstube duldete, die Wirkung spürte.

In diesem Komité, wo sehr ansehnliche Mitglieder zu Gericht und Tisch saßen, war man über die eine Frage, ob die Torys noch die Möglichkeit eines Erfolgs hätten, längst einig. Aber so oft sich auch das Votum einstimmig dahin aussprach, es sey unmöglich, wiederholte sich der Zweifel: weshalb fordern sie noch das Stimmenzählen. Ein Redner erhob sich:

„Gentlemen, wenn ein Geschäftsmann am Bankerott ist, so giebt er Gelage und Bälle, um seine Gläubiger zu täuschen und seinen Kredit zu erhalten. Darin ist Vernunft. In der Religion eines Hochtory ist nur Unvernunft, deren Kennzeichen ist, daß sie sich selbst betrügt. Andere können sie nicht mehr täuschen, darum täuschen sie sich, und lügen sich vor, was außer ihnen Niemand glauben kann, nämlich, daß sie noch

feſt ſtehen, nachdem ſie keinen Boden mehr haben. Gegen den Sturm drücken ſie die Augen, gegen den Donner die Ohren zu. Die Hände, die man ihnen entgegenſtreckte, haben ſie zurückgeſtoßen. Nun, da ihr Schiff vom Anker geriſſen, freuen ſie ſich noch, wenn es auf der Spitze einer Welle ſchwebt, weil ſie einen Augenblick hoch ſtehen, ehe ſie im nächſten in den Abgrund ſchießen. Ehe ſie von ihrem Hochmuth laſſen und zu uns herabſteigen, halten ſie ſich an Spinnweben, Wolken, Schatten. Was wundern wir uns denn, daß ſie in dieſer unſerer Grafſchaft das Nothwendige noch für unmöglich, und das Unmögliche noch für ausführbar halten, wo ſie noch ehegeſtern durch ganz England ſchrien: die Reform iſt unmöglich? Was wundern wir uns, daß ſie Stimmenzählen fordern, wo alle Stimmen gegen ſie ſind? Mir iſt es lieb, Gentlemen, daß ſie den Poll fordern, ſonſt würden ſie nachher ziſcheln, ſie hätten aus Liebe zur Ruhe dem Ungeſtüm nachgegeben; es ſey noch gar nicht ausgemacht, ob die Grafſchaft uns wolle, und wenn der Sturm der Leidenſchaften ſich gelegt, werde die alte Anhänglichkeit wieder vertreten, und wie ihre Ammenlieder lauten, mit denen ſie ein freies, verſtändiges Volk einlullen. Gentlemen! es ſind nicht mehr die alten Zeiten, wo zwei Parteien um die Herrſchaft kabalirten. Das neue, ſeiner Kraft und ſeines Werthes bewußte England fordert von jedem Bürger, daß er ſich entſcheide: für Pal-

liative gegen das alte Uebel, oder für eine rasche Radikalkur. Dank ihnen, daß sie selbst die Frage auf die Messerschneide brachten. Wenn Menschen Vernunft beizubringen ist, die von der Verstocktheit geboren, vom Aberglauben gesäugt, von der Blindheit unterrichtet wurden und vom Vorurtheile leben, dann wird die nächste Wahlschlacht wie ein Blitz aus heiterm Himmel ihnen den Abgrund ihrer Unvernunft zeigen, und wenn sie heute schon verlassen stunden, wo nur die Hände aufgehoben wurden, werden sie daliegen wie Ausgestossene und Abgestorbene, wo die Köpfe zählen."

Obgleich die Anwesenden Master Murphy's Rede Beifall zollten, sah man doch Andere emsig auf einer langen Namensliste nachrechnen, auf welche Stimmen man beim Poll zählen könne, und wo es unbestimmt bleibe.

„Die Vernunft ist so klar, nickte ein dicker Mann mit blinzelnden Augen, die breiten Hände auf sein Goldrohr gestützt und das breite Kinn auf den breiten Händen, dem jüngern Manne zu, der ihn in die Gesellschaft geführt, daß ich eigentlich nicht begreife, wozu noch Stimmen nöthig sind. Nach dem Vortrag des ehrenwerthen Herrn macht sich ja die Sache von selbst."

„Meint Ihr, Sir Jedediah? erhob sich ein stattlicher Mann mit gebogener Nase und militärischem Blicke; ich meine, wenn die Whigs sich auf die Vernunft verlassen und nicht auf ihre Geschicklichkeit, so

ſchickt die Grafſchaft noch dreihundert Jahre die Butterblosſoms ins Parlament, und wenn ſie mit jeder Generation noch alberner werden, als ſie jetzt ſind. Die Vernunft iſt eine freie Waare, die aber erſt Werth bekommt, wie der Wein im Faß und das Getreide im Sack, wenn man ſie zu ſeinen Zwecken verarbeitet. Und doch bleibt ſie nur ein Schreckſchuß, womit man Gimpel verſcheucht. Dieſe Rhinocerosſe, die Eure Reisfelder abweiden und Euch dabei Thränen der Rührung vorweinen, daß man ihr altes Recht ſtören will und ſie von denſelben Feldern fortjagen, auf denen ihre herrlichen Väter und Großväter die Früchte zertraten und zerſtampften, ſie wollt Ihr mit Vernunft ſcheuchen? Nur die Gewalt thut's. Wodurch ertrotzte England die Reform? Etwa durch den ſonnenhellen Beweis der ſchreienden Ungerechtigkeit? Der Schein prallte von der dicken Haut ab, ihre Krokodillaugen trieften und ihre Ubuſtimme krächzte: „„Unſere Väter waren beim Alten glücklich, warum wollen wir es nicht ſeyn.““ — Allein die geſchickte Drohung, unſer wehklagegebrachtes Geſchrei ſetzte es durch; nicht aus Vernunft, aus Furcht ſagten ſie endlich ja. Und nach dieſem Beiſpiel glaubt Ihr von unſern Tories, den blindeſten vom Lands-End bis zum Tweed, daß ſie nachgeben, daß es ſich von ſelbſt machen wird? So lange drei Hände ſich für ſie erheben, ſage ich Euch, werden ſie intriguiren, und wenn der Poll für uns dreitauſend und für ſie drei

ſicht, werden ſie noch hoffen und auf einen Umſchlag rechnen. Keinen Augenblick dürfen wir die Hände in den Schooß legen, keinen Moment verſtummen. Unſere Feuerwerke müſſen praſſeln und ihre Augen blenden, unſer Geſchrei ſie keine Minute ſchlafen laſſen; imweniren müſſen wir ihnen bis zum letzten Augenblicke, und triumphiren erſt, wenn die letzte Stimme abgegeben iſt."

Tumultuariſcher Beifall belohnte den Obriſten. Ein Advokat von den Freunden des Kandidaten ergänzte die Rede, indem er, die Genealogie der Bramfields und ihre Thaten für die Freiheit ſeit der glorwürdigen Revolution vorausſchickend, andeutete, daß jenes vom Obriſten anempfohlene Einſchüchterungsmanöver nur durch den Einfluß dieſer Familie, und indem ſich Whigs und Radikale eng an ſie anſchlöſſen, durchgeführt werden könne. Nur die Macht der Bramfields könne den Butterblomſems das Gegengewicht halten. Während alle Freunde des wankenden Gegners jetzt ſich bemühten, ihn muthig zu erhalten, werde es Pflicht aller Freunde der Reform, durch eine Adreſſe ihre volle Anhänglichkeit und ihr unbegrenztes Vertrauen dem Lord zu erkennen zu geben. Der Antrag wurde unterſtützt und angenommen, obgleich die Beiſtimmung lauer ausfiel, als bei der vorigen Rede.

Nachdem der Advokat mit einem Theile der Verſammlung ſich entfernt, und nur ein kleineres Komité

von größtentheils jüngern Leuten zurück geblieben war, die munter der Flasche zusprachen, sagte jener erste Redner, der die Vernunft angerufen, um die Torys zu besiegen: „Was das wieder für eine Rede war, von whigistischem Dünkel duftend! Als ob das wiedergeborne England noch wie zu den Zeiten von Fox und Pitt sich einreden ließe, sein Wohl hänge von ein paar Familien ab, welche die Gefälligkeit haben, für uns das große Wort zu führen, und, weil sie's thun und gethan, der Meinung sind, ein Privilegium darauf zu besitzen!“ — „Sünde und Schande, fuhr ein Dritter auf, daß wir uns abermals die Frucht, die wir abschlugen, vom Munde sollen wegreißen lassen.“ — „Und wir sollen ihnen noch dafür danken!“ sagte Master Murphy. — „Da wird schon wieder, fuhr der Vernunftredner fort, das herrliche alte Lied intonirt von den Russels und Sidneys und Hamdens, als ob wir's den verbleichten Bildern der Vorzeit, und nicht unsern kräftigen Stimmen und Armen verdankten. Banae möchten sie uns machen, wenn wir uns nicht an ihre Rockzipfel klammern und ihre pochtönenden Namen ausschreien.“

Der Oberst lachte laut auf. „Und ist es etwa anders? Glaubt Ihr, daß die Grafschaft Euch, Master Limestone, weil Ihr die liberale Flöte eine Oktave höher singt, zum Parlament schicken wird, oder weil Eure Fabriken fünftausend Menschen ernähren? Eure Stahlwaaren klingen gut, Euer Geld noch besser, Euer Name

hat in allen Handelsstädten und Häfen einen wunderschönen Klang; aber dem Volke klingt der Name Bramfield gegen den Namen Limestone wie eine Sturmglocke gegen eine Armesünderschelle. — Verzieht nur nicht zu sehr das Gesicht! Ein Feldherr muß proſitiren von jeder Gelegenheit und seine Soldaten nicht nach ihrem Glauben katechisiren. Wenn Euch gerade der Name Bramfield wie Hecheln und Hülsen in der Kehle sticht, denkt doch, die drüben müssen auch schlucken. Den Wollenweberssohn Peel zum Premierminister — glaubt mir, das ist eine Pille für einen aristokratischen Magen." — „Es ist betrübend, rief Sir William, einen Repräsentanten zu haben, dessen Charakter nicht voller Achtung genießt. Aber gerade durch seinen Sieg beweisen wir, wie unerschütterlich unsere Sache ist und wie die Person gegen sie nichts bedeutet. Ich hatte manchen Wortwechsel darüber mit meinem ehrenwerthen Verwandten hier gehabt, der, so lange abwesend, noch immer an jene alten Zeiten denkt, wo es nur große Whigs und Torys gab, und die Grundsätze Spielbälle in ihren Händen waren."

Sir Jedediah drückte freundlich die Hand des Sir William und hörte mit großer Aufmerksamkeit jenem ersten Redner zu, der mit einem vornehmen Lächeln auf den alten Herrn es wiederholte, jene Zeit sey nun vorbei, der Mensch, als solcher, gelte, der Name sey ein Schall; aber auch der ausgezeichnetste Mensch ver-

liere ſeine Bedeutung im Konflikt mit den Verhältniſſen, wenn er ſich von dem Marſche der Intelligenz entferne. Während Sir Jedediah zu alle dem aufmerkſam nickte, ergriff der Oberſt mit ſpöttiſcher Miene Hut und Stock und empfahl ſich mit den Worten: „Wenn die Herren meinen, ein Parlament aus Grundſätzen machen zu können, ohne Menſchen nöthig zu haben, gelingt es ihnen auch vielleicht, Wähler ohne Geld zu ſchaffen, eine Marine ohne Matroſen, und eine Armee ohne Knochen und Blut; nur bitte ich, nicht auf mich zu rechnen.“

Man rügte die militäriſche Schärfe, die immer etwas voraus haben wolle. „Dennoch darf man ihn nicht erzürnen, ſagte der Fabrikbeſitzer; durch ſein altes Liebesverhältniß mit Miſtreß Baverly hat er auf die reiche Familie der Hoveden Einfluß.“ — „Und die Freeholders aus dem Cumberdale ſind von ſeiner Tante abhängig,“ ſagte Sir William.

Die Anweſenden waren einig, daß ihre gefährlichſte Gegnerin die wüthende Lady Judith ſey, gefährlicher als die Butterbloſſoms, die Brightenel, die Ermingfield, die Almenburys. „In ihrer Schwärmerei für das Alte, hieß es, wird ſie Alles daran ſetzen, Alles bieten.“ — „Bei Gott! für ihr Alles, lachte der junge Lord Allbercuah, hat ſie meine Stimme!“ — Die jungen Männer ſtimmten jubelnd bei. Selbſt der verdrießliche Murphy mußte mitlächeln, hielt es aber

für besser, wenn Einer von denen, die noch Milch und Blut auf den Wangen hätten, statt sich von der Zauberin verführen zu lassen, es sich zum Geschäft machte, sie selbst zu sich zu verführen. Einige erklärten das für unmöglich, Andere, man griffe dadurch in die Rechte des Sir Edward, Lord Bramfields Neffe. „Was Rechte, wo eine solche Eroberung gilt, und dazu die gute Sache!“ rief Jemand, und ein Anderer bestritt, daß Murphy recht habe: „sie führt ihn am Narrenseil.“ Ein Dritter meinte, sie habe es längst abgeschnitten und ihn laufen lassen. „Desto besser, sprach Murphy, so gehört er uns ganz an.“ Sir William nickte dabei seinem wohlbeleibten Vetter, Sir Jedediah, zu, und man erinnerte sich, daß der Ritter in enger Freundschaft mit Sir Edward gestanden. Aber er weigerte sich mit ängstlicher Bescheidenheit, etwas davon zu wissen; er sey ein zu alter Mann, zu sehr zurückgeblieben, besonders seit seinen Reisen nach Canada, um noch mit seinen eingerosteten Empfindungen Anspruch auf das Vertrauen der Jugend zu haben. In dem neuen England, wo seitdem so Außerordentliches geschehen, komme ihm alten Manne von Ehedem nichts zu, als aufmerksam zuzuhören und sich im Stillen mitzufreuen über den außerordentlichen Umschwung der Zeit. Man wollte das nicht gelten lassen, und Master Murphy erklärte, ein Herz unter weißem Haare, das für die junge Zeit schlage, solle doppelt willkommen seyn.

„Dem

„Vom Haare iſt nicht mehr viel da, lächelte Sir Jedediah, indem er über ſeinen kahlen Scheitel ſtrich; und was das Herz anlangt, ſo war das ſonſt ein ganz eigenes Ding, nämlich unſer ſogenanntes altbrittiſches. Was ſaß das von Vorurtheilen voll! Das Blut hatte nicht Platz, durch alle Kämmerchen und Abſchläge zu ſtrömen, und während das Herz jetzt für die ganze Menſchheit fühlt, ſo waren es damals zehn, zwanzig Menſchen, höchſtens die paar Millionen, welche zwiſchen dem Kanal und den Grampians wohnen, für die es ſchlagen durfte. — Da bin ich kaum zehn Jahre fort, aber ſeit ich wiedergekehrt bin, kommt es mir vor, als ſey ich ein Jahrhundert entfernt geweſen. Reform war damals ein Wort, wofür man in anſtändiger Geſellſchaft hinausgeworfen wurde; und heute ſchwärmen die Torys dafür! An Diſſenterrechte hätte kein Menſch gedacht, und heute ſind unſere Neger freie Gentlemen, und die Katholiken geben uns im Parlament Geſetze! Wenn ſich die Welt ſo auf den Kopf ſtellt, und ſich das Alles ſo rein aus ſich ſelbſt macht, da verackt einem alten Kopfe, wenn ihn die neue Herrlichkeit ordentlich ſchwindlich macht.“

„Die Perſonen ſind Ameiſen geworden gegen den Elephanten Grundſatz,“ ſprach Maſter Murphy.

„Hört es ſich doch ordentlich ſchauerlich an, ſagte der Ritter, bedenklich den Kopf wiegend, für uns, die wir uns aus der alten, abgelebten Zeit die Menſchen

nicht anders denken, als mit Leidenschaften und Grillen, junge Leute aufledernd um ein rasches Wort, oder ein hübsches Gesicht, Alte habsüchtig, raffinirend und kabalirend, und erst an sich denkend, dann an Andere, daß es nun nichts alt, reich zu seyn, beredt, gewandt, Familieneinfluß zu haben, Verwandte, Kunden, die für einen etwas durchsetzen, nichts als die Sache selbst!"

„Der ehrenwerthe Ritter wird noch größere Wunder erfahren," sagte wohlgefällig der Verlag.

„Wenn man's nur noch der Mühe werth hält, mir, zu unterrichten, sprach Sir Jedediah, ihm freundlich zunickend. In jener alten Zeit, wo ich jung war, waren die Leute so närrisch, auf alter Leute Meinung etwas zu geben; sie nannten's Respekt vor der Erfahrung, und man horchte auf einen Alten, als ob der einen jungen Menschen etwas lehren könnte. Und jetzt kann mir, wenn ich nur anfange zu reden und mich mir selbst noch nicht explicirt habe, jeder Engländer, der kaum ausgewachsen ist, ins Wort fallen, und weiß voraus, was ich hatte sagen wollen."

„Das könnte klingen, als wolltet Ihr Euch über das zum Bewußtseyn gekommene England lustig machen."

„Ich, und mich lustig machen! rief der Ritter. Ei, liebe, junge Leute, 's ist nur, daß der alte Kopf nicht so viel jungen Wein verträgt. Ein junger Magen leert das mit dem Bodensatz aus, und bleibt nüchtern, während wir alten Leute schon vom Nip-

ven — Ei, Sir William, mein lieber Vetter, Ihr ſchenkt zu viel ein.“

„Es gilt dem jungen England, als deſſen Bürger wir den ehrenwerthen Sir Jedediah Cleishbotham aufnehmen!“ ſprach der junge Lord und nickte ſeinem Nachbar zu: „der Alte lallt ſchon; laßt ſtarken Punſch bringen.“

„Es wäre ein köſtlicher Schluß, wenn wir das alte England unter den Tiſch brächten,“ ſetzte ein Anderer hinzu.

„Liebe junge Leute! ſprach Sir Jedediah gerührt, erlaubt mir ſchon, euch ſo zu tituliren; denn was iſt jetzt ein ſchöneres Lob, als jung ſeyn! ſo berufen, die Welt zur Vollkommenheit zu bringen! Wenn der alte Jedediah vorhin ſtill ſchwieg, Gott, dachte ich, wie war dein ganzes, langes Leben doch nichts, als eine wüſte Straße, wo du rechts und links nichts ſahe ſt, als was deine Väter ſchon kannten, und wie biſt du ſelbſt nun in dieſer jungen Frühlingszeit nichts, als ein meriher Rumpelkaſten mit abgeleaten Ideen, deren Albernheit jeder Schuljunge einſieht. Es iſt eigentlich hubſch von Euch, daß Ihr ſolchen Krüppel von ehemals unter euch duldet und auch ein Wort ſchwatzen laßt. Gebt nur Eure Hande.“

Man gab die Hände, man ſchüttelte ſie, lachte, winkte ſich und trank dem Ritter zu. Als ſchon bei der dritten dampfenden Bowle mancher Anerſ aciverun-

gen und manches Wort entfallen war, das mehr zur Politik der Nacht, als des Tages gehörte, erhob Sir Jedediah sein Glas gegen den Vollmond, welcher über die beschneiten Dächer von dem jetzt heitern Nachthimmel durch die Fenster schien. „Was! der alten, verschimmelten Laterne ein frisches Glas!“ rief Einer, der schon mit den Beinen auf drei Stühlen lag. — „Ein Vollmond bringt's dem andern!“ lachte der Zweite.

„Unsere Mitbürger, unsere Mitmenschen da oben!“ rief ein junger Mann. „Wenn das Herz einem für die allgemeinen Leiden springt, warum soll's denn bei unserer miserabeln Erde stehen bleiben!“ begleitete ihn der alte Ritter. — Meint Ihr, daß sie da oben nicht unterm Druck stehen, keinen Zehnten zahlen müssen [redacted] die Kirche, die dafür Maulaffen feil hat, keine Armensteuern von den Armen einfordern, wißt Ihr, ob die Mondaäfer Baccalaureen und Doktoren werden können an den Monduniversitäten, und die Mondsoldaten keine Peitsche kriegen?“ — „Und die blassen Neger emancipirt sind!“ jauchzte Lord Allbrough. „Auf die Freiheit der Mondneger!“ schrie Sir William. „Schenkt ihm ein, dem alten Herrn!“ winkte der Fabrikherr, und die Kelle füllte die übervollen Gläser, während der Tisch bereits troff vom Ueberfluß. „Alle Mondbürger sind Leidensbrüder!“ — „Auf ihre Emancipation!“ — „Alle Leidenschaften, die uns Fesseln anlegen, abgestreift, was uns hindert am Fluge!“ trumpfte

der Lord, und der Fabrikherr lallte: „Mehr eingeschenkt dem alten Ritter, immer mehr!“ — „Es wird zu viel! sprach Master Murphy, der sich erhoben, um wieder in den Stuhl zurückzusinken; das erinnert an die alten Whigabende.“ — „Umgekehrt! schrie Sir Jedediah, wir können nicht genug trinken. Beweisen müssen wir, daß die Zeit vorüber ist, wo liberale Männer sich betranken. Wir müssen trinken, um zu zeigen, daß wir immer nüchtern bleiben! Eine neue Bowle! — Auf das seiner selbst bewußte junge England!“

Der neuen Bowle war noch eine neuere gefolgt, die aber jetzt, ein umgeworfenes Wrack, auf dem Tische lag, während ihr halber Inhalt sich quer durch das Zimmer nach der Thür einen Ausweg bahnte, unter Hüten, Perrücken und Röcken weg, einzelne Füße, die nicht mehr Kraft hatten, sich auf einen Stuhl zu heben, umspülend. Aus dem allgemeinen Schiffbruch, wo nur noch Master Murphy, mit der Punschkelle in der Hand, der Wand vordocirte, daß reformirten nicht destruiren sey, rettete sich Sir Jedediah mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit. Er stand vollkommen aufrecht, als er draußen seine schiefe Weise gerade zog, und als er dem rothbackigen Kuchenmädchen, das er beim Lauschen am Schlüsselloch überraschte, zur Strafe in die Wangen kniff, daß sie laut kicherte, hatte ihm Niemand die Jahre angesehen, über die er vorhin klagte. Die Wirthin, die ihn fragte, was denn dar-

aus werden sollte, bat er, für seinen jungen Verwandten, Sir William, zu sorgen, daß er in ein Bett gebracht werde, das andere junge England aber dem lieben Gott zu überlassen und dem heiligen Georg, welche über das alte, wie über das neue England Wacht hielten. „Ach, Sir Jedediah, sagte Sara, was soll das mit unserer Jugend werden! die Gentlemen sonst vertrugen mehr und tranken doch ganz anders. Das wird jetzt Alles recht ruppig."

„Meine werthe Mistreß Digby, entgegnete der Ritter, alle echte Betrunkenheit kommt entweder von der Beschaffenheit des Getränkes, oder des Trinkers her. Entweder ist der Wein jung, oder die Köpfe sind jung. Angenommen nun, daß dies hier mit Beiden der Fall ist, so wird sich das Beides mit jedem Jahre bessern, und wenn dieser junge, gährende Wein eine alte, abgestandene Sache ist, so versichere ich Euch, werden diese jungen Leute auch alt und abgestanden seyn."

„Ein charmanter Ritter aus der alten Zeit, der einen Spaß versteht und seine Worte zu setzen weiß, sprach Sara an der Thürschwelle, als Sir Jedediah mit seinem Diener langsam über den Markt ritt, nicht ohne zuvor noch vom Pferde herab vor der Dame des Hauses den Hut gezogen zu haben. Mit Jedem weiß er zu reden und verträgt was, wie es eines Gentlemans Pflicht ist, derweil das junge Volk, das von Egalität redet, Zeug schwatzt, was keiner versteht, und

ſich Wunders was dünkt, wenn es einem auf ſeine Rede Antwort giebt. Den hätten ſie ſollen ins Parlament ſchicken, damit die Andern von ihm lernen, was ſeine Sitte iſt." Aus der Dunkelheit ſchallte noch eine Weile Sir Jedediahs Stimme zu ihrer Freude:

Altengland iſt ein Edelſtein
Jamitten Meereswogen,
Die Sonne ſcheinet nicht ſo rein
Am blauen Himmelsbogen.

Erhalt' uns nur in Einigkeit,
Schirm' uns vor böſen Lüſten,
Und alle gute Chriſtenheit
Vorm Wüthen des Papiſten.

Schenk unſern Schiffen guten Wind,
Daß ſie den Lauf nicht ändern,
Wenn Korn und Vieh gerathen ſind,
Wird's fehlt noch den Engländern!

Wie Miſtreß Digby ihre Gäſte nach Hauſe geſchafft, hat der Chronicle von Turnimatime nicht berichtet. Aber noch am ſelbigen Morgen, wo die Whigs ihren Sieg oder ihren Rauſch ausſchliefen, hat man die glänzende Equipage der Lady Judith vor dem Wirthshaus zur fliegenden Schnepfe wieder halten und die Lady ſelbſt im eifrigſten Geſpräch mit der Wirthin geſehen. Ob die liebliche Judith, der man die ſchlaflos zugebrachte Nacht kaum anſah, bei Sara angeſprochen, um die Niederlage ihrer Feinde zu betrachten, wurde eben ſo wenig bekannt, als worüber die Lady mit der Wirthin einig geworden, als Letztere jener die

Hand drückte und sprach: „Auf mich können Mylady sich wie auf Gold verlassen!“ Darauf gingen beide, Mylady zu Fuß und ohne Bedienten, durch die Hinterthüre weg, und wieder durch Hinterthüren und Gartenpforten traten sie in dieses und jenes Bürgerhaus. Auch was hier vorgefallen, verschweigt der Chronicle. Aus der Art aber, wie fast an jeder Thüre der ehrenwerthe Hausbesitzer und Bürger von der Dame Abschied nahm, wollen ehrenwerthe Zeugen schließen, daß beide Theile mit dem abgeschlossenen Geschäft zufrieden waren. Hier betrachtete nachher ein Familienvater mit Stolz den Platz auf dem Sopha, wo die Lady gesessen, und ein Anderer setzte das Glas, aus dem sie genippt, in den Schrank, damit die Stelle, die ihre Lippen berührt, nie gewaschen würde. Eine Mutter hielt es sogar für Unrecht, ihrem ungezogenen und nicht übermäßig reinen Jungen mit dem Säuberungstuche zu Hülfe zu kommen, weil die Lady vorhin ihn auf dem Schoße gewiegt und geküßt und versichert, das sey das artigste Kind, das sie je gesehen.

Als die Lady in der Beedle-Bowdle-Halle*) am späten Nachmittage vorfuhr, erschrak der wohlbeleibte Portier nicht sowohl über die verspätete Rückkehr, als über die Unmasse von Spielzeug, Stoffen und Geräthschaften, welche aus dem Wagen ihm entgegen flogen.

*) Lies Bibel-Bandel-Halle.

Er meinte bei ſich, die Lady müſſe alle Ladenhüter des Marktfleckens aufgekauft haben, obgleich Miß Wilſon einem Vertrauten verrieth, daß Judith in ihrer übermüthigen Laune ſchon unterwegs einen guten Theil den Bettlern auf der Straße zugeworfen habe. Dennoch mußte ſie mit dem Kauf zufrieden ſeyn, denn nie hatte ſie der Portier ſo frohen Muths aus dem Wagen ſpringen ſehen.

War ſchon vor der erſten Wahl in dem ſo einſam gelegenen Herrenhauſe ein ungewöhnlicher Verkehr, ſo war jetzt von den alten Thürmen bis zu dem griechiſchen Portal kein Fleckchen, wo nicht der Staub ausgekehrt wurde durch die Zugluft der auf- und zuſchlagenden Thüren. Denn die Briefe und Boten ſtürmten an den Klingeln, und das Pflaſter des Vorhofs kam nicht aus dem Dröhnen von den Hufſchlägen der Kutſchen und Reitpferde. Die gefühlvolle Miß Wilſon beklagte die armen Spinnen, die aus ihren geheiligten hundertjährigen Sitzen fortkrochen, die Lady aber meinte, wer jetzt ſeinen alten Platz erhalten wolle, müſſe ſich aus ſeinem Schlafe regen. Noch unzufriedener als die Spinnen ſchien der alte Haushofmeiſter, der, während die Lady mit vollen Händen die Banknoten weggab und Päckchen mit Sovereigns ſelbſt ſiegelte, ihr nie Geld genug anſchaffen konnte. Auch ſchüttelte eine gewichtige Perſon, welche mit den Gäſten zu dem großen Banket, das heute gegeben werden

ſollte, eintraf, Judiths geweſener Vormund, bedenklich den Kopf, als er die Rechnungen und Briefſchaften durchblätterte, welche in ihrer Arbeitsſtube, die zu einer großen Regiſtratur geworden, umherlagen. „Meine theure Lady, Sie ſetzen mehr als eine Jahreseinnahme auf einen zweifelhaften Erfolg.“ Aber Judith entgegnete: „Und wäre die Einnahme eines ganzen Lebens zu viel, wo Jahrhunderte auf dem Spiele ſtehen?“ Der Oberſt lächelte und meinte, man könne durch Drohungen wohlfeiler dazu kommen, und wenn man den Pächtern kündige, ſo wirke das wenigſtens eben ſo viel, als wenn man ihnen für ihre Stimme die große Wieſe von Heathenbreke, um deren Nutzung die Beedle-Bowdles mit den Earls von Allmonbury blutige Fehden geführt, für einen Schilling verpachte. „Und der Thor drüben, rief die Lady ärgerlich, will doch noch nicht! Er trotzt darauf, daß ſeine erſte Frau meine Amme war. Aber er ſoll es büßen —“ und ein roſiger Federzug ſetzte ihren Namen unter ein Papier. Und wie ſie aufſah, ſtand derſelbe Mann, den ihr Federzug aus Haus und Hof treiben ſollte, vor ihr. Sie erröthete, wie er ſie aus ſeinem geſcheitelten Haar mit den großen, blauen Augen anſah.

„Jenkinſon, Ihr trotzt noch immer?“

„Es ſteht geſchrieben, Mylady, daß die Wahlen frei ſeyn ſollen in England, und Jeder, der Beſtechung nimmt, der Strafe verfällt.“

„Es ſteht aber auch geſchrieben, und Ihr wißt es beſſer als ich, daß unſere Familie ihre Pächter gut hielt, daß wir die Pacht ſeit einem Jahrhundert nicht erhöhten, und daß es den Freeholdern nie in den Sinn kam, anders zu ſtimmen, als ihre Herrſchaft. Wodurch habt Ihr Euch beſtechen laſſen für die Feinde unſers Vaterlandes?“

„Ich könnte fragen, Mylady, wodurch ließen Sie ſich beſtechen, gegen das zu ſtimmen, was dem Lande noth thut?“

„Seit wann ſeyd Ihr ein Reformer?“

„Seit ich einſah, daß Reform nothwendig iſt und kommen muß, hielt ich auch dafür, daß es beſſer ſey, zeitig anzufangen, als nachher über Hals und Kopf das Verſäumte nachzuholen.“

„Ich ſcherze nicht, Jenkinſon, es gilt hier keinen Spaß.“

„Das weiß ich, Mylady, denn gält' es das nicht, was es gilt, ſo wüßte ich nicht, warum ich nicht meiner gnädigen Lady zu Gefallen lieber für den alten, tauben Baronet, als für den ſpitzen Lord ſtimmen ſollte.“

„Ihr pocht auf unſere Güte, auf unſere lange Nachſicht, aber wahrhaftig, die Geduld hat ein Ende. Jenkinſon, Ihr habt eine junge Frau, ſechs Kinder. Wie hübſch das Haus dort ſteht, mit dem Erker, der auf meine Fenſter ſieht; mein Vater ließ es Euch auf

Euern Wunsch schmuck ausbauen. Wird es Euch so leicht, dem den Rücken zu kehren?"

„Gewiß nicht, Mylady. Es ruht Gottes Segen auf dem Haus, in dem, wie wir aus unserer Bibel wissen, schon unser Urahnvater geboren wurde. Aber auch Euer Haus steht nicht fest, wenn der Boden wankt. — Ich komme, Abschied zu nehmen, Mylady, und will Ihnen recht herzlich danken für das Gute, was ich, wir Alle, von Ihnen und Ihren Vätern genossen."

„So eilig? — Wo findet Ihr wieder eine Pacht!"

„Lord Bramfield hat uns Hoffnung gemacht."

„Hoffnung! Und von Lord Bramfield! Und das nennt Ihr nicht Bestechung? Glaubt Ihr dem glattzüngigen Lord, der für keine Seele auf der Welt ein Herz hat, der in seinem Hause ein widerwärtiger Tyrann ist?"

„Mylady, wenn ich zu wählen hätte zwischen Ihnen und dem Lord, so traute ich Ihrem Worte mehr, als seinen verbrieften Dokumenten; aber darauf kommt es nun hier nicht an. Ueberdem habe ich die Zusicherung seines Neffen, und der junge Sir Edward ist ein Edelmann, der noch keinen Menschen betrog. Wollte Gott, es gäbe Viele in unserer Grafschaft, die es so redlich meinen, und ihr Alles, was sie haben und hoffen, hingeben für's allgemeine Beste. Ja, gnädigste Lady, es thut nicht um Almosen Noth, sondern um

die Sorge dafür, daß ihrer nicht immer mehr werden, die Almoſen bedürfen; derer, die Almoſen gern geben, ſind noch genug in Altengland; aber es thut um die Noth, die dem Armen aufhelfen, daß er nicht mehr zu betteln braucht. Wenn es mir ſchlimm gehen ſollte — das weiß ich, ich könnte hier wieder um einen Schilling anklopfen, und Sie ſchenkten mir wohl ein Pfund, auch wenn ich für Lord Bramfield ſtimme; aber es ſind Hunderttauſende, die die Ausſicht haben, Bettler zu werden, wenn wir nur Butterbloſſoms ins Parlament ſchicken, und um deshalb, Lady, und wenn Sie mir tauſend Guineen böten, kann ich nicht für Sie ſtimmen. Gott erhalte Ihr Haus; meine Frau und meine ſechs Kinder laſſen ſich Ihnen unterthänig empfehlen, und ſie werden, wo uns auch das Schickſal hin verſchlägt, für Ihr Wohlergehen beten."

Als der Pachter fort war, zerriß die Lady den Bogen, auf den ſie vorhin ihren Namen geſchrieben, in viele kleine Stücke. Der Oberſt ſchloß ſie unwillkührlich in ſeine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Sie ſagte, ſich ſanft losmachend: „Das eben iſt unſer Unglück, daß wir ſchwach ſind, wenn es zu handeln gilt!"

Seit lange war im Herrenhauſe kein ſo belebtes Feſt gefeiert worden, und doch war es nur der Deckmantel eines großen Geſchäftverkehrs. Auf der einen Seite galt es, einem Feldherrn, der verzagte, Muth

einzuflößen, was durch Liebkosungen, Ströme duftenden Weins aus Portugals und Spaniens Reben und Pauken und Trompetenstöße geschah, welche den ehrenwerthen Baronet aus Butterblossem empfingen, und bei jedem seiner Worte, als wären es Orakelsprüche, begleiteten; auf der andern Seite handelte es sich darum, noch mehr Beisteuern zum großen Wahlgeschäft den Gästen zu entlocken, und Judith, erklärten die alten Herren, sey diesmal unwiderstehlich in ihren Bitten um ein paar Guineen gewesen.

Die Freudenthränen perlten in Aller Augen, als der Baronet dem Toaste auf König Wilhelms Wohl den hochherzigen Nationalwunsch folgen ließ: „Keine Theorien in England!“ Der Jubel scheuchte die Krähen auf dem Hofe auf. Keine Theorien in England! hallte, schallte und lallte es minutenlang wider von altbrittischen Stimmen und altbrittischen Pauken, die Schneewolken durchschütternd, daß es zweifelhaft wurde, ob der Wonnerausch, der zu den Zeiten der guten Königin Elisabeth Londons Straßen durchtobte, als die katholische Armada gesunken, stärker gewesen. Sir Jedediah Cleishbotham, den wir auch hier unter den Gästen finden, ließ noch einmal den Toast in stillem Entzücken über die Lippen gleiten, gleich wie man von einem Glase feinern Weins den wohlthuenden Nachgeschmack festhält, als schon ein Zweiter den Wunsch kommentirte: „Untergang allen Theoretikern!“ und ein

Dritter: „Tod allen Neuerern am alten England!“ Wie man nun aber unbarmherzig berühmte Namen ſchlachtete, ſteigerte ſich nur das blutige Verlangen, und als ein Gentleman das Glas auf Robert Peels Wohl erhob, forderte ſchon ein anderer Paladin den gefeierten Namen für die Proſcriptionsliſte: „Denn wer kann es rein mit der guten Sache meinen, und den Feinden zugeben, daß Aenderungen zuläſſig ſind?“ — „Nichts zugegeben!“ rief ein erhitzter Chorus.

„Was auch erwarten vom Sohn eines Wollenwebers! rief Sir Jedediah dazwiſchen. Von Leuten, die Induſtrie treiben, iſt im Leben nichts als Neuerung abzuſehen. Als wir noch ungeſchoren gingen, nämlich in Bärten, wurden wir auch nicht geſchoren.“

„Ei, Sie wollen uns doch nicht in die Eichenwälder unſerer ſächſiſchen Verfahren zurückführen? ſagte lächelnd die Lady, über deren Geſicht bei der Wendung des Geſprächs einige Schatten geflogen; ich halte es mit dem guten und klugen Sir Robert.“

„Warum nicht in die Eichenwälder? entgegnete der Ritter. Robin Hood verſtand ſich beſſer auf die engliſche Verfaſſung, als Robert Peel. Als die Schäfer und Schweinehirten noch eiſerne Ringe um den Hals trugen, blieben ihnen die revolutionären Gedanken, buchſtäblich leibeigen, im Magen ſitzen. Da wurde nicht raiſonnirt, ob Stallfütterung beſſer iſt, oder freie Weide, ob die Schweine auf freie Maſtung gehen, oder

im Koben eingeſchloſſen ſeyn ſollen. Herr und Knecht, und Knecht und Thier lebten zuſammen; die Ställe, wie ſie waren, gingen vom Vater auf den Sohn über, und man riß nützliche, erprobte Schweinſtälle nicht ein, wie hier, um einer freundlichen Ausſicht willen, oder was es ſonſt für moderne Motive ſind."

Die Lady drohte ihm mit dem Finger. „Das dünkt unſerer ſchönen Wirthin geringfügig, fuhr er fort, und iſt doch im Grunde eine ſo ernſte Sache. Wer auch nur am Kleinſten rückt, verliert ſeine Rechte gegen die großen Agitateren."

„Man muß aber doch auch etwas mit der Zeit gehen, Sir Jedediah, ſagte die Lady. Meine Gäſte fanden den Anblick anſtößig."

„Das iſt ein häßliches Wort, Mylady, und hat keinen engliſchen Klang. Haben nicht Ihre Väter und Großväter den Anblick geduldet, und fanden keinen Anſtoß daran? War es etwa ein Uebelſtand, der die Straße unſicher machte? — Gott bewahre! friedliche, nützliche Hausthiere, die dort ſeit Jahrhunderten gefüttert wurden; und Ihre großen, ehrenfeſten Ahnen, die ſie fütterten und dann ſchlachteten, und Würſte daraus machten und Schinken, ſaßen darum nicht weniger im Parlamente und ſangen nicht ſchwächer ihr God save the king, und aßen nicht weniger Plumpudding, und tranken nicht weniger Porter, zum Beſten der allgemeinen Konſumtion. Als ich auf dem Kontinent war, hiel-

hielten ſich die Leute, die dort von Theorien leben, über die Perrücken unſerer Richter auf. Ich fragte: Schaden uns die Perrücken? Antwort: Nein. Alſo warum die Perrücken abſchaffen, unter denen ſich's warm ſitzt, und an die ſich unſer gutes Volk gewöhnt hat? Was ſchaden nun die armen Schweine am Wege? Wenn ich vorüber ritt und von fern das Grunzen und Treiben hörte, und dann ſo ein borſtiger Kopf mit einem Male aus dem Koben vorſchoß und mich gemüthlich anſchnopperte, und dann wieder zurückſcheß, weil er merkte, daß es nichts für ihn war — ich konnte mich einer wehmüthigen Stimmung nicht erwehren. So hat Alles ſeinen ſiren Stand und ſeine beſondern Rechte im glücklichen England, dachte ich, Schweine, Hunde, Menſchen, und es möchte keiner mit dem andern tauſchen. Der Menſch wohnt in großen Steinhäuſern, der Hund im Freien, und ſie ſind zufrieden, und keiner wollte in das ſchmutzige, enge Bretterhaus kriechen, wo es doch wiederum den Schweinen, vermöge ihrer Eigenthümlichkeit, ſo, was man nennt, kannibaliſch wohl iſt, daß ſie nicht mit vergoldeten Marmorſälen tauſchten. Was würde nun daraus werden, wenn gleiche Rechte proklamirt würden zwiſchen dieſen, mit verſchiedenartigen Intereſſen ausgeſtatteten Gattungen, die Alle am Gemeinwohl Theil nehmen? Das dachte ich jedesmal, wenn ich an der Stelle vorbei ritt, lüftete dann meinen Hut, faltete meine Hände

und betete, daß die Neuerer nicht Alles zuſammen ſchmeißen möchten, was auseinander gehört. Sehen Sie, Mylady, das kann ich nun nicht mehr, ſeit Sie den Reben abbrechen ließen, und ich fühle jetzt an der Stelle eine gewiſſe Leere in mir, und die Raſenbank, die Sie ſtatt deſſen für Jedermann anlegen ließen, ſpricht noch immer zu mir: hier wohnten ehedem friedliche Thiere, glücklich ſeit Jahrhunderten. Ob ſie jetzt glücklicher ſind, weiß man nicht; aber ich, die Bank, fühle mich unglücklich, weil ich die Beſtimmung, meinen Mitmenſchen zu dienen, verfehle; denn voll Staub und von der Sonne verbrannt, ſetzt ſich kein reputirlicher Menſch auf mich."

Die Lady lachte ſo hell auf, daß auch einige aus der Geſellſchaft Argwohn gegen die ehrbare Miene des Ritters ſchöpften. Ein Gentleman aus der Nachbarſchaft vertheidigte die Lady, denn der Reben ſey längſt baufällig geweſen. „Muß man Alles niederreißen, was baufällig iſt! ſprach Sir Jedediah, ohne aus ſeinem Ernſt zu weichen. Ich will übrigens damit gar nicht behaupten, daß dieſer Reben abſolut ſtehen bleiben mußte. Mag ſeyn, daß höhere Nothwendigkeit ſeinen Abbruch forderte; aber dann tadle ich die willkührliche, plötzliche Handlungsweiſe. Hatte man nicht ſeine hiſtoriſche Auflöſung abwarten können?"

Alle, die es hörten, ſtimmten diesmal in das Gelächter der Lady ein. „Es war die erſte Handlung

ihrer Selbſtherrſchaft, ſagte der Obriſt. So lange ich als treuer Vormund meines Mündels Güter verwaltete, habe ich nichts in den Einrichtungen verrückt. Der ehrenwerthe Ritter wird es alſo mit ſeiner Galanterie auszumachen haben, wenn er die Handlungen der Lady angreift."

„Behüte der Himmel, ſagte Sir Jedediah, daß ich in Eigenthumsrechte eingreife. Das Eigenthum iſt etwas ſo Ehrenwerthes, daß mir ſogar der Nagel heilig iſt, den vor mir ein Eigenthümer einſchlug. Welche Gedanken mag er in ſeinem Unmuth, in ſeiner Freude, mit hinein gehämmert haben, und ich ſollte das Alles leichtſinnig, wenn mir in einer Stunde in den Sinn kommt, daß der Nagel nicht da ſtecken ſollte, herausreißen! Geſetzt auch, daß er mich wirklich genirt, zum Exempel, ich habe mir ein Loch in den Kopf daran geſtoßen, giebt mir das ein Recht, gegen die unbekannten Ideen meines Vorgängers mich zu verſündigen, der doch wohl wiſſen mußte, was er that, als er den Nagel einſchlug? Darum erlaube ich mir, das Glas zu erheben zu Ehren aller derer, die in England einen Nagel auf den Kopf getroffen haben, und vor Allem zu Ehren des ehrenwerthen Gentleman, der zuerſt den hochherzigen, herzlabenden Wunſch ausbrachte: „Keine Theorien in England!"

Der ehrenwerthe Gentleman, den dies betraf, ſah ſich gezwungen, den ſtürmiſchen Jubel, der ihn von

allen Seiten umrauschte, durch einige Worte des Dankes zu erwidern. Der Baronet aus Butterblossem-Hall war kein Redner, auch der Xeresſaft machte ihn nicht dazu; aber der Himmel wollte, daß er in einer gerührten Stimmung war, und er gab Brocken preis von dem goldnen alten England, wo Jeder gelebt, wie ſeine Väter gelebt, und dieſe Väter wieder, wie ihre Väter, und dabei ſich immer zufrieden befunden haben. We er ins Stocken gerieth, halfen ihm die Acclamationen der Freunde, bis er unglücklicherweiſe bei einem Uebergange durchaus ſtecken blieb und ſeinem oft wiederholten: „woraus folgt," nichts als Thränen folgten. Der Ritter half ihm: „Woraus, Gentlemen und Ladys, klar folgt, daß unſere Väter ſich immer nur nach ihren Vätern richteten, und nicht nach ihren Müttern. Damit will unſer würdiger Baronet erklären, daß in jener goldenen Zeit die Frauen nichts mit der Politik zu thun hatten. Sehen wir ſie dagegen heutzutage Zeitungen leſen, von Menſchenrechten ſchwatzen, induſtrielle Novellen ſchreiben und Stimmen ſammeln für Parlamentskandidaten, ſo erregt dies aufs Neue unſere Sehnſucht nach der alten Zeit, wo ſie am Bratſpieß ſaßen, oder bei der Spindel, oder beim Webeſtuhl, oder bei der Wiege, höchſtens zuhörend einem fahrenden Minſtrel, der ihnen von den Thaten ihrer Männer vorſang, welche ihnen zu erzählen die Männer ſelbſt ſie nicht für reif hielten. Darum erkläre ich

mir den frommen Wunſch unſeres Baronet, den er mit jenem erſten verbindet, nämlich: keine Theorien und keine Frauen in der Politik! und deshalb ſehe ich ihn jetzt ſein Glas erheben auf das Wohlſeyn unſerer liebenswürdigen Wirthin, welche nichts ſo heiß wünſcht, als vollkommene Rückkehr der guten, alten Zeit, und deshalb erlaube ich mir, dieſem Wunſche den hinzuzufügen, daß ſie uns ſobald als möglich in der Perſon eines ehrenwerthen Gentleman von altem Schrot und Korn denjenigen Mann verſtelle, der ihr das läſtige Geſchäft abnimmt, für Altenalands Wohl zu denken."

„Und deshalb, ſagte Judith, raſch aufſtehend, will ich die Herren nach alter Sitte ihrer angenehmen Geſellſchaft und dem noch liebenswürdigern Witze des ehrenwerthen Sir Jedediah Cleishbothem überlaſſen."

Die Geſellſchaft war nicht mehr in der Stimmung, um Spitzen zu verſtehen. Die Damen waren, faſt unbemerkt von den Herren, der Lady gefolgt, und auf der Höhe des Geſprächs erhielt ſich nur noch der Hochtoryismus, der in den zerknüllten Tiſchtüchern ſeine Gegner zerdrückte. Der Schnee fiel in dichten Flocken vom Himmel, als die Equipagen vorfuhren und die Gäſte ſich im Theezimmer von den Damen beurlaubten. — „Und Sie zu Pferde, Sir Jedediah, ſagte Judith, indem ſie dem Ritter die Hand ſchüttelte, in Nacht und Schnee hinein?" Sir Jedediah erwiderte:

„In Nacht und Schnee, durch Sturm und Wind,
Viel tausend Meilen weit,
Wo Feuer nicht brennt, und Wasser nicht rinnt,
Bis in die Ewigkeit."

„Könnte ich Ihnen zu der weiten Reise nicht meine Kutsche anspannen lassen?" antwortete Judith.

„Die Kutsche mit den Rappen nicht,
Die spanne mir nicht vor,
O Rosenwange, Lilienlicht,
Siehst du des Kirchhofs Thor?

Die Rappen rauschen durch die Nacht,
Der Wagen hinterdrein:
Weißt du, für wen der Uhu wacht,
Und wen sie scharren ein?"

„Sie wollen mich doch nicht über Nacht ermorden?" lachte Judith.

„Wenn ich ein Whig wäre, verlassen Sie sich darauf!" rief der Ritter, Abschied nehmend.

„Wie diese Originale allmählig ausgehen! seufzte Judith zu ihrer Gesellschafterin, es wird eine recht matte Männerwelt. Keiner wagt mehr etwas. Was unternähme nicht dieser alte Ritter noch jetzt, wenn er für eine Sache glühte, wie unsere Paladine es vorgeben!"

„Wenn er glühte, entgegnete Miß Wilson. Darin, dunkt mich, liegt eben der Unterschied."

Während die Wagen fortrollten, klopfte es draußen mit drei Schlägen an die Hinterthüre des Pächterhauses. Edward legte das Buch weg und horchte, in-

dem er die Lampe verdunkelte. Eine bekannte Stimme intonirte:

Auf auf! auf auf! Northumberland!
Jetzt iſt es Zeit zu reiten.
Laß klingen den Sporn, den Speer in die Hand,
Das gute Schwert zur Seiten.

Die Königin ſpielt mit Männerblut,
Wir wollen ſie belehren.
Für Weiber thut es nimmer gut,
Mit Kronen zu verehren.

Verdrießlich zog der Horcher an der Schnur über dem Sopha und legte ſich wieder mit übergeſchlagenen Armen und Beinen zurück, bis mit weinglänzendem Geſichte Sir Jedediah eintrat, nicht ohne einiges Geräuſch, wie Edward denn ſchon von der Treppe das ziemlich laute, ſcherzhafte Zwiegeſpräch zwiſchen ihm und der Pächterin, die geöffnet, hatte hören können. „Sie iſt noch eine allerliebſte Dreißigerin," entgegnete der Ritter auf Edwards Vorwurf; die Milch und Kirſchblüthe von Kent prangt noch auf ihren Wangen, daß es eine Sünde wäre, ihr nicht im Vorbeigehen eine Artigkeit zu ſagen, um ſo mehr, als ich es für Dich thue."

„Poſſen!"

„Verfluchte Schuldiakeit! fuhr der Andere fort. Denkſt Du, junger Menſch, von zwanzig und etlichen, weil Du bis über die Ohren in eine Andere verliebt biſt, daß Du keine Verpflichtung haſt, gegen ein hübſches Weib galant zu ſeyn, und noch dazu gegen eines,

das Dich auf Gefahr, aus ihrer Pacht gejagt zu werden, unter ihre Schürze ſteckt? Denkſt Du, daß ſie dazu gleichgültig iſt, wenn Du mit Deinem blaſſen Mondſcheingeſichtlitz, den Hut tief ins Geſicht, an ihr vorbei gehſt wie ein Geſpenſt, ohne ſie zu bemerken? denkſt Du, daß ſie's Dir dankt, daß Du ihr nicht dankſt, wenn ſie eigenhändig den Thee heraufträgt und fragt, wie Du geſchlafen haſt?"

„Haſt Du mir nichts weiter zu ſagen?" entgegnete Edward, das Buch wieder aufſchlagend.

„Noch außerordentlich viel, ſagte der Andere, es ihm wegnehmend, worauf Du Acht geben ſollſt."

Aber als er einen Blick in das Buch geworfen, ließ er es lachend fallen, und die anſehnlichen Hände auf die vollen Knie ſtützend, blickte er ſchelmiſch den Freund an: „O Corydon von England! denke ich nicht, Du beteſt über Philipp Sidneys Arkadien, oder allen Sonetten, die verliebte Italiener, Spanier und Engländer, oder der deutſche Werther ausbauchten, und es ſind Burke's Reden! Willſt Du mit ſeinen Phraſen Breſche ſchießen in die Steinmauern des verzauberten Dornkaſtels drüben, willſt Du mit Burke's Baſiliskenblicken gegen den armen Lord North das Herz Deiner Judith treffen? — Lieſt da, ſieh, wund, abgeblaßt, von Liebesſchmerz verzehrt, auf der Lauer liegend, wie Ritter Toggenburg am Rheine, zu ſeinem Troſte verſchimmelte Parlamentsreden! Schäme Dich,

Junge! was man ſeyn will, muß man recht ſeyn. Gehe in den Wald und ſchneide ihren Namen in die Bäume, ſeufze ihn ins Schilf und in die murmelnde Welle; meinethalben gehe zu einer alten Kartenlegerin, aber lies nicht die Reden, die uns Amerika gekoſtet haben, derweil Du verliebt biſt."

Sir Edward hatte ſich aufgerichtet und reichte dem Ritter ein erbrochenes Billet: „Da lies, alte Ballade!" Sir Jedediah brachte den Inhalt für ſich halblaut ſingend in die Weiſe eines alten Liedes, und ſchloß dann mit einem „Prächtig!"

„Was iſt da prächtig?"

„Daß ſie Dich abſolut nicht will. Nun muß ſie wollen:

O Lady Judith, ſpröder Schatz,
Drückt dich zu feſt mein Arm?
Je zwei zu Pferd' haben ſchlechten Platz,
Und Winternacht wird nicht warm.

Hart iſt der Sitz und knapp und ſchmal
Und kalt mein Kleid von Erz,
Doch kälter und härter als Sattel und Stahl
War gegen mich dein Herz.

Sechs Nächte lag ich in Sumpf und Moor,
Und hab um dich gewacht,
Doch weicher, bei Sankt Göra ich's ſchwor,
Schlief ich die ſiebente Nacht."

„Die Zeit der Entführungen iſt vorüber."

„In dem modernen England, aber Deine Judith lebt im alten. So eine Strickleiter, was meinſt Du?

drüben angelegt, dann hinaufgeklettert, mit Sporen an den Füßen, wenn's auch unnöthig iſt, damit es nur klirrt; dann ſeufzend ihre Knie umſchlungen, eine Hand nach dem Monde, die andere nach dem ſterbenden Herzen, von Deinem großen Ahnherrn etwas geſprochen, der um eine Beedle-Bowdle von Bramfield-Caſtle nach Jeruſalem pilgerte — was gilt's, es wirkt? — Erſt wird ſie ſprechen von Alberndeit und ſehr zornig ſeyn; denn das iſt eben das Merkwürdige bei dieſer intereſſanten Perſon, daß ſich die Vernunft noch gar nicht ausrotten laſſen will. Darauf, ſchon weicher, wird ſie meinen, wozu denn überhaupt eine Entführung? oder, eine Scala tiefer, wenn's doch einmal entführet ſeyn ſoll, warum mit einer Strickleiter? die Treppe ſey ja bequem, und es hindere euch Niemand. Alsdann aber, mein Edward, ſprichſt Du: So, oder gar nicht! Wenn alsdann der Rappe unten ſchaudert vor Luſt, mit euch Beiden durch die Nacht zu fliegen, die Wolken über den Mond ziehen, die Raben krächzen in den dürren Aeſten — ha! die Luſt durchzittert auch ſie, mit Dir auf der Strickleiter zu zittern. Oder fürchteſt Du Dich vielleicht? Ich will unten feſt halten."

„Gieb Dir keine Mühe, mich lachen zu machen."

„Es iſt mein Ernſt."

„Meiner auch."

„Hu, wie das blonde Haar Dir zu Berge ſteigt!

Ein paar ſolche Ritterrieſenſchritte mit dem Blicke, und ſie wirft ſich Dir in die Arme. Wirklich, Edward, Du biſt zum Verlieben.“

„Es ſoll ſich aber Niemand in mich verlieben, denn wie ich finde, daß es Momente giebt, wo man aufhören muß, ein Narr zu ſeyn, ſo giebt es auch deren, wo man aufhören muß zu lieben.“

„Herrlich! fiel der Ritter ein, nun wirſt Du ſie haſſen; das giebt erſt eine Ballade.“

„Zwiſchen uns wird weder Haß, noch Liebe regieren, ſeit die Lady, indem ſie mir ihre Pflicht vorhielt, mich an meine erinnerte. Sie hat Recht, und ich habe es auch, wenn ich dieſe unwürdigen Feſſeln, die ich ſchon zu lange duldete, ſprenge, und von nun an nicht ihr, ſondern mit Allem, was an mir, der einen gerechten, großen, heiligen Sache angehöre, und das will ich.“

„Leibhaftig Charles Fox! rief der Ritter; ſo ſchmiß der auch mit einem Male, als ihm das Licht des Patriotismus aufging, Spiel, Puß, Wein, Liebſchaft über Bord, und war über Nacht aus einem Lüderjan ein Volksheld geworden.“

„Ich begreife Dich nicht, ſagte Sir Edward. Wer über gewiſſe Dinge nicht von Sinnen kommt, hat keine. Dieſe unbeſonnene, heilloſe, frevelhafte Entlaſſung der Miniſter, dieſe Auflöſung des Parlaments ohne Grund, Vernunft, Umſicht, ohne daß ſie nur eine einzige Schlacht

verloren, aus rein perſönlichem Kitzel, und das in einem Augenblick, wo die alte Verfaſſung zwiſchen Seyn und Nichtſeyn ſchwebt, wo ein Haar den Ausſchlag giebt, wo wilde Leidenſchaften lauern, kaum baldgebändigte Dämonen an den Feſſeln der Ordnung rütteln — wen das nicht außer ſich bringt!“

„Mich nicht; aber es iſt ſehr ſchön geſagt.“

„Herr Gott über England! Was iſt es denn, was wir lieben, wofür wir glühten, ſeit wir Knaben wurden, ſeit wir das Wort lallten: Freiheit, Vaterland? es iſt dieſes Ebenmaß herrlicher, freigegebener Kräfte, die in ſich ſelbſt die Schranke finden gegen das Uebermaß. Dieſer Fluß der Gedanken, der Thaten, der damals ins Stocken gerieth beim ehrenwerthen, aber einſeitigen Widerſtand unſerer Väter gegen Frankreichs Umwälzung, dieſen wieder in Gang zu bringen, den Austauſch der Kräfte zu fördern, den Lebensbaum Englands zu begießen, das wollen wir. Und da ſchreien dieſe unbegreiflich Blinden, weil die Vernunft die Kanäle reinigen, den Schutt fortſchaffen, das Unkraut ausrotten will, Zeter und Wehe, Tod, Untergang, Verderben! Wodurch kam es dahin? weil ſie funfzig Jahre lang faul waren, und tauſend Jahre ungerecht; weil über ihrer Faulheit der Kehricht anwuchs zu der entſetzlichen Höhe, weil über ihrer ſchlaffen, deſpotiſchen Trägheit gegen die Klagen eines Brudervolks dieſe Klagen anſchwellen zu einem Todesſchrei der Rache.

Wenn Italiens Blut in den Adern der Whigs glühte, es gäbe gezückte Dolche, triefende Schaffotte und brennende Schlöſſer; aber wir ſind Engländer. Nach ſolcher Unbill üben ſie eine Mäßigung, die die Engel im Himmel beſchämt. Und dafür — dafür allein, nachdem ſie in drei Jahren im Schweiß ihres Angeſichts der Hydra Dummheit einen Kopf nach dem andern abgehauen, dafür, im Augenblick, wo ſie, müde von der ungeheuern Anſtrengung, einen Augenblick ausruhen, giebt man ihnen einen Fußtritt, und die Unvernunft jauchzt, daß ſie vom Sitz fallen, und ſchaukelt ſich mit kindiſcher Luſt auf dem ſchwankenden Stuhle. Die Preſſe iſt viel zu langmüthig, die Stimme des Unwillens zu ſanft. Mit Poſaunenklängen, mit Donnerſtimmen des jüngſten Gerichts müßte es ihnen ins Ohr geſchrien werden, bis ihr Trommelfell platzt, daß nicht die Gegner, daß ihre Unvernunft England zum Falle bringt."

„Da haſt Du einen Bonbon, Edward, ſagte der Ritter; Du biſt heiſer. Nachher werde ich Dir meine Meinung ſagen. Die Expoſition iſt ſehr hubſch, denn ſie kehrt das Ende zum Anfang, wie's bei ſolchen Dingen ſeyn muß."

„Ich bin kein Redner."

„Da haſt Du wieder Recht. Wer das Volk bewegen will, muß immer nur vom Eſſen und Trinken reden. Rechneſt Du ihnen vor, wie viel arme Leute

von dem leben können, was ein Tory verzehrt, ſo ſchlägt das in den Magen, alle die Poſaunenworte vom engliſchen Lebensbaum treffen nur das Ohr."

Edward hatte ſich wieder aufs Sopha geſetzt und ſtützte nachdenkend den Kopf in der Hand. Er ſprach faſt bewegt: „Liebe ich denn nicht etwa auch, was ehrenwerth iſt an unſerer alten Verfaſſung! Klingen mir die herrlichen Namen unſerer Geſchichte nicht auch wie Trompetenſtöße und Oraelklänge! Berauſcht mich nicht der Gedanke, auch ein Nachkomme großer Männer zu ſeyn! Aber eben weil mir die ariſtokratiſchen Säulen unſerer Konſtitution, dieſe Rieſenbäume, unter denen unſere junge Freiheit in jenen Stürmen Zuflucht fand, ſo ans Herz wuchſen, möchte ich blutige Thränen weinen über die dumpfe Verſteektheit, die das Weſen hinopfert, um Lumpen und Fetzen zu retten. Um einen Doktorhut, der ihr nichts nützt, um einen Zehnten, den ſie nicht eintreiben kann, um leere Namen, leere Titel, eitle Formen, um ſchnöden Eigennutz aufs Spiel geſetzt, was Jahrhunderte mühſam erſchufen! Oder fördert das die Anhänglichkeit, daß ſie ſagen, wir gewähren euch nichts aus freien Stücken, aber wenn ihr uns zwingt, dann thun wir's? Wenn ich denke, daß es damals mit einem Breſamen geſchehen wäre, und das Volk hätte gejauchzt! Statt deſſen hetzten ſie den edlen Canning, der den Breſamen für das Volk begehrte, zu Tode, und die großen Whigs

hetzten mit, weil er zu weit gehe, und jetzt würde man den Minister auslachen, der nicht mehr verspräche, und derselbe Lord Gren, der mithetzte, gab hundertmal mehr aus freien Stücken, und gab doch noch nicht genug. Ihn jagten sie auch fort, und Peel wird noch mehr geben, und wer nach ihm kommt, immer mehr. So wird Moment um Moment verscherzt, wo Versöhnung möglich wäre, und mit Lawinenschnelligkeit naht die Krisis, wo die ungeheuersten Opfer nicht ausreichen, und in einem Augenblick Alles im Strudel verschlungen ist."

Der Ritter, der sich während dem ummuthig auf seinem Sessel hin und her gedreht hatte, verzog jetzt das Gesicht, als wolle er weinen. „Um Alles in der Welt bitte ich Dich, mein Pathe, presse mir keine Thränen aus! Schimpf' alle Engländer zu Tode, aber mach' sie nicht weinen."

„Wer kann lachen, wo das Herz brennt?" sagte Edward.

„Ich bin immer der Meinung gewesen, daß sich das englische Temperament wie ein guter Punsch verhalt, hob der Ritter an. Ein guter Punsch besteht nämlich aus der richtigen Mischung von Arack, Zucker, Wasser und sehr wenig Citronen. Ob man ein Bischen mehr Zucker, oder mehr Rum nimmt, darauf kommt's so wenig an, als auf das alte Streiten zwischen Torys und Whigs. Die Reformer gießen Was-

ſer zu. Mag ſeyn, daß wir nicht mehr ſtark genug ſind für das alte Gebräu; aber ums Himmels willen nur nicht mehr Citronen! wenn die Säure der Sentimentalität und Empfindlichkeit hinein kommt, iſt es mit England aus. Wünſche meinethalben alle Conſervativen in die Hölle, aber greine nicht!"

Edward antwortete nicht; der Ritter war aufgeſtanden und faßte ihn beim Kinn: „Auch empfindlich!"

„Wir verſtehen uns nicht mehr," entgegnete Sir Edward.

„Himmel und Hölle, das fehlte noch! Pathe, wenn ich das voraus gewußt, wie ich Dich da hielt in der Kathedrale, und Du ſchriest ſo ungeberdig, ich hätte Dir ja lieber das ganze Taufbecken über den Kopf gegoſſen und Dich in den Windeln erſäuft. — Sieh einmal, Pathe, hob er nach einer Pauſe wieder an, das Band durch das Rohr ziehend, ich hab's mir nun einmal abſolut in den Kopf geſetzt, Du ſollſt ſie kriegen."

„Willſt Du mich zwingen?"

„Allerdings."

„Und ſie?"

„Eben ſo. — Spricht nicht die Grafſchaft ſeit drei Jahren davon? Hoffen nicht Eure beiden Familien darauf? Liegen nicht eure Beſitzungen ſo durcheinander, daß nur ein hundertjähriger Prozeß oder eine Heirath die ſeit dreihundert Jahren aufgethürmten Streitfragen löst? Galtet ihr nicht als Braut und Bräu-

Bräutigam, ſeit ihr als Kinder euch mit Schneeballen warft? iſt ſie nicht hübſch, und biſt Du's nicht auch? ſind ihr nicht beide jung, reich, kapricios, und ſollen Deine Pferde umſonſt ihre Krippen zerbiſſen haben aus Verzweiflung über ihren phlegmatiſchen Herrn, und der Storch hier oben aus dem Neſte fortgeflogen ſeyn, aus Angſt vor Deinen ſchneidenden Liebesſeufzern, die durch den Rauchfang aufſtiegen, und, was das Schlimmſte, ſoll ich umſonſt ſo lange ausgeſtanden haben unter Deiner verliebten Langweiligkeit? Zehn Flaſchen Sherry gegen eine Kanne Dünnbier, ehe dreimal die Sonne aufgeht, haſt Du ſie!"

Edward lächelte; der Ritter führte ihn ans Fenſter, er zeigte auf das Licht, das aus den Fenſtern des Herrenhauſes auf den Schnee dämmerte, und ſuhlte dabei an das Herz des jungen Mannes: „Siehſt Du, das iſt ihr Schatten."

„Ich verlaſſe morgen dieſe Hütte," entgegnete Edward.

„Das ſollſt Du auch nach meinem Plan."

„Aber ich entführe ſie nicht."

„Doch wenn ſie entführt wird, wirſt Du Ritters genug ſeyn, Dein Schwert zu ziehen gegen die niederträchtigen Schurken, die ſich unterſtehen, zu jetziger Zeit, als waren wir in der Barbarei bei den Pamelas und Lovelace, eine feine, junge Dame zu knebeln — mit Stricken knebeln, ſage ich Dir —"

„Torichſt Du im Ernſt!“ rief zornfunkelnd der junge Mann.

„Es thut mir ſehr leid, lieber Edward, aber es wird ſchon geſchehen müſſen. Ich laſſe ſie entführen.“

„Es wird nicht geſchehen! rief Edward; denn noch rinnt etwas vom alten Ritterblut mir durch die Adern. Knebeln! das liebenswürdige Geſchöpf! Auf der Stelle laufe ich hinüber.“

„Aber Du wirſt doch vorher die Stiefeln anziehen? ſagte der Ritter, als Edward den Hut ergriff. Wenn Du in Pantoffeln und wollenen Strümpfen vor ſie trätest, das gäbe doch einen unauslöſchlichen Skandal.“

Aber während Edward dieſer Weiſung folgte, deren Nothwendigkeit, trotz ſeinem Zorn, ihm einleuchtete, hatte ſich der beleibte Ritter mit Behendigkeit aus der Stube geſchlichen, die Thür hinter ſich zugedrückt, und das Schloß raſſelte. Als Edward fragte, was das ſolle, öffnete ſich der kleine Schieber, und Sir Jedediahs Geſicht nickte ihm freundlich zu: „Unartige Kinder, die keine Vernunft annehmen, ſchließt man ein, bis das Spiel vorüber iſt, das ſie verderben können.“

„Nun wird's mir zu arg!“ rief Edward, an der Thür rüttelnd.

„Ei, jetzt ſchon Pathe? das iſt ein Bischen zu zu früh. Wenn's Zeit iſt zum Retten, wirſt Du ſchon losgelaſſen werden; aber bis dahin kannſt Du

immer noch ein paar Reden von Burke auswendig lernen."

„Ich ſprenge die Thür!"

„Recht ſo; Du kannſt Dich in edler Wuth üben, damit es nachher deſto natürlicher läßt. Uebrigens gieb Dir nicht unnöthige Mühe, denn im Hauſe iſt Alles fort, oder mit mir einverſtanden, und den Skandal wirſt Du Dir doch ſelbſt nicht machen, ſo in die ſtille Nacht zu lärmen, daß ſie's drüben im Herrenhauſe hören, und die Lady ſich erkundigt: wer ſchreit denn da drüben ſo jämmerlich? Und wenn man ihr ſagt: der junge Sir Edward iſt da eingeſperrt! ſo hat ſie wohl noch ſo viel Liebe zu Dir und befiehlt ihren Leuten: Ach Gott, kommt doch dem armen Menſchen mit einer Leiter zu Hülfe. Bedenke, Pathe, was Du durch das Ridikule verlöreſt! denn wenn's Dir auch nicht um die Liebe, ſo iſt's Dir doch um das reformirte England zu thun, das unausbleiblich in dem proſtituirten Rufe ſeines Sir Edward Bramfield einen ſeiner beſten Ritter verlöre. Nicht wahr, Edward, Du thuſt es, wenn auch nicht mir, doch England zu Liebe, und biſt ſtill?"

Sir Edward ſprengte nicht die Thür, ſondern legte ſich, nachdem er einige Mal die kleine Erkerſtube durchmeſſen, mit den Stiefeln auf das Kanapé und ergriff wieder den Burke und las. Als er aber nach einer Stunde die erſte Seite umſchlug, mußte er wie-

der zurückschlagen, denn er schien Alles vergessen zu haben, was er gelesen hatte.

Die Gesellschaft war fort; in der weiten Halle des Herrenhauses saßen beide Damen allein, die frisselnde Gesellschafterin näher dem Kamin, Judith an dem mit Zeitungen bedeckten Tische. Auf der schönen Stirn leuchtete Freude, Spannung und doch auch schon Abmattung von den Kämpfen des Tags. Ihre weiße Hand ordnete die Briefschaften, und das schlaue Auge sagte, daß Dinge vorgegangen, von denen nicht allein die Philosophie, sondern auch die triumphirenden Gegner sich nichts träumen ließen. Die Gesellschafterin, die mit schweigender Verwunderung das liebliche Gesicht der Lady zu betrachten schien, fragte, ob sie nicht die offene Thür nach der Bibliothek schließen solle, da die Zugluft der Erhitzten schaden könne. Judith aber schüttelte den Kopf: „Gerade der Luftzug erquickt. Hören Sie's nicht rauschen unter den alten Folianten und Bildern, als freuten sie sich mit uns, daß Altengland gerettet wird? Solche Momente, wenn die großen Stimmen der Vorwelt zu uns sprechen, soll man nicht verscheuchen."

Die Gesellschafterin fragte lächelnd, ob diese großen Vorfahren aus der goldnen Zeit auch so viel Gold aufgeben lassen, um ihre Kandidaten ins Parlament zu bringen? Judith antwortete, die Zeiten ändern sich,

werin die Freundin lachend einſtimmte. „Zum Exempel wette ich, daß Ihr großer Ahnherr, Sir Thomas Beedle-Bowdle, deſſen Rüſtung dort am Pfeiler ſchimmert, entſetzt ſeinen grimmen Bart geſtrichen und Brand und Schwefel dem ganzen Marktflecken geſchworen hätte, deſſen Gewürzkrämer ſich unterſtand, einen Kuß auf die Roſenlippen ſeiner Enkelin zu drücken. Und um was?"

„Iſt denn das nun ſo was Arges? entgegnete Judith etwas erröthend. Er wollte einen Kuß von mir, und ich ſeine Stimme; wir tauſchten, England iſt ein Handelsſtaat."

„Und ich kenne einen jungen Mann, der mehr als eine Stimme hat, und ſie alle gäbe für einen einzigen Kuß von dieſen Roſenlippen. Und Sie würden ihm nicht einmal die Hand gerne ſchütteln, was Sie doch dem fremdeſten Gaſte thun."

Judith blickte ſinnend vor ſich nieder: „Meinen Sie, daß er darum ſeine Partei verließe?" Die Miß nickte ſchelmiſch. „Deſto beſſer, ſagte Judith, den Lockenkopf auf ihre kleine Hand geſtützt, daß es kam, wie es gekommen iſt. Pfui! wenn ich ihn ſo liebte, wie er mich zu lieben vorgiebt, und mich dadurch bewegen ließe, meiner Sache untreu zu werden! Die Verſtellung iſt empörend. Und noch dazu ein Mann! Nein, Sie thun ihm unrecht; ich glaube wirklich nicht, daß er das konnte. Er hat ſich einmal ſo verirrt, daß er nicht mehr frei iſt. O, es iſt Schade, wenn ein

edler Sinn ſich fängt in einem unglücklichen Wahne, daß er nicht mehr über ſich ſelbſt Herr iſt, wenn ihm, was ihm das Nächſte, Natürlichſte ſeyn ſollte, fremd wird."

„Es giebt am Ende doch noch Zauberkräfte, denen wir wider unſern Willen gehorchen, ſagte die Geſellſchafterin. Wer hätte das nur gedacht! während Sie rechts laufen, läuft er links, und ſonſt hatten Sie nur ein Ziel bei Ihren Wettläufen als Kinder."

„Die Erde iſt rund, und man kommt am Ende doch auf denſelben Punkt. Aber ich wünſchte wahrhaftig nicht, daß es ihm auch nur in den Sinn käme, um mich —"

„Altengland retten zu wollen? Ei, was ſind Sie für eine Patrietin! fiel die Miß ein; ich ſehe doch wahrhaftig nicht ab, was jene Krämer im Städtchen vor ihm voraus haben, warum Sie da ſo verſchwenderiſch mit Ihrer Gunſt waren, und hier ſo karg ſind. Geſetzt, daß er Ihnen auch ganz zuwider würde, wenn er ſchwach wäre, ſo iſt es doch nur ein Menſch, höchſtens ein alter Jugendbekannter, den man verliert, und hier iſt es eine Sache, die gewonnen werden kann. Wenn er in die Schlinge fällt, um ſo leichter können Sie den Inconſequenten veraceſſen."

„Was uns einmal lieb geweſen, ſollten wir nie veraceſſen, ſagte die Lady mit Nachdruck. Iſt das nicht das Einzige, was uns aufrecht erhält, daß wir an die

großen Menſchen vor uns glauben, wenn uns die Kritik auch beweiſen will, daß ſie nicht groß waren? Ich möchte ihn nie wieder ſehen, ich wünſchte ihn glücklich verheirathet, aber — verachten möchte ich ihn auch nicht. — Was horchen Sie ſo angſtlich nach der Thür?"

„Weil es ſo ſtill in der Bibliothek iſt, antwortete die Andere; Ihnen rauſcht die große Vorwelt, mir nur die Einſamkeit heraus. Und die Einſamkeit in einer Winternacht, in einem verſchneiten, abgelegenen Herrenhauſe, und noch dazu, wenn vorher Schmaus und Tanz war, iſt nicht erquicklich. Kommen Sie her an den Kamin, ſprechen wir von den Legenden Ihrer Familie; fürchte ich mich auch, ſo höre ich's doch lieber aus Ihrem Munde, als wenn es ohne Worte rauſcht."

Die Lady hatte ſich neben ſie geſetzt. In das Geſpräch von der alten Zeit miſchte ſich aber nur zu oft das eben Erlebte. Judith erzählte von namhaften Charakteren aus ihrer Familie, ihrem eigennützigen Wirken, ihrer Treue und Ausdauer; ſie wiederholte mit Stolz das Motto ihrer Familie:

Die Meereswelle wankt her und hin,
Aeſt in der Veilchen-Gewebe Sinn.

Aber immer trübte das Bild ein Blick auf die eigennützige Gegenwart, auf verwandte Begebenheiten von aeſtern, und das Bild ward nicht fertig. Es fiel auch wohl ein zweifelhafter Schatten hie und da auf das

Wirken jener hiſtoriſchen Charaktere. „Darum fort aus der Geſchichte! rief die Lady; reine Tugend iſt nur im Mährchen.“

„Aber jener Ihr gewaltiger Ahnherr, fragte die Miß, der Herkules ſeiner Zeit, war doch ganz makellos?“

Die Lady ſagte, den Arm traulich um den Nacken der Geſellſchafterin geſchlungen: „Nicht ſo ganz, Liebe. Zwar war er der ſtärkſte und tapferſte Ritter in den Kriegen der Roſen, aber die Sage will, daß er ſo oft umgeſprungen, als das Glück der Parteien wechſelte. Heute Yerk und morgen Lancaſter, fiel er durch Mörderhand im Augenblicke, wo er ſich für die Partei erklären wollte, die ſie gedungen hatte.“

„Und ſeitdem ſpukt er? das iſt ein fatales Wintermährchen.“

„Er warnt nur ſein Geſchlecht vor dem einzigen Fehler, dem ſeine Tugend im Leben erlag.“

„Herr Gott! rief die Miß, ich ſtürbe vor Schreck, wenn ich in einer Nacht, wie dieſe, die alte Rüſtung klingen hörte, oder gar, wenn ſie herunter fiele von dem alten Pfeiler.“

„Dafür iſt durch ſtarke Nägel geſorgt. Und doch weiß ich es beſtimmt, fuhr die Lady mit ernſtem Tone fort, daß noch mein Großvater von ihrem polternden Sturze erſchreckt wurde, und er überlebte es nicht lange, obgleich er es nicht Wort hatte. Es ſoll an dem Tage

geſchehen ſeyn, wo Burke ſich von Fox trennte, und mein Großvater jenem folgte.“

„Mylady, ſo hätten die Geiſter whigiſtiſche Geſinnungen!“

„Den Geiſt ſchmerzt jeder drohende Treubruch.“

„Welche aufgeklärten Geſinnungen von einem Geiſte! Gott ſey Dank, ſo ſind wir jetzt ſicher, daß er ruhig am Nagel hängen bleibt; denn Sie werden doch Ihre Sache nicht verlaſſen?“

In dem Augenblick klang etwas aus dem Bibliothekſaale, wie wenn Stahl gegen Stahl ſchlägt. Der Ton vibrirte lange nach; Beide ſahen ſich geiſterblaß an, die Hand der Miß hatte unwillkührlich die Hand der Lady gefaßt, und ſie war kalt wie ihre. Juditha Auge ſchien die Finſterniß durchdringen zu wollen. Die Miß bat ſie, nicht hinzuſehen: „Es mag Täuſchung geweſen ſeyn.“ — „Oder Betrug.“ — „Nur der Sinne; es kann Niemand von dort herein. Die Pforte am Thurme iſt ſeit Jahren verſchloſſen und verquellen.“

Es dröhnte zum zweiten Male deutlich, unzweifelhaft, die Glieder eines Eiſenharniſches raſſelten. „Nun fällt er!“ bebte die Geſellſchafterin und blickte entſetzt auf die Lady, als dieſe den Armleuchter ergriff:

„Das müſſen wir doch anſehen.“

„Um Jeſu willen, gehen Sie nicht hinein! Ich wecke zuvor die Leute.“

Judith riß ſich faſt gewaltſam von der Freundin

los, welche mit krampfhafter Angſt ihren Arm gefaßt hielt, und ſagte: „Dazu iſt nicht mehr Zeit. Folgen Sie mir, Liebe, mit dem andern Leuchter — oder beſſer, Sie bleiben.“

Miß Wilſon hatte den andern Leuchter gefaßt, noch aber ſtand der ſchwere Metallfuß auf der Mahagonitafel, als wäre er feſt eingewurzelt, ſo dunkte es ſie — da tönte ein gellender Schrei; es war die Stimme der Lady. Sie wollte zuſpringen, als die Flügelthüren nach der Bibliothek krachend ins Schloß flogen. Sie war von ihr getrennt, ſie glaubte mehrere Tritte, einen Hülferuf zu hören, oder es war nur ihre aufgeregte Phantaſie; ſie rief auch um Hülfe, aber die Stimme verſagte ihr. Sie ſtürzte athemlos, mit zugedrückten Augen nach der Klingelſchnur, ſie riß, aber kein Laut. Sie ſchlug die Augen auf, es war finſter, ſie ſelbſt oder der Luftzug hatte das Licht verlöſcht. Da fühlte ſie ſich von einem ſtarken Arm umfaßt, und eine wohlbekannte Stimme flüſterte ihr zu: „Keinen Laut, bitte ich.“ — „Mein Gott, ſind Sie es?“ — „Allerdings bin ich es.“ — „Was ſoll das heißen?“ — „Das zu erklären, wäre in dieſem Augenblick zu weitläufig. Aber wenn Sie ſich, Ihre Lady, mich und den jungen Sir Edward Bramfield, außerdem das alte und junge England lieben, und den Wunſch hegen, daß unter dieſen verſchiedenen Individuen, ſtatt Haß und Fehde, Liebe und Freundſchaft, und anſtatt Mord und Tod-

schlag, eine christliche Hochzeit eintrete, so schweigen sie mäuschenstill, fürchten nichts, und wenn Sie nachher Licht angezündet, bereiten Sie mir mit Ihrer allerliebsten Hand eine halbe Pinte guten Sherrypunsch, wobei ich dann versuchen will, Ihnen aus alten Büchern zu erklären, weßhalb in England keine gute Liebesgeschichte auspielen kann oder eine honette Entführung, wie kein Roman ohne ausgetauschte Kinder."

Es ist nicht mehr als billig, daß der Berichterstatter in einer so neuen Begebenheit, ja einer, die gewissermaßen unter unsern Augen sich ereignet, mit einer mehr als gewöhnlichen Diskretion zu Werke geht. Deßhalb läßt er mit einem dunkeln romantischen Schleier dasjenige umhüllt, was sich in jener Nacht ferner ereignet hat, und giebt nur die Versicherung, daß nichts geschehen ist, was die Moral beleidigen kann. Im Gegentheil herrschte bei allen theilnehmenden Individuen der vollkommenste Anstand, wie sich dies in einem Lande, wie England, von selbst versteht. Um die Vorfallenheiten dieser dokumentirten Geschichte jedoch in einigem Zusammenhange zu erhalten, erzählt er, was aus dem verschwiegenen, bescheidenen Geflüster der Dienerschaft zu Tage gekommen ist.

In eine Kutsche, mit vier Rappen bespannt, ist ungefähr um Mitternacht die Lady gehoben worden.

Sie war tief verschleiert. Denen, die meinen, daß es eine Entführung gegolten, für welche Annahme allerdings Mehreres spricht, steht doch die spätere Aussage der Lady selbst entgegen, welche versichert, es sey ihr plötzlich ein nothwendiger Besuch bei einem entfernten Wähler eingefallen, dessen Gesinnung zweifelhaft geworden; und was thut man nicht um eine Stimme! — Von einem Zeugen, der aber nicht genannt seyn will, erfährt man, daß die Lady, unterwegs in Schlaf versunken, durch eine Erschütterung erweckt wurde. Sie fuhr auf und sah sich dem ersten Morgengrauen in einer unfreundlichen Schneegegend. Der Wagen, halb umgestürzt, lehnte sich an die eine Seite eines Hohlweges. Die entgegengesetzte Kutschenthüre war geöffnet, und die Begleiter der Nacht waren fort. Sie fragte in die naßkalte Morgenluft hinaus, was denn das werden solle? erhielt aber keine Antwort. Sie wollte sich selbst aus ihren dichten Pelzhüllen, in die man sie geschlungen, los machen, als ein oder zwei Pistolenschüsse sie erschreckten. Ein einzelner Reiter kam heran gesprengt, und sie wiederholte an ihn die Frage. Er sah, in einiger Entfernung haltend, den Hut und sagte: „Vor Allem ersuche ich Milady, nicht zu erschrecken, denn die Sache hat nichts auf sich."

„Verdanke ich Ihnen meine Befreiung, Sir Edward?" fragte Judith.

„Nichts weniger als das, entgegnete dieser. Auch

wenn ich nicht dazugekommen wäre, hätte man doch Ihren Wagen hier umstürzen lassen."

„Aber was bedeuten die Pistolenschüsse?"

„Nichts als ein unwürdiges Possenspiel, und mein einziges Verdienst besteht darin, daß, da ich es nicht habe hindern können, ich es wenigstens schneller zu Ende gebracht habe, und wenn Mylady nichts weiter zu befehlen haben, so erlauben Sie, daß ich mich nach dieser nöthigen Aufklärung empfehle."

Die Lady hatte, nachdem sie den Schlaf vollkommen aus den Augen gerieben und mit Verwunderung erkannt, daß sie in ihrer eigenen Kutsche gefahren war, noch etwas zu bitten, was der Reiter, der sehr pressirt schien, ihr doch nicht füglich abschlagen konnte. Sie erklärte nämlich, keine Lust zu spüren, im Schnee liegen zu bleiben, und wenn es ihr frei stehe, nach Hause zu fahren, so wäre vorerst dazu nöthig, daß der Wagen wieder aufgerichtet würde. Das sah der Reiter ein und stieg ab. Wiewohl der vernannte Kutscher mithalf, meinte doch auch die Lady, die indeß ausgestiegen war, es sey besser, wenn sie selbst Hand anlege. „Das hat man nun von der verfluchten Geschichte," sagte der Kutscher, und die Lady hatte wirklich etwas Theer an ihren weißen Händen.

„Haben wir, Sir Edward, doch ein Mal für etwas zusammen gearbeitet," sagte sie, lächelnd zu dem Reiter gewendet, als er ihr mit ritterlichem Anstande

wieder in den Wagen half. Sie fragte ihn, ob er nicht auch einsteigen wolle, denn der Morgen sei kalt. Als er es aber ablehnte, weil er sein Pferd nicht verlassen dürfe, lächelte sie: „Das freilich geht vor.“ Doch drückte sie die Hoffnung aus, daß er ihr beim Nachhausekommen die Auskunft über ein so seltsames Abenteuer und den Grad der Dankbarkeit, oder Undankbarkeit, den sie ihm schuldig geworden, nicht vorenthalten wolle. Nun verbeugte sich der Ritter; sie hörte ihn sein Pferd besteigen und, bis die Kutschenräder über die gepflasterte Straße rollten, den Hufschlag hinter dem Wagen. Mehrmals soll sie sich vorsichtig umgesehen, ihn aber nie selbst gesehen haben.

Gewiß ließe sich diese Entführungsgeschichte mit ihren Schrecknissen romantischer vertragen, als es hier geschehen ist. Die vermummten Gestalten, ihr dumpfes Schweigen, die Herzensangst der Verhüllten, die nächtliche Fahrt auf dem Knüppeldamm, der Sturz im Hohlweg, der sie aus fürchterlichen Träumen aufschreckt, und dazu die Schüsse beim ersten Hahnenkräh würden ein Nachtbild liefern, wie es die Phantasie nur wünschen kann, wenn nicht, auch im Gemüth durchaus romantischer Engländerinnen, zur Zeit einer Parlamentswahl ganz andere Elemente der Seele sich bemeisterten, und alle nächtlichen Gespenster vor den beredten des hellen Marktes weichen müßten. Was in der Seele der schönen Judith während der langen Rück-

kehr vorgegangen, iſt nicht bekannt, aber ausgemacht das, daß ſie es für gerathener hielt, den romantiſchen Schleier über der Nachtbegebenheit ruhen zu laſſen. Ja, ſie ſprang ſo eilig aus dem Wagen, daß ſie nicht einmal einen Blick nach dem verhüllten Kutſcher zurückwarf, der ſie hergeführt hatte.

Und doch war ungeheuer viel in ihr vorgegangen, nicht weniger als eine Revolution und eine Contrerevolution. Sie hatte zwei Stunden im Armſeſſel in der Bibliothek geſeſſen, die umwölkte Stirn auf die Hand geſtützt, welche noch immer Spuren des Wagenrads trug, und war aus ihren Gedanken erſt aufgeſchreckt, als Sir Edward Bramfield vor ihr ſtand. Das konnte Miß Wilſon durch die Thürſpalte ſehen; aber auch das ſcharfe Ohr des Sir Jedediah, welcher in einiger Entfernung an die Wand gelehnt ſaß und ihr dann und wann zunickte, konnte von dem langen, eifrigen Geſpräch zwiſchen Beiden nur Brocken hören. „Nähern ſie ſich nicht?“ — Im Gegentheil, antwortete die Dame, ſie bleibt ſitzen, und er macht Miene aufzuſtehen.“ — „Verdammt! rief der Ritter, und ſtampfte auf den Boden, wenn kein romantiſcher Spruna die Brücke über den Riß baut, Gründe machen ihn nur immer breiter.“ — „O weh, ſie wird beſtia!“ — „Ich höre Robert Peel's Namen.“ — „Sie ſchimpft auf Lord Ruſſel.“ — „Er zerdrückt im Zorn ſeinen Hut.“ — „Sie gehen Beide auf und ab.“ — „Sie

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51043-8
HARING.G.W.A. FN. 04006/022

überschreien sich. Sie stampft mit dem kleinen Fuß." -
„Sie wischt eine Thräne des Aergers aus dem Auge." Aergerlich brummte der Ritter den Vers einer alten Ballade und schwieg dann.

Judith sah Edward aus ihrem großen feuchten Auge an; dann reichte sie ihm schnell die Hand. „Leben Sie wohl, Edward. Wir wollen doch nicht in Unfrieden scheiden, wo es scheiden heißt für's Leben!"

„Das Leben kann noch fürchterlich lang seyn, sagte er, den Druck erwiderend; vielleicht lächelt man aber dann über die Kämpfe, die uns trennen," setzte er leise hinzu.

„Nimmermehr! rief sie heftig; sehen Sie denn nicht den Willen des Schicksals, der, ein eisernes Gespenst, zwischen uns tritt? Das ist nur Zufall, daß er Tory- und Whigfarben annimmt. Nein, nein! wir sollen nicht zusammen kommen! Wie die Deutschen von Wahlverwandtschaften sprechen, so giebt es geborne Feindschaften. Daß uns die Verhältnisse so oft und so nahe aneinander führten, war nur ein böses Spiel, eine Versuchung, um uns nur immer wieder und immer deutlicher zu zeigen, daß wir nicht für einander geboren. Ich glaube es Ihnen, Sie wollten mich nicht entführen, Sie wollten keine Gewalt brauchen; auch waren Sie wirklich empört über das Possenspiel des Ritters, und eilten, mich zu enttäuschen. Aber indem Sie es thaten, in respektvoller Entfernung,

regte

regte sich nicht da ein kleiner Kitzel, eine angenehme Hoffnung, durch dieses feine Benehmen mich anders zu stimmen?"

„Nun, und wenn das wäre?"

„Wenn es wäre!" rief sie.

„Und darum sollte ich aufhören zu lieben, was ich liebe, oder wollten Sie aufhören? Oder sollte der Lebensbund ein Krieg werden über das, was uns Beiden das Heiligste, Theuerste, am Tiefsten, Innigsten an's Herz gewachsen ist? Wenn Sie mich so geliebt hätten, so unwiderstehlich, warum steckten Sie denn das Haus nicht in Brand, warum drangen Sie nicht bewaffnet ein, warum rissen Sie mich nicht bei den Haaren fort? Sie thaten es nicht, weil Sie ein wohlgezogener Gentleman, weil die Entführungen aus der Mode sind, weil man darüber gelächelt hätte, weil der Anstand, die Vernunft in Ihrem Innersten sich dagegen auflehnte. Nun sehen Sie wohl, Edward, und ich soll glauben, daß die Liebe so mächtig ist, um das vergessen zu lassen, was uns Beiden das Werthvollste ist?"

„Sie könnten wünschen, Judith —"

„Daß Sie handelten, ja so handelten, daß ich vor Bewunderung und Staunen nicht Zeit hätte, mich zu fragen, ob wir uns je gut waren."

„O, daß meine Worte ein flammender Feuerstrom würden, rief er, das liebenswürdigste Geschöpf zu über-

zeugen! Ich liebe auch dies ſchöne England, dies alte England; ſeine tauſendjährigen Erinnerungen ſind mir ſo heilig, als Ihnen. Es ſoll wachſen, gedeihen; ich möchte, damit es wachſe, mein Herzblut ausſtrömen; aber es iſt jetzt der Moment, der einzige noch geſchenkte, der allerallerletzte. Judith, o womit reiße ich den letzten dünnen Schleier von dieſen hellen blauen Augen, aus denen Licht Allen, die hineinblicken, herausſtrahlt, und es ſelbſt ſollte umdüſtert bleiben für die Wahrheit! Und dieſe edlen Männer, meine Freunde, Sie ſollten nicht ihre Aufopferung verſtehen? ſie, die freiwillig dem Vaterland Einfluß opfern, Reichthum, Macht, die des Eigennutzes beſchuldigen, der Eitelkeit! Stürzt man ſich denn in's Feuer, damit der Flammenſchein einen Augenblick die Wange ſchminkt? Macht iſt eine liebäugelnde Schönheit; buhlt man mit ihr, während man weiß, daß ſie uns morgen verräth, um unſerm Feinde in die Arme zu fallen, wenn nicht ein heiligeres Feuer die Bruſt durchglüht? Nein, Macht, wie Volksgunſt, hier ſind ſie nichts, in dieſem großen, heiligen Kampfe ſind andere Magnete, an die die edelſte Kraft ſich hängt. Das Unabwendliche iſt es; und hoffen wir Beide, daß ſein Antlitz freundlich ſey, wenn es kommt!"

Edward hatte noch einmal gewagt, Judiths Hand zu ergreifen. Sie ließ ſie ihm, aber mit abgewandtem

Blicke ſchüttelte ſie den Kopf und zeigte auf den Wahlſpruch ihrer Familie über dem Portal:

Die Meereswelle wankt her und hin,
Feſt iſt der Beckle-Burdle Sinn.

„Sie ziehen mich nicht hinüber, Edward. Ich wünſche auch Sie nicht zu uns herüber zu ziehen. Genüge Ihnen das!“

„Es iſt kein ſo harter Fels im Meer, rief er, den nicht die Welle allmählig ausſpült, und ein Weib ſollte feſter ſeyn?“

„Leben Sie wohl!“

„Nein! rief er, einen Triumph, eine Möglichkeit ſetzen Sie doch! So gehört ſich's für's Mährchen — denn nur im Mährchen kommt ſolcher Eigenſinn vor — etwas, was ich nicht erfüllen kann —“

„Wohlan! rief ſie, ihn unterbrechend, wenn durch Ihre Bemühung mein Vetter, der Baronet, gewählt wird!“

Er warf ihr einen Blick des Zornes und der Entrüſtung zu, verneigte ſich und ging. Ja er war ſo raſch gegangen, daß er im Gehen an etwas anprallte, ſo raſch, daß Judith, welche, die Farbe wechſelnd, ihn im nächſten Augenblick zurückrufen zu wollen ſchien, nichts mehr von ihm ſah. Der Klang der durch den Zugwind zugeworfenen Eichenthüre ſchreckte ſie aus ihrer Betaubung auf. Ja es war ihr nachher, als habe ſie ihm nachſtürzen wollen, als ein entſetzliches

Ereigniß dazwiſchen trat, ein Sturz, von dem die feſten Bohlen erbebten und die runden Fenſterſcheiben klirrten.

Als Sir Jedediah, der Oberſt und Miß Wilſon eintraten, qualmte ein ungeheurer Staub durch den Bibliotheksſaal, und man konnte auf den erſten Blick kaum die unten liegende, durch den Sturz aus ihren Fugen gegangene Eiſenrüſtung des mannbaren Sir Tobias Beedle-Bowdle erkennen, welche das ganze Unglück veranlaßt hatte. Neben ihr lag halb aufgerichtet die Lady. „Um Gotteswillen! verwundet? Sie bluten?“ — Die Lady, ſehr blaß, ſchüttelte den Kopf, und ihr ſtierer Blick auf die eiſerne Hülle hätte eben ſo gut einem Todten gelten können. „Meine theure Lady, ſprechen Sie! wir hoffen, daß Sie mit einer Quetſchung davon gekommen ſind.“ — „Vielleicht auch nur mit dem Schreck,“ ſagte Sir Jedediah. — „Sie hat die Sprache verloren, klagte die Miß, was bedeutet das?“ — „Es bedeutet, meine Freundin, entgegnete ſie mit matter Stimme, eine Irrung der Natur.“

Sie lag auf dem Sopha, und die Miß bereitete den Thee. Kräftiger, meinte der Ritter, werde die Nachricht auf die Kranke wirken, daß die Freeholder aus dem Linedale ſich für den Torykandidaten erklärten; aber ſie wandte ſich um und ſagte ärgerlich: „Was geht das mich an!“ Viel beſſer wirkte eine Ballade auf ihre gereizte Stimmung, die er vor ſich murmelte;

denn ſie lachte beim Schluß derſelben hell auf, wollte aber dann Niemand mehr Rede ſtehen, und hieß Alle gehen, denn ſie ſehen Alle im Bunde gegen ſie.

Sie liebte ihn, er liebte ſie,
Sie liebten ſich Beide erbaulich.
Im ganzen England gab es nie
Eine Liebe, ſo treu und erbaulich.

Doch gilt in England von Alters ein Satz —
Ich weiß nicht, ob noch wo anders —
Und wer auch noch ſo liebt ſeinen Schatz,
Darf lieben daneben noch Andres.

Sie liebte die Rübe, den Rettig Er,
Der Streit drüber wollte nie end'gen:
Ueber derlei hält es in England ſchwer,
Sich unter einander verſtand'gen.

Da gab es im England böſe Zeit,
Man ſchlug ſich um Rettig und Rübe,
Und um den Rettig- und Rübenſtreit
Zerging die ſüßeſte Liebe.

Ja, lebten Beide, wo du und ich,
Und die Kultur viel weiter,
Sie liebten nun Beide den Rüberettig,
Und liebten und lebten noch weiter.

Von den Huſtings flatterten abermals ſchöne bunte Bänder, es rauſchte von Fahnen allerlei Farben von den Thürmen, Giebeln und aus den Fenſtern, Muſikſtücke begleiteten die Reden, die von Erkern und Balkonen, hier in einzelnen Gruppen, dort an das ganze Volk gehalten wurden, und Pöbelmaſſen wogten neu-

gierig, schreiend, tobend, nüchtern und betrunken durch die Straßen. Aber die Yeomanry sorgte für freie Passage, denn was von Rossen und Wagen in der Grafschaft war, schien requirirt, um die entfernter wohnenden Wähler herbei zu holen, und mit jeder Minute flog im Trab und Galopp ein Hochzeitwagen mit einem Gaste heran, der sich lange bitten lassen, empfangen entweder vom Gezisch oder vom Jubel der Menge; die verhängnißvolle Stunde, wo der Poll geschlossen werden mußte, nahte.

Dort an der Ecke ersuchte ein Mann mit ernstem Gesichte die um ihn Stehenden, wohl zu erwägen, was es heiße, den Whigs jetzt zujauchzen, die den Katholiken zujauchten, während die Katholiken dem Pabst in Rom zujauchzten. Mit Leib und Seele erklärte er sich für einen Reformer, aber Leib und Seele schaudern beim Gedanken: Rom und Pabst in England! Er erzählte fürchterliche Greuelgeschichten von der Inquisition, von Ketzerverfolgungen und Scheiterhaufen, von den Katakomben mit Gerippen von Märtyrern, die man erst jetzt unter der alten Stadt Rom aufgefunden; wie es ihm nicht gefalle, daß Jahr aus, Jahr ein so viel englische Lords und Gentlemen nach Rom reis'ten und den unsaubern Gottesdienst in den Kirchen anhörten, ja viele selbst beim Pabst Audienz erhielten. Der Antichrist schleiche gleißend, wie eine Schlange, so lange er der schwächere, aber wie ein Löwe erhebe

er ſich, wenn er ſtark geworden, und England ſey allein dadurch frei, groß und glücklich, daß es der Schlange den Kopf zertreten. Darum müſſe für immerdar jedes freien Engländers Wahlſpruch bleiben: Kein Pabſtthum! — und „kein Pabſtthum!“ brüllte es aus den fortſtrömenden Haufen wie Unkenruf aus einem Sumpfe. Der Dechant nickte freundlich an ſeinem verhangenen Fenſter der Dechantin zu: „Es wirkt.“ — „Kein Pabſtthum! — keine Päbſtler!“ unterbrach ſchon dann und wann der Ruf auf dem Markte den auf den Huſtings eine ſchön ausgearbeitete Rede haltenden Lord Bramfield. „Er kommt aus dem Texte — er wird blaß,“ ziſchelte hier ein gleichfalls blaſſes Geſicht dem Nebenmanne zu, während der tobende Haufe jetzt gerade vor die Halle ſich wälzte, aus der die Häupter der Whigs das Schauſpiel dirigirten.

„Rede, fliegende Schnepfe!“ ſchrie ein Irländer, der, unfähig ſelbſt zu gehen, ſich von zwei andern ſchleppen ließ. „Wenn Du Dich bekehrt haſt, will ich mich auch bekehren laſſen. Umſonſt iſt der Tod; kein Pabſtthum meinethalben, aber Grog in Ewigkeit!“ — „Umſonſt iſt der Tod!“ rief der Wirth zur fliegenden Schnepfe; und eine wohlfeile Regierung iſt gut, aber Filze wollen wir nicht im Regiment haben. Was nutzen uns Filze? Sie geben nichts aus, und wir nehmen nichts ein. Wer die Steuern einnimmt, der ſoll ſie wieder drauf gehen laſſen. Grundſätze

bleiben Grundsätze, und Menschen sind gleichgültig. Ich bin kein Whig, ich bin kein Tory, ich bin ein Reformer; aber wenn der Whig sagt: ich spanne meine Pferde nicht mehr bei Dir aus, ich füttere sie selbst und trinke keinen Porter bei Dir, weil ich sparen und den katholischen Irländern zu trinken geben will, so soll der Teufel den Whig holen und die Stimme dazu, die ich ihm gebe. Wenn sie der Kirche ihr Geld nehmen wollen, schön! aber wenn der Rektor und der Dechant kein Geld kriegen, wie sollen sie wieder den Schneider und den Schuhmacher bezahlen, den Stellmacher und Sattler, den Fleischer und Bäcker? — Verkehr soll in England seyn und Reichthum, der darauf geht; Lumpen brauchen wir nicht, und die Knicker können zu ihren lieben Irländern gehen." — „Die Weisheit kommt von seiner Frau! rief einer in's tobende Gebrüll hinein; sie hat ihn in's Gebet genommen." — „Willst Du gegen die Frauen reden? schrie der Wirth, gegen die Ehe, die in der Bibel steht? willst Du, daß wir statt Frauen uns Köchinnen halten sollen? Ei, Du Heide, Du Papist! dahin läuft's hinaus, wenn wir uns nicht vorsehen, hat der Herr Dechant gesagt, uns zu Papisten zu machen, ehe wir uns umdrehen, zu Hungerleidern, zu irländischen Bettlern!"

„Keinen Papismus! keinen Papismus!" schrie die sich fortwälzende Menge, und „keinen Papismus!" wiederholte der Markt, gerade in dem Augenblicke, als

der Lord, die Hand auf's Herz, betheuerte, das solle ihm der schönste Moment seines Lebens seyn, wo der Aberglaube todt sey, und kein Mensch in den drei vereinigten Reichen einen Biedermann frage: weß Glaubens er sey? Ein allgemeines Zischen, Pfeifen, Heulen sauste durch die Lüfte, die über Turningtime wehen. Ein Tory, auf einem Eckthürmchen stehend, nahm den Moment wahr, und mit einem Tuch in der Hand wehend, schrie er: „Hört ihr's, seht ihr's, glaubt ihr's? das spricht ein Engländer, ein Protestant, ein freier Edelmann zu Protestanten, zu freien Engländern! Ihr habt keine Laute in eurer Brust für den ungeheuren Unwillen; aber der Himmel selbst hat Thränen dafür: es regnet. Die Lüfte, die in den Fahnen rauschten, sind stumm; seht, wie sie matt niederhängen vor Scham; der Rauch selbst aus euren Küchen schlägt zu Boden. Sie haben sich verrathen, die von Freiheit und Menschenrechten uns vorerzählten, die Kapuze ist abgefallen, die Jesuitenmaske blickt vor, der Pabst lacht, daß das Volk der Engländer, das drei Jahrhunderte mit Wort und Blut den Antichrist bekämpfte, sich jetzt beschwatzen läßt."

„Ja, erhob sich ein anderer Redner, hört ihr ihn lachen, den alten Mann, dort im Lande, wo die Skorpionen nisten! Sein Blick ist sanft, wie einer Taube, er fröstelt und streicht über sein greises Haar, wie ein müder Mann, der der Welt überdrüssig, und gern

Friede mit ihr hätte. Aber traut ihm nicht! seine Augen sind eines Geiers, seine Hände sind Krallen, sein Rachen ist eines Tigers. Drei Jahrhunderte sitzt er so und lächelt; aber er bebt vor Lust, uns in Ketten zu schlagen und seinen Pantoffel unserer stolzen Kirche auf die Stirn zu drücken. O, sie werden euch sagen: Rom ist nicht mehr das Rom aus den Zeiten Calvins und Luthers und Jakob Stuarts, und der Pabst ist zufrieden, wenn man ihn zufrieden läßt. Glaubt es nur, laßt euch einlullen! Ich sage Euch, Rom bleibt immer Rom, und der Pabst der Pabst. — Meint ihr, daß er es vergessen kann, daß man ihm England, seine reichste Pfründe, den Augapfel des Antichrists, entriß, von wo so viel Geld Jahr aus, Jahr ein zu ihm strömte, daß alle Maulesel der Kardinäle aus goldnen Krippen fraßen? Meint ihr, daß er diesen Edelstein, diese Perle, diese Schatzgrube je vergißt? Ich sage euch, so lange die Welt steht, und Rom darin, wird der Pabst herüberschielen nach England. — Drei Jahrhunderte liegt er schon auf der Lauer, drei Jahrhunderte hat er versucht, England wieder zu gewinnen durch Bannstrahlen und Bullen, durch Drohungen und Bestechungen, durch Pulververschwörungen und Armadas. Jetzt ist er klüger geworden; er hetzt nicht mehr Fürsten und Völker gegen uns, denn er weiß, wir fürchten uns nicht. Wie ist er jetzt freundlich gegen alle Engländer! er erlaubt ihnen ihren Gottesdienst

und läßt sie ihre Todten in Rom begraben; er ladet unsere Lords und Bischöfe und Prälaten zu sich und spricht wie ein Liberaler; er schenkt ihnen, nicht Reliquien und Heiligenbilder, nein, alte Marmorstückchen, geschnittene bunte Steine aus dem Heidenthume, und unsere Landsleute nehmen sie hin und merken nicht, daß der Antichrist darin steckt. Habt Ihr solchen Lord, der aus Rom kam, sprechen hören? O, er redet Euch viel vor von der Freiheit dort, daß ihm der Pabst erlaubt, Freitags Fleisch zu essen, daß es ein artiger, aufgeklärter Mann sey, daß wir in England voller Vorurtheile stecken. Freilich ist dies wahr, denn wir glauben nicht, daß der Pabst in Rom sich mehr freut, als Whigs und Radikale, über unsere Reform. Nun hofft er, durch das reformirte Parlament zu erhalten, was Flotten und Heere ihm nicht verschafft. Nicht wie ein stolzer Triumphator, nein, allmählig, den Hut in der Hand, zieht er in England ein, erst bescheiden, dann kühn, erst mild und dann stolz. Fünfzig Katholische und mehr sitzen schon im Parlament; fragt einmal nach, wenn das ganze Parlament aus Papisten besteht; wißt Ihr, wie er dann sprechen wird? Fragt doch bei unsern Märtyrern in Irland, Schottland, unter der katholischen Maria, wie eingekerkert, lebendig vergraben und verbrannt wurde! Wird er dann anders handeln? Er wird lächeln vor Lust, daß die Kinder derselben Engländer, die ihn fortgejagt, ihn wieder

rufen, die er geißeln und verbrennen ließ, ihn lobpreisen und jubiliren. Ich sage Euch, der Pabst bleibt Pabst in alle Ewigkeit, und wer ihn noch nicht sieht, der laufe hin und gebe den Whigs seine Stimme, denn das ist der beste Weg, ihn in's Land zu rufen."

Es ging Lord Bramfield, wie neulich seinem Gegner. Er versuchte, hier bittend, dort drohend, sich wieder Gehör zu verschaffen, beides am unrechten Orte. Er versuchte mit untergeschlagenen Armen sich während des Tumultes den Schein der Ruhe zu geben, auch das umsonst; man bemerkte, wie er zitterte, und der Tumult, der ihn weder zum Worte, noch vom Gerüste kommen ließ, wuchs mit jedem Augenblick.

„Das haben wir davon, rief Master Murphy im Whigkomité, daß wir einen Nobleman aufstellten, der in einem Tanzsaal für Damen, und in einem Erbsenfelde für Sperlinge vortreffliche Dienste thun mag. Auf den Hustings bedurfte es keiner Vogelscheuche und keines albernen Gecks, sondern eines Mannes von moralischem Charakter, eines Mannes, der Achtung besitzt." — Der Obrist warf ärgerlich seinen Hut auf den Tisch. „Das haben wir davon, daß wir Theoretiker anhörten, daß wir meinten, es werde von selbst gehen, daß wir Siegeslieder sangen, statt auf dem Platze zu stehen." — „Spart Euer Feuer, unterbrach man ihn; oben, oben, auf den Hustings gießt Eure Galle aus, oben ist Euer Platz!"

Sir Jedediah, den wir wieder unter den Whigs sehen, sagte, ihm scheine, die Torys hätten diesmal die Waare, welche die Whigs als unnütz fortgeworfen, die Vernunft nämlich, aufgegriffen und putzten damit den Rost von ihren alten Schilden. Der Obrist verließ den Saal, um den Lord abzulösen; aber auch ihn begrüßte nur ein zweifelhafter Beifall, und ein Heulen erhob sich, als er an seine protestantische Brust schlug und, gut zu machen suchend, was der Lord verdorben, betheuerte, gerade durch den Sieg der Liberalen werde die protestantische Sache gefördert, und statt daß die Reformirten zu Katholischen, werden die Katholischen zu Reformirten bekehrt werden. Diesen Augenblick des ersten Mißfallens benutzte abermals der Tory auf dem Erkerthürmchen. Er schlug ein Buch auf und bewies, daß in Nordamerika, wo unbedingte Glaubensfreiheit herrsche, die Zahl der Katholiken sich um das Doppelte vermehrt habe. Dieses Argument mit dürren, schrecklich langen Zahlen schien wie ein Heer von Knochengerippen zwischen den Wählern hin zu marschiren, daß die Blutwärme erstarrte, und ein heulender Ruf aus tausend und aber tausend Kehlen durchschütterte die Luft: „Kein Pabstthum!“

„Eine Lüge, eine niederträchtige Lüge! fuhr Master Limestone im Komité auf; die Zahlen sind richtig, allein auch der Protestanten sind zehnmal mehr geworden. Die große Zahl der Katholiken kommt ganz na-

türlich von den Hunderttausenden eingewanderter Irländer, von den zur Union gekommenen Katholiken in Florida und Louisiana. Sie fechten mit Lügen!"

„Natürlich ist's eine Lüge, und eine handgreifliche dazu, rief der alte Ritter; warum habt ihr keine andere Lüge, und eine noch handgreiflichere parat? Mit Lügen kann man beim Volke erstaunlich viel machen; sie müssen aber nicht fein seyn: so recht ins Enorme gehend, daß die Masse gepackt wird. Die Wahrscheinlichkeit aufzuflicken, dazu ist nachher noch immer Zeit, wie zum Anwurf an ein Haus; nur muß im ersten Augenblick Alles zittern und beben. Was war das für eine superbe Lüge unterm zweiten Karl, vom großen papistischen Komplot! wie grob war sie, daß sie ein Dummkopf durchschaute, und wie fraß sie ins Fleisch, wie wuchs sie täglich, wie umspannte sie ganz England wie ein ungeheures Spinnengewebe, trank edles Blut, und ihr verdanken wir ein gutes Theil unserer Freiheit. Eine solche müßtet ihr ausinnen. Die Lüge der Torys ist nur ein schwacher Ableger von jener alten. Ihr müßtet ausschreien etwa, die Torys seyen schon alle insgesammt selbst Papisten, oder Menschenfresser, sie wollen das englische Volk umbringen. Könntet ihr's nicht plausibel machen durch einen krepirten Hund, daß sie das Wasser vergiftet haben, oder daß der Regen, der jetzt auf die guten Wähler herabrieselt, durch eine große Dampfmaschine mit Arsenik

versetzt ist? So ein derber Keil hilft allein noch nach dem dicken Pfropfen." — „Es hilft nichts mehr!" rief muthlos ein Anderer.

In Schaaren drängten die Wähler, ihre Stimme für den guten protestantischen Baronet abzugeben. Von den Gesichtern der Torys leuchtete die Freude wieder. Der Oberst wurde ausgelacht, es flogen Scherben und Steine gegen ihn; er stolperte unter ungeheurem Jubel der Gegenpartei vom Gerüste. „Alles verloren!" rief es durch die Halle, und die Blicke richteten sich zweifelhaft auf Einen, der bisher stumm dagesessen, die Arme über einander geschlagen, als ginge ihn das Schauspiel nichts an, würde ein gewöhnlicher Zuschauer gemeint haben. Aber die zusammengebissenen Lippen, die fixeren Blicke auf die Wand vor ihm, der tief über die gerunzelten Brauen gedrückte Hut und das blasse Gesicht sagten für schärfere Beobachter, daß gerade in ihm Kämpfe vorgingen, gegen welche die der Andern nur leichte Scharmützel waren. — „Er allein kann die Schlacht retten," sagte Lord Altmonbury, als Sir Edward aufgesprungen war und die Halle verlassen hatte. „Wird er's?" sprach Murphy. „Er kann es, entgegnete ein Dritter. Er ist bei Bürger und Landmann eben so beliebt, als der Lord, sein Oheim, es nicht ist. Wählten Frauen gar, so wäre der Sieg ohne Zweifel." — „Wenn nur noch Wähler da wären!" rief spöttisch der Vorige. Man stritt und rech-

nete und entſchied, daß die Freebelder aus zwei Dörfern, die man erwartete, noch den Ausſchlag geben könnten.

Mit Edward war Sir Jedediah hinausgegangen; was ſie zuſammen ſprachen, weiß man nicht, aber ein trunkener Pöbelhaufe, den irgend ein Etwas im Blicke des jungen Gentleman zurückgeſchreckt, fand ſich in der Laune, den Ritter, der aus dem Whigkomité kam, ſeines Whigismus wegen zur Rede zu ſtellen. „Willſt Du uns den Papiſten verkaufen?“ — „Er trägt ſchon die Tonſur auf der Glatze!“ ſchrie lachend ein Zweiter; gieb uns Rechenſchaft!“ ein Dritter: „was hältſt Du vom Pabſt?“ — „Was hältſt Du vom Pabſt?“ brüllte der ganze Eber. Der unerſchreckene Ritter öffnete den Mund und intonirte das alte Lied:

Der Pabſt, der iſt an Allem Schuld,
Was auf der Welt iſt Böſes;
O England habe nur Geduld,
Man wird auch Dich erlöſen.

Er lockt mit Gold, er droht mit Bann,
Gar fein ſind ſeine Schlingen,
In England trifft er ſeinen Mann,
Es ſoll ihm nicht gelingen.

Das Parlament, das Parlament,
Das iſt noch unſre Stütze,
Ja, wer das Parlament nicht kennt,
Da ſcheitern ſeine Blitze.

Das Parlament, das Parlament,
Das wollen ſie reformiren.
Uns ſoll der romiſche Ketzerbund
Aus Irland ſtrangulirem.

Das nächſte, was uns kümmern muß,
O Engellandiſche Chriſten,
Das iſt nicht Muſelmann und Ruß,
Das ſind heut die Papiſten.

Wer ruhig heute ſchlafen geht
Trotz der ubiaiſchen Tücke,
Springt morgen, glaubt mir's, aus dem Bett,
Als römiſcher Katholike.

John Bull, John Bull, bedenk wie Du
Am eignen Feuer ſchabſt,
Laß Alles ſtehn in alter Ruh
Und denk nur an den Papſt.

„Wollt ihr aber nun auch wiſſen, wer ihr ſeyd? das ſteht auch in einem alten Liede:

„Wie ein Maulwurf ſo blind,
Wie eine Katze ſo kahl,
So treu wie der Wind,
Und ſo feſt wie ein Aal,
Dazu ohne Einſehen und ohne Verſtand,
Das iſt das gute Volk von Engelland.“

„Um des Himmels willen, was will Sir Edward auf den Huſtings?“ rief ängſtlich Judith dem Ritter entgegen, der ſich zu ihr durchgearbeitet und unter den Torys vor der Katechiſation des Pöbels Schutz ſuchte. „Iſt er von Sinnen, jetzt noch zum Volke reden zu wollen? er iſt fürchterlich erhitzt; ſeine Glieder fliegen ordentlich. Bei ſeiner Aufgeregtheit — es gährt unten — es könnte ſchlimm werden. Rufen Sie ihn zurück, reden Sie ihm ab! — Was ſprachen Sie vorhin ſo eifrig mit ihm?“

„Ich habe ihm eine Strafrede gehalten, Myladn;

denn denken Sie, der Junge hat papiſtiſche Geſinnungen. Ich ſtehe nicht dafür, wenn er in Desparation geräth, daß er ſich umtaufen läßt und ein Papiſt wird. Pfui, das kommt von ſolchen abgöttiſchen Verehrungen! Aber ich habe ihm ernſtlich ins Gewiſſen geredet: bleibe Proteſtant, Edward, oder —" — „Still, ſtill!" rief es von allen Seiten, denn Sir Edward Bramfield öffnete den Mund, und das Geſicht der Whigs erheiterte ſich, während die Torys mit ängſtlicher Miene das letzte Treffen ihrer Gegner in den Kampf rücken ſahen. Juditbs Sorge kam zu ſpät.

„Um Eines bitte ich euch, hob Sir Edward Bramfield an; ich bitte euch um weiter nichts, als um das Eine; der Himmel ſoll mich ſtrafen, wenn ich mehr von euch will und hoffe. Aber anhören könnt ihr mich, ehe eure Hände in den Koth greifen. Das iſt's, warum ich euch bitte. Und ihr könnt's mir zugeſtehen, denn was ich euch ſagen will, hat euch noch Keiner geſagt, und ihr hört etwas Neues. Wenn es euch nicht behagt, ſo habt ihr noch immer Zeit, denn die Pflaſterſteine laufen euch nicht weg, und der Koth unter euren Füßen bleibt euch gewiß. Soll ich euch aber rathen zu eurem und meinem Beſten zugleich, ſo greift nicht nach Steinen und Scherben, denn Ziegel und Kieſel machen Löcher, und aus Blut und Wunden wachſen Unterſuchungen. Der Schnee iſt feſt genug, und dort ſind Früchte und Kohlſtrünke in Fülle,

um eurem Unwillen einen Stempel in die Hand zu geben. Den Schaden mache ich mich anheiſchig, ſelbſt zu bezahlen. — Nun zur Sache. Wenn ihr denkt, daß ich euch umſtimmen will, irrt ihr; weder mit Gründen, noch mit Bitten. Vernunft hilft bei euch ſo wenig, als im Hauſe der Lords, und das Schmeichelwort ſteche mich als Viper, mit dem ich euch bewegen wollte für die Sache, die ihr verlaſſen habt. Nur ſagen will ich euch, wofür ich euch halte. Wenn ich zuſammen rechne, was eure Freunde für euch gethan, ſeit das Wort Reform über eine engliſche Lippe kam, wenn ich erſtaune über ihre Leiden, ihren Todesſchweiß, ihren nicht zu bewältigenden Muth, wenn ich ihre für die Ewigkeit leuchtenden Namen leſe und dann euch betrachte, für die ſie das Alles gethan, ſo weiß ich nicht, ob ich ſie lieber Thoren nenne, oder euch die Namen gebe, die ich noch nicht zuſammenfaſſen kann. Wenn ich nur bedenke, was der einzige Brougham ein halbes Jahrhundert lang für euch gearbeitet, und wie ihr's ihm jetzt lohnt — ich meine alle Engländer — ſo iſt mir's, als wären wir Alle Thoren, die wir Gutes zu thun meinen, indem wir für's Gute wirken. Euch aber insbeſondere auszudrücken, wofür ich euch halte, da fehlen mir noch die Worte. Denn ſolch ein vollgerüttelt Maaß von Undankbarkeit, Treubruch, Dummheit, Niederträchtigkeit faßt gar keine engliſche Meſſung. Euch, nachdem euch ſonnenklar dargethan

iſt, was die Torys mit euch wollen, und was eure Freunde für euch wollen, euch noch beſchwatzen zu laſſen durch ein albernes, altes Mährchen, euch noch ſchrecken zu laſſen durch einen Popanz, den wir uns ſchämen, den Kindern vorzuhalten, euch im Jahre 1835 mit der Furcht vor dem Pabſte abhalten zu laſſen, eure Schuldigkeit zu thun, das überſteigt menſchlichen Glauben. Seyd ihr ſo dumm, daß ihr die Lüge nicht faßt, ſo ſeyd ihr auch nicht werth, freier zu ſeyn, als die Ochſen, und höher zu bauen, als die Maulwürfe. Seyd ihr's aber nicht, und ihr habt euch beſtechen laſſen von den Torys — ja beſtechen, ſage ich, von euren Feinden gegen euch ſelbſt — ſo ſoll das Wort, das einem freien Manne für euch über die Lippen geht, verflucht —"

Weiter ließ ihn der Tumult nicht reden. Er war plötzlich nach einer Todtenſtille gegen das Ende ſeiner Rede ausgebrochen, aber in einer Stärke, wie die älteſten Einwohner der Grafſchaft ſich keines ähnlichen entſinnen. Nichts halfen die Ausrufe von Freunden und Gegnern: „Er iſt raſend, krank, im Fieber!" — Das Schnalzen, Grunzen, Kreiſchen: „Nieder mit ihm!" hätte auch eine Kanone übertäubt. Die Kohlſtrünke, Aepfel, Schneebälle flogen ſchwirrend durch die Luft, den Schuldigen wie den Unſchuldigen treffend. Man ſtürmte die Huſtings, aber ihn, die Urſache des Aufruhrs, konnte man nicht mehr zur Rede ſtellen, denn

er

er wurde besinnungslos, blutend hinabgetragen. Ein scharfer Stein hatte ihn an die Stirn getroffen. Die Führer der Torys drängten sich, ihn beschützend, vor. Er wurde in einen Wagen gebracht, welcher zufällig der der Lady war, und es war gewiß nur Zufall, daß Judith den Blutenden, Ohnmächtigen, seinen Kopf in ihrem Arm haltend, aus der Stadt führte.

„Er hat uns ohne Zweifel den Sieg gebracht," sagte andern Tages des Obrist, denn der Baronet von Butterblossomhall wurde mit großer Stimmenmehrheit zum Parlamentsgliede gewählt. Die gerade im Augenblick, wo der Fieberkranke auf den Hustings stand, hinzugekommenen Wähler aus den Dörfern hatten, empört über die Anrede, fast Mann für Mann für den Torykandidaten gestimmt. „Meinen Sie nicht auch, sagte Judith zum Obristen, daß unser Jugendfreund wieder Neigung zu konservativen Grundsätzen verrieth? Je unbewußter es geschah, um so deutlicher spricht es für sein Herz."

Es ging sehr still die folgenden Tage in Cradle-Bowdle-Halle zu, aber sie waren von größerm Erfolg, als die geräuschvollen vorher. Sachkundige meinten, obgleich diesmal ein Bramfield unterlegen, dürfte doch in Zukunft für die Grafschaft kein Kandidat auf Succeß hoffen, wenn er nicht die Unterstützung der Bramfields habe, sey er nun ein Tory, Whig, oder hange gar den radikalen Grundsätzen an.

Sir Edward Bramfield und Lady Judith Beedle-Bowdle feierten ihre Hochzeit gerade an dem Tage, als die Nachricht von Peels Resignation eintraf. Die Lady sagte zwar, es betrübe sie sehr tief, doch merkte man ihr's nicht an. Sir Jedediah, der sehr glücklich war, lobte die Speisen bei Tafel und sagte, der beste Koch sey der, der die Gerichte, die ihm aufgetragen, zu kochen verstehe, und was ihm nicht aufgetragen, Andere auskochen lasse. Er sang sein Lieblingslied beim Dessert etwas variirt:

Altengland ist ein Edelstein
Inmitten Meereswogen;
Die Sonne scheinet nicht so rein
Im blauen Himmelsbogen.

Schenk' unsern Schiffen guten Wind,
Daß sie den Lauf nicht ändern;
Wenn Korn und Vieh gerathen sind,
Was fehlt noch den Engländern?

Erhalt' uns auch in Einigkeit,
Wenn zwei einander lieben,
Und schicke keinen bösen Streit
Um Rettig und um Rüben.

Die Bilder aus der Vendée, welche früher unter dem secondairen Namen: „Der Freiherr" erschienen, gönnte der Autor den ihnen jüngst in einer Schwedischen Uebersetzung beigelegten: Victoire Charpentier, nach einer der Heldinnen einer Erzählung, deren Stoffreichthum von dem engen Novellenrahmen leider, seiner Zeit, nicht bewältigt wurde. Zur Umarbeitung in einen historischen Roman, dessen Umrisse darin gegeben scheinen, findet er sich jetzt um so weniger veranlaßt, als das Thema einer abgeschlossenen Vergangenheit angehört. Die Bilder entstanden vor dem Jahre 1830. — Für das Dampfschiff, obwohl ein Schaumbild aus derselben Zeit, fand er sich doch zu keinen Umänderungen veranlaßt. Es ist buchstäblich abgedruckt. — Eine strengere Selbstkritik hatte das luxuriöse Gewand der Novelle: der Begnadigte gefordert. Das Thema ist uns inzwischen näher gerückt. Eine Umänderung wäre indeß wahrscheinlich eine neue Dichtung geworden, und die vorige, wie sie ist, hatte sich Freunde erworben, welche sie nicht vermissen wollten. — Es weiß Niemand, woher der Wind kommt hatte längere Zeit ungedruckt in meinem Pult gelegen, bis eine theilweise Bekanntmachung mir jüngst bewies, daß das Conterfei karikirter Zeitrichtungen auch dann noch Interesse erregen mag, wenn sie glücklich verwunden sind. —

Auch in der **Großmutter** iſt das Maſſenhafte im Stoff nur ſchwer in dem gegebenen Raume bewältigt. Irrig wollten Beurtheiler darin ein Bild der ariſtokratiſchen Geſellſchaft im Allgemeinen wahrnehmen; dann wäre es allerdings ein verfehltes Gemälde. Allein der Autor glaubt als Portraitmaler getroffen zu haben, wo es ihm galt, eine ſpecielle, durch örtliche Gränzen und charakteriſtiſche Züge ſehr beſtimmte Ariſtokratie aufzuſtellen, in der noch wärmeres Lebensblut pulſt, üppige Luſt, ſtolzes Bewußtſeyn und reiche Kraft, und die ſich noch in bunterem Farbenduft hüllt, als die abgeblaßte, von franzöſiſchen Formen geregelte, in der Hofluft ihren einzigen Nahrungsſtoff ſuchende, und ängſtlich von den drohenden Forderungen der Zeit erſchreckte Geſellſchaft, wie ſie in allen Europäiſchen Staaten ſich mit demſelben Flittergold überfirnißt. Verhältniſſe, wie ſie ihm nähere Bezeichnungen unterſagten, beſtimmten ihn auch zu Umhüllungen, wo ein Name ſchon ausgereicht hätte, Landesgränzen anzudeuten, welche Unterrichteten auch ohnedies nicht verborgen bleiben können. — Das anſpruchloſe kleine Bild: **Der Vater im Schnee** fand unter dieſen Erzählungen Aufnahme, weil es ſeiner Zeit freundliche Gemüther ſich befreundet hat. — **Die Parlamentswahl**, als ein Kind der jüngſten Gegenwart, mag für ſich ſelbſt ſprechen.

W. Häring.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei Trowitzſch und Sohn.

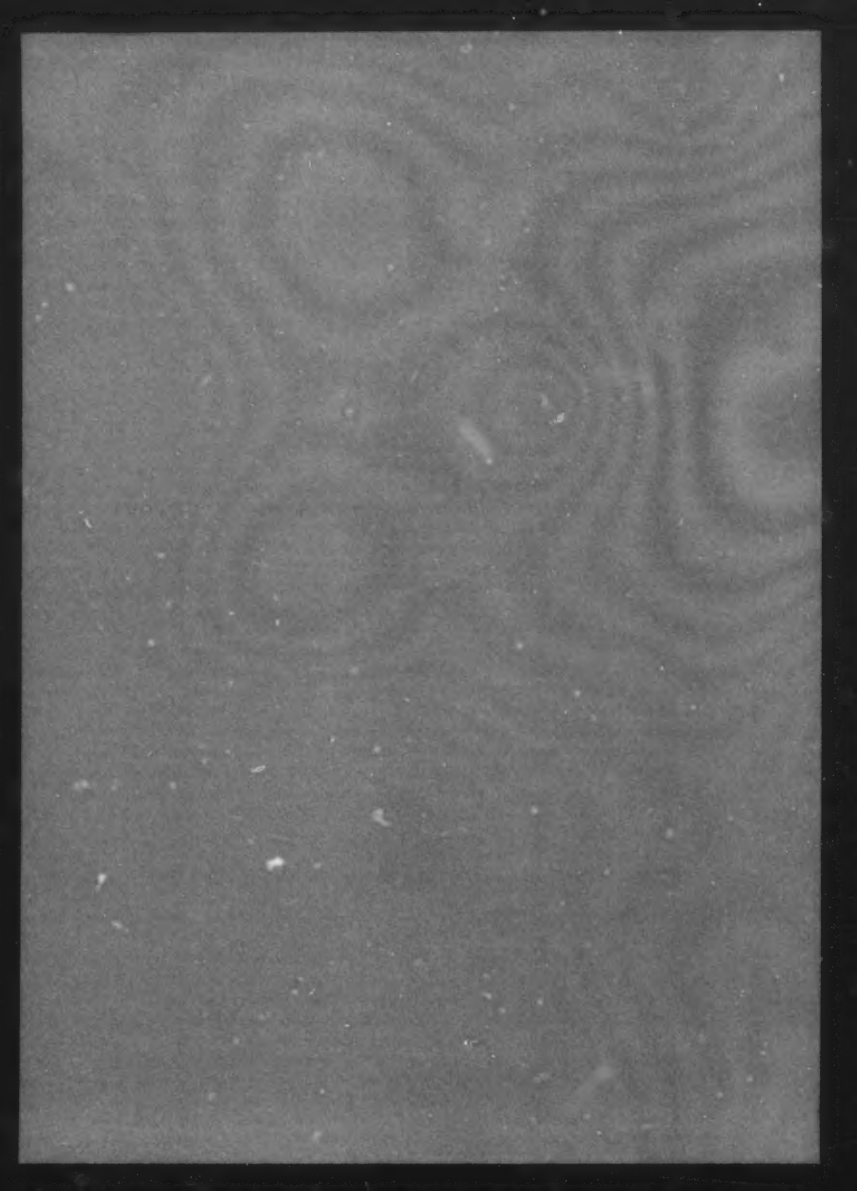

Der Roland von Berlin.

Erſter Band.

Der

Roland von Berlin.

Von

W. Alexis.

In drei Bänden.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſtes Kapitel.

Vor dem Rathhaus auf der langen Brücke drängte und wogte es hin und her. Leute allerlei Standes, Männer, Frauen und Kinder ſtanden vor dem hohen Gebäude; und es ward immer lauter drinnen. War es nur eine herkömmliche Sitzung der Rathmannen der vereinigten Städte Berlin und Köln, wie ſie alle Montag um acht Uhr in der Frühe, und dann Donnerſtags wieder früh gehalten werden; aber ſo hitzig war es ſeit Menſchengedenken nicht zugegangen. Die Stimmen überſchrieen ſich, daß man itzo vor dem allgemeinen Lärmen gar nichts hörte, und es war, wie wenn Bienen ſummen, und die Käfer vorm Steck hören keine raus. Aber dann ſchrie Einer ſo, daß Alles ſchwieg; aber nun ſchrie ein Anderer noch lauter, und der Vorige mußte wieder ſchweigen, und nun hörte man ſie

auf Tisch und Bänke springen, und hochrothe Gesichter zeigten sich an den Fenstern, wie man deutlich durch die kleinen Scheiben sehen konnte.

Es war aber das Rathhaus der vereinigten Städte Berlin und Köln ein hohes und stattliches Gebäude, als man gleich hören wird, in all dem bunten Schmuck der Zeit, wo es entstanden. Wie man weiß, führte die kurze Brücke, welche „die lange" heißt, ihren Namen damals mit mehr Recht. Sie verband Köln und Berlin; aber da, wo sie heut an der Burgstraße endet, berührte sie vorerst eine moraſtige Inſel, über die sie hinweg nach einem nun verschwundenen Spreearm führte, welcher durch die jetzige Heiligegeiſtſtraße floß. Ueber diesen hinweg berührte ihr anderes Ende erſt das eigentliche Berlin, das hinausging bis ans Oderberger Thor, da wo die steinerne Brücke iſt; und dahinter iſt der Ochsenkopf. Also war es gewiß eine lange Brücke. Mitten auf der langen Brücke nun, wo die Sümpfe waren, und Weideplätze fürs Vieh, und unten trieben die Färber ihr Wesen, da stand das gemeinschaftliche Rathhaus. In der Haſt aufgeführt, weil man's bedurfte, als die Städte sich zusammenthaten zu einer, war es nicht so feſt und von dicken Steinen als die großen Rathhäuſer in andern reichen

Städten. Darum dauerte es auch nicht über das Mittelalter hinaus, und ist keine Spur davon übergeblieben. Waren kaum die Untermauern und ein Theil des Erdgeschosses von Stein, und wo's war, waren's nur Backsteine. Das andere ruhte auf Pfahlwerk, und waren die Obergeschosse alle Fachwerk. Aber zur Zeit, wo beide Städte dieses Rathhaus zu gemeinsamer Ehr und Nutzen aufführten, was um ein hundert und einige Jahre früher geschah, als diese Geschichte spielt, baute man in Fachwerk nicht minder kühn und lustig als in Stein und Mörtel. Da fand man dieselben Formen in den himmelhohen hölzernen Häusern wieder, über die wir in den gothischen Baudenkmälern der Vorzeit aus Sandstein und Marmor staunen. Ja die Laune erging sich noch wunderlicher und bunter in dem gefügigeren Holze, da der Stein strengere Gesetze und Regeln vorschreibt. Die überragenden, obern Geschosse, mit wunderbar geschnitzten Balkenköpfen, die ausgebauten Eckthürmchen und Söller, wodurch die engen Straßen oft ganz überdacht wurden, davon war nicht der Mangel an Raum allein der Grund; es war eben so oft die Laune des Baumeisters, der im Himmel an Spielraum gewinnen wollte, was ihm auf Erden zu schmal zuge-

messen war. Waren diese Bauten auch gar nicht so gefährlich als man meint. Wenn Einer so bauen wollte heut, ach was würden sie schreien, und die Nachbarn dächten, es müßte übermorgen ihnen auf die Köpfe fallen. Aber schaut Euch doch um in den vielen hölzernen Städten unseres lieben Deutschlands. Drei, vier, fünf hundert Jahre hat solches Holzhaus auf dem Rücken; freilich ist der Nervkernige Eiche. Es krümmt sich auch wohl vorm Alter und liegt über, aber es fällt nicht. Noch stehen diese übergekragten, kunstvoll geschnitzten Häuser in Halberstadt, Hildesheim, Nürnberg, wie umgekehrte Pyramiden; sie verloren in keinem Jahrhundert ihr Gleichgewicht. Erst in dem unseren trägt man diese Schmuckkästlein bürgerlicher Baukunst allmählig ab, nicht aus Noth und Fürsorge; aber der Sinn änderte sich. Er will itzo leere Räume um sich haben, um behaglich zu sein, wo die Väter sich einschachtelten, um warm zu sitzen.

So ragte auch das Rathhaus zwischen Berlin und Köln mit seinem bunt verzierten Oberbau und den vielen zierlichen Thürmchen über die andern Häuser hinaus. Die Thürmchen, nicht zur Vertheidigung, es war nur Spielwerk, schauten nach allen Stadttheilen; der mächtige, vielfach ausgezackte

Giebel aber war dem Spreeflusse zugewandt. Er durfte nach keiner der beiden Städte blicken. Wäre es doch zu Ungunsten der einen oder der andern gewesen. Das litt keine. Darauf gab man viel im Mittelalter, und fürchtete und scheute das Spiel des Zufalls. Das Holzwerk war nicht überputzt, aber, künstlich ausgeschnitzt und röthlich gefärbt, glänzte es schon von fern dir entgegen, und das Auge sah die ganze Gliederung des wunderlichen Baues. Wie schöne Mohren und Türken und allerhand Ungeheuer zeigten die kunstvoll geschnitzten Balkenköpfe, und wie grimmig gähnten die Drachenköpfe von den Wettertraufen! Und wie waren die Stiele zierlich überkreuz gefugt, daß es wie ein queres Schachbret aussah oder das Wappen der Baiernfürsten, so über das Land einmal geherrscht. Und überall, wo eine Mauerwand sich bloß gab, war sie mit bunten Malereien überdeckt. Die Helden und Weisen aller Zeiten, auch die Königinnen und Schönen der ritterlichen Höfe waren hier zu sehen; alle, Griechen, Römer und Hebräer als die der Fabel in der buntesten, scheckigsten Modetracht des abgelaufenen Jahrhunderts. Da ritt der heilige Georg und tödtete den Lindwurm, der heilige Florian goß Wasser über die Feuersbrunst, und der heilige Martin theilte mit

dem Schwert seinen Mantel mit dem Armen, der ihn anbetteite. Aber unter den Thüren und an den Ecken noch einmal, stand, in Holz gehäuen, der große Christophel; denn der das Jesuskindlein trug, das ist die Welt, deß Schultern sind wohl stark genug um ein Haus zu tragen. Aber an allen Ecken hingen die Wapen von Berlin und Köln, ihrer Geschlechter, und der verbündeten Städte. Der kaiserliche Doppeladler breitete seine Flügel über dem Hauptthor aus, der Hohenzollernsche hatte nur ein bescheidenes Plätzchen daneben. Am lustigsten sahen die bunten Fahnen aus, so von den Giebeln und Thürmchen herab im Spiel der Winde flatterten. Die Würde der Obrigkeit verschmähte es nicht, auch durch ein heiteres Zeichen ihre Gegenwart den Bürgern darzuthun. Da wehten die Fähnlein der Städte Alt- und Neu-Brandenburg und Frankfurt, von Prenzlow, Bernew, von Rathenow und Mittenwalde, und noch viele andere, und auch die Fahne des Hansebundes flaggte hoch auf der Firste; aber das kurfürstliche Banner hing sehr klein neben einem Schornstein.

Also sah das Rathhaus auf der langen Brücke dazumal aus, davon itzt keine Spur mehr ist; man weiß nicht einmal den Fleck genau, wo es gestan-

den. Drinnen zankten sie sich und man sah es an den Fenstern; und Alle, die davor standen, sahen es; und war vorhin Ruhe, denn die Neugier machte sie ruhig, so wurden sie itzt unruhig, und die Parteien, die oben im Saal aneinander lagen, die waren nun auch auf der Gasse, und sie steckten die Köpfe zusammen, und Einer schrie laut, und ein Zweiter antwortete; und blickte der Eine höhnisch, so antwortete der Andere grimmig, und verzog der Eine den Mund, so wies ihm der Andere die Zähne und streckte die Faust aus. Aber es waren diesmal nicht Geschlechter und Stände; nicht Innungen und Gewerke schieden sich, sondern Genossen derselben Zunft, auch Freunde und Blutsverwandte traten auseinander und zueinander. Denn hier war es Berlin und dort Köln; hier die um Sanct Marien und Nicolas und in der Klostergasse wohnen, dort die um Sanct Petrus und in der breiten und Brüderstraße. Und was die Herren oben ausmachten von dem Streit zwischen den beiden Städten, die eins waren und doch nicht eins bleiben wollten, warum sollten das die Kleinen nicht auch ausmachen! Wenn ein Schauspiel viel Wesens macht unter den Erwachsenen, so machen es die Kinder auf den Höfen und in den Gassen nach.

Wer die frischen Gesichter, die trotzigen Augen, die markigen Leiber, die kernige Gliederfülle der Handwerksbursche und Gesellen, der wohlbeleibten Meister, wer die Ausdrucksfülle und Frischheit Aller beobachtete, mußte wissen, daß es da nur eines Funkens bedurfte, um zu zünden. Es lebte in unseren Städten vor vier hundert Jahren ein anderes Geschlecht. Jeder, der gesunde Beine und einen gesunden Arm hatte, war ein Mann der That. Und die That wartete kaum ab, bis der Rath erschöpft war.

Wenn's die Meister wußten und die Gesellen, was wußten's die Andern, weshalb die Rathmannen von Köln mit den Rathmannen von Berlin sich in den Haaren lagen, und was ging sie's an? Die am meisten schrieen, hatten ja keine Rechte. Denn was kümmerte es den Hausirer vom Lande oder den wendischen Bauer, der sein Holz zu Markt brachte, oder den Fischer draußen vom Kiez, was Männer und Weiber, die in den engen Gassen nur geduldet wurden, von jedem strengen Blicke eines zünftigen Mannes zurückgeschreckt, was kümmerte sie's, ob der Stadt-Wundarzt von den Kölnern oder von den Berlinern bezahlt, und ob die Stadtuhr von diesen oder von jenen aufgezogen wurde;

was kümmerte ſie das Niederlagrecht, wer mehr davon zöge, und wer mehr zahlte und mehr Recht hätte bei Gericht?

Aber das iſt vor Alters geweſen, daß, was die Köpfe der Großen erhitzt, in den Köpfen der Kleinen wiederbrennt, und was dort eine Flamme war, wird hier ein Brand. Manche ſagen auch, daß die Großen davon leben, daß die Kleinen ſich zanken um ihrer Zwiſte willen; und wäre es ihnen ganz recht und lieb. Sie ſprechen überhaupt, die Klugen nämlich, gar Abſonderliches in Berlin; doch davon nachher.

Da flog es hin und her von anzüglichen Reden und Spitzworten, und wußte jede Stadt etwas Beſonderes von der andern. Die Berliniſchen ſchimpften die von Köln durch die Bank Fiſchweiber, und auch wohl wendiſche Bankerte, und Einer rief: „Ihr ſeid nur die Theerbutte; die hängt unterm Karren, und der Wagen ſchleppt ſie mit.“ — „Ja, antwortete ein kölniſcher Meiſter, wenn wir Euren Wagen nicht ſchmierten, ſo ginge er nicht von der Stelle.“ Ueberhaupt waren die Kölniſchen nicht auf den Kopf gefallen, und gaben's den Berlinern tüchtig wieder. Wenn dieſe von ſtinkenden Fiſchen ſprachen, ſo erzählten die Kölniſchen die alte

Geschichte von der großen Blutwurst, so die Berliner Anno 1 gesotten zum Fasching, und hätte es den Berlinern herrlich geschmeckt, aber es wäre kein Schwein gewesen, das sie geschlachtet, sondern ein Jude. Darüber geriethen dann jedesmal die Berliner außer sich und schimpften und spuckten, zumal die Knochenhauer, und es ging selten ohne blutige Köpfe ab. Was schrieen nun die Weiber und Kinder, daß die vernünftigen Leute sich gar nicht mehr ausschimpfen konnten, es verstand's keiner! Da hob man die Stöcke, und dort griffen sie schon nach Koth und Steinen. Die da vermitteln wollten, und Ruhe und Frieden herstellen, machten's nur toller, ob es wohl gut von ihnen war. Denn wo der Bürger nicht selbst in dem geschlossenen Gemeinsinn, welcher die Städte im Mittelalter stark machte, mitwirkte, war es um die Ordnung schlecht bestellt. Die Wenigen, die dazu bezahlt waren und eingeschworen, reichten nicht aus, so nicht jeder Bürger sich auch als ein geschworner Helfer ansah, der mit zugriff, wo der Büttel die Hand ausstreckte.

Wohl mochten Manche sein, die sich im Herzen recht freuten, daß es so war. Denn der Druck bürgerlicher Berechtigung lastete so hart als irgend ein Druck auf Denen, welche nicht mit drücken

konnten. Wenn dieſe es im Stillen thaten, wozu es Gründe gab, ſo waren andere am nahen Wirthshausfenſter deſto lauter; und ſie konnten es ſein, denn es waren ritterliche Gäſte vom Lande, die dem Treiben zuſahen. Mit weit über die Fenſterbrüſtung gelehntem Leibe lachten ſie dem Aufruhr ins Geſicht, und wenn ihre mächtigen Hände nicht klatſchten, ſo ſchlugen ſie dafür vor Luſt hinter ſich mit den klirrenden Hacken aneinander. Sie nickten den Gaſſenbuben zu, die ſchon im Koth der Gaſſe wühlten; und flog auch ein Scherflein dem und jenem zu, daß er nicht verdroſſen bleibe. Die leeren Weinkannen auf dem großen Tiſche, und die Unordnung in dem niedrigen Zimmer, wo Federhüte, Lederkappen, Handſchuh und Mäntel durcheinander lagen und die Becher mit den Degen um die Wette auf dem Fußboden rollten, verriethen was vorangegangen, um den Junkern die Luſt zu würzen, ſo das Schauſpiel an ſich gewährte. Während an dem engen und niedrigen Fenſter ein wohlbeleibter Herr dermaßen mit ſeinen beiden Ellenbogen Platz genommen, daß der Ritter ihm zur Seite kaum genug fand, um ſeinen gedrungenern Oberleib durchzupreſſen, ſteckte ein Dritter ſeinen Kopf über Beide, und ſchrie mit boshaften, freudefunkeln-

den Augen in den Lärm hinein. Der hagere Ritter mit der Habichtsnase, welcher auf Alles Acht hatte, mochte ihm vergeblich Ruhe zuwinken; sein dicker Nachbar, das Doppelkinn, auf den Armen gestützt, lachte zu aufrichtig und heftig, um die Warnungen durchdringen zu lassen. „Recht so, meine Jungen! rief der hinten stehende, eine vierschrötige Gestalt, und sein schmutziges Lederwamms stimmte zu dem eckigen, mit Narben und andern Malen verunzierten Gesichte. Nur tiefer in den Koth! zugeschmissen, den Junkern von der Blutwurst ins Gesicht! das ist die Suppe, die man ihnen vorsetzen muß."

„Köpkin! wandte sich der mit der gekrümmten Nase zu ihm um, Ihr verrathet Euch. Sie können Euch von da aus sehen."

„Ach laßt ihn doch, sagte der wohlbeleibte Ritter. Müssen sie nicht stören, wenn die lieben Jungen sich unter einander die Hälse brechen wollen."

„Und wenn sie mich sehen, schrie Köpkin. Haben mich schon oft gesehen. Sollen mich noch oft sehen. Platz Busso, will mich ihnen zeigen."

„Köpkin! rief der Erste wieder, und griff ihn am Arm. Seid Ihr toll oder trunken? Wißt Ihr nicht, daß Ihr ihnen abgesagt habt? Wißt Ihr

nicht, wofür ſie Euch erklärt haben? Nicht, wie viel auf Eurem Kopfe ſtehe? Vergeſſen, wo der berliner Galgen ſeinen Arm ausſtreckt, und daß es den Ellenreitern kein größeres Gaudium gäbe, als 'nen Ritter zu ſehen an ihrem ſelbſt geſponnenen Hanfe baumeln. Wahrhaftig der Anblick ſöhnte im Augenblick Köln und Berlin aus, und Rath und Bürger fielen ſich um den Hals."

Der Junker, der Köpkin genannt wurde, zog ſeinen breiten Degen zur Hälfte aus der Scheide: „Wo iſt der Strick? Ich will alle Stricke, und wären ſie dick, daß beide Städte dran zuſammenhingen, mit dem Meſſer durchſchneiden."

„Probirt's nicht, fiel der Hagere ein. 'S hat zu viel Seiler hier, die wieder neue drehn. Trinkt Waſſer, Köpkin. Zurück, zurück! Da in den Lehnſtuhl, ſchlaft aus."

„Schlafen will ich nicht, ich will ſchlagen. Einſchlagen die Glatzen und die Hirnſchädel, dem alten und dem jungen Rathe. Und dazu wird Rath. Was ſtört Ihr mich? Sie ſind meine Feinde. Seid Ihr meine Freunde, und wollt mir die Luſt nicht gönnen!"

Der dicke Ritter ſchien jetzt auch die Beſorgniß ſeines Gefährten einigermaßen zu theilen. Er

versuchte mit ihm den Erhitzten zu beruhigen und ihn in den Hintergrund der Stube zu drängen.

„Ihr seid hier wie ein bunter Hund bekannt, Köpkin, das ist wahr. Und 's ist schon tolldreist von Euch, daß Ihr zum Markt rein geritten seid. Nun dankt Gott und freut Euch, daß ihre Hunde so schlechte Witterung haben. Denn meint Ihr, daß sie's Euch vergessen können, wie Ihr ihnen das schöne Rindvieh fast aus dem Thor selbst forttriebt, und des Thorwärters Söhne, die Euren Knecht schlugen, in die Panke warft, daß sie versoffen, und dazu die Mühle am Graben ansteckte, ihnen zum puren Hohn; und die Funken flogen über die Mauer, und drei Häuser brannten ab. Nimmermehr vergessen sie Euch das."

„Und wer ist mit Euch hier! fiel der Ritter mit der Habichtsnase ein. Habt Ihr einen in der Stadt, der Euch rauszieht, wenn Ihr im Loch sitzt? Ist der Büttel von Köln, oder der von Berlin Euch ein besserer Freund? Oder ist's Seine markgräfliche Gnaden, die vielleicht um Euch die Thore sprengen wird, so die Tuchkratzer ihm selbst verschließen? Köpkin, daß Dich, wenn Du ein Narr sein willst, sei's für Dich allein. Wir mögen keine sein, uns mit Dir fangen zu lassen."

„Fangen! rief der Junker und ſtülpte den Federhut verkehrt auf. Rennt doch zum Haus 'naus, wenn Euch's Herz in die Hoſen fuhr. Iſt das Kameradſchaft, Freundſchaft, Ritterſitte? Was gilt's, wenn's Euch ſäße, wo's ſitzen ſoll, wir wollten ihnen auf die feiſten Bäuche Trommel ſchlagen. Nur zwölf von meinen Geſellen hier, und der Fritz Rohr, der Heine Kerkow und Wedige Pleten, in dem Getümmel machten wir 'nen Lärm, daß ihren Urgroßkindern die Ohren von gellen ſollten."

„Und was hättet Ihr davon? fiel der hagere Ritter, den die andern Buſſo nannten, ein. Kindergeſchrei und Ammenmährchen. Möglich, ſie würden nach hundert Jahren den Köpkin Zarnekow als Knecht Ruprecht brauchen, wenn ihre Jören ſchreien. Und nicht zehn Finkenaugen mehr. Denn was Ihr ihnen im Tumult abnähmt an Plunder, das vergälten ſie Euch zehnfach an Beuten, und Ihr könntet dem Herrgott und Euren Heiligen danken, wenn ſie Euch die Pferde unterm Leib nicht todtſtächen, bis Ihr zum Thor 'naus ſeid."

„Hört mal Buſſo, ſagte der dicke Ritter, das wäre doch auch ein Spaß! So Kind und Kindeskind von ſich ſprechen zu machen, und die Himmelangſt der Tauſendſchwerenöther, wenn ihnen der Wolf

im Schafſtall ſitzt. Beim heiligen Laurentius, ich gönne Niemand Böſes, aber den Berlinern gönnt' ich's ſchon. Machte mir aus ein Paar Beulen und Riſſen nichts."

„Und wär's damit abgethan! ſprach der Vermittler. Was meint Ihr daß Seine kurfürſtliche Gnaden dazu ſagen würde? Gäbe Euch der Eure Leben zurück um ein bischen Geſtank und Lärm in ſeiner allerſchönſten Hauptſtadt?"

„Alle Wetter noch mal, die Stadtkrebſe laſſen ihn ja ſelbſt nicht ins Thor rein."

„Darum wünſcht er aber noch nicht, daß Ihr drin ſitzt und Euch am Haber vollfreßt, den er für ſich aufſchütten läßt."

„Was ſchiert uns Seine Gnaden! rief Köpkin auf den Tiſch trommelnd. Wer warm ſitzt, der bleibe hocken. Wen friert, der ſtößt die Bärenhäuter von der Ofenbank. Haben uns ſchon die Nürnberger was Liebes gethan? Laß ihn mit den Pommern ſich die Hälſe drehen und uns für uns ſorgen. Säßen wir in dem Neſt, wir wollten ihm auch die Thore ſchließen, und die Zähne beſſer weiſen als das Schuſterpack."

Buſſo lächelte: „Und was hülfe Euch das! Geſetzt eine ſolche Stadt, mit den verſchlungenen Stra-

die Bürger ſich unter einander die Hälſe brechen, daß die angewachſenen Zwillinge Berlin und Köln ſich mit den Hacken ſtoßen, daß Rath und Gemeinheit, Junge und Alte, Zünfte und Gilden ſich die Haare ausreißen! Das wollt Ihr hindern? Die hochmüthigen Krämer, die uns damals die Brühe einbrühten, die zwanzig Jahre ſo ſtolz und ſchnöde auf uns ſahen, zerfallen; der Kleiſter hält nicht mehr. Das iſt Eure Gelegenheit, wo Ihr wie kalt Waſſer rein ſtürzen wollt, um zu löſchen. Ich ſage Euch, wenn Niemand das Feuer anrührt, das wird einen Brand geben, daran Ihr Eure Augen weiden ſollt, und mein Wort drauf, Ihr könnt Euch, wenn Ihr's verſteht, Eure Fleiſchſuppe daran kochen, und wenn Ihr den Spieß noch zu rechter Zeit hinhaltet, läuft Euch auch wohl ein Braten drauf, den Eure Zunge lange nicht gekoſtet hat."

Zweites Kapitel.

Da ward ihr Gespräch durch etwas unterbrochen. Aus derselben Herberge, in dessen oberm Stockwerke die Ritter zechten, kam es heraus, und war gar seltsam anzusehen. Noch war's unter dem Volke nicht zu Blut gekommen, die aufgehobenen Hände senkten sich, die grimmigen Mäuler verzogen sich zu einer Gebärde so zwischen Verwunderung und Lächeln mitinnen lag, und die Raufhelden ließen die Arme sinken, als sie einen dicken, wohlgenährten Mann mit einem Vollmondsgesichte, über ihren Häuptern schweben sahen. Dies geschah nicht durch ein Wunder, noch durch Flügel oder sonst künstliches Flugwerk, sondern vermittelst mehrerer kräftiger Arme, welche den Mann auf einem Schemmel hoch über dem Gedränge und durch dasselbe trugen. Die Mehrzahl erkannte auf den ersten

Blick das wohlbekannte Geſicht des ehrenwerthen brandenburgiſchen Bürgers und Rathsherrn Niclas Perwenitz. Er zählte unter Allen, die ihn ſahen, keinen Feind; weder den Fleiſchhauern in Köln, noch den Lohgerbern in Berlin hatte der freundliche Alte einen Harm angethan. Viele kannten ihn von vor zehn Jahren her als geſchickten Vermittler, Einige ſogar, wozu freilich ſein Leib, wie er heut war, nicht mehr paßte, als einen rüſtigen Kampfheldeu, der das Schwert ſo gut zu brauchen gewußt, als ſpäter die Zunge. Der Zuruf: „Platz! Platz! für Niclas Perwenitz!“ fand daher keinen andern Widerſtand, als den natürlichen, daß kein Platz war. Der ehrenwerthe Bürger, zu ſpät erſt durch den Tumult aus ſeinem Morgenſchlummer von der ſehr beſchwerlichen Reiſe von Brandenburg nach Berlin erweckt, fand zum Rathhauſe keinen Weg mehr, als daß er aus dem Fenſter auf den Stuhl ſtieg, welchen mehre junge Geſellen ihm dort hinhielten, auf den gefährlichen Verſuch hin, kraft ihrer Ellenbogen durch den Menſchenſtrom ſich hinüber tragen zu laſſen.

Wer ihn ſah und das behagliche Geſicht des Alten, verſtummte, ſo die Lippen auch eben zum derbſten Schimpfwort geöffnet waren. Wo ſein

schelmischer, und doch scharfer Blick hinfiel, wirkte er wie Sonnenschein auf Schnee. Die harten Fäuste wurden weich, und ein wohlgefälliges Lächeln breitete sich aus über die Gesichter. Niclas wußte wohl, was sich schickt und was den Leuten gefällt, und ob er gleich ein ehrwürdiger Rathsherr war in seiner Stadt, liebte er doch zu den Leuten zu reden, nicht als ein Gelehrter, sondern wie sie's verstanden und gern hatten, und Lachen hielt er überall besser als Weinen. Wie sie nun vor ihm die Mützen zogen und Einige sich unwillkürlich vor ihm neigten, nickte auch er feierlich, doch nur mit dem Kinne; der Rücken blieb steif an der Lehne. Als man aber immer munterer und herzlicher dem „Papa Perwenitz" zujauchzte, breitete er wie segnend die Hände aus, und das machte die Lust noch größer. Aber Alle konnten ihn nicht sehen, auch kannten ihn nicht Alle; und seine Segensprüche und seine heilige Miene brachten ihn um keinen Schritt weiter, als die kräftigen Rippenstöße der Bursche, die ihn trugen.

„Kinder! rief er, macht Platz. Denkt Ihr, daß sie in Brandenburg ihren Rath nicht besser brauchen können, als für Euch auf der Gasse? Zu Euch komme ich nicht; zu den Herren drinnen.

Platz, Platz! Oder glaubt Ihr, daß unsere Weisheit wie eine Kugel durch Eure unverschämten Leiber fliegt? Soll ich Euch erzählen, was ich um Euretwillen schon geduldet und gelitten habe?"

Einem beliebten Redner und launigen Erzähler hört das Volk gern auch in Lagen zu, welche noch preßhafter sind, als die, darin itzt die Zuhörer sich befanden. Er erzählte mit breiter Umständlichkeit und Laune seine gestrige Reise, von den Rippenstößen auf dem langen Wege, dem sauren Bier, dem schlechten Brot und stinkenden Käse, von der Nachmittagsruhe auf einer so schmalen Bank, daß er zweimal herunter gerollt, als er einschlafen wollte, und wie ihn die Fliegen dreimal geweckt.

„Ja ich sage Euch so viel schwarze, stechende Fliegen, daß mein Gesicht schwarz wurde, und dazu so viel Ungeziefer, als wenn alle Eure Jungen die Wämser und Mützen schütteln. Und alles dieses flog und hüpfte und kroch auf mich, auf der Bank im Haidekrug, daß ich schwarz wurde, wie dein Hemdkragen da. Aber wißt Ihr, woran ich bei den schwarzen Fliegen dachte? An Euch. Und bei den hüpfenden, kriechenden, beißenden, saugenden, stechenden Thierchen? Auch an Euch. Denn so drüber her, und versessen und immer wiederkehrend,

dachte ich, und unvernünftig, dachte ich, als dieſe unverſchämten Fliegen, ſind auch meine lieben Berliner, wenn ſie mal was gefangen haben, und ſo ſtechend und beißend als dieſe munteren Flöhe, deren man nicht habhaft wird, wenn man ſie zur Rede ſtellen will, und fragen: warum thut Ihr das? Dachte ich nun: wenn Einer eine Leimruthe brächte, und ſüßen Honig daran, ſo ſäßen alle dieſe Fliegen, die ſo viel brummen und ſummen, als gehörte ihnen die Welt, ehe du dich umſähſt, daran. Darum, meine werthen Freunde, kümmerte ich mich nicht um ſauer Bier und den alten Käſe, nicht um die Wurzelwege, die Ihr einmal ums Genick Eurer Freunde willen ausbeſſern könntet, nicht um Schweiß und Staub, noch um das zerbrochene Rad, ſondern machte mich über Hals und Kopf auf den Weg, um Euch das zu bringen, was Euch fehlt. Ihr in Berlin und Köln habt freilich von Alters das Stapelrecht und die Niederlage von Allem, was bei Euch ein- und ausgetragen wird, Ihr laßt Bier und Honig, Pfeffer und Wachs, Leinwand und Knackmandeln nicht ein und nicht aus, ohne daß Ihr nehmt, was Euch gefällt, aber ich hörte noch nicht, daß Ihr guten Rath, wenn er Euch ins Thor gelaufen kam, zurück bebielte.

Darum, Ihr lieben Leute von Köln und guten Freunde von Berlin, schickt mich die „rathsreiche" Stadt Brandenburg, wo Ihr Rath holen sollt, wenn er Euch ausgeht, es aber selten thut, zu Euch, um ihn Euch ins Haus zu tragen; und nun macht Platz mit Euern dicken Köpfen, daß ich durch kann."

Den kräftigen Rippenstößen eines jungen Mannes verdankte der brandenburger Rathsherr es wohl nicht weniger als seiner Beredtsamkeit, daß so viel Luft wurde, um ihn über die Brücke bis nahe an die Umfassungsmauer des Rathhauses durchzupressen, weiter aber vermochte weder die leibliche noch die geistige Kraft. Vergebens streckte Niclas Perwenitz, bald bittend, die Arme zu den Fenstern hinauf. Wenn die Herren vom Rath ihn auch in ihrem Eifer gesehen, ja auch, wenn sie gewollt, sie hätten ihm doch nicht die Hand reichen und ihn einladen können zu sich herauf, denn um Schwelle, Eingang und Treppe war das dichteste Gedränge. Selbst der Weibel, der das Volk von den geheiligten Hallen zurückzuhalten hatte, konnte seinen Stab kaum sichtbar schwingen. So umdrängten sie ihn.

Aber die Väter beider Städte mußten in ihrer Heftigkeit nicht einmal die ihrer Kinder draußen wahrgenommen haben. Eine Figur wie die des ehrenwerthen

Niclas Perwenitz auf den Schultern der Bürger schwebend und ihnen wie auf einem Teller ins Fenster gereicht, hätte doch den Streit unterbrochen. Denn ein Schauspiel der Thorheit ist so unwiderstehlich, daß auch der Weise ihm ein Auge schenkt.

Das mochte der brandenburgische Rathsherr bei sich bedenken, als er sah, daß er auf dem ordentlichen Wege nicht in den Rath konnte. Um dem Winde zu predigen, hätte er nicht die große Reise gemacht. Wie Herr Niclas nun auch die Ordnung liebte, hielt er doch um ihrer wegen etwas Unordnung für erlaubt, und die Würde einer Magistratsperson und eines Abgesandten nicht für gefährdet, wenn er statt zur Thüre zum Fenster eintrat.

Auf einen schlauen Blick des Alten zu dem jungen Manne, der, als wir sagten, der derbste war, und schlau blickte er auch um sich, ward Niclas Perwenitz plötzlich noch um eine Armeslänge höher gehoben. „Sieh, Papa Perwenitz will fliegen", hieß es. Aber der Ehrenmann widersprach sogleich durch die That einer Anschuldigung, welche damals gefährlich sein konnte; denn wer kann fliegen, als wer Zauberei treibt! Er faßte mit rascher Hand ein Geländer, gab sich einen Schwung, den man dem Wohlbeleibten nicht zugetraut, und

ſtand, nicht in freier Luft, aber auf einem Geſtell, wo er noch ſichtbarer aller Augen ſchwebte, als vorhin auf dem Trageſeſſel.

Er ſtand auf der Laube. Keine grüne, von Jasmin und Roſen, welche den ſchweren Leib des Rathsherrn auch ſchwerlich ausgehalten hätte; ſondern war's ein kurz austretendes, von hölzernen Pfeilern getragenes Vordach des Rathhauſes; darauf fußte Niclas Perwenitz. Eigentlich kein übler Platz für eine Obrigkeit; nur gehörte die Obrigkeit nicht oben, ſondern unter das Dach. In dieſer Laube und der Flurhalle daneben ſaßen nämlich Richter, Schöffen und weiſe Männer zu Gericht, was in Berlin alle vierzehn Tage ſtatt hatte. Urſprünglich wurde dies Gericht auf der langen Brücke im Freien gehegt. Ein Seil umſpannte die Bänke der Schöffen und den Stuhl des Richters, und die erfahrenen Leute, die man anrief, wenn man ſich nicht Rathes wußte, was man damals nicht verbergen konnte, da es keine Akten und kein Amtsgeheimniß gab, ſtanden darum her, und ſie hießen der Umſtand, und ſahen zu, daß es beim Rechten blieb. Da es aber vor vier hundert Jahren ſo oft als itzo in Berlin zu regnen pflegte über Schuldige und Unſchuldige, fanden die Richter es angemeſſener, ſo für

Kläger als Beklagte, wenn Beide, und der Richter auch, ein Dach über dem Kopfe hätten. Deshalb rückte man bei schlechtem Wetter die Bänke in die Flurhalle, und da hier nicht immer Raum genug war für alle Zuhörer, baute man noch ein Vordach davor. Das hieß die Laube, und solcher Lauben, zu Gunst und Schutz der Neugierigen, gab es in allen deutschen Städten, wo öffentlich gerichtet wurde. So sorgte man vor vier hundert Jahren, damit jeder wußte, was zu Recht geschah, und dabei trocken blieb. Späterhin hätte man's gern regnen lassen in die Säle hinein, damit die Zuschauer fortgingen.

Auf diesem Laubendach stand Niclas Perwenitz, und mit einem zweiten, minder gefährlichen Schwunge stand er an dem Fenster des Rathssaales, und pochte so kräftig an die kleinen, runden Scheiben, daß sie's nicht allein diesseits und jenseits der Brücke in Köln und Berlin hörten, sondern auch drinnen im Saal.

Und hätten die Rathsherren auch nicht das Klopfen gehört, der Jubel, wie er itzt war auf der Brücke, hätte doch selbst dem Stocktauben die Ohren geöffnet. Die Mützen und Hüte flogen, die Jungen sprangen vor Lust, und die Alten schüttelten sich

vor Lachen. Von dem Lebehoch, Niclas Perwenitz gebracht, dröhnte die Luft.

„Ihr Väter der Stadt! rief Niclas am Fenster, und das hörte man noch durch den Lärm. Wenn Ihr gutem Rath die Thür verschließt, laßt ihn wenigstens zum Fenster ein. Aufgemacht, holla, Bürgermeister und Rathmannen, wohlweise, alte wie junge! der Deputirte von Brandenburg hängt an Euerm Fenstersimms. Ich bin keine Schwalbe!"

Dieweil das Fenster sich öffnete, und dem Rathsherrn nicht ohn einige Mühe hineingeholfen ward, dauerte unten der Lärmen noch fort. Auch wenn der Sturm vorüber, tobt noch lange das aufgeregte Meer. Daß der Junge, welcher den alten Herrn zum Fenster geleitet, bei den Leuten etwas galt und war, ließ sich leicht erkennen, man brauchte nur dem Blondkopf in das blaue Auge zu sehen. Zu allem Lustigen und Tollen war da ein Freibrief zu lesen. Er hatte seine Freunde um sich, wie das so bei Wagehälsen ist. Aber auch ältere Bürger schienen ihm vertraut.

„Das hast Du einmal gut gemacht, Taugenichts! sprach ein Schlossermeister und schlug ihm auf die Schulter. Oder hast Du dös Spiel noch weiter trieben und den Brei von vorn eingerührt?

Der Angeredete ſchüttelte den Kopf: „Euch aneinander bringen, warum? Habt Ihr Luſt, Euch die leeren Schädel ohn Urſach einzuſtoßen, thut's auch ohn den Henning Mellner.“

Nun redeten Unterſchiedliche zum Frieden. Es waren ihrer mehr, als man vorhin glauben mochte. Wo die Bürger ſich feind ſind untereinander und jeder Partei iſt, fordert's oft mehr Muth, ſo Einer zum Frieden redet, als wenn er den Andern den Stein an den Kopf wirft. Aber wenn man die Häupter verſöhnlich ſieht, wird's bald auch ruhiger unter der Menge. Kölner und Berliner ſtanden wieder gemiſcht untereinander. Sie ſtritten wohl noch, aber ſie lachten, und Einer klopfte dem Andern auf die Schulter. So ſtehn oft Gewitter am Himmel, es ſieht drohend aus und Hagel ſtürzt auf die Saaten; aber ein Regenbogen ſpannt ſich mit ſeinen ſchillernden Farben über die grauen Maſſen und lacht die Furchtſamen an, und das Herz lacht dann auch und fürchtet ſich nicht mehr. Den ſchillernden Regenbogen hatte Niclas Perwenitz über die Wolken geſpannt, die über der Spree drohten.

Der Henning wollte ſich entfernen, als Mehrere an ihn das Wort richteten. Ein Parteiführer liebt nicht allemal, daß er dafür gilt, und er wies den

Bürger Balzer Bortin nicht sanfter zurück als den Knochenhauer: „Laßt mich in Ruh. Was geht mich Euer Gezänk an! Niclas Perwenitz ist mein Pathe. Darum that ich ihm so, als Ihr ihm auch gethan hättet. Das ist Alles.“

Aber Balzer Bortin ließ ihn nicht in Ruh, hing sich an seinen Arm und wollte ihn nicht loslassen, als wär's sein guter Freund. Da sie um die Ecke gekommen, wo's frei war, sprach er: „Mach's einem Andern weiß. Denkst, ich hätte das neulich vergessen, wie Du meinen wildesten Hengst haben wolltest? Warum? Ei um vor ihrem Fenster vorbei zu sprengen, wie toll und blind, daß sie raus sehn sollte. Hab's nicht vergessen. So wenig als Du die schöne Else. Du hast recht, fuhr er fort. Die stolzen Herren ein bischen aneinander gehetzt. Wenn die Reichen sich schütteln, fallen Brosamen für die Armen ab. Nur nicht aufgebraust, junger Herr! Freilich, Du willst keine Brosamen. Das Brot willst Du; Schnitte hinein thun, wie's Dir gefällt; und Du hast wieder recht. Doch Fürsicht! Aber was sprech ich! Dir das predigen! Bist Du nicht der fürsichtigste und verschmitzteste Bursch von zweiundzwanzig Jahren; hat sie aneinander gehetzt und auseinander gezerrt, und

trägt nun selbst den alten Kuppler ihnen ins Haus, daß er sie wieder streicheln und kirr machen soll. Vor der Hand ist's Dir genug, und Du wartest bessere Zeit ab. Denkst Du, ich verstehe Dich nicht?"

Das große Auge des Jungen verrieth, daß er den Aelteren nicht verstand. Aber er verbarg's.

„Henning Mellner! sagte Bertin, die Hand ihm drückend; die Rathmacher werden auch einmal zu Rath sitzen, und wir brauchen nicht immer Bürgermeister mit weißen Haaren und abgestandener Weisheit. Aber Du hast recht, die Stirn zu runzeln und die Lippen zu werfen. Recht, selbst mir nichts zu vertrauen; denn Du kennst Balzer Bertin noch lange nicht genug, um zu wissen, ob er's mit der Gemeinheit ehrlich hält, ob er nicht hier die Hand Dir drückt, und wenn er Dich belauscht hat, die Hintertreppe hinaufläuft zu den gestreng[illegible]erren und spricht: Hütet Euch vor dem Henning Mellner. Er hat es eingerührt, Er die kölner Herren angetrieben, daß sie nicht zahlen wollen, Er den berliner Herren den Floh ins Ohr gesetzt, daß sie von Bruch und Klagen sprechen und auf ihre Uebermacht pochen."

„Sanct Christoph und sein Kind, das that ich nicht!" brach der junge Mann heraus.

„Das würden sie auch nicht glauben. Aber wenn ich ihnen sagte: Neulich vorm Thor in der polnischen Herberge hat er die Finger so zusammen geschnellt und beim Kruge Bier geschworen, so er die stolzen Herren, je drei und fünf, in einen Müllersack stecken könnt, wollte er in vierundzwanzig Stunden die Stadt rein machen und aus dem Thor tragen, was ihr nichts nutzt. Das glaubten sie, Henning. Auch wenn ich zu ihnen sagte: Ihr Grützköpfe, was zankt Ihr Euch um Plundera, und merkt nicht, daß der Boden unter Euch lose wird, darauf Eure schönen bunten, stolzen Häuser stehen? Die Bürgerschaft murrt, das wißt Ihr und sagt: Laß sie murren; wir sind reich und haben das Heft in Händen. Aber wenn nun Einer die Fiedel spielt und Harmoniam in das Murren bringt, wie dann? Einen Kienspahn, der brennt, bläst Einer aus mit mäßiger Lunge. Aber wenn zehntausend Spähne brennen, gibt's einen Brand, und wißt Ihr, ob die Lungen von allen stolzen Herren und ihre Muhmen und Vettern dazu stark genug sind? Und seid Ihr denn in Euerm Stolz und Hochmuth so blind und taub, den Fiedler nicht zu sehen und zu hören? Er ist nur ein zünftig Kind, aber so keck und muthig und hochfahrend,

um Rittersporen zu tragen, und reich dazu, und hat einen Anhang, dem er nur zu pfeifen braucht. Und solchen Bürgerssohn seid Ihr so unvernünftig gewesen, vor die Nas zu stoßen? Den abzuweisen, als er um die Stadtfähnrich-Stelle einkam, und noch dazu mit Spott und Hohn? Denkt Ihr, daß der Euch das vergißt? Und nun laßt Ihr ihn in Eurer unbegreiflichen Ruhe ungefährdet umherlaufen, Freundschaften stiften, so in als außer den Städten? Jetzt wäre der Junge vielleicht noch abgefunden mit einem Bissen süßes Brot und einem Läppchen Ehre. Weiß er vielleicht selbst noch nicht, was er unter den Bürgern gilt. Aber gebt acht, nachdem's ihm heut gelang, Frieden zu stiften, wird er selber merken, was er kann. Hätte er heut zwischen Kölnern und Berlinern gehetzt, da wäre mancher Tropfen warmes Blut von der langen Brücke in die Spree geträufelt. Aber der Junge dachte: Wozu? Wollen's sparen, bis Zünfte und Gilden einig sind, und es gegen den Rath mitsammen losgeht. — Das würden sie glauben, Henning, wenn ich es ihnen sagte; und was gilt's, der Rathsschreiber flickte Dir was an den Hals; und meinst Du, daß sie so lange zu suchen brauchten um zu finden, warum sie Dich ins Loch schmeißen,

darin ſchon mancher Bürgerfreund faules Waſſer trank?"

Weshalb Henning Mollner nachſann, waren nicht die Erinnerungen, um deren willen ihn ein wohlweiſer Rath einſtecken könnte. Waren ſeine Streiche doch ſtadtkundig. Er mochte Balzer Boytin nicht, den gelben, leberkranken Störenfried, den ſtreitſüchtigen, bankbrüchigen Krämer und Roßtäuſcher, der immer vor Gericht lag und immer wieder zu Gelde kam, Niemand wußte wie. Und Geld bringt Kundſchaft und Ehre.

Balzer lächelte, als er zum Abſchiede dem Jüngling die Hand drückte: „Unbeſorgt, Henning. Du wirſt mich kennen lernen. Balzer Boytin iſt ein Mann, der um Ehre und Vortheil willen auch einen Feind nicht an die Hochnäſigen verräth, geſchweige ſeinen Freund. Aber es ſind nicht Alle wie ich. Was Dich wurmt, verbeiß es; was Du grübelſt, thu es unter einer glatten Stirn. Im Uebrigen ſei luſtig, oder toll, wie zeither, ehe Du verliebt wardſt. Denn von einem Tollkopf verſieht man ſich am wenigſten, daß er dem hochweiſen Rath — Doch, ſiehſt Du, ich weiß zu ſchweigen, auch zwiſchen Dir und mir."

Als Balzer Boytin im Gedränge verſchwunden

war, wußte Henning Mellner noch immer nicht, was er verſchweigen wollte. Noch hatte Henning von keinem Gedanken, der ihm durch den Kopf ging, ein Hehl gemacht. Und doch war es itzt anders. Ein Funke war in eine vollgeſpeicherte Vorrathskammer gefallen, ein Blitz hatte durch die Gemächer eines dunklen Hauſes geleuchtet. Henning fühlte zum erſten Male etwas wie Schreck, und zum erſten Male fühlte er, daß er etwas zu verbergen habe. Daß Balzer Bentin dies wußte, daß er es geweſen, der den Blitz geſchleudert und den Funken entzündet, verdroß ihn. Immer hatte ſich das Gelbgeſicht an ihn geneſtelt, und ihn mit ſeiner Vertraulichkeit beläſtigt. Er hatte ſie zurückgewieſen. Das durfte er itzt nicht mehr. Er war wirklich Vertrauter, wenn auch nur von einem Gedanken geworden, der in ihm erſt geboren ward. Und doch mußte die Summe ſeiner Gedanken nicht ſo übel ſein; ſeine Stirn färbte ſich zum Leuchten, ſein Auge glänzte, und Denen, die ihn grüßten, nickte er mit einer Miene, die da ſagte: „Ich weiß doch mehr, als Ihr!“

Drittes Kapitel.

Inzwischen war der ehrenwerthe Niclas Perwenitz wirklich, zwar mit Beschwerde, doch sonder Gefährde, zum Fenster hinein und in den Rathsaal halb gestiegen, halb gehoben, und hatte außer Athem auf einem Sessel Platz genommen, wo er vorerst mit dem leinenen Tüchlein die Stirn trocknete. Die gar verwunderten Blicke und die hundert Fragen der Rathsherrn, was das bedeute, ließen ihn um keinen Augenblick früher zu sich und zu Worte kommen, als er es für gut fand. Entweder, wie er stöhnte und athmete, daß er die Rede vorbereitete, so er halten wollte, oder, was wahrscheinlicher, er beobachtete, unter dem Schweißtuche, wie denn die Dinge standen? Hier sah er nun, daß, wenn er erhitzt war, die drinnen im Saale es dreimal mehr waren. Schienen sie doch allzumal geneigt, den

Streit fortzuſetzen, ob doch Herr Niclas ſich itzt zum Sprechen erhub.

Die Geſichter hier waren ſehr verſchieden von denen auf der Gaſſe. So Würde als Macht drückten ſich eben wie in den goldenen Ketten, Knöpfen und Spangen auf ſchwarzem Sammet und feinem Tuche, in den beleibten Körpern, den vollen Geſichtern, den ſtattlichen ſchwarzen Bärten aus. Unter ſolcher Fülle von Wucht und Bedeutung glänzten auch die Augen ausdrucksvoller; der Zorn lagerte darin als ein Ungewitter. Aber vielleicht waren die Augen zu allen Jahrhunderten dieſelben, und nur als die Aufregung verſchieden war, iſt auch der ſtiere Ausdruck, als ihn die Maler jener Zeiten auffaßten, uns fremd und ſchreckhaft. Zumal aber drückte ſich die maſſenhafte Würde jener bürgerlichen Ehrenmänner in der Art aus wie ſie ſaßen; ein Rohrſtuhl unſerer Putzzimmer wäre unter ihnen eingebrochen. Die Würde ſenkte ſich bis in die Beine. Dies Fußwerk gibt es nicht mehr. Ein Harniſch von Rindsleder um einen Fuß; wo er fußte, müßte er Spuren eindrücken, meinte man. Wenn ein Rathsherr von damals aufſprang, ſo bedeutete es etwas; wenn er den Fuß auf die Bank ſetzte, ſo hielt ſie zwar, denn ſie war von ſtarken Eichenboh-

len, aber sie krachte doch, und man war eines Unwetters gewärtig.

So trat itzt ein Sprecher für Köln mit dem rechten Fuße auf die Bank, und sein Gesicht war roth, seine Augen funkelten. Er hatte nicht acht, daß auch Herr Niclas Perwenitz stand, und schier vergessen, daß er da war: „Klagen wollt Ihr! rief er. Worauf? daß Ihr nur einstreichen wollt, und wir sollen nur zahlen. Wir zahlen aber nicht, wir wollen nicht, wir werden nicht zahlen."

„Ihr sollt und werdet zahlen!" fuhr ein Rathmann Berlins auf, die geballte Faust überm Kopf. Da fuhr's von beiden Seiten in die Höh, als wenn in tapfern Heeren nach Freiwilligen gerufen wird.

Aber dazwischen trat, von Berlins Seite, ein Mann; auf dessen Stirn stand die Würde, so Amt, Alter und Erfahrung geben, deutlich geschrieben. Sein Haupthaar war schon weiß gesprenkelt; aber der volle Bart prangte noch im glänzenden Schwarz, wie als wär er im kräftigen Mannesalter. In seinem Ehrenstuhl hatte er unmuthvoll gesessen, gedrückt als es schien von der Last des Körpers und der Jahre nicht minder als von Erörterungen, die seiner Seele weh thaten. Doch schien wieder die Kraft der Jugend in die Muskeln gekehrt, seine

Augen leuchteten von Zorn und Wehmuth, und als er den Arm drohend aufhob, konnte man glauben, daß er in der Schlacht noch das Schwert mit Ehren schwingen würde.

„Bei Gott, Vater, Sohn und allen Heiligen, die unsere Stadt schirmen! Wenn der Hader uns Schande genug bringt vor uns, und Schaden vor unsern Feinden, schämt Euch wenigstens vor den Freunden. Zurück Deinen Arm! Im Namen der freien Städte Berlin und Köln, heißt Euer Bürgermeister Ruhe und Ordnung! In Eure Schranken, Rathmänner und Ihr Sechzehner! Hier steht der Abgeordnete von Brandenburg, unserer lieben Verbündeten und Freundin, hier steht er und will reden mit uns. Im Namen der alten Freundschaft, die uns stark macht, hört ihn an, oder ich breche die Sitzung ab.“

Niclas Perwenitz beeilte sich nicht, als er zu reden anhub: „Eigentlich sitzt er noch, und es wäre wohl schicklich, daß man ihm vorerst einen Ehrentrunk reichte; denn der Gaumen muß feucht sein, um zu reden, und besser von Wein als von Galle. Aber freilich was schicklich ist, das mögt Ihr hier vergessen haben; denn sonst läßt man einen Abgeordneten von Alt- und Neubrandenburg zur Thür

ein und nicht durchs Fenſter, und ein Trompeter bläſt, ſo lange er die Treppe aufſteigt. Aber für die Muſica ſchreibt ihr der Bürgerſchaft nichts an; Ihr macht ihnen ſelber Muſik, daß ſie's bis am ſpandower Thor hören. Nun, ſolches Aufſpielen kann ihnen gefallen, uns aber nicht. Um deshalb ſchickt mich der Rath von Brandenburg zu Euch, und läßt Euch fragen, was für ein Teufel in Eure Pfeifen und Geigen fuhr, daß ſie einen Lärm geben, davor alle gute Städte die Ohren zuhalten müſſen. Das gellt und kreiſcht aus Berlin, daß Frankfurt und Brandenburg und Spandow, und Prenzlow und Stendal in die Lärmtrompete ſtoßen möchten, und unſere Hanſefreunde in Lübeck und Hamburg uns fragen: „Sind die zu Berlin und Köln toll?" Was ſoll's, was gibt's nun wieder? Hat ein berliner Knochenhauer die Kaldaunen zu kurz gehauen, oder hat eine Hexe aus Köln ihren Kehricht dahin gefegt, wo nur die alten Weiber aus Berlin ihre Lumpen abthun? Heda, Ihr weiſen Herren! Raus mit der Antwort. Ich frage im Namen von Brandenburg!"

Zwanzig Stimmen ſchrieen Antwort ſtatt Einer. Der Schreiber von Berlin hielt die Klagepunkte in einer langen Rolle in die Höhe. Niclas Perwenitz

hörte grade ſo viel raus, als er wollte. Der Lärm hub aufs neue an, und er war es jetzt, der auf eine Bank ſprang, und beide Arme ausſtreckend in einem Tone ſprach, der ſehr abwich von dem ſo wir vorher gehört von dem Verordneten der Alt- und Neuſtadt Brandenburg:

„Nieder auf Eure Bänke! Schließt Eure Münder und thut Eure Ohren auf, ehrenwerthe Rathmannen, ſo alte als junge, Ihr Bürgermeiſter und Sechzehnmänner von Köln und Berlin! Die Stadt Brandenburg ſpricht durch mich zu Euch, die rechts- und rathreiche Stadt, die älteſte in unſerem Lande, die zu Euch allen in den Marken iſt, wie die Mutterhenne zu den Küchlein. Schlagt auf Euer Schöffenrecht. Wenn der Rath Euch ausging, ſollt Ihr ihn holen in Brandenburg, ſo ſteht's geſchrieben von den alten Markgrafen und Euren Vätern. Eure ſtarken Väter kamen und holten ihn; wir ſchicken ihn Euch, angeſehen Eure Schwachheit und Unmündigkeit. Aber nicht wie eine Mutter ihren Kindern guten Rath aufdringt, den ſie nicht mögen. Ihr ſeid groß geworden und ſteht für Euch allein da. Ihr ſeid hoffärtig und ſtolz und wollt nicht mehr hören. Vor zehn Jahren haben wir Euch vertragen, und Ihr habt wieder

angefangen, wo Ihr aufhörtet. Nun, wie eine Busenfreundin, die selbst leidet, wenn es ihrer Schwester schlimm geht, schickt meine Stadt mich zu Euch, mit Bitten und Beschwörungen. Fort das Papier, ich weiß was drin steht; still, ich kenne den Plunder! Du, meinst, Du gibst zu viel, und Du, der Andere thäte zu wenig. Seid Ihr Beide so dürftig und arm, daß Ihr mit der Goldwage messen müßt Schoß und Arbeit? Seid Ihr nicht vielmehr Beide wohlhabend und stark, seit Ihr zusammengewachsen wie zween Kirschen an einem Stengel? Ihr sitzet warm und es geht Euch wohl. Darum zankt Ihr und seid störrisch und rechthaberisch und seht nicht, derweil Ihr um den Rauch vom Schornstein streitet, daß das Haus unter Euch wackelt. Eure Väter vor hundert und fünfzig Jahren dachten anders. Sie warfen zusammen, was sie hatten und kannten, und rechneten nicht, ob der Eine gewönne und der Andere verliere, Beide froh, daß sie zusammen dadurch stark wurden gegen Räuber und Gesindel, gegen Adel, Land und Fürsten. Und Ihr möchtet das wieder lösen? Warum? Weil Dich eine Mücke aus Köln stach. Weil Dich ein Floh aus Berlin biß. Das merkt Ihr. Aber seid Ihr so dick gehäutet, habt Ihr Eure gestopften und geschlitzten

Tuchwämſer und Zobelmützen ſo dicht über die Ohren gezogen, daß Ihr nicht merkt, was von außen kommt, Euch zu ſtechen und zu beißen? Weil Ihr die Wälder gelichtet habt um Eure Mauern, und die Wölfe geſchlagen und geſcheucht, meint Ihr, daß es darum keine ſtärkern Thiere gibt? Die Wölfe knirſchen noch immer im Stillen, und warten auf Gelegenheit, es Euch einzutränken, daß Ihr halfet bei der großen Wolfsjagd. Aber ſpitzt nur ſchärfer Eure Ohren. Hört doch, wie's in den Lüften rauſcht. Der Adler fliegt hoch, aber ſein Auge ſieht ſcharf. Er ſieht durch die Spalten Eurer Dächer und die Ritzen Eurer Decken, und Eure Zwietracht iſt ſein Bundesgenoß. Wie ſtark ſind denn Eure Mauern und wie tief Eure Gräben; oder baut Ihr Wälle und Thürme gegen die Wolken, daß er nicht herein kann? Ihr ſeid reich, reich geworden durch Fleiß und Eintracht. Iſt Euer Reichthum ein Panzer gegen den Neid, dadurch Pfeile und Kugeln und Steine nicht dringen? Nein, ein Köder iſt er, ein glänzender Köder, der die Gewaltigen, die uns beneiden, blendet und lockt. Und Ihr hadert und zankt, und jetzt, jetzt wollt Ihr Euch trennen, wo Ihr mit zuſammengebundenen

Rücken ſtehen ſollte', und ausſchaun nach der Gefahr, die Euch kommt, Ihr wißt nicht von wo!"

Eine tiefe Stille herrſchte, als der Redner einen Augenblick inne hielt. Seine Rede hatte gewirkt. Manche ſenkten die Blicke. Einige nickten mit dem Kopf. Er ſtieg von der Bank wieder herunter und ſein Ton wurde vertraulicher, als er alſo fortfuhr:

„Lieben Brüder, Euer Zank iſt ärgerlich. Was ſollen wir ſchreiben den Brüdern von der Hanſe, den Herren in Lübeck und Hamburg? Daß die Herren in Köln und Berlin ſich ſtreiten um die Uhr am Rathhaus, wer ſie aufziehen, um den Stadtwundarzt, wer ihn bezahlen ſoll? Um Holzgeld und Stättegeld, und ob der kölner Schreiber rechts oder links vom Richter ſitzt? Und das in einer Zeit, wo Herren und Mannen die Städte mit argen Augen anſehen, wo ſie uns wieder nehmen möchten, was ſie uns gaben."

Da wurden Zeichen des Unwillens hier und dort auf den Bänken ſichtbar. Auch ein ſtolzes Kopfſchütteln.

Hans Möwes von Köln erhob ſich: „Was Mannen und Adel ſind, die kennen uns, denk ich. Wir fürchten ſie nicht. Und ſeine markgräfliche Gnaden, Friedrich der Andere, entſinnt ſich wohl,

daß ſein Vater ſeliger ohn uns als Burggraf von Nürnberg zu ſeinen Vätern gangen wäre."

„Er entſinnt ſich aber desgleichen, fiel Niclas Perwenitz ein, daß Berlin und Köln ſeinem Vater Kurfürſtliche Gnaden, das Thor vor der Nas zuſchlugen, als er einreiten wollte."

Die Rathmänner ſahen ſich wohlgefällig um. Von mehren Seiten klang es: „Unſer Recht."

„Das Recht unſerer Väter iſt auch unſers, ſprach Konrad Rnke von Berlin. Und ſo Kurfürſt Friedrich der Sohn, den Gott erhalte, wie ſein hochſeliger Vater ans ſpandower Thor geritten käme und Einlaß heiſchte mit Roß und Mann, würden wir ihm zurufen, wie unſere Väter ſeinem Vater: Es ſchickt ſich nicht."

„Wenn er nun aber nicht geduldig den Rücken kehrte, als ſein Vater that? ſagte Niclas Perwenitz. Sein Vater Friedrich war draußen im Reich zuhaus, bei uns nur zum Beſuch. Friedrich der Andere möchte ſich's aber warm machen bei uns, und ich glaube, er findet's in den Städten feiner und beſſer als auf dem Lande. Er hat eiſerne Zähne, ſagen ſie."

„Unſere Thore haben Eiſennägel, rief der kecke Pawel Strehant. Laß die Zähne ihn dran verſuchen."

Das Wort fand doch nicht Anklang, und ſie hörten wieder dem Perwenitz zu, als der, den Vorderſten noch näher tretend, ſeine Rede in eine vertrauliche Zuſprache umwandelte:

„Lieben Freunde, die Zeiten von ehedem ſind vorbei, als man uns hätſchelte und ſtreichelte und mit Privilegien beſchenkte, daß wir aufwüchſen und groß würden. Wir ſind nun gewachſen und groß worden, und nun ſehen ſie uns anders an. Wir nutzen ihnen nicht mehr, was ſie von uns wollten. Die Wenden, ſo ehedem im Lande ſaßen, und wir ſollten ihnen die Zähne weiſen und Sittigung beibringen, ſind verſchwunden. Der Adel iſt aufs Haupt geſchlagen, wir halfen; aber zu Hofſchranzen taugen wir nicht, daß wir's täglich ihnen ins Ohr ſchrieen, was wir thaten. Der Adel taucht immer wieder auf, allüberall, und er raunt den Fürſten ins Ohr: „Was verfolgt Ihr uns, und ſeid doch unſeres Blutes, derweil die Krämer da in ihren Ringmauern ſich blähen und in ihrem Reichthum uns und Euch auch höhnen.“ Lieben Brüder, ſo iſt's! täuſcht Euch nicht, weil's Euch wohl geht, Eure Speicher und Zeughäuſer voll ſind, Eure Farben ſtolz auf den Thoren und Thürmen wehen und die Straßen voll Eurer Wagen und Roſſe. Man

will uns ſchlimm. Unſer Reichthum ſticht ihnen ins Blut, wie dem magern Gaul auf der Heerſtraße das fette Roß an der vollen Krippe. Nicht hier zu Land allein, es iſt allüberall ſo. Soll ich Euch die Namen nennen, ſo ſie uns geben? Immerhin, wir ſchimpfen ja wieder auf die Krautjunker und Heckenreiter. Wenn wir nur unſer Aug aufhielten, wie ſie auf uns lauern und es uns abſehen. All Ihr Heiligen, die Ihr gute Städte beſchützt, wie ſehen ſie im ganzen Reiche uns itzt zu! Wie ſperren ſie ab und reiten ein, und nehmen und zwacken wieder ab, was ihre Verfahren ſchenkten! Thut doch auf Euer Auge, wie ſie allerwärts rüſten zu einer großen Hetzjagd, und die wir dazumal mit ihnen hetzten, werden in ihrer Meute ſein, und am lauteſten klaffen und zerren."

Der Bürgermeiſter von Berlin, Johannes Rathenow, ſo bisda ohne Bewegung ſtill geſeſſen, die Augen zu Boden, erhob ſich zum zweiten Male. Er ſchüttelte unmuthig die grauen Locken, und ſein zürnender Blick fiel diesmal auf den Redner ſelber:

„Eure Zunge geht mit Euch durch, Niclas Perweniz. Wenn die Meute losginge, die Ihr meint, würden wir unſere Pelze und Wämſer abwerfen, den Harniſch, wie vordem, umſchnellen, und uns

ſchüttein, wie am Tage bei Cremmen und ſonſt wo. Vor dem Geraſſel möchte mancher Hund nicht Stich halten."

„Der Bär von Berlin fürchtet keine Bullenbeißer!" ſchrie Pawel Stredant.

„Wir zu Brandenburg auch nicht, fiel der Abgeordnete ein, den Kopf höher werfend. An unſern Mauern und Thürmen kann man ſeit fünfhundert Jahren ſo viel zerbrochene Schädel zählen, als vor keiner Stadt dieſer Marken. Unſere Väter zauſten ſich mit Raubthieren und Rittern, als das Land noch im Aergſten lag, und wichen nimmer. Dennoch, Ihr Freunde und Herren, wär es vermeſſen von uns, darauf zu bauen, und zu vermeinen, wir für uns ſeien ſtark genug, dem Ungewitter die Spitze zu bieten. Wodurch wurden wir Städte mächtig in den böſen Zeiten? Allein durch Einigkeit: daß zuſammenhielten Einer an dem Andern, Geſellen zu Geſellen, Meiſter zu Meiſter, und Meiſter und Geſellen in der Zunft, und die Zünfte und Gilden unter ſich, und Zünfte und Gilden mit den Rathmannen. Aber das iſt noch nicht genug. In den Dörfern halten ſie auch zuſammen, und ſchlagen Wölfe und Räuber fort, wo ſie's vermögen. Aber was vermag ein Dorf, da keins zum

andern hält! Wir Städte ſchloſſen Bündniſſe, zwei, fünf, zehn, hundert, und das machte uns feſt. Die kleinen traten zuſammen und wählten die größte unter ſich zum Fürſprech, und die Fürſprechenden traten auch zuſammen und beriethen fürs gemeine Wohl. Das, lieben Brüder, gab uns Kraft. Von den Geſellen an, die in dieſelbe Lade werfen ihren Scherf, bis zum großen Hanſebund, der auf den Meeren herrſcht und Königen und Völkern Geſetze gibt, iſt's eine große Kette und Gliederung, die uns zuſammenhält und umſchlingt. Wo nur ein Glied ausſpringt und reißt, da iſt's ums Ganze gethan. Die Kette hält nicht mehr. Die Fürſten haben ſtärkere Zähne als der Adel. Wie möchten ſie uns itzt losreißen von der Hanſe, daß wir allein ſtünden, abhängig von ihrer Gnade. Und wahr und wahrhaftig, ihnen gelingt's, wenn wir die verſchlungenen Hände nicht feſthalten. Hier auf der Brücke, zwiſchen beiden Städten, daß Beide drauf ſchauen, haben Eure Väter das neue Rathhaus erbaut, wo Kölner und Berliner zugleich das Regiment führen. Wollt Ihr zerſtören Eurer Väter Werk, wollt Ihr's niederreißen, ſo reißt Ihr auch die Brücke nieder, worauf Einer zum Andern

kam, Einer vom Andern holte, was er brauchte, Einer dem Andern brachte, was ihm noth that."

Das fehlte denn doch nicht des Eindrucks, den es sollte. Es war wieder sehr still durch den Saal. Nur Einzelne blickten höhnisch auf, und nur Pawel Strobant von Berlin rief: „Meinethalben nieder mit der Brücke. Wüßte nicht, was wir in Köln zu suchen hätten. Wollen die Kölnischen zu uns; sind ja Fischer, können schwimmen."

Zornig blickte ihn Niclas Perwenitz an: „Herr Pawel Strobant, so mich recht dünkt, schriet Ihr am lautesten über die Havel, als Euch die Köckeritze die Heerde wegtrieben. Die brandenburgischen Tuchmacher auf dem Anger konnten zu Eurem Glück schwimmen und standen nicht an, wie sie waren, ins Wasser zu springen. Hochmuth thut nimmer gut, und die uns zunächst wohnen, soll man zuerst bedenken."

Viele Stimmen murmelten da beifällig. Nun greift ein kluger Vermittler, so die Parteien erhitzt sind, vor allem die Punkte auf, wo eine Einigung möglich scheint, so es auch gerade nicht die wären, worauf es ankommt. Es können Brücken werden über die tieferen Klüfte, und jede Einigung stimmt zur Versöhnung. So verächtlich er auch verbin

von den Klagepunkten der Städte, die ſie gegen einander hatten, geſprochen, zeigte Herr Niclas Perwenis ſich doch itzt wohl unterrichteter, ging hier darauf ein, und hörte dort aufmerkſam zu. Er wiegte den Kopf und brummte vor ſich bei dem Streitpunkt wegen der Bezahlung des Wundarztes, und ſchien es, als gäb er jedem von beiden Theilen recht, denn er nickte jedem zu, wie er ſprach; und dann erzählte er alte Geſchichten vom Aesculapius und Hippocrates, die gar drollig klangen; wie der Freunde und Feinde geheilt hätte, und die alten Griechen hätten ihm ſteinerne Bilder geſetzt. Aber von einem andern Wundarzt erzählte er auch, der habe ſogar mittelſt ſeiner geheimen Kunſt abgeſchlagene Köpfe aufſetzen können. Aber weil ſie ihn nicht bezahlen wollen, wie er's verdiente, ſo hätte er mal die Köpfe getauſcht, und jeder hätte ſeines Feindes Kopf auf dem Rumpfe gehabt, denſelben, den er ihm abgeſchlagen. Das hätte eine Verwirrung gegeben: „Keiner wußte, wie er dran war, juſt wie Ihr. Keiner, ob er noch er ſelbſt war oder der Andere, ob er ſeine Frau ſollte küſſen, oder des Andern Frau, ob ſeine Kinder ſein waren, oder des Andern, ob er auf den Andern losſchlagen ſollte, denn er ſchlug ſich ja ſelbſt? Und

wenn er sich im Spiegel sah, so gab er sich immer selbst Ohrfeigen. Alles das, weil sie den Herenmeister, den Flicker, nicht bezahlt hatten. Nun sagt Ihr Kölner zwar, der Peter Joris ist kein Herenmeister, sondern ein Ochs; stehet aber nicht in der heiligen Schrift geschrieben: dem Ochsen, der drischt, soll man das Maul nicht verbinden? Umsonst ist der Tod, aber kein Medicus, Ihr Herren von Köln, ohne Bezahlung." Man bietet schon die Hand, wenn man in einem Streite erst lachen kann. So wurden itzo die mehrsten Punkte, worüber die Städte stritten, auf die lange Bank geschoben, was bei unsern Vorfahren so viel war, als wir itzo nennen ad acta schreiben; und kam man dabei so gut raus als heut aus Verwickelungen, die uns über den Kopf wachsen.

Nicht verschwiegen darf aber werden, daß außerdem zween Umstände dem Abgeordneten von Brandenburg zu Hülfe kamen. Einmal hatte sich die Sitzung so lange hingezogen, und er hatte selbst das Seine dazu gethan, daß die Mittagsstunde vorüber war. Man hielt aber vor vierhundert Jahren das Innehalten der Mahlzeiten für eine Sache der bürgerlichen Ordnung, so nicht ohne höchst wichtige Ursache geändert werden durfte. Darin waren die

Herren aus Köln und Berlin einer Meinung, und hatten ſchon durch Huſten und ſonſt wie ihre Ungeduld ausgedrückt.

Aber desgleichen zur Ordnung gehörte, daß eine Hochzeit etwas Außerordentliches war. Und war es gar eine Patricierhochzeit, ſo hatte die ganze Stadt Urſach und Recht, ſich darauf zu freuen; denn wer nicht geladen war, der bekam doch von dem Kuchen zugeſchickt und den ſüßen Früchten, und an Muſica und Tanz und luſtigen Aufzügen konnte ſich Jeder ergötzen. Wie nun auch Köln und Berlin ſcheelſüchtig auf einander ſahen und auf ihre Rechte, ſtanden die Parteien doch noch nicht eine der andern gegenüber als weiße und rothe Roſen, oder Welfen und Gibellinen. Im Gegentheil ward aus Köln nach Berlin und aus Berlin nach Köln hinübergeheirathet. Freilich heirathete nur der Reichthum den Reichthum und Armuth die Armuth. Aber die langen, pfeifenden und geigenden Hochzeitszüge über die lange Brücke hin und her, wurden oft das Band, was die getrennten Theile wieder zuſammen band. Eine ſolche Hochzeit war auch itzt im Werke zwiſchen dem Sohne des reichen kölner Bürgers Bartholomeus Schumm und der einzigen Tochter des ehrenhaften berliner Bür-

germeisters Johannes Rathenow. Eine solche Hochzeit durfte ein Fest werden, davon Kind und Kindeskinder sprechen mußten, wiewohl es Viele gab, die's den Rathenows nicht gönnten. Ein markgräflich Plakat, das in Stadtrechte greift, der Einfall eines Raubritters durfte darüber für den Augenblick vergessen werden. Denn Bartholomeus Schumm saß wie ein Herr der Herrlichkeit in seinem steinernen Hause in der Brüderstraße. In seinem Armsessel am Fenster nickte er nur wenig, wenn die Bürger vorübergingen und ehrerbietig die Mützen zogen; und wen er: „Wie geht's, Herr Gevatter?" antief, der wuchs um einige Zoll vor Freude gegen seine Mitbürger. An Zahltagen aber, wenn die Pächter seiner vielen Güter, die Säckel unterm Arm, auf dem Flure warteten, und ihnen ward aufgethan, und sie traten, tief sich neigend, ein, wo Herr Bartholomeus am großen eichenen Tische saß, zween Schreiber zu beiden Seiten, und sie stellten sich rechts und links mit ihren Kerbstöcken, Büchern und Säckeln, und er geruhte, sie die Reihe herum anzublicken, dünkte er Vielen mehr als ein Fürst. Der Vermerk des Schreibers, sei's im Buche, sei's am Kerbstock, daß sie gezahlt, war den Pächtern keine so gute Quittung, als wenn Herr Bartholo-

meus mit dem Mittelfinger auf den Tisch klopfte, was er jedesmal zu thun pflegte, wenn der Pachter die Summe richtig aufgezählt hatte. Wie jener reiche Kaufmann in Bremen hätte er seinen Flur mit harten Thalern pflastern können; und ein harter Thaler war dazumal in Berlin etwas, um was es sich wohl lohnte, auf dem Markte stehn zu bleiben, so ein Käufer ihn aus dem Säckel zog! Seine Güter waren weit hinaus über das berliner Weichbild bis an die Oder und die Uckermark zerstreut, und mit den reichen Itzenplitzen hatte er allein ein Jahr über Fehde geführt; fünf Dörfer waren darum verwüstet und niedergebrannt, viel Schädel gebrochen, und Herr Bartholomeus hatte sich nicht von seinem Lehnstuhl im Fenster an der Brüderstraße bewegt. Ein solcher Mann war Bartholomeus Schumm. Und wer Johannes Rathenow war, der Bürgermeister von Berlin, wenn das ein Fremder einen Bürger gefragt, der hätte ihn scheel angesehen, und hätte der Fremde nur eilen können, daß er seines Weges zog.

Die Freundschaft solcher Häuser, könnte man meinen, müsse auch ganze Städte, die nicht mehr waren, als heut zu Tage Stadtviertel, aussöhnen und zusammenbringen. Aber erstens war um des-

halb, daß eine Heirath zwischen ihnen beschlossen, noch keine Freundschaft geschlossen. Die Schumm waren die Reichsten in Köln und die Rathenow mächtig in Berlin. Reichthum und Macht haben sich aber zu jeder Zeit aufgesucht; und um deshalb, da jenseits ein heirathbarer Sohn und diesseits eine mannbare Tochter waren, machten sich die Pakten wie von selbst. Dann aber war Bartholomeus Schumm zuerst ein Rathmann der Stadt Köln und Johannes Rathenow zuerst Bürgermeister von Berlin. Das war ihre Ehre, und das andere war nur ihre Familie und ihr Vortheil. Keiner hätte um deswillen, daß ihre Kinder eine Ehe schließen sollten, ein Haar breit fahren lassen von den Ansprüchen der Städte, so sie vertraten.

Wie nun Viele auch waren, die's den Rathenows nicht gönnten, in die reiche Familie zu heirathen, und Andere, die's den Schumms nicht gönnten, daß sie mit den Rathenows eins wurden, die Meisten freuten sich doch auf die Hochzeit; und was würde da nicht gekauft werden und drauf gehen: denn Bartholomeus Schumm ließ sich nicht lumpen. Das wußte geschickt Herr Niclas Perwenitz aufzufassen. Den und Jenen fragte er, eb er das Hochzeitkleid schon fertigen lassen, und den

Trinkſpruch ſchon bereit habe? Mit wie leckerm Munde wußte er von dem Fiſchgericht zu ſprechen, das Seiner Kurfürſtlichen Gnaden Küchenmeiſter, Herr Czeuſchel, beim Landtage in Spandau bereiten laſſen, nach fränkiſchen Recepten, wie man es in den Marken noch nicht gegeſſen. „Auf der Zunge, ſag ich Euch, zerging's, und duftete wie Muskatnuß und indiſch Gewürze, und ſah von außen wie eine Schildkröten aus, die auf ihren Beinen rutſcht; ſo man aber näher trat, waren die Punkte und Ringel auf dem Rücken alles die Wappen der Städte und Schlöſſer des gnädigen Markgrafen; auch Berlin war drunter und Köln, und ſtach die Seiner Gnaden recht apart für ſich mit dem Löffel aus. Sie ſchmeckten ihm fürtrefflich, als ich's glauben will, da ſie geſchnitzt waren aus großen Aalen und Sandarten, mit Speck und Gewürz. Seine Gnaden lächelten und die von den Ständen desgleichen, als er ſie auseinander ſchnitt und ſprach: „„Das ſind zwei Biſſen, iſt für einen zu groß!““ — Darum nicht bange, lieber Nachbar, ſprach ich zu Herrn Wyns von Frankfurt, der neben mir ſaß; iſt einmal eine Hochzeit bei uns, wollen wir auch ſolche Fiſchpaſtete backen. Soll ausſchaun wie die Stadt Troja, und lagen die

griechischen Markgrafen zehn Jahr, ohne sie zu kriegen, davor, und hätten noch zehn Jahr liegen mögen, wären die Trojanischen nicht so einfältig gewesen und uneins unter sich."

Und er sprach noch Manches von Troja und der Fischpastete, und wie er wohl denke das Recept zu erhalten durch Gunst des Herrn Czeuschel, welcher vierzehn Tage bei ihm in Brandenburg gewohnt, und dann meinte er, bei der Hochzeit werde es doch auch nicht an lustigem Mummenschanz fehlen, und einen Rathsherrn erinnerte er, wie er bei Hannes Zeidelbergs Hochzeit eine Kuh vorgestellt und so natürlich geblökt, daß Alle es geglaubt, bis die Kuh den schönsten Hochzeitswunsch in Reimen gesprochen, daß viele Gäste vor Ergötzen unter den Tisch fielen. Die jüngeren munterte er auf, es auch nicht fehlen zu lassen, so der schöne Maientag gekommen, und versprach selber, so man ihn einlade, einen Spaß, davon sich reden lasse.

Als nun die Versammlung, halb aufgehoben, halb von selbst, in recht guter Laune auseinanderging, schien nur der Rathsschreiber der Stadt Berlin unzufrieden. Hatte umsonst die lange Liste der Klagepunkte aufgeworfen. Da sah er jetzt, als er

die Verhandlung ſchließen wollte, einen Punkt, der war gar nicht berührt.

Mit lauter Stimme rief er da, daß er die noch im Saale waren, zurückhalte: „Die ſiebenundvierzig Schock böhmiſche Groſchen für Auslöſung des am Tage bei Cremmen gefangenen Henning Mellner, Vater, deren auf ihren Antheil die von Köln ſich weigern, was haben die wohlweiſen Rathmannen darüber für gut erachtet?“

Alle ſchwiegen und ſahen ſich an. War's ein Hauptpunkt ihrer Streitigkeiten, ſo immer wiederkehrte. Man hatte ihn heute weislich nicht berührt. Da ſchlug Herr Bartholomeus Schumm die Hand auf den Hut: „Nicht einen rothen Heller!“ Die kölner Herren, ſo noch im Saale waren, ſprachen's ihrem Vordermann nach. Und Matthis von Blankenfelde, der Aeltermann der Kölner und ihr gewählter Bürgermeiſter, von dem noch viel die Rede ſein wird, der ſprach: „Das verſteht ſich von ſelber.“ Klang's faſt als eine neue Herausforderung für die von Berlin; deren waren nur wenige noch im Saale.

Der Rathsſchreiber ſchien nun gar nicht übler Luſt, von vorn anzufangen, und wollte Urſach und Status des Streites nochmals leſen, als Niclas

Perwenitz die Hände hob und ihm zuwinkte, um Gottes Willen, daß er's nur nicht thäte.

Johannes Rathenow sprach, die Stirn runzelnd, wie bös von der Sache berührt: „Die Forderung ist vollwichtig, und ist's eine Schande für den Rath beider Städte, daß sie von Vater auf Sohn dreißig Jahr forterben konnte."

„Warum zahlt Ihr's dem Jungen nicht aus, was Ihr vermeint dem Alten schuldig zu sein!" rief Bartholomeus Schumm.

Hans Rathenow antwortete: „Wir wollen zahlen, was auf uns fällt, für treue und liebe Dienste. Ohn Henning Mellner wären wir im Sumpfe in die Pfanne gehauen."

„Ja Ihr von Berlin!" riefen die Kölnischen.

„Er warf sich zwischen und ward gefangen, weil er uns gerettet."

„Die von Köln hatten sich links schon selber durchgehauen, sprach Herr Bergholz von Köln, der doch nicht dabei gewesen. Brauchten des Henning Mellner nicht."

„Weil Ihr uns im Stich ließt!" fuhr Konrad Ryke auf.

„Summa! Ihr zahlt das Lösegeld von Rechts

wegen allein, weil er Euch allein raus zog aus dem Stich", ſprach Herr Bartholomeus.

„Und geht uns das Andere nichts an", ſagte Herr Matthis Blankenfelde.

„Das iſt nicht recht und gut, rief der Bürgermeiſter und rückte an ſeinem Baret. Auf beider Städte Frommen und Schaden thaten wir in geſammtem Haufen und aus freien Stücken dem Burggrafen Heerfolge. Was Einer litt, das litt der Andere mit, was Einem frommte, das frommte dem Andern mit. Wir nahmen den Schaden, und Ihr hattet den Nutzen."

„Gevatter! flüſterte der Brandenburger. Ich meine, wir hatten Alle Nutzen vom Cremmer Damm."

„Iſt nicht erwieſen!" ſprachen die von Köln ihrem Aeltermann nach.

„Herr Gott und Sanct Nicolas! rief Herr Johannes. Er muß bezahlt werden der Junge. Er muß, er muß!"

„Liegt Eurem Gemeinwehl ſo viel an dem Raſchmachergeſellen, erwiederte Herr Matthis Blankenfelde ſpöttiſch, was ſchlugt Ihr ihm die Fähnrichſtelle ab!"

„Meinethalben macht ihn, sagte Herr Bartholomeus, zum Rath und Bürgermeister.“

Und Herr Bergholz setzte hinzu: „Und wir von Köln wollen doch fertig werden mit Berlin, wenn sie auch ihre Burschen zu Meistern machen, und die Kesselflicker zu Rathmannen.“

Hätte es da nicht voll Ein Uhr geschlagen von den Thürmen der Städte, und wäre Herr Niclas Perwenitz nicht dem Einen um den Hals gefallen, als er reden wollte, und hätte den Andern am Arm gefaßt, daß er ihn raus zöge, so wäre der Lärmen wieder von vorn angegangen. Es war Herr Johannes Rathenow ein jähzorniger Mann, er wußte sich aber zu beherrschen, wo es galt. Herr Bartholomeus Schumm, der jünger, war von Natur träger, denn er war auch sehr stark beleibt und hatte ein Doppelkinn um sein rund Gesicht; aber wann er einmal Feuer gefangen, knisterte und sprudelte es lange, und man mußte sich hüten, daß man nicht die Flamme ersticken wollte. Das that auch nicht Herr Niclas Perwenitz. Er ließ ihn sprudeln und knistern; nur sah er darauf, daß der Funken nicht auf Zunder fiel, und wo Gefahr schien, goß er vorher Wasser hin. Einen der schimpft, bringt man am leichtesten zur Ruhe, wenn

man mitſchimpft. Alſo ſchimpfte Niclas Perwenitz auf alles, worauf Herr Bartholomeus ſchimpfte, und noch ärger, auf die Raſchmacher und auf die Schneider, auf die Zünfte und auf das Pack, und Herr Bartholomeus hatte nichts mehr zu ſchimpfen, denn Herr Niclas hatte es ihm vorm Mund weggenommen, und ſo brachte er ihn glücklich bis zur Treppe hinunter.

Bürger und Volk hatten ſich verloren; denn darin ſtimmte auch die Gemeinheit von Berlin und Köln mit ihrem Rathe, daß ſie um zwölf Uhr zu Mittag eſſen wollten. Herr Bartholomeus henkte den Degen ein, den ſeine Diener ihm reichten, und ging links über die Brücke, mit einem gar kurzen Gruße, der Bürgermeiſter aber rechts nach Berlin, und ihn begleitete der Abgeordnete von Brandenburg.

Ihr Geſpräch war ernſter Art. Aber ſie waren nicht einer Meinung. Herr Johannes Rathenow blieb mehrmals ſtehen und ſchüttelte den Kopf, wenn Niclas Perwenitz, als es ſchien, ihm Vorſtellungen machte. Vor der Herberge nahmen ſie Abſchied.

„Wenn wir ihnen einen Finger nachgeben, fordern ſie die Hand, und wenn die Hand, den Arm; und ſtänden wir höflich vom Stuhl auf, um ſie

zu empfangen, so setzten sie sich wohl darauf und ließen uns stehen; das wär ihr Lohn, sprach der Bürgermeister. Redet mir nichts von andern Zeiten, Herr Perwenitz. Wir sind die Herren, und sie sind zünftige Leute; das ist älter als die Zeit, und wird über die Zeit dauern; denn Recht ist mehr werth, als was Ihr Schick, Zeit oder Verhältnisse heißt. Wir wissen zu regieren und sie sollen gehorchen. So sie's verlernt haben, wollen wir sie in die Lehre nehmen."

Niclas Perwenitz nachdenklich Gesicht mochte andeuten, daß er manches dagegen einzuwenden habe. Aber plötzlich, Ton wie Miene ändernd, sagte er: „So die von Köln nicht zahlen wollen, wer wird den Henning Mollner befriedigen? Er schreit arg, und was das Schlimmste, er hat recht."

Das Gesicht des Bürgermeisters verfinsterte sich.

„Man spricht bei uns, er wolle an die Vehme gehn nach Westphalen, fuhr Perwenitz fort; das wäre schlimm für Berlin. Mit den Freigrafen prozessirt sich schlecht. Man spricht auch, er wolle an den Kurfürsten gehn, und das wäre noch schlimmer. Schlimm für Berlin und uns Alle, so die Markgrafen Richter werden über unsere Rechte. Bedenkt das wohl, Herr Johannes Rathenow."

„Der Henning Mellner wird nicht an den Kurfürsten gehen", sprach der Bürgermeister.

„Meint Ihr? Nun wer wird denn zahlen? Vom Himmel regnen nicht böhmische Groschen. Der Kurfürst zahlt's am Ende am liebsten; natürlich als einen Vorschuß, den er sich von den Städten wieder fordert. Denn wer hat durch der Bürger Tapferkeit, Opfer und Ausdauer damals gewonnen, als die Markgrafen? Der Henning Mellner Vater war ein tapfrer Mann, wie Einer; Kurfürst Friedrich machte wohl darum den Henning Mellner Sohn zum Fähndrich, so er ihn bäte."

„Den tollen Buben, den Straßenläufer, den Taugenichts!"

„Sein Vater war ein tapfrer Mann, sagte ich, Herr Johannes. Damals am Cremmer Damm, als er sich mit den zwanzig Reitern vor Euch Berliner warf, wo Ihr im Schilf ſtecktet, und so viel mit dem Moor zu kämpfen hattet, um nicht zu ersaufen, daß Ihr an den Feind nicht denken konntet. Ihr, Herr Johannes, saßet auch, als ich hörte, bis am Gürtel im Sumpf. Da zog er Euch heraus, und wies Euch sein anderes Pferd und sprach: Rettet Euch und unser Banner; ich will schon aushalten. Er hielt aus, bis ihn die

Bredows fingen und arg zurichteten. Nun meinte ich, wenn die Kölner nicht mögen, und die von Berlin dafür halten, daß sie genug gethan, daß Ihr, Herr Johannes, der Mann wärt, es dem Jungen gut zu thun."

Als der Bürgermeister antworten wollte, drückte ihm der Abgeordnete die Hand und sprach: „Ein andermal, Herr Johannes. Die Sache ist zu lang, und der Tisch gedeckt. Dort winkt mir schon gar ungeduldig Meister Minnewinkel; der arme Mann wartet eine Stunde auf mich. Wollt Ihr mein Gast sein auf eine Rebhühnerpastete, so mir der Meister, weil Ihr Rath hieltet, also zubereitet hat, als ich's ihm gestern noch im Bette verordnet, sollt Ihr mir willkommen sein." Als der Bürgermeister das ablehnte, eilte Herr Niclas allein in die offen stehende Thür des blauen Hechtes, und hatte er eine Miene, als habe er den lieben langen Vormittag an nichts gedacht, als die Rebhühnerpastete und den süßen Wein, den ihm Meister Minnewinkel, der Wirth, zapfen sollte.

Viertes Kapitel.

Herr Johannes Rathenow wohnte, Haus und Straße haben uns die Chroniken nicht aufbewahrt, unfern der Kirche des heiligen Nicolaus, so die älteste ist der alten Stadt Berlin. Das Haus, schmal und hoch, mit Schmuck und Zier aus einer vorangegangenen Zeit, denn es war dazumal schon alt, lag, als zu vermuthen, in einem der Winkel um die Kirche, wo heut zu Tage kein Bürgermeister seine Wohnung aufschlüge, und auch kein Patricier, so es deren in Berlin gäbe. Doch in den frommen Tagen, als es erbaut wurde, suchten die reichsten Familien ihre Ehre darin, nahe ihrer Pfarrkirche zu wohnen, die engen kleinen Fenster auf die hochgewölbten de. Gotteshauses gerichtet. Ging's jenen an irdischem Lichte ab, dafür strahlte aus den hohen bunten Scheiben mit hundert Heiligen-

bildern, Glaubenslicht ihnen entgegen. Wahrscheinlich hatten die Rathenow, die in frühern Zeiten reicher waren als in der, wo unsere Geschichte sich ereignet, großen Antheil gehabt an der Erbauung dieser Haupt- und Stadtkirche. Aber in eckigten Winkeln, an abschüssigen engen Gassen zu wohnen, war überhaupt in jenen frühen Zeiten kein Zeichen der Armuth und Niedrigkeit. Stürme und Strömungen brachen sich daselbst leichter als in breiten, langen Straßen. Und was war die Geschichte einer Stadt im frühen Mittelalter anders, als fortlaufende Reibungen, Stürme und Strömungen zwischen den Gewerken und Geschlechtern, unter einander und gegen einander, so Rechte suchten, oder die sie hatten, vertheidigen und erweitern wollten! Je enger, verschlungener, in einander genestelt sie wohnten, desto behaglicher, sicherer dünkten sie sich. Die Wohnung, die Stadt war das Nest, das weite Feld umher der Flugkreis für die Emsigen und Muthigen.

Es sagen die Klugen und Gelehrten, daß in alten Zeiten die großen Städte nicht gebaut wurden, sondern daß sie wuchsen wie der Baum am Wasser; hat er viel Wasser, so wird er groß, hat er wenig, bleibt er klein. Aber kein Mensch, und

ſei er ein großer König und Heerführer, kann ſagen: hier ſoll eine große Stadt ſtehen, und dann wird ſie es. Und wie eitel auch alle Klugheit der Gelehrten iſt, als wir wiſſen, ſo ſprechen hier dafür doch auch die Bücher des alten Bundes, ſintemalen der Thurmbau zu Babylonien darum nicht zu Stande kam, weil ſie in eitel menſchlichem Dünkel eine große Stadt bauen wollten, wo kein Handel war und keine Nahrung für die vielen Menſchen. Darum trieb ſie der Herr auseinander, und ließ jeden ſich anſiedeln da, wo es ihm noth that. Alſo ſind entſtanden, und nicht von Einem gegründet, die großen Städte Paris und Troja und Neapolis und Alt-Brandenburg. Wer ſagt's, wer die erbaut hat? — Aber in den Marken gegen die Slaven, ſagen ſie, ging es anders zu. Da ſeien die Städte, ſo wir itzt kennen, nicht alte Anſiedelungen geweſen und Dörfer, welche allmälig durch großen Handel und Verkehr zu Städten aufwuchſen. Vielmehr es ſeien Niederlaſſungen freier deutſcher Männer, denen der Landesherr Briefe und Privilegien gegeben, eine germaniſche Stadt im Lande der Slaven zu gründen. Weiß wohl, daß es Kluge und Gelehrte gibt, die auch das wieder abſtreiten — denn um was ſtreiten ſich nicht die Ge-

lehrten! — und beweisen möchten, daß auch unsere Städte, so deutsch klingen und es itzo sind, vordem schon waren, zur Wendenzeit, und groß und reich, und hätten die Deutschen ihnen nur einen deutschen Rock angezogen. Aber da es heißt: Kleider machen Leute, und wir sie nur in dem Kleide kennen, müssen wir sie schon nehmen, wie unsere Väter sie vorfanden und beschrieben haben.

Diese freien und guten Leute nun, denen die Landesherren Briefe geschenkt, baueten in Frankfurt und Prenzlow und in Berlin ihre Wohnhäuser eng zusammen um das gemeinsame Gotteshaus, das, auf einem hohen Punkte gegründet, weit hinausschauen mußte ins flache Land, und weit gesehen werden von den zerstreuten Landbewohnern. Die Ehre einer germanischen Stadt im Mittelalter war mit ihrem Münster eins; es war ihr Dom, ihre Kathedrale das Kleinod der Stadt. Je höher er leuchtete im Morgenlicht und Abendschein, je weiter seine hellen Glocken schallten, je größere Ströme Andächtiger seine wunderthätigen Bilder, seine ehrwürdigen Hallen anzogen, um so größer das Ansehen der Stadt. Mit ihren Priestern zankten sich die Bürger unterweilen, schlugen sie auch wohl todt und verbrannten sie, wenn ihre Habgier ihnen ver-

drieſslich, ihr unzüchtig Leben ihnen ärgerlich wurde. Ruhm und Anſehn der Kirche minderte das nimmer. Mit dem Beſten, Silber, Gold, Kerzen, Decken und koſtbaren Steinen ſtatteten ſie die Dome aus, die herrſchenden Familien und Zünfte gründeten Altäre und beſtellten und beſoldeten Altariſten, und Ländereien und Renten wurden dieſen Altären geſchenkt; Alles zu Ehren Gottes und der Heiligen, zu Gunſten des Seelenwohls der Geſchenkgeber, aber noch mehr zu Ehren der Stadt ſelbſt. Und was mehr an Bedeutung hatten dieſe deutſchen Kirchen im Lande heidniſcher Wenden, die vom Glanz geblendet, von den Glocken bekehrt, von der Würde, Pracht und Ordnung des Baues ſelbſt zur Sittigung und zu bürgerlicher Ordnung geleitet werden ſollten!

So die Wohnhäuſer um dieſe Kirchen nur warm waren und ſicher, und groß genug für das Nöthigſte; mehr ſollt es nicht zum alten Berlin. Anders in Köln. War es als wendiſch Dorf älter, ſo war es als deutſche Stadt doch jünger. Die deutſchen Coloniſten, ſo ſich da des Herrenrechtes bemächtigt, und reich wurden, oder es ſchon waren, ſuchten ihren Reichthum in ſtattlichern und geräumigern Wohnhäuſern auszulegen, und darum mußte es auch

dafür räumlicher sein. So schossen in die Höhe die ansehnliche Breite- und Brüderstraße; obschon die wenigsten der heut alten Gebäude darin selbst nur auf die Zeit unserer Geschichte zurückreichen. Johannes Rathenows Haus an der Nicolai-Kirche war eng und düster, Bartholomeus Schumms Wohnhaus in der Brüderstraße war groß, geräumig und für jene Zeit auch hell. Ein weiter Flur, eine breite, eichene Treppe, ein Hofraum mit Speichern, Ställen und Krahnen; Ballen, Tonnen, Leitern, Keller, geschäftige Diener, deuteten darauf, daß außer dem Landgüterbesitz auch noch der Handel im Großen die Quelle war, aus der der Reichthum des Hauses noch immer sprudle. Aus Reichthum entsteht Macht, das ist ein uralt Gesetz, und hat's gegolten bei Heiden und Christen. Aber wie einflußreich die Schumms, diesseits wie jenseits der Spree auch waren, dennoch haftete ein gewisses Etwas auf dem Hause und seinen Herren, was bei Allem dem schlechtern, düstern Hause der Rathenows größer Ansehn gab. So lange man denken konnte, und das reichte weiter zurück als man in Berlin schreiben konnte, galten die Rathenows als freie, unabhängige Männer, so nur von Grund und Boden gelebt, der ihr eigen war, und an ihren

Händen war keine Schwiele vom Pfriem, vom Meißel und der Bürste, noch von der Elle und dem Meßstock. Die Schumms waren große Handelsherren, was ihrer patricischen Würde zwar keinen Eintrag that; aber es schlich die leise Sage um, daß ihre Vorvorväter in Hamburg und Rostock durch Bierbrauerei den Grund gelegt zu ihrem Reichthum. Ein Familienfluch schleicht fort, von Geschlecht zu Geschlecht, ohne daß eine Lippe ihn ausspricht; eine dunkle Erinnerung läßt sich durch den Glanz der Gegenwart in die Rumpelkammer schieben; vernichtet kann sie nicht werden.

Darum aber denke dir das Haus, in welchem der Bürgermeister wohnte, nicht als unansehnlich und unbehaglich. Grad im Gegentheil, es hatte so viel Behagliches, als niedrige Stuben, kleine Thüren, Treppchen und Gänge, die dazwischen laufen, nur gewähren mögen; und das fühlt sich zu Winterszeiten am besten heraus. So war auch das kleine Zimmer, in welchem am kalten Februarmorgen beut Herr Johannes Rathenow im Lehnstuhl saß, ganz wohnlich angethan. Zwar war es nur so hoch, daß seine Tochter, wenn sie auf den Zehen stund, die Balken mit der Hand berühren konnte. Aber die Balken waren wie die Lehmdecke sauber beklebt mit

bunten Bilderbogen aus Nürnberg, Städte und Gegenden, Helden und Heilige vorstellend. Die Wände des Zimmers waren zwar nur übertüncht; doch war kaum ein Fleck, wo man den weißen Kalk durchschimmern sah. So besetzt waren sie mit zierlichen Tischen und Schränken von Ebenholz und Nußbaum, ausgelegt mit kostbaren Figuren von Elfenbein und Perlemutter. Unterschiedliche Uhren und alte Schildereien hingen darüber, und in zwei gewölbten Nischen standen in Holz geschnitzte Bilder der Jungfrau Maria und des heiligen Nicolaus. Auf dem Boden lag eine prachtvolle, bunte Decke aus Brügge, darauf zu sehen war mit lebensgroßen Figuren, wie Gottfried von Bouillon barfuß zum heiligen Grabe in Jerusalem wallfahrtet. Die Hauptzierde der Wohnstube aber blieb der mächtige schwarze Ofen, vielfach ausgeschweift mit Eckchen und Thürmchen und bunten Kacheln, darauf der Bau des Thurms von Babylon verzeichnet stand. Das Beste indeß an diesem kalten Morgen war das helle, frische, prasselnde Feuer, welches aus der geöffneten Thür in die Stube leuchtete.

Sein rother Schein fiel auf die hohe Stirn des Hausherrn, der in seinem Sammetpelze am Fenster saß, in Gedanken versunken. Die gruben

manche tiefe Runzeln auf seine Stirn. Welche städtische Sorgen auf ihn lasten konnten, davon sprachen die besiegelten Pergamente, die Scripturen und Bücher vor ihm auf dem ebenholzenen Tische; wohl noch nicht Berge, wie heut auf dem Tische eines Bürgermeisters, doch beträchtliche Hügel, welche, angesehen, daß man damals schwerer schrieb und mit mehr Mühe Geschriebenes las, ebenso drücken mochten. Doch war Herrn Johannes Auge nicht darauf gerichtet; vielmehr schweifte es zum Fenster hinaus, und schien die Schneemassen zu wägen, welche auf den Kirchendächern, den Strebepfeilern lasteten, und die steinernen Schultern des großen Roland ganz bedeckten.

In der Kirche wurde die Frühmette gesungen, und die bunten Fenster leuchteten von den Kerzen drinnen. Eins dieser Fenster gehörte seiner Familie; das heißt die kostbare Glasarbeit mit Schildern und Bildern war von seinen Vorfahren der Kirche verehrt, und die Rathenews trugen die Sorge, wie die Ehre ihrer Erhaltung. Dicht daneben ein anderes Fenster, prachtvoller in Farben, aber, wie es schien, minder gut erhalten. Eine blutsverwandte Familie, mächtig einst zum alten Berlin, die Wardenberge, waren die Stifter. Der bunte Wieder-

schein aus beiden Fenstern fiel auf den Roland, und sein ungeschlachtes Gesicht schien grimmig zu lachen. Auch funkelte blutigroth das eiserne Schwert in seiner plump vorgestreckten Hand.

Wer unbemerkt dem Bürgermeister da ins Gesicht gesehen, hätte ein unheimliches Zucken in seinen Mienen wahrgenommen. Wenn es um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts in der Mark Brandenburg Sitte gewesen, Selbstbetrachtungen anzustellen und Selbstgespräche zu halten, so hätte es unfehlbar itzt Herr Johannes gethan. Aber die Zeit war nicht dazu. Er strich mit der Hand die Runzeln von der Stirn, und als er das Gesicht wandte, stand vor ihm Eine, so zwar schon vorhin im Zimmer gewesen, aber sie hatte nur am Feuer gehockt und die Eichenkloben zurecht gestoßen. Da hatte er sie nicht beachtet.

Es war eine alte Frau, unscheinbar angezogen, aber doch nicht in der Tracht dienender Mägde. Und wenn auch das rauhe Wamms und die grobe Schürze dazu gepaßt, die verblichene Pelzhaube auf der faltenreichen Stirn und den greisen Haaren gehörten einer Matrone, die einst Herrin war. In ihrem Auge lag etwas Irres, ein schmerzlicher Zug

ſchlängelte ſich durch die Furchen des aſchgrauen Geſichtes.

„Schauſt Du den Roland Dir an, Herr Johannes?“ ſprach ſie.

Er winkte ihr unwillig fortzugehen. Ein Lächeln ſchwebte über ihre Lippen. Bei einem andern Geſichte hätte es wie Hohn ausgeſehen. Sie ging nicht.

„Der ſteinerne Mann blickt ſo, wie vor vierzig Jahren. So hat er vor achtzig Jahren auch geſchaut, vor hundert auch, o und noch länger. Immer derſelbe große, häßliche Mund, die ſtarren, ſtieren Augen, und nicht ein einzig Mal hat er das lange Eiſenſchwert nur ſo viel geſenkt.“

„Geht wieder in Euer Bett, Muhme Gertraud; iſt noch früh. Ich werde ſelbſt nach dem Ofen ſehen.“

„Das ſagten ſie auch vor vierzig Jahren, die Herren: Gehet zu Bett, Frau Gertraud, es iſt noch früh, wir wollen ſelbſt zum beſten ſehen. Und als ich aufſtund, hatten ſie ihm den Kopf abgeſchlagen.“

„Das ſind alte, vergeſſene Dinge!“ brummte der Hausherr.

„Alt! Aber vergeſſen? Seht doch, der Mann, der's gethan, ſteht noch da wie damals, und noch hebt er das Schwert wie damals, und iſt immer

fertig zum Schlagen. Nehmt Euch in Acht, Herr Johannes, geht nicht zu nahe vorüber."

„'S ist Vollmond!" murmelte Herr Johannes Rathenow für sich.

„Wißt Ihr, was mein Mann, als sie ihn zum Richtplatz führten, gesprochen hat, zu den stolzen Herren? Euer Hochmuth, rief er noch vor dem Block, wird gestraft werden, das Blut, das Ihr vergießt, wird über Euch kommen; wie Ihr seid stolz und unbarmherzig, werden sie auch gegen Euch sein stolz und unbarmherzig."

„Ihm geschah nur recht", murmelte der Hausherr.

„Recht! Recht! rief die Matrone, die Hände ringend. War das auch recht, Herr Johannes, daß Euer Vater Matheus saß zu Gericht über seinen eigenen Vetter, und den Blutbann aussprach über ihn! Auch recht, daß er den Stab brach über ihn! Auch recht, daß er's geschehen ließ, und nicht um Gnade bat! Mein seliger Mann Martinus hat um Gnade gebeten, gerufen hat er nach Kaiser und Reich; aber Kaiser und Reich hörten nicht. Sie konnten nicht hören; sie waren zu weit, und sie hatten ihm ja den Mund verbunden, die stolzen Herren. Weise Leute sagten: sie thun Unrecht,

ſie ſind Kläger und Richter in einer Perſon; aber ſie ſagten: wir thun Recht, denn wir haben den Blutbann."

Der Bürgermeiſter wies ſtumm auf das Rolandsbild. Frau Gertraud entgegnete:

„Das ſoll ein Königsſohn geweſen ſein, aus Franken, ſagen die Leute, und er hatte kein Herz, nur einen Arm, damit er Alles abwog, ob es ſchwer war oder leicht; danach ſchlug er los. Darum, als er vors jüngſte Gericht trat, ſchickte ihn Sanct Peter zurück und ſagte; du biſt Stein. Solche von Stein kommen nicht in den Himmel. Da faßte er ſich an, und er war wirklich Stein, und ſo mußt er zurück auf die Erde, und Schildwacht ſtehn auf den Märkten und vor den Rathhäuſern, wo ſie Recht ſprechen, wie die Heiden auch thaten. Aber die Heiden hatten kein Herz, und ſie wägen und richten und ſprechen in den Rathhäuſern auch ohne Herz. Ehe nicht ſeines einmal weich wird, und ſein Sinn gerührt, darf er nicht fort der ſteinerne Roland, und kommt nicht in den Himmel. Ja er wird ewig dort ſtehen, ſo lange als die ſtolzen Herren zu Rathe ſitzen."

„Ewig!“ wiederholte der Bürgermeister dumpf vor sich hin.

„Nein, er wird nicht ewig da stehen, sprach die Matrone. Er wird eher zu Schutt und Staub fallen, denn daß sein Herz weich wird wie der Schnee auf seinen Schultern. Schaut Ihr, Johannes, wie das Fenster der Wardenberg itzt so matt glimmt? Die Fliegen haben es beschmutzt und die Spinnen umzogen, und wo sind die Hände, die es wieder rein kehrten und wüschen? Sie reichen nicht aus dem Grabe so hoch hinan. Und ich habe es noch leuchten gesehen wie Rubinenglanz und Smaragd. Eures wird auch dunkeln einmal, Herr Johannes. Die Hand wird fehlen, es zu waschen und zu putzen. Hagel und Sturm und Schloßen werden die Scheiben zerschlagen, und die Lade wird dann leer sein den Glaser zu bezahlen, und den Maler zu lohnen. Der Wind wird durchwehen, und die Gläubigen werden frieren auf den nackten Bänken.“

„Wir Alle sind Staub, sagte Herr Johannes. Doch auch der Staub dauert lange Menschenalter, und die Häuser, wo Gerechtigkeit drin wohnt, werden die ungerechten überdauern.“

Sie lachte: „Die Gerechtigkeit der Welt, Herr Jo-

hannes, iſt keine Staubfaſer vor dem Throne des Allmächtigen! Wie ſchön gezimmert ſtand das Haus der Wardenberge, mit den rothen Balken und den bunten Schilden! Drei Thürmlein ſprangen in die Gaſſen, und zwei ſpitze Erker dazwiſchen, mit Fähnlein, ſchauten gen Himmel, daß ſie ſtill ſtanden, die vorüber gingen, und fragten: Weß iſt das ſchöne Haus? O es war luſtig anzuſchauen, wenn die Abendſonne auf den Fenſtern blinkte. Und zween Rieſen ſtanden an der Schwelle und trugen das Thor, der Heide Hercules und der Jude Simſon. Hei, die ſtarken Ritter, konnten ſie's ſchützen und bewahren, als das wüthende Volk kam, mit Stangen und Eiſen? Die Treppen ſtürmte es herauf, und auf die Dächer kletterte es. Da flogen die Schindeln und Ziegel, da krachten die Sparren, und die Scheiben klirrten, ſchöne geſchliffene Scheiben aus Venedig und Augsburg. Und waren's zween Tage, waren's zween Stunden nur, da ſtand es wüſt, und der Staub flog hoch, höher als Sanct Mariens Thurm. Und es ſtand doch über der Thür geſchrieben:

Dies Haus ſteht in Gottes Hand,
Zum Recht der Wardenberge wird's genannt.

Wo ſteht es nun, Herr Johannes? Die Hand Got-

tes war drüber gekommen! Wo iſt das Recht der Wardenberge hin?"

Herr Johannes war aufgeſprungen, und Zorn und Würde des Bürgermeiſters leuchteten auf ſeiner Stirn: „Gott zog ſeine Hand ab, weil er ſie ſtrafen wollte, und das Recht der Wardenberge war verwirkt, weil der Sohn die Schuld des Vaters erbte und Wucher mit dem Pfund der Sünde trieb. Darum ließ der Rath den Martinus enthaupten, wie er den Tile verſtieß um Unrecht und Verrath."

Wenn Herr Johannes ſo auftrat, zog ſich die Matrone in den Winkel zurück, und bedeckte ehrerbietig das Geſicht mit der Schürze. Es war der regierende Bürgermeiſter, nicht ihr Verwandter. Dennoch hub ſie mit ſchwacher Stimme aus ihrem Verſteck wieder an, als Herr Johannes mit feſten Schritten das Zimmer maß, und ihr Selbſtvertrauen wuchs, je weiter ſie ſprach:

„Aber die Wardenberge waren Blutsfreunde der Rathenow. Ein Bruder ſoll gegen den andern nicht zeugen, ein Bruder den andern nicht richten. Die Flecken von Bruderblut gehen nimmer aus. Ach Herr Johannes, und unſer Großvater, Albertus Rathenow, war er nicht mit verwickelt in die

Sache, um die Tile Wardenberg verſtrickt ward, und verhört und abgeſetzt?"

„Sein Sohn Matheus aber, mein Vater, fiel der Bürgermeiſter ein, nahm nicht Rache wie Wardenbergs Sohn Martinus, um was ſeinem Vater Recht geſchehen; er ſöhnte ſich aus mit dem Rathe, ward wieder hinein gewählt und ſtarb in Ehren und Recht. In Ehren und Recht wurzeln wir und ſteben, und werden ſo ſtehen bleiben. Dann komme, was will."

„Und kam nicht ſchon Vieles auch uns, Vetter Johannes? Wo ſind die Säcke mit Silberpfennigen, die Dein Aeltervater ausſtreuen ließ, als Markgraf Waldemar einritt in Berlin? Wo iſt der Stall mit dreiundzwanzig Roſſen, alle mit Scharlachdecken und blinkendem Rüſtzeug, drauf die dreiundzwanzig Rathenow Kaiſer Karl entgegen zogen, als er von Tangermünde kam? Hat der Tod nicht geleckert an den alten Mauern des Hauſes? Er iſt nicht gekommen mit Mauerbrechern, leiſe wie der Wurm hat er genagt, und nagt. Hatteſt Du nicht vier Brüder, und wo ſind Deine drei Erſtgebornen? Auf vier Augen ſteht Dein Haus. Zween davon ſind alt, und zween eines Mägdleins. Wenn des Mägdleins Augen alt ſind wie Deine, ſuchen ſie

vielleicht umſonſt nach der Schwelle und den Pfoſten, wo das Haus ſeiner Väter geſtanden hat. Auf Gerechtigkeit iſt es gebaut. Das denkſt Du und ſprichſt es alle Tage, und betest es alle Abend. Ach, Johannes Rathenow, Eure Gerechtigkeit iſt Hochmuth, Ihr ſchreibt mit Blut Eure Urtel, und Euer Siegel darunter iſt ein Todtenkopf. Und war Gerechtigkeit der Grundſtein, darauf Du Dein Haus gebaut, wer ſagt Dir, daß der Mörtel und die Steine es auch ſind! Ein unrechter Stein, und er verdirbt die ganze Mauer. Du ſchlägſt viel Bücher nach mit den Schöffen, um das Recht zu finden; ſchlage nach das Buch, Johannes, darin Dein Leben geſchrieben ſteht, und erſt wenn Du keine Seite findeſt, darauf eine Schuld geſchrieben iſt, dann kreuze Deine Arme und frage Deinen Herrn und Heiland: Bin ich denn gerecht?"

Die Glocke von Sanct Nicolas läutete die Frühmette aus. Und damit ſchwieg auch das unermüdliche Glöcklein auf Muhme Gertrauds Zunge. Es klang einmal wie das andere Mal, unheimlich und krank; aber wer an der Kirchen wohnt, gewöhnt ſich auch an das Todtenglöcklein. Sie faltete andächtig die Hände, und ſenkte Knie und Blicke. Herr Johannes wiſchte den Schweiß, den die Hitze des

Feuers aus der niedrigen Stube an die Scheiben getrieben, vom Glase; schaute hinaus auf den Zug der Frommen, welche die Kirche verließen. Itzo trat eine Jungfrau an die Thüre und tauchte, sich beugend, die Finger in das Weihwasserbecken. Es war eine Gestalt so schlank und wohlgethan, und ein Gesicht, als hätte der Februar Rosen darauf gestreut, daß auch ein Anderer als ihr Vater sich freuen mochte. Ja man konnte viel darüber vergessen. So kam es denn auch, daß, ob es gleich noch auf der Schwelle der Kirche war, wo die Leute andere Gedanken haben sollten, Alt und Jung stille stand, um die Jungfrau zu sehen. Es gibt wohl ein Bildniß von ihr, und Manche haben's gesehn, aber ich will's nicht nennen. Doch wer das Bild sah, könnte meinen, daß das fromme, feine Gesicht die Augen nicht immer so demüthig niedergeschlagen hält. Ist's nur der erste fromme Anstandsniederschlag, wenn sie über die Schwelle tritt. Nachher weiß sie die Augen wohl aufzuschlagen und sich umzuschauen, dessen bewußt, was sie wirken. Ja vielleicht sinnt sie schon jetzt unter den geschlossenen Wimpern schlau seitwärts schielend, wohin sie nachher zuerst den Blick wenden will.

In dem Kreise, der sich unwillkührlich um die

ſchlanke Geſtalt gebildet, ſtand auch ein junger Mann wie in ihrem Anſchaun verloren. Als ſie ſein anſichtig wurde, flog eine Röthe über ihre Wangen, auch mochte ſie leicht über die Stufe ſtraucheln, und das Gebetbüchlein fiel ihr aus der Hand. Der junge Mann faßte danach, indem er ſich auf ein Knie niederließ, und ſo überreicht' er es ihr auch. Sie ſchien zu lächeln, als ſie es annahm, zog das faltenreiche Steppkleid mit der andern Hand zuſammen, daß ſie ihn nicht im Vorbeigehen ſtreife, und nickte ihm freundlich aber ſtolz zu, indeß ſie weiter ging.

Unter den Vielen, die ihr nachſahen, wie ſie itzt ſtolz aufgerichtet, gleich einer Königin, und doch zart und lieblich, wie eine achtzehnjährige Jungfrau, ihre Schritte grad nach dem Hauſe des Bürgermeiſters richtete, unbekümmert um die Bewunderung, und doch im Stillen zufrieden damit, ſah ihr Keiner mit mehr Theilnahme entgegen, als der Bürgermeiſter ſelbſt; denn er war ihr Vater. Aber die Theilnahme war's nicht allein. War auch etwas wie Unwille dabei. Er machte eine abweiſende Bewegung mit der Hand, die Keiner verſtanden hätte, der nicht zugleich geſehen, daß es grade da geſchah, als der junge Menſch ihr das Gebetbüchlein

überreichte, und sie nahm es von ihm an. Herr Johannes nickte erst wieder zufrieden, als die Jungfrau, ohne sich nach dem umzusehen, ihres Weges ging, und setzte sich dann in den Lehnstuhl zurück, um sie mit der Ruhe und Würde zu erwarten, welche einem Vater ziemt, der zugleich Bürgermeister ist.

Sie trat herein; und war's doch, als trete Anmuth und Hoheit da in eine niedere Hütte. Aber wo sie weilen, dehnen sich die Räume. So wuchs auch die Stube, das Unbedeutende darin trat zurück, und das Wohlgefällige und Zierliche hob sich und trat heraus, als wie die unscheinbare Seeflamme beim Sonnenschein sich aufhaucht zu einer herrlichen Glocke. Aber diese Hoheit, die sich selbst fühlte, sank augenblicklich zusammen, als sie sich dem Vater näherte, und zu ihm herabgebeugt, die Hand des Alten ergriff, und sie ehrerbietig an die Lippen drückte. Er ließ es geschehen und streichelte sanft die Stirn und das gescheitelte Haar.

Er fragte sie nach dem und jenem, und sie gab bescheidene, kurze, aber treffende Antworten. Die Vaterfreude leuchtete immer deutlicher auf der Stirn, und um die Mundwinkel des Alten schwebte ein Lächeln. Er winkte der Muhme, daß sie das Zim-

mer verlasse, und erst als sie gehorcht, drückte er einen Kuß auf die Stirn der schönen Tochter.

Es war anders, wie ein Kind zu seinem Vater stand, im fünfzehnten Jahrhundert als im neunzehnten. In demüthiger Unterwerfung lauschte es auf seine Worte, die untrüglich waren, und keine Gegenvorstellungen duldeten. Dennoch schien hier etwas Besonderes zwischen Beiden. Die hellen, klugen Augen der Jungfrau, die schelmisch aufgeworfenen Lippen, die hohe Stirn, umwunden von den blonden Lockenflechten, die aufrechte Haltung des schön gewölbten Nackens, wenn sie ihn ansah, übten eine Macht, welcher auch eine streng väterliche Gewalt zu Zeiten nachgeben muß. Der Ernst, welchen der Kirchenbesuch über ihr Wesen verbreitet, war bald verschwunden. Sie spielte mit ihm und er ließ mit sich spielen. Sah man's ihm doch an, die heitere, schöne Gegenwart that ihm wohl.

Alle Welt weiß, die Frömmigkeit jener katholischen Zeiten vertrug sich mit recht großer Lustigkeit. Deshalb wird es auch unsere Leser kein Wunder nehmen, wenn die schöne Kirchgängerin schon in der nächsten Viertelstunde alle Kirchengedanken abgeschüttelt hatte, und ihr Herz ausschüttete. Das schien von lauter Sonntagsgedanken und Spielereien

heute voll. Es war auf heut Abend ein großes Banket und Tanz angesagt, bei dem reichen Thomas Wyns, dem Rathmanne, dazu war aus Berlin und Köln geladen, was sich bei solchen Festlichkeiten zeigen durfte. Schön Elsbeth erzählte dem Vater, wie die Töchter des Hauses in sammetnen Kleidern kommen würden, welche Hüte die Mechthilde Bergholz, welchen Schmuck die Konrade und Eva Schumm am Halse, und die Hoppenradeschen Töchter aus Köln am Scheitel tragen würden. Und da wär es denn doch natürlich, daß die Tochter des Bürgermeisters auch etwas thun müsse. Denn was würden die Leute sagen, wenn die Töchter der Rathmannen in Gold und Silber, in Sammet und Seide gingen, und die Tochter des Bürgermeisters käme wie eines Bürgers Kind?

Herr Johannes seufzte; doch war's nur ein leichter Seufzer, und die Tochter verstand, was es bedeute, als er den Kopf schüttelnd sich umschaute.

„Weiß, weiß, allerliebster, allerbester Vater, daß es böse Zeiten sind. Unsere Kisten und Truhen sind nicht mehr voll als in alten Tagen. Andere sind reicher als wir, aber das schöne, schöne Halsband, das liegt doch noch im Wandschrank!"

Solchen blauen Augen, die wie Sterne in einen

dunkeln See, in seine schwarzen schauten, solchen zarten Fingern, die um seine gebräunten Wangen spielten und den rauhen Bart, der sie umfloß, solcher lockenden Miene einer hoffnungsvollen Tochter, die vor ihm auf den Zehen schwebte, widerstand auch ein Bürgermeister aus dem Mittelalter nicht. Sprach indeß noch etwas bei ihm für die Tochter. War ihm doch ihre Unbefangenheit in dem Augenblicke werther, als der Schmuck selbst; und das war viel!

Nun wandte er freilich noch Manches ein. Wo gibt ein Vater, der noch dazu Bürgermeister ist, sich sogleich gefangen, und die Tochter bat um etwas, das er ihr noch immer abgeschlagen:

„Du weißt, mein Kind —"

„Weiß, Vater, was der Schmuck werth ist, weiß, daß Kaiser Karl von Böheim ihn unserer Ettermutter schenkte, in Tangermünde, weiß auch von Frau Fides Traum — aber werd ich ihn denn verlieren! Die Kette wird nicht verloren gehn, wie werd ich die Kette verlieren!"

Er sprach von den strengen Rathsverordnungen, wodurch dem übertriebenen Schmuck der Frauen sollte gesteuert werden. Es war genau bestimmt, wie viel an Werth Gespänge, Ketten und Ringe

haben durften, die eine Wittib, eine Frau und eine Jungfrau trug.

„Doch trug meine selige Mutter das Halsband. An allen Ehrentagen trug sie's, ich weiß es, Vater. Hat Keiner da etwas gegen zu sagen gewagt."

„Die Zeiten waren andere, mein Kind."

„Und jetzt bist Du Bürgermeister."

„Die Verordnung ward erst nach Deiner Mutter Tode gegeben."

Die Jungfrau sprach: „Ei wer sie gab, nimmt sie auch wieder zurück."

Der Bürgermeister schüttelte lächelnd den Kopf.

„Wie Vater, fuhr die Jungfrau fort, willst alle Rathsfrauen strafen! Eine Jede trägt mehr um Haar und Hals."

„So zahlt Jede Buße, wenn ein Angeber auftritt."

„Wer wird denn gegen uns auftreten! sprach Elsbeth, und schaute auf wie eine Bürgermeistertochter. Ist das nicht recht, daß wir uns putzen dürfen, als uns gefällt und wir können? Die andern Frauen, für die seid Ihr so gut und weise, und sorgt durch Gesetze was sie tragen, und wie sie sich putzen sollen. Die sind Euch Dank schuldig, und ihre Männer und Väter, daß Ihr Hoffart und

Verschwendung hindert. Aber mir läßt Du die Kette, nicht wahr Väterchen, nur diesen einen einzigen Abend."

Der Vater sprach, er habe den seltenen Schmuck für den schönsten Ehrentag versparen wollen, von dem er hoffe, daß er bald eintreten, und seiner Elsbeth einen Schmuck bringen werde, der schöner stehe einer sittigen Jungfrau, als Geschmeide und Gold, — der ehrenwerthe Myrthenkranz.

Sie senkte den Kopf und zupfte an der Miederschleife: „Der Tag kommt ja doch, lieber Vater. Und die schöne Kette verliert darum nichts, weil ich sie schon einmal trug. — Der Melchior ist ja über Land. Und wenn er's sähe —"

Der Vater blickte sie scharf an: „Wenn er sähe Elsbeth, was ich vorhin sah, der Melchior ist jähzornig."

„Was, Vater?" — Die Jungfrau schaute groß auf.

„Den Henning Mollner, wie er Dich allerwegen noch immer umschleicht. Sogar an der Kirche unterstand er sich, Dir in den Weg zu treten."

„Was sollte er nicht? Die Kirche ist für Jedermann."

„Es gefällt mir nicht, Elsbeth."

„Daß der Henning Mollner mich gern anſieht? Ei Vater, was ſiehſt Du ſo bös? Warum ſoll er mich nicht gern anſehen? Er war mein lieber Spielcamerad."

„Elsbeth! ſagte der Bürgermeiſter. Der Ruf einer Jungfrau iſt köſtlicher als die köſtlichſte Perle des Morgenlandes. Aber ſchon das Gerede müßiger Buben befleckt ihn. Ich weiß, Du biſt dem dreiſten Knaben nur darum gut, weil Deine ſelige Mutter ihn im Hauſe aufzog, weil er Dein Spielgenoß war, und Deine Eltern gaben ihn Dir. Doch erröthen würdeſt Du vor Unwillen, ſo Du hörteſt, was die Tagediebe in der Stadt ſchwatzen, und die eitlen Frauen ſich in die Ohren ziſcheln: daß er um Deine Gunſt buhle. Noch mehr: er erdreiſte ſich, um Dich zu werben. — Elsbeth, es gibt Leute, die das ſagen, und es gibt Leute, die es glauben. Und was ſagſt Du?"

So er glaubte, daß ſie vor ſeinem Blick, der als ein Pfeil auf ſie gerichtet war, erſchrecken und erröthen werde, da hatte er ſich getäuſcht. Elsbeths blaue Augen ſahen ihn ſo heiter und unbefangen an, als vorhin.

„Würd es mich freuen, Vater, wenn es wahr iſt, daß der Henning Mollner ſo kühn denkt."

„Er unterstand sich, es Dir ins Angesicht zu sagen?"

„Das unterstand er sich nicht."

„Und wenn er es thäte, würdest Du —"

„Ihm lachen ins Gesicht, und ihm sagen: Du bist nicht gescheut, Henning; freuen würd's mich aber doch."

„Und Du würdest ihn züchtigen mit Wort und Rede für seine Frechheit, und ihm drohen mit dem Zorn Deines Vaters, mit der Strafe der Stadt —"

„Behüte Gott! Auslachen würd ich ihn und sprechen: Lieber Henning Mellner, sieh Dich künftig besser vor. Gleich und Gleich gesellt sich; aber Du und ich wir schicken uns nicht. Wärst Du von den Geschlechtern, oder ich eines zünftigen Vaters Kind, so wollten wir die Sache überlegen. Da der liebe Gott uns aber nicht gleich gemacht hat, so ist's das Beste für Dich, Du schließest Dein Auge vor mir und siehst Dich nach einer hübschen Bürgerstochter um, davon es in den vier Gewerken und Gilden zu Berlin und Köln eben so viel gibt als in den Geschlechtern."

Der Bürgermeister küßte die Stirn der schönen Tochter. Da sah sie mit Verwunderung wie es ihm nahe ging, und nun sprach sie auch ernst·

„Vater! Du konntest doch nicht anders denken von Elsbeth Rathenow! Ei lieber Vater, das hoffe ich nicht. Denn wo vergaß Deine Tochter jemals wer sie ist, und wer ihr Vater ist! Und wäre ich ihm noch dreimal so gut! Ich weiß, wer die Rathenow sind, und weiß, wer die Wardenberg waren. Die häßliche Falte küß ich Dir von der Stirn."

Und er sprach: „Ich wußt' es wohl. — Aber der Henning — "

„Der wird's weit bringen, unterbrach sie ihn, das versichr' ich Dich, Vater. Er ist ein muthiger Junge. Ach ich wünschte ihm, er würde — was er verdient und wünscht, und ein Raschmachergesell werden kann. Aber die Hand, die einmal Wolle kratzte, — es ist recht schlimm Vater — " Und sie reichte ihm die schöne, weiße Hand, daran manch buntes Ringlein blitzte, und der Vater drückte des Fräuleins Hand.

Dann nahm er das Schlüsselbund aus dem Kästlein im Schreibtisch, und öffnete die schön verzierte, mit schweren Schlössern und künstlichem Druckwerk verwahrte Lade, darin der Schmuck lag. Ein freudiger Schrei preßte sich von den Lippen der Jungfrau, als sie die funkelnden Rubinen, eingewirkt in die schwere Goldkette, in den Händen

weg. Mit einer raschen, geschickten Bewegung hatte sie die Kette um den Nacken genestelt, und der erste Schrei des Entzückens löste sich in ein wohlgefälliges Zittern, als sie im Spiegel die Edelsteine um den Hals funkeln sah. Holdselig lächelnd nickte sie das Spiegelbild zu, und unwillkührlich flüsterte sie: „So müßte mich erst der Henning sehn!“

Der Vater hatte nicht mehr Zeit darauf zu achten, wenn er es gehört. Der Rathsknecht war eingetreten. Mit wichtiger Miene, und doch sehr unterwürfig; wollte, wie es Pflicht ist alle Morgen, Bericht abstatten, wie es in der Stadt aussah und des Bürgermeisters Befehle einholen. Ein Knecht war freilich zu allen Zeiten ein dienend Geschöpf; so man aber abwägt, was Einer zu thun hatte, der dazumalen in den finstern Zeiten Knecht hieß, und bedenkt, daß Berlin eine Stadt war, welche sich frei dünkte und selbst regierte, so hätte der Knecht der Herren der Stadt, welcher jeden Morgen beim regierenden Bürgermeister zutrat, ohne Meldung, und Neuigkeiten zutrug, die nicht Jeder zu wissen brauchte, zehn steht wohl gegen eins, daß solch ein Knecht in unsern hellern Zeiten einen Titel hätte, und davor etwas „Geheimes“.

Die Jungfrau hatte hier nichts zu thun; sie

war in ihr Kämmerlein hinauf gehuſcht, und Herr Johannes hörte dem Knechte in ſeinem Armſeſſel auf den Ellenbogen geſtützt zu; bald nickte er mit dem Kopfe, bald ſchüttelte er ihn. Nur dann und wann unterbrach er den vertraulichen Vortrag. Denn von Akten war hier nicht die Rede.

„Alſo ſprechen ſie viel über den Streit neulich! Was Wunders, wo ſo viel geſchrien wurde, muß es Nachgerede geben. Und die Gemeinheit iſt unzufrieden! Sie hat recht. — Wer iſt denn aber die Gemeinheit?“ ſetzte er etwas ſpöttiſch hinzu.

„In allen Winkeln und Ecken ſtecken ſie die Köpfe zuſammen, gnädiger Herr. Und wo Zween ſtehen bleiben, tritt der Dritte gewiß dazu, und ein Auflauf iſt fertig.“

„Iſt das etwas Neues in unſerm guten Berlin?“

„Wohlweisheit! Diesmal ſind's nicht allein die Straßenläufer und die Müßigen in den Kellern und Stuben; es wurmt bei den Reichen und Angeſehenen zumeiſt. Sie ſchimpfen ſchrecklich auf den Rath, und es müſſe anders werden, Kölner wie Berliner ſtehn darin zuſammen.“

„Freilich möchten ſie's, daß es anders wird. Das wollten ſie ſchon vor zehn, vor zwanzig, vor fünfzig Jahren. Wir wichen damals nicht, wo es

draußen ſchlimmer ſtand. Werden auch diesmal feſthalten."

„Die reden anders, fuhr der Knecht fort. Sie haben Zettel, worauf Alles verſchrieben ſteht, was, als ſie meinen, der wohlweiſe Rath verſündigt hat, ſeit beide Städte eins worden."

„Haben ſie auch drauf verſchrieben, fuhr der Bürgermeiſter auf, was wir ihnen Gutes thaten, was wir gewirkt für die Stadt und erworben?"

„Das, meinen ſie, hätten die Herren von den Geſchlechtern nur für ſich gewirkt und erworben. In die Säckel der Allgemeinheit wäre wenig davon gefloſſen."

„Was ſind die Säckel! Sind ihre ſchönen feſten Häuſer, ihre Keller und Speicher, die Kähne auf der Spree, die Fuhrwagen auf den Landſtraßen, ſind Wieſe und Wald, Teiche und Bienenſtöcke nicht beſſere Säckel als die ledernen in ihrer Taſche? Blüht nicht wieder der Handel der Stadt, werden die Wege nicht alletag ſicherer? Daß wir das für ſie Alle wirkten, vergeſſen die Undankbaren, daß wir ſie reich machten, reicher als wir ſelbſt ſind!"

„Grade darum, weil ſie reich ſind, meinen ſie, daß ſie mitſprechen dürfen, entgegnete der Knecht.

Es wird ihnen ſchon eingeredet in den Badeſtuben und Schenken. Heut kommen die Gewandſchneider und die Knochenhauer zur Morgenſprache zuſammen. Meint man, ſie werden nicht vom Wurſtmachen und Judenfleiſch ſprechen. Die Burſche laufen von Meiſter zu Meiſter mit Beſtellungen. Es heißt, ſie wollen alle ihre Beſchwerden gegen den Rath aufſetzen, Punkt um Punkt, und eine große Schrift. Der Herr Rathmann Garnekofer wird 'nen ſchweren Stand haben."

„Da werden wir die Woche wohl ſchlechte Wurſt eſſen, warf Herr Johannes hin. Hat ihnen der Rath nicht ſchon genug gewährt? Dringt ihre Stimme nicht ſchon laut genug in unſere Sitzungen! Haben wir nicht die Viehhändler vom Auslande faſt verſcheucht, dadurch, daß unſere Väter Geſetze über Geſetze zu Gunſten der Zunft machten! Sollen wir ſie vorkaufen laſſen in Ewigkeit und annehmen, was ihnen gut dünkt? Genug davon, Andreas. Wenn die Schlächter Morgenſprache halten, hört man's ohnedem durch beide Städte. — Wer macht denn itzt den Wortführer?" ſetzte er hinzu.

„Bartz Kuhlemey iſt voran, gnädiger Herr, deß Schweſter des Henning Mollner Mutter war. Sie

meinen, bei den Gewandschneidern werde es erst gar laut hergehen. Die ganze Innung wolle sich der Sache des Henning annehmen."

„Wollen sie! — sprach der Bürgermeister für sich. Ich denke, sie sollen sich nicht die Köpfe drum brechen. Sonst nichts Neues, Andreas?"

„Werden heut die beiden Frauenzimmer ausgepeitscht, die eine wird gebrannt und aus dem Thor gewiesen."

„Hätt' ich's doch bald vergessen! Wie heißt sie doch, das schlimme Weib?"

„Hat keinen Namen, Gestrenger. Ist nur 'ne Wendin aus dem Sterkowschen. Das Volk heißt sie die rothe Hanne."

„Die rothe Hanne, richtig. Sie bespricht das Vieh."

„Und läßt nichts liegen, Gestrenger, was sie finden thun. Und bloß gebrannt dafür durch die Zähne und ein bischen ausgepeitscht!"

„Ward's doch nicht völlig erwiesen, als ich mich erinnere."

Der Rathsknecht brummte etwas: „Ja ja, so heißt es immer. Sind gar bös darüber, als ich wohl sagen kann, daß das Weib so mild fortkommt,

ſchimpfen auf Schöffen und Richter. Und haben darin recht. Hätte wohl verdient gehängt zu werden."

„Wer iſt die Andere?"

„Die Andere? Das iſt ja die Saleme mit den langen Ohrlappen, die an der Unehre ſitzt. Der haben's Viele ſchon gegönnt. Nun kriegt ſie's weg. Solche Dirne, und ſo frech zu ſein! Hat manchen ehrbaren Bürgersſohn mit ihren ſchwarzen Augen ausgezogen."

Der Bürgermeiſter machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Er ſchien genug gehört zu haben. Der Rathsknecht mochte aber nicht der Meinung ſein, daß er ſchon genug geſagt habe.

„Solche freche Perſon, meines Bürgermeiſters ehrbare eheliche Tochter auf dem offnen Markt bei Tageslicht ins Geſicht zu grüßen! und als die Jungfer Elsbeth ſich ehrſam abwandte, ihr nachzurufen: „„Ei iſt die Jungfer Rathenow nicht meine liebe Schwägerin, und will mich doch nicht kennen!"" Kann wohl ſagen, geſtrenger Herr, die Bürgerfrauen ſind außer ſich, daß die Dirne nur gepeitſcht und nicht auch gebrannt und gezwickt wird. Sagen: wenn das ſittſamen Jungfrauen und ehrbaren Weibern auf freier Straße geſchehen könne, und die Schöppen und Richter thäten nichts

als auspeitschen lassen, so könne es ja in Sodom und Gomorrha nicht ärger zugehn als in Berlin, sagen sie. Dem Konrad Schütz von Magdeburg thaten unsere Vorfahren anders, sagen sie. Als der eine ehrbare Frau unzüchtig auf dem Markte fragte, richteten sie ihn, und schlugen ihm den Kopf ab auf offnem Markte, und war doch geheimer Kanzlar des Erzbischofs."

Johannes Rathenow schüttelte den Kopf. Bei sich sprach er: „Und hat die Dirne so ganz unrecht! Mein Sohn hat sie verführt." Laut sagte er: „Wer von den Rathmannen wird dabei sein?"

„Herr Dietrich Wyns ist an der Reihe."

„Der läßt immer so hart schlagen, sprach der Bürgermeister. Kann Er's nicht wirken, Andreas, daß Herr Dietrich die Reihe abgiebt —"

„An Herrn Marcus Trebuß, sagte der Rathsknecht nachsinnend, der wär dann an der Reihe. Herr Dietrich ist gar zu gern dabei, wenn Weiber ausgepeitscht werden; heut aber läßt er's doch vielleicht. Denn hat drei Schneider bestellt, und kann mit den geschlitzten Puffhosen doch nicht fertig werden, die er auf'm Abend beim Banket seines Bruders tragen will."

Der Bürgermeister war aufgestanden, und mit

leiserer Stimme sprach er im Vorübergehn: „Andreas, bitte Er in meinem Namen Herrn Marcus Trebuß, er möge es nicht zu arg nehmen mit der Dirne.“

Der Knecht schien nicht damit zufrieden: „'S ist doch zu arg, gestrenger Herr. Wer Weib und Kind hat, das Gefühl schreit doch mit! Wer Vater ist, soll dann noch seine Tochter ausgehn lassen, so uns die an der Unehr sitzen auf offnem Markt und vor allen Leuten anreden dürfen! Herr Johannes Rathenow, Ihr seid Bürgermeister! Ohn ein Paar blutige Striemen auf die Schandhaut und ohn ein Paar Tropfen Blutes auf dem Sande geht es wahr und wahrhaftig nicht ab. Das Volk murrt zu sehr.“

Herr Johannes war an die Lade gegangen, hatte sie aufgezogen und reichte ein Paar Silbergülden dem Knechte: „Gieb ihr das, Andreas, wenn der Büttel sie losläßt. Sie hat einmal treu gedient in meinem Hause, und sie soll den Staub schütteln von ihren Schuhen und weit fortziehen vom alten Berlin. Ich laß es ihr sagen.“

Der Knecht schien das Geld mit Schaudern in seiner Hand zu betrachten, und zauderte es einzustecken. Für sich murmelte er: „Die Schub

wird man ihr auch lassen, um sie abzuschütteln! Das Geld werd ich ihr in den Weg werfen. Da kann sie es auflangen. Und wenn er mich foltern läßt, zwingen kann mich kein Bürgermeister, einem gestäubten Weibsbilde was in die Hand zu geben."

Fünftes Kapitel.

Als man weiß aus Shakspeare, ſo verrichteten zu den Zeiten Othellos, des Mohren von Venedig, die Frauen der Lieutenants bei den Frauen ihrer Capitaine Kammerjungferdienſte, und ihre Ehemänner fühlten ſich dadurch nicht gekränkt. Wenn dieſes noch ſtattfand zu einer Zeit, wo ſie das Schießpulver nicht allein ſchon erfunden, ſondern ſchon ſtark brauchten, ſo wird es den Leſer kein Wunder nehmen, wenn ich ihm erzähle, daß in einer offenbar früheren Zeit der Rathsknecht der Stadt Berlin bei dem Bürgermeiſter die Dienſte eines Kammerdieners verrichtete. Sehen wir ihn nämlich bald nach jenem Geſpräche beſchäftigt, dem Herrn Johannes Rathenow den Degen umzuſchnallen, mit dem ſchönen ſilbernen Griff von nürnberger Arbeit. Darauf zieht er ihm den mit Zobel verbrämten und

mit Fuchs gefütterten Oberrock an, und bürstet ihm das sammetne Barett, an dessen Schlosse er die stolze Reiherfeder befestigt. Endlich reicht er ihm ehrerbietig den Stock mit dem Silberknopf, ein Stock, welcher fast so groß ist, als der Bürgermeister selbst, und öffnet itzt ihm die Thüre. Doch, wie ehrerbietig es geschieht, nicht den Bürgermeister läßt er, sondern er tritt zuerst hinaus, und Herr Johannes folgt ihm. Zwei andere Diener im Dienste des Hausherrn schließen die Thüre hinter ihm und folgen ihrem Gebieter.

So ging der Zug zum Hause hinaus, der Rathsknecht vorn mit dem Stabe seiner Würde in der Hand, die Hausdiener hinter dem Bürgermeister, beide in gemessener Entfernung von der Person, der ihre Ehrenbegleitung galt. Es war kein Gang in den Rath, oder zu einer andern Feierlichkeit, nur ein Besuch bei einem Bekannten; doch hätte Herrn Johannes Würde es kaum gestattet, daß er anders ausging. Das war kein Hochmuth, es war Nothwendigkeit. Freilich Noth bricht Eisen, und nachmalen sehn wir ihn wohl ganz anders ausgehn.

Wie man auf den Gassen stehn blieb, und ihn tief grüßte, hier mit ehrerbietiger Miene, dort die Mütze nur leicht lüftete, denn Einige waren ihm

hold, Andere abhold, es gab gar viele Sinne zum alten Berlin; oder wie Herr Johannes Rathenow, ſo ihm ein Prieſter mit dem Allerheiligſten begegnete, ſelbſt ſtehn blieb, ſich auf das Knie niederließ und das Barett zog, iſt's nicht nöthig, daß wir's aufſchreiben. Sahen ſich darin alle Städte im Mittelalter ähnlich. Auch beſchreiben wir nicht ſeinen Weg, welcher, entweder über den alten Mühlendamm, oder über die lange Brücke nach Köln führte; ein Weg, der, war auch ſein Ziel nicht zu entfernt, ſich doch aus mehren Gründen nicht ſo ſchnell zurücklegen ließ als heut. Einmal ging ein Bürgermeiſter damals langſamer, weil er dicker war, als die Bürgermeiſter heute ſind, und ſeine Würde es ſo forderte. Dann aber waren die engen, krummen Gaſſen, trotz der Kleinheit der Stadt bei weitem belebter, indem viel Handel und Wandel und viel Fremde in den Städten waren, und die Bürger ſich mehr in den Straßen aufhielten als in ihren engen, finſtern Häuſer. Sie regierten mit, ſie ſprachen mit, jedweder war ein lebendig Theil der Stadt. Und ein Gemeinweſen, verſchließt man's in vier Wände? Nein im Freien iſt ſein Platz, und wenn's auch drauf regnet und ſchneit: das hielt der Pelz aus. Der Nachbar verkehrte

mit dem Nachbarn auf der Straße, sie arbeiteten selbander vor der Thüre, und der Glockenschlag vom Kirchthurm rief sie zugleich an den Mittagstisch und zum Feierabend. Die Häuser waren nur ihre Schlafstellen, Schränke und Rüstkammern; die ganze Stadt war ihr Wohnhaus.

So mußte der regierende Bürgermeister hier ausweichen vor einem Kupferschmied, der fast auf der Mitte des Dammes hämmerte, dort vor einem Klempner, dessen Waaren eben so weit ausstanden, und hier wieder vor den Bänken eines Schuhflickers, Altbüßer genannt. Hie und da an den breiteren Gassen waren die Bürgerstege mit niedrigen Bretterzäunen vor den Häusern umhegt, und Gänse schnatterten und Schweine grunzten die Vorübergehenden an. Ein wie mächtiger Mann dazumalen auch ein Bürgermeister war, er mußte doch um diese Koben, Bänke, Zäune, Kessel und Ambosse umhiegend, den schmalen Weg im Schmutz sich mühsam suchen; und man hätte ein gar groß Gesicht gemacht, wär es ihm im Ernst beikommen, daß er die Gänse und Schweine von der Straße verdrängen wollte. Erst zwei Jahrhunderte später gelang dies der noch größeren Macht des großen Kurfürsten Friedrich

Wilhelm. Sackträger, Laſten auf dem Rücken, wie ſie nur ein Körper vor der Verbreitung des Branntweins aufhob, machten ſich ſelbſt Platz, gleich viel ob Keſſelflicker oder Rathleute ihnen begegneten. Auf Eſeln und Saumthieren, häuſerhoch bepackt, wurden Ballen und Tonnen hin und her getragen, Hauſierer trugen ihre Waaren auf dem Kopf, ſchreiend durch das Gedränge, ohne anzuſtoßen, und Keiner ſtieß an ſie. Unter allen Fährlichkeiten und Hinderniſſen begegnete Herrn Johannes Rathenow nur allein die nicht, welche heut allein Gefahr bringen kann, ſchnell fahrende Karoſſen. Außer den Leiterwagen der Bauern war ein Wagen zum alten Berlin eine Seltenheit; und die ungefügen Sänften, in zwei Stangen vorn und hinten durch zwei Gäule getragen, bewegten ſich nur langſam in den gekrümmten Gaſſen.

Dafür trabten ſtolz und keck auf ſeinem Pferde hier ein ſtutzerhaft geſchmückter Bürgersſohn, dort im Lederkoller ein Edelmann vom Lande. Auch wohl geharniſcht vom Kopf bis auf die Zeh ein Ritter; der wollte ſich vor den Bürgern ſehen laſſen oder den geflickten Küraß, den er vom Waffenſchmiede, nachdem der Markt vorüber, abgeholt, beſſer auf ſeinem Leibe, als auf dem leeren Sproſ-

senwagen nachhaus schaffen. Die Reiter hatten manchen Verdruß und Streit mit den Handwerkern, Verkäufern und Fußgängern; mußten sich aber kaum weniger mit ihren Köpfen und Federbüschen denn mit ihren Sporen und den Hufen ihrer Pferde in Acht nehmen. Denn überall hingen an langen Eisenstangen in die Gasse Schilder und Bilder, von jedem Zeichen, von jeder Farbe. Der Wind bewegte sie, und die Helme und Federbüsche stießen daran. Auch wohl ein Ritterfräulein vom Lande, doch nur als Ausnahme, ritt auf ihrem Rosse und machte große Augen über den Reichthum der Kaufmannsläden; hatte nie davon geträumt. Das Geld fehlte dem Vater und dem Bräutigam um sie in die Gewölbe zu führen und sich aussuchen zu lassen, was ihr gefiel. Vielleicht flüsterte ihr aber der Erwählte zu: möchte sich nur auf die nächste Fehde gedulden. Könne man besser wählen und mit den Krämern handeln, wenn man ihnen nichts bezahlt.

Jenseits der Spree war es minder lärmend, und die geräumigen Gassen waren nicht so gedrängt voll. Dennoch schien Herr Johannes Rathenew hier sich geringer zu fühlen; sei's weil es nicht seine Stadt war, oder weil das Ziel seiner Wanderschaft

und damit der Anfang eines unangenehmen Geſchäftes nahe war. Sie hatten die Straße der Brüder zum ſchwarzen Kloſter erreicht; und als ſie vor Herrn Bartholomeus Schumms Hauſe anlangten, kam ihnen der vorausgeſchickte Bote ſchon mit der Meldung entgegen, daß der Hausherr des hochverehrten Gaſtes gewärtig ſei. Auch empfing er ihn auf den oberſten Stufen der breiten Treppe, wie es ein ſolcher Beſuch und die Ehre des Hauſes forderte, umgeben von den fürnehmſten Dienern; und was von den niederen einen Platz und Beſchäftigung fand, war nicht vergeſſen aufzuſtellen, um Reichthum und Macht zur Schau zu ſtellen. Vor dem großen, verhangenen Tiſche waren zwei Armſeſſel für beide Väter der Stadt geſtellt, und auf demſelben prangte alsbald ein Silbergeſchirr, darauf eine fein gearbeitete Kanne mit Malvaſir, geſchliffene Gläſer und ein Zuckerimbis ſtand. Man langte zu, aß und trank; dieſes nicht allein der Schau wegen, denn die Kanne des ſchönen ſüßen Weins war ziemlich geleert, als Herr Bartholomeus erſt anhub:

„Was ſchafft mir die Ehre dieſes Beſuches?"

Das Hin- und Herreden, wie die Diplomaten thun, bis man am Schluß einer Unterhaltung zum

Zweck derſelben kommt, war ſelbſt bei Männern, welche regierten, damals nicht im Gebrauch. Aber wer bittet, hat von je an einen Eingang gemacht, um den Andern günſtig zu ſtimmen. Herr Johannes ſprach von der betrübten Uneinigkeit beider Städte, wie ſie, aus geringfügigen Urſachen, allzu lange dauete, wie Kaiſer und Reich ſchon im vorigen Jahrhundert einſchreiten müſſen, und der märkiſche Städtebund, der doch Wichtigeres zu ſorgen habe, ſich immer dazwiſchen legen müſſe, um die Gott gefällige und Allen erſprießliche Eintracht für den Augenblick zu erhalten. Er zählte alle nachtheilige Folgen für Handel und Gewerbe und für das Anſehn der Städte auf, und wie Niemand mehr darunter leide, als die Väter der Stadt, auf die Volk und Allgemeinheit ohnedem mit Misgunſt ſehe. Er redete mit Wärme und Eifer, wie die Patricier zuſammenhalten müßten, damit ihre Rechte und ihr Anſehen beim Alten blieben, und wie es daher vor Allem Pflicht der Selbſterhaltung für den Rath ſei, den ärgerlichen Anſtoß aus dem Weg zu räumen.

Wohlgefällig wiegte ſich Herr Bartholomeus in ſeinem Stuhl und ſprach: „Nun ich vermeine, wenn unſere beiden Häuſer verſchlungene Hände machen,

gibt's eine Brücke, fester über die Spree, als die lange und der Mühlendamm zusammen."

„Davon hört das Geschrei der Zünfte nicht auf."

„Laß sie schreien! sagte Herr Bartholomeus. Die Pauken und Geigen zur Hochzeit unserer Kinder sollen mehr Lärm machen, vermein ich, als die schmutzigen Kehlen all mit'nander."

„Hunger und Unrecht schreien doch lauter, Herr Bartholomeus. Man muß etwas thun, ihnen die Stimmen zu stopfen. Auch der Reiche muß Opfer bringen."

Der kölner Rathsherr erhob sich, und öffnete eine Lade, darin zwei Körbe voll mit Silbermünzen standen. Die waren erst frisch aus der Münze kommen, und blitzten, daß es das Aug erfreute. Seine Hand spielte darin, wie ein Handelsmann eine Probe Weizenkörner vor dem Käufer wohlgefällig durch die Finger gleiten läßt: „Diese beiden Körbe, Herr Johannes, stehen fertig da zur Hochzeit meines Melchior und Eurer Else. Beim Zuge nach Sanct Niclas, der nicht der kürzeste sein soll, reitet mein Diener Mathias in einem neuen Scharlachwamms auf einem weißen Pferde vorauf, und streut den Korb aus unter das Volk, beim Rückwege den. Und nun schaut her — Er öffnete mit

Anstrengung eine untere größere Lade, die mit andern Silberstücken bis an den Rand gefüllt war. — Von Mittag an, wo wir zu Tisch gehen, steht Mathias am Erkerfensterchen des alten Rathhauses in einem mit Silber durchwirkten Kleide, neben ihm beide Stadttrompeter. Alle fünf Minuten blasen sie einen Tusch und alle fünf Minuten wirft Mathias zwei volle Hände über die Köpfe. Meint Ihr, daß es ausgeht, bis die Hochzeit zu Ende? Ich habe noch mehr Vorrath. Meint Ihr, daß ihnen das die Kehlen stopfen wird? Seht Euch das Opfer an; oder soll ich Euch die Rechnung des Münzmeisters verweisen?"

Herr Johannes Nathenow neigte sich unwillkührlich vor so vielem Gelde. Denn Geld war von je an eine Macht, vor welcher jede andere Macht Rücksichten nahm. Dennoch schüttelte er den Kopf.

„Zweifle nicht, daß damit die Kehlen und Stimmen der Weiber und Buben, der Kesselflicker und Zigeuner gestopft werden; aber unsere Bürger sind reich, unsere Zünfte trotzig. Sie klagen über Druck. Das ist unrecht. Sie klagen über Unrecht. Es wäre schlimm, so sie recht hätten."

„Laß sie klagen!" murmelte Herr Bartholomeus.

Mückengesumme! Und wenn mehr! Bei wem wollen sie klagen? Bei der Vehme? Immerhin. Bei Kaiser und Reich? Ist weit. — Beim Markgrafen! — Der soll Gott danken, wenn er selber bei uns warm sitzt, und Andere sitzen lassen."

„Wenn nun, unterbrach der Bürgermeister, nur bei der Stimme, die in uns selbst zu Gericht sitzt! Bei Gott, des Henning Mollner Klage ist gerecht. Sie quält mich Morgens, und schnürt mir Abends die Kehle zu —"

„Bin ihm nichts schuldig!" rief Herr Schumm, und stieß mit dem Fuß die Lade zu.

„Ich aber, sprach feierlich Johannes Rathenow. Was sein Vater für uns that, Ihr wißt es. Wollt's Ihr und die Andern nicht, ich verdanke ihm mein Leben. Als er starb, zog ich seinen Buben in meinem Haus auf, bis der Junge der Zuchtruthe über den Kopf wuchs. Mochte nicht mehr des Buben Vormund sein; aber seines Rechtes Vormund bin ich noch, und will es sein und bleiben zu seinem Besten und unser Aller Besten. Siebenundvierzig Schock böhmische Groschen hat der Alte geben müssen, daß ihn die Bredows ließen. Aus seinem Eignen gab er's, und wir mußten's geben, laut Pakt und gutem Wort. Ihr

von Köln weigert Euch auf Euer Theil, und Unſere wollen ihr Theil nicht eher geben, bis Ihr zuſchießt. Von wem ſoll der Junge es fordern, wer ſoll ihn befriedigen? Und bei allen Heiligen, er muß befriedigt ſein, bis ehenächſtens muß er's."

Herrn Bartholomeus Schumms Geſicht war von einer Faſſung, die entſprach ſeinem Gemüthe; ließ er's ſelten aus derſelben bringen, weil's ihm unbequem war, und er die Ruhe liebte. Diesmal verſchoben ſich die dicken Mundwinkel dennoch zu einem ſpöttiſchen Lächeln, als er ſprach: „Gebt ihm Eure Elſe zum Weib, ſo gibt Euch der Junge auch quitt. Sie ſprechen ja viel davon in der Stadt."

Scharf blickte ihn der Bürgermeiſter an: „Iſt das Euer baarer Ernſt? — Das iſt es nicht, ich weiß es. Aber ſteckt Ernſt dahinter? Vermeint Ihr, daß an dem Gered etwas ſei, daß meine ehrbare und ſittſame Tochter Elsbeth Rathenowin nur mit einem Augenzucken dazu gethan haben könne, daß die unnützen Leute es verführen? Nehmt Ihr Anſtoß daran, Herr Bartholomeus Schumm —" rief er aufſtehend. Der Nachſatz erſtarb auf den Lippen.

Herr Bartholomeus lachte: „Anſtoß! Ich! Weshalb? Was die Leute ſchwatzen, kümmert mich

nie, wenn ich weiß, was ich thun will. Ich will meinen Sohn Melchior mit Eurer Tochter Else verheirathen. Der Vertrag iſt vorm Rathe aufgeſchrieben. Nun können zehn ſolche Raſchmacherdengel kommen, und zehnmal ſich in die Jungfer verlieben, und die Jungfrau meinethalben zehnmal ſich in ſie, das ändert keinen Buchſtaben, kein Tipvelchen auf dem i in meinem Willen. Uebrigens Herr Bruder, in Zukunft bitte ich achtbarer zu denken von meinem Sohn Melchior, als daß der nöthig hätte, einen Handwerksburſchen zu fürchten. Ich mindeſtens denke ſo von Eurer Tochter Else."

Herr Johannes Rathenow war zufrieden geſtellt. In der Kürze trug er vor, was ihn hergeführt, was er beabſichtige. Er fühle ſich gedrungen ſelbſt zu löſen, was Rath und Stadt dem jungen Henning ſchulde, um Frieden zu ſtiften und den Unzufriedenen und Aufredern, was an ihm, den Anlaß zu nehmen. Selbſt wolle er daher die Summe dem Henning Mollner auszahlen, und zwar je eher um ſo beſſer.

Bartholomeus Schumm ſah ihn mit kleinen Augen ſcharf an. In Handelsangelegenheiten pflegten ſie ſchärfer zu ſehen und ſein Geſicht, das, wie geſagt, die Ruhe über Alles liebte, ſich wohl

zu verziehen, wenn er einen sehr vortheilhaften Handel abschloß, oder Zeuge ward eines beträchtlichen Fehlschusses, den ein Anderer beging. So spitzte sich itzt sein Mund und seine Augen verkleinerten sich:

„Da können sich ja die Berliner glückpreisen, einen so großmüthigen Bürgermeister zu besitzen, der ihnen ihre Schulden bezahlt!"

„Wenn ich zahle, sagte Herr Johannes verdrießlich, trete ich in die Rechte des Henning gegen die Städte."

„Und Ihr meint, die Forderung in der Hand eines Bürgermeisters ist mehr werth, denn in der Hand eines von den Gewerken. Ihr kriegt sie auch wohl billiger vom jungen Mellner, und so ist's ein gutes Geschäft."

„Nicht das Eine, nicht das Andere! sprach Johannes Rathenow. Will von meinem Gewissen abwälzen, was es drückt, und thun, was an mir, ein Unrecht gut zu machen."

„Thut was Euch beliebt", sagte ruhig Herr Bartholomeus.

Herr Johannes mußte nun mit dem unangenehmsten Theile seines Antrages heraus. Die ganze Summe sofort auszuzahlen, überstieg für itzo den

baaren Beſtand ſeiner Kaſſe. Er ging Herrn Bartholomeus an, ihm die ſiebenundvierzig Schock Groſchen vorzuſchießen.

„Iſt eine große Summe, ich weiß es; doch Eure Mittel ſind auch groß.“

Der Bürger von Köln wiegte den Kopf nachdenkend. Dann klingelte er, und ließ ſeinen Buchhalter mit dem großen Contobuch eintreten: „Seine Wohlweisheit von Berlin wollen uns die Ehr erzeigen ſiebenundvierzig Schock Prager Groſchen von uns zu borgen. Ob wohl ſo viel in caſſa iſt?“

Der Buchhalter lächelte ſchlau: „Da ſeit Mittwoch nach Advent, als wo Seine herzogliche Gnaden von Meißen, auf ſein inſtändig Bitten gegen gutes Pfand die 100 Mark erhielten, nichts ausgeliehen iſt, werden der Schock Groſchen grad noch ſo viel in caſſa ſein, daß man ſiebenundvierzig mehr oder minder nicht vermerken wird.“

„Markgraf von Meißen? Richtig, entſinne mich, ſagte Herr Bartholomeus. Wer ſteht denn da noch verzeichnet? Daß man doch weiß, wo man zu fordern hat, wenn es einmal fehlt.“

Der Buchhalter verlas eine lange Reihe bedeutender Namen. Fürſten, Herren und Städte ſtanden mit ſo großen Summen verzeichnet, daß ſieben-

undvierzig Scheck Groſchen dagegen allerdings eine Kleinigkeit erſchienen. Alle hatten aber noch bedeutendere Ortſchaften dafür verpfändet.

Herr Johannes ſtand raſcher auf als gewöhnlich. Vielleicht, damit es nicht ſcheine, daß der Reſpect vor ſolchen Schuldforderungen ihn niederdrücke. Seinen Hut ergreifend ſprach er: „Gott mit Euch, Bartholomeus. Im Uebrigen gläb' ich Euch auf Pfand bis zur Wiedereinlöſung meinen halben Antheil an Buko, die zehn Hufen ſo mir ſammt hoher und niederer Gerichtsbarkeit in Osdorf zuſtehn. Oder ſo Euch das nicht Sicherheit genug dünkte, ſollet Ihr meinen Antheil am Dorfe Meere haben, das mir frei iſt, auch die Hufen in Lichterfelde, und die drei in Schönberg. Denn mein ſchuldenfrei Haus in Berlin kann ich Euch doch nicht anbieten, da Ihr als guter kölner Bürger nichts mögt zu ſchaffen haben mit unſern Laſten."

Die angebotene Sicherheit, als es ſich verſtehe, weit den Werth des erbetenen Darlehns überſteigend, war nur ein Gegentrumpf auf die ausgelegte Schuldliſte. Herr Bartholomeus verſtand's auch wohl: ein freundliches Nicken deutete es an. Er ſchickte darauf den Buchhalter fort, mit der An-

weiſung, die ſiebenundvierzig Schock ſeiner Wohlweisheit, wenn er's befehle, ins Haus zu ſchicken, ſammt ausgefertigter Schuldverſchreibung, die Herr Johannes Rathenow daſelbſt nach Bequemlichkeit vollziehen werde.

Als der Diener hinaus war, näherte er ſich ihm vertraulicher: „Eigentlich ſollte ich dagegen Einſpruch thun; denn jedes Schock Groſchen, ſo Ihr fortwerft, mindert das Erbtheil Eurer Tochter Elsbeth, meiner zukünftigen liebwerthen Schwiegerin. Allein ſchenkt fort, was Euch beliebt, und wenn Euch ein Leck kommt in einer Lade, klopft nur getroſt in der Brüderſtraße an, unſere Laden ſind voll, und das Haus der Rathenow ſoll keine Noth leiden, ſo lange die Schumm in Köln etwas gelten. Was Euch drückt, ich weiß es, was Euch ſtachelt, ich fühl es. Aber vermeint Ihr damit etwas zu Eurem Frommen zu wirken? Mit Nichten. Wird der Henning Mollner, wenn er die ſiebenundvierzig Schock im Sack hat, beſcheidener werden? Juſt umgekehrt. So viel Schock Groſchen, ſo viel Zechgeſellen und Anhang mehr. So viel Thaler in der Taſche, ſo viel Prahler auf der Gaſſe. Wenn wir ſie nicht kirr machen durch Hunger, durch Großmuth nimmer."

„Reichthum vergeht, ſagte Herr Johannes, aber Recht beſteht zu ewigen Zeiten.“

Der Rathsherr von Köln lächelte: „Gold hat durch alle Zeiten gegolten in jeder Form; was Rechtens iſt, und wär' es ſtark wie Eiſen, auf dem Ambos im Feuer biegt es ſich, und ſticht hier und wird dort ſtumpf, wie der Mann will, der drauf los haut. Was die Gewalt nicht thut, thut die Zunge. Das ſchönſte, gradeſte Recht biegt ſolch ein Rechtskundiger ſchlangenkrumm. Vor dreißig Jahren, Herr von Rathenow, wer war da im Recht, als die Burggrafen ins Land geſchoſſen kamen, man wußte nicht woher? Die Bredow, Putlitz, Quitzow, Rochow, hatten ſie nicht ein ſchönes Recht für ſich, erkauft, oder geſtohlen, oder erſchlichen, gleich viel, Alles verbrieft und verſiegelt von den vorigen Markgrafen? Wie ſchrieen ſie himmelhoch über Unrecht, als man's ihnen nehmen wollte; und es gab hier zu Land viele Rechtskundige, die da meinten, nicht Kaiſer, nicht Reich dürfe ihnen ein Titelchen davon abziehn. Wo blieb ihr Recht? So angeſchwollen es war, die faule Grete machte Loch für Loch drein, und blies es ihnen in die Luft. Heut glaubt kein Chriſtenkind mehr dran, und jeder Menſch ſagt: Burggraf Friedrich war im Recht.

Wir Städte halfen ihm getreulich. Dafür waren wir auch im Rechte. Aber wie lange meint Ihr, daß wir's bleiben werden? Nicht länger, Herr Johannes, als wir Geld haben, um das Recht in Geltung zu halten. Reich müssen wir bleiben, um frei zu sein und unsere Rechte zu wahren. So lange reiche Geschlechter in Köln und Berlin, in Frankfurt, Brandenburg und Prenzlow am Ruder sind, so lange sie es sich nicht von der Gemeinheit entwinden lassen, grade so lange werden wir in unserm alten Rechte sein, aber um nichts länger. Laßt die Zünfte, laßt die Meinheit, wie sie's anderwärts thaten, sich einschleichen und eindrängen in die Räthe, laßt die bunten, tollen Köpfe mitsprechen, und es gibt so viel Stimmen, daß wir unsere eigne nicht hören. Wo der Feind, der lauert, itzt sitzt, Ihr wißt es wie ich. Kann mich Einer, dem ich auf sein Bitten drei hundert Mark leihe, mit fünfzig Pfund bestechen, daß ich gegen der Stadt Wohl ihm zu Gunsten rede? Laß einen Gerber hinein, laß den Schmied zu Rathe sitzen, der seinen Groschen von heut auf morgen verdient, und unterm Mantel hält Einer fünf Goldgülden: Die kriegst Du, wenn Du so

ſtimmſt. Wird er's verwinden? Herr Johannes, den Daumen ihnen auf den Nacken geſetzt, ihnen gelaſſen, was ihnen ziemt und Nothdurft iſt, doch ihrem Trotz nicht nachgegeben, ſonſt iſt's verſpielt; wir zahlen die Zeche, und ſie haben das Auslachen."

Vieles von dem, was Herr Bartholomeus ſagte, hatte Herr Johannes auch ſchon gedacht und ſelbſt geſagt. Er hielt es jetzt aber für angemeſſen zu ſchweigen, und nicht Alles, was Herr Bartholomeus geſprochen, war in den Wind geſprochen. Zum Beiſpiel überlegte er für ſich beim Nachhauſegehen, ob es nöthig ſei, die Summe auf der Stelle dem Henning Mollner auszuzahlen; ob es nicht vielmehr rathſam wäre, ſie einſtweilen zurückzubehalten, um ſie zu einem geeignetern Zeitpunkte auszuzahlen. Der erſte, ſchwerere Theil ſeines Geſchäftes war vollkommen geglückt, alſo konnte er ſich mit dem zweiten, leichteren, Zeit laſſen. Er ging zufrieden fort. Auch Bartholomeus Schumm war zufrieden. Erſtens hatte er Gelegenheit gefunden, zu zeigen, wie reich er war, der mächtige und ſtolze Bürgermeiſter Berlins war als ein Bittender über ſeine Schwelle getreten, und

er hatte ihm seine Bitte gewährt. Der störrige, steife Mann war ihm Dank und Geld schuldig, also ihm verpflichtet; aber noch mehr, außer dem Gelde hatte er ihm guten Rath gegeben, und auch den hatte Johannes Rathenow hinnehmen müssen, denn er hatte das Geld angenommen.

Sechstes Kapitel.

Der geräumige und helle Platz, welcher jetzt nach dem Schlosse den Namen führt, war zur Zeit unserer Geschichte weder geräumig und hell, noch hieß er Schloßplatz; aus dem Grunde, weil es noch kein Schloß gab. Wenn man aus Berlin über die lange Brücke nach Köln ging, trat man auf einen großen, ungepflasterten Platz; nur auf der linken Seite war er von hölzernen Häusern begränzt, welche ihre Rücken nach der Breiten- und Brüderstraße zu, ihre Giebel aber dahin wandten, wo jetzt das Schloß ihnen die Aussicht nimmt. Diese war damals frei und weit; denn von da ab, wo die Stechbahn nächst der Brüderstraße anfängt, zog sich nur eine mäßig hohe Mauer von gebrannten Ziegelsteinen halbkreisförmig bis an die Spree. War es eine Klostermauer; denn sie umschloß das

urſprünglich dem Kloſter der ſchwarzen Brüder in der Brüderſtraße zugehörige Gebiet. Aber ſie ſchloß ſich an die Feſtungsmauer der Stadt Köln an, ſo gegen die Spree-Werder zu am Waſſer ſtand, und war ſie mit fortlaufenden Gängen, Schießſcharten, Leitertreppen und einer hölzernen Ueberdachung verſehen. Dergleichen Mauern ſind in alten Städten ſelten von freundlichem Anſehn. Unrath und Unkraut häufen ſich darum; die darunter aufbewahrten Feuergeräthſchaften, und was man ſonſt aus der Hand ſtellt, weil man es ſelten braucht und Niemand fortnimmt, mögen ſie das, was ſie heut maleriſch nennen, aber nimmermehr freundlich machen. Der ganze große Raum dazwiſchen war wüſt. Denn die paar, unregelmäßig zwiſchen Geſtrüpp, Gras und Unkraut und zwiſchen Moraſt und Sandmüll, je nachdem die Witterung war, aufgerichteten Buden oder Holzhäuſer dienten in ihrer Zerſtreutheit und Kleinheit nur dazu, die Leere des großen Platzes noch mehr ins Licht zu ſtellen.

Die Mauer war in Verfall; wenigſtens nicht ſo unterhalten, als wie gut verwaltete Städte in jenen Zeiten für ihre Feſtungswerke ſorgten. Die dazu beſtimmten Einnahmen mochten bei der Uneinigkeit der Städte verſchleudert ſein, oder zu andern Zwecken

verbraucht. Die Ufer der Spree nach der kölner Seite waren noch durch keine Mauern abgegränzt. Das Pfahlwerk war morsch, eingestürzt; das Erdreich, mit Weiden, Gestrüpp und Gras überwachsen, senkte sich ins Wasser. Doch fehlte es um deshalb, weil wir den Platz wüst nennen, hier nicht an Leben. Durch Koth, Sand und Gras schlängelten sich vielfache, stark betretene Wege. Nur hatte kein Wegemeister sie angelegt, und allein das Bedürfniß sie gebahnt. In der Mitte des heutigen, — nicht des damaligen Platzes, denn sie war näher der Häuserreihe als der Mauer — stand die Kirche der schwarzen Brüder, deren Kloster in der Brüderstraße gelegen war, die zweite Kirche der reichen Stadt Köln. Wo aber eine Kirche stand, fehlte niemals Handel und Verkehr. Ein Markt darum machte sich von selbst. Anfangs nur von den Gegenständen, so zum Gottesdienst näher oder entfernter gehörten, als Wachskerzen, Rosenkränzen, Heiligenbildern. Jeder lebhafte Handel mit einem bestimmten Gegenstande weckt aber zehn andere Gewerbszweige auf; und Buden mancherlei Art fanden sich auch hier aufgeschlagen, meist mit Dingen, die nicht unmittelbar die Zünfte angingen, noch dem Zunftzwange unterworfen waren.

Hier hatte ein erſter Apotheker ſeine Bude, ehe die Stadt ſeine Handthierung als eine nützliche und nothwendige anerkannte, und ihm deshalb ein Privilegium im Innern der Stadt ſelbſt ertheilte. Krämer von auswärts, fremde Juden, legten, minder beaufſichtigt als auf den Märkten, ihre fremden Waaren aus. Auch Marktſchreier und Gaukler zimmerten ihre Holzgerüſte und ſpannten ihre Seile; die Kirche drückte ein Auge zu. War's nicht ihre Art im fünfzehnten Jahrhundert, Zeter zu ſchreien und Verdammung zu rufen, ſo eine Narrenjacke einer Kutte an den Aermel ſtieß. Auch ließen ſie die Narren auf dem Seil Kutten anziehen, wenn nur die in der Kirche den Scherf in den Kaſten fallen ließen.

Etwas gar ſehr Wichtiges aber war zu jener Zeit eine Barbierſtube. Die Barbierſtuben waren die Kafe's, die Reſtaurationen, die Eſtaminets und Leſekabinets des Mittelalters. Gedrucktes lag daſelbſt zwar nicht aus; aber das ſchadet nicht, ſie logen damals ſo viel als wir. Auch weiß man nicht, welche Art Erfriſchungen gereicht wurden; aber dort ward der Geiſt der Neugier durch alle Nachrichten, ſo es in einer mittelalterlichen Stadt geben konnte, genährt und erfriſcht. Die Barbiere

jener Tage, immer zugleich außer anderm auch Wundärzte, hatten gut erzählen. Es gab 1442 noch keine Kritik, aber dafür desto mehr Glauben. In allen Schätzen des Wunderbaren konnten sie wühlen, und wie den Schaum um das Kinn, die Blüthen ihrer Phantasie den Kunden anschmieren. Je anmuthiger ein Barbier verstand vorzutragen, je unglaublicher seine Nachrichten lauteten, um so mehr Zuspruch hatte seine Stube. Aus jenen alten Zeiten schreibt sich der deutsche Ruf der Barbiere, die, als wir sie heut kennen, gar nicht mehr durch die Bank Schwätzer sind. Ich kenne ihrer, die den Mund kaum aufthun.

Ungefähr da, wo jetzt das alte Schloß zunächst der Brücke an die Spree stößt, war eine Barbierstube aufgeschlagen, und damit zugleich eine Badestube. Sie gehörte dem Rath zu Köln, der sie verpachtete. Ihre Lage war gar günstig inmitten beider Städte, und dazu der weit verbreitete Ruf des Hans Ferbitz, der sie in Pacht hatte, das mußte ihr wohl aus Berlin und Köln Zuspruch schaffen. Die feine Welt, so es um 1442 dergleichen in den märkischen Hauptstädten gab, wo es sonst wenig Feines gab, die versammelte sich hier, und hörte gern zu der geschwätzigen und be-

ſenden Zunge des rührigen Hans Ferbitz, welcher die Geſchicklichkeit beſitzen ſollte, Jedermann etwas zu ſagen, was ihm die Ohren kitzelte. Seltener war es etwas Süßes und Angenehmes für die Perſon die ihn anhörte, aber gemeinhin etwas Bitteres und Anzügliches gegen Andere. Und das haben die Feinen in Berlin immer am liebſten gehört. Dabei fiel zwar auch Einzelnes gegen den Gaſt ſelbſt ab; man merkte das aber damals ſchwerer, oder nahm es leichter hin; denn was ein Narr ſpricht, ritzt nicht die Haut. Und was iſt ein Barbier anders als ein Narr, dachten die Leute. Wer, der ſo wie er täglich verkehrte mit den Hauptleuten beider Städte, ſollte nicht Alles riechen, was ſtinkt, und ſein Aug hatte er an allen Nitzen, und ſein Ohr an allen Wänden. Er wußte längſt Vergeſſenes aus alter Zeit und ſagte voraus, was kommen würde. Es traf gemeinhin Beides, und Alles verwunderte ſich darüber, denn wer konnte dem Fuchs nachkriechen und ſpüren, wo er es her hatte? Wäre er damit zu Markt kommen, nicht als Narr und Barbier, hätt's ihm wohl ſchlimm gehn mögen. Denn einen Hexenmeiſter verbrennt man, und kluge Weiber erſäuft man. Ein Narr aber kann Alles ſagen.

Seine Stube war faſt immer voll. Noch waren Ueberdachungen, wie man's in der Zeit liebte, auf Pfeilern hinausgebaut, zum Schutze Derer, ſo auch bei ungünſtigem Wetter ſich lieber im Freien, als unter der niedrigen Decke barbieren ließen. Wie man, als ſchon geſagt iſt, ehedem am liebſten Gericht hielt unter Gottes freiem Himmel, ſo ließ man ſich auch gern darunter barbieren und die Haare ſtutzen. Nur weil der Himmel nicht immer blau war, und es damals in der Mark noch öfter regnete als jetzt, zog man ſich in die Lauben, Hallen, endlich in verſchloſſene Stuben zurück.

Auf das Dach des Bretterhauſes war ein kleiner Söller mit Geländer gebaut, darauf diejenigen, ſo der Dienſte des Meiſters oder ſeiner Geſellen warteten, ſich der Ausſicht freuen mochten. Denke man jedoch nicht, daß damals ſchon flache Dächer in Köln an der Spree Sitte geweſen; im Gegentheil ſchoſſen die Dächer wie ſteile Mauern in die Höhe. Aber die Coloniſten aus Holland und den Niederlanden hatten manches von ihrem Treiben und Weſen nach den Marken mitgebracht; und an ſchiffreichen Strömen und deren Ausladeplätzen baut der Niederländer ſich gern ein hinausſchauend Erkerſtübchen oder einen Altan, um den Verkehr zu

überſchauen, und mit ausgeſteckten Flaggen die ankommenden Fahrzeuge zu begrüßen. Die Schifffahrt auf der Spree war aber um jene Zeit nicht unbedeutend; der Fluß war eine große Handelsſtraße und Berlin ein bedeutender Stapelplatz der vielen Waaren, ſo aus dem Norden kamen und dahin gingen. Die Ausſicht vom Bretterdache des Meiſter Ferbitz war aber nicht allein um der Spreekähne wegen damals angenehm, auch nicht, weil man weit über die Stadtmauer hinaus die Spreewieſen und Wälder überſchauen konnte, ſondern vornämlich darum: man hatte das Rathhaus auf der langen Brücke mit den Gerichtslauben davor und Allen, die ein- und ausgingen, im Auge.

Auch heute war es lebhaft dort, und viel Gäſte warteten in den Lauben des Vergnügens, von Meiſter Hans ſelbſt bedient zu werden. Dieſer hatte eben einen Rathsherrn unter dem Meſſer. War noch in ſeinen beſten Jahren, aber ſah man ſeine Mienen, da hätte er wohl gern für noch junger gegolten, als er war. Seine rothen, eng anſchließenden Hoſen mit den großen ſeidenen Schlitzen, die aufgeriſſenen Schuhe, die ſcheinbar kunſtlos übereinander gelegten Beine, die Falten der Halskrauſe, die Puffe und Schleifen der Aermel und des Bruſt-

wammſes und der ſorgſam gekräuſelte Bart, die verriethen den Stutzer. Denn deren hat's zu jeder Zeit gegeben. Meiſter Hanſens Geſicht, beweglich als es war, pflegte ſich bei jedem Kunden, wenn er ihn bediente, in beſondere Falten zu legen. Diesmal war es ſehr ernſthaft, wie es der Würde eines Rathsherrn entſprach, obſchon der Rathsherr ſelber nicht würdig ſein wollte, ſondern jung und hübſch.

„Meiſter, Du machſt verflucht lange", ſagte der Rathsherr, als der Barbier das Moſchusbüchslein öffnete, um das gekräuſelte Haar mit Wohlgeruch zu würzen.

„Weisheit, ich weiß, wen ich zu bedienen habe. Denken, ich gebe mir eben ſo viel Mühe bei ſolchen ſtruppigen und ruppigen Köpfen, die nicht bis nach Magdeburg gerochen haben! Weisheit, ſollten mal ſehen, wie ich die Kölner einſeife. Rucks geht das, und dann zickzack, links, rechts mit dem Meſſer, und es iſt vorbei. Denken, ein Tröpflein von meinem koſtbaren Moſchus kommt auf ſolchen Borſtenkopf! Sehn die Weibſen auch gar nicht danach, wie ſo Einer geſchoren iſt und gekämmt, der nicht vom Bierfaß kommt. Kaiſer Karl von Böheim, als der über die Mark regierte, wollte feine Leute aus den Märkern machen. Zu früh

anzufangen! ſagte ihm ſein Hofbarbier. Hopfen und Malz verloren. In Berlin muß es anfangen, aber nicht in Tangermünde. In Berlin wachſen junge Leute auf, in Berlin werden ſie einmal fein werden, beſonders unter den Jungen vom Rathe. Aber das wird noch Zeit haben. Wiſſen Weisheit, was Kaiſer Karl da träumte, nämlich in Tangermünde, das war Anno — doch darauf kommt's nicht an. Er träumte: Einen jungen Berliner ſah er, ſo zugeſchneidert und zugewachſen, und ſo hielt er ſich und ſchlenkerte mit den Beinen und faßte manierlich den Hut vor den Frauen, daß man geſchworen, es wäre kein Berliner, ſondern ein Franzos — Kaiſer Karl hatte nämlich in Paris ſtudirt und verſtand es. Wer iſt der junge Edelmann? ruft der Kaiſer. Ein Rathsherr von Berlin, antwortet der Oberhofmarſchall. Unmöglich! ruft der Kaiſer, nämlich im Traume, meine berliner Rathsherren ſind alle Bären. — Nichts deſto weniger, antwortet der Marſchall, ſelbiger iſt doch ein Rathsherr von Berlin. — Wer denn? ruft der Kaiſer, und nennt alle Namen der Rathsgeſchlechter, nämlich im Traum, bis er an den rechten kommt. Da wachte er auf. Schade, daß

es der gute Kaiſer nicht mehr erlebt hat. War ein tüchtiger Mann dieſer Kaiſer."

Der Rathsherr war aufgeſtanden, und beſah ſeine Geſtalt wohlgefällig im Spiegel, ſo weit das kleine, ſchlechte, in Blech eingefaßte Stückchen es zuließ. Der Barbier bürſtete ihm den Staub von den glänzenden Beinkleidern, und ſagte noch einmal: „Schade!"

Der Rathsherr wandte ſich lächelnd um: „Daß der alte Kaiſer Karl von Böheim geſtorben iſt!"

„Auch das, Herr Dietrich. Meinte jetzt aber Herrn Dietrichs Bruder, den ehrenwerthen Herrn Thomas Wons."

„Was hat's mit dem?"

„Ein Herr, Herr Dietrich Wons, wie's wenige gibt; der meinte es gut mit der Mark, und den Städten vor allem. Die Scheidengürtel mit den Schnallen kamen unter ihm auf. Und war kein ſo ſtrenger Griesgram als die von Nürnberg. Gott bewahre, er lebte und ließ leben. Schöne Junker und hübſche Frauen zuſammenbringen, es gab kein größer Vergnügen für ihn."

„Narr, laß den Kaiſer Karl in ſeiner Gruft, und ſprich, was iſt's mit meinem Bruder?"

„Gibt heut Abend ein großes Banket. Das

wird vollauf gehn. Vierundzwanzig ſtarke Männer ſind ſchon beſtellt, je zwei mit einer Fackel und vier mit einer Trompete, ſechzehn von Berlin und acht von Köln, um ſie nach Hauſe zu führen."

„Wen?"

„Nur die Herren, Herr Dietrich Wyns. Pfui! würde ſich nicht ſchicken, wenn die edlen Fräulein auch nicht wüßten, wo rechts und links iſt. Hier bei mir werden die von Köln abgeladen, um nachzuſehen, ob ein Blutlaß oder ein naſſer Umſchlag gut thut."

„Hans, Deine Zunge geht mit dem Gedächtniß durch. Was hat mein Bruder Thomas zu klagen?"

„Nichts, Herr Dietrich, er ſollte ſich eigentlich freuen, ſolchen Bruder zu haben. Heut Morgen ſprach er: Was hilft mir das Feſt! Und ob's auch mein Geburtstag iſt, und die Gäſte mir zu Ehren kommen; was gilt's, die ſchmucken Frauen haben doch nur meinen Bruder im Auge, denn ſo ſüße Worte, ſo dünne Beine und ſo glänzende Scharlachhoſen hat doch Keiner wie er. Iſt unrecht von einem Bruder, nicht wahr? Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Weib? Warum ſeine Hoſen und Beine. Verzeiht, Weisheit, ſpräche gern den

halben Tag mit solchem Kunde; aber sie zerreißen mich ja vor Ungeduld barbiert zu sein."

Er huschte fort um andere Kunden zu bedienen. Hier wollte man Neuigkeiten von ihm und dort auch. Er konnte mit einer Schüssel viele Gaumen befriedigen. Unter allen Geschichten hatten Raub- und Mordgeschichten von je an einen Vorzug, sie werden von Gebildeten und Ungebildeten mit gleicher Gier gehört. Was an Haut und Haar geht, berührt die feinen wie die groben Sinne; und Criminalgeschichten mußten in einer Zeit, wo sie in Natur auf jeder Gasse, vor jeder Thür zuhause waren, noch anders ansprechen als heut, wo das Sicherheitsgefühl uns nächtlich auf dem Holzwege begleitet, und wir wissen, die Polizei ist bei uns, wenn wir unsern Schreibtisch öffnen. Hans Ferdix war der Meinung, daß die Hauptsache sei, wenn es den Zuhörern an Mark und Bein geht, und wo es eine Wirkung gilt, hatten Zeit und Ort nicht mit zu reden, und was die Klugen und Gelehrten in dieser Zeit die Gesetze der Wahrscheinlichkeit heißen. Die waren noch nicht gegeben. Sein Gewissen war deshalb ganz ruhig, wenn er eine Mordthat, so zu Zeiten des Hercules sich in Griechenland ereignet, auf ver-

geſtern verlegte; und was in Paphlagonien geſchah, auf den Weg von Frankfurt nach Münchеberg; und er hatte immer ſelbſt die noch rauchenden Glieder geſehen, wenn er wußte, daß ſeinen Zuhörern damit ein Gefalle geſchah. Raubritter einfangen, gefeſſelt einbringen und in Ketten hängen zu ſehen, war ein Vergnügen, wohl ſehr natürlich für Bürger einer Stadt, welche ſo viel von ihnen zu dulden hatte. Es kam ihm nicht darauf an, einen ſchrecklichen Heckenreiter, nachdem er drei Tage auf dem Rade gelegen, noch die Augen verdrehen und den armen Beraubten Abbitte thun zu laſſen. Nur daß er ſolche Hinrichtungen vorſichtig in entfernte Gegenden verlegte, als Thüringer und Böhmer Wald. Und das war klug und gut, denn was hätt's ihm geholfen, ſo er einen Ritter rädern ließ, der morgen den Bürgern ins Fenſter gucken konnte? Außerdem war Meiſter Ferbitz der Meinung, daß man das Falſche mit etwas Wahrem vermiſchen muß; denn man muß auch etwas für ſein Gewiſſen thun, und zudem iſt's auch klug, denn wo etwas wahr iſt, glauben die Leute noch mehr, und je mehr man Wahres zuthut, um ſo mehr kann man lügen. Das iſt itzt ſo, und war's vor Alters. Und dann wußte er ſehr geſchickt überzuſpringen von den

geräderten und in der Kufe gebratenen böhmiſchen und fränkiſchen Räubern auf ſolche, die vordem einmal in der Kufe gebraten und gerädert waren, und kam endlich auch auf die, welche es wohl verdienten. Ach Gott, was war da nicht reicher Vorrath! Bei uns brennt man nicht mehr in der Kufe, aber wie manchen Mann wünſchen wir an den Galgen, und darum geſchieht uns doch nichts. Aber er kommt auch nicht mehr an den Galgen, vielmehr kommt der Galgen mehr und mehr ab: was wohl ſchade iſt.

In der Laube, wo er jetzt ſein Meſſer wetzte und ſcher, waren lauter ehrbare Bürger, die das ſein wollten, und nicht mehr. Alſo kam alles Gräuliche und Schreckhafte, was adlige Ritter, und alle Gewaltthaten, ſo Uebermüthige aus den Geſchlechtern begangen, hier zurecht.

„Wißt Ihr denn, wo der Köpkin Zarnekow itzt ſteckt?“ fragte er.

„Er ward in den grünen Bergen bei Rüdersdorf zuletzt geſehen, ſagte ein Bürger. Die von Woltersdorf brachten's neulich auf den Markt.“

„Pah, grüne Berge! lachte Meiſter Hans. Zwiſchen rothen Häuſern ſitzt er. In der Stadt iſt er verſteckt. Es haben ihn unterſchiedliche, und

keine ſchlechten Leute, geſehen. Wer kennt den Kopkin Zarnekow nicht wieder, der ihn einmal ſah! Und ich konnte noch mehr ſagen; aber wer verbrennt ſich gern das Maul!"

Die Zuhörer waren ſehr aufmerkſam. Einige beſtritten es, Andere hatten auch davon gehört. Aber daß ſich ein Raubritter in eine Stadt einſchleicht, und wochenlang drin bauſt, war nichts Unerhörtes. Der und Jener erzählte wilde, verwegene Streiche des Räubers. „Was kann er wollen?"

Der Barbier pfiff über die Lippen, und verdrehte lächelnd die Augen:

„Der Zarnekow! Vielleicht kriecht er zu Kreuze! Will Rath und Meinheit abbitten, was er that. Buße thun in Sack und Aſche, baarfuß an der Kirchthür ſtehn, wiedergeben was er der Stadt nahm, Schafe, Hammel, Pferde, Knechte, Blut, Jungferſchaften, Laden, Kiſten, Schiffe, Säcke. Was weiß ich's! Er will ein Mönch werden, bei den ſchwarzen oder bei den grauen Brüdern. Unter der Kapuze verſteckt ſich Vieles."

Die Wenigſten lachten über den Spott.

„Wenn's der Rath weiß, was läßt er nicht den Friedensſtörer ſuchen und fangen?"

„Der weiſe Rath wartet vielleicht, ſagte Hans

Ferbitz ſchlau, bis daß er die Stadt an vier Ecken angeſteckt hat, wie der Finkenauge zur Baiernzeit. Die Büttel können ihn dann beſſer ſehen, und ihn fangen, wie die gelehrten Doctoren ſagen, in flagranti. — Wenn er Einen von der Allgemeinheit fangen will, da wartet er nicht lange, der hochlöbliche Rath. Nun, wer weiß, warum er den Köpkin ſein Weſen treiben läßt. Man kann allerlei Leute brauchen, wenn man in Noth iſt. Für ein Stück Geld dient der Köpkin Zarnekow Jedem. Um ein Stück Geld ſchlägt er ſich für den Kurfürſten und für den Großtürken, warum nicht auch für den Rath von Berlin und Köln. Auf wen er losſchlägt, ihm iſt's gleich, wenn's nur Geld trifft. Oder meint Ihr, daß er Eure Schädel lieber hat, als die der ſtolzen Herren!"

Köpkin von Zarnekow in Dienſten des Rathes, das ſchien Vielen doch zu viel Glauben gefordert.

Einer, den wir ſchon kennen, Balzer Bontin, ſagte: „Wenn der Rath den Wolf in den Schafſtall ſetzt, wo bliebe ihm denn der Braten für ſich? Sagt mir, die Herren wollen die Spree am Oberbaum abgraben, und das Waſſer für ſich behalten, damit wir verdurſten, ich glaub's. Sagt, ſie möchten uns wie Schöpſe ſchlachten und braten und

verzehren, wenn ſie ihren Bürgermeiſterſchmaus auf unſere Koſten geben, ich will's glauben; aber ich glaub's nicht, daß der Rath den Zarrekow gemiethet hat. Der Rath weiß anders, wie er uns kirr kriegt. Mit ſchönen Worten, die nehmen wir für baare Münze."

„Weshalb, Meiſter Baltzer, fängt man ihn aber nicht?"

„Weshalb fängt man den Fuchs nicht, wenn er im Bau ſteckt, ſagte der Barbier. Weil er überall Löcher hat. Kennt Ihr alle die Löcher in Berlin? Herr Baltzer Bortin verſteht's; aber ich weiß doch auch, wie der wohlweiſe Rath ſeiner Zeit in manches ſolches Loch die Naſe ſteckte, und nicht um den Fuchs zu fangen. Wie ging es zu in den Tagen Tile Wardenbergs! Als der Bürgermeiſter war, aß er nicht anders bei ſich zu Mittag, als daß zwei Trompeter vor der Thür bliſen, damit Jeder es wiſſen konnte: jetzt ißt der Bürgermeiſter, jetzt trinkt er! Wenn Einer vom Rath ihn ſprechen wollte, ließ er ihn eine Stunde warten, und wenn der Rath zuſammen war im Rathhauſe, ließ er wohl hineinſagen, ſie möchten nachhauſe gehen, er wollte auf die Jagd reiten."

Baltzer Bortin lachte: „Solche Bürgermeiſter

-ieb ich mir, die's grad raus ſagen, wie ſie uns ſchubriegeln. Da weiß doch der Bürger, wie's mit dem Gemeinwohl ſteht."

„Das iſt ein Regieren geweſen, fuhr der Barbier fort. Die Wardenberge und Rathenew hielten zuſammen wie Kletten, und durfte Keiner was aufbringen wider ſie. Wenn Einer Klage führen wollte, ließen ſie ihn die Treppe runter ſchmeißen vom Rathhauſe. Und in der Stadt hatten ſie ihre Geſellen, die ſtaken vom Wirbel bis zur Zeh in Waffen, und ſoffen und lärmten und thaten was ſie Luſt hatten. Wagte ſich Keiner an ſie. So ſtolz waren die Herren; hatten ſogar Adlige in Dienſt, die hinter ihnen ritten. Und draußen auf dem Lande war erſt das rechte Leben. Da lagen ihre Freunde in den Herbergen, wie die Ritter in den Heerſtraßen, und wo ihnen was aufſtieß, das des Weges zog, baten ſie's zu halten, und ſahen ſich's an, ob's ihnen gefiel. Die hatten gut ſchreien und der Stadt Gerechtigkeit anrufen. Wenn der Rath hören wollte, ſprachen die Wardenberge: der Rath kann ſich nicht um Alles kümmern und nicht allerwegs ſeine Augen haben. Ihre Freunde machten dann ſo viel Geſchrei, daß die Sache nicht zur Sprache kam. Einſtmals aber, — nun Ihr wißt

Alle die Geſchichte von der ſchönen Pilgerin, die aus Rom zurückkam. Die ſchöne Pilgerin hätte gern geſchwiegen; man kommt aus Rom klüger wieder, als man hinging! Aber die Geſellen ſelber konnten's Maul nicht halten. Im Barnim drüben, in der Kieferhaide hatten ſie ihr aufgelauert. Die heißt nicht umſonſt die Jungfernhaide! Die ſchwatzten mal in den Schenken und Kellern, wie's nicht recht iſt zu ſchwatzen, wenn man was gethan hat. Reich war ſie überdem, und die Kerle hatten ihr Alles genommen. Die Sache ließ ſich nicht unterdrücken, denn die Hähne krähten auf den Mauern und die Sperlinge auf den Dächern davon. Als es nun vor den Rath kam, fing die Gevatterſchaft ihr altes Lied an: „Man kann ſich nicht um Alles kümmern; man kann die Augen nicht überall haben.“ Da fuhr's mal in die Uebrigen, ſie kriegten Muth und tobten von Friedensbruch und Sacramentsſchändung, und beſtanden drauf, die Leute ſollten gefangen werden, und gerichtet um Frevel an Gott, Heilige, Stadt und reine Jungfrauen. Da wiſchte ſich der Tile Wardenberg die Nas und meinte: Rom ſei weit von Berlin, und dazwiſchen hundert Wälder, und wer könne wiſſen, ob nicht auch Jungfernhaiden. Im Land Italien und im

Reich nähmen ſie von allen Waaren vorweg das Beſte und ſchickten den Märkern immer nur was übrig blieb. Wer könne nun wiſſen, ob die Räuber in den hundert Wäldern nicht längſt das genommen, was die Jungfrau hier verloren haben wollte? Zudem ginge man nicht nach Rom pilgern, wenn man rein ſei, ſondern wenn man ſchon die Sünden im Sack hätte. Da ſtimmten die Gevattern ſolch Gelächter an, daß die Andern ſchweigen mußten. Dem Tile Wardenberg und ſeiner Sippſchaft hat's darnach aber doch den Hals gebrochen."

Baltzer Boytin ſchüttelte den Kopf: „Weil's eine vornehme Jungfrau geweſen, weil ſie ins Kloſter ging und im Umſehn eine Heilige ward, und die Pfaffen ſchrieen und es vor Kaiſer und Reich kam. Darum ging's ihnen an den Hals. Wenn's eine bloße Bürgerstochter geweſen, da hätte kein Hahn drum gekräht. Vermeint Ihr, daß es mit den Gevatterſchaften im Rath um deshalb aus iſt, weil eine einmal in des Teufels Rachen fuhr? Pfiffiger ſind ſie worden, nicht beſſer. Der Tile Wardenberg und Seine trieben's arg in jener Zeit. Doch mit wen? Mit den Bürgern? Hörte nicht, daß man damals weniger verdient und kleiner Brot

gegeſſen hätte. Die von den Familien ſelbſt ſchraubte er, und kitzelte und ſchnaubte ſie an. Da klopfte er an die geſpickten Truhen, und fragte: Was faullenzt Ihr, derweil die Bürger für Euch arbeiten? Itzund iſt's eine große Gevatterſchaft worden, und eine Hand wäſcht die andere und Einer hält dem Andern den Spiegel vor, daß er hübſch heilig ausſehn ſoll; und wir guten Leute in Berlin und Köln glauben's, wenn ſie vorgeben, ſie ſtritten ſich da im Rathhauſe um unſer Wohl und Weh."

Meiſter Ferbiz hatte längſt nicht mehr hingehorcht, denn ein anderer vornehmer Kunde hatte ihm in der nächſten Laube gewinkt. Der Barbier, eben noch, ſo Manier und Miene, ein guter Bürger, eckig und voll Schrot, ſchwebte itzt auf den Zehen, und begleitete mit ſüßer Miene und geſpitztem Kinne die blitzenden Streiche ſeines Meſſers auf dem Leder. Vor ihm ſaß Pawel Strobant und würdigte, die ſtarken Arme auf den noch ſtärkern Lenden, den Bartſcheerer kaum eines Blickes. Aber auch ein Patricier von Schrot und Korn, muß eingeſeift werden, will er ein glattes Kinn haben. Das trotzigſte, ſtolzeſte Geſicht verliert aber, mit Seifenſchaum überſchmiert, etwas von ſeiner Würde.

„Soll mich doch wundern, hub Meiſter Hans an, als ihm das Werk ſeiner Hände auf dem Geſicht des Rathsherrn entgegenleuchtete und die dicke rothe Naſe, die wie eine Klippe aus dem Seife-Gletſcher vorblickte, ſeine Luſt noch mehr reizte, ſoll mich wundern, was Kaiſer und Reich dazu ſagen werden!"

„Wozu?"

„Wenn wir einen Ochſen zum Bürgermeiſter kriegen."

Herr Strobant blickte auf mit einem Geſichte, wohl vergleichbar dem des genannten Thieres, wenn es in Zorn iſt.

„In der Nacht heut hat man's in allen Ställen vor Freude brüllen hören. Iſt auch dem Vieh ſolche Ehre noch nicht fürgekommen. Und iſt der Ochs erſt Aeltermann, kommen die Kühe und Kälber in den Rath. Das wird ein Brüllen geben."

„Was ſoll der Bartſcheerwitz?"

„Nichts von Witz, Geſtrenger! Wiſſen doch: die Knochenhauer und Wurſtmacher haben heut Morgenſprache. Der Knüppel iſt rumgegangen. Rath und Bürgermeiſter gefallen ihnen nicht. Wollen klagen, einkommen und andere wählen."

„Wen?"

„Aus ihren Nächſten Einen, heißt's im Umlauf, Einen, der ihnen zu Verdienſt hilft, und Einen, deß Stimme durchdringt. Wer iſt den Fleiſchhauern nun näher als ein Ochs, wer gibt ihnen mehr Verdienſt als ein Ochs, weß Stimme dringt lauter durch als eines Ochſen? Ergo: können die Knochenhauer ſich einen beſſern Bürgermeiſter wählen als einen Ochſen?"

„Weißt Du noch mehr Gründe?"

„Warum hat die Stadt Berlin einen Bären im Wappen, Weißheit? Weil die Bären bis itzt drin regiert haben, ſagen ſie. Nun aber die Bären, Auerochſen, und was wild iſt, im Lande ausgerottet ſind, ſagen ſie, kann auch in der Stadt das zahme Vieh dran kommen. Ein Ochs brüllt ſtärker wie ein Nachtwächter, und beinahe ſo ſtark wie ein hochweiſer Rath, wenn die Meinheit gleiche Rechte fordert. Ein Ochs ſtößt grad aus. Paßt er drum nicht zum Bürgermeiſter? Und ſagt man nicht, wenn ein Ochs vorbeigeht: da kommt der Ochs; und wenn der Bürgermeiſter vorbeigeht, ſagt man auch: da kommt der Bürgermeiſter."

Pawel Strobants Haut gehörte nicht zu den zarten. Dennoch drangen die Spitzen aus des Bar-

biers Rede bis dahin, wo ein Rathsherr jener Zeit keinen Spaß verſtand.

„Und was würde man ſagen, Hans, wenn Dich der Bürgermeiſter auf drei Tage mit dem Hals an den Kaak ſchlöſſe, und Deinem Rücken den Staupbeſen für dein loſes Maul zu koſten gäbe?“

„Man würde ſagen: Ei der tauſend, haben's die Knochenhauer doch durchgeſetzt!“

„Was?“

„Daß er Bürgermeiſter ward.“

„Wärſt Du kein Schelm und Narr, ich ließe Dich greifen, daß Du was ſprichſt, was dem Gemeinweſen Schaden wirkt.“

„Kann das arme Weſen noch Schaden nehmen, ſeit es der Rath in ſeine Arche verſchloſſen hat! ſprach Hans Ferbitz mit kläglichem Tone. Da liegt es drin ſo warm und ruhig wie in Abrahams Schooß. Die Zünfte und Bürger thäten wohl, es ſchlafen zu laſſen, denn was würden ſie erſchrecken, wenn ſie's aufweckten, wie es mager und klein wurde, und war vordem ſo ſtark und groß!“

„Daß der Rath dazu ſchweigt, wie ſolche Schelmen die Zunge brauchen!“ ſprach ein anderer Mann von Anſehn.

„Als der Rath den Wettlauf hielt mit Sanct

Gertraud, hat ſie auch geſchwiegen. Wenn unſere lieben Heiligen das Maul halten, thut der wohlweiſe Rath auch gut", ſprach der Barbier.

„Was hat's mit dem Wettlauf auf ſich?"

„Das Geſchichtlein wißt Ihr nicht, und ſitzt im Rath! Sanct Gertraud hatte mal in einer Stadt, juſt wie in Berlin, ein Spital. Fromme Hände hatten die Schreine und Laden gefüllt, wie in Berlin. Und die Lahmen und Brüchigen ſollten drin Schemel und Schüſſel finden, wie in Berlin. Aber der Vogt dachte bei ſich: die Heilige hat zu viel, und die Rechnungen, die ich ihr ablegen muß, werden immer ſchwieriger. Die Zahlen könnten ihr Kopfbrechen machen und ihren Sinn auf weltliche Dinge ziehn. Das möchte ihrer Heiligkeit ſchaden. Drum wollt er ihr von abnehmen. Aber er war ein ehrlicher Mann, juſt wie die in Berlin. Alſo nahm er eines Nachts zwei volle Säckel aus dem Schrein, der unter ihrem Bilde ſtand, und ſetzte ſie grad über am andern Ende des Ganges auf die Erde. Als er nun wieder ans Bild gekommen, kniete er nieder und zog die Mützen. „„Sanct Gertraud, ſprach er, wenn Du nichts dagegen haſt, wollen wir nun einen Wettlauf thun. Wer zuerſt hinkommt, der hat's. Iſt Dir's aber nicht gefällig, ſo

ſpreche ein deutlich und vernehmlich Nein.““ — Sanct Gertraud ſchwieg mäuschenſtill. Da ſtand der Vogt auf, und lief. Aber als ein ehrlicher Mann beſann er ſich, daß Sanct Gertraud ja eine Frau wär, und mit ihren weiten Röcken konnt ſie nicht ſo ſchnell laufen. Alſo ging er ſachtchen, daß ſie ihn einholen könnte. Aber ſie holte ihn nicht ein, und da nahm er die Säckel für ſich, und blieb ein ehrlicher Mann, als er es geweſen war.“

„Was hat drauf Sanct Gertraud geſagt?“

„Juſt was die Gemeinheit in Berlin ſagt, wenn der Rath Rechnung legt.“

Ihr Geſpräch wurde durch einen Lärm auf dem Platze unterbrochen, deſſen Urſach und Hergang in ein nächſtes Kapitel gehört.

Siebentes Kapitel.

Wir führten ehelängſt unſere Leſer in eine Rathsverſammlung zum alten Berlin. Wenn es ſie da ſchon Anſtrengung koſtete, ſich die Körperfülle der Gewaltigen vorzuſtellen, was mehr koſtet es, ſich die maſtige Kraft der Schlächtermeiſter jener Tage zu denken. Sah man die auf den Bänken umher ſitzen, einer den andern überbietend an Umfang, Gedrungenheit, an Blicken, ſo die Welt verſchlingen mochten, hätte nur die Fleiſchfülle den Augen geſtattet, ſich nach der Welt umzuſehen; man hätte es nicht glauben mögen, daß dieſe ſelben Leiber, in eiſerne Rüſtungen gepreßt, den Dienſt des Krieges thaten, daß dieſe Meiſter auch Meiſter ihrer Pferde waren, und auf der Mauer wie im Feld ſich wacker umtummelten, zu Ehren der Stadt und ihrer eignen. Noch weniger hätte man Räthe und

Redner und Staatsmänner hier vermuthet. Aber es bildet jede Zeit ihre Männer, als ſie deren bedarf. Wer, der die eiſernen Gebiſſe der Ritterpferde in den Rüſtkammern ſieht, hält die Zucht von heute für ſtark genug, ſolche Marterketten zu tragen! Es waren andere Muskeln, die auf jenen fürchterlichen Foltern zuſammen hielten, und das duldeten, was unſeren Nerven unmöglich dünkt. Geredet ward wenig; aber wenn die Noth es forderte, war jeder freie Mann ein Redner, denn er vertheidigte ſein Recht, und fand dafür das kürzeſte Wort; und es traf.

Unter den Zünften Berlins gingen vier voran. Die hießen die Viergewerke. Sie hatten die älteſten Briefe, und waren die mächtigſten, und ihre Macht dauerte lange fort, und ſie vertraten die anderen Innungen und die bürgerliche Gemeinheit. Das waren: die Bäcker, Schuhmacher, Fleiſcher und Schneider. Innungen, welche in ſich wieder verſchiedene Gewerke begriffen. Daß aus den Bäckern ſich ſchon Kuchenbäcker und Zuckerbäcker entwickelt, ſagen die Chroniken nicht. Die Schuhmacher, auch wohl ſimpel Schuſter genannt, aber in den Urkunden ſteht Schumacher, umfaßten noch die große Zunft der Altflicker oder Altbüßer, und die wohl-

ehrbare Zunft der Knochenhauer oder Fleiſcher den veredelten Zweig der Wurſtmacher, ſo ſeitdem als Gilde erloſchen iſt. Müſſen unſere Voreltern gern Würſte gegeſſen haben; denn es waren nicht wenig Wurſtmacher in Berlin. Die gröſte und bedeutendſte war jedoch die der Schneider, die hießen aber Gewandſchneider; und mag man's daher denen von heut auch nicht ſo übel deuten, wenn ihnen der Name Schneider zu kurz dünkt, und ſie ſchreiben ſich Kleidermacher. Machten aber dazumal Kleider noch nicht allemal Leute; denn hätte ich's Keinem rathen mögen, ein Kleid zu tragen, was ihm nicht zukam. Jeder wußte, was ſich für ihn ſchickt, aber noch beſſer, was ſich für die Andern ſchickt. Und umfaßte dieſe Innung nicht allein die mit der Nadel und der Scheere umgingen, ſondern auch wahrſcheinlich alle die, welche die Rathbürſte führten. Und da auch die reiche und groſe Gilde der Händler mit Tuch, die Tuchreißer, oder die eigentlichen Gewandſchneider damitinbegriffen waren, ſo kann man ſich wohl denken, was Anſehn dieſe Innung hatte.

Die Verſammlungen, wo das Wohl der Zunft beſprochen ward, hießen die Morgenſprache. Da aber in denſelben oft mehr als davon, nämlich auch

zum Schaden anderer gesprochen ward, und wenige ohne Heftigkeit und Tumult auseinander gingen, war das Gesetz, daß jeder Morgensprache der Rathsherr, so die Zunfte vertrat, vorsitzen mußte.

Einen schweren Dienst hatte an dem Morgen Herr Zabel Garnekofer. Vergebens hatte er die feierlichste Amtsmiene angelegt, vergebens wenn sie um ihn tobten und unwillig andrängten, fürnehme Ruhe entgegengesetzt, vergebens hatte er Einspruch gethan, daß was hier vorgebracht werde, vor den Rath der Städte gehöre, und nicht in die Morgensprache der Schlächter. Seine schwache Stimme war in dem Tumult erstickt.

Als Barty Kuhlemey sprach, regte sich dagegen kein Laut.

„Vor den Rath gehört es, sagt der ehrenwerthe Herr. Das mein ich auch. Aber wenn der Rath taub ist, wer hört für den Rath, und wenn der Rath blind ist, wer sieht für ihn? Wenn der Rath sich schlägt und bei den Ohren faßt, wer treibt ihn auseinander und schlägt ihn wieder?"

Ein Gelächter, das nach Messern und Schlachtbeilen schmeckte, schmetterte durch die Scharnen.

Der arme Herr Garnekofer war eingeschüchtert. Er vergaß die Regel der Klugen: wer sich verthei-

digt, der klagt ſich an. Er vertheidigte den Rath. Er entſchuldigte den Eifer von neulich Morgen, daß die Herren von Köln und Berlin voll guten Willens wären, und wollten die Gerechtſame ihrer Städte wahren, von woher auch der Angriff komme.

„Wer's glaubt!" ſchrie die Menge und eine kräftige Stimme: „Wir laſſen uns nicht mehr aneinanderhetzen wie Hunde und Hähne."

„Im Trüben iſt gut fiſchen, und wenn's ſtürmt, ſieht man nicht die Netze, ſprach Hans Kuhlemey. Die Nacht iſt Niemands Freund, aber der Diebe doch; ſie finden, was ſie ſuchen. Und wenn die Kleinen ſich die Köpfe zerſchlagen, haben die Gewaltigen das Aufheben. So die Fröſche Krieg führen, iſt den Störchen eine gute Mahlzeit geſchafft. Wir wollen uns aber nicht mehr die Köpfe zerbrechen, wir mögen nicht Krieg führen, um was uns nicht ſchiert, und Mahlzeit ſchaffen für Andere; wir wollen ſelbſt eſſen."

Herr Garnekofer lachte, oder zwang ſich zu lachen: „So Ihr ſelbſt eſſen wollt alle Ochſen, ſo Ihr ſchlachtet, wird's Euch der Rath nicht wehren; wünſchen nur, daß es Euch bekommt."

„Mit nichten! rief itzt ein ſehr alter Mann,

der ſchweigend bis da geſeſſen, auf ſeinen Haſelſtock geſtützt, und indem er ſich erhob, funkelten ſeine erloſchenen Augen, der Zorn belebte die todten Züge, und das Zittern der Glieder verſchwand, je weiter er ſprach. Mit nichten, Ihr Meiſter! Kunden und Werkleute ſollen nicht eins ſein, ſondern zwei, als wie die Hände nicht wirken um der Hände willen, ſondern um den ganzen Leib. So jedwed Glied nur dächte und wirkte für ſich, wo bliebe dann der Leib, deſſen Haupt der Kopf iſt, und iſt nur geſund, wenn jedes Glied das Seine thut dafür? Und ſo jede Innung nur ſchaffte und arbeitete für ihre Meiſter und Geſellen, was würde aus den andern, was aus der Stadt, zu der wir geſchworen ſind, und eingeboren, und ſie ſchützt uns, wie eine Mutter ihre Kinder! So die Gewandſchneider nur weben ließen und ausſchnitten und zuſchnitten und näheten für ſich, gingen die Andern noch in Bärenpelzen und Büffelhäuten wie vordem, ehe die Städte aufkamen. Und ſo wir nur zurichteten das gute Fleiſch für uns allein, müßten die Andern Krähen eſſen und das Vieh, das auf dem Wege verreckt, und weß Hand es anrühret, der iſt unehrlich! Gleich als wie wir Knochenhauer geſchworen ſind, zu Rath und Gemeinheit,

daß wir nur geſundes Vieh in die Scharnen bringen und aushängen, daran ſich Niemand entſetze und ein Aerger nehme, alſo iſt ein Jeder auch, der in einer Stadt Rede und Recht hat, Freiheit und Frieden, gehalten und geſchworen, daß er zum gemeinſamen Beſten ſehe, und nicht auf ſeines allein, und ſeiner Geſellen und Sippſchaft. Denn darum ſind die Städte da, daß wir ſtättig ſein ſollen im Ehrenhaften und Guten, und zuſammen halten Einer mit dem Andern, und Alle mit Einem. Und uns nicht kehren und wenden, wie das Volk was vor uns im Lande war, die darum Wenden hießen, daß ſie ſich wendeten und wandelten, wie der Wind ging, und nirgend ſtättig waren. Darum gründeten unſere Vorväter die Städte in ihrem Lande, daß ſtättig würde Sitte und Ordnung, und ſchrieben es nieder und das hieß Statuten, und weil unſere Vorväter Sachſen waren, oder Saſſen, nannten ſie's Satzungen."

Ein Murmeln des Beifalls ging durch die Verſammlung.

„Und die Statuten und Satzungen haben ſie gemacht, daß wir dran halten ſollten, fuhr der Redner fort. Denn ſo wir nicht dran hielten, wären's keine Satzungen. Und die alten Fürſten

hielten daran, darum hießen ſie Fürſten von Anhalt, und ſchenkten uns neue, ſie ſtifteten Zünfte, machten Innungen mit den Gewerken und ſchenkten ihnen Briefe, darin geſchrieben ſtand, was Jeder für Rechte hatte, und hingen an langen Schnüren große Siegel darunter von Wachs. Und als darauf die ſchlimmen Zeiten kamen, unter den Baiern und dann den Böhmen, und Brand und Unglück über das Land: die Briefe ſind nicht verbrannt und die Siegel nicht geſchmolzen. Nein, die Städte hielten zuſammen, und wahrten, was Ihres war, derweil es draußen bunt und kraus herging, und die Fürſten und Herren aus Baierland und Böheim freuten ſich deß, und nannten uns ihre lieben Städte, und beſtättigten Alles und ſchenkten uns noch mehr."

Ungemeiner Jubel tauchte bei ſo freudigen Erinnerungen auf. Herr Garnekofer wollte zwar einlenken und bemerken, daß dieſe Statuten noch in Kraft ſeien, und darum kein Grund zur Unzufriedenheit; aber er ward von allen Seiten überſchrieen.

„In allen großen Dingen, fuhr der Redner fort, ſo es Fehden gab, oder unſere Väter feſtſetzten, was vordem noch nicht geſetzt war, und es

ſollte geſchrieben werden ins Stadtbuch, daß es gälte für Kind und Kindeskind, da hat der Rath nicht gehandelt ohne die Gemeinheit der Bürgerſchaft. Item ſo es galt, neuen Schoß ausſchreiben, wurden wir zugezogen und gefragt; was Jeden angeht, und wo Jeder geben muß, da redete Jeder mit."

„Da redete Jeder mit!" riefen fünfzig Stimmen auf einmal.

„Wo nicht **Schick** dazu war, noch Zeit, Alle zu hören, rief der Rath die weiſen Leute und die braven und reichen zuſammen, das hieß der große Rath, darin die vier Gewerke und die Sechzehn Männer ſaßen und ſprachen, als Verordnete der Gemeinheit. Da ward geſprochen und berathen, von Wohl und Weh der Stadt, und das war recht."

Der Redner war im beſten Zuge, die Geſchichte der Stadt und ihrer Verfaſſung vorzutragen. Aber die geheimen Lenker mochten finden, daß das Bild vom verlornen Paradies ſchon reizend genug für die ſei, welche es verloren; noch weiter fortgeſetzt, könnte es an Glanz einbüßen. Alſo auf **Bartz Kuhlemeys** Wink ſprang Einer auf die Bank; der war nicht ſo beleibt als die Andern, doch um ein gut Theil ſah er wilder aus.

„Das war recht, und was iſt itzt recht? ſchrie er. Daß ſie Rechte haben, und wir keine! Daß wir unſere Knochen zu Markt tragen, und ſie das Fleiſch eſſen! Daß ſie Geſetze machen für uns, und ſelbſt leben, als ihnen gefällt. Summa: daß wir Ochſen ſind, und ſie geſtrenge Herrn. Wollt Ihr Ochſen bleiben, die ſie zu Markte treiben, ihnen einen Lappen über die Stirn werfen und drauf losſchlagen, oder wollt Ihr auch Herrn werden? Das iſt hier die Frage. Wollt Ihr in alle Zukunft die Mützen ziehen und ſprechen: wie's Ihre Geſtrengen gefällt; oder wollt Ihr ihnen zeigen, wer Ihr ſeid, und ihnen ſagen, was Euch gefällt?"

„Wollen ihnen zeigen, was uns gefällt!" rief es, ein Ton durch die Hallen. Aber dieſer eine Ton zerſplitterte ſogleich in viele; Jeder fühlte nun Muth, Jeder wollte vorbringen, was ihm beſonders gefiel.

Dieſen Augenblick griff Herr Garnekofer auf, mit mehr Gewandheit, als man's ihm zugetraut hätte. Er wies nicht die Ungeſtümen zurück, nein, itzt forderte er Namens des hohen Rathes, daß ein Jeder ſeine Meinung, Wünſche und Forderungen klar und unverholen ausſpreche, damit ſie nie-

dergeſchrieben würden, und der Rath ſollte von Allem Kenntniß erhalten, durch ihn, Herrn Garnekofer.

Aber der Gildeſchreiber hätte zehn Ohren haben müſſen, um zu hören, und zehn Hände dazu, um zu ſchreiben; ſo bunt und kraus klang es. Der wollte die Juden und ihre Kleinſcharnen aus Stadt und Weichbild vertreiben; Jener die Dörfer zwingen, daß ſie ihr beſtes Vieh zur Schau und Verkauf dem Gewerke ſtellten; ein Dritter gar eine neue Fleiſchordnung, und Patricier und Bürger ſollten gezwungen ſein, jedweder in ſeinem Viertel, von ſeinem Meiſter zu nehmen, was er bedurfte. Das forderten freilich nicht die Stimmführer. Ihre Forderungen zielten weiter hinaus. Aber der große Strom des allgemeinen Unwillens, der ſie treiben ſollte, war in kleine Bäche zerſplittert. Die mächtige Zunft, die uralte Rechte zurückforderte, und Wahlrecht, Sitz und Stimme im Rath und Anſprüche auf die höchſten Aemter der Stadt ertrotzen wollte, deren begehrten ihr die mehrſten ihrer Meiſter Dinge, die entweder nimmer gewährt werden konnten, oder ſie mußten den Neid der anderen aufregen. Waren die Schleuſen aufgethan, und es brach mit der Fluth aller Unrath aus, der ſich geſetzt. Wie ſollte da der Strom klar ſein; und

wo den Schreiern die Stimme gelaſſen iſt, müſſen die Redner verſtummen.

Zwar kam's zu einer neuen Wendung, als itzt abgeordnete Meiſter der Gewandſchneider eintraten und thaten Meldung von dem, was in ihrer Gilde durchgegangen war. Konnt' es lockend klingen, daß Rath, Kurfürſt, endlich Kaiſer und Reich ſolle angegangen werden, beizuſtehen der bedrängten Gemeinheit, daß ſie die Rechte der Zünfte von Berlin und Köln wieder herſtellen ſollten, daß fortan, wie vor Alters, jeder freie Bürger Recht habe ein Rathmann zu werden und beim Regiment mitzuſprechen. Iſt allerwegen die Aufzählung erduldeter Unbill ein berauſchender Feuertrank für die Unterdrückten, und fehlte es hier gewiß nicht an ſchreienden Thatſachen. Aber Kaiſer und Reich ſind fern, und um den Kurfürſten war man gewohnt ſehr wenig in Berlin ſich zu kümmern; aber ob der Hauptochſenmarkt in Köln bei Sanct Peter, oder in Berlin bei Sanct Marien abzuhalten wäre, das klang dringender. Darum erhitzte man ſich, darum feurige Augen, drohende Geberden. Claus Martinecke der Schreier von vorhin hatte den dicken Altmeiſter Peter Hildebrand an der Schulter gefaßt, und ſchrie ihm ins Geſicht: „Da wär

keine Gerechtigkeit, wenn Ihr um Sanct Marien auch das noch ſchlucken wollt." Da ſchrie es wieder von: „Kölniſcher Hund!" und: „Wollen die Bullenbeißer auch das noch ſchnappen!"

„Friede! Ruhe! Eintracht unter Geſellen!" Es war umſonſt. Hände und Kragen waren ſchon aneinander. Herr Garnekofer athmete ſtolzer in ſeinem Lehnſtuhl. Die alte Zwietracht zwiſchen den Städten loderte aufs neue in derſelben Verſammlung, die gehalten wurde, ſie von Grund aus zu heilen.

Da brachte ein einziges Wort Alles auseinander. Freilich mit einer Stimme geſprochen, die als wie ein Kanonenſchlag durch Gewehrfeuer dröhnte. „Ein Ochs! — Der große Ochs iſt los." Das war ein Augenblick, und im nächſten waren die aneinander waren auseinander, rechts, links, vorwärts, rückwärts geſprungen. Ein toller Ochs könnte noch vier hundert Jahre ſpäter, als dieſe Geſchichte ſich ereignet, in derſelben Stadt Verſammlungen ſprengen, die nichts mit dem Gemeinwohl zu thun haben. Ein geſchlagener Ochs, der ſeinem Schlächter entſpringt, war aber in einer Stadt mit engen Gaſſen, wo, wer auch von den Hörnern getroffen wurde, immer ein Bekannter

war, denn Jeder kannte den Andern, ein Ereigniß, was Jeden nahe und zunächst anging. Und wo Jeder retten und helfen mußte, war's nicht zu verwundern, wenn die Schlächter zuerst zur Hand sein wollten. Der Zorn, heißt's, macht blind; und dem muß man's wohl beimessen, wenn Einige das Thier in der Gasse rechts, Andere links rennen gesehen, und Alle ihm nachstürzten, aber Einer dahin und der Andere dorthin.

Als Bartz Kuhlemey athemlos auf den Platz zurückkehrte, den der Ochs geräumt, ohne daß nur Einer des Thieres ansichtig worden, fand er von der Versammlung nichts mehr als die Bänke. Auch Herr Garnekofer und sein Schreiber waren abgezogen. Dagegen saß auf einem Prallstein an der Ecke ruhig Henning Mollner, den Kopf in der Hand gestützt, und der Ellenbogen ruhte auf dem Knie.

Der Meister stutzte, und es fuhr etwas, das wie ein Blitz aussah, und ein Gedanke sein konnte, durch sein hochrothes Gesicht.

„Henning, das war Deine Stimme, oder ich will nicht Bartz Kuhlemey heißen."

„Freilich, Ohm", war die Antwort.

„Junge, wo ist er?"

„Wenn Ihr ihn nicht ſaht, ich ſah ihn auch nicht.“

„Und Du ſchrieſt?“

„Was ich konnte, Ohm.“

„Der Ochs iſt nicht fortgelaufen, Henning?“

Henning blickte ruhig auf und ſah ſich um: „Sind ſie Alle fort.“

Der Meiſter wiſchte den Schweiß von der Stirn und ſetzte die Mütze zurecht: „Junge, was ſoll aus Dir werden?“

„Darüber ſann ich eben nach, Ohm.“

„Wenn ſie erfahren, daß Du es warſt! Sie vergeben Dir den Schabernack nimmer. Willſt nicht endlich geſcheut werden?“

„Ich meine, es war das Geſcheuteſte, was ich thun konnte.“

„Steh auf, Junge, ich will Dir 'nen Kuß geben, ſprach ſein Verwandter, indem er ihn aufhob. Biſt Deiner Mutter, meiner lieben ſeligen Schweſter wie aus dem Aug geſchnitten, und ſtattlich wie Dein Vater, und keck wie Dein Großvater. Und von Blut ſteckt was in Dir, das wie ein Mühlrad geht. Auch pfiffig biſt Du. Aber wo ſoll's hinaus?“

„Zum Thor“ — rief Henning, auf der flachen Hand blasend, wie zum Reiterliede.

„Ein Thor biſt Du, fiel der Ohm ein. In der Stadt iſt Dein Acker, biſt ein Stadtkind. Hier haſt Vater- und Mutterfreunde, hier Deinen Anhang, hier mußt Du ſchaffen.“

„Mit der Kratzbürſt, mit der Elle oder mit der Scheere?“ fragte ſpöttiſch der Junge.

Es zuckte etwas in des Meiſters Gliedern, wie wenn er ein Schlachtmeſſer ergreifen, oder in einer Rüſtung die gepreßten Glieder ſchütteln wollte: „Daß Dich, Henning! Jammer und Schande! Wenn Du anders wärſt, aus Dir würde was. Aber das machte Deine Erziehung; daß Du ſitzen mußteſt auf der Schulbank bei den grauen Brüdern, und das A-B-C ſchwitzen. Oder nein, das Mönchiſche haſt Du wieder ausgeſchwitzt. Ein friſcher Bub, haſt rein abgeſpült das Lampenöl der Glatzen. Aber bei den Weibern — beim Rathsherrn — im Hauſe da, die vornehmen Geberden und Redensarten, — was weiß ich's, — das hat Dich aus der Art ſchlagen laſſen.“

Wir können mit Dinte und Feder die Miene nicht wiedergeben, welche der junge Henning hierzu machte. Aber ſie mußte ſo ausdrucksvoll und drei-

lig ſein, und zugleich an irgend einen beſtimmten Vorfall erinnern, der die Rüge Hans Kuhlemers von ſelbſt niederſchlug. Der Meiſter war geſchlagen, und ließ es ſich gern gefallen. Er lachte herzlich und legte ſeine breite Hand mit einem derben Schlage auf die Schultern des Jungen:

„Nein, aus der Art biſt nicht geſchlagen. Biſt auch nicht vornehm worden und verdorben, biſt ein tüchtiger, toller, durchtriebener Taugenichts. Werden von Deinen Streichen noch nach fünfzig Jahren ſprechen in Berlin und Köln.“

Mit einer ehrbaren Miene zog Henning die Mütze und wollte dem Ohm Valet ſagen.

„Noch nicht, Burſch. Du ſchlugſt doch aus der Art. Wo es ſitzt, das weiß ich nicht; aber wo's nicht ſitzen ſoll, das weiß ich. Halt, halt! Ich rede nicht für Dich und mich. Für uns Alle rede ich, für die Stadt, fürs Gemeinwohl. Junge, wem's ſo gegeben ward wie Dir; wer ſo ſchreien kann und anbinden, ſo mit den Augen blitzen, ſo ſie aneinander hetzen die Leute, und ſo ſie auseinander bringen; wem ſie nachlaufen wie Dir die Thunichtsgute und die Mädel an den Fenſtern nachblinken, und die ehrbaren Väter doch dazu nicken, und meinen, das wäre ſchon Einer; Junge, es ha-

den ſchlechtere Leute als Du größere Städte als unſere auf den Kopf geſtellt."

„Gott bewahre uns vor Türken, Peſtilenz, Hader und Unordnung!" ſprach Henning mit einem frommen Geſichte.

„Und mache die Pfaffen keuſch und tapfer und junge Burſche mit Auerochſenknochen zu frommen Lämmern, fiel Bartz Kuhlemey ein. Willſt ein Mönch werden? Willſt beten: Vergieb uns unſere Schuld, als auch wir vergeben unſern Schuldigern? Willſt ihnen die ſiebenundvierzig Schock Groſchen ſchenken! Henning, ſieh mal, wenn Du das thuſt, biſt meiner Schweſter Kind, aber Dein Vater war meiner Schweſter Mann, ein Mann, Junge, wie's nicht viele gab in der Mark. Der drehte ſich im Sarge um, und kletterte, daß mir Gott verzeih und alle ſeine Heiligen, als nacktes Gerippe auf Sanct Mariens Thurm, und ſchrie Zeter und Wehe über die ganze Stadt, und einen Fluch auf Dich, daß Dich kein rechtſchaffener Mann mehr anſähe. Henning, willſt ihnen im Rachen laſſen, was Dir gehört?"

„Nein, Ohm."

„Blutgeld iſt es, Deines Vaters Blut klebt dran, Dein Ehr und guter Name. Wo Du an-

klopfſt, 's iſt keine Hausthür in Köln und Berlin, wo Dir nicht Einer beiſtände. Und warum klopfeſt Du nicht?"

„Bekomm ich doch den Stock mit dem Zins, wenn ich warte."

Sein Verwandter war auf dieſe Antwort nicht gefaßt. Er ſchüttelte ihn vor Freude; aber mußte doch was ihn ſtören, ihm durch den Sinn fahren: „Zinſen willſt Du? Die ſind ja verboten zu fordern. Schelten kann man Einen, der nicht zahlt, von Gott und Rechts wegen, und den Schmähbrief anſchlagen an den Kaak. Ein guter Mann kann einen ſchlechten Schuldner niederwerfen. Es hat ſchon mancher ehrliche Kerl einem Hundsfott das Haus geſtürmt, und den rothen Hahn ihm aufs Dach geſetzt — aber Wucher! — Was lachſt Du? Was für Zinſen forderſt Du? — Höre mal, Junge, ich will nicht glauben, was ſie munkeln. Der Meiſter Ferbitz ſoll's geſagt haben."

„Was hat Meiſter Hans geſagt?"

„Daß Dir der Hochmuth in der Schuhſohle ſitzt, und wie eine Blaſe Luft im Waſſer zum Oberſtübchen hinaus will. Ich war von Anfang an dagegen, als Dich die Rathenows ins Haus nahmen. Aber Deine Mutter ſeliger mit ihren

Wittwenthränen, wer iſt immer ſtark gegen Weiber-geplärr! Eitelkeit und Hochmuth iſt in ihnen allen. Dachte Wunders was! Ja was ſoll denn aus einem Jungen werden, der ein ehrlich Bürgerkind iſt, als wieder ein Bürger? Und wenn der Kaiſer einen in den Windeln ins Haus nimmt, kann er ihn zum Kaiſer machen? — Nun haben wir die Beſcheerung. Geſtreichelt haben ſie Dich, und dann hinausgeſtoßen. Beſchwatzt haben ſie Dich, und Du haſt gewartet und gewartet, und Dein ſchönes Recht ward ſchimmlicht und ſtockig. Junge, Gleich und Gleich das ſchickt ſich, ſonſt nichts. Wer in der Zunft iſt, der halte zu den Zünften, das macht ihn ſtark und ſie ſtark. Nicht drunter weg geſehn, aber auch nicht drüber. Verſtehſt Du? — Wenn Du Dein Auge würfeſt auf eine unzünftige Dirne, und wollteſt ſie an den Altar führen, Deine Zunftgenoſſen würden auf Dich ſpucken."

„Ohm! Ohm! ſprach Henning, was denkſt Du! Ich und ein Bettelweib! Pfui!"

„Das denk ich nicht, Henning, aber ich denke etwas. Junge, ich ſage Dir, ein Fräulein bleibt ein Fräulein und ein Stolzer bleibt ein Stolzer. Henning, Du thuſt's Deinen Verwandten nicht an; Dein Name iſt ein ehrlicher guter Name,

und Du läſſeſt Keinen drüber lachen — Wo ſtierſt Du hin?"

„Da, da, Ohm, ſeht Ihr?"

„Der Ochs?"

„Nein, der Bürgermeiſter."

Als Meiſter Hans um die Ecke der breiten Straße ſich dahin umſchaute, wohin der junge Henning den Hals gereckt, war der plötzlich fortgelaufen; er wußte nicht, ob nach dem Auflauf, der auf dem Platze ſtatt fand, oder um die Ecke ſonſt wohin.

Achtes Kapitel.

Den Ochsen hatten die Knochenhauer nicht gefunden, aber überall auf den Gassen Lärmen und Unruh. Die Beschlüsse in der Morgensprache der Gewandschneider waren schnell durch beide Städte bekannt worden. Mußte viel Zunder der Unzufriedenheit aufgespeichert liegen. Von den steilen, engen Treppen stürmte der Jubel herunter, und aus den Kellern jauchzte er herauf. An Hochzeiten, Begräbnissen und Kindtaufen war's zwar genau vorgeschrieben, wie viel Tische und Schüsseln, Körbe und Kannen der zünftige Bürger, der Unterthänige und der freie Mann seinen Gästen vorsetzen dürfe; aber auch der strengen Sittenzucht des Mittelalters war es nicht gelungen zu bestimmen, wie viel ein Mann außer diesen Feiertagen trinken dürfe. Zwar sollte ein betrunkener Gesell, wenigstens wenn er zu

oft in den Fall kam, von der Innung gestraft werden; aber um ein oder zwei Gläser über den Durst, auch etwas mehr, machten unsere Vorfahren noch kein bös Gesicht. Einen Kuß in Ehren und einen Trunk in Ehren durfte Niemand wehren; ja wer bei gewissen Gelegenheiten nüchtern blieb, der konnte seinen Ruf als guter Bürger aufs Spiel setzen. Um deshalb hatte man sich nicht zu wundern, wenn bei den Morgensprachen außerhalb derselben die Schenkwirthe und Kellerhalter guten Verdienst hatten. Und sie hatten heut, wo solche Sachen berathen wurden, die Fässer bis auf die Neige gezapft.

Das war nicht zu verkennen! Wie das Alles miteinander und gegeneinander durch die Gassen strömte und wogte. Nur, wenn die Lustigkeit, die durch den Trunk hervorgebracht wird, bei allen Völkern und in allen Zeiten dieselben Kennzeichen hat, als da sind rothe Gesichter, feuchte Augen, unreine Stimmen, schiefe Hüte, und einen wankenden Gang, ist das nicht zu vergessen: es gab sich im Mittelalter jedweder Ausbruch von allgemeiner Lustigkeit nicht nackend, vielmehr mußte er seine Symbole haben, seine Masken, oder was wir auf Hochdeutsch itzt Repräsentanten heißen. Oeffentliche Schauspiele gab es keine, oder wenige; Jeder spielte

daher gern selbst Komödie, wo es Gelegenheit gab. Prozessionen und öffentliche Aufzüge, das waren die großen Aktus, die ans graue Einerlei bunte Schaufenster stellten, darin der Ernst und die Thorheit ihr Bestes aushingen; sie wurden oft vorbereitet, oft machten sie sich von selbst. Wo das Leben noch bunt war und jeder Stand schroff vom andern geschieden, und in Wirklichkeit der Sprung über die Schranken fast unmöglich, da war die Versuchung wohl nahe. Wer nicht fürnehm sein kann, grad den juckt's, daß er mal den Fürnehmen spielt. Will er doch im Scherz versuchen, wie sich's im Kleide des Andern gehen läßt. Da schützte nicht die Würde des Senators, und nicht die Heiligkeit des Priesterrockes; und nicht Stände und Aemter allein, auch Männer und Frauen selbst in hoher Achtung ließ der Muthwill im Mummenschanz springen und singen, ohne daß Stand, Amt und Würde sich dadurch verletzt hielt. Im Gegentheil gönnten unsere Vorväter den Andern das Vergnügen über sie zu lachen, und lachten auch wohl selbst mit; sie meinten nämlich so fest zu stehen, daß ihre Stellung durch ein Gelächter nicht erschüttert würde.

Wie das immer ist, da war Scherz und Ernst bunt untereinander. Während hier Einer auf den

hohen Steinen an den Ecken der Gaſſen ſtand, und zu denen umher redete in Feuer und Ernſt, von Druck und angemaßter Gewalt, von den Zeiten ehemals, und wie es die Bürger in andern Städten gehalten, wo das Regiment der Geſchlechter aufgehört, kam ein Faſchingszug vorüber, der ſagte daſſelbe, aber viel deutlicher und viel luſtiger. Man kehrte dem zornigen Prediger den Rücken, um den Hanswurſt zu ſehen, der einen Mönch im Sack auf dem Buckel trug, und mit der Pritſche um ſich hantierend, Keuſchheit, Armuth und Gehorſam zum Verkauf anbot, weil ſie ihn zu ſehr drückten. Ein Rathsherr mit einem Bauch von Tonnenreifen, und auf einem ſtolzen Pferde reitend, das ſich fortwährend unter ihm bäumte, ließ ſich mit dem Hanswurſt in Handel ein. Aber die drei Eigenſchaften zuſammen ſeien ihm zu viel, und ſchlug er vor, den Mönch in drei Stücke zu ſchneiden. Die Keuſchheit könnten die Badewirthe kaufen, die Armuth möge er abſetzen bei den Edelleuten auf dem Lande, den Gehorſam aber brauche er nothwendig, um ihn ſeiner lieben Stadt Berlin zu ſchenken. Er wolle für den Theil ſo viel geben, als der ganze Mönch im Sack werth ſei. Aber als man Handels einig war, und den Sack von

der Kapuze und die Kapuze vom Mönche abzog, auch vielleicht noch einige andere Hüllen, war nichts darunter, als ein Paar Krähen. Wie jubelten sie da, als der Gehorsam in die Luft flog. Ein Mütterchen hatte in ihrem Korbe einen wohlfeilen Rath zu verkaufen, und redete die Elstern, die ihre Köpfe aus den Stäben vorstreckten, zur großen Lust der Umstehenden, mit den wohlbekannten Vornamen der wohlweisen Rathsherren an. Auch sah man die verschiedenen Cardinaltugenden auf Eseln reiten, mit schönen gereimten Sprüchen auf der Brust, und sie klagten, daß sie im Lande nirgends ein Unterkommen fänden. In Berlin und Köln, hätten sie gehört, sei ein Kalandsorden, der die flüchtigen Diener Gottes um Gotteslohn herberge, aber sie seien von Pontius zu Pilatus geschickt, und nirgends sei er zuhause; zu Köln müßten die Herren Präpositi den neuen Wein probiren und zu Berlin das bernower Bier. Auch durften die Lieblingsfiguren der Zeit, die Teufel, nicht fehlen. Sie ritten von aller Gattung und in allerhand abschreckender Kleidung und neckten die Tugenden wie die Zuschauer um die Wette. Wenn sie an den Fenstern ihre lieben Bekannten und Blutsfreunde grüßten, und sich erkundigten nach gewissen Heimlich-

keiten, die aber in einer Stadt, wie Berlin und Köln damals, männiglich bekannt waren, ſo wollte ſich Alles ausſchütten vor Lachen.

Eine unförmlich dicke und große Geſtalt, deren Schultern bis über die Fenſter des erſten Stockwerks ragten, bewegte ſich ſo ſchwerfällig daher, wie es bei einer Figur von Stangen und Leinwand nur ſein konnte, die verſchiedene darin ſteckende Perſonen mühſam regierten. Als ſie näher kam, ſah man, daß ſie eigentlich zweileibig war; denn ſie hatte alle Gliedmaßen doppelt; nur ſaßen ſie in wunderlich verkehrter Ordnung und hinderten ſich gegenſeitig in ihren Verrichtungen. Zum Beiſpiel ſaß immer ein Bauch und ein Hintertheil zuſammen, und die vier Füße gingen nach verſchiedenen Richtungen, ſo daß ſie bald vorwärts bald rückwärts ſich hätte bewegen müſſen, wenn nicht ein gewaltſamer Impuls von dem Geiſte drinnen ſie fortriß, wohin er wollte. Daß dieſer Geiſt in dem großen Kopfe ſaß, der auf dem Rumpfe wackelte, war ſchwer zu glauben, denn der Kopf ſchien allein damit beſchäftigt, in ſeinem weit aufgeſperrten Munde Alles zu verſchlingen, was die vier Hände ihm immerwährend zuſtecken mußten. An den Farben und Wappenbildern des Ungethüms ließ ſich für Jeden erkennen,

daß der Gliedermann die verſchmolzene Stadt Berlin und Köln vorſtellte, und die Zureichungen, die er gierig verſchlang, waren grob und deutlich. Auch die Kinder mußten den ſehr anzüglichen Sinn verſtehen.

Und wäre noch etwas zweifelhaft blieben, ſo erklärte es der Hanswurſt, der die Puppe umſprang ihr bis auf die Schultern kletterte und was das Publicum meinte, ihm ins Ohr ſchrie — denn es war angenommen, daß der Gliedermann taub ſei — und dann verdollmetſchte er dem Volke wieder mit eben ſo lautem Geſchrei das Grunzen der Puppe Die Tugenden baten um Aufnahme bei der hochmächtigen Frau, aber der Hanswurſt ſchrie ihnen als Antwort zu, ſie hätte mit ſolchem landſtreicheriſchen Geſindel nichts zu thun. Nun bemühten ſich die Teufel um dieſelbe Gunſt anſcheinend mit mehr Glück, denn ſie nickte ihnen mit verdrehten Augen zu; aber plötzlich hob der Schalksnarr die ungeheure Hirnſchale der Puppe in die Höhe, und ſiehe da, dieſelben Teufel, die um Aufnahme betelten, nickten ſchon daraus hervor. Die Teufel auf der Gaſſe waren darüber ſehr ungehalten, und ſchrieen, das ſeien Betrüger, ſie wären die echten. Hanswurſt disputirte gelehrt mit ihnen, und rief

alle Bürger zu Zeugen, ob die im Leibe nicht die allerechteſten Teufel wären und ſeit langen Zeiten bei ſeiner lieben Herrſchaft zuhauſe?

Da folgte dem Zuge ein Procurator, auf einem Stuhle hoch über den Köpfen getragen. Eine lange Pergamentrolle rollte aus ſeinen Händen, und dicke Folianten, angeblich voll Kaiſerrecht und geiſtlichem, dienten ihm als Kiſſen. Er rief es nach allen Seiten aus, daß er als Kläger kommen, und wolle auf Scheidung einer Ehe klagen, ſo nach göttlichem und menſchlichem Rechte ungültig ſei.

„Vor welchem Gerichte klaget Ihr dann, Herr Doctor canonicus?“ fragte Hanswurſt.

„Vor Schöffen, Richter und Rath, daß ſie ein ordentlich Gericht hegen mögen“, antwortete der Doctor.

„Wo iſt dann die ordentliche Wurſt, und die Speckſeit, die Eier und Kuchen? Anders wird drüben und drüben der Spree kein ordentlich Gericht gehegt“, ſagte Hanswurſt.

„So lade ich ſie vor Kaiſer und Reich. — Wo ſind Kaiſer und Reich?“

„Die ſitzen auf der langen Bank, Herr Doctor.“

„So will ich mich zu ihnen ſetzen.“

„Thut das ja nicht, Herr Doctor. Ihr bleibt dann auch ſitzen.“

„So lade ich ſie vor das heimliche Gericht.“

„Beileibe nicht, Herr Doctor. Da kehrt Ihr niemals wieder. Der Rath hat ſchon alle Stadtkaſſen vor ſein heimlich Gericht laden, und iſt noch kein Groſchen zur Allgemeinheit zurückgekehrt.“

„So lade ich ſie vor das geiſtliche Gericht, ſprach der Procurator. Wo iſt dann das geiſtliche Gericht?“

Augenblicks ſah man die Teufel auf ihren Pferden ein Taſchenſpielerkunſtſtück bewerkſtelligen, und es ſaßen nun, ſtatt der Teufel, ehrbare Kapuzen mit Brevier und Roſenkranz quer über den Sätteln. Einer, deſſen Mütze zwiſchen der des Biſchofs und Papſtes in der Mitte ſchwankte, wollte das Gericht hegen, als eine der alten Frauen mit Beſenſtielen behauptete, das wären keine Biſchöfe und Kirchenfürſten, ſondern insgeſammt Beelzebubs. Die andern Hexen ſtimmten dem bei; jede wollte ihren beſondern vom Blocksberg herauserkennen; wozu die frommen Väter Blicke des Bedauerns und Entſetzens machten, einige aber, die heiligen Geräthe erhebend, alle Flüche der Liturgie gegen die

beſſenen Weiber ſchleuderten. Als der Lärm zunahm, verwandelten ſich zwei Teufel hinter ihren Pferden in ehrbare Bürger und bezeugten auf ihren Bürgereid, daß ihre Kumpane keine Teufel ſeien, ſondern fromme Diener der Kirche.

Der bunte Lärm nahm zu, wie der Zug ſich fortwälzte. Die alten Weiber ſuchten den canoniſchen Herren die Kapuzen abzuziehen, die Teufel ſetzten ſich zur Wehr, und eine Katzbalgerei verſchönerte den luſtigen Ernſt. Der Procurator erklärte jetzt, ob dies des Satans oder des Papſtes Kammerdiener wären, wolle er doch nun vor ihnen nicht mehr Klage anbringen, da ſie ſich ja in den Haaren lägen, wie die Herren auf der langen Brücke.

„Vor wem willſt Du dann klagen?“ rief Hanswurſt.

„Vor der Gemeinheit beider Städte, entgegnete der Procurator, ſich in ſeinem Seſſel erhebend und den Arm hoch ausſtreckend. Da will ich Recht fordern und will Recht nehmen; denn da allein iſt Recht zuhauſe.“

Da war unendlicher Jubel. Das war der Haupt- und Glanzpunkt des Schauſpiels. Die Mützen und Hüte der Gemeinheit, an die ſo glück-

lich appellirt war, flogen in die Lüfte und Tücher und Fahnen wehten.

„Wie alt iſt die Ehe, die Du dann willſt geſchieden haben?“ fragte Hanswurſt, jetzt vermuthlich im Namen der Gemeinheit.

„Einhundert und fünfunddreißig Jahre“, antwortete der Procurator.

„Was für Urſachen haſt Du dafür? Verträget ſich dann die Ehe nicht, oder ſind ſie zu nahe verwandt?“

„Sie ſind ſo nahe verwandt, daß es eine Schande iſt, und ſind ſo uneins, daß es auch eine Schande iſt.“

„Wie kann man dann das beſſer machen?“ fragte Hanswurſt.

„Wenn man ihnen einen andern Kopf aufſetzt. Denn der Kopf verſchlingt Alles, was die Glieder wirken und ſchaffen. Der Kopf denkt für ſich und nimmt für ſich ein, und läſſet den Gliedern nichts zukommen. Und wenn Eins klaget und ſaget: das kam mir zu, ſo ſpricht der Kopf: das nahm das Andere ſchon. Und kriegt Keiner, was ſein iſt, denn es heißt allezeit: der Andere hat's ſchon weg. Und iſt darum immerweg Unfrieden. Darum frage

ich die Richter: Sollen die Beiden Eins bleiben, oder sollen sie Zwei werden?"

Das tausendstimmige Gericht gab die Antwort, welche man sich denken kann. Auch erschien bereits eine neue Puppe, ein hagerer langer Mann mit rothem Mantel, über dessen Schultern ein gewaltiges Schwert funkelte. Es war der Scharfrichter, der die Ehe trennen sollte. Doch verfuhr man auch in solchem Puppenspielgericht mit Billigkeit, und forderte zuvor den Angeschuldigten auf, zu antworten und sich zu vertheidigen. Die wandelnde ungefüge Puppe, welche bis da ihrem Ankläger immer den Rücken zugekehrt, wurde mit Mühe umgedreht, und das ungeschlachte, dumme Gesicht, das in einem fort den ungeheuren Mund aufsperrte, ohne ein Wort vorbringen zu können, erregte ungemeine Belustigung. Was man auch fragte, es grunzte, verdrehte die Augen, und nickte und schüttelte, wie man es verlangte. Da es also alle Antworten gab, die man haben wollte, zur Ergötzung des Volkes Schwächen und Fehler eingestand und Fähigkeiten und Tugenden ableugnete, so erklärte es sich auch selbst für schuldig, und willigte in seine Scheidung. Der große Stelzenmann hub sein Schwert auf, und schwang es über der Puppe.

Die Zuſchauer hatten ſich inzwiſchen bedeutend vermehrt. Man war, als dieſer Hauptactus verging, bis an den freien Platz gekommen, auf den Breite- und Brüderſtraße münden, und zu den mithergeſtrömten Zuſchauern kamen noch die, ſo ſchon auf dem Platze um die Kirche waren, und aus der Barbierſtube des Meiſter Ferbiz die Faſchingsneuigkeit mit anſehen wollten. Auch von drüben, über der Brücke, hatte die Neuigkeit Müßige angelockt. Der Scharfrichter hatte dem Ungethüm den vielbeſprochenen Kopf abgeſchlagen, und die Puppe ſich darauf in zwei Weſen geſpalten, von denen einer jeden ſofort zur großen Freude der Leute ein beſonderer Kopf aufwuchs, und beide umarmten ſich und tanzten miteinander. Der abgeſchlagene Kopf rollte wie ein großer Kürbis auf dem Boden. Hanswurſt hob ihn auf, und zeigte, wie es ein hohles Ding geweſen, wovor man ſich gefürchtet, und hielt ihm erbauliche Reden, wie er es ſollen beſſer und geſcheuter machen, wenn er hätte wollen feſt ſitzen. Er fragte ihn, was er nun anfangen wolle? Und als der Kopf nicht antwortete, verſetzte er ihm zur ſteigenden Beluſtigung des Volkes einen Backenſtreich, und fragte ihn, was er denn könne, und wovon er leben wolle? Regieren? Rathen? Rich-

ten? Wolle kratzen? Seife sieden? Ins Feld ziehen? Am Thore Wache sitzen? — Der arme Kopf konnte nichts; er war von seinem Leibe getrennt. — Hanswurst bot ihn nun aus, ob sich Niemand seiner annehmen wolle? „Wenn er nichts kann, eins wird er doch können — Schwimmen." — „Die Wasserprobe an ihm probirt!" hieß es. „Schmeißt ihn in den Fluß!" — „In die Spree, in die Spree!"

Aber als Hanswurst den Kopf nach dem Ufer tragen wollte, war ein schwarz gekleideter Mann herangesprungen und riß ihm denselben zornig aus der Hand. In demselben Augenblicke lief ein Gemurmel durch die Menge: „der Bürgermeister!" Es war aber nicht Johannes Rathenow selbst, der dies that, sondern der Stadtschreiber, der mit ihm kommen war, und konnte seinen Zorn nicht halten darob, daß man ein Bildwerk, wenn auch nur ein schlechter Puppenkopf, darauf die vereinigten Zeichen der Städte Berlin und Köln, dergestalt verunglimpfte.

„Da sei Gott für, rief er, daß so schlechte Hände ein so gut Ding schädigen."

„Der Kopf ist mein, rief Hanswurst, welcher in seiner Verkappung die hohe Anwesenheit noch

nicht merken mochte, und wollte ihn wieder haben. Der Richter sprach ihn mir zu."

„Der Galgen, Schelm, ist Dein, rief der Stadtschreiber. Und da steht Dein Richter", und er wies auf Herrn Johannes Rathenow.

Nun ward' auch Herr Johannes sehr zornig und rief: „Ist's so, daß man achtet der beiden Städte Ehr und Wappen!" und in strengem Tone hieß er sie auseinandergehen, wo er nicht Ahndung verhängen solle. Aber mochten ihn Viele nicht gesehen und erkannt haben, denn er stand nicht höher denn die Andern, und war nicht von überragender Körpergröße, oder sie hatten ihn erkannt, die aber, die das Spiel angeordnet, hatten nicht Lust, das Heft aus den Händen zu geben und, was so hübsch anfing, so ohne Schluß und Ende ausgehn zu lassen. Also drängten die von hinten die vornstehenden vor, und es schrie von allerwärts: „Ins Wasser mit ihm! Probirt, ob er schwimmen kann, der gestrenge Herr."

Da riß sich Herr Johannes in die Höh, und schwang sich auf eine steinerne Bank am Eck und rief, daß man es bis ans Ende des Platzes hören mußte: „Ihr Bürger von Köln und Berlin, Achtung vor Obrigkeit und Gesetz! Ich, Johannes Ra-

theuew, erwählter Bürgermeister, heiße Euch auseinandergehen auf der Stell, im Namen des Rathes, der Richter und Schöffen beider Städte!"

Da ward es wohl auf einen Augenblick stille; doch hätte nicht so viel Zunder liegen müssen, daß der harte Ton nicht Funken schlug. „Wer hat ihn denn gewählt? rief eine Stimme aus dem Volk. Hast Du ihn gewählt, Niclas? Oder Du, Peter?" — Da erhob sich ein stilles Gelächter, wie es dazumal selten war, desto häufiger aber ward es in spätern Zeiten im berliner Volk vernommen. Einige sahen sehr scheel und possirlich; nur nicht die, so Herrn Johannes zunächst standen, denn sein Blick war so zornig, seine Augen schossen solche grimmige Blitze und seine Lippen waren so aufgeworfen, daß die ihn ansahen, ihre Augen senkten vor Furcht und Bestürzung.

„Er kann drüben befehlen, hier gilt nicht bange machen." Das ungefähr der Sinn des Murmelns von fern her, das in lautem Aufruhrschrei endigte. „Hier ist Köln! — Hier sind wir Herren!" und es gab aufgehobene Hände und freche Gesichter, von fern her wälzte es und tobte gegen den Punkt, wo der Bürgermeister stand. Der Rathsdiener hielt schützend das Amtszeichen vor seinem

Herrn, und der Stadtſchreiber fragte, ob er die Wachtmannſchaft aufbieten und die Stadttrommel ſolle rühren laſſen? Aber vorerſt hatte die bedrohte Obrigkeit ſchon anderwärts und einen nähern Schutz gefunden.

Ein wohlbeleibter Bierſchröter, der ſich vorhin die Seiten halten mußte vor Lachen über das Poſſenſpiel, und hatte es auch dadurch gezeigt, wie er's meinte, daß er nicht einmal die Mütze vor dem Bürgermeiſter abzog, da er ihm doch zunächſt ſtand, der fand ſich itzt gekränkt, denn er war von Berlin. Als zween Schuſterburſchen aus Köln, die dem Zuge verandrängten, oder ſie wurden verangeſchoben, mit frechen Geberden ihm und dem Bürgermeiſter zu nahe getreten waren, ohne ihn zu fragen, war's vielleicht auch mit einer herausfordernden Miene, oder ſo etwas, was auf den alten Streit zwiſchen den Städten anſpielte und kein berliniſch Blut ruhig mit anſieht, da faßte und duckte er mit ſeinen Rieſenarmen den Einen dermaßen gegen den Andern, daß Beide ſich verwickelten und ſie ſtürzten übereinander. „Die Schuh mißt man an den Füßen, Ihr Lümmel", ſprach er.

Die Menge prallte im erſten Augenblick zurück, aber nur wie man zu einem Kampfe Platz macht.

Auch die Kölner hatten ihre Ajax und Hector; man ſchrie ihm entgegen: „Berliner Bierfaß, unterſtehſt Du Dich, kölniſche Kinder anzurühren!“

„Wer Pech anrührt, beſchmiert ſich, erwiderte der Schröter. Aber nur 'ran, wer Luſt hat! Kann mich wieder waſchen.“

Das Pech und die Hände waren nur zu bald an vielen Stellen in Berührung; aber ehe der Ernſt ernſthaft werden konnte, fing man mit einem Male an, hell zu lachen; denn beide Puppen, die Berlin und Köln vorſtellten, und vorhin eins waren, begannen ſich auch zu ſchimpfen und zu ſchlagen; ſie riſſen ſich die Pappſtücken und Leinwandfetzen vom Leibe, und ſchlugen ſich die Wappen der Städte um die Köpfe, und dabei ward für die Eingeweihten der Spaß um ſo größer, denn der Köln vorſtellte, war ein berliner Kind, und umgekehrt der für Berlin ein wohlbekannt kölniſch Geſicht.

Während nun Alles lachte, ſelbſt wo man ſich mit den Händen in den Haaren lag, hatte Herr Johannes Rathenow zum alleräußerſten Ernſt ſich geſammelt. Er war vom Stein herabgeſprungen, mitten in die Haufen hinein, und da wich man ehrerbietig vor ihm; und mit gerunzelter Stirn,

mit drohendem, faſt furchtbarem Blick und die Hand gehoben, wiederholte er ſeinen Befehl — daß ſie auf der Stelle auseinandergingen, und den Rummenſchanz fortwürfen. Ja er hieß den Hanswurſt einfangen, der ſich Schimpfes und Hohnes gegen das Stadtregiment erfrecht; und es war zweifelhaft, ob man ihm nicht gehorſame hätte, wenn der Hanswurſt ſich fangen laſſen; der aber hatte ſich inzwiſchen in der Menge verkrochen und war nicht zu finden. Aber ſtatt ſeiner kam, von großem Anhang umgeben, den Meiſtern der Gewandſchneiderinnung, deren einer die aufgeſetzte Schrift vor ſich trug, ein kölniſcher Patricier zum Vorſchein. Mathis Blankenfelde war ſein Name, und ſahen wir ihn ſchon, den Aeltermann von Köln, ein Herr von ziemlicher Länge und zierlicher Kleidung, mit einem Weltmannsgeſichte, der ſich ſehr verwundert zeigte, was denn hier vorgegangen, ob er es doch wiſſen mußte, und dabei ſein Barett lüftete vor den Bürgern, und Einigen die Hände drückte, als wären ſie nicht in offenem Widerſtande gegen ihre Obrigkeit, ſondern als wären hier zwei Parteien, und ſie ſtritten nur untereinander um etwas, das zweifelhaft war.

Er zuckte die Achſeln, als er vernahm, daß man

ihnen ihren bunten Maskenzug verarge, und redete gegen seinen Collegen von einer harmlosen Lustigkeit, die man nicht so streng zu nehmen habe.

Da wies Herr Johannes auf den zerspaltenen Kopf mit den beiderseitigen Stadtwappen, und fragte: ob das harmlos Spiel sei?

„Nun, Ihr lieben Freunde, wandte sich Herr Blankenfelde zu dem Volke, werdet den Kopf schon wieder zurecht setzen, wenn's Noth thut."

Sie lachten, und ließen Herrn Mathis Blankenfelde leben, der's mit den Bürgern gut meine.

„Ich aber will meinen grauen Kopf nicht mit Ehren fürder auf diesen Schultern tragen, so ich den Unfug dulde", brach Herr Johannes heraus.

„Daß sie den Fasching vor der Zeit feiern!"

„Thorheit ist in aller Welt Thorheit, fuhr der Bürgermeister fort; der Thorheit ärgste aber die, wenn, die sich lieben und helfen sollen, sich Thoren schelten und auffätzig sind denen, die sie schützen und schirmen."

„Nun hier in Köln, sprach Herr Blankenfelde, sich mit gar bedeutungsvoller Miene umschauend, werden die Bürger sich wohl selbst schützen."

Der Stadtschreiber rief entrüstet: „Herr! dulden wir's?"

Da fuhr es Herrn Johannes heraus: „Ihr wollt ein Rathmann und Aeltermann ſein, und die Zwietracht nähren! So, die ihnen ein Exempel ſein ſollen, mit Thorheiten ihnen vorangehen, muß ja wohl der Thoren Acker blühen.“

„Vorangehen! rief lächelnd der Vorſitzer der Schneidergilde, denn das war Herr Blankenfelde, und ſchaute ſich unter den Seinen um. Nicht wahr, der Rath geht überall voran, und Ihr bleibt immer zurück! So lautet ja wohl die Summa des Inhalts Eurer Beſchwerdeſchrift an den Rath? — Nun übergebt ſie doch Seiner Wohlweisheit, und Ihr erſpart Euch den Weg bis zum Rathhaus.“

„Was iſt das?“ ſprach der Rathsſchreiber, dem ſie die Rolle hinhielten, und er blickte fragend den Bürgermeiſter an.

„Unſere Klagen!“ ſchrieen zehn Stimmen, und ein unbändiger Lärm entſtand. „Unſere Klagen!“ tobte es durch die Menge, und der ſtrenge fragende Blick des Bürgermeiſters mochte ihnen als Herausforderung gelten, was auf dem Pergamente ſtand, ihm im verworrenen Getös von Hunderten von Stimmen zuzuſchreien. Es war wie ein Platzregen, und ein Wort machte das andere todt. Herr Johannes hätte zehn Ohren und noch zehnmal mehr

Zungen haben müſſen, hätte er Alles hören wollen und drauf Antwort geben. Um ihn und aus den Fenſtern ſchrie es ihn an, und forderte Rechenſchaft. Die Weiber waren eben ſo laut als die Männer, und da wurde alles Vernarbte und alte Vergeſſene wieder aufgeriſſen.

Herrn Johannes ruhige Haltung mochte die Menge nur noch mehr erbittern. Ein verwogen Geſicht drängte ſich dicht an ihn:

„Und wer zahlt dem Henning Mollner?"

„Henning Mollner!" ſchrie es, das wurde itzt das Loſungswort. Man ließ ihn leben, und Schimpfworte, ſo kräftig und ausdrucksvoll, als ſie nur vor vier hundert Jahren möglich waren, dröhnten durch die Luft gegen die Geſchlechter und den Rath und die Feinde der Gemeinheit. Hatte es doch den Anſchein, ſo frech umdrängten ſie ihn mit Fragen und Geberden, als wolle man von ihm ſelbſt das Geld fordern. Vergebens ſuchte itzt Herr Mathis Blankenfelde dazwiſchen zu reden. Ihm war es auch nicht darum zu thun, daß das Uebel ſo arg wurde. Sprach, der Rath werde ſein Unrecht einſehen, man müſſe ihm nur Zeit laſſen, denn gut Ding wolle Weile.

Weil nun Einige ſchrieen: „Nichts von Weile,

es hat genug geweilt" — „Wenn man sie nicht kitzelt und preßt, rücken sie nicht raus" — und: „Schmeißt den alten Rath zur Stadt 'naus, wir haben Rath genug bei uns", und: „Die Zünfte sollen aufs Rathhaus!" Einige schrieen sogar: „Macht den Henning Mollner zum Bürgermeister, und er wird gescheuter regieren!" Also während das und ähnliches die Menge schrie, überlief es dermaßen den Bürgermeister, daß er die Schrift der Gewandschneider vor Allen in Stücke riß, und dabei rief er, daß es den Lärm übertönte:

„Also wie ich das thue, wird dem Henning Mollner sein Recht werden."

Und nun möchte es schlimm gestanden haben mit dem Bürgermeister, weil eine rasche Handlung allezeit die andere vorruft, und wenn die, welche mit dem Beispiel zur Mäßigung vorangehn sollen, das Exempel des Ungestüms geben, die, so nachfolgen, keine Gränzen mehr kennen. Es war Herr Johannes Rathenow von Person der Gemeinheit nicht so verhaßt als mehre Andere der stolzen Herren, aber beliebt war er auch nicht. Wenn ihm auch Keiner Druck und Beeinträchtigung vorwerfen konnte, wie anderen Häuptern von den Geschlechtern, so war es doch eben sein stolzer Blick und

die Art, wie er grüßte, und daß er ſich nur ſelten zeigte auf dem Schießanger, bei Hochzeiten und in der Faſchingsluſt, was ihn fern hielt von der Bürger Herzen. Sie wußten Alle, wie er zu Henning Mollner ſtand, und er, der ſein Fürſprech ſein ſollte, hatte ihn hier öffentlich geläſtert und die Schrift der Gewandſchneider vor allem Volk zerriſſen; und es war zu aller Zeit gefährlich, eine aufgebrachte Menge ins Angeſicht zu verhöhnen. Der Beiſpiele hatte man aber aus den Städten, in Sachſen und im Reich, wo in der Erhitzung der Parteien auf offner Straße Blut gefloſſen und Magiſtrate von den ergrimmten Bürgern erſchlagen waren. Auch war es erſt vor hundert Jahren geſchehen, daß ihre Elterväter den bernower Abt ſogar vor der Kirchthür erſchlagen hatten und zerriſſen und darauf verbrannt, um daß er ſie beleidigt hatte; war's aber kaum ärger, was er gethan, als was hier Herr Johannes vor Aller Augen that.

Weil nun aber die Schneider und Schuſter und die Frauen an den Fenſtern, und das Volk ein gewaltig Geſchrei anhuben — ja man hörte: „In die Spree mit ihm!" rufen, ſchrie eine Stimme, die als ein Donner klang, der die Wolken zerreißt: „Aufruhr!"

Es war Herr Pawel Strobant, der mit höchſt zornigen Augen und von Unwillen glühendem Geſichte ſich durch die Menge Bahn brach. Seinen Degen hatte er aus der Scheide und ſchrie: „Will das Geſindel auch ſprechen! Iſt denn Niemand da, der aufs Maul ihm ſchlägt.“ Und dabei drängte er und ſtieß mit ſeinem Degenknauf und den Armen die, ſo um ihn ſtanden, unſanft zurück; und es ſchien, als ob ſein zornſchnaubender Blick eben wie das Volk auch den Bürgermeiſter ſelbſt traf, daß er es geduldet. Herr Strobant, der immer auffahrend und heftig war, konnte aber wagen, was der Bürgermeiſter nicht wagen durfte; denn er hatte bei ſich mehrere Herren aus Berlin, die auch in der Barbierſtube geſeſſen; und ſie hatten ſich ihm angeſchloſſen, und noch ſonſt kräftige Männer, die ihrem Mann ſtanden und bewaffnet waren, wie es ſich für gute Leute ſchickte. Und als er anfing zu ſchimpfen, wie es ſeine Art war, wenn er in Zorn gerieth, auf was ihm in den Weg trat, und das waren wohlbekannte Geſichter von kölner Handwerkern, ſo lachten und ſchimpften mit ihm, was von Berlinern da war, und der Bierſchröter voran.

Die Kölniſchen bezahlten Alles redlich wieder,

und auf der Stelle, zumal als Herr Pawel, der sich in seinem Uebermuthe sehr viel dünkte, sie kölnische Fischweiber schalt, und fragte, was denn ihre Männer dazu sagen würden, wenn sie über das unnütze Gewäsch auf der Straße, zuhause die Suppe überkochen ließen? Da hieß es: „Die Suppe kocht schon; wir wollen sie den Berlinern zu kosten geben." Und die Hände griffen in den festgetretenen Schnee und Schmutz.

„Steckt Euer Schelten ein, Herr Pawel Strobant!" rief Herr Mathis Blankenfelde, seinen Degen ziehend.

„Steckt Eure Schneiderelle ein!" entgegnete ihm Herr Pawel.

„Die Fischsuppe in Köln könnt' Euch versalzen werden!" rief der kölner Rathsherr.

„Das Austrinken ist Euer, wir wollen sie umrühren", schrie Herr Strobant.

„Wenn Ihr den Bettel einrührt, wird man Euch den Bettelvoigt schicken", erwiederte Herr Mathis.

„Bettel hin, Bettel her. 'S ist Alles Bettelgilde bei Euch."

Nun ging es erst los. Vergebens rief der Bürgermeister hier und dorthin Frieden. Die bei-

den Herren zankten ſich, daß es eine Luſt war, für die es hören konnten; aber der Lärm war viel zu groß. Und ſie wurden von einem Ende des Platzes zum andern hin und her geſtoßen und gedrängt; denn ſo ſtrömte es von vielen Seiten. Der aufgebrachte Herr Mathis ſchrie, er wolle ihm beweiſen, daß er edel Blut habe. Der wüthende Herr Strobant ſchrie noch lauter: „Ihr Kölner ſeid durch die Bank wendiſche Bankerte. Was von deutſchem Blut auf Euch kam, ſchwamm durch Eure Fiſchkaſten fort, und nichts blieb zurück als der ſlaviſche Laich!“ — Es war ein Glück, daß Beide im Gedrang nicht aneinander konnten. Aber ihre Freunde halfen ihnen im Schimpfen; und was die berliner Herren von Spott und Verachtung gegen die Bürger von ſich gaben, das bekamen ſie reichlich wieder, und alle Schimpfnamen, die auf die Geſchlechter im Gange waren, wurden hervorgeholt und es wetterte und hagelte von dem, was den Ohren wehe that und das Blut erhitzte, als wäre es nicht im Februar, ſondern im heißen Auguſt.

Neuntes Kapitel.

Auf dem Söller über Meister Ferbitz Badestube war es auch nicht leer, derweilen das, was wir erzählten, sich auf dem großen Platze darunter zutrug.

Es hatten Einige von Anbeginn des Auflaufes demselben von dort zugeschaut; nicht daß sie hinaufgestiegen wären in Erwartung, was kommen werde, vielmehr schienen es Fremde, so der Zufall oder der schöne heitere Wintertag dahin gelockt, weil der Meister noch mit den Gästen unten in den Lauben beschäftigt war.

Einer, welcher der Vornehmere schien, hatte in seinen Pelz tief eingehüllt schon lange dort gesessen, die Arme verschränkt; und der scharfe, klare, aber ruhige Blick seines blauen Auges hatte die Gegenstände umher, einen nach dem andern aufmerksam

gemuſtert, derweil die beiden Andern, der Eine auf ſeinen Schemel hinter ihm gelehnt, der Dritte unfern davon an dem Geländer ſtanden.

Die Morgenſonne beleuchtete recht anmuthig die Thürmchen und Giebel des großen Rathhauſes auf der langen Brücke; die bunten geſchnitzten Balkenköpfe und Stiele mit all den Bildwerken daran glänzten helle, und die Fähnlein darauf wehten in der Morgenluft.

„Iſt's Euer Gnaden nicht zu luftig hier oben?“ fragte der hinter ihm Stehende.

„Nichts von Gnaden hier, ſagte der Sitzende. Auch iſt mir's grad ſo luftig als ich es wünſche. Das iſt ein guter Platz, den ſich der Barbier gewählt; nur etwas höher ſollte es ſein! Ueberſähe man doch beide Städte, und meine liebe Spree dazu, welche ſie verbindet und trennt. Zumal könnte man den Herren in den Rathsſaal hineinſchauen. — Nicht wahr, ein ſchönes Haus, was die reichen Bürger ſich erbaut? —“

„Was ſchauſt Du wieder ſo verdrießlich, Konrad? wandte er ſich zu dem Junker hinter ſich. — Denn Junker waren ſie alle Drei gewiß; man hatte es auf den erſten Blick weg, ſie waren von anderm Guß, als die Bürgerherren unten. — Du

vergleichst immer nur mit Franken; und darum will Dir hier auch gar nichts gut und angenehm dünken."

„Wahrhaftig, entgegnete der Angeredete, man thut hier besser, wenn man die Augen zudrückt, so kann man sich doch etwas vorstellen, was nicht da ist; denn was da ist, ist abscheulich und nicht zu ertragen."

„Was hast Du auszusetzen an dem zierlichen Rathhaus?"

„Daß die kurfürstliche Fahne drauf nicht anders steckt als wie eine Borste am Stachelschwein, wie ein Weizenkorn unter einem Haufen, wie — was weiß ich's! Wie sich's nicht schickt und recht ist."

Der Junker in dem Zobelpelz sah scharf darauf hin, und wiegte bedächtig den Kopf: — „Etwas höher könnte sie freilich stecken; es käme nur darauf an, daß man es den Herren vom Rathe vorstellte."

„Vorstellen! rief der Andere wie ungehalten. Wenn's mir erlaubt würde, wollte ich auf das Dach klettern, und sie auf die oberste Firste pflanzen, und mich nicht drum kümmern, wenn ich beim Herunterklettern mit den Hacken den andern gespreizten Wischtüchern zu nahe käme. Blitz und Wetter! was sollen die Hansefarben dort!"

Der Junker auf dem Schemel winkte ihm Vorsicht zu: „Wir sind hier nicht unter uns, Konrad. Was fällt Dir grade das so auf? Wenn wir aus der Burg zu Nürnberg auf die Stadt niederschauten, sahen wir da die kurfürstlichen Fahnen auf den spitzen Bürgerdächern? Das Stadtwappen ward uns ja auf jedem Pfahl gezeigt."

„Was uns in Nürnberg missiel, soll's uns in Berlin gefallen? entgegnete der Stehende. Und was sind diese Krähennester, diese Maulwurfshügel und Ameisenhaufen gegen eine Reichsstadt! Schlammpfützen, Pfahlbauten, von ehegestern Alles, mit Insecten darin, die nach dem Sand und Morast riechen, aus dem sie herauskrochen —"

Der Sitzende lächelte: „Unser Gelehrter dort mag Dir das einmal anders erklären. Nicht, Johannes — sagte er zu dem Dritten — die Bürger dieser Städte wollen keine Wenden sein? Sie rühmen sich deutscher Abkunft."

Der Angeredete bejahte es schweigend, da er meinte, daß der Junker es nicht ernstlich mit der Frage auf eine gelehrte Erörterung abgesehen.

„Und wenn, fuhr der Erste fort, so sind es die breitgetretenen, plumpen sächsischen Gesichter, diese Flamänder und Friesen, die das Wasser dort fort-

trieb, und hier suchten sie ihr Element im feuchten Schmutz wieder auf. Es war der rechte Mischmasch zu dem wendischen Gezücht. Plump, halsstarrig, faul, Trunkenbolde; ohne Schwung und Erhebung bleiben sie fest, wo sie sich hinsetzten. Wie sie jenseits der Elbe im fetten Lehm sich einnisteten, so hier in den Moorgründen, um dem Kothe am nächsten zu bleiben, aus dem sie geknetet worden."

„Wenn es nach Dir ginge, sprach lächelnd der im Pelze, so setzten wir uns des ehesten allesammt zu Pferde, und sagten der sauer erworbenen Mark Valet. Was unsere Brüder wohl dazu sprechen würden!"

„Ein Land ohne Berge ist kein Land für einen adligen Sinn. Wo man sich nicht umschauen kann, wie mag man da zuhaus werden!"

„Nun, man baut sich Berge — sprach der Sitzende, und ließ dabei den Blick allmälig in den blauen, klaren Winterhimmel schweifen. Der Platz hier, wie ich vorhin sagte, gefiele mir."

Ein Raubvogel stieg grade in die Lüfte, und die Augen des Redenden schienen seinen Flug unwillkührlich zu verfolgen.

„Bis wo der hinsteigt, bemerkte der Ritter hin-

ter dem Stuhle, baut Ihr doch keine Berge, und wenn Kaiser und Reich aus ihren Truhen beisteuerten. Was waren die Burgen dieser Herren hier, die sich Ritter nannten und Adel — Gott weiß mit welchem Rechte? — Wolfsgruben und Fuchsbauten."

„In einem flachen Lande, sagte der Andere, genügt eine mäßige Höhe, um viel zu überschauen. Man braucht nicht Alpen aufzuthürmen, um von der Elbe bis zur Oder zu sehen. Gute Werkmeister, und Maurer und Zimmerer, die Spree hat einen geduldigen Rücken, und trägt Steine und Holz zu als wir wollen, und in Monden und Jahren steht ein Berg da, wie — ich ihn will."

Er war aufgestanden, indem er dieses sprach, und schaute noch einmal ringsum, als itzt Meister Ferbitz, der seiner andern Kunden ledig geworden, die kleine schmale Treppe hinaufgestolpert kam. Muthmaßlich mochte er vorhin seine Gäste nicht genauer in Augenschein genommen haben, denn wenn seinem Gesichte zu trauen, so erschrak er nun, als er die Herren von Kopf bis Fuß musterte, daß er nicht früher geeilt war sie zu bedienen.

Es hätte nicht Meister Hansens Pfiffigkeit bedurft, um das Einzige, was er abmerkte, aus ihrer

Sprache zu entdecken, nämlich, daß ſie Herren aus dem Reiche waren. Denn ſie redeten unter ſich hochdeutſch. Es waren aber zur Zeit der erſten Hohenzollern ſo viele Ritter und Herren aus Franken und da herum in die Marken kommen, und der Hofhalt der Fürſten und ihre Verbindung mit den Burggrafen von Anſpach und Baireuth führte noch jahraus, jahrein, Fremde, ſo Kriegsleute als Geiſtliche, Kaufleute und Künſtler, ins Land, daß die hochdeutſche Mundart an ſich nichts Befremdendes war.

Alſo indem er ſein Meſſer ſchliff, ohne viel klüger zu werden, murmelte er vielerlei über die Bärte hier zu Land: — „Wie Borſten, meine gnädigen Herren! — Bei allen Barbierwahrzeichen durchs ganze heilige römiſche Reich! ich will lieber ein Stachelſchwein raſiren, als dieſes Bürgervolk. — Scharten, nichts als Scharten; ich ſage nicht zu viel, wenn jeder Bart durch die Bank mich ein Meſſer koſtet. — Und wie die Bärte, ſo die Menſchen. Nichts Geſchmeidiges; das ſteht Alles trotzig und borſtig, gibt nicht nach und kommt nicht entgegen; iſt dumm und will nicht klug werden; iſt verſeſſen auf was es hat, und nimmt nichts an, was von außen kommt. Man mag's ihnen ins

Land, man mag's ihnen ins Haus tragen, sie stellen's in den Winkel, und bleiben beim Alten."

„Sind die Bärte anderwärts besser?" fragte der eine Junker.

Der Barbier fing, von seinen Wanderungen erzählend, an, Sachsen und Franken und Schwaben zu loben, ohne in seinem Lobe bei den Bärten zu bleiben; aber wo er auch anpochte, bei den schönen Mädchen, den stattlichen Rittern und prächtigen Herren, den fürstlichen Hofhaltungen und den reichen lustigen Städten, war's, als wenn er mit einem Fliegenwedel gegen stählerne Harnische schlug; er drang nicht durch und es kam kein Funken raus.

„Bist Du nicht von hier, daß es Dir in dem Lande nicht gefällt?" fragte endlich der im Zobelpelz.

„Leider, gnädiger Herr, bin ich aus dem Bärenneste; aber ich müßte nicht gewandert sein — und nun folgte die ganze Reisebeschreibung und die Namensliste der berühmten Städte aufs neue — nicht gewandert müßte ich sein, wo feine Sitte und feine Menschen zuhaus sind, wenn ich nicht —"

„Als geleckter Bär zurück kam, fiel ihm der Junker hinter dem Stuhle ins Wort. Nun zeigt

er der ungeleckten Brut zuhaus seine Künste, und der feine Mann macht kein Glück damit."

„Grade wie mein gnädigster Herr und Markgraf, der Kurfürst, fiel Hans Ferbitz rasch ein. Was zeigt der und seine fränkischen Ritter nicht Alles diesem rohen Volke, und wie begreifen sie's, wie danken sie's, wie lohnen sie's ihm! Aber er sollte mich nur fragen, wie man mit ihnen umspringen muß."

„Nun wie denn?" fragte der in dem Zobelpelze.

Aber Hans Ferbitz hatte eben den Schaum im Becken fertig geschlagen und ging mit einer vollen Hand davon auf den Junker los, nicht anders denkend, als, weil er ruhig da saß, daß er, seiner Dienste gewärtig, auch zuerst bedient sein wolle. Allein mit einer Bewegung der Hand, und einem Blicke, der noch viel mehr sagte, wies ihn der Junker so zurück, daß der Barbier ordentlich erschrak, und die Frage ihm fast im Munde erstarb, warum er denn gekommen?

„Nicht um mich hier scheeren zu lassen" — sagte der gestrenge Mann, und sein Mund verzog sich doch zum Lächeln. Die Andern aber lachten laut auf, und Hans Ferbitz wußte zum ersten Male

nicht, woran er war und was er mit seinem Schaume machen solle; denn die zwei andern Ritter schienen eben so wenig geneigt niederzusitzen.

Aber der Junker nickte ihm schelmisch zu, als muntere er ihn auf, seine Gefährten zu demselben Dienste einzuladen: „Frage sie nur, Meister; mag sein, daß sie Lust haben, die ich nicht spüre.“

„Steck dein scharfiges Messer ein! rief barsch der stolze Herr Konrad. Die Bürger zu scheeren, wie sich schickt, mag es gut sein; wenn wir's dazu brauchen, wollen wir Dich rufen.“

Der Dritte aber wandte ihm gar den Rücken, und sah die breite Straße hinunter. Hans Ferdis war nicht ganz wohl zu Muthe, denn Niemanden ist wohl, wenn er nicht weiß, was er aus den Menschen machen soll zumal wenn er sonst gewohnt ist, mit den Menschen zu machen, was ihm gefällt. Da nun mit den Bärten nichts anzufangen war, fuhr er rasch mit seinen Händen, ohne sie zuvor vom Schaum ganz losgemacht zu haben, in die Haare, und fragte: „Das?“

Der Junker schüttelte den Kopf und sprang auf: „Geh mit Deiner Kunst! Die Haare stehn mir schon genug zu Berge von dem, was ich hier hören mußte.“

Hans Ferditz wußte noch viele Künſte; aber hier, fühlte er, war keine davon angebracht. Denn die Herren waren nicht gekommen, um ſich ſchröpfen, einen Zahn ausziehen, die Ader ſchneiden, oder Leichdornen ausbohren zu laſſen, ſagte ihm die eine Kunſt, die er mit dem meiſten Vortheil übte, nämlich die: den Umſtänden auf den Zahn zu fühlen. Alſo wie er gar nicht wußte, was er ſagen und thun, und ob er ſtehen bleiben oder gehen ſolle, und ſeine Verlegenheit in einer tiefen Verbeugung zu verbergen ſuchte, waren die Herren zuſammengetreten, und auf den Wink des Junkers im Zobelpelze, der itzt, da er ſtand, die Andern faſt um Kopfeslänge überragte, warf ihm der Eine ein Silberſtück in die Mütze.

Ob ihm das freilich mehr eintrug, als wenn er zehn berliner Bürger barbiert hätte, dünkte er ſich darum doch nicht reicher denn vorher, auch nicht größer; vielmehr ärmer und kleiner. Denn ſchon im Mittelalter galt das Bewußtſein für ein großes Gut; und Hans Ferditz hatte hier das eingebüßt, daß er den Leuten über den Kopf wuchs, wenn ihre Schwächen ihm zu Füßen lagen. Dieſe ragten ihm über den Kopf, da ſie entweder wirklich

größer waren als er, oder sie verstanden's doch, ihre Schwächen vor ihm zu verbergen.

Da, als er im Begriff war fortzugehen, winkte ihm der große Ritter noch einmal zu:

„Du bliebst uns noch etwas schuldig?"

„Mit Allem, was ich kann und habe, stehe ich solchen Herren allezeit zu Diensten", antwortete er, sich tief verneigend.

„Wie würdest Du mit den Bürgern umspringen, wenn Du der Markgraf wärst?"

„Wie sie's verdienen", entgegnete der Barbier mit einem schlauen Blicke auf den Fragesteller. Er sah sich aber zugleich vorsichtig um, ob ihn Niemand aus der Bürgerschaft hören könne.

„Nun, was verdienen sie denn, Meister Bartscheer?"

„Es steht geschrieben: was Du säest, sollst Du ernten. Also, wie ihre Thaten sind, sollte auch ihr Lohn sein. Sind die Thaten gut, müßte man sie beleben, oder beschenken mit Gütern, Freiheiten und Rechten, wie die Fürsten vordem gethan; sind sie schlecht, müßte man sie tadeln und strafen, jenachdem sie straffällig sind."

Der ernsthafte Junker, der mit dem Namen Johannes angeredet worden, verzog hier zum ersten

Male ſein Geſicht zum Lachen: „Seht mir den Fuchs an, wie viel Löcher er ſich läßt!“

„Trotziges Lumpengeſindel!“ brummte der Junker Konrad.

„Wenn ich Seine kurfürſtliche Gnaden der Markgraf wäre, fuhr der Barbier itzt fort, nachdem er ſich geſammelt und ſo viel zu wiſſen glaubte, daß er es hier mit Männern zu thun habe, die nicht von zu großer Liebe für Rath und Bürgerſchaft entbrannt waren — Wenn ich Seine kurfürſtliche Gnaden wäre, ſo fragte ich die Rathmannen und die Gemeinen: Wer ſeid Ihr und wer bin ich? Wenn ſie dann nicht anders antworten könnten, als: Wir ſind die Diener, und Ihr ſeid der Herr! — ſo fragte ich zum zweiten Male: Weſſen Wille muß geſchehen, des Herren ſeiner, oder der Diener ihrer? Wenn ſie dann nicht anders antworten könnten, als wie ſich erwarten läſſet: des Herren ſeiner; ſo wäre nur zu ermitteln, was mein Wille wäre.“

„Vorangeht, daß Du der Kurfürſt wärſt“, unterbrach ihn Herr Konrad.

„Der Kurfürſt geht immer voran, Ihre Geſtrengen. Sonder Zweifel will nun der Kurfürſt, daß er immer vorangeht und die Andern ihm nach-

kommen. Um das möglich zu machen, muß er aber größer ſein als die Andern, denn einen kleinen Mann ſieht man nicht, zumal von weitem, wie es unſerm Bürgermeiſter geht; weshalb die Leute ſo wenig Reſpect vor ihm haben."

Die Ritter lachten: „Wie muß es der Kurfürſt machen, daß er größer wird?"

Der Barbier machte eine pfiffige Miene: „In Paris haben ſie Mittel für Alles; aber das iſt zu fein für das Volk hier. Einen Kopf höher, das thut es nicht. Wenn er ihnen nicht über die Köpfe wächſt, wie der Thurm von Babel, werden ſie nimmer die Hüte vor ihm ziehen und fragen: was begehren Ihro Gnaden?"

„Alſo muß er auf den Thurm von Sanct Marien ſteigen, und den Bürgern zurufen: Schaut mich an und werdet verſtändig."

„Oder er baut ſich ſelber einen" — fiel der Barbier ein, und der Junker im Zobelpelz ſah ihn wohlgefällig an.

„Davor bewahre der Herr das heilige römiſche Reich, und dieſes Land zumal, daß noch ein babyloniſcher Thurm gebaut wird. Haben wir nicht genug der Sprachverwirrung?" ſo rief Herr Johannes.

Aber der Junker im Zobelpelze ſprach: „Ei

was, muß es denn ein Thurm von Babel werden! Der gerieth nur darum nicht, weil die Völker ihn ſich ſelbſt bauten, zum Trotze gegen des Herren Gebot, der ſie auseinander trieb. Wenn ein Herr ſelbſt ihn baute, auf ſtarkem Grunde, langſam und feſt, und grade ſo hoch und groß, als es die Umſtände fordern, wer weiß, ob das kein Thurm der Eintracht würde."

Und damit wäre die Unterhaltung zu Ende geweſen, denn der Junker hüllte ſich feſter in ſeinen Pelz, und ſeine Begleiter ſahen dies als Aufforderung an, mit ihm den Platz zu verlaſſen, wenn ſein Auge nicht noch, wie von den Ufern der Spree gefeſſelt, darauf verweilt hätte. Er ſchien die Entfernungen abzumeſſen; und wenn ſein Blick jetzt in die Tiefe gerichtet war, wie ein Senkblei, ſo erhob er ihn dann wieder ſenkrecht in die Höhe, als beſchreibe er Linien und Kreiſe in der leeren Luft. Und dann wandte er ſich nach den anderen Seiten zu, wo die Stadtmauer, wie ſchon beſchrieben, in einem weiten, unförmlichen Bogen mit vielen kleinen Thürmchen und überdeckten Wegen ſich hinter der Kirche nach dem Werder, und dem Waſſer entlang, da wo itzt die Stechbahn iſt, hinzog, um ſich mit den Hintergebäuden der Straße

der ſchwarzen Brüder zu verbinden. Meiſter Ferbitz mochte wohl glauben, daß er einen vornehmen Baumeiſter vor ſich habe, wie deren, aus Italien und andern fernen Ländern, an den Höfen der Fürſten lebten. Und dazu paßten auch die Fragen, die er an ihn richtete: wem dies und jenes Haus gehöre? ob dem Magiſtrat oder einzelnen Bürgern? was Grund und Boden gelte? wer hier den Wall zu erhalten, und welche Zunft den und jenen Thurm zu vertheidigen habe? Worauf Alles der Meiſter Antwort gab; aber mit mehr Reſpect und Zurückhaltung, als ſonſt ſeine Art war.

Aber die Frage ſetzte ihn in Verwunderung: „Und was ſchlägſt Du Deine Bude an, ſo ein Käufer ſich fände?“

„Geſtrenger Herr, die Bude iſt nicht mein; es iſt des hochweiſen Rathes Badeſtube. Und zahl ich ihm den Pachtſchilling, wie mein Vater und Großvater ſeliger, und iſt die Gerechtigkeit ein Erblehn in meiner Familie.“

„So ich Dir aber die Gerechtigkeit abkaufen wollte, möcht' ich doch Deinen Vortheil vorher wiſſen, daß der Handel nicht zu Deinem Schaden ausſchlägt.“

„Der geſtrenge Herr will —“ fragte langſam

der erſtaunte Barbier, und ſeine kleinen Augen ſuchten den eigentlichen Sinn der Frage noch vergebens auszuforſchen.

„Du hörſt es ja, er will Deine Badeſtube", lachte kurz auf Herr Konrad.

Hans Ferbitz verneigte ſich ſchlau und tief: „Zu viel Ehre, meine gnädigen Junker, aber die Stube nützte Euch nichts. Die Bürger hierorts lieben es nicht, von vornehmen Herren barbiert zu werden."

Die Ritter lachten.

„Auch gäb's der wohlweiſe Rath nimmermehr zu, und die Bürgerſchaft und Gemeinheit noch weniger, fuhr der Barbier fort. Seit und ſchon vor den Zeiten Markgraf Waldemars war der Ort hier zu Köln an der Spree eine Badeſtube, und Rath und Gemeine beider Städte haben es confirmirt, und ſeit Ludwig des Römers Zeiten hat meine Familie allhier die Bärte abgenommen, ſo von Berlinern als Kölnern, von Rathmannen, Handwerkern und gemeinen Leuten. Ja, wenn's blutige Köpfe und krauſe Sinne gab, hier kamen ſie unter ein Meſſer, und die Eintracht machte ſich wieder. Hier wurden die Köpfe zuſammengeſteckt, ſo vorher als nachher, und was auf dem Rathhauſe

ſchwarz ausſah, ſah hier oft roth aus, oft auch was da roth, hier ſchwarz. Denn die Herren, die zu Rath ſitzen, lieben es unterweilen vor der Gemeinheit zu zanken, derweilen ſie zuhaus ſich ins Fäuſtchen lachen. Kann auch umgekehrt kommen, daß ſie vor Volk und Leuten glatte Geſichter machen, aber wenn die Thür zugeſchlagen, werden die Backen garſtig roth, und die ſüßen Worte Schimpfworte. In meiner Badeſtube aber, wenn ſie in den ſtillen Winkeln ſitzen, die Herren von den Geſchlechtern, da ſchenken ſie ſich untereinander reinen Wein, und mancherlei, ſo auf dem Rathhauſe Jahre dauerte, machen ſie bei mir in einem Stündchen ab. Ich kann's mit Wahrheit ſagen, in meiner Stube iſt die Wahrheit zuhaus; und wie die Leute ſonſt ſagen: Einer käme klüger vom Rathhaus wieder, als er hinging; in Köln und Berlin kann's heißen: Alle kommen klüger vom Hans Ferbitz nachhaus, als ſie zu ihm gingen."

„Du biſt ein Kölniſcher?"

Meiſter Hans machte ein ſehr pfiffig Geſicht: „Was Ihr befehlt, geſtrenger Herr. In meiner Badeſtube gibt es kein Köln und Berlin."

„Seht doch, was dieſe Bretterbude für Bedeutung hat! ſagte der Junker zu den Rittern. Der

Stein des Anſtoßes und Aergerniſſes, die Klügſten mußten ihn liegen laſſen, weil er ihnen zu ſchwer war, er hat die Städte in Verzweiflung gebracht, ja Kaiſer und Reich ſelbſt, der iſt hier gehoben. Da wird der Schelm freilich aufſchlagen, wenn er den Preis macht."

Hans Ferbitz zuckte mit einer Miene die Achſeln, die zu dem Namen, den ihm der Junker gab, wohl paßte: „Den Preis werdet Ihr nicht zahlen, Herr."

„Warum nicht?

„Weil ſich Niemand ein Recht abkaufen läßt."

„So meinſt, daß Deine Bretterbude ewig ſtehn wird, wo ein reicher Mann das ſchönſte Haus baute!"

„So lange als rechts vom Spreefluß Berlin liegt und links Köln, wird die Badeſtube an der langen Brücke ſtehn, und wenn Hans Ferbitz nicht mehr lebt, ſo lebt doch ſein Recht."

Der Junker im Zobelpelz ſchaute ſehr nachdenklich vor ſich hin, und dann auf den Herrn Johannes, der um Vieles älter war denn er: „Ob man denn nicht ein Recht, wenn es alt wird und ſchädlich, ſo gut abtragen kann, wie ein altes Haus, das den Einſturz droht!"

„Mit Vergunſt, Geſtrenger, ſagte da der Bar-

hier. Geſetzt der Junker wollte ein ſchönes, großes neues Haus hier bauen, ein Kaufhaus oder ein Herrenhaus, mit Gewölben, Läden und Hallen oder mit Thürmlein und hohen Erkern — und gewiß in beiden Städten gibt's keinen Fleck ſo ſtattlich gelegen; aber die Herren dort — er blinkte nach dem Rathhaus hinüber — ließen es doch nicht zu. Hans Ferbitz mit ſeiner kleinen Bude iſt ihnen ein guter Nachbar, aber ein großer Herr könnte ihnen ins Fenſter ſchauen und über die Spree was zuſchrein, was ihnen nicht gefällt; er könnte auch — was weiß ich's. Aber ich weiß, mit großen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen. Das ſagen ſo die Bürger hier, wenn ein Rathsherr ſich bei ihnen zu Gaſt bittet. Die Rathsherren ſind große Herren, nämlich bei uns; aber draußen gibt's noch größere Herren, und wenn ſolch ein großer Herr ſich mit ihnen zu Tiſche ſetzte, ſo möchten ſie fürchten — ihre Biſſen würden ihnen zu klein und ſchmal."

Da hatte ſich der vornehme Junker das Barett tiefer auf die Stirn gedrückt, und wollte die Treppe hinunter, denn der Herr Johannes hatte ihm ſchon mehre Male zugewinkt; was ſeinen Grund darin hatte, daß er viel Volks die breite Straße herauf-

kommen ſah. Auch hatte der Junker es wohl gemerkt, aber gemeint, es werde nicht ſo bald herankommen; itzt aber drängten und ſtürzten ſie, und aus allen Häuſern ſtreckten die Leute die Köpfe heraus, und ſchrieen und lachten und winkten dem Schauſpiel, und aus allen Winkeln lief es zu. Da ſprach Herr Johannes:

„Es iſt höchſte Zeit, Herr Junker, ſo wir noch über die lange Brücke wollen; ich ſehe ſie auch ſchon aus Berlin in großen Haufen anziehen.“

Aber Meiſter Hans bemerkte ihnen, das ſei ſchon zu ſpät; denn bis ſie hinunter kämen, werde der ganze Platz voll ſein, und kein Durchkommens bis zur Brücke. Denn wenn es was Neues in Köln auf den Straßen gebe, bleibe kein berliner Kind in ſeinen vier Pfählen, der es nicht ſehen wolle; wiewohl er nicht verſchwören möchte, daß es die Kölner eben ſo machten, wenn auf den berliner Gaſſen ſich was zutrüge. Doch ſei hier nichts zu beſorgen, vielmehr die beſte Gelegenheit mit anzuſchauen, was es auch gebe, ein Schauſpiel oder ein Rauffſpiel, wie denn aus dem erſten gewöhnlich das zweite würde. Wenn es aber, wie jetzt immer deutlicher der Anſchein war, ein Faſchingsſpiel ſei, das von den Zünften ausgehe, ſo werde es an

Spaß und Luſt und gutem Streit nicht fehlen, denn man munkele viel von einer Komödia, darin dem Rathe übel mitgeſpielt werden ſolle, und Niemand wiſſe, wo das enden könne, Viele aber würden ihnen den Platz hier oben beneiden.

Alſo mußten die Herren oben auf dem Dache bleiben, denn es kam, wie Meiſter Ferbitz geſagt, und konnten Alles mit anſehen und hören, was wir ſchon wiſſen; obſchon ſie Alle, der Junker aber zumeiſt, nicht mit gutem Willen dableiben mochten. Dieſer zumal hüllte ſich noch tiefer in ſeinen Mantel, und drückte noch tiefer die Mütze ins Geſicht, und ſetzte ſich ſo in eine Ecke, daß er Alles mit anſehen, er ſelbſt aber nicht wohl geſehen werden konnte. Doch blieben weder er, noch ſeine Begleiter gleichgültig bei dem was vorging. Vielmals zuckte es wie heller Unwillen über ſein blaſſes, ſtrenges Geſicht, und wie unwillkührlich ſtreckte er oft die zuſammengefaßte Hand aus.

Darauf aber, als der Lärmen immer zunahm, und die Volkshaufen ſich drängten, und die Fäuſte und Knüttel nicht weniger thätig waren denn die Kehlen und Mäuler, und der Auflauf ſchon an die Bretterwände des Hauſes anprallte und Mordge-

ſchrei ſich hören ließ, trat Herr Johannes an den Junker und ſprach zu ihm ins Ohr:

„Ich rieth Euch nicht zu dem Ritte, Herr! Wollte Gott, daß wir ſchon wieder zum Thor hinaus wären!“

Herr Konrad, der es mit angehört, lachte: „Meint Ihr, weil ſie ihre Obrigkeiten nicht reſpectiren, daß ſie auf Niemand hören? Wär's mir nur erlaubt ein Wort zu ſprechen, — Ihr ſolltet ſehen, wie das zuſammenfährt.“

Der Junker ſah ihn ſcharf an und ſchüttelte den Kopf: „Das Wort wäre zu gut für den ſchlechten Lärm.“

Da rief Einer unten, den ſie gedrängt hatten, daß er ſich am Pfoſten der Laube halten mußte: „Im Namen unſers gnädigſten Herrn und Markgrafen, des Kurfürſten, haltet mindeſtens ſeinen Frieden!“ Es war der Hauptmann vom Schloß zu Berlin am Kloſter, ein alter Herr und guter Ritter, der über die Brücke kommen war, ohne zu wiſſen, was hier vorging.

Aber ſie hörten ihn nicht. „Das ſieht ſchlimm aus“, ſprach Johannes und ſah die beiden Andern an. Da ſtürzte der Vetter des Herrn Mathis Blankenfelde, hart von einem Stück Holz gegen die Stirn

getroffen, und sie blutete. Die von seiner Sippschaft schrieen: „Das that Pawel Strobants Knecht!“— „Schlagt ihnen die Knochen ein, so Herren wie Knechten!“ — „Ins Wasser mit ihnen! Laßt Keinen über die Brücke von den berlinischen Junkern!“ — Es war ein Glück, daß Herr Johannes Rathenow, dem der Bierschröter mit seinen eisernen Fäusten Platz gemacht, schon auf der Brücken war; denn itzt hätten sie auch den Bürgermeister nicht mehr geachtet; so fuhren sie auf die von Berlin los, und warfen und drängten sie gegen des Baders Haus, und ihnen war der Rückweg abgeschnitten.

„Ihr lieben Leute von Köln und Berlin rief der Hauptmann mit noch lauterer Stimme — seht doch für, was Ihr thut! — Was Ihr auch für Klage habt, das ist nicht Ort und Weise es auszumachen. Was wird der Kurfürst, Euer Herr dazu sagen, der itzt in Spandow ist, zum Tagefahrten mit den Ständen —“

„Dort!“ rief es. „Da oben!“ — „Nieder mit den Junkern!“ und Alle sahen auf das Dach der Bretterbude. Wer itzt in der Nähe gestanden und dem Junker im Zobelpelz ins Gesicht geschaut, hätte doch gemerkt, daß in ihm etwas vorging, was,

wenn nicht Furcht, doch ein Gefühl war, was dem nahe kam. Lag etwas ſo Muthiges und Feſtes in dieſem Geſichte, das in ſeinen Furchen Zeugniß ablegte von andern größern Gefahren, ſo er ſchon erduldet, auch eine Würde, die man ſich nicht vorm Spiegel gibt, vielmehr die Ernſt und Höhe der Geburt, oder nur ein Leben hervorbringt, das in großen Dingen verkehrte und in Wechſelfällen des Glückes ſich ſelbſt geprüft hat. Aber auch Männer mit dem Stempel ſolcher Erfahrungen und dem Siegel ſolcher Würde auf dem Antlitz mögen von dem Augenblick überraſcht werden. Denn der ſtärkſte Geiſt iſt doch unterthan der Zeit und ihren Wechſelfällen, und nur dadurch bewährt er ſich, daß er nach dem Unfall ſich wieder erhebt, daß er wohl beſiegt, aber nicht überwunden werden kann. Aber wenn ein Schatten über das blaſſer gewordene Antlitz des Junkers lagerte, Niemand ſah es, denn die beiden Ritter drängten ſich dicht vor ihn, die Hände an den Schwertgriffen, und ihre Augen ſchauten umher, wie eine Löwin, die ihr Junges hütet, wenn die Jagd durch den Forſt brüllt.

Eine Stimme ſchrie dicht in ihrer Nähe, daß der Aufruhr unten dagegen ſchwach war. Wie ein toller Gaſt und ein wüthendes Heer hinter ihm,

war nämlich Herr Pawel Strobant mit den Seinen die Treppe heraufgepoltert. Einige kamen auch über die Lauben herübergeklettert. — Die Haare hingen von Schweiß und Blutstropfen naß ihm ins rothe Gesicht, und so stand er am Geländer und drohte mit der Faust, der Degen war ihm aus der Hand geschlagen oder gefallen:

„Nur herauf, Ihr Rattenfänger und Fischweiber! Schmeißt Eure faulen Aepfel, Ihr armseligen Mausesteller; hier sind andere Aepfel! Herauf! herauf! Hier sind blutige Köpfe und zerbrochene Knochen wohlfeil, wenn Ihr Blut habt in Euren Fischleibern, und Knochen zum Zerbrechen; aber ich meine, Ihr habt nur Gräten in Eurer schlotterichten Leinwandshaut. Ihr Schneiderböcke, Ihr Pechdrähte, Ihr Borsten von Besenbindern, Ihr Ofensetzer, Lakenreißer und Beutelschneider! An die Geschlechter wollt Ihr, an den Rath wollt Ihr! Wenn ich der Rath wäre, Eure Häuser ließe ich Euch überm Kopf abbrechen; Hundehütten sind für Euch genug. — An den Kurfürsten wollt Ihr gehen? Mit Euren Pechfingern und Thranwämmsern? Mit dem Fußtritt wird er Euch antworten, Euch die Treppe hinunterschmeißen, so Ihr Euch unterstehet, ohn Eure Herren vor ihn zu treten. — Nichts seid Ihr ohne

uns. Das Pflaſter, worauf wir treten, die Nullen, wenn wir zählen, der Reibeſtein, worauf wir unſere Meſſer wetzen. — Rechte wollt Ihr? Her Eure Rücken, wir wollen's drauf ſchreiben, was Euch recht iſt. Euren Kurfürſten nennt Ihr ihn; und wenn zehntauſend Kurfürſten Euch Brief und Siegel geben, daß Ihr Rechte haben ſollt, Ihr bleibt doch nur die Sohle unter unſern Schuhen."

Das ſchrie der raſende Pawel Strobant; aber nicht das zehnte Wort ward gehört. Denn die Wuth überſchreit ſich ſelbſt, und er ſtampfte auf den Boden, daß die Bretterbude wankte, und riß das Geländer ab, zu Waffen gegen die Stürmenden. Und nun, wer Beſinnung hatte, dem ward bange; denn was wollten die Paar in dem Hauſe und darum gegen die ergrimmte Menge? Drüben in Berlin ſah man ſie am Ufer ſtehen, und drohen, und ihren Brüdern Muth zuſchreien; Einige ſprangen in die Kähne und ein Sturmglöcklein läutete ſchon. Auch die Kupferſchmiede und Klempner, die es dort mit den Geſchlechtern zumeiſt hielten, rannten mit Blechkappen und Harniſchen und Spießen wie toll um, und ſchworen, wenn den Berlinern ein Haar gekrümmt würde, ſie wollten's mit Mord und Todtſchlag an denen von Köln rächen.

Auch mochten die Verſtändigern hier das ſelbſt nicht wünſchen, daß des Barbiers Haus von ihren Leuten erſtürmt würde; aber wenn ein Feuer brennt, wer löſcht es durch vernünftigen Zuſpruch; und ſo lange der ſinnloſe Herr Pawel auf das kölner Volk ſo ſchimpfte, wer konnte es vom Aeußerſten abhalten! Da ſprach Herr Johannes:

„Was haben wir mit dem Streit zu ſchaffen, die wir Fremde ſind; und geht uns nicht Eines Sache, noch des Andern an! Wär nur ein guter Mann hier, der meinen Herrn, den Grafen, durch das Gedränge ſchaffte, es ſollte ihm an gutem Lohn und Dank nicht fehlen."

Dabei war ſein Auge auf einen jungen Burſchen gerichtet, der itzt dicht bei ihnen ſtand; ſie hatten in der Unruhe nicht gemerkt, wo er hergekommen, ob mit Herrn Strobants Geſellen, oder ob er von außen über die Lauben geklettert war. Doch war ſein Geſicht nicht wild, wie die; ſondern eher ruhig, und ſeine klugen Augen ſahen nicht erhitzt, ſondern nur ſehr neugierig ſich um. Als der die Worte hörte, ſagte er:

„Der Mann ſollte ich wohl ſein. Nur müſſen ſie erſt auseinander."

„Wenn Du das machen kannſt, Burſch, ſagte

Herr Konrad, kannſt Du dem Müller auch Wind machen.“

„Dazu gehört auch noch kein Hexenmeiſter“, ſprach der Junge, und legte ſich mit einem abſonderlichen Geſichte auf die Brüſtung, und die Finger an den Mund. Gleich darauf pfiff es dergeſtalt laut und ſchneidend und anhaltend, daß Alles aufhorchte, wie als müßte es ſo ſein. Das Pfeifen klang aber auch ſo drollig, wie etwa eine ſchelmiſche Weiſe, daß Viele, die noch eben ſehr ernſthafte Geſichter machten, faſt zum Lächeln geneigt waren. Nun mochte die Weiſe an irgend einen luſtigen Streich erinnern, den Viele kannten; wenn aber auch nicht, ſo wirkt ja oft, wenn die Gemüther recht erhitzt ſind, und auf dem Punkt, wo ſie nicht mehr aus und ein wiſſen, ein luſtiges Wort, oder ein witziger Einfall dermaßen, daß die lachen müſſen, die noch eben tobten, und die Stimmung wird mit einem Male eine andere.

Es kam aber noch etwas Anderes hinzu. Grade in dem Augenblick, wo der Schelm pfiff, hatte Herr Pawel Strobant den Mund aufgethan zu einem entſetzlichen Fluche, und grade da flog ein Stein, der nicht klein war, ihm in den offnen Mund, dergeſtalt, daß es ihm ein Paar Zähne koſtete und

er, der noch eben das allergrimmigſte Geſicht gemacht, itzt das allerklaͤglichſte von der Welt machte, was auf Alle, die es ſahen, eine wunderbare Wirkung hatte. Denn die noch eben faſt ſo grimmig ausgeſchaut als Herr Pawel, konnten nicht umhin, ſie mußten lachen. Der Schlag war aber auch ſo ſtark, daß Herr Pawel zuſammenfuhr, und wenn ihn nicht der junge Mann aufgefangen hätte, wär er zu Boden geſtürzt. Deſſen Miene, als ob er ihn bedauere, war hinwiederum aber auch von einer Art, daß man nicht ernſt dabei bleiben konnte, und ſo war mit einem Male unter denen zunächſt eine gar wunderbar luſtige Stimmung.

Da ſchrieen Mehrere dem jungen Burſchen zu: „Henning, biſt Du's?“ — „Henning, was willſt Du?“ — Und Henning hielt ſich die Hand vorm Mund, als rufe er Einem oder dem Andern im Vertrauen etwas zu, und dann hob er die Arme beide in die Höh, als wär es etwas von Wichtigkeit: „Was iſt's! Was gibt's! Was pfiffſt Du?“

„Ihr tauſend Elementer! rief er. Wißt Ihr nicht?“ und er zeigte über die Spree.

„Was! Was?“

„Die rothe Hanne wird gebrannt und die Saiome mit den langen Ohrlappen gepeitſcht. Schnell!

wer's mit anſehen will. Der Büttel iſt ſchon vorm Spandower Thor."

Und nun, wie wenn im April nach einem Platzregen die Sonne plötzlich hell ſcheint, während doch die Dächer und Traufen und Goſſen noch rauſchen und die Straßen voll Waſſer ſtehen, und die dichten ſchwarzen Wolken ſchichten ſich übereinander und ſtürzen fort; alſo brach ein Sonnenſchein der Luſtigkeit und Neugier in den Aufruhr und die tobenden Maſſen. Böſes Blut war freilich noch da, eben wie die Wolken am Himmel, und es drängte und murrte und drohte, und neue Haufen traten mit grollenden Geſichtern aneinander; aber die zunächſt gedroht, waren anderen Sinnes worden, und unter den Uebrigen war der Zuſammenhang, oder das geheime Band zerriſſen, ohne das auch kein Straßenauflauf beſtehen kann, wie zufällig der auch erſcheine. Ueber die lange Brücke aber ſah man nicht die Berliner nach Köln ziehen, ſondern die Kölner nach Berlin: einige ruderten auch auf Kähnen ans andere Ufer, und es gab bald ein großes Gedränge in der Straße, welche itzt die Königsſtraße heißt, und es ward immer dichter nach der Spandauer Straße zu,

denn wer geſunde Beine und Augen hatte, mochte ſich's nicht entgehen laſſen, mit anzuſehen, wie der Büttel die Salome mit den langen Ohrlappen auspeitſchte und die rothe Hanne brannte. Und Beide mußten Urfehde ſchwören.

Zehntes Kapitel.

Ob die berliner Herren es gewagt, sofort sich auf den Weg zu machen, nachhaus oder nach dem Spandower Thore, steht in den Chroniken nicht geschrieben; es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß sie es nicht thaten, weil es, wie man gleich hören wird, auf dem Platze noch keineswegs so ruhig war, daß sie sonder Gefährde und Beschimpfung sich öffentlich zeigen können. Vielmehr ist anzunehmen, daß sie sich um den verwundeten Herrn Strobant beflissen zeigten, dessen Zustand Hans Ferbitzens ganze Sorgfalt erforderte, und die ließ er ihm denn auch unten in der Badestube angedeihen, wie es sich für den Stand und den Reichthum eines so angesehenen Herren schickte, der auf so schändliche Weise zu Schaden gekommen.

Dagegen sahe man drei fremde Herren, die dem

Ritterſtande angehörten, in ihre Pelze wohl verhüllt und die Mützen tief ins Geſicht gedrückt, auf einem Umwege von der Badeſtube nach der langen Brücke ihren Weg nehmen. Und ſie begleitete ein berliner Kind, das ließ ſich's angelegen ſein, ſie durch die dichteſten Haufen zu führen, und ward dabei von Manchem ſehr verwundert angeſchaut, von Vielen aber freundlich gegrüßt. Auch ſchüttelten ihm Einige die Hand und Andere lachten ihn an. Die aber nicht weichen wollten, ſtieß er mit den Ellenbogen, und gab ihnen derbe Antworten, wenn ſie ihn derb anließen.

„Iſt das auch Deine Sippſchaft, Henning!“ ſagte Einer. Der Junge kann's doch nicht laſſen, er muß oben hinaus.“

Dem gab er unverſehens einen Stoß mit dem Bein, daß er ſich nicht halten konnte und hinfiel, denn er war von ſtarkem Körper und ungeſchickt: „Ich will nur nicht unten liegen bleiben“, ſprach der Burſch.

Als ihn Einer trotzig fragte: „Wer ſind denn die?“ und ein Haufe, der noch ſehr grimmig war, machte Miene, ihnen den Weg zu ſperren, da antwortete er: „Die rothe Hanne iſt ihre Muhme, und

die Saleme ihre Schweſter. Sie möchten doch ſehen, was Ehre ihrer Sippſchaft wird."

„Eine ſchöne Sippſchaft! lachten die Andern nun, und ließen ſie durch, aber ſie riefen ihm nach, was er denn für Lohn kriege für den Büttelndienſt? Sieh Dich vor, Henning, es ſind große Herren, die zahlen wie der Rath: und wie der zahlt, weißt Du am beſten."

Henning pfiff über den Finger, und murmelte für ſich: „Kehre Jeder vor ſeiner Thür, und was er findet, iſt ſein."

Die Herren beſorgten anfangs, ihnen werde des Burſchen Dreiſtigkeit ſchlimme Dienſte ſpielen; auch daß er Allen ſo bekannt war wie ein bunter Hund, war ihnen unlieb, man konnte es ihnen anſehen; denn grade, was ſie vermeiden wollten, daß die Leute ſie anſahen, das ward dadurch erſt recht zu Wege gebracht. Aber hinwiederum mußte es ihnen lieb ſein, denn ohne ihn wären ſie nicht durchgekommen; ſo groß war noch überall das Gedränge, und die Bürger ſchimpften und ſchmähten in Berlin wie drüben in Köln auf den Rath und die ſtolzen Herren, und, waren ſie auch Fremde, ſo ſah man's ihnen doch an ihren Kleidern an, ſie gehörten zu dem Herrenſtande, und wenn die Wuth

einmal losgelaſſen iſt, will ſie ihr Opfer haben, und ſucht es auch ſeitwärts ab, wenn's nicht vor ihr liegt.

Als ſie nun an die Judengaſſe gekommen, und dort ward mehr Platz, — denn wer tritt gern in die Judengaſſe, wenn er nicht muß? — meinte ihr Führer, er habe gethan, was er verſprochen, und die Herren meinten es auch. Auf den Wink des Junkers wollte Herr Konrad dem Burſchen ein großes Geldſtück geben; der aber lachte und ſprach: „So war's auch nicht gemeint."

Die beiden Begleiter dachten, es ſei ihm nicht genug, und Herr Konrad runzelte die Stirn, da er meinte, es ſei hinlänglich für den kurzen Dienſt, obwohl er noch einmal die Hand in den Wamms that; aber der Junker im Zobelpelz hatte den Jungen ſchärfer ins Aug gefaßt und ſprach mit einer Handbewegung gegen Herrn Konrad:

„Laßt das. 'S iſt wohl ein trotziger Bürgerſohn, der keinen Lohn nehmen will von einem Fremden."

„Warum nicht, wenn man was gethan hat, entgegnete Henning. Wüßte aber nicht, was ich gethan."

Die beiden Ritter ſahen ſich einander an, wäh-

rend der Junker, und es ſchien nicht mit Misbehagen, die kecke Miene des Jungen beobachtete.

„Einen Dienſt haſt Du uns doch erwieſen, und man ſoll nicht von mir ſagen, daß ich dem Dreſcher ſeinen Lohn entziehe. Alſo ſprich dreiſt, kann ich Dir helfen, oder für Dich etwas thun?“

Der Burſch machte eine pfiffige Miene: „Ihr, Herr, nein.“

„Nun, nun, nur nicht zu ſtolz, ſagte der Andere, Geld kann ausgehn, und Muth klein werden.“

„Wenn Ihr die Saleme noch ſehn wollt, wie ſie gepeitſcht wird, macht raſch; die Hanne wird eben gebrannt, ich höre ſie ſchreien“, rief der Burſch, und machte Miene davon zu laufen, da ihm das Geſpräch zu lange währte.

„Halt doch, Burſch, ſprach der Herr. Hängen und brennen wirſt Du noch Manchen ſehen, denn es thut noch Vielen noth hier zu Lande; aber Einem der Dir gut will, laufe nicht weg. Wie heißt Du? Ich möchte Dich doch wiederfinden, wenn ich Dich brauche. Wo ſucht man Dich?“

„Fragt nur den erſten Beſten auf fünf Meilen in der Runde, ſprach der Andere nicht ohne Stolz, und er wird Euch zum Henning Mollner bringen.“

„Und mich willſt Du nicht ſuchen?“

„Was hätte ich denn mit Euch zu ſchaffen?“

„Nun, angeſchrieben bleibt's Dir.“

„Topp! rief der Andere. Wenn ich einmal in Eurer Stadt im Gedränge bin, dann führt Ihr mich auch heraus.“ Und damit rannte er fort, was er konnte, durch die Judengaſſe, bis er in einer der Quergäßlein verſchwand. Aber ſo eilig er war, er mochte es nicht unterlaſſen, einem Paar Judenfrauen, die im Fenſter lagen, die Zunge herauszuſtrecken, und etwas zuzurufen, davor ſie erſchrocken zurückfuhren, und einen alten Juden, der ihm an der Ecke entgegenkam, lief er um, daß er in den Rinnſtein fiel, und kümmerte ſich nicht, ihm wieder aufzuhelfen. Aber der Jude, als er ſich aufrichtete, zog doch noch den rothen Hut vor ihm, und ſchaute ihm geruhig und ehrerbietig nach, ſo lange Henning zu ſehen war, ehe daß er über ſeine Hausſchwelle trat. Das thaten auch die andern Alle, die an den Fenſtern lagen und in den Thüren ſtanden. Die Alten ſahen ihm mit Scheu und Furcht nach; manches ſchwarzhaarige Mädchen aber mit blinkenden Augen und gefärbter Wange. Die Furcht macht nicht ſo roth.

War überhaupt in der Gaſſe viel Leben, wenn es auch ſtill war und kein Verkehr. Denn über-

all an den Thüren und Fenstern drängten sich Köpfe, und die Nachbarn flüsterten sich in ihrer Sprache Vieles zu, und die Augen flogen nach links und rechts, und große Angst und Besorgniß war überall sichtbar. Aber die Neugier war noch größer, als sie die drei stattlichen Herren, mit herrlichen Pelzen und Baretten, und schönen Degen durch ihre Gasse kommen sahen, und Aller Augen waren nun auf sie gerichtet. Als sie itzt an der nächsten Quergasse zweifelhaft stehen blieben, fühlte der Junker sich am Pelz leis gezupft, und als er sich umwandte, war es der alte Jude, der mit entblößtem Haupte, fast bis zur Erde gebückt, hinter ihm stand und mit leiser Stimme sprach:

„Gnädigster, gestrenger Herr! als ich mich darf unterstehn ein Wort zu sprechen, die Junker sind fremde zum alten Berlin: Das ist nur die Judengasse."

„Hund von Jude, rühr ihm das Kleid nicht an!" fuhr Herr Konrad auf.

„War's doch was ich wollte sagen, fuhr der Hebräer fort. Sie haben sich nur verirrt, die vornehmen Herrn, und durch das Gäßlein hier führt es schnell hinaus. Es hat sie noch Keiner gesehn

von den Berlinern; haben itzt auf Anderes zu ſchaun als auf unſere ſchlechten Häuſer."

Aber als fühle der Junker ſich durch die Warnung des Juden aufgefordert ihrer nicht zu achten, erhob er den Kopf und ſchaute ſich weit um, und der Anblick der Tauſende von Köpfen an den Fenſtern und auf den Dächern ſchien ihn zu befremden.

„Iſt's ein Feiertag bei Euch?"

„Was ſoll ſein ein Tag der Furcht ein Tag der Feier, gnädigſter, geſtrenger Herr! Ziehen wir an ſeidene Kleider und Bänder und neue Pelzmützen, wenn wir ſind in Angſt, daß ſie einbrechen in unſere Häuſer, und aufſchlagen unſere Läden und uns treten mit Füßen!"

Ein ſtrenger Blick des Junkers fragte deutlicher als es ſeine Worte thaten. Er meinte, der Zank zwiſchen den Städten und Bürger und Rath habe mit den Juden nichts gemein.

„Wenn die ſchönen und großen Häuſer in Feuer ſtehn, mein hochedler Herr, entgegnete er, werden die ſchlechten Hütten dazwiſchen dann nicht brennen? Es iſt ſchlimme Zeit, wenn iſt Streit in den Städten, für die armen Juden. Wenn die großen

Herren und die Bürger ſich ſchlagen, fallen ab die Beulen auf uns."

„Es iſt vorüber", ſagte der Junker, und ſchien weiter gehen zu wollen.

„Der Segen des Herrn begleite die vornehmen ſchönen Junker, und daß ſie mögen kommen aus der Stadt ungefährdet und ungeſcholten, ungeſchlagen und ungeſtochen! Aber was vorüber iſt, das kommt wieder, die Städte werden nicht machen Friede und die Herren vom Rathe es nicht vergeſſen und die Gewerke und das Volk werden toben und lärmen, und büßen müſſen's unſere Leute."

„Jud, verſchluck Deine Litanei!" fuhr Herr Konrad dazwiſchen, und wollte dem Junker um die Ecke folgen.

Aber in der kläglichen Miene und dem klugen Blicke des Alten mußte etwas liegen, was den Junker anzog. Alſo winkte er, daß der Jude ihm folgen ſolle, dieweil er, langſamen Schrittes voranging. Und zum Erſtaunen Aller in der Judengaſſe folgte der alte Baruch dem vornehmen Herrn, und dieſer richtete viele Fragen an ihn, und hörte mit freundlichem Ernſt ſeinen Antworten zu, die der Jude freilich mehr mit dem Kopf auf die Erde gebückt gab, als zum großen Herrn aufgerichtet.

Die zu ſeinem Hausſtand gehörten, Weiber, Kinder und junge Burſche, ſie waren Alle vor die Schwelle getreten, als ſie den Hausvater ſahen mit dem fremden vornehmen Junker ſo vernehmlich ſprechen; und itzt ſchlugen ſie die Hände überm Kopf zuſammen, vor großem Erſtaunen, und gingen wieder ins Haus zurück, weil Baruch ihnen winkte, aber aus den Fenſtern und um die Pfoſten der Thüre ſchauten ſie ihm neugierig nach, und Einer zupfte den Andern zurück, daß er auch das Ungewöhnliche ſehen könne. Die Ritter aber folgten mit lächelnder Miene den Beiden, ohne die Juden umher nur eines Blickes zu würdigen.

„Wir haben Glück mit unſern Führern in dieſer Stadt", ſagte Herr Konrad.

„Gewiß eine ſehr ehrbare Kumpanei", entgegnete Johannes.

„Und dieſe neuen Bekanntſchaften, die er in der trotzigen Stadt macht, werden ihm von abſonderlichem Nutzen ſein", fuhr der Andere etwas höhniſch fort.

Aber der Junker ſchien nicht ſo zu denken, vielmehr horchte er aufmerkſam auf Alles, was ihm der Hebräer klagte.

„Ihr alſo haltet's mit dem Rathe?"

„Was können wir halten, als was uns hält, denn wir sind schwach. Die gestrengen Herren sind stolz und hochfahrend, denn sie sind satt; aber wer satt ist, der nimmt nicht des armen Mannes Brot, weil ihn hungert, und nicht des armen Mannes Kleid, weil ihn friert. Sie lassen uns kriechen im Staube und spielen in der Sonne, und gönnen uns, was sie nicht mögen, weil sie's haben besser. Aber die nicht sind satt, und essen möchten an der Herren Tischen, und sich kleiden in Sammet und Seide, die sehen uns an scheel, und drohen uns, wenn wir finden im Staube ein Körnlein und die Sonne einmal warm scheint auf unsere Scheitel."

„Doch rühmen sich diese Herren der Stadt, sprach der Junker, daß sie gerecht richten lassen, und weise Leute das Urtel billigen, das ihre Schöffen finden. Um so mehr werden sie Euch Recht finden lassen gegen das Volk, wenn das Euch was anhaben will."

„Die weisen Leute finden das Urtel, gnädiger Herr, aber was gefunden ist, bekommt es allemal der, der's hat verloren? — Ihr Gericht ist gerecht, rühmen sie, und die Leute sprechen es nach; und sie sind stolz und sehen hochmüthig nieder auf die Gemeinen, und sagen: was wollen die reden mit! Aber wenn die Gemeinen murren und drohen,

dann ſchaun ſie ſich an, und Einer flüſtert's ins Ohr dem Andern, daß es gefährlich iſt, Trotz bieten dem Gemeinwillen, und ihnen nichts bringt und hilft. Und ſie zählen die ſchönen Rechte, die ſie haben, und die ſie verlieren können, und um wen? — Um einen ſchlechten Jüden! Und das ſchwerſte Recht, was fanden die Schöffen, geht verloren unter der Hand wie ein leichter Heller, und das gradeſte Recht, grad wie eine Klinge von kölniſchem Stahl, wird gebogen krumm wie ein Draht. Um des Friedens willen, heißt es, und das gemeine Wohl; iſt aber der Herren eigen Wohl, daß ſie nicht geſtört werden im Nachmittagsſchlaf, und das Volk nicht ſchreit garſtig vor ihren Fenſtern, wenn ſie die Pauken laſſen ſchlagen und die Trompeten blaſen bei ihren Tafeln. Unſere Väter haben gehabt hübſche Rechte und feine Sicherheit und guten Handel in den Städten, und es war Alles gut gekauft mit Gold und Silber von den Herren, die ſitzen am langen Tiſche. Aber ein Recht um das andere haben ſie uns wieder genommen ab, und das Geld doch nicht gegeben wieder; denn kamen vors Rathhaus mit Fahnen und Muſik die Zünfte und ſprachen: das ſchadet uns, und wir ſind gute Bürger, und ſie ſind ſchlechte Jüden. Drum dür-

ſen wir kaufen kein Vieh und verkaufen kein Fleiſch, als was die Fleiſchhauer nicht mögen, und dürfen nicht ſitzen auf dem Markt, als bis der Wiſch iſt fort, und dürfen nicht umgehn aus unſerer Straße, und nicht ſitzen vor unſeren Thüren, und nicht rufen über unſere Schwelle einen chriſtlichen Mann."

„Und doch betet Ihr, daß des Rathes Recht bleibe", ſprach der Junker.

„Wir beten's Tag und Nacht, hoher Herr, denn was ſoll werden, wenn ſein Regiment iſt um! So die Zünfte kommen ans Regiment, wird's uns gehn beſſer? Und wenn ſie nicht finden den Weg ins Regiment, den Weg in die Jüdengaſſe finden ſie doch, und toben und laufen und ſchreien, und ſchmeißen die Fenſter ein und ſchlagen die Läden entzwei, und raufen am Bart uns und ſpeien ins Angeſicht uns, und unſere Weiber ſchreien vor Angſt, daß es zerreißt die Gedärme. Wir haben geſehen böſe Tage in Berlin, gnädiger Herr, und die böſen Tage werden kommen immer wieder, und die Kindeskinder von denen, die heut ſchreien in der Wiege, werden noch nicht ſehen das Ende."

„Das iſt eine lange Vorausſicht!" ſprach der Junker, als er am Ende der kleinen Gaſſe ſtehn

blieb, und ein Schatten langen Nachdenkens flog über ſeine hohe Stirn.

„Wir zittern auf unſern Dächern und verkriechen uns in unſern Kellern jedesmal, wenn das Volk tobt gegen den Rath, denn es kann nicht werden beſſer, es kann nur werden ſchlechter.“

„Es muß beſſer werden! Ein Strahl des Unwillens, und zugleich eines Willens, der in dem Augenblick in der Bruſt geboren wurde, zückte über das Geſicht des Junkers. — Es wird ſich Vieles in dieſem Lande ändern, oder ich kenne nicht den Willen des Markgrafen.“

Der Jude blickte ſchlau, doch mit ungläubigem Lächeln zu dem Junker auf: „Der Segen des Herrn und unſere Gebete für den hohen Fürſten, aber es wird nicht werden beſſer. Ruhm ſeinen Waffen und Ehre allen ſeinen Thaten, aber er wird's nicht machen beſſer.“

„Jud!“ Der Junker blickte ihn halb verwundert, halb zornig an. Baruch fuhr im ſelben Tone fort:

„Er hat eiſerne Zähne, ſagen ſie, und einen Willen, der iſt grad wie ein Ritterſchwert. Aber wer bricht Thürme ab und dicke Mauern und reißt Bäume aus, die ſtehen Jahrhunderte, auch mit

eiſernen Zähnen, und wer kann gehen grade von einem Punkt zum andern, wenn im Lande alle Wege ſind krumm!"

„Burgen genug haben die Markgrafen doch gebrochen, ſprach mit gerunzelter Stirn der Junker, und die hohen Thürme klein gemacht."

„Da haben ihnen die Städte beigeſtanden alle im Lande, erwiederte der Jude, und die Schlöſſer ſind worden zerſtört; aber was half es? Die drin hauſten, ſind ſie von der Erde verſchwunden? — Ihre Häuſer und Schlöſſer ſind überall, an den Heerſtraßen und in den Wäldern, und ihr Markt iſt allerweges. Und wenn der Markgraf geändert ſeinen Sinn und will nun zerſtören die Städte, wer ſteht ihm bei? Das Land etwa? Will er das, muß er rufen die aus den Wäldern und von den Heerſtraßen, und ſie werden auch kommen, aber wie heulende Wölfe; und wird er wollen ſie loslaſſen, daß ſie ihm freſſen die Beute, die er will? — Das Regiment des Rathes iſt hart; der Herr laſſe es uns ertragen. Vorm Regiment der Zünfte und der Gemeinen, er wolle uns davor bewahren gnädig! Daß der Markgraf, den Gott erhalte, ſetze den Fuß des Zornes auf den Nacken der Städte, der Herr wolle es wenden und unſer ſich erbarmen!

Denn wir wiſſen, was da iſt, aber wir wiſſen nicht, was da wird kommen."

„Der Kurfürſt hat noch Niemand geſchädigt, der ihm vertraute und recht that", ſprach der Junker faſt in aufgeregtem Tone.

„Dafür lohne ihn der Herr, der ſchuf Himmel und Erde, und laſſe ihn ernten die Saat, die er geſäet; aber helfen wird er nicht uns. Des Fürſten Hand iſt eine kräftige Hand, und ſein Mund redet am lauteſten; aber die Berge, die tauſend Jahre ſtanden vor ihm, ſtößt er damit nicht um, und die Stimme der Wolken überſchreit er nicht. Sein Wille iſt gut, aber er kann nicht machen, was krumm iſt, grad, und dem Wurm, den ſie treten mit den Füßen, kann er nicht ſagen: ſteh auf und renne wie der Hirſch, und fliege wie der Adler. Wie Balſam und Myrrhe iſt ſein Athem und ſein Blick iſt Gnade, aber nur für die, ſo geboren ſind, Gnade zu athmen und Huld; die leben im Schmutz und verkehren im Staube, trifft er nicht. Es haben's viele gnädige Herren und Fürſten gewollt gut mit uns, die Herren von Anhalt, der große Waldemar, ſeine hohe Wittib Agnes, auch der Baier Ludwig, und was ſie ſchenkten uns, war wie der Schlemihl, der kommt in

des Armen Haus; er zehrt auf, was darin iſt. Der Neid ward gefüttert mit den Broſamen, und das Haus wuchs nur, daß der Sturm ſeinen Giebel faſſe und das Feuer Futter finde in ſeinen Sparren. Der Herr ſeines Volkes bewahre uns vor der Gnade, die nicht gehört uns. Sie leuchtet unſern Feinden wie eine Fackel, daß ſie finden, was uns blieb! Weh uns, wenn Einer uns Gutes will; wer uns wohl will, der wende uns nicht zu ſeine Augen, er kehre uns ſeinen Rücken; und wer uns ſinnt Liebes, der denke nicht an uns."

Die Begleiter des Junkers mochten verwundert ſein, wie er, der vorhin auf Alles Augen gehabt, itzt ſtumm und in ſich verſunken ging und nicht einmal auf ihre Fragen hörte. Herr Konrad meinte, der alte Jude müſſe ihn behext haben, Herr Johannes aber äußerte, er kenne das Gift, das in dem Herren wurme, ſeit er in dieſem Lande ſei, und des Juden Rede habe nur geweckt, was lange geſchlummert. Sie unterhielten ſich leis miteinander, warum Juden überall in einem chriſtlichen Lande geduldet würden. Sprach Herr Konrad: „Sie glauben doch allein an den lebendigen Gott, den Schöpfer des Himmelreiches und Erdreiches, und halten nur den alten Bund, und ſind des neuen

Widerſtreiter, das iſt der ganzen Chriſtenheit, und haben Chriſtum, den wahren Gott, zu dem unſchuldigen Tode gebracht. Darum iſt's doch wunderlich, daß man den Juden geſtattet, unter Chriſten zu wohnen *)!"

„Das hat vier Urſachen, entgegnete Herr Johannes, daß man ſie unter Chriſtenleuten leben läßt, ſo uns die alten Rechtslehrer aufbewahrt. Die erſte iſt, daß wir von ihnen den alten Bund haben, und dadurch Zeugniß von Chriſtus. Die andere, um der Altväter Willen, von denen Chriſtus den Anfang ſeiner Menſchheit nahm, nämlich vom Geſchlechte Yeſſe. Die dritte, um der Juden eignen Bekehrung willen; ſintemalen ſie noch vor dem ſtrengen Gerichte Gottes bekehrt werden ſollen. Die vierte, um des Gedächtniſſes willen Jeſu Chriſti. Denn ſo oft wir einen Juden ſehen, eben ſo oft ſollen wir der harten Marter in unſerm Herzen gedenken, die er unſertwillen trug."

„Ich weiß noch einen Grund", ſagte Herr Konrad nach einer Weil und lächelte.

„Und der iſt?"

*) Darumme is dat wunderlich, dat man stadet di ioden bi der cristenheit tu wesene.

Berliner Schöppenrecht.

„Weil ſie immer Geld haben, wenn man Geld braucht. Und wißt Ihr, ob die Burggrafen itzt in der Mark ſäßen, wenn der Hofjude Herrn Friedrich des Erſten kein Geld gehabt! Der Pfandſchilling war viel Geld.“

„So mögen wir uns freuen, warf Herr Johannes ein, daß der Hofjude Kaiſer Sigismunds keins hatte: ſonſt hätte er das Land nicht verpfändet.“

Der Junker, der es gehört, ſagte, indem er ſich umwandte: „Und müſſen wir uns denn freuen?“

Elftes Kapitel.

Wenn die beiden Ritter auch eine Antwort darauf gehabt, der Junker ließ ihnen dazu keine Zeit, denn er bog rasch um, nicht nach der großen Herberge zum Hirschen, wo ihre Pferde standen, sondern er ging die Gasse zum grauen Kloster hinauf und hieß sie ihm folgen. Fast verwunderten sie sich, als er dem hohen Hause zuging, das ist der Markgrafen Haus, und Einer blickte den Andern an: „Was will er — so uns der Schloßhauptmann sähe!“ — Aber er schritt an dem hohen und langen Gebäude, — was mehr wie eine große Steinmasse denn wie eine fürstliche Residenz aussah und gegen die Gasse wie gegen einen Feind Stirn bot, weil seine Fenster und Hallen nach den freundlichern Höfen zugekehrt waren, — rasch, und ohne den Kopf dahin zu wenden, vorüber, und bog hinterm

Kloſter der grauen Brüder da um, wo die alten Lindenbäume vor der Kirche ſtehen.

Hier erſt mäßigte er den Schritt, und ſein Auge ſchaute um ſich auf das ehrwürdige Gebäude, auf die herrlichen Bäume, die auch in ihrem Winterkleide ſchön, mit den beeiſten Zweigen und Aeſten eine würdige Vorhalle des Tempels daſtanden, und er muſterte die vielen Krüppel und Lahmen und Gebrechlichen, die auf der Schwelle des Portals und auf den Steinen unter den Linden ſaßen und ſtanden, und ſtumm ihre Hände ausſtreckten nach denen, ſo zur Kirche gingen. Auf ſeinen Wink theilte Johannes reiche Almoſen aus, und ſie dankten laut den mildthätigen frommen Herren und erflehten des Himmels Segen auf ihren Ein- und Austritt in dieſer Stadt; denn ſie wußten Alle, daß es Fremde waren: „Und daß ſie bald wiederkehren möchten!“ rief der Eine, und ein Anderer: „Und immerdar in unſerer Stadt bleiben, denn ſo fromm und freigebig ſind unſere ſtolzen Herren nicht.“ Der Junker lächelte, da er auf der Schwelle vor der Pforte ſtand, und fragte den Johannes: „Und was meinſt Du, Johannes, zu dem Wunſche?“

Aber auch diesmal mußte Herr Johannes ſeine Antwort verſchlucken, denn ſchon war der Junker

baarhäuptig in die Kirche getreten, und wandelte geſenkten Hauptes unter den Betern daher, daß er ſie nicht in ihrer Andacht ſtöre. Die Kirche war aber dunkel, denn die Sonne hatte ſich verzogen, und durch die bunten Fenſter und grauen Schneewolken drang nur geringes Licht. Die Kerzen auf dem Altar, davor der Prieſter Meſſe las, erhellten auch nur wenig Raums umher. Dennoch ſuchte der Junker unter den Bildern an den Mauern, als kenne er ſie, bis er eines fand, und davor blieb er ſtehen mit gekreuzten Armen.

Und war es gleich nicht der Ernſt, wie ein Frommer vor einem Heiligenbilde kniet, war es doch ein Ernſt, der ſeine Begleiter um mehrere Schritte zurückbleiben ließ. Sie flüſterten ſich, am Pfeiler gelehnt, zu, welchen alten Krieger das Bruſtbild vorſtellen möge, davor ihr Herr ſo ſinnend ſtehe, als verrichte er ſeine Andacht? Der Sigriſt, der es hörte, winkte ihnen beiſeit in die Fenſterbrüſtung, wo ſie Keinen durch ihr Geſpräch ſtörten, und hub alſo an:

„Das iſt weder ein Bild aus der alten Zeit, noch iſt's ein alter Krieger, den die itzt Lebenden vergeſſen haben ſollten. Vielmehr kannte ich ihn noch, als er friſch und roth war. Das ſind juſt

dreißig Jahr her, daß er durch Berlin ritt, und das Volk ihm zujauchzte, und die Zünfte ihm mit klingendem Spiel folgten, und die Herren vom Rath an der langen Brücke ihm den Ehrenbecher reichten. Und wie sahen ihn die schmucken Bürgerdirnen an und die Frauen, so von unsern Herren, als von den Gemeinen! Denn er war volle sechs Fuß hoch, und auf dem Pferde saß er, wie man's von unsern Rittern zu Lande nicht gewohnt war. Das gab hier Banket über Banket, daß es ihm selbst doch zu viel ward, denn er verlangte in die Schlacht, wo er denn doch früh genug hinkam. Und unter den Zünften war's ordentlich ein Streit und Wetteifer, wer unter ihm und ihm zunächst streiten sollte, wie sie heut unter keinem Edelmann und Herren fechten möchten. Sein Federbusch, der war zwei Fuß hoch, und die Rüstung war ganz mit Silber eingelegt; es war eine Freude es zu sehen, und nun haben sie ihn doch schon vergessen. Sein Name war Hans von Hellach, ein Graf, wie es wenige gab im Reich."

Die beiden Ritter richteten nun ihre Augen mit andern Blicken nach dem dunkeln Bilde. Der Sigrist aber fuhr fort:

„Bei Cremmen am Damm, wo manch berü-

ner Sohn eingescharrt liegt, traf ihn, dort unter der Schulter eine pommersche Keule. Er kannte den bösen Boden nicht, und hatte sich zu leicht vorgewagt. Die Städter wußten es wohl, aber sie waren alle voll Lust, es dem Landadel anzuthun, und, wie verhetzt und trunken von dem Stolz und der Zuversicht des Grafen, folgten sie ihm ohne Widerrede, und meinten, es müsse gehen. Im Gedränge dann bekam er noch eine Wunde dort auf der Schläfe, und nun hing er nur noch im Pferd, das ihn mit den Andern zurücktrug. Wer dem jungen edeln Herrn, dessen Seele Gott gnädig sei, den letzten Stoß gab, Niemand weiß es, und er kennt' es nicht mehr sagen. Denn als sie ihn nach Berlin brachten, Einige sagen, er war schon verblichen und ein Leichnam, die Andern, er habe in unserer Stadt zum letzten Male geathmet. Das war ein Heulen und Klagen, und sie hatten in den Städten Grund genug, denn wie Viele von den Ihren blieben da im Sumpf zurück, wie viele reiche Bürgersöhne waren gefangen von den havelländischen Herren, die sich nachmals tüchtig bezahlen ließen, und die zurückkamen, waren alle zerhauen und zerstochen. Durchs ganze Land war's ein Jammer. Denn wenn's solch ein Ritter und

Feldherr, wie der Hans von Hollach, der den Sieg in ſeiner Fauſt trug, mit dem Adel nicht ausmachte, und wo alle Städte zugezogen waren, freiwillig, mit Mann und Roß, wer ſollte's da! Und ſie Alle meinten, es ſtände mit des Burggrafen Sache recht ſchlecht, und er werde es nimmer kriegen. Und die ſonſt ſtolz waren und hochfahrend, wie waren ſie niedergeſchlagen, und wie ließen ſie im ganzen Lande die Köpfe hängen! Denn ſie meinten, nun würde es mit dem Adel gar nicht auszuhalten ſein. Aber es dauerte nur kurze Weil. Die Noth, die Allen gleich nahe war, ließ ſie den Hader vergeſſen; denn ſie lagen, die Städte, die Herren und die Gemeinen, ſich dazumal wie itzt in den Haaren. An dem Tage, wo der hohe Herr Graf begraben wurde, und ſie hier die Seelenmeſſe für ihn laſen, denn er iſt ohne Beichte und Abſolution von hinnen gegangen, ich ſehe es noch, wie Alles auf den Knieen lag, und die Thränen den Weibern nur ſo aus den Augen ſtürzten, und die Männer ſelbſt ſich halten mußten, daß die Augen trocken blieben. — Dazumal ſchürtelten ſich die Feinde waren, die Hände, und in der Kirche und davor traten ſie zuſammen und redeten, wie es recht iſt und gut. Der Bürgermeiſter, Herr Matheus Rathenow, der

Vater von dem itzigen, wie ſprach der da, als ſie den Grafen in die Gruft ſenkten! Worte waren's, die ein Herz von Stein rühren konnten. Man ſolle nicht im Aug haben, was man verloren, ſondern was man noch verlieren könne. In ſolchen Zeiten müſſe jeder brave Mann ſich vergeſſen, für das Beſte der Stadt und des Landes. Der ſei nicht werth, ein Bürger zu heißen, der, weil der Nachbar ihm auf die Hacken trat, Zeter ſchreie, dieweil der Feind Aller vor den Thoren lache, und alles was Ordnung heiße und gute Sitte, unter ſeinen Fuß von Stahl zu treten drohe. Und vor las er ihnen die Schreiben des Kurfürſten, der dazumal noch Burggraf war, und die Bürger ermahnte, auszuhalten, bis er ſelber komme ins Land, um die Uebermüthigen und Räuber zu züchtigen und die Friedensbrecher ſelbſt zu brechen. Und was für Worte ſprach er über den todten Grafen, der nicht um Hab und Gut und kleinliche Händel, der gekommen wäre aus ſeinem ſchönen Lande allein um der guten Sache willen; und an ſeinem Grabe, ihm zu Ehren ſollten ſie Eintracht geloben, das wäre dem Seligen dafür der ſchönſte Lohn, daß er gefallen ſei für der Städte Wohl, wo er kein Haus gehabt, kein Weib und Kind, nicht einmal das

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HÄRING,G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04007/023

Recht, das der Jude hat und der Bettler, der darin geboren iſt. Das wirkte denn auch, und die von den Geſchlechtern, die ſich nicht anſehn mochten, drückten ſich die Hand; da verſprachen die reichen Herren ſo viel aus dem Ihrigen zu rüſten, als ſonſt drei, ſieben, zehn, nicht zuſammen thaten. Die Zünfte wetteiferten, jede wollte es der andern zuvor thun, nicht in eitlem Prunk und Rechthaberei, vielmehr in Geld und guten Dienſten für die Stadt und das Allgemeine. Und das hat denn auch ſeine Früchte getragen, als der Markgraf Friedrich, hochſeligen Angedenkens, im Frühjahr drauf in die Mark kam, denn er fand die Städte in Stahl und Eiſen vom Kopf bis zur Zeh, und die adligen Räuber flohen und zerſprengten, wie das Wild im Felde, wenn der Jagdzug bläſt; aber ſie ſuchten es auf in ſeinen Höhlen und Verſtecken, und ihre Schlöſſer wurden gebrochen, und ihre Thürme ſtürzten, und die Gräben wurden gefüllt, und die Burgverließe verſchüttet, und das Herz aller Rechtſchaffenen im Lande ſchlug wieder freier, und Alles war voller Dank gegen den Himmel und den Markgrafen und die braven Bürger und die Städte, die ihr Alles dran geſetzt."

Die beiden Ritter mochten nicht Alles von der

langen Rede des alten Sigriſten vernommen haben, aus deſſen Wärme ſich leichtlich ergab, daß er nicht immer ein Mann des Wortes geweſen, ſondern vordem einer der That, der wohl dazumal, als die Städte in Stahl und Eiſen ſtanden, nicht auf der Bärenhaut gelegen, noch hatte er auf dem Lotterbette ſeinen narbevollen Körper gepflegt. Die Ritter ſtanden vielmehr, gleich dem Junker dort, mit geſenktem Haupt, in ſtummem Gebete für die Seelenruhe des todten Helden Johann von Hohenlohe ihre Hände faltend.

In dem alten Sigriſten aber lebte die vergeſſene Zeit wieder auf, und er hub bitter an zu klagen, daß ſie von den Lebenden vergeſſen ſei, wobei er denn ſelbſt vergaß, daß dies nicht der Ort dazu war, auch die Ritter ihm kaum ein Ohr ſchenkten: „Sie ſtreiten um einen Strohwiſch und einen Schatten, das junge übermüthige Geſchlecht, daß es ein Aergerniß iſt und die Todten ſich möchten im Grab umdreben. Was ſind das itzt für Helden die feiſten Bierbrauer und Schlächter und vor allem die übermüthigen Schneiderherren! In einem Lederwamms gingen ſie dazumal, die Reichſten und Beſten, und weil ſie's waren, zog Jeder doch den Hut vor ihnen; und heut reicht das Tuch nicht aus, ſie

müſſen in Seide und Pelz, oder gar in Sammet ihre Leiber hüllen. Und wenn ein Schnapphahn einmal Nachts bis ans Thor reitet, ſchreien ſie Zeter und Wehe, und vergeſſen, wie dazumal kein ehrlicher Mann zehn Schritte bei Tage thun konnte, ohne daß ihm Einer auflauerte und ihn ſchlug, auszog und fing. Aber ſo iſt's, wenn der Menſch in Frieden ſitzt und Ruhe, fühlt er's wie ihn der Floh ſticht. Dazumal, wo man ſich ſeiner Haut wehren mußte alle Tage, wußte man nichts davon. Weil ſie reich geworden, hüben und drüben, dünken ſie ſich was, und weggeblaſen iſt das Gedächtniß an das Elend und die Tage, wo Jeder ſein Alles hingab, und ſich ſelber dazu, um ſich Ruhe zu ſchaffen. Das war eine Zeit, und die kehrt nicht wieder, und die Todten ſtehen auch nicht wieder auf."

„Amen! und Frieden ihrer Seele!" rief eine Stimme. Es war der Junker, der an ihnen vorüberging, und langſam durch die dunkeln Hallen aus der Kirche ſchritt.

„Wohl Ritter aus dem Reiche! murmelte der Sigriſt ihnen nach. Und vielleicht von der Verwandtſchaft des ſeligen Grafen. Denn wer von hier kümmert ſich noch um den todten Hans von Hollach, und wo er begraben liegt, und ob ſein

Grabſtein platt getreten wird und die Denktafel von den Würmern zerfreſſen! Laß nur zerfreſſen und zertreten, die Todten haben ja keine Stimme, um zu klagen, wie die Lebendigen! Auf den Gottesacker hängen ſie ihre Windeln und Betttücher zum Trocknen, ob Grafen drunter ſchlafen, oder Juden und Bettler, und die Gräber kann man niedertreten, wie man will; aber wenn ein Nachbar eine alte Schuhſohle auf des Nachbars Boden fallen läßt, die nicht dahin gehört, und eine Katze vom Dach fällt, da heben ſie Zank an, und möchten klagen bei Kaiſer und Reich und ſich würgen um einen Lumpen an der Hecke, den kein ehrlicher Menſch anrührt."

Draußen ſprach der Junker, deſſen Geſicht noch um Vieles ernſter ausſah als vordem, zu ſeinen Begleitern: „Das war das erſte edle Blut, damit der junge Baum unſerer Herrſchaft in dieſem Boden begoſſen ward. Wolle Gott und ſeine Heiligen, daß es das letzte ſei!"

Die Ritter ſchwiegen, aber auf ihren Geſichtern ſtand Vieles zu leſen. Die Gaſſen waren noch ſehr belebt, und allerwärts beſprachen die Leute die Vorfälle vom Morgen, und in jedem Haus und in jeder Familie mochte der Streit noch einmal

durchgekämpft werden. So wilde Geſichter ſah man allerwegen. Durch andere Gaſſen, als die ſie gekommen, erreichten die Fremden ihre Herberge. Es war auch da großer Tumult auf dem Hofe, und es koſtete Mühe, bis ſie ihre Pferde durch die vielen Rüſtwagen und Geſpanne und Roſſe aller Art vorgezogen erhielten. Der Wirth bedauerte ſehr, daß ſie nicht zum Mittagimbis bleiben wollten, denn er habe auch nach fränkiſcher Art und Weiſe zukochen laſſen, wie an des Kurfürſten eigner Tafel gekocht werde. „Wir kommen wohl einmal wieder", ſprach der Junker, als der Wirth ihm ehrerbietig den Steigbügel hielt. „Und wollen dann allerwärts auf fränkiſch zukochen laſſen", murmelte Herr Konrad.

Aber es hatte Noth, daß ſie nur bis zum Spandower Thor kamen, denn von da ſtrömte es zurück von Allen, die dem Auspeitſchen beigewohnt, und Andere liefen noch neugierig hinaus. Als am Thore der Wärter nach Stand und Namen fragte, nannte ſich der Junker: Graf Konrad von Knipprode, in Dienſten des Erlauchten Burggrafen Albrecht von Nürnberg, itzund abgeſandt an den Hof ſeines durchlauchtigſten Bruders des Kurfürſten Friedrich des Andern, und ſie ritten nach Spandow zum Fürſten. Worauf der Thorwärter ehrerbietig

die großen Thorflügel öffnete, und auch die zween Andern als sein Gefolge passiren ließ, ohne sie um ihre Namen zu fragen.

Als die eichenen Thorflügel hinter ihnen zuschlugen, bäumte sich das Pferd des Junkers, daß er Mühe hatte, es zu regieren; aber sein Herr warf einen finstern Blick auf das verschlossene Thor zurück, das düster und trotzig aussah mit den vielen Eisennägeln, Riegeln und Stangen, damit die dicken Eichenbohlen beschlagen waren. Und ringsum an der Brüstung drüber starrten Balkenköpfe heraus mit Eisenstacheln bespickt, und trotziger noch als die Thore drohten die beiden hohen Thürme von rothen, glatten Ziegelsteinen mit kunstreich gebrochenen Zinnen; und in die Mauerwände waren schräge Schilde von Sandstein eingekeilt mit den Wappen der verbündeten Städte und der Geschlechter der Stadt. Auch Männer sah man auf den Thürmen und den Mauerbrüstungen; doch waren's diesmal nur Neugierige. Aber ihre Federbüsche und Helmkappen mit den Spießen der Wächter und was von Kriegswerkzeug umherstand, hatte doch ein sehr kriegerisch Ansehn; wie denn in jedweder Stadt dazumal nur die Lärmtrommel zu tönen und die Glocken

zu ſtürmen brauchten, und es war eine Feſtung, auf allen Angriff wohl vorgeſehen.

„Iſt das nicht daſſelbe Thor, wo mein Vater ſeliger —“ ſprach der Junker; doch Herr Johannes faßte raſch die Zügel ſeines Roſſes, das einen gefährlichen Sprung machte itzt wo ſie auf der Zugbrücke waren, und der tiefe Graben drunten, der in die Spree ſein Waſſer ergoß, hätte Reiter und Roß verſchlingen mögen.

„Um Gott, gnädiger Herr, es iſt's —, rief Herr Johannes, ihm ins Wort fallend. Aber hier iſt keine Weil für uns.“ Und er führte das Pferd über die Brücke durch das Weichhaus, während der Junker noch immer den finſtern Blick auf das finſtere Thor zurückwandte.

„Noch iſt dort Weil für uns“, ſprach Herr Konrad, links hinzeigend, wo viel Volks zuſammen ſtand und in ihrer Mitte der Büttel, der ſich mit ſeinen Geſellen, nachdem es geſchehen, auf den Rückweg machte, derweil die Kinder und Weiber und muthwillige Burſche ſchreiend und ziſchend ihre grauſame Kurzweil mit den abgeſtraften Weibern trieben. Alſo lenkten ſie, nachdem die Brücke paſſiert, raſch rechts um in die Vorſtadt von ſchlechten Häuſern, wo das Geſindel neugierig die Köpfe nach

den vornehmen Herren ausſtreckte. Aber ſie ritten raſch durch, und die Hufen ihrer Roſſe beſpritzten mit Schnee und Koth die Jungen, die ihnen Schimpfworte nachſchrieen. Und erſt als ſie weit hinaus waren, wo keine Häuſer mehr ſtanden, hielten ſie inne, und es war, als athmeten ſie alle drei auf, wie aus einer Gefahr entronnen. Es war trüber Himmel worden, und die Schneewolken drängten von Spandow herüber. Die Städte lagen dampfend ihnen zu Füßen, kein erfreulicher Anblick, wie es die ganze Natur umher nicht war. Die Spree in ihren Krümmungen dämmerte nur matt hinter der langen Reihe alter Weiden, die auf dem Damm ſich erhoben. Ringsum trüb gefärbter Schnee und lange Streifen ungaſtlicher Kieferwaldungen, und nur ſparſam am Horizont die Spitze eines Kirchthurms, der verrieth, wo in der weiten Umgegend ein Dorf war. Dagegen erhoben ſich zahlloſe Schwärme von Krähen aus den kahlen Sträuchen und umſchwirrten die einzelnen hohen Kiefern, und ließen ſich dann kreiſchend wieder auf die Schneefelder nieder, ungeſtört von der Gegenwart der Reiter.

„Der Herr ſei gelobt und ſeine Heiligen, ſprach

Herr Johannes, daß er uns ſo geſchützt und geführt hat! Mein Rath war es nimmer.“

Der Junker, als er ſich umwandte ihm zu antworten, hätte ein ganz anderes Geſicht, als das wir in der Stadt geſehen; denn nicht allein, daß er einen andern Bart trug, kleiner und zierlicher denn der vorher Backen und Kinn umſchattete, auch als er mit dem Sacktuch über das Geſicht gefahren, war die Farbe anders, heller denn vorhin geworden, ob man doch auch hätte behaupten können, es ſei nun ein düſtrerer Ausdruck darin, denn in dem feinen und edlen Geſichte traten nun um ſo mehr die Falten des Ernſtes heraus, und die ſinnenden Augen, darin viel zu leſen ſtand, glänzten dunkler auf der weißen Hautfarbe, wie vorhin auf dem braunen Anhauch.

„Und was iſt Deine Meinung, Konrad?“ ſprach nun der Junker ſehr ruhigen Tones, wie auch die Andern ſich über ſeine Verwandlung gar wenig verwunderten.

„Ich vermeine, gnädiger Herr, daß es der Mühe und Sorge ſich nicht verlohnte. Denn was wir geſehen und gehört, wußten wir es nicht vordem ſchon?“

„Das Auge des Herrn ſieht anders als das Auge der Diener", entgegnete der Junker.

„Aber das Auge des Herrn, fiel Johannes wieder ein, iſt ein Theil ſeines Antlitzes, und ſein Antlitz ein Theil ſeiner geheiligten Perſon. Und wie der Menſch ſein Haupt vor allem ſchützt, weil von dem Haupte der ganze Körper abhängt und ſiecht wenn der Kopf krank iſt; alſo iſt der Herr als das Haupt ſeines Landes gehalten, ſich ſelbſt zu wahren und ſchützen vor derlei Fährlichkeiten, die er Andern überlaſſen muß. Und wie man nicht, wenn uns auf der Reiſe ein Stein im Wege liegt, mit dem Munde und den Zähnen ihn aufnimmt, ſondern mit den Armen oder mit dem Fuße ihn fortſtößt, alſo hat auch der Herr Glieder, die für ihn —"

„Hören und ſehen? fiel ihm der Junker ins Wort. In Ehren die Glieder, lieber Johannes, denn welcher Kopf könnte beſtehen, wenn ihm die Glieder nicht dienten und zu Hülfe kämen, wie es recht iſt und ſein Wille; doch wie ſchützt ein Ritter den Kopf, wenn er in der Schlacht iſt, mehr als den Arm oder die Schenkel? Iſt der nicht vielmehr vor allem ausgeſetzt den Pfeilen und Streichen und Stößen! Oder was würde man ſagen von Einem, ſo er den Kopf unter den Sattel ſteckte

und nur mit den Armen föchte! Rühmt man nicht durch ganz Europa meinen Bruder Albrecht als einen Ritter und Helden sonder Gleichen, seit er beim Sturm in jene Stadt der Erste hineinsprang und allein unter dem Lindenbaume gegen Hunderte sich schlug — das war doch der Kopf voran, und die Glieder kamen dann nach, weil sie ihren Kopf drin sahen."

„Das ist Brauch und Recht im Kriege; im Frieden verhält es sich anders."

„Meinst Du? — fragte der Junker, und sein Auge leuchtete von einem besondern Ausdruck. Fürstenrechte und Pflichten, denke ich, sind in Krieg und Frieden dieselben — voranzuleuchten den Andern, daß sie im Guten und Rechten ihnen folgen. — Und wie nun, — setzte er nach einer Pause hinzu — wenn eine Zeit käme, wo das Schwert weniger thut als das Wort, und die Kraft der Stimme und die Macht der Gründe lauter tönte als der Donner des Geschützes? — Solche friedliche Zeiten — da lächelt wieder Konrad ungläubig —"

„Im Gegentheil, sagte lächelnd der Ritter, ich freue mich, wenn wir die Pommern mit Gründen besiegen werden, die Mecklenburger mit Weisheit, die Herren von Adel hier mit vernünftigen Vorstel-

lungen, und das Bürgerpack dort — womit denn? mit unſerm guten Beiſpiel."

„Und das wird wahr werden, erleben wir's auch nicht, ſprach der Junker ernſt. Und in dieſen Zeiten wird der Fürſt, der Anſehn behalten will vor ſeinen Leuten und Achtung in der Fremde, wie er itzt voran ſich zeigen muß in den Schlachtreihen und der Tapferſte ſein unter den Tapfern, auch voran ſein müſſen unter den Weiſen und Gerechten, und er wird nicht ſein Haupt verhüllen dürfen und ſein Thun verbergen hinter einem Vorhang. Er wird ſehen müſſen am klarſten und hören am deutlichſten, oder er iſt nicht Herr, ſondern Unterthan derer, die für ihn hören und ſehen. — Nun, Prediger Johannes, werden die Zeiten nicht kommen, oder bin ich unrecht?"

„Die erſte und nächſte Aufgabe von dem, ſo berufen iſt zu handeln, ſprach der Angeredete, iſt, als ich dafür halte, die: daß er nicht weiter hinausſchaue in die Zukunft, als wie weit ſeine Arme reichen. Was in jenen Zeiten Pflicht der Herren und Gewaltigen ſein wird, iſt uns dunkler als jener Wald, der im Nebel verſchwimmt. Aber ich halte dafür, daß es nicht recht war, in eine trotzige Stadt einzureiten, die uns aufſäſſig iſt, ohne Mann

und Roß, und durch nichts geschützt als — einen Bart."

„Aber, gelahrter Herr, fiel ihm Konrad ins Wort, sie wollen ja Seiner Gnaden mit Mann und Roß nicht einlassen."

Der Junker sprach: „Ich meine, Johannes, es war doch noch ein anderer Schutz bei mir als der Bart. Derselbe Schutz, der über meinem Bruder dort unter den hundert Feinden im Zwinger schwebte; und er blieb unverwundet. Und gesetzt, sie hätten mich erkannt, meinst Du, daß ich verloren war?"

„Da sei Gott vor, daß solche Blutschuld dieses schon so jammervolle Land noch drücke! Nein, solchen Unglimpf denke ich nimmer."

„Nun und was denn?"

„Auch nur den Schimpf sich vorstellen, der möglich war, ist schlimm, gnädiger Herr. Wie verkehrt das trotzige Volk mit seiner eignen nächsten Obrigkeit! Und als der Name des Landesherrn genannt wurde, rückte da nur Einer an der Mütze? Sie lachten, und wußten nicht was. Ich mag es glauben zu Ehren der Guten und Wackern, und deren sind überall, daß sie Respect gehabt; aber die Menge der Schlechten ist größer als die Zahl der Guten; und hätte aller Respect Euch geschützt

vor was in Keines Hand ſteht? Der Stein, den die ſchmutzige Hand wirft, kann das edelſte Haupt treffen. Darum halte ich es für Fürwitz, zu wagen, was nicht an uns iſt zu wagen, und ſelbſt den Arm erheben, wo man den Schergen ſenden mag. Schaut nicht ſo ſcharf mich an, ich habe einen großen Fürſprech. Der durchlauchtigſte Friedrich der Erſte, als er dieſes Land vom Kaiſer gewann, kannte es wohl, und daß ihm nicht Ehre hier ſei, ſelbſt zu ſchaffen, bis die Ordnung wieder eingekehrt, wo ein Fürſt erſcheinen mag, ohne ſich zu vergeben. Darum kam er nicht ſelber, ſondern ſendete ſeine Räthe, Ritter und Feldherrn, daß ſie vor ihm die Wege bahnten, die Geſetzloſen züchtigten und den Teppich der Ordnung hinbreiteten, darauf ſein fürſtlicher Fuß mit Ehren treten könne."

Da rückte der Junker an ſeinem Barett und ſprach: „Vor ſolchem Fürſprech Achtung und Ehrfurcht; und Frieden ſeiner Seele, die in Gott ruht!"

Aber als ſie nun weiter ritten, wandte ſich der Junker zu Herrn Konrad: „Und Du biſt ſtill! Das iſt nicht Deine Art."

„Mag's die Luft ſein, gnädiger Herr, oder der

Krähengesang, oder der Geruch der Stadt, der mir noch nicht aus der Nase will."

„Riecht es in Nürnberg besser? Oder sind in Frankfurt und Bamberg keine engen Gassen?"

„Gnädigster Herr, die Lohgerber und Seifensieder und Fleischhauer stinken in aller Welt. Da es nun einmal ohne sie nicht abgehn kann, muß es Städte geben. Aber die in diesem Lande kommen mir wie die Windmühlen der Kinder vor, die sich immerfort drehen, aber sie machen kein Mehl. Ja es dünkt mich wie Spott, diese Schmutznester Städte nennen; und ihrem Geschrei ein Ohr leihen, ist mir, wie wenn Einer aus dem Schwirren und Krächzen der Krähen die Natur der edlen Falken studiren will."

„Da hat also Johannes in Dir einen Bundesgenossen, lächelte der Junker. — Die Falkenjagd ist eine schöne Lustbarkeit. Aber die Jagden sind auf der Erde mannigfach vertheilt. Wer fischen wollte auf den Bergen und Gemsen jagen in der Ebene, den würde man einen Thoren heißen. Den Eber fangen und den Hirsch hetzen, ist eine königliche Lust; aber wer dem Bär nachstellen und die Wölfe jagen muß, fühlt auch eine Lust, wenn gleich die Waidmannskunst geringer davon denkt. Er fühlt

die hohe Luſt, das Land zu befreien. So ſind die Aufgaben getheilt, Freund Konrad. Ich jagte auch lieber mit meinem Bruder im ſchönen Franken, an den Rebenhügeln und dem ſanft gekrümmten Main nach edlem Wild. — Es ſollte nicht ſein. Mein Vater ſtellte ihn dort als Jäger hin und mich hier. Ich habe nicht darüber gemurrt, ob doch Einige mir zuraunen wollten: „„Er hat ungerecht getheilt. Du, der Aeltere, dem das Beſte zukommt, erhielteſt den dürren, unfruchtbaren Boden, und er, der Jüngere, den fetten, reichen, der von ſelbſt trägt; Du ſollſt die ſaure Arbeit haben, und ihm gab er die ſüße Ernte.““ Ich ſprach bei mir: wem er die Arbeit gab, dem gab er auch die Ehre; und wenn es mir gelingt den dürren Boden fruchtbar zu machen, wer weiß, ob meine ſaure Ernte nicht ſüßer iſt, als ſeine leichtere. Darum hab ich nie mit Neid auf meinen Bruder geſehen, und keinen Augenblick das Teſtament meines Vaters bedauert. Ich nahm mir vor, ein Jäger zu ſein, ein Landmann und ein Gärtner, wie es ſich ſchickt für das Revier, wo ich hingeſtellt bin. Ich wende nicht mehr mein Auge zurück nach den grünen Bergen und Auen, den lieblichen Bächen und den ſtolzen Felsburgen meiner Väter — hier iſt mein Vater-

land. Dieſe rauhe Luft iſt mir itzt vaterländiſch; ich werde jagen in dieſen Kieferwäldern und pflügen und ſäen in dieſem flüchtigen Sande, und wenn der Wind ſie auch hundertmal verweht, ich werde wieder von neuem ſäen, und will ausdauern, ſo lange der Herr mir Kraft gibt."

Da ſprach Herr Johannes: „Amen!" und ſie ritten ſchweigend eine Weile mitnander. Und darauf redeten ſie von dem Leben und von den Thaten des edlen Grafen Johann von Hohenlohe, dem der Junker und Graf Konrad verwandt war, und Beide waren ſeines Lobes voll und Johannes ſtimmte willig darin ein, daß er ein Ritter geweſen ſeiner Zeit wie Wenige. Und nur bedauerte er, daß er fallen müſſen ohne zu ſiegen, und verbluten ohne Hoffnung, und ſein Andenken ſei vergeſſen, kaum daß ſein Name verſtümmelt unter dieſem Volke fortlebe, für das er ſein Herzblut vergoſſen.

„Vergeſſen! rief Friedrich, und ſein Auge leuchtete von wunderbarem Ernſt. War das keine ſchöne Grabtafel im Munde des alten Küſters; es hatte ſie Keiner ihm dictirt, und keiner ſeiner Verwandten ſie beſtellt, und ſie klang doch ſo herrlich, als eine lateiniſche Inſchrift, die wir mit Golde bezahlen. Oder murrſt Du, daß ſie nur im dunkeln Winkel

einer Kirche steht? Und ist er denn gefallen ohne zu siegen! Ist nicht unsere Herrschaft der Sieg, den er mit seinem Heldentod erkaufte? — Er war eins der Saatkörnlein, die früh in den verwilderten Boden geworfen, vom Unkraut erstickt wurden. Aber es war nicht verloren. Sein Blut düngte den Acker, und der Baum, den mein Vater darauf mit starker Hand pflanzte, ist er nicht aufgegangen?"

Sie schwiegen. Konrad sprach nach einer Weile: „Wir werden noch viel düngen müssen, daß er Wurzel schlägt im losen Sande."

„Wie der Herr will, sprach Friedrich. Oder traust Du mir die Kraft nicht zu, ihn zu halten?"

„Mehr noch trau ich Eurem Heldenarm zu, rief Konrad mit einiger Wärme. Viel kann ein reicher Mann. Das schlechteste irdene Gefäß kann ein Goldschmied mit Gold und Edelsteinen belegen, daß es kostbar aussieht und unschätzbar wird; aber Niemand wird billigen, daß der Schmied Gold und Edelsteine und seine ganze Kunst auf einen schlechten Küchentopf verwendet; er kann bessere Stücke machen, und leichter, wenn er in edlerm Metall arbeitet. Was kann aus diesen Sandbänken und Moortümpeln werden, die das Meer vergaß, als es in sein Bett zurücktrat?"

„Das weiß ich nicht, ſprach Friedrich. Das aber weiß ich, daß welchem Mann ſein Vater eine Erbſchaft ließ, und ſei ſie noch ſo ſchlecht geordnet und verſpreche wenig Ertrag, er muß ſie hüten und pflegen; denn er empfing es von ſeinen Vätern, nicht für ſich, ſondern für ſeine Kinder und Kindeskinder. Alſo handelt er nicht um ſeinetwillen, ſondern als Verwalter, der Rechenſchaft ablegen muß. Dieſe Marken wurden in alten Zeiten mit theurem germaniſchen Blute, mit dem Opfertode von tauſend Märtyrern den Wäldern und ihren ſlaviſchen Bewohnern abgerungen, und erkämpft für das römiſche Reich deutſcher Nation, daß ſie deutſch blieben, in unſerer Zucht und Sitte. Dazu empfingen ſie von dem Reiche, deſſen gehorſame Kinder wir Alle ſind, die Markgrafen vor uns, als eingeſetzte Verwalter; dazu empfing ſie mein Vater, und mein Vater ſeliger ließ ſie dazu mir. Und an mir iſt's, nicht zu grübeln, ob der Boden die Mühe lohnt, gleich wie ein Vater, dem Gott Kinder gab, die Geberſten haben, nicht grübeln darf, warum ſie nicht ſchön ſind und grad gewachſen, daß ſie Ritter würden, ſondern er muß grad an ihnen thun, und mit derſelben Liebe ſie pflegen, als wären ſie wohlge-

than und würden ihm Freude bringen und Ehre im Alter."

Nun ritten ſie, als der Abendwind kühl über die Haide ſtrich und die Schneewolken ſich in Flocken zu entladen anfingen, in raſcherem Trabe weiter. Nur flüſterte Herr Konrad dem Andern zu, als ſie itzt die Thürme und Mauern von Spandow im letzten gelben Abendſchein vor ſich flimmern ſahen, zu: „Wenn er ſo redet vor den Ständen, wer weiß, ob er die Pommern nicht doch mit Gründen und den Adel mit Vernunft beſiegt."

Zwölftes Kapitel.

„Um der Bosheit willen, so Du hast begangen, darum bist Du gnädiglich gezüchtigt. Deß sollst Du mit Rache nimmermehr im Argen gedenken, und fortan meiden die Stadt, Dir widerfahre dann von den Herren Gnade, so wahr Dir helfe Gott und seine Heiligen!"

So hatte der Büttel den beiden unglückseligen Weibern vorgesprochen den Eid, und ihre Zunge hatte ihn nachgestammelt. Ihr Sinn wußte nichts davon. Blutend, in wilden Zuckungen hatten sie sich aufgerichtet, um dem grausamen Gebote nachzukommen, das sie zwang, für den Schmerz zu danken, der ihren Leib durchbrannte. Jetzt, als das letzte Wort über ihre Lippen war, sanken sie heulend wieder zusammen, und der Büttel drehte ihnen den Rücken.

Unter den vielen hundert Gesichtern, die da zusahen, war auch kein einziges mitleidiges. Als sie schrieen, daß die Raben erschreckt davon flogen, hatten sie gelacht und Schimpfworte gerufen: „Ihnen geschieht schon recht.“ Nur Einer oder der Andere verfolgte mit lüsternen Augen die Blutstriemen, wie sie den weißen Nacken der Jüngeren mit Purpur färbten, wenn die geflochtene Ruthe darauf schlug. Nur Einer oder der Andere wagte es halb laut dem Nachbar ins Ohr zuzuflüstern: „'S ist doch schade um das Weibsbild.“ Als das glühende Eisen der Alten durch die Zähne fuhr und sie übermannt vom Schmerz zusammen, da schrie wohl auch Alles mit ihr auf. Es war aber ein großes Jubelgeschrei, und sah man sie am Boden liegen, als wie ein abgedientes Pferd, das der Freiknecht niederstieß.

Der Rathsmann, Herr Trebuß gähnte, und hieß den Büttel sich fördern, daß sie heimkämen, ehe der Schnee losbräche. Er dachte an das Fest heut Abend bei Herrn Thomas Wyns. Der Büttel aber nahm das glühende Eisen aus der Kohlenpfanne und schwang es zischend um seinen Kopf, und fragte lachend, ob noch wer Lust hätte gebrannt zu werden? Dann stieß er es in eine Pfütze,

daß es laut zischte, und gab es mit der Pfanne seinem Knechte, es fortzutragen. Nachdem er nun noch einmal hinter sich gespieen, daß ihm nichts anhafte von der Berührung der Ausgestoßenen, thaten Viele desgleichen, und dann wandten sich Alle um und eilten nach der Stadt. Nur der Rathsdiener blieb um einige Schritt zurück, und als es die Andern nicht sahen, warf er von unter dem Mantel verstohlen einen Beutel der Einen an die Füße, und schüttelte sich drauf am ganzen Leibe, und spuckte auf die Hand, die den Beutel geworfen, und machte dann, was er konnte, unter die Andern zu kommen.

Da stritt man im Nachhausegehen, ob die Beiden würden liegen bleiben, oder noch Kraft hätten, sich aufzurappeln vorm Dunkelwerden. Denn wenn die kalte Nacht über sie käme, wie sie waren, wund und bloß, schiene die Morgensonne nur auf zwei Leichname. Die Meisten hielten dafür, er habe die Salome nicht so gestrichen, als sie verdient; möchten ihm wohl die jungen Herrn aus den Geschlechtern, die so manche Nacht mit ihr verjubelt, die Hand gedrückt haben. Dafür meinten Andere, ein solches schwaches Weibsbild vertrage auch weniger. Die rothe Hanne hatte ihr Theil voll bekommen. Nur verwunderten sich Einige, wie der Büt-

tel den Muth gehabt, die wendische Hexe so zu faſſen. „Die Nacht iſt keines Menſchen Freund, ſchmunzelte ein Altbüßergeſell mit grauem Kopfe. Doch ſolche Weiber leben da erſt auf, man mag ſie breit geſchlagen haben als eine Fliege an der Wand. Und wären alle ihre Glieder vom Rade gebrochen, ich ſag' Euch, Nachts, wenn ihre Stunde kommt und es kniſtert und pfeift in den Sträuchen, richten ſie ſich auf und tanzen, als wäre ihnen nicht ſo viel geſchehen. Der Büttel mag ſich verſehen, glaubt mir, wenn es um Mitternacht mal durch den Schlott runter fährt. Die Hand verdorrt ihm eher, als daß die rothe Hanne ihn vergißt."

Einige waren der Meinung, wenn ſolche Weiber mit verbotenen Künſten ausgewieſen würden, ſollte ein Geiſtlicher von Stadt wegen mit vors Thor ziehen und die Bannformel ſprechen. „Wozu füttern wir denn die Pfaffen!"

Der Altbüßer ſprach: „Weiber in den Sack geſteckt mit Katz, Hahn und Hund, einen Stein dran, erſäuft im Spreekeſſel! das allein ſchützt ehrliche Bürger vor ihren Tücken. Aber die Herren vom Rath ſind allzeit klüger."

„Werden wohl ihren Grund dazu haben", murmelten Andere.

„Und was kümmert's Euch, ſprach der Rathsknecht Andreas. Alle Uebertreter werden von ihnen geſtraft. Wo hat je der Rath ein Auge zugedrückt? Seit die Städte zuſammengeſpannt wurden, wie Viele ſind da gebrannt, gebrochen, vergraben und in der Kufe gebraten! Ihr Volks mögt in manchen Dingen recht haben, aber darin könnt Ihr dem Rathe nichts nachſagen. Wo Einer nur die Hand anlegt, und es ſteht ihm nicht zu, wie's geſchrieben ſteht in den Büchern und es recht iſt, von Alters her, wird er gepeitſcht und gebrannt und ausgewieſen. Ich hab's gehört und geleſen in den alten Regiſtern von den Uebertretungen, daß ihrer mehr aus den Thoren gewieſen ſind, und dürfen bei der Stadt Feindſchaft nicht zurück, als itzo in Berlin und Köln von Bürgern und Volk Mittags ſeine Suppe kocht."

Alle meinten, das müſſe man dem Rath laſſen, und billigten es. Nur Einer fragte, wenn alle Städte in der Mark auch ſo Viele auswieſen und ächteten, wo denn die Geächteten alle blieben?

„Was kümmert Dich das? antwortete Andreas. Jeder ſorge für ſich, und kehre vor ſeiner Thür."

Alle waren längſt innerhalb der Mauern, die ſchweren Thorflügel waren eingeklungen, die eiſernen Riegel vorgeſchoben und der mächtige Schlüſſel dem wachthabenden Rathmann überbracht. Auch die Fußtritte der Neugierigen im Sande entdeckte Keiner mehr; eine lockere Schneedecke hatte den Erdboden gleichgemacht und die Thürme und Dächer der Stadt weiß gefärbt. Es herrſchte umheimliche tiefe Stille vor den Thoren. Dem Wanderer, dem einſamen Reitersmann ſchlug das Herz höher, wenn er noch fern einer Stadt die Riegel raſſeln hörte. Es war das Zeichen, daß die Ordnung ſich abſchloß. Mit dem Thorſchluß der Städte war der rohen Willkühr draußen, wer ihr verfiel, preisgegeben. Raub und Mord mochten dicht unter den Thoren frei ihr Werk treiben, die Bürger ſchützten nur ſich; es waren ſeltene Ausnahmsfälle, daß das Thor ſich wieder aufſchloß, ein Pförtlein ſich öffnete, um einen Verſpäteten aufzunehmen. Nur anrüchiges Volk wohnte in den ſchlechten Hütten draußen; es mußte ſeinen Frieden geſchloſſen haben mit dem herrenloſen Geſindel, ſo nicht die Sicherheit ſein Panier war, welche höchſte Armuth allein gewährt.

War es der Schnee, der in kalten Flocken auf ihre nackten Glieder tupfte, war es der rauhe Wind,

der über ihren wunden Rücken fuhr, was die Alte aufweckte? Sie richtete den welken Leib in die Höhe, ſie ſtreifte die Haare vom Geſicht und vom Scheitel die weißen Flocken. Dann fuhr ſie über die Stellen, die ſie ſchmerzten, und wimmerte zuſammen, und barg in den Händen das Geſicht, Sprüche oder Flüche murmelnd. Ihre kleinen Augen leuchteten von unheimlichem Feuer, indeß ihre Zähne knirſchten, und die Blicke ſuchten die graudunkeln Maſſen der Stadt, aus denen itzt ein Licht um das andere auftauchte.

Ihre Unglücksgenoſſin lag noch bewußtlos am Boden, ſo wie ſie hingeſunken war nach dem Schwure. Die Alte ſtreifte den Schnee, der vom Blute ſich gefärbt, von ihrem Rücken, und hob ſie unterm Kinn auf und drückte mit ihren dürren Fingern das Fleiſch, zu verſuchen, ob die Kälte vom Froſt ſei oder vom Tode. „Sieh mir das feine Püppchen! Von ſolchen Paar Streichen ſchon unmächtig und kalt. Freilich warſt ein anderes Streicheln gewohnt, und im Krögel in der Badſtube war's wärmer.“ Sie ſchien ſich zu bedenken, ob ſie das elende Geſchöpf liegen laſſe und ihr die letzten Fetzen, die ſie noch am Leibe trug, abſtreife, denn die Kleidungsſtücke der Geſtraften verfielen als

Erdtheil dem Büttel — als ihr Luchsauge auf den Beutel fiel, der zu Füßen der Sünderin lag. Raſch danach greifend ließ ſie die Ohnmächtige zu Boden fallen. Die aber erwachte eben durch den Fall wieder zur Beſinnung, und ſtieß, als die Alte mit der Beute davon ſchleichen wollte, einen Schrei aus.

Das Weib ſah abwechſelnd auf das Geld und auf das Mädchen, das laut wimmernd ſich erholte und zähnebebend vom Froſt die Paar Lumpen zuſammenzog, und die deckten doch nicht ihre Bläße. „Was die Katz und das Eiſen copulirt, murmelte ſie, die ſollen zuſammenhalten. Und wer noch Freunde hat, die ſo was uns zuwerfen, wenn wir ins Elend gehn, die winken uns auch wohl noch, wenn wir im Elend ſtecken.“ Sie ſteckte das Geld in den zerlumpten Friesrock, den hatte ihr, glücklicher als der Andern, der Büttel gelaſſen, und hockte ſich neben ihre Leidensſchweſter.

Aber itzt zum Bewußtſein gekommen, raufte dieſe das Haar, warf ſich nieder und barg wimmernd den Leib am Boden, als ſolle er ihr Wärme geben. Dann ſchrie ſie um Erbarmen und ſtreckte die nackten Arme gen Himmel, alle heilige Namen rufend, die ihr in den Sinn kamen.

„Die helfen Dir nicht, ſprach die rothe Hanne.

Die helfen nur den reichen und großen Leuten und den Bürgern, die warm ſitzen. Wo kann unſereins ihnen Altäre bauen laſſen in den großen Kirchen und die Prieſter bezahlen, daß ſie beten und ſingen!"

„Die Heiligen ſind doch für Jedermann."

„Iſt nicht wahr. Hat Jeder ſeine Kundſchaft; und wer nicht zugehört und ihm nichts opfert, den ſchmeißt er zur Thür naus, wie der Kirchenknecht die armen Leute, wenn ſie ſich an die Stühle der reichen ſtellen. Wir können in der Haide beten."

„Ich will beten", ſprach das Mädchen und verſuchte umſonſt die fieberhaft zitternden Hände zu falten.

„Siehſt Du, es geht nicht. Hülfe Dir auch nichts. Man kann nur in der Kirche beten, wenn die Kerzen geweiht ſind. Hier hört's bloß der Wind. Der Wind hat kein Erbarmen."

Die Elende ſchrie auf und warf ſich mit dem Geſicht auf die Erde: „Ach, er ſchlug unbarmherzig."

„Er ſchlug nicht anders, als die Herren es ihm geheißen. Wenn der geſtrenge Herr Rathmann Trebuß nicht zum Eſſen gemußt, hätte er Dich noch länger geſtrichen."

„Ich ſtehe nicht wieder auf.“

„Von ſo ein Paar Streichen! Ach Du liebes Blut! Die Ruthe mit dem Draht kitzelt ja nur. Wenn Du erſt das Eiſen mal koſten wirſt, wenn's ſo gluthroth Dir durch die Zähne fährt, da hört man die Engel im Himmel pfeifen. Und iſt noch nicht das Schlimmſte. Die rothen Zangen kneifen ärger — und wen ſie erſt in der Kufe brennen —“

„Schlag die Arme zuſammen, 's thut beſſer als beten“, rief das Weib, als ſie das Mädchen mit dem Froſtfieber kämpfen ſah. Aber die Kraft fehlte ihr, die Arme ſanken ihr am Leibe nieder. Da ſprach die Alte: „Will verſuchen Dich warm zu machen.“ Sie drückte ſie nieder und ſtreckte ſich über ſie: „Weiß wohl, Du hätteſt was Lieberes um Dich warm zu drücken, aber ein alt Weib iſt doch beſſer als Schnee und Wind.“

„Wirſt nicht davon erſticken, fuhr ſie ruhig fort, als das Mädchen unter ihr ſtöhnte. Da gehört mehr Laſt zu, als meine alten Knochen, um ſolch ein friſches Leben todt zu drücken. Kenne den Ort wohl, und könnte Dir was erzählen aus alter Zeit. Hörſt Du's nicht unten wimmern? Wenn's ganz ſtill iſt, im Sommer in der Nacht, wenn das Gras ſchläft, und die Sterne die Augen zudrücken,

dann klopft's und ſeufzt. Iſt meine Mutter. Ich war noch ein kleines Kind, da griffen ſie meine Mutter. Das ſächſiſche Volk ſagte, ſie hätte rothe Augen, und thäte ihrem Vieh ſchaden. Wo ſie an eine Thür klopfte, da ſcheuchten ſie meine Mutter mit den Hunden fort. Sie mußte in der Haide ſchlafen und wie die Katze am Zaune. Nun ſpürte meine Mutter, als mal die Glocken läuteten in Sanct Nicolai, und die Kerzen am Altar brannten, und der Prieſter in Gold und Sammet davor knixte und ſung, auch Luſt hineinzugehen wie die Andern, und vom Leib des Herrn zu koſten wie die Andern. Da murmelten die Bürger und das Volk: Was will das Bettelweib! Und ſie ſtießen und ſchrieen: Das iſt eine wendiſche Hexe! und der Prieſter ſchnaubte vor Zorn und wies ſie fort; denn der Herr Bürgermeiſter und die Rathmannen alle nahmen mit ihren Frauen und Kindern an dem Tage das Mahl des Herrn, und Alle ſchön gebürſtet und gekämmt, in Pelz und Sammet und feinen Spitzen. Und es war nicht recht von meiner Mutter, daß ſie da in die Kirche kam; denn ſie hatte nur Lumpen am Leib, und ihre Haut war gelb und hatte ſich nicht gewaſchen. Aber wie ſie ſo ſaß im dunkeln Winkel hinter dem Pfeiler, und

Keiner ſahe ſie, da kamen ſo meiner Mutter Gedanken: ich bin doch auch ein Chriſtenmenſch und getauft wie ſie! Und als die Leute alle fort waren, und der Prieſter auch, und die Kerzen gelöſcht, und die Thore geſchloſſen, ſchlich ſie heran, und ſtahl eine Hoſtie aus dem Käſtlein, — nur für ſich, bei allen Heiligen! nur für ſich allein; ſie wollte ſie keinem gottloſen Juden verkaufen, daß er ſie zerſchnitt und verbrenne. Es war nicht recht von meiner Mutter. Die Hoſtien brennen im Leib wie hölliſches Feuer, wenn keine Prieſterhand ſie dir reicht. — Nun kam's heraus, ſie ward gegriffen, in den Thurm geworfen — und ſie mußte wohl geſtehen, die Hoſtie brannte ja im Leibe, und ſie werden's auch ſonſt verſtanden haben, ihr den Mund zu öffnen. Auf der langen Brücke da ſaßen die Richter und die weiſen Leute ſtanden um, und brachen den weißen Stab über ſie. Sie ſtritten viel. Die weiſen Leute waren uneins, ob ſie brennen müßte? Freilich hätte ſie brennen müſſen, aber da wäre die Hoſtie mit verbrannt in ihrem Leibe. Drum zogen ſie raus hier vors Spandower Thor. Da ward eine Grube gegraben vor ihren Augen, und als ſie ſo tief war wie ein Menſch und noch tiefer, ließen ſie meine Mutter hinein, und mich

hielt der Büttel bei der Hand, und ich mußt' es zuſehen, daß ich ein Exempel dran nähme, ſagten ſie. Meine Mutter ſchrie und ich weinte, denn ich war ein Kind und wußte nicht, was Hoſtien ſtehlen ſei. Und nun warfen ſie Erde und Erde über ſie, und ſie ſchrie ſo gräßlich und bang, und ſtreckte die Hände aus, und wühlte und bat, daß es einen Stein erweichen mußte. Ich ſchrie auch, und ſagte, das thäte ja meiner Mutter weh; ſie ſollten nicht mehr Erde über ſie werfen. Aber ſie ſagten, ich ſolle nur warten, ſie werde bald nicht mehr ſchreien. Da bat ſie ſo kläglich nur um Eins noch, daß man ihr ihr Kind reiche, und ſie's noch einmal küſſe. Das geſchah — den Kuß fühle ich noch. Sie konnte mich nicht mehr ans Herz drücken, ihre Arme ſaßen ſchon feſt. — Und dann, und dann — dann ſtampften ſie mit den Füßen auf die lockre Erde, daß meine Mutter nicht raus könnte und wieder Hoſtien ſtehlen. — Meinſt Du, daß die Erde meine Mutter nicht drückte! Sie ſagten Alle: Nun iſt dem Weibe recht geſchehen. Die Herrn Rathsherrn ſprachen, ſie könne von Gnade ſagen, denn nach dem alten Rechte begrabe man Weibsbilder ſchon darum lebendig, daß ſie nur einen Rock aus der Lade ſtahlen, und dieſe ſtahl

gar den Leib des Herrn im Gotteshaus. Und Alle ſchrieen Amen!"

Erwärmt von der Alten oder von der Vorſtellung, die ihre Erzählung angeregt, fuhr das Mädchen jetzt auf, und auf ihren Knieen, mit den Armen über dem Kopf, die Hände geballt, floß ein Strom von Verwünſchungen und Flüchen von ihren Lippen. Der Mond war hinter dem zerfahrenen Schneegewölk vorgebrochen, und beleuchtete ihre Geſtalt. Ihre von Zorn und Schmerz verzerrten Geſichtszüge ſchien die Andere mit ſtillem Vergnügen zu muſtern.

„So iſt's recht, Kind. Schimpf Dich aus. Das macht leichter und wärmt."

„O Du Scheuſal! rief das Mädchen entſetzt, als jetzt auch ihre Augen auf die hagere Geſtalt der Alten fielen. Ich war guter Eltern Kind. Und mit Dir mußten ſie mich zuſammen werfen! Hätteſt Du mich drinnen angerührt, ich hätte Dir einen Fußtritt gegeben."

„Weiß wohl, mein ſchmuckes Püppchen. Entſinnſt Dich noch, als Du in dem gelben Eckſtübchen wohnteſt, mit dem Fenſterthürmlein hinaus auf die Spree? Und ſaßeſt mit deinen Galans im funkelnd rothen Mieder, ſo zickzack ausgeſchnitten?

und die bunte Feder auf dem Scharlachkäppchen, und trankeſt ſüßen Wein und ſungſt mit Deinen Liebſten. Da ging die rothe Hanne vorbei, und Du riefſt zum Herrn Chriſtoph: Schau das häßliche Weib! Da ſpuckteſt Du auf mich, und die feinen Herren lachten und freuten ſich, daß Du ſo luſtig warſt und guter Dinge. Ich dachte: laß gut ſein. Ehe fünf Jahre um ſind, liegſt Du auf dem Miſt. Da werden Deine Galane auch auf Dich ſpucken. Siehſt Du, nun ſind wir gleich."

„Ich mit Dir gleich! fuhr das Mädchen auf. Mit Dir hab ich nichts gemein."

„Doch, doch, Kind. Das Elend macht Alle gleich. Wer in den Wald gejagt iſt unter die Thiere, da hilft kein Hochmuth; da gibt's keine Richter und Schöppen und Bücher, wer ſchlauer iſt und ſtärker, der hat allein recht."

„O ich bin verloren! rief die Jüngere. Laß mich ſterben."

Die Alte muſterte ſie lange mit ihren lauernden Augen, und ein Lächeln des Wohlgefallens zuckte um ihren zahnloſen Mund: „Ei! warum ſterben wollen vor der Zeit? Der Tod kommt uns Allen in den Weg gelaufen, wenn's ſo weit iſt. Aber die Waare, die der Marktmeiſter vom einem Markt

fortweiſt, findet auf dem andern noch immer Käufer. Nur der iſt verloren, der ſich ſelber aufgibt. Pocht das kleine Herz nicht luſtig, und möchte's nicht den geſtrengen Herrn wieder geben, was ſie Dir gaben? Oder haſt Du aufrichtig gedankt, daß ſie gnädiglich um Deiner Bosheit willen Dich gezüchtigt?"

„Könnt' ich ihn zerreißen, mit den Füßen ſtampfen!"

„Wen denn?"

„Den Büttel. Ach meine Schulter!"

„Warum denn den Büttel? Der war nur der Stock. Die jungen ſtolzen Herren küßten Dir Hände und Füße und hoben Dich auf ihren Armen; und warum laſſen ſie Dich nun austreiben vom Büttel, die Kleider vom Leibe reißen vor allem Volk und die weiße Haut blutrünſtig ſchlagen? Hat Einer nur für Dich gebeten, um den Du Deine weichen Arme ſchlangſt und ihn lieb hatteſt? Ritt nur Einer mit heraus, und ſprach: „Die arme Salome thut mir leid!" Hinterm Fenſtervorhang ſtanden ſie, als ſie Dich durch die Gaſſen ſtießen, und lachten ſich ins Fäuſtchen, und züſcheltten Einer zum Andern: „Du, ich möchte wohl zuſehn, wie ſie die Salome peitſchen!" Und was haſt Du ge-

than? Haſt Du Berlin an vier Ecken angeſteckt? Haſt Du die Brunnen in Köln vergiftet? — Du haſt ja nur geſprochen, was wahr iſt. Iſt's nicht Deine Schwägerin die hochmüthige Jungfer Elsbeth?

„Ach das iſt aus und vorbei!"

„Freilich mit dem jungen Herrn Chriſtoph Rathenow iſt's aus und vorbei. Er nahm Dir die Ehre, dafür nahm der Tod ihn. In die Spree zog ihn die Nix runter bei Rummelsburg; ſie ſagen, er ertrank beim Baden. Auf ſeinen Bruder, den wilden Rudolf, legte ſich Nachts der Alp, bis er ihn erdrückte und ſchwach machte, daß er wie ein Schatten ging. Sie nennen's die Schwindſucht. Die Engel und die Heiligen ſtehen uns nicht bei; aber es gibt ſchon welche, die für die armen Leute ſind. Stieß Dich nicht der geſtrenge Herr Johannes aus ſeinem Haus? Warum? Aus purer Gerechtigkeit: weil ſein Sohn Dir ein Unrecht gethan, darum mußteſt Du auf die Straße, und den kurzen Mantel umthun, und die gelbe Kappe aufſetzen, daß die Buben Dir nachſchrieen: Da geht Eine, die an der Unehre ſitzt! Dem jungen Herrn Chriſtoph ſchrieen ſie nichts nach. — Haſt Du mal durchs Fenſter geblickt ins Haus des Herrn Johannes, wie's itzt da ausſieht? — Ich ſage Dir, er hänge

Dich mit goldnen Ketten über und über, wenn Du ihm seine Söhne lebendig machtest. Hast Du Nachts gelauscht, wie er durch die Gänge geht, und seufzt? Da horcht er träumen die Jungfer Elsbeth von Ketten und Spangen, und die Eule ächzt durchs Haus: Dir geschieht schon recht; Du nagst an den Früchten Deiner Gerechtigkeit."

„Was hilft mir das!" stöhnte das Mädchen.

„Bist noch neu im Elend. Daß wir die sehen nagen am Herzeleid, die uns Herzeleid gemacht, das ist ein Schluck, wenn wir dursten, ein Knochen, der immer noch Fleisch gibt, wenn wir auch noch so oft dran nagten. Mich freut es, Kind, und das alte Herz schlägt lustig, daß Herr Johannes so einsam ist. Sein Vater Matheus ließ mich peitschen und sein Großvater Albertus stand dabei, der trampelte mit seinen großen Füßen auf die lockere Erde, daß meine Mutter nicht raus konnte. Siehst Du, Kind, es gibt ihrer schon, die auf die stillen Flüche der armen Leute horchen. Man muß nur auch für sie was thun. Umsonst ist der Tod. Wir können nicht armdicke Kerzen opfern, wie die Reichen ihren Heiligen, aber was geben muß man ihnen."

„Ich habe nichts zu geben."

Ein widerwärtiges Lächeln zog um den verzerrten Mund der Alten: „Ei, hätte die rothe Hanne, als ſie noch jung war, das gehabt, was Du noch haſt! Solche weiße Zähne, ſolchen runden Nacken, ſo einen rothen Mund — und die Augen! Die können noch Manchen anblitzen, und die Haare will ich Dir wieder kämmen in ſchöne Flechten und Locken, und Kräuter weiß ich und kann Salben kochen; die ſollen die Haut wieder ſchmeidig machen und glänzend. Nun, Püppchen, friert Dich noch? Hörſt Du ſie nicht drinnen aufſpielen und geigen — 's iſt Banket bei den geſtrengen Herren. Hätteſt nicht Luſt mitzutanzen? Trau auf die alte Hanne, Du wirſt noch tanzen in Berlin, Du wirſt pfeifen und ſpielen laſſen, wie Du Luſt haſt, und die ſtrengen Herrn ſollen tanzen."

War es das unheimliche Flimmern ihrer Augen, oder die ſüßen Vorſtellungen ihrer Rede, was das Mädchen aufmerkſam horchen ließ auf die geheimnißvollen Verheißungen der Alten? Auf den Schwingen des Windes kamen luſtige Töne herüber von der Stadt, die das Weib mit halb geöffnetem Munde gierig einſchlürfte, und das Mädchen horchte ebenſo.

„Hörſt Du, nun ſchwenken ſie ſich — das geht luſtig her. — Nicht wahr, wärſt gern drinnen?"

Das Mädchen war aufgestanden: „Ach, sie kennen mich ja Alle und —"

„Peitschten Dich wieder raus, meinst Du. Wer weiß, Kind. 'S zog Mancher als ein Bettelmann aus, und kam zurück als ein stolzer Reitersmann zu Pferd. Manchen wiesen sie aus einer Stadt, und da er wieder kam, zogen ihm die Rathsherren mit krummem Rücken entgegen und reichten ihm die Schlüssel. Sie sollen Dich nicht wiederkennen. Komm, komm —"

Sie zog sie an der Hand mit sich fort, denn aus der Ferne kam ein anderes Geräusch als die ab und zu vom Winde ihnen zugetragenen Geigentöne. Man hörte Hufschläge, und die schwarzen Schatten einiger Reiter streiften über die weißen Felder. „Brauchst Dich nicht mehr zu fürchten, sprach die rothe Hanne, als sie das Mädchen in einen verwachsenen Graben gezogen, der sie verbergen konnte, wenn Jemand des Weges zog, für den sie nicht sichtbar sein wollten. Die Nacht ist keines Menschen Freund, so heißt's nur in der Stadt."

„Man weiß doch nicht, wer kommt", sprach Salome niederhuckend und wieder vor der Kälte ge-

schützt, indem die Alte hinter ihr kniete und sie umschlang.

„Wer soll denn kommen, Närrchen! Hast Du noch was am Leibe? Können sie Dir noch was nehmen? Wer so weit ist, als wir Beide, ist gut dran."

„Was lugst Du so groß?"

„Sie kommen hierher."

„Duck Dich unter, rothe Hanne."

„Freilich, hast recht. Sie könnten Reißaus nehmen. Ein alt Weib im Hagebusch, wenn der Mond scheint, sieht Niemand gern."

„Duck unter. Es könnte doch —"

„Der Leibhaftige sein und seine Gesellen. Ei, Liebchen, das ist ein Fürst; der will von unsereins gebeten sein, und hübsch manierlich. Nur bei reichen Leuten und Pfaffen kommt er ungerufen, und geht ihnen um den Bart. Uns hat er ohnedem weg, das weiß er."

„Kennst Du sie?"

„Stellmeiser sind's nicht. Die zeigen sich nur noch selten aufm Roß. — Haben lange Sporen; also sind's gute Leute. Worauf mögen denn die ausschauen? — Sieh nur — suchen immer den Schatten — möchten nicht von der Mauer aus

gesehen werden. Also muthig, Herzchen, sind gute Freunde. Die gerechten Herren in den Städten schicken uns jahraus jahrein von ihnen zu, daß unsere Kumpanei größer wird. Wirst Dich wundern, was für Leute bei uns sind, die brennen Alle vor Lust, den Herren es wieder zu geben. — Sieh mir — sieh mir — wer wankt denn da wie eine Puppe aufm Roß zwischen Beiden. So daß nicht der Köpkin Zarnekow ist, straf mich der Henker!"

„Maria Jesus, all Ihr Heiligen, der!"

„Märtischer Wurm, was klapperst mit den Zähnen? Der wird Dich schon warm machen."

„Er hat geschworen die Stadt in Brand zu stecken."

„Kümmert's Dich, Mäuschen? Er wird ihnen auch einheizen. Ist ein lieber Herr. Ließ mich mal mit den Hunden hetzen auf seinem Schloßhof. Hatte ein bischen getrunken; wollte sich nur einen kleinen Spaß machen. Aber darnach ließ er mich verbinden, ich durft' in seinem Stall bleiben, bis Alles verharrscht war, und ließ mich trinken, so viel ich mochte. Sind seitdem immer Freunde blieben. Ein guter Herr, sag ich Dir, und haßt die Städtischen wie ein rechtschaffener Edelmann. Denn glaub's mir, unsereins hat nicht mehr Herzeleid

von den ſtolzen Herren als die vornehmen Junker von ihnen."

Als die Reiter itzt ihnen näher kamen, und die Alte den Kopf vorſteckte, entweder um noch mehr zu entdecken, oder ſich dem guten Bekannten, der es wirklich war, zu erkennen zu geben, fühlte ſie ſich mit aller Kraft der Angſt zurückgeriſſen. Das Mädchen beſchwor ſie, ſie nicht zu verrathen, und die rothe Hanne fand bald Grund, die Vorſicht, wenn auch um anderen Zweckes willen, gut zu heißen.

Die Reiter, in grobe Kittel und Friesmäntel bis über die Ohren verhüllt, hielten hier an. Es waren ihrer drei, von denen aber nur zwei ihre Pferde regierten; denn der dritte, eine ungeſchlachte Figur, hing mehr auf ſeinem Gaul, als daß er ritt; und augenſcheinlich hatten die andern Beiden viel Sorge und Mühe mit ihm, daß er nicht bei jedem Schritt herunter fiel. Aus dem Grunde auch mochten ſie hier anhalten, denn es war eine Vertiefung im Boden und ſie konnten, im Schatten ſtehend, nicht von den Mauerthürmen aus geſehen werden. Der Eine ſchlug nun vorſichtig ſeine Lederkappe vom Geſicht zurück, reckte das lange Geſicht mit der Adlernaſe in die Höh, und ſchaute

ſich um, weithin, nach der Stadt und nach den Feldern, und da ringsum nichts ihm zu Geſicht fiel, ſprach er: „'S iſt reine Luft hier, Wedigo. Laßt uns nun rathſchlagen.“

Da gab der Andere, der Wedigo genannt wurde, ein ältlicher wohlbeleibter Reiter, dem Dritten einen derben Stoß in die Rippen: „Wach auf, Köpkin.“

Als Köpkin aber nur grunzte, lachte der Erſtere, und ſprach: „Der kommt nicht zu ſich vor zwölf Stunden und mehr. Ihr ließet ihm zu rechtſchaffen einſchenken, derweil ich durch die Straßen lief.“

„Mußt' ich nicht? antwortete Wedigo. Ich ſage Euch, Buſſo, wenn ich ihn nicht runter kriegte unter den Tiſch, er wär' Euch nachgeſtürzt durch die Straßen, und hätte gemeint, ſeine Klinge könnt' es allein aufnehmen mit Berlin.“

„Wer weiß! lachte Buſſo. Sie waren ja drinnen nicht weniger toll und voll.“

„Die Peſtilenz auch, Buſſo, ſolche Gelegenheit ſich entgehen zu laſſen!“ ſprach Wedigo mit der Zunge ſchnalzend.

„Sie kommt uns beſſer wieder, lachte Buſſo. Was fangen wir aber mit dem Schwein an?“

„Bei Sanct Chriſtophel! ſagte der Andere, wenn

ſie Schweine aus Berlin ausführten, es hätte uns nicht die Umſtände gekoſtet, ihn zum Thor 'naus zu ſchaffen. Der Thorwärter ließ ihn dafür paſſiren."

„Wir haben noch fünf Stunden zu reiten, fiel Buſſo ernſt ein. Die Nacht wird verflucht kalt, und ich ſpüre keine Luſt, ihn länger ſo zu halten, und ſelbſt zu erfrieren."

Wedige ſchlug vor, ihn feſt zu binden auf das Pferd. Aber als ſie damit umgingen, ſträubte ſich der Trunkene mit dem letzten Viertel Bewußtſein, was ihm geblieben war, und im Ringen mit ſeinen Freunden ſtürzte er vom Pferde. Nun mußten auch ſie fluchend herunter. Ihr Verſuch, ihn wieder aufzuheben, ſcheiterte. Er wehrte ſich nicht mehr, ſondern ſchnarchte augenblicklich, als die Glieder ſich auf dem ſichern Boden zurecht gelegt hatten.

Buſſo ſtampfte mit dem Fuß: „Zehntauſend Geier über Dich! Es wäre beſſer geweſen, Ihr hättet ihn zu einer Dirne geſchleppt. Da hätte er den Rauſch ausgeſchlafen, und könnte ſich dann ſelber ſalviren."

„Das Bett hier iſt weißer, antwortete der An-

dere. Wenn man ihn ein bischen im Schnee wälzt, kommt er wohl zu ſich."

Aber auch das fruchtete nicht, und die Ritter rathſchlagten zwiſchen Fluchen und Lachen, was zu thun ſei.

„Ich dachte auch daran, als ich drinnen mit ihm allein war, ſagte Wedigo. Aber trau Einer den Dirnen! Wenn Eine gewußt, was ihr für ein Schatz ins Haus kam, hätte ſie wohl baare Münze dafür gewechſelt. Inſonders wenn die Katze ihr auf der andern Seite drohte. Sie ſchleppten ja Eine heut hinaus; und durch die Bank kennen ſie den Köpkin."

Buſſo ſtrich ſich über die Stirn, und etwas von Lächeln fuhr über ſeine Lippen. „Der Schnee dünkt mich, wäre die beſte Dirne, um den Saufaus in ihren kühlen Armen zu laſſen. Was meint Ihr, Herr Wedigo? Sie kühlt ab und plaudert nicht."

Wedigo ſah ſich rund um, und kratzte ſich hinterm Ohr. „Kühlen wird ſie ihn freilich, und den Durſt löſchen auch. Ob ſie ihn aber nicht ſo kühlt, daß er nie mehr dürſtet! Es ſieht nach mehr Schnee aus."

„Blitz und Wetter! wir dürfen nicht länger warten, wenn Ihr wißt, was ich weiß —"

„Freilich. Dem Kurfürsten und seinen Leuten dürfen wir nicht begegnen. — Köpkin! Was hört er nicht, wenn ihn wackere Kumpane rufen. Köpkin Zarnekow! schrie der Ritter. Der Kurfürst hält Hof in Spandow, und Ihr liegt im Stadtbann."

„Wollt Ihr die Hähne wach schreien, Wedigo, fiel Busso ein, und der Wache im Thurm ein Signal geben, wo die Ellenreiter einen wackern Ritter greifen können? Ich sage Euch, laßt ihn sein Sach allein ausmachen."

„Alle Blitz noch mal, die Nacht ist kalt."

„Für uns ja, Wedigo, für ihn nicht. Wer ein Viertel Stückfaß hinter sich hat, merkt's nicht. Ja ich meine, er hat so viel Wärme im Leibe, daß er mit seinem Athem den Schnee auf eine Viertelmeile schmilzt."

„Wenn aber nicht?"

„So erfrieren wir, oder wenn nicht, greifen uns die kurfürstlichen Reiter, und man frägt uns im Thurm von Spandow, was wir auf der Landstraße in Kumpanei mit Köpkin Zarnekow gesucht? Lüstet Euch so sehr, vor den lieben kurfürstlichen

Räthen Red und Antwort zu ſtehen? Hohl der Teufel die grünen Tiſche!"

„Köpkin, wenn Dir was zuſtößt, ich kann nicht dafür. Warum wachſt Du nicht auf! ſprach Herr Wedigo und ſchüttelte dem Betrunkenen die Hand.

„Und wenn ihm was zuſtößt, ſo geht ein Schnapphahn verloren, der ſeine Freunde ſchon manches liebe Mal in Verlegenheit gebracht, ſprach Herr Buſſo, ſchon mit einem Fuß im Steigbügel. Nimmt er doch nie Vernunft an, und gut Wort iſt an ihm verloren. Unſerer Sach helfen nicht ſolche Hitzköcke, die nur ausſchlagen und zuſtoßen."

„Hilf Dir ſelber, bei allen Geiern! ſprach Wedigo, und ſchnallte den in Unordnung gerathenen Sattel zurecht. Ohn Vorſicht kommt heut zu Tage Niemand durch. — Aber, wenn ihm was zuſtieße, alle Wetter! und die von Berlin und Köln fingen ihn, Chriſt Element! ſie wären im Stande und richteten ſeinen Leib. — Hört mal, Buſſo, fuhr der Ritter nachdenklich fort, den Fuß aus dem Steigbügel ſetzend — wenn ſie ihn ſo — nun crepirt fänden, und, Kopf über, Beine unter, aufs Rad flöchten. Höll und Teufel, er bleibt doch

ein Edelmann, und ſollen unſere Kumpane ſagen, wir hätten ihn in der Patſche ſitzen laſſen!"

Buſſo zog den Fuß vom Steigbügel zurück, und verſuchte noch einmal, diesmal mit dem Fuße, ja ſelbſt den großen Stachelſporen wandte er dazu an, den Schläfer aus ſeiner Ruhe aufzuſtören: „Köpkin! Drei hundert tauſend Donnerwetter über Dich, Du biſt ein Edelmann, und ſollſt den Raben nicht zum Fraß dienen."

Aber er hätte eher Funken aus dem Hirnſchädel entlockt, als was er wollte. Köpkin wälzte ſich, ſtieß unartikulirte Töne aus, und verſank nur in um ſo feſtern Schlaf, da, wo er hingeſtoßen wurde.

„Vetter Wedigo! ſprach itzt Herr Buſſe, mit einem nachdenklichen Geſichte, indeß ſeine Augen deutlicher ſprachen, als es ſein Mund that; die Raben ſollen ihn nicht freſſen, und die Städte nicht judiciren, denn er iſt ein Edelmann. Im Uebrigen, wenn er hier in Folgen des Soffs den Geiſt aufgibt, ſo, meine ich, hat unſere Sache noch keinen Geiſt verloren. Ja, ich meine, ſie gewinnt, wie das gute Metall, wenn es die Schlacke abwirft. Ich von Perſon habe nichts gegen die Zarnekows, aber ſo ich bedenke, wie der und ſeine Vettern uns in Mißrede brachten durch ihr viehiſches Leben, ihr

Zuſammenhalten mit allerlei Geſindel — wie ein räudiges Schaf und eine ſilberne Buſennadel ihnen Werth genug dünkten, drum Ehr und Leben dran zu ſetzen, wie ſie gegen Ihre kurfürſtliche Gnaden in allem Schenken, vor allem Volk ihr läſterliches Maul nicht halten konnten, daß auf dem letzten Landtag —"

„In Brandenburg, fiel Wedigo ein, die Mauern wiederklungen von Klagen gegen den Adel. Ich bitt' Euch, haltet das Maul davon. Es ſitzt mir noch in den Kaldaunen."

„Schwerenoth! fuhr Herr Buſſo auf, wir haben genug zu tragen an den Mienen der Tuchkratzer und den Schreibergeſichtern aus Nürnberg. Man muß ſich's leichter machen. Ich ſage Euch, Vetter Wedigo, wir verlieren nicht allein nichts, wir gewinnen auch noch, wenn wir den Kerl los werden."

Wedigo ſah ſich ängſtlich um.

„Iſt nichts, Vetter. Die Krähen plaudern nicht. Doch bei Sanct Moritz, hohl mich der und jener, wir führten unſere Sach beſſer, wenn ein Hexenſchuß dem ins Genick führe, daß er nicht wieder aufſtünde, und der Läutprieſter zöge am Glockenſtrang als lang er Luſt hat."

„Bei Wüſtehainichen dazumal, fuhr Wedigo fort, die Hand noch immer hinterm Ohr, war er auch beſoffen und ſchrie ſo früh auf, daß das Lumpenpack vor der Zeit ſtutzig ward und ſich anſchickte. Ich verlor meinen beſten Knecht."

„Ich ſag's Euch ja, Vetter. 'S iſt 'ne Schande. Die Zeit iſt ſchlimm, ein Rittersmann muß auf ſich halten. Wo hält der auf ſich? Alle Wetter, wenn ſo die feinen Fränkiſchen die Naſe rümpfen und auf uns mit verzerrten Mäulern blicken. Das Eiſen kürrt mir immer in der Scheide, aber beweis ihnen Einer, daß wir nicht ſchlechter ſind als ſie, wenn ſolch ein Tolpatſch ſich uns an den Arm hängt."

„Er hatte es bei Wüſtehainichen allein verdorben, fiel Wedigo ein, und als es zum Theilen kam, forderte er noch unverſchämt!"

„Freilich, Vetter, und prampirte und ſchwur, er wolle ſich von uns losſagen. Hätte er noch ein Schloß an ſeinem großen Maul hängen, daß man's zuſchließen könnte, wenn's voll Weins iſt! Aber dann läuft's über, und was noch ſo fein geſponnen, er iſt im Stande und plaudert's aus nach der dritten Kanne. Gute Leute laufen allezeit mit ihm Gefahr, ich ſag es Euch, Vetter. Und wenn der

Jähzorn in ihm brüllt, ſchlägt er auf Freund und Feind los. Wißt Ihr noch, wie er's mit Wedigo Rohr machte! Und mit wem macht er ſich gemein, um 'nen Pappenſtiel! Iſt das Ehre, iſt das ein Edelmann, wenn er mit dem Tile Raubitz oder gar mit dem gelben Finkenmauſer ſich zuſammenthut, um Nachts einzuſteigen in einen wendiſchen Kretſcham!"

Wedigo ſchlug die Arme zuſammen: „'S wird immer kälter!"

„Der Schnee ſoll warm machen, ſprach Buſſo und wälzte den Schnarchenden mit einem Fußtritt in eine Vertiefung, indem er dann mit beiden Füßen und den Armen Schnee und welkes Laub über ihn häufte. Wedigo half nach einigem Zaudern.

„Aber judiciren ſollen ſie ihn nicht, ſpracht Ihr nicht ſo?"

„Die Raben ſollen ihn nicht freſſen, antwortete Buſſo. Wenn wir beim Katzenhaus vorbeiſprengen, wo ſeine Leute liegen, ſagen wir's ihnen, daß ſie ihren Herrn abholen. Zwei Stunden iſt's nur von hier. Wenn ſie fix ſind, haben ſie ihn abgeholt, ehe es Morgen wird."

Nachdem ſie den Bewußtloſen mit einer tüchtigen Decke von Sträuchern, Blättern und Schnee

zugedeckt, hielt es der ältere Ritter doch für angemessen, ein still Gebet über ihn zu sprechen, wogegen Busso nichts einzuwenden hatte, und mit ihm die Hände faltete.

„Wenn er aber doch aufwachte!“ sprach Wedigo.

„Dann ist's Gottes Wille!“ sagte Busso.

Beide lüfteten die Hüte, neigten sich, wie man sich über einem Grabe neigt, und schwangen sich in die Sättel.

„Aber was wird er dazu sagen, Busso!“

„Vetter, es ist Gottes Will. Und wir haben gethan, was an uns war, legten ihn so warm als es ging, und daß die Städtischen ihn nicht finden. Ein Schelm thut mehr als er kann.“

Es entspann sich noch ein Wortwechsel darüber, ob man Köpkins Pferd mitnehme oder es an einem Strauch gebunden zurücklasse? Busso war für das erstere, Wedigo vertheidigte mit Eifer das andere. Ja, er erklärte, wenn man dem Köpkin das Mittel nehme, selbst fortzukommen, für den Fall, daß er erwache, so wolle er lieber bei ihm aushalten und ihn als treuer Kumpan gegen Schimpf und Schmach vertheidigen.

„Daß Ihr ein Narr wärt, Vetter! rief Busso.

Ein gutes Pferd ſoll man von ſeinem Herrn nicht trennen; aber ein gutes Pferd verräth auch nicht ſeinen Herrn. Wenn es geſchieht, ſo iſt es Euer und des Himmels Wille; der iſt aber barmherziger; denn ſeht, es fängt an zu ſchneien, daß in einer Viertelſtunde alle Spur fort iſt."

Nachdem die Ritter das Pferd im Kiefergebüſch angebunden und davon geſprengt waren, rauſchte die Alte aus ihrem Verſteck. Ihr Geſicht grinzte vor Freude, und ſie zog das bebende Mädchen hervor, indem ſie auf ihre erſtarrten Finger hauchte.

„Biſt noch verzagt? Willſt noch ſterben? — Ei Du, mein Augapfel, wie geſcheut es von Dir war, daß Du nicht losplatzteſt. Kommt das vom Beten etwa? — Arme Leute haben auch ihre Freunde. Was wir finden ſollen, das legen ſie uns am Kreuzweg hin."

Mit der Eilfertigkeit einer Diebin, welche einen verborgenen Schatz aufwühlt, ehe ihn ein anderer findet, war nun die Alte dabei, den Verſcharrten ſeiner Schneedecke zu entledigen, die doch jeden Augenblick ſich wieder erneute. Sein Zuſtand hatte ſich noch nicht verändert, er ſchnarchte tief, und ließ mit ſich geſchehen, was man wollte. Sie zog

ihm den ſchweren Mantel vom Leibe und dem Mädchen uneigennützig über die nackten Glieder. Auch die Mütze riß ſie ihm ab, und ſtülpte ſie ihr auf den Kopf. Als aber Salome mit dem Leichtſinn ihrer Art jetzt auflachte über die Veränderung, und über den betrunkenen Ritter ſich luſtig machte und ihn mit den Schimpfworten belegte, die ſie in der Stadt gehört, wenn von ihm geſprochen ward, verwies ſie es ernſt der Dirne. Salome meinte, er höre es ja nicht; und wenn ſie ihm auch ſein Haar in Knoten bände und den Bart abſchnitte, wozu ſie, in ihrem ſchnell erwachten Muthwillen, Luſt zu haben ſchien, würde er's doch nicht merken. So ſie aber itzt angebe am Thore, wo der böſe Ritter liege, und ſie ihn fangen könnten, würde es ein gutes Stück Geld ſetzen.

„Hei, Du Sauſewind! fuhr die Alte auf mit einem böſen Blicke. Thun Dir die Streiche nicht mehr weh, lüſtet Dich ſchon wieder nach dem Staupbeſen? Was die Herren Dir dafür zahlen, das haſt Du in drei Tagen verpraßt. Einen Schatz, ſagten die Herren, einen Schatz hätten ſie Dir ins Haus getragen. Der Schatz iſt mehr werth, mein Püppchen. Davon ſollſt Du zehren, Tage und Wochen und, wenn Du's geſcheut anfängſt, Mon-

den und Jahre; und der rothen Hanne ſoll auch was von abfallen. Ja ja, Kind, trau ihr. Du biſt für ihn, und er iſt für Dich. Will Dich putzen und ſtaffiren, daß er ſein Aug nicht von Dir laſſen ſoll; ſollſt mit ihm reiten und jubiliren, und die ſchäbigen ſtolzen Herren ſollen ſich ein Aerger dran ſehn. Friſch auf, Püppchen, wirf Dich ins Zeug, ſolcher Fang gelingt nicht alle Tage. Nicht alle Tage rettet unſereins ſolchen Ritter, der hier crepirt wäre wie ein Pferd, das ſtürzte und ſie laſſen's liegen, und weiß nicht, wer ihn liegen ließ; aber wir wiſſen's. Holla aufs Pferd mit dem Schatz. Halt ihn warm; die rothe Hanne kann nebenher laufen, für ſie iſt's gut genug."

Die Dirne, in deren Art es nicht liegen mochte, weiter als über den nächſten Augenblick hinaus zu denken, ſah verwundert zu, was die Alte vornahm, und ließ mit ſich geſchehen, was dieſe wollte. Als ſie nun aber auf dem Gaule des Ritters ſaß, und dieſen vor ſich tragen mußte, während das Weib den Zügel führte, brach ſie in ein ſo lautes Gelächter aus, daß die Alte erſchrak und wer es mit angeſehen und gehört, nicht meinen ſollen, daß ſie faſt erlegen war einige Stunden früher, unter den grauſamſten Züchtigungen.

Die Wendin leitete das Pferd durch die Gesträuche rasch und sicher, und bald waren sie verschwunden und jede Spur von dem, was hier vorgefallen, unter dem Schnee, der Felder, Wege und die Kieferbüsche überdeckte.

Dreizehntes Kapitel.

Das Fest, das Herr Thomas Wyns gab, war gar lustig, wenn's auf die Pfeifer ankam und Paukenschläger und Trompetenbläser, so auf den Treppen stunden. Es wirbelte bis zum Oberberger Thor, wenn sie aufschlugen; und das geschah allemal, wenn ein Rathmann die Treppe aufstieg. Und die Pfeifen und großen Geigen flöteten und strichen so süß, wenn die jungen Herren auftanzten mit den schönen Frauen, daß es durch die krummen Gassen, wie Elfenmusica in die Nacht tönte, und die Judenmädchen lauschten hinter ihren verschlossenen Fenstern, und das Herz schlug ihnen laut unterm Mieder. Das Fest war gar lustig, wenn man die schönen Weiber und rosigen Mägdlein ansah; so vieles bunten Schmucks entsannen sich nicht die ältesten Leute. Das strotzte von Sam-

met und Seide in allen Farben, und goldnen Spangen und ſilbernen Schaumünzen um den Hals; und auch Perlen und Edelgeſteine, kunſtreich gefaßt, ſchimmerten am Buſen und auf den Kappen, daß es eine Pracht war es anzuſehen. Und das Feſt war luſtig, wenn man die vielen Köpfe zählte, die ſich in den Sälen drängten. Da fehlten ſie von keiner Familie, die in den Rath kam. Aber das Feſt war nicht luſtig, wenn man die Geſichter der alten Herren betrachtete. Denn ſie waren ernſt und Einige ſchauten verdrießlich; und ſie traten in den Winkeln zuſammen und wiegten die Köpfe, und wenn ſich zwei begegneten, ſo ſchüttelten ſie ſich nicht die Hände, als vordem es geſchah, herzlich und mit Lachen; ſondern es las Jeder, was in dem Geſichte des Andern ſtände.

Doch hatten ihre grämlichen Falten gar keinen Einfluß auf das junge Volk, zumal die Frauen und Mägdlein, auf deren Wangen die Roſen prangten. Der Gelegenheiten zu Tanz und Spiel waren dazumal wenig in Berlin, und ein Kindtaufen oder eine Hochzeit hätte Keine verſäumt, und ſo ſchwer die Kleider waren, es ſchlug doch ſelten darunter ein ſo frohes Herz und ein ſo luſtiger Sinn.

Die Jungfrau Elsbeth Rathenow ſchritt unter ihnen wie eine Lilie, die das Morgenroth anhaucht; und ſchwebte ſie auch nicht wie ein Abendwind, der über ein Blumenbeet ſtreift, ſo tanzte ſie doch ſo leicht über die Dielen des Rathhauſes, als das mit rindsledernen Schuhen möglich war, und in Steppröcken, wie ſolche damals Mode geweſen. Die jungen Herren lächelten wohlgefällig, wenn der Zipfel ihres Kleides ſie berührte, und die Luft, die ſie aufwehte, dünkte ihnen wie voll Moſchus und ſüßen Gewürzes. Von den ſtolzen Jungfrauen dagegen zupfte wohl eine die Nachbarin und ſprach: „Du, der ſieht man's doch auch an, daß ihr Vater Bürgermeiſter iſt.“

Unſere Chroniken ſagen uns ſehr wenig, wovon die Leute auf einem Ball ſich unterhielten, als man in Berlin zählte vierzehnhundert zweiundvierzig Jahr ſeit der Geburt des Herrn. Doch weiß man, daß die Herren den jungen Frauen auch Artigkeiten ſagten, als wie es jetzt geſchieht; nur klangen ſie anders. Und wo jetzt die Damen erröthen würden, da lachten ſie dazumal den Stutzern ins Geſicht, und wollten ſich oft ausſchütten, wenn Einer etwas recht Luſtiges geſprochen hatte. Auch gab es ſchon dazumal alte Herren, die noch jung

ſein wollten, und ſehr zierlich die Beine ſpreizten und den Hals reckten, wenn ſie ein Mägdlein zum Tanz führten, worüber denn die andern Mägdlein fein kicherten hinter ihrem Rücken. Und ebendesgleichen Jungfrauen, die ſchon über die Jahre hinaus waren, und doch unter den Jahren ſcheinen wollten, worüber denn die Herren mit gar drolligen Geſichtern ihre Bemerkungen den jungen Mägdlein zuzüſchelten, die dann ebendesgleichen drüber lachten.

Die älteren Frauen aber ſaßen in großer Würdigkeit um den ſchwarzen Ofen, angethan mit ſchweren weiten Kleidern, mit Puffen und Krauſen und Pelzhauben, und ſprachen ſehr viel mitnander; und noch mehr verfolgten ſie mit ihren Augen ihre Töchter, wie ſie tanzten, und machten frohe und ernſthafte Geſichter, je wie die Töchter mit Einem tanzten, der ihnen gefiel oder nicht gefiel.

Allen aber gefiel es wenig, daß die Eheherren heut von nichts zu ſprechen und denken wußten, als dem Vorfall am Morgen, und meinten, es ſchicke ſich wenig für Herren vom Rathe, um das Geſchrei der Leute auf der Gaſſe ſich zu kümmern. Sie bedauerten ſehr den wackern Herrn Pawel Strobant, der verwundet zuhaus liegen mußte; und

desgleichen, daß der gute Herr Johannes Rathenow so viel Schimpf auf seinem Wege ausstehen müssen.

„Ja, ja, das kommt davon!“ sagte die Eine.

„Und wäre der Claus Eisenberg nicht gewesen, der Bierschröter, sprach die Andere, es wäre ihm noch schlimmer gegangen.“

„'S ist eine arge Welt itzund!“ sagte Frau Elsbeth Bergholzin, und seufzte tief auf, und drei oder vier seufzten mit ihr.

„Das war doch sonst ganz anders!“ sagte Frau Anna Rykin, Konrad Ryke, des Rathmanns Ehegattin; und zählten die Ryke zu den allerreichsten Geschlechtern der Stadt Berlin, wie man es an den Goldknöpfen ihres Mieders und den Schaumünzen um ihren Hals sehen konnte.

„Und es wird immer schlimmer“, sprach Frau Eusebia Hoppenrade.

Darin stimmten ein fünf und sechs bei. Die Eine erzählte, was vor fünfzig Jahren das Pfund Honig gegolten, und wie das Jahr um Jahr aufgeschlagen hätte. Eine Andere wußte, daß noch vor zwanzig Jahren kein Meisterweib sich unterstehen dürfen, silberne Flügelhauben zu tragen. Eine Dritte meinte, die Martinigänse kämen immer magerer vom Lande, weil bei den Pachtern

und kleinen Leuten keine Gottesfurcht ſei. Jeder denke nur an ſich und nicht an ſeiner Herrſchaft Vortheil.

„Das wird ihnen wohl gelehrt!“ meinte die Bergholzin, daß das Volk aufſäſſig wird, und Gott und Obrigkeit nicht gehorſamt“; wozu Frau Anna Rykin wohlbedächtig mit dem Kopf nickte und ſprach:

„Welcherlei Saat wir ausſäen, ſolcherlei Frucht ernten wir auch. Welcherlei Mann ſich überhebt, der wundere ſich nicht, wenn er ſtrauchelt. Wer ſich mit dem Volk einmal gemein macht, der kann nicht das andere Mal ſagen: rühr mich nicht an.“

Da nickte die Bergholzin aus Köln mit einem ſehr ſchlauen Blick: „Als bei den Rykes das Regiment war in Berlin, ſtand es anders.“

„Wüßte mindeſtens nicht, fuhr Frau Rykin fort, daß die in Gott ruhenden Väter meines Eheherrn jemalen mit der Gemeinheit unter einer Decke geſpielt, daß ſie drum in Schmach und Schanden abdanken mußten, und aus dem Thor ziehen und Gott danken, als auf ihr Fürbitten der Rath wieder Frieden mit ihnen ſchloß und ſie heimkehren durften, wie verlorene Söhne.“

Worauf das zielte, wußten Alle, und ſie ſahen

ſich vorſichtig um, ob keiner von den Rathenows und ihren Freunden in der Nähe ſtund.

Frau Hoppenrade ſchlug die Hände über den Kopf: „Ja, das war eine gottloſe Wirthſchaft zu Tile Wardenbergs Zeiten.“

„Was mußten die Geſchlechter ausſtehen!“ ſprach eine Andere.

„Des Tile Frau, und des Albert Rathenow ſeine, als ich mir habe ſagen laſſen, trugen Röcke, wie keine Königin ſie trägt.“

„Und zu ihren Bankets luden ſie gemeine Bürgerfrauen“, fiel eine Dritte ein.

„Daß ſo was die Männer dulden konnten! Aber ſo ſind die Männer!“

„Sie mußten noch mehr dulden.“

„Nun, wir haben die Beſcheerung geſehen auf dem neuen Markte, fiel Frau Bergholzin ein. Deſſen entſinnen ſich Viele, die leben. Der Scharfrichter trug 'nen Scharlachmantel, und des Tile Sohn, wie er auf den Sandhaufen niederkniete, war weiß wie ein Leichentuch.“

„Hochmuth und Ungerechtigkeit dauern nimmer“, ſprach die Hoppenrade.

„Aber Sünde erbt fort, und Kind und Kindeskind muß büßen für den Fehl der Eltern, ſagte mit Salbung Frau Anna Rykin. Gott und ſeine

Heiligen wiſſen's, wir haben gewiß nichts gegen die Rathenows. Denn der Vater Matheus hat ſich wieder vertragen mit dem Rathe, und kam mit Ehren unter die Erde. Und auch der Herr Johannes iſt kein ſchlechter Mann, und der Rath muß gewußt haben was er that, als er ihn zum Bürgermeiſter wählte, und der Rath hat's allein zu vertreten, was er gethan, ſagt mein Mann."

„'S gab doch Geſchlechter genug, deren Väter nicht den Frieden brachen mit der Stadt, die nicht ausziehn mußten mit Schimpf und Schande, und nicht wiederkehren, ich weiß nicht wie", ſprach die Hoppenrade und warf ſich in die Bruſt.

„Und nun hält er ſich wohl zu gut für uns", ſprach die Bergholzin.

„Der gute Herr Wyns thut mir nur leid, ſagte eine Andere. Hätte ſich's wohl nicht träumen laſſen, daß es Seiner Wohlweisheit hier nicht gefallen würde."

„Auf uns kann er warten, wenn er ein Banket gibt, rief Frau Bergholzin. Wer wird zu ihm gehen, wenn er nicht zu uns kommt!"

„Schau mir Einer, ſagte eine Matrone, wie das junge Volk auf die Jungfer Elsbeth gafft. 'S iſt doch hübſch von Seiner Weisheit, daß er

uns wenigſtens die Tochter ſchickte; die iſt gut genug für uns."

„Ei was, ſprach Frau Hoppenrade, das gnädige Fräulein wird ſich auch ſchicken laſſen! Der Vater muß ja nach ihrer Pfeife tanzen. Iſt ein liebes Kind, ein ſchmuckes Kind; aber was zu arg iſt, iſt zu arg. Würde mir, wenn ich Herr Johannes wäre, das doch nicht gefallen laſſen. Es bringt ihn ja um Ehr und Anſehn in Haus und Stadt."

„Wer nicht im Haus das Regiment hat, wie mag er's in der Stadt führen", ſagte eine Andere.

„Die Mutter war eine liebwerthe Frau, ſagte Frau Rykin, meine liebe Freundin. Gott habe ſie ſelig."

„Man kann wohl ſagen, die nahm der Herr in ſeiner Gnade zu ſich, daß ſie das nicht mehr mit Augen ſehen ſollte!" ſetzte eine Andere hinzu.

„Ja, ja! ſprach, den Blick zu Boden, die Hoppenrade. Der Herr ſchlägt Manchen mit Blindheit. Aber der alte Herr Schumm ſieht doch ſonſt recht ſcharf."

Die Bergholzin fügte dem hinzu: „Er hätte drüben in Köln auch Töchter finden können. Die

lange Brücke wird auch nicht brechen, wenn ſie die Mitgift der Jungfer nach Köln fahren."

„Nun, nun, ſprach Frau Anna Rykin und hob ihren Kopf um einige Zoll in die Höhe. Was nicht an Geld, das kommt ſonſt mit. Wüßte doch in Köln kein Haus, das ſich's nicht zur Ehre rechnen ſollte, wenn's in eine Rathsfamilie zum alten Berlin heirathet."

Die Frauen aus Köln verzogen ihre frommen Geſichter zu etwas böſen Mienen; aber den Rykes hatte noch Niemand das Alter ihrer Familie ſtreitig gemacht. Sie ſchwiegen oder verſparten ſich für eine andere Gelegenheit die Antwort, denn eben ließ Herr Dietrich Wyns Früchte, Eingemachtes und allerhand Süßigkeiten herumreichen und begleitete jede Schaale mit eben ſo ſüßen Worten, worauf die Matronen genöthigt waren auch Süßes zu antworten.

Und war die Einigkeit bald wieder hergeſtellt, denn alle Frauen, ſo aus Köln als Berlin, darin waren ſie einig, daß Herr Bartholomeus Schumm für ſeinen Sohn Melchior ſich beſſer umſehn können, als er gethan, und eine Jede wußte etwas und dachte noch mehr. Aber als die holdſelige Elsbeth, da der Tanz innehielt, wie es ſittigen Jungfraun

ziemt, nicht dablieb, wo die Herren waren, vielmehr sich unter die Matronen setzte, hätte man denken mögen, es sei einer jeden liebes Kind. So viel Artiges sagten sie ihr, und fragten sie nach Allem, wie es im Hause gehe, nach dem lieben Vater, der Muhme Gertraud; und gar schelmisch lächelte Frau Bergholzin, als sie fragte: ob es der Jungfrau nicht zu eng werde in dem kleinen Hause?

„Ja, ja, Du Schelmenaug, in der Brüderstraße möchtest lieber wohnen als bei Sanct Nicolai im Winkel; mir hat's 'ne kluge Frau gesagt. Und ihr Vater sagt, er will sie drum gar nicht mehr lieb haben und aus Berlin weisen. Aber komme nur nach Köln zu uns. Wir wollen Dich lieb haben, so lieb wie Du die heiligen drei Könige; besonders den Melchior. Hu, seht mir, wie das fromme Kind feuerroth wird."

Auch als jetzt die Geiger und Pfeifer wieder zum Tanz aufspielten und, der Jungfer Elsbeth sehr willkommen, ihr Tänzer sie abholte, ehe sie antworten konnte, sie wußte nicht was — waren die Frauen noch eine Weile ihres Lobes voll.

„Und daß solch ein blutjunges Ding ins Gerede kommen sollte! sprach Frau Hoppenrade mit einem ehrbaren Gesichte und schüttelte unwillig den Kopf.

Wir ſind nicht Freund mit den Rathenows, und haben wahrhaftig Grund dazu, aber das iſt ſchlecht von den Leuten, ſage ich; denn was hat eine Jungfrau Köſtlicheres als ihre Ehre? Iſt zwar ein bischen hochmüthig — Du lieber Gott, das muß ſie wohl lernen; aber ſo unſchuldig wie ein neugeboren Kind, darauf will ich das Abendmahl nehmen."

Da ſteckten die Matronen die Köpfe zuſammen, und man hörte Henning Mollners Namen züſcheln, und ſie zuckten die Achſeln und ſahen ehrbarlich zu Boden und dann ſich wieder an.

„Es wäre doch abſcheulich, fuhr die Hoppenradin fort, ſo das arme Kind des Vaters Schuld büßen müßte. Aber das kommt daher. Was mußte ein Patricier ein zünftig Kind in ſein Haus nehmen, nicht wie ein Geſinde, ſondern als wär's ſein eignes. Gleich und Gleich das ſchickt ſich. Daher iſt die Suppe eingerührt, und wer weiß, wer ſie auseſſen muß."

Da aber erhob ſich Frau Anna Rykin und ſchüttelte den Kopf: „Gleich und Gleich ſchickt ſich, es ſchickt ſich aber auch, alldieweil wir Chriſten ſind, daß wir mildthätig ſind, und will nicht glauben, daß Jemand meine in Gott ruhende Freundin Bri-

gütte Rathenowin darum schilt, daß sie aus Christenpflicht und Mildthätigkeit eine Waise ins Haus nahm und sie aufzog, als wär's ihr eigen Kind. So wir die Frucht ernten, die wir säen, so wird das Haus darum Ehre haben und nicht Schande. Und Herr Johannes Rathenow soll darum nicht gescholten werden."

Da schwiegen die Andern, und Frau Rykin nickte recht holdselig und freundlich der Elsbeth Rathenow zu, wie sie bei ihr vorüber tanzte.

In dem gewölbten Nebenzimmer aber, wo die Herren sich zurückgezogen, strahlten die Kerzen nicht so hell als im Banketsaal. Waren ihre Gesichter doch auch nicht heller. Wer sie neulich schreien gehört im Haus auf der langen Brücke, hätte sich verwundert, wie sie hier still nebeneinandersaßen, und ihre Stimme war nicht wie ein Gewitter, das über den Dächern brüllt, und die Fenster zittern; es war nur wie ein Donner, der fern abzieht in den Bergen. Er grollt, aber er schadet nicht mehr.

„Was will er von uns?" sprach Einer.

„Sollten wir ihn begleiten, wie die Henne ihre Küchlein, sagte ein Anderer. Ihm, wenn er durch

die Gaſſen geht, 'nen Schirm über den Kopf halten, daß kein Dachſtein ihn trifft!"

„Und will er, daß der Rath ihm abbitter, ſprach Jener, was den Rath nichts angeht?"

„Nichts angeht! fuhr ein Dritter auf. Seit Menſchengedenken iſt das nicht gehört."

„Man wird noch mehr hören", ſagte ein Vierter.

„Nichts angeht! fuhr Jener eifrig fort. Wenn das Volk einen Rathmann todtſchlagen will, geht das den Rath nichts an?"

„Will! fiel Herr Mathis Blankenfelde ein. Wohl unterſchieden! Es kam ja nicht dazu. Ueberdem bin ich der Meinung, daß in ſolchen Zeiten Vorſicht noth thut. Ein kluger Mann läßt geſchehen ſein, was geſchehen iſt. Wer ſcharf ſieht, thut doch gut, wenn er zuweilen ein Auge zudrückt."

Einer von Berlin murmelte zwiſchen den Zähnen: „Freilich iſt's für Herrn Blankenfelde gut, daß der Rath das Auge zudrückt. Thäte er's auf, müßte er den kölner Rathsherrn verſtricken, der auf offnem Markt das Schwert zog und der Stadt Frieden brach."

Da fuhren einige Kölniſche auf und wollten,

was nur Einen von ihnen anging, als Kränkung für sie Alle aufnehmen. Aber Herr Konrad Ryke schüttelte seinen Kopf:

„Ich meine, es ist ein Schimpf, so gleich gilt für Kölner als Berliner, wenn der Bürgermeister beider Städte nicht kommen will, wo die Rathleute beider Städte sitzen!"

Herr Thomas Wyns schüttelte die Achseln: „Er hat melden lassen, er sei krank."

„Und morgen im Rath schreit er Euch, daß die Mauern schallen", sprach Herr Trebuß.

„Aber, sprach Tydecke von Aken, der älteste unter den Anwesenden, es ist unerhört, was heut geschah. Der Stadt Friede ist gebrochen, der Stadt Ehre ist gekränkt."

„Laß ihn Klage anbringen!" rief Einer.

„Er klagt ja nicht wider *sie*, er murrt mit *uns*", sprach ein Zweiter.

„In alten Zeiten, fuhr der alte Tydecke fort, hätte kein Rathmann ein Aug zugethan, noch seinen Kopf auf das Pfühl gelegt, bis denn daß solcher Schimpf gerächt war und gerichtet. In einem Rathmann wird der Rath, in einem Aeltermann die Stadt und das gemeine Wesen gekränkt."

„Das gemeine Wesen! lachte Hans Heidecke.

Laß ihn ſich Recht ſchaffen, laß ihn die Gilden verklagen; wir haben nichts dagegen."

„Klagt uns etwa der Pawel Strebant an? fiel ein Anderer ein. Dem ging es an Kopf und Kragen."

„Ueberdem, werthe Herren und lieben Freunde, erhob ſich Herr Mathis Blankenfelde ſo leicht und mit ſo behaglicher Geberde, als wie etwa, wenn heut zu Tage, wo ſie vertraulich conferiren, ein Staatsmann aufſteht und, die Hände in den Seitentaſchen, ſeine Freunde anredet, als hätte er ſie ſelbſt in der Taſche; überdem, wir ſind hier unter uns, und ich frage, was hat die Sache auf ſich? Die Leute waren luſtig, Faſching rückt an. Von der einen Seite kam der Mummenſchanz, von der andern Seine Wohlweisheit. Der Mummenſchanz ſagte, — was weiß ich, was er ſagte; vermuthlich, daß er nichts von Seiner Wohlweisheit wiſſen wolle. Seine Wohlweisheit hätten nun weiſe gehandelt, wenn ſie daſſelbe gedacht; denn was braucht ein Bürgermeiſter von Narren zu wiſſen? Da machten ſie aber vor der Zeit Faſching; ſie tauſchten die Rollen: die Narren waren klug und merkten den Bürgermeiſter nicht, der Bürgermeiſter aber war nicht

klug und merkte die Narren. Da kam, was nicht ausbleiben konnte."

Herr Konrad Ryke sagte mit Nachdruck: „Ist Eure Ansicht, Herr von Blankenfelde."

Der alte Tydecke stampfte mit dem Stocke auf den Boden: „Was dulden die Städte Narren in ihren Mauern!"

Und da sprach der alte Mann Vieles, was recht erbaulich klang, gegen die fremde Sitte, so die Väter nicht gekannt, und sei sie herüber kommen mit den Fremden aus Baiern und Franken, und sei das nicht das einzige Uebel, was man ihnen verdanke.

Herr Blankenfelde aber lachte: „Die alten Heiden haben eine Göttin gehabt, ward ich gelehrt, so in einer Büchse den Menschen alle Uebel gebracht, und als sie Einer aufmachte, flogen sie wie die Heuschrecken ins Land. Nun will ich's Herrn Tydecke nicht abstreiten, daß ein gut Theil davon noch in der Büchse war, als die Hochdeutschen ins Land kamen. Aber die Narrheit, Ihr Herren, war vor Alters bei uns als wie in jeder Stadt zuhaus, und wer sie auskehren will, der sehe für, ob er sich nicht selber im Kehricht findet."

Und da sie eine Weile nachdenklich schwiegen,

hub Herr Blankenfelde lächelnd an: „Rede Niemand gern Böſes nach, aber das ſteckt ſo im Blute. Habe mir erzählen laſſen, ſie ſaßen mal beinander, der Tile und Albertus, im kleinen Stübchen dort am Rathsſaal, und hielten Rath ſo nach ihrer Weiſe bei ſüßem Wein. Und an der Spree war viel Lärm; es ward ein ſchlimmes Weib erſäuft, und das Volk lief zuſammen. Da hub der Tile Wardenberg das Glas und ſprach: „„Schwager Albertus, auf den Sack! Angeſtoßen!““ — Welchen Sack? fragte Albertus. — „„Einen, antwortete der Tile, darin wir unſere Feinde ſtecken!““ Der müßte ſehr groß ſein, ſprach wieder Herr Albertus. „„Nicht größer, antwortete Tile, als daß der Rath drin Platz hat.““ Da wollten ſich Beide ausſchütten vor Lachen, und der Rathenow ſprach: Dem Leineweber, der ſolchen Sack uns webte, gäb ich meine einzige Tochter zum Weib. — Dazumal riß der Sack, aber Leineweber gibt's noch, und — ſetzte er leiſer hinzu — Töchter auch, womit man ſie bezahlt.“

Da lachten die alten Herren recht heimlich und innig, Keiner aber ſprach ein Wörtlein.

„Ihr, Herr Tydecke von Aken, fuhr der Blankenfelder fort, müßt es ja noch von Eurem Vaters

ſeliger wiſſen. Sie ſtießen auch nicht in die große Lärmtrompete und ſchrieen's von unſerer lieben Frauen Thurm herunter: Wir wollen der Stadt Regiment umdrehen, das Unterſte ſoll zu Oberſt kommen. Aber was ſie thaten, das wiſſen wir Alle."

„Ja, fiel Tydecke von Aken ein, ſechs Tage hatten Beide die Schlüſſel zum Kaſten allein, und mein Vater, der Kämmerer war und noch jung, kam drum in arge Schuld, daß er ſie ihnen gelaſſen. Und prahlten doch bei der Gemeinheit, ſie wollten's nicht geſtatten, daß man der Stadt Geld mit Mänteln aus dem Hauſe trage."

„So iſt's", fielen mehrere Stimmen ein.

„Doch iſt's nicht recht, Ihr Herren, was gerichtet iſt, wieder vorbringen, ſprach Herr Rike. Die Wardenberg haben mit ihrem Blut gebüßt —"

„Und mit den Rathenows hat die Stadt ſich vertragen, fiel Herr Blankenfelde ein. Das ſag' ich ja auch. Nur denk' ich dran, wie Kaiſer Karl unſern Vätern gebot, daß ſie die aus dem Rath ſtießen, und nicht wieder wählten. Und unſere Väter gehorſamten; dachten, nun ſei's gerichtet und abgemacht. Aber ſie ſteckten ſich hinter die Gemeinheit. Verſprachen ihnen, ſie ſollten ewiglich ſchoß-

frei werden, wenn ſie wieder zum Regiment kämen. Das gab ein Lärmen und Toben."

„Weiß ich's doch auch von meiner Mutter, ſprach Herr Hoppenrade, wie die Gewerke durch die Straßen zogen mit Fahnen und Trommeln."

„Unſere Väter waren gewiß Männer, die nicht zückten, wenn der Feind vor ihnen ſtand, fuhr Herr Blankenfelde fort. An dem Tage wurden ſie blaß. Wie das ſo drei Tage durch die Stadt getobt, und die Bäcker ſchloſſen ihre Laden und die Schlächter die Scharnen, und die Knochenhauer zogen mit ihren Meſſern durch die Gaſſen, und das Volk ſtund ums Rathhaus und ſchrie nach Brot und Fleiſch, da gaben ſie nach, und führten den Tile und Albertus aufs neue in den Rath."

„Und ſie wirthſchafteten ärger denn je", fiel Hans Heidecke ein.

„Herr Konrad Ryke hat ganz recht, das ſind vergeſſene Dinge, fuhr Mathis Blankenfelde fort, und mir kommt nicht bei, was heut geſchieht, mit damals zu vergleichen. Denn warum? Unſer Bürgermeiſter iſt ein ſtrenger, ein rechtſchaffener Mann, das muß die ganze Gemeinheit zugeben. Die Bürger ſagen, er ſei hoffährtig, er behält den Nacken zu ſteif, wenn er grüßt, und zu uns, ſpricht er

nicht immer von des Raths malten Rechten? — Nun, wer ſich entſinnt, ſo machten's ja der Tile und Albertus zu Anfang auch."

„Wenn man's gewußt, was nachher kam, man hätte ſie nimmer gewählt", ſprach Herr Bergholz.

„Ja, ſo man immer wüßte, was nachher kommt! fuhr Jener fort. Zuerſt wenn er über die Gaſſe ging, ich meine der Tile, war's nur mit Vieren, dann mit zehn, zuletzt folgten ihm fünfzig, und Alles mußte ausweichen. Endlich, wenn's hieß: Der Tile und der Albertus kommen, dann zogen die Buben und die Geſellen hinterdrein, und tobten und ſchlenkerten die Mützen, und wer des Weges kam und nicht ſtehn blieb, und am Fenſter lag und den Hut nicht zog, den ſchimpften ſie und warfen mit Steinen."

„Und nachmalen trank er im Rathkeller mit Hinz und Kunz!" fiel Einer unwillig ein.

Herr Blankenfelde ſchüttelte ſehr ehrbar den Kopf: „Bei der unbefleckten Jungfrau, wenn ſich gute Leute verſtehn, um der Herrſchaft willen! Das weiß ich, Ihr Herren und lieben Freunde, was wir auch haben, und mit Grunde haben, gegen unſern

Johannes Rathenow, das thäte er nicht, ſo wegwürfe er ſich nimmer!"

„Er will ja mit uns auch nicht trinken", lachte Einer auf.

„Dünkt ſich beſſer als wir", ein Anderer.

Herr Konrad Rnke war aufgeſprungen: „Summa, Ihr Herren, wir finden's nicht fein und gut, daß er grollt."

„Und itzo grollt, fiel ein Anderer ein, wo Rath und Bürgermeiſter zuſammenhalten ſollten."

„Und itzt grad dem Mollner auszahlen will, ſprach Herr Blankenfelde, wie nur zu einem Nachbar, aber es hörten es Alle. Denn böſe Leute könnten meinen, er thue es nicht um den Mollner, ſondern um ſich."

Man horchte auf.

„Mir und wem von uns käme ſolch ein Gedanke bei? Doch wenn ſie hören, daß die Schuld des Mollner, die dreißig Jahre anſtand, um die die Städte dreißig Jahr ſich ſtritten, ich ſage nicht, auf welcher Seite das Unrecht iſt, aber dreißig Jahre zanken wir drum, und warum ſoll der Mollner morgen die ſiebenundvierzig Schock ausgezahlt haben, grade morgen?"

„Morgen?" fragten zehn Stimmen.

„Morgen in der Früh iſt er beſchieden. Will ihm rein auszahlen."

„Aus dem Stadtkaſten?" fuhren Zehne auf.

„Ei, wer dächte das vom Johannes! Aus ſeinem Eignen will er's bezahlen. Nun, hat er ſo viel übrig, warum nicht! Er iſt's dem Henning ſchuldig, ſagen ſie. Immerhin, nur mein' ich, es ſei nicht die rechte Zeit, nicht rechter Schick grad itzt, nach ſolchem Tage — Wenn wir ihm morgen zahlten, meint Ihr nicht, ſie lachten ſich ins Fäuſtchen die Gewerke. Herr Gott, was würden ſie läſtern. Doch was kümmert das Herrn Johannes. Er hat den Henning und ſeine Sippe hinter ſich."

Es hatte eingeſchlagen.

„Wer möchte das von Johannes Rathenow denken!"

„Das ſag' ich ja auch. Ich denk' es nicht; ich mein' es nur. Verſteht mich, Ihr Herren von Berlin, ich als ein Kölniſcher möcht' es auch nicht meinen; denn was geht es mich an, Ihr drüben müßt es beſſer wiſſen. Ich mein' es auch nicht als Mathis Blankenfelde. Nur als geführter Rathmann mein' ich, der gute Leumund eines Bürgermeiſters ſei uns Allen werth. Ja, ließe er ihn aufs Rath-

haus fordern bei hellem Tage, und ſelbſt ihm aufs Bret zahlen, vor Aller Augen, es wäre beſſer, mein' ich, als heimlich."

„Wollt Ihr's morgen im Rath vorbringen?" fragte Konrad Ryke.

„Ich! Behüte Gott, daß ich noch einen Stein in den Weg würfe. Das geht Euch Herren von Berlin an. Nicht ſo, Herr Bartholomeus, wir mögen nicht neues Oel ins Feuer gießen; aber wir von Köln verhandeln auch nicht mit unſern Gewerken."

Was ſehr dicke Leute zu jener Zeit, wo man noch nicht rauchte, in Männergeſellſchaft anfingen, nämlich mit ihren Gliedmaßen und dem Munde, wenn ſie ſtundenlang im Armſtuhl ſaßen und ſonſt nichts thaten, berichten uns die Chroniken nicht. Aber wenn man 1412 ſchon geraucht hätte, würde Herr Bartholomeus Schumm jetzt den Rauch aus dem Munde geblaſen, und ſeitwärts geſpuckt haben, als er ein gleichgültiges „Pah!" durch ſeine vollen aufgeworfenen Lippen ſtieß.

„Will der Johannes den Tuchkratzerjungen abzahlen, was ſchiert's Euch?"

„Er will ihn los ſein, meint unſer Herr Bartholomeus, ſprach der Blankenfelder; das ſag' ich

ja auch. Gewiß nichts mehr; wenn nur die Leute nicht Anderes munkelten."

„Na, was munkeln ſie denn?" fragte Herr Schumm, die ausgebreiteten Hände auf den mächtigen Knieen, und er hielt es nicht der Mühe werth, die eine zu erheben, daß er ſein Gähnen verberge.

„Gevatter und Nachbar, ſprach Herr Bergholz, hoffentlich munkeln ſie nicht, daß es Euch lieb iſt, wenn die Rathenows mit Schuſtern und Schneidern Kumpanei ſtiften."

„Pah! ſtieß der reiche Mann abermals von ſich, Luft ſchöpfend. Meinethalben mit dem Bettelvogt, wenn ſie Luſt haben."

„Soll der Euch zur Hochzeit Eures Melchior aufſpielen?"

„Je mehr Muſica, ſo beſſer."

„Und der Junker mit der Kratzbürſt mit der Jungfer Elſe tanzen?"

„Will er's drauf wagen, die Treppe nunter zu fliegen, mag er kommen." Herr Schumm ſtand hier auf, und es war, als ſtänden alle ſeine Geldſäcke mit ihm auf, einer über den andern gethürmt, und ſchüttelten ſich klirrend, und in ſeinen Augen, ſonſt von wenig Ausdruck, leuchtete etwas, das

dem Glanz des Silbers, oder ſei es auch nur des Bleies, wenn es im Schmelztigel glüht, ähnlich ſah.

„Bei den eiftauſend Jungfrauen, Ihr Herren, wenn Bartholomeus Schumm für ſeinen Sohn auf die Freite geht, und ihm ein Weibſen gewählt hat, ſo meint er, ihre Sippe hat genug an ſeiner Freundſchaft, und braucht nicht unter den Tuchkrahern nach Anhang zu ſuchen, daß ſie in Berlin feſt ſteht. Im Uebrigen ſchiert's mich nicht. Das mein' ich."

Die Dielen unter ihren Füßen zitterten noch etwas, als der Rathmann von Köln hinausgegangen, und die Herren ſahen ſich mit unterſchiedlichen Blicken an; und es war eine Weile ſehr ſtill.

Am ſchwarzen Ofen gelehnt ſtand ein Mann, mehr lang als dick; man ſah's den gedrungenen Gliedern an, daß oft der Harniſch drum geſchnallt war, als ſie im geſchlitzten Wamms ſteckten; ſein Geſicht war von der Sonne gebräunt, und ſein Bart kürzer zugeſtutzt als der Andern. Auch trug er einen Knebelbart, der bis an die Backenknochen aufſprang. Es war ritterlich ſo die Geſtalt als ſein Blick, der nicht ſehr vergnügt über die Verſammelten hinſchaute; denn die aufgeworfenen Lip-

den verzogen ſich wohl bisweilen zu einem ſpöttiſchen Lächeln, derweilen die Andern ſprachen und er ſchwieg.

Zu dem trat itzt Hans Heidecke und ſagte lächelnd: „'S iſt was in ſeiner Art, das nach dem Bottich ſchmeckt. Nicht ſo, Ritter Britzke?"

„Bin mit der Art nicht bekannt", antwortete der Ritter trocken.

Mathis Blankenfelde ſtritt mit Tydecke von Aken, wann die Schumms nach Köln gekommen? Sie konnten nicht einig werden.

„Summa, ſagte der alte Tydecke, die Schumms ſind eingewandert von draußen und nicht ſeßhaft geweſen von Anbeginn."

„Haben ſich dafür itzt breit genug feſtgeſetzt!" bemerkte Jemand lächelnd, und zeigte auf den Stuhl, den Herr Schumm verlaſſen; und man ſah's in dem Polſter, ein wie gewichtiger Mann Herr Bartholomeus war.

„Und wenn ſie, eiferte Herr Tydecke fort, die Brüderſtraße mit böhmiſchen Groſchen pflaſtern und den Platz um Sanct Petrus dazu, unſere Väter haben ſie nur aufgenommen."

„Und ihre Geldſäcke", brummte ein Anderer.

„'S iſt mancher gute Mann in dieſer Stadt

Mauern eingezogen, ſprach Mathis Blankenfelde und warf ſich dabei in die Bruſt, als die Mauern ſchon ſtunden, und Rath und Bürgermeiſter zogen mit Pfeifen und Muſica ihm vors Haus und dankten ihm, daß er ein Bürger ſein wolle drinnen, der draußen ein freier und adliger Mann war."

Da nickten Viele Herrn Blankenfelde zu, der ſeine Familie meinte.

„Und die Stadt hat, mein' ich, nichts an Anſehn verloren, daß freie und gute Männer ihr Recht nahmen, und ihren Namen in die Geſchlechter ſchreiben ließen, und ihre Wappen einhauen in die Thore", ſagte Otto Buch.

„Und die freien und guten Männer haben, mein' ich, auch nichts verloren, ſagte Tydecke drauf, daß wir ſie aufnahmen in unſere alte Mauern, als ſie ſich draußen nicht ſchützen mochten vor den Räubern und dem Geſindel, wir die wir von Alters kamen mit den Fürſten von der Elbe und aus dem Sachſenlande, und die ſie einſetzten, Herren hier zu ſein und Richter, und Kirchen zu bauen und feſte Mauern gegen die draußen."

Otto von Buch und Tile von Bruck ſchauten den alten Mann grimmig an. „Euer Schild über der Thür mag gut ſein, Herr Tydecke, ſprach Tile

Bruck, aber iſt's der Mauerfraß oder das Moos drauf, ich kann den offnen Helm nicht ſehen."

Konrad Ryke trat zu rechter Zeit zwiſchen; denn viele Stirnen zogen ſich kraus zuſammen. „Sanct Petrus und Sanct Nicolas, davon ſchweigt wenigſtens itzo. Der Wirrniß und der Irrungen, mein' ich, ſind genug. Wer 'naus will, der ſei da draußen, was er Luſt hat; drinnen hier ſind wir Herren von den Geſchlechtern, Einer wie der Andere, von wo wir kamen, und Eins thut uns Allen noth — daß wir Kopf oben bleiben, wo die Beine zum Himmel 'naus wollen", ſetzte er mit gedämpfter Stimme hinzu, als itzo die willkommene Botſchaft durch Trompeten im Saale gegeben ward, daß die Speiſen aus der Küche ſich dorthin in Bewegung ſetzten.

Wie ſich nun Alles auf die Beine machte, um noch den letzten Abtanz vorm Tiſchgehn mit anzuſchauen, blieb der Ritter Britzke am Ofen, und außer ihm ein Anderer zurück, der auch etwas Soldatiſches hatte, nach dem zugeſtutzten Bart zu ſchließen, ob er wohl ſonſt von Körper ſtattlicher gebaut war, und in feineres Gewand gekleidet.

„Die Peſtilenz über die Käſekrämer!" rief der Ritter Britzke, indem er an den Tiſch trat und

eine volle Kanne durch die trockene Kehle stürzte, als sollte das Bier das, was er anhören müssen, fortschwemmen. Streiten sich die Kerle über ihren Adel!"

„Weß Bier man trinkt, deß Liedelein klingt; Ihr macht's umgekehrt, Britzke!" sagte der Andere, der auch seine Kanne noch einmal füllte und mit Behagen an die Lippen brachte.

„Schwerenoth, das spricht von Familien und Wappen, und schabt Wolle, und mißt nach der Elle!"

Er stampfte die leere Kanne auf die Tischplatte.

„Und Ihr seid in Diensten derer, die Wolle schaben, und als guter Hauptmann eingeschworen denen, so mit der Elle messen. Laßt sie's nicht hören, sie könnten Euch mit ihrer kürzesten Löhnung messen."

„Ist's keine Schande, Ritter Ruthnik, für 'nen guten christlichen Ritter, sprecht!" Er strich mit der Hand den Knebelbart und mit der andern geleitete er wohlgefällig von außen das Bier in den Magen hinunter.

„Daß Ihr der Stadt Brot esset, und es nicht verdient. 'S gibt heuer keinen Krieg."

„Hohl sie Alle — sprach der Ritter Britzke,

und warf ſich neben dem Andern auf den Stuhl. Ihr habt Euch ſchon einen hübſchen ſtädtiſchen Bauch gefreſſen. Da klingt Eure Sprache nach den Bratenwendern —"

„Sagt auch, ich habe mich hineingeheirathet."

„Ritter und Bürger, pfui!" Der Ritter Britzke ſpuckte aus.

Herr Ruthnik ſchien das als keine Beleidigung für ſich aufzunehmen, oder er kannte die Art des Andern.

„Lüſtet's Euch denn, Gevatter, ſo über die Maaßen zurück nach Britzhöfel? Nach den kahlen Lehmwänden, wo die Wanzen drin Verſteck ſpielten, daß ein Chriſtenmenſch keine Nacht ſchlafen konnte, und wenn Ihr einen Gaſt aufnahmt, war er am Morgen wie ein geſottener Krebs. Eigentlich ſolltet Ihr dem Burggrafen Dank wiſſen, daß er Euch von Euren eingefleiſchten Feinden losmachte, als er das Neſt niederriß."

„Hohl ſie Alle!" wiederholte der Hauptmann.

„Oder lüſtet Euch, wenn Ihr bei der Küche der Käſekrämer vorbeiſteigt, und die Ochſenrücken und Puter duften am Bratſpieß, daß die Krähen oben auf dem Dache nach ſchnuppern, lüſtet Euch da nach der Buchweizengrütze, die Euch die alte

Base mit dem Pickelgesichte tagaus tagein kochte, so Ihr nicht Festtags einmal ein Schwein von der Straße mitbrachtet, das sich verirrt hatte? Oder lüstet Euch beim bernower Bier und dem verlenden Malvoisir nach dem dünnen Trank, den Ihr einmal der Base ins Gesicht goßt, weil er so sauer war, als ihres? Ich sehe noch, wie Muhme Ursel aufkreischte — ein Blick war das, um alle Ketzer in die Hölle zu jagen."

„'S ist keine rechte Kumpanei mehr beim Adel, sagte der Ritter Britzke auf den Tisch schlagend. Jeder hält für sich, seit die Nürnberger im Land sind."

„Sagt das nicht, Eitelwolf. Denn Eure Base war doch von so gutem altem Adel als eine hier zu Lande. Und sie hielt drauf so zu Euch mit ihren Fingern und Nägeln, daß Ihr sie nicht wieder los werden konntet, und Ihr kabbeltet und wälztet Euch auf der Erde, daß der Tisch umschlug."

„Dienen im Krieg ist nicht Schande. Aber ihnen Reverenz machen —"

„Ihrem Gelde, bedenkt das! So Euch der Dienst nicht behagt, kündigt. Lauft zum Nürnberger, sprecht: Habe mich nun anders besonnen,

danke unterthänigst für die Lection, so hochdero Vater seliger mir geben. Bin ganz zu Kreuz gekrochen, wünsche nicht anders als kurfürstlichen Gnaden zu dienen, auch sonder Lohn, zu hungern, durften, frieren, mir Beulen schlagen lassen und crepiren, bloß und allein, um kurfürstlichen Gnaden gefällig zu sein, und hätte ich noch zehn Burgen, würde sie allesammt mit Vergnügen von meinem gnädigsten Herrn niederreißen, schießen und brennen lassen."

Eitelwolf Britzke lachte höhnisch auf: „Sie sagen, es könnte mal losgehn zwischen den Städten und dem Markgrafen."

„Wenn's nicht besser geht, als bei den Rittern, thäten die Städte gescheuter, zuhaus zu bleiben, sagte Ritter Ruthnik aufstehend. Und noch was, sag' ich Euch im Vertraun, Gevatter. Laßt keine Schüssel vorübergehn, die sie Euch vorsetzen, und wenn sie Euch den Becher füllen, so trinkt ihn aus; denn Ihr wißt nicht, wie lange ihr Faß hält. Es gibt gar Viele die hungern, und die heute den Braten vorschneiden, könnten morgen vor der Thür auf die Knochen warten."

„Ich gönn's ihnen", sprach Ritter Britzke, und

zeigte in dem weit aufgeriſſenen Munde eine Reihe Zähne, die einem Wolfe Ehre gebracht.

„Wie! Wollt Ihr Euch dann mit den Schuſtern und Knochenhauern zu Tiſch ſetzen?“

„Sie fürchten ſich vor dem Henning Mollner. Der Junge gefällt mir“, ſprach der von Britzke.

„Wenn die Gewerke aufs Kalbsfell ſchlagen und dem alten Regimente das Garaus ſpielen, meint Ihr, Gevatter, daß Euch das gefallen wird? Möchte der Ritter Eitelwolf Britzke lieber Hauptmann ſein von den Gilden als von den Geſchlechtern?“

„Wo's was zu thun gibt, da bin ich.“

Der Ritter Ruthnik machte ein ernſthaftes Geſicht: „Mir klingt's im Ohr, Gevatter, daß Euer Wunſch bald erfüllt wird. Hört doch, wie es draußen mäuschenſtill iſt, wenn die Muſica hier ſchweigt; juſt wie der Rath heut morgen ſtill war, als das Volk lärmte. 'S iſt aus mit der Harmonie zwiſchen ihnen, es ſtimmt nichts mehr —“

„Drauf und los!“ rief der Andere.

„Los, freilich, es wird Vieles losgehn, was zuſammenhielt. Wer aber ſoll's wieder zuſammenbinden?“

„Gevatter Ruthnik, mir fällt was bei!“

„Ei der Tausend!“

„Nämlich was ich wünschte. Sie müßten sich einander auffressen, die Geschlechter und die Gewerke, Köln und Berlin, und die Städte und die Markgrafen. Holla! das wäre ein Auseſſen. Ein guter Mann könnte sich scheckig lachen.“

„Und was weiter?“

„Dann hätten wir Ruhe.“

„Ihr wollt ja keine Ruhe.“

„Blitz, wollten uns selbst schon was zu schaffen machen, wenn die Wege frei wären von den gnädigsten kurfürstlichen Reitern, die keinen ehrlichen Gesellen aufkommen lassen, und die markgräflich kaiserlichen hochnothpeinlichen Halsgerichte zum Teufel führen, und die fetten Stadtratzen keine Mauern mehr fänden, in die sie die dicken Leiber quetschen, wenn ein guter Mann hinter ihnen drein ist!“

„Lieber Vetter und Gevatter Brizke! sprach der Andere, indem er ihn freundlich am Wamms faßte, ich will Euch dreierlei zu bedenken geben. Erstlich wenn's keine Städte gäbe, gäb's auch keine Kaufleute, und wenn keine Kaufleute, auch keine Waarenzüge. Würdet dann viel lange Weile ausstehen am freien Wege. Zweitens bedenkt, und das sage ich Euch als guter Freund, daß Ihr geschworner

Hauptmann ſeid, vor Rath und Stadt geſchweren: darum denkt, was Ihr denkt, ſo wenig es auch iſt, für Euch allein; und drittens, wenn wir noch lange hier plaudern, ſo lauft Ihr Gefahr, daß die Rathsherrn die beſten Stücke für ſich ſchneiden, und Ihr von den Braten den Hundetheil bekommt. Wenn's mit ihrem Adel auch ſo ſo ausſieht, werdet Ihr aber doch lieber mit den Herren eſſen, als mit den Hunden."

Vierzehntes Kapitel.

Eine Stiege unter den Gemächern, welche ſo hell flimmerten, brannten nur ein Paar dünne Lichter auf Drahtleuchtern; auch die Kienfackel an der Wand über dem Spundfaß warf nur ungewiſſe Schlaglichter in die Räume des Rathkellers. Der Jubel von oben dröhnte dagegen durch die dicken Gewölbe und machte bisweilen die Bürger aufſchrecken, die in den Winkeln, das Kinn auf den Armen und die Kanne vor ſich, eifrige Rede wechſelten.

Es ging ſonſt laut hier zu, lauter oft als oben, aber heut war es ſtill. Man zuſcheelte ſich viel zu, und die Augen und die Fäuſte, auf den Tiſch getrumpft, begleiteten ausdrucksvoll die Reden; doch ſah man's ihnen an, ſie verbielten ſich's, was ſonſt wohl jach raus brach. Die Bürgerglocke hatte längſt

geschlagen, und Einer entfernte sich itzt nach dem Andern. Die Meisten drückten sich die Hände; auch wohl dem Wirthe, der über das Faß gelehnt, den Gehenden zunickte, und bewegte sich nicht aus seiner Stellung. Seine Gesellschaft gehörte nicht zu den schlechtesten; aber sehr vergnügt, als es wohl zu sein pflegte und es eines gutes Wirthes Freude ist, sahen heut die Wenigsten aus; und so schlichen sie auch fort.

Es waren nur noch ihrer zwei in einer Ecke sitzen blieben. Der eine war Bartz Kuhlemey, der Meister von den Knochenhauern. Der lachte etwas spöttisch auf und knipste mit den Fingern: „Ein lieber Mann der Mathis Blankenfelde?"

„Weist mir Einen von den Stolzen, der zu den Gemeinen so artig spricht", entgegnete der Andere, dem man's ansah, daß er kein Knochenhauer war, sondern ein Schneider. Er grüßt und geht unter uns, als wären wir seines Gleichen."

„Puh!" Bartz Kuhlemey blies die Luft von sich.

„In den Morgensprachen redet er von der Kehle weg, und läßt so reden, und hört Jeden an, wie's in keiner Zunft sonst geschieht."

„Er weiß, daß er Schneider vor sich hat."

„Freilich den Knochenhauern muß man aufs Fell brennen, daß sie's verstehn."

„Wer wurde denn unmächtig, als Herr Johannes ein grimmig Gesicht schnitt?"

„Wer lief denn vor 'nem tollen Ochsen? Und wer war der Ochs dabei?"

Der Schlächtermeister lachte: „Was zanken, wir sind ja noch nicht im Rathe."

„Ich sage Euch, Meister, fuhr der Schneider fort, man muß die uns Freund sind, nicht vor den Kopf stoßen. Er meint es gut mit der Gemeinheit."

„Will durch sie erster Bürgermeister werden."

„Aber mit Art muß man's anfangen."

„Nichts mit Art! trumpfte der Schlächter auf. Mit Art haben wir's verdorben. Mit Art haben sie uns runter gebracht. Ich sage Euch, die Stolzen sind Einer als der Andere. Ihr könnt sie roth und grün und gelb ausfüttern, drinnen bleiben sie schwarz. Halt's Maul, Zademack, keiner von ihnen hat ein Herz für uns, sag' ich Dir. Wenn sie mit uns sich gemein machen, spielen sie Affe und Katze; mit unsern Pfoten holen sie aus dem Feuer, wornach sie lüstet. Weiter ist's nichts."

Der Wirth, der dem Gespräche aus der Ferne

aufmerksam zugehört, war jetzt, als ihn die Pflicht zu seinen andern Gästen rief, näher getreten: „Das ist schon recht, was Ihr sagt, Meister Kuhlemey. Allein es gab schon Männer unter ihnen — das Donnerwetter sollte drein schlagen, wenn ihrer heut aufstünden wie damals!"

„Ja jetzt ein Tile und ein Albertus!" seufzte Hans Zademack, der Schneider.

„Meint Ihr!" lachte höhnisch der Knochenhauer.

„Blitz Element! Der Gemeinheit fehlen nur die sie führen", sagte der Schneider.

„Wohin denn? Dahin, wo sie wollen. Sagt doch um aller Welt willen, was half's damals den Städten? Kamen unserer Väter Väter um einen Schritt weiter, daß der Tile vor 'nem Roßbuben die Mütze zog und der Albertus Kegel schob mit den Reifschlägern? Das thaten sie einen Tag in der Woche. Was denn die sechs andern? Sie lachten sich ins Fäustchen über die wohlfeile Komédia. Bitt' Euch um aller Heiligen willen, was kam denn fürs gemeine Wohl raus, daß sie mit Gewerken und Volk ins Rathhaus einbrachen und in Lade und Arche? Ließen sie uns drin? Ei bewahre, sie schoben uns höflichst raus, zogen die Mützen und sprachen: Wir danken Euch, liebes

Volk; ſchlugen dann die Thüren dem lieben Volk vor der Naſe zu und ſetzten ſich hin, und nun gewirthſchaftet, daß Du nicht, ſiehſt Du nicht —"

Der Schneider rieb ſich vor Vergnügen die Hände.

„Freilich klang's luſtig, fuhr Bartz Kuhlemen fort, wie das aufgeſteckte Geld in den Händen der neuen Herren klimperte, das ſchöne Geld. Aber kam auch nur ein rother Heller zurück in unſerer Väter Taſchen?"

„Ihr Regiment war zu kurz."

„Und wär's ſo lang geweſen, als wenn Ihr alle Eure Schneiderellen zuſammenleimt, ich ſag' Euch, es wär' in die Luft gegangen wie der Suppendampf, wenn Ihr den Löffel fortlegt. Und was war die Beſcheerung, als die Herren wiederkamen? Sie ſpannten uns noch ärger an, ſie ließen ſich mehr zahlen, ſie rümpften die Nas noch höher. Und das iſt allemal das Ende vom Liede, wenn ein großer Herr zu den Kleinen ſagt: Du biſt mein lieber Freund."

Der Wirth wiegte nachdenklich den Kopf, Hans Zademack ſchwieg.

„Bin Eurer Meinung auch, Meiſter Kuhlemen!" rief eine Stimme, und unvermerkt den Re-

denden hatte ſich ein Vierter an den Tiſch geſetzt, deſſen der Leſer ſich noch erinnern wird, wenn er ihm in das gelbe Geſicht blickt und in die ſchielenden Augen, welche itzt aber von einem ſtechendern Glanze erleuchtet ſchienen, als da wir Baltzer Boytin zum erſten Male am Rathhaus ſahen.

„Art läßt nicht von Art, pochte der Altmeiſter auf den Tiſch. Reden und ſchimpfen mag Einer troy uns, ſo lange er mager iſt, auf die Fetten; wenn er aber ſelbſt ein Bäuchlein hat, ſetzt er ſich zu den andern Bäuchen."

„Ihr würdet's auch nicht anders thun, Meiſter, ſprach Baltzer Boytin. Man ſagt: Amt gibt Verſtand; aber ſie ſagen auch: wer zum Amt kommt, vergißt die ihm dazu halfen. Nichts für ungut. Was Neues, Ihr Meiſter?"

„Der Bürgermeiſter hat den Schnupfen", ſprach Bartz Kuhlemey.

„Nein, Ohrenreißen. Ihr habt ihm zu ſtark geſchrieen", ſagte der Wirth.

„Zum Ferbitz Hans iſt geſchickt, ſoll ihm ein Klyſtier geben", ſetzte Hans Zademack hinzu.

Baltzer Boytin hatte mit ernſthaftem Geſichte das Barett etwas gelüftet, als der Bürgermeiſter

genannt wurde: „Unpäßlich Seine Wohlweisheit. Das iſt ein rechtes Unglück für die Stadt.“

Die Andern ſuchten vergebens in Baltzers ernſthaften Mienen einen ſpöttiſchen Zug.

„Wenn das Oberhaupt einer Gemeinheit krank iſt, ſo iſt die Gemeine auch krank. 'S ſteckt nicht viel Geſundes in den Rathenows. Sein Vater Matheus, mit dreiunddreißig Jahren ſchon eisgraues Haar. Lachte niemals. Sie ſagen: aus Gewiſſensbiſſen, daß er ſeinen Vetter Martinus hinrichten ließ. Ja ja, wenn der Matheus mit des Tile Sohn draußen zuſammengehalten, es ſähe itzt anders aus mit der Stadt; ich meine mit dem wohlweiſen Rathe. Waren begütert, hatten Spießgeſellen die Menge, brauchten nur zu pfeifen, und das Geſindel in den Haiden flog ihnen zu wie die Motten ins Licht. Nun, die Ritter auf ihren Burgen hätten auch nicht ſcheel zugeſehen, wenn die Beiden mal in der Nacht vor Berlins Mauern ſtunden, und am Morgen früh auf dem neuen Markt Gericht hielten. Wo wären heut unſere Geſchlechter!“

„Aber der Matheus kroch zu Kreuz, ſprach Barz Kuhlemey, baſta, und es blieb beim alten Betteltanz, und wird ſo bleiben — bis wir uns

ſelbſt helfen. Waſch Du einen Mohren weiß, aber einen Herren kannſt Du nimmer zu einem Bürgerfreund machen.“

„Mein's auch. Indeſſen, Ihr Meiſter, möchte wohl gelebt haben zu Tiles Tagen. 'S war doch was ſie ſo nennen ein Gaudium. Solch ein Sanct Veits Tanz, wo Einem das Blut durch die Adern kitzelte und aus allen Fingern ſpringen mochte vor Luſt. So die ſtolzen Herren beſcheiden an den Häuſern ſchleichend, und unſereins in der Mitte. Holla, da wurden Blicke getauſcht, die durch Mark und Nieren gingen. Glaubt mir, es fröſtelt ihnen noch heut über den Leib, den Stelzen, wenn ſie dran denken. Sie denken, es könnte ja wiederkommen; wer verbietet uns, daß wir's auch denken?“

Balzer Bortin blickte vor ſich auf den Tiſch. Alle ſchwiegen; aber die Tanzmuſik ſchallte lauter; die ſchweren Sprünge der Tänzer dröhnten durch das Gewölbe, daß die Gläſer auf dem Tiſche zitterten.

„Das geht ja luſtig her!“

„Wenn wir erſt über ihren Köpfen tanzen!“ murmelte Hans Zademack.

„Wird auch kommen! ſagte Jener mit ſchlauem

Blicke. Ich ſtand vorhin an der Thür, und ſah ſaure Geſichter. Iſt auch ein Schimpf für die Herren —"

„Was?"

„Daß der Bürgermeiſter nicht unter ihnen iſt. Hat's rein abgeſchlagen."

„Iſt krank."

„Wenn Brummen eine Krankheit iſt! Er brummt über ſie, und ſie brummen, daß er brummt."

Barth Kuhlemey blies wieder Luft aus den dicken Backen: „Haben ſich ſchon ehe die Fäuſte gewieſen! Pah! das ſchlägt und verträgt ſich."

Balzer Vereins Augen glänzten recht boshaft: „Ich legte vorhin mein Ohr an die Thür, und ich ſage Euch, das Brummen kam tief her. Wenn man eine Trompete dran hielte, das gäbe einen Ton, wie neunhundert Schweine nicht grunzen; einen Ton, daß manches Haus um Sanct Nicolas, ſo itzt noch hoch ſteht, in den Boden ſtürzte, — wie der Wardenberg ihres."

Alle ſchwiegen, deſto beredter ſprachen die Augen; ſie hatten ſich verſtändigt und die Köpfe rückten näher zuſammen.

„Ich mag das ſteinerne Geſicht nicht!“ ſprach Bartz Kuhlemey.

„Es verkehrt ſich nicht mit ihm“, ſagte der Schneider.

„Ihr Meiſter, ſprach Balzer mit leiſer Stimme, der Johannes iſt die Seele vom Rath. Was ſind ſie ohne ihn! Er iſt's, der ſie zuſammenhält; der dem Rath Anſehn gibt nach außen. Heda! Wenn Ihr ihn loskriegtet von den Andern!“

Die Zuhörer ſchüttelten bei der Verſtellung ungläubig die Köpfe.

„Wenn eine Mauer geſpalten iſt, hält ſie nach keiner Seite. Ich ſage Euch, der Riß iſt ſo ſtark dieſen Abend worden: wenn geſchickte Leute ſich dazwiſchen klemmen, ſchlägt ſie morgen um. Iſt das nichts?“

„Er hat unſere Schrift zerriſſen, auf offnem Markte!“ rief Hans Zademack.

„Das muß er büßen!“ riefen die Andern.

„Meinethalben. Geht hin; verklagt ihn beim Rath. Den Rath wird's freuen.“

„Er bricht nicht los!“ ſprach Bartz Kuhlemey aufſtehend.

„Wenn ſie aber losbrechen, wenn ſie es vor den Rath bringen, daß er gethan, was des Rathes

iſt, wenn ſie's ihm verbieten, daß er dem Henning Müllner nicht zahlen ſoll, meint Ihr, daß er das verträgt?"

„Dem Henning will er auszahlen!" ſchrie Barz auf.

„Will's, und der Rath wird's ihm verbieten; will's itzt, und der Rath ſagt: itzt ſollſt Du nicht. Du ſollſt Dir keinen Anhang ſchaffen unter der Gemeinheit. Ja, ihr Herren, das wird der Rath ihm morgen zu wiſſen thun. Nun, und was wird Johannes thun? Wird das Barett ziehen, nicht wahr? und ſich tief neigen, und ſprechen: Alles wie meine geſtrengen Herren vom Rathe befohlen."

„Alle zehn tauſend Teufel, der wird auffahren!"

„Bei des Henkers Bart, das klingt luſtig!" rief der Wirth, und ward ganz friſch, wie die Andern auch.

Sie ſtießen ihre Kannen zuſammen; aber der Knochenhauer ſtrich noch nachdenklich den Bart: „Meiſter und Brüder! 'S klingt Manches ſchön, und iſt doch nichts mehr als ein Klang, der verhallt, wenn der Wind umſpringt."

„Sehr richtig, Ihr Herren, fiel Balzer Bertin ein. Der Braten iſt erſt auf einer Seite geröſtet, und ein geſcheuter Mann läßt ihn auf beiden gar

werden, bis er einſchneidet. Nun, habt Ihr Angſt, daß er verbrennt?"

Der Nachtwächter ſtieß draußen, wie es ſeine Pflicht war, vor dem Rathhauſe ins Horn, und ſein:

Bewahrt das Haus vor Feuer und Licht,
Auf daß der Stadt kein Schade geſchicht!

tönte ſchrillend durch die Gewölbe. Balzer richtete das Geſicht auf und muſterte ſpöttiſch die Andern:

„Nun, wollt Ihr die Waſſereimer tragen und löſchen? An Brunnen fehlt's nicht in den Gaſſen. — Wüßte freilich nicht, wer's Euch dankte. Aber ein Feuer kann um ſich greifen, meint Ihr als fürſichtige Bürger."

Hans Zademack ſchüttelte ſein Bier in der Kanne: „Der Henning trug den Niclas Perwenitz auf ſeinen Schultern ins Rathhaus. Der Johannes Rathenow iſt nicht ſchwerer. Das gäbe 'nen Ausſchlag."

„Und die Beſcheerung davon? fragte Bartz Kuhlemey. Für die alten Herren ein neuer vom ſelben Stoff."

Balzer, als hätte er nicht darauf gehört, ſprach vor ſich hin: „Ich habe geleſen von den Republiken im Land Lombardia. Meint Ihr, daß die

Bürger da ſo lange warten als Ihr? Oder daß die Geſchlechter den Nacken weniger ſtolz tragen? Sie probiren, wie allüberall, was das Volk erträgt. Je geduldiger es iſt, um ſo ſtärker drücken ſie. Das ſind Herren da, andere als unſere, die nicht wiſſen, wo ſie her ſind. Die eſſen auf Gold, und Ritter bedienen ſie, Marmorpaläſte haben ſie, wo eine Wand koſtet, was Euer ganzes Rathhaus nicht werth iſt; und Fürſten und Herzöge nennen ſie ihre Brüder, und ihre Söhne werden Cardinäle und Päpſte; aber meint Ihr, daß die Gewerke nur drei Jahr dulden, was Ihr dreißig Jahr ausſteht? Da braucht nur ein Funken zu fallen, und es lodert und brennt. Eine aufgeworfene Lippe, ein Seitenblick, den Einer nicht verträgt: friſch ein Dolchſtoß in die Rippen, nun ein Aufruhrgeſchrei, — die Wälſchen können Euch ſchreien, daß die Brut aus den Vogelneſtern fällt. Nun klettert Einer auf ein Gitter. Mag er Hannes heißen, oder Henning oder Mathis; ſie fragen nicht danach, ob er das Volk lieb hat, und was ihn treibt. Wenn er nur die Herren haßt. Ein blutiges Tuch, ein Fetzen, was es iſt — ein Crucifix, ein Dolch, ein Geſicht dazu, daß die Weiber in Ohnmacht fallen, Vergeltung! Rache! ruft er, Freiheit! Nieder mit

den Tyrannen! Tauſende ſchreien's mit und machen Euch Augen, davor der Wurm ſich verkriecht. Ehe Ihr's Euch verſeht, iſt die halbe Stadt auf den Beinen, die Fenſterſcheiben klirren, die Glocken läuten, ehe man ſie rührt, denn die Luft ſelber bewegt ſich vor Angſt und Wuth. Die Schemel rühren ſich unter dem Schuſter, die Bänke unter dem Schneider, die Meſſer am Gurt der Fleiſchhauer fahren von ſelbſt aus der Scheide. Die Luft zuckt von blitzendem Stahl, der Wind iſt lauter Pfeilſpitzen und ein Donnerwetter rollt über die Dächer. Gnade Gott, wo es einſchlägt. — So thun's die im Land Italien. — Meine Zeche, Meiſter! rief er, ſeinen Beutel vorziehend. Wir ſind ordentliche Bürger, zahlen, was man von uns fordert. Das bringt Ruhe und Freude. Laßt die Herren Herren ſein, Ihr ſeid gute Bürger, und wenn die von Magdeburg und Stendal, und wo ſie im deutſchen Reich raſcheres Blut haben, fragen: Will denn die hundemäßige Geduld derer von Berlin nicht endlich reißen? was kümmert's Euch. Laßt ſie lachen, Ihr ſitzt warm."

Baltzer Boytins Rede hatte gewirkt. Nur verſchieden auf den drei Geſichtern, die noch ernſter wurden als er fort war. Sie pflogen ein ſtilles Geſpräch,

und ihre Blicke deuteten noch oft auf den Platz, wo er gesessen. Es war ihm keiner hold, das konnte man sehen, aber seine Rede kitzelte ihr Ohr. Zwar schüttelte Barz Kuhlemey ungläubig den Kopf, aber die Gründe der Beiden mußten schwerhaltig sein, denn er fuhr nicht auf wie seine Art war. Nun hing er sich den Mantel um und drückte die Pelzmütze ins Ohr. Dann schüttelte er ihnen die Hand:

„Gut Ding will Weile, aber ich halt's, ein gut Ding muß sich selber machen. Was braucht ein gut Ding schlechte Wege und böse Kumpanei? Laßt die Glocken läuten von Sanct Marien, Sanct Nicolas und Sanct Petrus, und wer's gut meint mit dem gemeinen Wesen, der streckt die Hände aus. Bei allen heiligen Märtyrern, zählt dann die Arme, und dann fragt Euch, ob wir uns nicht selber genug sind? Warum wollen wir an die stolzen Herren? Weil wir wollen, was sie haben. Für wen wollen wir's? Für uns. Wer uns helfen will, warum will er's? Weil er's für sich will. Nun mein' ich, Ihr Freunde, so wir solche Helfershelfer gewollt, die uns vorm Mund wegschnappen, wonach wir greifen, die hätten wir ehedem auch haben können. Hätten nur zu pfei-

ſen gebraucht in die Wälder; auf die Burgen 'rum ſchicken zu den Rittern; der Gemeinheit der Städte wären Bundesgenoſſen ſo dicke zugezogen, daß dem Rath blaß worden. Warum thaten wir's nicht? Weil der Rath ein Stück iſt von der Stadt, und weil, was wir thun, wir um der geſammten Stadt willen thun, davon wir ein Theil ſind. Iſt das nun anders, he?"

„Was der Baltzer ſpricht, hat Schick und Ordnung", ſagte Hans Jademack.

„Schweigt mir von dem Safrangeſicht! fuhr der Schlächter auf. Wenn ich Einem ehrlich die Hand reiche, muß ich wiſſen was er will? Was will denn der?"

„Juſt, was wir wollen", lachte der Wirth.

„Wir wollen mit den Zünften in den Rath, rief der Knochenhauer mit der Hand auf die Bruſt ſchlagend. Wir wollen ſitzen auf den Bänken, wo ſie itzt ſitzen, und ſprechen und rathen, und ſchalten und walten, und Bürgermeiſter kühren und Altermämner, alldieweil es ſo vor Alters war und ſie es in andern Städten ſo thun; alldieweil wir eben ſo gut ſind als ſie, und ihr Anſehn iſt erſchlichen und erkauft, wo unſere Väter die Augen zuthaten. Und wir ſind ſo freie und ſo deutſche

Leute als ſie, und verſtehn's ſo gut als ſie, und ſie waren vor Alters kein Haarbreit mehr. Darum wollen wir's, wir Zünfte und Gilden, und die vier Gewerke voran, wir wollen ins Rathhaus. Aber die Bänke ſind eng. Für uns wollen wir die Sitze und nicht für Andere. Was ſcheeren uns die Krämer, die nicht mehr zuſammenhalten, der eine hält's mit dem Rath, der andere mit den Bürgern. Sind keine Innung mehr, und den Balzer haben ſie ſelbſt ausgeſtoßen. Iſt ein Roßtäuſcher worden. Alſo was will der? Sich an den Rockzipfel halten der Rathenows? Ich ſtoß ihn mit dem Fuß von der Treppe, wenn er will, wo er nicht hingehört. Aber Ihr ſeid kluge Leute, fürſichtige Rechenmeiſter. Holt Euch Hülfe und Beiſtand aus allen Mauſeneſtern, vertragt und wagt und klagt und zagt, und wenn's bricht aus, bleibt fein zuhaus, es könnte ſetzen Beulen, und das Heulen wäre dann an Euch."

Als der Knochenhauer mit einigem Ungeſtüm die Treppe hinaufgeſtiegen war, ſprach Hans Zademack: „Sag ich's doch immer, ein Maul haben die Knochenhauer, als wollten ſie die Stadt auffreſſen. Aber mit Vernunft iſt ihnen nicht beizukommen."

„Und paßt acht, wenn ſie erſt zu Rath ſitzen, entgegnete der Wirth, da brechen die Bänke unter ihrem Uebermuth.“

„Konnten in ihrer Morgenſprache heut nicht mal einen Schluß zu Stande bringen, fuhr Hans Zademack fort. Die müſſen nicht vorn am Regiment ſitzen.“

„Wäre auch der Stadt pures Unglück, ſprach der Wirth, ſo eine Gilde über der andern ſäße.“

„Habt keine Sorge, dafür ſorgen die andern drei“, antwortete ihm Hans Zademack.

Der Wirth kraute ſich mit einem ſchielenden Blicke hinterm Ohr: „Ihr?“

„Wir und die Bäcker und die Schuſter. Die Bäcker, weil ſie den älteſten Brief haben, die Schuſter, weil jedwed Gemeinweſen auf den Füßen ſtehen muß.“

„Und Ihr Schneider, ſagte etwas ſpöttiſch der Wirth, alldieweil das Gemeinweſen was auf dem Leib haben muß und nicht nackend gehn darf, wie als wir noch wilde Männer waren.“

„Sagt lieber, weil wir's am feinſten einzufädeln wiſſen, und die Sache zuſchneiden, daß ſie ein Schick hat und ſich vor den Leuten ſehen laſſen mag, lächelte Hans Zademack. Jeder Faden kann ein Loch zunähen, und das ſchlechteſte Stück Zeuch

iſt zu einem Rock gut, wenn man's recht zuſchneidet. Darum, zu Ernſt geſprochen, Gevatter, wartet ein kluger Mann ab, was ihm die Zeit bringt, und ſtößt nicht von ſich, was ihm in den Weg getragen wird. Das Tuch, daraus die Geſchlechter gewebt, iſt ſtark Zeuch; die Fäden halten, wenn auch die Wolle ab iſt. Darum von allen Seiten dran geriſſen. Da hat der Walker recht. Daß kein Stück nachher in ſeiner Hand bleibt, das iſt unſere Sorge. Laß ſie ſich jetzt reiben, die Geſchlechter und Städte, den Bürgermeiſter und die Herren; eingeheizt und geholfen, geblaſen und geſchrieen, bis das Zeuch mürbe iſt. Dann braucht's kein Schlächterbeil; mit einer Scheere ſchneidet man's durch."

„Daß Du Dir von den Stücken einen Rock für Dich flickſt! ſprach der Kellerwirth, hinter dem Meiſter die Thüre zuſchlagend. Ihr ſeid mir auch die Rechten. Werden wie die Kampfhähne ſich ſpreizen, auf die Bänke ſpringen und durch die Straßen ziehen; und wird's um kein Haar beſſer als bei den Stolzen, wenn die Gewerke dran kommen."

Aber als er den Riegel vorſchieben wollte, polterte es draußen, und die Thüre wurde mit Heftigkeit von mehreren kräftigen Armen zurückgeſtoßen.

Vor dem Rathhaus, wenn ein Patricier darin ein Feſt gab, pflegte es jederzeit luſtig herzugehen; daher verwunderte ſich der Meiſter auch nicht darüber, aber er hatte wenig Luſt, die ſpäten Gäſte aufzunehmen, zumal nicht, die ſich ſo anmeldeten. Aber es half ihm nichts, und wenn er auch all ſein Geſinde zu Hülfe gerufen; ſo viele luſtige Kerle in allerhand Mummereien, wenn man das ſo nennen konnte, waren hereingebrochen und nahmen lärmend Platz. Der Eine hatte den Kragen weit über die Ohren, der Andere ein Tuch um den Kopf, daß er wie ein ungläubiger Türkenhund ausſah, ein Paar auch das Hemd über den Kleidern, Einer aber gar die Schellenkappe an, und Alle mochten des ſüßen Weines in ſich haben. Denn wie ernſt auch der Wirth ſie zurecht wies, und faſt bös wurde, als ſie ſo wenig auf ihn achteten, thaten ſie doch nichts als lachen, und der Eine ſetzte ſich auf den Tiſch, der Andere warf ſich auf die Bank, und der Dritte ſchlang ſeinen Arm um den Wirth, als wär' es ſein beſter Freund und Bruder, und fragte ihn:

„Was Neues in Berlin, Hans Zapfen?"

Der Wirth, der nun wohl ſah, was es war,

machte ein ernſthaft Geſicht und antwortete: „Es hat Narren geregnet.“

„Der Kuckuk ruft ſeinen eignen Namen“, ſagte drauf Einer und ſchlug ihm auf die Achſel.

„Wer ſich ſelbſt kitzelt, der lacht wenn er will“, antwortete der Wirth, und nun erinnerte er ſie, daß es nicht Zeit ſei, und an die ſtrengen Gebote der Herren, daß er ſeinen Keller verſchließe.

Da brüllten ſie in großer Luſtigkeit und Einer ſprach: „Wir ſind allhier auf Gebot der Herren.“

Und ein Anderer: „Wir dienen dem Rath in ſeinen ſchlimmſten Nöthen.“

Der Wirth ſprach nun: „Ihr ſeht mir nach Schelmengeſichtern aus, und nicht nach Rathsdienern. Aber wenn Ihr gute Leute ſeid, bringt einen ehrlichen Mann nicht um ſeine gute Nahrung.“

„Hört den Lügner an! rief Einer mit verſtellter Stimme. Wie oft haben wir ihm gute Nahrung gebracht, als wir ſeinen ſchlechten Wein austranken.“

„Dafür dank ich Euch, wenn's wahr iſt, und Ihr mögt ein andermal wiederkommen, wenn's Euch gefällt.“

„Uns gefällt es ſo bei Dir, daß wir gleich bei Dir bleiben.“

„Das gefällt mir von Euch, aber da's den Herren vom Rath nicht gefällt, ſo macht Euch auf die Beine, oder die Herren werden Euch Beine machen.“

Da wollten ſich Alle wieder vor Lachen ausſchütten, Keiner aber rührte nur ſeinen Fuß.

„Die Herren ſitzen oben zu Tiſch, und wenn Einer runter kommt, gibt's eine ſchwere Ladung, das verſichre ich Euch.“

„Das wiſſen wir, und darum ſind wir hier“, antwortete Einer ſehr feierlich, und die Andern thaten wie vorhin, und auch der geredet hatte, konnte nicht ernſt bleiben.

„Warum ſeid Ihr hier?“ fragte nun der Kellerhalter.

„Wir wollen den Rath austragen.“

„Das wird Euch Schläge eintragen“, antwortete in demſelben Tone der Wirth.

„Wir wollen ihn zu Grabe tragen“, fuhr von Jenen Einer fort.

„Da könnten Euch die Raben ein Liedlein ſingen.“

„Was Raben! Die Hähne krähen“, rief ein

Anderer, und fing an zu krähen wie die Hähne, wenn es Morgen iſt, und alsbald war es, als wäre der Keller ein Hühnerſtall, daß der Wirth ſelbſt mitlachen mußte, ob er doch eigentlich ſehr ernſthaft war, und itzo auch neugierig, denn die Stimmen kamen ihm bekannt vor, und er mochte wohl ahnen, wer es war.

„Der Morgen iſt noch nicht kommen, und Ihr thätet gut, Eure Schnäbel zu halten, ſonſt weckt Ihr die, die ſchlafen.“

„Die laſſen ſich auch wecken!“ rief der Schalksnarr, und fing ein ſolches Kikeriki an, daß das vorhin gar nichts dagegen war, und nun Alles lachte, was es konnte, und der Wirth ſich den Bauch halten mußte.

„Du Tauſend Elementsnarr, ging er den Sänger an, was haſt Du wieder vor? Sie ſagen, Du wärſt geſcheut worden. Aber die Narrenkappe hängt Dir noch immer übers Geſicht.“

„Eben darum, Gevatter Zapfen.“

„Sie munkeln, Du hätteſt heut Morgen in der Schellenjacke geſteckt, als ſie auf der Straße die Puppe köpften. Nimm Dich in Acht.“

„Zapfen! Nimm Du Dich in Acht. Schweigen verräth ſich nicht. Plaudere nicht, was im

Fasse steckt. Was Du nicht weißt, macht Dich nicht heiß."

„Wären die verdammten Zapfen nicht, es wäre diesmal Alles rausgelaufen", rief ein Anderer.

„Holla, ist's so bestellt, sprach der Wirth, und musterte die Gesellen, deren er itzt wohl die Mehrzahl erkennen mochte. Habt Ihr das Spiel von heut Morgen nicht satt gekriegt? Wißt nicht:

Was Narren anfangen,
Macht Kluge nicht bangen."

„Umgekehrt, rief der Schalksnarr, der noch immer behaglich auf der Bank gestreckt lag:

Was Narren einfädeln,
Müssen die Klugen ausbäkeln.
Danach man ringt, Einem gelingt."

„Bei gutem Winde ist gut segeln, sprach der Meister, aber bei Lahmen lernt man hinken."

„Bist Du kahl, so decke mit keinem Widder, erwiderte der Schalksnarr. Wer sich menget unter die Kleie, den fressen die Säue."

„Weißt Du, was die Alten sagten? erwiederte der Wirth. Ein weiser Narr sein wollen, heißt Schnee im Ofen dürren. Wein im Feuer kühlen, das Meer ausbrennen, und Hühnern die Schwänze aufbinden, hat noch keinen Magern fett gemacht."

„Weißt Du, wer der ſchlechteſte Wirth iſt? ſetzte Jener drauf. Der ſeine Gäſte mit Worten ſpeiſt. 'S iſt alle Tage Jagdtag, aber nicht alle Tage Fangtag; merk's Dir, wenn Du nach Witz auf die Jagd gehſt."

„Wenn Ihr nach Weisheit jagt, wißt Ihr, was Ihr fangen werdet? Schlingen. Und wißt Ihr, was der ſchwerſte Gang iſt? Der zum Galgen."

„Wenn faule Pferde erſt ziehen, ſagte der Narr, alte Weiber tanzen, weiße Wolken regnen und Dummköpfe pfiffig reden, dann iſt kein Aufhören. Wein her, Meiſter Grobſchmied. Wenn Du keine feine Naſe haſt, haben wir doch feine Zungen. Seht einmal, wandte er ſich zu den Andern, der Zapfen will Alles wiſſen, und weiß noch nicht mal, was die Glock geſchlagen!"

„Wo die Glocke von Leder iſt, und der Klöppel ein Fuchsſchwanz, da hört man den Klang nicht fern."

„Richtig, Zapfen! Den Eſel kennt man an den Ohren, am Geſichte den Mohren, an den Worten den Thoren, den Topf am Klang, den Vogel am Geſang. Woran aber Leute, die den Rath der nicht

mehr gehen kann, auf ihren Schultern tragen werden?'"

Da ſchoben jetzt ein Paar von den Geſellen eine Trage vor die Thür, und Einer probirte ein leeres Stückfaß, ob es ſich rollen laſſe, und der Eine meinte, der dickſte Rathsherr könne darin ſo bequem ausſchlafen als im Rathhaus. Da erſt merkte der Kellerwirth, was es gelte, und lachte herzlich, denn er wußte, daß der gute Herr Thomas Wyns ſtarke Leute beſtellt, die ſeine Gäſte, wenn ihnen was Menſchliches zuſtieße, nachhaus ſchaffen ſollten, und er mochte ſich's denken, warum die luſtigen Geſellen gekommen. Aber als ein guter Wirth, den nicht heiß macht, was er nicht weiß, ſchwieg er ſtill, und trug all den Wein auf, der von den frohen Geſellen gefordert ward, und ſie tranken, als wär' es Hochzeit bei einem reichen Manne, und ſie hätten's nicht zu bezahlen.

Da fielen denn auch die Kappen und Tücher nachgerade ab, und man erkannte manches frohe Geſicht von Bürgerſöhnen, und ſie erzählten luſtige Geſchichten von heut Morgen und ſonſt, und ſangen und ſcherzten, und Keiner blieb dem Andern was ſchuldig, wenn er ihm eins verſetzte. Nur der in der Schellenkappe legte ſie nicht ab,

und ob er ſchon ſo laut war als die Andern, mochte er doch nicht eben ſo viel trinken. Vielmehr ſchlich er itzt, als die Andern in einem lauten Wortwechſel ſein nicht Acht hatten, um den Pfeiler, und wollte mit einem Satz auf die kleine Wendeltreppe, die ins Haus hinaufführte, als eine ſtarke Hand ihn auf der Schulter faßte und zurückzog. Der Kellerwirth hob den Zeigefinger der andern Hand drohend in die Höhe:

„Mit Narretheidungen iſt's nicht geſchehen."

„Wer kegeln will, muß aufſetzen", antwortete der in der Schellenkappe.

„Du thuſt nicht recht, Henning."

„Wer Jedermann will recht thun, muß früh aufſtehn."

„Wenn der Scherz am beſten iſt, ſo ſoll man aufhören, ſagt das Sprüchwort."

„Eſel und Treiber denken nicht eins", war die Antwort, und der Burſch wollte ihm entlaufen, aber der Wirth hielt ihn feſt.

„Ob Du der Eſel biſt oder der Treiber, weiß man nicht. Biſt Du der Eſel, ſo merk Dir's, wenn dem zu wohl iſt, geht er aufs Eis und bricht ein Bein. Biſt Du der Treiber, dann treib's

nicht zu weit. Haſt Du was Ernſtes vor, ſo kennſt Du Deine Freunde."

Henning ſprach: „Wem's Glück wohl will, dem kälbert ein Ochs."

„Glück und Glas! Trau nicht auf das. Ihr habt Sonabernack vor mit den Herren. Daß Euch nicht die Finger brennen."

„Ei behüte, antwortete der Burſch mit ſeiner einfältig frommen Miene, die wir ſchon kennen. Sie werden ſie kühle legen, in Schnee oder auf den Miſt."

„Und Dich werden ſie ins Loch ſtecken."

„Das iſt ein ſchlimmer Fuchs, der nur ein Loch weiß."

„Henning, wo willſt Du hin?"

„Oben zuſchauen."

Der Wirth erſchrak, aber der Junge war lachend hinaufgeſprungen. Er brummte nun zurückkehrend für ſich: „Streh im Schuh, Spindel im Sack und ein Herr in einem Haus, gucken allewog heraus. Aber aus dem guck's ein Anderer raus, was drin ſteckt, und 's iſt übel kämmen da kein Haar iſt. Indeſſen, ſetzte er, ſich tröſtend, hinzu: Liebe, Huſten, Rauch und Geld Niemand auf die Läng bei ſich hält", und ging ſeine andern Gäſte

bedienen, welche ſchon in der Lage waren, daß ſie Niemand vermißten, und ſich mehr und mehr in die verſetzten, wo es miſslich wird, Andern, die ſchon darin ſind, die Hülfe zu leiſten, um deren willen ſie doch herkommen waren.

Fünfzehntes Kapitel.

Wer da vorhin oben war, und es itzt wiederſah, hätte ſchier es nicht wiedererkannt. Ich weiß nicht, das wievielſte Faß ſchon angezapft war; aber der roſige Wein glühte auf allen Geſichtern, und was vordem in Jedem glimmte, ein kleines Flämmchen, das loderte itzt auf, eine große Flamme. Und es brannten viele Flammen nebeneinander, von Freude und Zorn, und ſo viel Lärm und Luſtigkeit, deſſen entſannen ſich die älteſten Leute nicht. Auch den Stadtpfeifern auf den Galerien mußte gut eingeſchenkt ſein; denn ſie paukten und trompeteten, als wollten ſie das Kalbfell zerſchlagen; und Gläſer und Schüſſeln wurden auch zerſchlagen, als es ſich ſchickt wo man froh iſt, zu des Wirths, Herrn Thomas Wyns, großer Freude, der herumging mit ſeinen Freunden, von dem Einen zum Andern, und ihnen zuſprach,

noch wackerer zu trinken, daß das Feſt ausgehe, wie es ſich ſchickt unter guten Leuten und ihm eine Ehre ſei.

Da tranken ſie ſich zu mit feinen, ſchönen Sprüchen, und ſolchen, die ſo derb klangen, daß die Herren ſich den Bauch hielten, und die Fräulein das Sacktuch vors Geſicht; und man ſah doch, wie ſie lachten. Da kleideten ſich die jungen Leute aus, und legten ſich allerhand luſtigen Mummenſchanz an, und ſo tanzten ſie mit und durch einander, derweil die Alten noch zechten, und ſich nicht rühren mochten, noch konnten von ihren Sitzen. Da ward ſich auch manches Süße zugeflüſtert zwiſchen Herren und Frauen, und ein verſtohlenes Küßlein ward auch wohl geraubt. Aber wie es vordem geweſen, zu Kaiſer Karl des Vierten Zeiten, daß Herren und Frauen gemiſcht untereinander bei Tafel ſaßen, dieſe arge Sitte war nicht mehr. Der Rath in allen Städten der Mark hatte durch ein Geſetz es verboten, und wie es züchtig und ehrbar iſt, hatten bei Tafel die Herren auf der einen, die Frauen und Jungfrauen auf der andern Seite geſeſſen.

Nun aber ging es bunt durcheinander, durch die Säle und um die Tafeln. Da tanzten Bären

und Affen mit ſchönen Frauen, da ſprangen Zwerge auf den Tiſchen und Rieſen erſchreckten die Mägdlein. Aber am luſtigſten ſprang ein Narr um, und die Frauen ließen ſich gern von ihm einen Spruch ſagen, und lachten wohlgefällig, wenn er ihnen was Hübſches ſagte, aber noch mehr, wenn er ihnen etwas zuzuſchelte von einer Andern, was nicht hübſch war. So ſprang er von Einer zur Andern, und wenn es wahr wäre, was er zu Jeder geſagt, ſo wäre Jede die Schönſte von Allen geweſen.

Die Jungfer Elsbeth Rathenewin, die vorhin als eine Lilie geprangt, wie wir ſagten, glühte itzt wie eine Roſe. Aber es mochte nur der ſchöne Abend ſein, denn vom Malvoiſir hatte ſie nur genippt, oder es waren die ſchönen Reden ihrer Tänzer, die ihr das Blut in die Wangen trieben. Nun aber verfolgte ſie der Narr, und ſprach ihr ſolche Dinge zu, daß ſie verwundert war und ihm lieber nicht mehr antwortete. Da redete er aber ſo Luſtiges, und machte dazu ſolche Geberden, daß ſie doch wieder lachen mußte:

„Schönes Frauenzimmer, Du haſt ein ſchönes Kleid an.“

„Narr, geh zu meinem Schneider, der wird's Dir danken.“

„Um Himmelswillen ſprich nicht; das Kleid fällt Dir ſonſt vom Leib.“

„Narren ſind keine Herrenmeiſter.“

„Es heißt: Kein Kleid ſteht den Frauen beſſer an, denn Schweigen. Wenn Du alſo redeſt, rutſcht Dir Dein beſter Rock von den Hüften.“

„Weißt Du noch mehr Gutes vom Schweigen?“

„So viel Du willſt, ſchönes Frauenzimmer: Schweigen iſt lohnbar. Schweigen iſt für Unglück gut. Hör und ſchweig. Das Meiſte rede mit Dir ſelber. Lerne ſchweigen, ſo kannſt Du am beſten reden. Was Dich nicht brennt, das bläſe nicht. Nöthiger den Mund verwahren, als die Kiſte.“

Die Jungfrau hielt ſich die Ohren zu: „Weißt Du auch das: Könnt' ein Narr ſchweigen, ſo wär' er weiſe.“

„O ſchöne Bürgermeiſterstochter, mit den Narren beſaß Dich ja nicht; Du weißt nicht, was hinter ihnen ſteckt. Wenn Du an einem Sommertag aufſtehſt mit der Sonne, und Deine Zunge gehen läſſeſt wie eine Mühle, und alle Sprüchwörter herſagſt, die von ihnen handeln: wenn die Sonne

ins Meer ſinkt, biſt Du mit den Narren noch nicht fertig."

„Gott ſchütz uns arme Frauen vor Narren."

„Will Dir ein Mittel ſagen, wenn Du einen zum Mann kriegſt."

„Einen Gotteslohn zum Voraus, guter Narr."

„Einem böſen Weib ſteuert Niemand. Böſes Weib iſt böſes Kleinod. Selten wohl, allzeit weh, iſt täglich Brot in der Eh. Schöne Weiber ſind nichts als Zeitvertreiber. Weißt Du, wie man böſe Weiber los wird?"

„Nein, Narr."

„Nimm ein Weib, ſo kommſt Du ihr ab."

„Ich bin aber ſelbſt ein Weib, lachte Elsbeth. Aber ſage mir, Narr, gibt's denn ſo viel böſe Weiber?"

„Nur eins, ſchönes Frauenzimmer."

„Wie das?"

„Es iſt nur ein bös Weib; aber Jeder meint, er hat's."

Jungfer Elsbeth lachte herzlich auf über den ſchelmiſchen Narren, und dachte nach, wer es wohl ſein könnte (denn ſeine Sprache klang ihr bekannt und auch wieder nicht bekannt). Aber ſie hatte ihn bald wieder vergeſſen, als ſie am Arm an-

derer Tänzer umherflog. Der Narr flog auch zu Anderen.

Da ſtand ein rundliches Kind, recht hübſch und bunt geputzt, und Perlen und Steine ſchimmerten an ſeinem Latz, und Blumen auf dem Kopf, faſt zu viel für den Leib, der mehr in die Breite als in die Höhe geſchoſſen war. Mit der ſprach ſehr eifrig die Frau Bergholzin, und was ſie ihr ſagte, dazu ſchmunzelte wohlgefällig die Jungfrau.

„Nun ſeh mir Einer die Elsbeth Rathenewin an, ſprach ſie, als die vorüberwalzte, und dem hübſchen Kinde faſt auf den Fuß trat. Iſt's doch, als müßte der Alles Platz machen."

„Sie hat noch keinen Tanz ausgeſchlagen", ſprach Eva Schumm.

„Iſt mir das erhört! ſagte die Bergholzin. Ich weiß nicht, was das junge Volk für einen Narren an ihr gefreſſen. Ich finde ſie gar nicht ſo hübſch. Das heißt ja wie eine Bohnenſtange in die Höh geſchoſſen; zu meiner Zeit hatte das junge Volk einen beſſern Geſchmack, und wer weiß, wie es heute wäre, wenn man keinen Bürgermeiſter zum Vater hätte."

Da flüſterte von der andern Seite der Narr der ſchmucken Dirne ins Ohr: „Jungfer Eva,

'nen Gruß von Eurer Urgroßmutter. Ihr ſolltet die Ohren ſpitzen. Die mit Euch ſpricht, iſt eine Freundin von ihr aus dem Paradies her."

„Und ſchau mir Einer das Halsband der Elsbeth an, fuhr die Bergholzin fort. Das kommt wohl aus der Brüderſtraße vom Feinliebſten?"

„Daß ich nicht wüßte", ſagte Eva Schumm.

„Wo kann ſie's herhaben? Hat der Vater doch keine Schätze in ſeinen Kiſten und Laden. Maria Joſeph, das glitzert, daß Einem die Augen weh thun! Da kann man gut Geſetze machen, was andere Frauen tragen ſollen, wenn man ſein fein Töchterlein tragen läßt, was ihr gefällt."

Der Narr flüſterte: „Jungfer Eva, weißt Du, was die Flöhe thaten, als Deine Eltermutter die Aepfel ſtahl? — Sie huſteten. Aber Eva hörte es nicht."

„Na, ich ſage doch, fuhr die Bergholzin fort, es geht jetzt in Berlin her wie — ich will gar nichts ſagen. — Wenn meine Tochter einen Bräutigam hätte wie den Junker Melchior, die würde ja nicht tanzen, wenn der Allerliebſte nicht bei iſt; bis in die Fingerſpitzen würde ſie roth werden, wenn ein junger Herr vor ſie träte."

Eva drehte an ihren Bruſthefteln: „Ach was!

der Bruder Melchior wird ſich auch nicht graue Haare grämen."

„Was ſollte er auch! Iſt der Melchior doch ein Junker, wie ſie mir noch einen zeigen ſollen — ja ſucht mir nur zwölf Meilen in der Runde. Wo der anklopft, wird ihm aufgethan. Das wußte auch der alte Bürgermeiſter, der iſt ſchlau wie ein Fuchs. — Schau, ſchau! wie das wieder blitzt an ihrem Halſe; ob die Steine echt ſind? — Was ſie von Liebestränken reden, das glaube ich nicht — aber wie er den alten Schumm 'rum gekriegt hat, das möcht' ich wohl wiſſen."

Der Narr flüſterte: „Als Eva vom erſten Floh gebiſſen wurde, weißt Du, was ſie that, Jungfer Eva? — Sie juckte ſich."

„Du liebe Güte, da vergaß ich ganz, daß ich zu Herrn Bartholomeus Tochter ſpreche, fuhr die Matrone fort. Sie wird ehlängſtens Deine liebe Schwägerin, die beiden alten Herren werden ſchon wiſſen, warum ſie ſich den Kuppelpelz verdient, und dann zieht ſie ins Haus in die Brüderſtraße, als ſchöne junge Frau, und wird am Fenſter ſitzen, wo itzt die Jungfer Eva ſaß, und wird gnädig zunicken, wer draußen vorübergeht und den Hut abzieht. Na, Herzenskind, bis nicht bös, haſt doch

gemerkt, daß Alles nur Spaß war. Heda, Jungfer Elsbeth, rief ſie halblaut der wieder Vorüberwalzenden zu, ſchaut doch her. Euer ſchönes Jungfer Schwägerchen wirft Euch 'ne Kußhand zu."

Der Narr flüſterte wieder, als Eva unwillig der Frau Bergholzin den Arm hielt: „Weißt Du, was Evas erſter Fehler war? Hätte Eva nicht gezuckt, als der erſte Floh biß, ſondern zugefaßt und geknackt, ſo gäb' es itzo keine Flöhe mehr."

„Sie will Dich nicht ſehen, Täubchen, fuhr die Matrone fort. Das iſt Hochmuth ein bischen zu früh. Mich dünkt, ſie könnte Dir doch Manches abſehen, und ihr thät' es keinen Schaden. Der Melchior wird was zu thun bekommen. I nun, der Melchier, das iſt ein Sauſewind."

„Ja freilich iſt er das", ſprach Eva.

„So ſind die Männer alle. Um das bischen Geſicht! Herr Gott, er hätte ja können, — doch das iſt nun vorbei. Aber der alte Papa! Da wird fromm Evchen ſich nun ſeiner annehmen müſſen, denn die ſtolze Frau Schwiegertochter wird auch nicht am Heerd ſtehen und ihm das Lieblingsſüppchen kochen. Da ſind die Hände zu fein und weiß. Vorm Spiegel iſt hübſcher ſtehen als vorm Feuer. Lieber Gott, das ſoll uns nicht kümmern,

Evchen. 'S hält mancherlei zuſammen, und Niemand weiß wie."

„Weiſe Leute haben ihren Mund im Herzen", flüſterte der Narr, und eilte nach der Haupttafel, wo ſehr viel Poltern und Lärm war, denn die Herren waren heftig aneinandergerathen, und die von Köln und Berlin begleiteten ihre anzüglichen Reden die Einer dem Andern zuſchob, mit der Fauſt auf den Tiſch; und es war gar nicht der Augenblick dafür, daß jetzt Herr Dietrich Wyns auf den Tiſch ſprang und in ſchön gemeinten Reden von der Eintracht der Städte ſprach, und das gute Regiment lobte, und daß ein guter Chriſt und Bürger es gar nicht anders wünſchen könne. Zwar leuchteten ſeine Scharlachhoſen, wie er breitgeſpreizt auf dem Tiſche ſtand, wie zwei Fackeln, und auch die vielen Blumenkränze, die er über Arm und Schultern trug, und auch um den Hals, waren prächtig anzuſchauen; desgleichen waren die Reimſprüche zu Ehren beider Städte und des Regimentes, wie es iſt, recht ſchön und erbaulich anzuhören. Aber alles das hatte nicht das rechte Schick, wie denn der Wein die Eigenſchaft hat, bisweilen, was ſich nicht ſchickt zu ſchicken, bisweilen aber auch, was geſchickt vorbedacht war, ins Ungeſchick zu bringen. Denn

einmal ſtand er breiter als grade nöthig war, um feſt zu ſtehen, dann ſchierten ſich die Eifernden wenig um ihn, vielmehr ſie ſtritten ſich zwiſchen ſeinen Beinen durch, und das war nicht geeignet, daß es der Sache den Ernſt gab, auf den das Spiel abgeſehen war. Da ließ er leben die Geſchlechter, je eines von drüben der Spree, dann eines von drüben, aber er — ein ſo feiner Mann, — verſprach ſich nicht ſelten, und lobte hier Einen, wofür er nicht zu loben war, und ließ Köln leben, wo es Berlin galt, und Berlin wo Köln. Und es gab Gelächter und Groll auch; denn Viele nahmen, was nur der Wein that, für böſe Abſicht.

Nun aber pries er in ſo ſchönen Reimen, daß es rührend war, die Tugend und die Schönheit der Frauen und Mägdelein beider Städte und ermahnte ſie, wie ſie walteten über den Hausfrieden, auch für den Stadtfrieden zu ſorgen, und gab ihnen an, wie ſie es zu machen hätten, ihren Männern und Söhnen und Brüdern den Kopf zu waſchen, wenn dieſelben Unfrieden hegten. Da lachten Alle recht herzlich, und noch mehr, als nun Herr Dietrich alle Kränze und Blumen, die er um den Leib trug, herunternahm und ihnen zuwarf. Und zu gleicher Zeit wurden Blumen geſtreut von den Galerien

herab und die Trompeter bliesen und die Zinkenbläser und Paukenschläger stimmten ein zu Ehren der Allerschönsten, die Herr Dietrich hoch leben ließ, und die er aufforderte, mit ihm den Kehraus zu tanzen.

Und nun sprang er unter ungeheuerm Lärm und Gelächter vom Tisch, um der Allerschönsten den Arm zu reichen; und war es kein Zweifel nach dem, wie er vorhin in den Reimsprüchen sie beschrieben, daß Elsbeth Rathenow gemeint sei, wie sich das wohl verstand und schickte; auch wenn es noch Schönere gegeben, da sie des Bürgermeisters Tochter war. Aber vor den Augen des Stellvertreters unseres Wirthes, welcher selbst zu dick war, um beides zu thun, zu trinken und zu tanzen, drehte sich, als er nun herunter gesprungen, die Stube rund um, und wiewohl er grad auf Elsbeth Rathenow zuzugehen meinte, gerieth er doch in schiefer Richtung auf Eva Schumm, und hielt ihr mit einer so zierlichen Verbeugung, als er noch konnte, die Hand entgegen.

„Zugegriffen, Jungfer!" flüsterte es hinter ihr, und das Gesicht der Bergholzin lachte recht schadenfroh, da Eva etwas bestürzt anstand. Entweder merkte sie, daß es ein Irrthum war, oder sie er-

ſchrak vor dem wankenden Tritte und den glühenden Wangen des Herrn Dietrich.

„Vivat die Allerſchönſte!“ ſchallte es, die Hände klatſchten, die Mäuler lachten, die Trompeten ſchmetterten, und Eva ſchritt an, am Arme des Rathsherrn —

„Ach Eva Schumm,
Das war mal dumm!“

flüſterte es durch die Luft, und der Ton traf grade ihr Ohr, und als ſie blutroth aufſchaute, ſtanden ſie vor Elsbeth Rathenow. Nun war es Keinem ein Zweifel, weder Eva, noch Herrn Dietrich, noch einem ſonſt, daß Elsbeth aufgefordert geweſen, und der Jungfrau Elsbeth am wenigſten, die plötzlich um einige Zoll höher wuchs, und ihre großen Augen noch einmal ſo groß aufthat vor Verwunderung, dieweil ſich Evas Wimpern ſenkten, und auch das Köpfchen. Und unwillkührlich, als müſſe es ſo ſein, hatte Eva Schumm den Arm des Herrn Dietrich losgelaſſen, und Herr Dietrich den Arm der Bürgermeiſterstochter gereicht.

Einen Augenblick war es mäuschenſtill, und etwas von Schreck und Verwunderung glänzte auf allen Geſichtern. Dann aber brach ein Kichern und Gelächter aus, das ſtärker war als alle Muſica

im Saale. Eva Schumm ſtand da allein, wie eine Puppe in Stein gehauen, die Arme herunter, und das Geſicht zu Boden, und das Gelächter ſchnitt ihr wie Meſſerſtiche ins Herz.

„Ehre, dem Ehre gebührt", ſummte des Narren Stimme.

„Das läßt Du Dir gefallen?" flüſterte die Bergholzin, und Evas Geſicht hob ſich wieder, und ihr Auge traf das der Spielkameradin, die wirklich itzt am Arm des Rathsherrn hing, dem das Herz auch ſchlug, und er mochte ſo wenig wiſſen als Eva Schumm, wie ihm geſchehen.

„Vorwärts! Vorwärts!" klatſchte es, und die Muſica ging wieder los; aber eine andere Muſica erhob ſich, denn Eva Schumm war keine Bildſäule mehr. Sie hielt ſich die Rücken beider Hände ans Geſicht, und weinte und ſchluchzte bitterlich.

„Das iſt zu arg!" ſchrieen zehn zugleich.

„Was haben ſie dem Kinde gethan?

„Das iſt ein Schimpf für Köln!" ſchrie Herr Hoppenrade, der Rathmann von Köln.

Es ſchrieen noch Viele, aber man hörte es nicht, der Lärm war zu arg, und das Gedräng ſo, daß ſie nicht tanzen konnten. Herr Dietrich, des Wirthes Bruder, dem der Schweiß von der Stirn

in dicken Perlen rann, hatte nun auch die zweite Tänzerin losgelassen, und war gar kläglich auf den Sessel hingesunken. Denn wie er auch des süßen Weines voll, er war dessen sich doch bewußt, daß zwei Frauen beleidigen und Keiner recht thun, schlimmer ist, als auf den Vorderbänken sitzen im Rathssaal, wenn die Kölner und Berliner aneinander gerathen. Paris von Troja gab doch Einer den Apfel; er aber ließ alle Beide sitzen, und hatte zuvor ihnen Beiden Hoffnung gemacht. Dafür strafte ihn ein verächtlicher Blick der stolzen Jungfer Rathenow, die sich auf dem Hacken umdrehte und ihm den Rücken wies; und nie hatten die hübschen Züge der kleinen Eva sich so häßlich verzerrt, als wie sie ihn durch ihre Thränen bitterbös ansah.

Nun wäre es in der Art gewesen, daß die beiden Schwägerinnen sich mit kurzen spitzen Reden gestachelt hätten, denn vier hundert Jahre machen darin die Natur der Frauen nicht anders. Auch begegneten sich so ihre Blicke und ihre feinen Lippen spitzten sich; zu einem feinen Spiel war es aber nicht mehr an der Zeit, wenn ein berliner Banket im Mittelalter zu Ende ging, und die Schemel brachen und die Tische knackten, und Einer

hinausgeführt wurde, und der Andere schon getragen. Die Herren, die das, was hier vorfiel, noch sehen konnten, schwiegen anfangs; sie machten dafür desto seltsamere Gesichter und Einer blinzelte dem Andern zu, und gaben sich Zeichen. Von den Frauen dagegen erhob es sich wie ein Sturmwind, der aus der Ferne kommt. Zuerst summt er nur dumpf, und man nimmt ihn nur wahr an seinen Wirkungen. Aber bald blitzte es und klatschte wie Hagel und Regengüsse und Wetterstrahlen, ein solch Geschrei, daß man sein eigen Wort nicht hörte.

„Begegnet man so denen von Köln in Berlin!" „Es ist für den Hochmuth schon recht." — „Wems Glück zu wohl will, den macht's zum Narren." — „Wem zu wohl ist, der nehm sich eine Frau aus Köln!" — „Leere Fässer geben großen Ton." So schallte es hinüber und herüber, da flogen Spitznamen und Anzügliches wie Funken aus einer Rakete; aber das wenigste zündete, da Funken nicht zünden können, wo es schon brennt, und Tropfen im Meere so wenig gemerkt werden, als, wo Alle schreien, ein Wort mehr oder weniger.

Zwei bis drei Matronen aus Köln rüttelten inzwischen an Herrn Bartholomeus Schumm. Vier

Rathsherrn und noch fünf von den Geschlechtern waren vor ihm fortgetragen; er saß wie eine tausendjährige Eiche, die dem Sturme trotzt, dem kräftige Stämme neben ihr schon erlagen. Mit voller Kraft schwenkte er noch den Humpen, und sein ruhiges Antlitz, im Purpurscheine, strafte das Sprüchwort Lügen, daß der Volle den Nüchternen verräth.

„Es ist dem einen Hunde leid, daß der andere in die Küche läuft", antwortete er auf die Anzettelungen der Nachbarinnen aus der Brüderstraße, die sich selbst heiser schrieen, um ihn wach zu schreien.

„Herr Bartholomeus, liegt Euch die Ehre unserer Stadt nicht am Herzen, sorgt doch um Euer Kind."

„Eure Tochter Eva —"

„Kriegt mein halbes Geld!" antwortete der Rathsherr, den Humpen vollends leerend.

„Sie ist beschimpft — sie haben sie sitzen lassen —"

„Die bleibt nicht sitzen", lachte der Patricier wohlgefällig.

„Die Wyns haben ihr 'nen Hohn angethan — vor aller Welt — sie stecken mit den Rathenows unter einer Decke — das habt Ihr von Euren

Rathenows — die denken nur an Euer Geld, nicht an Eure Ehre —"

„Ja, wäre der Herr Melchior hier; der nähme sich seiner Schwester an", rief eine Andere.

„Braucht sich Keiner der Schumms anzunehmen!"

„Haben sie stehn lassen, als eine ehrlose Dirne — stehn lassen vor allem Volk, um ihrer Jungfer Rathenowin die Ehr zu geben — Die Eva, Herr Bartholomeus, Eure Tochter, schluchzt und weint wie ein verlassen Kind —"

„Sie weint? — sie soll nicht weinen!" und itzt stampfte seine Faust den Becher auf den Tisch, daß, wenn er Glas gewesen, die Splitter geflogen wären. Das Metall von kunstvoller augsburger Arbeit bog sich unter dem Druck seiner Finger Die Augen rollten seltsam wild unter den breiten buschigen Brauen, und er erhob sich aus dem Armsessel, wie ein Auerochs, der wiederkäuend im Moor gelegen, und nun aufgescheucht von dem tobenden Jagdlärm, von dem Klaffen der Meute, von Pfeilen und Bolzen gekitzelt, die mächtigen Glieder aufrichtet, schüttelt und zornglühenden Auges den Feind sucht.

Da merkte man, daß Jemand, der, wenn er sitzt, ein großer Mann ist, und Jeder hält ihn dafür, wenn er seinen Platz verläßt, nicht mehr derselbe Mann ist, und jedes Kind merkt es. Der kölner Rathsherr stand nicht mehr auf festen Füßen, also ging er auch noch weniger drauf. Einem vollen Manne soll ein geladener Wagen ausweichen, heißt es, und Alles wich vor Herrn Bartholomeus Schumm, wie er sich Platz machte. Nur, wer mag das fordern von Einem, der nicht minder geladen und dem Feste Ehre gebracht! Da, als er seine Eva sah, noch herzlich weinend, und der Zorn ihn durchglühte, und er den Arm erhob und drohend etwas sprach, dessen Sinn man wohl faßte, aber die Worte nicht verstand, denn von Verständigung war nirgend mehr die Rede, stieß er auf einen Andern. Herr Dietrich, der Rathsherr, hatte sich nämlich in seiner Zerknirschung aufgerichtet, und wie der Wein allerlei hervorbringt, so Zorn und Freude, als Betrübniß und Wehmuth, gedachte er der Kluft, so Berlin und Köln trennet, und die Arme streckte er nach Herrn Bartholomeus aus, um ihn ans Herz zu ziehen. Dem war aber an dieser Brücke nichts gelegen, und er wollte sie mit seinen Armen fortstoßen. Wie es aber zu gehen

pflegt, wenn Einer etwas vermeiden will mit allen Kräften, so bringt er es grade zu Wege. Herr Dietrich übersah, daß die Arme, die sich ihm entgegenstreckten, mit zwei Fäusten endeten, und zwischen durchschauend, umschlang er den kölner Rathsherrn dermaßen, daß dieser nun auch nichts Anderes thun konnte, als auch den Andern umschlingen. Freilich that er es, um ihn los zu werden. Aber das war unmöglich, und da Beide auf schwachen Füßen standen, glitten sie aus, und Berlin und Köln stürzten Beide zu Boden.

Nun muß das wohl gar lustig ausgesehen haben; denn selbst Herr Thomas Wyns, der Wirth, der erst zum Guten reden wollte, und dann sie aufheben, mußte die Hände in die Seite stemmen und sich den Bauch halten, wie der schwere Herr Bartholomeus sich vergebens aufzurichten versuchte, und mit der Faust auf den Boden schlug, und die Augen vor Zorn ihm aus den Höhlen traten. Und wie Herr Dietrich, der viel dünner war, auf den Knieen saß und mit den Händen sich auch auf den Boden stützte, und ihn mit einem Gesicht angaffte, darin gar kein Ausdruck war, wenn nicht ein kläglicher von Schreck und Verwunderung. Seine Nase war sehr lang, und die Lippen hingen ihm herun-

ter. Alſo war es wohl zu entſchuldigen, daß auch die ſtolze Jungfer Elsbeth von Herzen über ein ſo luſtiges Schauſpiel auflachte; denn ſie that nur, was die Andern thaten, und je grimmiger der kölner Herr ausſchaute, und je heftiger er auf den Boden ſchlug, um ſo herzlicher mußte Alles lachen.

Nur Eine nicht. Eva Schumm, die noch bis da nicht gewußt, was thun in der großen Beſchämung, die ihr widerfahren, als daß ſie ſich die Augen wiſchte, lachte nicht mit. Jetzt aber ſchlug ihr kleines Herz gegen den runden Buſen, daß das Mieder ſich hob, die Augen funkelten Zorn und Wuth, und die Glieder zitterten, und ihr wußte ſie's. Sie ſprang auf Elsbeth Rathenow zu, und riß ſie, wie man es der Kleinen nicht zugetraut, an die Bruſtkrauſe: „Was lachſt Du über meinen Vater!"

Jungfer Elsbeth wurde nun ebenſo leichenblaß, als Eva glutroth war, und wären die Frauen nicht dazwiſchen geſprungen, und die Herren auch, und die Muhmen dazu, wer weiß, was noch geſchehen wäre. Aber von dem, was nun noch geſchah und geſprochen wurde, wußten am Morgen drauf die Wenigſten etwas. Das drängte und ſuchte nach dem Ausgang, als wäre Feuer im Hauſe!

Die Frauen schrieen; man trat ihnen auf die Zehen. Die kleine erhitzte Eva mußten zwei Matronen niederhalten auf einem Stuhl. Was im Fasse ist, kommt heraus, heißt es, und sie mochte allen Groll auf die hochmüthige, gottlose Elsbeth mit eins ausgießen. Da hielt Frau Bergholzin ihr lachend das Sacktuch vor den giftigen Mund, und andere Freundinnen suchten die Elsbeth fort zu bringen. Sie sahen sich nicht mehr, aber sie riefen sich doch zu, was Einem bei der Gelegenheit wohl in den Mund kommt. „Haben die Rathenows denn keine Freunde hier?" sprach die aufgebrachte Elsbeth, als Frau Heideckin, ihre Muhme und Ehrenhüterin heut, fast war es mit Gewalt, sie fortriß. Die Heideckin hing ihr den Pelzmantel um die Schultern und zückte die Achseln: „Freunde in der Noth, Kind, gehen viel auf ein Loth."

Ueber des Herrn Dietrich Beine war die Eva im Gedränge getreten, ohne an seine neuen Scharlachhosen von brüsseler Tuch zu denken; ja man will haben, ihre kleinen Füße hätten mit rechter Lust drauf getrampelt. Und wer mag's ihr verargen, sie mußte ihrem Vater beispringen. Einmal noch wurde Herr Bartholomeus aufgerichtet, und er hob sein kirschbraunes Gesicht hoch auf: „Die

Bettelratzen, die Rathenews ſollen mir wiederkommen!" Dann ſtürzte er wieder hin, ob ihn doch drei Männer zu halten ſuchten. Alſo mußten auch ihn die Männer draußen, die beſtellt waren, aufladen, und es war recht traurig zu ſehen, wie dieſe umſprangen mit den ehrenwerthen Herren vom Rathe; denn ſie trugen ſie nicht, als wären ſie die Väter der Stadt, ſondern wie ein Kalb oder ein Schwein, das die Knochenhauergeſellen aus dem Schlachthauſe in die Scharnen tragen. Herr Konrad Wons, der Wirth, ſaß an der Thür, denn er konnte nicht mehr ſtehen, und ſagte jedem ſeiner Gäſte was Artiges, wie es Herkommen iſt: warum ſie denn ſo früh aufbrächen, und ſo wenig gegeſſen und getrunken, und er hoffe, daß ſie es ihm zu gut hielten, wenn die Nöthigung ſchlecht war, und daß ſie bald wieder bei ihm anſprächen.

Als er das auch zu Herrn Bartholomeus ſagte, hob der den Kopf noch einmal, und grunzte ihn an: „Hohl Dich der Geier, und alle berliniſche Hungergeſichter!" Herr Thomas hörte nichts, was ihm die Gäſte antworteten; er hatte genug zu thun, ſich zu ſammeln, daß er einem Jeden daſſelbe ſage.

Herr Mathis Blankenfelde aber ſagte leis beim Hinausgehen zu Herrn Bergholz, indem ſie dem guten Herrn Schumm folgten, und ihm den Kopf hielten, daß er nicht an das Geländer ſtoße: „Es war ein gar ſchöner Schmaus. Die Schumms und Rathenows ſind auseinander.“

Sechzehntes Kapitel.

Die Nacht war keine ſtrenge Winternacht; aber kalt genug, um die rauchenden Köpfe abzukühlen. Als wir gehört, gab es dazumal noch keine Karoſſen zum alten Berlin, um von einem Ball nachhaus zu fahren. Die unbehülflichen langen Wagen, wer deren in ſeinem Hofſchuppen ſtehen hatte, brauchten die reichen Familien nur zu Reiſen aufs Land, nach ihren Meierhöfen und Beſitzungen. Auch die ſänftenartigen Kaſten, von zwei Pferden getragen, das eine vor-, das andere hintergeſpannt, und ſie ruhten auf Stangen, benutzte man ſelten. Die Gaſſen waren ſo eng und krumm, die Wege ſo kurz; und mit tüchtigen Schuhen erreichte auch der zarteſte Fuß in einer ſchmutzigen Winternacht ſeine Schwelle.

Alſo darf es kein Wunder nehmen, daß man

die Jungfer Elsbeth ſah durch Schnee und Wetter nach der Nagelgaſſe zu Fuße wandern; ob ſie doch des Bürgermeiſters einzige Tochter war. Sie hatte, damit man keine Sorge trage, daß ſie ſich erkälte, etwas, davon überhaupt in den Chroniken wenig geſchrieben ſteht, einen mit Pelz gefütterten Mantel um, der, um die Schultern eng, in vielen geſteppten Falten weit nach unten auslief, und auf dem Kopfe eine ſpitze Kappe, auch mit reichem Pelzwerk ausgeſchlagen. Und neben ihr ging Frau Heideckin, ihre Muhme, nicht minder wohl verwahrt; und beide Frauen hatten ſich die Röcke zuſammengenommen und aufgehoben, und ſahen vor ſich, nicht auf die Steine, denn Pflaſter gab es noch ſelten, aber auf die Schmutzlöcher im Wege, daß ſie nicht hineinträten; und ein Diener, der vor ihnen ging, leuchtete mit einem Lichte, das er an einem Stecke unter geöltem Papier trug, ihnen den Weg; denn Laternen, die über der Straße an Stricken hingen, gab es auch noch nicht. Wer in den Städten ſehen wollte, mußte ſich ſelber leuchten. Hinter ihnen gingen zwei Diener; der eine trug eine Hellebarde, der andere ein langes Schwert.

Alſo waren ſie wohl bewahrt und gehütet; aber die Nacht iſt keines Menſchen Freund, und war es

im Mittelalter noch weniger, wo zwiſchen Himmel und Erde ſo Vieles ſich umtrieb, was heut weder die Philoſophie noch die Polizei duldet. Hölzerne Giebelhäuſer mit Obergeſchoſſen, die herüberragend die Straße verdunkeln, die Schilde an Balken vom Winde geſchleudert, die weit auslaufenden Dachrinnen mit gähnenden Drachenköpfen, die knarrenden Wetterfahnen auf den Giebelfirſten; hie und da ein Steinbild an den Ecken, unter einem Baldachin oder in einer Blende ein Muttergottesbild, davor ein Lämpchen brannte — alles das, und noch manches andere, machte eine nächtliche Wanderung, zumal für Frauen, in Berlins Gaſſen nicht erquicklich. Um deshalb haſteten die Beiden, was ſie konnten, und es ſprach Keine zur Andern, wie es doch ſonſt Sitte iſt, wenn ſie vom Ball kommen, außer ſie warnten Eine die Andere, wo ein Loch war und wo ein großer Stein lag.

Und doch war es in dieſer Nacht nicht ganz ſo ſtill, als es wohl ſonſt war zwiſchen der Geiſterſtunde und dem erſten Hahnenſchrei. Man hörte von allen Seiten den Lärm der Nachhauſekehrenden vom Banket, und die Nachtwächter hatten Streit mit den Angetrunkenen und Muthwilligen. Müßiges Volk war auch noch auf den Beinen,

das ihnen folgte, wo ſie einen guten Herrn in ſein Haus trugen mit Fackeln und Spielleuten voran, je wie es nach eines Jeden Stande und Vermögen ſich ſchickte. Da war vor einer Thür in der Straße nach dem Oberberger Thore viel Aufhebens, und faſt unanſtändig wurde der Lärmen. Sie hatten den edlen Ritter Herrn Britzke mit vieler Muſica und ſechs Fackeln dahin getragen, und er war ſo voll, daß er kein Glied rühren konnte; aber ſein Wirth, der ein Schloſſermeiſter war, wollte nicht aufthun, weil er ſich vor dem vielen Volk fürchtete. Er ſprach aus dem Fenſter, den Ritter und Stadthauptmann Edeln möchte er ſchon aufnehmen, aber der bei ihm wohne und Abends ausgegangen, habe auf zwei Beinen geſtanden, den ſie aber brächten, der könne ja nicht mal auf vieren gehn, und kenne er ihn nicht; um deshalb möchten ſie ihn wieder ins Rathhaus tragen, oder auf die Thorwacht, daß ihn Morgens der Rath auslöſe. Solches loſe Wort verdroß Alle die es hörten gar ſehr; denn was konnte der Meiſter dem Ritter vorwerfen, daß er getrunken wie ein rechtſchaffener Edelmann, und an einem guten Orte, und zu Ehren ſeines Wirthes! Auch ward der Schloſſermeiſter andern Tags von ſeinen Kumpanen darum geſcholten und in eine

Geldbuße genommen. Denn wie auch Bürger und Geſchlechter aneinander lagen, um das, was ehrbar iſt, ſchicket es ſich nicht, daß in einer guten Stadt Einer den Andern ſchilt.

Als die Frauen um die Ecke bogen, kam ihnen ein Winſeln entgegen, als wenn Einer ſterben müßte. Unter dem Haus der Achen lag auf ſeiner Schwelle der alte Herr Todecke, und konnte nicht mehr die Treppe hinauf, und war doch noch ſo bei ſich, daß er nicht leiden wollte, daß ſie ihn trügen. Seine Freunde und Sippe ſtanden um ihn, mit Lichtern, und beklagten den alten Mann. Er aber richtete ſich auf und ſprach, ſie ſollten nicht um ihn klagen, vielmehr um die Stadt. Denn die guten Zeiten wären vorbei, und die Sittenverderbniß rücke an. Die Freunde ſprachen, Einer zum Andern, das ſei wohl wahr; denn itzt möchten ſie den Jungen ſehen, der das vertrüge, was der alte Herr Todecke. Und hätte geſeſſen bis auf die Letzt, wie ein Fürſt unter ſeinen Vaſallen, und Keiner hätte es ihm angemerkt, daß der Kopf ſchwer wurde. Auch gegangen ſei er bis hier, nur von Zweien untergefaßt, und erſt auf der Schwelle ſeines eignen Hauſes war er hingeſtürzt.

„Es ſieht ſchlimm aus, ihr Freunde, ſtöhnte

der Alte, ſo mit uns, als den Städten insgemein; — wir halten nicht mehr zuſammen — Einer ſteht ab vom Andern. — So die Geſchlechter nicht ſtark ſind, und einträchtig, wer iſt dann ſtark, wer hält's? — Wenn um eine alte Mauer die Schlingpflanzen wuchern, ſieht es eitel ſchön aus, doch iſt's das Neſt für Regen und Fäulniß, und die Wurzeln bohren in die Ritzen, und die Fugen der Steine gehen auseinander. — Dann haben die Mauerbrecher gut Spiel. Und ſo wird's kommen — Ihr Jungen, ja, Ihr werdet's erleben — den Wein kochen ſie nicht mehr mit Ingber, iſt ihnen zu ſtark — das Bier, das Gott erbarm, was ſie heut brauen! Als wir zählten 1397 — beim großen Hanſetag in Hamburg — ich war da für Berlin und Jasper Hakenberg für Köln — mit 'nander ſaßen die Herren von allen Städten und tranken Roſtocker Ausſatz — ſieben Stunden tranken die Herren und eine halbe zu Ehren ihrer Städte, wer das meiſte könnte, und um neun trugen ſie die von Lübeck fort und Brandenburg, um zehn die von Lüneburg und Magdeburg, um elf von Stralſund, von Wismar und Prenzlow — und das waren gute Leute, ſag' ich Euch, es gibt ſolcher nicht mehr; und wer blieb ſitzen am Tiſch? — Jasper

von Köln und Tydecke von Berlin. Das gab Ehre, da ſchlug das Herz im Leib. — Brachten die von Hamburg Morgens drauf uns eine feine Muſica und ſilberne Ehrenbecher — ward's eingezeichnet in der Stadt Chronica zu ewiger Ehr für beide Städte und zu Mancher Aerger — ſage nicht wem! — Wo itzt Zwei, wo Einen finden in Köln und Berlin, ſo die Herren ſchicken könnten zum Hanſetag?"

„Er hat wohl recht", murmelte es im Kreiſe.

„Ihr werdet zum längſten zur Hanſe geſchickt haben!" brummte die Stimme eines Mannes, der tief im Mantel verhüllt war. Es war Baltzer Bortin; doch kannte ihn Keiner.

„Freilich! freilich! leuchtete es in dem Alten auf, der es gehört, und ſeine Augen funkelten. Zum längſten hat es mit uns gedauert! Fremdes und nichts als Fremdes im Land — ſo Fürſten und Herren, Handelsleute und Waare, fremde Sprache und fremder Wein, fremde Sitten und fremde Herzen. Sie verachten Euer Bier und Euer Mahl, Euer Herkommen und Eure Rechtſame — und wißt Ihr, wer ihr Bundsgenoß iſt?"

Da hielt Baltzer Bortin aufmerkſam den Kopf

hin, und lüftete den Mantelzipfel, daß das Ohr frei wurde.

„Iſt Eure eigne Schlechtigkeit. Daß Ihr Euch ziehen laſſet, als ſie ſich dehnen, daß Ihr verachten lernt, was Ihr ſollet ehren. Ihr ſeid ſaſſiſche Leute und ſie ſind Franken; das thut nie gut bei 'nander. Die Franken ſchwanken und wanken; die Saſſen halten feſt. Wo haltet Ihr feſt, an Ehr und Sitte, an Sprache und guter Gewohnheit? Eure Stiefeln riechen ſchon nach fränkiſchem Leder, Eure Reden ſchmecken nach fränkiſcher Zunge. Es hat zum längſten gehalten die alte Zucht, alſo hielt zum längſten Eure Macht und Anſehn. Eure Bürgermeiſter vertreibet Ihr, Euren Aelterleuten ſeid Ihr aufſäſſig, die alte Ordnung zauſt Ihr bei den Haaren, wie ungerathene Söhne, ſo ihren Vater hänſeln. An dem Bande, dran die Städte hangen, zerrt Ihr und reißet, bis es zur Schlinge wird, die ein Anderer Euch über den Kopf wirft. — Und ſo iſt's, und ſo wird's kommen, zum längſten hat's gewährt, und es geht aus. — Eure Mauern werden in Schutt ſinken, Eure Freiheit wird betteln gehn, der Roland wird ſein Schild auf den Rücken nehmen und auswandern, Eure Kinder werden nicht wiſſen, was ihre Väter waren,

und Eure Enkel werden nicht verſtehen die Sprache, die ihre Väter geſprochen. — So iſt's, ſo wird's, der alte Todecke ſagt's."

Mit einem hämiſchen Gelächter, das er jedoch für ſich behielt, ſchlich Baltzer Bentin fort, und in einiger Entfernung den beiden Frauenzimmern nach, indeß ſeine Freunde den alten Herrn Todecke nun hinauftrugen. Er hatte ſich nüchtern geſprochen.

An der Rolandsſäule, die am Eingang der Nagelgaſſe ſtand, nahm die Muhme von der Jungfrau Abſchied. Die Heideckin litt es gern, was die Jungfrau ſie bat, daß ſie beide bewaffnete Diener und den Laternenträger mit ſich nehme, denn ihr Weg nach der ſtralower Straße war noch weit, und wer geht gern allein um die dunkeln Kirchenwinkel zu Nachtzeit. Es war nur ein Paar Schritt bis zur Thür für die Jungfrau; aber die Heideckin wandte ſich noch einmal um und ſprach: „Will Dich vorerſt über die Schwelle gehn ſehn, Kind. Der Vater Geſtrengen könnte mir bös werden."

„Ei Muhme, ſind's doch nur drei Schritt — geh Du mit Gott."

„Nicht ſo dreiſt, Kind. Unglück lauert auf allen Wegen. 'S iſt oft nur ein Schritt zum Grabe,

und ein Schritt zum Verderben; und der Böſe geht mit einem Schritte weiter, als der Gerechte mit tauſend."

Wie Elsbeth darüber lachte, fuhr es der Muhme unheimlich durch die Gebeine; denn wer lacht zu ſolcher Stunde und an der Kirchenmauer!

„Geh Du mit Gott, ſag' ich, liebe Muhme Waldburg, wiederholte ſie, und laß mich gehn mit mir. Ich bin meines Vaters Kind, und der hier, ſprach ſie, auf den ſteinernen Roland weiſend, iſt meines Vaters Diener. So Einer mir in den Weg träte, ruf ich ihn zu Hülfe."

Das dünkte der Muhme wie eine Verſündigung, daß die ſtolze Jungfrau den Roland ihres Vaters Diener nannte. Unter dem Pelze ſchlug ſie ein Kreuz, und wandte dem Mägdlein und der ſteinernen Bildſäule zugleich den Rücken, denn es war ihr, als müſſe ſolche Herausforderung auf der Stelle geſtraft werden. Aber wer konnte mit Elsbeth zurecht kommen, die recht ſichtlich an der Säule ſtehen blieb, bis die Muhme um die Kirche verſchwunden war, damit es nicht ausſähe, als fürchte ſie ſich doch. Die Heidekin aber ſprach für ſich, als ſie wieder in die Gaſſe gekommen, wo es heller wurde, denn ſo lange ſie im Schatten der Kirche war,

ſprach und dachte ſie nichts, als das Ave Maria, das ſie zwiſchen ihren zitternden Lippen murmelte: „Haben wohl recht die Leute, wenn ſie ſagen, wer möchte in der Haut der Rathenows ſtecken! Denn, weiß der Himmel, in der Familie iſt doch was, man weiß nicht was, aber es iſt nicht wie bei andern Leuten. Mit dem Alten wird man nicht froh; ſieht doch ſein Geſicht aus, wie der Roland ſelbſt. Die Herren meinen, es wäre immer, als wollte er ihnen in die Seele ſchauen, und unſereins, wenn man das Glas an die Lippen thut, muß es nicht denken, man that was Unrechtes, wenn er drauf ſieht. Hat man ihn je geſehen bei 'ner Hochzeit, oder 'ner Taufe, daß er dem Feſte Ehre bringt? 'S iſt ſelbſt, wenn er trinkt, ſagt mein Schwager, als ob er ein Urtheil ſchöpft, damit's ja nicht zu viel oder zu wenig wird. Und die Mutter, gewiß es war eine liebe, fromme Frau, ich habe geweint, als ſie ſo jählings ſtarb, wie es rechtſchaffen iſt; aber es war doch auch etwas ſo in ihr — es war nicht ſo, wenn ſie bei uns ſaß, als wenn ſie recht zu uns gehörte. Man ſprach nicht von der Leber weg. Es war Einem, als müßte der Maler, der ſie conterfeite, um ihren Kopf einen goldnen Schein ſtreichen — und, den

lieben Heiligen alle Ehre, im Himmel und auf Erden, aber wer möchte mit ihnen unter den Balken ſitzen und ſprechen, wie Einem ums Herz iſt! — Die Elsbeth, nein, den Schein hat ſie nicht. 'S iſt meine liebe Pathe, und wer wollte dem Kinde was Böſes nachſagen! Aber Art ſchlägt nicht aus der Art. Als hätte ſie doch eine Schneiderelle verſchluckt. Und wenn ſie ſich auf den Hacken umdreht, und ſo über die Schultern ſieht — wo ſchaut mir Eine ſo aus, hüben und drüben! Es thäte mir in der Seele leid; aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Man erfährt mehr Böſes denn Gutes und der Krug geht ſo lange zu Waſſer bis er bricht. Ein Jeder iſt ſein ſelbſt größter Feind — ich hörte es wohl munkeln, und zu Falle kommen ſie auch, ja ganz gewiß. Ach Du Chriſtus Jeſus, es wäre doch ſchrecklich, wenn ich das noch erleben muß. Aber mit anſehen möcht' ich es doch, ob ſie dann noch den Kopf ſo hoch tragen, und ſich beſſer dünken als unſereins."

Davon hörte Elsbeth nichts, und ſie dachte noch weniger, daß die Muhme ſo etwas denken könnte. Denn ſo Jeder wüßte, was der Andere von ihm denkt, hätte wohl Niemand Freunde, und wir ſtänden Alle ſo allein und kalt in der Welt, als der

ſteinerne Roland, in deſſen Geſicht itzt die Jungfer blickte; und ſie ſchrak doch unwillkührlich zuſammen, denn es war ihr, als wären es des Vaters Züge, der ſie ſtreng und traurig anſah, wie es wohl unterweilen geſchah. Der Wind wehte über das Kirchendach und pfiff durch die Gewölbe, wo ihre Väter ſchliefen; vom Kopfe des Rolands fegte er den Schnee, der wie Silberlocken von eines Greiſes Haupt herabfiel. Ihr Herz pochte, und faſt wünſchte ſie, daß die Muhme noch bei ihr wäre, wie trotzig ſie auch eben die fortgewieſen. Alſo ſchlug ſie den Mantel enger um, und eilte an die Thür und griff nach dem Klopfer und ſchlug heftig an. Sie hätte was darum gegeben, daß ſie ſchon zwiſchen ihren Pfühlen lag, und wußte doch nicht, was es war, das ſie bang machte. Oben drehte ſich langſam eine Thür in ihren verroſteten Angeln, und die Muhme Gertraud huſtete, und langſam ſtieg ſie die Stiegen herab und ſang dabei ein traurig Liedlein. Da wurde Elsbeth faſt ungeduldig: „Kannſt Du denn nicht ſchneller machen, Muhme Gertraud? Mich friert."

„Zu ſeinem Unglück kommt Jeder früh genug", ſtöhnte die Muhme.

Elsbeth ſtampfte mit dem kleinen Fuße auf:

„Ei, was mußt von Unglück reden itzt! Ich bin müd und will zur Ruh.“

„Alles zu ſeiner Zeit, antwortete die hohle Stimme. Die zur Ruh möchten, läßt er warten, und die ihn nicht rufen, denen winkt er unverſehens um die Eck.“

„Wer? — O ſo ſchließ doch auf.“

„Der Tod! Der Tod! Der wartet nimmer, und läßt doch länger warten als die ſchläfrigſte Pförtnerin.“

Der ſchwere Schlüſſel knarrte in dem großen Schloſſe, und Elsbeth preßte ſich an die Thür; denn hinter ſich hörte ſie Geräuſch, und es war ihr, als fliege der Schatten eines Mannes über die Straße. Als ſie nun aber durch die kaum geöffnete Thür ſich haſtig drängen wollte, riß die Heftel die ihren Mantel zuſammenhielt, und er blieb draußen liegen, daß ſie die Thür nicht zuſchlagen konnte. Vor ihr ſtand mit der Lampe die alte Gertraud, ein Geſicht, wie der leibhafte Tod, der ſein bräutlich geſchmücktes Opfer angrinſt. So muſterte ſie die Jungfrau von Kopf bis Fuß.

„Was ſchauſt mich an, Muhme, als gehörte ich nicht ins Haus?“

„Pracht und Morgenglanz gehören auch nicht

in dies Haus", antwortete die Alte. Es war ihre Redeweiſe. Elsbeth erſchrak darüber nicht mehr.

„Schläft der Vater?"

„Wenn ihn auch die Rathsherrn ſchlafen laſſen; die Träume ſind nicht ſo gefällig."

„Du ſollſt nicht gegen meinen Vater ſprechen", ſprach Elsbeth.

„Wer unterſtände ſich's, gegen den Sohn des Matheus zu ſprechen! Nimm auf Deinen Mantel. Meines Mannes Mantel lag juſt eben ſo, als er niederkniete auf den Sandhaufen. Dann hing er ſich die Kette ab vom Hals, daß ſie nicht blutig würde — Herr Gott, wo iſt Deine Kette, Elsbeth?"

Elsbeth fühlte auf die Bruſt. Die Kette war fort. Sie warf den Mantel wieder hin; die Alte leuchtete. Vergebens taſtete ſie an Bruſt und Hals; ſie war losgeriſſen, ſpurlos fort: „Mutter Gottes, gebenedeite Jungfrau, meine Kette! Wo iſt meine Kette?"

Sie hob den Mantel in die Höh, umſonſt; ſie riß der Alten die Lampe aus der Hand, vergebens. Die Kette lag nicht auf Flur und Schwelle. Sie ſtieß die Thür auf, ſie tappte, fühlte: Alles vergebens.

„Eine ſchöne Kette, murmelte Gertraud, rothes,

feines Gold, aus Venedig, und Steine und Perlen aus dem Morgenland!"

„Ach Gott, ach Gott, die Kette, meine Kette!"

„Deines Vaters Kette! Ja ja — iſt ihm lieber als ſein Kind."

„Liebe Muhme Gertraud! Ach heilige Mutter Gottes!"

„Du wirſt ſie doch nicht verloren haben?"

„Nein, nein, ich habe ſie nicht verloren, gewiß nicht. Es iſt ſo dunkel."

„Und die Kette blinkte ſo hell. Ja ja, nach dem Tage kommt die Nacht. Sie geht ihm über Alles. Hat ſie keiner verſetzt Deiner Väter: wer weiß, was nun kommt. Der Herren Freundſchaft iſt eine Wetterfahne. Wer ſpürt heute, woher der Wind morgen bläſt und übermorgen?"

Elsbeth hörte nichts davon. Ohne Kälte und Schneeluft zu achten, rannte ſie hinaus; die Alte folgte ihr, die Hand vor der Lampe. Es ſuchte aber noch ein Dritter mit, und als die Jungfrau jetzt die Hände über den Kopf ſchlug und Gertrauds Hände faßte und ſprach: „Muhme! Muhme! Wer ſchafft mir meine Kette. Ach Gott, der Vater! Ich darf nicht ſo vor ihn!" da ſprach eine wohl-

bekannte Stimme: „Nun, der wird ſich auch noch finden.“

Es war Henning Müllner.

„Henning, biſt Du's! ſprach die Jungfrau. Ach, wie Du mich erſchreckt haſt.“ Sie reichte ihm die Hand, und drückte ſie. Das hätte ſie wohl auch jedem andern Bekannten gethan, der itzt ihr in der Noth erſchien. „Ach Henning, lieber guter Henning, weißt Du — ich habe die Kette verloren, die ſchöne Kette — Ach, Du kannſt mir nicht helfen.“

„Ein Schelm verſpricht mehr als er kann, ſagte Henning, aber ein Mann kann mehr als ein Schelm.“

Sie ſchluchzte bitterlich: „Ach, er hat ſie mir auf die Seele gebunden. Er wollte ſie mir nicht geben. Ich bat ihn, und ſtreichelte — bis er ſie gab. Ach Henning, es war recht unrecht von mir, ich kann ihm nicht wieder ins Auge ſehen. Lieber Henning, komm, ſuche mit mir.“

„Elsbeth! rief die Muhme mit aufgehobenem Finger, denn es hatte den Anſchein, als wolle die ungeſtüme Jungfrau an der Hand des Burſchen den ganzen langen Weg bis zum alten Rathhaus

zurückmachen. Elsbeth, Du weißt nicht, was Du sprichst."

„Ach Muhme, Du hast wohl recht, schluchzte das schöne Kind fort. Geh nur, Henning, leb wohl. Nein, geh nicht! Ach Gott, ich weiß nicht — Daß Dich der Vater nicht sieht."

„Ich will ja suchen gehn."

„Du wirst sie auch nicht finden."

„Wie Du nun wieder redest, Elsbeth", sprach Henning, und es klang empfindlich ernst. Und schien's, als ob in dem Augenblick wieder die Zeit, wo Beide Kinder waren, und nichts weiter, auftauchte, und die Verhältnisse hatten keine Schranken zwischen ihnen aufgethürmt. „Wenn Dir eine Taube fortflog, und Du weintest und hattest Dich gar unglücklich, habe ich sie Dir nicht immer wiedergebracht? Oder wenn Dir Einer einen Schabernack anthat, hab ich's sitzen lassen, hab ich's nicht immer raus gebracht, und ihn tüchtig abgestraft, wie er's verdiente? Wenn Du auch anders worden bist, ich bin's nicht. Und so gute Augen, wie Einer in der Stadt habe ich auch, um zu sehen, wo was zu sehen ist, und einen Arm, und eine Faust und Hände habe ich, um Dir noch immer Recht zu schaffen, wenn Dir Einer unrecht thut."

„Du lieber, guter Henning, ſei nicht bös!“

„Du kannſt nicht durch die Gaſſen laufen, Elsbeth. Bleib bei der Muhme, laß mich ſehn. In die Erde kann's nicht verſunken ſein, und wenn's eine unnütze Hand griff, Wetter noch mal, die ſollte lieber wünſchen, daß ſie brennendes Pech griff. Verlaß Dich drauf.“

„Henning! Henning! goldner Henning — wenn Du —“ ſie hielt die bittend gefalteten Hände in die Höh, und ihr Auge blickte ſo ſüß und dankbar, daß der Junge ſchon darum über ein Paar Mauern geklettert wäre.

„Was dann? — fragte er. Aber plötzlich, wie ſich ſelbſt unterbrechend und ſtrafend, ſchnellte er die Finger zuſammen. Pfui! Das war's nicht, man ſoll ſich nichts verſprechen laſſen, um zu thun, was recht iſt. Will Dich auch nicht bitten, daß Du wieder ſein ſollſt, wie Du ſonſt warſt. Denn biſt Du's nicht von freien Stücken, was hilft's Dir und mir. Aber — nun davon ſchweig ich — wo hatteſt Du zuletzt die Kette?“

Elsbeth ſenkte nachdenkend das Köpfchen: „Als ich den Mantel drinnen abnahm, da verhäkelte ſie ſich — dann beim Tanz mit Herrn Wilkin Hakeberg — ei freilich auch noch bei Tiſch — auch

noch wie Herr Dietrich — er ſagte, ſie blitze ihm ins Auge —"

„Freilich blitzte ſie, unterbrach Henning. Nicht Herrn Dietrich allein, den Frauen und Dirnen allen. Ach Elsbeth, ſo Du wüßteſt, was ſie von Dir ſprachen! Mir that's in der Seele weh —"

„Woher weißt Du's?"

„Die Stadt weiß es, und Du allein weißt's nicht. Das kommt aber davon, wenn man ſich mehr dünkt. So warſt Du ſonſt nicht — wo haſt Du's nur her? Elsbeth, ich möchte für Dich durchs Feuer gehn, und wenn ich nichts von hätte, aber wenn Du ſo hochmüthig auf die Hacken trittſt, und den Kopf über die Schultern wirfſt und Einen nur halbwegs anblickſt, und meinſt, es ſei doch noch grade gut — ſiehſt Du, dann — nein, das wollt' ich nicht ſagen. Aber Elsbeth, Du biſt mir ſo lieb, wie mein Augapfel, nein, noch mehr, und es ſchneidet mir ins Herz, wenn ſie mit den Fingern auf Dich zeigen, und von der hochmüthigen Jungfrau zuſcheln — Allerliebſte Elsbeth, wer ſich das unterſtände vor mir, ei ich wollte ihn ja — Aber Dir ins Herz es reden, das hab ich mir längſt vorgenommen. Du warſt immer ſtolz und wild, aber darum warſt Du mir um ſo lieber

Aber seit Du Bürgermeisterstochter bist, sage, um aller lieben Heiligen willen, bist Du darum was Besseres, als da Du eines ehrlichen Mannes Kind warst und einer ehrlichen Frauen Tochter? Anderwärts kann jeder ehrliche Bürger Bürgermeister werden, warum hier nicht? — Aber das ist's ja nicht, was ich sagen wollte. Liebe Elsbeth —"

Die Jungfrau hielt die Hand an die Augen.

„Weine nicht, Elsbeth, das Halsband schaff' ich Dir. Eh's morgen ist, hast Du's. Aber wer weiß, ob ich Dich morgen wiedersehe. Bist ja eine Bürgermeisterstochter, und wenn Du's hast, und der Vater wieder gut ist, so lachst Du mir ins Gesicht."

„Henning!"

„Ja ja, Du lachst. Aber lache nur. Der Junker Melchior, das sage ich Dir, der soll doch nicht lachen. So wahr ich Henning Mollner heiße, ob ich auch nur ein Raschmacher bin, und er ist ein Patricier. Ein schöner Patricier! Ein Brauer ist er, ein Krämersohn. Ich messe mich mit ihm alle Tage, und was Freunde anlangt, laß ihn seine rufen und ich meine — wer hat mehr?"

„Henning, Du hast Wein getrunken."

„Wein spricht wahr. Warum er Dich nicht

heimführen ſoll? Weil er Dich nicht liebt; weil Du zehn tauſend Mal zu gut biſt für ſolchen Melchior. Hat er Dich lieb, und kümmert er ſich um Dich? Weil Du Bürgermeiſterstochter biſt, weil die Alten es gekuppelt haben, weil ſie im Rath ihr Regiment zuſammennähen möchten, darum. Und was kriegteſt Du mit dem Melchior? Einen — pfui! Daß ich ihm einen Fußtritt gäbe, mit allen ſeinen Kiſten, Kaſten, Häuſern, Kähnen und Zaunpfählen. Den Melchior laß Du den Andern; da ſchaun genug nach ihm aus, Mütter und Töchter. Hacken möchten ſie auf Dich, — iſt's nicht zum lachen — neidiſch auf den Melchior! Elsbeth, hätte ich eine Lunge wie der Wind, wenn er von Spandow kommt, und Feuer in der Bruſt, ſo viel als in allen Kalköfen brennt, ich wollte ihn anblaſen. Ich haſſe ihn, Elsbeth, weil er Dich will. Eher ſollen ſie die Thurmſpitzen von Sanct Petrus und Sanct Nicolaus zuſammenbinden, als Dich und ihn —"

„Henning, lieber Henning, Du ſchüttelſt mich ja wie die Eva Schumm."

„Eva Schumm! rief Henning ſie los laſſend, und ſchlug ſich gegen die Stirn. Eva Schumm riß Dich an die Bruſt —"

„Woher weißt Du das?“

Henning ſprang in die Höhe: „Juchheißa, die Eva Schumm! — Morgen haſt Du es wieder. Wann darf ich an Dein Haus klopfen, und das Halsband bringen?“

„Ach lieber, lieber Henning, ich glaubte, Du wärſt raſend worden. Wann Du willſt; je eher, je beſſer.“

„Um Schlag ſechs wird das Haus der Rathenows Jedermann geöffnet, der ehrbar kommt, ſprach die Muhme. Die Tochter Johannis hat nichts auf der Straße zu ſuchen, wenn junge Burſche ſuchen gehen.“

Damit trieb ſie die Jungfrau über die Schwelle, die doch noch einmal nach dem tollen Jungen, der mit drei Sätzen um die Ecke war, ausſchaute, und in ihrem Köpfchen vielerlei Gedanken ins Haus mitnahm, das Gertraud nun hinter ihr zuſchlug; wer ihren Blick verſtand und was die Muhme murmelte, hätte gewußt, daß auch ſie dem kecken Burſchen, der des Bürgermeiſters Tochter ſo arge Dinge geſagt, mehr hold war, als es der ſtrengen Hüterin einer mutterloſen Jungfrau ziemt.

Wer Henning durch die öden Straßen fliegen ſah, hätte gemeint, er ſei ein Dieb, dem die Hä-

ſcher auf den Hacken ſind. Er aber blieb vor dem alten Rathhaus ſtehen, was Diebe nicht zu thun pflegen. Denn ſie ſcheuen das Haus, wo in alten Zeiten Gericht gehalten wurde, ehe ſie das neue Rathhaus auf der langen Brücke bauten, und noch hing damals, und es hängt bis auf den heutigen Tag, das Halseiſen am Pfeiler nach der Spandower Gaſſe zu, und die Herren ließen hier manchen Mann am Kaak ſtehen und auspeitſchen. Ueberdem, wer mochte ſtehlen in einem leeren Hauſe!

An der Schattenſeite gegenüber blieb Henning ſtehen, und ſchaute mit übergeſchlagenen Armen auf die Fenſter und maß die Höhe. Drinnen brannte kein Lämpchen mehr, und es war ſtill wie in einem Todtenhaus. Er ſchnalzte mit der Zunge und mochte mancherlei ſinnen. Dann murmelte er für ſich: „Morgen muß ſie's, alſo muß ich's noch heute haben. Sie ſchlafen Alle; weck ſie der Teufel. Und wenn ich den Teufel ſpielte, die Schlüſſel ſind an den Rathsherrn abgeliefert. Der würde ſie mir auch geben, und ich ihn bitten! Wo keine Treppe iſt, hilft eine Leiter, und wo die Schlüſſel nicht zuhaus, ſtößt man die Fenſter ein."

„Tollkopf! rief es hinter ihm, und Balzer Ber-

tin's Hand berührte unſanft ſeine Schulter. Haſt Du mich nicht außer Athem geſetzt. Wo ſteckteſt Du? Was ſprachſt Du mit der Bürgermeiſterstochter? Ich ſchnappte nur ein Paar Worte weg."

„Immer zu viel für Dich", murmelte Henning.

„Es wirkt, es zündet, Henning. Hätteſt Du gehört, was ich in allen Kneipen und Kellern. Es wird wirken, es wird einſchlagen. Die Herren ſind fuchswild auf ihn, und das verſtockte Volk fängt auch an einzuſehen, was Johannes ihm ſein kann. Nun ihn noch bearbeitet und — was willſt Du thun?" fragte Balzer erſtaunt, als Henning in den Winkel am Rathhaus ſprang, wo die Feuerleiter an die Wand gelehnt hing, und ſie aus den Haken losbaspelte.

„Ihn bearbeiten helfen."

„Junge, mit der Rathsleiter?"

„In der Noth gilt Alles."

„Zum Schatz ins Fenſter ſteigen?"

„Vielleicht."

Zu ſeinem großen Erſtaunen ſah er aber den Burſchen die Leiter an das Fenſter des Rathhauſes ſelbſt anlegen.

„Daß Dich — Henning! — Junge! Willſt

Du Dir ein Halsband holen? Der Rath ſpaße nicht."

„Getroffen, ich hole ein Halsband."

„Haſt es bequemer hier, antwortete Balzer Bontin, indem er auf den Kaak deutete, wo die eiſerne Halskette hing. Aber ich bitte Dich, ſprich —"

„Iſt nicht Zeit dazu", antwortete Henning, ſchon mit einem Fuß auf der Leiter.

„Ich mache Lärm —"

„Da müßteſt Du andere Lungen haben, um die Berliner zu wecken."

„Henning! Er hielt ihn am Fuß feſt. Gnade Gottes, willſt das beſte Spiel verderben?"

„Gewinnen, Balzer! Laß los."

„Still! Es kommen Leute. Ich will ſchweigen. Gilt es was, Henning, ich will Dir beiſtehn, treu beiſtehn, aber —"

„Du mir beiſtehn! Pack Dich zum Henker, und ſchrei, wenn Du Luſt haſt."

Damit ſtieß er den ungerufenen Helfer mit dem Fuße, daß die Leiter wankte und ſein Fuß frei wurde. Während Balzer zurückfuhr, war Henning mit der Schnelligkeit einer Katze oben, und das letzte, was Balzer hörte, war das Klirren der Scheiben, die Henning einſtieß. Dann machte er,

daß er davon kam, denn wirklich kamen um die Ecke Leute, und der Ruf: Diebe! Einbruch! ſchallte durch die Nacht.

Herr Balzer biß ſich in die Lippen, als er in Sicherheit war, und fuhr mit der Hand über die Schulter, wo Hennings Fuß ihn geſtoßen: „Der freundliche Druck bleibt Dir für Gelegenheit angeſchrieben! murmelte er. Indeſſen wenn er zu Schaden käme, jetzt, das wäre ſchlimm. Wo Klugheit zu Schanden geht, helfen Narren und Ochſen. Und wahrhaftig dieſer Burſch iſt von Knochen und Blut, um ein Geſpann zu Berge zu ziehen, auch wenn alle Patricier damit zu Thale führen. Und zudem ein Narr, ſetzte er hinzu, der breite Schultern hat, drauf man die Schuld ladet, wenn es ſchief geht. Aber das Glück ſitzt ihm im Genick."

Diesmal aber ging es ſchief. Denn wiewohl wir Alle wiſſen, oder doch vermuthen, weshalb die Feuerleiter in der ſpäten Nachtſtunde am alten Rathhaus angelehnt ſtand, weshalb die Scheiben eingeſtoßen, das Fenſter aufgedrückt, und Jemand eingeſtiegen war, ſo wußten es doch weder die Nachtwächter und Bürgerwachen, die herbeikamen, noch die Nachbaren, die die Scheiben klirren gehört, und die Köpfe zum Fenſter herausſteckten. Nun war aber das Ein-

fangen eines Diebes, zumal was die römischen Juriſten nennen in flagranti, die Deutſchen aber auf handhaftiger That, von je an ein höchſt ergötzlich Schauſpiel in Berlin, um das Jung und Alt aus den Häuſern, Läden und Kellern ſtürzte, und die Naſe aus den Fenſtern ſteckte, auch wenn der übrige Leib in einem Zuſtande war, wo man ſich ſonſt lieber verbirgt. Alſo wenn man auch ſonſt lieber ſchlief als wachte, dadurch ließ man ſich wecken, und es waren erſt wenig Minuten verſtrichen, ſeit die Erſten, die ankamen, die angelehnte Leiter entdeckten, als auch ſchon die halbe Straße voll ſtand, und die Nachtwächterhörner einen Lärm machten, davon die dieſſeits der Spree zur Hälfte aufwachen mußten, wenn auch keiner von denen, welche den Rauſch vom Bankett ausſchlafen mußten. Die Fenſter klirrten, und das gab ein Gefrage, ein Rufen, ein Geſchrei, davon die Hähne erweckt wurden, und ſtimmten in den Lärm mit ein.

Mit Spießen und Stöcken, mit Hellebarden und Keulen, in Nachtmützen und Hemden lief es und tobte zuſammen, und dieweil Einige ſich der Leiter bemächtigten, beſetzten Andere den Hof und die Hinterhäuſer, ja Einige ſah man mit Stangen auf den Nebendächern, daß der freche Dieb ja nicht

entlaufe. Nun ward auch Rath geſchafft, daß man die Schlüſſel bekam; Kellerwirth und Rathsknecht mußten heraus, die Thüren öffnen; ja ſelbſt auf den Thurm ſtiegen ſie, um zu läuten. „Fangt ihn, fangt ihn!“ ſchrie es. Andreas, der Rathsknecht, ſchwor, ſeit er denken könne, ſei ihm ſolche Frechheit noch nicht fürkommen. „Einzubrechen in das Rathhaus!“ — „Am Ende ſtehlen ſie den Rath ſelbſt fort!“ ſprach ein Anderer. „Das wäre noch nicht das Schlimmſte“, meinte ein Dritter; aber Alle meinten, für ſolche handhaftige That ſei keine Strafe arg genug; und Alle ſahen doch aus wie Dachshunde, die klaffend und ſcharrend, und mit offenen Rachen und hangender Zunge und glühenden Augen um das Loch ſtehen, daß der Dachs vorkommt.

Nur Einem, dem Baltzer Vortin, pochte das Herz, der doch nicht umhin gekonnt, wieder zurückzukehren; und er ſtand in ſeinen Mantel eingeſchlungen, wo das Volk am dichteſten drängte. Und als droben die Schlöſſer knarrten, und es rief: „Halt den Dieb!“ „Da iſt er!“ und plötzlich der das Fenſter aufriß, und wieder auf die Leiter wollte, und zurückfuhr, als er die Menge ſah, da mur-

melte er: „Schade doch um den Jungen!“ und bei sich dachte er: „Wie wird er's anfangen?“

„Laßt mich los, ich bin Henning Mollner!“ schrie es, und da sie ihn erkannten, war die Verwunderung und der Schreck noch größer.

„Henning Mollner! — Henning Mollner eingebrochen! — Henning im Rathhaus!“

Man sah es an den Mienen, daß er viel Freunde hatte; sie senkten und schüttelten die Köpfe, und es war so still, als es vorhin laut gewesen.

„Eingebrochen? rief er. Ihr guten Freunde und dummen Leute, wie sollte ich denn anders ins Haus, wenn die Thüren verschlossen sind, und die für die Stadt wachen sollen, schnarchen? Da seht mein Wamms, hier am Ellenbogen ist's zerrissen, und da am Knie die Hose. Wer bezahlt mir den Schneider, der's flickt. Etwa Die, die meinem Vater sein Lösegeld zahlten?“

Abermals schwieg es; da rief eine Stimme: „Henning, Du träumst.“

„Freilich träumte ich; und dankt Gott und meinem Heiligen, daß ich träumte, oder habt Ihr Lust, noch einmal das Interdict zu kosten, wie Eure Urgroßväter, als sie den Abt bei Sanct Marien todtschlugen? Wahrhaftig ich sage Euch, sie

hätten beſſer gethan, den Bernewern all ihr Bier auszuſaufen, als ihren Abt zu erſchlagen."

„Henning! was träumſt Du?"

„Was ich träumte! Dreimal, daß Gott erbarm, trat Sanct Nicolaus zu mir durchs Fenſter und an mein ſchlechtes Bett und rüttelte mich: Henning, wach auf! Zweimal drehte ich mich nach der Wand und ſprach: Es iſt nichts; aber beim dritten Mal rief er wie eine Trompete: Es iſt wohl etwas; ſteh auf und rette die Stadt! — Heiliger Sanct Nicolaus, ſprach ich, und rieb mir die Augen, dafür ſind die Herren vom Rath; ich bin nur ein ſchlechter Raſchmachergeſell, und halten mich nicht einmal gut genug, ein Fähnlein zu führen. — Die Herren vom Rath ſind all beſoffen, ſprach der Heilige, flugs auf, in die Kleider, Geſell! Meiner Kirche iſt ihr Schatz geſtohlen und liegt vergraben im Rathſaal, wo ſie geſchwelgt und gepraßt; eile, Henning, ehe der Hahn kräht, oder wehe, wehe dieſer Stadt, die ihr Beſtes verkommen läßt. — Kinder, wenn Ihr den Druck gefühlt, wie der Heilige mich faßte, ich war braun und blau, Ihr wärt auch aufgeſprungen —"

Alles war noch ſtiller als vorhin. „Und" — rief eine Stimme.

„Und ich gehorchte, denn war's nicht richtig, daß der Rath gezecht hat, und iſt's nicht richtig, daß er auf Schätzen ſitzt? Oder habt Ihr ſie hinter Euch? Alſo da Rathsherren und Knechte ſchnarchen, wer ſchließt mir die Thore und Thüren auf? Ich reibe mir die Augen, da flimmert es hier im Saale. Die Leiter ſchaukelt; bin ſchon auf manche Leiter geſtiegen, wo man mit Schädelbrechen zahlte: was hier nicht, wo's einen Schatz galt, und noch dazu 'nen theuren Kirchenſchatz?"

„Der Henning iſt im Traum ins Fenſter ſtiegen!" rief es, halb Scherz, halb Verwunderung, halb Unglauben.

„Haſt den Schatz gefunden?"

„Was werde ich nicht! Ein Heiliger wird doch nicht lügen! rief Henning, die Hände über den Kopf zuſammenſchlagend. Hätte ich nicht geträumt, da ſeht ſelbſt zu, was der Stadt für Beſcheerung drohte! Heiliger Nicolas, daß Du einen Raſchmachergeſellen zum Erretter Deines Propſtes in Berlin gewürdigt haſt, wo ſo viel reiche Familien und ſtolze Herren dir Altäre bauen!"

Ein dumpfer Schrei der Verwunderung von drinnen ſagte den draußen Stehenden, daß im Saale etwas gefunden ſei, was dort die Aufmerk-

ſamkeit von dem kecken Henning mit einem Male abgezogen hatte. Und ſo war es. Wer die Treppen hinauf konnte, mochte ſich davon überzeugen. Unter einem ſchweren, umgeſtürzten Tiſche zog man den ehrwürdigen Herrn Franz Steeger, Propſt von Berlin, hervor, der daſelbſt gelegen, ſeit die Herren und Frauen den Saal verlaſſen, und vielleicht noch früher, und hätte da wohl liegen können bis nächſten Mittag, und Niemand wußte davon; noch wußte er es ſelbſt. Der Propſt war ein runder freundlicher Mann, und Alle bedauerten ihn, und kreuzten und ſegneten ſich, was der Stadt für ein Unglück widerfahren können, wenn der heilige Nicolaus nicht dem Henning Mellner im Traume erſchienen wäre. Denn ſo ihn der Schlag gerührt unter dem umgeſtürzten Tiſche, hätte es unfehlbar von Brandenburg und Magdeburg, oder gar von Rom her, über Berlin geblitzt und gedonnert, die Glocken wären verſtummt und die Kirchen geſchloſſen, und es hätte Zeit und Geld gekoſtet, bis die Todten wieder mit Sang und Klang zur Erde beſtattet wären.

„So ſorgt unſer Rath für die Stadt!“ — „Das iſt der Herren Wirthſchaft, die ſich allein für weiſe halten, und regieren können“, ſo mur-

melte man beim Nachhausegehen. „Wenn der Henning nun nicht geweſen wäre?“ „Wo iſt Henning?“ Der aber war fort, noch ehe vier ſtarke Leute den ehrenwerthen Propſt Herrn Franz Steeger auf ihre Schultern luden, um ihn in die Propſtei zu tragen, in der Brüderſtraße, wo ſie auch noch lange pochen mußten, und faſt genöthigt waren, wie Henning eine Leiter zu holen, denn ſeine Haushälterin wollte nicht öffnen, und ſchalt noch überdies die Leute, die ſie aus dem Schlaf geweckt, und den armen Propſt noch ärger darum, daß er ihr Keifen und Schelten nicht hören konnte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

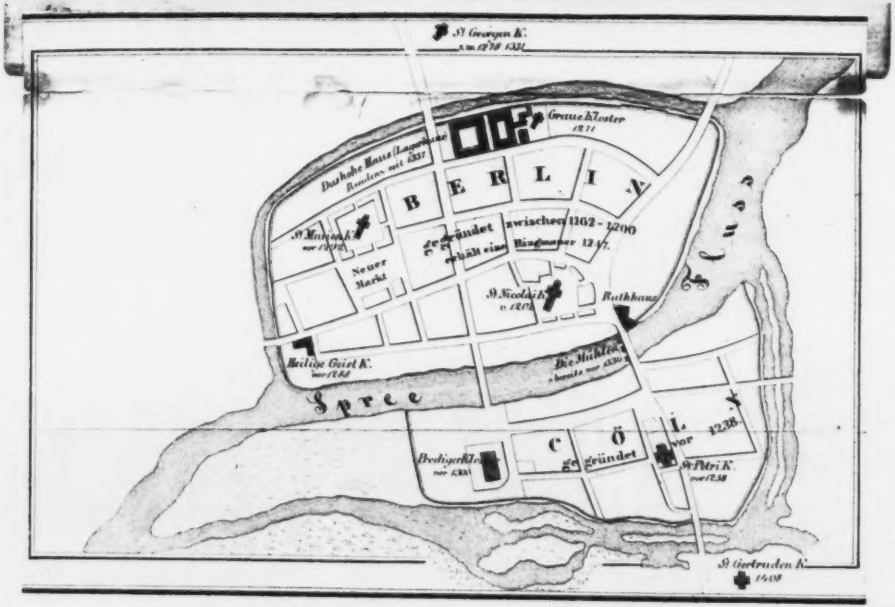

Berlin und Cöln unter Churfürst Friedrich I

1415-1440.

Der Roland von Berlin.

Zweiter Band.

Der

Roland von Berlin.

Von

W. Alexis.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Kapitel.

Nun vergingen wohl viele Tage in den Städten Berlin und Köln, wo es regnete und ſchneite; und was der Regen und Schnee naß gemacht, das trocknete der Wind wieder. Und ſo viel Tropfen und Flocken aus den Wolken fielen, ſo viel Worte wurden geſprochen und gezüſchelt in den Spinnſtuben und Küchen, beim brennenden Kienſpahn und wenn der Sonnenſtrahl auf die Gaſſen fiel, wo die Gewerksleute im Freien hämmerten und feilten, und über die Arbeit hin Rede pflogen von Stadt und gemeinem Weſen. Wenn aber alle Tropfen, die eine Regenwolke ausſchüttet, auf einen Fleck fielen, würden ſie den Boden aufwühlen, und die Häuſer würden ſinken; aber ſie fallen zerſtreut, und die Bächlein vertheilen ſich, und eins

rinnt hier und das andere dort hin. Also desgleichen ist es mit den Worten.

Wer es toben hörte in den Gewerksstuben, in den Läden und Kellern, hätte gemeint, es sei morgen um den Rath geschehen. Da wollten sie ihn steinigen und da zerreißen, da ihn austreiben und da seine Häuser über dem Kopf anstecken. Aber, wo der Sturm am lautesten, bläst er zum ehesten aus, und hinwiederum sind die stillsten Gewässer am tiefsten. So ward auch in den Hinterstübchen und den Winkeln der Keller des meisten Rath gepflogen, wo die Leute nur mit leiser Stimme sprachen und die Köpfe zusammensteckten.

Und wie die Zünfte untereinander verkehrten und tobten, so kochte es nicht minder unter den Geschlechtern. Es gab böse Zerwürfnisse bei jedem Mittagsschmaus, bei jedem Abendtrunk, und es war doch die Absicht gewesen, die Herren unter einen Hut zu bringen. Aber der Meister, der diesen Hut fertigte, war nicht in Berlin zu finden, und in Köln auch nicht, ob es doch der Biber, die ihre Felle hergaben zu den schönen Hüten, noch in unsern Landen gab. Die zusammen gekommen waren als Freunde, gingen auseinander als Feinde, und wer den Andern gelobt hatte vor den Uebrigen,

daß er ihm helfe durchsetzen, was er wollte, der konnte ihm nachher nicht Schlimmes genug nachreden und vor ihm warnen, wenn sie in einem Dinge nicht eines Sinnes geworden.

Also sprechen die Chroniken aus jener Zeit. Aber es geschah Vieles, wovon sie nicht sprechen, und noch Mehreres wurde gedacht, und dasjenige grade, was den Funken in den Zunder warf, daß gedenken sie gar nicht. Denn so ist es in der Welt, daß was einen großen Ausgang hat, einen kleinen Anfang nimmt, und die es mit ansehen, achten es nicht; und wenn man nachsucht, was denn die Ursach war von dem Großen, leben die nicht mehr, die davon Zeugen waren. Auch verschlingen die großen Ereignisse die kleinen Ursachen, wie denn, wenn ein Haus in Flammen steht, es zu spät ist, den Ofen nachzusehen, da das Feuer ausbrach, und den Funken zu finden, der durch die Kacheln fiel.

Es war jener Tag, von dem wir schrieben, ein wichtiger für Berlin. Aber wer glaubt's, es steht in den Chroniken nichts zu lesen, als daß die rothe Hanne gebrannt und die Salome gepeitscht wurde vor dem Thore, das nach Spandow führt. Nichts davon, wie der Bürgermeister, Herr Johannes Ra-

thenow, zum kölner Herrn Bartholomeus Schumm in die Brüderstraße ging und mit ihm verhandelte wegen der siebenundvierzig Schock Groschen, die er, auf sein Part, an den Henning Mellner zahlen wollte. Nichts auch steht davon geschrieben, wie er nachhause ging über den Platz an der langen Brücke, und auf den Mummenschanz stieß, und so arge Unbill erfuhr. Dies wohl hätte müssen niedergeschrieben werden; aber der Rath untersagte es dem Schreiber, aus den Ursachen, die wir nachher melden werden. Ebendesgleichen steht nichts da von dem Streit an der Bude des Meister Ferbitz, und wie Pawels Strobant ein Stein an den Kopf flog, daß er Wochen lang daniederlag. Und wer die Fremden gewesen, die dazumal auf dem Söller beim Bartscheer gesessen, es wußte es späterhin jedes Kind, aber in die Chronik kam es nicht; was wieder andern Grund hat. Auch haben sie nichts aufgeschrieben von dem Banket bei Thomas Wons, ob es doch da grade war, wo die Feindschaft gegen die Rathenows losbrach; noch auch von dem Streit zwischen des Bürgermeisters Tochter, der Elsbeth, und der Eva Schumm, der darum herkam, weil der Herr Dietrich Wons die Eine für die Andere genommen, und nachher Beide sitzen ließ, was nicht

recht war, aber zu entschuldigen war's doch, denn er hatte des süßen Weines zu viel getrunken.

Es trifft sich, sagen die Weisen, daß sie in der Geschichte der Welt, seit sie erschaffen ward, das aufzeichneten, was nichts ist, und das fortließen, was etwas ist. Und so war es in Berlin auch von je an. Denn wo steht zu lesen, wer es gebaut hat, und wer ihm Stadtrechte verlieh, und noch Vieles mehr, was zu wissen noth thäte, woraus Irrungen allerlei Art entsprungen sind? Aber wenn die Herren Alles zugelassen hätten zu schreiben, was wahr ist und wirklich geschehen, was bekämen die zu lesen, die nachher kamen! Zumal von jenem Tage. Denn wo fand man Morgens die meisten Herren vom Rathe und die ehrsamen Aeltermänner, die so froh gewesen und sich gütlich gethan bei Herrn Thomas Wyns? Wie sahen sie Alle bleich aus und stieräugig, und regten sich nicht im Bett, und ihre Ehefrauen mußten ihnen dünne Suppen kochen von der Kamille, die auf dem Felde wächst; die tranken sie, und wie manchen mußte der Feldscheer bluten lassen! Aber wie viele fand man gar nicht im Bett, vielmehr da, wo kein Rathmann hingehört. — — Wenn solches in der Chronik geschrieben stände, was möchten die Spötter, die nach uns kommen,

von der Ehrbarkeit denken, die doch gewiß hier zuhauſe war wie in einer deutſchen Stadt; und konnte ein guter Bürger ſich mit jedem wo anders her meſſen, was ein rechtſchaffenes Trinken war, und vertrug auch wohl noch mehr.

In der Rathsſitzung am andern Tag ſah es gar traurig aus, wie wir noch vermelden werden; und wie Viele fehlten da! Die Frauen der Herren die konnten ſich nun gar nicht zufrieden geben. Das war ein Laufen und Beſuchen, und hinterm Ofen ward gezüſchelt, und wenn ſie gingen, auf dem Flur, und die halbe Treppe hinunter! Die Hände ſchlugen ſie über den Kopf und entſetzten ſich, und doch waren Manche recht froh; daß Eine und die Andere das Geſicht ſchelmiſch verzog, wenn ſie von dem und jenem erzählen konnte, wie er gefunden worden, und wie ſie ihn nachhauſe gebracht, das wird von glaubhaften Zeugen auch als gewiß verſichert.

Und es waren auf beiden Seiten der Spree wenige Frauen, welche nicht die Elsbeth Rathenow um ihren Hochmuth ſchalten, und unter den Männern waren noch weniger, welche nicht ſchlimm redeten von ihrem Vater Johannes, und es ward Alles wieder hervorgebracht, was die Geſchlechter

und die Städte gegen die Rathenews hatten. Ihre Freunde mußten ſchweigen, zumal da es aus den Barbierſtuben verlautete, es ſei nicht weit her mit ſeinem Krankſein, was vorſchützend er nicht zu Herrn Thomas Wyns, auf deſſen Abendſchmaus, gekommen war. Und Alle meinten, Herr Wyns ſei ſchwer gekränkt, und dürfe es nimmer vergeſſen. Es verlautete auch, daß als am nächſten Morgen der Bürgermeiſter einen Vertrauten nach Köln in die Brüderſtraße geſchickt, der an Herrn Bartholomeus Schumm's Hauſe anklopfen ſollen, der ehrenwerthe Bürger mit der Nachtmütze auf dem Kopf ſelbſt zum Fenſter hinausgeblickt habe, und gerufen: „Der Bartholomeus Schumm iſt nicht zuhaus für Seine Wohlweisheit und was ihm anhängt.“ Darauf ſchlug er lärmend das Fenſter zu. Es hatten es Nachbarn mit eignen Augen geſehen und gehört; und wiewohl Einige des Dafürhaltens waren, in Herrn Bartholomei Kopf habe wohl noch der Wein von geſtern geſpukt, nahmen es doch Andere für etwas ganz Anderes hin, und es waren ihrer Viele, die ſich darüber freuten. Und ſo ſehr beſchäftigte ſie das, daß in den nächſten Rathsſitzungen der Schreiber und Syndicus die Geſchäfte faſt allein abthun mußten. So wenig paßten die Raths-

herren auf, und die immer ſo laut waren, und Keiner dem Andern das Wort gönnten, mußten aufgerufen werden, daß ſie ihre Stimmen abgäben; denn es hatte jeder mit ſeinem Nachbar zu ſprechen. Und in dieſen Tagen hätten die Gemeinen auf offener Gaſſe Rath pflegen mögen zum Untergang der Obrigkeit; es wäre ihnen nicht beſſer Zeit und Gelegenheit kommen. Auch ſchickte Kurfürſt Friedrich der Andere grad itzt eine Botſchaft an den Rath beider Städte durch des Landshauptmanns erſten Schreiber, des Inhalts, daß er wiſſen wolle, was es ſei, das ſo viel Lärm mache in den Städten, wovon viel Gerede ſei im Lande, und Keiner könne doch Rede ſtehen, was es ſei. Alſo ſollten ſie Rede und Antwort darüber geben, die Aeltermänner und Bürgermeiſter dem Landesherrn, wie es recht und ſchicklich iſt. Aber auf die rechte Antwort hätte der gnädige Kurfürſt lange warten können, wenn er nicht ohnedem beſſer gewußt, wie es ſtand. Denn die Herren vom Rathe ließen das Schreiben auf dem Tiſche ruhen, und was ſie durch ihren Schreiber dagegen vermeldeten, das war eben auch nur, wie man Worte ſchreibt, wo Jeder draus leſen mag, was er Luſt hat.

Schreiben ganz anderer Art wurden hingegen

gewechſelt zwiſchen dem Rath und dem Bürgermeiſter; denn dieſer kam nicht ins Haus auf der langen Brücken. Am erſten Tage, weil er noch krank ſei, wie er vermelden ließ, oder, wie die ihm übel wollten vermeinten, weil er ſich krank ſtelle. Darauf aber, weil ſie ihm nicht gebührlich geſchrieben hätten. Und er ſchrieb wieder, was den Rath ſehr erzürnte. Das waren andere Briefe, als der an den Kurfürſten; darin hatte jedes Wort einen Sinn, und jedes Kind wußte, was für einen, und noch mehr ſtand daneben zu leſen, wer's wollte. Und weil das Schreiben dazumal eine ſaure Arbeit war, ſo ließen ſie's beim Mündlichen bewenden, und ließen ſich ſo arge Dinge einander ſagen, daß, die es überbrachten, kaum ſich getrauten, es auszuſprechen.

Doch das geſchah freilich erſt ſpäter, und im Gefolge von dem, was wir noch zu erzählen haben; denn der Aergerniſſe gab es dazumal ſo viele, daß man nicht weiß, wo man anfangen und wo man enden ſoll.

Wer aber an dem Morgen nach dem bunten Tag den Henning Mollner aus des Bürgermeiſters Haus kommen geſehn, hätte den jungen Fant kaum wieder erkannt. So glühte ihm die Stirn, und die Augen leuchteten vor Freude, und wie viel Licht

ſie auch ſtrahlten, er ſah doch nur vor ſich hin und die nicht, die nur um einen halben Schritt von ihm ſtanden, und ihn erkannten, eh er doch vermeinte, bis über die Ohren ſich in den Mantel verhüllt zu haben. Aber es iſt mit der Liebe wie mit dem Feuer, es ſchlägt überall durch und verräth ſich ſelbſt.

Aber zuvor geſchah noch Manches in dem Hauſe, was wohl nöthig iſt zur Verſtändigung des Folgenden, daß man es in Worte faßt, wenn überhaupt ſolcherlei ſich in Worte faſſen läßt, was wie Träume und loſe Gedanken um das Hirn gaukelt. Es hält ſchwer, daß der Maler auf die Leinwand bringt den Rauch, der in allerhand Figuren aufkräuſelt, und dann iſt er fort, man weiß nicht wohin; und ſo hält es ſchwer auch für den, der der Feder mächtig, dergleichen in Wort und Rede zu bringen. Unſere Väter thaten es nicht, weil dazumal das Papier theuer war, und ſie Siegel drückten unter alles Geſchriebene, zum Zeichen daß es wahr ſei, und Zeugen mußten es beſchwören. Aber itzo, wo das Papier wohlfeil, und man kein Siegel mehr drunter drückt, ſchreibt man auch ſolches nieder, was Keiner beſchwört.

Die Jungfrau Elsbeth kannte in der Nacht

kein Auge zuthun, und wenn ſie es verſuchte, ach was für erſchreckliche Geſtalten traten dann auf das Kind zu, und ängſteten ſie. Mehr als einmal war es ihr Vater, der durch die Thüre kam, und an ihr Bette, und ſie aufrüttelte und nach der Kette fragte. Dann zog ſie den Kopf unter die Decke, und ſchwitzte, daß ſie faſt erſtickte, und doch klappten ihre Zähne. Nun hielt ſie's nicht mehr aus; ſie ſprang auf und warf ſich in die Kleider und dann nieder vor dem Marienbilde, das in der Blende hing. Inbrünſtig mit gefalteten Händen betete ſie, und bat die heilige Jungfrau, daß ſie auf ſie niederſchaue, und ihr bitteres Leid ſehe und — ihr die Kette wiederbringe. Nein, das trauete ſie ſich nicht zu beten; wie ſollte die hochheilige Mutter Gottes ſich ſelber bemühen um ein Stück eitlen Schmuckes! Sie bat wieder um Verzeihung, daß ein ſolch eitler Gedanke in ihr aufgeſtiegen. Aber den Henning Mollner ſolle ſie ihr ſchicken, daß der die Kette ſuche, daß ſie deſſen Augen erleuchte, und ihn zum rechten führe. Ja, ja, ſie möge bei dem Henning ſein, bei dem lieben, guten Henning, er verdiene wohl den hochheilig mütterlichen Schutz, er ſei ſo grundgut von Herzen, wenn er auch ein bischen wild und auffahrend wäre, und

wenn auch nur eines Raſchmachers Sohn, ſo möchten doch Viele in den Geſchlechtern wünſchen, daß ihre Söhne auch ſo geriethen. Da erſchöpfte ſie ſich in Lob und drückte die Hände ſo feſt, und die Jungfrau mußte es wohl glauben, weil ſie ſo eifrig bat; denn als Elsbeth die Augen aufſchlug, lächelte die Königin auf eine Art, daß die Jungfrau faſt erſchrak. Hatte ſie doch vielleicht zu viel gebeten und zu viel des Lobes geſagt. Mehr wenigſtens, als ihr Vater oder irgend Einer ſonſt hören durfte. Aber wenn die Jungfrau Maria dem Henning helfen ſollte, mußte ſie doch das Beſte von ihm wiſſen; und wenn es auch zu viel des Guten war, ſo ein kleiner Betrug war ja wohl erlaubt, wo es galt, ihren guten Vater zufrieden ſtellen.

Ach, die Nacht war ſo lang. Die Hähne wollten noch nicht krähen. Die Katzen auf den Dächern miauten abſcheulich; es klang ihr, als wenn die Eva Schumm mit hundert Stimmen ſie auslache. Und dann ſprang ſie auf ſie los, und riß ſie an der Bruſt, und ſchüttelte ſie. Sie hatte itzt, wie geſtern Abend, keine Macht die giftige Kleine zurückzuſtoßen. War es das Schuldbewußtſein? — Aber es war ja nicht deswegen, weil ſie über den alten Herrn Bartholomeus gelacht, daß

die Eva ſie an der Bruſt gefaßt; es war ja nur der verhaltene Aerger über die widerfahrene Kränkung, was das Mädchen außer ſich gebracht. Weil ſie nicht die Schönſte war, ſondern Elsbeth, weil nicht ſie gemeint war von Herrn Dietrich Wyns, ſondern Elsbeth, weil Herr Dietrich ſie ſtehn gelaſſen, und mit Elsbeth abgetanzt war, weil das Gelächter ihr gegolten, um deshalb war ſie wie eine Katze an ihre Bruſt geſprungen. Und der Stolz hob ſich in Elsbeths Bruſt; ſie ward wieder um einen Zoll größer, obgleich es Nacht war und Keiner es ſah. „Ich bin doch die Schönſte", flüſterte es in der ſtillen Kammer. Da flammte das kleine Lämpchen unter dem Muttergottesbilde durch eine Zugluft, die es traf, hoch auf, und ſie ſah einen Blick der Heiligen, — war er ſo ernſt, oder ſo zornig, oder was war er? — Er ging ihr durch Mark und Bein, und ſie ſtürzte auf ihre Kniee, und umfaßte ſie mit den Armen und drückte den Kopf hinein.

Ein heftiges Klingeln, das ſich wiederholte, weckte ſie auf. Es war ſo heftig, daß die kleinen Bilder an der Wand zitterten. Ihr war, als ob es Feuer riefe, und doch ſtand ſie noch, wie gelähmt und zitternd, als itzt die Thür aufging und

die Muhme hinein rief: „Iſt das ein Kind, das noch zaudert, wenn der Vater ſtirbt!"

„Der Vater ſtirbt!" Nun waren die böſen Geſpenſter fort. Sie ſtürzte hinaus und die Treppe hinunter, der Muhme nach, die ſchon vorauf im Zimmer war, und das ganze Haus war auch wach, und die Diener und Mägde rannten und liefen. In ſeinem Zimmer ſtand Herr Johannes Rathenow, an den Tiſch gelehnt. Er war halb angezogen und in ſeinem Pelze, daß man ſah, wie er die Nacht nicht im Bett gelegen haben mochte. Sein Geſicht war blaß und wie verſtört, und es war augenſcheinlich, daß er ſeine Kräfte wieder ſammelte, und wie erwachend aus einem ſchweren Traume, die Gegenſtände umher anſah, um deß gewiß zu werden, daß er wache: „Es iſt nichts, mein liebes Kind, ſprach er, als Elsbeth ſich ihm zu Füßen geworfen, und er hob ſie zu ſich auf; es iſt nichts, mein Kind. Sei ruhig. Sie gehen ſchon fort." Er winkte den Dienſtleuten, befahl, daß ſie ſich ſtille hielten, und ſank in den Armſeſſel. Elsbeth nahm Platz auf dem Bänklein zu ſeinen Füßen, derweil die Muhme über der Lehne hockte.

„Er athmet wieder frei. Gott ſei's gedankt!" ſprach Elsbeth.

Der Bürgermeiſter ſtrich über die Stirn des Töchterchens, und ſeine Augen wurden klarer, die Runzeln ſeiner Stirn glätteten ſich, als er in den lieblichen Zügen las, und wie ſie voll zärtlicher Beſorgniß ſein wartete, und den Pelz um ſeine Lenden ſchlug.

„Ich habe doch noch Dich, ſagte er. Du wirſt mich nicht verlaſſen.“

„Nimmermehr, Vater, lieber Vater, was denkſt Du! Du warſt in einem böſen Traume.“

„War das ein Traum! — Der alte Mann ſtierte wieder vor ſich in die Luft. Dann war's ein böſer Traum, Elsbeth. Sie fielen da Alle von mir ab, ſie verließen mich Alle. Sie ſtarben und welkten hin, wie dürre Zweige; der Wind bricht ſie, und ich ſtand allein.“

„Du ſollſt, Du wirſt nicht allein ſtehen“, liebkoſte Elsbeth.

„Wir ſind Alle große Sünder vor ihm, der ohne Sünden zum Vater ins Himmelreich ging. Aber was habe denn ich ſchwerer geſündigt als die Andern —“

„O Du biſt der beſte Vater, und der beſte Chriſt, unterbrach ihn die Tochter, und reiner wie Du geht Keiner in dieſer Stadt zum Beichtſtuhl.“

Es zückte häßlich über Muhme Gertrauds Lippen, aber ſie ſchwieg.

„Ja rein, das kann ich mir ſagen, rein von böſem Willen, rein in guten Gedanken und Vorſätzen! ſo ſprach der Bürgermeiſter und erhob ſich wieder, und ſchritt langſam das Zimmer auf und ab. — Ich ſtehe Jedem Rede und Antwort wer ſie von mir fordert."

„Auch den böſen Geiſtern?" murmelte die Muhme.

„Zur Stadt Beſtem habe ich gelebt. Was an mir, habe ich die Zucht gefördert und alte Sitte aufrecht erhalten. Es koſtete mich etwas —"

„Blut von Deinem Blut!" rief die Alte; ſie hielt die Stimme nicht mehr zurück.

„Blut von meinem Blut, wiederholte der Bürgermeiſter, indem ein ernſter, voller Blick ſie traf; doch lag nichts von Zorn darin. Ehre und Preis meinem Vater Matheus; und wann die harte Stunde käme, lieber Vater, ſo Du erlebt, und nicht gebangt, Dein Sohn Johannes, ſo vertrau ich zu Gott, würde auch nicht bangen, und ſtandhaft ſein, und ſprechen, als Du gethan."

„Höre ihn nicht, heiliger Nicolaus, höre ihn

nicht, heiliger Petrus! Er möchte ſein Kind unters Nichtbeil legen", ſo ſtöhnte die Alte.

„Um Jeſu willen, lieber Vater, was iſt geſchehen! Was mußt noch ſo grauſam ſprechen? War's doch gewiß nur ein Alp. Du ſiehſt, es ſteht Alles wie ſonſt und iſt nichts vorfallen."

„Nichts?" fragte er mit einem finſtern Blick auf die Maid, daß ſie die Augen ſenkte, und ſie glaubte, er wiſſe Alles; ſeine Gedanken waren aber anderswo.

„Sie waren Alle freundlich gegen mich, und ſprachen mir zu, und erkundigten ſich viel, wie es Dir ginge?"

„Und hörteſt Du, was ſie hinter Deinem Rücken ſprachen! — Ach Du liebes Kind, wie gern ließ ich Dich bei Deinen Spielen, und Du brauchteſt nichts zu wiſſen, wie die Welt im Argen ſpielt. Aber ſo ſoll's nicht ſein. — Sie fragten meinen Vater Matheus, warum er niemals lache? Wer kann lachen, ſo er ſieht, daß die Gerechtigkeit der Welt ein Aergerniß iſt! Ich kann auch nicht lachen; deß ärgere ich ſie. Ein Dorn bin ich ihnen im Auge. Meinen die Herren, die feinen Herren, ich ſolle mich mäßigen. Wäre von mir nicht klug geweſen, den Thoren zu ſagen, daß ſie Thoren, den Schur-

ken, daß ſie Schurken ſind. Ließen mir geſtern Etliche ſagen: hätte mich nicht einmiſchen ſollen, was mich nichts anging, bedenken die Aufregung und mein Auge zudrücken. — Wozu haben ſie mich zum Bürgermeiſter gekührt? Um zu ſchlafen, oder um zu wachen? So lang ich's bin, will ich mein Aug' aufthun."

Und er riß es auf, und that Schritte durchs Gemach, daß den Frauen bange ward.

„Lieber Vater, ſie werden's auch noch einſehen, wie gut Du biſt und gerecht."

„Wollen den Schimpf, den das Volk mir anthat, nicht auf ſich nehmen, fuhr er fort. Aber ich will ihnen ins Geſicht ſehen, zu ihnen reden will ich ein gut berliniſch Wort. Möchten mich aus dem Rath haben, weil mein Rath herbe klingt. Aber die Rathenows ſind einmal geborne Herren vom Rathe, und läßt der Rath aus ihrem Namen ſich nicht ſchneiden, ohne daß der Name wie ein Schild in Stücke fällt, das man überm Grabe zerbricht."

Als der Herr ſo immer heftiger wurde, winkten die Muhme und die Tochter ſich zu, wie ſie es machten, daß ſie ihn beſchwichtigten; denn ſie kannten ſeine Art. Es war nimmer gut, wenn er ſich

in Zorn redete. Da reichte ihm Gertraud ein kühles Tränklein, das ſie bereitet, und Elsbeth mit ſüßen Schmeichelworten hing ſich an ſeinen Arm, bis er wieder auf dem Ruhebette ſaß; und ſie ſagte ihm, das Rathhaus ſei auf der langen Brücken, und dort ſäßen die Herren mit den Bärten und Ketten; hier aber ſei ihres lieben Vaters Haus, wo der Vater mit ſeiner Tochter freundlich zuſpräche.

Wie er ſie ſo lieblich ſprechen hörte, heiterte ſich wohl ſein finſteres Geſicht auf, und die böſen Geiſter mochten von ihm weichen. Doch aber ſuchte ſein Auge noch rings umher, und er hieß mehr Lichter anzünden, als wolle er ſich gewiß überzeugen, daß dem ſo ſei, wie die Tochter ſagte.

Wie es nun ganz hell war, nickte er mit dem Kopfe und hielt die Hand auf dem Scheitel der lieben Tochter:

„Es war nur ein Traum, und Gott ſei dafür gelobt. Da ſaßen ſie an den Wänden und richteten, und ich, ich ſtand vor ihnen, und mußte Rede und Antwort geben. Ich, der ich im Recht war, und ſie im Unrecht! — Wer die Richter waren? fuhr er wie ſinnend fort. Ich kannte ſie nicht, und doch ſollte ich ſie kennen. Auf hohen Lederſeſſeln um den grünen Tiſch ſaßen ſie, und forder-

ten mein Recht mir ab. Wie ein Wandersmann die Kleider auszieht, wenn Räuber auf der Straße ihn anfallen, Stück für Stück mußte ich Alles herausgeben. Und jedesmal rief der hohe Mann oben an der Tafel: „Von Rechtswegen!“ und sie Alle nickten dazu. Der Erzähler hielt sich die Stirn — Von Rechtswegen! Wer kann mir von Rechtswegen mein Haus nehmen, meinen Hof, meine Felder! — Ich schwor, ich hob die Hand, zu Gott und allen Heiligen, daß das mein sei. Wer schwört dagegen? Es konnte es Keiner. Und das Gericht! Vor Gottes offener Sonne gehegt, und Fahnen mit Adlern rauschten in der Luft, und Herolde bliesen, und Ritter und Herren saßen darum; und das Volk sprach Amen und pries den hohen Herrn um den gerechten Spruch.“ Er hielt erschöpft inne.

„Hast vielleicht, weil Du krank warst, nicht Dein Abendgebet gesprochen vorm Einschlafen, bemerkte Elsbeth. Da haben die bösen Mächte Gewalt über die Seele, sagt der Pater Cyriak, und schicken arge Gedanken, die den Menschen versuchen.“

„Versuchen! sagte der Alte nachdenklich, und rieb die Stirn: „„Meinst Du denn, daß Dein Recht ewig ist? Ewig sind nur die Sterne!““ sprach der

Richter. — Aber mein Recht, Herr! mein Recht iſt ewig. Da legte er die Hand auf meine Schulter, und ich ward Staub."

Der erſte Hahn draußen krähte. Herrn Johannes überfuhr es fröſtelnd: „Führe mich zum Bett, mein Kind. Will verſuchen den Schlaf nachzuholen, den mir der böſe Traum kürzte. Und kommt er wieder — er blieb wie vorhin ſtehen, mit den weſenloſen Bildern verkehrend — und ſpricht wieder — antworten will ich ihm —"

„Ewig iſt Gott allein, fiel die Muhme ein, und unſere Sünde, die er von uns nehmen wollte, und ſtarb für uns den Tod der Sünder."

„Amen!" ſprach der Bürgermeiſter.

„Sonſt iſt nichts ewig, Johannes."

Es trat eine lange Pauſe ein. Der kranke Mann ſammelte ſeine Erinnerungen. Er ſuchte nach freudigen; die trüben mußten immer wiederkommen, die böſen Nachtbilder wollten nicht weichen. Die beiden Weiber ſaßen bang und ſchweigend, dieweil der Kranke phantaſirte, ſtill vor ſich hin. Da ſchrie er plötzlich auf, und richtete ſich in die Höhe, und ſtreckte die Arme flehend aus.

„Die Kette iſt mein, hoher Herr! Alles — nur die Kette nicht. Die Stadt — was ſoll ich ſpre-

chen, wenn die Stadt die Kette fordert — Kaiser Karl — der große Kaiser — Herr, es ist nicht recht, ein Herr nimmt nicht, was der andere gab?"

Sie weckten ihn, und er strich den Schweiß von der Stirn, und sah sich wieder um, und fühlte auf der Brust. Da rief er, daß man ihm seine Kette bringe. Gertraud ging an den Schrank von Ebenholz, und brachte die schwere güldene Kette mit dem Schilde daran. Er hielt sie vor sich und ließ die Ringe durch die Hand spielen.

„Die Kette gehört der Stadt. Sie gibt sie mir, und nimmt sie wieder. Die ist auch ewig. Und mögen sie alle Jahre ihren Bürgermeister auf den Gottesacker tragen, der Bürgermeister stirbt nicht. — Aber gib mir meine Kette, Elsbeth."

Elsbeth und die Muhme blickten sich an.

„Die ist mein, fuhr der Vater wild umschauend fort. Kein Herr und Fürst, auch Kaiser und Reich nicht, können mir die nehmen. Und war's ein alberner dummer Traum, daß ich auch die hergeben sollte. Denn wo in der Christenheit ist ein Gericht, das mir abspricht, was mein ist? Die Kette, Elsbeth! Wenn ich sie sehe und mit den Händen fühle, werde ich wieder wach und gesund sein; gewiß, liebes Kind."

Elsbeth ſchlug die Augen nieder. Ein ängſtlicher Blick fiel auf die Muhme. Frau Gertraud ſprach:

„Ei, Johannes, kaum mit Gottes Gnaden und der lieben Heiligen Beiſtand geſundet, und Du verlangſt ſchon nach eitlem Schmuck. Weil Du an glitzerndes Gold dachteſt, als Du einſchliefeſt, beſchlichen Dich die böſen Geiſter, und ſandten den Traum. Schlage die Gedanken aus dem Sinn und lege Dich mit einem frommen Gebet aufs Ohr.“

„Ich verlange nicht nach eitlem Schmuck, ſprach Herr Johannes. Was mein iſt, will ich. Das iſt kein böſer Gedanke vor dem Herrn und ſeinen Heiligen. Was mein iſt, will ich anſchaun, will es anfaſſen und um mich fühlen. Deß hab ich ein Recht. Um ſein Recht ward noch Keiner verdammt, aber um ſein Unrecht.“

„Und wenn Du ſchlafen gehſt den Schlaf Deiner Väter, nimmſt Du mit Dir, Johannes, Deinen Hof, der Dein iſt, Deine Häuſer, die Dein ſind, oder Dein Geſchmeide, das Dein war? Sie bleiben oben zurück, und Du hüteſt ſie nicht, daß ſie nicht aus Hand in Hand gehen, wie der will, der nach Dir ihr Herr iſt. Oder Dein Recht, Johan-

nes, und wär's von Kaiser und Reich verbrieft, und es hingen drei Siegel daran in Schnüren und Bullen von Cedernholz, nimmſt Du es mit Dir, und kannſt es weiſen am Thor des Himmels, daß Du herein kannſt: Der am Thore ſteht mit dem Schlüſſel, wird Dir zurufen: Dein Recht iſt von der Erden, das gilt hier nimmer. Hier iſt ein ander Recht und das Löſewort, das die Thore öffnet, heißt Gnade. — Laß doch die Kette ruhen, Herr Johannes. Die Kette ſind lauter Ringe von eitlem Gold, und jeder Ring bindet Dich feſter an die Erde, davon Du doch mußt."

„Wie der Herr will, der da ſpricht: Bis hier und nicht weiter, entgegnete der Bürgermeiſter. Aber bis er das ſpricht, bin ich Herr über das, was mein iſt. Die Kette, Elsbeth!"

Elsbeth war aufgeſtanden, aber ſie zitterte; und brachte, was ſie antwortete, nur ſtotternd vor: „Ach lieber Vater, hätteſt Du geſehen, wie ſie Augen machten zu dem ſchönen Halsband — ſie ſagten, es blende ihnen das Aug."

„Deine Urgroßmutter blendete es auch, ſprach der Vater. Kaiſer Karl trug die Kette um ſeinen Hals. Da ſagen ſie, der Kaiſer erlaubte ſich, was nicht des Kaiſers Recht iſt. Seine Sitten waren

aus der Fremde. Meine Großmutter ſtrafte ihn, wie eine ſittige Frau. Und es traf ſich, daß ſie ihm die Kette von der Bruſt riß. Sie erſchrak auch nicht, als der Kaiſer ſie anfuhr: Weib, Du vergriffſt Dich an des Kaiſers Recht. „Das iſt mein Recht, Herr Kaiſer, ſprach ſie trotzig, es iſt Frauen Recht.“ Kaiſer Karl lachte, wie er ſie ſo zornig ſah, die Kette in der Hand, und ſprach: Nun wohlan, wenn das Dein Recht iſt, ſo behalte es und hüte es, und zum Andenken an die muthige Bürgerin, die vor einem Kaiſer ihr Recht ſchützte, bleibe und erbe es in Deiner Familie fort. — Und ſo hielten wir's. Gib mir das Band zurück, daß ich's verſchließe.“

„Gleich, lieber Vater — Morgen, wenn es Tag iſt. Die Steine ſind von dem Kerzendampf angelaufen, ich will ſie abreiben und putzen, daß ſie rein werden.“

„Die Kette, Elsbeth!“ rief Herr Johannes und richtete ſich auf, und die Muhme winkte ihr zu gehen, ehe der Verdacht, der in dem Kranken aufſtieg, in ihrer Verlegenheit Nahrung ſchöpfe; oder auch, ehe die Angſt vor dem Zorn des Vaters die Jungfrau zu einer Lüge treibe.

„Vor Gericht ſtandeſt Du, Johannes! hub nun

die Muhme an. Ei, Du gerechter Mann, nur gewohnt zu richten, ſelbſt gerichtet! Und ſchuldig fanden ſie Dich, trotz allem Deinem Rechte! Und verlangſt doch nach einem goldnen Halsband! Was willſt Du mit dem Halsband? Verſchließen Dein Recht, daß es Keiner ſtiehlt? Das Gold beſtach Deine Eltermutter nicht. Ihr gab der Herr Kraft. Aber Dich beſtach der Glanz. Ein Erbſtück ward ſie Deines Hauſes. — Weißt Du, was ſie vererbt? — Hochmuth, Stolz und Neid. Du biſt ſtolz, daß die Eltermutter tugendhaft war. Nicht ihre Tugend erbt in Deinem Haus, ſondern der Stolz auf ihre Tugend. Der wächſt und wuchert, und ſpeiſt den Neid und die Abgunſt. Haſt das Band nun umgehängt dem Töchterlein, daß es glänze und gefalle, und die Leute verwundert ſich fragen: Wie kommen ſie zu dem Geſchmeide die Rathenows? Freuſt Du Dich deß, Johannes? — Haſt Du die Blicke geſehen, gehört ihr Züſcheln? Du willſt doch mit ihr hinaus, aber die Grube iſt tief, die Du gräbſt. — Freue Dich, Johannes, wenn die Kette verloren ging."

Wie man in einer Mühle nicht mehr auf das Geräuſch der Räder hört, ſo pflegte man im Hauſe des Bürgermeiſters nicht mehr auf die Unkenſtimme

der Muhme zu achten. Aber das letzte Wort weckte den Alten aus ſeinen düſtern Sinnen.

„Verloren! rief er. Die Kette verloren!“ und richtete ſich vom Lager auf.

Gertraud ſah die rothe Ader, die über ſeine Stirne ſchwoll. Es war ein böſes Zeichen. Sie trat ihm in den Weg, ſie breitete die Arme aus, ſie beugte und faßte ſein Gewand.

„Johannes! bete und bitte, daß ſie verloren iſt. Heilige Jungfrau, was iſt ein Halsband, und was iſt eine Tochter?“

„Verloren! wiederholte der Bürgermeiſter, und maß mit einem durchbohrenden Blicke die Verwandte. Verrücktes Weib, Du lügſt. Die Kette darf nicht verloren ſein! Sie war mein Letztes. Sie darf nicht verloren ſein, ich ſag's.“

Es lag etwas in Herrn Johannes Rathenows Ton, das die Alte ſelbſt ſchüchtern machte.

„Um Gottes und aller Heiligen willen, Du biſt krank, Johannes. Du haſt noch Haus und Hof und Roß und Wagen und Meierhöfe, biſt Aeltermann der reichen Stadt, haſt Freunde, die Dich nicht verlaſſen —“

„Sie verlaſſen mich Alle!“ rief er. Damit riß er ſich los aus ihren Händen, und wollte nach der

Thür. Aber er blieb ſtehen davor, als wie man eben ſtehen bleibt vor einer letzten Thür, die uns ein Etwas verſchließt, was wir zu ſehen fürchten. Herr Johannes ſah leichenblaß aus. Das erſte bleierne Morgengrau drang durch die kleinen, runden Fenſterſcheiben, die Hähne krähten und die Hofhunde ſchlugen an. Er griff nach dem Schellenzuge, als er plötzlich inne hielt, denn er hörte etwas, das er nicht erwartet hatte.

Zweites Kapitel.

Die Töne draußen waren juſt das Widerſpiel von dem, was hier drinnen vorging. Es klang wie Lachen und Weinen, aber ein Weinen aus Freude. Und das wiederholte ſich immer ſtärker.

Als nun die Thür aufging, ſahen auch ſeine Augen etwas, das er nicht erwartet. Lauter frohe, überraſchte Geſichter. Die Mägde und Diener hatten Lichter gebracht, und der enge Flur war hell. Und in der Mitte ſtand ſeine Tochter Elsbeth und ſo neben ihr, daß es faſt den Anſchein hatte, als hielten ſie ſich mit dem Arm umſchlungen, der junge Henning Mellner. Wer aber von Beiden froher ausſah, das wäre ſchwer zu entſcheiden geweſen. Denn wenn eins froh war, ſo ſtrahlte die Freude auf des andern Geſicht zurück, und wenn es von dem Wiederſcheine heller ward, ſo gab es dem andern wieder von dem Leuchten zurück. Und wenn die Freude überall ſchöner malt als irgend

ein Pinſel auf der Welt, ſo gibt es keinen ſchönern Spiegel dafür als vier ſchöne Augen, die ſich anſehen. Und ſchönere mochte es in Berlin und Köln nicht geben als die Elsbeth Rathenows und die Henning Mellners, des alten Mellners Sohn, der bei Cremmen gegen den Adel focht. Aber es war noch Einer, deſſen Geſicht froh wurde. Als wie eine Wolke, die noch eben Hagel gedroht und den Himmel verfinſtert, und die Vögel fliegen ängſtlich hin und her und wiſſen nicht wohin, denn es dräut und bricht überall aus, und der alte Wald ſchrecket ſelbſt zuſammen, und nun bricht ſie mit einem Male da, wo ſie am düſterſten und geſchwollen war, und die Sonne ſcheint hervor und ſäumt mit Purpur die grauen Maſſen, und es wird hell und heller, und ihr Licht dringt in den Wald und durch die Wipfel auf Laub und grünen Raſenteppich, und die Vögel fangen wieder an zu ſingen und ſetzen ſich auf die Zweige preiſend den Herrn und ſeine Allmacht. So röthete die Freude das graue Geſicht des Aeltermannes, da er im Scheine der Kerzen die Rubinen und das Gold an ſeiner Tochter Elsbeth Nacken flimmern ſah. Er ſah nur dies, und nicht den Arm des jungen Henning, den er um den Arm der Jungfrau

ſchlang, und er hörte nichts als die Worte des freudeſtrahlenden Kindes: „Gefunden!“

Und da eilte Elsbeth ihm entgegen mit ausgebreiteten Armen. Aber nicht allein, denn dicht mit ihr kam Henning Mellner. Er konnte nicht anders, wenn er auch nicht gemocht; denn Elsbeth zog ihn, ſie wußte es nicht. Es hatte aber ſich die Kette, die er ihr um den Hals gehenkt, in ſeine Krauſe feſt geneſtelt, und er hätte ſie denn müſſen abreißen; ſonſt war er an ſie gekettet.

Da wollte ſie ſprechen, aber Henning unterbrach ſie; und als Henning ſprechen wollte, unterbrach ſie ihn. Dem Vater aber, ſo ſchien es, genügte, daß er die Rubinen und die Spangen vor ſich ſah, und es war kein Traum. Er ſank wieder auf ſeinen Stuhl, aber nicht todesmatt, ſondern wie Einer, der nach einer beſchwerlichen Wanderung ſich ausruht, und ihm wird wohl. In der einen Hand faßte er die Kette und mit der andern Elsbeths Hand und ſah freundlich ihr ins Geſicht.

„Lieber Vater, hub ſie an, ich konnte — ich wußte nicht —“

„Freilich wußteſt Du nicht ihren Werth, unterbrach er. Wie ſchwer ſie iſt! — Und wöge ſie leicht wie Flaumfedern, ich gäbe ſie nicht hin um

alle Schätze der Stadt Venetia. Frau Fides, Deine Eltermutter, trug ſie in Ehren, und war kein Weib in den Marken ſo ſchön und angeſehn. Herr Albertus, mein Großvater, wie ritt er darin umher, einem König gleich! Er ließ von der Stadt, nicht von der Kette. Das will ich nicht loben, doch die Kette bewährte ſich. Mein Vater Matheus, Gott habe ihn ſelig! verſchloß ſie in den Schrank. Ein ſtrenger Mann; er fürchtete die Neider, trug drum kein Gold an ſeinem Leibe, er duldete auch keine lichte Farbe an ſeinem Gewand — aber die Kette, Frau Fides Traum ging doch in Erfüllung."

Wie er ſo vor ſich redete und aufblickte, ſah er den Henning lächeln. War's darum, daß er ſo ſeltſam verſtrickt war, und Niemand wußte es, oder daß er den ſtrengen und wortkargen Herrn Johannes noch niemals ſo mit ſich ſelbſt ſprechen gehört, und er mochte denken, der Mann wird auch alt. Da fragte der Bürgermeiſter:

„Was macht denn Der da?"

„Der Henning iſt's, ſprach Elsbeth, kennſt Du nicht mehr den Henning Müllner? Der Henning, der liebe gute Henning, er brachte mir das Halsband wieder."

„Das Halsband! rief Herr Johannes. War's denn fort?"

Nun ſtürzte und haſtete ſich Elsbeth, in kurzen Worten die Geſchichte zu erzählen; aber da ſie, wie es zu geſchehen pflegt, wenn Einer was Uebles zu melden hat, mit dem glücklichen Ende anfing, und immer wieder auf das zurückkam, wenn ſie das ſchlimme Ende, nämlich den Anfang anfaßte, ſo hätte Herr Johannes gar nichts von der Sache erfahren, und wäre ſo klug geweſen als vorher; wenn nicht jetzt Henning ſelbſt, den Hut manierlich in der Hand, Miene gemacht, dem Alten die Sache vorzutragen, wie ſie war.

„Sprich Du!“ ſagte Herr Johannes, und wies auf ihn mit dem Finger.

Nun redete der Henning, obgleich nur eines Naſchmachers Sohn, ſo verſtändig und bündig, daß ein Rathmann es nicht geſchickter vortragen mögen. Erſt was voranging, und dann was nachfolgte, daß es eine Luſt war, es zu hören. Denn was ſchlimm war, darüber ging er leicht hin, und wußte ſo zu erzählen, daß man es Alles für gut nahm, und es dem Wein zuſchrieb, was der Haß gethan. Und wäre Herr Johannes nicht krank geweſen, ſo hätte er ſelbſt lächeln mögen, da der Henning beſchrieb, wie Alles kopfunter kopfüber gegangen, und wie der ehrenwerthe Bartholomeus

Schumm mit dem Dietrich Wyns auf der Diele gelegen. Und auch, was zwiſchen der Eva Schumm und der Elsbeth ſich zugetragen, klang nicht ſo übel; und dieſe erfuhr hier zuerſt, daß Eva es geweſen, die ihr die Kette vom Halſe geriſſen, als ſie auf ſie losſprang, darum, daß Elsbeth über ihren Vater gelacht. Und keine von beiden wußte es, daß die Kette da abgefallen war, und es war ein Wunder, daß ſie nicht zertreten war unter allen den Füßen.

„Aber, Henning, fuhr Elsbeth auf, wie weißt Du das Alles? Du warſt doch nicht dabei!"

Henning lächelte: „Mein kleiner Finger hat mir's geſagt."

„Du biſt ein Narr", ſprach Herr Johannes.

„Und die Narren ſind überall", entgegnete raſch der Burſch, und Herrn Johannes mißfiel die Antwort nicht, und ſeine Tochter dachte an den Narren, der beim Banket um ſie ſprang, und ward hochroth. Nun ſprach ſie: „Vater, verzeihſt Du mir?" und als er freundlich nickte, wollte ſie vor ihm niederknieen, und ſiehe da, Henning kniete mit ihr.

„Was will der Junge? ſagte der Vater. Dir hab' ich doch nichts zu verzeihen. Denn ſo ich Dich

auch als Stadtältermann ſtrafen müßte, daß Du bei Nachtzeit ins Rathhaus ſtiegſt, muß ich Dir ja noch ein Dankſchreiben fertigen laſſen, daß Du den hochwürdigen Herrn Propſt Steeger vom Erſticken retteteſt."

„Ich kann nicht anders, entgegnete Henning. Muß doch thun, was die Jungfer will. Ihr ſehr's ja; ſie hat mich feſtgebunden."

Da erſt merkte der Bürgermeiſter, was es war, und lachte laut auf. Und Elsbeth, die es nun auch ſah, wurde hochroth; aber ob es ihr der Vater auch hieß, ſie konnte oder mochte ſich nicht losmachen. Und Henning meinte, es ſei auch nicht an ihm, wenn eine Jungfrau ihn gebunden, daß er ſich losreiße.

„So muß ich es wohl thun, ſprach Herr Johannes, und er löſte die Kette ſo von der Halskrauſe des Burſchen, als von Elsbeths Nacken, und wog und beſchaute ſie mit einer Luſt, daß die Tochter drob Wunder nahm, und dann verſchloß er ſie in die geheimſte Lade des Schrankes und ſteckte den Schlüſſel zu ſich.

Und wirklich hatte ihn Keiner ſeit langem ſo froh und heiter geſehen, was auch den Henning Mollner Wunder nahm, der doch ſo lange als Kind

im Hauſe gelebt; und war es, als hätte er das Krankſein mit dem böſen Traume abgeſchüttelt. Nun ſprach er von allerhand Dingen, und unterhielt ſich mit den jungen Leuten über das Banket, und fragte nach Vielem und lachte herzlich, zumal darüber, wie Henning beſchrieb, daß er den dicken Propſt unter dem Tiſch gefunden, und er hatte mit dem Kopf gelegen wie ein armer Sünder, dem das Richtbeil auf dem Nacken ſchwebt. Da er den Henning aber fragte, wie es mit ſeinem Traume und dem heiligen Nicolaus ſtände, ſenkte der ſchelmiſch den Kopf:

„Wohlweisheit, Träume ſind Schäume! ſagt mein Oheim der Schlachtermeiſter. Er hat nimmer bemerkt, daß ein Vieh, wenn es geſund iſt, träumt."

„Träume ſind Schäume! wiederholte Herr Johannes, wie vergnügt, und bei ſich murmelte er: Ich war krank; und der Traum war eine Lüge."

Nun wollte Henning gehen, wie es ſich ſchickte, denn was hatte er in des Bürgermeiſters Haus noch zu thun? Aber als er Urlaub nahm, ſah ihn der Herr groß und freundlich an:

„Ich meine, Henning, Du bleibſt. Wir ſahen uns lange nicht, und hätten doch mancherlei mit-

nander zu reden. — Nun, weißt Du nicht was?“ fuhr er fort, als der Junge ihn ehrerbietig anſah, aber als wiſſe er nichts.

„Wohlweisheit, die letzte Pön, als ich den Spitelweibern die Röcke zuſammen nähte, hab' ich ſchon abgebüßt, es ſind fünf Jahre her.“

„Wir reden von andern Dingen.“

„Von dem falſchen Feuerlärm; das ſind vier ein halb Jahr her, und ich ſaß drei Tage im Stock.“

„Die Sache, die ich meine, iſt noch nicht ausgetragen, ob doch ſchon lange her.“

„Wohlweisheit! ich warf den Juden nicht in des Brauers Bottichfaß. Der Jude iſt freiwillig hineingeſprungen. Es haben's gute Leute beſchworen.“

Der Bürgermeiſter mußte in einer ſehr gnädigen Laune ſein. Denn er ſtrafte auch nicht mit einem böſen Blick den Burſchen, aus deſſen unſchuldigem Geſichte freilich nicht Jeder den Schelm herausſah. Vielmehr wandte er ſich um, damit Henning nicht ſehe, was auf ſeinem vorging und ſich nimmermehr für einen Bürgermeiſter geſchickt hätte, und dann ſetzte er ſich mit einem ſo ernſthaften Geſichte, als es ihm möglich war.

„Als der Jude im Bottich zappelte und ſchrie,

ſchworen doch viele Leute, nur der Henning Mellner könne das ſtiften", ſagte Herr Johannes.

„Nachher vor Gericht, Wohlweisheit, ſchworen ſie anders."

„Und der arme Jude ward noch dazu aus der Stadt verbannt."

„Wohlweisheit, daran ſah man recht die Weisheit der Richter. Was konnte der Jude im Bottich anders ſuchen als Bier. Wer ſucht, das nicht ſein iſt, ſtiehlt, und wer ſtiehlt, kann von Gnade ſagen, wenn ſie ihn nur aus der Stadt weiſen. Alles von Rechtswegen, ſagt der wohlweiſe Rath."

„Henning! Wir ſahen uns lange nicht. Laß mich einmal wieder zu Dir reden, wie ehemals. Will itzt nicht der Bürgermeiſter ſein, ſondern der Johannes Rathenow, Deines Vaters Freund, der Dich als ein Kind aufzog und liebte. So ſprich auch Du zu mir. Du biſt ſtark und groß worden, und mit jedem Jahre wirſt Du um eins älter. Sie ſprechen viel von Dir in der Stadt. Die tollen Hörner, ſagen ſie, hätteſt Du nun abgelaufen. Und wo ſie noch vorgucken, ſtecke was Anderes dahinter. Weiß es nicht, und mag's nicht glauben. Aber Du haſt Freunde, Anhang. Freundſchaft und Gewalt ver-

leiten, und mancher Mann ſtrauchelte und kam zu argem Fall, der da vermeinte, durch die Freunde hoch zu ſteigen."

Henning verſchlang die Hände über ſeinem Barett auf der Bruſt: „So ging's meinem Vater ſeliger auch. Was hatte der nicht auf ſeine Freunde gebaut!"

„Und er ſoll nicht auf Sand gebaut haben! ſprach der Bürgermeiſter und ſchüttelte den Kopf. Aber es gibt Freunde zweierlei Art, als wie es Tag und Nacht gibt. Solche, die man ſehen laſſen kann, und man freut ſich an ihrer Seite durch die Straßen zu ſpazieren; und die Leute weiſen auf uns, und ſprechen: Ei ſchaut mir, er geht mit dem Herrn, und der Herr ſpricht freundlich mit ihm. Aber es gibt auch Freunde, Henning, die man nicht gern ſehen läßt, wo guter Leute Kind roth wird, wenn ſie uns auf der Straße grüßen, und man eilt, daß man vorbei kommt. Solche laute Geſellen, die Nachts in den Kellern und vorm Thore zechen, daß ein guter Mann weit des Weges geht, um nicht zu treten, wo ihr Fuß eine Spur ließ. Solche, die durch die Gaſſen lärmen, die Eimer von den Brunnen ſchneiden und Katzen dran binden, Stricke über die Straßen ſpannen,

daß der verſpätete Wandersmann fällt, die Zank anfangen mit den Wächtern und ehrſamen Bürgern, die Feuerlärm rufen. Sie haben ein Maul weit wie ein Scheunenthor, wo Aufruhr iſt; aber wie die Maus verkriechen ſie ſich und haben überall Löcher, wenn die Obrigkeit drein ſchlägt."

Henning horchte mit ehrerbietiger Aufmerkſamkeit, ſprach aber kein Wort drein.

„Dieſe Freunde, fuhr Herr Johannes fort, haben alle Säcke voll Muth, wenn es Tolles gilt: kein Zaunpfahl ſtickt ihnen zu feſt, und keine Mauer iſt ihnen zu hoch. Keine ſchönere Luſt, als mit dem Büttel und den Scharwächtern anbinden. Sie wagen auch noch mehr. Sie necken Reiſende, und iſt ihnen Spaß, wenn Einer zu viel auf Wagen und Pferd lud, mit ihm zu theilen. Henning, das ſind gefährliche Freunde. Hinter einem kecken Manne ſind ſie ein Schweif, der kein Ende nimmt, aber wenn er ſie vor ſich will, da ſind ſie wie der Schatten, den einer zwiſchen ſich und die Sonne ſtellen möchte. Sie ſind nicht zu finden und zu greifen."

Henning ſchwieg noch immer wie vorhin.

„Das Herz ſchwebt ihnen auf der Zunge, fuhr Herr Johannes fort; den Thurm Sanct Peters

mit Sanct Nicolaus austauſchen, iſt ihnen, wenn man ſie reden hört, ein klein Ding; und ſchon manch Kind guter Leute ward von ihnen beſchwatzt. Dachte Wunders was durch ſie zu werden, und endete am Galgen oder in der Haide, wo die Vogelfreien ihr Haus haben; der Schnee ſchneit hinein, und der Wind weht durch. Du haſt ein hübſches Haus, Henning, zum alten Berlin. 'S iſt warm, und Vater und Vaters Vater ſtarben drin als ehrliche Leute, und wurden auf den Kirchhof getragen mit Sang und Klang."

„Gott habe ſie ſelig!" ſprach Henning ſich bekreuzend.

„Kein Hahn, Henning, fliegt über ſeinen Zaun. Sie dachten nicht drüber hinaus als was ſie waren, gute Bürgersleute; drum ging's ihnen wohl und die Leute lobten ſie bei ihren Lebzeiten —"

„Und haben ſie itzo vergeſſen", murmelte Henning.

„Du biſt ein ſchmucker Geſell, halte Dich zu Deines Gleichen, und Dir kann's nicht fehlen. In den Zünften hat's wackre, hübſche Töchter mit einem guten Stücke Geldes. Klopfe ſittig an, und ſie werden rufen herein! Du wirſt ein Bürger und Meiſter, der ſich kann ſehen laſſen, kann ſein der-

einſt ein Altmeiſter, deſſen Wort in der Stadt etwas gilt."

Itzt erſt hatte ſich die Miene des Burſchen verändert. Der fromme Zug war fort; die Augen blitzten ſchelmiſch und die Lippen warfen ſich etwas ſpitz auf. Aber ſonſt ſtand er wie vorhin.

„Mir fehlt noch was."

„Was denn, Du Hans Niegenug? Das Sitzfleiſch fehlt Dir, wie Du ſchon als ein Bub auf alle Bäume mußteſt, und über alle Zäune. Hätteſt Dich mögen wie ein Ball ſchlagen über die Häuſer, und ging Dir doch nicht weit genug. Nun biſt Du kein Bub mehr. Meinſt, weil Du einmal das Schwert geführt, Deine Hände wären zu gut für die Kratzbürſt und die Elle? Jedweder gute Bürger muß das Schwertführen verſtehen; aber verſtanden, Herr, nur für ſeine Stadt, nicht für ſich. Das iſt des Adels Sache und der Herren; die ſind für ſich, der Bürger iſt nur für ſeine Stadt und nichts ohne ſeine Stadt. Iſt ein Ring in einer Kette. Schließt die Kette, ſo iſt er gut Ding; draus los, und er iſt nichts werth. Laß dein Schwert an der Mauer hängen bei der Rüſtung, und ſchau alle Sonnabend zu, daß es nicht roſtet, auf daß es blank iſt, wenn die Stadt Dein bedarf und Dich ruft. Sonſt

aber zieh es nicht, denn es iſt ein ſcharf Ding und hat zwei Schneiden. Mit der einen trifft man den Feind, mit der andern ſich ſelbſt. Was fehlt Dir noch? Haſt eine ſchöne Nahrung, einen Hof draußen und Wieſen in Deinem Dorf, daß ein Edelmann Dich drum neidet. Was fehlt Dir noch, Hans Nimmerſatt?"

„Siebenundvierzig Schock Groſchen iſt der Stock. Was der Zins austrägt, hab ich noch nicht gerechnet."

„Bläſt aus dem Loch der Wind! Das wollen wir ſtopfen", ſprach der Bürgermeiſter aufſtehend.

„Es iſt ein alt Loch, geſtrenger Herr. Seit dreißig Jahren hat's der Wind noch größer macht."

„Es ſoll geſtopft werden, ſag ich Dir, Henning; mit was Stoff es auch iſt", ſetzte er für ſich hinzu und ſchritt durch das Zimmer.

Da blickte Henning auf die Jungfrau Elsbeth, die am Fenſter ſtand, und mit den Fingern an den Scheiben malte. Sie wurde roth, und auch der Henning ſah itzt anders aus, als vorher.

„Das ſoll nicht mehr ſein, fuhr Herr Johannes fort. Das alte Lied ſoll ausſpielen. Du wirſt ausgezahlt werden, mein Wort darauf als Bürgermeiſter, Du ſollſt auf Heller und Pfennig bezahlt

werden. Am Montag nach Estomihi komm wieder, und hier auf dem Tiſche ſollen ſie liegen die ſiebenundvierzig Schock; kein Groſchen daran fehlen. — Nun, Geſell, blickſt Du auf den Tiſch, weil er leer iſt? Mein Wort liegt drauf."

„Eures, Herr! Aber der Rath?"

„Als Johannes Rathenow, meines Vaters Matheus Sohn, geb ich Dir das Wort. Und nun heiß ich Dir, kraft meines Amtes, keinen Laut der Klage mehr gegen die Stadt! Ich vertrete ſie und was ſie ſchuldig iſt; und ſo wahr ein Gott im Himmel iſt, und ſeine Heiligen uns beſchützen, Dir ſoll Dein Recht werden, als ich auf Recht hoffe."

Da machte der Junge eine Bewegung, als möchte er etwas dawiderſagen; Herr Johannes merkte es:

„Willſt noch mehr von mir und dem Rath?"

„Weniger von Euch, das heißt nichts; und mehr vom Rath, das heißt Alles."

„Du wirſt nehmen, und nicht fragen, wer gibt. Der wohlweiſe Rath —"

„Gibt nichts! fiel Henning keck ein. Herr Johannes Rathenow, ſprach er mit einem Male mit düſterer Stimme. Glück auf, wenn Ihr mit dem Rath anbindet; aber, habt Ihr auch eine ſtarke

Stimme, der Rath ſchreit ſtärker, es ſind ihrer Viele, und Ihr ſeid nur Einer. Und wer am ſtärkſten ſchreit, wird überall am beſten gehört. Doch, wenn Ihr mir's befehlt, laß ich meine Freunde ſchreien, und was gilt's, des Raths Stimme und wären ihrer zehnmal mehr, nicht lauter ſoll's klingen als das Glöcklein am Spittel, das die alten Weiber ruft, wenn die Glocken von Köln und Berlin Feuer ſtürmen."

„Henning! ſprach der alte Herr mit drohender Miene. Will's nicht gehört haben, daß Du dem Rath mit Aufruhr drohſt, und der Bürgermeiſter ſteht dabei. Verſtanden, Herr! Der Bürgermeiſter hat es nicht gehört. Aber käm's ihm zu Ohren, er vergäße, was Dienſt der Henning Vater dem Johannes in Liebe that. Verſtanden, Er läßt nicht ſeine Geſellen ſchreien, Er läßt nicht Sturm läuten; Brand und Unwetter ſchlüge auf ſeinen Kopf. Verſtanden?"

Und nachdem er noch einige heftige Schritte gethan, blieb er vor ihm ſtehen, und legte die Hand halb als ein Vater, halb als ein Bürgermeiſter, dem Jungen auf die Schulter: „Thu's mir zu lieb, Henning, höre auf mich, und nicht auf Deine Geſellen. Das thut nicht gut, der Obrigkeit wi-

derſpenſtig ſein, die Gewalt über uns hat. Iſt wider Kaiſerrecht und Gottesrecht. Die das Schwert gezückt gegen ihre Herren, haben ſich noch immer ſelbſt geſchnitten. Die Fehde angeſagt ihrer Stadt, und deren Bürger waren, wie der Nickel Kuro und Erich Falke, ſind mit Schanden umkommen, und ſpricht Niemand gut von ihnen. Was brächt' es Dir für Ehr und Anſehn, ſo Du die Sturmglocke läuteſt und auf die Fleiſcherſcharnen ſprängſt? Und käme Dein Leib auch nicht aufs Rad, in der Stadt Chronika ſtände Dein Name als Empörer, und das läſe Kind auf Kind. Dein Nam iſt ehrlich, laß ihn ehrlich bleiben; denn ehrlich währt am längſten."

Hier meldete Elsbeth, daß der Rathsknecht Andreas aufs Haus zugeſchritten käme, und mochte dem hübſchen Kinde das Geſpräch zu lang dünken, das es nichts anging.

„Alſo am Montag um dieſe Stund kommſt Du wieder", ſprach Herr Johannes und nickte ihm freundlich.

Nun mußte Henning fort, ob er itzo wohl gern noch geblieben wäre, und noch mancherlei geſprochen hätte, und auch Elsbeth nickte ihm freundlich zu. Den Andreas, den Rathsknecht, hätte er beinahe umgerannt auf der Treppe; und der verwun-

derte ſich auch nicht wenig, den Henning Mollner im Haus des Bürgermeiſters zu finden, wo er ſeit Jahren nicht hingekommen. Aber wäre auch Nachdenken ſeine Sache geweſen, wozu er nicht vereidet war, er hätte itzo dazu keine Zeit gehabt, wo ihm ein ſauer Geſchäft oblag; und wußte er noch kaum, als er die Klinke in der Hand hielt, wie er's vorbringen ſollte. Denn war er doch nicht eingeſchworen zu dienen zweien Herren, ſintemalen Rath und Bürgermeiſter eins waren, und was ihm der Rath bis da befohlen, ihm durch den Bürgermeiſter ausgerichtet worden; nun aber ſollte er im Auftrage des Rathes ſprechen zum Bürgermeiſter, oder ſeine Herren theilen. Und es verwirrte ſich das in ſeinem Kopfe, was, wie die Sachen ſtanden, wohl natürlich war; denn er ehrte und achtete, wie es eines Knechtes Pflicht iſt, den Bürgermeiſter, der ihm immer freundlich geweſen und gewogen.

„So früh ſchon, Andreas! ſprach Herr Johannes. Erwartete ich den Rath doch erſt um die zehnte Stunde nach der ſchweren Sitzung geſtern."

„Das iſt's alleben Geſtrenger, der ſitzt ſchon."

„Wer iſt denn ſo verſeſſen auf der Stadt Wohl?" antwortete ihr Aelteſter, noch immer in guter Laune.

„Der Herr von Blankenfelde war der erste, mit ihm die Bergholze und die Hoppenrades, und was da um die Ecke sitzt, der Herr weiß ja —"

„Vertragen die von Köln also doch mehr!"

„Na, was das anlangt, Gestrengen. Sie sehn gar grimmig blaß aus, zumal der Herr Hoppenrade, und die Augen stehn ihnen auch noch so. Mußten sich jeder führen lassen."

„Nun lassen sie mich rufen, daß ich ihnen unter die Arme greife?"

„Ja und nein, Gestrenger. Das ist, wie man's nimmt. Sonst läßt doch der Bürgermeister den Rathmann rufen, so säumig ist, und will ihm's Kapitel lesen. Heut just umgekehrt. Traut' ich doch meinen Ohren nicht, als sie mir's bestellten. Und dazu schnitten sie ein Gesicht! Aber mit der alten Ordnung, sag' ich ja, ist's aus."

„Was haben sie Dir bestellt?

„Verlaub, Gestrengen! Ich sei dem Rathe eingeschworen, sagen sie, also müßt' ich sprechen was der Rath spricht, und so sprech ich's denn auch. Und das ist's."

„Was sollst Du mir vermelden?"

Der Rathsknecht warf sich, wie es bei solcher Meldung sich schickt, in die Brust, eh er doch vor

dem regierenden Bürgermeiſter ſtand. Aber eben darum that er es: „Vermelden ſoll ich von dem wohlweiſen, verſammelten Rathe, der da zur Zeit ſitzt, ſonder ſeinen gekührten Bürgermeiſter, unter Vorſprache ſeines Aeltermannes, des Conſuls von Köln, derzeiten des wohledlen Herrn Mathis von Blankenfelde, wie der Rath mißfällig vernommen habe mancherlei Beſchwerde —“

„Der Rath! Wer iſt der Rath ohne mich! fuhr Herr Johannes dazwiſchen, und ſeine großen Augen leuchteten dem Knechte ins Geſicht. Der Rath iſt nichts ohne ſeinen Meiſter, der ihm vorſitzt.“

„Es ſei denn zu Zeiten der Noth und gemeiner Fährlichkeit, entgegnete der Diener mit minder feierlicher Stimme; aber er ſprach doch noch mit den Worten des Rathes. — Zu Zeiten, wo das gemeine Weſen in Fährlichkeit geräth, war es Brauch, daß der Rath auch ſonder Bürgermeiſter zuſammen ſitzt und ſich beſpricht; und ſitzt und ſpricht dann vor, wer der würdigſte iſt und nächſte. Als wie es gehalten ward zu den Zeiten Tile Wardenbergs und des Albertus Rathenow, laſſen ſie Dir vermelden, wo der Rath ſich für ſich beſprach, und

bei ſich Hülfe ſuchte, ſintemalen bei dem Bürgermeiſter und Aelteſten die nicht zu finden war."

Es überfuhr Herrn Johannes, und er biß ſich in die Lippen. Darauf aber antwortete er mit Ruhe: „Das war, als ich mich recht entſinne, auf Geheiß unſers hochwürdigen Herrn und Kaiſers, Herrn Sigismunds, dem Gott ſeinen ewigen Frieden ſchenke, daß der Rath ſich zuſammenthat ohne ſeinen Meiſter. Welcher Kaiſer und hohe Herr hat denn über Nacht nach Berlin geſchickt, und durch welches Thor iſt der Bote kommen, daß ich nichts weiß und keine Meldung habe, daß der Rath nothwendigerweis ſitzen gehn mußte? Oder was iſt vorfallen ſeit geſtern, daß ſie um der Stadt Noth aus den Betten krochen, und möchte man ſonſt bei hellem Tag bisweilen die Sturmglocken läuten, daß man ſie zuſammen kriegt."

In ganz anderm Tone als vorhin antwortete Andreas und machte den Kopf klein: „Geſtrenger, es ſind ihrer auch nur blutwenig. Des Herrn von Blankenfelde Sippſchaft. Die andern ſchlafen auch noch. Denn es ging geſtern ſcharf her im alten Rathhaus."

„Und was läßt mir, ſeinem Bürgermeiſter, ver-

melden der ſehr wohlweiſe Rath, der itzo auf den Bänken ſitzt?"

„Wie er misfällig vernommen habe mancherlei Beſchwerde, fuhr der Knecht wie vorhin fort, ſo die Zünfte und die Gemeinheit gegen Herrn Johannes Rathenow vorzubringen hätten —"

„Hätten! unterbrach Herr Johannes. Alſo haben ſich noch nicht beſchwert! Der weiſe Rath riecht, was Rauch und Geſtank kommen wird!"

„Als ſich das nicht zieme, daß der Bürgermeiſter, der ohne den Rath nichts iſt, für ſich allein verkehre und unterhandle, was des Rathes und ihrer gemeinſame Aufgabe ſei. Als er zu verhandeln gedenke für ſich mit dem Henning Mollner, des alten Mollners Sohn —"

„Wahrhaftig, er denkt's!" unterbrach Herr Johannes.

„So der Stadt Rechten vergebe, und Einſicht fordere, Ueberlegung und Einigung."

„In dreißig Jahren ward die Einſicht nicht reif, und ſieht's ein Kind ein!"

„Als aber, und dies vor Allem, der Bürgermeiſter ſich unterfangen, die Bittſchrift, ſo ihm die ehrſame Innung der Gewandſchneider geziementlich überreicht, daß er ſie an den Rath abgebe, nicht

abgegeben, vielmehr auf offener Straße zerriſſen, und dadurch Anlaß geweſen von Hader, Geſchrei und Aufruhr, und ſei Blut gefloſſen; als um deswillen gewärtige der Rath, daß Herr Johannes Rathenow vor ihm erſcheine auf der Stelle, und vorbringe, was er zu ſeiner Rechtfertigung wiſſe, daß es der Rath überſchlage und dann ein Urtheil finde, wie es Recht iſt."

Die rothe Ader des Herrn Johannes ſchwoll ihm da auf der Stirn, ſo mächtig als die Elsbeth es noch nie geſehen, und auch die Gertraud entſann ſich deſſen kaum. Beide zitterten ſehr, und der Rathsknecht Andreas, der's um kein Botenlohn gethan hätte, was er doch thun mußte, ſenkte den Kopf; er mochte ſeinen Herrn nicht anſehn.

„Sag Du dem Rathe — nein, dem Mathis Blankenfelde und ſeiner Sippe, der Hans Rathenow wird nicht kommen und nichts vorbringen. Auseinanderjagen wird er den Rath, der ohn ihn ſitzt, und ohn Recht und Gewiſſen ſpricht". — und da hatte er gefaßt einen Seſſel und warf ihn ſo zu Boden, wie man's dem alten Manne nicht zugetraut, und war noch überdem krank geweſen. Der Seſſel krachte in allen Fugen, und wär' er nicht

von ſtarkem Eichenholz geweſen, er wäre zerbrochen, ſo ungeſtüm warf ihn Herr Johannes Rathenow.

Und nun ſchritt er wie grimmig durchs Gemach: „Mich vorfordern, mich zur Rechenſchaft ziehen, die mich ſitzen laſſen und mir kein Recht gewähren. Aufruhr ich angeregt! Heiliger Nicolaus! Da ſollen ſie mir Rede ſtehen. Die Schneider geziementlich ihre Bittſchrift überreicht! Empörung, offener Aufruhr war's! Sag Du dem Mathis und den Seinen, ich will ſie noch einmal zerreißen, in tauſend kleine Stücke. Wehe der Obrigkeit, die eine Bittſchrift annimmt, die ihr ſo gereicht wird. Leib und Leben ſetzt' ich aufs Spiel; das that ich für ſie, für des Raths Ehre; und wollen mich zur Rechenſchaft ziehen. Sag Du —"

Da ſprang Elsbeth heran und umfaßte den Vater, und auch Gertraud trat bittend zu, und der Andreas ſchaute ſehr trüb. „Du biſt noch krank, Vater", ſprach Elsbeth.

Er mußte es fühlen und ſchwieg einen Augenblick.

„Wenn die andern Herren verſammelt ſind, kommt auch wohl ein anderer Schluß", murmelte der betrübte Andreas.

„Heut ſo und morgen ſo. Jetzt dies und dann

jenes! ſagte Herr Johannes, das iſt's ja, was uns in Unehr bringt und Schaden. Wir fördern nichts und ſetzen nichts durch. Ich aber will unter ſie treten —"

„Vater! Vater! Nicht heut. Es ſpukt in ihnen der ſüße Wein noch."

„Sag ihnen, Andreas, ſie ſollen ſich aufs Ohr legen — ausſchlafen ſollen ſie. Hörſt Du, ich, ihr Bürgermeiſter, laß es ihnen ſagen. Wenn ſie auf graden Füßen ſtehen, werde ich kommen und zu ihnen ſprechen, wie's noth thut, ſprechen werde ich — Nein, ſag's ihnen gleich: ich werde ihnen nicht Rechenſchaft ſtehen, ich werde nicht thun, was ſie heißen, ſondern was ich vor Gott, Stadt und Rath verantworten kann. Und ſag ihnen auch das noch: ich werde mit dem Henning Mellner verhandeln, als es mir beliebt, und ihm auszahlen auf Heller und Pfennig, was die Städte ihm ſchulden, ſowahr Sanct Nicolas unſere Stadt behütet. Sag's ihnen — baſta — nun geh!"

Der Knecht Andreas konnte ſchon zehnmal ins Rathhaus auf der langen Brücke gegangen ſein, als Herr Johannes noch immer im Zimmer auf- und abging, und viel mit ſich ſprach, und es gährte und kochte in dem alten Herrn. Darauf

rief er ſeinen Diener Hans Dames, und ſandte ihn mit Aufträgen, die er ihm ins Ohr ſagte, nach Köln in die Brüderſtraße. Alsdann ſchickte er auch die Frauen fort, und ſetzte ſich an den Schrank, wo er viele heimliche Laden vorzog und Papiere herausnahm und Zahlen überrechnete und Zahlen ſchrieb.

Dann blieb er eine Weile ſitzen, den Kopf im Arme, und ſeine Miene war ſehr nachdenklich: „Siebenundvierzig Schock Groſchen! wiederholte er. Das wäre vordem meinen Vätern ein Kleines geweſen, und heut könnte ich's nicht machen ohne den Bartholomeus Schumm! Die Höfe bei Bernow noch wüſte aus dem Huſſitenkrieg, die Ställe bei Bukow abgebrannt; und die letzte Ernte ſchlecht!" — Er blätterte in einem andern Kaſten: „Da ſind ja noch die alten Rechnungen, als ich des Henning Güter verwaltete. 50 — 60 — 80! Was für Schock Groſchen die abwarfen, und ſind nicht ſchlechter worden unter meiner Hand. Die Huſſiten kamen nicht dahin. Iſt der Raſchmacherburſch doch heut reicher als der Bürgermeiſter! — Iſt nicht gut, wenn das Volk reicher iſt als die Herren."

Und er brütete vor ſich hin: „Ein guter Junge machte dem Herrenſtande Ehre! — Das iſt nun

nichts. Wer nicht zum Herrn geboren iſt, der wird kein Herr! — Aber wer ein Herr war, kann der zum Knechte werden?“ — Seine Gedanken mußten immer trüber werden, ſo viel Falten legten ſich auf ſeine Stirn. Da kam er an die Kaſte mit der Kette, und das Auge leuchtete wieder auf. „Die blieb mir doch. Ein Blendwerk der Hölle war's, und das Recht der Nathenows wird beſtehen!“

Drittes Kapitel.

Wenn die Sonne nicht am Himmel ſcheint; ſo heißt man das einen grauen Tag; und an ſolchem Tage iſt nicht gut was vornehmen, wenn man mit dem linken Fuß zuerſt aus dem Bette fuhr. Denn, wenn das erſte Ding, was man vornimmt, mislingt, ſo pflegt alles Andere darnach auch fehl zu ſchlagen.

Sie wußten es freilich ſelber nicht, aber die meiſten Herren vom Rathe mußten an dem Tage den linken Fuß zuerſt 'raus gebracht haben, denn es wollte nichts paſſen und nichts ſich ſchicken. Die Dinge, die ſonſt feſt ſtanden, gingen ihnen rund um, und was grade war, ſchien ihnen ſchief; und ſo grau es draußen war, ſo grau ſah es in ihnen aus.

Unter den Wenigen, die Herr Mathis von Blankenfelde zur Morgenſitzung vereinigt, war gleich

ein Zank los, die Chronik ſagt nicht warum? und der Conſul von Köln hatte Mühe, daß er durchſetzte, was er im Sinne trug.

Das Unglück, was den Herrn Propſt Steeger betroffen, das war noch, was ſie alle zumeiſt anregte; mehr als die Nachricht, daß in der Nacht ein Bürger und Handelsmann von Schnapphähnen in der Spändower Haide geworfen worden. Er war noch mit knapper Noth davon kommen und bis ans Thor; aber was er mit ſich führte, war verloren, und hatten ſie ihn kaum ins Thor eingelaſſen. Izo ſtand er draußen, und wollte Klage führen vorm Rathe, daß ſie ihm abhülfen und Reiſige hinausſchickten, derweil es noch an der Zeit war. Aber der konnte gut warten; war's nur ein kleiner Mann, und hatte keinen Freund unter den Herren drinnen. Wen er auch anſprach, der 'rein ging, der ſah ihn wohl mitleidig an, und zuckte die Achſeln und ſprach: „'S iſt eine ſchlimme Zeit!" Oder es ſprach Einer: „Lieber Mann, hilf Dir ſelber. Du haſt ja ſtarke Knochen." Oder es ſagte ein Dritter: „Warum biſt Du bei Nachtzeit vorm Thor? Die Nacht iſt keines Menſchen Freund."

Aber der Propſt Herr Franz Steeger war ein guter Mann, und mit Allen Freund, und auch

Blutsfreund mit den Meiſten. Einen liebern Mann bei Tiſche und beim Weinkruge gab es in beiden Städten nicht; er fehlte bei keiner Hochzeit und keinem Kindelbier, und wußt' es da mit den beſten Trinkern aufzunehmen, und ſeine Geſchichtlein, die er erzählte, kitzelten Alt und Jung. Des Ovidii Kunſt zu lieben, wußt' er in hochdeutſche Reime zu ſetzen, daß es ein wahrer Ohrenſchmaus war, ihn anzuhören; und was er erzählte, er wußt' es immer zu guter Zeit und mit rechtem Schick anzubringen. Als Beichtvater da lief ihm Alles zu, ſo die Weibſen als die Männer, und wo er konnte, da ſprach er los, und ſeine Pönitenzen, die er auflegte, waren auch nicht ſchwer. Er vermeinte, wenn man von der ſchweren Zeit ſprach, als das Interdict über Berlin ſchwebte, und ſie den Bernewer Abt, den Nicolaus, an unſerer Lieben Frauen Kirche zunächſt dem neuen Markte, zerriſſen und darauf verbrannt, daß ſie auch was Geſcheuteres hätten thun mögen, Beide, ſo der Abt als die Berliner. Denn was hätte es ſo dem Einen als dem Andern gefrommt? Der Eine ſei früher ins Himmelreich kommen, was ihm ſchon zu gönnen; aber die Bernewer Pfründe ſei auch kein Hundeloch geweſen, und es habe ſich hübſch warm drin ſitzen laſſen.

Er hätte ruhig warten können aufs Himmelreich; und der heiligen Märtyrer habe es ſchon ſo viele, daß Einer mehr es auch nicht thue. Unter vertrauten Freunden im engen Kämmerlein ſagte er auch wohl: es ſei dumm Zeug mit dem Märtyrthum in itziger Zeit und zumal in hieſigen Landen. Denn ſei wohl der Nicolaus um ſeinen ſchmerzhaften Tod zum Heiligen gemacht worden, wie der Nepomuk zu Prag, den Kaiſer Wenzel nur von der Brücken ſtoßen ließ, und gleich ward er ein Heiliger! Rom ſei weit, und Freunde dort koſteten Geld; und wenn man auch zehn Mal verdiene ein Heiliger zu ſein, und kein Geld nach Rom ſchicke, ſo würde man's nicht. Darum ſei's beſſer ſich hier zu vertragen. Fünf einmal grade und Rom Rom ſein zu laſſen. Die fünf Löchlein am ſteinernen Kreuz vor der Marienkirche, daran die ewige Lampe hangt, die brennen muß zum Angedenken des Bernower Abts, und die Bürger dürfen ſie nicht ausgehn laſſen, lohnten nicht die Schmerzen, die ein Märtyrer ausſtehen muß. — Und einen Magen hatte der Propſt, wie Keiner dieſſeits und jenſeits der Spree. Er konnte noch ſo viel heut getrunken haben, morgen war er wieder auf der Stelle und trank trotz Einem

Er beſchämte manchen Edelmann. Und das war bekannt.

Darum war große Beſtürzung, und ſie war gerecht, daß grade dem das zutreffen mußte. Und wäre nicht der Tiſch ihm aufs Genick fallen, was er bei Thomas Wyns getrunken, er hätte es verwunden. Nun lobte Einer um den Andern ſeine guten Eigenſchaften, und ward eine Abgeſandtſchaft an ihn verordnet, ihn zu tröſten, und ſeine Haushälterin, daß ſie ihn wohl pflege und gut halte. Und auch an den Hans Ferbitz ward geſchickt, daß er Tag und Nacht ihm zu Dienſten ſei; und ſolle beides auf der Stadt Koſten geſchehen.

Das war gut und billig, denn der Propſt verdiente es um die Stadt; er hatte oft zum Frieden geredet, und die Händel ſuchten auseinandergebracht. Aber nun trat Herr Konrad Nyke ein und erzählte, daß viel Lärmens auf den Gaſſen ſei. Denn der Handelsmann, der in der Früh ausgezogen war, und der Rath hatte ihn noch nicht angehört, laufe ſchreiend umher, und klage über das Unrecht, und daß die taub ſeien, die ihn hören ſollten und ſchützen. Und Herr Konrad ſagte, es ſei des Rathes Pflicht ihn zu hören und zu thun, was ſeines Amtes wäre. Da wurde auch in der Verſamm-

lung großer Lärm; Einige waren dafür, Andere dagegen. Was ſei der Mann ſo früh ſeines Weges gezogen, ſagten dieſe. Man könne keine Laternen vors Thor hängen, und die Nacht ſei zum Schlafen; die Wächter ſeien für die Stadt, und nicht daß ſie in Winternächten über Land zögen und auf die Sträuche klopften. Es war aber der fürnehmſte Grund, warum ſie ſo ſprachen, daß der Handelsmann, der Hans Makeprang hieß, keine Fürſprecher hatte. Denn er war nicht von den reichen Makeprangs bei Sanct Gertraud, die ſo viel Renten bei der Stadt hatten, er war nur ein Hurenſohn. Darum achteten Viele ſeiner nicht; wär' es ein Krämer geweſen von den Großen und die zu einer Gilde hielten, hätten ſie anders geſprochen. Jedennoch ſagten die Meiſten, man ſolle ihn hören; was dem begegne, könne auch Andern begegnen. Aber als ſie ihn riefen, war er nicht mehr vor der Thür. Nun ſollte der Ritter Ruthnik kommen, der Stadthauptmann; aber der ſchlief noch, und der andere, der Ritter Britzke, war nirgends in der Stadt zu finden. Sein Heiliger weiß, wo der die Nacht zugebracht; iſt auch nachgehends nicht ans Tageslicht kommen.

Nun war es auf einmal Herr Blankenfelde,

der zum eifrigſten ſprach, und ſolche Vernachläſſigung rügte; er ſchob es aber Alles dem Bürgermeiſter in die Schuh, der nicht zugegen ſei. Und hatte es, wenn man ihn ſo reden hörte, guten Klang. Da kam itzt der Rathsknecht Andreas zurück, und vermeldete, was ihm Herr Johannes aufgetragen. Sagt' er's auch in Worten, nicht ganz ſo hart und ſtark, als der kranke Herr in ſeinem Gemach geſprochen, ſo gab er's doch wieder, daß es traf, und mochte ſelbſt ſeine Luſt daran haben, es den Herren gut einzugeben. Da war es doch, als ob die Feuerwerker Pulver ausgeſtreut, und ein Funken fliegt darauf, ehe daß die Mine fertig iſt, und es flackte, blitzte und lederte. Wer kann alles das niederſchreiben, was da geſprochen wurde!

Herr Bergholz ſagte: „Das kommt davon, ſo man einem Manne zu viel merken läßt, was er gilt. So man einem Hund immer Fleiſch gibt, will er kein Brot freſſen.“

Herr Konrad Rnke aber: „So man nur das Schild der Rathenows in der Mauer etwas niedriger gehängt hätte, als die Stadt ſich mit dem Matheus wieder vertrug! Denn, bei Gottes Sohn, ich meine, es war von ihr genug, daß ſie es wieder aufnahm.“

Andere ſprachen noch ärger.

Dem Rathsſchreiber, der ein wackerer Mann war, ging das ſchwer an, was er hören mußte gegen den Bürgermeiſter; und erhob ſich Keiner, der es auf ſich nahm, und wider ſie ſpräche. An ihm war's nicht. Und waren auf fünf immer vier ſeine Feinde. Herr Konrad Nyke hätte wohl ſprechen können, denn er war ein Ehrenmann, und Viele erwarteten es, aber er war auch ein hochmüthiger Mann, und mochte es nicht vertragen, wenn ſie die Rathenows lobten. Das Wappen der Nyke war älter an den Mauern und im Rathhauſe.

Zu ihm trat, während die Andern um Herrn Bergholz darüber ſtritten, welche Antwort man dem Bürgermeiſter zurückſende, itzt der Herr von Blankenfelde und ſprach vertraulich, als wären ſie dicke Freunde: „Sagt mir, Herr Nyke, um Gottes Erbarmen, was ſoll nun daraus werden! Läßt man das hingehn, wie ſteht's mit dem Gemeinwohl? Und wenn wir's rügen, ſo ſchreien ſie, wir thäten's aus Feindſchaft gegen die Rathenows. Ich gewiß nicht, und Ihr auch nicht. Aber wohin führt das? Er will uns verbieten für der Stadt Wohl zu rathſchlagen, und kommt doch ſelbſt nicht. Iſt das zu rechtfertigen?"

„Er iſt krank“, brummte Herr Konrad Nyke vor ſich.

„Ich will's ihm glauben, ſo 's ihm Vergnügen macht, lächelte recht boshaft Herr Mathis. Aber ob die Herrn 's ihm glauben werden! Hochmuth iſt eine ſchwere Krankheit. Daß uns die Heiligen davor bewahren! Wer möcht' ihm ſeine Verdienſte abſtreiten. Aber Verdienſte können ausgehn, als wie der Reichthum, wenn nichts hinzukommt; und der Bettelſtolz iſt nicht ſo lächerlich, als ſo Einer ſich noch groß dünkt und iſt doch inzwiſchen klein worden. Aber 's iſt ein Erbſtück in der Familie. Der Albertus — verzeih's mir Gott, daß ich an den denke und ihn mit unſerm Johannes vergleiche — der überhob ſich in Macht und Anſehn. Und wie er in Untugend und Uebermuth, ſo wollte der Matheus allein gerecht und tugendhaft ſein. — Und der Johannes will allein Verſtand und Kraft von Gott haben, das Regiment zu führen.“

Herr Nyke nickte mit dem Kopfe.

Da fuhr er fort: „Unter uns geſprochen, Herr Nyke: 's iſt nicht umſonſt, daß er geſtern Abend den Rath öffentlich beſchimpfte und nicht kam, nicht umſonſt, daß er heut krank iſt, nicht umſonſt, daß

er den Raſchmacher bezahlen will, und der Rathsknecht den Henning bei ihm im Haus fand; nicht umſonſt, daß er dem Rath Antwort ſchickt, wie man Zigeuner abweiſt. — Er will neuen Anhang. Uns läßt er fahren."

Der Rathsſchreiber verlas itzo das Schreiben, ſo ihm die Bergholziſchen und der Hoppenrade in die Feder dictirt, an den Bürgermeiſter. Daß er ſich nicht unterſtehen ſolle, bei des Rathes Feindſchaft, dem Henning Mollner auszuzahlen, und noch viel mehr des Argen, was nachfolgte. Es klang ſo, als es verleſen ward, daß der Rathsſchreiber ſelber inne hielt, und es ſchwieg Alles. Keiner ſprach ein Wort, Herr Konrad Ryke ſchüttelte den Kopf, und Aller Geſichter wandten ſich unwillkührlich nach der Bank, wo Herr Johannes Rathenow ſonſt ſaß. Ja, hätte er itzt dort geſeſſen und ſich erhoben, es hätte Keiner mögen einen ſolchen Brief ſchreiben und verleſen. Manche hielten es für ein ſchlimm Ding, itzo auch mit dem Bürgermeiſter zu brechen, wo der Rath ſo blank ſtand mit den Zünften und der Gemeinheit. Einige auch dachten an das, was neulich auf den Bänken hier der Niclas Perwenitz aus Brandenburg geſprochen, und was Schweres

alles der Stadt und ihren Verbündeten drohe. Jene beruhigte der Herr von Blankenfelde:

„Die Zünfte ſind nicht ſo bös als wir meinen, Ihr Herren. Laßt den Zügel einmal loſer einem biſſigen Roß, das man ſcharf hielt, und es geht Euch ſanfter als Ihr vermeint. Wer hat's denn mit den Zünften verdorben? Wer ſchaut ſie mit eſſigſaurem Geſichte an, als wollt' er ſie alle zerreißen, und lüftet kaum die Kappe, wenn ein Meiſter grüßt? Wer weiſt ihre Forderungen allezeit zurück? — Ich ſage nicht, daß ihre Forderungen gerecht ſind, ich ſage nur, es iſt unklug, ihnen den Daumen aufs Aug' drücken, wo man mit einem Händedruck, mit einem freundlichen Worte mehr ausrichtete. Wer zerriß ihre Bittſchrift an uns, den Rath, ehe wir ſie geleſen?"

Da lief eine Nachricht von Mund zu Mund. Herr Bartholomeus Schumm war nicht in den Rath gekommen; es hatte es auch Keiner erwartet der ihn geſtern ſah. Doch nun verlautete es, wie er dem Boten, den ihm der Bürgermeiſter zugeſandt, mit ſchnöder Antwort von der Thür gewieſen. Das war etwas, was geſtern noch Keiner für möglich hielt. Die Brücke zwiſchen den Gewaltigen von Köln und Berlin war gebrochen; das Bünd-

niß zwiſchen Reichthum und Macht, das Viele gefürchtet, Alle mit Neid angeſehen, zerriſſen. Herr Schumm war nicht der Mann, der mit ſich ſpaßen ließ, und Johannes nicht der, welcher ſolche Abweiſung in Glimpf hinnahm. Ueber Herrn Blankenfeldes Geſicht leuchtete es; doch verbarg er's ſchnell. Aber nun trumpften ſie auf, des Johannes Feinde. Und der Sturm wurde erſt gar groß, da grad itzt Einer kam, der beim Bürgermeiſter angeſprochen, und durch den ließ er hineinſagen, wie er, der Johannes, deß Wunder nehmen müſſe, daß der Rath der Klage des Handelsmanns kein Ohr geliehen, da er ſich doch um Dinge kümmere, die ihn nichts angingen.

Gottes Wunder! wie ſich da Alles überſchrie. Das ſei doch zu viel, ſagten auch die Stillen, daß er commandiren wolle den Rath von ſeinem Hauſe aus. So könne es ein Fürſt zu ſeinen Vaſallen thun, und ein Herr zu denen die ihm gehören, aber nicht ein gekürter Bürgermeiſter in einer freien Stadt zu denen, die ihn gekürt.

So etwas ſei unerhört, ſagte Herr Bergholz; aber Herr Mathis Blankenfelde meinte, der Stadt Chronika melde von Exempeln, und man brauche nicht bis in die Zeiten der Heiden zurückzugehn.

Da kam noch Einer vom Rathe, der ſich verſpätet hatte, und war in Schweiß und außer Athem. Er hatte aber nicht durchgekennt vor dem Gedränge in den Gaſſen; und war's kaum abgegangen, ohne daß ſie ihn beſchimpft hatten. Denn allerwegen waren ſie aus den Häuſern getreten, die Bürger und Leute und hatten die Arbeit ruhen laſſen, um den Hans Makeprang zu hören, der wie toll umherlief. Und er erzählte, was ihm begegnet, an allen Ecken, und ſchrie wie eine Trompete, über himmelſchreiendes Unrecht, und ſchimpfte auf den Rath und das Regiment, und weinte und ſtreckte die Hände um Hülfe aus.

„Das hört man ja alle Tage", ſagte Herr Hoppenrade gähnend.

„Verſichr' Euch, Herr Hoppenrade, ſagte der Rathmann, mir wurde da heiß wie einem geſottenen Krebs. Das Faß mußt' ihm aus dem Boden geſchlagen ſein; denn es lief ihm nur ſo von den Lippen, und Worte ſprach er, ſo wir zeitlebens nicht gehört. Und nun das Volk, das die Reden verſchlang! Ich wünſchte mich zehn Meilen fort. Endlich rief er, wenn kein Menſch ihm beiſtände, ſo wüßt' er, wo Hülfe ſei, beim gnädigſten Kur-

fürsten, der zu Spandow sitzt, der keine Räuber dulde in seinen Landen."

Hier ging ein leises Lächeln durch die Versammlung.

„Lacht nur, Ihr Herren, fuhr der Erzählende fort. Aus denen herum lachten auch ein zwei und drei. Aber der Mensch schrie: „„Lacht nur, Ihr stolzen Herren, die Räuber werd' ich nicht verklagen, sondern die Herren, die geschworen sind uns zu schützen, und lieber schlafen, saufen und sich raufen um des Kaisers Bart. Ich weiß etwas, der hohe Herr wird mich gnädig hören, er wird gern sein Ohr aufthun, er wartet nur, er will kommen, Eure Gerechtsame Euch nehmen, die Ihr nur braucht, das gemeine Volk zu drücken.""

„Was will der Mensch? rief Hans Mewes aus. Er ist nur ein Bankert. Keine Gilde nimmt ihn auf."

„Die von den Gilden waren's auch nicht die schrieen, fuhr Jener fort. Das herrenlose Volk machte den Lärmen. Doch bei der Drohung sahen sie sich Alle gar wunderbar an. Nun redete er noch von der Leber weg gegen alten und neuen Rath, und es klang, wie er das Regiment schilderte, als wären wir alte Töpfe, die in einer Rumpelkammer

zuſammen geworfen ſind. Und es müßte Einer mit dem Beſen kommen, der rein fegte. Und der würde nicht zu lange auf ſich warten laſſen. Vielmehr wie er mit dem Adel den Kehraus getanzt, werde er es mit den Städten und den Geſchlechtern auch thun."

Hier nun war es ſtill geworden, und Einige horchten aufmerkſamer zu.

Mathis Blankenfelde ſprach: „Das hat der Hans Makeprang nicht von ſich. Er iſt ein einfältiger Menſch."

„Deſto ſchlimmer, fiel Konrad Roke ein, wenn Andere hinter ſtecken. 'S iſt übel, daß es zu dem Aufheben kam. Man hätte bei Zeiten dazu thun müſſen."

„Man ſollte ihn vors Gericht fordern!" rief Einer.

„Fordert ihn nur vor, ſagte der Erzähler. Wenn Ihr den Jubel gehört, würden Euch die Gedanken vergehn. Er ſchrie: „„Ich weiß einen Reichen, gegen den Eure Reichen Bettler, einen Großen, gegen den Eure Großen kleine Leute ſind. Der, wenn er den kleinen Finger aufhebt, kann uns beſſer ſchützen als alle Familien und Geſchlechter in allen Städten der Marken. Das iſt unſer gnädiger Kurfürſt."" —

Lieben Freunde, es war ein arges Stück da, und wär' es nicht vor Hans Rathenows Hause gewesen, wer weiß, was draus worden."

„Vor Hans Rathenows Hause!"

„Dahin hatte sich's gezogen, und konnte Keiner vor und zurück; ich mußte also mit. Wie's gekommen, das weiß ich nicht, ob sie ihn 'raus riefen, oder ob er von selbst vor dem Lärmen kam. Im Flure stand er und redete mit dem Makeprang und den Andern, die für ihn itzt schrieen und lamentirten. Was es war, das weiß ich nicht. Ich stand zu entfernt. Aber er soll gesagt haben, wenn er nicht krank wäre, und zu Rath säße, sollte es anders sein. Drauf haben sie dem Makeprang, der blaß war und nur so schlotterte an allen Gliedern vor Wuth und Hunger auch, und die Haare fielen ihm so von der Stirn ins Gesicht, einen Stuhl hingesetzt in den Flur und ihm ein Weißbrot gegeben und ein Glas Wein —"

„Dem Bankert! Der Bürgermeister!" rief es verwundert.

„Und der Mensch warf sich auf den Stuhl und schimpfte, sage ich Euch, und fluchte nach wie vor und noch ärger, wie Einer, der einen Schluck Wein auf nüchternen Magen nimmt: Das hülfe ihm

einen Quark zu ſeinem Verlornen. Nun weiß ich wieder nicht, was Herr Rathenow ſprach, und wie er ihm zuredete; aber es ging an einer andern Ecken los, nämlich um den Roland. Ich hörte wohl des Henning Mollners Stimme; und was er ſagte, dazu jauchzten die Andern. Und das Ende vom Lied war, daß er mit ſeinen Geſellen ausziehn wollte, um dem Makeprang ſein Recht zu ſchaffen. Er ſtellte ſich auf den Fuß vom Roland, und ſchwenkte ſein Tuch, und rief: „„Wer ein wackerer Junge iſt, kommt mit.““ Da flogen die Mützen, und gab's einen Lärm; Ihr müßt es hier gehört haben. Sie hoben ihn auf ihre Schultern und ſchrieen: „„Der Henning ſoll unſer Roland ſein! Der wird nicht daſtehen als ein Steinbild und thut nichts.““ Und nun tobte es und zog fort, und was Reden ſie auf uns losließen, das mag ich nicht noch einmal ſagen.“

„Und der Bürgermeiſter?“ fragte Herr Blankenfelde.

„Den ſah ich nicht mehr.“

„Er war wieder krank geworden, zu rechter Zeit!“ ſprach Herr Berghols.

„Sie ſagten, er hätte gemeint, man ſolle den Henning laſſen. Irgend wer müſſe doch in einer

Stadt sein, der zum Recht verhülfe. Kann sein, daß sie's auch nur so sagten, damit der Haufe es glaubt. Aber zweien von seinen Knechten hat er erlaubt mitzuziehn."

Herr Blankenfelde verzog süßsauer sein Gesicht, und knipste mit den Fingern, als es sich wohl in keiner Rathsversammlung schickt.

„Drauf ward ich fortgedrängt, dicht beim Rathenowschen Hause vorbei, und ich sah nur, wie die Fenster alle voll waren, und die Jungfer Elsbeth sah 'raus mit einem gar fröhlichen Gesichte, und nickte dem Henning zu. Drauf wurde etwas Luft und ich eilte mich, daß ich herkam."

Eine augenblickliche Stil[illegible] trat in der Versammlung ein, nur unterbrochen von dem fernen Getobe und Wogen der Haufen in den berliner Gassen. In Köln drüben war es still.

„Sanct Petrus!" rief ein kölner Herr, bei uns wäre das nicht geschehen."

„Er thut's zum Hohne dem Rath, und wir dulden's!" ein Anderer.

„Noch wär' es Zeit, ihm's zu untersagen, meinte ein Dritter. Den Weibel ihm nachgeschickt, daß er sich nicht unterfängt, ohne des Raths Erlaubniß."

Aber die Mehrzahl schüttelte die Köpfe: „Wir

haben deß kein Recht, sagte ein älterer Rathmann. So Einer ausziehn will auf eigne Hand, zu seinem Frommen und Schaden, wer darf's ihm wehren?"

Dem stimmte Konrad Rike bei.

„Und wohlgemerkt, Ihr Herren, es wäre auch nicht klug von uns, sagte Mathis Blankenfelde. Sie steinigten den Weibel, wie es steht; und Keiner von uns möchte ruhig nach Haus kommen. Laßt den Burschen ziehen, und gewärtigen wir, — setzte er leiser hinzu — ob sie ihn mit blutigem Kopf nachhause schicken."

Und nun traf es sich, daß sie Alle mit einem Male gehen wollten, und es war heut auch nichts mehr zu berathen. Einige mochten's thun aus Besorgniß vor dem, wohin Herr Blankenfelde gewinkt; Andere, weil sie müde waren; aber die Mehrzahl war nicht müde und nicht besorgt. Sie wollten den Auszug des Henning Mollner und seiner Leute mit ansehn. Denn es hatte ein Schauspiel auf den Gassen, was für eines es auch sei, zu jenen Zeiten etwas, dem man nicht leicht widerstand. Es trieb Manchen es zu sehen, und wenn's ihm an Kopf und Kragen ging. Ward auch der und jener der sich gut versteckt hielt, auf die Art vorgeleckt,

und büßte sein Leben um eitel Neugier ein. Aber predige Du den Thoren, daß sie sollen weise sein; und unterm Galgen ward Mancher zum Diebe. Das ist des bösen Feindes Macht, daß er seinen Köder auswirft mitten unter die Guten; und was das unvernünftige Vieh liegen läßt, danach greift der Mensch in seiner Thorheit. Ließe sich davon Vieles sprechen, aber würde kein Ende nehmen. Hätten auch die Herren Gescheuteres thun können als dem Aufzug nachlaufen, der ihnen doch wahrhaftig nicht zur Ehre gereichte; und war da nicht viel mehr zu holen als Schimpf.

Blieben von Allen nur die drei zurück: nebst Herrn Blankenfelde, der Bergholz und Hoppenrade. Wäre noch Bartholomeus Schumm dagewesen, so waren die Herren von Köln, so die Macht hatten, in ihrer Stadt, beisammen.

„Was nun, Ihr Herren und Freunde? sprach der Blankenfelder. Der alte Fuchs, wer hätte das gedacht, schlägt wirklich um! Und das ist das Schlimmste, was er thun konnte; nämlich für uns. Schimpft auf den Rath, und hält's mit dem Volke. Hans Rathenow und das Volk! Ist's nicht zum Dummwerden?"

Die andern Beiden lachten aus voller Brust

„Laß ihn dem Henning auszahlen. Von Köln kriegt er's nicht wieder", sprach Herr Hoppenrade.

„Und Gott sei's gelobt, von Berlin auch nicht", setzte Herr Bergholz hinzu.

„Mit seiner Tugend geht's auf die Neige, sprach Herr Blankenfelde. Aber mit seiner Macht! Sanct Christoph und all Ihr Heiligen, denkt doch: Hans Rathenow und die Zünfte eins, und der Henning und sein Anhang dazu in der schweren Zeit!"

„Ihr habt die Suppe eingebrockt, eßt sie nun aus, sprach Herr Hoppenrade. Ihr verredetet ihn gestern und heut, wo er nicht dran dachte; nun ward dem so. Man muß den Teufel nicht an die Wand malen."

„Glaube, Ihr habt recht!" entgegnete Herr Blankenfelde aufstehend.

„Aber muthig! setzte Jener hinzu. Die Suppe eß ich mit Euch."

„Wir haben die Schumms auf unserer Seite, sagte Herr Bergholz. Die Schumms und die Rathenows auseinander. Wollt Ihr mehr noch von zwei Tagen?"

Viertes Kapitel.

Auf seinem Hofe, unfern vom Oderberger Thor, ſtand Walter Bortin und hieß die Knechte die Pferde, die in anſehnlicher Zahl umherſtanden, wieder in die Ställe führen. Die Knechte brummten, und ein älterer meinte: „Wenn er ſo mir nichts dir nichts die beſten Reſſe auf die Schindjagd gibt, was ſoll denn aus dem Geſchäft werden! Die Thiere, wenn Die ſie wieder bringen, gehn ja vors Luder. Kein ehrlicher Chriſt kauft ſie; und wenn wir noch ſo bürſten und färben, und theuren Pfeffer in die Kerben klemmen. Und's waren Prachtreſſe aus Mecklenburg. Ein Fürſt brauchte ſich ihrer nicht zu ſchämen."

Ein zweiter nickte ihm verſtohlen zu: „Ich diene ihm länger als Du. Aber das wäre nicht das erſte Mal, daß ſeine Wirthſchaft auf den Hund kommt."

Ein dritter ſagte: „Und Ihr ſeht doch nicht, daß er ſelber nur vom Pferde auf den Eſel kam. Er hat itzo mehr Roſſe denn jemals und ſitzt im Warmen.“

„Der Pferdehandel, wie er itzt geht, trägt's wahrhaftig nicht ein“, brummte der erſtere, und der zweite ſprach:

„Und wo er ſeine liegenden Gründe hat, weiß auch kein Seel.“

„Schiert Euch das! fuhr der dritte fort. Kriegt Ihr Euren Lohn darum weniger? Oder iſt der Brei dünner und das Fleiſch magerer? Weſſen Brot ich eſſe, deſſen Lied ich ſinge. Unſer Meiſter iſt keiner von den gewöhnlichen. Wo er ſeine Mühlen hat, und wo er ſeinen Wind herkriegt, was geht's uns an, wenn ſeine Säcke nur voll ſind. Andere färben und ölen und ſtreichen ihre ſchlechten Mähren, daß ſie für gut ausſehn beim Verkauf; unſer Herr gibt bisweilen gute Roſſe für ſchlechtes Geld. Wißt Ihr, ob er nicht mehr damit gewinnt, als ſolch ein jämmerlicher Roßtäuſcher, der ſich über die Gränzen ſtiehlt, und in den Vorſtädten einliegt? He da, woher ſind ſeine Ställe voll? Er verſteht's, ſag' ich Euch. Er iſt pfiffiger als Einer. Er hört

das Gras wachſen und weiß wohin die Vögel fliegen."

Die Knechte krauten ſich hinterm Ohr und thaten ihre Schuldigkeit. Der Herr war von ihnen gefürchtet, aber nicht geliebt. Das ſah man, wie ſie vor ihm zurücktraten, als er über den Hof nach einer hölzernen Stiege ging, die auf die Stadtmauer führte. Denn der Hof des Roßtäuſchers lag dicht an derſelben, und begränzte ihn die Mauer, doch ſo, daß ein freier Verbindungsweg für die Stadtleute durch die zwei großen Thorwege ſeines Hofes führte. Auf die Stadtmauer, die viel höher war als ihn, und ein tüchtig Bollwerk gegen den Feind — und iſt Berlin in alten Zeiten niemals, als die Chroniken recht berichten, von einem Feinde eingenommen worden — war Jedem erlaubt zu ſteigen, der ein Bürger war; denn er war ein geborner und geſchworner Soldat, der ſeinen Platz auf der Mauer hatte, wann es den Feind galt.

Herr Balzer Bovrin ſtieg auf einen der Wartthürme, darauf man weit hinausſehen konnte über den Graben, der noch iſt, ins Land und über die Straße; der Thurm aber ſteht nicht mehr. Die Straße ging über die Stadt Bernow nach Oderberg, ſo eine berühmte Stadt war und ein Hafen

und Stapelplatz und landesherrliche Niederlage. Aber hatten die Berliner ſeit den Zeiten Waldemars und noch früher dort Freiheit durch Brief und Siegel vom Markgrafen. Brauchten nicht niederzulegen ihre Waaren, die ſie auf den Oderkähnen hatten, noch Zoll zu zahlen; ſondern konnten frei weiter ſchiffen, ob gen Stettin, oder ſo ſie von Stettin kamen. Ging viel märkiſchen Weines dort vorüber, über Pommerland, zu den Caſſuben und Dänen, nach Nordland und zu den Griechen und Reuſſen, die dem moskowitiſchen Czar dienen. Aber die Schiffer dazumalen, ob ich die gleich auch nicht loben mag, beherten den Wein unterwegs nicht an und kochten und fälſchten ihn. Das thaten die Herren von der Kaufgilde ſelbſt, ſo in Berlin als auch in Stettin; da nun zumalen; und haben die Stettiner von Alters her den Ruhm, daß ſie tüchtige Weinmacher waren. Und ward zu jedem ordentlichen Wein, bis man ihn auf hübſchen Tafeln trinken mochte, viel Süßholz und Honig und noch viel mehr Ingber und allerhand koſtbare Würzereien zugethan, und zuſammen gekocht und gebraut. Die Würzereien kamen ehedem aus Aſia über das Land der moskowitiſchen Griechen; ſeit den Tartarn aber, die Gott verdamme und in ihre ewige

Heimath ſchicke, das iſt der Tartarus, ſeitdem kamen ſie über Venetia und die Schneeberge, über Salzburgen und Nürenberg und dann die Elbe hinunter zu uns ins Land, was nicht nach Hamburg ging.

Aber auf die Oderberger Straße ſchaute diesmal nicht der Baltzer Bortin, ob er doch dahin vielen Verkehr hatte, auch zweimal bankbrüchig worden, daß ihn die Stettiner einſtecken wollten, und hätten vielleicht kurzen Prozeß mit ihm gemacht; aber er entfloh. Sondern er ſchaute auf den Landweg, der links durch die Haide abbiegt nach der Straße nach Spandow zu. Denn dieſes Weges, ob es ſchon ein Umweg, war Henning und ſein Anhang gezogen. Sie wollten, ob ſie die noch fänden, die Raubgeſellen von der Seiten ſuchen und greifen; denn über die Spree konnten ſie doch nicht geritten ſein, wo Eis ging; alſo hofften ſie ſie zu fangen zwiſchen Spree und Havel, wenn ſie den Wald tüchtig durchritten. Denn ließ ſich doch nicht vermuthen, daß ſolche Schnapphähne in Spandow eingeritten wären, wo der gnädige Kurfürſt grade Hof hielt; und anders gab's keine Brücke.

Da hinaus alſo ſchaute Baltzer und ſah dem Zuge nach, der bald im Dickicht der Kiefern ver-

ſchwand, bald wieder vortauchte, wo ſie lichter wurden. Endlich aber verſchwand er ganz hinter den großen Bäumen. Es wirbelte kein Staub auf, da die lockere Erde von leichtem Froſt überzogen war. Auch ſagte ihm nicht der Schall, wohin ſie ſich wendeten, denn der Anführer hatte Allen, ſobald ſie das Thor verlaſſen, geheißen, ſich, was an ihnen, ruhig zu halten. Nur wo die Krähen aufflogen im tiefen Walde, konnte Herr Walter wahrnehmen, wohin die Richtung ging. Doch auch das hörte auf.

Mit grinſendem Geſichte lehnte ſich der Roßtäuſcher, den Kopf auf dem Ellenbogen, an die Zinne. Es war, wie wir ſagten, ein grauer Tag, und die Wolken ſchwitzten einen feuchten Nebel, und unſer Einem würde es durch die Haut gefröſtelt haben. Das that Einem von damals nichts. Sein häßlich Geſicht hielt er ſogar frei in die Luft, und der geöffnete Mund, der die gelben, unregelmäßigen Zähne frei wies, ſchlürfte die naſſe Luft ein, ohne daß er nachgehends darum von Verkühlung geſprochen und eine Kolika geſpürt. Er ſtierte weit über die Gegend und dann verfolgten ſeine Augen wieder den Flug der Krähen in der Luft. Auch manchen Reiher und Adler, der ſich

über dem Kiefermeer erhob und wirbelnde Kreise zog. Zunächſt unter ihm, und doch noch eine gute Strecke entfernt, lag ein ſehr alter, hoher Thurm. Der war viereckigt, und an jeder Ecke ſchoß ein rundes Thürmlein, das hinaus gebaut war, in die Höhe, und oben hatte er ein ſpitzes Kegeldach von gemauerten Steinen. Das war der feſte Thurm von dem Hofe Wedding, der zum alten Berlin gehört, ſeit ihn Markgraf Otto der Stadt um ihre treuen Dienſte geſchenkt; und war's der äußerſte feſte Punkt, den die von Berlin außer ihrer Stadt hatten. Er war von der Stadt aus beſetzt, und oben ſaß ein Wächter, der ausſchauen mußte, wenn er nicht ſchlief. Aber er hatte ſchwer ausſchauen, denn war ringsum finſterer Wald, und Hügelzüge liefen durch. Darum konnte auch Walter nach der Seite nicht weit blicken; und war der Kirchthurm von Reinickendorf das Hinterſte, was er ſah.

Aber doch ſchien es, als wenn ſeine kleinen grauen Augen durch den Wald ſahen und hindurch die ſchwarzen Wolken, die in der Ferne ihre Bäuche an den Kieferwipfeln ſchlitzten. Mußte er wohl die Gegend kennen, denn er regte oft unwillkührlich den Arm, und brummte etwas und zeigte mit den

Fingern, als wie wenn er mit Einem ſpräche und ihm Anweiſung gäbe, wie er's machen ſollte. Und es war ganz ſtill rings um; denn itzt war's Mittag in der Stadt und die Bürger ſaßen an ihren Tiſchen, oder ſprachen das Nachgebet. Nur dann und wann ließ ſich in weiter Ferne ein Hifthorn vernehmen, wie von einem verlornen Jagdzug; aber es verhallte wieder.

Auf der Mauer unten kam ein Mann mit einem Spieß gegangen. Es war der die Wacht hatte, und Baltzer erkannte den Schneider Zademack. Der ſchaute auch ihn und ſie grüßten ſich.

„Was Neues, Gevatter?" rief er ihm hinunter.

„Das möcht' ich von Euch wiſſen, antwortete der, Ihr ſchaut ja da weiter."

„Es kommt drauf an. Die Luft iſt trüb. Steigt 'rauf, Gevatter, ob Ihr was ſeht."

Der Schneider ſtieg hinauf. Er konnte eben ſo gut Wacht halten, als auf der Mauer.

„Nun, ſeht Ihr was vor Euch?" lachte Baltzer.

„'S iſt alles grau."

„Nein, ſeht Ihr da und da und da! Er zeigte auf die weite Landesſtrecke hin, davon wir oben ſprachen, und wo nichts war als der große Wald;

und er lag ſchwarz und trüb und feucht vor ihnen Da geht die Sonne feuerroth auf."

„Nach Spandow zu?"

„Meinethalben."

„Meiſter Baltzer, Ihr faſelt; und ſah ihn der Schneider groß an. Jetzt iſt erſt Nachmittag und dort iſt Abend."

„Ich ſage Euch aber doch, da geht's roth auf. Feuerroth über Berlin, brannſtig roth über das alte Regiment. Wenn der Junge zurückkommt, und bringt ein Paar Räuber am Strick, meint Ihr nicht, daß das ein Einzug wird, wogegen der Auszug nichts war? Wenn vorhin ſchon den Herren die Zähne klapperten, wie wird's dann! he! Wer wird die Räuber hängen? Der Rath etwa? Element, wenn das die Bürger zulaſſen! Wir retteten der Stadt Ehre, wir ſind die Herren!"

„Um einen Bankert ſo viel Aufhebens!"

„Und wenn's ein Jude wär! — Es war ihre Schuldigkeit, und ſie haben ſie nicht gethan. Wir ſetzten unſer Leben dran, unſer iſt der Lohn."

Der Schneider würgte nachdenkend an der Vorſtellung, ſo der Andere angeregt: „Sie brechen doch nicht los."

Baltzer Bontin ſchaute ihm eine Weile grin-

ſend ins Geſicht: „Ich glaube auch. Sie ſind Alle Schneider“, murmelte er vor ſich hin.

Hans Zademack kreuzte die Arme über dem Spieß, auf den er ſich lehnte. Dann ſprach er, und es war eine gute Weil vergangen, wo ſie Beide geſchwiegen: „Der Henning iſt ein kecker Burſch, und wo er losſchlägt, trifft's. Aber dazu taugt er nicht. Ihm fehlt das Blut. Wenn Keiner an die Spitze tritt, der Vorfahren hat, bleibt's in alle Ewigkeit beim Alten.“

Ein vielſagend ſchelmiſch Lächeln breitete ſich über Baltzers Geſicht aus: „Nun, Euer Herr von Blankenfelde vielleicht.“

„Geht mir mit Dem. Seit geſtern ſprang er um. Soll heut im Rath, wo er vorſaß, die Naſe hoch geſtreckt haben. Der will nicht uns, der will nur Köln und ſich.“

„So, ſo. Ihr meintet geſtern im Rathskeller —“

„Einer taugt ſo wenig als der Andere.“

„Das iſt ſchlimm, Meiſter, ſehr ſchlimm. In zwo ſo großen Städten Keiner, der was taugt. Sollte Keiner ſein, der die Sache ins rechte Schick bringt?“

„Ihr ſpracht geſtern vom Rathenow, vom Han-

nes, mein' ich. Ich lieb ihn nicht; aber wenn ihn die Herren haſſen, darum haß ich ihn nicht mehr. Er iſt Bürgermeiſter, und die vom Rath müßten ihm gehorſamen."

„Das ſag' ich ja auch", antwortete der Roßkamm.

„Und wenn ſie's nicht thun, blitz Element, ſo wird er doch —"

„Was wird er, Gevatter?"

„Reden."

„Kann ſein."

„Das Donnerwetter ihnen über den Hals ſchicken."

„Vielleicht. Wenn's aber nicht einſchlägt? Er iſt wohl der Enkel von dem Albertus, aber auch der Sohn von dem Mathens. Und allemal iſt er ein Patricier."

„Wer iſt der Mann vom Volke, der's kann!" ſprach Hans Zademack.

„Da habt Ihr wieder recht. Wüßte Keinen im Volke. Mancher, der's jetzt gut meint; aber wer ſteht uns dafür, wenn er zum Regiment kommt, daß er's dann noch gut meint? Manchermann möchte von ganzem Herzen den alten Kram zertreten, den Sauerteig zum Fenſter 'naus werfen, und

das Dach vom alten Rathhaus abdecken, damit reine Luft wird; aber du lieber Gott, es gehört doch ein Kopf dazu, der's wieder zudeckt und einrichtet. Und Mancher der jetzt die Herren aus dem Grunde haßt, wer weiß, wenn er ſelbſt einer iſt, ob er's dann nicht eben ſo macht, und das Volk haßt, wie itzo die Herren. — Bringt mich auf Einen, Gevatter. Der Henning Mollner, ſagt Ihr ſelbſt, iſt ein Wüdfang."

„Gott beſchütz' uns davor. Da würde nichts Kluges. Wer ſollte vor dem Reſpekt haben!"

„Der Wirth zum Rathskeller hat den Kopf auf dem rechten Fleck. Er haßt aus voller Seele die Geſchlechter; aber weil er klug iſt, merken's Wenige."

„Der! fuhr Meiſter Zademack auf. Der Weinzapfer, der Bierſchenk! I da wollte ich ja eher, den Sack auf dem Rücken, aus Berlin wandern, als daß ſolch unzünftiges Geſindel nur auf die Rathsbänke käme."

„Was ſagt Ihr denn zum Barz Kuhlemey? Der als Bürgermeiſter würde ſich Anſehn zu geben wiſſen."

„Ja, wenn wir Vieh wären! Iſt ein guter Ochſentreiber und kann ſchreien wie drei Bullen.

Das fehlte noch zur allgemeinen Noth, daß die Knochenhauer zu Rath ſäßen.“

„Da habt Ihr gewiß recht, entgegnete der Roßtäuſcher, ob ich ſchon meine, wer mit dem Vieh umzugehn weiß, der lernt auch das Volk traktiren. Wie ſteht's in Eurer Gilde? Wäre da keiner von den reichen Tuchherren?“

„Nichts da. Die Herren möchten ſich auch mehr dünken, die das Tuch reißen, als die es weben und zu Gewändern verſchneiden. Von denen um Gotteswillen keiner! Und überhaupt, unſere Gilde in Ehren, aber ich möchte davon keinen am Regiment ſehen. Warum? Es dächte jeder, ich bin eben ſo gut.“

„Mit vollem Rechte, ſprach Baltzer Bortin. Und was gilt's, bei den andern Gilden denken ſie eben ſo! Die Bäcker, die Schuſter, die Meſſerſchmiede, wo iſt da ein Meiſter, der ſo vorzüglicher wäre vor den übrigen, daß die es anerkennten. Und geſetzt, ein Schuſter würde Bürgermeiſter, Herr Gott, will ich denn einen Bürgermeiſter haben, der mir die Schuh verſehlt?“

„Behüte Gott!“ ſagte der Schneidermeiſter.

„Nun laßt uns einmal weiter ſuchen, ſprach

der Roßkamm. Von den Geſchlechtern alſo Keiner und die Unzünftigen eben ſo wenig.“

„Das fehlte noch, ſagte der Schneider. Den Zünften gehören die Städte; denn ſie ſind, als in einer Uhr, das Werk; da greift ein Rad in das andere, und das iſt das Leben und der Athem. Was außer dem Werk, das iſt nur Nebenwerk. Und mag's ſchön, mag's häßlich ſein, darauf kommt es nicht an, ſondern daß die Räder gut ſind; das macht eine gute Uhr.“

„Sehr richtig, ſprach der Roßkamm. Aber Einer muß doch ſein, der ſie alle acht Tag aufzieht, ſonſt bleibt ſie ſtehn; und wär's die beſte Uhr, die ſie in Flandern machen, oder in Nürnberg; und ſo das Keiner ſein darf, der unter den Zünften iſt, noch Einer aus den Zünften, ſo muß es doch Einer ſein, der über den Zünften iſt.“

„Kein Patricier!“

„Das verſteht ſich. Von außerhalb muß alſo der Mann geſucht werden, der unſerer Noth abhilft. Es gäbe da unterm Adel wohl manchen Ritter.“

„Einen Wolf in den Schafſtall!“

„Bei den Wälſchen, wo ich war, wie Ihr, werther Meiſter wißt, — und die Bürger ſind dort, ſo eiferſüchtig auf ihre Rechte, als wer nur ſonſt,

dort laſſen ſie auch Keinen aus ihrer Stadt zum Regiment. Drum nehmen ſie ihre Gewaltigen, die zum Rechten ſehn müſſen, und dort Podeſta's heißen, aus der Fremde. Verſteht Ihr, ein Fremder. Das iſt ein ander Ding als Einer, den wir ſahen wie ihm die Mutter mit dem Tüchlein die Nas wiſchte. Was ſchiert's einen Fremden, ob Hinz oder Kunz den Wiſch aufſteckt; ein Fremder iſt nicht verſchwiſtert mit denen von Köln und Berlin; der riecht nicht nach Gevatterſchaften. Er hat das Auge frei, und ſchaut ſich um, was der Stadt zum Beſten und gerecht iſt."

„Aber der Stadt Beutel gefällt dem Fremden ſo gut, als unſern Herren und Gevattern."

„Ei verſteht ſich, erwiederte der Roßtäuſcher, das müßte ein Fremder ſein, ſo reich, daß unſerer Säckel ein Bettel ihm wären, Einer ſo hoch ſtehend, daß unſere kleinen Zwiſte ihm nicht ans Knie reichten."

„Aber er müßte ein Herz für die Stadt haben."

„Verſteht ſich, ein großes Herz und ein großes Auge. Was iſt eine Stadt für ſich allein? Es müßte viele Städte umfaſſen."

„Wie der märkiſche Bund."

„Ganz richtig; nur ſagt ſelbſt, Gevatter, was

hilft uns der Städtebund wie er iſt? Auf dem Pergament ſteht's freilich, daß eine Stadt beiſpringen ſoll der andern. Aber wann kommt's dazu? Iſt nicht eine neidiſch auf die andere? Gibt's nicht allezeit Ausflüchte, wenn ſie ausziehn ſollen? Ja die Städte ſind wohl gut, aber die Geſchlechter, die drin herrſchen! Die Bürger möchten ſich beiſpringen, aber da hat Einer im Rath mit dem Feindſchaft, und möcht' es wieder mit dem nicht verderben. — Sanct Chriſtoph, vor unſern Mauern zogen ſie einen armen Schlucker aus. Was half ihm der Städtebund? — Es muß Einer über dem Städtebund ſtehen, der das Commando führt, ohn Haß und Feindſchaft und Eigennutz —"

„Und ein Herz muß er für unſere Freiheiten haben."

„Freilich! antwortete der Roßkäuſcher mit einem ernſthaft haftenden Blicke auf den Gewandſchneider. Eure theuren, ſchönen Freiheiten muß er ins Aug faſſen. Und das wird er auch; ſie leuchten ja durchs ganze Land. Nur ſchade, daß wenn Einer den Fuß über die Mauer ſetzt, die Strauchdiebe ihn fangen. Und will Einer ſo frei ſein, das Maul aufzuthun, wie die Herren mit der Stadt Säckel wirthſchaften, dann ſperren ſie's ihm, und

werfen ihn in den Stock. Und wenn Einer ſein Korn mahlen läßt, ſo ſtreichen ihm die Müllermeiſter die Metze mit dem Streichbret, wie's den Herren, deren die Mühlen ſind, gefällt. Die Mühlen gehörten ehedem dem gnädigen Landesherrn. Da wurden ſie anders verwaltet. Da hatte kein Bürger über die Müllermeiſter zu klagen."

„Das muß anders werden."

„Anders, das ſag' ich auch. Rühmen ſich der Stadt Rechte und Freiheiten, die ſie den alten Landesherren abgetrotzt, die Herren vom Regiment! Ja wer hat ſie denn, wer wärmt ſich dran, wer trinkt und ißt davon? Die Patricier. Habt Ihr etwas, hab' ich etwas davon? Hat ein ehrlicher Bürger was davon, daß ſie uns das Geld prägen und der Abfall fällt in ihre Taſchen, daß ſie richten und den Blutbann haben? Und wen richten ſie? Uns. Und wie? Das weiß der Himmel. Als ich Kind war, hab' ich alte Leute ſprechen hören von den alten Zeiten, als alle die Rechte noch bei den Landesherren waren. Meint Ihr, daß es da ſchlimmer war? Gott bewahre; das Volk wurde nicht halb ſo gedrückt. Die Fürſten waren reich und großmüthig. Die ſchenkten mit vollen Händen; und ſo Einer nicht zahlen konnte, ſo erließen ſie's ihm. —

Wißt ihr heut von einem Erlaß? Unſere, die ſcharren und ſchlagen ja zuſammen, wo es noch was gibt. Das letzte Scherflein der Wittwe, her damit! Das nennen ſie Recht."

„Wißt Ihr einen Fremden, der's beſſer machte?" ſprach der Gewandſchneider.

„Ich weiß einen, antwortete Balzer Bortin aufſtehend. Davon läßt ſich aber hier nicht reden. Kommt zu mir in mein warmes Stüblein über dem Stall dort, ſo Eure Wache um iſt. Da hört uns Niemand, und will Euch Dinge erzählen, die Euch das Herz froh machen ſollen — wenn Ihr ein kluger und verſchwiegener Mann ſeid", ſetzte er leis mit einem nachdrücklichen Blicke hinzu.

Fünftes Kapitel.

Es war der Zug berlinischer Burschen, so Henning Mellner, des alten Mellners Sohn, anführete, als wir oben sagten, war durch das Oberberger Thor hinausgesprengt, aber nicht auf der graden Straßen, sondern sobald sie über der Brücken waren, hatten sie sich links geschlagen, in den Wald hinein, der da anfängt. Aber dort war er noch nicht dicht; es waren viele nackte Sandhügel, und dazwischen lagen Wassertümpel und Moräste mit grünem Wiesewachs und Schilf, und alte Weiden wuchsen zu Füßen der Hügel.

Der große Kiefernwald, von dem itzo nur noch ein Stücklein übrig blieben, und die Jungfernhaide heißt, fing erst jenseit des kleinen Flüßleins an, so von Bernau kommend, am Hofe Wedding vorbeifließt, wo es in einen Graben geleitet war der

das alte Schloß umſpülte, und unterhalb der Stadt Berlin in die Spree fällt. Von da ab ward der Wald ſehr dicht und finſter, und war's Niemand gerathen, daß er ſich allein hinein wagte. Der Wald aber war ein groß Dreieck. Gegen Mittag von Berlin nach Spandow ſchnitt ihn die Spree ab und ihre Wieſen, und der Weg zwiſchen den beiden Städten führte Winters und zur naſſen Zeit durch den Wald ſelbſt. Gegen Abend begränzte ihn die Havel, die viele und große Buchten, die zu Seen wurden, hineinſchnitt. Dann iſt die Straße, die vom alten Berlin gen Bötzow führt, (Oranienburg) die dritte und längſte Seite; aber die ſchneidet den Wald nicht ſtreng ab, denn er geht über ſie fort und gen Morgen in den Barnim hinein, wo es noch viele Wälder hatte.

Ueber das Flüßlein, das die Panke genannt wird, und Sommerszeit von ſchönen, großen Laubbäumen umſchattet iſt, führte nur eine ſchmale Brücke, wo je nur ein Mann zu Roß hinüber konnte. Und ſo unſcheinbar das Waſſer fließt, möcht' es doch keinen Reitersmann gerathen haben, ſo die Gegend nicht genau kennt, daß er durchſetzte. Denn iſt gar tief an etlichen Stellen, und der Boden an beiden Seiten unſicher. Iſt ſchon manch

berliner Kind beim Baden darin ertrunken. Wer sollt's glauben, der das Flüßlein ansieht; meint man: halte den Fuß vor, und dann hört' es auf zu fließen.

Darum ließ auch Henning seine Leute, die ihm folgten, hier halten, und stellte sich an die Brücke, derweil sie Einer um den Andern hinüber ritten, und dauerte das lang genug, da es an die zwei hundert waren, die ihm sich angeschlossen: nicht zwar Alle zu Roß, denn es war mancher Bub darunter, der nie den Fuß in einen Steigbügel gethan, aber es juckte ihn doch mitzulaufen auf den Spaß, wenn's auch Beulen gab. Wo der Henning voran war, da gab's etwas. Das war luſtig anzuſchaun, wie ſie ſich gewappnet hatten; was das Glück Jedem gab und gute Nachbarn. Der hatte eine Pickelhaube und Jener einen Küraß, der ging barhäuptig, hatte aber ein Paar alte Schienen um die Arme; der lief barfuß in Holzpantoffeln, hob aber einen gewaltigen Schild. Es waren ihrer aber ſchon Etliche, die waren gewappnet, als wenn es in ein heißes Treffen ging, Pickelhauben auf dem Kopf, und Bruſtharniſche umgeſchnallt; die von den Kupferſchmieden, die doch allezeit was voraushaben wollten, hatten ſchwere

Schienen um Arm und Beine gethan, als gälte es keinen Schnapphahn im Buſch aufjagen, vielmehr ein Turnier, oder eine Prinzeſſin einholen. Muß es doch allüberall närriſche Leute geben, warum nicht zum alten Berlin? Die von den Knochenhauern, ein Paar kecke Geſellen, waren noch zum beſten armirt wie es ſich zur Gelegenheit ſchickte; Lederwämmſer trugen ſie um, die ſchon manchen Streich aufhielten, und kurze Spieße, und ſcharfe Meſſer an der Seiten. In Summa, konnte die Schaar auch kein feſtes Schloß ſtürmen, ihrer genug waren's doch, um ein Rudel Raubgeſindels und wären's auch über hundert, aus dem Verſteck zu treiben.

Während die alſo über das Brücklein ihren Weg zogen und ſich drüben aufſtellten, wie es der Anführer geheißen, und es dauerte eine gute Weil, rief der Henning den Hans Makeprang an ſich, der auf einer alten Mähre ſaß, wie ſie ihm der Balzer aus Gnaden gegeben; Henning aber ritt ein herrlich hohes Roß, es war ein Rappe, das beſte Thier, das der Roßtäuſcher in ſeinem Stalle hatte. Ueberhaupt die Beiden zuſammen zu ſehen, das war ein luſtig Bild davon, wie es verſchieden in der Welt ausgetheilt iſt. Der Henning mit

einem Panzerhemd umgethan, das wie Sammet um ſeine ſtarken Glieder ſchloß, und auf dem Kopf eine leuchtende Pickelhaube, und das Geſicht und die Glieder ſtrahlten und hüpften ordentlich vor Luſt an dem, was nun kommen ſollte. Und ſein Aug' ſchaute allerwegen hin, und es entging ihm nichts in der Luft und im Walde; und er kannte jeden Einzelnen, wie er übers Waſſer kam; und ſein Roß, das auch vor Luſt ſich bäumte, regierte er mit den Lenden, derweil ſein Arm mit dem Morgenſtern ſpielte, der wie eine leichte Ballkugel ihm in der Hand ſchwebte. Und wie er ſtolz und aufgerichtet im Sattel ſaß, ſo krumm und gedrückt ſaß der arme Hans Makeprang, und ſchaute überall mistrauiſch hin. Die linke Backe war blutrünſtig von einer Schmarre, die ihm der Räuber verſetzt mit ſeinem Stahlhandſchuhe. Sonſt war er breitſchultrig und klein, der es wohl mit Einem oder Zweien aufnahm, die nicht beſſer waren als er ſelbſt. Itzo ſchlotterte er aber an allen Gliedmaßen, und ſein Geſicht, das niemalen ſo geweſen, daß ein Mägdlein es mit Luſt anſah, ſchaute nun ſo daß Mancher gern davonlief. So bös und furchtſam ſchielte er; und wer verargt's ihm, denn die Geſellen, die auszogen, wie ſie ſagten, für ſein

Recht, höhnten ihn; und wußte er, wenn ſie den Karren wiederkriegten, ob ſie's ihm wiedergaben, oder was Jeder nehmen würde für ſich. Und weil er ſich unterweilen die Schmarre mit dem Aermel wiſchte und damit übers Geſicht fuhr, ſo war das ganz roth gefleckt und ſah aus wie eine Blutwurſt. Seine Kleider waren aufgeriſſen. Und wie der Mann, ſo die Mähre. Lieber Gott, es gibt doch viel Elend auf der Welt.

Und Henning war's am wenigſten, der ſich ſein erbarmt hätte; denn er that mehr, er zog aus, um ihm ſein Gut wiederzuſchaffen. Darum hatte er ein Recht, daß er ihn aufzog.

„Nun Du Sohn von einer Mutter, der keinen Vater hat, ſchämſt Du Dich, daß ſo viel gute Chriſten, deren Väter im Kirchenbuch ſtehen, um Deine Lumpen ihren Mittagsſchlaf vergeſſen? Seit der Bär über Berlin brummt, iſt das nicht vorkommen, daß zwei hundert ehrliche Söhne um einen Bankert ausziehen!"

Hans Makeprang verzog ſein häßlich Geſicht noch grimmiger: „Krieg ich ſie —"

„Was dann, Hans?"

„An Haut und Haar ſoll's ihnen gehn."

„Zieh ihnen das Fell ab, und Dir über, ſo

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING.G.W.H.
3-598-51043-8
FN. 04008/024

ſagt man vielleicht, Du ſteckſt in einer beſſern Haut als man dachte. Aber ſie ſagen, Du betrügſt die Leute auf dem Lande wie ein Jude, und in der Stadt verkaufſt Du Katzenhäute für Haſenfelle. Vielleicht waren die Kerle, die Du Räuber ſchiltſt, vom Vehmgerichte, und mit einem Strick Dir nachgeſchickt. Schade, daß ſie nur Dein beſſer Theil fingen, und Dich der Stadt ließen. Es hätte ihr einen Strick geſpart."

„Herr! Mit der Vehme ich nicht zu ſpaßen", brummte Hans Makeprang.

„Hans, was ſchauſt Du wie eine Gans? Der Himmel iſt den Gänſen nicht erbaut."

„Den Gottloſen auch nicht."

„Das wirſt Du freilich am beſten wiſſen, wenn Dir Sanct Peter am Himmelsthor 'nen Fußtritt gibt. Bete, bete, Hans, mit Deiner Seele iſt's ſo ſchlecht beſtellt als mit Deinem Wamms. 'S hat überall Löcher."

„Wenn der Wolf die Gänſe beten lehrt, frißt er ſie fürs Lehrgeld", brummte der ingrimmiſche Mann, und ſah verwundert, wonach denn Henning im Himmel ſchaute. Da riß der ihm plötzlich die Armbruſt, die Hans am Sattel führte, fort,

ſpannte ſie mit einem Ruck, legte den Bolzen drauf und richtete gen Himmel.

„Was will der Henning?“ rief es. Da knallte ſchen die Armbruſt, und der Bolzen ziſchte in die Lüfte, und dort kreiſchte es und ſchlug, und ein mächtiger Raubvogel, dergleichen man ſelten in dieſen Gegenden ſieht, kam herunter. Zuerſt flatterte er noch mit ausgeſpreizten Flügeln, während die hellen Blutstropfen niederfielen auf den glatten Schnee, und es ſah ſchrecklich aus der Kampf zwiſchen Leben und Tod in den Lüften, und ſeine Augen glühten; dann als die Kraft ausging, ſtürzte er immer ſchneller und ſchneller, und ſchoß zu Boden.

So hoch war der Vogel, daß Viele ihn gar nicht geſehen, und Henning war nicht dazu vom Roß geſtiegen, ſondern hatte es feſtgehalten mit den Lenden, daß es ſich nicht rührte, als er zielte. Und ſo gezielt hatte er, daß der Bolzen in den Hals gegangen. Als ſie das ſahen, konnten ſie aber ihren Jubel nicht zurückhalten. Einige klopften dem Henning, der itzt aus dem Sattel ſprang, auf die Schultern, und ein Anderer ſprach zum Krämer:

„Hans Bankert, Du kannſt von Glück ſagen.

Das iſt ein Zeichen. Nun treffen wir Deine Raubvögel auch.“

„Ach was! Nichts weiter iſt's, rief Henning, ich brauch' einen Federbuſch; denn ich bin Euer Anführer“; und damit ſprang er auf das Thier zu. Das war aber noch nicht todt; ſondern es ſchlug gegen ihn mit ſeinem krummen, langen Schnabel, daß ihm die Hand blutete, und ſeine Augen rollten ſchrecklich in Todeswuth. Da mußte der Junge mit dem Fuß es niedertreten, und auch da wehrte es ſich noch erſchrecklich; es war ein ſtarkes Thier.

„Wollen doch fertig werden mit Dir, wie noch mit manchem Andern“, ſprach er, und riß ihm nun den Flügel aus, und nachdem er ihn geſchwenkt, daß er das Blut ausſprütze, ſteckte er ihn als Federbuſch auf die Stahlhaube. Ein Tröpflein Blutes war ihm auf die Wange geſpritzt. Nun erſt ſah Henning ſchreckhaft aus. Er ſchwang ſich wieder aufs Roß und ſprengte nun rechts und links und theilte ſeine Leute, wie er ſie kannte, und brauchen wollte. Die beſten Reiter und die am leichteſten waren in Leder und auf ſchnellen Roſſen, hatte er gleich anfangs, es mochten etliche ſechzig ſein, voraufgeſchickt auf die Straße gen Bötzow, und einen rüſtigen Mann ihnen zum Anführer ge-

geben. Sie ſollten Acht haben auf Alles, und wer des Weges käme befragen, auf daß die Schnapphähne nicht über den Weg kämen. Denn er wollte ſie einſchließen in dem Walde, und deshalb ſollten ſie in den Hütten an der Straße, und wo ein Kreuzweg darüber ging, Leute in die Büſche legen und ſich mit Pfeifen und andern Zeichen verſtändigen.

Nachdem das aber geſchehen, muſterte er die Andern; und die ſchwer Geharniſchten und die barfüßigen Buben, ihrer hundert zuſammen, die vertheilte er in den Wald ſo, daß ſie ſich an der Spree hinziehen mußten gen Spandow, und von da ab die Haide Schritt um Schritt durchſtreifen, und was ſie Verdächtiges fänden, das ſollten ſie nach Mitternacht treiben, wo es den Reitern, die gen Bötzow voraufgeſchickt waren, oder ihm ſelber in die Hände fiele. Da er nun die Mehrzahl ſeiner Leute von ſich geſchickt und ihnen nachſchaute, hub er mit einem Male den Finger gegen Hanſen Makeprang den Krämer:

„Hans! Dieſe hundert gute Burſche ſteck' ich zu Deinem Frommen in die Haide. Haſt Du ſchlecht Spiel mit uns, oder loſes Wort geſprochen, ſo Gnade Dir Gott! Iſt nur ein Wort falſch, und

kommt Einer zu Schaden, weil Du uns mit Argliſt verleckt, ſo klepf ich beim nächſten Tümpel das Eis, das drüber iſt, mit Deinem Schädel entzwei. Der Henning ſpaßt nimmer mit einem Schuft."

„Ich will küſſen die Knochen aller heiligen Märtyrer, rief der Krämer, das iſt wahr."

„Schwör auch beim Blut von Wilsnack —"

„Ich ſchwöre beim Blute von Wilsnack, daß all dem ſo iſt, als ich geſagt."

Nun der Krämer auf das heilige Blut von Wilsnack geſchworen, war aller Verdacht fort; Henning ſetzte ſich ruhig in den Sattel, kneipte den Hans ins Ohr und ſprach: „Nun Hans, auf die Fährte, und rieche gut."

Es mochten ihrer noch an zwanzig und dreißig ſein, die den Beiden folgten, ſo von den liebſten Kumpanen des Henning, Leute, auf die er ſich verlaſſen konnte. Mit denen ritt er ſeitwärts in den Wald. Und er hieß ſie Augen haben links und rechts und auf den Sand und das Gras, wo Geleiſe gingen und Spuren waren von Menſchenfüßen oder Thieren. Auch die Ohren hieß er ſie ſpitzen; und daß ſie ſelbſt kein Geräuſch gäben, und anderes hörten, ritt er faſt immer im Sande. Und hier und dort ließ er einen Trupp zurück, und

sie sollten stets Acht haben, daß sie auf seinen Ruf ihm beisprängen. Und nun endlich waren nur noch zwei bei ihm außer Hansen Makeprang. Der mochte sich zu fürchten anfangen: „Henning, was habt Ihr die besten Leute von Euch gethan, meine die gut Geharnischten. Die stehn unten an den Seen und beim Fluß, und hier, wo's Gefahr gibt, habt Ihr nur zween in Lederkollern."

Da lachte Henning: „Bist ein Kaufmann, aber kein Hauptmann, Hans. Die Kerls in den Ritterharnischen, die laufen zuerst, wenn's heiß wird. Ist der Kupferschmiede ihr Muth wie 'ner Vogelscheuche ihrer, sie machen viel Lärm und lassen's an sich kommen."

„Thäte auch hier in den Sträuchen solche rasselnde Eisenpuppe nimmer gut", sprach ein Anderer.

„Könnten uns die Sperlinge scheuchen, die Blechkasten, lachte Henning weiter. Aber ohne Bangen, Hans; meine Freunde hier im Lederwamms die sind gut, und holen Dich dreimal ein, wenn Du auskratzen willst."

Sie mochten schon über Spandow hinaus sein, das ist nach Mitternacht zu, und hatten noch nichts funden, was sie auf die Spur brächte. Die Paar Holzschläger, so sie antrafen, hatten auch nichts ge-

sehen; waren arme Wenden aus Reinickendorf und da herum. Denen ist aber nicht zu trauen, denn so sie auch die Räuber sehen, so drücken sie die Augen zu, und machen, daß sie fortkommen. Denn was hilft's ihnen, das Angeben und Zeugen, wenn's die Herren von der Stadt fordern? Die Herren sitzen hinter ihren dicken Mauern, aber sie kommen ihnen nicht zu Hülfe, wenn die Freien Nachts dem kleinen Mann das Haus über dem Kopf anstecken, aus Rache. Und das ist noch das Geringste; denn ein Haus baut man morgen wieder: der Lehm ist vor der Thür und der Wald auch. Aber wenn sie den Schädel einschlagen, wer leimt ihn wieder zusammen, und wenn sie das Schwein aus dem Stall treiben, wer bringt's dem Bauern wieder?

Also ritten sie itzt durch eine tiefe lockere Sandfläche, an deren Ende der Weg sich theilte. Da sagte der Anführer:

„Hier ist Zeit, Hans, was dort nicht war, daß Du uns die Geschichte ganz erzählst, wie Du angefallen wardst, und wie die Schnapphähne ausschauten. Und Alles, versteht sich, aufs heilige Blut von Wilsnack."

„Das ist kurz abgemacht, so lang das Lied auch ist, brummte Hans Makeprang. Ich zog in

Früh aus mit meinem Karrn; denn in der Nacht, meint' ich, wo doch itzo Keiner des Wegs zieht, werden die Schnapphähne auch nicht auf sein."

„Da ging Deine Klugheit zum ersten Mal fehl", fiel Henning ein.

„Aber weil der Mond aufging und die Straße hell war, dachte ich, 's ist gerathener, Du biegst in den Wald ein, wo's duster ist. Wer wird da in einer Februarnacht liegen, wo nichts zu holen ist!"

„Da ging sie zum zweiten Male fehl, Hans."

„Also trieb ich den Gaul in den Holzweg. Wenn's Tag würde, wollte ich wieder nach Spandow einlenken."

„Da warst Du also auf dem Holzwege."

„Ich kannte den Wald wohl genau, aber ich muß zu weit links mich gehalten haben; denn nun war ich nicht mehr auf dem Holzwege."

„Du bliebst doch auf dem Holzwege", unterbrach Henning.

„Nein, ich kam beim großen Pletzensee 'raus. Der Mond glitzerte so kalt auf dem halb gefrornen Wasser, und es sah mir gleich recht grauslich aus. Da stolperte der Gaul über eine große Wurzel, und nun wußt' ich, was die Glocke geschlagen hat.

Kreuzte mich, und sprach drei Aves; aber 's war zu spät."

„Sagte Dir immer, Hans, hättest früher sollen beten lernen."

„An dem See ist's nicht geheuer. Wenn Eis darauf liegt, und der Wind geht, seufzt's abscheulich. Und so itzt auch, und die Schatten der großen Kiefern nickten auf dem Spiegel. Wie ich auch den Gaul antrieb, der kam nicht aus dem Schritt."

„Weil Du ihm keinen Hafer gibst, wenn Du ihn nicht stehlen kannst."

„Ach, Herr, da habt Ihr unrecht, sagte Hans Makeprang. Grade gestohlener Hafer, der bringt das Vieh auf die Beine, aber —"

„Am Pletzensee stiehlt man keinen."

„Es war zwischen 4 und 5 — Schlag 4 hatte ich noch deutlich von Unser Lieben Frauenkirchen gehört — da hörte ich plötzlich Pferdehufen hinter mir, und Zweie, die fluchten. Ging's mir durch Mark und Bein. Hätte mich in den Wald drücken mögen; aber mit einem Karren und Gaul, wo nimmt ein Vieh Vernunft an! Und sie trafen mich noch auf der lichten Stelle am See. Es waren ihrer zwei, wie ich sagte. Die Rosse waren

schon gut, und waren sie bis über die Ohren in steifen Frieskitteln. Schon athmete ich wieder auf, denn sie waren in heftigem Gespräch, und sprengten im Trabe an mir vorüber, als merkten sie mich nicht über das, was sie mitnander stritten.“

„Ueber was stritten sie?“

„Du lieber Gott, in der Angst, wer hört da zu! Und was kann das auch sein, was solch niederträchtiges Raubgesindel mitnander spricht. Wozu ist denn das Donnerwetter eben, wenn es nicht niederschlägt, auf solche Menschenschinder, solche blutrünstige Hunde.“

„Es ist ja Winter; das Donnerwetter ist für den Sommer.“

„Solche Pestilenzschufte, solche höllischen Kehlabschneider, solche jüdische Würgengel.“

„Hans! Thu ihnen nicht Unrecht. Christen werden's gewesen sein, und besser getauft als Du —“

„O daß sie im Taufbecken ersoffen wären! Da wär doch noch Gerechtigkeit unterm Himmel. Christen, freilich waren's Christen; sie sprachen vom Köpkin Zarnekow; dessen entsinne ich mich jetzt. O die erbarmungslosen, höllischen Hunde!“

„Vom Zarnekow! Ei sieh da! rief Henning.

So ſind's am Ende Herren vom Adel. Hans, nimm Dich in Acht, daß Du die nicht Juden ſchiltſt. Aber weiter! Sie kehrten nun wieder."

„Waren ſchon im Walde, und ſah nichts mehr von ihnen, hörte nur ihre Schwerterſcheiden klirren, und kreuzte mich wie Einer, der vom Aly aufwacht, als ſie plötzlich Halt machten, und leis miteinander ſprachen. Sie ſtritten auch da wieder; der Eine mochte wohl nicht auf der Stelle dran. Aber mit einem Male lachten ſie Beide auf, und das ſchnitt mir wie Höllengelächter in die Bruſt; denn nun machten ſie Kehrt und trabten auf mich los. „„Du Lumpenhund! ſchrie der Eine, der Längere, wie kannſt Du Dich unterſtehen durch den Wald zu reiten, und fragſt uns nicht um Erlaubniß."" — Eh' ich noch einen Laut vorbringe, iſt der Andere auch ſchon heran, der Dicke nämlich —"

„Alſo Einer war lang und der Andere dick?"

„Und der ſchrie: „„Weißt nicht, daß uns der Wald gehört? Du Hund von einem Juden. Verdienteſt, daß man Dir das Leder vom Leib zöge, weil Du keinen Reſpekt haſt."" Ich hatte nun die Sprache verloren, und wußte nicht, was ich that, da ich das Pferd peitſchte. Da kriegt ich einen Schlag mit dem Stock über die Mütze."

„Daß Dir Hören und Sehen verging.“

„Nein, da erwachte ich erst, und wußte wie es war. Der Lange schrie dabei: „„Die Frechheit geht doch über Maas““, und der Dicke wollte sich ausschütten vor Lachen. Ich lag nun auf den Knieen beinah unterm Pferd, und umfaßte des Gauls Schenkel, als sei's mein Heiliger. Nun forderte der Lange von mir, daß ich die Matten aufschneide, daß sie sähen was drein sei? Da schoß mir's zu Kopf, und das Blut, war's mir, als müsse es das Herz sprengen; ich sprang auf und warf mich drauf: das ist mein; 's hat Keiner ein Recht zu!“

„Da ist Dir was recht Dummes zu Kopf schossen.“

„Will der Racker auch reden! schrie nun der Lange, und eh ich's mich versah, gab er's mir mit dem Stahlhandschuh auf die Backen, daß ich fortflog gegen einen Baumstamm, und liegen blieb, ich weiß nicht wie lang.“

„Die wußten's, wie man mit Dir reden muß, sagte Henning. Nicht mal ein Schwert gezogen! Das waren feine Leute.“

„Als ich nun aufwachte, fuhr der Krämer fort, war's mir doch, als hört' ich schon die Engel im Himmel pfeifen. Das schmerzte wie Höllenbrand,

und es war Frost kommen, und die Räder meiner Karre knarrten, sie stießen und hieben auf den Gaul, und der eine Räuber lachte immer fort — O ihr Heiligen im Himmelreich, wie mir da zu Muth war! Ich raffte mich auf, ich schrie, weiß nicht mehr was, ich stürzte ihnen nach, und klammerte mich ans Rad. Hätten mich rädern können; wäre nicht schlimmer worden, als es war. Da rief der Eine: „„Was quäkt die Kröte noch?““ und der Andere: „„Spitzbub von 'nem Bauerlümmel, was hast Dich hier anzuhängen! Die Mähr zieht schwer genug ohne Dich.““ — Herren! schrie ich, gnädige Herren! Um Gottes Erbarmen willen, das ist mein, mein einzig Hab, mein Seel und Gut. — „„Du Rabenaas! schrieen sie nun Beide, Du wendischer Hund, wie kannst Du sagen, was unser ist, wär Dein.““ Und mit den Sporen nun mir in den Nacken und in die Seite.“

„Brave Leute! rief Henning, keine blanke Waffe gebraucht.“

„Aber ich, fuhr der Ingrimmige fort. Waffen hatte ich nicht, aber ein Stein lag am Wege; der traf den Langen ans Kinn, daß er auf dem Roß taumelte, und ich wette, bis Palmsonntag ist er geschunden.“

„Und sie legten Dir nicht das Handwerk?"

„Freilich schimpfte und spuckte der Lange, und drehte sein Roß nach mir, aber ich war zwischen den Bäumen und schimpfte wieder, und schleuderte Stöcke und Steine. „„Kröte, ich häng' Dich an Deinen Gedärmen auf!"" rief er, und war vom Pferd, und der Dicke auch. Der rief: „„Den Hund muß man stumm machen. In den See mit ihm; die Pletzen kriegten lange kein Fleisch."" — „„Er soll zum längsten gebeilt haben"", schrieen sie Beide und hinter mir drein. Ja zu Roß, Ihr Rabenmäuler, Ihr Kirchenräuber, Ihr satanische Buschklepper, die Gott in alle Ewigkeit verdamme, wenn eines ehrlichen Mannes Gebet was gilt, da wär's gangen. Eine Viertelstunde hinter mir drein; mir wurde heiß. Sie hätten mich gespießt, aber ich warf ihnen noch manchen Stein in den Weg. Und mein Schreien, das schreckte sie auf die Letzt."

„Und sie zogen ab, da sie zu schwere Stiefeln zur Hasenjagd hatten."

Hätte er das fröhliche Lächeln auf des Jünglings Wangen in seinem Ingrimm bemerkt, der Krämer, hätte er doch schwerlich errathen, um was es war. Henning freute sich. Denn das waren keine gemeinen Schnapphähne, die nirgends ein

Obdach haben als den Graben am Wege und die Kneipe, wo der Zigeuner und Jude verkehrt. Es mußten edle Leute sein, die um solchen gemeinen Kerl keine scharfe Waffe ziehen. Also wenn er sie finge und in die Stadt brächte zween Edelleute, die er auf Raub gefangen, was mußte das ihm mehr Ruhm bringen und Ehre der Stadt, als wären's zwei vom Gesindel, die man hängt, wo man sie fängt, und fragt Niemand danach. Ihre Gesellen mögen sie danach abschneiden und einscharren, wo's ihnen gefällt; das hat auch nichts auf sich.

Nun fragte Henning noch mancherlei: wie die Beiden ausgesehen, weß Farbe ihr Reck und wie ihre Sprache geklungen, worauf alles der Krämer nur wenig antworten konnte. Denn so Einer einen Schneider durchprügelt, fühlt der auch nicht, wie fein des Andern Tuch ist, sondern wie hart sein Steck; und bei Nachtzeit obendrein. Wie aber Henning fragte: ob er sich getraute sie wieder zu erkennen, bei Tageslicht, und zu schwören drauf, knirschte der Makepraug mit den Zähnen:

„Ich will schwören."

„Du, schwör Dir keinen Meineid an den Hals."

„'S wird viel geschworen auf der Welt, was nicht wahr ist und niemals wahr wird, was kommt's da auf ein bischen Falschheit an bei solchen niederträchtigen, gottverdammten Habichtskrallen. Mit Theer müßt' man sie Alle bestreichen und anzünden, daß sie lebendige Höllenbrände dem Satan in den Rachen laufen."

Der Krämer schimpfte noch eine Weil sich aus, als sie nun dem Wald wieder nahe kamen. Henning sah immer nur auf den Boden hin.

„Hans! wir finden die Spur nicht. Was fängst an, wenn Deine Lumpen zum Teufel sind?"

Der Handelsmann verzog sein häßliches Gesicht dermaßen, daß Jeder, der's sah, doch an Den dachte, den kein guter Christ nennt, und deß Namen doch Henning eben anführte. So breit ward sein Mund von dem häßlichen Gelächter, und die Backen schwollen und die kleinen Augen traten glänzend 'raus.

„Was anfangen, Herr! — Wann ehrlich Verdienst aus ist, fangt der andere an. Die sie aus der Stadt ausweisen, wo gehn sie hin? Keine andere Stadt nimmt sie auf. Die Haide ist breit."

„So! rief Henning. Also auf gradem Wege zu den gottverdammten Habichtskrallen?"

„Die sind auch nicht so schlimm, als Ihr meint. Weiß ihrer, die drei Mal des Jahrs zum Abendmahl gehn, und mancher schenkt vor die Marienbilder Kerzen so groß, daß ein Graf sich schämen könnte. Der Eine, er diente drüben bei den Stellmeisern, nachher trieb er's auf eigne Hand im Mecklenburgischen, der schenkte der Mutter Gottes in Wilsnack 'nen Rock, roth und mit goldenen Blumen, der hätte einem Markgrafen Ehre gebracht. Voriges Jahr haben sie ihn in Rostock gehängt. Hätten auch säuberlicher mit ihm umspringen mögen, denn er war ein guter Christ. Wer dran mußte, daß er ihn umbrachte, damit er ihn nicht verrieth, den ließ er vorerst zehn Minuten beten. Darüber ward der arme Schelm griffen. Neun Juden hat er in seinem Leben aus der Welt geschickt, die ließ er nicht erst beten. Es war eine rechtschaffne Seele, nicht wie Viele. Hab' manches Gläslein mit ihm getrunken; er bezahlte immer gut, wenn ihm die Sachen gefielen, und handelte nicht, wie das Volk in der Stadt."

„Hast wohl schon ehelängst Bekanntschaften da draußen?"

„Wie könnt' ich sonst durchs Land ziehen mit meinem einen Pferd! Ja der Städte ihr Geleite, das

man bezahlen muß, ein Hufeisen ist's, das nicht fest sitzt; es hilft nichts, und das Roß wird wund. — Bekanntschaften hab ich schon noch, ihrer genug, bei denen vom hohen Flemming, drüben bei den Salzwedelschen, bei den Freien im Barnim auch, auch da im Spreewald. Das bischen Naß und Kalt zur Winterszeit abgerechnet, leben Manche besser als das Volk in den Städten. Wild immer vollauf; ein Schwein, ein Schaf, eine Kuh, das darf auch keine Woche fehlen. Und was Achtung haben die Bauern vor ihnen! wie vor 'nem Edelmann bleiben sie stehn und ziehen die Mützen; und wenn Einer in ein Haus tritt, da fliegen die Weiber und Kinder, ihm's Gläslein vollzuschenken. Er kann ruhig auf der Bank schlafen hinterm Ofen, wenn's Haus einsam liegt."

„Dich grämt's wohl, daß Du nicht längst ein Schnapphahn wurdest?"

„Wär' ich's nur längst worden — aber man muß auch da früh kommen."

„Da flögst Du längst schon in den Lüften, die Vögel hätten Dich vom Galgen gestohlen. Aber Hans, wenn Du auf so guten Wegen bist, wär's ja am gescheutesten, so wir die Schnapphähne laufen ließen. Wir griffen Dich und brächten Dich

ein. Mein Seel, der Stadt würde viel gespart, und Du kämst auch schneller ans Ziel."

Das höhnische Gelächter der Leute schreckte den Krämer auf. Es klang gar ernst, was Henning zuletzt sprach, und er sah mit großen Blicken sich um; aber dann sagte er ruhiger, und die Augen schielten boshaft: „Ihr werdet's doch nicht thun, Herr Henning Mollner. Denn so Ihr Jeden fangen und richten wolltet, der einmal der Stadt Schaden thun wird, dann müßtet Ihr manchen Mann hängen, der itzt stolzer zu Roß sitzt als der arme Hans Makeprang."

Nun waren sie am Walde, wo der Weg sich theilte. Da sprang Einer vom Roß und suchte am Boden, wo noch lockerer Schnee lag, und mit einem Male schnalzte er mit der Zungen und hob den Finger. Hatte eine Spur funden, Hufritte, die in den Wald 'nein gingen, und die Vier folgten ihnen, und hatte Jeder Luchsaugen, und that, was an ihm, daß es still abging. Nur Hans Makeprang schüttelte den Kopf; er sah wohl Pferd und Menschen im Sand, aber nicht die Radspur seines Karrens.

Und die Spur hatte sie nicht getäuscht. Als sie durchs Gestrüpp brachen, wo die Kiefern sich

lichteten, und lag vor ihnen ein freier Platz, ein weniges tiefer, da ſtanden drüben Zweie, und unfern von ihnen waren zween Pferde angekoppelt. Sie hatten weite Mäntel um von dichtem Zeuch, und Kappen auf, die mit Pelzwerk ausgeſchlagen waren. Der Eine hielt eine Armbruſt und der Andere einen kurzen Spieß, wie er gut iſt im Walde. Trugen auch tüchtiges Seitengewehr; und waren's Männer, denen man's auf den erſten Blick anſah, ſie fürchteten ſich nicht. Der Eine war groß gewachſen und der Andere kleiner, und ging mehr in die Breite.

Als Henning die ſah, konnte er ſich doch ſelbſt nicht halten vor Luſt; jauchzte auf und Alle mit ihm, wie die Jäger, wenn ſie den Hirſch vor ſich haben; und brachen durch die Büſche alle vier. Die Zwei, wie ſie's ſahen und hörten, wollten zu den Pferden. Das war nun aber zu ſpät.

Der Anführer ſchrie: „Nicht von der Stelle, Ihr gebt uns denn Rechenſchaft!"

Der Größere wandte da zornig den Kopf um, und ſeine Augen leuchteten groß und bös, indem er den Spieß aufhob: „Wem?".

„Davon wird nachher die Red' ſein. Erſt ſollt Ihr mir ſagen, wer Ihr ſeid", antwortete Henning,

und ſchwenkte den Morgenſtern luſtig zur Seiten. Seine Leute waren auch nicht faul, und wär's jetzt den Herren unmöglich geweſen zu entwiſchen; ſo hatten ſie ſich geſtellt.

„Geſell! Zwiſchen uns iſt ein Unterſchied!“ ſprach der Kleinere, mit ſeiner Armbruſt etwas vortretend, als wolle er den Andern ſchützen.

„Ihr ſeid zwei und wir ſind vier, rief dagegen Henning, Ihr zu Fuß und wir zu Roß, und was mehr iſt, wir ſind ehrliche Leute, und was Ihr ſeid — das ſteht Euch nicht auf der Stirn geſchrieben —“ ſetzte er forſchend hinzu.

„So! ſprach der Aeltere, und war's faſt, als ob ein Lächeln über ſeine hohe freie Stirn flog. Und wofür hältſt Du uns denn?“

„Mein kleiner Finger ſagt mir, daß ich ein Paar ausgemachte Beutelſchneider vor mir habe.“

Da ſprang der Zweite, der Kleinere drohend vor, ſchleuderte die Armbruſt fort, und zog das Schwert: „Hund, das ſollſt Du mir büßen.“

„Ruhig! rief der Große mit gebietender Stimme. Man muß ſich mit den Leuten doch zuvor verſtändigen. Sind vielleicht gute Leute, die ein gutes Wort annehmen.“

Henning pfiff über die Lippen: „Fangt Ihr

mir so an! Ei seht doch. Zuvörderst, Ihr Ritter von der Nacht, dreht Eure Taschen um, und klopft Eure Säcke aus. Dann wollen wir sehn, ob wir uns verstehen."

Jetzt trat der Größere um einen Schritt zurück, denn auch er meinte, er habe es mit Beutelschneidern zu thun, und der Zorn über die Keckheit färbte sein blasses Gesicht hochroth.

„Gnädiger Herr, sprach der Andere, als ich recht sehe, kenn' ich von den Leuten. Sind von den muthwilligen Gesellen zum alten Berlin, die sich in den Schenken und auf den Straßen so viel 'raus nehmen, darüber mancher Ehrenmann schon geklagt hat."

„Mich dünkt, den Einen kenn' ich auch", sprach für sich der Andere.

„Sollt noch mehr über uns klagen, rief Henning. So wahr ich Henning Mellner heiße, und Ihr seid die wir suchen."

„Wen sucht Ihr?" fragte der Hohe.

„Ein Paar, die Sporen tragen, just wie Ihr, die das Tageslicht scheuen, darum reiten sie des Nachts aus. Ihr seid ja auch wohl über Nacht geritten? Die einem ehrlichen Kerl das Seine fortreißen, wenn's ihnen in den Weg kommt. Ihr

ließt es auch nicht liegen. Sagen, der Wald ist ihre und könnten Zoll nehmen, wie's ihnen beliebt; nehmen aber lieber Alles, wenn man's ihnen nicht geben will. Nickst Du? Ist der Wald Dein? Holla, Herrn, ein Paar Strauchdiebe such ich, die den Mann hier Nachts plünderten, rein auszogen am Plötzensee, ein Paar niederträchtiges Raubgesindel, die ich auffinden will, und wenn sie noch so heilige Gesichter machen, und der Eine war lang wie Du, und der Andere dick wie Du."

„Das ist zu arg! schrie des großen Mannes kleinerer Begleiter. Weißt Du Hund von einem Bürgersohn, mit wem Du sprichst? Runter vom Pferd und —"

„Halt! unterbrach ihn ein strenger Blick des Begleiters, in dem viel lag. Er weiß es nicht; sonst würde er anders sprechen."

„Aber Herr, der Gedanke allein —"

„Daß ein Paar Ritter Nachts einem Krämer auflauern, ist der zu Land hier so vermessen, Herr Otto Schliefen? Der Mann ward beraubt, wir sind zwei Ritter, er traf uns allein in diesem Walde, wo die That geschah. Das sind Verdachtgründe genug, und es fehlt nur zweierlei, ein Zeuge, der uns bezüchtigt, und — das Recht

des Burschen danach zu fragen. He da, Herr Ritter mit dem Geierflügel, wo ist Dein Zeuge?"

Henning, der doch etwas betroffen war, auf was Art der Ritter so ruhig blieb, und ihm kam's itzt vor, er müßt' ihn schon gesehen haben, der sprach zu Hans Makeprang: „Sind's Die?" Und Hans Makeprang schrie: „Ja die sind's!" Denn er hatte keinen Augenblick gezweifelt, und war's ihm schon viel zu langes Gerede. Wie er so kochte in Wuth, wär' er am liebsten auf der Stelle gegen die Zwei losgesprengt, und hätte sie niedergeritten, und das wollten die Andern itzt auch thun, aber nun rief Henning ihnen auch ein Halt zu, das so gebieterisch klang als des Ritters seines.

„Wir sind unser vier, und können Die uns nicht entkommen, aber die Sache muß noch ausgemacht werden. Runter vom Gaul, Hans, sieh Dir die Herren an, von allen Seiten, und dann mach's mit Dir aus, ob Du schwören kannst, ohne grad um Meineid an den Galgen zu kommen."

„Gericht über uns halten! rief Otto Schliefen in äußerster Entrüstung, und das Schwert flammte in seinen Händen. Bei den elf tausend heiligen Jungfrauen, das geht doch über den Glauben. Das ist zu viel, Herr! Ich duld' es nimmer."

„Das Recht des Stärkern! lächelte der Herr, an eine Kiefer gelehnt. Das iſt das älteſte Recht und gilt in aller Welt. — Zurück!" rief er aber plötzlich, und es war eine Stimme und ein Blick, davor ſie Alle, ſie wußten's nicht wie, erſchraken, zumeiſt aber Hans Makeprang, denn ihm galt es. Er hatte ſich nämlich herangeſchlichen an die Herren, um ſie zu beäugeln, oder, man konnt's ihm zutrauen, ihnen hinterrücks eins zu geben. Aber ſo prallte der Hans Ungeſchick zurück, daß er ſtolperte und überſchlug lang auf die Erde. Seine eigenen Kumpane mußten lachen.

„Genug der Kurzweil! rief der Herr, mit ſtolzem Tone. Ich will's nicht mehr. Wir ſind Ritter, als Du ſiehſt, vom Hof des Kurfürſten aus Spandow, auf der Jagd von den Andern abkommen. Das Otto von Schliefen, des Markgrafen Freund und des alten Marſchalls Otto Schliefen Sohn; ich bin Friedrich von Tangermünde. Unſer Ritterwort hier dafür, im Angeſicht Gottes und ſeiner heiligen Dreieinigkeit, daß wir nicht den Mann da Nachts anfielen, noch von denen wiſſen, die es thaten. Das iſt genug, bei Gott genug, und wärſt Du kein ſo junges Blut, es wäre ſchon allzu viel. — Zurück nochmals, denn ſtoß ich in dies

Horn, ſo ſind in einer Minute fünfzig Reiter hier, die Dich um Dein Erkühnen züchtigen. Darum zurück! 'S iſt gut gemeint!"

Der Ritter hielt ſein Jagdhorn, brachte es aber nicht an den Mund. Auch Henning hielt ſtill, wo er vorhin gehalten, und er war nun überzeugt, daß die Zweie nicht den Hans Makeprang ausgezogen, ſondern Andere waren. Aber drohen ließ er ſich nicht.

„Hoho, Herr Junker Friedrich von Tangermünde, den ich nicht kenne, rief er, wenn Euer krumm Horn da fünfzig ruft, ſo ruft das grade hier, wenn ich hineinblaſe, an die zwei hundert. Die ſind auf den Beinen. Und ich hab' auch nicht ſo viel Furcht vor Euren fünfzigen. Aber ich glaub' Euch aufs Wort, denn Euer Kinn iſt ungeſchunden."

Ehe noch der Herr wiſſen konnte, was das bedeute, rief Hans Makeprang von der Erde, wo er noch immer lag: „Die ſind's doch nicht."

Henning war vom Roß geſtiegen, denn er mochte dem Ritter nun auch zeigen, daß er ſich nicht fürchte und ihm vertraue. Der Ritter bewegte ſich nicht, auch that er, als hätte der Krämer das nicht für ihn geſprochen. Er winkte vielmehr dem Herrn Otto Schliefen, daß er die Pferde heranhole. Aber Henning lachte laut auf, und die

Andern lachten mit ihm, als er den Makeprang gefragt: woher er's denn nun wiſſe und vorher anders, und der geantwortet: „An ihren Sporen. Die tragen Räderſporen, aber die ſie mir in die Seiten ſtießen, das waren Stachelſporen.“

„Herr Junker von Tangermünde, ſprach Henning, der Mann nimmt ſeine Anklage zurück. Ihr ſeid nun frei, und könnt des Weges ziehen vor uns, wo Euch beliebt.“

Da ſchaute ihn der Ritter, der izt im Sattel ſaß, und Henning ſtand vor ihm, an. Es war etwas von Zorn in dem Blick, aber doch auch flog wieder ein Lächeln über die Lippen. „Alſo auf des Mannes Klage wollte man uns fahen; und auf des Mannes Zeugniß läßt man uns wieder frei. Was meinſt Du dazu, Otto?“

Bevor der antworten konnte, und er ſaß auch ſchon im Sattel, und hätte er gewiß ein böſes Wort geſprochen, nahm Henning das Wort:

„Herr Ritter, ſo Eure Ehre dadurch geſchädigt iſt, daß der Mann falſch Zeugniß wider Euch ablegte, und Ihr's befehlt, ſo thun wir mit ihm als ihm recht iſt. Dort iſt eine Pfütze, wir könnten ihn ein Mal, auch ſo's Euch recht iſt, drei Mal untertauchen. Dann wird er wohl beſſer ſehen.

Das Waſſer iſt friſch und treibt ihm den Schlaf aus den Augen."

„Der Mann, ſagte der Ritter, iſt noch krank, und im Fieber von dem, was er litt. Ihm darf man's nicht zurechnen, ſo er falſch zugriff. Aber den Richtern, ſo auf das Zeugniß Eines, der blind iſt vor Wuth und Leidenſchaft, ſelber blind handelten. Darum ſo will ich mit Euch rechten, und fragen, wer Euch das Recht gab, uns hier anzuhalten?"

„Wer? fuhr Henning verwundert auf. Strauchdiebe fielen den an, und nahmen ihm ſein Alles."

„Das iſt bös. Und wenn der Mann ſich ſelbſt Recht geſchafft gegen die Räuber, als ſie's thaten, ſo war's ſein Recht. Aber wer biſt Du, und wer ſchickt Dich aus, die Räuber zu fahen? Biſt Du ein kurfürſtlicher Diener?"

Henning lachte laut.

„Oder ein Freibote der Vehme?"

„Nicht mit Wiſſen, Herr Junker. Die nehmen nur Adlige."

„So ſchickte Dich der Rath aus von beiden Städten?"

„Der! ſagte Henning mit komiſcher Miene. Ach Gott, der weiß ſich ſelber nicht zu rathen."

„Nun fürwahr, sprach der Ritter, wer schickte Dich denn aus, und gab Dir Gewalt über die Zweihundert?“

„Ei ich mir selber, Herr, und die guten Leute, so mir folgten.“

„Und wer bist Du?“

„Meinen Namen nannt' ich Euch schon eh', und meines Zeichens bin ich ein Raschmacher.“

Herr Otto Schliefen gab auf seinem Pferd sichtliche Zeichen des Unwillens und der Ungeduld, aber er schwieg; denn der andere Ritter blieb so ernst und gelassen, denn vorher.

„Rasch bist Du, Gesell, das seh' ich, und machst ab, was Dich nichts angeht“, sprach dieser.

„Bei meinem Heiligen! entgegnete Henning. Wer nicht rasch zur Hand ist, kann zuhaus bleiben. Die Herren vom Rathe sollt' ich zuvor um Erlaubniß bitten! Die zerren sich und zanken, ob die Bratwurst mit dem dicken Ende nach Köln zu liegen soll, oder nach Berlin; aber ob Einer, der nicht zu den Familien gehört, splitterfasernackt ausgezogen wird, das schiert sie nicht so viel.“

„Dennoch forderte Ordnung und Recht, daß Du zuvor Vollmacht von ihnen nahmst.“

„Die Ordnung, Herr Junker, gilt nicht hier

zu Lande. Wer ſich nicht ſelber hilft, dem wird nicht geholfen."

Der Ritter ſchwieg einen Augenblick: — „Aber ſie könnten Dich als Friedensbrecher fordern. Du griffſt ein in ihr Recht."

„Was weiß da drinnen Einer, was ſein Recht iſt. Jeder meint, Alles, was er thut, iſt recht, und was die Andern thun, unrecht!"

Der Ritter nickte ſeinem Begleiter zu: „Hörſt Du, Otto!"

„Und zudem, Herr Junker, wenn Henning Mollner die Herren vom Rathe zufrieden läßt, die laſſen ihn zufrieden."

„Du griffſt aber, fuhr der Ritter ernſt fort, noch in das Recht eines Höheren ein. Das Schwert, das richtet, iſt des Landesherrn; an dem Kurfürſten und ſeinen Dienern iſt es, die Uebelthäter verfolgen. Der Grund iſt ſein hier. Hüte Dich, daß er Dich nicht fahen läßt und richten, weil Du in ſein landesherrlich Recht eingriffſt."

„Der Kurfürſt! rief Henning erſtaunt. Was geht denn den der Hans Makeprang und ſein Karren an! Und was ſchiert's den, ſo ich, Henning Mollner, die Räuber fange, die Hanſen ſchlugen. Ja, wären's von des Kurfürſten Leuten, das wäre

was Anderes. So der Kurfürſt nicht dulden will, daß wir die Strauchdiebe auf ſeinem Grund und Boden fangen gehn, ſo muß er ſie ſelbſt fangen. Das gefiele mir. Aber, Herr Junker, ohne Sorgen, der Kurfürſt hat an Anderes zu denken, als ſolche Kleinigkeiten. Der fängt und ſchlägt ſich mit den Mecklenburgern, der handelt mit Kaiſer und Reich, und was ihm ſonſt gefällt; uns aber läßt er die Strauchdiebe und Räuber; und wenn's nichts weiter iſt, ſo kein Bangen für den Henning Mollner; der fürchtet ſich ſo wenig vorm Kurfürſten, als vorm Rath von Berlin."

„Würdeſt Du das dem Kurfürſten ſelbſt ins Geſicht ſagen?"

„Warum nicht? Was des Kaiſers iſt, iſt des Kaiſers, und was mein iſt, mein. Der Kurfürſt mag ſeinen Leuten befehlen; aber ich hab nichts von ihm zu Lehn. Das iſt auch ſchlimme Rede von Euch, wißt Ihr's, Junker. Der Kurfürſt, als ich's mir habe ſagen laſſen, möchte die Räuber auch gern fangen; aber ſein Arm iſt nicht lang genug. Nun, ſo Einer ſeinen eignen Arm an des Kurfürſten ſeinen anſetzt, ſo mein' ich, 's wird ihm auch nicht unrecht ſein. Nichts für ungut, Herr Junker, das mein' ich vom Kurfürſten."

Der Ritter wandte ſich auf ſeinem Pferde etwas um und lächelte zu Otto Schliefen; dann ſprach er: „Nun, freut es mich, daß Du den Kurfürſten ſo gut kennſt. Wär's doch möglich, daß Du ihn heut noch im Walde träfſt, da er hier auf der Jagd iſt. Aber, Geſell, nimm Dich in Acht, daß Du nicht gar den Landesherrn für den Dieb greifſt, den Du ſucheſt."

Dann wandte ſich der Herr und wollte fortreiten. Aber plötzlich kehrte er um und ſprach: „Hätt' ich doch bald vergeſſen, daß Du Räuber aufſuchſt, und muß mich am Ende bei Dir entſchuldigen, daß ich Dich ſo lange auf falſcher Fährte aufhielt. Mag's doch aber ſein, daß ich Dir helfen kann. Alſo, wenn's Dir recht iſt, ſag mir in Bälde, wie es mit der Sache ſteht!"

Da erzählte Henning, der nun auch wieder zu Roß ſaß, Alles, was er wußte, wie ſie den Hans Makeprang in der Nacht angefallen und ausgeplündert, wie er mit den zweihundert Berlinern ausgezogen, und wie er ſie vertheilt hatte und geſtellt, und ſie zu fahen hoffte, wenn er ſie noch im Walde antreffe.

Zu dem nickte der Ritter wohlgefällig, denn er billigte im Sinn, was Henning gethan, und ſprach

bei ſich: „Der hat gethan, wie ein fürſichtiger Feldherr."

Dann ſagte er aber laut: „Nun Geſell, ans Werk. Ich reite zum Kurfürſten, und wenn er hört, welch' andere Jagd in der Haide los iſt, wer weiß, ob er nicht ſelbſt dazu blaſen läßt."

Sechstes Kapitel.

Wo der große See, den die Havel bei Spandow bildet, gegen Morgen und Mitternacht weit in den Wald einschneidet, umgränzten ihn sandige Höhen, mit hohen, knorrigen Kiefern bewachsen. In einer der Buchten, von früheren Winterströmen gerissen, die aber schon dazumal auch nicht ein kleines Bächlein zurückgelassen, sah es so wüst und wild aus, daß man sie heut nicht wieder erkennen würde. Die Wände waren schroffer, von Lehmschichten und den tausendfach verschlungenen Wurzeln zusammengehalten; die hat nun Schnee und Regen längst heruntergespült, die alten Bäume sind gefällt, die Wurzeln, gefault und vertrocknet, hielten nicht mehr die Erdschichten zusammen, und die Winterwässer schlemmten Sand und Kies und Lehm dem See zu. Wo ein jäher Grund war, da ist itzt nur eine schwache Senkung;

spärlich sind die Seiten mit Gras und Haidekraut überwachsen, und die Kieferbüsche auf dem gelockerten Boden streben nicht mehr zu himmelhohen Stämmen empor. Dazumal wucherte mannshohes Farrenkraut aus dem Boden, ein Versteck den Blindschleichen und Schlangen und allerhand giftigem Gewürm; aber auch dem Geächteten und Räuber, der in jedem Walde, bis ihn die Hunde aufstöberten, eine zeitweilige Freistätte fand. Wo jetzt trockene Tiefen sind, trichterförmig eingehend in die Erde, nur das hellere Grün am Boden als an den sonneverbrannten Wänden verräth den ehemaligen Wassergrund; da waren tiefe stehende Gewässer, die Zucht von Schlangen und Gethieren, so jetzt verschwunden, und hohes Schilf umkränzte sie; ein unfehlbares Versteck den Verfolgten, für Viele, die sich unvorsichtig zu weit wagten, ein ewiges. Diese Moore und Wasserrümpel allüberall; daher fanden bewaffnete Flüchtlinge in den Wäldern stets eine natürliche Festung, aus der nur Hunger und Uebermacht sie vertrieb. Und die Tritte des Verfolgers verrieth das hohe Laub am Boden, das keine Harke fortkehrte, der übermooste Reisig, die gebrochenen modernden Stämme. Schuhhoch versank der schwere Fuß in den tieferen Gegenden der

Haiden, und das Lauscherohr des Verfolgten hörte ihn von weitem.

Auch lagen in jenen Zeiten auf allen Aeckern und in den Haiden umher noch eine Masse mächtiger Feldsteine bis zu mannshohen Granitgeschieben, angeschwemmte Trümmer von den Gebirgen des Nordens, aus urweltlichen Erdstürmen.

Auch in dem Grunde am See lagen noch mehre. Zweie über Mannes hoch standen sich so gegenüber, daß man von fern sie für eins hielt Und wenn man nahe kam, schwor man auch darauf, daß sie eins gewesen. Entweder hatte der Sturz von einer Höhe, die nicht mehr da war, oder der Blitz sie gespalten, und mit den beiden graden Wänden, die zueinander gehörten, bildeten sie eine enge Gasse. Das war ein rechter Schlupfwinkel für Solche, die der Menschen Augen, und mehr die der Gerechtigkeit flohen. Und nun, wenn's Winter ist, und der Winter sein grauestes Kleid übergezogen hat, und die Wolken, finsterer, wo sie über ein finsteres Land ziehen, und genährt vom Athem seiner Sümpfe, sich schwer niederlassen auf die Thäler und Hügel, und eine kalte feuchte Luft Dein Antlitz giftig anhaucht, und die Krähen über Dir in den knorrigen, weit verzackten Aesten der

alten rothen Kiefer ſich niederſetzen, und wieder auf-rauſchen, unheimliche Gäſte, böſe Nachbarn, ſchlim-me Vorbedeutungen, und es ſeufzt der See, den Du aus der Schlucht ſiehſt, dumpf und unheilvoll, das Schilf beugt ſich, und ein kalter Wind kommt ſchrillend über die Eisfläche, und Du biſt heimath-los und dem Geſetz verfallen. —

Die Beiden, die heut hier ſaßen, ſahen verſtört aus; und ſie fuhren auf bei jedem Geräuſch und blickten Einer den Andern an. Sie hockten, Jeder mit dem Rücken gegen eine Felswand, ſo ſich ſchützend vor dem ſchneidenden Winde, und Jeder hatte das Wächteramt, hinauszuſchaun nach der einen Oeffnung. Zwei Pferde, abgemagert, aber tüch-tige Renner ſcharrten, noch etwas tiefer im Grunde nach friſchen Gräſern unter dem Schnee. Sie wa-ren frei, und mußten die Herren ihnen trauen kön-nen. Ein dritter Gaul, der gar kläglich und ge-ſchunden und zerſchlagen ausſah, war noch ange-ſpannt an einem Karren, der zerbrochen dalag, und die Waaren, die darauf geladen, waren halb her-ausgefallen und lagen zerſtreut umher, allerhand bunter Plunder.

„Verdammt!“ rief unterweilen der Eine, und der Andere wiederholte es. Sie hatten mit Mühe

ein kleines Feuer angezündet, und Steine ringsum gethürmt, daß es der Wind nicht verlöſche; und Einer um den Andern ſchlich heran, ſich zu wärmen. Aber ſie Beide fuhren dazu, wenn es zu verlöſchen drohte, und desgleichen, wenn die Flamme zu hoch aufpraſſelte, aus Furcht, daß ſie ſie verrathen könnte. Das hatte nun wohl gute Wege, denn die Steinwände waren hoch, und die ſchweren Wolken drückten den Rauch nieder, und der Rauch ward Weike.

Da ſtampfte der Eine, als ihm der Rauch in die Augen flog, auf die Erde, und knirſchte mit den Zähnen: „Wedigo! 'S iſt ein Hundeleben!"

„Daß ſie der Geier Alle holte!" antwortete der.

„Dreimal hunderttauſendmal, die Markgrafen, die Hunde, die Jagdhörner! trumpfte Buſſo drauf. Daß uns der Hallunke grad heute in den Weg laufen mußte!"

„Ich ſagte es gleich, Buſſo!"

„Himmel tauſend Kreuz Element! Um die Beſcheerung ſeinen guten Namen, ſeine Ehre und — wer weiß was!" Buſſo fühlte um ſeinen Hals.

„Der Eiſerne ſpaßt nimmer", fiel Wedigo ein, derweil Buſſo mit ſeinem ſtählernen Fuß recht in-

grimmſch in die ausgeſtreuten Waaren trampelte, und verächtlich ſie fortſchleuderte.

„Solcher Plunder! Hoſenlatze, Hauben, Blumenbänder für das Süßherzchen eines Bauerlümmels! Darum, Sanct Mauritius! — Ich fluche nicht gern, Wedigo, aber ſo ſoll doch das heilige Kreuz Donnerwetter mit neun tauſend Schwefelflammen drein fahren! Komm, hilf mir! Ins Feuer die Lumpen! Mich ekelt's, das Zeug zu ſehen —"

„Dich wird noch mehr ekeln, wenn Du's riechſt. Laß ſein, Buſſo. Der Rauch erſtickte uns und es hilft nichts. Was geſchehn, läßt ſich nicht ungeſchehn machen."

Buſſo warf ſich wieder hin, und biß in die Lippen: „Das iſt's ja eben. Widerfuhr mir je ſo was im Leben! Fünf und dreißig Jahre und ein halbes. Hab' mich zuſammengenommen, wie 'ne Schnecke, die ſich in ihr Haus verſchließt, wie der Igel, der ſich aufrollt, dieſe zwei Jahr über, ſeit der Eiſerne Herr iſt! Was für Gelegenheiten ließ ich vorüber: einen Waarenzug der Frankfurter, ſo hoch bepackt, ſechs Wagen, das Waſſer lief Einem im Mund zuſammen; mit zwölf Gewappneten ich auf der Höhe und die — kerle zitternd, daß ich das Zähnklappern hörte. Hätten auf den erſten Anlauf

Reißaus genommen. Ordentlich, als ob es mir der liebe Gott in die Hände ſpielte. Mein Vetter Gebhard kriegte den Keller. Was hilft mir's, daß ich Nein ſagte — und nun muß ſolcher Bettlerranzen uns verführen, Lumpen, nicht werth, daß ein Edelmann drauf hofirt —"

„Ich war nicht dafür, Buſſo. Ihr habt mich überredet."

„Der Teufel war's, ich nicht. Das iſt des Böſen Macht, er legt da einem ehrlichen Kerl Fallſtricke, wo er's am wenigſten erwartet. O es war niederträchtig, hundsföttiſch, dumm! Solchen Elendsjäger, ſolchen Spittalfuchs anrühren. Wedige, und wenn wir glücklich durchkommen, der Gedanke allein verfolgt mich durch mein Leben. Das iſt ein Schamgefühl, das keine Beichte abthut, keine Abſolution rein wäſcht, an ſo was meine guten, ehrlichen Hände gelegt! So in einem Augenblick verſpielt, was man Jahre lang geſammelt! — An dem verdammten See iſt's nie richtig. Die wendiſchen Heiden ſollen, als unſere Vorfahren kamen, ihre Götzenbilder darin verſenkt haben. Nachts ſpuken die. Ein guter Mann geht nicht gern vorüber. Der Teufel, ſag' ich Dir, der leibhaftige Teufel hat uns verführt."

„Dann ſprach der Teufel aus Dir, Buſſo. Es klang aber ganz vernünftig, was Du ſagteſt.“

„Weiß es wohl. Es juckte in den Fingern, und ruckte bis in die Fußſpitzen, daß der Gauch ſo mir nichts dir nichts an uns vorüber ziehen ſollte, ohne Geleit, ohne Wehr und Waffen, im Walde um Mitternacht, und keine Seele ſah es, recht zum Hohn für uns, eine Aufforderung auf Schimpf und Glimpf. Man kam ſich ſelbſt jämmerlich vor, ein miſerabler Wicht, wenn man's zuließ. Aber ſo ſpielt die Hölle mit rechtſchaffnen Leuten.“

„Hättſt ihm ſtärker auf den Hirnſchädel klopfen ſollen.“

„Mochte meine Hand nicht beſudeln. Aber kommt er mir wieder ins Gehege! — Um ſolchen Schubbejack Männer wie wir, und grad itzt — o es iſt zum Zerplatzen.“

Wedigo lehnte ſtöhnend den Kopf in die Hand: „Zu ſpät, Buſſo. Die Nürnberger hängen Keinen, ſie hätten ihn denn vorher gefangen.“

„Itzt wo es losgehn wird, fuhr Buſſo in ſeiner Selbſtklage fort, eine ganz andere Jagd, mordio, wo wir unſere Rüden hetzen wollten gegen die Käſekrämer, wo der Tag erſcheint, da ein ehrlich adlig Herz

vor Luſt zappelt, da muß das paſſiren! Wodurch hab' ich das verdient? frag' ich. Zween Jahre nicht die Hand gerührt. Der Markgraf nickte mir freundlich zu, zog mich zu Rathe. Auch mit den fränkiſchen Rittern, den hochnäſigen, hatt' ich mich geſtellt. Ließ nichts an mich kommen, gab ihnen Alles wieder. Sie hatten Reſpekt. Und nun um ſolche Lumperei Alles verdorben."

„Merk's Dir, Buſſo, es thut nicht gut, anders ſcheinen wollen, als man iſt. Mancher von Unſern hat's Dir verdacht. Unſer Rücken iſt grad, und ihrer iſt krumm. Unſer Geſicht, wie's der liebe Gott gemacht hat, ihres wie die Fürſten wollen. Und weißt Du, warum wir in der Patſche ſitzen?"

„Halts Maul, wenn Du nicht weißt, wie wir 'raus kommen."

„Weil wir den Köpkin im Stiche ließen. Das iſt der Teufel, der uns im Nacken ſtach."

„Still von Dem!"

„Der, wenn er bei uns war, hätte ſich nicht zu vornehm gedünkt; hätte dem Hallunken eins ins Genick geben, daß er das Aufſtehn vergeſſen. Einen Stein um den Kopf, in den See 'rein, kein Hahn hätte gekräht. Weil wir gute Kame-

radſchaft brachen, darum geſchieht's uns. Der Zarnekow iſt itzo ſalvirt, wir ſtecken in der Pfütze."

„'S iſt was Hexerei dabei, fuhr Buſſo nach einer Weile fort. Laſſe es mir nicht abſtreiten. Kennen wir nicht den Wald aus und innen, und müſſen uns bei dem bischen Schneewirbel gleich anfangs in die Irre reiten. Hätten ſchon vorm Hahnenſchrei über Tegel hinaus ſein können, und waren als es vom Thurm vier ſchlug, erſt dort am verfluchten Plötzenſee. Dann die Geſchichte, und aufs neue verirrt. Fünf Stunden die Kreuz und Quere in der Haide — und nun, als wir 'raus wollen, kommt uns die kurfürſtliche Jagd entgegen. Hätte auch an einem andern Tag jagen können."

„Vor den Hexen hab' ich allen Reſpekt, entgegnete Wedigo, ſeit ich 'mal als Bub einer nachlief mit den andern Buben vom Dorf, und wir ziſchten und ſchmiſſen ſie mit Steinen und Koth. Die Knechte und Leute kamen dann auch dazu, und da's der Junker that, ſo meinten ſie, das ſei gute Gelegenheit. Richteten das alte Weib ſo zu, daß ſie liegen blieb, und drei Tage darauf eingeſcharrt wurde. Aber den Blick des Weibes vergeß ich mein Lebtag nicht, den ſie mir aus ihren rothen Au-

gen zuwarf. Nächste Woche darauf kamen die Blattern ins Dorf. Starben ſiebzehn Kinder, und ich wär' auch drauf gangen, wär' meine Mutter ſeliger nicht barfuß nach Heiligengrab gepilgert. Aber das hier war keine Hexerei, Buſſo. Der ſchwere Karren war's, das lahme Vieh, das wir treiben mußten als wären wir Schinderknechte."

„Schande über Schande! rief Herr Buſſo. Wenn das Einer vom Hof mit angeſehn. Will auch nie wieder auf Fang ausgehn, das ſchwör' ich bei der hochgebenedeiten Jungfrau, wenn ich nicht wenigſtens einen Knecht bei mir hab'."

„Der hätte die Mähre auch nicht ſchneller getrieben."

„Wärſt Du nur früher auf den Einfall kommen, das Pack aufzuſchneiden. Mit dem Plunder uns zu ſchleppen, zwei Ritter, all Ihr heiligen Fürbitter, 's iſt zu viel."

„Und nichts im Magen, ſprach Wedigo, ſeit zwanzig Stunden. Und oben die verfluchten Krähen, die allerwegs was finden. Spotten unſer."

„Iſt mein Magen weniger leer als Deiner? Aber die Schande, die Schande iſt's, die nagt mehr."

Der ältere und beleibtere Gefährte raffte ſich

plötzlich, wie von einem Gedanken aus ſeiner ſtumpfen Ruhe gerüttelt, auf, und machte ſich an den umgeworfenen Karren. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuſcht, und jubelnd hielt er ein Stück Brot in die Höhe, das er unterm Sitz gefunden. Es war ein altes Stück Gerſtenbrot und die ſchon angenagte Keule eines Hammels; aber die Ritter ſahen nicht drauf wie es war, ſondern es war etwas, und fielen mit Heißhunger darüber her, und alle verdrießliche Gedanken verſchlangen ſie mit den Biſſen Fleiſch, als lange daven an dem Knochen war.

Wedigo warf ſich wieder hin. Er konnte es doch nicht anders machen. Aber Buſſo ſtarrte eine Weile auf ein Etwas, das ihn beim Eſſen wohl hätte ſtören können, wenn's in ſeinem Temperament gelegen, daß ſo was ihn ſtörte. Das arme Thier, ſo geſchunden und gedrückt halb unter dem umgeſtürzten Karren auf den Knieen lag, huſtete und ſtöhnte, und das Blut floß ihm aus hundert Wunden, und die Zunge lechzte, und das matte Auge ſchaute umher, wer es erlöſe? Das wäre unrecht, zu meinen, daß Herrn Buſſo ein Gefühl beſchlichen, ſo wir itzt Mitleid nennen. Es war ihm nur, wie Vieles, auch das verdrießlich. Das

nicht? Aber Luder rühr' ich nicht an. Was des Schinders iſt, dazu iſt ehrlicher Stahl zu gut."

Buſſo war ärgerlich aufgeſprungen: „Will's thun; gib mir Deine Klinge."

Wedigo aber riß ſeinen Degen an ſich und deckte den Griff mit beiden Händen: „Buſſe! biſt Du raſend? Will ſie eher zerbrechen, als dazu hergeben."

Buſſo ſtieß einen Fluch aus, der aber nicht zu Worten wurde. Dann riß er ſchnell ſein Schwert aus der Scheide: „Noth' kennt kein Gebot. Es kommt in Einen Topf der Schande."

Wedigo ſchauderte zuſammen, als der Ritter das wohlthätige Mordwerk mit kräftiger Hand und wenigen Streichen vollbrachte. Das arme Thier ſank nieder, und ſeine langen Leiden waren in wenigen Secunden geendet. Ein Strom Blutes färbte den Boden und rann bis an das Feuer, das davon zuerſt ziſchend aufpraſſelte, dann in einen qualmigen Dampf ſich auflöſte und verlöſchte. Wedigo wollte aufſpringen, aber in dem Augenblick hörte er etwas, das ihn regungslos am Boden feſſelte. Horntöne und untermiſchtes Hundegebell. Und Buſſo hörte es und lehnte ſich blaß an die Steinwand.

„Wiſch das Blut von der Klinge, wisperte ihm Wedigo zu, Gott ſei mit uns.“

„Und der Teufel iſt ſchon da“, ſagte Buſſo.

„Denkſt Du an Widerſtand?“

„— Das wäre albern, erwiederte nach einigem Beſinnen Buſſo, und wiſchte das Blut an dem Moos des Steines ab. Ob es doch nicht ausgemacht iſt, mein lieber Vetter, ob wir nicht gescheuter thäten, unſer Leben ſo theuer es geht zu verkaufen, als wie fromme Schafe uns zu ergeben, um auf der Leiter den Himmelsweg hinan zu ſteigen, ſo uns Seine Kurfürſtlichen Gnaden weiſen wird.“

„Gott der Barmherzigkeit! Er wird doch nicht? Chriſtliche Edelleute!“

„Dem eiſernen Geſichte trau ich's zu.“

„Um ſolchen Bettel, um ſolchen hundsföttiſchen Lumpenkerl. Nicht drei Gulden werth.“

„Er warf, als Kurprinz noch, einen Edelmann in den Thurm, der gar nichts gethan; nur einen Juden hatt' er erſchlagen, der ihn betrogen.“

„I ſo muß doch die Welt untergehn!“ ſtöhnte Wedigo, aber er horchte mit Vergnügen, wie der Jagdlärm, nachdem er ſich bis auf einen gewiſſen

Punkt genähert, wieder abging und endlich verhallte. Auch Buſſo hatte gehorcht:

„Untergehn wird die Welt nun wohl nicht ſo bald, mein lieber Vetter, ſprach er wieder vortretend, indem er ſich auf ſein Schwert ſtützte. Es wird nur einige Stöße geben, und wer nicht feſt ſteht, ſehe ſich vor. Und wenn ein Ding wankt, muß man ſich ans andere halten. Unſere Schlöſſer von Ziegeln, Lehm und Balken ſind geborſten. Die faule Grete brummte zu ſtark. Aber die Fürſten bau'n ihre Schlöſſer aus anderen Stoffen. Da muß der Adel ſuchen, wie er ſich unterſiedelt."

„Element noch einmal! Und unſere Freiheit!"

„Ein kluger Mann wird immer frei bleiben."

„Niederträchtige Knechte!"

„Es wird noch immer Knechte geben unter uns. Und wer weiß, brummte er mit einem höhniſchen Lächeln, ob wir nicht ſehr vornehme Knechte bekommen, ſo wir's geſchickt anfangen. An der Straße liegen muß man freilich nicht; aber die reichgewordenen Käſekrämer, dieſe aufgeſchwemmten Stadtpilze ſollen uns doch zollen. Fein, fein aber, mein Vetter, muß man's einfädeln."

„Fädle es fein ein, unterbrach den Selbſtredner der ältere Ritter unwillig, daß wir hier los-

kommen. Wenn wir am Stricke baumeln, hilft uns das nicht mehr."

„Wir ſind eingeſchloſſen —"

„Das iſt ein altes Lied."

„Die kurfürſtlichen Jäger ſtreifen von Spandow bis gen Bötzow. Ueber die Havel iſt nicht zu kommen. Nirgends ein Kahn als in Tegel, wo der Hof tafelt. Von der andern Seite die berliner Brut, als uns der Ziegelſtreicher ſagte. Die ganze Länge der Spree nur ein Treiben, item auf der Straße nach Bötzow. Aufſtöbern werden ſie uns alſo hier, der Beweis liegt da. Alſo bleibt uns nur die Wahl: verſuchen durchzubrechen. Verdammt ſchwer, und zu zweien noch dazu! Oder auf die Bäume klettern, aufs Gerathewohl, und die Nacht abwarten. Spürſt Du dazu Luſt?"

„Ich auf einen Baum! Was denkſt Du, Buſſo."

„Beſſer auf 'nen Baum ſteigen, als auf die Leiter."

„Und unſere Roſſe mitnehmen?"

„Ja die Roſſe. Haſt recht, die verriethen uns. Meinen Hengſt kennt jedes Kind. Alſo fürs Durchbrechen ſtimmſt Du? Auf Deine Verantwortung. Du biſt der Aeltere, alſo der Geſcheutere. Nur be-

denke auch, mein Pferd und ich ſind ſchneller. Du biſt ein tapferer Mann, aber damals auf der Flucht bei Angermünde konnteſt Du nicht mitkommen."

„Was Durchbrechen! Purer Unſinn."

„Und zumal zu zweien. Das Geſcheuteſte noch, wenn Einer von uns es verſucht. Er wagt ſeine Haut, ſieht wie es ſteht, und wo ein Loch iſt. Geht Einer drauf, iſt doch der Andere ſalvirt, und wer weiß, wie er ihm nachgehends hilft. Laß uns looſen, Wedigo."

Wedigo wußte nicht eigentlich, wozu er looſen ſollte, als der Andere die Steinchen in der Kappe ſchüttelte. Aber als er hineingreifen wollte, fiel dem Kumpane noch etwas ein:

„Wir trennen uns, Vetter. Und wie Zuſammenhalten bisweilen noth thut zu guten Dingen, ſo zu andern Zeiten, daß ſich Freunde ſcheiden. Dann kann's auch nöthig werden, daß Keiner den Andern kennt. Wohlverſtanden, Wedigo, wenn ich gefangen werde, nützt mir's nicht, daß Du mitgefangen wirſt. Und muß ich hangen, was hilft's mir, daß Du mithaumelſt? Sorg Du für mein Weib, dann —"

„Chriſtus Jeſus, ſprich nicht ſo!"

„Freilich iſt's noch ein Troſt für einen ehrlichen Kerl, wenn er einen Freund hinterläßt, der ſich kümmert um die Seinen, und wenn ſie ihn ſchimpfen, den Leuten ſagt, daß er ein braver Mann war. Bei Gott, Wedigo, wenn ich Dich überlebte, ich thät' es. Würd' auch thun, was an mir iſt, den Schuften, die Dich verriethen, es einzutränken, und, kannſt Dich drauf verlaſſen, meinen letzten Groſchen gäb' ich für Seelenmeſſen. Aber, das Ding hat noch eine andere Seite. Geſetzt ſie fangen mich, wenn ich herumſpionire. — Würde in den Thurm geſchmiſſen, vor den grünen Tiſch citirt, ſie fragten mich des langen und breiten. Was kann da ein Freund thun, der frei iſt! Wenn ſie Verdacht hätten, denn wir ſind Vettern, ſo wüßte Keiner etwas vom Andern, das wär' die erſte Bedingung. Nun laß uns looſen, aber zuerſt ſchwören, Einer dem Andern, daß er ihn nicht verräth, nicht kennt, nichts weiß von ihm. Alſo ſchwören wir —"

„Aber der Hallunke ſchwört, daß wir unſer zwei waren."

„Was ſchwört nicht ſolch ein Hund! Freilich waren's zwei; aber der Andere iſt fortgelaufen, irgend wer, ein ſchlechter Geſell, ein Schnapphahn

von der Straße, der Dich verführt hat, wollte ſagen mich. Schimpf' auf ihn, nenn' aber mich nicht, wollte ſagen, ich werde Dich nicht nennen. Hier iſt mein Roſenkranz, eingeſegnet in Wilsnack. Darauf wollen wir ſchwören."

Wedigo ſchwor wie Buſſo wollte, und looſte wie Buſſo wollte, ohne eigentlich Beides zu begreifen, warum es war. Das Loos traf ihn. Er ſchaute ſehr verblüfft den Andern an, und kraute ſich hinter dem Ohr. Er wußte doch gar nicht, was er eigentlich ſollte.

„Nun mach' Anſtalt, lieber Vetter. Du wirſt's am beſten wiſſen —"

„Nichts weiß ich, fuhr Wedigo auf. Wie ſoll ich mich durchſchleichen, bei meinem Leibe!"

„Das iſt freilich wahr. Ich bin dünner; meiner Statur ſind Viele. Aber ein Loos ſoll man nicht tauſchen, durch das Loos ſpricht Gott. Ein ſchweres Stück bleibt es, und wenn ſie mich fangen — was würde Dich das gereuen."

„Kreuz Element! das iſt doch eine verfluchte Zeit. Wenn man's nur allein mit dem Bürgerpack zu thun hätte!"

„Das ſag' ich ja auch. Aber wenn gute Edelleute Einem nicht beiſtehn dürfen. Nun, wenn

Dir der Kurfürſt begegnet, wirſt Du mit ihm ein adlig Wort zu reden wiſſen."

„Nein, nein, und drei tauſend Mal nein. Mach' Du's aus, ich bleibe hier."

„— Vetter, ich laſſe Dich ungern, ſagte nach einer Weile Herr Buſſo, und ſchüttelte ihm die Hand, aber da Du's willſt — ein Wort ein Mann — ich gehe. Denk' an den Schwur und bete für mich."

Woran Wedigo dachte, und ob er im Stillen betete, als Herr Buſſo leis ſein Pferd beſtiegen und durch die Schlucht nach dem Strande zu geritten war, ſteht in keiner Chronik geſchrieben. Er war auch kein Mann, der das Denken liebte, und überließ es gern Andern. Ausgeſtreckt lag er da, die Hände unterm Kopf, und ſchaute in den Himmel, und den Möwen an, die in verdrießlicher Nähe über ihm flatterten, und das brachte ihn auf den erſten Gedanken: daß nämlich ſolch ein Vieh es beſſer hat als in gewiſſen Lagen ein Edelmann vom reinſten Blute. Dann fragte er ſich, womit er das verdient? Denn er war im Grunde ein gutmüthiger Mann, der Keinem etwas zu Leide that, der ihn nicht reizte, oder ihm nicht in den Weg lief. Wenn er Einem aufgelauert, ſo hatte

es immer einen Grund. Entweder er hatte ihm abgesagt, oder ein guter Freund, oder der Kaufmann gehörte zu einer Stadt, die es mit einem seiner Freunde verdorben; oder es war irgend sonst was vor Alters geschehen, was nun vergolten werden mußte. Also glaubte er sich immer im Rechte, und begriff schwer, wer ein Recht haben sollte, ihm in sein Recht zu greifen. Hier war es freilich etwas anders. Aber er fragte sich: wie hatte ein solcher armseliger Wicht überhaupt ein Recht? Und war's nicht eine baare Herausforderung, mir nichts dir nichts durch den Wald seinen Karren zu treiben, wo zwei Ritter ritten, ohne sie um ihren Schutz anzusprechen! — Und warum pochte ihm doch hörbar das Herz, als der Wind abermals Waldhorntöne zutrug, und es kam immer näher? Was Beten anlangt, so betete Wedigo an den Tagen und Stunden, wo es ihm sein Priester geheißen; aber nie sonst, und nie ein Wort mehr, als er auswendig gelernt. Aber außer dem Priester lehrt auch die Noth beten. So klammerte er itzt die Hände zusammen, und alle Gebete, die er wußte, und alle Heiligen rief er, die er kannte. Er klagte den Teufel an und den Busso, daß sie ihn verführt, er hätte zuerst gar nicht dran gewollt.

Den heiligen Ritter Mauritius flehte er an, ihn, einen Ritter, um solchen gemeinen Kerl nicht verderben zu lassen, und zum heiligen Ritter Georg, daß er doch um der Ehre der Ritterschaft willen, Einen aus seinem Orden vor dem Strick bewahre. Auch zum heiligen Martin wollte er beten, aber unwillkührlich ließ er die Hände los; denn er entsann sich schnell, daß der heilige Ritter, als ihm ein Lumpenkerl begegnete, noch armseliger als jener, das Schwert zog, nicht um ihn zu schlagen, sondern er schnitt damit seinen eignen Mantel in zwei Theile, und reichte die eine Hälfte dem Nackten.

Ach, die Waldhorntöne, sonst so herzerfrischend, in der grünen Haide, wenn es hügelauf, hügelab geht, wie schrecklich klangen sie heute, wie Zetertrompeten zum jüngsten Gerichte. Und dazwischen aus weiterer Ferne das lange Horn derer zum alten Berlin. Und noch schrecklicher das Heulen und Klaffen der Hunde, hier und dort, links und rechts, Wirklichkeit und Wiederhall. Er hatte auch einmal die Hunde gehetzt auf Einen, und war ein lustiger Tag für ihn und seine Kumpane wesen, deß er sich gern erinnerte, wie der Kerl gesprungen und gestürzt und geschrieen und sich gewälzt, und sie

galoppirten hinterdrein und knallten die Peitschen und hetzten die Bestien. Der Kerl hatte es verdient, den Braten sammt dem Spieß aus der Burgküche gestohlen. Jho fühlte Herr Wedigo, wie dem Kerl damals zu Muth war. Er hatte es auch verdient. Und immer näher schmetterte es und hallte wieder, hier rufend, dort lockend und antwortend, das schrille Pfeifen, das Rossewiehern. Wie sie sich zuriefen die Jäger und lachten! Und immer stärker das Geheul und Klaffen der Rüden vom Wald, vom See. Das dürre Laub raschelte, er hörte ihre Sprünge, wie die Meute hineinbrach und wieder heraus, jetzt ganz dicht hinter ihm, nein vor ihm. Da stand ein Thier auf der Höhe, mit funkelnden Augen, weit aufgerissenem Rachen, die Zunge heraus, und eine Reihe Zähne, um einen Eber zu erwürgen, glänzten ihm entgegen, ein Hund, groß und stark, um allein ihn niederzureißen. Und nun schlug er an, und sein Ruf dröhnte durch die Kiefern, und im nächsten Augenblick züngelten zehn giftige Mäuler ihm entgegen.

Siebentes Kapitel.

Durch die Haide aber ritt ein ſtattlicher Herr inmitten vieler andern Reiter. Seine Kleidung war kaum ſo ſchmuck als der Begleiter ihre, aber um Kopfeslänge überragte er die Meiſten, und hielt ſich auch Keiner ſo ſtolz als er. War es derſelbe, den Henning dort, weiter unten gegen die Städte zu angetroffen, und hätte ihn bald als Strauchdieb gegriffen. So irrt ſich auch der Klügſte.

„Kurfürſtliche Gnaden! ſprach ein Ritter im Jägerkleide, dort links ab, gegen den See zu, ſtöbern die Hunde. Scheint es dort verdächtig.“

„Nun ſollen uns die Diebe zu Gott nicht entgehen“, antwortete der gnädige Kurfürſt, Herr Friedrich der Andere.

„Iſt auch eine Frechheit ſonder Gleichen, ſprach

Einer vom Hofe, einen Straßenraub im Walde, wo Tags drauf Euer Gnaden jagen wollten."

„Einen Tag nachher, ſagte der Fürſt, mit einem ſeltſamen Blick, wär' es wohl ſchicklicher geweſen?"

Dann wandte ſich der gnädige Herr zu einem Ritter um, der links hinter ihm ritt und ganz außer Athem ſchien, und wir kennen ihn auch ſchon. Er war kaum angezogen, als es ſich für einen Junker ſchickt, der zu Hofe reitet, und auch nicht einmal auf der Jagd. Sein dunkel Wamms war nicht gebürſtet. Auf der Kappe trug er aber einen Buſch Habichtsfedern. Sah man ihm's an, daß er ſie erſt vor kurzem drauf geſteckt. Die Kappe trug er aber ſo unterm Kinn zugebunden, daß man davon nichts ſah, ſondern nur den Mund. Wenn's der Kälte wegen war, weshalb hatte er dann keinen Mantel um? den hielt er überm Sattel gehängt. So viel Reſpekt forderte der gnädige Kurfürſt auch nicht von ſeinen Mannen; zumal auf der Jagd in Winterszeiten.

Alſo redete er zu dem: „Herr Voß, Ihr kommt ſehr ſpät zu unſerer Jagd? Und von woher, da ich Euch doch nicht in Spandow wahrnahm, als wir auszogen; und erſcheint Ihr ja hier wie aus dem Himmel geſchneit?"

„Gnädigſter Herr! erwiederte der Ritter ſich verneigend, ich war auch nicht in Spandow. Vielmehr als ich aus dem Havelländiſchen kam und zu Dürotz von der großen Jagd vernahm, ſo Dero Gnaden auf heut beſtimmt, eilte ich was ich konnte an den Fluß, ohne Spandow zu berühren, fand dort einen Kahn, der mich und mein Roß überſetzte, und war es der luſtige Hörnerſchall, der mich ſo glücklich auf nächſtem Wege in meines gnädigſten Kurfürſten huldreichſte Nähe führte."

„Und Ihr kommt zu einer Jagd von anderer Art."

„Was mein gnädigſter Herr und Fürſt unternimmt, das möge zum Beſten ausſchlagen. Ob es mich doch ſchier wundert, die edle Waidmannsluſt mit einem Treiben vertauſcht zu ſehen, ſo Ew. Gnaden füglicher einem Hegereiter überließen."

„Hat der Fürſt nicht allerwärts die hohe Jagd?"

Die märkiſchen Herren im Gefolge antworteten nur durch ein Gemurmel, denn ſie wollten's nicht alle einräumen, daß der Fürſt ſie hätte; und gab's darum in der Folgezeit böſe Händel, und ward noch ſpäter viel Papier darüber verſchrieben; und

nutzt' es den Herren doch nichts, der Arm der Fürsten ist stärker.

„Er hat sie, Ihr Herren! fuhr Herr Friedrich mit starker Stimme fort. Und gibt's eine höhere Jagd als auf Uebertreter des Gesetzes, und Solche, so Rechte greifen, die nicht ihre sind?"

Da verzogen sich manche Stirnen kraus, und nur Wenige antworteten wie es sich bei Hofe schickt, wenn der Fürst seine Meinung sagt und will, daß die Andern auch meinen sollen, was er meint. Der vorige Ritter aber sprach:

„Gott erhalte meinen Herrn, und möge sein hohes Recht Allen einleuchten, die itzo noch im Dunkeln sind!"

„Ihr tragt einen seltsamen Federbusch, Herr Busso, fuhr nach einer Weile der Kurfürst fort. Sieht er doch so frisch aus, als unsers jungen berliner Hauptmanns seiner."

„Da ich mein Gepäck auf dem Wege nach Spandow zurückließ, muß ich mich bei Ew. Kurfürstlichen Gnaden entschuldigen, wenn ich erscheine, wie ich bin. Ein Habicht, den ich drüben schoß, mußte mir die Feder geben."

„Mir wär's lieb, so Ihr allzeit erschient, als Ihr seid, und niemals anders", sprach der Kur-

fürſt, und das galt dem Einen und Vielen noch, wer ſich's merken wollte.

Da erhob ſich itzo aus der Gegend, wohin der Jäger gedeutet, ein großer Lärm. Die Hunde bellten doch faſt ſo arg, daß man ſein eigen Wort nicht hörte, und die Leute ſchrieen und jauchzten, und die Hörner, die einen Augenblick geſchwiegen, ſtießen nun lockend und rufend, daß es war, als wenn der ganze Wald lebte. Nun ſchrieen ſie allerhand häßliche und gemeine Worte, die es nicht gut iſt wieder aufs Papier bringen, und es rief: „Da iſt er!" und „Wir haben ihn!"

Und war's ein ſolch Gedränge nach dem Platz zu, daß ſelbſt der Kurfürſt zuerſt nicht heran konnte, um zu ſehen, wen ſie gefangen. Endlich machten ſie Platz, und ſtand in der Mitte, die Hände auf den Rücken gebunden, ein Mann, der nicht mehr jung war, aber recht dick. Auf dem Kopfe hatte er eine Glatze, und ſah betrübt, ja faſt erſchrocken aus; denn es war wohl kläglich für einen Edelmann, daß ihm die Hunde Wamms und Hoſen zerriſſen hatten, und das Blut leckte heraus, und die Hunderte um ihn höhnten ihn und lachten und machten ſchreckliche Geberden. Die Hunde hielten nun zwar die Jäger an der Leine; ſie hätten den

armen Mann zerriſſen, aber vor ihm ſtand und lag und ſprang Einer, der teller war als ein Hund, und ſah ſo blutig und wild aus, daß man ihn auch hätte mögen an eine Kette legen. Der ſchlug mit den Armen um ſich, und ballte die Fäuſte und grinſte mit den Zähnen. Und aus dem Munde platzten, wie ein Raketenfeuer, ſolche Schmähworte vor, daß Einem wirklich zu Muth wurde. Und Alles gegen den Mann, dem die Hände auf den Rücken gebunden waren, und der mit den Zähnen die Lippen biß. Und auf den Baum zeigte er, an dem der Ritter ſtand, und hielt ihm eine Schlinge unters Kinn, und zog ſie zuſammen und löſte ſie wieder. Damit wollte er ihm zeigen, was ſein warte. War's Hans Makeprang, der Krämer, den ſie im Walde am Pletzenſee ausgezogen, und der Gebundene war der Ritter Wedigo.

Weiß aber nicht, ob's dem Wedigo nicht lieber war, als der Hans Makeprang vor ihm ſchrie und ſprang, als ein wild Thier im Käfiche, und ihm ins Geſicht ſpuckte, denn itzt, wo der Kreis ſich öffnete und der Markgraf vor ihm zu Roß hielt, und ihn anſchaute ernſt und kalt. Wenn ihm vorher das Blut zu Herzen ſtieg und in die

Wangen sprühte, so sank es itzo in die Fußspitzen, und er war kalt wie ein Leichnam.

Es dauerte so eine Weil; und war's ihm, als ob die großen Augen des Fürsten wie ein Bohr, den der Zimmerer in einen Balken läßt, immer tiefer und tiefer in die Brust ihm gingen. Konnte sich nicht rühren, und auch nicht die Augen niederschlagen; mußte ihn ansehn den Schrecklichen.

„Du also?" sprach der Kurfürst nach einer Weile.

Und wenn Einer ihm Säcke mit Goldes gegeben, er konnte da nicht Nein sagen. Aber Ja konnte er auch nicht sagen, denn die Zunge war ihm eingetrocknet im Gaumen. Er nickte aber mit dem Kopfe.

Nun fuhr Hans Makeprang los, als wie ein Trunkener, dem Alles von der Zunge läuft und kann nichts zurück behalten: „Ja der ist's, der gottvergessene Gaudieb, der heidnische Schinder und Menschenschlächter! Willst Du's leugnen? Christ, Jesus, Maria, Mutter Gottes und all Ihr heiligen Fürbitter, er war's! Hier faßt' er mich im Genick, hier stieß er mir den Spoern in die Weichen — das sind seine Sporen, Stachelsporen, ich schwör's beim heiligen Blut von Zehdenik und von Wilsnack! Willst Du's leugnen? Ach Erbarmen

mit einem armen Handelsmann! Bis auf den Heller Alles ehrlich bezahlt. Da, da liegt's in den Koth getreten — Die Raben ſollen's Dir vergelten! Ich will ihm die Leiter halten. Gerechtigkeit, allergnädigſte Herren! Und meinen Gaul haben ſie erſtochen; koſtete mich ein Schock Groſchen, ſo wahr ich Hans Makeprang heiße."

„Hund, ſtill! Der gnädige Herr ſpricht. Hörſt Du nicht!" ſchrie ihm ein Jägermeiſter, es war ein Kleiſt, von denen da überm Waſſer, ins Ohr, und riß den Raſenden gewaltſam zurück.

„Du alſo brachſt meinen Landfrieden? ſagte der Markgraf. Ich kenne Dich wohl. Haſt was für Dich zu ſprechen? Sprich —"

„Herr!" Die Knie ſchlotterten ihm; er hätte wohl niederknieen mögen, ſo war ihm zu Muth, aber er konnt's nicht.

„Ich kenne Dich wohl, fuhr der Herr fort. Du wurdeſt als Bub gefangen mit Deinem Vater bei Nauen, als mein erlauchter Vater der Markgraf, den Gott ſelig habe, des Quitzow Räuberbande vertrieb. Du ſchworſt mit Deinem Vater, als man Dich losgab, den Frieden zu halten, und der ſchändlichen Räubereien Dich zu enthalten. Vergeſſen das?"

Herr Wedigo ſchwieg wie vorher.

„War der Mann Dein Feind? Lagſt Du in Fehde mit ihm? Hatteſt ihm abgeſagt? — Herr Gott, mein Erlöſer und Heiland! fuhr der Kurfürſt itzt auf, das iſt zu arg. Ein Edelmann und mein Vaſall, ein Mann der es hat, wie ein niederträchtiger Strauchdieb Nachts einem armen Geſellen auflauern, ihm den Hals abſchneiden um zween Pfennige! Gott der Gerechtigkeit, ſind wir in einem chriſtlichen Lande, zween Stunden von meiner Hauptſtadt und meiner Feſtung; in meiner fürſtlichen Nähe das! Ihr Herren umher, Ihr alten Edelleute und wackern Vaſallen, Ihr Ritter, die in mancher Schlacht mit mir Euer edel Blut verſprützet gegen den Pommer und Mecklenburger, und Ihr edlen Landesvertheidiger, die Ihr mit mir als Kurprinz Euer Herzblut dran ſetztet, als wir den wilden Huſſiten bei Bernow züchtigten, und ſchirmten unſere reichen Städte und ſchützten unſer armes Land, Ihr Herren, ſprecht für den Schlucker dort. Ihr ſeht, die Sprache verſagt ihm. Redet Ihr für ihn. Es wird doch ein Sachwalter für ihn ſein, wo er ſo viele Verwandte hat.“

Und der Blick, den der Herr umherwarf, war

gar zornig; und Viele ſenkten die Häupter. Keiner ſprach.

„Wie! ſo viele Blutsfreundſchaft und gute Freunde, und kein Anwalt! Du ſein Schwäher, Du ſein Ohm, ſein Vetter, und Keiner etwas für ihn! — Verabſcheut Ihr ſo über alle Maaßen ſein ſchändliches, gemeines Verbrechen, daß Euch der Laut im Munde erſtarret? — Was freu ich mich, in einem Land zu herrſchen, wo ſo rechtliche Geſinnung iſt; in der Mitte von Rittern und Vaſallen, die den Straßenraub aus Grund der Seele haſſen! — Dauert mich doch faſt der arme Teufel, der das nicht erwartet. — Nicht ſo? Du haſt auf viele Fürſprecher gerechnet! Mancher, der itzt ſchweigt, hätte Dir vor ſeiner Bekehrung die Hand gedrückt, mit Dir gelacht und gezecht, auch getheilt. Nun ſtehſt Du allein da, die Zeiten wurden anders. Such' Dir beſſere Freunde."

„Unterm Galgen hört die Freundſchaft auf", ſprach ein Ritter, der ſich ſehr ſtattlich trug, in Sammet und koſtbaren Pelzen. Sein Geſicht war voll und freundlich, und er ſchwenkte ſein Roß mit reichen Decken zu dem Kurfürſten, nicht wie ein Vaſall, ſondern als wär' er ſeines Gleichen. War's Herzog Erich von Stettin, Herzog zu Pommern-

Stettin und Herr von Wolgaſt. — „Was meint nun Euer Liebden, ſprach der, und ſtreichelte ſich den Bart. Der Kerl hat bekannt, wenn wir ſchnell judicirten? Der Baum da iſt ſtark, der Aſt hoch genug, und das ſchwarze Federvieh in den Wipfeln wartet ſchon."

Da zückte es durch Aller Geſichter, wie der Pommer das ſagte, und Herrn Buſſo entfuhr es: „Er iſt ein Edelmann —"

„Und ohne ordentlich gehegtes Gericht!" rief der alte Herr Johannes, der ſeinen Herrn geſtern nach Berlin begleitet.

„Ei was, wir hegen's hier, ſagte der Pommerherzog. Es gibt was für die Augen."

„Ohne Vorladung!" ſprach der Kanzler.

„Er ſteht ja ſchon da. Und wenn's die gelehrten Richter nicht wollen, ſo ſind unter den vielen Rittern hier doch ſicherlich einige „Wiſſende". Hegt ein Vehmgericht. Das geht ſchneller."

„Recht und Ordnung, Herr!" traten Mehrere bittend vor zu ihrem Kurfürſten.

„Wir ſind auf der Jagd, Ihr Herren, lachte der Pommer. Und Jagdrecht iſt, daß man's im Wald abthut. Man thut dem Wolf, wie ihm recht, fragt aber nicht, ob's ihm bequem iſt."

„Recht und Gericht!“ riefen die Ritter von allen Seiten.

„Ihm ſoll Recht werden, antwortete der Kurfürſt mit ſtarker Stimme, und ſein Geſicht ſchaute ernſt. Mein lieber Vetter von Stettin, wandte er ſich zu dieſem, Ihr ſeht, wie mein Adel Recht und Ordnung liebt, alſo ſoll's geſchehn, wie hier zu Lande Brauch iſt. Die Kieferbäume ſtehn aber nicht allhier, ſetzte er leiſer hinzu, um unſere Edelleute daran zu hängen.“

„Hätt's wenigſtens gern geſehen, brummte der Pommerherzog in den Bart, wenn wir die Meute auf ihn losließen. Das wär' doch kein Gericht, ſondern eine Jagdluſtbarkeit.“

„In deutſchen Landen, Herr Herzog, ſprach Buſſo, hetzt man nicht Edelleute mit Hunden.“

„Ihr hetzt nur die Bauern mit, erwiederte ihm der Herzog. Nichts für ungut. Das iſt ſo unterſchiedlich in den Ländern.“

Da unterbrach ſie der Kurfürſt, indem er den Wedigo noch einmal anredete: „Eines guten Gerichts Anfang iſt eine gute Unterſuchung. Als ich recht gehört, warſt Du nicht allein, als Du den Mann niederwarfſt.“

Wedigo antwortete ein deutliches: „Nein!“

„Wer war Dein Kumpan? Und wo iſt er?"

„Gnädigſter Herr! Er iſt fort."

„Ließ er Dich im Stich? Und Dir die ganze Beſcheerung auf dem Hals? Im Thurm zu Spandow ſind zwei Quartiere. Eins iſt luftig, wie es ſich für Ritter ſchickt, die grad Wort geben, das andere unter der Erd, und die Havel ſickert hinein. Da legt man geſchloſſen die Uebertreter, ſo trotzig ſind, und nicht Rede geben. Wer war Dein Kumpan, Wedigo?"

„Er war — ich kannt' ihn nicht. — Ihr ſollt ihn nicht finden, Herr!"

„Wer war Dein Kumpan, Wedigo?"

„Was kümmert Euch, gnädiger Herr, der? War's wohl Einer, der keinen Namen hat; denn wär's ein Ritter, er ließ doch ſeinen Freund nicht in Noth allein."

„Wer war Dein Kumpan? Du hätt'ſt den Mann nicht angefallen ohn ihn. Wer hat Dich angeregt und ließ Dich im Stich, als die Noth kam? Ich rathe Dir gut, nenn' ihn."

„Mag er ſich ſelber nennen. Mich, Herr, führt in den Thurm. Kenn' ihn ja ſchon von ehedem."

Und als der Wedigo nun abgeführt wurde, ſchaute der Kurfürſt ſich im Kreiſe um, und ſprach:

„Wahrhaftig, Ihr meine lieben Herren und guten Vaſallen, ich wünſche dem von Euch Glück, der den Wedigo Lüderitz zum Freunde hat. Er iſt ein wahrer Freund.“

Der Wedigo ward gen Spandow von vier Bewaffneten abgeführt; der gnädige Herr mit den Rittern und dem Gefolge aber ritten hinunter nach dem See zu, und an dem Ufer fort, dahin wo das wendiſche Fiſcherdorf liegt, ſo Tegel heißt. Dem Hans Makeprang aber hatte der Herr das ledige Pferd des Wedigo gelaſſen, daß er's ſtatt ſeines erſtochenen Gauls vor den Karren ſpanne. Gewann er dabei viel, und noch den Sattel obendrein, und lachte in ſich, ob er doch noch immer fluchte, als er den Karren auflud. Von den Rittern aber ſchaute Mancher grimmig darüber und ſchüttelte den Kopf. Denn ein edles Ritterpferd vor eines Hauſirers Karren zu ſpannen, dünkte ſie unrecht, und der Wedigo mußte zu Fuß nach Spandow! „Daß Dir's wohl bekomme!“ rief ihm Mancher im Vorbeireiten zu. Herr Buſſo aber lachte: „Was ſoll's ihm nicht bekommen! Fürſtengunſt iſt Sonnenſchein. Wohl dem, der ſich gut zu legen weiß, und den Andern den Schatten läßt!“

Hans Makevrang aber war ein pfiffiger Mann, wenn er auch ſonſt ungeſtüm war und faſt toll; er kannte die Herren. Darum haſtete er ſich, daß ſie ihn nicht allein hier träfen, und peitſchte dann ſein Pferd, wie es ein ſo edel Thier nicht gewohnt war, daß er mit dem Jagdtroß hinunter kam; und bei Tegel kam er grade zur rechten Zeit an, als die Herren tafelten, was, wie man denken kann, viel Volks aus der Gegend und von weitem her angelockt hatte. Denen erzählte er nachher ſo ſchreckliche Dinge vor, was er gelitten, und wie der gnädige Kurfürſt ſich ſeiner angenommen, und wie der Wedigo gefaßt worden und in Ketten abgeſchleppt, und auf die Folter gelegt und gerädert werden würde, und noch manche Raubritter mehr, daß den armen Leuten das Waſſer im Munde zuſammenlief. Und ſeine Bänder und Laße pries er über die Maaßen, wie der Markgraf und der Herzog von Stettin und der Fürſt von Anhalt, der auch dabei war, ſie gelobt und geſagt, ſie glaubten es wohl, daß man darum einen Handelsmann auf offner Straße anfalle, und ſei in allen Städten der Marken nichts Aehnliches auf den Krambuden. Das Tüchlein hatte der Wedigo um den Hals geſchlungen und der gnädige Herr mit eigner Hand

ihm abgeriſſen, um die Glasperlenſchnur hatte der Pommerherzog gefeilſcht, und die Schürze der von Anhalt gern für ſein Liebchen gekauft. Da griff denn Alles ſtaunend zu, und bevor die Tafel aufgehoben, hatte Hans Makeprang ſeinen ganzen Kram an die Landleute verthan, und hübſch Geld in der Taſche. Ehe denn es Nacht wurde, ſetzte er ſich in der Stille auf ſein Roß, ließ den Karren im Stich und jagte nordwärts über Bützow gen Lenzen. Hat er nachgehends das Roß des Wedigo, das ihm der Kurfürſt geſchenkt, an gute Ritter an der Mecklenburgiſchen Gränze verkauft, die damit Nachts manchen Ritt thaten, der ſich wohl verlohnte. Denn das Pferd verſtand es; wußte wie ein Fuchs den Kopf zu ducken, und wie eine Katze durch die Gräben zu ſchleichen. Auch über Eis ging es und ſchwamm mit einem geharniſchten Mann über die Elbe. War der Junker von Oertzen, der es nachmalen von Heinrich Bülow annahm um eine Schuld, ſo erfreut darüber, daß er dem Hans Makeprang noch einen halben Gulden ſchenkte, wofür der ihm manche gute Kundſchaft nachwies; denn Hans hatte Bekanntſchaften überall, verkehrte auch mit den Zigeunern und Herbergsvätern, und wußte immer voraus, wo ein Fuhrmann kam, der beſſer

geladen hatte, als er damals. Und war's das Geſcheuteſte, was Hans thun konnte. In der Mark auf den Straßen hätte er ſich nicht wieder ſehn laſſen dürfen. Der Kurfürſt hätte ihm auch nichts geholfen, wenn ihm Einer auf den Kopf ſchlug, oder bei den Beinen hing.

Und wo Hans Makeprangs Karren geſtanden, da ward bald darauf eine große Mahlzeit gehalten. Keines Menſchen Aug' ſah es; es thut's auch nicht gut, derlei mit Augen ſehen. War doch der Himmel ſchon grau von den Wolken, nun aber ward er ſchwarz. Die rothen Kieferbäume ſchüttelten ihre Aeſte und von jedem ſtieg eine Krähe auf, und ſie kreiſten ſchreiend in den Lüften, dann ſtieg es wie Nacht herab auf die alten Steine, und wie Fliegen einen ſüßen Fleck, bedeckten ſie mit ihren ſchwarzen Fittichen das todte Pferd. Aber es rauſchte wieder in den Lüften, und auf den hohen Kiefern ſchaukelten ſich andere Vögel mit krummen Schnäbeln und ſchreiend blickten ſie hinab auf das gemeine Geflügel. Waren's Habichte und Weiher vom See. Und von den Aeſten ließen ſie ſich auf die Felsblöcke herab, und die Krähen wurden ängſtlich und flatterten auf und ab. Aber derweil die ſtritten, und die Krähen, die davon geflogen, kamen

immer wieder, und gönnten den Habichten kaum das leckere Mahl, da erſchienen zwei dunkle Punkte in höchſter Luft; die zogen umher in großen Kreiſen, und immer enger wurden ſie, je näher ſie kamen. Aengſtlich flatterten die Krähen und die Habichte ſchauten auf und kreiſchten, und wollten doch nicht von ihrem Fraß. Da ſchoſſen, mit ausgebreiteten Flügeln, daß ſie ein Lamm umſpannten, und zornfunkelnden Augen und gebogenen mächtigen Schnäbeln, zween Adler herab. War es, als ſtürze aus den Wolken ein Mondſtein nieder, ziſchend und glühend, und wo er hinfällt, fliegt Staub und Funke und Dampf auf. So ſchoſſen ſie nieder auf das Aas, mit ihren Flügeln ſchlagend, daß das Gras wehte und der lockere Schnee auffloq, und ihre Krallen griffen in den Leib, daß es war, als rüttele ſich noch einmal das todte Thier und verſuche aufzuſtehen. Die Krähen flogen ſchreiend davon, daß es der Luft weh that, und das andere Raubgevögel kreiſchte und flatterte auf und kam wieder und wagte ſich doch nicht heran. Es war ein Getös und ein Krieg in den Lüften, Alles um ein Aas. Aber als die Nacht einbrach, und die Vögel unter den Aeſten und in den hohlen Stämmen ihr Lager geſucht, und die Adler geſättigt auf-

ſtiegen und mit Raubſtücken ihre fernen Neſter ſuchten, da ſchlichen die Füchſe heran und beuteten, was die Adler gelaſſen. Doch nicht lange, denn aus den Tiefen des Waldes heulte es unheimlich, daß Alles ſchwieg, was lebendig war, und in wilden Sätzen rauſchte es durch das dürre Laub; die Füchſe ſchlichen davon, denn die Wölfe kamen und zerriſſen mit gräßlichem Geheul, was die Habichte und Adler und Füchſe gelaſſen. Als der Morgen graute, war von Hans Makeprangs Pferd nichts übrig, als zerſtückt und abgenagt Gebein. Sie hatten es hierhin und dorthin geſchleppt.

Da wo der See am tiefſten hineinſpült ins Land, und ſtehen anmuthige Höhen umher, von Grünholz überwachſen, gar lieblich anzuſchauen in der Maienzeit und wenn der Flieder blüht, da ward auch eine Mahlzeit gehalten. Und es ging auch laut her, und die Lüfte dröhnten, aber nicht von häßlichem Vogelgeſchrei, ſondern von Trompeten und Pauken und lockenden Waldhorntönen und frohem Becherklang. War's ein Waidmannsfeſt, wie es oft in dieſen Haiden von den edeln Fürſten gehalten ward. Da ſtand freilich kein Schloß und kein Haus, um ſo hohe Gäſte zu herbergen; die paar Fiſcherhütten mit ihren wettergeworfenen, be-

meeſten Schilfdächern ſahen nur aus wie Erdhügel, und ein hochgewachſener deutſcher Ritter hätte durch keines Thür eintreten mögen, ohne ſich zu bücken, als es ſich für einen Ritter nicht ſchickt. Die vier Winde hatten freies Spiel, und ſtand auch kein Thurm da, der ſie auffing und fortſchickte. Aber da, wo die Höhen ſich ſenken und eine weite Bucht bilden gegen den See, hatten die Jägermeiſter unter ſechs hohen Bäumen Teppiche ausgeſpannt, daß es ein gar luſtiges Zelt war, und darunter waren Tafeln aufgeſtellt und Bänke geſchlagen; nicht ſo zierlich freilich, wie ſie ein Nürnberger fertigt, aber darauf kam's den Herren auch nicht an, die hungrig waren von der Jagd, wenn nur die Tiſche gut beſtellt waren. Und daran fehlte es wahrhaftig nicht; mußte doch der Pommerherzog bewirthet werden, dem's zu Ehren war, und der Herr Fürſt von Anhalt, der verſtand's auch, was Eſſen und Trinken heißt, und in der Waidkunſt, und was da recht iſt, ſuchte er ſeines Gleichen. Die Tiſche brachen doch faſt von den Braten, ſo der Wald geliefert, und von den Fiſchen, die der See gegeben, und der kurfürſtliche Küchenmeiſter Herr Ulrich Eyeuſchel hatte ſein Beſtes gethan, um die Paſteten und was ſonſt recht ſchmackhaft, fertigen zu laſſen, eh er

doch meinte, er verſtünd es noch beſſer, wenn ſeine Leute da wären. Aber für die Pommern und Märker, und nach einer Jagd, ſei es ſchon gut genug. Und ſein gnädigſter Kurfürſt ſei ein ſehr trefflicher Mann, und auch ſehr geſcheut, aber was das Eſſen anlange, ſo ſei er doch nur in Tangermünde geboren. Ja wär's ſein durchlauchtiger Bruder, Herzog Albrecht, den ſie Achilles nannten, der habe darin mehr Wiſſenſchaft, und wolle er ihm anrichten, ſo er einmal in die Mark käme, eine Tafel, daß er doch nicht glauben ſollte in der Sandbüchſe zu ſein des heiligen römiſchen Reiches. War's auch eine ſeltſame Küche, darin Herr Czeuſchel mußte braten laſſen und kochen. Sie hatten Löcher in die Lehmwände gegraben, und da brannten die Feuer und glimmten die Kohlen, und die Keſſel hingen darüber und die Spieße drehten ſich, und war der Rauchfang der große Himmel. Das war ein Bratengeruch im Walde, daß man's eine Viertelmeile weit roch, und glaubten die armen Leute im Himmel zu ſein. Ward auch nachgehend unter ſie ausgetheilt, was überblieb. Denn der gnädige Kurfürſt hatte befohlen, es ſolle nichts mitgenommen werden nach Spandow, was nicht gegeſſen werden. Wie ſauer es auch Manchem ward-

der treiben mußte, und im Waſſer ſtehen und die Netze halten, nun hätten ſie gewünſcht, es wäre alle Tage Jagd.

Braucht ſich auch Keiner zu fürchten, daß die Herren Froſt hatten, da ſie im Freien tafelten. War's gleich Februar, ſo war's doch dazumal anders als itzo, wenn nicht mit der Witterung, doch mit den Menſchen. Hatten Alle Pelze an, und wenn ſie doch fror, ſo hatte der gnädige Kurfürſt durch zween Dinge Fürſorge getragen. Einmal ſo brannten ringsum Feuer,' die ſahen gar prächtig aus, zumal als es dunkel ward. Aber viel mehr Feuer gaben die ſchönen Weine aus Hungarn und Griechenland, die alle zu Kahn herübergeſchickt waren aus Spandow; aber ſie wachſen nicht da. Wenn man den Kellermeiſter fragte, wie viel da getrunken worden, er wollt' es nicht ſagen. Und der Kurfürſt ſelber erſchrak, denn dem ſagt' er es nachher. „Gerechter Gott, wie viel Maas kommt denn da auf Einen?" fragte der Herr, der ſelber nicht viel trank. „Gnädigſter Herr, antwortete der Kellermeiſter, zuvörderſt muß man abziehn, was der Pommerherzog trank, und der Herr von Anhalt that's kaum minder; dann kommt auf Jeden doch noch ſo viel nicht 'raus; als ein guter Märker vertragen

kann.“ Da lächelte der gnädige Herr und ſprach: „Ein andermal magſt Du dem Herzog noch mehr einſchenken, denn Pommern iſt es werth.“

Wie ſich die Herrſchaften bei Tiſch gar anmuthig unterhielten, davon könnte viel geſagt werden, wenn's in den Chroniken ſtände. Weß das Herz voll iſt, davon muß der Mund über, und der Wein löſet die Zunge. Aber doch ſprach nicht Jeder alles was er dachte. Einmal die Ritter nicht, weil die Fürſten zugegen waren. Und dann wieder die Fürſten nicht, weil die Ritter da waren. Doch ſtand der Tiſch, daran die Fürſten ſaßen und etliche ihrer Getreueſten, um einiges höher als die andern Tiſche, auf Brettern, ſo daß ſie die andern überſchauen, und ſo es ihnen gefiel, unter ſich reden konnten, was denn auch geſchah, und zumal über die letzten Abenteuer, da ſie ſtatt eines Hirſchen einen Raubritter gefangen.

„Werden dann Euer Liebden ihn hängen laſſen?“ ſprach Herr Erich von Stettin.

Der gnädige Kurfürſt, der über ſeine Jahre ernſt war, denn er war noch ein junger Herr, und ſah doch viel älter aus, blickte ſtill vor ſich hin: „Lieber Vetter von Pommern, ſprach er leis, das war ein ärgerlicher Vorfall.“

„Doch nicht der erſte der Art, ſo Euer Liebden vorkam, entgegnete Herzog Erich. Und ſo wie Euer Vater ſeliger nicht viel Sprünge machte mit denen Puttlitz und Quitzow, die ich eigentlich leben müßte, denn wir waren Freund mit ihnen, was zaudert Ihr ihn, einen ſpringen zu laſſen. Iſt's doch klares Recht."

„Einen! ſagte der Kurfürſt. Ach Vetter, ſo ich nach klarem Recht thun müßte, da verginge kein Monat im Jahr, wo ich nicht zween richten müßte. Schaut Euch doch da unten um, und ſagt mir, wer es nicht verdiente! Muß ich doch immer das Aug' aufhaben und die Hand frei, denn wo ich den Rücken kehre —"

„Denkt Jeder an die Zeit, wo noch keine Markgrafen im Land waren, lachte der von Stettin. Aber Ihr bleibt im Lande —"

„Ich bleibe", ſprach der Kurfürſt mit feſter Stimme, und als tränk' er ſich zu ein Gelübde, hob er den Becher und leerte ihn.

„Wär' auch Euer Vater ſeliger, Herr Friedrich der Erſte, allzeit hier geblieben, es ſäh ſchon heut anders aus. Er war der Mann."

„Friede den Todten! ſprach der Kurfürſt. Es hat jedweder Mann ſeine Aufgabe, und daß er die

löſe, iſt ſein Leben nicht zu lang und zu koſtbar. Mein großer Vater hatte größere Aufgaben dort im Reich, und er hat ſie gelöſt als ein Mann, und in ſein Grab nahm er den Segen ſeines Kaiſers und der deutſchen Nation. Weß Segen ich mitnehmen werde, mein lieber Vetter, das weiß ich nicht; dennoch aber weiß ich, daß ich ringen will und kämpfen will als er, die Aufgab, ſo mir die Vorſehung geſtellt, zu löſen."

„Den Adel" — ſprach der Pommerherzog und duckte mit der geballten Hand unter den Tiſch, als wenn er Einen beim Nacken unterſtauche; aber es geſchah in der Stille, und lachte er dazu recht ſchelmiſch.

„Ich glaubte, mit der Aufgab ſeien wir fertig", ſeufzte der Herr.

„Glaubt's ja nicht, Vetter. Euer Vater ſeliger mähte; aber Ihr und Kindeskinder werdet noch reiche Aehrenleſe haben. Wir kennen ſie ja in Stettin, Eure Herren und Ritter, wenn Ihr ſie vertriebt, und kamen zu uns. Sagten, ſie wären im Elend, aber Herr Gott, die trugen den Nacken ſo ſteif; meinten faſt, uns noch eine Ehr zu erzeigen, daß ſie an unſerer fürſtlichen Tafel ſaßen."

Kurfürſt Friedrich legte die Hand auf den Tiſch,

und ſprach, derweil er mit ernſtem Blick die Herren unten maas: „So lang ich mein Aug' aufhabe, lieber Vetter, ſollen ſie mir und Euch die Ehr erzeigen, den Nacken ſo vor uns zu beugen, als es ſich ſchickt für Vaſallen, ſo vor ihrem Lehnsherrn ſtehen."

„Ich bin's denen nicht", ſagte der Pommer.

„Ihr ſeid ein Fürſt und ſie — doch genug davon! Vetter, der Vorfall verdrießt mich, heut grade. Wünſchte, wir hätten nicht hier gejagt. Im Grunewald heut und morgen hier."

„Wenn Ihr's nicht ſehen wollen, hätter ja nur abſehn brauchen."

„Der Fürſt darf ein Aug' zudrücken, aber blind ſein darf er nicht. Der Wedigo Lüderitz iſt noch Keiner von den Schlimmſten. Er hat gebüßt und wird im Thurm büßen, doch zum Aergſten iſt nicht die Zeit."

„Kann's nit läugnen, 'hätt' ihn gern baumeln ſehen."

„Ihr ſollt, denke ich, etwas Anderes ſehen. Dieſe Städte, ich liebe die Städte, aber ihr Uebermuth iſt's, der die Geduld herausfordert."

„Sie ſchlugen doch Eurem Vater wacker mit."

„Sie thaten's, Vetter. Aber Alles, was Ver-

lin that und Köln, iſt's nicht auf eins verwirkt, da ſie meinem Vater das Thor vor der Naſe zuſchlugen? Gerechter Gott, dem erſten Fürſten ſeiner Zeit, dem Rath des Reiches, dem Friedensſtifter in Deutſchland, dem Hort der Kirche und ihrer Prälaten, dem großen Feldherrn, dem Retter des Reiches gegen die böhmiſchen Ketzer, dieſe Krämer! Was ſie für uns thaten, dadurch iſt's verwirkt, und daß wir zwanzig Jahr die Unbill ungeächt binnehmen mußten, dadurch iſt der Zins zum Steck worden."

„Hineinlaſſen müſſen meine mich ſchon ins alte Stettin, lachte Herzog Erich auf. Denn ich wohne ja drinnen, und hol' ſie Alle der Teufel, wenn ſie's nicht wollten. Göſſe ihnen von meiner Burg herab ein Paar Tonnen brennend Theer in ihre Schlote, daß den Frauen ihre Suppe andrennen ſollte. Aber Vetter, Dickköpfe ſind meine guten Bürger wie Eure. Das pruſtet auf und dünkt ſich, weil ſie die Oder haben, und mit den Roſtockern und Stralſundern und Greifswaldern in den Meeren ſchiffen; und weil ſie großes Maul haben, bei den Schneekönigen da oben, meinen ſie, gegen ihre Fürſten hätten ſie's auch. Möchte mich manches Mal krank ärgern, was das fordert und ver-

langt; Jesus Maria, weil sie Deutsche sind, möchten sie auf ihren Kopf, den Gott ihnen gab, noch einen setzen. Auf allen Landtagen, was muß man hören, jetzt die und dann die. Weil meine erlauchten Väter ihnen Rechte gaben, ich meine den Deutschen, so meinen sie, es käme ihnen Alles zu, und nun wieder die Klage von den alten Pommerschen, die meinen, sie wären zurückgedrängt und zurückgesetzt. Mag auch sein. Was kann ich dafür. Ich halt's nicht aus, wenn das losgeht. Ich laufe 'naus. Mag sich der Kanzler mit ihnen streiten. Aber prächtige Leute sind meine Bürger doch, der Wein, Vetter, den sie mir 'rauf schicken, alle Quartale in die Burg, Wetter noch mal, ich sage nichts gegen Euren, aber für einen pommerschen Magen, Ihr müßt 'mal zu mir kommen."

Der Kurfürst schien mit vorgebeugtem Kopfe sehr aufmerksam zugehört zu haben, aber das letzte, was Herr Erich sagte, mußt' er überhört haben: „Ganz recht, Vetter, Ihr traft den Punkt. Daß sie auf den Meeren schiffen, Kriegsfahrzeuge halten, Bündnisse haben mit den Seestädten, das ist der Kopf des Uebels. Wer den träfe! Was soll's? Eure sind Pommern und meine Bürger Märker. Niemand kann zween Herren dienen. Dem Han-

ſebund und ſeinem Fürſten. Wollen ſie unſern Schutz, ſo müſſen ſie uns gehorchen."

„Der Albrecht Glinde ſagt's auch, mein Bürgermeiſter, unterbrach Herr Erich. Aber die Andern ſagen, fügte er lächelnd hinzu, ich ſollte ihm nicht trauen. Er ſei brandenburgiſch, und was er ſpräche, ſprach er zu Eurem Vortheil, Vetter. Nun das wird Alles ausgemacht heuer in Wittſtock. Darum heut kein Kopfbrechen."

„In Wittſtock ja! Angeſtoßen, Vetter, auf gute Einigung dort unter den Fürſten! fuhr raſch der Kurfürſt fort, der das Geſpräch, ſo ſchien es, nicht gern wieder auf den Albrecht Glinde brachte. Bei unſerm Herrn und Heiland, ich verſichr' es Euch, die Fürſten müſſen zuſammenhalten, die Fürſten Bündniſſe ſchließen, die Fürſten Einer dem Andern beiſpringen. Denn ſie ſind die Kette, die das Gemeinwohl zuſammenhält. Sie müſſen größer werden und mächtiger in dieſen nordiſchen Küſtenländern, ſie die Kräfte zuſammenfaſſen und aufſpeichern, ſonſt zergeht und zerfällt hier das heilige römiſche Reich deutſcher Nation."

Und dann fuhr er fort, als Herr Erich darauf den vollen Becher wieder leerte: „Die Städte thun's nicht, und ihre Bündniſſe auch nicht. Sind gute

Werkſtätten, wo ein reicher Mann arbeiten läßt, und können Segen bringen über Reiche und Länder, ſo ſie fleißig ſind und Ordnung halten. Aber eine Stadt ſind viele Köpfe, und iſt Keiner darunter, der weiter ſchaut und höher ſieht. Sieht Jeder nur des Nachbars Mauer und Keiner über die Dächer fort. Was ſollen uns noch ihre Bündniſſe? Da die Fürſten außer Landes waren und ſchwach, mocht' es hingehen, ſie ſchützten ſich untereinander. Aber wie ſchützt ſich ein Blinder und ein Lahmer? Dafür ſind die Landesherren. Die ſehen weiter und haben immer ſtärkern Arm. Warum aber ſoll eine Stadt, die mein iſt, und ich bin ihr Schirmherr, Bündniſſe ſchließen, mit andern Städten, die auch mein ſind? Ich bin das Band, das ſie bindet, und ſehe, was jeder fehlt, und jede zu viel hat. Weg mit den Bündniſſen. Was aber, frage ich, ſollen Bündniſſe der Städte, die mein ſind, mit Städten, die nicht mein ſind, die zum Reich gehören und anderen Herren? Das taugt nicht, Herr Vetter. Iſt eine Kette, ſo hin und herzieht, und den Arm mir bindet, und weiß Niemand, wo er hingehört. Die Kette zerreiß ich."

„Sie iſt verflucht lang", ſagte Herzog Erich, der einen andern Becher füllte und leerte.

„Was iſt eine Kette, ſo man ein Glied erſt ausbrach? Stücke ſind's. Mag die Hanſe ein groſſes bleiben, ich gönn' es ihr. Meine Städte reiß ich los."

Herr Johannes, der Kanzler, nickte dem Kurfürſten mit einem Blicke auf den Pommerherzog zu. Er meinte wohl, dem Herrn von Stettin ſei der Wein lieber als die Rede. Auch mochte er fürchten, der Eifer ſpreche zu laut in ſeinem Herrn und Einer oder der Andere könne es hören, der es nicht hören ſollte.

Da ſtieß der Herzog aber ſelber dem Kurfürſten den Becher entgegen: „Auf Wittſtock! Und daß wir uns da gut vertragen. Vertragen, Vetter, aber Pommern iſt frei. Gute Freundſchaft, aber kein Lehnsband gebunden. Die Städte laß ich Euch, da reißt oder bindet, wie's Euch gefällt. In Wittſtock das Uebrige. Vetter, Euer Wein iſt doch gut."

Herr Friedrich lächelte: „In Wittſtock alſo das Weitere. Wer weiß, wenn die Andern Rath bringen, bring' ich ſchon — mehr."

„Wie's Euch gefällt. Der Wein iſt koſtbar. Laßt uns anſtoßen."

„Auf alle gute Verſätze!" ſprach der Fürſt von Anhalt.

„Ei das nachher, sagte der Pommer. Zuerst und vor allem auf Euer Liebden werthes Ehgemahl, so uns drüben von Spandow aus zuschaut."

Da stießen sie an und lachten herzlich; denn wiewohl man den Thurm und die Burg überm See sieht, ist's doch eine Meile und darüber entfernt, und hätte die Kurfürstin gar besondere Augen haben müssen. Möglich doch, daß sie die Feuer sah, als es dunkler ward.

„Ihr habt der edeln Frau einen schönen Braten vorausgeschickt, lachte Herr Erich, dessen Stirne immer rother glühte, und seine Zunge löste sich auch. Ist das Brauch hier zu Land? Bei uns schickt man den Frauen, was man den Räubern nahm, aber nicht die Räuber selber."

Und er erzählte lustige Geschichten von Jagden und andern Abenteuern aus Pommern, wo es gut war, daß keine sittige Frau zuhörte. Und der Tisch ward ihm zu klein; denn nun rief er auch hinüber an die untern Tische, wo die Ritter saßen," und ward es sehr laut und die Lustigkeit allgemein. Kurfürst Friedrich lachte wohl auch mit, aber wie Einer, der im Grunde ernst ist, und es nur thut um seiner Freunde willen, oder wie Einer der blaß ist, und sich schminkt. Man sieht es doch durch.

„Sie haben deß keinen Sinn! ſprach er zu ſeinem Kanzler bei Seiten. So die Fürſten ſelber nicht wiſſen, was ihnen obliegt, das iſt ſchlimm Ding. Und wie ſollen wir's thun, daß die Bürger es faſſen, was ein Fürſt iſt."

„Gnädigſter Herr, entgegnete ihm eben ſo leis der Kanzler, ſo jeder Fürſt im deutſchen Reiche ein Fürſt ſein wollte, als Ihr es meint, da gäb es doch keinen Fürſten, wie Ihr wollt. Es wären ſo viele als Köpfe in einer großen Stadt. Es ſind viel Glieder an einem Körper, aber es iſt nur ein Haupt. Alſo auch müſſen Viele zu Gliedern werden, die itzt ſich Häupter dünken, und es nicht ſind, damit Eines das Haupt wird."

„Das iſt der Kaiſer", ſprach vor ſich hinblickend der Kurfürſt.

„Das Haupt geht wandeln, und gehört itzo nicht mehr zum Körper. Der Kaiſer ſitzt im Reich, und ehedem ſchaute er nach Rom, und itzo, daß ſie ihn nicht fortſtoßen. In unſern Gegenden, wo die Sonne am Himmel nur trübe ſcheint, hatte auch die Sonne der Majeſtas nur trüben Schein. Einer Majeſtas, ſo zu ihnen gehört, die ſie verſteht und kennt und liebt, bedürfen dieſe Gegenden: daß ſie nicht gottverlaſſen bleiben, wie die Spötter

im Reiche ſprechen, muß ein eingeborner Fürſt dieſe Majeſtas um ſein Haupt weben."

Als der Kurfürſt ſchwieg, ſetzte der Kanzler hinzu: „Wünſch ich doch faſt als guter Märker und Euer Gnaden treuer Vaſall wenig, daß die von Mecklenburg und Pommern ſolche Fürſten ſeien", und dann ſprach er noch Vieles über den großen Fürſtentag zu Wittſtock, wo ausgemacht werden ſollte und vertragen der alte Streit wegen der Erbfolge und der Lehnbarkeit, ſo die Brandenburger anſprachen; aber die Fürſten widerſtritten es. „Um deshalb, ſchloß der Kanzler, bleib ich des Dafürhaltens, daß bei den Verhandlungen unſere erſte Sorge die ſei, die Pommern und Mecklenburger uns zu gewinnen, und alsdann erſt —"

„Nein, Johannes, unterbrach der Kurfürſt und ſtand auf. Erſt Herr im eignen Lande, dann, was Gott will weiter. Wer Andere heilen will, ſehe erſt für, daß er ſelbſt geſund ſei."

Sie hätten auch lauter mit 'nander reden können als es war. Die Andern hätten ſie nicht gehört. Nun war's wieder ein Toben und Tumult und Rufen, und Drängen, und wollten Einige noch gar nicht vom Tiſch fort, da ſchon die Jägerknechte die Tiſche abbrachen. Im Gedränge er-

ſah da der Kurfürſt Einen, der gar groß verwundert zugeſchaut, und der Herr entſann ſich, wer es war, und hätte er ihn ſchon früher zu ſich winken können, weiß nicht weshalb er's nicht gethan. Große Herren geben Niemand Rechenſchaft:

„Nun Herr Junker mit der blutigen Feder, als ich mich recht entſinne, Henning Mollner geheißen, hab' ich mein Wort gelöſt? Der Kurfürſt hat laſſen blaſen. Wenn ich Dich auf falſche Fährte brachte, iſt's wieder gut gemacht?"

„Habt ihm aber den Räuber vor der Nas fortgefangen, ſagte der von Anhalt. Was ſoll der Junge nun nach Berlin bringen? Der hat wohl gehofft mit Pfeifen und Trompeten einzuziehen, den Raubritter am Stricke hinter ſich."

„Wahrhaftig da habt Ihr recht, Vetter. Und ich raubte dem armen Geſellen —"

„Vielleicht den ſchönſten Dank ſeines Feinliebchen", fiel der von Anhalt ein.

„Haſt Du eins?" fragte der Kurfürſt, und alle Herren vom Hofe lachten recht herzlich, als der Junge wie verlegen daſtand, was doch ſonſt ſeine Art nicht war, und hochroth ward, und nichts vorbringen konnte.

„Der und kein Schatz!" rief der von Anhalt.

„So will ich Dir in Spandow etwas ſchenken, das Du ihr verehren ſollſt, ſagte der Kurfürſt. Denn dahin ſollſt Du uns begleiten, daß ich meinem lieben Ehegemahl Einen zeige, der ſtrenger iſt gegen die Diebe als er, und ihn ſelber beinahe hätte fahen laſſen als einen. Iſt's nicht zu arg, Ihr Herren?"

Da lachten Alle herzlich.

„Sag Deinem Schatz dann, fuhr der gütige Herr fort, Du hätteſt den Markgrafen für einen Strauchdieb griffen, und er hätte ſich damit gelöſt."

Und darauf ſetzten ſich die guten Herren in die Kähne, die ſie gen Spandow rudern ſollten. Einige ſetzten ſich nicht, ſondern die legten die Andern hin. So auch den Herren von Stettin, den ſie mit Pelzen ganz überdeckten, und merkt' er es nicht, auch fror er nicht. Er wachte erſt auf, als ſie ihn ins Bett gebracht in der Burg zu Spandow. Es war aber ein gar luſtiger Anblick die vier Kähne auf dem großen See, alle mit Fackeln und Pfeifern, die gar lieblich bliſen, daß es von den Waldhöhen wiedertönte. Und die vom Ufer riefen ihnen eins ums andere ein Lebehoch nach, und warfen die Breter und Stangen und viel Reiſig in die Feuer, daß es himmelhoch flammte und die auf den Kähnen weithin ſehen konnten. Als ſie auf der Mitte

des Sees waren, und die von dem Thurm in Spandow ſie erſchauen konnten, brannten ſie das große Feldſtück ab, das ſie dort auf dem Walle hatten. War's von einem Italiäner gegoſſen und brummte erſchrecklich. Dreimal geſchah das, und dann hub eine Pfeiferbande zu ſpielen und zu trommeln an, und das dauerte, bis die Herrſchaften den Fuß ans Land ſetzten und der Kurfürſt und ſeine Gäſte in die Burg traten.

Achtes Kapitel.

Es war am Abende des Sonntags Esto mihi, und der Sturm heulte und stieß und trieb Wirbel von Schnee durch die Judengasse. Man hätte keinen Hund vors Thor geschickt, und saß hinterm warmen Ofen, wer ihn heißen konnte. Gott sei's gelobt, für die armen Leute! Es hatte dazumalen noch viel Wald rund um Berlin; und den Herren, die sonst streng waren, kam's auch auf einen Stamm mehr nicht an, den die Elenden sich Nachts ins Haus schleiften, damit sie Morgens warm saßen. Auch in der Judengasse knackten die Oefen und rauchten die Schornsteine, und die Schicksels rösteten und brieten, daß es durch die Häuser lieblich duftete; und die Frauen zupften und verlasen, wie es sich für Hausfrauen schickt, und riefen und

ſchalten mitunter; aber die Dirnen kicherten, und thaten doch, was ſie Luſt hatten.

In keinem Haus aber waren die Läden ſo feſt geſchloſſen, als dort am Eck, wo Joel Baruch wohnte; ſie hatten mit Moos die Ritzen verſtopft, und Strohdecken drüber gehängt, ſei's gegen den Wind oder gegen die neugierigen Leute. Am Balken der niedrigen Decke hing eine Ampel, die ein ſchönes Licht ins Gemach warf; aber noch heller brannte und praſſelte das Feuer aus dem großen Ofen, darum die Familie ſaß, die Matrone und noch ein oder zwei ältere Frauen, und an drei oder vier Dirnen von weißer Haut und rothen Backen und rabenſchwarzem Haar und Augen wie die Kohlen. Und ein vier oder fünf Vettern mit auch ſolchem Haar und auch ſolchen Augen, ſaßen und ſtanden darum, und ſcherzten mit den Mädchen, und ſagten ihnen ſo viel ſüße und luſtige Dinge, daß die Schickſels in einem Lachen blieben. Wer die Burſchen am Tage geſehen, wie ſie barfuß und zerlumpt, ein Paar Haſenfelle oder was es war auf dem Rücken durch die Gaſſen ſchlichen, blaß und wie verhungert, und ſie wichen Jedem, der ihnen entgegenkam, um drei Schritt aus, und blieben ſtehen und zogen die Mützen: wer ſie da ſah

und itzt wiedergesehen, der hätte sie doch kaum für dieselben gehalten. So ganz anders leuchteten ihre Augen und trugen sie sich, und man sah auch nichts von Blässe und Elend auf ihren Backen. War's nun der Feuerschein, der sie röthete oder die schmucken Dirnen, die bei ihnen saßen, oder was es sonst war.

Das ging wie ein Raketenfeuer, und verschluckte ein Wort das andere, und Alles, was wir schon wissen und auch nicht wissen, erzählten die Vettern ihren hübschen Muhmen. Und was ganz besonders war, denn wer hätte es den Jungen zugetraut, itzt sprach Einer und hatte sich, als wäre er der Bürgermeister, und nun Einer, als wie der Herr von Blankenfelde und ein Dritter polterte wie der Pawel Strobant auf des Bartscheers Bude und fiel dann mit einem gar entsetzlichen Gesichte um, als hätte ihn ein Stein ins Maul getroffen. Auch den Henning Mollner ahmte Einer nach, und schien's als ob die kecke Miene des Jungen und wie er sich trug und pfiff, ihm selber so wohl gefiel, daß er gar nicht von los konnte. Und die schmucken Muhmen schauten voll Seelenfreude zu, und baten ihn immer wieder, daß der Vetter es noch einmal mache. Auch ergötzte sie's über die Maaßen, zu hören, was witzige und spitzige Reden

der Narr zu den Weibsen beim großen Banket Thomas Wynsens gesprochen, und der Narr war kein Anderer als der Henning, der sich eingeschlichen. Und dann die Geschichte, wie die Else und die Eva sich in den Haaren gelegen, und wie Henning auf der Leiter ins Rathhaus gestiegen, um der Elsbeth das verlorne Halsband wieder zu bringen, und fast gegriffen wäre als ein Dieb, und nur davon gekommen, weil er den dicken Propst unterm Tisch gefunden.

So lustig erzählten die Vettern, und so hübsch machten sie nach in Miene und Sprache die vornehmen Herren, daß die Schickfels die ganze Nacht gern zugehört hätten; und doch mußten sie's ganz in der Stille und fast heimlich treiben, denn Joel Baruch saß in seinem Kaftan vor seinem Schreibeschrank und schrieb und rechnete und zählte, mit der Brille auf der Nase, und bisweilen, so sie zu laut wurden, hielt die Mutter den Finger an den Mund und wies auf ihn; bisweilen wandte er auch selbst den Kopf ernst um und strafte sie um ihre Thorheit.

„Was ist denn los heute, sprach er, sein groß Buch zuschlagend, daß Ihr geht gepußt als es sich

nicht ſchickt für die Kinder ihrer Väter? Iſt der Sabbath der Chriſten und nicht unſer."

„Sieht's doch Keiner", ſagte die Mutter, und die Dirnen drückten ſich am Ofen zuſammen, und lächelten ſchlau. Wußten ſie, daß ſie an der Mutter eine Fürſprecherin hatten.

„Iſt es nicht gut, fuhr der Alte fort, ſo die Kinder ihrer Väter anthun die Kleider der Gojim und halten ihre Feſte. Keine Mauer iſt ſo dick, ſie hat ihre Löcher und Spalten, und ſo keines Chriſten Auge durchſieht, ſchaut es doch der Herr über Israel, der geſprochen hat zu unſern Vätern: Du ſollſt keine Götter haben neben mir."

Da fuhr ein fürchterlicher Windſtoß durch den Schlot, daß die Funken in die Stube flogen und das Feuer herausſchlug, und es heulte gräßlich über die Dächer und auf der Gaſſe, und eine Lade ſchlug auf, und ein Fenſter und der Schnee ſtürzte nur ſo herein. Das Heulen und Pfeifen dauerte noch eine gute Weile, als wenn die Erde untergehn ſollte. Die Judenmädchen erſchraken, und die Buben wurden auch blaß. Die Mutter hatte die Hände gefaltet, und das that Joel Baruch auch und fiel auf die Knie; vorher aber hatte er das Fenſter

und die Lade geſchloſſen, und eine eiſerne Stange davorgeſchoben.

Und wie es nun ganz ſtill geworden, und Alle beteten ihr Sturmgebet, hörte man es leis an die Thür pochen. Die Bürgerglocke hatte längſt geſchlagen, auch in ihrer Straße durften dann die Juden nicht mehr ausgehen, und wer mochte auch draußen ſein bei einem ſo ſchrecklichen Wetter. Alle horchten auf, und es pochte noch einmal, ſchwach, aber deutlich.

„Thu nicht auf, Joel", ſprach zitternd die Hausfrau, als Baruch aufſprang. Aber er ſchloß nur die Lade ſeines Schrankes, und ſeine Ohren ſpitzten ſich, und ſeine Augen folgten den Schatten, ſo die Ampel warf.

„Nicht auf, Vater! ſprachen die Dirnen. Es ſind Verfolger." — „So pochen die Vehmrichter, daß der Gott Israels uns ſchütze!" rief ein Anderer; und die Baſe wimmerte: „So klopft der Schlemihl an ein Haus."

Baruch ſchüttelte den Kopf: „Die Vehmrichter klopfen nicht an des Juden Haus, und die Verfolger ſchleichen nicht wie der Iltis an den Taubenſchlag, und der Schlemihl klopft nicht an und bittet um Einlaß; er iſt da wie der Wurm in der

Bürne und man ſieht ihn erſt, wenn er hinaus geht. Thu auf, Rabel, und führe den Fremden ein."

Da ſchraken Alle zuſammen und ſtanden um den Hausherrn, und baten ihn und beſchworen ihn, daß er nicht aufthun laſſe, zu ſeinem und ihrem Unglück. Er aber wies ſie mit der Hand fort: „Hört Ihr nicht, zum dritten Male. Thu auf, Rabel, ſchnell."

Nun baten ſie ihn, daß er ſelbſt hinausgehe mit ihnen Allen, und ſie Lichter in die Hand nähmen und Stöcke und Stangen. Er aber hieß ſie ſchnell gehen hinauf in ihre Kammern, und ſie ſollten ſie wohl verſchließen, und ſtille bleiben, und nicht das Ohr an die Thüre legen.

„Wer kommt in des Jüden Haus geſchlichen? Nicht der ihm will anhaben ein Leid, noch der will geſehen werden und gehört von den Leuten; ſondern der von dem Jüden etwas will, und will's heimlich haben, daß er's verberge vor ſeinem eigenen Schatten." So ſprach er zur Frau, als die Mägde und Burſche und die älteren Frauen hinaufgeſchickt waren die ſteile enge Stiege. Und dann brummte er vor ſich: „Wer die Gäſte, die ſo kommen uns, ſcheucht mit Lärmen und Licht, der

treibt den Verdienſt von der Thür, denn bei Sonnenlichte führt keine Straße in des Juden Haus.“

Rabel, ſein Weib, hatte furchtſam die Thür geöffnet, und faßte den Mann am Arm, der draußen ſtand, ganz naß und beſchneit als ein ſteinern Bild, und führte ihn durch den dunkeln Gang ohn' ein Wort zu ſprechen, bis wo Baruch ſtand unter der hellen Stubenthür. Darauf huſchte ſie eben ſo ſtille fort, und Baruch verneigte ſich tief vor dem Fremden, den er doch nicht ſehen konnte, wer es war; denn ganz eingehüllt war er in ſeinen Mantel, und ging die Kappe bis übers Geſicht. Und ſo führte er ihn ſchweigend in die Stube, und ſchloß dann die Thüre.

Der Fremde war ans Feuer getreten, daß er den Schnee von ſich ſchüttele und ſich wärme, aber das Geſicht zeigte er nicht dem Juden. Auch als der tief gebückt ihn fragte, ob er nicht den Mantel wolle von ſich thun, wehrte er es ab. Da ſchlich Baruch näher und flüſterte: „Herr, deſſen Fuß meine Schwelle ehrt, und den ich wieder in Demuth ehre, als ihm gebührt, die Thüre iſt verſchloſſen, die Läden ſind feſt, hier ſieht Dich kein Aug' und hört Dich kein Ohr, als des alten Ba-

ruch." Der Herr verbarg noch das Geſicht im Mantel: „Kennſt Du mich?"

„Ich kenne Euch, antwortete Baruch, aber ich will Euch nicht mehr kennen, ſo Ihr ſeid aus meiner Thür. Fortblaſen will ich den Staub von der Diele, daß Niemand Euern Fußtritt ſchaut, und kehren den Schnee, wo Ihr hintretet, und ſchlachten will ich den Hahn, der Euch anſchreit. Des Baruch Haus iſt ein Grab für was er hört, und ſein Gedächtniß ein Sieb, wenn er die Chriſtenherren wiederſieht, die ſind gekommen zu ihm."

Der Fremde warf nun den Mantel fort, und Baruch beugte ſich nicht tiefer als vorhin, da itzt vor ihm ſtand der Bürgermeiſter von Berlin, Herr Johannes Rathenew.

„Dünkt's Dich Wunder, mich in Deinem Haus zu ſehen?"

„Herr, es iſt Dein Haus, ſo Du gebieteſt."

„Mein Haus!" ſprach Herr Rathenew, und ſchaute ſich fröſtelnd um. Er war nicht krank, aber ſein Geſicht war blaſſer und der Unmuth ſtand finſter auf ſeiner Stirn.

„Was ſoll ein ſchlechter Jüd ſich wundern, Herr. Er hat kein Recht ſich zu wundern, noch ſich zu freuen. Was ſeine hohen Herren wollen,

das iſt er, und was ſie wollen, daß er thun ſoll, das thut er."

Er holte aus dem Winkel einen Armſtuhl. Als Herr Johannes ablehnend ſich fortwandte, ſprach er:

„Auf dieſem Stuhle, geſtrenger Herr, könnt Ihr Euch niederlaſſen ſonder Schimpf und Fährlichkeit. Es ſaß ſchon drauf mancher Herr, dem's auch nicht anſehen die Leute, daß er klopfte an eines Jüden Haus. Beim Gott meiner Väter, es ſaß noch drauf kein Jüd."

Während er das ſprach, hätte man wohl ein Lächeln auf ſeiner Stirn leſen mögen; und nun riß er den Ueberzug haſtig von dem braunen Leder, und ſchob den Stuhl in die Mitte der Stuben, und ſchlich ſelber in die dunkle Ecke ſcheu zurück, derweilen Herr Johannes ſich drauf ſetzte; denn was iſt ſchlimmer, auf eines Juden Stuhl ſitzen, oder unter ſeiner niedrigen Decke auf und abgehen? Den Kopf im Arm ſaß er wohl Minuten ſo, manches ſinnend, und man ſah es dem Herrn an, es war ihm ſchwer anzufangen.

„Weißt Du, warum ich Dich aufſuche?"

„Weil es ſich nicht ſchicken würde für einen Gewaltigen in beiden Städten, ſo der Jude käme

über ſeine Schwelle. Würden doch fragen die Leute: warum hat er rufen laſſen den Juden?“

„Baruch, Du weißt es.“

„Wird's doch nicht ſein darum, daß der Rath den Juden verbieten läßt das Vieh aufzukaufen. Dürfen wir doch ſchon nichts kaufen, als was die Knochenhauer nicht mögen. Wird's auch nicht ſein wegen der Steuer, denn da ſchickt der Rath den Büttel und nicht den Bürgermeiſter; noch wird es ſein —“

„Genug, Baruch, Du biſt reich —“

„Herr meiner Väter, ich und reich! Ja wären nicht geweſen die Stricke und Verfolgungen, die Hunde und die Scheiterhaufen unter dem Baier Ludwig, der der Römer hieß! Meinen Großvater verbrannten ſie, und meine Großmutter erdroſſelten ſie mit einem Schuddraht. Gott meiner Väter, ſie hatten ja ſelber all ihre Kinder an der Peſt verloren, und ſollten doch die Brunnen haben vergiftet und die Peſt gebracht ins Land. Nur Einen Sohn brachten die Verwandten Nachts durch die Wälder. Das war mein Vater. Und ſeit der wiederkam —“

„Sind viel fette Jahre ins Land gangen, und Eure magern Kühe haben ſich wieder ſtark gefreſſen. Schweig, Jude! Das Volk murmelt —“

„Die weisen Herren vom Rathe werden nicht brechen auf das Brummen der Horniſſe.“

„So Ihr vernünftig ſeid, und gebt, was man mit Rechten von Euch fordert, und Euch nicht überhebt, als Eure Väter gethan. Darum kamen die Stricke und Verfolgungen, und die böſen Zeiten können wiederkommen. — Baruch, Du biſt reich —“

„Geſtrengſter, gnädigſter Herr! Wenn ich hungere und darbe und zuſammenhalte, was ich mit Schweiß und Sorgen erworben, denn mag es ſein, daß Andere ärmer ſind als der alte Baruch.“

„Als der Rath die vielen Renten kaufte, beteſt Du ihm vier hundert Mark. Still, wozu des vielen Geſchwätzes, darum ich nicht hier bin. Ich bedarf einer Summe, Du ſollſt Sicherheit haben und Zinſen nehmen als ein Jude. Wenn Du zu ſchweigen weißt, ſetzte er mit leiſerer Stimme hinzu, und bis der Hahn ſchreit, das Geld ſchaffeſt.“

Baruch murmelte vor ſich, indem er mit den Fingern zählte: „Bis der Hahn kräht, das iſt viel, gnädigſter Herr!“

„Was iſt viel?“

„Siebenundvierzig Schock Groſchen!“

„Jud! entfuhr es des Bürgermeiſters Lippen,

und er richtete sich verwundert auf. Was hast Du mit siebenundvierzig Schock Groschen?"

„Darum Ihr kommt in mein schlechtes Haus." Baruch richtete sich nicht auf; er stand so demüthig als vorhin im Winkel, aber seine kleinen Augen schielten auf den Herrn, der den Kopf wieder im Arm sinken ließ, daß der Andere nicht sehe, wie er betroffen war.

„So ungefähr, ein vierzig, fünfzig!"

„Fünfzig! Das ist viel! Und er sah ihn immer schlauer an. Auch siebenundvierzig sind viel; zu viel für Einen, der sie schuldig ist und nicht hat; aber viel zu viel für Einen, der sie zahlen will und sie nicht schuldig ist. Anderswo zahlt der Rath die Schulden, die seines Meisters sind, aber nicht der Bürgermeister die Schulden, die des Rathes sind."

Da sah der Bürgermeister, daß Baruch mehr wußte, als er wissen sollte. Ein zorniger Blick fuhr ihn an, und er sprach: „Schweig! An Dir ist's nicht, des Rathes Beschlüsse mäkeln."

„Wer möchte sich unterfangen deß, gestrenger Herr! Leben wir doch nur in seiner Gnade Athem, und wo der Athem steckt, leben wir nicht. Aber siebenundvierzig Schock Groschen in den schweren

Zeiten! Und morgen ſchon will der Müllner das Geld! Ei der könnte auch noch warten, der junge Herr, wenn der geſtrenge Bürgermeiſter bürgt dafür."

„Kurz, Baruch; Deine Forderungen!"

„Ich! fordern von einem ſtolzen Herrn, und von dem Meiſter, der iſt über die ſtolzen Herren! — Sonſt ein ſo feiner Herr, ſo aufs Wort, und großmüthig, der Herr Schumm aus der Brüderſtraße. Sitzt auf Geldſäcken. Und um ſiebenundvierzig Schock Groſchen einen alten Freund im Stich laſſen!"

War's dem Bürgermeiſter der ſauerſte Weg geweſen, in ſeinem ganzen Leben der ſchwerſte, in des Juden Haus, den um Geld zu bitten, deß Hand er nicht anrühren mochte; ihe, da er drinnen war, kam ihm der Stuhl vor, in dem er ſaß, wie der Schemel, darauf der arme Sünder den Richter vor ſich hört.

„Baruch! Ich *brauche* das Geld."

„Geld! Wenn ich gedenke des großmüthigen Herrn Albertus! Der ein Herr war der Herrlichkeit, und hatte Pferde in ſeinem Stall ſiebenundvierzig; und um ſiebenundvierzig Schock Groſchen der Enkel ins Haus des Juden! O du Herr der Ge-

rechtigkeit! Und haben denn keine Freunde mehr die Rathenews? Das drängte ja vordem — Freilich — freilich! Der Rath ehegestern, wer hätte gedacht das?"

„Was! Jude!" Herr Johannes rüttelte auf seinem Stuhl.

„Aber die Herren Wyns, die reichen Herren Wyns, fuhr Baruch fort. Leihen wohl auch nur aus auf gute Pfänder; aber so reich, solche schöne Meierhöfe um Frankfurt und im fetten Oderbruch, und ihre Speicher und Kähne voll kostbarer Sachen, und sind den Rathenews Freunde blieben. Nicht einmal siebenundvierzig Schock Groschen einem Freunde!"

„Elender! Woher das!" rief der Bürgermeister, und sprang entsetzt auf; die Röthe war fort von seinem Gesicht, und sein Auge starrte auf den Alten, wie Einer ein Gespenst anstiert. Wie konnte der Jude wissen, was heut morgen in einer verschlossenen Kammer unter vier Augen verhandelt war! — Herr Johannes hatte, seit wir ihn krank sahen, und dann wieder gesunden, viel Herzeleid erfahren. Stützen, auf die er baute, waren geknickt, Freunde abgefallen. Wie hatte er zornglühend dem Boten des Rathes geantwortet, der ihm das Schreiben

überbrachte, darin geſchrieben ſtand, daß er dem Henning nicht zahlen ſolle bei des Rathes Achtung: „Ich will und werde ihm zahlen und ſo der Rath beider Städte ſich auf den Kopf ſtellt.“ — Und darauf war ſein Bote zurückgekommen, den er nach der Brüderſtraße geſandt, und jedes Kind wußte, was Bartholomeus Schumm aus dem Fenſter geſchrieen, den Rathenows zum ewigen Schimpf. Ach es war noch Vieles geſchehen, wer aber kann Alles erzählen. Es gab ein Hin- und Her-Melden und Schreiben, und böſes Blut, und geſchäftige Leute liefen hin und her; die Alles wieder erzählten, was Einer vom Andern geſagt, aber es kam nie ſo zum Dritten und Vierten, wie es vom Erſten zum Zweiten ging. Herr Johannes war wohl nicht der Mann, der auf die hörte, ſo immer böſe Nachrede haben und ihre Nächſten verunglimpfen; aber wenn Einer ſo erhitzt iſt und Böſes denkt, der leiht wohl auch den böſen Zungen einmal das Ohr. Da mochte er Manchem, der's gut mit ihm meinte, vor den Kopf geſtoßen haben, und das vergibt Keinem; der meint, daß er im Recht iſt. Und er lächelte auch wohl nicht unzufrieden, wenn ſie ihm Nachricht brachten, wie in der Stadt in den Kellern und Stuben der Rath geſcholten würde, um

ſeiner Störigkeit halber, und daß ſie ihn, den Johannes, lobten, und ihn loben ließen. Aber was ihm gefiel, das misfiel wieder denen im Rathe; und Manche, die ihm ſonſt gut waren, waren itzt darum gegen ihn, und kamen nicht in ſein Haus.

Waren die Gebrüder Worms, die's mit Niemand gern verdarben, noch die Einzigen, die Gutes hin- und hertrugen und zum Frieden redeten. Aber was konnten ſie thun, und was mochten ſie thun! Der Herr Dietrich dachte nur an ſchmucke Frauen, und wie er ſich die Halskrauſe zuſtecke, daß alle Welt ihn bewundere. Wenn er lang im Rathe ſaß, ſchlief er ein. Der Herr Thomas war ein feiner Mann; aber er ließ ſich immer mehr ſagen, als er ſagte, und drang nicht durch. Wenn ihm die im Rath vom Widerpart der Rathenows ſagten, daß er's auf ſich nehmen müſſe, als argen Schimpf, daß Herr Johannes nicht zu ſeinem Banket gekommen, ſo glaubte er's. Ging er aber wieder zum Bürgermeiſter, ſo kriegte der ihn bald herum, und ſtachelte ihn und redete ihm ſo heiß ein, daß er ſo und ſo zum Rathe ſprechen müſſe. Aber wenn er hinkam auf die lange Brücke, dann ſprach er nicht ſo. Entweder hatte er's vergeſſen, oder es kam anders 'raus, denn er ließ ſich einſchüchtern. Dieweil

aber nun der Tag heranrückte, wo er dem Henning auszahlen wollte, und ſein Wort eingeſetzt hatte, ſo ſuchte Herr Johannes den Thomas Wyns auf, und lag ihn an, ſo ſchwer's ihm ward, um ein Anlehn dazu. Da wußte Herr Wyns nicht vor ſchönen Worten, was er Alles ſagen ſollte, Liebes und Gutes, und wie gern er's thäte, wenn er nur könne, aber, wie Herr Johannes ſelber wiſſe, ſchwimme jetzund ſeine ganze Baarſchaft auf der Oder. Und ſtand ihm der helle Angſtſchweiß auf der Stirn. Denn er fürchtete ſich vor dem Rathe, da er wußte, wozu Herr Johannes es brauchen wolle, und hatte der auch, als ein offener Mann, kein Hehl gehabt. Hätte wohl auch Herr Johannes dem Thomas die Hölle heiß machen können, denn er war ein Mann, der ſprechen konnte, wo es galt, und vor ſeinem Blick fürchteten ſich Viele, und er hätte 'raus gerückt. Aber ihn jammerte des Mannes, wie er ſo blaß vor ihm ſtund, und der Aerger ſchwoll ihm ſo zu Halſe, daß er auch kein Sylblein darum mehr verlieren mochte. Darum ging er auf der Stelle fort, ob doch Herr Thomas vor Freundlichkeit und ſüßen Redensarten vergehen wollte, und ſich wand, und ihn die Treppen hinunter bis ans Hausthor begleitete, und noch drei

Schritte darüber. Aber der Bürgermeiſter ſah ſich nicht mehr um. Da hatte Herr Wyns die Achſeln gezückt und bei ſich geſprochen: „Ein Mann, die Gerechtigkeit ſelber, aber wie will er auf die Art ſich Freunde machen?" — Trug er ihm aber keinen Groll im Herzen, denn Herr Thomas war ſanften und guten Gemüthes.

Wie itzo der Bürgermeiſter aufgeſprungen war, und den Juden durchbohrend anblickte, und es war doch Furcht und Scheu im Blick, wie etwa der Löwe die Schlange anblickt, die mit ihren kleinen Augen ihn anzüngelt. Mit einem Tritt zermalmt er das Thier, aber wo er hintritt, iſt ſie ſchon fort, und das Auge blickt von wo anders her. Der Jude krummte zuſammen, aber ſein Auge blitzte noch heller denn vorher:

„Der Wurm, gnädigſter Herr, den des Menſchen Fuß tritt, duckt ſich, daß er eine Höhle finde, und die kleine Maus hat Löcher in den Mauern der Königsſchlöſſer. Was thut es den Fürſten, die drin wohnen, ſo die kleine Maus horcht, was die Herren ſprechen; das Volk hört es ja nicht."

„Jude! Du weißt mehr als Du wiſſen dürfteſt. Es ſei! Der Dir die Ehre anthut in Dein Haus zu treten, der Meiſter über dieſe reiche und große

Stadt, iſt in Noth, verlaſſen von ſeinen Freunden, gebunden durch ſein Ehrenwort, das er löſen muß bis morgen. Nun hörſt Du, Du haſt Einen vor Dir, in deſſen Gegenwart Du zitterſt, Einen, dem es einen Wink koſtet, und Du wirſt geſtäupt, durch des Büttels Fuß aus dem Thor geſtoßen, er kann niederreißen laſſen Dein Haus und Weh über Dich bringen auf Kind und Kindes Kind. Und der Eine, hörſt Du, bittet Dich, er muß Dich bitten, ſeine Freunde haben ihn zu den Juden geſchickt."

„Soll ich aus Furcht zahlen, Herr, daß Ihr winket, daß ich geſtäupt werde und der Büttel mich mit dem Fuß ſtößt vors Thor, daß Ihr niederreißet mein Haus, und Weh über mich bringt auf Kind und Kindes Kind?"

„Nein! rief Johannes Rathenow. Beim gerechten Gott nein, ich drohe Dir nicht."

„Soll ich zahlen, weil ich fühle für Eure Noth? Was hat ein Jüd zu fühlen, und ſo ich fühlte, Ihr ſpucktet drauf."

„Du ſollſt nicht fürchten und nicht fühlen, Du ſollſt rechnen. Zinſen nimm, ſo viel Dir erlaubt iſt, und iſt's Dir nicht genug, nimm doppelt, dreifach. Meine Ehre iſt verpfändet, es iſt nichts zu theuer, um Johannes Rathenows Ehre zu löſen."

Hier zog Herr Johannes ein unterſiegelt Pergamentblatt aus dem Wamms und warf es auf den Tiſch: „Lies das, und wenn Dir die Sicherheit, die ich Dir biete, genügt, ſchreibe ein Deine Bedingungen, dafür iſt Platz gelaſſen.“

Baruch lehnte ſich über den Tiſch, und ſetzte die Brille feſter auf.

Lange überlas er die Schrift, und wenn der Bürgermeiſter glaubte, er ſei fertig, fing er wieder von vorn an. Nun ſah er zwar ſehr freundlich aus, aber ſein Huſten klang häßlich:

„Ich dächte, geſtrenger Herr, Ihr verſuchtet's, den Henning noch zu bitten um Aufſchub. Er wird ſich laſſen erbitten, gewiß, ſo Ihr bittet. Habe das Geld nicht im Haus.“

„Auch auf die Sicherheit!“

Baruch küßte den Schein: „Pures Geld geſtrenger Herr, mehr als ſiebenundzwanzigfacher Werth. Das halbe Bukow, ganz Osdorf, Gott meiner Väter, und das Freigut in Mere, mit der hohen und niedern Gerichtsbarkeit. Und was noch mehr als mehr iſt, das Wort des Herrn von Rathenow. Aber baar Geld iſt rar worden. Der hochgnädigſte Kurfürſt fordert Schoß und Beeden, und nimmt Summen auf, wo er kann.“

Der Herr wollte nach dem Mantel greifen; aber er beſann ſich wieder.

„Gnädigſter Herr! So der Rath eines Juden werth iſt vor den Ohren der Weisheit, vergönnt dem Baruch ein Wort."

„Sprich!"

„Der Henning Mollner iſt reich. Nicht iſt's ihm zu thun ums Geld, er will doch nur ſein Recht. Wie mancher Mann gibt ſein Recht hin, und nimmt dafür Geld. Käm's doch nur auf einen Handel an. Ich unterſtünde mich ihn zu machen, und bei Gott, ich thät' es um wenig. Was gibt mir der Herr, und ich bring' ihm ein Scheinchen, unterſchrieben von des Mollners Hand, daß er das Geld hat empfangen vom Herrn Johannes, und überläßt dem Herrn Johannes ſeine Rechte an den Rath. — Und wer den Henning und ſeine Freunde hinter ſich hat, und iſt dazu Bürgermeiſter, ei der ſetzt wohl mehr durch gegen die ſtolzen Herren als ſiebenundvierzig Schock. Sie müſſen, ſie müſſen —"

„Iſt Dein Handel, Zwietracht anſchüren? Hüte Dich. Verrath und Aufruhr führen zur Richtſtätte."

„Freilich, den gemeinen Mann. Auch wohl

einen ſtolzen Herrn, ſo er ſteht allein. Aber wenn ein ganzer Rath aufſteht gegen ſeinen geführten Herrn und Meiſter, dann nennen ſie's keinen Verrath. — Lieber geſtrenger Herr, ſprach der Jude und rückte ihm näher, Eurer Freunde auf der langen Brücke ſind wenig, Eurer Feinde viel. Euer Recht iſt ein ſtarker und großer Baum vor dem Himmel, die Gemeinen möchten auch gern darunter Schatten ſuchen. Aber wenn Eure Feinde über Nacht die Wurzeln durchſägen, fällt der Baum, wann die Sonne aufgeht. Haltet Euch feſt an den Henning, er hält Euch —"

„Wurm!" fuhr ihn der Bürgermeiſter an.

„Die Würmer haben Augen unter der Erde; ſie ſehen und hören die Schaufeln der Miniter, und mancher Thurm, wo die Leute heute noch lachen und ruhig ſich ſchlafen legen, die Würmer wiſſen, er ſtürzt morgen über ihre Köpfe ein. Die Würmer haben ihr Haus darunter, und das ſtürzt mit ein. Sie möchten gern in Ruhe ſitzen. — Die Herren von Blankenfelde, von Bergholz, die Hoyenrade und Garnekofer ſind itzo Herren im Rathe. Kennt der geſtrenge Herr die Klageakte, ſo ſie heut Abend aufgeſetzt in geheimer Sitzung? Die Thüren waren verſchloſſen, und nur eine Lampe

brannte; es ſah aus als ein Vehmgericht, und Alle waren einig, Alle —"

Herr Johannes hielt ſich an der Stuhllehne, und wär's nicht feſtes Eichenholz geweſen, er hätte ſeine Hand eingedrückt. Sein Geſicht wurde blaß, und wieder roth.

„Was klagen ſie mich an! — Vor wem klagen ſie?" — Das entfuhr ſeinen gepreßten Lippen, aber gleich darauf ſchämte er ſich, daß er vor dem Juden ſo etwas ſprach. „Ich bin hier, Joel Baruch, um ein Darlehn. Deine Bedingungen will ich hören. Dünkt mein Pfand Dir ſicher?"

Baruch lächelte demüthig, indem er das Papier mit der Hand überſtreifte: „Seid Ihr ſicher, wenn Euch Einer den Mond zum Pfand ſetzt? Und wär' er eitel Gold, Ihr könnt ja nicht hinauf. Was ſoll der Jüd mit Meierhöfen und Dörfern? Darf er Herr ſein, wo er zu ſchlecht iſt zum Bauer? Was ſoll er mit dem Lehn und der Gerichtsbarkeit? Iſt er doch nur gut, um gerichtet zu werden. Gebt das den Rittern und Fürſten, lieber Herr, die können's brauchen. Für den Juden iſt's der Mond." — Er gab ihm unterwürfig das Papier zurück.

„Herr Gott und mein Heiland, der's mir ver-

zeihe, daß ich ihn anrufe unter eines Ungläubigen Dach! Mein Haus, mein Hof, meine Ehre, sind Die die nicht genug?"

„Genug, Herr! so lange Ihr sie habt. Aber wenn morgen der Rath seine Hand dran legt, seine Siegel drauf drückt, und Euch verstrickt in Bande — wird mir der Rath wiedergeben die siebenundvierzig Schock?"

„Ich will dem Rathe —"

„Die Stirne weisen, Herr! Gewiß, das hofft das Volk. Aber auch dem gnädigen Kurfürsten? So der hereinbricht mit Roß und Mann, und die Städte mit seiner starken Hand faßt und schüttelt, und so er ihnen nimmt das Regiment, und vertreibt die Gewaltigen, und die Herren jetzt sind, Knechte werden, und so er nimmt den Geschlechtern ihre Leben — wird der hohe Kurfürst bezahlen den armen Jüden, der darauf lieh?" —

„Der Kurfürst, was soll der Kurfürst hier?"

„War in der Stadt, am Tage, wo sie des Ferbitz Bude stürmten. War in der Stadt und saß auch auf der Bude und sah Alles."

„In der Stadt! rief Herr Johannes. Der Kurfürst! Was wollte er!"

„Glaubt Ihr, daß er hier war, um den Mum-

menſchanz zu ſehen, oder hat er dazu genickt, daß ſein Fähnlein aufm Rathhaus unterm Schornſtein hängt? — Was hält er ſo lange Hof in Spandow, und die Fürſten kommen zu ihm aus Mecklenburg, aus Anhalt und Pommern, und ſtrotzt ſein Hofhalt von Rittern, die er geſtraft hat und nicht gern ſieht! — Die Glocken ſummen gar wunderbar. Was geht's mich an! Dem armen Juden wird er nicht nehmen ſeine Lumpen."

„Johannes Rathenow nicht ſicher einem Juden!" murmelte der Bürgermeiſter, der das nur halb gehört. Es war auch zu viel in einer Stunde. Er griff raſch in die Bruſttaſchen und legte ein Futteral auf den Tiſch. „Sieh das Dir an!" Und bei ſich ſprach er: „Ich wußte es ja; der Traum log nicht."

Als Baruch mit großer Emſigkeit das ſaffiane Futteral, mit Golde geſtickt, geöffnet, überglänzte es ſein blaß Geſicht, und die Hand zitterte, wie er die ſchweren Goldringe und die funkelnden Rubinen durch die Hand gleiten ließ: „Wie viel wollt Ihr, geſtrenger Herr, darauf?"

„Siebenundvierzig Schock!"

„Siebenundvierzig nur. Echt venetianiſch Gold Gäbe auch fünfzehn mehr drauf."

„Genügt Dir das Pfand?"

„Es genügt. Das ist Euer, das kann der Markgraf nicht nehmen."

„So zahle."

Da ging Baruch an seine Kasten, und schloß auf und zog heraus und schob wieder ein. Er rechnete an den Fingern und schüttelte den Kopf. „Wären der gestrenge Herr nur um sieben Stunden gekommen früher. Schade, ich krieg's nicht mehr zusammen."

„Vor sieben Stunden —"

„Mußt' ich, so wahr Gott lebt, dem Marcus Henoch geben was ich hatte baar. Die kölnischen Herren brauchten's grade eilig. Aber nur Geduld bis morgen früh, gnädigster Herr, der Hahn soll nicht gekräht haben drei Mal."

„Was brauchten die kölnischen Herren so eilig Geld?"

„Für ihre Leute, Herr, die sie von ihren Dörfern holen lassen, in aller Eil; sind schon etliche Hundert drüben, untergebracht, als es geht, in den Schenken und Speichern. Die müssen doch auch bewaffnet werden, und wollen bezahlt sein."

„Wofür?"

„Wenn's schlimm ginge morgen. Sie sollen

die Kirchthürme besetzen, damit die Bürger nicht Sturm läuten."

„Sturm läuten! Wozu?"

„Wenn sie den Bürgermeister absetzen, und die Klageakte ihm ans Haus nageln."

„Die Klageakte!"

„Aber die siebenundvierzig Schock sollt Ihr haben, gestrenger Herr, so wahr der Gott meiner Väter ist über mir, haben ehe die Frühstückglocke schlägt. Da ist eine Verschreibung des Baltzer Bortin, der Mann ist itzt sicher. Sind's auch grad siebenundvierzig Schock. Morgen mit der Frühmette fällig. Nehmt sie, gestrenger Herr, ist wie gemünztes Geld. Der Bortin wollte schon heute zahlen. Morgen löst er Euch das Geld, 's ist gut Geld, ohne Angst, Wohlweisheit, Ihr werdet das Geld brauchen; es wird ein schlimmer Tag werden."

Da schwirrte es dem Johannes um den Kopf, als sei er in eines Zauberers Klause, und der läßt allerhand verwirrende Bilder um ihn gaukeln. Als wäre er nicht mehr er selbst, der freie und mächtige Johannes, dessen Wort galt als Siegel und Schrift, und vor dessen Blick die Gewaltigen zitterten; als wäre er ein Gefangener und ein Leibeigner, verstrickt in tausend Bande, die er nicht

sah, und nun sah er sie, da der Zauberer Eines nach dem Anderen vorrief. Er wollte die Verschreibung, die ihm der Jude gegeben statt Geldes, fortwerfen, aber er konnte es nicht, er hielt sie so fest, und seine Hand zitterte, und der Kopf that ihm weh zum Zerspringen. Da eilte er, daß er hinauskam, denn ihm war schwindlich, ob es doch draußen gräßlich heulte und der Schnee schuhhoch fiel.

„Ihr thut wohl dran, daß Ihr eilt nachhaus. Denn wer weiß, was dort vorfiel. Sprechen sie doch auch davon, Euch bei der Vehme zu verklagen wegen des alten Todecke."

„Des Todecke von Achen! Was soll der!"

„Starb diesen Abend."

„Mein letzter Freund im Rathe!"

„Ja, ja, die Unbilden, so den Rathherren widerfuhren neulich beim Nachhausegehn, schieben sie Euch auch in die Schuh. — Ist ein feines Netzchen, wie die Herren es aneinander reihen und beweisen. Werdet Euch verwundern. Habt Ihr auch die Kette wieder eingesteckt? Ihr gebt sie morgen dem Baltzer, wenn er das Geld bringt."

Herr Johannes hatte sie nicht eingesteckt. Sie lag noch auf dem Tische; aber er forderte sie nicht wieder; er hüllte sich fest in den Mantel, und ohne

ein Wort zu ſprechen, verſchwand er im Schneegeſtöber.

„Eine hübſche Nacht für uns!“ murmelte Baruch, nachdem er ihm eine Weile nachgeſchaut. Dann ſchob er mit dem Fuße den dicken Schnee fort, ſo eingedrungen war derweilen, und ſchloß leiſe die Thür und feſtigte ſie mit Riegel und Schloß. Ein Lächeln von anderer Art als vorhin ſchwebte über ſein Geſicht, und er trug ſich höher, den Kopf aufrecht, als er nun in das Gemach trat und ſein Auge ſchaute ſich um nach dem Platze, wo ſein Gaſt geſtanden und gegangen war. Und ſo ſtolz ging Baruch umher, als der Bürgermeiſter traurig und gedrückt. Mit dem Fuße ſtieß er den Polſterſtuhl, darauf Jener geſeſſen, in den Winkel, und griff mit der Hand nach dem Schmuck, nicht wie vorhin gierig und lechzend nach dem Gefunkel des Goldes und der Rubinen, ſondern mit einem übermüthigen ſatten Lächeln, wie ein Kornhändler, der beim Sacke ſteht, die Weizenkörner durch ſeine Hand gleiten läßt. Er ſpielt nur damit.

„Weiß ich recht gut, was ihm werth iſt das Halsband, ſprach er. Und er gab es doch. Ei, ei, und ließ es mir auch ſonder Verſchreibung. Da-

hin gekommen, Herr Johannes, dahin gesunken Deines Hauses Stolz! Hier, da, beinahe auf den Knieen, der Sohn des Matheus, der Enkel des Albertus! Gott meiner Väter, hätte das mein Vater gesehen, den der Matheus werfen ließ sechs Wochen ins finstere Loch, hätte mein Großvater Isaak den Enkel des Albertus so gesehen! Gott Israels!" Da warf Baruch sich auf die Diele und halb betete er, halb sprach er für sich: „Der Albertus mit den blutrauchenden Händen, Gott Israels, wie er die Folter spannen ließ Dir, Vater meines Vaters. Die andern Richter riefen: Nun ist's genug, er hält's nicht aus. Und der Albertus lachte: Ei noch immer ein bischen mehr! Ein Jude hat ein zähes Leben. — Hast Du gesehen, Geist meines Großvaters Isaak, wie der Enkel des Albertus auf der Folter lag. Und Dein Enkel hat sie gespannt lang und scharf; er hat auch gerufen: Noch immer ein bischen mehr!"

Neuntes Kapitel.

So war Herr Johannes Rathenow noch nimmer in sein eigen Haus gekehrt als in der Nacht. War er an den Zäunen entlang geschlichen und durch das Hinterpförtlein eingetreten, daß ihn Keiner sähe.

„Und ich bin doch im Recht!“ sprach er, auf sein Ruhebett gelehnt, und kam kein Schlaf ihn an. Er zog die Kleider auch nicht aus. Und wenn ihm einmal die Augenlieder zufielen, sprang er rasch wieder auf; denn die Bilder im Traume waren noch schlimmer. Dann horchte er auf das Rascheln der Maus, und auf die Katze, die über die Dächer sprang. War ihm doch fast die Musica des Sturms, der die Wetterfahnen drehte und die Schilder über den Thüren hin und her schlug, lieber als die Stille, die darauf eintrat. Denn wenn die Glocken anschlugen, wartete er, daß sie läuten sollten, und

wenn eine Fackel vorüberging, sah er den Brand über die Dächer schlagen.

Ehe noch der erste Hahn krähte, zog er an der Schelle, und bald darauf stand die Jungfer Elsbeth vor seinem Lager. Der Vater, der sich doch immer freute, wenn das liebe Kind frisch und heldselig vor ihn trat und geschmückt, wie es einem Fräulein ziemte, heut sah er nichts von dem, auch nicht, wie ihr Antlitz so blühend strahlte von einer Freude, als seines grau war und voll Falten. Niederkniecn hieß er sie, und dann sprach er:

„Du bist nunmehr achtzehn Jahre, meine liebe Tochter, und über die Jahre hinaus so an Gesundheit und Kraft Deines Leibes, als an Witz und Verstand. Bist desgleichen itzo mein einzig Kind, seit Deine Brüder der Gott, der Himmel und Erden schuf, in seinen unbegreiflichen Schlüssen von uns rief. Also ruht auf Dir allein des Vaters Sorge und des Vaters Hoffnung, und Du mußt ihm tragen helfen Beides. Hätte gern Dich noch spielen lassen, als ein Kind, herzlich gern, liebe Elsbeth; aber was hülf' es Dir, so der Blitz einschlägt, und trifft Deinen Vater, und Du stehst da, eine unerfahrene Waise unter Gräbern und Trümmern, was Dir ein Garten dünkte mit Blüm-

lein und Vogelsang. — Ich höre auch Vögel singen, aber es sind nicht Finken und Nachtigallen, es sind die Raben und Krähen, die Nachteulen und die Sturmvögel, die über den grauen Wolken nach Atzung schauen. Ja, liebes Kind, das Unwetter ist am Himmel, und es zieht nicht vorüber, es hat denn eingeschlagen. — Wir sind ein altes Haus, aber die Mauern haben Risse, in den Grundvesten ist der Steck; wir sind ein alter Stamm, aber er schoß zu hoch gen Himmel und hat sich übertragen, und sind mehr dürre Aeste dran, denn blühende. — Du weißt, wie Dein Urgroßvater selbst ging. Er war ein Mann von hohem Sinn und großen Gaben, aber er überhob sich selber. Schlimmer noch, er überhob sich über die Gerechtigkeit. Und das soll Keiner; kein Mensch soll die Hand strecken über das hinaus, was recht ist. Er kam um in der Fremde. Mein Vater Matheus und ich, wir haben gerungen und gekämpft, den bösen Makel auszulöschen. Gott, was hat es uns gekostet! Umsonst. Was wir wollten und unternahmen für gemeines Bestes, sie nahmen's nicht hin, wie es gegeben war, sie argwöhnten, es sei Anderes hinter dem Schilde; sie flüsterten: wer weiß warum? Es ist die Sippe des Albertus. So, Kind,

erbt des Vaters Fehl auf Kind und Kindes Kind fort. — Es gibt auch Einige, die sagen, mein Vater Matheus that unrecht, daß er seinen Schwager richten ließ auf dem neuen Markte. Er that nicht unrecht vor Gott und der Stadt; denen war er geschworen. Ob er vor sich unrecht that, wer weiß das! — setzte Herr Johannes mit gedämpfter Stimme hinzu. Manches Mal, liebes Kind, züngeln die bösen Geister, wenn der Schlaf mich Nachts fliehet, mir zu: Dich lässet nicht schlafen Deines Vater Matheus Wimmern und Aechzen in den ewigen Flammen! — Wer macht ungeschehen das Geschehene! Das ist der Herr, und wir sind arme Kinder des Staubes. — Doch das war es nicht, warum ich zu Dir spreche.. Sie hassen uns, weil ich das Aug nicht zudrücken mag, bin ihnen ein Stein der Aergerniß, daran ihre Schwäche sich stößt. Den Stein möchten sie forthaben, stürzen wollen sie mich und verderben —"

„Sie werden es nicht, sprach die Jungfrau. O Vater, lieber Vater, verliere nicht den Muth. Du weißt nicht —"

„Alles weiß ich, aber den Muth, nein, den sollen sie mir lassen. Muth vor Allem, was mir ins Aug tritt. Aber was man nicht sehen kann! —

Als ich vorüberging an dem Platze, wo der Wardenberge Haus stand, stöhnte es aus den Kellern, der Wind sprach hundert Stimmen. Es geht zu Ende mit unserm Hause, wie mit ihrem."

Das war es gar nicht, was die Jungfrau zu hören vermuthet.

„Sie werden Deinen Vater anklagen, sie werden ihn richten."

„Lieber Vater! Heilige Mutter Gottes, was redest Du?"

„Ein Stern mag täuschen, der Sterne viele, die dasselbe sagen, reden wahr. „„So lange die Kette in Deinem Hause bleibt, wird Deines Hauses Recht bestehen"", das sprach die Stimme zu Deiner Ettermutter Fides; und hat die Stimme noch getäuscht?"

„Aber Du hast sie ja wieder."

„Ich habe sie nicht mehr, sprach Herr Johannes. Doch davon genug, mein Kind. Es gehen arge Dinge vor. Der ganze Rath ist wider mich, all' die meine Freunde waren, sind es nicht mehr. Sie toben wie ein unruhig Meer, und bohren wie Maulwürfe. Anklagen werden sie mich, verstricken, absetzen, ins Gefängniß werfen. Der Weg zum neuen Markt ist von dort nicht weit — Liebes Kind, was wird dann aus Dir, ich habe keinen Freund."

„Doch, Du hast Einen! — rief Elsbeth, und sprang auf und that die Hände zusammen und dann fiel sie dem Vater um den Hals, daß er schier verwundert war, und nicht wußte, was es sollte. Du hast einen Freund, Du hast viele Freunde, der Henning ist in der Stadt, er wird gleich hier sein, er war gestern hier — o Vater, was hast Du für Freunde — der Kurfürst, der Kanzler — die großen Herren. O was mußtest Du gestern nicht zuhause sein, als der Henning kam; er konnte es gar nicht abwarten.“ .

„Der auch so ungestüm!“

„Von Spandow kam er, von des Markgrafen Hofgelage. Ach Vater, was hat er gesehen und gehört! Mit den vornehmsten Herren und Rittern ist er in einer Stub gestanden, und sie haben Alle mit ihm gesprochen, und freundlich, und Ringelrennen hat er mit angesehn, und der Markgraf hat mit ihm geredet, und ihn seinen muntern Henning genannt.“

„Darum blieb der Bursch so lange fort.“

„Freilich, und wir ängsteten uns so, als die Leute rückkamen ohne ihn. O Vater, Du kennst ihn aber gar nicht wieder, so schaut er aus. Er kann Stunden lang von erzählen, von der Herr-

lichkeit, von den Fahnen und Teppichen, und wie drei Edelknechte die Schleppe tragen der schönen Frau Markgräfin, und wie die Edelfräulein ihr die Kissen bringen, wenn sie sich niedersetzt, und mit Posaunen und Trompeten wird alle Tag zu Mittag geblasen, nicht wie bei uns nur zu großen Hochzeiten. Und Edelknaben tragen die Schüsseln auf, und wie die ausgeschmückt sind als Thürme, Schlösser und Wälder, das ist gar lieblich zu hören. Und nach der Tafel spendet der gnädige Herr was über blieb an die Armen und Preßhaften, und läßt auch klein Geld auswerfen aus den Fenstern."

„Da hat der Henning denn auch ein Schaustück abbekommen", sprach der Vater, der inzwischen aufgestanden war und, es schien, nicht sehr neugierig auf die Freudenausbrüche der Tochter gehört. Denn er kramte am Schreibtisch und sah auch zum Fenster hinaus.

„Freilich! Weißt Du das schon! Aber es ist kein Schaustück, sprach Elsbeth und nestelte auf ihrer Brust. Es ist echtes Gold — sieh nur, Vater."

„Was der Henning für Glück hat!" sprach Herr Johannes fast noch im selben Tone, und er blickte nur halb auf das Kettlein, und sah nicht, wie roth die Jungfer wurde, denn er schaute auch

zum Fenster hinaus, und sah etliche Männer im Gespräch die Nagelgasse heraufkommen, auf sein Haus los. Denn nun war es Tag, wenn gleich ein grauer Wintertag. „Wofür bekam er das?"

„Für — Elsbeth stockte. Sie sagten — er sagte — der gnädige Herr Kurfürst sagte — ich sollte es haben."

„Dir hat's der Kurfürst geschickt?"

„Nein, nicht ausdrücklich mir, fiel Elsbeth rasch ein. Der gnädige Herr Kurfürst kennt mich ja nicht. Aber zum Henning hat er gesagt, und der Henning hat es mir wieder gesagt, der gnädige Kurfürst sagte, das Kettlein solle er der bringen, die —"

Itzo hätte wohl Herr Johannes aufmerksamer zugehört, wenn schon um andern Grund, so nicht draußen ein Geräusch auf der Treppen gewesen, und es gleich an die Thür gepocht hätte. Und was er auf der Gassen gesehen, das ließ ihn erwarten, was kam, und sein Herz schlug vernehmlich.

„Das ist zu arg" — „Es geht zu weit" — „Wir dulden's nimmer!" so rief es und polterte vor der Thür, unterschiedliche Stimmen, und über die Gassen, um die Ecken ward es auch laut, und sie

schlugen die Fenster auf und riefen hinaus: was es gebe?

„Der Bürgermeister muß uns helfen", so schrie eine rauhe Stimme, und darauf traten in die Stuben etliche vier und fünf von den Bürgern. Waren dabei Baltzer Bertin, der Roßtäuscher, und Hans Zademack, der Gewandschneider, und Hans Kleinsmedt, der war von den Schuhmachern. Auch von den Knochenhauern war Einer dabei und Einer von den Bäckern, der hielt eine Rolle in der Hand mit einem Siegel, das herunterhing, und schauten Alle wild und erzürnt.

„Wir dulden's nicht!" rief der von den Knochenhauern.

„Was, Ihr Meister?" trat ihnen Herr Johannes entgegen.

Da wollten alle Vier und Fünf zugleich antworten, aber Hans Zademack machte sich Wort:

„Es ist zu arg, ist nicht erhört, was sich der Rath herausnimmt. Die Thore uns verschlossen, uns den Bürgern. Sind die Thore da, daß man sie schließt und das Fallgitter niederläßt für die Butenmenschen, so uns feind sind, und wir nicht mögen; aber nimmer für die, so drinnen wohnen und sie gebaut haben. Unser ist die Stadt, die Mauern

und Thore, daß wir ziehen können, hinaus und herein, als uns beliebt."

„Es sei denn, unterbrach der Bürgermeister, daß Ihr's durch Uebertretung habt verwirkt."

„Ist, was unser Recht ist, Uebertretung?" fuhr Hans Zademack fort, und wies auf die Rolle. Wir von den vier Gewerken haben, als da in der Stadt keine Hülfe ist für uns, unsere Beschwerden niederschreiben lassen wider den Rath, der da kein Rath ist, sondern ein Unrath, denn er thut wider der Stadt Satzungen und Gottes Gebot, und verkehrt die Ordnungen, da er die Ordnung halten soll. Als darum, da uns Keiner hilft, der uns helfen sollte in den Mauern, wollen die Gewerke hinausgehen, und haben uns vier geküret, als ihre Verordneten, daß wir außer den Mauern Hülfe suchen, als vordem unsere Väter gethan, bei dem Herrn, der nicht über die Stadt allein gesetzt ist, sondern er ist über das ganze Land, und soll zuschaun zum Rechten allüberall. Als wir nun itzt in der Früh ausreiten wollen, und der gute Herr Balzer Bontin will uns das Geleite geben mit den Seinen bis Spandow, wo der gnädige Markgraf Hof hält, da lassen sie uns nicht zum Thor naus."

„Sie laſſen uns nicht zum Thor 'raus, riefen die Andern. Wieſen uns die Aexte und lachten und höhnten."

„Wer?"

„Des Raths ſeine Geſellen! rief Zademack. Ihre Knechte und Leibeignen haben ſie an die Thore geſtellt, mit Spießen und Keulen. Raufer, ſchlechte Kerle, Wenden, caſſubiſche Geſichter. Iſt das recht, iſt das erhört an guten Bürgern!"

„Mord und Todtſchlag! rief der Knochenhauer, ſo Ihr das hingehen laßt, ſo ſeid Ihr kein Bürgermeiſter. So wir das dulden, ſind wir nicht Bürger mehr. Das iſt ein Schimpf und eine Schande!"

„Sie läuten die Sturmglocken und es geſchieht was!"

Herr Johannes ließ ſich den Mantel umgeben, und ſetzte ſein Barett auf, denn er hatte mit Verwunderung zugehört: „Ich bin doch noch Bürgermeiſter."

„Zeigt's ihnen, Herr, bei Gott es iſt hohe Zeit, daß Ihr's ihnen zeigt. Sie munkeln, Ihr wärt's am längſten geweſen."

„Reden will ich noch ein Wort mit ihnen, ſo lang ich's bin."

„Und wir wollen Euch nachschreien, daß es ihnen in die Ohren gellt!“ rief der Knochenhauer.

„Die Glocken sollen's ihnen noch besser in die Ohren läuten, rief Hans Kleinsmedt. Auf ihre Köpfe komm' es, Blut und Brand!“

Vergebens winkte ihm Herr Balzer, daß er zu heftig war. Der Bürgermeister hatte es auch gehört und hielt inne.

„Ihr seid im Recht und das ist unerhörte Eigenmacht. Aber der Rath ist Rath, und nur im Rathe widerlegt man Unrecht. Ihr wollt zum Markgrafen, und das ist Euer Recht. Zeigt mir Eure Schrift —“

Hans Kleinsmedt zog sie zurück und lächelte, und Alle lachten, aber am höhnischsten hinter dem Rücken des Bürgermeisters der Roßtäuscher.

„Mit Verlaub, sprach Hans Zademack, uns hat Herr Mathis Blankenfelde gestern Abend ansagen lassen, wir hätten nichts mit Eurer Wohlweisheit zu verkehren, und sollten Euch nicht unsere Schrift vorweisen, bei des Rathes Achtung. — Ihr könntet sie noch einmal zerreißen“, setzte er leiser hinzu.

„Mathis Blankenfelde! rief Herr Johannes. Ließ er das Euch sagen?“

„Und noch mehr Anderes, geſtrenger Herr, trat itzt Balzer Bertin vor, was ſich für uns nicht ſchickt, daß wir's Euch wiederſagen. Denn für uns ſeid Ihr noch die Obrigkeit, ſo Gewalt hat über uns. Uns ſchiert nicht, was der Rath meint und ſpricht wider Euch, der nicht unſer Rath iſt, ſondern ſein eigner. — Nein, Herr Johannes Rathenow, ſetzte er hinzu, das iſt nicht mehr zu dulden; und, wenn's zum Aergſten kommt, komme es über den, der die Hände in den Schooß legte. Von Euch, als Bürgermeiſter, fordern wir in Sitte und Gebührlichkeit, daß Ihr das Thor uns aufſchließen laßt; denn noch heut will die Bürgerſchaft ihre Klage anbringen bei dem gnädigen Herren.' Der wird uns ein Ohr leihen, wenn Andere taub ſind."

Herr Johannes hätte auch taub ſein müſſen, ſo er das Geſchrei draußen nicht vernommen, denn allerwegen in der Stadt ward es laut. Und itzt hörte man's unter den Dienſtleuten im Haus heulen und ſchreien, und herein ſtürzte die Muhme Gertraud und rang die Hände: „Hab' ich's nicht geſagt, Herr Johannes, es kommt, es kommt! Sie halten itzo Rath die Herren, ſie ſetzen Dich ab. Der Ausrufer im Scharlachrock ruft es aus an allen Ecken,

Du biſt verſtrickt, Johannes. Ach Chriſt Jeſus, ich hab's geſagt!"

„Zur langen Brücken!" rief Herr Johannes, und ſchellte an der großen Glocken, die all ſein Ingeſinde zuſammenrief. Die Sonntagswämmſer an! Die Degen und Hellebarden! Den Stab voran! Bin noch Bürgermeiſter und will ein Wort mit ihnen reden."

„Gnädiger Herr! flüſterte Baltzer Bortin ihm zu. So Ihr's vergönnt, ich hätte noch ein beſonder Geſchäft mit Euch vorher. Die Summe führ' ich bei mir, um die Verſchreibung zu löſen. Es iſt die Stunde."

„Auf der langen Brücken, nickte ihm der Bürgermeiſter zu. Es ſoll Alles offen und klar geſchehen."

Und da er vor ſeine Thür trat, zornig als er war, zogen ſie die Mützen und winkten mit den Tüchern, und Einer ſchrie ihm das zu, der Andere das; denn es war bald ruchbar worden, daß er nach dem Rathhaus ziehe, mit den Herren ein Wort zu reden. Die Nachbarn nickten ihm aus den Fenſtern, und ſchalten gegen die Kölniſchen. Was Wunders, es wohnen ja Berliner um Sanct Nicolas! Da rief Einer: „Es thut nimmer gut,

ſo die kölniſchen Großmäuler am Ruder ſind.“ Ein Anderer aber: „Es thut nimmer gut, ſo die Herren einer Stadt das Regiment über die andere führen.“ Und ein Dritter meinte: „Es thut auch nimmer gut, ſo man Oel und Waſſer mengt. Denn wie man's auch ſchüttelt, es wird nicht eins, es bleibt zwei, und das Oel iſt oben und das Waſſer unten.“ — Und aus allen Häuſern lief's dem Bürgermeiſter zu, ihm ein ordentlich Geleit zu geben, daß Jungfer Elsbeth oben am Fenſter, die zuerſt voller Angſt war, nun frohen Sinnes ward. Noch mehr aber ward ſie's, da ſie unter den Leuten den Henning ſah. Der ritt auf einem Roß, und hatte einen ſcharlachnen Rock an, ausgeſchlitzt und gepufft mit Seiden, und auf ſeiner Kappen trug er eine Feder; war's die des Raubvogels, aber er hatte ſie hübſch zuſtutzen und vom Goldſchmiede ſauber faſſen laſſen. Sah er ſchier wie ein Ritter aus. Er hatte wohl Geldes genug, um das zu thun, wunderten ſich aber doch die Leute und munkelten allerhand. Herr Johannes ſah ihn nicht, denn Henning war weit hinter ihm, und war's ein arges Gedränge, und das nahm immer überhand, je weiter ſie kamen.

War's aber am Mühlendamm, denn dieſes

Weges zogen sie, wo die Gasse gar schmal wird, und sie konnten gar nicht durch. Denn hier hielt der Rathsschreier und verlas die Klage, die der Rath aufgesetzt wider den Bürgermeister, und die sie hörten, wunderten sich und erschraken sehr, und etliche Rathsherren, die mit waren, um sie dem Johannes ins Haus zu tragen und ihn vorzuladen vor den Rath, nickten bei jedem Punkte, und erklärten, daß dem so sei, und wie es gekommen. Da sank Vielen der Muth, und die auch sonst mehr des Johannes Freunde waren als des Rathes, ließen den Kopf sinken, und meinten, es sei schlimmer als sie gedacht.

Nämlich war der erste Punkt: daß er die Bitt- und Beschwerdeschrift, so die ehrsame Gewandschneiderinnung an den Rath, alten und neuen, aufgesetzt, und ihm zu Handen übergeben, nicht nur schnöde von sich gewiesen; auch dann nicht, als es seine Pflicht gewesen, sie dem Rathe übergeben, vielmehr auf offnem Markt in kleine Stücke gerissen, so dem Rath zu großer Gefährde, als der ehrsamen Innung und den andern Gilden zum Schimpf.

Item, daß, wie itzt durch guter Leute Aussagen erwiesen, der Köpkin Zarnekow in der Stadt ge-

weſen, der doch der Stadt böſer Feind ſei, und hätte die Obrigkeit, die darüber geſetzt iſt, ein Aug' aufhaben müſſen; habe ſie's aber zugedrückt und ihn nicht fangen laſſen, und ſei der Zarnekow, der Stadt zum Schaden, wieder hinauskommen mit etlichen ſeiner Spießgeſellen.

Item ſei der gnädige Markgraf, Kurfürſt Friedrich der Andere, mit etlichen ſeiner Herren an dem Tage, wo das geſchehen, in der Stadt geweſen, wie ihn auch erweislich worden, und habe der Bürgermeiſter, an welchem es iſt, ſich zu erkundigen und zu ſchauen, ſo fürnehme Fremde in der Stadt Weichbild kämen, auch da das Aug' zugedrückt, habe der Rath alſo dem hohen Herrn keinen Ehrentrunk ſenden können als es ſich ſchickt, was der Stadt zum unverwindlichen Schaden gereichen möge.

Item ſo habe er ſich am ſelben Tage krank vermelden laſſen, wo die Herren zuſammen kamen zum Banket bei Thomas Wonſen, allein darum, daß ſie's nicht billigen mögen, wie er da auf dem Markte die Schrift zerriſſen und Anlaß gegeben zu Aufruhr und böſem Gerede; und ſei nicht krank geweſen, nur ſei's Aerger und Hochmuth, und habe er um deswillen durch viele Tage ſich nicht ſehen

lassen im Rathhaus, was der Stadt und gemeinem Besten zu großem Schaden gereicht.

Item hätten etliche böse Buben in der Nacht nach dem Feste, mehrere ehrbare Herren, so sich überladen, unter dem Fürgeben, sie nachhaus zu führen, hier und dorthin getragen, was sich nicht sagen lasse, zu großem Aergerniß Aller und Schaden Vieler. Denn so Mancher huste noch, und müsse das Siechbett hüten; sei aber der ehrenwerthe Herr Tydecke von Aken, die Zierde der Stadt und der beste Bürgerfreund, so krank worden, daß er gestern des Todes verblichen. Und so zwar nicht ermittelt, wer die bösen Buben waren, wisse es doch Jedermann, und mit wem sie zusammenhingen und ihm gehorchten, und der verkehre itzo im Haus des Bürgermeisters, ob er doch sonst nicht hineinkommen dürfen, was überall in den Familien groß Aergerniß gegeben und müsse es ermittelt werden.

Item habe der Rath dem Johannes Rathenow sagen lassen, daß er nicht Recht habe, um sich allein mit dem Henning Mollner zu verhandeln, wegen seiner Forderung an die Stadt; sintemalen das ein alter Streit sei von wegen beider Städte Rechten, und dürfe kein Einzelner aus beiden Städten, und sei er auch Bürgermeister, dem Rechte etwas ver-

geben; habe der Johannes drauf geantwortet, daß er sich darum nicht kehre. Habe der Rath nachmalen ihm geboten, daß er die siebenundvierzig Schock Groschen nicht zahle, und habe er wieder erklärt, daß er doch zahlen werde; was Drohung sei, Ungehorsam und Verrath.

Item habe er in des Rathes Rechte eingegriffen, von wegen des Hans Makeprang, den sie vorm Thore niedergeworfen, und sei es an dem Rath gewesen, in seiner Weisheit, daß er thue, was nöthig war, und hätte das auch gethan, als es in der Ordnung ist; habe aber der Bürgermeister, nachdem er eine trotzige Meldung in den Rath geschickt, dem er vorsitzen solle, aber nicht Befehle geben, dem vorgegriffen, und vor dem Volke geklagt über den Rath, dessen Ansehn er doch vertreten solle und es nicht schelten. Habe eigenmächtig den Gemeinen gerathen, sich selber Recht zu schaffen, und dem Henning Mollner zu folgen, und dazu von seinen Knechten gegeben und Waffenstücke aus seiner Rüstkammer; was Aufreizung sei zu Ungehorsam und Selbsthülfe. Denn so die dem Volke vorangehen sollten in guten Werken und Gehorsam gegen die Obrigkeit, selbst dagegen thäten, sei das

ein übel Beiſpiel, und komme es auf deſſen Kopf, der es verwirkt.

Item und ſchließlich, ob ſich darohne ſchon noch viel Punkte der Beſchwerde fänden, ſei aus alle dem, und noch vielem mehr, erſichtlich, wie der Bürgermeiſter des Sinnes ſei, vom Rathe ganz abzufallen und ſich an die Gemeinen zu hängen, gleich wie zu den Zeiten ſeines Großvaters des Albertus und des Tile Wardenberg, woraus den Geſchlechtern und der Stadt Weſen dazumalen ein unverwindlicher Schade erwachſen. Darum allein treibe er die Auszahlung an den Henning Mellner, und wolle ihm zahlen wider des Rathes Gebot, und habe ihn, dem er vordem das Haus verboten, wieder in das Haus gezogen, und laſſe ſich rühmen durch ihn und ſeine Geſellen in den Weinkellern und Trinkſtuben, wo die vom Rathe verhöhnt würden, und es ſeien die Gaſſen und Winkel voll läſterlicher Rede und aufrühreriſchem Geſchrei, dazu der Bürgermeiſter ſchweige und es gern höre. Alſo ſei des Rathes Pflicht und aller guten Bürger, dem Unweſen zu ſteuern und, was an ihnen, zu thun, den Gehorſam herzuſtellen und alte Ordnung, als bei der die Stadt geblühet und gediehen, und Recht geſchehen ſei von Alters her.

So lautete die Klage, was die Hauptſache war, aber ſie war noch mit vielen Worten umwebt, daß es nicht Jeder aus dem Volk verſtünde, und verlas auch der Rathsſchreier nicht Alles mit lauter Stimme, vielmehr ging er, auf den Wink des Rathsherrn neben ihm, ſchneller über die Punkte weg von dem Anhang, den der Bürgermeiſter ſich im Volke gemacht, und verlas ſie undeutlich. Einer aber, der eben aus ſeiner Hausthüren getreten, hatte Alles gehört. Es war Pawel Strobant, deß Haus am Mühlendamm ſtand; und war ſeine Kopfwunde inzwiſchen geheilt, ob er ſchon etwas entſtellt ausſah. Er war nie ſchön.

Der ſprang itzt mit einem Male von ſeiner Hausſchwellen in den Kreis, und weg hatte er dem Schreier das Papier aus der Hand geſchnappt, ehe ſich der's verſah.

„Wozu ſoll der Wiſch ſein?“ rief er.

„Eine Klage iſt es, Herr Pawel Strobant!“ rief der Rathmann Marcus Trebuß, der dabei ſtand. Angeſchlagen ſoll er werden an das Haus des Bürgermeiſters, ſo der ſich weigert ihn zu nehmen.“

„Ich weiß den Wiſch beſſer zu brauchen“, entgegnete Herr Pawel, und hatte das Papier zerknüllt, daß es wie ein Ball in ſeiner Hand war.

Alle, die es ſahen, erſtaunten, und ſie ſchwiegen, Einige vor Schreck und Einige vor Freude.

„Herr Pawel Strobant, wißt Ihr, was Ihr thut?“ rief Herr Trebuß.

„Bin bei Sinnen, lieber Gevatter.“

„Her die Schrift, daß Gott erbarm! Wir haben keine Kopei. Ihr vergreift Euch an des Rathes Anſehn.“

„Was! ſieht ſo der Rath aus! rief Herr Pawel, und hielt das zerknüllte Papier in die Höh. Iſt das Reſpect, ſolchen Wiſch in des Bürgermeiſters Haus zu tragen? Zurück, Ihr Herren, ſchreibt eine beſſere Kopei! Die mag für Köln gut ſein, für Berlin iſt ſie zu ſchlecht.“

Da wollte Herr Trebuß das Papier ihm weghaſchen, aber der Pawel war größer und hielt es hoch in die Lüfte: „Schaut, ſchaut, Ihr guten Freunde von Berlin, was die Weisheit von Köln ausgeheckt! Mit dem Wiſch wollen ſie uns unſern Bürgermeiſter abſetzen. Nicht wahr, um einen von der kölnſchen Mache heranzubringen? Schmiert Eure Schuh allein, Euer Thran riecht zu ſchlecht.“

Vergebens haſpelte der kleine Herr Trebuß, das Papier wieder zu erwiſchen, und vergebens winkte er ſeinen Begleitern, daß ſie ihm hülfen. Es war

Herr Pawel Strobant Einer, mit dem Niemand ohne Noth anband.

„Ihr ſchürt Empörung, Herr Strobant!“

„Empörung? Ihr ſeid der Ausbund von Empörern, Ihr vom Rathe.“

„Ihr ſeid ſelbſt ein Rathmann!“

„Hat man mich um Rath gefragt? Wer iſt Euer Rath? Ehren Mathis Sippe, Blankenfelder Speichellecker, kölniſche Pilze! Ihr wollt rathſchlagen zu beider Städte Frommen? Hinter unſerm Rücken, bei Nacht und Nebel? Hintern Zaun mit Euren Rathſchlägen, wiſſen uns ſelbſt zu rathen! Ueber der Spree wohnen auch Leute. Zurück! Zurück! habt umſonſt Euch auf den Weg gemacht. Zurück, oder der Pawel Strobant leuchtet Euch. Iſt mir ſo was erlebt! Mit ſolchem Wiſch will man uns den Bürgermeiſter nehmen! Warum nicht gar den Marienthurm. Reſpect für Alt-Berlin! Sebt, ſo reſpectir' ich Köln.“

Und damit zerriß er die Klage in tauſend kleine Stücke und ſtreute ſie in die Luft.

„Empörung! Empörung!“ rief Herr Trebuß und die um ihn. Ja er hatte gut ſchreien. Da riefen tauſend Kehlen um ihn her auch „Empörung!“ aber ſie meinten's anders, und noch manches

Schmähliche gegen die Kölner. Die Mühlen auf dem Mühlendamm machen doch ſonſt einen Lärm, daß man ſein eigen Wort nicht hört, und ſo iſt's von je geweſen, und wird bleiben, ſo lange als die Mühlen da ſind; aber heute hörte man ſie ſo wenig, als das Bächlein, das durch die Felſen rauſcht, wenn ein Sturm in den Bergen wüthet und die himmelhohen Bäume wirft, daß ſie ſich beugen und brechen. So ſtrömte, ſtürzte und ſchrie es von allen Seiten.

„Platz! Platz! Für den Bürgermeiſter!" hieß es und der Strom drängte gegen Sanct Peter zu. „Hans Rathenow ſoll leben!" rief es, und Hans Rathenow lebte bis in die grauen Wolken.

„Macht Euch auf Eure Beine, gute Freunde von Köln! rief Herr Pawel. Ehre, dem Ehre gebühret, Ihr ſeht, unſere Nachbarn wollen ſich's nicht nehmen laſſen, wollen Euch den erſten Beſuch machen. Seht auf Eure Hacken, daß wir ſie nicht abtreten."

Der Andrang war unwiderſtehlich. Die Kölner wurden getrieben, und bald Berlin ſtrömte über den Mühlendamm, daß die Fiſchweiber drüben beinahe in ihre Kaſten geworfen wurden, und nun ging's durch die breite Straße, recht zum Trotz den

reichen kölner Herren, die dort wohnten, unter ihren Fenſtern fort, nach der langen Brücke zu.

Könnten Viele fragen, warum es denn nicht den nähern Weg ging durch die Gaſſe, die zum Oderberger Thor führt, grad zu nach dem Rathhaus auf der langen Brücken? Muß wohl ſeinen Grund gehabt haben. —

Herr Johannes, wie er in Mitten der Seinen einherſchritt, ſah recht ſtattlich als ein Bürgermeiſter aus, und ſchien's auch ſelbſt zu fühlen, und zu mögen, daß die Andern es ihm anſahen. Und das Volk und die jungen Geſellen, ſo ihm nachliefen: das blitzte von Waffen und Fahnen, daß es nicht wie ein ſchlimmer, ſondern wie ein Tag der Ehren war für den alten Herrn, der um einen Kopf höher ging als ſonſt, und wer ihm begegnete, gnädig zunickte.

Zehntes Kapitel.

„Bin hier! Will Rede ſtehn, auf all die Punkte und ſchönen Articula. Heraus damit, Ihr Herren! Heraus, ſag' ich, bin der Mann, ſo auf Alles Antwort gibt, wenn's nur deutlich geſprochen wird; ſo ſprach Herr Johannes Rathenow und pochte mit der Hand, darauf ein dicker Büffelhandſchuh ſaß, auf den Tiſch. Habt mich angeklagt, wollt mich verſtricken und abſetzen. Hier will ich Euch Antwort geben, wie ſie Euch gefällt. Hier iſt's Schick und Ordnung. Bin nicht mehr krank, ich bin geſund, Ihr ſollt es merken."

Wie eine Kriegstrompete auch den oft muthig ſtimmt, ſo es von Natur nicht iſt, und der anfangs lieber Kehrt gemacht, darnachmalen, wenn es heiß wird, am wackerſten mit einhaut, ſo wird oft Einer hitzig durch die Hitzigen um ihn. Herr

Johannes war ein ganz Anderer, der in die Rathhausthüren einbrach, als der vorhin die Treppen in ſeinem Haus hinunterſtieg. Zornig war er da auch, aber es war ein ſtiller Zorn; nun war er laut geworden durch den Lärm um ihn, und was vorhin kochte, das brodelte nun über. Was Wunders, wo Pawel Strobant das große Wort führte, der immer wie ein toller Ochs unter die Leute ſtürzt. Und war der Pawel bis da der einzige von den Herren, die ihm beiſtunden; und wie mancher hohe Herr, der gerecht iſt, und gern ſeinen eignen Weg ginge, muß gehn wie ſein Anhang will, ſonſt verliert er ihn. Iſt es mit aller Macht in der Welt ein ſchlimm Ding. Die, ſo ſcheinen vor den Leuten, es müßte der Berg eben werden, worauf ſie treten, und die Uhr müßte ſo viel Stunden ſchlagen, als ſie wollen, grade die Herren ſind oftmalen am wenigſten frei. Aber wer ſieht's, wo ſie der Floh ſticht und der Stein im Schuh drückt, und der ihm die Schleppe hält, ihn zieht als er will?

Aber wer verdenkt's auch dem Herrn Johannes, daß er in den Schuß kam, ſo man alles das erwägt, was vorangegangen und noch itzt geſchah ihn zu reizen. So hatte der Rath noch keinen Bürgermeiſter aufgezogen. Und da ſollte Einer

ruhig bleiben, wie es von allen Ecken ihm zulief und zujauchzte; aber die, ſo ſeine Gegner waren, darum immer wüthender wurden, und Alles anthaten ihm weh zu thun. Denn es war wie ein Feuer durch die Stadt gelaufen, daß er käme. Und an der Ecke, wo's nach der Brücken umbiegt, hatte Einer einen Topf aus dem Fenſter goſſen, ihn recht zu kränken. Fehlte wenig, daß ſie das Haus geſtürmt hätten und es kurz und klein gemacht. Im Rathhauſe ſelber hatte es verſchiedene Meinungen gegeben. Etliche, wie es in Berlin ſo laut wurde, und es hieß, daß der Bürgermeiſter komme mit großem Zuge, hatten die Sitzung wollen aufbrechen und davon gehen. Denn mit dem Volke iſt nicht ſpaßen, das ſeine Herren nicht liebt. Aber die Färber und Leineweber, die alle in Köln wohnen, und zumalen um und unter dem Rathhaus, die hielten's mit den kölniſchen Herren, denn ſie wollten eine Innung werden, und hofften's durchzuſetzen durch die kölniſchen Herren, daß ſie den Brief bekämen; die von Berlin aber waren dagegen. Darum hielten ſie um das Rathhaus und auf den Treppen, und ſchrieen den Herren zu, ſie ſollten ſich nicht bange machen laſſen. Waren's gleich nur Leineweber und Färber, ſo waren ihrer doch viele, und die

meiſten hatten Waffen. Das gab den Muthigen unter den Rathmannen auch Muth, und die ihn auch noch nicht hatten, mußten doch bleiben, denn wie hätten ſie itzt nach der Brüderſtraße und der breiten kommen ſollen, von wo Alles herſtrömte. Und ſo hatten die Färber die Treppen und den Flur beſetzt, daß der Bürgermeiſter ohne ſeine Freunde nicht durchgekommen wäre. Aber Pawel Strobant machte ſich Luft, und was der nicht that, das that der Henning. Da wurde mancher Mutter Sohn gequetſcht gegen die Geländer; eins brach auch, und ein Leinenweber flog zum Fenſter hinaus, fiel aber nicht hart. Er mußte mehr Spott aushalten, als ihm lieb war.

Aber in den Saal war nicht allein der Bürgermeiſter und Herr Pawel eingedrungen; wer hinein konnte, der war mit drinnen. Sie hatten draußen keinen Platz. Die kölniſchen Herren ſahen zumeiſt ſehr bleich aus, und ſchwiegen zuerſt. Wer es konnte, drückte ſich in die Ecke, und die ſonſt immer voran waren, waren itzt mäuschenſtill.

„Nun, ihr Herren, ich will mit Euch reden!“ rief Herr Johannes.

Da ermannte ſich Herr Mathis Blankenfelde, er ſaß aber ſo hinterm Tiſch, daß ihm Keiner ſe

leicht beikam, ob ihn der Pawel Strobant von drüben gleich mit grimmigen Augen maas: „Wer sind die mit Dir, Johannes Rathenow? sprach er. Sind das Deine Rathleute?“

„Wer seid denn Ihr! fuhr Pawel auf. Wer kührte Euch?“

„Ruhe! Ordnung!“ riefen Viele.

Herrn Johannes büffellederne Hand lag noch auf dem Tisch: „Ich steh Euch Rede, Ihr Herren, bei meinem Heiligen. Aber so Euch die Zunge stockt, will ich fragen: Wer schloß die Thore unsern Mitbürgern? Wer die Thore sonder des Bürgermeisters Geheiß? Wer rief bewaffnete Gesellen in die Mauern, so nicht Bürgerschaft und Bauerschaft haben? Wer that das der Gemeinheit zum Aergerniß und der Stadt zum Schmach?“

Da brüllten ein fünfzig und sechzig, die mit eingedrungen, das nach. Und am lautesten Henning Mollner; der stand eben aufm Fenster und lehnte sich auf ein Holzgesims, und lachte, was er konnte, den Kölnischen ins Gesicht. Meinen auch Einige, er hätte ihnen häßliche Gesichter geschnitten.

„Verfahrt doch, Ihr Herren! Die Sach muß

ausgetragen werden! rief der Bürgermeiſter. Weß zeihe Ihr mich? Ich las noch nicht die Schrift."

„Iſt nicht bis Berlin kommen, die ſchöne Schrift! rief Pawel Strobant. War kölniſch geſchrieben. Das vergiftet eine Katze."

Das war zu viel für einige kölniſche Herren: „Auswärts klingt kölniſche Schrift wie baar Geld; aber eine berliner Schrift kann wandern als ein böſer Schilling, bis der Jude ſie nimmt." Das ſprach Einer zum Andern, und war's nicht überlaut geſprochen; aber ein ſchlimmes Wort klingt überall wieder, und hallt lange nach.

Konrad Ryke erhob ſich, und gab's ihnen tüchtig wieder; was er aber ſprach, hörte man nicht vorm Lärm. Auch ſchauten Alle itzt gar verwundert auf das Ende des Tiſches, wo Balzer Boytin aus ſeinem Säckel Geld aufzählte. Und nun rief Herr Johannes den Henning Mellner heran, und ſprach mit lauter Stimme, und Alle hörten es, denn es ward ſtille.

„Als ich vernommen von der Klage, ſo die Herren haben wider mich, und habe das Schriftlein noch nicht geſehen, wollen ſie mir's unterſagen, daß ich Dir zahle die ſiebenundvierzig Schock Groſchen, darum Du der Stadt anhängig biſt. Item

ſo ich zahle, wollen ſie's mir rechnen als Uebertretung und Verrath. Die Schuld iſt gut und gerecht, dafür haben's gehalten weiſe Leute vor Alters und itzt, und haftet auf beiden Städten, ſintemalen Dein Vater geſtritten hat zu beider Frommen und darum gefangen ward, und mußte gelöſt werden. Weil die Schuld gut iſt und gerecht, darum zahle ich ſie Dir, Henning Mellner. Streiche ein das Geld und gib quitt die Städte. Du haſt Dein Recht."

Da ging ein Murmeln durch den Saal, und bei den Zuſchauern, da ward's ein lauter Jubel, und lief wie ein Funken auf verbranntem Papier über die Treppen und Flure hinaus, und draußen ward's ein Jubelgeſchrei, und ſie ließen den Bürgermeiſter leben und den Henning, daß den meiſten Kölniſchen ſchlimm zu Muthe ward. Herr Johannes aber wandte ſich nun zu den Herren, und er ſprach ſo, mit Augen, die wie eines Löwen groß waren:

„Hab's gethan, Ihr Herren! Hier ſtehn hundert Zeugen und mehr, hab's gethan, daß Ihr Grund habt und Beweis für Eure Klage. Hab's gethan, ob Ihr's mir verbieten ließet, oder erlaubtet, hab's gethan, nicht um des Rathes willen,

ſondern um des Rechtes willen. Ob der Rath beſtehen wird mit Unrecht, das weiß Gott im Himmel, aber Recht wird beſtehen zu Recht, ſo lange die Welt ſteht."

Da bebten ordentlich vor Jubel die Wände; aber Herr Johannes hatte noch nicht ausgeredet:

„Wißt Ihr, warum ich's hab' gethan? Ihr ſchreit: um des Anhangs willen, ſo ich mir ſchaffen will. Ja, habt recht, will meinen Anhang haben; aber das ſollen ſein meine guten Thaten, die vor den Menſchen mich zieren, und vor Gott mich begleiten. Iſt beſſer als ein Rath, der heut das räth und morgen jenes. Warum ich's that? — Nicht um meinetwillen, um Eurewillen. Daß die Leute nicht ſagen, es habe der Rath von Berlin und Köln durch dreißig Jahr ſeine Schuldigkeit verſchleppt, und im einunddreißigſten that er ein Unrecht. Euch zu Liebe, Ihr Herren von Köln, daß ſie Euch nicht züchtigen eines Bunddruches, darum, weil Ihr Theil haben wollt an unſern Ernten, aber nicht an unſern Schäden, und Euch, die Ihr unter Euern Geldſäcken ſchwitzt, weigert die Hand in den Säckel zu thun, wo es ein Schock Groſchen gilt. Euch und gemeiner Stadt Beſten zu Liebe, zu Ehren des alten Bundes, ſo unſere Väter geſtif-

ter, hab' ich's gethan. Rühme mich deſſen, und werfe die Klage zurück auf Euch, auf Euch kölniſche Herren, die Ihr durch dreißig Jahre widerbellt habt gegen die Gerechtigkeit, und um ſiebenundvierzig Schock Groſchen zu ſparen, einen Riß gethan in unſere Mauern, den hundert Schock und zwei hundert Schock, der um tauſend Schock nicht zu beſſern iſt. Gott beſſer's!"

Da nickten alle berliner Herren, auch die nicht mit den Rathenows hielten, und Einige ſtellten ſich zu ihm, die ſchon ſonſt ſeine Freunde waren, denn wer Partei haben will, die zu ihm hält, der muß zur Zeit ein tüchtig Wort ſprechen, und wär's auch nicht gehauen und geſtochen, ſo's nur haut und ſticht; aber nicht muß er acht Tage hinterm Ofen liegen, und maulen, wie der Johannes gethan. Das hilft nichts; und hätte Einer auch die gerechteſte Sache. Dadurch hatten's die Blankenfeldes und Bergholze durchgeſetzt, daß ſie itzt obenauf waren, und waren doch ſonſt auch nicht beliebt. Aber, all ihr Heiligen! wie zündete das bei den Kölnern; ſo war's ihnen noch nicht gegeben. Den ſie verklagt hatten, der verklagte ſie nun.

Herr Mathis Blankenfelde ſprang auf den Tiſch. Wollte wohl zeigen, daß er Muth hatte;

aber ſeine Rede, das war, wie ein Anwalt ſpricht vor den Gerichten, wo römiſch Recht gilt, es ſchwindelte Einem der Kopf vor den vielen Worten und ſchönen Sätzen, aber zum Herzen ging's nicht. Sprach rührend von der Eintracht, ſo nöthig ſei zu jedem Gemeinweſen, und daß, wer gebieten wolle, vor Allem lernen müſſe gehorchen, gleich wie wer gewinnen wolle, erſt geben müſſe und verlieren, damit er gewinne. Endete Alles mit ſeinen Spitzen gegen den Bürgermeiſter. Sprach dann jämmerlich, faſt daß ihm die Thränen im Aug' ſtanden, von der Noth des Volkes, und wie der beſſer für ſorge, ſo ſich erkundige in den Gewerksläden und ſonſt wo im Stillen, als der mit großem Aufzuge und Geſchrei durch die Gaſſen ſchreite und allerlei Volkes hinter ſich herzöge; und redete dann von dem Nutzen und der Löblichkeit der Gewerke, daß wer ihn nicht kannte, ihn für einen rechten Bürgerfreund gehalten, inſonderheit aber der guten Leineweber und wackern Färber, die immer Freunde geweſen des Rathes und der Ordnung, ſittſam und züchtig, und ihren Scheß ordentlich gezahlt und ihre Dienſte gethan, wie es guten Bürgern ziemt, und dennoch weigerten ſich Einige, ſo er nicht nennen wolle, ihnen Briefe zu geben, als andere Ge-

werke ſie längſt, er wolle nicht ſagen mit Unrecht, beſäßen. Das aber halte ein Gemeinweſen zuſammen, daß man nicht ein Gewerk begünſtige, ſondern alle auf gleiche Weiſe, und nicht eins durch die That und das andere nur durch Hoffnungen nähre.

Iſt zweifelhaft, ob eine ſo feine Rede, wie die Dinge ſtanden, klug war; denn wer ſieht, wenn ein Haus vor uns brennt, wie hübſch es gebaut war, und ſo's uns Einer noch ſo genau ſchildert; und wer ſich prügelt, der hört nicht drauf, ſo ihm Einer die ſchönſte Predigt über die Eintracht hält. Aber wer weiß, wo das hinauslief, denn Herr Mathis war ein ſchlauer Mann; doch zum Ende kam's nicht, denn Hans Zademack, der Gewandſchneider fuhr dazwiſchen, und grade zu den Färbern gewendet, ſprach er:

„Glaub Du dem Fuchs, ſo er von Treu und Glauben ſchwatzt. Wir wiſſen's beſſer. Ihr Gevatter Färbersleute und Leineweber, hängt Euch nicht an ſeinen Schweif, er läßt Euch los, wenn Ihr in der Pfütze ſitzt. Wer hat uns die Thore geſperrt, daß wir unſer Anliegen bringen an unſern gnädigſten Herrn und Kurfürſten?"

„Wer hat uns die Thore geſperrt?" brüllten die

Gemeinen; und nun muß man's den kölniſchen Herren laſſen, ſie waren nicht eingeſchüchtert. Mag ſein, wie dem Johannes die Hitze kam, ſo wuchs ihre auch. Ein Stück Eis, das man in einen ſiedenden Grapen thut, bleibt nicht Eis. Es kocht mit. Da riefen Alle mit eins: „Wir haben Euch die Thore geſperrt!"

Wer konnte nun noch auf ſeinem Platze ſitzen. Da ſtiegen ſie auf Tiſch und Bänke, wollte Jeder einen Kopf höher ſein als der Andere.

„Deß klag ich Euch an, der Eigenmacht und des Verrathes!" rief Herr Johannes durch den Lärm durch.

„Er iſt verſtrickt", riefen die Kölniſchen.

„Er iſt nicht mehr Bürgermeiſter."

„Wird Euch doch meiſtern", ſchrie Pawel Strebant.

„Deß klag ich Euch an", wiederholte Herr Johannes.

„Vor wem? Hier iſt Dein Gericht."

„Vor Gott und Euch ſelbſt, vor dem wahren Rathe, dem alten und neuen und den Sechszehnmännern beider Städte."

„Die ſind wir —"

So laut sie riefen, doch waren's ihrer nur wenige.

„Ihr! schrie Pawel Strobant, und seine Stimme allein klang voller als aller Kölnischen zusammengenommen. Der Rath wollt Ihr sein. Eine Schweineschneiderherberge, aber nicht der Rath!"

„Item klag ich Euch an, drang Herrn Johannes Stimme durch, daß Ihr in unsere freie und gute Stadt, wo Keiner bewaffnet Eintritt hat, auch der Markgraf nicht, einlieget heimlicherweis Eure Leute, die Euch unterthänig sind, aber nicht der Stadt; einlieget bei Nacht und Nebel mit Wehr und Waffen und sie versteckt, und itzo an die Thürme gestellt und die Thore, nicht zur Stadt Nutzen, sondern zu Eurem. Deß klag ich Euch an des Verrathes an der Stadt. Das gemeine Wesen macht Ihr zu Eurem, und das ist arge Uebertretung."

„Johannes hat recht!" rief Herr Konrad Rike, der bis da geschwiegen. Nun traten noch Einige von den Berlinern, die schüchtern gewesen, und sie hatten sie überschrieen, zum Bürgermeister. Schade nur, daß ihrer so wenig waren: hätte sonst können noch in Ordnung was durchgesetzt werden. Aber von nun an ging's, wie in Polen auf dem Reichs-

tag. Das ſah ſich an, als wollte Einer den Andern auffreſſen und ſchrie ſich ins Geſicht, und Keiner verſtand des Andern Worte, und zeigte ſich die Fäuſte.

Noch einmal, ehe ſie aufbrachen, machte Herr Mathis Blankenfelde ſich Luft, daß doch Einige ihn verſtanden: „Ihr ſeid hier mehr und wir ſind weniger. Wir weichen auf den Bänken, aber nicht in unſern Rechten. Wählt Euch einen Rath, als Euch lieb iſt, aus Keſſelflickern und Hurenſöhnen, der Teig iſt gehorſam, wenn der Stempel grob iſt. Macht den Raſchmacher zum Bürgermeiſter und den Roßkamm zum Kämmerer. Uns verſchlägt's nichts. Brecht auch meinethalben die lange Brücke ab; wir ſind mit unſerm End zufrieden. Der Bettel bleibt zurück."

„Du kölniſch Läſtermaul!" rief es, und Herr Pawel Strobant, der auf dem großen Tiſche umſprang, daß er krachte, ſchrie: „Eine Zimmerſäge her! Wollen den großen Tiſch zerſchneiden. Den Kölnern ihr Theil auf den Rücken."

„Laßt Euch nur wieder am Narrenſeil ziehen von des Albertus Sippe!" rief Herr Bergholz.

„Binder ihm das Schandmaul!" riefen etliche Berliner.

„Eures wird bald genug ſchief ſtehen, ſprach der Hoppenrade. Aber wenn's Euch ſauer ſchmeckt, kommt nicht auf den Bettel zu uns. Unſer Bettelvogt hat einen dicken Stock."

„Zu Euch auf den Bettel! erwiederten die Andern. Da müßte doch vorerſt des Spittelvogts Frau keine Lumpen mehr haben."

„Wir ziehen ab" — bud Herr Bergholz an.

„Und wundert Euch dazu; wir wundern uns nicht, fiel Pawel Strobant ein. Es ſtank ſo nach Fiſchen, nun wird die Luft rein."

„Bis es donnern und einſchlagen wird."

„Von Köln aus, ach Du lieber Gott! Kreucht in Eurer Frauen Unterröcke und ſteckt die Nas unters Bett, dann hört Ihr die Sturmglocken von Sanct Nicolas und Sanct Marien nicht."

„Die Glocken ſollen von anderwärts ſchlagen", ſprach der Hoppenrade.

Und der Blankenfelder fiel ein: „Und ſie werden Euch ins Ohr ſummen, daß alle Baumwolle, ſo ihr 'rein ſteckt, Euch 'rausfallen ſoll. Nutzt die Zeit, wo wir Euch leeren Tiſch machten, es wird nicht lange dauern. Als wie zu den Zeiten unſerer Elterväter. Wir werden ihn rufen, und er

iſt nicht fern, der da hilft und Ordnung bringt. Zu Spandow ſitzt er und wird richten."

Und die Kölniſchen alle erhoben ſich drohend, aber die Berliner ſchrieen auch gut: „Wie Ihr pfeift, wird Euch gepfiffen werden." Und Andere: „Der Krug geht zu Waſſer bis er bricht." Aber verſtand Keiner mehr ein Wort, bis die Kölniſchen alle, Mann für Mann, raus waren.

Herr Johannes war hingeſunken auf den Lehnſtuhl, ſo für den erſten Bürgermeiſter vorm Tiſche ſtand, und ſein Kopf ſenkte ſich. Er war ſehr müde. Da ſaß er wie ein Sieger, denn der Feind hatte das Schlachtfeld geräumt; aber mancher Sieger, ſo den Platz behält nach einer harten Schlacht, ſieht doch aus als ein Geſchlagener. Käme das Te Deum zu ſchwach heraus. Und wer war denn auch bei ihm? Die Paar Berliner Herren, die geblieben, es waren recht gute Leute drunter, aber wer von ihnen holte das Feuer aus dem Ofen! Konrad Ryke war fort, nicht mit den Kölniſchen, aber er war doch fort. Die beiden Wyns ſprachen mit Herrn Otto Buch und noch Etlichen, aber zu einer Schlußnahme, wie ſollte es mit denen kommen! Der Pawel war immer gut, wo es drauf los ging, aber wo man ſich verſtändigen ſollte, da

taugte er nichts. Und itzt war er hinterdrein den Herren, die abzogen, und wetterte und fluchte zu den Leuten. Waren nie einander grün, die Blankenfelde und die Strobants, aber den Stein, der ihm da auf Ferbitzens Bude ins Maul flog, und ihm zween Zähne kostete, konnte Pawel zeitlebens ihnen nicht vergessen.

Wer die hitzigen Leute kennt von beiden Seiten, und versessen auf ihrem Rechte, der könnte sich noch wundern, daß es so abging. Einige wollen meinen, es sei, weil der Henning Mellner sich zurückhielt. Dafür wußten sie unterschiedliche Gründe. Meinten Die, er wolle nun den vornehmen Mann spielen, und es mit dem Bürgermeister halten; Andere aber sagten, seit er das Geld eingestrichen, habe er ganz anders ausgeschaut denn vorhin, gar nicht vergnügt etwa und zufrieden; sondern just itzo, als fehlte ihm etwas, da er doch das hatte, was ihm fehlte. Denn nun hatte er keinen Grund mehr zu klagen, und das, warum dreißig Jahre gebohrt und gebrummt war, war nun aus.

Aber, was auch der Henning vermochte unter den Gemeinen zum alten Berlin, zumal den Jungen, denen jeder Streit eine Herzensfreude ist, was hatte er Einfluß bei den Kölnischen, so den Herren

als den Gemeinen! War er doch mit den Färbern mehr als einmal arg zuſammen gekommen, und ſie lauerten ihm auf den Dienſt, ſeit er Pfingſten vor fünf Jahren mit ſeinen Geſellen ihren Altmeiſter eingewickelt hatte in ein Stück blau Tuch, als wär er ein Wickelkind. Der Meiſter war beinah erſtickt, denn die gottloſen Buben hatten ihn auf dem Anger hin und hergerollt, Summa eine Viertelſtunde, und war er blau am ganzen Leibe und das Stück Tuch war zerriſſen. Seitdem, wo ſich die Färber und die Raſchmacher trafen, mußten ſie aneinander, und die Leute ſagten, das gehe ſchon nicht anders, die beiden Gewerke müßten ſich in die Hände arbeiten.

Wie dem nun ſei, mit und ohne Henning wären die beiden Parteien nicht ſo gut auseinderkommen, wenn nicht jede noch was im Sinn gehabt, und der andern ohnedem was zugedacht hätte. Es war nicht das Schlachtfeld hier und ſie waren nur ſo zuſammengetroffen von ohngefähr, und hatten die Waffen nicht bei ſich, damit ſie die Andern unterkriegen wollten.

Da flüſterte der Rathsſchreiber, das war ein treuer Mann, dem Bürgermeiſter ins Ohr: „Was nun anfangen?“

„So kann's nicht bleiben, bei Gott ſo darf's nicht bleiben! rief der Herr und ſprang auf. Ein Mittler thut uns noth, ſonſt zerreißt das Band."

„Und ein ſtarker", ſprach der Herr von Gröben; der war ein Edelmann vom Lande, und hatte ſich jüngſt zum alten Berlin angekauft und die Bürgerſchaft genommen. War ein ſtattlicher Herr und auch jetzt in den Rath gekehren; miſchte ſich aber nicht in die Streitigkeiten, denn er liebte den Frieden und war ein frommer Mann.

„Mit Vergunſt, ſprach Baltzer Bortin, wenn die Herren in den Städten ſich in den Haaren liegen, richten's die Städte unter ſich nicht aus. Das ſieht Alles mit Vettern- und Blutsfreundsaugen. Ein höherer Mann gehört dazu. Das meinen die vier Gewerke —"

„Und die Herren von Köln desgleichen, ſprach Einer, der hereintrat. Als ich eben ſicher vernehme, wollen ſie auch eine Schrift aufſetzen in der Berabolz Hauſe, ſo noch heut nach Spandow ſoll."

„Und wie die eingerichtet ſein wird, kann ein Binder ſehn und ein Tauber hört's", ſprach Herr Otto Buch.

„Man muß ihrer Anklage zuvorkommen."

Da breitete Hans Zademack die Rolle aus, und

Balzer Boytin ſprach: „So die Herren vom Rath und Seine Wohlweisheit vergönnen, leſen die Meiſter die Klageſchrift der vier Gewerke, ſo uns die Kölniſchen heut Morgen verhindert nach Spandow zu tragen.“

Und Hans Zademack las. Das klang Alles ganz ſchön und war's Allen längſt bekannt, was die vier Gewerke und die gemeine Bürgerſchaft von dem Rathe forderte; aber es mußt' ein geſchickter Schreiber es aufs Papier geſchrieben haben, denn ſo fein, und wohlgeſetzt, und rührend klang Alles, und ſo in ſchöner Ordnung, daß auch ein Rathmann daran keinen Aerger genommen. Und desgleichen waren die Trübſale und Scheelungen, daran die Stadt litt, ſo kläglich und dringend drin verſchrieben, daß es das Herz rührte. Und wäre gar nicht abzuſehen, wie der Zwieträchtigkeit und Scheelung und gemeinem Elend abzuhelfen, es ſei denn, daß der gnädigſte Markgraf ſich der Sachen erbarme und durch gerechte Richter das Recht finden laſſe und es ſetze, wie es immerdar gehalten würde. Aber trau Einer einem Fuchs und einem Schreiber! Stand ſo Vieles dazwiſchen geſchrieben, was nimmermehr der Bürgermeiſter gut geheißen; aber das war mit Worten geſetzt, daß man's im Leſen nicht ſogleich merkte, und Hans Zademack ging

rasch darüber weg, gleich als wie der Rathsschreier vorhin mit der Klage des Rathes vor den Bürgern that. Denn wo hätte Hans Rathenow eine Schrift unterschrieben, darin alles Uebels Wurzel auf den Hochmuth der Geschlechter ward geschoben, und gesagt, ehe denn nicht die Bürgerschaft aus ihres Gleichen in den Rath führte, und die Zünfte dort säßen, sei kein Ende dem Unding. Und es seien die Familien allein hüben und drüben, so den alten Streit und Haß nährten, und gemeine Bürgerschaft, die es doch nichts anginge, darein verstrickten. Und werde der Zwist von den Herren nicht aus ihrem Säckel bezahlt, sondern aus dem gemeinen Kasten; und lasse sich gut streiten, wo ein Dritter zahlen müsse, wie man's von den Anwalten wisse vor den römischen Gerichten, für die ein Rechtstreit nicht lang genug sein könne. Alles das und noch viel mehr hörte der Bürgermeister nicht, denn Hans Zademack ging, als ich sagte, schnell darüber weg, oder verschluckte es; und nur das hub er mit lauter Stimme vor, was Ungebührliches an diesem Tag sich zugetragen, und wie in der Schmach, so ihr Bürgermeister von denen Herren aus Köln erfahren, Stadt und Bürgerschaft gekränkt, und kein Recht in beiden Städten

zu holen ſei, ehe denn nicht die Kölniſchen darum zurecht gewieſen."

Nun ſtanden die vier Abgeordneten der Gewerke vor dem Bürgermeiſter, um Urlaub zu nehmen zu ihrem Ritt nach Spandow, und da Keiner ſonſten zugegen war, hieß er dem Henning, daß er ihnen freies Thor mache und das Geleit gebe bis an der Stadt Weichbild.

„Haben ſie nun deß Vollmacht, ſprach Baltzer Bovtin, daß ſie vor ſeiner Gnaden reden, nicht um ihrer Rechtſamen allein, ſondern auch von wegen der Stadt Berlin? Denn der Fürſt könnte fragen: Von wem ſeid Ihr geſchickt? Ich ſehe nur die Siegel darunter und die Schriften der vier Gewerke. Hält denn der Rath zu Berlin und ſein Bürgermeiſter es mit dem von Köln?"

„Wo iſt denn der Rath von Berlin!" ſprach Herr Johannes, und ſchaute ſich verdrießlich um.

„Bis wir die Einzelnen mahnen, und ſie kommen, daß ein gültiger Beſchluß gefaßt werde, wird es zu ſpät", ſagte der Rathsſchreiber.

„In ſolchen Fällen, als uns berichtet iſt von Alters, ſprach Baltzer Bovtin, vertritt, der das Haupt iſt, den Leib, was beſſer iſt, als daß der Leib für das Haupt ſpricht."

„Zu Gott, dem iſt ſo, ſagte der Herr von Gröben. Zwietracht zu wenden, iſt allerwegen ein Gott löblich Geſchäft —“

„Es iſt nicht ſo, als es ſollte, fiel Herr Johannes ein, und ihm war's nicht lieb, als er um ſich, außer den Paar Herren, nur die von den Gemeinen und ihre Sprecher ſah. So Jedweder zuerſt dächte, was er ſoll, und dann erſt, was er darf, es ſtünde beſſer um unſer Gemeinweſen.“

„Das iſt gut geſprochen, ſagte der von Gröben, und als es ſich ziemt für ein chriſtlich Oberhaupt. So Ihr aber meint, Herr Johannes, will auch ich mitreiten mit den Gewerken, und ein Wort ſprechen mit dem gnädigen Herrn. Soll es dem alten Berlin, das ich liebe, nicht zum Schaden gereichen; denn der Kurfürſt iſt mir zugethan noch von Zeiten ſeines Vaters ſeliger, wo ich oft zum Frieden rieth, und mancher Ritter dankt's mir überdem, daß ich mein Fürwort einlegte.“

„Der hohe Fürſt kann's nur gnädig aufnehmen, ſo der Herr von Gröben ein Wort für uns einlegt, ſprach Balzer Bovtin, und man hätte wohl ein argliſtig Lächeln um ſeinen Mund wahrnehmen mögen. Was weiß ein ſchlichter Bürgersmann zu ſprechen vor Fürſten, als es ſich ſchickt, und er

möchte uns fortweiſen ohnedem, oder gar nicht verlaſſen. Was kümmert ihn unſer Streit!"

Herr Johannes ſchüttelte den Gröben Hand. Ihm war aber nicht wohl zu Muth. Da ward es abermals draußen laut, und man hörte von drüben von der Spree her Trompeten und ſonſt Muſica, und es kam Nachricht, wie voller Muthes die kölniſchen Herren wären, und die Gewerke drüben ließen zuſammentreten, und zu ihnen redeten; und die Herren machten ſich gemein mit den Bürgern und ließen ihnen in ihren Fluren einſchenken, und tränken ihnen zu. Und allerwegen wäre die Rede von der Trennung der Städte, und das ſei allein das Mittel, daß man leskäme von dem Uebermuth der Berliner. Dadurch und die ſchönen Reden, hatten ſchon Viele von den Zünften ſich breit ſchlagen laſſen, das Schreiben zu unterzeichnen, was ſie an den Markgrafen aufgeſetzt, und es ſei voll böſer Klagen.

„So wird es Zeit, rief Otto Buch, daß auch wir vor ihn treten." Der Herr von Buch war nicht gut zu ſprechen auf die kölniſchen Herren, die's dem Ritteradel zuvorthaten an Reichthum und ſich ihm gleich dünkten.

„Was an uns liegt, ſo wollen wir dort ſein vor ihnen", ſprach Hans Zademack.

„Aber des Bürgermeiſters Wort muß in unſere Wagſchaale, ſonſt ſchlägt die berliner in die Höh und die kölniſche ſinkt", ſprach Einer, und Alle meinten daſſelbe. Thomas Wyns und ſein Bruder Dietrich redeten ihm zu, und auch der Herr von Gröben. Ungern that es Herr Johannes, und die Feder zitterte ihm in der Hand. Hörte er lieber Klagen an und entſchied nach dem Rechte, als daß er klagte.

„Weiß Gott, was ich da gethan!" rief er vor ſich, als er geſchrieben ſeinen Namen und die Feder niederwarf.

„Ihr habt gethan, was Ihr nicht anders konntet, ſprach Otto Buch. Denn ein Meiſter muß ſtehn zu den Seinen. Die Gewerke ſind nicht allein in einer Stadt, es hängt eins mit dem andern zuſammen; und wer ſich ihr verſchrieb und ihr Bürgerrecht nahm, der muß mit ihr Freud und Leid dulden —"

„Als es kommt von oben", fiel der von Gröben ein.

Als die Abgeordneten durch die Straße ritten und zum Thor hinaus, ſchauten ihnen die Bürger

aus den Fenſtern neugierig nach, und dachten bei ſich, was wohl draus werden wird. Aber als der Bürgermeiſter aus dem Rathhaus in ſein Haus zog, war es wie ein Freudenfeſt und ein großer Siegeszug. Pfeifer und Geiger gingen ihm vorauf, und etliche Fähnlein der Gewerke wehreten, und aus allen Fenſtern rief es ſeinen Namen und jauchzte ihm zu und ließ die Tücher flattern. Wie ſchweren Herzens Herr Johannes auch war, da ward ihm doch froh. Und zumal als die ſchöne Jungfer Elsbeth an der Hausthür ihn empfing, und die Spielleute noch lange vor ſeiner Thür muſicirten. Er reichte auch dem Henning die Hand und bat ihn, daß er wiederkomme auf den Abend.

Elftes Kapitel.

So laut es an dem Tag gewesen, so still ward es an dem folgenden; und an dem, der darauf folgte, noch stiller. Unsere Ettervâter, die in den Wâldern lebten, rathschlagten Abends beim Trunke, und im Rausche faßten sie Entschlüsse; aber Morgens darauf überlegten sie's noch einmal, und dann kam es wohl, daß sie umgekehrt thaten, als sie beschlossen hatten. Denn was am Abende roth war, es kommt wohl, daß es am Morgen schwarz scheint. Schämte sich Mancher, und Mancher mochte es auch bereuen; denn so das zur Kunde kam der andern Städte, was mußt' es da für heilos Gerede geben zu Ungunsten der beiden; die andern waren ihnen auch nicht so übermäßig grün. Berlin und Köln waren die reichsten worden in den Marken, und die es vordem gewesen, und es nicht mehr

waren, ſahen dazu auch nicht froh. Und was hatten ſie gewonnen? Das fragten ſich die klugen Leute. Das Rathhaus auf der langen Brücken ſtand leer, und wenn die Berliniſchen zur einen Thür eingingen, gingen die Kölniſchen zur andern hinaus, und ſo umgekehrt. Eins ſprach Jeder zum Andern: „So kann's nicht bleiben.“ Aber wie's werden ſollte, das wußte Keiner.

Am zweiten Tag drauf aber ſah es aus, als wenn beide Städte begraben würden; ſo läuteten die Glocken von früh an, und was auf den Beinen war, ging in Schwarz. Tydeke von Achen, der Alte, ward beigeſetzt in der Gruft ſeiner Väter. War's doch, als ob Alles in Sack und Aſche trauerte, und in der Trauer um den einen Todten Buße thäte um das, was ſie Alle gegen einander und wider ſich ſelbſt geſündigt. Der Himmel ſelber hatte einen Trauerflor umgehängt. Kein Sonnenſtrahl brach durch das Grau. Und war's, als ob ſie's wieder gut machen wollten durch die Ehre gegen einen Todten, was ſie an den Lebendigen verbrochen. Bei dem Leichenzug fehlte auch keiner von den Herren; da gingen, wer hätte es vorgeſtern geglaubt, Berliner und Kölner neben einander einträchtiglich, und ſchauten zu Boden, Keiner aber

ſah den Andern an. Der Propſt Steeger, Gott ſei Dank, er hatte ſich wohl in etwas erholt, aber die Leichenrede hielt er doch nicht. War die Luft ihm noch zu rauh, auch gemahnte es den lieben Herren zu ſchmerzlich an den Abend, wo Beide ſo froh geweſen und der alte Tydecke vertrug's nicht, er aber war noch davon gekommen mit Gottes Hülfe und des heiligen Nicolaus, der dem Henning Mellner im Traum erſchienen und ihn gerufen, daß er ihn unterm Tiſch vorhole. Doch fehlte es nicht an Sang und Klang; die Schüler aus allen Kirchen und die Brüder aus allen Klöſtern, und die Prieſterſchaft, wer frei war, gingen mit, barhäuptig alle, in Chorhemden mit Lichtern und Weihkeſſeln, und ein Kapuziner ſprach die Leichenrede, ſo erbaulich und rührend, daß die Weiber alle in Thränen zerfloſſen. Aber auch die Männer griff es ans Herz, wo er von der chriſtlichen Eintracht redete, und wie der Selige mit ſeiner eheliebſten Frau lange darin gelebt, daran ſich Andere ein Exempel nehmen könnten, die zwar nicht Eheleute wären, aber doch zuſammenhingen ſo, daß Eines nichts wäre ohne das Andere. Und dann ſprach er von der Eintracht, durch die ein jeder Menſch allein lebe, nämlich die zwiſchen Seele und Leib, und wo die ge-

löſet, da lebe der Menſch nicht mehr, wobei es denn auch ſeine Anſpielungen gab auf die Städte; nur daß die Zuhörer uneins waren, ob er mit der Seele Berlin und mit dem Leibe Köln gemeint, oder umgekehrt.

Darüber ſtritten ſie denn beim Nachhausgehen und noch zuhaus, und auch am nächſten Tage noch, zumal die Frauen, und gab es gar heftige Auftritte, und wenn die Männer ſchon uneins waren um andere Dinge, ſo wurden es die Frauen darum; denn die Berlinerinnen wie die Kölnerinnen wollten die Seele ſein, und die anderen ſollten der Leib ſein. Die Männer, als geſagt iſt, hatten an Anderes zu denken, denn es befremdete ſie hüben wie drüben ſehr, daß ihre Verordneten noch nicht aus Spandow heimgekehrt, noch ſonſt Nachricht von dorther gekommen war. Aber es hatte die beiden Nächte ſtark geſchneit, und lag der Schnee fußhoch in der Haide. Im Volke aber murmelte es, die Thore von Spandow ſeien verſchloſſen, und werde Keiner ausgelaſſen, um zu ſagen was drinnen bei Hof vorgehe.

Das aber war falſch, denn an demſelben Abende kam ein Bote des Weges von Spandow hergeritten, wie dick auch der Schnee lag; aber als er ſich

dem Spandower Thore so näherte, daß sie ihn von den Thürmen hätten sehen müssen, bog er links um in den Wald, und hielt sich in den Gründen nach der Panke zu, dergestalt daß er den Wächtern auf der Mauer wie dem auf dem Wedding unsichtbar blieb. Nachdem er so herumgeschwenkt, ritt er auf die Oderberger Straße und von da ans Oderberger Thor. Dort kam er grade noch vorm Thorschluß, und gab an, daß er von der Uckermark komme, und Botschaft hätte an Herrn Bartholomeus Schumm von dessen Sohne dem Melchior. Da er nun eingelassen war, ritt er aber nicht nach der Brüderstraßen; vielmehr als er über die lange Brücke gekommen, schwenkte er durch die breite Straße um, und kehrte über den Mühlendamm nach Berlin zurück, wo er die Richtung nach der Stralower Straße einschlug. War's ein seltsamer Umweg, durch ganz Berlin zu reiten und noch über die Spree nach Köln, um über die andere Brücke dahin zurückzukehren, und noch dazu für einen Reiter, der von Frost und Müdigkeit starrte. Als er durch die Stralower Straße ritt, war es schon dunkel, und nun bog er links um hinter den alten Mauern und eilte sich nach der markgräflichen Burg, die, als bekannt ist, neben

dem grauen Kloſter lag. Als er da anpochte und Einlaß forderte, ſagte er, daß er von Teltow komme und Dringendes vom Hauptmann zu Mittenwalde zu vermelden habe. Aber als er eingelaſſen und die Wacht ihn beim Fackelſchein erkannte, erſchrak ſie ſehr, daß ſie nicht feiner mit ihm umgangen und ihn ſo lange draußen warten laſſen und ausgefragt hatte. Denn es war ein vornehmer Ritter aus des Markgrafen Gefolge und er haſtete nun die Treppen zum Schloßhauptmann hinauf, mit dem er ſich einſchloß und viele Stunden geheim ſprach.

Ward überhaupt an dem Abende viel geheim geſprochen und geflüſtert, in den Kellern und Stuben und bei den Badern. Da ſaß in ſeinem Zimmer Bartz Kuhlemey, und ſtützte den Kopf auf die Hand, und ſeitwärts vor ihm am Ofen ſtand Einer, den ſein Weib nicht gewohnt war, daß ſie ihn dort ſah. Warf ihm auch oft, wenn ſie ab und zu ging, Blicke zu, wie ſo eben ein Weib einen Mann anblickt, den ſie nicht gern ſieht bei ihrem Manne. Unſere die wiſſen das in Manier zu bringen; aber als man zählte vierzehnhundert und etliche Jahr, meinten ſie, ſie hätten das nicht nöthig. Sie war ein tüchtig Weib, als es ſich für einen

Meiſter ſchickte, wie Bartz Kuhlemey war; aber er war Meiſter im Hauſe und nicht ſie. Darum, als ſie's gar deutlich merken ließ, wie ihr der Gaſt zuwider ſei, denn ſie ſchlug die Thüre mit dem Fuß hinter ſich zu, wenn ſie kam, und drehte ihm immer den Rücken, und wenn ſie die zinnernen Krüge anſah, ob ſie voll waren, ſo konnte der Gaſt lange warten, bis ſie ſeinen wieder füllte, da ſie doch nicht ſchnell genug ſpringen konnte, wenn der Bartz ſeinen leer aufſtieß. Darum alſo ſprach der Meiſter itzt:

„Weib, ſchier Dich 'naus."

„Haſt ja noch nicht geſſen", ſprach ſie; denn vor ihm ſtand eine große Schüſſel mit Schinken, und ein Teller dabei mit friſchen Würſten, und in einer andern Schüſſel rauchte ein dicker Hirſebrei, Summa ein gar herrlicher Anblick für einen Hungrigen; und Bartz Kuhlemey aß tüchtig drein, wenn er nicht den Kopf in die Hand ſtützte, und er aß ganz allein, denn für die Frau und die Kinder und das Geſinde war in der Küche daneben gedeckt. Dort ſtand nur eine große Schüſſel mit Waſſerſuppen und daneben ein Stück magerer Speck. Das kam wohl vor, daß ein Meiſter, der ſich was wußte, in ſeinem Gemach für ſich allein auftragen

ließ, und die Andern ſaßen am Feuer beiſammen; das mehrte die Achtung, die ſie vor ihm haben mußten. Geſchah's aber nur des Abends; zu Mittag ſaß er vor am langen Tiſche und theilte aus und ſprach das Gebet, es hätte ſich nicht anders geſchickt. Aber daß er auch dem Gaſte nichts anbot, und daß der am Feuer ſtehen mußte und zuſehen, mußte einen andern Grund haben. Vielleicht hatte der ſchon gegeſſen und keine Luſt mehr; möglich auch, daß Barz Kuhlemey ihn nicht zum Eſſen nöthigen mochte, wie er ihn nicht zum Sitzen nöthigte. So etwas von Stolz und Hohn lag in des Knochenhauers Geſichte. Mochte er ihn auch genöthigt haben, denn welcher Mann war damals nicht gaſtfrei, aber es war eine Art, daß der Andere lieber dankte als aß. Trinken aber mußte er, denn welcher deutſche Mann ließ einen Anderen in ſein Haus und konnte trinken, weil der dürſtete?

„Haſt noch nicht aufgeſſen", ſprach das Weib.

„Brauch keins, das zuſchaut", ſprach er, und ſchaute ſie durch die Brauen ärgerlich an.

„Was ſteht denn der da!" antwortete ſie.

„Der ſteht da, und der ſoll da ſtehn", ſprach Kuhlemey mit einem Blick auf den Gaſt; der war

auch grad nicht holdſelig für ihn. Kurz um, 'raus, ſag ich Dir!" und er ſchlug auf den Tiſch.

„Will nicht 'raus gehn", ſprach das Weib und hielt mit einem gar ſeltſamen Blick die eine Hand in die Hüfte.

„Frau — rief Bartz, aber er mäßigte die Stimme wieder. Hab' ein Geſchäft mit ihm. Laß uns in Ruh."

„Willſt Roßfleiſch verkaufen? Ich ſage Dir —"

„Nichts ſollſt Du ſagen; ſchweigen ſollſt Du."

„Ich ſag' Dir aber doch, Bartz, es thut nicht gut, Deine Geſchäfte, Deine heimlichen mein' ich. Handel und Gewerbe leidet's nicht, es nimmt Schaden, ſag' ich Dir. Was haſt Du mit ihm unter vier Ohren, das Dein angetraut Weib nicht hören darf? Iſt er Dein Blutsfreund, iſt er Deines Gewerks; nichts iſt er, er iſt ein Roßtäuſcher und Du biſt ein Knochenhauer."

„Schweig! ſprach nochmals der Hausherr, und man ſah's ihm an, wie er ſich mäßigte.

„Will aber nicht ſchweigen, fuhr ſie fort. Das gefällt mir nicht im Haus, Bartz. Jedes Mannes Haus iſt ſein eignes, und was ſein Gewerk iſt, das iſt ſein Brot. Du treibſt es draußen itzund; in den Läden treibſt Du Dich um, in den Kellern

und auf den Gaſſen. Was ſchaffſt Du damit fürs Haus? Nichts! Wenn ich nicht hinter den Geſellen wäre, die Geſellen wären nicht hinter der Arbeit."

„Nun werd' ich hinter Dir ſein."

„Thu's nur. Will Dir doch ſagen, was ich denke: Was Deines Amtes nicht iſt, da laß den Fürwitz. Laß Du die Stadt ſorgen für die Stadt, und Du ſorge für Dein Haus. Fleiſch eſſen müſſen die Leute, ob die Herren oder die Gemeinen zu Rath ſitzen —"

„Aber nicht, wenn die Ochſen ſitzen, warf der Meiſter ein, Keiner frißt ſich ſelber."

„Und die das beſte Fleiſch ſchlachten, haben den beſten Verdienſt, fuhr die Meiſterin fort. Die ſich um des Kaiſers Bart kümmern, und die Augen wo anders haben, wenn der Ochſenhändler ihnen Vieh anſchmiert, die kommen um ihren Verdienſt. Ja, ja, Barz, ich will Dir die Wahrheit ſagen, wenn Du auch Augen machſt als ein Ochs, will ſie Dir ins Gemüth reden, grade vor dem, o vor zehn tauſend will ich's ſagen. Nichts kommt 'raus, als Dein Ungeſchick und Dein Unglück. Hat noch Keiner Seide geſponnen, der ſich auf den Markt ſtellte und's Maul aufthat, die Herren werden im-

mer Herren bleiben, aber Viele hat der Büttel gegriffen, und zum Thor 'raus gebracht, und da können sie in der Haide die Fleischtöpfe suchen und den warmen Ofen; und so wird's Dir auch gehn."

„Und so wirds Dir gehn —" sprach Bars Kuhlemey. Und nun folgte etwas, was zu jenen Zeiten wohl nicht selten vorkam und in unsern auch dann und wann. Die Meisterfrau war ein starkes Weib, als wir sagten, er aber war noch stärker. Sie hob nicht die Hand gegen ihn, aber ihren Mund hielt sie nicht. Nein, es ging noch ärger los, grade derweil es geschah, als wie „Du Dummkopf!" — „Bleib Du doch bei Deinen Ochsen; die verstehst Du, aber nicht das Regiment." Worauf er: „Will Dir's zeigen, wie ich das Regiment versteh." Und der Fremde am Ofen kümmerte ihn gar nicht, wie er sein Hausrecht brauchte; und war das Ende vom Lied, daß sie nach etlichen Minuten, denn leicht machte sie's ihm auch nicht, sie hielt sich an Tisch und Schrank, aber zuletzt flog sie hinaus, und er warf die Thür hinter ihr zu. Aber ob es schon eine dicke Eichenthür war, so ein halb Schock Schimpfworte drangen doch noch durch, die sie ihm nachrief.

Da ſprach eine Magd, die an der Thür geſtanden. Daß ſie gehorcht, kann man nicht ſagen, denn man konnte den Streit bis unterm oberſten Dache hören. Sie ſprach: „Iſt's auch unrecht vom Meiſter, daß er ſich um ſolchertei Dinge kümmert, ſo ihn nichts angehn. Sagen's unſere Kunden doch auch ſchon, und das Gewerb leidet, wo die Geſellen thun, was ihnen gefällt. Wie hat er ſich beim letzten Markt mit den Schweinen aus Buchholz anführen laſſen!"

Aber das hatte die arme Dirne kaum geſagt, als die breite Hand der Meiſterin zweimal ihr auf den Backen lag, und ſie fuhr drei Schritt zurück, daß ſie zu Boden geſtürzt wäre, hätte ſie ſich nicht an der Wand gehalten.

„Unverſchämte Dirne, was unterſteht Sie ſich! Was mein lieber Herr und Meiſter thut, iſt wohlgethan, und daß ich's nicht noch einmal höre, daß Sie Ihr Schandmaul aufthut, ſonſt fliegt Sie zur Thür 'naus auf Nimmerwiederkehr. Verſtanden! Mein Herr iſt Ihr Herr, und was er will, das geſchieht, und was er ſpricht, das iſt recht. Sonſt hat Keiner ein Wort zu reden im Haus."

Drinnen im Zimmer lächelte wohl der Gaſt,

als der Meiſter die Thür zugeſchlagen, und Bartz merkte es: „Wollt Ihr mir was ſagen?“

„Nichts Neues, Meiſter. Jeder weiß zum beſten, wo ihn der Schuh drückt.“

Da ſtellte ſich der Knochenhauer vor ihn, mit beiden Daumen im Latz: „Herr Baltzer Boytin, wo Euch der Schuh drückt, das weiß ich nicht. Wo mich aber der Finger juckt, das weiß ich. Iſt's, wo Einer über mein Weib reden will. Die iſt eine ſo kreuzbrave Frau, ſo fleißig und geſchickt und treu als eine im römiſchen Reich; und wer was Anderes meint, und wenn er's auch nicht ſagt, und nur die Lippen zuckt, den wollt' ich zurecht weiſen, und in die Richte ſchütteln, daß ihm Alles in ſeinem Leibe, und die Gedanken dazu, der Quer ſäßen. Verſtanden, Herr Baltzer Boytin!“

Der Gaſt hatte es verſtanden, und ſtand ruhig am Ofen, die Hände hinter ſich an den Kacheln. In den Augen hätte man's wohl noch können fortbitzen ſehen. Der Meiſter inzwiſchen ſetzte ſich wieder an den Tiſch, und zuerſt leerte er die Kanne Bernower Bieres auf einen Zug, dann machte er ſich an den Schinken und that ſolche Schnitte hinein, daß man ſah, wie's auch einem ſo ſtarken Mann ans Zeug geht, wenn er ſein Weib zur

Schuldigkeit führen muß. Nachdem er ſo ein fünf Minuten mit großer Luſt und Gemächlichkeit gearbeitet, knöpfte er das Wamms auf, und lehnte ſich wieder als vorhin auf die Hand, und die Finger fuhren durch die Haare, als ſuchten ſie nach Gedanken, und dann ſprach er:

„Balzer, mir gefällt's nicht.“

„Die gebratenen Tauben kommen uns nicht in den Mund geflogen“, antwortete der.

Wieder ſtierte der Meiſter als vorhin auf den Tiſch, wo außer und neben der Schüſſel noch etwas lag, ſo wie ein Stück Papier ausſah, darauf Mehreres verſchrieben ſtand. Nun muß man wiſſen, daß Bartz Kuhlemey Geſchriebenes leſen konnte; aber es ward ihm nicht leicht, und es waren mehrere Sätze, mit Nummern davor.

„Tauben iſt kein Fleiſch“, ſprach er nach einer Weil.

„Ein gebratener Ochs iſt freilich was Anderes. Bei der Krönung Kaiſer Friedrichs, ſage ich Euch, briet dort ein Ochs am Spieß, daß Einem das Waſſer im Munde zuſammenlief. Die Fleiſchhauer aus zehn Städten ſagten, ſo was wäre ihnen noch nicht fürkommen. So was kommt in den Städten auch nicht für; die Herren von den Geſchlech-

tern werden ſich hüten, den Bürgern Ochſen zu braten. Darin muß man nun ſagen, ſind die Fürſten großmüthig."

Mit einem ſchlauen Blicke ſchaute da Bartz Kuhlemey zu ſeinem Gaſte in die Höh: — „Nicht wahr, um einen gebratenen Ochſen ſeine Rechte und Freiheiten verkaufen! Das gefiele mir —"

„Wer redet davon. Ob ſich's doch fragt: Wozu lebt der Menſch? Ob, ſich mit dem Wind zu ſchlagen? Oder um Ochſenfleiſch zu eſſen? Die Knochenhauer mindeſtens müßten doch fürs Letztere ſein. — Aber wir waren beim zweiten Punkt."

„Iſt alſo, buchſtabirte der Meiſter in der Schrift weiter — iſt alſo Seiner Gnaden beſtimmter Wille, daß fortan in den Städten die Zünfte ſo gut in den Rath geführt werden, als zeither die Geſchlechter; ſollen gut ſein und fähig zu allen Aemtern, als Kämmerer, Schloßmeiſter, Aeltermänner und Bürgermeiſter."

„Klingt Euch das nicht?"

„Klang, Klang! Erſt muß ich's ſehen, ſprach Bartz. In den Statuten, ſo die alten Fürſten geſchrieben, und ihre Siegel ſind drunter, ſteht's auch ſo. Aber wie ſteht's in der Wirklichkeit?"

„Kommt daher, Meiſter, daß die Gewerke, meine

unſere Väter und Väter-Väter, Schlafmützen aufſetzten, und ließen mit ſich ſpielen. Wir wollen aber nicht mit uns ſpielen laſſen, und unſer Freund, der uns hilft, iſt vor der Thür. Mit ihm ſetzen wir's dann feſt, als es ſein ſoll, wie es uns gefällt."

„Und ihm doch auch!" fiel Bartz Kuhlemey ein.

„Nun ſagt 'mal, warum ſoll's ihm denn nicht gefallen?" ſprach Baltzer Boytin in einem vertraulichern Tone, und rückte einen Stuhl an den Tiſch.

„Ein Fürſt und ein Bürgersmann!"

„Ich meine, die können bequemer mit'nander gehn als ein Fürſt und ein Edelmann oder ein Edelmann und ein Bürger. Zwiſchen denen iſt's ſo ſchichtig, daß ſie ſich nicht mit den Ellenbogen zu ſtößen brauchen. Was kümmert's einen Fürſten, ob ein Knochenhauer zehn Pferd' im Stall hat, und wie ein Edelmann auf die Freite reitet. Was den Edelmann verdrießt, dem Fürſten iſt es recht; ihm iſt's lieb, je reicher ſeine Bürger ſind. Er bleibt doch reicher. Was kümmert's den Fürſten, ob ein Schuhmacher Bürgermeiſter iſt, oder ein Patricier! Er will doch nicht ſelbſt Bürgermeiſter werden, noch ſeine Söhne und Vettern es werden laſſen, noch ſeine Töchter an einen vom Rath ver-

heirathen. Der Fürſt iſt als die Sterne am Himmel; die beneiden uns nicht, ſie laſſen's ruhig gehn, als es uns gefällt."

„Bis ſie 'mal drein hageln und ſchneien."

„Haben wir davon ein Exemplum, Gevatter? Waren nicht die von Anhalt, des Bären Albrecht Brut, die beſten Bürgerfreunde? Beſchenkten ſie nicht die Städte mit Freiheiten und Privilegien; gaben ſie uns nicht Güter und Rechte, daß es der Ritterſchaft ein Dorn im Aug wurde! Und thäten die Baiern, die drauf kamen, anders, und dann die Lützelburger? Was hat Kaiſer Karl, deſſen Andenken die Heiligen ſegnen, dem märkiſchen Lande und ſeinen Städten Gutes gethan. Ihr ſeid ein kluger Mann, Bartz, was hätten die Nürnberger davon, ſo ſie anders thäten? Waren wir nicht ihre guten Freunde, als ſie ins Land kamen, und der ganze Adel fuhr wider ſie auf wie zehntauſend Stachelſchweine. Wir ließen unſere Brücken nieder und öffneten ihnen unſere Thore, wir wärmten ſie und nährten ſie, wir zogen in hellen Haufen mit ihnen, wir zogen ihre ſchweren Feldſtücke durch unſern Sand vor die Raubneſter, und kletterten durch die Breſchen und hieben für ſie Licht und Luft durch die Borſten des Stachelſchweins. Wir wa-

ren ihre natürlichen Bundesgenoſſen, und ſie unſere. Das vergißt ſich nicht."

„Das waren andere Zeiten."

„Richtig, Gevatter. Itzo iſt der Adel wider uns. Meine nicht die Paar, die unſern Gütern auf der Straße auflauern; der geſammte Adel iſt ſcheelſüchtig gegen die reichen Städte, aus Haß. Er flickt uns an, wo er's vermag. Wir brauchen Freundſchaft. Thun's die Städte unter ſich? Pah, auf dem Pergamente ſteht der Städtebund. Im Land iſt er ein Wind; weht da, wo kein Widerſtand iſt. Wir brauchen gute, mächtige Freunde, das iſt die Herrſchaft."

Barz Kuhlemey ſtampfte die leere Kanne auf den Tiſch, worauf ſeine Frau augenblicks erſchien, und ſie aufs neue füllte.

„Die Sache gefällt mir doch nicht", ſprach er nach einem herzhaften Trunke.

„Wie Ihr wollt. Einen freien Bürger kann man zu nichts zwingen. Gehabt Euch wohl, Gevatter!"

„Wo wollt Ihr hin?"

„Zu den Schuhmachern, auf die Herberg."

„Bleibt. Was die Schuſter wagen, das thut ein Knochenhauer auch allemal."

„Nun, es ſind doch tüchtige Leute unter ihnen. Beſonders die Altbüßer. Denen hüpft's ordentlich im Leib, die ſtolzen Herren zu verſohlen auf ihre Art."

„Noch eins, Balzer: Dem Markgrafen kann's doch gleich ſein, ob ich und Du und der Zademack oder wer's iſt, im Rath ſitzt, oder ob die Geſchlechter ſitzen bleiben. Was iſt ihm denn ſo darum zu thun, daß wir ans Regiment kommen?"

„Ihr ſeid ein kluger Mann, Bartz. Jeder liebt ſich ſelbſt zuerſt und zumeiſt, und ich will nicht ſchwören, was der Markgraf thäte, ſo wir Beide, er an der einen Seite und wir Bürger zur andern an der Speckſeite zögen. Aber er iſt auch ein kluger Herr. Er kennt Dich ſo gut als mich, er kennt Jeden von uns, eben als die Sonne auf jedwed Ding ſcheint, weil ſie ſo hoch iſt; wir meinen aber, ſie ſähe nur die Giebel und Kirchthürme an. — Nun ſagt 'mal, wer ſind denn dieſe ſtolzen Herren, unſere gnädigen Gebieter? Aus was Erz ſind ſie goſſen, aus was Stein gehauen? Sind's Bäume oder ſind's Pilze? Alte Bäume fällen, koſtet viel Mühe, man muß bis an die Wurzeln gehen; Pilze ſtößt man mit den Hacken fort. Wie aber nun, wenn der Mark-

graf ſorgte, daß aus den Pilzen Bäume würden! — Sattle doch Deinen Gaul, und reite frühmorgens aus, und wenn Du Abends ankommſt zur Herberg, ſei's gen Mitternacht oder Mittag, Du wirſt noch immer ein Dorf finden, einen Hof, einen Acker, der einem berliniſchen Herren Schoß zahlt. Und ihre vollen Kähne auf Spree und Havel, auf der Oder und ſogar auf der Elbe! Die Schumms, die Roke, die Brakow, die Wyns und die Andern, ſind ſie nicht ſo reich, daß Jeder von ihnen zehn Edelleute in die Taſche ſteckt! Haben Lehngüter wie ein Freiherr, ziehen Schoß und Pächte; könnte ſich Mancher damit eine Stadt kaufen und einem Fürſten es gleich thun. Die, Meiſter, ſind es, die der Markgraf nicht im Regiment will, die's ihm gleich thun möchten an Stolz und Hoffahrt, und reicher ſich dünken als er, der ihr Herr iſt. Reich iſt er nicht, das wiſſen wir Alle. Er kennt dieſe Bürgerherren von Nürnberg her. Dort im Reiche haben ſie Wurzel geſchoſſen, dieſe Patricier, ſitzen auf Tonnen Goldes, ſind verbrüdert und verſchwägert mit Herren und Fürſten, mit Kaiſer und Reich, führen Wappen mit Schilden und Diener mit bunten Röcken, und vertheirathen ihre Fräulein an Grafen und Fürſtenkinder. Möchte Mancher,

der ein Zimmetkrämer war, ſich ein Fürſtenthum löſen. Die fürchtet er."

Als Barz Kuhlemey ſchwieg, fuhr er fort: „Wir ſind noch nicht ſo weit, aber könnten dahin kommen. Sitzt Manchem noch der Mehlſtaub auf dem Rock und die Elle guckt ihm aus dem Aermel. Aber an Luſt fehlt's uns wahrhaftig nicht, und wer kann's ihnen wehren! Wir doch nicht! Kaiſer Friedrich iſt kein Kaiſer Wenzel. Geld aber findet überall ſeinen Weg. Hätte die Zucht, wie unter den Baiern und Lützelburgern fortgewährt, wer weiß, ob die Herren von Berlin und Köln nicht ſchon Reichsfreie wären; wir könnten den gnädigen Herren die Schleppe küſſen, und uns bedanken, daß ſie uns regieren. Da grade mußte des Markgrafen Herr Vater ins Land kommen, und er faßte die Sache anders an, als die vor ihm. Der Adel wollte auch reichsfrei werden. Nun der iſt es nicht geworden. Und unter dieſem, — unſere Stadtjunker werden's auch nicht werden."

Barz ſchnalzte mit der Zunge, und ſtieß das Meſſer in den Tiſch.

„Ihr gebt mir recht. Werden ſollen ſie's nicht, es kommt nur drauf an, wer die Ehr und den Vortheil davonträgt. Ob wir und der Mark-

graf, oder der Markgraf allein. Allein darum handelt sich's. Nun ich sehe, Ihr seid schlüfrig, Gott befohlen!"

„Nicht doch, bleibt."

„Mit dem Adel ist er draußen fertig worden, ich meine sein Vater. Nun aber hat der Adel, der keine Schlösser mehr hat, anfangen, in die Städte zu kriechen, wo es sich warm sitzt. Zählen auch schon eine hübsche Zahl Familien hier, die Buch, Ruthnick, Gröben, Blankenfelde. Lassen sich schon gefallen mit unsern Patriciern das Regiment zu theilen, damit wir noch besser regiert werden. Wir lassen's uns auch gefallen, nicht wahr? Aber der Markgraf nicht — Würden ihm solche Wespennester und Mauselöcher noch lieber sein, als die zerstörten! — Wird's Rindfleisch aufschlagen, Gevatter?"

„Die Nieren thun wir weh. Aber grad so, das gefällt mir doch nicht. Es schmeckt so nach —"

„Hochverrath am hohen Rathe, fiel Baltzer ruhig ein. Irgendwo hinaus muß es doch. Wollt Ihr vorerst noch eine Bittschrift an den Rath versuchen: möchten doch in sich gehn, Vernunft annehmen, aus gutem Herzen uns geben, was sie

uns nahmen mit böſem. Wer weiß, bei Gott iſt kein Ding unmöglich."

„Die Peſtilenz über ſie! Losſchlagen will ich —"

Ein heiſeres widerwärtiges Gelächter machte aus des Gaſtes Bruſt ſich Luft, und ſein Mund verzog ſich ſo breit, wie ſeine Augen klein wurden: „Ihr und losſchlagen! Wann denn? — Wenn's zum jüngſten Gericht läutet. Märkiſch Blut und losſchlagen, ehe die Herren es befehlen! Sagt mir, daß die Spree nach Köpnik fließt, und ich will's glauben, aber nicht daß die Zünfte was durchſetzen. Ihr ſeid keine Wälſche. Ward nichts draus zu den Zeiten der Wardenberge, warum heut? Heda! Dreimal haben ſie angeſetzt ſeit Mariä Reinigung, vor Ferbitz Bude floß ſchon Blut, ehegeſtern war die ganze Stadt auf den Beinen, das Rathhaus zitterte, die Glocken dröhnten, Gott bewahre! Zerbrich Du Deine Knochen, aber es bricht nicht los."

„Es ſoll brechen!" Bartz trumpfte mit der Fauſt auf den Tiſch.

„Das haben ſchon Viele geſagt, und, wenn die Stunde ſchlug, ſich falvirt."

„Morgen ſchon um zehn Uhr?" Bartz hatte wieder das Geſicht auf den Ellenbogen geſtützt.

„Punkt zehn vorm Thor. Der Kurfürſt läßt nicht auf ſich warten.“

„Die werden Geſichter ſchneiden.“

„Mein's auch, Gevatter; aber mehr frohe als betrübte.“

„Warum grad aber hier! Er könnte ſie ja nach Spandow rufen laſſen.“

„Muß wohl ſo Luſt haben. Die Schuhmacher in Alt- und Neu-Brandenburg werden ſich auch nicht freuen. Das Gewerk hier ſoll die Lieferung bekommen für den ganzen Hof.“

„Und, ſagt noch 'mal deutlich, das Rindvieh aus Mecklenburg —“

„Sollt Ihr zollfrei, was ein berliniſcher und kölniſcher Knochenhauer iſt, von der Gränze haben bis in Euer Weichbild. Wie's da geſchrieben ſteht.“

„Das holſteiniſche auch?“

„Ei nun, wenn die Knochenhauer ihm's Thor öffnen, gibt er auch wohl die holſteiner frei. Schlag zehn Uhr werden die Hörner blaſen und die Harniſche raſſeln. Der Rath wird blaſſe Geſichter machen. Was gilt's, ihre Hoffahrt fährt ihnen in die Schuh, und die Rathmannen von Köln und Ber-

lin laufen um die Wette, die Schlüſſel zu holen, und wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt."

„Sie ſollen's nicht, ſprach der Meiſter, und reichte dem Roßtäuſcher über den Tiſch die Hand. Es geſchah mit Widerſtreben, aber er reichte ſie ihm als ein Mann. Die Knochenhauer ſollen die erſten ſein, mein Wort darauf."

Nun war Bartz aufgeſtanden und an den Ofen getreten, und da flüſterten Beide noch Vieles mit einander, wie zwei, die ſich nun ganz verſtehen, und die geſchraubten Worte blieben fort.

„Auf den Henning habt Ihr gerechnet, Meiſter, ſagte Baltzer. Wer hat nicht auf den gerechnet! Aber ſo ſind die Menſchen. Trau Du auf einen! Die ſiebenundvierzig Schock Groſchen, was war das für ein Stock, ſo lang ſie nicht gezahlt waren. Nun, ausgezahlt, iſt's ein Quark. Was hat er davon!"

„Ich habe den Jungen lieb gehabt. Ich hab' ihn auch noch lieb, meiner Schweſter Kind!"

„Kein Laſter ſteckt ſo an, denn Hoffahrt. Ich ſag's Euch, Meiſter, wenn die Rathleute klug wären, ſo gäbe es viele Hennings. Das wird ſo heran gelockt mit Zuckerbiſſen und Streicheln, und um einen Pappenſtiel gibt Einer ſein ſchönes gu-

tes Recht hin. Danken wir unſern Heiligen, daß wir mehr Schumms haben als Rathenows."

„Doch! doch! rief der Knochenhauer, ich hoffe noch auf ihn; der Junge wird ſein Blut nicht vergeſſen."

— „Ich hoffe auch, ſagte Balzer nach einigem Sinnen. Schön wär's geweſen, ſo der Henning die Lärmtrommel ſchlug und ſeine Geſellen das Thor ſprengten. — Wenn's fehlſchlug, war's ein Jungenſtreich, die Zünfte konnten's von ſich weiſen. Er hatte es zu verantworten; würde ſich ausgeredet haben. Und ging's zum ſchlimmſten, er ging ein paar Jahr in die Fremde. Der findet ſich überall."

„Iſt meiner Schweſter Kind, Balzer."

„Der Herr Johannes Rathenow wird ihn nun nicht im Stich laſſen. Iſt ja zum zweiten Male als ein Kind im Hauſe."

„Kreuz und Wetter! redet mir davon nicht."

„Die Leute reden deſto mehr. Er ſitzt Morgens und Abends da, ſpricht luſtige, ſüße Dinge, weiß zu erzählen, Gott weiß was, von ſeinen Jagden und ſeinen Streichen und vom Hofe des Kurfürſten, ſpielt auf dem Brett mit der Jungfer Elsbeth, und der alte Herr lächelt dazu. Das iſt

hübſch vom alten Herrn, klug wollt' ich ſagen. Ja klug ſind die Rathenows."

„Himmel und Hölle! es wird nichts draus."

„Das mein' ich auch, Meiſter Kuhlemey. Eine Rathenow und ein zünftig Kind! Aber er iſt ein feiner Mann, hält die Speckſeite an einer Schnur, unverſehens immer höher, immer höher. Der arme Henning nur thut mir leid. So gut er ſpringen kann, die Speckſeit greift er nicht."

„Und ich will's dem Jungen eingeben."

„Bei Leibe nicht jetzt. Iſt ja unſchuldig Spiel. Heut brauchen wir den Rathenow, und wer weiß morgen, wozu uns der Henning hilft. Nachher, nachher, Gevatter, iſt noch immer Zeit. Kein guter Mann wirft heut ein Meſſer fort, mit dem er noch ſchneiden kann, wenn er auch vorausſieht, daß es morgen ihm nichts mehr nutzt. — Und — ſetzte er hinzu — wir haben Beide heut Anderes zu thun, und keine Zeit zu verlieren."

Barz Kuhlemey nickte ſtumm. Beide griffen nach ihren Mänteln, und gingen in der Stille die Treppe hinunter. Ihr Weg theilte ſich bald, nachdem ſie noch viel an der Ecke die Köpfe zuſammengeſteckt.

Zwölftes Kapitel.

Die Gaſſen, durch welche Baltzer ſtreifte, waren dunkel. Nur aus wenigen Fenſtern der überragenden Giebelgeſchoſſe flimmerte Licht, ein mattes Licht. Es war ein eigner Anblick, eine mittelalterliche Stadt am ſtillen düſtern Abend; die tauſend Ecken, Winkel, Thürmchen, Bogen, von den herausſchießenden Strahlen ſeltſam erleuchtet, wunderbar und ſchreckhaft, heimlich und unheimlich zugleich. Lauter Laterna Magica-Bilder aus den kleinen und großen Fenſtern auf den Mauern drüben ſpielend. Und nun erloſch eines nach dem andern, die Mauern wurden finſter, die ſchwarzen Schatten traten unförmlicher heraus; hier ein heiſerer Abendgeſang, dort ein vielſtimmig Gebet, und hier wieder hörte man ſchon das Schnarchen eines ehrſamen Bürgers durch die dünnen Fachwerkmauern. Um die

Ecke ſchallte das Horn des Nachtwächters, und ſein Abgeſang wetteiferte an Miſstönen mit dem Geheul der Katzen, das auf den ſteilen Dächern laut wurde. Die Schwärmer, die taumelnd und ſingend aus den Kellern kamen, wichen ihm aus.

Heute waren keine Schwärmer auf den Gaſſen. Aber auch Balzer wich ihm aus. Was hatte ein ehrbarer Mann nach zehn Uhr auf den Straßen zu ſuchen, wenn es kein Gelag gegeben, und kein Fackelträger ihm vorleuchtete. Balzer hatte viel Geſchäfte abgethan, durch viele Pförtchen war er eingegangen, und wie ein Dieb oder ein Verliebter wieder hinausgeſchlichen. Nun wand er ſich durch die engen Gäßlein und Winkel um Sanct Nicolas alter Kirche nach dem Oderberger Thor zu, wo ſein Haus ſtand. Da fiel ein heller Lichtſchein aus einem der alten Häuſer auf den Platz und in dem Lichte bewegte ſich ein Schatten. Raſch war er hinter den Roland getreten, daß man ihn nicht ſähe, denn er wollte nicht geſehen ſein. Es war das Haus des Bürgermeiſters, und aus deſſen hellen Mittelfenſtern fiel der Schein auf den Platz und das ſteinerne Standbild. „Der kann auch nicht ſchlafen, murmelte Balzer, und weiß doch nicht, was morgen über ihn kommt.“ Aber der Schatten

im Licht war des Bürgermeisters selbst, der sich ans Fenster lehnte und hinausschaute auf den öden Platz. Darum blieb Balser still hinter dem steinernen Manne stehen, denn jede Bewegung mußte ihn verrathen.

Der helle Schein im Zimmer kam vom Nachttisch, der annoch gedeckt stand, ob die daran gespeist, doch meist schon aufgestanden waren, und die hohen Lehnstühle standen leer. Zween silberne Armleuchter brannten auf dem Tische, und breiteten ein gar wunderliebliches Licht über das niedrige Gemach, und die Schüsseln, Teller und Pokale, verlassen da in einer Unordnung als sie der Maler liebt. Rothbäckige Aepfel und Birnen in bunten Schaalen, ein angeschnittener, wunderlich geformter Kuchen auf der Silberschüssel, die hohen Trinkgläser, der Ehrenpokal der Familie und die weitbäuchigen Flaschen. Mußte es ein Abend gewesen sein im Haus der Rathenews, wo wieder einmal ein heiterer Strahl durch die blinden trüben Fenster schien.

Nur zween Herren saßen noch, und schenkten sich ein aus dem Fläschchen Malvasir, das zwischen ihnen stand, und schlürften wohlgefällig das süße Feuer, indem ihre Augen sich itzt begegneten, itzt bei der Gruppe am Ofen verweilten. Die beiden

Trinkenden waren der Wirth, Herr Johannes Rathenow, und Herr Thomas Wyns. Vorm Ofen saßen schön Elsbeth und der Henning Mellner. Sie knackten Nüsse um die Wette und warfen die Schaalen ins Feuer, und freuten sich, wenn sie knallten und die Funken sprangen, davor sie zurückschreckten, und eins lachte das andere aus, wenn ihm ein Funken aufs Kleid fiel und konnte ihn nicht finden; der andere half dann, und es gab viel Kurzweil, die auch die alten Herren belustigte. Auf der Bank am Ofen aber saß die Muhme Gertraud und ein anderer Mann von gesetzten Jahren. Er war ein weitläufiger Blutsfreund, ein stiller Mann, der zu Tisch geladen ward, so Einer fehlte. Sonst war er nichts.

Die alten Herren mußten schon viel gesprochen haben, aber der Wein hatte sie nicht heiß gemacht. Von vergangenen Zeiten, von ehemaligem Glücke. Herr Wyns hatte viel Erbauliches gesprochen, daß Niemand den Muth sinken lassen müsse; aus kleinen Dingen entstände oft Großes; was man mit dem Fuße fortwürfe, das sei oft ein Schatz. Läßt sich gut predigen, so man im Vollen sitzt, hatte Herr Johannes gedacht. Aber er mußte schweigen, denn Herr Wyns hatte ihm heut Morgen, nach der

Beſtattung des alten Todecke das Geld ſelbſt ins Haus getragen, was er ihm dazumal abſchlug, als er ihn darum bat, um den Henning zu befriedigen, und er mußte beim Juden Baruch, ſo ſchwer's ihm ward, die goldne Kette verſetzen. Warum thut heut Einer aus freien Stücken, was er geſtern abſchlug, und ward um Gottes Willen darum gebeten? **Voluntas hominum variabilis**, ſagt der Lateiner. Vielleicht rührte ihn des Kapuziners Rede, vielleicht waren die Umſtände anders. Die Kölner waren aus dem Rathhaus vor dem Johannes gewichen; die Anklage war zerriſſen, von der ſprach Keiner mehr. Es gab andere Klagen. Und Herr Johannes! Hatte er das Geld nun freudig genommen? Nein, der Thomas Wyns hatte es ihm aufdringen müſſen. **Voluntas hominum variabilis.** Was er von dem Juden genommen, und dem Roßkäuſcher, itzt war's ihm zuwider, es von dem ehrenwerthen Herrn Wyns zu nehmen, der nicht einmal eine Verſchreibung forderte. Bis in die Schlummerſtunde hatte er das Geld liegen laſſen, wo es Herr Wyns hingelegt; dann aber war der Dames, ſein Diener, damit in die Jüdengaſſe geſchickt und hatte ihm die Kette wieder gebracht. War's denn dieſelbe Kette, ungeſchädigt? So, mit zweifelhaften

Blicken, hatte er ſie in die Hand genommen, als habe der Jude daran gefeilt, und die Steine vertauſcht. Das war nicht geſchehen. Und war's doch nicht dieſelbe Kette mehr. Sie war verſetzt, in eines Juden Hand geweſen!

Das, und noch mehr, war Herrn Thomas Wyns itzt beim Glaſe Malvaſir vertraut worden. Wer wenig Freunde hat, und die Stunde iſt da, wo er ſein Herz ausſchütten muß, der ſpricht auch ins Rohr hinein, als wie König Midas vor Alters. Und ſo war's heut Abend dem Johannes zu Muthe. So wehmüthig und bang, und doch auch froh, als müſſe er ſein Teſtament machen. Heut hätte er kein hart Wort geſprochen, kein ſcharf Urtheil unterzeichnet. Und Thomas Wyns, wenn gleich ein ſchwacher Mann, war kein böſer Mann. Er nahm's wie ein Teſtament, und drückte dem Bürgermeiſter die Hand, und ſprach ihm Muth zu: „Ein Traum, ein Traum, Herr Johannes. Nun iſt's vorbei. Habt es wieder, und es iſt wie es war."

„Es wird nichts wieder, wie es geweſen iſt."

„Der Traum iſt erfüllt, Johannes. Was drüber, iſt vom Uebel; meine die unnöthigen Sorgen."

„Aber was werden wird!“

„Was wird denn werden! Wir haben gelebt, und unſere Kinder werden leben, und deren Kinder, bis das jüngſte Gericht kommt. Das iſt aber noch fern. Weiß nicht, wie viel Jahre mir der Pater ſagte. Wir erleben's nicht mehr.“

„Aber wie die Welt im Großen dereinſt untergeht, iſt jedwedem Ding ſeine Zeit gemeſſen, für kleines Ding kleine Zeit, und bleibt nichts bei dem, wo es war, es wandelt Alles, als wie der Reichthum. Die reich waren, werden arm, und die arm waren, werden reich.“

„Ja, ja, man muß das Seine beiſammen halten“, ſprach Herr Wyns.

„Am Recht muß man halten, Herr Thomas! Das allein darf nicht vergehen. Oder kann das auch blühn und welken, als wie eine Staude und ein Baum! — Iſt mir ſo in Sinn kommen, als ich neulich durch ein wendiſch Dorf ritt, und ſaß mir im Weg ein alter Bauer, recht trotzig. Dem gab mein Reitknecht einen Schlag mit der Gerte, daß er mir Platz mache. Brummte der Alte, und ſprach, er hätte ſo viel Recht als ich in der Sonne zu ſitzen. Mein Knecht wollte ihm zu Leibe; der Alte aber war ſehr ſchwach, und mich jammerte es,

ein ſteinern häßlich Geſicht. Ich wehrte es: Bleib Du in der Sonne, ſprach ich, die ſcheint auch aufs Ungeziefer. Das Land iſt unſer. Gehörte das Dorf dem Herrn von Biberſtein, der mir freund iſt. Da grinſte der Alte und brummte: War meiner Väter und Eures nicht. Erfuhr nachgehends durch den von Biberſtein, daß in dem Dorfe Viele wohnten, ſo ſich Nachkommen rühmten der alten Krole und Herren, die frei hier ſaßen und Land und Leute hatten. Seht, Thomas, da kam mir's ſo in Sinn: die waren auch in ihrem Rechte, und wo iſt's heute?"

„Pah! Das waren Heiden, Barbaren, Slaven, was weiß ich. Wir ſind Deutſche, Sachſen; uns haben's die Herren verliehen."

„Die hatten freilich keine Briefe und Siegel!"

„Nichts hatten ſie, waren Hunde."

„Wie aber, wenn wieder ein ander Volk käme, die uns auch jagten, als unſere Väter die Wenden, und austrieben aus unſerm Gut und Rechte?"

„Dafür iſt Kaiſer und Reich, und was geſchrieben ſteht, iſt geſchrieben."

„Die Schrift könnte nichts auslöſchen! Das iſt, was mir oft durch den Kopf geht. Ein Brand zerſtört Archen und alle Urkunden drin, Krieg

kommt ins Land, die Leute vergeſſen's. Und ward nicht mancher Brief zurückgenommen, daran noch ſo ſchwere Siegel hingen. Wie wenn der Markgraf ſelber —"

„Hannes, Ihr träumt noch. Was will der Markgraf uns —"

„Ausgleichen unſern Streit. Aber mancher Richter nimmt ſo viel Bezahlung, daß die Parteien nachher wünſchen, ſie hätten gar nicht geſtritten."

„Pah! Wer wird's ihm geben! Wir oder die Kölner? Ihr ſeid noch verſtört, noch krank. Trinkt, der Malvaſir treibt Euch die Grillen fort. — Der Markgraf mit ſeinen Räthen ſchwitzt itzo, wie er die Sache angreifen ſoll. Er frägt die Abgeordneten aus, hin und her, erſt dieſe, dann jene. Möchte es mit keinem von beiden verderben. Du lieber Gott, was hätt' er auch davon!"

„Mag ſein — und mag auch nicht ſein." Schien's als hätten Beide getauſcht. Es kommt wohl, daß Einer, der nicht muthig iſt, es wird, und dann fliegt er über die Gefahr kühner als der Beherzte, ſo die Dinge und den Widerſtand ins Auge faßt, und prüfend jeden Schritt thut.

„Und wollt Ihr was Neues wiſſen? Die Her-

ren in Köln, als ich mir ſagen ließ von unſern Frauen, reiben ſich die Hände und laſſen die Naſen hängen. Iſt nicht ſo bei ihnen als es ſollte. Herr Bartholomeus Schumm hat nicht mit unterſchrieben die Klage, noch iſt er zu einer ihrer Verſammlungen kommen. Man weiß es nicht warum, ob's Eigenſinn iſt, ob er für ſich was will beſonders, oder thut ihm der Bruch mit Euch leid? Kurz, er brummt und ſpielt den Vornehmen. Sie überlaufen ſeine Thür, die Bergholze und Hoppenrade, und der Mathis ſelbſt iſt dreimal vergebens hingangen. Er antwortet, ſie ſollten ihn in Ruhe laſſen; das ſei nur altes Geſtänk wieder aufgerührt. Nun, iſt das gutes Neues, Herr Johannes? Was ſind die Kölner ohne die Schumms? — Wette drauf, ſie gäben itzt klein bei. Aber holla, Ihr Herren, itzt iſt's zu ſpät."

„Nun iſt's zu ſpät", ſagte Herr Rathenow in Gedanken verſunken, und ebenſo in Gedanken ſtand er vor ſeinem Gaſte auf, was ſich doch für einen Wirth nicht ſchickt. Aber Thomas Wyns nahm's ihm nicht übel. Er ſah, der Mann war noch ſchwach von ſeiner Krankheit, und darum ging nichts Frohes bei ihm ein. Er ſchüttelte ihm die Hand zum Abſchied, denn der Wächter blies die zehnte Stunde: „Legt Euch

ſchlafen, Johannes, Eure Kette habt Ihr wieder, und Niemand wird ſie Euch nehmen, und keine böſe Träume, Mann; denn mein kleiner Finger ſagt mir, morgen wird's anders, und beſſer auch."

Dann nahm Herr Wyns, als ein feiner Mann, auch von der Jungfrau Elsbeth Abſchied, und küßte ihr ſittig die Stirn, und nickte der Muhme zu; gegen den Henning aber hub er ſchelmiſch den Finger: „Du, Geſell, Dir ging's zu gut in Spandow. Haſt mit Fürſten und Grafen verkehrt und Edelfrauen; ſieh mir Einer den Pilz an, dem wir am End nicht mehr fürnehm genug ſind. Aber merk Dir ein Sprüchlein:

Der Schuſter, ſo da bleibt bei ſeinem Leiſten,
Pechdraht heißt er, aber hat Kunden die meiſten."

Und auf der Treppe ganz unten, wohin Herr Johannes ihn geleitet, hub er auch zu dem bedenklich den Finger, und flüſterte: „Wohin ſoll's führen, Gevatter? Der Hahn flattert nicht bis auf Sanct Nicolas Kirchſpitz; aber er ſchreit ſie an."

Der Bürgermeiſter wiegte zuverſichtlich den Kopf in der Krauſe: „Dafür laß ich die Elsbeth ſorgen; ſie iſt des Johannes Kind. Aber ſo er dermaleinſt eine ehrſame Bürgerstochter heirathet, will ich ihm

eine Hochzeit ausrichten, davon die Stadt ſprechen ſoll. Ich war ſein Vormund."

Und ſo ſah er auch aus, als er wieder oben in der Stuben dem Treiben der Beiden zuſchaute. Sie neckten ſich, wie ſie als Kinder gethan, und Elsbeth zog den Jungen auf, daß er gar nicht müd werde, von den ſchönen Frauen zu ſprechen, die er am Hofe geſehen: „Vater, ich ſage Dir, ſie haben's dem Henning in Spandow angethan. Kein Mädchen in der Stadt kommt ihm mehr ſchön für, und er iſt verliebt in ein Ritterfräulein. Weiß nur noch nicht, in welche von Beiden. Denn ſo er von der Eva Holzendorf ſpricht, wird ſein ganz Geſicht roth, aber meint er die Adelheid Pfuel, da blitzt es auf, und er kann nicht Worte finden, wie ſchön ſie iſt. Hüte Dich, Henning, ſo es die Mädchen in der Stadt erfahren!"

Herr Johannes legte die Hand auf Hennings Schulter: „Ei Töchterlein, was Thöriges redeſt Du dem Burſchen nach! Der Henning iſt ein kluger Junge, hat Antworten auf die Fragen des Kurfürſten gegeben, als es ſich ſchickt, und ihm und uns Ehre bringt. Und iſt ſo vernünftig, daß er nicht über ſeinen Stand hinausſchaut. Nicht wahr, Henning, Du weißt, daß Gleich und Gleich ſich ſchickt.

und wer nach den Sternen ſchaut, ſtolpert und fällt. Du loſes Maul, verrede mir meinen Henning nicht, wir ſind wieder gute Freunde. Er iſt kein Thor, in kein Edelfräulein verliebt. Was ſollte ein Fräulein in ſein Haus? Da braucht er andere Arme, die zur Wirthſchaft ſehn und zugreifen, derweilen er draußen — Staatsgeſchäfte treibt. Der Markgraf iſt ſein Freund, wer weiß wozu ihn der braucht! Darum müſſen wir ihn warm halten, hörſt Du, Elsbeth; er kann ein gut Wort für uns einlegen, der Henning."

Das war Spott, aber ein freundlicher, und wie Herr Johannes es ſprach, beleidigte es den Burſchen nicht; zumal als er ihm itzt herzlich die Hand ſchüttelte und ſprach: „Nun geh, 's iſt Schlafenszeit, und nächſter Tage weiß ich was Gutes für Dich. Ich bin noch Bürgermeiſter, und wenn dann noch Dein Herz danach ſteht — nun, für heut genug. Komm nächſtens wieder — frag morgen wieder an. Wer weiß —"

„Ich ſag' doch, ſprach Henning, 's gibt nur einen Hans Ratbenew!" Und er drückte kräftig die Hand wieder, und dann herzlich Elsbeths Hand und ein Blick dabei, ſo treuherzig, daß man dem Jungen gut ſein mußte, und dann nickte er noch

der Muhme Gertraud, und rannte die Treppe hinunter, nicht wie Einer, der vorm Kurfürsten gestanden, und so klug ihm geantwortet, daß es dem ganzen Hofe gefiel, sondern wie der tolle Henning, den Jeder kannte. Unten an der Treppe schrie er noch hinauf: „Komme morgen wieder."

Die Jungfer Elsbeth sah vor sich auf die Dielen und auf das Feuer, das da spielte: „Vater! Kann der Fürst Einen, dem er gut ist, zum Edelmann machen?"

Es war unwillkührlich gesprochen; aber als Beide sich ansahen, waren doch Beide betroffen. Elsbeth ward hochroth, oder war's nur der Widerschein vom Feuer? Aber der Vater war fast erschreckt von dem Gedanken; und ein Gedanke rief den andern auf. „Elsbeth! rief er und schwieg eine Weile. Es ist Jeder, wozu er geboren ward, und ist nicht mehr und nicht minder. Der Fürst ist Fürst. Kann ich ein Fürst werden?"

„Aber sie sagen doch, die Schumms waren vor Alters auch nur Bierbrauer."

„Das ist nicht an uns zu urtheilen, was die Väter unserer Väter geurtheilt haben. Die haben sie aufgenommen als Geschlechter in die Stadt, und sie zu Rathmannen gekürt, und das sind sie. An

uns ist's nicht zu entscheiden, ob die Väter recht gethan, nur darauf haben wir zu sehen, daß wir recht thun."

Und darauf führte er sie an die Wand, wo die Stammtafel hing seiner Familie, ein langer großer Baum; ach mit wie viel Blättern und Aesten in alter Zeit, und itzt waren nur noch zween Schilde, daran kein Kreuz verzeichnet war und ein obiit und Jahr und Tag dazu. Und mit Stolz zeigte er ihr die Männer, die sich hervorgethan, und einen Namen gemacht in der Geschichte der Städte, seinen Vater Matheus, der den märkischen Städtebund gestiftet, den Gerhard, der Bürgermeister war unter dem großen Waldemar, als Köln und Berlin durch sein Werk und seine kluge Rede beim Markgrafen die Hände verschlangen und eine Stadt wurden. Auch den Balthasar, unter dessen Consulat, wie die Urkunden sagen, die steinerne Mauer erbaut wurde um das alte Berlin. Auch den alten Dietrich, einen Mann von Eisen, auf daß Schultern Albrecht der Bär seinen Arm legte, da er müde ward in der Schlacht vom Niedermetzeln, und sprach zu ihm: Du sollst mein Pfeiler sein, und ich will Dein Schild sein. Der saß, ein freier Mann, in dem Ort, so jetzt die Stadt Rathenow ist, und

zog erſt ſpäter unter den Ottos in das alte Berlin, wo er ein Bürger ward. Die Tafel führte bis zurück in die ſächſiſchen Wälder, und waren die Rathenows, auch ehe ſie den Namen führten von dem wendiſchen Orte, freie Männer geweſen, Herren über Land und Leute und gewaltig in den Schlachten, und hold und treu ihren Herzogen, aber nicht unterthänig.

„Gedenke Deiner Väter, ſprach er, und daß Du ein Fräulein biſt, ſo frei und gut als eine in dieſen Marken. Unſer Geſchlecht geht aus, aber es ſoll mit Ehren ausgehn.“

„Und zweifelſt Du daran, Vater!“ ſprach die Jungfrau; und der ſtolze Blick, mit dem ſie ihn ruhig und feſt anſah, ſcheuchte mit einem Male die Wolken fort, die ſich auf ſeiner Stirn gelagert.

„Ich zweifle nicht, mein Kind.“

„Ich bin eine Rathenow, und will's nicht vergeſſen. Doch auf was haſt Du dem Henning Hoffnung gemacht?“

„Was an mir iſt, und ich bringe durch, ſo ſoll er das Fähnlein tragen der Stadt. Er verdient es.“

Als Herr Johannes der Tochter ſeinen Segen gegeben, und ſie hinaufgeſchlüpft war in ihre

Schlafkammer, trat Gertraud vor ihn hin: „Johannes! Johannes! Für wen arbeitest Du, und für wen sorgst Du? Die Todten brauchen Dein nicht, die haben andere Ehre im Himmelreich. Wenn Du Dein Aug' schließest, ist Dein Stamm aus, und neue Stämme sprießen auf. Was willst Du mitgeben Deiner Tochter den Fluch Deiner Väter? Reiß sie los davon, sei ein guter Vater und freue Dich, wenn sie frei wird. Knüpfe sie an das junge Reis, das hoch schießen wird, und Früchte tragen; aber nicht an ein altes, wo der Wurm ist und Fäulniß. Johannes, Johannes, ich sage Dir, Du wirst den jungen Stamm brauchen und Dich drauf stützen, denn worauf Du stehst, ist Eitelkeit und Ungerechtigkeit vor dem Herrn. Es bricht. Nicht das Fähnlein gib ihm, wenn er morgen klopft, gib ihm Dein Kind. Bändige, Johannes, den Hochmuth, denn der Richter klopft an Dein Thor."

Da nun der gute Herr Johannes Rathenow zu seinem Fenster hinausschaute, falteten sich seine Hände, wie ein frommer Mann thut, wenn er allein ist, und sann nach über, was ihm begegnet im Leben, was Gott ihm geschickt und genommen,

und wie sich Alles so wunderbarlich getroffen. Da war's ihm, als ob eine ungeheure Last auf seiner Brust ruhe, schwerer und größer als Sanct Nicolas Kirche, die schwarz vor ihm sich in die Wolken thürmte. Und der Himmel weitete sich immer mehr und mehr, aber schwarz, und die Kirche wuchs, eine dunkle Masse, da hinein, und schier brach ihm das Herz und der Athem stockte. Und es war ihm, als bete er in tiefster Seele zu dem Heiligen und dem Gott, der über den himmlischen Heerschaaren thront, daß er die Last von ihm nehme. So hatte er nie gebetet; auch wurden es itzt nicht Worte, nur stumme Gedanken waren's, die wie ein leiser Blutstrom durch seine Adern rieselten, und ihm war wohl und weich zu Muthe. Wer gab's ihm ein? Der Johannes Rathenow nicht, der so vor die Bürger trat, und so vor dem Rathe sprach, der vor Gefahr nimmer das Aug' abwandte. Der war nie weich gestimmt. In ihm sprach ein Anderer. Aber wie's so recht innerlich in ihm betete, da wuchs auch der Roland vor ihm in den Himmel, mit dem Schild und Schwert und dem ungestalten, steinernen Angesicht. War's schon häßlich, da es klein ist; da oben, groß, ward's ein gräulicher verwitterter Steinklumpen, keine mensch-

lichen Züge dran, und es trat hohnlachend zwischen ihn und den Herrn und seine Engel: „Hannes, was willst Du bei dem? Ich bin das Recht, ich Dein Heiliger, zu dem Du beten mußt. Die Andern hören's nicht." — Zu dem steinernen Grauengesicht konnte er nicht beten. Er drückte die Augen fest zu: — „O Herr und Heiland, der Du um unserer Sünden willen gestorben bist, scheuche das Gespenst, das mir den Weg zum Throne Deines Vaters vertritt, um der Fürbitten willen Deines heiligen Apostels Nicolaus!" — Da schrumpfte der steinerne Mann sichtlich zusammen, und da Johannes die Augen aufschlug, war er so klein denn vorhin, und es rauschte — und er entfloh in das dunkle Gäßlein. Herr Johannes schlug ein Kreuz vor der Brust, und er athmete tief auf — er hatte es gesehen, deutlich, einen Eid konnte er ablegen, ob doch der Roland itzo wieder, als vorhin, dastand, ruhig und klein, aber es war nicht das todte Steinbild, das ihn erschreckte.

Johannes Rathenow war ein Mann, der auch um Mitternacht über einen Kirchhof ging. Und vor jedem Gespenst, das ihm in den Weg trat, hätte er ein Kreuz geschlagen, und ihm dann ins Angesicht geschaut. Aber es kam ihm nicht vor,

denn die Geiſter lieben mehr Nervenſchwache als Nervenſtarke heimzuſuchen. Aber lebe da Einer in dem alten Hauſe, im Winkel um Sanct Nicolas, wo die Mittagsſonne kaum auf die Steine ſcheint und die alten Mauern feucht ſind, lebe da Einer lange Jahre beiſammen mit der alten ächzenden Wahrſagerin, der Gertraud, einſam wie er, und brütend über ſeinen Kummer und die Verredung der Menſchen, da wird wohl auch der Stärkſte ſchwach, und ſieht Geſichter. Noch auf ſeinem letzten Lager hat Johannes Rathenow geſchworen, daß er den Roland ſich bewegen ſah, und um die Ecke huſchen, in die Nagelgaſſe hinein. Und er hat nicht erfahren, daß es nicht der Roland war; ſondern der Baltzer Bontin war es, der hinter dem Bilde ſtand, und ihm graute endlich, und er machte, daß er fortkam. Baltzer, der hat es nie ausgeſagt; denn was brauchten's die Leute zu wiſſen, daß er da gelauſcht hatte.

Kaum daß Herr Johannes unter ſeinen Kiſſen lag, und er eilte, daß er dahin kam: als die Hausglocke heftig ſchellte; aber er richtete ſich nicht auf, ſondern vergrub ſich unter der Decke, denn ſo die böſen Geiſter einmal angefangen ihr Spiel

zu treiben, dann hören sie so bald nicht auf, die armen Erdenkinder zu necken, und er that als ein vernünftiger Mann, daß er nicht aufstand und nicht horchte, sondern sein Ave Maria betete, bis es wieder still ward und er einschlief.

Dreizehntes Kapitel.

Das war die Nacht vom Sonntag Reminiscere auf den Montag drauf, und war's der vierundzwanzigste Februar des Jahres 1442 nach Geburt unsers Herrn und Heilandes.

Wüßte nicht, daß dies eine Nacht sei, wo die Geister absonderliche Macht haben. Auch war das Klingeln kein Spuk, noch thaten's muthwillige Buben; denn so das dazumal schon zum alten Berlin vorgekommen wäre, was itzo, Allen sei's geklagt, zum neuen Berlin allnächtlich vorkommt, mindestens sagen die Chroniken nichts davon, und hatten auch die meisten Häuser keine Glocken, sondern eiserne Klopfer: so würde doch kein Bub sich's unterstanden haben, dergleichen Kurzweil an des Johannes Haus zu treiben. Man schilt wohl auf den Bürgermeister, und hat ihm, wenn's Volk hitzig war,

Steine an den Kopf geworfen, aber ihn so bübisch zu necken, das traute sich Keiner. Auch daß man eine Katze an die Klingelschnur band, wie die losen Buben itzo thun, und es klingelt die ganze Nacht durch, und die Leute wissen nicht, was es ist, das wagte doch Keiner. Wär' das vor den Schultheiß kommen, den Taugenichts hätten sie peitschen lassen, daß ihm das Wiederthun versalzen wäre.

Nein, es war ein Eilbote, der so scharf an der Glocke zog. Kam aus Alt-Brandenburg, aber war durch den Teltow geritten, denn über Spandow, die grade Straße konnte er nicht nach Berlin kommen, was seinen Grund hat, hatte also einen großen Umweg machen müssen, und sein Roß schier zu Tode geritten. Er ließ es draußen bei Sanct Gertraud am Thor, das nach dem Teltow führt, stehen, und war, weiß Gott wie, ins Thor hinein kommen. Denn die kölnischen Herren waren doch sonst nicht so gefällig, daß sie die Botschaften durchließen bei Nachtzeit, so nach Berlin gingen. Das Schreiben, so er brachte, war von Niclas Perwenitz, dem brandenburger Rathsherrn, und hatte er's ihm auf die Seele gebunden, daß er's noch am Sonntag dem berliner Aeltermann bringe. Aber

iſt's jederzeit ſchlimm, wenn eine Obrigkeit ſich vor Geſpenſtern fürchtet. Hätte Herr Johannes ſich nicht unters Ueberdeck verkrochen, als es ſo laut ſchellte, ſondern wär' ſelbſt aufgeſprungen, und hätte ſich erkundigt was es war, und noch in der Nacht den Brief erbrochen, ſo wäre vielleicht Manches anders kommen; er war der Mann dazu, wenn es ſchlimm ging, zum Rechten zu ſehn und zu thun, was noth war. Aber nachher war's zu ſpät, und die Dinge wuchſen ihm über den Kopf.

Muhme Gertraud, die für ſich die Nacht zum Tag macht, und mit ihren Schlüſſeln und dem Gebetbüchlein noch immer Trepp auf Trepp ab wackelt, wenn Alles im Hauſe längſt ſchläft, die öffnete dem Boten die Thür und nahm ihm das Schreiben ab. Der Mann ſagte wohl Alles, was ihm aufgetragen war vom Herrn Perweniy, und wollte es dem Bürgermeiſter ſelbſt einhändigen, aber er war an die Rechte gekommen, die thut was ſie will, oder ſie ſagt, was der Geiſt ihr eingibt. Schön verſprach ſie's, dem Herren das Brieflein auf der Stelle zu bringen, aber den Boten ließ ſie nicht über die Schwelle; ſie ſchlug ihm die Thür vor der Nas zu und hieß ihn morgen wiederkommen, ſein Botenlohn zu holen. Daß er draußen

ſchimpfte und fluchte, war ihr ganz gleichgültig. Auch daß er ſagte, mit Luft ſpeiſe man in einem ordentlichen Hauſe keinen Boten ab, der zwölf Meilen geritten und mehr, und laſſe ihn nicht auf den Steinen ſchlafen. Sie ſchrie ihm 'raus, bei Nacht klopfe man an kein ordentlich Haus, und ein Bote, den man einlaſſen ſoll, müſſe bei Tage kommen. Der Bote fluchte noch lang, bis er ſich eine Herberg ſuchte; ſie aber murrte eben ſo lang, und beſah das Schreiben von allen Seiten, als ſie die Treppe wieder hinaufflieg.

„Was wird's ſein! ſprach ſie für ſich. Eitel Irdiſches von Stolz und Hochmuth! Der Johannes ſchläft itzt, und da iſt Gott bei ihm; und wann er aufwacht, iſt Zeit genug, daß er's lieſt.“

Das ſagte ihr der Geiſt. Hätte aber Herr Johannes noch gewacht, dann hätte ſie's ihm doch gegeben, aber als ſie die Thür leis aufmachte, ſchlief er feſt, und ſie legte ihm das Schreiben auf den Tiſch. Ja hätte ſie gewußt, wie der Herr am Morgen, als er aufſtand und das Brieflein fand, und es las, gezittert, er der ſtarke Mann, und wie voll Zorn dann ſeine Adern ſchwollen, und er an der Glocke riß, als wäre Feuer, und ſich in die Kleider warf, und ſchrie und befahl, und Bo-

ten aussandte, sie hätte doch nicht dem Geist gehorcht, sondern gethan, was sie dem Boten versprochen.

Nun traf es sich aber unglücklich, daß Herr Johannes an dem Morgen später aufstand, denn gewöhnlich. Es war nämlich ein starker Nebel am Himmel, und war trüb im Zimmer. Da war hohe Zeit, und konnte er nicht einmal die Muhme schelten, wie sie es verdiente, so viel Nöthiges war zu thun, und kaum, daß er in den Kleidern war, ohne sein Morgensüpplein, ja ohne daß er von der Tochter Abschied nahm, die auch erst von dem Geräusch erweckt wurde, stürzte er fort, und in einer Hast über die Straßen, wie es sich für keinen Bürgermeister schickt. Zuerst zu Konrad Ryken, der nahe wohnte, und war Herr Johannes seit zwanzig Jahren und darüber nicht in dessen Haus kommen, und jetzt trat er ein ungemeldet, dann zu den Wyns, den Heidecken, Gott weiß, wo alles er anklopfte und an den Glocken riß, und die Herren waren so erstaunt als er. Dann erst rannte er nach der langen Brücke; aber nicht allein. Es waren schon viele gute Herren um ihn, so ihn begleiteten. Auch nach Köln hatte er geschickt, selbst zu Denen, die seine Feinde wa-

ren. Die drüben mußten's aber auch schon wissen. Das Rathhaus war schon voll, und die Gassen auch, und die Brücke, und er mußte sich durcharbeiten. Aber heut war es anders als neulich. Es war ein stiller Aufruhr, und viel ängstliche Gesichter. „Kinder, wie Gott will! rief er. Aber laßt den Rath durch. Ohn den Rath sind wir Alle verloren."

„Was ist's? Was ist's?" rief auch Elsbeth, als sie nun wie ein Reh schnell die Treppen hinunter gesprungen kam, aber der Vater war schon fort.

„Weiß es nicht, Kind. 'S ist außer dem Hause was."

„Und mir nicht guten Morgen gewünscht."

„Ei soll der Vater dem Kind zuvorkommen? Nun, nun, 's wird nicht so schlimm sein, höre da schon den Henning die Treppe heraufkommen. Er singt."

Und war's wirklich, als ob der Singvogel, der den Morgen anruft, ihm noch auf den Lippen saß, so trat der Junge ein; und sein Gesicht das war ein Spott dem grauen Tag und dem feuchten Februarnebel. Glänzten seine Augen wie Maiensonne auf Wiesengrün, und sein Gang und wie er sich trug, als hätte er Flügel, um in die Luft zu steigen.

„Grüß Dich Gott, schön Elsbeth.“

„Dich wieder!“ sprach sie, und schüttelte ihm die Hand.

Und da überhört' er's ganz, der thörige Junge, daß sie ihm sagte, der Vater sei schon fort, und ihn fragte, was es in der Stadt gebe? Er, der allzeit voran ist, wo es Lärm gibt, wußte heut nichts davon, daß es laut ward, hatte nichts gesehn von den Leuten, die ihm auf den Gassen entgegenkamen, und die ihn fragten, hatte er nicht gehört. Mußte ihn Elsbeth itzt bei der Hand ans Fenster ziehen, wie die Leute um die Buden standen, und hin und her liefen, und einige Krämer schlossen ihre Buden, gleich als wie sie thun, wo sie einen Auflauf fürchten.

„Was schiert's mich, sprach er lachend, und schaute ihr ins große blaue Auge, daß sie ihres senkte. Bin darum nicht kommen.“

„Warum kamst Du?“ fragte sie, und schlug ihre Augen kaum wieder auf.

„Ich komme, weil Dein Vater mich beschied“, sagte er, und lachte wieder so recht innig, daß es ihr fast bang wurde. So hatte sie ihn noch nicht gesehn. „Will mir was Gutes sagen, Dein Vater.“

„Ach Du armer Junge!“ dachte die Jungfrau.

Und es ward immer lauter draußen, Haufen Volkes zogen nach der langen Brücke; andere entgegen, es wogte und wühlte; sie schrieen und holten Waffen, die Kramleute alle schlossen ihre Läden. Die Muhme an dem Eckfenster schlug die Hände über den Kopf. Einige sprachen von Feinden vorm Thor, Andere vom Kurfürsten.

„Der Kurfürst! rief Elsbeth. Was soll der Kurfürst!“

„Der Kurfürst ist ein herrlicher Mann, sagte Henning, er ist aber auch ein guter Mann. Was gilt's, so ich ihn bäte, er wäre mein Brautbitter.“

Die Jungfrau sah ihn ängstlich, aber mit Theilnahme an: „Henning, wie Du redest! — Haben die Leute doch recht, die meinen, sie hätten Dir was in den Kopf gesetzt in Spandow? Du bist mein lieber Jugendfreund, Henning, gewiß es thut mir um Dich leid, wenn Du Dir was einbildest. Aber Du bist auch ein gescheuter Junge. Geh mir, der Kurfürst Dein Brautbitter! Da müßte wenigstens eine Grafentochter Deine Braut sein.“

„Mag keine Grafentochter! Können mir alle Grafentöchter verbert werden. Ich will ein Kind aus der Stadt, ein prächtig Kind, mit blauen

Augen und blonden Locken wie Du. Trägt die Nas etwas hoch, wie Du. Ei das lieb ich, des Henning Frau soll nicht zu Boden sehn. Ich lieb sie von ganzer Seele und aus ganzem Herzen, und so hab ich sie geliebt, als ich noch so klein war, und sie so klein —"

„Narr! sagte Elsbeth, aber es klang nicht bös. Die kenn ich auch, die mag Dich aber nimmer."

„Was gilt's! Schlag ein, sie will mich."

„Henning! Was willst Du?"

„Die Hand."

„Nimmermehr."

„Und die muß ich haben, die werd ich haben."

„Herr Gott, wie die Leute draußen stürmen, höre doch."

„Laß sie stürmen; in mir stürmt's auch. Ich möchte mich auf ein Roß setzen, das Flügel hat, und über die Mauern setzen, ich möchte so groß werden wie der Roland, und mit dem Kopf die Decke einstoßen. Zurufen möcht' ich allem Volk: Was streitet Ihr um 'nen Haderwisch; ich bin glücklich. Fassen möcht' ich die Spitze von Sanct Nicolas, und die von Sanct Peter mit der andern Hand, und wie zwei Reiser zusammen biegen."

„Henning, Du rasest."

„Rase nicht, habe Dich ja vor mir. Der Vater, der Vater, nun kommt er nicht bald —"

„Sie stürzen nach den Glocken, was ist's? — Der Vater ist fort."

„Bin bei Dir. Weißt Du, wie viel Freunde ich habe? Wenn ich pfeife, kommen sie in Schaaren, und wollte sehen, wer Dir und mir was anhätte. Bin aber nicht mehr der tolle Henning Mellner, bin itzt ein vernünftiger Mann, ganz geheilt, o Du sollst Wunder an mir erleben. Soll Alles sein, was ich thue und rede, für Dich. Will Dir und dem Vater Ehre bringen und mir auch. Und wer weiß, wenn der Markgraf will — Wie eine Königin sollst Du in meinem Haus gehalten sein; mein Haus, o denke nicht an das kleine alte mit der engen Thür, baue eins auf meinem Platz in der Stralower Straße, das soll sich mit jedem messen um Sanct Marien, ein Thor soll's haben mit zween Pfeilern und zween Heiligen davor in Holz geschnitten, und Du sollst hineingeführt werden mit Pfeifen und Geigen, mit Sang und Klang."

„Armer Henning!"

„Nichts arm. Bin reich, viel reicher als ich dachte. Hab's gestern Nacht überschlagen; was

kümmerte mich's Rechnen bis da! Aber nun, nun soll das anders sein. Hans Rathenows Tochter soll sich nicht zu schämen haben. Will nicht mehr in die Keller gehn, nicht hinter allen Aufzügen sein, nicht die Schellenkappe tragen, nicht schreien und pfeifen, ein Bürger will ich werden, ein ordentlicher guter Bürger, um meines schönen, lieben, herrlichen Gemahls willen."

Da faßte sich die Jungfrau, und ihre Brust hob sich. Sie schaute ihn ernst an, aber es war im Stolze auch Theilnahme.

„Henning, das geht nicht."

„Liebst mich nicht?"

„Hab' Dich geliebt recht sehr, und liebe Dich noch, denn Du bist gut, und gönne Dir alles, alles Gute; will auch, wenn Du eine Jungfrau findest, die Dein werth ist, und Dir gleich, sie lieben und schmücken und, willst Du's, ihre Brautjungfer sein —"

„Aber, — Elsbeth, allerliebste, allerbeste Elsbeth —"

Sie schüttelte den Kopf: „Geh nachhaus, guter Henning, und mach Dich nicht närrisch vor den Leuten."

Er fuhr mit beiden Händen über den Kopf,

als wollte er ſich die Ohren öffnen, um zu hören, was ihm nicht möglich ſchien, oder um ſich die Sinne zu ſtärken für etwas, das zu ſtark war. Eine Glocke, die ſprang, das hätte nicht ſo geklungen.

„Elſe — wenn mir das ein Anderer ſagte — Du haſt's auch nicht geſagt, Du ſollſt, Du darfſt es nicht geſagt haben. Ich will's nicht gehört haben. O ſprich noch einmal.“

„Es iſt ſo, Henning.“

„Warum? — Es darf nicht ſo ſein. Warum närriſch! All Ihr Heiligen! Ich habe auch Augen, ich habe Ohren. Ich ſah es ja, ich hörte es ja, was Dein Vater ſprach. Haſt Du gelogen, als Du mir nickteſt, mir die Hand drückteſt? Log er, als er mir die Hand ſchüttelte, als er mich her beſchied, je eher, deſto beſſer. Wollt' er mich aufziehn, mich, meines Vaters Sohn, der ihn am Cremmer Damm — nein, wer das vom Johannes ſagt, iſt ſein Feind. Der iſt ein Ehrenmann —“

„Er iſt Dir gut, herzlich gut. Und er beſchied Dich, weil er thun will, was an ihm iſt, daß ſie Dir der Stadt Fähnlein in die Hand geben, weil er meint, daß Du's werth biſt.“

„Das Fähnlein! rief Henning. Die kalte Stange

statt der warmen Hand. Das kann der Schmidt Tydecke auch halten, der Metzger Beerbom so gut als ich. Das Fähnlein war's, heiliger Christ! Das Fähnlein mag ich nicht, nun gar nicht. Dich, Elsbeth, will ich, Dein bin ich auch werth. Gewiß und wahrhaftig. Es kann Niemand so mit ganzer Seele Dich lieb haben, als wie ich. Bin ich Dein nicht werth? Zeig mir Einen, der's mehr ist. Bin guter Eltern Kind, kein Bankert ist in meiner Familie, als weit wir rechnen, hab Haus und Hof und Leute, brauch nicht die Hand zu rühren, wenn ich nicht will. O Du solltest — ach Gott, ich weiß nicht was! — Sieh, Elsbeth, war's nicht um Dich, ich wär längst hinaus aus diesen Mauern. Sind mir zu eng, zu schmutzig, zu dunkel. Haben schlechtere Leute als ich ihr Glück gemacht in der Welt. Im Reich brauchen sie Leute. Ward Mancher ein Hauptmann und Obrist, der keine Schilde vor sich hat. Ist das schlechter, als daß Väter den Bottich rührten? Du, Du allein hast mich hier gekettet, daß ich hier blieb, und nichts bin. Du ganz allein. Herzallerliebste Elsbeth, was hab ich Dir gethan?"

Die Jungfrau, die so hoch vor ihm stand,

mußte ſich doch da eine Thräne aus dem Aug wiſchen.

„Ach Gott, wenn's doch anders wäre!“

„Iſt's nicht anders worden? Der liebe Gott und die Heiligen ſelber haben's ſo gefügt. Iſt nicht Dein Vater auseinander mit den Schumms? Weißt Du, Elsbeth, das hat mich auch gar nicht bang gemacht. Du und der Melchior, das ging gar nicht an. Nein nimmermehr. Und bin ich ſo ſchlecht für Deinen Vater! Kann ich ihm nicht helfen? Weißt Du, wie er ſteht zur Stadt? Haſt Du's gehört? Wo ſind ſeine Freunde? Weg wie der Wind, weil's mit dem Reichthum aus iſt. Ich, o ich wollte, die Rathenows ſollten wieder zu Ehren kommen — ſo hoch, ſo groß, daß die ſtolzen Herren vor ihnen —“

Da, wie ſich Henning mit dem Hut auf die Bruſt ſchlug, denn er war wie außer ſich, kam die Jungfrau, die vorhin, wie er ſo herzinnig ſprach, nicht wußte, wie ihr geſchah, wieder zu ſich:

„Henning Mellner! Mein Vater hat Freunde, die ſind mehr werth als Deine, und braucht Johannes Rathenow deren nicht, um in Ehren zu ſtehn.“

„Elsbeth, heiliger Chriſt im Himmelreich, ſprich

nicht so. — Wer sind seine Freunde? Nenne sie, ob Eines Herz so treu schlägt als meines."

Da zeigte sie auf die Wand, wo alte Bilder hingen, und auf die Stammtafel: „Das sind seine Freunde. Die Herren von Rathenow, eine alte edle Familie, die hat nie aus der Art geschlagen." Und nun griff sie, es war Stolz und es war auch etwas Besseres, seine Hand, und schaute ihn groß an: „Es schickt sich nicht, Henning, gewiß und wahrhaftig es schickt sich nicht. Geh und arbeite und bleibe gut, aber ein zünftig Kind kann nimmer in die Geschlechter heirathen. Ich bin eine Rathenow."

„Nimmer, nimmer?" rief er, und drehte und knüllte seinen Hut. Er zitterte und sein Aug war naß.

„Der liebe Gott hat's so gemacht."

„Der liebe Gott, Elsbeth! Elsbeth! Was hat der liebe Gott mit den Zünften und den Geschlechtern zu thun."

„Geh zuhaus, Henning, sprach sie, den Kopf abgewandt, schnell zuhaus, eh der Vater kommt, eh er's hört."

„Er soll's hören!" rief Henning außer sich, und dem muthigen Jungen schlug das Herz, wie ein

Hammer in der Mühle, die Stube tanzte um ihn einen Ringeltanz, vor den Augen war's ihm schwarz und blau; die Glocken stürmten, er hörte sie nicht.

„Gebenedeite Jungfrau, hörst Du nicht, Henning! Aufruhr! Brand! Die Stadt geht unter."

„Laß die Stadt untergehn! Es sind Zünfte und Geschlechter."

Aber etwas hörte er itzt, einen lauten Schrei der Angst, den Elsbeth ausstieß, als sie nach der Thür blickte:

„Henning, ich sagt' es Dir ja", sprach sie, und verschlang die Hände.

„Was soll ich nicht hören!" rief eine Stimme, und Johannes Rathenow, der Bürgermeister, stand vor ihnen. Das war wohl ein Anblick, der einen Andern erschreckt hätte. Glühend roth sein Gesicht, die Adern geschwollen, tiefe Zornesfalten auf der Stirn und Feuer in den Augen, und um den Mund Entschlüsse spielend.

Da Beide schwiegen, rief er: „Thöriger Junge, ich hab's gehört, und will's doch nicht gehört haben. Ist dazu itzt Zeit? — Hinaus, wer die Stadt liebt!"

Henning hatte nur Worte gehört, nicht den

Sinn. Von Liebe hatte er gehört: „Johannes! sprach er, und hob die Hände bittend. Vater Johannes, Du haſt mich lieb gehabt, ob ich ein zünftig Kind war. Herr Gott, das iſt nicht Dein Wille, was die Jungfrau ſprach.“

„Gut, daß ſie wie mein Kind ſprach. Biſt Du ein Mann, Deines Vaters Sohn! Wie ein Weib betteln und zittern! Liebesgewäſch, indeß Feindesharniſch vor den Mauern klirrt! Kann ich's ändern, daß ſie ein Fräulein iſt und Du ein Raſchmacher!“

„Ich zittre nicht, Johannes; bin kein Weib. Kannſt Du's nicht ändern? Kann nicht leben ohne die Elsbeth. Ich muß ſie haben.“

„Mußt, mußt! Herr, Junge, Narr! Willſt Eiſen freſſen und den Mond herunter holen.“

„Sag's noch einmal, Johannes.“

„Sage Dir: Ehe nicht da der Roland von ſeinem Geſtell ſpringt, und durch die Stadt ſpaziret, kriegſt Du mein Kind nicht. So wahr ich meiner Väter Sohn bin. Verſtanden!“

Henning ſtand ſelbſt ſo ſteinern wie der Roland da. Aber doch ſah er noch einmal auf die Elsbeth hinüber, und es flüſterte von den Lippen ein: „Auch Du?“

Und da ſie ſprach, — es ſollte freundlich klingen, aber es raſpelte als eine ſcharfe Säge durch ſein Herz: „Sei ein Mann, Henning, der Stein geht niemals fort“ — da ſchüttelte er ſich, als wollte er zeigen, daß er nicht Stein war, er faßte mit den Armen die Luft, ein Blick voll Zorn, Verlangen, Haß, Liebe auf die Jungfrau, ein zweiter auf den Vater, und dann ſtürzte er fort.

Aber ehe das geſchah, nämlich daß der Bürgermeiſter in ſein Haus zurückkehrte, war Vieles vorgegangen, das wir im nächſten Kapitel erzählen wollen.

Vierzehntes Kapitel.

Als gesagt, so war das Rathhaus schon voller Leute und die Herren im Saal, als der Bürgermeister sich Platz machte mit seinen Freunden. Die wußten Alle, was es galt, und so ernsthafte Gesichter haben sich selten angeschaut. Und zu ihrer Ehre muß man's sagen, heut war es nicht, wie ein Reichstag in Polen. Sie schrieen nicht, daß Einer dem Andern das Wort nehme; vielmehr wo Einer sprach, schwiegen die Andern, und drängten hinzu, und steckten die Köpfe zusammen. Sah es doch fast aus, als sei der Rath theuer im Rathhaus.

Auf dem Treppenabsatz, es waren nur noch ein paar Stufen bis oben, da stand Herr Bartholomeus Schumm; er verschnaufte. Denn er war fast gerannt und die Treppe war steil. Halb saß

er, halb lehnte er auf einem Geſimms, die Hände vor ſich geſtützt auf dem Goldknopf ſeines Stockes, und der dicke Schweiß lief ihm von der Stirn. Izt aber, als Herr Johannes herauf kam, ſah er ihn eine Weil an, und dann nahm er die rechte Hand vom Stocke und hielt ſie ihm hin:

„Gott grüß Dich, Hannes!“

„Bartholomeus, grüß Dich Gott. Freut's mich Dich zu ſehen“, entgegnete Herr Rathenow.

Und Beide ſchauten ſich eine Weil ins Aug, bis der Bürgermeiſter ſagte: „Glaubte, wir ſollten uns nicht wieder ſehen. Aber Noth bricht Eiſen und kittet Freundſchaften, ſo gebrochen waren.“

„Pah! ſprach Herr Bartholomeus. Wüßte nichts, was gebrochen war. Daß die Weibſen beim Tanz ſich in die Haare kriegten, was ſchiert das Männer.“

„Dank! Dank Euch, ſprach Herr Johannes. Dachte, 's hätte Euch was geſtochen.“

„Mich! So ein Floh mich ſticht, faß ich ihn, ſo eine Laus mich beißt, knack ich ſie, und ſo eine Wanze mich ankreucht, werf ich ſie in den Topf. Wer ſonſt könnte den Bartholomeus Schumm ſtechen!“

Da ſchauten ſich Beide an, faſt lächelnd, und

drückten ſich feſter die Hand, und ſo ſtiegen ſie ſelbander die Stufen hinauf. Die es ſahen, freuten ſich. Und auch Herr Mathis Blankenfelde, der oben an der Thür ſtand, er freute ſich grad nicht, aber ihm war's nicht unlieb. Denn ſeine Stadt liebt doch ein Jeder, wenn er auch tückiſch iſt und neidiſch und krumme Wege geht.

„Das wird ein ſchwerer Tag werden", ſprach Herr Johannes, als ſie hinaufſtiegen.

Der Schumm brummte was in den Bart.

„Er hat eiſerne Zähne", ſprach der Bürgermeiſter.

„Kirchenmäuſe! brummte der kölner Rathsherr. Wollen unſere Speicher ihnen ſchließen."

Und als ſie eintraten, die beiden Herren, ſtunden Alle auf, und machten ihnen Platz, und gleich als wäre er nicht verſtrickt worden, und die Anklage gegen ihn gar nicht geſchrieben, und als hätten ſie vergeſſen, was neulich am Montag nach Kato mihi hier geſchehen, ließen ſie ihn zu ſeinem Platz, und es war ſtill, daß man eine Nadel hätte fallen hören, als er anhub:

„Gott und ſeine Heiligen ſeien mit uns und unſern Städten, Ihr wißt's!"

Nun riefen Einige: „Wir wiſſen's!“ Andere: „Sprecht! Redet!“ und nun ward es laut.

Und der Bürgermeiſter verlas den Brief, ſo ihm Niclas Perwenitz aus Brandenburg in der Haft geſchrieben, darin er den Städten vermeldete, wie der Markgraf und Kurfürſt, nachdem er die Klagen gehört, der Einen wie der Andern, der Berliner und der Kölner, der Gewerke und der Rathmannen, mit ſeinen Rittern, Räthen und Herren im Geheim viel geſprochen und berathſchlagt, und darauf geſprochen, er wolle das Weſen nicht länger dulden, und ſolle es biegen oder brechen, und wolle er zerreißen das Band, das die trotzigen Städte zuſammenhalte, und ihnen das Regiment nehmen, das ſie nicht zu führen verſtünden, als zum gemeinen Schaden. Und habe er die Thore ſchließen laſſen von Spandow, daß Keiner die Nachricht austrüge, denn er wolle kommen mit ſeinen Mannen und Reiſigen, und als Landesherr die Schlüſſel fordern, und daß ſie ihm das Thor öffneten, ſo die Starrköpfe vor ſeinem Vater zugeſchlagen. Und alle Ritter hätten dazu gejauchzt, und alle Räthe geſprochen, es ſei recht, und alle Fürſten, die bei ihm ſeien zum Hoflager, hätten ihm die Hand gedrückt und ſich gefreut, als ging es zum Türken-

zug. Von einem vertrauten Mann am Hofe hatte es heimlich Niclas Perwenitz erfahren, und alsbald geſchrieben und einen Schnellreiter geſandt, daß die Botſchaft noch zum Rechten treffe. Denn Montag nach Reminiscere habe der Kurfürſt geſchworen, wolle er reiten vor die Stadt, und den Harniſch nicht von den Gliedern thun, bis ſie ihm geöffnet und die Schlüſſel gebracht.

Ausleſen konnte der Bürgermeiſter den Brief nicht, denn es überſchrie ihn von allen Seiten. Hier Unwillen und Zorn, da Furcht und Schrecken. Und war beides getheilt, hüben und drüben, nicht mehr, daß die Spree die Gränze machte. Unter den Muthigen war nun natürlich obenan Pawel Strobant. Der war ſchon erſchienen mit einem Kuiraß um den Leib und ein eiſern Hemd drüber, eine Stahlhaube auf dem Kopf und ein langes Schwert an der Seite. Eigentlich ſchickte ſich's nicht, ſo in den Rath zu kommen; wer aber fragte heut danach! Er zückte das Schwert, und wieder ließ er's in die Scheide fallen:

„So mag er verdorren im Harniſch!" ſchrie er, als die Drohung verleſen ward.

Und das ſchrieen Viele ihm nach. Andere riefen: „Hört ihn nicht. Er iſt doch Landesherr!"

und meinten, die Stadt ſei nicht vorbereitet auf eine Belagerung.

„Und braucht er uns zu belagern, rief ein reicher Handelsherr aus Köln, da unſere Waaren zu Schiff und Achſe draußen ſind! Er braucht nur die Hand darauf zu legen, ſo hat er uns.“

„Wir aber, rief Pawel, legen hier unſere Hand auf Euch, und dann hat er Euch noch nicht, wir haben Euch.“

„Still! Friede! Ruhig!“ Seine eignen Freunde ſuchten ihn zu beſchwichtigen. Pawel aber konnte doch nie den Mund halten. Auf die Kölner ſchimpfte er, ſie ſeien Schuld daran, denn ſie hätten den Markgrafen gerufen.

„Wer hat ihn zuerſt beſchickt! ſprach Herr Hoppenrade. Die Gewerke, die Ihr hätſchelt und ihnen das Wort redet.“

„Ihr! ſchrieen die meiſten Kölner, Ihr ließt ſie klagen, Ihr ſchicktet Herren mit, Ihr habt uns verklagt.“

Da ſchlug Herr Johannes mit dem Stabe auf den Tiſch und die um ihn halfen ihm, und von allen Seiten rief es zur Ruhe, und man riß die Heftigen zurück und ließ ſie nicht mehr zu Worte kommen.

„All Ihr heiligen Schutzpatrone! Einen Augenblick nur, Ihr Herren, hört mich an; dann urtheilt! Es gilt heut nicht den Wundarzt Joris, nicht die Thurmuhr, und die Pfennige im Säckel, es gilt die Stadt, es gilt beider Städte Wohl — ihr Alles gilt's, ihr Recht, ihre Freiheit, ihr Daſein. Bei Gott dem Allmächtigen, zu Worten iſt nicht Zeit, zu Streit noch minder."

Und da nun Alle aufmerkſam hörten, trat er einen Schritt vor; und ſie drängten ſich um ihn.

„Wo Feuer brennt, ſpringt wer zunächſt, aufs Dach, und fragt nicht, ob's Freund oder Feindes Haus iſt, denn ein Brand im Nachbarhaus brennt auch mich. Wenn die Fluthen durch die Deiche brechen, ſchaufelt Freund und Feind Arm an Arm, und wer an der Weide hängt, fragt nicht, ſo ein Boot kommt, wem's gehört; er ſpringt hinein. Ihr von Köln habt mich angeklagt. Wohlan, die Städte müſſen heut *ein* Haupt haben, oder ſie ſind nicht mehr eins, ſie ſind zwei, und dann nichts. Gilt Eure Anklag, es ſei! Dann wählt einen andern Aeltermann, und ich, Johannes Rathenow, ſchwöre hier vor altem und neuem Rathe und vor den Geiſtern unſerer Väter, ſo vor uns ſaßen: gehorſamen will ich ihm als wie der unter-

ſte Knecht. Sprecht! Sprecht! Aber ſchnell. Der Seiger geht fort, während Ihr Athem ſchöpft."

„Ich weiß nichts von der Anklag", ſprach Herr Bartholomeus Schumm.

Ein Gemurmel ging durch den Saal. Keiner ſprach ein Wort.

„Item ſie iſt nicht da; und der Johannes iſt Bürgermeiſter, als er's war", ſprach Herr Schumm; und das war genug. Denn wer, wenn die Schumms mit den Rathenows waren, hätte ſie angeklagt. Von allen Seiten aber rief es: „Es muß etwas geſchehen! — Nichts von den alten Streitigkeiten!"

Und nun leuchtete ganz anders Herrn Johannes Geſicht. Auf ſeinen Seſſel gelehnt, ſprach er: „Iſt ſchon geſchehen, was an mir war. Mit Willen und Vollbord der Städte, hab ich die Gewerke entboten, an die Thore und an die Mauern, habe ſichre Leute an die Thürme geſchickt, daß ſie die Glocken läuten, wenn's noth iſt, habe das Rüſthaus zum alten Berlin öffnen laſſen, und den Zeugmeiſter geſtellt, daß er austheile. Oder weigert Ihr mir den Vollbord und wollt Euch unterwerfen, da ſei Gott für, ſo ſprecht!"

Und da, wie aus einer Stimme, rief es: „Da

ſei Gott für! Keine Unterwerfung!“ Aber es riefen's doch nicht Alle mit. Es klang nur ſo. Wer ſchweigt, deß Stimme wird nicht gehört. Aber doch kommt's, daß, die ſchweigen, oft am lauteſten ſprechen. Es kommt ihre Zeit auch.

Aber die Lauten und Muthigen überſchrieen ſich, Kölner wie Berliner: „Keine Unterwerfung!“

„Zu den Waffen! Zu den Waffen! Er ſoll die Städte kennen lernen.“

„Wir ſind die Alten!“

Konrad Nyke ſchüttelte den Kopf: „Wir ſind nicht die Alten, ſprach er leis. Gott ſei's geklagt. Wären wir die, hätten wir nicht gehadert, ſondern uns fürgeſehen. Er hat Kundſchafter in den Mauern, und weiß, wo die Riſſe ſind.“

„Und laß ihn mit zehn tauſend Augen ſehn, ſprach Pawel Strobant, wenn Ihr Männer ſeid, ſoll er nur ſehn ſeine eigne Schand.“

Und ſein Anhang rief es mit ihm, und war wieder große Verwirrung, denn an der Thür war Einer, der etwas meldete, und dort drängten ſie ſich um ihn, und vergebens hob der Bürgermeiſter beide Arme hoch. Er fragte, was er antworten ſolle von der Mauer, ſo der Markgraf die Schlüſſel fordere? Herrn Johannes Feinde ſchrieen: „Ant-

wette ihm, was er will, der ihn gerufen hat.“ Da ſchrieen die vor der Thür: „Hört Ihr nicht! Im alten Hof und im Haus in der Kloſterſtraße rüſten ſie.“ — „Feinde in den Mauern!“ ſchrie es, und iho läuteten die Glocken von Unſerer lieben Frauen Kirche, und die von Sanct Nicolas antworteten und bald auch drüben aus Köln die von Sanct Peter. Nun war's zum Reden zu ſpät. Das trieb durcheinander als eine Heerde, in die der Wolf gefahren, die Schafe rennen hin und her, die Hunde klaffen, und die Schäfer ſtürzen mit ihren Haken und Knütteln, und wiſſen nicht wo.

„Nach dem grauen Kloſter! Nach dem alten Hofe!“ ſchrie der Bürgermeiſter, und vor ihm ſtand der Ritter Ruthnik und nickte ernſt mit dem Kopfe, derweil draußen der Ritter Brixke die Lärmtrommel ſchlagen ließ. „Bei Eurem Kopfe, daß Keiner von den Markgräflichen herauskommt!“

„Und mein Kopf dazu, ſchrie Pawel Strobant. Die Kupferſchmiede und Hufſchmiede ſollen eine Mauer vor ihre Mauern ziehn, daß ſie drin erſticken.“ Wär's auf ihn ankommen, er hätte den alten Hof und des Markgrafen Haus geſtürmt,

woraus viel Unglück beiden Städten hätte erwachsen können.

Ja wäre nicht Johannes Rathenow gewesen und Konrad Nyke, und der Bartholomeus Schumm und noch Einige, da wär' es noch bunter hergangen. Der Eine wollte das und der Andere das, und sah man's recht, daß es ihnen kam wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Die ordneten an, wie die Stadt solle vertheidigt werden, und dachten nicht, daß in der Stadt selbst der ärgste Feind war, das ist ihre Uneinigkeit und der Bürger Unzufriedenheit und noch sonst Manches, darüber man lieber schweigt.

Und hätten die Herren, so wir oben nannten, nicht selbst Hand angelegt, und überall zum Rechten gesehn, wer weiß, ob noch das geschehen wäre, denn so war der Rathsherr, der das Amt hatte, und über das Thor sein mußte, wenn Noth ist, gar nicht im Rath, auch nicht in der Stadt, er war auf den Markt nach Frankfurt. Und Worte hatten Alle und wollten guten Rath geben; aber beim Thun haperte es überall, und als die Mehrzahl hinausstürzte, um Jeder an seinem Platz zu sein, aber an einem Platz waren zwei und drei,

und anderwärts war der Rath theuer, nämlich gar keiner da. Auch waren Etliche zurückgeblieben, so noch die Köpfe zuſammenſteckten, und für ſich beſonders rathſchlagen wollten, gleich als wie die Weiber, wenn etwas durchgegangen und beſchloſſen iſt, und man iſt, Gott ſei Dank, froh, daß es ſo weit kam, doch wieder das und dies meinen, und wieder von vorn anfangen, als wäre nichts geſchehn; Gott ſei's geklagt, aber es iſt ſo.

Herr Mathis Blankenfelde hatte wohl vorhin gethan, als ob ihm der Stadt Wohl im Halſe brenne, und geſchrieen und befohlen. Nun aber der Bürgermeiſter fort war, und das war der Augenblick, wo er zuhaus anſprach, als wir vorhin erfahren, machte er ein ganz ander Geſicht zu den Herren, die noch im Saal waren. Das war Herr Bergholz — der Hoppenrade war fortgegangen und that ſeine Schuldigkeit — und Herr Otto Buch und die Gebrüder Wyns, und noch Einer und der Andere.

„Bei alledem, ſagte er, die Achſeln zückend, was wollen wir thun, wenn es Ernſt wird? Unſtreitbar ſind wir im Rechte, und ich tadle auch gar nicht den Johannes. Behüte, es iſt lobens-

werth und wacker. Aber wer im beſten Recht iſt, und kann's nicht durchſetzen, der thut nicht recht, wenn er darauf beſteht, denn er kann noch mehr verlieren als er hat."

„Wir ſollten ihm alſo die Thore öffnen?" ſprach Thomas Wyns.

„Behüte, daß ich das ſage, wo der Rath anders beſchloß. Aber er bleibt der Markgraf, der Herr des ganzen Landes, und wer ſind wir?"

„Sehr recht geſprochen", ſagte Otto Buch.

„Unterwerfung iſt ein häßlich Wort", ſprach Einer.

„Das ſag' ich auch. Aber Empörung iſt item ein häßlich Wort. Verſtanden, nur immer für den, der verliert. Wer da Gewißheit hat zu gewinnen, der iſt im Recht. Haben wir die?"

Herrn Thomas Wyns ſah man die Angſt an — ſeine ſchönen Kähne, die Weinberge und das neue Vorwerk im Barnim, mit Ziegelſteinen gedeckt, ſeine Ställe bei Straußberg.

„Sanct Mauritius! Es wär' ſchrecklich, ſo der Markgraf an uns als Feind handelte."

„Und auf wen müßten wir uns ſtützen?" fuhr Herr Blankenfelde leiſer fort, und ſchaute vorſich-

tig ſich um. In weſſen Hand ſind wir gegeben? Kann der Rath auf die Mauern ziehen, ſind unſere Söhne genug, um ſie zu beſetzen? Wenn uns die Dörfer abgeſchnitten ſind, woher unſere Leute ziehen? Wir ſind in den Händen der Gewerke. Was ſie thun und wollen, das müſſen wir, was ſie vorſchreiben, wird Geſetz. Da ſeht die Schuhmacher den Kupferſchmieden nachziehen, die Lohgerber, die Färber! Wenn die Schlächter auf dieſen Bänken ſitzen werden, großer Gott, ich weiß nicht, ob das ſchlimmer iſt, als wenn der Markgraf ſeine Räthe herſetzt."

„Und von wem, ſprach Otto Buch, tragt Ihr Eure Güter zum Lehn? Vom Markgrafen. Und wer iſt hinter dem Markgrafen? Die Fürſten insgeſammt, und Kaiſer und Reich. Ihr habt's geſehen und wir haben's empfunden, was es heißt, wenn der Schwächere ſich gegen den Stärkern auflehnt, auch wenn er im Recht iſt. Waren wir vom Adel minder im Recht als Ihr? Ihr lieben Herren, es kommt die Zeit an einen Jeden, und wer mächtig iſt, ſtößt auf Einen, der mächtiger iſt, und dann iſt's mit ſeiner Macht aus. Dann iſt nicht mehr die Red' vom Recht, ſondern von der Weisheit, und der iſt der Weiſeſte, ſo nachgibt,

wo es ſich ſchickt und Zeit iſt. Der zu ſpät kommt, den ſtellt man hinter die Thür."

Als die Herren aufmerkſam horchten, und Einer etwas erwiedern wollte, wurden ſie durch ein Getös unterbrochen, von außen; aber es klang hell in den Saal, und Alle wußten, was es war, und die Geſichter entfärbten ſich.

Fünfzehntes Kapitel.

An dem Tage lag, als wir ſchon ſagten, ein dicker Nebel über den Städten; um ſo grauslicher klangen die Sturmglocken von den Thürmen, die man nicht ſah, und die Trommeln wirbelten. Wo ein Gemeinweſen untergehn ſoll, da ſind nicht allein die Leute mit Blindheit geſchlagen, daß ſie dem Verderben in die offenen Arme rennen, auch die Natur ſelber läßt die Erde zittern und verfinſtert den Himmel, um den Sinn der verkehrten Menſchen ganz zu verwirren. So ging es in Jeruſalem und in Babylon und in Troja vor Alters, und in Berlin ſollt' es eben ſo gehn. Die Trojaner ſahen auch nicht, was im Bauche des Pferdes ſteckte, ſie gafften das Roß an aus eitel Neugier; und wär' ſolch ein Pferd geweſen, die Berliner hätten's auch gethan. Darum mußte untergehn

der gute König Priamus und ſein ganzes erlauchtes Haus und die Stadt Troja, die ſo reich und groß war, und ihre Männer und Frauen, ja die unmündigen Kinder auch wurden fortgeſchleppt und verkauft in die Gefangenſchaft. Und Alles, weil ſie einmal blind waren und verkehrten Sinnes. Iſt's ein herzbrechender Gedanke, daß nichts, was mächtig und ſchön war, beſtehen kann in die Ewigkeit, ſondern es muß Staub werden. So ging denn auch Berlin unter und Köln, das mächtig hätte werden können als wie Lübeck und Nürnberg und Venedig.

Wie das untereinander trieb, die Bewaffneten und die Wehrloſen, die Männer und Frauen, die Alten und die Kinder. Denn Alle wollten wiſſen, was es gab; nahm Jeglicher dazumal Theil an dem, was die Stadt anging. Denn Keiner, ſo die Stadt verordnet, war geſchworen, daß er den Mund hielte. Hätten's unſere Väter für pure Thorheit geachtet, ſo was zu verlangen. Warum verordne ich denn Einen, daß er für mich ſpricht, als ich muß auch wiſſen, daß er für mich ſpricht, und was er ſpricht. Setz' ich Einen, daß er mein Anwalt ſei, und er braucht mir nicht Rede zu ſtehen, ſondern er kann thun und ſprechen, und ſchalten

und walten mit Meinem, als wär' es ſein und ich nicht da auf der Welt, wär' ich dumm; und beſſer wär's, ich nähme gar keinen Anwalt und ließe die Sachen gehn, als es will. Nein, unſere Väter waren wohl ein bischen laut, und grob und jähzornig. Lieber Gott, ſie hatten's wohl Noth. Mit Zuckerworten, und wie ein franzöſiſcher Tanzmeiſter ausſchreiten, damit that es ſich dazumalen nicht.

Die Stadt iſt in Gefahr, das ſah man auf allen Geſichtern. Auch wußten die Mehrſten itzt vom Markgrafen; aber was der eigentlich wollte, das wußten die Wenigſten. Was kümmerte ſie der Markgraf? Der war ja Landesherr und nicht Stadtherr; und ſie waren nicht vom Land, ſondern von der Stadt. Darum hatten die Eifrigen von den Geſchlechtern auch gut Predigen unter den Leuten, und hatten des Eindrucks nicht entbehrt. Auch die Mehrſten unter den Gewerken ſahen das ein: ſie mußten für die Stadt ſtehen; und wär's zum Sturm kommen, dann hätte es wohl blutige Schädel geſetzt, und an dem Tage gewiß wäre der Herr nicht 'rein kommen.

Wie denn Jeder ſeine Leute bearbeitete, als er ſie kannte, und was ihm grade in den Sinn kam, ſo ſprach Einer an der Eck: „Hat der Rath, den

Ihr Euch feind nennt, eine Burg inmitten der Stadt? Hat er eine Burg sich gebaut, oder haben unsere Geschlechter Castelle und Häuser mit Thürmen und Gittern, darin sie sich verkriechen und die Bürger daraus befehden? Sie wohnen unter Euch; hier ist der Schmied und da der Knochenhauer des Patriciers Nachbar, und haben gemeinschaftliche Mauern und Zäune; und habe nie klagen gehört, daß der Knochenhauer litt oder der Schmied, daß der Patricier neben ihm wohnt. Umgekehrt, der Patricier muß den Ambos hören, und darf nicht hindern, und riechen muß er den Unschlitt, und wenn der Metzger die Gedärme bratet, darf der nicht die Nas rümpfen. Glaubt Ihr, wenn Ihr tauscht den Markgrafen für die Patricier, daß er ein so guter Nachbar ist, oder seine Hauptleute, oder seine Ritter? Ja die feinen Nasen aus Franken werden Euer Lichtsieden riechen, Euer Fettausbraten, Eure Gerberjauche! Auf einen großen Hofhalt freuen sich Einige, als ich höre. Ich weiß von Städten, wo die freien Bürger sich auch freuten, und den Fürsten darum baten, zu ihnen zu ziehen. Geht mal dahin und fragt, wo ihre Freiheit ist? Die Schmiede haben sie hinter die Mauern gewiesen, die Schlächter in die Winkel am Graben; die Lohgerber, die

Seifensieder mußten von Haus und Hof und weit weg, denn die Nasen bei Hofe vertrugen den Gestank nicht. Und da gefiel dem Fürsten ein Haus nicht, versperrte ihm die Aussicht; das mußte eingerissen werden; und wie die Bürger künftig bauen sollten und ihre Häuser anstreichen, das ward ihnen vorgeschrieben. Und mußten ihre Gassen mit Steinen pflastern. Fällt's ihnen am Ende gar ein, die Steine sollen glatt sein, und muß sie der Steinmetz schleifen! Hier durften sie nicht mehr die Schweinekoben vor den Thüren haben. Denkt Euch doch das! Dort gar sollten sie nicht mehr vor den Thüren Feuer machen, keinen Kessel hämmern und Schuh flicken. Man befahl ihnen, die großen Schilde einzuziehen vor den Thüren, die Wettertraufen abzunehmen; und noch weit mehr. Man bedeutete sie, nicht auf einmal, sondern nachgerade, daß sie nichts in der Stadt zu sagen hätten, sondern der Fürst und der Hof. Der ließ anlegen prächtige Häuser, Brücken, schöne Brunnen, Thürme; aber Schoß mußten sie zahlen nach wie vor. Gott weiß, wo er geblieben. Bei den Patriciern gewiß nicht, die sie vordem angeklagt, daß sie der Stadt Kasten angriffen. Denn der Fürst hatte seine Kämmerere darüber gesetzt, daß sie

die Schlüssel zu sich steckten. Und geklagt hatten die Bürger ehedem, daß die Patricier keine Rechenschaft legten, als sich selbst und ihren Gevattern. Ja wo blieb itzo die Rechenschaft! Es sollte 'mal Einer danach fragen in der fürstlichen Kammer. Sie setzten ihn in die Wache und klagten ihn an um Hochverrath. In Summa: die Bürger, schöne Häuser haben sie, aber nicht wie sie wollten, sondern wie der Fürst wollte, und von ihren Patriciern werden sie nicht geplagt, und nicht regiert, aber den Mund dürfen sie nicht aufthun, und wenn sie auf der Straße gehn, treten sie nicht auf wie Ihr, fest und sicher; denn der Boden ist nicht ihre, sondern des Fürsten. Und die Luft, die sie einschlucken, ist nicht ihre, sondern des Fürsten. Das hat man sie gelehrt in den Schulen, und sie glauben's. Und nochmals in Summa: sie, die ihre Patricier anklagten und verjagten, weil die in ihre Rechte griffen, wie sie sagten, die haben itzt gar keine Rechte, und sind nicht freie Bürger, sondern wohnen aus Gnad und Barmherzigkeit in der Stadt, so ihre Väter gebaut und darin geherrscht."

Wer die Rede hielt, steht nicht in der Chronik, auch nicht was, die sie hörten, dazu sagten, und was Wirkung sie machte. Mochten's auch die We-

müſſen ganz gehört haben; denn wer hört auf Reden, wenn die Sturmglocken läuten! Wo Pawel Strobant war, und Konrad Rohe und der Bürgermeiſter, und noch Einige von den Eifrigen, da waren die Streitigkeiten vergeſſen, und ſie brannten vor Luſt, auf die Mauern zu ſteigen. Mochten Manche von den Gewerken vergeſſen, daß ſie's geweſen, die an den Markgrafen geſchrieben. Die Lohgerber und die Färber, die Weber und auch die Bäcker, die doch mit nach Spandow geſchickt, die ſchrieen und ließen die Stadt und den Rath leben!

Ja wäre nur nicht der Nebel geweſen, daß Keiner den Andern ſah. Und wäre Einigkeit unter dem Rathe geweſen, daß Einer dem Andern in die Hand arbeitete, dann hätte ihr Regiment noch lange währen können. Und hätten ſie den Pawel Strobant nicht in die Kloſtergaſſe geſchickt, wo er nichts thun konnte, als aufpaſſen, und blieb fern vom Spandower Thor. Der hätte da ſtehen müſſen, und der Kurfürſt wäre wohl nicht hinein kommen. Aber ſo hatten die Knochenhauer ſich dahin gemacht; das waren aber auch die Einzigen, die ſich verſtanden, denn die Schneider, die immer einig waren, wo es nur Reden gilt, die hatten jetzt das Herz in den Hoſen, und ließen ſich einſchüchtern

durch ſolche Reden als die eben, und die Schuhmacher, die waren abgeſchnitten von ihren Kumpanen, und konnten nicht durch, wie auch Baltzer Bertin ſich Mühe gab, zu ihnen durchzudringen, und ſie zu rufen. Er konnte doch auch vom Thor und den Knochenhauern ſich nicht zu weit entfernen.

„Sind unſer hier zu wenig, flüſterte Bartz Kuhlemen dem Baltzer dort unterm Schwibbogen zu. Das iſt all ein Schrei!“

„Habt Ihr nicht auch Kehlen?“

„Aber ſind trocken. Die vom Rath haben zu trinken geben.“

Baltzer knirſchte: „Daß wir den Henning nicht haben!“

„Daß Ihr Euch nicht beſſer vorgeſehen habt! gab's ihm Bartz wieder. An allen Ecken müßtet Ihr Schreier haben, daß die vom Rath nicht durchdringen.“

Baltzer Bertin verzog zu einem hämiſchen Lächeln ſein Geſicht: „Curir Du die Creatur, wie ſie iſt! Lieber Meiſter, manches Mal komm' ich ſo auf den Gedanken, 's iſt eitel Ding mit all' unſerm Rechnen und Fürſehn. Wer das Geld ſucht, findet's nicht, aber dem Laffen läuft's ins

Maul. Der Esel wirft seine Last nicht ab, und wenn der Treiber ihn noch so prügelt; aber vorm Schreck kriegt er den Schuß, und schmeißt Mann und Pack ab. Der Zufall thut das Meiste in den Dingen, und mein kleiner Zeh juckt mich: 's wird diesmal auch so geben."

Und kaum daß er das gesprochen, als es wie durch die Wolken schütterte, schmetterte und riß. Die Nebel zitterten, die Fähnlein wehten, die Schilde schwankten, denn fünfzig Trompeten schmetterten draußen, und klangen wieder an den Mauern und Thürmen, und hallten rückwärts gegen den Wald, und Schall und Wiederhall mischten und kreuzten sich, und war's ein Wirrwarr und Lärm, der Allen ins Herz schnitt, hüben und drüben der Mauer, und die Krähen flatterten in die Lüfte, und die Habichte um die Thürme. Und nun das Rossegetrampel auf dem fest getretenen Schnee, wie wenn eine Heerde von vielen hundert vor dem Wolfe jagt; und nun das Klirren von Erz und Eisen, von Rüstzeug und Harnischen, und das Wiehern von tausend Rossen. Und wie, als von der Erschütterung der Trompeten, und des Hufschlags und des Wieherns, und des Stahls und der Ringe, brach der Nebel itzt, und hier ein Riß und dort ein

Riß, und man ſah's funkeln von hell glänzendem Stahl, von bunten Federn und Fähnlein, und der Nebel zerfloß immer mehr und lagerte um die Kiefern, und die Sonne brach vor und flimmerte wieder von dem Stahlmeer, und ſchien auf die Dächer Berlins, als wolle ſie noch einmal Abſchied nehmen von der freien Stadt.

Seit Berlin und Köln Mauern von Stein haben, ein ſo gerüſtet Heer ſtand noch nicht vor dieſen Mauern. Denn als Waldemar, der Falſche, einrückte, kamen ihm die Rathmannen bis Tempelhof entgegen und holten ihn ein, vom Berge herüber, mit Pfeifen und Geigen, und buntem Zeug, und waren's die Bürger ſelbſt, die ſo einzogen, nicht Feinde. Und von den Huſſiten, als die im Lande ſengten und brennten, kamen nur kleine Trupps bis ans Oderberger Thor. Wurden mit einem Pfeilregen zurückgeſchickt. Und in alten Zeiten, zu der Baiern Herrſchaft, als der Lebuſer die Polen und die heidniſchen Lithauer ins Land rief. Gott ſei's geklagt, die wagten ſich auch nicht an ſo große Städte. Die mordeten, und plünderten und brannten auf dem flachen Lande; und dazumalen ſind ſo viele adlige Familien in die Stadt gezogen, und ſind ihre Wappenſchilde eingehauen in die

Mauern. Aber itzo: ſechshundert geharniſchte Ritter, in Stahl von Kopf bis Fuß, und itzem ihre Roſſe, und Roß und Mann mit hohen Reiherbüſchen, und über die Roſſe prächtige Decken und über die Harniſche Wappenröcke und Kettenhemden, die hielten vor dem Spandower Thor. Und hundert Fähnlein wehten über den Köpfen, und die fünfzig Trompeter in bunten Röcken bliesen in ihre Stücke, als ſollten ihre Lungen platzen. Und zu den ſechshundert Rittern noch viele hundert Knechte und was zum Troß gehörte. Und die Roſſe die bäumten ſich vor Stolz. War's ein ſchöner Anblick, wer ſich da freuen konnte. Und inmitten der Ritter der Markgraf und Kurfürſt auf einem weißen Roſſe mit Fürſten und Herren und Grafen und Prälaten um ſich. Was gäbe Mancher darum, wenn er ſo etwas ſehen könnte!

„Schau, die Störche ſind auf dem Neſt", rief ein Ritter dem andern zu, als er Bürger mit Piken und Hauben auf den Mauern ſah.

Da ſie um etliche Schritte dem Thore nahe waren, hielten die Ritter, und der Kurfürſt, der hoch zu Roß ſaß, wandte den Kopf um: „Es iſt geſchloſſen", ſprach er, und ſein Blick forſchte umher unter dem Gefolge und verweilte bei den Her-

ren aus der Stadt und den Bürgern, die weder bewaffnet noch geschmückt als die Ritter, vielmehr mit sehr nachdenklichen Gesichtern, und die Augen zu Boden, dicht hinter ihm ritten. „Ihr Herren und Meister, man lud mich ein zum Richten, wie, und das Thor nicht geöffnet!“

Die Meister von den Gewerken schwiegen, und blickten kaum auf; so voll Hoheit und Zorn war sein Aug.

„Gnädigster Herr, sprach der Eine von den kölner Herren, da wir in den schweren Zeiten nicht wissen, wer uns freund ist oder feind, halten wir die Thore vor männiglich geschlossen, bis daß er uns kund gibt, er ist unser Freund.“

„Soll mich also anmelden!“ sprach der Kurfürst, und sein Aug leuchtete sonderbarlich.

Da sprengte auf seinen Wink einer seiner Hauptleute bis auf die Brücke am Thor, und zween Drometer mit ihm. Die stießen wieder ins Horn und er rief mit lauter Stimme:

„Ihr Rathmannen und Bürger unserer lieben Städte Berlin und Köln! Herr Friedrich der Andere, Euer gnädigster Landesherr, der Markgraf von Brandenburg ist und Kurfürst des heiligen römischen Reichs, läßt Euch seinen Gruß entbieten, und

vermeiden, daß er kommen iſt, als Ihr ihn gebeten, Euren Streit zu ſchlichten, und er ſteht vor Euren Thoren."

Darauf ward Alles ſtill, die Roſſe ſchnaubten nicht, und einen Augenblick raſſelten auch nicht die Harniſche, aber drinnen murmelte es und tobte, wie wenn das Meer gegen Mauern brandet. Die Blicke der Herren begegneten ſich fragend und dann wandten ſie die Augen wieder auf die Mauern. Nur der Markgraf bewegte ſich nicht. Wie ein in Erz gegoſſen Ritterbild ſaß er aufrecht zu Roß und ſchaute mit finſterm Ernſte auf die eiſenbeſchlagenen Thorflügel. Da flüſterte ein Ritter, war's der Graf von Knipprode, ihm zu: „Als ich ſagte, nicht Schlüſſel, Aexte werden die Thore ſchließen."

„Da ſei Gott für", entgegnete der Herr kopfſchüttelnd, und wies auf die Mauer, wo drei Rathsherren itzo erſchienen. In ihrer Mitte Konrad Nyke, der trat an die Brüſtung vor, und lehnte ſich über:

„Deß freuen die Städte ſich von Herzen ſehr, daß unſer gnädigſter Herr und Markgraf, den Gott erhalte, iſt kommen auf Bitte Etlicher unter uns, um zu vermitteln unter uns, was ſtreitig iſt; und fragen die Rathmannen ehrbarlich durch mich an,

ob wir vom Rathe hinauskommen sollen, und ihm fürtragen unsere Sache, demüthiglich als es sich schickt, oder ob der hohe Herr selber geruhen will mit seinen Räthen einzureiten in unser Thor, als wo dann der Rath es wird aufschließen lassen, um den Fürsten, und was seine Dienerschaft ist, und die Räthe, so er namhaft macht, einzulassen."

„Heiliger Christ im Himmelreich!" schrie der Herr von Voß auf. „Uns am Thor abzählen wie die Schafe!"

„Dein Herr und Markgraf heischt und befiehlt von Euch, als Ihr seid seine Unterthanen, fuhr der Hauptmann mit noch stärkerer Stimme fort, daß Ihr sonder Zögerung aufschließt Eure Thore vor ihm, der Euer Herr ist, und er wird einreiten lassen, wen er will, und draußen lassen, wen er will."

Da entgegnete Konrad Roke: „Heil und Segen unserm gnädigen Herrn, und ein langes Leben; und Gott schütze sein Recht! Aber das ist nicht sein Recht, vielmehr ist's unseres, einzulassen mit Mann und Roß Niemand, denn den der Rath will, und ihn gerufen hat."

Da tummelten die Ritter, die zunächst standen, ihre Rosse, und hundert Flüche und Drohungen

ſtießen ſie aus. Einige ſprengten auf die Brücke und hoben die Fäuſte drohend in die Höhe.

„Aufgemacht!“ ſchrie Einer und ſtieß den Speerſchaft gegen das Thor. „Aufgemacht! rief ein Anderer, wir Alle ſind die Räthe, ſo Euch richten wollen!“ — „Aufgemacht, ein Dritter, denn 's iſt kalt. Wir wollen Euch einheizen.“ —

„Die Schlüſſel! ſchrie der Marſchall. Die Schlüſſel her, und auf den Knieen Abbitte gethan, daß Ihr Euren Herrn warten laſſet. —“

„Vor Eurem Lauſeneſt warten!“ fiel der junge Pfuel ein.

„Die Schlüſſel ſind des Rathes und nicht des Fürſten“, ſagte der Rote.

„Und Deine Knochen des Schinders', ſchrieen Dreie.

„Aufgemacht ehe ich fünf zähle, oder bei allen Märtyrern —“ rief der Marſchall Wilhelm Voß.

„So Ihr uns, bis Ihr fünf zählt, Beweis gegeben, daß der Markgraf das Oeffnungs-Recht hat, werden wir Euch das Thor geöffnet haben, wenn Ihr fünf ausgezählt.“

Da ſprengte Otto Pfuel, der jüngere, noch näher, und ſchwang die Streitart, ſo er in der Hand hielt, als wär's ein Federball, und zwiſchen

den Zähnen knirscht' es ihm, und sein Maul riß er weit auf: „Beweis willst Du, Du Käsekrämer, Du Hund, den Beweis Dir an den räudigen Kopf!" und er schleuderte die Streitart in die Höh; und es hätte wenig gefehlt, sie wäre dem ehrbaren Herrn Konrad an die Stirn geflogen. Aber sie schlug nur gegen die Brüstung, und schlug ein gut Stück von dem Stein ab, daß die Splitter umherflogen, und Alles auf der Mauer fuhr zurück. Die Art flog in den Graben zurück.

Nun war der Lärm groß, drinnen wie draußen. Die Glocken hörte man nicht mehr vor dem Geschrei. Zehn Lanzenschafte stießen zugleich an die Thorflügel: „Aufgemacht Ihr drinnen! Hat der Landesherr keine Freunde in der Stadt?"

— Der Kurfürst aber, wer den ansah, mochte sich verwundern. War sonst doch ein rührieer Herr; sprach wenig und dachte mehr. Aber wo's noth that, fehlte er nie. Saß aber itzt noch immer als das Steinbild zu Roß, den Leib nur etwas übergeneigt, und die Augen, als sähen sie einen Geist. Ohne die Starrsucht, ja da hätte er wohl mitgesprochen und seine Herren zurecht gewiesen, denn unnütz Schimpfen liebte er nicht.

Drinnen schwang auch Einer ein Beil, aber

es war ein blutig Metzgerbeil. Klaus Martinecke ſtand auf dem Eckſtein und ſprühte den Leuten das Feuer in die Adern, wie Balzer Boytin den Bartz Kuhlemey dazu gefordert, der aber mocht' es nicht. Klaus war ein Faſelhans, und verſoffen, und machte ſchlechte Würſte, und mit ſeinem Weib prügelte er ſich alle Tage, daß es den Nachbarn ein Aergerniß war, und darum ging es ſchlecht mit ſeiner Nahrung. Aber wenn er getrunken hatte, und man ließ ihn los in der Morgenſprache, dann war er als ein Eichhörnchen in ſeinem Rade, oder als ein Tieger in ſeinem Käfigt. Der ſchrie's mit ſeiner gellenden Stimme den Knochenhauern und den Andern zu, daß ſie Eſel wären und Narren, wenn ſie itzo die Gelegenheit verſtreichen ließen, und dem Rath glaubten und ſeinen Mährchen, und dem Markgrafen, der ihnen zu helfen da ſei, draußen ließen.

„O Ihr lieben, grauen, grünen, gelben Eſel! Wollt Ihr in alle Ewigkeit Stockfiſche bleiben? Wollt Ihr Euch aufbinden laſſen in alle Ewigkeit ihre Mährchen? Die Wurſt mit Judenfleiſch, wer hat ſie geſotten? Die Theerbutte, wer hat ſie Euch angeſchmiert? Der mit Eurer Dummheit Wucher trieb, und Eure Augen Euch um ein Finkenaug

abkaufte. Vor der Brücken ſteht Einer, mit dem Schwert des Herrn. Wollt Euch noch 'mal das alte Mährlein aufbinden laſſen, daß die Herren Eure Väter ſind, noch 'mal Euch beſchwatzen, daß Ihr gegen Euch ſelbſt wüthet! Das Mährlein ſtinkt. Riecht Ihr's nicht? Mord und Brand, nicht gefackelt. Jetzt Brüder, nicht gefackelt. Unſer Recht ſteht vorm Thor, ſchließt's ihm auf. Brecht die Stangen! Nieder mit ihnen!"

„Nieder mit den Stangen! Auf, das Thor! Es lebe der Kurfürſt, es lebe die Gemeinheit!" Ein paar hundert Stimmen riefen es, und Barth Kuhlemey ſchrie:

„Der Markgraf hat geſchworen, die Städte ſollen gleich werden dem Erdboden, Salz will er drauf ſtreuen, wenn Ihr ihn nicht hört. Ein Narr, der den Freund draußen läßt, und den Feind verſchließt. Auf, die Thore!"

„Auf, die Thore! Die Schlüſſel her! Fort mit dem Rathe!"

Ja die Knochenhauer ſind tüchtige Leute, und ihre Ellenbogen und Fäuſte, wer kommt gern mit denen zuſammen! Aber ſie hätten's doch nicht gemacht. War zu dichter Gedrang ums Thor. Sie konnten nicht durch. Waren auch zu viel Un-

ſchlüſſige. Da ſchrie eine Stimme, die Alle kannten: „Aufgemacht!“ und wie ein Raſender, ſo ſah der Henning aus, als er ſich durchdrängte. Seine Augen rollten, ſein Geſicht war blaß; auf dem Kopf trug er keine Mütz, das Haar fiel ihm herunter, wie Eines der ertrunken war. Sein großer Leib zitterte, und die ihn gern hatten, erſchraken, wie ſie ihn ſo ſahen. Als er am Stein vorbeikam, riß er dem Klaus Martinecke das Beil aus der Hand: „Das Beil iſt zum Hacken, nicht zum Reden!“ und ſchwang's über dem Kopfe. Und wie ihm nun Alles wich, das mag Jeder glauben.

„Um Gott, was iſt das! rief Herr Hoppenrade. Ritter Ruthnik, mit Euren Lanzenknechten vor, ſchnell ans Thor! Er ſprengt es.“

„Henning!“ ſchrie der Bürgermeiſter.

Man hörte einige krachende Schläge, Eiſen fiel, Riegel raſſelten. Schrei der Angſt und Wuth, des Jubels und der Verzweiflung! „Es lebe der Markgraf! Nieder mit dem alten Rathe! Hoch die Gewerke! Die Allgemeinheit!“

Die Thorflügel raſſelten; Helme und Harniſche blitzten durch, und Roßköpfe, es wogte und drängte zurück. Wer da ſtand, wurde fortgeriſſen.

„Hier iſt nicht gut weilen. Es iſt zu ſpät Fort, Herr Johannes Rathenow!“ Der Hoppenrade riß den Bürgermeiſter mit ſich fort in die Quergaſſe. Konrad Rohe folgte ihnen händeringend. Seine Backe blutete: „Es iſt aus.“

Sechzehntes Kapitel.

So viel Trompeter hatten nie durch Berlins Gaſſen geſchmettert. Die Fenſter zitterten. Der Stahlglanz leuchtete hinauf bis an die Dächer. Da war kein Aug, das das nicht ſehen wollte. Und ſahen die Meiſten doch nur einen Strom von bunten Federn.

Es war geſchehen. Da war kein Widerſtand mehr, Alles gaffte nur. „Der Markgraf zieht ein.“ „Der Markgraf iſt gar zornig.“ „Der Markgraf iſt gar gütig.“ Das lief durch die Keller, Zimmer und Dächer. Die jungen Mütter hoben die Säuglinge, den Herrn ihnen zu zeigen, und die alten Mütterlein ließen ſich führen und aus dem Großvaterſtuhl tragen. „Der Herr wird das Regiment ihnen nehmen, den ſtolzen Herren!“ — „Hoch-

muth hat ein Bein gebrochen!" — „Der gnädige, große Herr!" — „Nun wird's den armen Leuten auch einmal gut gehn."

Da gafften sie nicht mehr an den Ecken stumm ihn an, es schrie ihn an, und ließ ihn leben, und die Mützen und Hüte flogen in die Lüfte, und die Jungen liefen um sein Pferd und ihm vorauf. Brauchte nicht Silbermünze streuen zu lassen. Aus den Fenstern und von den Dächern schrie es: „Es lebe unser gnädiger Kurfürst!" — „Weg mit dem alten Rathe!" Und als er auf den weitern Platz kam, wo die Spandower Gasse in die münder, so nach Oderberg führt, da standen Viele von den verbundenen Gewerken, und auch alte und ehrbare Bürger drunter. Die machten einen Lärm, und schwenkten Fahnen und Bänder, und ein paar mit weißen Haaren hielten ihm sein Roß, und sprachen von dem Druck der Patricier, und erzählten von den alten Zeiten, als wie solche Leute erzählen, wo es anders gewesen, und die Geschlechter noch nicht die Macht gehabt, und die von den Gewerken auch im Rathe gesessen, und wie die Landesherren da den Städten gnädig gewesen wären, und ihnen Freiheiten und Privilegien geschenkt, und dann hob Einer ein Kind in die Höhe, wie es sich auch

furchtete vor dem Pferde und seinem Busch, und dem rasselnden Eisen, und zeigte ihm den Kurfürsten und sprach und rief: es solle sich ihn anschauen den guten Herrn und gnädigen Fürsten; der werde die gute, alte Zeit wieder bringen. Und da rief Alles mit ihm und sie wehten mit Tüchern und den Frauen traten Freudenthränen ins Aug.

Der Fürst blickte ernst und hold das Kindlein an und sprach: „So Ihr meine guten Unterthanen und Bürger sein wollt, als Ihr es waret den alten Fürsten, werde auch ich zu Euch sein als die alten Fürsten waren, und will Euch schenken meine Huld und was Euch noth thut. Und daß kein Streit und Hader unter Euch sei, dafür will ich der Arzt sein; und heilen die Wunden, die Euch Zwietracht schlug; und Ihr sollt meine lieben Berliner und Kölner sein, wenn Ihr mir vertraut, und zu mir seid folgsam und gehorsam wie das Kindlein zu seinem Vater."

Aber da er's streicheln wollte, erschrak das Kind vor seinem Eisenhandschuh, und schrie und sträubte sich. Er konnt' es nicht fassen. Aber die Bürger schrieen und jubelten, und die Frauen weinten immer lauter.

Zwischen dem alten Rathhaus von Berlin und

dem neuen der beiden Städte kamen dem Fürsten die Rathsherrn entgegen. Schrieen nicht, und trugen nicht die Köpfe hoch; waren auch ihrer nicht viel. Vor ihnen ging her Mathis Blankenfelde, der Aeltermann von Köln. Der trug auf einem rothen Sammetkissen die goldenen Schlüssel der Stadt; und sank vor dem Herrn auf ein Knie, und reichte ihm die Schlüssel dar und sprach: „Wolleſt uns sein ein gnädiger Herr!"

Da ließ ihn der Fürst eine Weil knieen, und schaute ihn ernst an, bis er sprach: „Ihr kommt sehr spät."

Und der Herzog von Pommern sprach: „Sonst schickte sich's, daß sie die Schlüssel tragen vors Thor, und nicht bringen, wenn man schon drin ist."

Der von Anhalt lachte: „War's wohl zu groß Gedrang, und sie konnten nicht durch."

„Ihr seht ja, meine gnädige Herren, sprach Busso Voß, sie zittern und sind ganz blaß vor Freude. Kam's ihnen zu unverhofft."

„Ist das der ganze Rath?" sprach der Kurfürst, als er sie überzählte und ihrer so wenig fand.

„Die, so es gut mit der Stadt, und treu mit

ihrem gnädigen Herren meinen", antwortete der Blankenfelder.

„Und wo sind die Andern?" fragte der Markgraf.

„Wir waren uneins seit lange, als Dir wird kund sein, hoher Herr."

„Ihr habt mir die Kunde geschickt, und da Ihr uneins seid, werd' ich Euch trennen, daß Ihr zufrieden werdet."

„Meines Herren Wille ist Weisheit, sprach der von Blankenfelde, und wir werden drauf horchen."

„Und achten, hoffe ich! sprach der Fürst. Wo ist der Bürgermeister von Berlin. Ich sehe den Johannes Rathenow nicht."

„Wir vom Rathe hatten ihn angeklagt und verstrickt, alldieweil er eigenmächtig verfahren. So auch hat er auf der Mauer gestanden, und mit Etlichen die Bürger aufgeregt, Dir das Thor zu schließen."

„Und wo standest Du?"

„Wir rathschlagten im Hause auf der Brücken — wie wir den Zorn unseres gnädigen Herren abwendeten, den ohne unsere Schuld böse Leute auf unsere Städte luden."

„Und habt lange gerathſchlagt, ſprach der Fürſt mit einem ſehr ernſten Blicke. So lange, bis ich im Thor war."

Dann nahm er die Schlüſſel, und gab ſie ſeinem Kanzler, und winkte dem Rathe aufzuſtehen; und der ganze Zug ritt nun durch die Gaſſe; vor der Herberg zum Hirſchen vorbei, nach der langen Brücken. Da war es ſtill, ſo viel ihrer dort ſtanden, denn die übrigen vom Rath und den Geſchlechtern hatten ſich verſammelt, und auch der Probſt von Köln, und di. fürnehmſten Prieſter, und die Altmeiſter der Gewerke. Sie zogen ihre Hüte und neigten ſich, Keiner aber rief etwas. Und der Kurfürſt muſterte ſie alle, grüßte ſie aber nicht. Aber er ſtieg vom Roß und winkte, und mit ihm traten die Herren und Fürſten und Räthe in das Haus, und ſtiegen die Treppen hinauf in den Saal, und wer vom Rathe da war, folgte, es war ihnen ſo geheißen. Da ſtand der Kurfürſt inmitten des Saales, — er ſetzte ſich nicht auf den Lehnſtuhl, den ſie ihm reichten, er lehnte ſich auf ſein großes Schwert, und ſprach:

„Ihr habt mich gerufen. Ich bin da. Ihr habt mich als Schiedsrichter gerufen, und ich werde Euch ſcheiden. Ihr habt mir Eure Schlüſſel aus-

geliefert; alſo ich bin Herr Eurer Stadt. Zween Herren in einer taugen nicht. Der Rath iſt von Stund an nicht mehr Rath, und der ſein Haupt war, iſt nicht mehr ſein Haupt. Johannes Rathenow, der Du Bürgermeiſter warſt der beiden Städte, tritt vor Deinen Herren!"

Da trat Johannes vor, und neigte ſich, aber er ſprach kein Wort. Wie ihn der Fürſt maas, vom Kopf bis Fuß, mit einem ſtolzen und faſt zornigen Blicke, er veränderte doch keine Miene, und ſah ihm wieder ſcharf ins Geſicht.

„Man ſagt mir, Du habeſt die Stadt aufgewiegelt, und die Bürger zum Widerſtand gegen ihren Herren."

„Gnädigſter Markgraf, ich that als ich thun mußte, da ich rechtmäßig geführter Bürgermeiſter der Städte bin."

„Wie thateſt Du?" fuhr ihn der Herr ſtrenger an und ſtieß mit dem Schwert auf. Vermeinte, ihn zu erſchrecken.

„Ich that, wie Ihr gethan hättet an meiner Stelle", ſprach Johannes mit dreiſter Stimme, daß Alle erſchraken, und die Blankenfeldiſche Sippe ſchaute neugierig und hämiſch lächelnd auf den Fürſten, wie er vor Zorn entbrennen würde. Und

es leuchtete auch sonderbarlich über die hohe Stirne, und er sah ihn noch stolzer an als vorhin, aber im Aug war nichts Böses.

„Johannes Rathenow! sprach er nach einer Weil. Du bist nicht mehr Bürgermeister, und trägst die Kette noch um den Hals. Gieb die Kette zurück, willst Du nicht gerichtet werden um Hochverrath."

Und Johannes faßte an die Kette. Da erst zitterte die Hand und er ward blaß.

„Auf die Knie!" riefen die Herren; Und er kniete nieder, und überreichte dem Fürsten die Bürgermeisterkette. Bei sich sprach er: „Nun ging es in Erfüllung!" Und er stand da wie ein Gerichteter, seine Freunde stehen von ihm; seine Feinde sahen ihn schadenfroh an.

Und nun machten sich breit an den Tischen die fürstlichen Räthe, mit großen Rollen Papiers, mit Dintenfässern und Federn, und voran saß der Kanzler Herr Johannes, und vernahm die Rathsherren und die Altmeister und die Sprecher der Gewerke, und wies sie einzeln an die Räthe und Schreiber, die mußten aufschreiben Jedes Aussage und noch mehr. Da wurde an dem Tage so viel geschrieben, als nicht geschrieben ist in beiden Städten, seit sie

gebaut werden. Und von da ab kam das Schreiben nach Berlin.

Und Alle, nachdem sie ihre Namen drunter gesetzt und mit ihnen getagefahrtet worden, wurden bedeutet, daß sie Tages darauf wieder kämen, und dann konnten sie gehen. Der Kurfürst und die Fürsten und die Ritter schrieben aber nicht mit. Sie standen an den Fenstern, und ward ihnen aus dem Rathskeller und aus der Küche zum Hirschen und aus denen der Patricier zum Frühstück vorgesetzt, was nur war aufzutreiben an Wildpret und Braten und edlen Weinen. Tranken und aßen auch gehörig, und lachten noch mehr, und stießen die Becher gegen einander mit Wünschen, die gar manches Ohr in der Stadt verletzten.

Der Markgraf aber war ans Fenster getreten mit dem von Anhalt, und wies ihm über die Spree den Platz, wo am Wasser des Ferbitz Hans Bude stand: „Dort, Vetter, will ich mein Schloß bauen."

„Und soll's heißen Zwing-Berlin, oder Zwing-Köln?"

„Den Namen mag es sich selber schaffen."

„Ist aber nicht hoch da, kein Berg, Vetter."

„Da will ich's bauen, daß es ein Berg wird,

und, ein Fels, soll stehen für alle Zeiten. Denn ich liebe diese Städte, Vetter"; und er lächelte, und der von Anhalt wußte nicht, was er meinte.

Es war Tages darauf, am 26. Februar 1442 gegen Mittag oder etwas früher, wo Alles was Beine hatte, nach dem Rathhause lief; aber kamen doch die wenigsten von den Gemeinen an. Denn wo nur ein Plätzlein war auf der langen Brücke, da hielten die Ritter, und die Richter und die Prälaten; ach Gott, wer konnte sie alle nennen, so die Urkund anhören mußten, und aus freien Stücken kamen, sie zu hören. Wer ein Herz hatte für die Stadt, der hätte sich lieber verschließen sollen in sein Kämmerlein, und trauern in Sack und Asche, und die Vorhänge zuziehen. Aber so sind die Menschen, und zumal die in Berlin. Wär' es der Großtürke gewesen, und hätte durch den Herold ausschreien lassen, wie sie ihre Frauen und Töchter in sein Harem liefern sollten, und von den Männern sollte der zehnte in die Sklaverei, sie wären doch gelaufen kommen, und hätten die Dächer abgedeckt um zu horchen, und auf die Masten der

Kähne in der Spree wären ſie geſtiegen, ihren Schimpf zu hören. Iſt doch immer was Neues.

Alſo las nun vom Söller des Rathhauſes Herr Johannes, der Kanzler die Urkunde vor, und um ihn und an den Fenſtern ſtanden der Kurfürſt und ſeine Freunde und die Fürnehmſten aus den Städten:

„„Wir Bürgermeiſter, Rathmannen, Viergewerke und ganze Gemeine der Städte Berlin und Köln bekennen vor uns und allen unſern Nachkommen offenbar mit dieſem gegenwärtigen Briefe, gegen Alle, die ihn ſehen und leſen hören, und thun kund, daß wir, die Viergewerke und ganze Gemeine, ſcheelhaftig oder zwieträchtig geweſen ſind mit den ehrſamen Bürgermeiſtern und Rathmannen, die den Rathsſtuhl beider Städte beſetzt haben, ſeit die genannten beiden Städte mit einem einträchtigen Rathe vereinigt geweſen ſein; davon wir uns beider Städte Schaden und Verderb beſorget haben, und haben derſelben Zwietracht und Scheelung mit den genannten alten Bürgermeiſtern und Rathmannen uns ſo wohl und gütlich nicht vereinigen mögen, als wohl noth geweſen wäre. Dieſelbe Sache haben wir darum mit Eintracht und gutem Rathe an den erlauchten,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 04009/025

hochgebornen Fürſten und Herrn, Herrn Friederich Markgrafen von Brandenburg, des heiligen römiſchen Reiches Erzkämmerer und Burggrafen zu Nürnberg, unſern gnädigen, lieben Herren gebracht, und haben ihn beten, ſo die Einen als die Andern, uns gnädiglich zu vertragen. Und haben wir ihm auch die Schlüſſel aller Thore von beiden Städten, Berlin und Köln, übergeantwortet, und haben ihn gebeten die Herrſchaft der beiden Städte nach ihrer Nothdurft zu beſtellen, und auch einen andern Rath zu kieſen und zu ſetzen nach Willen und Gewalt ſeiner Gnaden. — Als unſeren rechten, natürlichen Erbherren haben wir ihn mit demüthigem Fleiße angerufen und gebeten, daß Seine Gnaden mit ihren Räthen die Sache überwägen, die Gebrechen und Scheelungen gnädiglich erkennen, und genannte beide Städte, ſeiner Herrſchaft zu Ehren und Nutzen in den obengenannten Städten zum Frommen und um Vermeidung größeren Schadens und Unwillens wegen, die davon kommen möchte, eine jede mit geſondertem Rathe verſorgen wolle, ſo daß ein Rath zu Berlin, und der andere zu Köln, gekoren, beſtätigt, und die Briefe jeglicher Stadt beſonders, als oft das nöthig wäre, ohne Gift und Gabe gegeben würden. Und

haben Seine Gnaden gebeten, eine gute, gewöhnliche Weise zu setzen und zu bestätigen, wie sich alsdann eine jegliche Stadt mit Verwandlung und Gesetzung ihres Rathes nun und für ewige Zeiten nachmal halten solle, damit man sich vor Zwietracht, Unwillen und vor Schaden bewahren möge. Welcher Weise also Seiner Gnaden über uns bestimmen werden, das haben wir ihm und seinen Erben zugesagt, zu halten daran ewiglich, und ohne Widerspruch ihm zu folgen. Solche, unsere anliegende, Noth hat auf unsere demüthige Bitte der gnädige Herr erkannt, und hat von Seiner und Seines Bruders besonderer Gnade und mit unser Aller Wissenschaft, Vollbord und gutem Willen von unsern Mitbürgern zu Bürgermeistern und Rathmannen ernannt, die so unten genannt werden, und hat allen Einwohnern der beiden Städte ernstlich geheißen und geboten, daß jegliche denen, so für sie gekoren, oder nachmalen gekoren werden, gehorsam seien und bleiben, also daß eine jegliche Stadt von den benannten beiden Städten ihren besonderen Rath nun und für ewige Zeiten haben und behalten solle.""

Und so ging die Verschreibung fort; und war's, wer möchte es glauben, todtenstille, derweilen der

Kanzler ſie verlas. Und die Urkund war ſehr lang; deshalb nehmen wir nur heraus, was noch darin ſtand, und wichtig iſt. Als:

So die alſo vom Kurfürſten eingeſetzten Rathmannen und Bürgermeiſter ein Jahr „nach ihrem Eide und ihrem beſten Vermögen" regieret hätten, dann ſolle ein jeder Rath — zu Berlin beſonders, und zu Köln auch beſonders — „andere fromme, biedere Leute, ſonderlich aus den Viergewerken und aus den gemeinen Bürgern" für das nächſtfolgende Jahr zu Bürgermeiſtern und Rathmannen kieſen, und zwar „nach guter Vernunft und nach ihren Eiden."

Sollten aber die Räthe keine Vettern und Freunde kieſen*) und ſetzen, was der Stadt zur Gefährde gereichen möchte.

Die neu Gekornen aber ſollten ſie dem gnädigen Herren, oder deſſen oberſtem Hauptmann in der Neuen Mark, falls der Markgraf nicht im Lande wäre, vorſtellen und bitten, daß er ſie beſtätige, ſei es mündlich oder ſchriftlich.

Wenn die Gekornen aber zu ſothanen Sachen der Herrſchaft „nicht nütz oder bequem wären",

*) Keynen befründen Rath nicht kesen oder setten.

könne die Herrſchaft ſie ändern und Andere dafür einſetzen, nach ihrem Willen, und habe Rath und Bürgerſchaft dagegen keinen Widerſpruch, und kein gekorner Rath Recht und Gültigkeit, bis daß er beſtätigt worden.

Die Gekornen und Beſtätigten aber ſollten ſich des Rathes unterwinden und die Einwohner ihrer Städte nach ihrem Vermögen und nach Redlichkeit regieren und ihnen vorſtehn, auch ſolle ein jeglicher Rath in jeglicher Stadt beſonders, nach Ablauf des Jahres, oder wenn es noth thut, dem Rathe, der nach ihm gekoren, und den Vierwerkmeiſtern, die dazu geſchickt worden, redliche Rechnung thun und pflegen von allem Einnehmen und Ausgeben.

Item ſollten alle Verſchreibungen und Bündniſſe, ſo die genannten alten Bürgermeiſter und Rathmannen und alle ihre Vorfahren, ſo inner- als außerhalb der Marken, geſchrieben oder geſchloſſen, fortan und für ewig aus ſein und keine Kraft und Macht mehr haben.

Und die Bürgermeiſter, Rathmannen, Viergewerke und die ganze Gemeine der beiden Städte und alle ihre Einwohner und deren Nachkommen verpflichten ſich für ewige Zeiten, keine Bündniſſe

zu ſchließen und keinen Aufſtand zu machen, es ſei denn mit Willen oder Vollmacht ihrer Herrſchaft.

Und alles das verpflichteten ſie ſich durch Unterſchrift und Siegel unverbrüchlich zu halten; und ſo lautete der Schluß der Urkunde:

„„Deß zu Urkund haben wir beider Städte Siegel, und auch wir Viergewerke unſeres jeglichen Gewerkes Siegel, aus beiden Städten Berlin und Köln, mit Wiſſenſchaft, Eintracht und gutem Willen unſerer ganzen Gemeinde, an dieſen Brief hängen laſſen, den wir unſerm genannten, gnädigen, lieben Herrn einträchtiglich mit gutem Rathe gegeben haben, der da gegeben und geſchrieben iſt zu Berlin, nach Gottes Geburt vierzehnhundert Jahr, und darnach im zweiundvierzigſten Jahre am nächſten Montage nach dem Sonntag, als man in den heiligen Kirchen ſinget Reminiscere in der Faſten.““

Als Zeugen ſtanden dabei, und hingen ihre Siegel an, Herr Erich, Herzog zu Stettin, zu Pommern und der Wenden Herzog, und Herr zu Wolgaſt, Herr Albrecht, Fürſt zu Anhalt und Graf von Aſcanien, Herr Nickel Torbach, Meiſter des Sanct Johannis-Ordens in der Mark, Herr Peter Klotz, Propſt zu Brandenburg, auch

Herr Franz Steger, der gute Propſt von Berlin, der war wieder hergeſtellt; dann der Ritter Hans von Waldow, Wilhelm Voß, unſeres Herren Marſchalk, Heintze Kracht, Seiner Gnaden erſter Kanzler, Jürgen von Walenfels, Seiner Gnaden Kammermeiſter, Otto von Schliefen, der Alte, Mathias von Bredow der Alte, Heyne Pfuel und der junge Otto von Schliefen und noch viel andere fromme, lobenswerthe Leute.

Und da es verleſen war, war es noch ſtiller. Keine Hand rührte ſich. Keiner ließ den Kurfürſten leben. Die von der Stadt ſenkten die Häupter, die Herren und Ritter blickten recht bös; nur der Markgraf ſchaute ernſt, aber nicht finſter über ſie Alle, als leſe er, was in Jedes Seele geſchrieben ſtand.

Darauf verlas der Kanzler die Rathmannen und Bürgermeiſter, ſo für beide Städte der gnädige Herr ſelber ernannt. Waren's Namen, die kaum bis itzo fürkommen ſind, alſo waren's wohl ſtille Leute, ſo ſich um ihr Haus mehr gekümmert als um das gemeine Weſen. Solche ſind der Herrſchaft lieb. Zu Rathmannen für Köln ernannte er den Hans Lange, Hans von Grymene, Jacob Ot-

tens, Clawes Kölre und Andreas Wardeken, und zum Bürgermeiſter ſetzte er Jacob Tydecke, der war ein Schmied. Darob ärgerte ſich Herr Mathis Blankenfelde nicht wenig. Kam's aber noch ärger.

Und zu Rathmannen für Berlin den Bartholomeus Pletze, Palme Schulten, Clawes Schulten, Heinrich von Walsleben, Matheus Arndes, Caspar Mewes, Hans Hadewig, Nickel Falkenberg, Hans Francke und Jacob Heinze, meiſtens von den Gewerken. Auguſtin Volker, der war ein Lakenmacher, ward zweiter Bürgermeiſter; aber wie verwunderten ſich Alle, als er den erſten Bürgermeiſter nannte; das war Johannes Rathenow.

„Knie nieder, Johannes!" ſprach der Markgraf, es war nämlich im Saal und alle Fenſter ſtanden offen, und als der niederkniete, hing ihm der Fürſt die güldene Kette wieder um. „Stehe nun wieder auf als Bürgermeiſter, und als Du der Stadt treu gedient, diene auch treu dem Herren, der über ſie iſt."

Wer möcht' es glauben, wenn es nicht in der Chronik ſtände, und in der Urkunde auch, und iſt noch da mit allen Siegeln. Den Johannes Ra-

thenow ernannte der Kurfürſt zum Bürgermeiſter, und er ſchwur in ſeine Hände den Eid. Des Mathis Blankenfelde Geſicht wurde doch wie eine Quitte gelb.

Und zur fürſtlichen Tafel lud er auf den Tag den Johannes, deſſen Geſicht darum nicht anders ward. Er war ſehr ernſt, und ſah man's, daß viel drin vorging. Und da die Trompeter bliesen, daß ſie zurückritten nach des Markgrafen Hauſe, wandte ſich Herr Friedrich zum Johannes:

„Wo aber iſt unſer Henning Mollner? Er iſt Dein Freund."

„Er iſt nicht mein Freund, gnädigſter Herr!"

„Er ſprach gut von Dir."

„Das ich nicht wieder ſagen kann."

„Du haſt ein ſchön Töchterlein, Johannes."

„Das ich aber lieber ins Frauenkloſter nach Spandow ſchicke, als Einem gebe, der ſeine Stadt vertrieth."

Da zückte es faſt voll Zorn über des Fürſten Stirn, aber er faßte ſich wieder: „Wo iſt der Henning, Bürgermeiſter?" ſprach er ſtreng.

„Als ich höre, iſt er auf ſein Roß ſtiegen und zogen ins Elend. Und hat gut gethan."

„Warum gut?"

„Weil, ſo er nicht gangen wäre ins Elend, wir ihn ſchickten ins Elend."

„Johannes Rathenow!"

„Den habt Ihr gekühret zum Bürgermeiſter der Stadt Berlin, gnädigſter Herr! und hat Euch geſchworen in Eure fürſtliche Hand, nach ſeinem Vermögen und nach Redlichkeit zu regieren. Darum ſo ſchickt er Den, der wider des Rathes Gebot die Thore öffnete, aus der Stadt und ins Elend. So wahr mir Gott helfe!"

„Und Euer Herr und Markgraf?"

„Der kann richten über mich, als ich über den Henning richte."

Der Herr ſchaute ihn gar groß an und wiegte den Kopf. Dann ſprach er, als wäre gar nichts geweſen: „Nun, Johannes, die Suppe wartet. Aber der Henning, ſo Du ihn aus der Stadt jagſt, ins Elend ſoll er nicht. Oder iſt's bei mir Elend?"

Und als nun ſie Alle fortgezogen und der Saal leer worden, nahm der Rathsſchreiber Fidizinus das große Stadtbuch, ſchlug es auf, faltete die Hände und ſeufzte tief. Dann tauchte er die Feder ins Dintenfaß und ſchrieb hinein, es ward ihm ſchwer: „„Und iſt, ob doch noch im Jahre 1432, am Sonnabende nach Visitationis die Sa-

chen beider Städte unter einander vertragen worden, doch im Jahre 1442 diese gute Einigung, nicht nach dem Willen Gottes, sondern von Zwietracht, die sich wunderlich und seltsam zwischen den Rathsherrn und der ganzen Gemeinheit beider Städte an einem und den Viergewerken und etlichen Innungen am andern Theile erhoben, auch von Beibringung und Schickung böser Leute wegen, wie Gott geklagt sei, wieder abgegangen und verstört, so daß nun in jeglicher Stadt alle Jahr ein besonderer Rath gesetzt und gewählt werden soll. Gebe Gott, daß das bald wieder anders wird!""

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Roland von Berlin.

Dritter Band.

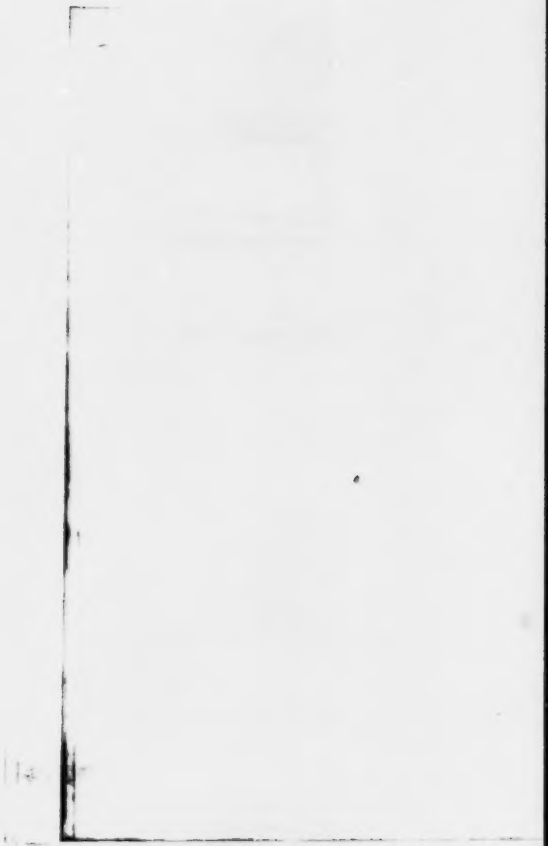

Der
Roland von Berlin.

Von

W. Alexis.

In drei Bänden.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſtes Kapitel.

In der Altſtadt Brandenburg war ein gar munterer Verkehr. Zumal am Strande; denn die Havel lag voll großer Kähne, die wurden ausgeladen und wieder vollgeladen, und die Träger und Schiffsknechte ſungen, weil ſie auf den Köpfen die ſchweren Laſten trugen; oder ſie zogen, mit Seilen um die Bruſt, die zweirädrigen Karren, daß ihnen der Schweiß dick von der Stirn rann; aber ſie ſungen doch, und ſchwenkten die Mützen in die Luft, wann ein Kaufherr kam, in deſſen Dienſten ſie arbeiteten. Die Herren mußten gut bezahlen. Wo es Frohndienſt iſt, laſſen die Leute nicht ihre Herren leben; ſie arbeiten nur als das Laſtvieh, das zieht auch und keucht, aber wenn es nicht den Stachel fühlt und die Peitſche, bleibt es ſtehen.

Die Sonne ging ſchon zur Rüſte, und die

Thürme und Dächer der Dominsel glänzten in schönem rothen Hauche, die hohen Fenster aber funkelten wie eitel Gold und Edelsteine; und sah's von fern aus als ein Zauberschloß. Und der rothe Schein goß auch sein Licht über den breiten Wasserspiegel der Havel, die ein gar schöner Fluß ist, See an See, und reich an herrlichen Fischen. Und die Wimpel der Kähne färbte das Abendroth desgleichen und die Köpfe der rührigen Schiffer und Arbeiter. Das schien doch, als wollten die gar keinen Feierabend machen. Aber als itzt das Abendglöcklein vom Dome schallte, da verstummten die Lieder, das Ha-ho der Seilzieher, die Räder hörten auf zu schwirren, die Lasten blieben liegen, wo sie waren, die Hüte und Mützen fuhren von den Köpfen, und die Hunderte Geschäftiger waren lautlos still. Sie falteten die Hände und knieten nieder, und beteten ihr Ave Maria.

Darnachmalen aber, als die Glocke wieder verstummt war, und die letzten Töne in der stillen Abendluft verschwirrten, rührten sich wieder die Arme und Kehlen als wie zuvor, die Räder und Winden schwirrten, die Karren knarrten, und die lustigen Lieder und das Ho! Ha! He! wollten nicht enden.

3

Da ſprach ein Bürger und Krämer zu einem andern, der daſtand und zuſchaute und die Hände eben vom Gebet los machte: „Einen ſchönen guten Abend, Herr Niclas!“

„Wohl iſt's ein ſchöner Abend, Meiſter Perbant“, antwortete der.

„Hat das Sprüchwort doch recht, man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben. Und desgleichen umgekehrt, man ſoll am Tage nicht verzagen, wenn er auch noch ſo grau iſt, ſintemalen der Abend ſchön werden kann.“

„Nur, lieber Meiſter, iſt das nicht zu vergeſſen, daß auf den Abend noch die Nacht folget.“

„Herr Nicolaus Perwenitz, entgegnete jener, das ſchiert mich nicht. Denn ich bin des Dafürhaltens, daß der Abend darum doch ſchön bleibt, wenn auch die Nacht ſtürmiſch wird. Und bin ich am Abend luſtwandeln gangen, ſo hab' ich es weg, wenn's auch drauf in der Nacht regnet. Und was ich am Abend in die Speicher und Scheuern eingebracht habe, das ſoll mir das Wetter, das drauf kommt, nicht wieder nehmen. — Und wahrhaftig, Herr Niclas, fuhr er ernſthafter fort, es that uns Brandenburgern ſolcher Abend noth. Die von Berlin und Köln ſchnappten uns ja vorm Maule weg die Nah-

rung. Handel und Wandel was waren sie diese dreißig, vierzig Jahre über! Alles rüber gezogen an die Spree. Nach Hamburg, nach Stettin; allen großen Handel rissen die Berliner an sich. Was blieb uns, wenn wir nicht die Wollenweber und Tuchscheerer hätten! Die Herren in der Brüderstraße drüben und in der Stralower Gasse schwellten ja auf, daß sie nicht zur Thür 'nein konnten, derweilen wir mager wurden, wie Kirchenmäuse."

„Ei Gevatter! sprach Herr Nicolas. Kirchenmäuse sind auch Gottes Geschöpfe, und nicht die schlechtesten. Im Himmelreiche werden die Kirchenmäuse den Feldmäusen und Kellermäusen in der Rangordnung gewiß vorangehn. Und vor Allem Kirchenmäuse, die ein Domstift haben. Meint Ihr, daß unsere geistlichen Herren uns da oben sitzen lassen. Ich meine, wenn uns die Kölner und Berliner hier unten übern Kopf wuchsen, da oben werden wir's wieder einbringen. Sie haben ja nur einen Propst und ein paar Pfaffen, und wir einen Bischof."

„Da oben, Gott sei uns Allen gnädig! Aber ich meine, hier unten sollen wir's wieder einbringen, was wir verloren; und waren die älteste und fürnehmste Stadt der Marken."

„Und ſind wir das nicht noch? Wer ſtreitet's? Heißt nicht nach uns die ganze Landſchaft, die Herrſchaft und unſer Markgraf? Heißen ſie nicht alle Brandenburger, weil wir Brandenburg heißen? Gingen nicht von uns Ordnungen und Statuten aus, und ſchickten unſere Rechte in die neuen Städte? Und iſt unſer Schöffengericht nicht ſo herrlich und berühmt als Eines im Slavenlande? Wo Rath fehlt und Gerechtigkeit, bei uns müſſen ſie ihn holen. Gevatter! Gevatter! Man muß ſich nicht ſelbſt geringer machen. Und wenn wir nichts hätten, wir hatten doch die Ehre."

„Kann ich damit mein Dach decken, wenn's einregnet, Ballen ſchnüren und ein Kindelbier geben? Was ſchierte unſere Ehre die Dickwänſte von Köln? Konnten wir ſie nicht 'mal damit vertragen, als ſie ſich bei den Ohren zauſten. Ihr wißt's ja am beſten. Meine Ehre iſt, wenn ich was verdiene. Und darum Ehre meinem gnädigſten Kurfürſten, der mir was zu verdienen gibt."

„Wohlgeſprochen, als ein guter Bürger, und als ein rechtſchaffener Unterthan unſeres allergnädigſten Markgrafen."

„Dem Ihr doch ganz beſonders danken müßt,

Herr Niclas, da Ihr ganz allein die Lieferung des Schiefers habt."

„Wer sagt Euch, daß ich's ihm nicht danke! Möcht' er in jeder Stadt, die fein ist, ein Schloß bauen lassen, und 's mit meinem Schiefer decken. So viel 's Städte gibt, wollt' ich's ihm danken."

„Ob's Euch aber die Städte danken werden!" sprach ein Dritter, der hinzutrat; und war's der Meister Berthold von Dasseleben, ein berühmter Schieferdecker, mit dem der Markgraf abgeschlossen, daß er sein Schloß zu Köln, das er bauen ließ an der Spree, mit Schiefer decke.

„Müssen, müssen!" sprach Herr Niclas, und nickte dem Meister freundlich zu.

„Ist meines Dafürhaltens, Ihr Herren, sagte Jener, daß die Städte für die Dächer, die er ihnen auf den Kopf setzen will, grad so böse Gesichter machen werden, als die Herren vom Adel dazumal, als er ihnen die Dächer von ihren Schlössern abriß."

„Mögen sie einander saure Gesichter schneiden, sprach Meister Perbant, was geht's uns an!"

„Seid doch auch eine Stadt."

„Aber wir brauchen kein landesherrlich Schloß hier, fiel Perbant ein, denn wir haben einen Dom

und Bischofssitz, und oben auf dem Marienberg steht Unser lieben Frauen Kirche. Die duldete keinen weltlichen Herrensitz neben sich. Wär's auch unser Spott."

„Das möchten die von Köln nd Berlin und Frankfurt auch sagen: sie brauchen's nicht. Sage Euch, als wir mit der ersten Ladung Schiefer ankamen, machten sie curiose Gesichter, wie so die von Berlin sind. Allerlei feine, spitze Redensarten. Wozu Schiefer gut wäre? Ob die Jungen darauf sollten rechnen lernen? Da hätte sich doch der Markgraf verrechnet. Andere sagten: er schicke es ihnen, um Butterschnitten zu werfen aufm Wasser. Wär's nur zu viel, und könnte ihm ein Splitter ins Auge fliegen. Und als ich ausladen ließ, dort unter der langen Brücke, katzbalgten sich die Jungen, und prallten an meine Träger, und liefen ihnen durch die Beine, daß Manches Last zu Boden fiel. Schelten half da nicht; sie wollten sich ausschütten vor Lachen, und sagten, es wäre unsere Schuld. Sprach ich, und drohte mit der Obrigkeit, da verzerrten sie erst gar die Gesichter und sahen nach der Wetterfahne und sagten: bei West-Nord-West könnt' ich auf 'nen guten Spruch hoffen, aber bei Ost, Süd und was dazwischen

lieat, thät' ich am geſcheuteſten, das Maul zu halten."

„Man kennt ſie ja", ſagten die Brandenburger.

„Und dann ſagten ſie, man müſſe die Rechnung nicht ohne den Wirth machen und kein Dach aufſetzen, ehe das Haus ſtünde. Und da lachte wieder Alles grimmig, als wäre kein Herr im Lande. Weiß Gott, wie das werden wird!"

„Sie werden ſchreien, und Ihr werdet bauen, und der Kurfürſt wird zahlen."

„Ihr hättet den Hans Ferbitz, fuhr der Schieferdecker fort, den Bartſcheer, der ſeine Bude an der langen Brücke hatte, ſollen ſchreien hören, als man ihm das Haus einriß. Der lief wie ein toller Hund herum, und fehlte nicht viel, er hätte die Zimmergeſellen von den Leitern geriſſen. Was der auf den Rath, auf die Stadt, auf den Kurfürſten fluchte!"

„Der Rath hat's ihm doch auszahlen müſſen, was ſein Recht iſt."

„Das wäre ein Dreck, ſchrie er, ein Pappenſtiel für eine Gerechtigkeit, die Vater und Vatersvater ernährt. Wovon ſollten denn Kind und Kindeskind leben? Eſel ſchalt er die Rathmannen und die Gemeinheit, die's zugegeben, und wie er den

gnädigſten Herrn nannte, das will ich gar nicht wiederſagen. Die Fäuſte hob der kleine Mann gegen das Rathhaus auf der Brücke, und der Schaum ſtand ihm nur ſo im Munde: „„Könnt' ich Euch alle einſeifen und ſcheeren, Ihr Ochſen, rief er, für Eure Dummheit und Ungerechtigkeit, Euch ſollte kein Bart mehr wachſen, Ihr blinden Hennen, die Ihr nicht ſeht, was Ihr thut. Aber wartet nur, ein Anderer wird Euch nun ſeifen und barbiren, daß Euch himmelangſt werden ſoll. Das wird eine Bude werden für Köln und Berlin, darin geſchröpft, geſcheren, gebadet und geblutet wird, daß Euch Hören und Sehen vergeht. Die Bude wird über Eure Köpfe ragen, wie der Thurm von Babylon. Reinſehen wird er in Euren Rathsſaal und in Eure Schlafkammern, in Eure Hühnerſtälle und in Eure Heimlichkeiten, in Eure Dummheit und in Eure Schande. Und Ihr ſollt wünſchen, daß Ihr des Ferbitz kleines Haus ſtehn gelaſſen, Ihr ſollt wünſchen, daß Ihr es wieder aufbauen könntet, und würdet ſelbſt die Balken tragen und die Nägel ſpitzen. Aber dann iſt's zu ſpät. Das hohe Haus kriegt Ihr nicht wieder wie des Ferbitz kleine Bude; ein Stein der Aergerniß wird's Euch ſein, und Euch geſchieht recht, recht und tauſend-

mal recht, weil Ihr mein kleines Recht habt fahren laſſen, da Ihr eingeſetzt ſeid, es zu wahren und ſchirmen.““ So ſchrie der tolle Menſch.“

„Des Herren Wille iſt ein hart Brot. Wer leckt gegen den Stachel!“

„Die in Berlin und Köln ſehen mir danach aus, fiel der Schieferdecker ein. Denn wo hört Einer ſolcherlei Rede ruhig an und ſteckt die Schimpfworte ein, wie 'nen alten Knopf, den man am Weg findet. Ich ſage Euch, ſie laſſen ihn ſchimpfen und reden, und Keiner ſpricht ein Wort gegen.“

„Soll wunderlich drüben ausſehen, ſprach Meiſter Perbant, weiß Keiner, wer Koch und Kellermeiſter iſt.“

„Was Wunders, die Schüſſel iſt zerſchlagen. Ihr Witz läuft verloren auf den Gaſſen um, ſeit die Baderſtube zerſtört iſt, ſagte Nicolas Perwenitz. Aber in einem alten Buche ſteht auch geſchrieben:

Was man in Berlin ſpricht,
Darum geſchieht's noch nicht.“

Da lachten die drei recht herzlich und ſprachen noch viel über die Berliner, wie ſo Nachbarn von Nachbarn ſprechen: war's nicht viel Gutes. Und die von Frankfurt und Bernow und Prenzlow redeten ebenſo von Berlin. Denn, ſagt ſchon der alte Grieche

Herodotus, ſo jegliche Stadt ihren Kehricht auf ein Häuflein ſegte, und dieſe Häuflein ſtellte Einer zuſammen, und hieße er: wählet! dann wählte eine jede doch wieder ihren eignen Kehricht.

Als es nun aber dunkler ward, und die Arbeit mußte aufhören, da machten ſich die Herren nachhauſe. Und wo Herr Nicolas Perwenitz bei den Arbeitern vorüberging, da riefen ſie ihm ein Hoch zu, und die Jungen ſprangen um ihn, denn er war ſehr beliebt bei Allen, und hatte ihnen ein Feſt verſprochen, wenn die Arbeit gethan wäre. In den Gaſſen und Häuſern, was Feuerwerker ſind, da arbeiteten ſie noch fort, und dauerte es bis in die Nacht, daß man das Feilen der Schleifer und die Amboſſe in den Schmieden hörte, und die Funken ſprühten aus den Eſſen wie ein Feuerregen.

„Kommt Alles in Euern Säckel, Ihr Herren, ſprach der Schieferdecker. Das Arbeitsvolk iſt luſtig, und Ihr nur ſeid's nicht, mindeſtens nicht ſo, als man Herrn Nicolas Perwenitz von ſonſt kennt."

„Das hat ſeinen Grund, entgegnete der Perwenitz, wie jedwed Ding auf Erden einen hat."

„Und der ſteckt nicht in der Erden, lachte Meiſter Bertold, ſondern wird ein achtzig bis hundert Schuh drüber 'rausragen."

Und als sie Beide, denn Meister Perbant war schon fortgegangen, an dem großen Hof vorbei gingen, wo die Schiefer- und Werkstücke hoch aufgeladen stunden, sprach der Brandenburger:

„So kommt Alles in Deinen Säckel, Meister, und kannst was die berliner Jungen zerschlagen, dem Markgrafen überdem doppelt in Rechnung bringen. Wie kommt's nur, daß Du nicht lustiger bist, denn du verdienst ein Heidengeld."

Da lächelte Meister Bertold: „Das hat seinen Grund gleichwie jedwed Ding auf Erden einen hat."

„Der aber ragt nicht zum Himmel 'naus", entgegnete der Brandenburger.

Der Schieferdecker sah etwas schelmisch den Rathsherrn an: „Nein, er steckt in Euren Taschen, Ihr Herren von Brandenburg. So mir der Fürst nicht zur Bedingniß gemacht, daß ich den Schiefer von Euch allein nehmen muß, und was Nägel, Anker, Spiker und Stangen sind in Altbrandenburg muß schmieden lassen *), könnt' ich sie billiger haben aller Orten."

„Ei Du Geldschneider, willst Du uns das nicht 'mal gönnen für unsere große Mühe."

---

*) Urkundlich.

„Und die große Gefälligkeit, fiel der Meiſter ein, ſo Ihr dem Markgrafen erweiſt, daß Ihr die Ohren ſtopft, wo die Kölner und Berliner, Eure Bundesgenoſſen, zum Himmel ſchrein, und um Hülfe rufen.“

„Ei ſie verdienen's nicht beſſer, ſprach Herr Nicolas unwillig und ſchaute zu Boden. Männiglich wird bezahlt nach ſeinem Verdienſt.“

„Und eine Hand wäſcht die andere, ſagte der Schieferdecker. Das iſt ſchon recht. Dachte mir aber ſo einmal: wie wenn alle Hände frei wären, und könnte Jeder arbeiten, was er wollte, und kaufen und verkaufen, wie und wo er wollte, das müßte einen Verdienſt in der Welt geben!“

Der brandenburger Herr ſah ihn groß an: „I Du Sohn Deiner Mutter, da müßt' es ja heidniſch auf der Welt zugehn. Wo bliebe denn da die Gerechtigkeit!“

„Ihr meint die Gerechtigkeiten.“

„Freilich die Zünfte und Gilden, unſer Stapelrecht und die Niederlage. Meiſter Berteld, da ſteht unſer Roland. Iſt gut, daß der von Stein iſt und nicht hören kann. Du biſt ja ein aller Welts-Aufrührer. Jeder kaufen und verkaufen, was er Luſt hat, und frei des Weges ziehen und auf die Märkte, wo er Luſt hat! Heiliger Moritz, am

Ende meinſt Du die Juden auch, und die Ritterſchaft, daß die Kornhandel trieben nach Hamburg, wie's vor Alters war. I da müßte ja die Welt auf dem Kopfe ſtehen und die Städte gingen unter. Keine Gerechtigkeiten mehr, Himmel und Hölle, Meiſter, ſag mir das nicht noch 'mal. Dann kämen die Pfuſcher und Bönhaſen auf und will nicht glauben, daß du einer biſt."

„Gott und ſeine Heiligen behüten mich, ſprach der Schieferdecker, bin ehrlich Meiſter worden, in Erfurt. Das neue Dach vom Dom kann von ſprechen. Und Pfuſcher, wo mir einer in den Weg kommt, mögt's mir glauben, dem wollt' ich die Suppe geſalzen haben."

„Ergo, ſprach der brandenburger Rathsherr, und kniff den Meiſter ins Ohr, ſchau nicht ins Blaue; Du könnteſt vom Dach fallen. Der Schieferdecker, ſo über den Knopf hinausdecken will, hat keinen Halt mehr. Merk Dir's. Jeder fegt vor ſeiner Thür. Da geht dein Weg und hier meiner."

Als der Rathsherr nachdenklich den ſeinen ging, begegnete ihm zu Roß mit einigen Begleitern der hochehrwürdige Biſchof Stephan, und er zog die Mütze, als es ſich ſchickt, vor ſolchem hohen Her-

ren. Und der Herr Biſchof hielt auch an, als er ihn ſah, und winkte ihm freundlich zu ſich, denn Nicolas Perwenitz war wohl angeſehen im ganzen Lande und auch am biſchöflichen Hofe. Er beſorgte deſſen Geſchäfte.

„Herr Gott, lieber Freund, ſprach der ehrwürdige Herr, was hört man da wieder für ſeltſam und wunderlich Gerücht von Köln her! Man weiß zwar noch nicht, was es iſt, wollt' Euch aber gerathen haben, als guter Handelsmann, ſeid auf Eurer Hut. Es iſt nicht richtig in den Städten. Unſer gnädiger Herr ſoll auch ſehr bös ſchauen. Weiß Gott, wie das enden wird! Die Ritter möchten nichts als Krieg mit Pommern, und im Lande eitel Unfriede."

Nicolas Perwenitz küßte den Saum des biſchöflichen Kleides und dankte für die Warnung: „Wie's enden wird, das weiß Gott, Hochehrwürdigſter! Aber das weiß ich, der Markgraf hat einen Kopf und die in den Städten haben tauſend Köpfe."

Der Biſchof ſchüttelte ſeinen und ritt weiter, und Herr Perwenitz ging langſam ſeinem Hauſe zu. Aber als er in den Flur trat, da lachte er ſeinen alten Dienſtleuten ſo froh entgegen, als

hätte er alle Sorge abgeschüttelt. Und so herzte und küßte er auch sein liebes Weib oben, die war wohl so alt wie er, und hatte hübsche Runzeln im Gesicht und einen Le , so dick wie ihres Herren. Aber er sagte ihr allerhand Süßes, als wäre sie ein jung Gemahl noch, und säuselte ihr artige Sachen ins Ohr, darüber sie lachte und ihn schalt, und dann faßte er sie um die Hüfte, und am Arm, und sie mußte, wie sie sich auch sträubte, einen Ehrentanz mit ihm durch die Stube thun, derweilen das Gesinde an der Thür stand und sich den Mund hielt, daß es nicht laut lachte. Und drauf warf er sich erschöpft in den Großvaterstuhl und wischte den Schweiß von der Stirn, und sie that desgleichen.

„Aber, Väterchen, sprach sie, mußt doch auch bedenken, daß wir nicht mehr jung sind."

„Hm! hm!" murmelte er.

„Und was die Leute von uns denken. Haben keine Kinder —"

„Eben um deswillen. So ein kleines Volk uns um die Beine spielte, meinthalben, da wollten wir ernst aussehen und ein ehrbar Gesicht machen. Aber — nun sind wir unter uns, Cordula — gib mir die Hand. — Und wo steht's geschrieben, daß

ein alter Mann nicht ſoll jung bleiben?' Umgekehrt. König David tanzte und Solomo auch —"

„Sie meinen nur —"

„Was denn? Daß wir ausſchauen ſollen wie der Roland, oder heulen wie die Klageweiber! Warum denn, Cordula? Die Klageweiber werden bezahlt. Wer gibt uns dafür etwas? Mit wem gehſt Du lieber durch die Haide? Mit Einem, der die Augen verdreht und grimmig ernſthaft ausſchaut, oder wer Dir luſtige Lieder ſingt? Wer nicht luſtig iſt, freilich, der verläſtert die Frohen; aber, glaub's mir, 's iſt nur der Neid."

„Sie ſagen doch, in der ſchweren Zeit —"

„Soll man auf das Schwere nicht Blei laden, daß es noch ſchwerer wird. Man ſoll froh ſein. Sieh 'mal, Cordula, der Menſchen ſind Vielerlei. Zuerſt die Heiligen. Gott ſei mit ihnen, und ſchenke ihnen Glorie in ſeiner Herrlichkeit; denn ſie verdienen's um uns. Wir ſind keine Heiligen, das weißt Du und ich. Gott weiß am beſten, warum er uns nicht zu Heiligen gemacht hat. Dann ſind ſchlechte Menſchen. Du biſt nicht ſchlecht, und ich bin's auch nicht. Wollen dem lieben Herrgott danken, daß es ſo iſt. Aber drittens, dazwiſchen, da ſind Menſchen, nicht Heilige und nicht Böſewich-

ter; eben so wie wir sind. Weiß der liebe Gott recht gut, warum er die gemacht hat. Damit seine Welt nicht so schrecklich ernst aussehen soll. Denn wenn er nur Heilige sähe und Böse, ach lieber Gott, seine eigne Schöpfung gefiele ihm kaum. Sagt sein Sohn, unser Heiland, nicht, wir sollen sein wie die Kinder? Und was thun die Kinder? Sie freuen sich, und singen und spielen. Nun Cordula, was sollen wir nicht spielen und singen? — Wenn der mit der Sense kommt, der Alt und Jung mäht auf einen Strich, und uns auch, meinst Du nicht, Cordula, daß der liebe Gott in sein Himmelreich lieber frohe Menschen nimmt, als traurige? Darum, bis da, laß uns sein wie die Kinder, jubeln und springen, und nun gib mir 'nen Kuß, Alte, und dann schenk mir 'nen Trunk aus dem Vollen, denn ich bin durstig."

Und Herr Niclas erhielt beides, und drauf deckten sie den runden Eichentisch mit den kunstvoll gegründeten vier Beinen und schoben ihn vor des Herren Stuhl, und Frau Cordula steckte ihm das weiße Handtuch in die Busenkrause und schob und rückte Alles zurecht, daß der liebe gute Herr es recht bequem habe. Auch ein Fußschemelchen schob sie ihm unter den Fuß und polsterte ihm die Rück-

lehne, daß er aufrecht am Tiſch ſitzen und ſich doch anlehnen konnte. Und wie geſchickt die Gläſer und Kannen, die Schüſſeln und Teller und Krüge aufgeſtellt wurden, nicht eins neben dem andern, ſondern es waren Untergeſtelle da, daß eins das andere überragte, wie unſer Herrgott nicht alle Dinge gleich gemacht hat, ſondern ſteht Eins über dem Andern. Alſo auch auf der Tafel des ehrenwerthen Niclas Perwenitz. Und wer auch keinen Hunger gehabt, der hätte es doch mit Luſt angeſehen, und Hunger bekommen; aber als nun der erſte Gang aufgetragen ſtand, und die Schüſſeln rauchten, eine ſo, die andere ſo, da lief doch einem Jeden das Waſſer im Mund zuſammen. Aber wie ſchmackhaft und würzig auch die Schüſſeln ſein mochten, würziger duftete, und lieblicher anzuſchauen war das Geſicht des Herrn Perwenitz, wie das Auge zuvor die Herrlichkeiten überflog, ehe die Hände und Lippen ſie berührten. Und Alle die es ſahen, freuten ſich, das Geſinde wie ſeine Ehefrau. Und wie er nun die Hände faltete zum Gebet, da falteten ſie Alle mit ihm und ſprachen es ihm nach; er ſprach laut und ſie leiſe. Und als er nun koſtete, hier und dort, und zufrieden war, da waren ſie auch zufrieden, und Alles machte

auf ſeine Blicke und haſtete ihm zu bringen, was er wünſchen konnte, er hatte es noch nicht ausgeſprochen.

Vor Allem war Frau Cordula die zufriedenſte, daß ihr Herr zufrieden war. Denn in der Küche ſollte es eine Frau mit ihr aufnehmen! Aber ſie war nicht ſtolz und eigenſinnig, wie wohl Frauen ſind, was die Küche anlangt, die da meinen, wie ſie's gelernt von ihren Müttern, und die wieder von ihren Müttern, ſo ſei's richtig, und nicht anders, und müſſe immer ſo bleiben; und ſprechen allerlei Erbauliches, ſo der Mann die Nas in die Küche ſteckt, und ſagt, was er meint. Lieber Gott, er hat doch auch eine Zunge und mehr gekoſtet als die Frau. Nein, Frau Cordula nahm gute Lehre an, und horchte gern, was ihr Herr ihr ſagte, und war gar nicht bös, wenn Niclas Perwenitz ſelbſt in die Küche ging und die Schürze vornahm und ihr zeigte, wie er's geſehn hatte von den fränkiſchen Köchen an des Markgrafen Tafel. Ja, als ein verſtändig Weib hatte ſie manches Mal Herrn Ulrich Czeuſchel, den Küchenmeiſter des Kurfürſten, heimlich um ein Recept gebeten, wo ſie wußte, daß es ihrem Herren geſchmeckt, und hatte ihm das Gericht bereitet, und trug's auf den Tiſch, er wußte

nicht woher es kam. Soll man mir ist solch ein Weib zeigen, wo es lebt.

Und erkannte Herr Niclas auch wohl ihren Werth, und lebten Beide so einträchtig und glücklich, als wo Eheleute an der Havel und Spree. Aber mit ihm am Abendtisch saß sie doch nicht; sie wartete ihm lieber auf, und war's mehr ihre Freude, daß es ihm schmeckte, als daß sie's selbst kostete, was sie zugekocht. War's ein so herzig gutes Weib als eine gute Köchin. Und Keiner verdiente solch ein Weib mehr als Herr Perwenitz; denn ihn essen zu sehen, war ein Vergnügen. Er hastete nicht die Gottesgabe herunter als ein Gierhals, nein er nahm sich Zeit und liebäugelte zuvor mit jedem Bissen, und so oft er ein Kibitzei aufdrückte, — und alle Welt weiß, daß es nirgend bessere gibt als in Brandenburg — sprach er von Natur und Gott und Vaterland, daß, wer's hörte, viel lernen konnte. Und die Rebhühner und Waldschnepfen, wie geschickt zerlegte er sie mit der Hand und dem Messer. Und sehn hätte man ihn sollen, wie er einen Oderkrebs aufzehrte, und blieb nichts über als die Schaale, und kam Keiner ihm gleich, so an Schnelligkeit als an Reinlichkeit. Bei Hofe, wenn er dort aß an den Landtagen, be-

wunderten ihn auch Alle, und die gnädige Kurfürſtin ließ ihm einmal eine ganze Schüſſel Krebſe vorſetzen, und er war ſchneller damit fertig als die Andern mit ihren Tellern. Und Keiner hatte es ſo manierlich gemacht.

Nun daß er auch zu trinken verſtand, wer hätte das bezweifelt an einem deutſchen Manne. Aber er goß nicht die Gottesgabe über die Lippen, wie ſo mancher Ritter, der's nicht anders thut, als wie man Waſſer über ein brennend Haus gießt. Er ſchmeckte, was er trank, auch wenn er die Augen zuhatte. Und in ſeinem Keller da lagerten Schätze, wie nur in Bremen im Rathskeller. Darum nannte man ihn den feinſten Mann in den Marken. Aber kein Kelchglas leerte er, auch wenn er allein war, denn er trank es Einem zu; und wenn Keiner da war zum Anſtoßen, ſo ſtieß er das Glas an die Flaſche und wußte allezeit hübſche Trinkſprüche.

Frau Cordula, der ward heut das erſte Glas zugetrunken, und auch das zweite, und ein drittes noch. Das erſte auf ihre Treue, und das zweite auf ihre Holdſeligkeit, denn die, ſagte er, als ſie verſchämt die Augen niederſchlug, ſehe ein guter Mann auch durch die Runzeln. Das dritte aber,

daß ſie ihm bleibe bis an ſein ſeliges Ende, was ſie ihm geweſen, ſeit er mit ihr in die Kirche zog. Da hielt ſie ſich die Schürze vor die Augen und wiſchte ſie; aber das wollte Herr Niclas nicht leiden, ſondern ſie mußte zu ihm kommen, und er gab ihr einen herzhaften Kuß, und ſie mußte nun auch vom ſüßen Wein nippen und ſich zu ihm ſetzen.

Und nun ging es erſt los das Geſundheiten trinken. Da ließ er die Stadt leben, Alt- und Neu-Brandenburg, die Herren vom Rathe und den Bürgermeiſter und ſeine lieben Verwandten, den gnädigen Biſchof Herrn Stephan, und den Markgrafen, der ihm ſo gnädig ſei; wobei er ſich etwas erhob, und ward nun recht luſtig und guter Dinge, und Flaſche und Glas klirrten, und ſah überall Gutes und Frohes; nur das Geſicht ſeiner Ehefrau ſchaute nicht ſo aus.

„Was iſt's nur wieder, Cordula? Verdienen's die braven Leute nicht, daß man ein gut Glas Wein für ſie trinkt?“

„Ach gewiß, Niclas, und noch mehr! Aber mir kam's nur ſo in den Sinn, was viele unſerer Mitmenſchen, und gute Chriſten, leiden und weinen, derweil wir ſo luſtig ſind.“

„Haſt recht. Dies Glas auf Alle die leiden und weinen! Stoß an!“

„Schon recht, Niclas, aber da kommt ja kein Tropfen auf Einen.“

„Ei Cordelchen, mein Keller iſt voll. Du biſt ein gutes Herz und holſt friſchen Vorrath. Soll ſchon ein Tröpflein auf Jeden kommen.“

„Und doch iſt mir's, als ſei es unrecht von uns. Denn ſo Du auch noch ſo viel trinkſt auf die Armuth, die Armen haben doch nichts davon.“

„Da haſt Du wieder recht. Aber weißt Du was — er zog ſie vertraulich zu ſich. Die Linke ſoll zwar nicht wiſſen, was die Rechte thut, aber Mann und Frau ſind ja eins. Iſt Deine Rechte nicht meine Rechte? Die Lieferung zum neuen Schloß in Köln bringt uns was Tüchtiges in unſere Kaſten, und wenn das Jahr um iſt, und ich abſchließe, dann ſetz' ich das Doppelte aus für die Armen, und, Cordula, das wird nicht wenig ſein. Und Du ſollſt meine Almoſenierin werden.“

„Biſt mein guter Mann. Die Armen in Brandenburg werden für Dich beten, als ſie ſchon thun. Aber —“

„Noch ein Aber —“

„Ja ſieh einmal, wenn wir auch allen Armen

in Brandenburg wollene Strümpfe ſtricken, wie viele laufen doch barfuß in der Welt um."

„Ich bin Rathsherr von Brandenburg, Cordula, und nicht Rathsherr von der Welt. Für die Welt räth der liebe Gott."

„Ach freilich, für die Armen ſorgt der. Aber, Niclas, wie Viele ſind ins Elend gangen; haben kein Haus und Hof, kein Bett und kein Dach, und wir ſitzen ſo warm — und wie mancher von ihnen war unſer lieber Bekannter —"

Da war auch der Rathsherr ſtill, und füllte zween kleinere Gläſer mit feinem Rheinwein, davon eine Flaſche zum Nachimbiß im Korbe ſtand, und hielt das eine ſeinem Weibe hin, das andere nahm er und ſprach ernſt:

„Auf die im Elend ſind!"

Die Gläſer klangen hell, was Beide freute, und auch Frau Cordula trank ihres bis auf den Grund aus.

„Daß es ihnen wohl gehe!"

„Niclas, kann's Einem denn im Elend wohl gehen? Ach Gott, da draußen! Denk ich doch jedesmal an die armen Menſchen, wenn ſie unſere Thore ſchließen, wo werden die die Nacht ihr Haupt hinlegen, die nicht mehr 'rein kamen? Die Wölfe und

Bären, die Diebe und Räuber, ach Gott, ach Gott! 's sind doch gräßliche Geschichten, so uns die Marktleute erzählen."

„Lieb Weib, Brandenburg ist eine schöne und feste Stadt, und Gott sei Dank, daß wir drin warm sitzen. Aber 's hat in der Welt noch viele Städte außer Brandenburg, und außer unserer Mark noch viele Länder, und viele Leute sitzen drin warm, und über alle diese Städte und Länder ist der liebe Gott und seine Heiligen."

„Magst wohl recht haben; aber draußen bleibt doch immer draußen. Und so ein Heiliger in der Fremde, wer weiß, ob der unsereins versteht. Sie sprechen ja nicht einmal überall Deutsch. Und denk Dir nun so, wenn wir einen Jungen hätten, und der hätte wandern müssen ins Elend, keine Mutter, kein Vater bei ihm, dem er's klagt, wenn ihn hungert. Wer wäscht ihm denn sein Hemd, und flickt ihm, was ihm zerreißt? Ach du heilige Jungfrau, wenn ich noch denke, damals, als der Henning Mollner bei uns ansprach, Dein lieber Pathe — ach Gott, wie sah er erhitzt aus und doch bleich und wild, und wollte nicht bleiben, wie Du ihn auch batest. Der ist ins Elend gangen, hörten nichts von ihm —"

„Der arme Henning!“ ſeufzte der Rathsherr.

„Ueber die von Berlin! Den beſten Jungen aus der Stadt mußten ſie ins Elend ſchicken“, jammerte das Weib.

„Riefen ihn wohl itzt gern zurück.“

„Nun iſt's zu ſpät, Mann. Den hat ein Wolf gefreſſen, und liegen ſeine Gebeine im Walde, Niemand weiß wo. Chriſtus, ohne Beichte und Abſolution! Es war ein herziger, herrlicher Junge —“

„Der ſich auch nicht wird haben freſſen laſſen vom erſten beſten Wolf. Sah mir mehr danach aus, daß er erſt ein halb Dutzend todt ſchlug.“

„Oder eine böſe Seuche hat ihn gefaßt; ſtarb in einem Spital, wo ſie ihn um Gottes willen aufnahmen. Da liegt er nun auf dem Elendenkirchhof eingeſcharrt, kein Kreuz, kein Stein auf ſeinem Grab. O über die von Berlin, ſag ich es doch —“

„Haben auch gebüßt, Cordula; oder möchteſt mit ihnen tauſchen? Sind die nicht im Elende?“

„Man möchte blutige Thränen weinen, Niclas, iſt doch viel Jammer auf Erden.“

„Und ſoll drum Gott danken und froh ſein, wer warm ſitzt, wie wir in der guten Stadt Brandenburg.“

„Amen! Amen!“

„Nun, Cordula, noch ein Glas zum guten Ende, für alle unſere Freunde, ſo im Elend ſind!“

Als ſie anſtießen, ſchellte es leiſe an der Hausglocke. Die Bürgerglocke hatte ſchon geſchlagen, und ein Pochen und ein Klingelzug am ſpäten Abend hatte in einer ordnungsliebenden Stadt ſtets etwas Unheimliches. Die Hiobspoſt kommt in der Nacht, die gute Botſchaft wählt den Tag. Die gute ſtürmt an der Glocke, die ſchlimme zieht leiſe am Drahte.

„Laß nicht öffnen!“ ſprach Cordula.

„Ei, lieb Weib, wir trinken auf die Elenden; und ſo nun einer itzt an unſerer Schwelle liegt, ſollen wir ihn liegen laſſen und verſchmachten? Was ſagteſt Du, ſo Du morgen die Thüre aufſchlöſſeſt, und da wäre es zu ſpät ihm beizuſpringen!“

Auf des Herren Wink eilte die Magd hinunter, und kam bald wieder zurück. Sie ſollten keine Furcht haben, ſprach ſie, wäre es nur ein alter, armer Mann, gebrechlich ſähe er aus und hätte weißes Haar. Und er bäte ſehr, auf ein Wort den Rathsherrn zu ſprechen. Zu beſorgen ſei nichts von ihm, denn er ſei ſehr matt, wie von einem

langen Weg. Möge er wohl beſſere Zeiten geſehen haben, ſo ſcheine es.

„Man weiß doch nicht", ſprach Frau Cordula, ängſtlich auf das Geſicht ihres Herrn blickend.

„Ich aber weiß, was einem Rathsherrn obliegt, bei dem ein Armer anpocht", ſagte Herr Niclas, und ſchob den Tiſch zurück und erhob ſich, und winkte der Magd, daß ſie den fremden Mann heraufführe.

„Du haſt ſchon recht, Niclas, ſprach Frau Cordula etwas beſchämt. Ich meinte nur, die Thore ſind doch längſt geſchloſſen, und wie kommt er erſt itzt zu uns, da er ſchon hätte kommen mögen, ehe die Bürgerglocke ſchlug, und da man ihm hätte ins Geſicht geſehen, wer er iſt."

„Und ich meine, Cordula, daß er eben darum kommt, daß ihm nicht Jeder ins Geſicht ſchauen ſoll, wer er iſt. Aber dem Rathmann Niclas Perwenitz will er ſich zeigen, und keinem Andern, und darum laß ich ihn zu mir. Aber Du magſt bleiben, denn Du biſt mein treues Weib."

Zweites Kapitel.

Und so war es. Denn der alte Mann, der eintrat, wie auch sein Gewand vom Wetter geflickt war und gerissen, und seine Schuhe bestäubt und sein Haar grau, und sein Gesicht voll Kummer ein Bettler war es doch nicht, auch nicht ein Herumstreicher, der Tags über im Graben liegt, und wenn's dunkel wird, steigt er über die Hecken und schleicht sich in die Häuser. Er trat fest auf und sein Aug sah scharf und grad vor sich.

„Johannes Rathenow!" riefen beide Edeleute aus einem Munde.

„Johannes! Johannes! sprach Herr Niclas und trat ihm näher und dann faßte er seine Hand. Muß ich Euch so wiedersehen?"

„Und Ihr erkennt mich so doch wieder!"

Sie schüttelten sich die Hand, und es lag gar

Wehmüthiges in Beider Augen, wie ſie ſo, Einer dem Andern, ins Geſicht ſchauten.

„Gott grüß auch Euch, Frau Cordula. Solchen Gaſt habt Ihr Euch nicht gemuthet.“

Frau Cordula weinte und drückte ſeine Hand mit ihren beiden: „Ach lieber Herr Johannes, das ſind ſchwere Zeiten, wo ſolch ein Mann ſo klopfen muß an ſeiner Freunde Thüren.“

„Der Herr gab's, der Herr nahm's, ſprach er. Davon nachher. Alſo Ihr weiſt mich nicht hinaus?“

„Mutter Gottes! rief ſie. Sind wir denn Heiden und Türkenhunde, und nicht Chriſtenmenſchen und gute Brandenburger, und Eure lieben Freunde? Ach Hannes, was kamt Ihr nicht früher zu uns. Härmten uns und weinten, und wußten nicht wo Ihr geblieben. Ach Ihr werdet hungern und dürſten, und müde ſein. Setzt Euch, um Gottes willen, Ihr ſollt Alles haben. Setzt Euch, Wein, Speiſe, ich will ſelber in die Speiskammer, und ein Bett ſollt Ihr haben, weich und warm, eben im Erker, aber ſetzt Euch —“

Johannes Rathenow hatte ſich in den Armſeſſel niedergelaſſen, darin zuvor Herr Niclas am Tiſche ſaß, und hatte einen Becher Weines getrunken.

„Dank Euch für den Labetrunk, lieben Freunde, und mehr Dank, daß ich Euch wiederfand, unverändert, — es änderte sich so Vieles in der Zeit. Aber bin nicht so hungrig und müd' als ich ausschaue; auch ist mein Gewand noch nicht so schlecht als dieser Mantel, sagte er lächelnd. Habe schon dort in der Schenke am Thore gesessen, und nur gewartet bis es dunkel ward."

„Ach du Allbarmherziger! Ein Herr von Rathenow, und der Bürgermeister war, im großen Berlin, muß auf die Nacht warten, um zu seinen Freunden zu schleichen."

„Ist's denn anders?" fragte Johannes und schaute dem brandenburger Herrn ins Gesicht.

Der antwortete: „Und wenn die von Köln und Berlin noch so tobten wider Euch, als dazumal, und Achtbriefe gegen Euch geschickt durchs Land, bei Niclas Perwenitz wärt Ihr sicher."

„Auch bei dem Rathmann der alten Stadt Brandenburg? Der muß doch thun, was die Stadt ihm heißt, und die Stadt muß thun, was der märkische Bund verhängt."

„Der Städtebund! sprach Niclas. Ei seht, der Städtebund hat noch mehr Köpfe als eine Stadt. Dem ging die Sache niemals sehr nahe. Er

empfing nur die Schreiben von Berlin, worin ſie ihm die Geſchichte meldeten. Hättet Ihr bei uns angeklopft, geklagt wider die Berliner, es ſtände itzt ſchon anders um Eure Sache. Denn Manchen hier wunderte es und verdroß es. Aber Ihr ſchwiegt und gingt ins Elend, ohne ein Wort, ohne eine That. Nun, da Ihr's ſtillſchweigend hinnehmt, was ſollten wir's laut aufnehmen? Der kratze ſich, wen's juckt. Lieber Gott, Herr Johannes, Ihr habt Eure Sache ſchlecht gemacht."

„Kann ſein, Niclas."

„Das habt Ihr, Gott vergeb's Euch. Denn wo nicht ein Anwalt für Euch ſprach —"

„Keiner ſprach für mich!"

„Und Ihr entflohen und Niemand wußte wohin. Da mußten die Städte, ſo ungern ſie's thaten, den Bann über Euch ſprechen; denn Ihr erſchient auch nicht auf die Ladung. Da mußten ſie, und einſtimmig, es ging nicht anders."

„Und iſt das keine That? ſagte Johannes. Hab ſie gezwungen, einmal doch, ſeit der Bund beſteht, einſtimmig zu ſprechen und zu thun."

„Aber Ihr hättet —"

„Erſcheinen können, Widerſpruch thun, klagen, damit ich die Parteien und die Städte noch mehr

an einander hetzte. O ja, Niclas Perwenitz, ich hätte vielleicht Recht bekommen, von Dreien, vielleicht von Zehn. Kann ſein, die Brandenburger, die Frankfurter, die Bernewer hätten mich zurückgeführt in die Stadt, eingeſetzt in meine Güter, auch wohl wieder auf den Bürgermeiſterſtuhl. — Glaubt Ihr, ich war zornig, da ich fliehen mußte, als ein ſchlechter Dieb, ich der ich meine Stadt liebe als meinen Augapfel, ich der ich im Recht war? Ich war zornig wie Einer, es wollte ſich kehren das Unterſt zu oberſt, aber Dank meinem Heiligen, ich habe es nicht gethan. — Wer hätte deß Vortheil gehabt, wer gelitten? Das hätte noch gefehlt, die Städte unter ſich in Hader und Fehde, um das Maas voll zu machen, um den Feind zu locken, daß er uns nahm, was uns blieb. Nein, Johannes Rathenow hat's ihnen bewieſen, nicht durch Worte, durch die That bewies er's, daß ſie unrecht hatten, als ſie ihn Verräther ſchalten. Nun hat Keiner gelitten als er."

Der brandenburger Rathsherr ſah ihn gar aufmerkſam und theilnehmend an, und dann drückte er die Hand des Gaſtes an ſeine Bruſt: „Und was an mir iſt, ſoll's Euch gut gethan werden."

Aber Frau Cordula meinte ſehr richtig, daß

das Alles beſſer nachher könnte verhandelt werden, denn die Nacht ſei noch lang und morgen auch noch ein Tag. Und itzt ſei der Tiſch gedeckt und das Feuer brenne, und ſo er's auch nicht Wort haben wolle, ſehe man's doch dem lieben alten Herren an, daß er ſeit lange in keinem ordentlichen Hauſe gegeſſen und gewohnt. Sie war nun, wie wohlbeleibt auch, treppauf treppab, um das Mahl wieder herzurichten, wie es ſich für ſolchen Gaſt ſchickt, und er mußte trinken und eſſen, und ſie litt kaum, daß er dazwiſchen redete.

Herr Perwenitz aber verſicherte, er ſolle hier ſo ſicher und heimlich ſitzen, als wär' es ein Nonnenkloſter; denn außer der Magd, die ihm geöffnet, wiſſe noch Niemand um ſeine Ankunft, da die andern ſchliefen, und die ſei treu wie Gold. Und möge er bleiben, ſo lange er Luſt habe, und ſich erholen; denn Niemand in Alt-Brandenburg werde doch wagen in das Haus der Perwenitze zu dringen.

„Deß bin ich gewiß, ſprach Herr Johannes, und reichte ihm nun die Hand, nachdem er ſich durch Speiſe und Trank geſtärkt. Es iſt ein köſtlich Ding um einen treuen Freund."

„Und blieb Euch auch nicht Einer an der Spree?"

Der Gaſt ſchüttelte den Kopf.

„Das iſt's, was ſie hier Alle wundert.“

„Mich nicht“, ſprach Johannes in ſich verſunken.

„Nur die ſchlechten Freunde fallen ab, wenn die große Bubldirne, das Glück ſich wendet. Durch das, was Ihr vordem gewirkt, ſolltet Ihr Euch echte Freunde gemacht haben!“

„Wo der Wurm im Holz iſt, wer treibt ihn aus! Jedwede That ſtreut Samen aus, aber der der böſen That wuchert. Wie wär' ich dazu kommen, wie wär' die Gemeinheit dazu kommen, daß ich mit ihr ſpielen mußte das böſe Spiel, wenn's nicht mein Großvater Albertus anfing! Seht Ihr, das iſt's. Straflos, dachte ich, wäre mein Wandel; aber wer rückt die Sonne zurück, wer ändert den Lauf der Stunden. Er konnte nicht ſtraflos ſein, Albertus Blut rinnt ja in meinem!“

„Sie hatten geſchickt nach Spandow, um gegen Euch zu klagen; alſo mußtet Ihr wieder klagen.“

„Warum mußte ich denn?“

„Nothwehr gilt allüberall. Iſt ein Geſetz in der Natur geſchrieben. Wird Euch kein vernünftiger Mann das verargen.“

„Ich mir aber ſelber, Niclas Perwenitz. Denn ſo ich nicht meinen Namen ſchrieb unter die Klage der Gewerke, wäre der Kurfürſt kommen?“

„Wer weiß das!“ murmelte der Brandenburger.

„Ich weiß es, das war meine Schuld! Ich rief ihn, weil ich ſchwach war in der Stunde, und ließ mich vom Zorn überwallen. Ach, mein Freund, war's mir oft, wenn ich draußen irrte, obdachlos und meine Hand anſchaute, die den Namen unterſchrieb, als thät' ich am beſten, wenn ich ſie auf einen Block legte, und haute ſie ab.“

„Und hättet Ihr nicht geſchrieben, wären die Gewerke dann nicht nach Spandow geritten, wären die kölner Herren umgekehrt? Ihr thatet, was Ihr nicht anders konntet. Ja noch ſchlimmer wär' es worden. Ihr hättet Beide gegen Euch gehabt. Die Zünfte hätten wider Euch getobt; die Kölner und Eure Widerpart im Rath hätten die Euch beſchützt? Ausgelacht hätten ſie Euch, die Thüren zugeſchlagen. Ihr wärt auf der Rathhaustreppe umgebracht.“

„Dann wär' ich in meinem Recht todt geſchlagen, und zu meinen Vätern gangen.“

„Und Ihr wärt itzo nicht im Recht!“

„Wer weiß das! Ach Herr Perwenitz, das Re-

giment iſt ein ſchwer Ding. Iſt wie ein tiefer Brunnen; man ſchöpft daraus, und weiß nicht, wo das viele Waſſer herkommt, und nun verſiegt's, man weiß auch nicht, wo es blieben iſt. Vordem, als ſie mich gewählt, da wußte ich mein Recht, und wo ſeine Quelle iſt, und ging gradaus, und wußte, jeder Schritt war recht. Nun, da mich der Markgraf eingeſetzt, da ward mir oft ſchwindlicht und rief mich's rechts und links, wo ich gradaus wollte, und mußte mich umſchauen hier und dorthin, hatte die Richtung verloren. Bewahre Gott jeden Guten vor einem Regimente, da er nicht weiß, wo es her iſt."

„Alle Obrigkeit iſt von Gott", ſprach Herr Perwenitz.

„Was ich ſprach und that, da riefen ſie im Rathe: Der Markgraf ſpricht aus ihm! und in der Bürgerſchaft ſchrieen ſie's nach."

„Der Markgraf hatte Euch eingeſetzt."

„Aber hatten ſie denn unrecht! War's ja ihre Stadt, ihre Rechte. Ach Herr Perwenitz, ich konnte nicht anders ſprechen, ich durfte nicht anders thun; aber das Herz im Leibe kehrte ſich. Mußte ihnen widerſprechen, thun gegen ihren Willen,

mußte ſie ſtrafen, und mein Herz war doch bei ihnen.“

„Weiß es Jeder, daß Euer Stand ſchwer war.“

„Und that's dem Markgrafen doch auch nicht recht. Kamen da Meldungen über Meldungen, Boten und Schreiben. Und wo ich mich ſehen ließ, ziſchten ſie und züſchelten: „Er iſt nicht unſer Bürgermeiſter, er iſt des Markgrafen Voigt!“ “

Nachdem Beide eine Weil nachdenkend geſchwiegen, und Herr Johannes hatte ſich durch einen friſchen Trunk Weines geſtärkt, fuhr er fort:

„Als der Herr die Mühlen forderte am Mühlendamm, ritt ich ſelbſt nach Spandow. Freilich vor Alters hatten ſie den Landesherren gehört, aber nun waren ſie doch der Stadt; wir hatten's urkundlich von den Baierfürſten. Sprach dort, was ich ſprechen konnte, alle Gründe für uns. Es thäte wahr und wahrhaftig nicht gut, ſo man den Bürgern nehme, was ſie von Vaters Vater her gehabt. Die fürſtlichen Räthe ſagten, wir hätten ſie verwirkt, als wir das Waſſer ſchützten gegen des Markgrafen Willen. Zehn Räthe gegen mich Einen, und mit lateiniſchem Rechte, was wollt' ich dagegen! Sie ſchlugen auf die Pergamente und Bücher, ſprachen, daß nach dem Kaiſerrechte, die

Rechte des Herren gegen seine Unterthanen nimmer verjährten, daß was aus Schwäche vergeben worden, aus Kraft wieder genommen werden könne. Freilich, der Starke hat immer recht gegen den Schwachen. Den Kurfürsten selber bekam ich nicht zu sprechen. — Wie ich damals nachhaus ritt, durch die kalte Haide, die Kiefern knarrten und stöhnten im Winde, war's mir doch schon, wie mein Leichengesang —"

„Darauf warfen Euch die Mühlknappen die Fenster ein."

„Die thaten nur, was ihre Herren sie hießen. Und das war doch noch nicht der heißeste Tag. Doch freilich, dazumal verließen mich, die noch an mir hingen, die Wyns, die Bruck, die Strobant, die hatten Alle Theil an den Mühlen. Was mußt' ich da nicht hören im alten Rath! Daß ich der Stadt Rechte verschleudere wie der gewissenlose Verwalter, daß, weil ich selber nicht reich, ich gleichgültig zusehe dem Ruin der reichen Häuser. Ach Herr Gott! Und nun gar erst im neuen Rathe. War's schon schlimm im alten mit ihnen verkehren: da aber war doch kein vernünftiger Schluß durchzubringen. Das tobte und lärmte durch einan-

der; und Keiner verſtand den Andern, und Jeder mißtrauiſch, weil er's nicht verſtand."

„Wo ſollten ſie's erlernt haben! Ihr hieltet ſie zurück, als ſie lernen wollten."

„Wir hatten den Rath überkommen von unſern Vätern; wir hatten kein Recht, wieder fortzugeben, was unſer Väter war und unſer Kinder bleiben ſollte."

„Darum hieltet Ihr ſie ab als lang es ging, und wurdet dann fortgeriſſen, auf einmal, übern Haufen geworfen, als wie wenn das Waſſer einen Damm durchbricht. Hättet Ihr vorher die Schleuſen geöffnet und Etliche eingelaſſen, da hättet Ihr ſie leiten können, wie Ihr wolltet; nun mußtet Ihr gehn, als wohin ſie Euch zogen."

„Wir hatten unſere Pflicht gethan."

„Und ſeid dafür ins Elend gangen."

„Nahm aber mit mir das Bewußtſein, daß ich nie vom Recht gewichen."

„Ein ſchön Bewußtſein; aber den Bettelſack macht's nicht leichter."

„Meint Ihr, daß die Andern drinnen itzt leichter tragen? Die mit ihnen verkehren und handeln und unterhandeln; ſich täglich müſſen Dinge ſagen laſſen, daß ſie ſchamroth werden. Geſchimpft

werden im Rathhaus und lächeln müssen und danken!“

„Und wißt Ihr, daß die Geschlechter dennoch nach wie vor drinnen regieren! Die Schuster und Altflicker schreien zwar im Rath; aber die Fäden, daran sie gehen, sind in der Patricier Händen. Wird nichts beschlossen, was sie nicht wollen. Ach, habt ohne Noth das Leben Euch sauer gemacht. Wer klug ist und reich, regiert in aller Welt, wenn er auch nicht auf den Bänken sitzt. Wärt Ihr etwas feiner gangen, freundlich und behutsam, hättet nicht das Kameel durch das Nadelöhr fädeln wollen auf einmal, vielmehr die Fäden einzeln durchgezogen, Ihr säßt noch heut auf dem Stuhl —“

Da stand Herr Johannes von seinem auf und sprach: „Dann wär' ich nicht Johannes Rathenow, meiner Väter Sohn. — Und, fuhr er fort, durch die Stube gehend, was ist 'raus kommen! Sieht's drum besser aus, daß sie zehn Schritte machen krumm herum, wo ich einen ging? Geschieht etwas der Stadt zum Vortheil? Vertragen sie sich besser? Stehn sie gut mit den Städten? fest gegen den Markgrafen? Greift er mit seinem langen Arm minder tief in ihre alten Rechte? Was ist

Klugheit ohne Recht? Ein Stab, der bricht, wenn wir uns wollen ſtützen drauf."

Der Meinung ſchien nicht ganz der brandenburger Rathsherr; aber er ſchwieg. Mochte dem alten Mann den Stab nicht nehmen, der ihm blieben war. Dachte daran, wie ſie ihn gehöhnt, und von der Rathhaustreppe heruntergeſtoßen, wie ſie durch die Straßen getobt mit Mordgeſchrei, und ihn umbringen wollen, was der allmächtige Gott verhütet; und er war bei Nacht und Nebel verkleidet aus der Stadt damals entwichen. Aber mußte Herrn Johannes ſelber das Herz warm geworden ſein, und die alten Erinnerungen traten vor. Er hatte lange Keinen gefunden, dem er das Herz ausſchütte; darum ſetzte er ſich wieder und ſprach, als erzählte er es für ſich mehr, als für den Gaſtfreund:

„Die Tage darauf waren ſchrecklich. So ſtill ſie waren, es war ſchlimmer als der Lärm. Jedwed Geſicht, das mich anſah, ich wußte was es mir ſagte. Wenn ein Karren fuhr, wenn die Glocken läuteten, hört' ich der Bürger Gebrumm. Und in meinem Hauſe, die roth verweinten Augen meiner Elsbeth, die niedergeſchlagenen Blicke der Dienſtleute, das Aechzen der alten Gertraud. Was

sie mir verschwiegen, sie thaten's aus Liebe. Hätten sie's mit Pauken und Trompeten gesprochen, es wäre nicht so arg gewesen. Denn die Heimlichkeit schleicht durch die Adern und zehrt am Blute. Ein Feind, der vor uns steht, gegen den kann ein Mann sich waffnen. Gegen einen heimlichen, da ist er ein Kind. Sie flüsterten, ich, ich Johannes Rathenow, hätte die Städte dem Fürsten verrathen, ich durch meine Genossen den Zwist ausgesäet, damit sie klagen mußten in Spandow. Mein Werk sei es, daß der Markgraf kommen, und das Thor gesprengt, und der Stadt Regiment geändert; und wer Augen habe zu sehen, der müsse es sehen, da er mich zum Bürgermeister gewählt, mich allein, und von allen den alten Geschlechtern, die's gut mit der Stadt gemeint, und die ich verredet, Keinen!"

„Ein tückisch, niederträchtig Gerücht! Aber wer konnte das glauben."

„Ein Gerücht, Herr Perwenitz, ist eine Schlange! Wer trifft sie? Wo man hinschlägt, ist sie fort. Meine Feinde streuten es aus, die Menge griff und verschlang es. Und — und — sie hatten einen guten Grund. Mein Großvater Albertus hatte es so gethan."

„Alles was er kund that der Stadt und for-

dette, durch mich ging es, fuhr der Gaſt fort. Ich mußte es im Rathe vertragen. Auf mich ſchimpften ſie, ich mußt' es vertheidigen. Mußte aber auch den Unwillen der Stadt vertreten gegen den Herrn, denn durch mich ging ihre Antwort. Da ritten eines Abends bei mir ein die Herren von Kracht und Schliefen mit Papieren und Riſſen und einem Baumeiſter des Fürſten, und ſagten mir kurz 'raus, daß der Fürſt ein Schloß zu Köln an die Spree baun wolle, und was er für Grund und Boden fordere, von der langen Brücke an bis zur Stadtmauer. Das Gerücht lief freilich ſchon lange um, aber ich glaubt' es nicht: „Ihr werthen lieben Herren, ſprach ich, um Gottes und aller Heiligen Willen, gebt das auf, laßt es nicht fordern den gnädigen Herren. Das Blut iſt ſchon heiß bei uns. So der Fürſt ein Schloß dort baut, hart am Fluß, gegenüber dem Rathhaus, mit Mauern und Zinnen, ſieht's wie ein feindlich Lager aus, gegen der Stadt Freiheit und Rechte. Die Städte werden's, die Städte können's nicht ertragen. Nur jetzt nicht. Es iſt um ſie geſchehen." — Da ſchrie der wilde Kracht: „Es ſoll auch um ſie geſchehen ſein." Und der Schliefen lachte: „Die Städte werden's und ſollen's ertragen." — Ich

redete nun, Gott weiß was meine Worte waren. Gut war's gemeint; aber sie mögen hart klungen haben, daß die alten Fürsten nimmer mit Roß und Mann gelagert in unsern Mauern, daß sie uns freund waren, nicht feind, daß die von Köln den Boden nimmer könnten bergeben, da's ihre Mauer sei, und Bürgerhäuser drauf stünden. Da schlug der Kracht mit seinem Eisenhandschuh mit auf die Schulter, schrie: „Bist Du der Stadt Knecht, oder Deines Herren?" und der Schliefen stampfte auf den Boden, und schlug auf den Riß, der auf'm Tisch lag: „Das Schloß wird da stehn, wo's der gnädige Herr hinhaben will, und zu viel Gnad für Euch, so er Eure Hundehütten drunten stehn läßt." Ich schrie Gewalt! daß mein Haus zusammenlief, glaubten, die Ritter wollten mich schlagen. Die aber warfen ihre Mäntel um, und ritten drohend fort, und schrieen Empörung! Konnte mich nicht mit ihnen verständigen."

„Ein Paar gewaltsame Herren, sagte der Brandenburger. Der Fürst hat doch auch feinere Räthe."

„Wir hatten feinere Leute bei uns, sprach seufzend der Gast. Als es durch die Stadt lief, was in meinem Haus geschehen, da beschickten sie mich von allen Seiten. Alles sei außer sich, es

ſiede und koche. Die Stadt müſſe die Schmach auf ſich nehmen, die ihrem Meiſter geſchehn. Ich dürfe es nicht ſitzen laſſen, vor den Rath müſſe ich es bringen. Wo ich itzt noch dem Markgrafen das Wort rede, ſei es klar, daß ich unter einer Decke mit ihm ſpiele. — Ja dieſelben, die das mir ſagen ließen, am Tag drauf, im Rath, waren ſie mäuschenſtill. Nur ich ſprach und redete, was der Kurfürſt verlange, und das ſei eine Unbilde, der Stadt und ihren Freiheiten angethan, und daß wir ihm unterthänigſt vorſtellen ſollten, wie es nicht anginge, denn der Stadt Boden gehöre der Stadt und nicht dem Landesherrn, und möchte er gnädigſt den Beſchluß zurücknehmen: da ſchwiegen ſie zuerſt und dann ging ein Murmeln durch den Saal. Das ſei itzt nicht mehr an der Zeit. Nun wär' es zu ſpät. Man ſolle nicht den Zorn des Herrn auf ſich laden. Was denn aus ſolchen Vorſtellungen herauskäme? Man hätte früher ſprechen müſſen. — Da gerieth ich in Zorn. Wer hat denn geredet als es Zeit war! — Das wollten ſie nur, daß ich ihnen Vorwürfe machte. Nun überſchrie's mich. Die Blankenfeldiſchen ſteckten dahinter. Ach Herr Perwenitz, das waren Vorwürfe, aus der Luft gegriffen, aber ſie ſchmerzten doch. Ob ich

allein reden wolle? Ob ich ihnen Gesetze geben und ihr Burgherr sein wolle? Ob sie dem Markgrafen gehorchen sollten, wenn's mir gefiele, und nicht, wenn's ihnen gefiele? Vergebens stellte ich ihnen vor, itzt sei noch Zeit zu sprechen; wenn der Grundstein zum Schlosse gelegt, wenn die Mauern aufwüchsen, dann sei es zu spät, dann werde es Empörung. Sie hörten meine Stimme nicht. Sie schrieen, ich wolle sie verfeinden mit dem Fürsten. Hans Mewes von Köln rief: „Unsere Güter sind lehnbar vom Markgrafen; der Rathenow möchte, daß wir sie verwirken, und dann weiß ich Einen, der den Reck umkehrt, wenn's Güter verdienen gibt!" Ach, da die Geduld hüten, Herr Perwenitz."

„Wenn's in Berlin Freunde schneit,
Ist der Sonnenschein auch nicht weit,

sprach der Brandenburger, denn wohl gemerkt, sie schmelzen, wenn Du sie fassen willst."

„Grad da polterten die Ritter herein, sagten, der Markgraf habe sie geschickt; nachmalen erfuhr man's aber, sie kamen nur vom Landeshauptmann. Busso Voß, der Lange mit dem höhnischen Gesicht, nahm das Wort, und wie er sprach, drehte er mir halbwegs den Rücken. Da merkten schon meine

Feinde wie es ſtund, und jubelten. Der Buſſo wahrhaftig liebte doch nicht die Bürger; aber ſeine Rede, die ſchmeckte, als wollte er ſie vor Lieb auffreſſen, und liege ihm nichts am Herzen, als daß ſie frei werden ſollten von den Geſchlechtern, die ihres Gleichen wären, und hätten ſich über ſie erhoben. Wäre darum allein der Fürſt gekommen in unſere Thore. Aber durch Schlauheit und Argliſt hätten wir ſeine guten Anordnungen verkehrt. Darum nur hätte er die Mühlen zurückgefordert und das Andere, damit die Gemeinheit gut bedient würde. Und daß er ſtets ein Aug drauf habe, wollte der gute Fürſt ſich ein Haus bauen unter uns, inmitten beider Städte. Und ich hätte ſeine Boten ſchnöd zurückgeſchickt und mit Aufſtand gedroht. Aber am Hof da kennten ſie mich, und wer aus mir ſpreche, und daß ich nicht frei gewählter Meiſter ſei von beiden Städten. Darum hätten ſie den Zorn des gnädigen Herren noch beſchwichtigt; denn wäre es grauſam, daß die Stadt und die guten Bürger litten, um was Einer gedroht. Nun aber ſei's hohe Zeit, daß ſie ſich entſchieden, ob ſie ihrem Fürſten gehorſamen wollten, oder ihrem Bürgermeiſter. Der Fürſt wolle ihr Gutes; was der Bürgermeiſter wolle, das wiſſe er

nicht. Was der Fürſt könne, das wiſſe er und ſie Alle, denn er könne mit Heeresmacht und Donnerbüchſen über ſie ziehen und die Mauern niederreißen und der Stadt ihre Privilegien nehmen, ihr Stapelrecht und ihre Niederlage, ihre Münze und ihre Zollfreiheit. Ob aber Hans Rathenow ein ſo mächtiger Mann ſei, daß er ſie vorm Zorn des Gewaltigen ſchütze, das müßten ſie beſſer wiſſen als er. Nun ſei die Frage, ob ſie für ihren Bürgermeiſter durchs Feuer wollten, auf Gefahr hin, daß ſie ihr Alles verlören, oder dem Markgrafen das Stückchen Boden verkaufen, daß er ſich ein Haus baue unter ihnen. Und, ſchlug er auf den Tiſch, der Schilling, den der Markgraf dafür zahle, ſolle nicht in die Säckel der Herren, ſondern in die Taſchen der Bürger."

„Kann Euch zu wiſſen thun, ſagte der Brandenburger, Seine Gnaden haben nachmalen nicht gut geheißen, was der Ritter in Berlin ſprach."

„Was hilft das! Kann er drum machen, daß der Sturm nicht ſtürmte und die Bäume wieder aufſtanden, die er entwurzelt! Wenn große Herren ſchelten ihrer ſchlechten Diener Eifer, nehmen ſie's doch gern, was für ſie abfiel; aber gaben ſie's je ſchon wieder?"

„S iſt unrecht gute Leute verreden, murmelte Niclas Perwenitz. Der braven ſind überall wenig.“

„Aber ſie ſind die Eckſteine und Pfeiler, gegen die man das Geſchütz richtet, wenn man ein ſteinern Haus nieder haben will. Die andern Steine fallen dann von ſelbſt. Und ſie ſind gefallen, und bröcklich und morſch ſind die Mauern, und die Hand brauche nur drauf zu drücken, ſo fällt es ein. Wie Gott will, Herr Perwenitz. Ich habe viel gelitten; Lob und Preis ihm, daß ich ſchwacher alter Mann es ertrug.“

Da merkte der Wirth, daß ſein Gaſt müde ward, und die Erinnerungen drückten ihn nieder. Er mochte nun nicht mehr fragen, ob er ſchon gern noch Manches aus ſeinem Munde gehört, was er nur durch das Gerücht und die Andern wußte. Aber er ſtand auf, und legte freundlich die Hand auf ſeine Schulter und ſprach: „Ihr bedürft der Ruhe.“ Herr Johannes ſchwieg und ſeufzte. Er ſtand auf und folgte ihm die Treppe hinauf in die Erkerſtube, wo die gute Frau Eerdula ihm ein weiches, hohes Bette aufgeſchlagen hatte, und feines weißes Leinenzeug war darum geſchlagen. Auch praſſelte Feuer im Ofen, das ſie ſelbſt angezündet, und über dem Tiſche lag

eine bunte Decke und darauf ſtand ein gebrannter Krug und Geſchirr zum Trinken, und Handtücher und ein ſilbern Waſchbecken. Auch hatte ſie einen Teppich ſorgſam unterbreitet vorm Bette, daß der alte Mann ſeine Füße nicht auf die kalten Dielen ſetze. Mochte der Wanderer ſeit lange nicht ſo freundliches Nachtlager gefunden haben. Dafür dankte ihr ein ſtummer Blick, und ſie ging auf den Wink ihres Herren. Der aber ſprach: „Nun ruht wohl, lieber Herr Johannes, unter meinem Dache. Morgen iſt auch ein Tag, da wir mehr ſprechen können, was Euch hergeführt, und wie ich Euch helfen kann.“

Der Gaſt hatte ſich auf das Bett geſetzt, und hielt dem Wirthe freundlich die Hand hin: „Dank Euch, lieber Herr Perwenitz. Ach ich hätte Euch noch ſo viel zu ſagen. Habe lange Zeit her kein freundlich Geſicht ſehen. Ihr mahnt mich an den Mann, der mich damals unterm Arm faßte und herunter riß unter die Brücke, da die Steine mir ſchon um den Kopf flogen. Und das furchtbare Geſchrei, als wär ich ein Hochverräther, und hatte meine Stadt ſo lieb. Da warf er mir einen Fiſcherkittel um, und dann —“

„Morgen, morgen! heute ſchlaft aus.“

„Was ſoll man ſich nicht jeden Tag gern erinnern, was uns Gutes geſchehe; zumal vorm Schlafengehn!“

„Es war ein gemeiner Mann, als ich hörte, der Euch auf einem Kahn zur Stadt 'raus brachte.“

„Freilich, von den Patriciern kannte mich Keiner. Die hatten ihre Thüren geſchloſſen. Aber die Gemeinen tobten ja noch ärger draußen. War das nicht arger Unverſtand, Herr Perwenitz; derweilen ſie drinnen mich anſchrieen, die Herren, daß ich ſie in Fehde brächte mit dem Fürſten, und ſeinen Willen nicht thun wollte wegen des Schloſſes, da ſchrieen ſie draußen: Steine auf ihn! Zerreißt ihn! Er will uns verkaufen dem Markgrafen! — Herr Gott, rief ich, das will ich nicht. Ja ſie hörten mich nicht —“

„Das iſt nun ſo in Berlin.“

„Nicht auch anderwärts?“ ſprach der Gaſt ſinnend. Daß ſie einen ehrlichen Mann verläumden, juſt ums Gegentheil von dem, was er that!“

„Die Menge iſt blind und taub allerwegen, und der Herr richte Die, die ſehen und hören, und ſie doch auf falſche Wege führen. Ihr aber geht ins Bett.“

Nachher mochte es Manchem gereuen, daß

Herr Johannes fort, aber war's, als ſpräche er mehr zu ſich denn zu dem Andern. Als ich in Teupitz war, ſchickte Einer und der Andere zu mir, ſie wollten für mich unterhandeln. Da war ich ſtarrig. Auch die Schumms."

„Wunderte es uns Alle, daß Euch der Bartholomeus im Stich ließ. Ihr hattet Euch doch wieder mit ihm vertragen."

„Solch ein reicher Mann will haben, man ſoll immer auf ſeiner Schwelle ſtehn. Ließ mir auch dahin ſagen, er wolle es durchführen für mich im Rath und vor den Städten. Da ſollte ich ihm aber Vollmacht ſenden, daß er thue, wie es ihm recht dünke. Ihm und ſeinen Schreibern. Denn ich ſei unklug und aufbrauſend, und verſtände nicht mein eigne Sach zu führen. Ich ließ ihm wieder ſagen — doch das gehört nicht her."

„Ihr hattet einen Freund in den Städten."

„Trdecke von Achen iſt todt."

„Ich meine einen andern, der iſt Euch vorangangen, ob in den Tod, das weiß Gott. Aber ins Elend ging er vor Euch. — Und Ihr ſchicktet ihn dahin", ſetzte Herr Niclas leis hinzu.

Johannes Rathenow heb den Kopf. Hatte ihn nur halb gehört.

„Einen Freund, ſo treu wie Gold, ſo muthig und ſo friſch. Ja hättet Ihr den Henning Mollner nicht ins Elend geſchickt, der hätte es nimmer geduldet, daß Ihr gingt.“

„Henning Mollner, ſchrieen ſie, hätte das Thor geſprengt, weil ich's ihm hieß. O die böſen Menſchen!“

„Und ſchrieen ſie nicht nachmalen, Ihr hättet ihn aus der Stadt geſchickt, daß er Euch nicht verrathe? Daß er Euer Sündenbock ſei? Ach lieber Johannes, das habt Ihr ſchlimm gethan. Euer beſter Freund war fort, und die ſchlimmſte Nachrede war blieben.“

„Er ging ja freiwillig.“

„Es munkelte anders. Er ging um Eurer Elsbeth willen, um der harten Worte willen, ſo Ihr zu ihm geſprochen. Seiner war er nicht mächtig mehr, der Junge; da, blind vor Jachzorn, Liebe, in Raſerei und Tollheit ſprengte er das Schloß. Das hätte ihm der Vater vergeben können, die Bürger hätten's ihm gut gethan, der Markgraf hätte ihn nicht geſtraft. Ach Herr Johannes, wenn Einer gut war zum alten Berlin, daß er die Tollen bändigte und das zerfahrne Weſen zuſammenhielt, das war der Henning Mollner. Ein

Graf und Herr hätte sich wünschen können solchen Sohn für seine Tochter. Und dem schlugt Ihr Eure Elsbeth ab, und ließet ihn ins Elend."

Da hielt der alte Mann beide Hände vors Gesicht: „Meine Elsbeth!" sprach er, und war's doch, als wenn tief aus der Brust ein versiegter Quell aufstieg und die Tropfen drangen auf, bis sie die Augen feuchteten. Und nun winkte er dem Wirthe zu gehen, und legte den Kopf auf das Kissen.

Als der Rathsherr hinuntergestiegen, saß sein Weib noch am Feuer, und ihre Augen waren roth.

„Ach Niclas, wenn man schlechte Menschen leiden sieht, thut's uns schon weh. Aber daß auch ein solcher Mann wie ein Landstreicher muß wandern gehn. Da muß man ja fürchten, ach ich weiß nicht was. Uns können sie doch nicht ins Elend schicken, Niclas?"

„Das steht in Gottes Hand, Cordula. Aber wenn wir ins Elend müßten, Eins weiß ich. Unser Bestes nähmen wir mit uns."

„Wenn sie uns aber Alles vorher nehmen?"

„Wer will mir den Frohsinn nehmen. Glaub's, Cordula, damit bettet man sich noch im Elend erträglich. Der arme Herr Rathenow nahm nur

einen Stab mit, ſein Recht und darauf ſtützt' er ſeinen Stolz. Der Stab wärmte und ſpeiſte ihn nicht, er trug ihn kaum, wenn er ſich drauf lehnte."

„Er wird's nicht lang machen. Er iſt nicht mehr der alte."

„Hm! hm! entgegnete ihr Herr. Er richtet ſich wohl noch einmal auf."

Drittes Kapitel.

In der Nacht, welche auf den Tag folgte, war es in Alt-Brandenburg nicht so still, als man's wohl hätte meinen sollen nach einem Tage, wo sie bis auf den späten Abend gearbeitet. Und Arbeit macht müde, ehedem wie itzt. Aber von Mitternacht an verging keine Stunde, wo nicht ein Reiter vorm Thor hielt und ins Horn stieß, und sie mußten ihm aufmachen, und er sprengte durch die Straßen und pochte hier und dort an die Thüren der Rathsherren, auch der geistlichen Herren aufm Dome und der markgräflichen Beamten. Die suchten dann Einer den Andern auf noch in später Nacht, was doch sonst nicht Sitte ist, und beriethen sich, und schüttelten die Köpfe. Auch an Niclas Perwenitz Thüre pochten sie, und er war aufgestanden und hörte kopfschüttelnd was sie ihm

brachten; und darauf kamen ſchon andere ſeiner Freunde, und mit ihnen ging er aus, heimlich, in Mäntel gehüllt, zu andern Herren vom Rathe, und dann auf die Dom-Inſel, wo Viele ſich verſammelt hatten, und die wenigſten von ihnen legten ſich wieder aufs Kiſſen vor Tagesanbruch. Was es war, das ſie ſprachen, das weiß ich nicht, aber die Herren der Stadt ſchienen uneins und unſchlüſſig, und die Klügſten meinten, man ſolle den Tag abwarten, und was er bringe. Und war das klug ſchon damals, als es auch itzt noch iſt.

Herr Perwenitz aber ſprach auf dem Rückweg bei unterſchiedlichen ſeiner Werkmeiſter und Schiffer an, auch beim Schieferdecker-Meiſter Bertold von Daſſeleben, und hieß ihn, was nach Köln geladen ſei, daß er es morgen noch nicht abgehn laſſe; worauf ſich der Meiſter mit ſchlauer Miene hinterm Ohr kraute, und ſprach: „Ich kennt' es ahnen, aber nach Morgen kommt auch noch ein Tag.“ Zuhaus aber war Frau Cordula ſehr beſorgt, daß der viele Lärm ihren Gaſt erweckt haben mochte, worauf der Rathsherr erwiderte: „Wer weiß, ob nicht der alte Hans Rathenow davon in ihm erwacht. Jed Ding hat zwei Seiten, aber zum Schlimmen iſt keine von beiden für ihn.“

Darum ſeraten ſie, daß es am Morgen drauſ recht ſtill hergehe im Haus, damit der liebe Herr ausſchlafen könne. Aber die Sonne, die hell über Brandenburg aufging, mußte ihn geweckt haben, und ehe ſie ſich's verſahen, hörten ſie ſeine Tritte, feſt und deutlich, und war's gar nicht, wie eines Bettlers und Geächteten, als wie er geſtern ins Haus geſchlichen kam. Nein er ſchritt, als wäre er noch der Bürgermeiſter, und zu ihrer Verwunderung trat er itzt, als noch eben Herr Perwenitz mit ſeinem Weibe überlegt, ob ſie ihm den Morgenimbiß ſchickten, oder der Wirth zu ihm hinauf ginge und ihn herunter lüde, ſelber in ihr Zimmer und grüßte ſie freundlich und drückte ihnen die Hand. Er ging aufrecht und ſahe auch ſtattlicher aus denn geſtern, nachdem er den Mantel abgethan. Denn war auch ſein Wamms abgetragen und ſchlicht, ſo ſahe doch Jeder, daß es von keinem ſchlechten Manne war. Und war er auch geſtern nicht zu Fuß kommen von Saarmund her, ſondern in einem Bauerwagen, der ihn bis ins nächſte Dorf gebracht. Aber in die Stadt mußte er zu Fuß ſchleichen, denn er wußte nicht, wie ſie es mit dem Banne hielten, den die Städte gegen ihn geſprochen.

Alſo wie ſie traulich beim Frühſtück ſaßen, und Frau Cordula legte dem Gaſt die leckerſten Biſſen vor, und ſprachen über dies und jenes, nur nicht, was ſie dachten, denn es ſchickt ſich für keinen guten Wirth, einen Gaſt zu fragen, und noch dazu einen, der hülflos zu ihm kommt und einen ſolchen Ehemann, warum er komme und was er wolle; und noch weniger für ſolchen Gaſt, daß er beim Imbiß, den ſie ihm freundlich vorſetzen, damit heraus fährt, wie ein Faß Bier, das platzt und kann ſich nicht halten. Alſo ſaßen ſie, und ſprachen Gleichgültiges mit der Zunge, aber die Augen der beiden Herren ſprachen anders. Als nun Frau Cordula aufſtand und das Zimmer verließ, hub der brandenburger Rathsherr an, indem er den Humpen aufhub:

„Dies trinke ich Euch zu, mein lieber Freund, Herr Johannes Rathenow, und daß der Herr auf allen Euren Wegen ſei, vornämlich aber auf dem, den Euer Fuß itzo geht.“

„Amen!“ entgegnete Herr Johannes, und brachte das Glas an die Lippen. Aber er leerte es nicht. Mußt' es in der Mitte ſetzen, und wandte dem Andern bald den Rücken, daß der nicht die Thräne ſehe, die in ſeinem Auge ſtand

„Nun erlaubt mir, fuhr der Brandenburger fort, daß ich Euch frage, wohin Euer Fuß will? Denn iſt's nicht unbeſcheiden und eitle Neugier von mir. Vielmehr, daß mir Euer Wohl am Herzen liegt, und ich beſſer weiß als Ihr, der Ihr ſo lang außer Landes ſeid, auf was Hinderniſſe Ihr auf den beiden Wegen ſtoßen mögt. Ich bin im Land blieben, und kann Euch die Fußpfade angeben und Nichtſteige und weiß jeden Stein, daran Ihr ſtoßen könntet. Und ſo's Euch gefällt, geleite ich Euch auf welchem der beiden Wege, ſo Ihr einſchlagen mögt."

„Den Weg nach Spandow mein' ich wohl noch allein zu finden", entgegnete der Gaſt.

„Alſo nach Spandow! Herr Niclas betonte die Worte und ſchaute dabei bedeutungsvoll auf den Andern. Als zween alte Freunde, und die wir hier unter uns ſind, das iſt am End der ſicherſte Weg. Ihr habt ſie kennen gelernt, die Berliner und Kölner. Iſt kein Verlaß auf die Dauer. Und zudem, wir werden alt, wir brauchen Ruhe. Alſo Gott mit Euch auf den Weg nach Spandow. Ich will zween Boten voraus ſenden, und dann ſelber mit Euch reiten, und was gilt's, die Thorflü-

gel werden aufſtehen, und ſie werden Euch mit offnen Armen empfangen."

Herr Johannes ſah den Brandenburger etwas verwundert an: „Vergönnt, daß ich allein gehe. Ich will bei Abendzeit an das Pförtlein klopfen, daß Keiner mich vorher ſieht."

„Das iſt klug, aber die Vorſicht iſt nicht nöthig, Herr Johannes. Was habt Ihr für Rückſichten gegen die beiden Städte? Doch davon nachher. Ich bürge Euch dafür, Ihr braucht nicht am Schlüſſelloch zu horchen und auf die Mienen der Diener zu lauſchen. Schon vordem ſchlug für Euch dort ein Herz und die Jahre haben das nicht geändert."

„Da ſei Gott für", ſprach Herr Johannes.

„Ja, ich kann Euch wohl ſagen, es ſteht beſſer daſelbſt als Ihr meint; und recht herzlich wird man Euch das Thor aufſchließen. Denn man braucht Euch —"

„Daß Gott erbarm! Redet, was wißt Ihr?"

Herr Perwenitz merkte nichts von der Bewegung, die auf des alten Mannes Geſichte ſich kund gab, denn er ſah auf den Boden, als ſammle er zu dem Vortrage, den er itzt anhub.

„Ihr ſtandet ſchwer in Berlin, weil Ihr zu

schen Zweien ſtandet. Dem Einen wolltet Ihr's recht thun, und mit dem Andern nicht verderben. Das gelingt nimmer. Die Städtiſchen ſahen Euch an als Vogt, den der Markgraf über ſie geſetzt; die vom Markgrafen, ich ſage nicht Herr Friedrich ſelbſt, ſahen Euch auf die Finger und trauten Euch nicht, weil Ihr ein Bürger wart, und einen graden Rücken trugt. Kam nun, was nicht ausbleiben konnte. Ihr verdarbt's mit Beiden. Ihr wolltet, als treu dem Eid, den Ihr geſchworen, nichts zum Schaden der Herrſchaft thun, und als guter Bürger nichts zulaſſen, was der Stadt zum Nachtheil war. Sah Euch darum Jeder ſcheel an und zwickte Euch. Wart wie Euer Haus auf der langen Brücke. Das hat auch keinen Rücken gegen eine der zwo Städte, ſondern liegt zwiſchen beiden. Da konntet Ihr nicht ſtehn; mußtet fallen. War's nur Euer Ungeſchick, daß Beide zugleich auf Euch losfielen."

„Was ſoll das, lieber Herr Perwenitz?"

„Werdet's gleich hören. Mit Rath und Bürgerſchaft verdarbt Ihr's, weil Ihr die Mühlen 'rausgabt. Gleichviel, was Ihr geredet. Ihr thätet's. Ihr thatet noch mehr, was ſie Euch nicht vergeben konnten. Aber derweil Ihr dort keinen

Boden unter Euch hattet und keine Mauer hinter Euch, ſchlug Euch doch Euer berliner Herz in der Bruſt, als der Fürſt mehr forderte, denn Ihr zugeſtehen konntet mit gutem Gewiſſen. Ihr glaubtet es wenigſtens. Hab auch nichts dagegen. Aber Euer Widerſtand gegen den Markgrafen war zur Unzeit. Womit wolltet Ihr ihm denn die Stirn bieten? Kein Schloß, keine reiſige Mannſchaft; und Rath und Bürgerſchaft hinter Euch lauernd und gierig Euch zu ſtürzen. Der Schloßbau war's nicht, der war nur die Gelegenheit; die griffen ſie auf. Und hätte der Markgraf gefordert, daß ihm die Berliner eine Hütte bauten für ſeine Hunde, es wär ebenſo kommen. Wenn Ihr's geweigert, ſie hätten geſchrieen: er will uns verfeinden ohne Noth mit dem Herrn; und der Herr hätte Euch auch anklagen müſſen. — Nun aber ſeid Ihr ein geſcheuter Mann und habt wohl erfahren, was zeither in beiden Städten ſich zutrug, und daß die Bürgermeiſter, die nach Euch eingeſetzt wurden, mit und ohne Willen des Markgrafen, ihm noch viel mehr Schwierigkeit machten als Ihr. Ihr hättet nur ſeine Klagen auf den Landtagen hören ſollen, und zuhaus ſpricht er, Köln und Berlin, die wären ihr der Stein des Anſtoßes in ſeiner

Herrſchaft. Es wächſt ihm manch graues Haar über das Regiment dort. Mathis Blankenfelde, der nach Euch gewählt wurde, der fuchsſchwänzte zwiſchen beiden Theilen ſo viel, daß ihm keiner nicht traute, und war hochmüthig dazu, und griff in der Stadt Käſten, daß es eine Schande war. Als das bei den Ständen zur Sprache kam, und es herauskam, ſeine Doppelzüngigkeit, da mußte er mit Schimpf und Schanden abdanken. So verachtet von Allen trat noch Keiner ab. Und, wer glaubt's, hat noch immer ſeinen Anhang dort und ſpielt nun den Volksfreund, bildet wer's ihm glauben will, ein, daß er abgeſetzt worden, weil er der Stadt Gerechtſame vertheidigt gegen den Herrn. So ſind ſie in Berlin. Der Peter Brakow kam nach ihm dran, und meinte man, nun werde es gut gehn, zumal ſeit er die Eva Schumm geheirathet, und die Schumms hinter ſich hatte. Die Brakows gehören itzt zu den Reichſten in Berlin, und Herr Petrus iſt kein ſchlechter Mann, auch Euch, Johannes, gar nicht abhold. Aber, Du lieber Gott, das Zeug hatte er nicht dazu. Wäre vielleicht in ruhigen Zeiten ein guter Aeltermann geweſen; aber die Rote ſind ihm feind, und die Blankenfeldiſchen bohren gegen Jeden, der die Macht

hat, und zumal wenn er ein Ehrenmann iſt. Glaubt es mir, der Markgraf, der doch ſeit Anno 42 die Macht hat einzuſetzen und abzuſetzen, wer ihm gefällt, der war zufrieden, wenn die in den Städten nur untereinander eins wurden über Einen, und wen ſie ihm nannten, den beſtätigte er. So kam auch nur der Balzer Boytin auf. Aber in ihm kocht's und — doch davon nachher. Seht, wie die Sachen ſtehen, Ihr konntet nicht beſſer thun, als Ihr geht nach Spandow."

„Herr Perwenitz, ich verſteh Euch nicht."

„Der Kurfürſt war Eurer Perſon nimmer feind. Das hat er bewieſen dazumal. Iſt ihm kein Beſſerer kommen, als Ihr wart. Er denkt noch gut von Euch, und fragte neulich: „„Wo er nur blieben ſein mag, der Hans Rathenew! Er war ein Trotzkopf, aber eine ehrliche Haut.““ Nun, verſteht Ihr's jetzt? Er wird Euch mit offnen Armen in Spandow aufnehmen."

Mit großen Augen, aber trübem Blick ſah Herr Johannes den Brandenburger an: „Um deshalb geh ich nicht nach Spandow. Will meine Elsbeth wiederſehen, die im Kloſter dort Aufnahme fand, ſeit ihre Mutme Heidikin ſtarb."

Herr Perwenitz ſah ihn wieder aufmerkſam an

„Iſt löblich und gut von Euch, und Gott ſei Dank daß die Jungfer nur in Koſt iſt und nicht, als es verlautete, den Schleier nahm. Denn die taugt zu Beſſerm als zur Nonne. Aber ich meine, man kann das Eine thun und das Andere nicht laſſen. Ein Mann ein Wort, Herr? Iſt hohe Zeit, Herr Johannes. Zween Pferde ſtehn geſattelt und mein eigner Neffe ſoll hin, Euch zu melden dem Kurfürſten."

„Um Gott! Was ſoll ich und der Kurfürſt? Unſere Wege gehn auseinander. Will's glauben, daß er mir von Perſon nicht bös will. Aber er hat die Acht, ſo die Städte gegen mich ausſprachen, genehmigt, bin verwieſen und meine Güter ſind eingezogen. Er mag ſein Aug zudrücken, wenn ein alter Vater ſein einzig Kind vor ſeinem Tode noch einmal ſehen will, aber ich will nicht als Bettler vor ihn treten."

„Das ſollt Ihr auch nicht."

„Dann ſchickt nicht Euren Neffen."

„Ich ſchicke ihn doch, und Herr Perwenitz ſah mistrauiſch und ſchlau auf den Alten. Das Damals iſt nicht Jetzt. Der Kurfürſt beſtätigte den Achtbrief, weil die Umſtände es geboten, weil ein Sündenbock ſein mußte, um den Frieden her-

zuſtellen, weil Ihr nicht erſchient auf die Ladung. Darum thaten's auch die Städte, und wollte Euch doch Keiner ſchlimm. Die Umſtände ſind nun anders. Ich ſchicke meinen Neffen, und Ihr, Herr Johannes, ſollt vor dem Markgrafen erſcheinen, nicht als ein Bettler, nein im ſchönſten Zeug, mit Federhut und Zobelpelz und Spielleute hinter Euch."

„Ich will's nicht."

„Ihr ſollt und müßt, als Ihr ein guter Mann ſeid. Mein Wort darauf, Herr Johannes, er reicht Euch die Hand und ſpricht: „„Dir iſt vergeben und vergeſſen. Was kamſt Du nicht früher?"" und zerreißen läßt er vom Kanzler den Achtbrief und mit Sang und Klang führt er Euch zurück nach Berlin und ins Rathhaus."

„Da ſei Gott für!" ſprach Herr Johannes und ſtand auf.

„Ei Ihr liebt Eure Vaterſtadt und wollt's nicht thun?"

„Weil ich ſie liebe und ihre Freiheit. Das ſind wunderliche Worte, Herr Niclas Perwenitz. Vergönnt mir, daß ich von Euch ſcheide."

„Halt, werther Freund! Ich ſage: Ihr müßt zum Fürſten und Euren Arm ihm wieder bieten, und ſo Ihr auch alt ſeid, die Laſt wieder auf Eure

Schultern nehmen, und das müßt Ihr, nicht um Euretwillen, um Berlins und Kölns willen, aus Liebe für Eure Stadt und ihre Gerechtsame und Freiheiten. Ihr müßt's, weil ohnedem diese Gerechtsame zerbrochen werden, diese Freiheiten genommen, weil der Fürst mit dem Fuß gestampft und geschworen hat — Lieber Herr Johannes, es braucht eines Mittlers, eines guten und unbescholtenen Mannes, der Muth hat darein zu reden, der den schlimmen Räthen des Fürsten entgegen tritt, wenn sie unsere Städte — Sollt' ich mich getäuscht haben, Ihr wüßtet nicht, Ihr hättet wirklich nichts erfahren?"

„In Kloster Zinna, wo der Abt mich freundlich eine Woche herbergte, hörte ich von neuen Irrungen. — Sind's denn nicht die alten, die immer wiederkehren! — Was soll ich da? Das alte Spiel noch einmal spielen, aufs neue der Sündenbock werden? Mein wenig Haar! Will ruhig sterben, Herr Perwenitz. Die Berliner wollen mich nicht. Möglich, daß der Fürst mich itzt will. Aber Johannes Rathenow will nicht sein Vogt sein und nicht sein Ball, den er in die Städte wirft, daß sie was zu spielen haben."

„Herr Gott, Johannes, des Matheus Sohn!

Die Sturmglocken läuten in Berlin und Köln, sie haben abgesetzt den Rath, den der Kurfürst gesetzt, das alte Regiment ist wieder eingesetzt; sind gezogen von Berlin und Köln zur langen Brücke, Bürger, Gewerke, Geschlechter, alle einträchtiglich, mit Spiel und Sang, mit Fahnen und Hellebarden, mit Pauken und Hakenbüchsen, haben zerrissen den Vertrag, der sie trennt, und den alten Bund aufgerichtet. Im Rathhaus sitzt wieder der alte Rath von Köln und Berlin, sie haben ihm geschworen und geschworen ihn zu vertheidigen auf Blut und Leben, die Fahnen der Städte wehen wieder auf dem Dache, und Briefe haben sie geschrieben an die Städte vom märkischen Bunde, daß sie mit ihnen fechten und ihnen Völker schicken. Und Ihr, Johannes, wollt die Hände in den Schooß legen!"

Man sah's den Mienen des Zuhörers an, daß ihm das neue Kunde war. Die Runzeln schwanden mit der grauen Blässe seines Gesichts, die Augen glänzten wieder, und seine Gestalt hob sich.

„Haben sie das gethan?"

„Und noch mehr. Es munkelte schon längst. Diese Nacht kam die sichere Botschaft. Von Ber-

lin und Köln, und von Spandow auch. Unser Rath iſt beſchickt von Beiden. Es wird ernſtes Ueberlegen geben."

„Wem von Beiden Ihr folgen ſollt?" ſprach Herr Johannes.

„Und Ihr, mein Freund?" Der Brandenburger faßte traulich die Hand des Gaſtes, und ſchaute ihm theilnehmend ins Geſicht.

„Geht mit Gott, Herr Niclas, und beſchließt was Eure Pflicht iſt als Rathmann dieſer Stadt."

„Das hat noch Weile. Der Schluß wird ſchwer ſein. Aber Ihr, Herr Johannes? Weiß Gott, Ihr ſteht mir in dem Augenblick näher. Sie haben Euch himmelſchreiend Unrecht gethan. Verdienen darum ſelber Unrecht zu leiden. Lieber Herr Johannes, iſt's doch, als hätte Gott es ſelber gefügt, daß Ihr in der Nacht bei mir einkehren mußtet. Ich ſchicke meinen Neffen vorauf, und Ihr reitet um Mittag nach Spandow."

Johannes Rathenow ſah ihn feierlich an; dann ſprach er nach einer Weil: „Schickt Euren Neffen, oder ſchickt ihn nicht, als Euch beliebt. Aber nur von Euch, und was Ihr für Euch mögt verantworten."

„Ihr ſeid noch nicht entſchieden. Das iſt für-

ſichtig und gut. Allein es drängt. Ihr mögt heut zu einer guten Stunde den Fürſten treffen. Wer weiß, ob morgen noch? Ob's übermorgen nicht zu ſpät iſt."

„Einträchtig! rief Herr Johannes. Gerechter Gott! Einträchtig Berlin und Köln, Gewerke und Herren? Und die Herren unter ſich auch! Wer ſchuf das!"

„Klingt's freilich als ein Mährlein aus dem Morgenlande, aber es iſt ſo, verlaßt Euch drauf. Vorm Roland an Sanct Nicolas haben ſie Alle geſchworen."

„Und ich war nicht in meinem Haus!"

„Die letzte Forderung des Markgrafen brachte denn doch Alles aus dem Schick."

„Welche?"

„Das wißt Ihr auch nicht! Daß ſie für die viele Unbilde, ſo ſie ſeinen Dienern zugefügt, und ſie geneckt beim Schloßbau und beim Zolleinnehmen, kommen ſollten demüthiglich nach Spandow und alle Privilegien übergeben, die ſie von den alten Fürſten haben, daß er ſie prüfe, und wiedernehme, was ſich nicht ſchickt, und gebe, was er für gut finde."

„Sanct Nicolaus! Das forderte der Markgraf!“

„Freilich, und konnte man's ihm nicht verdenken nach dem, wie ſie in letzter Zeit das Regiment geführet. Die Zollfreiheit in Oderberg nahm er ihnen ſchon ehelängſt, und ſeine Zöllner wohnen am Mühlendamm. Auch ſeinen Richter, den Balthaſar Haken, hat er ihnen nicht umſonſt in die Städte geſchickt. Der ſchreibt von Morgens bis Abends, und wird die Arche im hohen Hauſe ſo voller Papierſtöße, als man in Berlin nicht geſchrieben hat, ſeit es ſteht.“

„Einen kurfürſtlichen Richter in die Stadt!“

„Der ſtöbert in den Urkunden umher und in den Briefen, und ladet die Herren und Bürger vor ſich an ſeinen Schreibtiſch, um zu vernehmen, wie's mit Jedes Rechten ſteht. Die Berliner ſpucken, und ſeit vier Wochen gab's kein ſchlimmer Scheltwort in den Städten, als ſo Einer vom Andern ſagte: Du haſt ein markgräflich Geſicht.“

„Iſt das volle Wahrheit, Herr Perwenitz?“ Johannes Rathenow faßte ihn am Bruſtlatz.

„Alle noch nicht. Dann forderte er von ihnen das Rathhaus und Gericht.“

„Das Rathhaus! Ihr Heiligen alle! ſo ſind ſie im Recht!“

„Ein ſchönes Recht, ſo der Landesherr ſpricht: nun ſoll es aufhören; und er hat Reiſige und Mannen und Donnerbüchſen in den Schlöſſern.“

Johannes Rathenow hatte ſich in den Lehnſtuhl wieder hingeſetzt, und, beide Arme drauf ruhend, ſtarrte er den brandenburger Rathsherrn an. Es war nicht gar freundlich ſein Blick. Nach einer Weile ſprach er:

„Und die Brandenburger werden antworten den Berlinern auf ihr Schreiben? Was?“

„Das weiß ich noch nicht. Es iſt ein kitzlich Ding, hat viele Seiten und fordert äußerſte Fürſicht. Denn angenommen, daß der Städtebund noch in Kraft iſt, was nach den Vorgängen von Anno 42 von Einigen geleugnet wird, Andere nehmen's aber an, ſo fragt ſich immer —“

„Was der Kurfürſt dann ſagen wird? Daß er auch Euch feind wird, wenn Ihr ſeinen Feinden beiſpringt. Dazumal, Herr Niclas Perwenitz, als Euch die Brandenburger zu uns abſandten, ſprachet Ihr anders in der Stube auf der langen Brücke. Habt's vielleicht vergeſſen. Ich weiß es noch.“

„Das hab ich nicht vergeſſen. Weiß aber eben-

desgleichen, daß Ihr mich nicht hörtet. Und weiß, daß wenn Ihr mich gehört, die Sachen anders ſtünden. Hätten damals die Städte in den Marken zuſammengehalten, vergeſſen ihren elenden Zwiſt unter ſich, dann ſchrieben die Berliner heute nicht Nothbriefe nach allen vier Winden; dann ſtünden die Städte zu einander, eine mit der andern verſchlungen, ein dichter Eichenwald; gegen den vermag der Sturm nichts. Nun aber weiß ich, daß es anders iſt. Die Zeiten wurden anders. Der Städtebund iſt eine morſche Kette worden, der Fürſt iſt gewachſen zu einem gewaltigen Herren. Der ſucht nicht mehr Hülfe, er bringt ſie."

„Und darum iſt Recht kein Recht mehr!"

„Was gilt eine Waare, die Niemand kauft, und mir nützt ſie auch nichts? Manch reicher Mann freut ſich an Forderungen, die er mit Rechten hat, und weiß doch, er kann ſie nie eintreiben. Iſt ihm das Gefühl eine Luſt. Aber wer nicht reich iſt, der darf nicht ſpielen, er ſchlägt ſie los, ſo gut er kann, er muß haben wovon er lebt. Unſere Mark Brandenburg, Herr Rathenow, iſt ein armes Land. Wir können nicht ſpielen mit dem Ueberfluß; wir müſſen zuſammenhalten und anwenden was wir haben. Herr Gott, mit welchem

ſauren Schweiß haben unſere Vorväter die Wälder gelichtet, die Sümpfe getrocknet! Mit welchen Feinden draußen mußten ſie kämpfen, mit Polen, Pommern, mit den wilden Lithauern. Wie oft wurden unſere Gauen von ihnen, ach noch öfter von der innern Zwietracht, verwüſtet. Iſt unſer Boden ſo fett, daß er ſich von ſelbſt erholt, wenn das Kriegsſchwert und die Fackel bis in ſein Mark brannte und zerſtörte? Ach lieber Gott, wie oft hofften wir, von Kaiſer und Reich verrathen und verkauft, auf einen Erlöſer, der Frieden ſtiftete. Da in der großen Noth unter der Böhmen Herrſchaft, ſchloſſen wir Städte endlich den Bund. Hat er uns geholfen? Wurden nur die Straßen ſicherer? Er hätte werden können, was uns noth that. Er wurde es nicht."

„Nun ſucht Ihr nach einem andern Herren."

„Wir brauchen nicht zu ſuchen, er iſt da. Lieber Johannes, geht nach Spandow. — O runzelt nicht ſo die Stirn, kein ſo bös Geſicht. Beim Allmächtigen, es ſchlägt in mir auch ein gutes, treues Bürgerherz. Könnten wir's machen ohne ihn, was ich habe, ich wollt' es einwerfen. Aber es thut's nicht. Was würde dann draus, ſo die Städte wirklich, eine wie die andere, den Berlinern

aufschrieben: wir kommen. Und sie kämen auch, und wären stark und der Sieg wäre bei ihnen, was wär' das End! Könnten wir die Hohenzollern aus dem Land schlagen? Und wenn, heilige Jungfrau, könnten wir was Schlimmeres und Dummeres thun? Daß die Wege wieder unsicher würden, bei Nacht Jeder zitterte, und bei Tage in seinem Erker lugte, wo ein Feind herkommt. Daß wir wieder blank stünden mit dem Adel, und in jedem Sumpf, auf jedem Hügel ein Raubnest aufschösse!"

„Geht in Euern Rath, Herr Perwenitz, und sprecht. Sie werden Euch gern hören. Eure Höfe stehen voll Lastwagen, Eure Kähne sind voller Ladungen; ich hab es wohl bemerkt."

„Frieden! Ist's nicht allerwegs ein gülden Wort, Johannes? Aber zumal uns. Wir Stiefkinder des Reichs, sollten ihn vor Allem hegen und pflegen. Da haben kaum die Gewerke in den Städten sich gehoben, es hat kaum noch der Handel freie Straßen funden, und nun soll es plötzlich wieder aus sein! Denn bedenkt, was uns bevorsteht. Keine Fehde wird es zwischen einem Herrn und einer Stadt, nicht die Haut wird geritzt: es geht an Leib und Leben. Es mag Blut fließen durch lange Jahre, ein Krieg wird es, der lodert

von der Elbe bis zur Oder, vom Spreewalde bis ins Pommerland, wir zerfleiſchen uns untereinander, verbrennen unſere Höfe, treiben unſere Heerden fort, zerſtören unſere Straßen und Brücken. Statt des Korns wird die Neſſel wuchern, und wie die Landſtraßen öde werden von Reiſenden und Kaufmannsgütern, ſo werden die Wälder und Haiden voll werden von räuberiſchem Geſindel. Die Sittigung geht wieder aus dem Land, die Rohheit und Armuth kehrt ein. O und wenn's nur zwiſchen uns bliebe, aber der Krieg hat wie ein geſchoſſen Thier, das am Wege verendet, ſüßen Geruch; es lockt die Raubvögel von weitem her. Glaubt Ihr, daß der Krieg zwiſchen den Städten und dem Fürſten allein ausgefochten wird? Werden die Pommern, die ſchon gerüſtet ſtehen, die Mecklenburger es ruhig mit anſehen? Werden die Polen nicht herüber kommen und mit zugreifen, und die Magdeburger, unſere alten Feinde, die keine Gelegenheit verpaſſen, uns weh zu thun, und ſind doch ſo reich und wir ſo arm? Auch die Sachſen; ihnen iſt die Mark ein gutes Land. O der Helfer ſind da genug, die ungerufen kommen, aber wer von uns den Kürzern zieht, muß der nicht die Nachbarn rufen? Sie kommen auf den Ruf des Glück

lichen und des Unglücklichen, denn überall iſt zu gewinnen. Aber wer immer und in jedem Falle verliert, das ſind wir. Denn mit Macht und Reichthum der Städte iſt es aus, ob wir die Markgrafen im Felde ſchlagen, oder geſchlagen werden. Unſere mühſam geſparten Kräfte verſiegen und die Nachbarſtädte erben unſern Handel."

„Ihr ſprecht ſehr beredt. Aber Herr Perwenitz, draußen ſind noch beredtere Stimmen."

Dröhnten nämlich die Ambosſchläge in den Schmieden und Schloſſerwerkſtätten, daß man kaum ſein Wort hörte. Herr Johannes war aufgeſtanden.

„Handel und Wandel muß freilich in den Städten ſein, ſprach er, und iſt der der Kaufleute beſter Freund, der ihnen das Meiſte abnimmt. Ihr in Brandenburg habt einen guten Kunden am Markgrafen gewonnen. Nicht daß er Euch den Zoll ließ, den er uns nahm; auch die Nägel beſtellt er bei Euch zum Sarge unſerer Freiheit."

„Ihr laßt tüchtig ſchmieden und hämmern, ſetzte er nach einer Weile hinzu, während dem der Brandenburger nachdenklich zu Boden ſchaute. Niclas Perwenitz, iſt das gut und recht? ſprach er, und legte ſeine Hand auf des Gaſtfreundes

Schultern. Ihr baut das Schloß, das Köln zwingen soll. Iſt das Freundes Art?"

„Als Ihr ſagtet, lieber Herr, wir ſind Kaufleute. Der das Meiſte von uns kauft, iſt unſer beſter Freund. Das iſt in aller Welt ſo, und werdet Ihr's nirgend anders funden haben. — Die Schwelle auf Eurer Stirn da antwortet mir zwar, daß Ihr nichts von den Kaufleuten wiſſen wollt. Seid ſtolz auf Eure Freiheit aus den ſächſiſchen Wäldern her. Haben Eure Väter die mitgenommen, als ſie über die Elbe zogen nach Havel und Spree, um zu erwerben im ſlaviſchen Lande, was ihnen auf deutſcher Erde fehlte? Da ließt Ihr Euch ſchenken, da kauftet, nahmt Ihr andern Grund und Boden von einem andern Herrn. Aber habt Ihr das Korn, das er trug, allein verzehrt? Fuhrt Ihr nicht auf die Märkte, und wurde der nicht Euer Freund, der jahraus jahrein Eure Ernten Euch abnahm? Sind wir nicht insgeſammt Kaufleute und hangen ab von denen, die uns abnehmen, was wir zu viel haben, und ihnen fehlt es? Steht kein Menſch allein da, auch kein Stand allein auf der Welt. Iſt Einer abhängig vom Andern, und wird das immer mehr werden, je dichter wir rücken, und lebt Jedweder vom Tauſch

mit dem Andern und iſt ein Kaufmann, er weiß es nur nicht. Freiheit, das iſt ein ſchön Wort; aber wo iſt die, da unſere Väter ſich noch ſelber ihr Haus zimmerten im Walde, ſich ſelber ihren Hirſch zerlegten und überm Spieß brieten, und ſelber das Korn auf dem Steine zu Mehl rieben? Wir brauchen den Zimmerer und den Müller, und tauſend Menſchen braucht der ſchlechteſte unter uns, daß er nur lebe und wohne und Brot eſſe; es iſt ein weiter großer Kaufhandel, und der wird immer größer werden, wir ſehen nur nicht ſeine Gränzen. Der Kurfürſt will unſer Aller Freiheit, klagen ſie. Aber iſt er ein Räuber, der ſie uns nimmt, und gibt nichts wieder dafür? Er iſt ein großer Kaufmann, der haben möchte, was uns nicht mehr nutzt, und er gibt uns wieder dafür, was uns nutzt. Er gibt uns freie Wege, ſichere Landſtraßen, Gerechtigkeit, die über das Weichbild unſerer Städte hinausreicht, er gibt uns als Schutz mit in fremde Länder die Kraft ſeines Armes, das Anſehn ſeines Namens. Wir ſchützten kaum uns ſelber, in unſern feſten Mauern. Er möchte die Mauern bis an die Gränzen unſeres Landes verlegen gegen böſe Einfälle, neidiſche Nachbarn. — Erwägt das wohl, Herr Johannes. Und wenn die Städte zuſammenhalten,

wenn ſie ſiegen, mögen wir daſſelbe uns verheißen? Können wir's nur hoffen? Was ſind wir märkiſchen Städte, und wenn wir Alles in einen Topf ſchütten, nur gegen das reiche Magdeburg! Kinder der Hanſe nennen wir uns; ach aber die großen Herren in Lübeck, Roſtock, in Bremen und Stralſund, was ſind' das für ſtolze Brüder und wie ſehen ſie auf uns herab, und was haben ſie uns geholfen? — O wir haben Recht, gewiß ein vollgültig Recht. Aber es iſt ſchimmlicht und bröcklicht. Da will's Einer uns abkaufen. Iſt der nun thörig, der es losſchlägt ſo gut er's kann, da er's noch kann, oder iſt der klüger, der es verkommen läßt in ſeiner Truhe, bis Keiner ihm einen rothen Heller dafür bietet, und er ſelber hat auch nichts mehr davon?"

„Das Glöcklein ſchlägt. Ihr müßt in den Rath, Herr Perwenitz."

„Johannes, Ihr wollt nicht gen Spandow?"

„Weiß nicht. Bin müd. Habe ſo viel Neues gehört, und mein Sinn iſt alt."

„Denkt drüber nach. Um Mittag bin ich zurück und wir ſehen uns wieder. So Ihr aber den Niclas Perwenitz dazu nicht nöthig habt, ſo ſtehen meine Pferde Euch immer bereit."

Er ſchaute ihn fragend an, und ihre Hände ruhten ineinander.

„Wollt Ihr nach Berlin, Herr Johannes, ſprach er mit leiſerer Stimme, der Weg über Saarmund iſt noch frei.“

„Nach Berlin?“ fragte der Gaſt verwundert.

„Da werdet Ihr freilich noch mehr Neues hören.“

„Wollt mich doch nicht in meiner Feinde Hände ſchicken?“

„Feind geſtern, heute Freund. Die Wetterfahne dreht ſich, Ihr müßt nur nicht auf übermorgen hoffen.“

„Geht in den Rath, Herr. Ihr vergeßt Eure Rede für den Kurfürſten.“

„Will ſie nicht vergeſſen, Johannes; aber auch nicht, daß ich Euer Freund bin. Reitet nach dem alten Berlin, ſo Euch das Herz dahin zieht, ſo Ihr's vergeben könnt, was ſie an Euch gethan. Reitet hin; ihnen thut ein Mann noth. Ein Mann dort, und wer weiß, ob ein Johannes Rathenow in Berlin jetzt nicht eben ſo viel werth iſt als in Spandow.“

„Euer Rath geht wie die Wetterfahne.“

„Mein lieber Herr, in ſothanen Zeiten, wo

die Wege auseinander gehen, und ſagt uns Keiner, welcher der rechte iſt, da muß man Jeglichen gehn laſſen, den er will, und ihn nicht binden und führen. Aber eines rechtſchaffenen Mannes Pflicht iſt es vorher, daß er dem Freunde Alles ſagt, was er weiß. That meine Pflicht. Ihr habt die Wahl. Aber noch eins im Vertrauen: wird kein allgemeiner Krieg werden, wenn auch Köln und Berlin losſchlägt. Wird viel geredet und berathſchlagt werden in den Städten, und werden ſchöne Worte nach Berlin ſenden. Worte ſind aber keine Donnerbüchſen."

„Um ſo mehr!" ſprach Herr Johannes für ſich, nachdem der brandenburger Rathsherr ihn verlaſſen.

Viertes Kapitel.

Zu Spandow in dem markgräflichen Hause standen etliche Herren in den Fensternischen, und pflogen solcher Gespräche, als man sie wohl hört an den Höfen, wenn die Vasallen gewärtig sind des Herren, der da vor ihnen erscheinen soll.

Der Kanzler, Herr Johannes, erzählte Einigen, so um ihn standen, im Vertrauen, wie er sagte, von dem adligen Orden, so der Kurfürst zu stiften beabsichtige.

„Er soll die Schwanengesellschaft heißen, sprach Herr Busso Voß, und die ihn tragen, die Kettenträger unserer lieben Frauen."

„So verlautet es, mein Herr von Voß, entgegnete der Kanzler, wiewohl ich nicht weiß, ob es meinem gnädigen Herren genehm ist, daß davon vor der Zeit gesprochen wird. Indessen, da wir

hier unter uns ſind, kann ich wohl ſagen, dem iſt ſo."

„Ein ſchöner Name", ſagte der Herr von Bardeleben.

„Das Zeichen ſoll auch ſehr ſchön ſein, ſprach der Ritter Hohm. Ein Bild der Mutter Maria mit dem Jeſuskinde."

„Sehr richtig, Herr von Horm. Um das Haupt der Maria werden Sonnenſtrahlen ſchießen, und unter ihren Füßen iſt der Mond abgebildet. Und daneben wird ein Schwan hängen mit ausgebreiteten Flügeln. Und beide Bilder hangen an einer ſilbernen Kette, deren Glieder zackigt ſind, und da wo ſie zuſammenhängen, wird ein zuſammengedrückt Kreuz ſein."

Alle fanden das ſehr ſchön und gut, blickten ſich aber an, als wüßten ſie nicht, was das heißen ſolle. Da erklärte es ihnen der Kanzler:

„Das Bild der Mutter Gottes mit dem Kinde ſoll die Mitglieder ſtets erinnern, daß ſie dankbar ſeien für die Gnade Gottes, und für die Erlöſung durch unſern Herrn Jeſus. Der Schwan iſt das Bild der Sterblichkeit. Die Ketten, die Zacken und die zuſammengepreßten Herzen ſollen aber die mancherlei Leiden unſeres irdiſchen Lebens vorſtellen.

Kann Euch auch im Vertrauen sagen, setzte er hinzu, daß schon ein kunstreicher Meister von Augsburg unterwegens ist, der es unter Seiner Gnaden Augen anfertigen soll."

„Und dieser Orden wird sein Kapitel halten auf dem Marienberg bei Alt-Brandenburg?" sprach Kurt von Alvensleben.

„So ist es; zum Gedächtniß, daß die Kirche auf dem Berge die älteste ist in diesen Marken, und schon stand, und viele Märtyrer daselbst bluteten, als ringsum noch heidnischer Gräuel und Unsitte blühte. Also soll auch dieser Orden seine Mitglieder erinnern, daß sie sich sittig halten und fern von allen Gräueln. Heißt's in der Stiftungsschrift, so schon aufgesetzt ist, daß die Ritter des Ordens sollen fleißig beten zur Mutter Maria, auch sich ehrlich und füglich für schämliche und schändliche Missethaten, für Unfug und Unehre treulich bewahren, auch verschwiegen sein, und der Mitgenossen Ehre auf alle Weise retten sollen."

Da sahen sich die Anwesenden abermals sehr befremdlich an. Einer aber sprach: „Wer wird die Ritter küren?"

Der Kanzler antwortete: „Unser gnädigster Herr und sein hochfürstlich Ehgemahl. Und aus den

erſten Familien der Marken ſolche Ritter und Fräulein, die ſich um ihrer Tugend willen auszeichnen."

„Alſo auch Fräulein?"

„Fräulein und Frauen, ſo weit ſie vier Ahnen aufweiſen können und kein Laſter, ſo ihnen anhafter."

„Eine ſehr fürtreffliche Stiftung, ſprach Buſſo Voß, und ganz würdig der Weisheit Seiner Gnaden. Sind ſchon einige Ritter ernannt?"

„Als mir bekannt iſt, ſind ſchon in Vorſchlag mehrere aus den Familien der Jagow, Kerkow, Arnim, Bodenteich, Bredow, der Alvensleben, Schliefen, Burgsdorf, Puttlitz, Uchtenhagen, der Schenk, Waldow, Schulenburg, Schlabrendorf und unterſchiedlicher Anderer."

„Das wird denenſelben ein rechter Sporn ſein tugendhaft zu leben", ſprach der Herr von Voß.

Da ſagte der Graf von Knipprode, der unſern ſtand mit unterſchlagenen Armen, und den Kopf etwas rückwärts gebeugt, und um ſeine Lippen ſpielte ein Lächeln: — „Auch wird's Denen nicht ganz bequem ſein, die gern am Weg liegen, und ſich umſchauen, wo der liebe Gott ihnen was ſchickt. Vielleicht ſieht's der gnädige Herr aber nicht ſo genau an. Denn kommt's doch darauf an, der

Jungfrau Maria ſo viel Ritter zu ſchaffen, daß ſie mindeſtens ein gut Geleit hat in dieſem Lande."

Viele der Herren ſenkten die Köpfe. Der Kanzler aber ſprach mit einer gewichtigen Miene:

„Nicht alſo, mein Herr Graf. Es wird ſtreng gewählt werden unter den Sittigen und Tugendreichen, und unſere holdſeligſte Frau Markgräfin hat die Tafeln, darauf die Namen der Ritter und Fräulein verſchrieben ſtehen, in ihrer eignen Kammer, und erkundigt ſich tagtäglich bei den Verſtändigen nach der Aufführung von Dem und Jenem, und wie ſie etwas erfährt in Unehren, ſtreicht ſie ab, und wo ihr Gottſeliges von einem Andern gemeldet wird, deſſen Namen ſchreibt ſie auf. Das iſt wohl, als Herr Buſſo richtig ſagte, ein rechter Sporn, daß die Adligen ihr Leben tugendhaft einrichten. Ja ich weiß ſchon Manchen, der gar ſehr nach der Ehre verlangt, und darum den ärgſten Soff abgethan hat und das wilde Raufleben auf den Straßen. Denn es iſt wohl kein Zweifel, daß Seine Gnaden aus dieſen Ordensrittern wird ſeine Räthe wählen; auch wird er die Mitglieder fördern zu ſeinen Hauptleuten und andern Ehrenſtellen."

Alle lobten nun die Stiftung ſehr, und prieſen den Kurfürſten. Zumal um deswillen, daß nur

reine Adlige drin aufgenommen würden, und nicht die Familien aus den Städten, ſo ſich Patricier nennen ließen, und Wappen führten und vorgäben, ſie ſeien auch adlig.

„Nein, ſprach der Kanzler, es ſoll ein Zeichen ſein für alle Zeiten, daß Einer untadelig ſei an Adel und Sitten, wenn er ein Kettenträger iſt vom Schwanenorden. Haben es die Städte auch ſicherlich in letzter Zeit nicht um den hohen Herrn verdient, daß er ſie auszeichnet und belohnt. Denn ſie ſchlagen als verhätſchelte Kinder nach ihrem eignen Vater, und iſt Hoffahrt in ihnen zuhauſe. Fühlt es im Gegentheil der Kurfürſt, daß er ſeinen Adel, dafür daß er hold und treu an ihm hängt, eine Auszeichnung ſchuldig iſt. Und er liebt und ehrt die alten Familien dieſes Landes, und iſt es ſein eifriger Wunſch, daß ſie durch Frömmigkeit, Sitte und gute Werke wieder zu Ehren kommen und dem Anſehn, das ſie in den Marken genoſſen.“

Die Ritter ſchwiegen und ſahen ſich untereinander an. Ein Rochow aber brummte zu Otto Pfuel, der neben ihm ſtand: „Er ſoll uns nur wiedergeben, was ſein Vater uns nahm.“

Das iſt ein kürzerer Weg", antwortete der Andere.

„Und geſcheuter, daß Gott weiß!" rief der von Rochow.

An einem anderen Fenſter aber unterhielten ſich älteren Herren von allem dem, was der anädige Herr für die Marken gethan und für das Anſehn und die Vergrößerung ſeiner Herrſchaft. Sie ſprachen zu ſeinem Ruhme, wie er zu Wittſtock ſich mit den Mecklenburgern verglichen, wie er die Grafſchaft Wernigerode durch kluges Auftreten an ſein Haus gebracht, und eben itzt durch Kauf gen Mittag nach Böheim zu ſeine Herrſchaft vergrößert habe durch Ankauf des Landes Kottbus und der Niederlauſitz, die ehedem zu den Marken gehört. Und dabei blickten die Sprechenden auf zwei fremde Herren, welche in einem andern Winkel der Stube ſtanden. Der Eine war Johann von Polenz, der Andere Reinhard, Herr von Kottbus, aus zween mächtigen freien Geſchlechtern. Die waren ſeit Kurzem bei Hofe erſchienen und war die Sache friedfertig und einträchtig zwiſchen ihnen und dem gnädigen Kurfürſten abgemacht. Hatte ſogar Herr Reinhard ſeine Herrſchaft ſchon vordem unſerm

Fürſten auf ſeinen Todesfall verſchrieben, da er kinderlos war.

Zu Einigen vom märkiſchen Adel, die ſich darob verwunderten, ſprach Herr Reinhard: „Meine liebe Herren, es thut nimmer gut ein kleiner Herr ſein zwiſchen zweien großen, und er gehört zu keinem von beiden. Denn wenn ſie ſich ſchlagen, auf ihn fallen allemal die Stöße und Wunden ab. Darum muß ſich itzo der kleine Mann unter den Schutz des größern geben, denn er allein iſt für ſich nichts, und kann auch nicht Ordnung machen, wenn Unordnung um ihn her iſt. Meine Väter hielten es mit den Böhmen, als die mächtig waren und ein groß Reich. Die ſind nun in wilder Zwietracht, und ſo auch Eines die Oberhand hat, wie itzt der Georg von Podiebrad, wer weiß, wie lang das währt, und iſt's auch nimmer gut, wenn ein Deutſcher den Slaven unterthänig iſt. Darum halt ich's mit Eurem Herrn, denn er weiß was er hat, und weiß was er will. Iſt das das Beſte, was man von einem Herrn ſagen kann."

Dem ſtimmten die Andern bei, und rühmten es, daß der Markgraf auch die neue Mark über der Oder, die vordem zu den Marken gehört, aber dem deutſchen Orden verkauft war, wieder einge-

löst hatte. Sagten aber Andere, daß das viel Verwickelungen dem Lande bringen möge, denn sehe kein Nachbar es gern, wenn sein Nachbar über seine Gränzen schreite.

Da war der Kanzler, Herr Johannes, zu ihnen getreten, und nahm das Wort:

„Das kümmere des Herren Freunde nicht! Denn als er weiß zu fordern, wo er Recht hat und Kraft es durchzusetzen, so weiß er auch abzustehen, wo das Recht nicht stark genug ist, daß es sich selbst halte. Wenn ein Haus zusammenfällt, und sei's uns auch noch so lieb und hätten unsere Väter und deren Väter schon als Kinder darin gespielt, da ist es thörig, dasselbe halten zu wollen mit Steifen und Stützen und Untermaurung, so die mehr kosten als das alte Haus werth ist. Baut man lieber ein neues. Und also will auch unser Herr nichts, denn was er kann. Denn mehr wollen und versuchen, als unsere Kräfte reichen, mag Glanz bringen und Ruhm unserm Namen, aber in Wahrheit hilft es uns nicht und Andern auch nicht, und ist verlorne Arbeit."

Das lobten die Andern und bestätigten es, daß Herr Friedrich der Mann sei durchzusetzen, was er

ſich vorgenommen, denn wie er, wäge Keiner ſeine Kräfte, vorher ab, daß ſie ſtets ausreichten.

„Ihm als wie ſeinem hochſeligen Vater, fuhr der Kanzler fort, iſt manche glänzende Ehre hingehalten, danach Andere gerungen hätten, und um fernen Schein eingeſetzt, was ſie ſicher hatten. Anders unſer Herr. Die Krone Polens war ihm verheißen, als wir Alle wiſſen, und er ward im Lande der Polen auferzogen als ihr künftiger König, in Wiſſenſchaften und ritterlicher Art."

„Als wir Alle mit Erſtaunen hören, ſagte ein alter Ritter, kann er lateiniſch ſprechen trotz einem ſtudirten Mönch."

„Und viele Sprachen zudem", ſagte ein Zweiter.

„Und er lieſt in alten Büchern, ſonder Stocken, Seite um Seite", ein Dritter.

„Wer ſollt' es glauben, und von einem Fürſten! Der hat doch Diener und Räthe genug, daß ſie für ihn leſen", ſagte ein Vierter.

„So meinen ſie's in Polen nicht, fuhr der Kanzler fort. Als ſie tapfer ſind und wild daſelbſt, denn ſie fahren jach auf, oft um nicht viel mehr als nichts, iſt doch daſelbſt mehr Gelahrtheit und feine Kunſt zuhauſe, als in allen unſern Marken. Und von ihren Königen verlangen ſie, daß die

ihnen vorangehen, wie an Würde, ſo an ritterlichem Sinn und gelehrtem Wiſſen. Einen König, der zurückbliebe hinter ſeinem Adel, möchten die polniſchen Herren nimmer achten. Darum förderte ſich unſer Herr, als er dort, wie ein Kronprinz lebte am Hof des alten Königs, in allem männlichen Wiſſen und Thun, daß er der Jugend als Muſter gezeigt ward."

„Und war es Alles um nichts, ſagte ein alter Ritter, als die Königstochter, ſeine verlobte Braut, plötzlich ſtarb."

„Ob es um nichts war, mein Herr von Bardeleben, das wiſſet Ihr nicht, und ich weiß es auch nicht."

„Um gut Brandenburgiſch zu verſtehen, braucht's keine lateiniſchen Bücher", ſagte der von Rochow.

„Aber der gnädige Herr vermeint, was er erworben an Weisheit aus den alten Büchern, ſei nicht minder werth als die Krone von Polen ſelbſt. Und das erſte Zeichen war, daß er ſich nicht unnütz härmte um was verloren war. In Polen hatte er vielen Anhang um ſeine Tugend und ſein ernſtes Weſen, und wie die großen Herren daſelbſt ſind, aufflackernd und raſch in kühnen Vorſätzen, ſie ſchlugen ihm vor, ihn doch um ſeiner Perſon

willen zum König zu führen, und wollten's durchsetzen mit ihren Freunden und Leuten auf dem Reichstag, daß der alte König ihn zum Erben setze. Aber der Prinz sprach: „„Nein! Denn mein Recht ist gestorben mit meiner lieben Braut, und da sei Gott für, daß ich eine Krone mit Unrechten trage. Und so auch Zehntausende mir zurufen, und ich mag's selber nicht glauben, daß es mein Recht ist, was hilft's mir, und wie setz' ich's durch!"" Und er kehrte zurück, zürnte nicht mit dem, was Gott gefügt, sondern er war zufrieden mit dem, was er ihm beschieden, und lernte, wie er in Polen herrschen gelernt, nun herrschen in den Landen seines Vaters. Denn um das Regiment ist's ein verschieden Ding, Ihr Herren, und was in dem einen Lande gut ist, ist's darum noch nicht in dem andern."

„Mit Mecklenburg hat er sich vertragen, sprach Kurt von Alvensleben, und glaub's auch nicht, daß es mit Böhmen losgeht."

„Die schlagen sich genug untereinander", sprach der Ritter Horm.

„Und haben die Schläge noch nicht vergessen, die sie vor Bernow bekamen", lächelte der von Bardeleben wohlgefällig.

„Aber, fuhr der Herr von Alvensleben fort, ein Feind ficht vor den Thoren, den ſchickt er nicht mit ſchönen Redensarten fort.“

Als er dies ſprach, ſah ihn der Kanzler etwas bedenklich an. Er meinte, Herr Kurt werde von den Städten ſprechen, und was in Berlin und Köln Aergerliches geſchehen. Und davon wollte er nicht, daß viel Aufhebens gemacht würde.

„Vermeint das nicht, lieber Herr von Alvensleben. Unſer Herr trägt um kleine Dinge nicht große Sorge; noch glaubt das, was die einfältigen Leute von Krieg reden. Das ſind dumme Streitigkeiten freilich, ſo die Städte an der Spree mit dem Balzer Bertin angefangen. Wer aber hat Weisheit von daher erwartet! Das wird vermittelt werden, und wer ſchuldig iſt, wird ſeinem Lohn nicht entgehen.“

Von den Herren ſchüttelten Einige die Köpfe, Andere ſprachen miteinander heimlich. Herr Kurt von Alvensleben aber ſagte:

„Was gehn die Berliner und der Roßkamm das Land an! Allein die Pommern rüſten in der Stille, und ſollte es mich wundern, wenn der Kurfürſt die Donnerbüchſen in Stendal nur zum Vergnügen gießen läßt. Starren ja ſchon die Zeug-

häuſer in ſeinen Schlöſſern von Pickelhauben, Hellebarden, von Sturmböcken und allerhand Rüſtzeug. Und bei Sanct Georg, Zeit war es, daß der Adel 'mal wieder ſeine Knochen fühlen könnte und was ein guter Arm thun kann auf dem Roß. Läßt uns im Land nicht reiten, da ſollte er uns nur zum Lande hinausführen. Ein guter offener Krieg, ſag ich Euch, thut dem Lande noth, Herr Kanzler, was Ihr auch dagegen vorbringen mögt. Das Stubenhocken iſt gut für Schneider und Schreiber; für den Adel nimmer."

In den Mündern der Herren klang's, als ob ſie die Zungen regten; einige ſchüttelten die Schultern, als probten ſie den Harniſch, den doch keiner trug.

„Die Pommern ſchielen 'rüber", ſagte Einer.

„Wir ſchielen 'rüber, lachte der von Alvensleben. Wenn der alte Herr drüben in Stettin abfährt zu ſeinen Vätern!"

Der Herm ſchnalzte mit der Zunge: „Da gibt's was zu holen für gute Leute."

„Die Pommern ſind unvernünftig fett worden die letzte Zeit über", ſagte ein Anderer.

„Wir wollen's ihnen leicht machen", ein Dritter.

Der Alvensleben rief wieder: „Hoffe zu Gott.

sie schnappen's uns nicht wieder weg, die gelehrten Zungendrescher, und 's gibt keinen zweiten Vertrag von Wittstock! Die Mecklenburger lachen sich noch ins Fäustchen, daß sie uns mit schönen Worten abspeisten. Wo wir Lehnsherrheit forderten, uns nichts geben, als Anwartschaft auf Erbanfall!"

„Die Kriege mit Pommern haben der Mark nimmer gut gethan, sagte der Kanzler. Nachbarn sollten sich vertragen."

„Den Teufel auch! rief der von Horn. Wozu hat's Gränzburgen und Wartthürme? Sollen die Rosse im Stall crepiren und die Harnische rostig werden!"

„Will der Herr haben, sagte ein Anderer, daß alle Ritter in die Städte kriechen, wie schon etliche thaten? Sollen wir uns in die Zünfte schreiben lassen? Das fehlte noch, daß wir unsere guten, graden Schwerter zu Pflugschaaren umschmieden."

„Dazu hat unser Herrgott das Eisen auch nicht gemacht", setzte ein Dritter hinzu.

„Markgraf hin, Markgraf her,
Wenn ich Lust hab, komm mir nicht in die Quer",

brummte Hans Stechow.

„Da sollte ja das Donnerwetter drein fahren,

ſo's auch da kein Losſchlagen gäb!" ſchrie Heine Schulenburg.

„Iſt auch gewiß nicht des Herren Anſicht, ſagte der alte Bardeleben. Was iſt ein Land ohne Ritter, und was ſind Ritter ohne Krieg!"

„Habt Ihr denn nicht genug Fehden gehabt untereinander, entgegnete Herr Johannes. Iſt Frieden kein Segen?"

„Das eben iſt's, Herr Kanzler, rief der Bardeleben. Fehden und Hader die Hülle und Fülle, darüber kam's zu keinem ordentlichen Krieg, als wo ſich jedes Glied reckt und dehnt und man fühlt, was der Körper werth iſt. Der Frieden iſt ſchon gut, aber kein Frieden ohn einen Krieg vorher. Weiß wohl, was Ihr Herren von den grünen Tiſchen und Seine Gnaden auch von uns denken. Daß wir unruhige Leute ſind, und nie ſtill ſitzen, und nicht fein und geſchliffen, wie die Ritterſchaft im Reich. Soll denn ein Ritter ſtill ſitzen? Dann iſt's kein Ritter mehr. Wir Alle roſten ein, ſo's nichts Ordentliches zu thun gibt. Wie ſoll ein Menſch geſund bleiben, der jahraus jahrein auf der Bärenhaut liegt! Unſere Ritterſchaft war gut und unſer Land blühte auf, ſo lange wir zu thun hatten mit den Heiden und Wenden. Nun haben

wir die Zeit verpaßt, sie sind Alle Christen worden ringsum, haben Herzöge und Fürsten, die hat Kaiser und Reich anerkannt, und wir dürfen uns nicht rühren, sind allüberall eingeschlossen. Am Meer sind die Pommern und die Ordensritter und die verfluchten Hansen. Ist uns allerwegs der Ausweg genommen. Ja hätten unsere Väter das nicht geduldet, dann säßen wir an der Ostsee. Aber wo wir kommen und drein schlagen möchten und nehmen, was unser ist, von Gott und Rechts wegen, da weisen sie uns nicht das Schwert entgegen, das wäre gut, sondern Urkunden mit Siegeln dran und kaiserlichen Bullen. Und damit schlage sich ein guter Christ."

„Das ist des Kurfürsten, unseres Herren Sache, nicht unser", entgegnete der Kanzler, der dem Gespräch ausweichen mochte.

„Mit nichten, Herr Kanzler. Das ist wohl allgemeine Sache. Denn als unsere Väter aus Sachsen in dies Wendenland kamen, um das heillose Volk auszutreiben, und die Erde deutsch und gut christlich zu machen, da setzte der Kaiser Markgrafen über die neuen Lande, und die Lande sollten gehen, so weit ihr Schwert reichte und die Erde, das ist, bis ans Meer. Die Markgrafen

wechſelten, wie ſie der Kaiſer für tüchtig fand oder nicht; wir aber, die freien ſächſiſchen Herren, wechſelten nicht, wir blieben auf Grund und Boden, und auf Kind und Kindeskind gingen der Väter Rechte über. Darum iſt's noch heut unſere Sache, als wie damals, und ſo gut als des Markgrafen ſeine, daß die Länder zu uns kommen, ſo uns zugehören, und thäte ein Krieg uns Allen gut."

Der Kanzler ſah ſich vorſichtig im Saale um, denn auch die andern Ritter konnten ihre Luſt nicht bergen bei dem, was der Bardeleben ſprach. Waren aber doch viele Fremde zugegen, und der Bürgermeiſter der Stadt Stettin, Albert Glinde, war auch am Hof und zur Tafel geladen, wenn er gleich noch nicht im Saale war. Und die märkiſchen Ritter hatten Stimmen, die man durch die Mauern hörte. Leis ſprechen, das war nicht ihre Art.

Da lächelte Herr Buſſo Voß dem Kanzler zu: „So der Pommerherzog an unſeres Herren Hofe Spione hat, ſollte man meinen, er könne dazu Taube brauchen. Wenn er aber recht klug iſt, vermeint er, ſolch laut Geſchrei ſolle ihn nur ins Bocksborn jagen. Und es iſt nichts dahinter."

Und derweil die Herren noch viel darüber ſprachen, ob der pommerſche Krieg ausbrechen werde

oder nicht, und ihre Meinung sagten, so unverhohlen, als es heut nicht mehr Sitte ist, zog am andern Ende der Stube der Herr von Polenz den Grafen Knipprode beiseite, und befragte ihn über Vieles. Denn er war fremd hier, als man's seiner Tracht und seiner Miene ansah, — sein Gesicht war gelblich und seine Augen schwarz und sein Knebelbart fiel zu beiden Seiten tief aufs Kinn herab. War sein Geschlecht böhmisch, als wie die Lausitz lange Zeit zu Böheim gehört. Und er hatte mit Aufmerksamkeit zugehört, was die Ritter sprachen, aber schien nicht Freud dran zu haben.

„Sagt mir, lieber Herr, sind das von den vertrauten Räthen des Kurfürsten?"

„Der Kurfürst, sagte der Graf, schenkt sein Vertrauen, deß könnt Ihr sicher sein, nur Solchen, die es verdienen."

„Sein Ruhm ist weit verbreitet durch die deutschen Länder, entgegnete der von Polenz, und man rühmt ihn um seiner Weisheit willen. Aber in seinem Land muß man nicht die Leute fragen."

„Lieber Herr, ein Prophet, als Ihr wißt, gilt nimmer in seinem Vaterlande."

„Ich trug ihm meine Herrschaft zu Lehn an, fuhr der Fremde fort, als ich bei mir erwog, wie

er ein ſtarker und weiſer Herr iſt, der ſeine Leute ſchützt, und wer ihm trotzt, ſeine eiſernen Zähne weiſt. Bei Gott, Frieden und Ruhe thut meiner armen Lauſitz noth, und mit den Parteien in Böheim iſt kein Abkommen zu treffen, das uns Sicherheit gibt; es ſchwankt Alles hin und her. Doch bei meinem Heiligen, wenn man die Herren hier reden hört, und wie ſie in den Städten ſchelten und ſchimpfen, ſollte man meinen, der Markgraf habe alle Hände voll, daß er ſich nur ſelbſt hält, und keine Kraft für ſeine Freunde. Was Gott verhüte!"

„Den Märkern, Herr von Polenz, bindet Keiner das Maul. Hat es ſelbſt der Papſt nie gekonnt. Im Uebrigen mag Euch das wenig kümmern. Herr Friedrich kennt ſie und weiß, was er mit ihnen anſtellen kann. Liebe ſie auch nicht eben abſonderlich. Aber ſie vertragen viel und halten aus; iſt das ihr Beſtes. Muß aber immer ein Fremder ſie in Zug bringen."

Der von Polenz ſchüttelte bedenklich den Kopf: „Gott geb's, daß es dem Herrn gelingt. Ich ſchätze ihn werth und liebe ihn, und will treu bei ihm halten, als ich gelobt. Aber das iſt ein Feld voll Unkraut. Gehört mehr als eines Mannes volle Kraft dazu. Und was hat er davon?"

„Fragt ihn selber, und er wird Euch gelehrt antworten, lateinisch, deutsch, polnisch oder in wälscher Zunge, wie Ihr wollt."

„Was soll aber das mit dem Schwanenorden?"

„Die Ritter sollen beten lernen."

„Dazu ist der Pfaff und nicht der Fürst."

„Ihr habt recht. Das Beten ist nur die Blume. Die Sache aber ist, die Ritter vom Orden sollen nicht mehr das Schwein mit den Borsten braten, und den Buchweizenbrei aus Tellern essen; denn Ihr gebt mir zu, wenn ein Ritter die ganze Schüssel an den Mund setzt, so nennt man's unmanierlich im Reich. Das sind die fürnehmsten Regeln des neuen Ordens. Und hat er das durchgesetzt, so versucht er's auch wohl, daß sie den Brei mit dem Löffel essen. Schließlich, bringt er's dahin, daß jeder Ritter in der Mark zuvor die Stiefeln auszieht, ehe er ins Bett sich wirft, so hat er den Orden nicht umsonst gestiftet."

Der Herr von Polenz war ein ernsthafter Mann, er lachte nicht gern. Da verflog auch sogleich wieder das Lächeln, das um seinen Mundwinkel sich zusammenziehen wollte, als der Graf von Knipprode das sprach, und dabei über die Achseln nach den Rittern schaute.

„Meines Dafürhaltens ſollte er ſie aus dem Trog eſſen laſſen, ſo ihnen das lieber iſt, ſprach er, wenn er ihnen nur friedliche Geſinnungen beibrächte.“

„Mit der Manier fängt man an, die Geſinnung kommt nachher.“

„Sie wollen Krieg mit Pommern.“

„Das iſt ein weiter Weg. Sorgt nicht drum.“

„Die Luſt zum Losſchlagen wiehert ihnen ja aus den Mäulern.“

„Ein ſtark Gebiß vor, und er lenkt dieſe Roßmenſchen, wohin er Luſt hat.“

„Was aber läßt er ſie ſo ſprechen!“

„'S ſind freie Männer! Wird ein Hohenzoller ihnen ein Recht nehmen, das Gott ihnen gab?“

„Aber an ſeinem eignen Hof! das muß dem Pommern als ein offener Abſagebrief klingen.“

„Zum Pommern muß man noch deutlicher ſprechen.“

„Dann, haltet zu gut, weiß ich nicht, wo's hinaus ſoll.“

„Je mehr die Leute ſprechen, mein edler Herr, um ſo ungeſtörter kann Einer denken! Und was Markgraf Friedrich denkt, das ſpricht er grade dann aus, verlaßt Euch drauf, wenn es noth thut, daß

die Leute es wiſſen, keinen Augenblick früher. Im Uebrigen, und das ſag' ich Euch im Vertrauen, iſt der Schwanenorden eine Kette zwar von Silber, aber ſie koſtet nicht ſo viel, als eine Kette von Eiſen, damit er die Ritter dieſer Marken aneinander ſchlöſſe. Desgleichen eine Kette von Eiſen, wo kann die Eines Mannes Hand ziehen? Dahingegen dieſe von Silber hält er mit ſeinem kleinen Finger. Itzund iſt's ihnen ein neu Ding. Gebt acht, es wird anders. Wenn erſt ein Zehn, Zwölf das Band um den Hals tragen, ſo recken zehn Dutzend ihre Hälſe danach. Ja man braucht die Schlinge nicht künſtlich zu verſtecken, ſie ſpringen danach, und was gilt die Wette, es wird ein allgemeines Wettrennen danach, ſo wir's auch nicht mehr erleben."

„Ein ſilbern Kettlein iſt freilich wohlfeiler als ein Lehngut", ſprach der von Polenz.

„Und ſchließlich, edler Herr, hat der Kurfürſt ſeine guten Gründe, warum er grad itzt den Adel ſtreichelt."

Da ward ihr Geſpräch durch Trompetenſtöße unterbrochen, die Flügelthüren gingen auf und die Herren ſchritten zur Tafel.

Fünftes Kapitel.

Das war wohl eine Luſt zu ſehen, ebendesgleichen die gedeckten Tafeln, als wie die Herren zulangten. Waren auch gar nicht bloße, obſchon der gnädige Kurfürſt obenan ſaß, und neben ihm ſeine holdſelige Fürſtin, und auch manche ſchöne Frau und manches ſchöne Fräulein. Nur zum erſten Anfang da wußten die Herren nicht, wo ſie ihre Ellenbogen laſſen ſollten. Dauerte es aber gar nicht lang, ſo griffen ſie in die Schüſſeln und riſſen, als wär's eine Schlacht, wo Keiner zu ſpät kommen darf, und ſtießen mit ihren Ellenbogen, als gäb' es keine Nachbarn — und Nachbarinnen. Nahm's aber auch keine übel, wenn ihr ein Knochen vom Hühnlein in die Schürze fiel, das ihr Nachbar mit den Zähnen zerriß. Sie lachte und ſcheb ihm da-

für das ganze Gemüse von ihrem Teller auf seinen, und er mußt' es behalten.

Gottes Gaben sind allerwegen schön, und was er gemacht, ist gut. Aber wie Herr Ulrich Czeuschel, des Markgrafen Küchenmeister, die Tafel gedeckt und sinnreich die Schüsseln geschmückt, jede einzeln, und dann alle zueinander, da hätte man sich vor Staunen können satt sehen. Aber nichts kann bleiben als es ist, und was herrlich ist, das reckt am meisten die Zerstörung vor, und so wie Troja fiel unter dem Schlachtschwert der Griechen und ihrer Bundesgenossen, so auch diese schöne Tafelordnung unter den Messern der märkischen Herren und ihrer Gastfreunde. Herr Ulrich Czeuschel der sah's wirklich mit Schmerzen. Hatte auch Ursach dazu. Aber die Künste sind unterschiedlicher Art. Einige Künstler bauen für die Ewigkeit, andere für Jahre und Monden, noch andere nur für den Augenblick. Was der Kunstpfeifer spielt, das verhallt, und der Wind trägt es fort. Hätte Herr Ulrich seine Thürme und Terrassen und Bogen nicht von Mehl und Honig und Eiern gebaut, sondern mit Steinen und Mörtel und Eisenstangen wie das Schloß zu Köln, sie ständen noch heute, und würden noch lange stehen, zu Ehren ihres Baumeisters.

III

Aber nun zerfiel der ſchöne Garten mit ſeinen Felſen und Springbrunnen, ſeinen Zauberſchlöſſern und Bogenlauben und den zierlichen Schäfern und Rittern, die darunter luſtwandelten. In weniger denn einer halben Stunde ſah's aus wie eine Wüſtenei; und loſte auch ein Gang den andern ab, die ſchöne Ordnung von erſt kam doch nicht wieder. Denn iſt die Zerſtörung erſt wo eingebrochen, und noch nicht ſatt, da hält ſie nicht inne. Aber Herr Czeuſchel that, wie ein ſtarker Herr, der den Untergang vor Augen ſieht, und daß er dem nicht abhelfen kann: der zerſtört dann ſelbſt mit, daß es mit Art geſchehe und ſchnell; iſt das auch ein Troſt, daß man fremde Hände nicht heran läßt. Alſo ergriff der wackere Herr Ulrich mit einem Spieß, der zweien Zacken hatte, den Truthan, hielt ihn frei vor ſich in die Luft und mit ſeinem großen Meſſer zerlegte er ihn dermaßen geſchickt, daß, als er nun den Spieß mit den zweien Zacken wieder herauszog, der ganze Hahn in lauter kleine Stücken fiel. Da war doch ein Jubel unter Allen die's geſehen, und ſie klatſchten mit den Händen und nickten Herrn Ulrich zu, auch der gnädige Markgraf und ſeine ehelichſte Frau Markgräfin und tranken ihm im Stillen eins; denn er war wohl angeſehen bei den guten Herrſchaften. Dann

kann man das denken: ſo auch der Krieg die Künſte zerſtört, die der Frieden hervorbringt, iſt der Krieg ſelber doch auch wieder eine Kunſt, und die ihn kunſtreich führen und ehrlich, ſind des Lobes gewiß von Allen, auch ſogar denen, welchen er ſchadet; daher kommt es, daß Manche vorziehen, durch den Krieg, das iſt das Zerſtören, ſich Ruhm zu ſchaffen, als daß ſie mühſam das bauen und ſchaffen, was ihnen ein Anderer zerſtören kann.

Wiewohl es feſtſteht aus alten Büchern, daß ſchon der Gott Neptunus bei den alten Heiden eine Gabel hatte, wie es auch der gemeine Mann an manchen alten Brunnen noch ſehen kann, ſo iſt doch auch gewiß, daß man dazumal nicht mit Gabeln aß. Die Gabeln nahm man zum Heu, und meinte, daß Gott uns die Finger gegeben, um damit zu eſſen. Mag ſich auch Mancher das ſchwer vorſtellen, daß die zarten Fräulein mit Fingern das Fleiſch zum Munde führten, ſo iſt's doch ſo. Die ſchöne Helena war freilich nur eine Heidin, aber wenn auch die Königin Maria Stuart, eine gute Chriſtin, noch um hundert funfzig Jahr ſpäter als unſere Geſchichte, mit ihren Fingern die Ente zerriß und höchſtens mit den Zähnen dabei half, ſo wird man ſich nicht wundern, daß auch unſere

märkiſchen Fräulein das thaten. Auch die gnädige Kurfürſtin machte es nicht anders; nur daß ihr der Küchenmeiſter mit ſeinem Meſſer etwas zuſchnitt. Alles konnte er aber doch nicht thun. Ward's auch nicht von ihm verlangt. Die ſchönen Finger ſahen da freilich aus, daß man nicht Sammet und Seide mit angriff; dafür war aber das Tiſchtuch, und überdem lag bei jedem ein Tüchlein, daß er ſich abwiſche, wenn's ihm nöthig dünkte. Vielen aber dünkte das nicht nöthig, und wohl mit Recht; denn weshalb mich waſchen, wenn ich gleich darauf wieder in die Schüſſel greife?

Die fränkiſchen Ritter ſahen wohl mit Verwunderung, wie die märkiſchen ſchlangen, aber im Trinken thaten ſie's ihnen gleich. Am wenigſten aß der Markgraf, allein ſein Auge war überall und entging ihm nichts. Ihn ſchien es aber eher zu freuen, daß ſeine Herren ſo wacker zugriffen, und machte er nicht ſpöttiſche Bemerkungen; wie Etliche von den Gäſten. Der edle Herr mochte andere Sorgen haben, wie man's ihm an der Stirn anſah; und worauf er merkte, waren die Reden, die ſie führten und die Trinkſprüche, die ſie ſich zubrachten. Er ſelber aber trank zuerſt auf das Wohlergehen des Herrn von Polenz und des Herrn Reinhard von Kottbus,

die von heut ab ihm zu Lehen gingen. Desgleichen eines Herrn von Waldow, der am andern Tischende saß, der war Erbherr von Peitz, und wie die beiden genannten wegen seines Landes mit dem Fürsten in Unterhandlung.

Johann von Polenz erhob sich nun dagegen und füllte seinen Becher, und trank auf das Wohl seines gnädigen Lehensherrn, wobei ihm der von Kottbus beistand, und seinen Spruch schloß er damit: daß sein Ruhm leuchten möge fortan wie bisher, durch Weisheit gleich wie durch Tapferkeit, und sein Reich wachsen. Denn ein starker und kluger Herr sei wie ein großer Baum in der Haide, unter dessen Aesten die Hirten sich sammelten beim Sonnenbrand und Unwetter. In diesen Zeiten der Noth könne der freie Mann sich nicht mehr selber schützen als vordem; um deshalb sei ein solcher Herr ein Geschenk Gottes den Völkern, daß die Bedrängten zu seinen Fahnen hielten und von ihm Schutz hätten, daß Sitte und Ordnung und Handel und Gewerbe im Lande blüheten. Und er erzählte, wie er freiwillig dem edlen Markgrafen und der brandenburgischen Herrschaft sich unterworfen, und sei es sein aufrichtiger Wunsch, auf den er den Becher leerte, daß Herr Friedrich der Zweite, von Gottes

Gnaden Markgraf zu Brandenburg, auf dieſelbe Weiſe ferner erobere, das iſt nicht durch das Schwert und Heereszüge, ſondern durch ſeine Tugenden und ſeine Gerechtigkeit, als wo Viele ihm gern Heerfolge leiſten würden und ſeinem Arm ſich unterwerfen.

Die nächſten um den Herrn von Polenz und um den Kurfürſten begleiteten mit großer Luſt den Wunſch, auf den andern Tafeln aber war's ſtille. Wohlgefällig hatte der Kurfürſt gelächelt, und dankte nun in kurzen und würdigen Worten dem edlen Herrn: „Wolle Gott, ſprach er, und ſeine Heiligen, daß wie ſie draußen über Verdienſt mein gering Thun und meinen guten Willen werthhalten und ſchätzen, meine Märker desgleichen ihrem Herrn entgegenkämen und ihm die Hand böten! Und als wie ich Euch zugetrunken, Ihr edlen Herrn und nun meine lieben Vaſallen, ſo trinke ich itzo auf das Wohlergehen meines Landes und meiner treuen Leute, und daß ſie mir ſtets hold und gewärtig ſeien, wenn ich das Land ſtärke und die Kraft der Herrſchaft feſtige. Denn bei Gott das will ich, und nichts mehr, und das wollen gewiß Alle mit mir, ſo ihr Land lieb haben und ihren Markgrafen!“

Da ſtießen die Becher und Gläſer zuſammen und klang und ſchallte es von vielfachem Ruf durch den ganzen Saal.

„Unſer Schwert ſoll nimmer roſten in der Scheide, fuhr der Kurfürſt fort, denn wir haben viele Feinde, nach welcher Seite wir uns wenden, und der Märker ſoll allezeit gerüſtet ſtehen, daß er ſein ſchwer errungen Land vertheidige gegen wen es ſei; und das weiß ich von meinen Märkern, ſie ſind allezeit gerüſtet und bereit, den Harniſch umzuſchnallen und dem Feind die Stirn zu bieten, ſo viel ihrer auch wären —"

Da ward er von ungeheurem Jubel unterbrochen, die Becher klirrten, ſie ſchlugen mit den Meſſern an die Teller und die Sporen zuſammen.

„Aber ihr gutes Schwert, fuhr er fort, ſoll nicht ohne Noth aus der Scheide fahren, nicht ein gefährlich Spielzeug ſoll's ſein in der Hand eines leichtfertigen Thoren, ſondern eine gewaltige Waffe in der Hand des Gerechten. Gezückt werden ſoll's nur und niederſchmettern, wo ſie der Gerechtigkeit die Thore verſchließen. Da, Ihr Herren und lieben Freunde, will ich mit meinen Märkern erſcheinen, und wenn ſie gut Wort nicht hören und taub bleiben gegen die Vernunft, will ich ihre Thore bre-

chen und das Schwert der Gerechtigkeit nicht umſonſt tragen."

Das gefiel wieder Allen, denn Jeder dachte ſich was Beſonderes dabei, und nun ward das Geſpräch recht lebhaft und munter, und der Wein that auch das Seine. Item iſt es gewiß, wenn Einer auch noch ſo viel eſſen kann, da kommt ein End. Aber trinken kann Einer ohne End, es ſei denn, daß das Faß ausläuft.

Herr Gott, was hatte der Dietrich Barfuß gegeſſen, und Tile Kracht auch, und die Kurfürſtin hatte es mit abſonderlichem Vergnügen geſehen, und den Edelknechten zugewinkt und Herrn Ulrich Ezeuſchel auch, daß ſie ihnen immer mehr aufnöthigten, und ihnen ſagten, ſie äßen ja gar nicht. Fritz Kröcher wollt' es ihnen gleich thun, er konnt' es aber nicht; dafür trank er deſto mehr, und hätte ſie untern Tiſch getrunken, wenn ſich das nur geſchickt. Aber dann fürchtete er ſich wieder vor den fremden, inſonders den fränkiſchen Herren; denn ſein Vetter Buſſo Beß ſtieß ihm in die Rippen, daß er es merke, wie ſie ſpöttiſch auf ihn ſchauten.

Wovon ſie Alle ſprachen, das war von guten Ritterthaten, ſo ehedem die Märker ausgerichtet. Und ſchien's Herrn Friedrich, dem Markgrafen,

eine absonderliche Lust, davon zu erzählen und die guten Ritter zu loben, die im Felde sich ausgezeichnet, und vor Festungen, und dabei gedachte er auch der alten Fürsten, die so fürtrefflich das Land regiert und der Brandenburger Ruhm bis ins Land Italia verbreitet. Von Otto dem Vierten, dem mit dem Pfeil, erzählte er, und seinem hohen Muthe, und seinem fürtrefflichen Gemahl, die, als er in Magdeburg gefangen saß, nicht Tag nicht Nacht geruht bis er wieder frei wurde. Und wie die vom märkischen Adel desgleichen aufgesessen wären, und ihr Bestes hergegeben, um ihren Fürsten zu lösen.

Da sprang Busso Voß auf mit seinem Pokal, und rief: „Diesen Trunk dem Andenken des edeln Markgrafen Otto und den märkischen Edeln, und daß nimmermehr die Zeit wiederkehrt, wo städtische Hunde einen edlen Fürsten gefangen setzen können!"

Wie der Spruch auch Vielen behagte, dem, so er zumeist galt, gefiel er nicht ganz, denn er sah besorgt auf den Gast aus Stettin, den Bürgermeister Albert Glinde, und antwortete darum: „Allen fleißigen Bürgern und guten Städten Ruhm und Preis, so sie treu an ihren Herren halten, und nicht mehr wollen, als ihnen zukommt. Aber

Dank auch Euch, Herr Buſſo, für den frommen Wunſch. Die Fürſten werden ſich itzt wohl wahren, daß man ſie nicht in einen Käſicht ſperrt."

Und nun wandte er ſich freundlich zu dem Albert Glinde, und fragte nach dem Wohlergehen des alten Pommerherzogs, worauf ihm der Bürgermeiſter Beſcheid gab, und auch zum Lobe des Herzogs ſprach, als wie es der Markgraf that. Merkten, wer ſo etwas merken kann, daß es zwiſchen ihnen noch Anderes gab, was ſie nicht ſprachen, und daß das itzt nur geſprochen ward vor den Leuten.

„Die Pommern ſind ein wacker Volk und unſere nächſten Freunde, ſprach der gnädige Herr, und da ſei Gott für, daß die von Natur und den Verträgen nach eins ſein ſollen, durch böſen Leumund und Verredung wieder zwieträchtig werden. Als lang mein wackerer Gevatter, Herzog Otto, lebt, wollen wir dieſer Zwietracht ſteuern."

„Und wann, fuhr der ſtettiner Bürgermeiſter fort, daß der Herr, in deſſen Hand unſer Aller Leben liegt, Seiner Gnaden meinen gnädigſten Herrn von dieſer Erden abrufen ſollte, als hoffe ich dann, daß Märker und Pommern noch ein-

trächtiger werden, und wie Gott will und die alten Verträge, ein Volk, und einem Herrn gehorchen!"

Wie nun Herr Albert Glinde drauf seinen Pokal aufhob, daß er mit dem Kanzler, der ihm gegenüber saß, anstoße, gab es einen häßlichen Klang, und der Pokal des Kanzlers, der von Glas war, zersprang. Da sahen sich die Herren sehr betroffen an, und nahmen's für eine üble Vordedeutung, und dachten Viele dem nach, wie itzt die Dinge standen. War es Keinem unbekannt, daß der Bürgermeister von Stettin brandenburgisch gesinnt war. Und obschon jeder deutsche Mann von je an das Recht hatte, zu denken, was er Lust hatte, so war dieses Herrn Alberts Gesinnung doch auch keine Uebertretung gegen seinen Landesherrn, den Pommerherzog. Denn durch alte Verträge, die Kaiser und Reich gebilligt, stand es fest, daß Pommern, wenn seiner Herzöge Mannsstamm aussterbe, an Brandenburg falle. Nun war aber Herzog Otto von Pommern-Stettin hinfällig und hatte keine Kinder. Um deshalb erwarteten Viele, daß das Herzogthum an Brandenburg falle nach Herzog Ottos seligem Hinscheiden, und Viele wünschten es. Andere aber wünschten es nicht, und vermeinten, wenn auch die von Pommern-

Stettin ausstürben, blieben doch noch die von Pommern-Wolgast, und an diese vererbe das große Land, als an die nächsten Verwandten. Wie gesagt, so standen die Sachen, und ward viel darüber im Stillen verhandelt und gesprochen, aber nicht laut, denn es schickte sich nicht, wo noch der Herzog lebte, schon zu streiten über seinen Todesfall. Aber Herr Albert Glinde war als wie viele Deutsche in Stettin und den andern Städten, gut brandenburgisch gesinnt und wünschte von Herzen, daß der Markgraf Friedrich auch Herzog von Pommern werde. Darum wurde er und noch Viele sehr betroffen, als das Glas sprang, was ihnen von böser Bedeutung dünkte. Aber als ein kluger Mann ließ er ihnen nicht Zeit, darüber nachzudenken, sondern redete weiter, als wäre gar nichts vorgefallen.

Er erzählte, wie die Pommerherzöge von Alters her es sich angelegen sein lassen, Deutsche in ihr Land zu ziehen, so Adlige als Bürger und Bauern. Denn so wie sie am Hofe feinere Leute wären, mit denen ein Fürst besser verkehre, als mit den wilden und unstäten Slaven, die sich nicht losmachen könnten von dem Schmutz und der Faulheit und alten bösen Angewöhnungen, so auch baue der deutsche Landmann besser das Feld, und nöthige ihm

dreimal mehr Ertrag ab als der Wende, der die Hände gar zu gern in den Schooß lege.

„In den Städten aber zumal, sprach er, sieht man es recht klar, was der deutsche Fleiß thut. Da wo Sachsen und Niederländer eingebürgert sind, blüht Handel und Gewerbe. Sie bauen steinerne Häuser und umschließen ihre Städte mit steinernen Mauern und Thürmen, und stiften Gilden und haben Gerechtsame und Freiheiten, und die Dörfer umher haben auch Nahrung und werden blühend und gesittet. Wir in Stettin haben dermaßen die Oberhand gewonnen, daß es itzo nur Deutsche sind, die in der Oberstadt wohnen, die wendischen Pommern sind zurückgedrängt in die Unterstadt und drüben auf die sumpfigen Wiesen der Oder, wo sie in Hütten und Nestern wohnen als wie ihre Väter; und hätten, wenn sie die Hände rühren wollten und uns nacheifern, gar gute Gelegenheit und Vorbild. Aber so sind die Slaven von Natur, sie mögen nichts annehmen von den Fremden, wenn es auch gut ist, sondern sitzen im Schmutz und strecken die Glieder und schauen uns verwundert an und hassen uns und unsere Ordnung. Aber die alten Herzöge haßten uns nicht, denn sie sahen wohl ein, daß es auch ihr Vortheil war, wo die Deutschen Sitte und

Nahrung und Reichthum ins Land brachten. Denn über ein Volk, wo Sitte iſt und Ordnung, läßt ſich beſſer herrſchen als über eins, das allezeit verdroſſen iſt und nicht thut, was die Vernunft ihm heißt, ſondern die Grille. Aber ſo warm wir Deutſche in Stettin itzo auch ſitzen, wir ſitzen doch nicht ſicher. Denn es wurmt in den alten Pommern, und ihr Haß iſt groß, und ſie lauern nur auf den Augenblick, wo ſie aufſtehen und uns fortjagen, damit die alte Wirthſchaft wieder anfange. Möge uns Gott davor bewahren. Es iſt gewiß, wo Deutſche und Slaven zuſammen ſind, ſie können nicht einträchtig nebeneinander beſtehen, es muß Eins Herr werden über das Andere, und das Andere niederdrücken und austreiben. Darum iſt's aller Deutſchen in Pommern heißer Wunſch, ſo die Herzöge ausſtürben, die uns freund und gewogen ſind, daß zur deutſchen Ehre und des Landes Wohl, das Regiment ganz in deutſche Hände kommt. Und wir blicken Alle gar ſehnſüchtig nach dieſen Marken, wo ſtarke und weiſe Fürſten und wackere Herren den Boden gereinigt von der alten Barbarei, und ein deutſch Regiment aufgeführt haben, das ſich ſehen laſſen kann und eine Ehre iſt dem römiſchen Reiche deutſcher Nation und eine ſtarke Mark und Burg gegen die ſlaviſchen

Heinz. Wollte Gott, daß wir nicht wieder in die alte Barbarei verfallen, und das deutsche Wesen, das itzo aufblüht, wieder verdorre, ehe es feste Wurzel schlug! Denn wo deutsches Wesen nicht ganz durchgreift und Herr wird, und das slavische todtschlägt, da verkümmert es und läßt sich anstecken von der Trägheit, und glaubt auch ausruhen zu können, wo es doch keinen Augenblick rasten darf, sondern es muß sich selber nie genug sein, und allezeit vorwärts gehen und weiter."

Unter den Herren waren doch Viele, die nicht deutscher Abkunft waren, sondern slavisch Blut floß in ihren Adern, aber kein Einziger widersprach dem, und führte das Wort für die Wenden. Sie wollten Alle deutsch sein, wie auch ihre Namen anders klangen. Das hätte für Herrn Albert Glindes Meinung gesprochen; es war in der Mark das deutsche Wesen ganz durchdrungen und hatte das slavische todtgeschlagen. Aber die Meisten tranken und hörten ihn nicht. War's ihnen zu gelehrt.

Der Markgraf hatte wohl aufmerksam hingehört, auch ihm freundlich ins Gesicht gesehen, er antwortete aber nichts, sondern lenkte das Gespräch auf andere Dinge.

„Hat mir mein Bruder, Herzog Albrecht aus

Kadolzburg ſeltſame Neuigkeit geſchrieben, ſprach er, von einem Ritter, der ſoll aus der Mark ſein, und hat ſich im Türkenkrieg ſo ausgezeichnet, daß er viel Redens von ſich macht. Er hat ein Fähnlein geführt an dem grauſamen Tage von Varna, und hätten ſich Alle gehalten als er, ſchreibt mein Bruder, dann brauchte die Chriſtenheit nicht um den Tag zu weinen, als nun geſchieht, Gott ſei's geklagt! Zween und dreißig Türken hat er mit eigner Fauſt umgebracht in der einen Schlacht und ſelber den König Ludwig und einmal einen andern chriſtlichen Feldhauptmann herausgehauen aus den Feinden. Ja als ſchon der Ungarnkönig, dem Gott ewige Glorie ſchenke um ſeinen Märtyrtod, gefallen war, hielt er noch mit ſeinen Leuten und wies den Ungläubigen die Zähne, und Keiner wagte ſich an ihn, denn, ganz von Blut übergoſſen und einen Morgenſtern über dem Kopfe ſchwingend, ſchaute er ſo furchtbar aus, daß die Chriſten ſelber ſich vor ihm entſetzten. Ganz Ungarland iſt ſeines Lobes voll und er hat viele von den chriſtlichen Kriegsleuten auf der Flucht gerettet. In der Stadt Wien, vermeldet mein Bruder, hätten ſie acht Tage lang von nichts geſprochen als dem tapfern brandenburgiſchen Hauptmann und die Weiber wären wie toll geweſen und vor

ſeiner Herberg hätten ſie tagaus tagein geſtanden um ihn zu ſehen, und wenn er ſich gezeigt, ihm zugeſchrieen allerlei ſchöne Worte, und die fürnehmſten Frauen und Fräulein ſchenkten ihm geſtickte Binden und Fahnen und Kränze; ja ſie hätten ſich geſtritten, wer von ihm eine Locke bekommen möchte. Ja wenn er allen Weibern dienen wollen, hätte er ſein Haar laſſen müſſen in Wien. Auch auf die Burg ward er geführt zum Kaiſer; der ſchlug ihn ſelbſt zum Ritter, da es herauskam, daß er das noch nicht war, und hängte ihm eine güldene Ehrenkette um. Nun wünſcht mir mein Herr Bruder Glück zu einem ſolchen Ritter und Unterthanen. Aber weiß Einer von ihm?"

Alle hatten aufmerkſam zugehört, aber es wußte's doch Keiner. Und von den Freunden der Ritter, ſo mitgezogen waren in den Türkenkrieg, war der Eine an der Peſt geſtorben, der Andere in der Schlacht gefallen, und ſie riethen umſonſt.

„Den Namen hat mein Bruder nicht ſchrieben, ſprach der Markgraf. Aber ſoll er uns werth ſein, und, wenn er zu uns kommt, als ich hoffe, wollen wir Alle ihn gut aufnehmen und ſeiner uns freuen."

Am andern Ende der Tafel war ein lebhaft Geſpräch und ſie ſteckten die Köpfe zuſammen und

Einige lachten. Der gnädige Markgraf fragte, ob da Einer von dem wackern Ritter wüßte? Zuerſt ſchwiegen ſie, dann aber antwortete der alte Bardeleben:

„Von einem Ritter iſt wohl die Red, gnädigſter Herr, der auch von ſich ſprechen macht, weiß aber nicht, ob's zum Guten iſt, von ihm viel ſprechen?“

„Iſt's ein Märkiſcher von Adel?“ fragte der Markgraf.

Da ſchwiegen ſie wieder, bis Einer den Namen Köpkin Zarnekow leis nannte.

Die Stirn des Fürſten runzelte ſich, und ſein Aug ward ernſt.

„Sollte ein guter Märker den nicht mehr nennen, der nicht mehr dieſes Landes iſt. Zum wenigſten gehört der Name nicht vor die Ohren des Landesherrn.“

Abermals ſchwiegen die Ritter; ſtand aber ſo viel in ihren Mienen geſchrieben, daß der Herr, der ſie aufmerkſam betrachtete, frug:

„Was iſt's wieder mit ihm? Der böſe Dieb iſt geächtet und aus dem Lande verwieſen.“

„Treibt aber dort ſein Weſen ärger denn zuvor“, ſprach der von Bardeleben.

„Das kummert uns nicht, ſagte der Kanzler

Laß nun die Sächſiſchen dafür ſorgen. Wir haben genug mit unſern zu thun."

Der alte Bardeleben ſchüttelte den Kopf: „Was iſt die Gränze gen Sachſen und die Lauſitz? Da iſt kein Berg und kein Fluß zwiſchen. In dem Zickzack weiß kaum Einer, der dort geboren iſt, ob er ſteht auf märkiſcher Erde oder auf lauſitzer Boden oder auf ſächſiſchem. Wie ſollen wir in den Burgen die Gränze vor ihm hüten?"

„Das ſei Gott geklagt! ſprach der Herr von Polenz. Es leiden beide Länder gleichweis von dem Räuber, und geht ſein Uebermuth über alle Schranken. Muß ich wohl recht inſtändig bitten, gnädiger Herr, als Euer neuer Lehnsmann, daß dem Unweſen wird ein Ziel geſetzt, denn meine armen Lauſitzer tragen's kaum. Drei Dörfer hat er im letzten Jahr niedergebrannt."

„Und wie hat er in Zoſſen gewirthſchaftet noch vorigen Woche, ſprach der Bardeleben. Unter den Augen derer in der Burg, die waren aber zu ſchwach, plünderte er vier Häuſer und ſchleppte Weiber und Kinder fort. Unſere konnten's kaum wehren, daß nicht der Markt in Flammen aufging."

„Und die Geſchichte in Wildbritzen, rief ein Anderer, wer hätte es für möglich geachtet! Zwangen

den Pfaffen, er mußt' ihnen zurichten einen Mittagstiſch, was er konnte, und ſchmauſten und trieben Kurzweil mit des Pfaffen beiden Haushälterinnen. Mußt' ihnen der ſelbſt dazu die Geige ſpielen, derweil der Köpkin und ſeine Geſellen tanzten."

„Weil der Köpkin wußte, fiel ein Anderer ein, daß der Pfaff den Hauptleuten in Trebbin und Saarmund durch eine Bauerfrau zu wiſſen gethan, wie er mit ſeiner Bande in der Nähe war. Dafür mußt er's büßen."

„Was hat auch der Pfaff drein zu ſtänkern!" ſprach Einer.

„Wie er aber da entkam, das ging doch kaum mit rechten Dingen zu, fuhr der Erſte fort. Die Saarmunder und Trebbiner waren ſächtchen herangeritten, die Einen von Beelitz her, die Andern von Luckenwalde, und hatten das Dorf umſtellt. Dachten, nun müßten ſie ihn fangen, denn es geigte und pfiff noch immer vom Pfarrhauſe, als zechten und jubelten die und merkten nichts. Aber plötzlich flackerte und kniſterte es, und drei Rohrdächer ſchlugen in Flammen auf, und heraus ſtürzte es durch die Hecken, Pferde, Reiter, Ochſen und Schweine, wie eine wilde Jagd, in allerhand Mummerei und auf Zauchwitz zu, mitten durch die Knechte, die ſich daß

nicht verſahen. Freilich ward nun in die Trompete geſtoßen, und Saarmunder und Trebbiner, Alles ſprengte wild ihnen nach; kriegten ſie auch ein, aber wen? Waren's nicht die Geſellen, ſondern Knechte, Bauern, Kinder, alte Weiber, die er auf Ackergäule und Ochſen geſetzt, manche verkehrt, und ausſtaffirt hatte er ſie, daß ſie zu Walpurgis gut waren, und den Thieren hatten ſie in die Kerben gebrannt, daß die Reißaus nehmen mußten, was das Zeug hält. Und während der Verwirrung hatte ſich Köpkin mit allen Seinen ſalvirt. Nicht einen Mann hatte er verloren und lachte ihnen aus dem Walde nach, daß es eine Luſt war. Den Pfaffen und ſeine Haushälterinnen, die fanden ſie zuſammengebunden, und baumelten ſie mit den Beinen zum Fenſter 'raus, als wie ein Wahrzeichen, übers Kreuz gehängt. Die ſchrien 'mal Zeter und Wehe, bis man ſie losband. — Mein Vetter war dabei, ſetzte der Erzähler mit leiſerer Stimme hinzu, und ſagt, 's wär zum Todtlachen weſen."

Die Erzählung wirkte ſehr verſchieden. Dieweil die Furchen auf des Fürſten Antlitz immer tiefer wurden, und es recht ſichtbar war, wie ihn die Sache verdroß, und daß ſie grad hier vorgebracht wurde, wo er gern löbliche Beiſpiele erzählt hätte,

ſeinen Rittern zur Nacheiferung, ſo mochten dieſe kaum 's verbergen, daß ihnen die Sache luſtig dünkte. Und hatte Köpkin Zarnekow wirklich groſſen Anhang und auch ſich einen Namen gemacht; er ſchickte Brandbriefe weit durchs Land, und hatte mehr denn zehn Städten abgeſagt, und fing ihre Bürger, ihn ſelbſt konnten ſie aber nicht fangen, denn wo ſie ihn ſuchten, da war er nicht mehr, und hatte überall Verſtecke und Schlupfwinkel. Aber die Ritter hütete er ſich anzugreifen; darum ging ſie's nicht an, außer wenn des Herren Dienſt ſie auftrief.

„Seit dem Teufel von Soltwedel hat kein Schnapphahn ſolchen Anhang gehabt", ſagte Fritz Kröcher.

„Die Stellmeiſer, die noch übrig, ſind auch zu ihm zogen", ein Anderer.

„Es läuft ihm alles Geſindel zu, ſprach ein Dritter. Er kann commandiren über die fünfhundert, wenn's gilt."

„Heiliger Chriſt! fuhr der Kurfürſt auf, iſt er, ſeit wir ihn aus dem Land wieſen, ein Landesherr worden, und ſollen wir mit Mann und Roß gegen ihn ziehen und unſere Vaſallen aufbieten, gegen Einen, der ein Schnapphahn iſt, und iſt der

Bütte! der Mann, der sich mit ihm befaßt, und der Galgen sein recht Schloß."

Der Herr von Polenz sagte nun, er wolle seine Mannen aufbieten lassen und die Städte an der Gränze, so Seine Gnaden ihren Hauptleuten in den Schlössern an der Gränze desgleichen geböten, und zumal denen Marschällen von Biberstein in Beeskow und Storkow. Denn ohne Begünstigung mancher Herren, die er aber nicht nennen wolle, wär's gar unmöglich, daß der Köpkin nimmer griffen worden.

Der Herr Markgraf sah starr und finster vor sich hin. Aber der Busso Voß nahm das Wort:

„Ist's auch kaum denkbar, daß er das Alles ausführte, wenn nicht an dem wäre, wie die Leute munkeln. Denn der Köpkin hatte es nicht los von sich selbst."

„War immer ein Grützkopf", sprach ein Anderer.

„Losschlagen konnte er, sagte ein Zweiter, aber um die Ecke konnte er nicht sehen, und wo sie ihm ein Netz ausspannten, da zappelte er."

„So thun's seine Freunde für ihn", sprach mit gar ernstem Blick der von Polenz.

„Freunde nicht, sagte Kurt Alvensleben. Er hat

ein Frauenzimmer bei ſich, die ſoll gar wunderbar ſchön ſein. Einige ſagen, ſie ſei aus Spanienland oder eine ungläubige Maurin. Die hätte es weg, was Zauberkünſte ſind. Und darum geht er zumeiſt den Pfaffen zu Leib, und bricht in die Kirchen ein, was ſich doch eigentlich für einen chriſtlichen Ritter nicht ſchickt. Er thut's auch ungern, aber das Weibsbild zwingt ihn dazu."

Mehrere ſchütteten die Köpfe.

„Mit nichten, Herr von Alvensleben, fiel ihm der von Bardeleben ins Wort. Das iſt ſchon richtig von den Pfaffen und Kirchen und dem ſchönen Weibsbild. Die reitet mit ihm auf einem ſchwarzen Roß. Aber die thut es nicht allein. Er hat auch eine wendiſche Hexe bei ſich. Die thut's. Die ſchafft ihm die Bande und hält ſie beinander. Denn ſie weiß, was Jeder denkt und thun will. Und wenn Einer Verrath ſinnt, ſo läßt er ihn an den nächſten Baum knüpfen. Daher die Furcht vor ihm. Das Weib hat ihm Tränke gekocht, daß er überall durchkommt, und ihn Keiner ſieht, wenn er in Noth geräth. Und es iſt, als wär' er ihre Kreatur, und ſie nicht ſeine. Das macht ſeine Schlauheit, und ihn pfiffig mehr als er iſt von Natur. Ich will den Köpkin nicht loben, denn er

war immer ein ungeschlachter Gesell; aber ganz so schlecht ist er von sich selbst nicht. Er von sich wär nicht in Kirchen eingebrochen. Und ist's wohl ein Jammer für alle Christen, wenn ein Rittersmann so in den Krallen ist des Menschenfeindes."

Die gnädige Frau Kurfürstin kreuzte sich entsetzt. Der Kurfürst aber biß in die Lippen:

„Am End wär's unsere Pflicht einen Priester hinzuschicken, daß er ihn beschwört, und wir hätten dann einen guten Ritter an ihm."

„Daß Gott erbarm, was man erleben muß! sprach Busso Voß. Itzo erst, da ich das weiß, erklär' ich mir Manches. So kam's doch damals nicht 'raus, als Euer Gnaden meinen armen verführten Vetter, den Wedigo Lüderitz, so gnädig richten ließ, wer ihm beigestanden; denn er allein hätt's nimmer gethan. Er wollte ihn nicht nennen und sagte, er kennte ihn nicht. Hab ich aber zither erfahren, daß der Köpkin Zarnekow Tags vorher mit ihm gesehen worden. Wer weiß, wie der ihn verführt hat, und in welcherlei Gestalt er ihm da im Walde erschien."

„Ist's doch erschrecklich, in welcherlei Gestalt alles der böse Feind umschleicht, um die armen

Menſchenkinder zu fangen!" ſprach die gnädige Frau Kurfürſtin.

Da ſah man recht den Unmuth auf der Stirn des Markgrafen ſchwellen, und er hatte wohl Urſach genug. Denn war's doch, als wär der Köpkin Zarnekow den Herren mehr wichtig als der Kurfürſt ſelbſt, und kam immer das Geſpräch auf ihn zurück, und nicht, daß ſie von ihm ſprachen, als es der Räuber verdiente, voll Zorn und Entrüſtung, vielmehr bedauerten ſie ihn, und hätten gar zu gern die Schuld von ihm abgewälzt, und die Meiſten kitzelte es, ſeine Streiche zu hören. Aber ob Herr Friedrich doch Markgraf war und Kurfürſt des Reiches, er mußte den Unmuth verbeißen; denn er war allein unter ihnen, und was er wollte, ſie verſtanden es nicht, oder wollten es nicht verſtehen.

„Herr Olearius!" ſprach er da zu einem Herrn, der angethan in einem ſchwarzen Talare unfern von ihm ſaß und bis itzt wenig geſprochen hatte oder gar nichts, denn er hatte mit dem Teller vollauf zu thun, und nicht weniger mit den Weinflaſchen vor ihm. Itzt aber zerſchnitt er ſich eine von den kleinen Wurzeln, die zum Nachtiſch gereicht wurden, und ſchaute ſie, indem er ſie be-

dächtig zwischen die Finger nahm, an. „Herr Olearius, was schaut Ihr in den Rettig? Der ist doch nur da, daß man ihn in den Mund steckt!"

„Ein jedwed Ding, mein gnädigster Herr, sprach der Doctor, denn das war er, aber nicht der Arzneiwissenschaft, sondern beider Rechte, und war er aus dem Reich berufen, um in unterschiedlichen Fällen dem Kurfürsten zu Rath zu sein — ein jedwed Ding ist erstens darum da, um was der gemeine Mann es braucht, und dann auch, daß der gelahrte Mann die Weisheit Gottes daran erkenne. Dies ist aber kein Rettig, sondern was man ein Radies nennt."

„Und wozu hat Gott in seiner Weisheit den Radies gemacht, außer daß man ihn ißt?"

„Darüber, mein hoher Herr, ließe sich Unterschiedliches verhandeln. Itzo aber kam mir nur in den Sinn, als wie auch in dieser kleinen Wurzel der Beweis liegt, daß aller Dinge Ursprung lateinisch ist."

„Wie das, Herr Doctor? Haben die Römer die Radieser erfunden?"

„Gekannt, gnädigster Herr, und demnächst genannt. Und ist mir aus diesem geringfügigen Gegenstande aufs neue in Erinnerung gebracht, wie

all unſer Wiſſen und Sein keinen andern Quell hat, als die Alten. Denn ſehn Ihro Gnaden, wenn man einen Radies durchſchneidet, ſo gehen lauter kleine Strahlen aus dem Mittelpunkte nach dem Umkreis zu. Das ſind radii; davon der Name Radies. Wir eſſen's und wiſſen's nicht, als wie alle Dinge."

„Alle! rief der Kurfürſt lächelnd. Wenn alſo die Lateiner nicht geweſen, ſo gäb's keine Dinge, die uns angehen."

„Dies unterſtehe ich mich nicht zu entſcheiden. Doch iſt gewiß, daß alle Dinge, die wir kennen und nennen, auf einen lateiniſchen Namen ſich zurückführen laſſen. Nomina aber ſind omina. Hat die Namen nur unſere Barbarei corrumpirt."

„Die Römer haben zum wenigſten keine Kurfürſten gehabt."

„Iſt nicht ein Kurfürſt ein princeps, qui curat salutem imperii? Was iſt eine Stadt? Ein Complexus von Gebäuden, qui stat. Was iſt dieſer Fiſch? Ein piscis."

„Und der Tiſch?"

„Tiſch, Tiſch! Was iſt Tiſch? Ein verdorben gemein Wort für Tafel — tabula. Wir trinken Bier und denken nicht, daß es ein Getränk iſt.

und trinken heißt bibere. Alſo unterſtehe ich mich ein jedwed Wort auf ſeine Wurzel zurückzuführen."

Ein Nachbar hielt ihm ein Meſſer hin: „Das Ding heißt bei uns Meſſer. Iſt das ein lateiniſch Meſſer?"

„Est instrumentum, quod metit cibum. Es miſſet die Speiſe, dann zerlegt es ſie."

Da lachte der Kurfürſt auf: als ihm ein Edelknecht vermeldete, daß der Rathmann von Brandenburg, Niclas Perwenitz draußen ſtehe, und um gnädig Gehör bitte.

„Wenn Ihr mir auch den Perwenitz lateiniſch macht, der ein ſo guter Märker iſt, als ich wünſchte, es wären viele, dann will ich Euch glauben, Herr Doctor."

„Perwenitz, est quidam, qui pervenit ad quoddam."

„Wahrhaftig getroffen, rief der Kurfürſt, es iſt ein Bürger, qui pervenit, oder gelangte, dahin ein reicher Mann zu ſein, und dazu ein ehrlicher Mann. Und noch mehr, ein Bürger, qui pervenit zu der Einſicht, die Euch Allen noth thut, daß ein Kurfürſt ein princeps iſt, qui curat salutem imperii. Gott zum Gruß, Ihr Herren!"

Und damit ſtand er auf, und die Tafel ward

aufgehoben, und die Posaunen oben auf den Galerien schmetterten, und er führte sein adlig Gemahl zu ihrem Frauensitz, derweilen er selber mit Etlichen zu einer Nebenthür hinausging. Der Rath, Herr Olearius aber war gar wenig zufrieden, daß er mitten in seinem Discurs war unterbrochen worden, und hatte noch so viel sagen wollen, von der lateinischen Sprache und ihrem Alter und der Barbarei unserer Zeiten. Das sah die gnädige Kurfürstin, denn die Rede eines Gelehrten ist wie der Schweif eines Kometen: sie fährt ihm aus dem Munde und kann nicht wieder zurück. Und wenn einer unterbrochen wird in seiner Rede und kann sie nicht zu Ende bringen, so sieht man's ihm am ganzen Gesicht an, was er leidet, und die Lippen öffnen sich noch immer, und er sieht unstät umher, und kann sich nicht finden, und möchte immer wieder anfangen, wo er stehen blieb. Das also sah die Kurfürstin, und wie edle Frauen sind, der arme Mann dauerte sie in seinen Aengsten, und daß er so viel verschlucken müssen, weil ihr Herr früher aufgebrochen. Also wollte sie es wieder gut machen, und sie winkte ihn zu sich, wo etliche Prälaten und Männer standen, die von den Büchern wußten, und sie selber war auch gelehrt, denn ihrem Gatten zu

Lieb, der gern lateinisch sprach, hatte sie auch von der Sprache gelernt, was wohl selten ist bei Frauen, aber es kommt doch vor.

„Also Ihr meint, Herr Doctor, sprach sie gar holdselig, Alles was wir sprechen und sehen und thun, ist nur aus dem Lateinischen übersetzt? Meint ich doch, es habe jedwedes Volk, als wie jeder Mensch seine eignen Sinne."

„Sensus! rief der Doctor, ist das Stammwort, daraus wir das schwächliche, magere Wort Sinn gemacht haben. Ist kein Sinn darin, warum wir nicht noch sensus sagen."

Und seine Augen leuchteten vor Freude, daß Alle sich desgleichen freuten, ihn zu sehen, und die Frau Kurfürstin besonders. Und seine Zunge war gelöst und um ihn standen die ihn anhörten und nicht unterbrachen, wie er schilderte, wie Alles, was wir haben, thun und sind, eitel Barbarei wäre und Verderbniß, und fühlten wir's nur nicht, weil Keiner wisse und ahne, wie es vordem anders und besser gewesen. Ja, wo uns Keiner widerspricht, da läßt sich viel beweisen, und wer Wein im Kopfe hat, der sieht doppelt.

Da sprach der gute Doctor von der Herrlichkeit des römischen Reichs und Namens vor alter Zeit

und von der herrlichen Sprache, gegen die Alles, was wir Neuern ſprechen, nur wie das Blaffen eines Hundes ſei, und das Miauen einer Katze; die dächten auch, ſie ſprächen. Und auch die alten Götter, den Jupiter und die Minerva und die Venus lobte er, daß die Prälaten ſich doch ſchier darüber entſetzen müſſen, als gute Chriſten; aber ſie horchten gern zu und dachten: das kann ein Anderer thun. Zumal aber das alte Recht der Römer. Das ſei wie ein Baum, der in der Erde Mitten wurzele und ſeine Aeſte und Zweige wären aufgeſchoſſen über den Himmel. Da ſtehe Alles darin, was Einer ſuche, und ſei Alles geſchrieben, was geſchehen könne. Daß dieſer Baum verdunkelt ſei von dem Geſtrüpp, von den Dornen und dem Dickicht, das in der Barbarei der Jahrhunderte darum gewachſen, das ſei die wahre Sünde gegen den heiligen Geiſt. Was ſie hier zu Lande Richter nennten, dieſe Schöffen ſuchten nach einem Urtel bis ſie es fänden, und fänden doch nie, was recht iſt. Und ſo ſie Augen hätten zu ſehen, ſo brauchten ſie die nur aufzuſperren und mit den Händen zuzugreifen, denn wie reife Aepfel hingen an dem Baume die einzig wahren und richtigen Urtelsſprüche, ſo die gewaltigen und weiſen Römer vor tauſend Jahren ſchon für alle

möglichen Fälle, die nach ihnen kämen, ersonnen hätten.

„So sind wir, meine gnädigste Frau und Herrin, sprach er; dürsten, und haben den Quell vor uns und trinken nicht, laufen wie toll durch eine Wüste, und gewahren des Baumes nicht, der uns Schatten gibt. Dieses Reich nennt sich das römische deutscher Nation. Aber es ist das deutsche der Barbarei, denn man mag ihnen die Augen aufreißen, als weit man will, daß sie sehen, wie sie verdumpft und verstumpft sind und abgewichen von der Erkenntniß und dem Recht, und wo es liegt, Beides, wie ein offener Schatz: sie wollen's nicht finden."

„Aber ist doch heidnisch gewesen das Römervolk, als man mir gesagt hat", meinte die edle Frau.

„Das ist eitel Verläumdung, meine gnädigste Kurfürstin. Denn waren die Römer das erste Volk, welches das Christenthum annahm. Wie wäre sonst Rom der Fels worden, auf dem der Apostel Petrus seine Kirche gebaut hat! Aber als wir die filii naturales per subsequens matrimonium zu ehelichen Kindern gemacht worden, und sind sie es alsdann, gleich als wären sie so geboren, also sind die Römer dadurch zu uranfänglichen Christen gewor-

den. Aber wie die Römer auf diese Weise zurückgegangen sind zum Quell des Lichts in der Wahrheit, und sind eins worden mit ihm, so sind alle Völker zurückgegangen in die Finsterniß der Barbarei, und alle unsere Einrichtungen sind wie der Rost, der über edlen Metallen klebt. Wir leben als wie die Säue im Schmutz, und halten die Koben, dahinein wir kriechen müssen, für Schlösser und Hallen. Dennoch aber leuchtet die alte römische Wahrheit durch an manchen Stellen, wie Sterne durch eine wolkigte Nacht, und es gibt itzo schon Unterschiedliche, so klarer sehen, und fühlen, daß die germanische Barbarei wieder muß abgethan werden, und wir zurückübersetzen müssen unsere barbarischen Sitten, Rechte, Meinungen, Sprachen, Namen in das ursprüngliche reine Lateinisch."

Da sagte der Propst von Havelberg zu ihm: „Doctor, hieß Euer Vater nicht Oelschläger?"

Der Doctor wurde sehr roth, und stotterte etwas. Er wollte vorbringen, daß sein Großvater Olearius geheißen. Aber die umher lachten und versicherten, sein Großvater hätte auch Oelschläger geheißen, und der Urgroßvater desgleichen. Wie der Rath das bestritt, wurde er sehr eifrig, aber er verwickelte sich, wie das wohl geschieht, wenn Einer

heftig ist und seiner Sache doch nicht gewiß, und angegriffen wird. Und das gab viel Kurzweil, und die gnädige Kurfürstin selbst lachte mit, wie der Doctor sich abmühte zu beweisen, daß seine Vorväter doch olearii gewesen und nicht Oelschläger.

Ernsthafter aber sah es hinter den Lustigen aus. Da fragte der Ritter Eike Holzendorf den Kanzler bei Seit: „Was soll's, daß der Markgraf mit keinem Wörtlein der Dinge in den Hauptstädten erwähnte? Meinten wir doch, wir seien darum geladen."

„Könnte auch wohl sein."

„Aber wo Einer davon anhub, ward er unterbrochen, als wär's nichts. Und bei Gott, es ist mehr als Streit mit dem Baltzer Boytin. Es sieht schreckhaft drüben aus."

Der Kanzler zog den Holzendorf noch tiefer in die Ecke: „Manches ist auch schreckhaft, und ein kluger Mann verzieht darum doch nicht das Gesicht, sondern er schaut freundlich drein."

„Herr Gott, das ist ja offenbarer Aufruhr —"

„Gegen den Bürgermeister Baltzer Boytin, Herr Eike."

„Nein, nein, sie haben die markgräfliche Fahne —"

„Still! unterbrach ihn der Kanzler, und drehte die Augen nach dem stettiner Bürgermeister hinüber, mit dem itzt die Kurfürstin gar huldvoll sprach. So unser gnädiger Herr Ursach hat dafür zu halten, daß die Berliner nicht mit ihm streiten, sondern nur mit ihrem Bürgermeister, so muß ein guter Vasall und Unterthan sich bescheiden und nicht mehr glauben wollen, als sein Herr will."

„Wenn sie ihm aber auf die Nas spielen —"

„So wird die Zeit kommen, wo er's ihnen vergilt; aber was Einer außer der Zeit thut, das thut er auch ohne Schick."

Da ging die Thür auf und der Markgraf trat wieder ein. Ihm folgte der Rathmann Niclas Perwenitz von Brandenburg. Konnte man sehen, wie um des Herren Stirn finstre Wolken lagerten, aber er verwand sie, und als er zu seiner Ehelichsten trat und ihr den Rathmann vorstellte, da waren sie schon weg, und er schaute klar um sich.

„Das ist ein Freund seines Fürsten und guter Bürger, sprach er. Er denkt und handelt für seinen Herren und ist bereit mit Rath und That, und ohne daß man's ihm heißen muß, ist er zur Stelle, wie es einem Vasallen ziemt, wo er Gefahr glaubt."

Der Rathmann verneigte sich tief vor seiner gnädigen Fürstin, und sie reichte ihm huldreich die Hand zum Kusse.

„Gefahr! Lieber! Ei ich hoffe nicht, daß Ihr die meinem Herrn bringt. Ihr seid ja ein Mann des Friedens.“

„Das ist er! sprach der Kurfürst. Und wollte der allmächtige Herr, daß alle Obrigkeiten in unsern Städten solche Männer des Friedens wären! Es stünde besser um mein Land, und besser um die Städte. Nicht wahr, Ihr in Brandenburg habt oft keinen Schaden, daß Ihr friedfertig seid und Euch vertragt, und Eurem Fürsten gebet, was des Fürsten ist. — Und Ihr, Herr Albert Glinde, in Stettin auch nicht, daß Ihr treu haltet zu Eurem Herren?“

„Wir halten treu, als es Pommern ziemt, zu unsern Herzögen, entgegnete der Bürgermeister. Aber lassen sich die Bürger dort auch nicht nehmen, was ihres Rechtes ist —“

„Wie billig! fiel ihm der Markgraf rasch ins Wort und wandte sich wieder zu Niclas Perwenitz. Der gute brandenburger Rathmann bringt uns seltsame Neuigkeiten, die er von Berlin vernommen.

Zum Glück, daß wir ſie ſchon wiſſen, und uns kein grau Haar drum grämen wollen."

„Sind ſie wieder aufſäſſig?" frug die Kurfürſtin, und ſah beſorgt ihrem Herrn ins Geſicht, denn ſie wußte, was die Runzel über den Brauen zu ſagen hatte.

„Wann ſaßen ſie denn ſtill!" entgegnete der Herr.

Otto Pfuel ſprach: „Sie haben die markgräflichen —"

„Wir wiſſen Alles, fiel der Markgraf ein — Alles, Alles Ihr Herren, und misbilligen es höchlich. Wir liebten die beiden Städte, wir wollten ihnen die Gnad erzeigen, und uns ein Haus unter ihnen bauen, aber bei Gott, wenn ſie ſo fortfahren, haben ſie's verwirkt, daß ſie unſer gnädig Antlitz ſehen."

Da ſchrieen drei bis vier Ritter: „Das haben ſie, beim Himmel, zehnfach verwirkt!"

„An uns, Ihr Herren, wird die Entſcheidung ſein, ob ſie's verwirkt haben, oder ob, ſo ſie demüthig flehend zu uns kommen, wir ſie noch in Gnaden aufnehmen, und ihre Entſchuldigung hören."

„Hören noch! rief Tile Kracht, und in dem ſpukte der Wein. Sie haben Spott getrieben —"

„Mit wem? fuhr ihn der Markgraf an, und fuhr in die Schultern und hob ſein Haupt über die Bruſt, und ſein Auge herrſchte königlich den Ritter an. Will nicht hoffen, daß Einer meiner Leute meint, es habe Jemand in den Marken Spott getrieben mit ſeinem Herrn! Herr Tile Kracht und Ihr Andern, hört Ihr, ich will's nicht hoffen, daß das Jemand glaubt! Bin nicht der Herr, der ſein ſpotten läßt."

Und er ſchritt durch den Saal und ſchaute die Herren an, und ſein Blick drang durch die Nieren. Sie ſtanden Alle nicht mehr feſt und ſenkten die Köpfe. Keiner aber ſprach einen Laut. Der Kurfürſt ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl. Nach einer Weil ſprach er zu Albert Glinde, der vor ihm ſtand, und dem von Polenz und Kottbus:

„Störrige Leute in meinen Städten! Werdet von ihnen gehört haben, mehr Thöriges denn Gutes. Sind fleißig und ſchaffen, aber der fette Hafer ſticht ſie. Der Reichthum wuchs ihnen über den Kopf; darum entwuchſen ſie der Zuchtruthe. Ich liebe die guten Bürger, und der guten ſind mehr als der ſchlechten. Das iſt überall ſo. Aber die ſchlechten ſind thätig, die guten legen die Hände in den Schooß. Das iſt ſchlimm. Und

daher Unfried überall und Hader und Aufſäſſigkeit. Sie bohren und flüſtern und verreden. Wer kann ein Ohr haben für Alles! Wer ſchaut zu in alle Heimlichkeiten! Das iſt Gottes Sache, nicht der Fürſten. Da haben böſe Leute ihnen eingeredet, wir wollten ihnen übel, wollten ihnen nehmen, was ihres iſt, ihre Mauern brechen und ſie zu Knechten machen. Dieſe böſen Leute will ich ſtrafen und ich werde es, die Guten haben nichts von mir zu fürchten. Im Uebrigen aber, ihr Herren, kümmert mich die Sache wenig. Sie ſtreiten mit ihrer Obrigkeit. Iſt noch kein Bürgermeiſter in Berlin geweſen, mit dem ſie zufrieden waren. Damals kam ich auf ihr Bitten, ſchlichtete und ſetzte feſt; ich that warum ſie baten, kührte ihnen einen neuen Rath und neue Bürgermeiſter. Meinte, nun iſt's doch gut, ihr Wille geſchehen. Die Gevatterſchaften und ihr Regiment hörten auf. Ja, kaum daß ich den Rücken gekehrt, das hub wieder an. Waren mit Niemand zufrieden. Ihre Beſten jagten ſie fort. Kann ich Einem helfen, der ſich ſelber nie zu helfen weiß? Den Baltzer Bortin, auf ihr Bitten ſetzte ich ihn ein. Nun wollen ſie ihn wieder nicht. Was! Soll ich ſie bitten, ſoll ich's ihnen befehlen? Was geht's mich an."

Der Ritter Barbeleben trat vor: „Gnädiger Herr, sie haben sein Haus gestürmt, ihn aus dem Thor vertrieben, und was weiter dabei vorfiel —"

„Mögt ihr dem Kanzler sagen! Ist Berlin mein Land! Heiliger Gott, ich bin auch Fürst des Reichs. Will man mir von früh bis spat die Ohren klingen lassen von dem kleinen Gezänk. Man wünschte es wohl, daß ich nicht andere Klagen hören soll, daß ich mein Aug wo anders abwende! Ihr irrt. Dem Baltzer melder, daß er vor meinen Räthen erscheine. Ist er im Recht, so sollt Ihr schreiben für ihn nach Berlin und Köln. Und wär er nicht im Recht — was kenn' ich ihn — da sollt ich wohl für ihn Alles vergessen, Hof und Haushalt, Weib und Kind, Städte und Land um einen vertriebenen berliner Bürgermeister! Die Räuber will ich züchtigen und vertilgen, die Feinde, die dem Lande drohen, will ich abhalten, die Stirn Jedem weisen, der mein fürstlich Recht verletzt, aber mögen die Städte und ihre Bürger es selbst austragen, so sie sich zanken um des Kaisers Bart."

Darauf war der Herr aufgestanden, und hatte ihnen gnädig genickt, daß sie entlassen waren. Und Alle nahmen Urlaub und gingen, Manche kopfschüttelnd; sie verstanden nicht, was der Herr meinte;

und ſo aufgeregt und ärgerlich hatten ſie ihn nie geſehen; er war bald roth, bald blaß worden und war's recht ſichtlich, wie er Vieles verſchluckte, und Anderes ſprach als er dachte.

Nur die gnädige Kurfürſtin war geblieben und Herr Johannes der Kanzler und der Graf von Knipprode.

„Um Gott, was iſt's, Friedrich!" ſprach nun die Fürſtin, und war aufgeſprungen, und ſchaute ihrem Herrn in ſein gramerfüllt Geſicht, und legte holdſelig den Arm um ſeine Schulter, wie er wieder hingeſunken war in den Stuhl.

„Es iſt arg."

„Was iſt ſo arg, daß Du's deinem Gemahl verbirgſt?"

„Es iſt zu arg, bei Gott! Und daß ich ſchweigen, es hinnehmen muß."

„Friedrich, mein lieber Herr! ſie heißen Dich den Eiſernen, und das iſt nicht recht, denn Du biſt auch gütig und großmüthig. Aber ich weiß, Du nimmſt nichts hin, was nicht Gott gefügt und Du nicht ändern kannſt."

Er ſah ſein holdſelig Gemahl freundlich und wehmüthig an, und drückte ihr die Hand: „Das eben iſt das Arge, mein Lieb, daß wir nicht

dem Winden können gehorsamen, der gradaus geht. Sondern daß wir auch der Klugheit gehorsamen müssen, zumal Wir!"

„Auf Herrn Albert Blinde mögen wir Häuser bauen, sprach der Kanzler. Er ist märkisch durch und durch, als wie er auch in unserm Land geboren ward."

„Ihr hättet auch wohl nicht nöthig gehabt um ihn die Vorsicht, fiel der Graf von Knipprode ein. Er ist ohnedem gebunden an Euch."

„Was ist's! was ist's, Ihr Herren, mein Gemahl? Ist doch kein Unglück geschehen, das sich nicht herstellen läßt."

„Gewiß nicht, gnädigste Frau, sprach der Graf. Sie haben nur ihren Bürgermeister mit etlichem Lärm aus dem Thor gebracht. Der Meister Balzer trägt einige Beulen an der Stirn —".

„Ich war nie von Herzen Eurer Meinung, fiel der Markgraf ein. Dieser Boytin ist so klug und geschmeidig, als ich meine Märker nicht liebe. Was mußten wir diese Seitenwege einschlagen."

„Gradaus heißt mit der Stirn durch die Mauer rennen."

„Der Mensch ist verachtet wohin Ihr hört. Das gelbe Gesicht lauert immer."

„Ein deſto beſſerer Bock, dem man die Sünden aufpackt"

„Und ein ſehr verſchlagener, nüchterner Mann, ſprach der Kanzler. Wenn wir nur redliche Männer brauchen wollten, wie richteten wir's da aus! Dieſe ſtörrigen Maſſen von Eiſen und Stein, wie will man ſie bewegen und lenken, wenn man nicht Hebel braucht, die man unverſehens ihnen in die Fugen ſetzt. Bei Gott, es geht nicht ohnedem."

„Und wie iſt's nun gangen! fiel der Markgraf ein. Meinen Richter, den Balthaſar Hake, gefangen geſetzt, des Baltzer Haus geſtürmt, er nur mit Müh und Noth über die Mauer an einem Seil entkommen! Ins hohe Haus gedrungen, meine Arche erbrochen, meine Briefe, Papiere zerſtreut, in tauſend Händen. Iſt das keine Schmach! Schreit das nicht um Himmel um Rache!"

„Das konnte ein guter Bürgermeiſter hindern! ſprach der Graf. Dem Baltzer geſchieht ſchon recht."

„Mir aber, mir, Graf! Beim allmächtigen Gott, wenn ſie meine Heimlichkeiten leſen und verbreiten —"

„Können ihrer nicht viel leſen in Berlin", ſprach der Graf.

„Weiß Gott und alle Heiligen, ich ginge gern gradaus, und könnte Jeder mein Thun leſen!"

Ein wie fromm und mild Geſicht als die gnädige Kurfürſtin auch hatte, da zückte es über ſie, und voll Hoheit richtete ſie ſich auf und ſprach: „So ſie ihm Schmach angethan an ſeiner Ehre, weiß ich auch, daß mein Herr ſeine Ehre zu hüten weiß. Und Du wirſt es nicht hingehen laſſen, ſondern ihnen thun als ſie verdienen.“

Die drei Herren ſchwiegen. Der Kanzler ſchüttelte den Kopf, der Graf ſagte der holden Frau etwas Artiges von der Frauen Verſtand und Klugheit, und daß, wo ſie in den Richterhöfen ſäßen, das Recht immer ſiegen werde. Aber ſie Alle fühlten, es war hier nicht gethan mit artigen Worten.

„So ſchütte aus, Friedrich, was Dich beengt und bange macht, ſprach ſie. Denn noch haſt Du mich werth geachtet, daß Du Deine Sorgen mit mir theilſt, als wie Du Deine Freuden mir mit theilteſt. Bin ich auch ein ſchwach Weib, und verſtünd es nicht, ſo kann ich's doch mit Dir fühlen und Du belehrſt mich. Denn ſo wir nicht mehr mitnander leiden und froh ſind, was iſt's dann um unſer Glück!“

Da warf er einen hellen großen Blick auf das liebe Weib, der Herr, und drückte ihre Hand: „Das iſt doch Balſam auf Weh, für einen Für-

ſten, ſo er ein lieb Weib hat; und ſo er muß falſch ſcheinen vor den Klugen und Böſen, zuhaus kann er wahr ſein unter den Guten und Wahren."

„Und mußt Du falſch ſein, Friedrich?"

„Die Welt iſt arg. Eines Fürſten Leben, lieb Weib, iſt ein Krieg. Und das wäre ein ſchlechter Feldherr, der, was er will, auf dem Schilde trüge."

„Und was darfſt Du nicht Deine Stimme erheben und denen von Berlin zurufen Deinen Zorn? Du biſt itzt mehr im Recht als damals, wo Du ihre Thore brachſt. Sie haben ihren Eid gebrochen."

„Das iſt's ja eben!"

„Sie waren damals im Rechte, nicht ſo, Johannes? und ich durfte es! Und itzt bin ich im Recht, und darf es nicht!"

„Ich darf es itzt nicht, liebes Weib, fuhr er nach einer Weil fort, weil ich meine Augen und Ohren muß offen haben auf größere Dinge. Weil mein Name gut klingt in der Fremde. Weil ſie mich achten für einen Fürſten des Friedens und der Gerechtigkeit, und Viele zu mir kommen, ſich freiwillig meiner Herrſchaft zu unterwerfen. Müßt ich brechen meiner eignen Bürger Mauern, das würde ſie nicht locken, das würde ſie verſcheuchen. Und

der iſt der glückſeligſte Fürſt, ſo durch Gerechtigkeit und den Segen des Friedens ſein Reich mehrt. Ich darf es nicht, weil unſer Streit mit Mecklenburg kaum beigelegt iſt, und in dem ſchönen fruchtbaren Pommern eine Erbſchaft Brandenburg entgegen glänzt, ſo reich, daß wir darum Jahre darben können; es erſetzt ſich zehnfach. Die Marken mit Pommern unter einer Herrſchaft, das wird ein Land werden, ſtolz und feſt wie eines im deutſchen Reiche. Ans Meer gelehnt, werden wir ſicher ſtehen, nicht mehr dem Wandel ausgeſetzt und vom Einen zum Andern gewürfelt. Unſer Arm wird reichen tief ins Reich, und unſer Name wird einen vollen Klang haben. Darum der Pommern Herzen zu gewinnen, vor Allem ihrer wohlhabenden Städte, muß unſer Sinnen ſein und erſtes Trachten; und was würde ich dort für Lob haben, ſo ich Krieg führte mit meinen eignen Städten? Ich darf es nicht, um meinem Adel, der vor Luſt zum Losbrechen die Zähne knirſche, nicht den Zaum zu nehmen, den mein Vater ihm umgelegt. Ließ ich ihn los und gäb' ihm freies Spiel gegen die Städte, ich verlöre beides, meine Ritterſchaft und meine Bürger. Ich darf es auch nicht, um meiner Städte ſelbſt willen. Sie ſind der Kern die-

ſes Landes und ſeine Schatztruhen. Nur da blühn ſpärlich beim Bürgerfleiß die Sitte und die Künſte des Friedens. Ein ſchlechter Gärtner, der die junge Saat zerſtört. Ich darf es nicht, weil die Fäden noch halten, die den Städtebund zuſammenknüpfen. Und rückte ich mit Roß und Mann gegen die eine, wer bürgt mir, daß hier der ſtörrige Wille, dort die alte Kriegsluſt, überall der unbändige Sinn dieſer eiſernen Bürger, ſich wieder regt, daß ſie alle aufſtehen; und das wird ein Krieg, deſſen Ende wir nicht abſehn. Darum, mein liebes Weib, muß ich, ob doch freier Herr in dieſen Marken, mein gradeſ Recht krumm biegen, muß, wie hell es leuchtet, ſeinen Glanz verhüllen, und wie laut es ſpricht für ſich, es ſtumm machen, und muß, ich, der ich ſelbſt oberſter Richter bin, mir Richter beſtellen, daß ſie urtheilen zwiſchen mir und den Städten."

„Und Du bleibſt doch ein großer freier Herr, ſprach ſie, die ihm aufmerkſam zugehört, denn Du überwindeſt und beherrſcheſt Deinen eignen gerechten Groll."

Darauf ſetzte ſich die Fürſtin zu den Herren nieder, und als ein verſtändig Weib horchte ſie ihren Berathungen zu. Sie ſprach nicht mit

außer wenn ſie wurde gefragt. Und da gab ſie allemal beſcheidene und richtige Antworten. Und nun, da ſie wußte, was es galt, redete ſie nicht ihrem Herren auf, als wie vorhin, daß er ſein Recht wahre und ſeine Fürſtenehre: nein ſie gab mitunter recht kluge Rathſchläge, die die Andern leben mußten. Denn ſo ein Weib auf die rechte Bahn gebracht iſt, und iſt ſonſt klug, dann fällt ihr Manches bei, daran ein geſcheuter Mann nicht denkt. Iſt ſie aber auf falſche Bahn gerathen und verſteckt und bitzig, dann iſt ſie toller als der falſcheſte Mann, und bringen ſie zehn geſcheute Männer nicht wieder zum Rechten. Mag ſich drum Jeder preiſen, der ein gut und geſcheut Weib ſich erwarb.

Da beſchloſſen ſie denn, wie man der Sache, die groß und arg war, einen kleinen Schein geben müſſe, als lang es ginge. Und was doch Empörung war und Schmach, dem Markgrafen angethan, das ſolle angeſehen werden als Aufſäſſigkeit der Bürger gegen ihren Meiſter. Und wolle man geſchickte Leute brauchen zum Verhandeln, jedoch ſo, daß der Markgraf ſich nichts vergebe. Aber Hülfe ſolle der Baltzer Boytin erhalten ohne

Aufhebens. Man wollte an die Städte ſchreiben, daß die ihm wieder Gehör geben und frei Geleit, und gleicher Zeit auch an die andern Städte in den Marken Botſchaften ſenden, daß ſie der Streit nichts anginge, und ſie ſich nicht einmiſchen dürften, bei des Herren Zorn. Wenn aber der Baltzer nicht Herr werden ſollte der Städte und das Feuer um ſich greifen, und die Widerſetzlichkeit andauern, dann ſolle der Streit vor die Stände gebracht werden, und die ſollten Schiedsrichter ernennen, auf die man ſich verlaſſen möge.

Das war ein Fürſtenrath, wo Alle einig waren; aber froh waren ſie darum doch nicht, als ſie aufſtunden, über ihren Beſchluß.

Der Kanzler Johannes war fortgegangen, daß er in der Kanzlei den Schreibern dictire, was ſie ſchreiben ſollten, und die Boten beſcheide. Der Graf von Knipprode aber ſtand vor dem Herren und ſeiner Ehefrau, daß er Urlaub von ihnen nähme auf länger. Nämlich er ritt zurück nach Franken, an den Hof des Burggrafen Albrecht, den ſie Achilles, um ſeiner Tapferkeit willen, nannten. Da ſahen ſich die drei recht wehmüthig an.

„Ach Friedrich, ſprach ſie, daß wir auch dort

wären, wo es ſo ſchön iſt, und die Leute fein und ſittig!"

„Es wird auch hier ſchön werden," tröſtete er ſein Weib.

„Aber das währt noch lang, und wir erleben's nimmer."

„So nehmen wir den Troſt mit uns aus dieſer Zeitlichkeit, daß wir gearbeitet haben für die Ewigkeit."

„Gnädiger Herr, ſprach der Graf, daß Ihr's aushalten möget! Denn Euch ſtehen noch ſchwere Kämpfe bevor."

„Was eines Mannes iſt, das will ich thun."

„Wenn Ihr mit Einem fertig ſeid, ſteht der Andere auf. Ich wünſcht es euch anders, bei Gott, aber es iſt nichts zu ernten in dem Lande."

„Es iſt in jedem Land zu ernten, Konrad, ſo man nicht will die Oliven ziehen im Norden, und die Schneeblümlein in Afrika. Wer den Weizen in den lockern Sand ſtreut, iſt ein Thor; aber wer ſich Mühe gibt, findet zwiſchen dem Sande fette Schichten, da er aufſchießt und Körner trägt fünffach und zehnfach. Und ich will nicht die Mühe

mich verdrießen laſſen, das ſage meinem Bruder Albrecht."

„Der würde anders unter dieſe Diſtelköpfe fahren."

„Gott ſchuf auch dieſe Diſteln; er wird helfen."

„Und die Jungfrau Maria, fiel die fromme Fürſtin ein. Sagt meinem lieben Schwager, auf die hohe Himmelskönigin haben wir unſer Sach geſtellt, und ſtiften ihr den Orden auf dem Marienberge. Ei das wär doch gottlos, nun zu verzagen. Denn ſie verläßt uns nicht."

„Amen! ſprach der Fürſt. In den Schutz der hohen Himmelskönigin ſtell ich mein Regiment und dieſe Lande."

Da nun der Graf geſchieden war, ſprachen der hohe Herr und ſeine holde Ehefrau noch traulich miteinander, und ſie ſuchte durch liebreich Weſen und ſchöne Worte die Falten von ſeiner Stirn zu glätten. Ach aber die kamen immer wieder, wenn ſie die Hand fortgezogen und den Blick abgewandt.

„O ſo wünſcht' ich doch, ſprach ſie faſt zornig, als ſie's merkte, daß dieſe böſen Städte, ſo meinem Herrn ſo viel Sorge machen, abbrennten in Grund und Boden. Du haſt ja der Städte viel!"

Da athmete er auf, wie aus einem böſen

Traum, und ſein Auge leuchtete wie von einem Gedanken durchzückt:

„Da brennte ja die Arche mit — und die Papiere und Briefe.“

Und nachmalen ſchellte er, und ließ den brandenburger Rathsherrn zu ſich kommen und verſchloß ſich mit ihm. Sie ſprachen wohl eine Stunde heimlich miteinander, und drauf reiſte der Brandenburger eilends ab gen Berlin, mit des Markgrafen eignem Pferde. Der Herr Kurfürſt war aber ſichtlich erheitert, wie er wieder zu ſeiner Frau trat.

Die aber ſaß an ihrer Arbeit, und ſah ihn nicht ſo holdſelig an wie vorhin. Und ſie reichte ihm wohl ihre Hand, als er's wollte, aber nur wie man etwas gibt, was gefordert wird, nicht wie man's freiwillig und vom ganzen Herzen gibt. Sie ſchmollte, wie wohl Frauen thun, auch gute.

Und ſie ſaßen Beide eine Weil ſich gegenüber und Keiner ſprach ein Wort. Da ſagte er:

„Mein Lieb iſt eiferſüchtig.“

„Was ſoll ich eiferſüchtig ſein, ſprach ſie. Du magſt ſo lange ſprechen mit dem Meiſter Niclas als Dir's Luſt iſt, ſo er Dich beſſer zu tröſten weiß als Dein Weib.“

„Niemand weiß beſſer zu tröſten als eine liebe Frau", ſagte er.

Da ließ ſie die Nadel ſinken und ſah ihn an: „Und doch ſchließeſt Du Dich ein mit dem Krämerherrn und ſagſt ihm, was Dein angetraut Weib nicht hören darf, und kehrſt heiter wieder, und Dein Weib konnte Dich nicht heiter machen."

„Ein treu und hold Gemahl, ſprach er und faßte ihre Hand, iſt ein köſtlich Ding jeglichem Mann, und iſt der nicht werth es zu haben, ſo die Gabe Gottes nicht ſchätzt. Aber gleich wie der Prieſter allein ſtehen muß ſein Leben durch, und darf Niemand vertrauen, denn Gott allein, was ihm in der Beichte geſagt wird, alſo hat auch der Fürſt Pflichten und Heimlichkeiten, davon Keiner wiſſen darf als er allein und die darauf geſchworen ſind. Das Regiment im Land, mein lieb Weib, iſt ein eigen Ding. Da iſt der Fürſt ein Prieſter und darf kein Weib haben, dem er das Herz ausſchütter, als er wohl möchte. Da ſind Fremde ihm näher, als die ihm die Nächſten ſind. Hart iſt's, aber es iſt ſo. Und ich freue mich, daß es ſo iſt; denn ein guter Mann theilt Alles mit ſeinem Weib, aber ſo er die Sorge für ſich allein behalten kann,

und was ihn drückt, nicht auch ſein Weib drücken läßt, iſt's ihm lieb. Aber ſo er die Heiterkeit ihr wiedergeben kann, ſo in ihm iſt, iſt's ihm noch lieber. Ich bin froh: biſt Du's nun auch!"

Da lehnte ſie ſich an ihn, und flüſterte ihm zu, was Keiner hörte, aber Beide ſahen gar beidſelig ſich an.

Sechſtes Kapitel.

Ja wer hätte Berlin an dem Tag wieder erkannt! Es war ein heller Frühjahrstag; die letzten Märzwolken jagten über den klaren, blauen Himmel. Die Dächer der Thürme und hohen Häuſer waren naß von dem geſchmolzenen Schnee und es träufelte von den Rinnen und floß von den Traufen. Die Sonne aber ſchien herrlich davon wieder und die Tropfen blinkten wie leuchtende Edelſteine. Und die Wetterfahnen und Hähne auf den Thürmen, wie glänzten ſie und drehten ſich ſtolz in den freien Lüften!

Und die ſtolze Spree. Was iſt die ihr gegen damals! Was Raumes iſt ihr genommen und zwiſchen hohen Ufermänden von Stein und Pfahlwerk muß ſie ſich winden, als wie der Menſch wollte und nicht ſie. Um jene Zeit war ſie ein freier

breiter Fluß in allen ihren Armen, und wo itzt feſte, hohe, ſteinerne Häuſer ſtehen in der Burgſtraße und Heiligengeiſtſtraße, auch in der Breitenſtraße noch, wo ſie ans Waſſer ſtößt, da war damals Spree. Zumal aber im Frühjahr war ſie breit. Da waren die Wieſen übergoſſen, und es war ein großer See von der Mitten der Breitenſtraße an bis zur Heiligengeiſtſtraße; darüber führte die lange Brücke, und das Rathhaus darauf ſtand wie eine Inſel im Waſſer. Es war das Jahr zuvor viel Schnee gefallen und der Schnee war itzt geſchmolzen im Spreewalde und in den finſtern hohen Wäldern um Fürſtenwalde; daher ſtand das Waſſer hoch und der Strom ging heftig, daß es ein prächtiger Anblick war; und das Herz hebt ſich, wenn es viel Waſſer ſieht und es iſt Bewegung darin.

Wie viel Kähne, große und kleine, lagen darauf, und alle mit buntfarbigen Wimpeln; es war ein luſtig Leben. Was wurden da die Enten gejagt und geſcheucht von den Knaben und Mägdlein, die ſich auf den Kähnen ſchaukelten, und ſie machten gar unbändigen Lärm, wenn ein Stück Holz oder ein Trog angeſchwommen kam, darauf ſie Jagd machten; denn der Strom hatte Vieles

fortgeriſſen. Ja ſie überſchrieen faſt in ihrem Muthwillen die Mühlen vom Mühlendamm her, die doch ſo laut klapperten, als fühlten die hölzernen Räder und Breter ihre Freiheit. Zum Zeichen deſſen waren die Dächer der Mühlen mit bunten Tüchern und Fahnen überhangen. Aber kein luſtigerer Anblick als die lange Brücke ſelbſt. An alle Pfoſten waren kleine Kieferbäume gebunden und das ganze Geländer war umwunden mit Tanger, als man's in der Mark nennt, und iſt das ein gutes Wort, was auch die Grammatici dagegen ſagen, die ihre Naſe allerweg hinſtecken, und machen doch nicht die Sprache; die macht ſich ſelbſt. So daß die Brücke ausſah wie ein langer ſchöner Baumgang; aller Welt zum Ergötzen. Das war aber zum Zeichen geſchehen, daß Berlin und Köln wieder eins war; darum hatten ſie den Steg, der Beide verbindet, ſo ausgeſchmückt, und hatten Berliner und Kölner mitgearbeitet, die fürnehmſten Bürger und die edelſten Frauen. War's eine Sache der Ehre. Um deshalb war auch das Rathhaus auf der Brücken wieder mit allerlei Fahnen geſpickt, und noch mehr denn zuvor und noch größeren; die flagatten und rauſchten im Winde und gegen die blaue Luft und angeglanzt vom Sonnenſchein, und wer es ſah,

deſſen Herz kehrte ſich um vor Luſt. Manchem traten gar die Thränen in die Augen; und Anſtreicher hingen an Seilen und Körben ringsum, die die Farben wieder friſch aufſtrichen. Ja wär's mit Anſtreichen gethan, daß man etwas, das alt iſt und morſch, damit wieder friſch machte! Den Wurmfraß und die Fäulniß überſtreicht man wohl, daß es nach was ausſieht, das Holz aber wird nicht wieder neu.

Ach aber man hätte ſehen ſollen die Leute auf den Straßen, ſo hüben als drüben und zumal auf der Brücke, wenn ſie ſich begegneten, wie ſie ſich die Hand drückten und um den Hals fielen, als wie wohl geſchieht in einer Stadt, die belagert worden und hat Schweres ausgeſtanden, und am Morgen iſt der Feind abgezogen, und ſie fühlen ſich frei. Da denkt Keiner, daß der Feind wiederkommen kann. Iſt auch recht. Denn ſo Jeder dächte, wenn ein Uebel vorbei, daß es wiederkommen kann, dann gäb's auf der Welt nimmermehr Freude. Und was wäre die Welt ohne Freude. Ein groß Spital voller Elend, und eines hängt am andern, und wenn das eine fort iſt, kommt das andere. Als wie Gott der Herr den Wein wachſen ließ, und unſere Väter nannten ihn Sorgenbrecher, damit

ein guter Mann ſich bisweilen einen ehrbaren Rauſch trinke, alſo thut uns Allen bisweilen ein ſolcher Rauſch noth, wär's auch ohne Wein, daß wir der Qualen und Sorgen auf etliche Zeit vergeſſen und uns erheben und Muth faſſen und zu friſchen Dingen. So war's in den Städten; die Kölner und Berliner fielen ſich um den Hals und die von dieſſeits ſprachen drüben, und die von drüben dieſſeits an, und alte Freundſchaften wurden wieder vorgerufen, und wo Einer anſprach, da ward die Weinkanne geholt und die Becher und ſie ſtießen drauf an, daß es immer ſo bleibe. Hätte da Einer wieder anfangen wollen von der Theerbutte am Wagen und die Blutwurſtgeſchichte, den hätten ſie wohl übers Geländer in die Spree geſtürzt. Und mit Recht. Ein Störenfried verdient's nicht beſſer.

Im Rathhaus ſelber ſah es zumal erfreulich aus. Wie ein Feſttag. Sie ſtritten nicht mehr auf den Bänken, ſie waren Alle eins, und Kölner und Berliner ſaßen untermiſcht. Ob ſie ſchon den Vertrag zerriſſen vom Montag nach Reminiscere Anno 1442, ſaßen doch von den Gewerken im Rath, aber auch viele von den Geſchlechtern, und faſt dieſelben von vordem. Und was hübſch iſt, und man rühmen muß, die ſteifen Herren ſprachen

mit den Meistern, als wären ſie ihres Gleichen, und die Meiſter hinwiederum ſchimpften nicht und beargwöhnten nicht jedes Wort, das die Herren ſprachen. Wo Einer allzeit auf den Andern argwöhniſch iſt, da wächſt nichts Gutes; wer auch Grund zu hat, der muß doch nicht jedesmal Alles 'rauskehren, was in den Winkeln ſteckt und hacken auf Alles. Er muß Andern auch was gönnen, und wer Vertrauen gibt, dem gibt man wieder Vertrauen. Iſt anders kein Gemeinweſen möglich. Hätten die in den Städten von je ſo gethan, dann wär die Noth ihnen nicht über den Hals kommen und wer weiß, wie's heut bei uns ausſähe in den Städten. Wie's itzt iſt, das weiß Jeder.

Gibt es ein Band in der Welt, das knüpft und hält die aller Unterſchiedenſten zuſammen. Iſt das die Klage über erlitten Unrecht. Der Bauer, der da klagt, daß die Sonne zu viel ſcheint, und der Bauer, dem's zu viel regnet, die ſind Beid' eins, ſie ſind unzufrieden, und ſchimpfen Beide auf den Himmel, daß er's ſo gemacht und nicht anders. Was hatten nun die Berliner zu klagen und die Kölner wieder den Markgrafen! Das ging wie ein Strom im Frühjahr; der ſchwillt an und kann ſich kaum ſelbſt halten, denn aus allen Erdrinnen fließen ihm Bächlein zu und

die Büſche am Rande träufeln ihm auch ihre Thränen zu. Dann rauſcht er auf und tritt über die Ufer und möchte Alles verſchlingen.

Da, mitten in den Klagen, gedachte man auch, und das war weiſe, derer, die, in den unglücklichen Jahren zumal, gelitten, unter dem Druck der Herrſchaft und durch die Bürger ſelbſt. Es war mancher Mann aus der Stadt geſchickt ins Elend. Und Alle riefen, wie mit einer Stimme: „Die rufen wir zurück!“ — Da fragte der reiche Herr Brakow, der Schwiegerſohn des Bartholomeus Schumm, der war vor dem Balzer Bortin Bürgermeiſter geweſen, und ihn hatten ſie ihn wieder geführt, nicht ordentlicher Weiſe, es war auch in Sturm und Haſt zugangen und hatte Keiner widerſprochen; der fragte: „Alle ſonder Ausnahme?“

Und einen Augenblick ſchwiegen ſie. Dann aber rief es ohne Bedenken, oder was Einer hatte, er verſchluckte es: „Alle ſonder Ausnahme!“ Und es jauchzte durch den Saal ob dem Beſchluß, und er ward bald durch die Städte bekannt und ſie billigten ihn und manches Auge vergeß Thränen. Und Schreiben wurden nun gefertigt nach allen Ländern, theils um die zurückzurufen, die verbannt waren, theils an Städte, Herren und Fürſten, die Sach,

wie ſie war, ihnen fürzutragen, und um ihre Hülfe zu bitten.

Es hätten an dem Tage alle gute Schlüſſe durchgehen können, ſo einſtimmig waren ſie, und die erſte Freude machte ihr Herz weich. Da läßt es ſich ſchmieden zu allerlei Gutem; und ſolcherlei Augenblicke kommen bei jedem Gemeinweſen, und es fehlt nur leider oft an denen, ſo es dann zum Guten nutzen.

So ich aber Alles herzählen ſollte, was an dem Tage in beiden Städten vorging, da könnte ich nicht aufhören. Was Einer iſt, daß kann er auch im Stillen ſein; aber was er ſich fühlt, das muß heraus. Die Andern könnten's nicht fühlen. Sie fühlten ſich frei in Berlin und Köln, und alle Welt ſollte es wiſſen. Darum hingen Tücher und Teppiche aus den Fenſtern und über den Thüren ſteckten grüne Reiſer, und die Gewerbsſchilde waren mit Bändern geſchmückt. Und wer dabei geweſen, wie ſie den Richter des Markgrafen gefangen ſetzten und des Baltzers Haus ſtürmten, der erzählte es Allen die nicht dabei geweſen; und was wirklich geſchehen, das ward nicht verſchwiegen, ward aber noch Manches hinzugeſetzt; und was am Georgentor noch klein war wie ein Kibitzei, das ward am

Teltower Thor ſchon groß als ein Straußenei. Und die Thüren in allen Häuſern ſtanden offen und Schenktiſche in den Fluren; wer vorbeiging, dem ward zugetrunken und ein Glas gereicht, und er mußte anſtoßen auf die Freiheit der Städte.

Da zogen die Gewerke vorüber, wie es vor Alters geweſen, mit Spielleuten und fliegenden Fahnen, vorauf an langen Stangen ihre Gewerkszeichen; und was Rüſtungen hatte, die waren umgeſchnallt, daß es kriegeriſch genug ausſah. Keiner aber, der nicht eine Pickelhaube auf dem Kopf hatte, und einen Harniſch um den Leib. Und an den Häuſern der fürnehmſten Bürger, zumal der von den Geſchlechtern hielten ſie, und ließen die Geiger und Pfeifer aufſpielen und brachten viele Lebehochs den Herren. Die ſprachen dann vom Fenſter herab oder traten hinaus an die Thüre, und redeten da zu den Gewerken, wie ihnen ums Herz war. Da mußte Jeder gradaus und von der Leber weg ſprechen. Denn ſo Einer Umſchliche gemacht hätte und viel Wenn's und Aber's angebracht, ich hätt's ihm nicht raten mögen. Muß aber zu ihren Ehren ihnen nachgeſagt werden, es ging ihnen von der Leber weg, wie ſie von den alten Rechten der Stadt ſprachen und die Markgräflichen zum Teufel wünſchten, und mán-

nuglich zur Einigkeit mahnten. Denn Noth lehrt beten.

In der Kloſterſtraße, da wo ſie eng wird, gegen Abend zu, war kaum ein Durchkommens. Da ſtehen viele hohe Häuſer, die den Prälaten gehören, als dem Biſchof von Brandenburg, und dem von Lebus und von Havelberg, und andern geiſtlichen Herren; daher heißen auch die Gaſſen, die drauf zu gehen, die Papenſtraße und die Biſchofsſtraße. Sie wohnen nicht allezeit darin; ſind's nur ihre Abſteigequartiere, wenn ſie in der Stadt zu thun haben, zumal bei den Landtagen. Dieſe Häuſer waren nun nicht geſchmückt wie die andern: denn was ging die Freude der Bürger die Herren an, oder ihre Hausmeiſter, ſo darin wohnten. Die meiſten waren verriegelt und die Fenſterläden geſchloſſen. Da wurde geſchrieen, wo die faulen Bäuche und Kapuzen ſteckten? Ob ſie ſich nicht mit freuen könnten? Wein hätten ſie genug im Keller. Wer in der Stadt ein Haus habe, der müſſe Freud und Leid mit ihr theilen. Das aber war nur das Sanfteſte; es fehlte nicht an ganz andern Schimpfworten. Die von Berlin nahmen nie ein Blatt vor den Mund, wenn von den Glatzköpfen die Rede kam. Ihre Väter hatten wohl erfahren,

was Bann und Interdict war, aber ſie ließen ſich's nicht ſehr grämen. Iſt der Bann wie das Erdbeben. In den heißen Ländern wirkt es ſchrecklich; in den kalten thut's wenig, und der Blitz ſchlägt kalt in den Sand. Es hat mancher Mann im Bann gelebt in den Marken, und hat's ihn nicht viel angegangen. Die Biſchöfe und Aebte aber galten für Freunde des Markgrafen, dem ſie auf den Landtagen immer das Wort geredet. Und darum durften ſie ſich nicht freuen mit den Städtiſchen, wenn ſie's auch gemocht. Desgleichen aber hatten ſie Urſach ſich zu fürchten. Und manchem von ihnen, der in den Häuſern ſteckte, lief der helle Angſtſchweiß von der Stirn, und barg ſich im äußerſten Winkel, wenn er dachte, daß es nur ein Paar Schritte waren durch die Papengaſſe und die Biſchofsgaſſe nach dem neuen Markt und Sanct Marienkirchhof, wo das Kreuz ſtand und noch heute ſteht, da der Abt von Bernow vor hundert Jahren geblutet hat.

Dazu kam's nicht. Aber mancher ließ doch in der Angſt von ſeinem Wein ſchenken aus den Kellern. Iſt mit dem Volk, wo es aufſprudelt, nirgend zu ſpaßen. Das thaten ſie auch dort in der Kalandsgaſſe, am Kalandshof. Ob ſie in ihren Kellern ein Faß mehr hatten oder weniger, darum

hatten die Kalandsherren nicht weniger zu trinken. Ja wär's aufs Trinken angekommen, daß das Elend drum geringer würde, da hätten die Kalandsherren von Berlin und Köln alles Elend ausgetrunken, das in den Marken zuhaus iſt, und noch weiter in Sachſen und im Reich. Aber den durſtigen Pilgern, die an ihre Thür klopften, reichten die damals ein ſo klein Maas, daß es kaum für den Durſt war. Die Alten hatten es anders gemacht. Drum gab es auch itzo vor dem Hauſe manche Stichreleien, die die Herren wohl verdienten; denn zu keinerlei Zeit iſt es gut und von keinerlei Geſchlechts, ob geiſtlichen oder weltlichen, ſo die zu Pflegern geſetzt ſind der Armuth und der Nothleidenden, in Saufereien und Gelagen das verpraſſen, was fromme Leute für die Dürftigen ausſetzten.

Das Gedrang in dieſen Straßen kam aber daher, daß Alle nach der Mauer wollten, wo des Balzer Bortin Haus ſtand, oder man konnte ſagen, es hatte da geſtanden. Denn ſie waren dabei, es niederzureißen. Wären nicht verſtändige Leute zur Hand geweſen, ſie hätten's gar in Brand geſteckt, was noch der Stadt zum großen Unheil gereichen mögen, denn es waren Alles Holzhäuſer ringsum und die meiſten mit Stroh gedeckt.

Aber auf dem großen Hofe hatten ſie doch ein Feuer angemacht und da ward hineingeworfen, was ſie in den Stuben fanden von Geräthen. Und dann zerſchlugen ſie die Fenſter und ſtießen die Kreuze heraus. Und Andere ſaßen auf den Dächern und ſchnitten und hieben und warfen hinab. Kurz es war ein Werk der Zerſtörung und krachte und kniſterte, und der Lärm war groß, und wollte Jeder was dazu thun, weil er's für ein gut Werk achtete. Iſt aber die Luſt zu zerſtören überall da, und braucht's nicht vieler Gründe. Hier aber war Blut gefloſſen, und unterſchiedliche von den Knechenhauern, da ſie das Haus ſtürmten, waren von des Balzers Knechten verwundet. Zwar war's denen wiedergegeben, und hatten ſie auch Einen davon als halb todt nach Sanct Georg vors Thor gebracht. Aber Grund war das doch, das Haus kurz und klein zu machen. Und muß ich ſagen, daß die Luſt auch gar nicht übel iſt, wenn's nur keinem redlichen Mann zum Schaden gereicht. Kein Haus iſt da, daß es ewig ſtehe. Iſt's beſſer, daß es einfällt, und den Nachbarn auf die Naſe fällt, oder daß man's auf ein Mal niederſchlägt und abträgt? Wo ein Haus ſtund, wird wieder ein anderes gebaut werden, wenn die Stadt Nah-

rung hat, und den Mauerern und Zimmerern und Tischlern schafft es auch Nahrung. Wo aber keine Nahrung ist, da ist es gleich, ob ein Haus steht oder keins. Wenn die Jungen die Betten aufschlitzten und die Federn ausschütteten, oder Einer kroch selbst hinein, und schüttelte sich, das war eine Lust. Und die Tiegel und Töpfe und Schüsseln, wenn die zum Fenster 'naus flogen und auf die Erde klatschten. Und nun faßten Zwei oder Drei einen großen Tisch oder eine Bettstelle und die mußte auch zum Fenster hinaus. Kopf weg! hieß es, und wenn sie krachte und brach, jubelte es unten. Blieb sie aber ganz, so wurden die oben noch ausgelacht. Ja ihre Wuth ging so weit gegen Alles, was dem Baltzer angehört: selbst sein Federvieh ließen sie nicht leben. Das wurde gejagt, gespießt und geschlachtet und ins Feuer geworfen. Und wenn ein Hahn über den Zaun flog, das gab eine Jagd drauf. Es sollte nichts Lebendiges vom Baltzer in der Stadt bleiben. Gestohlen wurde aber nichts.

Fast wäre es noch zu einer Schlägerei gekommen, als das Dach herunter war und die Fenster heraus und die Steine und die Lehmwände ausgestoßen. Denn da stritten sich die Zimmerleute mit

den Knochenhauern, an wem es ſei, die Sparren und Stiele niederzuhauen. Eigentlich war das freilich Sache der Zimmerer, wer mochte es aber heut den Schlächtern nehmen, die das Beſte gethan beim Werk; und mit ihren Beilen und Meſſern hackten ſie das Holz als wären's Knochen; und die Leute lachten und klatſchten ihnen zu. Der Meiſter Kuhlemey that die erſten Schläge, dann ließ er den andern Meiſtern und den Geſellen das Uebrige. Er ſchaute wie ein grimmiger Bär, denn ihn hatte der Baltzer vor Allen betrogen, und was ihn noch mehr verdroß, daß er als kluger Mann ihm doch vertraut und ſich damals beſchwatzen ließ, da er doch wußte, was dahinter ſteckte. Um deshalb kochte es in ihm, und er war eben ſo mit ſich unzufrieden, als er den Baltzer tödtlich haßte. Hätte er ihn gefaßt, der Baltzer wäre nicht lebendig davon gekommen. Darum war es auch Bartz Kuhlemey vor Allen geweſen, der in den Gewerken geſprochen hatte, daß ſie ſich wieder mit den Geſchlechtern ausſöhnten. Denn wären ſie auch hoffährtig, ſie wären doch geboren in der Stadt, und der Stadt Wohl und Wehe ſei ihr Wohl und Wehe. Einem Fremden, wenn er auch noch ſo ſchöne Worte mache, könne man nimmer trauen,

als wie ſie geſehen. Und nun ging er umher auf der Mauer über dem Hauſe, und mit verſchlungenen Armen ſah er hier auf die Zerſtörung und dort über die Mauer hinunter über den Graben, und knirſchte mit den Zähnen, daß er zu ſpät gekommen. An einer Zinne hing noch die Schlinge vom Seil, daran ſich Baltzer herabgelaſſen. Er hatte ſie mit dem Meſſer zerſchnitten, als Jener noch dran hing, und er war hinunter geſtürzt, aber nicht tief; und ſo war er wieder aufgeſtanden, und war mit Hülfe Etlicher von ſeinen Leuten, die ſchon drüben warteten, hinausgeklettert und auf ſeine Pferde. Denn er hatte Wind von dem Sturme, und hatte ſeine Roſſe zum Oderberger Thore hinausgeſchickt, als gingen ſie auf die Weide. Da hielten ſie nun und nahmen ihn auf, und die Steine und Pfeile, die ſie ihnen nachſchickten, erreichten ſie nicht mehr.

Und da hob ſich der wilde Meiſter in die Bruſt, und ſprach Worte hinunter, die ſchlugen ſtärker als die Beile ſeiner Geſellen. Und wie die ins Holz krachten, ſchmetterten die Worte in die Herzen. Es war nichts abgekartet und ausgedacht, es kam, wie's aus der Bruſt ſprudelte, und das wirkte. Von alter Freiheit und alten Rechten, von Bürger-

blut und Bürgermuth ſprach er, daß ihnen die Augen naß wurden und die Arme zitterten vor Luſt: „Weß iſt die Stadt, und die Häuſer, die wir bauten, und die Mühlen, die wir kauften, und die Gerechtigkeiten, die wir haben von Alters, verbrieft und verſiegelt? Unſer oder des Markgrafen? Unſer, die wir wohnen hier ſeit die Lande chriſtlich wurden, oder der Markgrafen, die ehegeſtern kamen? Unſer, die wir ſie kauften mit unſer Väter Blut, oder der Markgrafen, die dem Kaiſer, ich weiß nicht wie viel Mark zahlten? Unſer, Ihr Bürger. Hat's der Markgraf geleugnet, hat er ein Wörtlein geſprochen, daß er ſie uns nehmen wollte? Schützen wollte er uns gegen unſere Feinde. Er hat uns geſchützt. Unſere Augen hat er geſchützt, daß wir nicht den Feind ſahen. Wie den Ochſen, den man ſchlägt, und ſtreckt ihn nicht hin. Getroffen und blind taumelt er rechts und links, und weiß nicht, wo der Schlag herkam. So wir. Wir rannten auf unſere Freunde und ſtießen auf unſere Nächſten. Deß lachte er heimlich, deß war er froh. Und wir? — Rauft Euer Haar, und zerreißt Euer Wamms und ſtreut Aſche auf Eure Köpfe: ärger haben wir gewütet als das unvernünftige Thier gegen uns ſelbſt. Verzehrt unſere

Kräfte, ſtumpf und dumpf getobt, unſere Beſten ausgejagt und die Schlechteſten kamen obenauf. Ja unſere Beſten haben wir verredet und auf die Schlechteſten gehört, und Jeder ſchlage auf ſeine Bruſt, und dünke ſich nun nicht beſſer als der Andere. Es war Keiner ohne Fehl, Keiner von uns, der nicht „„Nieder!““ ſchrie, der ſich nicht freute, wo ſein Gegner ſtürzte. Bürger und Freunde! alle Glocken könnt Ihr läuten laſſen um Eurer Thorheit willen; um was Ihr verbrochen und verſpielt, es wäre noch nicht Grabgeläut genug. Aber die Glocken können auch wieder hell klingen, und etwas, Ihr Bürger, freuet mich. Wißt Ihr's? — Daß der Markgraf in unſern Mauern keinen Verräther fand als Einen. Und den Einen haben wir hinausgejagt.“

Da jubelte Alles: „Den haben wir hinausgejagt!“

„Keinen als Einen, hört es, Ihr von Berlin und Köln, Einen allein fand er unter den Tauſend und Tauſend. Wem's Herz am rechten Fleck ſitzt, der jubilire! 'S ſind gute Städte, wo in zweien nur ein ſchlechter iſt. Wo iſt er? Landflüchtig. Wo iſt ſein Haus? In Staub. Wo ſein Name? Laßt ihn wiederkommen und den Namen vom Kaak herabreißen. An den Pranger gehört er in Ewigkeit!“

„In Ewigkeit!“ ſchrieen ihm die Hunderte nach.

Und drauf zählte er auf des Baltzer Boytin ganzen ſchlechten Lebenslauf, wie er bankbrüchig worden in Stettin und anderwärts, und immer wieder zu Geld gekommen, man wußte nicht wie. Wie er allen ſchlechten Sachen gedient, und allen braven Leuten Rechtsſtreite angehängt. Wie er drauf den Roßhandel getrieben durch die Marken und ſpionirt für Den und Jenen, und alles Böſe hinterbracht. Und wäre das ſchon Verrath und todeswerth, um wie mehr, was er in den Städten gethan, wie er dazumal die Bürger gehetzt gegen die Patricier, und auf ſein Anſtiften ſei der Markgraf gerufen und das alte Weſen umgeſtürzt und mancher redliche Mann verbannt worden. Und wie er darauf die Bürger aufſäſſig gemacht gegen die regierenden Herren, wer es auch war, und ſie verdächtigt, bei den Gemeinen als wären ſie Diener des Markgrafen, und bei dem Markgrafen verredete er ſie auch insgeheim, als handelten ſie wider ihn. So ſei's durch ihn geſchehen, daß Johannes Rathenow geſtürzt und verbannt und viele Andere. Und wie er darauf in den Weinkellern gegen den Markgrafen läſterlich geredet, damit er die Bürger verführe und Anhang gewönne. Schon dazumal hätten die Gewerkemeiſter vor ihm

gewarnt, aber er habe gefragt, ob denn die Zünfte auch vom Landesherrn beſtochen wären, und ſo ſei es gekommen, daß man ihn, den doch Keiner geliebt und gemocht, zum Bürgermeiſter geführt, da Keiner ſonſt von den Geſchlechtern und den Gemeinen, der von Anſehen war, übergeblieben, den er nicht verunglimpft und mit den Andern verneint. Und da es ihm gelungen und er Aeltermann geworden und die Stadt mit dem Landesherrn ganz überworfen war, da habe er die Larve abgezogen und geſpielt was er ſei, ein Diener, den ſein Herr bezahlt, und ſein Herr ſei der Markgraf geweſen. Dem habe er nun ein Recht der Stadt nach dem andern in die Hände geſpielt, gelaſſen Zöllner und Bediente des Burggrafen in die freie Stadt, Bewaffnete und Richter, die umher geritten wären als Vögte eines Fremden und niedergeſchaut mit Verachtung auf die Bürger, und ſie gerichtet, nicht als wären ſie freie Männer, ſondern Unterthänige. Einreißen habe er laſſen die Mauer von Köln, die nach Spandow zu geht, und weiter als der vorige Rath es gebilligt, daß der Markgraf eine Zwingburg baue und die Stadt keinen Schutz habe, ſondern ſei wie ein großes Dorf, wo der Feind einreiten kann, wenn er Luſt hat. Wie eine weite Wunde klaffe noch dieſe

Mauer und jedes Herz in den Städten fühle den Schmerz. Aber was durch dieſes Loch in die Stadt noch kommen ſollte, davon hätten ſie nur den Anfang gerochen. Ketten und Bande und fremde Sitten und neue Zölle und fremdes Recht. Zölle, die den Handel niederdrückten und die Gewerbe tödteten. So grauſame Entwürfe, die die Räthe zu Papier gebracht, daß der Herr ſelber davor erſchrocken und ſie verſiegeln laſſen, da es noch nicht an der Zeit ſei, daß ſie ruchbar würden.

Es hätte nicht Noth gehabt, daß Barz Kuhlemey ſie nun fragte, ob ſie das geruhig dulden, ob ſie freie Bürger bleiben oder dienen wollten dem Bedienten eines Herren? Sie ſchrieen und tobten, ſie wollten frei bleiben und ihr Herzblut dran ſetzen. Wäre da ein Heer des Kurfürſten vorm Thor geſtanden, ſie wären Mann für Mann hinausgebrochen, wie ſie waren, und hätten eine Schlacht gewagt, und die wäre blutig worden. Einſtweilen aber ſchlugen ſie auf die letzten Stiele und das Haus des Roßkamms ſtürzte krachend ein, und der Staub wirbelte eine Säule in die reinen Lüfte, und das Geſchrei der Tauſende hallte ihm nach.

Aber Viele waren ſchon fort durch die engen Winkelgaſſen nach der Kloſtergaſſe zu, wo ſie an-

dere Kurzweil trieben. Denn ſo ein ernſter Tag konnte auch nicht ohne Luſtigkeit abgehen. Das Gäßlein, das itzt heißt die Roſengaſſe, hieß damals nicht Roſengaſſe, ſondern ſie führte einen Namen, den ich nicht nennen mag, und ſchmutzig war ſie ſehr. Da wohnten die ſchlechten Dirnen, als es wohl heut noch iſt, die ſich nicht in der Stadt durften ſehen laſſen und unter ehrbaren Leuten. Hatte der Henker die Aufſicht über ſie. Und die waren gehalten, wenn viel Koth und Unrath in den Gaſſen lag, dann mußten ſie alle mit Schaufeln und Beſen heraus und ihn zuſammenkehren und ſchaufeln auf große Haufen. Und alsdann ihn werfen in große Schubkarren mit zwei Rädern. An dieſe wurden die Weibsbilder geſchloſſen, und ſo mußten ſie den Koth aus Berlin hinauskarren. Mag man ſich denken, was das für Luſt in der Stadt war an ſolchem Tage, und wie die Jungen hinter ihnen ziſchten, ſchrieen und pfiffen. Ach nicht die Jungen allein: da wurden die Fenſter aufgeriſſen, und auch die ehrbaren Bürgerfrauen ſchimpften ſich ſatt auf die Mädchen. Denn Berlin war eine ſehr ehrbare Stadt.

Heute aber hatten ſie die Dirnen zu ganz Anderem gezwungen. Sie mußten aus den Höfen

und von den Dächern, und wo in den Winkeln noch Schnee lag, den zusammenkehren und nach dem neuen Markt zu karren. Und es war ein lustig Schauspiel, wie sie dort von allen Dächern herunterfegten, als schneite es noch, und es kam ein großer Haufen zusammen, ob er doch stark schmelz. Da arbeitete nun und knetete was jung war und Hände hatte, half aber auch mancher große Gesell mit. Kurz, sie brachten einen Schneemann zusammen, so groß als ein Mensch und noch ein Paar Köpfe größer, und der ward formirt mit einer abscheulichen Nase und noch gräßlichern Augen und eine Zunge streckte er heraus, die war ein Stück Dachziegel. Und Lumpen hängte man ihm um, daß es erschrecklich anzuschauen war. Aber alle Welt lachte und sie schrieen: „Das ist der Balzer Boytin, wie er leibt und lebt."

Nun wollten sie Gericht über ihn halten, wie es geschieht auf dem neuen Markt, und hat Mancher da geblutet auf einem Sandhaufen, wo jetzt noch der Galgen stand. Andere aber schrieen: „Nein, er muß vor den Roland! Er muß Abbitte thun vor der Stadt Gerechtigkeit. — Er hat gedroht und gelästert unsern Roland!" Und die das wollten, hatten die Oberhand über die Andern. Und wie auch die

an den Fenſtern ſchrieen, daß es auf dem neuen Markt geſchehe, die unten hatten ihn und ſetzten es durch, und ſo ſchwer es ging, viel Hände machen Arbeit gering. Sie hatten ihn ſchon auf einer Trage, darunter ſie viele Stangen, lang und der Quer ſchoben, und die Dirnen mußten ihn tragen, ſo ſauer es ihnen ward. Aber ich hätte Keiner rathen mögen, ein bös Geſicht zu machen. Es war aber um deswillen, daß ſie ihn vor den Roland bringen wollten, weil der Roland, wie man weiß, das Sinnbild iſt des Bannes, den eine Stadt hat. Das Schwert in ſeiner Hand, das iſt das Zeichen, daß ſie das Recht hat, an Hals und Kragen zu richten. Und der Balzer als Bürgermeiſter, hatte geäußert, wie es hieß, es werde nicht gut werden, bis man dem ſteinernen Manne das Schwert aus den Händen winde, und es Einem gebe, der es beſſer zu führen wiſſe.

Darum trugen ſie den Schneemann vom neuen Markt nach dem alten an Sanct Nicolas, wo der Roland ſtand, was auch die vom neuen Markt dagegen ſchrieen, die das Schauſpiel für ſich haben wollten. Und an Lärm und Geſchrei fehlte es nicht, und ſie machten eine Muſica dazu, wie die Katzen auf den Dächern, oder an einem Polterabend, wo

ſie alte Töpfe zerſchlagen und auf thönernen Pfeifen und allerhand Inſtrumenten Lärm treiben, den jungen Eheleuten zum kurzweiligen Spott. Weiß aber der Schneemann, der groß war, auf der Trage immer ſchwankte, denn ſie neckten auch die Weiber, und die lachten und bückten ſich ohnedem, ſo mußten noch zwei davon hinaufſteigen und ihn halten, daß er nicht falle, was noch immer mehr Gelächter gab. Denn die zwei mußten ſich ſelbſt halten und die Laſt ward den andern ſo ſchwer, daß ſie alle Augenblicke ſie niederſetzten, und die muthwilligen Burſchen warfen ſie mit Schneebällen und Koth. Dazu ſangen ſie, was noch lange nachgehends in Berlin gehört wurde:

Balzer Bootin heißt er,
War unſer Bürgermeiſter,
Itzo iſt er ein Schneemann,
Den — — ihr Ehmann
Die Berliner ihn nicht wölln,
Noch wen'ger die von Köln!

Und kaum daß er unterſtehen und ungeſchmolzen durch die Gaſſen bis auf den engen Platz um Sanct Nicolas Kirche kam. Da war Alles ſchon voll gedrängt an Thüren, Fenſtern und auf den Dächern der Bretterbuden. Und keine ſchlechten

Leute. Es waren Herren aus den Geſchlechtern da und Rathleute; denn einen Spaß ſieht Jeder gern, zumal wenn das Spiel einen Grund hat, der das Herz erfreut.

Und waren alle Häuſer beſetzt, und alle Fenſter voller Köpfe, ſo war doch ein Haus leer und die Fenſter geſchloſſen. Die glänzten, wenn die Sonne drauf ſchien, grün und gelb, und Spinnenweben hingen darum, und das ganze Haus ſchaute grau aus und unheimlich, als wohnte kein Menſch darin. Auch hing die Giebelſpitze über nach der Straße zu, gar drohend, denn die Eiſenſtange, damit ſie an die Dachfirſte gefeſtigt, war verroſtet und gebrochen. Das Dach war zerlöchert und Keiner hatte es gebeſſert. Der Drache, der das Waſſer von der Traufe ausſpie auf die Straße, hing über mit ſeinem Kopf, vom Winde geſchaukelt, als hätte ein Ritter ihm den Hals durchhauen. Das war das Haus der Rathenow. Gras wuchs auf der Schwelle, es ſah aus wie ausgeſtorben, und ſelten einmal, daß Abends wenn es dunkelte, oder Morgens, ehe die Marktleute kamen, die Thür ſich öffnete und ein Weib herausſchlüpfte oder wieder hinein. Man hörte nichts drinnen, als ein heiſeres Huſten und zuweilen einen geiſtlichen Geſang. Die alte Muhme

Gertraud ſchaute die Leute, und die Leute ſchauten ſie, und erzählten Wunderliches von ihr. Es war die Wittwe des Martinus Wardenberg, den die Herren richten laſſen vor alten Zeiten auf dem neuen Markte, und ſie konnte es nicht vergeſſen; und ſo alt ſie war, ihr däuchte es immer, es ſei erſt geſtern geſchehen. Sie flüſterten von ihr, daß ſie Alles voraus gewußt und geſagt, was zugetroffen, der Stadt zum Unheil. Auch ihrem Vetter hätte ſie's geſagt, der dazumal Bürgermeiſter geweſen, wie es kommen werde, er hätte aber nicht auf ſie gehört; daher kam ihm das Unglück. Es hörte Keiner auf ſie, bis Alles eintraf, juſt wie ſie's geſagt, und die Rathenews waren ausgeſtorben und ins Elend gangen, und ſie allein überblieben und hütete das Haus, in das Keiner mochte. Und die Leute machten noch viel mehr von ihren Prophezeihungen. Ja die Hökerinnen, wenn ſie über dem Kohlenſtübchen ſaßen am grauen Morgen, und der Wind ſchrillte zwiſchen den Kuchenwinkeln, dann erzählten ſie, wie die alte Gertraud der Stadt Ende vorausgeſagt; meinten Einige ſogar der Welt Untergang. Den Männern ſagten ſie's nicht.

Da nun, wie ſie den Schneemann niedergelaſſen, juſt vor dem Neland, und er war ſchon ſo

zuſammengeſunken, daß er wie ein armer Sünder kniete, und der Kopf hing ihm über, und um des Roland Stirn und Schultern hatten ſie Kränze gewunden von Tanger und Moos, und ſie baten ihn, er möchte den Schuft richten, der ihm gelästert und der Stadt. Da nun mitten in das Gelächter hinein kam ein ganz anderer Ton. Als wenn die Saite von einer Geige ſpringt und es ſchrillt häßlich, ſo ſchrie eine heiſere Stimme: „Was macht Ihr da?“ — Und das obere Fenſter in dem öden Hauſe ging auf. Wie ein Todtenkopf mit den Paar grauen Haaren, die ſie umflatterten, lugte die Alte hinaus, und war's doch, als ob das eine Weib den Jungen und Alten alle Luſt nahm. Sie lachten nicht mehr und ſchwiegen ſtill. Nur Einige, die gedeckt ſtanden, murmelten: „Das iſt die Hexe!“

„Was macht Ihr da?“ ſprach ſie. Keiner antwortete.

„Scheint die Sonne Euch wieder ins Neſt, daß Ihr Kurzweil treibt, Ihr Kurzſichtigen! Ihr ſeid unten, ich ſtehe oben. Die Wolken kommen wieder, mit der Sonne iſt's bald aus.“

Nur ein Lohgerberburſch, wie Alles ſchwieg, der reckte den Hals und rief: „Dudeldumdei, 's iſt

Alles einerlei.“ Die Lohgerber ſind abſonderliche Leute. Fürchten nicht den Schwefelpfuhl, denn da kann's nicht ärger riechen als in ihren Gaſſen, und die Peſt auch nicht, denn die kommt nicht hin. Wer ſo das Leder weich ſchlägt, dem kommen wohl dabei eigne Gedanken, und denken, Alle ſtecken in einer Haut, und wenn man ſie gerbt, iſt eine als die andere Leder. Darum fürchtet ſich auch ſolch ein Lohgerberburſch nicht vor Hexen.

Der Junge ſchwenkte nun ſeine Mütze und ſchrie: „Unſer Roland lebe hoch! Und dem Bürgermeiſter den Kopf ab!“

„Euer Roland hat ausgerichtet, rief das Weib. Er richtet Keinen mehr, ſeine Stunde iſt um. O Ihr thörigen Bürger, was ſchmückt Ihr eine Leiche mit friſchen Kränzen? Seht ihn doch an, er iſt ſchon grün, aber es iſt nicht Frühling, es iſt Verweſung. Hat ſich ſatt trunken an Bürgerblut, will auch Ruhe haben, und Ihr laßt ſie ihm nicht. — Nehmt ihm ab die Kränze! ſchrie ſie mit erhobener Stimme, und reckte den hagern Arm. Es kommt der Stärkere, der den Starken zerſchmettert, kriecht in Eure Hütten, ſteckt Eure Köpfe unter den Scheffel, daß Ihr ihn nicht ruft.

der Rechenſchaft fordert. Euer Schuldbuch iſt groß, betet, bittet, zittert auf Euren Knieen, daß die Blätter zuſammenkleben vom edlen Blute, was Ihr verſprützt. So er es doch aufſchlägt der große Richter, o Ihr Armſeligen, Ihr entſetzlichen Verbrecher, wie wird es Euch ergehen! — Reißt ſie ab die Kränze, reißt ſie ab! ſchrie ſie heftiger. Der Roland von Berlin richtet keinen Lebendigen mehr — "

„Aber Den, der ſchon gerichtet iſt!" rief eine Stimme aus dem Volke.

„Auch den Schneemann nicht, rief ſie noch ſtärker. Er iſt kein Richter mehr. Er iſt abgeſetzt — "

„Das wolle Gott nicht!" rief die Stimme, und ein Mann erhob ſich unter dem Volke. Und ſeine Stimme klang Vielen bekannt. Und da ſie die Augen auf ihn richteten, ging ein Murmeln durch die Menge. Einige ſchraken zuſammen und gafften ihn an, wie man ein Geſpenſt anſieht. Sie glaubten ihn zu kennen und glaubten's doch nicht. In dem Augenblicke ruckte der Schneemann. Sein Kopf ſenkte ſich, und plötzlich fiel er ab, und vor dem Roland nieder. Da ward es tief ſtill, aber nur einen Moment, ſo wie es ſtill iſt vor einem Gewitter. Alsbald ſchrie es, wie mit einer Stim-

me: „Er hat gerichtet!“ „Unſer Roland hat gerichtet!“

„Und wird noch lange richten! rief der Mann. Denn welcher gute Bürger, der ihm das Schwert entwinden läßt!“

„Johannes Rathenow!“ rief das alte Weib vom Fenſter, und ſtreckte die Arme beide in die Höh, und ihr Auge ſtarrte ihn gläſern an.

„Johannes Rathenow!“ wiederholte Einer, dann Zehn, dann Hundert und Hunderte. Es lief durch die Menge bis es ein helles, lautes, durchdringendes Geſchrei wurde: „Johannes Rathenow lebt!“ — „Johannes Rathenow iſt wieder da!“ — „Johannes Rathenow unter uns!“ — Da drängten ſie, ihn zu ſehen, den alten Mann, da ſtieß Einer den Andern fort, da riſſen ſie ihn an der Hand. Da war aller Groll fort. Johannes Rathenow war der letzte Bürgermeiſter aus der goldenen Zeit, wie ſie ihnen itzt dünkte. Er war wieder unter ihnen, wie aus der Erde auferſtanden; warum nicht die Zeit ſelbſt? Die Sonne ſchien ja hell auf die Dächer, Frühjahrsluft umwehte ſie, wo der Hoffnung die Flügel wachſen. „Johannes lebe!“ „Die gute alte Zeit.“ Er konnte kein Wort ſprechen. „Nach dem Rathhaus!“ rief es. Da faßten ihn Zwei,

Drei, Vier, auf ihre Schultern ſetzten ſie ihn, und derweil die Andern den Schneemann kurz und klein ſchlugen und zertraten, trugen ſie ihn hoch über ihren Köpfen nach der langen Brücke.

Siebentes Kapitel.

Da frug Niemand danach, wer hat ihn zurückgerufen? Iſt der Achtbrief gegen ihn zerriſſen? Oder, wie kam er ins Thor? Es riß Alles die Fenſter auf, es trat auf die Steine, den alten Mann zu ſehen. Da wehten ſie ihm mit Tüchern, da ſchwenkten ſie die Hüte und warfen die Mützen. Und weit vorauf vor ihm und ſeinen Trägern ging ſein Name. Der war ſchon im Rathhaus, als er noch an Sanct Nicolas war, und als ſie in die Oderberger Straße einbogen, da wußten es ſchon Alle drüben im äußerſten Köln.

War es dem alten Mann wie ein Traum. Er ließ mit ſich geſchehen, was ſie wollten, und ſie hatten izt einen Schemel genommen, darauf ſie ihn ſanft trugen. Aber als er nun erwachte von dem vielen Geſchrei, da war's ihm wunderbar

zu Muthe. Er dachte an damals, wo sein Name auch auf allen Zungen war, aber mit Verwünschungen und sie stießen und warfen ihn und wollten ihn zerreißen. Und waren das heut andere Bürger? War in den wenigen Jahren das Geschlecht von damals ausgestorben, und ein neues aufgewachsen? — Er sah sich um, es waren dieselben Gesichter. Hatten sie vergessen, was ihm vorschwebte, als wär es ehegestern geschehen?

Er hatte es nicht vergessen. Und wie auch nichts als frohe Gesichter ihn begrüßten, seines blieb ernst. Um die Lippen zuckte es schmerzlich, die Augen forschten umher, als fragten sie die Gesichter: Werdet Ihr morgen noch die Hüte schwenken und übermorgen mich nicht wieder treiben wie ein Thier? — Von solcherlei Gedanken aber war in den frohen Massen nichts. Sie dachten nur an heut, und wenn an morgen, so waren's lauter Morgenrothgedanken. Wie das Volk eine Puppe haben will, wenn es grimmig ist, einen Sündenbock, den es hinausjagt, so verlangt es auch, wenn es froh ist, nach einem Träger seiner Lust. Da werden Götzen gemacht, wenn sie nicht von selber kommen. So geschieht es oft, daß an einen vergessenen Namen sich neue Hoffnungen hangen, und

wenn ein Umſturz erfolgte in einem Gemeinweſen und, was letzt galt, zertrümmert iſt, ſie umherſuchen nach irgend einem Manne von vordem. Denn ſie denken alsdann, die gute Zeit, nach der ſie trachten, ſei vor der ſchlimmen geweſen, und ſie ziehen die Fetzen daraus hervor und hängen ſie aus als Reliquien, und die Männer, ſo die ſchlimme Zeit überlebt, ſollen die goldene wiederbringen.

Die goldene Zeit bringt Keiner wieder dadurch, daß er herſtellt Alles, als es war. Denn iſt jede Zeit für ſich, und hat ihr abſonderlich Gold in ſich. Das muß, der Witz hat, ausprägen, alſo wie es in der Zeit Geltung hat. Iſt's überall ſchwach mit dem Gold beſtellt; das volle haben die Geſcheuten zu jeder Zeit ausgeprägt und unter die Leute geſchickt, daß es arbeite. Und das Blech wird matt und verwittert, und wenn man's putzen will, kommt das Kupfer heraus. Das ſchönſte Gold in allen Zeiten iſt das die Sonne ausgießt auf die Erde. Die Sonne ſcheint in jedem Jahre, und der iſt ein Thor, der den Sonnenſchein verſtreichen läßt, und nicht arbeitet und erntet. Die Sonnentage ſind überall gezählt, und der um iſt, iſt verloren, er kommt nicht wieder.

Da, wie ſie um ihn ſchrieen und Freudenthrä-

nen vergoſſen, und von ihm hofften, Gott weiß was, nickte er nur ſtumm, und faſt wehmüthig ſah er ſeine alten Bekannten und grüßte ſie wieder, wie ſie ihn grüßten. Was erzählten ſie ſich nicht vom Johannes, wie er ein braver Mann geweſen, und ſein Herz allzeit geſchlagen für die Stadt, wie er Einigkeit gepredigt drinnen, und Zuſammenhalten gegen den Feind draußen, wie er den Geringſten gehört und die Stirn kühn getragen gegen die Mächtigen, die ihr gedroht. Wie er gerecht geweſen und in ſeiner Gerechtigkeit arm geworden, dieweil Andere reich wurden. Ja da war Alles vergeſſen, was ſonſt als Fehler galt, und ſie konnten nicht Worte genug finden, ihn zu rühmen, und erfanden noch hinzu zu ſeinem Lobe, was nimmer geſchehen war. Denn ſo iſt das Herz des Menſchen: wenn es erregt iſt, da findet es nicht Maas im Richten und im Bewundern. Selbſt zu einem Propheten wollten ſie ihn machen, gleich wie ſeine alte Muhme, die Gertraud, daß er voraus gewußt haben ſollte Alles, was nachher eingetroffen. Und wäre man ihm gefolgt, wäre es anders worden.

Herr Thomas Wyns, der an der Ecke ſtand, auf einem Stein, reichte ihm die Hand. Denn ſie mußten hier halten, bis Platz wurde vor dem Gedrang

„Wie iſt Euch zu Muth, Johannes?“ flüſterte er ihm zu, und drückte mit beiden Händen ſeine, und ſein Geſicht ſtrahlte von aufrichtiger Freude. Denn er meinte es gut.

„Mir iſt, antwortete Johannes, als müßt' ich ſchon todt geweſen ſein.“

„Wie das, lieber Freund! Ihr ſeht, wie ſie Euch lieben.“

„Sie haben mich ganz vergeſſen, antwortete der Geächtete; bin ihnen ein neuer Mann. So ſie nun aber wieder finden, daß ich der Alte blieb, wie wird's dann?“

Da aber war nicht Zeit zu ſolchem Zwiegeſpräch; der Menſchenſtrom drängte ſie fort, und nun fingen ſie an auf dem Rathhaus zu pfeifen und zu geigen und die Trompeter bliſen. Als er nun auf der Brücke ſelbſten war, hoch über ihre Köpfe getragen, und hinten von Berlin und vorn von Köln Kopf an Kopf und Alle riefen ihm Lebehoch, und er den weiten Waſſerſpiegel um ſich ſchaute, da ſtiegen ſeltſame Gedanken in ihm auf. Denn ſie riefen von allen Seiten, und dann wie aus einer Kehle: „Wir bringen unſern Bürgermeiſter!“ — „Johannes Rathenow iſt Bürgermeiſter!“ — „Er wird der Stadt Rechte wahren, er iſt der rechte.“ — „Nieder mit

ſeinen Feinden!“ riefen noch Andere, und Keiner widerſprach. Da zückte es durch den alten Mann; und wie die Wolkengebilde, die über dem Teltow aufzogen, ſo traten vor ſein Aug all die Verfolgungen, die er erlitten, die Unbill und Schmach, die er ungerecht ertragen. Solche Augenblicke hatten ſeine Feinde immer wahrgenommen, und den Volksunwillen auf ihn gelenkt, der ihnen im Wege ſtand. Nun hob ihn der Strom, ein ſo mächtiger als je in Berlin getobt, und er konnte ihn dahin lenken, wohin er wollte. Nur wenig Worte hätte es ihn gekoſtet, und er wäre gerächt an ſeinen Feinden. Auch glimmte ſo etwas in ſeinen Augen. Wem iſt da gleichgültig zu Muthe, wo er Rache nehmen kann an denen, die ihm Schande und Untergang gebracht. Er ſah auch ſeiner Feinde Geſichter auf dem Söller, am Fenſter des Rathhauſes, und ſeine Stirn runzelte ſich. — Aber der Kampf war kurz. Er griff an ſeine Bruſt: „Für meine Stadt kehrte ich zurück, nicht für mich.“

Als ſie dem Rathhaus näher kamen, da ſchmetterten die Trompeten und die Leute ſahen auf einen Mann, der auf dem Söller ſtand und etwas verlas, und nachdem er's verleſen, zerriß er ein Papier in viele kleine Stücke und ſtreute ſie in die

Luft. Das war der Achtbrief gegen den Johannes Rathenow; der Rath vernichtete ihn, als geſchrieben zu einer Zeit, da die Stadt nicht frei war, und auf Anzettelung böſer Leute, deren Hinterliſt und Verrath ſeitdem an den Tag gekommen. Nun ward erſt der Jubel groß, und Johannes Rathenow ward empfangen nicht wie Einer, dem ſie aus Gnade erlaubt, daß er zurückkomme, nein es war, als wenn ein Sieger einziehe in eine Stadt, die er befreit, und Rath und Bürgerſchaft kommen ihm entgegen, ihm zu danken. So ſtreckten ſie die Hände ihm entgegen, ſo jauchzten ſie ihm zu, Patricier und Gemeine, und Jeder wollte der Erſte ſein, der ihm die Hand drückte.

Und wunderlich, der allererſte von den Rathmannen, der ihm die Hand reichte, als er auf die Schwelle zum Rathhauſe ſtieg, war Mathis Blankenfelde.

„Willkommen, Herr Rathenow, in Eurem Hauſe!“ ſprach er.

„In Eurem“, antwortete der, und eine Wolke lagerte auf ſeiner Stirn und ſeine Hand lag kalt und ſteif in der des Andern.

Mathis lächelte: „Uns ward nicht heimiſch darin, ſeit Ihr fort wart.“

„Es war kein Rathhaus, es war ein Jammerhaus", ſagte der Hoppenrade.

„Ihr habt geduldet viel, aber wir nicht wenig, ſagte wieder Mathis Blankenfelde. Stadt und Rath wollen ausreißen viele Blätter aus ihrem Buche: wollt Ihr, Johannes, nicht vergeſſen?"

„Vergeſſen und vergeben!" riefen Viele, und Johannes kalte Hand wurde wärmer in der des Mathis. Er drückte ſie und ſah ihn ſcharf an:

„Herr Mathis, Euch kann's gleich ſein, ob der alte Mann vergißt; ſeine Tage vor ihm ſind kurz, aber Eure ſind noch lang. Ihr thut gut zu vergeſſen und auf Neues zu ſinnen, das gut iſt. Wollt Ihr's, ſo hat auch der Johannes vergeſſen."

Damit waren Alle zufrieden. Einige meinten, das habe der Blankenfelde gethan, weil es mit ſeinem Anſehn aus war, er hätte es nicht anders thun können. Aber wer lieſt in des Andern Herzenskämmerlein! Es kommen Augenblicke, wo auch ein ſchlechter Mann eine gute That thut. Und wer allzeit klug ſinnt auf ſeinen Vortheil vor den Andern, und ſeinen Nebenmenſchen Netze ſtellt, der mag doch einmal gerühret werden, und auch ihr Gutes wollen. War es wahrhaftig ſolche Zeit

in Berlin, wo ein Mann ſich ſelbſt vergeſſen konnte um des Gemeinwohls willen.

Wie ſie ihm da Alle halfen, als Johannes die Treppe hinaufſtieg! Einige drückten ihm die Hand, Andere nickten ihm ſtumm zu ihr Willkommen. Andere konnten's nicht laſſen, ſie mußten ihm um den Hals fallen. Konrad Ryke hielt ihm oben an der Treppe die Hand hin: „Wir waren nicht grad Freunde, ſprach er, aber Ihr wart ein Ehrenmann immer. Dafür hielt ich Euch, und war nicht falſch.“

„So wolle Gott, antwortete Johannes, daß jeder Ehrenmann ſolche Feinde habe.“

Im Saale die drinnen waren, ſtanden Alle auf, als Johannes eintrat, und machten ihm Platz; auch die von den Gewerken, die ſich ſcheuten ſo an ihn heran zu treten wie die Herren von den Geſchlechtern und ihm die Hand zu reichen. Bartholomeus Schumm ſtellte ſich vor ihn und ſchüttelte langſam den Kopf. Dann reichte er ihm die eine Hand, und ſchlug mit der andern drauf, als Johannes ſeine hineingelegt: „Bis mir willkommen, Johannes, aber was ſo ſpät?“

„Beſſer ſpät als gar nicht!“ rief Tile Bruck.

„Euer Kopf iſt grau, Eure Locken weiß, Johannes. Allzu ſcharf macht ſchartig.“

„Wir werden Alle alt“, entgegnete der Rathenow, und Herr Brakow, der zeitherige Bürgermeiſter, führte ihn unterm Arm zu dem großen Lehnſtuhl, der zur Ehre daſtand für den erſten Bürgermeiſter, und wie oft hatte Herr Johannes darauf geſeſſen! Er wehrte es mit der Hand ab und wollte zurücktreten; aber da erhoben ſich Alle einſtimmig und ſagten, er müſſe ſich niederſetzen, es ſei die alte Zeit wieder da, und er ſei Bürgermeiſter, als wie er es geweſen, da der Burggraf Anno 42 das Thor ſprengte.

Herr Johannes ſeufzte tief und ſetzte ſich, und ſein Kopf ruhte in ſeinem Arme, denn er war müde, und ſein Auge überflog den Saal und Alle die anweſend waren, und es herrſchte eine tiefe Stille. Was mochte da Jeder denken? Wer ruft die alte Zeit zurück? dachte der alte Mann, als er ſo viel fremde Geſichter ſah. Mancher von den Rathmannen war geſtorben, wie anders ſchaute mancher aus! Und war er denn derſelbe blieben? Damals war er noch feurig und voll Zornes. Was war er heut? — Und Aehnliches dachten die Andern: wie ihn, den Rathenow, die Zeit verändert!

‚Und ſie, was hatten ſie erlebt! Das ließ ſich nicht wegwiſchen wie die Spinnweben von den Balken. Die Sonne, die itzt ſo recht hell durch die Fenſter ſchien, ſagte ihnen, es war eine andere Zeit worden. Das Volk tobte wie ehedem, auf den Bänken war es ſtill. Als hätten die Jahre ihnen Blei in die Flügel gegoſſen.

Endlich hub Herr Johannes an:

„Ihr habt einen alten Mann zurückgerufen in Euer Regiment. Ihr guten Herren, ich meine, die Zeit iſt neu und ſchlimm. Sie braucht junge Kräfte. Mein Arm iſt weik, die Füße wurden ſchwach auf den Pfaden des Elends, auch das Auge ward trübe. Was kann ich Euch helfen?“

„Mit Eurer Einſicht!“ riefen Viele.

„Wir brauchen der Männer, ſprach Konrad Roke, ſo vergeſſen können die Jahre der Schmach und niederträchtiger Zwietracht, die uns von innen auffraß. Wir brauchen alter Ehrenhaftigkeit, die uns wieder aufrüſtet, zu denken frei, wie wir ehedem frei dachten, und frei zu ſein, wie wir es waren.“

„Wir brauchen, fuhr Paweł Strohbant auf, der Thaten: denn der Worte ſind genug geſprochen, und führten zu nichts.“

So redeten Viele noch, und Jeder ſprach ſeine Meinung aus, und auch an Klagen fehlte es nicht. Der alte Mann mußte noch einmal Alles hören, was den Städten widerfahren, ſeit er fort war. Sein Herz litt mit. Jeder hätte gern, wie er's vortrug, alle Schuld von ſich abgewälzt, namentlich was ihr Verfahren gegen die Rathenows betraf.

„Lieben Freunde und edle Herren!“ ſprach Herr Johannes und ſtand auf. Das ſoll von heut ab vergeſſen ſein, wie in einen tiefen Brunnen geſtürzt, und man wirft Steine und Schutt darüber, daß Keiner aus dem faulen Trunke ſchöpfe. Wahr und wahrhaftig wir haben an Anderes zu denken als unſere Verſündigungen, und die Zeit iſt koſtbar und jede Minute verſchwender, die wir von dem reden, was geweſen iſt und war und nicht zu ändern. Ich hatte mir's gelobt, was für mich iſt, meinen Fuß nicht wieder zu ſetzen in dieſe Städte. Ihr wiſſet warum. Als ich in Brandenburg hörte von Eurer Noth und neuen Fährlichkeiten, da wandelte ich meinen Entſchluß. Denn ich ſprach zu mir: Johannes Rathenow hat abgeſchloſſen mit den Berlinern und Kölnern für ſich. Aber er iſt nicht der Johannes allein, der ſich gehört, er iſt

auch der Sohn ſeiner Väter, und gehört ſeiner Stadt an. Die hat Rechte über ihn, und kann ihn rufen, wenn ſie in Noth iſt. Darum kam ich, ohne zu fragen, ob Ihr mir ſicheres Geleit gäbet. Und wenn ich gewußt, daß mein Achtbrief noch gälte und Ihr meinen Kopf fordertet, ich wäre doch gekommen. — Aber ich komme, um Eure Noth und Fährlichkeiten zu theilen, nicht Euer Frohlocken. Ich ſehe nichts Frohes vor mir. Mag ſein, daß ich zu alt bin. Eure Trompeten und Geigen die freuten mich nicht. Mag ſein, daß mein Ohr taub wurde. Eure Fahnen auf dem Dache flimmerten mir nicht bunt, ſie waren grau. Mag ſein, daß mein Auge für Buntes zu trüb iſt. Ich bin kommen, um mit Euch zu leiden, als es meine Pflicht iſt, da ich ein Theil bin Eures Leibes. Nichts begehrte ich Eurer Ehren; die möchten Andere tragen. Denn die Ehren werden in Schmach ſich kehren. Wir ſind zu ſchwach, und die Markgrafen zu ſtark. Aber auch Schwache können ſtark ſein, darin, daß ſie nicht verzagen, daß ſie thun, was an ihnen, für ihr Recht zu ſtehen, bis auf den letzten Augenblick. Wollt Ihr das thun, dann freut's mich. Es wird die letzte Freude ſein des alten Mannes."

„Weiß Gott, ich thu es ungern, fuhr Herr Johannes nach einer Weil fort. Bin nicht mehr der Alte, um den Stürmen wie damals die Stirn zu bieten, und die neuen Stürme werden stärker wehen. Ihr Herren wißt nicht, was es heißt, in die Verbannung gehen und im Elend leben. Ich weiß es, und bin müde und legte gern in Ruhe mein Haupt nieder, und möchte nicht zum zweiten Male ins Elend wandern."

„Das sollt Ihr nicht, das werdet Ihr nicht!" schrieen sie.

„Es war der Boytin, der Euch die Suppe einbrockte."

„Wir haben auch gelernt", sprach Konrad Reke.

„Und wenn sie Euch ins Elend schicken wollen, sagte Herr Brakow freundlich, dann gehe ich mit Euch." Und er faßte ihn traulich unter den Arm.

„Deß dank ich Euch, lieber Herr Brakow. Aber es weiß Keiner von uns, wer in die Verbannung muß. Der Baltzer Boytin hat sein Part ausgespielt. Nun kommt ein Anderer, für den er spielte, und wird selber spielen, nicht mit kleinen Pfeifen und Flöten, mit Posaunen und Drommeten, davor unsere Mauern wanken und unsere Häuser zittern werden. Laßt Euch nicht schrecken drum, Ihr Her-

ren. Ihr habt keinen zum Meiſter gewählt, der deß Furcht hat. Ihr habt den Brief, der ihn bannte, zerriſſen, Ihr habt ihn eingeſetzt in ſeine Ehren, Ihr habt ihm groß Vertrauen geſchenkt, und habt ihn nicht vorher gefragt, was er Euch Bürgſchaft gibt, und ob er nicht kommt als ein Abgeſandter und heimlicher Freund des Markgrafen. Das iſt, bei Gott, ein groß Vertrauen und eine große Ehre. Deß iſt er euch großen Dank ſchuldig. Darum nehm ich die ſchwere Laſt auf meine Schultern, und koſtete es den alten Kopf, der darauf ſteht. Ich bin Euer Bürgermeiſter."

Da war doch Keiner, dem nicht das Aug naß wurde. Und zuerſt ſchwiegen ſie, dann aber brach es aus, eine laute, laute Freude. Sie drängten ſich um ihn, ſie faßten ſeine Hand, ſie riſſen ihn an die Bruſt. Was auch Schweres Herr Johannes erduldet, um ſolchen Augenblick läßt ſich Vieles ertragen, und der lohnt für großes Ungemach einem edlen Mann.

Aber nun war's auch, als wäre ein Funken in ſeine Seele gefahren. Er richtete ſich auf und ſein Auge leuchtete. Die Runzeln von der Stirn verzogen ſich. Er ſprach mehr mit Blicken als mit Worten, und war's als wäre die Jugendkraft ihm

zurückgekehrt. Nun wurden die Thüren geſchloſſen, und ſie ſetzten ſich um die Tiſche. Da ſchlugen ſie der Stadt Bücher und Regiſter auf, damit der Herr, der ſo lange fort war, ſich von Allem unterrichte, was inzwiſchen geſchehen war. Und er ſeufzte nicht und ſtampfte auch nicht mit dem Fuß. Er gab, wo etwas Schlimmes geſchehen, das Nöthige an, was nun geſchehen müſſe. Er unterzeichnete die Briefe an die Städte, und ſandte Boten aus und ließ verrechnen.

Nun war's aber desgleichen eine Freude zu ſehen, wie auch die andern Herrn wetteiferten, es ihm nachzuthun. Weil ſie unterhandelten von einem Schoß, der den Bürgern aufgelegt werden müſſe, zur ſchnellen Bewehrung der Stadt, und abſonderlich, daß man ein oder mehr Geſchütz kaufe, denn ohne Feuerwaffen ließ ſich ihn keine Stadt mehr vertheidigen, rief ein Meiſter von den Gewerken: „Was, noch neuen Schoß, da wir frei ſein wollen! Wozu haben wir die markgräflichen Zöllner hinausgejagt, wenn die Bürger noch mehr zahlen ſollen! Das thun ſie nicht."

Aber Andere von den Gewerken riefen: „Das werden ſie doch thun." Und war's drauf und dran, daß ſie wieder in Hader geriethen.

„Um Gott, das darf nicht ſein! ſprach Herr Brakow. Zweifle ich nicht, daß die Bürger zahlen werden, wenn die Geſchlechter ihnen vorangehen. Und als wir uns haben geſtritten vordem in Schlechtem, ſo wollen wir uns itzt in Gutem ſtreiten, und wer das Meiſte einwirft zum Gemeinen."

Da ließ er das Buch aufſchlagen, wo eine reine Seite war und ſprach: „Da laſſe Jeder einſchreiben, was er geben kann und will zur Stadt Beſtem. Es wird ein gut Geld werden, das man freiwillig gibt."

Und voran mußte der Schreiber ſeinen Namen ſchreiben, des wackern Herrn Brakow, und ein groß Stück Geld dabei. Nun drängten ſich Alle, es ihm nachzuthun. Manchen mochte es wohl ſauer angehen, wollte aber Keiner zurückbleiben; und aus Eitelkeit ließ Mancher mehr ſchreiben, als er wohl zuhaus verantworten konnte. Aber thut das nichts; es half doch zum Beſten mit. Johannes Rathenow mußte ſich wohl freuen darüber, aber er ſchaute doch wehmüthig. Er konnte nichts einſchreiben laſſen. Aber er hatte mehr gethan als Alle, denn ohne ihn wäre es wohl nicht dazu kommen. Zuletzt trat Herr Bartholomeus Schumm heran, und der nannte ſo viel Schock Groſchen, als wohl Alle zuſammen

ſchreiben laſſen. Darüber erſtaunten ſie ſehr. Das freute ihn, aber er ſprach kein Wort, und that, als wäre es nichts. Nun ſträubten ſich auch nicht mehr die von den Gewerken, ſondern ſie bewilligten alle einſtimmig den Schoß, den der Rath von der gemeinen Bürgerſchaft ausſchrieb.

Und in Allem waren ſie einhellig; nur als die Briefe verleſen wurden, die der Rath an Fürſten draußen geſchrieben, ihnen zu Hülfe zu kommen, ſchüttelte der Johannes den Kopf, und war ſeine Meinung, daß man die nicht abſchicke: „Denn ſo wir auch mit Recht in Feindſchaft ſind mit unſerm Herrn, und die Wehr in die Hand nehmen wider ihn, weil er Ungebührliches fordert, und uns will nehmen, was unſer iſt und war von Alters, darum ſind wir doch noch Märkiſche und er iſt unſer Herr. Iſt das eine Sach, die ſich im Haus abthun laſſen muß, als wie man, wenn die Glieder einer Familie ſich zanken, nicht Fremde dazuzieht. Sondern man ſtreitet und ſchlichtet unter ſich; denn der unſer Feind iſt, iſt doch unſer Blut, und iſt Eines Ehre auch die des Andern."

Einige waren für ihn, Andere gegen ihn.

„Was iſt er unſers Blutes!" rief Pawel Sydekam. „Er ſpricht hochdeutſch und wir ſächſiſch."

„Nichts deſto weniger iſt er unſer Herr, von Kaiſer und Reichs wegen, und wir haben ihm gehuldigt! ſagte Herr Johannes. Das Recht iſt für ihn und das Recht iſt für uns.“

„Aufs Recht kommt's hier nicht an, ſagte der Strobant, es fragt ſich: wer's kann.“

„Ohne Recht, Ihr Herrn, kein Ding auf Erden! rief der Bürgermeiſter. Iſt's nur ſchwierig hier, wer das Recht finden muß.“

Sie ſtritten noch viel darüber, aber freundlich; endlich kamen ſie überein, daß man die Briefe an die Fürſten annoch niederlege und nicht abſchicke. Sondern der Rathsſchreiber ſollte zuvorderſt Briefe aufſetzen an große Rechtskundige und an die Univerſitäten zu Prag und Leipzig, daß ſie ein Gutachten gäben, ob die Städte Berlin und Köln des Rechtes ſeien, in ihrer Streitſache mit dem Markgrafen, als wie ſie die märkiſchen Städte und Herren zu ihrem Beiſtand aufforderten, auch Fürſten des Reiches, die nicht zur Mark gehörten, zu ihrer Hülfe zu rufen, ſowohl nach Kaiſerrechte als nach gemeinem.

Damit war Herr Johannes zufrieden; der Pawel Strobant aber krächzte und ſprach etwas höhniſch: „Ob ſie uns beiſtehen nach Kaiſerrecht oder gemeinem, das verſchlägt nichts, wenn ſie nur ſchlagen.“

Nun mag ſich Jeder denken, wie es rührig war an dem Tage und dem folgenden zu Berlin und Köln. Da ſah man Helme putzen und Harniſche, und die Waffenſchmiede hatten guten Verdienſt. Es dröhnte und rauchte in allen Schmieden. Die Thore und Mauern waren doppelt beſetzt, und doch ritten ſie aus und ein mit Meldungen allerhand. Denn ſie dachten nicht anders, als daß der Markgraf mit Roß und Mann von Spandow kommen werde, und ſich lagern vor der Stadt. Da ward aus den Dörfern hereingetrieben Zugvieh in großer Menge, und große volle Wagen kamen gezogen, daß ſie faſt durch die Thorbogen nicht konnten und die Brücken krachten. Da übten ſich die Gewerke auf den Angern und Plätzen im Armbruſtſchießen, und Geharniſchte von Kopf bis Fuß ſah man von früh bis ſpät durch die Gaſſen kurren.

Das meiſte Leben aber war zu Köln an der Spree da, wo des Bartſcheer Bude geſtanden, und ſie hatten dicht am Fluß die Grundmauern gelegt zum neuen Schloß. Die Arbeit ſtand nun freilich ſtill, und hatten die Werkleute auch kaum viel thun können, denn das Volk hatte ſie ſchrecklich geneckt, und itzt hatten ſie die Schiefer zerſchlagen, die Steine umhergeworfen und die Hölzer zerhauen

und Jeder ſtahl was er Luſt hatte, nicht um des Holzes willen, ſondern den Schabernack. Denn jeder Bürger, der Holzes bedurfte, konnte es aus der Haide holen. Es wuchs genug. Aber die Stadtmauer, die ſich von der Spree aus, da wo itzt die Apotheke iſt, nach dem Werder hinzog, die war niedergeriſſen, und die Mauern des Schloſſes ſollten ſie erſetzen; aber die waren noch kaum über der Erde. Alſo war es ein großes Loch im Netz, durch das Jeder hineinkonnte, wären nicht das Waſſer und die ſumpfigen Wieſen geweſen. Da galt es nun helfen, und raſch. Mauern ließen ſich nicht ſo ſchnell ziehen, und ein Erdwall that es auch nicht. Um deshalb hatte Herr Johannes Rathenow und der Rath verordnet, daß ſie einen Bleckzaun aufführten über den Grundlagen der Mauern, die der Kurfürſt zu ſeinem Hauſe gelegt. Ueber den Bleckzaun iſt viel geſtritten und geſchrieben worden, und nahm es der Kurfürſt Friedrich als den größten Schimpf, der ihm von den Kölnern angethan, daß ſie dieſen Zaun aufführten. Und das war es auch, da wo eines fürſtlichen Schloſſes Mauer gelegt war, Pfähle einzurammeln und Schwellen, und von Bohlen und Balken einen

Zaun zu zimmern, zur Schutzwehr gegen ihn selber: das war doch ein Spott!

So nahmen's auch die Bürger; denn was sie hätten können von schlechteren Leuten thun lassen, das war ihnen eine Lust selbst zu thun. Da war Alles auf den Beinen, was die Arme rühren konnte. Von den reichsten Geschlechtern, alte Männer und junge Fante, die sonst kein Stück Holz in die Hand genommen hätten, die schleppten Pfähle heran, und einträchtig trugen Patricier und Gemeine schwere Balken auf ihren Schultern. War's an dem Tage wie ein großes Fest. Die Reichen ließen Wein und Bier schenken den Dürftigen und tranken mit ihnen auf das Wohl der Stadt und ihre Freiheit. Ja dazumal sah man recht, was ein Gemeinwesen kann ausrichten, wenn Alle einträchtig sind, und Jeder thut was er soll und darüber. Denn wenn sie's auf Tagelohn gegeben, oder in Verdung, da hätte wohl eine Woche zu gehört, ehe daß der Zaun fertig wurde. Nun aber ward er noch an selbem Tage fertig, denn sie hämmerten bis vor Mitternacht bei Fackellicht und bei den großen Feuern, die sie anzündet. So schafft sich was, wenn das Feuer auf den Nägeln brennt.

Aber was sie fürchteten, der Markgraf kam

nicht; auch ſchauten die Wächter auf den Thürmen umſonſt aus nach Roß und Mann auf den Straßen. Auch die Späher, die ſie in die Spandower Haide geſchickt, kamen zurück, und hatten nichts geſehen. Und ein Bürger der vom Markt kam, ſagte, es ſei ruhig in Spandow, und die Herren tafelten und zechten, und dächte Keiner daran, Berlin mit Krieg zu überziehen. Das war gute Kunde, und den Bürgern ſchwoll der Kamm. Da ſchwur Mancher am Abend, der gut getrunken hatte, er ſolle nur kommen, der Markgraf, die Bürger würden ihm das Bad geſegnen.

Die Herren im Rathe trauten dem Landfrieden nicht. Aber ſie waren gar ſehr verwundert, als ein markgräflicher Reiter kam, von dem ſie nichts Anderes erwarteten, als er brächte den Fehdebrief, und ſtatt deſſen war's ein Schreiben aus der Kanzlei des Kurfürſten: daß die Herren ſich ſchier verwunderten über die Dinge, ſo ſie aus den Städten vernähmen, und ſie ſollten ja des eiligſten des Markgrafen Richter, den Balthaſar Hake, wieder frei laſſen, und die kurfürſtliche Arche, ſo Etliche von ihnen erbrochen und ſeine Papiere zerſtreut, wieder ſchließen, denn ſie, die Herren in der Kanzlei, hätten Roth, daß ſie's dem Markgrafen noch

verbürgen, der ſehr zornig ſein würde, ſo er's erführe. Darum ſo baten ſie ſie, als liebe und getreue Herren, die Sache in Güte zu ſchlichten.

Da machten die Herren große Augen, und Manches Geſicht verzog ſich recht ſonderbar zum Lachen; Alle aber athmeten leicht auf.

„Sanct Petrus! rief Claus Möwes, was muß der Markgraf für taube Ohren haben, daß er's nicht hörte, und ſeine Räthe hörten's doch.“

Ja ihnen ſchwoll auch der Kamm, wie den Bürgern, und wäre Hans Rathenow und Konrad Rake nicht geweſen, ſie hätten gute Luſt gehabt, einen Brief wieder zu ſchreiben, den der Markgraf auch Niemand gezeigt hätte. Des Menſchen Herz iſt ein verzagt Ding, aber auch ein trotzig Ding. Es hält ſchwer, daß es im Ebenmaas bleibt. Aber die Verſtändigen behielten die Oberhand, ob ſie ſich doch freuten, daß die beim Fürſten die Sache nicht gleich auf die Spitze trieben. Denn ſo der Markgraf auf der Stelle vor die Städte gerückt wäre, wie hätten ſie ſich halten und ihn abwehren ſollen. Wenn es ſich hinzog, ſo wuchs ihnen Hülfe von mancher Seite, ſie hofften es wenigſtens, und was ſich in die Länge zieht, das nimmt oft einen ganz andern Ausgang als der Menſch fürchtet, aber auch

als er hofft. Darum ſchrieben ſie wieder einen Brief, ſo geſchickt als der andere geſetzt, und voller Unterthänigkeit, worin ſie ſchrieben, daß das Alles des Baltzer Bontin Schuld ſei, der durch ſein übermüthig und falſches Weſen die Bürger aufgebracht und den Namen des gnädigen Herren gemißbraucht, weshalb ſie die aufgebrachte Menge nicht zurückhalten können, die den Baltzer todtſchlagen wollen darum, daß er ihres gnädigen Herren Namen und Ehre gefährdet. Alſo ſei auch der ganze Aufſtand, der fern ſo übel rieche, von gar gutem Geruch, und nur zu Gunſten ihres gnädigen Markgrafen, als welcher von dem Baltzer betrogen worden und in ihm einen ſchlechten Diener gehabt, der ſich bei allem Schlechten gerühmt, daß er es auf Geheiß ſeines Herren thue. Alſo würden ſie auch den Balthaſar Hake frei geben, der nur um deswillen von ihnen geſetzt worden, weil er mit dem Baltzer unter einer Decke geſpielt, alſobald ſie ſich mit dem auseinandergeſetzt hätten. Und noch viele feine Worte mehr ſtanden in dem Briefe von Achtung und Unterwürfigkeit, und hatte Herr Mathis Blankenfelde viel dazugegeben.

Gegen den kurfürſtlichen Richter Balthaſar von Hake waren ſie Alle ſehr ergrimmt, denn er hatte

sich hoffährtig benommen so gegen die Geschlechter als gegen die Gemeinen; und war ein finsterer Mann. Darum gönnten's ihm Alle, daß er im Gefängniß saß, wo sie ihn eingesteckt, darum daß er einen Bürger wollen setzen lassen, den der Baltzer als Bürgermeister vors Gericht gestellt, aber die Schöffen hatten kein Unrecht finden wollen, weil der Bürger nichts Anderes gethan, als der Baltzer selbst, da er noch nicht Bürgermeister war. Er hatte gegen den Markgrafen in einem Weinkeller geschimpft. Darum hatten sie ihn, den Balthasar Haken, in dasselbe Gefängniß geworfen, wo er den Bürger einsperren wollen, und war darüber, als Baltzer Bortin einschreiten wollte, gegen des Rathes Willen, und sich selbst überhob, der Sturm ausgebrochen. Um deswillen konnte Johannes Rathenow, dem das nicht ganz recht dünkte, daß die Stadt einen Richter festsetzte, so nicht ihr Richter war, sondern des Kurfürsten, nicht durchdringen. Denn die Herren beriefen sich auf die alten Statuten; und der Hoppenrade holte aus der Lade die Urkunde vom Tage nach Sanct Ambrosius, Anno 1317, darin Markgraf Waldemar der Große bestimmt, und gesagt: „„Auch wollen wir, daß unsere Mannen und Vasallen, um ihre handhaftige That, welcherlei

Verbrechen ſie auch begangen haben, ſollen zu Rechte ſtehen vor dem Gerichte des Schultheißen zu Berlin, und ſollen Rede geben für ihr Verbrechen daſelbſten.“ Die Siegel unter der Urkund waren noch unverletzt, (und man ſieht ſie heute noch) und als Zeugen ſtanden darunter vollgültige Namen, als Herzog Rudolf zu Sachſen, Herr Cunrad von Redern, Herr Friedrich von Alvensleben, Herr Cunrad von Klepat, Herr Dietrich von Kerkow und Andere mehr.

Vor ſolchem Zeugniß mußte Johannes Rathenow ſich beugen, aber er that's ungern. Die Herren vom Rathe aber waren ſehr froh, und ließen Abſchriften fertigen von der alten Urkunde, um ſie an die Städte zu ſenden und an die Fürſten, mit den Briefen, damit ſie beweiſen, daß ſie im Recht waren. Und es ließ ſich nicht beweiſen, daß das Privilegium, ſo Graf Waldemar ihnen darin gegeben, über ſeine Vaſallen zu richten, nachmalen wäre wieder aufgehoben worden.

Zur ſelbigen Zeit ſah man manche fürnehme Perſonen in den Städten. Ritter, Herren und Bürger waren's. Sie kamen nur des Fürgedens, als Fremde, ſo hier Geſchäfte hätten, oder durchreiſeten. Aber wußten's Alle, daß ſie mit dem Rathe

verhandelten, von wegen des Streites mit dem Markgrafen. Die Meisten, auch die von den märkischen Städten, sprachen zur Einigung; nur Wenige redeten sie auf zum Trotz. Aber grade das machte die Berliner immer trotziger. „Er wagt uns nicht mit Gewalt anzufassen; darum will er uns mit List klein kriegen.“ So sprachen sie. Andere meinten, aus den großen Umständen und den freundlichen Worten, die der Markgraf gebe, sehe man's recht, wie wichtig ihm Berlin sei und Köln, die durch sich selbst die Hauptstädte geworden der Marken. Aber grad darum sei es Ehrensache ihnen, und wenn er auch goldne Berge verspreche, festzuhalten' an ihrem Recht. Denn wenn er's ihnen entwunden aus ihrer starken Hand, sei's ihm leichte Arbeit, es den andern schwächern Städten zu nehmen. Und gleich wie sein Vater seliger, Friedrich der Erste, es versucht vor zehn Jahren an der Oder in Frankfurt, und sei's ihm nicht gelungen, als er gewollt; so wollten und dürften sie's auch nicht ihm gelingen lassen. Denn so sie fielen, so fielen alle, und die Schmach komme auf sie, die die ersten waren.

So dachten die Stolzen unter den Berlinern und Kölnern, und Herr Johannes Rathenow freute

ſich des Sinnes. Denn es dünkte ihm ehrbar und recht. Und hätten Alle ſo gedacht in den märkiſchen Städten, es wäre anders kommen, als es iſt.

Da war auch Herr Niclas Perwenitz wieder in Berlin. Aber er erſchien nicht im Rathe als Abgeordneter von Alt- und Neu-Brandenburg; ſondern als Handelsherr, der, wie er vorgab, wegen der zerſchlagenen Schiefer, ſo er zum Schloßbau geliefert, zuſehen wolle, was ſich thun laſſe, denn der Schieferdecker Bertold von Daſſeleben gehe ihn an, wegen Schaden und Gewähr. Doch im Stillen verhandelte er viel mit den einzelnen Rathmannen und ſprach zum Guten. Er gab auch in ſeiner Herberg zum Hirſch manches Gelag, wo aufgetragen ward, daß die Tiſche knackten, und der ſüße Wein in Strömen floß. Die Herren ließen ſich auch nicht lumpen, ſie gaben's ihm wieder, und bald daß ſie in der Brüderſtraße, bald in der Oberberger und ſonſtwo die Gläſer klingen ließen und die Geiger ſtrichen, und von jedem Gelag kam Herr Niclas mit ſchwerem Kopfe heim, aber niemals mit leichtem Herzen: „Weiß der liebe Gott, ſprach er dann bei ſich, was in die Berliner gefahren iſt! Wären ſie damals ſo geweſen, es ſtünde itzt anders für ſie. Aber ſind nie zur rechten Zeit, was

ſie ſein ſollen." — Wo er anklopfte bei den Herren, um das, was er wollte, da gaben ſie ihm hohe Worte und ſchüchterne zugleich. Sie ſagten, es ſchicke ſich nicht für den Einzelnen, um das zu verhandeln, was die Allgemeinheit angehe. — „Mein Gott, ſprach er dann, Ihr macht's ja; was Ihr wollt, thun ſie; Ihr ſeid ja die Gemeinheit!" Dann mußte er Predigten hören, daß er ja ſelbſt den Gemeinen das Wort geführt. Wenn die Geſchlechter ungeſtört beim Regiment geblieben, wäre all die Scheelung und Irrniß nicht gekommen. „Verhandelt nur, lieber Herr Perwenitz, mit den Gemeinen, da werdet Ihr ſehen, was ſich aufſtellen läßt. Wir waren dazumal ihre Herren; itzt ſind wir ihre Diener." Das war nicht wahr; aber der Brandenburger durft's ihnen nicht ſagen. Denn große Herren lieben manches Mal, daß ſie Andern zu gehorchen ſcheinen, wo ſie in Wahrheit befehlen; und es geht Alles nach ihnen und wie ſie wollen, aber es hat den Anſtrich vor den Leuten, als regierten die Andern. Herr Perwenitz wäre längſt abgereiſt, hätte er nicht noch auf etwas gewartet.

Dazumal ließ der Markgraf Antwort ſchreiben auf der Städte ihre Briefe, und die waren ebenſo fein geſetzt und künſtlich geſchraubt. Konnte man

leſen, daß er voller Danks ſei über ihre gute Geſinnung für ihn, und daß ſie darum mit dem Baltzer Boytin ſich veruneinigt, und wiſſe er wohl, daß das nur ſchlechte Leute wären, die in den Weinkellern auf ihn geſcholten und das Volk aufgehetzt; und daß ſeine guten Rathmannen und Gewerke von Berlin und Köln, was Unfug geſchehen, höchlich misbilligten und abſtellen würden, was an ihnen. Darum aber, daß die Sache geſchlichtet werde, denn auch der Baltzer Boytin führe Klage wider ſie, bei ihm dem Markgrafen, ſollten ſie dem freies Geleit geben, daß er zu ihnen komme und ſeine Sache führe, wie er ihm denn ſelber freies Geleit gebe durch alle Marken. — Und Baltzer ſchrieb ſelber auch deshalb einen Brief an den Rath, und auf dem Deckel ſtand es ſo: „„Den Ehrwürdigen Herren zu Berlin und Köln, meinen lieben Herren und Freunden, komme dieſer Brief.““

Der Rath aber ſchrieb ihm eine Antwort, die ſo lautet: „„Unſern Gruß zuvor, lieber Baltzer! So Du uns geſchrieben haſt von unſers gnädigen Herrn Geleite, daß Dir gehalten werden ſoll, damit Du Dein Gut verkaufen, vertreiben und friedlich austragen mögeſt, laſſen wir Dich wiſſen, daß wir Dir darum nun nicht ſchreiben können: ſondern willſt

Du Dein Gut verkaufen und vertreiben, das lieget an Dir.*) Geschrieben unter der Stadt Insiegel, dessen wir zu dieser Zeit sämmtlichen gebrauchen, am Mittwochen nach u. s. w.""

Mit solcherlei Hin- und Hergeschreibe verging viel Zeit, und es geschahe nichts. Aber heimlich waren sie doch thätig, und warben Freunde und rüsteten und streuten Gerüchte aus. Da eines Abends, als er am nächsten Tag drauf abreisen wollen, trat recht verdrießlich der brandenburger Rathmann in die Stube zu seinem alten Freunde, und kündigte es ihm an.

„Könnet Ihr's nicht abwarten?" sprach Johannes und lächelte etwas.

„Hoffen und harren, antwortete der, hat sein End; und den Reim darauf laß ich Euch hier. Die Brandenburger brauchen keinen Narren mehr als sie ohnedem haben."

„Werdet Euch doch verpusten!"

„Meine Lunge ist aus, und mein Weib wartet zuhaus. Mag der Markgraf einen Andern schicken.

---

*) Late wy dy weten. dat wy dy darup nu nicht schriven konnen; sondern wilt du din gut verkopen unde verdrisen, dat liget an dy.

Wenn ſeine Heimlichkeiten Oeffentlichkeiten wurden, fliegen ſie ihm wie die Schwalben im Frühjahr ohnedies in den Hof. Was braucht er Heimlichkeiten!"

„Wartet noch, Herr Niclas Perwenitz. Ich redete heut im Rath bei geſchloſſenen Thüren. Zween Stunden dauerte es, und ging heftig zu. Sie ſagten, ſo man alle die Papiere und Briefe leſen laſſe, möge man hinter Vieles kommen, was dem Markgrafen und Vielen ſonſt zu Unehren gereiche. Das wolle Gott nicht, antwortete ich, daß Unehre komme auf den, der unſer Herr iſt. Denn die Unehre des Herrn fällt auf ſeine Diener zurück. Und was hilft uns ſeine Unehre? Und was frommt uns, die wir nun zum Guten vereint ſind, daß wir Schlechtes auskehren von Einigen? Das gibt neuen Zank und neue Aergerniß, und haben wir nicht gelobt, zu vergeſſen und zu vergeben, was geſchehen iſt?"

„Das hat gewirkt. Nicht ſo? fiel der Brandenburger ein. Die Einige wollte Keiner ſein."

„Wenn man den Schnee und das Eis im Frühjahr aufhaut, und aus den Gaſſen fegt, dann kehrt man den Koth darunter desgleichen fort, und ſchafft ihn vors Thor und fragt und unterſucht nicht zu-

vor, wer ihn dahin ſetzte, daß er darum Rechenſchaft gebe. Das ſprach ich, und hab's durchgeſetzt —"

„Was?" unterbrach ihn Niclas Perwenitz.

In dem Augenblicke ging die Thür auf und der Rathsknecht Andreas warf ſtöhnend ein groß zuſammengeſchnürt Paket von Schriften, die er mit Mühe die Treppe hinaufgetragen, in die Stube.

„Da liegt's, Geſtrengen! 'S iſt doch ſchrecklich, was die armen Menſchen ſchreiben müſſen."

„Da liegt's, lächelte der Bürgermeiſter, und winkte dem Knecht ſich zu entfernen. — Hier ſind drinnen des gnädigen Herren Heimlichkeiten, und mein Wort drauf, es hat ſie noch Keiner geleſen."

„Ich glaub's."

„Der Rath hat ſie mir überantwortet, daß ich auf Eid und Gewiſſen damit thue, was zur Stadt Beſten. Und das will ich itzo. Es ſchickt ſich nicht, und frommt uns nicht, daß wir aufdecken, was unſer gnädiger Herr wollte, daß es geheim bleibe. Darum nehmt die Schriften, Herr Perwenitz, ſchnell und ſtill, und ladet ſie auf Euren Wagen, und bringt ſie Eurem Herren."

Der Perwenitz ſchaute ihn verwundert an, und lächelte vor Freude: „Ihr wolltet es wagen, lieber Freund?"

„Ich will's. Raſch damit fort, ehe ſie ſich anders beſinnen.“

„Herr Gott, Johannes! Der Himmel lohn' es Euch, und der Markgraf wird es, aber die Herren —“

„Ich ſag' Euch, fort damit.“

„Lieber Freund, wenn ſie's erfahren! Will Euch ein Mittel angeben, denn bei Gott, es ſchmerzte mich, ich könnt's nicht verantworten den Dienſt, den ich dem Markgrafen thue, Euch zu Schaden.“

Und er ſchlug ihm vor, daß er alte Papiere nehme, die nichts werth ſeien und ſie mit ihm zuſammenbinde, und darum den Umſchlag thue und die Schnüre des Packs aus der Arche. „Damit kommt Ihr morgen aufs Rathhaus, und laßt ein Feuer anzünden vorm Haus und ſagt den Herren, Ihr habet nichts in den Papieren funden, was der Stadt beſſer ſei, als daß ſie es dem Feuer übergibt. Dann brennt's, und ein Anderer ſuche nach, was drin ſtand. So dient Ihr Allen; dem Markgrafen thut Ihr einen großen Gefallen und ſalvirt Euch ſelber.“

„Diene nicht gern zweien Herren, ſprach Johannes Rathenow. Was ich thue, iſt offen, und was ich thue, will ich verantworten vor männiglich

Liebe nicht Heimlichkeiten. Darum ſchafft mir die fort als ſchnell es geht."

Da ergriff der Brandenburger des Meiſters Hand: „Ihr ſeid ein wackerer Mann, und der Markgraf hat in Berlin einen heimlichen Freund, als er nicht denkt."

Johannes riß die Hand zurück und ſein Auge glühte faſt zornig: „Da ſei Gott für, daß er das denkt. Er würde ſich täuſchen gewaltig. Ich diene meiner Stadt und bin ihr Freund, das ſagt ihm, Herr Perwenitz, und ſagt es Allen, die Ihr ſprecht Und nichts Anderes bin ich, nichts Heimliches, Herr Perwenitz. Dieſe Glieder ſind alt, meine Knochen mürb, aber ſagt ihm, ſo er vor Berlin erſcheint, und will ein Haar krümmen der Stadt Gerechtſamen, da ſoll er mich ſehn auf der Mauer im ſchweren Harniſch und die Armbruſt ſpannen, und Gott helfe mir, ſo ich muß den Bolzen ſchnellen gegen den, der mein gnädiger Herr iſt."

Da wußte Herr Perwenitz, daß nichts mehr zu thun war, er war aber auch mit dem zufrieden. Und noch ſelben Abends ließ er durch einen treuen Diener, und er ſelbſt trug mit, das Paket nach dem Hirſch bringen und gleich auf ſeinen Wagen verladen und feſt ſchnallen. Ja dann ſchlief er

ſelber, in Pelze verhüllt, auf dem Wagen, daß Keiner über Nacht an den Schatz gerieth, und früh Morgens, ſobald die Thore geöffnet wurden, fuhr er hinaus und gen Brandenburg, daß es keinen Verdacht gäbe. An dem Abende lobte es Herr Perwenitz, was ſonſt wenige Leute loben, daß keine Laternen in Berlin brannten.

Doch muß geſagt ſein, daß ſie nicht als Feinde ſchieden, der brandenburger Rathsherr und der berliner Bürgermeiſter. Vielmehr als das Geſchäft abgethan, tranken ſie noch trautlich eine Flaſche mitnander, und ſtießen an auf ihre Freundſchaft, daß die lange daure und nimmer aufhöre. Und dann auf ihre Lieben, wo dem Johannes das Auge feucht ward.

„Und Ihr habt Euer Töchterlein noch nicht 'mal geſehen?“ ſprach Herr Perwenitz.

„Morgen, morgen, entgegnete Johannes. Morgen darf ich Vater ſein; bis heut war ich Bürgermeiſter. Gott ſei Dank, daß ich ſie morgen rufen darf.“

„Sie ſoll ſchön ſein und hoch gewachſen. Daß ſie Eure alten Tage verſüße!“

Herr Johannes antwortete nicht. Seine Blicke

ſuchten den Boden: „Als wie Gott will", murmelte er.

„Es ſteht Alles in ſeiner Hand, ſagte der Gaſtfreund, der den Sinn verſtand. Aber der Menſch kann, und er ſoll auch dazu thun. Allerbeſter Herr Rathenow, es iſt ſchlimme Zeit; aber es heißet auch: Schicket Euch in die Zeit! Was wir thun dürfen, das ſtehet geſchrieben, aber was wir thun ſollen, das ſteht nicht Alles verzeichnet. Es ſteht in jedes Mannes Bruſt geſchrieben, und an ihm iſt's, herauszuleſen was recht iſt. Verſteht mich, nicht ſein Recht, das kennt Jeder. Das Rechte, was ſich ſchicket und gut iſt, kennen Wenige. Das Recht weiſt immer hinter uns, auf das was war. Es iſt ein Land, darin wir waren, nun aber treten wir heraus. Das Rechte liegt vor uns, wie eine weite Gegend, in die unſer Fuß zum erſten Male tritt, und wir wiſſen nicht die graden Wege, weil wir noch nicht drin gangen ſind, wir müſſen ſie ſuchen. Wer da immer nur zurückdenkt an die Wege im vorigen Lande, verirrt leicht. Gott gab uns Augen, Sinne und Verſtand, um zu prüfen und zu fühlen. Wir ſollen uns zurecht finden in dem neuen Lande. Und tritt nicht Jeder von uns in ſolch neues Land? Iſt nicht unſer ganzes Le-

den ſolche Reiſe? Die alten Weiſungen, die alten Satzungen reichen nicht aus, als wie des Vaters Rock nicht ausreicht für Kind und Kindeskind. Wir müſſen uns ſchicken und lernen und fügen in das Neue. Hart iſt's oft, wenn der Fuß ſchon müde ward, noch lernen müſſen. Aber was wir lernen müſſen, iſt nicht immer das Schlimme. Herr Gott, dann ginge ja die Welt zu Ende."

„Und wer weiß das!" ſprach Herr Johannes für ſich, als ſie aufſtanden und ſchieden mit einem langen Händedruck. Ihre Augen laſen tief ineinander, aber ſie ſprachen kein Wort mehr.

„Und das Recht muß doch bleiben, ſagte Johannes, als er allein war. Wer kann denn nicht geſchehen machen, was geſchehen iſt!"

Nachmalen hieß es in Berlin, ſie hätten dem Markgrafen nur um deswillen ſeine Heimlichkeiten ausgeantwortet, weil Keiner das viele Geſchriebene leſen mochte.

Andern Tages kam ein Brief von dem Baltzer Bortin an den Rath beider Städte, darin er ihnen offene Fehde ankündigte. Der lautete ſo:

„„Wiſſet, Bürgermeiſter, Rathmannen, Bierge-

werke, Gilden, und alle gemeine Bürger und Einwohner beider Städte Berlin und zu Köln, alle die da mit Euch haben Bürgerschaft und Bauernschaft, Rauch und Brot, und die Euch sind unterthänig, binnen und buten der genannten Städte beide, daß ich will Euer offenbarer, entsagter Feind sein, Euer als auch aller Eurer Güter drinnen und draußen, ich und alle Diejenigen, die sich werden geben in meinen Frieden und Krieg. Und will mich dessen mit allen meinen Mithelfern gegen und wider Euch Alle Vorgenannte, und gegen alle die Euren, zu Ehren meiner Ehre und aller meiner Mithelfer ganz und gar bewahret haben. Gegeben zu Mildberg am Dienstag in den heiligen Ostern mit meinem aufgedrückten Insiegel.

Balzer Boytin.""

Achtes Kapitel.

Kein guter Mann reitet gern durch eine Haide, wenn der Abend anbricht, und Schneewolken am Himmel ſtehn. Das iſt noch itzt ſo, wo Vieles beſſer iſt als ehedem. Denn an den Kreuzwegen ſtehen Pfähle mit hölzernen Armen dran, die weiſen rechts und links, oft auch vorwärts und zurück; und kann man's auch nicht mehr leſen, was dran ſteht, man kann's doch denken. Aber in alten Zeiten da waren die Haiden anders, und zumal die in den Marken, nach der Oſtſee zu und nach der Nordſee. Da konnte man Meilen lang reiten, und ſah keinen Pfahl und keinen Menſchen, und die Wege ſchnitten ſich im Sande nicht anders, als wie die Karren gefahren und die Roſſe ihre Hufen im Boden gelaſſen. Es ſuchte Jeder ſich ſeinen Weg, der ihm gefiel. Und kein Dorf und kein Haus und

keine Haidewärterhütte; kein Rauch wirbelte auf und kein Hund ſchlug an. Das war eine Einſamkeit, die kein Menſchenherz liebt; auch hat's in den Marken wenig Einſiedler gegeben. Die, wenn ſie auch die Menſchen ſcheuen, und ihre Stimme, wollten doch den Gott ſprechen hören, der Himmel und Erde ſchuf, und ſeine Stimme tönt im Murmeln des Quells, der von den Steinen fällt, im Vogelgeſang, die in den grünen Bäumen niſten, und im Rauſchen der Laubwälder, was gar mächtig auf die Seele wirkt. Aber hier gab's keine Quellen und Felſen, und der Sturm, ſo er in die meilenlangen Kieferwälder ſich wirft, das iſt kein Rauſchen wie Gottes Allmacht, auf deſſen Fittichen, wo er zerſtört, ſein Segen fliegt. Das knarrt und ſtöhnt und ächzt und heult, als wie der ewige Jammer, der in der Natur iſt, und nach Erlöſung ſeufzt und ſie nicht findet. Da iſt kein Wechſel in den Stimmen, es iſt das ewige Einerlei, und das Herz, das warm ſchlägt, fröſtelt, und ſehnt ſich hinaus.

Und ſo einſam es iſt und ſtill, es ſpricht doch laut ein Geiſt durch dieſe Wälder, wo die Stämme ſonder Büſche in die Höhe ſtarren, und über dieſe öden Felder, wo das Haidekraut in allerhand Farben blüht. Das iſt der große Klagegeiſt der unter-

gegangenen alten Geſchlechter und Völker, die ehedem hier gehauſt, und nun ſind ſie nicht mehr. Die Wälder ſchallten wieder von ihrem Hörnerklang und luſtigem Jagdgetön, die Flüſſe und Seen vom Geſang der Fiſcher und Fiſcherinnen, der Rauch ſchlängelte ſich von ihren gaſtlichen Hütten durch die Kieferwipfel, und jeder Fremde, der an ihre Schwelle trat, war willkommen. Da floß Milch und Honig und Meth und der Kaufmann zog befreundet und ſicher durch ihre Gauen. Die ſind nicht mehr; der eherne Fuß des Deutſchen trat ſie nieder. Ihre Götterbilder zerſchmetterte ſeine Art, ihre Wohnungen verbrannte er; er machte ſie zu Sklaven oder ſcheuchte ſie in die Sümpfe. Ihre laute Stimme verhallte; ſie tönt nur noch wie das nächtlich ſchrillende Geheul der Eule. Und ihre Augen blinzeln ſcheu, ſie ſchlagen ſie nicht mehr auf, und ihre Väter, die große Helden waren, haben ſie vergeſſen. Das iſt der Klagegeiſt, der durch dieſe Haiden ſtreift und das Herz bang macht. Der Sturm iſt ſein Geſang. Er fragt, wo die ſind, die ehedem waren? Er zählt die runden Hügel auf den Höhen, und ihrer ſind ſo viele, und unter jedem ſchlafen Geſchlechter.

Da zumal ſind die Haiden lang und öde und

unfreundlich, wo die Marken an die Lauſitz ſtoßen. Kaum bemarbt mit dürrem Haidekraut iſt auf lange Strecken der unfruchtbare Boden, und die Kiefern ſtarren traurig in die Wolken. Hierhin folgte kaum der Zorn des Sachſen dem flüchtigen Wenden. Er ließ ihn ſitzen in den Sumpfwäldern der Spree und auf den Sandflächen, wo nur der Buchweizen gedeiht. Es iſt ein Land für Verſtoßene, und lange noch ward hier wendiſch geſprochen weit und breit, und noch itzt ſitzt ein zerſtreutes, vereinzeltes Völklein dort, hangend an den alten Sitten und der alten Sprache. Es ſingt ſelbſt noch alte Lieder bei der Ernte, und auf dem Leiterwagen, wenn ſie mit bunten Bändern geſchmückt zur Hochzeit ziehen und die Braut holen. Sie ſind wieder froh worden, haben die alte Zeit vergeſſen.

Durch dieſe Haiden führte der alte Weg ins Sachſenland und nach Böhmen. Wer ihn zog, ſah ſich wohl vor. Der Herbergen gab es kaum eine, auch Schlöſſer und Gränzburgen wenige. Die Städte liegen weit voneinander, und ſchirmen ſich zwiſchen Sümpfen, durch hohe Mauern, Thürme und Gräben. Und wenn ein einzelner Wandersmann, ein Reiter allein des Weges zog, war ihm doch die Einſamkeit faſt lieber, als wenn er im Buſch das Laub raſcheln hörte und fern vom Wal-

desſaum ein Schatten ihm begegnete. Er kreuzte ſich und ſpitzte die Ohren, und mit verhaltenem Athem ſchritt er vorſichtig zu. Wie ſchauten ſich zween Wanderer, die ſich begegneten, jeder den andern von fern an, ehe ſie näher traten, und ſo ſie miteinander ſprachen, wogen ſie die Worte ab. Und war's geſchehen, und ſie einander vorüber, dann nahm jeder wohl noch die Hacken in die Hand. Wer war ſicher, ob der Andere nicht hinter ihm Kehrt machte und hinterrücks ausführte, was er Stirn gegen Stirn nicht gewagt. Und die rohen Holzkreuze hie und da am Weg, wo Einer erſchlagen war, und fromme Leute hatten es ihm errichtet, gaben Grundes genug zu ſolcher Furcht. Da bleichte wohl gar im Dickicht ein weißes Gebein, und es waren keines Pferdes, keines Hundes und keines Wolfes Knochen. Oder ſie hatten, wenn gute Leute einen Schnapphahn fingen, und er gerichtet ward, an Ketten ein Glied von ihm am Baum aufgehängt. Auch Steinhaufen ſah man dort. Wo ein Mann unter ſchlimmen Händen blutete, iſt's Jedes, der vorübergeht, fromme Pflicht, daß er ein Steinlein hinwirft; denn wer errichtet dem armen Wicht einen Leichenſtein! So werden aus den Steinlein große Haufen, und der fromme

Wandersmann betet ein Ave Maria ſtill für die Seele, und weiß doch nicht, wem es gilt, ob es ein Feind ihm war, oder ein Freund.

Ach ſchon zu Mitſommers Zeiten, wenn der Himmel klar iſt und die Mittagsſonne niederbrennt auf die Kiefern und die Haidefelder, iſt die Einſamkeit dort gar ſchauria. Wenn ſich ſo kein Lüftchen regt, und die Kiefern ſchwitzen Harzdüfte aus, die die Sinne befangen, und die Weſpen und Bienen ſummen um die violetten Haideblüthen. Und ringsum weit kein Ton als der Specht, der gegen die Stämme hämmert, und Dein eigner Fußtritt, lieber Wandersmann, der auf den glatten Kiefernadeln glitſcht, und der Sand iſt ſo heiß und Du kommſt nicht weiter. Dann wird Dir recht bange in der märkiſchen Haide, und Du horchſt, wenn ein Lüftchen geht und die Kieferwipfel wiegt, wenn die ausgedörrten rothen Stämme knarren, und ein Eichhörnchen von Aſt zu Aſt raſchelt. Dein Gaumen iſt trocken und Du beißeſt in die Spitzen der friſchen Kiefernadeln, die eine betäubende Würze haben. Es iſt aber keine Erquickung. Und das Waſſer, wenn Dein Auge es wo ſieht, bietet Dir auch keine Labung. Roth, grün und gelb ſchillert es aus der Tiefe entgegen, von Schilf und Bin-

ſen umkränzt, und weiße Mummeln ſchwimmen auf dem tückiſchen Waſſerſpiegel, und darunter ſingen die Fröſche einen unheimlichen Geſang. Es wird da Alles unheimlich, aber das ſüße Mährlein weilt hier nicht.

Und iſt's ſchon ſo im Mitſommer, wie erſt im Herbſt, wie im Winter, wo das ſparſame Laubholz ſein grün Kleid abgeworfen, und der Sturm die braunen Blätter über die Haiden fegt! Der klare, friſche, froſtige Wintertag, das iſt freilich ein Weihnachtsfeſt, und auch die Haiden feiern es mit. Da ſtrecken aus der weißen Schneedecke die Kiefern ihre dunkelgrünen Arme und Häupter empor und ſchütteln ſich in Hoheit. Aber es iſt nicht immer Weihnachten im Winter. Das Himmelslicht iſt mit düſtern Schneewolken gedämpft, es rieſelt kalt und naß herab, es droht unheimlich, und kalte Stürme reißen durch die Wolken und peitſchen ſie. Dann iſt's in den Haiden ſchauerlich, und wen der Wind treibt und der Schnee ereilet, und er hat den Weg verloren und ſucht nach einem Obdach, das er nicht weiß, und die Nacht kommt über ihn, dem ſei Gott barmherzig.

Solch ein Nachmittag war's, und der Abend kam heran. Da ritt ein Trupp Reiſender in der

Richtung von Sachſenland nach den Marken. Weiß dort kaum Einer, wo die Gränze iſt. Aber ſie mochten ſchon drüber weg ſein und auf brandenburgiſchem Boden, dahin ſie gehörten. Das ſah man ihnen an; aber auch die Beſorgniß auf ihren Geſichtern, daß die Nacht ſie überraſche, denn ſie waren nicht kundig des Weges, und bald ſchwenkten ſie links, bald rechts. Wenn man's durch die Büſche von ihren Schwertern und Sporen raſſeln hörte, und dann bewaffnete Männer vorbrachen, ſollte man nicht meinen, daß die Noth gehabt ſich zu fürchten. Zu unſern Zeiten hätte ſolche Reiſende Keiner angefallen. Es waren vier Roſſe, und Einer, der offenbar ein Ritter war, mit einer geſchlitzten Lederkappe und darauf ein Baret mit Federn, ritt immer voran durch die Büſche, und ſchaute rechts und links wo er ins Freie kam. Ein breiter, langer Degen klirrte ihm zur Linken, ein Dolch blitzte bisweilen unter dem Mantel an ſeiner Rechten vor, und ein Stahlhemd trug er über dem Lederwamms. Seine Büffelſtiefeln aber waren beſſer wie Schienen, und ſeine Schenkel waren halb darin geborgen. Auch war noch Einer auf ſeinem Roß wohl bewehrt, es war ein Diener des Andern, der hatte einen Helm auf dem Kopf und um die

Bruſt einen Kuiraß, auch Schienen über die Schultern, und in der Hand trug er einen kurzen Spieß. Aber zur Linken führte er noch ein anderes Pferd, das war hoch und ſchwer bepackt und Decken hingen darüber. Er mußte dafür ſorgen, und konnte nicht wie ſein Herr überallhin Aug und Arm haben. Endlich auf einem vierten Pferd kam in Mäntel und Pelze dicht verhüllt ein Frauenzimmer; das mehrte nicht den Schutz, es wollte geſchützt ſein, und ſchaute ſich überall gar ängſtlich um. Den Pferden ſah man's an, daß ſie müde waren, und alle waren überdem ſchwer bepackt. Kurz, es waren Reiſende, denen man wohl ohne Angſt begegnet, aber ſie haben Angſt und dazu Grundes genug, wo ihnen Andere begegnen.

Nun waren ſie aus dem Dickicht heraus, und eine weite, lange Fläche lag vor ihnen; Alles Haidekraut, auf das der Wind hier den Schnee hoch zuſammen getrieben, dort hatte er den Boden kahl gefegt. Nur Knieholz ſtarrte hie und da auf. Die Waldränder in der Ferne verſchwammen ſchon im Nebel.

„Vater, hörſt Du?" ſprach itzt das Frauenzimmer, die an den Ritter herantritt, der ſtill hielt. Und ſo belebt war ihr Blick, und ſo ängſtlich die

blauen Augen. Es war ein ſchön jung Fräulein, als man ihr ins Geſicht ſchaute. Wie ſie in den Pelzen verhüllt ſaß, hätte man's nicht gemeint.

Der Vater hatte es gehört. Es heulte häßlich in der Niederung und das Geheul kam näher, und dann hörte man wilde Sätze und der Schnee ſtöberte auf und es fuhr durch die Sträucher. Ihre Roſſe ſchlugen aus und wieherten wie aus Angſt, und die Reiter konnten's nicht hindern, daß ſie die Köpfe zuſammen ſteckten. Und bald darauf ſprangen ein Paar ſchwarze Körper aus dem Buſch und ſchoſſen in einen weiten Halbkreis um die Reiſenden. Es waren Wölfe und ihr Geheul war ſchrecklich.

„Herr, ſollen wir Lärm machen? ſprach der Knecht. Das Raſſeln mit Stahl vertragen die Beeſter nicht."

Der Ritter ſchüttelte den Kopf, und über den Sattelknopf etwas übergebeugt, verfolgte er mit ſtieren Augen das Spiel der hungrigen Thiere: „Bis ohne Sorgen, Agnes, ſprach er dann, die thun's uns nicht. — Siehſt Du, ſie haben ſelber Angſt."

Und die Thiere ſchoſſen wirklich in immer weitern Kreiſen um ſie, als erſchreckte ſie das Auge des Ritters, das allen ihren Bewegungen folgte;

oder war's das Blinken des Stahls und die ruhige Haltung der Reiter, die da Miene machten, als warteten ſie nur auf ſie. Endlich ſchoſſen ſie mit widerwärtigem Geheul in die Büſche, und das verlor ſich in weiter Ferne.

„Die thun's uns nicht!“ wiederholte der Ritter.

„Aber ſie mögen wiederkehren, ſprach das Fräulein. Laß doch den Dietrich Lärm machen.“

Der Ritter ſchüttelte wieder den Kopf: „Die Wölfe thun's nicht. Wenn wir nur die Nacht wo unterkommen. Aber 's gibt hierum ſchlimmere Wölfe. Die muß man nicht locken.“

Und ſo ritten ſie wieder eine Weil; ſie ſprachen nicht, aber ruhig waren ſie auch nicht, denn Jeder hatte die Augen allerwärts, und die Ohren geſpitzt.

Der Ritter, ein gut märkiſch Blut, das ſah ihm Jeder gleich an, kam mit ſeiner Tochter aus Sachſen, da in der Nähe um Dresden. Er hatte eine Erbſchaft gehoben, und die brachte er mit ſich auf dem Packpferd und in den Säcken, ſo über den andern Roſſen hingen. Denn ließ ſich das in jener Zeit nicht anders abthun; und wer nicht ſelbſt kam und zugriff, und mitnahm, was er greifen konnte, für den wären Andere gekommen und hätten gegriffen und genommen; und fordere es dann

von ihnen und verklage ſie! Und er nahm was ſich packen und tragen ließ und zog ſeiner Heimath zu, wo er es wohl brauchen konnte. Sein Haus war leer und er hatte eine hübſche Tochter. Darum mag man's ihm nicht verdenken, daß er auf den Weg Acht hatte, und auf jeden Buſch, wenn auch nicht klopfte, doch Blicke ſchoß er drauf, ob kein Schnapphahn heraus käme? Die Wölfe kümmerten ihn wenig.

Und ſie hielten noch oft an, immer da, wo ſie aus einem Buſch herausſtraten; und wo ſich was zeigte, was ihnen verdächtig vorkam, da ritt entweder der Ritter ſelber voran, oder ſchickte den Knecht; und erſt, wenn es nichts war, ſetzten ſie den Weg fort. Denn das Dickicht, das böſe Leute birgt, kann auch gute Leute verbergen vor den Böſen. So iſt jedwed Ding in der Welt zu Gutem und Böſem da; es kommt nur darauf an, wie man's nutzt.

Da fragte das Fräulein: „Aber lieber Vater, der Zarnekow iſt ja den Bredows freund."

„War's", antwortete der Alte.

„Du ſelber nahmſt ihn eine Nacht auf, als er verfolgt ward."

„Hm, hm! So was vergißt ſich. Mein Vet-

ter, der in Saarmund, hat ihm nachmalen manchen Streich verdorben."

„Das war auf Geheiß des Markgrafen."

„Jede Hand, die ſchlägt, thut weh."

„Aber Du haſt ihm ja ein Stück Geld geſchickt, und vermelden laſſen, daß Du des Weges kämſt."

„Er ließ mir aber antworten, das wär' verflucht wenig für ſolche Erbſchaft!"

„Er hätte es aber nicht genommen."

„Da haſt Du recht; er iſt ein Edelmann. Aber Geleit hat er mir auch nicht geſchickt, und wo iſt er? Er hat viel Leute unter ſich, aber nicht auf Jeden ſeine Augen. Und iſt viel Geſindel in dieſen Strichen, das ihn nicht angeht und nicht auf ihn hört."

'S iſt 'ne böſe Welt. Wo kommen ſo viel ſchlechte Leute her?" ſagte Agnes.

„Aus den Städten, Kind. Das ſind die Neſter, die brüten all Uebel. Ihre ſchlechten Leute ſchicken ſie 'raus, und — brummte er — ihre guten drinnen taugen den Teufel auch nichts."

„Denen wird's nun eingegeben werden", bemerkte der Knecht, deſſen Bemerkungen ſonſt von dem Ritter nicht viel beachtet wurden; denn es

ſchickt ſich für keinen Knecht mitzureden, wenn die Herrſchaften ſprechen. Er gibt nur Antwort, ſo ſie ihn fragen. Aber in einer Haide, und man iſt verſpätet, da wird es anders. Wo die Wölfe heulen und die Nacht droht, rücken die Menſchen aneinander. Klingt eines Knechtes Stimme, und wenn er auch noch ſo rauh ſpricht, ſüß und wohltönend.

„Das eben iſt's, ſagte der Ritter, ſie ſchicken itzt nicht mehr 'raus ihre Schlechten, die Herren von Berlin und Köln, ſie locken ſie an, von allen Winden. Was Arme hat und kein Brot, möchte mitſtreiten."

„Bei meinem Heiligen, es gibt auch was zu verdienen da, ſagte der Knecht. Was ſitzen in dem Berlin für reiche Herren, ich ſah's ja oft, und in Köln ſind ſie noch reicher. Jedem Mann, der bei ihnen dient, zahlen ſie, ſo lang als die Fehde mit dem Balzer währt —"

Der Ritter unterbrach ihn durch ein Zeichen, denn Agnes hatte ſchon eine Weile hingehorcht, und er hörte es auch.

„'S ſind doch nur die Wölfe!"

„Die gehn uns auch nicht fort, H... Wer uns einmal noch, der bleibt. Wenn wir nicht durchs

Waſſer können, oder eine Herberg finden über Nacht, haben wir ſie auf den Hacken."

Das war eine troſtloſe Ausſicht. Das Fräulein ſah nach den dichten grauen Wolken, die von Abend über die Kiefern aufziehend, neuen Schnee drohten. Der Ritter ſchien ſich drum wenig zu kümmern. Er ſprach von den Raubgeſellen. „Die ſchlagen todt und nehmen, und ſind fort, man weiß nicht wohin. Die ſind ſchlimmer als die Wölfe."

„Sie ſagen ja, unſer Markgraf iſt ſo ſtreng gegen die Räuber", ſprach Agnes.

„Unſer!" ſagte der Ritter und brummte in den Bart. Er dachte daran, daß es ehemals doch beſſer war. Aber was er dachte, ſprach er nicht aus. Er dachte, daß ein Rittersmann keinen Rittersmann anfällt, außer er hab ihm denn vorher ordentlich abgeſagt. Und ob der Wanderburſch und der Krämer, der mit vollen Wagen des Weges zieht, denn itzt beſſer dran ſei, als ehedem? Der Schnapphahn, der keinem Hauptmann gehorcht und keine Ehre hat, nimmt ihm Alles, und ſchneidet ihm noch die Gurgel ab, daß er ihn nicht verräth. Ein guter Mann mit einem Schild, ſo am Wege lagerte, griff aber keinen armſeligen Wanderer auf;

und den Krämer, wenn er ihn nicht gar mit bloßem Geleitsgeld und einem Stück seiner Ladung davon ließ, warf er nur in sein Verließ, daß er Lösegeld zahle. „Und überdem, dachte Herr Gottfried Bredow schließlich, wenn er ihm nun auch eins auf den Kopf gab, oder ihn binden ließ, und in den Graben schmeißen, so war's doch immer eine Ehre für solchen Kerl, und er wußte, wer's gethan. Wo kräht denn heut der Hahn danach, wenn solch ein namenloser Dieb und Gurgelschneider einem armen Wicht den Schädel einschlägt! Es ist gethan, und damit vorbei. Greif Einer das Stäubchen, das im Winde fliegt. Ist eine heillose Zucht und Unsicherheit!"

Das dachte der Ritter. Des Fräuleins Gedanken gingen nicht so weit, aber denken mußte sie auch vielerlei, denn auf dem lieblichen Gesichte war ein recht nachdenklicher Ernst gelagert, und das war nicht die Besorgniß allein. Der Knecht dachte gar nichts, aber er sprach desto mehr, und der Ritter litt es itzt. Es schien ihm sogar lieb.

Der Knecht hatte vor Jahren zum alten Berlin in Diensten gestanden, bei dem Balzer Bertin. Und er erzählte viel von den seltsamen Dingen, die dort vorgefallen, und was der Roßkamm von je an

für ein Mann geweſen, dem man's nicht angeſehen, was hinter ihm ſtecke. Es hätte ihm Keiner getraut, aber er hätte es immer ſo zu fädeln gewußt, bei Hohen und Niedern, daß ſie nach ſeiner Pfeife getanzt. Viele hätten auch voraus gewußt, der wird der Stadt einmal arge Ränkerei bringen, und man hätte ihn ſollen bei Zeiten fangen und richten. Schade nur, nämlich für die Stadt, daß ſie's immer erſt nachher geſagt, als es zu ſpät war.

„Da waren große Herren in der Stadt, und ſtolze Bürgersſöhne, die machten ein ſauer Geſicht, wo er nur kam, und drehten ihm den Rücken. Aber, das war ſeine Pfiffigkeit, er verſtand's, ſie wieder umzukehren, und ehe ſie ſich's verſahen, ſaß er ihnen am Ohr, und da flüſterte er und flüſterte er ihnen, bis ſie gefangen waren, wie der Vogel, dem der Finkler pfeift. Nachmalen konnte gar nichts geſchehen, wo er nicht dahinter ſteckte, und ſo hat er's dahin gebracht, bis er Bürgermeiſter ward. Und hätt's ihm Keiner früher angeſehen, ein ſo gemeiner Mann war er."

„Und endlich jagten ſie ihn zum Thor 'naus", warf der Ritter hin.

„Iſt drum nicht ſchlimmer dran, gnädiger Herr! Kennt's wie gemeldet. Er hat drüber im Vermö-

Hof, als wär er ein Freiherr oder gar noch mehr. Hatte, als er in der Stadt war, und ſein Geſchäft gut ging, auf die höchſt ein Dutzend Knechte, und nun, fragt einmal nach, wie Viele hinter ihm reiten, und wie Viele er liegen hat in den Ritterhöfen; auch in mancher kleinen Stadt. Da reitet er ein und aus, als wär er ihr Burggraf, und die Bürger ſollten ſich unterſtehen, ihm das Thor zu ſchließen, als die Berliner gethan dem Markgrafen! Nein, wo er Nachtquartier hält, da kommen ſie vom Magiſtrat zu ihm, und fragen ihn, was ihm fehlt, und was er wünſchen möchte. Es fehlte nur, daß die Bürgermeiſter ihm die Stiefeln ausziehen. Und Roſſe, als er noch Roßkamm war, wenn's hoch kam, hatte er fünfzig im Stall; das muß ich ja wiſſen. Izo kommen die Roßkämme aus Mecklenburg und Holſtein zu ihm, und er kauft ihnen ſtiegenweis ab. Er verſteht es, was gut iſt. Solche große Fehde bringt was ein. Die Leute ſagen, der Markgraf ſteckt dahinter. Hinter dem Baitzer hat aber allezeit was geſteckt, und Keiner rieth was. Und wenn man ſeine Kiſten anſah und Taſchen, glaubte man, er werde nicht das Wochenlohn aufbringen, und kam der Zahltag, da lag's

auf dem Brett, glänzend neu, wie's aus der Münze kam."

Der Ritter antwortete nichts, er mochte aber Manches denken. „Ja ja, fuhr der Knecht fort, die ihm zulaufen, die Leute haben ſchon recht. Er zahlt ebenſo gut als die Berliner, und wer weiß, ob nicht noch beſſer. Dazumal, als ſie ihn austrieben, und er mit knapper Noth über die Mauer kam, Herr du mein Gott, das Geſicht ſeh ich noch, wie er die Fauſt ihnen drohte und grinſte. Sein Maul das ging von einem Ohr zum andern, und mit den Zähnen war's, als wollt' er ſie Alle auffreſſen: „„Ihr ſollt mir's bezahlen, knirſchte er, auf Heller und Pfennig.““ Er hat ſie auch ſchon gut bezahlen laſſen; aufgefangen hat er ihnen, und niedergebrannt, daß ſie auf Kindeskind davon erzählen werden. Und noch hat ihn Keiner erwiſcht. Im Barnim drüben iſt er als ein Herr. Die von Bernew und Straußberg, die wohl zu den Berlinern hielten, wagen's nicht, er fackelt ihnen ums Geſicht."

„Solch ein Roßkamm!" brummte der Ritter.

„Was aus einem Menſchen werden kann, das ſag ich ja auch, fuhr der Knecht fort. 'S iſt Keinem an der Wiege geſungen. Sie hatten's von Manchem dort in Berlin vorausgeſagt, daß was

Großes aus ihm werden würde; ja, ins Elend gingen Viele, aber kamen nicht wieder. Da war ein Raſchmachergeſell, der hieß Henning Mollner. Mit ſeinem kleinen Finger konnt' er eine Elle zerbrechen und überall war er oben hinaus, und ſchreien konnte er, und war auch ein ſchmucker Burſch, dem's nicht an Anhang fehlte, und reich dazu; und die Weibſen ſchauten ihm noch. Da glaubte doch Jeder, der wollte hoch hinaus, dem wär's gegeben. Ja, ins Elend iſt er gangen, nachdem er das Spandower Thor mit dem Hammer aufſchlug und den Markgrafen einließ, und weiß bis heut kein Kind, was aus ihm worden iſt. Er fing's nicht recht an, das iſt's eben. Wer's recht anfängt, dem gelingt's, und daher gelang's dem Balzer, dem ſonſt Keiner grün iſt. Aber nun fragen ſie ſich: wenn's dem ſo gelang, warum mir nicht, wenn ich auch ſo anfange. 'S iſt nur, daß man nicht weiß, wie man's anfangen muß."

„Alſo im Barnim iſt der Roßkamm Herr?"

„Und im Lebuſiſchen auch. Den reichen Schumms und den Wons hat er neulich fünf Oderkähne genommen. Gott weiß wie er riecht, wenn etwas ankommt. Nur im Teltow will's nicht gehn, weil hier der Köpkin Zarnekow zu viel An-

hang hat. Die Beiden ſind ſich feind, und können ſich nicht ausſöhnen, denn der Köpkin fing dem Baltzer vor Jahren einen Zug Pferde auf. Iſt's aber nicht luſtig, Herr, die Beiden ſind ſpinnefeind auf einander, und ſind doch Beide eben ſo feind den Berlinern. Ja ſitzen die von den Städten itzt ſo recht mitten drinnen, das zwickt ſie links, und zwackt ſie rechts. Sie ſchreien und lamentiren, aber laß ſie, ſie ſind reich genug."

„Gönn's ihnen auch, brummte der Ritter. Und iſt doch eine Schand, daß ſo was nicht beſſern Leuten zu gut kommt."

„Verdienſt, Herr, iſt allerwegen gut, fuhr der itzt dreiſter gewordene Knecht fort. Es fällt einem Jeden auf die eine Art etwas davon ab oder auf die andere. Und der beſte Verdienſt bleibt doch allzeit der Krieg. Da geht's raſch aus Hand in Hand. Mein Herr, der Baltzer, nämlich damals, ſprach zwar oft von, was ſie Segnungen des Friedens nennen. Aber das iſt doch nur für die Städte. Und nun ſpricht er anders. Er wird ein reicher Mann. Und glaubt mir's, die Edelleute im Barnim drüben verdienen auch dabei. Sie ſind ganz zufrieden. Wie mancher Ochs, den er den Städten nahm, ackert jetzt auf ihren Feldern, und wie

manches Schwein hängt in ihren Rauchfängen. Und ſie haben's nicht theuer bezahlt. Wo ein guter Fang iſt, iſt auch ein guter Handel, denn wer kann im Krieg Alles mitſchleppen, was er fängt. Drum iſt der Baltzer auf allen Höfen und Schlöſſern gern geſehen. Den Rittern bezahlt er, was er verzehrt, und mancher von ihnen ſchickt ſeine Leute mit, wenn's in die berliniſchen Dörfer geht, ja er reitet wohl ſelbſt auch, eine Sturmhaube über den Kopf und ſein ſchlechteſtes Büffelwamms über dem Harniſch. Da wird denn rumort und gelacht und gezecht, wenn ein Streich gelang. Und im Grunde genommen, wer hat davon Schaden? — Wenn ſie dem Bauer das Stroh überm Kopf anſtecken, ſo kann er ſich 'mal wärmen, und wenn ſie ihn aus dem Bett jagen in die Felder, was iſt's mehr! Weiß Manchen, der dabei noch gewann. Er nahm auch 'nen Spieß, und vergalt's Andern dreimal, was ihm einmal geſchehn. In den Städten allein da ſchwatzen ſie von Frieden, und halten ihn doch ſelber nicht. Da will immer Einer kopfüber über den Andern. Die Zünfte unter einander und die Geſchlechter auch, und Beide zwiſchen ſich. Der Friede macht ſie reich und das Land arm. Der Krieg macht die Städte arm und das Land reich;

darum mein' ich, iſt Krieg beſſer als Frieden, und die Städte haben noch Speck genug, daß man's ihnen ausſchneidet."

Der Ritter Gottfried mochte wohl daſſelbe denken, was der Knecht Dietrich ſprach; aber man ſoll nicht vom Wolf ſprechen, denn alsdann iſt er nicht weit. Daran erinnerte ihn das Fräulein. Aber wovon das Herz voll iſt, auch wenn man den Mund verſchließen will, es läuft doch über die Zunge.

Die Reiſenden gedachten der Kriegsgeſellen, die ſie in der Herberg zu Luckau getroffen; die wollten auch gen Berlin.

„Sie wußten noch nicht, ob ſie zum Balzer gehen ſollten, oder zu den geſtrengen Herren, ſagte der Knecht. Aber ich wette, unterwegs bedienen ſie jeden Herrn, den ſie treffen, als gut ſie können. Sie ſchielten gar abſonderlich auf unſer Packpferd. Der Eine wollte mir helfen; ich gab ihm aber eins mit dem Ellenbogen, und ſagte ihm, Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Ein Glück, daß die Kerle zu Fuß ſind; ſie hätten ſonſt nicht von der Spur gelaſſen."

Die Erinnerung machte Alle gar nachdenklich. Der Vater meinte, er hätte das Anerbieten des Ritters in Dobrilugk nicht ausſchlagen ſollen, der

auch deſſelben Weges zog, aber er mußte ſein Pferd erſt curiren laſſen.

Das Fräulein ſchlug die Augen ängſtlich auf, und ſprach faſt bewegt: „Vater, wenn der ihnen nun in die Hände fällt. Wir hätten ihn nicht ſollen allein laſſen."

Herr Gottfried lächelte faſt auf: „Närrchen! Der ſah mir auch danach aus."

„Was Goldes und Silber hat er bei ſich! Und Teppiche und Decken! Das reizt ja ſchlechte Leute."

„Mag ſein auch gute, brummte der Vater. Aber er hat vier Knechte bei ſich, und Gliedmaßen dazu, um es allein mit fünfen aufzunehmen. Ja das wäre ein guter Reiſekumpan."

„Wir hätten warten ſollen", fiel Agnes ſchnell ein.

„Kann ſein, kann ſein auch nicht."

Es folgte eine kurze Unterhaltung über den fremden Ritter. Schien's, als wenn Beide an ihm lebhaften Antheil nähmen. Ein Ritter, deß Rüſtung von Silber ſtarrte und ſeine Taſchen voll Gold, und ſeine Roſſe waren von der ſchönſten arabiſchen Zucht, der war in der Mark nichts, was der Alltag bringt. Aber er kam auch aus dem Tür-

kenkrieg und hatte manche Narbe an ſeiner Stirn, dafür aber auch Roßſchweife und Halbmonde und güldne Ketten, und eine Pantherhaut hing um ſeinen Harniſch. Und ſein von der morgenländiſchen Sonne gebräunt Geſicht ſchaute ſo drein, daß man ihm glauben mochte, was jeweilen er, und noch mehr ſeine Leute von ſeinen Thaten geſprochen hatten gegen die Türkenhunde, die Gott verdamme. Und ein ſchön blau Aug glänzte aus ſeinem braunen Geſicht, darin ſtimmten Beide, und ihn ſprechen hören, war desgleichen eine Luſt geweſen; dann ſo ernſt er vor ſich hinſchaute, blitzte es und ſprudelte doch bisweilen gar luſtig auf, und er wußte gar herrliche Schwänke. Kurz, wie es kein Mann geweſen, dem man alltag begegnet auf dem Wege von Dresden nach Nauen, ſo hätten auch Beide ſich ſein nicht grad erinnert auf einem Ritt durch die Haide voller Fährlichkeiten, wenn ihr Kopf nicht von ihm voll ſteckte. Der Herr Bredow hätte es auch wohl abgewartet, bis ſein Pferd geſunden. Aber er that's nicht darum, weil der Ritter beim Geſpräch hinterm Berge hielt, wenn er ihn fragte, was er in der Mark wolle? Und er hatte ein gar ſchlau Geſicht dazu gemacht. Agnes die vertheidigte das. Aber da der fremde

Ritter beim Burggrafen Albrecht, dem Achilles, in Franken am Hof geweſen, von dem er viel ſprach und Rühmens machte, ſo ſchloß Herr Gottfried, daß er von ihm abgeſandt ſei an den Kurfürſten, wie es denn an fränkiſchen Herren an deſſen Hof nicht fehlte. Und er hielt ſie ſehr vom Uebel. Mochte auch den Kurfürſten, Herrn Friedrich ſelber, nicht über die Maaßen lieben. Denn vordem, daß ſein Vater, Friedrich der Erſte, ins Land kam, waren die Bredows reich, und wie's nun in ihren Schlöſſern ausſah, das wußte Jeder. Izt aber hätte er's wohl gern geſehen, wenn der ſtattliche Ritter neben ihm geritten wäre.

„Bei alledem, geſtrenger Herr, hub der redſelige Knecht wieder an, das hatte keine Richtigkeit mit dem Ritter."

„Was?" rief der Herr, und Agnes riß die Augen groß auf.

„Das iſt recht gut, wer weiß wozu, daß wir mit dem nicht eines Weges reiten."

„Kann ſein, kann nicht ſein, Dietrich; aber warum denn nicht?"

„Es hinkt, Herr, und wo es hinkt, da ſtinkt's auch."

„Sein Roß hinkte."

„Nein er hinkte auch. Laß mir's nicht nehmen."

„Herr Gott, Dietrich, was red'ſt Du! fuhr das Fräulein dazwiſchen. Er ſchritt ſo aufrecht wie ein Herzog."

„Schon gut, Fräulein. Es ſtinkt und hinkt aber doch, ich kenne meine Leute."

„Eſel! fuhr's dem Bredow von den Lippen. Solchen Silberharniſch haben die Grafen von Ruppin nicht in ihrer Rüſtkammer. Alle Itzenplitze und die Wedels drüben treiben in ihren Ställen nicht zwei Roſſe auf, ſo wie ſeine alle."

„Schon gut, Herr. Gegen den Harniſch ſag' ich auch nichts, und gegen die Roſſe auch nicht. Aber wo hat er ſie her? Die können ehegeſtern noch einem guten Mann gehört haben. Wer weiß wo dem ſeine Knochen liegen! Alte Weiber legen hinter der Hecke ihre Kleider ab, ein Schnapphahn zieht ſich neue an. Und das iſt richtig, ſie ſtehen ihm ganz gut. Ich kenne aber meine Leute."

Vater und Tochter ſahen ihn gewaltig erſtaunt an.

„Blitz Element, Dieter, das iſt nicht wahr. Wenn das kein Ritter war —"

„Das iſt ein ſchlechter Knecht, der das ſagt",

fuhr das Fräulein auf, und faſt forderte ihr erzürnter Blick den Vater auf, daß er den Knecht dafür ſtrafe.

„Nu nu, Frölen, es kann ja ſchon ein Ritter ſein. Aber was für einer!“

„Ein Mühlrad hatte er im Schild und drüber einen Hahn, ſagte der Ritter. Kenn's nicht, aber 's iſt gut.“

„Gut - immerhin, aber von ſeinen Knechten die drei mit den geſchützten Augen, was waren das für Kerle! Deutſch ſprechen ſie nicht, polniſch auch nicht, und Caſſuben waren es auch nicht. Rechte Schlagetodts. Und was gilt's, die Geſellen in Luckau, die gehörten auch zu ſeiner Bande.“

„Bande!“ riefen Vater und Tochter.

„Höre 'mal, Dietrich, hub der alte Bredow an. Das nimm Dir nicht an, daß Du über gute Leute ſchlecht redeſt.“

„Nu, mag's ſein, Herr, daß es ein guter Mann war. Aber mein Seel drauf, er hat's nicht von ſich, was er hat. War's ein Edelmann, ſo hat er's einem andern an der Straße abgenommen.“

„Nu ſiehſt Du, das iſt doch gleich was anders. Nimm Dein Maul zuſammen, wenn Du ſprichſt. So ein Edelmann Knechte hat, die er an

der Landſtraße liegen läßt, ſo heißt man das nit Bande. Verſtehſt Du? Der Zarnekow, ich will nicht Alles loben was er thut, aber er iſt ein Ritter, alſo hat's Art, was er thut. Und ein Ritter greift keinen Ritter an, außer er hat's ihm geſchrieben."

Wer drängt Gedanken zurück, wenn ſie einmal kommen. Und wer, wenn er Luſt hat am Sprechen, und einmal angefangen, hört gern auf, wenn ihm der Gedanke durch den Kopf ſchießt. Alſo hub der Knecht wieder an nach einer Weile, ob er doch wußte, daß es ſeiner Herrſchaft nicht recht war.

„Und, meinen kleinen Finger drum, es war doch nicht richtig. Er war kein Ritter."

„Dieter, Du verdienteſt, daß er Dir ſeine goldnen Sporen in die Weichen ſetzte."

„Schon gut, geſtrenger Herr! Das kann auch ein Anderer. Aber ich müßte mich ſehr irren, oder ich habe ſchon das Geſicht geſehen."

„Wo?"

„Im alten Berlin war er ſchon. Das hörte man ja, er wußte aus und ein, und lachte ganz abſonderlich, wenn die Rede kam auf Den und Jenen. Und was that er für Fragen!"

Vater und Tochter horchten ſchweigend. Was der Knecht ſagte, hatte Grund.

„Nun, lieber Gott, 's war mancher gute Ritter in Berlin!“ ſeufzte Herr Gottfried. Er hatte ſelber den ſilbernen Brautſchmuck ſeiner Mutter dort vor Jahren an den Mann gebracht.

„Weiß der Himmel, Geſtrenger, kann nicht darauf kommen, wo und wie; aber geſehen hab ich ihn! Die Ritter, die dahin kamen, kenn ich Alle, denn da war auch nicht Einer, mit dem nicht mein Herr, der Roßkamm, verkehrte. Auch von den Stellmeiſern, von den heimlichen, die ſich noch 'rumtreiben, kam Mancher zu ihm, und beſah ſich ein Pferd. Und, — ja ſo iſt's — beim Baltzer ſah ich ihn. Der iſt nicht weit her. Könnt's mir glauben.“

Ein „Donnerwetter!“ mit noch einem kräftigen Fluche dran gehängt, rollte über des Ritters Lippen, als itzt etwas ganz Anderes ihre Sorge in Anſpruch nahm. Noch war der Abend nicht ſo vorgerückt, um die Dunkelheit zu rechtfertigen, die ſie umgab. Sie ritten eben wieder aus dem Dickicht, und es ward ſo finſter über ihnen, als es im Walde geweſen, wo ſie die Wolken nicht geſehen, die ſich über den Horizont dicht geſchichtet. Der Wind, der

vorhin ihr Geſpräch nicht grad anmuthig begleitet, hörte auf; dafür hörte man aber das andere häßlichere Heulen der Beſtien, die, als der Knecht richtig geſagt, nicht von der Spur ließen, und den Reiſenden wieder näher waren.

„Ach wie es ſchneit!“ rief Agnes.

„Mord Element, Dieter, mit Deinem Geſchwätz! Haſt uns irr geführt.“

Der Knecht gaffte mit offenem Maule den Schnee an, der in dichten Flocken aus den Wolken niederwirbelte. Es war mit ſeinem Rath und ſeinen Gedanken aus.

„Hund! Wo iſt der Weg?“

Sie ſuchten. Vergebens. Alle Spur war fort; Alles eine dichte weiße Decke, die jeden Augenblick höher wurde. Sie ſelber, die Reiter und ihre Pferde ſahen bald wie ungeſchlachte große Steinbilder aus.

„Itzt kann Ers Maul halten. Nun rede, Kerl. Was meinſt Du?“

„Ich meine nichts.“

„Du ſollſt was meinen.“

„Nun ich meine, Geſtrenger, wenn uns itzt Schnapphähne auf der Spur ſind, die werden ſie verlieren.“

„Kreuzlahm ſchlag ich Dich, wenn Du noch ein

Wort mucksk!" ſagte zum der Ritter. Und da mußte der Knecht wohl ſchweigen.

Herr Bredow puſtete vor ſich, und riß die Augen auf, aber er konnte nichts entdecken, was ihm den Weg zeigte.

„Heilige Jungfrau! ſie kommen immer näher", flüſterte Agnes, die ihrem Vater zur Seite blieb.

Er brauchte nicht zu fragen: wer? Sie Alle hörten's nur zu deutlich, und die Roſſe ſchwitzten und wieherten vor Angſt. Nicht ein Paar war es mehr, ein ganzes Rudel ſtürzte hinter ihnen. Man hörte ſie in den Schnee plumpen und wieder heraus ſetzen. Ihr Gebeul war gräßlich.

„Die ſind hungrig", brummte der Knecht.

„Was denkſt Du, Dieter?" fragte der Ritter.

„Ich denke nichts, Geſtrenger."

„Du ſollſt aber. Wozu futtre Dich ich, und zahl Dir alle Woche den Lohn, Hund von nem Knechte."

„Dann dachte ich ſo, Geſtrenger: wär nur das Fräulein nicht, und wir fänden vor Nacht kein Dach, da könnten wir ſchon ein Feuer anſchüren und mit den Thieren unter nem Baum —"

„Gnädiger Gott!" rief es — „Sanct Chriſtoph!" ſchrie der Ritter, und der Knecht gab ſeitwärts ſein

nem Pferde die Sporen. Das Thier des Fräuleins war unfern von dem des Ritters eingeſunken, und man hörte eine Eisdecke krachen. Der Ritter konnte nicht zu Hülfe, denn ſein Pferd, nicht zwei Schritt davon, wollte ſich nicht um einen halben umbiegen; es dröhnte hohl unter ſeinen Hufen, wie als wär' er auf einer Brücke. Da rief er plötzlich, zum groſſen Erſtaunen des Fräuleins: „Gott ſei gelobt!“ Und der Knecht wunderte ſich ſchier noch mehr. Nun war der Herr, der über uns Allen iſt, auch wohl hier wie überall zu loben und zu preiſen, denn das kluge Thier, worauf das Fräulein ritt, war augenblicks ſtill geſtanden, als es den unſichern Boden merkte, und nun, wie es auch zitterte vor Froſt und dem Geheul hinten, es ſchritt langſam zurück. Da faßte es der Knecht beim Zügel und riß es ganz zurück. Es war ein tiefer Graben, als man nun erkannte, ganz überſchneit. Und die Brücke, auf die Herr Gottfried zu gerathen, führte hinüber. Er aber rief „Gott ſei gelobt!“ nicht darum, daß ſeine Tochter gerettet war, wie ihn das auch freute, ſondern um deshalb, weil er nun die Gegend kannte, grade an der Brücke und dem Graben, in dem das Fräulein beinahe verunglückt war.

„Nun pfeif und raßle was Du kannſt, ſpring-

er zum Knechte, daß wir die Beſtien abhalten. Eine Viertelſtunde von hier liegt Kikhövel."

Eigentlich hätte er ſagen ſollen: es hat da gelegen. Denn es war eine Burg, ſo einem Lehnsmann der Quitzows zugehört, und war ſie im Kriege vor dreißig Jahren zerſtört, und die Hütten umher verbrannt, und das Feld war wüſt geblieben. Und Keiner hatte ſie wieder aufgebaut; aber er hoffte doch da in den Trümmern ein Unterkommen zu finden vorm Aergſten und eine Decke vor dem Schnee und den Stürmen der Nacht. Und darin hatte er ſich nicht getäuſcht; und es gab ihnen Allen Muth, wie erfroren ſie auch waren, und hungrig und in Angſt und Sorge.

Neuntes Kapitel.

Um eine Stunde früher, oder zwei, als wir die Reisenden an der Brücke ließen, hätte man das ehemalige Schloß, von dem der Herr von Bredow sprach, noch in der Ferne sehen können. Mindestens den einen runden Wartthurm, den die Kugeln aus der Donnerbüchse des Markgrafen nur angerüttelt hatten. Noch ragte er schlank in die Lüfte, und nur sein Dach war zerschossen, und von den Zinnen und übergekragten Steinen einiges losgebrochen. Solch ein Thurm ist zähe; wenn er fest und tief in der Erde wurzelt, hält er was aus; der Sturm wiegt ihn und er schwankt, aber er bricht nicht.

Einige dreißig Jahre früher sah er freilich anders aus; da ragte er wie ein schlanker hoher Schornstein über die Schloßdächer, die Mauern

und kleinern Thürmchen hinaus, und es ging bisweilen munter drin zu; aber draußen war's ein Schrecken. Wer nicht vorbei mußte, der nahm gern einen Umweg. Nun hatten Kugeln und Feuer gewirthschaftet, und was sie übergelassen, da hatte Regen und Schnee und Stürme gearbeitet, und mehr als die der Frühling. Der weckt Gräser und Blumen, Nesseln und Disteln. Gar lieblich anzuschauen ist's, wenn der Mai ein zerstört Gebäude mit grüner bunter Lebenslust überhaucht. Er ist aber ein geheimer böser Feind. Die Wurzeln treibt er in die Fugen, und das Moos und der Rasen, die so sanft die Mauern überziehen, schlürfen den Regen auf, und bergen die Feuchtigkeit gegen die Sonnenstrahlen. Wurzeln und Naß bohren und bohren tiefer, und was eine schwere Eisenkugel nicht vermochte, das thut die Wurzel einer Haselstaude, sie bricht eine Felsenmauer.

Im Winterkleide sah die Ruine gar trostlos aus. Zwar hing ein Tangerbusch über dem zerstörten Thore, ein Zeichen, daß hier Einkehr war; auch eine Art Schild. Auf einem alten Brette war mit Kreide eine Figur gemalt, die einen Kärtner vorstellen sollte. Geschrieben stand's nicht drunter. Wenn's auch Einer zu schreiben, es hätte

es doch Keiner zu leſen gewußt. Und auch eine Rauchſäule wirbelte aus dem Schutte auf. Die Ruine war alſo bewohnt, und eine Herberge nannte ſie der Bewohner. Ja eine traurige Herberg. Wenn ein Maler aus Niederland eine Schenke conterfeien mögen, wo man nicht weiß, ob der freie Himmel beſſer iſt, oder die Einkehr, der hätte hier zeichnen ſollen.

Auf einem Berge lag nicht die Burg Kikhövel; ſolche Schlöſſer hatten wir nicht in den Marken. Aber feſt genug war ihre Lage doch für die Zeiten. Denn die Herren, die es gebaut, Gott weiß wer die waren, hatten ſich einen trocknen Fleck im Sumpf geſucht, etliche zehn, zwölf Fuß über dem Waſſer, und das gab ſchon eine hübſche Höhe. Da hatten ſie Mauern aufgeführt, noch ein zwölf Fuß hoch und darüber, von ungeheuren Feldſteinen, und fünf, ſechs Ellen dick. In jenen Zeiten gab's noch viel ſolcher Steine in den Marken, als ſchon geſagt iſt, aber tauſend arme Wenden konnten ſich krumm tragen, und ihre Ochſen wund peitſchen, daß ſie die Steine, die zu der Mauer nöthig waren, nur heran ſchleppten. Mucken hätte Keiner dürfen; und der Ritter, der's befahl, lachte wohl noch, und hätte in unſerer Sprache geſagt, er ſei ein Wohlthäter der Umge-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04010/026

gend, denn er verbeſſere den Acker. Was der Ritter ſagte, das mußten ſie glauben. Auch hätten die alten Herren wohl noch höher die Mauern gebaut, ſo ſchwer es hält, ſolche Granitblöcke hinaufzuwinden; aber die Maurer ſchüttelten den Kopf. Denn wie feſt auch der alte Mörtel iſt, die Steine ſind doch rund, und wenn man in den Himmel bauen will mit runden Steinen, ſo drückt das zu ſchwer, die Unterlage weicht, und es rollt am Ende das ganze Werk zuſammen. Um deshalb hatte der Zimmerer fortgeſetzt, was der Maurer gelaſſen. Aber von deſſen Werk war nichts zu ſehen. Die Obermauern von Fachwerk und Mauerſtein und Lehm waren verbrannt und niedergeriſſen. Und von den Feldſteinen fingen ſie auch ſchon an fortzukarren; die in der Nähe bauten, brauchten ſie gut. So ging in den Marken viel verloren von dem, was im Alterthum war. Die da lebten, wollten auch Häuſer haben, und die Lebenden haben immer Recht gegen die Todten. Es geht einmal nicht anders in der Welt. Und dann dachten ſie auch: was ſind denn Feldſteine? Die gehören Jedermann. Die Vorväter haben ſie genommen juſt als wie ſie ſie auf dem Felde fanden, und nichts daran gethan, als ſie legten einen neben dem andern und

häuften einen über zwei andere. Und da hatten ſie wieder Recht ſie fortzunehmen, gleich als wie Jene ſie genommen. Und ſie behauten ſie zu Schwellen und Eckſteinen, und meißelten auch wohl Sitze daraus vor den Thüren; und die Rechtskundigen ſind der Meinung, dieſe fleißigen Leute erſt hätten an den Steinen ein Recht erworben, und wären ihre rechtmäßigen Eigenthümer worden dadurch, daß ſie daraus etwas geſchaffen; die Ritter aber wären's nicht geweſen, die ſie roh ließen, als ſie von Natur waren.

Wie dem nun auch ſei, was von gebrannten Steinen aufgeführt war, als der Thorbogen und etliche Pfeiler und der Wartthurm, die ſtanden noch immer, als wie ſie nach dem Brande geſtanden. Die riß Keiner ab, die karrte Keiner fort. War's, daß man Scheu hatte vor ſo kunſtvollem Menſchenwerk, und man wollte nicht zerſtören, was Keiner wieder bauen konnte, ſo ſtark und ſchmuck; oder war's zu feſt, und ſie konnten die Steine vom Mörtel nicht losbrechen, ohne daß die Steine entzwei gingen? Denn unſere Vorväter haben gemauert, als wir nicht mehr mauern können. Iſt's als wenn Wind und Wetter dem Mörtel nichts thut

Der Burg Stärke aber war, mehr noch als Mauern und Thurm, ihre Lage. Denn ringsum war Moor und Sumpf, und der trockne Weg ging im Zickzack hindurch. Wer ihn nicht kannte, gerieth übel. Und ein Fließ, das des Moores Waſſer aufnahm und weiter führte, war um die Mauern geleitet. Sonſt führte eine Zugbrücke hinüber, itzt war der Graben da verſchüttet, und man konnte über einen Damm ans Thor. Und doch ſchaute es noch immer finſter aus und drohend. War's keine Feſtung mehr, ſo konnte es ein gut Raubneſt ſein. Die abgeſtorbenen Bäumchen, die auf der Mauer niſteten, ſchüttelten ſich im Winde, als wollten ſie den Wanderer zurückſcheuchen, und der Schnee lag traurig auf den Mauern und auf den Paar verbrannten Sparren, die noch auf den Dächern hielten, bis Sturm und Regen ſie herunterwerfe. Die Menſchen hatten's bequemer, das Holz aus dem Wald holen, als mit der Art auf die bröckliche Mauer ſteigen. Sah's aber mehr wie ein großes Neſt der Krähen als der Menſchen aus; denn die ſaßen ſchwarz auf den Sparren und Balken und wo eine Spitze vorragte, als hätten ſie die Ritter abgelöſt, und ſchauten auf Beute aus.

Da ſchritt ein kleiner Mann, in einem Schaf-

pelz, und ſolche Mütze hatte er auch auf dem Kopfe, um die Stunde nach dem Thor zu, wo die Hellung nachläßt und der Abend einbricht im Winter. Auf dem Rücken trug er eine Laſt Holz, und in der Hand ein Beil. Und plötzlich hoben die Krähen einen häßlichen Geſang an. Er richtete ſich auf, und ſchaute nach den Thieren zuerſt, und dann um ſich. Die Krähen ſchrieen nur immer lauter, und flatterten um den Thurm, daß einem Andern wäre bange worden. Er aber ſchaute gen Abend, und da er die dichten Wolken über die Kiefern aufſteigen ſah, grinſte ſein klein häßlich Geſicht und er ſchüttelte den Kopf. Alsdann haſtete er ins Thor und in den Hof. Da ſah es nun noch wüſter aus, als draußen, ob doch Jeder auf den erſten Blick erkennen mochte, daß das Neſt bewohnt war. Denn Haufen Unrathes und Miſt lagen neben den Schutthaufen, und Hunde und Schweine liefen um, Katzen auch. Die Schweine kehrten ſich nicht um den Mann; aber die Hunde klafften ihn freudig an, und wollten ihm gar auf die Schulter ſpringen. Er ſtieß ſie aber mit einem Fluch zurück. Und wo noch der Hauptſtock vom alten Schloſſe ſtand, und es mochte wohl der Ritterſaal geweſen ſein, da mußte ein

Stall itzt sein, denn es blökte und wieherte draus, und die Jauche lief aus den Mauern und wieder über die Schwellen dahin zurück, wo manch junges Fräulein und manch junger Ritter auf den Dielen mochten zierlich getanzt haben. Es hat Alles seine Zeit. Aber im Winkel da an Thurm und Mauer, vielleicht ehedem der Stall — war itzt die Wohnung, mit Reisig und Schilf schlecht gedeckt, der Schnee aber deckte wärmer, denn er lag schuhhoch drauf, und doch schmolz er vom Rauch, der lustig an der Hinterwand draus vor wirbelte. Der Wirth, denn das war er, lugte durch das Fensterloch, und dann, seine Holzlast mit Gepolter abwerfend, rief er hinein:

„Jite, die müssen fort!" Das rief er wendisch, und sein Weib antwortete ihm auch so, dann aber erklärte sie's auf Plattdeutsch den Leuten, die in der Stube waren, wenn man den Ort so nennen mochte. Denn sah's noch immer mit dem schrägen Dache, aus dem das Stroh vorsteckte, und durch das die Nässe träufelte, mehr wie ein Viehstall aus, denn wie eine Stube. Ein Schwein war auch drinnen; das wühlte im Boden und schnüffelte umher, und bald rannte es die nackten Kinder fast um, bald mußte es die Mutter mit dem Kochlöffel fortjagen. Das

Beſte war noch der große niedrige Heerd am Ende des wüſten Raumes, wo ein mächtiges Feuer in den Rauchfang praſſelte und viele Schinken und Würſte räucherten. Aber der Rauch kam eben ſo oft wieder zurück als er hinauf ſtieg, und dann wär's nicht zum Aushalten geweſen, wenn die Leute damals ſchon gehuſtet hätten.

Zwei Fremde waren drinnen, augenſcheinlich Krämer, die ſaßen auf ihren Säcken und löffelten einen heißen Brei aus einer Schüſſel, die auf einem Faſſe ſtand. Und denen galt der Ruf des Wirthes, den ihnen die Frau auslegte; und ſie waren ſehr verwundert, daß ſie fort ſollten, da ſie doch hier bleiben wollten über Nacht und ihre Thiere müde waren.

„Wir wollen ausſchlafen, und dann fort", ſagte der Eine.

„Dürft nicht, entgegnete ſie, müßt gleich fort."

„Sanct Chriſtoph! rief der Krämer, Du wendiſch Weib, haben wir Dir darum die bunten Bänder geſchenkt und die Schleifen? Iſt bei dem Volke doch keine Dankbarkeit."

Das Weib, das nur wenig Deutſch ſprach, verſtand ſie doch, und ſah ſie mit einem bedeutungsvollen Blicke an: „Darum ja, fort müßt Ihr."

Und ſie hielt ihnen die Bänder hin, recht traurig als es ſchien, daß ſie die wieder fort geben ſollte.

„Dreck in die Bänder! rief der Krämer. Warum müſſen wir fort?"

„Die Krähen ſchreien", ſagte das Weib.

„Schwere Noth, was thun die Krähen uns?"

„Viel Schnee gibt's; viel, viel."

„Heidenweib! Ins Schneeſtöbern uns 'rausjagen!"

„Warum denn?" rief der Andere.

Sie ſchüttelte den Kopf, und ſchaute ſeltſam drein. Da ſchlug ihr Mann die Thür auf, und zu ihrer Verwunderung ſahen die Krämer ihn ſchon da ſtehen mit ihren Pferden, und er hatte ſie geſattelt. „Fix fort müßt Ihr! Mein Bub ſoll Euch Weg zeigen."

„Hund von 'nem Wenden, wir bezahlen Dir's Nachtlager."

Der Wende grinſte, ſchüttelte den Kopf, und kreuzte ſich: „Müßt fort, liebe Herren. Schneit zu ſehr. Schnee treibt alles Wild aus dem Wald. Kommt Alles her; will ſich wärmen. Frißt Eures auf — dabei blickte er auf ihre Kiſten und Säcke — fort, fort, Euch zu Lieb."

So ſie's auch nur halb verſtanden, halfen ſie ihm doch haſtig ihre Sachen auf die Pferde laden und befeſtigen. Sie mußten vor einer Gefahr fliehen, das ſahen ſie ein. Nur gedachte der Eine, daß in der Nacht und im Walde auch Gefahr ſei und die Wölfe heulten.

Der Wende gab ſeinem Buben Anweiſung, wie er ſie aufs Kürzeſte auf den Weg nach dem nächſten Orte führe; das Weib flüſterte dem Einen einen Spruch zu, mit dem er ſich die Wölfe vom Leibe abhalte. So mußten die armen Krämer fluchend von der Stätte abziehen, wo ſie kaum ein warm Nachtlager gefunden.

„Arm Volk!“ ſprach das Weib ihnen nachſchauend. Der Wende pfiff zwiſchen den Zähnen und rieb ſich die Hände. Er hieß ſie dann die Bierfäſſer aus dem Keller rollen und die Methkrüge vorholen. Denn es werde nicht lange dauern, ſo würde es aus den Wäldern brechen: „Bei dem Schnee bleibt Keiner drinnen.“

Zween oder drei Stunden drauf ſah es in der Stube oder Küche gar anders aus. Da praſſelte auf dem Heerde ein ungeheures Feuer, und Keſſel hingen darüber, und Töpfe ſtanden dran, und die Frau fuhr mit dem Löffel aus dem einen in den

andern. Und ihre Kinder, die kaum aufgewachsen, mußten ihr zur Hand, die Gäste zu bedienen; so viel waren ihrer eingekehrt. Da hätte auch das Schwein nicht mehr Platz gehabt. Aber sie hatten es geschlachtet, und nun drehte es sich an einem Spieß über dem Feuer. Jeder hatte sonst Platz gefunden, wo er ihn fand, auf Fässern, Bündeln, Steinen, und es hätte mögen recht warm sein, und wie man's im Winter nur wünschen kann, wenn nicht der Schnee auf dem Dache von dem Feuer nun noch mehr geschmolzen wäre, und er tröpfelte wie ein Regen durch die Decke, auf die Köpfe und in die hölzernen Becher, aus denen sie Bier tranken. Aber was schiert das solche Leute! Im Wald regnet's noch stärker, und denen sah man's an, daß der Wald ihr Quartier war.

Wer mag die Gesichter conterfeien! Es hat dazumalen in der Mark keine Maler gegeben, also wie sollen wir's thun! Wandte man das Gesicht entsetzt von dem Einen ab zum Andern, so kehrte man doch wieder zum Ersten zurück; denn der Zweite sah noch schrecklicher aus. Und wenn man ein Grauen fühlte vor den wilden Gesichtern der Männer, mit ihren Bärten und Schmarren, und nach den Weibern sich umsah, Du lieber Gott, da

meinte man wieder, die Männer wären noch gut und freundlich. Das waren Wämmser und Pelze, das Rauche nach außen gekehrt, und daran ſtarrte der Koth, darin ſie gelegen, und ihre Haare von Blute zuſammenklebend, es war kein Kamm daran kommen, als wie an die Haut kein Waſſer. Breite lange Meſſer ſteckten an ihrer Seite, und der Eine hatte einen Kuiraß, der Andere einen Helm auf, und an den Seiten lehnten Spieße lange und kurze, und in die Sparren hatten ſie ihre Aexte geſteckt, und Morgenſterne, daran auch noch das Blut reſtete.

Wie ſie das halb rohe Fleiſch mit den Fäuſten riſſen, und ſich einander darum riſſen, da wäre einem feinen Manne, als dem Herrn Perwenitz, die Eßluſt ganz vergangen. Und ein Gelächter war es, davon die Hunde draußen erſchraken, ſo herzbrechend klang es, und ein Lärm, daß man meinte, die Decke müſſe einbrechen.

Jeder konnte da zuhören, was ſie ſich vertrauten. Und wovor uns die Haut ſchaudert, das weckte Gelächter. Und alle Augenblicke gab es Streit und wieſen ſich die Fäuſte, wo ſie nicht gar die Meſſer zogen. Der Wirth hatte nicht drein zu reden; er mußte ſich krümmen und winden zwiſchen

ihnen und bekam doch noch Stöße mit dem Ellenbogen.

Da lag Einer auf der Erde, wahrhaftig man ſah ihm kaum den Menſchen an, der hielt ihm das Bein hin, daß er ihm den Stiefel auszöge, und als er's that, fuhr er rücklings an die Andern. Die ſtießen ihn zurück wieder auf Andere, und es gab eine Luſt, wie ſie den Wenden prellten, und er mußte für Alles danken.

„Du! ſchrie der Rothbart am Boden, wenn wir ſo mit den berliner Dickbäuchen wirthſchaften werden!"

„Glaub's nit!" ſagte der Angeredete, ein blaſſes Geſicht, und das ſchwarze ſtruppige Haar fiel ihm auf die magern Backen; aber ſeine dunkeln Augen rollten ſo wild als der Andern ihre, und wenn Du ihm allein im Walde begegnet, Dich hätte mehr gegraut, als vor dem feiſten Rothbart, der auf der Erde lag.

„Schneiderſeele! 's iſt wahr, ſchrie der, Sie haben geſchrieben an den Köpkin. Donnerwetter, wir in Berlin!"

„Krauſe, 's iſt nicht wahr, rief der ehemalige Schneider. Die ſtolzen Herren kenn ich. Daß ſie der Teufel Alle hole! Mir brennt noch ihr Eiſen

um die Ohren, und will's ihnen gedenken! Aber den Köpkin rufen ſie nicht. Lieber den Gott ſei bei uns!"

„Schneiderbock! ſie rufen ihn, ſag ich Dir. 'S iſt aus mit ihrem Stolz. Juchhei!"

„Es wäre gut, rief ein Dritter. Gibt ſo hier nicht mehr viel Verdienſt."

„Alle Heiligen, wir wollen ihnen beiſtehen! ſchrie ein Vierter. So ein vier, fünf in jedes Haus gelegt, da ſollen ihre Keller herhalten, ihre Truhen und ihre Weibſen. Sollen an Köpkin Zarnekow denken und ſeine Geſellen, bis ſie in die Hölle fahren. Solchen kölner Dickwanſt kitzeln, bis er alles Geld ſpukt, Schneiderbock, fährt's Dir nicht in die Gedärme vor Grimm?"

Auf fuhr der Schneider allerdings. Er warf den Becher weg und ſein Auge blitzte: „Ich ſag Euch, ich kenne die von Berlin und Köln. Die Peſtilenz über ſie! Da iſt kein Galgen zu hoch, ich gönn' ihnen. Meinen Spieß, ich möcht ihn den Dickwanſten einem um den andern durch den Bauch rennen, und wollte mich berſtig lachen, wenn ſie ſich krümmen. Haben auch gelacht, als mich der Büttel kneipte. Aber pfiffig ſind ſie, und haben

gute Witterung. Werden sich hüten und den Wolf in den Schafstall lassen."

„Da müßt es ihnen schlimmer gehn", fiel ein Anderer ein, dem man's wohl ansehen konnte, daß er vordem die Ehre gehabt, ein Bürger zu sein in den Städten, und sie hatten ihn hinausgewiesen. Aber er war älter und stumpfer als der Schneider.

„Es geht ihnen schlimm genug", riefen mehrere Stimmen, und eine Weiberstimme aus dem äußersten Winkel krächzte: „Wird ihnen noch schlimmer gehn."

Einen Augenblick schwieg Alles still, und sahen ängstlich nach dem Winkel, wo das Weib kauerte, die sie wohl hier nicht vermuthet. Und konnte sie auch eigentlich Keiner sehen, denn sie lag im Dunkeln und ihr Kopf war umschlungen mit Tüchern. Aber Alle wußten, wer sie war, und sie flüsterten leise.

„Was, ist sie nicht bei ihm?"

„Pst! flüsterte ein Anderer. Er hat sie neulich auspeitschen lassen."

„Die rothe Hanne!" fragten zwei oder drei mit scheuen Blicken, und ein Paar schlugen ein Kreuz vor Schreck und Verwunderung. „Der Köpkin die Hanne!"

„Vorige Woche, als ihm bei Baruth der Bolzen den Arm aufſtreifte. Er ſchrie wie ein Bulle. Nachmalen ließ er ſie kneipen und ſtreichen, darum daß die Salbe nicht hielt. Nun muß ſie neue kochen. Darum iſt ſie zu uns in die Wälder geſchickt."

„Nix das, ſagte ein Anderer. Weiß es beſſer. Sie muß ihm gehorchen, die Hex, er hat ſie untergekriegt und iſt ihr Herr. Aber ſo er ſie nicht alle drei Jahr peitſchen läßt, daß Blut fließt, iſt der Contract um, und ſie fliegt fort."

„Der verſteht's, ſagten Mehrere. Die Hölle muß man mit Krallen feſt halten, nicht mit Streicheln."

„Das iſt als bei uns; wer in drei Jahren die Hand nicht in Blut färbt, dem verkrummt ſie. Iſt aus mit ſeiner Kraft."

„Ja wenn ihm die Hexe 'mal davon flöge, wär's mit ihm auch aus", flüſterte der Schneider.

„Das iſt dumm Zeug, fiel der Vorige ein. Ihm kann ſie nicht mehr ausreißen. Als ſie ihren Bund ſchloſſen, ſchlachtete ſie ein neugeboren Kind von einer Jungfer, und aus dem Herzen kochte ſie das Blut und trank's; er aber behielt den Daumen von der rechten Hand. Den trägt er auf der bloßen Bruſt

an einer Schnur von Judengedärmen, und als lang er den trägt, kann ſie nicht von ihm. Sie mag's anſtellen, wie ſie will. Und wenn ſie nicht die Salome ankriegt, daß die ihm die Schnur im Schlafe abſchneidet, ſo bleibt ſie allezeit bei ihm. Die Salome aber wird ſich hüten. Denn als ſie, zwei Jahre ſind's her, Miene machte, dort bei Dahme war's, ließ er ſie bei beiden Händen an einen Aſt binden und peitſchen, bis das helle Blut auf den Sand tropfte."

Das wollten Andere nicht zugeben. Die Salome ſei mehr als man denke. Die ſei eine Fey aus dem Mohrenland, und könne ſich wandeln in was ſie Luſt hat. Sie ſei auch nicht, als es ſcheine, der Hanne unterthänig, ſondern die Hanne ſei's ihr, wofür ſie vielerlei Beweis anführten, was nicht Alles wiedererzählt werden kann, denn ſie flüſterten's ſehr leis. Dahingegen ſtritten die Andern laut fort darüber, daß die von Berlin und Köln an den Zarnekow geſchrieben. Und Einer ſagte:

„Geleſen hab' ich's nit. Ich kann nit leſen. Aber 's hat der ſchiele Wenzel angehört mit ſeinen eignen Ohren, wie der Pleban dort, wie heißt das Neſt, dem Köpkin den Brief hat verleſen müſſen.

Dem Glatzkopf fuhr der Angſtſchweiß über die Stirn, und der Zarnekow ſaß auf einem Baumſtumpf und brüllte ordentlich vor Lachen. Und in Mittenwalde weiß es jedes Kind. Warum liegt der Köpkin itzt in Mittenwalde und hält Freundſchaft mit dem Magiſtrat, und ſie geben ihm Gelage und er kommt in den Rath, und wir dürfen kein Huhn ſtehlen aus dem Weichbild? Die von Mittenwalde ſind die beſten Freunde denen von Berlin, und ſchreiben ihnen und ſchicken ihnen Hülfe gegen den Roßkamm. Aber der Baltzer wird ihnen zu mächtig. Sie wiſſen's itzt Alle, 's iſt nicht der Roßkamm, ſondern der Markgraf. Der gibt ihm Geld und Waffen, und ſchickt ihm ſeine Leute. Und darum ſchaun ſich die Berliner nach anderer Hülfe um. Denn die andern Städte vom Bunde, ſie möchten gern, aber ſie dürfen nicht. Der Herr drückt ihnen ſeinen Daumen auf. Und die beiden Städte ſchrieen ſich heiſer um Helfer. An die Fürſten auch haben ſie geſchrieben und ſchwer Geld geboten. Aber es kommt Keiner. Und der Zarnekow wird auch nicht um nichts kommen. In Mittenwalde wird nun verhandelt, was ſie ihm geben ſollen. Das iſt ſo wahr als das heilige Blut von Wilsnack."

Es ſtieg etwas von Fiebergluth über das blaſſe

Geſicht des Schneiders; der Andere, der auch ein Bürger von Köln geweſen, zückte ſein Meſſer, und ſtieß es wieder in die Scheide. Aber derweil die Mehrzahl jauchzte in Gurgeltönen, die beſſer zu einer Heerde Beſtien paßten, als zu Menſchen, denen Gott Stimmen gab und Sprache, daß ſie ihre Gefühle an den Tag gäben, als vernünftige Geſchöpfe, da ſchüttelten doch Einige den Kopf. Es tauge nichts, ſich in großer Herren Streitigkeiten einlaſſen.

„Er wird's bereuen, der Köpkin, flüſterte Einer. In der Haide iſt ſein Feld; nicht in großen Stadtmauern."

„Der Teufel läßt nicht mit ſich ſpaßen, ſagte ein Zweiter. In Nacht und Nebel iſt Verdienſt; bei hellem Tage gibt's Beulen."

„Darum ſollen wir auch, fuhr Jener fort, uns ſtill halten. Neulich den ſchönen Wagenzug, er war uns ordentlich in die Hand gegeben, wir mußten ihn ziehn laſſen. Das taugt nimmermehr."

„Wer den kleinen Finger gibt, muß auch bald die Hand geben."

Da fuhr plötzlich ein wilder Kerl herein. Mit einem fürchterlichen Fluche faßte er den Wirth bei der Kehle und ſtieß ihn, daß er auf die Knie ſank:

„Schurke! Geſellen! wiſt Ihr, der Hund, das wendiſche Vieh, will uns beſtehlen. Wart, ich will Dir die Gurgel zuſchnüren.“

Die Mordgeſellen fuhren auf, und zückten ihre Meſſer: „Was iſt's?“

„Was iſt's? fuhr der Kerl fort. Sprich, Hund, Heide! Die Zunge ſchneid' ich Dir aus, wenn Du ein unwahr Wort ſprichſt.“

„Maria! Joſeph! All Ihr heiligen Fürbitter! Alles will ich ſagen“, ſtammelte der Wende. Sein Weib wurde blaß.

„Ich ſtöbere im Stalle umher, fuhr Jener fort, ſtehn da vier ſchmucke Roſſe, die ich nicht kenne; ich ſchleiche die Treppe hinauf, da iſt's verriegelt und ſchnarcht. Ich krieg ſeinen Buben und kneif ihn hinter den Ohren, da kommt die Beſcheerung 'raus. Schätze hat der Hund verſteckt, will uns betrügen.“

„Will Alles ſagen“, ſtammelte der Wende.

Und er beichtete, was er wußte, daß er einen Ritter mit ſeinem Fräulein und Knechte aufgenommen.

„Huſſa, das ſind Die!“ riefen ein vier Stimmen; die hatten mit gierigen Blicken den Bericht verſchlungen.

„Der Götze Bredow und seine Erbschaft! Haben wir doch Deine Spur!“

„Hussa, briuscha!“ Das schnalzte und jauchzte in allen Tönen, so die plattdeutsche, die wendische und die polnische Sprache hat.

„Maria, Joseph, Sanct Christoph und Sanct Lorenz! schrie der Wende auf dem Boden. Ist ein Ritter und seine Gesellen, in Eisen und Stahl. Hat Morgenstern und Spieße, 's gibt blutige Köpfe.“

„Deinen vorerst, Lügenhund.“

„Dreht ihm's Genick um!“

„Heiliger Vater, Sohn und Geist! Heilige drei Könige, und alle heilige Nothhelfer! Thut's nicht! Bringt nit Blut üders Haus.“

„Thut's nicht!“ rief eine Stimme aus dem Winkel.

„Thut's draußen im Wald, auf der Haide! Der Regen wäscht's Blut weg, der Wind bleicht die Knochen, die Vögel schleppen sie weg. Blut im Haus treibt den Herren 'raus. Laßt mir meine ehrliche Nahrung.“

Ein Höllengelächter antwortete ihm, und zehn Messer fuhren aus dem Leder. Sie riffen ihre Aexte von den Sparren herunter, und Einer stieß

die Thür auf; aber sie flog wieder zu, und der Sturm trieb eine Wolke Schnee herein, und die Flocken waren bis auf den Heerd gesprützt.

„Erbarmen! schrie der Wende. Ist der Ritter ein Freund des Köpkin — hat sein Geleit. Ihr schlagt gegen die Hand, die Euch schlägt."

Da stutzten wohl Einige; aber der rothe widerwärtige Gesell, der's mit dem Schneider anhub, war auch aufgestanden. Er schnallte sein Wamms zu, und schürte den Aermel auf. Der sprach:

„Glaubt dem Hallunken nit. Ist eitel Lüg all sein Reden. Hat nur einen Knecht bei sich, seine Haut ist just als Anderer. Wer dem Köpkin freund ist, das wissen wir, aber nicht er. Der Wendenbund will's für sich haben. Soll ihm aber nit sein. Ist ein guter Fang, sag ich Euch, den uns der Gott sei bei uns schickt, ein so guter Fang, als Ihr lang warten könnt auf nen zweiten."

„Weiß einen bessern", hub die Stimme des Weibes an, und die rothe Hanne stund vor ihnen. Sie lehnte sich halb an den Feuerheerd, halb saß sie drauf. In ihrer Hand hielt sie den Besen, als stützte sie sich damit, und die Flammen glüh-

ten durch das rothe Tuch um ihren Kopf. Sah sie schreckhaft aus.

„Wenn der Falk die Schmerle sieht und die jungen Karpfen und Hechte im Teich, sie spielen im Sonnenschein, schießt er dann nieder auf den Frosch? Ei, der Frosch quakt, und der Falk schlägt mit den Flügeln, und die Fische erschrecken drob und tauchen unter. Ich weiß einen Teich und darauf scheint die Sonne, und tausend Goldfischlein spielen drauf, schaun Euch ruhig entgegen und Ihr habt sie. Das sind die Städte, die rufen Euch. Soll der Frosch quaken und in allen Sümpfen hallt es wieder, und sie erschrecken davor, und tauchen unter, und schlagen die Thore Euch vor der Nase zu. Habt Ihr keine Lust, Eure großen Hände in die Truhen und Läden zu stecken der reichen Bürger? Hört, die Hanne sagt Euch, die Säcke des Junkers da sind eines Bettelmannes Abendbrot. Dort an der Spree werdet Ihr nicht wissen, wonach Ihr zuerst greifen sollt, und was Ihr forttragt, schmeißt Ihr wieder auf die Gasse, denn drüben aus dem Haus tragen sie Gold und Silber in Säcken. He, rother Krause, Du gehler Oldenhans, Du tauber Hyndemit, juckt's Euch nicht, den Berlinern es wiederzugeben, was sie

Euch gaben? den Stock mit den Zinſen. Habt vergeſſen, wie die Zange thut und das Glüheiſen? Habt nit Luſt ſie wieder zu ſtreichen, kneifen, prickeln, brennen, die Dickbäuche? Wißt nit, wie ſchmucke Jungfern 's hat in den reichen Häuſern? Die rufen Euch, Ihr Satansrachen. Wollt Euch an Leder und Trockenbrot die Zähne ſtumpfbeißen. — Oder meint Ihr, das iſt die Taube auf dem Dache, und wollt den Sperling aus der Hand nit fahren laſſen? Die rothe Hanne ſagt Euch was, hört ſie an. So wahr dieſer Arm dürr iſt, und dieſe Finger gekrümmt, die Taube iſt Euer. Sie flattert ſchon am Fädchen, und der Faden iſt in Eures Hauptmanns Hand. Schärft Eure Meſſer, Ihr Jungen, wetzt Eure Zähne, und ſchließt Euren Mund: Ihr ſollt jauchzen, ehe es Neumond iſt. Jubiliren ſollt Ihr, ſaufen und raufen, reißen und ſchmeißen. Hallo, des Zarnekow Bande wird wirthſchaften an Sanct Petrus und Sanct Nicolas, das Kind und Kindeskind an der Spree die Haare zu Berge ſtehn, wenn's die Väter erzählen. — Drum ſeid ruhig hier, ruhig wie der Maulwurf, der gräbt: nur die ſtille Nacht verräth ihn. Still wie die Schlange, die ſich todt ſtellt; dann räcat ſie der Bauer in ſein Haus. Still haltet Euch, wie's der

Zarnekow geboten hat, er iſt Euer Meiſter und Herr. Er weiß Alles, und wehe dem, der thut, was gegen ſein Gebot iſt."

Es war ſtill geworden, Alle ſenkten die Blicke, und Keiner regte ſich. Den Eindruck ihrer Rede zu vermehren, ſchwieg auch der Sturm. Die Alte war, als ſie ihr wieder die Augen aufſchlugen, verſchwunden. Draußen im Thorweg der Burg ſtand ſie und ſchürzte ihre Röcke und hüllte ihre Kappe um den Kopf, und ſchaute über den Schnee, den das bischen Mondenlicht beleuchtete, das aus den zerriſſenen Wolken vorkam.

„Wohin, rothe Hanne?" fragte der Wende, der ihr nachgeſchlichen.

„Zum Köpkin."

„Sie thun's nit", ſagte er.

„Sie thun's doch", antwortete das Weib.

„Mütterlein ſah nicht, wie ſie zitterten, als Mütterlein ſprach."

„Der Hund tanzt, wenn ſein Herr mit dem Stocke vor ihm ſteht; wenn er fort ſieht, läuft er nach dem Knochen. Sind wilde Thiere. Iſt der Leitwolf fort, ſchleicht und heult jeder für ſich."

„Iſt ſchlimm Volk, ſagte er. Der rothe Krauſe ruht nit, wo er was blitzen ſieht."

„Der gehle Oldenhans iſt noch ſchlimmer. Der Schneider luchſt dem Hauptmann auf den Dienſt. Möchte gern ſelber Hauptmann ſein. Höreſt Du die Krähen, es gibt hier was! Fix fort. Daß er's weiß."

Und ehe er ſich's verſah, war ſie über den Graben. Sie lief, barfuß, ſo ſchnell über den Schnee, daß er glauben möge, ſie reite auf dem Beſen, den ſie in der Hand ſchwang. Der Wende kreuzte ſich und ſprach ein Ave Maria!

Zehntes Kapitel.

„Träume ſind Schäume", ſagte die Muhme.

„Ach Muhme, das war aber kein Traum. Ein Traum war's wohl — Aber wie ich nun aufwachte, die Sterne ſelber froren am Himmel. Und ſo klar war er und flimmerte. Und durch die Fenſter ſchauerte es herein. Mein Vater ſtöhnte neben mir. Der Knecht Dietrich, der lag an der Thür und ſchnarchte. Hab nie einen Menſchen ſo ſchnarchen gehört. Die Mäuſe raſchelten in den Winkeln, die Roſſe unten ſtampften voll Ungeduld, und draußen in der kalten Nacht heulten die Wölfe."

„Die hören wir ja hier auch. Wenn's recht ſcharfer Froſt iſt, kommen ſie bis ins Dorf."

„Aber nicht ſo, Muhme, ſo heulen ſie nicht wie in jener Nacht. Immer näher und immer näher,

immer mehr und immer mehr, und ein Geheul, so kläglich und so gräßlich. Der Athem ſtockte mir."

„Der Dietrich! daß der auch ſchlafen mußte, der nie 's Maul halten kann", ſagte die Muhme.

„Wir waren alle ſehr müd. Und wären wir nicht ſo müd geweſen, und die Wölfe nicht, ſo wären wir auch gewiß da nicht eingekehrt. Denn die Burg, Muhme, das ſah aus! Und 's war gar keine Treppe eigentlich, nur eine Leiter, da wir hinauf ſtiegen. Und ein Haferbrei, das war unſer Abendimbiß. Und der häßliche Wende wollte es doch nur um Gottes Willen thun."

„Als ich mir habe ſagen laſſen, Kind, war der nicht ſo bös. Er nahm Euch nur darum ungern auf, weil die Raubgeſellen bei ihm einkehren. Er mochte nicht, daß ſie Euch todtſchlügen. Mancher Menſch ſieht ſchlechter aus als er iſt. Und Mancher ſchaut güldig und als ein großer Herr, und iſt doch nur ein gemeiner Geſell."

„Das ſagte der Knecht Dietrich auch dazumal am Wege von dem Ritter, und der Vater glaubte es, und ſiehſt Du, wie das falſch war. Hätten wir gewartet in Dobrilugk, bis daß ſein Roß beſſer wurde —"

„Dann wär's anders kommen als es iſt", fiel die Muhme ein.

„Ja ganz anders."

„Nicht doch, Agnes. Es kommt nichts anders, als es kommen ſoll. Dann wär Dir ja auch nicht der Erzengel Michael erſchienen."

Agnes wurde roth: „Dann hätte er aber auch nicht die Wunde weg, der gute, liebe, herrliche Ritter, um unſertwillen."

„Er hätte aber auch nicht bei uns auf dem Siechbett legen, und Du hätteſt ihn nicht können pflegen. Und hätteſt nicht die Freud gehabt, daß er geſundet. Iſt Alles im Himmel beſchloſſen, als es kommen ſoll. Wer weiß, warum der reiche herrliche Ritter nach Burg Malchow kommen mußte. Hat dem Vater ſagen laſſen, er wird heute mit zu Tiſch kommen."

„Ach heilige Mutter Gottes!"

„Ja Kind, die war wohl recht ſichtlich bei Dir da in Kikhövel. Die hat Dir den Erzengel Michael geſchickt, ich meine im Traume den. Wollteſt mir aber noch ſagen, wie es kam, als Du aufſtandſt."

„Es ließ mich nicht ruhen. Als lägen alle unſere Schachteln und Kaſten auf mir, drückte es

Da ſprang ich auf. Aber wie mir da himmelangſt war in dem öden kalten Saal, das kann ich Dir gar nicht ſagen. Ich hätte ſchreien mögen, um Alles wecken, aber es war mir auch wieder, als müßt' ich den Athem anhalten, als bräche Alles los und zuſammen, ſo ich nur einen Laut thäte. Nun ſchaute ich zum Fenſter 'raus. Da war mir, als hätte der Schnee all das wilde Treiben und den Lärm verdeckt und verſteckt. Und ich konnte nicht das Aug fort thun, wie mich auch bitter fror. Unten war's ſtill worden. Die Hunde ſchliefen und winſelten, die Roſſe ſtöhnten im Schlaf bisweilen auf. In der Wirthsſtube dort, wo der Lärmen herkam, war es auch ſtill, das Licht war aus, nur dann und wann flog ein Funken durch die Eſſe. Aber die Raben auf dem Thurme ſchliefen nicht. Die kletterten auf den Sparren umher, und ſtreckten ihre Hälſe, und breiteten die Flügel, und flatterten auf, als ſchauten ſie aus, was kommen möchte. Und dann ſah ich ein Rudel Wölfe ſpringen. Sie heulten nicht, aber —"

„Quäl Dich nicht, Kind. Wenn die böſen Mächte über uns ſind, da muß der Menſch ein Kreuz ſchlagen und ſtill liegen."

Ich lag ſtill. Mutter und Schlang alle Decken

um mich, und vergrub mich ins Haferſtroh. Das war aber bös von mir. Hätte mich nicht ſollen grauen laſſen."

„Du warſt müd und ſchwach. Der Menſch kann nicht mehr thun, als der Herr zuläßt."

„Ich hätte doch den Vater wecken können."

„Der ward doch geweckt, als es Zeit war. Die lieben Heiligen ſandten Dir den feſten Schlaf, und den Traum auch."

„Ach Gott, Muhme, aber das Erwachen! Ich ſchlief noch immer fort, als ich ſchon aufgeſprungen war, und die Thüre krachte und die Schwerter und Meſſer blitzten, und es pfiff und ſchrie. Und es war Alles, wie ich es im Traum ſah. Zwei hatten mich gepackt. Der Dietrich ſchlug mit ſeiner Axt um ſich, wie ein Mühlrad —"

„Iſt ein wackerer Knecht, ſagte die Muhme. Der Vater wird ihm auch zeitlebens das Gnadenbrot geben."

„Einen hatte der Vater niedergeſchlagen, zween taumelten verwundet, aber nun ſtrauchelte er, und fiel rücklings: „„Sorg' nicht, Vater! Der Erzengel Michael kommt!"" rief ich."

„Das ſprachſt Du noch im Traume, und dann mußte es ſo kommen."

„Nein, das war nicht Traum, Muhme. Ich ſah ja leibhaftig vor ihm den Drachen, rothhorſtig, grad ſo, als er mir erſchienen, ein breites Maul vom einem Ohr zum andern, und eine Reihe Zähne fletſchen, als eines Wolfes, und grüne ſchielende Augen. „„Er thut Dir nichts, der Drache, Vater! Der Engel iſt über ihm.““

„Und da hielt er mit der Axt ſtill. Was Gott Wunder thut durch ein ſchwaches Mädchen!“

„Wo der Drache iſt, muß doch auch der Engel ſein.“

„Und da kam er?“

„Nein, er ſtand da, es wußt' es Keiner wie. Zum Fenſter herein, wo juſt der erſte Sonnenſtrahl eindrang, und ſein Harniſch funkelte golden, und ſein breites Schwert flammte als des Cherubims drüben in der Kloſterkirche.“

Die Muhme, ſo gläubig ſie auch war, mußte doch ein wenig lächeln, denn er war nicht durchs Fenſter gekommen, ſondern die Treppe herauf, und hatte vorher drei der Raubgeſellen niedergeſtreckt.

„Ach Muhme, der goldige Sonnenſchein und das flammende Schwert und die blonden Locken über den Harniſch rollend, wie's auf allen Bildern iſt. Und nun ſtürzte der rothe, häßliche, haarige

Räuber mit einem Streiche zu Boden, und wälzte sich als Drache, und der goldene Ritter mit einem Fuße auf ihm, und mein Vater gerettet —"

„Da mußtest Du ihm wohl zu Füßen sinken."

„War er denn nicht als ein Engel kommen?"

„Schon gut, liebes Kind. Aber der Michael, der ist ein ganz anderer Engel. Das ist ein großer, vornehmer, ein Erzengel. Der kommt nur und schlägt drein, wenn der Gott sei bei uns selber aus der Hölle brechen will. So er um jede Räuberbande auf die Erde müßte, und um jeden Junker, der einmal in eine schlechte Herberge gerieth, ach du lieber Gott, das wär doch zu viel verlangt."

„Weiß nicht, warum die Engel nicht auch um kleine Dinge auf die Erde kommen. Für uns war's doch ein groß Ding. Und was wär' er mir denn im Traum erschienen! Ein Heiligenschein war um seine Stirn!"

„Der Engel aber, der Dir im Traum erschien, sah wohl just auch aus — wie der Ritter in Dobriluk."

Agnes ließ das Köpfchen sinken.

„Sag mal, was trug denn der Erzengel Mi-

chael über dem Harnisch? Ich meine der Engel, der Dir im Traum erschien?"

„Ein Pantherfell."

„Ei siehst Du, Kind, der Erzengel Michael, der den frommen Märtyrern erschienen, und den heiligen Bischöfen und Malern, der trägt Flügel an den Schultern und keine Pantherhaut. Den Ritter von Dobrilugk hattest Du im Sinn, den mit der Pantherhaut. An den Du dachtest, der erschien Dir im Schlaf."

„Aber Engel, als mir gesagt ist, wenn sie unter Menschen kommen, lieben es, in menschlicher Gestalt, das heißt als gute und herrliche Menschen, zu erscheinen, damit wir nicht erschrecken, sondern sie gleich von Anfang an lieb haben."

„Das ist schon gut, Kind. Aber wer kennt denn hier den Ritter, und weiß eigentlich, wer er ist?"

„Herr Gott, Muhme, den Ritter, der meinem Vater das Leben gerettet, und mich gerettet, wo wär' ich, was wär' aus mir worden, und wie ein Riese schlug er sich, und nachdem er neun von den Bösewichtern niedergestreckt, und die Andern flohen, da mußt' ein Tückebold von hinten einen Bolzen auf ihn schießen, daß er hinstürzte. O das

war schändlich, solchen Ritter! Und solchen Ritter sollten wir nicht kennen! Es ist kein so edler im ganzen Land."

„Nu, aber ein Engel war er doch nicht; den hätte kein Bolzen getroffen."

„Ach Muhme, so mein' ich's auch nicht."

„Und ein Engel wär' nicht so schwer zu tragen gewesen, wie die Knechte sagen, als sie ihn herschafften."

„Aber wenn die Engel nicht bei ihm waren, da wär' er unterwegs verblutet und gestorben. Solche Wunde bei kalter Winterszeit!"

„Und er soll schon ehegestern ganz ordentlich getrunken haben, sagt der Hausmeister."

„Er ist ein Ritter."

„Und die Magd hörte ihn fluchen, weil sie ihm von dem sauren Wein gebracht."

„Und hat er da nicht recht? Solchem Ritter von dem schlechten Weine bringen, der den allerbesten verdient. Gut, daß Du mir's sagst, ich will selbst in den Keller, und ihm zapfen lassen vom besten. Dem Gesinde kann man doch niemals trauen."

„Ja, sie sagen, er scheine ihnen sehr verwöhnt.

Müſſe recht gehätſchelt ſein. Das meinten auch Deine Vettern."

„Ach die Hans Ungeſchicks! Da bricht ja die Treppe, wenn ſie 'runter ſtürzen, und wenn ſie in die Thür treten, ſtoßen ſie ſich mit den Ellenbogen. Die wiſſen einen feinen Ritter nicht zu würdigen. Wenn er erzählt, wie hört ſich das an, und wie er neulich zum erſten Mal im Armſeſſel ſaß und die Herren empfing, da ſah er doch aus wie der Graf von Ruppin, und die wären ſeine Vaſallen. Er iſt wohl reicher als die Ruppiner."

„Ja, ja, Geld und Silber, wenn es das thäte, das iſt genug da. Nu der liebe Gott und ſeine Heiligen wird Alles zum Beſten fügen."

„Liebe Muhme, was iſt Dir?"

„Nichts iſt mir, Kind. Das Geld iſt gewiß echt und das Silber auch. Und der Knecht Dietrich iſt ein einfältiger Menſch. Geſtohlen iſt es auch nicht, es ſitzt ihm ja Alles wie angegoſſen. Aber wie da der Zuſammenhang und wo das her iſt — Der Böſe ſchleicht auf allerhand Wegen, mit Gold verblendet er die Augen der armen Menſchenkinder. Grade da, wo man's nicht erwartet, ſtreut er's hin. — Wiſſen wir doch kaum ſeinen Namen;

wo er her iſt, noch gar nicht. Weißt Du, wenn er ſo ſchelmiſch lacht, da wird mir ganz wunderlich zu Muthe. — Und es iſt gewiß ein chriſtlicher Ritter, Agnes, denn er ſchlägt ſein Kreuz wie Einer. Aber — curios iſt doch das, wie er da plötzlich wie aus dem Himmel geſchneit in die Burg kam —"

„Das iſt ja ganz natürlich, Mutter. Er zog denſelben Weg als wir."

„Natürlich ſcheint Manches, Kind. Aber im Schneegeſtöber verirrt man leicht, zumal wenn man im Lande fremd iſt. Was mußte der nun grade Deine Spur finden, durch Schnee und Wind."

„Es hat ihm Jemand den Weg gezeigt."

Ja, ja, dieſer Jemand. Es begegnet uns oft ein Jemand am Kreuzweg, und der möchte uns immer führen. Wir ſollen uns aber nicht von ihm führen laſſen."

„Er ſagte von einer alten Frau."

„Ja, ja, dieſe alten Frauen kennen wir. Zuweilen reiten ſie auf einem Beſen, zuweilen hinken ſie auf einem Bein. Was hat ein alt Weib in Schneenacht und Finſterniß zu thun? Der Fürſt der Finſterniß leuchtet ihnen freilich, daß ſie den Rechten finden. Ach Kind, ach Kind, wenn er nur nicht auch noch hinkt."

Agnes hatte nur wenig zugehört, sie stand am Fenster und plötzlich rief sie auf: „Da geht er, Muhme. Er hinkt nicht mehr.“

Da kann man sich wohl denken, daß in dem alten Schlosse viel Geflüster war über den verwundeten Gast. Und Jeder dachte sich etwas Besonderes. Denn es war überhaupt nicht viel im Schloß, am wenigsten Unterhaltung. Wer macht viel Besuche im Winter, wenn der Schnee schuhhoch auf den Straßen liegt; und wo man im Keller an leere Fässer klopft und im Rauchfang den schwarzen Ruß sieht, da eilen die Gäste auch nicht hin. Der Junker hielt seinen Gast nicht für den Erzengel Michael, und auch nicht für einen Gesellen, den der Gott sei bei uns ihm ins Haus geschickt. Aber neugierig war er doch sehr, zu wissen, wer er denn eigentlich war? Um deshalb unterließ er's nicht, jeden Morgen, wenn der Ritter noch schlief, leis in seine Stub zu treten, und beschaute seine glänzende silbereingelegte Rüstung, und mit noch mehr Lust seine reichen türkischen Waffen. Den silbernen Halbmond, das köstliche Beutestück, hielt er hin und her, und die Schilde mit arabischer Schrift drauf, und die Falten des golddurchwirkten Sammetrocks streichelte er mit solchem innigen Wohlbehagen, daß

dabei die auf seiner eignen Stirn sich glätteten. Und die Sporen waren gediegen Gold, und desgleichen die schwere Kette, die dem Ritter der Kaiser um den Hals gehängt, und die Kisten, die freilich verschlossen waren, aber schwer waren sie. Und jedesmal, daß er hinausging, war der Junker mehr davon überzeugt, was für einem trefflichen Ritter er sein und seiner Tochter Leben verdanke, und wollte der Knecht Dietrich doch noch immer etwas meinen, der wurde zurecht gewiesen. Ja er war so zufrieden, wie es war und sich schickte, daß es ihm gar nicht so lieb gewesen, wenn der Ritter kein Ritter gewesen wäre, als er war, sondern der Erzengel Michael, eine wie große Ehre es auch für einen Ritter in der Mark Brandenburg sein mußte, so der heilige Erzengel als Gast unter sein schlechtes Dach kam.

Mit dem Dache sah es allerdings schlecht aus. Der Regen leckte nicht durch, er kam offen 'rein. Wenn's gar zu stark goß, schickte der Junker den Knecht aufs Dach mit ein Paar Bund Stroh. Das hält schon noch, meinte er. Und eines Tags da überraschte ihn der Fremde auf dem Boden; denn er erholte sich zusehends und schritt in Haus und Hof umher, und sah sich Alles an und sprach

freundlich mit Jedem. Auf dem Boden aber überraschte er den alten Junker, wie er mit dem Knecht Dietrich den Schnee fortfegte, der doch gar zu dick gefallen war. Ein Bischen kann man schon liegen lassen. Herr Gottfried wurde fast roth und stotterte etwas, als er den Besen fortlegte. Aber der Andere lachte, und fing nun auch an zu kehren, als hätte er's nur so von Jugend auf getrieben. Und sie fegten alle drei, daß es eine Lust war, und der Boden ward so rein, als er nie gewesen.

„Ja sonst war's besser", sagte Herr Gottfried mit einem tiefen Stoßseufzer, als er ihn darauf in den Wohngebäuden, den Ställen und Höfen umführte.

„Und künftig wird's wieder besser werden", lächelte der Gast.

„Weiß der Himmel! Ich glaub's nicht; entgegnete der Wirth, ob ihm wohl die Antwort des Gastes zu gefallen schien. Das geht dergunter Alles mit uns. Und was man auch aufstellen mag, es hält nicht. Seht mir nur die Mauer an. Mein gottseliger Vater ließ es dazumal, Anno 12, nicht bis zum Schusse kommen. Nachdem er im Havellande gesehen, es ging nicht, und Plauen hielt sich nicht, da übergab er die Burg auf den

erſten Trompetenſtoß. War eigentlich ein friedlicher Mann. Nun was hat's geholfen? Es bröckelt und fällt das Ding am Ende von ſelbſt über. Die ſtärkſten Eichenſtämme aus der Forſt ließ ich hauen und gegen ſtemmen: ja ſeht nur, wie ſie überbiegt in den Graben. Eine ſchöne Sache, daß man eine Mauer ſtützen muß von außen! Braucht nur der Feind die Stützen durchzuhauen, ſo hat er die Mauer ohne Schuß, und einen Damm dazu, braucht nicht Reiſig, nicht Schutt und Leitern."

„Die ſtärkſten Mauern halten nicht gegen die Donnerbüchſen."

„Es geht Alles bergunter, fuhr der Wirth fort. Will nicht ſagen, daß das ehedem ein Schloß war als wie Plauen, oder im Reiche die großen Grafenſchlöſſer, die auf Bergen und Felſen liegen ſollen. So was haben wir hier nicht. Aber anzuſchauen war's noch ſtattlich genug, als ich ein Knab war; und wenn die Abendſonne auf die zwölf Fenſter flimmerte, Donnerwetter! da glaubte Einer, der von fern kam, daß Wunders was dahinter wäre. Ja unſere Familie galt Etwas; ſie ſprach ein Wort mit auf den Landtagen, und ſie meinten, es wären nicht die ſchlechteſten Worte weſen. Und wir zählten keine ſchlechten Männer, wo es drauf und les

ging. Mein Großohm war Landeshauptmann, und das Land war damals nicht schlechter dran als itzt."

Ein „So" des Gastes mochte den Junker etwas stutzig machen, und er fuhr fort:

„Ich meine die Ritterschaft. Blitz und Sturm! Wenn gute Familien da zusammenhielten, gab's Ansehen und Ehre, und auf den ärmsten Vetter fiel davon ab. Was ist nun! Zersplittert Treiben. Jeder läuft seinen Weg. Die Einen murren und schließen sich ein auf ihren Höfen, die Andern hofiren um den Burggrafen. Statt für die Familie zu sorgen, hascht Jeder um ein Amt oder ein Stückchen Ehre. Als ob ein Fürst einem Edelmann und Ritter Ehre geben kann, die er nicht schon im Blute hat!"

Etwas mistrauisch sah er zum Ritter auf: „Oder seid Ihr des Dafürhaltens?"

Der Gast lachte und schlug mit der Hand gegen den Degengriff: „Meines Dafürhaltens gibt das die beste Ehre."

„Ihr seid mein Mann. Wo ist die itzt zu holen! Wenn ein guter Mann sich rühret, probiren möchte, was seine Knochen aushalten, ei der Tausend, da wird geschickt und geschrieben, und angezettelt. Er wird verstrickt und vorgeladen. Sag

Euch, lieber Herr, iſt nichts Gutes mit den Hohenzollern ins Land kommen. Lauter Neues, Sprache, Sitten, Recht, Einrichtungen. Und das Neue wuchert und dampft. Wir werden Alle dran erſticken."

Und Herr Gottfried holte tief Athem: „Weiß der Geier, was fuhr in die 'rein! Alles aufſtänkern wollen, ſchichten und einrichten! Und was kommt dabei 'raus? Niemals was Geſcheutes. Die vor ihnen, die Luxemburger, ließen's gehn wie es ging. Die Baiern ſollen's auch ſo gehalten haben. Warum ſie nicht? Warum müſſen ſie Alles anders machen wollen?"

„Man ſagt im Reich, es ſei verdem hier verdammt ſchlecht hergangen", bemerkte der Gaſt.

„Herr Gott, mag ſein. Aber es ging doch. Wo ein Loch im Weg war, man wußte es, und ging drum 'rum. Bei dieſen Nürnbergern, die der Himmel ins Land geſchneit, ſoll nun Alles in die Nichte gehen, und wo der Vater aufhörte, da fährt der Sohn fort."

„Sie werden im Reiche ſehr gerühmt ob ihrer Mannhaftigkeit, Ausdauer und ruhigen Beſonnenheit."

„J, Herr Jeſus Chriſtus, laß ſie rühmen! Und mannhaft ſein meinthalben gegen die Türkenbunde,

wie Ihr, lieber Herr, gethan, aber nicht gegen gute chriſtliche Ritter und alte Edelleute. Was müſſen ſie uns ſcheeren! Nein, als wären wir nicht ihr Blut, echtes adliges Blut, ſtechen und placken ſie uns. Sonſt kam wohl Einer über den Andern auf, der unter ihm ſein mußte, als wie die Quitzows. Das war nicht gut. Aber man half ſich, vertrug ſich mit ihnen. Wo aber kommt itzt ein einziger auf, nämlich für ſich, der ihnen nicht um den Bart geht! Da werden die Regiſter ſo genau geführt, als nicht Kaiſer Karl der Vierte that, der das Landbuch ſchreiben ließ. Da ſoll man von Allem, was man nimmt und thut, Rechenſchaft geben. Iſt dazu der Ritterſtand! Und alle Augenblick werden wir dran erinnert, daß wir unſere Güter nicht frei haben, ſondern zu Lehn tragen. Das unterſtanden ſich die Luxemburger nicht, und die Baiern hätten das 'mal thun ſollen! Wir waren ſo freie Leute —"

„Geworden, fiel der Gaſt ein. In den Zeiten der Unordnung, hab' ich mir ſagen laſſen in des Kaiſers Kanzlei. Zu den Zeiten der alten Fürſten, der Ascanier, waren die Ritter alle der Markgrafen Vaſallen."

„Aber was für Vaſallen! fuhr der Junker auf.

„Das iſt's eben, lieber Herr, daß die Menſchen ſo viel meinen, und die Fürſten auch; die doch wahrhaftig Beſſeres thun könnten. Und Räthe legen ſie ſich zu, die ihnen nichts als dumm Zeug ins Ohr reden. Wenn's Alles bliebe als es war, dann blieben die reich waren reich, und die arm waren arm. Und wer was mit dem Andern auszumachen hat, der macht's mit ihm aus. Da braucht ſich kein Dritter drum zu kümmern. Nun werden durch die verfluchten Meinungen und Rathſchläge die reich waren arm, und die arm waren reich. Iſt das eine Ordnung, und ſie ſchwatzen von Ordnung, die ſie herſtellen wollen! Miſch Du Dich doch nicht in das, was Dich nicht angeht; das iſt die beſte Ordnung und der beſte Rath. Und was thun die Nürnberger? Alles umgekehrt. In Alles miſchen ſie ſich. Zuerſt in den Adel. Haben uns unſere Lehen genommen, weil wir uns unſerer Haut wehrten, und unſer Recht vertheidigten. Jetzt möchten ſie gar in unſere Küchen und Speiſeſäle gucken, und ſehn, wie viel wir trinken und beten. Da wird ein Orden geſtiftet, der ſoll uns geſchliffen machen. Den Teufel auch, wer ſich nun nicht will ſchleifen laſſen! Nun gehe's an ihre lieben, verhätſchelten Kinder, an die Städte. Schon

recht, denen gönn' ich's. Und wenn ſie ihnen viel Kopfbrechens machen, deſto beſſer für Beide. Am Ende möchten ſie ſich auch in unſere Bauern miſchen, und ſehn, was ſie für uns arbeiten und nicht arbeiten. Immer zu! Auch den Prieſtern untern Chorrock geſchaut, und wie ſie räuchern und ſingen. Wohl bekomm's ihnen. Sag' ich doch, lieber Herr, ſie möchten aus den Marken eine nürnberger Uhr machen, wo ein Rad ins andere greift und Stunden weiſt und ſchlägt, tick tack ein Schlag als der andere, und ſie ziehn ſie auf, und dann muß ſie laufen, wie ſie wollen. Wozu hat uns der liebe Gott gemacht? Daß wir ſein, wie uns der Schnabel gewachſen iſt. Aber ſie möchten ihn uns drehn und ſtutzen als ſie wollen. Iſt eine Sünd und Schande!"

Und anſcheinend übte der gute Ritter auch im Leben den Satz den er ausgeſprochen, daß ſich Keiner in des Andern Angelegenheiten zu miſchen habe. Denn er ließ es ruhig zu, wenn der Gaſt mit ſeiner Tochter luſtwandelte, oder ſich gar anmuthig über Tiſch mit ihr unterhielt, wobei es viele feine Scherze gab, und das Fräulein gar oft ſehr roth wurde. Aber ſie hatte es gern, und konnte gar nicht abwarten, wenn er fort war, bis er wieder-

kam. Und eben desgleichen dünkte jeder Ritt und jede Jagd, die er mit dem Herrn Gottfried machte, dem Gaste, der doch sonst ein Freund von derlei Lustbarkeiten war, überlang, bis er zu dem holden Fräulein zurückkehrte. Und das gab dann ein Geschwätz und ein Erzählen. Und wenn der Junker sich entschuldigte, daß er einem so edlen Gast keinen Zeitvertreib schaffen könne in seiner öden Burg, so war das nur so hingesagt. Die Beiden konnten gar keinen bessern Zeitvertreib haben, und Herr Gottfried auch nicht, wenn er zusah und hörte. Und er dachte: Es ist mein einzig Kind, und schön und gut und holdselig und adlig als eine im Lande, und wär schad, wenn einer ihrer Vettern sie kriegte. Die sind schon gute Jungen, aber —" Das Andere verschluckte er. Und wenn seine Augen auf die geborstenen Mauern und Decken umher blickten, und er an die schweren Kisten dachte, die in des Gastes Kämmerlein standen, dann dachte er auch: „Damit ließe sich schon Burg Malchow wieder aufbauen, daß es ein Ansehn hätte, und wäre ein schöner Herrensitz für Deine Agnes." Denn daß der Gast vordem hier im Land begütert gewesen, und Haus und Hof verkauft, das hatte er schon aus den Gesprächen heraus.

Weß das Herz froh iſt, davon geht der Mund über. Alſo lobte der Gaſt einmal die deutſchen Frauen, und hätte er nirgend ſo ſchöne und huldreiche geſehen, als in ſeinem Vaterland, wobei er denn gar Erſtaunliches erzählte, wie die Frauen im Morgenland gehalten würden. Die dürften ſich nicht ſehen laſſen, und ſchwarze Mohren bewachten ſie als ihre Zofen, und gingen verhüllt in dichte Schleier, daraus nur die Augen vorblickten, die wären aber wie Kohlen und Blitze, und hätten ſchon manch Unheil angerichtet, denn ſie wären wie toll, wenn ſie einen Blondkopf ſähen und blaue Augen. Die Agnes und die Muhme glaubten's kaum, aber der Herr Gottfried dachte ſo bei ſich: „Er wird's auch erlebt haben", und freute ſich, daß er noch aus dem Unheil davon gekommen. Nun ſagte er aber, einem guten Deutſchen werde erſt wieder froh, wenn er blonde Haare und die guten himmelblauen Augen ſähe, und die wären nirgend ſchöner als in ſeinem Vaterlande. Drum wolle er auch nicht wieder hinaus, und hier ein Haus ſich bauen und drin bleiben, und ſein Schild aufhängen, und ſuchen, was ihm Gott beſcheere. Da waren Alle recht froh, und ſie ſtießen an, auf des Ritters neues Haus, und was ihm

Gott da hinein beſcheeren werde. Und wie der Fremde und Agnes ſich zufällig Beide anſahen, wurden Beide blutroth, und ſenkten die Augen; die Andern aber lachten und itzt ward erſt angeſtoßen, und getrunken und geſungen. Der Junker ließ ſein Beſtes aus dem Keller bringen.

Andern Tags war eine Wolfsjagd. Ein rechtes Wetter war dazu. Und wie ſchlug des Fräuleins Herz, als ſie den Reitern nachſah, die in Büffelwämmſer bis über den Kopf geſchnallt und kurze Spieße mit Widerhaken in der Hand, in den Wald ritten, und der Eine wandte ſich immer um, und grüßte noch, und ſie grüßte wieder. Um den Hals trug er eine blaue Schnur, die hatte ſie ihm gegeben; daran hing ein Kreuzlein von Eibenholz. Das, ſagte ſie ihm, wahre vor Stich und Biß böſer Thiere. Daher ſchlug auch ihr Herz gar nicht aus Furcht, daß ihm ein Wolf Schaden thue. Auch ohne die Schnur und das Kreuz hätte ſich darum Agnes nicht gefürchtet. Denn um eine Wolfsjagd zagt kein Fräulein, wenn es auch ihr Schatz wäre, der mitzieht. Aber weiß Gott, mit dem Spinnrad wollte es gar nicht fort; auch riß alle Augenblick der Faden, und dann nahm ſie aus dem Schrank ein ledern Käſtlein,

und öffnete es, und ſah mit Verwunderung und faſt mit Schreck auf die bunten leuchtenden Steine, die in dem Halsband ſaßen, und daran hing ein roth funkelndes Herz.

„Ach Muhme, Muhme! ſprach ſie, als die ihr zuſah. Mir iſt's doch, als könnt' ich's nicht annehmen."

„Ei, Närrchen, warum nicht?"

„Es iſt zu koſtbar und ſchön, und man weiß doch nicht —"

„Was weiß man nicht?"

„Wo er's her hat", entfuhr es Agnes Lippen, und ſie erſchrak ſelbſt und wurde blaß.

„Ei, Kind, das mußt Du nicht denken. Ein ſo guter und ehrenhafter Ritter, wo wird der's anders herhaben, als ehrlich aus dem Krieg. Und wenn nicht, ſo hat er's ehrlich nachher gekauft von ſeinem Beutegeld. Was auch die böſen Zungen ſchwatzen, trau dem nicht; grade die beſten Leute werden am meiſten verredet. Auf den will ich ſchwören, der iſt guter Leute Kind, und unverdorben. Ein bischen muthwillig. Aber das ſchadet nicht. Möchteſt Du einen Ritter zum Mann haben, dem die andern auf der Naſe ſpielen —"

„Ach wer denkt daran?"

„Ich denke daran, und Dein Vater denkt daran, und er, der Fremde, denkt daran. Ob Du dran denkſt, das weiß ich nicht —"

„Ach Muhme, liebe Muhme, mir wird ſo bang."

„Wird ſich ſchon geben. Heut auf der Jagd wird ihn der Vater ausfragen, wo er her iſt? Brauchſt nicht bange zu ſein. Iſt nicht der Erzengel Michael und Keiner, den der böſe Feind ins Land geſetzt. Sieh 'mal, die Schnalle zum Miedergürtel hat er mir geſchenkt. Iſt echtes, ſchweres Gold. Herengold das vergeht über Nacht. Nein, das iſt ein guter Mann. Na, und was dann? Herzpüppchen, wie iſt Dir? Ach Ihr heiligen eilftauſend Jungfrauen, wie wird der Herr ſeine Braut ausputzen! Was iſt Dir denn? Du läufſt ans Fenſter."

„Ich glaube, Muhme, es kommt Jemand."

„Das iſt ja ein Lärm. Die kehren doch nicht zurück."

„Ach die Vettern!" rief Agnes. Und ſo war es. Es tobte und lärmte auf dem Hofe, und es war, als wenn ein Dutzend ſchwere Stiefeln die Treppe herauf ſtolperten.

„Die kommen recht ungelegen", murmelte die

Muhme, und Agnes plötzlich blaß gewordenes Geſicht ſprach daſſelbe aus; und die Worte, die man draußen von ihnen hörte, die waren auch nicht gemacht, daß die Beiden ſich freuen mochten. Denn ſie ſchrieen den Knechten und Mägden zu: „Krieg! Juchhei! 's gibt Krieg!"

Wir haben's nun noch erſt mit der Jagd zu thun, die gar luſtig war und auch blutig, wie ſo eine Wolfsjagd iſt. Zween Thiere hatten ſie erlegt, und das eine der Fremde allein. Deſſen Muth und Geſchick hatte auch die Kühnſten verwundert. War eine Wolfsjagd der Zeit aber gar nichts ſo Ungemeines, daß ſie in den Chroniken beſchrieben ſtände, vielmehr die Chroniken ſagen nichts, als daß ſie die Wölfe todtſchlugen, und drei Bauern dabei blutig geriſſen wurden. Deß konnten ſich alſo Alle recht freuen und die Wölfe lud man auf Bahren und trug ſie ſo, dem Zuge vorauf, als ſie heimkehrten, und blies in die Waldhörner, und ſung und lachte, daß es eine Luſt war. Die angeriſſenen Bauern ließ man auch nicht im Walde. Nein, die andern Treiber durften Kieferäſte abſchlagen, und darauf luden ſie die zwei, der dritte aber konnte noch laufen.

Und unterwegs erzählte der Gaſt gar kurzwei-

lige Geſchichten, wie ſie in fremden Ländern die Jagd ausrichteten, dazu Alle verwundert horchten. Aber das wollten ſie kaum glauben, als er nun ſagte, ſie wären in einer Reichsſtadt drauf und dran, ganz kleine Donnerbüchſen zu machen, die man auch mit Pulver und Kugeln lüde, und könne ſie allenfalls ein Mann tragen, und auf eine Gabel, die ſie in die Erde ſteckten, feſtlegen. Alsdann könne man gegen Menſchen ſchießen, als wie mit der Armbruſt; und auch auf der Jagd könne man ſie brauchen gegen die Thiere.

Da ſchüttelten Alle den Kopf und glaubten's nicht und meinten, wozu denn das wäre? Der Fremde ſagte: „So man auf dieſe Weis ein reißend Thier von fern erlegen kann, iſt die Gefahr nicht, daß es die Bauern blutig reißt."

Das wollte ihnen noch weniger zu Kopf, und Herr Gottfried, als er mit dem Gaſt zu zweien ritt, ſprach: „Das will mir nicht gefallen, denn ſo man ein Thier aus der Fern ablangen kann, was iſt die Jagd dann noch für eine Luſt? Eben als im Krieg, denn ſo ich da von weitem meinen Feind treffe, iſt's nicht mehr ein Ding für gute Männer, ſondern für Weiber."

Der Andere entgegnete, das hätte eben man-

cher Ritter gemeint. Es hülfe aber nichts, es wäre einmal ſo, und in allen Städten würden itzt ſo viel Feuerwaffen geſchmiedet, als ehedem Lanzen, Schwerter und Harniſche. Da ſtieß der Junker einen recht derben Fluch aus gegen die Städte, die alles Unheil über Land und Ritter gebracht. „Und die Schwerenöther von Berlin haben auch zween Donnerbüchſen gießen laſſen. Wie ſoll's nun noch ein guter Ritter mit ſolchen Kratzbürſten aufnehmen! Denn welcher Herr kann die Ausgabe machen!“

Da ſchwieg der Andere zuerſt ſtill vor ſich hin. Alsdann aber ſprach er noch viel mit dem Junker über den Krieg, und wie ein Krieg im Großen ganz etwas Anderes ſei, als wenn Ritter und Städte ſich untereinander bei den Köpfen kriegten. „Da fühlt man erſt, was ein Mann gilt. Da iſt Platz und Raum, daß Jeder zeigen kann, was er werth iſt. Da kann der Kleine ſich vorthun vor dem Großen, und ſelber groß werden. Und der Feldobriſt ſchaut ſich heraus, wen er brauchen mag. Grad da, wo ſie mit Feuerwaffen Krieg führen, iſt das Feld für die Tüchtigen. Denn ſo Einer um einen Kopf größer iſt und ſtärker als der Andere, darauf kommt's nicht an, ſondern ob er geſchickt iſt und klug, und den Augenblick zu faſſen weiß.“

„Ja darauf, ob er von guter Art iſt", fiel der Junker ein.

„All Art iſt gut zum Krieg, ſo man verſteht, wie den Feind am beſten ſchädigen."

„Das verſtehn aber nur die zu guten Rittern geboren ſind, weil ihre Väter und deren Väter es ſchon waren."

Der Fremde lachte: „Es ſind Feldobriſten worden, Herr, die möchten ihre Ahnen in des Bettelmanns Sack ſuchen."

„Da kann doch kein Reſpect ſein beim gemeinen Mann."

„Den machen ſie ſich ſelber. Wer das nicht verſteht, der kann auch nicht Obriſt werden, und nicht Hauptmann. Aber im kaiſerlichen Heer ſind ihrer itzt viele, tapfre Leute, hoch geehrt, die commandiren, daß der Feind ſich erſchrickt, und ihre Leute gehen für ſie durchs Feuer, und waren Bürger vordem. Freilich manche von den alten Geſchlechtern verdrießt es, aber der Kaiſer iſt doch noch ein größerer Herr, und der freut ſich in der Seel, daß er ſo tüchtige Obriſten hat."

„Gegen die Türkenbunde iſt freilich Alles gut, murmelte der Junker. Iſt auch in der Litanei mancherlei beiſammen von Peſtilenz und Elend."

Der Fremde lächelte innerlich vergnügt.

„Hab auch wohl ſchon ehedem von ſolchen Feldhauptleuten gehört, fuhr der Junker fort, aus der Baiernzeit her. Die hatten ſolche. Als mir recht däucht, hieß einer Schweppermann. Kann's aber nicht zu Kopf kriegen, wie unter ſolchem, der kein Ritter iſt, Ritter dienen können. Wer den Sporen hat, hat das Regiment."

„Ei nun, der Kaiſer ſchenkt ihm goldene Sporen."

„Einem Bürgerlichen? Das iſt nicht möglich."

„Nachdem er ihn vorher niederknieen ließ, und zum Ritter ſchlug. Dann gibt er ihm auch ein gut Schild und macht ihn zum Edelmann."

„Bei den heiligen drei Königen, wie kann man Einen zum Edelmann machen, der's nicht iſt! Kann man aus einer Katz einen Hund machen? Oder ſo man Roggen driſcht, wird Weizen draus?"

„Der Kaiſer thut's."

„Der Kaiſer! brummte der Junker. Iſt ja der Kaiſer Kaiſer, aber kein Herenmeiſter. Kann er mich zu 'nem Lohgerber machen, oder 'nem Raſchmacher?"

„Weiß nicht, lieber Herr!"

„'S wird immer wunderlicher in der Welt Was man nicht hören muß! Aber ſehn möchte ich

'mal ſo Einen, den der Kaiſer zu 'nem Edelmann gemacht hat, und er iſt keiner."

„Schaut her, da habt Ihr Einen, lachte der Gaſt auf. Ich bin aus des Kaiſers Mache. Denn vordem war ich ein berliner Bürgerkind."

Da war's doch dem Herrn Bredow, als wenn er einen Geiſt vor ſich ſähe, das heißt ein Geſpenſt, das aus der Erde aufſchießt. So ſtarrte er ihn an, und wußte nichts, was ſagen. Es fehlte nicht viel, ſo hätte er ein Kreuz geſchlagen. Der Andere ward aber darum nur noch luſtiger, und ſagte, er ſolle ſich gar nicht fürchten, denn was Bürgerblut in ihm ſei, das wäre abgefloſſen in den Türkenſchlachten, und auch ſeine Haut ſei eine neue, denn die Ungläubigen hätten die alte zerfetzt und zerriſſen mit ihren Säbeln, und werde ihn in Berlin kaum Einer wieder erkennen, darum daß er mit weißer ausgezogen, und nun kehre er mit brauner wieder. Doch der Herr Bredow wußte gar nichts zu ſagen, und Einer hätte glauben mögen, er zitterte am Leibe, ſo ſcheu und ſchüchtern ritt er neben dem Andern und brachte kaum eine Solde vor. Je mehr er aber verlegen war, um ſo toller wurde der Andere, und erzählte gar Unglaubliches, wie er an des Kaiſers Tiſch geſeſſen, und der Kaiſer ihm

zugetrunken und die fürſtlichen Fräulein ihm Kränze gewunden und mit ihm getanzt.

Da wußte der Junker doch gar nicht mehr, was er denken ſollte, und darum dachte er lieber gar nichts. Aber als ſie der Burg ſich näherten, ſchallte ihm anderer Lärm entgegen. Hunde-, Roſſe- und Menſchenſtimmen. Das lief auf und ab, und aus den Rüſtkammern trugen ſie Spieße, und auf dem Hofe gar lag ein Haufen von Harniſchen, Schienen und Sattelzeug.

„Die Vettern ſind da. In drei Teu — bei den heiligen drei Königen, was gibt's!"

„Krieg!" ſchrie der Fritz aus dem Fenſter.

„Umgeſchnallt, Vetter Götz, ſchrie der Buſſo, es geht los."

„Jungens, was geht los?"

„Heidenluſt! ſchrieen ſie. Juchhei! Unſere Pferde ſollen Wein ſaufen. Peſtilenz und Krieg! Nichts als Krieg, Vetter! Die Meute 'raus! Eine Jagd, eine luſtige Jagd!"

„Wen wollt Ihr jagen!"

„Wen!" lachten alle drei, denn Wilkin, der dritte Vetter war auch zugeſprungen; der tanzte zwiſchen den Armaturſtücken und ſetzte ſich 'nen

Helm auf, und ſchmiß ihn dann in die Luft und fing ihn wieder. Mußten alle ſchon gut getrunken haben aus Herrn Gottfrieds Keller.

„Wen wollen wir jagen? Die Kratzbürſten, die Schweineſchneider, die Ellenreiter, die Grapengieſſer, die Leineweber, Sack und Pack, Katz und Maus. Halle, 's iſt aus."

„Seid Ihr toll?"

„Nur froh. Der Beſen iſt meine Fahne, ſchrie Fritz, wollen fegen bei ihnen."

„Bei wem, Du heilloſer Sauſewind?"

„Bei den Berlinern", ſchrie Einer.

„Bei den Kölnern", der Andere.

„Daß ſie Euch nicht wegpuſten. Sie haben zween Donnerbüchſen."

„Der Markgraf hat neun."

„Der Markgraf!" rief der Junker verwundert.

„Der Markgraf ſoll leben und alle gute Ritter daneben!"

„Der Markgraf läßt blaſen."

„Gegen die Städte! rief Wilkin und warf ſich ungeſtüm dem Vetter um den Hals. Juchhei, iſt das nit Heidenluſt. Zum Garaus läßt er blaſen — die Hunde, wir wollen ſie jagen."

Da war auch Agnes herabgekommen und ihre Muhme.

„Vater, Du mußt in den Krieg. Der Markgraf hat geschickt. Alle seine Vasallen —"

„I so muß doch der Blitz drein schlagen!"

„Der soll auch drein schlagen, zuchheiten die Vettern. Wir brechen ihre Thore, wir stürzen ihre Mauern. Hat ihnen abgesagt, den Krämern. Blank und baar. Hat sie geladen vor die Stände."

„Eine Anklag wie eine Faust dick. Die sollen sie fressen. Papier, ist ihnen schon recht."

„Ihre Brücke wird er abbrechen, ihren Zoll nehmen, ihr Stapelrecht, ihre Niederlage, ihr Rathhaus und ihren Roland. Kurz und klein will er ihn schlagen. Wird selbst das Schwert nehmen und ihr Roland sein."

Das dröhnte dem Vater Bredow durch die Ohren. Er konnt's doch kaum auf eins fassen. War's auch zu viel für einen Tag, und nach dem, was er eben gehört vom Fremden, und konnt's auch nicht fassen. Darum ließ er sich's noch 'mal wieder erzählen, in der Halle bei einem Kruge gewürzten Weines, und die drei fielen sich ins Wort, und die Muhme und die Agnes redeten mit drein. Es summte ihm so um die Ohren, und machte Augen

groß wie ein Ochs, und ſeine Hände lagen dabei auf den Knieen. Aber dann fuhr's wie Lächeln um die Lippen: „Den Städten gönn' ich's ſchon."

„Aber — er fuhr auf und hielt die Hand hinters Ohr — der Ritter."

„Ach Vater", ſagte Agnes, und ihr Köpfchen ſenkte ſich. Die drei Vettern lachten aus vollem Halſe. Die Muhme faltete die Hände:

„Er iſt ja kein Ritter nicht."

„Ein Ritter iſt er ſchon, ſagte Herr Gottfried, aber —"

Da klirrte es über den Hof, und die fünf Roſſe des Fremden ſtanden fertig geſattelt, und ſeine Knechte luden Sack und Pack auf, und er ſelber trat ein, den Helm über den Kopf, und die Federn drauf ſtreiften an die Decke, als er eintrat, daß er ſich bücken mußte. Mit lauter Luſt, aber auch mit Neid mußten's Alle ſehen, wie er ſo ſtattlich war.

„Aber ein Bürgerskind bin ich doch, nicht wahr, Herr Götze Bredow, das wolltet Ihr ſagen. Das bin ich auch, hat mich der Kaiſer auch zum Ritter vom Hahn geſchlagen, bin ich doch allzeit der Henning blieben aus Berlin, und nicht aus der Art geſchla-

gen, das ſollen ſie ſehn. Habt recht, lieber Herr, aus einer Katze wird kein Hund, und kein Hahn ſoll über ſeine Mauer fliegen. Euch ruft der Markgraf, mich rufen die Bürger. Und wenn auch nicht, ich komme doch. Das iſt ein ſchlechter Mann, der nicht kommt, ſo ſeine Genoſſen in Gefahr ſind."

„Ihr wollt?"

„Ziehn nach Berlin, als Ihr nach Spandow zieht. Iſt nicht weit voneinander, nur ſchad, daß unſere Wege nicht zuſammen gehn. Gott befohlen, Ritter Götz, topp! 'S hübſch, daß Ihr mir Eure Hand gebt. Rechtſchaffene Leute können doch Freunde bleiben, ſo ſie ſich auch zauſen und ſchlagen müſſen. 'S iſt 'mal ſo in der Welt."

„'S iſt 'mal ſo in der Welt", wiederholte der Wirth faſt bewegt, und füllte den großen Pokal und kredenzte ihn dem Gaſte: „Auf Euer Wohlſein, Herr Henning vom Hahne!"

Da nahm ihn der, und trank ihn der Tochter vom Haus zu: „Auf Euer Wohlſein, ſchönes Fräulein, und halter's mir ſchon zu gut, daß ich nichts Anderes bin, als wozu mich der liebe Gott gemacht hat. Und ſo Ihr's wollt, dann zum Zeichen deß,

behaltet das.“ Das ſagte er zu ihr, als er ihr ſittig zum Abſchied die Stirn küßte, und ſah, daß ſie den Schmuck in der Hand hielt, und ihm den wiedergeben wollte, und wußte nicht wie. Und dann flüſterte er noch: „'S iſt kein ander Hexerei dran, als wer's um den Hals hat, den betrügt Keiner. Und bei Gott, Euch darf Keiner betrügen.“

Und den Vettern reichte er auch die Hand: „Thut mir leid, Ihr lieben jungen Herrn, daß ich Eure Bekanntſchaft hier nicht machen kann. Aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Werden's wohl vor Berlin nachholen.“

Und als er nun fortgeritten war, da ſprach Keiner ein Wort. Nur Herr Gottfried krauste ſich wieder hinterm Ohr: „Sag ich doch, 's ihr 'ne Wirthſchaft. Und das kommt Alles von den neuen Dingen her.“

Das Fräulein ſprach den ganzen Tag kein Wort und man ſah ſie oft mit rothen Augen. Der Knecht Dietrich ſäuberte und fegte, auf Geheiß der Muhme, die Kammer, darin der Fremde gelegen, als wär's ein Peſtkranker geweſen. Abends beim Zubettgehen aber ſprach die Muhme zu dem

lieben Mädchen: „Dem lieben Herrgott und unſerm Heiligen Dank, daß er das von uns abgewandt hat. Denk' Dir doch Kind, 's iſt ſo ſchrecklich, daß man's kaum denken kann. Er war ein Raſchmachergeſell!"

Elftes Kapitel.

„Es iſt ſchlimm, und noch einmal ſchlimm.“ So ſprach Herr Johannes Rathenow, als er die Rathhaustreppe herabſtieg, Herr Peter Brakow ihm zur Seite.

„Es iſt Vieles ſchlimm; aber von dem Schlimmen iſt das noch nicht das Schlimmſte.“

„Es heißt den Teufel austreiben durch Beelzebub, der der Teufel Oberſter iſt.“

„Aber bei allen Heiligen! wen ſollten wir denn rufen? Keine von allen Städten hat uns geſchrieben, keine als Mittenwalde. Konnten wir mit Mittenwalde nur des Roßkamms und ſeiner Geſellen mächtig werden? Und nun gar gegen den Markgrafen, der ſeine Vaſallen entbietet durch alle Marken? Kam ein Fürſt, nur ein Herr auf un-

ſer Rufen! Mutterſeelen ſtanden wir allein, wir hatten nichts für uns —"

„Als unſer Recht! fiel Herr Johannes ein. Und waren einig, die Städte, die Zünfte und die Geſchlechter. Iſt das nichts? Es iſt viel, ſehr viel, Herr Peter Brakow."

„Wir konnten viel, aber wir können wenig. Wir können nicht bis Pankow hinaus. Und unſere guten Magiſtratsdörfer beſetzt von den Markgräflichen, der Tempelhof, Rixdorf, Mariendorf, Marienfelde. Wenn's ſo fortging, litten wir Hunger."

„Der Köpkin und ſeine Geſellen werden noch aufzehren, was wir in den Speichern haben."

„Die wiſſen zu ſchaffen."

„Von wem? Von den Dörfern. Daß wir Elend über Elend ſchaffen, daß wir zum Unglück den Fluch auf uns laden, und zum Fluche den Spott, und zum Spott das Gelächter."

„Wahrhaftig, fiel Herr Brakow ein, wär's ohne den Zarnekow gangen, es wär beſſer. Ich lieb' ihn als wenig wie Ihr. Aber wo hat Einer ſeinen Anhang und iſt willig uns beizuſtehn? Iſt dazu tapfer, wie ein Stier, der geſchlagen iſt. Ueberdem des Balzer Bortin geſchworener Feind, und kann uns nicht verrathen, muß an uns hal-

ten, da der Markgraf geſchworen hat, läßt ihn hängen, wo er ihn fängt."

„Und ſolch ein Diebsgeſell mit der Anwartſchaft auf den Galgen unſer Freund! Heiliger Nicolaus, der unſerer guten, ehrlichen, rechten Sache Bundsgenoß! Da muß ja, was gut iſt, zum Schlechten ſich kehren. Wo können wir da in den Kirchen beten laſſen? Schämen müſſen wir uns, ſo wir uns ins Geſicht ſehen. Und was Wirthſchaft wird's in der Stadt geben! Die Krämer müſſen ihre Läden ſchließen, vor die Thüren wird man doppelte Riegel legen, eine ehrbare Frau kann ſich nicht mehr auf den Straßen ſehen laſſen. Wer ausgeht, muß ſich die Taſchen zuhalten. O ſagt mir nichts davon, daß Ihr ſie in die Vorſtädte quartieren wollt. Die werden ſich auch quartieren laſſen, wo Ihr wollt. Die werden auch Eure Diener bleiben. Eure Herren werden ſie ſein. Baſta, baſta, Herr Peter Brakow, es iſt geſchehen, ich weiß es, da hilft nichts mehr, bin überſtimmt und war längſt überſtimmt, ſah's wohl, daß Ihr mir nur auswicht, vor dem alten Mann es verbergen wolltet. Drinnen ſchwieg ich, denn warum ſie muthlos machen: Euch aber ſag' ich's, Ihr habt gerufen

Euch zu helfen, der Euch verderben wird, und was sein soll unser Trost, das wird sein unser Untergang. Und ein schmählicher dazu."

„Das Gott von uns wende! sprach der Brakow. Sie waren nun auf der Straße. Ihr schaut Alles schwarz an, lieber Herr."

„Ist ein Familienfehler. Hab's nicht anders gelernt."

„Nun aber, daß unsere Familien werden verschlungene Hände machen, sagte der Brakow, nun wird's doch anders werden, Herr Johannes. Die Freud, so spät einkehrt in ein Haus, die bleibt zum längsten."

„Was Macht bringt und Reichthum, ob das auch Freude bringt?" entgegnete Herr Rathenow.

„Da denkt Ihr wohl, wie Eure Elsbeth mit meiner Eva sich in den Haaren lagen. Kann Euch sagen, mein Evchen ist itzt das beste Weib. Ein guter Mann, der da weiß, was sich schickt, curirt auch eine böse Frau. Bös war die Eva nie, aber nun ist sie so sittig, gut und mild als eine, und versichere Euch, sie soll und wird ihre Schwägerin begrüßen, als es recht ist. Und ebendesgleichen fürchtet Euch nicht vor dem Melchior. Bös ist er auch nicht; und was schlimm an ihm ist, das

wird eine ſo kluge und verſtändige Jungfrau als die Elsbeth beſſern. Sollt ſehn, er wird noch ein Schwiegerſohn, daß Ihr Eure Freude haben ſollt. Und eine Hochzeit wird's werden, daran der Neid ſich ſoll blaß ſehen. Unſere Pauker, Pfeifer und Geiger ſollen einen Lärm machen, daß es der Markgraf in Spandow hören muß. Kehren uns nicht an ihn."

Dazu ſchüttelte Herr Johannes den Kopf. Ihn bedünkte es nicht recht, daß der Bürger froh ſei und ſolche Hochzeit mache, wenn die Stadt in großen Drangſalen iſt, und der Feind vorm Thor ſteht. Aber war's beſchloſſen, und ging nicht zu ändern. Hätte es die Bürger alle auch ſehr verdroſſen; denn grade weil viel Kummer war, darum wollten ſie auch Luſtiges haben, und freuten ſich Alle auf das Feſt. Nun gemahnte Herr Brakow den Johannes nachhaus zu gehen, ehe es zu gedrang in den Straßen werde, denn als er wohl glaube, werde ſein Schwager grad um dieſe Stunde in der Stadt einziehen. Er lachte dabei recht verſtohlen, als wiſſe er noch mehr.

Und ſo war es. Kaum daß der Rathenow in ſeinem Haus angelangt, als vielerlei luſtige Muſica von drüben her ſich vernehmen ließ, und ſeine Toch-

ter öffnete leis die Thür und ſprach: „Er kommt, Vater!“ Und als ſie nun Beid ans Fenſter traten, war ſchon mancherlei zu ſehen.

Da war Töpfermarkt um Sanct Nicolas und die Topfmacher der Stadt und die von den Orten, die zugelaſſen werden, hatten ihre Geſchirre breit ausgeſtellt, und an die Buden und Häuſer hatten ſie die Töpfe und Schüſſeln in gar bunten Figuren übereinander aufgeſchichtet. Es war ganz luſtig zu ſchauen; denn auch Tanger und Bänder allerlei Farben waren aufgeſteckt. Kurz es war ein gar froher Markt, und konnte man nur fragen: Wo kommen die Käufer zu ſo vielen Herrlichkeiten her, und grad in dieſer Zeit?

„Das iſt Dir zu Ehren“, flüſterte der Vater ſeiner Tochter zu, denn all die Töpfersleute ſchauten lachend zum Hauſe des Bürgermeiſters hinauf. Sie ſeufzte.

Nun hörte man viel Lärm, luſtigen, Trompeter und Pfeifer, und Huffchläge und Roßgewieher, und um die Ecken kamen ſchön geſchmückte Reiter, und Alles rief: „Platz! Platz!“ und „Hoch! Hoch! der Herr Melchior!“ — „Platz den ehrenwerthen Herren Schumms!“ Da ritten viele von ihren Freunden mit, was Brakows da waren, die Hoppenrade,

Garnekoser, auch die beiden Wons; alle ſauber angethan, und künſtliche Blumenſträuße an der Bruſt. Manchem ſah man's an, wie ſchwer ihm das war, zu Pferd ſitzen. Aber den allergrößten Blumenſtrauß, er war über einen Schuh hoch, und waren's Ranunkeln, Tulpen und Lilien, den trug der Junker Melchior vor ſeiner Bruſt. Sein Kleid, deß hätte ſich ein Herzog nicht ſchämen dürfen, der zur Freite reitet. Von weißem Atlas war das Wamms, über und über mit Golde geſtickt, und item ſeine Hoſen, die aber waren gepufft und geſchlitzt von oben bis unten, und an den Schlitzen ſaßen lauter rothe Roſen. Auch von weißem Atlas waren die Schuhe und geriſſen und geſtickt, daß die Leute ſich verwunderten, und er hatte ſehr große Füße. Seine Hände, die waren auch groß, denn er war ein ſtarker Mann, nur etwas ungeſchlacht von Figur, und hantirte gern mit, wo es Stückfäſſer wälzen galt auf die Kähne, ob er's doch nicht Noth hatte ſelbſt zu thun. Darum waren die Hände ſehr roth und er konnte, wenn er eine ausbreitete, einen tüchtigen Teller umſpannen. Die weißen Seidenhandſchuhe, obgleich eigens dazu gewirkt, wollten ihm alſo nicht recht ſitzen, und waren überall geplatzt. Was ſchickte ſich auch Seide zu einer ſolchen Hand!

Das Geſicht des Junkers war desgleichen ſehr roth und mehr in die Breite gegangen als in die Länge; ſein Bart, der war blond und Augen hatte er, ſo große gab es nicht zum zweiten Male in Köln, und ſie ſchimmerten ins Weißliche.

Und ſo ſtark und groß wie er, war auch ſein Pferd, mit koſtbaren Decken überhangen und allerhand Rüſtzeug. Aber er ritt nur langſam, denn das Roß machte ungeſchickte Sprünge, weil aller Ecken ihm ein Hufeiſen abflog. Aber wenn's auch Einen blutig ſchlug, das verdroß ihn nicht; es gab vielmehr ein groß Gelächter und ſie ließen den Junker in die Wolken leben. Denn der Huf war von Silber, und wer ihn fing, der behielt ihn. Und ſogleich waren Schmiede zur Hand, die dem Thier ein neu Hufeiſen anſchlugen, aber nicht feſt, und es dauerte nicht lang, ſo hatte es das wieder abgeſchleudert.

Daher kam's, daß der Zug lange auf ſich warten ließ, aber mit einem Mal, da er nun Angeſichts des Hauſes war, ſchrie die Jungfrau Rathenow laut auf, und Etliche mit ihr. Denn die Reiter ſahen gar nicht vor ſich, wo ſie ritten und ihre Pferde zerſchlugen die ausgeſtellten Geſchirre. Plötzlich aber, als könne er ſein Pferd nicht zügeln,

ſprengte der Junker in einen großen Berg mit Töpfen, daß es ein Geklatſch gab und die Scherben umherflogen. Nun riß er das Pferd, wie erſchreckt darob zurück, aber von der Seite kriegte es wieder die Sporen, und fuhr aufs Neue in einen andern Berg.

Da Herr Bartholomeus die Angſt auf den Geſichtern der Frauen ſah, und inſonderheit auf dem der ſchönen Rathenowin, rief er hinauf: „Kein Bange, Jungfer Elsbeth, es wird Alles bezahlt.“ Und ſo war es auch. Denn hinter dem Junker Melchior ritt Herr Dietrich Wyns mit zween vollen Säcken, die am Sattelknopf zu beiden Seiten des Pferdes herabhingen. Und wo die Töpfe und Schüſſeln zerſchlagen wurden, da griff er mit vollen Händen hinein und ſtreute Kupfergeld und Silbergeld aus. Daher kam es, daß die Töpfermeiſter nicht klagten, als man doch erwarten ſollen, ſondern ſie ſahen Alle ſehr vergnügt aus. Mancher bekam doppelt mehr bezahlt, als ſeine Töpfe werth waren. Aber der Melchior ruhte nun auch nicht, als bis alle Haufen auf dem Markte kurz und klein waren*). Wer ſich aber am meiſten darüber freute,

*) Hiſtoriſch.

war ſein Vater, Herr Bartholomeus. Man ſah's ihm an, wie er ſo wohlbehaglich auf ſeinem kleinen Pferd ſaß, und eine Freudenthräne lief ihm über die Backen; und als die andern Herrn von ſeiner Sippe meinten, es ſei wohl nun genug, ſprach er: „Laßt doch dem Jungen ſein unſchuldig Vergnügen.“ Die Leute ſchwenkten ihre Mützen, und da ſchlug doch ein Lebehoch das andere todt, und Alle meinten, ſeit Berlin ſteht, ſei doch kein Patricier mit ſolchen Ehren zu ſeiner Braut geritten. Die älteren Bürger ſagten, das ſei eine feine Art, wie die reichen Familien ihren Ueberfluß den Aermern zu Nutz verwendeten, und könnte ſich mancher Mann daran ein Beiſpiel nehmen.

Zur Verlobung oben gab's noch lange Muſica, nicht von den Trompetern und Pfeifern allein, die vorm Haus blieben, ſondern die Jungen polterten noch fort und fort unter den Scherben, und was noch zu groß geblieben, das zerſchlugen ſie gegen die Rolandsſäule.

„Gefällt Euch des Bräutigams Einzug, ſchöne Braut?“ ſprach Herr Bartholomeus, da er vor Elsbeth ſtand; und heut ſah ſie aus, nicht wie eine Roſe, obgleich Braut, ſondern wieder als eine Lilie, ſo ſchneeweiß war ihr Antlitz. Sie war kein Kind

mehr, ſondern eine wunderſchöne Jungfrau, die wohl ſchon hätte Hausfrau ſein können, ſo wohl und hochgewachſen war ſie, und ſo würdig ſchritt ſie und ſtand ſie da. Da war nichts mehr von Muthwillen und Flatterſinn in ihrem Geſicht zu leſen; die Lippen waren wohl noch etwas aufgeworfen, aber ſo ſie die Augen aufſchlug, das war ein Ernſt, als ſchaute ſie in des Andern Seele hinein. Und angezogen war ſie, feſtlich wohl, aber ſo einfach, daß Alle ſich wunderten.

„Ihr ſeid eingezogen ins Haus mit Zerſtörung. Daß das nur kein ſchlimm Zeichen iſt.“

„Zerſtörung! kicherte Herr Bartholomeus. Ja ja, 's wird mancherlei zerſtört. Das geht nun ſo nicht anders. Seid wohl noch erſchreckt? Der Junge hat Lärm gemacht. Gebt ihm die Hand. Könnt's mit ihm wagen.“

„Ich grüß Euch, Junker Melchior, und ſeid willkommen in dieſem Haus.“

„Iſt's nicht ein prächtiger Junge? Hat ſich's was koſten laſſen, aber die Jungfer iſt's auch werth, daß man ſich anſtrengt. Na, ſprich doch auch ein Wort, Junge.“

„Gott grüß Euch, Jungfer Elsbeth, und Ihr ſollt's nicht lange bleiben.“

Da lachten Alle herzlich, denn ſchon auf übermorgen war die Hochzeit angeſetzt. Nun war's aber nicht Sitte, daß wenn Zwei verlobt wurden, die viel ſelbſt ſprachen; und mochten Beide auch nicht wiſſen, was ſie ſprechen ſollten. Die Jungfrau ſchaute vor ſich nieder, der Bräutigam aber ſchaute ſie dann und wann an, und dann flog ein gar wohlgefällig Lächeln über ſeinen breiten Mund. Deſto mehr ſprachen die Andern. Was gab's da für Flüſtern und Sticheireden, wozu der Junker Melchior grinſte, und Elsbeth ſchlug die Augen nieder. Denn dazumal liebten die alten Herren, durch allerlei Anzügliches die Brautleute zu necken, und weit mehr als heut geſchieht; nahm's aber Keiner übel.

Und als ſie nun die Ringe austauſchen ſollten, wie Brautleute thun, da zitterte die Jungfrau zum erſten Mal, der Melchior aber konnte gar nicht ſeinen Handſchuh abkriegen. Endlich aber, da riß er ſo, daß der Ring ihm vom Finger flog. „Ei, ei, das iſt nicht gut", flüſterten ſie, und der Ring rollte auf der Diele. Aber die Dielen waren ſchief, denn das Haus hatte ſich vor Alters geſenkt, und wie auch Alle danach ſprangen, ehe ſie ſich's ver-

ſahen, war er in ein Mauſeloch gefallen. Es konnte ihn Keiner wieder kriegen.

Da machten Viele ein bedenklich Geſicht. Der Melchior aber hatte ſich ungethüm; hatte ſchier Luſt mit dem Fuß die morſche Diele einzuſtampfen; rief nach einer Axt. Sein Vater aber ſagte: „Dumm Zeug, was iſt ein Ring! Einer iſt wie der andere. Iſt nicht ſo viel Gold dran, daß ein Menſch drum Aufhebens macht.“ Und dann wollte er ſeinen vom Finger ziehen. Das hatte aber auch Schwierigkeit. Denn der Finger war geſchwollen, und es ging nicht. Einige wollten's nun noch aufgeſchoben haben, aber das gefiel den Meiſten nicht, und die Kuchen und Paſteten und Schüſſeln dampften ſchon auf dem Tiſche. Darum ſchickten ſie in aller Eil drüben zum Goldſchmied, und es kam auch wirklich ein Ring, der leidlich paßte; aber Herr Bartholomeus war gar nicht mit zufrieden und ſpuckte, wie er ihn ſah, denn das wäre ein lumpig Ding, für Bettelmannsleute, aber nicht für reiche Patricier. Sie beruhigten ihn, denn das ſei doch nur der Verlobungsring; dafür verhieß er aber zur Hochzeit zween ſchmieden zu laſſen, ſo dick und groß, als man noch keine in Ver-

lin gesehen. Meinten aber doch gar Viele, daß es ein bös Zeichen gewesen.

Und das war auch wohl nicht gut, daß der Junker Melchior grad an seinem Verlobungstag sich übernahm. Nicht über die Maßen, daß sie ihn forttragen mußten, aber grad gehen konnte er nicht mehr, und Zwei mußten ihn unterfassen, als er die Trepp 'nunter stieg. Das, meinten Einige, sei nicht hübsch, und hätte er damit warten können bis zum Abend; sein Vater aber sagte: es ist ein guter Junge, laßt ihn doch! Zuvor aber hatte er zu Ehren seiner Braut so viel gegessen, als die Elsbeth wenig aß; und als er getrunken, da ward er eben so redselig, als sie schweigsam blieb. Er erzählte Dinge, die man sonst nicht vor einer Braut erzählt, wie er's mit dem und dem aufgenommen und Einem eine Rippe eingeschlagen, dem Andern das Bein verrenkt, und wie er den Schiffern in Oderberg, als sie schliefen, die Kähne zusammengebunden und dann die Ketten losgerissen, daran sie am Ufer lagen. Nun war er in den vordersten gesprungen und hatte den in die Mitte der Oder gestoßen, und alle Kähne hinterher. Das war eine Lust, als die Knechte erwachten, und ihres Fahrzeuge schwammen gen Stettin, und Melchior schimpfte

und lache ſie aus; ſie ſollten nun in den Strom ſpringen und nachſchwimmen. Ja es kam noch mancherlei der Art, und mag ich das nicht durchaus ſchelten, denn welcher Mann wünſcht nicht, daß ſeine Braut weiß, wie ſtark er iſt, und die Leute ihn fürchten, und was Aufſehn er gemacht. Aber als er nun noch mehr getrunken, fing er auch von ſeinen Liebesgeſchichten an zu erzählen; und das iſt nicht fein. Da vergaß er ganz, daß ſeine Braut neben ihm ſaß. Und Etliche, die ſprangen zu, und hielten ihm mit dem Tuch den Mund zu, daß er nicht weiter ſpreche; und Herr Bartholomeus wollte ſich darüber ausſchütten vor Lachen.

Auch mit dem Henning Mellner rühmte er ſich, daß er in Bernow mit ihm aneinander gerathen war, im Rathskeller, und ſagte, der wäre zum Fenſter hinausgeſprungen, und hätte er ihm einen Krug Bier nachgeworfen. Da fuhr plötzlich die Blüſſe von dem Antlitz der Jungfrau, und ein dunkel Roth über Stirn und Wangen. Sie ſprach: „Das iſt nicht wahr.“

Er aber ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und rief: „Das iſt doch wahr.“

Zum Glück, daß die Andern auch ſchon getrunken hatten, und ſie warfen ſich ins Mittel,

und machten's zum Scherz, was hätte bitterer Ernſt werden können. Herr Thomas Wyns ſchlang den Arm um ſeine Schulter, und Herr Peter Brakow machte ihm die geballte Hand auseinander. Wie er nun auch ſchrie, es ſei wahr, daß er den Henning in Bernow zum Fenſter hinausgeworfen, ſie ſagten ihm, daß er wohl mitgeflogen wäre und hätte es vergeſſen. Er aber ſchwor, ſo er den Henning wieder träfe, wolle er's ihm ins Geſicht ſagen, und wolle es alle Zeit mit ihm aufnehmen, ſo einzeln gegen einzeln, als Geſellen gegen Geſellen. Da hatten ſie ihm gut ſagen, daß der Jungfer die Thräne im Auge ſtände, ſintemalen der Henning ihr guter Spielgenoß geweſen, und nun war er verſchollen und wahrſcheinlich umkommen im Elend. „Dreitauſend Hennings hin, dreitauſend Hennings her, ſchrie er, darum kräht noch kein Hahn!" Da mußte auch Herr Bartholomeus zuſpringen, und ſagte: „Junge, ſei nicht toll. Das war dumm Zeug und iſt nun vorbei. So ſie dem Henning gut war, vergiß das. Sie ſoll's auch nicht wiſſen, wie viel Mädel Dir nachliefen." — „Das mag ſie wiſſen, ſchrie der Melchior, ich ſcheer mich nichts um ihren Henning, nicht ſo viel." — „Melchior, biſt Du eiferſüchtig?" — „Ich

eiferſüchtig! ſchrie er auf. Ich bin nicht eiferſüchtig, ich bin ihr Bräutigam. Das will ich beſchwören, und wer will's mir abſtreiten." — „Niemand, Niemand!" lachten die Andern. „Und nun beweis es auch. Gebt Euch die Hand, und einen Kuß in Ehren."

Wer gar wenig an dem Tiſche geſprochen, das war Herr Johannes Rathenow. So ernſthaft hatte man ihn lang nicht geſehen. Er hätte ſich doch freuen ſollen, meinten die Andern, mit was Ehren der Bräutigam ſeiner Tochter ins Haus gezogen war. Sie meinten, die zerſchlagenen Töpfe hätten dem alten Bartholomeus allein fünf Schock Groſchen gekoſtet, ungerechnet die ſilbernen Hufeiſen. „Aber der iſt ſelbſt ein Sauertopf worden, ſagte Herr Thomas Wrns, er denkt nur an die Stadt und nicht an ſein Haus." — Ein Anderer ſagte: „Eine Stadt ſind viele Häuſer, und wer nicht für ſein Haus ſorgt, der ſorgt auch nicht für ſeine Stadt."

Jetzt aber ſeufzte Herr Johannes tief auf, und ſenkte den Kopf. Es war da, als der Junker Melchior ſeiner Tochter den Brautkuß gab. Sie ſah ſehr traurig aus und blaß; ihr Auge wandte ſich ab, und die Blicke trafen ſich, des Vaters und der Tochter. Das ging ihm in die Seele, und er

trank von dem Augenblick keinen Tropfen Weines. War's ihm auch sehr lieb, als die Gäste nun aufbrachen. Die waren alle guter Dinge und hatten nichts gemerkt. Sie freuten sich vielmehr als gute Bürger über die Hochzeit, daß nun doch die Schumms und Rathenows zusammenkämen, was der Stadt Sache Festigkeit und Einheit versprach. Denn eben wie der Johannes, wollte der Bartholomeus keinen Finger breit nachgeben dem Markgrafen. Und waren doch schon Etliche im Rath, die von Unterwerfung sprachen.

Als sie Alle fort waren, saß der Bürgermeister in seiner Kammer, und stützte den Kopf auf den Arm. Elsbeth trat zu ihm:

„Was sorgst Du, lieber Vater, um mich? Du hast Sorgen, die größer sind und schwerer Dich drücken."

Er nahm ihre Hand und streichelte sie mit seinen beiden, und freundlich und wehmüthig schaute er zu ihr hinauf: „Du bist verständig worden und ernst über Deine Jahre, mein liebes Kind."

„Sie sagen, das Unglück ist eine Schule, darin man am meisten lernt. Was sollte ich im Kloster drüben lernen froh sein, da ich wußte, mein Vater war im Elend Nun bist Du wieder in Deinem

Haus, biſt in Deine Rechte eingeſetzt, geehrt und geachtet. Sie lauſchen auf Dein Wort und Dein Anſehn iſt groß als Du es verdienſt. Nun werde ich wieder froh ſein."

„Dein Aug zeiht Deine Lippen der Lüge. Ach, liebe Elsbeth, wirſt Du denn froh ſein?"

Ein tiefer Seufzer ſtieg aus ihrer Bruſt: „Vater, ich glaube ich werde froh ſein, ich hoffe es. Bei den Schweſtern in Spandow habe ich gelernt, was einer Hausfrau obliegt, die ſorgen muß für ein großes Haus. Da will ich walten darin, und zum Rechten ſehen, als es einem guten deutſchen Weibe ziemt."

„Hätte Dir gern einen Andern gegönnt", ſprach Herr Johannes in ſich hinein.

Sie hörte es, und trocknete mit dem Tüchlein das Aug, da eine Thräne vorquell: „Der Andere iſt todt, ſagte ſie mit leiſer Stimme. Ich hatte den Henning lieb, Vater, ſehr lieb, daß bin ich mir erſt in der Einſamkeit des Kloſters recht bewußt worden. Da träumte ich oft in den Winternächten, wenn der Sturm durch die Kreuzgänge fegte und die Ziegel vom Dache riß, und ich ſah Dich am Stabe durch Wald und Nacht pilgern, und Du wankteſt und kennteſt nicht weiter. Da

kam auch Einer, der im Elend irrte. Der faßte Dich unter, führte Dich, wärmte und speiste Dich, er ſang Dir frohe Lieder und machte Dir Hoffnung. Ach, der Henning wußte doch immer das Rechte zu finden."

„Der arme Henning!"

„Vater, ich träumte, er käme geritten als ein ſtolzer Ritter vor die Thore Berlins, und pochte daran, und ließe Trompeter blaſen, und Dich führte er wieder in Deine Ehren und Dein Recht."

„Der ſchläft nun unter kühlem Raſen, Gott allein weiß wo!"

„Aber ſo Du's wüßteſt, nicht wahr, Du richteteſt ihm einen Denkſtein auf, als er verdiente! Denn er war ein guter Menſch, und hatte auch Dich ſehr lieb, auch die Stadt. Wär' er itzt hier, es ſähe wohl anders aus. Es fehlt den Bürgern ſolch Einer mit dem Muthe. Er würde zu ihnen ſprechen, er würde ſie gegen die Feinde führen. Ach Vater, die böſen Bürger, ihre Beſten haben ſie ins Elend geſchickt!"

„Und nur die Hinfälligen und Alten wiedergerufen, die ihnen nichts mehr helfen."

„Du wirſt es, Vater!" ſprach die Tochter mit leuchtenden Augen. Ich habe den Henning begra-

den. Der Melchior wird Dein Sohn, und Gott wird mich ſtärken."

„Wird er's?"

„Ja gewiß, Vater. Das Herz der Elsbeth ruht in dem Grabe, wo Henning ſchläft. Aber die Tochter ihres Vaters, die Tochter der Rathenows, iſt auch eine Bürgerin ihrer Stadt. Sie wird ſich auch freuen, wenn der Stadt Recht beſteht, und ihre Freiheit ſiegt. Die Brücke zwiſchen Köln und Berlin wird nicht abgebrochen. Sie wird ſtärker werden. Unſere Hochzeit wird ein Feſt ſein, nicht für die Elsbeth und nicht für Dich, aber für den Johannes Rathenow, den Sohn ſeiner Väter, für unſere freie Stadt, für die Geſchlechter und die Gewerke, für uns Alle, Vater. Die Schumm und Rathenow eins, das wird eine Säule werden, daran ſie ſich halten, daran muß die häßliche, kleine Zwietracht ſcheitern, und darum, Vater, lohnt es ſich doch, —"

Was ſie noch hinzuſetzen wollte, erſtickten die Thränen, oder des Vaters Arme, die das geliebte Kind umſchloſſen. Auch in ſeinen Augen zerlte es, und dann legte er beide Hände auf ihre Stirn, und ſegnete ſie.

Die alte Mutme hatte es mit angehört. Als

die Elsbeth fortgestürzt war in ihr Kämmerlein, sprach sie:

„Johannes! Die Säule wird nicht gebaut, die Pfeiler der Brücke werden nicht gestärkt. Der Brautzug wird nicht drüber gehen, die Elsbeth wird nicht des Melchior Weib. Der Brautring fiel ins Mäuseloch. Ist eitel Hoffen, Johannes. Die Schumm werden so wenig verschlungene Hände machen mit den Rathenows, als der steinerne Roland stehen bleibt. Sieh doch, wie er wankt. Seine Zeit ist um."

Zwölftes Kapitel.

Wenn der Feind vorm Thor ſteht, läuten ſie itzt nicht mehr mit den Glocken; außer es wär denn die Sturmglocke. Sonſt iſt's in einer belagerten Stadt todtenſtill, als wie ehedem, wenn das Interdict darüber ſchwebte.

Und heut Morgen läutete es von Sanct Nicolas und Sanct Marien, und von Sanct Peter antwortete es. Auch die Franciskaner am hohen Hauſe und ſelbſt am Sanct Gertrauds Spittel ließen ſie ihr Glöcklein tönen. Aber nicht Sturmglocken; das war eine feierliche Weiſe, als grüßten ſich die Thürme, einer den andern. Die Markgräflichen draußen nahmen's für Spott. Konnt' es auch ſein, daß die Bürger drinnen alſo wenig ſich um ihre Feindſchaft kümmerten.

Da auf dem Berge, der der Tempelhofer heißt,

und war er dazumal höher als itzt, aber Wald ſtand nicht viel drauf; hingegen zogen ſich ſchöne und große Weinberge an ſeinen Geländen weit hin, — auf dem Berge hielten an dem Morgen etliche Reiter. Sie trugen markgräfliche Zeichen, und ſtrengten ihr Aug an, zu ſehen, wie die Thürme und Dächer der zwo Städte aus dem Nebel zum Vorſchein kamen. Es war ein friſcher Morgen und der Nebel lichtete ſich, und die Morgenſonne röthete gar anmuthig die Thurmſpitzen.

„Liegen die Neſter doch als wie verſoffen im Sumpf, ſprach der Eine. Man möchte den Fuß aufheben und ſie 'neinſtampfen."

„Da müßtet Ihr auf einem größern Fuß gehn, Herr Buſſo, ſprach der Andere. Wenn man ſie ſtampft, ſie tauchen wieder auf. Iſt eine gar zähe Natur in ihnen."

„Aber der Punkt iſt gut, fuhr wieder der Andere fort. Hätten wir drei ſchwere Donnerbüchſen hier, das Köln ſollte doch zerlöchert werden wie ein Weſpenneſt."

„Das „„hätten wir"" iſt ſchon gut, ſprach der Andere, aber das „„haben wir"" wäre beſſer. Leider haben wir's nicht. Der Markgraf darf's nicht wagen, die Geſchütze aus Spandow über den Tel

tow hierher ſchaffen zu laſſen. Da ſind ſie noch zu mächtig, und iſt es wahr, daß der Zarnekow ihnen zu Hülfe zieht, ſo kann er ſich ſelbſt im Temvelhof nicht halten."

„Die Peſtilenz über den Zarnekow! lachte Buſſe. War ein Stier von Knochen, aber ſein Leblang ein Kalb von Verſtand, und muß zu ſolchem Anſehn kommen!"

„Ihr ſtandet gut mit ihm."

„Pfui, Ritter Bardeleben! Vergangenes muß man nicht aufrühren."

„Es kann auch eine Zukunft drin liegen."

„Ein Klumpen Fleiſch mit ungeheuren Knochen. Eine Thür konnte man mit ihm einrennen, einen Graben füllen, aber die Seele mußte ein Anderer blaſen. Nun, mein ich, der Verſtand muß einem guten Manne ſtill ſtehen, wenn ſolch ein Speckhaufen für ſich hanthirt und zu Nam und Ehren kommt."

„Er kommt auch noch an den Galgen."

„Das iſt ein häßlich Wort, Bardeleben. Und bei alledem iſt's doch luſtig, dieſen Köpkin, der ihnen ein Knecht Ruprecht war, nun rufen ſie ihn, die Berliner. Man erlebt doch auch manches Frohe. Heiliges Kreuz! faſt möcht ich wünſchen, die Witte

schaft dauerte noch lang, um zu sehen, wie er drinnen mit den lieben Rittern von der Elle und von der Blutwurst umspringt. Sie konnten gar nicht besser gewählt haben."

„Es blieb ihnen ja nichts Anderes."

„Es bleibt ihnen noch verflucht viel, sprach Busso. Sie haben bei uns, sage ich Euch, einen bessern Freund, als am Zarnekow bei sich. Der wird sie's fühlen lassen, was seine Freundschaft kostet; ihr Freund hier wird sie so sanftiglich anfassen, das uns die Freude verdorben ist. Wird's zum Sturm kommen? Zur Plünderung? Wenn wir drinnen sind, werden wir nur wirthschaften dürfen, wie der Zarnekow als ihr Freund thut? Gott bewahre, er zieht Euch Sammethandschuh an, wenn er durch die Bresche reitet. 'S ist nürnberger Blut in ihm, Krämer hält zum Krämer."

„Meine, Ihr irrt Euch, Herr Busso."

„Wollte der Himmel! Sollte mein schönster Irrthum sein. Aber was fackelt er so lange mit der Klage bei den Ständen? Was wird noch itzt, da wir schon schlagen, brennen, Gefangene machen, noch immer unterhandelt? Diese verfluchten Worte —"

„Machen die Sache um kein Haar breit anders, fiel der Ritter Bardeleben ein. Es handelt sich

nur um den guten Schein. Ich ſage Euch, es kocht im Markgrafen, und den Blockzaun vergibt er ihnen nicht, bis ihre Mauern herunter ſind. Ich kenne dieſe Hohenzollern. Sie ſcheinen langmüthig und großmüthig über die Maaßen, aber einen Schimpf vergibt Keiner.' Er wird dieſe Herren klein machen und dieſe Reichen arm. Er wird ſeinen ſtählernen Fuß in die Stadt ſetzen, daß man nach Jahrhunderten den Tritt ſehen ſoll."

„Schon gut, aber was kriegen wir? Er braucht Einen gegen den Andern, aber Alles für ſich. Ihr läßt er uns galleppiren, aber einen Strick hat er um unſern Nacken, zieht uns zurück, wenn's ihm beliebt. 'S iſt aus, Bardeleben, mit der guten Zeit, wo wir frei waren. Und ihre kalten, ruhigen Blicke, die ſchaudern Einem durchs Mark."

„Hat er Euch ſo angeſchaut? Ei, ei, Herr Buſſo, wie ſchnell Ihr die Sprache gewechſelt. Man hielt Euch ſchon auf der letzten Staffel zu ihrer Gunſt. Viele verargten's Euch, daß Augen dienen und Wort reden."

„Sie ſind zu klug, das iſt das Elend. Man kommt ihnen nicht bei."

„Was ſie ſpinnen, das iſt lang. Was am End draus wird, das weiß Keiner, fiel der Vande-

leben ein. Aber das weiß ich, bis zum End iſt's auch noch lang. Und ohne Krieg kommt's nicht zu End, und kein Krieg ohne uns. Er braucht uns, und ſeine Nachfolger werden uns auch brauchen. Darum keine Sorge, Ritter Voß, er darf den Adel nicht kirr machen, er muß ihn friſch halten."

Da hörte man die Glocken läuten, und ſie verwunderten ſich deß. Der Bardeleben meinte erſt, es werde ein Grabgeläut ſein, aber der Buſſo ſchüttelte den Kopf: „So läuten ſie Keinen zur Ruh. Sie ſpotten unſer; das klingt luſtig, wie zu Hochgeziten."

„Das iſt's auch, rief Einer, der heranritt. Uns zum Hohn machen ſie Hochgezitten. Es iſt heut Hochzeit drinnen; der Melchior Schumm führt die Elſe Rathenow heim."

„So ſoll doch das Wetter drein ſchlagen, und wir frieren hier!" rief Herr Buſſo.

„Ja zu Hochzeitfeſten ſind wir hier nicht beiſammen", ſprach der Hinzugekommene, der kein Anderer war als der Balzer Bovtin.

„Und zu unſerer Ehr auch nicht", ſagte der alte Bardeleben, und ſah etwas ſcheel auf den Roßkamm.

„Euch iſt das auch nicht an der Wiege geſungen, ſprach der Buſſo, daß Ihr eine große Fehde führen würdet, und gute Ritter fochten zu Euch.“

„Ihr Herren, entgegnete der Roßkamm, es iſt Manchem nicht an der Wieg geſungen, daß er die Katzenpfote ſein wird, damit der Aff ſich die Kaſtanien aus den Kohlen holt.“

„Was bringt denn mehr ein, der Nußhandel, oder der Menſchenhandel?“ fragte ihn höhniſch der alte Bardeleben.

„Es kommt drauf an, wie die Roſſe ſein, und wie die Menſchen ſein. Die am gelehrigſten ſind und nicht ausſchlagen, wo ſie's nicht ſollen, ſagte mein Meiſter, das wären von beiden Arten die beſten.“

„Hol mich der Teufel, rief Buſſo, ich möchte das Geld haben, was der Markgraf dem Roßkamm zahlt. Judas verkaufte ſeinen Herrn für dreißig Silberlinge: nun ſag Du, was kriegſt Du für all die Seelen, die Du ihm in den Neſſern da verſchacherſt?“

„Judas, ihr Herren, war ein Schelm und verrieth ſeinen Herrn. Wie hoch das bezahlt wird, mußt Ihr am beſten wiſſen. Ich war ihr Bürgermeiſter und wollte ſie zur Schuldigkeit anhalten

gegen ihren Herrn. Das wird allerwegen bezahlt mit einer Münze von Blei. Die heißt Undank."

„So ich der Markgraf wär, wüßt' ein gut Geschäft", sprach Busso.

„Seine Gnaden macht immer gute Geschäfte, so Ihr nicht dabei seid."

„Wo er die Roßkämme zu Rathgebern hat, kann's freilich nicht fehlen."

„So er die Juden aus dem Land jagte, würden wir einer Plage quitt. Müßt aber jeder Jude einen Junker auf dem Rücken mitschleppen, dann würde die Litanei um zwei Bitten kürzer."

„Die Juden greifen Dir wohl sehr ins Handwerk, Roßkamm?" sprach der Bardeleben.

„Die armen Juden kommen sehr zu kurz, wo die Junker Alles vorweg nehmen."

„Mein Handel ist ein anderer, sagte Busso. Wär' ich der Markgraf, kriegt' ich die Städte ohne Schwertschlag."

„Eure Zunge schlägt freilich schärfer, wenn Ihr gute Leute verredet."

„Weißt Du, Roßkamm, um was die Städte sich umsonst gäben?"

„Um keinen Gotteslohn."

„Richtig. Der hat auch nichts damit zu thun.

Als Gott Himmel und Erde schuf, ließ er dem Teufel auch etwas, damit er nicht neidisch würde. Der schuf dann die Roßkämme."

„Steht's in Eurer Chronik so? In meiner heißt's anders. Die Ritter liefen anfangs zu Fuß 'rum, und da wurden sie überall gekriegt und gerichtet. Da erbarmte sich der Teufel ihrer, und stahl den Roßkämmen ihre Thiere. Seitdem sitzen sie auf dem hohen Pferd, und die armen Roßkämme müssen suchen, wo sie mit schwerem Geld Rosse auftreiben."

„Laßt des Wortzanken. Was kommt denn da geritten", sagte Bardeleben.

„Bin ihm nur noch den Rath schuldig, sprach Busso. Ich, wär ich der Markgraf, Dich verkauft ich den Städten. Für die Freude, Dich am Galgen baumeln zu sehen, gäben sie sich. Was gilt die Wette?"

Da unterbrach sie Trompetengeschmetter, Harnische rasselten, Pferdegewieher und Staub flog auf von der Gegend des Tempelhofs her.

„Heiliger Christ! schrie Busso. Es geht los."

„Der Markgraf!" rief Bardeleben.

„Feinde!" der Walter, und sie kehrten und gaben ihren Rossen die Sporen

Davon hörten die in Berlin nichts. Dort schallten nur die Glocken, und was nicht auf den Mauern ſtand und an den Thoren, war auf den Beinen. Wie viel Sonntagswämmſer ſah man da! Alle Fenſter waren voll, wo der Zug vorbei kam. Bänder und Tücher hingen aus den Fenſtern. Ueber die Thüren hatte man Tangerzweige geſteckt, und die Gaſſen ſauber mit weißem Sand beſtreut. Als der Zug langſam den Berg nach Sankt Nicolas hinaufſtieg, da konnte man ſie am beſten ſehen. Die Anzüge der Herren und Frauen von der Schummſchen Sippſchaft, die waren doch ſo prächtig, man traute ſeinen eignen Augen nicht. Der Herr Melchior hatte wieder ein Wamms von weißem Atlas und item ſolche Hoſen und Schuhe, aber das war geſchlitzt und geriſſen, und an den Gelenken ſo weit aufgepufft, daß er zwei Ellen maas in der Breite, und konnte ſeine Braut nur führen, indem er den Arm weit ausſtreckte. Ueber dem Wamms aber trug er einen kurzen Oberreck von Sammet, carmoiſin war die Farbe, und mit dem reichſten Rauchwerk ausgelegt. Vielen dünkte das doch zu prächtig, auch für einen ſo reichen Patricier. Die Elsbeth war ganz weiß angezogen, aber es ſah Keiner auf ihren Anzug. „Ach wie ſchön ſie

iſt!" ſagte Eine zur Andern. Und Andere ſagten wieder: „Ach wie blaß ſie iſt!" — „Sie iſt wohl krank", meinte Einer. „Das macht die Freude", ſagte der Andere. Noch Andere meinten, das komme vom Nonnenkloſter her, darin ſie fünf Jahr geweſen. — „Es iſt hübſch von den Schumms, daß ſie ſie doch noch nehmen." So redeten ſie Vieles hin und her, aber leis, und ſahen's nur Wenige, wie ſie da an der Ecke wankte, und ſich ein Riechfläſchchen geben ließ. „Sie iſt matt; es geht ſo langſam."

Weiß der Himmel, woher es kam, es war doch Alles, was ſich ſchicket, da, und noch mehr, und wenn die Glocken inne hielten, ſpielten die Geiger und Pfeifer; aber es war nicht ſo luſtig als es bei einem Brautzug iſt. Das fühlten ſie Alle, und ſah Einer den Andern an. „Der Feind iſt vor den Thoren", meinten Einige. „Das wird die reichen Schumms kümmern!" — „Und die Rathenows noch weniger!" ſagten Andere.

„Gott weiß, ſprach ein Anderer, wo die Rathenows dabei ſind, da nimmt Alles ein ernſthaft Geſicht an. Wenn man auch noch ſo froh war, man muß die Miene verziehen."

Und ein Zweiter zeigte auf die Frau Eva Vra-

kow, die doch unter ihrem Schmuck ſchier erlag, die kleine hübſche Frau: „Die Elsbeth Rathenow iſt auch was, ſagte er, man muß es ihr laſſen; aber die Eva Brakow iſt ſchöner. Das iſt doch roth und ſchmuck und gefällt einem Jeden, und ein Jeder weiß was er hat.“

So flüſterten die Leute Unterſchiedliches, und es fehlte auch an Neidiſchen nicht, die's dem Einen und dem Andern nicht gönnten, und über die Geſchlechter ſprachen, die von den Andern zehrten, und mochten Alle ins Unglück kommen, ſie blieben immer obenauf. An der Kirchthür war ein entſetzlich Gedräng. Ja an der Hauptpforte, die auch nur klein iſt, da war es ſo voll von Neugierigen, daß die Brautleute, wer möcht es glauben, nicht durch konnten. Sie hätten erſt müſſen, die drinnen waren, herausreißen, und wer konnte das, und wo ſollten ſie hin? Alſo entſchloſſen ſie ſich ſchnell rechts umzubiegen, um durch das kleine Pförtlein da an der Seite hineinzukommen. Das däuchte Vielen ſchon ein bös Zeichen. Aber auch da war es voll, und Herrn Melchior wurden die Puffe am linken Aermel und an beiden Knieen abgeriſſen. In der Pforte ſelbſt, da fiel der Braut ihr Myrthenkranz vom Kopf. Es war ein Glück, daß es Wenige ge-

ſehen hatten, und Herr Dietrich Wyns, der dünn war als wir wiſſen, drückte ihn ihr raſch wieder ins Haar, aber verkehrt.

In der Kirche brannten hundert Kerzen und der Weihrauch duftete hinauf bis in die ſchönen hohen Gewölbe, und die Goldkugeln an den Säulen und die Goldlichter an den Kanzeln und Altären flimmerten herrlich. Am Altar ſtand der würdige Propſt Herr Franz Steeger, und um ihn ſeine Diaconen und die Chorknaben mit weißen Hemden und rothem Ueberwurf. Die ſchwenkten die Weihkeſſel. Da ward Jedermann wohl recht bewegt zu Muthe. Nun trat das Brautpaar vor ihn hin, und um ſie her alle von ihrer Sippe, und von den Patriciern beider Städte fehlte doch nicht Einer. Die Rede war ſehr ſchön, aber die Braut hörte kein Wort. Ihr war es, als ob die Kirche ganz finſter wäre, und lauter Nebel wogten darin, und Irrlichter blitzten, und der Boden wanke unter ihr. So mag wohl mancher Braut zu Muthe ſein. Dem Melchior däuchte die Rede zu lang. Der Propſt ſprach viel von der Stadt und dem geſegneten Bündniß, das ihr Einigkeit und Kraft verſpreche, und brachte auch lateiniſche Worte und Sprüche hinein. Herr Schumm hatte es beſtellt, ob er auch nicht Latein

verſtand. Denn die lateiniſche Sprache iſt eine außerordentliche und fürnehme Sprache, darin die alten Kaiſer redeten; und um einen gemeinen Mann zu trauen, redet der Prieſter nicht lateiniſch.

Nun fragte er, als wie der Prieſter thun muß, ob er, der Melchior, ſie wolle, und ſie, die Elsbeth, ob ſie ihn wolle? und die Ringe hielt er, um ſie zu wechſeln in der Hand. Da war es, als ob eine Verzückung die Jungfrau überkomme. Sie ſah nicht den Prieſter an, und nicht den Verlobten, ſie ſah ſeitwärts nach dem Thor. Ihr Auge ſtrahlte wunderbar, ihre Lippen öffneten ſich, wie im Krampf, ſie hob ſich auf den Zehen, und zitterte; aber das war ein Zittern, wie wenn man einen Todten ſieht, der uns erſcheint. Und auf die Frage des Prieſters: „Willſt Du ihn?“ antwortete ſie: „Nein!“ Und als ſie's geſprochen, zitterte ſie noch einmal, als brächen ihr alle Gelenke, und dann ſchlug ſie auf den Boden nieder, und der Brautkranz rollte weit von ihr.

Was für ein Aufruhr da in der Kirche entſtand, mag Jeder ſich ſelbſt vorſtellen. Aber wenn er nichts weiter wüßte, würde er ſich doch ſehr irren. Das „Nein“, was die Jungfrau ſprach, und ſie ſprach es nicht mit Willen, ſondern ſie war nicht

mehr bei ſich, das hatte Niemand von Allen gehört, als ihre Muhme, die Gertraud, die neben ihr ſtand, und ſie fing ſie in ihren Armen auf; ſonſt wäre das arme Mädchen mit dem Kopf blutig geſchlagen. Der Melchior hatte „Ja" geſagt, und mit ſolcher Stimme, daß Niemand das „Nein", das ein ſchwacher Mädchenmund ſprach, hören konnte. Und daß eine Braut, die ſchon ſchwach war, als ſie zur Kirche zog, dort niederſinkt und in Ohnmacht fällt, das iſt ſelten, aber es iſt in alten Zeiten doch auch vorgekommen. Gut iſt es nicht; aber es iſt nicht Alles gut, was doch wahr iſt.

Der Aufruhr, der entſtand, war aber von ganz anderer Art. Es ſtürmte nämlich zugleich von allen Glocken, und draußen ſchrie es, daß die Fenſter bebten: „Feinde!" „Feinde!" „Zu den Waffen!" Und die Sturmglocken tobten dermaßen, daß man wußte, es war äußerſte Gefahr und kein Augenblick zu verlieren. Da ſtürzte denn Alles, Patricier und Volk, zu den Kirchthüren hinaus, daß Mancher ſo zerquetſcht wurde, daß er liegen blieb und nicht den Spieß ergreifen konnte, wie die Andern thaten. Denn ein wie herrlich Schauſpiel eine Hochzeit auch iſt, das Gemeinwehl einer Stadt iſt doch mehr werth, und wo das Haus überm Kopf

brennt, da läuft der Tanz auseinander. In dem Aufruhr nun ſank die Jungfrau Elsbeth zu Boden und die Sturmglocken tobten über ihr wie Donner der Zerſtörung, und das fiel Keinem auf.

Da ſie die Augen aufſchlug, war ſie allein; nur die Muhme kniete neben ihr, die ſah wahrhaftig nicht hochzeitlich aus in ihrer grauen Flügelhaube.

„Wo iſt er?“ fragte ſie, und ihr Aug ſchaute in die Weihrauchwölklein, ſo oben an der Decke hin und her ſtrichen.

„Fort! fort! Alles iſt fort. Es iſt nicht Hochzeit.“

„Nicht Hochzeit?“ rief die Jungfrau, und ihr Auge leuchtete faſt vor Freude.

„Krieg iſt“, ſprach die Muhme.

„Aber ich ſah ihn doch.“

Da zerpflückte Gertraud die Myrthen, und riß den Kranz auseinander.

„Kann nie Hochzeit werden, wo die Ringe ins Mausloch rollen, und die Kränze fallen vom Haupt der Braut. — Thorheit! Thorheit! Es kommt ein anderer Bräutigam.“

Die Trommeln und Trompeten draußen ließen ſie nicht ausreden. Noch einmal kam Herr Jo-

hannes zurück und küßte sein ohnmächtig Kind, denn sie war wieder in die Arme der Muhme gesunken, und dann eilte er fort und hieß Gertraud die Kranke nachhaus schaffen.

Dreizehntes Kapitel.

Am Abende des Tages redete man wenig zu Berlin, und zu Köln auch nicht, von der unterbrochenen Hochzeit, und am folgenden Tage desgleichen nicht. Da hatten sie von andern Dingen zu sprechen und sich zu unterhalten. Da wurden die Verwundeten gepflegt und die Todten begraben. Da brannten die Feuer auf allen Heerden, und große Kessel brodelten darüber. Auch auf den Plätzen loderten hie und da Feuerbrände und man schaute wilde Gesichter mit großen Schmarren und fürchterlichen Bärten. Man hatte sie nie vordem in Berlin gesehen, und ihnen war's auch fremd, das schaute man an ihren neugierigen Blicken, damit sie Alles anstaunten. Man konnte sich wohl vor ihnen entsetzen, begegnete man ihnen allein; aber die Bürger verkehrten mit ihnen, als mit lieben Freunden,

und brachten ihnen in Körben Brot und Fleisch und Bier, und tranken ihnen zu. Und die Speicherhäuser und manche Bude wurden aufgeschlossen, daß die Bundsgenossen drinnen übernachteten. Un's ihr Hauptmann ward in das hohe Haus gelegt in der Klostergasse, wozu freilich Mancher, und Johannes Rathenow voran, den Kopf schüttelte und dagegen sprach, denn sie hatten ja auch ihre Gefangenen dahinein gelegt; aber wo sollte man ihn unterbringen! „Wollt Ihr ihn in Euer Haus nehmen?" fragte ihn der Blankenfelder. Und so wollte Keiner dran, auch die nicht, die größere Häuser hatten.

Als sie ihre Gefangenen zählten, und ihre Namen, nämlich was gute Leute waren, im Rathhaus verschrieben, da wunderten sich die Herren doch selbst. So viele und so ansehnliche Ritter waren darunter. Ein Barfuß, Rohr, zween Sydow, Hanneke Arnim, Balthasar Röder, der junge Schulenburg, Lüdecke Stechow, der Wilkin Quast, auch sein Sohn Ruprecht und sein Neffe, der junge Trdecke. Item Busso Voß und noch mancher Mann. Viele waren arg zugerichtet und zerklopft, und sie nahmen ihnen nur ihre Schwerter ab und gaben ihnen ritterliche Haft dort im hohen Hause. Zuvor aber bekamen sie einen Ehrentrunk als es

sich schickt. Als Busso Voß seinen Becher geleert, und dem Hoppenrade, der ihn gefangen, die Hand schüttelte, sprach er: „Heute mir, morgen Dir."

Die Paar Herren im Rath, die den Abend da noch zusammen blieben, waren sehr müd. Sie hatten Alle mitgeschlagen, und trugen Beulen und Quetschungen. Die Verwundeten wurden zuhaus gepflegt. Sie rathschlagten, was Thomas Wyns vorgeschlagen, daß sie morgen in Sanct Petri und Sanct Nicolai für den Sieg, den Gott der Stadt geschenkt, ein Tedeum singen ließen.

„Ist's denn ein Sieg? sprach Konrad Nyke. So wir unsere Gefangenen zählen, ja. Wenn aber der Kurfürst im Tempelhof seine zählt, meint Ihr nicht, daß der auch läuten und singen läßt? Sanct Nicolaus bewahre uns vor einem zweiten Siege, der so ist wie der!"

Und als sie überrechneten, wer von ihnen gefangen war, da verzogen sich ihre Mienen, und sie sahen sehr traurig aus. Dem Pavel Strobant, der drein gestoßen und geschlagen wie ein Auerochs, hatte der Tile Kracht das Ohr abgehauen, und war gefangen worden. Item Herr Garnekofer, Herr Bergholz, Herrn Mathis Blankenfeldes Neffe, der ausgelassene Wilfried, auch ihr guter Stadt-

hauptmann, der Ritter Ruthnik, desgleichen der fremde Ritter, den Keiner kannte, und noch Mancher mehr. Und wie Mancher war verwundet! Herrn Peter Brakow war eine Lanzenspitz durch die linke Hand gefahren. Umgekommen waren nicht Viele, und das waren nur schlechte Leute, die man niederhaut, und man fragt nicht viel, wie sie heißen.

„Item, fuhr Herr Konrad Nyke fort, der Sieg war ein Sieg für die Stadt, aber für die guten Häuser ein trauriger Sieg. Und was würden unsere Weiber sagen, wenn sie die Glocken läuten hören, und bei ihnen zuhaus ist's still; und wir singen und preisen den Herrn, und ihr Herr wimmert auf dem Bett. Der Sieg hat uns gerettet aus einer Gefahr, dafür wir Gott danken mögen im Herzen; aber's nicht laut machen, daß wir die zweite Gefahr nicht vorrufen. Der Sieg hat uns schwach gemacht, uns von der Stadt, ich sage nicht mehr, und zumal uns von den Geschlechtern. Ob von den Gewerken ein sechzig verwundet liegen und ein Dutzend gefangen sind, merken sie's? Wir merken's. Wir haben nicht mehr um auf den Mauern und an den Thoren zu commandiren. Die

Zunftmeiſter ſind da Herren, und ſie brüſten ſich ihrer Macht."

Der Meinung war auch Johannes Rathenow, und er ſprach's grad heraus: „Wir haben Helfer in der Stadt, denen wir Dank ſchulden, aber was ſie mehr fordern, das wiſſen wir nicht. Wir haben ſie nicht gezählt, wie viel ihrer ſind; aber ſie liegen in allen Straßen, und gehorchen Einem aufs Wort, derweil bei uns Keiner regiert, ſondern, wenn wir die Zünfte aufrufen wollen, da müſſen wir mit den Zunftmeiſtern berathen und ſie bitten, und es kommt heraus, und ſie wiſſen's vor uns. Wir waren frei, und nun haben wir eine Beſatzung, und das hohe Haus, das wir dem Markgrafen abgenommen, haben wir dem Zarnekow gegeben. Lieben Herren, wir dürfen noch nicht triumphiren und Loblieder ſingen; wir müſſen unſere Augen aufhaben und unſere Ohren ſpitzen, denn der Köpkin kann uns ein Herr werden, ſchlimmer als der Markgraf."

Da beſchloſſen ſie denn kein Tedeum zu ſingen. Und es traf Alles nur zu bald ein, wie es die Herren gefürchtet. Schon andern Tages forderte der Zarnekow ein Schmerzensgeld für ſeine Leute, die ihm an der Landwehr gefallen, für jeden Kopf ein Schock Groſchen, und dito Schmerzensgelder für

die Verwundeten, und täglich sollten sie einen Ochsen braten für seine Leute und fünf Schweine, außer was sie an Fischen, Brot und Zukost forderten. Es gab da viel Unterhandlung hin und her, aber am Ende mußten sie's doch geben. Und wie ein Sultan lag der Zarnekow im hohen Hause auf der Bärenhaut, und kam nicht 'raus und ließ kaum Einen vor sich, er mußte denn lange warten. Das that er, um sie zu kränken; und man merkte es, er hatte den Groll nicht vergessen, den er gegen die Berliner trug, ob er's im Vertrag auch abgeschworen. Doch davon nachher.

Den Gemeinen war der Sieg zu Kopf gestiegen. Da hallten die Küchen und die Schenkstuben wieder von Erzählungen, und von den Zünften wollte jede das Beste gethan haben. Wer Alle angehört, der hätte gar nichts gewußt. Und es hielt auch schwer, klar zu werden, wie es eigentlich zugegangen. Jeder hub da an, wo er mit den Seinen hinausgekommen vors Thor, und das vorher war nichts. Da sie nun aber unterschiedlich, eine Schaar früher, die andere später, ins Gefecht kamen, so wußte Jeder was Anderes; und wie es dazu gekommen, ob der Köpkin aus freien Stücken den Markgrafen im Tempelhof angegriffen, oder ob

der ihn angegriffen, als er gen Köln zog, das wußte in den ersten Tagen Keiner, und nachmalen auch nicht. Denn der Köpkin rühmte sich fast, als hätte er Alles allein gethan. Dem war aber nicht so. Denn nachdem sie auf der Höhe scharmutzirt, war er mit seinen Gesellen den Berg hinuntergedrängt worden, auf die Wiesen zu, die die Myrica ehedem hieß, und itzt steht darauf die Friedrichstadt, und hier wär's ihm schlimm gangen, wären die Bürger nicht zu rechter Zeit 'rausgebrochen durchs Teltower Thor. Zuerst kamen die Lohgerber und Wollenweber und dann die Schuhmacher unter Herrn Garnekofer, und Etliche von den Geschlechtern zu Pferd. Die hätten's allein auch nicht ausgemacht, denn der Tile Kracht mit seiner Schaar drang bis an den Werder vor. Aber er war zu hitzig und sah nicht, daß immer mehr 'raus kamen. Da wurden Viele abgeschnitten und die Barfuß, die Sydow, Arnim und auch ein Wedel wurden gefangen. Nachher zog sich's gen Morgen nach der Spree zu; aber nun strömten sie nur so, die Gewerke und die Herren, zu Fuß und zu Roß, Berliner und Kölner, über die Brücken, die itzt von der Raschergasse (die heißt nun Roßstraße), nach Neu-Köln führt. Da gab's ein Hetzen, und die Schilder und Harnische klirrten

und Wunden gab's auch; Beulen aber noch mehr. Die merkt man auf die erst nicht; nachmalen schmerzen sie desto mehr. An dem Graben nach Treptow zu, der die Landwehr hieß, nachmalen hieß er der Schafgraben (und heißt jetzt wieder der Landwehrgraben), aber er floß weiter von der Stadt, da ging's am hitzigsten zu. Ja hätten die Städter einen Feldhauptmann gehabt, es wär den Rittern schlimm gangen, als sie die in die Brüche um Treptow drängten. Der Berliner und Kölner, auch ohne des Zarnekow Bande waren mehr als der Markgräflichen, aber sie waren aus den Thoren gebrochen, wie man aus dem Haus läuft, wenn's heißt: „'S ist Feuer!" Kaum daß alle die Haube aufhatten und den Kuiraß um die Brust, und die Zünfte rückten an, unter ihren Meistern, wie sich's schickte, das heißt es war ungeschickt Alles, und stießen sich untereinander mit ihren langen Spießen. An Muth fehlte es ihnen nicht. Aber der Ritter Ruthnik, der commandiren mußte, kam zu spät. Er war auch in der Kirche gewesen, und hatte nicht 'rausgekonnt im Gedränge. Und als er sich nun schnell wappnen ließ, da riß ein Riemen nach dem andern. Und als er über die Brücke sprengte, schlugen ihm schon wieder die Schienen um die

Beine. Er wollt' es nun nachholen, was er verſäumt, und ſetzte beide Sporen dem Roß in die Weichen, was ihm auch die Schumms und Brakows, die hinter ihm waren, zuriefen. Sie konnten nicht mit. Da war er mitten in den Feinden, das Roß ſtürzte auf die Vorderfüße, und ihm fliegt der Helm ab. Da mußt' er ſich geben. Es that ihm in der Seele weh; denn er war ein guter Ritter und meinte es ehrlich mit der Stadt. Die Schumms wollten ihn 'raus hauen, aber Herr Bartholomeus kriegte von einem Itzenplitz einen Stoß mit der Lanze, daß er ſelbſt aus dem Sattel flog. Nahm keinen ſonderlichen Schaden; aber 's that ihm ſo weh, konnte den Tag nicht mehr aufm Pferd ſitzen.

Den Markgräflichen ging's am Graben und dort in den Eiſenbrüchen auch nicht beſſer. Da wurden die meiſten gefangen. Viele machten ſich aber auch wieder los. Fritz Rohr, der tolle, der wollte ſich durchaus nicht geben. Die Knochenhauer waren hinter ihm, und ſein Roß war durchſtochen; da ſprang er ins Schilf und ſtak drinnen bis an den Bauch. Die Knochenhauer lachten und ſchrieen ihm zu, er ſollte ſich doch geben, er ſollt's gut ha-

den, aber er schimpfte auf sie, was das Zeug hält. Davon heißt's im Lied:

Was vor ein Sperling steckt im Rohr
Und schimpft als wie begossen?
Das ist der tolle Fritze Rohr,
Der wäre gern in Zossen.

Nämlich hatte ihm dazumal der Kurfürst das Burglehn in Zossen gegeben, aber nur für seine Person. Nachher als sie die Knochenhauer wieder gejagt, halfen ihm der eine Schlippenbach, der Kurt Saldern, und ein Mann, der hieß Wiedewald. Die legten ein Brett 'rüber; aber der Schlippenbach glitt aus, und nachher mußten sie ihn mit Stricken herausziehen, wie es heißt:

Kurt Saldern sprach: „Ach Fritze Rohr,
Hat Dich ein Pfeil getroffen?"
„Die Pest, sprach er. Ich steck im Rohr,
Und bin beinah versoffen."

„Ach lieber, lieber Wiedewald!
So sprach der Schlippenbacher.
Der muß sein wieder hergestallt;
Was sollen wir da machen!"

Sie haben ein Brettlein untergebreit't.
Da fiel der Schlippenbacher.
Den Beiden that es herzlich leid,
Fritz Rohr der mußte lachen.

„Da hilft allein ein guter Strick,
Sprach Wiedewald, der Treue.
Den werfen wir ihm ums Genick,
Und ziehn ihn dann ins Freie."

Hat man gesehn das auf der Welt,
Daß Ritterhände henken!
Geschleift mit einem Strick ein Held,
Und's thät ihn doch nicht kränken!

Hätte sich der Fritz Rohr den Knochenhauern gegeben, es wär ihm auch nicht schlimm gangen. Denn sie waren ihm gut, weil er so toll war. Hatten früher schon viel Kurzweil mit ihm gehabt, denn er hatte ihnen manchen Ochsen verkauft; und auf einen, der geschlagen war und losbrach, hatte er sich rasch geworfen, und weil er seine Hörner faßte, war er auf ihm geritten durch die Stadt, bis er ihn wieder ins Fleischhaus zurücktrieb. Das hatte ihm die Metzger zu Freunden gemacht, und wenn er in Berlin war, bewirtheten sie ihn in ihrer Herberg, und freuten sich, daß er ihnen die Ehre that. Das wäre ihnen nun gar große Ehre gewesen, wenn sie ihn gefangen hätten, und würden ihn gehalten haben fürstlich, und in einem Scharlachpelz in ihrer Herberg ausgestellt, alle Mittag, daß die Leute ihn sähen. Den Pelz hätten

sie ihm nachher geschenkt auf das Lösegeld. Aber ist recht gut, daß es so kam, die Knochenhauer sind ohnedem übermüthig genug.

Ja hätten die Schneider den Baltzer Boytin gefangen, das wäre eine andere Sache gewesen. Und nahe war es dran. Mit dem Spieß und Schwert wissen die Schneider nicht viel zu thun; aber sind gute Armbrustschützen. Der Hans Zademack hätte fünf Schock Groschen drum gegeben, wenn er ihn lebendig gekriegt, so erboßt war er auf ihn. Aber die Schneider waren zu Fuß, und als er sah, wie es ging, machte der Baltzer Kehrt. Aber der Zademack schoß ihm einen Bolzen nach, der fuhr ihm ins dicke Fleisch, da wo kein Harnisch ist. Drei Wochen konnte der Roßkamm auf keinem Pferd sitzen, ob er sonst schon gesund war. Die Wunde war nicht arg.

Aber darauf kamen die Schneider ins Gedränge. Mit ihren Spießen wußten sie da im Elsenbruch nicht zu hanthieren, und versanken selber bis ans Knie. Da ließ der alte Bardeleben seine Reiter absitzen, und die kurfürstlichen Jäger mußten vor. Das Herz schlug den Schneidern. Die Armbrüste krachten und die Bolzen zischten. Das Meiste flog freilich in die Büsche, aber mancher Gesell mußte

auch dran glauben. Von da an ging's den Städtern schlecht. Der Zarnekow hatte vollauf zu thun, daß er sich mit seinen Leuten hielt gegen den Tile Kracht und seine Ritter; und der Marschall Heine Voß, Ewald Schenk und Dietrich Waldow mit vielen markgräflichen Herren, die hatten die Städtischen schon fast abgeschnitten von der Brücke und heizten ihnen ein im Rücken. Da ward dem Pawel Strobant von dem langen Treskow das Ohr abgehauen, und ward mit Vielen von den stolzen Herren gefangen. Itzt aber war es, wo die schwer Geharnischten durch die Fischerstraße trabten nach der Brücke, und sie kamen grad noch zum Rechten an. Es waren die besten von den Knochenhauern, auch zween Brauer, und die Kupferschmiede, und drei Blechschmiede, die Pferde hatten. Alle von Kopf bis Fuß in Harnisch, oder sie hatten Lederwämmser an, und Kettenhemden drüber. Die meisten mit Helmen und einem Sturz vor, und führten Streitkolben mit Stacheln. Wo die trafen, wuchs kein Gras. Manches Mal ist es gut, wenn Einer sich hastet; manches Mal aber auch nicht. Wir sahen's am Ritter Ruthnik. Daß die Knochenhauer sich Zeit nahmen, sich ordentlich zu wappnen, und sie konnten es mit den geharnischten Rit-

tern aufnehmen, das entſchied an dem Tage, und ohnedem wäre Berlin ſchon da eingenommen worden, und wenn ſie mit Sturm einbrachen, wer weiß, wo itzt Berlin ſtände.

Vor denen ritten zweie, der eine war Bartz Kuhlemey, itzt der Knochenhauer Altmeiſter, und neben ihm ein Ritter, den Keiner kannte in einem ſilbernen Harniſch und mit geſchloſſenem Viſir. Auf dem Rücken flog ihm eine Pantherhaut, und auf dem Helm hatte er einen goldenen Hahn. Sein Roß war arabiſche Zucht, als man unter dem reichen Waffenſchmuck ſehen konnte. Aber bald ſah man nichts mehr von ihnen, denn ſie ſprengten unter die Feinde, wie das Pardelthier, das ſich in eine Heerde wirft. Es iſt mitten drinnen, und man ſieht nur das Drängen und den Staub und hört das Geſchrei. Zuerſt trug der Ritter das Banner der Knochenhauer hoch über den Häuptern, daß Alle es ſahen. Als ſie nun aber an die Feinde kamen, ſchleuderte er es einem Andern zu und mit eingelegter Lanze fuhr er unter ſie, und kaum einen Schritt hinter ihm flog der Bartz Kuhlemey. Und ſie trafen auf keine ſchlechte Leute. Aber ob's auch die Beſten waren, ſie mußten ihnen doch Platz machen. Und das half. Die waren friſch und

die um den Tile Kracht und den Heine Voß waren schon matt.

Es waren die besten Ritter, Otto und Gerhard Schliesen, Bernhard Lossow, der rothe Hans Kröcher und Fritz Kerkowe. Der Heinrich Osten, Hans Wedel und Heinrich Borke, die Drei, die immer Kumpanei halten und im Krieg in einem Zelt schlafen. Heine von Schlabrendorf, Götze von Redern, Fritz Blankenburg, der Kleine; auch ein Biberstein und ein Rochow. Da war Walther Ziethen, Dietrich Carpzow, Heinrich von Barby und Balthasar von Schenkendorf. Die mußten Alle Kehrt machen; so prallten die Knochenhauer an, und die hinter ihnen drein. Es war eine Jagd, und der Staub wirbelte hoch wie der Berg. Das gab den Ausschlag für die Städter. Die andern Zünfte ließen sich nun nicht mehr treiben; sie trieben selber, und der Zarnekow schlug wie toll um sich. Seine Leute aber die machten sich bald an die Gefangenen und Todten, und da wurden drei große Haufen von Kleidern, Schuhen, Sattelzeug und Waffen aufgethan. Das verstanden sie, und kümmerte sie wenig mehr, daß es drüben am Berg noch heiß herging.

Als sie am Berg waren, hatten die Ritter

Kehrt gemacht, und da die Knochenhauer nun sahen, wie viel ihrer waren, und wie wenig sie, da die Andern zurückgeblieben, da machten sie auch Kehrt. Und im Staub hatten sie nicht gesehen, daß ihre Anführer nicht bei ihnen waren. Die Kupferschmiede waren zuerst links um, und mußten nachgehends viel darum leiden, ob sie doch nicht anders thaten als die Andern, und hatten sich bis da wacker 'ran gehalten. Da wurden die beiden Anführer gefangen. Der rothe Kröcher hieb den Altmeister vom Pferde, und da mußte er sich wohl geben. Der Ritter im silbernen Harnisch wehrte sich wie besessen, aber was konnte Einer gegen die Vielen aufkommen. Alle sahen's mit Verwunderung. Eilf von ihnen hatte er verwundet, dem Heinrich Barnekow den kleinen Finger abgehauen; endlich da er matt wurde, man sah's wie der Arm ihm nur hinkte, und wenn er 'runter war, konnt' er ihn nur mit Mühe heben, da rief ihm Heine Schlabrendorf zu: „Gib Dich, auf Ritterwort. Hast als ein Ritter gehauen, sollst als ein Ritter gehalten werden." Da gab er sich denn. Das Schwert saß ihm aber so fest in der Faust; konnte man's ihm kaum 'rauswinden. Und als sie ihn vom Roß heben wollten, konnte er keinen

Schenkel rühren, und fiel wie todt hin vor Erschöpfung. Dietrich Carpzow schlug ihm das Visir auf: „Den Mann kenne ich nicht", sagte er, und es kannte ihn Keiner. Da der Kuhlemey schwer verwundet war, konnte er's ihnen auch nicht sagen, und daher wußten sie's an dem Tage weder bei den Markgräflichen noch in den Städten, wer der Mann war.

Andern Tages sangen sie in den Gassen das Liedlein, darin es heißt:

Was Wunders sah man in Berlin
Und auf der Bruck von Köln!
Die Gewerke gegen den Markgraf ziehn,
Die Schmiede auch mit wöll'n.

Was rasselt solch ein Kupferschmied,
So er im Harnisch steckt?
Er denkt, davor der Feind entflieht,
Denn blinder Lärm erschreckt.

Da nieşt ein Ritter auf dem Pferd,
O je, was mußt er das!
Die Kupferschmiede machten Kehrt,
Und Alle leichenblaß.

Das Kupfer wird doch sonsten roth,
Wenn man es schlagen thut,
Ja gäb's ein Pulver für den Tod,
Sie kriegten auch noch Muth.

Drum raßle, praßle, was Du kannſt,
Ach lieber Kupferſchmied,
Und wem das Liedlein Du verdankſt,
Das iſt ein Nagelſchmied.

Stehn ſich ſo nahe die Nagelſchmiede und die Kupferſchmiede, denn Beide machen Lärm, daß man nicht ſchlafen kann, und können ſich doch nicht ausſtehn. Und war wohl damals Zeit ſolche Spottlieder zu machen in den Städten? Es ging zum Letzten. Aber beſſer' Du die Thoren.

Vierzehntes Kapitel.

„Freilich ist keine Zeit zu eitlem Gepränge und Banketten, sprach der Vater, denn es ist schlimme Zeit. Aber so die Wasser die Deiche durchbrechen, da klammern wir uns auch an ein schwaches Brett, und wer ertrinken muß, der hält sich an einen Weidenzweig, so er ihn auch mit sich reißt."

„Ist so schlimm die Zeit?" sagte die Jungfrau, und ihr stattlich Festkleid und der Schmuck, den sie um den Hals trug, schickte sich wenig zu dem blassen Antlitz und der Thräne, die immer wieder aus den Wimpern vorquoll, was sie auch Mühe nahm, sie fortzuwischen. So saß sie da, ihr Blick auf die Dielen, ein Bild der Trauer.

„Sie ist schlimmer als wir uns denken mögen. Wir sind schwach in den Mauern, und der Markgraf wird stärker jeden Tag. Unsere Dörfer hat er

beſetzt. Unſere Einkünfte bleiben aus, die Zufuhr zu Land und Waſſer ſchneidet er uns ab. Das möchten wir ertragen und Muth ſchöpfen, denn im Kriege iſt Wechſel, und dem Unverzagten kommt das Glück unverhofft. Aber die Uneinigkeit iſt wieder groß bei uns. Was murren und grollen nicht wieder die Gemeinen, was ſtreiten nicht die Zünfte, was werfen ſie uns nicht vor und ſchreien ins Rathhaus hinein. Und wäre es das nur! Nun aber iſt auch den Geſchlechtern ſchon das Feuer gekühlt. Der und Jener ſitzt da und brummt im Rath, daß ſeine Güter und Höfe beſetzt ſind und gebrandſchatzt werden vom Markgrafen. Sie murren, daß ſie geben ſollen, und nähmen doch nichts ein. Da erwacht wieder der alte Neid der Familien. Da meſſen ſie auf der Goldwage, was jede gethan und jede verloren. Und Du darfſt nichts vorbringen zum gemeinen Beſten, ſie munkeln doch, Du hätteſt für Dich andere Abſichten."

„Vater, das wird anders werden. Ich werde des Melchior Frau. O ich bin wieder geſund."

„Itzt drängt uns andere Sorge, mein Kind. Es gibt Näheres, was uns drückt. Wir ſind nicht mehr frei, wir ſind Gefangene in unſerer eigenen Stadt. Der Uebermuth des Köpkin nimmt mit je-

dem Tage zu. Er ſitzt als ein Gewalthaber und Vogt dort im hohen Hauſe, er commandirt auf den Mauern, an den Thoren, in den Gaſſen, als er will, er frägt uns nicht. Es fehlte nur noch, daß er in unſern Häuſern gebietet. Ich mag nicht dran denken, wie ſeine Geſellen wirthſchaften, welcherlei Unbill unſere Ehrbarkeit dulden muß. Geſtern drang er in unſer Rathhaus, und ſetzte ſich auf den Bürgermeiſterſtuhl, und wir mußten's dulden. Es dankten ihm Einige für die Ehre, die er uns erwies. Und nun ſind ſie des Dafürhaltens, daß wir ihm das Banket geben müßten, um ihn zu ſtreicheln, wie man ein Unthier liebkoſt, daß es uns nicht zerreiße."

„Biſt Du auch des Dafürhaltens, Vater?"

Er ſenkte den Blick, dann ſprach er: „Mein liebes Kind, es bleibt uns nichts Anderes. Wir wünſchen —"

„Nun, lieber Vater, was dann Worte noch! Was ſein muß, und Johannes Rathenow ſagt, es muß ſein, das thut ſeine Tochter. Ich will recht froh ſein."

Es war kein Frohſinn im Haus. Sie wußten Beide etwas und Keiner ſprach es aus. Aber wer

da mehr litt, der Vater oder die Tochter, das weiß ich nicht.

Das Banket aber war luſtig am Abend, wenn Muſica und Wein und Lichter luſtig machen können, wo das Herz bange iſt. Im alten Rathhaus war es. Iſt nie ſo viel Wein getrunken worden an einem Abende in Berlin als an dem. Die Herren tranken ſich Muth, oder ſie wollten die Unbill, die ihnen widerfuhr, herunterſpülen. Und ward doch Keiner nachhaus getragen, als Einer. Dem folgte aber nicht Sang und Klang, und die Fackeln hielten ſie nieder. Es war ein trauriger Zug. Sind aber auch nimmer ſo ſeltſame Geſichter bei einem Banket geſehen worden. Etliche von den Geſellen des Köpkin, die ſchauten doch aus, als wären ſie nie geweſen, wo ehrbare Leute zuſammen ſind. Hatten Kleider an, die ihnen nicht ſtanden. Gott weiß, wer die Jacken geſtern und die Hoſen vorgeſtern an hatte! Ihr Hauptmann freute ſich, wenn die ſtolzen Herren zurückfuhren, ſo Einer davon ſie anſtarrte. Aber ſie mußten es dulden, und wär's das nur geweſen! Auch von den gefangenen Rittern waren da. Das mag ich nicht grad tadeln; denn ſie ſchickten ſich immer beſſer als des Köpkin Fähnriche auf ein Feſt, das die Patri-

cier gaben. Aber sie gingen erstaunlich hochmüthig einher, nicht als wären sie Gefangene, die man aus Artigkeit einladet, sondern als wären sie die Herren, und strichen sich viel den Bart, und schauten die Bürger über die Achseln an. Und wie sie mit den Frauen und Mägdlein sprachen, das verdroß auch Manchen. Es kam noch viel Schlimmeres. Mit dem Köpkin tranken sie und drehten den Herren den Rücken, was sich doch gewiß nicht schickt.

Der Köpkin Zarnekow aber saß wie der Herr des Festes, und er gäbe es, und hätte die Andern geladen. Ordentlich als wär's, um sie zu kränken, hatte er sein schlechtes Lederwamms an, und die Stiefeln waren kothig, auch legte er wohl ein Bein mit dem Sporen auf einen Stuhl, und so sah er die Gäste an, und lachte und trank und nickte den und jenen zu sich, als thäte er ihm damit noch Ehre an. Die stolzen Herren knirschten, und der Bussо, der neben ihm saß, lachte sich ins Fäustchen. Er konnte sonst ein feiner Mann sein, heute aber freute es ihn, daß die Bürger, die ihn fingen, so schlecht weg kamen.

Herr Peter Brakow saß traurig im Winkel, die Hand verbunden, den Arm in einem Bande.

Bei ihm ſein Schwiegervater, der Bartholomeus Schumm; der ſah heut ganz anders aus als ſonſt, und vor ihnen ſtand Herr Mathis Blankenfelde. Der hatte freundlich mit dem Zarnekow Rede gepflogen. Die Eva Brakow kam oft heran, und fragte ihren Eheherrn, wie es ihm gehe, und ſtützte ſeine Hand auf ihrer und ſtreichelte ſeinen Arm. Dann aber ging ſie wieder zum Tanz.

„Ein liebes Weib", ſagte Herr Peter Brakow, als ſie wieder fort war.

„Hilft mir Alles nichts, ſprach Herr Bartholomeus. Wenn das ſo fortgeht, muß der Reichſte betteln gehn."

„Wir Alle müſſen betteln", ſprach der Blankenfelder.

„Zünf Wagen, ſchwere Wagen, bei Beelitz mir aufgegriffen! Zwei meiner beſten Knechte erſchlagen! Was hilft uns der Zarnekow, wenn er uns nicht 'mal den Teltow frei hält!"

So ſprach Herr Schumm, und der Blankenfelder erwiederte: „Nichts hilft er uns. Er hält uns nicht den Rücken frei, vor uns müſſen wir uns ſelber helfen, und im Herzen frißt er uns auf."

Das ſprachen ſie leis, und ſteckten drauf die Köpfe noch mehr zuſammen. Was der Mathis

ihnen vortrug, sie nickten dazu, und sahen sich nur bisweilen um, ob kein Lauscher da war.

„Als die Dinge stehen, was bleibt uns Anderes, als die Vermittelung anzunehmen. Einmal müssen wir sie annehmen, das sieht jeder Kluge ein; und die Frage ist nur, ob es klüger ist zu warten oder zu handeln? Die Zeit ist nicht günstig, aber sie kann noch schlimmer werden. Ist wollen's die Städte vermitteln, Frankfurt, Brandenburg, Prenzlow. Der Kurfürst ist's zufrieden. Wer weiß, wenn wir noch eine Woche warten, ob er's dann zufrieden ist, ob die Städte dann noch können, ob sie noch wollen?"

Herr Peter Brakow seufzte tief.

Bartholomeus Schumm murmelte: „Eine verfluchte Geschichte."

„Das sag' ich ja auch, sprach Herr Blankenfelde. Wir sitzen in der Patsche. Selbst können wir uns nicht 'rausziehen. Also greift ein vernünftiger Mann nach der ersten besten Hand, die man ihm bietet."

Peter Brakow sagte: „Wären an dem Tage nicht die Bredows mit den Rochows und den Puttlitzen nach Ruppin geritten zum Grafen, heiliger Stephan, unsere Mauern gegen den Barnim

ſtanden ja bloß. Was Waffen trug, war nach dem Teltow hinaus. Faſt ohne Schwertſchlag hätten ſie die Wälle erſtiegen."

„Das ſag' ich ja auch, fiel Mathis Blankenfelde ein. Wir Alle haben nun wohl unſern Johannes Rathenow kennen gelernt, daß er es grundehrlich meint; aber ehrlich kann man ſein, ohne darum den Dingen gewachſen zu ſein. Auch ſehr ehrlich, und doch ſehr hartnäckig. Daß er die Mauern unbeſetzt ließ, mache ich ihm nicht zum Vorwurf. Wer kann an Alles denken, obgleich der kleinſte Fehler einer Obrigkeit mehr ſchadet, als der gröbſte eines Einzelnen. Denn ein einziges Verſehen kann einer Stadt den Untergang bringen. Aber, wie geſagt, wer möchte ihn tadeln, und noch dazu war es der Hochzeitstag ſeiner einzigen Tochter. Da kann der beſte Mann den Kopf voll haben."

„Es muß anders kommen", ſprach Herr Bartholomeus.

„Es muß etwas geſchehen", Herr Peter Brakow.

„Nur kein Wunder! entgegnete der Blankenfelder. Wenn's unſern Schutzpatronen gefiele, eins in unſerer Noth zu thun, dann bäte ich darum, daß ſie den ſtarren Sinn des Johannes erweichen."

„Nun, nun", brummte Herr Bartholomeus.

Herr Brakow fing an: „Wenn's uns heute nicht gelingt, den Zarnekow zum Ausfall zu bewegen —"

„Der wird sich bewegen lassen! fiel ihm Mathis ins Wort. Wie ein wiederkäuend Thier liegt er bei uns, und läßt sich mästen. Es kommt ihm nicht in den Sinn, gegen den Markgrafen zu Feld zu ziehen. Ihr werdet's hören. An Ausflüchten gebricht's ihm nicht, wenn er sich noch dazu herabläßt. Er verachtet uns ja offenbar."

„Und mit wem verkehrt er! sprach der Hoppenrade, der hinzugetreten war. Zecht von Morgens bis Abends mit den gefangenen Rittern. Wissen wir, ob er uns nicht verräth, wie er uns verlacht?"

„Es muß heut sich entscheiden, sprach Peter Brakow. Will er nicht, verzieht er's abermals — wir allein sind zu schwach, dürfen ihn auch nicht in der Stadt lassen, derweil wir ausziehen, — dann bring ich's morgen vor im Rathe."

„Ein schwer Geschäft", seufzte der Hoppenrade.

„Glaubt das nicht, sagte Mathis Blankenfelde. Was unabwendbar ist, hilft sich selbst. Außer Konrad Ryke steht Keiner dem Johannes bei. Sie wollen Alle Ruhe."

„Und doch ein ſchwer Geſchäft, fiel wieder Herr Brakow ein. Denn wer läßt ſich gern zeihen, daß er ſeine Stadt verräth! Und wo's auch unabwendbar, wer reißt gern den erſten Stein ab von einem Hauſe, darin er wohnte, wer führt den erſten Schlag gegen einen alten Baum, den er lieb hatte, ſo auch der Baum morſch iſt, und fallen muß."

Da ſchwiegen Alle eine Weile ſtill. Herr Brakow und Hoppenrade gingen in den großen Saal, wo es ſehr laut wurde. Auch Bartholomeus Schumm erhob ſich ſtöhnend. Da ſagte ihm in gleichgültigem Tone der Blankenfelder: „Nun wir's wiſſen, daß der Henning es war, der mit den Metzgern auszog und gefangen ward, kommt mir's doch ſeltſam bei, daß er grad am Hochzeitstag Eures Sohnes heimkehren mußte."

Herr Bartholomeus ſah ihn groß an.

„Ich will damit gar nichts geſagt haben, werther Freund. Nur ſeltſam iſt's. Es giebt Zufälle in der Welt, aber nicht Alles iſt Zufall. Zufall iſt, daß er gefangen ward; ob aber auch das Zufall iſt, daß er grad in der Kirche, grad bei der Trauung ſich zeigte, und Einige wollen gehört haben, die Elsbeth habe „nein" geſagt, als ſie in

Ohnmacht fiel. Solche Ohnmacht kann man so und so betrachten."

„Dummes Zeug! blies der kölner Rathsherr vor sich. Das fehlte noch, den Karren vollends 'rein zu fahren. Herr Mathis, ich weiß nicht, was wollt Ihr? Was ich will, das weiß ich. Hol Euch Alle der — aber in ein stinkend Loch wirft man nicht noch 'ne todte Ratte. Verstanden? Und wenn's Henninge hagelt, so wir zur Kirch gehn, wir gehn doch zur Kirch und mein Melchior wird doch des Hannes Tochtermann. Verstanden?"

So ausführlich hatte Herr Bartholomeus lange nicht gesprochen. Es mußte was Besondres sein. Drinnen aber war der Lärm sehr groß. Der Köpkin hatte mit dem Melchior gezecht und hatten Beide weidlich getrunken und gelacht. Dem Ritter gefiel der Junker, weil er so gradaus sprach, und dem Junker der Ritter auch. Da kam's, daß sie Brüderschaft tranken mit großen Humpen, die verkreuzten sie in den Armen. „Aufgespielt nun!" schrie der Köpkin den Geigern zu, und sprang auf. „Ist mein Bruder, der Melchior, und will's Keinem gerathen haben, daß er ihm scheel sieht." Sie küßten sich Beide und lachten und schworen sich Freund-

schaft. Da entsetzten sich Viele. Aber es war in des Melchior Art.

„Nun Eure Weiber vor zum Tanz! rief der Ritter. Wollen tanzen, Bruder Melchior."

„Tanzen", wiederholte der Junker, und lachte gar ungebärdig. Er dachte gar nicht, daß der Ritter tanzen würde in seinen Sporenstiefeln, und er war schon voll Weines, und er auch. Aber nun freuete er sich doch.

„Mit wem willst Du tanzen, Bruder Köpkin?"

„Mit der allerschönsten, das versteht sich. Du, Bruder Melchior, sollst auch tanzen mit der allerschönsten. Mit Deiner Braut will ich tanzen. Sollst auch mit meiner Braut tanzen. Laß sehen, wer die schönste ist."

Da grauselte es über Elsbeths Nacken, als der Melchior grinsend auf sie losstürzte, und er faßte sie bei der Hand und zog sie vor. Sie sträubte sich nicht, dazu hatte sie keine Kraft, sie folgte ihm wie eine Gliederpuppe, und sie schaute aus wie der Tod. So gläsern stierten ihre Augen auf den trunkenen Köpkin. Melchior sah es nicht.

„Da ist sie."

„Die!" sagte Köpkin.

„Ist Elsbeth Rathenow, meine Braut."

„Die ist nicht schön. Ist Kreide und Mondschein. — Die da ist schön. Wer ist die?"

Und wie der Unhold das sagte, da erst kehrte das Blut auf Elsbeths Wangen zurück, und sie konnte ihre Glieder rühren. Und sie sah mit Mitleid auf die junge Frau, die Eva Brakow, die der Trunkene lüstern angaffte; und wie bei ihr das Blut zurückkehrte, so schwand es vor Schreck auf den Wangen der armen Eva. Denn von allen Frauen und Mägdlein dort, wer mochte wünschen mit dem Köpkin zu tanzen, als er war! Und Manchen kam da in den Sinn das Banket von Thomas Wyns vor vielen Jahren, als beide, die Elsbeth und die Eva aneinander geriethen. Das war nun heut ganz anders, und die Elsbeth ward flehn gelassen und die Eva ihr vorgezogen, aber es neidete es ihr Keiner, und sie selbst, die kleine, hübsche Frau, zitterte, und die Thräne stand ihr im Auge. Nur ihr Bruder Melchior warf sich vor Lachen und schwenkte den Arm und schnalzte mit den Fingern:

„Das ist ja meine Schwester Eva, Bruder Köpkin. Auch gut. Tanz mit ihr. Aber wo ist nun meine Tänzerin!"

„Ist die noch nicht da! rief Köpkin. Ei so soll doch das Tausend Element drein schlagen. Die

Mälliesen! — Hat der Sadrach sie noch nicht genug gespickt und geschmückt." Und nun stampfte er auf den Boden und rief und schalt zu seinen Leuten. Da liefen sie hinunter, und bald hörte man die Bande des Köpkin aufspielen, und es kam die Stiegen herauf, und die Diener rissen die Thüren auf.

Da trat der Ritter Busso zu Etlichen der Herren und er hatte ein verdammt schelmisch Gesicht, als er vertraulich zu ihnen sprach, es werde sich wohl ziemen, daß Einige von ihnen der Braut des Hauptmannes entgegen gingen und sie heraufführten. Wenn sie gut mit ihm stehen wollten und ihn geschmeidig haben, müßten sie Der Ehre erweisen, die ihm die liebste wäre. Und da eilten auch sogleich Herr Dietrich Wyns und noch Einer hinunter und bald darauf kamen sie wieder und führten zwischen sich die schöne Dame.

Da mag man wohl denken, daß Aller Augen auf die gerichtet waren. Sie war hübsch groß und wohl gewachsen und aus dem vollen Nacken, der nur fast zu bloß auslag für ein sittsam Fest, kam ein hoher Hals hervor, auf dem ein stolzer Kopf prangte. Nur trug sie ihn zu sehr zurückgeworfen. Auf einer blendend weißen Haut glänzten die rothen

Backen wie ſchöne Aepfel im Herbſt, und die Lippen waren wie Korallen und die Augen wie Kohlen. Die Nas war etwas gekrümmt. An ihrem Anzuge ſah man es erſt recht, wie vornehm der Köpkin ſie hielt, denn das gelbe ſchwere Brokatkleid von venediſchem Stoffe ſtarrte ordentlich von Silber und Gold und Geſchmeide, und auf dem Kopf trug ſie eine Carmoiſinmütze von Sammet, über einen Schuh hoch, ~~aber~~ ſpitzer als unten, und mit Perlen umſchlungen, und drauf einen Federbuſch von allen Farben, der faſt die Balken fegte. So führten ſie Herr Dietrich und noch Einer in den Saal und die Pauker ſchlugen und die Trompeter bliesen und die Herren verneigten ſich und die Damen knixten, als ſie an ihnen vorüberging.

„Das iſt meine werthe Braut, Donna Salome von Hiſpanien!“

So man auch dazumal noch nicht ſagte: „Das kommt mir ſpaniſch vor“, denn das kam wohl erſt um die Zeit des dreißigjährigen Krieges auf, ſo war ihnen doch Allen ſo zu Muthe, als die vornehme Dame unter ihnen ſtand, oder ſie ſtand eigentlich über ihnen, denn ſie ſchien ſehr groß, und ſchaute mit wunderlichem Lächeln auf ſie nieder. Ihnen war's Allen, als gehörte ſie nicht dahin, und doch

waren Alle neugierig, und sie wurden ihr vorgestellt von Herrn Dietrich Wyns, eine um die andere, und sie sagte ihnen einer jeden etwas Artiges, und die Frauen freueten sich über ihre feine Art. Nur Elsbeth Rathenow blieb im Winkel zurück. Sie mochte ihr nicht vorgestellt werden. Ihr war bang.

Darauf sollte nun getanzt werden, und wie es schicklich, ließ Herr Köpkin seiner Braut den Vortanz, und sie sollte sich einen Tänzer wählen. Darüber wunderten sich freilich die von Berlin, da es sich sonst schickt, daß der Herr die Dame auffordert, aber Herr Busso sagte ihnen, in Spanien sei es anders, und die fürstlichen Frauen wählten sich ihre Tänzer. Und die Dame, nachdem sie eine Weil im Sessel geruht, und die Herren angeschaut, ließ durch Herrn Dietrich Wyns, der neben ihr stand, den Rathmann Marcus Trebuß auffordern. Das wunderte sie Alle. Denn Herr Trebuß war weder sehr jung, noch sehr ansehnlich, noch auch ein sehr geschickter Tänzer. Aber man sah es ihm an, wie es ihn schmeichelte, und mit sehr zierlichen Schritten näherte er sich und verbeugte sich tief, und küßte der Dame die Hand.

Als sie nun tanzten und an dem Winkel am Ofen vorbeikamen, wo Elsbeth saß, und ihr Va-

ter ſtand halb vor ihr, da fuhr ſie plötzlich auf, und flüſterte dem Vater ins Ohr: „Vater, ſie iſt's.“

„Wer, lieb Kind? Du ſiehſt ſie zum erſten Mal.“

„Nein, Vater, ſie iſt's. Sie iſt's gewiß. — Die Salome — die uns Dienſtmagd war.“

Da, als Herr Trebuß ausgetanzt, und er glühte vor Freude, und war einige Zoll größer; denn welchem Rathsherrn von Berlin begegnet es, daß er mit einer hiſpaniſchen Gräfin tanzt, und er kühlte ſich mit dem Sacktüchlein, zog ihn Johannes Rathenow bei Seite:

„Kennt Ihr die, Herr Trebuß?“

„Wen? Die Dame, die mir die Ehre erwies?“

„Es iſt die Salome, die Ihr habt ſtreichen laſſen vorm Spandower Thor. Schaut ſie nur recht an.“

Herr Trebuß riß den Kopf um. Die Haare ſträubten ſich ihm. Er ſah ſie an, und da lächelte ſie ihn auch an, — er kannte ſie und da hätte er mögen in die Erde verſinken. Und nun ging es um, von Einem zum Andern. Sie ſteckten die Köpfe zuſammen und flüſterten, und Aller Augen waren auf die Dame gerichtet. Aber anders als vorhin. Das Entſetzen ging durch den Saal. Der

Herr Trebuß ſaß im Winkel leichenblaß und hielt die Hände im Schooß gefaltet.

„Aufgeſpielt! rief der Köpkin. Nun tanzen die Brautpaare. Bruder Melchior, heran zu meiner Braut, ſie will Dir die Ehr erweiſen.“

Aber da Melchior herangetreten und ihr die Hand geboten, ſtürzte ſeine Schweſter Eva vor, und riß ihn zurück:

„Melchior! Was willſt Du?“

„Tanzen will ich“, rief er.

„Du darfſt nicht, rief ſie. Melchior, weißt —“

„Die Hand ihm, dem Ritter, Evchen.“

„Melchior! Bruder! Sie iſt —“

Da ſchrieen's zehn Stimmen: „Die Salome! die Salome, ſo der Rath auspeitſchen ließ. Die ausgewieſene Dirne —“

Herr Garnekofer und noch Einer, die riſſen ihn auf einen Seſſel, und den Bartholomeus Schumm, den kannte man da nicht wieder, wie er, beide Arme ausgeſtreckt und die Hände geballt, vor ſeinem Jungen ſtand, und ihn andonnerte: „Melchior! Tanzen willſt Du; Deiner Schweſter, Deiner Braut, Deinem Vater, Deinem Haus, Deiner Stadt zur Schande! Spei auf Deine Hand! Sie

saß an der Unehr, und Du bist Deiner Schwester Bruder."

„Das ist zu arg!" schrie Eva, und zehn riefen's ihr nach. Der ganze Saal rief es.

„Nachhaus! Nachhaus!" riefen Mütter und Väter und Ehegatten.

„Wer will nachhaus? schrie der Köpkin dazwischen. Wer hat mich gerufen? Ich bin da. Wer hat mich geladen, und will den Gast allein lassen? Sind höfliche Wirthe zu Berlin!"

Herr Thomas Wyns trat höflich vor ihn: „Ihr ehrenwerther Ritter, seid uns hoch willkommen und ehrt uns sehr durch Eure Gegenwart. Aber diese Donna aus Hispanien war ehedem —"

Köpkin fuhr dazwischen: „Was sie ehedem war, das schiert Euch einen Quark. Itzt ist sie meine Liebste, meine Braut wollt' ich sagen. Das ist sie vor Euch, hört Ihr! Nichts Anderes. Und bei den Eilftausend Jungfrauen, und noch zehn Schock mehr, den Bürgerjungen wollt' ich sehen, der des Zarnekow Braut nicht Reverenz machte."

Und damit schob er den Herrn Wyns zurück und riß den Melchior vom Sessel: „Tanz, Bruder, mit ihr oder —"

Alle sahen nun wohl, daß hier nicht friedlich

zu vermitteln war, und ein wie milder und guter Mann auch Herr Thomas Wyns war, der schickte sich nicht her, wo es Allen in der Bruſt kochte. Aber was nun kam, das hatten ſie auch nicht erwartet. Der Melchior ſprang auf, aber als hätte ihn ein toller Hund gebiſſen, ſchäumte er und fuhr mit beiden Fäuſten auf den Köpkin los; ſo faßte er ihn an der Gurgel und ſchleuderte ihn von ſich, daß, ſo er nicht gegen den Tiſch geflogen, er wär länglings auf den Boden geſtürzt. Und wär's vielleicht beſſer geweſen.

„Bierbrauerjunge! Mir das!" knirſchte der Köpkin, und ſein Geſicht war kirſchbraun. Aber mit einem Male war er aufgeſprungen, ſeine Klinge raſſelte aus der Scheide. Es war ein gefährlich großes Ding, und mit beiden Händen faßt' er es. „Zurück! zurück!" ſchrieen Einige, die Andern ſchrieen: „Degen 'raus!" Aber es war zu ſpät — der Melchior lag und wälzte ſich in ſeinem Blute.

Ach Gott, das war ein Abend, und das war ein Ausgang eines Feſtes! Das Heulen der Weiber und das Toben der Männer. Da hätte man ſie recht unterſcheiden können, die Muthigen und

die Verzagten. Die ihm zu Leibe wollten, dem Todtschläger, und die die Arme über den Kopf schlugen, und die Hände in den Schooß legten. Recht klar bekam man's auch nicht, wie's hergegangen ist. Denn wer behielt da kaltes Blut um zu beobachten! Wie der Hauptmann mit seinen Gesellen, die Schwerter über den Köpfen, sich Bahn machten, nach der Treppe, hat der Bartholomeus Schumm ihnen nachstürzen wollen, mit blankem Degen, der unbeholfene alte Mann! Sie hätten ihn niedergerannt, und unter die Füße getreten. Er war ganz außer sich. Aber Peter Brakow und ein Hakenberg hielten ihn zurück; fast mit Gewalt. Er schrie ihnen nach alle Verwünschungen, die er sammeln konnte, und raufluſtiges Volk war genug zur Hand. Einen von des Zarnekow Gesellen warfen sie die Treppe hinunter über das Geländer. Die andern wurden im Hofe belagert. Man schlug die Thüren zu, und sie saßen zu Roß und konnten doch nicht hinaus. Dann schimpfte und warf man sich. Es war ein schrecklich Getös und Aufruhr; und die Nacht dazu, und die Pechfackeln!

Und dann der Jammer im Saal. Die Eva Brakow hatte sich über den Bruder geworfen, derweil Andere ihn verbinden wollten; die Elsbeth

kniete ſtarr neben ihm, die Hände gefaltet im Schooß. Zuweilen fuhr ſie auch damit in die Höh und bedeckte das Geſicht. Die andern Frauen ſchrieen und wollten tröſten. Es war ein Elend.

„Die Brücke ſoll nicht beſtehen zwiſchen Berlin und Köln. Der Himmel will's nicht; hatte Herr Garnekofer dem Mathis Blankenfelde zugeflüſtert. So muß man's denn gehn laſſen."

„Morgen im Rathe!" ſprach eben ſo leis der Blankenfelder, und ſie hatten ſich davon geſchlichen.

Da lief es und ſtürzte hin und her von Meldungen; Keiner wußte an wen es ging. Der Wundarzt, der alte Joris, zween Dominicaner, die des Wunden Beichte hören wollten. Da kam Botſchaft, daß die Geſellen des Köpkin in der Kloſtergaſſe trommelten, ſie hatten gehört, ihr Hauptmann werde gefangen gehalten, und Andere meldeten, die markgräflichen Gefangenen nützten die Verwirrung, und wollten über die Mauer brechen. Die von den Zünften am Georgenthor forderten Hülfe. Und durch all den Wirrwarr gellte des Köpkin Stimme gräßlich vom Hofe. Er drohte die Stadt an vier Ecken anzuſtecken, zu plündern, zu ſengen und brennen, ſo ihm der Rath die Thore

nicht öffnen lasse. Und dazu das Geschrei der Weiber!

Wohl wäre Johannes Rathenow noch der Mann gewesen, aber ihn verließ ja Alles. Was noch von Rathsherren im Saale war, hatte mit den Frauen zu thun. Die wollten Schutz und Trost von ihnen, und überschrieen sie doch, wenn sie redeten. Zumal war der gute Herr Peter Brakow übel dran. Seine Eva war außer sich. So heftig hatte er sie noch nicht gesehen. Sie raufte das Haar, und klagte sich an, daß sie ihren Bruder umgebracht. Und ihren Mann, und den Rath und Alle klagte sie auch an. Und Herr Johannes hatte überdem mit dem Bartholomeus vollauf zu thun. Hatte der ruhige Mann die Besinnung verloren. Er schrie nach Rache, und von einem Fenster lief er zum andern, und rief hinunter, sie sollten bei seinem Zorn und bei seiner Liebe den Friedensbrecher und Mörder festhalten. Er bot ungeheures Geld, wer ihm seinen Kopf bringe. Dann hörte er aber wieder ruhig an den Johannes, der ihm vernünftig vorstellte, daß es so nicht ginge, daß man senden müsse zu den Gewerkmeistern um Mannschaft, wenn man den Uebelthäter im Hause festhalten wolle, daß man den Rath und die Sechszehnmän-

ner auf das Rathhaus bescheiden müsse, daß Berathung und Schluß nothwendig sei. Aber dann, als er handeln sollte, hatte er Alles vergessen, und stürzte zu seinem sterbenden Sohne, und fuhr sich ins Haar und drückte seine Hand an die Brust, und rief, die Stadt möge untergehen, denn er habe Alles verloren.

Also bleibt der Mensch ein Räthsel, sich und Andern. Wie ein Uhrwerk mag er gehen, und der Pendel tickt hin und her, fünfzig, sechzig, auch siebenzig Jahr ohne Unterschied; und dann plötzlich rollen und hasten die Räder. Es ist aus mit der Ordnung. Der Mensch ist kein Uhrwerk, er ist ein Gefäß, darin der Geist Gottes Leben goß. Es schleicht langsam fort, und dann lodert es plötzlich auf, und alle Berechnung ist fehl gangen. Also war auch von Stund ab Herr Bartholomeus ein Anderer.

„Vater, was wird daraus!" sprach Elsbeth und umfaßte den Johannes, denn durch die Fenster leuchtete es wie Flammenschein, und wild Geschrei kam vom Georgenthor her. Zugleich krachten unten die Thore, es brach und zitterte und das ganze alte Haus schütterte. Der Köpkin und seine Ge-

ſellen ſprengten durch das erbrochene Thor. „Mord!“ — „Sturm!“ rief es — „Berlin brennt!“

„Läutet die Sturmglocken!“ ſchrie Herr Johannes zum Fenſter hinaus. „Die Sturmglocken, ihr Bürger!“ riefen die Herren um ihn. Sie hatten ſchon darauf gedrungen. Er aber hatte ſie abgewehrt. Nun rief er's ſelbſt: „Aber Gnade uns Gott, ſetzte er ſtill hinzu, wenn der Feind draußen es nutzt.“

„Es kann nicht ſchlimmer kommen als es iſt“, ſagte Thomas Wyns.

„Die Kölner ſperren ſich ab, rief eine Stimme von draußen. Sie beſetzen und verrammeln den Mühlendamm und die lange Brücke, daß der Zarnekow nicht zu ihnen kann.“

„Und uns laſſen ſie im Stich!“ rief Herr Brakow außer ſich.

„Das fehlte noch! ſprach Johannes und ſank auf einen Seſſel. Wir ſchlachten ſelber unſer Recht.“

Da ſchmetterten helle Trompetenſtöße durch den verworrenen Lärm. Hufſchläge und Reiſegewieher kamen von der langen Brücke her, und eine durchdringende klare Stimme rief: „Muth! Muth, ihr Bürger, Ihr lieben Zunftgenoſſen! Schart Euch

gegen die Raubgeſellen. Zurück! zurück ſie getrieben. Ihr ſeid ſtärker in den engen Gaſſen!"

Und mit einem Male rief es, wie aus tauſend Kehlen: „Der Henning iſt's! Der Henning iſt wieder da!"

„Zu Gott, ja, er iſt unter Euch! rief die Stimme. Friſch angegriffen, Ihr lieben Freunde! Einigkeit, Einigkeit! Die Kölner rücken an, Euch zu Hülf. Werden ſich nicht verſperren."

„Vater! Lieber Vater! rief Elsbeth, freudeglühenden Blickes. Es wird doch noch gut."

Er drückte ſeufzend die Tochter an ſein Herz. Nur noch einmal hörte man des Köpkin Stimme toben, der Bürger Stimmen und das Waffengetön überſchrie ſie.

„Ich komme vom Kurfürſten, und bringe Botſchaft, ſprach der junge Ritter, der itzt in den Saal trat. Durch mich läßt er Euch melden —"

„Wem?" unterbrach ihn Johannes, ihm entgegentretend.

„Den Bürgermeiſtern und dem Rath beider Städte."

„So ſchließe der Bote des Markgrafen hier ſeinen Mund, entgegnete der Bürgermeiſter. Hier war die Stätte der Freude und iſt itzt die Stätte

des Mordes und des Blutes. Morgen in der Früh hören wir, der versammelte Rath, an ordnungsmäßiger Stelle, was uns der Markgraf künden läßt. Dahin lade ich Dich, seinen Boten. Denn nicht ziemt es einem Aeltermann allein voraus zu hören, was ein Fürst dem Rath und der gesammten Stadt melden läßt. Morgen in der Frühe, Herr Ritter, wer Ihr seid, erwartet Euch der Bürgermeister vor dem Rathe."

Und er winkte dem Thomas Wyns, daß er den Boten des Fürsten auf Kosten der Stadt ritterlich in der Herberg logire. Den Abend sprach er kein Wort mit ihm.

Es war ein trauriger Abend. Des Köpkin Gesellen waren zurückgedrängt in ihr Quartier ohne sonderlich Blutvergießen, aber im Rathhaus lag Einer im Sterben; sie konnten ihn nicht mehr über die Brücke in sein Haus nach Köln tragen. In einem Kämmerlein des alten Rathhauses hörte der Dominicaner seine Beichte und gab ihm die Sacramente. Alle von der Sippe gingen nicht von der Leiche, und Herr Bartholomeus gelobte zu seinem Seelenheil eine ewige Lampe zu stiften im Kloster der schwarzen Brüder.

Fünfzehntes Kapitel.

Das waren graue Tage, die nun kamen. Ein recht herzhaftes Unglück, da weiß man, was man hat. Aber wenn es so angeschlichen kommt, langsam, morgen das und übermorgen jenes, und man sieht's voraus, und hofft doch noch, das zehrt die Kräfte auf. Wär der Kurfürst durch die Mauern gebrochen, mit schmetternden Trompeten, mit klingendem Stahl, da wüßte Jeder, was er zu erwarten hat. Es heißt von uralters durch die Weltgeschichte: „Wehe den Besiegten!"

Aber so war es nicht. Sie waren nicht besiegt, aber sie konnten sich nicht mehr halten. Da waren am grauen Morgen, als sie das eine Geschütz drüber zogen, die Bohlen der langen Brücke gebrochen. Der Wagen, der Melchiors Leiche nach Köln trug, mußte in Berlin warten, bis die Zim-

merer sie wieder hergestellt. Da sprach's Einer zum Andern: „Die hat zum längsten gehalten. Es geht zum Ende.“ Die von Berlin murrten auf die von Köln, daß sie sich gestern verschanzt, als die Gesellen des Hauptmanns in Berlin tobten. Die von Köln gaben's ihnen wieder. Es war Mistrauen hüben und drüben. Sie hatten den Köpkin und seine Bande, die gestern mit Feuerbränden ausgezogen war, — Gott hatte es noch gnädiglich gewendet! — ins hohe Haus am grauen Kloster getrieben. Dort ward er belagert; denn anders kann man's doch nicht heißen, so die Bürger, mit Spießen und Schwertern, umher lagen, und Keinen 'raus ließen und Keinen 'rein. Da ward in den Stuben geflucht und geredet. Da müsse ja das Gemeinwesen untergehen, wenn man den Feind in den Mauern hätte. Was nütze der Rath einer Stadt, so er solche Bundesgenossen ihr werbe, die man bewachen müsse, daß sie nicht ausbrächen. Sie hätten Alle den Kopf verloren, und es müsse anders werden. Die Weiber schrieen, was denn draus werden solle? So die Männer Wache stehn müßten Tag und Nacht, auf den Mauern und in der Stadt, wann sollten sie verdienen? Auf dem Markte ward es auch theuer. Wo ein Herr zum

Rathe ging, dem ſchrieen ſie nach und liefen ihm nach. Es war gar nichts Angenehmes, was ſie ihm ſagten; er konnte ihnen auch nichts Angenehmes ſagen.

Und das war die traurigſte Rathsſitzung. Es waren wenige zugegen, und wenig ward geſprochen. Es ſchien Alles ſchon abgemacht. In der Nacht war auch Niclas Perwenitz gekommen, und andere Herren aus Frankfurt, Prenzlow, Spandow, ja noch fürnehmere Herren. Und obwohl die Botſchaft des gnädigen Herrn erſt im Rathe ſollte fürgetragen werden, ſie wußten ſie doch Alle ſchon, als ſie in den Rath gingen. Keiner ſtieg drum ſo traurigen Herzens die Stufen hinauf als Johannes Rathenow. Ihm zur Seite ging Peter Brakow.

„Wenn der Bartholomeus nicht kommt, an wem ſoll ich mich dann halten!“ ſprach er traurig.

„Iſt ſeit geſtern ein ganz anderer Mann worden, ſagte Herr Brakow, ſitzt im Winkel und weint, und fragt vor ſich hin, wozu er denn ſo reich worden, und ſeine Väter geſpart? Iſt herzzerreißend, Herr Johannes, ihn ſo ſprechen zu hören.“

„Dann ſollt er kommen und ſprechen als ein Mann. Hat er den Sohn verloren, die Stadt iſt ihm blieben.“

Herr Brakow zuckte die Achseln: „Er denkt nur an die ewige Lampe, die er stiften will. Und ist seine ganze Angst, daß der Markgraf die Schenkung bestätige*)."

„Der Kurfürst?"

„Er hat noch diese Nacht einen Boten an den Kanzler gesandt, mit einem reichen Geschenk, daß er für ihn ein gut Wort einlege, und die Stiftungsurkund läßt er itzt aufsetzen. Er hat für nichts Sinn als dafür. Alle seine Renten und das Gerichtslehn in Bukow bestimmt er dafür."

„Den Handel wird der Kurfürst wohl abschließen, brummte Herr Johannes. Köln für eine ewige Lampe! So sie die Besten verrathen, was bleibt an einer Sach!"

Nun haben die Chroniken wenig verzeichnet von der Rathssitzung, der letzten der vereinigten Städte Berlin und Köln! Nur als man den Ritter, den der Kurfürst gesandt, hereinlassen wollte, und die Herren, die mit ihm gekommen und nach ihm in derselben Sache, trat der Bürgermeister auf, und sprach:

„Das ist noch nicht in der Ordnung, Ihr Her-

*) Factum. Sie brannte bis zur Reformationszeit.

ren. Und als lang ich Euer Aeltermann bin, will ich halten an der Ordnung, an der unsere Väter hielten. Es ist vorerst verzeichnet für heut das Statut, so wir auf Antrag des Schuhmachergewerkes zu dessen Gunsten erlassen wollen, anlangend die zu Markt gebrachten Felle."

Das dünkte Einigen unrecht, daß das Unbedeutende sollte vorangehn dem Hochwichtigen. Andere aber billigten es. Und die Schuhmacher beider Städte können es dem Johannes Rathenow in alle Ewigkeit danken, denn nun ist's das letzte Gesetz gewesen, das der Rath beider Städte erließ, was ihnen solche Rechte gab, und wer weiß, ob's nachmalen in den beiden Räthen durchgangen wäre. Nämlich daß, was zu Markte gebracht werde in beiden Städten, so an Rinder-, Kalb- als Ziegenfellen, weder ein Bürger aufkaufen dürfe, noch ein Fremder, vielmehr dies nur den Schuhmachern von der Gilde freistehen solle.

Konrad Nrke sprach dagegen; denn hätten die Schuhmacher schon zu viel Vorrechte, und sprach viel Gutes und Weises, daß man einen Stand nicht begünstigen müsse zum Nachtheil der Andern. Johannes Rathenow vertheidigte es, denn es sei vordem so gehalten gewesen, wenn es auch nicht

niedergeſchrieben ward. Und er ſprach noch kräftiger für die alten Rechte; denn ſo man nicht an dem feſthalte, was zu Recht beſtehe, woran ſolle man ſich denn halten. Da ging es durch, einſtimmig, gegen Konrad Ryke. Doch ſetzte der's darauf durch, daß die Hammel-, Schaf- und Schweinefelle jeder Andere kaufen könne *).

Und kommt das auch wohl anderswo vor. So etwas Wichtiges uns bevorſteht und es drückt die Bruſt, da möchte Keiner davon anfangen. Sie ſprechen Alltägliches und machen viel Worte, um es hinzuziehen, aber der Sinn iſt nicht dabei. Endlich aber muß es doch hervor — —

„Muß es denn ſein!" rief Herr Johannes Rathenow, und ſtand auf, nachdem die Herren, die der Markgraf geſandt und etliche Andere, die aus gutem Willen gekommen, wieder abgetreten waren; und er faltete die Hände, und hob ſie dann gegen das Geſicht. Tile von Bruck ſammelte die Stimmen.

Konrad Ryke faßte des Johannes Arm und

---

*) Das Statut vom 8. April 1448.

leis mit klanglosem Ton sagte er ihm: „Es muß sein, Johannes."

„Alle einstimmig?"

„Einstimmig!" erwiederte Konrad.

„Also auch Konrad Ryke?"

„Wenn der Baum bricht, kann sich der Ast halten?"

Da wurden die Herren wieder gebeten hereinzukommen. Es waren hohe Abgesandte und gute Freunde. Außer den Bürgermeistern und Rathleuten der Städte Brandenburg, Frankfurt und Prenzlow, auch der hochwürdige Bischof Stephan von Brandenburg, Fürst Adolph zu Anhalt, Graf Albrecht zu Lindow und Herr von Ruppin und der Meister des Johanniterordens Nickel Tirbach. Die sprachen noch viel mit Dem und Jenem, und redeten freundlich zu, daß der Markgraf ihnen ein gnädiger Herr sein werde, so sie nun nicht mehr zögerten, seinen Willen zu thun, sondern, was sie versäumt, desto mehr beeilten.

Niclas Perwenitz, der gab ihnen guten Rath als ein Nachbar. Aber sie hörten auf ihn am wenigsten; er hatte ihr Vertrauen verloren von wegen des Schloßbaues, und sie dachten nicht anders, als er warte nur darauf, daß er wieder zum

neuen Bau liefern könne. Viele gaben ihm auch spitze Reden, und er mußte schweigen. Der Fürst von Anhalt sprach ihnen von der alten Zeit, als seine Vettern über die Marken geherrscht; nun aber sei es anders, und Jedweder müsse sich in die Zeit fügen. Das sagte ihnen auch der Bischof von Brandenburg. Die Herren aber meinten, das könnten sie sich selber auch sagen. Nickel Tirbach, der Ordensmeister, brachte auch eben nichts Tröstliches vor, aber es war doch gut gemeint: „Alle Dinge in der Welt, sagte er, so geistliche als weltliche, haben ihren Anfang und ihr Ende. Seht 'mal den schönen Tempelhof draußen überm Berge. Vordem hatten ihn die Heiden, und da innen Tempel ihrer Götzen. Dann, als unsere Väter sie austrieben, bauten die Tempelherren ihr Schloß dort. Nun sind's schon hundert Jahr her, daß sie auch ausgetrieben wurden, und anderwärts wurden sie todt geschlagen und verbrannt. Da bekamen wir Johanniter ihre Länder und Höfe. Wir haben den Tempelhof und die Güter an Euch vom Rath verkauft, das sind nun auch schon viele Jahre her. Und itzt hat Euch der Kurfürst den Tempelhof und die Güter genommen. Seht, so muß sich Alles in der Welt wandeln. Aber Ihr

sollt ihn wieder zurück haben, so Ihr thut, was er will und Euch ruhig dem Gericht unterwerfet, so er Euch setzt."

Es dauerte noch manche Tage, ehe die Urkund aufgesetzt wurde, von Seiten der Herren, darin sie sagen, „daß sie den Kurfürsten mit den Einwohnern und Bürgern beider Städte, wegen des Unwillens, welcher sich zwischen ihnen an beiden Seiten erhoben hatte, ausgesöhnt und verglichen hätten." Beim Unterschreiben machten sie noch hundertelei Einwendungen, und Zwei unterschrieben gar nicht. Das war Johannes Rathenow und Konrad Rote. Jener der hatte den Bürgermeisterstuhl schon in der Sitzung mit einer Decke überhängt, und war hinaus geschlichen; er wollte nicht mehr aufs Rathhaus kommen.

Als sie zu Spandow am Hofe die Urkund bekamen, verwunderten sie sich selbst darob. Der Markgraf hatte es nicht erwartet. Er kannte die stolzen Herren. „Die haben aufgehört stolz zu sein, sagte ihm der Ritter Busse, der wieder frei gelassen war mit den Andern. Seit sie haben tanzen müssen mit einer ausgetriebenen Dirne, ist ihr

Stolz gebrochen. Das hat's allein gemacht, gnädigster Herr, daß sie so schnell zu Kreuz kriechen!"

„Die Wege des Herrn sind wunderbar!" sprach der Kurfürst; die gnädige Kurfürstin aber war sehr ungehalten, und fand das Spiel abscheulich:

„Wird der Köpkin für den Frevel nicht gestraft? Was die Männer auch gegen Dich versündigt, was haben die ehrbaren Frauen und Mägdlein verschuldet, daß sie ihnen solch unerhörten Schimpf anthun?"

„Ach lieber Gott, sprach der Herr zu seinem edlen Gemahl, so der Fürst Alles züchtigen müßte, was wider Zucht ist in diesem Land, da müßte er hundert Arme haben, und sie reichten nicht. Frage Du die Ritter, die dabei waren. An ihnen ist's, den Schimpf zu rächen, der sittigen Frauen angethan wird."

Die gnädige Kurfürstin wandte sich an den Ritter Busso: „Ihr wart dabei, Herr Busso?"

„Nur als Gefangener, gnädigste Frau. Hätte ich ein Schwert gehabt und gewußt, daß die Bürgerfrauen in so hohem Schutze stehen, mein Herzblut hätt' ich gern vergossen."

Die gnädige Fürstin wandte ihm den Rücken. Sie meinte, auch ohne Schwert sei es eines Ritters

Pflicht, die Ehre der Frauen zu vertheidigen. In ihrem Kämmerlein strich sie des Busso Namen aus, der auf der Tafel stand unter denen, welche zu dem Schwanenorden gezeichnet waren.

Der Köpfin Zarnekow ward dazumalen auch nicht gestraft; denn die von Berlin mußten noch froh sein, als er mit seinen Gesellen, nach langem Verhandeln abzog. Es wär des Argen zu viel gewesen, so sie ihn auch noch hätten belagern müssen. Man gab ihm noch ein gut Stück Geld auf den Weg. So schlimm stand es mit dem Gemeinwesen. Und doch, da es nun so weit gekommen, wenn sie nun nur nachgegeben und gutem Rathe gefolgt wären. Die Gefangenen hatten sie losgegeben, und der Kurfürst seine auch; item gab er ihnen die Rathsdörfer wieder. Aber sonst ließen sie's an sich kommen. Aber so sind die Menschen. Da gaben sie Alles hin, auf einen Schlag ihre Rechte, als es wohl noch an der Zeit gewesen, sich zu vertheidigen, oder gute Bedingungen zu erzwingen. Da hatte Keiner Einwendungen gemacht. Aber nun, da es geschehen und zu spät war, da hielten sie wie die kleinen Kinder an dem und jenem fest, und wollten's nicht loslassen, bis man's ihnen nahm. So sind wir verzagt und trotzig, und wissen uns

allzumal nicht in die Zeit zu schicken. Hätten sie ihr freiwillig den Blockzaun abgerissen, der ihnen doch nichts mehr nützte, und nur zum Schimpf dem Markgrafen da stand, und hätten Steine wieder anfahren lassen und Holz zum Schloßbau, daß der Fürst es gefunden, als wie er's verließ, das hätte gut Blut bei ihm gemacht. Nein, Gott bewahre, sie ließen den Blockzaun stehn, und freuten sich wohl noch recht kindisch, und den Markgrafen mußt' es erbosen. Sie stritten sich lieber, die Familien, untereinander darum, wem die Salome die Hand gegeben und zugenickt; und eine schob es der andern zu. Ja sie berathschlagten, ob der arme Herr Trebuß, der mit einer gestäupten Dirne getanzt, noch fürder in ihre Gesellschaften kommen dürfe?

Sollte man doch meinen, wenn es einer Stadt schlimm geht, und der Feind von außen droht, daß die Bürger drinnen zusammenhielten. Das Rohr neigt und schmiegt sich zusammen, wenn der Sturm tobt; und wo die Wölfe heulen, stecken die Rosse ihre Köpfe ineinander. Aber das Unglück trennt nur zu oft die, so es leichter tragen könnten, wenn sie sich die Hände böten. Wir haben's gelesen von Jerusalem und in alten Historien noch von man-

cher andern Stadt, wie die Parteien noch gegeneinander gewüthet, während die Mauerbrecher dröhnten. Die Köpfe ſchlugen ſie ſich freilich nicht ein in Berlin und Köln, noch vergifteten ſie die Brunnen; aber ihre Reden waren giftig. Da wollte Einer es dem Andern in die Schuhe ſchieben, das Unglück, was über Alle gekommen, und ſah Jeder den Splitter in des Nächſten Aug, aber den Balken ſah er nicht in ſeinem. Die Gemeinen ſchrieen ärger denn je: „warum haben wir's nun nicht ſo gelaſſen, wie es der Markgraf Anno 42 eingerichtet? Was half uns all unſer Geld, Arbeit und Blut, es wird itzt ebenſo und noch ſchlimmer? Unſere Güter draußen behält er, das Schloß läßt er bauen, und nimmt uns das Rathhaus auf der langen Brücke, das Gericht, die Mühlen, den Zoll und die Niederlage!" und die Litanei war damit lange noch nicht zu Ende. Die Patricier hätten wohl noch mehr klagen können. Sie verloren nicht allein das Regiment: ſie waren nach Spandow geladen Mann für Mann, daß ſie ihre Lehen der Herrſchaft zurückgäben, die das Gericht für verwirkt erklärt, und Straffummen zahlten. Aber doch klagten ſie Einer gegen den Andern, und Familien ge-

gen Familien, und verredeten ſich, und ſahen ſich nicht an.

Was bei den Schumms gegen die Rathenows geſprochen wurde, das mag ich gar nicht wieder erzählen. Der Bartholomeus wollte den Johannes nicht mehr ſehen, die Eva kochte auf, wenn ſie den Namen hörte, und ſelbſt der gute Herr Peter Brakow grüßte den Johannes kaum, ſo er ihm begegnete. Und das hatten Alles böſe Zungen angerichtet, weil der Henning Mollner wieder in das Rathenow'ſche Haus kam. Da ſollte das Alles ſchon längſt abgekartet geweſen ſein: daß er erſchienen bei der Trauung, daß die Elsbeth in Ohnmacht fiel; es fehlte nur, daß der Henning auch hinter dem Köpkin geſteckt, als der den Melchior ſchlug. Auch die Beſonnenern wollten es nicht gut heißen, daß die noch kaum Braut des Melchior war, wenn ſie ihn auch ungern nahm, den Henning ſchon wieder freundlich anſah. Der Johannes war zu ſtolz, als daß er ſich vertheidigte; in ihm war ein anderer, tieferer Gram, und er grollte den Schumms, daß ſie ihn damals verließen in der Rathsſitzung.

Da dröhnten eines Abends vom Spandower Thor her dumpfe Trommeln; es zogen markgräfliche Schaaren ein, und Alles lief zu ſehen, was

es bedeute, denn die Thore waren ſchon längſt von der Herrſchaft beſetzt. Herr Johannes trat aus ſeiner Kammer ins Zimmer vorn, um zum Fenſter hinauszuſchauen. Da fand er ſeine Tochter Elsbeth, und der Ritter Henning ſaß neben ihr auf einem Stuhl. Er hielt ihre Hand, und ſie ließ ſie ihm. Wohl ſchien's, als ſie den Vater ſahen, als ſchreckten Beide, und wollten die Hand zurückziehen. Aber nein, die Hände verſchlangen ſich inniger, und Beide ſahen ihn an. Das war ein ſchöner Blick. Wenn man ſolchen Blick feſthalten könnte! Und in Beider Aug ſtand daſſelbe geſchrieben.

Und der Vater verſtand es. Auch ſein Blick war herzlich, aber ſo tief ſchmerzlich zugleich. Da ſtreckte er die Hand aus, und wehrte ſie ab: „Meine lieben Kinder!"

„Vater!" riefen ſie.

„Daß ein alter Mann, der Alles verlor, doch noch die Kraft hat, Andern weh zu thun. Der nichts mehr hat, Andern noch verweigern kann ihr Glück. Das iſt höchſt wunderbar und traurig auch. Nicht wahr? Es iſt nun ſo, Kinder. Zürne mir nur, junger Herr! Du haſt recht. Es war unrecht von mir, daß ich Deine Hoffnungen nährte. —

O ſtill, lieber Henning, was Du ſagen kannſt, ſag ich mir ſelbſt. Du haſt Dich werth gemacht, die Tochter der Rathenows heimzuführen. Vielleicht. Es geht ſeltſam in der Welt zu. Sie machen Edelleute; ſonſt wurden ſie nur geboren. Mögen ſie Alles neu machen und umkehren. Sie haben's zu tragen, nicht wir, die wir der Grube zueilen. — Aber, nun ja, es geht doch nicht, jetzt nicht."

„O theurer Herr und lieber Vater! ſprach der junge Ritter. Ihr ſagt mir, daß ich werth ſei der holden Elsbeth. Dank, tauſend Dank Euch! Mehr nicht heut; das Andere laßt der Zeit. Ueber das Gedächtniß des todten Bräutigams muß erſt Gras wachſen — aber dann ſproſſen aus dem Graſe Blumen — und Kränze —"

Der Alte ſchüttelte den Kopf. Er wies auf die Schwelle: „Johannes Rathenow brach nimmer ſein Wort. Hier, entſinnſt Du Dich, als Du damals floheſt, gab ich es: Eh nicht der Roland von ſeinem Stein ſpringt und durch die Stadt ſpaziert — Lieber, armer Junge, 's iſt mein Wort. Ich habe nichts mehr, bin ein armer Mann; mein Wort iſt ſchwer, das kann kein Markgraf, kein Kaiſer, keine Folter fortheben."

„Vater!“ rief Elsbeth, und faßte ſeine Hand und bedeckte ſie mit heißen Küſſen.

„Geduldet Euch, Kinder! Wenn der Stein über Deines Vaters Haupte drückt, dann liegt auch ſein Wort mit ihm begraben.“

„Brauchen ſich nicht ſo lange zu gedulden“, rief die Stimme der alten Gertraud. Sie haſtete mit faſt wilden Blicken nach dem Fenſter, und riß es auf. Ein heller Fackelzug leuchtete herein, und dumpfes Gemurmel und viele Tritte ſchallten herein. Als ſie hinantraten, da dröhnten ſchon andere Klänge.

„Was iſt das!“ rief Henning.

„Der Zorn des Markgrafen!“ ſprach der Bürgermeiſter und hüllte ſich in ſeinen Mantel. Er ſprach kein Wort heut mehr. Er ſchaute ruhig dem Werke zu.

Da blinkten beim Fackelſchein Spieße, Helme und gewaltige Aexte, und ſie hämmerten an dem ſteinernen Roland.

„Im Namen des Markgrafen, unſeres allergnädigſten Herrn, des Kurfürſten Friedrich des Andern!“ rief ein Herold zur verſammelten Menge, als da die verwunderten Geſichter ſich anſchauten, und ein dumpfes Gemurmel umging. In ſeinem Namen

nehmen wir dieſen Roland hinweg, als welcher das Sinnbild war des oberſten Gerichts und Blutbanns, ſo dieſer Stadt zuſtand, und von nun an ſteht er ihr nicht mehr zu; alſo ſoll auch dieſes Bild hinführo nicht mehr ſtehn. Das iſt ſein Wille!"

Und da er ſtürzte, nach nicht vielen Schlägen, denn er war ſehr verwittert, zückte es durch die Luft wie dumpfes Schmerzgeheul. Nur eine Stimme jauchzte. Dann ward es todtenſtill. Die ſo laut aufjauchzte, war die alte Gertraud, am Fenſter der Rathenows. Ihr verargte es Niemand, denn ſie war halb irr, ſeit die Herren ihren Mann, den Martinus Wardenberg, auf dem neuen Markte, um Friedensbruch an der Stadt, richten laſſen. Seitdem verkündete ſie es Jedem, der es hören wollte, daß der Roland fallen würde und die Stadt ihren Blutbann verlieren. Und ſo geſchah es. Sie hat wunderliche Worte geſprochen, und verfiel darauf in ein ſtilles Fieber. Tages darauf iſt ſie geſtorben, und es gönnte ihr Jeder die ewige Ruh.

Den Roland aber luden ſie auf eine Schleife und zogen ihn bei Fackelſchein durch die Gaſſen nach der langen Brücke, und hier ſtießen ſie ihn übers Geländer in die Spree.

Seitdem hat kein Roland in Berlin geſtanden.

Selbſt die Bürger haben's vergeſſen, daß einer hier jemals ſtand, und man hat's nun gefunden in den Urkunden. Das aber, daß er ihn abhauen und in die Spree werfen ließ, that der Kurfürſt um deswillen, weil ſie den Blockzaun nicht abgebrochen aus eitlem Trotz und ihm zum Schimpf. In andern Städten, denen er auch den Blutbann nahm, ließ er den ſteinernen Mann ſtehn, zum Zeichen deſſen, was die Städte ſonſt waren. So ſteht er noch heut in Brandenburg vorm Rathhaus.

Sechzehntes Kapitel.

Da kamen nun traurige Tage für die ſtolzen Herren von Berlin und Köln. Durch den Sumpfwald links von der Spree, der itzt der Thiergarten heißt, zogen ſie paarweis gen Lützow; und wenn ſie auf den Berg kamen, und ſie ſahen die Thürme von Spandow, da ſchlug ihnen das Herz ſchwer. Hier mußten ſie ihr Gefährte und ihre Roſſe laſſen, und dann gingen ſie zu Fuß nach der Feſtung. Es ward's Keinem erlaſſen. Und das dauerte manche Woche, und in Spandow, wie lange mußten ſie da oft ſtehen vor der Thüre, bevor ſie eingelaſſen wurden; ſie die gewohnt waren, Andere ſtehen zu laſſen, und ſie ſaßen wie Fürſten in ihren Stühlen. Es iſt Alles dem Wandel unterworfen, was auf Erden heißt Glück und Herrlichkeit.

Da in dem kleinen Stüblein über dem Thorhauſe ſaßen Herr Friedrich Seſſelmann, der nun Kanzler war, und Ulrich Czeuſchel, der Küchenmeiſter, dem der Markgraf das hohe Haus zum Lehn nachmalen gegeben, als ſein Schloß zu Köln an der Spree fertig war; auch Herr Peter Knobelsdorf, der Voigt von Spandow, und ſie ſchienen müd vom vielen Schreiben. Da überlas der Knobelsdorf auf dem Papier die Namen aller der Patricier, die ſchon erſchienen waren, und ihre Lehen dem Herrn übergeben hatten, und die Buße ſtand dabei, die Jeder an Geld und Geldes Werth überdem zu zahlen hatte. Je unterſchiedlich als das Gericht erkannt hatte, mußten ſie zahlen, mehr oder weniger, und er ſprach: „Sollte man's denken, daß die Bürger zweer Städte ſo viel Geld haben!"

„Sie *hatten es*, ſagte der Küchenmeiſter. Das bringt ſie ewiglich herunter. Von dem Schlag erholen ſie ſich in Jahrhunderten nicht."

„Sie verdienen's", ſprach der Knobelsdorf.

Der Kanzler ſchüttelte den Kopf: „Wäre doch trauriq! Solche blühende Städte, und ſollten nun arme Neſter werden! Aber Ihr Herren, ich glaube, es wird doch anders als wir denken. Der Mark-

graf iſt furchtbar erzürnt, aber er iſt auch gnädig. So er nicht dereinſt die Abſicht hätte, die Gnade walten zu laſſen, was baute er ſein fürſtlich Haus dort inmitten der Spree! Warum nicht hier, wo die Spree ihr Waſſer der reichen Havel ſpendet? Warum nicht in Brandenburg, das ſo gefügig ſich erwies? Ein Fürſt wie er, möchte doch nicht wohnen unter Denen, die ſein Zorn zertritt. Ich meine, er zürnt ihnen und liebt ſie doch. Er liebt die beiden Städte, weil ſie ſeinem hochſeligen Vater der erſte Anhalt waren im Lande. Und ſolchen Liebesdienſt vergißt kein Hohenzoller."

„Gott ſchütze mich vor ſolcher Liebe!" ſprach der Voigt von Spandow; und dann ließen ſie die nun warteten herein. Das war Thomas Wyns und ſeine drei Söhne, Hans, Valentin und Martyn, Hans Plumperdum und Hans Rathenow. Die mußten ſtehen, dieweil die Herren ſaßen, und ihnen ward vorgeleſen was ihre Strafe war; ſie wußten es aber ſchon Alles. Sie mußten alle ihre Lehen, die ſie vom Markgrafen, als auch die ſo ſie von Prälaten, Herren, Mannen und Städten hatten, Seiner Gnaden übergeben, ſammt ihrer Frauen Leibgedinge. Und dann mußte Jeder ein Verzeichniß überreichen, von Allem, was er beſaß an Schuld

und Gut, und zur Schrift erklären, was dann seinem gnädigen Herrn dünke, daß er thun oder geben solle, das wolle er gern thun. Und nachdem sie so „ihr Leib und all ihr Gut in ihres gnädigen Herren Hand gesetzet und gegeben", verlas ihnen der Kanzler ihr Urtheil. Thomas Wyns mußte 2000 Gulden noch über seine Lehen geben (Konrad Ryke und Peter Brakow hatten Jeder 3000 zahlen müssen), der Hans Plumperdum 700, und mußte erlassen, was ihm der Markgraf schuldete. Der Hans Rathenow sollte auch 700 zahlen; aber das Leibgedinge von seiner Frau, das sollte er nicht zahlen, sondern sollte es auf seine Tochter übergeben. Und außerdem wurden sie, bis auf den Hans Rathenow, aus den vier Hauptstädten der Mark und Spandow verwiesen, und sollten Berlin räumen zwischen hier und Martini. Und dann ward ihnen folgender Eid, wie den Andern vorgelesen, den sie schwören mußten:

„Wir schwören zu Gott und den Heiligen, nimmermehr zu ewigen Zeiten wider unsern gnädigen Herren, Markgraf Friedrich, seine Erben und Nachkommen und die Herrschaft, weder mit Worten noch mit Werken zu sein, thun, schaffen, oder gestatten zu thun; Seine Gnaden, Erben und

Nachkommen zu warnen, ob wir etwas hörten, vernähmen oder sähen, das mit Worten oder mit Werken wider Seiner Gnaden, seine Erben oder die Herrschaft sein möchte, Sie vielmehr das sonder Säumen wissen zu lassen, und Ihnen das also zu verkündigen, und damit Seiner Gnaden und deren Erben getreue, gehorsame und unterthänige Bürger sein und bleiben zu wollen; als uns Gott helfe und seine Heiligen."

Thomas Wons mit seinen Söhnen und Hans Plumperdum die schickten sich an, sonder Zaudern zum Eide, Johannes Rathenow stand eine Weil sinnend. Dann trat er vor und sprach: — „Ich will den Eid schwören." Deß schien der Kanzler sich zu freuen, und als nun die Drei, nachdem sie geschworen, abtreten wollten, winkte er dem Johannes, und hieß ihn durch das Pförtlein in das Nebenzimmer treten. Aber als er vermeinte, der Kanzler habe ihm etwas zu sagen, so war der wieder fort, und schloß die Thür hinter ihm zu. Da sich nun Johannes umsah in dem Zimmer, saß im Lehnstuhl ein Herr darin, der hatte ein Buch in der Hand und las. Und nach einer Weile blickte er auf und schaute ihn an. Das war der Kurfürst.

„Ei ſieh, Johannes, ſprach er. Was willſt Du hier?“

„Gnädigſter Herr, antwortete der, ſich verneigend, und trat einen Schritt zurück. Euer Gnaden erdreiſt ich mich zu fragen, was ich ſoll?“

Da ſah ihn wieder der Kurfürſt eine Weile forſchend an: „Es iſt an der Ordnung, daß der Uebertreter zu ſeinem Herren kommt, nicht daß der Herr zu dem Uebertreter geht, und ihn bittet. Du kommſt um zu bitten.“

„Darum ward ich nicht nach Spandow geladen.“

„Du haſt nicht den Bieckzaun aufrichten dießen“, fiel ſchnell der Herr ein, als habe er es nicht gehört.

„Ich that, was an mir, da der Stadt Mauer gefallen, und der Feind drohte, daß in der Eil geſchafft würde, was uns ſchirmte gegen ihn.“

„Welcher Feind? Hattet Ihr mit den Polacken oder den Magdeburgern Fehde? Meine Ritter hatte ich doch gezähmt.“

„Gnädiger Herr, wir ſtanden in Waffen für unſere Rechte. Und da hatten wir das Recht, Alles zu thun, was zu unſerm Frommen diente, denn im Kriege —“

„Genug, genug!“ unterbrach ihn der Herr. Aber

Du warſt es nicht, der den Blockzaun ſtehen ließ, nachdem die Herren den Vertrag gemacht, ihn trotzig ſtehen ließ, mir zur Schmach, als ich ihnen dieß ihn fortträumen?"

„Das war ich nicht, Herr. Denn mit dem Tage hörte ich auf Bürgermeiſter zu ſein, und kam nicht mehr in den Rath, der nicht mehr iſt."

„Ich weiß es. Du biſt verſtändiger als die ſtarren, thörigen Trotzigen. Du haſt den Eid geſchworen, Johannes, ohne Zaudern, es freut mich."

„Ich habe ihn geſchworen, ſeufzte der Rathsherr. Ich bin ein alter Mann und ſatt des Lebens. Mein Theil iſt aus, und ſehn ich mich nach der Ruhe."

„Wenn Du jung wärſt, dann hätteſt Du nicht geſchworen."

„Ich weiß es nicht, Herr. Haltet mir's zu Gnaden. Das, was iſt, iſt ſchon ſo ſchwer, daß man oft kaum weiß, was das Rechte iſt. Darum ſoll ein Mann ſich das nicht ſchwerer machen, und denken an all die „Wenn!" Das raubte uns viele Kraft, die wir zu Beſſerem brauchen mögen."

„Das iſt gut und klug geſprochen, Johannes. Iſt des Mannes Pflicht, zumal in dieſen böſen

Zeiten, daß er die Dinge nimmt, als ſie ſind, und grad vor ſich hinſchaut, und thut dann das Rechte."

Da ſtand der gnädige Markgraf auf, und ſchritt einige Mal durch die Stube. Alsdann hub er wieder an:

„Du warſt es, Hans Rathenow, der nicht duldete, als ſie ſchändlich meine Arche erbrochen, daß ſie die Briefe öffentlich machten. Du haſt meine Heimlichkeiten bewahrt. Das dank ich Dir, und will es Dir nie vergeſſen. Darum will ich Alles vergeſſen haben, was Du in Deinem Leben wider mich gethan. Es ſollen verſenkt ſein Deine Thaten ins Meer, wie ich Euren Roland verſenken ließ, der ſoll auch nie wieder auftauchen. Hörſt Du's, und biſt Du zufrieden?"

„Herr! Nein!" Es kam aus tiefer Bruſt heraus.

Der Kurfürſt ſchaute ihn verwundert an.

„Gnade mir Gott, Herr! Das dank ich Euch nicht, daß ich vergeſſen ſoll, was ich mein Lebtag that. Denn was wäre das Gnade, daß Ihr aus mir einen ſchlechten Mann macht, und ich glaubte, ich war ein guter Mann geweſen. Und ich glaubte mit Ehren mein Haupt in die Grube zu legen, und ich müßte mich ſchämen meiner grauen Haare

Nein, ich mag nicht vergessen, was ich that und sprach."

„Auch daß Du ein Empörer warst gegen Deinen Landesherrn?"

„Ich war kein Empörer, gnädiger Herr."

„Was Du thatest, ehe sie Dich auswiesen, ist Dir gestrichen. Ich weiß, böse Leute verredeten Dich. Du meintest es gut, und handeltest als Du für recht hieltst. Nur der Schein war wider Dich. Und was Du gefehlt, das hast Du im Elend gebüßt. Aber Du kehrtest in die auffässige Stadt zurück, Du stärktest sie in ihrer Auffässigkeit, Du redetest gegen Deinen Markgrafen im Rathe, Du waffnetest die Bürger, Du riefst Städte, Herren und Fürsten, daß sie das Schwert zögen wider mich, Du schnalltest selbst den Harnisch um, und standest auf den Mauern gegen Deinen Landesherrn. War das keine Empörung?"

„Nein, Herr, das war meine Pflicht."

„Bin ich Dein Herr?"

„Ihr wart mein Lehnsherr, weil ich Güter von Euch zu Lehen trug. Hab' ich die verwirkt, weil ich meiner Stadt treu war, so habt Ihr dem Vasallen die wieder genommen. Das Gericht hat entschieden und wir sind quitt."

„Und warst Du nicht mein Unterthan als dieſes Landes Bürger?"

„Ich war Bürger meiner Stadt, und meiner Stadt unterthan, als wie Ihr Landesherr wart, aber nicht Herr meiner Stadt."

„Liegt Berlin etwa an der Donau im Reiche?"

„Die Stadt war ſich ſelbſt Herr und frei, als es geſchrieben ſteht und verſiegelt in alten Urkunden und die alten Markgrafen und Fürſten es anerkannt haben. Wir hatten Münze, Zoll und Niederlage und eigen Gericht; das Alles und Vieles noch war unſer, wie unſere Häuſer und Mauern und Thore. Die Landesherren hatten nichts als die Orbede und die Heerfolge im Kriege. Weigerten wir Euch, was Eures Rechtes war? Wir gaben Euch Alles, was Euer war, und hüteten nur, was unſer. Dieſe Freiheiten und uralten Gerechtſame, die griffet Ihr an, Herr, und die vertheidigten wir. Wer war da im Rechte?"

„Die Rechte hattet Ihr erſchlichen, dieſe Freiheiten abgedrängt den alten Fürſten in der Zeit ihrer Noth. Ihr hattet an Euch genommen, was Euch nicht zukam, und Euch reich gemacht im allgemeinen Unglück. Die erlauchten Fürſten, ſo vor uns waren, haben Eure Städte gegründet, aber

nicht daß sie ihnen Trotz böten, und nähmen was ihres war, sondern daß sie Waffenplätze und Handelsplätze wären, ihnen offen zu jeder Zeit und unterthan. Ihr hattet Euch angeeignet wie schlechte Verwalter das Gut Eurer Herren und für Euch gesorgt, derweil das ganze Land litt. Darum ist's der Fürsten Pflicht, daß sie wieder herstellen, was zu Alters Recht war."

„Ich habe noch immer gehört, gnädigster Herr, daß das Land reich sei, dessen Städte reich sind, und daß kein Land leidet, so es den Städten wohl geht. Auch erschlichen wir's nicht, was wir besaßen. Freiwillig haben die alten Fürsten es uns geschenkt, oder unsere Väter erkauften's mit ihrem guten Gelde, und wer gibt das ihren Enkeln zurück! Aber wir wollen's nicht zurück, denn welcher Kaufmann kann den Käufer zwingen, daß er ihm nach Jahren die Waare wiedergebe, oder der Handel sei denn geschlossen auf Wiederkauf. Aber das ist eitel Wortstreit. Wir besaßen's, Herr, durch hundert, durch zweihundert Jahre, ruhig, unangefochten. Das ist unser Recht, das nehmt Ihr uns."

„Du starrer Mann, sagte der Fürst und setzte sich wieder, soll ich Dir meinen Rath, den Olearius senden, daß der Dir nach römischem Recht be-

weiſt, wie die Rechte, die Ihr Euch anmaaßtet, und der Landesherren urſprünglich waren, nimmer verjähren?"

„Herr, es wär umſonſt, ich verſtehe nicht römiſch."

„Iſt mir auch lieber, daß ich Deutſch mit Dir rede."

„Gnädigſter Herr, ſprach der Johannes, ſo man in den Rechtsſtreiten zurückgehn will auf das, was geweſen iſt und einmal war, dann ſteht nichts zu Rechte feſt. Was iſt mein eigen, und was Euer? Die Wenden waren vor uns Herren hier, und ſagen auch, wir beſäßen mit Unrecht ihren Boden. Wo iſt das Gericht, das ſie hört? Es gäbe eitel Irrniß und Wirrwarr in der Welt, ſo man das vordem aufſuchen wollte. Daß wir feſtſtehen bleiben, müſſen wir uns halten an dem, was iſt. Das iſt das Recht."

„Du Trotzkopf, ſprach der Herr, ſo Alles ſtehen bliebe, als es iſt, was würde draus für die Zeit, die kommt! Es hat Jedweder das Recht und die Pflicht, zu wirken für ſeine Kinder. Denn der Kinder werden immer mehr; aber wenn der Stock derſelbe bliebe, wovon ſollten die leben! Als nun ein jeglicher Menſch ſchaffen ſoll und erwerben für

seine Nachkommen, daß die nicht verhungern, also hat der Landesherr noch viel größere Sorge; denn Alle im Land sind seine Kinder, und ihrer werden mit jedem Jahre mehr. Und er muß sich umschauen und suchen, daß neues Feld urbar werde für den Anwachs, daß mehr Korn wachse, als ist, und der Handel mehr Wege finde, um den Ueberfluß hinauszuschaffen, und was mangelt, ins Land zu ziehen. Des Fürsten Sorge ist eine große, und dafür steht er vor Gott und muß Rechenschaft geben. Und deshalb muß er zusehen, daß der Einzelne sich nicht abschließe, nicht die Straße verlagere, den Fluß dämme, oder die Felder mit Mauern umschließe. Nein, es muß der Einzelne mitschaffen für das Gemeine. Sonst ist er ein faules Glied, und man stößt ihn aus. Ihr Städte, wie Ihr seid, wart solche faule Glieder, die nur an sich dachten, und Regen und Segen einsaugten, wie ein Schwamm, und das Land verdürrten. Das kümmerte Euch nicht. Mich aber kümmert's. Ich bin der Landesherr. Und das ist mein Recht, daß ich sorge, daß Allen Recht widerfahre, nicht Einem."

Johannes Rathenow schwieg eine Weil'. „Wo steht das Recht geschrieben, Herr? Ich hab's in keinen Statuten gelesen."

Da ſprang der Markgraf auf: „Das ſteht geſchrieben am blauen Himmelsbogen, das ſteht geſchrieben in den Sternen, das ſteht geſchrieben in meiner Bruſt. Das iſt ein ewig Fürſtenrecht.“

„Meine Augen ſind zu ſchwach, Herr, um die Schrift in den Sternen zu leſen. Ich kenne nur das Recht, das in den Satzungen ſteht und alle Leute wiſſen, und was die Schöffen finden können, wenn ſie auf der Bank ſitzen.“

„Das nennſt Du ein ewig Recht?“

„Zu Rechte, Herr, ja. Außer dem Rechte geſchieht mancherlei. Da ſchlägt der Starke den Schwachen nieder. Aber Gewalt wird nimmer Recht.“

„Meinſt Du? Ich ſage: umgekehrt. So wir die Hiſtorien der Welt umſchlagen da ſind alle Reiche und alles Recht erwachſen nur und allein aus der Gewalt. So nahm Philippus und Alexander Magnus Aſiam und Griechenland, Julius Cäſar das Römerreich, und Carolus Magnus das deutſche Land. Vor keiner Schöppenbank hätten ſie zu Recht beſtanden, aber ihr Recht beſtand vor Gott, der ließ es zu; und was Gewalt war, das wurde Recht, und der Cäſar ward ein Kaiſer, und des Kaiſers Recht, danach wird noch heute gerichtet

alle Welt. — Trau mir, Johannes. Dein Recht iſt ein klein Recht, das iſt gut in kleinen Dingen. Aber es gibt ein größer Recht. Und wenn die zuſammenkommen, davor muß es ſich beugen; das iſt Gottes Wille. Kein Kluger kann es leugnen. Und dieſes großen Rechts Vertreter ſind wir, die Fürſten, denen Gott ein groß Auge gab. Gleich wie der Gärtner in einem großen Garten zuſchauen muß, daß Alles was da iſt, lebt und blüht und Früchte trägt, und er ſchlägt ab die dürren Aeſte und räutet aus die vertrockneten Pflanzen. So auch wir. Die könnten auch ſprechen: wir wurden einmal gepflanzt, und grünten und blühten ſo lange, nun haben wir ein Recht ſtehen zu bleiben, wie die andern. Mit nichten. Denn ihr nehmt denen, die noch blühen, den Platz. Und die jungen Schößlinge haben mehr Recht als ihr. — Nun, Johannes, hat der Gärtner recht?“

„Mein hoher gnädiger Herr, der Gärtner mag recht haben vor dem Herren, der ihn geſetzt über den Garten. Aber die Staude, die trocknet, hat auch ein Recht. Es hat nur kein Gericht, davor ſie klagt. Was fragt Ihr mich! Ich bin auch trocken und welk wie die Pflanze, die nicht mehr

grünet, und nicht mehr blüht, und keine Früchte mehr trägt."

„Johannes! sprach der Herr in gütigem Tone und lehnte sich an den Tisch und unterschlug die Arme. Du bist ein rechtschaffener Mann und ein guter Bürger Deiner Stadt, und liebst Dein Vaterland. Du hast eine Tochter, weiß ich, ein trefflich Mägdlein, und einem wackern Ritter willst Du nun ihre Hand schenken. Wie, Alter, willst Du nicht leben in dem Glück Derer, die nach Dir kommen? Möchtest sie in eine Wüste aussetzen? Und sind diese Marken mehr als eine Wüste? Zähle die Dörfer, die ehedem waren und ist wüst sind. Die Sümpfe, die Haiden, die Seen, die lachende Kornfelder würden, so fleißige Hände sie umwürfen. Verfolge die Landstraßen, wo Du sicher ziehen kannst, und zähle dann die Banden, die in den Winkeln lagern. Mein Vater that viel, ich that etwas, meine Nachkommen werden noch weit mehr thun müssen. Aber hätten wir tausend Arme, wir mögen's nicht zwingen, wenn das Land uns nicht vertraut und beisteht. — Dies Land kann schön und mächtig werden, als es war in der Vorzeit; aber so Jeder einzeln dasteht, und sein Thor schließt, und auf sein klein Recht pocht, wo soll dann Gemein-

ſames geſchehen? Nur da wird Großes geſchafft, und gewirkt in die Zukunft, wo der Einzelmann ſich ſelbſt beſcheidet, und freiwillig hingibt was ſein iſt zum gemeinen Beſten. Sieh, ich will das Land wieder mächtig machen, was itzt verachtet iſt, will daß blühen ſollen die Städte und die Dörfer, die Schlöſſer und die Klöſter, die Zucht und die Ordnung. Ich will ihm den Frieden ſchenken von außen und von innen, daß der Pole erſchrecke und der Magdeburger ſich ſcheue vor dem märkiſchen Arm. Ich will, daß jeder Wanderer ſo ruhig des Weges ziehe durch den dichteſten Wald, als durch Eure breiten Straßen, und der Büdner in der Hütte ſein Haupt ſo ruhig niederlege als der Graf zu Ruppin in ſeinem gethürmten Schloſſe. Darum warf mein erlauchter Vater den Adel nieder, darum muß ich den Trotz der Städte bändigen, die ich liebe. Du biſt ein redlicher Mann, Johannes; möchteſt Du nicht auch die Marken glücklich ſehen?"

„Wenn ich ſchöne Wolken ſehe am Abendhimmel, dann freut ſich mein Herz; aber ich kehre doch lieber zu Nacht unter mein niedrig Dach. Die Wolken treibt der Wind weg, oder ſie werden Regen. Das Dach weiß ich, was es hält, meine Väter bauten es."

Unmuthig ging der Herr wieder einige Male auf und ab. Dann ſprach er: „Johannes, ich meine es gut; aber ich bedarf guter Männer, die mir helfen. Bei Gott, ich ſtehe ſehr einſam hier. Wem ich trauen kann, der faßt es nicht, und wer es faßt, dem kann ich nicht trauen. Ich habe Dich nicht ausgewieſen aus den Städten, wie die Andern. Du wirſt bleiben, und wenn Du treu des Eides gedenkſt, den Du ſchwurſt, wirſt Du der Städte Beſtes und Deines Markgrafen Beſtes zu wahren wiſſen."

Johannes Rathenow richtete ſich auf, und ſah ſcharf den Herren an: „Werdet Ihr, gnädigſter Herr, unſere Statuten beſtätigen und in Eurer Gnade unter unſere Briefe Euer Siegel hängen?"

„Nein!" rief der Kurfürſt und ſein Auge leuchtete auf. Ich werde in meinem Zorn die Siegel abreißen von Euern Briefen, zum Zeichen daß Eure Rechte verwirkt ſind. Von Eurer Unterwürfigkeit wird es abhangen, welche Rechte ich Euch fürder aus dem Born meiner Gnade ſchenke."

Da neigte ſich Johannes tief, und ſagte dann: „Befiehlt Eure Gnaden noch etwas?"

„Du willſt nicht mein Freund ſein, Johan-

nes? — Mein Feind ſein, willſt Du auch nicht. Du haſt es geſchworen. Was willſt Du dann?"

„Den Wanderſtab nehmen, Herr, den Rücken kehren meiner Stadt, die frei war, und im Ausland einen Ort mir ſuchen, wo ich frei ſterben kann. Mein Rücken iſt zu alt, um ſich zu krümmen. Johannes Rathenow, der ſiebenzig Jahr ein freier Bürger war, kann nicht ein Jahr leben als ein unterthäniger Mann einem Fürſten."

„Halsſtarriger Thor, wenn ich Dir den Auszug verweigere!"

„Deß habt Ihr kein Recht, Herr. Das Lehnsband zwiſchen mir und Euch habt Ihr aufgehoben. Ich bin nicht an die Scholle geſchrieben, ich bin ein freier deutſcher Mann, Sohn ſo freier deutſcher Männer in den ſächſiſchen Wäldern als Eure Väter es waren in den fränkiſchen Bergen."

„Und wem frommt Dein Trotz? Deine Kinder —"

„Die werden bleiben. Sie mögen mit Euch ihren Frieden ſchließen."

„Und was nimmſt Du mit in die Verbannung?"

„Mein Recht, Herr!"

Und da nun der Kanzler, Herr Friedrich Geſſelmann, den gnädigen Kurfürſten fragte: „Aber wen werden nun Euer Gnaden zum Bürgermeiſter in Berlin beſtellen?“ antwortete der: „Den Balzer Bontin.“

Da erſchrak der Kanzler ſichtlich: „Den ſchlechten Mann! Gnädigſter Herr, das iſt nicht gut.“

„Freilich iſt's nicht gut. Aber wo die guten Männer uns verlaſſen, müſſen wir die ſchlechten brauchen. Das iſt ein Fluch der Fürſten.“

Siebzehntes Kapitel.

Zwanzig Jahre und zween nachdem dieſes ſich zugetragen, was in den vorigen Kapiteln erzählt worden, und das war im Jahre nach unſeres Heilandes Geburt 1448, alſo im Jahre des Heils 1470, und es war Herbſt, da ſah man eine Schaar Reiter aus den Marken gen die Gränze nach der Lauſitz reiten. Es war ein ſtiller Zug; nicht viel waren ihrer, aber ſie waren gut gewappnet, und genug gegen aller Art Geſindel. Sie ritten zu keinem Turnier und keinen Hochgezíten, auch nicht zum Krieg; denn man ſah nichts von bunten Decken und Röcken, keine muntern Helmbüſche wehten auf ihren Hauben, keine Banner flatterten über ihren Häupten und keine Drommeter ſtießen luſtig in die Hörner. Auch war es kein Jagdzug: denn ſie ritten langſam und die Roſſe waren hoch-

bepackt. Es war ein Auszug, aber der eines fürnehmen Mannes. Der ritt in Mitten des Zuges, ſchweigſam, und er war gebeugt, und vieler Ernſt und Gram lagerte in dem blaſſen, kranken Geſichte. Sah man's, daß ihn mehr der Kummer als die Jahre niederdrückte. Und je näher ſie der Gränze kamen, um ſo langſamer ritt er, und hielt an und ſchaute ſich um. Die Andern hielten ſich ehrerbietig fern, daß ſie ihn nicht ſtörten in ſeinem Nachdenken.

Der fürnehme Mann war Kurfürſt Friedrich der Zweite. Der war ſatt des Regierens. Hatte ſein lieb Gemahl verloren, und ſeine Söhne waren vor ihm dahingegangen, und er hatte die Kurwürde niedergelegt und das Markgrafthum, beides in die Hände ſeines Bruders in Franken, des Burggrafen Albrecht Achilles. Nun zog er aus dem kalten feuchten Lande nach Franken, wo die Sonne wärmer ſcheint. Da wollte er ſterben. Wer ſo aus einem Lande zieht, der kann wohl traurig ausſchaun. Dreißig Jahre hatte er darin das Regiment gehabt, aber wenig Freude. Er hatte viel gethan und gedultet, und wo war es! Sie läuteten nicht mit den Glocken, ſie ſtreuten nicht Blumen auf die Straße, ſie zogen ihm nicht wei-

nend nach, ſie ſtanden nicht am Wege und riefen ihm ſchluchzend Ade zu. Die Luft war rauh und feucht. Die Krähen flatterten ſchreiend von den Kiefern; der Ritter hinter ihm waren wenige. Er hatte es redlich gemeint. Wer erkannte es! Sie fragten in den Dörfern: „Wer iſt der alte Herr?“ — „Das iſt der alte Markgraf, der zieht ab.“ — „Warum zieht er ab?“ — „Weil's ihm hier zu kalt iſt.“

Da in der Haideſchenke, die heißt „der todte Mann“, ſtunden viele bepackte Kärrnerwagen, und die Leute waren in großer Angſt, und ſchauten nach allen Seiten aus, als ſie die Ritter kommen ſahen. Aber da es hieß, es iſt nur der Kurfürſt, ritten ihm zween entgegen, und fragten, ob es auch wirklich der Kurfürſt ſei? Und dann trugen ſie haſtig ihm ihr Anliegen vor, daß ſie nach Sachſen wollten, und Salzfiſche und Felle geladen hätten, auf Rechnung brandenburgiſcher und frankfurter Herren, die nach Kottbus und Budiſſin gingen und weiter; aber im „hungrigen Wolf“ da lagerten etliche Adlige und lauerten auf ſie. Sie, die Kärrner, wären nun ihrer nicht genug, und der Kurfürſt möchte ihnen mit ſeinen Reitern das Geleit geben. Der Reiſemarſchall, das war Herr

Wedigo Lüderitz, der war sehr ärgerlich darüber, und meinte, das sei nicht des Kurfürsten Sache. Zudem könnten die schweren Wagen nicht so schnell fahren, als sie ritten.

„Nun, lieber Gott, meinte der Kärtner, dann kann der gnädige Herr auch wohl etwas langsamer reiten, bis wir über die verdammte Gränze sind."

„Wer lauert auf Euch?" sprach der Kurfürst.

„Euer Gnaden, das ist der Busso Voß und noch etliche Herren."

Da senkte der Wedigo die Augen und einige von den Herren auch, der Kurfürst aber schaute ernst vor sich, und dann rief er: „Naturam expellas furca, tamen usque recurrit!"

Einer wollte dazwischen reden, und meinen, der Kärtner könnte sich irren. Der Kurfürst winkte ihm zu schweigen.

„Ich kenne Euch Alle. Wär ich nicht bei Euch, und die Ehre forderte es, Ihr lagertet auch lieber mit dem Busso, als Ihr mit mir zöget."

Der Wedigo Lüderitz hielt die Hand an die Brust, und wollte sprechen: „Herr, ich —"

„Du wie die Andern, unterbrach ihn der Herr. Du bist ins gebessert, ich will's Dir glauben, und meinst es gut. Aber Eure Natur ist wider Euch.

Wie der Jagdhund, wenn der Herr ihn nicht ruft, in den Wald läuft, ſo müßt Ihr an die Straße. Dieſer Buſſo, heiliger Gott, mit grauem Haar, über die Sechszig und brauchte es doch wahrhaftig nicht. — Still! Ich weiß Alles, wie er zu Dir ſtand, Wedigo, mich hat er nie getäuſcht. Aber er war ein Mann von Witz und guten Kräften. Durch Ehren, durch meine Nähe glaubte ich ihn beſſer zu edler Zucht zu bringen und Einſicht als durch Haft und Gerichte. Doch es verſchlägt nichts. Die alte Rohheit bricht heraus, ſobald der Herr den Rücken kehrt. Nun, noch zehn Schritte, und Ihr ſeid mich los."

„O gnädigſter Herr, es trauern Viele um Euern Entſchluß."

„Ich glaub's ihnen. Denn mein Bruder Albrecht kommt nach mir. Ich hatte nur eiſerne Zähne, mein Bruder Albrecht iſt von Eiſen, Nerv und Glieder. Er wird Euch anders faſſen —" für ſich murmelte er: „und wird's doch nicht zwingen."

Und der Herr winkte den Kärntnern Gewährung, und es klang recht ſchmerzlich, ob ſein Geſicht doch lächelte, als er ſprach: „So thu ich doch einen guten Dienſt, da ich aus dem Lande ziehe, und Einer oder Zweie danken es mir."

Nachmalen, da wo die Burg Kikhövel ſtand, ſahen ſie vor ſich zween runde übergroße Hügel.

„Das ſind wohl Hünengräber“, ſprach der Fürſt.

„Ich meine es nicht, ſagte der Eine, ſie ſind zu klein.“

„Auch ſteht auf dem einen ein morſch Holzkreuz, ſagte Wedigo. Auf dem andern iſt's nur eingefallen. Alſo muß es wohl gute Chriſten bedeuten.“

Während ſie noch darüber ſprachen, ſprengten munter über die Haide etliche Ritter. Ein älterer, in ſtattlichem Schmucke voran, und nun fünf bis ſieben, die waren jünger, hinter ihm. Das Gefolge blickte ſie anfangs beſorgt an, und drängten ſich um ihren Herren, und faßten an ihre Degengriffe. Aber der Kurfürſt, der aufmerkſam hingeſchaut, ſagte: „Ich ſollte den Mann kennen“, und itzt rief einer von Seinen: „Die ſind aus Hennikendorf. Es iſt der Ritter vom Hahn und ſeine Buben.“

Da heiterte ſich des Kurfürſten Geſicht auf, und als die Ritter herangekommen und der Vater mit ſeinen Söhnen dem gnädigen Herrn ihre Ehrfurcht bezeugt als gute Vaſallen, ſchaute er ſie ſo freudig an, wie als wären ſie ſeine eignen Söhne, und

ließ ſie ſich alle bei Namen nennen. Und dem älteſten, der war ſchon einundzwanzig Jahr und ſein Pathe, ſchüttelte er die Hand und ſprach: er ſolle ſo wacker werden als ſein Vater, und ſo gut als ſeine Mutter. Daß Ihr, Henning, der Vater ſeid, braucht Ihr nicht zu ſagen, aber der Mutter ſind die Buben auch aus dem Aug geſchnitten. Das iſt eine brave Frau, die Elsbeth. Aus gutem Blut." Und er dankte dem Ritter, daß der doch an ihn gedacht, und ihm das Geleit geben wolle.

„Herr Gott, rief Henning, wenn ich's vergeſſen wollte, gnädigſter Herr, was Ihr an mir gethan!"

Darauf ſprachen ſie viel, und der Kurfürſt erinnerte ſich gern, was Dienſte ihm der Ritter geleiſtet in den Pommerkriegen, bei Prenzlow und Ukermünde, wo die Kugel, die der Auguſtiner richtete, durch des Kurfürſten Zelt flog, und von dem Luftdruck ward er krank und ſeine Siechheit nahm da ihren Anfang. Und auch bei Stettin, wo der Henning in der Nacht voran war, als die Brandenburger die Stadt überrumpeln wollten. Aber die Bürger waren wach, ſie mußten abziehen, und der Albrecht Glinde kam mit genauer Noth zu ihnen über die Mauer, aber er brachte nur ſich, und nicht die Stadt. „Es wäre wohl glückt, ſprach

der Ritter, der, ob er nun auch ein halb Jahrhundert auf den Schultern trug, noch recht munter und frisch drein schaute, so Euer Gnaden anders mit Berlin und Köln dazumal wären umgesprungen. Allein die Stettiner Bürger dachten —"

„Du magst recht haben, unterbrach ihn der Kurfürst, der daran nicht erinnert sein wollte. Aber Du entsinnst Dich doch auch, als Du Bürgermeister warst, was Aerger Du hattest. Wer kann's den Berlinern recht machen!"

Da waren sie an die Grabeshügel gekommen, und der Kurfürst fragte: „Weß sind die? Ob ein alter Mann in der Gegend Kunde hat, wer darunter schläft?"

„Es entsinnen sich's Viele noch", antwortete der Ritter, deß Gesicht dabei sehr ernst wurde.

„So sind sie nicht aus alter Zeit?"

„Die Zeit war einmal jung, itzt ist sie aber grad zweiundzwanzig Jahre alt. Hier bluteten zwei wackere Männer."

Da schwieg der Kurfürst, denn er sah, was in dem Ritter vorging, und ihn ahnte, was die Hügel bedeuteten. Einer aus dem Gefolge aber, der mit dem Hirten gesprochen, ritt an ihn heran und sagte leis

„Gnädiger Herr! Die Hügel bedeuten die Stelle, wo der ehemalige Aeltermann von Berlin, Johannes Rathenow und der Rathmann Konrad Ryke von Räubern angefallen wurden, als ſie vor der Herrſchaft nach Sachſen fliehen wollten. Hier ſind ſie erſchlagen, aber nicht begraben; denn ihre Gebeine wurden nachmalen nach Berlin gebracht, und ſind in der Gruft zu Sanct Nicolai beigeſetzt."

Der Kurfürſt ſtieg da ab und trat an die Hügel, und das eine Kreuz faßte er an, als wolle er ſich daran lehnen, und ſenkte den Kopf. Da dachte er wohl Schwerem nach, und alsdann fragte er mit dumpfer Stimme den Henning: „Meinſt Du, daß Deiner Elsbeth Vater gerächt iſt?"

„Gnädigſter Herr, gewiß, antwortete der. Denn es vergingen nicht ſechs Wochen nach dem Ueberfall, und der Köpkin Zarnekow ward von den Kottbuſſern gefangen. Er endete dann auf dem Rade mit fünf ſeiner Spießgeſellen. Ihre Schädel hängen noch an Ketten überm Thor von Kottbus."

Wehmüthig ſchüttelte der Herr den Kopf: „So er niederſchaute aus jener Welt auf dieſe Stelle, mein lieber Henning, und grad itzt niederſchaute, ich meine, das wäre ihm mehr Rache."

Henning verſtand es, und ſenkte den Blick.

„Er war ein wackerer Mann, ſagte der alte Kurfürſt, ein Mann, wie ich keinen zweiten in den Marken fand. Wären ſie Alle geweſen wie er, ſo biederſtark —“

„Dann wär' es ſchwer zu regieren“, fiel Henning ein.

„Nein, Lieber, wenn Alle bieder wären, dann wäre es nicht ſchwer. Wenn Alle das Rechte aufrichtig wollten, dann würde das Recht auch gefunden. Wenn ein Fürſt mit lauter Graden zu thun hätte, dann — könnte er ſelbſt mit ihnen grad gehen; ſie fänden mitſammen das Ziel. Grad wie dieſe Beiden, die hier neben einander bluteten. Sie waren ſich im Leben feind, aber Beide rechtlich, trafen ſich Beide auf demſelben letzten Pfade, und Beide fanden zuſammen ein Ziel. Das Ziel, ſetzte er leis hinzu, das Keiner verfehlt.“

Und als ſähe er den eignen Hügel vor ſich, der ſeine müden Glieder decken ſolle, blickte er vor ſich, und ſo ritten ſie weiter. An der Gränze wandte er ſich noch einmal um, breitete wie unwillkührlich die Arme nach dem Lande, das er auf immer verließ, und ſeine Lippen bewegten ſich, wie zum Segen. Die Worte hörte man nicht. Dann

drückte er ſtumm dem Ritter die Hand, winkte den Söhnen, und nun war er auf fremdem Land. Er wandte ſich nicht mehr um.

Henning hielt mit ſeinen Söhnen bis die Ritter im Walde verſchwunden waren. Dann ritt er langſam heim. Ihm war nie ſo weh ums Herz geweſen; und war doch ein ſo glücklicher Mann.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der

falſche Woldemar.

Roman

von

W. Alexis.

In drei Bänden.

Erſter Band.

Berlin.
1842.
Buchhandlung des Berliner Leſekabinets.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der falſche Woldemar.

„Weil ich Euch brandenburgiſche Geſchichten erzähle, was kümmere mich, rufen wohl Einige, der deutſche Adler? Den ſolle ich fliegen laſſen, und im Lande bleiben. Ich kann's nicht. Denn Brandenburg war nur ein Glied, ein theures Glied, meine ich, und will's Gott, ſoll es bleiben, des großen deutſchen Körpers. Und was den zerreißt, zerreißt es mit, und was ihn erhebt, erhebt es mit. Ich erzähle Euch brandenburgiſche Geſchichten aus alter Zeit, aber ich meine, es ſind deutſche Geſchichten. Denn, was Brandenburg litt, das litt das deutſche Reich auch. Es griff ſein Herz an, und es zehrte das innerſte Blut. Die Untreue und die Falſchheit, die ſchlaue Kunſt doppelzüngiger Rede und ſchöner Worte um ſchlimme Dinge, daß die Völker getäuſcht wurden, hub damals an, und was die Großen thaten, wirkte auf die Kleinen zurück."

Band III.

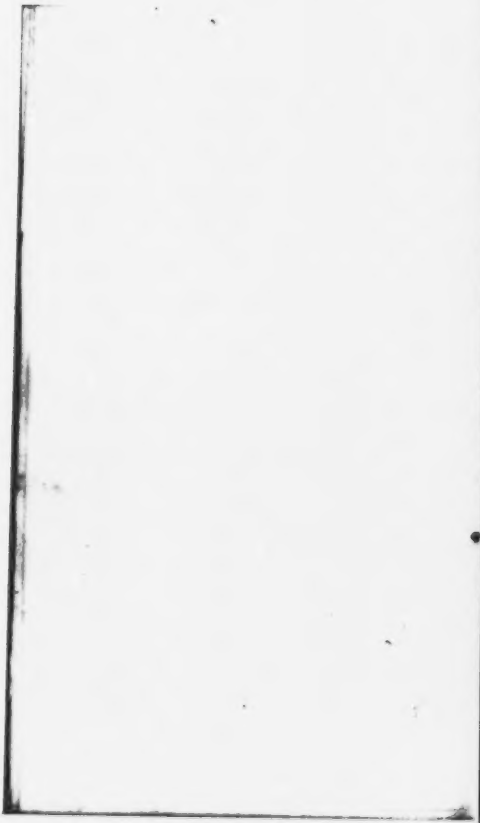

Erſtes Kapitel.

Die alten Zeiten.

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ſah es traurig aus zwiſchen Elbe und Oder. Der Herr, der Himmel und Erde geſchaffen, hat den Sonnenſchein verſchieden ausgetheilt über die Länder; aber dorthin, wo die deutſche Zunge ausgeht, und die Slaviſche anfängt, fiel die Spende ſeines Sonnenlichtes kärglich aus. Es hatte nicht Macht, die Sümpfe auszutrocknen, die das Meer zurückließ, noch zu durchglühen die dichten, ſtarren Wälder, noch zu wärmen den Boden, daß er die Geſchlechter der Menſchen freiwillig ernähre, welche der Strom der Völker dahin verſchlug. Dieſen Geſchlechtern ſelbſt hat der Herr die Aufgabe geſtellt, daß ſie mit der Natur ringen. Sie ſollen den Boden im Kampf mit den Stürmen und Gewäſſern ſelber ſich machen, der warmen Sonne einen Teppich ausbreiten, drauf ſie mit Luſt weilen, und ein Land ſich ſchaffen, das ihnen lieb wäre, und den andern ein froher Anblick.

Das war eine harte Aufgabe; und, wie viele Jahrhunderte darüber verstrichen, sie ist selbst heute noch nicht zu Ende. Noch immer müssen sie fortarbeiten, im Schweiß ihres Angesichts, daß sie den Sand bändigen und festigen, den der Wind unter der Pflugschar fortweht; und es ist nicht mit der Arbeit gethan, die der Arm verrichtet und lenkt; denn dadurch wird die träge Natur nicht zum Leben bewältigt, noch die Sonne gezwungen, daß sie heller scheine auf das errungene Land. Die saure Arbeit ruft den Geist um Beistand auf, daß er erfinderisch neue Mittel schaffe, und ein ander Licht leuchten lasse, wo die Sonne nicht dringt durch die nordischen Nebel.

Und wie oft ward diese Arbeit unterbrochen; und gerade dann, wo es den Anschein hatte, als sei die Erndte endlich vor der Thür! Und so schreckhaft und fürchterlich unterbrochen, daß die Furchtsamen verzweifelten, und die Kleinmüthigen wähnten, es laste Gottes Zorn auf dem Lande; darum sei es vergebens, seiner Hand zu widerstreben. Aber diese Geschicke waren nicht die Geißelschläge seines Zornes; es waren die Prüfungen und Feuerproben für ein Geschlecht, das da lernen sollte, nie zu verzagen, und wie es mit der Armuth des Bodens und den Elementen gerungen um ein besser

Daſein, alſo ſolle es auch kämpfen mit den Mißgeſchicken, und ſich ſtählen zur Selbſtſtändigkeit unter den Schlägen, die den Schwächern allemal am härteſten treffen, wo ſtarke Mächte mit einander ſtreiten.

Von den Unglückszeiten zu geſchweigen, die wir oder unſre Väter noch miterlebt; es hat auch in der Vorzeit wohl kein Land und Volk ſo viele und ſchwere Prüfungen überſtanden, als das unſere. Das geht weit hinauf, und es hält ſchwer, daß wir dieſe böſen Zeiten vergleichen und entſcheiden, welche die ſchlimmſte war? Denn wer leidet, meint, ihm ginge es zum ſchlimmſten; und er vergißt im eigenen Schmerz den Schmerz, den andere leiden und vor ihm gelitten. Ja unſer Gedächtniß iſt dann ſo kurz, daß uns das ehedem Erduldete gering vorkommt gegen das Uebel, unter dem wir im Augenblick ſeufzen. So vergaßen wir, als der Druck der Franzoſen auf uns laſtete, des Druckes, den die Großväter und Urgroßväter im ſiebenjährigen Kriege ertragen. Und ſo hatten die dazumal auch vergeſſen, um wie viel ſchlimmer der dreißigjährige war.

Ja dieſer Krieg war gräßlich, und wir vermeinen noch bisweilen den Leichengeruch und den Branddunſt zu riechen. Und noch furchtbarer und jammernswerther wird er, ſo wir uns ins Gedächtniß rufen,

welche Saaten da zertreten, welche Fruchtgärten und Wälder zerstört wurden, und wie der Fleiß von zwei Jahrhunderten und länger, die Früchte der Hohenzollernherrschaft, schien's, als wär's die Arbeit von zwei Tagen gewesen; die vernichtet man in einer Stunde. Aber drei Jahrhunderte vor dem dreißigjährigen Kriege sah es in den Landen zwischen Oder und Elbe kaum minder wüst und traurig aus. Da lagen die Leichen auch unbegraben an den Landstraßen, und der Aasgeruch lockte die Raben aus den Lüften, die Wölfe aus den Heiden. Nachts sahest du den Himmel gerötet von den Feuersbrünsten, und die Lüfte zitterten vom Wehgeschrei der Beraubten, der in Knechtschaft Fortgeschleppten. Und hin war mit dem Frieden die Sicherheit. Der Nachbar schloß sich vom Nachbar ab; die Gerechtigkeit war flüchtig und die Zwietracht wucherte unter den Edeln und Gemeinen. Es hatte Niemand das Regiment und Niemand den Gehorsam; nur Zweie herrschten allein in der Mark Brandenburg, das war die Furcht und die Gewalt. Dem armen Lande fehlte Alles: ein Fürst und eine Herrschaft, Ordnung und Gesetz; und, was schlimmer, auch der Gemeinsinn war erstorben, welcher die Völker aufrecht erhält, wenn die Zeiten über sie fortstürmen und sie zu verschlingen drohen. Ihnen fehlte auch

die Hoffnung. Da, wer so im Strudel ist, hält sich auch an den Schatten eines Strohhalms.

Das waren die Zeiten der Baiernherrschaft über die Marken. Vom Jahre 1320 bis um die Mitte des Jahrhunderts, und von denen wollen wir reden. Mit dem glorreichen Woldemar war das Ballenstädtische Geschlecht der Grafen von Anhalt, wir nennen sie die Ascanier, ausgestorben. Hundert Arme griffen nach der Erbschaft, bis die schwache Hand eines Knaben sie davon trug. Der Baier Ludwig, den sein Vater, der Kaiser, mit der Herrschaft der Ascanier belehnte; aber sie war nur noch ein Schatten, und, was er gewann, ein gefährlich Spielzeug in der Hand eines Kindes. Die Hand war zu schwach. Um ihn her hielt ein jeder Mächtige sich mehr im Rechte; er riß an sich, was seine Faust greifen und der leichtfertige Knabe nicht fest halten mochte, und so zersplitterte ein mächtiges, blühendes Reich.

So oft riß der Sturm das Aufgebaute nieder; so oft mußte von Neuem angefangen werden, in unserm Vaterlande die Herrschaft deutscher Gesittung und Ordnung zu gründen; und so lange dauerte die Wüstenei dazwischen, daß wir die frohen Zustände vergaßen. Wir wissen es Alle nicht, was die Mark unter den Ascaniern war; aber die Rudera, die sie

zurückließen, ſind ein Maßſtab, nach dem wir ihre Größe und das Glück des Landes hoch anſchlagen müſſen. In dem ſlaviſchen Lande, wo ſie zwiſchen Moor und Seen, in den Brüchen und dem Sande nur wendiſche Blockhäuſer und Lehmhütten gefunden, bauten ſie reiche und ſchöne Klöſter, Dome mit gewaltigen Thürmen von Granitquadern und gebranntem Mauerſtein; Kunſtwerke, ſo erhaben, ſchön und gediegen, wir ſchauen ſie mit Neid und Betrübniß an. Noch heute trotzen ſie der Witterung, kaum ihre Spuren verrathend. Da erwuchſen mächtige Städte, mit deutſchen Freiheiten nnd deutſchem Gewerbfleiß, deren Handel weit über Land bis über die Meere ging. Die Flüſſe ſtarrten von Wimpeln reichbeladener Kähne, die Straßen von Wagen und Karren mit Kaufmannsgütern. Die Wälder wurden gelichtet, die Moorbrüche getrocknet, und die Coloniſten aus Friesland, Flandern, Holland, und vom Rheine, die ſie ins Land gezogen, verwandelten die Sandheiden in Gärten. Die nackten Höhenzüge ſchuf der Fleiß um in liebliche Weinberge, und ihrer gab es ſo viele in den Marken, daß ihr Name, der allein von ihnen blieb, heut als ein neckender Spott klingt. Und mit ihrer Thätigkeit wuchs der Ascanier Macht. Nördlich erſtreckte ſich ihr Reich über Pomerellen bis Danzig und an die Ufer der Oſtſee,

ſüdlich umfaßte es die Lauſitz, und war ein gefürchteter und geachteter Nachbar dem Böhmenreiche. Auch über die Elbe hin reichte ihr Beſitzthum, gen Mitternacht die Altmark umfaſſend, gen Mittag manche reiche Grafſchaft in den ſächſiſchen Gauen. Und wie ſie auf ihr Recht feſt hielten im Lande, und mit ſtarker Hand, einträchtig unter einander, ſich wehrten in Freuden gegen männiglich ihres Guts, ſo galt ihre Stimme, und tönte klangvoll durch die deutſchen Lande. Die Aſcanier hielten an dem Hauſe der Hohenſtaufen; ſie kümmerten nicht die Blitze, welche Rom gegen ſie ſchleuderte. Bis zum Ausgange des Heldengeſchlechts hielten ſie unwandelbar in deutſcher Treue an ihm, und auf den Trümmern des Welfenreiches, das ſie mit geſtürzt, erhob ſich ihre Macht. Da war die Mark Brandenburg das mächtigſte Land im deutſchen Reiche, ſeine Grenzburg und ſein Schild nach Mitternacht und Morgen. In allen ſchwierigen Fällen ſchaute man auf ſeine Fürſten, und die Wagſchaale ſank, in die ihre Markgrafen ihr adelig Wort thaten. Die Nachbarlande fügten ſich, gezwungen oder freiwillig, ihrer Kraft. Die Mecklenburger ſcheuten ſich, und die Pommern wagten es nicht, das Lehensband abzuſtreifen, das Brandenburgs Fürſten in guter Zeit um ihren Nacken geſchlungen. Und wie

ſie herrlich waren, an Tapferkeit, Muth und Weisheit die erſten und edelſten unter den germaniſchen Edeln und Fürſten, ſo überhoben ſie ſich deſſen doch nicht in Stolz und Eitelkeit. Nicht Stahl und Waffen allein, noch Mauern und Burgen waren ihr Stolz, vielmehr blüheten ſchon Wiſſenſchaft und Kunſt an ihren glänzenden Höfen; und die im Turnier und in der Schlacht Kränze und Preis errungen, dünkte das höherer Ruhm, im Wettſtreit ſüßer Minnelieder um den Preis edler Sangeskunſt zu werben!

Als wie ein Blumenfeld, das zu früh aufſchießt im Jahr, und der Winter kommt wieder, und Schnee und Froſt begraben die bunte Pracht, ſo ging das herrliche Fürſtenhaus unter. Schnell kam die Nacht nach einem hellen Tage. So reich es war an ritterlichen Prinzen, an weiſen Männern, an wohlwollenden, klugen Herrſchern, an glücklichen Feldherren, an edlen Frauen und an ſchönen Fräulein, an Luſt, Liebe, Geſang und Ruhm, um ſo reichere Erndte hatte der Tod. Da waren ſo viele Prinzen des Hauſes Anhalt zu Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts, daß ſie auf einem Familientage ſorgten, was denn daraus werden ſolle, wenn es ſo fortginge! Und nachdem nur neunzehn Mal die Frühjahrsſonne des neuen Jahrhunderts das Eis

der Havel und Spree geſchmolzen, waren die Grüfte voll, und das Haus leer und ſtand auf zwei Augen; und als die Herbſtſtürme kamen, waren auch die geſchloſſen, und mit dem blühenden Geſchlechte begrub der Tod die Arbeit zweier Jahrhunderte! Mit dem Wappen der Ascanier, das die Geſchichte über ihrer Gruft zerſchlug, war es, als ſei der Zauber gelöſt, der die Stücke zuſammen hielt zu einem Ganzen; in den Sand fuhr wieder der Sturmwind, in flüchtigen Wolken bedeckte er die Saaten und Gärten, er zerſtörte die Straßen und Gehege, die Dämme der Flüſſe, und aus dem kaum gebändigten Sumpfe mußte die Pflugſchar fort; das Grundwaſſer quellte auf, und die alte Wildnis herrſchte wieder über die junge Sitte. Als ſei alle ihre Arbeit vergebens geweſen, und ihr Daſein ein ſchönes Mährchen.

Da konnte weinen der Genius des Menſchengeſchlechts an den Grüften der Abteien Lehnin, und dort unter den prächtigen Kreuzgewölben Chorins. Klagen mochte er: So hat ein herrliches und gutes Geſchlecht umſonſt gelebt und geſtrebt. So viele Tugend und Kraft war nur Spreu im Winde; ſo hohe adlige Sitte leuchtete vergebens in die Nacht der Barbarei. Verloren iſt die Frucht und der Garten dazu. — Aber der ewige Geiſt, der, über den

Völkern waltet, und ihm ſind ſie, ſo vielſtimmig ihre Sprache auch klingt, nur ein großer Lebensſtamm; und er ſetzte ihn nicht auf die Welt, daß er verdorren und ausgehen ſolle, vielmehr, daß er fortwachſe, unter allen Jahrhunderten, zum Guten und Beſſern. Der ewige Geiſt könnte antworten: Sie haben nicht umſonſt gelebt und nicht umſonſt gearbeitet. Denn wo der Boden gut iſt und die Arbeit leicht, wächſt nicht das Geſchlecht auf, was den Stürmen widerſteht, und Zucht und Sitte in ſich ſtark werden läßt, daß es durch ſie herrſche über die Schwankenden und die Schwachen, die Zuchtloſen und die Verweichlichten. In dieſen Landen wollte ich ein ſtarkes Geſchlecht, das trotzen ſollte den Stürmen. Und warf es einer nieder, ſollte es nicht verzweifeln, vielmehr Kraft haben, ſich wieder zu erheben. Ein ſolch Geſchlecht wird erzogen, nicht in der Fülle, ſondern in der Armuth. Nicht in Glück und Sieg, der vom Vater auf den Sohn erbt, ſondern in Niederlagen, in allerlei Anfechtungen und in Mißgeſchick. So ſtählt ſein Muth ſich, da lernt es nicht verzagen, ſondern die Arme brauchen und den Sinn anſtrengen. Es muß ſuchen in dem Reiche des Geiſtes nach Mitteln, die ihm die karge Natur vorenthält. Deshalb ſind ihm die Störungen, welche die Saaten vernichteten und ſeine

Gebäude niederwarfen, nicht ein Fluch, ſondern ein Segen; und deshalb iſt es gut, daß es ſo oft wieder anfangen muß mit neuem Muthe und neuer Erfahrung, damit es nicht veralte und grau werde in Satzungen und Gewohnheiten, ſondern länger friſch bleibe und jung in dem großen Völkerleben, wo nur die untergehen und ausſterben, die vermeinen, ſie ſeien fertig und vollkommen.

Und ſo hat es ſich bewährt, durch ſieben hundert Jahre, bis heute. Die Mark Brandenburg iſt groß geworden, nicht durch Metallſchätze, die unter der Sandſcholle aufleuchteten, nicht durch hundertfältige Frucht goldener Aehren, nicht durch den Handel, der die Schätze der Welttheile an ihre Küſten verſchlug und durch ihre Flüſſe führte; ſie ward groß durch die Ausdauer im Unglück. Daß ihr Volk, geſchlagen und getreten, ins Elend getrieben und halb vernichtet, ſich immer wieder ſammelte und in alter Kraft auftrat, und den Glauben nicht verlor an ſeinen Gott und deſſen Ruf. Da weckte denn die Noth, wenn ſie am ärgſten war, die rechten Helfer. Da wuchſen Helden auf in Stahl und Eiſen; aber mehr noch Helden darin, daß ſie heller, als ihre Zeit, erkannten was ihr Noth that. Mit ſcharfem Meſſer ſchnitten ſie in die Wunden, und warfen das böſe Fleiſch aus, taub gegen das Geſchrei

derer, die riefen, es sei doch ihr Fleisch. Ihr mächtiger Ruf drang zu den Herzen, ihre Stimme sammelte die Besten um sich; und es waren der Guten und Unverzagten dann immer noch mehr, als der Schlechten und Kleingläubigen. So mit Verstand und Einsicht stattete der Herr diese Retter ihres Volkes aus, daß ihr Blick weiter sah, als ihr Arm reichte, und der Geist war mit ihnen. Sie fanden Mittel da, wo man glaubte, Alles sei erschöpft und ausgebeutet. — Solche Männer standen dem Lande und dem Volke zu allen Zeiten auf, wo die Leute meinten, es sei alles aus. Solche Helfer, Aerzte und Retter waren der große Kurfürst Friedrich Wilhelm; er fand eine dreißigjährige Wüste, ein Volk, ermattet vor Hunger und aufgefressen von Schmerz, Pestbeulen und Verzweiflung; und hinterließ einen jungen Staat voll reger Lebenskeime, ein Volk, in dem Ordnung, Sitte, Glaube und Hoffnung wieder blühten. Ein solcher Held war Friedrich; oft groß, aber einzig in der unerschütterlichen Kraft, das Unglück zu bändigen. Collin, Hochkirch und Torgau sind die leuchtenden Sterne seines Ruhmes, weil er da alles verloren, nur nicht den Muth, der alles wieder gewinnt. Solche Aerzte und Retter traten auf, als Preußen, von der Fremdherrschaft erdrückt, im Todeskampf um sein Dasein

rang; und unter den Vielen, die das wunde Fleisch ausschnitten, um das gesunde zu retten, werden der Nachwelt die Namen Stein und Hardenberg am lautesten tönen, denn sie wußten, was ihrer Zeit Noth that, und zagten nicht vor dem Phantom des Riesen und nicht vor dem Geschrei der kleinen Großen. Solch ein blitzender Moment der preußischen Unverzagtheit knüpft sich noch an die Schlacht von Waterloo. Alles verloren, und alles gewonnen durch den Muth, der aus der Niederlage wie ein Phönix aufstand. Aber diese Beispiele sind nicht nur aus letzter Zeit, auch in der alten Zeit kommen sie vor, und solche Aerzte und Helfer erhoben sich in dem Lande Brandenburg, wie in dem Staate Preußen. Nicht aller Bilder sind in Erz und Stein geprägt; nicht aller Name klingt im Liede wieder; darum ist es aber nicht minder Pflicht, was an uns, dieser Führer und Herzöge, in Ehre und Liebe zu gedenken, denen wir es verdanken, daß wir ein deutsches Volk blieben, und ein deutsches Reich wurden.

Es sah traurig aus zwischen Elbe und Oder um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Wäre da ein hoher Berg, von dessen Spitze man das Land überschaute, man hätte viel Elend mit einem Male

gesehen. Man sah aber genug schon, wenn man auf der Heerstraße ging. Davon abzuweichen, war nicht gut gethan. In den Büschen und hinter den Hügeln wußtest du nicht, wem du begegnetest. Waren's auch keine Räuberbanden, die dort lagerten, so trafst du doch auf jedem Schritte Arme und Bettler. Vorgestern, gestern vielleicht noch warm und gut gekleidet, wie du, und es war über Nacht gekommen, und sie wanderten heut in Lumpen, sie wußten nicht wohin. Wo ein Haus noch fest war, ein Schloß mit rothen Dächern in den Himmel ragte, schauten die drinnen sich lange fürsichtig um und fragten ihn aus, ehe sie dem Manne das Thor öffneten, der wohlgekleidet kam. Der Bettler konnte lange warten. Waren sie mildthätig, warfen sie ihm wohl ein Brod aus dem Fenster; aber so er zu lange zauderte, hörte er den Hund im Hofe knurren, und die Wärter ließen seine Ketten los. Der Bettler mußte den Bettler suchen, der Landstreicher den Landstreicher; die Gesellschaft findet sich allerwärts. Ja wer so weit war, dem fehlte es auch nicht. Brauchten nicht immer in den Wäldern zu liegen, noch in den Gräben Schutz vor'm Winde zu suchen. Da standen der Häuser genug wüst und ganze Dörfer mit öden Mauern und hohem Brandschutt. Dahinter war Raums die Fülle für die Heimath-

loſen. Die Kirchthürme ohne Dach und Glocken lugten in's Land, wie große Wegweiſer, wo man das Elend ſuchen könne.

Freilich ſo wars nicht allüberall. Das Land iſt groß; und Peſt, Krieg und Unglück geben ihres Weges, den der Finger des Himmels ihnen wies, gleich wie der Regen und die Bäche ihren Weg finden; keinen Schritt ſeitwärts als das Geſetz iſt ihres Falles. Dies Geſetz haben wir ausgefunden, die Weiſen nennen's die Schwere. Aber nach welchen Geſetzen das Unglück über die Menſchen und Länder kommt, und wo es hinſtrömt, und wo es ſtaut und zurückfließt, das hat noch Keiner aufgefunden. Aber das wiſſen wir auch, und es iſt unſer Troſt: es folgt ſeinen Straßen, langſam zuweilen, zuweilen wie die Flammen, in die der Sturmwind bläſt; doch dicht daneben grünen und blühen die Saaten und die Sonne ſcheint auf frohe Geſichter. Kein Unglück umſtrickt mehr die ganze Welt wie ein großes Netz ſeit jener Sündfluth, wo der Regenbogen erſchien, den Frieden zu verkünden, den Gott mit der Erde geſchloſſen.

Wir wiſſens nicht mehr, auf welchen Straßen in den Marken es ſo ausſah, aber die Straßen waren breit, wo das Unglück gezogen. Als wie man auf einem Saatfelde die Spuren ſieht, wo ein Jagdzug

darüber hinstürmte, oder die Treiber eine Heerde trieben, die Gräser stehen nicht wieder auf, und man sieht lange die Verwüstung. Das ärgste war nun vorüber. Wer das mit Augen gesehen, der dachte an keine Jägerschaar, noch an eine Heerde; nicht wilde Thiere, die der Jäger scheucht, nicht Rudel Wölfe, die der Hunger aus den Wäldern treibt, können so hausen und wüthen, so zerfleischen und verzehren, und das zurücklassen; so viel Blut, Schande, frechen Hohn, verstümmelte Leichname, geschändete Heiligthümer, der Jammer, der aus dem zitternden Halme sprach, und aus den Gliedmaßen des Kindleins, dem die Ferse eines Canibalen das Hirn austrat. Das Wasser seufzte und die Luft stöhnte und der Wind in den Blättern nach Ruhe, und die Rauchwolken, die über den lodernden Aschenhaufen, von Flammen noch durchzüngelt, gen Himmel wirbelten, flohen entsetzt von dem Elend, das sie angerichtet.

Darüber waren nun Jahre vergangen, viele Jahre; Gras und Gesträuch wucherte wieder lustig auf dem Brandschutt; und auf den Feldern, wo brandenburgisch Blut den Sand gedüngt, grünten frische Saaten, und der Herbstwind strich über Stoppelfelder. Der Schrecken zitterte nicht mehr durch die Glieder der Bauern, wenn das Littauische Horn

durch die Wälder gellte und die polnische Drommete ihm antwortete. Die Zeiten waren nun vorüber, als die wilden Götzendiener aus Masovien, vom Niemen und der Bialowieser Heide auf ihren raschen kleinen Pferden wie Heuschrecken das Land überzogen. Heut war noch Alles gut und schön, und morgen waren sie da gewesen und wieder fort. Sie hatten nichts mehr zu suchen. Es war nichts geblieben, was war.

Wer rief die Heiden in's Land? Wer sagte den Litthauern, daß in den Marken eine Erbschaft liege, da jeder zugreifen könne? Da liegen doch viele große Ströme zwischen den Brandenburgern und den Litthauern, und der Weg ist weit. Wer zeigte ihnen denselben in das christliche Land? Der Bischof Stephan von Lebus. Und wer trug es dem auf? Papst Johann der Zweiundzwanzigste. — War da eine Irrung in der Natur? Glühte ein Meteor am Horizonte, das die Dinge verrückte und den Sinn der Menschen? Standen zwei Sonnen am Himmel und verbrannten die Hirne derer, die den andern ein Vorbild sein sollen, an Tugend und Weisheit? — Nein; aber in Deutschland waren zwei Kaiser ausgerufen, der Eine Friedrich von Oestreich und der andere Ludwig der Baier. Der Papst hielt es mit dem Oestreicher. Weil die

deutsche Nation ihm nicht gehorchen wollte, schleuderte er den Bann auf Ludwig, er schalt ihn einen Ketzer. Aber der Baier hatte Erz um die Brust, und der Bannstrahl glitt von dem guten Harnisch ab. Da rief der Papst in seinem Grimm die Bischöfe an, daß sie den Baier und seine Söhne befeindeten und schädigten, als sie könnten. Der von Magdeburg, ein alter Feind der Brandenburger, säumte nicht, Tod und Verderben in das Land zu bringen, das dem Sohne des Kaisers gehörte. Von der andern Seite rüstete und schürte der von Lebus. Aber er traute sich nicht allein; denn die Bürger der Stadt Frankfurt an der Oder, waren gut brandenburgisch, und reich und frei gesinnet; sie setzten dem Pfaffen und seiner Tücke einen Daum auf's Auge. Da rief er den Polenkönig Wladislav, den sie Lokietok, oder den Ellenlangen, nannten, daß der ihm beistünde; der Polenkönig aber rief die Litthauer, und ließ durch ihre Gauen schreien, was Beute in den Marken zu holen sei. Und das Horn und die Pfeife gellte durch ihre Wälder, und sie sammelten sich, wo ihre Fürsten vor den Höfen das Banner mit dem weißen Reiter ausgestellt. Aber dieweil sie im Kriege waren mit den deutschen Reitern in Preußen, die dort hingestellt waren vom Papste, daß sie die Barbaren befehdeten und im

Zaume hielten, und, was an ihnen, die Gräuel des Heidenthums austilgten, befahl Papſt Johann den Rittern, daß ſie Friede mit den Littbauern ſchloſſen, und keine Einfälle in ihre Gränzen machten, damit die Heiden ungefährdet ausziehen könnten und wüthen und brennen in einem guten chriſtlichen Lande. Wer's nicht weiß aus den alten Chroniken, und es nicht las in der Hiſtorie, der glaubt es nicht; aber es iſt ſo. Ein Biſchof rief die Götzendiener, und ein Papſt gab ihnen Frieden und Segen, damit ſie den Fluch brachten und viele hundert tauſend mal tauſend Verwünſchungen über ein ſo friedlich-glücklich Land, wo der wahrhaftige Gott und ſein Sohn und die heilige Jungfrau an viel tauſend Altären angebetet wurden. Dieſe Altäre ſtürzten ſie nieder und ritten durch die Kirchen und ließen ihre Pferde ſaufen in den Taufbecken und beſchmutzten die heiligen Gefäße; und was Hohn ſie mit den Bildern des Gekreuzigten und der Mutter Gottes trieben, das läßt ſich nicht beſchreiben. Nicht die Deutſchen Scribenten allein, auch die Polen, die doch, obwohl Chriſten, da mithalfen, ſchlagen ein Kreuz, wenn ſie davon ſprechen, und ein alter Chroniſt ruft: „Die Feinde wütheten wie tolle Hunde, damit Papſt Johann der Zweiundzwanzigſte ſeine Tücke üben konnte!“

Ach Gott! wer die Laßwagen ſah, die unter der Beute brachen, und die Wege nach der Gränze wurden grundlos von den Rädern und Pferdehufen. Und durch den Moraſt, darin ſie verſanken, peitſchten die Reiter die Schaaren armer Gefangenen erbarmungslos. Wer das ſchon nicht anſehen mochte vor Jammer, die Männer und Knaben, wie das Vieh aneinander gekoppelt, und blutend von den Striemen der Geißel, dem wandte ſich das Herz im Leibe um, wie ſie die Frauen und Mägdlein mit ſich ſchleppten. Die hing, von ſeinem braunen Arm umfaßt, vor dem Reiter über dem Pferd; ihr blau Auge ſchaute umſonſt nach Erbarmen in dem buſchigten Geſichte, das ſie angrinſte. Da waren ſechs, acht zuſammen gebunden auf dem Wagen, als wie Kälber, die man zum Markte führt. Aber rudelweis trieben ſie andere, die keiner von den Führern ſich ausgewählt, zwiſchen den Pferden, barfuß, halbnackt, die Haare herunterhängend und der Staub ſetzte ſich in ihren Schweiß. Wo ſie ſich hinwarfen, trieb ſie die Peitſche wieder auf; und wo Eine nicht weiter konnte, da übte die Brut das ärgſte an ihr, und ließen ſie liegen und verſchmachten am Wege. Ach, der Tod war beſſer als das Leben.

Das war zumal herzbrechend an den Gränzen zu ſehen, wie ſie Abſchied nahmen von dem lieben

Vaterlande und die Arme ausſtreckten dahin, wohin keine zurückkehrte.

Das mußten gute Chriſten und unſre Vorväter dulden. Freilich ereilte Viele die Rache Gottes, und das brandenburgiſche Volk that ſich auf, und ſchlug die Räuber; aber wer führte die wieder in ihre Heimath zurück, die ſie in die litthauiſchen Wälder geſchleppt, und wer verargt es den Völkern, daß in ihrem Herzen die Liebe nicht wuchs zu dem, der hingeſtellt war, daß er ſie ſchütze, und um ſeinetwillen erduldeten ſie das Arge! Er war damals ein Knabe, halb wollte er nicht, halb hatte er deß keine Luſt.

Doch nun waren viele, viele Jahre vergangen und aus dem Knaben war ein Mann gewachſen, aber das Glück der Mark Brandenburg war nicht mitgewachſen. Er hatte nichts gethan, daß er das Schlimme gut mache, und wie die Peſt anſteckt, erbt das Unglück fort. Und wo Einer ſich ſchwach zeigt gegen Einen, da meint der Zweite und Dritte, er könne es auch mit ihm wagen; und es reißt nicht ab, ſo lange was zu reißen iſt. Da fiel der Mecklenburger in's Land, und der Pommer, und kam wieder und die Sachſenherzöge. Ein Mann hat nur zwei Arme und einen Kopf. Wie ſoll er allein gegen Hunderte ſtreiten! Aber ſo noch in dem einen

Kopf der Sinn nicht eins iſt, ſondern bald hierhin bald dorthin ſteht, was kann man da für Heil erwarten, und Tüchtiges! Markgraf Ludwig war kein böſer Mann, und kein ſchlechter Ritter. Und wäre die Mark Brandenburg eine muntere Dirne geweſen mit rothen Lippen und von warmem Blute, er hätte ſie in ſeinen Armen gehalten und vertheidigt ritterlich. Aber ſie dünkte ihn alt und kalt und welk. Er ſprach ſchöne Worte und verhieß gute Dinge wenn er in's Land kam; aber wenn die Märker wieder zu ihm ſprachen, auf den Landtagen und bei Hofe, ward ihm ſchläfrig, und er dachte der luſtigen Gemsjagden im Oberlande an den Ufern der dunkeln Seen und an die dunkleren Augen der hochgewachſenen Baierinnen. Mit Noth hielt er aus, und länger nicht als er mußte, und gähnte, wie ein alter Mann. Aber wenn es nach Haus ging, in's Baierland, dann ward er ein junger Menſch, und der muthigſte Renner ging ihm nicht ſchnell genug. Schon hatte er ſein Land vergeſſen, und ſein Roß hatte doch noch nicht den märkiſchen Boden vom Hufe abgeſchleudert.

Da er kaum Mann war, hatte man ihm ein Weib gegeben, die Tochter des Königs von Dänemark, und kaum, daß er Wittwer worden, verheirathete ihn ſein Vater, der Kaiſer, wieder mit der

Erbin von Tirol. Als wie die Mark Brandenburg und das Land Tirol zwei ganz verſchiedene Dinge ſind, und man begreift kaum, wie das zuſammenpaßt und Einer Herr ſein kann von Beiden, alſo war das auch eine ſeltſame Ehe, und gab viel Anſtoß und Aergerniß im ganzen deutſchen Reiche. „Die Deutſchen Frauen ſind wohlgethan" hatte vor hundert Jahren ein Sänger geſungen, Walter von der Vogelweide, und ſein Lied wurde wieder geſungen, auf den Bergen und in den Thälern, ſo weit die deutſche Zunge reicht. Aber wenn ſie's ſangen in den Bergen von Tirol und auf ihre Fürſtin blickten, dann ſchaute wohl Einer den Andern bedenklich an, und ſie lächelten. Margarethe war nicht wohl gethan, ſagen die Chroniſten, und die Leute gaben ihr den Namen Maultaſch; man weiß nicht, ob ihr Mund ſchief gewachſen, oder war es um ihres loſen Mundes willen, daß ſie zu viel redete für ein Weib. Auch wie das Land Tirol halb Deutſch iſt, und halb Italiſch, ſo war in ihr von Italiſchem Blute. Sie war eine üppige Frau, und wollte ihren ſchwächlichen Mann, Heinrich von Lützelburg los ſein, gegen den ſie allerhand vorbrachte, daß er nicht ihr Mann ſei. Der Papſt wollte ihr nicht helfen; da wandte ſie ſich an den Kaiſer.

Ludwig war von hohem Sinn, und Deutſchland

hat schlimmere Kaiser gehabt. Aber die Zeit war schlimm geworden, und das große Band der Eintracht zerrissen. Fürsten und Kleine dachten schon mehr an ihren eigenen und ihrer Häuser Vortheil, als an das Wohl des Vaterlandes, das ihrer aller ist. Kaiser Ludwig zerriß durch sein Machtwort das Band der Ehe zwischen Margarethen und ihrem Mann, daß er seiner Familie das schöne Land Tirol gewinne. Und er verheirathete sie mit seinem Sohne, Ludwig von Brandenburg. Er hat nie schlimmer gethan in seinem Leben. So er Feinde hatte, hatte er die Gerechtigkeit für sich. Nun wuchs seiner Feinde Zahl, und das Unrecht war auf seiner Seite. Auf's Neue schleuderte jetzt der Papst Klemens VI. seinen Bann wider ihn. Die kaum gefesselte Zwietracht loderte unter den Fürsten und Völkern; ein neuer Gegenkaiser stand auf, gefährlicher als der Oestreicher, der schlaue Karl von Lützelburg, Böhmens König, und jenes Heinrich Bruder, dessen Schmach und Kränkung er zu rächen hatte. Da kam böse Zeit über den alten Kaiser und die Baiernherrschaft. Er, als ein Ritter, wehrte sich seiner Feinde, so lang er lebte; aber der Fluch traf sein Haus, als er die Augen schloß.

Da stand sein Sohn Ludwig, der Markgraf, mit dem einen Fuße auf dem Brandenburgischen Sande

mit dem andern auf den Alpen Tirols, und ſein Sinn war nicht hier, und ſein Sinn war nicht dort. In der Mark fröſtelte ihn, und auf dem Schloß Tirol, wohl wehten ihn warme Lüfte an aus dem ſchönen Thale Meran, aber wenn ſein Weib Margarethe den runden Arm ihm um den Nacken ſchlang, ſehnte ſein junges Blut ſich zur Wolfshetze nach der Priegnitz. Er war ein rüſtiger Jäger. Die Armbruſt in der Hand klimmte er an den Felswänden bis zu den Gletſchern auf, und zitterte nicht, wo der Abgrund, jäh, tauſend Fuß tief, an ſeiner Seite gähnte. Sein Bolzen traf die Gemſe ins Herz, und ſein Blick die Sennerin. Auf den Turnieren in Landshut und dem ſchönen München erwarb er manchen Preis, und wenn die ſchöne Hand den Kranz ihm reichte, warb er wohl um mehr, und warum er warb, ſie ſagen, er gewann's. Ein Fürſt und Sieger, wo das helle Sonnenlicht auf ſeinen Silberpanzer ſchien und auf ſein freudeſtrahlend Antlitz; er war's auch in der ſtillen, lauen Nacht, wenn er, verhüllt im dunkeln Mantel, durch die Straßen ſchlich und über Mauern kletterte.

Aber er war kein Sieger und kein Fürſt in der Mark Brandenburg. Bei Prenzlow ſchlugen ihn die Pommern, und bei Cremmen erlitt er eine Niederlage, die war ſchmählig genug. Viel tauſend Mark

Silbers mußte er den Stettiner Herzögen zahlen, daß er nur die Ukermark wieder bekam und mußte entsagen der Lehnsherrschaft über Pommern. An dieser Niederlage und diesem Vertrage litt und krankte die Brandenburgische Herrschaft an fünf hundert Jahre. Es wäre ohnedem Pommern längst ein Reich geworden mit der Mark, und viele Zerwürfniß und viele Kriege mit den Nachbaren wären nicht gewesen.

Darum hatte er kein Herz für das Land. Wenn die Boten kamen von den Ständen und Städten, um ihn zu rufen, mußten sie lange pochen an sein Thor. Da führte er sie wohl auf die Mauern, und wies den Abgesandten das duftende Thal der Etsch, mit den Rebengeländen und den blühenden Kastanien, und der Feigenbaum wuchert wie Unkraut an dem Gemäuer. Er wies auf die Eisfirnen, die schattend niederblickten auf die duftenden Felder, auf die dunkelgrünen Forsten, und die hundert stolzen Burgen und Schlösser, die an den Abhängen kleben, wie Perlen im Golde, auf die reichen Klöster und Höfe zu Füßen; hin sah er auf die ferne Mendola, den wunderbaren Bergfels, angehaucht von Italischer Abendsonne und seufzte, und sprach, oder er dachte es nur: „Was bietet Ihr mir dafür?“ — Nur Klagen und Bitten.

Die hatten kein Ende. Von Druck und Unrecht, von Raub und Gewaltthat, von Mord und Frevel. Er mußte hören, denn sie sprachen auch von der Gefahr seiner Herrschaft. Die Fürsten unher, die Sächsischen, die Magdeburger, die Pommern, und Mecklenburger lauerten an der Gränze, und fragten sich: „Was soll dem Baier das Land, das unserer Väter war, und er kümmert sich nicht darum?“ Es lauerten dunkle Anschläge, und die Mönche schlichen durch die Städte und Dörfer und predigten Aufruhr gegen den ketzerischen Herrn. — Da griff er denn nach dem Pokal mit edlem Tirolerwein und leerte ihn: „Auf Euer und Eures Landes Wohl, Ihr Herren!“ sprach er, aber in sich dachte er seufzend: „Auf mein schönes Tirol!“ Und er hob athmend die Brust nach den wohlruchduftenden Lüften, aus dem Passeierthal und dem Vintschgau. Er blickte mit trübleuchtendem Auge nach dem wonnigen warmen Himmelsblau und den goldenen Früchten in Feld und Garten, und schwang sich auf sein Roß, und gab ihm die Sporen als wie Einer, der sich mit einem alten Weibe verheirathet, und er muß von seinem jungen Schatz in das verdrießliche Ehebett.

In der Mark, wenn er ankam, freilich sprach er da anders. Er ließ sie nicht zu Worte kommen mit ihren Klagen, so schön und volltönend redete er von

seiner Liebe zu den treuen Märkern und seinen guten Absichten. Dann hielt er Hof wie ein Kaiser, die Musica und der Becherschall dröhnte Meilen weit; solche Spiele und solche Kleiderpracht hatte man in den Marken nie gesehen, und gegen Jedermann war er holdselig. Es war, als lache die Sonne sie an; aber wenn er den Rücken gewandt, that der Frost desto kälter. Da bewilligten die Stände Zölle und Auflagen, denn er wollte alles bessern und herstellen; aber wenn die Rentmeister das Geld in dem Säckel hatten, riefen ihn seine Stände aus Baiern und Tirol, oder ein Fürstentag, oder eine Fehde in's Reich. Und er war fort, wie der Sonnenschein im November. Es war kein Streit geschlichtet, keine Straße gebessert, kein Raubschloß gebrochen, kein verbranntes Dorf auferbaut, keine Stadt befriedigt.

So stand es im Jahre 1348 in den Marken, und es war ein trauiges Wesen zwischen Elbe und Oder.

.....

Zweites Kapitel.

Das Reiſelager.

Auf der Straße, die nach Brandenburg führt, zogen Mehrere mit einander. An jedem Orte, durch den ſie kamen, ſchloſſen ſich ihnen noch Andere an, als hätten ſie auf jene gewartet, und ſo ward's ein großer Zug. Einige beritten, Viele zu Fuß, noch andere ſaßen auf den Laſtwagen, ſo die Körner, nebenher laufend, führten. Wiewohl man nun hätte denken ſollen, die Reiter wären bald vorauf geweſen, und die ſchweren Karren noch hinter den Fußgängern zurückgeblieben, ſo hielten ſie ſich doch, was es ging, Alle an einander, und wer etwa raſch vorauf geritten war, der blieb ſtehen auf der nächſten Höhe, daß er die Andern erwarte. Auch wo Einer ſich verzögert, da hielt wohl die ganze Geſellſchaft an, und gab ihm ein Zeichen, daß er ſich fördere.

Es waren Krämer von allen Orten, Bauern, Geiſtliche, Mönche, Pilger, auch ein Rittersmann

hätte ſich angeſchloſſen; und ſelbſt ein Jude lief, mit ſeinem Bündel auf dem Rücken, nebenher; aber der durfte den Uebrigen nicht zu nahe kommen. Als wie man ſagt, daß die Schlechten zuſammen halten, ſo zwingt die Noth in ſchlechten Zeiten auch die Guten, daß ſie zuſammen ſich thun zu Schutz und Trutz. So machten ſich auf den Straßen derlei Geſellſchaften von ſelber. In jeder Schenke und in jeder Burg harrten, die da des Weges ziehen wollten, und es nicht allein wagten, bis andere kämen, denen ſie ſich anſchloſſen. Waren's alte Bekannte, oder ſichere Leute, ſo war Freude da; kannte man ſich aber nicht, ſo gab es freilich zuerſt verdächtige Blicke, und jeder ging für ſich und hielt den rechten Arm frei. Denn die Straße gehörte Jedem, und es hätte nicht gut gethan, Einen fortweiſen, weil man ihm nicht traute.

Aber ſtundenlang mit geſchloſſenem Munde neben einander zu gehen, war nicht die Art der Menſchen. Und wahrhaftig, an Stoff zum Sprechen fehlte es nicht. Es brauchte nur Einer einen Steinhaufen zu ſehen, der ein Malzeichen war, daß hier ein Mann erſchlagen worden, ſo gab es hundert Geſchichten, von begangenen Uebelthaten, und Einer löſte den andern ab, und alle waren Ohr. Und wenn ſich's in den Büſchen regte, oder ein Trupp

Reiter ſich auf dem Felde zeigte, da drängten ſie zuſammen und hielten Rath, und wer den Andern blaß ſah, der hatte nun gleich Vertrauen, daß er zu ihm gehörte. Furcht und Schrecken, Gott wende ſie von uns Allen, aber ſie haben das Gute, daß der Menſch ſich kennen lernt und ſeinen Nächſten; und wie die böſen, ſo kommen auch die löblichen Eigenſchaften da am beſten zu Tage.

Die Sonne war ſchon gar tief geſunken, und bald küßte ſie die Spitzen der Kiefernwälder im Abend, aber noch hatten ſie kein Quartier gefunden, da ſie einkehren mochten. Der Schenken am Wege gab es wohl; denn keine Straße iſt in Deutſchland und im Wendenland, wo der Durſtige nicht zu trinken fände. Ein Tannenreis hing über der Thür und ein Krug ſtand auf dem Geſims. Darum nennt man in der Mark Brandenburg eine Schenke noch heute „den Krug.“ Aber wenn man auch trinken mochte, weilen mochte man nicht drinnen; zumal nicht in der Nacht. Störte dich auch nicht der Schmutz und das Ungeziefer, und kennteſt du ſchlafen, wo die Hühner dir über dem Kopfe ſaßen, und die Schweine frei in der Stube umherliefen, ſicherer wars in der Heide ſelber, eine Wurzel unter'm Kopfe, als in einer Heideſchenke. Im Walde iſt's dunkel, und das Geſindel mag uns vorüber

geben, aber in der Schenke brennt Licht, und da findet es uns auf hundert Schritte. Der kleine Wende und sein runzlicht Weib und die Schaar von nackten Kindern, die mit den Schweinen sich jagen, wovon leben die, und wer giebt ihnen Sicherheit? Der Reisende, der nicht mußte, dem rieth Keiner, daß er da übernachte. Da glänzte seitab im Abendroth eine Burg freundlich genug aus dem Grün, mit ihren hohen Ziegeldächern und den Fenstern, die wie lebendiges Gold glühten. Thürme und Mauern waren noch wohl erhalten. Da wollten Einige, daß sie einkehrten, denn sie hatten vor Jahren gute Aufnahme gefunden. Aber andere waren dagegen. Der alte Junker sei todt, und die Neffen, die jetzt miteinander im Schloß hausten, führten eine böse Wirthschaft. Der Jude machte ein erbärmlich Gesicht und hob die Arme in die Höhe. Er hatte eine Nacht dort gut Quartier gefunden, aber am Morgen forderten die Junker von ihm so viel Schoß und Geleitsgeld, daß er seine halbe Habe hatte sitzen lassen. Ob nun wohl der alte Ritter meinte, das hätten sie nur von einem Juden gefordert, schüttelten die Krämerherren, die dabei waren, den Kopf und meinten, in der Dunkelheit schaue ein Bart aus als der andere, und wo sie Schoß nähmen, sähen die Junker nicht auf den Glauben.

Darauf beſchloſſen ſie, in der kleinen Stadt, die etwas rechts vom Wege ablag, zu übernachten. Aber da ſie dem Thore nahe kamen, und es dunkelte ſchon etwas, fanden ſie's verſchloſſen, und man wies ſie ab, obſchon, was gute Leute bei der Geſellſchaft waren, ihre Namen ſagten, und darunter hatten einige hübſchen Klang. Von drinnen antworteten ſie, die Thore thäten ſie nicht mehr auf, daß ſie aber einlaſſen wollten den einen Frankfurter Kaufmann und den alten Ritter, ſo ſie in den Korb ſich ſetzten und über die Mauer winden ließen; aber die andern ſollten auf dreihundert Schritt von der Stadt bleiben; ſonſt drohten ſie, daß ſie Bolzen auf ſie ſchicken wollten. Der Grund war, daß die Stellmeiſer in der Nähe hauſten, und es wiſſe Niemand, unter welcherlei Verkappung ſie in die Mauern ſchleichen möchten. Aber der alte Ritter mochte ſo wenig von ſeinem Pferd laſſen, und in einem Korbe in der Luft ſchweben, als der Kaufmann, von ſeinen Güterwagen. Daher zogen ſie alle ab, nachdem ſie harte Worte mit denen auf dem Thor gewechſelt, und mußten ſich doch eingeſtehen, daß die Bürger Recht thäten.

Der alte Ritter, der ein freundlicher Mann war, ſchlug nun vor, da ihm der von Waldow, auf wendiſch Zauchwitz, wo er viel Hufen hatte, ein lieber

Freund von Alters sei, möchten sie noch die Meile Weges nicht scheuen. Das Schloß, das er baue, sei zwar noch nicht fertig, aber die Herberge im Dorfe sei groß und gut zugerichtet von wegen der vielen Leute, die um des Baues willen da verkehrten. Wie müde auch ihre Thiere waren, sie machten sich auf den Weg; aber unterweges trafen sie auf Bauern, die sich wunderten, wo sie hinwollten, und als sie's hörten, noch mehr, daß sie nichts davon wußten, was mit wendisch Zauchwitz vorgefallen. Hatten nämlich die von Waldow schon ohnlängst, als sie an den Bau gingen, sich mit den Stellmeisern vertragen, die dort in der Umgegend stark waren, daß sie den Bau nicht störten. Dies Jahr aber wollten sie den Schoß nicht zahlen, weil sie vermeinten, der Markgraf Ludwig werde ins Land kommen, und dann werde ihr Schloß unter Dach sein, und sie könnten den Räubern die Zähne weisen. Aber sie hatten sich verrechnet, der Markgraf kam nicht, und die Mauern waren noch nicht hoch. Nun hatten die Stellmeiser ihren Boten ins Gesicht gelacht, als die mit dem Schoß zu spät kamen, und ihn nicht genommen. Da wußte der Waldow, was die Glocke geschlagen, und eilends hatte er Weib und Kind und was sich auf Wagen packen ließ, nach Schloß Saarmund gebracht, noch um Taz und

Stunde, ehe der alte Vertrag um war. Aber um den Glockenschlag, daß er aus war, saß auch schon der rothe Hahn auf dem Hause, und die Stellmeiser hatten das Dorf geplündert und niedergebrannt, bis auf die Höfe, so sich mit ihnen besonders vertrugen. Es glimmte noch letzte Nacht, sagten die Leute, und wunderten sich, daß die Reisenden nichts gehört; als man sich wunderte, daß Einer nichts von einem Kindtaufen hörte, der doch kommen mußte, wo das Kind geboren und da ist.

Die Sonne war nun schon längst hinter'm Kieferwalde versunken, und da mußten die müden Thiere rasten, wo es war, und den Menschen that's auch Noth. Sie trafen auf einen alten wüsten Hof. Dach und Balken waren nicht mehr da, aber steinerne Mauern, die den Reisenden Schutz gaben, daß sie ihre Wagen und Pferde unterbringen und die Feuer anzünden konnten, damit sie der Nachtwind nicht auswehte. Da regte sich bald ein geschäftig Leben; jeder wußte, was er zu thun hatte, denn wer auf Reisen ging, mußte wissen, wie man unter Gottes Himmel schläft. Da ward ausgepackt und abgeladen und aufgepackt. Die Knechte eilten mit den Schöpfeimern in das nahe Fließ, zum Trank für die Pferde. Andere schnitten Schilf zur Streu und rafften dürres Reisig zum Feuer. Auch schonte

man nicht die alten Weiden, und die Axtschläge dröhnten durch die Abendstille. Mit Lebensmitteln und was zum Kochen und Braten nöthig ist, waren sie wohl versehen. Denn was Einer braucht, wo findet er das unterwegs, so er's nicht mitbringt? Da brodelte bald ein Kessel über'm Feuer, und an Spießen brieten Gänse, Schinken, oder was es sonst war. Wer viel hatte, half dem andern aus, und es fehlte nicht an Eintracht, so verschieden die Leute waren an Stand, Herkommen und Alter. Denn Keiner forderte mehr, oder nahm einen bessern Platz, als der ihm zukam. Die nächsten Sitze um's Feuer nahmen die Geistlichen ein. Ihnen zunächst der alte Ritter, dem's sehr zu Herzen ging, was seinem Freunde, dem Waldow, zugestoßen war; aber bei'm Essen merkte man's ihm nicht an. Und auch der Frankfurter Kaufherr, einer aus der Familie Winns, hatte einen Vordersitz. Die andern buckten hinter ihnen, oder wechselten ab, je wie es kam. Der Domherr, er war vom Havelberger Stifte, sprach den Segen vorher. Und als der Hunger und Durst gestillt waren, so gut es ging, hub das Gespräch an, und wer was wußte, erzählte.

Sie alle wollten nach der Stadt Brandenburg, die damals noch reich und blühend war, und es war dort ein großer Markt, wo die Meisten Geschäfte

hatten. Daneben aber freuten ſie ſich auf die Predigten, die jetzt im Dom ein Kapuziner hielt, von dem viel Redens im Lande war. Er ſollte abſonderlich ausſchauen, wenn er die nackten Arme erhübe und Zeter und Wehe über die Verderbniß der Welt ſchreie. Jeder hatte von ihm gehört, und wußte etwas zu erzählen. Wenn er von dem ewigen Flammenpfuhl ſpreche, darin ſie alle glühen würden, ſehe man in ſeinen Augen das leibhafte Höllenfeuer. Einmal ſeien ihm im Eifer die wahrhaftigen Funken aus den Augen geſprüht, und auf das WammS einer Bürgerfrau gefallen; die habe nachgehends ein klein Loch im Tuch gehabt, und den Brandgeruch lange verſpürt. Andere wußten, daß er vom Antichriſt, der in's Land kommen werde, oder gar den Untergang der Welt predige. Der geiſtliche Herr nickte dazu wohlgefällig:

„In den Zeiten der großen Verderbniß, wo es zum ärgſten ſteht, und der Abgrund ſich gleichſam vor den Füßen der ſündigen Menſchheit auftut, da ſchickt der Herr ſolche Prediger in's Land, die in Mark und Nieren reden; denn, wo der Menſch taub iſt vor Gottes Stimme und ſeiner Prieſter, erbarmt er ſich noch einmal und thut Wunder, ſtatt den Abgrund ſogleich zu öffnen.“

Ein Dominicaner, der neben dem Herrn saß, meinte, es sei der Gnade fast zu viel.

Der Domherr hatte eben ein Fläschchen Malvoisir den Knechten aus dem Flaschenfutter abgenommen und einen Becher damit gefüllt, um den Nachgeschmack der Gans, die er verzehrt, wegzuspülen. Er seufzte recht tief auf: „Die Kirche Christi ist in diesem Lande als wie ein Mensch in der Wüste. Räuber haben ihr die Oelkrüge zerschlagen, und wo sie klagen will, da sind keine Gerichte, oder die Räuber selbst sitzen auf den Bänken, und lachen. Wie soll sie da bestehen? Sie muß verschmachten und ausgehen, als ein Baum, am Wasser gepflanzt, und das Wasser ist versiegt."

Der Frankfurter Kaufherr schaute schelmisch den Domherrn an, dem vorn die Knöpfe des Gewandes beinahe rissen, so dick war er: „Hat auch der Müller kein Wasser mehr, der Pfaff hat doch immer Wein."

Sie lachten und der Domherr mit, worauf das Gespräch und der Streit sich darum drehte, wer in den schlimmen Zeiten zum meisten leide, und gelitten habe? Wenn die Leute darauf zu sprechen kommen, so will jeder Recht haben. Wunderlich ist's, aber es ist so. Will sich keiner nur so viel nehmen lassen, und sollte doch zufrieden sein, wenn er nichts hätte.

„Du Ritter hattest deine Burgen, du Bürger deine Stadtmauern, und der Bauersmann flüchtete in die Wälder und in die Sümpfe. Da konnten die litthauischen Pferde nicht hin. Was hatten wir? Unser Gebet, und die Fürbitten unserer Heiligen. Das sind zwar starke Waffen, wo Gottesfurcht ist, aber die ist nicht bei den Heiden. Darum hat der Clerus zum meisten und schrecklichsten aushalten müssen.“

„Das ist schon recht, sagte der zweite Krämer aus Frankfurt, der aber war kein Patricier. Allein es heißt auch, wo nichts ist, braucht man keine Schlösser und Riegel. Nun mein' ich, sind die Heiden Erzdiebe und haben gewußt, warum sie in die Läden und Truhen der Geistlichkeit brachen.“

Der Domherr blickte sich ein wenig verlegen um, und jagte eine Mücke hinterm Ohre fort. Er wollte dann davon sagen, wie das Volk das bischen Gut der Geistlichen immer zu hoch anschlage, und nicht bedenke, welche Mühe, Angst und Nachtwachen die Seelsorge und das Heranziehen koste; aber der Krämer ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Hochwürdiger Herr, den Geistlichen neidet auch Keiner, was ihnen zukommt.“

Was kommt uns denn zu! seufzte der Domherr, und er wollte alle die Decems aufzählen, die in den

schlimmen Zeiten ausgefallen. Der Krämer aber fiel ihm wieder in's Wort:

„Armuth, Keuschheit und Gehorsam, hochwürdiger Herr. Niemand wills ihnen nehmen, und wahrhaftig auch die Heiden hätten ihnen das gelassen."

Der Dominicaner machte ein sehr ernsthaft Gesicht, während die andern lachten.

„Ihr lieben Herren und so Gott will, gute Christen!" hub er an. Weshalb, frage ich, war der Heiden Grimm so absonderlich gegen die Klöster und Stifte gerichtet? Weshalb wütheten sie gegen Mönche, Priester, Nonnen so über alle Maaßen? Um ihrer Unnutzend oder ihrer Tugend willen? — Weß Diener sind die Heiden? — Satans. Was haßt Satan am meisten und strebt es zu vertilgen von der Erde? — Die Gottseeligkeit und den rechten Glauben. Wär's ihnen nur um Gold zu thun gewesen, und die kostbaren Steine der Meßröcke, die hätten sie rauben mögen sonder viel Mord und Todtschlag. Weshalb nun metzelten sie mit ganz besonderer Lust die frommen Klosterbrüder, die heiligen Nonnen, die nicht das Schwert wider sie zückten, die nur auf den Knieen zu Gott gesungen? Warum tauchten sie mit höllischer Lust die Arme gerade in deren Blut, und ließen es strömen in den Kirchen wie in einem großen Schlachthause? — Das war

weil Satan ihnen in's Ohr geflüſtert: Wenn Ihr die Kirchen und ihre Diener austilgt, habt Ihr mein Werk vollbracht, und das Land, das Gott gehörte, wird meines und Euer. Das Gott verhüte! Amen!“

Er kreuzte ſich und Alle kreuzten ſich mit ihm.

Darauf forderte er ſie auf ein Ave zu ſprechen mit ihm für die armen Seelen der heiligen Blutzeugen aus jener Zeit. Wenn die Rede auf den Einfall der Lithauer kam, war Alles Aug und Ohr und es war doch ſchon zwanzig Jahr her. Und die Märker hatten viel gelitten inzwiſchen, und Viele Schlimmeres, als was die Heiden ihnen thaten. Aber ſo ein furchtbar Gewitter, dir einmal eine Scheune niederbrannte und dein Kornfeld verwüſtete, daran denkſt du länger, als an die Jahre des Mißwachſes und der Theurung und des Froſtes, wo du ſelber die Schuppen abbrachſt, um an ihrem Feuer dich zu wärmen. Die Hiſtorien aus jenen gräßlichen Tagen lebten im Volke als wären ſie geſtern geſchehen, und wurden nicht kleiner, nein ſie wuchſen jeden Tag. Und wer die Gemüther feſſeln wollte, der erzählte davon. Darum, daß er den Eindruck ſtärke, den ſeine Rede gemacht, erzählte ihnen itzt der Dominicaner die Geſchichte von der

tugendhaften Nonne. Das Feuer war niedergebrannt und ſie horchten Alle in tiefer Stille zu:

„Drüben an der Oder war's in jenem Kloſter — ja wo iſt das heilige Gebäude itzo! Die Schirmvoigte waren geflohen, die Mauern darum waren eitel Feldſteine und Mörtel. Der Herr hätte freilich können durch den Schrecken ſeiner Heerſchaaren ſie behüten, daß die Feinde blind wurden und ſich ſcheuten. Das war nun nicht des Herrn Wille. Vielmehr ſprach der zur heiligen Katharina, die über dem Kloſter war: „Dieſen ſoll ihre Tugend die Waffe ſein, daß ſie ihre Keuſchheit wahren.“ Und ſo geſchah es. Die Götzendiener brachen ein, und heulten wie der Sturmwind durch die Höfe, die Kreuzgänge und die Chöre. Die alte Aebtiſſin ſtand mit allen ihren Nonnen, bis auf eine, am Hochaltar, ſie ſangen die heiligen Horas, und als die Bilderſtürmer, die geſchwungenen Säbel in der Fauſt, in's Schiff einbrachen, drängten ſich alle um das Crucifix, und eine jede faßte es an, und zur heiligen Märtyrin Katharina hatten ſie vorher gebetet, daß die ihre Unſchuld bewahre, und ſie würdige, daß ſie ihr Märtyrthum theilten. Und ſo kam es. Alle wie ſie da ſtanden, wurden von den Heiden niedergemetzelt. Alle ſtarben, als Blutzeugen für ihren Gott, keine verletzt, Alle im Munde den hei-

ligen Geſang, der mit ihnen ſtarb, Alle zu Füßen ihres Heilands, der auch für ſie geblutet hatte. Nur die Eine nicht. Nun müßt ihr wiſſen, daß dieſe über die Maßen ſchön war, ſo ſchön, daß ihr Anblick die Andacht der Leute in der Kirche ſtörte. Um deßhalb ließ die Aebtiſſin den Chor, der doch ſchon vergittert war, noch mit einem Schleier verhängen, wenn die Schweſter betete. Als aber die Gefahr näher kam, und die Schweſterſchaft ſich in die Kirche flüchtete, ſprach die Oberin zu ihr: „„Gehe Du nicht mit uns, Schweſter Anſelma, denn uns ſchützt wohl der Herr, unſer Gott dadurch, daß wir alt ſind und gebrechlich, und die jung ſind, begabte er, zu ihrem Heil, mit himmliſcher Schönheit, aber nicht mit der, welche die Augen der ſündigen Menſchen reizt. Als wie nun im Leben ſchon Deine irdiſchen Vorzüge manche abzogen von der Gottſeligkeit, ja unſere Eintracht zu ſtören drohten, ſo wolle nicht, wo wir alle in's Verderben gehen, die ſündige Luſt erweckend, noch unſere heilige Sterbeſtunde ſtören. Um deßhalb entlaſſe ich Dich, kraft der Macht, die mir gegeben, aus unſerer Gemeinſchaft; flüchte Dich wohin Du magſt, und ich wünſche Dir alles Glück. Verbirg Dich in's Dorf, oder ziehe mit den Krämern, die über den Fluß ſchiffen; aber bleibe nicht bei uns, denn Deine Schönheit iſt uns allen ver-

derblich.““ Das kränkte die Nonne sehr. Und wenn sie vorhin wohl bisweilen den Lockungen des Bösen ein Ohr lieh, und eitel war auf ihr glattes Gesicht, ist wünschte sie, sie wäre häßlich gewesen, als ein Scheusal; denn ihre Schwestern verließen sie um ihre Schönheit. Vergebens flehte sie die Aebtissin an. Die Zeit drängte. Da bat sie nur, die fromme Frau möge ihr ihren Segen geben. Die Aebtissin legte ihre Hand auf den Scheitel der Knieenden und sprach: „So wahre Dich selber unter Gottes Beistand; und als wie er Dir Schönheit verlieh, so verleih er Dir auch Klugheit, daß Du Dich und Deine Reinheit ihm erretteſt, dem Du angehörſt.“ — Die Nonne aber flehe nicht; sie lag in ihrer Zelle vor ihrem Betpult, als wie ein Steinbild, und sie hörte den wüſten Lärm, den Gesang, die Axtschläge, die Metzelei, das Todesgeschrei, und konnte keinen Finger rühren. Nun ward es still; nur noch einzelnes Röcheln dröhnte durch die Gemächer. Und dann vertheilten sich die Mörder durch die Zellen und Kreuzgänge um zu suchen, was ihre Habgier stille. Sie hörte die Fußtritte des Einen, wie er die Treppe herauf kam, Zelle um Zelle die Thüren mit dem Fuß aufſtieß, und nun war er an ihrer. Mit dem Fußtritt, der das Thürlein sprengte, war es als bräche die Erſtarrung der

frommen Nonne. Das Blut pulſte ihr wieder durch die Adern. Der Herr war bei ihr, ſie wußte es. Und ſo häßlich der Barbar ausſchaute, mit Blut und Schmutz und Staub beſudelt, ſie erſchrak nicht. Er aber erſchrak, als die Schweſter ſich aufrichtete, ein ſo ſchön Weib, als er im Leben nicht geſehen, und ein heller Schein um ihr Haupt. Faſt wär ihm das Schwert aus der Hand gefallen, als ſie feſten Schrittes auf ihn zutrat: „„Ich weiß, warum Du kommſt, und ich bin Dein, mit allem was mein iſt, nach dem Recht des Krieges. Nimm's, wenn Du Luſt haſt; denn Du ſieh'ſt, ich bin ein ſchwach Weib, und kann mich nicht vertheidigen. Aber wenn Du's nimmſt, was bleibt Dir davon, als die Luſt des Augenblicks; und wenn Du mich fortſchleppſt, gehöre ich nicht mehr Dir allein, ſondern allen Deinen Geſellen. Aber ſo Du verſtändig biſt, und den Handel eingehſt, den ich Dir vorſchlage, ſo will ich Dir etwas bieten, das Dir Dein Lebelang bleibt, und Du wirſt ein großer Krieger werden unter Deinem Volke.““ So ſprach ſie, und der Litthauer hörte verwundert; ſo hatte er noch nie ein Weib ſprechen hören. „„Ich weiß, fuhr ſie fort, geheime Künſte und habe einen großen Zauber. So ich den brauche, kann kein Stahl mich tödten, noch wund machen. Denn Du ſäheſt mich

ſonſt nicht hier lebendig vor Dir ſtehen, da ich gefallen wäre mit meinen Schweſtern unten in der Kirche. Aber der Zauber hält nur als lang ich eine reine Jungfrau bin. Um deßhalb ſchone mein, und ich theile Dir den Zauber mit, und verrathe Dir, wie auch Du unverwundbar wirſt.““ Der Litthauer ſtierte ſie gar verwundert und lüſtern an. In ſeinem Sinn kämpfte die Luſt um das ſchöne Mädchen und um den Zauber. Da ſie's merkte, ſprach das kluge Weib, aber die Klugheit kam von der heiligen Katharina und nicht von ihr: „„Verſuche es an mir ſelber, ob mein Zauber etwas gilt. Siehe ich knie vor Dir nieder und habe dieſes Crucifix in den Händen, und wenn ich die Worte geſprochen, die ich Dich lehren will, dann ſchlage mit Deinem ſcharfen Schwerte aus allen Kräften, als ob Du mich köpfen wollteſt, und Du wirſt ſehen, es fließt kein Tröpflein Blut, ob ich doch keinen Panzer um den Hals trage, als die Worte: **In manus tuas, domine, commendo spiritum meum.**““ Da ſchlug der wilde Litthauer, den die heilige Katharina blendete, mit beiden Händen zu; aber wie entſetzte er ſich, als der Kopf der Schweſter Anſelma vor ſeinen Füßen rollte, und ein dicker Strom Blutes ihm zu Geſicht ſtieg. Da gingen dem Heiden die Augen auf, und als er nachgehends gefangen ward,

ließ er ſich von einem chriſtlichen Prieſter taufen. Uns allen aber ſollten die Augen aufgehen, und lernen ſollten wir aus der Geſchichte, daß wir um unſer Seelenheil willen nichts zu theuer achten dürfen, und ſprechen: commendo in manus tuas, domine, spiritum meum. Das heißt: Meinen Geiſt, Herr, geb ich in Deine Hände; was Du thuſt, und Deine heilige Kirche durch ihre Diener befiehlt, dem will ich gehorſam folgen."

Ob die Meiſten auch die Geſchichte ſchon kennen mochten, hatten ſie doch aufmerkſam zugehört. Es war eine der Hiſtorien aus der Schreckenzeit, die von Mund zu Munde gingen, und jeder, der ſie erzählt, that das Seine hinzu, und deutete ſie als er Luſt hatte. Sie war ſchon durch ganz Deutſchland und die Nachbarländer gewandert; und wie ſie zurückerzählt wiederkam, da glich ſie wenig dem, wie ſie ausging. Wußte man doch kaum mehr den Ort, wo ſie vorfiel, und die Namen der Perſonen. Aber es iſt eine Geſchichte, die zu jedes Ohr klingt. Sie ſchauten ſtill vor ſich nieder.

„Das iſt wenigſtens vorüber. Gott ſei gelobt!" ſagte der alte Ritter nach einer Weile.

„Aber was iſt nun? ſprach der Domherr. Iſt's denn beſſer? Schaut's nicht bei uns aus, als wenn wir noch in einem Heidenlande wären?"

Wenn die geistlichen Herren darauf kamen, wußte jeder, was die Glocke schlagen würde. Da wurde Zeter und Wehe geschrieen über die Berliner, die den Probst von Bernau, den Nicolaus, vor ihrer Marienkirche erschlagen. Der Bann von Magdeburg und Rom hatte dafür schwer auf ihnen gelastet, und mit großen Summen und harten Büßungen hatten sie erst vorlegt sich losgekauft und waren losgesprochen worden.

„Ja viel fromme und kluge Leute außerhalb erwarteten, das Meer solle austreten und diese Marken fortschwemmen wie Sodom und Gomorrha."

Wer da erwartet, daß die Zuhörer in die Verwünschungen des Mönches einstimmten, der ging irre. Sie kannten das, und dachten, was jeder Lust hatte; aber gewiß nicht das, daß die Mark Brandenburg untergehen müsse um ihrer Sünden willen. Als aber der Mönch davon sprach, wer der Quell alles Uebels sei, und das wäre ein Fürst, der im Banne liege, und sich nicht um den Bann bekümmere, und ein Landesherr, der sich nicht um sein Land kümmere, da gewannen die Gesichter andern Ausdruck, da nickte ihm der Eine zu und der andere stieß einen Fluch über die Lippen.

„Gottes Gnade ist groß, rief der Mönch. Der Herr wird sich auch dieser verlassenen Lande erbar-

men um der wenigen Frommen willen, gleich wie er ſich des heiligen Römiſchen Reichs erbarmte; mußte nicht jener ſakramentsſchänderiſche Kaiſer Ludwig in der Blüthe ſeiner Sünden ſterben um dem frommen Karl von Böheim Platz zu machen, der die Kirche ehrt und liebt! Darf ein Kaiſer dulden, daß ein deutſch Land einen Markgrafen hat, der ſein Land nicht ſchirmt, ſondern fortläuft, wenn es ihm ſchlimm geht."

„Gleich wie eine unnatürliche Mutter, fiel der Domherr wieder ein, die ihre Kindlein im Stich läßt, wenn der Wolf kommt! Wären wir nicht itzt alle litthauiſch, oder Gott weiß was, ſo wir nicht in den Chören und Conventen auf hartem Boden gelegen, Tag aus, Tag ein, und Gott mit Händeringen und wunden Knieen gebeten hätten, daß er das von uns wende."

Der Frankfurter Herr, er hieß Eike Winns, hatte bis da ruhig geſeſſen und wenig mitgeſprochen, obwohl es in ſeinen Augen manches Mal gar wunderſam aufflammte, wenn die Geiſtlichen gegen das Land und die Ketzer ſchmähten. Aber er hatte anders vor, was dem Menſchen mehr Noth thut als Sprechen. Er war ein ſtarker Mann, der ſein Maas trinken mußte und eſſen, und er hörte nicht früher auf, und ließ ſich nicht gern ſtören; denn er

meinte, wer tüchtig leben will, muß kräftige Nahrung haben, und ein Mann, der nur halb iſſet, lebt auch nur halb. Aber ihm war es nicht in den Bauch allein gegangen, wie dem geiſtlichen Herrn, ſondern jeder Theil des Leibes hatte ſein Theil abbekommen, ſo der Fuß und Arm wie Mund, Naſe und Auge. Man ſah's ihm an, daß er was war. Der hatte jetzt aufgeweiſt und rückte ſich, um zu fühlen, ob es genug ſei. Dann ſprach er:

„Mit Vergunſt, hochwürdiger Herr! Ihr hättet lange beten können, und hättet die Litthauer doch nicht fortgebetet, ſo wir's nicht waren. Wir, ja wir allein! Das heißt Wir ohne Euch. Wir, als man ſagt, von Gott und Menſchen verlaſſen, thaten uns damals zuſammen, der Märkiſche Landſturm war's. Da klung die Glocke, wo noch Glocken waren, von Stadt zu Stadt ſauſte es, von Burg zu Burg, von Dorf zu Dorf. Herr du mein Erlöſer, das war doch ein Lärm, da wir die Polacken hinaustrieben und die Litthauiſchen zum Teufel jagten. Wie muß Eure Andacht da groß geweſen ſein, daß ihr deß nichts vernommen, und meint Euer Beten hätte es gethan."

„Schickungen des Herrn, deren man nur in Zerknirſchung gedenken ſollte," ſprach der Dominikaner.

„Ei, rief der Frankfurter Herr, daran gedenk

ich mit Freuden mein Lebtag lang. Wie ſie zu Hunderten kamen, und aus den Hunderten wurden Tauſend, und aus den Tauſenden viele Tauſend. Helle Geſichter, Tod und Rache ſprühte im Auge, Alte und Buben, mit was Wehr und Waffen jeder auftrieb. Die Schmiede hatten gut Arbeit; die Feinde bezahlten's. Das war Einigkeit damals, eine ſchöne herrliche Einigkeit. Der Ritter drückte dem Bürger die Hand. Der Bauersmann ſchwang ſich vom Ochſen auf's Pferd und ward zum Ritter. Gegen Heiden iſt Alles gut. Nicht wahr, Gott war mit uns, als wir die Mordbrenner über die Oder jagten, und die Märker ihnen nach. Wie ihre Fahnen im Waſſer ſpiegelten! So viel Fahnen ſah man ſeit den Tagen Woldemars nicht beiſammen. Das war ein ſchöner Tag, wo die Junker ihre Burgen und Zölle und Straßen vergaßen, und nur an's gemeine Land dachten. Und dann drüben die Jagd in der Neumark, zu beiden Seiten der Warthe. Die floß manchen Tag blutig roth, als Ihr es vorhin wünſchtet, von Heidenblut; und mancher Litthauer und Pole ſchwamm mit, von der Warthe in die Oder, und die Oder warf ihn im Bruch auf die Wieſen aus. Hatte es ihnen ſo gefallen bei uns, wo's nicht lebendig ging, kehrten ſie todt wieder."

„Soli deo gloriam!“ sprach der geistliche Herr, die Hände kreuzend, und neigte sich. „Aber's wird kalt. Joseph, die Wildschur!“

„Gott die Ehre! Das versteht sich, fuhr der Frankfurter fort. Aber den märkischen Fäusten doch auch. Die schlugen, wo sie trafen, und fragten nicht wen? Soli deo Gloriam ihr frommen Herren; aber wem die Schande? Wem der Fluch für die sechstausend armen Seelen, die sie in schreckliche Knechtschaft mit schleppten; und sie verkommen in ihren Wäldern und Morästen?“

„Der Herr wird ihn finden und strafen, den Belial —“

Und der Domherr wollte in die alte Litanei wider den Markgrafen Ludwig einfallen, aber der Frankfurter fiel ihm boshaft lachend in's Wort:

„Haben ihn schon gefunden, der Herr zeigte uns den Weg. Zogen wir Frankfurter in hellen Haufen soli deo gloriam singend, unter unserem wackern Voigte, Herrmann von Wulkow vors Haus unsers frommen Bischofs in Göritz. Hätte gescheuter gethan, er wäre mit seinen Freunden in's Heidenland gezogen. Heizten ihm ein, und's ward ihm zu warm, als sein Pallast brannte und das Weihwasser siedete, damit er die Götzendiener besprengt. Ihr Herren, das war ein schöner Tag,

als er ſich ergeben mußte! Gehört in die Chronika für ewige Zeiten. Uns Frankfurtern zu Ehren des Brandenburgiſchen Volkes, für das wir Rache genommen. Und er ſaß eng und warm, der Herr Biſchof Stephan, wahrhaftig! So eng und ſchwül ward ihm, daß er himmelhoch flehte, wollte nie wieder mit Götzendienern einen Bund ſchließen, und die Heiden ins Land rufen!"

„Gebenedeite Mutter Gottes! rief der Dominicaner. Und deß rühmen ſie ſich!"

„Deß rühmen wir uns, allen Glatzen zum Trotz!" riefen die Frankfurter.

Da wär es ſchier um die Eintracht geſchehen geweſen, und die zuſammen waren, um ſich zu ſchützen vor Räubern, es war nahe daran, daß ſie ſelbſt in die Köpfe geriethen. Es war Unrecht von den Einen und von den Andern, denn was die Frankfurter zu Görlitz gethan dazumal, wußte jedes Kind, und daß ſie ſeit zwanzig Jahren drum in Bann und Interdict lagen. Und es ward viel verhandelt desbalb in Rom und Magdeburg und auf den deutſchen Reichstagen, aber noch war nichts ausgerichtet, und die Biſchöfe von Lebus lebten außer ihrem Sprengel und mehr als einer ſtarb, ohne ſein Land geſehen zu haben, als Flüchtlinge in Breslau, wo ſie auch begraben liegen. Aber es war

nicht klug und gut, daß man das aufführte, wo unterschiedliche Leute zusammen kamen, die sich nicht genau kannten. Man schwieg lieber davon, und that, als wisse man's nicht. Aber wer schließt einem Mönch das Maul, wenn er fluchen will, und wer gebietet einem Kaufmann, der auf seinen Geldsäcken sitzt, daß er still sei! Da riefen die Geistlichen Zeter und Wehe, über Bürger, die zwanzig Jahr nicht Meß und Sang hörten und sich dessen noch rühmten; die Frankfurter aber schrieen, da sie mit den Heiden fertig geworden, wollten sie's auch mit dem Interdict werden. Ohne den alten Ritter wärs zum ärgsten gekommen.

„Plagt Euch der Teufel, rief er dazwischen, daß Ihr Euch darum zanken müßt! Ist die Schwerenoth nicht ohnedem im Lande und wollt sie noch aus den Gräbern aufwühlen! Ihr Pfaffen solltet doch zufrieden sein, daß man Euch die Schüssel mit dem vollen Brei läßt, wo wir die dünne Grütze mit dem Löffel zusammenkratzen. Was scheeren Euch Havelberger die Frankfurter? Seid zufrieden, daß Euch Eure noch den Zehnten geben. Die Pfaffen in Frankfurt können Hungers sterben wie die Kirchenmäuse; kriegen keinen rothen Heller seit dem Interdict, und wünschten's zu den sieben Teufeln. Und Ihr von Frankfurt, könnet Ihr denn nie das Maul

halten? Eure Kiſten und Läden ſind voll. Seid die Glatzköpfe los, was wollt Ihr denn noch? Seid zufrieden, und laßt andere ehrliche Leute zufrieden. Iſt's doch 'ne Sünde und Schande, daß in der Elendszeit die zumeiſt das Maul voll nehmen, die im vollen ſitzen. Wenn Ihr klagen wollt mit den dicken Wanſten, was ſollen wir thun, die an den Knochen nagen? Herr Du mein Heiland, das fehlte noch zu der Plackerei und Schinderei, daß wir uns um's Pfaffenregiment ſtritten, wo gar kein Regiment iſt! Ordnet lieber die Wachten an und legt Euch auf's Ohr, denn wir hatten einen ſauren Tag, und morgen kommt noch einer." Da ward es ſtill zu beiden Seiten. Es war ein weiſer Rath. Einer ſtand um den andern auf, und wandten ſich den Rücken, und was ſie noch brummten, das ging in den Nachtwind über, der im Rohr ſummte. Die Nacht war angebrochen. War es ſchon eine linde Frühjahrsnacht und der Mond ſchien am blauen Himmel, ſo war es doch eine Nacht in einem Lande, wo Keiner auch bei Tage ſich aufs Ohr legte, ohne daß er ein Auge aufbehielt. Die Poſten wurden ausgeſtellt, und wie ſie ſich ablöſen ſollten beſprochen. Dazu hatten die Knechte eine Art Verſchanzung aufgeführt, wie es ſich in der Eil thun ließ, von Bäumen, die ſie quer über die Wege ge-

lagt, mit ſtachlichtem Reiſig und die Karren dahinter. Den Hauptſchutz aber boten die Mauern des alten Gehöftes, das auf einer Höhe lag und von der einen Seite war das Fließ darum. Und zum Zeichen, daß hier Leute weilten, die wach waren und gewärtig jedes Angriffs, praſſelte das Feuer itzt wieder zwei Mannesboch in die Nachtluft, und die Raubvögel kamen angezogen und Schaaren von Mücken. Die ſtörten aber dieſe Leute ſo wenig als der Thau, der ihre braunen Geſichter naß machte. Man hörte bald nicht mehr Geſpräche oder Lieder, ſondern ein Schnarchen, ſo laut und voll, daß die Fröſche im Graben, die doch Lärm genug machten, drüber ſtumm wurden.

Nur unter einem Ueberdach im Winkel des Hofes, wo die Knechte des geiſtlichen Herren ihm ein Lager bereitet, gut genug für die Gelegenheit, waren ſie noch im leiſen Geſpräch. Der Dominicaner ſaß davor und neigte den Kopf, derweil der Domherr ſeinem Unmuth über das, was er vernehmen müſſen, unter vielem Gähnen Luft machte, und alſo ſchleß:

„Und ſchier aus der Haut zu fahren iſt's, daß Leute das ruhig anhören und mit ihnen verkehren, und wir müſſens dulden, Leute, die da Chriſten hei-

ſien und die Sakramente nehmen, und in die Kirche geben."

„Hochwürdiger Herr, unterbrach der Dominicaner, ſie zahlen auch richtig ihre Zehnten."

„Das iſt ſchon gut, Lieber, und dagegen will ich nichts ſagen; aber ich ſagte es doch, und ſage es noch, dies märkiſche Volk, bei dieſen Brandenburgern, es iſt nicht ſo, als es ſein ſollte. Keine rechte Ehrfurcht, kein Glaube aufs Wort. Als wäre die heilige Römiſche Kirche hier auf Sand gebaut."

„Es wird vielleicht beſſer werden."

„Es war auch ehedem nicht gut bei den alten Fürſten. Wie hielten ſie an den Schwäbiſchen Kaiſern, und Bann und Interdict, weiß Gott, warum er hier nie recht einſchlagen wollte. 'S iſt wahr, den Zehnten bezahlen ſie, aber immer müſſen ſie was Eignes meinen und denken, und widerſprechen."

„Man muß, Hochwürdiger, den Brandenburger anders faſſen, als die Deutſchen im Reich. Der Abt Nicolaus von Bernau, Gott habe unſern Märtyrer ſeelig! ging zu raſch zu Werke." —

„Wirds denn jetzt gelingen, dieſen Baieriſchen Ketzer —" Der Domherr ſprach es leiſer und blickte ſich vorſichtig um. Ebenſo vorſichtig antwortete der andere.

„Wo das Gebet so heber frommer Kirchen Fürsten und großer Herren bei dem Werke ist, muß doch endlich was d'raus werden."

.....

Drittes Kapitel.

Die zerstörte Mühle.

Als der Tag anbrach, und durch die frischen Lüfte die Sonnenstrahlen zuckten, sah es anders aus auf dem Lagerplatze.

Die Nacht war ruhig verlaufen. Bevor sie die Feuer aufs neue anfachten zum Frühmahl und Wasser holten, um die Pferde zu tränken, verrichteten sie, wie es Reisenden ziemt, insonders aber zu so gefährlichen Zeiten, ihre Andacht. Sie lagen auf den Knieen, der Domherr sprach das Gebet, und der Dominicaner administrirte. Es war ein schöner, feierlicher Anblick, die vielen still Betenden gesenkten Hauptes auf dem Boden, und der blaue, stille Frühlingshimmel über ihnen. Doch knieten nicht Alle. Der Jude schnürte in einem Winkel sein Bündel, still auch, daß die andern ihn nicht merkten. Und die Frankfurter Bürger waren seitab getreten hinter die Mauer; sie als unter dem Interdict durften nicht mit den guten katholischen Christen ihren Herrn aus einem Munde preisen.

Da ſchaute Herr Eike Winns und die Andern von der Höhe draußen ſich um. Mochten auch ihre Morgenandacht halten; denn ſie ſahen ſtill und nachdenklich in den blauen Himmel, der über alle Kreatur ausgeſpannt iſt, weß Glaubens ſie ſind, ob Ketzer oder Rechtgläubige, ob ſolche, denen die Meſſe geleſen wird, und die heiligen Sacramente werden ihnen gereicht, oder ſie ſind im Bann, und dürfen nicht über die Kirchenſchwelle. Die Lerchen ſtiegen wirbelnd in die Lüfte, viel Tauſend; und der Dampf, der über dem Fließe lag, ſtieg auch auf. „Es wird ein ſchöner Tag," ſprach Herr Eike, und hörte den Lerchen zu oder dem Geſange der Chriſten hinter der Mauer, und ſein Geſicht war ernſt, aber nicht finſter.

Aber um wie klarer der Tag ward, mußte der Blick finſterer werden, ſo er die Zerſtörung umher maaß. Die Trümmer, darin ſie geraſtet, waren nicht, als ſie geſtern glaubten, von einem Herrenhauſe; bei Nacht ſehen Ruinen größer aus. Sie waren nur von einem Mühlenhofe. Der mochte ſeiner Zeit ſtattlich genug geſchaut haben, und von der Mühle ſtanden noch die Gerippe da; ja ſogar ein zerriſſener Flügel, der ſich im Winde drehte, wie zum Hohn der Zerſtörung, die er überdauert. Die Mühle ſtand auf einem Hügel und man konnte

weit hinaus ſchauen in's Land. Wer es ehedem gekannt, der that beſſer, er drückte die Augen zu. Nur tiefer unten am Fließ ſtanden ein Paar Lehmhütten, verſteckt in Erlenbüſchen. Die junge Saat war ſparſam; kein Haſe konnte ſich darin verſtecken. Der Wind ſpielte mit dem Sande, er häufelte ihn und trieb ihn wieder fort. Zwei öde Kirchthürme ragten aus der Ferne. Darum ſah es ſchwarz und wüſt aus.

Herr Eike ſprach: „So man doch nur eine Glocke hörte!“ Er hielt die Hände vor ſich gefaltet.

„Bei uns in Frankfurt? fragte der Andere. Meine doch, Herr Winns, es läßt ſich leben auch ohne den Lärm. Wir haben's bewieſen, den Pfaffen zum Trotz.“

„Iſt doch ſchön das Glockengeläut in einem chriſtlichen Lande, ſagte jener. Klingt wie die Zünglein der Engel, die da ſingen: hier iſt Friede im Lande.“

„Mögt Recht haben, antwortete Jener. Mir aber dröhnt's wie der Pfaffen Geſchrei, daß ſie eſſen wollen und trinken, und rufen: Wir haben allein zu ſprechen, Ihr andern aber durſtet, hungert, ſeid gehorſam und haltet das Maul.“

Herr Eike wiegte den Kopf: „Mögt auch Recht

haben. Die Pfaffen taugen nichts. Wäre aber doch besser, sie sie was taugten."

„Die Mehren wächt man nicht weiß, entgegnete der Andere. Werdet Ihr in Brandenburg zum Dominicaner gehen, Herr Winns? Gegen uns soll's gemünzt sein, was er predigt, ich hört' es von Vielen. Die Kutten brüten was; und ihre Kuchiem sind nie für andere Leute. Es geht gegen uns, Herr Winns, glaubt mir. Sie wollen einen Kreuzzug."

Der Kaufherr schüttelte bedächtig den Kopf: „Das ist nicht um uns, Lieber. Unsere Mauern sind ihnen zu hoch, und unsere Stirnen zu hart. Hinter dem Schilde steckt anderes."

„Meint Ihr?"

„Im Reich ist's nicht richtig. Die Fürsten gönnen dem Baiern nicht die Mark. Es geht gar wunderlich Gerede."

„Wären wir bei'm Hause Anhalt blieben, es wäre besser, Herr Winns, ich sagt' es und sag' es noch. Bei'm Rudolph von Sachsen oder bei den Dessauer Herren; das sind gute Leute und sächsisch und vom Stamme Anhalt. Kennen uns, und wir sie. Der Baier, das ist schon wahr, läßt viel drauf gehen, und uns viel Verdienst; aber er gehört nicht zum Land, und das Land nicht zu ihm."

„Aber er iſt nun unſer Herr, ſagte mit Nachdruck der Patricier. Zu an uns nun, feſt zu halten an dem, was wir haben, und nicht zu träumen von dem, was wir bekommen könnten. An ſolchen, die uns fiſchen möchten, fehlt's nicht. Darum trüben ſie das Waſſer, und verreden unſern Markgrafen über Gebühr. Das iſt nicht recht; und ein guter Bürger muß dagegen thun, was an ihm iſt."

„Aber ſo der Kaiſer, als es heißt —"

„So der Kaiſer, fiel Herr Winns ein, den Markgrafen nicht mag, ſo laß das den Kaiſer ausmachen mit dem Markgrafen allein, und miſch dich nicht in das, was dich nichts angeht. Riechſt du nicht den Braten? Der Kaiſer, der Sachſe, der Deſſauer, der Magdeburger, der Mecklenburger, der Pommer, Jeder möchte das Stück für ſich, oder, da's ihm die Andern nicht ließen, doch einen Biſſen davon. Wiſſen nur nicht, wie ſie's anfangen ſollen. Da wird im Stillen gemunkelt und gemogelt, geſchürt und gehetzt. Wollen kein offen Unrecht thun vor der Welt; denn jedes Unrecht, dafür iſt ein Rächer in der Welt. Sie ſuchen nach Vorwänden, daß ſie mit Rechten in's Land fallen. Jede Klage von uns iſt ihnen recht. Es kann ihnen nicht ſchlecht und gräulich genug bei uns ausſehen; möchten, es wäre eine Räuberhöhle von der Elbe zur Oder,

damit sie einen Grund fänden, einzufallen. Glaubt mir, Lieber, diesmal arbeiten die Pfaffen nicht für sich, es stecken Andere hinter ihnen; sie sollen den Brei nur einrühren, den wollen jene verzehren. Merkst du's nicht an dem Gerede gestern? Wie viele Kapuzen ziehen durch Dörfer und Städte, und auf jeder Kanzel predigen sie, wer hören will, und die vielen Pilger, die von Burg zu Burg und Dorf zu Dorf schleichen, und horchen und schwatzen. Es thut nicht gut, wahr und wahrhaftig nicht gut, Herr Gevatter, wo kleine Leute sich in die Zwiste der Großen mischen. Das möchten sie aber, uns stacheln und beschwatzen, daß wir einen Aufstand machten gegen den Markgrafen. Da würden sie kommen und uns helfen und ihm helfen, und Jeder hülfe sich doch nur selber; und das Elend würde nur größer. Wer was gewönne, das weiß ich nicht; wer aber auf alle Fälle verlöre, das sind wir. Darum ist's meines Dafürhaltens, wer ein guter Märker ist, hält die Ohren zu, und läßt die Herren ihre Sach' allein ausmachen. Unser Markgraf ist schlimm, aber wir können noch einen schlimmern kriegen."

Der andere machte den Patricier auf einen alten Pilger aufmerksam, der vor einem ausgewaschenen Marienbilde seine Andacht verrichtete; und scheine ihm einer zu sein, der es ernst meine: „So lang

er mit uns zieht, merkt' ich, er war nie laut und frech, ja er mahnt die andern ausgelaſſenen Geſellen zur Gottesfurcht. Es iſt etwas Abſonderliches an ihm, wenn er vor jedem Bilde und Kreuze kniet. So thun nicht die Andern; auch wollt ich ſchwören, er war wirklich im Morgenlande."

„Schwöre nicht, ſagte mit gerunzelter Stirn Herr Winns. Traue lieber dem Fuchs, als einem Pilger. Unter dem gleißenden Schein iſt nichts denn Heuchelei, Faulheit und lüderlicher Sinn. Sie ſchleichen, lauſchen und ſtehlen. Gutes kam noch von keinem Pilger über das Land."

Lautes Reden und Schelmworte vom Mühlhofe her unterbrach ſie. Sie drängten dort um einen fremden Mann, den ſie einen Späher ſchalten. Weſen und Tracht nach war er vom Lande und ſchaute keck und dreiſt vor ſich. Aber ſie hatten ihn ergriffen, als er hinter einer Mauer gelauſcht. Zu ſolchen Zeiten iſt jeder verdächtig, der ſich in ein Lager drängt. Die Stellmeiſer ſchlichen unter allerhand Geſtalt umher, und ſpürten aus, wo ſie nachgehends einen Anfall thaten.

Aber der Mann ſchüttelte ſich unter den Fäuſten, die ihn faßten und ſchlugen, wie Einer, der ein gut Gewiſſen hat, und ſagte, daß er kein Schelm ſei.

„Das iſt aber Schelmenart, rief ihm der Jun-

ker zu, ſo Einer daſteht, wo er nicht hingehört, und man weiß nicht, wie er herkam."

„Ihr Herren, ſagte der Andere, und es war etwas Schelmiſches um den Mund, die Red' könnt' ich Euch wieder geben. Wüßt ich doch nicht, wie Ihr herkamt, noch wo Ihr hingehört."

Da riefen Einige: „Schlagt den frechen Geſellen!" Andere gar: „Macht's kurz mit ihm. Hängt ihn!"

Aber der Ritter und der geiſtliche Herr waren nicht dafür: „Laßt ihn reden erſt."

„Daß Gott erbarm, ſprach der Fremde, „als ſie ihn los ließen. Meines Zeichens bin ich ein Müller, und ſo Einer hierher gehört, ſo bin ich's und nicht Ihr, mit Verlaub zu ſprechen. Denn ich ſehe nun auch, Ihr ſeid nicht ſchlechte Leute, als ich glaubte. Ich heiße Balthaſar und bin drüben aus Hundeluft, und die Mühle hier und der Grund und Boden ſind itzo mein, mein, ſo gut ein ehrlicher Mann etwas ſein nennen kann in dieſen ſchlimmen Zeiten."

Einem Müller traut man nicht gleich. Aber er wußte gut Red' und Antwort zu geben, daß er mit ſeiner Frau das Grundſtück und die Gerechtigkeit erheiratet. Wegen der böſen Zeit habe er lange außerhalb gewohnt. Nun aber aus dem Kriege mit dem Magdeburger nichts geworden, ſeien ſie

wieder in's Land gezogen und wohnten drunten zwiſchen den Eiſen. Er werde es wagen und die Mühle wieder aufrichten und zimmern, komme dann, was Gott wolle. Einige trauten ihm noch immer nicht.

„Herr, du mein Gott, rief er, Ihr Herren, Ihr ſeid doch nicht von hier und habt kein Recht an Mühle und Gehöft. Wie kommt's nun, daß ich Euch muß Rede ſtehen, und ich könnte Euch fragen, wer erlaubte Euch, hier Euer Lager aufzuſchlagen, und die Bretter abzureißen und die Weiden zu fällen, die mein ſind und meines Weibes? Aber Ihr ſeid die Stärkern und ich bin der Schwächere. Da liegt's, ſagte Jacob Rehbock."

Sie fragten ihn, wer Jacob Rehbock ſei? und er antwortete, das wäre eine Geſchichte aus alter Zeit. Eine Geſchichte aber hörte Jeder gern, und der Müller war ein munterer Geſell, der wohl gut erzählen konnte. Alſo, um der Geſchichte willen ließen ſie die Eile Eile ſein, das heißt, es fand ſich, daß noch nicht getränkt war, oder ein Sattelgurt zerriſſen, oder ſonſt was ſie nöthigte, noch zu verweilen, um dem Müller zuzuhören, der auch nicht übel Luſt hatte, zu erzählen. Alſo hub er an, und die Einen ſetzten ſich, die andern ſtanden um ihn.

„Dieſe Mühle, müßt ihr wiſſen, als ſie noch

neu daſtand, war eine der ſtattlichſten im Land. Es waren reiche Müllermeiſter, Niemand unterthänig; war ein frei Eigenthum, vor Alters dem Grundherrn abgekauft, und die Rebbock, ſo hieſſen ſie, wußten ſich ihrer Rechte zu wehren, das will ich meinen. Ein Schlag Leute war's. Ich kann's rühmen; denn ich bin nicht von ihnen. Ich hab' das Gut bekommen durch Heirath mit der Erbtochter. Der alte Dietrich Rebbock war meiner Frauen Großvater; der galt faſt als ein Hexenmeiſter, und die Leute fürchteten ihn. Aber er war nicht ſo ſchlimm, nur pfiffig, und hielt dafür: wen die Leute fürchten, der braucht ſich nicht zu fürchten. Darum hat er ein Maul gehabt, davon ſie noch erzählen, und ſagen, er hätte ſich den Wind ſelbſt gemacht, weil er ſo aufſchnitt. Was er wollte, hatte er weg. Die Mühle war in gutem Stande; er hatte immer Wind und immer Mahlgäſte, auch ohne die da kommen mußten, und die Schnapphähne hatten gar Angſt vor ihm. Als er ſtarb, überkam ſein Sohn, der hieß Jacob, das Ganze. Der war eigentlich noch pfiffiger als ſein Vater, und die Familie und alle Leute erwarteten Wunders von ihm. Aber er hatte einen unruhigen Sinn. Der war die wenigſte Zeit in der Mühle, mußte ſeinen Kopf überall hinſtecken, wo es was zu thun gab. Auf der Wanderſchaft

war er durchs ganze Reich geweſen, und hat als ein junger Burſch ſprechen können, daß der Pfarrer die Augen aufriß; und der Syndikus, als der ihn mal hörte zu den Bauern ſprechen, ſagte, den möchte er vor die Stände hinſtellen, wenn es gälte, Steuern fordern. Das alſo war der Jacob Rebbock. Viel weiß man nicht von ihm; ſo viel er auch erzählte, wenn er von Reiſen heimkam, man durfte das Wenigſte glauben; und was man wiſſen wollte, erzählte er nicht. Seine Mutter hatte ihm ein brav Weib gegeben, und wäre die nicht geweſen, hätte es mit der Wirthſchaft ſchlecht geſtanden. Nun kann man ſich denken, wie die ihn anführen und ihm predigten, wo er ſo lange ausblieb, was er denn für Haus und Hof gethan, und eingekauft und Kunden geworben? Da hörte er es ſchmunzelnd mit an, und klopfte endlich auf die Taſche und ſprach: Hier ſitzt es. Und jedesmal brachte er ein gut Stück Geld ver. Das freute die Weiber auf die erſt, denn baar Geld kann man immer brauchen. Aber nachher fürchteten ſie, er hätte es auf ſchlechte Weiſe erworben; und es gab auch Gerede mancherlei, daß er unter den Schnapphähnen geweſen. Wenn er davon hörte, lachte er noch heller auf, antwortete aber nichts. So ſchlecht war er wohl nicht. Er wollte nur hoch hinaus; in der Mühle

war's ihm zu eng. Nun kam die Nachricht, daß ihn Einige gesehen, in bunten Kleidern, unter dem Gefolge des Markgrafen Woldemar. Wenn man ihm das sagte, lachte er auch und wollte es nicht Wort haben; aber es war ein gar seltsam Lachen, und er machte einen Spaß und sprach von andern Dingen. Und so mag es auch wohl seine Richtigkeit gehabt haben. Der große Markgraf hat, als sie sagen, gern Gesellen um sich, die klüger waren, als die andern, und brauchte Jeden, wozu er ihn gut fand. Dadurch war's, daß der Fürst sein Land so gut kannte, und überall zu Haus war. Aber der Jacob Rehbock war nicht mehr zu Haus. Denn wo er wieder kam, da ging's auf ihn los, wie so Weiber sind, Mutter, Frau, daß er in der weiten Welt umschweife und sich um Weib und Kind nicht kümmere. Bleib im Lande und nähre dich redlich, rief die Eine, und die Andere: was mußt dich um Dinge kümmern, die dich nichts angehen. Hochmuth kommt zu Fall. Beim Jacob Rehbock aber schlugs nicht an, er ward auch zornig, wenn's ihm zu viel ward, und sprach: Was ein Müller braucht, das lernt ein Schuster in drei Tagen. Aber was noch mal aus mir werden kann, das schreit der Hahn nicht, wenn die Henne legt. Da schrie das Weibervolk dann: Was soll denn aus einem Müller werden? Kein

Hahn fliegt über den Zaun. Da fluchte er und lachte, und hielt das Weibergeschrei nicht aus, und lief fort und ließ sich immer seltener sehen. Einige meinten nachgehends, er sei dem Markgrafen wirklich lieb worden, weil er auf Alles Bescheid wußte, und in Alles sich fand, und der hätte ihm manches auszurichten gegeben."

Der alte Junker sagte: „Des Mannes Rede ist wahr. Ich entsinne mich, daß beim seeligen Markgrafen ein Dienstmann war, auf den er viel hielt, und der hieß so. Er wußte um seine Heimlichkeiten. Aber die er brauchte, daß sie ihm den Rock auszogen, die machte er nicht zu Rittern."

Alle lachten laut, und waren zufrieden. Aber da der Müller so gut erzählt, sollte er sie noch ein Stück Weges begleiten. Sie wollten mehr von dem hochfahrenden und pfiffigen Müller hören, dem der Hof gehört.

„Davon kann ich Euch nicht viel sagen, antwortete Balthasar. Denn was ich davon weiß, habe ich nur vom Hörensagen. Nach einem heftigen Streit, den er wieder mit den Weibern gehabt, kehrte er gar nicht wieder. Einige meinen, er sei in der Schlacht bei Gransee, als der Markgraf vom Pferde stürzte und gefangen ward, von einem Mecklenburgischen niedergehauen worden. Und das wäre

so gekommen. Er habe des Markgrafs Farben getragen und seinen Helm, darum daß der Fürst nicht erkannt würde. Da sei er gestürzt, und da er geschrieen: ich bin Waldemar, hieher ihr Brandenburger! seien Alle auf ihn losgefallen, und er wäre für seinen Herren gestorben. Und der entkam. Andere aber meinen, er wäre dort noch mit dem Leben davon gekommen; aber der Markgraf habe ihn vor seinem Ende nach dem gelobten Lande geschickt, daß er am Grabe des Herrn für ihn bete und Gelübde löse, so der Fürst gethan, und der Tod sei zu rasch ihn überkommen, daß er es noch selbst löse. Wer weiß das! Das sind alte Dinge. Aber ist ihm gut, daß er nicht mehr erlebte, was hier vorfiel."

Da sie an die Stelle gekommen, wo vordem das Thor war, und es standen noch die beiden steinernen Pfeiler, aber der Bogen oben war durchbrochen, seufzte der Müller und wiederholte: „Ja wohl ihm, daß er das nicht mehr erlebte."

Er wies auf ein hölzern Kreuz, das schon bemoost war, und daneben war ein grüner Grabhügel: „Hier ruht sein ältest Kind, ein Mägdlein, das er sehr lieb hatte. Er müßte sich im Grab umwenden, so er das wüßte. Und mein Weib, wenn sie deß gedenkt, fällt in ein Schluchzen, und es hört nicht auf, wie der Mühlenflügel, wenn Wind ist."

Der Müller, ob er ſchon nicht Luſt zu haben ſchien, mußte die Geſchichte auch erzählen:

„Des Jacob Wittib, müßt Ihr wiſſen, war ein Weib, die war tüchtig und beherzt. Gott hab ſie ſeelig, meiner Frauen Mutter. Die Wirthſchaft ging beſſer noch, denn zu Jacobs Zeiten. Sie ſah überall zum Rechten und die Knechte fürchteten ſie. Wagten ſich auch keine Banden Nachts an ihre Mühle zu klopfen. Sie hatte ſie mal mit blutigen Köpfen fortgeſchickt, und hatte davon großen Ruhm im Lande. Davon überhob ſie ſich. Ein Weib ſoll man nicht zu ſehr loben und nicht zu ſehr ſchelten; es ſchlägt Beides zum Schlimmen aus. Als die grauſamen Feinde nun kamen, und Alles was Beine hatte, flüchtete in die Städte und Burgen, und trieben das Vieh in die Moräſte, da meinte ſie, es ſei eitel Frucht der Furchtſamen und wollte Haus und Hof nicht verlaſſen. Das war Hochmuth, der ihr in den Nacken ſchlug: einen einzeln Hof gegen ein feindlich Heer halten mit ein paar Knechten und Mägden! Sie hat's gebüßt. Ja, Ihr Herren, wo Ihr hier tretet und geht, und wo Eure Roſſe ſoffen, da floß Blut und lagen Leichen umher. Es ſoll ſchreckhaft ausgeſchaut haben! Auf den erſten Anlauf, wo ihrer nur wenige waren, hatten ſie ſie wirklich abgeſchlagen, und die Bolzen ſauſten ihnen,

wie zum Spott, nach. Auch hörten ſie Gelächter. Weiber können das nicht laſſen. Da ſah ſich Einer um, und rief: Du, was iſt das ein ſchön Weib! Und der Andre ſchrie: Die muß ich haben! Nämlich das war ihre Tochter Gertrud, die hatte aus dem Müllerloch geguckt. Ihr Oberfeldherr, der es hörte, rief: „Wer ſie ſich holt, deß ſoll ſie ſein.“ Da ſchämten ſie ſich und ſammelten ihre Leute und achteten nicht mehr die Bolzen und Steine. Aber wie ſie über die Mauer waren, und durch die Fenſter hinein, war die Flamme ſchon mit ihnen und vor ihnen, denn ihre Leute hatten die Mühle angeſteckt, und von der Mühle war der Brand in's Dach geſchlagen. Und doch gaben ſich die Müllersleute nicht. Sie wußten, was ihrer warte. Sebt, auf dem einen gräßlichen Flecken kamen ſie alle gräßlich um. — Das war noch nicht das entſetzlichſte. Zwei Kinder lebten noch von dem Jacob. Ein Kind, das trugen ſie auf dem Arme fort, ein Mägdlein; iſt izt mein Weib. Der Voigt von Sarmund nahm es nachmalen den Räubern ab, als er ſie an der Ruhe überfiel, die andere war eine ſchöne Magd. Wär' doch auch ein glühender Balken auf ſie gefallen!“

Der alte Pilger, der vorhin an der Mauer kniete, hatte ſich vorgedrängt. Er horchte, auf den Stab

geſtützt, den Mund halb geöffnet: „Was ward aus der Gertrud?“ ſprach er, als könne er's nicht erwarten.

„Das iſt ihr Grab. Die zween Litthauer hatten ſie aus dem Feuer errettet. War ihre Gefangene. Beide waren Hauptleute in ihrem Volk, aus fürſtlichem Blut. Beide jung und verwegen; aber das Feuer, ſo in der Mühle Eingeweiden praſſelte, brannte nicht heißer, als ihr Blut in den Adern, da ſie die ſchöne Maid ihre ſahen. Die ſtand hier, die Arme auf der Bruſt gekreuzt, ſtumm und ſonder Regung, wie ein ſteinern Heiligenbild. Und die Beiden ſaben ſich an, als zween Raubvögel und das Täublein liegt zwiſchen ihnen. So ein heidniſch Volk macht nicht viel Worte, die Blicke ſagten's einander was ſie dachten, und die Zähne, ſo ſie einander wieſen. Und, mit einem Ruck, hatten ſie Beide die Säbel raus. Ein Knecht, der verwundet dalag, hat's nachher ausgeſagt. Noch war kein Streich verſetzt, da kam ihr Feldherr angeritten. Das war ein Rieſe, davor zittern mußte, wer ihn anſchaute, und ſie ließen die Säbel ſinken. „Ho, rief er, tragt Euren Streit mir vor, daß ich entſcheide.“ — Nun ſprachen ſie Beide, als wie man in der Wuth ſprechen kann. Der Eine hatte dies, der Andere das für ſich. Der hatte ſie unter der

Decke fortgerissen, die einstürzte; der den Reiter nieder geschlagen, so sie tödten wollte. Da schwor der Eine bei seinem Blitzgott, und der Andere beim Donnergott, daß er den zerhacken wolle in kleine Stücke, der sie ihm nehmen möchte. Der Feldherr rollte die Augen und rief: „Ich weiß genug. Beide seid Ihr gute Kämpen, und Beide habt Ihr gleiches Recht. Darum nehmt sie Beide.“ Und als sie ihn verwundert anschauten, hatte er schon sein breit und lang Schwert gehoben, und es sauste nieder. Die unschuldige Maid lag, Kopf und Brust gespalten, in ihrem Blute. „„Nehmt Jeder sein Theil, schrie der Feldherr. Besser ein Weib, als zween meiner besten Krieger entzweien!““

„So erzählen sie's bei uns, setzte der Müller nach einer Weile hinzu. Wer weiß das genau! Der Knecht, von dem's kommt, ist bald darauf an seinen Wunden verstorben. Aber der armen Gertrud geschah wohl. So sie das Mägdlein fortgeschleppt, wer wüßte heut von ihr! Müßte in den nassen Heiden die Schweine treiben zur Eichelmast, und Kinder säugen und nähren, die keinen Vater haben. In dem Heidenlande giebt's ja keine Sacramente.“

Es waren starke Männer, die zuhörten; es rieselte ihnen aber über die Haut. Nur Einem nicht,

der Pilger war ſchwach worden. Der Stab war ihm aus der Hand gefallen, und war hingeſunken über das Grab, als lebtos. Sie rüttelten ihn umſonſt.

Der Domherr meinte, ſie dürften nun nicht länger zaudern, um vor Nachtanbruch Brandenburg zu erreichen. Aber er las noch aus Gnaden eine Seelenmeſſe, für die von den Heiden geſchlachtete chriſtliche Maid, und dann empfahl er dem Müller den Pilger an, daß er für ihn ſorge, falls er noch einmal erwache. So er aber des Todes verblichen, ſollte er den frommen Mann chriſtlich zur Erde ſchaffen, und ließ zu Beiden ihm eine Gabe zurück; dazu von den andern Reiſenden jeder ſein Scherflein that. Als aber auch der Jude aus dem Lederſäckel ſeinen Scherf nahm, riß der Müller den Hut zurück, und die Andern ſahen ihn verwundert und faſt bös an. Der Jude ſchlich bei Seite und ging ſeines Weges, wo er keinen hinderte.

Der Müller, nachdem er die Reiſenden auf kürzeſtem Weg über die Wieſe geführt, kehrte zurück, um nach dem Pilger zu ſehen, ob er todt ſei, oder noch Leben in ihm? Aber er war fort, ſammt Stab und Muſchelhut; und konnte nichts mehr von ihm entdecken.

„War vielleicht, murmelte er bei ſich, ein Be-

kannter aus alter Zeit, oder gar ein Anverwandter meiner seligen Schwägerin, daß ihm ihr Schicksal so das Herz brach. Wills meiner Frau nicht wieder sagen. Nun er ist fort, und das ist gut. Es thut nicht gut, wenn Leute, die man todt glaubt, und man hat sie redlich beweint, wieder aus dem Grabe aufstehen. 'Sist eine andre Welt und nicht ihre, und giebt immer Zwistigkeiten um die Erbtheilung."

.....

Viertes Kapitel.

Der Kapuziner.

„Schmettere ihn zu Boden, allmächtiger Gott! Schlage ihn mit Blindheit und Raserei! Schleudre deine Blitze auf seinen Scheitel, daß die Erde unter seinen Füßen berste und der Abgrund ihn verschlinge! Verflucht sei er diesseits und jenseits, verflucht sein ganzes Geschlecht, verflucht Kind und Kindeskind in alle Ewigkeit! Amen." *)

So sprach ein blasser Mönch von der Kanzel des Domes herab, die hagern Arme aus den zurückfallenden Aermeln der Kutte ausstreckend, wie die Krallen eines ungeheuren Geiers, der in den Lüften nach unsichtbarer Beute schnappt. Die Donnerworte dröhnten durch die Gewölbe, die Scheiben zitterten, die Orgel tönte wieder, als wenn ein Geist der Rache mit unsichtbaren Fingern über die Tasten streifte. Es war nicht wie in einer christlichen Kirche,

*) Historische Worte.

als in einem Heidentempel war's, wo ein finsterer Beschwörer die bösen Geister ruft. Kein Sonnenschein fiel durch das bunte Glas, und trüb schauten gegen die dunkeln Wolken die farbigen Gestalten der Märtyrer und Heiligen. Die Versammelten saßen niedergebeugt Kopf an Kopf und athmeten nicht; es hauchte sie an, wie Eisluft, die über Gräber streift. Die zarten Weiblein durchzuckte es, wie wenn Einer mit kaltem Stahl ihnen durch Herz und Brust fahre. Sie schlürften des Mönchs Worte ein wie Gift, das die Nieren ausbrennt, und doch hielten sie nicht die Ohren zu; es war Gift, das mit Wollust kitzelt. So hatte noch kein Prediger im Dom zu Brandenburg zu den Herzen gesprochen.

So Eine ißt den Kopf erhoben, und hätte dem blassen Manne in's Gesicht geschaut, wäre sie niedergesunken vor Entsetzen. So sieht kein Lebendiger aus. So leichenblaß, das Gesicht so lang, der Mund halb geöffnet, und die schwarzen Augen wie brennende Kohlen, die in den großen Höhlungen unstät sich drehten. Der Bart umfloß nicht sanft und kraus den Mund, als es der Maler liebt; borstig zerrissen, gelb und roth starrte er um das Todtengesicht, auf dem kein Ausdruck war, als der des Fluches. Die braune härene Kutte, vom Strick umschlungen, schlotterte um den Leib. Man meinte, wenn er heftig

die Arme ſchüttelte, müſſe ſie ihm abfallen, und ein Gerippe werde daſtehen.

Aber er ſchüttelte nicht die Arme. Er ſtand regungslos da, um Minuten, den Leib vorgebeugt, die nackten Arme kräuend in den Lüften, atemlos wie die Tauſende unten. Man konnte ihr Herzklopfen hören durch die öde Kirche; ſeines nicht. Es war Stein. Endlich kehrte der Athem zurück, der Anhauch der Wange verrieth, daß das Blut ihm wieder pulſe; die Bruſt hob ſich, und er ſenkte die Arme.

Die Worte, ſo er geſprochen, waren die wahrhaftigen Bannworte, die der heilige Vater, Clemens der Sechſte, wider Kaiſer Ludewig den Baiern und ſein Geſchlecht aus Avignon geſchleudert.

„Wann war es, Ihr gläubigen Söhne und Töchter dieſer Stadt, daß der heilige Vater dieſen Bann ſprach? fuhr er fort. Im Jahre des Heils 1346, am 13. April, es war der grüne Donnerſtag. Zween Jahre ſind's. Und wo iſt der Kaiſer, der in Stahl und Erz Rom trotzen wollte, der, die Krone der Majeſtät um ſein Haupt, ſich vermaß, Kaiſer zu bleiben, der Kirche zum Hohn und Chriſti Stellvertreter zum Trotz? — Fraget die Würmer, die ſeinen Leib freſſen. Fraget die Geiſter der Hölle, die ſeine Seele trugen zu ihrem Fürſten. Steiget

hinab in das Reich der Finsterniß, und wenn ihr höret unter dem Heulen und Zähneklappern Einen, der zehntausendmal ärger heult, es ist Euer Kaiser. Noch ist kein Jahr um, sieben Monden nur, da ritt dieser Ketzer stolz und wohlgemuth aus München, um zu jagen. Nicht nach der Gottseligkeit, sondern nach dem Hirschen, der so brünstig in wilden Gedanken ist als er, nicht nach der Frömmigkeit und dem reinen Glauben, sondern nach den Vögeln in den Lüften, die sind so unbeständig und wetterwendisch als er war. Nicht das Kreuz in der einen, den Rosenkranz in der andern Hand; vielmehr auf der linken einen Falken, in der rechten einen Speer. Die ihn schauten stolz auf seinem stolzen Roß, vermeinten zu sehen die Herrlichkeit der Welt, und jauchzten ihm zu: Heil ihm und langes Leben! — Gott der Herr sah ihn auch, und hatte ihm sein Ziel gemessen. Die Vögel in den Lüften sangen, und die Luft war rein und blau, und der Sonnenschein fiel goldig in den Octoberwald. — Das war eine lustige Jagd. Da Mittags, als er das Hifthorn an die Lippen setzte, die Waidgenossen zu rufen: nun ist die Jagd aus, laßt uns freuen beim Mahle auf grünem Teppich! Da blies er hinein. Es kam kein Ton heraus. Herr Gott, was ist das! riefen die Junker und Ritter. Und wo noch eben

die Sonne geſchienen, ward's dunkel; von den Alpen blies ein eiskalter Wind über den Forſt graue und ſchwarze Wolken. Es ward finſter und ſchaurig. Die Vögel ſangen nicht mehr. Die Kräben flogen aus den Wipfeln und krächzten ein Grabeslied. Was iſt's? ſchrieen die frohen Jäger. Gottes Stimme war's. Sie rief: „„Die Jagd iſt aus. Ich laſſe dem Jäger ſein Wild.““ — Und davon flog er mit ſeinen himmliſchen Heerſchaaren. Der Geiſt der Finſterniß mit den Seinen rauſchte in den Wipfeln der Eichen. Da bäumte ſich das Roß, darauf der Kaiſer geritten. Es trug keinen Lebendigen mehr. Das unvernünftige Vieh ſah, was des Menſchen Augen nicht gewahrten: wie Satan dem Ketzer den Hals umdrehte. So ſtürzte, der der Mächtigſte war unter den Menſchen, wie ein Steinblock, der an einer Klippe hing, und das Band, das ihn hielt, giebt nach, ſo ſtürzte er, ein kalter Klumpen, dumpf auf die Erde. Das Roß, Schaum um die Nüſtern, ſtürzte mit heulendem Gewieher in die Weite. Keiner hat es eingeholt, Keiner ſah es wieder. Kaiſer Ludewig, der Ketzer, verröchelte im Schoß eines Bauern, den ſie zwangen, daß er ihn hatte; denn die Furcht des Herrn war über die Jäger und Ritter gekommen. Es mochte ihn Keiner anrühren, der vorhin vor ihm gekniet; und dem ſein

Athem, wenn er ſprach, Balſam war, ſchauderte itzt, als ſei es eine Peſtleiche. Alſo ſtraft Gott der Herr die Gottloſen, und richtet, die Chriſti Vertreter in Bann gethan, und in ihrem Hochmuth vermeinen ſie, ſie hätten deſſen nicht zu achten. Der grüne Grund, auf dem er ſtarb, heißt itzt der Kaiseranger. Gehet nach München und ſchauet zu, ob er noch grün iſt. Das Gras verdorrt, wenn es aufwächſt. Unfern ſteht ein Kloſter, das heißt Fürſtenfeld. Alſo fällt der Fürſt der Welt, der dem Fürſten der Ewigkeit nicht gehorcht. Das Gericht, Ihr Bürger, geſchahe am eilften October in der Mittagsſtunde im Jahre des Heils 1347."

Abermals hielt der Mönch wie erſchöpft inne. Aber ſeine Blicke ſtarrten nicht mehr ins Leere, er ſchaute verſenkt vor ſich nieder, als ſammle er aus den Grüften der Verdammten neue Flüche für die Lebendigen. Es war ſtill wie vorhin; nur einzelne Weiber ſchluchzten.

„Deine Hand iſt ſtark. Dein Athem iſt ein Sturmwind, wenn du die Böſen vertilgeſt; dein Blick iſt ein Feuerſtrahl, der Städte verſchlingt, wenn du zürnſt. Wie lange willſt du zaudern, bis dein Gericht vollendet iſt!" So hub er von neuem an, langſam die Arme ausſtreckend, bis ſie wie Meilenzeiger gen Himmel ſtanden, und die Finger der

Hände ſchienen wie Flammen das Gewölbe der Kirche berühren zu wollen. — „Gott Zions, iſt denn deine Langmuth unerſchöpflich! Soll der Fluch nur halb erfüllet ſein? Soll der Zweifel der ſündigen Erdenſöhne, der wie der Wurm nicht ſtirbt, neue Atzung finden dadurch, daß dein Gericht ſo lange währt! Beten denn die Heiligen an den Schemeln deines Thrones nicht täglich zu deinem Zorne, daß er ſich in ganzer Fülle und Herrlichkeit entlade, als ein Gewitterſtrom nach ſchwülen Wochen über die durſtende Erde? Erbarme dich der Gläubigen und Guten, ſo wenig ihrer ſind; du erbarmteſt dich ja auch des Noäh in den alten Tagen, und retteteſt ihn durch die Schleuſen des Himmels, die du über die Gottloſen auftbateſt, von ihrer ruchloſen Gemeinſchaft. Herr Zebaoth, wir rufen dich, wir flehen mit Zittern, höre uns, daß wir nicht verkommen unter den Rachen der Keger, daß unſere Reinheit nicht befleckt werde durch die Berührung der Ausgeſtoßenen. Wann? wann wird er wiederkehren, der eilfte October?“

Seine Arme zitterten, er ſchaute nach links, nach rechts. Sein Geſicht war itzt ſo Bewegung, als es vorhin Stein war. Er lehnte ſich weit über die Kanzel, und breitete ſegnend die Arme aus:

„O Beter! Beter!“ nicht mehr, klang es wie

Donner der Orgel; es war eine gedämpfte, tief bewegte Stimme. Als ſenke ſich das ſchwere Gewölbe auf ihn und die Verſammelten, und gedrückt hauchte er es ihnen zu: „Betet mit mir, Ihr Chriſten denn es iſt an der Zeit. Den Sünden iſt ihr Maaß gemeſſen, Ein Land, das in Gottloſigkeit verkehrt, und jeder Schritt iſt ein Schritt in der Sünde, über ein ſolches Land kommt das Verderben, man ſieht es nicht, und es iſt da; es war heute Tag und morgen iſt Nacht. Soll ich Euch malen, wie Aegypten heimgeſucht ward, oder Ninive zitterte, weil das Volk nicht hörte auf die Stimme der Propheten? Nein. Denn was ſind die Sünden Ninive's die Gräuel Sodoms, die Eitelkeit und Thorheit von Pharaonis Kindern gegen die Schuld, ſo auf dieſer Mark Brandenburg laſtet! — War in jenen Ländern das Kreuz des Herren erhöht, predigte ein Diener der heiligen Katholiſchen Kirche, klang die Stimme des heiligen Vaters den Völkern zu den Ohren? — O, Ihr Andächtigen, wäre ihnen das Heil wiederfahren, ſie hätten ſich gekreuzt und zu Boden geworfen, ihre Gewänder zerriſſen, hätten die Haare und die Bruſt mit den Nägeln zerfleiſcht. Solches Heil wiederfuhr nicht dem Lande der blinden Heiden. Aber dir Brandenburg wiederfuhr es, und wie hörteſt du auf die Stimme des Herrn? Wie

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04011/027

begegneteſt du ſeinen heiligen Prieſtern? — Geſchlachtet haſt du einen heiligen Abt vor ſeinem Kirchthurme, zerriſſen den Geſalbten, und einen Scheiterhaufen gerichtet, und verbrannt ſeinen Leichnam. Wehe dir Berlin! die Steine ſchwitzen Blut, die Mauern beben vor Angſt, die Kirchthürme wanken; die Wolken eilen über ſolche Stadt fortzuziehen. Und was thaten Bürgerſchaft und Rathmannen? Erbebten ſie in ihrem Innerſten! fingen, griffen ſie die Thäter, brannten und räderten ſie die Frevler, zogen ſie aus in Sack und Aſche, pilgerten ſie nach allen Heiligenſchreinen, lagen ſie Wochen, Monde, Jahre lang vor den Füßen Sanct Peters, daß er die Stadt in ſeiner Gnadenfülle losſpreche? — Nein. Sie ſchirmten und ſchützten die Frevler. Aber das Land, bebte das, wie vom Donner gerührt, wie in einem großen Hauſe, wo viele zuſammen leben, und Einen befällt die Peſt? Da ſcheuen ſie vor ihm, beſprengen ſich, und laufen fort, als weit ſie können. Scheueten, ließen ſie ſo vor den Bürgern Berlins? Zogen ſie eine Mauer um die verpeſtete Stadt? — Nein. Sie verkehrten mit ihr, handelten und tauſchten, heiratheten und trieben Kurzweil. Mehr als das — ſie waren gleichgültig. — Nun du Gott Zebaoths, du warſt langmüthig, du ließeſt ſie ſtrafen durch Bann und Interdict, daß ſie zur

Beſinnung kämen. O, es iſt ſchrecklich, wo die Glocken verſtummen auf den Kirchen, als höre Gottes Stimme auf, zu dem Menſchen zu reden. Kein Weihrauch duftet in den Kirchen, keine Meſſe wird geleſen, keine Klingel ſchallt. Kein Prieſter auf den Gaſſen mit dem Allerheiligſten. O Chriſten, denkt Euch das, faßt es in Eurem Gemüthe; keine Sacramente werden gereicht dem ſündigem Büßer, der ſich nach der Beichte ſehnt; die Stüble ſind geſchloſſen, kein Ohr neigt ſich zu ſeinen Lippen. Frohe Brautleute, ſie bitten um den Segen der Kirche; des Prieſters Mund iſt verſiegelt. Die unſchuldigen Kindlein wachſen auf, eintreten möchten ſie in den Bund der Chriſtenheit; denkt Euch den Schmerz der Eltern: kein Prieſter der ſie firmelt! Und die armen Sterbenden, ſo die Hände ausſtrecken nach der letzten Oelung. Ihr letzter Todesſchrei, er verhallt umſonſt. Der Franziscaner, der ſich ihrer erbarmt, der zu ihnen ſchleicht auf nächtlichen Stegen, ohne Oberknaben, ohne Weihkeſſel, er trägt die Monſtranz verhüllt unterm Mantel. Chriſten! denkt euch die Monſtranz verhüllt, und der arme Mann muß Gott bitten, daß er keine Sünde begeht! — Herr der Barmherzigkeit, das rührte doch ihre verſtockten Herzen!"

Aus hohler Bruſt lachte der Mönch. Es klang

fürchterlicher durch die Gewölbe wieder, als vorhin seine Donnerstimme.

„Ei nicht doch. Sie sind guter Dinge und lustig als zuvor. Durch die zerstörten Kirchen heult der Wind, in den verbrannten Klöstern nistet die Dohle, über den zerstörten Kapellen wuchert die Nessel. Sie kümmert nicht das aufzubauen, was die Heiden zerstört. Schaaren von Priestern ziehen barfuß, bettelnd, frierend durchs Land. Ihre Pfühle, drauf sie den Kopf legen, der Stein; ihre Decke, damit sie sich wärmen, Schnee und Wind. Wer nimmt sie auf, da sie klopfen? Wer wärmt sie, wer speist sie, wer führt sie? Ist da kein Herr im Lande, der sich ihrer erbarmt? — Keiner! Keine Stadt, wo die Frömmigkeit noch zuhaus ist? — Keine! Sie saufen und schmausen und füllen sich den Bauch und rufen: unser Markgraf ist ein Ketzer als wir, er ist gebannt und geflucht als wir! Kümmert Euch nicht um den Tag, der morgen kommt. Laßt uns lustig bleiben, es ist Höllensabbath im Lande.

„Nun Herr! so öffne denn deine Schleusen, aber nicht Wasser gieße aus, das ist zu schwach, deine Feuerströme sende nieder, wegzubrennen die Schande und den Frevel. Nichts soll bleiben, denn Kohle und Asche von der Rotte Kora, den Söhnen Amalek; laß die Flamme auch fressen den Boden,

drauf ihre Füße getreten; die Erndte iſt reif. Es iſt nichts zu verderben.

„Und Du bleibſt ſtill. Sendeſt keine Zeichen, daß Du Deinen Diener hörſt!“ ſo hub er abermals an, indem er wie in Verzückung des Schmerzes die Arme wieder aufhob und die Hände klammerte. „Erbarme Dich der Wenigen, der Lämmer unter den Wölfen. — Ja, Du biſt gnädig. Du willſt nicht, daß Alle verderben um den Einen. — Aus ihnen ſelber ſoll der Rächer aufſtehn? — Aber ich predige und ſchreie ja und ſie bleiben taub. Sie wiſſen alles, ſie ſehen alles und bleiben gleichgültig und legen die Hände in den Schooß. Dort, ſiehe die Rathmannen dieſer Stadt, dort die Ritter, die Meiſter, die Bürger, wo hebt Einer ſeinen Arm der Kirche und Dir zum Dienſte? Meine Stimme wird heiſer, ich kann nicht mehr. Sprich Du zu ihnen, ihr Gewiſſen zu erwecken. Zeige ihnen den Engel, auf einem weißen, leuchtenden Roſſe, der ſie führe zur Schlacht wider den Ketzer; ein Engel muß es ſein, Herr, denn einem Menſchen trauen ſie nicht. Unter allen Lebendigen in Brandenburg keiner, der es wagt den Arm zu erheben wider Deine Feinde.“

Schräg gegenüber der Kanzel ſaß auf dem Hochchor ein ſchönes Weib. Ihr Mieder von violettem Sammet mit Goldketten und Spangen reich ver-

ziert, umſchloß nur knapp den vollen Buſen. Sie war kein Bürgerweib; auch für die von den Geſchlechtern war ſie zu reich und üppig gekleidet. Du hätteſt ſie leicht heraus erkannt, denn alle Frauen ſaßen mit geſenkten Häuptern, und zitterten oder hielten ihr Tüchlein vor den Augen. In ihren ſchwarzen großen Augen ſaheſt du keine Thräne, vielmehr etwas von Ungeduld, auch Stolz; ſie wußte Beide nicht wohl zu bergen. Sie warf ihre Blicke umher, ſchien's doch um zu ſchauen, was Wirkung die Rede hervorbringe. Auf ſie ſelber hatte ſie keine; denn wenn ſie ihr Tüchlein vornahm, war es nicht um die Augen, ſondern den Schweiß zu trocknen, der von Stirn und Nacken perlte. Es war ſehr heiß.

Dieſe ſtolze Frau, als itzt ihr Blick und der des Mönches ſich begegneten, fiel nicht in Ohnmacht, auch erſchrak ſie nicht vor dem hohlen Auge und dem Geiſtergeſicht; ſie blinkte ihm vielmehr zu, unmerklich vor den andern, er aber merkte es. Und zugleich wies ſie mit dem kleinen Finger ſeitwärts auf die hohen Chorfenſter. Was Keiner in ſeiner Herzensangſt gewahrte, ſahe ſie, daß das Licht drauſſen fort war, und dunkel ſchwarz ſah es hinter den Scheiben. Die Schwüle kam nicht davon allein, daß die Kirche voller Menſchen war, ſondern ein Ge-

wölke ſtand über der Stadt. Der Mönch blickte auch ſeitwärts, und als ob er ſie verſtände, ſah er auf das Weib und ſenkte dann die Augen.

Nun war es als ſinke er von einer Verzückung getroffen, zu Boden. Er kniete nieder und lehnte das Geſicht auf das Pult. Eine ſchreckhafte Stille, die viele Minuten dauerte. Es ward dunkler und dunkler in dem Schiff; den unten Sitzenden dämmerten nur noch die Gewölbe über ihren Häuptern, die oben ſaßen unterſchieden nicht mehr die Köpfe derer zu ihren Füßen. Ein dumpfes Geräuſch bebte durch die ſchwere Luft und die hohen Fenſter zitterten. Da richtete ſich das blaſſe Antlitz noch einmal auf. Noch einmal hob er die Arme, und den Ton hatten ſie noch nicht vernommen. Kein Donnerorgeln, kein heiſer Aechzen; wie wenn der Sturm, in Gewölben gefangen, eine Pforte ſprengt und nun voll, kräftig, ein Strom, der alles mit ſich reißt, hervorbrauſt, ſo klang des Mönchs Stimme:

„Halleluja! Gott Israels, du hörſt dein Volk. Unter den Lebendigen iſt keiner. Deine Poſaunen rufen die Todten! O, lauter, Herr! Ein Zeichen ihnen, daß das Fell über ihren Ohren ſprengt, die Haut über ihren Augen bricht!“

Ein dumpfer Donner rollte über den Häuptern, und zugleich brachen die Wolken, ein Unwetter hub

an. Platzregen und Hagelschauer schlugen und hämmerten auf das Dach der Kirche und peitschten gegen die Fenster.

Wer da in die Herzenskämmerlein hätte blicken mögen! Die da schluchzten, schrien jetzt auf; die da starr gesessen, wie von Stein und Erz, bebten. Es war auch entsetzlich wie eine Nacht vor dem jüngsten Tage. Das Gewitter entlud sich, aber es wurden viele Gewitter, so dicht über der Stadt, daß die Wolken an den spitzen Dächern ihre Bäuche ritzten. Von der Stimme des Predigers hörte man nichts. Es war ein rollender Donner, ein Wasserschwall, der gegen die Scheiben klatschte und niederfloß. Aber wenn ein Blitz die Nacht erhellte, dann sah man das bleiche Gespenst auf der Kanzel mit aufgerissenem Munde, mit leuchtenden Augen, mit den Händen arbeitend in der Luft.

„Sprenge die Todespforten! Oeffne die Grüfte! Sende uns ihn den Ersehnten, den Fürsten des Volks! Ich sehe ihn, Herr, durch die Schauer deiner Nacht, durch den Dunst der Gräber. Er regt sich, er stürzt aufs Volk, er ist's dein größter Fürst. Jetzt, jetzt — krache Thor des Grabes, hebe dich Leichenstein! —"

Das hörten noch Alle. Der Mönch sprach es in einer Zwischenpause wo ein Donner auslief.

Aber itzt zuckte ein Blitz, oder waren es drei, fünf, zehn Blitze zugleich, denn durch alle Fenster flammte es im selben Augenblick, und eine Helle blendender als des Tages Licht ergoß sich durch das Innere der Kirche. In alle Winkel drang es, hinter die Pfeiler, in die Blenden, bis an die äußersten Spitzen der Kreuzgewölbe und zugleich auf die Fliesen des Bodens, daß die dort Stehenden unwillkührlich hinab schauten, als wolle das Feuer ihre Füße versengen, und in die unterirdischen Grüfte dringen. Und mit dem Blitz zugleich entlud sich ein furchtbarer lang aushaltender Donner, er rollte über den Köpfen, er rollte unter den Füßen. Die Fenster klirrten, die Pfeiler zitterten, die Gewölbe wankten, der Boden unter ihnen dröhnte. Der Schlag, der nieder fuhr, sausend, pressend, krachend, — jeder fühlte ihn, so nahe war es, — konnte hundert Thüren aus ihren Angeln heben, hundert Grabgewölbe sprengen, hundert Leichensteine fortwälzen. Die Weiber schrien, die Männer hielten die Hand vor die Augen. Betäubt Alle, und doch hörten Alle die entsetzliche Stimme des Mönches: „Er ist da!"

Das hatte er mit emporgehobenen Händen, auf den Zehen stehend gerufen; dann war er wie von einem Schlage getroffen, zusammen gesunken. Wer hatte Augen das zu sehen! Es war ein Aufruhr,

als man ihn in einer Kirche selten erlebt. Feuer! schrien sie draußen, und drinnen schrien die Weiber. Eine lag in Ohnmächten und die Andere rief um Hülfe. „Er kommt, er ist da!“ und die Eine dachte der Erbfeind; die Andere, ich weiß nicht was. Die Männer riefen da nach dem Sigristen, nach den Kirchenwärtern, und dort schrien sie: „Um Gottes Erbarmen! Ihr erdrückt uns.“ Es war nicht mehr blaues Schwefellicht, eine rothe Flamme zuckte durch das Kirchenfenster „Es hat eingeschlagen, es brennt!“ „Die Todten stehen auf!“ wimmerten ein Paar alte Mütterchen auf ihren Knien liegend und rangen die Hände. Es hätte sie Niemand fortgebracht, auch wenn die hellen Flammen in die Kirche schlugen. „Oeffnet! öffnet!“ riefen die Aeltermänner. Wer sollte öffnen wo das Thor weit auf war; aber die Masse, die hinauswollte, verstopfte den engen Eingang, und von draußen schlugen Ströme Regens herein. Da rannten aneinander und stießen sich, die vorwärts und zurück wollten, die den armen Weibern Hülfe brachten und die nur an sich dachten. Wie manche ward getreten, wie mancher kostbare Mantel von den Schultern gerissen, wie manche Pelzhaube kam unter die Füße. Die Mütterlein beteten und schrien: „Das ist die Sünde der Welt!“ die am Fenster riefen: „Des Böttchers Haus brennt! Ret-

tet, rettet!" Es wußte keiner aus und ein, und die Glocken stürmten, ohne daß sie einer zog, und die Orgel tönte, ohne daß ein Finger drauf war.

Das schöne Weib im violetten Sammetmieder auf der Emporkirche war aufgestanden und sahe zu, als wie man einem Schauspiel zusieht, das uns gefällt. Alsdann, da sie Luft an dem einen Seitenpförtlein sah, stieg sie über zwo andere Frauen die hinter ihr ohnmächtig lagen hinweg, winkte den Edelknaben die unsern vom Pfeiler standen, und schritt ruhig nach dem Ausgang.

.....

Fünftes Kapitel.

Die Gräfin und der Prälat.

Das Haus, wo der Blitz eingeschlagen, stand wohl in hellen Flammen, doch der Regen hinderte, daß der Brand weiter um sich griff. Das Feuer war bewältigt; doch der Himmel grollte den ganzen Tag, und die Luft wurde nicht rein. Es zogen immer neue Wolken herauf, und kaum, daß die Sonne hell geschienen, und, wie sie sagen, Wasser gesogen, so ward es wieder schwarz, Gewitter entluden sich um Gewitter, und die abschüssigen Gassen flutheten von stürzenden Bächen. Dazu war's Frühling. Die Luft drückt den Menschen nieder.

In den Häusern, den großen und kleinen, wurden die Köpfe zusammengesteckt, und an ihren Mienen sah man, es galt nichts Kleines. Und wenn die Regenschauer nachgelassen, besuchten sie Einer den Andern, und in den Schenken und Kellern war viel Gedränge. Der Predigt des Kapuziners verdankten's die Wirthe, daß sie ein Faß um das andere bis auf den Grund zapften.

In der Altſtadt, nicht fern wo es nach der Dominſel geht, ſtand ein Haus, nicht viel größer als die andern, aber das Holzwerk war zierlicher geſchnitten und bunter geſtrichen. Farbige, ſchwere Vorhänge waren hinter den Fenſtern, und Blumen, die im Lande ſelten ſind, ſtanden auf Brettern davor, itzo mit tauſend Perlen bedeckt, die der Regen daran gelaſſen. Auch der Klopfer war von blank geſcheuertem Metall, und über das Pförtlein wölbte ſich ein Bogen von gehauenen Steinen, als wie eine Blende, darin man untertritt von der Straße, wann es regnet, ohne daß die Pforte geöffnet wird. Auch außer anderm Zierrath waren zween Sitze von Stein zu beiden Seiten darin angebracht. In Summa: es war ein Haus, in dem kein Gewerb getrieben ward; und desgleichen mochte es nicht zu ſtark bewohnt ſein, vielleicht auch nicht allzeit im Jahre, denn Gras wuchs vor der Schwelle. — Mancher Herr und Prälat von draußen hatte in der Stadt Brandenburg, die dazumal noch die fürnehmſte in den Marken war, ſein Wohnhaus, das ihm eigen gehörte; er zog aber nur Winters hinein mit den Seinen, oder wenn Landtage ausgeſchrieben, oder die Zeiten unruhig waren, daß man nach Schutz hinter dicken Mauern ſuchte. Nach ſolchem Aufenthalte eines vornehmen Herrn ſah es auch

im Innern aus. Zierlicher noch als prächtig waren die kleinen Zimmerlein; heimlich genug mit der niedrigen Decke und den geschnitzten Thüren. Die Polster der Armſeſſel waren mit ſchwerem Zeuge überzogen, und reiche Decken aus Brügge und Gent lagen über den Dielen und auf den Tiſchen. Dazu ſtand mancherlei artiges Geräth umher, wie man's in den Bürgerhäuſern nicht findet, ſo Käſtchen mit dem allerſchönſten Schnitzwerk und ausgelegt mit Elfenbein. Die Crucifixe in den Blenden und auf dem Betpulte, das aber im Winkel etwas dunkel ſtand, waren ſogar mit Gold und Edelſteinen ausgelegt.

In dem Eckzimmerlein, das tiefer war als breit, und die hintere Seite nach dem inneren Hauſe zu war dunkel, hingen an den Wänden allerhand Schildereien. Ueber einem Ruhebett in der Mittelwand aber fiel Jedem auf das Bruſtbild eines jugendlichen Ritters. Wer ihn einmal im Leben geſehen, erkannte ihn wieder. Aber dem Bilde, das Markgraf Ludwig vorſtellte, war arg mitgeſpielt worden. So viel Schrammen hatte das Geſicht, und war's, als ob Jemand muthwillig mit naſſen Fingern quer über gefahren ſei. Auch, und das war gewiß das allerſeltſamſte, Stecknadeln ſtaken darin, und gerade auf der Bruſt ſelbſt, daß man glauben mögen, als brauche es Einer zum Nadelkiſſen.

Das ſchöne Weib im violetten Sammetmieder, das wir in der Kirche ſaben, trat ein. Sah ſie ſchon ſtattlich und vornehm aus dort unter den hohen Gewölben, wie erſt hier unter der niedrigen Decke. Die Joſe nahm ihr den naſſen Mantel ab, und ſie athmete ſchwer auf nach Luft, denn es war ſehr heiß. Dann neſtelte ſie ſich auch das Mieder auf, und ſteckte das feine weiße Bruſttüchlein los. Als die Joſe aber fort ging, bohrte ſie die Nadel, ſo die Krauſe gehalten, in jenes Bild, und gerade da, wo das Herz iſt. So ſchön die Frau war, in dem Augenblicke wärſt du vor ihr erſchrocken. Ein ſo häßlicher Zug ſpielte um ihre Lippen, zu ſo böſem Lächeln verzog ſich ihr ganz Geſichte, und, man kann ſagen, ſo funkelten auch die Augen, die nun ganz klein wurden.

„Das trifft und wird haften," ſprach ſie.

Dann warf ſie ſich auf das Lager, und auf ihrem vollen Arme ruhend, ſtützte ſie das Haupt. Ja, es war ein ſchönes Weib, wer ſie da belauſcht hätte. Nicht mehr in erſter Jugendfriſche, aber ſtolz und hoch gewachſen; ein Körperbau, als man ihn unter Frauen hier nur ſelten ſieht. Da war Leben in jeder Muskel, und dieſe Lebenskraft ſcheuchte die Runzeln ab, die ſich hätten melden mögen. Auf der hohen Stirn ſpielten große und ernſthafte Gedanken,

ſo die Augen verfolgten, die auf einen Fleck ſtierten; und die rothen vollen Lippen, ſchwellend von dieſen Gedanken, arbeiteten in lautloſen Worten. Bisweilen aber zückte in dem Ernſt etwas von wilder Luſtigkeit, ja von Schelmerei blitzte in den Augen, und ſie lachte auf. Das war aber nur vorübergehend; der bittere Ernſt lauerte immer wieder auf dem Geſichte, und wenn ſie jetzt das Schoßhündchen zu ſich herauf lockte und mit ihren ſchönen Händen in ſeinen weichen Haaren ſpielte, ſo ſtieß ſie es gleich darauf, gedankenlos, von ſich. Die Frau fand alles eher auf dem Ruhebette, als Ruhe. Es mußte immer heißer werden im Zimmer, denn ſie riß immer weiter am Mieder und fachte ſich faſt ungeſtüm mit dem Pfauenwedel an.

An die verhangene Thür in der Tiefe des Zimmers klopfte es leiſe. Sie führte in das daran ſtoßende dunkle Gemach, wie man es in alten Häuſern findet. Unſere Vorfahren meinten, ſie brauchten zu ihren Schlafzimmern nicht Licht und Luft, deren ſie bei Tage im Freien ſo viel genoſſen, daß ſie's in der Nacht nicht dunkel und warm genug haben konnten. Vermuthlich führte von dieſem Schlafgemach eine Thür zu einer Hintertreppe; denn auf ihr „Herein!" öffnete ſich leiſe die Thür, und ein Beſuch trat ein, der dieſes Weges gewohnt

ſein mußte. Ein Mann in mittleren Jahren, nicht groß, aber wohl beleibt, deſſen glänzendes, wohlgefälliges Geſicht den geiſtlichen Herrn auf den erſten Blick verrieth. Nachdem er die Thüre leiſe wieder geſchloſſen, neigte er Stirn und Lippen aus dem Weihbecken in der Blende, kreuzte ſich vor dem Marienbilde und murmelte den Engliſchen Gruß. Es war alles ſchnell und mit leichter Anmuth abgethan, als er ſich eben der ſchönen Frau näherte; und die ſchien durch ſeinen Eintritt weder überraſcht noch aufgeregt. Vielmehr blieb ſie, als ſie war, und nickte ihm nur mit dem Kopfe. Er nahm auf einem Armſtuhl Platz, den er ihrem Kopfende nahe rückte.

„Was Neues, Dechant?“ fragte ſie.

„Ein Domherr und ein Dominicaner aus Havelberg ſind angekommen.“

„Pfaffen, und nichts als Pfaffen,“ entgegnete die ſchöne Frau. Kann man denn nichts in der Welt ohne ſie ausrichten?“

Er zuckte die Achſeln: „Ihr habt es geſehen, ſchöne Gräfin, an Kaiſer Ludwig, wie ſchlecht ein Spiel geht, wo ſie nicht helfen. Die deutſchen Fürſten mögen, ſo viel ſie wollen, erklären, als ſie zu Renſe thaten, daß das Reich ohne Rom beſtehen ſoll, die Geiſtlichkeit iſt es doch, durch deren Hände alles geht.“

„Und wie viel bleibt in ihren Händen ſitzen?“

Er bemerkte es nicht oder wollte es nicht bemerken: „Der Herr erhalte nur unſern frommen Kaiſer Karl, und ſchenke ihm Weisheit!“ —

„Mir däucht, er iſt ſchon klug genug, daß Ihr um anderes für ihn bitten könnt. — Was bringt der Havelberger?“

„Er hat unterwegs gehört, der hochſelige Markgraf Woldemar ſei wieder im Lande geſehen worden.“

„Nur keine Geſpenſtergeſchichten mehr, fiel die Gräfin ein. Wir bedürfen wahrhafte, lebendige Menſchen.“

„Und als ſolcher lebendiger Menſch, wie Ihr verlangt, ſei er zurück gekehrt aus dem gelobten Lande. Ja, die Leute ſprechen wunderliche Dinge. An allen Ecken, in allen Schenken ſtecken ſie die Köpfe zuſammen.“

Sie richtete ſich raſch auf: „Die Predigt war viel zu lang. Man ermüdete ja. Verwünſchungen und immer wieder Verwünſchungen!“

Der geiſtliche Herr, der mit den Händen vor ſich im Schooße ſpielte, indem er die Daumen um einander drehte, warf ihr einen ſchlauen Blick unter ſeinen buſchigten Brauen zu: „Die Predigt war für's Volk, nicht für vornehme Frauen, ſo ihre Gottesfurcht in die Kirche führte.“

„Immer doch zu gedehnt, immer kam daſſelbe wieder.“

„Den gemeinen Leuten kann man daſſelbe nicht oft genug ſagen, bis ſie glauben. Es ſchlug ein.“

„Weil ein Gewitter kam.“

„Nehmen wir denn das als ein ſichtliches Zeichen des Himmels, daß es unter Donner und Blitz mit dem Regiment des Ketzers zu Ende geht. Wer verdiente auch mehr ſolche offenbare Strafgerichte des Himmels, daß die eigne Hand ihm treulos wird, und die eigne Lippe wider ihn zeugt, als der ſo leichtſinnig Schwüre brach, und ſo ſüße Schwüre, die ſelbſt ein unvernünftiger Heide halten müßte.“

Das war ſehr ſalbungsvoll und ſüß geſprochen. Als er aber die Hand der Gräfin faſſen wollte, um ſie an die Lippen zu führen, ſchlug ſie ihm mit dem Pfauenwedel auf den Kopf.

„Ernſt, hochwürdiger Herr! Was ſoll's? Was giebt's? Was führt Euch her? Zum Scherzen iſt nicht mehr Zeit, ich bab's Euch geſagt. Nicht mehr Reden, Ahnungen, Flüche, Prophezeihungen; Heere will ich ſehen, Männer. O wie die Männer langſam ſind, in deren Blut keine Liebe und keine Rache glüht!“

„Schöne Frauen vermögen viel, entgegnete er. Aber wenn Ihr mit Eurem kleinen Fuße auch noch

ſo auf die Erde ſtampfet, gebarniſchte Ritter wachſen nicht auf. Um ſüßen Minneſold diente mancher in der guten alten Zeit, heut zu Tage aber wollen ſie Beute, Gold, Land und Güter vor ſich ſehen. Die muß man ihnen deutlich zeigen, urkundlich verſchreiben, mit Gränzen, Renten und allem, was ſie eintragen. Sie müſſen nachrechnen, ob ſich eine Rüſtung darum lohnt. Nur auf die Art bringt man Heere im deutſchen Reiche zuſammen. Das will Zeit und Weile, geſchickte Unterhändler, vertraute Boten. Selber muß man rechnen, ob der Zweck die Mittel lohnt."

Sie blickte ihm ſcharf in's Geſicht: „Iſt Eure Rechnung noch nicht fertig?"

„Sie iſt's, ſo hoffe ich, mit Gott," entgegnete er, und zwang die lächelnde Miene wieder zum Ernſt.

„Was hat Gott damit zu thun!" rief ſie, ſich aufrichtend, und mit einer zürnenden Stimme; aus der war das Spiel des Scherzes fort. „Habt Ihr dem auch ſein Theil ausgerechnet, was auf ihn fällt?"

Der Dechant blickte inbrünſtig in die Höhe. „Seine Kirchen und Altäre werden wieder aufgerichtet, chriſtliche Zucht und Ordnung ſollen heimkehren, die Prieſter werden wieder zu ihren Rechten und Gebühren kommen." —

„Daran, mein Freund, haltet Euch, unterbrach ſie ihn. Aber Gott laßt aus unſerm Spiele; wir haben Verbündete genug. Und wäre noch für Einen Platz, bei Ihm! es wäre ein ganz anderer."

„Des Herren Wege ſind wunderbar!" wollte der Geiſtliche fort fahren, aber ſie ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Wahrhaftig, ſie ſind's. Daß ſo viele Herzöge, Grafen, Biſchöfe, die der Teufel ſelbſt für ehrlich hält, ihn um ſeine gute Meinung betrügen."

„Man muß unterſcheiden, ſagte er. Was zu einem gottſeeligen Zwecke unternommen wird —"

Sie lachte hell auf. „Den gottſeeligen Zweck, Bruno, behaltet ganz für Euch. Ich will nichts davon haben. Laßt Euch ein Hintertürchen für die Beichte. Ich will nicht mit durchſchlüpfen. Aber mir iſt ſo ſchwer und angſt zu Muthe. Die Luft drückt mich, als wäre der ganze Himmel eine Säule die auf meinem Herzen laſtet. Ich möchte die Bruſt ſelber mir aufreißen nach Friſche. Nach einem Schlachtfelde verlangt mich, nach einer hellen, offenen Schlacht. Wäre ich jetzt ein Mann!"

„Dem Himmel Dank, daß die ſchöne Mathilde das wenigſtens nicht war. Uns fehlte ſonſt unſer kühnſter Bundesgenoß.

„Pfaff! rief ſie und ihre Augen funkelten unheim-

lich. Doch, was iſt's! Ich war ein Weib, und bin's, ein verletzt, zerriſſen, racheglühend Weib. Aber ich will — Genug davon, ich bin Euch verſchrieben, Ihr ſeid es mir. Wir wollen daſſelbe."

„Und das Werk wird gelingen", ſagte der Dechant mit Nachdruck.

„Wird es?"

„Ein Weib erſann den Plan."

„That ich's! — Ich rühme mich nicht des Einfalls. Er iſt ſo grob, plump."

Der Dechant, der ſeine Ruhe behalten, ſah ihr mit zuverſichtlichem Lächeln in's Geſicht: „Wo ſie eine Komödie vorſtellen, müſſen die Actores die Sprache reden, welche die Leute verſtehen, vor denen ſie ſpielen; item das ihnen verführen, was ihnen lieb iſt. Gräfin, wer das den Leuten zeigt, und wär's das Allerunglaublichſte, man glaubt ihm."

„Kann das Einer glauben?"

„Einer nicht, aber Viele. Wenn der Eine hört, daß Viele es glauben, glaubt er auch."

„Aber man hätte es feiner anlegen ſollen."

„Mit nichten. Was das Volk glauben ſoll, kann nicht grob genug ſein. Was überraſcht, muß man nicht feilen und putzen. Was wirkt mehr, ein Gewitter am Abend, nach dem der ganze Tag ſchwül war, oder wenn das Wetter plötzlich, man weiß

nicht woher, kommt, und der Blitz schlägt aus heiterem Himmel nieder? Luft und Boden sind uns günstig. Das Volk wünscht, sehnt sich, daß die Todten auferstehen. Es wäre grausam gegen das gute Volk, ließe man sie im Grabe. Glaubt mir, sie werden glauben; der Glaube wird wachsen, wie der Schneeball in den Bergen, der reißt, einmal in's Rollen gebracht, Häuser und Weiler mit sich. Es ist kein Widerstehen mehr, und die Sache macht sich von selbst.".

Die schöne Frau hatte ihn ruhig ausreden lassen. Dann traf ihn einer ihrer feinen stechenden Blicke, vor dem der feine Mann die Augen niederschlug:

„Das für die Anderen. Was nun für mich?"

„Ihr wißt Alles."

„Was Ihr mir nicht verschweigen könnt; kein Wörtlein mehr. Mir ist's, als kenne ich dich, seit Methusalem geboren ward. Was mir! Was soll ich? Diese Falte über den Brauen bedeutet, du weißt etwas, was ich nicht wissen soll, oder du willst etwas, was ich nicht wollen darf. Zum Predigen kamst du nicht. Wollt Ihr es aufgeben? Wird nichts daraus? Heraus damit!"

„Das Gott verhüte! Es ist nichts von Wichtigkeit. Der Bruder Anselm — "

„Was geht mich der Mönch an? sagte die Gräfin. Gebt ihm Geld und laßt ihn laufen.“

„Er ist so mager, und schwach auf den Füßen, vom Fasten, Brüten und Studiren. Er käme nicht eine viertel Meile über das Weichbild.“

„So laßt ihn sitzen, wo er ist.“

„Das denke ich auch.“

„Genug, ich will von dem Mönche nichts mehr wissen. Das ist Eure Creatur. Er predigte wie ein Rasender, nicht wie ein Mensch.“

„Er hat so gepredigt, fuhr der Dechant fort, daß Bürgermeister und Rathmannen beschlossen haben, sie wollen ihn faben und verstricken lassen.“

„Nichts weiter!“

„Er hat zum Hochverrath gegen den Landesherrn aufgereizt. Mit diesen Bürgerherren ist nicht scherzen. Die Büttel laufen schon durch die Gassen, und aus den Thoren kommt er nicht mehr.“

„Mögen sie ihn fangen, sie dürfen ihn doch nicht richten.“

„Er hat freilich die Tonsur.“

„Sie bringen ihn vor Euren Bischof, klagen, das Kapitel untersucht und Ihr sprecht ihn frei.“

„Meine Brüder, die Domherrn, lieben nicht grade die vagierenden Mönche. Es sind Wildschüt-

zen, die auf ihrem Reviere jagen, und wir lieben das Wildpret ſelbſt."

„Meinethalben richtet ihn. Deſto beſſer, ſo wird er ein Märtyrer."

„Und wir Heiligenverfolger! — Im Ernſt geſprochen, Gräfin, wir durften nicht in's Spiel. Aber verſteckt mußte der Menſch werden. Es war durchaus nöthig. Er kann ſehr gut ſprechen, aber ſehr ſchlecht ſchweigen. Im Rauſch der Raſerei könnte er alles ausplaudern. Es war die höchſte Gefahr. Und, daß ich's ſage, darum bin ich hier. Ich wies ihm in Eurem Hauſe einen Schlupfwinkel."

Ein rother, heller Zornſtreifen flog über ihre Stirn: „Bei der Jungfrau, das iſt frech! Wer gab Euch die Erlaubniß. Bei mir, der Schweſter der Grafen von Ruppin, ſollen ſie ihn finden, in meinem Hauſe! Nimmermehr. Ich will frei bleiben aus Euerm Spiel, frei, ganz frei. Handeln will ich, wann die Zeit kommt; die kleinen Künſte überlaſſe ich den Pfaffen."

„Und auch das große Opfer! murmelte der Dechant, während ſie unruhig im Zimmer auf und ab ging, Worte und Blicke des Zornes ſchleudernd. Er ſtand ruhig, die Augen zu Boden geſenkt. Ein Gewitter muß man austoben laſſen; aber das Lä-

cheln um ſeine Mundwinkel verrieth, daß er ſchon den klaren Himmel ſah.

„Grade weil die Grafen von Ruppin, in ihrem traurigen Irrwahn, halsſtarrig an dem ketzeriſchen Baiern halten, wird man am wenigſten im Hauſe ihrer erlauchten Schweſter, der Gräfin von Nordheim, nach dem Kapuziner ſuchen. Und ſuchte man, man wird ihn nicht finden. Der Hausmeiſter hat ihn in das Kämmerlein über dem —

„Er iſt ein Toller! Er bricht los, verräth mich, ſich.“

„Wenn man in einen Speicher mit Flachs Feuer thut, kann man freilich nicht beſtimmen, wie weit es brennen ſoll, und dem Feuer zurufen: Nun höre auf, Flamme, lege dich nieder! Dann aber greift man nach Waſſereimern. Verzeiht, Gräfin Mathilde, daß ich diesmal, ſtatt Waſſers, zu Euren Weinfäſſern griff. Denen allein wird er gefährlich, nicht Euch, nicht uns. Ich ließ ihn einſperren mit zwei Henkelkrügen voll feurigem Ungar. Nun denkt Euch einen durſtenden Mönch, der ſich die Lunge ausgeſchrieen und die Seele abgefaſtet, in vier Wänden eingeſperrt mit zwei Krügen ſüßen Weines! Das ſind ſo ſtarke Geſellſchafter, daß ſie ihn mit ihren Armen umfaſſen werden, bis der letzte Laut auf ſeiner Zunge ſtirbt. Euer Keller iſt voll,

und wir mögen ihn in dem Zustande erhalten, bis eine Gelegenheit sich findet, ihn aus der Stadt zu schaffen. Erwägt in christlicher Milde, daß der arme Mönch die Labung wohl verdient hat."

Der schönen Frau Gedanken waren schon bei einem andern Gegenstande. Nur ein Lächeln, das schon verflog, schwebte über ihren Lippen, als sie sich wieder auf das Ruhebett niederließ. Sie hatte genug vom Kapuziner gehört. Ihr stummer Wink drückte aus, daß sie ihm die Ruhe und ihren Wein gönnte.

„Aber wo ist er?" sprach sie.

Der Domherr zuckte die Achseln.

„Bruno! Dreht Eure ganze Kunst sich um elende Werkzeuge, und das wichtigste vergeßt Ihr?"

„Das wichtigste! entgegnete er. Das wichtigste, als ich denke, ist der Kaiser. Und Ihr wißt, daß der Kaiser —"

„Zuverlässige Freunde haben muß, die keinen Betrüger ihm empfehlen."

Der Dechant lächelte; sie erröthete.

„Einen zuverlässigen Menschen, meine ich. Dessen Tüchtigkeit, Geschicklichkeit bewährt ist. Warum führt Ihr den armseeligen Prediger, warum nicht ihn in mein Haus?"

Der Geistliche zuckte abermals die Achseln.

„Wo iſt er?“

„Ein wunderbarer Mann, ſagte Jener nachdenklich, heut willig, aufmerkſam, er geht auf alles ein, läßt ſich unterrichten und iſt unterrichtet, mehr als wir's erwarten konnten. Was wir ihm weiſen, er weiß es, was wir ihm vorſprachen, er ſpricht es nach, als käme es von ihm. Und morgen, als hätte die Nacht verwiſcht, als wär's ein Traum geweſen, den er von neuem träumen muß. Er ſtiert uns an, daß wir verlegen ſind, er lächelt, daß wir an ihm irre werden. Und plötzlich richtet er ſich auf und ſchaut uns wie ein König an, fragt: ob es unſer Ernſt ſei? Und betheuern wir's bei allen Heiligen, ſo erkundigt er ſich wie ein Krämer nach den Einnahmen von jedem Schloß und Zoll, was verſetzt war, was verloren ging, und was wieder zu gewinnen wäre; als rechne er zuſammen, ob das Markgrafthum werth ſei, darum Markgraf zu werden!“

„Jacob Rehbock nanntet Ihr ihn.“

„Namen ſind Wind.“

„Und neulich verſchwand er Euch?“

„Ließ uns zurück, er müſſe zuvor das Land durchziehen und es kennen lernen.“

„Das Land! Was kümmert ihn das Land!“ rief die Gräfin.

„Sein Land und Volk," ſagte er.

„Was geht ihn das Volk an! rief die Gräfin ſichtlich aufgeregt. Er ſoll erſcheinen, Hof halten, ſchmauſen, zechen. Er wird reden, was man ihm ſagt, thun, was man ihn heißt. Für Land und Volk werden Andere ſorgen."

„Daran wird es nicht fehlen."

„Seid Ihr des Mannes gewiß?"

„Bisweilen will mich die Furcht überſchleichen, daß der Müller —"

„Uns betrogen hat, Bruno. Wäre Eure Schlauheit an einen Verräther gerathen! Ich hoffe, Ihr waret vorſichtig, Ihr nanntet ihm doch keine edle Namen?"

„Sanct Peter und Paul, Mathilde! rief der Dechant. Wenn man einem Kerl, der nach Träbern ſuchen müßte, wie das unreine Vieh, einen Fürſtenhut bietet! Wer ſoll ihm denn mehr bieten!"

„Ich muß ihn ſehen."

„Ihr würdet einen Narren ſeh'n."

„Deſto beſſer, wenn er das Geſchick hat, einen klugen Mann zu ſpielen."

„Urtheilt, ob Euch die Narrheit gefällt. In ſeinem Pilgermantel zieht er im Havellande, im Barnim drüben und in der Zauche um. Er kniet vor allen wunderthätigen Bildern und betet vor

allen Ruinen. Als wäre ihm bange vor dem Wagſtück. Ein Narr! was kann ſolch ein Menſch, der nichts hat, verlieren!"

„Das früge ſich denn noch, ſagte die Gräfin mit einem boshaften Lächeln. Die Rolle, die er übernimmt, kann ſehr kurz ſein, wenn's gebt, wie wir hoffen. Weißt Du, weiß ich, was dann mit ihm?"

„Man giebt ihm, lächelte der Dechant, auch von Euerm Ungarwein, und läßt ihn Vergeſſenheit ſich trinken, wie den Bruder Anſelm."

„Vielleicht auch einen andern Trank, murmelte ſie. Gebt, hochwürdiger Herr, und ſeht, daß der gute Frater nicht erſtickt. Wer weiß, ob wir ſeine Stimme nicht noch einmal brauchen."

Sie beugte ſich leicht, und führte das Gewand des Beichtigers an ihre Lippen. Der Domherr legte eben ſo leicht ſeine Hand zum Segen auf ihren Scheitel und ging.

.....

Sechſtes Kapitel.

Der Hauſirer.

Die Marktleute, die von Brandenburg heimkehrten, brachten wunderbare Botſchaft nach Haus. Da ſprach man auf allen Straßen, in allen Lagern, in allen Schenken und vor den Burgen nur von einem. Der Markgraf Woldemar ſei auferſtanden von den Todten. Als ein ſchlichter Pilgersmann irre er durch das Land. Einige hatten ihn ſelbſt geſehen, Andere ſolche geſprochen, die ihn ſahen. Aber wo ſich Einer ihm näherte, da ging er fort, und war verſchwunden, man wußte nicht, wohin. Es gab ſeltſame Gerüchte, und die Meinungen waren doppelt. Die Einen hielten dafür, es ſei nur ſein Geiſt, der umwandle, entweder weil eine geheime Sündenlaſt ſeine Bruſt drücke, oder weil der Jammer ihn nicht ruhen laſſe, der über ſeine Länder gekommen. Andere meinten, er ſei es in Fleiſch und Blut, der leibhaftige alte Markgraf Woldemar von Anhalt, der nicht geſtorben und begraben, ſondern in der Verborgenheit

habe er gelebt. Da wollten Einige, er ſei zum Prieſter Johannes gepilgert in das Morgenland, um von ihm Weisheit zu lernen, und nachdem er über zwanzig Jahr gelernt, kehre er heim und werde das Regiment wieder übernehmen. Andere wußten, er ſei nie aus dem Lande geweſen, vielmehr bald in der, bald in jener Hülle und Geſtalt von Ort zu Ort gezogen, daß er die Wünſche und Leiden ſeiner Brandenburger erfahre. Ja Einige wollten, er ſei auf dieſen Wanderungen von Räubern aufgefangen, und anfangs, um ſein Leben zu retten, ſei er mit ihnen gezogen, aber bald wäre er einer ihrer oberſten Anführer worden, und habe ſo in ſeinem Lande geherrſcht und gewaltet unſichtbar. Da er erkannt, wie das allein die Art ſei, daß er dem Lande nutze.

Wie mancher gerechte Mann, dem's zu arg ward, war auch zu den Räubern gegangen. Mit ſchwerem Herzen, aber er ging. Die Nachbaren, wenn er Abſchied nahm, drückten ihm die Hand, und wenn er in dem Wald war, ſeufzten ſie: „Schad um den armen Mann, aber er konnte ja nicht anders.“ — So hatte es gar nichts Schreckhaftes, wenn ſie dachten, daß ihr geliebter alter Herr und Fürſt unter den Räubern hauſe. Gegentheils, wenn ſie Abends am Waldſaum die dunkeln Geſtalten ſahen

vorkommen, und jedweder hielt ſich dann ſtill in der Stub um den praſſelnden Heerd, daß er ſie nicht ſtöre, die nicht wollten geſtört ſein, da war ihnen der Gedanke lieb, daß ein guter Herr unter den Freien ſei. Hörten ſie's dann auch über den Zaun brechen und um die Ställe ſchleichen, das Herz ſchlug ihnen nicht ſo bang. Den armen Leuten thun ſie nichts, ſo ſie nur ſchweigen können und das Aug zudrücken, wo ſie nicht ſehen ſollen.

In einem Dorfe, dort nach der Elbe zu, und es ſah noch leidlich genug aus, denn es lag von den großen Straßen abwärts, ſtanden die Leute bei einander mit bedenklichen Geſichtern, und ſtritten, wer wohl der Reitersmann ſein möge, der hier vor ein Paar Stunden eingekehrt. Wenn man's ſo nennen will. Er kam angeſprengt auf einem ſchweißtriefenden Pferde, und ſelbſt ſchaute er aus als ein Hirſch, hinter dem die Meute iſt, und er iſt über Stock und Block geſtürzt und kann nicht weiter. Sein grob Lederkoller war dick mit Koth überſprützt; ſo mußte er über Moor und Sumpf geritten ſein. Inmitten der Dorfſtraße konnte er nicht weiter, und der alte Mann wankte im Bügel, und ſank faſt zuſammen. Da waren ſie auf ſeinen Blick, der's ihnen hieß, zugeſprungen und hatten ihn auf ihren Schultern vom Pferd gehoben. Sol-

chem Blicke geborcht man wohl. Sie hatten ihn auf Stroh halb aufrecht hin gelegt, das ſie vor die Thüre brachten, denn in kein Haus wollte er nicht, und hatten ihn mit kaltem Waſſer beſprengt und gerieben. Und als er zu ſich gekommen, brachten ſie ihm das Beſte von Speis und Trank, und ſahen nun, daß es Hunger und Erſchöpfung war, die ihn herunter gebracht. Während daß die Knechte ſein Roß langſam auf und ab führten, daß es nicht ſteif werde und ihm Haſer ſtreuten und es ſtriegelten, ſchauten andere nach Straße und Feld um ihn zu warnen, und die armen Leute waren mehr in Angſt als der Reiter, denn ob ſeine Verfolger ihn fingen oder er ihnen entwiſchte, es war zu beiden Seiten ihr Unglück. So jenes geſchah, würden's ſeine Geſellen ihnen gedacht haben; entwiſchte er aber, ſo mußten ſie's büßen von ſeinen Feinden, daß ſie ihm fortgeholfen. Aber es blieb zu ſeinem Glücke ſtill, und als der Ritter wieder aufſtieg, hatte er nicht ein Wort mit ihnen geſprochen, und auch itzt, da er fertig war, ritt er nur an die Thür des Kruges und kritzelte daran mit Kreide und ritt ſeines Weges, ohne nur mit dem Kopf zu nicken oder ſich umzuſchauen.

Was er angeſchrieben, das verſtand Keiner, und ſie ſtanden ſchüchtern darum, die Mützen in der

Hand. Auch der Schmiedegeſelle nicht; der beim Schulzen arbeitete, und der hatte als Knab in einer Kloſterſchule gelernt. Aber die Zeichen kannte er nicht. Einige meinten, es möge Böſes bedeuten, als ein Behmzeichen, und ſie wollten es abwiſchen, oder mit der Art ausbauen; aber Andere ſchüttelten den Kopf. - Man muß auch dem Teufel laſſen, was des Teufels ſei. Da kam Einer heran gehinkt, mit einem ſchweren Packen, ſo er in einem Tragekorb hinter ſich ſchleppte, und ein häßlicher Hund lief neben ihm; der trug auch noch ein Bündel, das ſein Herr ihm auf den Rücken geſchnallt. Die Leut nickten ihm zu, grad nicht freundlich, aber wie Einem, den ſie gut kannten. Er war ehedem Küſter geweſen, in einer Kirche, die nicht mehr iſt; nun zog er hauſierend durch's Land, kaufte und verkaufte. Da, wo ſie keinen Pfarrer mehr hatten, und nach Gottes Wort verlangten, erzählte er ihnen davon, und beſprach das kranke Vieh und mancherlei Gebrechen. Und wo ſie ihn auch nicht eben mochten, ſie ſahens doch gern, wo er kam, denn er wußte, was Keiner weiß, und erzählte ihnen von dem, was in der Stadt vorging.

Der Hauſierer, da er ihre ſcheuen Geſichter ſah lachte auf: „Ihr könnt von Glück ſagen. Mancher gäbe viel darum, ſo er das an ſeiner Thür hätte.

Das iſt beſſer als die heiligen drei Könige ſag ich Euch; denn wüßte noch nicht, daß die vor Raub und Brand geſchützt hätten. Die Zeichen heißen:

Vor die Stellmeiſer
Sein ſicher dieſe Häuſer.

Wem ſie das anſchreiben, da darf Keiner nur eine Hand gegen Euch aufheben. Nicht eine Gans darf er von Euerm Anger holen, keine von Euren Dirnen in den Wald ſchleppen, nicht ein Brett vom Zaune brechen. Kein Landeshauptmann kann das gebieten. Das muß einer ſein von ihren Oberſten. So Ihr Glocken hättet, da müßtet Ihr ſie läuten vor Freude."

Wo ein Licht hell brennt, wirft es auch Schatten. Die Leute freuten ſich wohl, aber Einige ſchüttelten die Köpfe. „Vor den Stellmeiſern ſind wir nun ſicher, dachten ſie, aber was wird nachmalen daraus!"

„Darum kümmert Euch doch nicht, ſagte der Hauſirer, der ſeinen ſchweren Pack abgeworfen, und ſich auf eine Bank geſetzt. Wo die Stellmeiſer in eine Grafſchaft kommen, denkt Ihr, ſie ſcharren's ein und vergraben's, was ſie gewinnen, als die verfluchten, reichen Krämer thun in den Städten; davon denn nichts in's Land kommt, und ſie ſaugen's aus? Umgekehrt. Sie verpraſſen's. Die

Leute wiſſen zu leben und laſſen leben. Sah manche Bauerſchaft, die war arm wie Kirchenmäuſe; die Feinde hatten den Leuten viel genommen, ihr Edelmann hatte ſie geſtriegelt und geſchunden, daß ſie ihm ſein Schloß wieder aufbauen mußten, derweil ihre Hütten wie Schweineſtälle ausſchauten, und das kaum. Und was ihnen blieb, das nagten ihnen die Kaufleute aus der Stadt ab, wie Hunde, die ſich noch um den Knochen beißen. Da kam eine ſolche Bande in ihrer Heide zu liegen. Sanct Florian! Ihr hättet das Leben ſehen ſollen. Am Krugthor ſtand ihres Hauptmanns Zeichen. Nun wehe dem, der ihnen nur ein Huhn ſtahl! Wie mancher Fuhrmann mußte von der Straße ablenken. Da, der ſchwere Wagen umgeſchmiſſen vorm Dorf, daß die Räder knackten, und in einer Stunde, weg war es. Und es wurde verjubelt. Die Bankets, da in der Heide! Ganze Ochſen trieben ſie, ganze Fäſſer zapften ſie, und die Bauern konnten zulangen und trinken als ſie Luſt hatten. Den Edelmann ſah man auch wohl da, wenns Nacht wurde. Ja, das war ein ganz andrer feiner Mann worden; er der Pfau, der nie die Müz lüftete! Wie ſchmiegte er ſich und trat auf den Zehen und ſchüttelte mit den Hauptleuten die Hände, als wärs ihm eine Ehre. Und bald merkten ſie's, von Nah und Fern,

was da zu verdienen gab. Da kamen die kleinen Krämer, die Spielleute, die Sänger und Possenreiſſer. Ordentlich Markt ward gehalten. Was ward da verkauft und eingekauft. Ich ſage Euch, die Freien behielten nichts in der Taſche, es kam unter die Leute; mancher Bauersmann gewann ſo viel wieder, daß er ſich Vieh anſchaffen konnte und ſein Haus wieder richten; ſo's ihm ſein Junker ließ."

„Und was ward nachmalen draus, Niclas?" fragte ein großer, ſtämmiger Mann, mit einem verdrießlichen Geſichte.

„Weiß ich nicht Schulze. Ich zog ab."

„Als du deinen Ranzen voll hatteſt, und die Leute geprellt. Ich wills dir ſagen, wies wurde, wo die Stellmeiſer gewirthſchaftet und die Bauern bieltens mit ihnen. Der Landeshauptmann ſchickte ſeine Leute, oder eine Stadt that ſich mit der andern zuſammen, als ſie geſchworen ſind, und rückten aus, und wo ſie ordentliche Kriegsſchaaren ſehen, da halten die Stellmeiſer nicht aus. Sie verſchwinden über Nacht, und laſſen die Bauern im Stich. Und was wird mit denen? Da wird durchſucht und Mannſchaft eingelegt, und geprügelt und gezwackt. Und wohl denen, wo's noch ſo abgeht. Sie haben manchen ehrlichen Bauer geſpießt und unterm eignen Thor-

weg aufgehängt. Was hatte er da von den Stellmeistern?"

Der Hausirer brummte: „Gesudelt hatten sie; was will der Mensch mehr in dem Hundeleben."

Unter den Leuten im Dorf mochten nicht Alle eines Sinnes sein. Der Schulze sagte, das sei ein Hundeleben, wo man von Haus zu Haus wandre, und nie wisse, wo man sein Haupt niederlegen solle.

„Und was wird Euch anderes bleiben, fuhr der Hausirer fort? Seid Ihr nicht drauf und dran mit Eurer gnädigen Gräfin Mathilde? Hat die Euch die Schnapphähne vom Hals abgehalten. Oder ist sie Euch mit solcher absonderlichen Liebe zugethan, daß sie dem Raubritter um den Hals fällt, wo der Euch klopfen will!"

„Das weiß Gott, rief ein alter Bauer. Hat noch Keinem ein Zinshuhn geschenkt, und wenn er nicht ein Ei hatte zum Brüten."

„Sie kennt keinen von uns, weiß nicht wie er heißt und aussieht," sagte ein Anderer.

„Als mir gesagt ist, fuhr der Hausirer fort, kennt sie Euch ganz gut, aber Ihr gefallt Ihr nicht. Seid ihr zu trotzig, macht nicht tiefe Reverenz genug, werft Euch nicht glatt auf die Erde, und greift nach ihrem Rocksaum, als die wendischen thun.

Sie will gehorſame Leute haben. Wißt Ihr das Ende vom Liede? Sie nennen das einen Prozeß, die lateiniſchen Richter, das heißt auf gut Deutſch, der Starke gewinnt, und der Schwache verliert. Seid Ihr die Starken? Kann ſein, ſo Ihr Euch nach Helfern umſeht. Sie hat ſtarke Freunde. Die Ruppiner ſind ihre Brüder. Der hochmächtige Erzbiſchof von Magdeburg iſt gar ihr Vetter. Bückt Euch Leute, oder Ihr habt zum längſten geſeſſen."

Der Schulze hob ſich in der Bruſt: „Schwatz nicht, als der Blinde von der Farbe. Unſer Helfer iſt unſer Recht, und unſere Rechte, das ſind unſre Satzungen. Sind hier nicht wendiſch Geſindel als wie die und jene, die ließ man aus Gnaden ſitzen oder jagte ſie fort, als man Luſt hatte, und wurden leibeigne Knechte. Der Ritter braucht ſie als Schemel, ſo er auf's Roß ſteigt. Wir ſind freie Männer aus Niederland, und die alten Fürſten haben uns gerufen und gebeten, und darum heißen wir Holländer. Und ſetzten uns auf dieſe Höhen und in dieſe Brüche, daß ſie unſer ſein ſollten, und gäben nur Schoß und Bede, aber blieben freie Männer, die werfen ſich nicht nieder und küſſen nicht das Kleid ihrer Herrſchaft, und laſſen's drauf ankommen. Sie ſehen ſcheel auf uns. Mögen's thun. Vor einem böſen Blick ſchrecken wir nicht; das iſt

Hundeart. Und ſo ſie uns wollen ſonſt was thun, dafür iſt der Landesherr und die hohen Gerichte, und wo die nicht, da iſt der Kaiſer. Und zum letzten End, da ſind wir ſelbſt. Als wir haben dieſe Sümpfe ausgetrocknet, und dieſe Brüche umgelegt und die Sandhöhen gedüngt und gefeſtigt, daß ſie Korn tragen, ſo ſind wir uns ſelber noch ſtark genug, unſerer Haut uns zu wehren und unſers alten Rechtes. Und mit keinen Räubern nicht wollen wir's halten, daß ſie uns helfen ſollen, als lange ich Schulze bin."

„Viehvolk, das Bauervolk das!" ſagte der Hauſirer, als der Schulze ſich entfernt. Nur der Schmiedegeſell Heinrich ſtand noch neben ihm, wo er ſaß. „Nehmen niemals keine Vernunft an, und zumal der Alte. Einen gröbern Kerl ſuch Dir in ganz Brandenburg. Als wie er in ſeiner Schmiede haut, ſo ſpricht er; und jähzornig iſt er, Herr Gott, das iſt doch zu arg. Aber paß acht, wird doch bald kleinbei geben müſſen. Weiß es, die gnädige Gräfin lauert ihm auf den Dienſt. Grund findet ſich, wo man nach angelt. Sie thun fiſchen da im Fließ an der Kavelwieſe. Der Voigt hat's ihnen verboten: wäre der Fiſchfang der Herrſchaft ihrer allein. Thun ackern über den Wüſtenbuſch; der iſt ihre, ſagt die Herrſchaft. Der Voigt hat ihnen den Pflug

genommen, ſie haben ihn wieder geholt. Wollen ſehen, wer den längſten Athem hat. — Pochen auf ihre Verträge? Was iſt das? Kritzelei mit dem Gänſekiel auf 'ner Eſelshaut. Das lieſt ein Mönch ſo und ein Mönch ſo. Kannſt Du leſen! — Sage Euch, mit den freien Bauern wird's bald aus ſein. Die Ritterbürtigen kaufen einen Schulzenhof nach dem andern, oder laſſen ihn ſich ſchenken. Was der Bauer dem Schulz geben mußte, aus dem Vertrage, das fordern die Ritter aus dem Rechte. Sagen, das iſt ihr geboren Recht, daß der Bauer giebt, und ſie nehmen. Werden immer mehr nehmen und noch mehr fordern. Erſt hatten ſie freie Hufen, nun wollen ſie das ganze Dorf haben. Wollen die Bauern an den Landesherrn gehn. Ja, wo iſt der! Und wenn mal ein Landesherr in's Land kommt, der hat an anders zu denken, als an die Bauern. Was ein Großer fordern kann, das vergißt er nicht; aber der kleinen Leute ihr Recht das vergißt ſich. — Sag's Euch nochmals, Ihr Großmäuler, wer ein freier Bauer will bleiben, der muß wo anders ſuchen!"

„Wo denn?" ſprach Heinrich, der halb vor ſich hin träumend, halb zuhorchend daſtand.

„Wo iſt denn noch Gerechtigkeit zu finden! ent-

gegnete der Hausirer. Was redlichschaffen kostet, holt sich selber."

„Das wollen sie ja thun."

„Die Paar! So hilft sich Keiner. Man muß zusammenhalten. Hätte ich nicht das lahme Bein, Heinrich, ich wäre doch wahrhaftig kein Esel, und packte mich mit dem Bündel auf dem Rücken, um den verfluchten Bauern zuzutragen, was ihnen noth thut, und sie wissen mir deß nicht mal Dank. In die Wälder ging ich und führte ein lustig Leben."

„Ist das so lustig."

„Was! das nicht lustig! Auf grünem Rasen liegen unterm Buchenbaum, der Dir Schatten giebt, als lange es schwül ist! Vollauf hast Du alles, Wildpret das schießt Du dir selbst, und die Bauern tragen Dir zu, was Du sonst brauchst. Kein Förster und Hegereiter tritt Dir in den Weg, die hüten sich wohl, und wenn Du anklopfst, bist Du willkommen. Da wird auf den Tisch geschlagen: Angeschleppt Wirth! Da laufen und trippeln Knechte und Mägde. Aus Keller und Speiskammer wird geschafft, und wenn Du Dich sattgetrunken und gegessen, legen sie Dich in ihr bestes Bett in die Kammer und wachen für Dich. Und morgens noch ein gut Frühstück. Deine Mähre wird Dir wohlgefüttert vor die Thür gebracht; sie heben Dich in den Sattel, so Du's

magſt, und fragſt Du ehrenhalben nach der Zeche, lachen ſie Dir in's Geſicht. Sage Dir, kein Junker und kein Graf wird ſo bedient. Für die freien Männer hat kein Wirth keine Kreide nicht. Und warnen Dich, wo der Weg nicht ſicher iſt. Einen Pfaffen und Ritter, den laſſen ſie ziehen, und lachen ſich in's Fäuſtchen, wo ſie wiſſen, daß Einer ihm auflauert."

„'Biſt nur nicht immer Sommer," ſagte Heinrich.

„Was! Du jung, friſch Blut, friert Dich ſchon! Dafür iſt auch geſorgt. Wenn der Wald kahl wird, die Ziegel von den Dächern fallen nicht ab vom Herbſtwind. Städte giebt's die Menge, die Euch gern aufnehmen im Winter. Da wird geſchmauſt und gepraßt und getanzt und gewürfelt. Rathmannen drücken nicht ein Aug, beide Augen drücken ſie zu. Wären ja Eſel. Was bringt's den Städten Nahrung! Da kommen die Handelsleute von nah und fern, da ſpielen die Pfeifer und Geiger auf, da bauen die Gaukler ihre Buden, und manch ſchmuckes Bürgermädel, glaub's nur, die dreht ſich recht gern am Arm von ſolchem Geſellen, dem die Taſchen von Golde klimpern, und hat Silber an ſeinem Wams. Fragt nicht erſt: wo biſt Du her und wer ſind Deine Eltern?"

Heinrich ſeufzte.

„Fürchteſt Dich davor, Burſch? — Hörteſt Du nicht von Soltwedel in der Altmark, wo der Oberſte von den Stellmeiſern ſein warm Neſt hat? Nennen ihn drum den Teufel von Soltwedel. Ja, gegen die Bürger iſt er kein Teufel. Da darf nicht eingebrochen werden. Nicht 'ne Stecknadel rühren ſie an. Die Bürger können bei offnen Thüren ſchlafen, als lang der Teufel in der Mauer liegt. Da haben die Rathmannen ihm ein eigen Haus übermacht, das hat Burgfreiheit; darf kein Büttel hinein, und drinnen ſchmauſen und praſſen die von der Bande mit Federn auf dem Hut, als Junker und Grafen. Hat die Stadt großen Vortheil von den Stellmeiſern."

„Iſt doch verwunderlich, wie's in der Welt zugeht," ſprach Heinrich.

„Iſt gar nicht verwunderlich. Iſt nur das verwunderlich, daß nicht noch mehr Leute in die Wälder gehn. Mit der Welt Gerechtigkeit iſt's aus, das ſiehſt du doch ein, Heinrich. Wo kriegt ein Bauer Recht? Ein Landesherr iſt nicht da, und iſt er da, hat er anders zu thun. Die Hauptleute, die er geſetzt, die ſind froh, daß man ihnen nicht auf den Kopf ſchlägt. In den Städten haben ſie Schöppenſtühle; ja da ſprechen ſie Recht. Für wen? Für ſich ſelber. Soll mal ein Fremder kommen, und Gerechtigkeit fordern. Siehſt du, iſt's da nicht in

der Art, daß, wer kann, ſich ſelbſt Recht ſchafft? Die Rittersleute lagen ehedem auch nicht an der Straße, als die alten Fürſten im Land waren, und drauf ſahen, daß Jeder ſeines hatte. Die Städte laſſen ihnen ja nichts; nun ſind ſie arm worden, und jeder ſucht ſich, und ſchafft ſich, wo er was findet. Ach, es ſind viele in den Wäldern, die ſind guter Leute Kind. Die Stellmeiſer halten auf Ordnung, die haben Gerichte unter ſich und gute Brüderſchaft. Wer Einem von ihnen nur den Finger krümmt, der hat's mit Allen zu thun. Wärſt Du da Heinrich, Du fändeſt ein Gericht. Wo haſt Du zuletzt geklagt?

„Red mir nicht davon" ſprach verdrießlich der Geſelle.

„Du thuſt mir leid, ſagte Jener wieder. Was kannſt Du dafür, daß du nicht weißt, wer dein Vater war."

„Halt Dein Maul!" rief der Burſch.

„Was hilft Dir das, ſo ich ſchweige! Weiſen drum die andern nicht mit Fingern auf Dich."

„Wer mit den Fingern auf mich weiſt, den —

„Bläuſt Du mit der vollen Hand aus, und Deine Hand iſt ſchwer. Aber machſt Du damit, daß ſie's hinterm Rücken nicht doch thun, und kichern und ſich in's Ohr ſprechen, ich will nicht ſagen was! S'iſt

ſchlecht von ihnen, doppelt ſchlecht, dreimal ſchlecht. Denn was kannſt Du dafür, daß die Litthauer die Kirche verbrannten, und die Scripturen, und dem Pfaffen die Hirnſchal einſchlugen, daß er nit ſagen kann und Niemand weiß es, ob Du einen ehrlichen Vater haſt. Wär nur was von Gerechtigkeit bei den Menſchen, Deine Mutter war doch kein ſchlecht Weib, und die drei Hufen ſie müßten doch Dein ſein. Du biſt ja von Gott ihr Erbe."

„Die Hufen wollte ich ihnen ſchenken —"

„Man muß den Leuten nichts ſchenken."

„Wenn ſie mich nur zuließen zum Gewerk."

„Aus drei Städten wieſen ſie Dich raus, die Meißner. Sanct Peter und Paul, und Du biſt doch geboren; was braucht Einer das zu beweiſen. Sieh Dich für. Sie nahmen Dich hier an, weil's auf dem Lande iſt. Den Teufel, wer wird ſolchen Kerl von der Schmiede weiſen! Aber gieb Achtung, ſie ſprechen Dich auch hier nicht los. Arbeiten ſollſt du für ſie als ein Ochs, aber den Lohn! Kenne das flämiſche Volk! Bilden ſich wunder was ein, daß ihren Vätern mal das Waſſer dadrüben weiß nit wo, ihr Land fortſpülte, und die alten Markgrafen gaben ihnen dafür von unſerm. Sind zäh wie Leder und zornig und ſtolz. Mach daß Du von ihnen los kommſt. Ein Geſell wie Du, der Waffen ſchmieden

kann, den braucht man allerwegen. Da im Walde ſind ihrer, die brauchen bald Spieße und Morgenſterne."

„Wozu?"

„'S wird nun losgehn."

„Was?"

„Nu was denn! Die Geſchichte. Der alte Markgraf iſt da. Er lebt, lebt als wie du und ich. Er ſelbſt, leibhaftig. Iſt kein Mährlein."

„Der Markgraf Woldemar. Im Walde — Bei den Freien."

„Von Stund ab, wo er ſtarb, hat er ſich verſteckt in der Heide."

„Unter den Räubern, Niclas!"

„Ei, er iſt nicht unter, iſt über den Räubern. Ward ein mächtiger Herr, dort ganz im Geheim; und ward ſeine Leute, auf die er trauen kann, und nun heißt's, wird er die Kappe abthun, und ſich zeigen und losbrechen auf die Ungerechten und Schurken. Da wird Mancher, der itzt ſtolz iſt, blaß werden, mancher der voll iſt, wird das unrecht Gut, das er verſchluckt, ausſpeien. Was zu unterſt iſt, zuoberſt kommt es — ja Heinrich, ſo iſt's."

„Und wenn der große Herr lebt, was kannt er ſo lange das Weſen ruhig mit anſehen?"

„Erſt wenn's zum argſten geht, ſchlägt der Herr

Gott mit seiner Zuchtruthe drein, sagt der Pfaff. Sie meinen auch, er hätte ein Gelübde gethan, dreißig Jahr wolle er die Hände in den Schooß legen und zuschauen dem bösen Dinge."

„'S ist doch schier unglaublich."

„Was die Stellmeiser für Glück gehabt! 'S wär auch unglaublich, so nicht ein großer Herr bei ihnen war. Das wußten aber viele kluge Leute schon lange, so ihn schon Keiner mit Augen sah. Denn bald war er hier, bald dort, heißt bald so, bald so, kommt hier mit einer Kapuz, dort im Jägerrock, dort wie ein Ritter mit Elendskoller und Harnisch zum Vorschein, und wenn's gethan ist, da ist er verschwunden. Das hat der Sach erst ein groß schreckhaft Ansehn geben. Sagen auch Einige, der Teufel von Soltwedel, das wär der Markgraf. Wer hat dem ins Aug geschaut! In Soltwedel reitet er nur bei Nacht's ein, und wenn er die Rathmannen verläßt, ist's im Zwielicht, und brennt nur eine Fackel in der großen Halle. Da beschreib Einer, wie er aussieht und kenne ihn wieder. Auch soll er einen falschen Bart tragen, und eine Nas von Pergament. Also daß Einige meinen er sei nicht immer dieselbige Person, und so er gestorben, käme ein Anderer dafür. Das mag man nun halten als man will."

Der Schmiedegesell schaute vor sich zu Boden,

der Mund ſtand ihm faſt offen; wunderbare Gedanken gingen in ihm um. Aber er ſtand nicht lange ſo. Es war wieder lebendig im Dorf worden. Ein derber Fauſtſchlag auf die Schulter weckte ihn, und ein zorniger Fluch ſeines Herren rief ihm in Sinn, daß er nicht im grünen Walde war, unter den Freien, und der große edle Markgraf hielt dortunter der Eiche.

Aus dem Forſte war eine Reiterin in's Dorf geſprengt, auf einem edlen ſchönen Roß; und edel und ſchön ſah auch das Fräulein aus. Eine Kappe mit Federn auf ihrem blonden Lockenkopf, und ein reiches grünes Jagdkleid wallte um ihre Glieder. Aber ſie war allein, und das Roß keuchte und hinkte. In ihrem blauen Aug war etwas von Angſt, das doch nachließ, als ſie die Hütten umher anſah, die ſie kennen mußte, und die Leute die ſich ehrfurchtsvoll und verwundert um ſie drängten. Da heiterte ſich die bange Miene auf, ſie fuhr mit der ſchneeweißen Hand über die glühende Stirn, und ſchaute mit Hoheit um ſich. Die Leute warteten ſtumm und ſcheu, was die edle Reiterin gebieten würde. Sie war von der Jagd abgekommen, und um mehre Stunden ſchon im Walde geirrt, ohne die Richte zu finden, oder auf Menſchenwohnungen zu ſtoßen. Als ſie die Dächer vom Dorf anſchaute, hatte ihr das Herz auch gepocht, bis ſie hinein ritt. Wer,

der allein ist, reitet gern in ein abgelegen Dorf, das er nicht kennt, und zumal ein edel und junges Frauenzimmer.

Der Schulze sah, was dem Thier fehlte und sein Fuß war blutig: „Sanct Martin! gnädig Fräulein, sprach er, Eurem Thiere hängt das Eisen vom Huf los. Da sei Gott für, daß Ihr weiter reitet, bis dem gehoifen. Das Roß würde scheu im Steinweg und schleudert Euch ab."

Sie sah es und dankte Gott, daß er sie unter gute Leute geführt, und wo eine Schmiede war, daß das Eisen wieder fest gemacht würde. Um deswillen war der Schulze zu Heinrich getreten und hatte ihn so derb auf die Schulter geschlagen, als gelte es einen letzten Schlag auf glühend Eisen, da man es vom Ambos nehmen will.

„Tagedieb! Frißt er mein Brod, um mit Gesindel zu schwatzen. Da ist die Schmiede, und da die Arbeit."

Heinrich, der wußte noch kaum was er that, da er den Fuß des Rosses doch schon aufhub und den Hammer hielt, um das Eisen fest zu schlagen. Träumte von dem Fürsten unter den Räubern; die sah er vor sich, oder ich weiß nicht was. „Heinrich Du siehst nicht vor Dich," züschelte ihm Einer zu, es war ihm von seinem krausen Haar ein

Streif übers Aug gefallen. Nun wischte er's zurück mit dem Arm und schaute auf. Da stand das Fräulein vor ihm, und schaute ihn auch an.

Was war's weiter! Sie wollte sehen, daß er ihr Thier nicht schädigte, und das Roß war ihr lieb. Aber es war ein Blick dem Gesellen, als wenn der große Fürst, von dem er träumte, ihm in die tiefste Brust schaute, und da schaute er etwas, was Heinrich keinem Menschen vertrauen wollte. Vielleicht was er selbst nicht wußte. Das Herz schlug ihm wunderbar, es trieb das heiße Blut in's Gesicht, und vorm Auge flimmerte ihm.

„Du schlägst das Pferd und nicht das Eisen," sprach sie, und sie schaute fast so verwundert auf ihn, als er auf sie. Ja er schlug, der thörige Gesell, und sah nicht wohin. Da riß das Thier, das sein Hammer verwundete, sich los, aus seinem Arm, bäumte sich vor Schmerz und fuhr durch die Leute, die deß nicht gewärtig waren. Das Fräulein sah den Burschen halb zornig, halb wars wie Mitleid, an. Seine Hand blutete und er schaute leichenblaß, und so stand er, als wäre er von Stein.

Zum Glück, daß flinke Bursche zur Hand waren, die fingen das wilde Thier ein, und brachtens zum Meister. Der riß dem Gesellen mit einem Blick, der viel Schlimmes sagte, den Hammer aus

der Hand, und thats für ihn. Mit ein Paar Schlägen wars gethan, der Schulz war ein geschickter Mann.

Das Fräulein saß wieder im Sattel. Die Leute stellten ihr vor, daß der Weg weit sei, und vor Nacht käme sie nicht zum Schloß, und der Wald wäre unsicher. Sie achtet es nicht, was so geringe Leute ihr sagten, und wollt auch von ihnen keinen Geleit annehmen. Nikte nur mit dem Kopf und gab dem Thier einen Schlag.

Da sprachen die alten Weiber: „Die reitet in ihr Unglück. So die Räuber sie fassen.“ Ein Bauer aber sprach: „An uns hat's die Herrschaft nicht verdient. Laß sie's ausmachen, als sie Lust hat. Und geschehe ihnen Recht. Ist ein hochmüthig Geschlecht, und sie haben kein Herz für uns.“

Heinrich hörte das, und es ging ihm alles rund um, als einem Trunkenen. Da, als sie noch nicht am Ende des Dorfes war, lenkte die Reiterin zurück. Hatte sie sich anders besonnen, oder wollte den Leuten danken? Sie sprach, sie sollten ihr einen Trunk Wassers reichen. Liefen Vier und Fünf zugleich nach dem Brunnen mit was Gefäße ihnen zur Hand waren. Und Heinrich auch. Und ob nun schon Andere fast früher da waren als er, sie nahm seinen Becher. Daran klebte Blut von seiner Hand

und ihre weiße ward auch roth davon; sie achtet es aber nicht, vielmehr trank sie den Becher bis auf den Grund, und reicht ihn ihm dann zurück. Als sei er selbst sehr durstig gewesen, nicht sie, und er habe den Trunk geleert, so kühl und muthig war ihm da zu Sinne, wie sie mit gar freundlichem Blick ihm zunickte und sprach: „Trag Sorge um deine Hand Gesell, du hast dich geschädigt?"

Weiter hörte er nichts ob, sie noch was sprach, und sah auch nichts. Er stand noch so, als sie schon fortgeritten, und der Schulze stand itzt vor ihm, mit kirschbraunem Gesicht, und die Augen traten ihm heraus und die Zähne aus dem Munde.

„Du Taugenichts, das sollst Du mir büßen, sprach er, und hob einen Knüttel, der war armesdick. Hab ich darum Dich aus Mitleid aufnommen und gab Dir zu essen aus Barmherzigkeit, daß Du schwätzest, und wo Du sollst Deinem Meister Ehr bringen hantierst Du als ein Füllen, das man in den Pflug spannt."

„Meister! rief Heinrich als der Knüttel ihm überm Kopf schwebte, Meister, thuts nit, bei Gott thut's nit, oder Einer steht nit lebendig auf von uns zweien."

Die Leute kannten ihn, der Schulze auch. Der Bursch hatte einen Reitersmann niedergeschlagen,

einen Kopf war er größer als er und ſtak in Eiſen, Bruſt und Schulter, und Heinrich hatte keine Waffe als ſeine Arme. Der Reitersmann hatte ihn beim Trunk geſchmerzt, und ſo zornroth und fürchterlich als damals ſchaute er heut. Den Bauersleuten ward bang. Der Schulze ließ den Stock ſinken.

„Schlagen will ich Dich nit. Iſt meine Hand zu gut für Einen, der von der Bank fiel.“

„Meiſter!“ der Burſche zitterte, und die Zähne klappten ihm. „Meiſter Ihr ſollt mir das nicht ſagen. Ich bin nicht hörig Niemandem, bin frei und gut; mich darf Niemand ſchelten, mich!“

„Dich nit ſchelten! Ich ſchelte Dich; daß du's weißt. Aus Gnad und Erbarmen nahm ich Dich auf. Nun will ich Dich nit mehr, aus Gerechtigkeit. Nit hörig willſt du ſein? Du biſt hörig Jedem, der ſagen kann, wer ſein Vater iſt, und Du weißt Keinen. Und daß Du's weißt, der Hammer ſoll verflucht ſein, den Du in meiner Schmiede rührſt, den Amboß will ich in Stücke ſchlagen, auf den du pochſt, das Eiſen, das Du glühſt, will ich dir an den Kopf werfen. Du ſchlechter Burſch, Dich ſpricht keiner ehrlichen Eltern Kind los, der Du deinem Meiſter, ſo's nit um Dich verdient, haſt Verdruß gemacht, zwiefachen, denn es kommt über ihn und die Dorfſchaft, daß Du's warſt, mit Deiner unehrlichen Hand,

so der gnädigen Gräfin den Becher reichtest. Das ist Schimpf über uns Alle. Schlagen will ich Dich nit. Aber geh Deiner Wege. Fort aus'm Dorf, ehe die Sonne zur Rüste geht, oder ich lasse dich faben und werfen. Fort, pack Dein Bündel, lauf auf die Straßen, und such Dir beim Bettelvoigt, wo deines Gleichen sind. Hier sind gute Leute und ihre Eltern stehn im Kirchenbuch."

Da wandte ihm der Schulz den Rücken. Von den Weibsen hatte manche gefürchtet, der Gesell werde auf ihn losfahren. Aber er blieb ruhig stehen, er sah und hörte nicht mehr, was um ihn verging. Ein böser Rabe krächzte ihm ins Ohr: „Deines Weilens ist nicht länger hier. Nimm guten Rath an, und geh bei Zeiten. Du weißt wohin." Der Hausirer schlich in einen Hof, sein Hund hinter ihm, und ließ sich heut nicht mehr sehen.

.....

Siebentes Kapitel.

Die grüne Waldluft.

Da die Andern gegangen und es still ward im Dorf, hielt Heinrich beide Hände vor's Gesicht, wie Einer, der in die Sonne gesehen und kann die Bilder nicht fortjagen, die zückend und kreiselnd ihm vor'm Gesicht wirbeln. „Es muß so sein", sprach er, und sprang in den Schuppen, darin seine Schlafstelle war, riß den Rock von der Wand, schnürte sein klein Bündel, das er leicht um den Nacken warf und ergriff den Eichenstock, den er sich selbst im Walde geschnitten. Mit der langen Eisenspitze, die er daran geschmiedet, war's eine gute Waffe, so ein guter Mann sie führte.

So sprang er in den Garten und über die Hecken. Am Saum des Waldes stand er noch einmal still und schaute zurück. Die Nachmittagsonne fing sich auf den ungestalten, vom Wetter geworfenen Schilfdächern; alle gar anmuthig als wie mit grünem Sammet überzogen. Schien's als wiege

ſich gern das warme Licht auf dem grünen Bette, und ſauge ſich ein in das ſchwellende Moos. Die Störche ſaßen auf ihren Neſtern hoch auf den Firſten und ſchauten ihren Weibchen entgegen, die ausgezogen waren und heimkehrten mit Atzung. Es war ſtill in der Luft und auf der Erde. Nur die Heimchen zirpten und die Bachſtelzen hüpften über die Raine, und die viel tauſend tauſend Fäſerchen wirbelten und tanzten im Sonnenſchein. Da hätte Manchem das Herz auch getanzt vor ſtiller Wonne, und es hätte ihn gelockt da zu weilen, wo ſo viel Freude ſchien.

Der Burſch aber ſchaute gleichgültig drauf hin. Nur wie Einer einer Herberg Valet ſagt, darin er über Nacht ſchlief, und er bat da nichts Liebes gelaſſen und nichts Liebes geträumt. Er ſieht's nur noch einmal an, daß er weiß wie das Haus ausſchaute, und zieht fürber ſeines Weges. Er wollte nicht wiederkehren, aber was er wollte, das wußt er auch nicht. In der Welt ſich umſchauen, wo's zu thun gab. Aber zuerſt wollte er nacheilen der ſchönen Reiterin. Da ſchlug ihm das Herz, war's vor Luſt oder vor Schmerz? Vor Luſt, daß er ſie wieder ſähe, vor Schmerz beim Gedanken, daß ihr was widerführe. Wie ingrimmig ſchwang er den Stock in der Luft, als wär's ein Schlachtſchwert.

So ſtark fühlte er ſich, er hätte es mit Dreien aufgenommen, in Harniſch von Kopf bis Fuß.

Aber wer mit ſo muthigen Gedanken läuft und ſo viel Bildern im Kopf, verfehlt leicht den Weg. Was mehr, wenn gar kein Weg da iſt! Er folgte den Hufſpuren des Pferdes, und die mußt er freilich kennen, da er ſelber das Eiſen geſchmiedet. Aber nun kam tiefer leichter Sand, der zuſammen ſchlägt, wenn der Fuß heraus iſt, und dann feſter Raſen, da man auch nichts ſieht, und ein Waſſer, darin ſich die Füße waſchen; und ſuche du drüben, wenn es breit und lang iſt, wo das Roß wieder den Boden gewann! So war er ſchon eine Stunde gerannt und hatte manches Volk Rebhühner aufgejagt, manchen Edelhirſch geſcheucht, aber kein Roß geſehen und nicht die weißen Federn auf dem Hut der Reiterin. Durch Wieſewachs und Elſenbüſche, durch braunes Heideland mit Kiefergeſtrüpp war er in den Hochwald gekommen; und hier war nicht Weg und Steg hätte Einer aus der Stadt geſagt. Das war dem Burſchen gleichgültig, und ihm ward hier erſt wohl unter den hohen Eichen und Buchen, die Berg und Thal beſtanden. Die kräftigen Bäume, mit ihren Wipfeln himmelan ſchießend, ließen kein Buſchwerk zwiſchen ſich aufkommen. Da blickte die Abendſonne nieder, durch das Laub-Gegitter in tauſend und tau-

send goldnen Würfeln auf den grünen Teppich. Der Abendwind rauschte in den Wipfeln und es war doch still. Nur die Spechte hämmerten gegen die Stämme und die Eichhörnchen schwangen sich von Ast zu Ast, und die dürren Aeste, die sie abbrachen, fielen raschelnd zu Boden.

Der Bursch blieb stehen und ihm war gar wohl zu Muthe, wie Einem ist, wenn er nach langer Arbeit, die ihn niederdrückte, sich das Blut durch einen Lauf im Freien gerüttelt und geschüttelt, und nun fächelt ihn die kühle Abendluft an. Ihm war wohl, aber auch weh, daß ihm Keiner begegnete. Er hätte es mögen aufnehmen mit Riesen, und da keine Riesen da waren, schlug er mit dem Stocke gegen die Stämme, daß es weit hin hallte. Die schöne Reiterin ereilte er nicht mehr, das sah er nun wohl ein; aber ihm war's als müsse er ihr ein Zeichen geben, daß er da sei, daß er das Seine gethan, sie aufzusuchen und ihr beizustehen. Da pfiff er aus Leibeskräften; wenn sie's nicht hörte, mußten's doch die Räuber hören, und sein Herz lechzte eben so nach denen, sei's um seine Kräfte mit ihnen zu messen, oder Brüderschaft mit ihnen zu machen.

Da pfiff es wieder. Aber wie er sich auch umschaute, er sah kein lebend Wesen. Nun pfiff er noch mal, und es antwortete ihm, und zum dritten

Mal, da glaubte er zu wissen, von wo es kam. Und als er zuging, regte es sich am Boden. Die helle Sonne, die auf den Fleck fiel, mußte ihn geblendet haben, daß er den Mann nicht früher sah, der dort in seinen Ellenbogen gestützt, auf einem weichen Moosbett lag.

„Holla, Gesell, wen rufst du?" rief ihm der entgegen. Ein jung Blut, so von den Jahren, als er selber, und noch minder; und der Bart, der ihm um Kinn und Mund sproßte, gab dem frischen Antlitz noch nicht viel Schatten. Die Sonne spielte auf den rothen Wangen und um die blauen Augen, daß man sah, wie fein und hübsch er war. Aber wie er auch lachte, er schaute doch zugleich trotzig drein. Sein Wamms war grün, ein wenig verschossen. Ein Hifthorn hing ihm um die Schulter, zwern Messer an der Seite, ein langes und ein kurzes, und in der Hand spielte er mit einer Armbrust. Am nächsten Baum gelehnt stand ein kurzer Spieß, wie er im Dickicht gut ist.

Die Frage klang so trotzig, und der Mann regte sich auch gar nicht ein wenig vom Fleck. Darum fand sich der Gesell auch nicht gemüßigt, daß er ihm bescheiden geantwortet. Vielmehr sagte er: „Holla du da, ich ruf mir so, wen ich Lust hab." Und

dabei lehnte er sich auf seinen Stock mit beiden Händen und schaute gar nicht verlegen drein.

„Das ist ein grober Bescheid," sagte der vom Walde.

„Die Frage klang auch nit fein," antwortete der von der Schmiede.

„Du bist doch nit ein Goldschmid! Auf grob Eisen schlägt man mit groben Hammer."

Da überfuhrs den Burschen und er stampfte heftig mit dem Stocke in den Rasen: „Du hör mal, wer du auch bist, darum kam ich nicht in den Wald, daß ich einen finde, der auf die Schmiede schimpft."

„Wahrhaftig! lachte der andre. Glaubte erst, du seist ein Köhler. Was hat ein Grobschmied im Wald zu suchen?"

„Der Wald ist Jedermanns," antwortete Heinrich.

„Der Wald ist mein, Gesell!" rief der im grünen Wamms.

„Bist du ein Hegereiter?"

Nun flog etwas wie Zorn über des Andern Stirn und er spannte die Armbrust: „Das bin ich, und nun lauf, was Du laufen kannst. Was in den Wald kommt, ist mein, und ich schieß es."

So der im grünen Wamms meinte, der Bursch werde laufen, hatte er fehl geschossen. Sprach ohne

nur mit den Augen zu blinken, ob der andre doch that, als legte er an: „So du ein Hegereiter biſt, ſo bin ich ein Pfaff, und wie der Wald dein iſt, ſo gehört mir die Sonne zwiſchen den Bäumen und der Mond, der da oben an der Kiefer vorblinkt. Laß das Ding ſein, der Bolzen ſteckt ſchief, und ſchießeſt doch fehl, ſo du denkſt mich zu treffen.“

„Meinſt du, ſagte ruhig der Andere, und ließ die Armbruſt ſinken. Haſt recht, zum Schießen ſtehſt du mir zu nah. Aber ſchau. Dies Horn ruft gute Leute, und hier die Pfeife. Drauf kommt eine Meute Hunde, die dir das Ferſengeld fordern, ſo du nicht auf der Stell dich umdrehſt und Reißaus nimmſt.“

„Spür deß keine Luſt, Herr Hegereiter, entgegnete der Burſch. So ihr aber ein Geſell ſeid, der nit gute Geſellſchaft um ſich liebt, da nehmt Euren Bratſpieß, und Euer Meſſer dazu und kommt her. Wollens mit einander ausmachen, weß der Wald iſt, Herr!“

„Bei allen heiligen Rittern, der Burſch iſt frech!„ rief der vom Walde und war mit einem Satz auf, und der Spieß war in ſeiner Hand.

Nun waren ſie Beid auf Mannslänge an einander getreten, und maaßen ſich mit den Augen. Der vom Walde war klein und von zartem Bau;

faſt zierlich hätte man ihn beißen mögen. Aber an leckem Blick gab er dem andern nicht nach.

„Alſo auf Schimpf und Glimpf, ſprach er. Gehört eigentlich zu ſolchem Einzelkampf, daß die Gegner vorher ſich meſſen, ſo an Stand und Waffen. Du biſt ein Schmiedegeſell.“

„War's, rief Heinrich. Will izt ein freier Mann ſein. Ihr ſeid's doch auch? Alſo ſind wir gleich.“

„Da haſt du recht, darin ſind wir gleich. Nun muß man fragen, weshalb wir uns ſchlagen?“

„Thut das Noth, wo zwei aneinander wollen?“

„Das iſt gute Sitte.“

„So. Nun das iſt ja leicht. Dir behagts nit, daß ich dir in den Weg lief, und mir behagts nit, daß du mir derquer kamſt, wo ich hin will.“

„Wo willſt du denn hin?“

„Das kannſt du fragen, wann du mich unter haſt, aber nicht; weiß auch, was Sitte iſt.“

„Nun gilt's noch die Waffen meſſen. Ei ſieh, ich habe einen Spieß mit Widerhaken, und du nur einen glatten Stachel an deiner Bohnenſtange. Das geht nicht nach guten Sitten, da Du ſo drauf hältſt.“

„Deß kümmert Euch nicht, ſagte der Schmied. Mit der Bohnenſtange hab ich ſchon Manchen ge-

ſtachelt, der zehn Wiederhaken hatte und größer war als Ihr."

„Biſt du ſo ein gefährlicher Kämpe, da will ich dir einen Vorſchlag thun. Wirf du deinen Spieß fort, und ich werfe meinen fort. Dort hinterm Baum hängt ein andrer Spieß, der wird für uns Beide recht ſein, und, was weiter Noth thut, das machen wir nachher aus."

Der Schmied verſtand nicht, was der andre wollte; als der aber wohlgemuth ſeine Waffe von ſich warf, mußte er doch auch ſo thun, und dann folgte er ihm ſo unbekümmert, als der andere unbekümmert vor ihm berging; gar nicht, als wenn Einer hinter ihm wäre, mit dem er's eben auf Tod und Leben aufnehmen wollte. Ein dicker Eichbaum, daß ihn drei Menſchen nicht umſpannten, ſtand ein Paar Schritt entfernt, und als ſie darum waren, ſah er an ſeiner hohlen Seite ein Feuer ſchwelen, und über dem Feuer ſtak, auf zween Gabeln von Holz, ein Spieß und an dem Spieße röſtete ein fetter Rehbeck.

„Sanct Hubertus! rief der im grünen Wamms und ſprang haſtig auf das Feuer los. Da wär bald um das dumme Zeug der ſchönſte Braten zu Kohle worden."

Er drehte ihn um, und ſtieß die Brände zurecht

und dann winkte er dem Gesellen, daß er ihn ablöse, und warf sich wieder, als sei gar nichts vorgefallen, daneben hin: „Nicht wahr, Kumpan, unsere Sache hat Zeit bis der Braten fertig ist. Ihr seid doch auch hungrig?“

Heinrich konnte das nicht abstreiten; sein Magen sprach laut und der Braten am Spieß duftete gar zu lieblich.

„Zudem, wenn man satt ist, schlägt sich's besser,„ sagte Jener.

„Aber dann ists dunkel,“ meinte der Gesell und er hielts für gute Sitte, daß ers sagte.

„Ei was, morgen ist auch ein Tag, und wer geschlafen hat, schlägt noch besser. Der Wald ist ein großes Bett, und so du's noch nicht weißt, da schläft sich's vortrefflich.“

Der Gesell wußte dagegen nichts einzuwenden, vielmehr hielt er's für Pflicht, nun auch zu thun, was an ihm war, daß der Braten von allen Seiten gut geröstet würde. Das schöne Fräulein, dachte er, wird wohl nun in Sicherheit sein. Darum blies er die Kohlen aus voller Lunge an, bis der Andere, sein Jagdmesser rausziehend, in den Braten stach und erklärte, nun sei er gut. Darauf kehrten sie, was von Kohlen und Asche da war, weg, legten Rasen und grüne Zweige auf die heiße Stelle und

setzten sich zur Mahlzeit darum. Denn da Teller und Schüssel fehlten, konnte der Braten nicht besser bleiben als am Spieß; und obschon Beide tüchtig einschnitten, sah der im grünen Wams doch mit besonderm Wohlgefallen, wie der andere immer herzhafter mit dem Messer in das Fleisch ging. Dachte vielleicht, wer so drauf losgeht, mit dem muß Lust sein auch loszugehn.

Aus seiner Jagdtasche brachte er ver Brod, Salz und was die Mahlzeit würzt, und griff dann in den hohlen Baum. Das machte sie erst vollständig und köstlich. Ein schwerer Henkelkrug wars mit Wein, davon er in einen Becher goß und es dem Gesellen auf dessen Wohlsein credenzte. Der besann sich auch nicht lange, und leerte den Becher wieder auf das Wohlsein des andern. Und so ging es mit einem zweiten, dritten und ich weiß nicht wie viel mehr. Dem Gesellen, der lang nicht Wein über die Lippen gebracht, dünkte es ein herrlich Getränk, und zumal im Wald. Der schien ihm nun noch einmal so grün und er schnalzte mit der Zunge und trank jedem Baum und Busch, durch den die Sonne glitzerte, ein Willkomm zu. Nun wurden die Schatten immer länger und immer feuriger glühten die Wipfel der Bäume, und die Nachtigallen oben in den dichten Kronen begannen ihren wol-

lüſtigen Sang. Dem Geſellen war lang nicht ſo wohl zu Muth geweſen.

Da waren ſie unvermerkt in ein Geſpräch gerathen. Es klang nicht als ob's zwei Feinde führten, ſo froh war's. Denn das hat der Wein an ſich, im Walde, wie in vier Wänden, er macht das Herz luſtig, und was drinnen ſchlummert, das wacht auf und will hinaus. Der Geſell meinte, es ſei hier alles von ſelber wohlgemuth, ſo alle Creatur, die da fliegt und kriecht und läuft, als wie der Baum der da wächſt, und weiß nicht, daß es anders ſein könnte. Und fühle ſich hier nichts von dem Jammer und der Verwüſtung draußen, als wie der Staub von den Straßen hier auch nicht herkommt.

Mit Luſt hörte ihm der andre zu!

„Nun Geſell iſt's itzo an der Sitt, daß ich dich frage, wohin du willſt?"

Heinrich fuhr ſich über die Stirn, und ſah den andern ſcharf, aber doch gut an:

„Du biſt kein Hegereiter nicht."

Der lächelte: „So ich's bin, ſo bin ichs auf eigne Hand."

„Schaute dir's ſogleich an, daß anders hinter dir ſteckt, als du fürgiebſt."

Der Andere lachte nun noch herzlicher: „Biß

du ſo geſcheut? So kluge Kinder mögen wir bei uns brauchen. Sieh und ich ſchau's dir auch an: du kommſt in den Wald und willſt nicht zurück."

Der Burſch ſchnellte die Finger zuſammen: „'S gefällt mir nicht mehr da draußen."

„Mir auch nicht, ſagte der Grüne. Auf die Weis' finden ſich gar Manche hier zuſammen, denen's da zu eng und zu wüſt."

Und da verſtanden ſich Beide ſonder viel Worte, und ſprachen noch Etliches davon, wie es in dem Lande ſchlecht hergehe, daß der Menſch arbeiten müſſe als ein Ochs, und ſo er was meine zu haben, nimmts ihm ein anderer, und daß keine Gerechtigkeit ſei und kein Glück, als läge Gottes Fluch auf der Mark Brandenburg, und Heinrich fragte, ob's denn wohl immer ſo ſchlecht geweſen ſei? —

Der andre hatte ſich an den Eichſtamm gelehnt und ſchaute, die Arme unterſchlagen, in den Wipfel, als lauſche er auf den Vogelſang:

„Ei nicht doch, ſagte er nach einer Weil. So es immer geweſen wäre, als es iſt, wie wüßten wir denn, daß es beſſer ſein kann. Wir meinten dann wohl, es ſei ſo von Anbeginn, und ſtrebten nicht nach Anderm. Sieh, Geſell, ehedem in dieſen Landen war viele Luſt. Da ſang der Bauer

wenn er am Pfluge ging, und der Schmied auch, wenn er das Eisen hämmerte. Das Singen hast du nun verlernt. Nicht wahr? Und das waren andere Zeiten, und andere Fürsten, die alten! Stolzere sah man nicht im ganzen deutschen Lande. Die brachen Lanzen, wo was zu kämpfen war, in Schimpf und Glimpf! Herr Gott! Was haben die von Anhalt auf die Welschen losgebauen! Und was waren Ritter an ihren Höfen und schöne Frauen! Da gab's Bankette und Ringelrennen, und die Wälder hallten vom Jagdlärm wieder. Solche Waidluft, Gesell, die giebt's nicht mehr. Wenn die Bauern mit bunten Bändern und Schellen durch die Büsche trieben; unter dem Wilde war Walpurgisnacht, die Hirsche wußten nicht wohin, und die Rehe liefen den Jägern in die Hände. Und da der Stahl blinkte in des Ritters Faust, bat eine edle Frau, daß er des Thieres schone. Einer Frauen Bitte schlug kein Ritter ab. Das war Maienluft, wenn das Tagewerk vorbei, und sie lagerten im Kreis auf grünem Rasen. Da waren Zelte umher aufgeschlagen mit bunten Wimpeln und Fahnen, und Feuer brannte an Feuer, daß sie das Jagdmal dran bereiteten. Und unter den schattigen Bäumen saßen die schönen Frauen und Fräulein und die Pokale mit köstlichem Wein kreisten und klangen auf ihr

Wohlsein, und mit ihren rosigen Lippen tranken sie wieder auf das Wohl der kühnen Jäger. Und wenn die Schwüle des Tages nachließ, dann bliesen die Hörner auf zum Tanz, und auf dem grünen Rasen schwenkten sie, und lachten und haben auch geküßt. Nicht wahr Gesell, das war ein lustig Leben?"

„Ja wer da mittanzen konnte — und küssen!" seufzte der Gesell.

„Und wenn der Mond aufging, fuhr jener fort, da führten sie die Frauen sittig in die Zelte, und die Pfeifer und Geiger mußten süße Weisen spielen, daß sie sanft einschliefen. Und die Ritter fanden überall ein so schön weich Bett als du und ich heut."

„Es mag gar lustig gewesen sein."

„Und du glaubst nicht Gesell, wie sich's unterm grünen Baume träumt nach solcher Waidlust, der schöne Frauen zusahen, und die Elfen tragen dir ihre geheimen Seufzer zu. Da gaukeln dir die Lieder um die Ohren, die du nie gehört, und wenn du aufwachst, singst du sie, als müßt es so sein. Ja Lieder wurden gesungen, so süße Lieder, daß der Wind schwieg, und das Laub nicht raschelte, um sie zu hören. Das machte die Fürsten und Herren zu Dichtern. Da griffen sie beim frühen Morgenschein

in die Zither, und besangen den König Mai, der alles bezwingt und Blumen ausstreut über die Erde; und die Bächlein, die im Walde rauschen, besangen sie und die Lüfte, so mit den Locken der edlen Frauen spielten. Vor allem aber, und da klang erst hoch ihr Lied, das Lob der schönen blauen Augen. Die funkelten herrlicher, denn Gold und edel Geschmeid, und ein Blick daraus sei dem Ritter als ein Trunk am Waldquell einem Dürstigen, der schon verschmachtet."

Der Gesell hatte stumm vor sich hingesehen in das Waldgrün, wo der Goldanbauch schon roth worden, und das Roth ward auch schon blaß: „Ach das sind wohl sehr alte Wunderzeiten, davon Ihr sprecht," sagte er.

„Ei nicht zu alt, daß nicht alte Leute ihrer noch gedächten."

„Fürsten haben selber gesungen! Das ist doch nicht Sitte, als ich weiß, daß Fürsten Spielleute sind."

Der im grünen Wams schaute etwas seltsam vor sich hin: „Die Sitte ist itzund ein alt Weib worden. Das hüllt sich in sieben Röcke und stellt sich hinter den Ofen. Fürchtet jeden rauhen Wind, daß es sich nicht erkälte. Als die Alte jung war, da war sie ein schön Weib, das mit dem jungen

Volk spielte und hatte kein Arg. Da kränkt es auch die Fürsten nicht, daß sie Spielleute waren und im Zwielicht sangen unter den Fenstern ihrer Schönen. Hörtest du nie vom Markgrafen Otto mit dem Pfeil. Das war die Blume der Ritterschaft, er brach Lanzen mit den Stärksten und war bei'm Sturme der erste auf den Mauern; aber Minnelieder hat er gesungen mit der Lerche um die Wette."

Dunkel entsann sich der Gesell, daß er davon gehört. Dem andern aber war das Herz so voll, daß der Mund nicht enden konnte, von den großen Fürsten der Anhaltiner oder Ascanier, den Albrechts, den Johannes und Otto's, und deren Herrlichkeit; wie sie geherrscht mit großer Kraft und brüderlichem Sinne, und über weite Länder, die sie mit starkem Arm zusammen hielten und jetzt sind sie zersplittert und gehören hierhin und dorthin. Die Worte zuckten wie Blitze; so folgte er ihnen in Jugendlust, hinauf auf die Thürme, wo sie ihre Fahnen aufpflanzten, und in die dunklen Verliese, darin sie gefangen saßen, aber ihr Sinn war frei; auf schäumendem Rappen wie der Sturmwind in die brausende Schlacht und zu manchem kühnen und stillen Abentheuer, wo man keine Begleiter mitnimmt.

„Die Ritterzeit ist nun vorbei!“

Der Schmiedegesell meinte, solche Harnische, als sie dazumal geschmiedet, könnten die Fürsten heut nicht mehr tragen.

„Sie schmieden selber, fuhr der Andere auf. Nicht Lanzenspitzen sondern Ränke. Erbverträge und Bündnisse, die dauern grad so lang, bis sie sich zanken. Die Freundschaft wird abgewogen, wie die Juden die Goldgülden wiegen. Die Fürsten und Edeln verkaufen die Kaiserkrone an den, der zum Meisten bietet, das nennen sie wählen. Und hinterm Ofen geschieht's am Schreibetisch, eine Karte vor sich, da messen sie sich Landes zu, und der Teufel steckt im Dintefaß, und ein Pfaff in jedem Gänsekiel. Daher ist keine rechte Eintracht mehr und keine rechte Feindschaft. Wo sie auf einander losgehn, denken sie dran, daß sie sich wieder vertragen können, und wo sie sich vertragen, daß es wieder losgeht. Haben einen wälschen Namen für die Klugheit, der gar seltsam klingt, immer besser, als daß sie einen Deutschen für hätten.“

„Ihr sprecht ja sehr gelehrt. Habt Ihr das im Walde gelernt?“

„Daß ich's vergesse, darum bin ich hier. Trink noch eins Gesell. Hörst du die Nachtigall über uns? Das ist ein Lied aus voller Kehle. Ist des Men-

schen Kehle nicht voller? Gott gab sie uns, damit wir Lieder singen sollen. Aber, wo soll man singen, wo uns die verdammte Klugheit in den Gliedern steckt. Sie thun das Maul nicht auf, aus Furcht, daß er ihre Gedanken verräth."

Der vom Walde forderte nun den andern auf zu singen. Aber er wußte kein Lied. Nun sang er selber eins, was der Bursch mit großer Lust anhörte, und noch ein zweites und drittes, und da brach es wie Eis, das sich unmerklich im Frühling löst. Es sang in ihm und nun wurdens Laute und Worte. Ein Lied kam raus, das er in seiner Knabenzeit gewußt und hatte es wieder vergessen. Und wo die Worte ihm fehlten und er stockte, half der andre aus. Nun sangen sie Beide, und leerten dazu den Krug und waren sehr froh. Da war es dunkel geworden in den Büschen, aber der Mond warf seine Silberfunken durch das junge Eichenlaub nieder, und tausend Wohlrüche dufteten von der Erde und tausend und aber tausend summende Käfer und Insekten stimmten ein Schlummerlied an, und sie horchten darauf. Sie hatten sich Beid angefaßt, aber ehe sie sich's versahen, waren Beide, den Kopf auf den Pfühl von Moos sanft eingeschlafen. Das letzte, was Heinrich hörte, war ein Kukuk in der Ferne. Gott weiß warum der so spät

ſang. Er fragte ihn, wie lang er noch leben werde, und wollte zählen, wie oft der Kukuk antworten würde, aber darüber ſchlief er ein, und der Kukuk rief noch immer.

.....

Achtes Kapitel.

Das Gericht der Freien.

Als des Kuckucks Stimme verhallte, riefen ihn andere Stimmen. Sie mußten gar hold und lieblich tönen, denn als die Morgensonne auf sein Geſicht fiel, hatte ſie kaum ein fröhlicheres geſchaut. Und was hatten die Elfen für Tänze um ihn geführt und ihn in die alte gute Zeit entrückt, daß er den Arm hob und aufſchrie, als ging's in die Schlacht. Das weckte den Kumpan, und der lachte und legte ſich wieder zur Ruh. Denn gute Träume muß man nicht ſtören.

Nun aber gellte es ihm in's Ohr. Das war nicht Elfenmuſika. Es war ein langausholender Ton, ein Hornſtoß, wie die Drommete verſprengte Reiter aus dem Gefecht zurückruft, und das Hifthorn die Jäger lockt zum Sammelplatz. Und als er die Augen aufſchlug, tönte es noch fort, izo wie wenn der Hirt die Morgenſonne anbläſt, und die Heerden ruft. Er ſtrich die Augen, ſchüttelte ſich

und ſprang auf. Von hinter dem Baume kam es, und er ſprang herum, aber da war nichts zu ſehen, und es tönte nun wieder von der Seite, wo er herkam; und als er da war, wieder von der andern, bis ihn ein kräftiger Schlag des andern Geſellen auf die Schulter traf.

„Guten Morgen!“ lachte er.

„Biſt du's alſo wirklich?“ ſprach Heinrich.

„Du haſt gut geſchlafen und noch beſſer geträumt.“

„Alſo im Walde bin ich doch, das iſt wahr! ſagte jener nachſinnend. Ich meinte erſt, das ſei auch Traum, und ich erwachte wieder unter der Schmiede. Wir trafen uns geſtern —“

„Und wollten uns ſchlagen, dann ſpeiſten wir das Reh auf, davon du die Knochen noch dort ſiehſt, plauderten und ſungen, und ſchliefen ein. Nun iſt die Frag', womit wir heut anfangen? Willſt du mit mir fechten, hier iſt mein Spieß und dort dein Eiſenſtock.“

„Um was fechten!“ ſagte Heinrich.

„Ei, wem der Wald gehört.“

„Der iſt ja groß, und dir kann er gehören und mir auch.“

Mit froher Miene blickte ihm der Andere eine Weile in's Geſicht: „Geſell, das mein' ich auch. Der Wald hat Quartier für viel gute Leute, ſo die

Freiheit lieben. — Und liebſt du ſie denn von ganzem Herzen?“ ſetzte er, gar eindringlich auf den Schmied ſchauend, hinzu.

„Das will ich meinen.“

„So wie ich es meine? — So ich dir recht wahrhaft trauen ſoll, mußt du mir auch wahrhaft antworten, was dich vertreibt.“

„Weil's mir draußen nicht mehr gefällt. Und's iſt ein luſtig Leben.“

„Kann auch recht ernſthaft werden. Jagen iſt luſtig Ding; aber für den Jäger zumeiſt. Der Haſ' hat's noch Keinem vertraut, ob's ihm Spaß macht. Spielen bisweilen auch Haſen und Hirſche und ſie hetzen uns, weil ſie uns die Freiheit nicht gönnen. Und mit einem Strick von Hanf ziehen ſie 'ne Schlinge und werfen ſie nach unſerm Hals. Wird dir das auch gefallen?“

„Ei Sanct Chriſtophel! wer ſich die läßt um den Hals thun! So weit iſt's noch nicht zum Abend. Schau, der Arm hier, der auf den Ambos ſchlug, auf dich wollt' ich ihn nicht probiren, wie hart er wurde; laß ſie kommen. — Und dann, ſetzt er hinzu, zum Schlimmſten, ſterben muß zuletzt jede Kreatur. Und Blaues über uns, und Grünes unter uns, da, mein' ich, ſtirbt ſich's beſſer als auf faulem Stroh.“

„Aber weißt du, was sie in den Städten sprechen, und wie die Pfaffen von der Kanzel herab auf uns fluchen.“

„Das ist mir grad' recht. Das ich das nit höre und das Geschrei der Krämer und den Hochmuth und die Hoffahrt, o ihr lieben heiligen Fürbitter, und die Gerechtigkeit, die vor den Armen nimmer zu Haus ist, und wer sie kauft, der hat sie. Ich will sie nicht kaufen und darum bin ich im Wald.“

„Willst sie dir selbst schaffen?“

„Ei, das ist's.“

„Dazu aber braucht's Freunde, die dir helfen. Der stärkste Mann allein ist schwach.“

„Nun, die werd' ich doch finden!“

„Gewiß. Nur mußt du ihnen wieder helfen.“

„Das versteht sich.“

„Nun möcht' es aber sein daß ihre Gerechtigkeit dir nicht gefällt, oder deine gefällt ihnen nicht. Es sind gar wunderbare Gesellen hier beisnander. Einer meint, weil sie ihm eine Kuh, die sein war, nahmen, er könne die ganze Heerde wiedernehmen. Oder, weil sie ihm seine kleine Hütte ansteckten, daß er eine ganze Stadt verbrennen dürfe. Da fahren die Köpfe wohl heiß aneinander.“

„Nun, du lieber Himmel! fuhr der Gesell auf, wo soll denn Gerechtigkeit sein, so sie nicht bei den

Freien iſt, wo kein Pfaff mitſpricht und Richter, und jedweder ſein frei Wort redet, als ihm der Schnabel gewachſen iſt. — Und ſo ich's noch nicht wüßte, wie es hier ausſieht, und ob ſich's für einen ordentlichen Kerl ſchickt, zu geben zu den Freien, nun find' ich dich ja hier. Und als du hier biſt, und meinſt, es ſei recht gethan, ſo will auch ich es wagen, und wenn ſie mich nehmen wollen, ſo bleib' ich, und will den Handſchlag dem Hauptmann geben, wie du ihm gabſt, und dem Hauptmann gehorchen; und als lange du bei ihnen aushältſt, ſo lange halte ich auch aus."

Die Rede gefiel dem Andern. Er reichte ihm die Hand:

„Wohlan, Kumpan! Deine Rede gefällt mir. Schlag ein, auf gute Kumpanei. Die thut allerwegen noth, wo es Schurken giebt, und gute Leute zuſammen ſtehen. Ich will dich nicht verlaſſen."

„Das will ich dich auch nicht," ſagte der Geſell und ſchlug kräftig ein.

Da tranken ſie ſich auch zu und ſchauten ſich lang freudig in's Antlitz und nannten ihre Namen. Der im grünen Wamms ſagte, er heiße Woldemar, worüber ſich der Andere zu verwundern ſchien.

„Auf Namen, Heinrich, kommt es bei uns nicht an, ſagte er. Wir geben uns Namen, als ſie uns

gefallen; und Mancher ist froh, wenn er seinen alten vergessen kann, und die andern ihn vergessen. Aber wir denken desto mehr der alten Zeit, der alten guten. Und was an uns, wir thun, daß sie wieder kommt. Der Wald ist heut so grün, wie damals, und die Sonne scheint eben so hell, was soll unser Sinn nicht auch so hell sein! Und ich weiß, was noch heller blinkt. Das ist der Frauen Aug. Und das lacht heut so schön, als vom Anbeginn —"

Er sahe, wie Heinrichs Antlitz sich verfärbte, und es ward blutroth, und dann schlug er sehr verlegen die Augen nieder.

„Ist's das, was dich plagt? lachte er auf. Hat's ein blau Aug' dir angethan, und darum liefst du in den grünen Wald? Ei sieh, grün ist die Farbe der Hoffnung. Es blitzt und flimmert Alles grün um dich, und du bist jung und frisch. Unverzagt! heißt unser Losewort. Schau auf, und habe Muth. Nichts ist zu hoch und fern für einen Ritterssinn."

„Bin kein Ritter," seufzte Heinrich.

„Deine Hand, rief Woldemar, sieh, nun schlag' ich dich dazu. Ich bin Einer, und wo ein Ritter einen andern schlägt, so geht es über, als wie Priesterweihe, so es nur untadelig Blut ist."

„Ich bin zu niedrig geboren."

„So sollst du doch denken und adelig thun. Im Walde sind wir Alle gleich, und wer weiß, was aus dem Walde hervorgeht. Menschen, Reich und Kaiser haben dies Land verlassen, und sein eigener Fürst auch. Wer weiß, was für ein Fürst aus den Wäldern kommt!“

Da ward ihr Gespräch durch einen fernen Hornton unterbrochen, auf den Woldemar eifrig horchte.

„Das ist das Zeichen zur Versammlung, sprach er. Ich muß dahin und du kannst mich geleiten, daß ich dich der Genossenschaft vorstelle. Ich will für dich gut sagen, wenn das Noth thäte; aber einen Burschen wie du, nimmt man auch ohne viel zu fragen. Möglich, daß du gar bald dein Probestück ablegen magst, denn es sind ernsthafte Dinge vor. Die Freien haben Einen drüben am Glien gestraft, und seinen Hof niedergebrannt, weil er zwei von den Genossen den Spandowern verrieth, die sie fingen. Nun aber trifft sich's, daß der Mann ein Dienstmann der Ruppiner Grafen ist, und die wollen uns darum an's Zeug. Als ich hörte, ist Einer unserer Obersten fast in ihre Hände gefallen, und entkam mit Mühe und Noth. Da wird nun wohl ein großer Zug gegen die Grafen losgehen und das ist gut, wenn helle Waffen gegen einander klingen. Da magst du zeigen, was du werth bist.“

So machten sie sich auf den Weg. Ihnen begegneten Viele im Walde, von rechts und links kamen sie, so Junge als Alte, und schauten sie bald finster, bald freundlich an. Der im grünen Wams grüßte sie wieder, und es war vornehme Art darin, wie er grüßte. Die Einen nahmen das gut auf, als wäre er mehr als sie; die Andern sahen scheel und erwiederten's kaum. „Es giebt unterschiedliche hier, flüsterte Woldemar dem Schmied zu. Viele sind ehrliche, muntere Bursche, Andere taugen auch im Walde nichts, und man muß sich vor ihnen hüten. Drum freut's mich, so ein frisches Blut zu mir kommt."

Durch hohe, dichte Kiefern, die noch nicht ihr frisches Lenzkleid angelegt, kamen sie an die Stelle, wo die Freien versammelt waren. Es war ein Bergabfall, und die Sand- und Lehmwände, spärlich mit Ginster und Brombeeren bewachsen, waren nicht freundlich anzuschauen. Das Nadelholz ragte von oben als eine dichte Wand herab, und machte den Ort finster. Hinwiederum war er hell von dem Sande, gegen den die Gesellen dunkel abstachen. Auf einem großen Steine, der vor Alters beim Bergsturz zu Tage gekommen, und er war schon wieder verwittert und mit Blättermoos überzogen, saß, der der Anführer sein mußte, denn die Andern

ſtanden um ihn, nicht grad ehrerbietig, aber doch ſo, als Niedrige um einen Höheren ſtehen. Er war ein alter Mann, und hüſtelte. Nur bisweilen ſchielte er auf die Männer. Er war nicht als ein Löwe, vielmehr als ein Tieger, der im Buſch liegt. Er trug ſich ſeltſam. Ein Mantel von Ziegenfellen ſchlug um ſein grob Wamms, und eine Keule mit Stacheln hielt er in der Hand. Rothe ſtruppige Fechten hingen ihm um's Geſicht, daß man's nur halb ſehen mochte. Es war augenfällig, daß es nicht ſein eigen Haar war, als wie ſolche thun, deren Geſchäft in der Nacht iſt, und wenn ſie ſich bei Tage zeigen, verkappen ſie ſich, daß man ſich in ihnen irre und ſie nicht wieder erkenne. Je ſchrecklicher es ausſieht, deſto beſſer. Und wahrhaftig, es ſahe aus, als ſitze Einer, der aus der Finſterniß kommt, auf ſeinem Throne, um Gericht zu halten über die Uebelthäter. Ueber ſeinem Haupte ſpielten die Wurzeln der Kiefern, die in knorrigen Fäden oben vom abgebrochenen Waldrande herab hingen, und ſich in der Luft ſchaukelten, als wären's böſe Geiſter, die über ihm Wache hielten.

Da Woldemar ihn ſah, ſprach er leis zu Heinrich: „O wehe, das iſt der Teufel ſelber. Den gewärtigte ich nicht hier. Es hat beſſere Hauptleute, als er. Und dein Probeſtück wird ſchwer ſein.

Aber bleibe du muthig. Man muß ihm dreiſt in's Aug' ſchauen und keck antworten."

„Wer iſt der Geſell, den du mitbringſt?" rief der Oberſte, als Heinrich an Woldemars Hand aus den Kiefern vortrat. Sie meinten, er könne ſie kaum bemerkt haben. Sein Kopf war abgewandt; ſo ſchielten ſeine Augen nach der Seite.

„Oberſt, ein Freund," ſprach Woldemar.

„Er gehört nicht zu den Freien. Welcher Unfreie über unſern Bann tritt, iſt des Todes, als du weißt."

„Aber er will ein Freier werden, darum führ' ich ihn in den Bann ſonder Anfrage, auf die Gefahr hin, daß Ihr ihn nicht frei machen wollt, und er muß ſterben. Daran Ihr lehrt, was Herz in dem Burſchen ſchlägt, als wir's brauchen."

Da ſchauten Alle auf Heinrich, und wie beherzt er auch war, es rieſelte ihm doch ein wenig über die Haut. Es waren ſchreckliche Geſichter. Aber er nahm ſich zuſammen, und ſchaute ſie wieder eben ſo frech an. Das gefiel ihnen. Der Oberſte ſaß, als ſähe er es nicht.

Darauf traten die Hauptleute zuſammen und beſprachen ſich heimlich. Und nun führten Zween den Heinrich abſeits in den Wald und ſetzten ihm eine Kappe auf, daß er nichts ſehe und höre, was

sie über ihn rathschlagten und sein Freund für ihn vorbrachte. Das dauerte nur kurze Weil, da ward er wieder zurückgeführt und sie nahmen ihm die Kappe ab. An dem Gesicht seines Freundes sah er's gleich, was sie beschlossen, und daß es Gutes war.

Der Oberste richtete noch etliche Fragen an ihn, was er gelernt und verstehe, und was Freundschaft er draußen habe, und ob er die lassen wolle um der Freundschaft willen der freien Leute? Auf alles das antwortete Heinrich kurz und deutlich, und was er sagte, gefiel Allen, und sie nickten. Da sprach der Anführer:

„Nun wohlan, so sollst du als ein freier Mann aufgenommen werden unter den Freien. Und zerrissen seien alle die Bande, so dich halten an die draußen, und hier sind fortan deine Blutsfreunde und deine Sippschaft. Du hast nicht Schwester und Bruder, nicht Vater und Mutter mehr draußen, die sind hier; und bist kein Bankert mehr, denn jeder ist dein Bruder. So du Einen schiltst, so schiltst du Alle, und so dich Einer schilt, so sind alle gescholten, und wehe dem, der sich gegen die Brüderschaft vergeht."

Wie mußte der Freund für ihn gesprochen haben, daß sie's so leicht mit ihm machten. Was aber in

dem Kreise vorging, den die Hauptleute dicht um ihn schlossen, und die Andern kehrten den Rücken, und er mußte geloben Treue und Verschwiegenheit, ich weiß nicht worauf, und sie gaben ihm die Zeichen und den Schlag; davon erfährt Keiner was, und Keiner hat's ausgeplaudert. Auch hat's keine Chronik aufbewahrt. Einige meinen, der aufgenommen wurde, mußte die Hand zwischen die grinsenden Zähne eines Todtenkopfs legen; Andere gar, sie hätten ihm Menschenblut aus einem Fläschlein zu trinken gereicht: also solle der nächste trinken von seinem Blute, wenn er sie verriethe. Nur das hat Heinrich wieder erzählt. Als er sagen sollte, auf wie lange er zur Genossenschaft schwören wolle, antwortete er, als lange sein Freund geschworen und dazu halte.

Das dünkte Einigen nicht recht, aber der Oberste hieß es gut, denn ihm ging Anderes im Kopf um, was wichtiger war, und es durfte nicht Zeit verloren gehen. Und war wohl der Hauptgrund, daß sie's so schnell abmachten, der, daß Heinrich ein Gesell war, als ihn jede Bande gern nimmt, und dazu ein Schmied, der ihnen Waffen fertigen konnte.

„Aber sein Meisterstück, was ist's?" sprachen Etliche.

Der Oberste winkte ihnen Ruhe. Es werde

die Gelegenheit schon kommen, da es der Proben viele gebe, zu zeigen, daß Einer werth sei, ein Freier zu heißen. Und eben desgleichen schüttelte er den Kopf, als sie von dem Gelag sprachen, das der neu Aufgenommene den Brüdern geben müsse.

„Es ist nicht Zeit zu Gelagen, es ist Zeit zur Rache! sprach er im Zorn. Und darum rief ich Euch, und nun hört."

Die Meisten wußten es schon; aber er trug's ihnen vor, was es galt. Von den Spandowern die zween Freie gefangen und gerichtet, wofür die Strafe sie treffen solle, doch das habe noch Weile. Dann von der Strafe, so sie über den Mann verhängt, der die Zween den Spandowern verrieth. Und dann sagte er, wie die Ruppiner Grafen es auf sich genommen, und darüber getobt. Aber darauf winkte er einem Andern, daß der vortrüge, was sich ferner ereignet; denn es betraf ihn, den Obersten selbst, und er hielt es für schicklich, daß er es nicht selbst den Genossen vortrage, sondern ein Anderer für ihn spreche.

Der sprach: Alsbald die Hauptleute erfuhren, daß der gestrafte Mann ein Lehnsmann sei der Ruppiner Grafen, und die es übel vermerkt, hätten sie beschlossen, es gütlich auszugleichen mit ihnen, als wozu sie nach dem Vertrage mit dem Grafen ge-

bunden seien. Denn, als Alle wüßten, hätten sie sich neulich am Tage aller Seligen auf dem Felde an den Raubensteinen gegenseitig gelobt mit Handschlag, daß keiner den andern schädigen solle auf drei Jahre, bis wieder aller Seligen Tag. Darum sei der Oberste selber geritten auf den Weg nach Lindau, wo der Ruppiner Schloß ist am See, um ihnen Blutgeld zu bieten, und habe es mitgebracht. An der Birkenschenke sei der Obriste verblieben, und habe einen Bruder, der heißt Ruprecht, vorausgeschickt ins Schloß, um den Grafen zu vermelden, daß er komme und weshalb, und um frei Geleit gebeten. Aber, nachdem er zwei Stunden vergebens gewartet, sei der andre Bruder, der draußen Wache stand, Wilkin, atemlos hereingestürzt und habe gerufen: Sie kommen! Und kaum, daß der Obrist sein Roß, das im Hofe stand, von dem Pfahl losbinden und sich drauf hat schwingen können, so seien sie zu fünfzigen aus dem Weidengange am See losgesprengt, da habe er nicht mehr Zeit gehabt, zum Thor hinauszureiten, sondern mußte durch die Gärten über die Hecken setzen. Wilkin kam ihm nach, aber er war noch sechszig Schritt hinter ihm und sein Pferd blieb im Moor stecken, als die Reiter ihn erreichten und mit wildem Geschrei ihn niedermachten. Der Obrist mußte es mit ansehen, denn so er auch

umkehren wollte, und ihm beispringen, einer gegen fünfzig, er konnte es nicht wegen des Sumpfes, und bis er da war, hätten sie ihn doch auch todt gemacht. Also gab er seinem Roß, da er festen Boden unter sich hatte, die Sporen, und ward von den Reitern vier Meilen und drüber verfolgt. Er hatte müssen den Geldsäckel, den er um den Leib trug, fortwerfen, daß er leichter wurde, und war nur mit großer Fährlichkeit und Noth seinen Feinden entwischt.

Heinrich, dem kein Wort entgangen, wußte nun wohl, wer der Reiter war, der fast athemlos gestern ins Dorf kam, und glaubte ihn wieder zu erkennen, ob er schon ganz anders aussah, was Tracht, Bart und Haar war. Er hatte sein Pferd gestern gut gestriegelt und nun war's ihm klar, warum der Obriste es so leicht mit ihm genommen.

Der Sprecher, nachdem er eine Weile Athem geschöpft, sagte nun: „Also Ihr Brüder ist uns geschehen: Erstens sind wir geschmäht, da wir in guter Sitte Lösung und Blutgeld brachten; unsre Botschaft ist verrathen; sie haben einen Bruder gefangen und werden ihn richten, einen andern haben sie niedergemacht als Bluthunde im Moor, unser Geld, das wir ihnen sandten um Frieden, haben sie genommen ohne Frieden und unsern Hauptmann gehetzt, geschädigt und gescholten. Damit ist der Bund zwischen

ihnen und uns gebrochen und die Genossenschaft gekränkt. Was soll's Brüder?"

Man hatte schon das dumpfe Murren gehört; nun aber wie aus einem Munde klang es! „Rache! Rache an den Ruppinern."

„So sei es! rief der Obriste und ließ seine Keule gegen den Stein fallen. Hat Einer was dawider?"

Da trat Woldemar einen Schritt vor und sprach: „Das sei ferne von mir, daß ich das lobe, noch gut hieße, was die thaten. Die Uebertreter müssen gestraft werden. Aber wissen wir, ob es die Grafen selber geheißen? Denn sie haben trotzige Dienstleute. Und als unser Bund mit ihnen ist, schickt sich's, daß wir erst zu ihnen senden und sie fragen, ob sie's auf sich nehmen oder uns Blutgeld geben wollen."

Die Rede gefiel Keinem.

„Daß sie unsre Abgesandten wieder fangen und todtschlagen!" sagte Einer.

Ein Anderer sprach: „Wer schädigt, der muß Gesandte schicken, nicht der geschädigt ist. An dem ist's, ob er die Boten zuläßt oder fortschickt."

Der Oberst sprach: „Ich sah den Grafen Ulrich unter den Verfolgern: Mit seiner eignen Hand that er dem Wilkin den zweiten Schlag."

Damit war es abgemacht, Alle, eine Stimme, brüllten: „Blut und Rache!" Die Hauptleute traten

zuſammen und beſprachen es unter ſich; denn das war an ihnen auszumachen, nicht von der Gemeinheit, wie eine That, ſo die Gemeinheit beſchloß, ſollte ausgeführt werden. Und darauf that Einer es Allen kund.

Die zween Grafen, als man wußte, ſollten heut ihre Schweſter, die Gräfin Mathilde heimſuchen. Sie wollten nur mit wenigem Gefolge reiten, und der Weg war ausgekundſchaftet, den ſie nehmen würden. Dort ſollte eine gute Schaar im Buſche den Tag über ſich verſtecken, und gegen Abend, wo ſie vorkämen, über ſie fallen und die Rache der Freien an ihnen nehmen.

„So ſei es!“ riefen Alle. Nur Woldemar ſprach dagegen:

„Ihr freien Männer und Brüder, die wir manche gute That mit einander gethan, und wir haben manchen übermüthigen Ritter gezüchtigt, manches Unrecht geſtraft, und die reichen Kaufleute und Prälaten, die wucherten und drückten, gezüchtigt, und wieder gepreßt, daß ſie ihr unrecht Gut herausgaben. Aber die That ſcheint mir nicht gut. Sind wir nicht ſtark genug, daß wir den Grafen auf offnem Felde begegnen? Mögen wir nicht vor ihre Schlöſſer rücken und ihre Mauern brechen! Haben ſie nicht Länder und Felder und Dörfer, die wir

überziehen und einlegen, bis sie sich geben und um Frieden bitten? Dann ist's an uns, ihnen vorzuschreiben, was das Blut eines freien Mannes gilt."

Von allen Seiten schrie's: „Nein, nein! Blut will Blut."

Da mußte er schweigen und wandte sich, nicht grad vergnügten Blickes, ab. Die andern traten aneinander und schauten seitwärts auf ihn. Bei ihm stand Keiner als Heinrich. Nun rief der Oberst plötzlich mit lauter Stimme Woldemars Namen.

„Woldemar! der Rath der Hauptleute hat den Anführer gewählt, der die Grafen züchtigen soll. Auf dich fiel die Wahl. Das freut mich Bruder; denn dich lechzte, als ich weiß, lange nach einer wackern That, mit hellen Waffen in der Hand."

„Auf mich! rief Woldemar. Ich soll" —

„Wähle dir fünfzig der Besten, oder so es dir nicht genug dünkt, sechzig. Dir sei die Ehre, du sollst die Rechte der freien Männer rächen."

Dunkelroth flammte es ihm im Gesicht: „Ich auflauern, ich im Hohlweg liegen, ich meuchlings morden, Feinde, denen ich nicht abgesagt, edle Ritter, Grafen des Landes! Gebt mir auf, mit fünfzigen, mit zwanzigen, ich soll ihr Schloß Lindau stürmen, ich thu's. Sie anfallen, in der Nacht, als der Fuchs die Henne, das ist nicht an mir."

„Warum nicht an dir?“ rief ein wilder, breitschultriger Kerl, um einen und einen halben Kopf größer als Woldemar, und der Bart hing ihm zottig um sein russigt Gesicht. Der Stärkste wär ihm nicht gern allein auf der Straße begegnet.

„Weil das Gurgelabschneiden dein Geschäft ist. Meins ist mit Männern sich schlagen.“

„Nit doch, schrie höhnisch der andre, deins ist im Sonnenschein liegen, den Vögeln pfeifen und Lieder singen. Rede thust du schießen und den Mädeln nachlagen. Große Worte machen, hast du gelernt, von großen Thaten sah ich noch wenig.“

„Heilige Mutter Gottes! Das sollst du büßen.“ Und das Jagdmesser zuckte ihm bald aus der Scheide, bald aber ließ er's stecken, so schrieen sie ihm von allen Seiten „Zurück!“

Beim Thing, das die Stellmeiser hielten, durfte Keiner gegen den andern das Schwert ziehen, außer die Hauptleute hießen es ihm nach gutem Beschluß. Dann war's ein Gottesurtheil, sonst brach er den Bund und ward gestraft. Es konnte ihm an's Leben gehn.

Der große stämmige Karl, auf eine Keule gestützt, die war ein junger Eichbaum, grinste ihn höhnisch an, und wie er sich nicht rührte, als könne ihn das Schwert des viel kleinern und schwächern

Woldemar nicht ritzen, mußte es ihn noch schwerer kränken.

„Sagt ich's Euch doch, Brüder, immer schon, lachte der große Kerl und seine Stimme klang noch rauher und häslicher als er aussah: der da gehört nicht zu uns. Er ist kein echter Stellmeiser nicht. Ich weiß, wer er ist."

„Wer bin ich?" rief Woldemar, und sein Gesicht, das vorhin roth war, jetzt war es weiß. Und es war nicht mehr Zorn allein, es war auch von Schreck darin. Aber seine Augen, die wollten den andern durchbohren.

„Von Junkerblut bist du und kein Förstersohn nicht; das hast du gelogen. Sah' dir wohl auf die Finger. Was du bei uns willst, das weiß ich nit. Liefst vielleicht von Haus fort, weil dir lieb Mutter um die Ohren schlug. Mutterföhnlein brauchen wir nit. Bist viel zu fein gebacken; das brauchen wir nit. Willst ausschaun als ein Junker. Brauchen keine Junker nit."

Da grinsten die wilden Gesellen. „Willst dir Hacken unter die Schuh binden, und groß thun, und bist nur ein Männlein. Willst mehr sein als wir und bist weniger. Willst das Maul aufthun bei allen Dingen, und wo du mitsprichst, das taugt nie was. Als er nicht bei uns war, da ward nicht

viel gesprochen, wir schlugen los. Mir gefällt's nicht, Brüder, so wir uns mit dem und jenem und Allen vertragen. Je mehr Feinde der Stellmeiser hat, so freier ist er."

Das gefiel den Meisten: „Hyndemit verstehts!" Der Oberste sah stumm und forschend auf den langen Sprecher, der fortfuhr:

„Ich hab's gesagt und sag's: Seht Euch für. Wißt Ihr, wer er ist und was er im Schilde führt? Wozu er uns brauchen möchte, und welchem großen Herrn verkaufen? Wir sind nicht hier um Herrendienste, um frei zu sein, sind wir im Wald. Und ich sag's Euch, und schwör's Euch: Traut ihm nicht, er ist kein echter Stellmeiser nicht; er ist ein falscher Bruder."

Es war sehr still. Alle sahen auf Woldemar und sie erwarteten, nun werde er auf den andern losspringen. Denn er ließ nichts auf sich sagen. Aber er schwieg, was in ihm vorging sah Keiner.

Da trat der Große auf ihn zu: „Du Kleiner, ängste dich drum nit. Wir thun dir nichts. Bist ein bübsches Nestküken. Geh nach Haus zu deinen Liebeltern; so du recht schön bittest, verzeihen sie dir wohl, daß du fortliefst. Und der soll ein Hund sein, der sagt, daß du ein Freier bist."

Und dabei schlug er ihm mit seiner breiten brau-

nen Hand auf die Schuter und verzerrte ſein Maul, daß es ausſchaute als wie eines Wolfes Rachen, und wieherte wie ein Pferd. Dem Heinrich zuckte es durch alle Glieder, aber Woldemar ſchlug nicht los. Er wandte dem großen Kerl den Rücken und trat auf den Obriſten:

„Herr! ſprach er zu dem, ſich leicht vor ihm neigend, Herr! den die freien Brüder zu ihrem Haupt erkürten, daß er jeden in ſeinem Recht ſchütze; Du haſt geſehen und gehört, wie mich dieſer geſcholten und gekränkt. Es heiſcht der Bundesbrüder Ehre, daß ſie keinen Gefallenen unter ſich dulden. Ich fordere Recht von dir, daß du ein Gericht beſtelleſt, wo Gott entſcheidet, wer ein wahrer Freier iſt und wer ein falſcher."

Da entſtand ein großer Aufruhr. Der böſe Geſell und die ihm anhingen, lachten tückiſch und ſchrieen: ſo ſei es! „Sie ſollen kämpfen auf Tod und Leben." Viele andere waren davon erſchreckt. Der im grünen Wams hatte auch ſeine Freunde, und ſie bangte vor ihm, und das mit Recht. Denn wie tapfer und kampfgeübt er ſich allezeit gewieſen, war er doch als ein Knabe gegen den Rieſen. Der Hyndemit, ſo hieß der große Geſell, wer mit ihm kämpfte, der kam nicht wieder auf. Niemand war, der gern mit ihm anband, und es war ſichtlich Jedem, er

hatte den Streit gesucht, daß er den andern, der ihm im Wege stand, kränke und ihn fortschaffe. Sie riefen daher, das ginge nicht an. Die Zeit sei nicht, daß die Brüder sich untereinander schlügen. Der große Bund der Freien, dem so viele Städte und Fürsten droheten, und hätten Bündnisse geschlossen, ihn auszutilgen, der müsse zusammen halten. „Eben darum, schrieen die andern, muß man austilgen, die Feigen und Falschen."

Vergebens brachten die andern dagegen vielerlei vor, es waren nicht gute Redner unter ihnen, die roben und wilden schrieen sie zu Boden: „Es muß ein Gericht geben, sonst ist's um Ordnung und gute Sitte getban."

Und Woldemar war auf ihrer Seite, als höre er nicht ihr tückisches Lachen: „Bei allen heiligen Schutzpatronen und guten Rittern, rief er, die Männer haben Recht. Sonder Ordnung kein Bund, und sonder Ehre keine Freiheit. So Ihr's eben wissen wollt: Wenn Ihr den Kampf, dessen ich ein gutes Recht habe, verweigert, so brecht Ihr den Bund mit mir, und stoßet mich aus, und ich bin frei, und nicht mehr als Euer Bruder, sondern Euer Feind, und kehre zu denen draußen zurück, die meine Freunde waren, und dann sollt Ihr an mir erfahren, wer ich bin."

Heinrich verwunderte ſich, wie Einer, den ſie ſo gekränkt, und ſo zornig war er, den Grimm verhalten und ruhig ſprechen konnte, als er that. Der Obriſte aber, der bis da geſchwiegen, winkte nun, daß er reden wolle. Er hatte zu entſcheiden.

„Der Bruder ſprach wohl, hub er an. Solch Schelten gleichen Worte nicht aus. Da entſcheidet Gott.“

Da erblaßten Viele, die es mit Woldemar hielten, oder doch den Hyndemit nicht mochten, der ein übermüthiger Geſell war. Aber was der Oberſt ſo entſchieden, da war kein Widerſpruch. Er ſtand auf und ſtieß ſeine Keule auf den Stein. Er ſah finſter aus und ſchaute umher, als brüte er etwas. Wen ſein Blick traf, ſchlug die Augen nieder, nur Hyndemit lachte ihn wieder an.

„Ihr freien Männer und Brüder! ſprach er, Sein Recht ſoll jeder haben, und Ordnung muß ſein, als wir dazu geſchworen ſind, um auszugleichen, was ungleich wird durch Ungerechtigkeit. Die Genoſſenſchaft iſt gekränkt in dem Einen, darum kämpfen ſie nicht um ihre Ehr, vielmehr um der Genoſſenſchaft Ehre, die darf keinen Verräther dulden.“

Da dachten Alle, nun iſt der Woldemar dem

Tode geliefert, und es sei Tücke des Obersten, dem sein Anhang mißfiel. Aber der fuhr fort:

„Doch muß der Kampf gleich sein, nach unsern Satzungen; sonst ist's ein Spott und kein Gericht. Hyndemit ist dem andern dreimal überlegen. Wie machen wir die Waffen gleich?"

Da schlug einer dies, der andere jenes vor. Der Große solle nur mit einem Arme fechten, und der andere ihm gebunden sein. Dagegen schrie des Hyndemit Rotte. Einer, der war ein Priester gewesen, und Gott weiß warum er unter die Bande kam, er las ihnen bisweilen Messe und hörte ihre Beichte, so Einer beichten wollte; aber er war ein wüster Gesell, ein Säufer und Würfler, und wo sie einbrachen, war er voran, und wirthschaftete, daß es ein Spott war auf einen Priester. Der hob die Arme und rief: „Gott hat jedem Menschen zween Arme gegeben. Das heißt, gegen Gott sündigen, ihm die Waffe nehmen, so er ihm gab." Hyndemit lachte. So sie ihm nur den linken Arm frei ließen, er traute sich seinen Gegner niederzustrecken. Doch der selber sprach dagegen; und wie er da war, wollte er gegen ihn los.

„Einem Freien darf Keiner die Arme binden, sprach der Oberste. Und doch müssen sie gleich sein an

Kräften. Iſt denn da Keiner, der für den Schwachen ſich mit dem Starken meſſen will!"

Das war wohl ſo vor Alters Sitte; aber es war lang nicht vorgekommen. Alle ſchwiegen. Der Oberſt ſchaute ſie Mann für Mann unter ſeinem buſchigten Braun an, und Heinrich meinte, auf ihm hefte der Blick.

Während viele unter ſich ſprachen: wer will ſich todtſchlagen laſſen von dem Hyndemit! und am heftigſten ſprach dagegen Woldemar ſelbſt, es ſei an ihm, daß er ſeine Ehre vertheidige, und kein anderer, da trat Heinrich vor und rief:

„Hier iſt der Eine, Herr! und ſo Ihr mich werth haltet, ich will's aufnehmen mit dem."

„Heinrich!" rief Woldemar, und wollte ihn zurückreißen. Der aber ließ ſich nicht reißen.

„Ich will's, ich will's: bin nun ein freier Mann."

„Nimmermehr! rief Woldemar noch ſtärker. Was haſt du mit dem Streit zu thun, der iſt nicht um dich."

„Was! Nicht um mich! rief Heinrich, er hat meinen beſten Freund geſcholten. Das ſoll er nicht. Hätt's ohnedem ihm gern gegeben, als er verdient, um ſein gottles Maul. Und nun der Oberſt aufruft, wer's wagt, ich wag es. Ich fürchte mich gar nicht vor ihm."

„Hauptmann! ich widerſpreche, rief Waldemar. Das iſt ein junger Burſch, der nicht geübt iſt im Waffenwerk. Um der Genoſſenſchaft willen, der ich einen guten Streiter zuziehen wollte, und um ihn ſelbſt darf es nicht ſein. Laſſet ihn nicht zu, ich muß für ihn einſtehen, da ich mein Wort für ihn einſetzte. Das muß ich löſen, daß er den Freien Ehre bringt.“

„Juſt das will ich, rief Heinrich, drum laßt mich. Er gab ſein Wort für mich, als er mich kaum gekannt. Da wagt' er ſeine Ehre, um mich. Daß er mir vertraute, das muß ich vergelten. Und es ſoll's, ſo Gott will, und Ihr Herren. Als er für mich ſprach, will ich nun für ihn fechten. Seine Ehre iſt meine Ehre, und es ſoll ihm nicht ſo viel geſchehen, dafür bin ich.“

Das hörten Alle mit großer Luſt an, und ihr Vertrauen ſtieg zu dem Burſchen, den Einige vorhin über die Schultern angeſehen. Doch was ihnen gefiel, daß er ſo ſtolz ſprach, gefiel dem, für den er ſprach, am wenigſten.

„Da ſei Gott für, wer biſt du, und wer bin ich! rief er. Es iſt meine Ehr, und für die hat Keiner zu ſorgen, denn dem ſie gehört.“

Des Oberſten Stimme donnerte ihn an: „Du ſprichſt falſch. Es iſt der Genoſſenſchaft Ehre und

nicht mehr deine. Für die wählt die Genoſſenſchaft ihren Kämpfer, und der iſt gewählt. Das ſei dein Probeſtück, Heinrich. Was du wünſcheſt iſt dir gewährt."

Viele jauchzten dem Beifall, aber Niemand war froher als Heinrich, und Niemand zorniger als Woldemar. Hyndemit grinſte recht bös und hatte Beiden den Rücken gewandt. Er fürchtete ſich nicht vor dem Gegner, den ihm die Hauptleute beſtellt; ihn verdroß es nur, daß ihm der entging, auf den er's gemünzt hatte.

„Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, brummte er. Wann ich dem ruſſigen Schmied die Hirnſchaal eingeſchlagen, bezahlt deine weiße Haut dafür mit."

Heinrich, der das gehört, trat ihm näher: „Höre mal Herr Grobian, als ich von guter Sitte weiß, hört Einer auf zu ſchimpfen, wo er ſich drum ſchlagen ſoll. Oder er hat denn Angſt, und da er ſich vor Streichen fürchtet, giebt er Worte dafür. Jetzo haſt du's nicht mit dem zu thun, ſondern mit mir. Und jed Wort, das du redeſt, dafür will ich dir drei Streiche wiedergeben, ſo wahr ich ein Schmied bin, und weiß, was Streiche thun. Und ſo deine Knochen auch Stein wären, ein Ambos hält mehr aus. Verſtehſt du!"

Da lachten die andern, und wo das iſt, hat der

gewonnen, der sie zum Lachen bringt. Ein wie grimmig Gesicht auch Hyndemit machte, sie lachten nur ärger.

Dazwischen hatten die Hauptleute sich wieder besprochen, auf was Art der Kampf vor sich gehn solle, und wo der Ort sei. Da war wie ein Kessel in der Erde mit hohen Wänden, länger als breit, wie man sie wohl in diesen Landen findet. Entweder hat sie der Blitz aufgewühlt, und die Erde ist nachgesunken, oder ein Winterstrom hat sie gerissen und am andern Ende wieder zugestaut, und das Wasser ist allmählig versiegt und der Boden nur um so tiefer gesunken. Die Senkung schaute fast aus, als eine Gruft für Riesen. Den Ort hielten die Hauptleute für gut. Die Streiter konnten sich nicht ausweichen, und wer fiel, für den war's ein Grab; man brauchte ihn nicht herauszutragen.

Nur Einer grollte abseits, die Arme verschränkt, und den Fuß auf eine Wurzel stampfend; und wie er die Finger zusammen drückte, daß die Nägel Blut faßten, und die Lippen biß, schien's, als ringe er mit bösen Gedanken, die ihn verzehrten. Da rührte ihn sanft eine Hand an der Schulter und ein Paar blaue Augen schauten ihn an. Wie zornig er war, so gar gut und freundlich blickte ihn der Gesell an, und so klang auch seine Stimme:

„Sei mir nicht bös, Kumpan, daß ich's für dich ausmachen thun ſoll. Ich konnt' mich nicht halten und es platzte heraus; und nun haben ſie mich beſtellt, und es muß ſo ſein, nicht du, nicht ich, kann's ändern. Da ſpringt ſchon der lange Kerl in die Grube."

„Heinrich! ſprach halb zürnend, halb weich der Jüngling. Daß du fallen ſollſt, ſo jung um mich."

„O das iſt's nicht, warum du zornig biſt, entgegnete Jener. Ich weiß es beſſer."

„Daß ich dich verführen mußte zu deinem Verderben, und ich wollte es gut mit dir."

„Das iſt's auch nicht. Daß du adlig Blut biſt und ein Ritter, ich ahnte es wohl, und nun hörte ich's. Und ich bin nur ein Schmied und habe keine Eltern. Das verdrießt und kränkt dich, daß ein ruſſiger Schmiedegeſell um eines Ritters Ehre ſich ſchlagen ſoll. Aber ſei nicht bös, ich bitte dich, und denk, du ſeiſt zu gut, daß du mit ſolchem wüſten Kerl ſtreiteſt. Oder denke dir, weiß ich doch nicht, wer mein Vater war, daß mein Vater ein Mann geweſen, der um eines Ritters Ehre ſich ſchlagen konnte. Denke dir das, und warum kannſt du's nicht denken? Und dann wirſt du wieder froh ſein, und ich geh noch einmal ſo froh. —"

„In den Tod für mich?" unterbrach ihn der An-

dere, und aller Zorn war fort. Faſt war es ihm als würde ſein Auge naß.

„Warum denn in den Tod! rief Heinrich. Iſt mir ſo froh in den Gliedern und leicht, als ſollte ich noch recht lange leben, und heute erſt anfangen. Du ſchüttelſt mir die Hand: O tauſend Dank, tauſend, tauſend Mal. Getroſt Woldemar, ich werde nicht für dich ſterben, deine Ehre macht mich ſtark, und der Händedruck eines Ritters giebt mir Kraft."

So lagen ſich beide in den Armen und dann erſt riß Heinrich ſich fort, um ſich zu gürten und zu rüſten. Dem Woldemar war nie weher zu Muth geweſen. Er konnt' es nicht über's Herz bringen, daß er dem Gefecht zuſah.

.....

Neuntes Kapitel.

Die Freunde.

Das war ein harter Kampf gewesen in der Grube. Die ältesten unter den Stellmeisern entsannen sich nicht, daß Zween so erbittert auf einander losschlugen. Jeder Schlag sauste und traf. Das war ein banges Zuschauen; wie hielten sie den Athem an, wie schöpften sie Luft aus tiefer Brust, wann die unten stille hielten, an die kühle Erdwand gelehnt, um zu verschnaufen, und sie wischten den Schweiß und das Blut ab. Sonst jauchzt die Menge, je wie Einer Parthei nimmt für den oder jenen; das war hier nicht. Es war eine gar bange, scharfe Erwartung.

Und nun war der Kampf längst zu Ende, die Sonne war zur Rüste gegangen, das Abendroth blinkte nur noch durch die fernen Kieferbüsche und die Mondensichel ward heller am dunklen Himmel. Auf dem Platz, wo die Räuber versammelt gestanden, und die Beiden ihre Kräfte maßen, war es

tief still. Von allem, was vorhin da war, war nichts mehr als die Tritte im Sande. Aber in der Grube sah man Blut auf dem zertretenen, aufgerissenen Boden, die steilen Wände waren zur Seiten herabgerissen, und inmitten der Grube war ein länglichter Hügel, der mußte erst seit Mittag aufgeschüttet sein, und war dürftig mit Rasen belegt. Es ging eine linde Luft und bewegte die Halme der Gräser und die Wipfel der Kiefern. Die Raben krächzten, und als jetzt der Mond heller zu leuchten begann, kreisten Raubvögel in den höhern Lüften. Sie witterten Aasung. Nur ein einsamer Pilger stand an der Grube und faltete in stillem Gebet die Hände über seinem Stabe; alsdann ging er langsam weiter. Aber wir folgen nicht ihm, vielmehr den Fußtritten im Dickicht, durch das die Räuber sich Bahn machten. Sie mußten sich zerstreut haben; Spuren ihrer Tritte sah man allerwegen hin. Nur dort auf der feuchten Wiese, wo ein Fußpfad unter dem dicken Gestrüpp sich hervor windet und der Thau lag auf dem Grase, war der Pfad breiter. Hier waren ihrer Viele mit einander gezogen, und nicht mit leichten Füßen, sie hatten oft angehalten und ausgeruht, als trügen sie schwere Lasten. So etwas sieht ein geübt Auge

leicht, und wären ihnen Feinde auf den Hacken geweſen, die hätten ſie hier gut ereilt.

Wohl mehre Stunden weit von dem Mordfleck entfernt, wo der Wald ſich wieder öffnet, hielten Einige an. Es war ſichtlich, daß ſie den Schatten der Bäume nutzten, um nicht von jedem Auge ſogleich entdeckt zu werden. Der Wald zog ſich um einen Sumpf, voller Schilf, und der Sumpf, der ſich nach links und rechts dehnte, ward dort zum hellen See, den das Abendroth anhauchte. Ueber dem See aber, gar nicht entfernt, ſchauten Dächer aus dem Dickicht vor, und Thürme und Mauern. Und wer es wußte, konnte trocknen Fußes über den See bis an die Mauern, durch das Schilf ſich winden. Aber einem Unkundigen hätte ich's nicht gerathen, daß er den verborgenen Weg ſuchte. Die Herrſchaft im Schloſſe ſelbſt nutzte ihn wohl, aber nicht öffentlich. Es hat wohl Gründe, weshalb Einer aus ſeinem Hauſe ſpät hinausgehn mag, und will nicht, daß Andere es wiſſen und auch thun.

An der Stelle zu Ausgang des Waldes, und das Erdreich ſenkte ſich nach dem Sumpfe zu, dort alſo lagerten Etliche von den Räubern, und es hatte den Anſchein, als warteten ſie auf eine Botſchaft. Denn ſie ſtanden, mit untergeſchlagenen Armen an die dickſten Baumſtämme gelehnt, daß deren Schat-

ten ihren eigenen verberge. Unter einen Baum hatten sie eine Trage niedergestellt. Von frischen Kiefernbüschen war sie geflochten, roh als der Wald sie gab, und darauf lag mit Tüchern und Laubzweigen zugedeckt ein Mann, mit blassen Wangen und geschlossenen Augen. Mochte man meinen, er sei schon ein Todter.

Vier oder sechs hatten umschichtig den Wunden durch den Wald getragen. Einer von ihnen saß itzt zu Füßen der Bahre, und hatte ängstlich auf den Mann hingeschaut; aber seine Miene ward heiterer, da er ihn am Handgelenk faßte, und das Blut wieder ruhiger pulsen fühlte.

Da schlug der Wunde die Augen auf, und schloß sie wieder, das Abendroth blendete ihn: „Wo bin ich?" sprach er.

„So Gott will, bald in Sicherheit," antwortete der Andre.

Nun schwieg er eine Weile, als müsse er das Gedächtniß sammeln, es ward ihm aber schwer. Da fingen zween Nachtigallen an im Baum oben zu schlagen: „Ach Du bist es, rief er und schaute Woldemars freudiges Gesicht. Wo bleibst Du so lang? Du legtest Dich doch auch unter dem Baum nieder."

„Das war gestern Bruder, und seitdem sind zwanzig Stunden und mehr verstrichen — Stunden,

die wiegen wohl viel tausend auf," setzte er leise hinzu.

Der auf der Bahre sann den Worten nach und seine Augen fingen an zu glänzen: „Ich kämpfte — ja ich kämpfte. Mit Dir doch nicht?"

„Nein, für mich stritteſt Du, Heinrich. Um meine Ehre setzteſt Du dein Leben dran. Du haſt geſiegt für mich. Mein Leben und meine Ehre danke ich Dir — o wenn Du nur nicht Dein Leben daran geſetzt."

„Mein Leben!" der Geſell ſah ihn verwundert an, und immer deutlicher trat ihm zu Sinn, was geſchehen, und er hatte es in der Betäubung vergeſſen. Da hob er die Hand, und hatte deß Kraft, und fuhr ſich über die Stirn. — „Mein Leben, Woldemar! Mein Leben, das fängt doch erſt an!"

„Ach lieber Heinrich, halte dich ruhig, ſprach Woldemar beſorgt. Denn nun ſteigen die Nebel aus den Sümpfen und die Luft wird giftig, zumal Wunden. Drum laß mich dich wieder in die Decken hüllen. Es ſoll nicht lange währen, ſo wirſt du, als Gott will, heimliche Unterkunft finden, drüben in den Gebäuden."

„Wunden! rief Heinrich. Ich ſchlug gute Wunden, nicht wahr?"

„Auf den Tod, Heinrich."

„So? — Das eben sah ich nicht mehr. Da flimmerte es mir schon vor den Augen. Es wankte Einer nach dem letzten Streich, das weiß ich noch; aber ob er wankte, oder ich —"

„Er stürzte, aber darauf schwanktest du auch, und fielst um erschöpft. Er ist begraben."

„Ja, er ist todt, der wüste Gesell, rief Heinrich. Ihr habt ihn nicht tief genug vrrscharrt. Sie wühlen's auf, die Wölfe."

Das sah man, sprach er aus dem Wundfieber; denn er hatte als leblos gelegen, da sie den Räuber einscharrten, und ihn hatten sie mit Mühe über die Brüstung der Grube hinauf geschafft; er hatte kein Glied geregt."

„Heinrich, lieber Heinrich, deine Wunden!"

„Ich ward ja nicht wund! rief er plötzlich, und richtete sich auf. Das sind nur Schrammen. Sein Blut ist das, nicht meins."

Und so war's. Ein alter Mann von den Genossen, der hinzutrat, bestätigte es. Der junge Bursch, so beherzt, als flink, habe so gut abgewehrt und ausgewichen, daß ihn nie die Schwere eines Streiches traf. Er aber lief unzählige Mal den Goliath an, und so er ihn auch nicht jedes Mal an's Herz traf, doch ging es tief in's Fleisch. Und

da entſann ſich Heinrich ſelber des ganzen Kampfes wie er geweſen, hell und herrlich, und erzählte es wieder, wie auch Woldemar ihn bat, daß er ſchweigen möge. Und ſo lange ſprach er, bis die hellen Bilder ihm wieder unklar wurden, und die Augen umirrten. Die Nachtigall hatte längſt aufgehört zu ſchlagen; dafür ſangen die Unken aus dem Sumpfe. Das Abendroth war verglüht; dafür ſtand der Mond am Himmel, aber ein Hof wölbte ſich um ihn, und wo ſein Strahl zur Erde wollte, konnte er nicht durch den Nebel dringen, welcher aus Moor und Raſen, aus Waſſer und Wieſe vorquoll. Sah's wie ein Leichentuch aus, das über die Erde ausgeſpannt iſt, und darin ſchaukeln ſich die Spitzen der Bäume, der Häuſer und Thürme.

„Ach, du barmherzige Mutter Gottes!" rief plötzlich Woldemar, als Heinrich blaß wurde, und mit halb noch offenem Munde ſank er zurück. „Es ſchlug kein treuer Blut in Eines Herzen."

Der alte Räuber berührte ihm ſanft die Schulter: „Deß keine Sorge junger Herr. Ein Leben als dieſes, das reißt ſich nicht ſo leicht los von ſolchem Leibe. Darin bleibt's gern. Ich kann davon ſprechen; ſah ihrer zwölf und mehr, wie ſie auf den Galgen ſtiegen, drei davon auf's Rad. Da ſah Mancher unten auch aus wie Mehl, und die Glie-

der ſchlotterten ihm, als hingen ſie an Bindfaden. Man meinte, ein Schnitt mit dem Taſchenmeſſer, und ſie wären durch. Und was hielt grade ſolche Creatur oben aus, und ſchrie dazu als ein brüllender Stier! Der iſt nur matt. Gebt ihm drinnen zu trinken und Fleiſch und Brod. Glaubt nur Herr, er hat die Zeichen, daß er noch lange lebt; iſt Einer von denen, die's weit bringen. Es ſteht ihm an der Stirn geſchrieben."

Der alte Mann hatte Recht. Knapp waren zween Stunden vergangen, als Heinrich wieder die Augen aufſchlug, und dabei athmete er ſo lang und friſch, als wache er aus einem geſunden Schlafe auf. Aber der Baum rauſchte nicht mehr Lieder über ſeinem Kopfe, das Abendroth blinkte nicht mehr durch die Zweige, und auch der Mond fing nicht ſein Licht in dem Silberſchleier, den der Nebel über die Erde geſpannt. Es war ein niedrig Gewölbe über ihm, und enge Wände ringsum, die den Schein der Lampe dürftig zurück warfen. Für einen, der unter Gottes großem Himmel immer gelebt, konnte es ausſchauen als ein großes Grabgewölbe, voll Stock und Ruß, und die Spinnen hatten ihre Gewebe zwiſchen den Kreuzbögen ausgeſpannt. Auch war es ſtill, da ſchlug nicht die Nachtigall, noch flatterten Nachtgevögel durch die Sträuche; die

Frösche waren verstummt, und der Erwachende hörte nur eines Menschen bange Athemzüge.

„Du hast gute Träume gehabt?“ fragte Woldemar.

„Träume! Heinrich rieb sich das Aug. Freilich waren's auch nur Träume. – Und es ist gut, daß es nur ein Traum ist, setzte er hinzu. Denn siehe, ich kämpfte wieder den ganzen Kampf durch, aber es war nicht der lange Gesell, sondern du warst es.“

„Mit mir Heinrich! Da sei Gott für. Um was lagen wir aneinander?“

Statt nun bös und nachdenklich zu schauen, ward des Gesellen Gesicht immer freundlicher: „Sie lächelte doch gar zu holdseelig und schön.“

„Was, um ein Mädchen! lachte Woldemar auf. Fast lauter als es recht war. O du lieber Bruder, um ein Mädchen, da müssen wir uns nicht streiten. Wohl ist's die Lockspeis, die der Teufel oft zwischen Zweie wirft, die sich gut sein wollen. Aber zwischen uns soll er's nicht thun. Sieh Heinrich, als du da in die Grube sprangst um meinetwillen, und alle glaubten, du würdest nicht wieder heraus kommen, da schwor ich dir, hier auf das Muttergottesbild, das ich um den Hals trage, dir's ewig zu gedenken. Und hier hast du wieder meinen Handschlag. Drücke fest zu. Das soll nichts lösen. Keines Hauptmanns und keines Kaisers Wort, auch

der Tod nicht, als an uns ist. Auch keine schöne Maid nicht, lieber Heinrich. Denn schöne Mädchen sind freilich als die lieblichen Blumen auf dem Anger. Aber es hat viel Blumen und treue Freunde giebt's wenige."

Da schluz Heinrich froh ein.

„Nun sind wir wahrhafte Brüder. Und so ich dich je verließe, so soll die Mutter Gottes hier schwarz werden. Wenn du in der Noth bist, so ruf mich. Wenn du eines Zeugen brauchst, so schwör ich für dich. Liegst du gefangen, so will ich auf den Thurm klettern, und hab ich keine Art mehr und kein Messer, will ich mit den Zähnen an dem Gitter reißen. Wo es sei, ich will meine Stimme für dich erheben, und meine Stimme ist stärker draußen als du glaubst. Du sollst auch alles erfahren nachmalen, wer ich bin, und wie ich draußen heiße; denn unter Brüdern als wir sind, darf nichts Geheimes bleiben. So du aber ein Mädchen liebst, da will ich nicht dein Nebenbuhler, ich will dein Brautwerber sein. —

Statt nun, daß das den andern froh machen sollte, sah er fast betrübt nieder, und schüttelte den Kopf: „Ach es ist nur ein Traum, und ich schäme mich, daß ich davon träumen mochte."

„Ein freier Mann und ein Gesell als du hat

ſich nichts zu ſchämen. Welche dein blau Auge lange anſieht, glaube mir's, das müßte ein gar hochmüthig Frauenzimmer ſein, ſo es nicht wieder in dein Aug ſähe."

„Es ſah mich auch an, als die Sonne den Wurm anſieht. Doch ſei ſtill lieber Bruder."

„Als du willſt, lächelte der Freund. Aber aus dir ſoll was werden. Gleich wie du aus dem ſchwarzen Stück Eiſen den blanken Stahl ſchmiedeſt, ſo will ich dich ſchmuck und fein kriegen, daß du in die Welt ſchauen ſollſt, und Niemand ſieht dir den Schmied an."

„Ach, ſie iſt ein hoch Edelfräulein!"

Woldemar ſchaute ſinnend vor ſich nieder: „Als ich dir geſtern im Walde ſagte, die alten Zeiten waren auch darin beſſer. Ein Mägdlein und Fräulein, das ihren Schatz treu innig liebte, und die Sippſchaft ſah ſcheel dazu, und ſagte Nein, ſie ſagte doch ja, und ließ ſich von ihm entführen und es ſtand um die Sitte nicht ſchlimmer als heut. Fürſten und Kaiſertöchter ſage ich dir ſprangen ſo, verſchämt und keck zugleich, zum Liebſten auf's Roß; die Väter ſtürmten freilich hinter drein und brummten und fluchten, und belagerten ſie in Wald und Berg; aber auf die letzt gabs immer Verſöhnung und Hochzeit und Kindtaufen. Ich ſage dir, das

war gute deutsche Sitte. — Du hörst mich nicht an. Was ist dir Heinrich?"

„Ach wo bin ich, lieber Bruder? Wo sind wir? Es schaut als ein Gefängniß aus. Wurden wir geschlagen? Sind wir gefangen?"

Da erklärte ihm Woldemar, er könne sich zur Ruhe geben, sie wären an einem sichern Ort; wie die Stellmeiser viele Freunde hätten, die sie heimlich beherbergten, auch in den Schlössern. Aber solche Freunde dürfe man nicht verrathen, und darum müßten sie sich stille halten. Auch erklärte er ihm, was seitdem vorgefallen, und daß aus dem Anfall auf die Ruppiner Grafen diesmal nichts geworden, denn während daß sie in der Grube schlugen, sei eine Botschaft an den Obristen gekommen, und sie hätten beschlossen keinen Hinterhalt zu legen.

Darob hätten Viele den Kopf geschüttelt. Doch müsse es etwas bedeuten, um was der Obrist von dem abgehe, was er beschlossen. Aber es sei ein gar seltsam Wesen an ihm; und was er spreche, das sei oft das Gegentheil von dem, was er denke, und was er thue vor den Leuten sei die Widerpart von dem, was er heimlich sinne: „Er sorgte, schloß Woldemar, daß ihm der wilde Hyndemit übern Kopf wachse, denn er hatte schon viel Anhang unter den Schlechten. Darum war ihm das Gottesurtel recht.

Er wollte ihn los sein. Und nicht um mich war's daß er um mein Leben bange war, warum er dich wählte. Er sah's dir ab, daß du der warst, den er brauchte. Ich merkte es, wie von Anfang sein Blick auf dich fiel. So ist er verschlagen und klug, und weiß Niemand, wie er mit ihm steht. Du magst nun heut zufrieden sein, denn er sorgt für dich als ein Vater. Aber sieh dich für auf morgen, denn morgen ist nicht heute."

Da mußte vor Heinrichs Augen etwas schweben, das ihnen einen seltsamen Ausdruck gab.

„Wäre das auch nur ein Traum gewesen! rief Heinrich wieder. Ach Gott, das wäre schade."

„Du träumerischer Held, der so wacker schlägt, was sahst du?"

„Die große helle Landesfahne hielt er in der Hand, die ragte über die Fichten, und er stand als ein Kaiser, und all die Freien um ihn wurden Grafen und Herren in leuchtenden Harnischen, und sie knieten vor ihm nieder und er schlug sie zu Rittern, und belohnte sie — und der Wald umher öffnete sich —

„Wer trug die helle Landesfahne?"

„Der alte Markgraf?"

„Welcher alte Markgraf?"

„Ach, nun weiß ich. Es war auch das nur

Traum. Aber es wär' so schön gewesen, nicht wahr, wenn er's war!"

„Was war?" rief der Andere.

„Unser Fürst, der große Woldemar!"

Woldemar that den Mund auf und sah ihn gar verwundert an: „Was soll's?"

„Ei, lieber Bruder, der du seinen großen Namen führst, du weißt doch, was das ganze Land weiß, daß der alte Markgraf nicht todt ist, vielmehr er lebt. Und unter uns, verkleidet und unerkannt, damit er uns kennen lerne, die Gerechten und Ungerechten; und Einige sagten längst, daß er im Walde sei als ein Hauptmann unter den Freien."

Was Heinrich sprach, das war kein Funken, der auf Stein fiel. Es zündete, aber nicht, wie es sollte. Woldemar ward nachdenklich, und hörte nur halb, was Heinrich weiter sagte, daß das itzo doch jedes Kind schon wisse, und die Krämer erzählten's auf den Märkten, und die Bettler trügen's durch's Land, und in den Städten holten sie wieder die alten Farben und Banner von Anhalt aus den Rüstkammern, um sie auf die Thore zu pflanzen, wenn er erschiene. Heinrich war sichtlich zu Kräften gekommen. So munter redete er und zuversichtlich, daß der Markgraf kommen werde, und sein Reich in Besitz nehmen, und Alles wieder herstellen, wie es

geweſen, und die gute Zeit und die Gerechtigkeit wieder in die Marken bringen. Und ob dem Freunde nicht das Herz im Leibe ſchlage, ſo er denke, daß ſie es ſeien, die ihn wieder in ſeine Schlöſſer und Städte einführten und begleiteten, wenn der alte Fürſt als wie im Triumph durch's Land ziehe.

Woldemar wiegte ſich im Stuhl und ſchüttelte den Kopf: „Ein alter Mann ſoll's thun!"

„Der weiß doch am beſten, was uns noth thut."

„Ich dachte mir, ſprach Woldemar vor ſich hin, das müſſe ein junger Mann ſein." Und er pfiff eine luſtige Jägerweiſe zwiſchen den Lippen, als hätte er vergeſſen, daß ſie ſich nicht verrathen ſollten, und er hatte es dem Andern noch eben ſelbſt anempfohlen.

„Ja, lieber Bruder, ein alter Mann bleibt er doch, ſo er ſich auch ſonſt verſtellt. Das Gehen wird ihm auch ſchwer. Man ſieht es ihm ja an."

„Wem?"

„Nun ihm!"

„Sabeſt du ihn?"

Verwundert blickte nun Heinrich auf den Freund: „Unſern Hauptmann! Die rothen Haare ſind nicht auf ſeinem Schädel gewachſen, und die grauen langen Augenbrauen mögen auch falſch ſein, aber laß ſie ihn abreißen, ein alter Mann ſteckt doch darunter,

und kein junger wird zum Vorſchein kommen. Soll doch beinahe ein Menſchenalter ſein, ſeit Markgraf Woldemar verſtarb, als es hieß."

„Der Hauptmann — der Teufel von Soltwedel! rief Woldemar aufſpringend, — der!"

Faſt erſchreckte Heinrich vor dem Schreck, den ſein Freund bekam.

„Wer anders, ſo er unter den Freien iſt. Sagteſt du nicht ſelber, es habe ihm noch Keiner in's Herz geſchaut und ſein ganz Weſen ſei geheim."

„Der ein Fürſt!" Und ein hochmüthig Lächeln ſchwebte um des jungen Geſellen Lippen. „Dann ward ſtinkicht die Hoheit im langen Grabe. O pfui, Heinrich, wie häßlich mußteſt du träumen."

„So gaben mir den Traum vielleicht böſe Nixen ein dort auf der Wieſe, und er iſt nicht der echte."

„Echt oder falſch, es iſt ein falſcher, häßlicher Gedanke, ſag ich dir. Die alte Zeit war jung. Nicht als ein modernd Geſpenſt, nicht als einen Lumpenſtock mit alten Fetzen wollen wir ſie haben. Wir träumten ja von Morgenroth. Friſch, jung und ſchön, ſo wollten wir ſie willkommen heißen."

Er redete noch manches vor ſich hin, was Heinrich gar nicht, oder nur halb verſtand. Da hielt der es für Pflicht, als er ſahe, wie ſein Traum den Freund in üble Laune gebracht, was er konnte,

ihm von abzureden. Und daß er ſich auch denke, ein ſo großer Fürſt, wenn der nach langen Jahren, wo er es verlaſſen, wieder in ſein Land komme, müſſe anders auftreten, als in ſo niedriger Geſtalt. Er ſprach manches Verſtändige und Woldemar hörte auf ihn, und hörte doch wieder nicht. Er nickte wohl zu den Gründen, die der Andere anführte, aber er ſchüttelte auch wieder den Kopf, und man ſahe, ein Gedanke, den er nicht mochte, und er hätte ihn gern von ſich abgeſchüttelt, der hatte Wurzel geſchlagen in ihm; aber ein Funke, den er gern ausgetreten, hatte ſich gefangen, und griff weiter und weiter um ſich.

„Niemand weiß um ſeine Herkunft, — wer weiß denn überhaupt von ihm! Wer ſah ihn nur einmal recht von Aug zu Aug! — Sein herriſch Weſen, ſeine lauernden Blicke — er hat von Allem Kenntniß — o es wäre! — Nicht wahr, Heinrich, lachte er auf, darum lohnte ſich's, in die Wälder laufen, und was wir beſitzen, den Rücken wenden, um ſo betrogen zu werden um die Hoffnung!"

„Er wollte dir nicht bös," ſprach Heinrich.

„Das wird ein Reich werden, und wir ſeine Barone! Der Baier wird aus dem Land geſchlagen, aber wir werden einfallen in die Hühnerſtälle und die Schweine dem Bauer fort treiben. O pfui,

Heinrich, tausendmal pfui! es ist der häßlichste Gedanke, daß eine Eiche zur Distel werden kann. Fürstenblut so gemein. Denn gemein ist er und widerlich vom Scheitel bis zur Zeh. Reiß ihm alle seine Pflaster und Flechten ab, du triffst auf keinen fürstlichen Zug, auf keinen ritterlichen Nerv. Aber dein Traum log nicht. Er ist's! Er ist's, den sie erwarten. Es stimmt, wie der Schlüssel in's Schlüsselloch. Ein Pfaffenfürst. Er stinkt nach ihren schweißigen Händen, nach ihren dumpfen Zellen. Wir sind doppelt betrogen!"

„Du und ich! sprach Heinrich, der sich aufgerichtet. Wo zwei so als wir zu einander halten, ei lieber Woldemar, ich meine, wir werden stehen als wackere Leute, wo wir auch stehen."

Der Andere drückte ihn an die Brust: „Da hast du ein gut Wort gesprochen. Das wollen wir. Denn gute Männer in einer bösen Zeit, das sind wie Sterne am dunkeln Himmel. Besser freilich, so ein großer Stern aufgegangen wäre, der hätte Allen geleuchtet; doch — thue Jeder, was an ihm. Ja, lieber Bruder, ich träumte auch in meinem Sinne von einem Woldemar, aber das war ein junger ritterlicher Markgraf, der sollte auch das Reich erobern seiner Ahnen, auch Glück und Gerechtigkeit zurück bringen, und es wäre kein falscher ge-

weſen. Nun kommt ein alter Woldemar, zu dem die alten Weiber ſchreien und die Pfaffen räuchern vor ihm. Ein abgeſchmacktes Ammenmährchen! Nein, wie Gott will und nicht die Pfaffen. Du bleibſt beim jungen Woldemar, nicht wahr!“

.....

Zehntes Kapitel.

Der Rath der Fürsten.

In einer Stube des Schlosses saß eine Gesellschaft bei 'nander, wie man sie nicht alle Tage auf Herrnhöfen sieht. Fürnehme Gäste waren's, das verriethen ihre Blicke, die Art, als sie sich in den Armsesseln lehnten, und mit den Händen auf dem Tische spielten, der vor ihnen stand. Ein gemeiner Mann thut's nicht so leicht; streckt auch nicht so die Beine von sich. Aber ihre Wämmser strotzten nicht von Gold und Silber. Schien's umgekehrt, als hätten sie die schlechtesten Lederkoller vorgesucht, die in ihren Läden hingen, und darüber hatten sie grobe Reitermäntel, als ein Ritter sie nicht anbehält, wo er in das Zimmer einer edlen Frau tritt. Und das war es. Zierlich und fein, und mit Teppichen verhangen; auch lag einer, der sehr schön war, auf dem Fußboden. Und doch streckten sich drauf ein drei bis vier große Hunde, und grunzten sich unterschiedlich an, auch biß wohl einer den andern, und

ſie fuhren auf einander los und den Herrſchaften zwiſchen die Beine und unter die Stühle. Wo eine edle Frau im Zimmer, hätte ſich's wohl geſchickt, daß die Herren die Hunde draußen ließen; oder ſo ſie das nicht mochten, hätten ſie die Thiere zur Ruhe halten ſollen. Aber ſie lachten, wenn die zornig wurden und Lärm machten.

Die Wirthin lächelte nur. So nachläſſig die Andern gekleidet waren, ſo reich und mit Geſchick war ihr Anzug; und als wenig die Meiſten von den Herren ſich beſonders aufmerkſam gegen die edle Frau benahmen, ſo artig und aufmerkſam war ſie gegen ihre Gäſte, und bediente ſie ſelber mit Wein und Früchten und ſüßem Imbiß. Denn es wurden keine Diener zugelaſſen, und das hatte Jeder auf den erſten Blick weg, die fürnehmen Herren wollten nicht, daß viel davon Redens wäre, daß ſie im Schloß waren. Wenn ſie's aber durchaus wollten geheim halten, da hätten ſie's anders anfangen müſſen. Ihre Roſſe ſtanden im Hofe, und wo ein Dutzend Knechte bei einander und mehr, die nichts zu thun haben, als auf ihre Herren warten, da ſoll wohl etwas verſchwiegen bleiben. Allein um deswillen mußte es heraus, wer die Herren waren, da kein Knecht eines großen Herrn es duldet, daß Einer, der einem geringeren dient, ihm den

Vorrang nimmt. Die Ehre der Herrschaften ist die Ehre der Diener, und sie ist ihnen mehr werth als ihrer Herren Heimlichkeiten.

So erfuhren's die Diener, wenn sie es nicht schon vorher wußten, wer die Herren waren, die heut im Verlauf des Tages, gleichsam zufällig, am Thor angesprochen. Einer kehrte von einer Reise zurück, der Andere war auf einer großen Jagd, und der und jener geistliche Herr hatte seinen Sprengel besichtigt oder vor einem wunderthätigen Bilde seine Andacht verrichtet. Das war nichts Auffälliges, daß Herzog Rudolf von Sachsen der Alte, bei der reichen Gräfin von Nordheim ansprach; es war auch schon ehedem geschehen. Item verkehrten mit ihr wohl die Grafen von Anhalt; ihre Güter gränzten ja an einander. Auch der und jener Prälat aus dem Magdeburgischen. Daß sie aber Alle grad' heut hier zusammen treffen mußten, und sonder groß Gefolge, und ohne daß der Thürmer in's Horn stieß, und die Gräfin ihnen bis an's Thor entgegen ging, das war auffällig.

Darum brannten auch wohl nicht so viele Kerzen im Zimmer, als es sich sonst schickt, wo hohe Herrschaften beisammen sitzen und als Gäste einer Frau, die sich durch solchen Besuch geehrt fühlt. Aber vor ihnen auf dem runden Tisch lag eine große Land-

karte, die sah schmutzig und ganz durchstrichen aus, weiß und schwarz. Es hatte jeder von den Herren mit der Feder oder mit Kohle und Kreide darüber hingezogen, lauter Gränzstriche. Doch schien's nicht, als ob irgend ein Strich, den Einer that, einem Andern gefiel, denn ihm selber allein, der ihn that.

„Bis hier ist die alte Priegnitz. Schlag' der Geier darein, so Ihr mir die Gränzen verrücken wollt!" rief Einer mit einem gar dicken Kopf. Ich wills verrathen: es war der Herzog von Mecklenburg.

„Das ist noch Uckermark, Euer Gnaden; ist meines Herrn, des Pommern," rief ein Graf, ich weiß nicht seinen Namen.

Der schrie so, der Andere so.

„Ihr fordert mehr, als Euer Herr fordern thäte," bedeutete ihm Einer.

„Das ist guter Dienstleute Art, entgegnete der Pommer, daß sie fordern, was ihren Herren zukommt von Rechtswegen."

„Was kommt Euch denn zu von den Marken!" sprach der Graf von Anhalt, der gar finster vor sich blickte.

Der Pommer verzog den Mund: „Meine, die Pommern haben nicht umsonst den Baier bei Cremmen gelaust. Das Stück ist ukermärkisch und die ganze Ukermark kriegt Pommern; sonst wird's nichts. Ich sag's Euch."

„Greifen iſt der Pommern Wappen! ſprach der Mecklenburger. Aber ich will's Euch weiſen, was mein iſt, und laß es nicht."

Da lehnte ſich der Mecklenburger mit beiden Ellenbogen auf die Karte, und ſein Geſicht ſtützt' er in den Händen. Nun lachten Alle auf, denn Einer ſagte: „Er drückt ſein mecklenburgiſch Wappen drauf. Da denkt er, er hat's."

Wie ſie nun itzt ihrer drei oder vier über dem Tiſch lagen, daß ihre Köpfe ſich faſt ſtießen, und mit ihren dicken Fingern ſtauchten ſie vor ſich auf das Pergament, da erhub ſich der Herzog Rudolf; er hatte ein Geſicht als Viele. War's zu voll Fleiſches, als daß es gut und böſ' ſein könnte. Aber wie er aufrecht ſtand und den Federhut auf dem Kopfe ſchüttelte, ſah er wie ein Fürſt und Feldherr aus, vor dem man erſchrecken kann, wenn er zürnt. Er ſchlug mit der flachen Hand, drauf er vorher den Büffelhandſchuh geſteckt, auf die Karte und den Tiſch, daß, was loose im Zimmer ſtand, wankte.

„Bei den eilftauſend heiligen Jungfrauen, ſchneidet Ihr und kratzt, als Euch's gefällt. Die Kreide und Kohle thut's nicht, und der Gänſekiel auch nicht. So's nach dem Rechten ging, das Ganze bliebe bei

Einem, und der Eine wär' ich, und Ihr hättet einen Quark von der Mark, Ihr Alle, daß Ihr's wißt."

Einer im schwarzen Habit, es war der Kanzler des Magdeburger Erzbischofs, der sprach sehr ruhig:

„Euer Fürstliche Gnaden, es ging aber nicht nach dem Recht. Wären sonst nicht hier beisammen, um uns zu vertragen, was Recht sein soll."

Die Meisten lachten auf, weil der Kanzler das so ruhig sagte. Der alte Herr von Sachsen aber gerieth gar in Zorn. Er sprach von seinem alten und guten Rechte auf die Mark Brandenburg, darum, weil er der rechte und eheliche Nachkomme des ~~Baiern~~ Albrecht sei, von dessen zweitem Sohne Bernhard. Also sei von Gott und Rechtswegen, nachdem die markgräfliche Linie der Ballenstädter in Brandenburg ausgestorben, ihr Besitzthum auf die andere Linie, die in Sachsen herrscht, übergegangen.

Da erhob sich gegen den Sachsen der alte Graf von Anhalt, der zu Dessau sitzt, Albrecht hieß er: „Euer Liebden zu Gunsten, das heißt die alte Zänkerei wieder aufgerührt, und frommt uns zu nichts. Als ich weiß von meinen Vätern, so sind wir in Dessau nicht minder als Ihr zu Sachsen von des Bären Albrecht rechtem und gutem Blut. Und käm' es darauf an, hätten wir einen als guten Anspruch denn Ihr."

„Darauf kommt es aber nicht an, sprach mit Bestimmtheit der Kanzler. Wären Eure erlauchten Häuser zu gesammter Hand von Kaiser und Reich belehnt worden, es stünde um Euch besser. Aber die Mark verfiel, so meinen sie, als offen Lehen dem Reiche, nachdem des Bären Albrecht erstgeborene Linie, so allein erweislich belehnt worden, als es den Anschein hat, ausstarb."

„Worauf kommt's denn an!" rief der Sachse ungeduldig.

„Es kommt darauf an, meine gnädigen Herren, sprach der Kanzler, daß wir uns vertragen und nicht daß wir uns zanken. Es kommt darauf an, daß die Vielen, so Jeder ein Stückchen Recht zu haben vermeinen, diese Stückchen zusammen thun, damit es ein ganzes großes Stück wird. Und dieses Recht lässet sich allein durch Eintracht gewinnen. Um so mehr aber ist Fürsicht und Einigung nöthig, als dieses Recht vor den Augen der Welt, Gott sei's geklagt, nicht zu Tage liegt, als es sollte. Vielmehr als Euch Allen wohl bewußt, ist der ursprüngliche Rechtsstand durch den vorigen ketzerischen Kaiser Ludewig völlig und dermaßen in Irrung verrückt, daß die deutsche Nation allen Ernstes vermeint, diese Mark Brandenburg gehöre durch Kaiserliche Belehnung an den Markgrafen Ludewig. Des Vol-

les Aug iſt blöd. Dem gemäß fordert die Klugheit, die Gott billigt, daß wir auf andere Mittel ſinnen, um die ſchändliche Verrückung des Rechtes wieder ins Geſchick zu bringen. Und darum ſind wir hier, und darum thut vor allem Noth, daß wir uns als kluge und gerechte Leute verſtändigen."

„Ein Kaiſer hat's verdreht, ſchrie der Sachſe, ſo kann's der andre Kaiſer wieder grad rücken. Grad 'raus und wir jagten mit einander den Baiern zum Teufel!"

„Das iſt menſchliche Weisheit."

„Eure iſt Pfaffenweisheit, fuhr der Sachſe fort. Und Euer Kaiſer iſt ein Pfaffenkaiſer."

„Kaiſer Karl, den Gott erhalte, iſt ein chriſtlicher Fürſt; er liebt nicht den Krieg, und dankt dem Herrn, wo deſſen himmliſche Heerſchaaren für ihn ſtreiten, daß Blutvergießen geſpart werde. Und hat der Herr nicht auch hier ſich gezeigt. In den höchſten Nöthen wirkt er ein Wunder! Deß ſollten wir Alle, als gute katholiſche Chriſten mit zerknirſchtem Herzen uns freuen."

„Ich ſeh's noch nicht," ſagte der Mecklenburger.

„Ihr ſeht es nicht, weil Ihr es nicht glaubt. Damit der Zwiſt unter den Erben aufhöre, erweckt er in ſeiner Gnade den Erblaſſer ſelbſt. Damit iſt ja aller Streit geſchlichtet. Iſt ihm die Wurzel

abgeschnitten. Was ist Euer Recht, Herr Herzog von Mecklenburg, was der pommerschen Herrn, was unser Alter, so der große Woldemar lebt?"

„Und was haben wir davon?" rief der Mecklenburger.

„Die Warnung des Himmels, daß wir bei Zeiten sorgen, wie's wird, wenn er wieder stirbt. Denn ein alter Mann, Ihr gnädigen Herrn, muß sterben. Nach der Satzung der Natur früher als junge und kräftige Männer. Gott gab ihm keine Kinder. Also benutzt er die wenigen Jahre, die er zu leben hat, — vielleicht geht er auch in ein Kloster — nur und allein, daß er sich vergleiche mit seinen Verwandten und Nachbarn, er ordnet die künftige Erbschaft im voraus; und hört auf guten Rath. Und an dem soll es ihm nicht fehlen."

„Bei den Hirnschädeln aller Heiligen! rief der Sachsenherzog, ich glaub's Euch. Ist ein Gebäck aus Eurer Küche, und die Glatzköpfe werden ihn rasiren und stutzen als ihnen lieb ist. Mir gefällt das Ding nicht, ich sag's Euch. Quirlt und backt Ihr nach Herzenslust, und wie's dem Teufel gefällt. Eins aber sag ich: die Mittelmark ist mein, grad so als ich's hier verzeichnet, und die Kurwürde bleibt dabei. Und das verschreibt mir Eure Creatur; kein Schloß, kein Dorf, kein Schweinekoben geht ab, im

Testament, und Ihr beschwörts und der Kaiser beschwörts. Wo nicht, so sollt Ihr Euer Männlein nicht so geschickt geschneidert und gestopft haben, ich reiß ihm das Wams ab, und zeig aller Welt, daß er 'ne Vogelscheuche ist. Verstanden Ihr Herren! Will nicht den Hundetheil, wo von Gott und Rechtswegen Alles mein wär. Verstanden, ich laß nicht mit mir spaßen! Dem Faß stoß ich den Boden aus, so Ihr mich betrügt, so wahr ich heiße Rudolf von Sachsen!"

„Ist wie ein alt Weib", sagte der Mecklenburger, als der Sachsenherzog gegangen war. Der Abschied war kurz. „Muß immer wieder von vorn anfangen, was man meint, es ist abgethan."

„Gebt Achtung, er ist auch nicht mit der Mittelmark zufrieden, so es gut geht," sprach der Abgesandte der Pommerherzöge.

„Blitz und Wetter, rief der Mecklenburger, ist er nicht zufrieden, so theilen wir weiter. Wir aus der Priegnitz, der Pommer aus der Uckermark, Ihr von Magdeburg, Gottes Seegen! wir werden doch Gränzen finden. Nicht mit dem Gänsekiel, damit theilen wir —" und er ließ sein Schwert in der Scheide klirren.

Die andern lachten, nur der Graf von Anhalt schaute finster drein. „Ihr gnädigen Herren, sprach

der Kanzler, das wäre ein Spiel mit eisernen Würfeln. Und achtet wohl, daß es das nicht sein soll, vielmehr ein groß Gericht zum Wohl der Christenheit und der heiligen Kirche. Ein Krieg ist ein Spiel, wo der Stärkste gewinnt, und wir sehen doch nicht sein Ende ab. Um das Ungewisse zum Gewissen zu machen, darum ist unser Bund. Um den unseligen Krieg abzuwenden, darum reichen wir uns die Hände. Für seine Mitarbeit soll jeder belohnt werden; als wir es endlich hier im Vertrage festsetzten. Aber es war ein Unrecht, den, der ein Recht hat, um seines bringen; denn allein durch dieses Recht der rechten Erben, erwächst uns ein Recht, indem wir ihnen helfen. Das müssen wir festhalten. So sieht es mein hochwürdiger Erzbischof an, so die deutschen Fürsten, so unser erlauchter Kaiserlicher Herr, der allezeit als ein Schirmherr der Kirche waltet. Und darum allein behält er sich die Bestätigung unseres Bundes vor.

„Und nimmt dafür die Lausitz," lachte der Mecklenburger.

„Wie Gott will, und das dereinstige Testament des Markgrafen Woldemar," sprach der Kanzler mit einem Blick nach oben.

„Das die Pfaffen machen werden. Aber seht Euch für, Herr Kanzler, so Ihrs schreibt. Und

wenn Ihr alle Esel schindet, um Testamente auf ihre Haut zu schreiben. Wir erkennen nur das an, wo die Priegnitz zu Mecklenburg kommt."

Die Herren waren schon aufgestanden und hüllten sich in ihre Mäntel.

Da fiel es Einem bei, daß er den Pokal erhob und er trank lachend auf das künftige selige Ende des Erblassers und die Andern stimmten lachend ein. Nur Einer sprach: „Was, Ihr trinkt schon auf seinen Tod und habt ihn noch nicht einmal leben lassen!" Darauf that man auch das, wieder als es schien recht froh gemuth, und nun war es hohe Zeit zum Aufbruch für Alle.

Nur der Graf von Anhalt und der Kanzler von Magdeburg blieben noch. Da athmete die Gräfin schwer auf und warf sich, als ermüdet, in den Sessel:

„So ungeschlacht, schwerfällig!"

„Sie rennen als Stiere auf ihren Vortheil los!" sagte der Kanzler.

„Wäre das in Frankreich, in Welschland, heilige Barbara, sprach die Gräfin, wie machte solcher Bund sich von selbst! Aber diese deutschen Fürsten, fast mußte man sie zwingen. Zu Anfang die allerhand Gewissenszweifel. Nun die beseitigt, nun sie wissen, der Kaiser ist mit ihnen, bricht die

alte, gemeine Rohheit vor. Wie ihre Hunde fallen sie aufeinander los!"

„Und ehe noch das Thier gefallen ist," sagte der Kanzler.

Die Gräfin blickte ihn rasch an: „Zweifelt Ihr, daß es fallen wird?"

„Wie sollten wir zweifeln, gnädigste Frau, da mein hoher Fürst aus so gutem Munde die Nachricht hat, daß der wahrhafte Markgraf Woldemar —"

„Aus wessen Munde?"

„Dem Euren, Gräfin von Nordheim."

„Ich hörte ja wohl zuerst durch Euer Gnaden davon?" wandte sich die Gräfin zum Grafen von Dessau.

„Mir theilte es der Dechant Bruno mit, so ich nicht irre, war's nach einem Gespräche mit der Gräfin von Nordheim."

„Des Gesprächs entsinne ich mich wohl, entgegnete diese. Aber es war, nachdem Bruno von Magdeburg kam. Dort war ein Geheimschreiber des Kaisers. —"

„So streitet man, wenn eine Sache verloren ging," fiel der Graf von Anhalt ein.

„Das wolle Gott verhüten! sagte der Kanzler. Durch Gräfin Mathilde's Vertrauten, den Brandenburger Dechanten von dem wunderbaren Ereigniß unterrichtet, gab mein hoher Herr seine eigenen

Zweifel gefangen. Kommt der wunderbare Mann, nun ja er wird ihn prüfen, er muß ihn prüfen, aber das Zeugniß einer so frommen, so klugen Frau —"

„Mein Zeugniß! Thorheit! rief die Gräfin. Ich war ein Kind als Woldemar starb.

„Das wird sich Alles finden."

„Die Gräfin stand unruhig auf: Wenn aber der Mann sich nicht findet!"

Die Beiden blickten sie verwundert an.

„So ist's Ihr Herren. Ein Königreich ist da, und der König fehlt."

„Es war ja alles vorbereitet," sagte der Dessauer.

„Fertig ein Thron, der Fürstenhut schwebt in den Lüften. Die heißen Wünsche des Volkes, Vasallen, Bundesgenossen erwarten ihn."

„Sie beten in den Kirchen für ihn. Sie hängen sein Wappen an die Mauern."

„Hilf Himmel! und die Kunde muß schon bis Baiern sein. Markgraf Ludewig darf nicht ins Land, bis wenigstens die Hauptstädte ihm huldigten."

„Wem denn? Steckt einen Strohwisch hin, hängt ihm den Kurmantel um. Sie huldigen vielleicht auch."

„Wer begreift das!"

Die Gräfin blickte sich vorsichtig um: „Ihr Herren, es ist nicht zu begreifen. Er ist verschwun-

den, spurlos. Alle meine Späher suchen vergebens. Als hätte ihn die Erde verschlungen, ein geheimer Feind ihn weggeschafft. Mein Verstand steht still. Sollte ein Anhänger Ludewigs ihn erkauft haben? Wer ist so reich?"

„Ihr vergeßt, Gräfin, sagte der Kanzler, daß wir keinen Betrüger, daß wir nur den wahrhaften Markgrafen Woldemar, des Markgrafen Konrad Sohn, erwarten."

„Lügt Euch, was Euch beliebt, Ihr thut's für Euch. Mit Lügen ist's nicht mehr gethan. Das Volk will einen Mann und der Mann fehlt."

Der Kanzler stand mit einer feierlichen Miene auf:

„Nicht der Mann fehlt, es fehlt der Glaube. Um was denn thun wir's? Um dieses Landes Frieden, um das Wohl der Christenheit. Um das gekränkte Recht, um die Kirche, die wieder in Glorie aufstehn soll. Um des Glaubens willen, daß es so sein muß. Und so der Glaube als heilige Ueberzeugung in uns brennt, so wird er auch zur Wirklichkeit. So wird, was wir wünschten und träumten, durch die Fürbitte der Heiligen zur Wahrheit. Seelig die da glauben, und seelig, Gräfin, die nicht im Glauben wanken. Empfanget den Seegen, den Euch mein Herr durch mich sendet. Ihr habt's begon-

nen, Ihr dürft nicht wanken. Mit irdiſcher Klugheit hat er Euch ausgeſtattet zu ſeinem heiligen Werke. Traut ihm und Euch, und erwägt, daß es eine Sünde iſt wider ihn, von dem begonnenen zu laſſen, gleich als das Weib eine Sünde begeht, die ein Kind in die Welt ſtößt, und ſie hat es geboren und Gott fordert es von ihr. Ihr dürft' nicht wanken und auch nicht zweifeln. Als wie ein trocken Sommerfeld nach Regen dürſtet, verlangen die Märker nach ihrem alten Fürſten. Und ſo wie der Herr den Regen ſendet den Feldern, wird er den Märkern den Fürſten ſenden, denn ihr Glaube iſt gut."

Mit gekreuzten Armen auf der Bruſt hatten ſie den Seegen empfangen, aber ein böſer Blick ſchnellte dem Kanzler nach, als er gegangen war.

„Wenn ihre Klugheit zu Ende, dann predigen ſie. Und wenn ſie ausreiten zur Schlacht, ſatteln ſie zuvor den ſchnellſten Renner für den Fall, daß es ſchlimm ginge, zur Flucht. Ich glaube, mein Vetter von Magdeburg wäre im Stande und verriethe mich ſelbſt, ſo es zum Wohl der Kirche geſchähe."

„Wir leben wieder in einer Pfaffenzeit, ſeufzte der Deſſauer. Und es iſt gut, auf ihrer Fährte bleiben; ſie wittern am beſten."

„Aber bei allen Heiligen! Ihr vergeßt, daß uns die Hauptsache fehlt.“

„Die Puppe! Dafür laßt die Pfaffen sorgen. Sie verstehen es.“

„Ihr meint —“

„Daß sie wohl schon in Magdeburg fertig ist.“

„Wär es das! rief die Gräfin, und ihr Gesicht wandelte die Farbe. Ei, ei! mein frommer Vetter, Ihr könntet Euch verrechnet haben; ohne mich macht man keinen Markgrafen von Brandenburg!“

Sie ging unruhig auf und ab: „Sie meinen, meiner seien sie gewiß; wie einen überflüssigen Bundesgenossen könnten sie mich bei Seit schieben. Daher der Trotz des Sachsenherzogs, diese salbungsvolle Sprache des Kanzlers. Verrieth ich zu viel in meinem Zorne? Ja, ich kenne die Schwäche unsers Feindes; aber ich kenne auch seine Stärke. Bei allen guten Geistern, sie kennen mich nicht, wenn sie meinen, ich solle ihr gefällig Werkzeug sein zu ihren Zwecken.“

Der Graf von Dessau faßte ihre Hand: „Edle Frau. Es ist und bleibt ein gefährlich Spiel, und ein häslich Spiel. Aber es geht nur, so wir einig bleiben. Sorgt nicht um unnöthiges. Unser bedürfen sie; denn so ein Glied ausfällt, ist die Kette gesprengt. Zudem, wir dürfen auf den Erzbischof

dauen. Kann er die ganze Welt für sich erobern wollen? Wer ließe sie ihm! Kann er wünschen, daß der Sachse sie erhält, der ohnedies ihm ein zu starker Nachbar ist? Grade ihm muß der an Macht schwächste der liebste sein."

Der Gräfin Gedanken waren weit voraus geflogen: „Und Ihr seid zufrieden mit dem Bettel, den man übrig läßt? Der die Uckermark, der die Priegnitz, der Kaiser die Lausitz, der Magdeburger behält sich noch vor, was er für seine Mühe sich nehmen will. Allmächtiger Gott, vom großen Reiche Woldemar's ein Stücklein nur für den Mann meiner Tochter! Das ist kein Fürstenreich. Ist Euer Neffe so zahmen Blutes, gährt nicht in ihm der Stolz des Hauses Anhalt? Seid Ihr für ihn zufrieden mit einem Fetzen aus dem Reiche Euer Vorfahren!"

„Mein Neffe heißt Woldemar, und die Zukunft ist sein Reich."

„Und doch seufzt Ihr! Wo ist er? — Wo bleibt er aus, da es uns Noth thut an Männern!"

„Ihr wißt, Gräfin, daß Eure Tochter —"

„Die war damals ein Kind, ist heute noch ein Kind. Aber sie ist ihrer Mutter Tochter, und ihrer Mutter Wille wird ihr Wille. — Das darf ihn nicht kümmern, das kümmert ihn nicht. Was ist's!

Warum zeigt er ſich nicht? Weiß er vom Bunde? Wird er nach Magdeburg kommen?"

Des Grafen Stirn legte ſich in Runzeln: „Weiß ich doch ſelbſt kaum von ihm. Er iſt ein Knabe, ſchweift umher, Gott weiß wo, träumt von den Zeiten, die nicht mehr ſind, und ſucht nach Abentheuern. — Laßt ihn aus unſern Bund. Sein Sinn iſt zu rein und frei dafür."

„Saul fand auch eine Krone. So er nur im rechten Augenblick zugreift! Und ihr ſchüttelt doch den Kopf?"

„Es iſt ein ſchweres, hartes Werk, Gräfin, eine ſaure Arbeit, für einen Mann, der Zeitlebens grad aus ging. — Ich haſſe die krummen Wege. Aber, dies Land meiner Ahnen, mit ihrem Blute gedüngt, durch den Opfertod ſo vieler tauſend Märtyrer den Slaven abgerungen, es wühlt mein Herz um, den Gräuel länger zu ſehen. Dies große Reich, das Sachſen gegründet, wo ihre Sprache geſprochen wird, ihr Recht gilt, das in eines Franken Händen, der's nicht achtet, der drin wirthſchaftet, als der ſchlechte Verwalter im Weinberge des Herrn; bei meinen Vätern, es iſt nicht länger zu dulden. Darum geh ich auf Euren Wegen. Der Sachſen Sitte und Recht ſoll nicht ausgetilgt werden durch dieſe hochmüthigen Baiern. Nicht verſchwenden ſollen ſie in

ihrem frechen Leichtſinn, was unſre edlen Väter ſich abdarbten, daß ihre Enkel daran zehrten, und ihr Werk fortführten. Darum ſchwör ich zu dem Bunde. Und nicht um mich. Ich bin ein alter Mann. Mein Deſſau iſt ein klein, aber ein ſchön Ländlein. Hätte genug. Um meines Neffen halb, darum bin ich bei Euch mit Leib und Seel und wünſchte, es wäre mehr Ehr, als iſt, bei Euch. Doch wie Gott will. Und als guter Vormund muß ich ſo thun. Aber meinen Neffen, den laßt außer dem Netz. Iſt ein adlig Gemüth, ſpiegelblank wie ſein Ritterkleid; möchte nicht, daß es befleckt wird durch der Pfaffen Geifer."

Der Graf war ſchon im Gehen, als er ſich noch einmal umwandte: „Aber, ſo unſre Sache gut wird durch des Kaiſers Wort, dann ſteh ich für ihn. Getroſt, Frau Gräfin, für eine gute Sache wird er ſchlagen als ein Ritter, und einſtehn, wo es gilt."

Mit einem Hohnlächeln um die Lippen blickte ihm die ſchöne Frau nach: „Und das Markgrafthum nicht ausſchlagen, ſetzte ſie die Rede fort, das ihm ein ſo guter Vormund verſchafft. Der nur um ſeinen Neffen, und die alten Sachſen, der nur um's Wohl der Chriſtenheit und der Kirche! Der Pom-

mer nur um die Uckermark und der Mecklenburger nur um die Priegnitz.“ Sie lachte bitter auf: „Ich sehe nur einen graden Weg; den geht eines gekränkten Weibes Rache!“

.....

Eilftes Kapitel.

Der Stellmeiſer.

Bei dem Abendimbiß, den die Gräfin ihren Brüdern, denen von Ruppin gab, hatten zwar die Kerzen einen hellern Schein verbreitet, als vorhin im Stüblein, wo die verkappte Geſellſchaft ſaß; aber es ging nicht fröhlicher her. Die Wirthin war zerſtreut; ihre Gäſte müde und übellaunig. Die Brüder lebten nicht in beſter Eintracht mit der Schweſter.

Und wo die Sinne getrennt ſind, da thut ein Wörtlein ſchon übel, das der eine ſo faßt, der andere ſo. Was mußten die Herren ihren Zwiſt mit den Stellmeiſern ſo breit erzählen, und Einer feuerte den andern an. Sie wußten daß ihre Schweſter mit ihnen in Friede lebte, und das Volk erzählte ſich Manches. Die Gräfin aber gab es ihnen wieder. Denn auch die Grafen hatten ſich ja bis letzt mit der Bande vertragen. Nun ſie gebrochen, ſollte die Schweſter auch mit ihnen brechen. Spitzig klang ihre Antwort: ſie wolle über-

ſchlagen, wer ihr mehr Schutz ſei, die Räuber oder ihre Brüder, ſo um ihre Schweſter nur dann ſich kümmerten, wenn ſie ihrer bedurften.

Da gab ein heftig Wort das andere, und Graf Ulrich, der viel getrunken, warf ſo unziemliches hin, davon, daß ihm das eine theure Freundſchaft ſei, daß die Gräfin ihm einen böſen Blick zuwarf. Der andere, Graf Gerhard, beſchwichtigte es noch, und ſprach von andern Sachen. Aber worauf ſie auch zu ſprechen kamen, von den Weltläuften und fernen Dingen, ſie wurden immer wieder uneins. Und wie die Brüder einen Becher um den andern auf ihren Unmuth ſtürzten, ſo ſchlürfte die ſchöne Frau die zornigen Worte, als wär's ein berauſchend Getränk, ein.

„Wenn Weiber verkehren mit Männerdingen, das iſt Unrecht, ſagte Graf Ulrich. Und daß du's weißt, Schweſter, was du treibſt, uns gefällt's nicht. Wir ſchwiegen dazumal, Gott ſei's geklagt, jetzo wollen wir nicht ſchweigen. Hat das Land Feindſchaft genug, es fehlte noch, daß die Weiber uns neue Feinde gewinnen. Wir wiſſen's daß du heimlich verkehrſt mit dem Magdeburger und andern Herren draußen, die Ränke ſchmieden wider unſern Herrn und Markgrafen. Das iſt nicht recht, viel weniger von dir, die du ihm Freundin warſt, mehr

als du solltest. Und du möchtest jetzt deine Tochter Adelheid mit Einem von den Dessauern verheirathen. Das ist auch nicht recht. Denn es ist Trotz und Ungehorsam gegen unsern Markgrafen Ludewig, der, als du weißt in geschworner Feindschaft mit denen von Anhalt lebt, und will's nicht zugeben. Und wir Brüder gaben unser Ritterwort, das haben wir, es soll nicht geschehen."

„Kommt Ihr darum?"

„Und noch um viel andres, fiel Gerhard ein. Wir könnten von gar Vielem sprechen, was uns nicht gefällt, Schwester; wir wollen's nicht. Aber unsers Hauses Ehre ist alt, und die wollen wir hüten, was an uns ist. Und die Ruppiner waren immer treu ihren Herren, und die Treue wollen wir bewahren. Und daß du's weißt, darum sind wir hier. Die Adelheid soll nicht den Grafen von Anhalt kriegen, wir wollen's nicht, — und er schlug sich auf die Brust — als lange Markgraf Ludewig unser Herr ist!"

Ihre Lippen kräuselten sich und sie warf einen spöttischen Blick unter ihren Wimpern auf den Sprecher: „Wer weiß, wie lang er's ist."

„Ist's das! rief Graf Ulrich. Das Mährlein vom aufgelebten Markgrafen, klingt's unsrer Schwe-

ſter auch zu Ohren! Das iſt ein ſchlechter Wind, ein Pfaffenwind, ein altes Weibermährlein —"

„Pfaffen und alte Weiber!" brummte der andere Bruder.

„Nehmt Euch in Acht, meine feinen Brüder, ſprach die Gräfin und ſtand auf, daß Euch der Wind nicht umbläſt, Ihr ſcheint nicht mehr feſt auf Euren Füßen. Das aber ſag ich Euch: Meines Hauſes Ehre will ich wahren. Seid Ihr ſo blöden Auges, ſo ſtumpfen Sinnes, um nicht zu ſehen, wo ſie wächſt und wo ſie ſchwindet, ich ſeh es, und werde handeln. Kriecht in Eurer Lehnspflicht fort, ich bin eine Frau, und will für meine Tochter einen Gemahl wählen, der auch frei iſt und hochgeboren. Wollt Ihr nicht frei werden, ſo beugt einſt Euer Knie vor Eurer Nichte, denn nicht dieſem Ludewig, ſondern dem Hauſe Anhalt gehört die Mark Brandenburg, und Heil unſerm Hauſe, wenn eine Tochter auf ſeinem Fürſtenthrone ſitzt."

„Will's da hinaus!" ſchrie Ulrich.

„Holla, ſo weit ſchon!" rief Gerhard.

„Und daß du's weißt, Frau Schweſter, zwiſchen Brüdern und Schweſtern muß Aufrichtigkeit ſein. Wenn du an das Mährlein glaubſt, ich ſchlag ihm den Kopf ein. Als wahr ich Graf Ulrich von Lindau bin und Herr zu Ruppin, die Todten ſollen

im Grabe bleiben, und die Lebendigen sollen leben. — Und daß du's weißt — wie wir da sind, wir reiten nach Tirol, als Boten zum Markgrafen. Soll's erfahren, haarklein alles, von Eurer Gaukelei, so wir nicht etwa durch einen Wald kommen, und ein Schnappbahn schickt uns einen Bolzen in die Gurgel, und es heißt, wir kamen um an einem Blutsturz. Merk's dir aber, und sag's deinen Freunden, wir sind gut geharnischt, und unser Viele und haben schnelle Rosse. Und zwei sterben nicht zugleich an einem Blutsturz; die Welt glaubts dir nicht als drein Mährlein. Das sagen wir dir im Vertraun."

„Und ich, rief die Gräfin, sage Euch —" Sie hatte sich erhoben, und ihre Stirnadern schwellten blutroth und ihre Arme zitterten, und grimmige Wuth zuckte in den aufgerissenen Augen. Aber die Worte verschluckte sie.

„Ich sage Euch jetzt, schlaft aus, ehe Ihr zum Baiern kommt, denn es glaubt's Euch Keiner, was ein trunkner Mund spricht."

Da ging sie hinaus und schloß sich in ihr Kämmerlein. Aber sie war nicht allein. Es waren böse Geister bei ihr. Sie sprang vom Ruhbett auf, wo sie gesessen, die heiße Stirn in beiden Händen gepreßt, und riß an einer Schnur. Darauf drückte

sie am Riegel, der eine Thür verschloß, so im Täfelwerk angebracht war, und man hörte langsame Tritte und ein heiseres Husten. Ein alter Mann trat ein; den kennen wir schon. Man sollte nicht meinen, daß solchen Gestalten Eintritt vergönnt ist in das stille Gemach edler Frauen. Es war der Hauptmann der Freien im Walde. Aber die Gräfin erschrak nicht vor dem zottigen Pelz, vor dem gelben Gesicht und dem rothen Haare. Es waren alte Bekannte.

„Wir sahen uns lange nicht," sprach sie.

„Und unsre Rechnung ist doch alt," entgegnete er, und setzte sich, als käme es ihm zu, in einen Armstuhl.

„Hast du noch Forderungen an mich?"

„Wer weiß das so genau! hustete der Mann. Man schreibt zu und ab in einem Schuldbuche; und so die beiden Handelsleute Freunde bleiben, hat es keine Eil mit der Abrechnung. Ihr erlaubtet mir, einen meiner wunden Leute in Euerm Schloß zu bergen. Der Dienst soll Euch zu Gut geschrieben sein."

„Was soll's mit dem?"

„Das ist ein Gesell, der mir reichlich die Mühe lohnen soll, daß ich ihn aufziehe zu einem Mann, als wir ihn brauchen. Es kommt die Zeit heran."

„Um deshalb ließ ich dich rufen.“

„Weiß es. Wozu doch alle Leute bisweilen nutz sind! Das meintet Ihr auch nicht vor — wie viel Jahre sind's doch her?“

„Schweige du davon —“

„Meine Brust ist ein Grab. Aber Ihr wollt ja die Todten wieder aufstehen lassen.“

Ihr zorniger Blick prallte ab an dem ruhig lauernden des alten Hauptmanns. „Sie nennen dich den Teufel, und mich dünkt, sie haben Recht.“

„Sie fürchten mich. Um den Preis möchten viel Leute den Namen führen. Doch zur Sache, Gräfin.“

„Ich bedarf noch einmal deiner Hülfe.“

„Sagt ich es Euch nicht schon damals, als Ihr mir die Beutel hinwarft, und spracht: Auf nimmer wiedersehn! So trennt man sich nicht, sagte ich, wenn man sich so verbunden hat. Solche Bande halten durchs Leben.“

„Es ist traurig, es ist fürchterlich,“ flüsterte die Gräfin.

„Hab's nicht vergessen, wie Ihr sie zerschneiden wolltet. Eine Frauenscheere thut das nicht; es müssen starke Messer sein. Noch kein Jahr war um, da hattet Ihr's schon vergessen, alles was ich für Euch gethan. Ihr suchtet nach einem Grabe,

darin die häßliche Erinnerung zu begraben. Zum Glück für mich war's Winter; die Erde wollte sich nicht aufthun. Dort bei Helmstädt, als die Alvensleben mir auflauerten, und Ihr wart es, die ihnen Wege und Stege verrathen. Zum Glück hatte ich Euch nicht alle genannt; ich entkam über den gefrornen Sumpf nach Soltwedel. Ja, ihre Messer waren scharf, und der Henker in Helmstädt hätte kurz mit mir verfahren. Nun läge ich stumm und still, wär's nach Euch gegangen, wie der Graf von Nordheim."

Die Gräfin hatte sich bezwungen. „Was hast du noch mehr zu sagen? Alten Leuten muß man nicht in's Wort fallen, wenn ihre Zunge faselt."

„Ich erwarte nur Eure Aufträge. Liebe und Haß sind wandelbar in eines Weibes Herzen. Nun haßt Ihr den Markgrafen Ludewig. Ihr wünschtet, die Erde thäte sich auf, ihn zu verschlingen. Aber unser Sand ist so ruhig und weich. Sucht Euch eine Hexe auf dort in den Alpen, daß sie die Steine bespricht, und wenn er auf der Gemsjagd auf einen Block springt, daß er unter seinen Füßen fortrollt. Oder sie knetet einen Schneeball oben auf den Eisfirnen; der rollt herab und wird größer und größer, bis er Bäume, Wälder, Häuser und Dörfer verschüttet. Ein Jäger ist wie ein Sand-

korn darunter begraben, auch wenn er ein Fürſt iſt. Und Niemand weiß, daß einer Frauen Haß ihm das Grab grub. Doch das ſteht Euch nicht an, Ihr wollt ihn hier vor Euern Augen gedemüthigt ſehen. Glied um Glied ſeiner Herrlichkeit ſoll ihm abfallen, Ihr wollt Euch lechzen an ſeiner Schmach und Erniedrigung. Er ſoll verſchmachten im Sande — nicht wahr?"

„Ungeheuer! Woher weißt du alles?"

„Ich weiß nicht Alles, aber genug was es ſoll. Ihr ſucht nach einem todten Mann; ich meine nicht nach Eurem Mann, den dazumal ein Blutſturz auf der Jagd befiel, und er kam im Walde um. Sondern Ihr ſucht nach einem Manne der einen Todten vorſtellen ſoll, und den Todten wollt Ihr wieder lebendig haben, daß er einen Lebendigen todt mache. Den Mann ſucht Ihr Gräfin, und könnt ihn nicht finden. Darum habt Ihr mich gerufen."

„Brauſt du dir aus den Waldkräutern Zaubertränke, daß dein Ohr durch Mauern horcht?"

„Die Vögel im Walde ſingen uns, die wir dort leben, manch ſeltſam Liedlein, das kein anderer verſteht."

„Genug des Geſchwätzes. Du kennſt den Mann."

„Hab' ihn gekannt! An einen beſſern konntet Ihr nicht gerathen. So an Geſtalt, Geſicht, Stimme

dem verstorbenen Herrn ähnlich. Zudem er wußte um des großen Herrn vertraute Dinge. Und hatte es gelernt, wie ein Fürst steht und geht. Das war ein guter Griff."

„Wo ist er?"

„Ihr bötet mir wohl viel, so ich ihn Euch schaffte! Vielleicht so viel als damals —"

„Das zwiefache. Fordre was du willst, und führe ihn zu mir."

„So Ihr mir aufgäbt, den Grafen von Nordheim Euch herzuführen, und Ihr bötet mir tausend Mark, müßt' ich's da auch?"

„Mensch, du hast ihn erschlagen!" fuhr die Gräfin auf.

„Ich liebe die Pilgersleute nicht. Schlechtes, heuchlerisch Gesindel. Auf manchen solchen Crucesignaten, der umschleicht und die Leute betrügt, drückte ich aus purer Lust meine Armbrust ab. Die fehlt nie, Ihr wißt es Gräfin. Ich lag in einem Busch. Da raschelte durch's Laub ein Muschelhut, ein scheinheilig Gesicht darunter, und das Gesicht spähte umher. Wie gesagt, ich liebe einmal nicht die Leute, die ihre Schlechtigkeit mit Kreuzen überkleben; und was hatte er in meinem Walde zu suchen! Ich legte den Bolzen sacht auf die Rinne und zielte gut —"

„Du hätteſt dir ein beſſer Ziel wählen können.“

„Ihr habt recht.“

„Du haſt ein großes Spiel verdorben.“

„Wer weiß! Das Spiel läßt ſich wohl noch ſpielen. 'S iſt Euer alter Fehler, Ihr ſeid zu heißblütig, wollt zu ſchnell am Ende ſein. So habt Ihr ſchon den Mann todt geſchoſſen, und ich legte doch erſt den Bolzen auf die Armbruſt. Kann mir nicht Einer in den Arm gegriffen haben, ich ſtieß mit dem Ellenbogen gegen einen Aſt, der Bolzen flog fehl? Oder muß jeder Pfeil ins Herz treffen? Ei, hohe Frau, es giebt der Möglichkeiten gar viele zwiſchen einem geſpannten Bogen und dem getroffenen Herzen, und Ihr gebt ſo ſchnell die Hoffnung auf! Mögt Ihr Euch nicht denken, daß ich gar nicht ſchoß? Es kommt vor, daß ein Reh mit ſeinen ſchönen Augen ſo kläglich den Jäger anblickt, und er kann nicht abdrücken. Auch von Fürſten erzählt man, die ſo königlich den Schützen anſchauten, daß der Finger ihm ſteif ward. Iſt's nicht auch möglich, daß ich einen alten Freund erkannte, und freiwillig das Gewehr fortwarf?“

„Was quälſt du mit Räthſeln? Willſt du mehr Lohn erpreſſen? Bringſt du ihn her? Wartet er am Thore? Bei allen Heiligen die Sache hat Eil.“

„Er wartet nicht am Thor. Ich bringe ihn nicht her.“

„Aber er lebt.“

„Nicht für Euch. Er will nicht kommen. Für Euch ist er todt. Was die Leute das Gewissen nennen, denkt Euch, das plage ihn. Er möchte wohl, aber er zweifelt. Hätte wohl Lust, aber — doch das kümmert Euch nicht. Gebt ihn auf, und sucht Euch einen andern Spieler.“

„Folterknecht, wo hinaus willst du? Hinter deiner ruhigen Miene lauert mehr. Willst du auch nach Tyrol?“

„Wozu käme ich dann zu Euch!“

„Ein Thor ist er! und du, was ist deine Tücke! Einen andern! Wo ist ein anderer? Sollen wir's auf den Märkten ausschreien lassen?“

„Es giebt viel alte Männer, Gräfin. Seltsam, Ihr seid so klug, und fielt nicht auf den Einen —“

Ihre Blicke begegneten sich.

„Du! Wahnsinniger Narr!“

„Bin ich nicht alt, wie er? Gewitzigt wie Mancher? Hab' ich nicht Wissenschaft, mehr als Euch lieb ist? Das Land kenn' ich wie Einer, und die Leute, die drin leben, besser als ein Lebendiger.“

„Elender!“

„Spüre Kraft in mir, das Elend abzuschütteln.“

„Iſt's Ernſt?" Was willſt du, alter Mann?"

„Im Wald iſt's einſam. Ich möchte einmal unter Menſchen, Gräfin. Sollte mir das nicht Luſt ſein, unter einem Thronhimmel ſitzen, auf weichem, goldenen Pfühle, ſei's auch nur zum Spaß, und zu meinen Füßen Herren und Grafen. Herrſchen iſt ein Vergnügen, das bleicht nicht aus mit den Haaren, es wächſt mit den Jahren. Ich weiß eine Zeit, wo die Gräfin Mathilde um den Gedanken, Markgräfin von Brandenburg zu ſpielen, viel gab, ſehr viel."

„Du und ich!"

„Ihr ſeid ſchön und jung, und ich bin alt und häßlich. Das iſt der Unterſchied. Sie brauchen aber einen alten Mann und kein ſchön Weib."

„Nimmermehr!"

„Das Grab iſt geſprengt. Das Volk will ſeinen Todten haben. Macht Ihr nicht bald, daß Ihr ihm den Mann nach Eurer Wahl zeigt, ſo kommt ein Anderer, der nicht nach Eurer Wahl iſt, und hüllt ſich in die fürſtlichen Kleider, die Ihr ihm bereitet, und wärmt ſich an der Volksgunſt, die Ihr geſchürt und genährt. Ihr habt ein gefährlich Spiel angefangen; ſo Ihr verzagt und nun zaudert, iſt's verloren, und was Ihr geſchmiedet, geſchärft und geſpitzt, ſticht auf Euch zurück!"

„Wärſt du nicht ſelber Teufel, nennte ich dich ſeinen Sachwalter.“

„Auf Namen kommt es nicht an.“

„Aber auf des Menſchen innerſtes Sein. Ein Fürſt muß doch ausſchauen mindeſtens als ein edler Menſch. Seine Blicke müſſen entzücken, ſeine Stimme muß tönen wie Wohllaut, er muß ſich erheben können über die Andern. Wer biſt du denn? Wie heißt du? Wie ſiehſt du aus? Wer glaubt es dir? Was iſt deine innere Vollmacht? Laß dich genügen, eitler Thor, mit was du haſt. In jene Kreiſe gehörſt du nicht. Auch nicht drei Tage hältſt du dich, Raſender; du verdirbſt dich und uns.“

„Und wenn nun der Muthwille mich doch kitzelte, daß ich es probirte! Den Ihr verlangt, der bürſtete dem Fürſten einſt die Stiefeln und ſchnallte ihm die Sporen an. Bin ich ſchlechter? Wer kann das von mir ſagen? Wer weiß, was ich früher trieb, wer kannte meine Eltern!“

„Du hülleſt dein Weſen in Geheimniß, um deine Bande zu ſchrecken.“

„Ihr und Niemand weiß, wer ich bin.“

„Wärſt du von edler Abkunft? Hätte eine ſchlimme That dich in die Wälder getrieben?“

„Dann wär' ich freilich beſſer, grinſte der Stellmeiſter. Denkt das, ſo's Euch gefällt, denkt auch

höher hinauf: Ich sei ein Fürstensohn, vielleicht selbst ein Fürst, den man aus seinem Lande trieb. Vielleicht Einer, der sich selbst vertrieb, sich begraben ließ vor den Leuten, um fortzuleben im Verborgenen, ihre Arglist und Niederträchtigkeit zu belauschen. Vielleicht — nun was reißt ihr die Augen auf, Gräfin Mathilde! — wenn ich für Euer falsches Geld wahres zahlte. Habt Ihr's nie gehört, daß der alte Markgraf unter den Freien im Walde lebt, seit langen, langen Jahren. Was gäbt ihr drum, wenn ich es bin!"

Der alte, gebückte Mann richtete sich auf. Gestützt auf seinen Stab, ward er um Kopfes Höhe größer. Er strich das Haar zurück, und schaute sie fest und gebieterisch an. Es rieselte ihr über den Nacken. Sie wollte ihn wieder zornig und stolz anblicken; ihr Blick glitt ab von seinem. Es sprach in ihr ein heißer, lebendiger Widerwille, ein Abscheu und Haß gegen den Mann, aber ihre Gedanken fanden keine Worte.

„Willst du Beglaubigung, daß ich es bin? Du sahest ja den todten Fürsten kaum als Kind. Weißt du, wie seine Stimme klang? Wie sein Auge leuchtete? Ich könnte dir seine Stimme wieder tönen lassen, wie er in der Schlacht rief; sie übertönte den Klang des Stahles. Ich könnte dich anschauen,

wie er die Gerichteten anſchaute. Was hülfe es dir? Das Volk glaubt Alles. Willſt du Mährchen? Ich will dir erzählen, wie ich als Knabe Ball ſpielte, wie ich als Jüngling von einem wilden Roſſe ſtürzte, das ich zähmen wollte; das Schwert eines Feindes in der Schlacht mir dieſe Wunde ſchlug. Was du willſt. Sieh noch mehr: Hier iſt Markgraf Woldemars Siegelring. Er ließ ihn nicht vom Finger, und ich trage ihn. Sieh doch, er paßt zum Finger wie angegoſſen. Iſt das nicht Beglaubigung? Davor muß doch jeder gute Märker auf die Kniee ſinken, und zu ſeinem Heiligen rufen: Er iſt's!"

Sie ſah den Ring und zitterte. Sie faßte die Hand, und wollte, ſie wußte nicht was; aber ſie richtete ſich mit erzwungener Faſſung wieder auf und ſchleuderte die Hand fort.

„Wo ſtahlſt du den Ring?"

Er blickte ſie ruhig an. „Könnte nicht dein erfinderiſcher Witz dir ſagen, es ſei ein falſcher Ring. Doch das Gold iſt echt, die Signatur auch; es iſt derſelbige wahrhaftige Ring, den der letzte Markgraf nie vom Finger ließ."

„Du biſt's nicht! rief ſie auf, ohne ihn zu hören. Du biſt ein aufgeſchwollen, giftig Lügenbild."

„So ſchreien Kinder, die ſich vor der Wahrheit fürchten.“

„Du darfſt nicht Woldemar ſein.“

„Das klingt ſchon beſſer. Vor dir darf ich's nicht ſein. Du hätteſt dir ja aus dem Grabe ſelbſt den Richter gerufen.“

Der Frau war's zu viel; überwältigt vom Schreck war ſie auf das Ruhebett geſunken; ſie verhüllte ihr Geſicht. Schien's, als weide er ſich an ihrem Anblick. Ein Raubthier, das die Beute, ſie liegt machtlos zu ſeinen Füßen, anängelt und weiſt ihr den Rachen, der ſie zerreißen wird, aber noch ſatt, ſchlürft er nur wollüſtig die Angſt ein, die ſeine tödtliche Nähe bereitet. Es vergingen ſo Minuten:

„Sagt ich's Euch nicht, Ihr ſpieltet ein zu groſſes Spiel für eine Frau. Des Weibes Natur, wenn ſie gährt, iſt als wie die Feuerberge in Welſchland. Da wirft ſie auf eins heraus, was in der Tiefe ruhen ſollte, bis der Bergmann es findet und ſcheidet, und zum Nutzen an den Tag fördert. Das wird in Unordnung vorgeſchleudert, und wirkt Brand und Verwüſtung. So Eure Anſchläge, ſo Euer tolles Sinnen. Es ſauſt, brauſt und lodert. Ihr könnt's nicht binden und faſſen. Nun ringt Ihr die Hände, und rauft das Haar und ſchreit um Hülfe. Und blind werft Ihr Euch dem erſten Beſten an

den Hals. Auf die Knie, Weib, bete, ſchluchze, gelobe was du willſt! Bin ich's, was hilft's dir?"

Sie murmelte: „Raſch den Schlag, ich will ihn ertragen, der mich vernichtet."

„Ich habe nie raſch gehandelt. Der Jähzorn hilft Keinem zur Rache. Was Unbill ſie mir anthaten, habe ich langſam gerächt. Wie viele Jahre ſind es, daß du mich wollteſt fangen laſſen, und heut erſt gedenk ich's dir? Der Henker hielt ſchon in Händen das Rad mit Eiſennägeln, dort in Helmſtädt. Will's dir auch gedenken, daß meine Glieder dazumal nicht gebrochen ſind?"

Da ſprang die Frau auf: „Du biſt keines Fürſten Sohn. Nein, nein! Aus meiner innerſten Seele ſpricht es. In deinen Adern rinnt kein edel Blut. Wohl mir! Das iſt Wahrheit."

„Was hat ein Weib mit Wahrheit zu thun! Wir ſind um Mährlein hier beinander."

Er ſprach's ſo bitter ruhig, und ſchaute vor ſich nieder, ſchien's, er war in Gedanken verſenkt, in eigenen ernſten, als hätte er die Frau, und was er redete, vergeſſen. So ſaß er und ſtützte den Kopf in der Hand.

„So Euch das Mährlein nicht behagt, will Euch ein anderes erzählen. Mögt dann wählen, was Euch beſſer gefällt. Es war eines Bauern Sohn,

nicht eines Bauern, als Ihr ſie wollt. Er ſaß frei auf ſeinem Hofe. Saß auch als Land-Schöppe mit beim Hals- und Grundgericht unter den Sieben, die richten die Uebertreter. Da ſprach er das Urtel über Einen, der ein Räuber war, und war auch ein Edelmann. Der Ritter büßt' es am Leben. Es war dazumal noch Gerechtigkeit im Lande. Das Urtel verdroß die Ritterſchaft. Sie murrten, es ſei Unrecht, daß ein Bauer über Ritter richte. Er richtete nicht über Ritter, nur Uebertreter hat er gerichtet. Was konnte der Bauer dafür, daß die Ritter Uebertreter waren! Ein uralt Recht iſt's, wo Sächſiſch Recht gilt. Freie Bauern, die auf Eignem ſitzen, ſind ſchöppenbar. Da thaten ſich neun, zehn zuſammen — gar ſchöne alte Namen darunter — Sie wollten ein Fehmgericht halten. Ueberfielen Nachts den Hof und zündeten ihm das Dach überm Kopf an. Der Bauer war ſo frech, daß er ſich widerſetzte. Da ſchlugen ſie ihn todt, ſein Weib auch. Sein Vieh trieben ſie fort, und was ſie fanden. Den Sohn rettete ein Knecht. Es wäre ihnen gut geweſen, ſie hätten den auch erſchlagen. Des Bauern Sohn, als er aufgewachſen, ſuchte ſein Recht. Er klopfte an alle Thüren. Die waren verſchloſſen. Er ging vor alle Land-Gerichte, zuerſt zu der Klinke bei Brandenburg, von da zu der

Kreye im Eichenwald, dann auf dem Berge zu den Linden bei Soltwedel, und endlich zur höchsten Dingstatt, das ist des Reichskämmerers Kammer, die wird gehalten vor der Brücke zu Tangermünde. Und ist das nicht ein Mährlein, als ich Euch sage, wunderlicher als daß ein todter Markgraf lebt. Die Schöppen konnten sein Recht nicht finden; und so sie's fanden, da war kein Richter, der's ausführte. Da mußte des Bauern Sohn sein Recht sich selber suchen.. Aber was will Einer gegen neun und zehn, und noch dazu, wo der Eine ein Bauer ist, und die zehn sind ritterbare Leute! Manches Vieh hat er gepfändet, manche Scheune brannte Nachts ab, aber die Zehn schliefen hinter Gräben und Mauern, die Zugbrücke war aufgezogen und die Thüren fest verriegelt. Von allen, die seinen Vater erschlagen, nicht der Sohn von einem Einzigen ward wieder erschlagen. Aber er ward, des Bauern Sohn, angeklagt, um Friedensbruch. Und ist das nicht wunderbar, da waren zehn, zwölf Gerichte bereit, ein Urtel wider ihn zu finden. Die Ritterschaft hielt zusammen, alle verschwägert und verschwistert, und setzten dem freien Bauern den Daum auf's Auge. Da wurde eingeheizt unter ihren Schöppenstühlen, gedroht, daß sie ihre Freiheit verlieren, unterthänig sollten sie werden.

Dummes Volk die Bauern! Sie werden ohnedem unterthänig werden, so sie nicht zusammen halten, und den Heerschilten ihre Zähne weisen. Aber die Bürgersleute in der festen und reichen Stadt, was hatten die zu fürchten? Zu fürchten nichts. Die fetten Hufen des Bauern stachen ihnen zu Sinn. Sie mochten auch nicht freie Bauern an ihrem Weichbild. Vergebens rief er ihre Freiheit an und ihren Schöppenstuhl. Da schickte der Bischof, der war von der Sippe des gerichteten Ritters, Kaplane und Decane zum Rath. Der Kirche Diener sollen zum Frieden reden und zur Sühne. Das thaten sie auch. Sie lagen den Rathmannen, die noch zauderten, in den Ohren, daß sie um eines schlechten Bauern willen nicht in Feindschaft geriethen mit den Herren und Rittern. Da wiesen sie des Bauern Sohn aus. Der konnte Gott danken, daß er bei Nacht und Nebel die Heide erreichte. Sein Hof und seine Hufen waren verfallen, so sprachen die Gerichte. Wurden losgeschlagen; die aus der Stadt kauften sie um ein Spottgeld."

„Ist das kein schön Mährlein, Gräfin? fuhr er nach einer Pause fort. Und saget, wär's nicht noch wunderbarer, so des Bauern Sohn den Groll in der Brust verschlossen, und wäre fortgegangen in die Fremde, und verdingte sich als Knecht, — als

Lastthier zu arbeiten! Unter den Schlägen und unter dem Joche vergißt der Mensch, daß er frei war. Oder klingt Euch das ein Mährlein, daß er Rache schwor beim blutigen Schädel seines Vaters, bei seiner Mutter Todesröcheln, und daß er den Schwur nicht vergaß, noch vergessen wird! Der Graf von Nordheim war unter denen, die den rothen Hahn auf seines Vaters Dach setzten."

„Nun bist du wieder ein reißend Thier, sprach die Gräfin. Bleib bei dem Mährlein, mir ist wohler, so ich dich heulen höre um Rache, als wie du da aufrecht standest. Zurück, zurück! in deine Wälder. Den Raubthieren wird Manches abfallen."

„Ich will nicht Abfall."

„Dein Unglück willst du. Wo lerntest du Fürst spielen?"

„Des Bauern Sohn sah sich in der Welt um. Ihr wart ja auch in Welschland, Gräfin? Auch in der Stadt Roma. Sahst Ihr dort nicht einen Mann, der viel von sich sprechen macht, und ist kein Fürst, kein Graf; nichts war er. Als Ihr meint, ein Hund, den man mit dem Fuße tritt. Und was ist er itzt! Cola heißt er, und Rienzi nennt ihn das Volk. Das schreit in die Lüfte, wo er kommt, das stürzt auf die Knieen und küßt den Boden, wo er hintritt; das hebt ihn auf seine Arme und trägt ihn

durch die Stadt, und ein Purpur hängt um ſeine Schultern, ein Baldachin ſchwebt über ſeinem Haupte. Saht Ihr einen Fürſtenſohn, vor deſſen Blicke Adel und Herren ſo im Staube zittern? Die hochgebornen Patricier küſſen ihm den Saum ſeines Kleides. Seinen Befreier nennt ihn das Volk. Er greift, hängt, köpft, rädert Grafen und Herzöge. Der Prieſterrock ſchützt nicht den Uebertreter. Von wem hat der Rienzi gelernt Fürſt ſpielen!"

„Das iſt's? Ein Henker der Edeln willſt du ſein, ein blutlechzender Tieger. Wehe dem armen Lande und Volke!"

Ein boshaftes Gelächter antwortete ihr: „Das Volk! Ei ich meinte das ginge Euch nichts an; Ihr wolltet nur für Euch ſpielen. Als ein Freund ſprech' ich, laßt Euch rathen. Für das Volk, da iſt ein Klotz gut. Er braucht nicht Arme und Beine zu rühren, ſo er nur mit dem Kopf nickt und ſchüttelt, wie Ihr ihn anſtoßt. Aber Ihr habt's nicht mit dem Volk allein zu thun. Deutſchland ſieht zu, Kaiſer und Fürſten; ja die ganze Welt iſt Euer Zuſchauer. Gebt geſchickt zu Werke. Den Markgraf Ludewig kennt Ihr, Frau Gräfin. — Mit ſeiner Lanze ſtößt er noch allemal Eure Puppe um, ſo ſie nur ein Gliedermann iſt. Des Baiern Freunde ſind noch ſtark im Reiche; ſie haben ſcharfe Augen

für jeden Mißgriff, den Ihr begeht, und die Waffen, die Ihr gebraucht, mögen sie gegen Euch wenden. Auch sind nicht alle Pfaffen auf Eurer Seite. Mancher Prälat hält's mit dem Baiern. Was der Dominicaner thut, belauert ihm der Franziskaner. Ihnen giebt's keine größere Lust, als auf feine Weise ihren Feinden ein feines Spiel verderben. Tücke wider Tücke. Die Märker sind starre, trotzige Gesellen, halten sich gern den Nacken frei vom Pfaffenjoch. So frei als die Frankfurter denken Viele im Stillen. Muß Euer Mann sich verbergen unter den Kutten, kann er nicht sprechen frei von der Leber, wagt er nicht sich den Völkern zu zeigen, ist's um sein Ansehn getan. Das erwägt Frau Gräfin und wählt: Eine Puppe oder einen Mann? Ich bin der Mann."

Wieder stand er aufgerichtet vor ihr, nicht als des Bauern Sohn, sondern als der Markgraf. Die Haare waren aus dem Gesicht gestrichen, und unter einer hohen Stirn und buschigten Brauen bohrten auf das Weib die Augen eines Habichts. Er schlang den zottigen Mantel um die Schulter, und an dem Finger der Hand, die ihn zusammenhielt, glänzte der Siegelring:

„Dein letztes Wort? Ich gehe."

Sie hatte Worte gesammelt, eine Rede bereitet,

die ſollte anfangen: „Nimmermehr“ und enden: „Auf Nimmerwiederſehen.“ Aber die Laute ſtockten, die Zunge verſagte ihr. So oft ſie die Augen aufſchlug, ſie ſchlug ſie wieder nieder.

„Was bieteſt du mir?“ ſprach ſie. Ihre Stimme war tonlos.

„Was der Räuber wußte, hat der Markgraf vergeſſen. Friede dir von mir.“

„Und das iſt alles!“ ſprach ſie, ohne ihn anzublicken.

Sie fühlte den Druck einer rauhen Hand: „Deiner Tochter blinkt ein Fürſtenhut. Sei klug, und es gelingt.“

Der Stellmeiſer winkte ihr, da man Tritte auf dem Gange hörte, und drückte ohne Geräuſch die Thür im Täfelwerk auf, durch die er verſchwand: „Wir ſehen uns in Magdeburg wieder.“

Die Gräfin ſprach: „Fahre wohl, Stolz! Er ſollte der Schemel ſein für meine Füße, und nun ich ſein Werkzeug! — Weſſen Werkzeug?“ Sie ſchauderte zuſammen.

.....

Zwölftes Kapitel.

Magdeburg.

In Magdeburg waren große Feste. Die Ställe der Herbergen ſtanden voller Roſſe, die Höfe voller Wagen. In der Gaſſe wimmelte es von Menſchen; ſo Fremden, welche die Stadt ſchauen wollten, und ihre Merkwürdigkeiten, als von Bürgern und heimiſchem Volk, das ſah ſich die Fremden an, und ihre reiche Kleidung und ihre bunten Aufzüge. — Magdeburg iſt eine alte deutſche Stadt. Sie iſt die Hauptſtadt des Sachſenlandes. Von ihr ging aus das Deutſche Recht in die Städte, die im Lande der Wenden erwuchſen. Und wo ihnen das Recht ausging, ſie holten es wieder vom Schöppenſtuhl zu Magdeburg. Der war durch alle Welt berühmt, wo deutſche Zunge geſprochen ward. Und der Magdeburger Gewerbfleiß und ihre Reichthümer wurden durch den Handel, der von je an hier blühte, weithin verſandt, durch alle ſlaviſchen Lande, bis zu den Griechen, das ſind die moskowitiſchen Reußen,

ja bis nach Aſien, und zu den Schweden und Finnen. Ein Kaufherr in Magdeburg, das war ein Mann; und ihre Kaufläden in den langen, krummen Straßen, mit den hohen und ſchönen Giebelhäuſern, die ſtrotzten ſo voll ſchönen, kunſtreichen und ſeltenen Dingen, daß die Leute aus Berlin und Prenzlow wohl Stundenlang davor ſtehen mochten, und das Maul aufſperren, und konnten ſich doch nicht ſatt ſehen.

Alles, was in Deutſchland gefertigt und erzeugt wird, durften die Magdeburger in's Slavenland fahren zum Verkauf von Alters; nur nicht Helme und Schilde, nicht Schwerter und Lanzen, und was einen Mann waffnet auf deutſche Art. Das hatte ihnen unterſagt Kaiſer Karl der Große. Damit die Wenden nicht deutſche Waffen führten gegen die Deutſchen. Nun aber das Slavenland deutſch geworden, und die Marken des Reiches hinausgerückt waren, weit hin, zur Oder, und drüber bis zur Weichſel, führten die Magdeburger gar oft deutſche Waffen in das ehemalige Land der Wenden. Nicht zum Verkauf, ſondern zum Schlagen. Die Magdeburger und die Märker waren böſe Nachbarn geworden, und wo in Brandenburg etwas los ging, waren die Magdeburgiſchen dabei und zur Hand, und ihr Oel goſſen ſie nicht in die Wunden, ſondern

in's Feuer. Die Brandenburger gaben's ihnen zu Zeiten wieder. Das glich es aber nicht aus, es mehrte nur den Unfrieden.

Wer das reiche Magdeburger Land sieht, der weiß wahrhaftig nicht, was große Lust sie haben konnten nach unsern dürren Sandfeldern und kalten Seen, nach unsern Schlössern, die waren nicht reich und schön, und nach unsern Städten, die mußten die großen Steine selbst zu ihren Kirchen von den Magdeburgern kaufen! Aber Reichthum macht stolz, und wer viel hat, will noch mehr. Sie hatten doch einen Fluß, den größten im deutschen Lande, ohne Donau und Rhein, und sie hatten das Stapelrecht, und was auf der Elbe gefahren kam, aus Meißen und Böhmen, und das, was aus der Nordsee und von Hamburg kam, mußte bei ihnen auslagern und Markt suchen. Das zog viel Hunderttausende jährlich nach Magdeburg. Und dazu hatten sie ihre Kirchen und Klöster und den herrlichen Dom, an dem hundert und fünfzig Jahr gebaut worden, und darüber; und Heiligthümer und Reliquien, die zu schauen die Frommen aus allen Weltenden herbeiströmten; und ihr Erzbischof, der der Erste im Reich war nach den Dreien von Mainz, Köln und Trier, hielt einen fürstlichen Hof und zahllos waren seine Vasallen, und reiche Städte standen unter dem Erzstift;

und dieſer Erzbiſchof hatte ihnen die Heermeſſe geſtiftet, zu Ehren des heiligen Märtyrers Mauritius oder Moriz, und zur Zeit, wo ſie anhub, ſtrömte es von nah und fern herbei, um dem Hochamt beizuwohnen und den Proceſſionen und dem Markt, der dann gehalten wurde, und es ward ſo viel Geld da gelöſt, manches Fürſtenthum wär' dafür feil.

So viel hatten die Magdeburger, und konnten ſo viel gewinnen, und waren doch nicht zufrieden. Aber der Urſachen giebt's mannigfache, warum Bürger und Völker nicht zufrieden ſind. Den Einen geht es zu ſchlimm, den Andern zu wohl. Hätte man einem Magdeburger geſagt, daß es ihm wohl gehe, er hätte dir eine ganze Litanei vorgeklgt, und es war nichts erlogen. Wie ſtritten ſie ſich und vertrugen ſich mit ihrem Erzbiſchof. Bald durft' er nicht in ihre Mauern hinein, und wo er ſich blicken ließ, warfen ſie ihm Steine an den Kopf; bald waren ſie ein Herz und eine Seele, und wollten ihn nicht von ſich laſſen und löſten ihn mit ſchwerem Gelde, wenn er gefangen war von den Feinden. Dann ſtritten ſie mit dem Adel, der ringsum ſaß, ließen ſich von ihm zwicken und zwacken, und ihre Heerden forttreiben, und brannten ihm dafür ſeine Dörfer nieder und zerſtörten ihm ſeine feſten Schlöſſer. Und dann waren ſie wieder mit

ihm einig, und ſtritten in einer Reihe wider die Nachbarn in Sachſen, Braunſchweig und Brandenburg, oder machten verſchlungene Hände gegen einen Erzbiſchof, der ihnen beiden zuwider war, ſo Adel als Bürgern. Aber wäre nur in der Stadt ſelber immer Friede geweſen! Da hoben die Zünfte ihre Arme auf wieder den Rath, läuerten, ſchrieen, und Lanzen und Pickelhauben dröhnten durch den breiten Weg und um den neuen Markt. Da vertrieben ſie ihre Geſchlechter, aber die Geſchlechter kamen wieder, und drückten ihre eiſernen Hände auf die Gemeinen. Da, ſo der Stadt Uebles widerfuhr, Kriegsnoth, Peſt, Bann, Theurung, Hungersnoth und Ueberſchwemmung, und die Ungeduld fuhr in ſie, die ſonſt ſtark waren in der That und der Ausdauer, wußten ſie's allezeit Einer auf den Andern zu ſchieben; und es ſetzte blutige Köpfe; ja ſie haben ſich nicht allein ausgetrieben, geächtet und geſchlagen, auch Scheiterhaufen richteten ſie auf dem Markte auf, und die Ueberwundenen wurden verbrannt. So hat's oft den Anſchein, daß Einer glücklich iſt, und in ſeinem Hauſe ſiehts ſchlimmer aus, als bei dir ſelbſt. Und wahrhaftig, es waren Wenige im deutſchen Reich, die nicht die Magdeburger beneiden durften; und es galt wohl von ihnen das Wort: Wem zu wohl iſt, dem thut auch der Floh weh.

Was die vielen Fremden diesmal in die Stadt geführt, wußte eigentlich Niemand. Es war Friede seit Kurzem, und ein feiner und kluger Herr saß auf dem Fürstenstuhl, Erzbischof Otto; der war ein geborener Landgraf zu Hessen. Zur schlimmen Zeit war er gewählt worden, als der Bann aus Rom über dem Stifte und der Stadt schwebte, und Theurung und große Noth Stadt und Land drückte. Er hatte, was an ihm, das Schlimme wieder zum Besten gekehrt; und war's ihm gelungen, daß der Bann wieder gelöst wurde, was jedoch der Stadt schwere Kosten gemacht. Und dieweil er die Bürger gewähren ließ, in ihrem alten Streit wider den Rath und die Geschlechter, was dahin endete, daß, vom Jahre 1330 ab, die Rathmannen nicht mehr aus den Geschlechtern, sondern, bis auf zwei, aus der gemeinen Bürgerschaft gewählt wurden, worauf viele Adelige und Geschlechter, die damit unzufrieden waren, die Stadt auf immer verließen. Derweil er also darin dem Willen der Bürger nachgab, und sich Liebkind bei ihnen machte, wußte er's geschickt anzufangen, daß sie, um die eine Freiheit, so er ihnen gab, die andern einbüßten. Nämlich: um die Mühe, die er sich genommen, sie vom Banne los zu machen, mußten sie ihm huldigen, und sie thaten es dazumal gern, und bedachten nicht, was

ſie einbüßten. Die Magdeburger wären ohnedem reichsfrei geworden, als es manche biſchöfliche Stadt wurde, und Bremen und Lübeck ſind es noch.

Erzbiſchof Otto war fein und klug, er war aber auch ſtreitbaren Sinnes; nicht ſo, daß er Händel anfing aus Luſt an Händeln und drauf losſchlug, wo ein Anderer die Fauſt aufhob. Ehe er das Schwert aus der Scheide zog, hatte er ſcharf zugeſehen, wie ſtark der Andere war, und was er hinter ſich hatte. So war's ihm gelungen, daß er dem Stifte wieder gewann, was unter ſeinem Vorgänger verloren gegangen, und noch mehr. Es war keine Fehde mit den Braunſchweigern und mit den Meißenern, noch wer ſeine Nachbarn waren, wo nicht das Stift eine Stadt, ein Schloß, ein Ländlein gewann. Verſtand er aber im Krieg zu handeln, daß er allzeit zu ſeinem Vortheil ausſchlug, ſo noch geſchickter, wo es Kaufen und Tauſchen galt. Da wuchs unter ſeinem Regimente des Stiftes Anſehen, und manche große Dinge wurden in Magdeburg verhandelt, und wo er zugegen war, daß Fürſten tagefahrteten. Ja, wo er ein Feſt beſuchte und eines gab, da meinten die Leute, es müſſe etwas dahinter ſtecken. Ohne Abſicht that er Nichts.

Nun war Friede, als ich geſagt, für die Magdeburger. Nicht die Bürger, nicht der Adel, nicht der Biſchof hatten Fehde. Die vielen großen Herren, um was mußten ſie in dieſer Woche grade den Erzbiſchof beſuchen? fragten die Bürger. Vom Kaiſer aus Böhmen waren Boten eingetroffen, Andere waren dahin geritten. Alſo meinten ſie, es gelte etwas Großes, und riethen auf den Römerzug, den Kaiſer Karl IV. vorhatte, und die vom Hofe widerſprachen dem nicht. Ein Römerzug koſtet immer viel, und hat nie dem deutſchen Lande etwas eingebracht.

Da ſtanden auf dem Markte mehre beiſammen, unfern von dem ſteinernen Bild, das ſie dem großen Kaiſer Otto zu Ehren geſetzt, welcher vor Alters die Stadt inſonders geliebt, und ſie mit ſchönen Kirchen und Klöſtern ausgeſtattet, und ihr Privilegien und Freiheiten geſchenkt, mehr als einer Stadt in Deutſchland. Und ſein Weib, Kaiſerin Editha, von Engelland, ruht noch daſelbſt in der Gruft im Dom, weil ſie im Leben Magdeburg mehr als eine Stadt in Deutſchland geliebt, denn es dünkte ſie dort, als ſei ſie in ihrem London, und die Gegend an der Elbe ſei wie die an der Themſe. Dort ſtanden Viele beiſammen, und mußten Platz machen, denn ein Reiterzug mit Trompeten voran,

ritt vorüber, und ein alter stattlicher Herr nickte dem Volk, wo sie ihn grüßten. Es war Herzog Rudolf von Sachsen, und der ihm zur Seite ritt, war der alte Graf von Anhalt Dessau, auch in einem fürstlichen Gewande. Beide ritten zum Mittagtisch, es sollte hoch her gehen an des Bischofs Tafel. Alle Pfeifer und Geiger aus der Stadt waren dazu beschieden.

Da, wo Einige den Herren Freudiges zuriefen, zischten Andere. Das ist so Menschenart. Wo war unter so Vielen Einer, dem nicht der oder jener von den Herren ein Leid angethan, oder er hatte es durch seine Leute erfahren. Und wo die ihm langes Leben wünschten, schrie der ihm zu, daß er sich den Hals breche. Die Fürsten machten sich nichts draus oder lachten. Wer hätte einem freien Bürger das Maul verbieten wollen! Ja heut, wo Alles gedruckt wird, was man denkt, ist man im Sprechen fürsichtiger. Hätte man das alles schwarz auf weiß zu lesen, was dazumal gesprochen und geschimpft ward, gegen die Fürsten und Magistrate, sie glaubten die Welt müßte untergehen. Und sie stand sicher und fest, und die Herren und Obrigkeiten schickten sich und waren zufrieden, und ihr Ansehn war groß.

Da wurden allerhand Meinungen zu Tage ge-

bracht; an den Römerzug wollten die wenigſten glauben: „Wann ſammelten ſich die Fürſten, ſprach Einer, zu einem Römerzug in Magdeburg? Welſchland liegt gen Mittag und Magdeburg gen Mitternacht.“ Andere wollten es doch von wichtigen Perſonen gehört haben, die am Hofe des Erzbiſchofs ſind.

Jener lachte: „Um deswillen, ſo ichs vorher geglaubt hätte, nun glaubte ich's nicht. Was ein Pfaff im Schilde führt, das vertraut er nicht ſeinem Koch und Kellermeiſter. Denkt an den Burchard! Was der ſagte und verſprach, da kam man immer zurecht, ſo man das Gegentheil glaubte; und wenn er einen Eid leiſtete auf Heiligengebeine, da wußte man, er würde ihn morgen brechen.“

Die Andern ſchwiegen und ſahen ernſt aus. Es that nicht gut an den Erzbiſchof Burchard zu erinnern, um den die Magdeburger in Bann und Interdict lagen, und erſt vor wenig Jahren waren ſie losgeſprochen. Er hatte ſie geplagt und betrogen, und gebrandſchatzt und geſchunden, Einen um den andern, Bürger und Rath, und Vaſallen und Adel und ſein eigen Domcapitel, bis ſie ſich Alle zuſammen gethan, und ſchwere Vergeltung an ihm geübt. Sie hatten ihn gefangen genommen und Alle auf die Reliquien geſchworen, ihn nicht wieder frei zu

geben. Und den Eid hielten ſie. Der Burchard ſah nicht mehr das Licht der Sonne. Vom Rathhaus ward er fortgeſchleppt in ein Gewölbe und vier wilden Geſellen übergeben, die ſollten Wärter des Eides ſein, den die Bürgerſchaft ſich gethan. Die Geſellen lachten höhniſch, und ſchworens, der Eid ſolle ihrer ſein. Dann riſſen ſie ihn in einen Keller hinunter, und ſchlugen ihn mit einem Eiſenriegel todt. Er hatte es verdient, aber es kam der Stadt ſchwer zu ſtehn.

Ein alter Mann ſagte nach einer Weil: „Es wär beſſer worden um Magdeburg, ſo wir bei unſerm erſten Schluß wären ſtehen geblieben. Blut fordert Blut und ein Mord iſt nimmer gut.“

„Was war das?“ fragten Einige; denn die Sache war nun drei und zwanzig Jahr alt. Der Bürger erzählte es ihnen, daß die Meiſter in den Gewerken damals, und die Rathmannen hatten's gebilligt, einen Käficht zimmern wollten von Balken. Der ſollte auf freiem Markte ſtehen und da hinein wollten ſie den Burchard ſperren, ihm zum Hohn und der Stadt zur Genugthuung, daß ſie ihn preßten, als er ſie gepreßt. Da wäre kein Blut gefloſſen und die Sache wäre gut geworden. Denn der Erzbiſchof im Käficht wäre Erzbiſchof geblieben, und hätte ihnen Alles zugeſtehen müſſen, was ſie von

ihm forderten. Da ſtimmten Mehre bei, und die finſtern Geſichter wurden wieder fröhlich. Zumal als ein Anderer ſie an den Räuber erinnerte, den die Bürger, es war nun auch beinahe hundert Jahre her, für den Markgrafen von Brandenburg gezimmert, den ſie bei Froſe in der Schlacht gefangen genommen, und das ſei ihnen ſo gut ausgeſchlagen.

An gute Dinge, die einer Stadt Ehre bringen, ſind die Bürger gern erinnert. Darum traten ſie zuſammen und horchten Einem zu, der denen um ihn den Vorfall erzählte, und weil immer mehr kamen, die es hören wollten, mußte er immer wieder von vorn anfangen. Man ſahs ihm aber an, er that es gern, und wußte ſich etwas; denn er war angeſtellt im Keller des Erzbiſchofs. Darum dünkte er ſich mehr, und hatte auch wohl vom ſüßen Weine mehr getrunken als nöthig war:

„Das ſind juſt ſiebenzig Jahr her, ihr Leute. Und die Brandenburger ſtänkerten in unſre Sachen. Ihre Markgrafen wollten uns einen ihrer Brüder zum Erzbiſchof aufdringen, der hieß Erich. Das Domkapitel und die Magdeburger wollten den Erich aber nicht. Warum nicht? Weil wir wollen ihnen Markgrafen machen, die uns gefallen, aber ſie ſollen uns keine Erzbiſchöfe machen, die uns nicht gefallen. Alſo grade darum, und aus keiner an-

dern Urſach wählte unſer hochwürdiges Kapitel den Günther zum Biſchof, der war ein Graf von Schmalenburg. Der verſtand's und gab's ihnen, daß ſie ſich kümmern ſollten, um was ſie angeht. Da verſchworen ſie ſich mit aller Welt; ihr Markgraf Otto, das war ein Ketzer, juſt als wie ihr jetziger Markgraf iſt, der rückte mit einem Heere aus, wie man's noch nicht geſehn hatte an der Elbe, und verſchwor ſich hoch und theuer, zu Abend wolle er ſeine Roſſe ſaufen laſſen im Dom, und die Domherrn ſollten ihnen den Haſer aus ihren Hänen reichen. So ſprachen die Brandenburgiſchen; und viele in der Stadt fürchteten ſich. Aber unſer hochwürdiger Erzbiſchof, Gott habe ihn ſelig, der ergriff die Fahne des heiligen Moriz und trat auf den Markt und redete zu den Bürgern, daß ihnen das Blut im kalten Januar zu Feuer wurde, und ſagte ihnen, was der Markgraf gedroht, und zeigte auf den heiligen Moriz, daß der es nicht dulden werde. Und Alle riefen mit einer Stimme: „Er wird's nicht dulden!“ und rüſteten ſich und zogen aus, Kinder und Alte mit; ſo viel ſtreitbare Männer ſah man nie aus Magdeburgs Thoren ziehen. Und bei Froſe ward eine Schlacht geſchlagen, die war heiß. Der zugefrorne Boden thaute auf und rauchte. Die Elbe floß roth nach Magdeburg von Branden-

burger Blut, und wie das Waſſer roth, ſo kam der Markgraf weiß in die Stadt. Weiß vor Schreck und Angſt. Denn er kam nicht als Sieger, ſondern als Gefangener. Sein Roß ließ er nicht ſaufen im Dom, denn er hatte keins mehr, er mußte zu Fuß durch die Straßen nach dem Markt. Und ſie betteten ihm nicht im Schloß unterm Thronhimmel, er mußt auf Stroh liegen unter Gottes Sternenhimmel. Aber Muſika hatte er. Denn ſie zimmerten bei Fackelſchein unter ſeinen Augen einen Käfich aus Balken, und ſangen ihm Spottlieder. Und als der erſte Hahn krähte, war er fertig, und der hochnäſige Markgraf mußte hinein. Wie lange er drinnen ſaß, ob's Wochen waren oder Monate, das weiß ich nicht; aber das weiß ich, ihm ward's zu lang, und es gefiel ihm gar nicht, daß die Magdeburger ihn ſahen, Morgens und Abends, und was er that und verrichtete und ihm Geſichter ſchnitten, und ihn fragten, wann er denn in den Dom reiten wolle? Seine Vaſallen kamen auch nicht, um ihn zu befreien; alſo mußte der hochmüthige Herr zu Kreuze kriechen. Und nun kam ſeine Frau, die Markgräfin, und ſie verhandelten um's Löſegeld. — Bis dahin war alles gut; doch nun kam's nicht ſo gut. Denn gegen Weiberliſt ſchützt ſich Niemand. Die Frau Markgräfin ging ſcharwenzeln umher von

Domherrn zu Domherrn, von den Bürgermeistern zu den Rathsherren, und wimmerte. Zehn tausend Mark, das wäre zu viel. Sie hatte recht; ich gäbe auch nicht so viel um einen Markgrafen von Brandenburg. Sie könnten's nicht aufbringen im ganzen Land. Das glaub ich wohl. Die Kirchenmäuse trüben! Sie müßten ihre Glocken einschmelzen, ihr Kirchengeräth in die Münze schicken, sagte sie. Thuts! hätte ich geantwortet. Wenn Ihr wissen wollt, was die Glocke geschlagen hat, könnt Ihr zu uns kommen. Das hätte ich geantwortet. Aber, wie gesagt, die Frau kriegte die Domherrn rum, Einen um den Andern. Weiß nicht, was sie ihnen dafür geboten hat. Kurz, er wurde losgelassen, der Markgraf, auf sein Ehrenwort, und sollte vier tausend Mark zahlen. Und glaubt Ihr's mir, nicht mal vier tausend Mark konnten sie aufbringen im ganzen Land. Da sollten die Vasallen und Städte Beede zahlen; ja sie hatten keine Lust. Und hätte nicht ein alter Edelmann, der hieß Buch, dem Markgrafen in irgend einem Winkel einer alten Kirche einen Geldkasten entdeckt, worin des Markgrafen seliger Vater einen Schatz zusammen gespaart, wir hätten noch heut in Magdeburg das Ehrenwort in unserm Kasten, und's gäbe in Brandenburg keine Ehre. Was wär's. Sie brauchen keine! — Und

nun als er ſie aufgezählt die vier tauſend Mark, fragte er den Erzbiſchof, ob er ganz frei ſei? Unſer Herr ſagte ja! bei ſeinem Worte. Da lachte der Markgraf hell auf und rief: „„Ihr Magdeburger wiſſet nit einen Markgrafen von Brandenburg zu ſchätzen. Denn ſo Ihr das gewußt, hättet Ihr mich auf ein Pferd ſetzen laſſen, und mit gehobenem Arm hätte ich eine Lanze halten müſſen. Und nun hättet Ihr fordern müſſen, daß ich ſo viel Geld aufſchütten ließ, bis die Spitze meiner Lanze nicht mehr zu ſehen war. Das hätte der Mühe gelohnt, daß Ihr mich gefangen nahmt. Denn ſo viel bin ich werth.““ Und lachte uns aus und ritt fort. Und den hochwürdigen Erzbiſchof verdroß der Schimpf, den ihm der Markgraf angethan dermaßen, daß er den Biſchofſtab von ſich that und drauf ſtarb aus Aerger. Wißt Ihr, der Schimpf ſitzt noch auf uns. Aber ſo wir wieder einen Markgrafen fangen, wir wollen ihn beſſer einſperren.“

Da lachten ſie. Einige nur ſahen ſich bedenklich an; denn ſonder Abſicht ſprach das der biſchöfliche Mann nicht.

Ein junger Geſell, der nicht weit davon ſtand, lachte nicht. Vielmehr hatte er verdrießlich zugehört. Er war fremd hier, das ſah man ihm an. Er trug ein braun Lederkoller und eine ſolche Karpe

auf dem Kopf mit Eisen beschlagen; und war auch sonst gut bewehrt. Doch mocht er grad kein Kriegsmann sein, noch einem Ritter dienen, denn die trugen sich anders.

Der Bursch trat an den Bischöflichen und fragte ihn: „Was würdest du mit ihm anfangen?“

Der hätte nun wohl sehen können, daß Einer vor ihm stand, der nicht mit ihm spaßen wollte, und Einer zugleich, mit dem Niemand gern Händel anfängt, wer seine Haut lieb hat. Aber entweder war's der Wein, oder die Zuversicht, weil er vom Hofe war und bei den Bürgern was galt. Also antwortete er grob:

„Einsperren ihn in den Käfigt. Und wer bist du, der das Maul verzieht, als ständ's ihm nicht an?“

„Ein Brandenburgischer, sprach der Andere, und hast recht, mir steht's nicht an, daß du einen Markgrafen verredest, der ein guter Brandenburger war.“

„Da du brandenburgisch bist, antwortete der Böttcher, will ich dir einen guten Rath geben: Nimm deine Beine unter die Arme und lauf was du kannst, denn die Brandenburger haben hier nichts zu suchen, als Schläge.“

Der Fremde antwortete noch ruhig, aber er beugte sich mit dem Oberleib über, und hielt die

Ellenbogen ſo rührig, daß man wohl ſpüren konnte, was darauf kommen ſollte:

„Meiſter, du irrſt. Wir ſuchen nicht Schläge, aber wo wir hinkommen, bringen wir ſie mit. Da du mir einen guten Rath gabſt, will ich dir nichts ſchuldig bleiben: Widerrufs auf der Stelle, was dein Läſtermaul ſprach, oder ich will dir ein brandenburgiſch Frühſtück zu koſten geben!“

Das war kaum geſagt, als der Fremde auf den Mann aus dem biſchöflichen Keller losfuhr, und ehe der ſich's verſah, hatte er ihn am Kragen gefaßt, und wo er noch eben mit dem Geſichte hinſtand, da ſtand er nun mit dem Rücken. Und wenn er da meinte feſt zu ſtehen, hatte ihn der Andere ſchon wieder herumgeſchüttelt, und Einigen war's zum Aerger, andern aber zum Lachen, wie der baumſtarke Geſell mit dem Mann hantirte, der doch auch ſtark und groß war, als wär's eine Puppe.

„Willſt du noch ſagen, daß wir in Brandenburg keine Ehre nicht brauchen thun?“ rief der grimmige und hielt den Andern zwei Schuh hoch über der Erde.

Der wußte wohl nicht, was er ſprach, und wie ihm zu Muth war.

„Meinſt du noch, daß man zu Magdeburg unſre Markgrafen machen ſoll?“

„In's Teufels Namen macht ſie Euch, wo Ihr Luſt habt," rufete der Meiſter, den der andre nun unſanft fallen gelaſſen, und er murkelte rechts und links.

Das aber war zu viel, als Jeder glauben mag, für einen guten Magdeburger. Sie ſchrien, wer er denn ſei?

„Kommt, ich will's Euch zeigen, rief der Geſell. Zehn auf Einen, da hält ein Brandenburger noch Stich, und will's Euch beweiſen, daß Ihr Läſtermäuler ſeid. Daß wir nit nöthig haben nach Magdeburg zu kommen, um zu wiſſen, was die Glock geſchlagen hat, daß wir nit Kirchenmäuſe ſind; daß wir wohl haben, um einen Markgrafen zu löſen. Seht, damit löſen wir ihn. Das iſt brandenburgiſche Münze."

Und er ſchwang kreuzweis den Flammberg um ſeinen Kopf; hatte das auch nöthig. Denn Steine, Scherben, Aepfel und Kohlſtrünke flogen um ihn, und Meſſer und Lanzen blitzten. Und wäre er tapfer geweſen als Hildebrand und Dietrich, er hätte auch der hörnene Siegfried ſein müſſen, das er unverletzt davon kam. Wer wollt's den Magdeburgern verdenken, daß ſie das nicht auf ſich ſitzen ließen! In einen Sack war er gedrängt, und ſchon blutete manche Stirn, da kam ihm Hülfe von anderwärts.

Und den Magdeburgern auch. Es wär ihnen nicht gut gewesen, so itzt wieder und grade die Blutschuld auf sie kam.

„Im Namen der heiligen Dreieinigkeit, wer bricht hier den Frieden der Stadt und des Stiftes?“ rief eine Stimme, und sie machten Platz für einige vornehme geistliche Herren, so über den Markt kamen. Es war der Kanzler des Erzbischofs und Bruno, der Domdechant von Brandenburg. Der bischöfliche vom Keller fluchte nun wider die Brandenburger, als hätte der Fremde, als er ihn geschüttelt, den Wein erst recht aufgerührt, dessen er voll war. Kaum konnte sich der Kanzler Gehör verschaffen vor dem tollen Bürger.

„Die Brandenburger!“ schrie er. Da kostete es Mühe, daß die Herren nur erfuhren, was vorging.

„Und daß du's weißt, Ketzerdiener, schrie der Bischöfliche, und sah wie ein Puterhahn aus, und streckte beide Fäuste aus. Ja, wir bringen Euch einen Markgrafen; aus unserer Mache sollt Ihr ihn haben. Eh der Hahn wieder kräht ist er fertig.“

Der Dechant Bruno und der Kanzler sahen sich bedenklich an.

„Was habt Ihr für Leute! flüsterte der Dechant. Der schwätzt aus der Schule!“

Den Böttchermeister mußten drei von seinen

Leuten faſſen, daß ſie ihm nur das Maul hielten; er achtete nicht, daß der Stadthauptmann ſelber den Stab geſchwungen und Ruhe gebot.

„Und du, raſender Geſell, rief der Brandenburger Domdechant zu dem andern, der den Streit anhub und da er Luſt hatte, ſich ſchüttelte vor Zorn und die Klinge nicht aus der Hand ließ, wer giebt dir ein Recht, daß du läſterſt wider die chriſtliche Stadt dieſes frommen Erzbiſchofs?“

„Mir ein Recht! rief der Geſell. Sollt' ich's ruhig anhören, daß ſie einen Käfich bauen thäten aus Balken und unſern Markgrafen drin einſperrten als einen räudigen Hund. Und daß ſie Luſt hätten noch mehr Markgrafen einzuſperren, und daß wir arm ſind als Kirchenmäuſe und nicht Geld haben, um unſre Fürſten zu löſen. Und daß wir nicht Glocken brauchen, und Ehr nicht nöthig hätten. Duldet Ihr's, Herr, ich duld es nicht.“

Sie ſchrien nun: „Faht ihn, bindet ihn!“ Aber er ſchrie, er ſei ein Freier, und laſſe ſich nicht binden. Die Herren hatten Mühe vor den wilden Bürgern, daß ſie ihn nur ausfragten, wer er ſei.

„Biſt du ein Dienſtmann des Baiern Ludewig?“ fragte ihn Bruno, der Dechant.

„Behüte Gott! antwortete der Geſell. Was

geht mich der fremde Markgraf an, der's uns nicht iſt."

Da ſchauten ihn die Herren verwundert an.

„Nun, du unſinniger Burſch, was redeſt du, und bringſt uns in Schreck! Wer iſt dein Markgraf, den du vertheidigſt?"

„Herr, ſie ſollen auf keinen Markgrafen nicht ſchimpfen, wo ein Brandenburger bei iſt, ob's ein todter iſt, oder ein lebendiger."

Da lachten Viele und hielten ihn für einen Narren. Und Einige ſagten, er ſei doch kein Ritter nicht; was ihn ein Fürſt angehe, der nicht ſeiner wäre.

Er hatte es gehört.

„Nein, kein Ritter bin ich nicht. Aber ich meine, es iſt an einem Jeden, weß Zeichens er ſei, daß er nicht ſchimpfen läßt auf ſein Land und ſeine Fürſten. Und was Ihr geſagt, Ihr wolltet uns Markgrafen machen, die Euch gefallen, und uns nicht, ſo probirt es mal. Was Ihr nicht mögt, iſt uns auch ſchlecht, und werden ſelber für uns ſorgen und wiſſen, was uns Noth thut. Ihr wißt es nicht."

Das gefiel Manchem, daß ein Geſell im groben Wams ſo ſprach, und war ganz allein ohne Anhang in einer fremden Stadt.

„Wer ist er denn? Und wer ist sein Herr?“ riefen sie, und Keiner mußte Antwort.

Aber mit einem Male ward es still, die Stadtwächter machten Platz und zogen fort, doch ohne einen Gefangenen; und Einer zischelte es dem Andern zu: „Er ist keines Herrn Dienstmann. Ein Stellmeiser ist's.“

Nun waren sie erst voll Neugier, den kecken Gesellen zu sehen, den doch Keiner anrühren durfte, warum? das werdet Ihr erfahren; aber er war fort, und es ward still und leer auf dem Markt, als es vorhin laut und voll war.

„Das wäre fast bös worden, sagte der Dechant Bruno, als er an der Seite des Kanzlers weiter ging. Es ist schlimm, daß das Geheimniß schon in Eure Keller drang, daraus es der Wein leichtlich austrägt.“

Der Kanzler lächelte: „Was zu Tage will, hält keine Kunst zurück. Aber das ist seltsam, Dechant, daß unter Allen, so da waren, nur ein so niedriger Mensch, als der Knecht eines Räuberhauptmanns, für Euer Land den Handschuh aufnahm.“

Den Dechanten mochte es wurmen: „Ist viel seltsamer, dünkt mich, daß der hochwürdige Erzbischof von Brandenburg mit den — Freien aus der

Heide sich verträgt, und will einen Pakt schließen mit Räubern."

Der Kanzler lächelte: „Von heut ab sollen sie nicht mehr frei sein, sondern gebunden. Gebunden nämlich zu unserm Dienste."

Der Dechant schaute ihn etwas befremdet an. Er meinte, ihre Sache hätte so viele gute Bundesgenossen, daß sie deren aus den Wäldern entbehren möchten.

„Saget das nicht. Wir haben solche, die sehr stark sind, aber auch sehr theuer. Jeder möchte der Bund sein, und die Andern sollten nur seine Helfer sein. Denn jedes Schloß, das Einer nimmt, nimmt er für sich; und ist größere Gefahr, daß einer unserer Freunde uns ein stärkerer Feind wird, als dem wir zu Leibe gehen. So nun Neid und Zwietracht ausbrechen, wißt Ihr, wer umspringt, wenn der Baier ihm mehr bietet? Da thun gut solche Bundesgenossen, welche nicht Länder wollen, nur Geld, und man kann ihnen auf's Maul schlagen, wenn sie schreien; und sind sie mit hundert Mark nicht zufrieden, so bietet man ihnen Galgen und Rad. Glaubt mir, das ist wohlfeiler und sicherer."

Das hatten sie gesprochen, als sie schon in dem Flure eines stattlichen Hauses waren, darin die Gräfin Mathilde von Nordheim und ihre Tochter wohn-

ten. Ihr Vetter, der Erzbischof, hatte die Gräfin zum Mittagstisch geladen, und die geistlichen Herren kamen, um sie abzuholen.

.....

Dreizehntes Kapitel.

Die Tafel des Erzbischofs.

Das war ein prächtiges Mittagsmal im Pallast des Erzbischofs. Wie mancher reiche Kaufherr aus der Stadt hätte einen Goldgülden darum gegeben und mehr, so er dazu geladen wäre, wo so viele hohe Herren und Fürsten und Prälaten tafelten; und um das Mahl zu schmücken, waren auch schöne Frauen und Fräulein geladen. Die hatten ihre schönsten Gewänder angethan, in allerhand bunten Farben und kostbaren Stoffen; und Spangen und Ketten und Edelgestein flimmerten um den Laz und den Hals und auf den Baretten; und hohe Federn schwankten anmuthig, wenn die schönen Frauen sich neigten, und zu ihren Nachbarn sprachen. Ja, man sah es dem Feste nicht an, daß es Einer gab, der unbeweibt war. So zierlich war es und fein, und für die edlen Frauen gesorgt. Da flogen artige Edelknaben zu ihrem Dienst, und wo ihnen das Tüchlein auf den Boden fiel, war gleich einer zur

Hand, der es ihnen auflangte. Da ward ihnen Waſchwaſſer gereicht in ſilbernen Wannen nach jedem Gange, und ein Edelknabe goß es langſam über, derweil die weißen Finger drin ſpielten, und ein anderer reichte dann knieend das Handtuch. Als wären alle die Geladenen Fürſtinnen, und es waren doch auch Bürgerfrauen darunter vom Rathe und den Geſchlechtern, die in der Stadt geblieben. Die waren gar entzückt über die Artigkeit; man ſah's ihnen an. Sie wußten nachher nicht genug Rühmens zu ſagen, wie es am Tiſch hergegangen, und ihren Männern hätt' ich's nicht rathen mögen, daß ſie im Rath wider den Erzbiſchof geſprochen. Und der hohe Gaſtgeber verdiente ihr Lob. Da war doch Alles erſonnen, was den Gäſten Freude machen konnte. Die Aufſätze ſtrotzten voll ſchöner Blumen, die man in keinem Garten um Magdeburg ſieht, und Kränze ſchlangen ſich um die Säulen mit Namenszügen. Und die Torten und Kuchen, in welcherlei ſeltſamen Figuren waren ſie gebacken. Da ſtand der Gott Neptun aus feinem Mehl und Honig geformt und hielt einen großen Dreizack und auf der Bruſt hatte er das Wappen der Stadt Magdeburg, und der blaue Guß, darauf er ſaß, war nicht das Meer, ſondern die Elbe. Vor den Frauen aber ſtanden andere Figuren, die Judith und

die ſchöne Helena und der Gott Cupido, der einen Pfeil ſchießt.

Konnte ein Biſchof es artiger einrichten, wo er edle Frauen zu Gaſte hat. Ja, es ſchien, als ſei das ganze Feſt nur ihnen zu Ehren. Da wurden ihnen feine Sprüche geſagt, und die Pfeifer und Geiger ſpielten Lieder, ſo zu ihrem Lobe gedichtet, und Sänger, die man nicht ſah, ſangen dieſe Lieder hinter den Teppichen. Da ward auch fein geräuchert mit Bernſtein und Gewürzen, die aus Arabien kommen und Indien. Zumal aber mußte man's von den geiſtlichen Herren rühmen, wie fein und verſtändig ſie zu ihren Nachbarinnen über allerhand artige Dinge ſprachen, ſo daß lauter Luſtigkeit war und Wohlgefallen.

Auf der Quertafel, die hinten ſtand, nur einige Stufen höher, ſaß der Erzbiſchof und um ihn die Fürſten, nebſt andern der fürnehmſten Herren und Prälaten; und zu beiden Seiten des Saales waren zwei andere lange Tafeln, wo die übrigen Gäſte bedient wurden, ſo weltliche als geiſtliche. Und dieſe konnten Alles ſehen und hören, was an der Fürſtentafel geſprochen ward. Und man konnte merken, wie die fürnehmen Herren ſich ließen angelegen ſein, laut und vernehmlich zu ſprechen, daß Alle es hörten. Wer niedriger iſt von Geburt und Stand,

hört gern, wie ein Fürnehmer spricht, und richtet sich danach, und thut, was an ihm, es ihm nachzutun. Manches Mal gelingt es, manches Mal gelingt es aber auch nicht. Rings um den großen Saal war oben eine Gallerie auf hölzernen Pfeilern. Dort spielten die Pfeifer und Geiger, wenn es hohe Gesundheiten galt, die zu begleiten, als es sich schickt.

Der Erzbischof Otto war ein feiner und schöner Mann mit einem runden vollen Gesicht und lebhaften Augen. Was er sprach, hatte Art; so ob er einer schönen Frau etwas Hübsches sagte, oder zu einem Fürsten und Edlen von Reichsangelegenheiten redete. Man sah es ihm an, er war ein geborener Fürst. Wie er sich mit dem Kopf neigte, freundlich zu Dem und Jenem, und nachlässig mit der Hand spielte. Und sein Auge hatte auf Alles Acht, was im Saale vorging, und wer eintrat und fortging. Aber Niemand merkte es; so sorglos schien es, daß er in seinem Sessel saß.

Herzog Rudolf von Sachsen, der wenig redete und viel aß, den plagte die Ungeduld, wenn der Erzbischof mit den Frauen sprach, zumal seiner Muhme, der Gräfin Mathilde, und ihrer Tochter Adelheid, die ihm gegenüber saß, mit der er Artiges scherzte. Ob denn der schöne Ritter noch nicht

erſchienen, dem ſie den Preis reichen werde, oder ob es wahr ſei, als die Welt ſage, daß ſie ſo ſpröde wäre als ſchön? Da das Fräulein die Augen niederſchlug, meinte er, er wiſſe wohl einen Ritter, der des Preiſes werth ſei. Die Gräfin entgegnete, ſie glaube, die gute Zeit des Ritterthums ſei vorüber. Es wäre nicht Treu und Glauben mehr in der Welt, und der Edelherren wenige, die um Recht und Ehre allein der böſen Welt den Handſchuh zuwürfen. Sie gingen alle aus auf Verdienſt und Vortheil. Sie ſagte es nur, weil ſie das Geſpräch nicht mochte vor den andern führen.

Da meinte Einer, daß es doch noch gute Ritter gebe. Und er erzählte, was vor einer Stunde auf dem Markte ſich zugetragen; wie dort ein Geſell aus dem Brandenburgiſchen es mit der ganzen Bürgerſchaft aufnehmen wollen, weil ſie die alte Geſchichte vom Otto mit dem Pfeile erzählt.

„Wahrhaftig! rief ein Magdeburgiſcher Edler, So der Geſell für alle todten Markgrafen Ritter ſein will, da lohnts ihm der Narrenvoigt.“

„Mit Vergunſt, ſprach der Graf von Anhalt. Markgraf Otto, erlauchten Andenkens, war von dem echten Blute Albrecht des Bären; ich will's nicht billigen, als die Magdeburger verfuhren. Noch

wollt ich den geſcholten, der ſich ſein im Grabe annimmt, das iſt Ritterpflicht."

Da lächelten viele, über den Eifer des Fürſten und ziſchelten ſich zu, daß jener ein gemeiner Geſell ſei, und kein Ritter. Wie das laut ward, brach erſt gar ein arg Gelächter aus. Da runzelte ſich die Stirn des Sachſenherzogs:

„Hoffe, Ihr werdet ihn in's Loch werfen laſſen, und züchtigen als ihm gebührt. Die Ehre derer von Anhalt iſt zu gut, als daß Schuſterjungen ſich drum prügeln."

„Mit Vergunſt, Erlauchter Herr, ſprach Kurt von Alvensleben, der, ein Lehnsmann des Erzbiſchofs, gut bei ihm angeſchrieben war. Der Burſch hat nichts Uebles gethan. So ich ein Brandenburger wäre, ich hätte es nicht anders gemacht. Wär's gut, ſo in jedem Land jedermann ſo warm dafür reden thäte."

„Das wär der Ritter ihre Sache und der Edeln" meinte der Herzog Rudolf.

„So aber die Ritter ſchweigen! ſagte der Graf von Anhalt. Das iſt wahrhaftig ein Elend und Jammer drüben, daß in dem Land, wo unſre Vettern das Regiment zu Aller Wohl führten, itzo jeder nur an ſich denkt. So die Edeln den Mund zuhalten, iſt's gut, daß doch bei den gemeinen Leu-

ten noch ein Sinn iſt für die guten Zeiten und die alten Fürſten.“

Der geiſtliche Fürſt ſenkte die Blicke, und bewegte die Hände, als wollte er ſie falten: „Ja fürwahr, Ihr edlen Herren und guten Freunde, es iſt ein Jammer und Elend, wo ein Reich keinen andern Fürſprecher hat als hergelaufen Geſindel. Schier iſt's unglaublich, was wir an dieſer Mark Brandenburg erleben.“

„Ob es dann der feſte Wille Seiner Majeſtät des Kaiſers iſt, daß die deutſche Nation ſich zu dieſem Römerzuge anſchicke?“ fragte der Bürgermeiſter von Magdeburg.

Die Fürſten und Herren ſprachen dafür und dawider, und wer darauf Achtung geben mögen, hätte erfahren können, wie es um das römiſche Reich deutſcher Nation zu jener Zeit ſtand. Aber was die Herren nicht wollten, daß die Leute es erführen, das ſprachen ſie auch damals nicht aus.

„Der Allmächtige hat lange nicht die deutſche Nation eines ſo frommen, rechtgläubigen Kaiſers gewürdigt, was ſie in Dank und Ergebung anerkennen muß, ſprach mit lauter Stimme der Erzbiſchof. Um deshalb mögen wir wohl blindlings ſolcher Leitung uns vertrauen, und was dieſer Kaiſer

beſchließt, dem nachtun, ſonder Frage und Unterſuchung.“

Er ließ ſich den güldenen Ehrenpokal reichen, und brachte die Geſundheit aus Kaiſer Carolus des Vierten von Lützelburg und Königs von Böheim, der allzeit ein Mehrer ſein möge des Reiches! Alle Gäſte, auch die Frauen, erhoben ſich da, und ließen den Kaiſer leben, dreimal hoch, und die Pfeifer und Geiger ſtimmten ein, daß die Lüfte dröhnten.

Von da ab ward es lebendig, und es wurden noch viele Geſundheiten ausgebracht. Auch eine zuletzt auf der Stadt Magdeburg Wohl und Gedeihen. Wofür ihr Bürgermeiſter ſich erhob, und in einer ſchön geſetzten Rede dankte, zumal dem hohen Kirchenfürſten, welcher ſo viel getan für ihren Frieden, ihr Heil und ihre Gerechtſame.

Freundlich nickte ihm der Erzbiſchof:

„Den Frieden dieſer guten Stadt zu ſchaffen und zu mehren war von je an meine Sorge. Derohalb hielt ich es für meine Pflicht, itzt, wo mich der Kaiſer vielleicht bald von meinem Lande fortruft, daß ich ihm Frieden auswirke mit allen ſeinen Nachbarn. Gott ſei's gelobt, mir iſt's gelungen. Aus der Urſach auch habe ich mit den freien Banden, die ſich die Stellmeiſer nennen, und unſre Gränzen unſicher machen, Verträge ſchließen laſſen,

daß ſie auf drei Jahre der Stadt und meinem Lande nichts anhaben.“

Das lobten Alle. Und wenn die drei Jahr um, und Gott es wolle, fügte der Erzbiſchof hinzu, wolle er den Heerbann wider ſie entbieten, und ſie mit Stumpf und Stil ausrotten.

„Inzwiſchen erwarten wir noch heut ihren obriſten Hauptmann, daß er den Vertrag beſchwört, und wir wollen ihn auch beſchwören laſſen im Dom, durch unſern Kanzler und drei Domherren.“ Und er hieß darauf dem Bürgermeiſter, daß er dem Hauptmann, wenn er eingezogen, auf dem Rathhauſe den Ehrentrunk reiche, als es ſich ſchickt, und ſeine Leute gut eingeleget würden und verpfleget bei den Bürgern als Gäſte der Stadt. „Damit ſie nicht klagen können, ſetzte der Erzbiſchof hinzu, daß wir's an guter Sitte fehlen ließen.“

Der Kurt Alvensleben lachte dazu: „Laßt ihnen auch, Meiſter, unſern Pranger zeigen, und den Platz, wo Ihr die Uebertreter henken laſſet und rädern, damit ſie nach drei Jahren Beſcheid wiſſen, wenn die Reihe an ſie kommt.“

„Deß ſind wir Euch von ganzem Herzen dankbar, hochwürdiger Herr Erzbiſchof, hob der Bürgermeiſter wieder an. Aber wer ſchützet uns jen-

ſeits der Elbe wider die Gefahr aus dem Brandenburgiſchen, ſo Ihr fern ſeid im Land Italien?“

Der Erzbiſchof hob ſtolz ſeinen Kopf: „Rieft Ihr denn jedesmal Euren Biſchof, wenn ein Schnapphahn eine Heerde wegtrieb?“

„Dafür, hoher Herr, reichen die Ritter aus, ſo Ihr in die Gränzburgen gelegt. Nicht jedoch für die größere Gefahr, ſo uns jetzo von dort droht.“

„Was meint der Mann?“

„Haltet zu Gnaden, nahm der Kanzler das Wort, bei ſothaner Lage der Dinge iſt es, an Brandenburg gränzen, als wenn man in einem guten Hauſe wohnet, aber das Haus daneben ſteht in Flammen.“

„Hochwürdigſter Herr Erzbiſchof, fiel der Bürgermeiſter dringend ein, es iſt wahr und wahrhaftig nicht gut, daß der Kaiſer Euch abruft nach Welſchland in ſo mißlicher Zeit. Zum gemeinen Gedeihen der deutſchen Lande wäre es, ſo er vorher die brandenburgiſchen Wirren ſchlichtete.“

„So iſt's! So iſt's!“ riefen die Herren.

„Hochwürdigſter Herr Erzbiſchof, auf Euch blicken die Märker in Vertrauen. Sie haben keinen Herrn, und kein Geſetz und keinen Fürſprech. Sie ſind verlaſſene Kinder im deutſchen Reich. Der ketzeriſche Wolf, der Baier, verſchlingt die armen

Lämmer. Nehmt Ihr Euch ihrer an, redet ein Wort für uns am Kaiſerlichen Thron.“

Der Dechant hatte ſich in demüthiger Stellung erhoben, und blickte mit gekreuzten Armen auf den Erzbiſchof.

Der wandte ſich in Ruhe an den Kanzler: „Was iſt deine Meinung?“

„Gnädiger Herr, ſo Gott kein Wunder thut, wird es ſo, als der Dechant ſagte. Der Kaiſer iſt zu gnädig.“

„Achtung vor des Kaiſers Majeſtät! ſprach der Erzbiſchof. Sein Wille iſt auch meiner.“

„So mag der Teufel den Märkern helfen, ſagte der von Alvensleben, oder ihr todter Markgraf.“

„Das iſt wohl nur ein Mährlein, ſprach der Erzbiſchof, was man davon erzählt.“

„Ich möcht es auch nicht glauben, entgegnete der Kanzler, ſo es mir nicht von vielen ſichern Leuten geſagt wäre, die von der Spree und Havel kommen.“

„Schier unglaublich, ſagte der Erzbiſchof. Ein Viertel Jahrhundert gilt er für todt.“

„Doch weiß man von unterſchiedlichen Beiſpielen, ſagte der Brandenburgiſche Dechant, daß Prinzen aus erlauchten Häuſern, von Gewiſſenszweifeln geplagt, Haus und Hof verließen, und die ihnen

die Liebſten waren, und ſich in die Einöde begaben zur Buße. Da hörte man erſt lange nach ihrem Tode, wo ihre Gebeine geblieben."

„Thorheit! unterbrach ihn der Erzbiſchof. Ich erinnere mich als Knabe, daß ich dieſen großen Fürſten ſah. Er trug über Stirn und Wange eine Narbe, von einer Wunde, ſo faſt das Geſicht ihm ſpaltete. Die müßte der Mann doch haben. Auch wann er in Zorn gerieth, zogen ſeine Augenbraun ſich zuſammen, daß ſie wie eins ſchauten. Das kann kein andrer Mann ihm nachthun. Auch hatte er einen Siegelring, den ließ er nie vom Finger. Thorheit ſage ich Ihr Herren, hofft nicht umſonſt, auf ein Wunder!"

Da war der Oberkämmerer eingetreten und neigte ſich vor dem Erzbiſchof: „Hoher Herr, draußen ſteht ein bejahrter Pilger, der ſagt, er komme aus dem gelobten Lande."

„Das ſagen viele, und waren nicht drei Meilen über Schwaneck," lachte Burchard von Veltheim, der war Hauptmann der Leibwache des Erzbiſchofs. „Du ſollſt nicht um ſolche Dinge Seiner Gnaden belästigen. Heut gilt's hier froh ſein, und nicht betteln."

„Der Pilgrim bettelt auch nicht. Es iſt was

Hohes an ihm, ſo ſchaut er vor ſich, auf ſeinen Stab geſtützt."

„Er ſoll den Stab weiter ſetzen und uns in Ruhe laſſen."

„Das möchte nicht recht ſein, fuhr der Kämmerer fort. Es iſt ein großer Zulauf Volkes um ihn. Die Weiber und die Kinder ſehen ihn mit Ehrfurcht an. Er trägt einen weißen Bart, der iſt ſo lang."

„Zupf ihn dran, ob er angewachſen iſt, und ſchüttle ihn, ob das Mehl nicht abfällt, lachte der Herr von Veltheim, und dann ſprich weiter."

Der Kämmerer neigte ſich und wollte gehen, denn ſein Herr, der Erzbiſchof, der ſich um ſo kleine Dinge ungern kümmerte, hatte, als hörte er's nicht, ihm den Rücken gekehrt, und ſprach etwas Freundliches hinüber zur Gräfin Mathilde. Aber da nun der Kämmerer wie betrübt, und nicht zufrieden mit dem Beſcheid, fortging, winkte er ihm zurück.

„Da ſei Gott für, daß wir einen alten Mann von unſerer Schwelle weiſen, ohne einen Labetrunk. Beſſer einmal betrogen werden, als daß ein armer Mann einem Diener der Kirche um Herzensbärtigkeit flucht. Hier, Martin, reiche dem

Manne den vollen Becher, ſag ihm, der Biſchof Otto trank daraus. Und er ſoll ihn leeren bis auf den Grund auf des Biſchofs Otto Wohl.“

.....

Vierzehntes Kapitel.

Der Pilger.

Der Erzbiſchof ſchenkte ſelbſt den Becher voll aus dem Henkelkruge, nippte daran und gab ihn dem Kämmerer. Da lobten Alle den hohen Prälaten, und daß er mitten in der Freude und Herrlichkeit der Armen und Dürftigen gedenke.

„Wer weiß, der heut im Vollen ſitzt, ſprach er, ob er nicht morgen an den leeren Schüſſeln lecken wird! Darum ſollen wir immer die Wandelbarkeit unſeres Lebens vor Augen haben. Und wie der Herr Tauſende niederwirft, ſo erhebt er auch Einen und Zehn. Und der, dem wir heut einen Scherf hinwarfen, wenn der Herr will, iſt er morgen ein König.“

Dieſer Worte des Erzbiſchofs, die er feierlich ſprach, als gäbe der Geiſt ſie ihm ein, erinnerten ſich nachher Viele.

Der Kämmerer aber trug den vollen Becher hinaus in den Flur, wo der Pilger ſtand, allein

an eine Säule gelehnt. Und rings umher ſtand viel Volks und Geſinde. Auch Bettler viele und noch mehr Neugierige. Unter dieſe wird, wenn die Herren gnädig ſind und frohen Herzens, von den Schüſſeln herunter getragen, daß es vertheilt werde, und die Armen ſich daran laben.

Da trat der Kämmerer an ihn heran und ſprach: „Frommer Pilgersmann, dies ſendet dir mein hochwürdiger Herr, der Erzbiſchof Otto. Der hat ſelbſt daraus getrunken, und nun ſollſt du ihn leeren bis auf den letzten Tropfen und dabei des edlen Gebers gedenken.“

Der Pilger nahm den Becher, und wie er gebückt bis da ſtand, richtete er ſich auf. Hoch hielt er ihn und ſprach mit einer Stimme, die alle faſt erſchreckte; ſo voll und ſchön klang ſie, daß man ſie einem alten Mann nicht zutraute.

„Ich trinke dieſen Wein und leere dieſen Becher auf das Wohl des Erzbiſchofs, des Schirmherrn dieſer reichen und guten Stadt, daß der Allmächtige bei ihm ſei, und bei Allem, was er unternimmt!“

Und er leerte den Becher, ſo wie hochgeborene Herren trinken, und nicht als ein armer Mann, dem eine Gabe wie die ſelten kommt. Der nippt zuerſt daran, als ungewohnt an ſo koſtbarem Getränk, und dann, wenn es ihm ſchmeckt, verzieht er den Mund,

und ſchlürft, immer ſtärker, als könnt' es ihm Einer fortreißen, und er will's einſchlucken. Und iſt er fertig, dann wird ſein Mund breit, als lüſte ihn nach mehr, und er wird luſtig und dreiſt über die Gebühr. Nein, dieſer hielt den Becher feſt in den Händen, und grad aufrecht ſtehend, leerte er ihn langſam, aber in einem Zuge. Der Kämmerer ſah's mit Staunen und ſprach bei ſich: „Der weiß adelig zu trinken!"

Darauf reichte er dem Kämmerer mit feſter Hand den Becher zurück: „Sage deinem Herrn meinen Dank. Aber iſt das Alles, was du mir von ihm zu ſagen haſt?"

Der Kämmerer ſtand faſt verwirrt vor dem Pilger. Wie Manchen hatte er barſch fortgewieſen vor's Thor. Aber vor dieſem ſchlug er die Augen nieder, er vertrug kaum ſeinen Blick und ſtotterte: „Mein hochwürdiger Herr iſt itzo anders beſchäftigt."

Der Pilger zog an dem Finger der linken Hand und löſte einen Ring, den er in den Becher that, welchen der Kämmerer ihm hinhielt. Den Klang hörte Jeder, und Jeder dachte: Das iſt was Beſonderes.

„Bringe den Becher deinem Herrn ſonder Verzug. Doch lüſte dich nicht, hinein zu blicken; denn

was darin iſt, iſt nicht für dein Auge; es iſt für Höhere, als du biſt."

„Was ſoll ich ſprechen?" ſtotterte der erſchreckte Kämmerer."

„Schweige als dem Diener ziemt, und dein Herr wird ſprechen, als ihm geziemt."

Da nun der Kämmerer fort war, warf ſich der Pilger vor einem Marienbilde nieder, das in einer Blende an der Wand war, und betete ſtill vor ſich mit gefaltenen Händen. Und ſo ergriff es die Andern in der Halle, daß ſie auch niederſanken, Einer um den Andern; Keiner hatte es ihnen geboten und Keiner ſie aufgefordert. Ein alter Mann, der war noch älter als der Pilger, und hatte hier ein Recht zu ſteben, denn er empfing Tag um Tag von den Broſamen der Herrentafel, weil er über achtzig Winter auf ſeinem Scheitel zählte, der ſprach:

„O du frommer Pilgersmann, der du aus dem gelobten Lande kommſt, bete du für uns arme Leute, die's nicht ſo verſteben, und wir wollen's nachſprechen. Und gieb uns deinen Segen; der iſt wobl reiner, als manches Prieſters Segen."

Da bob der Pilger ſein Haupt zum Himmel: „O, du gebenedeite Himmelskönigin! wer iſt rein vor deinem Angeſicht, und wer kann rufen: Erhöre mich, denn mein Wille iſt gut, und was ich thue,

iſt recht! Erbarme du dich der Schwachen und Elenden. Erbarme dich aber auch derer, die das Rechte wollen und meinen, Gutes zu thun; denn ihr Auge iſt auch ſchwach und ihr Wille von dieſer Welt. Führe ſie, wenn ſie irren, und wenn ſie fehl gingen, blicke mit Deiner Gnade auf ſie herab. Erbarme dich der Gedrückten und Gepreßten, des armen Volkes, das zittert und bebt vor den Gewaltigen, und wecke ihm Erretter, die du ſchauſt, gebenedeite Fürbitterin, auf das Elend in allen Völkern und hörſt die leiſen Bitten aus den Winkeln des Jammers; höre aber mit beſonderer Gnade auf die Bitten meines Volkes; denn es iſt das unſeligſte auf Erden."

Darnach ſtand der Pilger auf; und Alle hatte es durchſchauert wunderbar, als ſei ein großer Bußprediger unter ſie getreten, oder ein Heiliger. Da er nun die Arme aufhob, und ihnen ſeinen Segen gab, weinten Viele, und Alle ſenkten die Häupter zu Boden. Als ſie aber aufſchauten, ging er, langſamen Schrittes, die Arme auf die Bruſt gekreuzt, zur Halle hinaus.

Derweil ſah es gar anders aus oben im Saale. Da hatte der Wein ſein Werk gethan, und es war viele Luſtigkeit und Scherzen. Auf Geheiß des gnädigen Wirths, der ſeinen Gäſten gern alles Heitere

gönnte, ſollte ein Poſſenreißer ſeine Künſte machen. Der ſah buntſcheckig genug aus, daß man ſchon lachen mußte, als er durch ein verborgen Thürlein herein ſprang, und mit einem Satz war er auf dem Tiſch, daß die Schüſſeln und Teller zitterten, und wer ihn anſah, mußte lachen. Unten war er ein Bär mit Pferdehufen und der Schweif krümmte ſich, daß die Spitze als eine Feder über den Kopf ragte, und das Geſicht war einer Katze, und was er noch eben war, das war er nun wieder nicht, ſo verwandelte er ſich jeden Augenblick zur gar großen Luſt für Alle, und führte dabei Reden, daß ſie ſich den Bauch hielten vor Lachen, da er nun ein Thier war und darauf ein Menſch, und itzt ein Zwerg und nun ein Rieſe.

Aber der Erzbiſchof hatte ſich erhoben; es ſchickte ſich nicht für einen Kirchenfürſten, daß er hier länger blieb; und er gönnte es doch den Andern, was ihnen Luſt machte. Darum hub er nicht die Tafel auf, ſondern wollte allein fortgehen mit ſeinen Nächſten. Als er die Stufen herab kam, rief der Schalksnarr: „Hochwürdigſter Herre! bleibt noch einen Augenblick, und Ihr ſollt einen maustodten Mann ſehen.“

„Ei du Schalksnarr, ſprach der Fürſt gnädig, mache du lieber die Todten lebendig, das iſt ein beſſer Spiel.“

Da kam in dem Augenblick der Kämmerer zurück, und hielt dem Fürſten mit gebeugtem Knie den Becher hin, den dieſer ihm vorhin gab, daß er ihn dem Pilger bringe.

„Hoher Herr! ſprach der Kämmerer, ich that, als du gebeißen. Der Pilgrim trank den Wein auf dein Wohl, und ſo reichte er mir den Pokal zurück, daß ich dir ſeinen Dank ſage.“

„Was ſoll ich mit dem leeren Gefäß? ſprach der Fürſt. Gieb es dem Mundſchenk, das iſt ſein Amt.“

„Der Becher iſt nicht leer, Herr. Was der Pilger hinein warf, das ſollſt nur du ſchauen, hat er geſagt; und kein Diener ſoll ſich gelüſten, daß er hinein blicke, was nur hochgeborene Fürſten ſehen dürfen.“

„Biſt du auch ein Poſſenreißer worden? ſprach faſt ärgerlich der Biſchof. Du biſt ein alter Mann, ſprich, was ſoll's?“

„Schweigen ziemt dem Diener, ſagte der Pilgrim zu mir, und dem Herr wird ſprechen, als ihm geziemt.“

Nun blickte der Herr Erzbiſchof in den Pokal und ſah Gold darin blinken. Deß wunderte er ſich, und nahm den Ring heraus. Aber wie erſtaunten

Alle, da sie den Ernst und fast Schreck auf den Zügen des Fürsten gewahrten.

„Den Ring kenne ich. Wer gab dir den Ring?“

„Hochwürdigster, Niemand als der Pilgrim draußen.“

„Hilf mir, Sanct Moriz! rief der Erzbischof. Der Markgraf von Brandenburg lebt. Das ist Woldemars Ring. Sein Siegelring, den er nimmer vom Finger that. Ihr, seine Vettern, müßt mir's bezeugen.“

Da griffen der Sachsenherzog und der Graf von Anhalt Beide zugleich nach dem Ringe, und Beide zugleich riefen: „Das ist sein Ring!“ Der Sachse konnte wohl kaum mehr viel sehen, er hatte stark getrunken. Der von Anhalt sah ihn von rechts und links und sprach: „So wahr mir Gott helfe in meinen Nöthen, das ist Woldemars Ring; den hatte er von seinem Vater, dem Markgrafen Konrad, und schwur hoch und theuer, als man mir gesagt, der Ring solle ihm nicht von der Hand, und ihn begleiten in's stille Grab.“

„'S ist sein Ring! schrie Herzog Rudolf. Mein halb Herzogthum, und Wittenberg dazu; er ist echt.“

Nun rief der Erzbischof: „Der Pilger! Wo ist der Pilger?“

Der Kämmerer und das Gesinde stürzten hinaus, und alsbald führten sie den Pilger herein. Denn er hatte wohl fortgehn wollen, aber wie es gekommen, daß er doch nicht fort war, weiß man nicht. Einige sagen, die Wachen hätten ihn nicht gelassen; andere, das Volk und die in der Halle wären ihm nachgestürzt und hätten ihn umringt und immer vor ihm gekniet, daß er nicht fortgekonnt. Denn sie hielten ihn für einen heiligen Mann und berührten seine Kleider und wollten seinen Seegen.

Da er nun eintrat, erstaunten Alle. Wie ein müder Pilger ausschaut, das weiß Jeder. Man giebt ihm einen Scherf und ist froh, wenn er weiter geht. Denn seine Erzählungen sind Lügen, und wo er übernachtet, da muß die Hausfrau nachher fegen und scheuern und wohl zusehen, wo er gebt, ob er nichts mitnimmt. Dieser aber stand aufrecht, ein schöner alter Mann, und ohne zu wanken schritt er auf die vornehmen Herren und Frauen zu, als sei er gewohnt solcher Gesellschaft. Er sprach das Ave Maria und beugte sich nur leicht. Da zischelte Einer dem Andern zu: „Herr Gott, was ist das!"

„Frommer Pilgrim, sprach der Erzbischof, von wannen kommst du?"

„Ich komme aus dem Lande wo unser Heiland für uns Alle blutete."

„Und was führt dich her zu uns?"

„Der Ruf Gottes. Wahrhaftig, ich wäre sonst nicht kommen."

Das sprach der Pilger mit einer Stimme, die Alle, bis auf's Herz durchschütterte.

„Bei allen heiligen Schutzpatronen unserer Kirche, wer bist du? Bist du aus unsern Landen?"

„Ich bin's."

„Dein Name?" fragte der Erzbischof.

Aller Augen waren auf den Lippen des Pilgers.

„So dir der Ring nicht schon gesagt, wer ich bin, Otto von Hessen, drücke an den Stein, und drinnen wirst du meinen Namen lesen."

Der Erzbischof nahm wieder den Ring und drückte daran; da sprang der Stein, der schwer im Golde saß, von der einen Seite auf, und er las auf einem verborgnen Täflein, und zeigte es dem Grafen von Anhalt, und der Herzog von Sachsen blickte auch hinein, und desgleichen der Kanzler. Und wie aus einem Munde riefen Alle: „Woldemar!"

„Woldemar! Woldemar!" lief es durch die Versammelten. Sie rückten scheu zurück, als wär es ein Gespenst.

Der Pilger aber stand ruhig wie vorhin. Alle schwiegen; auch dem frommen Erzbischof schien das

Wort auf der Zunge zu erſterben. Dann hub jener an:

„Ja Woldemar hieß ich, itzt bin ich ein Pilger auf dieſer Erde, und habe kein Haus, das mein iſt, und ſuche kein Haus, das eines andern iſt, als das eine kleine Haus, das jedes iſt, und noch Keinem, der daran klopfte, ward die Thür verſchloſſen. Woldemar hieß ich ehedem, Brandenburg war mein Vaterland, und ich war ſein Markgraf."

Da hub der Erzbiſchof beide Arme: „Wärſt du der große —?"

„O Eitelkeit der Welt! Was groß iſt, das iſt hin. Was blieb, iſt Staub."

„Sanctissima mater! Schauet her, Graf von Anhalt, ſchauet auf die Stirn, Herzog Rudolf! Das iſt die Narbe."

„Alſo iſt es!" riefen ſie.

„Du wärſt Markgraf Konrads Sohn?"

„Konrad hieß mein Vater, den Gott ſelig habe."

Da es nun ganz ſtill war, richtete ſich der Erzbiſchof voll Würde auf und griff den Stab, den ihm ein Domherr gab, und ſo ſprach er voll Feierlichkeit:

„Pilgrim! wer du ſeieſt, denke vor wem du ſtebeſt. Denn das iſt meine Pflicht, daß ich dich frage mit Rechten. Darum frage ich dich im Namen des

heiligen Moriz und des heiligen Adalbert, und der Gebeine und Reliquien in unſern Domſchreinen, ob du mir antworten willſt, bei allen Heiligen, oder bei dem einen Heiligen, der dein Fürſprecher ſein ſoll vor dem Throne des Herrn, was aufrichtig iſt und wohl und recht?"

„Ich will's!" antwortete der Pilger.

„So ſprich, wer du biſt, was du willſt, von wannen du kommſt, wohin du gehſt? Ob dich ein guter Geiſt geleitet hat, oder ein Geiſt der Finſternis? Und ſo du der biſt, für den wir dich in der Schwachheit unſrer Sinne erkennen, was iſt deine Abſicht hier? Denn Einer, der im Grabe lag vor uns, das Viertheil eines Jahrhunderts, den weckt nur ein Wunder auf."

„Amen!" riefen die Geiſtlichen.

„Daß wir das erkennen, öffne den Mund, denn wir Alle ſind ſchwach, daß wir das Wunder begreifen."

Da hub der Pilger an:

„Wohl weiß ich, Euer Glaube muß ſtark ſein, und Eure Güte groß, ſo Ihr meinen Worten glaubt. Und ich fordere es nicht von Euch; denn was hat Einer zu fordern, der freiwillig hinzab, was er hatte; und nun kommt er als ein Bettler wieder. Ich fordere nichts, und was ich will, ich will's nicht

für mich. Ich komme auf den Ruf dessen, der mich gesandt, und an ihm iſt's, den Glauben Euch einzugeben. Gelingt es, so iſt es sein Werk. Gelingt es nicht, so war ich ein schwach Werkzeug. Zerbricht es, und er wird ein Besseres wecken. Wie soll ich Euch, junges Geschlecht, beweisen, daß ich es bin. Ihr wart Kinder zumeiſt, als ich ein Mann war, und die Wenigen, die Ihr graue Locken habt als ich, wer von denen kannte mich genau? Und wer mich kannte damals, wer kennt mich heute? So vieler Jahre Sonnenbrand, so vieler Winter Schnee und Stürme wandeln den Menschen. Diese Arme, so damals die Lanze schwangen, mußten andere Arbeit thun. Das Grabscheid in der Hand, den Pflug, den schweren Waſſereimer, Laſten auf den Schultern stieg ich steile Felsen hinan, über sandige Steppen; und Syriens glühende Sonne brannte auf meinem Scheitel. Glaubt mir, nicht ihre Geißel allein, auch der Hohn der Saracenen brennt in das Blut. Da wandelte mancher gute Mann sich um, und sein Gott kennt den Abtrünnigen nicht wieder."

Da sahen Alle mit Schmerzen auf den alten Mann und Viele kreuzten sich. Der hohe Fürſt war ein Gefangener gewesen unter den wilden Saracenen. Denn wie er den Arm aufhob, sahen sie

das Mal der Ketten an ſeinem Handgelenke. Zween ſtürzten, die in Brandenburg eingeſeſſen waren, ihm zu Füßen und griffen den Arm ihres Fürſten, der Feſſeln getragen und küßten ihn. Der Erzbiſchof hieß ihm noch einen Becher vom koſtbarſten Weine kredenzen, und bat ihn, daß er der Ruhe pflege, ehe er weiter erzähle; denn ſichtlich griff es ihn an.

Der Pilger trank.

„Ich danke Euch für den Labetrunk, aber weſſen Zeit gemeſſen iſt, der darf nicht ruhen. Auch ziemt mir's nicht, Eure Gaſtlichkeit anzunehmen, bis daß ich geſprochen, und ihr habt entſchieden. Denn ſo Ihr urtheilt, ich ſei nicht, der ich vorgebe, daß ich ſei, alsdann bin ich ja ein Täuſcher in Eurem Sinn, und unwürdig Eurer Nähe."

Da ging ein Murmeln durch den Saal, aber es war ein günſtiges. Er hub an:

„Der Woldemar, den ſein Volk beweint, und Ihr nanntet ihn eben den Großen, war ein Menſch. Es hat die Sonne Flecken; was ſoll der Sohn des Staubes ſonder Mängel ſein! Ihr ſahet ihn leuchten in der Feldſchlacht, Ihr ſahet ihn groß im Rathe, er hieß ein Vater ſeines Volkes; bei dem Allmächtigen, was an ſeinem Willen lag, er war es. Aber die Fürſten Deutſchlands, die Einen bewunderten ihn, die Andern beneideten ihn; wer ſchaute ihm

in's Herz? Wer blickte in ſein verſchwiegen Kämmerlein, wenn er den Fürſtenhut abwarf, den Purpurmantel von ſich that, wenn er in der Stille der Nacht rang mit den böſen Geiſtern! Das ſah kein Aug, das hat kein Ohr belauſcht. Von Euch allen weiß Keiner, was auf dem Herzen lag dem großen — dem Markgrafen Woldemar."

Der Biſchof ſprach dazwiſchen; denn der Pilger blickte wie finſter vor ſich hin: „So iſt es wahr, was die Sage erzählt: daß ihn um ſeinen Ehebund das Gewiſſen drückte, alldieweil ſein Weib, Markgräfin Agnes, in zu nahem Grade ihm verwandt war. Um ſich zu reißen aus der blutſchänderiſchen Umarmung, als dem frommen Fürſten däuchte, erſann er den wunderbaren Ausweg —"

„So Euch das lieb iſt, denkt es," ſprach der Pilger, mit faſt rauher Stimme.

„War doch auch die Ehe kinderlos, ſagte der Graf von Anhalt, und von den Prinzen ſeines Hauſes, die ſo zahllos waren, daß man ihre Namen verwechſelte, ſtarb Einer um den Andern, nicht auf dem Felde der Ehre, im Siechbett. Das mußte ihm zu Herzen gehen."

„Es ging ihm zu Herzen, und ſein Herz war krank; daß ſei Euch genug, fuhr der Pilger fort. Auch er lag auf dem Siechbett, und ſein Sinn ver-

langte doch nach Einem noch. Nicht nach dem Regiment und der Herrlichkeit dieſer Welt. Er war des Ruhmes ſatt. Nach dem Grabe Chriſti verlangte ihn. Ein Gelübde ruhte auf ſeiner Bruſt, und der Tod rüttelte an ſeinem ſiechen Leibe. Da in einer Nacht faltete er die Hände, und betete ſo inbrünſtig, als ein Fürſt je gebetet, daß die Gebenedeite für ihn ſpreche am Himmelsthrone, daß Gott ihm die Gnade gewähre, noch lebendig den Boden zu küſſen, wo der Erlöſer gewandelt, und an ſeinem heiligen Grabe ſein Gelübde zu löſen. Alle Herrlichkeit wolle er von ſich thun, und ſterben der Welt, nur ihm lebend, der durch den Tod zum Leben führt. — Drauf ſank er nieder; ſein Diener, der das Gebet belauſcht, ſprach für ſich: Er iſt dahin gegangen im Gebet. — So lag er eine Stunde. Da röthete ſich wieder die bleiche Wange, der Schweiß des Lebens perlte auf der Stirn, er ſchlug die Augen auf, ſelig. Das wunderbare Geſicht, das ihn entrückt, was verlangt Ihr es zu wiſſen! Ihr könnt die Stimme nicht hören, den Himmelsglanz nicht ſchauen, den Balſam des Troſtes, der auf ihn nieder thaute, Ihr fühlt ihn nicht. Ihm war gewährt, und in dem Augenblicke, wo er ſich aufgerichtet in neuer Kraft, ſtarb er für das alte Leben und für die ſündige Welt."

Der Pilger hielt inne. Lautlos hatten ſie ihm gehorcht. Ihre Augen zogen ihn an, wie Trunkene einen Mährchenerzähler. Sie mochten nur lachen, doch der Schauer faßte ſie. Nur der Herzog von Sachſen war in einen Seſſel geſunken; und ſein Haupt wiegte ſich ſchwer im Arme. Der von Anhalt ſchaute vor ſich nieder. Der Erzbiſchof hielt die Hände auf dem Gürtel gefaltet. Nicht ſcharf ſah er den Pilger an, aber unter den halb geſchloſſenen Augenliedern warf er prüfende Blicke.

„Fordert ihr den Beweiſe, fuhr der Pilger fort, die vor dem Richter dieſer Welt gelten? — Wo beweiſt Einer, was zwiſchen vier Augen vorgeht, und zween davon ſind geſchloſſen! Es war ein treuer Mann, jener Diener Markgraf Waldemars, das ſchwör ich Euch mit dem höchſten Eide. Und nie, bis heut, ging über ſeine Lippen, was ihm ſein Herr damals gebot. — Es war ein Poſſenreißer in jener ſelben Nacht geſtorben. Ein unbekannter Menſch. Solche Leute kommen und verſchwinden, wie die böſen Geiſter, denen ſie geſchworen ſind. Den trug der Diener in das Bett des Herrn. Den bedeckte Morgens mit dem Leichentuche der getreue Arzt, um den ſchrieen die Weiber und lärmte das Ingeſinde, um den weinten ſeine Getreuen, um den läuteten die Trauerglocken durch das Land Brandenburg,

um den zerriß das Volk seine Kleider und den trugen seine Ebein auf ihren Schultern nach Cborin und die Mönche senkten ihn in die Fürstengruft. Der wahre Woldemar pilgerte durch Waldpfade gen Venedig, wo ein Schiff ihn hinüber trug nach dem Lande seines Gelöbnisses."

„Beweise!" rief der Erzbischof.

Da erschraken Alle, nur der Pilger nicht. Der Dechant Bruno hub seine Hand.

„Hoher Herr, als Ihr mich würdigt eines Zeugnisses. Ich weiß von meinem Vater. Als ein treuer Vasall wollte er noch einmal das theure Angesicht des todten Herrn sehn. Da ließ der Arzt, der hieß Meister Hildebrand, ihn nicht zu; denn zu entstellt sei das Gesicht durch den Todeskampf. Es hat ihn Niemand gesehen."

„So ist's," riefen die Brandenburger.

„So wird der Arzt Zeugniß ablegen," sagte der Bischof.

„Der steht seit fünfzehn Jahren vor einem höhern Richterstuhl, fuhr Bruno fort. Auf dem Todtenbette quälte ihn ein Bekenntniß, wie ich es von dem Beichtiger weiß, und eine Angst, die Allen seltsam war, ließ ihn nicht sterben, und doch hatte Gott seine Zunge gelähmt."

„Genug! rief der Bischof. Pilgrim, auf wel-

chen Heiligenſchrein willſt du's beiden, daß der Poſſenreißer geſtorben iſt?'"

„Beim wahrhaftigen Schweißtuch der heiligen Veronica, er ſtarb!'"

„Und Woldemar lebt!'" riefen zehn, zwanzig. Da wollten Viele als Eideshelfer mit ihm ſchwören. Die Frauen weinten; was junge Ritter waren, die hätten ihn auf ihre Arme heben mögen und ihn ausrufen durch die Stadt. Nur der Erzbiſchof und der Pilger ſtanden ruhig; ſchiens, als maßen ſie ſich mit ihren Blicken.

Da bud jener den Arm, daß ſie ruhig wären: „Mein Richteramt iſt ſchwer, Ihr Freunde. Folgte ich, als Ihr, der Stimme allein in der Bruſt, ich breitete die Arme aus, theurer Mann, und rief in Ehrfurcht: An mein Herz, großer Markgraf! Doch bin ich hier nicht Otto, ein Landgraf von Heſſen; ich bin Fürſt des Reiches, und ihm und dem Kaiſer ſchulde ich ſtrenge Rechenſchaft."

Viele murrten. Aber der Pilger ſprach mit lauter Stimme: „Heil dem Reiche, das ſolche Fürſten hat! Wohl ſchulde ich Euch Rechenſchaft. Denn mit Rechte mögt Ihr fragen: was kommt Einer zurück nach zwanzig und mehr Jahren und will die Erbſchaft, die nicht mehr ſein iſt?'"

„Reißt Eure Wunden nicht auf, frommer Fürſt,

unterbrach ihn rasch der Pilger. Bis ein anderer zu Rechte sprach, sagt uns nur, wie ihr aus der gräulichen Heiden Gefangenschaft loskamt? Wer war's, der Eure Ketten brach, welch ein Wunder führte Euch wieder in die Heimath?"

„Der Gott, der Simsen Kraft gab, der Davids Nerven spannte, zerriß meine Fesseln, als ich einen Jammer sah, ein Elend, nicht in einem Lande, wo wilde Heiden toben; in einem Lande guter Christen, in einem deutschen Lande; als ich einen Blick that zurück in das meiner Väter, in dem Lande, das ich einst beherrschte und glücklich wähnte."

Er war schrecklich zu schauen, der Pilger. Seine hohe Stirn runzelte furchtbar, seine Brauen zogen sich zusammen, er hob den Arm, und krampfhaft ballte sich seine Hand.

„Da erst, Ihr guten Christen, drückten mich diese Fesseln, da brannte unter mir der Boden, über mir das Firmament, da breitete ich die Arme aus nach dem Winde, der von Morgen kommt und nach Abend webt. Da rang ich auf meinem harten Lager und jede Nacht trat vor mich der heilige Schutzpatron Brandenburgs, zürnend wies er auf diese unglückseligen Gefilde. Ich sah sie. — Gottes Donner dröhnte durch mein Hirn: Befreie sie! — Gieb mir Kraft! schrie ich auf. Nicht um mich, um sie

zerbrich diese Fesseln! Und er gab mir Kraft. Er schlug mit Blindheit die Heiden, er blies seinen Hauch in die Segel, die mich über Meer trugen. Er schlug mit Blindheit Ludwigs Vögte. Er lähmte des Räubers Hand, er zeigte mir den Weg über die Alpen und hier —"

„Hier bist du, ruhmwürdiger Markgraf! unterbrach ihn der Erzbischof, sichtlich durch den Herrn der Heerschaaren geführt. Lobet den Herrn Ihr Gläubigen!"

Wer noch ruhig stand, nun war Keiner ruhig. Da drängten sie sich heran, über Tische und Bänke, von den Gallerieen herab. Die Kämmerer konnten kaum Ordnung halten, daß die Füßen nicht gedrückt und gestoßen wurden. Nicht aus dem Saale allein, sie stürzten auch von draußen, um das Wunder zu sehen, und hinwiederum drang es durch die geöffneten Thüren hinaus, und wie ein Lauffeuer ging es durch die Stadt. Und es war ein Wunder einen Mann zu sehen, der zu Fuß als ein armer Pilger durch das Sudenburger Thor gekommen, und so erschöpft sah er aus, daß sie ihn in das Spital schicken wollten, und er stand jetzt als ein Fürst da, und redete, stolzer kann es kein Kaiser zu Jedem.

„Mein Vetter, sprach er zu dem von Anhalt,

wenn Ihr mich einſt erkannt, ſo hoffe ich, Ihr ſollt einen guten Vetter an mir kennen lernen.“ Und er ſchüttelte ihm die Hand; ſo auch dem von Sachſen, und Jedem, der ihm vorgeſtellt ward von dem von Veltheim, ſagte er ein freundlich Wort, und Viele erſtaunten, daß er ſie kannte; und er erſann ſich Dinge aus ihrer Jugend, die ſie ſelber vergeſſen.

Während aber die Frauen vor allem ſich drängten, den wunderbaren Mann in der Nähe zu ſehen, zauderte Eine länger, und ſie war doch unter den Fürnehmſten. Als der Pilger vorhin eintrat da zuckte ſie zuſammen, und ſchaute nicht auf. Ihre Tochter ſagte: „Mutter, was wirſt du blaß!“ Aber als ſie die Augen aufſchlug und ihn anſchaute, ward ſie roth und wieder blaß; da der von Veltheim ihren Namen dem Pilger nannte, und die hohe Gräfin ſei auch eine Vaſallin von Brandenburg, und er möge gnädig auf ſie blicken, wollte die Gräfin ſich ſtolz aufrichten. Aber die Lippen verſchluckten wieder das ſtolze Wort, und der Nacken krümmte ſich, da ihre Augen ſich trafen. Den Blick hatte ſie nicht erwartet. Sie beugte ſich tiefer als ſie wollte. Da fühlte ſie die Hand des Alten auf ihrem Scheitel:

„Gott ſchaut in die Herzen und lieſt was den Menſchen verborgen.“

Sie ward feuerroth. Sie wollte ſprechen, es kam kein Laut raus.

„Ich weiß, was auf deiner Lippe ſchwebt. Deinen Brüdern, den Grafen — um ihrer Schweſter willen ſei ihnen vergeben. Denn dich, ich weiß es, knüpfen Bande an meine Sache, die bricht man nicht.“

Da legte er die Hand auf den Scheitel ihrer Tochter:

„Daß Gottes Friede mit dir ſei, und ſeine Engel dich geleiten durch dieſes Leben!“

Das klang ſo ſüß. Der Gräfin Adelheid war ſo wohl und doch auch ſo ehrfürchtig zu Mute. Sanft, dünkte es ſie, drücke die Hand des Greiſes ſie nieder, und ſie ſenkte ein Knie.

„Kniee vor wem dir ziemt,“ rief Gräfin Mathilde und riß ſie auf.

Ein wehmüthig Lächeln ſchwebte um des Pilgers Lippen.

„Knie vor Gott und ſeinen Heiligen; wir Menſchen ſind Alle Sünder vor ihm, ſprach er, und ſein Auge ruhte mit königlicher Würde auf der Gräfin Mutter. Hüte dieſes Kleinod, Gräfin! Denn wahrhaftig, ſo ich kein Greis wäre, der kinderlos in's Grab ſinkt, für einen Sohn, der mein Fürſtenthum erbt, wüßt ich kein würdiger Gemahl.“

.....

Funfzehntes Kapitel.

Der Markgraf von Brandenburg.

Nach dem Kämmerlein daneben, das in einen Verſerungsthurm ausging, und man ſchaute aus den Fenſtern auf die Gaſſen und Plätze, drängte ſich durch das Gewühl die Gräfin. Dort ſaß, erſchöpft von der Anſtrengung, der Erzbiſchof mit wenigen Vertrauten. Die Thüren waren offen, und er mochte ſehen, was in dem Saale vorging, ohne daß er geſehen wurde. Auf der Stirn des geiſtlichen Fürſten lagerte Wohlbehagen; aber ſo er auch erſchöpft war, man ſah es an ſeinen lebhaften Augen und dem Spiel des Mundes, ſein Sinn arbeitete noch.

Der Kanzler ſchrieb in einer Ecke Briefe, der Dechant Bruno kam ab und zu, mit dem Herrn flüſternd, und in einem Winkel ſchlief Herzog Rudolf, derweilen es auf dem Platze draußen lauter und lauter ward. Denn halb Magdeburg war auf

den Beinen, das Wunder zu ſehen, das unter der Fahne des heiligen Moriz geſchah.

Die Gräfin rauſchte über die Schwelle und auf den Biſchof zu: „Wir ſind verrathen, flüſterte ſie ihm, und ihr Geſicht glühte. Er iſt es nicht.“

„Wer nicht?“

„Er iſt ein anderer. So kann kein Menſch ſich verſtellen. Haar, Farbe, Bart kann man wechſeln. Aber ſo nicht ſich ſelbſt. So lügt Keiner einen Blick, ſo borgt er nicht Augen, die nicht ſein ſind. Vetter, bei allen Schutzpatronen, wir ſind betrogen.“

„Bei der Gebenedeiten, ich verſtehe Euch nicht.“

„Verſteh es Einer! So aufrecht, dieſer Gang, die feſte Haltung, der königliche Blick. Jeder ein Blitz, der in die Seele ſchneidet, als löſe er unſre tiefſten Gedanken, und lächle wie ein Ueberirdiſcher über unſere Verwirrung. Dieſe Sprache lernt man nicht in den Schulen; wo ſollen Mönche Andern beibringen, was ſie ſelbſt nicht wiſſen!“

„Nehme, trinkt einen Becher Waſſer.“

„Ich bin eiskalt.“

„Und was uns freut, iſt Euch nicht recht? Er ſpielt gut.“

„In Euch ſpukt der Wein. Ich beobachtete ihn mit Luchsaugen. Er ſpielt zu gut, um zu ſpielen. Und ſo er ſpielt, ſpielt er nicht für uns —“

„Für wen?“

„Für den Teufel, so's Euch lieber ist. — Kreuzt Euch nur, sprecht alle Bannformeln! Der Gaukler, den Ihr bezahltet, daß er Figuren an die Wand male, ist ein Zauberer worden, und rief für einen Schatten einen Lebendigen.“

„Wen?“

Der Kanzler ließ die Feder fallen, und blickte auf. Der Erzbischof neigte sinnend sein Vollgesicht, indeß er mit klugen Augen bald die Gräfin musterte, bald die Leute im Saale, ob kein Lauscherohr horche; aber seine Lippen verzogen sich zum Lächeln, während die Gräfin im Eifer fortfuhr.

„So blickt nur ein Fürst, der geboren ist, so athmet er, so schaut er dich an und über dich weg. Sagt mir, die Erde spaltete sich, und aus der Hölle schoß ein Todter auf, unsere Sinne zu verrücken; lügt Euch, der Himmel sandte einen Heiligen herab, was Ihr wollt! Aber der Mann ist nicht von Euch; Ihr habt den nicht gemacht.“

„Schöne Muhme, ein Kluger könnte sagen, Ihr wärt in dem Fieber, worin Weiber Gespenster sehen. Eure Freunde behaupten, das sei Eure Art. Aber Euer Wort sei uns ein gutes Omen! — Wart Ihr, Muhme, war ich, wer war bei des Markgrafen Sterbebette?“

„Seid Ihr ſelbſt im Fieber! die Gräfin ſah mit ungewiſſen Blicken den Biſchof und ſeine Vertrauten an. Unſinnige! den Schlüſſel werft Ihr von Euch, der Faden, fiel er Euch ſchon aus der Hand!“

Aber plötzlich lachte ſie innerlich auf; das Lächeln, das um die feinen Lippen des Biſchofs ſpielte, gab ihr eine andere Antwort, als die ſein Mund ſprach. Da war jedoch nicht Zeit mehr das Geſpräch fortzuſetzen, denn auf den Gaſſen entſtand ein neuer Lärm, und die Trometen auf den Thürmlein über dem Pallaſt ſagten die Ankunft eines wichtigen Gaſtes an, da Alles wach ſein mußte zu ſeinem Empfang. Das war der Stallmeiſter Ohnefer, der mit ſeinen Geſellen in der Stadt eingezogen war, und nun zum Pallaſt ritt, um mit dem Erzbiſchof den Vertrag zu beſchwören.

Der Teufel von Soltwedel reitet ein! Da war kein Winterabend, wo ſie am Rocken ſpannen, daß nicht Einer von ihm erzählte, eine ſchreckhafte Geſchichte, und es lief den Andern eiskalt über die Haut. Der ritt ist ein, leibhaftig, bei hellem Tag, mit Waffenklang, und die Trompeten bliesen, und Niemand durfte ſich vor ihm fürchten. Wer ſollte das nicht ſehen wollen mit ſeinen eignen Augen! Es ſitzelte mehr die Sinne der Gemeinen als ein auferſtandener Markgraf.

War's auch eine Schaar, die sich's lohnte zu sehen. Rieſige Leute, er hatte gewiß seine besten gewählt, mit Gesichtern, die mochten Kinder und Weiber erschrecken, und auf wilden ungeschlachten Rossen, und mit Wehr und Waffen, die starrten von Spitzen und Haken und Ketten. Der Hauptmann ritt ein schwarzes Thier, zottig und häßlich sah es aus, aber es war rasch und wild. Er saß gebückt drauf, kleiner als sie alle, ein alter Mann; ein verrosteter Harnisch um sein dickes Büffelwams und der zottige Ziegenmantel hing um seinen Rücken. Auf dem Kopf eine Eisenhaube; darüber wehten drei rothe Hahnenfedern. Zwar schaute sein Gesicht nicht so wild, als in der Heide, und wo er Nachts durch die Flammen bricht und schreit: „Heißa Ihr Leute, der Teufel iſt da!" Das rothe Haar war gescheitelt über das gelbe Gesicht, und hinter den Ohren war's zurück gebunden, und der Bart war gekämmt. Aber wenn er ein Weib anschaute mit seinen grauen Augen, bedeckte sie mit dem Brusttuch das Kindlein, das sie auf dem Arm trug. Als hätte der Mann den bösen Blick, und sie wollte es wahren davor.

Der sprang izt aus dem Sattel, und sein Gesicht lachte höhnisch, als ihm der Marschall, den der

Bischof die Treppen hinunter geschickt, mehreres im Stillen sagte.

„Ihr Herren vom Stift und der Stadt, sprach er gar laut. Komme der mit Euch mich zu vertragen als wir gedungen, aber mit keinem Markgrafen nicht. Der drüben ist mein Feind, als ich meine er ist auch Eurer. Die Lebendigen, dafür ist mein gut Schwert, und die Todten, über die lache ich." —

Da trat zu ihm der Burchard von Veltheim auf Geheiß seines Herren, und sagte ihm was vorgefallen, und daß der Bischof sich überzeugt, was an ihm, daß der alte Markgraf noch lebe, und die Fürsten und Herren hätten ihm zugestimmt. Und säße er neben ihnen in der Halle, Hof zu halten. Rathe ihm deshalb der Bischof, daß auch er sich vertrüge mit dem durchlauchtigen Markgrafen, und wolle gern ein Wort für ihn einlegen.

„Das mag ein gut Mährlein sein für die hinter dicken Mauern wohnen; wir in der freien Luft sehen schärfer, entgegnete hohnlachend der Hauptmann. Ihr seid jüngere Leute und habt den Waldemar kaum von Angesicht gesehen, ich aber bin alt und entsinne mich wohl vieler Dinge von denen Ihr nichts wisset. Und wisset, ich habe ihn gekannt. So als du hier vor mir stehest, sah ich ihn

vor Alters in Stralsund. Zeigt mir den Mann, und ich sage es Euch, daß er ein falscher ist."

Das sprachen sie, als sie schon miteinander die Treppe nach der großen Halle hinaufstiegen. Dort saßen, auf zween Sesseln neben einander der Pilger und der Erzbischof und rings um standen die Herren, und viele hatten gehört, was draußen der Veltheim mit dem Hauptmann verhandelte.

Nun trat der ein und schritt ceremoniös auf den Bischof zu, und neigte sich dreimal tief. Aber als er den Mund aufthat und sprechen wollte, hub der Prälat den Arm:

„Nicht mit mir, dieser höhere ists, denn er ist dein Landesherr, daß du dich vor ihm beugst."

„Hochwürdigster Herr! Das ist ein Pilger. Was sollte ich jeden Pilgermann kennen!"

Nun erhob sich der und schaute den Hauptmann mit hellem Blicke an:

„Kennst du mich nicht, Hans Menken vom Steinbrunnen?"

Der Räuberhauptmann zuckte zusammen. Scharf sah er ihn an, aber je schärfer er blickte, so blinzelte er mit den Augen; da hob der starke Mann beide Arme, und dann stürzte er sich vor ihm nieder:

„Mein Herr und Markgraf! Er lebt."

Das hatten die Wenigsten erwartet. Da war nicht Einer, der nicht sein Herz pochen hörte. Der Erzbischof sah vergnügt aus. Nur eine Frau veränderte nicht die Züge. Sie schaute fast kalt und bitter drein, und ihre Lippen warfen sich spöttisch. Zum Dechanten Bruno, der neben ihr stand, flüsterte sie:

„Ihr spielet gut Spiel mit Euern Freunden. Wo soll Treue sein, wo ein Genoß den Andern täuscht!"

Das hörte Keiner. Sie sahen nur auf den Pilger und den Hauptmann. Und der Hauptmann war auf dessen Geheis aufgestanden, und erzählte, da es der Bischof ihm befahl, woher er den Markgrafen kenne, und wie er dessen gewiß sei, daß der Pilger derselbe wäre, den er kannte. Eine Geschichte aus alten Zeiten, aber jeder hörte sie gern und sie verschlangen die Worte.

Zu den Zeiten als die freie Stadt Stralsund von den Fürsten von Rügen und Dänemark mit Krieg heimgesucht ward, um deswillen, weil sie auf ihren Reichthum und ihre Macht zur See und auf ihre Privilegien trotzte, und die Herrschaft der Rügenfürsten wollte abschütteln, litt sie eine harte Belagerung; und viele verbündete und mächtige Fürsten waren wider sie, die alle der Stadt ihren Reich-

thum und ihren freien Sinn nicht gönnten. Und sie hatte nur einen Freund, das war Woldemar von Brandenburg; der um deswillen nachmalen die Feindschaft aller dieser Fürsten auf sich lud. Aber der Markgraf war fern, und die zahllosen Feinde tobten mit Geschossen und Schleudern und Sturmböcken vor den Mauern, und sie sahen von ihren Thürmen, wie die Wälder umher niederfielen unter den Aexten der Dänen und Pommern, zu Strauchkörben, die die Gräben füllen sollten und zu Leitern um die Mauern zu ersteigen. Da sank den Bürgern der Muth, und wie viel Boten ihnen Woldemar auch schickte, daß sie aushalten sollten; sie sagten: „Was helfen uns seine Worte, so er nicht selber kommt.“ Aber er konnte nicht kommen, denn andere stärkere Feinde hielten ihn daheim fest. Da, eines frühmorgens, als die Rathsherren über Nacht zusammen gekommen waren, und waren ohne Rath, mit hängenden Köpfen wieder fortgegangen, und die Sturmwidder krachten gegen die Außenthore, läuteten plötzlich die Glocken von allen Thürmen, und als Feuer, das in einer Stadt ausbricht, man weiß nicht wie von allen Seiten zugleich, rief es: „Der Woldemar ist da!“ Und er war da, hier und dort. Auf einem weißen Rosse, im Silberharnisch, die brandenburgischen Wappen auf seinem Helm und

um seine Hüften, ritt er durch die hellen Haufen und feuerte sie mit mächtigen Worten an. Da wuchs den Bürgern der Muth zur lichterloben Flamme. Alle insgesammt machten einen Ausfall, als der Feind dessen nicht gewärtig war, und unter des Brandenburgers Anführung schlugen sie den Feind in sein Lager zurück. Unter dem Geläut der Glokken und von den jubelnden Bürgern umringt, ritt Woldemar wieder in die Stadt ein und auf das Rathhaus, wo sie ihm einen Ehrentrunk reichten und ein Bankett gaben, und er herrliche Worte zu den Bürgern sprach, wie sie sich wacker gehalten, und so sie ferner stritten, wie heut und bisher, gebe er ihnen sein fürstlich Wort, sie sollten frei bleiben. Aber als es Nacht wurde, war der Markgraf ebenso plötzlich, man wußte nicht wie, verschwunden, und aus der Stadt fort, als er plötzlich, und man weiß nicht wie, am Morgen drinnen war.

Das erzählte der Hauptmann. Er hatte selbst am Seether mitgestritten dazumal in Stralsund.

Der Kanzler erhob sich: „Hochwürdigster Herr, dieses Mannes Zeugniß ist, als mich däucht, von hoher Wichtigkeit, daß wir es in dem Briefe an des Kaisers Majestät niederschreiben."

Einige riefen ja, andere nein.

„Das ist eine alte Geschichte und kennt sie jeder,

was ist das uns, daß er sie uns erzählt, und was dem Kaiser, daß wir sie ihm schreiben!" rief der alte Wichmann, ein Graf von Seehausen.

„Und er ist ein Räuberhauptmann", stimmte ein Domherr ein, der dem Bischof nicht freundlich gesinnt war. Eines Räubers Wort ist kein Zeugniß."

Wie wurden die beiden überschrieen. Die Mehrzahl war für die Sache. Denn es war große Ehre für Magdeburg, daß hier ein Markgraf von Brandenburg gleichsam als ein Hülfeflehender auftrat, und den Bischof, das Kapitel und die Stadt zu Richtern annahm. Hätten sie gestimmt, eines Räubers Zeugniß gilt nichts, hätten sie gegen sich selbst gestimmt. Darum sprach der Bürgermeister:

„Haltet zu Gnaden, Ihr Herren, dieser Mann ist itzo in der Stadt Frieden, und unser Bundesgenoß auf drei Jahre und seine Ehre ist unsre Ehre. Darum kann er Zeugniß ablegen vor unserm Schöppenstuhl, und es gilt als jeden freien Mannes Zeugniß davor gilt."

Graf Wichmann stand auf: „Und so sein Zeugniß gilt, was hat er denn bezeuget? Daß der Markgraf vor alten Jahren den Stralsundern zu Hülfe kam, und er hat an seiner Seite und unter ihm gefochten. Ist das aber Zeugniß dafür, daß dieser

Pilgersmann derſelbige Woldemar iſt, den er dazumal geſehen? Eines alten Mannes Sinne werden ſtumpf und ſein Gedächtniß wird ſchwach. Das weiß jeder alte Mann, oder er lügt, und was wir hier entſcheiden und vor den Kaiſer bringen, das gilt vor ganz Deutſchland und ſeinen Fürſten. Darum ſeht Euch wohl vor, daß wir uns nicht in Schmach und Gelächter bringen."

Viele murrten darüber. Dem Hauptmann aber flog es roth über's Antlitz, und er ſchaute erſt wild, dann aber ruhig den Grafen an.

„Ich bin ein alter Mann, das iſt richtig; und alte Leute vergeſſen Vieles, das iſt auch richtig. Denn ihnen däuchts nicht der Mühe werth, worauf die Jüngern viel geben, drauf zu achten. Aber alte Leute entſinnen dafür ſich deſſen um ſo beſſer, was geſchah, als ſie ſelber jung waren, und ſo's Euch beliebt, hochwürdiger Herr, ſo will ich ſchwören hier einen Eid auf Eure Inful, auf das Muttergottesbild und auf das hochheilige Crucifix, daß dem ſo ſei, als ich geſagt. Ja, ich könnte Eideshelfer rufen, denn ihrer leben noch, und gar große ehrenwerthe Ritter, welche an jenem Tage in Stralſund waren."

Und darauf ſchwur der Hauptmann auf die Inful, die ihm der Kanzler hinhielt, auf das Crucifix,

das sie entblößten auf dem Altare, und auf das Marienbild, das in der Blende stand:

„Als wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde, und ich sei hinunter geschleudert durch seinen Zorn in die untersten Tiefen der Hölle, und als wahr ich hoffe auf die Fürbitten aller Heiligen und meines Erlösers, darum, daß ich hier die Wahrheit sage: dieser Mann im Pilgerrock ist leib und leibhaftig derselbige Waldemar, welcher jenes Morgens den Stralsundern zur Hülfe kam und die Dänen schlug, und den Ehrentrunk im Rathshause trank. Ich schwör es, bei dem hochheiligen Crucifix, bei dem Bilde der gebenedeiten Mutter Maria und bei dieser Inful meines gnädigen Herrn, des Erzbischofs."

Mit einer Stimme war's gesprochen, die von den Wänden wiederhallte. „Das ist Wahrheit!" riefen sie Alle, und wer saß, sprang auf, die Prälaten sahen sich verwundert an, die Gräfin Mathilde war blaß und zitterte fast.

Und ruhig stand der allein, dem der Jubel galt, und vor dem sich itzt Alle neigten, auch die vorhin ihn mürrisch anblickten. Er aber schaute um sich, als müsse es so sein, es war etwas Schmerzhaftes um die Lippen, und sein Auge fiel auf den

Grafen von Anhalt; der ſah vor ſich nieder, an eine Säule gelehnt.

„Und wäre unter all den ehrenwerthen Herren und Rittern kein Erdesbeſſer dem Manne!“

Da ſchaute ihn der fürſtliche Graf forſchend an, und trat einen Schritt näher. Er ſchaute lange und ungewiß, und ſein Geſicht verfärbte ſich.

Der Graf war um Einiges jünger geweſen denn ſein Vetter, der Markgraf Woldemar. Man weiß auch, daß ſie nicht gerad' die beſten Freunde waren; und kamen ſelten im Leben zuſammen. Ja, in jener Fehde um Stralſund war Albrecht auf Seiten der Verbündeten, und belagerte mit die Seeſtadt. Hübſch iſt das nicht, wenn Verwandte wider einander zu Felde ziehen; aber dazumal galt es als kein Arges. Fehde war ein Ritterſpiel. Beim Ausfall der Stralſunder war Albrecht gefangen worden, kam aber noch ſelben Tages um Löſegeld wieder frei.

„Lieber Vetter von Anhalt, ſprach der Pilger, und bewegte als wehmüthig den Kopf, ſolche alte Dinge ſollten Blutsfreunde vergeſſen. Ihr ſtandet wacker mit den Jünſchen Schützen. Nur Euer wundes Roß war's, das Euch an die Hecke warf, wir hätten Euch ſonſt nicht gefangen.“

„Alle Heiligen! rief der Graf. So ſchaute er —“

„So wohl nicht, Vetter, lächelte der Pilger;

es sind an dreißig Jahr um. Aber so hob ich Euch auf: „„Vetter, deß keinen Groll!““

„Das sprachst Ihr. — Gnade mir Gott —“

„Uns Allen, Vetter Albrecht!“

Und da er ihm die Hand gereicht, als dazumal, fiel ihm der an die Brust. Das war ein herzig Schauspiel. Das hatte Keiner erwartet. Und nun fuhr der Dessauer wieder zurück, und faßte des Pilgers beide Arme mit seinen beiden, und schaute ihn nochmals an, und rief, wie aus tiefster Brust:

„Als mir Gott gnädig sei, ich kann nicht anders, er ist's?“

„Ich bins! sprach der Pilger. Viele noch werden an mir zweifeln. So wende es der Herr allüberall, und es wird gut!“

Nun hätte Einer umsonst reden können vor dem Getös, was da entstand. Das war, als wirke der Wein erst izt in den Köpfen nach. Vielen standen die hellen Thränen im Gesicht. Jeder wollte ihm Aug in Aug gegenüber stehen, dem frommen Pilger und Markgrafen, den Gottes Finger so sichtlich behütet; Jeder, wo nicht seine Hand an den Mund drücken, doch den Saum seines Kleides fassen. Was überschrieen sie sich draußen, und die drinnen hörten doch nichts davon.

Nun trat der Erzbischof Otto vor ihn, und in

holdſeliger Art ſprach er davon, daß er ſich faſt entſchuldigen müſſe, wie er ihn nicht früher nach Stand und Würden empfangen. Wie er aber nun in ihn dringe, daß er das Pilgerkleid ablege, und in fürſtliche Gewander ſich kleide, als ihm zieme. Und die beſten Gemächer ſeines Pallaſtes und eine Ehrenwache ſtehe dem wahrhaftigen Herrn über Brandenburg zu Gebot.

Der Pilger ſchüttelte das Haupt: „Kam ich doch nicht zurück, um in Purpur die Glieder zu hüllen. Nur um zu ſterben und zu ruhen in dem Boden, wo meine Väter ruhen.“

Der Erzbiſchof ergriff das Crucifix, und hielt es ihm vor: „Als du ausgingſt, Fürſt Woldemar, regierte der in deinem Lande; itzt, wo du wiederkehrſt, iſt der Antichriſt darin. Kehreſt du nur, um den Gräueln zuzuſchauen und die Hände in Schooß zu legen, was bliebſt du nicht über der See! O Fürſt, was willſt du dann hier? Es ſtirbt ſich für einen Chriſten in jedwedem Lande beſſer, denn in der Mark Brandenburg, als ſie iſt.“

Da ſtürzten ihm zu Füßen die Brandenburger, und Alle hoben flehend die Hände zu ihm:

„O edler Herr! Du frommer Pilger: ſprach mit eindringlicher Stimme der Biſchof, und beugte ſich zu ihm: Erhöre ſo viele Bitten! Ach, hätteſt du

mit eignen Augen das Elend dort geschaut, du gürtetest wieder das Schwert um deine Lenden, und ergriffst die heilige Fahne zum Krieg mit den Gottlosen!“

Wie aus ernstem Sinnen erhub sich da der Pilger und schaute gen Himmel. Dann sprach er:

„Herr, du siehst, wer ich bin, Herr, du weißt, warum ich hier stehe; Gnade meiner Seele! — Ich sah das Elend, wandte er sich zu den Andern, und das Erz des Zornes klang wieder durch die Stimme, wie er sie auch meistern wollte, der alte Mann. Aber wie er fortsprach, rollten ihm die Thränen aus den Augen, und dann rollten seine Worte, wie Donner über Gebirge. „Ich sah, was Ihr mir zeigen mögt. Ich hörte, was Euer Ohr nicht vernahm. Ihr seid Fremde, Ihr seht es mit gleichgültigem Aug an, Ihr hört es mit dem Schauder, wie Einer am Feuerheerd ein grauslich Mährchen hört, und er kriecht in's warme Bett. Ich bin dort geboren; ich spielte als Kind an diesen langsam rinnenden Flüssen, an diesen kalten Seen. Mir sangen die Kieferwälder mein Wiegenlied. Ich hörte sie wieder, diese Gesänge; die Wälder, durch die der Sturm zog, und wie anders klang nun ihr Lied —“

Er schöpfte Athem, und mit anderer Stimme

fuhr er fort: „Daß ich meinen rechten Erben das Recht ließe, was Räuber an sich rissen, darum kam ich, Ihr Fürsten. Mein Testament zu machen vor Kaiser und Reich, und dann der Welt sterben, die für mich gestorben. — Du, edles Magdeburg, Ihr, hochwürdiger Bischof, die Ihr mich gastlich empfingt, viele Monden sind es schon, daß meine Füße durch Brandenburgs Gefilde pilgern. Ich fand kein Recht mehr, ich fand nichts mehr, das ich meinen Erben hinterließ, ich fand — Worte sprechen das nicht aus. Ich bin alt, aber mein Schmerz ist eines jungen Mannes. Das Elend, das ich sah, brachte Jugendmuth dem Greise ein. Gott sei mir gnädig; ich will's ändern. Fort dieser Pilgerstab, fort dieses Kleid des Friedens! Die alten Glieder sollen wieder in Eisen starren. Reicht mir ein Schwert; ich will versuchen, wie ich es wieder schwinge. Denn mein Ruf ist groß, meine Aufgabe schwer. Freunde, ich will wieder Markgraf sein, mein Reich wieder erobern, nicht mir, ihm selber, der Ordnung und Sitte, der heiligen Kirche, dem deutschen Reiche, davon Brandenburg ein Theil war, und wahrhaftig nicht sein schlechtester!"

Er hatte den Stab fortgeschleudert, den Mantel riß er ab, und griff das Schwert eines der Ritter. Er hob es in die Höhe:

„Ihr, die Ihr Vasallen seid zu Brandenburg, Ihr Herren und Fürsten, die Ihr mir freund seid, wollt Ihr's mit mir wagen!“

„Wir wollen's!“ riefen sie, eine Stimme; die Ritter zogen ihre Schwerter, die Geistlichen hoben ihre Hände, und was von heiligem Geräthe da war, in die Höhe, die Frauen wehten ihre Tücher. Die Geiger und Pfeifer spielten auf und draußen bliesen die Drommeten. Als sie Alle aufgebrochen, läuteten die Glocken in der Stadt, und in allen Straßen und Häusern war nur ein Strom. Ja, sie kamen vom Lande, aus den Dörfern herein, um das Wunder mit eigenen Augen zu schauen.

Als der Abend anbrach, dröhnten schon die Ambosse in den Schmieden, die Harnische und Helme und Spieße wurden über die Straßen getragen; Alle rüsteten sich zur großen Fehde, die eine gar lustige zu werden verhieß.

„Das war eine gute Komödie,“ sagte der Kanzler, als er Abends in das Gemach des Erzbischofs trat. „Es ist Alles, als wir wünschen, abgelaufen.“

„Hier bei uns!“ entgegnete lächelnd der Fürst, der sich von des Tages Last in seinem Armsessel ausstreckte, die Füße auf weichen Polstern. „Drüben fängt sie von Neuem an, und weiß Keiner, wer dort mitspielt, den wir nicht einluden.“

Der Kanzler reichte ihm die Briefe an den Kaiſer zur Unterſchrift. Gähnend nahm der Biſchof die Feder.

„Iſt unſer Gaſt wohl gebettet?“

„Er verhandelt mit unſern Hauptleuten und den brandenburgiſchen Rittern über den Feldzug. Sie ſind verwundert, wie er das Land kennt und die Leute.“

„Er ſoll ſchlafen!“ ſprach der Erzbiſchof ärgerlich und that einen dicken Zug unter den Brief.

„Sie meinen, er wird die halbe Nacht über den Karten ſein, und theilt Jedem ſein Part aus, als wär' er ein geborener Feldherr.“

„Wo griffſt Ihr den Satanskerl auf?“

„Hochwürdigſter Herr, der Graf von Deſſau glaubt allen Ernſtes, daß er der verſtorbene Markgraf iſt.“

Ein freundliches Lächeln breitete ſich über die abgeſpannten Züge des Prälaten aus: „Das iſt ja wunderbar. Der Herr ſtärke ihn in ſeinem Glauben, — und uns Alle dazu! Lache nicht. Ich will dir eine Wahrheit vertrauen. Wer ſelbſt an ein Mährlein glaubt, das er erzählt, findet auch weit mehr Gläubige im Volke, als wer mit aller Kunſt erzählt und nicht glaubt. — Alſo der Graf von Deſſau glaubt! Er iſt ein ehrenwerther Mann, ein

erfahrener Mann, sein Wort gilt im Volke. Er kannte seinen Vetter. — Konrad, das ist ein gutes Wort. Das Zeugniß des Grafen von Dessau. Wer darf daran zweifeln? — Du? Ich? — Wir kannten ihn nicht. Ich gebe meine Zweifel gefangen; ich glaube auch auf ein so ehrenwerthes Zeugniß. Kanzler, schreibe dem Kaiser: Unsere Sache ist gewonnen!“

Ende des ersten Bandes.

Der

falſche Woldemar.

Roman

von

W. Alexis.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

Berlin.
1842.
Buchhandlung des Berliner Leſekabinets.

Der falſche Woldemar.

„Weil ich Euch brandenburgiſche Geſchichten erzähle, was kümmere mich, rufen wohl Einige, der deutſche Adler? Den ſolle ich fliegen laſſen, und im Lande bleiben. Ich kann's nicht. Denn Brandenburg war nur ein Glied, ein theures Glied, meine ich, und will's Gott, ſoll es bleiben, des großen deutſchen Körpers. Und was den zerreißt, zerreißt es mit, und was ihn erhebt, erhebt es mit. Ich erzähle Euch brandenburgiſche Geſchichten aus alter Zeit, aber ich meine, es ſind deutſche Geſchichten. Denn was Brandenburg litt, das litt das deutſche Reich auch. Es griff ſein Herz an, und es zehrte das innerſte Mark. Die Untreue und die Falſchheit, die ſchlaue Kunſt doppelzüngiger Rede und ſchöner Worte um ſchlimme Dinge, das die Völker getauſcht wurden, hub damals an, und was die Großen thaten, wirkte auf die Kleinen zurück."

Band III.

Erſtes Kapitel.

Die Weiber von Granſee.

Am Abhange einer Waldhöhe, zu deren Füßen die märkiſche Stadt Granſee liegt, raſtete ein Häuflein Bewaffneter. Es war der Nachmittag eines Herbſttages. Die Wolken zogen gen Abend, der Wind von Morgen rauſchte in den Kiefern über ihren Häuptern, und fegte die welken Blätter über ihre Leiber. Denn ſie waren müd von des Tages Laſt und Arbeit. Etliche hatten ſich lang hingeſtreckt, und reckten die Glieder, Andere befühlten ihre Beulen und ließen ihre Wunden verbinden. Es hatte einen ernſten Strauß gegeben, das zeigten ihre beißen Geſichter, die ſtruppigen Haare und die zerzauſten Wämſer; und doch ſchaute es nicht wie nach einer ernſten Schlacht, denn die wenigſten trugen ein ſtählern Kleid am Leib, und die auch den Harniſch um hatten und die Haube auf dem Kopf, da war's nicht recht zugeſchnallt und zurecht geſtutzt. Auch waren's nicht Ritter und ihre Knechte, ſondern

Bürger; die hatten ſich bewaffnet, wie der Augenblick es gab, mit Speer, Keule, Senſe und Morgenſtern. Ihre Roſſe graſten, abgezäumt, und voll Schweiß und Staub, und auf dem Raſen umher lag allerhand Zeuges, das nicht dahin gehörte, Kiſten, Körbe, Betten, Säcke und Kleider, gar in Unordnung.

Auf den erſten Blick mochteſt du ſie für Raubgeſellen halten, die nach einem Zuge, der ihnen glückte, Raſt halten. Aber Räuber lagern in Waldſchluchten, und nicht, wo der Tag ihnen in's Geſicht ſchaut, und der Rauch aus einer wehrhaften Stadt vor ihnen aufwirbelt. Sie ſtellen Wachten aus, und Jeder, wo er liegt und ſteht, ſchielt derquer und fährt auf, wenn's im Laube raſchelt. Denn das böſe Gewiſſen liegt neben ihm, als ſein Schatten; und wär' er auch noch ſo trotzig, und feſter denn der hörnene Siegfried, ruhig iſt er nimmer. Nein, dieſe ruhten aus und ſtreckten ihre Glieder wie nach einem Tagewerk, das gut iſt. Unten im Städtchen läuteten ſie, nicht zum Sturme, ſondern zur Abendvesper; aus den Schlotten wirbelte der Rauch, wie man im Frieden zukocht zu einem Abendimbiß, und aus den Thoren drängte Volkes genug, unbewaffnet, zumeiſt Alte und Weiber, auch Kinder; die ſteckten die Köpfe zuſammen mit einzelnen Reiſigen, die

ihnen entgegen kamen, und ſchüttelten ſich die Hände, und wußten ſich viel zu erzählen. Andere eilten hinauf zu den Reiſigen, wo die lagerten, und hier ging es ebenſo, ein Händeſchütteln und Grüßen und Erzählen. Einige ſchimpften und fluchten, Andere lachten, und die Weiber fuhren auf die umhergeſtreuten Sachen, und riſſen und wendeten ſie. Das war ein Geſchrei. Denn die Sachen waren ihre; Räuber hatten ſie ihnen genommen, und das waren ihre Freunde, die hatten ſie den Räubern wieder abgejagt.

Nun ſollte man meinen, es ſei nur ein Geſchrei der Freude geweſen. Denn wenn dir ein Räuber dein Gut nimmt, und du erhältſt es wieder, ſo iſt das als wie ein neues Geſchenk, drüber du froh ſein ſollteſt, denn du durfteſt nicht darauf rechnen. Aber alle Freude iſt nur als wie ein Sonnenblick, die Schatten der Wolken ſchauen darnach deſto grauer; und je lauter Einer ſich jetzt freut, um ſo gewiſſer iſt's, daß er dann ſtill wird und nachdenkt und rechnet, wie er ſich noch mehr hätte freuen mögen, wenn dieſes ſo geweſen, und jenes ſo gekommen wäre. So jauchzte jetzt Eine auf, daß ſie ein ſelten Stück Zeug wiederfand, um deſſen Verluſt ſie den Tag über bitter geweint, und riß es an ſich und rief den andern zu; aber als ſie's nun ausfältete, und

von allen Seiten beſchaute, da war's zerknitten und hier im Koth geſchleift, und ſie fing an zu jammern, und ſchalt, und warf es ärgerlich fort, und nahm es wieder auf, um's den Nachbarinnen zu zeigen, die jammerten mit ihr, denn jede hatte desgleichen etwas wieder gefunden, wie ſie's nicht wollte, oder gar nicht gefunden, was ſie ſuchte, und es gab ein häßlich Geſchrei und Zuſammendrängen. Sie ſchimpften aus voller Kehle auf die Schnappbähne; aber viel fehlte nicht, und ſie hätten mit ihren eigenen Freunden angebunden, daß ſie nicht geſchickter mit den Sachen umgingen. Und Eine ſagte der Andern, wie der und jener das Zeug über die Roſſe getragen, und wie ſie's runter geworfen, als ſei es Hechſel und Streh.

Da trat Einer von den Männern unter ſie; die Haare klebten ihm von Blut, das von der Schläfe tropfte. Der griff eine, die am ärgſten ſchrie, wie man heut nicht mehr Frauen anfaßt, und ſchüttelte ſie:

„Wollt Ihr noch Pfeffer in die Suppe thun, da ſie ſchon ſalzig genug iſt! rief er. Das iſt Frauenzimmerart, klagen und ſchreien, wenn der Topf ausgelaufen. Gottes Barmherzigkeit! Wär' bei den Schürzen ein Fünklein Mutterwitz, ſie brächten uns Salben und Suppen, ſtatt Zeter und Weh entgegen!"

Die Frauen ſchauten ihn gar nicht bös an.

Vielmehr gerade die, welche er geschüttelt hatte, sprach recht freundlich: „Ei, Martin, schau dich um. Was sich für Frauen schickt, das wissen wir.“

Die Mägde und ihre Frauen holten aus den Körben Schüsseln und Teller und Krüge vor, und auch Büchsen mit Salben und Verbände wickelten sie aus. Da war's mit einem Male lustig auf dem Anger. Die Mägde und Frauen neckten die Männer. Wer dürstete, daß ihm die Zunge raus hing, dem reichten sie ein trocken Laib Brod, daß er erst sich abkühle. Und wem der Magen knurrte vor Hunger, den wollten sie einschmieren und verbinden.

„Spar' das für andere, Frau Base Walpurg, sprach der verdrießliche Mann, als das Weib ein Salbentöpflein aufmachte und ihm die Stirn streichen wollte. Ich geb' nicht mehr an der Mutter Rock. Für solche Schrammen ist der Wind die beste Salbe. Lang' mir lieber aus dem Korb die Wurst, denn hier sitzt die Wunde, die frißt.“

„Wie du willst, Brummbär,“ antwortete die Base, und reichte ihm, was er verlangte; und alle sahen mit Lust, wie er den Wecken und das Fleisch zum Munde brachte, als wären's seine grimmigsten Feinde, und dann leerte er den vollen Krug in drei Zügen.

„Wie der Topf am Feuer stand, ja was habt Ihr da gethan?“ hub er nun wieder an. Gezittert

und geſchlottert. Kreideweis ſchauten die Weibſen, klammerten ſich an's Fenſterkreuz. Die Trommel brummte ſpät genug, aber für das Frauenzimmer noch zu früh."

„Ei, du Läſtermaul! rief die Baſe. Als der Lüddecke ſchon an's Rathhaus ſchlug, und's durch die Gaſſen klirrte, drehte er ſich noch in den Federn um. Sein Bub' mußte es ihm in's Ohr ſchreien: Der Feind iſt in der Stadt! Das half auch noch nicht. Sie zogen ihm das Deckbett ab, da erwacht' er erſt."

„Aber dann!" rief Martin.

„Dann ſprang er hinten zum Fenſter 'naus."

Die Frauen brachen in ein hell Gelächter aus, das den Mann mit der Stirnwunde aber nicht einſchüchterte.

„Und wär' ich nicht in den Garten ſprungen und die Andern, was wäre zur Stund' Granſee und was Ihr! Flennen könnt ihr und dann ſchreien und dann lachen. Wir ſchlugen. Grad' in den Gärten ſammelten wir uns, griffen, was wir fanden. Mit Deichſeln, Hacken, Bohnenſtangen, die Hunde von der Kette los, fuhren wir ihnen in die Seiten. Da mußten ſie vom Rathhaus laſſen. Dank ihnen, daß die Räuber das Fenſter aufgebrochen, ſo brauchten wir nicht die Schlüſſel vom Schultheiß zu holen.

In die Rüstkammer, rausgeworfen Hemden, Panzer, Morgensterne, Pilen und Hauben. Vor'm Angesicht der Hallunken, und mit ihnen in den Haaren, wappneten wir uns. Was thatet Ihr derweil? Ihr schrieet ärger als die Katzen auf den Dächern!"

„Das weckte die Bürger, sagte die Base. Wir riefen sie zur Schuldigkeit."

„Und wer flog auf den Thurm und läutete!" rief eine andere, und zehn zeigten auf die muthige Base, der man's wohl zutrauen konnte, sie schaute keck vor sich.

Der Mann kraute sich im Haar: „An die große Glocke schlagen, dazu ist Frauenvolk gut. Was brauchte es noch Sturmläuten! Wir saßen ihnen ja schon in den Weichen. Ja, die Bürger thaten ihre Schuldigkeit; auf dem Markt selbst hätten wir den Lüddecke, den Quast und die Andern gefangen mit Haut und Haar. Da mußtet Ihr klingeln, wo's nicht mehr Noth that. Nun merkten sie, wie's stand, und sprengten das Thor. Unvernunft war's, Weibertherheit, da an der Glocke reißen! Wir wußten, was es geschlagen; aber ihre Kumpane draußen mit dem Winterfeld weckte Ihr auf, die empfingen sie, und den Raub dazu. Um Eurer Thorheit willen mußten wir hinaus, hinter ihnen drein, kaum gesattelt, kaum gerüstet, jagen und schlagen,

und wahrhaftig, die Kerle wehrten sich. Wären uns nicht die Bauern aus den Ruppiner Dörfern zu rechter Zeit gekommen, blutige Köpfe hätten wir heimgebracht, nicht Euren Kram."

Da stemmte das rüstige Weib die Arme in die Hüften. Sie hatte keinen Harnisch um, nur ein blaues Laz, das aber saß fest wie ein Panzer um den starken Leib und die volle Brust, und so züchtig und fest saß auch ihr Stepprock um die Hüften; und wer ihre Arme und Beine sah, hätte meinen sollen, mit jedem Rittersmann nähme sie's auf, und wenn er vom Kopf bis Fuß in Stahl und Eisen steckte:

„Ich will's dir glauben, Martin, daß du nachmalen hast deine Schuldigkeit gethan. Denn so seid Ihr Märkischen Männer. Zuerst verdrossen, und laßt's an Euch kommen, und schlaft den Sturm aus auf der Bärenhaut, statt daß Ihr die Nas' zum Fenster 'naus stecket, um zu sehen, woher es bläst. Aber wenn man Euch aufgerappelt, stoßt Ihr zu wie ein Ochs, und haltet Schläge aus und schlagt auch zu, was rechtschaffen ist, und man muß Euch das lassen. Und wär's anders, wir wüßten's schon, und hätten dich anders empfangen, denn mit Suppe und Fleisch. Aber, Martin, ein guter Schmied bist du, und thut dir's Keiner gleich im Lärm machen.

Jedennoch so du dir einen Maulkorb schmieden thätest, wenn du von den Frauen redest, das wär' dein best Meisterstück. — Wer, Martin, — und sie that einen Schritt vor, — warnte Euch neulich, als der Tile Quast zur Kirchmeß in der Stadt war? Traut dem Landfrieden nicht! sagte ich, und die Gertraud Metzerin sagt' es desgleichen. Denn wir merkten's, wie er mit den Augen 'rum spionirte, derweil Ihr Grützköpfe seinen schönen Worten trautet, und Euch voll soffet in Bier, das er schenken ließ. Was soll Freundschaft zwischen Ritter und Bürgersmann? Der Quast läßt nicht vom Lüddecke, und der Lüddecke läßt nicht von Euch, bis er Euch im Sack hat, wie Ihr ihn Anno 40; das vergißt er Euch sein Lebtag nicht, und bleibt Euch Feind, so wahr er ein Raubritter ist. Der Tile ist hier, und sieht sich die Gelegenheit an. Das schrien wir Euch in's Ohr. Wer war taub? Ihr. Warum? Weil Ihr Euch was dünktet. Worauf? Auf Eure Weisheit, auf Eure neuen Sonntagswämser oder auf Eure Mauern und Gräben? Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er auf's Eis und bricht ein Bein."

Martin machte Miene zu sprechen. Die Frau duldete es nicht.

„Still! ich hab' dir noch viel zu sagen, und reiß die Ohren auf. Hier vor allem Volk will

ich's dir sagen. Deine Wiesen liegen an meinen Wiesen, und dein Haus stößt an mein Haus, und du bist ein Witwer und ich eine Wittib, und was du hinein legst, das legte ich auch hinein, und es schickte sich schon, und wir brauchten den Zaun und die Mauer nicht mehr, und könnten die eine Thür zunageln, denn Mann und Frau gehen durch eine Thür aus und ein; aber freie du so lang' du willst, solche Männer mag ich nicht, so als ein Ochs im Pfluge gehen, und nicht rechts und links umschauen, und denken, so ich nur mein Licht ausblas' und meine Thür zuschließe, für das andere mag der liebe Gott sorgen. 'S ist ein heillos Elend über'm Land, und Christi Zorn liegt auf uns. Woher das? Weil Jeder nur an sich denkt. Was drüber 'naus, wenn Ihr nur warm sitzt, das kümmert Euch nicht."

„Base Walpurg, Ihr besinnt Euch auch noch anders," fiel der Mann ein.

„Davon kein Wort mehr, verstehst du, Martin, denn ich hab' noch nicht ausgeredet. Wo schützt ein Mann sein Weib, der sich nicht selber zu schützen weiß! Wie willst du Eisen schmieden, wenn du kein Feuer hast? Wie willst du sehen, wenn du die Augen zu hast? Still, still! will dich noch mehr fragen. Davon sollen dir die Augen doch endlich aufgehen."

„Wo kletterten des Lüdecke Seine über die Mauer?“ fuhr ſie fort. Dort an der Hammelſchwemme. Wo die Seiler im Graben ihre Stricke drehen. Das iſt ſchon gut, Stricke müſſen gedreht werden; woran ſollte man die Schurken hängen! Aber man ſollte die Seiler ſelbſt aufhängen. Was mußten die ſich's bequem machen? Das Thor war ihnen zu weit, ſtiegen über die Mauer, die Seilerburſchen. Noch mehr, ließen die Stricke hängen, um Morgens dran runter zu rutſchen. Sind faule Lümmel! Die Nacht iſt duſter, dachten ſie; aber der Luchs und der Fuchs ſehen auch in der Nacht. Nur die Männer von Granſee ſehen bei Nacht nicht, und bei Tag auch nicht.“

„Das iſt ſchon gut, ſagte Martin, oder 's iſt eigentlich nicht gut. Aber die Seiler machen's von Alters ſo.“

„Wer hängen muß, dreht ſich ſelber den Strick. Die Seiler ſind nicht blinder und dümmer als Ihr. Aber wer ſetzte den Thürmer dort auf die Warte?“

Sie zeigte auf den hohen ſchlanken Wartturm, ein funfzig Schritt von ihnen auf der Anhöhe. Die Abendſonne rötbete ihn, und die Fahne der Stadt, die luſtig drauf wehte. Doch ſtatt des Thürmers ſah der Mann eine Frau drauf ſtehen, die hatte ſich eine Stahlhaube aufgeſetzt, die im Sonnen-

schein blitzte, und schwenkte in der Hand lustig die Hellebarde.

„Alle Wetter, was soll das Weib droben!“ rief Martin, indem er die Hand vor's Gesicht hielt, daß ihn die Sonne nicht blende. Er glaubte, er sähe falsch.

Die Frauen aber brachen in ein hell Gelächter aus, und die Base Walpurg schlug ihm auf die Schulter: „Wachen soll sie, Martin. Einen Mann konnten wir doch nicht wieder 'nauf setzen. Die schlafen, wo's gilt.“

Und das Gelächter wurde noch lauter, und hatte seinen guten Grund. Um die Stadt Gransee, die eine gar alte in den Marken ist, mit schönen Thoren und Thürmen, mit Mauern und Weichhäusern, standen auf dem Felde zwei hohe, schlanke Wartthürme. Der eine gen Abend, der andre gen Morgen, oder so ungefähr, und beide um ein Paar hundert Schritt von den Stadtmauern. Sie ragten, auf mäßigen Anhöhen, wie runde Pfeiler in die Lüfte, anmuthig anzuschauen. Aber nicht darum ließen die Bürger die Ziegel brennen, und bauten mit schweren Gerüsten, im Schweiß ihres Angesichts, in den Himmel. Auch nicht, um der freien Aussicht willen, die man von der Spitze hat, denn Niemand kroch zum Vergnügen hinauf; sondern wen sie drauf

hinſtellten, hatte ein ſaures Amt, und das ſicherſte war es auch nicht, wenn er gleich dem Himmel nahe wohnte. Die Thürme waren freilich feſt gebaut; ſteht ja der eine noch nach ſo vielen hundert Jahren! Auch war zur ebenen Erde kein Thor und Eingang, ſondern erſt über Mannshöhe hatten ſie ein kleines Pförtlein angebracht, wohl gefügt von ſtarken Eichenbohlen und mit Eiſen beſchlagen. Das mußte der Thurmwart öffnen, und die Leiter hinablaſſen; ſonſt konnte Niemand zu ihm ein. Und auch wenn ihn einer überliſtet und hineingebrochen war, er brauchte nur die Wendelſtiege, die in den Seiten eingemauert war, ſchnell hinauf, und konnte ſich noch gut vertheidigen. Ein Stück Holz, ein Steinwurf reichte aus. Ich hätte da nicht ſtürmen mögen.

Aber dennoch, was iſt's für Sicherheit auf der Spitze eines einſamen Thurms allein zu hauſen, zu ſprechen mit den Raben und Krähen, und den Wolken, die ihren naſſen Schweiß auf dich träufeln. Bei Tage darf der Wächter das Aug nicht ſchließen und muß den Schatten verfolgen, den der Raubvogel auf das Blachfeld wirft, und die Kiefer und Büſche, wenn ſie ſich regen, ob nichts Verdächtiges vorkreucht. Und Nachts muß er das Ohr an die Brüſtung legen, muß vertraut ſein mit dem

Geſchrei der Eulen, mit dem Heulen der Wölfe und belauſchen den Tritt des Fuchſes. Er muß berechnen das Sternenlicht und den Mondenſchein, wo es hinfällt zu jeder Stunde der Nacht, um zu erkennen, was nicht geheuer iſt. Wenn der Oktobersturm um ſolche einſame Warte heult, daß ſie wankt in ihre Feſten, und der Platzregen und die Schloſſen darum wüthen, und gegen die Zinnen und Läden klatſchen, da mag auch dem Beherzteſten das Herz pochen, und er zählt die Stunden und Minuten, bis die Sonne aufgeht, und die böſen Geiſter von ihm weichen. Der Teufel hat allerwärts Macht über das ſündige Herz des Menſchen, aber nirgend iſt ſie größer, als wo der Menſch allein iſt.

Da lag die Stadt zu ſeinen Füßen, und ein Ruf aus ſeinem Horne klang zu den Wächtern auf den Thoren; und auf einen zweiten ſammelte ſich die Wachtmannſchaft auf den Mauern. Und ſtieß er zum dritten Male ins Horn, hinter einander drei Mal hell und ſchnell ausholend, dann wirbelte die Trommel vom Rathhaus, und was Waffen tragen konnte, regte ſich; denn ein Feind war im Angeſicht, der der Stadt drohte, oder den Heerden auf der Weide. Dann ſtürzten die Gewappneten unter ihren Hauptleuten und Zunftmeiſtern heraus und es gab ein luſtiges Jagen drinnen, das wohl das

Herz erfreuen kann. Und es ſchlug ihm hell, daß er es war, deſſen Auge für die Stadt gewacht, deſſen Stimme ſo Viele ins Feld rief. Aber wenn die Feinde ſchneller waren als die Bürger, und die geharniſchten Reiter und der wilde Troß um ſeinen Thurm tobten, dann ſchlug ihm auch das Herz, aber nicht vor Freude. Sie hoben ihre Lanzen drohend und fluchend gegen ihn, ein Bolzen ziſchte um ſeine Ohren, und der und jener, den Stahlhandſchuh gegen ihn bebend, verſchwor ſich hoch und theuer, wenn ſie ihn fingen, wollten ſie ihn hängen bei den Beinen am nächſten Aſt. Und ſie ſtießen mit Lanzenſchaften und Stangen gegen den Thurm. Davon wankte der Thurm nicht, aber jeder Stoß drang ihm durch den Leib; es iſt nicht gut allein ſein unter Feinden, auch ſo man hundert Schuh über ihnen ſteht. Dann ſchaute er bange nach der Stadt, und ſie ſchien ihm zu weichen immer weiter und weiter. Und nun ſenkte ſich die Sonne, die Schatten wurden länger, und der ſeines Thurmes berührte die Stadtmauer, und flehte um Hülfe. Vergebens; es kam die Nacht und die Bürger regten ſich nicht vor dem mächtigen Feinde, und das hölliſche Jubelgeſchrei unter ihm! Herr Gott alsdann die lange Nacht, wenn ſie Holz in der Heide ſchlugen und ihre Feuer anzündeten. —

Wie manchen Thürmer auf einsamer Warte hatten gottlose Feinde grausam gestraft um seine Wachsamkeit, die ihre Plane verdarb. Mit der Säge läßt sich der Thurm nicht absägen, und die Art wird spartig an den Feldsteinen; aber hundert Schultern tragen in Zeit einer Stunde und weniger, viel Reisig zusammen, und schlagen viel Bäume nieder, das giebt ein Feuer, das bis an die Spitze mit Flammen leckt. Es ward mancher treue Mann auf diese Weise geröstet und erstickt und starb kläglich, derweil die gottlosen Buben ihm Spottlieder sangen in seinen Todesqualen.

Aber einem Thürmer droben auch andere Gefahren. Dem Wachsamsten sinken doch einmal die Augenlieder zu. Er strengt sein Aug hundert Stunden an, und sieht nichts als Staub und Laub, das der Wind weht. Aber in der Stunde wo er nickt, da reitet am Waldsaum eine Schaar Reisiger, und sie sind, die er sehen soll, und sprengten und scheuchten die Heerde ins Blachfeld, und es ist zu spät. Wehe ihm dann; ihm wäre besser, er hätte seine Herren verrathen. Die Herren vergeben ihm nicht, und die Justicia der Städte kannte keine Gnade.

Hans Lüddecke vom rothen Haus war ein verschlagener böser Feind, wem er's war. Die Chroniken der Stadt Gransee wissen davon zu erzählen.

Rühmte ſich im Scherz, ihre Heerden wären ſeine und die Bürger ſeine Ochſenjungen, die ihm die Mühe abnähmen ſie zu hüten. Alljährlich trieb er fort, ſo viel ihm gelüſtete. Freilich waren die drinnen auch nicht faul, und wo ſie Einen von Hans Leuten fingen, machten ſie kurzen Prozeß. Das war durch lange Jahre ſo gegangen, und es blieb nicht beim Rauben und Brennen. Mancher Handelsmann aus der Stadt lag Monden lang und Jahre tief unter der Erde im rothen Haus, auf faulem Strob, trank ſchlammigt Grabenwaſſer und hatte keine Geſellſchaft als die Kröten und Eidechſen. Mancher, der das ſchwere Löſegeld erſchwang, den kannten ſeine Blutsfreunde nicht wieder; ſein braun Haar war weiß geworden, und er ſchlotterte wie ein Geſpenſt in Lumpen und an der Krücke. Der Lüddecke war furchtbar in ſeinem Jachzorn. Er hatte ſich hoch und theuer vermeſſen denen von Granſee ſelbſt einen Beſuch zu machen, und ſie wußten's. Aber ſie fürchteten ſich nicht, denn von ihren beiden Warten ſchauten ſie weit über's Land.

Aber geſtern am Abend war ein Kärner, der Wein verfuhr, am Thurm vorübergezogen, und hatte den Wärter, der ihm ein alter Freund war, droben gegrüßt. Da, während ſie freundlich Geſpräch pflogen, — denn ein einſamer Thürmer er-

kundigt sich gern bei den Vorüberziehenden nach den Neuigkeiten aus der Fremde, und es ist auch seine Schuldigkeit sie auszufragen, wie es steht, von wo- ber sie kommen, und ob ihnen nichts Verdächtiges begegnet, — während sie also sprechen, sticht den Gaul des Kärners eine Bremse. Er schlägt aus, das Karrenrad treibt auf einen Stein, der Karren wirft um, ein Gurt platzt, und die Fässer rollen den Berg hinunter. Da durfte doch der Wärter vom Thurm dem alten Freund, wie der jämmerlich schrie, zu Hülfe kommen. Er that es; hatte sich aber vor- her nach allen vier Winden umgeschaut, und sah nichts, als Dunst von den Wiesen und Rauch von der Stadt. Aber nachdem er ihm geholfen, die Fässer wieder hinauf rollen, und sie auf dem Kar- ren festigen, und der Kärner zum Dank eins der Fässer angebohrt, und sie in einen hölzernen Becher den Wein einlaufen lassen, und aus dem hölzernen Becher in ihre Kehle. Wie gesagt, nachdem das geschehen, sahe der Thurmwärter manches, was er vorher nicht gesehen. Und er fühlte mit einem Male, daß seine Beine von dem langen Treppen- steigen mußten schwer worden sein; denn es ward ihm sauer den großen Krug Wasser aus dem Thurm zu schleppen, um den der Kärner ihn bat. Nicht daß der Kärner nun Wasser trinken wollte, aber

das Weinfaß mußte grad ſoviel Waſſer trinken, als ſie beide Wein getrunken, und dann ſpundete er das Loch mit einem Stück Holz zu, und klopfte es feſt und glatt mit einem Stein, und ſchob den Reifen drüber. „Werdens die in der Stadt nicht ſchmekken?“ meinte der Thurmwart. „Das Lumpenvolk! das Schindvack! hatte der Kärner in den Bart gebrummt. Das verdients gar nicht beſſer. Wie gehn ſie mit unſereins um! Vor Morgen wird nicht gezapft, und wie's ihm morgen ſchmecken wird, das weiß Keiner heute.“

So viel entſann ſich der Thurmwart von dem was er mit dem Kärner geſprochen. Wie er wieder in den Thurm gekrochen, und die Leiter heraufgezogen, davon wußte er am Morgen drauf keine Sterbensſylbe. Ein armer Wärter, der um zwei Pfennige den Tag dient, legt nicht viel zu Wein zurück; und wer auf leeren Magen über den Durſt trinkt, von dem fordern, daß er wachen ſoll, wär pure Unbilligkeit. Was der Thürmer in der Nacht geträumt, ſteht nicht in der Chronik von Granſee, aber als er des Morgens die Augen aufſchlug, da glaubte er zu träumen, und als ihm der Lärm in die Ohren ſchlug, daß der Thurm unter ihm zitterte, wie ein Baum, daran drei Aexte hämmern. Und es war drunten und nächſt herum ſo ſtill, daß

man den Maikäfer schwirren hörte. — Hans Lüddecke vom rothen Haus war ein schlauer Kriegsgesell. Aber in der Nacht hätte er nicht nöthig gehabt seine Leute zu Fuß auf dem Bauch kriechen zu lassen, und die Hufen der Rosse mit Heu umwickeln, und den Geharnischten zwischen die Schienen Lumpen und Werg binden, daß der Stahl nicht klirre. Er hätte mögen mit Mann und Roß unterm Thurm seines Weges ziehen, der Mann oben hätte es nicht gehört.

Das war ein Sonnenaufgang für den Thürmer! die Sturmglocke und die Trommel und das Schwertergerassel und Eisenklirren in der Stadt, und das Gejauchze und Höllengeschrei der Bande und das Zeter der Frauen und Kinder. Unser Herr und Heiland! wir sind allzumal schwache Menschen; er lag auf seiner Zinne und wußte nicht was er beten sollte. Aber bei sich dachte er: „es wäre für dich nicht schlimmer, so die Ritter den Bürgern das Garaus machen: denn der Lüddecke und seine Spießgesellen darum lassen sie dich nicht spießen, daß du vergaßest ins Horn zu stoßen.“ — Böse Gedanken straft der Herr. Sie brachen wieder aus dem Thore, und er sah die Jagd auf dem Felde. Die Räuber vorauf mit dem Vieh, das sie mit den Spießen vor sich trieben, und den vollgepackten

Pferden. Und hinterdrein die Bürger, zuerst wenige, dann Viele, dann Alle. Ihm verging Hören und Sehen. Und nun war alles im Walde; auf dem Feld nur Staub, der sich mit dem Morgennebel mischte; und die Krähen flogen zu Tausenden aus den Büschen und kreisten in der Luft und sangen ihm ein häßlich Lied um die Ohren. Da raffte er sich auf, schüttelte die Weindünste fort und sprach: „Du bist auch nicht der erste, der diesem Land ein Valet sagt.“ Er schnürte sein Bündel, das war nicht groß, stieg die Treppe hinunter, schloß die Pforte auf und schob den Riegel zurück, und stieß die Leiter hinab. Aber was Einer, wenn er's auch viel tausend Mal gethan, in der Angst thut, da hört das Geschick auf. Die Leiter glitt aus, und er war in seinem Thurm gefangen, bei zwölf Fuß mußte er springen. Einen Bündel auf dem Rücken und ein bös Gewissen in der Brust macht keinen Menschen leicht. Er fiel, und als er sich wieder aufrichten wollte, da war der Thürmer nicht mehr allein. Mit Stangen, Hacken und Picken standen die Frauen von Granfee um ihn, mit gar bösen Gesichtern und noch schlimmern Worten. Mit Frauen umgeben muß man lernen. Im einsamen Thurm lernt man's nicht. Aber wie die Weiber mit Männern umgehen, wo mögen sie das gelernt haben!

Sie banden ihn an Händen und Füßen und warfen ihn wieder in den Thurm, daß die Männer, wenn sie zurückkehrten, ihn judicirten.

Das erfuhr jetzt der Schmied Martin aus den Reden der Base Walpurg und der andern Frauen. Er hatte aufmerksam zugehört und ward nicht bös, daß sie ihn höhnten.

„Base Walpurg, sprach er, und Ihr andern! Ihr habt rechtschaffen gehandelt, und ich will nicht sagen, daß ein blindes Huhn auch mal einen Waizenkorn findet. Wenn wir den Thürmer judiciren, dann sollt Ihr ihn zum Galgen führen, denn wie die That so der Lohn. Ihr habt ihn gefangen. Das ist schon recht. Aber — und er warf sich in die Brust — es halen Andere auch ihre Schuldigkeit gethan und mehr, und Ihr dürft die Männer nicht verlästern, einmal weil das Weib Respekt haben muß vor dem Mann, und dann zweitens, weil wir uns geschlagen haben zur Stadt Bestem, und so geschlagen, daß Kind und Kindes Kind davon reden wird. Kommt mit mir, rief er laut, will Euch was zeigen! Wollten Euch überraschen, wenn wir einziehen, aber nein, jetzo habt Ihrs verdient, daß Ihr Alles wißt. Haben was gefangen, was mehr werth ist als aller Euer Kram, mehr werth als der Schuft von Thürmer, der in seinen Sünden er-

ſticke. Kommt mit! Seht Ihr Weiber dort das Vieh. Um das Vieh ſtänden nicht ſo viele mit Lanzen. Wißt, wir fingen den Lüddecke ſelber. Kommt mit, da liegt er, Hans Lüddecke ſchadet denen pon Granſee nicht mehr. Schaut ihn Euch an, und wer ihn fing, das war Martin der Schmied und die Schloſſer und Schreiner!“

Zwölf Meilen in der Runde war er gefürchtet. Wenn die Kinder ſchrieen, ſahen die Mütter aus dem Fenſter und ſagten: der Hans Lüddecke kommt! und die Kinder wurden ſtill. Und nun lag er, an einen Pfahl gebunden, wie ein böſer Bock, daß er nicht ausreißt, und die Kühe und Schaafe graſ'ten um ihn, als wär er nicht mehr denn ein Hirtenbub, der faullenzt. Sein Lederkoller klebte von Blut und Staub und war zerſchligt, denn er hatte ſich gewehrt wie ein Bär, und als ſie ihm Schienen und Panzer abriſſen, mochten ſie auch nicht zum feinſten umgeſprungen ſein. Zwei Mal noch war er aufgeſprungen und ihnen entlaufen; ſie kriegten ihn wieder und warfen ihn und knieten ihm auf den Rücken, wie man nicht mit Edelleuten umgeht. Dann hatten ſie ihm den Strick um die Handgelenke ſo geſchnürt, daß ein Andrer geſchrieen, und ihm ſchwitzte das Blut raus. Und zwei Meilen war er zu Fuß vor ihnen hergetrieben, und doch,

wer dem grimmigen Manne in's Geſicht ſah, fuhr zurück! Er war mehr gedrungen als groß und faſt kahl auf dem Kopf, denn er war nicht mehr jung. Aber aus dem rothen krauſen Barte gähnte ein breiter Mund mit einer Reihe weißer Zähne, die einem Wolfe Ehre gebracht, und zwiſchen den ſtarken Backenknochen ſtierten ein Paar kleine, runde Augen, Das waren Knecht Ruprechts Augen! Er hatte ſtill gelegen, wie voll Tücke, aber als die Weiber kamen, und den Feind ſahen, der ihnen ſo viel Weh angethan, da huben ſie ein Geſchrei und Schimpfen an, daß er wohl antworten mußte, und er gabs ihnen tüchtig wieder.

Das ſchickt ſich aber nicht, daß man einen, den man richten will, ſchilt vorher. Nachmalen, wenn der Stab über ihn gebrochen, iſt noch Zeit dazu. Deshalb ſchickten die Herren, die oben ſaßen herunter, und ließens den Frauen verbieten. Aber als die gehorchten, unwillig zwar, aber ſie wurden doch ſtill, lachte ihnen der Lüddecke ins Geſicht und ſtieß erſt Flüche aus, wie man aber nur Frauen ſchimpfen kann. So mußten ſie's ihm wiedergeben, als ehrbare Frauen. Was ſollten ihre Männer von ihnen denken! Da kams heraus und zu Tage, was Lüddecke ihnen gethan durch zwanzig Jahre und mehr; und er rühmte ſich deß, und wünſchte, er

hätte es ihnen noch beſſer gegeben. Sie aber rühmten ſich auch, was ſie ihm Herzeleid angethan, und was Beiden ein Schmerz ſein ſollte, ward Beiden eine Luſt.

„Hans Lüddecke! ſprach die Walpurg, du haſt uns viel Böſes angethan. Nun iſt's aus mit Dir. Du kannſt uns nun nichts Böſes mehr thun. Mit dir iſt's aus."

Der Raubritter pfiff zwiſchen den Zähnen. „Du pfeifſt auf dem letzten Loch; drum iſt's recht, daß du alle böſe Luft ausbläſeſt. Denn was du bei dir behieltſt, wär nicht gut für dich. Wer zu viel Luft hat, kann wohl ſchwer erſaufen, aber am Galgen quält er ſich länger, und in der Hölle facht's die Flammen deſto mehr an."

Da ſprach Hans Lüddecke wieder: „Haſt du die Weisheit vom Blocksberg mitbracht?"

„Ich vom Blocksberg!"

„Als ich dich letzte Walpurgis auf dem Beſen ſah."

„Mich auf 'nem Beſen!" rief die Baſe.

„Juſt über meiner Burg," ſagte der Tückebold und ſah ſie mit einem Blick an, der als ein Bolzen in's Herz ſchoß der ehrbaren Frau. „Ihrer ſieben oder zehn auf dem Rückweg trottirten durch die Luft. An den Unterröcken erkannt' ichs gleich, die

müssen aus Gransee sein. Schlug ein Kreuz: daß mir nicht eine in den Schlot fahre, oder was fallen lasse! Wahrhaftig, 's war kein schöner Anblick."

„Kannst du's beschwören?" schrie die Walpurg gluthrotb.

„Daß du eine Hexe bist! Auf's Meßbuch will ich's schwören. Und will sieben Eideshelfer dazu stellen."

„Die sieben Raben über deinen Leichnam, du gottvergeßnes Schandmaul!" rief die Base und die Frauen mit ihr. Man weiß nicht, wozu es gekommen wäre, wenn nicht zwei starke Arme die Wittib ergriffen hätten und sie rissen sie zurück.

„Still! Achtung! rief der Kämmerer Jochem Krickeberg. Der Mann ist unter der Stadt Bann, und ist ihrem Spruch und Recht verfallen. Wer Hand an ihn legt, legt an der Stadt Recht seine Hand."

„Er hat gelästert," schrien einige. „Er hat unsre Ehr angegriffen," andere. „Er muß Beweis geben," riefen Alle.

Martin der Schmied wars, der von der andern Seite seine Base feitbielt: „Der Mann kann nicht mehr schelten, zeugen und schwören, Base Walpurg. Eines Todten Mund ist kein Mund. Morgen hängt er."

„Er hat gesagt, er hat mich reiten gesehn Walpurgis auf 'nem Besen durch die Luft, wiederholte das Weib in äußerster Aufregung. Das darf kein Freund und kein Feind sagen. Das ist meine Ehr, meiner Sippschaft Ehr, das ist der Stadt Ehr, die darfs nicht dulden."

„Die Stadt darfs nicht dulden!" schrien die Weiber.

„Er muß es beschwören," riefen Alle.

Ja wer hätte die ehrbaren Frauen beschwichtigt. Kann's ihnen auch Niemand verargen. Was die Männer Vernünftiges vorbrachten, das waren nur Tröpflein Oels in's Feuer gegossen. Indessen hatte man den Gefangenen wieder auf die Beine gebracht, weil er in die Stadt sollte abgeführt werden. Als wie sich Einer zur Ruhe zwingt, wo es zum letzten geht, und es kocht doch in ihm, nahm die Wittib das Wort:

„Ihr Männer hört mich noch mal an. Ihr führt das Regiment; so ist's von Alters, und was von Alters ist, das ist Recht. Aber von Alters ist auch, daß Jedem sein Recht wird. Was ist nun mehr Recht, als daß jeder den guten Leumund behält, der ihm gebührt? So Einer eine Stadt schilt, und sie kann sich nicht selbst helfen, so geht die Stadt vor den Kaiser oder den Markgrafen, und die ge-

ben ihr das Recht und strafen den Uebertreter. Sonst ist's ein schlechter Kaiser und ein schlechter Markgraf. Eines Weibes guter Ruf, das ist ihr Bestes, aber ein Weib kann nicht streiten mit einem Manne. Dafür stehn die Männer. Wofür steht Ihr! Was hat der Hans uns getan, das sei Gott geklagt! Geraubt, geschändet, gemordet und gebrannt. Dem Götze Röbeling, als er dem bei Nacht ins Haus brach, und schleppte das Weib, des Röbeling mit, und eine wendische Magd. Der Haderlumpen, das schlechte Weibsbild, blieb bei der Bande; aber die Frau, die mußt' er, als Ihr ihn am Reinsberg drängtet, und's damals zum Vertrage kam, wieder rausgeben. Und sie ist wieder bei uns, so ehrlich als vorher. Denn Ihr zwangt ihn, daß er schwören mußte, er halte sie für ein ehrlich Weib, und da schworen's die Aeltermänner auch auf's Meßbuch. Und nun ist sie ehrlich wieder als vorher, es kann Jede mit ihr in die Kirch gehn und sie zu Gevatter bitten. — Und ist das keine Schmach, die der Hans mir getan? Bin ich ein wendischer Haderlumpen? Was, frage ich Euch? Bin ich kein ehrlich Bürgerweib, mein Mann saß zwei Mal auf den Bänken. Was! Er soll nicht schwören um mich? Was, Ihr hört's und schweigt, wie die Laken im Schauerfaß, und schlägt ihn nicht nieder das Läster-

maul! Ist Euch Euer Frauen Ehre nichts, dann seid Ihr Heiden und Antichristen; die Stadt verdiente unter zu gehen als Sodom und Gomorrha."

„Weib! sprach der Kämmerer, das ist nicht die Rede."

„Bist du taub worden, Jochem Krickeberg? Hat Hans Lüdecke nicht gesagt, er hat uns gesehn heimreiten von Walpurgis?

„Auf 'm Besen, über meine Burg, ihrer Sieben bis Zehn, eine häslicher als die andre, aus Granser Alle."

„Steinigt ihn, zerreißt ihn!"

„Zerreißt mich nur," rief der Ritter. Das Wundfieber schüttelte ihn und machte ihn so wild. „Dann bleib ich stumm."

„Du sollst sprechen."

„In den Thurm mit ihm," sprach der Kämmerer.

„Da seht Ihrs, Weiber. Eure Männer selbst wollens nicht, daß ich spreche. Mögens nicht erfahren, wer 'ne Hexe zur Frau hat. Oder jeder weiß es schon, und will's nicht, daß es laut wird."

Er schaute sich boshaft im Kreis um.

„Zeige sie! du sollst sie, du mußt sie zeigen!" kreischten die Ergrimmten.

„Kannst du's!" fuhr jetzt Martin auf, und auch

der Kämmerer hielt es nun für Pflicht mitzusprechen: „Wenn du unsere Weiber läſterſt, biſt du Rechenſchaft ſchuldig.“

„Muß ſie mir einzeln anſchauen,“ ſagte der Ritter, und muſterte ſie frech eine um die andere. Was bebten die wackern Frauen vor gerechter Luſt, und die Finger krümmten ſich.

Hans Lüddecke ſchüttelte den Kopf: „Izt ſcheint noch die Sonne, damals blinkerten die Sterne, das Frauenzimmer ſchaut anders bei Nacht als bei Tag. Und wie ſchmücken ſie ſich wenn ſie zum Bankett vor ihren höllischen Liebſten reiten!“

„Damit kommſt du nit durch, Lügenmaul!“

„Wißt Ihr was, gute Leute, ſo Ihrs durchaus wiſſen müßt, heut Nacht wenn ich im Thurm liege, laßt alle Eure Weiber auf Beſen ſteigen, und aufs Dach reiten über mir. Dann krieg ich's raus; izo ſehe ich ſie nur von oben. Da ſcheint das anders.“

Da mußten ſich die Männer mit Wehr und Waffe um ihn drängen, ſonſt wär's zum Aergſten gekommen. Die Weiber hätten die Stadt um ihr Recht gebracht. Als ſie ihn nun abführten, und er bei der Walpurg vorbei kam, rief er ihr zu: „Schauſt du Wittib, Hans Lüddecke hatte noch ein Loch, drauf er pfeift.“

.....

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING.G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04012/028

Zweites Kapitel.

Der große Woldemar.

Auf der Höhe saß auf einem bemooſten Steine ein alter Mann. Sein ſchneeweiß Haar fiel ihm in langen Strähnen über den bagern gelben Nacken, und er hielt vor ſich auf den Knieen den Helm. Man meinte, ſein Scheitel ſei zu ſchwach, daß er noch den Druck der Eiſenhaube aushalte. Aber er hatte mannhaft mitgeſtritten an dem Tage, und die Bürger geführt. Es war Andreas Grote, der Altbürgermeiſter der Stadt. In hohem Anſehen ſtand der Greis, ſo innen als außer den Mauern; er ward auch gerühmt als ein kluger Mann, der die Worte wohl zu ſetzen verſtand, und hatte ſeiner Zeit viel geredet auf den Landtagen zum allgemeinen Wohl. Das war ſchon lange her; jetzt gab es nichts zu reden vom Wohl, nur vom allgemeinen Weh.

Um ihn ſtanden und ſaßen Etliche der fürnehmſten Bürger. Die Gefangenen, Beute und Vieh

trieben sie schon in die Mauern und die Sonne neigte sich und vergüldete die Thürme der Stadt und die Giebel der Schilfdächer. Zumal aber röthete sie Dach und Zinnen des Wartthums, daß er wie eine große Kerze aussah, die über Thal und Wald brannte. Auch blinkte drein die Stahlhaube der Frau, die sie oben zur Wärterin gestellt.

„Löst doch das Weib ab, sprach der Altermann, als sein Blick darauf fiel. Es ist nicht gut, Kurzweil treiben in böser Zeit. Und noch schlimmer ist Spotten. Das ist aber für die Männer ein Spott, so die Frauen für sie Wache stehen."

„Andreas! sagte ein Anderer. Unsere Frauen haben Haar' auf den Zähnen. Ihr hättet das itzo unten mit anhören sollen, wie sie dem Lüddecke zusetzten."

„Das ist nicht gut, fiel der Bürgermeister ein, wenn die Frauen sich überheben. Es ist Alles aufgelöst, Ordnung und Zucht in unsern Marken, aber am schlimmsten wird es in einem Land, wo auch im Haus der Unfried' herrscht, und die Dinge nicht wie Gott sie gesetzt, sondern auf dem Kopfe stehen. Der Mann ist Herr im Haus, darum regiert er in der Stadt. Was der Runkel ist, dafür sei sie; aber sie darf nicht mitsprechen vor Gericht und im Rathaus, noch Wache sitzen vor den Thoren, außer es

sei denn äußerste Noth. — Ihr lächelt; scheint Euch das gering! Das ist unrecht. So man nicht im Geringen auch zum Rechten hält, wie soll das Große im Geleise bleiben?"

Dem alten Mann widersprach Niemand gern. Aber derweil die Andern thaten nach seinem Gebot, und dann langsam heim zogen, blieben ein Zwei und Drei bei ihm. Andreas hatte nicht Weib, nicht Kind, das ihn drinnen empfing am Heerd; er war allein geblieben von seiner ganzen Sippschaft. „Die Stadt und das Land sind ihm Familie, sagten die Bürger, und darum spricht er oft von so hohen Dingen, die Keiner versteht."

„Schau' doch, die Störche sitzen wieder auf ihren Nestern; sprach der Kämmerer. Glaubte schon, als der Lärm und Rauch sie scheuchte, sie würden nicht wiederkehren. Das heißt Glück einer Stadt."

„Sie rüsten nur zum Fortziehen, entgegnete der Greis. Die Störche wissen voraus, wo es zum Ende geht, und da kehren sie nicht wieder."

„Zum Ende! Meister, das war ein glücklicher Tag. Der wird stehen in der Stadt Chroniken bis zum Ende."

„Der Lüddecke hat uns zum Letzten geschadet," sagte ein Anderer.

„Der Lüddecke ist ein Mann, sagte Andreas. Aber

wer eine Wespe todt schlägt, auf den fallen die andern deſto verbiſſener."

„Es hat Keiner ſo viel Anſehen."

„Wenn du die Wespenkönigin triffſt, ſo haſt du den ganzen Schwarm auf dich."

„Laß ſie ankommen," ſprach Martin der Schmied, der nun auch hier ſtand.

„Und kehre jeder vor ſeiner Thür, dann wird's rein," bemerkte der Kämmerer.

Da flammte es in den Augen des alten Bürgermeiſters: „So dachten ehedem die Märkiſchen nicht. Und weil ſie nicht ſo dachten, war das Land ſtark, und Segen darüber."

„Er hat Recht. Es war ehedem beſſer," ſagten Andere.

Der Greis ſtrich mit der magern Hand über die Stirn, und war es, als trockne er eine Thräne im Auge. Dann ſchaute er hinaus auf's öde Feld: „Es war ehedem beſſer! Es waren auch wilde, jachzornige Geſellen, dieſe Ritter; ihre Fauſt von Eiſen lag auch auf dem Schwachen. Sie neideten und haßten uns. Aber der Markgrafen Arm war Stahl. Sie ſchüttelten und faßten ſie und ſchauten ihnen zornig in's Anzeſicht. Da wurden die Herren roth und ſchämten ſich, und die Stimme ihres Fürſten drang in ihr Gewiſſen. Das war ein Adel,

und heute sind's Räuber! Sie hatten ein Herz für's Land und seine Ehre; und wo er ihnen rief, standen sie eine eherne Mauer um ihren Markgrafen."

„Ja, Ihr Jungen, das war ein Markgraf! fuhr der Alte nach einer Weile fort, und schien's, als zünde der Gedanke in ihm Jugendlust an. Groß nicht über die Maßen, aber ein Blick, und wo er hintrat, war's, als senkte sich der Boden, und wen er so anschaute, der schlug die Augen nieder. Er las dir die Gedanken aus der Seele, und wußte, was du denken wolltest. — Uns liebte er. Die Städte waren seine Kinder, die warmen Nester, drin er das Gute und Tüchtige gepflegt sah, und was verkam, vor den Stürmen draußen, fand hinter den warmen Mauern Pflege. War's ja auch um einer Stadt willen, daß der Sturm der Fürsten gegen ihn losbrach."

„Als uns aber gesagt ist, Meister, fiel der Kämmerer ein, war der Markgraf nicht von je an den Städten Freund."

„In seiner Jugend, sagte Einer, lag er mit den andern Fürsten vor dem reichen Rostock, und quälte es aus Herzenslust."

„In seiner Jugend! In meiner Jugend, Ihr Jungen, griff ich diese Kiefer und schüttelte sie, daß die Wurzel stöhnte. Aus purem Uebermuth; und

itzo, wenn das Leben daran hinge, bewegte ich sie nicht. Kein Mensch bleibt derselbe, der er war. Wir wachsen Alle. In ihrer Jugend denken die großen Herren, Land und Leute wären nur, daß sie mit ihnen spielten. Lobet Gott, den Herrn, daß auch die Fürsten wachsen an Erkenntniß. Wenn solch ein Herr jung ist und das Blut sprützt ihm durch die Adern und die Glieder schwellen ihm vor Lust, möchte er das Roß, drauf er reitet, mit den Knieen drücken, daß es stöhnt. Wenn er aber altert, weiß er, was ein gut Roß werth ist. Er war ein stolzer junger Herr. Die Fürsten sind all von adligem Blut. Drum glauben sie Anfangs, sie müssen's halten nur mit dem Adel, und sehen nieder auf den Bürger und Bauersmann, als wäre er ein Gewürm, das ihnen im Weg kraucht, und nicht werth der Sonne, so darauf scheint. Freilich, die Sonne strahlt anders von ihren Harnischen wieder. Aber nachmalen kommt ihnen die Einsicht. So hat's Gott gefügt. Markgraf Woldemar, Gott sei gnädig seiner Seele! er war ein großer Held, ein erhabener Fürst, der größte in diesen Marken, ein Schrecken seiner Feinde; aber uns war er mehr, ein Bürgerfreund."

Der Alte schwieg vor Rührung; auch die Andern schwiegen eine Weile. Ihre Gedanken flogen in die alte Zeit.

Martin, der Schmied, ſprach zuerſt wieder: „Die Ruppiner Marktleute brachten's wieder für gewiß, daß er's iſt. Er zieht durch's Land von Magdeburg her, und große Herren bei ihm. Und wo ſie ihn zuerſt nicht einlaſſen wollen, da reißen ſie nachher die Thore auf, wenn er mit den Verſtändigen und Fürnehmen geſprochen hat."

Der Greis ſchüttelte den Kopf: „Schweigt mir von dem Mährlein."

„Der Erzbiſchof von Magdeburg hat es an alle geiſtliche Herren und Klöſter ſchreiben laſſen."

„Was kann nicht ein Pfaff ſchreiben laſſen," murmelte der alte Bürgermeiſter, und dann ſank er in ernſte Gedanken, derweil die andern dafür und dagegen ſprachen.

Die Einen ſagten, es ſei unmöglich, und er ſei ein falſcher; da meinten die Andern, etliche gute Leute hätten ihn erkannt. Aber der Schmied ſagte: „Wer lebt denn noch, der ihn kannte!"

„Es leben nur wenige. Ich habe ihn gekannt im Leben und im Tode, hub Andreas an. — Dreimal ſah ich ihn, und wer ihn nur einmal ſah, der vergißt's nicht wieder. Das erſte Mal, da war Huldigung in Spandow. Wie lachte ſein Aug', als ſpiegle ſich in dem Apfel die Welt. Das war eine hochmüthige Zeit. So an Ehren voll war die

Herrschaft der Ascanier, als reich an jungem Aufwuchs die Familie. Einträchtiglich und guten Muthes Alle, und hatten nur eine Sorge: daß ihrer zu viel würden! Da beriethen sie sich auf einem Familientag, wie das werden sollte in der Zukunft. Ihnen war bange, daß es den Fräulein an Aussteuer gebreche, und den Junkern an Schlössern, drauf zu sitzen. Merkts: Das war ihre Versündigung. Denn der für die Sperlinge auf dem Dache sorgt, und daß die Lilien auf dem Felde wachsen, der sorgt auch für die Fürsten, daß ihrer nicht zu viel werden. Da brach wie eine böse Seuche das Sterben in das Fürstenhaus. Die Todtenglocken verstummten nicht, die Straßen wurden nicht leer von Leichenzügen. Einige meinten böse Dinge. Das waren nicht die Juden, die die Brunnen vergiftet, das war Gottes Finger, der wollte eitle Sorgen strafen."

„Und wo war's das zweite Mal, daß du ihn sahest?"

Der Alte erholte sich etwas, bis er fortfuhr: „Das war da, als ihn die Fürsten beneideten um seine Macht und Ansehen, und es kam zu dem großen Kriege, darin Brandenburg schier erlag, aber es stand nur herrlicher auf. Darum, daß er den Stralsundern Hülfe zugesagt, denen die Fürsten ihre alten und herrlichen Freiheiten nehmen wollten, und

sein Wort hielt, schworen sie zusammen wider ihn, die Nachbarn fern und nah. Wer zählt sie? Ihrer waren so viel, daß sie mit 'nander nicht hätten stehen können auf märkischer Erde. Aus Dänemark und Meißen, aus Rügen und Polen, die Pommern und Magdeburger und Sachsen. Ach das Schlimmste war, von seinem eigenen Adel standen wider ihn auf. Sprachen: „„Was ist uns ein Fürst werth, dem der Bürger gilt so viel als ein Edelmann! Der uns verräth, den wieder verrathen, ist kein Verrath!““ So sprachen sie. Gott sei Dank, nicht Alle. Und nun kam er nach Granse — "

Da leuchteten die Augen der Zuhörer; denn sie gedachten der großen Zeit, als der Fürst in ihren Mauern war, und sie auftrieb für das Vaterland; und Alle, wie sie da waren, wappneten sich und zogen mit in die heiße Schlacht, die unsern der Stadt geschlagen ward. Es ist keine größere gefochten worden durch viele hundert Jahre in unserm Vaterland.

Der Bürgermeister schaute ins Feld gegen Abend. Die Sonne ging eben hinter einer gelben Wolkenschicht unter, die rothe Streifen einsäumten. Ein unheimlich Licht war's, und es fiel grell und hell auf einen kahlen Fleck in der Heide.

„Dort war's, Ihr Bürger! Dort stießen wir

auf einander als zween Ströme, die sich begegnen. Seht den Zug Raben! Da krochen wir durch den Wald. Es war ein heißer Tag; nicht als wie christliche Heere streiten sollen. — Da, seht Ihr dort? — Nein, Ihr könnt's nicht sehen; die Kiefern wuchsen zu hoch. Dort stürzte der Markgraf, die Weichen seines Rosses waren aufgerissen. — Gräßlich zu schauen, wie das Thier verreckte! Er lag seitwärts in Blut und Eingeweiden. „„Gieb dich!““ schrie ein Ritter in schwarzer Rüstung, der ihn nicht kannte, so war der Herr besprützt und voll Staub, und das Haar fiel ihm in's Gesicht. Der Helm hing ihm im Genick. Und fuhr nieder mit dem Degen; und die Schärfe streifte dem Fürsten Stirn und Backe. Die Narbe nahm er mit in's Grab. Der Ritter holte aus zum Garaus. Da rief ihm der Fürst zu: „Judas! es ist dein Herr und Fürst!“ Da fuhr der Ritter zurück. Der Arm hing ihm gelähmt nieder; er schrie: „Es ist mein Markgraf!“ Als hätte ihn der Blitz getroffen. Man sah ihn nicht wieder in der Schlacht. Weiß auch bis heute Niemand, wer es gewesen, denn Woldemar, der ihn wohl kannte, wollte nachmalen seinen Namen Keinem nennen; aber ein Märkischer war's, von denen, die gegen ihren Herrn standen, Gott verzeih's ihnen!“

„Wie es ward, wißt Ihr Alle, fuhr er fort, und in seinem Auge leuchtete die alte Zeit. Es ward Ehre verdient von den Brandenburgern, Ehre in Ewigkeit. Der Mannsfelder Graf, Gott lohne es ihm, ließ sich für seinen Herrn fangen, das entschied. Da wurde Luft. Herr, du mein Heiland, diese Schlacht! Die Wolken schienen drei Tage durch röthlich über der Wahlstatt; das war der Wiederschein des vielen Blutes; und Vögel kamen, angelockt von der Atzung, zum Fraß, davon man nie im deutschen Lande bis da gesehen. Von denen wurde der Himmel dunkel, so groß waren sie. Wo sie sich niedersetzten, da gingen die Waldungen aus von ihrem Unrath, und die Teiche wurden leer von Fischen, so gefräßig waren sie, und schlugen aus gegen Hunde und Jäger. Aus den Felsen von Norweg kommen diese Thiere, die krumme, grimmige Schnäbel trugen, über's Meer, und der Sturm ist ihr Bette, darin sie Eier legen und brüten, und wo sie hinkommen, da kommt böse Zeit über's Land, sagen die Klugen. Und die ist dann gekommen." —

Da blickten sich die andern an, und meinten, es sei Zeit, nach Hause zu ziehen. Denn wo ein alter Mann in's Reden kommt von der alten Zeit, hört er nicht bald auf. Sie hattens schon oft aus seinem Munde gehört, wie er die Bürger geführt in

der Schlacht bei Gransee, und wie er da nahe dem Markgrafen gestanden.

Der Kämmerer faßte ihn sanft unter'm Arm und hob ihn auf: „Ja, Woldemar ist todt, laßt ihn ruhen, und uns nach Hause gehen."

„Todt! wiederholte Andreas Grote, aber nicht in der Schlacht. Die überlebte er. Hatte sie nicht geschlagen, aber der Schrecken kam über sie. Ihr Bund brach zusammen. Woldemar saß wieder so fest denn je, schlug und fing manchen Feind; nur den Tod konnt' er nicht schlagen. Der faßte ihn auf dem Siechbett, solchen wackern Ritter! Da war es, wo ich ihn zum dritten Male sah. Nachts im Kreuzgange von Chorin, da wo die Pforte nach dem See geht. Die schwarzen Männer trugen den Sarg. Die Glocken haben nie so traurig in die Nacht geläutet. Man meinte, die Sterne am schwarzen Himmel hätten geweint. Und als sie ihn nun hinunter senkten, langsam, und die Orgel ging, und die Mönche das **Miserere** sangen, da — Ich sah ihn da zum letzten Male, setzte der Altermann mit festerer Stimme hinzu. Aber ich sah's, daß sie keinen falschen Todten einsargten; es war Woldemar, der Markgraf von Brandenburg, der letzte Ascanier. Den haben sie begraben, und der da lebt, ist ein falscher. Andreas Grote bürgt Euch dafür, Ihr Männer von Gransee."

.....

Drittes Kapitel.

Die Warte von Gransee.

Zu jener Zeit ging Manches, was heut schnell geht, sehr langsam; aber Etliches, was heut langsam geht, ging dafür sehr schnell. Zum Beispiel das Judiciren. Sie brauchten keine Berge von Akten, um Einen zum Galgen zu erhöhen.

Hans Lüddecke hatte es vollauf verdient um sie. Das wußten sie, und er wußt' es auch. Hätte Hans Lüddecke sie alle von Gransee hängen können, er hätte's mit Vergnügen gethan, auch ohne Zeugen und Beweise; also dachten sie, wir wollen's ihm auch thun, ohne Kram und Umstände; und über Nacht war das Urtel fertig, ein so gut Urtel als eines heut, woran sie neun Wochen schreiben; und Morgen früh sollt' er hängen. Es war kein Federstrich gethan. Als ihm der Schultheiß die Gründe sagen wollte, sprach der Ritter, die schenke er der Stadt als Angebinde.

Auf dem Bund Stroh, das sie auf den steiner-

nen Boden geworfen, schlief er so fest, als wär's seines Großvaters Bett im rothen Haus. Wenn er da hineinstieg, versank Hans jedes Mal, daß man nichts von ihm sah, und man merkt es nur an seinem Schnarchen, daß er da war. Aber er lag selten im rothen Haus. Meist am Wege oder in den Schenken auf der Bank. Da mocht es kaum weicher sein.

Der Wärter mußte ihn am Kragen rütteln, und mit dem Schlüsselbund um's Ohr klingeln, daß er aufwachte. Die Sonne, die schon lustig durch's Gitter flimmerte, hatte es nicht gethan. Auch der Minorit nicht, der mit dem Meßbuch auf dem Stein neben ihm saß. Nun er die Augen aufschlug und die nassen grauen Mauern sah, fuhr er über's Gesicht und drehte sich stöhnend um, als wenn er gern noch schliefe und sprach: „'S ist also doch richtig!"

„'S hat seine Richtigkeit," sagte der Wärter.

Den Augenblick nutzte der Minorit, wo Hans Lüddecke nicht fluchte, neigte sich über ihn und sprach ihm ins Ohr und betete mit ihm.

Der Gefangenwärter hätte doch kaum geglaubt, daß der Ritter die Glatze über sich ließ.

Wie nun der Mönch aufstand und die Arme kreuzte zum Segen über den Ritter, rief ihm der zu: „Nun ist's abgethan, das merk dir. Hier, wo

keiner zuſah, als das Schafsgeſicht, ließ ich's geſchehn, aber draußen komm mir nicht mehr in die Quer."

„Draußen?" ſagte der Minorit, und hob die Hände.

„Draußen will ich nicht flennen. Unſers iſt abgethan."

Hans Lüddecke, wie nun der Minorit hinaus war, ſchüttelte ſich, und mit einem recht herzhaften Fluche ſagte er fort, was noch von Schlaf an ihm hing:

„An's bängen ſoll's gehn, wahrhaftig!"

„Iſt ein ſchlecht Frühſtück, ſag's auch."

„Einen Ritter am Hanf!"

„Wer weiß!" ſprach der Schließer, und ſetzte ſich auf einen Schemel zu ihm. Zwiſchen einem Gefangenen und dem Gefängnißwärter pflegt es oft freundlicher herzugehen, als du denkſt. — Inſonderheit wenn dem Gefangnen das letzte Stündlein nahe iſt, überſchleicht ihn, ich weiß nicht was. Es macht ihm jedwedes Menſchen Angeſicht lieb, wär es auch häßlich und ſchielte, wie der lahme Schließer von Gransee,

„Wer weiß, ſprach der Schließer, die Herren haben ſo judicirt."

„Käsekrämer, einen Edelmann! Es ist keine Gerechtigkeit, himmelschreiender Mord ist's."

„Gestrenger Herr! So ich einmal sterben müßte durch den Strick, das wär' mir dasselbe, ob's eines Kaisers Strick wäre, oder ob ein Schnapphahn ihn drehte."

„Du hast keine Ehr im Leibe."

„Nein. Die hab ich nicht. Dabei kommt auch nichts raus. Weiß der Himmel, wozu sie zu all dem Elend, das uns anhängt, noch das erfinden mußten. Ist das einem Menschen was nutz, daß er Ehr im Leibe hat, wenn er kein Brod vor'm Munde hat? Und was ist das für Ehr, daß ich Schließer bin in Gransee? Das ist ein Nest. Hätte meine Mutter seeliger mich nicht abgehalten, dann wär ich Freiknecht worden zu Köln, und itzt vielleicht Abdecker zum alten Berlin. Und wie lebt der Mann? Wie ein Fürst! Aber sie schlug die Hände über den Kopf, und das Weibsvolk schrie mit: „Junge! der Schinder ist unehrlich!" Was bin ich denn nun? Bin ich ehrlich, weil ich den Bürgern ihr Loch schließe? Vier Pfennig die Woche, trocken Brod und Wasser, und die Ehre; die wird mir wohl gestohlen sein. Ich fühl sie nicht."

Rasch fuhr der Ritter auf, die Fesseln klirrten an seinen Füßen: „Jochem was gilts! — Du sollst

Brod haben und Bier und Feiertags Wein saufen auf Lebenszeit. Meine Brüder werdens dir gedenken, und sollen dich auf Händen tragen. Sollst haben 'nen Scharlachrock, mit Pelz verbrämt, verstehst du!"

„Verstehn thue ich schon, entgegnete der Schließer langsam, und putzte und zählte sein Schlüsselbund. Es geht aber schon nicht. Einmal, Gestrenger, weil, so ich auch keine Ehr im Leibe habe, darf ich's doch nicht, denn ich bin der Stadt geschworen, und dann gehts auch nicht an, weil's heller Tag ist, und drittens mag ich auch nicht, denn der Scharlachrock mag sehr schön sein; aber ich möcht' doch nicht drin stecken. Sie wiesen mein Lebtag mit den Fingern auf mich, und die Buben sprächen: Der hat seine gnädigen Herrn verrathen."

„Vieh! brüllte der vom rothen Haus und warf sich wieder hin. Wer wird Hand an mich legen?"

„Hm, hm!" brummte der Schließer.

„Muß ihn doch zu sehn kriegen, daß ich ihm sage, wie man 'nen Ritter angreift."

„Ich soll's Euch wohl eigentlich noch nicht sagen, Gestrenger, aber mir hat's auch Keiner gesagt; hab's draußen im Lärm so abgehört. Die Herren von Ruppin haben rein geschickt, und daher ist das Wesen auf dem Markte. Sie haben denen von

Gransee, weil sie ihre Lehnsherrn sind, untersagt, daß sie nicht —

„Mich hängen!"

„Um so was kümmern sich die Grafen nicht; sind zufrieden wenn man sie in Ruhe läßt in kleinen Dingen. Nein, es ist was Großes. Die Bürger sollten sich nicht unterstehen und glauben, daß der Pilgersmann, der durchs Land zieht, das wäre, was sie dächten oder nicht dächten. Er wär's vielmehr nicht, das sollten sie denken, und treu bei der alten Herrschaft halten. Na nun ist, wie Ihr denken könnt, großer Aufstand, denn der Havelberger Bischof hat ihnen sagen lassen, der Pilgersmann wäre das, was sie dächten, und wenn er ankäme, sollten sie ihn aufnähmen wie sichs gebührt, er ließe es ihnen sagen, der Bischof. Nun kann sich Einer vorstellen, was das draußen für Lärm hat. Die Einen sagen: er ist es, und die Andern sagen: er ist es nicht; und die Einen sagen, man müsse der Herrschaft gehorchen, die Andern sagen, man müsse Gott gehorchen. Die Einen wollen die Thore verschließen, die andern wollen sie aufsperren; denn er soll im Anzug sein, sagen die Einen und die Andern sagen nein! Es ist zum davon laufen, so viel Wesens um einen todten Mann."

„Um wen?" fragte der Gefangne.

„Der alte Markgraf von Ebedem. Nun Ihr werdet ja auch davon gehört haben."

„Der ist todt."

„So! Ihr seid also für den Tod? Nun mir kann's gleichgültig sein, und Euch auch. Ein todter Mann kann Euch nicht helfen und ein Lebendiger auch nicht mehr. Ihr müßt Euch selber helfen."

„Ja, wenn der lebte!" der Ritter blickte brütend vor sich nieder.

„Zwänge die Granseer auch nicht, daß sie nur einen Pfennig zulegten zur Verköstigung. Das ist ein schlechtes, schäbiges Volk hier, und als gesagt ich will's nicht gesagt haben, aber Ihr müßt Euch selber helfen."

Es lauerte noch etwas im Gesicht des Schließers.

„Ihr habt das Weibsvolk zu sehr aufgebracht. Das brummte und zwickte hinter den Ohren der Rathmänner. Wer weiß, ob Ihr nicht davon gekommen wärt mit einem schweren Lösegeld. Aber Keiner von den Herren hätte eine Nacht schlafen können. Mit Weibern ist nun mal nicht spaßen. Sie verstehn keinen Spaß. Aber als gesagt, es hat sich da was zugetragen, und nun hängt's von Euch ab, ob Ihr bammeln sollt oder ein andrer."

Stier sah ihn der Ritter an. „Ein andrer?"

„Der Thurmwart, der ward auch judicirt. Von

Rechts wegen. Denn er hat sich besaufen lassen, zu Eurem Wohl und der Stadt Schaden. Hätt' er sich besoffen zu Eurem Schaden und der Stadt Wohl, das wär ihm hingangen. Da schluz ihner, weiß nicht was, aber Einige meinen, das Gewissen, nämlich den Herren, um das, daß sie zween zugleich hinzen, um ein Din, und Einige meinten, es wäre genuz gethan, so man Einen um der Stadt Gerechtigkeit willen baumeln lasse, den andern könne man um der Stadt Gnad und Barmherzigkeit willen begnadigen. Aber wen man nun begnadigen sollte, das war die Frage. Hängen! wen man griff, blindlings, man hatte den Rechten. Aber das Begnadigen! Wen denn?"

Der Ritter spie an die Wand: „Mich begnadigen! Diese Lausekrämer!"

„Nu, nu, Herr, 's ist noch nicht so weit. Als ich sagte, so sie Euch begnadigt, sie hätten nie vor ihren Weibsen die Augen wieder aufgeschlagen. Also, so kam man dahin überein, und das hat Allen wohl geschienen, daß man's Gott überließe."

„Gott!"

„Und Euch Beiden. Versteht mich, so, daß wenn Ihr also hinget, so müßtet Ihr denken, daß Ihr nicht für Euch allein hinget, sondern Ihr hinget für Euch und für den Andern. Wenn aber der

Andere loskäme, so käm er nicht um sich allein los, sondern um sich und Euch.“

„Höll und Teufel! was soll's?“

„Den Wartthurm draußen kennt Ihr. Nun seht, um's kurz zu machen, sie wollen Euch beide einsperren —“

„Einsperren!“

„Ja, und dann sollt Ihr's unter einander ausmachen, wer den andern runter kriegt. Denn Einer muß runter fliegen von der Zinne. Der ist judicirt, und wer oben bleibt, verlebt Ihr mich, der ist salvirt, der hat der Stadt Gnade.“

„Schurken, was ist das?“

„Herr Gott, was schwellen Euch die Adern an der Stirn! — Lieber Herr, der Mathis ist ja lahm als ich bin. Ihr braucht nicht bang zu sein. Und im Grunde ich auch nicht, denn wenn Ihr ihn runter schmeißt, das heißt, er schmeißt Euch nicht runter, dann komm ich auf den Thurm. Einen Pfennig mehr auf den Tag, zu Lichtmeß ein Wams und auf Martini drei Gänse, das ist die ganze Bescheerung, aber Erhöhung ist's doch, aus dem Loch auf den Thurm.“

Da er's nun inne ward, was der Stadt Gnade solle, sprang der Ritter als ein wildes Thier in seinen Ketten; er wäre dem Schließer an die Gur-

gel gefahren, wären nicht jetzt die Wachen eingetreten, und Bürger mit Hellebarden, und die Weiber auch. Da nahm sich Hans zusammen, grimmig sah er aus, aber doch als ein Mann; kein Wort sprach er, und schritt wie ein Edelmann einher, da sie ihn abführten. Aber der arme Sünder neben ihm schaute dafür desto jämmerlicher, schrie und beschwor die Bürger, fiel auf's Knie und umklammerte die Muttergottesbilder, daran sie vorbei kamen.

Auf dem Anger unter der Warte schlossen sie einen weiten Kreis um die zwei Verurtheilten, und der Schultheiß trat vor und erklärte ihnen, was der Rath in seiner Weisheit beschlossen: daß die Stadt aus ihrer Gnade, ob sie's gleich Beide verwirkt, Einem von ihnen das Leben schenke, sofern der Eine an dem Andern in der Stadt Namen das Henkeramt vollstrecke. Dergestalt, daß sie Beide sollten eingesperrt werden, sonder Waffen und Wehr in den Wartthurm. Wenn's nun gelinge, daß er den andern von der Zinne der Warte herabstoße, der solle frei sein, als habe Gott für ihn entschieden, und in Gnade von der Stadt entlassen. Aber der andere, der sei der Gerichtete, vor der Stadt und vor Gott, und sofern er nicht durch den Sturz umgekommen, habe der Scharfrichter an ihm sein Werk zu thun.

Einen Augenblick ward es todtenſtill. Darauf heulte und ſchluchzte der Thurmwart, daß es ein Erbarmen war. Um Chriſt Jeſu Willen bat er die geſtrengen, gnädigen Herren, ihn mit Schwert und Strang, mit Beil und Eiſen zu richten, nur nicht in den Thurm ſperren mit dem Lüddecke. Das heiße eine Maus werfen in eines Löwen Käficht. — Sie ſagten ihm, daß, um ihre Kräfte gleich zu machen, ſolle dem Ritter der eine Arm auf den Rücken gebunden werden. Umſonſt; er ſchluchzte und heulte.

„Bindet ihn, hackt ihm die Hand ab, und er iſt doch der Wolf und ich das Lamm. Mit den Knieen hat er 'nen Stier gebändigt, drauf er ſaß, da er die Arme voll hatte. In Eurem Dienſt Ihr gnädigen, geſtrengen, lieben, barmherzigen Herren hab ich viel tauſend Nächte gewacht, und davon bin ich ſchwach, davon kam's, daß ich die eine Nacht ſchlief. Lieben, guten Herren, Gottes Gnade und Barmherzigkeit über Euch, nur nicht mit dem Lüddecke in den Thurm.“

Ja, wenn er zu einem Stein geſprochen, der wäre eher weich worden. Hätten die Herren den Spruch zurückgenommen, da hätte das Volk gemurrt und wer weiß, was draus worden! Denn Kinder und Völker wollen Schauſpiele haben, und wem ein Spielzeug verſprochen, ſchreit, ſo man's

ihm nimmt. Uns von heut dünkt's ein grausam Schauspiel, aber in alten Zeiten kam es wohl vor, daß sie noch grausamer spielten. Sie sperrten den ungetreuen Kämmerer auf den Rathsthurm und schenkten ihm Gnade, wenn er hinabklettere; und was uns durch Mark und Bein schütterte, wenn er am Gesims hing, wo nur die Dohle fußt und der Dachdecker schwindelt, das war ihnen Lust zu schauen.

Einige Kluge aber meinten, die Rathmannen hätten das nicht ohn Absicht so geordnet, damit Aug und Ohr der Bürger abgewandt werde von einer andern Sache. Die Bürger und die kleinen Leute warteten schon längst auf die Dinge, die da kämen, und g'laubten an den Woldemar. Denn wer nichts hat, hofft immer auf das Neue. Er meint, er kann nur gewinnen. Der Rath schwankte noch und viele waren dagegen, zumal der alte Andreas und kämpften mit dem Volke. Der alte Andreas aber wär lieber gestorben, als daß er Unrecht that. Deshalb war es ihnen lieb, daß des Volkes Sinn auf anderes gelenkt würde, bis sie mit sich einig wären.

Der Lüddecke hatte den Jammer des Thurmwarts zugehört, wie Einer einer Fliege zusieht, die sich am Lichte verbrannt hat, und nun schwirrt und summt wie toll. Einen Mann dünkt es ein winzig Unglück; der Fliege gehts an's Leben. Nun aber

rüttelte er sich, und die Augen rollten wie kleine schwarze Kugeln in dem blutrothen Gesicht.

„Ist's Ernst?"

„Es ist ein gut Urtel, das wir über dich gefunden," sprach der Schultheiß.

„Ein Urtel! Ein Schandurtel! schrie er. Wer hieß Euch's suchen, deß Ihr kein Recht habt?"

Der Schultheiß sprach: „Hans Lüddecke, du bist verfehmt vor Kaiser und Reich. Mit Rechte haben wir dich gerichtet. Aber aus Gnaden schenken wir dir, statt des Strickes, ein gut Gottesgericht."

„Ich spuck auf Eure Gnade. Ihr mir Gnade!"

„Du kannst fechten um dein Leben," fuhr der Schultheiß fort.

„Stellt mir 'nen Ebenbürtigen."

„Vor Gott, und um's Leben sind Alle gleich."

Da stürzte ihm der Thürmer zu Füßen und wimmerte: „Um der Mutter Gottes willen, Erbarmen! Ihr seid ein Herr und ich bin ein Knecht. Ihr seid dran Schuld, um Euch duld' ich's. Ihr schicktet zu mir den Kärner. Thut mir nichts zu Leid, allerbarmherzigster Herr!"

Der Ritter stieß ihn mit dem Fuße fort und der Schaum stieg ihm auf den Lippen:

„Den mag ich nicht. Euch will ich erwürgen" —

Und nun stieß er Flüche aus, Verwünschungen,

so entsetzliche, und zieh sie so arger Dinge, daß man's nicht nieder schreiben kann. Fluch und Elend wünscht er über sie, Unfruchtbarkeit über ihre Weiber, Schande über ihre Töchter, Armuth und Pestilenz über die Stadt. Es war entsetzlich zu hören. Drum verboten sie ihm, daß er mehr rede. Er aber brüllte fast und überschrie die Trommel, die sie rühren ließen.

„Ich will reden, reden, wenn's der Tag nicht hört, soll's die Nacht hören. Vor alle Gerichte der Welt lad ich Euch, und so die nicht hören, eins hört mich. Hier, vor Luft und Wind, die sind Zeugen, vor der Erde, die soll auch zeugen, vor dem Wasser, das da aus der Wolke fällt, lad ich Euch vor die freien, unsichtbaren Schöppen, deren Stuhl ist auf der rothen Erde im Land Westphalen, aber ihr Arm greift bis an die Slavengränze, und ihr Hammer pocht Nachts an die Schlösser und Hütten. Daß Ihr sonder Macht und Fug einen Edelmann verstrickt und gerichtet; Deß klag' ich Euch an. Auf der Heide werde Euer Urtel gesprochen, auf dem Kreuzwege sollen die Vehmboten sich begegnen, und es breche über Euch zusammen zehntausendmaltausend das Unwetter der Rache, über Euch, Eure Weiber, Kinder, Sippe, über Kindeskind und Eure Stadt, bis das Gras drauf wächst."

Das hörte man kaum mehr, ob er doch als ein Rasender schrie. Denn die Trommel wirbelte immer lauter, und die Knechte faßten ihn und rangen mit ihm. Da kostete es noch großen Kampf mit dem riesenstarken Mann, bis sie ihn gebunden und hinein gehoben mit sammt dem Thürmer, und man schloß die Pforte, und stellte vier starke Männer Wache. Zween mit Hellebarden, zween mit Armbrüsten. Da war an kein Entrinnen zu denken.

Rathmannen, Volk, Weiber und Kinder erwarteten nun, was da kommen würde. Da gab es viele Meinungen. Einige hielten dafür, es sei doch kein recht Gottesgericht, sintemalen der Ritter stärker sei, auch mit der gebundenen Hand, als der arme Schlucker. Aber ihnen ward gesagt, daß sie dem Hans, da er sich so widersetzt, beide Arme gebunden.

„Der hat ja einen Wolfsrachen, sagte ein Weib, er beißt den Mathis in's Genick."

Ein Weber zischelte und schielte auf die Rathsherren: „Man ließ ihm auch einen Hammer, heimlich; die Herren wissen's nicht."

„Lieber Mann, sagte das Weib, der tritt ihn mit dem Fuß nieder, bis er den Hammer hebt."

Martin, der Schmied, meinte: „Wenn's um den Tod geht, beißt auch ein Hase."

„Aber paß Acht, sagte ein Anderer, der Hans

müßte ja dumm sein, so er nicht eine scharfe Ecke findet, daran er die Stricke losreibt."

Die Andern aber riefen, daß sie still seien; man wollte hören, ob sie aneinander wären. Aber man hörte nichts. Das war ihnen sehr verwunderlich. So viele Hunderte hier auch beisammen standen, und es war über die halbe Stadt draußen, auch nicht Einer war, dem bang das Herz schlug, und er hätte es anders gewünscht. Und auch nicht eine Frau. Da nickten die andern der wackern Walpurg zu und meinten, nun möchte der Hans selber einen Besen sich wünschen, darauf er zum Gest sei bei uns ritte.

„Was Ihr da vorbringt, sprach Andreas Grete zu denen um ihn, daß der Thürmer es minder verdient, dem ist nicht so. So er kein Räuber, ist er doch ein Schalk wider uns. Ein Dieb, der den Pflug stiehlt, den man nicht verschließen kann, ist nach aller Länder Satzungen mehr strafbar, als der ein verschlossen Ding fortnimmt, denn er bricht den Frieden und das Vertrauen. Also auch hat der Mann unser Vertrauen gebrochen, und uns geraubt unsern Frieden, und darum ist er uns mehr Uebertreter noch, als der fremde Mann, der keine Pflichten zu uns hat."

Wie wunderten sich aber Alle, da, es war noch

kein Stündlein um, die beiden oben auf dem Thurm sichtbar wurden. Seitwärts stiegen sie zur Zinne, ganz friedlich; schauten weder blutig aus, noch sehr blaß. Der Ritter ging ledig seiner Bande, kreuzte die Arme und schaute in die Luft, und der Thürmer Mathis stand sonder Furcht neben ihm.

Einige glaubten, es wäre eine List, daß der Ritter den Thürmer beschwatzt, daß er ihn herauf ließe, und nun, da sie oben, werde er ihn packen, und über die Brüstung werfen. Aber der Lüddecke warf sich neben der Zinne nieder und grinste sie eine Weile an. Dann schrie er hinunter, daß sie's hören konnten: „Denkt wohl, weil Ihr Schinder seid, ein Ritter wär' auch zum Abdecker gut. Die Hand soll verkrummen, die Euch was zu lieb thut."

Da ward es still, wie auf 'nem Kirchhof. Sie glaubten's kaum, was sie hörten. Einer sah den Andern an. Da kniete der Thürmer Mathis an der Brüstung nieder, und streckte die Arme in die Höhe: „Barmherzigkeit! Als wie der strenge Ritter mir armen Manne gnädig war, übet auch Ihr Gnade."

Aber der Ritter hielt ihm die Faust hin: „Hund! greine nicht. So du die Schufte um Gnade bittest, ist unser Pakt zerrissen."

Sie haben einen Pakt geschlossen, murmelten die Leute; den Frauen rieselte es über die Haut.

„Es hilft ihm nichts, rief Martin, der Schmied. Will uns überlisten. Wir dauern aus.“

Da fiel grad' ein heftiger Regenschauer nieder, und der Wind trieb die Wolken. Die Frauen hüllten sich in ihre Mäntel und nahmen die Kinder drunter. Hans Lüdecke lachte:

„Ihr werdet noch oft naß werden und trocken wieder, bis Hans Lüdecke sagt: Nun ist's genug. Euch bitten! Eher werden Eure Gerber nicht mehr sinken, und Eure Kinder die Windeln nicht mehr naß machen. Lugt rauf, reißt Eure Kalbsaugen auf und schaut meine Fahne. Die pflanz' ich auf, als Klage wieder Euch, als Ruf, um ein gut Gericht. Ich rufe zu Allen, so männlich, ehelich, gut geboren sind, daß sie einem männlich, ehelich, gut geborenen Manne beistehen wider Euch. Ich ruf's von Morgen bis Abend, zu den Fürsten und Herren, zu den Rittern und guten Leuten. Ich ruf's zu den Winden und Wolken, zu den Sehenden in der Nacht, zu den Wissenden der freien Stühle. Einer wird mich sehen, Einer mich hören, als wahr ich heiße Hans Lüdecke, und die Heiligen im Himmel sitzen, und Gott Vater, Sohn und heiliger Geist! Amen. Ueber Euch komm's!“

Der Ritter hatte zween Tücher, die seine Farbe trugen, an den Knauf der Wetterstange gebunden,

und sie flatterten lustig im Winde. Aber die Bürger sprachen unter sich: „Wer laut schreit, wird heiser, und endlich quält ihn doch der Hunger.“ Darum, als es Mittag ward, schickten sie ihre Frauen und Buben in die Stadt, den Mittagsimbiß zu holen, und als der Regen sich verzogen, lagerten sie umher auf den Steinen, und löffelten und speisten aus Näpfen und Töpfen. Auch zündeten sie Feuer an, und brieten Fleisch am Spieß, als um ihn recht zu ärgern.

Aber da rief er höhnend hinunter: „Denkt Ihr mich auszuhungern! Habt vergessen, die Speiskammer zu leeren. Der Mathis hat sich gut vorgesehen. Er kennt Euch. Das trink ich Euch zu, daß es Euch ergeht, als Ihr's verdient!“

Und er trank aus einem Krug Bieres, den ihm der Wärter gebracht, und wischte sich den Schnauzbart. Drauf schnitten und aßen sie Beide, als es schien, mit großer Lust, an einem Schinken, und bissen von einem langen Laibbrod. Den Knochen warf, als sie fertig waren, Hans Lüdecke den Granseern vor die Füße.

Zählte ihnen dann auf, wie viel Brode und Schinken und Käse sie im Thurm hätten, daß sie's könnten aushalten, und so die Städter Lust spürten, acht Tage sie zu belagern. Er sagte gewiß mehr, als da war.

Die Rathmannen schüttelten die Köpfe: „Der Hans prahlt, sagte der Kämmerer Krickeberg; doch man kann's ihm zutrauen, daß er an sich hält, als lang es geht. Er ist ein großer Fresser und Säufer, wo er's hat. Doch könnt' er Tage lang hungern und frieren, wo er auf der Lauer lag; wie wird er's nicht, wo es das Leben gilt."

Sie wurden nun uneins. Von Vertrag wollte Keiner wissen; und der Ritter wäre auch nun wohl nicht heruntergekommen, um sich hängen zu lassen, ob er doch vorhin erklärt, der Strick sei ihm lieber als ihre Gnade. Einige wollten im Zorn die Thür aufbrechen, und sie vom Thurme stürzen.

„Das giebt nur blutige Köpfe, Ihr lieben Leute," höhnte sie der Ritter, und zeigte ihnen den Hammer, und brach Ziegelsteine von der Zinne, die er zur Kurzweil auf sie schmiß. So sie auch das Thor erbrachen, die enge Treppe wäre Keiner heil heraufgekommen.

Andreas und der Kämmerer hielten die Zornigen zurück:

„Es ist unsre Gnade, daß wir ihm dort Luft gegeben und Freiheit. Ein Wort, das ein Kaiser gab, und ein Wort, das eine Stadt gab, die muß man gleich heilig achten."

Darauf stellten die Rathleute Wachten aus, die

ihn belagerten; sie standen aber so weit ab, daß die Steine, die er warf, sie nicht trafen. Zwölfe standen des Tages, und ein zwanzig des Nachts, und zündeten Feuer drum an, daß sie sich nicht heimlich herunterlassen und entwischen konnten. Auch ketteten sie Hunde an, und verrammelten die Thür noch fester von außen.

Davon sangen sie nachmalen ein Spottlied, die Granseer hatten's aber wahrhaftig nicht verdient:

Was glänzt vom Thurme von Granse
Mit Hellebard und Helm?
Zuerst da war's ein Unterrock,
Nun sind's ein Dieb und Schelm.

Das muß man rühmen allewei,
Die von Granse verstehn's.
Denn solche Wächter auf dem Thurm
Sah man noch nirgend stehn.

Der Wächter, der blus nicht in's Horn,
'S macht ihm nicht Zeitvertreib;
Drum stellten sie in ihrem Zorn
Hinauf ein altes Weib.

Das alte Weib, das war schon gut,
Denn Weiber sind gar schlau,
Und was kein anderer sehen thut,
Ein Weib sieht das genau.

Hans Luddecke! vom rothen Haus
Wie kommt der nun auf's Dach?
Raubritter sperrt man doch bei uns
In's finstere Gemach.

Hans Luddecke, der böse Mann,
Bei ihm der arme Wurm,
Der pflanzet seine Fahne auf
Auf den Granicer Thurm.

Die Thürme sind bei uns zur Wehr,
Der Bürger stellt sich drauf;
Die sind viel klüger in Granice,
Stell'n ihre Feinde 'nauf.

Vom Thurm macht man nach Feinden aus;
Die haben's raus gebracht,
Den Feind, der oben auf unserm Haus,
Viel besser man bewacht.

Sagt mir, wenn das nicht lustig ist,
Ich sperrte ihn hinein,
Mit Speer und Schilden steh' ich vor,
Und kann nun selbst nicht 'rein.

Zur lustigsten Belage ung
Heran mit Maus und Mann!
Da sieht man doch, wozu ein Thurm
Den Bürgern nützen kann.

Das muß man rühmen allerweil,
Die in Granice versehn's.
Denn solche Wächter auf dem Thurm
Sah man noch nirgend stehn.

.....

Viertes Kapitel.

Der Markgraf.

Die Wolken und Winde zogen am Thurme von Granſee vorüber, und ſchüttelten die Fahne, die an der Stange hing, die Raben flatterten um die Zinne und die Störche flogen über die Köpfe der Sünder fort in die Länder, wo es wärmer iſt. Aber nicht die Winde nnd Wolken, und nicht die Raben und Störche brachten Kunde zu ihren Freunden von ihrer Noth. Denn die Granſeer hatten Wächter ausgeſtellt, ſo weit ihre Marken reichten.

Der Ritter und der Thurmwart froren und hungerten, denn der Herbſt war kalt geworden, und ihr Brod ging aus. Wer mehr litt von Beiden, das weiß ich nicht. Der Ritter ſprach wenig und kümmerte ſich nicht um den Andern. Er ſaß mit unterſchränkten Armen und ſtierte vor ſich. Wenn aber ſein Blick den Thürmer traf, ſchnitt es dem kälter durch die Glieder, als der kalte Wind. Er dachte, nun ſpringt er auf, und würgt dich, und

wirft dich über die Zinne, und dann ist er frei. Denn die Stadt hält ihr Wort, so lange der alte Andreas dort gilt.

Jeden Morgen kamen sie herausgezogen aus der Stadt, um von den Wächtern zu hören, was vorgefallen. Und sie verwunderten sich sehr, wenn sie die Beiden so frisch und roth sahen als gestern, und sie sangen lustige Lieder. Dem Mathis war es wahrhaftig nicht um's Herz zum Tanzen und Geigen, aber Hans Lüddecke zwang ihn; und in der Frühe, ehe die Sonne aufging, färbten sie sich die Backen mit rothen Ziegelsteinen, die sie zu Mehl rieben. Das sollte ihnen vor den Bürgern das Aussehen geben, als wären sie recht gesund, und ihnen ginge nichts ab.

Am fünften Tage aber, vier Tage waren sie schon einzesperrt, hörten sie ein jämmerlich Geschrei: „Um Gottes Willen, ich halte es doch nicht mehr aus." Da schlug und riß ihn der Lüddecke zurück, und man hörte, wie er ihn grimm anfuhr, aber die Worte hörte man nicht, denn der Wind ging zu stark.

Während sich aber Alle, jung und alt, Männer und Weiber, gewärtig dessen, was hinter der Zinne vorging, und sie sahen es nicht, heandrängten, merkten sie nicht das drunten in ihrer Nähe; und erst, da die Trompeten ihnen in's Ohr schmetterten, wurden sie

des Zuges von Rittern und Reisigen gewahr, die links aus dem Walde vorschwenkten, viel hunderte. Das waren nicht Wegelagerer noch Raubgesellen; auch zieht so kein einzler Rittersmann noch ein Landeshauptmann durchs Land. Nur Etliche waren in Erz und Eisen, obschon Alle wohl bewehrt und beritten, aber die Mehrzahl trug stattliche Wämser, bunt von allerlei Farbe und feine Mäntel. Einige in Federhüten, andere mit Kappen, und wieder andere in schlichten Tuch- oder Lederwämsern. Auch sah man unter den Berittenen manche Kapuze und die violetten Mäntel, darin Prälaten über Land reiten. In Summa, es war ein Zug, nicht wie Pilger oder Kaufleute reisen, oder Ritter und Grafen sich heimsuchen in Freundschaft oder Feindschaft, sondern wie mächtige Fürsten durchs Land reiten.

„Ihr Männer von Gransee!" rief ein Herold, der voran geritten kam, und hob seinen Stab, daß ihn Alle sahen: „Was ist's, das Euer Aug abzieht, daß Ihr Euren Herrn nicht seht!"

Da rief es von vielen hundert Stimmen zugleich ja es waren ihrer Tausend, aus dem Walde und vom Felde her; „Hoch lebe Markgraf Woldemar! — Heil dem Lande, dessen Fürst wiederkehrt." Da war alles umher wie verwandelt. Keiner hatte mehr Aug und Ohr für den Thurm und die Ge-

fangenen, sondern für den alten Mann, der, in einer Eisenrüstung auf dem Roß und, einen Fürstenmantel um die Schultern, in ihrer Mitte hielt, und mit klugem Aug und ernstem, doch freundlichem Blicke sie musterte. Als wie durch einen Zauberschlag war es aus dem Boden gewachsen, ein wunderbar Schauspiel. Wo der Wind nur über Heidekraut und Wolken und Büsche vorhin strich, war wie ein Gartengefilde voll Tulpen und Lilien eine bunte Flur schöner und stattlicher Herren und hoher Krieger. Dazu bliesen die Trompeter in der Nähe und fernher aus dem Walde antworteten sie. Die Pauker schlugen auf, und jauchzende Stimmen ringsum, und die Hüte und Mützen flogen in die Luft, und wie wirbelnder Lerchengesang stieg der Name Woldemar in's Blaue. Denn, um das wunderbare Schauspiel noch schöner zu machen, theilten sich itzt grade die Wolken, und der Himmel breitete sich wie ein blaues Zelt über ihnen, die Sonne beschien die glänzenden Rüstungen, die bunten Gewänder und die stolzen Männergestalten auf ihren hohen Rossen.

Denen vom Rath, die beisammen standen, war gar seltsam zu Muthe. Denn grad auf sie fiel der forschende Blick des Fremden. Waren sie doch bei sich einig worden, was sie thun wollten. Aber in dem Augenblick hätte Keiner einen Laut vorgebracht,

und sie Alle standen vor ihm in Ehrerbietung, wie Unterthanen vor einem König. Er hatte Boten in die Stadt gesandt; aber die hatten Niemand darin gefunden, und so überraschte er sie hier.

„Willkommen Ihr lieben Bürger von Gransee, hub der Fremde an. Dank Euch, daß Ihr mir so weit vor die Thore entgegen kamt."

Die Rathmannen neigten sich, und hielten die Barette in den Händen, und Einer sah wohl den andern an, aber keiner sprach eine Sylbe.

Da spornte der Kanzler des Magdeburger Erzbischof's sein Roß vor, und runzelte die Stirn: „Habt Ihr die Red verlernt, wie man zu seinem Landesherrn spricht?"

Der Rathmann Eitelberger, er war der jüngste im Rath und etwas dreist. Der trat vor, und sprach für die Andern:

„Haltet zu Gnaden, Ihr Herr, wer Ihr auch seid. Aber über dieses Land Brandenburg ist ein Markgraf schon, den Kaiser und Reich drüber setzten. Der heißt Herr Ludewig von Baiern; ist seit vier und zwanzig Jahren unser rechter Landesherr und sonst keiner. Und wir brauchen keinen mehr. Und die Grafen von Lindau und zu Ruppin sind dieser Stadt Lehnsherren; die haben uns wissen lassen, daß Einer in's Land kommen, der sich Wol-

demar nennt, und vorgiebt der Markgraf zu sein, welcher vor so vielen Jahren zu seinen Vätern ging. Aber das Mährlein sollen wir nicht glauben und wir glaubens auch nicht Herr. Das thun wir Euch in Ehrfurcht zu wissen, sonder Gefährdung Eurer Rechte, wir der Stadt Cransee Rathmannen nach gutem Beschluß."

Unter den Herren und dem Gefolge, die es hörten wurde großer Lärm und böse Gesichter wurden den Rathmannen gemacht. Einige sprachen, man werde ihnen das Maul aufreißen; andere sagten, das fehle noch, daß Bürger und Bauer rathschlagen, wo die Herren entschieden. Und sie ließen ihre Rosse tummeln, daß Aufruhr entstand. Nur der Fremde selber blieb ruhig:

„Ihr Freunde, sprach er zu denen hinter ihm, die Sach', die wir führen, heischet Geduld und nicht Jähzorn. Komm ich doch nicht in das Land, als ein Eroberer, vielmehr als ein Vater zu seinen Kindern. Einen Vater aber, den die Kinder lange nicht sahen, fürchten sie wohl, und es dauert eine Weil bis sie lernen, daß er nur ihr Gutes will. Wie alt bist du?" so sprach er zu dem, der das Wort geführt.

Der Rathmann Eitelberger antwortete und ward etwas roth: „Zu Weihnacht dreißig Jahr."

Da wendete sich der Fremde lächelnd zu den Seinen:

„Seht Ihr's, wie soll der mich kennen, der in den Windeln lag, als sie mich zur Gruft trugen! Es ist ein ander, jünger Geschlecht hier, als das ich verließ. Aber märkisch Blut ist's doch, treues, gutes. Ich lobe, daß sie dem Herrn treu sein wollen, den sie glauben, er ist's."

„Es ist nicht ihr Herr!" riefen da alle von seinem Zuge und schlugen gegen ihre Schilde und klirrten mit Wehr und Waffen, wie man Einen erschrecken will und forttreiben. Und böse Schimpfworte stießen sie aus gegen den Vater Ludwig. Und unter das Volk, dessen immer mehr ward und mit ihnen schrie, ritten Einige und redeten ihnen zu und erzählten, was in Magdeburg und Havelberg geschehen, und Alle jauchzten: „Es lebe Woldemar!" „Woldemar von Anhalt!" „Der große Woldemar!" Nur die Rathmannen standen still.

„Nun bei Gott ist's doch zum Zorn an der Zeit!" rief ein Anhaltischer.

„Will das verfluchte Nest allein widerstehn!" schrie Kurt Alvensleben, der Magdeburger.

Aber der Fremde hob den Stab und winkte ihnen Schweigen. Es war etwas Königliches in seinem Blicke:

„Scheltet mir sie nicht diese guten Leute. Ich kenne meine Rathmannen von Gransee. Sie prüfen langsam, aber halten lange aus. Als Ihr noch Knaben wart dazumal, und ich zog aus wider die Feinde, als zehn Wetterwolken machten sie finster die Luft; da fiel Mancher vom Markgrafen ab, auf den er gebaut wie auf sich selbst, Mancher, der ihm Treue geschworen, brach den Eid. Die ich mit Wohlthaten zuerst genährt, zückten die Schwerter gegen ihren Herrn. Meine Bürger von Gransee standen wie eine Mauer um mich. Das vergeß ich ihnen nimmer. Ich gelobt's damals und heute halt ich's. Viel Städte schickten zu mir; ich komme vor Allen zu Euch."

Die Rathmannen hatten nicht mehr Macht; das Volk jauchzte und jubelte und drängte um den Fremden.

„Wo Fürsten und Herren und Bischöfe untersucht und richtig erfunden, da wollt Ihr noch zweifeln und untersuchen," fuhr sie der Kanzler an.

„Gnädiger Herr, was wollt Ihr?" sprach der von Alvensleben, als der Fremde vom Roß stieg, und kaum daß sie's sahen, stürzten Bürger zu ihm den Steigbügel zu halten; auch zween schon von den Rathmannen hoben den alten Mann herab.

„Meine alten Freunde mir suchen," antwortete

„Mein Weg und Eurer, die gehn wohl auseinander.“

„Mit Nichten, alter Mann, ſprach der Fremde, wir gehen beide auf das Grab zu.“

„Mein Weg iſt grad,“ murmelte der Bürger.

„Dort am Tage der Schlacht führte ein wackrer Mann die Bürger. Er trug ein blau Wams — die linke Backe hatte ein Pfeil geſtreift — das Blut kleidete dich gut, Andreas Grote!“

„Des Tags entſinn ich mich wohl, hoher Herr! Doch Euer entſinn ich mich nicht,“ ſprach der Alte mit Zaudern.

„Ich ward älter um viele zwanzig Jahr, und deine Augen waren um zwanzig Jahr jünger.“

Wie der Bürgermeiſter ihm in's Geſicht ſchaute und die Narbe ſah, die über Stirn und Backe ging, überkam den alten Mann ein Zittern, und wie der Fremde plötzlich die Hand ausſtreckte, und mit einer Stimme rief, die wie aus tiefer Bruſt kam:

„„Hilf dir Gott, mein Herr, ſo alle Tag als heut in deinen Nöthen.““

„Haſt du's vergeſſen, die Worte, die du ſprachſt als du mich aufhobſt unterm Roß und ich lag an deiner Bruſt? Ich habe ſie nicht vergeſſen Andreas, denn du retteteſt mir am Tage von Granſee das Leben.“

Da, wie er das hörte, wankte der alte Mann; er wollte die Hand an die Lippen drücken, aber er brachte sie nicht auf; er senkte sich auf ein Knie, und die Rathmannen alle mit ihm. Durch das Volk ging es: der alte Andreas hat ihn erkannt! und nun war kein Widerstehn mehr. Und hätte Einer mit Engelszungen geredet dawider, sie hätten ihn nicht gehört.

Dem Fremden stand eine Thräne im Auge und er blickte gen Himmel, wo die Sonne jetzt hell strahlte, und aus der Stadt läuteten sie. Es war eine Wehmuth die durch aller Herzen schauerte. Da faltete er die Hände und sprach ein still Gebet, und die Weiber beteten mit ihm, dann aber redete er zu ihnen noch mehreres, was Keiner aufgezeichnet hat, denn die es hörten, konnten es nicht fassen, so schön klang es und doch so fremd ihnen. Und seine Worte dünkten sie, grad als wie die Meereswellen, die beim sanften Abendhauch an die Küste ringeln, von der er ihnen sprach, und sie hätten ihm im Morgenlande die Seufzer zugetragen seiner Unterthanen aus dem Abendlande. Und so schloß er, daß er die Hand hoch aufhob und schwur: „So Ihr an mich glaubet, wahr und wahrhaftig, ich will Euch sein ein wahrhafter Fürst!“

Die Geistlichen riefen Amen! und der Kanzler

ermahnte das Volk, Gott zu danken auf den Knieen, daß er dem Lande wieder einen christlichen Fürsten erweckt.

Einer, der von ungefähr dem zugesehen hätte, wie man etwas sieht, was uns nicht angeht, der hätte wohl zweierlei bemerkt. Einmal, wie immer stiller der alte Andreas wurde, und, auf seinen Stab gestützt, vor sich den Kopf schüttelte. Auf sein Wort glaubten es nun Alle., „Freilich, dachte er bei sich, das waren die Worte, die ich an jenem Tage zu meinem Herren sprach, als er sich aufrichtete; aber die Worte habe ich nachmalen auch wohl Andern wieder gesagt, und ist's ein Betrüger, so kann er sie von Hörensagen wissen. Und solche Narbe trug er freilich desgleichen, und mag so ausgeschaut haben; aber meine Augen sind jetzt schwach und alt." Der Kämmerer flüsterte ihm zu: „Nun ist's zu spät, Andreas, denn auf dein Wort glaubt es itzt ein Jeder. Sei still und die Sache ist gut." — „Schlimm ist sie, meinte der Altermann, so ein rechtlicher Mann mitspielte in einer schlechten Sache."

Das andere aber, das er bemerkt, wäre die Unart gewesen Einiger der Herren, die mit dem Fremden geritten kamen; sie schauten so übermüthig, als wären sie nicht sein Gefolge, sondern seines Gleichen. Insonderheit lachten die magdeburgischen Rit-

ter unter ſich und ſchwatzten, derweil der Fremde zum Volke redete und kehrten ihm gar den Rücken. Ja ſo laut wurden ſie mitunter, daß die von den geiſtlichen Herren ihnen zuwinken mußten, ſie möchten kein Aergerniß geben. Die Magdeburger, wie alle Welt weiß und ſchon geſagt iſt, waren niemals gute Nachbarn den Brandenburgern; dazu war das Magdeburger Land von jeher ein reiches, und reiche Herren däuchten ſich von je an mehr als arme.

Da, wie nun der Fürſt ſich anſchickte im großen Zuge zur Stadt zu ziehen, erhob ſich hinten ein Lärm. Man hörte Stöße wie mit Mauerbrechern und Schläge von Aexten, und Geſchrei, Fluchen und Lachen, wie es zu keinem ſolchen Tage und nimmermehr in Gegenwart eines hohen Fürſten ſich ſchickt. „Sie brechen den Thurm auf!“ ſchrie es im Volke, und ſo war's. Hans Lüddecke hatte, als er ſah, was unten vorfiel, als ein kluger Mann geſchwiegen, um abzuwarten, was da käme. Da er aber unter den Rittern Etliche erkannt, die ihm von Alters Freunde und Kumpane geweſen, hatte er ihnen zugerufen von ſeiner Noth, und daß ſie ihn befreiten; und derweil der Fremde mit dem Volke verhandelte, ſprengten die Ritter, ohne ihren Anführer zu fragen, das Thor, und waren dabei, ihn heraus zu holen. Und die andern Ritter,

auch die ihn nicht kannten und nicht mochten, duldeten es; denn ein Ritter hält immer zum Ritter, wo es gegen die Bürger geht. Zumal aber wo Einem Ihresgleichen Schimpf angethan ist, meinen sie, er treffe sie Alle.

Des Fremden Gesicht verfinsterte sich, als ihm die Rathmannen in Kürze sagten, was vorgehe und was vorangegangen, und die Brauen über den Augen zogen sich zusammen.

„Herr Christ im Himmelreich! sprach itzt der alte Andreas und trat vor. So du der wahrhafte Woldemar bist, zeigs itzo. Der Woldemar ließ sein nicht spotten, von keinem Mann, hoch oder niedrig."

„Nein bei Gott! Er ließ sein nicht spotten," wiederholte der Fremde, und stand den stählernen Arm über den Hals seines Rosses gelehnt, als sinne er etwas nach.

„Hans Lüddecke! nanntet Ihr ihn."

„Ein böser Mann, der uns viel Schaden that."

„Doch wer gab Euch das Recht, den Edelmann zu richten?"

Die Rathmannen neigten sich: „Herr, er ist geächtet seit Jahren und vogelfrei."

„So mag ihn todtschlagen, wer ihn trifft; wer aber gab Euch Recht zu solch grausamen Spiel?"

„Hoher Herr!“ nahm der Schultheiß das Wort. Als wie uns das Recht iſt, einen Mann zu rädern und zu köpfen, vermeinen wir auch des Rechtes zu ſein, ihm Gnade zu ſchenken. Und ſo zween geſündigt, iſt an uns, daß nur Einer die Buße übernimmt und der Andre die Gnade. Desgleichen ſteht geſchrieben: Mit welchem Maaß du miſſeſt, ſoll dir gemeſſen werden. Durch den Hans haben wir unverwindlichen Schaden, aber noch mehr Schreck gehabt, und eben desgleichen durch den Thürmer Mathias. Mehr Schrecken denn Schaden; ſo haben Gott es und die Heiligen gefügt. Um desbald fügten wir mit Rechten auch ſo die Strafe, daß ſie durch Angſt und Schrecken geſtraft würden beide, und Einer büße für Zwei.“

„Mit Rechten habt Ihr gerichtet, ſprach der Fürſt, als dieſer Stadt Obrigkeiten. Nun aber iſt's an mir mit Rechten zu richten als des Landes Obrigkeit.“

Wer hätte nicht vermeint, da ihn ſeine Kumpane losgemacht, daß der Hans Lüddecke die Zeit nutzen würde und entwiſchen; denn in dem Gewirr wäre ihm keiner nachgeſetzt. Aber die Magdeburgiſchen hatten ihm zu trinken gegeben. Der Wein auf nüchternem Magen ſteigt zu Kopf; und wild, als er von Natur war, und da er gute Kumpane

sah, brauste er in seiner ungestümen Art auf. Wenn die Herren vernünftig wären, so hätten sie ihn überredet, daß er davon gehe. Aber sie freute die Weise, und wie er auf die Städter schimpfte. Also, statt die Gelegenheit zu nutzen, lief er als ein wüthiger Stier auf seine Feinde los, und die Ritter ihm nach, die ihre Lust gar nicht verbergen konnten, noch mochten. So geht es in der Welt. Den Magdeburgischen und den andern, war es ernster Ernst, was sie wollten, und mancher hatte viel dran gesetzt zur Rüstung; aber einen Spaß wollten sie sich nicht verschlagen, wie es übermüthiger Leute Art ist, worüber mancher kluge Entwurf schon zu Schanden ging. Denn auch den Klügsten übermannt die Lust und Begier des Augenblicks; und das ist es, wie die Klugen sagen, was das Leben bunt macht und den Wandel bringt in die Geschichte. Ohnedem, wenn Jedermann klug handelte, und nichts thäte, das er nicht vorher erwogen, würde es anders aussehn in der Welt. Ob besser, das weiß ich nicht, denn sie sagen: alles das Große und Schöne, davon uns das Herz pulst, und der Muth schwillt, das sei eben wie das Böse, nicht das Werk der klugen Vorsicht, sondern der Drang des Augenblicks hat es geboren.

Die Ritter wunderte es, wie ihr Führer, auf

sein Roß gelehnt, sie anschaute, als erwarte er sie und den Mann, der in ihrer Mitte lief. Mit hohem Tone sprach er:

„Dank Euch, meine Getreuen, daß Ihr den Mann dort vor seinen obersten Richter führt. Wollte Gott, daß alle meine Märker so eilten als Ihr, den Willen ihres Herrn zu thun, ehe denn er ausgesprochen wird."

„Was soll's denn?" sprach Kurt Alvensleben.

„Diese Bürger bringen ihre Sache wider diesen Mann vor ihren Fürsten und bitten um gut Gericht."

„Gericht!" riefen Einige, und Andere: „Was vor Gericht!" und: „Wozu Gericht?"

„Gericht! schrie Hans. Wer hegt hie noch Gericht!"

„Dein Herr und Markgraf," sprach der Fremde.

„Mein Markgraf! lachte der Raubritter. Der sitzt in Baierland. Kümmerte mich auch mein Lebtag nicht viel um ihn, aber der ist ein junger Mann, und das hier ist ein alter Mann."

Der frechen Rede entsetzten sich Viele. Die geistlichen Herren insonders. Der Kanzler wollte reden, aber Kurt Alvensleben fiel ihm rasch in's Wort:

„Den Baiern aus dem Land jagen, das hat Eil. Gericht halten hat Weil."

„Mit Nichten, Herr Kurt von Alvensleben. So einem Fürſten Unrecht begegnet, und er ſetzt ſeinen Fuß drüber weg, begeht er ſelbſt Unrecht.“

„Da ſtieße Euer Fuß oft an, ſo Ihr um jed Unrecht, das Euch im Land begegnet, anbietet,“ antwortete der Magdeburger.

„Und darum, mein ich, komm ich in mein Land Ihr Herren!“ ſprach der Fremde.

Da überſchrieen ihn aber die Magdeburgiſchen, es ſei auch unerhört, daß Schneider und Schuſter ſich erfrechten, den Bluthann über einen Ritter zu üben. Und Andere: „Einen Edelmann Hungers ſterben laſſen wie einen Leibeignen!“ und noch Andere, das ſei ein Schimpf, der himmelſchreiende Rache fordere und nicht Gericht. Und der dicke Errleben ſprach dem Lüddecke ins Ohr: „Füg dich ihm nicht, Hans, des ſoll er ſich nicht unterſtehn.“

„Ich mich ihm fügen! ſchrie Hans. Barbir du die Katz, wenn du ſie im Sack haſt. Ich bin freien Manns Sohn, und du nicht Woldemar, ein Betrüger biſt du.“

Da ward erſt Schreck und Getümmel arg. Die wollten auf ihn los. Die riſſen ihn zurück. Die Ritter ſtritten unter einander. Man ſah's, wie Kurt Alvensleben auf den Lüddecke loseiferte. Der Kanzler war faſt blaß und ſprach zum einen und

zum andern: „Soll darum das gute Werk verdorben ſein zu Anfang!“ — „Und um den Trunkenbold!“ ſprach ein anderer. Das ſchrie in einander, und keiner wußte aus noch ein. Die Weiber aus der Stadt, die Walpurg an der Spitze, eiferten ihre Männer an. Die ſahen auf den Andreas, und der ſtand ſtill.

Die Herolde boben umſonſt ihre Stäbe. Es wollte Keiner Ruhe und Frieden; das Volk hätte mögen losſchlagen auf den Lüddecke und die ſich ſein annahmen. Denen aber däuchte es mehr Ehre für eines Ritters Rechte Alles dran zu geben.

Nur ein Mann ſtand ruhig als vorhin. Der ſchaute mit großen Augen vor ſich, als durchſchaue er ſie Alle, und berührte es ihn wenig, daß der Lüddecke ihn einen Betrüger genannt. Als nun in den großen Verwirrungen der Kanzler auf ihn zutrat, und ihm leiſe zuſprach, daß er, um Aergerniß zu meiden, von dem Gericht abſtehe, da der Lüddecke ihm nicht Rede ſtehen wolle, antwortete er:

„Er wird mir Rede ſtehen, mein fürſtlich Wort darauf.“

Der Erkleben hatte ſeinen Arm dem Raubritter um die Schulter gelegt, und grinſte ihm zu: „Antwort ihm nur, als dir der Schnabel gewachſen iſt. Der thut nichts.“

„Hans Lüddecke vom rothen Haus aus der Priegnitz, du willst deinen Herrn verleugnen?“ sprach der Fürst ernst, aber er schaute nicht zornig.

„Petrus that's auch, fürchte dich nit, Hans,“ brummte ihm der Erzleben in's Ohr.

„Da sei Gott für, fuhr der Fürst fort, daß ich Einen zwinge zu glauben, was er nicht glaubt. Geh frei von dannen, Hans Lüddecke, und schrei es in die Wälder, ich sei ein Betrüger.“

Alle schauten ihn groß an. Da trat der Fürst einen Schritt vor:

„Aber deß bin ich gewiß: nicht zum zweiten Mal hebst du den Arm gegen den, der dir schon ein Mal dein Leben schenkte.“

Der Raubritter wollte aufblicken, aber er vertrug das Aug des Andern nicht. Er wurde roth.

Der Fremde neigte sich etwas zu ihm und sprach, es hörten's nicht Alle; doch die es hörten, denen ging's durch Mark und Bein:

„Hast du die Wunde vergessen, die deine Hand dort über Gransee mir schlug? Judas, es ist dein Herr und Fürst!“

Die nahe standen, sagen, in dem Augenblick sei die Narbe auf Woldemars Stirne, die man sonst wenig merkte, blutroth worden, als wie ein Himmels Zeichen. Der Raubritter wurde blaß und

roth, der ſtarke Mann zitterte. Dann ſtürzte er nieder, als vom Blitz getroffen, und umfaßte die Füße des Gewaltigen:

„Er iſt mein Herr und Fürſt! rief er. Gnade mir Sünder!“

Da ward es ſtill, daß man die Kiefernadeln fallen hörte. Woldemar hob die Hand gen Himmel:

„Ich bin kein Betrüger Euch!“

Dann wandte er ſich von dem Knieenden ab und als ein König ſchaute er frei umher.

„Der Mann unterwirft ſich meinem Gericht. Und Ihr Männer von Granſee, wollt Ihr desgleichen dem Spruch Eures Markgrafen Euch unterwerfen?“

Alle riefen: „So ſei es, als du ſprichſt.“

„Gott ſei für, ſprach Woldemar, daß mein Fuß auf der Schwelle meiner theuren Heimath in Blut ausgleite. — Dieſer Mann hat Euch geſchädigt, wie Ihr ſagt, durch Angſt mehr denn durch Thaten; alſo hat er ſeinen Lohn weg dadurch, daß er in Todesangſt auf dem Thurme fünf Tage lebte. Ihr ſeid quitt, das iſt mein fürſtlich Gnadenwort. Er ſchwört Euch Urfehde, daß er ſein Lebelang Euch nicht läſtigt und kränkt. Das iſt mein Wille. Und ich bin ſein Bürge.“

Hans Lüdecke ſchlug heftig an ſeine Bruſt. Worte konnte er nicht vorbringen.

Da hob der alte Andreas Grote seine Arme und sein Auge leuchtete: „Gnade mir Gott! Ihr lieben Mitbürger, er ist's! Es ist der Markgraf. So kann nur Woldemar richten!"

Und nun brach ein Jubel aus, wie er noch nicht gewesen. Der alte Bürgermeister stürzte auf die Knie und bat den Fürsten um Vergebung, daß er noch an ihm gezweifelt. Alle, die da waren von Bürgern und Volk fielen desgleichen zu Boden. Das ist nicht Märkische Sitte und auch nicht Deutsche, daß Freie vor einem Fürsten knieen — wo es geschah, da kam es aus der Fremde herüber — aber den Fürsten hatte ihnen Gott geschenkt. Er war gekommen, wie aus einer andern Welt. Da gelobte Mancher, um das Wunder, zu wallfahrten nach Heiligengrab und nach Zehdenick. Wer Böses in sich trug, der gelobte fortan ein christlich Leben zu führen. Und die Weiber schluchzten, und hielten die Kindlein vor sich, daß sie ihn schauen sollten, den Mann des Heils und mit ihren Händlein anrühren sein Gewand. Auch von den Magdeburgern stand Mancher, als habe ihn der Blitz gerührt. Sie schauten vor sich hin und falteten die Hände. Die Prälaten, schauten aber zumal gar zufrieden und da die Glocken in der Stille wieder anhuben, erhob der Kanzler die Hände und stimmte den Gesang

an: **gloriam in excelsis** und die andern ſtimmten ein. Und wer nicht einſtimmte, faltete doch die Hände zum Gebet. So ſetzten ſie den Zug fort in die Stadt.

.....

Fünftes Kapitel.

Das Fürstenwort.

Das waren neue Freudenfeste, die über die Mark aufgingen. Herbst war es schon, und die Blätter wurden gelb und fielen zu Boden, wenn der Wind die Wälder schütteite; aber den Märkern däuchte es Frühling. So warm war die Luft und so lauer goldiger Duft schwebte über den Feldern und Wiesen. Da schwirrten die Käfer, die Vögel sungen wieder in der Luft, und Thier und Menschen war wohlig. Das ist eine Lust in unsern Landen, so Ihr nicht kennt in den Landen gen Mittag. Weil Euch die Sonne immer lacht, und auf die Saaten wirkt und Euer Blut, auch wenn unterweilen Regen niederschauern und Wolken den Himmel verdecken: darum fühlt Ihr's nicht als wir, was Gottes Sonnenschein eine Gabe ist, so das Herz labt und die Seele erquickt. Und das werden wir nie mehr innen als zur Herbstzeit. Dann ist's als ein Geschenk, um uns zu trösten, daß der Frühling nicht beständiger,

der Sommer nicht wärmer war. Als eine Mitgift zum Winter, ehe wir uns in Pelze hüllen und unſre Dächer feſtigen und die Spalten verkleben vor Sturm und Regen, vor Schnee und Eiswind, daß wir uns noch einmal in Gottes Sonnenlicht freuen und den Leib baden in den lauen Lüften, um in die kalte Winterklauſe die Erinnerung und die Hoffnung mitzunehmen.

Den Alten-Weiberſommer nennen ſie's, und klingt's als Spott. Was thun Namen! Ach, die Sonne wiegt ſich ſo ruhig über der Erde, wo auch Ruhe iſt; und Frieden iſt zwiſchen ihnen im blauen Firmamente. Da dampft der See und der Fluß, da ſchwellen leichte Nebelſtreifen über die Wieſen, da ſchütteln die Bäume ihre Aeſte, als wollten ſie einſaugen ſo viel es geht von dem Balſam der Lüfte. Da fliegen die weißen wolligen Streifen in der durchſichtigen Luft und heften ſich bis an den Rock und umſpinnen den Hagebuttenſtrauch am Wege, wie neckiſch ihn zu tröſten, daß er alle ſeine Blätter abgeſchüttelt hat. Und dort hängen ſie ſich an die bemooſten Aeſte und ſchaukeln ſich ſpielend im Winde. Du trocknest wohl, wenn du lange gewandert, die Stirn und wirfſt dich nieder auf den Raſen, der wieder grüner flimmert, vom Thau erfriſcht, von der Sonne gewärmt. Denn auch die Erde ſchlürft

dürftig die unerwartete Spende ein, als wolle sie, wie der fleißige Hamster, Vorrath sammeln für den Winter. Die dunkeln Wolkenschichten stehen in Mitternacht und Abend, aber sie wagen sich nicht heran, und noch einmal drängt der Sonnenstrahl siegend sie zurück. Aber es ist keine Sonne, welche das Blut der Trauben durchglüht und Früchte reift. Nur ein letztes Aufleuchten ist's einer Kraft, die versiegt.

Solch ein Spätsommer war's in der Mark im Jahre des Herrn 1348. Sonnenschein und Freude war überall, denn das eignet sich oft, daß, wo die Menschen froh sind, ist's die Natur auch, und wo sie traurig sind, trauert auch der Himmel. Durch drei Wochen und mehr sah man kein Wölkchen, die Störche, die schon gerüstet zur Reise nach Mittag, weilten wieder, und die Schaaren Vögel, die über See von Mitternacht gekommen, weilten auch im Lande, als sei hier ihr Ziel. Die Wintersaat schoß lustig auf, daß es eine Pracht war für das Auge, wenn der Morgenthau darauf perlte, und die Sträucher und Bäume schlugen aus und die Keime thaten sich auf zu hellen grünen Flammen. Das erfreut das gedrückte Menschenherz, als ein süßer Rausch, und es denkt nicht daran, daß keine Früchte und Blüthen kommen. Eine Nacht ein Sturmwind, und

hin iſt Glanz, Wärme, Luft und Duft. Da fallen die Blätter, die wolligen Fäden ſind verſchwunden wie Elfenſpuk, rauh bläſt es über die Stoppelfelder, die Wälder rauſchen unheimlich, und die erſten Schneeflocken bedecken das keimende Grün.

In dem Lande, wo es ſo ſtill geweſen, ſummten die Lüfte vom Glockenklang, daß die Vögel nicht wußten, was es ſei, und flatterten ängſtlich über den Dächern und um die Kirchthüme. Jubel war in den Städten, Jubel war durch das ganze Land; aber dazumal war er übergroß, wo ein Zug bunt geſchmückter Ritter die Landſtraße zog. Wo er ſich nahte, riſſen ſie an den Glocken; da ſtrömte das Volk viele Meilen aus der Runde herbei, das Wunder zu ſehen, das hochſtrebe Wunder, das Geſchenk Gottes, die Ausſicht und der Troſt der Armen. Da ſtreuten ſie Reiſer auf den Weg und Laubkränze und Blumen. Glückſelig, wer ihn zuerſt ſah, den Mann in ihrer Mitte; und Fürſten und Herren ritten um ihn; glückſelig, wer den Saum ſeines Kleides gefaßt, wer den Steigbügel, darauf ſein Fuß ruhte, mit der Hand berührt; noch glücklicher, wen er freundlich angenickt, und einen Trunk aus ſeiner Hand genommen. Ueberall ſollte er weilen, es ſollte ruhen ſein Haupt unter ihren Dächern, ſie wollten wachen an ſeiner Schwelle, und er ſollte

ihre Klagen hören, ihre Streite schlichten. Und wo er fürder zog, da schlossen sie sich ihm in endlosem Zuge an, ihm das Geleit zu geben; und warfen sich auf die Knie, wo sie endlich scheiden mußten, und streckten die Hände zum Himmel auf, Segen ihm zu erflehen.

So zog Markgraf Woldemar der Alte durch das brandenburgische Land. War's ein großer Triumphzug; aber es waren keine Feinde da, und das Schwert blieb in der Scheiden.

Nur in den festen Schlössern zauderten sie länger. Einige vom Adel waren von Herzen für Ludewig, denn er verstand's, die Herzen zu gewinnen, und sein Hofhalt war glänzend; und wer selbst nicht glänzen kann, daß er dazu nicht das Zeug hat, der liebt's und ist's zufrieden, so Andrer Glanz auf ihn abfällt. Andre liebten ihn nicht; aber sie hatten Lehne von ihm. Und Andre liebten die Freiheit; nämlich, daß sie keinen Herrn hätten, der im Lande war, und konnten thun, was sie Lust hatten.

Sie hatten Schlösser erbaut mit dicken Zwingmauern und Gräben, und hohen Thürmen und tiefen Verließen, deß sie keinen Auftrag hatten und kein Recht; denn das geht vom Landesherrn allein aus, und wenn er's nicht will, so darf Keiner eine Burg sich bauen, so die andern schädigt und zur

Raubhöhle wird. Aber sie hatten's gethan, und solcher Schlösser waren wie Pilze im Walde aufgeschossen. Und Markgraf Ludewig hatte ein Auge zugedrückt; denn was kümmerten ihn die Burgen, so die Märker ihm den Schoß zahlten. Was sollte daraus werden, so der neue Herr, der, auf altes Recht gestützt, in's Land kam, sie nicht leiden mochte. Und er hatte aller Orten verkündet, er wolle die Schlösser brechen lassen, so den Frieden und die Sicherheit schädigten. Darum waren viele von den Ritterbürtigen unschlüssig. Einige ritten ihm wohl entgegen; Andere aber ritten fort, wo er des Weges kam, und so mußten sie an manche Schlösser pochen um Einlaß. Aber offenen Widerstand fanden sie nirgend. Wie hätte ein Einzelner das gewagt, wo die Völker um ihn wuchsen, als ein Strom, dem auf jeder Meile Bäche und Flüsse zuströmen; und Herzog Rudolf von Sachsen und der Fürst von Anhalt und der Erzbischof von Magdeburg ritten neben dem alten Woldemar, und als ein Schutzgeist über seinen Fahnen schwebte des Kaisers Name, der, so ward laut verkündet, selber kommen wolle in's Land, um zu richten und zu entscheiden.

Dazu hatten die Magdeburger die Gränzen besetzt, bis zum festen Havelschlosse Plauen. Item in die Altmark waren sie eingerückt. In die Ukermark

wälzten Pommerschaaren über Pommerschaaren, und über die Marken der Priegnitz strömten mit wildem Geschrei die Mecklenburgischen Herren und fanden der Freunde viele. Und im Lande selber allerwärts aus den Heiden und Brüchen kamen Gewappnete hervor, unter gar seltsamen Hauptleuten, die schauten wild genug aus, und man sah es ihnen an, sie hatten erst gestern die Farben von Anhalt umgethan, und ihre Bannerstangen waren von frischem Holze im Walde geschnitzt. Die brüllten als wilde Thiere: „Es lebe Woldemar!“ und schlugen mit Keulen an die Thore, daß man sie öffne, und das Baiernzeichen abthue. Das waren die freien Banden, die Niemandem gehorchen; und itzt, Keiner wußte wie, hatten sie einen Herrn und wollten gute Leute sein. Aber die Städte mit festen Mauern ließen sie doch nicht ein. Denn wer so schnell einen Herrn findet, der läuft wohl eben so schnell von ihm fort. Und es mag Einer dem besten Manne dienen, so ist er selbst noch nicht ein guter Mann.

Aber so nur zwei oder drei große Städte treu am Baiern gehalten, so nur Prenzlow, Brandenburg und Berlin, was an ihnen, der neuen Sache widerstanden hätten! Wer weiß, ob des Kaisers Name selbst stark genug wesen. Denn eines Volkes Treue ist ein Fels, daran Argliſt und welt-

liche Klugheit abprallen als Sturm und Regen. So lang der Fels unter ihm feſt iſt, hat kein Fürſt zu verzagen. Und ſo der Fels wankt, Fremde thun's nicht, er iſt ſelber dran ſchuld. Den Fels aber kann jeder ſich ſelber bauen, auch im flachen Lande, auch auf Sand. Er baut ihn mit den Herzen ſeiner Bürger, und er ſteht aufrecht und leuchtet weit ins Land aus den Städten her, wo Handel und Gewerbe, wo Kunſtfleiß und Wiſſenſchaft ſich finden, und die Hände reichen und im einträchtigen Bunde verſchiedener Kräfte fortarbeiten auf ein Ziel, das heißt: vorwärts. Die Städte ſind heut, und ſie waren's vor Alters, mehr als du meinſt, die Grundfeſten des Landes, ſo klein der Raum iſt, der das Weichbild einfaßt, da wohnt der Geiſt drin, der fortbildet. Da ſchauen ſie ſich an, und verſtehen ſich, da öffnen ſie den Mund, und Einer vertraut dem Andern, was er weiß, was fördert und hilft. Nicht, daß die auf dem Lande nicht auch gut wären, und Gutes dächten und wollten, aber ſie ſind vereinzelt und wohnen weit von einander, und die Kunde von dem, was Noth thut und an der Zeit iſt, kommt ſparſam zu ihnen und ſpät erſt. Die Treue iſt wohl allerwärts zu Haus, wo der Menſch rein iſt und das Herz gut; aber in den Städten da fühlen ſie's und wiſſen's zugleich, warum ſie treu

ſein müſſen. Denn Treue iſt das Band, das jedwedes Gemeinweſen zuſammen hält, und Treue gegen Land und Fürſt iſt auch Treue gegen ſich ſelber. Ohne die Erkenntniß iſt die Treue nur als die des Hundes gegen ſeinen Herrn. Der Herr prügelt ihn und giebt ihm zu eſſen; darum ſchmiegt er ſich an ihn und kriecht und wedelt zu ſeinen Füßen. Das iſt wohl hübſch für ein Thier, das nicht aufrecht ſtehen kann; aber die Treue eines deutſchen Bürgers iſt eine andere.

Darum, hätte Markgraf Ludewig die Städte für ſich gehabt, ſeine Sache wäre nicht verloren geweſen, wie man die Hand umdreht. Der Herzog von Sachſen, der neben dem Pilger einherritt in fürſtlicher Pracht, hätte ſprechen können, ſo viel er wollte: „Ihr Brandenburger, ich bringe Euch Euren rechtmäßigen Herrn!“ ſie hätten ſich beſonnen. Und eben ſo wenig hätten's die Reden der Pfaffen oder die Soldaten der Fürſten gethan; denn fremde Soldaten liebt kein Volk in ſeinem Land, und der Märker hilft ſich lieber ſelber, als daß er's Fremden verdankt, auch wenn's das Beſte wäre.

Brandenburg hatte ſeine Thore aufgethan, ſo die Altſtadt als die Neuſtadt, und ſie kamen ihm entgegen auf dem Marienberg, wo er mit den Fürſten und Rittern hielt, und die ſchöne Stadt mit ihren

vielen Thürmen und Kirchen und prächtigen Giebeln zu seinen Füßen überschaute, und die fruchtbaren Felder darum und Wiesen und Seen. Da klungen mit einem Male alle Glocken, und nun strömte es aus den Thoren, und stürzte und kletterte den Berg hinan. Das war das Zeichen, daß Bischof Dietrich und seine Domherren den Landeshauptmann, den der Baier über die Marken gesetzt, überredet, daß er der Gewalt nachgebe. Friedrich von Lochen war kein Mann, der nachgab, wo er widerstehen konnte, aber was wollte er mit den wenigen Baiern machen; denn die Rathmannen hatten erklärt, so er nicht weiche, ließen sie Sturmglocken läuten; und kein Baier wäre aus der Stadt gekommen. Darum, da er hinaus war, läuteten sie, und der Bischof selber zog dem Pilger entgegen, hinter ihm alle seine Domherren. Das war ein feierlich Schauspiel, als er droben in lateinischer Rede den Pilger ansprach, als den Gott gesandt, und ihm das Wohl des Landes und der Kirche an das Herz legte. Ob Waldemar das verstand, weiß Keiner, aber er schaute bewegt, und hub die Hand und schwur zu all den heiligen, christlichen Märtyrern, die geblutet um ihren Glauben auf diesem Berge, wo vor Alters ein arger Götzentempel stand, daß er ein guter und gerechter Fürst sein wolle, und nur um Gott allein und sein

Wort die Bürde der Herrschaft übernehme. Darauf las der Bischof eine Messe in Unsrer lieben Frauen Kirche auf dem Berge, welche der älteste christliche Tempel war in diesen Marken mit Rundbögen und vielen Kuppeln als sie in Byzanz bauen; und ist schade, daß er nicht mehr steht. Ist sogar kein Stein mehr davon zu sehen. Und in allen Marken ist doch kein schönerer Fleck zu einem Gotteshaus als der Marienberg, der vordem der Harlunger Berg hieß; von dem herab man weit hinschaut über das ganze Havelland mit dem breiten Strome, der sich krümmt und windet; und aller Orten aus dem tiefen Grün blinkt dir sein Silberspiegel entgegen, weiße Segel schwellen darauf und Kirchthürme und Warten gucken aus den Wäldern vor. Und dazumal war der Silberschein von den vielen Wasserspiegeln noch größer, denn es sind erst zwei hundert Jahre her, daß der große Kurfürst hier Kanäle grub und die Seen ließ trocken legen, und die feuchte Niederung heißt heute noch der große Luch. Aber hundert Jahr und wenige mehr sind es erst, seit sie die Kirche auf dem Berge abbrachen, der Steine wegen, damit sie anderes bauten. Wer oben steht auf dem Berge und niederschaut auf die alte Stadt Brandenburg, so ehrwürdig liegt sie da mit ihren gezackten Zinnenthürmen,

den Mauerwerken, den übergekragten Thürmlein und den spitzen Giebeln, der glaubt's nicht, daß Einer es über's Herz brachte und nahm fort um ein paar Mauersteine der Stadt und dem Lande ihre Ehr und Zier.

Darauf, nach der Messe zogen sie hinunter in die Stadt. Zum Rathhaus hat Bischof Dietrich den Pilger geführt, und da hat Herzog Rudolf zu den Rathmannen gesprochen, daß es sein lieber Vetter sei, und er ihn einsetze in sein alt Recht, und so als Brandenburg, die älteste und Hauptstadt der Marken ihm huldige, würden auch die andern Städte es thun, und treu halten am Hause Anhalt, als ihnen zieme. Wars aber bei der Gelegenheit, daß der alte Sachsenherzog fast mehr sprach, als er sollte. Denn alter Unmuth überkam ihn im Eifern, und was vor fünf und zwanzig Jahren geschehen, das brachte er von neuem auf. Vergessenes soll Niemand aufrühren, es macht übel Blut; zumal wenn Einer Neues anfängt, davon er sich viel verspricht. Er schalt die Märker, daß sie nicht dazumal fester an ihm gehalten, als er selbst in's Land kommen, um ihre Huldigung zu empfangen. So sie dazumal ihr Alles daran gesetzt, hätte der Baierkaiser nicht Macht gehabt, und die Herrschaft wäre beim Hause Anhalt blieben.

Da lächelten wohl die ältern Rathmannen. Denn als Herzog Rudolf zu jener Zeit im Lande war, wie er fürgab, um als Vormund für des großen Woldemar Neffen zu sorgen; aber da Heinrich ein schwächlich Kind war, (er starb schon ein Jahr nach Woldemars Tode) sorgte er nur für sich und ließ sich allerwegen huldigen. Und seine Herrschaft war nicht fein. Er besserte auch nichts. Ja, des großen Woldemar Witib, Frau Agnes, konnte den störrigen Vormund zum wenigsten ertragen; dergestalt, daß sie die Trauer ablegte, ehe noch die Trauer-Schuh zerrissen waren, und über Hals und Kopf den Herzog von Braunschweig heirathete, daß sie nur loskam von der Vormundschaft des Sachsenherzogs. Das gab arg Gerede, und nicht minder, daß sie dem Braunschweiger als Mitgift die ganze Altmark mitbrachte und sie von Brandenburg trennte. Deß hatte sie gewiß kein Recht, aber so schlimm waren die Zeiten, man mußte es dulden. Und Herzog Rudolf hatte es verschuldet. Er war zu ungestüm und ungefüge und nicht der Mann, um zusammen zu halten, was auseinander ging.

Darum, als er sie schalt um die alten Dinge, gleich wie ein Bär, der immer brummen muß, aber damit setzt er nichts durch, und es wiederholte, daß sie dazumal unrecht gethan, und wo sie anders ge-

than, hätten sie itzt nicht die neue Schererei, antwortete ihm der Bürgermeister:

„Euer fürstliche Gnaden, aber so hätten wir auch itzt nicht die Lust, daß unser rechtmäßiger Markgraf uns heimkehrt, und wären Euch nicht von Herzen, als wir thun, zu schuldigem Dank verpflichtet. Auch was wäre itzt? Von dem Ludewig abfallen, der ein schlechter Herr ist, wird uns leicht, aber so wir von Euch abfallen müßten, das würde uns schwer und Euch auch. Darum, meine ich, ist's so zum besten als es ist."

Der Sachsenherzog ward blutroth und sprudelte vor Zorn. Zum Glück fiel der Bischof Dietrich ein, und sprach zum Guten, denn man weiß nicht, was Herzog Rudolf alles gesprochen hätte, so wild war er, und kehrte seinem Vetter, dem Pilger, den Rücken, als wär er nicht da.

Da erhob sich der Pilger: „Ihr meint recht, lieber Meister, es ist zum besten, als es ist. Denn das Große, was hier geschieht durch den Herrn, und ich bin sein schwach Werkzeug, das geschiehet nicht um Einen oder Zweie oder Drei, sondern um Alle. Daß Ihr Recht habt auf einen gerechten Herren, als es meine Väter und Vorväter waren, Säulen und Pfeiler der Ehre, Heerschilde männlicher Tugend, daran das Volk sich halten kann in

seinen Nöthen, und zu ihm aufblicken in seiner Trübsal und seinem Zweifel. Wo das ein Fürst nicht ist, da ist er kein Fürst. Und wo das ein Volk nicht hat an seinem Fürsten, da hat es keinen Fürsten. Darum, Ihr Lieben, komme ich zu Euch. Und soll das Recht erben in guter Art, als es vor mir war, so nach mir. Und das eben wollte Euch sagen mein lieber Vetter von Sachsen, und es ist nicht gut, daß Ihr um Worte hadert. Er ist ein alter Mann, fast als ich bin, und meint Ihr, daß er um sich kommt? Sein Fürstenstuhl, der ihn erwartet, ist tief und kühl als meiner. Wer so zween Schritte vom Grabe steht, denkt nicht an irdischen Glanz, er denkt an das Heil seiner Seele, und daß er wirke und thue hinnieden, was ihm ein leicht Gewissen gebe, vor dem Richter, vor dem die Könige Bettler sind."

Nun wandt' er sich mit gar holdseliger Miene zu den Beiden: „Sprech ich's aus, Vetter Rudolf und Vetter Albrecht, was Ihr sinnt und denkt? Ihr wollt treue Fürsten sein diesem Lande und gute Väter diesem guten Volke. Ja Eure Stirnen glänzen, Eure Blicke sprechen es. Ihr wollt gut Regiment führen, gleiches Recht geben, was dem Geringen ist und dem Hohen, die Freiheiten schützen, und nicht verletzen, was das Volk fühlt und glaubt.

Ihr wollt mild sein gegen die Dürftigen und stolz gegen die Uebermüthigen. Zucht und Ehrfurcht wollt Ihr einführen, die Straßen erhöhen und die Schlösser niederlegen, die Städte schirmen bei ihren Rechten, daß Handel und Wandel wieder das Land durchzieht, die Gewaltigen demüthigen und Euch doch freuen, wo stolze Männer Euch frei in's Gesicht schauen, und wollt nicht zürnen, wo sie ein frei Wort sprechen. Denn das ist des Adels Recht und seine schöne Pflicht, daß er mit gradem Rücken vor den Thron tritt, ein Fürsprecher des Volkes, nicht ein Unterdrücker. Ihr wollt stark sein als die Eiche und weich wie das Rohr; stark wider die Feinde, die mein Volk schädigen, und linde gegen seine Bitten und Seufzer. Ihr wollt es nicht theilen und zerreißen, sondern die theure Erbschaft zusammen halten, daß mein Brandenburg wieder groß und mächtig sei, und sich fühle unter den deutschen Völkern, und stolz sein könne auf sich und seine Fürsten. Ihr wollt regieren als gute Verwalter, die der Herr eingesetzt; der Kirche geben, was ihr gebührt, dem Adel, dem Bürger, den Bauern, Allen, Allen wollt Ihr geben. Nicht Herren wollt Ihr sein, um zu nehmen, zu verpfänden und zu verschleudern, als wie der Baier that, der war darum kein Herr, Ihr wollt gut wirthschaften und

ſparen Eures Volkes Kräfte, und nicht denken allein an das, was iſt, vielmehr an was kommt, und daß jeder arbeiten muß für ſeine Kinder und deren Kinder. Auch die Rechte der Herrſchaft wollt Ihr wahren, gegen Bitten und Trotz; denn ein kräftig Regiment iſt nicht um des Fürſten Willen, es iſt um das Volk ſelber, und ein heilig Gut, das der Herr ihm anvertraute, und er fordert's wieder von ihm, wenn er ſtirbt. So iſt's, Ihr lieben Vettern, das habt Ihr itzt mit mir ausgeſprochen im Stillen, das ſchwört Ihr vor dieſen lieben Zeugen, die hören's und ſehen's, die Alt- und Neu-Brandenburger, für ganz Brandenburg, deſſen Vertreter ſie ſind. Reicht mir Eure Hände. Ein Fürſtenhandſchlag iſt ein Schwur vor Gott."

Sie gaben ihre Hände, und er ſchlug ein, kräftig, und hielt beide Hände eine Weile und ſchüttelte ſie, und wie er da um ſich blickte, das Auge vergaß Keiner, ſo froh und warm ſtrahlte es, und ob er gleich nicht groß von Geſtalt war, er dünkte Allen größer als die beiden Fürſten neben ihm. Denn deren Augen ſtrahlten nicht ſo froh und warm. Der Eine blickte zu Boden, das war der Sachſe, und ſah man's ihm an, es kam ihm ungelegen. Er wollte andres mit den Rathmannen verhandeln von wegen der Orbede und der Zölle, die der Baier

verſetzt, und er wollte die Verpfändung nicht anerkennen. Was der Pilger ſprach, dünkte ihm von Ueberfluß.

Albrecht von Deſſau ſchaute nicht zu Boden, aber er ſah verwundert dem Sprecher ins Antlitz, und wunderte ſich immer mehr, je weiter er ſprach. Denn ſeine Stimme, die anfangs rauh klang, wurde immer heller und lauter, und itzt ſah er eine Thräne in dem Auge. Da überkam's ihn, er ſchüttelte die Hand des Pilgers mit ſeinen beiden, und dann ſtürzte er ihm an die Bruſt: „Ich ſchwör's, was an mir iſt, ſprach er, du biſt ein Fürſt, und ich will's ſein, was Gott mir Kraft giebt.“

Da war große Freude und alle waren gerührten Herzens, und Woldemar hob die Arme gen Himmel:

„So ſieh du, Herr meines Lebens nieder auf dieſen Handſchlag edler Fürſten, und hör ihren Schwur, und laß ihn von deinen Engeln ſchreiben auf goldene Tafeln. Dann rufe mich, wenn du willſt, und ich folge dir willig in dein ewiges Reich des Friedens!“

Herzog Rudolf war ſehr unwirſch den Tag, und bei dem Feiermahl auf dem Rathhaus trank er den Wein herunter, und ſchmeckte ihn nicht. Ihm geſchah nichts recht, und die Ehren, die man dem

Markgrafen erwies, als in Trinken und Reden, ſchiens, als ob ſie ihn eine wie die andere verdroſſen, denn er meinte, was dem geſchah, das gehe ihm ab.

Nachmalen, als ſie in ihre Logamente gingen, ſo der Rath ihnen zugerichtet, ſprach er zum Deſſauer: „Weiß der Himmel, was der Kerl reden kann vor Andern; und iſt er mit uns, zückt er und rückt er, als werd ihm jedes Wort ſauer; das Ding muß bald anders werden.“

.....

Sechſtes Kapitel.

Der Einzug.

Da kamen Rathleute von Berlin und Köln; die beiden Städte waren ſeit ein und vierzig Jahren durch Vertrag eine Stadt worden, und ihr Rath ſaß zuſammen im Hauſe auf der langen Brücke, und ſie hatten dieſelben Bürgermeiſter und daſſelbe Regiment. Die Rathmänner kamen als Abgeſandte, daß ſie den alten Markgrafen aufforderten, er ſolle eilends nach der Spree kommen, um die Huldigung der Bürgerſchaft zu empfangen.

Die Fürſten waren nicht einig darüber. Sie meinten, es thue keine Noth, nach Berlin kommen. Da Brandenburg gehuldigt, ſei es genug. „Mit Brandenburg haben wir das Land gewonnen, ſprach der Erzbiſchof von Magdeburg; aber wir wiſſen nicht, was wir in den andern Städten verlieren mögen. So auch nur eine ſich widerſetzig zeigt, um die wir uns mühen, ſo geht der Schein, den wir gewonnen, verloren. Und iſt der Schein fort, daß

wir Herren ſind des Landes, ſo ſind wir nicht mehr Herren.“ Er wußte durch ſeine Späher, daß nicht alle Städte wie Brandenburg dachten. Darum hatte er verhindert, daß ſie nicht über Spandow zogen. Auch wußte er nur zu gut, wie es um Frankfurt ſtand, und zwiſchen Frankfurt und Berlin war viel Verkehr und viele große Familien waren in beiden mächtig. Ueberdem mochte er nicht zu weit ab von ſeinem Stifte, und war zufrieden damit, was er ſchon gewonnen. Es hatte ihm nämlich Woldemar, ehe er aus Magdeburg ausrückte, drei Ortſchaften verſchreiben müſſen, Jerichow, Sandow und Plauen, als Erſatz für die Kriegskoſten. Als ein kluger Mann meinte er: wer mit kleinem Gewinn nicht zufrieden, verliert oft noch dazu, was er hat.

Rudolf von Sachſen meinte desgleichen, man ſolle bleiben, wo man wäre; denn Alter und Dickleibigkeit hatten ihn ſchwerfällig gemacht. Er rührte ſich nicht gern. Ein Hauptmann, den man hinſende in die Spreeſtädte, thäte es eben ſo gut. Die aufſäſſigen Bürger dort, mit ihrem loſen Maul, verdienten nicht, daß edle Fürſten ihnen zu Hofe ritten. Er erinnerte ſich, daß ſie vor fünf und zwanzig Jahren, als er im Lande waltete, manch bitter und neckiſch Wort in Berlin ihm hinterm Rücken geſprochen.

Gutes vergißt ſich und auch Böſes, aber den Spott vergißt man nicht leicht.

„Ich ſtimme Euer Liebden bei, ſagte der von Anhalt. Im alten Berlin ſind ſie gar wetterwendiſch. Wer weiß, ob der Schluß heute, daß ſie uns rufen, morgen ihr Schluß bleibt; und da wir ankommen, haben ſie ſich inzwiſchen anders beſonnen. Als Euch bekannt, ſind noch nicht zwei Jahre um, daß ſie vom Interdicte losgeſprochen werden, wegen des Bernower Abtes. Das hat ihnen entſetzlich viel Geld gekoſtet, und die Bürgerſchaft iſt darum ſchwierig auf den Rath, und ſo der Rath uns die Thore öffnet, wißt Ihr, ob die Bürger ſie nicht wieder zuwerfen? Derohalb iſt meines Dafürhaltens, es iſt nicht rathſam für unſern Vetter, in eine Stadt einreiten, wo es noch gährt und iſt voll Unſicherheit."

Woldemar, der ſtill bis da zugehört, ſprach: „Ich meine, Ihr Herren, es iſt an einem guten Fürſten, nicht daß er weile, wo er ſicher iſt. Denn, meines Dafürhaltens, iſt er, nicht daß er gehen laſſe die Dinge, als ſie ſind, ſondern feſtſiege, wie ſie ſein ſollen."

„Das ſei für ſich! fiel raſch der Magdeburger ein. Nachmalen iſt dafür Zeit, wenn der Kaiſer kommt. Izo, erwägen wir, das war's, durch den

allgemeinen Schreck, daß wir siegten. Die Wirkung dauert nimmer aus. Ein Rückschlag ist gefährlich. Der kleinste Unfall, so wir erleiden, mag den Glauben, der für uns ist, erschüttern. Das darf nicht sein. Berlin ist ungewiß, Brandenburg ist sicher."

„Item, so ist's, wir bleiben," rief der Sachse.

„Und ordnen von hier aus," setzte der Dessauer hinzu.

„Und was werden die Spreestädte sagen, so wir ihnen ihre gute und ziemliche Bitte abschlagen?" sprach Woldemar.

„Ketzerisch Volk! Sie verdienen's nicht," erwiederte der Magdeburger.

„Sie sind in guter Art vom Bann gelöst."

„Ist uns gleichgültig. Laß sie kommen zu uns."

Das sprach Herzog Rudolf; aber der Erzbischof fiel ihm ein: „Was so viel Aufhebens und so viel Rathschlagen um zween kleine Städte, die müssen sich fügen, was die andern thun. Dies Brandenburg ist die älteste Stadt und Hauptstadt, ist Sitz des Bischofs und eines Schöppenstuhls, der durch die Marken gilt. Hier ist die Auctoritas, und achten wir wohl, daß wir Brandenburgs uns noch mehr versichern, so wir die Spreestädte klein halten. Wir bedürfen der Liebe der Brandenburger —"

„Ihr, Herr Erzbischof!“ sprach Woldemar.

Die Herren sahen ihn an.

„Eure Sölkner in Plauen mißhagen den Brandenburgern sehr.“

Die Herren schwiegen, und der Erzbischof lächelte; aber Woldemar fuhr fort:

„Mit Eurer Vergunst, erlauchte Herren, unsere Ansichten sind verschieden. Erlaubt, daß ich Euch meine vortrage. Berlin ist keine kleine Stadt mehr. Sie ist groß im Lande, seit sie mit Köln eins ward. Und wäre sie klein von Raum, es spricht von großem Sinn, daß sie freiwillig mit einer kleinern ihre Rechte theilte. Jeder Theil gab auf von seinem zur gemeinen Kraft. Wer das vermag, strebt hoch. Denn wer nur fest hält, was er hat, bleibt, was er ist, und will nicht weiter, und kann's nicht. Berlins Stimme gilt im Lande; aber sehe ich recht, sie wird noch mehr gelten. Berlin hat eine große Zukunft vor sich. Dies treue Brandenburg in Ehren, aber es ist alt wie seine Mauern. Wer junge Kraft in sich fühlt, daß er fortlebe für die Geschlechter, die nach uns kommen, der muß mehr thun als fest halten am alten Recht und alten Satzungen. Ihr Herren, am Fürsten, meine ich, ist's, das zu erkennen, was träg' zurück bleibt, und das, was kühn und muthig vorwärts strebt. Darum acht' ich's für

wichtig, daß wir Berlin gewinnen, mit Leib und Seele gewinnen, daß wir ihm freudig die Hand bieten, und geben ihm die Ehre, deren es werth ist. Ist's so unser, haben wir die festeste Burg der Marken."

Der Dessauer meinte, die Mauern von Brandenburg seien fester und höher.

Woldemar fuhr fort: „Gewinnen wollen wir das Land, nicht uns vor ihm vertheidigen. Eine Hauptstadt darf nicht ein Kerker sein, sie ist das Herz des Reiches, dahin alle Blutadern pulsen, und das Blut strömt daraus zurück in's Land. Da thun hohe Mauern und Thürme nicht noth, so meine ich, vielmehr der gute und hohe Sinn seiner Bürger. Sie sind stolzen Sinnes in Berlin. Laßt einen Fürsten unter ihnen weilen, und ihr Sinn wird nicht ausschlagen, als er itzt thut, in Störrigkeit und Zänkereien; der Fürst wird ihn leiten zum Guten und Heilsamen. Darum, wir müssen Berlin gewinnen, mit seinen reichen mächtigen Geschlechtern, seinen fleißigen Bürgern; dort schlagen wir dem Baiern die Todeswunde seiner Herrschaft, dort bauen wir eine Burg, höher als Brandenburg, denn sie wird hinaus schauen über Elbe und Oder, und, versteht's, Ihr Herr, die Hauptstadt werden eines großen Landes."

„Schon gut, sagte der Sachse, wir bleiben hier.“

„Wir nicht,“ sprach Woldemar.

„Wenn wir's beschließen!“ rief der Deßauer, und Alle schauten ihn mit seltsamen Blicken an.

„Thut, als Euch recht dünkt, erlauchte Herren. Ich gab den Abgesandten mein Wort. Ich reite gen Berlin.“

„Wann?“

„Morgen!“

„Höll' und Teufel! fuhr der Sachse auf. Wir bleiben, sag' ich.“

Der Erzbischof stand auf: „Habt Ihr ihnen als Fürst das Wort gegeben?“

„Als Fürst, hochwürdiger Herr!“

„Dann räth die Klugheit: Reitet, lieber Herr.“

„Als Fürst, Ritter und Mann gab ich's, rief Woldemar, und will's thun, als Jeder von ihnen.“

„Und Ihr thut gut!“ sprach der Erzbischof. „Denn zu Anfang eines Regiments muß ein Fürst jedweden Wort halten, das er gab. — Und er hat Recht,“ setzte er nachdenklich hinzu, nachdem Woldemar hinaus gegangen. „In Berlin hat er die Mark.“

„Er!“ fuhr der Sachse auf. „Was will er denn dort!“

„Sich Freunde machen.“

„Was, Freunde! rief der Herzog. Wir sind seine Freunde.“

Der Erzbischof lächelte: „Verargt's dem Manne nicht, so er sich nach bessern umsieht.“

Der von Anhalt schaute zu Boden: „Ihr wißt—“

„Was Ihr denkt, unterbrach ihn der Erzbischof, oder uns fürgeht, daß Ihr denkt. Darauf kommt es nicht an. Es kommt darauf an, die Mark so schnell zu besetzen, als es geht, Völker zu werfen in die Schlösser, Städte; die Bürger huldigen lassen. Die Baiern dürfen kein festes Haus mehr haben, wenn Ludwig aus Tyrol kommt. Der Mann hat Recht, ich wollte sagen der Markgraf. In die Spreestädte muß er ziehen, mit wehenden Fahnen und Trommelschlag, heute lieber als morgen. Was heute für uns ist, wissen wir; was morgen wider uns sein wird, wißt Ihr's, weiß ich's?“

Der Sachsenherzog stieß sein Schwert auf die Diele und brummte: „Mir gefällt was nicht.“

„Das wird die Berliner hoch erfreuen, sagte Graf Albrecht, wenn ein Erzbischof von Magdeburg wieder in ihre Stadt einzieht.“

„Ihr, nicht ich, entgegnete der Bischof. Für einen Erzbischof ziemt es nicht. Die Stadt raucht noch vom geweihten Blute, die Luft muß erst rein

werden, bevor die gesegnete Nähe eines Fürsten ihr wird."

„Und Ihr, Erzbischof, wo wollt Ihr hin?"

„Nach Magdeburg. Dieser, obwohl guten, doch fremden Sache brachte ich schon zu große Opfer für mein Volk. Eines Fürsten erste Sorge ist sein Land und sein Volk."

Ungehalten schauten die beiden ihm nach.

„Weshalb schickt er uns nach Berlin! Was will er?"

Der Dessauer antwortete: „Was er erworben, wie man die Hand umdreht, in Sicherheit bringen. Verschanzt Plauen bis an die Zähne! Nachmalen kommt er wohl zurück und sieht, was er noch dazu kriegt!"

„Das mir fortgenommen und vorweg!" brummte der Sachse.

„Mir, Vetter, entgegnete der Dessauer. Mein Erbtheil sollte Jerichow und Plauen sein."

„Das geschah hinter unserm Rücken, Vetter, daß er sich Plauen verschreiben ließ. Was mußte der Kerl — ich meine unser — sogleich bei der Hand sein, und bereit dazu!"

„Wißt Ihr ob er's war?"

„Er hält doch sonst hinterm Berge, wenn sie ihn um Schenkungen bitten und Privilegien. Er hätte

den Erzbischof hinhalten sollen mit Worten und Versprechungen."

„Der läßt sich nicht hinhalten. Als ich weiß, hätte er ihn nicht aus dem Thor gelassen bis er Plauen verschrieb. Ja er hat noch Mehres abgedungen, was der Erzbischof forderte."

„Werd der Geier draus klug!"

„Vetter! sprach der Dessauer. Ich meine, es ist gut für uns, daß der Magdeburger geht. So bleiben wir allein um ihn."

„Und wollen zusehn, fiel Rudolf ein, daß er nicht noch mehr verschreibt, Gottes Barmherzigkeit, es ist zum toll werden, daß Einer, dem kein Pfifferling gehört, der verschreibt, mir nichts dir nichts, was unser ist, und wir müssen ja sagen. Höll und Teufel!"

„Es läßt sich auch vielleicht zurück verschreiben," lächelte der Graf.

„Das soll's! Das ist ein gut Wort. Das muß sein. Er ist unser, unser Vetter, nicht wahr? Wir leiten ihn, und dem Pfaffen ein Schnippchen."

Die von Berlin und Köln waren ihm weit über ihr Weichbild entgegen gezogen. Das war eine Einholung! Nicht funfzig Menschen, außer den Alten, waren in den Städten geblieben. Liefen selber die Wärter fort aus den Spitälern, von Sanct Gertraud und

draußen von Sanct Georg vorm Oderberger Thor. Alte und Gebrechliche hatten sie genug gesehen, die ihnen unter den Händen starben, aber wer sah einen Markgrafen, der fünf und zwanzig Jahr im Grabe lag, und nun stand er wieder auf. Ja auch die Kinder, wer hätte die zurückgehalten. Die müssen vor allem das Wunder sehen; denn sie tragen's zum längsten, und erzählen's, wenn sie alt sind, ihren Kindern und Kindeskindern wieder. Und viele Knaben und Mägdlein hatten sie von Stadtwegen weiß angezogen, mit bunten Bändern, und sie trugen Kerzen und Kränze, dem lieben Landesherrn entgegen. Aber wer zählt die Tausende und aber Tausende, die auf den Feldern standen und zuschauten. Die Weibel wußten nicht, wo sie hinlaufen und reiten sollten, um Platz zu machen. Da waren sie aus den Ortschaften und Dörfern, auf Meilen weit, herangekommen, Frauen und Männer, und mancher Edelmann hielt zu Roß, und im Wagen neben ihm saßen auf Säcken die Edelfrauen und Fräulein. Die Jungen, und große Burschе darunter, hingen auf den Bäumen am Wege, so lang er war, und schüttelten einen Regen gelbe Blätter hinab. Manche Rüster hing so schwer von Flachsköpfen, daß man meinte, sie müsse brechen. Und war auch manche Gefahr, denn sie stießen sich und

kitzelten und rissen sich ans Haar. Die Fräulein, die unten auf ihren Strohsäcken zuschauten, hatten deß große Lust.

Und nun die Gewerke, zu Roß und zu Fuß, mit Fahnen und Fähnlein! Seinen besten Sonntagsrock jeder umgethan, und die Harnische und Pickelhauben blank geschliffen, und die Hellebarden und Spieße und Morgensterne, das flimmerte in der Sonne. Voran ritten, nach altem Rechte, die Knochenhauer; das konnte ihnen Keiner nehmen. Und so übermüthig als sie, saß kein Junker zu Roß.

Die von den Geschlechtern, an Pracht wer thäte es ihnen gleich! Aber nur die jungen ritten; die Alten blieben am Thor mit ihren schwarzen Feierwämsern und güldenen Ketten. Nun hätte sich's wohl geschickt, daß die Reiter blanke Harnische und Schienen umgethan, denn der Mann ist zum besten in der Rüstung, und allzeit muß er rüstig sein, wenn sein Landesherr ihn ruft. Das bedeutet es. Aber wie so junge Fante sind, wollten lieber ihre Wämser zeigen, vom feinsten Scharlachtuche, oder blau, mit Weid gefärbt, der in der Mark wächst, und mit Seide gefüttert und ausgepufft und geschlitzt.

Und meinten, ihre Gliedmaßen nähmen sich besser drin aus, als im Stahl, und ihr Spitz-

bart ſtände beſſer überm Zobelkragen, als unter der Eiſenhaube. Als ob auf ſo etwas ein alter Mann ſieht! Aber darum war's ihnen auch nicht zu thun; das Volk ſollte ſie anſehn, und die Frauen ſich verwundern über ihren Putz und jeder dachte, die Mägdlein müßten auf ihn grad zeigen und fragen: du, wer iſt der ſchmucke Geſell? So, aus Eitelkeit, hatte es Einer dem andern zuvorgethan, nicht um den Markgrafen.

Die Brüderſchaften, die Dominicaner und Franziscaner, die ſchwarzen und die grauen zogen barfuß mit ihrem harnen Gewande, der Roſenkranz um ihre Hände. Da meinte man doch die Demuth zu ſehen gegen den Stolz. Wie die Träger keuchten unter dem großen Crucifixe, wie ſie die hohen Kirchenfahnen im Schweiß ihres Angeſichts aufrecht hoben, ſelber ſo klein. Aber wer ihnen in's Geſicht ſah, da war nicht Demuth. Und ſah man nun den Probſt und ſeine Kaplane und Diaconen in ihren reichen Meßgewändern, mit Geſchmeide und feinen Stickereien, die Baldachine und die ſtrahlenden Monſtranzen, die Akoluthen und Knaben umher in rothen Kleidern mit weißem Ueberwurf, die dampfenden Weihkeſſel hin und her ſchwenkend, dazu die hunderte von armdicken Kerzen, deren Rauchwölklein in die klare Luft ringelten, und ſah man

vor Allem die feisten glänzenden Gesichter, da dachte Keiner, daß die Kirche an Demuth den Laien nachstand.

Weit über's Weichbild, sagte ich, und weit über die Marken der Städte liefen und zogen sie ihm entgegen. Da flimmerte es hinter dem Busche. Hohe Standarten und bunte Reiherfedern. Trompeten riefen drüben und Trompeten antworteten drüben, und mit einem Male flog ein Staub auf, und dem Volk in's Gesicht; und die von den Geschlechtern, die eben ausschauen wollten, ob es der Ersehnte sei, prusteten und mußten sich umwenden. Die Knochenhauer hatten's nicht abwarten können. Alsbald sie die Harnische vom Teltower Wege blitzen sahen, (den rechten Weg über Spandow konnte er nicht kommen) waren sie losgesprengt, rechts und links, ob die Herren auch im Staub fast erstickten, und Einer ihnen nachschrie, es schicke sich nicht. Ja, in dem Augenblick fragten die Metzger viel, was sich schicke, und ob die Abgesandten mit dem Tüchlein geweht hatten. Rechts und links schwenkten sie und dort bei Cedelendorp (hieß nachmals Zehlendorf) mußten sie ihn umringt haben. Denn nun sah man lange Zeit nichts, als einen Staubwirbel, den das Sonnenlicht beschien und er wirbelte näher,

und Harniſche flimmerten endlich draus vor und die Armaturen der Roſſe.

Da kam der Markgraf Woldemar angeritten, und die Knochenhauer um ihn tummelten wie toll ihre Roſſe, und ſchwenkten ihre Hüte hoch, und ſchrieen es dem Volke zu von weitem: „Er iſt's!“ Das ging nun als ein Funken auf Zunder um. „Er iſt's! Er iſt's!“ die Mützen und Hüte flogen und die Mäuler riſſen ſie auf, daß er lebe; bis in die Wolken klangs. Es war viel Unordnung, und noch mehr Staunens. Der Eine ſprach: „Du, ſo hab ich ihn mir gedacht!“ und der Andere: „Nein, ſo hab ich ihn mir nicht gedacht!“ Der Eine dachte, er müßte größer ſein, der andere kleiner. Der, er müßte älter ſein, der, er könne jünger ſchauen.

„Sieh, wie er ſie huldreich grüßt, die Herren!“

„Könnte den Kopf auch niedriger bücken, ſprach der Nachbar. Wir thun ihm doch viel Ehre an.“

Das war kein Pilger mehr, der demüthig und bang in ſeine Heimath zieht. Er ritt auf einem hohen, weißen Pferde, darauf eine Scharlachdecke, und des Roſſes Hals und Kopf war fürſtlich geſchmückt, doch nicht zu ſehr. Nichts mehr vom roſtigen Eiſenharniſch, den er bei Gransee trug, eine glänzende Rüſtung von Stahl, hellblau angelaufen, und ausgelegt mit ſilbernen Reifen und Figuren,

umschloß seinen Leib. Darüber wallte der Purpurmantel mit Hermelin und auf dem Haupte trug er, statt des Kriegshelms eine blinkende Stahlhaube, um die eine Mütze sich wand, als der Mantel purpurn und mit weißem Hermelinbesatz. Das ward nachmalen die Krone der Kurfürsten. Schien er größer und jünger noch als in Brandenburg, und es waren doch kaum zween Nächte dazwischen.

Und das ist auch seltsam. Wie laut sie schrieen, wenn er noch fern war, sie verstummten, wo er vor ihnen stand. So ernst schaute er sie an, so huldvoll und doch so feierlich grüßte er. Da hielten sie die Mütze vor der Brust, und neigten sich. Der Athem verging ihnen.

Er ritt allein. Die Grafen, Herren und Ritter blieben um mehre Schritt zurück. Sie waren keck und froh, und ihre Backen geschminkt von Lebenslust und Leidenschaften. Er war allein, aus einer andern Welt. Und ohne Lebenslust und Leidenschaften war er in diese rückgekehrt. Wo aber waren der von Anhalt und der Sachsenherzog? fragten die Leute. Denen kam es doch zu, neben dem Markgrafen zu reiten. Sie hatten am Abend auf das glückliche Gedeihen zu stark mit Etlichen getrunken; da hatten sie's am Morgen verschlafen,

als der Zug ausrückte und Woldemar führte ſich ſelbſt nach Berlin.

Am Dorfe Schöneberg auf der Höhe, und du ſiehſt hinab über weite Felder auf die Stadt Köln, und jenſeits Köln ragen die Thürme des alten Berlin vor. Die Städte ſchauten nicht ſo heiter als heute. Hohe Ringmauern mit mächtigen Weichhäuſern und Warten und Thürmen von braunem Ziegelſtein umſpannten die ſpitzen Giebelhäuſer. Aber du ſahest mehr Thürme als du jetzt ſiehſt. Denn was iſt heut ein Thurm, wo die Häuſer ſo hoch und zu Schlöſſern wurden. Lagen beide Städte, wer ſie von hier ſchaute, als ein warmes Neſt in einem hohen finſtern Walde; der dehnte ſich rechts und links und hinten nach Mitternacht unendlich weit. Einem Wanderer wohl ein erquicklicher Anblick, der, durchwebt und müde, Abends hier auf die Höhe kam, und die vielen Lichter blickten ihm entgegen aus dem Thale, und der lichte Rauch ſtieg aus den Schlotten auf.

Am Dorfe Schöneberg hielten die jungen Patricier zu Roß, und in ihrer Mitte ſollte der Fürſt nun hinabreiten. Da glaubte gewiß jeder, ihn werde der Markgraf zumeiſt anſehn. Und er grüßte ſie in adliger Weiſe und ſeine Blicke gingen im Kreiſe um. Ob aber einem alten Manne friſche

Gesichter wie Blumen dünken, und er sieht im Geist, wie sie morgen welken, und kann sich deß nicht freuen, was sie freut; oder ob er schon glänzendere Wämser und reichere Silbergeschirre sah! Auf keinem blieb sein Auge ruhen, keiner mochte sich rühmen, daß er ihm freundlicher zugenickt als dem andern. Er hörte die Namen, so ihm ihr Führer nannte, als wärens ihm alte Bekannte, und doch stieg bei keinem ihm eine Erinnerung auf. Sein Auge vielmehr wandte sich von den jungen Fanten wieder ab nach der Stadt und wies mit dem Finger auf die Wiese davor:

„Wo ist itzo die Gränze der Mirica?" fragte er, und zeigte nach rechts, wo der Elsenbruch nach dem Treptow sich hinzieht.

Das wußte Keiner, nicht mal den Namen, und sie wunderten sich der Frage. Einer sah den andern an.

„Euer fürstliche Gnaden!" sprach ein jung Blut, der tummelte sich auf einem feurigen Rappen und sein Aug leuchtete voll Uebermuth. Keiner war so prächtig gekleidet, und fast zu reich, und sein Bart war gekämmt und gekräuselt und duftete von feinen Specereien, daß es der Markgraf roch. Es war der junge Tile Wardenberg, der ein fünf und zwanzig Jahr später so viel von sich reden machte,

und die Bürgerschaft aufwiegelte wieder den Rath; nicht daß er sie liebte, sondern aus Stolz. Nahm nachgehends ein traurig Ende, und mußte aus der Stadt weichen. Waren aber der Zeit die Wardenberge noch das mächtigste Geschlecht. Der also sprach, und man sah, er wußte sich was drauf:

„Fürstliche Gnaden, das sind alte und geringe Dinge. Aber den Baiern wollen wir austreiben, als Euch beliebt, und Eure Herrschaft mehren. Das kümmert uns mehr."

„Ei! sprach Woldemar, und ein fein Lächeln schwebte ihm um den Mund. Wer großes sinnt, fängt mit geringem an. Und wer in einer Stadt regieren will, sollte seiner Stadt Geschichten vorerst wissen."

Da lachte Tile Wardenberg. Seine Familie hatte Güter über die ganze Mark: „Es mag wohl alte Leute geben, die sich um so was kümmern bei uns."

„Und die thun besser, junger Mann, sprach der Fürst, daß sie in den Spiegel schauen, darin die Vorzeit zu lesen, denn in einen, darin sie nur ihr eigen glatt Gesicht sehen."

Da lachten die andern, denn es war stadtkundig, daß Tile jeden Morgen, weiß nicht wie viel Stunden, vor dem Spiegel stand und den Bart sich

kräuseln und brennen ließ, und mit seinem Räucherwerk durchdüften. So nur zeigt' er sich vor den Leuten, und meinte, es gebe ihm Ansehn; aber sie lachten über ihn. Und nachmalen fing er's anders an, daß er Ansehn gewann. Weiß aber nicht, ob das besser war. Denn so Einer eitel ist, ist's besser, daß er mit sich spielt, denn mit andern. Und besser daß die Leute ihn auslachen, als daß er um seine eitle Lust andere ins Verderben stürzt, und über das gemeine Wesen Unglück bringt. Thorheit in der Jugend, die schütteln die Jahre ab, aber Thorheit im Alter geht bis in's Grab mit.

Woldemar lachte nicht. Vielmehr er sprach als zu den Seinen, aber die jungen Leute sollten es auch hören: „Diese Wiese, so die Mirica von Alters hieß, übereignete mein Großohm Otto der Dritte, den seine Völker den Gütigen nannten, der Stadt Köln zu ewigem Besitze. Vordem hatte sie den Ritter Rudolf von Stralow besessen, friedlich und ruhig seit alten Zeiten. Und so übergab er sie den Kölnern, denn sie hatten nicht Raumes genug für ihre Stadt, die wuchs, und für ihre Heerden die der Weide bedurften. Deß Zeugen waren gute Männer jener Zeit, als ich von meinem Vater gehört, der dabei war, als die Urkunde aufgesetzt ward. Es war ein Ludwig von Kerkow, der Ar-

nold von Bredow und Heinrich von Gröben. Auch Heinrich Trude, der war ein treuer Voigt in Spandow. Das geschah im Jahr 1261 nach unsers Herrn Geburt."

Warum Woldemar das hier erzählte, darüber kann man Unterschiedliches denken. Ein alter Mann erzählt gern von alten Dingen. Aber die Kerkow's und Bredow's, die hinter ihm ritten, von Brandenburg her, erfreute es sehr, daß er ihrer Vorfahren so in Ehren gedachte. Und unter denen von den Geschlechtern war ein junger Gröben; den erfreute es auch. Das sah Woldemar, ob er's schon nicht merken ließ, aber er richtete nun, als sie weiter ritten, freundliche Worte an ihn, und sagte, daß seine Väter den Städten und ihren edlen Familien allzeit hold gewesen. Und wie sie ihnen gern Land und Freiheiten geschenkt, wo eine Stadt aus ihren Kinderkleidern herauswuchs, daß sie sich erweitern könne, und bauen und schaffen, was dem Gemeinwesen förderlich sei. Das machte viel gutes Blut unter denen, die es hörten, und Einer theilte es dem andern mit. Und wie es von Munde zu Munde ging, wußten sie am Abend in beiden Städten, der Markgraf habe oben auf dem Berge verheißen, daß er, gleich wie sein Großohm, den Kölnern die Mirica, den Berlinern ein groß Stück

Landes schenken wolle, daß sie ihre Mauern einrissen und ihre Städte vergrößerten zu beiden Seiten der Spree.

Unterm Berge hörte der Staub auf, denn da war feuchtes Bruchland. Aber, und wär's offenbar Wasser gewesen, sie hätten bis an den Knieen drin gestanden, zuzuschauen dem Einzug. Dort hielten auch die Johanniterritter, die seit dreißig Jahren auf den Gütern sitzen, welche vordem den Tempelherren in Brandenburg gehörten, und ihr Compthur vom Hofe zu Tempelhof mit andern Meistern und Rittern bewillkommten den Markgrafen. Der antwortete ihnen huldreich; aber auch nicht, als sie's erwartet, voll großer Herzlichkeit. Denn die geistlichen Ritter standen nicht in gutem Geruch. War noch kein Menschenalter um, daß der Templerorden aufgehoben worden, und in andern Ländern hatten sie die Ritter eingesperrt und gefoltert, gemartert und verbrannt; nur in Brandenburg nicht.

Wenn das Woldemar war, er hatte Grundes genug, sie ernst anzuschauen. Denn er war's, der in jener schweren Zeit, als ein gerechter und milder Herr, die Templer geschützt, und hatte das Gericht, das über sie erging, zum Guten geführt. Da ward kein Scheiterhaufen angezündet an der Spree, als es an der Seine geschah, die Fürsten und Edel-

leute griffen nicht mit gierigen Händen in ihre Schatzkammern und rissen ihre Güter an sich. Die Ritter behielten ihre Höfe und blieben Ordensbrüder, nur das Kreuz färbten sie und schnitten den Mantel um, und statt Templer heißen sie nun Johanniter. Solche Güte sollte denen zur Warnung sein, deren Brust nicht rein ist von Sünde. Aber wenn ein Donnerwetter vorübergezogen, der Leichtfertige denkt, nun ist's vorbei, und kommt nicht wieder. Ist kein Uebergang so schnell als von Furcht und Zähneklappern zu Uebermuth und Dünkel. Da es ihnen nicht an Haut und Haar ging, vermeinten die Johanniter, sie würden ewig sitzen in den Marken. Und es waren doch schon damals Etliche, die meinten, wozu geistliche Ritter wären, die nicht beteten und fasteten, noch für Christi Glauben föchten, vielmehr zechten und schmausten und bösen Sünden fröhnten, und alles, was geistlich an ihnen, das sei das Kreuz auf ihrer Brust. Warum die Markgrafen also zu gnädig mit ihnen verführen! So sie keine Sünder, seien sie doch arge Faullenzer, und besser sei es gewesen, ihre Güter fleißigen Leuten zu geben, die ein ehelich Weib haben und eheliche Kinder, und für diese sorgen, und damit für's Land, als sie denen lassen, die nur Kebsweiber haben und deren Kinder umherlaufen ohne Na-

men und Eltern, und dem Lande geschieht damit kein Heil.

So zumal dachten die in Berlin und Köln. Die rechneten's gar nicht für Ehre sich, daß die geistlichen Ritter dicht vor ihren Thoren saßen, wo sie die Güter hatten Tempelhof, Mariendorf, Rixdorf und Andere. Vielmehr hatte es vor Kurzem erst einen blutigen Strauß gegeben, darin die Kölner gesiegt. Aber sie kämpften mit den Rittern noch auf andere Weis, um sie los zu werden; das ist eine Weis, die darum Gutes hat, daß sie kein Blut kostet, sondern nur Geld. Sie kauften ihnen ab, was sie konnten, um von der Nachbarschaft loszukommen. Um deshalb ließen sich die Ritter ungern in den Städten sehen, das Volk zischte und höhnte sie. Um deshalb gaben die Johanniter dem Woldemar das Geleite auch nur bis zum Weichhause am Thore.

Da drinnen war auch kein Platz für sie. Die Mauern und die Märkte und die Gassen standen so voll, daß kein Apfel zur Erde konnte. Da wehten Tücher, Fähnlein, Bänder; da schwangen sie die Mützen und wenn der Jubel ausbrach, stieg er bis in den Himmel.

Und wenn die Pfeifer und Geiger schwiegen und die Paukenschläger und das Geschrei nachließ; das

Gesumme aller Glocken, der kleinen und großen, was dann durch die Lüfte schwirrte, das war eine Stimme, die zu den Herzen drang, und sie machte die Herzen weich. Glocken izt und Glocken damals! Es war etwas anderes, als die Leute noch hörten auf die Stimme aus den Lüften, und ihr Thun und Treiben danach richteten.

Woldemars Auge war feucht. Der Himmel war ohne Wolken, blau und linde. Da flatterte eine große Flucht Tauben hoch über den Köpfen. Ihre weißen Fittiche im Sonnenschein flimmerten als fliegende Sterne, oder als Wiederschein von dem Lichte, das wir nicht sehen, aber wir ahnen's.

„Das ist ein gut Zeichen! sprach der Fürst, die Blicke gen oben. Wolle der Herr des Himmels, daß es Frieden bedeute diesem Lande."

Die Rathmannen beider Städte und ihre ersten Geschlechter standen, als gesagt am Thor, und haben gewiß Gutes und Tüchtiges gesprochen durch die Münder ihrer Verordneten, und Woldemar hat geantwortet Liebes und Gutes. Das thut jeder Fürst, der nicht im Zorn in eine Stadt reitet. Er kannte heraus von den Alten, und entsann sich ihrer. Das erfreute jeden, den es traf, sehr. Da waren die Aken, die niederländischer Abkunft sind, die Blankenfelde, die Redde, die Rathenow und

Trebuß, (ein Rathenow war Aeltermann) die Strobant und Garnckefer und vor allem die Wardenberge.

So, sie Alle grüßend, zog Woldemar durch das Weichhaus und über die Brücke, die heut noch Sanct Gertrauden heißt, aus dem Teltow in die Stadt Köln ein. Und nun ging der Zug langsam durch Köln nach der langen Brücke, die Berlin von Köln trennt, und die Gewerke waren aufgestellt, zur Rechten und Linken, daß er Platz finde.

.....

Siebentes Kapitel.

Berlin.

Auf der langen Brücke stand, als wir Alle izo wissen, das gemeinsame Rathhaus der vereinigten Städte. Man kann davon an einem andern Orte des Mehreren lesen; darum beschreibe ich es hier nicht. Es war ein stattlich Haus und die Spree war breit, und war's der Mittelpunkt der Macht und des Ansehens beider Städte.

Hier stand, vor den Schwellen und an der Gerichtslaube, ein aufrichter Mann. Dem sah man's auf den ersten Blick an, daß er was galt, und mehr noch, daß er was gelten wollte. Er war um Kopfesgröße länger als der Fürst, den er anredete und den Kopf trug er über die Schulter zurückgeworfen. Dick war er nicht sehr; er war in die Länge geschossen, und nicht im Bauch, in der Miene und in der Haltung war die Würde stecken blieben. Ein Mann, in seinen besten Jahren, oder etwas drüber. Das war Tile von Brugge, (oder Bruck, als ihn

einige schreiben) aus einer alten, und mächtigen Familie; er war Schultheiß von Berlin als es seine Väter schon waren, und zugleich Münzmeister, das heißt, er schlug alljährig die Münze um, die sie ihm einliefern mußten, und sie kriegten neue Pfennige für die alten, was viel abwarf, nicht den Leuten, sondern den Münzmeistern. Denn die Leute kriegten weniger wieder als sie einzahlten, um die Mühe des Prägens; aber die Münzmeister gewannen an Silber für ihre Mühe. Das Recht gehörte von Uranfang den Landesherrn; aber sie hatten's oft versetzt und verkauft und verschenkt an Städte oder Einzelne. Und wo nicht, da hatten sie's an einzelne Münzmeister ausgethan, die den Gewinn der Herrschaft abliefern mußten; aber in ihrem Seckel behielten sie genug davon und wurden reiche Leute. Es war eine schlimme Einrichtung für Bürger und Volk. Und ward viel geklagt, zumal wenn die Münzmeister schlechte Münze prägten.

Der trat dem Markgrafen entgegen und hieß ihn willkommen, derweil Peter von Rode, ein Rathmann, ihm den Ehrenbecher reichte. Woldemar brachte ihn an die Lippen und sprach:

„Auf das Wohlsein meiner guten Städte Berlin und Köln!"

„Und auf Euers, Herr Markgraf! das trinke ich im Namen der Städte Euch zu!"

So sprach der Schultheiß und trank aus einem andern kleinen Becher. Nun aber setzte er hinzu, und blieb so aufrecht als er war:

„Das ist ein guter Tag, mein ich, Herr Markgraf von Brandenburg, wo die zwo Städte Euch anerkennen."

„Was ist's für ein Tag heut?" wandte sich Woldemar zu seinem Gefolge um, als habe er die Anrede nur halb gehört.

„Es ist am Tage von Saint Mauritius," antworteten sie.

„Es ist der Tag, fuhr der Schultheiß mit gar dreistem Tone fort, ein glücklicher für Euer Gnaden, wo die zwo größten Städte dieser Marken sich für Euch aussprechen. Denn als in welche Wagschaale sie ihre Stimme legen, das hat in diesen Landen noch immer den Ausschlag gegeben.

Woldemar sprach: „Dünkt mich, es sei auch für die Stadt ein glücklicher, wo sie ihren rechtmäßigen Landesherren wiedersieht.

„Das ist's, sprach feurig Peter von Rode. Und der Tag soll verzeichnet werden in unsre Chroniken. Und aus dem Tage mögen viele Tage, und aus den Tagen viele Jahre werden!"

„Wer seid Ihr?“ sprach Woldemar, und blickte ihn freundlich an.

„Peter von Rode, antwortete der. Rathemann dieser Städte und Bürger von Berlin, und Euer fürstlichen Gnaden getreuer Unterthan.“

„Ihr sollt mir lieb und werth bleiben, sagte der Fürst. Und kenne ich Euer Geschlecht, und weiß, daß es allezeit treu dem Landesherren war, und sich nie überhob.“

Er sprach darauf etwas, daß es ihm lieb sei, wie so viele edle Familien die wüste Freiheit draußen mit dem Frieden und der Ordnung in den Ringmauern der Städte vertauscht. Denn sonder Zucht und Sitte sei der tapferste Mann nicht besser denn ein Stier, der alles niederwirft, aber nichts aufrichtet.

Das gab große Zufriedenheit bei Vielen. So bei den Geschlechtern als bei den Zünftigen. Nur der Schultheiß Herr Tile Brugge war nicht zufrieden. Denn der Fürst redete so freundlich mit Allen; und ihn ließ er stehen, als wäre er nicht da. Hätte es merken können, daß die Andern es vergnügte, denn er war wegen seiner Hoffahrt nicht geliebt. Aber dazu war er zu stolz.

Nun sie den Fürsten ihnen so gnädig sahen, hätte jeder gerne vorgebracht, was ihm am Herzen

lag. Die Rathmänner luden ihn ein, die Treppe hinauf zu steigen, und den Imbis zu nehmen, den ihm die Stadt bereitet.

„Dazu ist nachmalen Zeit, Ihr Herren, sprach der Fürst freundlich, denn die in Berlin wollen ihren Markgrafen auch sehen.“

Tile von Brugge sagte: „Zu wissen, Ihro fürstliche Gnaden, daß beide Städte in diesem Hause auf der Brücke eines sind. Und dies ist ihr fürnehmstes und höchstes Haus. So Ihr da einkehrt, seid Ihr in beiden Städten zugleich.

„Herr Schultheiß, entgegnete Woldemar, ich kenne noch ein höher Haus, darin zuerst einzutreten ziemt einem Pilger der heimkehrt, das ist Gottes Haus und seiner Heiligen.“

Da zogen sie über die Brücke nach Berlin. Und was es hier gab, dem Fürsten zu Ehren, das mag sich Jeder selbst denken. Der Mensch kann viel denken, und doch hat das auch sein Ziel; aber was er ausführt, da sind die Schranken noch enger, und fast schaut eins aus als wie das andere, wer scharf zusieht. Der Wille möchte zwar, und Einer thäte es dem andern gerne zuvor; aber was roth ist und schwarz in Köln, ist auch roth und schwarz in Berlin; und so ist's gar in Rom auch. Die

Nürnberger haben viel erfunden, aber keine neue Farbe für die Freude und für den Schmerz.

Woldemar war vom Roß gestiegen, und mit den Herren ging er zu Fuß durch die engen Gassen. Wo ein Marienbild stand in den Blenden, oder ein Kreuz erhöht war unter den Schwiebbögen, neigte er sich und verrichtete seine Andacht. Sie gingen vorüber am Fullergarten, der ist an der Spree, wo die Wollenweber ihre Tücher spannen, und dann nach Sanct Gertruds Spital, wo die kleine Kirche unter den alten Lindenbäumen gar ehrwürdig vorblinkt. Er trat hinein und betete am Altar, was denen vom Spital eine große Ehre däuchte. Darauf ließ er durch seine Kämmerer Silberpfennige unter die armen Frauen austheilen. Er schied mit ihrem Seegen.

Als sie nun einlenkten durch die Papengasse nach dem neuen Markte, stieg Rauch in die Lüfte und schlugen Flammen auf. Es ist der Ort da, wo sie die Uebelthäter richten mit dem Schwerte und nachmalen stand bis auf späte Zeiten ein Galgen dort. Wenn man auch nicht henket, ist's doch gut, meinten unsre Väter, daß die Leute ans hängen denken. Itzo denken sie anders, und haben den Galgen fortgenommen. Es ward aber nach dieser Zeit noch mancher Mann hier vom Leben

zum Tode gebracht; so zwanzig Jahr nach dieser Geschichte der Konrad Schütze, des Magdeburgers Geheimschreiber, den die Berliner um deswillen mit dem Schwerte richteten, weil er einer schönen Frau Unziemliches auf der Straße ins Ohr sagte. Nämlich er fragte sie, die eines Rathmannen Weib war: „Schöne Frau, willst du mit mir ins Bad gehn in den Kregel?“ Das däuchte die Berliner so arger Frevel, daß sie den Konrad griffen und richteten. Das war wieder ein geistlicher Herr. Nachmalen verbrannten sie hier die Hexen, die rothe Augen haben.

Darum erschrak Woldemar schier, als er die Flamme sah, aber die um ihn lächelten, wie man lächelt, wo man Einem eine heimliche Freude bereitet, und sie wollen ihn überraschen. Denn als nun Platz ward, und er den Holzstoß sah, standen drum die Stadtknechte und warfen die Wappen und Schilder der Baierherrschaft ins Feuer, und das Volk jubelte und schrie: „Die ist nun vorbei!“

Die Rathsherrn, die da meinten, das solle den Fürsten froh machen und gut auf sie stimmen, hatten fehl geschossen. Er sprach:

„Wer hat das geordnet?“

„Es ist unser Beschluß,“ sagte Heineke von Alen.

„Ihr habt nicht gut beschlossen, versetzte er. So das das Volk thut, man lasse ihm die Lust und drücke ein Auge zu. Aber kluge Leute müssen nicht handeln, als Zorn und Lust sie treibt im raschen Augenblick."

„Herr! wir thun es um unserer Liebe zum Hause Anhalt wegen."

„Das Haus Baiern hat nimmer regiert hier, sprach ein Strobant, drum weg mit seinen Zeichen."

„Es hat regiert, sprach Woldemar mit Nachdruck. Es hatte die Herrschaft vom Kaiser; drum war's in gutem Rechte, Ihr Männer. So ich komme mit besserm, und nehme ihm, so Gott will, was es nicht verstand zu nutzen, ist darum etwa nicht gewesen, was war?"

Sie schauten verwundert auf.

„Herr! Dir zur Schmach hängt das Baierwappen. Drum müssens gute Märker vertilgen."

„Das Böse vertilgst du nicht, sprach der Fürst, dadurch daß du es leugnest. Du vertilgst es durch das Gute, das du wirkst. Der Baier hat hier geherrscht, laßt ihm die Erinnerung, als ich ihn ruhen ließe in den Grüften von Chorin, so Gott ihn von dieser Erde abgerufen. Wahrhaftig, ich ließe ihn bei meinen Vätern schlafen, denn er war Markgraf. Drum laßt ihm auch seine Zeichen ste-

hen. Die Farben der Ascanier daneben werden um so heller leuchten."

Wer mochte das begreifen! Sie schüttelten die Köpfe und folgten ihm zur Kirche. Aber Unterschiedliche, die den Rathmannen feind waren, die das geordnet, freuten sich, und da war Einer und der Andere, so neben dem Herrn ging, der ihm zuflüsterte, daß er im Rathe dagegen gesprochen, oder seine Verwandten, und noch manches Aergerliche von dem und jenem Rathemann. Der Fürst sagte nichts darauf.

An der Kirche, wo die Zugänge ohnedem eng sind, von den vielen kleinen Häusern, die sie darum aufgemauert, und man muß sich durch schmale Gäßlein nach dem Kirchhof schlängeln, da war das Gedränge sehr groß. Die Knechte und Weibel mußten das Volk zurückstoßen, um nur dem Fürsten und den Seinen Platz zu machen. Dort stand ein Kreuz aus Granitstein gehauen, und an dem Kreuze hing an fünf Eisendrähten eine Lampe. Woldemar sahe das Kreuz und die Lampe zum ersten Male. Die Lampe brannte noch nicht, und das Kreuz war noch ein Granitblock, der in den Sumpfwiesen der Oder lag, und die böse That, aus der das Kreuz wuchs, war noch nicht geschehen, als er die Mark verließ. Das Land war rein von einem großen

Verbrechen. Darum ſchaute er finſter auf den Stein. Er wußte, was er bedeute.

Nun aber trat aus der Kirchenpforte ein Prieſter in vollem Chorſchmuck, und um ihn andere mit Räucherfäſſern und Kerzen. „Was will der Abt von Bernow hier?“ murmelte das Volk. Der hob beide Arme und ſchritt dem Fürſten dreiſt entgegen:

„Daß ich dich begrüßen ſollte, du Geſandter des Herrn, und Heil rufen dem Lande, das ſeinen rechten Fürſten wieder ſchaut! Aber nein, ich bin hier um Wehe zu ſchrein. Hemme Deine Schritte, Erlauchter Markgraf, ſiehe Dich vor, wohin Dein Fuß tritt.“

„Was ſoll's!“ unterbrach ihn Woldemar.

„Dies iſt die Blutſtätte, wo ein heiliger Mann unter ſchändlichen Mörderhänden fiel. An dieſem Steine verröchelte er. Wende Deine Augen rechts. Dort häuften ſie Holz und Bretter und Reiſig, und verbrannten ſeinen Leichnam.

„Ich weiß es, ſprach der Fürſt. Und wer biſt du?“

„Der vor Allen berufen iſt, ſeinen Namen —“

„Wer du biſt, Deinen Namen, Prieſter,“ fiel ihm Woldemar in die Rede.

„Mein Name ist Gerwinus, Abt über Verdienst, der Kirche von Bernow, und gewürdigt bin ich der großen Gnade, Nachfolger des heiligen Märtyrers Nicolaus zu sein, den die Berliner hier erschlugen, während Du fern warst."

„Frommer Abt, den ich begrüße, was ist Dein Begehren?"

„Steht es nicht über Dir mit flammenden Schriftzügen im Firmament geschrieben? Sprechen nicht diese Steine zu Dir? Rufen nicht die Lüfte um Rache? Um ein gutes Gericht bitte ich."

„Wie! rief Woldemar, ließ Ludewig den Frevel ungerächt?"

„Er richtete als ein Ketzer und der Sohn eines Ketzers. Löscht man einen Feuerbrand mit einem Becher Wassers? Reinigt man die Pestluft, so über einer Stadt schwebt mit einem Pfauenwedel? Mit Pfennigen kauft man sich vor dem gerechten Richter nicht los von einer Schuld, wo Könige zu arm sind sie zu zahlen. Du bist ein christlicher Richter, Dein harrte die Kirche, und durch mich spricht ihr Mund."

„Wahrhaftig! ich glaubte das sei abgethan" sprach Woldemar.

Das Volk murrte, die Stirnen der Rathmannen verzogen sich finster. Der Fürst hob sich in

die Brust und schaute mit gerunzelter Stirn und großen Augen zurück.

„Wie, Ihr Herren! Ihr hättet nichts gethan, den Frevel zu sühnen? Das ist bös und arg von Euch, bei Gott, wußte ich das, ich wäre nicht in Eure Stadt getreten."

„Herr!" sprach ein Rathmann; aber der Fürst ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Dieser fromme Abt sagts. Ihr werdet ihn doch nicht Lügen zeihen. Er klagt. Antwortet. Denn, bei allen Heiligen, ehe ich nicht weiß, daß Ihr gethan, was an Euch, eine böse That gut zu machen, tritt nicht mein Fuß über diese entweihte Schwelle."

Die Bürger und Herren zitterten vor Ingrimm und Angst. So groß und schrecklich blickte der Fürst. Aber der Abt erhob seine Hände und kreischte:

„Du bist der wahre Herr, der Richter in Israel! Das ist ein wahr Gericht. Noch immer ist diese Kirche entweiht. Deine Sohle befleckt sich, so du eintrittst."

Der Fürst hörte nicht auf ihn. Im Eifer fuhr er fort:

„Wie! habt Ihr denn nicht zum heiligen Vater Boten gesendet, Eure Edelsten nach Avignon, daß

sie fußfällig um Gnade flehten? Da hätte doch die ganze Stadt barfüßig hin pilgern müssen!"

„Herr, das haben wir, sprach Peter Rode. Boten über Boten sendeten wir, daß der heilige Zorn abgewendet werde. Sie lagen viele Jahre lang auf der Stadt Kosten in den Herbergen von Avignon. Das waren schwere Reisen. Drei, viermal sandten wir."

„Aber vermuthlich mit leeren Händen? Der Hof des heiligen Vaters bedarf viel Geldes, er muß sorgen für die ganze Christenheit."

„Gnädigster Herr, antwortete der Rode, mit Taschen und Säckeln zogen sie hin, und wir mußten immer nachschicken. Schon das hatte den Städten über die Maaßen gekostet."

„Ist dem so?" fragte der Fürst den Abt.

„Wir werden Euch aufschlagen unsre Stadt-Bücher."

„Aus Klugheit zahlten sie das, nicht aus reuigem Sinn, sprach der nun dreißter gewordene Abt. Und was sie in Avignon zahlten, wer weiß in wessen Hände!"

„Gnädigster Herr, als alle Welt weiß, sprach der Rathenow, ordnete der Papst ein gutes geistliches Gericht. Der Bischof von Ratzeburg, der von Brandenburg untersuchten. Sieben hundert

fünfzig Mark Silbers *) mußten wir allein nach Brandenburg Strafe zahlen."

„Ist dem so, Herr Abt?" —

„So haben sie gezahlt, aber —"

„Einen Altar mußten wir errichten, fiel der Sprecher für Berlin ein, in dieser Kirche, den du sehen wirst, gnädigster Fürst, der ist von uns mit zwölf Stücken **) jährlich ausgestattet. Zween Altaristen bestallten wir dazu.

„Ist dem so, Herr Abt?"

„Den Brüdern des Erschlagenen in Neustadt Eberswalde zahlten wir schweres Blutgeld."

„Sie wollten's nicht nehmen," fuhr der Abt dazwischen.

„Sie nahmens, nur hätten sie gerne noch mehr genommen," riefen die Rathsherren.

„Dies Kreuz, Herr Markgraf, richteten wir, diese ewige Lampe daran zündeten wir an, der That, die nicht gut war, zum ewigen Gedächtniß. Mein Gott, was sollten wir mehr thun?" sprach Rode.

„Fünfhundert Mark, fuhr der Rathmann fort, zahlten wir der Propstei Bernow Entschädigung."

---

*) Etwa 1800 Thaler.

**) Etwa 288 Thalern jährlich.

„Ihr nahmt es doch nicht an," fiel Woldemar ein, und schaute den Abt streng an.

Der Abt antwortete nicht, sein roth Gesicht wurde etwas blaß.

„Ihr nahmts nicht an! wie hättet Ihr sonst noch Recht zu klagen?"

„Mit nichten, Herr. Sie nahmen es," riefen die Rathmänner.

„Jährlich zahlen wir ein Pfund am Sanct Julianentage, daß sie Vigilien und Seelenmessen lasen um den Erschlagenen."

Woldemar trat einen Schritt vor und schaute den Abt ernst an: „Habt Ihr noch etwas zu klagen, Herr Abt von Bernow?"

„Bezahlt man mit Pfennigen und Pfunden die Seele eines Heiligen?"

„Die unsterbliche Seele eines Menschen erkauft man nicht mit allen Schätzen dieser Welt, sprach Woldemar; doch was Menschen sündigten, das büßen sie hier mit dem, was vor der Welt Werth hat und gilt. Mich dünkt, die Berliner haben genug gebüßt."

Peter Rode, den nun auch der Zorn überlief, sprach: „Herr Markgraf, das ists auch nicht, was sie wollen. Es ist der Pfaffen Gierigkeit allein. Den todten Prälat, den mochten sie selber nicht, als

er lebte. Nun er erschlagen, ist's ihnen ein fetter Braten, eine Silbergrube, daraus sie nicht genug ausbeuten und prägen können. Sie möchten uns zwingen, wegen der Pächte und Zehnten in —"

„Genug! rief der Markgraf, Herr Abt Gervin, ich kam, als Ihr sebt, in die Kirche zu gehn —"

„Ihr kamt, erlauchter Fürst, als Gottes Werkzeug. Durch Lug haben sie das Urtel erschlichen. Ihr wärt nicht, den wir erwarteten, so Ihr nicht umstießet Alles, was sonder Euern Willen der Ketzer that und zuließ."

So sprach der erhitzte Prälat. Der Fürst aber hob seinen Arm:

„Da sei Gott für, daß ich umstoße, was gut ist, weil es nicht von mir ist. Nur das Unkraut, das aufwucherte, will ich vertilgen. Ihr Rathsherren, ist diese Kirche Unsrer lieben Frauen schon wieder nach Schick und Ordnung geweiht?"

„Das ist sie, sprach Peter Rode, durch den hochwürdigen Bischof von Brandenburg."

„Platz, Herr Abt! rief Woldemar vorschreitend. Es ist nicht gut, daß man im Zorn in eine Kirche geht."

Und er schritt an ihm vorüber, und Ritter und Herren folgten. Was für stumme Blicke warfen die Rathmänner dem Abte zu; der eilte, daß er sein

kirschbraun Gesicht verbarg, und als es dunkelte ritt er in einer Kapuze nach Bernow. „Der ist mal abgeblitzt!“ sagten die Berliner. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Auch schickte ihm nachmals der Bischof von Brandenburg einen Verweis. Die von Bernow hätten zwar gern noch lange von ihrem erschlagenen Abte gezehrt; aber von da ab mußten sie stille sein.

Der Probst von Berlin, der in der Kirchtür dem Vorfall nicht ungern zugesehen, empfing mit großen Ehren den Fürsten im Portal und führte ihn zum Hochamt. Das ist nie so feierlich begangen worden, als an dem Tage; die ganze Kirche strahlte voll Kerzen. Und von Sanct Marien zogen sie, in großem Zuge, nach Sanct Nicolaus, und auch in der Klosterkirche, am hohen Hause, verrichtete der fromme Fürst seine Andacht.

Wer die Stadt an dem Tage sah, und wie Alle eines Herzens und eines Sinnes waren, der dachte nicht daß hier so viel Zank und Streit war, als irgend wo, wo Menschen bei einander wohnen, in engen Ringmauern, und was der eine auf seinem Hofe thut, das sieht der andere aus seinem Fenster. Es ist nicht anders in der Welt, wo viele Rechte sind, und es ist nur wenig Raum dafür. Die von heut meinen, sie könnten nicht leben in solchen Gemein-

wesen, wo nichts fest steht, als daß Jedes weiß, was sein Recht ist. Aber sie lebten damals glücklich in Unfrieden, als wir heute glücklich in Frieden. Ja, wenn sie wüßten wie wir leben, sie hielten das schier für unmöglich, und ein großes Unglück, daß ein Bürger sich nicht kümmert um die Stadt, und seine Hobelbank ist ihm mehr werth, als des Magistrats Schränke und seiner Zünfte Handfesten.

Aus diesen Reibungen ging mancher gute Mann hervor. Davon will ich schweigen. Es hat jede Zeit ihre Reibe- und Probirsteine, die sind nur anders geschliffen, nach den Menschen und ihren Sitten. Aber war auch kein Fürst, der die Vereinzelten zusammen rief und ihre Kräfte und Sinne auf ein Ziel lenkte, Gott und Natur die wirkten zum Guten; und solcher Augenblicke, wo Alle eines Sinnes wurden, gab es Viele. Da hörten die Zänkereien auf, da vergaßen sie die kleinen Rechte, warfen Alles hinein in einen Topf und aus ihrer Aller Liebe und Aller Haß ward eine mächtige Flamme. So hoch brennt sie selten heut. So war's als sie den Bernower Abt erschlugen, so loderte sie heut auf für den wieder gewonnenen Markgrafen.

Sie trugen ihn fast auf ihren Köpfen beim zum Rathhaus. Sie jauchzten ihm zu, sie riefen ihn an als einen lieben Vater. Und was bewilligten ihm

droben die Rathsherrn! Ein anderer Fürſt hätte lange mit ihnen dingen mögen. Friedrich von Lochen, der baieriſche Landeshauptmann hatte den Rath vergebens gemahnt, die ſchuldige Urbede, 150 Mark Silbers zu zahlen. Sie war ſchon zu Martini vorigen Jahres fällig; aber ſo viel er auch Boten ſandte und ſchrieb, (und ſeine Schriften darum ließen noch im Rathhaus) immer hatten ſie Ausflüchte, das Geld ſei noch nicht beiſammen. Heute war es mit einem Male da. Sie zahlten es auf ein Brett. Ein Landesherr braucht Geld, zumal Einer, der faſt nackend aus der Gefangenſchaft zurückkehrt. Und noch mehr einer, der Fehde führen muß, und ein ausgeſogen Land findet. Das trug er den Herren vor, in kurzer, nachdrücklicher Rede, denn wo die Sache ſpricht, braucht es nicht vieler Worte. Freunde zwar wären bei ihm, aber eines Herrn beſte Freunde ſeien ſeine Unterthanen, und der Völker wahrhafteſter Freund ſei ihr Fürſt. Der fremde Helfer denke nur an ſich; und je mehr Hände kämen für ſie zu ſtreiten, deſto mehr Hände mit ihnen zu theilen. Möge aber auch ganz Baiernland ſeine Männer ſchicken und Tyrol ſeine Schützen, ja wenn das Reich und der Kaiſer ſelbſt gegen ſie rüſteten, er wollte es aufnehmen mit ihnen, daß ſie mit Schanden abzögen; ſo ſeine Brandenburger, Mann für

Mann, schwören bei ihrem Fürsten zu halten, und beim Hause Anhalt.

Da riefen die Herren mit einer Stimme: „Wir halten treu bei Anhalt!“

Nun überschlug er mit ihnen, als wären Alle seine Freunde und geheimen Räthe, was Schlösser, Festen, Städte und Aemter der Baier versetzt, und die wieder eingelöst werden müßten. Seltsam, daß Keiner meinte, der Markgraf solle sie ohne weiteres zurücknehmen, weil der Baier sie ohne Recht versetzt. Keinem von Allen kam das bei, was heute so Vielen gar löblich und nothwendig erschiene. Sie hatten seine Wappen verbrannt, und hätten sie ein Bild von ihm besessen, sie hätten's ihm zum Schimpf zerstückt und in's Feuer geworfen. Das däuchte sie Recht, aber einem einen Schilling nehmen, der ihm mit Rechten und aus Verschreibung zukam, das unterstanden sie sich nicht, auch nicht zum Allgemeinen Besten. Ja, selbst der Gedanke, daß so etwas möglich sei, kam ihnen nicht in den Sinn.

Da sie überschlagen, welche Güter zunächst eingelöst werden mußten, kostete die Lösung eine schwere Summe, nämlich 207¼ Pfund 6 Schillinge und 48¼ Mark Brandenburgisch Silber. Die verhießen ihm die beiden Städte bis Morgen als Anlehn zu beschaffen, und er verschrieb ihnen dafür in der

Urkunde, die noch da iſt, alle Bede und alles Bedekorn auf dem Tettow und Bernow und alle Pflege aus der Stübbeniz und deren Gehölzen, item die Abgabe von den Dörfern Tempelhof, Marienborf und Marienfelde. Die ſollten ſie erheben bis zum Tage Nicolai, wo er wieder zurückkehren wolle und ſie bezahlen.

Da er nun tafelte mit den Herren war es kein Wunder, daß ſie darum ſtanden, ſo dicht, daß die Küchenmeiſter und ihre Knaben kaum durchkonnten. Sie mußten mit den Ellenbogen die Leute zurückſchieben, daß die Herren nur zu eſſen und zu trinken bekamen. Und war's natürlich, daß ſie neugierig waren, wie Einer iſſet und trinket, der ſo viele Jahre todt war.

Aber Woldemar hob die Tafel ſchnell auf und hatte nicht viel gegeſſen. Denn er ſah Viele ſtehen, ſo mit Bitten und Klagen ihn angehn mochten, und traueten ſich kaum. Die Rathsherrn meinten, das habe Zeit bis auf den andern Tag, da er müde ſei. Aber er antwortete ihnen freundlich:

„Was du heute thun kannſt, verſchiebe nicht auf Morgen. Denn das Heute iſt dein, und du weißt nicht, ob es das Morgen iſt.“

„Aber Ihr müſſet der Ruhe pflegen um unſer

Aller Wohl, ſprach der Bürgermeiſter; denn Ihr ſeid alt.“

„So ich der Ruhe pflegen wollte, wär ich nicht zu Euch kommen, entgegnete der Fürſt. Meine Aufgabe iſt Unruhe. Mein Ziel iſt Frieden, aber nicht für mich, für Euch.“

Da hörte er aufmerkſam und gnädig die Leute an. Die tröſtete er, denen gab er Rath. Er ſchlichtete und ſpendete Gaben. Alle verwunderte es, wie er die Menſchen kannte. Einige wies er auch ſtreng zurück, denn ihre Klage war ungebührlich. Einer ſeiner Hofleute hatte, im Wein oder im Stolz, mit denen, wo er einlag, ſich gezankt und ſie geſchlagen. Der Bürger und ſein Weib traten weinend vor und wollten Recht vom Markgrafen. Der Angeklagte war mit ihnen gekommen und höhnte noch die Leute, ſie möchten nur klagen; was ſie denn für Recht erwarteten, da der Fürſt nicht gegen ſeine Leute ſprechen werde. Und er brummte etwas in den Bart, daß er's nicht dürfe. Die Leute aber waren ſehr aufgebracht, und ſchrieen, ihnen müſſe Recht werden.

„Das ſoll Euch werden, ſprach der Markgraf, aber an mir iſt's nicht, daß ich darüber ſpreche.“

„An wem denn!“ rief der Bürger, und wies auf ſeiner Frauen Schulter, die roth und blau war.

So hatte der trunkene Ritter ſie mit den Handſchuh geſchlagen.

„Hier ſteht Euer Richter," ſprach der Fürſt, und wies auf den Schultheißen Tyle von Brugge.

„Es iſt Euer Mann, den ſie verklagen!" ſprachen Etliche, auch ſelbſt Rathmannen ſprachen das.

„Den richtet der Fürſt; nicht am Schultheiß von Berlin iſt's Recht zu ſprechen, wider einen Ritter." ſprach Einer von Loſſow.

„Doch! Herr Petze von Loſſow, entgegnete der Fürſt. So es die Herren vergeſſen haben, ich vergeß es nicht, was ich am Tage Sanct Ambroſius, des Bekenners, vor ein und dreißig Jahren dieſen Städten gewährte. Schlagt nach die Handfeſten von 1317. Als ich mich recht entſinne, ward die Urkund in deutſcher und lateiniſcher Schrift aufgeſetzt. Euer Vater, Herr Loſſow war Zeuge dabei."

„Die Schrift hat gute Gültigkeit," ſprach der Schultheiß erfreut.

In der Urkunde hatte Markgraf Woldemar der Große beſtimmt, daß ſeine Vaſallen, weß Standes ſie auch ſein mögen, um ihre handhafte That, ſo ſie in Berlin verübt, und was Wunden und Gebrechen daraus entſtanden, als Beulen und blau untergelaufene Flecke von Schlägen, ſich vor dem Gerichte des Schultheißen der Stadt zu Rechte ſtel-

len ſollten und wegen der That Rede und Antwort ſtehen, und ihr Urtel empfangen. Aber ſo deutlich das geſchrieben war, und die edelſten Ritter waren Zeugen, das ward oft vergeſſen, und oft nicht gehalten. Zumal nicht, wenn der Fürſt ſelbſt in der Stadt war.

„Ihr wolltet, Herr?“ ſprach Tile Brugge.

„Dem Rechte ſeinen Gang. So Ihr mit Rechten Schultheiß dieſer Städte ſeid, wißt Ihr was eines Schultheißen Pflicht.“

„Das bin ich!“ rief der, und richtete ſich wieder auf. Denn ſeit heut Morgen trug er den Kopf doch etwas niedriger. Sie hatten ihn verhöhnt darum, daß ihm der Markgraf den Rücken kehrte, und hatten ihn geneckt, Woldemar werde ihm die Schultiſei, die er von Baiern zu Lehn empfangen, wieder abnehmen.

„Mit Rechten bin ich Schultheiß und trage zu Lehn das Richteramt; ſo iſt's Herr Markgraf. Und als lang die Städte Berlin und Köln auf dem Erdboden ſtehen, gedenke ich, ſollen die Brugge allein recht ſprechen über Bürger und Adel, und kein ander Gericht.“

So, kaum demüthig, überhob er ſich wieder.

Der Fürſt lächelte: „Ihr denkt lange hinaus, Herr Tile von Brugge.“

„Als lange Recht Recht bleiben wird. Denn wir kauften das Richteramt mit gutem Gelde.“

„Mögt Ihr es nicht wieder einmal verkaufen? Oder Eure Kinder und Kindeskinder?“

„Das werden sie nicht. Das sollen sie nicht. Ich will's festsetzen durch gute Satzungen. Wir sind reich.“

„Währt der Reichthum ewig! sprach nachdenklich der Fürst. Und sei es. So Eure Nachkommen nun das Richteramt schlecht verwalteten, soll's ihnen die Stadt, der Landesherr nicht nehmen, nicht wieder abkaufen dürfen?“

Tile schaute ihn mit offnem Munde an, und die Rathmänner auch. Er sprach ihnen Unverständliches. Wie konnte Einem, oder einer Familie etwas genommen werden, was ihre ist, und sie willigten nicht drein, außer durch Raub und Krieg!

Da erhob sich Woldemar: „Genug dessen Ihr Herren. Die Zukunft ist fern, und wir haben genug zu thun, was uns nahe liegt.“

Da standen auch schon andere, die sich beschwerten. Es war von Alters viel Streitigkeit wegen den Mühlen am Mühlendamm, die dem Landesherrn gehörten, und die Bürger mußten dort ihr Korn mahlen lassen. Nun drückten die Mühlherren, so die Fürsten gesetzt, die Leute, und auch die Mühl-

knappen, als Herrendiener, maßten ſich mehr an als ihnen zukam, meinten die Bürger. Und es gab desbalb viel Schererei. So mußten ſie, außer dem Pfennig für's Mahlen, von jedem Scheffel die Mahlmetze geben und die Mühlmeiſter und Knappen nahmen ſeit vielen Jahren noch außerdem Abzüge. Da Etliche aus den Geſchlechtern vom Markgrafen die Mühlen gepachtet, ſo vertrat der Rath die Mühlherren gegen die Bürgerſchaft um der Sippſchaft willen. Es heißt: eine Hand wäſcht die andere.

Darüber klagten itzt einige Meiſter von den Gewerken: „Sie haben uns verheißen Abſtellung der Uebelſtände, von einem Jahr zum andern, und es geſchieht nicht. Die geringen Leute leiden gar ſehr darunter. Denn iſt's nicht genug, daß ſie die Mahlmetze laſſen müſſen von jedem Scheffel, und das Korn iſt doch ihre; die Knappen fahren noch mit dem Streichbrett über das Maaß, und das Mehl, ſo abfällt, iſt ihre."

Die Rathmannen meinten, der Fürſt werde um ſo was ſich nicht kümmern. Es waren die Strobant, Ronnebom, die Dannewitz und Helmſuver welche damals die Mühlen in Pacht hatten.

„Was iſt Eure Antwort, Ihr Herren?" fragte er.

Der eine Ronnebom lächelte und ſprach: „Zu

Gnaden Herr Markgraf, wir wollen's mit den Mahlgästen schon ausmachen in Gütigkeit. Das sind zu geringe Dinge für einen Fürsten."

„Was Euch gering ist, sprach Woldemar, den armen Leuten ist es groß Ding."

„Die Mühlknappen streichen's für sich," sagte der Nonnebom.

„Man muß den Schelmen auch was gönnen," lachte der Fritz Dannewitz und Konrad Helmsdorf.

„Was zahlt Ihr den Knechten Lohn?" fragte der Fürst.

Die Herren wollten nicht mit der Sprache heraus. Es war sehr wenig.

„So ist's, gnädigster Herr Markgraf, sprach der Zunftmeister. Sie sind auf's Stehlen angewiesen, und müssen davon leben, uns zum Schaden."

„Ihre markgräfliche Durchlaucht, nahm itzt der alte Strobant das Wort, als es bei Mühlen ist, das kann nicht jeder wissen. Ehedem schütteten sie das Mehl, und was abfiel, das nannten sie Staub und blieb ihre. Nun schütteln sie nicht, sondern nehmen ein klein Brettlein und streichen oben ab."

„Wo steht denn geschrieben, daß der Staub den Mühlknappen ist?" sprach der Fürst.

„Das ist von Alters so, gnädigster Herr."

„Ein bös Herkommen muß ein guter Mann ändern."

„Und wie ſtreichen ſie!" fuhr der Kläger fort.

„Mit der Schärfe oder mit dem Rücken?" fuhr Woldemar dazwiſchen.

Das wußten die wenigſten, was er meinte. War nämlich der Müller ihr Streichbrett als ein Meſſer, die Schneide grad und glatt, aber der Rücken krumm. Wenn ſie nun über die Metze ſtrichen, drehten ſie's um, was nicht alle merkten, und fuhren in's Maaß hinein, wodurch viel Mehl abfiel.

„So Ihr nicht beſſres für Euch habt, Ihr lieben Herrn, ſprach der Fürſt und ſtand auf, das iſt eine Unbill, und ſo ſie noch ſo alt iſt, die muß abgeſtellt werden. Habt Ihr deß Schaden, ſo bringt es bei der nächſten Pacht vor, und unſer Rentmeiſter ſoll Euch willig hören."

Darauf hieß er ſeinem Kanzler, daß er eine Urkunde ausſtelle, der gemeinen Bürgerſchaft zu Nutz, daß ſie, an den landesherrlichen Mühlen am Mühlendamm, von allem befreit würden, was ſie bisher über die rechte Mahlmetze entrichteten.*) Die Schrift iſt heute noch da, und hat des Woldemar Geſetz gegolten, durch viele Jahrhunderte, und

*) Unde wat man van ostlingen erhepen hat gegroen boven der rechten matte, dat late wy leddig und los. Urk. v. 1345.

ſo lange als die Bürger gezwungen waren, am Mühlendamm mahlen zu laſſen. Alle verwunderten ſich über die Einſicht des Fürſten, und alle waren froh; auch die Familien, die darunter litten. Es dünkte ſie gering ihr Verluſt, da ſie ſolchen Fürſten dafür gewannen, der ſo auch für geringe Dinge ſorgt.

Es war Abend, aber ein ſchöner Herbſtabend, als ein anſehnlicher Trupp Reiter über die hohe Ebene vom Teltow gen Berlin ritt. Die Sterne funkelten am ſchwarzen Horizont, und die Reiter hatten Eil, und ſprachen wenig mit einander. Der alte Herzog von Sachſen war es, mit dem Fürſten von Deſſau, die ſich verſpätet hatten, und nun eilten, um vor Nachtanbruch in's Thor zu kommen.

Die Sterne ſtanden aber nicht feſt am Himmel, hier ſchoß einer nieder, und dort ein anderer, ſchnell, daß das Aug ihnen nicht folgen konnte. Die Reiter ſaben's trotz ihrer Eil.

Bei Nacht, und wenn man in Haſt iſt, die Herberg zu erreichen, ſpricht man nicht viel. Jetzt aber ſchoß es, wie ein großer Sternklumpen, nieder und in die Erde. Die Roſſe ſcheuten und die Reiter hielten einen Augenblick an. Dann ritten ſie langſamer, und Einer dichter zum andern. Es hieß vor Alters in Deutſchland, die Nacht iſt Niemands

Freund. Wo Freunde sind, die halten da gern zu einander.

„Sah's mein Lebtag nicht so schießen, sagte der Sachse. Vetter, was hat's wohl zu bedeuten?"

„Mit Verlaub, sprach ein Junker, ich hab es mir deuten lassen von einem alten Weib in Brandenburg, die sich darauf versteht. Als die Sterne jetzt alle Nacht schießen, wie toll, das bedeutet den Fall des Hauses Baiern. Als ein Stern nach dem andern vom Firmament abfällt, so fällt ein Schild um das andere aus ihrem großen Heerschilde ab. Das ist in's Gevierte blau und weiß. Zuerst fallen die weißen Felder, das sind die Sterne, dann kommen die blauen dran, das ist das Firmament. Die blitzenden Sterne nun sind die Länder, so sie zugewonnen, die verlieren sie zuerst, das Firmament, das sind aber ihre Stammländer, die verlieren sie nachmalen."

„Vetter von Dessau, meint Ihr das auch?"

Der ritt in seinen Mantel gehüllt, und schaute ernst vor sich: „Das ist der Himmel über Brandenburg und nicht über Baiern."

„Und was solls da?"

„Ich meine, als ein Stern nach dem andern abfällt, das deutet darauf, so wird ein Ländlein und eine Provinz um die andere von Brandenburg ab-

fallen. Es zersplittert, und was ein groß Reich war, werden lauter kleine Stücke."

„Das Wetter noch mal! äußerte Herzog Rudolf. Daran hab ich nicht mal gedacht."

„Das Sternschießen bedeutet unsern Vertrag. Darin wir uns versündigt haben gegen unsre Vorfahren und das deutsche Reich."

Der Sachsenherzog brummte verdrießlich und ritt wieder schneller. Dann aber hielt er inne, und ließ den Dessauer herankommen:

„Es kann noch anders werden, wenn man klug ist. — Klug muß man sein, sag ich Euch."

„Das war nicht klug von uns, daß wir zu lang schliefen," entgegnete der Dessauer.

„Was nur der Kerl in Berlin gemacht haben mag ohne uns! Vetter, er weiß ja nichts —"

„Wer weiß —"

„Tollheit! Wie das Volk dort ist, pfiffig und gescheut, wenn er den Mund aufthut, und Keiner sagt ihm, was er reden soll, sie wissen's gleich, wo er her ist."

„Da wüßten sie mehr als wir," sprach der Dessauer vor sich.

„Die Sporen in die Weichen, Vetter, wir müssens wieder gut machen. Das war's ja, warum ich nicht nach Berlin wollte. Vetter, Vetter!

das Reich soll nicht zerfallen. Wollen die Sterne lügen machen."

„Gott geb es!"

„Er giebts. — Will Euch was im Vertrauen sagen. Euch nur allein. Laßt die andern vorreiten. — So. — Vetter Albrecht, unser Vertrag, darauf gebt keinen Pfifferling!"

„Das wäre!"

„Ihr denkt doch nicht an den Kurhut? Zwar vom selben Blut als wir, kommt Euer gut Recht erst daran, wenn unseres erloschen. So unerlaubten Ehrgeiz habt Ihr nicht, lieber Vetter."

„Vetter Rudolf, ich bin ein alter Mann. Was sollte ich für mich daran denken!"

„So recht. Für Eure treue Freundschaft sollt Ihr Euren Lohn haben. Nun sag ich Euch. Der Kaiser, mit dem bin ich eines Sinnes. Karl ist für mich. Er hat's meinem Kanzler von Tronca, in Karlsbad, auf sein heilig Wort zugesagt. Den Vertrag verwirft er und zerreißt er, aus Kaiserlicher Machtvollkommenheit, als wider des Reichs Gesetze. Ein Kurfürstenthum soll nicht zerstückt werden. Nichts, sag ich Euch, nicht so viel bekommt der Pommer, nichts der Meklenburger. Und wenn er's noch so fest mit den Zähnen hält, der Magdeburger muß Plauen rausgeben. Die Mark bleibt

ein Kurland, das iſt des Kaiſers heiliger Wille, und ich werde Markgraf und Kurfürſt."

„Das hat Euch der Kaiſer zugeſagt?"

„Meinem Kanzler Dietrich von Tronca. Er kann nicht genug verſichern, wie der Kaiſer gütig war, und Liebes von mir ſprach. Er wüßte keinen Beſſern, dem er die Mark gönne."

„Und war erzürnt darüber, daß ſie zerſplittert würde?"

„Zornig über die Maaßen, Vetter! Denn Deutſchland bedürfe gegen den Oſten ein ſtark Reich und eine kräftige Mark. Darauf müſſe jeder halten, der es mit der deutſchen Nation gut meine. O er iſt ein kluger Fürſt."

„Das iſt er. Und darum wollte er einen tüchtigen Markgrafen."

„Der — Woldemar muß ein Teſtament ſchreiben, hat er geſagt, darin er mich, mich allein zum Erben einſetzt."

„Das wird ein groß Reich, ſprach der Deſſauer, Sachſen und die Mark eins! Zwei Kurhüte auf einem Kopf! Das konnte ſelbſt unſer Ahnherr, Albrecht der Bär nicht erzwingen!"

„Unſere Ahnen in Ehren, lieber Vetter, ſagte Herzog Rudolf. Aber das ſind andere Zeiten. Izo

wirkt man's nicht mit der Faust allein. Man muß mit Klugheit zu Werke gehn."

Und dabei spornte er sein Roß. Aber es war müde und fiel gleich wieder in Schritt.

„Wär's nur nicht so weit von Dessau — wollte sagen von Wittemberg bis Berlin," lächelte der Dessauer.

„Ich lasse eine grade Straße bauen, entgegnete der Sachse, von einer Hauptstadt zur andern, die soll, uns zu Ehren, die Anhaltstraße heißen."

Es schoß wieder ein Stern durch die Lüfte, just dahin, wo die Städte liegen im Thal.

„Ihr werdet doch nicht so schnell hinkommen als der Stern dort, sprach Graf Albrecht. Denn auf der besten Straße braucht Ihr viele Tage, man mags ersinnen als man will. Und das ist nicht gut, wenn ein Fürst so weit ist von seinen Städten." —

Die Ritter von ihrem Gefolge, welche voraufgeritten waren, hielten plötzlich still. „Was ist das! Berlin brennt!" „Nein Köln auch." — „Beide Städte!" riefen Andere. Die Fürsten sprengten heran. Ein heller rother Schein hauchte über den Städten und die Thürme glühten im Widerschein: deutlich sah man's nicht, wegen des Waldes, und da sie nun in Hast den Berg hinunter sprengten,

wo die Bäume die Häuser verdeckten; und ſie ritten lange im Dunkeln und hörten und ſahen nichts.

Einige hielten dafür, es ſei eine Hinterliſt der Baiern, der Friedrich von Lochen habe die Stadt in Brand geſteckt, da er ſie nicht halten können. Den Herzog quälte ein anderer Gedanke, daß Woldemar die Sache ſchlecht angefangen, er wäre mit den Bürgern aneinander gekommen, und da ſei die Stadt in Brand gerathen. „Ich ſagt es Euer Liebden, es taugte nichts, den Kerl allein hinlaſſen. Mit dem Volk müſſen andere Leute reden.“

Da meinten Einige ſchon, es ſei für die Fürſten gerathen, daß ſie nicht weiter ritten, ſondern daß ſie beim Comthur in Tempelhof Nachtquartier ſuchten. Aber Einer ſagte: „Wir hören doch nichts von Sturmlärm. Die Luft webt her, und es iſt ſtill.“ Und bald darauf kam ein andrer zurück, der vorausgeritten war, mit der Botſchaft: Die Städte ſeien nicht in Brand, ſondern in Freuden. Der Himmel ſei hell von den vielen Feuern auf den Gaſſen und den Pechfackeln, ſo die Bürger angezündet aus Luſtigkeit. Es ſei als eine Faſchingsnacht, ſo in Köln als Berlin.

Das beruhigte beide Fürſten, ob es ſie doch Wunder nahm, daß ihnen auf dem ganzen Wege keine Botſchaft entgegen kam. Das Thor nach dem

Teltow war verſchloſſen, die Brücke aufgezogen. Ja ihre Ritter mußten lange pochen und die Drometer in's Horn ſtoßen, bis nur Leute erſchienen; ſo war Alles in der Stadt beſchäftigt. Nun ſchickt ſich's in aller Welt, wo ein Herzog von Sachſen und ein Fürſt von Anhalt einreiten will, daß ſie ihm entgegen kommen und für die Ehre danken und ihn hineingeleiten; zumal aber hier, wo ſie beide Fürſten erwarten mußten. Es dauerte aber lange Zeit, ehe nur ein Rathsherr ankam, der das Thor öffnen ließ, und ſich ſchüchtern entſchuldigte, daß er's nicht gewußt, wie ſo hohe Herren noch ſo ſpät die Stadt beehren würden.

Der Sachſenherzog ſah ihn nicht zum mindeſten freundlich an. Der Deſſauer aber rief's ihm zu Gemüth: „Je ſpäter der Abend, je ſchöner die Gäſte. Das iſt von Alters ſo.“ Aber danach ſah es nicht in Köln, nicht in Berlin aus. Wo ſie der Rathsherr durchgeleitete, und er nahm den Weg über den Mühlendamm, ſchauten die Bürger ſie verwundert an, und waren des ſpäten hohen Beſuches gar nicht gewärtig. Der Rathsherr mußte es ihnen in's Ohr züſcheln, wer die Herren wären, daß ſie nur Platz machten und die Mützen rückten.

So kamen ſie zum hohen Haus, nach mancherlei Aufenthalt. Und dort war auch wenig gethan,

ſie zu empfangen. Die Ritter und Gäſte taumelten umher vom vielen Wein, den ſie, nicht für ſich, zu Ehren der Herrſchaft getrunken; da ſie nun die Treppe hinaufſtiegen und ihre Ankunft ihrem Vetter vermelden laſſen, trat ihnen im Vorſaal Konrad von Redern entgegen, des Woldemar Oberkämmerer, und entſchuldigte ſeinen Herrn, daß er von des Tages Laſt und Mühe zu müde ſei, er ruhe auf ſeinem Lager aus. Sie möchten's gnädig bis morgen anſtehn laſſen; da wolle er ſie empfangen, als es ſo gnädigen Herren, ſeinen Vettern, gezieme.

Rudolf von Sachſen ſtieß einen Fluch aus, und es war gut, daß ihn Niemand hörte. Albrecht von Deſſau flüſterte ihm einige Worte in's Ohr, wo er ihn erinnerte an das, was er ſelber vorhin ihm geſagt, daß man heut zu Tage nicht mit der Fauſt, ſondern nur mit Klugheit durchgreift. Der Herzog brummte noch viel, aber er war ſehr müde und hungrig, und es war keine Stunde um, da hatte er alles vergeſſen, was er geſagt und gedacht an dem Tage, und ſchnarchte in ſeinem Himmelbett, daß man es durch die dicken Mauern des hohen Hauſes hörte. Das heißt heut das Lagerhaus.

Aber nach demſelben Stündlein, und es war ſchon ſtill worden in der Stadt, und die Freuden-

feuer verlöschten, schlich der Fürst von Dessau, in einem Mantel verhüllt bis über die Ohren, dieselbe Treppe, als vorhin hinauf, und pochte leis an. Der von Redern öffnete ihm eben so leis, und da er ihn erkannte, neigte er sich ehrerbietig, und flüsterte: „Mein gnädiger Herr erwartet schon Euer fürstliche Gnaden.“ — Und Woldemar selber öffnete die Thür und ließ den Dessauer ein. Dort sprachen sie im Geheim bis Mitternacht, und der Fürst trat mit frohem Gesichte heraus.

Am Morgen drauf ward der Herzog von Sachsen durch einen Lärm auf der Straße geweckt. Trompeter bliesen und ein Herold schrie mit lauter Stimme zum Volk, das, wo er stehen blieb, sich um ihn sammelte:

„„Kund und zu wissen sei männiglich, und zum Gedächtniß dieser Dinge ist es niedergeschrieben, daß es nicht vergeht und Irrungen und Zweifel einreißen. Wir Woldemar, von Gottes Gnaden Markgraf zu Brandenburg, zu Lauitz und im Lande Landsberg, wir verkünden, daß dies nun soll offenbar sein, allen, die diesen Brief ansehen und ihn anhören: daß wir um ihrer mannigfachen wohlthätigen Dienste halb, die uns oft (dicke) gethan sind von unsern lieben Bürgern unserer Städte Berlin

und Köln, ihnen hierdurch alle Rechte und Freiheiten zusagen, und bestätigen, so sie von Alters durch uns und unsere Vorfahren, als auch in jüngster Zeit mit Rechten erworben. Item verheißen wir ihnen und versprechen ihnen, auf ihr geziemlich Ansuchen, daß wir verfolgen wollen die mit Schlössern angesessenen Ruhestörer im Lande, sonder Ansehn von Person und Reichthum, wollen ihnen ihre Vesten nehmen, und ganz und gar, als uns die Städte dazu ihren Beistand zusagen, alle festen Schlösser zerstören, so neu erbaut sind; auch nicht gestatten, daß fernerhin neue Burgfrieden erbaut werden, es sei denn auf den Gränzen gegen des Landes gemeine Feinde und mit unsrer Zustimmung. Auch wollen wir die Städte nicht mit unsern Kriegsmannen belegen, wie ihr altes Recht ist, auch nicht mit Mann und Roß in ihre Thore ziehen, es sei denn, daß sie durch Vertrag sie uns in Güte öffnen. Item, als wir ihnen schon vor ein und dreißig Jahren gewährt, sollen sie des Rechtes sein, unsere Diener, hoch oder niedrig, so auf handhaftiger That in den Städten betroffen wurden, vor ihren Schöppenstuhl zu ziehen, und sie zu richten, als Recht ist. Und so wir unser Wort nicht halten, was Gott verhüte, alsdann sollen die Städte, als wie die andern

Städte, und mit ihnen gemein, des Rechtes sein, einen andern Landesherrn sich zu wählen.““*)

„Was sagt Ihr dazu, Vetter?“ rief der Herzog dem Dessauer zu, der eintrat.

Der Fürst schwieg.

„Sonder uns zu fragen. Wer ist der falsche Mensch!“

„Ew. Liebden, wir sind an den rechten gerathen.“

*) Urkunde ageben „in olden Berlin 1598 an Sunte Matheus Dage der hilgen Apostein.“

.....

Achtes Kapitel.

Im Buchenwalde.

Die goldene Herbstsonne, die über den Städten schien, glänzte auch über das Land. Sie leuchtete den Siegern auf ihren Wegen, aber auch den Flüchtlingen auf ihren einsamen Pfaden und Straßen.

Es war eine große Jagd los, über das ganze Land. Die Glocken in den Dörfern stürmten, die Straßen rasselten von Harnischen, die Trommeln wirbelten in die Luft.

Wunden wurden geschlagen, Lanzen gebrochen und Glieder, und Staub aufgewühlt, aber große Schlachten sieht man nicht, wo ein panischer Schrecken vor den Siegern hergeht.

Da lag ein schöner Buchenwald, lang und tief, und seine Kronen waren gelb, und gegen Mitternacht war das Laub schon roth angehaucht von den Nachtfrösten. Die Morgensonne stand am blauen Himmel und schaute auf den Wald und das Feld,

und die Luft war durchsichtig und klar, ein scharfes Auge konnte den Raubvogel auf drei Bogenschußweiten entdecken. Und still war es, wie an einem Sonntagmorgen. War's als feiere die Natur ihren Sabbath. Die Thiere des Waldes lagen still auf ihren Lagern. Keines Sperlings leichtfertiges Gezwitscher. Höchstens in weiter Ferne hämmerte ein Specht an die mächtigen Stämme, und die Luft, die in den welken Blättern am Boden rasselte, und linde die Kronen durchsäuselte, war das einzige Geräusch, so weit das Ohr reichte.

So still mochte es stundenlang sein. Aber itzt war das Rauschen im Walde stärker. Die Luft war ein Windzug. Die Zweige schlugen zurück, und dürre Aeste knickten und prasselten. So ist's, wenn ein Eber durch das Dickicht bricht. Das aber mußte ein Rudel Eber sein; der Eber schießt in wilden Sätzen über den Boden; diese stampften auf. Hufschläge dröhnten, und Rossegewieher und Klang von Stahl und Erz. Nicht ein Rudel wilder Thiere, keine Meute Hunde, eine Schaar reisiger Männer suchte durch das Dickicht seinen Weg. Und so viel Lärm Männer in stählernen Kleidern und mit Wehr und Waffen zu Roß machen, doch war es bisweilen als hielten sie, wie Diebe, den Athem an, um zu lauschen, ob sie nicht

belauscht würden. Dann knüerten nicht die Zweige, die Schienen dröhnten nicht und selbst die Rosse athmeten still. Es war, als sei es nur ein Waldspuk gewesen, des wilden Jägers Lärm, und er ist in die Schluchten der Erde versunken, oder zerstoben in die Lüfte, ein Dunstbild. Doch wenn es eine Weile still geblieben, dann rauschten wieder Laub und Zweige, die Schilde klirrten, der Boden wurde gestampft und das Geräusch kam näher.

Das hatte ein Ohr von Anbeginn sehr aufmerksam belauscht, und nichts war ihm entgangen. Denn so still und öde es war, in dem hohen, gelben Riedgras lag Einer hingestreckt, der sich von der Sonne wärmen ließ. Doch sobald der erste Luftzug das Rauschen herantrug, wo du nicht anders gemeint hättest, als es sei ein Vogel, der von Ast zu Ast flattert, hatte er sich aufgerichtet, und den Kopf halb übers Gras, horchte er, wie der Hase in seinem Lager, wenn er den Windlärm hört. Wenn es still ward, legte er den Kopf auf die Erde, und fuhr wieder auf, bis er ist, die Augen starr auf einen Punkt, mit den Augen zuckte, und rasch untertauchte, und sich länglings hinwarf. Das Gras rauschte über ihn, und wenn Ihr Versteckes gespielt, Ihr hättet ihn lange suchen mögen.

Und grad da, wo er die Augen zuletzt hingerichtet, brach es heraus. Ein Regen von welken Blättern schüttelte zur Erde, als ein geharnischter Reiter, und dann zwei, und dann ihrer mehre zum Vorschein kamen. Sie schauten sich fürsichtig um, nach allen Winden, aber es blieb still. Sie sprengten links und rechts; denn hier lichtete sich der Wald, und nach Mittag öffnete sich ein weites Feld voll rothblauen Heidekrautes. Aber da sie auch dort nichts sahen, und nichts sich regte, winkten sie in den Wald hinein, von wo sie gekommen, und eine ganze Schaar folgte ihnen. Die Führer sprachen zusammen, und dann gaben sie ein Zeichen, daß sich die Leute zum Rasten am Saume des Waldes vertheilten.

Die wackern Männer kamen nicht als Sieger aus einem Strauße. Die Harnische waren voll Beulen, mancher Helmbusch abgeschlagen, manche Schiene hing herab. Der verband sich den Kopf, und dem steckten sie den Arm in eine Binde, als gut es sich thun ließ. Und Aller Gesichter schauten aus, wie gekocht und voll Staub. Und wie gar sehr ermattet warfen sich die Meisten ins Gras, aber die Rüstungen schnallten sie nicht los, noch wurden die Rosse entwappnet. Nur die

Helme banden ſie ab, und ſuchten nach Waſſer, das unfern zwiſchen den Elſen vorblitzte.

Der oberſte Anführer, mit der baierſchen Binde um den Leib, lag auf einer kleinen Anhöhe, den Kopf im Arm geſtützt, und ſchaute, ein bleich und länglich Geſicht, ingrimmſch vor ſich.

„Was thut Ihr da, Betkin?“ rief er einem andern Ritter zu, der unfern ſtand und die weißen Faſern, die ſich um den Harniſch geſchlungen, ablas. Der ſchaute ſonſt gar wohlgemuth, ein beleibter Mann. Ihn mußte der Strauß nicht eben angegriffen haben. Er lachte, wie ihn die Faden neckten. Denn die er mühſam eben abgeſponnen, ſchlangen ſich, wenn der Wind ging, ihm wieder um den Nacken, und in einem Eiſenkleide hantirt man nicht leicht.

„Nach mich frei von Netzen und Stricken,“ lachte der Ritter.

„Betkin von Oſten liebt doch ſonſt die Netze der Weiber.“

„Nur nicht von alten, Hauptmann! Ein verfluchter alter Weiberſommer.“

„Die Beulen von den Bauerknitteln kriegſt du doch nit los vom Stahl.“ ſprach der andere nach einer Weil.

„Hauptmann, wärs nach mir gangen" — sagte Betkin.

„Wären wir in die Pfanne gebauen," unterbrach ihn der Hauptmann, der kein anderer war, als Friedrich von Lochen selbst, des Markgrafen Ludewig oberster Landeshauptmann. „Heiligste Frau von Zell, das Bürgerpack!"

Betkin Osten warf sich neben dem Baiern nieder.

„Teupitz ist noch unser,"

„Nichts ist unser, wo Ritter alte Weiber sind" brummte der Baier.

Der Osten brummte ein Liedlein, was sie im Land sungen:

„Friedrich von Lochen,
Friedrich von Lochen!
'S ist heuer gar theuer.
Das Fleisch kriegt der Baier,
Uns läßt er die Knochen.
Friedrich von Lochen!"

Der von Lochen verzog den Mund, daß seine Zähne zum Vorschein kamen: „Das Liedlein, mein ich, sollen sie nachmalen ganz anders singen. Kennen nun unsre Feinde. Da soll manch fettes Lehn verfallen sein."

„Das ist vernünftig gesprochen, ein Trost, Herr Friedrich. Betkin schaute recht vergnügt vor sich.

Wenn Ihr zum Kehraus blaſt, mir laßt ſo ein Paar Städte. Etwa Prenzlow und Perleberg. Donnerwetter, ich will einreiten mit Meinen, daß Kind und Kindeskind erzählen ſollen vom Betkin Oſten."

„Hol der Teufel die Städte, ſprach der Landeshauptmann. Ihr, der Adel, Ihr, Ihr, was hat er Euch gethan. Wo ſtrafte er einen Ritterbürtigen, wo hat er ein Schloß gebrochen, und wie lohnt Ihrs ihm!"

Betkin Oſten zog die Fruchthalme des Riedgraſes aus: „'S iſt noch nicht aller Tage Abend."

„'s giebt keine Ehre, 's giebt kein Ritterthum in dieſem Lande, brummte der Hauptmann fort. Auf Euern Hufen ſitzt Ihr, klebt auf Euern Lehnhaufen, ſchindet die Bauern, zwickt und plagt die Kaufleute. Haltet mit eiſernen Zähnen an Eurem eignen Rechte feſt, an Euren Satzungen und Herkommen, die Ihr Euch ſelbſt gemacht, dem Allgemeinen zum Schaden, aber ſo es gilt fürs Ganze, für das Land — Was grient Ihr, Betkin? 'S iſt ſo, bei Gott im Himmel, 's iſt eine Schande!"

„Mag ſein."

„Das wendiſche Blut, das bündiſche will Euch nicht aus den Adern. Hörte noch von keinem Märkiſchen ein frei Wort vor ſeinem Herrn ſpre-

chen, 's wär denn eine Klage, daß man ihm 'nen Pfahl auf seinem Hofe krum beg. Der reine deutsche Adel bei uns, das ist ein Adel."

„Läßt der sich nehmen, was sein ist?"

„Nein. Aber er denkt nicht an sich allein. Er spricht auf den Landtagen und vor den Fürsten von der Leber weg, nicht für seinen Stand allein, für alle Stände. Euch ist der Himmel vernagelt, Ihr seht nicht weiter, als wo Eure Gerechtsame aufhören. Was sagt Ihr dazu."

„Ihr tränkt zu viel Wasser am Brunnen, das knurrt in Eurem Leibe."

„Was schaut Ihr Euch um, Betkin?"

„Ob Keiner uns stören wird."

„Das ist hier kein Adel nicht, sag ich, kein sächsisch und kein fränkisch Blut. Ihr seid zum Ritterstand kommen, wie die blinde Henne zum Korn. Auf ein ordentlich Turnier sollte man Euch nicht lassen. Ich sags, von den Bürgern wunderts mich nicht. Aber Ihr, die Säulen des Landes, Ihr reißt aus, als man sich darauf stützen will, Ihr kriegt die Angst daß Euch der Pfaffenpopanz an Eure Schlösser und Renten geht, an Eure heillose Freiheit, Ihr dreht den Mantel um, eh noch der Wind umschlägt."

„Knurrt's noch lange, Friedrich Lochen!"

„Wenn er ſeiner Feinde Herr wird, als wir zu Gott hoffen, ſollt' er guten deutſchen Adel in dies verfluchte Land führen, als es in Pommern geſchah, und in Mekkenburg."

„Nun habt Ihr ausgeſprochen doch, Herr Friedrich von Lochen?"

„Hab's. — Und was habt Ihr dagegen zu ſagen?"

„Kein Sterbenswörtlein!" entgegnete ruhig der von Oſten; aber er hatte ſich aufgerafft, und ſchüttelte den Helm und ſetzte ihn auf.

Der Hauptmann richtete ſich, da er das ſah, auch auf: „Was ſolls?"

„Bin ein märkiſcher Edelmann, Herr von Lochen, ob wendiſchen Blutes, oder deutſchen, das ſchiert mich nicht. Aber Eure Rede iſt ſo lang geraten, daß die Zung zu kurz iſt, um drauf zu antworten."

Da blitzte die Morgenſonne auf einen langen Degen, den er zog. Der Vater, einen Augenblick beſann er ſich, dann riß er auch an der Linken und ſein Schlachtſchwert kam heraus. Aber er ließ die Sonne darauf ſpielen und beſah's, ſtieß es dann vor ſich auf den Boden und ſtützte ſich mit beiden Händen drauf.

„Vetkin Oſten, könnte Euch noch zweierlei ſagen."

„Kurz, als Euch's beliebt."

„Ein Märkischer seid Ihr; aber 's giebt auch gute Ritter hier zu Lande. Wills zu Gott nicht gemeint haben, das Ihr zu den schlechten gehört."

„Habt Ihr nichts anders zu sagen, Herr Friedrich von Lochen?"

„Item, ein guter Ritter steht jedem guten Ritter, wo es sei. Aber da ich auch des Baiern Landeshauptmann bin —"

„Ueberlegt's, aber schnell" sprach scharf der Osten.

„Und breche die Pflicht gegen ihn und gegen das Land, für das ich mehr einstehen muß." —

„Quält Euch nichts sonst, die Sorg ist nicht mehr groß" lachte der Ritter.

Es wäre wohl zweifelhaft geblieben, wenn sie losgingen, wer der Stärkere war. Der von Osten war eines halben Kopfes kleiner aber stämmig, und einer der so rasch drauf los ging, als er hart und lang ausdauerte. Ihm war Fechten eine Lust; man sah's ihm an. Der Baier war länger und schlanker, auch einige Jahre älter; aber ein erfahrner Kriegesmann und ein kunstgeübter Fechter. Ein solcher geht nicht so leicht und um nichts los; aber als der Löwe, wenn er Blut gesehen, ist er furchtbar. Die andern sahens mit Schrecken, wie der Hauptmann den Helm aufstülpte und die Ritter ihre Kürasse und Schienen

ſich feſt ſchnallen ließen. Da maßen ſie ſchon den Platz und theilten Licht und Wind, es kam aber zum Glück nicht dazu, daß ſie die Schwerter kreuzten.

Denn zween Ritter waren inzwiſchen herangeſprengt, welche die ausgeſtellten Wächter alsbald an ihren Zeichen als Freunde erkanten, darum hatten ſie keinen Lärm gemacht; auch nicht, als ſie dahinter Staubwirbel ſahen, und eine ganze Schaar zog an von der Gegend von Teupitz her. Es waren die von Uchtenhagen, die hatten ſich mit ihren Reiſigen und andern durchgeſchlagen; nachdem ſie Völker in Frankfurt geworfen, und manchen glücklichen Strauß hatten ſie beſtanden.

„Plagt Euch der Teufel!“ ſprach der alte Buſſo von Uchtenhagen, als er vom Sattel geſprungen. Er hatte es in der Kürze erfahren, warum ſie blank ſtanden. „Ihr guten Freunde, iſt das Zeit die Schwerter zu kreuzen! Meint Ihr, es iſt Sommerluſt und zur Kurzweil angethan?“

Da waren auch Buſſens drei Söhne Dietrich, Kuno und Helmecke herangekommen, auch mehrere Ritter, die mit ihm waren, als Betke Bötel, Heine Waldow, der Nicolaus von Köckeritz, Wilkin Strantz und noch verſchiedene aus dem Lebuſiſchen, die dort angeſeſſen ſind: Tile Glaſer, Walter von Sack, Friedrich von Winning und ein Klepitz. Alle

waren im Bann, weil ſie es gegen den Biſchof, den Lebuſer, gehalten und der bairiſchen Herrſchaft zugethan.

„Wollte ich doch lieber, daß mir der Sattelgurt platzt, wenn ich einhaue, als daß Ihr losgeht," ſprach Nicklas Röckeritz.

„Hat Euch der Sonnenſtich toll gemacht, fuhr der alte Uchtenhagen fort. Du, mein Heiliger, eine Ehrenſache ſollen wir All ausmachen. Ja, gegen unſers Herren Feinde; aber iſt das Ehre für Dich, daß du den nieder ſtreckſt, oder für dich, wenn du ihn unterkriegſt? Herr Friedrich von Lochen ſind wir nicht Märkiſche von Adel? Was ſchiert Euch, in weß Adern wendiſch Blut rinnt, das ſind alte Dinge, die weiß Keiner genau. Und du, Betkin Oſten, zeig ihm, daß er Unrecht hat, wir ſind deine Zeugen für dich. Aber dann zeug du für dich ſelber, daß du Vernunft annimmſt. Denn ſo du doch losgehn willſt, ſo zeugſt du, daß er Recht hat. Biſt du nicht in Bann, und er und wir alle? Trägſt du nicht mit Recht deinen Sporn, als wir alle, haſt du nicht geſchworen ihm als wir? Wir ſind unſer nicht viel, aber ſo wir zuſammen ſtehen, Rücken an Rücken und Schild an Schild, Herr du mein Heiland, es iſt noch Zeit, aber es iſt höchſte Zeit!"

Der Buſſo Uchtenhagen war ein ſehr alter Mann, aus der guten Zeit und wer ihn ſah, hatte ihn lieb. Sein weiß Haar hing ihm bis über die Schultern hinab, und in ſein hellgrau Aug ſah man gern. Er hielt auch ſeine Söhne in guter Zucht, durften nicht am Wege liegen; das konnte man nicht von jedem Edelmann ſagen. Da, nachdem er geſprochen, ſprachen Alle ſo zum Guten, und ſo laut und dringend, daß die wohl nachgeben mußten. Friedrich von Lochen ſtreckte zuerſt das Schwerdt ein. Sagte:

„Nehm's zurück. Ihr führt gute Männer zu Zeugen" Betkin that's ihm nach ſonder Zaudern, dann reicht er ihm die Hand. Das Lachen aber konnt er nicht laſſen:

„Kanns nicht leugnen, — Herr Friedrich von Lochen, hätt' aber lieber für mich ſelbſt gezeugt."

„Das iſt einer Sach böſeſter Feind, hub der alte Uchtenhagen an, ſo ihre Freunde ſich entzweien. Und ſie entzweien ſich, wenn's in ihnen ſelber nicht gut iſt und tüchtig. Wer ſich fürchtet, der ſchreit, wer ſich ſchämt, der prahlt. Weil Euch der Bauer dort aeklopft, das iſt Eure Scham, die in Euch wurmte und biß, nun mußte der Aerger raus, aber er kam an den unrechten. Daß Ihr's vor Euch ſelbſt verbürget, wie Ihr ausgeriſſen ſeid, vor den Knütteln, fuhrt Ihr auf einander los und

ſchimpfiet, bis Ihr die Schwerter zogt. Ja, ſo iſts, ein alter Mann ſagts Euch, und ein alter Ritter. Aber meint Ihr, daß Ihr dadurch die Ehre wieder heil macht, daß Ihr die Schwerter wider Euch kehrt? Umgekehrt, Ihr grabt der Ehre ein Grab. Das iſt Ehre, daß Einer nicht verzweifelt, auch wo's ſchlimm geht. Es iſt kein Wald ſo dicht, es kommt am Ende Licht, und keine Heide ſo groß, am Ende trifft man doch auf ein Haus. Aber wer ſich hinſtreckt, und ſagt, es hilfts nicht, es geht nicht, dann gehts auch nicht. So wolltet Ihr's thun, weil Ihr's zum Unrechten angreift. Was wartetet Ihr nicht, bis wir kamen? Wir hattens Euch melden laſſen. Nein, Ihr wolltet's für Euch allein ausmachen, damit Ihr allein Ehre hättet. Nun habt Ihr nichts. Hieltet Ihr zuſammen, ſchonte Eure Kräfte, bis wir zuſammen ſtießen, wir wären dann noch ſtark genug, uns in eine Stadt zu werfen, bis der Markgraf aus Baiern kommt. Nun habt Ihrs verſpielt, nun ſind wir abgeſchieden von unſern Freunden, und müſſen durch die Heiden und Wälder ziehen, um nur frei Land zu gewinnen."

Der alte Uchtenhagen durfte ſo ſprechen, auch vor dem von Lochen. Der war ein Jüngling gegen ihn. Er und die Seinen hatten gethan, was

an ihnen. Da ſie nun Kriegsrath halten wollten, war der gute Rath theuer. Keiner wußte Erfreuliches. Von den Boten, die nach Tirol gegangen, war wohl Nachricht, aber ſie hatten den Markgrafen nicht dieſſeits der Alpen getroffen. Er war von Botzen nach Italien gezogen, zu großen Luſtbarkeiten, ſo ihm zu Ehren der Herzog Gran Cane von Verona veranſtaltet. Der alte Uchtenhagen ſchüttelte den Kopf, Friedrich von Lochen ſah finſter vor ſich.

Die Ritter hatten ſich wieder gelagert. Das war ein traurig Bild, wie jeder den Kopf im Arm ſtützte, und weß Harniſch noch ſpiegelte, der ſah ein ſehr lang Geſicht drin.

„Wir kommen nicht mehr durch nach Frankfurt,“ ſagte der Köckeritz.

„Uns bleibt nur die Lauſitz,“ ſagte ein anderer.

„Wo bleibt ſie uns! ſprach Wilkin Bolel. Den Städten dort trau Einer!“

„Das Land iſt von den Banden durchſchwärmt. Wigand von Eichſtädt fiel ihnen ſchon in die Hände.“

„Höll und Teufel! rief Wilkin Stranz, daß Ritter mit dem Geſindel fechten ſollen. Lieber als mit Stellmeiſtern mich ſchlagen, würf ich mich links in den Spreewald.“

„Um mit den Pferden zu ersaufen!“ rief Herrmann Waldow.

„Wir sind abgeschnitten, setzte Busso von Uchtenhagen bitter hinzu. Uns bleibt nur Teupitz.“

„Uns bleibt noch etwas anders, sprach jetzt Friedrich von Lochen, der schweigsam da gesessen. Teupitz ist ein klein Schloß, das uns Viele nicht acht Tage hält; und wenn wir es hielten, was hielten wir unserm Herrn! Können wir ihm nichts erhalten, auch uns selber nicht, so mögen wir ihm nutzen, daß wir für ihn sterben. Seid Ihr edle Herren deß so gewollt, der hebe die Hand auf!“

Da hoben Alle die Hand.

„Seiner Feinde sind Viele, fuhr der Hauptmann fort. Werfen wir uns auf einen allein, den mögen wir noch, Arm an Arm, Schild an Schild, niederrennen, den anderen zur Warnung.“

„Was an uns, Herr Landeshauptmann, sprach der alte Uchtenhagen, das soll geschehen, und Ihr sollt sehen, wie Märkische Treue aushält. Aber wo ist der Eine, den wir fassen mögen? Das ist ja das Elend. Ein Wespennest ists, und kein Kopf, kein Mann da, ihn aus dem Sattel zu heben.“

„Warum ein Mann! Es mag auch ein Weib sein.“

Boshaft sprach das der Baier, die Ritter ver-

ſtandens und lachten. Ihm war's nicht ſpaßhaft. Seine Brauen runzelten; ſein Blick war voller Ingrimm.

„Das Weib hat's eingerührt! Ich weiß es für gewiß, das Weib ſolls entgelten bei der heiligen Jungfrau von Zell. Die Ritter traten zuſammen, und in vielen kochte es auf. Sie dachten mit Unwillen der Tage, als die Gräfin von Nordheim, an des Markgrafen Seite, als eine Fürſtin im Lande geherrſcht. Da ging alles nach ihrem Willen, und ihr Wille war kraus. Die damals gemurrt, hatten nachgebends gelacht.

Der Landeshauptmann ſprach zu ihnen im Geheim, und die anderen hörten nur Worte; das war der Name der Gräfin, und das Schloß da ſie hauſte, wenn ſie in den Marken war, das hieß Wörbelin. Es war nicht weit ab vom Wege, und ſo ſie ſcharf ritten, waren ſie um Mitternacht dort. Und Alle ſchauten froh und ihre Augen blitzten lüſtig; aber mit einem Male lachten ſie auf, und ſchauten auf Betkin Oſten, der aufſprang und den Arm ſchüttelte, als hätte ihn eine Weſpe geſtochen. Denn Einer hatte vorgeſchlagen, er ſolle ihr Hüter ſein, wenn ſie die Gräfin gefangen, und für ſie einſtehen: „Gebt mir lieber den Teufel zu hüten!" rief er.

Da lachten Alle, und iſt gut, daß der Menſch

auch noch lachen mag, wenn er in Nöthen iſt, und der Zorn ihn überkommt. Sie lachten, weil es landeskundig war, wie Betkin zur Gräfin Mathilde geſtanden, und ſie ihn am Narrenſeil gehabt. Er konnte ihren Namen nun nicht hören, ohne daß ihn die Finger juckten. Aber Friedrich von Lochen winkte ihnen mit gar finſterm Blick Schweigen. Er ſah unter den Reiſigen einen Mönch, dem hatten ſie die Hände auf den Rücken gebunden, als einem Verbrecher, und er ſchaute ſehr blaß, als von böſem Gewiſſen. „Das iſt der verruchte Kapuziner rief Betken Botel, der auf der Kanzel in Brandenburg das Mährlein vom auferſtandenen Woldemar gepredigt.“

Wie da das Aug des Landeshauptmanns den Mönch traf, wußte der ſein Loos, und es ruckte ihm in den Knieen. Keine böſeren Leute gabs wider Pfaffen und Mönche im ganzen Land als Friedrich von Lochen und den Voigt von Wulkow, den Herrmann, der dem Lebuſer Biſchof in Göritz eingeheizt. Die hatte der Bann ſo getroffen, ſagten die Geiſtlichen, daß alles in ihnen verſengt war von Gottesfurcht. Wehe dem Mönch, den ſie griffen und er war ein Uebertreter!

„Wir fingen ihn an der Spree, daß Ihr ihn judiciret," riefen die Märkiſchen.

Sahe Ihr den Bruder, wie er zu Brandenburg predigte und die lange Geſtalt wuchs bis an das Gewölbe! Jso, dem ſtählernen Mann gegenüber, ſank er zuſammen. Gar klein und kläglich ſah er aus.

„Judicirt gnädig über mich!"

Wer Geiſter ſchaut und weißſaget, ſieht ſchärfer als andre Menſchenkinder. Drei Blicke ſah der arme Mönch, die kein andrer bemerkte. Der erſte Blick durchbohrte ihn, der zweite traf einen dürren Aſt; der dritte war gen Himmel, aber nicht nach der Sonne und dem blauen Aether. Einer Schaar Raben galt er, die über ihren Häuptern kreiſten, und ein häslich Lächeln ſchwebte über dem Mund des Baiern: „Iſt ſchon judiciret."

Er hob den Arm zu den Reiſigen. „Raſch, wir müſſen reiten!" Die verſtandens. Ihr Gelächter ſchnitt dem Mönch in die Seele.

Er ſchaute ſich nach den Rittern um. Da war kein Mitleid auf Eines Geſichte. Nur der alte Uchtenhagen ſprach ernſt: „Er hat's verwirkt."

Nun ſtürzte der Bruder auf die Knie. Sie hatten die Arme ihm losgebunden, er ſtreckte ſie in

die Höh; aber er bat nicht um Barmherzigkeit, er kannte ſeine Richter.

„Nur zween Worte ſchenkt mir.“

„Und keines mehr, bis die Schlinge gedreht,“ ſprach der Baier.

„Geſtrenge Herren, was nutzt Euch mein Tod?“

„Daß du nit mehr Todte weckſt.“

„Die Zunge ſprach wider den Geiſt.“

„Wer hieß dich prophezeihen?“

— Der Kapuziner ſchwieg einen Augenblick, dann ſchrie er heraus: „Satanas! Am Kreuzweg, wo ich einſchlief, kamen böſe Geiſter über mich. Sein Geiſt ſprach aus mir, nicht der Geiſt des Herren. Nun weiß ich's. Ich will wiederrufen und büßen.“

„Iſt zu ſpät.“

„Iſt noch nicht zu ſpät, Friedrich von Lochen. Vor Kaiſer und Reich werden Gerichte gehalten werden. Ihr werdet nach Zeugen ſuchen. Verſchließet nicht den Mund Eines, der gut Zeugniß für Euch ſprechen mag.“

„Das ſind beſſ're Zeugen für uns,“ ſprach Niclas Köckeritz und ließ den Degen in der Scheide klirren.

„Beichte vor dir ſelber, ſagte Friedrich von Lochen. Drei Minuten geb ich dir Zeit.“

Der Mönch richtete das Haupt auf, und ſchaute den Ritter bedeutſam an: „Vor dir will ich beichten, ſo's nicht anders iſt, und du giebſt mir mehr Zeit.“

„Es iſt geſattelt.“ Berkin Oſten wies auf die Roſſe.

„Schnell abgethan, ſo es doch ſein muß,“ ſprach der alte Uchtenhagen.

Aber der Baier hatte die Blicke des Mönches verſtanden. Er gab den Andern ein Zeichen.

„So ich dich verſtehe, Mönch, ſprich. Spielſt du falſch, und willſt uns hinhalten, hängſt du an den Beinen.“

„So ich aber gut ſpiele, was iſt mein Lohn?“

„Je, wie deine Beichte werth iſt.“

„Herren! Ihr trefft auf ein leeres Neſt.“

„Wo flog der Vogel hin?“ fragte der Landeshauptmann, der jede Miene des Mönches bewachte.

„Soll ich frei ausgehn?“

„Auf Ritterwort, dir ſoll Gnade abgewogen ſein, je nachdem du Wahrheit abwägſt, die uns gut iſt. Kein Wort zu viel, kein Wort zu wenig.“

Der Kapuziner ſchöpfte Athem, und ſchaute um ſich. Lauter Geſichter wie der Stahl ihrer Harniſche. An der entlaubten Eiche hing am hohen Aſt ein Strick, zween Knechte ſaßen droben, und drunter hatten ſie ein ledig Saumthier geſtellt; darauf

ſollte er ſteigen. Er ſchauderte zurück und ſprach haſtig, als wolle er nun die gefährliche Wiſſenſchaft mit eins von ſich ſchütten.

„Die Gräfin Mathilde iſt nicht mehr in ihrem Schloß. Zu Wörbelin träft Ihr Sächſiſche, aus Wittenberg. Ihr lieft dem Verderben in die Arme; Herzog Rudolf ließ ſeine Völker einrücken, er traut der Gräfin nimmer."

„Iſt ſie auf dem Wege nach Berlin?"

„Die Fürſten riefen ſie dahin; ſie antwortete, ſie werde kommen, aber ſie zaudert, und findet Ausflüchte. Das Spiel der Fürſten iſt nicht ihres mehr. Sie traut nicht und fürchtet den alten Mann, den ſie zum Markgrafen gemacht."

„Was iſt ihr Spiel?"

„Als ich weiß, hält ſie's geheim mit dem Grafen von Deſſau. Die freien Banden, die gegen Mittag durch die Marken ſchwärmen, ſind im Dienſt der Gräfin. Damit ſchreckt ſie das Land. Darum zaudern ſie noch, dort nach der Lauſitz zu, für den Fürſten aufzuſtehn."

„Was, zum Teufel, will die ſchöne Here!" rief Niclas Köckeritz.

„Sie verhandelt mit ihrem Vetter, die Fürſten ſind unzufrieden mit dem Magdeburger. Er hilft ihr die Städte bereden."

„Will ſie uns dem Krummſtab verkaufen!“ ſprach Betke Bötel.

„Briezen und die andern Städte ſollen die Sache hinhalten, bis der Kaiſer in's Land kommt, dann ſollen ſie aufſtehn und den jungen Woldemar von Anhalt zu ihrem Herrn ausrufen und vom Kaiſer erbitten.“

„Den jungen Woldemar von Deſſau! ſprach nachdenklich der Hauptmann. Ei ſeht, in dieſem Lande ſchießen die Markgrafen wie Pilze über Nacht auf! — Weißt du mehr davon?“

„Ich ſelbſt ward darum ausgeſandt, als Ihr mich fingt, geſtrenge Herren. Gnade mir Gott, ſo ich mehr weiß —“

Buſſo Uchtenhagen meinte: Es ſei eine gute Kunde, daß die Verbündeten ſchon zwieträchtig wären.

„Ihm einen Strick werth, ſprach der Baier. Weißt du nichts weiter?“

„Doch, doch!“ haſpelte der Mönch, der vergebens in den eiſernen Zügen des Baiern nach einer Bewegung geſucht. — „An wem iſt Euch gelegen? — Wen wollt Ihr fangen? Sprecht, gnädige Herren.“

„Der verriethe ſeinen Herrn und Heiland um den Strick,“ lachte Oſten.

„Hängen muß Einer!“ ſchrie der Köckeritz.

„Führſt du uns, wo wir den jungen Woldemar fangen, biſt du frei,“ ſprach der Baier.

Der Mönch erblaßte: „Herr, das iſt außer meiner Macht. Bei allen Heiligen, das kann ich nicht; das weiß Keiner, wo er iſt. Selber der Dechant Bruno weiß nicht. Das iſt ihre Herzenspuppe. Die bringen ſie erſt vor, wenn's Zeit iſt. Das iſt ſo wahr — Um Gott, Ihr Herrn, ich weiß nichts weiter!“ —

„An den Aſt mit ihm!“

Sie hatten den Schlotternden aufgeriſſen. Noch ein Mal wandte er ſich um:

„Iſt's Euch um ein Weib zu thun? — Die Gräfin iſt in Brietzen, mit dem Dechanten Bruno, ein klein Gefolge nur. O Ihr ſeid ſtark genug, wenn Ihr zu Nacht — durch die Wälder ſtehlt Ihr Euch bei Tage — in der Mauer weiß ich ein Pförtlein. Noch, als ich ausging, war ſie nicht eins mit den Rathmannen. Sie ſind keines Ueberfalls gewärtig. Gewiß, Ihr nehmt die Stadt im Anlauf.“

„Aufgeſeſſen!“ rief der Baier.

Das Blut kehrte auf die Wangen des Mönches zurück.

„Hauptmann, und was mit dem?“

„Auf ein Roß mit ihm. Pfaff! Um eine Hexe läufst du frei. Aber legst du, und sie entwischt, am Thor von Briezen wird doch ein Nagel sein, der einen Schelm trägt.“

„Juchhei! Jagd auf ein Weib und was für ein Weib!“ jauchzte der Ritter Osten.

.....

Neuntes Kapitel.

Des Landes Erbe.

Die Reiter sprengten über die Heide. Noch einmal sah man ihre Helme blitzen, und nun waren sie verschwunden. Da richtete sich der Mann vorsichtig in die Höhe, der im Grase gelegen, und kein Wörtlein war ihm entgangen. Schaute noch einmal nach allen Winden, und dann sprang er auf, und schüttelte sich. In ein klein silbern Horn, das ihm zur Seite hing, stieß er dreimal; nicht lustig und voll nach Jägerart, vielmehr langsam, als Diebsgesellen in der Nacht sich rufen, und sie kennen alle Zeichen der Pfeife ihres Hauptmanns. Und dann schleuderte er sie heftig fort und lachte vor sich hin, und schaute in den blauen Himmel.

Es war der im grünen Wams, den der Schmied im Walde traf. Der junge Woldemar; nur etwas wilder schaute er aus, und seine Lippen waren fein gekräuselt. Das war eine Weise, wie er stolzen

Blickes auf und ab ging; die sollte Einem fremd dünken, der ihn sonst gesehen.

Auch Heinrich, der aus den Büschen zu ihm trat, sah ihn so noch nicht.

„Woldemar!“ rief er verwundert.

Der schlug die Augen auf, aber er ging weiter.

„Du schaust, als wärst du ein großer Fürst —“

Da sah ihn Woldemar erst und nickte ihm zu und sagte doch kein Wort. Er blieb stehen und blickte zur Erde, und reichte ihm abgewandt die Hand.

„Um Gott, was ist's, lieber Bruder mein, das ist doch nicht zum Abschied?“

„Willst du von mir gehn?“

„Woldemar, was ist dir? Du hörst und siehst mich nicht. Der Herbstthau ist giftig. Du lagst zu lange im Grase. Schüttelt dich ein Fieber? Was lachst du vor dich hin?“

„Lach ich? Ich meine, da ist nichts zu lachen. Siehst du die Sonne da?“

„Der Himmel ist blau und klar.“

„Nein er ist grau. Die Sonne lügt. Alle lügen in der Welt und wer dir sagt, er sei dein Freund, vor dem hüte dich, er lauert dir auf.“

„Wahrhaftig! dich schüttelt ein Fieber, du redest irr.“

„Ich redete nie so vernünftig. Als wir uns kennen lernten, war nicht der Wald grün, er log; so sieht er aus. Sangen nicht die Nachtigallen? Das waren Kräben und Frösche, sie logen die süße Stimme. Du siehst noch blau dort, ich wittre schon die Schneewolken."

„Du warst so lange von mir. Kochte dir eine böse Hexe einen Zaubertrank?"

„Den Trank trinken wir Alle. Nur Einer früher, der andere später. Der erst, wenn sein Haar bleicht, dem reichten sie ihn schon in der Ammenstube. Ich wollte ihn nicht trinken, ich sträubte mich lange. Wollte mein Lebelang aus der vollen, reichen Schaale nippen, so Sonne, Wiese, Wald, See und Duft dem armen dürstenden Menschenherzen reichen."

Heinrich wies auf die Gesellen, die von allen Seiten aus dem Walde zum Vorschein kamen.

„Ermanne dich, lieber Bruder. Ich lag fern und hörte nicht Alles, aber doch, was es gilt, und du riefst uns doch, daß wir ihren Anschlag hindern."

Woldemar schaute ruhig in die Ferne. „Sie müssen auf krummen Wegen, wir reiten auf dem graden und kommen ihnen noch zuvor. — Die Rosse von der Weide!" rief er den Leuten zu, und faßte dann Heinrichs Hand, und legte dessen Arm in sei-

nen und ging mit ihm an der sonnenhellen Stelle auf und ab.

„Aber was ist's wohl, das in dir vorgeht, und ich, der ich dein Bruder bin, soll es nicht wissen, das ist gegen unsern Bund."

„Trau mir nicht, Heinrich, ich verrathe dich."

„Du mich! So das ein andrer von dir sagte, Woldemar, sollte er's auffessen, das Lügenwort." Und Heinrich schlug an sein Schwert, das an seinem Kettenpanzer geschnallt war. Er schaute itzt ganz ritterlich, und eine Narbe zierte das gebräunte Gesicht.

„Und würdest fechten mit ihm, und ein Ritter werden, wie die andern, um eine Lüge. Aber du hast Recht. Der böse Ritter bringt's nicht weiter."

Da kochte es etwas in dem Freunde auf. Er wußte, daß Woldemar nicht gut zu sprechen war auf den alten Markgrafen, oder er vermied es doch, und schaute verdrießlich, wenn sie von ihm redeten. Er aber schwor auf ihn mit Leib und Seele.

„Du glaubst nicht an ihn. Das thut mir weh."

„Was kümmert dich mein Glaube, so Du an ihn glaubst. Klammere dich an ihn. Es giebt nicht größere Seligkeit in der Welt, als wer mit vollem Herzen sich eine Lüge ausputzt und ihr dient."

Heinrich schwieg. Zween Schritte stand er von ihm, und sah ihn betrübt an.

„Das sieht doch nach Scheidung aus, Woldemar. Das thut mir leid in der Seele. Du schämst dich unser, mein vielleicht auch. Bist eines hohen Edelmannes Sohn, das ahnten wir längst. Nun aber sag, muß es denn darum sein, daß ich dich nicht lieben kann. Sind ja durch Blut und Schwur verbunden. Und so ich dich nicht lieben darf als Bruder, doch als Herrn. Dir dienen darf ich doch, als ein treuer Mann. Wahrhaftig einen treuern findest du nicht um Gold."

Woldemar sah ihn eine Weile schweigend an. Da glätteten sich die Runzeln über seinen Brauen, das böse Kräuseln über den Lippen verschwand, es war, als scheine wieder die Sonne in seinem verfinsterten Gesichte; er streckte ihm die Hand entgegen. Er ergriff Heinrichs Hand mit seinen beiden und schüttelte sie. Der Blick, den er ihm zuwarf, sagte mehr.

„Nein, darin lag der Traum nicht. Einen Freund hab ich mir erworben."

„Also ein böser Traum quälte dich."

„Ein langer Traum war's, aber kein böser. Das ist nicht bös, zu träumen, die Erde sei schöner, die

Menschen besser, als sie scheinen. — Genug, ich habe ausgeträumt. — Laß satteln!"

Die Gesellen trieben die Rosse aus den Büschen, wo sie versteckt weideten. Aber sie kamen zu sparsam, denn sie waren weit vertheilt. Heinrich meinte, ein rechter Freund müsse den Freund auch im Traume nicht verlassen. Darum wollte er auch wissen, was Woldemar geträumt:

„Du liebst ein edel Fräulein —"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht."

„Du sahst sie, als wir uns getrennt. Hat sie dich betrübt?"

„Ich sah sie, und ich sah sie nicht. Am besten sehe ich sie, wenn Meilen und Mauern sie von mir trennen. Wie anders hold schaut sie mich an, wenn ich die Augen geschlossen habe, wie süß klingt ihre Stimme, wenn der Nachtwind sie mir zuflüstert, und des Baumes Reife über meinem Moosbette rauschen. Genug davon, Heinrich, es ist Lug und Trug!"

„Ich träumte vielerlei, lieber Heinrich, fuhr er nach einer Weile fort. Freunde, Herzen, ein Heer, ein Reich, Ruhm und Ehre und Glück. Niemand wollt ich's verdanken, mir allein. Erobern wollte ich's. Das Gängelband abwerfen, das Geburt, Verwandte, wer weiß die Ammen und Erzieher alle, die ein Kind in die Welt führen, in ihren langen

dürren Händen halten! Wie trostlos, grau, so an der Hand der Gewohnheit zum Mann zu werden, ein Held, ein Fürst. — Sieh, so waren meine Träume, es war ein lustig Leben im Walde, vielleicht zu lustig; zu kreuz und quer jagt' ich dem Wilde nach, und versäumte darüber den einen Entschluß. Und nun — nun ist's grad so gekommen, wie es ist."

Er lachte auf.

„Was ist?"

„Pfaffen und Ammen haben ein Wintermährlein ausgeheckt. Da ich den Arm meine frei auszustrecken, halten sie ihn an einem Faden, bin ihre Puppe, Heinrich! Und da ich wähne, durch das Walddickicht mir Bahn zu brechen, haben sie die Wege fein ausgehauen, die ich gehen soll." Und wer!

„Du gehst doch wie du willst."

Waldemar hörte ihn nicht: „Klang nicht mein Name schön, war nicht mein Wille gut, sprützte mir das Blut nicht durch die Adern vor Jugendlust! Da haben sie einen alten Mann angezogen, mit meinem Namen, und mein Recht ihm auf seinen krummen Rücken gebunden. Der versteht es, der bezaubert die Herzen, und die Steine klingen wieder, und die Wölfe laufen zu ihm aus den Wäldern! Nimmt mirs weg vor dem Munde, bricht

mir die Rose, die ich pflücken will; die hellen Gedanken, die ich im Busen still nährte, zu meines Volkes Glück, die schwatzt er auf dem Markte aus, wie ein alt Weib, aus deren Schule er kommt. Was ich frei wollte thun, aus königlicher Brust heraus, reden zu meinem Volke, daß ihr Herz vor Liebe und Lust sich wenden sollte, Worte, die Thaten waren, das leiert er ab nach einem Pensum das ihm die Pfaffen schrieben; das ist gut für diese Menschen, als sie sind."

„Und wer bist du?"

„Ein Betrüger, sagte ich dir, der ärgste, denn ich betrog mich selbst! Dich hab ich auch betrogen."

„Herr Gott, wer bist du?"

„Ein Fürst. Der Erbe von Dessau, und, ging's nach Recht in meiner Brust, dein Markgraf der echte Woldemar von Brandenburg."

Da hatte Heinrich, wie er ihn ansah, auch nicht den geringsten Zweifel, daß dem so sei. Aber es war ihm auch nicht bang zu Mute, wie man doch denken sollte, wenn ein Gesell von so niederer Herkunft vor einem hohen Fürsten steht. Vielmehr schien's ihm, als wachse er selbst um Kopfes Größe. Vielleicht hatte Woldemar erwartet, daß er sich auf ein Knie vor ihm strecken, oder sich beugen und ihm die Hand fassen werde und sie an seine Lippen

bringen. Und er hätte ihm dann die Hand gereicht, vielleicht auch an die Brust ihn gedrückt. Aber Heinrich trat einen Schritt zurück, aufrecht wie vorhin, und sah ihn mit Vergnügen an! Man konnte auch den jungen Fürsten mit Wohlgefallen anschauen, und die Sonne blitzte auf seinem Federhut und beleuchtete sein frisches Antlitz.

„Das freut mich; bei Gott, mir ist lieb, daß du ein Fürst bist. So dachte ich mir ihn."

Woldemar lächelte, da ihn der Andere von Kopf bis Fuß anschaute: „so?"

„Nein, etwas größer noch; das schadet aber nicht. Der große Woldemar war auch nicht groß."

„Woher weißt du das?"

Heinrich kam die Frage unerwartet; aber er hatte ihn gesehen, wie Woldemar seine Geliebte sah mit zugeschlossenen Augen, so mahlen wir uns in der Jugend ein Bild aus von einem Manne, den wir nie zu Gesicht bekamen, weil wir viel von ihm hörten, ihn preisen oder schelten. Des Kindes Sinn gestaltet sich das Unsichtbare, und das Bild der Einbildung geleitet uns ins Alter.

Das mochte Woldemar denken, als Heinrich nachsinnend vieles vorbrachte, was seltsam klang, und er wußte es selbst nicht in Ordnung zu bringen.

„Quäle dich nicht, Heinrich, um Dinge, die

hinter dir liegen. Ob die Muhmen und Vettern vom großen Woldemar dir vorschwatzten, daß er über die niedre Schwelle deines Hauses trat, von dem kommt nicht der Blick, der mich so keck anschaut."

Und der junge Fürst blickte itzt mit demselben Wohlgefallen in dem Gesicht des Freundes, als der eben den Fürsten anschaute. Er faßte freundlich seine Hand:

„Heinrich! In den wenig Monden ging viel in dir vor. Du hast den Schmiedegesellen wie abgewaschen — der Stahl ist schon blank. — Wahrhaftig, wie adlig du schaust! Du hast eine schöne Aussicht, und meine ist — aufgesessen Bruder! Wir müssen Prietzen erhalten."

Um Mittag rasteten sie eine Stunde um ihrer Pferde willen. Da stand Woldemar an einem Fluß der zwischen Erlengebüsch hinfloß. Er schaute sich im Wasser, aber das Wasser wellte, denn ein Weib wusch auf einer Bank. Es war des Müllers Frau, der unsern stand und zimmerte. Der lächelte, als er des Ritters Anstrengung sah, sein Conterfei im Wasser zu finden.

„Laßt die Mühe Junker, Ihr schaut Euch doch nicht, als Euch den Herr machte."

„Laß dein Weib die Hände aus dem Wasser thun.“

„Dann seht Ihr doch nicht das Gesicht, das Euer ist. Ihr ließet zu viel Staub rauf und die Sonne hat ihn braun gebrannt.“

„Du siehst mich doch nicht vorher.“

„Doch sehe ich, daß Ihr einmal ein feiner Herr wart. Ist nicht jedes Gesicht für den Sonnenbrand gemacht. Kein Köhler muß in eine Mühle, als kein Müller in eine Kohlengrube.“

Müller haben lose Reden, Ritter vertragen aber selten spitze Worte. Woldemar war heut weich gestimmt:

„Ei Müller, den Staub schüttelt man ab und ist rein als vorher.“

„Schüttelt Ihr den Rost vom Stahle ab? da muß Einer bei Zeiten sorgen, sonst bleiben Flecke.“

‚Was zimmerst du da?“

„Eine Mühle Herr.“

„Es sind schlimme Zeiten für Euch.“

„Den Wind müssen sie uns schon lassen, lieber Herr, wer auch ans Regiment kommt. Ob der Baier, der Sachs, der Kaiser, Brod ißt jeder, und kein Brod ohne Mehl, und kein Mehl ohne den Müller.“

„Und wem gönnt Ihr das Brod?“

Der Müller sah ihn schlau an: „So fragt man dem Bauer die Künste ab. Der Müller ist kein Bauer.“

„Ei, ein so feiner Herr, und fordert, daß ich sagen soll ob ich bairisch bin, oder anhaltisch! Sagt ich nun, was Ihr nicht seid, so wäre ich ein Thor. Und errieth ich, wer Ihr seid; könntet Ihr mir darum glauben? — Meines Sinns ists für unsereins, der nie ans Regiment kommt, einerlei unter was Regiment er kommt. S' nimmt Keiner Einem mehr als man hat, und gönnt ihm nimmer mehr, als er ihm lassen muß. Ein Müller hat nur einen Freund und einen Feind, das ist der Wind. Wenn er den zu fassen weiß, gehts ihm gut, wenn der aber ihn faßt, holt ihn der Teufel. Der Räuber geht nach Beute aus, der Ritter nach Ehre, der Krämer nach Geld, der Fürst nach Schlössern und Ländern, der Müller aber nach der Luft, die ihm der Herr zubläst; darum, mein ich, kann's ein Müller zum weitesten bringen. Nichts für ungut, Herr, wer Ihr auch seid?“

„Aber Frieden im Land braucht auch ein Müller.“

„Der Friede ist schon gut. Aber der Krieg ist auch schon gut, wenn auch nicht für den einen, doch für den andern. Seht einmal da oben, wo ich bau. Da stand

eine schöne Mühle und ein schöner Hof. Wäre der lithauische Krieg nicht wesen, dann stünde sie noch. Das wäre freilich für die Mühle gut, und für manchen andern auch; aber für Mich just nicht. Die Müllersleute lebten noch, oder ihre Kinder, und ich hätte sie nicht geerbt. Das hat der Krieg gemacht. Jedwed Ding für Einen hat's doch sein Gutes."

Als Heinrich dem Woldemar entgegentrat, um ihn zu sagen, daß die Rosse gesoffen, und sie ständen fertig, reichte ihm dieser die Hand. Sie waren allein, der Müller ging mit einem Holze auf der Schulter nach dem Berge, und sang sich ein Lied.

„Heinrich wir müssen uns doch scheiden!"

Der sah ihn groß an:

„Willst du die Stadt dem Feinde lassen, und unsere Freunde?"

„Das nicht. Ist aber das gethan, dann that ich genug, und ziehe fürder meines Weges,"

„Du gabst dein Wort, den Freien zu dienen" —

„Als lang sie frei waren. Der Hauptmann hat unsere Dienste verkauft einer Andern. Wir dienen einem Spiel, da ich nicht mitspielen mag, einer Sache, die ist nicht meine.

„Herr Christ! doch deine! Denn du bist —"

„Ein Spielzeug worden, in der Hand eines Weibes, eines Pfaffen, und meines Ohm's."

„Sie sorgen und arbeiten ja für dich, der alte Mann muß sterben, und dann setzen sie dich zum Erben ein.“

Woldemar lachte bitter: „Darum brauchte ich nicht in den Wald zu gehen. Daß es käme, wie die Pfaffen es zetteln! Laß sie schreiben und Tücke schmieden, laß sie Pergamente besudeln und Verträge beschwören, die sie morgen brechen. Laß sie Freundschaftstbränen vergießen, um zu lauern, wo sie dem andern ein Bein stellen. Mein Wille war rein und gut. Es soll nichts rein und gut bleiben. Der alte Mann ist ein Held, wie sie ihn brauchen, ich nicht. Laß sie schaffen und wühlen und mischen und scheiden. Glück auf zur Wirthschaft und dem Volke, das solchem Herren zujauchzt. Ich will den Staub abschütteln, den Rost nicht einfressen lassen. Ich will frei werden.“

„Wo willst du hin, Fürst Woldemar?“ sprach Heinrich traurig.

„Wo sie Männer brauchen. Irgendwo, nur nicht hier, wo sie die Gräber aufwühlen, nach Schätzen nicht, sie haben den Todten schon ihre Ringe und Spangen gestohlen, nach ihren guten Namen graben sie, und werfen sie den bissigen Hunden als Köder hin. Geister lassen sie erscheinen, weil in ihnen kein Geist ist. Nach Frankreich will

ich, mein Heinrich, da streiten noch Franzosen und Engländer, in hellen Schlachten, sonder Trug und List. Willst du mit mir?"

„Verstehe nicht wälsch."

„Heinrich! Ich trenne mich ungern von dir."

„Herr, ich trenne mich ungern vom Vaterland."

„'S ist ohne Lust, Liebe und Dank dir!"

„Bin hier geboren, kenne die Wege und der Menschen Gesichter."

„Dort sollst du Lust finden und Ruhm und Ehre."

„Das ist, als wie man eine Blume abschneidet und setzt sie in's Wasser. Zuerst blüht sie lustig auf; dann welkt sie desto schneller. Hat keinen Boden mehr. Laßt mich hier, Herr Fürst, bin von diesem Volk. Was es leidet, das leide ich mit. Was es hofft, das will ich mit hoffen."

Woldemar sah ihn freudig an: „Der Glückliche! Er fängt an zu hoffen!"

.....

Zehntes Kapitel.

Die Herberge.

Die Stadt Briezen iſt jetzt ein kleiner Ort, und wer durchfährt ſieht nur eine breite Straße mit ſchlechten Häuſern. Größer war er auch wohl vor Alters nicht; aber ſo wie heut hat er nicht ausgeſehen.

Die Stadt Briezen war immer ein kleiner Ort, aber ſie war eine Gränzſtadt gegen die Sächſiſchen Marken. Eine Gränzſtadt iſt das Thor in's Land, und das Auge des Landes, das auf die Nachbarn ſchaut und Acht hat was dort vorfällt. Sie muß ihre Thürme und Mauern gut in Stand halten, denn, ſo ein Feind einbricht, ſie trifft es zuerſt, und ſie muß ihm die Zähne weiſen, und die Lärmſtangen aufrichten, und Boten ſenden, den Andern zur Warnung. Den müſſen ſie freilich gut bezahlt haben und er iſt doch ein ſchlechter Lügner, der da die Gegend rühmte, wo Briezen liegt, und wo heute

keine Berge sind und Flüsse, da waren auch keine vor fünfhundert Jahren. Aber wer die Stadt im Abendlicht sah, den mochte sie doch freuen. Da streckt sich ein weiter grüner Anger hin, an einem hellen Wasser, das sich durchwindet, und Weiden und Buschwerk stehn um das Wasser. Und inmitten des Angers die Stadt, als wie ein Siegel, das die Vorfahren darauf gedrückt, mit ihren hohen Ringmauern, bespickt mit Thürmchen und Thürmen, mit Zinnen und Weichhäusern, und dahinter die Giebel die Häuser und wieder die Thürme der Kirchen und des Rathhauses. Sah doch jede Stadt aus von fern als ein Wald von Lanzen, zum Zeichen dessen, daß ihre Bürger des Anfalls gewärtig waren. Und um die hohen Mauern, unten aus Feldsteinen, oben von gebrannten Ziegeln, zog sich ein tiefer und breiter Festungsgraben, der aus den Gräben der Wiesen sein Wasser empfing. Und daß es eine alte Wendenstadt war, das sah ihr jeder an, wie sie lag. Denn so in den Sumpf bauten nur die hinein, während die Deutschen die Höhen suchten. Die Wiesen sind alleweil noch da, die im Frühjahr gar anmuthig grünen, aber drüber hinaus stehn nicht mehr die Kieferwälder, zwischen denen nur sparsam die Kornfelder vorblitzten und die Straßen kreuzten sich. Die Wälder sind gefallen,

und das Korn keimt spärlich auf aus dem Sande, der frei ward. Auch die tiefen Gräben sind nicht mehr. Aber da, wo sie waren, ranken Hopfen und Wein und Bohnen lustig an den Mauern auf, und die Birnbäume, die vor Alter zittern, sprechen davon, wie lange die Zeit her ist, von der ich rede, als das Körnlein noch nicht war, daraus sie Schößlinge wurden. Ja einer von den wackern Bürgern, die dazumal treu hielten an ihrem Herren, heute kennte er seine Stadt nicht wieder, und schüttelte traurig den Kopf. Häuser baute man für sich, für Kinder und kam es hoch für Kindeskinder. Aber die Mauern und Thürme, die sind die Ehre der Stadt, die baut man doch für die Ewigkeiten. Ach, wo suchst du die Mauern, die so fest hielten in der Treue, und von den Thürmen schaut einer, oder zweie nieder, und die Stadt paßt nicht zu den Thürmen und die Thürme passen nicht zur Stadt.

Aber wo so viele Treue war, und ihr Name wird bleiben in alle Zeiten, da suchst du doch nach einem Denkmal. — Es ist kein Stein in der Stadt aufgerichtet, kein Bild, das die Geschichte erzählt. An den Thoren und am Rathhaus schaust du dich vergebens nach verwitterten Schildern um, daß doch eines von der That Zeugniß gebe. — So wird sie verzeichnet stehen in den Urkunden, und die sind

verschlossen unter sieben Siegeln im Rathhaus. Es mögen Urkunden gewesen sein, aber wozu sind alte Scripturen nütz, sagte ein Kämmerer vor vielen Jahren? Sie nehmen Platz weg, und vermodern, und kosten Mühe, sie aufbewahren. Darum ließ er sie verkaufen in die Butterkeller und an die Höker. Aber die große Geschichte, die als ein Strom die Bächlein in sich aufnimmt, die hat auch bewahrt die Thaten der treuen Bürger von Briezen? Nein, auch sie ist darüber weg gespült, und aus dem großen Strome ragte nichts als ein Name vor. Der ist uns überliefert. Das ist das Alterthum und das Heiligthum derer von Briezen, ein Bild ohne Formen, und du magst ihm Gestalt und Farbe geben, als du Lust hast.

Die Herberge der Stadt war ein groß Gebäude, unten von Stein, oben von Holz, und hatte viele Kammern und Gemächer, auch Treppen und Gallerien; denn viel Kaufleute zogen durch Briezen, so die aus der Mark kamen, als die ihre Waaren hineinführten. Aber auch für hohe Herrschaften war das Haus zugerichtet; und oft logirten selbst Fürsten hier, denn es war kein wohnlich Schloß in der Stadt, und in der Herberg waren die Betten warm und hoch, und in der Küche ging das Feuer nicht aus, und der Bratengeruch duftete bis in die Höfe

der Nachbarn. Solche große Höfe als jener Zeiten sieht man nicht mehr in einer Herberge. Das war Leben und Lust. Da standen die Wagen, vollgepackte und leere, die nicht in den Schuppen unterkamen, im Freien, und mancher Karrengaul, ja auch manches Ritterpferd wenn die Ställe voll waren. Und zwischen den Pferden standen die Esel, deren es gar viele gab in der Mark. Die waren angebunden und fraßen aus Säcken und Halftern; aber die Schweine liefen frei um, und die Hühner und Enten und Gänse desgleichen, und dazwischen fuhr ein Hund und jagte sie, und die Tauben flatterten von den Dächern.

Und wie die Thiere untereinander, so die Menschen. Um einen Rippenstoß brauchtest du nicht zu sorgen, und Lärm drum anfangen, ich hätt's dir nicht rathen mögen. Ein Haus, wo man für sein Bett bezahlt, ich weiß nicht wie viel Pfennige, ist nur für die Herren; ihre Diener die lagen auf Stroh und Säcken, unter den Gallerien; traf sie auch die Zugluft, waren sie doch vorm Regen geschützt, der von oben kommt. Kam er von der Seite, du lieber Gott, er macht doch nur naß. Was Bauern und Kärner und gemeine Leute waren, war Platz unter den Wagen, war's gut, sonst ist der Himmel das sicherste Dach; es stürzt nie ein. Und murrte

der nicht, dem der Stallknecht über die Beine trat, — er fuhr nur auf, und schlief wieder ein, — was hattest du ein Recht, wenn er den Tränkeimer ausgoß, und die Ladung klatschte dir über den Kopf! Da stäubte ein Müller den leeren Sack aus, den Mägden in's Gesicht, daß sie puderweiß wurden, und hier schlich ein Körner der Dirne nach, die oben in's Kämmerlein trat, und die lose Magd winkte ihm; aber da er die Treppe hinauf und die Thür aufklinkt, drückt ihn nicht das herzige Mägdlein, sondern ein stämmiger Lümmel in seine Armen und sie ringen und rollen die Stiegen hinunter. Ja, auch wenn sie sich die Köpfe wund geschlagen, die bosbafte Dirne hätte doch gelacht, und die andern dazu.

Was rechtschaffne Schläge sind, die muß Keiner fürchten, so er die Welt sehn will. So was erfrischt das Blut, und die Leute lernen sich kennen und achten. Auch schläft sich's darnach besser. Der Wirth, just ein Mann, wie er zu solchem Haus sich schickt, fuhr auch nicht gleich darunter, als es heut Sitte wäre. Die Schürze vorm dicken Bauche, und die Hände in den Seiten, schaute er lieber zu und lachte mit. Es hieß dazumalen:

Wer da will löschen, was ihn nicht brennt,
Der da in sein Unglück rennt.

Hätte er drunter gevoltiert, und von des Hauses Frieden gesprochen, da wär leichtlich ein Friede, den er nicht mochte, über sein Haus kommen. Die Gäste wären fortgeblieben. Rief lieber dem zu, daß er's nicht auf sich sitzen lasse und jenem, ob er Stubenhockers Kind sei, und was er gar Lustiges vorbrachte. Nun und wenn's zu arg wurde, winkte der Schalk dem Knechte. Der goß einen Wassereimer über ihre Köpfe. Das, meinte er, gebe kühles Blut, und mache den Wirth nicht arm.

Nun müßt Ihr wissen, wie die alten Herbergen waren. Da liefen um den Hof, am Hauptgebäude und an den beiden Flügeln, also von drei Seiten, bisweilen auch von der vierten, wo ein Hinterhaus war, hölzerne Gallerieen mit Dach und Pfeilern, in die man aus den Wohnstuben hinaustrat, um zu einander zu kommen, und das Gesinde wartete hier auf. Die Herrschaften selber standen auch oft, wenn es ihnen in den Stuben zu schwül ward und zu eng, und lehnten sich auf das Geländer, das war ihre Kurzweil, denn mit was muß der Mensch sich beschäftigen, daß er die Zeit verbringt. Und war hier allzeit ein Schauspiel. Rechten sich nicht die Burschc mit den Mägden, und flogen nicht die Knüttel, so war wohl ein Marktschreier, der bot Heilmittel aus, für alle Krankheiten. Da sammel-

ten sie sich um Einen, der aus fernen Landen kam und erzählte Wunderdinge, ein Pilger oder ein Kriegsmann. Ward plötzlich still sonder Zureden und Aller Blicke waren auf ihn. Nun hatte wohl eben ein Bettelmönch von einem Faße herab über die Hoffahrt der Welt gepredigt und von dem Elend, darin die Menschheit versinkt, und ging umher mit einem Büchslein um die Scherfe der Mildthätigen zu sammeln. Einige zogen ihre Beutel vor, Andre schlichen fort. Da wirbelte schon die Trommel und ein Hanswurst sprang in seiner Jacke mit Schellen, ein Affe saß ihm auf dem Kopf, und die noch eben betrübten Gesichts dem Bußeprediger zugehört, drängten sich um den Bärenführer, so er nur Platz fand um seine Bestien tanzen und springen zu lassen. Der Bettelmönch war vergessen oder er stand selber unterm Volk, und hielt sich den Bauch vor Lachen.

Aber überm Volk, wenn die Trommel ging, oder ein Bänkelsänger seine Stimme erhub, flogen alle Thüren auf, und die Herrschaften, Herren und Fräulein, lehnten sich auf die Gallerieen, und war das auch ein lustig Schauspiel für die unten, Kopf an Kopf über sich die vornehmen Herren und ihre Frauen zu sehen. Und für den Gaukler war's noch lustiger; denn wenn sein Bub mit dem Teller um-

ging, von denen unten fiel wenig drauf; aber auf der engen Gallerie konnten sie ihm nicht fortlaufen, und so Einer ein Silberstück einwarf, das ließ der Bub so klingeln, daß die andern sich schämten, und auch nicht weniger einwerfen mochten. — Solche Herbergen giebt es nicht mehr. Aber was aus ihnen geworden, sehen wir noch in jeder Stadt. Diese Höfe und ihre Gallericen waren die ersten Schauspielhäuser. Denn da stellten die umziehenden Gaukler ihre Actiones vor, das Volk schaute unten, die Fürnehmen oben zu. Und nachmals, da man die Art gut gefunden, baute man dafür eigene Häuser, und im Winter baute man auch ein Dach über den Hof, denn auch das Volk ward feiner, und wollte nicht im Nassen zusehn. Und so wurden die neuen Häuser, die kennt männiglich.

In einer guten Herberg war alle Zeit Schauspiel, sagte ich. Meine übrigens, für Jedermann ist Schauspiel, wo er das Aug auch hinrichtet, so er nur Auge dafür hat. Denn die Fliege, die in der Sonne spielt, ja die Staubfäserchen, die sich im Licht drehen, in allerhand verwunderlichen Reigen, daran kann der Sinn sich erquicken, und der Verstand mag nachsinnen, woher das? Wirkt die Sonn allerwärts große Schauspiele, selber da, wo sie nicht scheint, im Kerker unter der Erde unterhält

sich das Aug des armen Gefangenen, wie die Spinne webt ihre Netze im Dämmerschein, und am Tropfenfall aus dem feuchten Gemäuer rechnet er die Zeit aus, und denkt den Gesetzen des Falls nach. Nur der sieht keine Schauspiele mehr, der übersatt ist, und meint, er sah alles, und weiß alles und gähnt, wenn die Sonne aufgeht; und der Frühling, der allergrößte Zaubermeister, der aus dem Tode Leben weckt, und mit grünem Glanze die graue dürre Erde überglüht, ihm ist er Alltägliches. Um deswillen sahen die Menschen von ehemals mehr Schauspiele denn wir. Hatten nicht nöthig Quadersteine aus den Gebirgen zu brechen und zu bebauen und große Häuser aufzurichten, und sie mit Gold und Farbe zu bekleben, und aus tausend Lampen Lichter strahlen zu lassen, die sich brechen mußten im Wiederscheine. Nur das Fenster thaten sie auf, und der freie Sinn sah im Tageslicht, was du in keinem Schauspielhause siehst.

Gab es keine Possenreißer noch Kaufleute, die ihre reichen Waarenschätze abluden, so kam oder ging doch ein fürnehmer Herr, und seine Trompeter bliesen. Denn wer dessen ein Recht hatte zu blasen, unterließ es nimmer, es wäre ihm selbst zur Unehre gewesen und der Stadt zum großen Leidwesen. Große Herren sind da, daß sie ihren Glanz leuchten

laſſen vor den Leuten; und das iſt den Geringeren ihr Recht, daß ſie ſich daran freuen, da ſie ſelber nicht Glanz haben.

In der Herberge von Briegen lagen große Herrſchaften, und die Leute des Einen rüſteten zum Abzug. Das war der Graf Günther von Schwarzburg, einer der herrlichſten Fürſten Deutſchlands. Sein Stammſchloß liegt in Thüringen auf einem Berg an der Schwarzach; eine ſtattlichere Burg und ein anmuthiger Thal ſuchſt du im ganzen deutſchen Lande umſonſt. Aber der große Kriegsmann war reich und hatte Beſitzthümer aller Orten. So auch in der Lauſitz und am Spreewalde, wo die Stadt Spremberg den Schwarzburgern zugehörte. Und im Deutſchen Reiche war kein Fürſt mehr geachtet als er, um ſeinen graden Sinn, ſeine Tapferkeit und ſeine männlichen Tugenden. Er hielt es mit dem Hauſe Baiern aus alter Freundſchaft, und weil er meinte, daß ſie im Recht waren. Nicht daß er die Jungen lobte, und was ſie thaten; aber zu ihrem Vater hatte er gehalten als ein deutſcher Mann, um deshalb ſchmerzte ihn die Unbill, die ſeinen Söhnen wiederfuhr. Um deswillen war er von Spremberg in die Marken geritten auf die Kunde von den neuen Dingen, und hatte, was an ihm thun wollen, dem zu ſteuern, nicht um

Vortheil, um das Wohl der Gesammtheit willen. Aber es war ihm nicht gelungen, er war zu grad, und die Fürsten zu krumm. Nun kehrte er betrübt nach Haus.

Aber nicht mit hängendem Kopfe, wie Einer, der eine Sache aufgiebt. Aufrecht ging er als ein Mann, dem die Schlechtigkeit der Welt das Herz weh macht, aber sein Geist ist gesund, und an sich läßt Er's nicht kommen. Da, wie er über den Hof schritt, die Heldengestalt, wichen sie scheu vor ihm, und blickten ihn doch mit Lust an. Die geringen Leute sprachen „das ist ein Fürst." „Der verdiente Kaiser zu sein," meinte Einer. So hoch er war, er grüßte sie freundlich, und wo er einen Dürftigen sah, der nicht zu sprechen wagte, winkte er seinem Schreiber, daß er ihm ein Allmosen reiche. Zwei Rüstwagen standen schon bespannt, und mehrere Maulthiere; so nur reiste ein fürnehmer Herr. Und seine Reisigen saßen mit Stahlhauben und Piken auf den Rossen, und desgleichen hielten zwölf Drommeter unterm Thorweg, — sechs davon hatte ihm die Stadt, zu Ehren des hohen Gastes, gegeben, daß sie ihn bis ans Weichbild geleiteten. Und sie schmetterten lustig in ihre Stücke, des Herrn gewärtig, der noch oben von einer edlen Frau Abschied nahm.

Da ſtand Graf Günther in dem Kämmerlein vor der Gräfin Mathilde, und ſie erhub ſich. Zwei Geſichter, in denen war viel zu leſen von frühern Zeiten. Stolz beide, aber es war ein anderer Stolz des Grafen und der Gräfin. Wenn ſie hinaufſchaute zu dem hohen Manne, fuhr der Blitz ihres unſtäten Auges zurück vor dem ruhigen Auge des Helden.

„Das alſo Euer letzt Wort, liebe Baſe? ſprach er. So fahrt denn wohl — in Frieden ſag' ich nicht, Euere Ausſicht iſt Unfriede."

„Der Herr geleite Euch auf Euren Wegen, Graf Günther!"

„Darf ich Euch nicht wiedergeben, Baſe, denn der Herr iſt nicht auf den Wegen, die Ihr wandelt."

„Ich habe ſchon meinen Beichtvater," ſprach ſie raſch.

„An Pfaffen fehlt es Eurer Sache nicht, das ſei Gott geklagt. Ihr ſeid ein kluges Weib Baſe, aber der Zorn und die Rache geht mit Eurer Klugheit durch. Ihr ſeid blind. Traut Ihr Euren Verbündeten? Nein. Hofft Ihr auf den Mann, den Ihr zum Markgrafen machtet? Ihr verachtet ihn. Oder baut ihr auf den Kaiſer? — Ich ſage Euch, das iſt die ſchlechteſte Stütze, baut auf alles nur nicht auf ſeine Treue. Er hat in Paris alle

Wissenschaften gelernt, aber nur eine übt er: die beißt gewinnen. Mit weß Würfeln er spielt ist ihm gleich. Baut auf Sand, auf Rauch, aber nicht auf Karl von Böhmen."

„Ich traue auf mich selbst."

„Eines Weibes Rache kann viel. Wir wissens aus dem Land Italien. Gott sei Dank, daß wir's nicht aus Deutschland wissen. Aber Base Mathilde, die Rachelust ist ein reißender Strom, ein Feuer, daß der Sturm peitscht; sie reißt nieder, baut nicht auf. Ich kannte Euch ja als junges Fräulein. Das Feuer in Euren Augen sagte mir viel, als Ihr mit meinem armen Vetter am Altar standet. Ich konnt's nicht hindern. Ich sah's voraus: das nimmt kein gut Ende. — Geschehen ist's, aber ihr habt falsch gerechnet."

Sie glühte auf: „das sind vergeßne Dinge. Nicht ritterlich ist's vom Grafen Günther." —

„Ich schweige gern vom Vergeßnen. Aber aus dem Vergangenen sollte der Mensch Lehre schöpfen für die Zukunft. Ein Wüthiger kann Reiche umstürzen, aber er darf nicht sinnen, was er für sich bei Seite schaffe. Das lähmt ihm die Kraft. Ihr wollt Euren Feind verderben und zugleich für Euch gewinnen. Dem Markgrafen wollt Ihr Euer Reich

opfern, und zugleich ein Markgrafenthum für Eure Tochter erſchleichen.“

Sie hob ihren Nacken: „Des Stolzes bin ich, Vetter, denkt Ihr darum kleiner von mir?“

„Nein! Aber daß beides zugleich zu große Aufgab iſt für ein Weib.“

„Gott befohlen, Vetter! Ich ſprach Euch nicht um Eure Hülfe an.“

Er ging noch nicht: — „Ludwig iſt auf dem Wege aus Baiern — Ich weiß für gewiß, er iſt ſchon nahe. — Ach Baſe, es könnte ein Augenblick kommen, wo Ihr der Hülfe bedürft. Ihr zittert, und Eure Lippen werden blaß.“

„Nennt mir alle verruchte Namen nur den nicht mehr.“

„So durchſchauert Euch ſein bloßer Name! — Wenn er nun vor Euch träte, ſelbſt! Würden Eure wilden Vorſätze vorm Lächeln ſeiner Lippe Stand halten? Würdet Ihr noch Gift ſchleudern ihm ins Antlitz, wenn ſeine ſchönen Augen Euch anblitzen? Man ſagt, ihm widerſtand kein Weib.“

Er hatte ihre Hand erfaßt: „Baſe, 's iſt traurig daß es kommen mußte; aber wer ändert das Geſchehene: Mein ſchwächlicher, liecher Vetter, der Graf von Nordheim, war kein Mann für Euch. Das heißt, einen muthigen Renner und einen feu-

chenden Gaul an ein Joch ſpannen. Das unnatürliche Joch zerriß, Gott weiß Alles, ich bin ein Menſch und beuge mich vor ſeinen unerforſchlichen Rathſchlüſſen, Er wird richten, ich ſchweige. — Hört mich weiter."

„Er betrog mich ſchändlich — unausſprechlich — um mein Seelenheil hat er mich betrogen!"

„Als Fürſt, und auf Geheiß ſeines Vaters" —

„Reicht' er der Tirolerin die Hand, die unter tauſend heiligen Thränen mein war."

„Leichtfertig, aufbrauſend, iſt doch ſein Herz" —

„Das feile Herz," unterbrach ſie ihn! „das hat er mir bewahrt, wollt' Ihr das etwa ſagen, hoher Vetter? Dies Herz, das an jedem Strauche hängen bleibt; wenn er das Wams lüftet, weht es der Zugwind fort, der Mond zieht es an ſich; er wirft es in den erſten beſten Graben, in einen Pfuhl. Dieſes Herz! — ſie lachte furchtbar auf — dies Herz ekelt mich an, und könnt ich es wohlfeil wieder haben, brauchte nur den kleinen Finger auszuſtrecken, eher wollt ich ihn abreißen von der Hand, der nach ſo gemeinem Beſitz ſich krümmt. Sein Herz, könnt ich's zerſtampfen in einem Mörſer, mir wäre wohl, aber er fühlt es nicht. Nach ſeiner Hand begehrte ich, ich hatte ein Recht, ein theuer erkauftes Recht Fürſtin zu ſein. — Nun ſtill

Vetter! — Ich will ihm in's Auge ſehn, ſo wie Euch — nein nicht wie Euch. Ihr ſeid im Rechte gegen mich. Ihr könnt meinen Blick ertragen. — Er, o daß er vor mir ſtände! Aug gegen Aug! Niederſchmettern ſollte ihn mein Blick. O, ihr Heiligen, ſchenkt mir den einzigen Wonnemoment!"

„Mathilde! Ihr liebt ihn noch."

„Ich ihn lieben!" Sie ſchrak auf, ihr Auge leuchtete irr, ihre Hände preßten ſich krampfhaft, aber ſie ſchwieg.

„Ihr wärt eine Fürſtin geworden, fuhr er ruhig fort, die hätte ſeinen Geiſt zum Würdigen gelenkt."

„Die Maultaſch von Tirol iſt ihm würdiger."

„Geſtehen will ich's Euch, was ein Vetter nicht ſollte. Ich weilte gern bei dem Gedanken. Der Graf von Nordheim war ein ſchwacher, er war auch ein verdrießlicher Mann, er plagte Euch ungerecht, er erkannte nicht Euer hohes Weſen. Ich gönnte es Euch, an eines Mannes Seite Eures Lebens Euch zu freuen."

„Die Wünſche liegen im Grabe."

„Man ſagt, auch Margarethe ſieht ihm zu. Ihre Ehe iſt unglücklich."

Sie erhob ſich ſtolz. Ihr Auge blitzte: „Graf Günther von Schwarzburg, Euer Name iſt zu gut

zu dem Geschäft. Ich kenne wenig Männer, die ich achte. Laßt mir den Glauben, daß Ihr Einer seid. Die Gräfin von Ruppin ist mindestens zu gut, daß Einer sie, wie ein abgelegt Kleid wieder aufnimmt, wenn ihm das neue nicht gefiel. Mit Ludewig von Baiern ist meine Rechnung abgeschlossen. Die Mutter vererbt ihre Rechte auf die Tochter. Für die hoffe ich. Für die will ich handeln. Nennt's Hochmuth, schlaue Rechnung. Mein Alles setz ich dran. Das ist einer Mutter Rache. Sie soll Markgräfin werden. Wollt Ihr's hindern?"

„Was Gott mir Kraft giebt, ja!"

„Thörichter Mann. Sie ist das einzige Kind — Eures Vetters! Was ist Euch der Baier?"

„Nicht um den Baiern ist's."

„Was steht Euch näher?"

„Mein deutsches Vaterland! Euer Treiben ist Unrecht. Eures Bundes Sinn ist Lug und Trug. Bin nur ein kleiner Fürst im großen Reiche, aber, was an mir, will's thun, daß Recht und Gerechtigkeit darin sei. Viel Schlechtes geschah in alten Zeiten. Das ist noch nicht geschehen, daß Fürsten betrügen als Gauner. — Sagt mir nichts von Eurer guten Absicht. So hilft Keiner zum guten Rechte. Böse Saat trägt böse Früchte. Diese Brüder von Baiern, ich lobe sie nicht. Sie vergeuden wie ver-

ſchwenderiſche Erben, das Gut ihres Vaters, ihr Wandel iſt ein Aergerniß. Das aber iſt viel ärger, was Ihr treibt. Ein Schandflecken bleibt's Deutſchem Namen, und deutſcher Nation. Darum will ich's hindern, iſt's nicht mit Gutem, mit dem Schwert. Aufrufen will ich die Fürſten, alle guten und aufrichtigen Männer. Glückt's uns nicht, ſollen die nach uns kommen doch ſagen, es gab derzeit noch Männer im Reich, denen Ehr und Recht kein Ton und Wort war. Baſe, gute Nacht, es thut mir leid, daß wir ſo ſcheiden."

„Alles wollt Ihr dran ſetzen, um des Deutſchen Reiches Ehre?"

„Helf mir Gott, ſo will ich."

„Und einer Mutter verargt Ihr, wenn ſie's um ihr Kind will. Iſt das Reich ein Kind, das man unterm Buſen trug, an ſeinen Brüſten nährte? Fürſten und Städte ſind's, die ſich neiden und befehden, wo jeder an ſich reißt, was er erhaſcht. Und die Königskrone iſt ein Apfel, um die der Bruder den Bruder verräth. Um die Krone, Günther von Schwarzburg, nicht wahr, darum iſt's erlaubt, ein klein Unrecht zu begehn? Oder nein? Dann löge die ganze Geſchichte. Ihr wagt nicht, nein zu ſagen. Böten die Fürſten ſie Euch, nicht wahr, auch Ihr, ein ſo edler, grader Mann, Ihr kämt aus

Eurem gemessenen Schritt. Der Eid, den Ihr Karl schwurt, würde ein Stoßseufzer, den der Wind von den Lippen nimmt, und er ist vergessen. Lügt Euch's nicht vor, Ihr thätet mehr darum. Um den heiligen Glanz, brächt Ihr Verträge und gegebne Worte."

„So mir die Fürsten das Vertrauen schenkten, beim Allmächtigen, ich sollte es ehren. Das ist ein heiliger Ruf! Nicht um den eitlen Glanz; um meines Deutschen Vaterlandes, um des Ganzen Wohl, und ich wollte ein guter Kaiser sein."

„Ihr um das Ganze; einer Mutter Ganzes ist ihr Kind. Darum nähmt Ihr Deutschland, ich will nur das kleine Brandenburg."

„Alles fügt Gott", sprach Günther und schüttelte ihr ernst die Hand. Noch einmal wandte er sich um an der Thüre: „Base, seht Euch vor. Euch selber traut zum wenigsten. Daß nicht das liebheiße Weib die Mutter verräth!"

Die Stiegen dröhnten von seinem ehernen Tritt, das Haus schütterte von den Hufschlägen der Rosse, als sie mit klingendem Spiel durch den Thorweg ritten. Alt und Jung lief ihnen nach.

„Dich fürchte ich nicht," sprach die Gräfin, die sinnend am Fenster stehen blieb, als der Zug längst zum Thore hinaus war. — „Wen denn!" fuhr sie auf, als sie sich umwandte. Das Zimmer war leer,

das Zwielicht warf ſeinen Dämmerſchein auf die Gegenſtände; die Schatten der Giebelhäuſer von drüben ſtiegen höher an den weißen Kalkwänden, es war ſo ſtill, als es vorhin laut war.

„Wen denn? wiederholte ſie. — Was weiß der mit weißem Haar von den Gefühlen, die die Bruſt eines Weibes ſprengen! — Ich habe ihn geliebt, ja! — Aber — es war Thorheit — ich möchte ihn nicht wiederſehen, niemals, auch nicht wenn — Nein, ich möchte ihn auch nicht zücken ſehn in ſeinen Todesqualen. — Er könnte zurück rufen — Fort, häßliche Bilder! — Was macht mich weich, und eine Centnerlaſt drückt die ſchwache Bruſt!“

Es war der Abend, der die Geiſter bewältigt. Auch die Starken. Es war das Geläut vom Thurme — langſam, dumpfes Todtengeläute. Die Töne ſummten ihr, wie alte, wohlbekannte — Sie warf einen Blick hinaus; ein ſchwarzer Zug bewegte ſich über die Straße, einige Fackeln voran: „Wen begraben ſie!“ rief ſie hinunter. — „Einen Bürger dieſer Stadt, antwortete der Wirth. Der arme Mann ging wohl und geſund in den Wald, und am andern Morgen fand man ihn in ſeinem Blute. Es komme über ſeine gottloſen Mörder. Niemand kennt ſie.“

„Grad ſo läuteten ſie, als er —“ Das ſprach

sie hingesunken auf einen Sessel und verhüllte das Gesicht. Die Zugluft aus dem offnen Fenster weckte sie aus einem langen Hinstarren. Es fröstelte sie, ihr war so einsam zu Muth. —

Da summte ihr ein Liedlein in's Ohr. Eine heitre leichte Weise; es klang nicht wie hier vom Land. Die Sängerin war die junge Gräfin Adelheid. In ihrer Kammer unfern saß das Fräulein, und hatte am Rade gesponnen, aber wie das Licht ausging, sank ihr die Spindel aus der Hand. Sie war an's Fenster getreten, das über die Mauer hinaus auf Wiese und Wald ging. Da war's, als wolle sie, wie das Sonnenlicht ausging, es sich hell machen, daß sie die Silberlaute ihrer Kehle in das aufsteigende Dunkel schickte. Eines der Lieder, als sie hörte singen in den Alpen, wenn die Sonne ihre Firnen anglüht.

Die Sonne weilte nicht einen Augenblick länger darum hinter dem finstern Kieferwalde; auch ihr letzter Widerschein war fort, und die Maid schüttelte, wie verdrießlich darüber, das Köpfchen. Aber hinter ihr rauschte die Thür auf, und sie fühlte sich von lieben Armen gedrückt, und an die Brust gerissen, so heftig und innig. Sie wäre fast erschrocken, hätte es zu ihrer Art geschickt. Heftig war die Mutter, aber nicht in der Zärtlichkeit. Sie weinte

und hielt ſie umſchloſſen, und drückte viele Küſſe auf Stirne, Wange und Mund, als fürchtete ſie für ihr Kleinod, daß ſie's verlieren könne, oder ſo herzt man, was man verloren glaubte, und man findet es wieder.

„Du bleibſt mir doch.“

„Schrecke dich wieder ein häßlich Geſicht auf, Mutter lieb. Mußt nicht ſo bös träumen.“

„Du läßt nicht von mir, Du verräthſt mich nicht? Nicht Adelheid, du Kind meiner Schwerzen, du wirſt mich nicht täuſchen, nicht haſſen, nicht ver —“

Adelheid fuhr mit der feinen Hand koſend über die heiße Stirn der Mutter: „Neulich träumte mir, ich hätte zwei Mütter, eine weiße Mutter und eine ſchwarze Mutter, und du warſt die eine und auch die andere. Da bat ich dich, ſo du zu mir kämſt, daß du immer die weiße Mutter wärſt. Und du lächelteſt mir's auch zu, — aber du wurdeſt immer ſchwärzer und dein Lächeln ward bös, und deine Augen funkelten, als wollten ſie mich durchbohren —“

„Die ſchwarze Mutter iſt fort, die weiße iſt jetzt bei dir, Kind. Glaub es mir.“

„Du ſollteſt den Prieſter den Bann ſprechen laſſen wider die böſen Geiſter, und die Kammer

ſprengen mit Weihwaſſer, eh du dich nieder legſt.“

„Licht! Licht! rief die Gräfin. Wenn's immer Tag wäre, es wäre beſſer.“

Die Diener trugen Kerzen herein. Aber wo viel Licht, iſt auch viel Schatten. Die ſpielten an den Wänden, eine ſchlanke Spinnerin, und eine hohe Frauengeſtalt; die ſaß, den Kopf auf dem Arm, und der Arm ruhte auf der Seſſellehne. Die eine in tiefen Gedanken, die andre mochteſt du ein gedankenlos Kind nennen.

„Singe ein Lied, Adelheid!“

Sie ſtimmte an; das Lied kam nicht heraus.

„Es will nicht thun, Mutter.“

„Ein frohes, heitres, helles Lied.“

„Hier iſt's ſo eng und klein. Die Stimme verſagt mir. Ziehn wir nicht bald fort?“

„Wenn der Kaiſer kommt, der große Kaiſer. Der hält einen feinen Hof. Da herrſcht artige Sitte. Da wird meine Adelheid glänzen wie ihr geziemt unter den Fürſtinnen.“

„Er liebt nicht die Jagdluſt.“

„Ein Kaiſer iſt über Alles. Die Fürſten ſind ſeine Jäger. Und ſchöne edle Fürſten. Und an der Seite des edelſten wird meine Adelheid prangen. Was läßt du die Spindel ſinken?“

„Ach Mutter —“

„Du wirſt eine Fürſtin werden, wie dieſes Land ſie ſeit lange nicht ſah. Und er ein Fürſt, ein großer, herrlicher Markgraf, wie ſeine Ahnen —"

„Das müſſen große Männer geweſen ſein! Albrecht des Bären Rüſtung, weißt du noch Mutter, wie Woldemar auf die Zehen treten mußte, daß er nur an's Viſier mit den Augen kam."

„Sein Geiſt ſchwelgt in den Ritterzeiten."

„Einen Ritter dachte ich mir anders."

„Denkſt du auch? entfuhr's ihren Lippen. Hüte dich Kind vor den Gedanken. Böſe Geiſter geben ſie ein."

„Du mußt es beſſer wiſſen."

„Ich weiß davon. Wer die Menſchen ſich beſſer, ſchöner denkt, und Bilder macht, wie ſie ſein könnten, geräth auf gefährliche Wege, kennt die Welt nicht; was ſchlecht iſt, täuſcht durch Glanz. Das Gute iſt oft unſcheinbar. Darum wählen die Eltern für ihre Töchter, ſo iſt's von Alters, und es iſt gut."

„Sie ſagten doch, mein Vater ſei nicht gut geweſen gegen dich —"

„Dein Vater!"

„Und du warſt unglücklich. Ja, es haben es Viele geſagt, und du haſt nie Gutes von ihm geſprochen. Die alte Baſe in Nordheim ſagte, man

hätte dich gezwungen. Du wärst noch sehr jung wesen, und hättest es nicht verstanden."

„Basengeschwätz! die reden gern von alten Zeiten, und rühren häßliche Dinge auf, Mährchen! Für meine Adelheid wählte ich gut. Woldemar ist kein verdrießlicher Schwächling. Kein argwöhnischer Mann, der Schritt und Tritt beschleicht; nicht auffahrend, und von unartiger Sitte. Du wirst nicht zu erröthen haben, wenn du an seiner Seite unter die edlen Frauen trittst."

„Zu einem Gatten, meinte ich, müsse die Frau hinaufschaun. Das will mir nicht zu Sinn, daß ich zu ihm hinunter sehn muß."

„Wenn er Markgraf ist, beugen sich die Größten vor ihm. Und du wirst Herrin eines großen Landes."

„Und eines kleinen Mannes."

„Adelheid!"

„Ich hasse ihn nicht Mutter, aber was ist ein Freier, der nicht redet und nur singt!"

„Er dichtet die Lieder für dich."

„Schöne Lieder, aber sie klingen wie zur Himmelskönigin, oder zu einer schönen Fee."

„Und sein Auge, wenn er singt, ruht auf dir."

„Ja von fern, als wär ich kein Mädchen von dieser Welt, sondern eine Erscheinung. Und reich

ich ihm die Hand: „„Gott grüß Euch Graf!““ Da ſpricht ſein Auge, Gott weiß was, aber ſein Mund ſchweigt.“

„Grillen.“

„Nun ſieh, Mutter lieb, ein Mann iſt das doch nicht, der ſeine Lippen nicht aufthut. Und wenn er ſie bewegt, iſt mir's, als wollte er ſprechen: du biſt ſchon gut, aber ich dachte doch, daß du beſſer wärſt. Ein Mann, den ich lieben ſoll, wie er iſt, der muß mich lieben, wie ich bin.“

Sie ſtimmte die Weiſe eines Liedes. Ein wohlbekanntes Liebeslied. Markgraf Ludewig galt als der Dichter:

Was iſt mir Thron und Fürſtenhut!
Viel lieber mir mein Schatz;
Mein Sinn iſt jung und friſch mein Blut,
Laß Andern gern den Platz.

Frau Fürſtin! Alles was Ihr wollt
Laß ich Euch gerne Schmerz:
Reich, Krone, Ritter, all mein Gold
Verlangt nur nicht mein Herz.

Mein Herz iſt bei dem Morgenroth,
Mein Herz iſt mit dem Wind,
Mein Herz iſt, wo die Wangen rothe,
Bei dir mein liebes Kind!

Mein Herz, mein Herz iſt überall
Und fliegt von Blick zu Blick.

Nur ſchade, ſchade, mein Gemahl,
Zu Euch will's nie zurück.“

Die Gräfin war raſch aufgeſtanden, und einer ihrer finſtern Blicke fiel auf die Tochter. Und da Adelheid ſich umwandte, nach der Urſach, und das volle Kerzenlicht ihr heiter klares Antlitz beſtrahlte, das ſo ſorglos vor ſich ſchaute, zog der Mutter Stirn ſich in häßliche Falten:

„Ganz wie er!“ ſprach ſie und ſchauerte zuſammen, wollte wegſehn und ſah doch wieder hin. — „Leichtſinn und flatterhaft, und Augen, in die man ſich verſenken könnte! Adelheid, nie, — daß du nie wieder, bei deiner Mutter Fluch, das Lied über deine Lippen bringſt!“

Sie ging raſch hinaus. Aber an der Schwelle kehrte ſie um und drückte ſie an ihr Herz. Sie flüſterte: „Du — du kannſt nicht dafür mein Kind. Du biſt rein. Bleibe mein Engel des Friedens.“

.....

Eilftes Kapitel.

Der Sturm.

Engel des Friedens waren nicht bei der Gräfin, als wir ſie eine Stunde darauf in ihrem Gemache ſahen.

„So iſt es,“ ſprach der Dechant Bruno. Er trug einen Reiſerock über ſein Habit, Sporn an den Hacken. Sein Geſicht glänzte nicht voll, ſeine Augen lächelten nicht ſüß.

Ihr Auge flammte unruhig wie die Kerzen, in denen die Zugluft ſpielte.

„Er kommt, aber er iſt noch nicht da.“

„Er iſt ſo gut als da, ſein Name iſt da. Der Graf von Anhalt ſah blaß, Herzog Rudolf polterte. Einen Boten um den andern ſchickten ſie gen Magdeburg. Sie ſchimpfen auf den Erzbiſchof — ſie zweifeln am Kaiſer.“

„Mit ſolchen Menſchen im Bunde ſein! Ich will auf der Stelle nach Berlin.“

„Das wäre gefährlich. Spandow hat die baier-

ſche Fahne unverhüllt auf den Thurm gepflanzt. Die Frankfurter ſind tollwüthig, Herrmann Wulkow macht Streifzüge durchs Land. Das ermuthigt die Einzelnen. Der Baier hat mehr Freunde als wir dachten, in den Herrenhäuſern."

„Nach Berlin, Bruno, ich will ihnen den Kopf zurecht ſetzen."

„Dafür ſorgt ſchon ein anderer."

„Wer?"

„Der Mann. Sie thun nichts ohne ihn."

„Wer ſteckt hinter ihm? Mein Vetter, der Erzbiſchof, ſchwört Stein und Bein, er iſt ihm fremd. Wer ſpricht aus ihm?"

„Das weiß Gott. Die Mehrzahl meint der Kaiſer."

„Der Kaiſer iſt ein kluger Mann, ein ſehr kluger Kaiſer. Aber hat er hundert Augen? Er weiß von Brandenburg ſo viel als du vom Monde. Aber ſie haben doch vielleicht Recht. Der Kaiſer fand ein gutes Werkzeug. Ei, Euer Majeſtät! es giebt in dieſem Lande noch klügere Leute, als die Euer Majeſtät bezahlt, um klug zu ſein!

„Der Menſch weiß Alles, fuhr der Dechant auf. Mögt Ihr's denken, ſo kennt er Eure Plane hier, daß er den Grafen von Anhalt drüben ins Gebet nahm. Der alte Albrecht wurde verwirrt und

roth, wie ein Schulknab als er's ihm auf den Kopf zusagte, er spiele geheimes Spiel mit Euch. Was aus dem Bunde werden sollte, so jeder nur an sich denke! Der Graf leugnete und betheuert und gestand zu. Das Ende vom Liede war, er gab ihm sein fürstlich Wort, daß Brietzen und die Gränzstädte nicht seinem Neffen, sondern dem Manne huldigen sollten."

„Schwachkopf! Nach Berlin, Bruno!"

„Und Ihr wollt Brietzen und die Städte lassen."

„Gestern endlich gaben mir die Rathleute ihr Wort: die Thore nicht dem Manne und den Fürsten zu öffnen. Sie wollen sie dem rechten Herrn und Erben halten. — Dafür muß man sich für den Augenblick begnügen. Was schaust du so bedenklich?"

„Eben, als ich zu Euch kam, sprach ich meinen Vertrauten, der im Rathe saß. Drei Stunden rathschlagte heut das Pack, wer der Rechte sei? — Gräfin, geht nicht nach Berlin, oder Eure Macht ist verloren. Sie öffnen dem Baier die Thore."

„Wer war der Verräther?"

„Der Graf von Schwarzburg war im Geheim bei der Sitzung."

„Günther! — Darum also! — Man sollte keinem Mann trauen. — Lauert noch eine Botschaft?"

„Nur der Rathschlag eines Freundes. Der

baierſche Landesbauptmann hat auf dem Rückzug von Berlin Völker geſammelt. Er könnte ſich hierher werfen, er wird ſich hierher werfen, wenn er weiß, wen er im Neze fängt. Er kann Morgen, er kann heut kommen. Trau einer dieſen Bürgern!“ —

„Und wir!“

„Zwei Entſchlüſſe bleiben uns, Gräfin. Hier iſt kein Schloß, in das wir uns werfen. Der Eine: Ihr laßt packen und ſatteln, und noch in der Nacht brechen wir auf.“

Die Gräfin ſprang auf: „Ich wähle den andern, wir bleiben. Wir müſſen die Stadt halten, den Schlüſſel gegen Sachſen. Wir müſſen, Briefen in der Hand, dem Kaiſer entgegentreten.“

„Und Ludwig!“ ſagte der Dechant.

„Reden will ich ein Wort mit dieſen Bürgerherren, ſprach die Gräfin, ein Wort, das viele ausgleicht, die ich an ihrer Zähheit verſchwendete.“

Der Octoberſturm beulte ſtärker draußen; er hatte ſchon ihr Geſpräch begleitet. Sie blickten lange ſchweigend vor ſich nieder, denn ſie hatten viel und wichtiges geſprochen.

„Keinen Augenblick Verzug,“ ſchloß die Gräfin „Sende hinaus in die Heiden, was er Männer auftreibt, damit bricht er durch die Thore. Du gehſt

inzwiſchen noch ein Mal zum Bürgermeiſter, höflich, fein. Wenn ich vor Blut und Brand ſchreckte, hätte ich das Werk nicht angefangen."

Es war eine ſtürmiſche Nacht. Die Leute die zu Bette gingen, kreuzten ſich heute drei Mal. In den Lüften führten die Winde Krieg mit den Wolken. Oft fuhr es praſſelnd in die Schlote nieder, und ſtäubte die Aſche weit in die Küche. Fenſter wurden aufgeriſſen und Thüren zugeſchlagen. Der wilde Jäger wars nicht; der hauſt nur in Gebirgen; aber eine Nacht war's für Diebe und Räuber, und für Belagerer, auf die Mauern zu klettern. Die hundert Wetterfahnen raſſelten wie ſo viel Schilde und Harniſche. Da ſchlichen Männer an den Häuſern und klopften leis an's Fenſter, und wenn die Bürger den Kopf rausſteckten, ſprachen ſie leis mit einander. Und bald ſah man Bewaffnete, aber ſie trugen die Speere zu Boden, durch die Gaſſen ziehen. Und Stahl und Feuerſteine blinkten gegeneinander, aber man ſah kein Licht aufleuchten. Nur im Rathhaus flimmerten die Fenſter des großen Saales und Geſtalten in Mänteln ſchlichen hinein und heraus.

Nur da und hinter den kleinen Fenſtern der Herberge brannte Licht, ſo ſparſam, als leuchte eine Lampe am Bette eines Siechen. Aber das

Lager der Gräfin war unberührt. Unruhig ging sie auf und ab, in einen Reiterüberrock, den Hut auf dem Kopfe. War sie krank, so war's ein Fieber, das, den es schüttelt, nicht niederwirft, es treibt ihn auf. „Noch kein Bote?" rief sie der Zofe entgegen, die mit ängstlichen Blicken eintrat.

Die schüttelte den Kopf: „Es sah Keiner den Dechanten."

„Ist meine Tochter auf?" —

„Wie Ihr befahlt und fertig zur Reise. Aber die Leute unten in der Schenkstube schauen gar wunderlich aus, und sehen einen an, daß man nicht weiß, was es soll. Als der Marschalk um die Zeche fragte, ging der Wirth hinaus. Die Wirthin brummte: das habe ja noch Zeit; vor dem Hahnenschrei reise nur der Dieb von Haus und Hof. Sie munkeln, daß von den Stellmeistern einer den Bürger draußen erschlug. Einer stierte mich an, als wollte er mich fressen, und zischelte meiner gnädigen Gräfin Namen. Sie wissen, daß die Banden in Euren Diensten stehen."

Die Gräfin warf verächtlich die Lippe auf: „Morgen vielleicht, daß ich die Frauen dieser guten Rathleute zum Imbis lade. Wahrhaftig, ich vergaß es. — Sind meine Leute" —

„Alle in den Ställen. Satteln heimlich und rüsten.“

„Rufe den Marschall!“

Die Dienerin ging. Der Gräfin Unruhe stieg. Sie lauschte am Fenster; die dichten Wolken, so der Sturm über den Horizont peitschte, verfinsterten die Straßen. Sie glaubte Fußtritte, Waffen klirren zu hören. — „Es ist bald Mitternacht.“ — Der Sturm ward immer heftiger. Ihr Herz schlug auch heftiger. — „Thorheit, was ist's! Wenn Blut fließt, was ist's für Blut! Und morgen ist's geschehn!“ — Der Diener kam nicht, auch die Zofe blieb aus. — Sie wollte die Thür öffnen, als ein Geräusch sie zurückschreckte. „Der Wind hat einen Thorflügel zugeworfen.“ — Aber viele dumpfe Stimmen dröhnten aus der Ferne. Sie lauschte — jetzt hörte sie's nicht — jetzt wieder. — Es schlug Zwölf vom Thurm; der Wind kürzte und dehnte die Glockenschläge.

„Thorheit! dreifache Thorheit! rief sie, sich ermannend. — Ich fürchtete mich damals nicht. — Ward ich ein alt Weib!“ —

Sie wollte rufen. Aber die Stimme versagte ihr. Wer in die Nacht ruft, dem antworten Stimmen der Nacht. Sie ergriff den Leuchter und wollte auf die Gallerie, selbst sehen, was ihrem Willen im

Wege stand. Da büstelte es im Ganze, und leise drückte eine Hand die Thüre auf.

Es war nicht die Zofe, es war nicht der Marschalk, nicht der Dechant; es war ein Mann, den saben wir schon. Im Schlosse der Gräfin trat er aus der Täfeltbür.

„Du hier!“ — Ihre Aufregung wich der Ueberraschung, aber der Schrecken wich nicht von ihrem Gesicht.

Er machte ein Zeichen zum Schweigen.

„Deine Nähe bringt mir nimmer Gutes. Ich befahl dir, mit deinem verhaßten Angesicht mir aus dem Aug zu bleiben!“

„Und doch ließt Ihr mich rufen.“

„Wo du hingehörst. Auf die Mauer, an die Thore. Ist's geglückt?“

Er zuckte die Achseln.

„Unseeliger, was bedeutet dein Kommen?“

„Gefahr.“

„Du bist mein Dienstmann.“

„Auf ein Jahr, mit Mann und Roß; mit Sein und Willen. Darf nichts thun, als was Ihr heißt, und was ich thue, das thut Ihr. Aber der Dienst, den ich Euch jetzt thue, ist nicht bedungen im Vertrage. Ihr seid verrathen — die Bürgerherren umstellten längst Eure Schritte. — Den Dechanten fin-

gen sie, er sitzt im Rathhaus. Das Thor der Herberge ist verschlossen; in der Wirthsstube sitzen Gewappnete. Eure Knechte sperrten sie in die Ställe; wer das Maul auftut, dem droben sie den Schädel einzuschlagen. Euern Marschalk schmissen sie in den Keller, die Thür zu, ein Riegel vor. Item, Ihr seid ohne Diener und ohne Freunde, und wärt ohne Botschaft, so ich mich nicht durchstahl."

„Gefangen!"

„So scheint's beinahe."

„Wer gab ihnen die Frechheit!"

„Fragt die Baierschen. Man hört schon ihre Harnische auf der Straße klirren."

„Du bürgtest mir —"

„Was ein Weib unternimmt, da bürge ich nie für den Ausgang. 'S wird niemals, was es soll, Gräfin. Euer Gemahl damals starb zu früh, ich meine ohne Noth. Er wäre auch ohnedem gestorben. — Einen Markgrafen wolltet Ihr — nun was Ihr dafür habt, Ihr wißt's. Izt wolltet Ihr diese Stadt. Handeltet zu früh, und rieft mich zu spät. Wo sollte ich meine Leute in den wenig Stunden aus den Haiden zusammentreiben! Die Mauern sind hoch, die Bürger vom Kopf bis zur Zeh in Eisen."

„Josef Maria! was ist das!" rief die Gräfin am Fenster. An der Quergasse blitzte heller Waf-

fenglanz. Es ward, was der Sturm zu hören erlaubte, in der Stadt lauter und lauter.

„Du kommst nicht um nichts, fuhr sie den Hauptmann an. Sprich und handle. Den sichersten Weg führe mich fort."

„Hier ist ein Mantel, ich könnte Euch, die Seitentreppe hinab, bis an das Pförtlein führen. Gefährlich ist freilich der Weg."

„Als Flüchtige, als eine Bettlerin vorm Kaiser erscheinen!"

„Besser gewiß, so Ihr ihm die Stadt überliefert!"

„Löse deine Zunge, hinter deinen Blicken lauert noch ein Rathschlag."

„Hört die Trompeten — wahrhaftig es antworten schon die Trommeln. Die Thorbalken rasseln."

„Gebenedeite Mutter Gottes, nur nicht in seine Hände!"

Der Stellmeiser griff ihren Aermel: „Flucht wär auch schon zu spät. Wollt Ihr's wagen?" — Sein Gesicht grinste von häßlicher Lust. „Ein gut sicher Häuflein birgt sich in den Hinterhäusern, Andre stehen draußen. Einige Knechte hier sind heimlich mein. Gilt es, Gräfin, ich wagte etwas; versteht mich wohl. An Kopf und Kragen geht es. Für mich wagt' ich's. Um Lohn thut man's nicht.

Dieſe Silberpfeife giebt einen hellen Ton, dies Licht, auf's Dach getragen, einen noch hellern Schein. Er ruft meine Leute.

„Deinen Preis!“

„Die Stadt.“

„Die Stadt?“

„Die wollt Ihr ſelbſt. Ohne Sorge, wir verſtändigen uns ſchon. Die Mauern neid ich Euch nicht. Ihr mögt die Knochen dem Kaiſer übergeben. Ich will das Fleiſch.“

„Blutlechzender Tieger!

„Kein Fleiſch ohne Blut. Das Neſt iſt reich, und gerade jetzt vollgeſpeichert. Wär's auch nicht, die Väter dieſer edlen Rathsleute waren's, die mich — doch, was gilt Euch das. Wollt Ihr? Ich bin der Mann.“

„Ihr Blut kommt auf meine Seele.“

„Freilich. Ein Dienſtmann thut nur, was ſein Herr befiehlt.“

„Nimmermehr!“

„Könnt ja nachher Opferkerzen anzünden, für die Bürgerſeelen Meſſe leſen laſſen. Eure Hände laſſen ſich noch weiß waſchen.“

„Ihr Heiligen im Himmel!“

„Die hören's nicht vorm Sturm. Wenn die

Flammen durch die Wolken schlagen, daß sie's sehen, ist's geschehen."

Er schlug den Mantel über die Schultern, und hielt die Pfeife an die Lippen:

„Auf dies Zeichen sprengen meine Freunde die Thüren der Ställe und Keller. Haben wir das Haus besetzt, zünd ich die Fackel an für die Andern."

Die Gräfin schwankte: „Ja — nein."

Der Stallmeister ließ den Mantel fallen: „Als Euch beliebt. Ludewig wird doch nicht Euer Blut fordern, als Ihr seines. Mit schönen Frauen nimmt er's nicht genau."

Krampfhaft griff sie in die Luft, als wolle sie ihn festhalten.

„Stoß in dein Horn! vollaus! — Gott sei mir gnädig!"

Sie hörte mit zugepreßten Augen, die Arme starr vor sich gestreckt, einen langen, gellenden Ton. Er schnitt ihr durch die Seele, er bebte durch ihre Glieder. Sie hatte wieder die Augen auf und sah doch nichts. Die Thüre schlug zu. Er war fort. Da pulste wieder das erstarrte Blut, sie athmete auf; sie stürzte ihm nach; sie wollte auf die Gallerieen, aber die Thüre war zu. Vergebens drückte, stieß sie— die Thür blieb fest. Sie hatte im Schreck vergessen, daß die Thür nach innen aufging. Sie rief, schrie. — Wer

hörte in dem Sturmgeheul, in dem Waffengeklirr; die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten! Es krachte auf dem Hofe, Geheul, Brüllen, Jubelgeschrei, Schmerzenslaute. Das Haus bebte unter ihr, als habe der Sturm, der in den Lüften sauste, sich in die untern Räume geworfen, und wühle in den Kellern und rüttle an den Mauern, die es hielten. Die Dielen zitterten unter ihren Füßen, als wollten sie sinken.

Auch sie fühlte sich zum Sinken. „Jesu Maria! und meine Tochter!“ Sie stürzte an's Fenster. Sie riß es auf. Da war es plötzlich wie ein Mährchen. Die dunkle Straße war heller worden. Tausend Lichter und Lampen flimmerten aus den Fenstern. Kopf an Kopf unten, Blechhauben, Helmbüsche, Piken, Schilde. Der Lärm, die tausende von Stimmen überschrieen den Sturm.

Sie löschte die Kerzen in der Stube aus, daß Niemand sie von unten sehe. Sie lehnte erschöpft auf den Tisch, sie sank in den Sessel. Die Sturmglocken dröhnten durch die wüste Nacht. Stärker und stärker, als müßten sie die Mauern sprengen.

„Und du hier allein — hülflos — eingekerkert — vergessen — du die Ursach von allem — du die Lenkerin dieser furchtbaren That.“

So raunte ihr eine Stimme zu. Dann rief

eine andere klagende Stimme: „Mutter, Mutter! um dich das alles! Mutter verlaß nicht deine Tochter!“

Keines Menschen Stimme drang durch das Getöse. Es waren die Geister in ihrem Busen.

Aber andere Stimmen sprachen nun über ihrem Haupte. Es regte und bewegte sich, als wolle das Dach sich heben, es sauste, wogte und knisterte, und der Mörtel bröckelte von der Decke.

Wieder sprang sie auf, und an's Fenster.

Wieder war alles anders. Die Lichter, die vorhin in die Straße schienen, waren matt gegen den rothen Gluthschein, der die Giebel und Dächer anleuchtete. Mordgeheul, klirrende Lanzen, sausende Schwerter. Gefecht und Metzelei. „Nieder mit den Räubern!“ — „Schlagt die Mordbrenner nieder!“ — „Hoch Baiern!“ — „Hoch der Markgraf!“

Die Stadt brannte. Die Flammen, die, aus den Schilfdächern mächtig prasselnd, die Wolken rötheten, warfen ein gräslich Licht auf den Kampf. Eine hohe Rittergestalt, in blankem Harnisch, sprengte, das Schwert überm Haupte, durch die Gassen. Flucht vor ihm, Sieg war hinter ihm. Vor der geschlossenen, ehernen Mauer seiner Reiter hielten die Feinde nicht Stich.

Vorm Rathshaus hielt der Ritter und überschaute mit Feldherrnblick das wüste Schlachtfeld: „Sei mir Gott gnädig, wo ist Euer Feind?“ rief er die Rathsherren an, die auf der Treppe standen, „so er nicht in Euern Häusern steckt. Von den Rossen die Reisigen! Abgesessen Ihr Herren! Betkin Osten rechts! Friedrich du links! Ihr dort! Hier müssen die Bürger die Ritter führen!“

Und in Sturmes Eil kamen sie des Feldherrn Befehl nach, Reisige und Ritter und Vasallen vertheilten sich in die Gassen, und stürmten in die Höfe und Häuser. Aber die Flammen beleuchteten ein neues Schauspiel. Wie wenn eine Feuersbrunst vom ersten Angriff bewältigt scheint, und mit einem Male lodert sie heftiger auf, und die Flammen schlagen, der eitlen Arbeit spottend, mit Macht gen Himmel. Feinde auf's Neue! Feinde überall. Auf ihren Rossen sprengten sie durch's Getümmel. „Hier ist Brandenburg! — Hier Anhalt! — Zu uns, Bürger!“ — Verwirrung, Zaudern. Der Bürgermeister ließ alle Trommeln rühren, die Bürger wieder zu sammeln, die auf den Dächern löschten und in den Häusern mit ihren Verderbern kämpften.

„Hier Brandenburg! Tod den Fremden!“ rief eine kraftvolle Stimme, und Heinrich, vom Pferd gesprungen, flog die Treppe hinauf, die Rathman-

nen zurückstoßend. Die Fahne von Anhalt wehte im Flammenschein auf dem Söller.

„Ein Schurke, wer sie anrührt!“ und er saß wieder zu Roß und stürmte seinem Freunde nach, der die Gassen räumte.

„Die Fürsten von Anhalt, lief es durch die Bürger, sind eingedrungen. Wir sind verloren. Ihre Völker sind zahllos!“

Aber der Baier, als er's vernahm, schwang sein Schlachtschwert in den Lüften: „So Gott Dank, Ihr Herren! Mit Rittern ist's besser kämpfen, als mit Gesindel.“

Da erst brach ein Kampf los. Pfeilregen von den Dächern; Funken und Asche fielen auf die Köpfe und sättigten das rauchende Blut auf der Erde. Vorwärts und zurück wogte das Getümmel, lange unentschieden. Es waren gute Leute hüben und drüben.

„Die Fahne von Anhalt!“ schrie der Baier, der sie flackern sah über dem Rathhaus. „Mein Freund, wer mir die bringt!“

Die Ritter um ihn wetzten die Zähne und setzten die Sporen in die keuchenden Thiere. Die Pfeile und Steine, so die aus den Fenstern, die dort eingedrungen waren, auf sie schleuderten, thaten ihren guten Stahlrüstungen wenig.

Die Glocken stürmten, die Hörner schmetterten, umsonst. Sie riefen keine neue Völker für die Bedrängten; sie waren versteckt und gehorchten nicht einem Führer.

Da machte sich mit blutender Stirn der Bürgermeister, die Fahne von Anhalt über dem Haupte schwingend, Platz durch das Getümmel zum Anführer: „Hier ist die Fahne, hoher Herr! Wir sind deine Freunde.“

Der Feldherr ergriff sie und schwenkte sie in die Lüfte: „Das soll dir gelohnt sein, treuer Mann. Gott und das Recht für Baiern!“

„Aber die Hexe, wo ist sie!“ rief Niclas Köckeritz.

„Wo ist sie?“

„Die Herberge brennt! — Sie brennt!“

„Gott sei dafür! Das wäre zu arg, daß eine Frau verbrennt! rief der Anführer. Ihr Herren, bedenkt, daß Ihr Ritter seid.“

.....

Zwölftes Kapitel.

Treuenbrietzen.

Die Gräfin ſah inzwiſchen alles und ſah nichts. Sie lehnte, als eine ſtarre Bildſäul, am Fenſter. Schlacht und Gemetzel wogte an ihr vorüber; Todte ſaßen zu Roß und ſtritten mit den Lebendigen. Immer und immer wieder raſſelte ein Gerippe, mit klaffenden Wunden im Nacken, vorüber. Das ſchwarze Roß bäumte ſich; zu ihr blickte das hohle Auge auf, zu ihr ſtreckte der Reiter dräuend den Arm empor: „Das iſt dein Werk!“ gähnte der Graf von Nordheim.

Ihr Herz blieb kalt, ihr Blick ſtarr. Ein hoher Ritter ſprengte vorüber; der Helmſturz bedeckte das Geſicht. Nur die fürſtliche Geſtalt, den aufgerichten Leib, die blauen und weißen Federn, wallend vom Helmkamm, ſah die Gräfin. Sie ſah, wie er im Sattel ſich hob, die Spitze ſeines Schwertes leuchtete in den Flammen — da war's, als

wenn das Schwert bis tief in's Herz ihr drang. Nein, das wäre eine Todeswunde, ein Schmerz war's, als wenn tausend Nadeln hinein bohrten. Sie wollte schreien, die Arme ausstrecken, zum Fenster hinaus sich stürzen. Sie konnte nicht den kleinen Finger rühren.

Heut nennten sie's einen Starrkrampf. Sie lebte und lebte nicht. Ein Feuer brannte und kochte in ihrem eiskalten Körper; der Schweiß brach vor und leckte ihre Marmorstirn. Aber glühend und glühender hauchte die Luft und trocknete das Naß. Da brach es, es mußte brechen. Ein Sausen und Zischen und Krachen. Der Mörtel der Decke löste sich, es regnete, rauschte, hagelte um sie, lichte Gluth über ihr. Der Zauber war gelöst, sie schlug die Hände über den Kopf und war frei.

„Mein Kind! Maria! mein Kind!"

Sie stürzte nach der Thür. Von selber sprang sie auf, ihr entgegen. Die krachenden Dachbalken öffneten alle Thüren, alle Fugen sprangen, um das Verderben sehen zu lassen, das über das Haus einbrach.

Sie sah nichts von der Verwüstung, sie achtete nicht, wie die Flammen schon an den Pfeilern der Gallerie leckten. Sie sah nicht, wie sie sich zwischen

den brennenden Speichern mit Erbitterung schlugen, wie über die niedergerissenen Zäune und Ställe, durch die zertrümmerten Wagen Pickelhauben und Schilde brachen. Sie stürzte über die Schwelle nach der Seite, wo ihre Frauen wohnten, ihrer Tochter Kammer zu. Die Gallerie schwankte unter ihren Tritten. Ihr Herz schlug freier. Da leckten noch nicht die Flammen; die Treppe, die von der Gallerie dort zum Hofe führte, war noch fest.

Aber kaum auf halbem Wege, blieb sie stehen. Ihr Auge traf auf Etwas, das sie nicht erwartet. Die Treppe dort hinauf stürmten Bewaffnete. Ein Ritter vorauf. Wie muß der Feind aussehen, vor dem eine Mutter erschrickt, und ihr Fuß bleibt regungslos, eine Mutter, die eine Tochter aus den Flammen retten will!

„Mir nach!" rief der Ritter. Unter seinem ehernen Fußtritte dröhnte die Stiege. Der Funkenregen sprühte über seinen Harnisch. Es war ihm zu heiß; er schlug das Visier zurück. „Mir nach! Dort sind die Frauen."

Weiter hörte sie nichts, weiter sah sie nichts. Sie hatte das eine Gesicht gesehen, was sie nicht sehen mochte, seine Augen hatten starr, zweifelhaft auf die Frau geblickt. Die Knie sanken ihr. Sie

wollte sich am Geländer halten, die Hände glitten kraftlos aus. Hülfreiche Arme faßten sie auf, und trugen die Besinnungslose durch Flammen und Gemetzel hinab.

Es war nur noch der Kampf um einen guten Rückzug, den die Brandenburgischen fochten. Ihre Schwerter hieben ihnen Bahn, bis Woldemar von Anhalt das Thor erreicht.

Ihrer waren weniger die ausreiten wollten als die einritten. Viele jagten noch durch die Straßen, viele kämpften in den Häusern.

Der Graf von Anhalt wischte den Schweiß von der Stirn, der ihm die Augen trübte und schaute zurück: „Wagen wir's Heinrich? — Noch einmal zurück! Es blieben gute Leute drinnen!"

„Wagt es!" rief eine Stimme, wie aus dem Grabe. Wer hätte der nicht gehorcht, so er der Frau in das angsterfüllte Antlitz schaute, die den Namen ihres Kindes in die Lüfte schrie. Die Gräfin war zum Bewußtsein erwacht, und rang die Hände. Wie mag ein guter Ritter widerstehn dem Schmerz einer Mutter!

Der junge Woldemar stieß ins Hifthorn. „Gnade mir Gott, ich bring Euch das Fräulein, oder kehr nicht wieder, rief er. Heinrich, bewache du das Thor! Sanct Gürgen mit uns!"

Ihrer waren genug, die das Thor bewachten, die Wunden und Müden und die fonder Roſſe waren. Das dachte Heinrich, und biß ſich in die Lippen. Zuſchauen der Angſt einer Frau iſt ſchlechte Luſt. Auf einem Vorſprung der Thorwarte ſtand ſie und riß den Eiſenring, dran ſie ſich hielt, faſt aus der Mauer. Ihr Auge hing, wie feſtgezaubert, an den Federbüſchen; da athmete ſie auf, da winkte ſie, als wolle ſie warnen, ihnen die Wege zeigen. — Jetzt kam ein Luftzug, eine Schwüle und eine Kälte zugleich, ein Druck der Luft, und die rothe Lohe ſchlug himmelhoch; dann ein Krachen, eine Erſchütterung, die Pferde ſcheuten, die Krieger fuhren an einander. Die große Herberge, deren Giebelbalken noch immer als Wahrzeichen in den feuerrothen Himmel geſtanden, ſtürzte zuſammen.

„Edle Frau, ſprach der Marſchalk, zaget nicht, unſer Fräulein iſt ſicherlich gerettet.“ — Und er zitterte mehr, da er redete, als die Frau, der er zum Troſt reden wollte.

Sie hörte ihn nicht. Sie ſchaute umher und ihr Blick fiel auf Heinrich:

„Ein Krieger du!“

„Euch zu beſchirmen,“ antwortete er mit gerunzelter Stirn.

„Dort iſt dein Platz! rief ſie. Dein Fürſt ſinkt, was thuſt du unter Weibern!“

Das war genug für Heinrich. Er blieb nicht unter den Weibern. Es war das letzte Gefecht. Aber als ein Brand, der im Erlöſchen iſt, er hat alles aufgezehrt, zum letzten Male noch einmal auflodert, es war furchtbar. Die Beſten waren da aneinander. Helm an Helm, Fauſt an Fauſt. Die Klinge ſeines Schwertes war ihm geſprungen, Heinrich ſchleuderte das Gefäß in die Feinde und griff eine Lanze mit dem Fähnlein von Anhalt: „Hie Brandenburg!“ drüben rief es: „Hie Baiern!“

„Hie auch Brandenburg!“ rief Einer auf der Baiern Seite. Der ſchwang ſich unterm Thorweg der Herberg auf's Roß, das ihm ſeine Diener hielten. Das war kein anderer als Markgraf Ludwig der Baier ſelbſt. Der ſchaute ſich zornig um, was hier noch zu thun ſei, er meinte es wäre abgethan. Nun ſtand das Haus, was die Herberge von Brietzen geweſen, wohl in Flammen, und der Dachſtuhl war niedergeſtürzt, aber der hatte ſchier das Feuer erdrückt. Unterm Thorweg war es heiß, aber zur Zeit noch ſicher, das Gewölbe ſchützte die darunter ſtanden. Und unter ihnen ein Fräulein, bald ein Kind noch. Unſre liebe Frau ſchütze jedes

Mägdlein vor solcher Lage. Ohne ihren Schutz ist's um das Kind getan.

Beim Turnier soll ein gut geboren Fräulein nicht mit den Augen blinken, wenn die Lanzen krachen, auch so der Stoß ihren Liebsten aus dem Sattel wirft. Aber das ist kein Schauspiel für edle Frauen, was sie hier sah.

„Bei allen heiligen Rittern!" rief der Markgraf, als er sah, wie Heinrich ihm seine Besten niederstach, „wer ist der Goliath? Er sticht als Sanct Görg."

Da führten sie Niclas Köckeritz an ihm vorbei. Er hing nur im Sattel, blaß, und der Helm war ihm abgestoßen. Die Backen aufgerissen vom Mund bis zum Ohr.

„Nun so mir Gott, du sollst's entgelten!" rief der Fürst als die Seinen wichen, und sie hatten ihn selbst schon zurückgedrängt.

An einander rannten sie, als hätten beide sich ausersehen. Aber das Glück, so im Frieden als im Krieg, es führt die zusammen, die an einander sollen. Und ein Fürst ist in der Schlacht als ein geringer Mann, und kein Stahlharnisch ward so geschmiedet, daß nicht eine Lanze in die Fuge dringt.

Ein Stoß krachte gegen den Panzer des Baiernherzogs, daß die Lanze brach. Das Roß bäumte sich, und der Fürst wankte. Entfiel ihm die Waffe.

Er wäre zu Boden gesunken, hätten ihn die Getreuen nicht gehalten.

Der Baiern Wuth brach furchtbar aus, aber da war's zu spät. Denn sie hatten vollauf zu thun, daß sie den Getroffenen aus dem Gedränge schafften.

Waren nicht fünf Minuten um, da sah man vorm Thore ein Schauspiel, beschreiben läßt sich's nicht, und wie paßt's, möchte einer fragen, zu Blut Leichen, Brand? Eine Mutter die sahe nicht, und hörte nicht's, denn sie hielt ihr Kind in den Armen, und immer wieder schlang sie die Arme darum, und herzte es, und fragte es und hörte nicht was es antwortete, und nicht was die Andern sprachen: das sei keine Zeit, und daß sie eilen müsse.

Nun hob man die edlen Frauen auf Rosse, und Heinrich hielt der, die er gerettet, den Bügel; und an seiner Hand stieg sie hinauf. Dann als ein Schatzmeister, der den Schatz, den ihm vertrauten, hüten muß, führte er beide Frauen am Bügel durch's Thor und über die Brücke. Sein eigen Pferd mußte ein anderer am Zaum nehmen. Und als alle hinaus waren, schloß er mit dem letzten die Thorflügel von außen, und derweil sie eine Balkenstange daran stießen, hämmerten Andere an der Brücke, und rissen Bohlen los und schlugen Löcher, daß die Rosse einbrächen, so der Feind ihnen nach-

stürzte. Da erst, als die Baiern das Thor wieder aufmeßen, schwanz er, der allerletzte, sich auf sein Pferd.

Etliche Bolzen sausten ihm nach, aber es trifft keiner, der in die Nacht schießt. Am Saum des Waldes hielten sie und schauten zurück. Das war wohl ein traurig Schauspiel für Alle. Roth war der Himmel und aus den dunkeln Mauern und hinter den dicken Thürmen brachen noch die Flammen vor. Die drinnen hatten zu thun, daß sie ihrer Meister wurden, und die Rauchwolken deckten den Himmel, und der Qualm scheuchte die Vögel aus den Wäldern, und wer sich schüttelte der stiebte Asche von sich.

Daran dachte keiner. Sie waren traurig und ergrimmten, da sie sich anschauten, und sahen, wie ihrer so wenig waren. Da riefen sie einander bei Namen, aber die einen waren schon in den Wald hinein, die andern blieben zurück, um ihre Freunde zu suchen, oder einen Wunden, oder ein Beutestück mitzuschleppen. Die Anführer aber trieben, daß sie ritten, ehe daß der Tag sie hier fände.

Und war drinnen mehr Trost! Da stand ein Drittel der Häuser in Flammen. Gottes Gnade noch, daß der Sturm sich gelegt, sonst wäre schon dazumal wenig überblieben von der alten Stadt.

Die Bürger mit Sprizen, Stangen, kletterten auf den Mauern und über die glimmenden Balken, zwischen den Flammen; die Weiber schöpften an den Brunnen, Eimer und Gefäße gingen an langen Reihen von Hand zu Hand. Gutes Werk in schlimmer Noth; es stopfte ihre Klagen um was sie verloren, und schonte ihre Thränen um die Wunden und Todten. Die lagen umher, Ritter, Reisige, Bauern und Räuber, und die Minoriten knieten an den Sterbenden. Und derweil der Eine seine letzte Beichte stöhnte, zupfte ein arm Weib den Mönch am Aermel, daß er sich haste, und zu ihrem Manne komme; der wolle ja auch sterben, und auch in den Himmel, und seine Sünden drückten ihn auch. Der ist beichte, sei ein Räuber wesen, und ihr Mann ein guter Bürger. So einer zur Hölle hätte fahren müssen, sei es doch gerechter, daß der Gottlose dahin gehe, als der Friedfertige.

Es war viel Jammern, und in mancher Stadt ist's schlimmer. Nicht überall jagen sie die Feinde hinaus und bleiben Herren.

Markgraf Ludewig war nicht zum Tode getroffen, auch die Wunde war gering. Nur daß ihn der Stoß betäubt, und als sie ihm den Harnisch aufgeschnallt und den Helm abgenommen, mochte er wieder auf zween Treuen gestützt, aufrecht stehen. Da

trugen sie auf einer Bahre einen andern Wunden vorüber. Ein junger Held, und sein anmuthig Gesicht war bleich. Es war nicht die Wunde allein, die ihn schmerzte.

Der Baier fasste seine Hand und schüttelte sie: „Euer Liebden, als ich weiß, haben wir beide zu klagen, drum ist's zum besten, wir schweigen beide."

„Bin Euer Gefangner" sprach der auf der Bahre, und schlug das Auge nieder.

„Heut mir, morgen dir, lächelte Markgraf Ludewig. Geht nicht anders im Krieg. Und will Euch ritterlich halten, so Ihr auch nach meinem Fürstenhut greift. Damit Ihr, so Gott fügte, daß Ihr mich fuget, mich auch ritterlich haltet. Ob ich auch den Hut festhalten will, mit meinem Kopf, das sag ich Euch, Herr Graf von Anhalt, und so der Wind, als er itzt Asche bläst, Markgrafen ins Land bliese!"

Vorm Rathhause standen die Bürger und ihre Rathmannen, und der Bürgermeister mit verbundener Stirne, und Frauen und Mägdlein auch. Wie sie den Markgrafen sahen, da war es als hätten sie alle ihr Leid vergessen, die guten Leute. Alle schrieen, und überschrieen sich: hoch lebe unser Markgraf Ludewig!

Welchen Fürsten sollte das nicht freuen. Aber er war todtmatt. Nicht von Wunde und Kampf,

allein er war zwölf Meilen den Tag geritten, um die Stadt zu retten, und von den Baiern waren wenige mitgekommen, und hätte es Gott nicht gefügt, das er die treuen brandenburgischen traf, und seinen Hauptmann Friedrich von Lochen, so wäre es anders kommen.

„Sagt mir um Gott, wer war der flämische Gesell sonder Zeichen, der mich in die Rippen faßte?" sprach der Fürst und hatte sich nieder geworfen auf einen Haufen Strob, da auch andere seiner Ritter lagen, was auch die Rathmannen dagegen hatten, die ihn ins Rathhaus führen wollten. Und er faßte sich stöhnend in den Rippen.

Niemand wußte dem Fürsten Rede. Aber einen von den Gefangenen stießen sie vor, der gelächelt und gesagt, er kenne ihn.

„Gnädigster Herr Markgraf! sprach der: Flämisch ist er auch wohl, denn er kam zu uns Freien im Walde aus einen flämischen Dorfe. Sie hatten ihn fortgeschickt. Er war ein Schmiedegesell."

Da brach ein höhnisch Gelächter unter den Baiern aus, und der Markgraf verzog den Mund.

Betke Betel rief: „Der verdiente doch, daß wir ihn am höchsten Galgen hängen."

„Erst ihn fangen", lachte Betkin Osten, der neben dem Fürsten auf dem Stroh lag.

„Und weiter war der Kerl nichts?“ sprach der Markgraf.

„Es mußte was an ihm sein,“ sprach der Gefangene, „die Hauptleute hielten auf ihn, und er kam schnell zu hohen Ehren bei uns.“

„Die höchste warten sein noch,“ lachte ein Ritter und machte ein häßlich Zeichen.

„Wahrhaftig rief der Fürst, so sein Herr, den Mann mein ich im Leichenhemd, vom selben Schrot und Korn ist als dieser Gesell, der bricht Manchem von uns noch eine Rippe, bis wir ihn wieder dahin gepeitscht, da er herkam.“

Nun meinten die Ritter, daß es recht sei, und sich schicke, man solle alle Gefangenen aufknüpfen sonder Verhör, weil sie von den freien Banden wären, und auf handhafter That ergriffen. Auch den Bürgern gefiels. Wenige nur schüttelten die Köpfe, weil sie nicht als Räuber ergriffen, sondern in Diensten der Herren und Fürsten, die den Markgrafen abgesetzt.

Die Gefangenen sahen schlimm aus, die Hände auf dem Rücken gebunden standen sie und lasen ihr Urtel im Gesichte des Fürsten. Dem reichte aber des Bürgermeisters Tochter einen Becher Weines. Er nahm ihn, und blickte sie an, und sprechen hatte er wollen: „Auf Euer Wohlsein schöne Maid!“

Aber ſie war gar nicht ſchön, und es wollt ihm nicht über die Lippen, der Wein noch der Spruch, und da fielen ihm ins Auge die kläglichen Geſichter der Gefangenen, und ſprach, denn etwas muß man ſprechen, wenn man trinkt:

„Auf das Wohl der erbärmlichen Schelme da. Um den langen Schmiedegeſellen ſei ihnen ihr Leben geſchenkt!“

Die Rathleute ſtanden ſchon längſt ihn anzureden, als es ſich gebührt, und konnten doch nicht zur Rede kommen. Friedrich von Lochen flüſtert's ihm zu. Da hob ſich Ludwig mit dem Leib aufrecht und ſaß als ein Fürſt, ob es auch kein Thron war, nur ein Bund Stroh, er ſtreckte den Arm aus, daß er ihre Rede hinderte; er liebte es nicht lange Reden zu hören, und fiel den Bürgermeiſtern immer in's Wort, wo ſie erſt anfingen.

„Spart Euer Worte Ihr treuen Männer von Brizen, Eure Thaten haben beſſer für Euch geredet, als Euer Mund könnte. So lieb ich's. Das iſt brandenburgiſch. Privilegien ſollt ihr haben, daß die andern Städte vor Neid berſten, und Euer Schade werde Euch doppelt erſetzt. Und als Ihr meinen Namen in Euren Herzen bewahrtet, will ich Euren in meinem hegen, und ſoll Brizen ſo viel

heißen als Treue, und der Name soll eins werden mit Eurem."

„Das danken dir, Herr, die Bürger deines treuen Briezen —" hub der Bürgermeister an, und wollte nun doch die Rede halten.

Aber der Fürst fiel schnell ein: „Heißt nicht noch eine Stadt so in meinem Lande?"

„Ja Herr, das Brizen an der Oder, das zu dem Manne hält."

„So tauf ich dich um, du treue Stadt, sprach er, und sprützte was Weins im Becher war, über das Stadtwappen vorm Rathhaus. „Von Stund ab sollst du heißen zum Unterscheid nicht Brizen, sondern Treuenbrizen in Ewigkeit, hört Ihr's! Die Brizener verstoß ich und die Treuenbrizener drück ich an's Herz. Ihr Herren, das sind meine guten Freunde, versteht mich. Nun ruft mit Euerm Markgrafen ein Hoch dem guten Treuenbrizen!"

Die Drommeten schmetterten, und die Pauken wirbelten, und wer schreien konnte, der schrie aus Leibeskräften mit den Herzog, dem es gar sehr behagte, wie die Bürger fast außer sich waren vor Freude. Ja in dem Augenblick wars, als hätten sie ihr groß Leid vergessen. Es hätte nicht viel gefehlt und sie wären sich um den Hals gefallen, und wo die Flammen ihrer Häuser den Plaz be-

leuchteten, und das Blut ihrer Brüder die Steine netzte, da hätten die jungen Burschen die Mädchen umfaßt, und einen Tanz aufgeführt, vor großer Lustigkeit.

So sind die Brandenburgischen, von gutem Herzen. Und wenn ein Fürst nur ein freundlich Wort zu ihnen spricht, fließen ihnen die Augen über. Und darum daß Ludewig zween Silben zu ihrem Namen gethan, es kostete ihm nicht einen rothen Heller, aber wenn er's verstanden, und hätte itzt Steuer von ihnen gefordert, deren beste Habe doch brannte, und die Armuth stand vor der Thür, sie hätten ihm Alles bewilligt, und wären noch glücklich wesen.

Die baierschen Herren lachten im Bart; meinten solch ein Land läßt sich leicht regieren, wo die Leute zufrieden sind mit einem Namen. Bei uns geht's nicht so.

Keiner aber war zufriedener als Ludewig, dem die Lust der Bürger die allergrößte Lust machte, und wie der Bürgermeister auf den Knieen ihm dankte, es sei zu große Ehre und Gnade, die er der Stadt erweise, und womit sie's gut machen sollten an ihm, was er an ihnen übermaaßen Gutes gethan. Und so die Rathmannen und die Haus-

väter und ihre Frauen und Töchter. Die schauten mit gar inniger Luſt und Ehrfurcht den hohen Fürſten an, und segneten ihn von fern, und wagten kaum heranzutreten, wie er ſie auch huldreich rief, daß ſie ihm näher träten, und er sprach mit der und dem ein freundlich Wort. Die Frauen und Mägdlein wurden blutrot und kniren gar verlegen, und wußten kaum zu antworten.

Bertin Oſten, der, als gesagt, neben ihm lag, konnte es kaum verbeißen, wie ihn auch der Fürſt mit dem Ellenbogen ſtieß, daß er ernſthaft schaue. Denn er, der Ludewig gut kannte von früher, und hatte manche nächtliche Ritte mit ihm gemacht, wo der Markgraf den Purpurmantel nicht mitnahm, und hatte an mancher Leiter unten Wache gestanden wo der Herzog hinaufgeklettert — war's auch wohl einmal umgekehrt, denn Ludwig war ein gar leutseliger Fürſt, und gönnte seinen Leuten, was er für ſich nahm — also Bertin Oſten, der wußte, was die Reden zu bedeuten hatten; weil er ſie lobte um ihrer Schönheit und Ehrbarkeit willen, die seien der Frauen schönſter Schmuck.

Die Frauen wären nachgehends für den Markgrafen durch's Feuer gangen, ſo Artiges hatte er jeder gesagt. Aber das hörten ſie nicht, als er ſich

müd auf's Streb warf, und dem Ofen ins Ohr sprach: „Du, Betkin, doch auch kein einzig hübsch Gesicht unter Allen.“

.....

Dreizehntes Kapitel.

Unter den Räubern.

Besiegte singen keine Lieder. Sie gehen jeder für sich, und schauen zu Boden. Die Sonne ist ihnen als ein Vorwurf, so Schimpf und Schande anleuchtet und sie der Welt zeigt.

Des war ein trauriger Nachtzug gewesen. Mancher wunde Mann blieb liegen, mancher verirrte, den mußten andere führen, den gar tragen. Hätten die Baiern sie verfolgt, es wäre noch schlimmer worden.

Und nun war es Tag. Ein Morgen als spotte er der Müden und Geschlagenen. Die Sonne zitterte hinter dem Nebelschleier so wonnig, und warf ihre Strahlen durch die hohen Wipfel des Eichwaldes. Die Halme, Gräser und Zweige glitzerten im perlenden Thau, und Ruhe war auf der Erde und Ruhe im Himmel. Die Müdigkeit hatte sie überwältigt. Eine traurige Rast; wo jeder hinfiel

war er eingeſchlafen, als in halbtodter Ruh. Und ſchlug einer die Augen auf, wenn ihm die Sonne zwiſchen den Wimpern blitzte, kehrte er ſich, und ſchloß ſie noch mal wieder.

Flüchtlinge ſingen keine Lieder. Und doch tönt eins aus einer Kehle, wie der Lerche, die ihr Frühlied ſingt, in die heitre Bläue. Die Sängerin ſtand, wo der Eichwald ſich ſenkte in's Thal, und man überſchaute weit das flache Land, das der Nebel noch überzog, und nur die Baumwipfel und ferne Kirchthurmſpitzen tauchten auf. Ihre Wangen waren roth vom Morgenlicht und ihre Augen klar als der Thautropfe am Hagebuttenſtrauch. Sie ſchaute auf eine Taube, die auf ihrer Hand ſaß. Wär's ein Falke geweſen, die tragen wohl edle Frauen im Walde mit ſich. Aber ein Täublein, das wollte ſie ſelber befremden. Die Taube hatte einen verſengten Flügel und war aus der Stadt geflogen mit den andern und verirrt, und faſt nieder geſtürzt auf den Arm der Jungfrau. Da hatte ſie das Thier gepflegt und gehegt, und es pickte die Krümlein aus ihrem Munde. Nun aber in der Morgenluft, da ſie es auf dem Arme ſchaukelte, ſchien das Thier gekräftigt, und da ſie's hob, daß es Luft faßte, ſpannte es die Flügel und flatterte auf und fort.

Verwundert und ärgerlich saß sah zuerst Adelheid der Treulosen nach, aber dann nickte sie und wehte ihr mit dem Tuche nach, als wie einen Abschied. Und sang dann eins von den schönen Liedern, die in alter Zeit gedichtet sind von Lieb und Lust und Scheiden und Meiden. Lieder, die von selber kamen, als wie der Athem aus einer gesunden Brust, und sie fanden solche Weisen dafür, die ewig dauern. Klingen uns noch in's Ohr und wir singen sie, ohne die Worte zu wissen, zu denen die Väter sie erfunden.

Die Gräfin wachte auch. Sie lag, auf ihren Arm gelehnt, unter einer alten Eiche. Blaß und überwacht stierte ihr dunkles Auge in die Ferne. Sie hörte nicht das Zwitschern der Vögel, das Rascheln der Eichhörnchen, das Rauschen des Morgenwindes in den braungelben Wipfeln. Die Sonne strahlte ihr nicht als schöner Morgengruß und der weiche saftige Nebel, darin alle Creatur aufathmete, goß sich nicht beruhigend um ihre wogende Brust. War's als sähe sie nichts denn das Schreckbild von gestern.

„Glückliche Geschöpfe, deren Gedanken nicht über den Augenblick hinausgehn!" Das schienen ihre Lippen zu sprechen, da ihr Aug die Frauen betrachtete, die regungslos zu ihren Füßen am Hügel lagen. Da traf ihr Ohr die Stimme der Tochter.

Die ſüßen Züge wurden weich, nachdenklich; ſie bedeckte das Geſicht mit den Händen und ſeufzte. Sie konnte nicht mehr ſingen. Sie wollte bös hinblicken, die Augen ſchließen, aber wider Willen ſchielte ſie immer wieder unter den Wimpern hin, und die Lippe ward zur Verrätherin: „O es iſt ſein Blut. Sie kann ſingen und lachen.“

Sie war ohne Geräuſch zum Fräulein getreten.

„Adelheid!“

Der Ton war ſtreng; aber als mildere ihn die Luft ſchmiegte er ſich weich ans Ohr der Tochter. Wie ein munteres Reh hüpfte ſie und drückte ihre Lippen an die mütterliche Hand, und als wäre ſie in ihrem Schloß erwacht, und nichts läge zwiſchen geſtern und heut als eine gute Nacht, wünſchte ſie einen: Guten Morgen!

„Haſt du die Nacht vergeſſen!“ ſprach die Mutter.

„O Mutter, es wird noch alles gut, gewiß!“

Der Gräfin Auge las tief in der Seele des Kindes. Sie ſtreichelte ihre Stirn. Die Sonne leuchtet auch die Wolke an, die ſie verhüllen möchte, und ſelbſt ein grämlich Geſicht glättet ſeine Falten, wenn das heitere Auge der Unſchuld es anlächelt.

Die Mutter ſagte ihr, daß ihres Weilens hier nicht länger ſein dürfe. Als Fürſtin habe ſie gedacht, den Kaiſer zu empfangen, aber es zieme nicht

ihr, nicht ihrer Tochter, als Hülfeflehende vor den Mächtigen zu treten. Eine ſtolze Seele weilt nicht gern bei der Schmach: „Auf unſre Güter nach dem Harz zurück, mein Kind, ſprach ſie kurz. Das hier iſt für uns verloren.“

Da war mit einem Male die heitere Luſt verſchwunden, die auf Adelheids Geſicht wie tauſend Morgenträume ſpielte. Die Züge wurden lang, das Auge ſenkte ſich:

„Ich dachte mir das anders —“

Ein bittres Lächeln ſchwebte über der Gräfin Lippen: „Ich hab es mir auch anders gedacht.“

Adelheid richtete das Köpfchen plötzlich auf und das Auge ſtrahlte wieder hell, und die tändelnde Sprache wurde feſt und klangvoll, als ſie rief: „Mutter, wir dürfen nicht fort. Er iſt noch nicht zurück!“ — Da waren nicht die Morgenträume zu neuem Gaukelſpiele dem muntern Kinde zurückgekehrt; es waren helle Gedanken, die in der erwachten Jungfrau aufblitzten. Es ſtand die ganze Nacht und das Geſtern, und alles, was geſchehen, plötzlich klar vor ihrer Seele, und was ſie ſah, ſprach ſie aus und was ſie dachte, wurden Worte.

Als wie ein friſcher Quell, den ein Bergſturz verſchüttet, rieſelte es vor, und überſprudelte ſich, und wo man's gar nicht erwarten ſollen, da bricht

der hellſte Strahl vor. Der Ritter, der edle Ritter, dem ſie ihr Leben verdanke, ſei ja noch nicht da. Er war zurück geſprengt, als er ſie bis her gebracht, um ſeinen Freund zu ſuchen. Hier, habe er ihnen geſagt, ſollten ſie ausruhen, ſie könnten's in Sicherheit, bis er wiederkomme und ſie weiter geleite. Und ob er's nicht verdient, daß man ihm gehorche auf's Wort! Denn trotz ihrem Eifer ſah ſie, wie die Lippen der Mutter ſich ſpitzten, und wie ein ſchöner Anwalt, weiß Gott woher ſie's gelernt, begegnete ſie den Einwürfen im voraus. Da mahlte ſie aus, was er alles für ſie gethan und geduldet: Wie er dort, als ihr Roß ſtrauchelte, von ſeinem ſprang und es aufriß, und faſt ſelbſt im Moor verſunken wäre, wie er ſie, den Zaum in der Hand, durch den großen Sumpf geführt. Und wie die Sträucher ihm das Geſicht zerriſſen hätten. „Ich mußte ihm mit dem Tüchlein das Blut abwiſchen, er konnte nicht mehr vor ſich ſehen." Und wie er die andern Geſellen, die zu murren und toben angefangen, und häßliche Lieder geſungen, zur Ruhe verwieſen, daß es ſich nicht ſchicke, wo edle Frauen ſind. Und wie er Trank und Speiſe ihnen aus der Köhlerhütte geholt, und ſelbſt keinen Biſſen nehmen wollen, ob er doch faſt ſchwach von der Anſtrengung worden.

Unmerklich hatten sich die Lippen der Mutter gekräuselt. Wähntest du, daß sie die Sprache des Kindes verstand, und was der stillen, gedankenlosen Sängerin plötzlich die Lippen erschlossen, du hattest recht. Wähntest du, daß der Stolz ihre Stirne kräuselte und sie besorgt, forschend auf ihre Tochter blickte, du irrtest. Warum sollte die Gräfin von Nordheim zürnen, warum fürchten! Kindern gönnt man ein Spielzeug, bis sie sein überdrüssig werden; und wird es gefährlich, zerbricht man's.

Der Marschalk war zur Gräfin getreten und flüsterte ihr etwas zu; seine Blicke flogen aufmerksam durch die Gebüsche. Freudiges war es nicht, was er der Gräfin sagte. Sie hörte gleichgültig, und doch suchte auch ihr scharfes Auge, wo er hinwies. Verächtlich sprach sie:

„Die sind nicht schlimmer als die andern. Das gemeine Volk ist nur dem Glücke treu."

Der alte Diener schüttelte den Kopf: „Gott gebe, wir wären schon jenseits der Elbe. Hier ist nichts für uns zu suchen unter den aufgelösten Banden."

„Ihr Obrist ist mein Dienstmann", sagte die Gräfin.

„Der blieb todt, sprachen Einige, schwer verwundet ist er gewiß. Wir sind allein unter ihnen."

„So hat er seine Hauptleute. Einer doch wird vor dem Gesindel die Rechte seiner Herrschaft wahrnehmen."

„Gewiß, das wird er, rief das Fräulein. Sie wagen ihm nicht in's Geſicht zu ſchauen, wenn er zürnt. Drum laß uns auf ihn warten, Mutter."

Die Gräfin ſchwieg einen Augenblick; dann gab ſie dem Diener raſch einen Wink. Mit Hoheit ſprach ſie halb zur Tochter, halb zum Marſchalk gewandt: „Es ſchickt ſich nicht, daß man die Gräfin von Nordheim und ihre Tochter auf der Straße in ſolcher Geſellen Begleitung findet."

Doch ſo vorſichtig der Marſchalk die wenigen Diener, ſo ihnen geblieben, weckte, es läßt ſich nicht ſtill abziehn, wo Roſſe gezäumet werden und das welke Herbſtlaub den Verräther ſpielt. „Um Gott, Frau Gräfin, ſagte leis der treue Mann, es wär doch gut, ſo ihr Hauptmann da wäre." Denn unterm Weißdorn hob ſich ein Kopf und ſtierte ſie mit glotzenden Augen an, und wie er ſich umdrehte, nach den zwei Saumroſſen, die ſie gerettet, waren drei von den Geſellen ſchon darum und lenkten ſie in den Wald 'nein. „Nichts für ungut, ſprach ein häßlich Breitmaul und die blutige Binde machte ihn noch häßlicher. Nichts für ungut, geſtrenge Frau, Eure Knechte wiſſen hier nicht Beſcheid. Dorthin geht der Weg." Die Geſellen lachten und der treue Diener ward blaß. Ihre Frauen ſahen ſich bang an; aber die Gräfin winkte, als ſei es nichts. Dann

schalt sie mit lauter Stimme die Diener, so die Saumthiere führten, daß sie, ohne die kundigen Männer zu fragen, fortreiten wollen. „Ihr hört ja, in den Wald hinein! Diese guten Männer wissen besser Bescheid als wir."

„Heilige Mutter Gottes! das wird ein böser Weg, flüsterte der Marschalk der Herrin zu, da sie durch aufgewühlt Bruchland an ihm vorüberritt. „Wir sind unser zu wenig."

„Die Ostsee ist nicht so tief als einer Frauen Liß", heißt es in einem alten Lied. Wer sollt es denken, wie die stolze Frau mit den schlechten Gesellen sprach, als wären's ihre lieben Freunde, und ritt zwischen ihnen unter den Vordersten, und rathschlagte mit ihnen, und war in Angst, als gäb's nicht größere für sie, denn auf Baiersche zu stoßen, und sah überall durch das Laub blaue Helmbüsche blitzen, und trieb die Räuber an, tiefer in den Wald bis sie irr wurden, ob sie die Frau führten, oder die Frau sie.

„Bei Sanct Ursula, was wird draus!" sprach ängstlich die Kammerfrau der Gräfin, und sprach's leise zum Marschalk, der bei den Saumthieren blieben, und sie fest am Zaum hielt, rechts und links neben sich; und den Gesellen machte er stets ein so grimmig Gesicht, als seine Herrin ein holdseeliges.

„Futter für die Raben," antwortete der Marſchalk, der nicht fein war gegen die Frauen.

„Allerbarmherzigſte Jungfrau, ſie werden's doch nicht wagen! Eine ſo fürnehme Frau. Das käme ja an den Tag!"

„Wann Sonne und Schnee ſo ein Paar Jahr deine Gebeine, im Tümpel oder im Graben gebleicht, wo ſie dich nun hinwerfen, dann ſehen deine Gebeine, Marthe, juſt aus als einer Gräfin, oder Fürſtin ihre. Und darum kräht kein Hahn!"

„Und mein allergnädigſtes Fräulein!"

Der Diener antwortete nicht, ſah finſter vor ſich, aber ſah auch um ſich und in die Wipfel, wo es Merkmale gab.

„Mutter Gottes, Allerbarmherzigſte! machte die Kammerfrau ihrem gepreßten Herzen Luft. Was muß unſre gnädigſte Frau nur mit den ſchrecklichen Menſchen reiten und ſprechen! Und läßt uns mutterſeelen allein. — Sagt doch, Konrad, was zuſchelte ſie Euch zu, da ſie in den Elſen vorüberritt?"

„Mir? ſagte der Marſchalk und ſchaute ſich um, ob es Einer gehört. Wenn ſie Euch anfallen, ſoll ich mit den Saumthieren davon reiten."

Die Frau ſperrte den Mund auf, aber ihr däuchte, der Alte ſei raſend worden, da er mit der Gerte gegen die Säcke ſchlug, und die Silberſtücke klim-

verten hell. Es war der Schatz, den er aus Brietzen seiner Herrin gerettet.

„Alle Heiligen, Ihr verrathet uns.“

„Was ist an Euch gelegen. Das ist, was ich retten muß. Damit komm ich durch, so Ihr recht schreit und Verwirrung macht. Das ist ja der Frauen Art.“

Der heiße Mittag war kommen, Thier und Menschen waren todtmüde und in Schweiß gebadet, daß sie rasten mußten, und schliefen, wo sie hinfielen. Das Aug der Gräfin war wach.

„Wir entkommen ihnen nicht!“ sprach sie leis zur Tochter.

Adelheid antwortete: „Als du sie bis her klug hinhieltest, ich sah es wohl; so wird's dir ferner gelingen, bis wir auf gute Leute treffen, die uns helfen!“

„Mein liebes Kind, sprach die Mutter, und setzte sich auf einen Stein, die Tochter kniete zu ihren Füßen. Das Glück ist von uns; wir begegnen ihm nicht mehr. — Schau mich nicht so an, ich kann das Aug nicht ertragen. Als mich's gestern auf der brennenden Treppe traf, war's als ein böser Blick, da sank all mein Hoffen hin.“

Adelheid wußte nicht was das sei. Sie hatte doch die Mutter erst am Stadtthor wieder gesehen.

„Das Glück! Bau nie auf's Glück! Dem

Bettelbuben, dem Pilger in Lumpen, der um die Hecken ſtreift, wirft es Fürſtenhüte zu, aber für adligen Muth, für königliche Entwürfe hat es nur Spott in ſeinem Bettelſack. Noch wollte deine Mutter ausreiten, die Schlüſſel dieſer Städte dem Kaiſer bieten zum Austauſch, auf deiner ſchönen, adligen Stirne ſah ich — o Spott, heller Spott! unterbrach ſie ſich. In Nacht und Noth kaum auf und davon, und die ganze Klugheit, die wir werth hielten um Fürſtenkronen zu ſpielen, was iſt jetzt ihre große Aufgabe! mit Geſindel verkehren, um das nackte, dürftige Leben ſich zu retten."

Adelheid blickte muthig auf. Sie erinnerte die Mutter, wie oft große Fürſten in Räuberhänden waren, und durch Klugheit und Entſchloſſenheit ſich retteten.

„Möglich, daß auch wir entkommen. Entkommen! das iſt unſer hoffen! Aber daß der Adler, wenn er ſchwach und alt wird, ſich verkriechen muß in den Spalten der Felſen, zitternd vor dem Tod, mit dem er ſpielte, zitternd wenn Flügelſchlag durch die Lüfte rauſcht, und er flog kühn zur Sonne, das iſt das grauſame Spiel der Natur. — Für zwei Dinge lebte ich noch. Das eine war, meine Adelheid als Fürſtin dieſer Länder zu ſehen; die höchſte Ehre, um die ich viel hingab, — ſie murmelte: mehr als

mein Leben, — die sollte meinem einzigen Kinde werden, und nun haben es die tückischen Geister gefügt, daß ich um ihre Ehre zittern muß, wie die gemeinste Mutter, die eine Tochter erzeugt, damit sie die Spindel dreht, und den Besen führt. — Still Kind. Wer all seine Hoffnung einmal so an das Gemeinste und Gewöhnlichste klammerte, dessen Flügel sind gelähmt zum Höchsten."

Die Gräfin lag erschöpft, den Kopf im Arme gelehnt, auf dem Steine, und ihre Augen konnten sich nicht schließen, ihre Brust war sonder Ruhe. Adelheid stand daneben, auch ihre Brust pochte, auch ihre Augen waren weit auf und folgten der Lerche. War's als sauge der Mutter Auge Trost aus der Erde, das Auge der Tochter suchte ihn im klaren Blau der Lüfte. Als wie eine stolze, schöne Ruine jene, von Menschenhänden gebaut, daß sie gen Himmel rage, aber sie ist umgestürzt; und als ein junger Baum diese, der aus den Trümmern aufschießt, grad aufrecht gegen den Himmel, und es ist Platz da für seine Zweige, als Gott es will. In der Brust des Kindes schlug ein seelig Vertrauen, in der Mutter Brust wogte Unruhe, als wache etwas längst Begrabnes wieder auf und wolle heraus.

„Setze dich zu mir, und höre, aber sieh mich nicht an. Seit gestern, liebes Kind, seit dieser Nacht

iſt's — es iſt anders mit deiner Mutter. Vielleicht zum letzten Male, daß ich ohne Zeugen zu dir ſpreche.— Wenn wir uns trennen ſollten mein Kind, dia wird der Himmel nicht verderben, dich kann er nicht ſtrafen wollen — du wirſt entfliehen —"

„Hilf Gott! Mutter, er iſt mit uns beiden —"

„Die Räuber dürfen uns nicht entkommen laſſen — ich belauſchte ihre heimlichen Reden. Sie warten nur bis ſie ein ſicheres Verſteck erreicht. Sie führen uns nach dem Spreewald. Deine Mutter ſelbſt hat dich, ſich verrathen. Ich lenkte ſie hierher, weil ich hoffte, auf dieſem Wege würden wir auf Kriegsvölker treffen. Umſonſt."

„Die Heiligen ſind mit uns, liebe Mutter. Sie laſſen es nicht zu. Womit hätten wir's verwirkt!"

„Wir! — Vielleicht wollte Gott nur Gewürm, und verdammte die den Hals aufrichten. Deiner Mutter Herz ſchlug zu laut, ihr Sinn war zu frei, ihr Arm griff zu kühn aus. Nur deßhalb zerbrach, was ich formte, zerging in Luft und Nebel, was ich zu faſſen wähnte."

„Ach Mutter, es war nicht gut, da hätteſt keinen Bund ſchließen ſollen mit dieſen —"

„Mit dieſen! Liebes Kind, dieſe Verworfenen tragens nur an der Stirne, was die Großen hin-

term Schilde verbergen. Wäre ein finsterer Wald und Felsen über den Himmel gespannt, da die Fürsten Länder könnten verschwinden machn, als diese einen Kaufmann und seinen Karre', sie lägen Alle auf der Lauer. Was glänzt i'eine Beute, dem Stärksten oder der Schlauesten. Was keine Sünde ist dem Höchsten, was war es Sünde mir! Trete doch einer von ihnen vor mich und spreche: er habe reinen Willen! Ich hatte reinen Willen, bei allen heiligen Fürbittern, ich hatte den reinen Willen einer guten Mutter. Schließe die Augen, Kind, und höre einer Mutter Beichte. Wenn du mich überlebst — ach, du unbefleckte Jungfrau, mir wird's so schwer! —

„Wonach siehst du aus!" unterbrach sich die Gräfin. Adelheid stand auf den Zehen und schaute in's Freie.

„Ich sehe Staub."

Die Frauen waren auf einem Hügel, um den die Räuber lagerten, als wie Wächter um ihre Gefangenen. Von dem Hügel konnte man über den Kiefernwald unten weit ins Feld schauen, und auf dem Felde wirbelte eine Staubwolke auf. Die Gräfin sah es, ihr Gesicht glänzte nicht von der Erwartung, die Adelheids Stirne röthete. Sie sah aber anderes, was ihre Wangen blaß machte: wie die Rädelsführer im Schatten die Köpfe zusammen-

ſieckten, wie ſie zu ihr hinaufſchielten mit grinſenden Mäulern, und an die Meſſer griffen.

„Allerheiligſte, unbefleckte Jungfrau! Nur dies eine Mal erbarme dich, und leihe einer Mutter Kraft!“ beteten ſtammelnd ihre Lippen. Die Jungfrau gab ihr Kraft. Einen verſtohlenen Wink gab die Gräfin dem Marſchalk, dann winkte ſie den Anführern, ſchnell näher zu kommen, und der kleine häßliche Mann mit der Binde um die Stirn erſchreckte faſt, da ſie den Finger am Mund, ſeinen Arm faßte ihn auf die Höhe riß, und in die Ferne wies. „Feinde! — Staub! — Zu Roß! Ein Feindes Heer, ſchnell oder wir ſind verloren!“

Mochte ſie erwarten, daß die Wunde des Räubers Augen trübte; daß er den Staub, den ein einſamer Reiter über trockne Stoppelfelder ſprengend, verurſachte, für Staub halten würde, den ein Königsbeer mit Wagen, Roß und Mann aufwühlt? Der Räuber hielt die Hand vor's Geſicht und ſahe lange, doch ſchwang er ſich dann am niederhangenden Aſte einer Kiefer in die Höhe, und hing als eine wilde Katz am Baum, die auch ihre Beute ſtier anſchaut.

„Rette dich, mein Kind!“ flüſterte die Gräfin, Adelheid an die Bruſt drückend. „Verſprich mir's; dieſen Kuß zum Lebewohl!“

Der Räuber auf dem Baume ſah immer ſchärfer: „Still!“ rief er plötzlich den Seinen zu, die achtſam auf ſeinen Blicken hingen. „Was iſt das! Sattelt! Sattelt!“ und mit einem Satz war er herunter und ſtürzte auf ſein Roß: „Sitzt auf! Der Teufel iſt los, das dampft und ſtäubt nach Zehntauſenden. Zu die Heide, eh ſie uns wittern.“

Zu Füßen der Anhöhe, die ſie mit verhängten Zügeln hinunter ritten, lag ein fließend Waſſer; über das mußten ſie, um drüben in den Wald zu kommen. Es war breit aber nicht tief, und floß über hellen Kiesgrund. Der Marſchalk griff das Roß des Fräuleins, riß es in den Fluß und die Pferde arbeiteten ſchon an's Land, als Adelheid ſich umſchaute: „Heilige Jungfrau, was iſt das!“

„Schaut Euch nicht um,“ ſprach der Diener.

„Zurück!“ rief ſie.

„Darf nicht,“ erwiederte er, und riß das Pferd vollends auf das Ufer.

„Sie rufen zurück! Sie drohen, Konrad, guter lieber Konrad, zurück! Die Mutter wendet das Pferd.“

„Sie weiß, was ſie thun muß. Ich weiß es auch, Fräulein.“

„Konrad ſchau, da ſpannen zwei ihre Armbruſt.“

„Darf's nicht ſchauen."

„Auf uns legen ſie an."

„Werden uns nicht treffen," entgegnete der Marſchalk.

„Aber die Mutter."

„Gott und ſeine Heiligen ſeien bei ihr!" ſprach der Diener, und hatte die Roſſe um die Waldecke geriſſen.

.....

Vierzehntes Kapitel.

Der Ritter.

Auf dem Felde lag, hingesunken auf ihren Knieen die Gräfin. Das waren wunderbare Gedanken von Freude, Furcht, Entsetzen und wieder Lust, die in ihr wogten. Die Hände hielt sie gefaltet und betete, und die Augen geschlossen. Aber das Gebet war als ein Waldbach, der über Felsen stürzt. Wie magst du, in Andacht versunken, den Herren loben und seine Heiligen, wo Flüche um dich die Luft verwunden; Flüche, Geschrei und Jubellaute vor Gier, die den Wölfen mehr ziemen, denn dem Menschen. Wie magst du beten und nur den Herren schauen, wenn du zitterst vor Furcht und Hoffnung, wenn das Schwert über deinem Haupte hangt, nur an einem Haare; nein nicht über deinem allein, über dem Haupte deines einzigen Kindes, und der Bolzen, der in die Luft saust, kann ihr das Herz durchbohren.

Sie konnte die Augen nicht geschlossen halten, und schaute sie auf, konnte sie die Hände nicht falten; sie hob die Arme und wehte ihren Seegen zu den Flüchtigen jenseit. Und wollte aufspringen, vom Roß reißen die Verfolger, die schreiend an's Wasser ritten, und Miene machten überzusetzen. Und sie war ein ohnmächtig Weib, ein Stoß mit der Faust, mit dem Griff der Keule hätte sie niedergestreckt. Der Herr und seine Heiligen halfen anders. Mit blinder Wuth schlugen sie die Bösewichter.

Das war wohl ein wunderbar Schauspiel, wie sie von den Rossen stürzten, auf dem Boden lagen, Einer den andern drängte und stieß, wie sie schrien, fluchten und rafften, ihre groben Hände in blinkendem Silbergeld. Das lag ausgebreitet, als hätte es Münze geregnet vom Himmel, an der Hügellehne; hier sparsam und dort in dicken Haufen. Geld ist rund, darum rollt es weiter. Geld hat es nie geregnet in der Mark Brandenburg, auch ist dort Keiner so thörig, noch so reich, daß er auf dem Felde einen Geldsack ausstreut um nichts. Aber der Marschalk, als sie den Hügel hinabritten, er die zween Saumrosse zu beiden Seiten, der hatte mit dem Messer unvermerkt den Sack, darin die viele Münze, aufgeschlitzt und dann den Rossen die Spo-

ren blutig in die Weichen gesetzt. Die streuten klirrend eine Silbersaat rechts und links, und war's ein Anblick, der mochte Andere verwirren als gemeine Räuber.

Der Anführer mochte so viel Teufel aufrufen, als in der Hölle sind, er mochte stampfen, fluchen, schreien, als er wollte, sie hörten nicht. Wie gierige Krähen waren sie gestürzt von den Pferden und lagen zu Boden; und derweil hatte der Marschalk des Fräuleins Roß am Zügel ergriffen, und war mit ihr durch das Fließ geritten in der Verwirrung. Die war groß; keins sah das andere und die Pferde liefen umher. Zehn rüstige Männer hätten in dem Augenblick die hundert und mehr geworfen und vernichtet. Der Anführer knirschte mit den Zähnen, er heulte vor Wuth. Er sah mehr als sie.

Die Gräfin sah und hörte nichts mehr in der Staubwolke ringsum, in dem Geschrei der bösen Menschen und dem Gewieher der frei umtummelnden Pferde. Aber eine Stimme hörte sie doch, ein Gesicht sah sie, das als der leibhafte Tod sie angrinste, einen Druck fühlte sie, es war der Druck einer Männerfaust, die sie aufriß; und des Mannes Stimme gellte ihr in's Ohr: „Du sollst mir's büßen."

Der wilde Anführer riß sie, die widerstandlose, mit sich. Durch Kiefer und Sträucher, zu Fuß neben dem Reiter; 's ist nicht Art, wie ein Ritter edle Frauen führt. Der Tod drohte hinter dem Räuber und seiner Beute. „In die Heide!" schrie er den Seinen zu, die noch hören mochten. — Es war zu spät. Der Tod war schon dicht hinter ihm. Ein Streich sauste durch die Büsche, die Spitze einer scharfen Klinge traf. Die blutige Binde fiel durchschnitten von der Stirn, aber aus dem getroffenen Schädel ergoß sich ein neuer Blutstrom; und der, daß Lebensblut es war, wankte im Sattel, und bald wankte er nicht mehr, er stürzte köpflings zur Seite. Aber der Fuß war im Bügel hangen blieben; das Roß schleifte den todten Reiter mit sich und die Hand des todten Reiters hielt die Hand der Lebendigen fest als mit Eisenklammern.

Das ist ein hart Loos für eine edle Frau, an eines Todten Hand zu hangen, und der Todte hangt an einem unvernünftigen Thier. Das ist ein hart Loos für einen stolzen Sinn, daß er nichts ist, als ein geknickt Reis, das der Strom treibt, als eine Faser, die der Sturm weht, und fegt sie hin, wo es ist. Sind wir Alle, vom Weib geboren, nur Reiser und Fasern, die Strom und Sturm treiben, und wir meinen zu steuern und fliegen.

Auf Dornenwegen über Strauch und Stein wird mancher gerissen, er hat nicht Ahnung wohin. Aber wann der Schmerz am ärgsten, träuft auf allen Wegen der Balsam für deine Wunden herab, gleich dem Mannah dort in der Wüste, wo kein Strauch wächst. Auch die Ohnmacht ist ein Trost, die der Herr sendet für die Schwachen.

Die Gräfin war ohnmächtig. Da sie die Augen aufschlug, nach wie lang, ich weiß es nicht, faßte sie eine Hand; aber es war nicht die kalte eines Todten. Heinrich stand vor der Gräfin, und sah sie bekümmert und voll Traurigkeit an.

„Ist das ihr Blut?" sprach er.

Denn sie war voll Blutes und Staub. Ihre Frauen, die da waren, tauchten ihre Tücher in den Fluß, und wuschen mit klarem Wasser ihr die Stirn und legten die feuchten Tücher um die Schläfen.

„Mein Blut!" rief Mathilde und fuhr auf. „Mein Blut, mein Kind, mein einzig Kind, habt Ihr sie ermordet, so komm es über Euch!"

„Sie kennt uns nicht," sprachen die Frauen.

Da sagte mit sanfter Stimme Heinrich: „Gott und seine Heiligen werden bei dem Fräulein sein, als ihr frommer Sinn bei Gott ist und ihnen. Die bösen Schelme sollens büßen, was sie Euch Angst

gemacht; und daß ſie dem Fräulein nachreiten und ſicher heimbringen zu Euch, ſandte ich die Beſten aus. Deß keine Sorge, edle Frau."

Sie ſah ihn groß an, und erkannte ihn nun, und ihr Auge ward freundlicher; aber ſie war noch ſchwach und ſank wieder in die Arme ihrer Frauen. Die aber hatten freudig erkannt, daß ihre Herrin nicht verwundet war; es war das Blut des Räubers, der unfern im Buſch lag, dahin ihn das Roß geſchleudert, eine regungsloſe Leiche.

Und ſie ſchlug wieder, nach einer kleinen Weil die Augen auf. Da erkannte ſie die Gegenſtände, und ihre Sinne kehrten zurück; und ſie erinnerte ſich, was vorgefallen. Daß Heinrich, der kühne Stellmeiſer, der ſchon damals in Briegen ihr die Tochter gebracht aus den brennenden Gaſſen, und ſie über die Brücke ſicher in die Heide geleitet, daß er es auch hier war, der ſie gerettet, das wußte die Gräfin. Er ſtand, auf ſein geröthet Schwert gelehnt, und muſterte die Leute. Aber die, mit denen er's gethan, die ſah ſie nicht; wohin ſie auch das Aug wandte, er war allein.

Die Räubergeſellen aber ſtanden, die Köpfe zu Boden, als wie ein Rohrfeld, wo das Wetter eingeſchlagen. Die meiſten zitterten und blickten verſtohlen auf Heinrich, und ſchlugen die Augen nie-

der, wenn sein Blick sie traf, nur wenige schauten finster und trotzig.

Mathilde sah ihn sorglich an, und winkte ihm. Er merkte, was ihr Angst machte.

„Diese wagen's nimmer mehr. Sie kennen mich, sprach er. Die Guten werden schwach und die Schwachen fehlen, wo Keiner ist, der zu befehlen weiß. Schaut selber, hohe Gräfin, was sie folgsam sind und thun, was an ihnen, das Böse gut zu machen."

Da auf seinen Wink stürzten sie und lasen die Münzen von der Erde auf, die noch da lagen und thaten sie in die Säcke; und da die nicht voll wurden, hieß er sie die Taschen umdrehn, und sagte: Jeder Heller, der zurückbleibe, sei einen Strick werth.

„Nun bindet die Säcke zu!" gebot er.

Drei oder vier von den Wildesten standen noch als vorhin, hatten nicht ihre Arme gerührt. Zwickten mit den Augen.

„Laßt diese geben, um aller Heiligen willen! Es ist genug," sprach ihm die Gräfin leis zu, und zupfte ihn am Arme.

Aber mit gewaltiger Stimme rief er: „Her drei Stricke! Diesen die Hände auf den Rücken, und mit ihnen vor das Gericht der Freien."

Da wies ihm Einer die Zähne: „Wir sind

Freie! knirſchte er. Keiner darf den andern binden.“

„Sanct Petrus! rief Heinrich, wie Ihr das gut wiſſet. Wär' Euch aber beſſer, ſo Ihr alle Satzungen der Freien, als die eine wüßtet. Iſt die erſte die, daß alle Brüder auf's Wort gehorchen dem Einen, der bei einer Fahrt zu ihrem Hauptmann gekürt iſt. Iſt die zweite, daß wem wir Dienſte und Treu geſchworen, zu dem halten wir im Glück und Unglück, als lang wir's geſchworen haben, und iſt die dritte die, daß der ein Schelm iſt, der davon läuft, und ſeinen Herrn verräth, den er durch Vertrag hat und Schwur. Freien darf kein Freier die Arme binden, aber einem Hund wirft der Freiknecht die Schling um den Hals und tritt ihn mit den Füßen. Und doch ein Hund iſt treu, was ſeid Ihr denn? Einen Hund ſchlägt man todt, ſo er räudig iſt. Einem Hund, der nicht mehr gut iſt zur Jagd, ſchnallt man die Päcke auf. Die Roſſe ſind müd, bindet denen hier die Säcke auf den Rücken. Die ihren Herren den Rücken wenden, ſollen ihnen auch mit dem Rücken dienen.“

Deß wunderte ſich ſehr die Gräfin was der, den ſie für einen gemeinen Geſellen geachtet, für Gewalt hatte über die Leute. Aber wie er ſagte, ſo geſchah's.

Die Sonne war ſchon weit über die Mittags-

höhe, als die Gräfin ihr Roß anhielt, und Heinrich thats auch.

Die Drei, die er verurtheilt, kamen keuchend unter ihren schweren Säcken herüber, und schauten sie grimmig an. Es war eine saure Last, wo die Sonne brannte und der Sand unter ihren Füßen wich.

Die Gräfin schauderte etwas und ritt in Gedanken versenkt weiter. Aber sie schaute, wenn er's nicht merkte, ihren Begleiter an, wie Frauen wohl einen Mann anschauen, der ihnen nicht mißbehagt.

„Wo lerntest du's, sprach sie nach einem Schweigen, wie man das wilde Volk bändigt, da du doch nicht hoch geboren bist?"

Heinrich sah vor sich in die Luft. Die Frage kam ihm seltsam: „Kann's wahrhaftig nicht sagen. Meine aber, das kam so von selbst."

Sie sah ihn noch verwunderter an, wie er das sprach, und es hatte edle Art. Er war ein schöner Mann, und Kraft in jeder Muskel. Sie dachte, wenn der im Ritterwams oder im Silberharnisch wäre, ein Freiherr schaute nicht besser.

Von den Stellmeisern ließ sie sich erzählen, von ihrem Bunde und ihrem Leben im Walde, und sie lauschte achtsam, was er sprach und hatte ihr Vergnügen dran, weil er so klug und voll Lust erzählte.

„Du biſt ein Glückskind, ſprach die hohe Frau ſeufzend, und was du unternimmſt, gelingt dir. Du haſt, als ich höre, einen Fürſten aus dem Sattel gehoben, und einen Fürſten, der die Reiterkünſte wohl verſtand. Deß mag ſich ein ſchlechter Mann ſelten rühmen. Dennoch iſt noch ſchwerer die Kunſt, wer es nicht gelernt, zu befehlen. Gehorchen lernt Einer unter gemeinen Leuten, aber woher kommt deine Art, wie du die Niederen anherrſcheſt, und ſie folgen deinem Blick wie deinem Wort, und unter den Freien im Holz ſind doch nicht gute Leute."

„Doch, edle Frau!" ſagte Heinrich, und erzählte daß ihrer Mehre von ritterbürtigen Häuſern im Walde wären. „Unſer Oberſt, der Gott ſei bei uns von Soltwedel, iſt nicht fein auf ſie zu ſprechen. Sagt, die Junker röchen überall den Braten, und kämen nun gar in die Heiden und Höhlen gekrochen zu den Geächteten, ſeit ſie gemerkt, daß da was zu holen ſei. Er möchte ſie gern fortjagen aus den Banden. Aber ich meine, wackere Leute ſind allerwegen gut; und ſo Einer ein Schild hat, was ſoll er's nicht aufſtecken auch im Walde. Manche hübſche Geſellen ſind darunter und ihre Art iſt fein, davon man wohl lernen kann, ſo man will. Ja, als Euch bekannt iſt, war auch der edle Graf Wol-

demar, mein lieber Herr und Freund, eine Weil auf Wort und Handschlag unter uns."

Die Gräfin schlug etwas spöttisch die Augen auf, als meine sie, wie Heinrich hoch und stolz auf dem Rosse saß, für den sei der kleine Graf kein Lehrmeister gewesen.

Nun waren sie auf eine Höhe kommen, nicht allzu weit von da, wo die Räuber vorhin mit ihren Gefangenen lagerten und man konnte noch weiter sehen. Auf dieser Höhe hielt Heinrich stille und sprang vom Rosse. Drauf sprach er sittig zur Gräfin sich neigend: „Hier, so es Euch beliebt, hohe Frau, gehen unsre Wege auseinander."

Sie sah ihn verwundert an. Er verstand es anders. „Thut mir leid, edle Frau, daß ich kein Hochgeborner bin. Aber hier ist Keiner, so Euch seinen Arm bieten mag."

Da schwang sich die Gräfin rasch vom Sattel, legte ihren Arm um seine Schulter und ließ sich von ihm herabheben. Sie blickte ihn freundlich an.

„Will dir den Ritterdienst vergelten. Nimm's zu meinem Angedenken. Das ist meine Farbe."

Verwundert schaute Heinrich. Sie nahm das schmale Tüchlein, das sie vielmals um den Hals geschlungen hatte, wie Frauen, wenn sie zur Reise gehn. Dann schlang sie's ihm um die Schulter und

knüpfte ihm eine Schleife, wo das Heft seines Schwertes hing.

Heinrich stand fast zitternd.

„Was seufzest du?" fragte sie.

„Daß mein Graf Woldemar noch nicht Markgraf ist."

„Und was soll's dir?"

„Er wollte mich zum Ritter schlagen; dann wäre ich der Ehre werth gewesen."

Die Gräfin gab ihm einen leichten Schlag auf die Schulter: „Sag's Niemand wieder, ich schlug dich. Wer edlen Frauen dient, und sie erkennen's an, und lohnen's ihm, der ist ihr Ritter. Und ihm ist's mehr werth, als so der Kaiser durch drei Herolde es ausrufen läßt."

„Wahrhaftig! fuhr sie fort, da er roth und verwirrt vor ihr stand, und wenn er das Aug aufschlug, senkte er's wieder, ich wünschte, du wärst guter Leute Kind; ja ich wollte — Doch, macht man Markgrafen aus einer Vogelscheuche, warum nicht aus dir einen Herrn. Rechne auf mich zur guten Stunde, und von heut ab, bist du in meinem Dienst."

Da wußte Heinrich doch gar nicht, was er sagen sollte. Und wenn er den Mund aufthat, war's ihm, als sollt er ersticken, so heiß und trocken kam's

ihm aus der Lunge. Endlich griff er ihre Hand, und küßte sie:

„Gottes Lohn edle Frau, und nun müssen wir scheiden."

Sie schaute ihn groß an: „Was soll's? Hab ich dich nicht zu meinem Ritter gekürt!"

„Werdet dort bessere Ritter finden, und weiß nicht ob ich da mit darf."

Er wies hinunter, wo sie das weite Feld übersahen. Da war Getümmel und Staub weit hin, Helmbüsche und Fahnen und Lanzenspitzen blinkten durch, und sie hörte itzt erst das Getümmel, das Wihern von tausend Rossen und das Gemurmel von viel tausenden von Männerstimmen. Das konnte nicht mehr eine Schaar von freien Gesellen sein, es war ein großes Königsheer, das da lagerte. Und auf einer hohen Stange, die sie aufrichteten, saß ein Vogel, man konnt' es sehen aus der Ferne, mit zween Köpfen, davon der eine nach links, der andere nach rechts schaute. Und itzt wirbelte die Trommel, und als es still ward, dröhnte ein Ruf durch das ganze Heer, den mochte man auch, wer ein fein Ohr hatte, hören.

Da hielt Heinrich, wie in Ehrfurcht, seine Lederkappe, mit den Hahnenfedern darauf, in der Hand.

„Ihr ſeht, hohe Gräfin, dort iſt nicht meines Weilens. Ihr aber ſeid in Sicherheit in minder denn einer Viertelſtunde. Alſo gehen hier unſre Wege auseinander.“

Die Gräfin ſtand ſinnend da, und ſprach lange kein Wort, als überſchlichen ſie vielerlei ernſte Gedanken. Auch was ſie nun ſprach, das war, als ſpräche ſie's zu ſich; aber ſie maas dabei den Geſellen und ihre Lippen warfen ſich halb ſpöttiſch, während doch trüber Ernſt noch auf ihrer Stirn lagerte.

„Das alſo das Wunder, das die Heiligen fügten! Dies Heer ſah der Räuber! Sieh, Lieber, und ich hielt dich für den Paladin, davor die Schurken das Schrecken ergriff. Doch — nickte ſie ihm freundlich zu, — du thateſt was du konnteſt.“

„Es thut Keiner mehr, als Gott zuläßt, edle Frau. Und, meine ich, was Wunder die Heiligen fügten, zu unſerm Frommen, wir ſollen's mit Dank hinnehmen.“

„Dein Dienſt iſt noch nicht aus, ſagte ſie ſchnell. Als mein Ritter und neuer Vaſall geleiteſt du mich hinunter. Es ziemt nicht für die Gräfin von Nordheim, allein und ſonder Gefolge, in einem ſolchen Heer und vor ihrem Gebietiger zu erſcheinen.“

Da er verlegen da ſtand, meinte ſie, er ſcheue

sich, als ein Freier aus dem Walde vor die Fürsten und ihre Richter hinzutreten; also sagte sie: „Du hast mein Geleit, und der Macht bin ich zu Gott noch, meine ich, daß ich dir für Hals und Kragen stehe."

Heinrich sprach: „Das ist's nicht hochedle Frau; so Ihr mich gewürdigt, Euch zu dienen als Vasall und Mann, da wäre ich ein schlechter Gesell, so ich nicht Hals und Kragen einsetzte. Aber meinem Herren und hohen Freund, dem Grafen Woldemar, der gefangen ist vom Feinde, dem habe ich's bei mir gelobt, daß ich ihn errette, und will nicht eher ruhen und rasten."

„So laufe hin," sprach sie verdrießlich. Man sah's, die Antwort verdroß sie, da sie so holdseelig gegen ihn gewesen, und meinte, er, den sie so gehoben, müsse ihr nun folgen als der Schatten seinem Herren. „So laufe hin und brich dir den Kopf an den Mauern von Brietzen."

Er erschrak, da er sie so zornig sah, aber er schwieg nicht. Er sprach davon, daß er ausgekundschaftet, wie der Baierherzog nach Frankfurt sich werfen wolle, dem an der Oder, und nehme die Gefangenen mit; unterwegs aber, da er Feld und Stege kenne, hoffe er in einem Hinterhalt auf sie

zu stoßen und den Grafen von Anhalt frei zu machen. „Bis dahin, hohe Gräfin —"

„Soll ich hier auf dich warten, unterbrach sie ihn. Bis dahin kommt die Nachtluft, mein ich; gieb mir die Schärpe wieder, ich möchte mich verkühlen, bis du all deinen Freunden aus der Noth halfst."

Ach Gott wie kühl, ja eiskalt traf das auf sein warm Herz, den armen Heinrich. Er glaubt es kaum, was er hörte, und wenn er dachte, wie holdseelig noch eben die edle Frau zu ihm gesprochen, daß ihm das Herz laut schlug und's ihm im Kopf umging. Wie Männer sind zu Männern, das hatte er gelernt, aber wie Frauen zu Männern thun, das hatte er nicht gelernt. Er streckte die Arme aus, als wollte er sie falten, oder der Gräfin Hand ergreifen; aber die zog sie zurück und hatte sich halb umgewandt. Schien's, als hätte die hohe Frau an dem Spiele Lust, ein Spiel, das dem Gesellen das Herz brach.

„O edle Frau, zürnet mir nicht, da ich nur meine Pflicht thue."

„Du bist ein freier Mann und ich entlasse dich meines Dienstes," sprach sie, noch immer abgewandt; und wer sie sah, sah sie wieder lächeln; er aber sah's nicht.

„Thut's nicht, bei Gott ich will Euch treu sein, und zu Allem gewärtig, so's nur nicht ist gegen meine Pflicht. Befehlt mir's, was Ihr wollt, und —"

„Du wirst deinen Freund erst fragen, ob er nichts dawider hat, oder dich nicht besser braucht. Grüß ihn, sage ihm aber, so er künftig edlen Frauen Hüter bestellt, möge er solche wählen, die wissen, daß einer Frauen Wille für einen Ritter das erste Gebot ist."

Da brach dem armen Heinrich eine helle Thräne aus dem Aug: „Fraue, Gott verzeih's mir und mein edler Freund; aber so stellt mich auf die Prob und sagt mir, was Euer Will ist. Ich thu's."

„Zween Dinge will ich."

„Sprecht!"

„Das erste, du sollst deinen Freund befreien; aber mit Fürsicht, daß es gelinge. Darum darfst du nicht fortstürzen, als ein wüthiger Stier, und durch deine Hast, was gut werden soll, zum Schlimmen wandeln. Ich will daß du meinen Rath hörst, und nach meiner Weisung handelst. Davon zu seiner Zeit. Willst du's?"

„Ich will's."

„Das zweite hat nicht Weil. Willst du mein Ritter sein, mußt du auf der Stelle fort."

„Sprecht.“

Wer las die große Angſt auf dem Geſicht des Geſellen! Aber die Gräfin lächelte und wies mit dem Finger ſeitwärts hinunter. Da kamen durch den Bruch am Fluß das Fräulein mit dem alten Konrad und Etlichen zurück, die ſie ereilt. Aber ihre Thiere waren matt, und ſcheuten am Waſſer, und der Boden war ſumpfig. Alſo wollte die Reiterin abſteigen und über ein ſchwankend Brett zu Fuß über das Fließ, und ſchaute ſich um, wem ſie unter den wilden Geſellen die Hand reiche, daß er ſie führe.

„Hinunter mein Ritter, ſprach die Gräfin. Daß die Hand eines guten Mannes mein Kind zu ihrer Mutter leite!“

Da hatte Heinrich auch gar kein Bedenken mehr, er ſtürzte als ein junger Edelhirſch den Abhang hinunter.

.....

Fünfzehntes Kapitel.

Das Lager.

Auf einem Hügel kniete ein Mann vor einem alten Marienbilde. Das Bild hatte der Sturm geworfen, es hing ſchief über, und die Zeit hatte das Holz mit gelbem Moos überkleidet. Es war ein dürftig Bild, als davor Bettler ihre Andacht verrichten mögen. Aber dem Manne, der davor kniete, wallte ein prachtvoller Mantel in reichen Falten von der Schulter, goldene Sporen blitzten an den Ritterſtiefeln und ein Barret lag neben ihm, mit koſtbaren arabiſchen Federn, die hielt ein Schloß von flimmernden Edelgeſteinen feſt. Den Kopf übergebeugt, betete der Mann einen Roſenkranz ab, und bei jeder Perle, die er durch die Finger fallen ließ, neigte er ſich und berührte faſt mit der Stirn den Boden.

„Sanctissima mater! einen ſo frommen Herren ſahen wir lang nicht in dieſen Marken!“ ſprach

unten ein geistlicher Herr und faltete die Hände gen Himmel.

Es war der Prälat Bruno aus Brandenburg. Ein Ritter neben ihm faltete nicht die Hände, er stützte sich auf sein groß Schlachtschwert unmuthig: „So er bei jedem wurmstichigen Kreuz den Rosenkranz abbetet, wann kommen wir dann in's Land!"

„Das ist schon märkisch Land, edler Herr," sagte der Prälat.

„Sand ist's, aber kein Land," sprach der Ritter, und fuhr mit der stählernen Fußspitze in den Boden, daß der Staub ihnen um die Nas wirbelte. „Wo ein Esel verhungern muß, was hadern darum Fürsten!"

Ein anderer Ritter trat zu ihnen, von Blicken und Gewand, daß man sah, er war fremd hier zu Lande. Pechschwarz war sein Haar und Bart, und kohlschwarz das Auge. Ein Kettenhemde von den feinsten Ringen schmiegte sich ihm um den Leib und die Glieder, und ein gekrümmter Degen hing ihm zur Seite. Auch derlei Eisenhauben trägt man nicht für gewöhnlich im deutschen Lande. Ein Greif war über der Stirn, und die Reiherfedern auf dem Kamm wallten nicht gen Himmel, vielmehr sie waren übergekämmt und schlugen nach dem Nacken.

Es war ein edler Böhme und hieß Rochan von Werſowetz.

Er ſprach leis: „Wo der Kaiſer betet, weiß er warum er betet.“

„Für das Heil dieſes Landes, ſonder Zweifel, und der heiligen —“

„Kann ſein, Herr Dechant, unterbrach ihn der Böhme, aber doch für ſein eigenes auch! Ihr werder's ihm erlauben. Um Nichts betet Niemand.“

„Wir kamen doch nicht in's Land um zu beten, ſagte der andere Ritter. Und will er beten, da hätte er's bequemer vor ſeinem Zeltaltar.“

Der Böhme lächelte: „Da ſieht's Niemand.“

Der Prälat wollte eine tröſtliche Miene machen und von Kaiſer Karls wohlbekannter Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit reden.

„Hochwürdiger Herr, unterbrach ihn jener, wer weiß nicht, daß wir allein durch unſere Frömmigkeit römiſcher Kaiſer wurden! Aber am Wege beten hat auch ſein abſonderlich Gutes. Inſonders wo es hoch iſt —“

„Ich ſage Euch, hielt der Prälat für Pflicht einzufallen, daß der hochgnädige Kaiſer nicht um von Land und Leuten geſehen zu werden —“

„Ei aber um Land und Leute zu ſehen.“

Vertraulich unterfaßte der Böhme den Arm des

anderen Ritters und indem er den Arm auf die Schulter des Prälaten legte, wies er auf den Knieenden: „Nicht wahr, er betet? — Wer will's bezweifeln, aber seht nur scharf zu — wie seine Augen zwischen den Fingern schielen! Er läßt dir keine Sylbe aus in jedem Paternoster, aber er zählt auch die Bäume, und so er's könnte, die Grashalme. Er betet und rechnet zugleich. Das ist ein Kaiser."

„Mein Seel sagte der Ritter, so er beten könnte, daß Weinschläuche an diesen Kiefern wüchsen, lohnte sich's. Aber dies Land gehört auch in die Litanei, davor uns Gott bewahre."

Der Kaiser erhob sich itzt und schaute um sich. Man mochte da weit ins Land sehen von dem Hügel. Unten war es still, ein welcher Heeresstroß auch im Felde umtrieb. Das waren Völker verschiedener Art, als sie nur einem Kaiserzuge folgen. Grafen und Ritter auf stolzen Rossen, in Stahl vom Wirbel bis zur Zeh, mit ihrem Troß Reisigen. Und eben so viele zu Fuß mit Spießen, die bis in die Kieferwirbel reichten, und flinke Armbrustschützen. Streitrosse und Packpferde und schwer beladene Wagen standen weithin auf dem Felde, und noch mehrere kamen zugezogen auf der Straße, daß der Staub bis in den Himmel wirbelte. Völker aller Nationen waren es, das sagte ihre Farbe und ihre

Gesichter, und ihre Tracht und Waffen. Da waren Franken, Schwaben, Elsasser, Burgunder und Flanderer. Die mochten für Brüder gelten; aber andere nicht, denen sahst du ihr fremdes Wesen auf den ersten Blick an. Es waren die Böhmen, die ihrem Könige nicht nach Kaiserrecht vielmehr als Unterthanen ins Feld folgten. Die Märker kannten sie; den andern Deutschen vom Abend waren sie fremd, und sie rückten ihre Zelte von einander. Als lange der Kaiser gebetet, war es still geblieben, nun er aber aufgestanden rührte sichs allerwegen. Da hämmerten sie Hölzer ein zu den Zelten, und rammten Pfähle fest; die Tränkeimer wurden geschwenkt und mit wildem Hallo und Jauchzen gingen die Knechte nach Wasser, und trieben die Rosse zur Schwemme. Und es krachte von Aexten in dem Walde links und rechts, und manche Kiefer, die stolz nach oben über die andern geschaut, stöhnte und ihre Krone schwankte, und dann sank sie hin, als ein Thurm, der über niedere Häuser einstürzt. Das Gebüsch umher zerdrückte sie.

Als der Kaiser herabschritt, wirbelten die Trommeln und die Trompeten schmetterten. Er dankte mit der Hand und nickte adlig mit dem Kopfe. Aber er bedeckte noch nicht sein Haupt. Als er nun drei Schritte hinunter war, wandte er sich

noch einmal nach dem Bilde, senkte halb sein Knie und neigte sich tief, als kein Fürst vor einem Menschen und was Menschenhand gemacht. Das niedere Volk schwenkte nun die Mütze und schrie seinen Namen. Er that als acht' er's nicht.

Der Kaiser war kein alter Mann, er mochte dreißig zählen oder darum, aber die Stirn war voller Runzeln, und in seinen feinen grauen Augen blitzte nichts von der Lust der Jugend; auch war er nicht hochgewachsen als der große Karl und die Sachsenkaiser, er war eher klein, und doch war an ihm, daß Jeder wußte, er war mehr und von besserer Art. Rührig war er, so viel einem Fürsten ziemte, und doch, wenn er sich aufrichtete und einen scharf ansah, auch ein Größerer senkte unwillkührlich den Blick.

„Heil dem Lande, dessen Fürst Christum ehrt!" sprach der Prälat. „Heil dem Sieger, der an der Schwelle kniet und dem Herren giebt, was des Herren ist."

„Preis dem Herren der Heerschaaren, der mich führte die Pfade um seiner heiligen Kirche zu dienen, entgegnete der Kaiser. Euren Segen frommer Vater zu dem guten Werke, darum ich kam."

Karl neigte sich, die Hand auf der Brust. Der Prälat breitete in ehrerbietiger Entfernung die Arme

über das kaiserliche Haupt, und sprach lateinisch den Segen.

„In manus tuas domine, commendo spiritum meum," erwiederte der Fürst und richtete sich auf, und bedeckte wieder das Haupt.

„Amen!" sprach der Prälat.

Der Kaiser schaute sich um, als mustere er das Lager, das sie aufschlugen, und mochte nicht auf Alles Acht haben, was der Prälat weiter redete von der besonderen Schickung des Himmels, daß er den Kaiser grade itzt hergeführt.

„Sorgt dafür," sprach der Kaiser zu zween Hauptleuten, als er die Futterknechte ausreiten sah, „daß sie nicht als Wölfe in die Lämmer fallen."

Einer der Hauptleute antwortete als wie spöttisch: auf einem Stoppelfeld sei nicht viel zu mähen, und wo der Hagel einschlug, da thue der Regen nicht mehr Schaden.

„Das Körnlein, das der Huf zertritt, gebt dem Maule verloren, erwiederte der Kaiser. Ich will's nicht, daß sie als Heuschrecken herfallen und zertreten und auffressen, was sie finden."

„Es ist doch nicht unser Land!" sprach Graf Peter.

Der Kaiser warf ihm einen scharfen Blick zu: „Wißt Ihr, weß Land das ist! Bei Sanct Johann,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING.G.W.H.
3-598-51043-8
FN. 04013/029

dem allerheiligſten Täufer, da wüßtet Ihr mehr als ich weiß, Graf Peter! — Iſt das Land nicht Gottes Land?" wandte er ſich an den Prälaten.

„Seit fünfhundert Jahren durchlauchtigſter Kaiſer ward es."

„Steht nicht dort das Bild ſeiner allerheiligſten Mutter, fiel der Kaiſer raſch ein. Ave sanctissima mater! — Schickt ſichere Leute mit, Hauptmann, daß ſie auf den Böden das Heu nicht herumſtreuen, als Kehricht. Das iſt der Knechte Art. Wo ſie nur vergeuden können! Wo Stroh ausreicht, ſollen ſie nicht die vollen Garben aus den Scheunen nehmen. Daß wir hungern können, und an die nach uns kommen denkt Keiner."

„Durchlauchtigſter Kaiſer! ſprach der böhmiſche Herr. Als Euch beliebt, harren etliche der Herrſchaften, ſo ich nannte, auf gnädiges Gehör. Die Gräfin —"

„Ihr ſeht doch, entgegnete der Kaiſer, daß dieſer fromme Prälat noch vor mir ſteht. Recht und Gerechtigkeit Allen, doch das Zeitliche hat Zeit, wo wir dem Ewigen dienen."

Die Ritter gingen ihm langſam nach, dieweil der Kaiſer an des Prälaten Hand nach ſeiner Zelle ſchritt.

„Die ſchöne Gräfin hätte ſich ſelber melden ſol-

len, ſagte Graf Peter, dann hätte er den Pfaffen ſtehen laſſen.“

„Je nachdem, entgegnete der Böhme. Er dient den Frauen, damit ſie ihm dienen.“

„Frauen und Pfaffen, und Pfaffen und Frauen! rief Graf Peter. Aber was gilts? Auch diesmal kommt es nicht zum Schlagen, zum ordentlichen mein ich, daran das Herz ſich freuet.“

„Laßt dafür den Baiern ſorgen.“

„Wir werden hin und her marſchiren, verhandeln, Boten ſenden, mitſprechen und wenig thun.“

„Und doch erreichen, was wir wollen, nämlich unſer durchlauchtigſter Herr und Kaiſer, ſagte mit ſchlauem Blick der Böhme. Oder was entging noch Karl von Böhmen, danach er trachtete?“

In einem Zelte ſaß der Kaiſer, und die Vorhänge waren weit aufgeſchlagen, daß das Volk ihn ſehen konnte. Die Abendſonne ſpielte auf dem Wieſengrün und den Büſchen und Wäldern, und der Abendnebel ſtieg auf aus den Waſſergründen. Der Kaiſer ſaß geſtützt im Armſeſſel; um ihn, näher und ferner, ſeine Herren, Prälaten und die gnädigen Gehörs warteten. Er bewegte nicht Leib, nicht Kopf, aber ſeine kleinen Augen blickten unvermerkt umher; ich meine, er ſah jedes Fältchen auf

der Stirn, und wie der Abendwind in jedem Federbusche spielte.

Ihm zunächst stand der Dechant von Brandenburg. Sie sprachen leis miteinander, und die Nächsten hörtens nicht, was sie sprachen. Der Geistliche berichtete von dem Ueberfall von Brietzen. Ludewig hatte ihn frei gelassen mit einer Meldung an den Kaiser. Karl schaute finster vor sich. „An unserm Willen lag es bei Gott nicht durchlauchtigster Herr, daß wir die Stadt nicht gewannen."

„Was hilft mir Euer Wille" sprach der Fürst.

„Der gute Wille aller treuen Märker ist für meinen gnädigsten Kaiser."

„Ein Rauchhuhn, daß ihr mir bringt, ist mir lieber als hundert, so Ihr mir bringen wollt."

Der Dechant zuckte die Achseln: „Wo soll es herkommen! Wissen wir doch selbst kaum, was wir noch haben und was wir nicht haben."

Der Kaiser fragte ihn scharf aus nach Zins und Decem den sein Bisthum hätte? Der Domherr hatte sich dessen nicht versehen. Er wußte schlecht Bescheid.

„Wofür gab Euch Gott Augen, und fünf Sinne? Was Ihr wisset, sollt Ihr niederschreiben, und was geschrieben steht, solltet Ihr im Kopfe tragen. Das gäbe Ordnung. Alles in einen Sack gethan, giebt

uur Unordnung, und Unordnung bringt Unglück, und aus Unglück kommen Klagen; Klagen helfen Niemand."

„Die bösen Zeiten, Herr, verrückten alle Satzungen. Die Weisesten vergaßen, was vor Alters Recht war."

„Der Weise erinnert sich aber immer, so nicht des andern, doch seines Rechts; und so er klug ist, theilt er's mit einem Mächtigern, daß ihm der zu seinem Theil helfe."

Die Augen des Kaisers und des Geistlichen begegneten sich, und schier mein' ich's sie hatten sich verstanden. Etwas fuhr der Geistliche zurück: „Du gerechter Gott, wenn wir noch von unserem Bischen theilen sollten!"

„Muß ich nicht theilen mit dem Pabste! sprach Karl vor sich hin. Der ist ein Thor, der da vermeint, er kann allein stehen und ist sich genug."

„Ohne die Fürbitte der Heiligen" respondirte der Geistliche.

„Den Heiligen Ehr, und Anbetung, was sie verdienen; allein in dieser sündigen Welt hilft eine Hand der andern. Der verdient nicht zu gewinnen, der einen Bundesgenossen fortweist vor der Schlacht, weil er sich stark wähnt, allein zu schlagen. Der uns ein schwacher Bundesgenoß war mag ein star-

ker werden den Feinden. Wer den Heller nicht aufhebt, findet auch nicht den Gulden. Was hieltet Ihr's nicht mit dem Adel? Was zanktet Ihr mit dem Städten, daß sie Euch nicht mögen! Ihr, Ihr selbst habt's verdorben, als die Zeit Euch noch gut war. Wahrlich ich sage Euch, große Klugheit thut Euch noth, so Ihr Euch in diesen Marken halten wollt. Gebt und theilt bei Zeiten von Eurem Mammon, oder es kommt die Zeit wo man nicht mit Euch theilen will."

Der böhmische Herr näherte sich mit Einigen. Der Kaiser winkte ihm und sprach laut:

„O Ihr edlen Herren hättet es mit anhören müssen, was dieser weise Mann mir Wunderbares vertraut: Gräueldinge die mein Ohr nicht glauben möchte, daß ein christlich Volk derlei erdulden müssen, und von dem und dessen Dienern erdulden, der sich sein Landesherr nennt. Allein der Weisheit der Diener unserer allerheiligsten Kirche verdankt das arme Volk hier, daß nicht auch die letzte Spur von Ordnung zertreten ward. Ich will's ihnen in Liebe gedenken! Seckelmeister! der Mutter Gottes auf jener Höhe stifte ich eine Kapelle. Ein goldbrokaten Kleid und von den schönsten Edelgesteinen aus unsern Bergen eine Krone auf ihr Haupt. Die Marie zum guten Eintritt sei sie genannt."

Das Geſicht des Dechanten hatte ſich wieder aufgeheitert. Er wollte vorm Volk eine Gegenrede halten, als der Kaiſer plötzlich auffuhr: „Wer iſt die edle Frau dort?“

„Dieſelbe Gräfin von Nordheim, die ſchon ſo lange auf gnädiges Gehör —“

Raſch richtete ſich der Kaiſer als ein ritterlicher Jüngling auf. Sein Blick war faſt zornig. „Läßt man hier zu Lande edle Frauen unterm Troße warten? Das iſt eine böſe Sitte.“

Wohl hätte einer ſehen mögen, daß die Falten des Unmuths auf der Stirn der hohen Frau lagerten; ſie hatte ſchon lange geſtanden, und die Kämmerer wußten doch ihren Namen, und ſie hatten ihn doch dem Kaiſer genannt. Doch nun da er aus dem Zelte trat und ihr entgegen, und vor ſeinem Wink die Reihen der Ritter und Grafen ehrerbietig wichen, um ihr Platz zu machen, flog wieder ein freudiges Roth über ihr ſtolzes Antlitz. Sie wollte ein Knie beugen, doch er faßte ihre Arme und ließ es nicht zu. An ſeiner Hand führte er ſie ins Zelt, und die Kämmerer mußten den Seſſel ihr hinſetzen. Nicht als ein Kaiſer ſaß er neben ihr, als ein Ritter ſchien es, der auf die Worte ſeiner Dame lauſcht.

„Nun bei den Heiligen aller guten Ritter!“ rief

er aus, da ihm die Gräfin ihre Noth in Kürze erzählt, und wie sie gerettet worden, — es war aber vorher besprochen mit den Kämmerern was sie reden sollte. — „Frevelhafter als Frevel ist's mit Brandfackeln ein Weib ängstigen. Dies soll Ludewig büßen, bei meinem Schwerte. —"

Die Grafin senkte den Blick. Der Dechant wagte leis einzuwerfen: „Dieses Mal kam das Feuer nicht von den Baiern."

Karl hörte nicht drauf, oder mochte nicht drauf hören. „Verwirkt hat er das Markgrafenthum, dreifach und zehnfach, und wärs nur darum. Denn seine Grafen sind vom Reich gesetzt, daß sie die Hülflosen schützen, nicht daß sie die Schwachen gefährden, und Fürsten, so gegen Frauen ihr Wort brechen, stieß der große Karl aus der Reihe seiner Paladine; König Artus schickte sie von seiner Tafelrunde; ich will nicht schlechter sein als die großen Könige der Christenheit. In meinem Lande soll Sitte herrschen! Denn wo der wüste Mann die zarte Frau nicht achtet, ist kein Reich."

Der Pfalzgraf sagte, daß die Räuber, so die Gräfin auf dem Wege gefährdet, des Gerichtes harrten.

„Richtet sie! Auf der Stelle! Am nächsten Baume an der Heerstraße. Ihr Antlitz soll nicht

das Antlitz der Majestät beleidigen. Mich führt Morgen eines andern Weges. Mag Ludewig von Baiern dann an ihren verzerrten Mienen lesen, wie sein Kaiser die straft, die das Recht der Frauen nicht ehren!"

Er war wieder aufgestanden, und schritt, die Arme verschränkt, auf und ab.

„Ist denn kein Adel in diesem Lande, wenn kein Fürst da ist! Muß des Kaisers geheiligte Person kommen um Strauchdiebe zu richten! Sind keine Ritter, kein einziger, der wahrhaft seine Sporen verdiente."

Sein Blick fiel auf Heinrich. Die Gräfin neigte sich und sprach: „Dieser, mein kaiserlicher Gebieter, ist der junge Kämpfer, dem Eure Magd, als Euch berichtet, ihr Leben verdankt." Der Kaiser maas ihn lange, und es gefiel ihm, daß der Gesell so aufrecht stand und ihm unverzagt ins Gesicht schaute. Er redete ihn an, und Heinrich gab gescheite Antworten.

„Beim Täufer Johannes, ich glaube, so ich dich zu einem schlüge, überhöbe ich die Ritter dieses Landes der Schmach, daß ein gemeiner Gesell sie an Rittersinn ausstach. — Du standest schon zu lang vor deinem Kaiser, knie nieder."

Heinrich blickte verwundert auf und trat einen Schritt zurück.

„Als Schelmen knie und als Ritter sollst du aufstehn.“

Alle wußten, was Karl meinte. Der Kaiser schlug gern zu Rittern, ob er schon für seine Person die blanken Spiele nicht liebte. Heinrich aber kniete nicht nieder. Die Herren wußten nicht, was ihm war. Wer stürzt nicht nieder, so ein Kaiser gebietet. Die Gräfin Mathilde sprach ein gütig Wort, daß er einfältigen Sinnes sei, und die große Ehre nicht fasse.

„Den Schelmen will er dir austreiben, und du sollst ehrlich werden,“ sprach ihm der böhmische Herr zu.

„Ein Schelmen bin ich nicht, rief Heinrich, und ein Ritter möcht ich schon werden; aber mit guten Rechten.“

„Thor! rief Graf Peter. Wie wird Einer mit mehr Rechten ein Ritter, als so ihn der Kaiser dazu schlägt?“

„Er muß es doch verdient haben, antwortete Heinrich unverzagt. Will's Gott, ich will's auch noch verdienen. Aber, so der gnädige Kaiser mich darum zum Ritter schlüge, müßte ich mich schämen mein Lebtag, daß mir das Lohn einträgt über Ge-

bühr, was mir Schande wäre ohne Maaßen, so ich's nicht gethan."

Sie sperrten den Mund auf vor Verwundern. Der Kaiser wandte zum Dechanten Bruno den Kopf um: „Sind ihrer Viele von der Art hier zu Lande?"

Was der Dechant geantwortet, das weiß ich nicht.

„Wahrhaftig, das Regiment wäre wohlfeil," setzte Karl hinzu.

Der Böhme brummte in den Bart: „Ein Ritterschlag kostete ihm auch nichts."

„Du freier Mann, was willst du noch, da du meine Gnade nicht magst?"

Nun war Heinrich betroffen: „Verargt mir's nicht, allgnädigster Herr Kaiser, daß ich nicht nehme drauf ich kein Recht habe. Denn nachmalen, da Ihr fort wärt, wiesen sie mit Fingern auf mich, als auf den Hahn, der Pfauenfedern trägt und sprächen: Der ist aus des Kaisers Mache! Und stände als ein Fremder zu meinen Landsleuten und meinem Landesherr."

„Wer ist dein Landesherr?" herrschte ihn der Kaiser an.

„Markgraf Woldemar der Alte, so's meinem

gnädigen Herrn Kaiſer beliebt," antwortete Heinrich unerſchrocken.

Da ſchaute ſich der Kaiſer unter ſeinen Großen um, und ſah manches Lächeln um die Lippen. Er ſelbſt verzog nicht den Mund; aber zu ſeinem Kanzler ſprach er auf lateiniſch: „Der hat einen guten Glauben."

Als der Kanzler, auch lateiniſch, erwiederte: „Ich will ihn aufnotiren als Zeugen für den Nothfall," da erſt lächelte der Kaiſer.

„So's mir aber nicht beliebt, du, ſprach er zu Heinrich. Geſetzt, Mir gefiele der alte Mann nicht, wer iſt dann dein Landesherr?"

„Dann iſt's das erlauchte Haus Anhalt, deß uralt Recht zu ſchirmen und herzuſtellen mein gnädigſter Kaiſer in's Land kommt."

„Der läßt ſich nicht irren," ſagte Graf Peter.

Ob's dem Kaiſer gefallen oder nicht, das weiß ich nicht, was Heinrich ſo keck ſprach; denn Karl verrieth nicht, was er dachte durch das, was er that. Er war aufgeſtanden und erbrach einen Brief, den ihm der Kanzler hinhielt und dann einen zweiten, und noch andere, und reichte ſie, wenn er geleſen, dem Kanzler zurück, und verordnete auf lateiniſch, was geſchehen ſolle. Auch hörte er dieſen und jenen gnädig an und die Meldungen der Boten.

„Mich nimmt's Wunder, Herr Willin Eckebrecht, daß Ihr als sein Abgesandter kommt."

So sprach er zu einem Ritter, der athemlos als Bote Markgraf Woldemars herangesprengt war, und der Marschalk hatte ihn hastig vorgeführt, und seine Meldung schnell gesagt. Denn ehe nicht dem Kaiser vertraut worden, was Einer wollte, ward er nicht vorgelassen.

Der Ritter wollte antworten, der Kaiser ließ ihn nicht zur Rede.

„Es sei schicklicher wesen, meine ich, dein Herr sei selber kommen, statt seines Boten. So der römische Kaiser die Sache nicht zu gering achtet, daß er in eigner Kaiserlicher Person kommt, ziemte es dem Fürsten, daß er selbst ihm entgegen reite."

„Mein hoher Kaiser, sprach betroffen der Bote, als ich eben gemeldet —"

„Deine Meldung gefällt mir aber nicht," unterbrach ihn der Fürst. „Reite zu deinem Herrn zurück, und sag, daß er das Schwert in die Scheide steckt."

Aber den Herren um den Kaiser gefiel noch minder, was der Kaiser gebot. Denn es war von Mund zu Munde gegangen, um was der Bote kam. Es hatte Ludewig, nachdem er Brietzen gerettet, mit allen Treuen, die er gesammelt, sich nicht

nach Frankfurt gewandt, vielmehr wollte er zu einem kühnen Streiche gen Brandenburg los, um seinen Feind im Herzen anzugreifen. Er mochte hoffen, daß die von Brandenburg, als nicht gar zufrieden, wie der alte Markgraf die Berliner begünstigt, ihm wieder zuneigen und auch von Spandow rechnete er auf Hülfe. Zum Glück ward es durch schnelle Boten in Berlin ruchbar, und Woldemar, der Alte, hatte Reisige, Ritter und Bürger aufgeboten, und war ihm entgegen gerückt. Das meldete sein Bote, und daß er um deshalb nicht, als es sich zieme, ihm entgegen reite und ihn empfange. Vielmehr ließ er den Kaiser bitten, daß er ihm zuziehe, und den Feind von der Seite angreife.

„Der Plan ist gut!“ jauchzte der Böhme. Die Ritter rasselten in ihren Harnischen. Es galt zu schlagen. Im Lager war Aufstand, die Rosse wieherten, die Speere und Schilde blinkten. Sie dachten nicht anders, als der Kaiser solle zum Aufbruch blasen lassen, auf der Stelle.

Des Kaisers Stirn war finster. Die Feldherrn und Hauptleute drangen auf ihn ein. Sie brachten gute Gründe vor. Daß Ludewig schwach von Kräften sei, und seine Schaaren, die er aus Baiern im Fluge gebracht, übermüdet. Daß er dem Angriff, der, unerwartet, von zweien Seiten komme, nicht

widerſtehen könne. Daß ſie durch Wälder und Moor unbemerkt ziehen könnten und ihn überfallen. Daß an einem Tage, mit einem Schlage der Krieg entſchieden ſei.

„Sein Schickſal ruht in deinen Händen, Kaiſer," ſprach der Feldhauptmann.

„Lobſinget dem Herrn! rief der Dechant. Er gab den Ketzer in die Hände des Gerechten."

Der Kaiſer ſchwieg noch immer, unbeweglich war ſein Geſicht. Da rief einer ſeiner Hauptleute zum Zelt hinaus: „Drometer! Blaſt zum Satteln! Das Lager aufgebrochen!"

„Mit Nichten!" rief der Kaiſer, aber mehr unwillig denn in Zorn. „Das Lager bleibt. Das Heer iſt müde. Koppelt die Roſſe und ſtellt doppelte Wächter aus, daß ſie nicht Nachts uns überfallen."

Obſchon in des Kaiſers Gegenwart, und es der Kaiſer ſelbſt ſprach, ging ein Murmeln durch die Ritter. Der ließ die Degenſcheide auf den Boden fallen, der knirſchte mit den Zähnen, der rüttelte ſich, und Kochan von Werſowetz warf ſich in einen Feldſeſſel, daß die Rüſtung krachte. „Dacht ich's doch!"

Der Dechant von Brandenburg wollte das Wort nehmen, Graf Peter zupfte ihn zurück: „Iſt

verlorne Müh, und so Ihr alle Heiligen zu Hülfe ruft. Er hat immer Angst, wo blank gezogen wird. Mit Reden thut er's ab. Seht, er öffnet schon den Mund."

„Ihr Herren! sprach der Kaiser, ich kam in dieses Land, nicht als Partheï, als Kaiser kam ich, der über den Partheien ist, nicht zum Mitschlagen und nicht zum Zuschauen: zum Richten. Nach Kaiserrecht und Weisheit, die mir Gott gnädig sende, will ich urteln und entscheiden, wer von den beiden der rechte sei? Das ist mein Ruf hier. Bei der geheiligten Person der Majestät, Niemand soll mit ihr spielen! Und du Bote deines Herrn, vermelde ihm, daß du seinen Kaiser sahst, und was er sprach! Merk es wohl: wo der Kaiser ist, schweigt die Fehde und das Kriegsgeschrei verstummt. In des Kaisers Gegenwart ist der Fürst nur ein Diener, der Kaiser spricht und er gehorcht. In die Scheide soll er den Degen stecken und ihn nicht wieder ziehn, bis daß die Sache ausgetragen ist. Das sag ihm auch: der ist in meinen Augen der beste Diener, der in die Hände seines Herrn seine Sache stellt. Vor mein Gericht lade ich ihn, das ich vor Frankfurt halten will, in Gottes Angesicht, und unter guter Fürsten Rath. Auf's Roß, Bote, das Tröpflein Blut, das den Sand roth macht, komme auf dich."

So sprach der Kaiser, als wär er in großem Zorn. Die ihn kannten, glaubten's doch nicht.

Wilkin Eckebrecht war ein Märker von altem Schrot und Korn. Er hörte es ruhig an und sprach: „Mein Roß ward lahm vom Ritt. Und als ich meine, sind sie sich längst in den Haaren bis Einer durch die Nacht zu ihnen findet. Was Gott zusammenfügt, das muß der Mensch zusammen lassen."

„Wer ist der schnellste Reiter im Heer!" rief der Kaiser mit lauter Stimme. Man hätte denken mögen, daß die ungefüge Rede des Märkischen Ritters den Fürsten verdroßen. Hätte ihn auch wohl ein anderer zornig angeschnaubt und in Haft geschickt. Karl von Luxemburg war ein weiser Mann; wenn er nach einem Ziele sprengte, peitschte er nicht auf den Hund am Wege, der ihn anbellte. Er hatte ein fein Aug und ein scharf Ohr. Aber was er nicht sehen wollte, das sah er nicht, und was ihm nicht frommte, daß er's hörte, ging als der Wind an seinem Ohr vorüber. Aber was er einmal gehört, er vergaß es nimmer.

Die mißvergnügten Gesichter sah er nicht, und hörte nicht das Brummen der Hauptleute; aber sein Blick fiel auf Heinrich und haftete drauf als ein Blitz der traf.

„Kennſt du die Wege nach der Zauche?"

„Weg und Stege, Herr!"

„Bei Nachtzeit durch die Wälder?"

„Bei Sternenſchein und Sonnenlicht will ich den kürzeſten finden."

„So ſattle das ſchnellſte Roß, Burſch, das beſte aus meinem Marſtall dem Manne hier! Die Sporen ihm in die Weichen, laß es nicht verſchnaufen. Laß dich nicht ſchrecken vom Geſchrei der Eulen. Der Hirſch, der im Buſch auffährt, ſporne dich zur Haſt. Als deines Kaiſers Bote reiteſt du zu deinem Markgrafen. Es gilt ſein Markgrafthum; er ſoll nicht ſchlagen, bei ſeines Kaiſers Zorn!"

Der Kaiſer hatte geſprochen. Er ſchritt in's Innere ſeines Zeltes.

„Schad' um das ſchöne Thier!" ſprach Graf Peter kopfſchüttelnd, da ſie einen herrlichen arabiſchen Renner vorführten und Heinrich ſich hinauf ſchwang.

„Glück auf, du Friedensbote, und brich dir unterwegs den Hals," rief ihn Einer höhniſch an.

Aber es war, als gehörten Roß und Reiter zu einander. Es bäumte ſich, da er es ſo kräftig mit den Schenkeln faßte, als wolle es mit ihm über Berge und Thäler fliegen. Ritterlich neigte ſich der Kaiſerbote noch einmal vor der Gräfin, die ihn

gedankenvoll anschaute; dann gab er dem Thiere nur einen leisen Druck mit dem Knie und es flog davon. Ueber Hecken und Gräben setzte es, und bald war Roß und Reiter im Abendnebel verschwunden.

.....

Sechzehntes Kapitel.

Der Kaiser.

Um des Kaisers Zelt standen in weiter Runde die Nachtwachen, daß kein Lauscherohr und keines Spähers Auge die geheiligte Nähe belaure. Es war tief still, aber in dem geräumigen Innern ging der Fürst auf und ab, und sein Gesicht war unruhig. An der Wand stand der Dechant Bruno, das Barret in den Händen drehend und horchte demütig, was der Kaiser sprach.

„Reitet! reitet! schloß Karl. Die Sterne leuchten Euch.“

„Mehr noch Euer Majestät kaiserliche Gnade.“

Der Kaiser sah ihn scharf an; auf des Priesters Lippen weilten Gedanken; Bedenken, die vor der erhabenen Gegenwart sich nicht getrauten Worte, zu werden.

„Sprich!“ sagte Karl.

„Der Baierherzog traut mir nicht.“

„Als du als sein Abgesandter zu mir kamst, sonder Beglaubigung, habe ich dir getraut.“

„Die Botschaft, gnädigster Kaiser, welche ich von Ludewig zu Euch trug, bedurfte keiner Beglaubigung. Im Uebermuth des Siegers ließ er mich in Briefen frei, und schickte mich voll frechen Hohnes zu Euer Majestät.“

„Sprich zu ihm als Diener der Kirche.“

„Und liehen die Engel mir ihre Zungen, allerdurchlauchtigster Kaiser, wo soll ich Worte finden, die in des Ketzers verhärtetes Herz dringen? Ja, so ich Euer Majestät eigene Worte, Buchstaben um Buchstaben nachspreche, dieser Baier wäre so frech —“

„Glaubst du es?“ — unterbrach ihn der Kaiser.

Der Dechant schlug sich auf die Brust: „An, was mein kaiserlicher Herr spricht! Ich wäre ein Majestätsverbrecher, wenn ich nicht glaubte.“

„Das ist mir lieb, sagte der Kaiser. Also wird dein Glaube deiner Zunge Kraft leihen. Du wirst zu ihm reden, wenn nicht mit Engelzungen, doch als ein erfahrner, ein gewandter Priester, der nicht zum ersten Male — einen Laien von etwas überredet, woran er selbst noch zweifelt,„ setzte Karl mit leiserer Stimme hinzu. — „Oder zagst du vor dem nächtlichen Ritt, fürchtest, daß er dich greifen läßt, hast nicht Lust ein Märtyrer zu werden?“

Nach einigem Zaudern entgegnete der Dechant: „Der Auftrag, den mein Kaiser jenem Gesellen gab, war leichter. Denn der Mann, an den er gerichtet ist, muß Euch gehorchen, als das Werkzeug dem, der es machte, und der es braucht, als er Lust hat. Meine Botschaft ist gefährlicher, denn wer einen Strom hemmen soll, der durchbricht, wird leicht selbst von der Fluth fortgerissen. Aber es ist nicht um mich, daß ich zaudere! um Euer Majestät Respekt und kaiserliche Würde ist's. Als höchster Schirmherr und Richter kommt Euer Majestät — wer glaubt das nicht! Wir Alle! Nur der Baier nicht. Ihr kommt nur um Blutvergießen zu hindern und Frieden zu stiften — wer möchte daran zweifeln; aber Ludewig zweifelt nicht allein, er lacht mir ins Gesicht, so ich's ihm sage. Sagen soll ich ihm, daß Eure Majestät sonder Haß und Abgunst kommt, nur das Wohl dieses unglücklichen Landes im Auge, daß sie nicht neue Wunden schlagen, sondern die geschlagenen heilen will, daß Ihr ein strenz, ein unpartheiisch Gericht hegen wollt, daß er darum das Schwert einstecken und vertrauensvoll sich gestellen soll — o, das ist alles laurre Wahrheit, wie die Sterne am Himmel, aber, durchlauchtigster Herr, ein Ketzer glaubt es nicht."

„Ich glaubt' es vielleicht auch nicht" sprach der Kaiser für sich, und schritt auf und ab.

„Wozu studirtest du in Padua, fuhr er fort, wenn du ein Ding nicht von zwei Seiten anzufassen weißt? hofft du auf Pfründen und weißt deine Zunge nicht zu spitzen, deine Rede nicht in süßen Honigseim zu wickeln, daß sie das Ohr eines leichtsinnigen Ketzers umstrickt? Ihr habt Eure Studienzeit vergeudet, laßt Euch von den Professoren das Lehrgeld zurückgeben. Klagt nicht über das Volk, so es Euch widerspenstig ist. Habt Ihr die Kunst nicht, einem zu beweisen, was er glauben soll, dann bindet Eure Ränzel, und sucht Euch ein ander Land."

„Ich will beten, Durchlauchtigster, daß die Himmelskönigin den Ketzern Glauben schenkt."

„Wenn Eure Gedanken faul sind, dann betet Ihr. — Ueberlaßt doch das Beten uns Laien, wenn wir nicht aus und ein wissen, fuhr Karl in anderm Tone fort. Ihr habt einen Stock davon gesammelt, der Euch aushilft; darum, wenn Noth ist, sollt und dürft Ihr reden und Künste brauchen, die uns Laien die Sünde, so noch hinter uns ist, verbietet. Ich will beten, Du reite!"

Der Prälat rang die Hände: „Mein Herr und Kaiser, er schlägt doch los."

Der Kaiser war nicht erzürnt. Er ging noch einige Schritte auf und ab. Dann warf er sich in den Feldsessel: „Du magst Recht haben. Solchen Naturen kommt man mit Gründen nicht bei. Die wollen durch Ueberraschungen gelenkt sein. Es ist gut, daß nicht alle Menschen vernünftig sind! Das Regiment wäre schwer."

Der Dechant athmete auf: Ihr sendet mich nicht als Abgesandten an den Baiern."

„Wenn du ein schönes Mädchen wärst. Aber du reitest. Es soll, es darf nicht geschlagen werden. Du hast Bekanntschaften unter seinen Hauptleuten und Rittern. — Still, ich weiß es; der Berkin Osten war dein Zechbruder, Berkin Botel ist dir verwandt, auch mit Konrad Winning bist du —"

„Die sind alle im Bann!"

„Nun, dein Glaube wird doch so fest stehen, daß sie dich bei einer Kanne Wein nicht zum Ketzer machen."

„Hoher Kaiser, ich verstehe Euch nicht."

„Gott will Frieden auf Erden."

„Amen!"

„Im Banne sind sie freilich, Ihr nennt sie Ketzer — gewiß das sind sie, und behüte mich mein Schutzpatron, daß ich einen Ketzer vertheidigen will, aber ein Ketzer mag doch ein guter Ritter sein.

Das Schwert frägt nicht nach dem Glauben. Sie sind's, seine Baiern, wie seine Märker. Für Ritter und Feldhauptleute von ihrem Ruf — verstehst du unbeschadet ihre Ketzerei — ist es kein Ehrenwerk, mit solchem hergelaufenen Menschen Schwerter kreuzen. Ich wenigstens schämte mich, wenn ich mit guten Feinden gekämpft, dasselbe Schwert gegen einen zu ziehen, von dem ich nicht weiß, wo er her ist. Verstehst du mich?"

„Ich verstehe, und begreif es doch nicht."

„So handle mit guter List und im guten Glauben. Red ihnen die Thorheit ins Gewissen, mit einem sich zu schlagen, wo man sich schämen muß, wenn man siegt."

„Mein Kaiser Ihr selber —"

„Was habe ich damit zu thun! Ich kenne ihn nicht, ich weiß nichts von ihm, als was mir die Fürsten berichtet. Ich kann hintergangen sein, wie jeder andere. Um es zu untersuchen bin ich im Lande."

„Sie glaubens doch nicht."

„Sie sind Ketzer, sprach der Kaiser. Du sagst Ihnen, anfangs hätte ich geglaubt, doch nun stiegen mir Zweifel auf. Ich witterte böses Spiel und fange an, mich der Sache zu schämen. Ich sammelte Zeugen wider den groben Betrüger, und

mein Gericht würde der Welt ein Exempel geben, auf was Weiſe ein Kaiſer, um der Gerechtigkeit willen ſpricht. Ich haſſe gar nicht dieſen Ludewig. Er iſt ein Knabe ohne Sinn und Geiſtesfähigkeiten. Einen Vormund müßte er haben, und ich wollte ſeine Sache zum Guten wenden. Wenn er vernünftig ſich beſchiede, zufrieden wäre, mit dem was man ihm läßt — o, ich wollte ihm ſo viel laſſen, daß er im Sinnesrauſche bis ins Grab taumeln ſollte! Zum Feinde iſt er mir zu unbeſonnen, keine Ehre iſt's ihn beſiegen, ich wollte ſein wahrhafter Freund ſein. Deutſchland iſt reich genug, ihn für ſeine Anſprüche zu entſchädigen."

Der Dechant ſchüttelte den Kopf! „Sie glaubens nicht."

Der Kaiſer winkte ihn näher ſeinem Seſſel. Mit noch leiſerer Stimme ſprach er: „Was Ketzer von ihm glauben, kann einem rechtgläubigen Chriſten gleichgültig ſein; und dich, Bruno, ſprech ich, im voraus, von jeder Majeſtätsbeleidigung frei, die über deine Lippen käme. Sie werden dir doch glauben, wenn du auf mich ſchimpfſt? Erleichtere dein Herz. Was du willſt, was du denkſt, oder nicht denkſt, ſprich es aus, es iſt zu einem guten Zwecke. Daß mich die Sache anfängt zu verdrießen, daß ich ihrer gern überhoben wäre. Saz

ihnen, ich wünschte nichts sehnlicher als eine Schlacht; eine Schlacht will ihre Opfer. Entweder würde ich dieses Menschen los, der mir nd meinem guten Leumund zur Last ist, oder vielleicht, wer weiß es, bliebe auch sein Gegner. Dann könnte ich ungehindert schaffen. Erfinde, was dir gefällt. Male mich mit schwarzer Kohle an die Wand. Wenn sie noch zweifeln, laß mich mein Wort brechen, ich hätte dir eine Pfründe, ein Bisthum versprochen. — Versteh mich, ein Bisthum, das nächste was ledig wird, könnte der Lohn sein, wenn sich die Hauptleute weigern, mit dem verächtlichen Kerl sich zu schlagen."

„Ein Bisthum den Hauptleuten?" sagte Bruno. „Bist du nach keinem lüstern?"

„Das zeigt mein Kaiser mir, aber was den Hauptleuten in der Luft? Diese wilden Kriegsleute begnügen sich nicht wie der Kirche demüthiger Sohn mit einer Aussicht in die leere Ferne."

Der Kaiser lächelte und drückte an eine Lade, die aufsprang: „Nimm die zween Beutel und vertheile sie gut. Verstehst du mich, gut ist das, was wirkt."

Der Dechant wog die beiden Beutel und verneigte sich tief: „Mein durchlauchtigster Gebieter,

ich werde, obwohl in solchen Diensten nicht geübt, in Ludewigs Lager reiten, mit Gott."

„Und dem Gelde, sagte nachdrücklich der Kaiser. Noch eins Herr Dechant von Brandenburg. Das Volk sagt: mich hätten die Pfaffen zum Kaiser gemacht, aber ein Kaiser kann aus Pfaffen Bischöfe, Erzbischöfe, er kann auch einen Pabst machen. Erwägt das wohl auf Eurem mühsamen Ritte, Herr Dechant. Auch ein Kaiser ist übel bestellt ohne den Segen der Kirche; aber der Kirche Diener sind schlimmer in einem Reiche, da der Kaiser seinen schirmenden Arm von ihnen abzieht. Es ist für Beide das beste, wo sie verschlungene Hände machen,"

Auch ein Fürst, der Niemand vertraut als sich, muß Vertraute haben: das ist der Fürsten Loos und Fluch. Auch Kaiser Karl hatte solche, denen er das innerste Herz aufschloß. Aber sein Herz hatte viele Kämmerlein, und denen er das eine aufthat, blieben die andern verschlossen. Man wollte, daß er in seinem väterlichen Böhmen Deutsche zu Vertrauten hatte, in Deutschland hatte er Böhmen."

Der Edle von Wersowetz hatte, nur durch eine gewebte Wand getrennt, im Vorzelt dem Gespräche zugehört. Jetzt da der Dechant gegangen, trat er ein, sonder Meldung.

„Reibe Funken aus solchem Holze!“ sprach Karl vor sich hin.

„Die wälschen Pfaffen verstehen auch den stummen Wink, entgegnete der Böhme. Zwang dieser zähe Holzkopf doch meinen Kaiser, seine geheimsten Gedanken bloß zu geben.“

„That ich's!“ fuhr Karl auf.

„Bei Gott, nein, mein Herr und Kaiser; denn ich selbst begreife noch zur Stunde nicht, warum Ihr das uns abwehrt, was wir von ganzer Seele wünschen müssen.“

„Weil ich dies blinde Ungefähr hasse. Was ist eine Schlacht? Ein Würfelspiel. Siegt der Beherzte, der Gerechte? Siegt allemal nur der Mächtigere? Wohlerwogene Pläne, geschickte, lange Vorausberechnungen, die Früchte einer Lebensarbeit, wenn wir am Ziele sind, wer ist da Thor genug, daß er sie auf ein stählernes Brett setzt, so ihn nicht die Noth dazu treibt! Mein Vater, König Johann — Gott schenke seiner ruhelosen Seele die ewige Ruhe! — setzte sein Königthum, seines Volkes Wohl, seines Hauses Glück, sein Alles setzte er aus Uebermuth auf dies eherne Würfelspiel. Der irre blinde Königsgreis, der thatenwüthig auf Fehde auszog, wo er sie fand, der blind in's Schlachtgetümmel von Azincourt sich führen ließ, soll mir der

ein Beiſpiel ſein, oder eine Lehre? Als das Schwert des Engländers ſeinen Schädel ſpaltete, und Frankreich's Boden ſein heißes, königliches Blut trank, was hinterließ er uns? Vergeudete Schätze, einen zerrütteten Haushalt, ein verwahrloſtes Volk, Zerwürfniſſe in ſeiner Familie. Was ſeiner Ehre? Den Ruf eines irrenden Ritters, der als ein Klopffechter für eine fremde Sache focht, die ihn nichts anging. Was blieb von ihm als ein wüſtes Angedenken, und der Fluch von Tauſenden! — Mich lüſtet nach dieſer Erbſchaft nicht. Die Zeit der irrenden Ritter iſt vorüber. Wem Gott ein Haus gab, der wahre es, wem er ein Reich ſchenkte, halte es zuſammen und wirke und ſchaffe für dies Reich. Niemand lebt mehr für ſich allein, die wüſte Zeit des müßigen, liederlichen Geſanges, der eitlen Abentheuer iſt abgeſtorben; wer mitleben will mit den Andern, muß auf einen großen Zweck hinürcken; der heißt nicht ſpielen, fechten, ſingen, er heißt Nutzen. — Euch lüſtet's noch, ich weiß es, die tolle Luſt auszulaſſen im Spiele des Zufalls. Schlagen möchtet Ihr um zu ſchlagen. Wills Gott und ſeine allerheiligſte Mutter, es ſoll zum längſten gewährt haben. Das iſt die Sünde, wider die ich kämpfen will, und mein kaiſerlich Wort hab ich eingeſetzt, ich will im deutſchen Reiche —"

„Den Zufall, mein Kaiser wirst du nicht draus verbannen," unterbrach ihn der Böhme. Kochan wußte, wann er dem Fürsten widersprechen durfte, und wann Karl es wünschte. Wo einer sich in Eifer geredet, und ihm fehlen die Worte, dankt er es dem, der ihn unterbricht. — „Zudem, fuhr er fort, ist die Sorge umsonst; so der erste Bote nicht vor Eil den Hals bricht, sind sie schon aneinander."

Der Kaiser saß in sich versenkt: „Es schadete auch nichts. Ein Treffen, wie das nur sein kann, reibt ihrer Beiden Kräfte auf, und entscheidet nicht."

„Hat Karl seinen Willen geändert, sinnt mein Kaiser auf Versöhnung mit dem Hause Baiern?"

„Zur Zeit noch nicht. Der tolle Renner hat noch zu viele Lebenskraft. Weiß Gott, woher?"

„Du willst ihn mürbe machen, die Sache in die Länge ziehen.

„Untersuchen will ich!"

Der Böhme lachte auf, als es sich heut nicht schickt, daß man vor einem Fürsten lacht.

„Kennst du den Mann?" sprach der Kaiser.

„Den Mann noch nicht; aber die ihn zu einem Manne machten."

„Mir gefällt Vieles hier nicht, sagte Karl kopfschüttelnd. Was ein leichtes Dunstbild sein sollte, das ein Blick der kaiserlichen Sonne, wenn sie

darauf strahlte, auseinander trieb, hat Formen und Gestalt angenommen."

„Der Popanz ward zu einem Menschen mit Fleisch und Blut, lachte Kochan. Ei, Euer Majestät sind ein guter Geisterbanner."

„Geist! fuhr Karl auf, das ist's ja eben. Wer ist da der Geist, der handelt! — Wenn ein Magier ihrer aller Gehirn in eins zusammen backte, so kommt noch nicht mehr als ein mittelmäßiger Kopf heraus. Meine Gegenwart war nothwendig. Das muß ich untersuchen."

„In der That, unglaublich, ja tollkühn beinahe, fuhr Kochan fort. Er stößt seine Bundesgenossen vor den Kopf. Der Herzog von Mecklenburg schnaubt vor Wuth. Er hat seinen Amtleuten bei schwerer Strafe anbefohlen, daß sie kein Schloß in der Prignitz den Mecklenburgern öffnen."

„Wer?"

„Nun er, der Mann"

„Du meinst der Schneider, der ihm die Kleider zuschnitt. Mit dem haben wir es nur zu thun; dessen Scheere will ich probiren, dessen Fäden verfolgen. Wahrhaftig, ein Schneider, so geschickt, daß ein römischer Kaiser ihn zu seinem Purpurmantel könnte Maas nehmen lassen."

„Vielleicht auch eine Schneiderin.“ lächelte der Böhme.

Der Kaiser schwieg nachdenklich: „Nein! sprach er entschieden. Wenigstens fiel ihr der Faden schon aus der Hand. Weibergespinnste sind fein, aber je feiner angelegt, um so verworrener. Sie spinnen sich im Eifer hinein, und am Ende, von Angst und Leidenschaft gestachelt, zerreißen sie das ganze Gewebe, um heraus zu kommen. Weiber kann man brauchen; das Heft läßt ihnen ein Verständiger nie in der Hand.‘

„Schön ist sie noch —“

„Und gefährlich, fiel Karl ein, aber sein Gesicht blieb regungslos. Sie hatte die Hand in diesem Spiele, aber man hat sie hinausgewiesen. Ihren frühern Bundesgenossen traut sie nicht mehr. Sie sucht nach einem neuen. Mich möchte sie nun gewinnen. Sie nutzt uns nicht mehr, aber sie kann uns schaden.“

„Solchen Feindinnen wäre Karl von Luxemburg gewachsen.“

„Verachte nie ein Weib! Schmeichle ihren Grillen, und du magst sie an einem seidenen Fädchen lenken; aber scherze nie mit ihrer Leidenschaft. Die schweift als die Kometen am Himmel, und des Klügsten Berechnung wird an ihr zu Schanden.

Du ſahſt nicht ihr irres Lächeln, wie ich es ſah, dieſen züngelnden Blick. Hüte dich vor der Wuth eines Weibes, die ihr Opfer ſucht. Warum kam ſie zu uns? Aus unbefriedigter Rache. Wenn der Durſt nun geſtillt wäre! vollauf geſtillt, und die Wuth machte dem Mitleid Platz."

„Unmöglich!"

„Regenſchauer und Sonnenſchein wechſeln im April. Die Leidenſchaften im Buſen einer aufgebrachten Frau — Genug davon. Jetzt hat ſie unterweilen ein Spielzeug, das muß man ihr erhalten."

„Ein Spielzeug? Welches?"

„Der Geſell iſt doch lang genug, um ihn zu bemerken, den ich in die Nacht hinausſchickte."

Der Böhme lachte: „Dem mein Kaiſer den Ritterſchlag —"

Karl erhob ſich. Die Sache war ihm zu gering, ihr weiter Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Er ſchlug den äußern Zeltvorhang zurück, und ſeine Blicke ſchweiften über das Lager auf die Gegend, über welche die letzte Mondſichel ihr mattes Silberlicht ausgoß. Die Feuer zwiſchen den Zelten und Hütten ſchwelten aus, die Kriegslieder erſtarben; nur dann und wann hörte man das Stampfen eines Roſſes, den beerzten Tritt eines fernen Wäch-

ters. Sonſt war tiefe Stille. Das Zelt ſtand auf einer Anhöhe, und eine weite flache Gegend, Wieswachs und Moor und Kieferwälder wechſelten in weiten Strecken mit Feldern, auf denen der helle Sand zu Tage lag.

„Siehſt du den Nebel?“ ſprach Karl nach einer Weile.

Dem Böhmen fröſtelte, er hatte den zottigen Pelz um die Schultern geſchlungen: „Was bedeutet's?“ fragte er. Er meinte, der Kaiſer ſehe Geſpenſter im Dunſte.

„Waſſer bedeutet's, antwortete Karl. Da, ſieh auch dorthin wieder ein langer Streif. Ein Land, das ſolche tiefe Gründe, ſo breite Seen und Flüſſe hat, iſt kein armes Land. Gräben müſſen die Sümpfe durchſtechen, um ſie trocken zu legen; Kanäle das Land durchſchneiden.

„Und was weiter!“

„Ein großer Canal muß Elbe und Oder verbinden, Straßen durch die Wälder geben, die Burgen der Ritter gebrochen; wo die kleinen Flüſſe in die großen münden, feſte Schlöſſer mit Kaiſerlichen Pfalzen erbaut; ſichre Hauptleute hinein geſetzt mit Völkern, die nur dem Fürſten geſchworen ſind. O es läßt ſich etwas hier bauen!“

„Mit den paar Feldsteinen, die im Sande liegen!“

„In jedwedem Lande baut der Mensch mit was Stoff der Boden ihm liefert. Hats hier keine Marmorblöcke als in Welschland, liefert die Erde fetten Thon. Laß die Märker Ziegel brennen, sie verstehn es; ich will damit Schlösser bauen und Thürme, die der Zeit trotzen sollen.“

„Ihr, der Kaiser!“

„Weißt du einen bessern?“

„Ein besser Land Herr, weiß ich, zehn für eines. Habt Ihr nicht Böhmen! Werden im Reiche keine Lehne offen, die mehr Eurer Sorge lohnten, die Euch zehnfach zurückgeben, was Ihr säet! — Schließt das Zelt, mein kaiserlicher Herr, das sind die giftigen Nachtnebel, die Karl von Luxemburg lüftern machen auf diese Sandbüchse.“

Karl schloß nicht das Zelt. Mit verschränkten Armen schaute er unverwandten Blickes hinaus: „Böhmen und die Marken gehören zusammen, die Lausitz ist das Band zwischen ihnen. Das Land wo die Oder entspringt und die Elbe ein eignes Reich bis zur Ostsee, Bobeim, Schlesien, die beiden Lausitz, die Marken, Pommern und die reichen slavischen Handelsstädte am Ostmeer und die am Nordmeer, unter einem Könige, das wäre ein Reich, ein

Bollwerk für Deutschland gegen den Osten, als es Burgund werden könnte gegen den Westen."

„Mein gnädigster Kaiser, sprach der Böhme, dies Brandenburg bleibt doch nur die Streusandbüchse des heiligen römischen Reichs."

Karl lächelte: „Bisweilen braucht ein Fürst auch Sand zum Streuen."

„Unsere Heiligen kriegen Zähneklappern vor Hunger, wo das Volk von Heidegrütze lebt."

„Ich wollte es lehren, wie man dem Boden andere Früchte abgewinnt. Der Handel sollte blühen!"

„Aber dies zähe Volk! Lieber einen Wehrwolf abreiten, als einen Märker zur Zucht bringen."

„Kennst Du das Volk? rief der Kaiser. Weißt Du, was es kann und aushält? Weißt Du, was es werden kann, so ein Fürst an seiner Spitze steht, der dieso zähe Kraft zum Guten lenkt? Mit Füßen ward es getreten und ausgereutet fast unter den Gräueln dieser Herrschaft, und doch richtet es sich noch auf und reckt den Hals nach dem Himmel. Ich sage Dir, Kochan —"

Der Kaiser schlug mit der Hand an den Pfeiler, an dem das Zelt ausgespannt hing. Eine knorrige Kiefer, die sie abgestutzt hatten. „Sieh', dem Baume haben sie mit der Art seine Aeste abgehauen, gekappt haben sie ihn und Nägel hinein ge-

trieben, und ſein Fleiſch, ſeine Wurzeln kammern ſich nur im Sande feſt. Du meinſt, er iſt todt. Aber laß die Herbſtregen ſeine Wurzeln wieder netzen, und die Frühjahrsſonne den Stamm erwärmen, ſo treibt er wieder junge Schößlinge und grünet fort; es iſt ein guter Stamm, voll geſunder Säfte. So iſt auch das Volk, das auf dieſem Sande wuchs. Ich wollte viel damit thun; es ſollte ein großes Volk werden in Deutſchland, wäre es meines."

.....

Siebzehntes Kapitel.

Das echte Gold.

In der Stadt Frankfurt, die an der Oder liegt, sah es aus wie zu Mitsommerszeiten, und es war doch November. Die Blumenkränze, die an den Häusern hingen, die Fahnen, so von den Thürmen wehten, die hundert Wimpel, die auf den Oderkähnen flaggten, sprachen dem Himmel Hohn, der voll grauer Wolken hing und alltäglich seine Schleusen öffnete, und es regnete lange Stunden, ja Tage hindurch, und die Gassen waren aufgewühlt und am Markt ein großer Morast.

War's, als achteten sie des Wetters nicht. Da waren die Trinkstuben voll und die Becher erklangen bei frohem Rundgesang; da gab es Gelage und Bankette. Da, wenn der Wind nur weniges die Wolken vertrieben, und die Dächer getrocknet, und helles Blau durch das Novembergrau vorblickte, schaarten sich aus den Gewölben und Thorwegen

bunte und luſtige Geſtalten zuſammen, und ein ausgelaſſener Mummenſchanz trieb ſich jubelnd durch die Gaſſen. In langen Zügen ſchwenkte und tanzte er hier und dorthin, und brachte Lebehochs und dabei luſtige Reimſprüche dem und jenem, dem Bürgermeiſter und Syndicus, oder wer ſich um die Stadt verdient gemacht. Zumal aber wurde der Jubel laut und dröhnte bis über die Mauern, ja, in des Feindes Lager, und die Drommeten ſchmetterten und die Pauken wirbelten, wenn ſie vor's Rathhaus kamen. Ihr Markgraf hatte drinnen ſein Quartier, und wenn ſie eine Weile geſchrieen, öffneten ſeine Kämmerer das Fenſter, und er trat vor und grüßte. Sprach er noch dazu ein Paar Worte von ſeinen treuen Frankfurtern, dann wollte das Getös kein Ende nehmen. Der Markgraf ward eher müde, der's nur anhören mußte, als die Bürger, die's ihre Kehlen koſtete.

Aber es gab in Frankfurt auch andere Aufzüge. Da ſchmetterten auch die Drommeten und die Trommeln wirbelten und aus den Gewölben und den Thorwegen ſtürzten ſie vor; doch nicht im bunten Maskenhabit, ſondern Pickelhauben auf dem Kopfe und Büffelwämſer, Harniſche und Schienen um den Leib. Die Hellebarden und Morgenſterne, die Streitkolben und Streitärte flimmerten über ihren Häup-

tern, und so zogen sie hinauf auf die Wälle; und die Stadtbanner rauschten auf den Mauern neben der Baierfahne. Regenschauer und Wind merkten die Tapfern nicht vor den Pfeilschauern, die um ihre Köpfe prasselten, und der gute Schild, der die Bolzen auffing, wenn er das Wasser auch auffing, das vom Himmel fiel, so that er's nebenher; die Bürger kümmerte es wenig.

Hart ängstigten die Belagerer die Stadt. So nahe ihnen standen aufgepflanzt die Banner von Anhalt, der rothe Adler von Brandenburg, und die Zeichen aller der Städte und Ritter, die zum alten Woldemar hielten. Bei Pilgram wehten die Fahnen der Sachsenherzöge, und auf dem Wege von Müncheberg her flatterten der Kaiserlichen Adler so viele, daß man sich wundern konnte, wie eine einzelne Stadt Muth hätte, so Vielen und Mächtigen Trotz zu bieten. So oft stürmten sie, bei Unwetter und Nacht, daß man sich wundern konnte, woher die in der Stadt noch die frische Kraft hatten, das sie immer wieder auf der Mauer standen, rüstig und frisch. Die in Frankfurt waren gezählt, die davor lagen zählte Keiner, und die vom Sturme heut müd und wund waren, konnten sich Morgen pflegen; und für sie rückten Andere auf, mit Sturmleitern und Rollwagen, drauf große Reisigbunde

lagen, ihnen zum Schutz bis sie an die Gräben kamen, und dann warfen sie die Bunde hinunter und sprangen nach, und ihre Leitern klirrten an den Mauern.

Aber die von Frankfurt ließen sich nicht ängstigen. Mocht es zur Nachtzeit sein, oder im Morgennebel und die Wolken triefen, sie sprangen auf, nach dem Spieß hinter der Thür, wann der Thürmer ins Horn stieß und die Trommeln wirbelten. Da loderten ihre Feuerbecken und Pechfackeln, daß sie durch die Nacht säben, da siedeten ihre Frauen beißen Brei für die Stürmenden, als sie sagten, daß die armen Schelme sich wärmen sollten, und stürzten es aus den großen Häfen über ihre Köpfe. Kein Feind kam bis auf die Wälle, oder sie zogen ihn mit Stricken hinauf, da er jämmerlich an der Leiter hing, und um Quartier bat. Keine größere Lust für die Frankfurter aber, als so die Feinde unter ihrem Schildach, das sie über ihren Köpfen schlugen, anrückten, und ihre großen Schleudern werfen Felssteine und Eichenklötze darauf, daß das Dach barst und zerriß. Die Stürmenden stürzen auseinander und fielen übereinander. Dann hagelten nur so die Pfeile von den Mauern. Und doch gabs noch eine größere Lust. So der Sturm abgeschlagen war, und der Feldhauptmann der Be-

lagerer ließ zum Abzug blasen. Das war dann ein lautes Hohngelächter auf den Wällen, auch die Todwunden schrieen mit. Da hieß es! Seht nur die Pfaffenknechte. Da schalten sie die tapfern Brandenburger Lügenknechte, weil sie einem falschen Manne dienten.

Den Regen nannten die Frankfurter ihren liebsten Bundesgenossen, und den Wind ihren Busenfreund. Sie mochten beide ertragen unter ihren Dächern, und wenn ihre Straßen auch träuften, und ein Rothmeer wären, in einer Stadt hilft man sich schon; aber die draußen blieben drin stecken bis an die Waden, denn der Boden ist dort fett, und manchen hätten sie mit Schlingen fangen mögen, die sie von den Mauern auswarfen. Und der Wind warf ihre Zelte um. Es ist im Spätherbst schlecht Krieg führen. Darum gelobte der Rath in Frankfurt, er wolle, wenn Friede wäre und der Bann gelöst, allen Marienbildern, so viel ihrer in der Stadt und im Weichbilde standen, neue Mäntel schenken, um des Regens willen, so die heilige Jungfrau ihnen geschenkt.

Es war ein heißer Morgen gewesen, nicht von der Sonne, die hatte vierzehn Tage nicht geschienen über Frankfurt, sondern vom Streite. Der Sturm war abgeschlagen, minder von den Pfeilen, die um

die Hauben der Stürmenden ſchwirrten, als vom Wetter, das ſich drein geſchlagen, als wär's unwillig ſo langen Kampfes, der zu keinem Ende führte. So blutig es in der Nacht herging, ſah man doch eine Viertelſtunde danach an den Wällen nichts vom Blute; die Regengüſſe hatten es fortgeſchwemmt. Die Belagerer waren froh, wie ſie ihre Hütten erreichten, es dachte keiner daran ſie zu verfolgen; die Bürger krochen müd in ihre Kämmerlein. Ihre Frauen kochten ihnen warme Suppen von Bier und Gewürz. Kaum brauchte es der Wächter auf der Mauer. In dem Schlagwetter wäre Sanct Jürgen ſelbſt nicht ausgeritten, um den Drachen zu ſuchen.

Im großen Saale des Rathhauſes trat Markgraf Ludewig ein, als er vom Walle kam. Er träufte von Waſſer. Da ihm die Kämmerer den Harniſch abnahmen und die Schienen loſchnallten, wollten ſie ihm auch das Wamms ausziehen, und brachten trockne Kleider. Denn ein Stahlpanzer hält wohl Geſchoſſe ab, die des Menſchen Hand ſchnellt, aber nicht die der Himmel herabſchickt. Doch Ludewig duldete es nicht: „Wein her!“ rief er. Er wollte von innen aus trocknen.

Da erſt bemerkte er am Fenſter einen blaſſen Jüngling, der im grünen Polſterſtuhle ſaß, den

Arm im Kopf gestützt. Er schaute durch die runden Scheiben auf die Wasserströme, die aus den Drachenköpfen auf die Erde träuften, und dann schaute er hinauf nach der Wetterfahne am Thurme. Er sah so trüb aus als das Wetter, nur nicht so stürmisch.

„Kommst du als Sieger wieder!“ sprach der Jüngling gleichgültig.

„Grüß dich Gott, mein Gefangner!“ erwiederte Ludewig. Denn es war ein Gefangener, nicht in Ketten; aber an seinem stolzen Ritterwamms hing nicht Schwert und Dolch, das Gehenk war leer.

„Als Sieger gewiß, fuhr der Baier fort. So ich aber noch zehn Mal auf die Art siege, will ich meinem Heiligen hundert armdicke Kerzen geloben, daß er mich auch mal verlieren läßt.“

Er schenkte den Humpen voll und stürzte ihn auf das Wohl des andern aus; aber er setzte ihn nieder mit einem halben Fluch, als ihn wohl ein Ritter braucht, aber ein Fürst bedächte sich: „Das ist kein Krieg, sag ich dir, wo es keine Abwechselung giebt. Wochenlang hinter Mauern liegen, das halte ein andrer aus.“

„Troja hielt zehn Jahr vor den Griechenrittern aus, und Hector verzagte nicht.“

Ein boshaft Lächeln breitete ſich über Ludewigs Lippen: „Ein ſchönes Troja dies Frankfurt! Der Bürgermeiſter und ſein Rath ſollten dir einen Ehrenbecher bringen für den ſchmeichelhaften Vergleich.“

„Es iſt deine Stadt!“

„Beinah hätt' ich's vergeſſen.“

„Dein Reich, für das du fichſt. Du nennſt es dein Volk. Mit deinem Herzblut iſt's nicht zu theuer erkauft, und deine Ehre hängt daran. Und du — biſt frei.“

Der Gefangene war aufgeſtanden, ſein blaß Geſicht war roth worden, ein ſchmerzlich Gefühl hatte ihn übermannt, und er wandte ſich ab.

Da ſtampfte Ludewig den Becher auf den Tiſch und ſprang auch auf: „Verdammt daß ich's vergaß Woldemar, vergieb mir's, Graf von Anhalt; aber du geſtehſt, unter dieſen Ellenreitern vergißt ſich ſeine Ritterwürde. Gieb mir die Hand.“

Er faßte den Arm des andern und zog ihn freundlich zu ſich, und ſchüttelte ſeine beiden Arme: „Zu mir, und thu mir Beſcheid. Ein Gefangener und der ihn fing, ſind nimmer Feinde. Denn dieſer freut ſich gleich als ein Kunſtmeiſter ſeines Werkes, das ſeine Arbeit iſt.“

Woldemar lächelte: „Ob ſich aber das Werk allemal freuet, daß der Künſtler es machte!“

Er war ein ſchlechter Zechgenoſſe der Graf von Anhalt.

„Dein Wundfieber iſt vorüber, ſprach der Baier. Mein wälſcher Meiſter, der ſeine Kunſt verſteht, ſagt, du könnteſt wieder trinken als ein rechtſchaffener Ritter. — Stoß an: Auf Beſſerwerden! Das Kriegsglück iſt ein launiſch Weib. Sie giebt ſich nicht dem beſten Mann, ſondern der ihr zum beſten gefällt. Um deshalb ſoll man aber nimmer verzagen. Denn aus Luſt zum Wechſel wirft ſich die Dirne dir doch wieder um den Hals, und das, wenn du es am wenigſten erwarteſt."

„Vielleicht auch am wenigſten verdiene," ſprach Woldemar vor ſich.

„Was fehlt dir bei mir? fuhr Ludwig fort, der einen Becher um den andern ausſtürzte. Sei mir Freund, als es meinem Vater, den Gott ſeelig habe, Friedrich von Oeſtreich war. Mein Vater, Ludewig der Kaiſer, fing den Herzog von Oeſtreich als ich dich fing, in offener ehrlicher Schlacht. — Freilich, dich fing ich in der Nacht, und es ging nicht ſo ehrlich zu in Brietzen. Was thuts! — Ludewig und Friedrich, wie wir, ſie ſtritten um eine Krone jeder hielt ſich für den würdigſten, und darum nur, um nichts anderes, waren ſie ſich feind. Haſſen wir uns etwa? — Und darauf, nachdem

er ihn lange Jahre in ritterlicher Haft gehalten, reichte mein Vater dem Oeſterreicher die Hand: willſt du mein Freund ſein, ſo ſollſt du nicht länger mein Gefangener ſein, nein, du ſollſt mit mir theilen, Tiſch und Lager, Sorge und Freude, das Regiment und die Krone. — Nun, Herr Graf von Anhalt, ſoll ich dir erzählen, wie es ward? Auf den Straßen kannſt du es hören. Am Main und an der Donau ſingen ſie noch die ſchönen Lieder von Ludwigs und Friedrichs Freundſchaft, und von der deutſchen Treue. — Was hindert dich und mich, es auch ſo zu machen? — Was um eine Kaiſerkrone ging, geht es nicht um einen Fürſtenhut! Vertrugen ſie ſich um das ganze deutſche Reich, wie, ſollten wir uns nicht um das lumpige Brandenburg vertragen? — Bedenk es, und ſchlage ein. Mit frohem Herzen laß ich blaſen, und ziehe noch heut nach Baiern. Du bleibſt als mein Statthalter. —"

„Das iſt aus der Mährchenwelt!"

„Ei du liebſt ſie ja. Als man ſagt, kennſt du die Wälder, und das loſe Volk darin. Ja man will behaupten —"

„Das der ein Thor ſei, unterbrach ihn Waldemar, der auf die Falkenbeize geht, wo nur Krähen ſchwärmen."

„Ich meinte es gut mit dir," sprach Ludewig, aber es war eine Miene, als ein großer Mann einen Kleinen sagt, daß er sein Freund sei."

„Es meinens all' zu viele gut mit mir, entgegnete Woldemer. Ich habe genug Beschützer und Vormünder, und will für mich selbst stehen."

Der Baiernfürst war aufgestanden und klopfte dem andern auf die Schulter: „Dafür bist du zu klein, Vetter."

Als hätte er drei Humpen geleert, glühte des Grafen Antlitz voll edlen Zornes. Unwillkürlich griff er nach der Linken, als führte er noch ein Schwert:

„Herzog! das fordert Blut!"

„Sobald du dich losgekauft, wann und wo du willst. Mit seinem Gefangenen schlägt sich Niemand. Er könnte sich ja das Lösegeld todt schlagen. — Laß gut sein, Woldemar. Ist denn klein sein ein Schimpf? Da würde der Handschuh in viele tausend Stücke gerissen, so alle ihn aufnehmen wollten, die 's trifft. Die Zeit der Riesen ist vorüber, seit die Zwerge sich zusammenthun. Das müssen wir auch lernen, Freund, jeder von uns, es ist Keiner groß genug, um für sich allein zu stehen. Mein Vater Ludewig war auch ein großer Mann. Es rühmten's Viele. Konnte er dem Bunde der

Kleinen widerſtehen? Grade der Kleinſte unter ſeinen kleinen Gegnern, der Lützelburger Ränkeſchmied, der böhmiſche Fuchs, kam auf wider ihn, weil er der verſchmitzteſte war, und mein Vater ihn zum wenigſten achtete. Du handelſt klug, Vetter, daß du nicht zu mir kommſt, daß du drüben bleiben willſt. Das ſind geſcheite Leute, ein wahrer Wespenbau; gegen den kommt auch ein Adler nicht auf. Weil ich einen lebendigen Mann, den ſie mir gegenüber ſtellten, aus dem Sattel heben könnte, haben ſie einen Todten auf's Roß geſetzt. Wo ſoll den eine Lanze treffen, der nichts iſt als ein Schatten und ein Klang. Zahle dein Löſegeld, Woldemar, reite hinüber, und wirf dich ihm zu Füßen; ſchwöre du willſt an ihn glauben, und er giebt dir auch einen Biſſen ab. Anders bekommſt du nichts. Glaub's deinem ehrlichen Feinde."

„Nimmermehr."

„Zwing dich zum Glauben, als die Uebrigen. O es iſt eine Luſt zu ſehen, wie Einer um den Andern, als hätt' er Bauchgrimmen, ſich drückt und windet, bis der pure, beſte Glaube rauskommt. Wie der Zweite den Erſten überbietet im beſſern Wiſſen, um einen beſſern Biſſen. Der Kaiſer Fuchs wird Gericht halten. Da gelten Zeugen. Was iſt ein Eid? Ein Hauch, der von den Lippen kommt.

Was davon auf dem Gewissen sitzen bleibt, waschen die Pfaffen mit vollgültiger Absolution dir ab. Wozu giebts falsche Zeugnisse, wenn man sie nicht bei einem falschen Manne brauchen sollte! Wenns Meineide giebt, um was lohnt sich einer mehr, als um eine Krone! Dein Ohm schwor, er habe ihn bei Stralsund gesehen; schwöre du — was weiß ich's — aber mehr muß es sein, als die Andern, sonst ist deine Waare schimmlicht und findet keinen Käufer. Am gescheitesten, Vetter, laß dir's vor den Glatzen sagen, Wort um Wort, lern' es auswendig. Du schwörst da was trifft, denn ich bin dir gut und möchte nicht, daß du umsonst deine Seele verkaufst."

Der junge Woldemar stand aufrecht: „Wir sind Feinde, Herzog Ludewig. Mein Anrecht auf dies gute Land, ich laß es dir nicht, dir zum wenigsten, der du das Gut nicht schätzest, das treue, gute Volk nicht liebst. Der ist nur seines Volkes wahrer Fürst, der es liebt, mehr als sich selbst; will's Gott, wir kämpfen noch einmal darum, in guten Ehren. Markgraf will ich sein, so's Gott fügt, nicht Statthalter. Aber bei allen wahrhaftigen Märtyrern, den falschen Mann erkenne ich nicht an. Mein Recht ist rein und gut als mein Wille.

Verflucht die Gabe, und verwirkt sei mein Recht, so ich's einem Betrüger verdanke."

Ludewig lächelte: „Demnach thäte ich am gescheitesten, ich ließe dich umsonst frei. Wer unter seinen Feinden Zwietracht säet, hat halb gewonnen."

„Dank dir deine Großmuth. Einmal werden diese Mauern weichen."

„Rechne nicht darauf, lieber Vetter. Der Herbst war mir ein guter Bundesgenoß, ein weit beßrer noch wird der Winter. Die Völker der Belagerer werden schon mürrisch, sie hungern; die Seuchen raffen viel Leute fort. Der Schnee und die Wölfe in der Müncheberger Heide sind gut baiersch gesinnt. Rechne auch nicht auf deine Sippschaft. Der Krieg kostet Geld. Dein Oheim erschrak, dein Vater in Dessau ließ sagen, es sei unmöglich so viel Lösegeld aufzubringen. Und deine Vettern von Sachsen, meinst du, daß die ihr Hemd vom Leibe ziehn werden, einen loszukaufen, der ihre Erbschaft schmälert? Oder die Bischöfe? O die werden Seelenmessen für deine gefangene Seele lesen! Oder der Kaiser? Der Böhme zahlt mir wohl noch ein halb Pfund Groschen wenn ich dich nicht los lasse. Denn sie behaupten, mein lieber Vetter, Ihr von Dessau hättet einen absondern Bund geschlossen, und der Mann sei Euer Mann, und dir, grade dir

solle er die Mark verschreiben, zu Abgunst der Andern. Das wäre sehr fein, daß Betrüger sich unter einander betrügen, aber Karl ist noch ein feinerer Betrüger. Er will allesammt betrügen und die Mark für sich."

„Fünfhundert Mark!" rief der Graf aus.

„Ich brauche zum Kriege Geld."

„Es ist viel Geld, für ein kleines Ländchen!"

„Soll ich dich geringer schätzen, mein Vetter!"

„Ich zahle sie! Auf mein Wort, Herzog Ludewig, ich bringe die Fünfhundert Mark auf, wenn ich frei bin. Laß mich los, auf mein fürstlich, auf mein ritterlich Ehrenwort. Du sollst deß keinen Schaden haben."

Der Markgraf Ludewig schwieg eine Weile; schien's, als hohle er die Antwort mit einem langsamen Zuge aus der Kanne: „Bleib bei mir, Vetter, und trink mit mir, das ist gescheiter. Für dich und mich. Sieh Vetter, deinem Worte trau ich. Dein Wort ist Geld. Aber wer nimmt es als Geld, wenn es ein Wort bleibt? — O fahre nicht auf. Du willst zahlen, auf Heller und Pfennig. Wie aber wenn deine Vettern nicht wollen, wenn dir kein Christ und Jude borgt? — Dann kommst du wieder. — Ich glaub's, das du's jetzt willst. Aber ein Vogel, wenn er einmal frei ist, da mag der

Vogler lange pfeifen. — Ruhig, lieber Vetter, ich traue dir, aber den andern traue ich nicht. Die binden dich vielleicht fest. Klagst ja selbst über ihr Gängelband. Oder dich trifft ein Pfeil, ein Stein, wer zahlt mir dann die fünf hundert Mark? Bei meiner Liebe zu dir, ich mag's nicht auf mich nehmen, daß du als ein Wortbrüchiger aus der Welt gehst. In Summa, da ich dein Lösegeld brauche und diese Welt voller Ränke und Hinterlist steckt, ist's sicherer ich behalte dich, und nicht dein Wort. Du bist mir ein lieber Kumpan, aber was hab' ich an deinem Worte? Kannst mit mir würfeln, zechen, singen? Was ist ein Wort, ein Ehrenwort, ein Ritterwort, ein Fürstenwort? Vetter, wenn man's auf die Wagschaal legt, wahrhaftig nicht mehr als ein Schall."

Da wandte der junge Fürst das Gesicht ab, und mochte denken an Ludewigs kaiserlichen Vater und seinen Freund, Friedrich den Oesterreicher. Denen hatte ein Wort mehr gegolten.

Ludwig war lustig und guter Dinge, als einer, der auf saure Arbeit den vollen Becher stürzt, und merkte nicht, wie die leichte Rede den andern verdroß. Aber sein Gesicht verzog sich lang, da Abgeordnete des Rathes gemeldet wurden. Ihm wären Zechgenossen lieber gewesen.

Sie traten ein, die ernſten Geſichter und neigten ſich tief, und er grüßte ſie adlig und ſetzte ſich. Dann winkte er ihnen, daß ſie ſprächen. Bei ſich dachte er: „muß ich ſchon wieder eine Rede hören!“ Er mußte es, denn er hatte den Rath angegangen, um ein Darlehn und ſie brachten ihm den Beſcheid.

Eide Wins war Sprecher für die Stadt. Er redete viel und gutes; aber der Fürſt hörte nicht, was er hören wollte. Von der Frankfurter Treue und feſtem Glauben an ihren Herrn, huben ſie an, und daß ſie nicht wanken und weichen wollten, ob auch alle Städte und Herren ſich dem falſchen Manne verſchworen, und der Kaiſer ſelber ihnen anders gebiete, was ſie doch zu Gott nicht hofften. Aber ſie wüßten, daß Markgraf Woldemar der Große, eines wirklichen Todes verſtorben, und begraben ruhe zu Chorin, und es ſei eitel Pfaffentrug, daß er auferſtanden, und auch eines Kaiſers Wort könne einen Todten nicht lebendig machen.

So ein Fürſt hören muß, was er längſt weiß, wer verargt's ihm, daß er ungeduldig wird! Ludewig ſprang auf, und drückte die Hand dem Rathsherrn auf die Schulter: „Daran erkenn' ich die Weisheit meiner Frankfurter. Ein todter Mann bleibt todt, wir aber haben's mit den Lebendigen zu thun. Nicht wahr, Herr Eide Wins, für ſeines

Fürsten Leben giebt ein guter Bürger, was er hat? Der Todte kann's ihm nicht wiedergeben, aber der Lebendige lohnt's ihm."

Eicke Wins neigte sich tief: „Herr, Ihr sprecht ein gerechtes Wort. Das haben die Frankfurter bewiesen und beweisens Tag um Tag, und wollen's fürder beweisen. Und so unsere Mauern brechen, auch dann noch wollen wir stehen, selber als eine Mauer um unsern Markgrafen, denn er ists. Hundert und Etliche sind schon gefallen, und Viele liegen in den Siechhäusern, aber als der Rath die Gemeinheit fragte —"

„Da antworteten die wackeren Frankfurter, unterbrach ihn der Fürst: „bis in den Tod! Ich weiß es, lieber Getreuer, hab' es selbsten gehört. Aber bei Gott, ich will nicht Euren Tod. Euer Glück will ich, Euren Frieden. Ist nichts mir zu theuer, daß ich ihn nicht damit erkaufe."

„Das weiß die Stadt, fuhr der Rathsherr fort. Und als ein schlechter Mann sagte: du wolltest uns dem Kaiser verkaufen, so er dir Geldes genug biete, den ließ der Rath greifen und schlagen, denn nicht um Geld ist dir zu thun, sondern als du sagtest —"

„Richtig, richtig! unterbrach der Markgraf. Wer mit Karl von Böhmen handelt, verliert. Nun wißt Ihr aber als gute Kaufleute, die gar viel

durch meinen Hofhalt gewannen, die ich mit Privilegien beschenkt, und deren Handel blüht, daß ein Fürst zum Kriege Geld bedarf. Für Euch führe ich diesen Krieg, für Euren Handel, für Eure reiche Stadt."

„Die reich war vor dem Kriege, sagte schnell der Rathsherr. Die Zufuhr von drüben über der Oder wird von Tag zu Tag sparsamer. Unsere Truhen wurden auch leer. Unsere Ausrüstung, die Ausbesserung der Wälle kostete schweres Geld, ohne das, was wir zur Bezahlung deiner Völker bereits vorschossen. Unser Handel ist todt, die Straßen gesperrt, unsre Kähne liegen brach, unser Nothstand ist groß. —"

„Und demnach wird mein treues Frankfurt —"

„Den Namen verdienen, als du ihn dem alten Briezen schenktest. Mit Leib und Seele, Herr —"

„Das weiß ich, und die tausend Mark —"

„Die können wir nicht auftreiben, gnädigster Herr."

Ludewig fuhr köpfings in die Höhe. Sein Blick war nicht holdselig: „Nicht auftreiben!"

„Ist uns unmöglich, durchlauchtigster Markgraf. Wir erwogens gestern im Rath, beschliefens drauf bei uns, und habens heut noch mal erwogen im Rath —"

„So vieler Rath um nichts! Bei den heiligen drei Königen, ich hätte Euch allen Rath geschenkt, so Ihr das Geld gebracht."

„Du wollest nun gnädigst erwägen, hoher Herr, und darum sind wir hier: Erstens —"

„Erstens, Ihr bringt nichts, zweitens, Ihr wollt nichts bringen, und drittens scheert Euch zum Henker!" rief der aufgebrachte Fürst und ging mit großen Schritten auf und ab.

Aber die Bürger jener Zeit ließen sich nicht durch ein rauh Wort abschrecken, klagten auch nicht, daß es ihnen unendlichen Schmerz mache, die Ungnade ihres Fürsten. Neigten sich zwar die drei Rathsherren tief als es sich schickte, standen aber fest auf ihren Füßen, und sprach eben so fest der Cicke Wins:

„Erstens wollten wir Dich bitten, daß Du um deshalben nicht ungeduldig auf Deine treue Stadt Frankfurt blicken mögest, sintemalen wir die tausend Mark nicht um loser Gründe willen, sondern nach reifem Vorbedacht, und in Erwägung der gemeinen Noth verweigern müssen. Da Du aber, als wir nicht zweifeln, des Geldes ermangelst und zur Führung der Fehde bedarfst, wollte Dir der Rath unterthänigst anheim geben, ob Du nicht denen Juden eine Schätzung auflegen möchtest; als, wie Dir und

männiglich bekannt ist, dieses Volk in der letzten Zeit durch Wucher und Zinsen und Schacher sich über die Maaßen bereichert, und es durch die Sünden der Väter und die Verfolgung unseres Herrn und Heilands, so von Alters als in unsern Zeiten, sattsam verdient hat, daß man eine schwere Hand auf sie lege."

Ludewig blieb stehen und strich seinen Bart: „Ei sieht doch, kam Euch die Weisheit über Nacht? Es sind gescheite Leute, meine Frankfurter. Die armen Juden sollen zahlen!"

„Sie sind nicht arm, gnädigster Markgraf. Das Volk ist eitel Lüge, Lüge vom Wirbel bis zur Zeh. Ihre Lumpen stecken voll Goldes. Wenn man in ihre schmutzigen Häuser brechen wollte, man würde erschrecken, was Reichthum sich da findet."

„Ihr mögt sie nicht auf Eurer Messe?"

„Sie sind unsre andern Blutsauger, das ist wahr. Die Pfaffen sind wir los, aber die Juden, wer wird die los, wo sie einmal nisten! Sie verderben Handel und Wandel, und wie die Raupen sind sie da, man weiß nicht woher. Wir liegen zu nahe an Polen, das deckt sie."

„Das ist Euer ganzer Rath für mich?

„So Ihrs uns heißet, gehn wir Euch auch getreulich zur Hand, und weisen Eurem Schatzmeister,

als gute Unterthanen, diejenigen, so die Schätzung am leichtesten aufbringen."

Ludewig erhob sich fürstlich: „Sagt Eurem Rath, so er Rath will, braucht Ludewig von Baiern nicht an's Rathhaus von Frankfurt zu klopfen. Die Juden sind meine lieben und guten Kammerknechte. Sagt das dem Rathe. Will nicht Aufrederei gegen meine Juden. Sagt das dem Rathe. Sagt ihm noch, Himmel und Hölle! sagt ihm, was ihr wollt und haltet das Maul. Euren Rath, steckt ihn ein und freßt ihn auf, mit Stumpf und Stiel. Mir nutzt er nichts."

Betkin von Osten, der mit den Abgeordneten eingetreten war, zupfte dem Fürsten am Rock: „Er nutzt Euch doch."

„Schändlich! mir meine Juden anzugeben! fuhr der Markgraf fort. Fleißige, bescheidene Leute um's Ihre bringen. Schönen Dank für die Freiheiten und Privilegien, mit denen ich die knickrigen Krämerherrn überschütter! Bin ich ein Räuber? Ich bin ein Fürst!"

Betkin Osten stand hinter ihm: „Herr, greift zu, der Rath ist gut. Die Juden sind gut. Schatzt sie!"

Ludewig sprach ihm ins Ohr: „Ich habe sie ja schon geschatzt."

„Wann?“

„Ebezeitern, heimlich!“

„Was thuts! — heut noch ein Mal. Du mußt der treuen Stadt was zu Liebe thun. Die kränkst Du, wenn Du ihren guten Rath abschlägst.“

Ludewig zuckte die Achsein: „Es geht nicht mehr.“

„Die Juden haben immer Geld.“

„Die verfluchten Juden!“ stieß Ludewig zwischen Fluch und Seufzer aus, haben mir abgezwackt da einen Revers, daß ich sie bei der allerheiligsten Jungfrau nie mehr schazen will.“

Herr Eicke Wins trat wieder vor: „Des nächsten zum zweiten, damit Du nicht vermeineſt, hoher Herr, wir weigerten des Geldes uns aus förrigem Sinn und nicht aus gutem Vorbedacht und nach gutem Beſchluß, haben wir unſere Gründe durch unſern Syndicus ausarbeiten und niederſchreiben laſſen, ſo auf ſächſiſch als auf lateiniſch und zu Pergament ſauber bringen, und unſer Stadt Inſiegel daran gehängt. Wolleſt die Urkund' gnädig binnehmen und Unſer in Liebe gedenken.“

Ludewig nahm wohl das Pergament, es wog leicht in ſeiner Hand.

„Ihr lieben Getreuen von Frankfurt! ſprach er, Ihr ſollt nicht ſagen, daß ich zornig bin. Da Ihr

Eurem Fürsten nichts geben wollt, darf er auch nichts von Euch nehmen. Als ich Euer Geld nicht kriege, will ich auch nicht Eure Gründe. Schließt sie in Euer Archiv zum ewigen Angedenken dessen, daß Ihr Euren Fürsten in seiner Noth stecken lasset. Bin Euch übrigens in Gnade gewogen."

Er winkte ihnen, daß sie geben sollten. Aber Betkin Ostern, der gesehen, daß der eine noch etwas unterm Mantel trug, sprach zum Markgrafen: „Die guten Leute haben, als ich meine noch ein Drittes."

„Durchlauchtigster Herr! Als wir Dir gesagt, kann die Stadt nicht aufbringen das Darlehn, das Du gnädigst von ihr forderst. Dennoch haben die von den Geschlechtern absonderlich sich berathen, was ihnen möglich wäre, daß sie zusammen schössen, daß sie Dir zeigen, wie sie treu an Dir hängen. Darum so haben wir zum Aeußersten zusammen gebracht Funfzig Mark, so wir Dir verehren wollen, und bitten Dich, daß Du selbige als eine Verehrung gnädiglich von uns binnähmst."

„Was! rief Ludwig auf. Den Bettel mir! Tausend Mark und dafür funfzig! Mit einem Zehrpfennig mich abspeisen, als wär' ich ein Bettelritter, der von Stadt zu Stadt reitet. Aus den Augen

mir! Ludewig von Baiern bin ich, und Ihr, zum Teufel mit Euch!"

Da gingen die Herren langsam. Ludwig saß mit kochendem Gesicht im Armstuhl.

„Funfzig Mark!" sagte nachdenklich Berkin Osten.

„Abscheulich! So mit seinem Fürsten und Landesherrn verkehren! sprach Ludwig. Als wär es mir um funfzig Mark zu thun."

„Nicht als Anlehn, als Verehrung, sagte der Osten. Sie haben's baar unterm Mantel, ich sah es."

„Bei sich haben sie's?"

„Jezt gehen sie raus. Soll ich sie zurück rufen?"

„Sie verdienen's nicht, sprach der Fürst nach einer Weile. Aber man muß ihnen auch nicht vor den Kopf stoßen."

„Das Pack versteht's nicht besser, gnädiger Herr."

„Weißt Du was! Ruf sie zurück. Sie haben doch 'nen guten Willen. Den muß man ehren."

Die Rathsherren kamen zurück, und das Geld glänzte in neu geprägten Silberstücken auf dem grünen Tische. Der Herr war freundlich, und sprach

wieder gnädig mit ihnen, und ließ ihnen durch seine Schenken einen Becher reichen. Den leerten sie, mit einem Knie gebeugt, und auf das Wohlsein ihres gnadenreichen Fürsten und Herrn. Der ward immer holdseeliger und fragte sie nach dem und jenem und was wohl die Wünsche seiner lieben Frankfurter wären?

„Als Du uns vergönnest, sprach Eicke Wins, zu reden, wie uns ums Herz ist, daran wir unsern wahrhaften Herren erkennen, so ist es wohl schwer, was uns drückt. Das Viertel eines Jahrhunderts lastet nun schon der Bann auf uns. Hören wir nicht Meßgeläut und Glockenklang, und der Weihrauch duftet nicht in unsern Kirchen. Die Pfaffen sind habgierig, gefräßig und unkeusch und herrschsüchtig über die Maaßen. Das ist wohl wahr, und der Mensch kann sonder Pfaffen leben, die nicht zum Guten führen, vielmehr zum Bösen. Aber der Mensch kann doch nicht leben ohne den Herrn und seine Heiligen und seine allerheiligste Kirche. Was gute Leute sind, das hilft sich. Aber der gemeine Mann der lebt als die Heiden ins Gelag hinein, ja, möcht ich sagen, als das liebe Vieh, denn er verlernt die heiligen Gebete und Gebräuche. Weiß kaum Mancher noch, wie er den Englischen Gruß machen soll und fällt nicht auf's Knie, wo er etwan

einen Priester sieht, der das Allerheiligste trägt; ja, es ist schrecklich zu sagen, sie lachen darüber, als wär' es Heidentand. Das ist wohl arg, und wollte Gott, daß es anders wäre. Lieber, gnädiger Herre, darum wollten wir Dich bitten, daß, als es ginge, Du machtest, daß die Glocken wieder läuteten in unserm Lande."

Der Markgraf war sehr ernst worden, aber nicht bös schaute er sie an: „Könnt' ich's, Ihr Herren, seufzte er, es sollten die Glocken wieder läuten hell als in Tirol und Baiern durch alle Marken. Gott besser's! Er wird's bessern. Was wünscht Ihr sonst?"

Da räusperten sich die Herren und besprachen sich leis. Sie wagten nicht recht mit heraus; sie meinten es sei fast zu viel gebeten.

„Durchlauchtigster Herr Markgraf, hub endlich der Wins an, dem Briesen an der Gränze hast Du den Namen geben Treuenbriesen. Sind wir deß weniger werth, Dein treues Frankfurt, das an Dir hielt durch die vier und zwanzig Jahre und jetzt die saure Belagerung ausficht sonder Murren?"

Der Markgraf schwieg.

„Gebr's ihnen, flüsterte der von Osten, der

hinterm Stuhle des Fürsten stand. Es kostet nichts."

„Wir wollen's überschlagen, sprach der Fürst. Heut will ich's erwägen im Rathe, über Nacht beschlafen und morgen will ich beschließen."

Der Osten verzog den Mund und trat vertraulich an die Rathsherren: „Was gilt Euch der Name? 'S ist ein schöner Name: Treuenfrankfurt."

Die Herren sahen sich an, aber Eicke Wins sprach: „Herr von Osten! die Treue erkauft Niemand, die kommt aus dem Herzen."

„Ihr seid in Gnaden entlassen, meine lieben getreuen Frankfurter, sprach Ludwig und stand auf. Von Herzen gern gäb' ich Euch den Namen, aber als Reichsfürst muß ich nebenbei Bedenken tragen, so Erwägung heischen vor Kaiser und Reich. Dem einen Briegen kennt ich's schenken, daß es treu heiße, denn das andere Briegen an der Oder gehört mir auch, und ist's ihm gerechte Strafe, weil es am Betrüger hält. Aber das Frankfurt im Reich gehört mir nicht; und wär's eine arge Kränkung; der Kaiserstadt, wo mein Vater gekrönt wurde, so Ihr an der Oder Treuenfrankfurt würdet und die am Main nennte man wohl gar das untreue Frankfurt. Darum, Ihr Lieben, bescheidet Euch bis auf

Weitres. In meinem Herzen seid Ihr Treuenfrankfurt. Das Uebrige wollen wir beschlafen."

Die Rathsherren waren gegangen, ihr Geld geblieben. Ludewig sprang auf: „Zum höllischen Pestpfuhl die Krämerseelen! Treue und kein Geld! Ich will's in Aufschlag geben das treue Frankfurt! Wer zum meisten bietet, hat's!"

Er ging zornig auf und ab: „Holla, Herr Vetter von Anhalt, Ihr seid im Preis gestiegen! — Wißt Ihr, wie viel Ihr mir heute werth wurdet! Tausend Mark. Bei Gott im Himmel! ich brauche Geld, tausend Mark, Vetter. Laß Euch nicht les, um keinen Heller weniger, so wahr ich Ludewig der Baier bin."

Markgraf Ludewig war ein ritterlicher Herr und an feiner Sitte mochten's wenige ihm gleich thun; heut war er aber in wirrscher Laune. Und dann sind die Feinen oft am schlimmsten. Ist's mit der Feinheit ein doppelt Ding. Die es von Seele sind, und ihr Wandel war gottgefällig, bleiben's auch, wenn es schlimm geht. Die aber in Ueppigkeit und als Gewaltige ihrer Lust nach lebten, und nur fein waren vor den Leuten, als wie man ein glänzend Kleid anzieht, damit man gefällt, die werden, wenn es schlimm geht, recht unfein und ausfahrend, als kehre sich dann heraus, das sie so lang verschlie-

ßen mußten, und wollen ſich nun entſchädigen für den Zwang.

Markgraf Ludewig fuhr umher, da der Graf Woldemar hinausgegangen, als wär' er nicht unter ſeinen Getreuen, deren er doch bedurfte in ſeinen Nöthen. Da war ihm das und jenes nicht recht, da hätte der das thun ſollen und jener dieſes und ſchmähte auf die Mark und ihre Leute, daß ſie's gar nicht verdienten, was er um ſie thue. Was habe er davon als Verdruß und Undank. Und ſo er's recht bedenke, thue er am geſcheiteſten, ſo er ſie dem Kaiſer verkaufe. Der Böhme ſei der rechte Herr für ſolch ein Land.

Hatte er gemeint, ſie würden widerſprechen, da hatte er ſich geirrt; ſie ſchwiegen. Ein Ritter ſprach: „Man muß es dem Luxemburger laſſen, Ordnung weiß er einzuführen, wo er das Regiment hat."

Das gefiel Ludwig noch übler, daß ſeine eigenen Mannen ſeinen Feind lobten.

„Das mein ich, daß der Luxemburger ſein Geld gut anwendet, ſprach er. Bezahlt meine Räthe, daß ſie ihm das Wort führen. Wißt Ihr noch mehr zu ſeinen Gunſten? Wollt mich ihm verkaufen? — Was ſag' ich, Ihr habt's ja ſchon gethan." Er war aufgeſprungen und ſchritt zornig

umher. Mancher, den sein Blick da traf, senkte die Augen.

„Sünd' und Schande! in meiner Ritter Taschen klimpert des Kaisers Geld. — Beschwagen ließen sie sich von einem Pfaffen. — Wo wären wir heut, wenn meine Ritter Männer waren!"

„Herr! sagte Berlin Osten, der auch die Augen niedergeschlagen hatte, Friedrich von Lochen rieth es uns selber."

„Wenn Einer Geld fortwirft, soll man's nicht liegen lassen, sagte Konrad Winning, zumal Feindesgeld."

Der von Sack aber sprach: „Und rein fortgeworfen war's. Ohnedem hätten wir ihn nicht angegriffen. Wir waren zu schwach."

„Sind wir jetzt stark, sagte Ludewig, da sie uns in das Mauseneſt gesperrt."

„Stärker als damals, sprach der von Sack. Der Feind, als er aus Saarmund ausrückte, da schon war er doppelt so stark als wir. Unterwegs strömten sie ihm zu. Wäre der Kaiser noch zugestoßen, wäre keiner von uns davon kommen."

„Weil der Kaiser eine Memme war, rief Ludewig auf, mußten wir's auch sein!"

„Wir handelten nur als es klug ist im Krieg. Das Geld, gnädiger Herr, so uns der Pfaff zu-

ſandte, daß wir's ſagen, haben wir zu Deinem Beſten verwandt, das iſt, auf unſre Rüſtung. Löſten auch dafür Deine Roſſe und Rüſtwagen ein, ſo die Stellmeiſter gefangen, und war Dir es ganz recht, daß wir des Kaiſers Geld genommen. Du lachteſt, als Du's hörteſt, und haſt uns nicht geſcholten damals. Zudem verhandelten wir dabei zu Deinem Beſten, daß der Kaiſer gen Berlin vorrückte und ließ uns dafür hinter ſeinem Rücken über die Spree bei Köpnick. Ohnedem wären wir nicht nach Frankfurt kommen ſondern zum Treffen mit ſeinem Heere So der Kaiſer auch das Schlagen vermied, ſeine Feldhauptleute hätten losgeſchlagen, und als ſchwach wir waren, wir wären aufgerieben worden. Nun haben wir die feſte Stellung hier, die Oder iſt unſer, und Zufuhr von der Neumark und Polen und der Schleſi. Das, gnädiger Herr Markgraf, verdanken wir, und Du dank'ſt es auch, daß wir es heimlich thaten mit dem Pfaffen."

„Iſt das offene, ehrliche Fehde! Sind das Ritter! rief Ludewig. Wird man's glauben in der Folgezeit!"

„Gnädiger Herr, ſprach Ludewigs Geheimſchreiber, der inzwiſchen auch eingetreten war, man muß unterſcheiden, mit wem man's zu thun hat. Anders ficht der Chriſt und Abendländer gegen Türken und

Heiden, anders gegen seines Gleichen. Karl ficht gegen Deine Herrschaft nicht mit dem blanken Schwert, sondern mit Ränken; also bist Du des vollen Rechtes, Dich gleicher Waffe gegen ihn zu bedienen. Und als die Waffen zwischen den verschiedenen Feinden, so sind sie auch verschieden zu den verschiedenen Zeiten. Weißt Du, ob man nicht in der Folgezeit mit Verhandlungen statt mit Schwertern Kriege führen wird? Item ist es im Kriege erlaubt, jeden Vortheil, der sich uns bietet, zu ergreifen. Ja, es ist Pflicht. Wer Blutvergießen spart ist Gott aber wohlgefällig, darum ist es auch nach Gottes Willen, so man mit Gelde abthut, was, ohne dem Menschenleben kostete."

„Und noch mehr, wenn man Geld kriegt," sprach Betkin Osten für sich.

„Am Ende soll ich noch meine Ritter beloben, daß sie sich bestechen ließen," sagte Ludewig.

„Wen Du beloben müßtest, sagte Konrad Winning, das ist der Ritter, welchen der Kaiser an den Mann schickte, daß er nicht loschlagen solle. Denn ohne den, Herr, wär's uns schlimm ergangen. Sein Roß stürzte, daß er ihn ereilte. Da warf er sich auf zween Bauerpferde; wenn das eine müd' ward, schwang er sich auf's andere, und kam noch just am

Morgen an, als der Mann auf der Höhe bei Trebbin seine Völker zur Schlacht ordnete."

Betkin Osten sagte: „Die Fürsten sollen gespuckt haben, und seine Hauptleute mit den Zähnen geknirscht. Ich weiß es von einem Vetter, der dabei stand. 'S ist wunders, was der Mann über sie vermag. Der Sachse und der von Anhalt sagten, der Kaiser hätte ihnen einen Quark zu befehlen, wo es ihr Erbe gilt, und der Mann allein war es, der sagte, man müsse dem Kaiser gehorchen. Und sie fügten sich."

„Die Puppe muß dem gehorchen, der sie am Draht führt. Wundert Euch das!" sprach der Markgraf.

„Einige gute Leute drüben, sagte Konrad Winning, schwören Stein und Bein drauf, er sei der echte."

Ludwig lachte bitter. Betkin Osten aber erzählte weiter, was alle in Verwunderung setzte. Wie der Mann die Botschaft auf dem Hügel angehört, und drauf lange Zeit dem Boten ernst in's Gesicht geschaut. Als die Hauptleute schrieen: „Es ist eitel Trug!" habe er gen Himmel geschaut, und gerufen: „Es ist Wahrheit und sein Fingerzeig." Drauf habe er den Boten zu sich gerufen in eine Hütte, dieweil die Fürsten unmuthig draußen stehen

geblieben. Aber, wie auch die Hauptleute gedrungen, sie sollten zur Schlacht blasen lassen und sich nicht kehren an den alten eigensinnigen Mann, es habe es keiner auf sich nehmen wollen. Solches Ansehens genieße er, und verstände den Krieg als ein geborner Feldherr, was Alle sehr verwunderte.

Einige meinten, das sei richtig, daß er aus dem Morgenlande gekommen. Und es heiße, daß er beim Priester Johannes gewesen, der habe ihn Weisheit gelehrt und so geheime Kenntnisse, daß er die verborgensten Dinge wisse. „Er hat ihm die Todten aus der Gruft beschworen, sagte Einer, und ihre Gesichte; so hat er die Gestalt vom Markgrafen Woldemar angenommen, und auch die Wunde über der Stirn."

„Die hätte er bequemer mit einem Küchenmesser, sprach bös der Markgraf. Will mir auch eine Wunde schneiden, so darum das elende Volk mir traut."

Da es der Markgraf ungern vernahm, zischelten sich die Herrn noch vieles leise zu. Wie der Bote, der ein Räuber gewesen, darauf mit dem Manne aus der Hütte getreten, und wie er ihn den Fürsten vorgestellt als seinen liebsten Freund. Worüber jeder sich unterschiedliches gedacht. Und auf der Stelle

habe der Markgraf das Schwert gezogen und den Boten niederknieen lassen, und ihn zum Ritter vor'm ganzen Heere geschlagen. Die Märkischen hätten gemeint, um einer Botschaft willen verdiene Einer das noch nicht. Aber der Mann habe geantwortet: er wolle es vor Kaiser und Reich verantworten. Und drauf habe der neue Ritter ihm zur Seiten reiten müssen, als wie sein Sohn, und auch der Kaiser habe es gebilligt, und rede man im Heere wunderbarliches von dem Recken.

Ludewig, den gar große Ungeduld plagte, war wieder aufgesprungen, er hatte es gehört: „Verwundert's Euch! Lüstet Euch's für Eure Söhne nach dem Ritterschlag? Brut hält zur Brut. Er war ein alter Räuber, als ich weiß, aus den Heiden, und das ist ein junger Räuber. Einer ist des Andern werth, und dieser Kaiser solcher Leute."

Als der Markgraf das sprach, schmetterten draußen Trompetenstöße, und da sie zum Fenster hinaus schauten, schien die Sonne, so grad durch die Wolken brach, auf viel Volkes, das um zween Reiter sich drängte. Reiter, hochbewimpelt mit Federn, der eine im glänzenden Harnisch, der andere im bunten Heroldsrocke, den Stab in die Lüfte schwingend. Es war ein froher Anblick den Bürgern, sie

jauchzten drum, und der Zug bewegte sich nach dem Rathhause.

„Was soll das?“ fragte Betkin Osten, als Betke Botel eintrat und einen Kaiserlichen Herold und Abgesandten meldete.

Der Markgraf nickte Gewährung.

„Er ist's. Derselbe,“ murmelten die Ritter.

„Sanct Florian und Sanct Martin! rief Ludewig, der Gesell, der mich vom Rosse stieß.“

Die Boten traten ein. Das war ein schöner Anblick, der Ritter, und die ihn sahen freuten sich der Heldengestalt. Um Kopfesgröße über die andern ragte Heinrich, und sein glänzender Stahlharnisch saß wie gegossen um die schlanken, starken Glieder. Sein Helmbusch wogte bis fast an den Balken. Und vor den Markgrafen trat er, als sei er gewohnt vor Fürsten zu stehen, und schaute aus dem aufgestülpten Helmsturz Ludwig an, als wär's ein alter Bekannter, und er habe recht große Freude ihn wieder zu schau'n.

„Der fiel von adligem Blute,“ flüsterte Konrad Winning dem Osten zu. „So schaut kein schlechter Mann.“

„Sprich's nicht zu laut, lächelte Betkin; der sieht mir dafür aus, daß er um seiner Mutter Ehr', Dir die Knochen einschlägt.“

„Sprich!" sagte der Markgraf und nickte ihm, dem Ritter, stolz zu.

Aber Heinrich trat um einen Schritt zurück und wies auf seinen Begleiter: „Zuvor der Bote eines Höheren, als Dir's beliebt, Herr Herzog!"

Der Herold pflanzte seinen Stab auf: „Im Namen meines Herrn. Karl von Luxemburg, König von Böhmen, erwählter Römischer König und Kaiser, allzeit Mehrer des Reiches, Dir Herzog Ludewig von Baiern, wie auch Grafen von Tirol, seinen Gruß!"

Ludwig fuhr auf, aber er faßte sich: „In Anbetracht, guter Herold, daß Du unterwegs viel Wind und Wetter geschluckt, will ich's überhört haben, daß Du dem Einen zu viele Titel und dem andern zu wenige gabst. Was entbietet Dein Herr, der König von Böhmen, der ein Bischen zu früh nach meines Vaters Kaiserkrone griff, was entbietet der allzeitige Mehrer seines Reiches dem Churfürsten und Markgrafen von Brandenburg, der hier die Ehre hat in Person vor Dir zu sitzen. Mach's kurz, wir haben nicht Zeit als Andere thun, uns um Dinge zu kümmern, die uns nichts angehn."

Der Herold fuhr fort:

„Daß er gekommen in die Marken gegen das Slavenland, auf die Kunde davon, daß ein Mann

daſelbſt aufgeſtanden, der ſich Woldemar nenne, und fürgebe, Markgraf Woldemar der Alte, des Markgrafen Konrad Sohn zu ſein, und, daß dies Irrungen mancherlei verurſacht, ob er es ſei oder fälſchlich fürgebe, darum iſt er in eigener Perſon gekommen und will gutes Gericht halten als Richter und höchſter Schiedsherr im Römiſchen Reiche. Und was er entſcheidet mit ſeinen Räthen das ſoll Recht ſein. Und das Gericht wird er halten in ſeinem Lager zu Heinersdorf bei Müncheberg am Dienſtagen nach dem erſten Advent. Und läßt es Dir kund thun, vor allen dieſen Gegenwärtigen durch mich, daß Du Dich geſtellen mögeſt und fürbringen von Deiner Seite, was Du habeſt fürzubringen zu Wahrung Deiner Anſprüche. So Du erſcheineſt bring ich Dir ſicher Geleit, ſo Du aber nicht erſcheineſt, als wird wider Dich —

Ludewig war aufgeſtanden. Sie fürchteten, er werde dem Herold ins Geſicht ſpeien. Der ſchwieg auch ſtill, als eingeſchüchtert vor dem Blicke. Aber Ludwig, da er eine Weile ihn zornig angeſchaut, ſtieß er heraus:

„Ich werde erſcheinen.“

Und dann winkt er ihm mit der Hand, daß er gehen ſolle. Er wolle nicht mehr hören. Es war keiner froher als der Herold, der doch auch ein

Mensch iſt, und ſo das Schelten auch nur dem Herren gilt, deſſen Kleid er trägt; unterm Kleide ſchlägt doch auch ein Herz in Furcht und Luſt. Die Andern ſchauten ſich desgleichen verwundert an; wußten nicht wo Ludewig hinaus wollte.

„Und Du? ſprach der Fürſt und wies auf Heinrich. Wer ſendet Dich?“

„Mein Herr und Gebieter, Markgraf Woldemar von Brandenburg.“

Da ſchwoll die Zornesader fingerdick auf Ludewigs Stirn: „Wer erfrecht ſich des Betrügers Namen in meiner fürſtlichen Gegenwart zu nennen! — Geſell, hörteſt Du nicht eben, daß der Kaiſer über den Mann Gericht halten wird? Wer biſt Du, daß Du Dich erdreiſteſt als Bote eines Verbrechers zu mir zu kommen.“

„Sein Mann und Ritter, Herr Herzog von Baiern. Und er ſendet mich zu Euch, daß ich Euch fragen ſoll —“

„Das iſt zu arg!“ ſchrieen ſie von allen Seiten. „Hört ihn nicht.“ „Er iſt kein Ritter.“ — „Reißt ihm die Sporen ab.“

Das hätte wohl Keiner gethan, der Heinrich ins Geſicht blickte. Er ſtand auch da, die Linke am Schwertgriff, ruhig, als wären's Mücken, die um ihn ſchwirrten.

„Hinaus!“ sprach Ludewig und wandte ihm halb den Rücken. Der Markgraf von Brandenburg nimmt keine Botschaft an von Dieben und Gaunern.“

„Ihr wollt mich also nicht hören,“ sprach Heinrich, und ließ die Degenscheide fallen. Drauf wandt er sich an die ihm folgten, und sprach: „Packt wieder auf die Rosse.“

Nun sah man's, wie seine Leute volle klirrende Säcke trugen. Da erst blickten Aller Augen auf ihn und sein Gefolge. Was mag er gewollt haben, fragten Einige. Man hätte ihn doch hören müssen, sagte der Kanzler.

Ludewig sprach zu Betkin Osten: „Als Du sagtest, bat ihn der Kaiser anerkannt.“

„So ist's, als Ritter. Er erscheint an seinen Hof.“

„Wenn's der Kaiser that, meinte Ludewig, dann kann man auch mit ihm sprechen, ohne sich zu vergeben.“

„Herr Abgesandter!“ rief dem Heinrich Betkin Osten nach.

„Nicht doch, verbesserte Ludewig. Als Abgesandten erkenn ich ihn nicht. Als Ritter — wie heißt Du, das thut nichts zur Sache. Was willst Du?“

„Im Namen meines Herrn, des Markgrafen Woldemar soll ich Dich fragen —"

„Frag Du für Dich allein. Du kriegst eine bessere Anwort," fielen sie ihm ins Wort.

„Was Du Lösegeldes begehrst für den jungen Grafen Woldemar von Anhalt, den Gottes Hand und des Krieges Geschick in Deine Gewalt gab? Als an ihm, will er seinen theuren Vetter lösen. Und bin ich deß beauftragt mit Dir zu verhandeln."

„Wer will den Grafen lösen?" Alle hatten den Boten verwundert angeschaut.

„Der, dessen Namen Dir Ohrensausen macht. Will ihn drum nicht wiederholen."

„Was bietet er mir?"

„Ist kein Handelsmann, der aufschlägt und abdingt. Was Dir der Graf werth sei, das sollst Du gradaus sagen."

Ludewig wandte sich zu seinem Kanzler: „Wir setzten ja wohl auf tausend Mark das Lösegeld?"

Die Herren schauten den Boten an, was er drauf sagen werde. Fast war es doch zu viel gefordert; es haben größere Herren um ihre Lösung gedingt.

„Er läßt wohl mit sich handeln," flüsterte ihm der Kanzler zu.

„Tausend Mark ist viel, sprach Heinrich, doch meinem Markgrafen nicht zu viel um einen theuren Vetter. Nehmt Ihr's Herr Herzog mit gutem Gewissen, so darf ich's zahlen mit guter Vollmacht. Denn Markgraf Woldemar sagte mir: um einen Prinzen vom Hause Anhalt darfst Du nicht dingen, was er werth sei."

Da wurden die Beutel auf seinen Wink gelöst und das Geld aufgezählt auf den Tisch. Alle gafften drauf; denn viel Geld beinander hat einen eigenen Glanz; der verblendet auch gute Augen. Auch der Markgraf, der's noch nicht glauben mochte, daß sein Feind so viel auftreiben können, und da er's konnte, daß er's ihm schicken werde, sah noch drauf, als wär's Zaubergeld.

„Ist's richtig? Ihr versteht das besser," sagte der Bote, der vom Tisch absah, als kümmere es ihn wenig.

Der Kanzler sprach mit seinem Herrn leis. Ludewig aber rief auf:

„Der Graf von Anhalt ist frei."

„Also ist mein Geschäft gethan," sprach der Bote und neigte sich. Er wollte gehen.

„Hallo! rief ihn Ludewig an, da er mit den Sporen in den Teppich gerathen war. Du bist

der Syoren noch nicht gewohnt. Meine Kammerknechte ſollen Dich los machen."

„Kann's ſelber," ſprach der Bote, und riß den Teppich mit dem Fuß durch.

„Hab gar nichts wider den Boten, ſagte der Markgraf zu den Seinen, die ihm ins Ohr geſtichelt. Der Knecht ſchlachtet nach dem Herrn. Wo ſollte er einen beſſern herkriegen?"

„Seine Beſten, Herr Herzog, ſprach Heinrich, der's gehört, die ſchickt mein Markgraf aus, wenn er Euch ſchlägt. Geld, meint er, nehmt Ihr von Jedem an."

Ludewig ſah ihn von Kopf bis Fuß an: „Deine Zunge iſt flink wie Deine Füße. Um's Botenlaufen bei Nachtzeit ſchlug man Dich ja wohl zum Ritter. Das iſt ein gutes Botenlohn."

„So man mich drum ſchlug, hab ich's doch um anders verdient."

„Wie das?"

„Das iſt von Aelter her."

Die Ritter lachten. „Am Ende iſt's ein alter Edelmann, der aus Verſehn dem Müller die Säcke trug."

„Er ritt auf 'nem Eſel, und meinte, es ſei ein Pferd," rief ein andrer.

„Komm zu uns, wollen Dir Lehrſtunde geben, wie man im Sattel ſitzt.“

„Mich ſchönſtens zu bedanken. Wie man einen raus hebt, das lernt ich ſchon in Brietzen. Da, als mein gnädiger Herzog vergönnet, mein ich, ſind mir die Sporen verdient. 'S war kein Mann als ich bin, es war der Herzog Ludewig von Baiern, der aus dem Sattel flog.“

Als die Abgeſandten zur Thür hinaus waren, ſchüttelte Ludewig den Kopf: „Das iſt ein fürchterlicher Feind!“

Die Ritter hörten's unwillig. Sie wollten ihm Muth einſprechen; denn noch war keine Schlacht verloren.

„Was ſchiert mich die Schlacht, ſprach Ludewig! Wie kann man aber Einen überwinden, der aus Nichts Geld macht und's hingiebt wieder um Nichts! Oder fürchtet Ihr den Grafen von Anhalt? Ich gäbe nicht zwei Hund — —“ Er lachte hell auf, und überzählte das Geld: „Aber, kommt's auch von einem falſchen Manne, das Geld iſt doch nicht falſch.“

.....

Achtzehntes Kapitel.

Das Lager.

Da um Frankfurt ſind tiefe Hohlwege in den Lehmbergen, und dazumal wölbten ſich Kiefern und Buchen drüber zum Dache. In einem derſelben ritten zween Reiter und hatten Noth mit dem ſchlimmen Wege. Der war voller Steine und Koth, als wie wenn es lange geregnet hat, und die Roſſe verſünken tief. Und von oben träuften die gelben Blätter, und fielen ſelber ab auf ihre Harniſche und Röcke. Aber zugleich ſchien die Sonne gar lieblich durch und neckend; denn es war klarer Himmel worden. Die helle Sonne, wenn auch im November, erquickt das Herz. Der eine Reiter, obwohl in ſchwerer Rüſtung, trug es auch leicht und lachte, der andere, im Mantel, war ſchweigſam und ſah finſter vor ſich hin.

Beide ſind uns gute Bekannte. Da ſie nun hinauskamen, und das offene Feld vor ihnen lag,

und weiter die Zelte und Hütten des kaiserlichen Heeres und die vielen Banner in die Lüfte ragten, und der Rauch von den Feuern in die Wolken wirbelte, und die Kriegsleute lustige Lieder sangen, — denn der Deutsche muß singen im Feld, sonst ist's ein schlechter Krieg für ihn — da sollte man meinen, das Antlitz des Traurigen hätte sich aufheitern müssen. Denn er kam aus der Gefangenschaft, und vor ihm war die Freiheit und seine Freunde. Das sagte auch der Andere zu ihm.

„Du freust dich nicht, Woldemar."

Der Andere hüllte sich in seinen Mantel.

„Sie sehen uns scheu, sprach Heinrich. Wie sie dir entgegenreiten werden und dich einholen! Das soll mein Herz erfreuen, daß ich ihnen meinen liebsten Herren wieder bringe. Gieb mir deinen Mantel; dann reite ich hinter dir, als dein Diener."

„Du bist ja des Mannes Diener," sprach Woldemar.

„Des edlen herrlichen Mannes. Ach, Woldemar das ist ein hoher, ein königlicher Greis. Er liebt dich als ein Vater, hören hättest du sollen, wie er um dich zu den Fürsten redete. Selber dein Oheim sagte, es sei zu viel was Ludewig fordere, und nicht aufzubringen. Da sprach er zu ihm, es sei

nicht zu theuer, um den Erben seines Reichs. Drauf ließ er alle die Geschenke bringen, die ihm die Städte verehrt, und versetzte sie bei des Kaisers Hofjuden!"

„Mit eines Juden Groschen losgekauft," knirschte der junge Fürst.

„Und was fehlte, dafür setzte er sein fürstlich Wort ein!"

„Wer?"

„Markgraf Woldemar!"

Es zuckte in dem jungen Fürsten und er wollte sprechen, aber er schwieg und bezwang sich. Reichte dem Freunde die Hand und sprach: „Wir trennen uns hier. Reite du grad aus und laß dich einbolen mit Trompeten. Denn dir gebührt Ehre. Mir ziemt, daß ich dort von der Seite ins Lager schleiche,"

Er hatte sein Pferd umgewandt, und Heinrich that es im Herzen weh. Nun erst dachte er's, warum das seinen Freund so schmerzte, was ihn so froh machte. Da machte der Graf doch noch einmal kehrt. Er ritt auf Heinrich zu, und reichte ihm die Hand.

„Vergieb mir Heinrich! Ich vergaß dir zu danken, was du um mich thatest. Kannst du dafür, treue Seele, daß sie dir zween Beutel Goldes ge-

ben, statt zwo Schaaren tapferer Leute! Du wärst für deinen Freund auch auf die Zinnen geklettert, hättest lieber mit Schwertern gehandelt als mit Groschen. Es sollte nicht sein. Ich kam nur zu kurz, du nicht. Dein Stern geht auf; meiner verbirgt sich hinter immer dichtern Wolken. Doch beim Allmächtigen, ich neide es dir nicht. Wohl Heinrich; will mich zwingen, daß ich's dir gönne."

Er schüttelte ihm heftig die Hand, und war's als blinzte eine Thräne im Angesicht des Fürsten, aber er wandte es rasch ab, und sprengte fort. Mit mancherlei Gedanken beschäftigt ritt Heinrich weiter, und sie waren schon um ihn und jauchzten ihn an, als er erst merkte, daß er am Lager sei.

Ein Heerlager sieht aus als das andere. Drinnen ist alles bunt, laut und der Seegen Gottes ist umhergestreut, als wäre Fülle und Ueberfluß, aber draußen, auf zwei, drei, bis sieben Meilen in der Runde sieht es aus als eine Wüstenei, und es wird immer öder je voller und toller es im Lager wird. Da wühlen sie in Heu und Streu, und die Hütten strotzen von Schilfdächern, aber in den Dörfern haben sie die Häuser abgedeckt und die nackten Sparren knarren im Winde. Da treiben die Knechte das Vieh rudelweis mit den Sporen durch die Gassen, und der Rumormeister hat von früh bis

spät zu thun, daß er sie sauber schafft von den Eingeweiden, den Gliedmaaßen und dem Blute, das die Kriegsleute umherwerfen, oft auch Fleischstücke, deren manches einem Bauer eine Woche den Hunger stillte. Und im Muthwill jagen sie die Gänse und Hühner und hetzen sie aufeinander, daß von dem Gegacker und Geschnatter die Ohren dröhnen. Derweil ist's in den Dörfern stille, man hört keine Kuh brüllen, und die Tauben flattern fort, weil sie keine Nahrung finden. Ein großes Lager ist in einer Gegend als ein Schwamm, der alle Feuchtigkeit einsaugt, und draußen wird es trocken. Der Schwamm behält das Wasser, bis man's ausdrückt; aber in einem Lager, Gott weiß, wo es bleibt. Wenn es Wochen dauert und Monden werden sie mager vor Hunger und wenn die Gegend auch so reich war, daß ihrer drei Mal so viel vollauf gehabt auf lange Zeit.

Im Lager bei Heinerodorf sah es itzt noch so lustig aus, als sei ein großer Markt. Die Gassen waren rein. Kaiser Karl liebte die Ordnung. Blanke Spiele, wo Frauen nicht zuschauen, dünkten ihm wüste Raufspiele: drum hatte er nicht die Fürsten und Herren allein, auch ihre Frauen und Fräulein geladen, und gesorgt, was an ihm, daß sie Kurzweil fänden. Da gab es Tanz und Bankette

unter den aufgespannten Zelten, Ringelstechen und Pfänderspiele. Der Kaiser selber hielt sich nicht für zu hoch, er spielte mit. Sie verwunderten sich über seine feine Art, und die Fräulein hatten ihn gerne. Er aber verwunderte sich, daß sie so gar unfein waren. Er dachte, wäre das mein Land, es sollte anders werden.

Wer ihn so huldreich umherreiten sah, und er dankte für jeden Gruß und scherzte mit den Herren und schäkerte mit den Frauen, wer hätte wohl vermeinen sollen, daß so schwere Sorgen auf ihm lasteten, und daß der feine Ritter der große Kaiser war, der für das ganze heilige römische Reich denken mußte und noch mehr. Die anderen Fürsten zeigten sich nicht oft den Völkern. Der alte Markgraf aber, der ritt noch seltener aus. Es schickt sich für Einen, der vor Gericht treten soll, daß er in Einsamkeit und Stille sich vorbereitet. Und für den Kaiser schickte sichs nicht, daß er einen sah, und freundlich mit ihm verkehrte, über den er richten sollte. Die arge Welt hätte gesagt, er verstände sich mit ihm.

Aber auch mit den andern Fürsten mied Karl heimliche Zwiesprach; er empfing sie mit Ehren, aber nimmer anders denn im Beisein seiner Räthe

und bei aufgeschlagenem Zelte. Die Sachsen und der von Anhalt waren gar unzufrieden damit.

„Das ist der böse Trieb in der Creatur" sprach Karl zum Herzog Bogislav von Pommern, der ihm sein Töchterlein vorgestellt und an der Hand des lieblichen Kindes vor dem Kaiser stand, „daß jedermann nur und zuerst an sich denkt. Sie vermeinen, ich sei nur hier ihretwegen und nicht um des gesammten Reiches willen. Da soll ich jedem mein Ohr leihen, und er hat nur ein Anliegen für sich und verzettelt die andern. Was kümmerts mich, wer dieses Land besitzt, hab' ich nicht anderwärts im Reiche Sorge genug! Italien fordert dringend meine Gegenwart, so Burgund und meine Erblande. Was müssen sie mich immer rufen, wo sie nicht aus und ein wissen?"

„Du bist ja der Kaiser," sagte die kleine Elisabeth, die ihn groß angeschaut.

Karl sah das kluge und hübsche Kind wohlgefällig an und streichelte ihre Backen.

„Mein liebes Kind, das ist ein schwer Amt."

„Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand, sagt Mutter."

Die Rede des Mägdleins gefiel dem Kaiser so wohl, daß er herzlich lachte, und fragte sie:

„Möchtest du wohl meine Kaiserin sein?"

Elisabeth ward nicht roth, aber sie senkte ihr Köpflein, und sah ihn dann ruhig an: „Ja wenn ich groß bin. Jetzt bin ich noch zu klein.“

Da lachten alle umher, ihr Vater aber sprach: „Euer Majestät setze dem Kinde nichts in den Kopf. Es ist ohnedem klug genug. Ist überhaupt ein Elend, das die Leute jetzt zu klug werden. Man weiß schon nicht, wie mans mit ihnen anfangen soll. So die Fürsten klug wären, das wäre schon gut, aber was brauchts das Volk zu sein.“

„Es ist eine wunderbare Fügung Gottes, sprach der Kaiser, in die wir uns aber fügen müssen in Geduld. Ihr könnt's nicht ändern, lieber Vetter.“

Der Pommerherzog war aber nicht um der Geduld willen da. Er hatte sich heftig beschwert über die Frechheit des Mannes, der den pommerschen Feldhauptmann, den Günther von Schulenburg, in Angermünde nicht einlassen wollen.

„Wär Eure Majestät nicht hier, ich hätte ihm die Thür eingerannt, mit pommerschen Kolben. Mich abzuweisen an der Schwelle, beim heiligen Otto, ich hätte ihm gesagt, was ein Herzog von Pommern ist.“

„Dem Herzog von Mecklenburg ging's ja nicht besser.“

„Ist das Art von einem, der doch will Euer

Majeſtät Gericht nicht vorgreifen. Aber ſei er ein Fürſt, ſo ein Fürſt den andern ehrt durch ſeinen Beſuch —"

„Ich hörte, Ihr wäret die Stiege hinauf gepoltert, ſonder Anmeldung."

„So Einer hätte mir entgegenſtürzen und den Steigbügel halten müſſen. Ich will nichts ſagen, weil Eure Majeſtät drüber entſcheiden wird. Aber glaubt mir's, die von Anhalt und der Sachſe ſpielen ſchlecht Spiel mit uns. —"

„Was für ein Spiel!" Der Kaiſer ſtand auf, und ſchaute den Herzog mit einem Blicke an, den der nicht ertrug. — „Ich hoffe, vor des Kaiſers Gegenwart iſt alles Wahrheit. — Mein lieber Vetter von Pommern! ſprach er freundlich und legte die Hand auf ſeine Schultern, ich weiß, was Ihr denkt, ich billige es auch, verſteht mich wohl. Ihr habt indeſſen in Eurer Weisheit gewiß auch das erwogen, daß Menſchen irren können. Fürſten ſind auch Menſchen. Der Schein kann trügen, ſelbſt vor Gericht. Da entſcheidet der Himmel allein, und wir fügen uns, wie in allem, ſeinem Willen. — Im Uebrigen vertrau ich auf den Rath meiner Fürſten. Der fromme Erzbiſchof von Magdeburg, den wir ſtündlich erwarten, ſeine Weisheit wird mich leiten. Wie ein Kind auf die Worte

seines Vaters, trau ich auf ihn. Ludewig hat meine Ladung angenommen. Er ist kein schlimmer Mann; das dürfen wir nicht vergessen. Gott lenkt oft wunderbar die Herzen der Menschen. Sonst — ich sage das nur Euch, Vetter, — Schwedt und Vierraden, Ihr rechnets noch zu Pommern, die Brandenburger zur Ukermark — das ist gleichgültig, versteht mich recht, die Ukermark bleibt Ukermark; wollte Gott, ich könnte ihr einen so würdigen Herscher verschaffen, als ich ihn allen Marken wünsche. Und wenn der Markgraf wird — ich meine, wie das Gericht entscheiden wird — für den meine stillen Wünsche schlagen, dann Vetter, sorgt nicht mehr wegen des Lehnverbandes. Ich klage meine kaiserlichen Vorfahren nicht an; sie ruhen in Gott. Aber es war unbillig, was sollte der mächtige Pommer grade bei Brandenburg zu Lehne gehn! Ich schweige, wie gesagt, darüber, Vetter, ein Kaiser darf nicht die leisen Gedanken des Menschen verrathen. Aber — lieber Vetter von Pommern, jedes Wort mehr wäre von Ueberfluß — und Ihr wißt, was ich will."

„Was will er denn?" sprach halblaut der Herzog als er aus dem Zelt trat, und die Hand betrachtete, die noch den Druck der kaiserlichen fühlte.

„Das hat der Kaiser nicht gesagt, Vater!“ antwortete Elisabeth.

Aber der Kaiser sah der Kleinen wohlgefällig nach: „Was meinst Du?“ sprach er zu Kochan von Wersowetz, der noch vergebens in den Zügen seines Herrn nach der Richtung seiner Gedanken studierte.

„Die Pommern stehen nicht auf festen Füßen.“

„Wenn sie getrunken haben, mein Kaiser, als wir Alle. Sonst, seht doch die Beine an!“

„Ich meine, die Söhne meines Vetters. Sie siechen schnell hin.“

Der Böhme war itzt auf den richtigen Weg gebracht: „Euer Majestät, Pommern ist kein Weiberlehn.“

„Kaiser und Reich können es dazu machen, wo Gefahr ist, daß ein so ehrenwerthes, altes Geschlecht ausstirbt. Pommern ist ein alt slavisch Land als Böhmen. Nicht Kochan?“

„Gewiß Herr!“

„Es thäte Noth, daß seine Fürsten ihre rechte Aufgabe erkennten. Sie begünstigen allzusehr die Deutschen. Nichts als deutscher Adel, deutsche Colonisten, deutsche Städte. Ich bin zwar auch von deutschem Blute, aber ich weiß, was es heißt, Fürst über ein edles slavisches Volk zu sein. Nicht wahr Kochan?“

„Eure Werke, Herr, wird Böhmen in Ewigkeit rühmen.“

„Ein Fürst soll edle Sitte fördern, aber er darf die alten Sitten, die Sprache und das eigne Wesen seines Volkes nicht unterdrücken. Das wäre despotisch und unverständig. Aus einem tüchtigen Volke, das sich selbst vertraut, wächst dem Fürsten seine beiligste Kraft. So wallte ich in Böhmen. Es ist Unrecht, wie die Pommerfürsten thun, die den edlen Stamm, aus dem sie sprossen, gering schätzen. Es ist ein Jammer, wie sie das slavische Wesen verkennen. Die alten pommerschen Geschlechter sterben aus, in Wehmuth und Groll, daß man ihrer nicht achtet. Es wäre ein gutes Werk, so ein Fürst —„

„Wie mein Kaiser über Pommern herrschte.“

„Was sagtest du da, Kochan!“ fuhr der Kaiser aus scheinbarem Nachdenken auf.

„Böhmen und Pommern ein großes slavisches Reich. Die Brücke zwischen Beiden ist nur zu lang. Schade, daß Gott Euer Majestät zur Zeit noch keinen Sohn geschenkt.“

„Ich zähle ja selbst erst dreißig und zween Jahre,“ lächelte Karl.

„Aber die kleine Prinzessin kaum acht. Zudem trauern Euer Majestät noch um Dero Gemahl die

erlauchte Kaiserin Bianca, des Königs von Frankreich hohe Schwester."

„Gott habe sie selig, mein frommes Gemahl!"

„Desgleichen, Ihre Majestät, sind die Heirathsverhandlungen mit der Prinzessin Anna von der Pfalz im besten Gange. Oder so diese sich verschlügen, neigten Eure Majestät Dero Augen auf die Tochter des Herzogs von Jauer. Durch jene Vermählung käme ein großer Theil der Oberpfalz an Böhmen. Durch diese Verbindung der noch übrige Theil von der Schlesy an Böhmen und zugleich an Deutschland. Schlesien ist auch ein slavisch Land und liegt uns näher."

„Du hast recht; das Nächste muß man zuerst bedenken. Aber, setzte er still lächelnd hinzu, das Entferntere darum nicht aus den Augen verlieren." *)

Da ritt ein lustiger Jagdzug mit Hörnermusik am kaiserlichen Zelte vorüber, edle Frauen, Ritter und Edelknaben. Darunter die Gräfin Mathilde und ihre Tochter. Sie grüßten ehrerbie-

*) Und so geschah es. Karl IV. wartete noch funfzehn Jahre, und den Tod zweier Gemahlinnen, die oben genannt sind, ab, bis er zum vierten Male zur politischen Heirath mit der Prinzessin Elisabeth, Tochter Bogislaus V. von Hinterpommern (1363) schritt. Elisabeths von Pommern Sohn war der nachmalige Kaiser Sigismund.

tig, und der Kaiser grüßte gnädig und freundlich wieder.

„Die geben auch noch Kräben sagen, sprach der Böhme. Ander Wir kriegten unsere Leute nicht in der Münchebergerr Heide."

„Weißt du, wonach sie sagen! sprach Karl. Diese Gräfin weiß zu viel —"

„Ihr neuer Galan ist bei ihr, lächelte der Böhme. Doch wollen die Leute behaupten, die Tochter sehe ihn günstiger an, als die Mutter."

„Ich gönne Jedermann Kurzweil. Wer seinem Vergnügen, geht nicht seinen Gedanken nach."

„Da reitet auch der Graf von Anhalt — ganz hinterher."

„Der ist nicht mehr gefährlich! sagte Karl Athem schöpfend. Man muß die Leute in der Nähe sehen; der Ruf täuscht."

„Als ritte er einem Leichenzuge nach. Nur Geduld Herr Graf! Im Ernst ist solch ein Nebenbuhler doch nicht gefährlich, dem unser Mann die Sporen anschnallte."

„Grade Leute wie diesen, liebe ich, fiel der Kaiser ein. Nur den Mund brauchen sie aufzusperren, und das Glück fliegt hinein."

„Aber zu solcher Erbin müßte das Maul doch noch größer sein."

„Weißt du es? Er iſt ein Sonntagskind. In Weſtphalen enterte mancher glückliche Bandenführer, nicht beſſer als er, eine Fürſtentochter und den Fürſtenhut dazu. Ich wollte, er diente mir, als er dem Manne dient.“

„Der Mann läßt kaum Einen vor ſich, aber ſein Ritter muß täglich um ihn ſein. Die von Anhalt ſelber ſind ſchon neidiſch drauf.“

„Mir gefällt der Mann nicht, ſprach der Kaiſer aufſtehend. Es iſt kaum glaublich, was das Volk ihm anhängt.“

„Das dumme Volk!“ ſprach der Böhme.

„Volk iſt Volk, ſprach der Kaiſer. Aber es giebt eine Macht, gegen die der Könige ihre nichts iſt. Die Macht der Wahrheit. Es wäre wunderbar, höchſt wunderbar —“

Erſtaunt ſah ihn der Vertraute an.

„Geheimniſſe mag jeder ablauſchen, aber dieſer richtige Blick, dieſe Feinheit! — Er vergiebt ſich nichts, und giebt doch, was ein Fürſt geben muß. — Seine Verordnungen! Was verſchließt er ſich vor mir in ſtolzer Demuth, das mir nicht gefällt.“

„Er iſt ein alter Mann.“

„Wo lernte er ſo ſehen, ſo blicken! — Sende noch einen Vertrauten heimlich nach Frankfurt — Dieſer Ludewig iſt eigentlich nicht gefährlich, ein

harmloser Büßlin, mit dem ein verständiger Mann sich leicht verträgt, so er nur fähig wäre, seinen eignen Vortheil zu begreifen."

„Herr, Ihr müßtet vor der Welt eingestehen, daß Ihr einen falschen —"

„Ich! fuhr Karl auf. Ich werde handeln wie das Gericht entscheidet —"

Das mocht' es grad nicht sein, was er sagen wollte, mindestens nicht zu seinem Vertrauten. Aber der Klügste vergißt sich unterweilen vor sich selbst, was nicht auch vor einem Freunde? Aber in dem Augenblicke schmetterten die Trompeten der Lagerwächter, die in die Hörner stoßen, wenn ein Fremder anreitet. Der Erzbischof von Magdeburg ritt ins Lager: „Den sendet mir der Himmel, sprach der Kaiser. Ich lege meinen irdischen Willen in die Hände seiner himmlischen Weisheit."

Da war es rührend zu sehn, wie das Haupt der Deutschen Nation dem Kirchenfürsten, der doch sein Vasall war, um mehrere Schritte entgegenging.

Otto von Magdeburg aber hielt rasch, als er den Kaiser gewahrte, und sprang herab, und eilte ihm entgegen.

„Zu viele Ehre, hoher Kaiser, Eurem Vasallen!" sprach er, und wollte ein Knie neigen. Aber der

Kaiſer ließ es nicht zu, er breitete die Arme aus, und ſprach doch:

„Wohl, dieſes Reiches Vaſall, deſſen Oberhaupt ich bin; aber ſind wir nicht alle Vaſallen des himmliſchen Reiches. Beugen wir unſere Knie vor ihm!“

„Amen“ ſprach der Erzbiſchof.

Da feuchtete manche Thräne die rauhen Wangen der Krieger, als ſie ſahen wie der höchſte Fürſt dieſer Welt und der Fürſt der Kirche nicht in Hochmuth, ſondern in Demuth ſich überboten. Da ſchritten ſie beide zur Lagerkapelle und beide knieten vor dem Hochaltar inbrünſtig betend. Der Erzbiſchof erhub ſich dann und ſegnete den Kaiſer mit lateiniſchen Worten, die Allen herrlich klangen. Dann ſchritten ſie beide, Arm in Arm, in das innerſte Zeltgemach, und was ſie hier zuſammen ſprachen, hat Niemand gehört, auch nicht Karls vertrauteſte Männer.

Unter dem Volke hieß es, der Kaiſer lege ſein Glaubensbekenntniß ab, denn in letzten Nächten hätten ihn Zweifel beſchlichen, daß ſeine Rechtgläubigkeit nicht die rechte wäre.

„Ja, ſagte einer aus dem Volke, die Könige und Kaiſer haben's gut. Die können rechtgläubig ſein! Denn wo ſie mit dem Denken in die Irre gehen, und ihnen was aufſtößt, da brauchen ſie nur

einem Bischof zu winken; der hat immer sein Ohr bereit, und setzt sie zurecht. Aber unsereins kann glauben, was er will, da kümmert sich kein Bischof drum; so wir nur den Opferpfennig richtig zahlen. Und fassen wir mal 'nen Priester daß er zum Rechten sehen soll, wie's in uns aussieht, da wird er ungeduldig, und weiß am Ende selber nicht recht deutlich Bescheid."

„Lieber Mann, antwortete ein Anderer, den Königen geht's wohl auch nicht allemal besser. Der hochseelige Kaiser Ludewig, der hatte doch Bischöfe und Prälaten zur Hand, so viel er wollte, und die gelehrtesten Franziskaner, die dicke Bücher geschrieben haben, wie der Wilhelm von Occam; und ehe er sich's versah, war er doch festgeritten im Irrglauben, daß er nicht mehr raus konnte, und war ein Ketzer, er wußte nicht, wie er dazu kommen. Das hängt oft vom allerkleinsten ab. Und das ist ein Glück, das vom Himmel kommt, wenn man rechtgläubig bleibt. Den Einen trifft's so, den Andern so."

Nachdem der Kaiser wohl eine Stunde mit dem Erzbischof geheim gesprochen, sagte er: „Ihr habt mein Gewissen beruhigt und meinen Zweifel gelöst."

„Item er ist ein Ketzer, sagte der Magdeburger,

das ist der erste und der Hauptgrund, weshalb ich Euer Majestät vor jedem Gedanken an einen Vergleich mit Ludewig abrathe."

„Bedarf es noch eines andern!" sagte der Kaiser.

„Desgleichen aber hat er im Reiche noch zu viele und mächtige Freunde, als daß er auf billige Bedingungen schon jetzt hören möchte. Euer Majestät würde sich vergeben, wenn der Trotzkopf die dargebotene Hand ausschlüge. Kurfürst Rudolf von der Pfalz ist sein nächster Verwandter."

„Aber so Gott will mein künftiger Schwiegervater, lächelte der Kaiser. Meint Ihr nicht, daß es lockender ist, eines Kaisers Vater, als der Freund eines gebannten Markgrafen sein?"

„Gewiß. Allein rechne mein Kaiser nicht auf den Pfalzgrafen. Seit er erfahren, daß Euer Majestät auch um die Hand der Prinzessin von Jauer werben —"

„Das ist höchst verdrießlich! unterbrach Karl. Diese elenden Zwischenträger! Daß man von Räthen abhängt, die nicht reinen Mund halten können! Widersprecht dem laut, Herr Erzbischof, in des Kaisers Namen — Oder nein, nur im Stillen. Man kann nicht wissen. Genug davon. Eure Gründe

haben mich überzeugt. Keinen Vertrag mit dem Baiern. Und in der Hauptfrage —"

„Ich sah den glorreichen Waldemar kaum als Kind. Indeß der Fürst von Dessau —"

„Genug, unterbrach ihn Karl. Und Ihr leistet darauf einen Eid —"

„Daß Fürst Albrecht ein ehrenwerther Deutscher Mann ist. Sein Wort ist Gold. Er ist alt, hat Erfahrung, Ansehn, gilt für klug — wenigstens bei sich zu Haus. Wenn solche Zeugen nicht gelten, giebt es kein gültig Zeugniß vor Gericht."

„Es wäre besser, wenn gar kein Gericht nöthig wäre."

„Aber die Nation verlangt es. Das Deutsche Volk ist ein gerechtes Volk."

„Auch ein Kaiser kann irren, wenn er von schlechten Räthen berathen wird. Ich baue nur auf meine Räthe. Was weiß ich davon?"

„Ich könnte dasselbe erwiedern. Aber in gewissen Lagen wird es zur Pflicht, eine Ueberzeugung zu gewinnen, denn nur die Ueberzeugung macht uns zum Handeln stark. Dann wird es zweite Pflicht, für die so, versteht sich zum allgemeinen Besten, gewonnene Ueberzeugung, unser Bestes einzusetzen, um ihr Gewicht zu geben, so vor uns als vor der Welt. Auch unsre Zweifel müssen wir hineinwer-

sen, ja selbst einer schwachen andern Ueberzeugung, die uns beschleichen möchte, dürfen wir dann kein Gehör mehr geben; sonst handeln wir halb, und laden den Vorwurf der Untreue auf uns. In Anbetracht nun, daß unser Werk ein gutes, Gott wohlgefälliges, ja gewissermaßen heiliges ist —"

„Die Frage, Herr Erzbischof, ist, könnt Ihr's, wollt Ihr's beschwören? Das fragt Euer Kaiser."

„In so fern der Fürst von Dessau mit gutem Gewissen schwört, schwör ich auch mit gutem Gewissen."

„Und ich entscheide als Kaiser mit gutem Gewissen. So ist's ja abgethan."

.....

Neunzehntes Kapitel.

Die Fürsten.

Bei Heimersdorf im Lager stand ein altes Herrenhaus mit vier Thürmen an den Ecken. Hohe Rüstern, die an dem Graben darum wuchsen, beschatteten es, daß es finster aussah, und ihre Wirfel schlugen bis in die obersten Fenster. Heute steht es nicht mehr; ist auch keine Spur mehr davon. Das brandenburgische Wappen und das von Anhalt hing dazumal groß über dem Thorweg, aber nicht in Stein gehauen oder in Holz geschnitzt, man hatte sie erst jüngst darüber gehängt. Vor dem Thore und auf der alten Brücke hielten Tag um Tag und Nacht um Nacht vier geharnischte Männer Wache, in Eisen vom Wirbel bis zur Zeh, zween mit langen Hellebarden und zween mit Morgensternen. Im Hofraum aber standen zehn Rosse allzeit gesattelt und zehn Reisige lagen umher unter den Hallen oder spielten an den Feldtischen Würfel, alle ge-

wärtig aufzuſitzen, um als Boten über Feld zu jagen. Wurden jeden Tag abgelöſt und doch war der Dienſt ſchwer, ſo mußten ſie hin und herſprengen, und kaum daß Einer den Harniſch abgeſchnallt und das Lederkoller ausgezogen, mußte er von der Streu wieder auf, zu neuem Ritt.

Die Wachen thaten noth und die geſattelten Botenroſſe desgleichen, denn nicht in den Wohnungen der Fürſten, ja nicht um das Zelt des Kaiſers war ſo viel Verkehr und gingen ſo viele Herren und Boten ein und aus. So bei Tage, als bei Nacht, nur daß die zur Nachtzeit kamen, ſich in ihre Mäntel hüllten und die Kapuzen tief ins Geſicht drückten, und, wenn die Schildwachen ihnen den Speer vorhielten, rieſen ſie ihnen verſtohlen die Loſung zu. Die Treppen und Flure kamen jeder Tageszeit voll von Kriegern, Geiſtlichen und Bürgern, zumal den Bürgermeiſtern und Beredneten der Städte. Einige brachten Geſchenke, andere wollten ſie holen, das iſt, Verſprechungen, Freiheiten, oder was man in Handfeſten aufſchreibt. Der Kaiſer lag in ſeinem prächtigen venetianiſchen Zelte; in dem Herrenhauſe lag der alte Waldemar von Brandenburg. Keiner ſah ihn mit Augen, und er war doch überall und hörte und ſah alles.

Im Vorgemach über der Treppe ſchliefen Ritter

Wache vor der Thüre des Markgrafen. Vom Kopf bis zur Fußspitz stak der untersetzte Mann in seinem schwarzen Harnisch, als in einer Hülse, die so grob war als der Kern, und lehnte auf der Hellebarde; die hatte eine zweischneidige Spitze, drei Köpfe hoch, und zu beiden Seiten starrten geschliffene Beile mit Widerhaken. Aber ich weiß nicht, wovor Einer sich mehr fürchtete, vor seinem Spieß oder seinem Gesicht. Häslich war es, wenn er den rothen Bart auf den Arm legte und den Mund aufthat mit den Wolfszähnen, und anstierte mit den blitzenden kleinen Augen die Leute umher, die warteten. Es kannte ihn Mancher von den Bürgermeistern, und wäre ihm lieber gewesen, so er einen andern hier traf. Aber besser ihm begegnen vor der Thür des Fürsten als in der Haide.

„Wer bist Du?“ rief zornig der Sachsenherzog Rudolf, der mit seinen beiden Söhnen hineingehen wollte, und der Ritter hatte ihn abgewiesen.

„Schildwacht,“ antwortete der Ritter.

„Weißt Du, wer ich bin?“

„Was sollt ich's nicht wissen,“ antwortete er ruhig.

„In des Geiers Namen, und wer untersteht sich, seinem Herzog die Thür zu sperren?“

„Ihr seid nicht mein Herzog.“

„Und wie heißt Du?"

„Als Euch beliebt Hans Lüdecke vom rothen Haus."

„Die Hölle ist Dein Haus," fuhr der Herzog auf.

„Kann sein, daß wir da mal zusammen treffen."

Die Söhne mußten den Herzog zurück halten; zischelten ihm zu, daß es ein schlechter Mann sei; gegen den schicke sich nicht, daß ein Fürst sich erboße. Aber er hörte nicht:

„Läßt Du mich nicht ein?"

Der Lüdecke schüttelte den Kopf: „Laß Euch nit ein."

„Wer hat's Dir verboten?"

„Der mein Gebietiger ist."

Da nahm rasch der eine Sohn des Herzogs das Wort: „daß der es wisse, der Herzog von Sachsen mit seinen Söhnen will ihn sprechen."

„Das weiß er schon."

„Und was."

„So er Euch sprechen will, läßt er's Euch wohl auch wissen durch die Kämmeriere."

Herzog Rudolf knirschte mit den Zähnen. Das ist auch arg, daß ein Herzog von einem Thürwärter wird abgewiesen, und vor allen Leuten, und vor wessen Thür! Die Söhne drängten sich

zwischen ihn und dem Hans Lüdecke, und der Herzog von Mecklenburg, der auch da war, faßte ihn bei der Hand und sagte:

„Gevatter! 'S ging andern Leuten auch so."

„Höll und Teufel! prustete der Sachse auf. Der Hundekerl erdreistet sich —"

„Sein Part gut zu spielen, fiel ihm der Mecklenburger ein. Um aller Heiligen willen, seid still. Heut ist Gericht. Oder sie rufen Euch als Zeugen auf wieder ihn."

„Ich will's ihm gradraus sagen, was ich von ihm halte. —"

„Nur heute nicht. Ihr verderbt Alles."

„Es sind Andere bei ihm," flüsterte ein Kämmerer.

„Wer ist bei ihm, der dem Herzog von Sachsen vorgeht?"

„Pfaffen und Weiber, flüsterte der Mecklenburger. Macht Euch die nicht zu Feinden. Ließ er doch gar den Kanzler des Kaisers warten."

Da sie ihn fortzogen, warf Herzog Rudolf noch einen grimmigen Blick auf Hans Lüdecke. Der mochte bedeuten: „Wenn ich Dein Herr bin, ist Dir der Galgen sicher."

„Und wer Pech anfaßt, darf sich nicht wundern, so er schwarze Hände kriegt, sagte der Mecklen-

kurzer. Laßt gut sein. Die schwarzen Flecke, Gevatter von Sachsen, waschen wir rein mit den Bisambüchslein und duftenden Salben, und des Baiern Erbschaft."

„Hol ihn der Teufel!"

„Das wird er, Gevatter. Und wenn der ihn geholt, holen wir den Teufel."

„Euer Liebden würden gut thun zu bedenken, wo wir sind, sprach der Fürst von Dessau, der ihnen begegnete, und ein sehr ernsthaft Gesicht hatte. Was soll das Volk hier dazu sagen, so es das von seinen Fürsten sieht."

„Was kümmert uns das Volk," brummte der Sachse und warf sich in einen Sessel im Nebengemach. „Wollte, man könnte die Sache leichter haben."

„Dazu brauchen wir das Volk, sprach der Kanzler des Erzbischofs von Magdeburg, der eben zu ihnen getreten war, eine Rolle in der Hand. Das Volk und sein Glaube thut uns noth. Denn ohnedem, Gott weiß, was daraus wird. Erlauchte Fürsten, beim heiligen Moriz, Ihr thut nicht gut, daß Ihr die Sache so leicht nehmt. Das Volk lacht nicht, es murrt, daß es seine Fürsten lachen sieht."

„Bei allen Teufeln, schau ich nicht ernsthaft genug!“ rief der Mecklenburger.

„Was ist Euch Kanzler? fragte der eine Sohn des Sachsen. Ihr schaut, als wäre Euch was unerwartetes begegnet.“

Der Kanzler schaute sich um, ob kein Lauscher zugegen war. Dann legte er die Rolle auf den Tisch: „So füge der Herr, der es mit seiner Kirche wohl meint, die Sache als er Lust hat. Wir haben es mit einem Trotzkopf zu thun. Durchlauchtige Herren, Ihr ließet das Gängelband zu lose, ihm zu viel Freiheit. Mein Herr, der Erzbischof, hat Euch umsonst gewarnt. Weil ihm dies und das glückte, wo er frei handelte, überschätzt er sich. Er will nichts von dem Conceptum wissen, das wir ihm aufgesetzt. Litt nicht einmal, daß ich es ihm vorlas.“

„Will reden, als ihm der Schnabel gewachsen ist, sagte der Mecklenburger. Was thuts? Auf Worte kommt's nicht an.“

„Er weiß gut zu reden, bemerkte der Fürst von Dessau. Daß es zum Herzen dringt. Das gewann ihm die Herzen.“

„Was geht's uns an!“ sprach Herzog Rudolf.

„So er sich verredet, bringt Ihr ihn wieder in die Richte.“

„Doch fordert die Ordnung eines guten Gerichts, daß wir ihm Fragen, schwere Fragen vorlegen."

„Wozu denn das?"

„Weil das Gericht vor der Welt Gültigkeit haben, weil, was er aussagt und wir niederschreiben, zu Ewigkeit bestehen soll. Nun ist es leicht möglich, ja wahrscheinlich, daß ein so alter Mann vieles vergessen hat, was er wissen müßte. Vor uns schadet das nicht. Wir wissen, daß die Geisteskräfte mit dem Alter abnehmen. Aber vor der Welt schadet es, vor dem Volke, vor unsern Feinden. Um deswillen mochten wir's verantworten, vor uns und zu seinem Besten, daß wir ihn auf Fragen aufmerksam machten, die unvermeidlich sind, und doch schwierig zu beantworten."

„Schad, daß er nicht lateinisch weiß, lachte der Mecklenburger. Wo die Pfaffen nur lateinisch reden können, wird ein X aus dem U."

Der Kanzler des Kaisers war auch zugetreten. Sein Gesicht war heiterer als das des Collegen von Magdeburg. Er hatte die letzten Worte gehört.

„**Scripta manent**! rief er ihm zu und drohte scherzhaft mit dem Finger. Vernichtet die Schrift Herr Kanzler. Fort mit den geschriebenen Zeichen,

die auf Pergament stehen bleiben. Ich habe keine Sorge. Er weiß Alles, was er wissen muß, aber mehr noch, als er wissen sollte. Zudem, es wäre nicht immer gut, wenn Alles zu Ewigkeit bestände."

„Die Gerechtigkeit doch, Herr Kanzler!" sprach ernst der Dessauer.

„Die ewige, Durchlaucht, die, so wir nicht fassen, allerdings. Aber was wir schwache Menschen mit unserm Verstande davon fassen und als Urtel setzen, ist und bleibt Menschenwerk. Alles Menschliche aber unterliegt dem Wandel."

„Herr Gott, entweder er ist's, oder er ist es nicht. Das ist die Frage," sagte Albrecht von Dessau.

„Vor Gott. Vor uns, durchlauchtiger Herr, ist es doch eine etwas andere."

„Wie schnitzt Ihr sie zu?"

„Das römische Recht unterscheidet den Besitz vom Eigenthum. Wer besitzt oder besitzen sollte, ist allerdings in einem Rechte, das man schützen muß; doch nur so lange, bis ein Anderer sein besser Recht darthut. In unsern Augen ist dieser Mann, versteht mich wohl, in diesem Augenblick, der Markgraf; er hat es, oder er wird es mit solchen Beweisen darthun, die wir, bei sothanen Dingen, anerkennen müssen. Unser Zweck wird er-

füllet, der Unsicherheit zu steuern, — kurz, zum allgemeinen Besten —"

„Wo wir das unsre nicht ausschließen," unterbrach der Mecklenburger.

„— einen Rechtsstand festzustellen. Wäre nun aber nicht, ich sage nicht, daß es so wird, aber es wäre möglich, daß uns später eine andere Einsicht käme."

„Und diesen möglichen Fall im voraus unmöglich machen, könnte unrecht scheinen," fiel der Magdeburgische Kanzler ein.

„Nennt es sogar vermessen, in einer Stunde für die Ewigkeit zu urtheilen."

„Der Kaiser will ihn also nur für den Augenblick anerkennen?"

„Das hab ich nicht gesagt, ein Urtel muß bestimmt lauten. Aber jedes menschlich Bestimmte ist nicht so bestimmt, daß eine bessere Einsicht es nicht wieder umwirft. Und der vorzugreifen durch zu fest: Satzungen —"

„Wäre Frevel gegen Gottes Weisheit. Ich unterwerf mich Eurer höheren Einsicht," sagte der Magdeburger.

„Ihr schaut so vergnügt?" sprach er bei Seit zum kaiserlichen Kanzler.

„Er hat unterschrieben."

„Die ganze Lausitz?“

„Davon nachher. Starrköpfiger wie ein Castilier, sage ich Euch, versessener wie ein Römer. Mit einem Welschen ist es leichter verhandeln, wenn man ihm etwas abzwacken will. — Seid froh, daß Ihr Frauen habt. Die hier, seid versichert, er läßt ihnen nicht drei Hufen.“

„Aber man sagt, daß Seine Majestät für sich auf die ganze Mark —“

„Vorerst gar nicht daran zu denken! Als müßte er sein halbes Herz ausschneiden, um nur die Lausitz abzutreten. Wär das Gericht vorher gewesen, wir hätten ihm nicht drei Städte abgepreßt.“

„'S ist wunderbar!“

Da ging die Gräfin von Nordheim an ihnen vorüber. Ihr Gesicht glänzte. Heinrich führte sie an der Hand. Sie neigte sich vor den Fürsten, mehr huldreich als demüthig.

„Was hat denn die erlangt?“ fragte der Magdeburger.

„Gott weiß es. Uns kümmert es nicht. Mein Herr, der Kaiser, hat eine Furcht vor klugen Frauen, die mir immer sonderbar dünkt bei einem so weisen und mächtigen Mann.“

Da traten in ein anderes Zimmer der alte Albrecht von Dessau und sein Neffe Woldemar. Der

junge Graf war feſtlich geſchmückt, als wir ihn noch nicht ſahen. In Seide und Stickereien der Wamms, ein fürſtlicher Mantel wallte von ſeinen Schultern, ſein Arm ruhte auf dem zierlichen Degengriff, und ſtolz war ſeine Haltung. Sein Blick war mehr als ruhig; es lag darin ein trotziger Entſchluß.

„Du willſt es doch?“ fragte der Oheim.

„Ich will's.“

„Und ſo ich's dir als Aelteſter des Hauſes unterſagte.“

„Ich kenne keine Pflicht, daß ich darum Euch gehorſamte.“

„Ich weiß es, ſprach der Alte. Du gingſt von je an deine eigenen Wege. Dein Herz iſt gut, dein Sinn adlig, auch dein Verſtand —“

„Reif, Ohm, um das Gute vom Schlechten zu unterſcheiden, die Ehre von der Schande, den graden, ehrlichen Weg, der dem Ritter und Fürſten ziemt, von dem der Hinterliſt und der Ränke, dem der Pfaffen und Schreiber.“

„So zögere mindeſtens, mein Neffe. In dieſer Stunde noch wird der Kaiſer Gericht hegen.“

Woldemar lachte auf: „Dies Gericht! So wollt Ihr vielleicht lieber, daß ich vor die Schranken trete, vor Kaiſer und Fürſten als ungerufener Zeuge, daß ich rufen ſoll: Haltet inne, Ihr weiſen Richter!

Wahrt Euren guten Leumund! Dieser Mann ist ein Betrüger; ich schwör's, ich Woldemar von Anhalt, bei Gott und seinen Heiligen! Nein Ohm, das wäre zu spät. Ich will den deutschen Fürsten die blutige Schamröthe auf ihren Wangen ersparen; mein heiliges Vaterland von dem Vorwurf retten, daß seine Fürsten ein Gaukelspiel für ein gut Gericht geben; meiner theuren deutschen Nation, ersparen will ich ihr das herznagende Wehgefühl, daß sie ihre Fürsten, statt für Väter und Führer zum Guten für Ränkeschmiede hält, die um die Gnade des Kaisers ein falsch Urtheil sprechen. Ja, um diesen Kaiser selbst; er ist's, die Fürsten erwählten ihn; vor den fremden Völkern soll Deutschlands König nicht gebrandmarkt dasteben, als — ich weiß nicht was. Denn Aehnliches an Schande trug sich nie zu, seit Herrmann Germanien frei machte. Nein, Ohm, den Flecken will ich auslöschen, eh er zum Stempel wird, der von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, der nagt an der deutschen Kraft, an dem reinen Bewußtsein meines Volkes. Jzt ist es noch nicht zu spät. Hier, wenn er vorübergeht, will ich sprechen zu ihm, als Fürst, als Ritter, als Deutscher Mann —"

„Und wenn er auf die Worte des Knaben nicht hört?"

„Gehe er dann zu seinem Gericht. Ich habe keinen Theil an ihm. Das, Ohm, will ich ihm sagen.“

„Er ist ein alter Mann und du ein Jüngling.“

„Doppelte, dreifache Schande! Einer, drei Schritte vom Grabe, der ein Volk um seinen Glauben und seine Seele um ihre Seeligkeit betrügt.“

„Woldemar!„ sprach der Oheim bewegt. Es lastete ihm viel auf der Brust und wußte nicht, wo er anheben sollte: „Du wär'st ohne ihn noch ein Gefangener. Hättest du gehört, wie er in unserm Rathe für dich sprach, er allein; mir selbst kam das Lösegeld zu hoch, unerschwinglich vor. Er drang durch. Ist das dein Dank?“

„Vielleicht. Denn so er umkehrt, und ich war sein Wegweiser, dann hab ich ihm den Dienst dreifach gelohnet, um den ich ihn nicht einmal bat.“

„Neffe! Lieber! Es geht nicht mehr, bei allen Heiligen, es geht nicht. Sie, er, wir Alle sind zu weit vor. Bei Gott, lieber Woldemar, ich achte deinen adligen Sinn, du bist ein wahrer Ritter. Nun muß es sein, wünschte es wäre auch anders.“

„Was muß sein?“

„Der Kaiser, die Fürsten! Sie können nicht zurück, ich kann es auch nicht. Du darfst es nicht.

Sollen alle die Blitze, die in dem schweren Himmel zücken, sich auf dich entladen? Deß bist du, sind wir nicht stark. Des Kaisers Feindschaft und der Fürsten Groll zerdrückt uns."

„Oheim, ich könnte dir antworten, ich fühle Muth, ja rechte, innige Lust, in dies Wespennest zu stechen, und wenn ich unterginge. Aber Scham und Schande, wenn in Deutschland kein Gericht ist, davor die Wahrheit zu Recht besteht."

Der alte Fürst hatte sich in einen Stuhl geworfen, er war wieder aufgestanden, er faßte seines Neffen Hände:

„Die Wahrheit ist, daß wir ein Recht auf diese Lande haben, ein heilig Recht. Die Wahrheit ist — Mach's mir doch nicht so schwer, Junge. Lernte nicht reden als die gelehrten Jungendrescher; meinte auch, ich hätte es nicht nöthig, wo ich zu meinem liebsten Erben und Neffen spreche, zu unser, zu seinem Wohl, für das der alte Mann allein gearbeitet hat. Wenn du gute Gründe willst, soll's dir unser Geheimschreiber auseinander setzen. Ich habe guten Grund, bei Gott, das hab ich. So hör mich an. Sie sind falsch, alle. Das sind sie, stecken voller Ränke, Einer hinter dem Rücken des andern. Nur Einer, der's redlich meint, der klar sieht. Er! Ja, Neffe, er! Siehst du, ich kann's dir nicht so

wieder sagen, was er sagte, aber ich schwörs dir zu, wenn man's so hört, man verwundert sich. Er meint es gut mit uns; mit dir, der du's an ihm nicht verdienst. — Du wirst Markgraf, du allein über alle Marken. Dich setzt er zum Erben ein, durch Testament und Wort, vor Kaiser und Reich will er's durchsetzen, sobald sie ihn anerkannt. Das thut er für dich, und hat dich nie gesehen, und was willst du thun?"

Woldemar schwieg.

„Geh, laufe hin. Sag es den andern, verrathe ihn, was er um dich Gutes sinnt. Sie werden dir's danken. Und wenn sie ihn an ihn glauben, als an die unbefleckte Jungfrau, dann glauben sie mit einem Male nicht mehr, dann ist er ein Betrüger."

Der Neffe faßte den Oheim scharf in's Gesicht.

„Glaubst du an ihn, Oheim Albrecht?"

„Ich habe geglaubt — ich glaube — ja ich glaube auch noch, wenn —"

„Wenn du dich zum Glauben zwingst, im Glauben, daß es zu unserm guten Rechte ist. Ohm, der Glaube ist mir nicht genug. Ich wäre gern Markgraf, beim Allmächtigen, ich wollte diesem Lande ein guter Fürst sein. Opfer wollte ich darum bringen, zehn Jahre meines Lebens, einen Finger, ein

Aug, ich wollte mit dem Andern das Rechte sehen. Das Opfer, was du forderst, ist zu groß. Den Fürstenhut mag ich nicht, der in einem Schmutzgraben lag."

„Unsinniger! sprach der Oheim. Er ist ein Greis. Er führt den Namen, du wirst schon bei seinen Lebzeiten Herr sein."

„Liebe nicht die Puppenspiele, ob ich den Draht führe oder dran geführt werde."

„Du wirst —"

„Ihn anreden, Oheim."

Draußen bliesen itzt die Drommeter, nicht als zur Schlacht, es war eine feierlich langsame Weise, die Thüren gingen auf, und die Herolde schritten mit weißen Stäben vorauf, vor männiglich verkündend, daß der durchlauchtige Markgraf Woldemar sich freiwillig dem Gerichte des Kaisers stelle. Da lehnte sich der alte Fürst von Dessau an's Fenster, und schaute finster nieder. Er hatte keine Gründe mehr für den Neffen. Er grollte ihm und sich; aber er hätte ihm um den Hals fallen mögen.

Der Zug war lang und feierlich. Hans Lüddecke führte die Geharnischten. Viele märkische Ritter in Stahlrüstung und in geschmückten Wämsern gingen Paar um Paar; auch Verordnete der Städte und ihre Bürgermeister. An Geistlichen

fehlte es nicht. Mit ſo viel Pracht und Gefolge ſchreitet ſelten Einer zu Gericht.

Nun kam er ſelbſt. Nicht im Silberharniſch, auch nicht im Hermelin Kleid. Den Kurfürſtenhut und den Mantel trugen ihm zween Edelknaben auf Kiſſen voraus. Er ſelber ging in einem ſchwarzſammtenen Rock, ſchlicht, ſonder Stickereien; nur das Schwert hing an einer ſilbernen Kette um ſeine Hüften. Er hatte gemeint, es zieme nicht für Einen, der erſt ſein Recht empfangen ſoll, daß er in voraus mit dem Kleid der Ehren ſich ſchmücke. Aber einen Schmuck gaben Kaiſer und Reich ihm nicht. Den konnte er auch nicht ablegen, und doch war es der ſchönſte. Das Silberhaar, daß ihm um die Schultern wallte. Gab keine beſſere Stickerei auf dem ſchwarzen Sammet.

„Ein ſchöner Greis," murmelten ſie. Aber es war todtenſtill, da er eintrat.

Der alte Markgraf ging aufrecht. Sein Auge blickte freundlich umher. Huldreich neigte er ſich, dieweil die andern ſich tief beugten. Einige ſenkten, als ergriffen von ſeinem Anblick, das Knie.

Da ſah ihn Woldemar zum erſten Male. Aufrecht ſtand der Graf, die Linke am Degengriff, die Rechte hatte ſich geballt. Das Barret ſaß ſtolz auf ſeinem Scheitel, die Lippen hatte er halb geöffnet

Aber die Lippen schlossen sich wieder, die Finger lösten sich und er senkte die Hand. Er zog den Fuß, der trotzig einen Schritt vorgethan, zurück, und, da alle das Haupt entblößten, war's ihm, als müßt er's auch thun. Er hielt's in seiner Hand, er wußte nicht, wie es kam, und starrte in des Greisen Antlitz. Der nickte ihm zu: „Gott mit Euch mein Vetter, auf allen Euren Wegen!"

Da er fort war, gaffte ihm Woldemar lange nach.

„Was ist dir?" fragte der Oheim.

„Laßt uns ihm nachgehen, sagte der Graf. Izt konnt ich's ihm nicht sagen."

.....

Zwanzigſtes Kapitel.

Das Gericht.

Vor des Kaiſers Zelte war ein anderes, größeres ausgeſpannt, mit aufgeſchlagenen Vorhängen und Schranken darum. Der Kaiſer ſaß im Purpurmantel auf einem erhöhten Throne, neben ihm der Erzbiſchof von Magdeburg und andere hohe Prälaten. Die Fürſten und Grafen ringsum auf Bänken, und viele Geiſtliche und andere Räthe ſtanden mit Pergamenten und Büchern, und geharniſchte Ritter darum. Es ging nicht ſtill her: denn ſo oft einer ſprach, und ihnen gefiel es, ſprachen ſie mit. Da riefen ſie laut, und die Ritter klirrten mit ihren Harniſchen und Schilden. Die wenigſten draußen, wie Viele auch ſich drängten um zuzuſchauen, hörten und ſahen, was geſchah.

„Sagt mir was ſoll's, wenn die Fürſten aufſtehen und die Arme heben?“ fragte die Gräfin Mathilde den Dechanten Bruno, der ſich durch das

Volk zu ihr gearbeitet. Denn Unruhe war überall und die Boten liefen hin und her. Die Gräfin aber saß auf einem hohen Gerüste, und sah doch nicht viel."

„Sie stimmen dem bei, was er sagt."

„Aber was schreien sie?"

Der Dechant machte sich Platz, daß er die kleine Leitertreppe zum Gerüste hinaufstieg, und zu ihrem Ohre stand.

„Er erzählt ihnen brandenburgische Geschichte, lächelte er. Die Jahreszahlen giebt er am Schnürchen an und wie die Markgrafen aufeinander folgen, von Albrecht dem Bären an. Er darf nicht inne halten und Athem schöpfen, so schreien sie all verwundert mit einer Lunge: Das weiß er auch!"

„Und der Kaiser?"

„Muß die brandenburgische Geschichte nicht genau kennen. Er hört gar andächtig zu; wirft bisweilen Fragen ein, und wenn er richtig antwortet, scheint er über die Maßen verwundert. Anfangs schaute die Majestät erstaunlich grimm. Nun er aber so gut besteht, wird das Gesicht immer freundlicher, er beugt sich vor, auf den Arm gestützt, und wiegt den Kopf. Jetzt ist er bei den beiden Helden-Jünglingen Johann und Otto. Da laufen manchem alten märkischen Edelmann die Thränen

von den Backen, wie er die Treue und Tapferkeit und Herrlichkeit der alten Zeit ſchildert. Kommt er bis zu ſeinem Vetter Konrad, dann gebt Acht, bricht die Rührung von allen Seiten aus."

„Man kann doch auch drinnen kaum vor dem Lärm hören."

„Iſt auch nicht von Nöthen."

„Vergönnt, gnädigſte Frau, daß ich zurück gehe. Ich möchte gern dabei ſein, wann der Kaiſer vom Throne ſteigt und ihm am den Hals fällt."

„Wird er das?"

„Das muß er. Das Volk will etwas zur Beglaubigung."

„Aber die Welt wird andere Beweiſe fordern."

„Wir nicht. Der Baier iſt nicht erſchienen, er wird, was die Doctoren nennen in contumaciam abgewieſen."

„Das Gericht iſt noch nicht zu Ende. Mir ſagt — ich weiß nicht was — wenn er doch —"

„Erſchiene! Ei, gnädige Frau, da trifft Eure innere Stimme mit der des Kaiſers zuſammen. Karl meint, da Ludewig zugeſagt, werde er ſein Wort löſen; aber anders als wir vermuthen; er fürchtet einen Ausfall, ſieht das Lager ſchon ſtürmen, und ſchaut ſich deshalb ängſtlich um, ſo oft nur zwei Schilde zuſammen klappen. Seht dort

die Mauer von Spießen, sie ist nicht umsonst aufgestellt.

Die Gräfin sah hinaus. Sie sah über die Spieße fort und ward unruhig: „Führt mich hinab."

„Ich sehe nichts Gräfin — Das ist Staub. — Vielleicht eine Heerde die sie eintreiben."

Mathilde war aufgestanden: „In mein Zelt Bruno. Ich sehe mehr und wills nicht sehen."

Der Geistliche hatte die edle Frau in ihr Zelt geführt. Er dachte mancherlei, da er die weiße Hand an seine Lippen drückte. „Sie haßte ihn als ein Weib hassen kann, und zittert doch vor der Möglichkeit ihn zu sehen. Mit Nadeln wollte sie ihn todt stechen, den sie geliebt, wie ein Weib lieben kann; hat herauf beschworen einen Sturm, und da er ihn niederwirft, wäre sie im Stande, ihm den Arm zu reichen, wenn er eine Lüge liespelt. Ihr Werk ist dies, das große, gefährliche, und nun wir auf der Höhe sind, und nicht zurück können, gefällt sie sich in einem Schäferspiel als zärtliche Mutter. Warum das? — Weil ein Weib — Die Kirche that wohl, daß sie auf einem Felsen baute und den Priestern —"

Es war nicht Zeit und Ort um Betrachtungen nachzuhängen, warum es für einen schlauen Mann

nicht gerathen iſt, mit einem leidenſchaftlichen Weibe einen Bund zu ſchließen. Der Markgraf hatte ausgeſprochen, als der Dechant ſich wieder durch die Schranken drängte; und ſo ſtürmiſch es vorhin war, als er zu reden anhub, ſo ſtill war es itzt. Die ihn nicht ausreden ließen, horchten, ob er noch reden werde, und die lachend den Kopf abgewandt und über die Schulter geſprochen, ſtreckten die Köpfe vor, um ihm näher zu ſein, dem wunderbaren Redner. Die Räthe ſahen ſich verwundert an, zween hatten Mühe, daß ſie niederſchrieben, was er geſagt, und ein Doctor aus Welſchland, der in rothem Talare zu des Kaiſers Füßen ſaß, ſchlug das große lateiniſche Geſetzbuch Blatt um Blatt nach; aber der Doctor verſtand nicht drei Worte deutſch.

Da ſahen die Fürſten und Herren den Kaiſer an, faſt ungeduldig, daß er ſprechen ſolle. Aber der Kaiſer blickte auf den Doctor, und fragte auf lateiniſch: „Findeſt du den Fall?“

„Dieſer Fall kommt im ganzen römiſchen Rechte nicht vor, antwortete der Doctor, darum iſt es an dir, o Cäſar, daß, wo kein Recht iſt, du das Recht macheſt.“

„Am Kaiſer iſt's!“ rief Einer.

„Der Kaiſer ſpreche!“ riefen Viele.

„Haſt Du nicht mehr Beweiſe für deine Echtheit?“ fragte Karl den Markgrafen.

Da ward es unruhig. Einige riefen: „Er hat bewieſen!“ andere: „Was ſoll's noch?“ Um den Erzbiſchof von Magdeburg drängten ſich mehrere in eifriger Rede. Die wollten ihm Eideshelfer ſein.

„Davon ſteht nichts in dieſen Büchern geſchrieben,“ ſagte der lateiniſche Doctor zu dem Kanzler des Kaiſers, der es ihm erklärte, was die Herren wollten.

„Aber in unſern alten Satzungen und Gewohnheiten,“ rief zornig ein alter Graf.

„Und nach denen ſoll ein Kaiſer urteln. Nicht daß er Recht macht, wo keines iſt; er findets, wo's ihm weiſe Leute zeigen,“ ſprach Albrecht von Deſſau.

Da hoben etliche, Fünf oder Sieben, die Hande und riefen: „Wir ſind dem Magdeburger Eideshelfer.“

„So iſt's entſchieden!“ — Was bedarfs noch für Beweiſes!“ Der Kaiſer hob den Arm, daß es wieder ſtille ward, und zeigte auf den Markgrafen.

„Für mich keines. Aber Ihr ſeht, er ſelbſt will noch ſprechen. Da ſei Gott für, daß ich einen An-

geklagten nicht reden laſſe. Denn ſo er's auch vor uns bewieſen hat, ſind wir, die hier verſammelt ſind allein ſeine Richter? Nach uns kommen andere, die mögen anders urteln. Um desbalb iſt's an einem gerechten Richter, daß er dem Verredeten kein Mittel nimmt, damit er auch vor den noch Ungebornen ſich vertheidige. Sprich, edler Fürſt."

Woldemar öffnete den Mund. Da ward es todtenſtill. Als Muſika klang ſeine Stimme:

„Womit beweiſt Einer, daß er er ſelbſt iſt? Durch Zeugen, die ihn gekannt ehedem. Ach, ihr edlen Herren, des Menſchen Sinne ſind trügeriſch. Euren Eid in Ehren; doch was kann einer bezeugen, als daß ich dem gleiche, den Ihr vor fünf und zwanzig Jahren und länger ein, zwei Mal kommt's hoch, drei — fünf Mal geſehen habt. Täuſchen Euch nicht Eure Sinne? Der Beweis iſt ſchwach, als es des Menſchen Entſinnen iſt. Er träumt gern von alten Zeiten. Das iſt Art an uns, daß wir das Geweſene uns ſchöner mahlen. Denn uns gefällt das, was iſt, nicht, darum ſuchen wir Troſt in dem, was war. — Bin ich darum Woldemar, daß dieſe Narbe Stirn und Wange theilt? — Da kann ein Jeder, der vor Blut nicht erſchrickt, und ein Meſſer führen mag, zum Woldemar ſich ſchneiden. — Oder daß ich ſeine Heim-

lichkeiten weiß? — Dann iſt der dein Ebenbild, der durch die Thürritzen lauſcht und dich im Schlaf beborcht, der deine Briefe öffnet und geſchickt das Wachs wieder aufdrückt. O, daß in meinem Brandenburg nie ſolche Knechte zu Ehren kämen! — Was beweiſt es Euch, daß ich des Todten geheimes Denken weiß, ſo Ihr nicht wißt, daß ich daſſelbe denke! Die gottloſe Kunſt weiß Todte zu wecken, und der Nekromant beſtiehlt ſie um ihr verſchwiegenſtes Geheimniß. That ich das, nun ja, dann bin ich Waldemar vor dem großen Haufen, der das Edle vom Gemeinen nicht zu ſcheiden weiß. Bin ich's aber auch vor Euch, den Fürſten der Nation? Des Rothes Erbe nur, wo der Geiſt zur beſſern Welt flog? Wollt Ihr das unterſuchen, meine edlen Richter, dann brecht die Steine auf in Chorin, und hebt den ſchweren Eichenſarg aus der Gruft. — Doch nein, auch das nicht einmal mögt Ihr da erkennen. Die Verweſung macht uns alle gleich; ein Poſſenreiſſer und ein großer Markgraf ſind Lumpen und Moder —"

Er hielt inne. Mit kräftigerer Stimme hub er wieder an:

„Wahrheit wollt Ihr? Iſt's ſo? O, dann laßt dieſe Zeugen geben; belaſtet nicht Ihr Gewiſſen, daß ſie zitternd Ausſagen ſtammeln über Dinge,

deren ſie ſich kaum entſinnen. Rollt die vergelbten Pergamente wieder zu; aus Todtem wird nie Lebendiges gezeugt. Die Wahrheit ſteht in einem andern Buche, ein Buch, darin Jeder leſen ſollte: Glaubt Ihr an meine Echtheit, dann bin ich echt. Das Volk glaubt ſchon; mein treues, gutes Volk. Es fragt nicht, ob dieſes Mal ſtimmt, ob das Haar ſo auf meine Stirn fiel, ob ich von vergeßnen Dingen weiß; das Volk glaubt an meine Thaten. Ihr ſeid klüger, ſeht weiter zurück als das arme Volk. Erkennt Ihr, daß der Geiſt meiner Ahnen in mir, dem armen Greiſe noch lebendig iſt, erkennt Ihr's, daß ich ihr Enkel bin in ihrem guten Geiſte und ihrem guten Schaffen? Das fragt Euch, das ſprecht, das zeugt, Ihr edlen Herren. Das iſt der Spiegel den vergleicht: Hier, mein Ahnherr Albrecht, der gewaltige Bär, ſeine kühnen Söhne; verfolgt ihr Thun, wie ſie das Erbe des großen Ahnen feſtigten, Schritt um Schritt vorwärts, keinen zurück. Seht dort die beiden Heldenjünglinge, zwei Dioskuren, Johannes und Otto, die Stammväter zwoer Linien; edlere Fürſten, leuchtend in ihren Thaten und ſtill und fromm in ihrer Seele, ſah Deutſchland nicht. Und meine Väter, Vettern und Oheime, Ihr kennt ſie, vergleicht. — Und nun der Woldemar, der war,

und den, der ist. — Hier schweige ich, es ziemt nicht dem alten Manne, daß er den Jüngling lobt. Was er war, die Geschichte sagt es. Fragt auf dem Markte, fragt in den Hütten, fragt seine Feinde, das werden sie Euch sagen: er liebte sein Land und mit seinem Allen wollte er nichts, als sein Land groß und herrlich machen in Deutschland, sein Volk ehrenhaft, in Sitte und Zucht, in Glück und Unglück nicht verzagend. Er wollte es nicht untergehn lassen in Trägheit und Zwieträchtigkeit, in Dumpfheit und kleinem Sinn. Er wollte — Ich sprach genug. Ich ward müde und habe doch keine Rast, ich ward alt und mein Herz schlägt noch so frisch bei meines Volkes Leiden. Die alten Wunden bluten wieder, ich vergehe in Schmerz, denn mein Werk ist als nicht gethan. Ich schaue Euch frei ins Antlitz, Ihr großen Fürsten Deutschlands, Ihr könntet meine Kinder sein, aber Ihr seid zu jung, um meinen Schmerz zu fassen. Alles ist hin, was ich that, alles zertreten was ich säete, und vor mir mein Leben so kurz. Ich kann's nicht vollenden. Helfe mir Gott, daß ich's doch anfing. Nun sprecht: bin ich wahr oder falsch?"

Einen Augenblick war es still. Man hörte die Athemzüge. Dann wie ein Sturmwind, der vor

dem Donner hergeht, brauſte es: „Er iſt wahr! Er iſt's."

Da erhob ſich der Kaiſer: „Iſt da Einer, der an ihm zweifelt. Wer für ihn zeugt, der hebe den Arm!"

Die Fürſten ſprangen auf und hoben die Arme. So viel edle Zeugen ſah man nie ſchwören.

Der Kaiſer zählte umher: „Es iſt Keiner."

Aber eine Stimme rief aus dem Gedränge: „Einer doch!" Und ein hoher Ritter drängte ſich durch. Drei Fuß hoch wehte der Helmbuſch, blau und weiß, auf den Kamm des ſilbernen Helmes, aber ſein Viſier war geſchloſſen. Die Herren fuhren zurück, einige griffen nach ihrer Linken. Der Kaiſer ſchaute nach den Trabanten; aber der Ritter war allein, nur zween oder drei ſtanden hinter ihm.

„Der Eine bin ich, rief der Ritter mit lauter Stimme, ſie klang wie Hohngelächter durch das Helmgitter. Giebt man doch dem Teufel ſelbſt einen Sachwalter, was wollt Ihr keinen für die Wahrheit. Ich zweifle, Ihr Herrn! Nicht doch, ich ſags gradraus, er iſt nicht wahr, er iſt nicht echt. Er iſt kein Markgraf, ein Betrüger iſt's. Und der's ſagt, ſo ſeh ich aus."

Er ſchlug den Helmſturz zurück.

„Ludewig von Baiern!“ riefen die Ritter. Der Baier sah sich hochmüthig um; auch vor dem Kaiser neigte er nicht das Haupt.

Karl war nur einen Augenblick blaß worden. Er richtete sich auf, und faßte ihn scharf ins Auge:

„Herzog Ludewig! seid mir willkommen, wiewohl es schicklicher wesen, du wärst früher und anders kommen.“

„Kommt Ihr als Zeugen wieder diesen?“ fragte ihn der Erzbischof von Magdeburg.

„Das wäre zu viel Ehre für ihn!“ sprach der Baier.

„So also schaut er aus! Seht ihn Euch an, Friedrich von Lochen — Betkin! Schnell, so schaut ihre Puppe heut aus, wer weiß ob Morgen noch. Der Puppenspieler muß oft wechseln, wenn er dem Volk gefallen will.“

„Das ist zu arg!“ schrieen sie.

„Hier mein alter Uchtenhagen, du hast ihn gekannt, sprach Ludewig, als unbekümmert, wie wenn er unter den Seinen wäre. Streng deine Augen an, ob sie gut gemahlt und geschneidert haben? Sah dein Markgraf so aus?“

Da waren nur drei die ruhig blieben. Die andern schrieen, das sei nicht feine Rede, das heiße auf des Kaisers Wort pochen; es sei verwirkt, man

ſolle ihn haben. Die drei Ruhigen waren der alte Markgraf, Herzog Ludewig und der Kaiſer. Der ſprach:

„Herr Herzog Ludewig von Baiern, als du dein Wort löſeteſt und erſchienen biſt auf meine Ladung, lös ich dir meines. Du haſt frei Geleit und freie Rede. Aber deine Rede iſt an deinen Kaiſer; denn er iſt Richter. Was ſagſt du und was klagſt du?"

Ludewig ſchöpfte Athem, als preſſe ihm der Groll, dran er würgte, die Lunge. Dann riß er den Helm ab und warf ihn nieder.

„Biſt du der Kaiſer? Mein Vater war auch Kaiſer, aber kein Pfaffenkaiſer. Hilf mir Gott im Himmel, was ich klage! Dich Karl von Böheim klag ich an, vor allen himmliſchen Mächten — warum? das ſoll ich ſagen. Hat's da Worte für! — Meinem Vater, der dir vertraute, haſt du die Kaiſerkrone abgelauert, mein Haus haſt du in's Unglück geſtürzt, mich — was haſt du mir gethan? Bei den heiligen drei Königen, es war ſo viel, daß ich's vergaß. Was willſt du noch. Aufſäſſig machen meine Vaſallen? Sei's, ich will ſie wieder faſſen. Den Pfaffen einheizen? Sie mögen kommen. Mein Weib beſchwatzen, daß ſie hinter meinem Rücken Erbverträge ſchließt. Iſt deine Art. Sei's

ich fürcht dich nicht. Wo hinaus sollst? Mir meine Erblande nehmen, Tirol mir stehlen? Aber aus diesen Marken, hat's da gar kein Mittel mich zu treiben, du weiser Cäsar, als ein Mährlein? Bin kein Kind, meine Leute sind zu Jahren und Verstand gewachsen. Es thuts nicht. Sinne auf anderes. Sieh, ich lache. Nein, ich lache nicht, wenn ich dich anschau. Es kocht in mir, daß Deutschland solchen Kaiser hat, daß du den Stuhl befleckst, auf dem mein Vater glorreich saß. Dich Karl von Luxenburg, dich allein, klag ich an vor diesen Fürsten, die Kaiser wählen, wenn sie gut sind, und Kaiser absetzen, wenn sie schlecht werden, dich klag ich an, der Dieberei, der argen Hinterlist, solcher Tücke und Ränke, die des Teufels und der wälschen Pfaffen sind, aber keines Deutschen Mannes."

Er schlug mit dem Stahlhandschuh gegen die Eisenbrust. Nur der Kaiser entsetzte sich nicht. Der antwortete ruhiger denn vorhin; fast freundlich klangs:

„So du mich anklagst, Herzog von Baiern, das gehört vor ein ander Gericht. Nach Regensburg bescheid ich dich vor den Fürstentag. Hier sind wir wegen dieses Mannes, und was du vorzubringen hast, das sprich in Bälde."

So einem, den die Galle überläuft, der andere ruhig antwortet, ist's als ein Glas Wasser, das du auf Feuer gießest. Ist's noch mächtig, prasselt es auf, hat's aber schon ausgebrannt, dann knistert's nur, und verglimmt. Der Baier schwieg, und schaute sich im Kreise um. Das Aergste war heraus, und hatte den Kaiser nicht zu Boden geworfen; was in ihm kochte, das fand nicht Worte mehr.

Der Erzbischof trat vor: „Herr Herzog von Baiern, im Namen dieses hohen Kaisergerichts, so Ihr noch Gründe habt, wider diesen, sprecht wider ihn."

„Wider den hab ich nichts zu sprechen," sagte der Herzog, ohne ihn anzusehn. Aber er zog von der Linken den Stahlhandschuh. „Meine Rede ist nur zu Ehrlichen, Edlen, Ebenbürtigen. Wer's ist und wagt, bei seinem Seelenheil und der Allbarmherzigen Mutter Gottes, zu behaupten, daß jener Mensch ein Markgraf war und kein niederträchtiger Schelm und Betrüger, werth daß er vom Prachervoigt durchs Land gepeitscht wird, wer's glaubt, der hebe ihn auf. Ich stehe ihm als ein guter Mann. Gott sei mit mir!"

Der Handschuh flog zu Boden. Es ward still einen Augenblick. Die geistlichen Räthe und die

Kanzler erhoben sich. Der Doctor aus Padua schlug auf sein Buch. Die Fürsten aber blickten sich an, ob der frechen Forderung. Einige mochten aufstehen, aber setzten sich wieder verlegen. Da lachte Ludewig höhnisch:

„Rieth's Euch auch, ist besser ihn liegen lassen."

Das war zu viel. Fürst Albrecht von Dessau und der Mecklenburger, auch der dicke Rudolf von Sachsen und seine beiden Söhne sprangen zugleich in die Höh.

„Zehn tausend Teufel! rief der Mecklenburger. Als ich dich bei Cremmen lauste, Herr Baier, hab ich dich gelehrt, was Sprache man mit den Mecklenburgern reden soll. Dein Handschuh mag auf der Tenne faulen. Hier ist meiner, daß du mir das freche Wort auffreßest."

„Er hat die Fürsten beleidigt!" riefen ein Fünf, Sechs, und rissen auch ihre Handschuhe und warfen sie hin. Das klirrte: „Hier meinen — meinen — meinen" rief es. „Kaiser und Reich sind geschändet."

Ludewig merkt' es nicht, daß der alte Uchtenhagen ihn zupfte. Friedrich von Lochen ward bange, da er den Ingrimm der Fürsten sah, und wie Karl keine Miene verzog.

„Macht Eure Schand zur Schande des Reichs. So ist's recht. Das arme Reich hat breite Schul-

tern. Nehmt meinen Handſchuh nicht; ſo iſt's mir recht. Ihr ſeid rechtſchaffene Männer. Ich will nur den zum Höllenpfuhl ſchicken, ſo an die Fratze glaubt. Heda iſt keiner da; mein Schwert iſt raus!"

„Das Schwert blank in Kaiſer's Gegenwart," ſchrieen ſie „Crimen laesae! Verſtrickt ihn!"

Weiß Gott wozu es noch kommen wäre, wahrhaftig aber nicht zur Ehre der Fürſten und des Reichs, denn ſie ſagten ſich arge Dinge, und forderten ſich mit Scheltworten, und doch nahm keiner den Handſchuh des Andern auf. Da aber trat der alte Woldemar vor einen Schritt, und neigte ſich vor Karl.

„Vergönnſt du's, erhabener Kaiſer, daß ich ſeinen Handſchuh aufnehme?"

„Du!" Alle ſahen ihn verwundert an.

„Mich trifft ſein Schelten, nicht dieſe Fürſten. Laß mich auch allein mit ihm ausmachen."

„Ihr ſeid zu alt."

„Nicht zu alt, daß der Zorn nicht meine Adern als eines Jünglings durchbebt."

Der Greis drückte beide Hände, als im Krampf, auf die Bruſt und ſchaute den Baiern an, mit ſolchen Augen, Ludwig ſelber ſchlug ſeine nieder. Es ward ſtill um viele Pulsſchläge. Woldemars Lip-

pen bebten. Er kämpfte. Aber die gemeint, es ſwerde losbrechen als ein Strom, der die Schleuſen ſprengt, als ein Donner des Zorns, der über die Orgel rauſcht, waren falſch. Der alte Mann hatte ſich bekämpft.

„Gott iſt über uns, und die Gerechtigkeit zwiſchen uns. Wer rein iſt, der wird ſiegen. Du haſt viel Feinde, Herzog von Baiern. Die hat jeder, wer es ehrlich meint. — Ich glaubte ſie nicht, die Gerüchte, die in fernem Morgenlande zu meinen Ohren klangen. Sie mochten dich verläumden. Drum kam ich als Pilger, mit eigenen Augen zu ſchauen, nicht um dir das Land zu entreißen. So du nicht mit Rechten Brandenburg erworben, du mochteſt es doch mit Güte beſitzen. Ein Fürſt, der gut Regiment führt, hat ein heilig Recht in ſeinen Werken. Stärker iſt es, als das aus Blut und Verträgen. Das Viertel eines Jahrhunderts, dacht ich, beſitzt der Fremde mein Erbe. Da konnt' er ſäen und erndten bauen und richten. Wunden die ich zurückließ, mocht' er heilen, Herzen gewinnen. Ich wollte dir mein Brandenburg laſſen, und meinen Segen, wenn ich dich als guten Fürſten fand. — Heiligſte Mutter Gottes! was haſt du gethan! Nein, was du nicht gethan, das iſt deine Sünde; die ärgſte, ſo einer begeht, den Gott hinſtellt zum

Fürſten. So ſpielte noch kein leichtfertiger Knabe mit dem Erbe, das der Vater ihm ließ: ſo wirthſchaftete kein untreuer Verwalter im Weinberge ſeines Herrn. Wo iſt mein Volk, wo mein Land, Herzog von Baiern? Wo iſt der blühende Garten voll Wandel und Leben, voll Ordnung und Sitte, die Woldemar gepflanzt, wo iſt der Ruhm der Herrſchaft, meiner Völker Wohlſein? — Wo mein Volk? — Was haſt du mit meinem Volke gemacht? Sprich, die Märker ſind ein ehrliches und gutes. Treu halten ſie aus, wer ihnen treu iſt, es giebt nicht beſſere Freunde im Unglück. Wie du mit ihren Gütern ſpielſt, haſt du gefrevelt mit ihren Herzen. Ihre Habe iſt Aſche, ihre Herzen ſind zerriſſen, ihr Muth ward ſtumpf. Ihre Wege ſind Ungerechtigkeit, ihre Feſten ſind Raubneſter, die Luft, die ich athme ſind Peſt und Todesſeufzer. —

Der Greis hielt einen Augenblick inne. Niemand rührte ſich.

„Herr des Himmels! das iſt dein Werk! Gieb mir mein Volk wieder! Gieb mir das Land zurück. Die Wüſte voll Fluch und Unrecht, die Mörderhöhle voll Raub und Schande erkenne ich nicht dafür. Gieb heraus den Raub, ruchloſer Verſchwender des Heiligſten; heraus die zertretene Sitte, den Fleiß, die Treue, die Arbeit meiner Jahre.

Ja, stampfe auf den Boden, Räuber, die Reben stampfst du nicht aus den verwüsteten Weinbergen, aus den Aschenhaufen wachsen nicht Christi Kirchen wieder auf. Die Frauen und Jungfrauen, gieb ihnen ihre Unschuld, ihre Ehre zurück, um die du sie betrogst. Schaffe mir wieder die Tausende, die sie in Litthauens Wälder schleppten, die holden Kinder und die armen Mägdlein. Dein fluchen sie unter der Peitsche des Barbaren! Die Gemordeten, ruf sie ins Leben! Die zerrissenen — du ließest sie zerreißen — sprich ein Zauberwort und füge ihre Glieder wieder zusammen. — Ich stand an einem Grabeshügel, ich hörte und sah Vergangenes: — Ein holdes Mägdlein, allein war sie überblieben, alle mei — alle ihre Lieben röchelten im Brandschutt, sie stand regungslos, ein Opferlamm vor den Räubern. Die stritten sich um sie, als Habichte um eine Taube. Da hob der wilde Hauptmann den Säbel, es sollte sie keiner haben, er spaltete das unschuldige Kind. Dank ihm, der milder war als du. Du hast es nicht gethan, du ließest es geschehen. Gott verzeih es dir, ich kann's nicht verzeihen. An jenem Hügel schwur ich einen theuern Eid wider dich, der du mein treues Volk zerreißen, spalten ließest, wie der Litthauer die Maid. Dich klag ich an, dich Ludewig von Baiern allein

vor Himmel und Erde, Gott und Menſchen! Und bingen zehn Siegel drunter, zehn Mal haſt du dein Recht verwirkt. Und ſprächen zehn Kaiſer, und zehn mal zehn Reichstage für dich, du warſt, du biſt nicht dieſes Landes rechter Herr, du biſt — Gott Gnade mir, ſchlimmer als der blutige Mörder, als der Räuber, den Habgier treibt, du biſt der gedankenlos gleichgültige Würgenzel meines Volks. So lang ein Athem in mir lebt, ſollſt du nicht Markgraf ſein. Sieh, mit dieſen Waffen fecht ich gegen dich, zerſchmettre meinen alten Schädel, wenn du's kannſt. Gott iſt über mir; er iſt bei meinem Werke."

„Er iſt raſend" rief Ludewig, und wandte ſich ab. Der von Lochen erſchrak, da er ſeinem Herrn ins Geſicht ſah. Er war verwandelt.

Da ſprang Woldemar von Anhalt, der junge, vor und bückte ſich: „Ich nehme deinen Handſchuh auf, Ludewig. Vor Gottes Gericht verfechte ich's gegen dich und männiglich: der dies ſprach war Woldemar, Markgraf von Brandenburg."

Da, ſchon als der Greis mit ſo eindringender Stimme geſprochen, und zuletzt war es herausgeſtürzt als ein Feuerſtrom, war ihnen Allen wunderſam zu Muth geweſen. Aber ſie ſahen ſich an als alte Leute, die ſind ſchwer zum Entſchluß zu bringen, und liebens nicht, daß es ſcheint, es hätte

ſie Eines Rede bewegt. Sie meinen, was ein anderer reden kann, das könnten ſie auch, ſo ſie nur den Mund aufthun. Nun aber der junge Graf ſo ſprach und mit heller Stimme, als käm's aus tiefſter Bruſt, und ſein Auge leuchtete, da durchrieſelte es auch die Alten.

Unter die grauen Wimpern des alten Markgrafen drängte ſich eine Thräne. Er ſah nicht länger auf den Baiern, er ſah nur in das friſche ſchöne Geſicht des jungen Grafen, und ſeine blaſſen Wangen rötheten ſich. Dann hob er die Arme, dieweil um ſeine Lippen ein ſchmerzlich Lächeln ſchwebte. Der junge Graf ſprang auf ihn zu. Wollte er dem Greiſe die Hand küſſen, oder vor ihm niederknieen?

„Verzeiht Ihr mir, edler Vetter?"

Der Markgraf drückte ihn an ſeine Bruſt, und hielt ihn wieder von ſich und ſchaute ihm vergnügt ins Geſicht. „Mein lieber, lieber Vetter. Das iſt mein ſchönſter Tag, wo ich dich gewann."

„Ihr habt mich bezwungen, und ich muß an Euch glauben."

„Ein edel Roß bäumt ſich ſchon vorm Schatten der Ruthe, ſprach der Markgraf, dieweil ſelbſt der Sporen das träge nicht aufbringt."

„Und ich darf mit gutem Gewiſſen für deine Echtheit in den Kampf gehn, mein edler Ohm?"

„Mein Ruf iſt echt. Gott iſt deß Zeuge" entgegnete der Alte.

Dem alten Fürſten von Deſſau rollten nun die hellen Thränen von den Wangen. Er drückte dem Herzog Rudolf die Hand, der nicht wußte, was er dazu ſagen ſollte. Kaiſer Karl ſchaute freundlich und nachdenklich vom Thron herab, er allein war nicht gerührt und beobachtete alles, und da der Doctor aus Padua ihn fragend anblickte, ſagte er: „Steht das auch in Euren Büchern?"

„Eures Weilens iſt nimmer hier" hatte Friedrich von Lochen dem Herzog zugeflüſtert, und ſo waren Alle in Leidenſchaft und Getös, ſie merkten nicht einmal — bis auf den Kaiſer — da er mit den Seinen aus dem Zelte ging.

Sie warfen ſich zu Roß. Da ſie einritten war's als wie der Sturmwind, da er die Thorflügel einer Scheune ſprengt, nun ſie ausritten war's als Diebe in der Nacht, die über Hecken ſetzen, und die Hofhunde ſind hinter ihnen. Ueberm Stahlkleid trägt man keinen Mantel. Aber wie Ludewiß voraus ritt, allein, ſchweigſam, es war als ein Mann, der den Mantel über die Ohren zieht; Niemand ſoll ihn ſehen, er ſieht auch keinen an.

Item so schweigsam ritten seine Herren, jeder inzeln! „Was soll man nur denken!“ murmelte Betke Botel.

„Das weiß der Teufel!“ antwortete Betkin Osten.

Ludewig riß plötzlich sein Pferd um, und sprengte zurück.

„Pestilenz! hat er mich nicht gefordert? Mir war's so.“

„Der kleine Graf nahm Euren Handschuh. Das ist richtig“ antwortete der Ritter Osten.

„Straf mich Gott, so muß ich wohl zurück,“ sprach der Markgraf.

Die Ritter schwiegen. Betke Botel schüttelte den Kopf:

„Das hat gute Weil gnädiger Herr. War nur so Gerede. Man wußte nicht, was man sprechen sollte.“

„Ist mir so was fürkommen je!“ murmelte Betkin Osten.

„Frankfurt halten, das ist Eure erste, und Fürstenpflicht; die Ritterpflicht kommt nachher,“ so sprach Friedrich von Lochen, der herangeritten war. — „Seht da die Schneewolken, die ziehn uns zu als Entsatz. Hatte mein Auge gut im Lager ringsum,

halten wir uns nur noch zween Wochen, müssen sie die Belagerung aufheben."

„Hättest auch keine Ehr mit dem Kleinen, sagte Betkin. Rennten ihn nieder beim ersten Zusammenstoß."

„Und er brach sein Wort, schnaubte Ludewig. Versprach mir, an den Mann nicht zu glauben, und —"

„Nun glaubt er doch" brummte Betkin.

Der alte Uchtenhagen war ihnen vorübergeritten, langsam, derweil sie so sprachen. Er saß gebeugten Kopfes auf dem Pferde.

„Du rühmst deine Mark, Alter, es sei ein ehrlich Volk, sprach Ludewig, und die Betrüger wachsen wie Pilze auf."

Der Uchtenhagen sah den Fürsten ernst an: „Betrüger! — Ach, gnädiger Herr, so sieht kein Betrüger uns. Wars mir, als schaute der große Woldemar tief in meine Seele und rief: Petrus du verleugnest mich?"

Ludewig gab seinem Roß die Sporen und redete mit keinem ein Wort mehr, bis das Fallgitter von Frankfurt hinter ihm niederfiel. Aber bei sich sprach der grimmige Mann: „Ein Land für Wehrwölfe und Hexen. Hol's der Teufel, daß ich sein Fürst bin."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Kaiser und der Markgraf.

Die Trommeln wirbelten durch das Lager und an allen Ecken schmetterten die Drommeten, und der kaiserliche Herold rief es aus an allen Plätzen vor unzähliger Menge Volkes und Kriegsleuten, was das Gericht entschieden und der Kaiser hatte es bestätigt. Und Boten flogen mit der Meldung nach allen vier Winden, und überall war große Fröhlichkeit.

Im Zelte des Kanzlers aber saßen die Schreiber und schrieben auf, was des Kaisers Kanzler ihnen vorsprach, und viele Bürgermeister und Verordnete warteten, alle gar frohen Gesichts. Das Haus Anhalt war stets guten Angedenkens in Brandenburg. Und so fertigte der Kanzler heut Briefe aus, Namens Kaiser Karl des Vierten, an die Städte Berlin, Köln, Spandow, Köpenick, Strausberg, Bernawe und Eberswalde, — andern Tages

sollten noch mehre geschrieben werden, — daß der Kaiser den Fürsten Woldemar, seinen Schwager, als rechtmäßigen Markgrafen zu Brandenburg, Landsberg, und als des heiligen römischen Reiches Erzkämmerer anerkenne, und gebiete, daß sie ihm getreu sein sollten; aber daß dieselben zum nächsten Michaelistage zween Rathleute, jede, aus ihrer Mitte, wohl mit Vollmacht versehen, mit dem Herzog Rudolf von Sachsen, und anderen Herren, zu ihm nach Böhmen senden sollten, allwo er die wichtige Sache weiter verhandeln wolle.

„Aber, sprach ein Bürgermeister leis, er hat ihn ja schon feierlich belehnt; was bedarfs da noch die Sache weiter verhandeln."

„Der Kaiser liebt das Unterhandeln," zischelte ihm ein zweiter zu.

„Belehnen kommt von Leihen, sagte ihm lächelnd ein Rechtsgelehrter. Wem ich etwas leihe, dem gönn' ich's alleweil. Ist aber damit nicht gesagt, daß ich's ihm in alle Ewigkeit gönne."

In des Kaisers Zelte saßen der alte Markgraf und Karl an einem Tische über einer Landkarte. Sie waren in eifrigem Gespräch.

„Der Strich, mein Kaiser, war niemals Lausitz. Meine erlauchten Vorfahren —"

„Sehn es nicht. Hier machen wir die Gränze. Nicht?“

„Euer Finger, durchlauchtigster Kaiser, geht zu weit. Das iſt noch Mark, es war es von je. Die Urkunde von 1193, auch der Friedensſchluß von 1280 beſtimmt es genau.“

„Was kümmern Euch, Schwager, die vergilbten Pergamente? Wir haben's mit der Zukunft zu thun. Die ſetzen wir feſt.“

Woldemar ſchüttelte den Kopf: „Ich kann's nicht zugeben.“

Karl ſah ihn ſeltſam an; aber ſein forſchender Blick prallte ab vor dem ruhigen des Greiſes.

„Wir ſind hier, uns zu vertragen, nicht um uns zu ſtreiten. Seht Schwager, wir theilen: Hier geht das Fließ. Seht Ihr? Auf dieſer Seite bleibt es böhmiſch, das wird märkiſch.“

„Euer Majeſtät wollten ſagen: dies bleibt märkiſch, und das wird böhmiſch.“

„Um Worte ſtreiten wir nicht, wenn wir nur im Weſen einig ſind. So alſo wirt's. Ich gebe gern nach um den Frieden.“

„Bei Gott, ich darf's nicht, ſprach der Markgraf und ſtand auf. Schon allzu viel gab ich nach.“

Der Kaiſer lehnte ſich über die Karte, aber er

ſchielte ſeitwärts auf den Markgrafen; was er da ſah, mochte ihn beſtimmen. Er ſtieß die Karte fort.

„Ihr habt Recht, das ſchickt ſich nicht für uns; ja es wäre ſchlimm, ſo Fürſten wie wir, um derlei Kleines ſich entzweiten. Mein Kanzler und Eurer mögen die Urkunden prüfen. Inzwiſchen bleibt der kaiſerliche Adler, verſteht mich, nicht der böhmiſche, auf dem ſtreitigen Striche.“

„Doch feierlich, Herr Kaiſer, leg ich Proteſt ein —“

„Beim Täufer Johannes, wie Ihr die Sache ernſt nehmt, als würde mein Kaiſerreich durch drei Viertel Meilen größer!“

„Aber mein Markgrafthum wird kleiner. Ich fand es ſchon allzu klein wieder. Der Fuß breit, den ich noch davon gebe, und ich hätte Kraft, ihn zu vertheidigen, erſchwerte die Sündenlaſt vor jenem Richter, vor dem ich ſchon auf ſchwere Anklage mich vertheidigen muß.“

„Als wir Alle, Gott ſei uns gnädig, wer geht immer im Rechten, wer darf ſeinen Freunden trauen!“

„Mindeſtens reißen meine, als Wölfe, jeder ſeinen Theil an ſich,“ ſagte Waldemar mit Nachdruck.

„Ich billige durchaus nicht, was der Erzbiſchof von Magdeburg that, unterbrach ihn der Kaiſer.

Plauen sich voraus zu bedingen! Hättet Ihr auf mich gewartet, ich hätte es nicht zugegeben."

„Plauen ist ein Schloß und die Lausitz —"

„Ein ganzes Land wollt Ihr sagen. Da ist aber ein Unterschied. Die Lausitz gehörte einmal zu Brandenburg, aber sie war kein Theil davon. Plauen dagegen ist ein Pfeiler, ein Grenz-Eckstein des Landes, mit dessen Verlust des Landes Sicherheit, das Land selbst gefährdet ist. Das hättet Ihr, vergebt mir Schwager, nicht dulden sollen. Euer Thun in Ehren, aber das müßt Ihr wieder rückgängig zu machen suchen. Rechnet dabei auf meine Hülfe. —"

Woldemar seufzte: „Und muß ich noch ein Land dafür abrechnen?"

Der Kaiser sah ihn ernst an: „Wie! Der fromme Mann, der ein halbes Menschenalter irrdischen Gütern und irrdischer Herrlichkeit entsagte, nur in beschaulichem Leben den Gütern jener Ewigkeit entgegen blickend, geizt itzt und ist ängstlich um einige Meilen Kieferbusch und Sand! Verzeiht Schwager, nicht daß ich Euren hohen Sinn mißachte, allein aus dem gelobten Lande, das zu schauen Gott mir Sünder noch gewähren möge, meinte ich, brächte man andere Gedanken heim."

„Wen Gott wo hinstellte, dem wies er auch

seine Pflichten, als der Ort fordert, dahin er ihn setzte. Nun hat er mich gesetzt als Fürst hier, als dieses Landes Fürst. Ihr habt mich anerkannt. Ich will Fürst sein, ganz Fürst, durchlauchtigster Kaiser. Ich meinte, Ihr solltet's loben."

„Loben!" sagte der Kaiser, und hatte ihn eine Weil schweigend angeschaut, indeß sein Gesicht immer heller ward. Ja fast glänzend war's. „Als Muster will ich Euch weisen den andern! Bei Sanct Johannes, wären meine Reichsfürsten alle wie Ihr, weise und besonnen, das Regiment wäre eine Lust. Und nun, vergebt mir, dem jüngern Manne, — wer so oft und arg betrogen ward, als ich, der ist zum Argwohn von selbst hingewiesen, — vergebt mir, daß ich Euch vorhin auf die Probe stellen wollte. Brauch ich's Euch zu versichern, daß mir's gleichgültig ist, ob die Grenze diesseits oder jenseits des Fließes geht. Aber es ist mir nicht gleichgültig, daß ich nun weiß, der Kaiser hat einen wahren Markgrafen in diese Mark gesetzt, der dem Reichsland nichts wird abtrotzen, abnehmen lassen. So will ich's. Dies Land ist gut und die Macht der Herrschaft muß hier in Ewigkeit erhalten werden."

„Und die Lausitz" — fragte Woldemar.

„Davon nachher. — Wenn ich Euch so ins Auge schaue, den klaren ruhigen Blick, die Milde

und Besonnenheit, die um Eure Lippen schwebt, ich sehnte mich lange einen solchen fürstlichen Greis zu sehen. Doch das gehört nicht her." — Karl seufzte. — „Mein Vater, König Johann, Gott habe ihn seelig! lehrte mich das nicht. Wer das aufwallende Blut nicht zu fesseln, die raschen Entschlüsse des Jähzorns nicht eben so rasch zu unterdrücken weiß, sollte dem Regiment entsagen. So beschied sich mein erlauchter Vater selbst. — Was ich sagen wollte! Nicht doch, ich vergaß es, indem ich Euch ansah. Das ist nicht recht, daß ein Fürst sich in Gefühlen verliert. Seine Worte sind kostbarer als Gold, das ein Anderer ausstreut. Ein unvorsichtig Wort, das unsern Lippen entschlüpft, hören tausend Ohren und es bleibt im Gedächtniß von hundert tausend. Was gäben wir oft drum, es zurück zu nehmen! Das ist's, warum ich Euch bewundere: Ihr laßt Eure Worte nicht los, wie Mancher thut, als eine Meute, die man auf die Jagd schickt, Ihr behaltet sie im Auge, ja gleichsam als am Zügel, auch das schon ausgesprochene wißt Ihr noch immer zu lenken."

„Ihr wolltet von der Lausitz reden."

„Von Euch, von Euch allein, und immer Euch dabei ansehn. Ich weide mich ordentlich an Eurem Anblick. Ihr seid ein glücklicher, alter Mann, und

doch um eins bedaure ich Euch: Ihr habt keinen Sohn."

„Brandenburg ist mein Kind."

„Aber, wenn Ihr sterbet, wer drückt Euch das Auge zu?"

„Die Liebe meiner Völker."

„Aber was man mit vollem Herzen liebt, ich meine wie Ihr Brandenburg, das erschwert uns auch wieder den Tod, so wir nicht wissen, ob der, welcher nach uns besitzen wird, sein würdig ist."

„Dafür sorgt Gott. Der Mensch hat hienieden genug gethan, so er die Zeit erfüllt, die ihm gemessen."

„Und überläßt denen, die nach ihm kommen, das weitere! Brachtet Ihr die Weisheit von des Herrn Grabe? Ist es nicht eines fürsorglichen Regenten heilige, ja seine allerheiligste Pflicht, daß er das Schicksal seines Volkes nicht dem Ungefähr überläßt? Habt Ihr's nicht selbst erfahren, wie Euer Weinberg verwaltet wurde? Gott hat Euch gewarnt. Daß das nicht ein zweites Mal geschieht, muß fortan Eure erste Sorge sein. Der Ruf des Herrn wäre umsonst an Euch ergangen. Erwägt das wohl, die Vorsehung wiederholt sich nicht in ihren Wundern. Sie thut genug, so sie dem Menschen die Wege einmal weist; dann ist's an ihm,

sie einzuschlagen, selbst weiter zu bahnen. So ein gedankenloser Schlemmer, ein wüster Prasser nach Euch kommt, der Eure Worte und Gedanken nicht versteht, der nur sich lebt, nicht dem Lande, das wird Eure Schuld; um Centnerlasten wird Euer Grabstein schwerer. — Ihr werdet, ein Testament aufsetzen? —"

„Zu Gunsten meiner rechten Erben."

„Denen, die in Eurem Sinne fortarbeiten. Das sind die rechten Erben eines rechten Fürsten, als Ihr seid."

„Die von Anhalt sind ein gerechter Stamm."

Der Kaiser stand auf, als wie überrascht: „Gerecht! Was ist gerecht? Der Stier ist gerecht, der gradaus rennt. Wozu gab die Natur uns Augen? Daß wir links und rechts uns umschau'n. — Dem Säufer Rudolf etwa? Daß der tölpische Sachse zum zweiten Male als ungeschickter Vormund, die Städte, die Landstände sich feind macht? — Seinen Söhnen? Heiliger Gott, mein Brandenburg in solcher Prinzen Hände, die nichts im Sinne haben, als Pferde, Mädchen, Hunde. Oder wähnt Ihr's besser aufgehoben in des Dessauers Hand? Ja, der wird von Tugend reden, sich auf die Brust schlagen als deutscher Biedermann; auch einmal derb aber blind losschlagen, bis er's überdrüssig ist. Ein Bie-

dermann ist gut in einer goldenen Zeit. Wir sind in der bleiernen, wo der Mann zwischen Wölfen, Füchsen und Schlangrn seinen Weg suchen muß. Nicht der wandelt den graden vor Gott, der ein Kreuz schlägt und seine Hände in Unschuld wäscht und die Dinge gehen läßt, weil er's nicht ändern kann. Mit den Wölfen müssen wir heulen, mit den Schlangen uns winden, und den Füchsen nachschleichen in ihre Höhlen, so es uns Ernst ist um das Gute. Hat Einer vor allen denen nur so viel Einsicht, die Bösen von den guten zu unterscheiden, hat Einer Kraft es durchzusetzen, ja nur den festen Willen, es aufrichtig zu wollen."

„Euer Majestät vergaß meinen Neffen, den jungen Woldemar."

„Der nach dem Monde schielt! Ich weiß, Ihr liebt ihn. Im Stillen, hinter dem Rücken der andern, spinnt Ihr ein fein Gewebe für ihn. Es ist zu fein, würdigster Markgraf. Welche Fey aus dem Morgenlande hat da Euren Sinn verblendet! Ja für ein persisch Mährchen ist er ein herrlicher Erbprinz; aber die Priegnitz und die Altmark, die Neumark und die Ukermark verlangen einen Regenten mit Fleisch und Blut. Er singt noch Minnelieder; ach, lieber Gott, die trösten den märkischen Bauer nicht, wenn des Junkers Vogt die Peitsche schwingt."

„Er ist ein wahrer Ritter."

„Vom feinsten Silber. Wenn mal die Ritter ausgegangen sind, wird man Bilder von ihm schnizzen, um sie in den Raritätenkammern den Knaben zu zeigen, wie Ritter hätten sein sollen. Aber die Ritter!" — Der Kaiser hatte sich neben ihn gesetzt, und faßte vertraulich seine Hand und sah ihm ernst ins Gesicht.

„Erwartet Ihr denn von den Rittern das Glück für Brandenburg?"

„Sie sind tapfer und treu ihren Fürsten."

„Wie gute Hofhunde, die bellen und beißen, wenn ein Fremder ins Gehöft schleicht. Auch wedeln und heulen sie, wenn der Herr zurückkommt, und springen vor Herzens-Freude ihm auf die Schultern. Wünschte, meine in Böhmen wären auch so!"

„Ist das nicht Lobes, wenn so der Adel zu seinem Fürsten ist."

„Vom Adel will ich mehr. Wozu ist er adlig über den andern, so er nicht über die andern hinausschaut! Ja, diese Märkischen sind gut, so lange man sie zu nichts Besserem braucht. Aber ihr Blick reicht nicht weiter als über die vier Pfähle ihres Hofes. Was sind sie einem Fürsten, der für das Wohl des Ganzen zu sorgen hat? Darf ein Mark-

graf die Hände in den Schooß legen? Das deutsche Reich hat ihn bergestellt, sein Wächter und Schild zu sein gegen die Nachbarvölker. Haltet Ihr die Aufgabe für leicht?"

„Nein, mein Kaiser."

Des Kaisers Augen glänzten voll ernsten Nachdenkens: „Beim Allmächtigen, sie fordert Männer."

„Das waren meine Vorfahren."

„Eure oder nicht Eure. Ich will sie gelten lassen die alten Ascanier. Sie thaten genug für ihre Zeit. Aber was ihnen Spiel war, ihren Nachkommen wird es Ernst. Hier ist das Reich, das deutsche Reich, nicht das römische; das hat aufgehört. Die welschen Nationen sind als ein alter Baum; der schlägt wohl noch oft üppig auf, aber seine Wurzeln sind morsch. Die Römer werden den Deutschen nicht mehr gefährlich. Unsere Eiche wurzelt tiefer. Aber vom Osten her droht Gefahr. Die Slaven haben alte Schulden an uns zu fordern. Meint nicht, daß sie vergessen sind. Kein Unrecht verjährt vor der Ewigkeit. Dorthin dürfen wir unsere Augen nicht schließen, unsere Burgen nicht verfallen lassen. Der Spieß muß blank stehn an der Wand gegen Morgen, für die Zeiten, die kommen."

Der Kaiser ging umher. Seine Rede ward wärmer, sein Ausdruck lebendiger.

„Ich kenne die Slaven. Ich bin König eines slavischen Volkes. Aber, bei der allerheiligsten Mutter Gottes, ich bin ein Deutscher, und will ganz und zuerst Kaiser sein des deutschen Volkes. Das hat Säfte in sich, von Sitte und Kraft, die seinen Baum langsam, aber sicherer in die Höhe treiben als das wild flackernde Feuer der Sarmaten. Brandenburg ist deutsch worden, es muß deutsch bleiben. Darum müssen seine Fürsten kräftig und besonnen auftreten; Niemandem weichen, am wenigsten ihrer eignen Leidenschaft und Trägheit. Sie müssen stolz die Stirne bieten der frechen Anmaßung, die Sitte und Ordnung fest halten, die dem Slaven fremd ist, aber er muß sie achten, als eine unedle Natur wider Willen vor der edlen scheut; sie müssen nie den Muth, aber auch nie den Gleichmuth verlieren, und als sie das Auge gegen die drohende Gefahr, müssen sie das Ohr aufhalten gegen weise Rathschläge. Sonst bleibt dies Volk ein Mischvolk, und die schlechten Stoffe, die niedergetreten sind, wuchern als Unkraut auf. Da ist auch der Weizen verdorben. Wem wagt Ihr die Aufgabe zu lassen? — Könnt Ihr's mit gutem Gewissen diesem — dem — dem da? — Sagt ja, und ich sage auch

ja. — Ihr ſchweigt. Nein, bei Gott, die können's nicht. Sie werden zanken mit ihrem Adel, und der Adel wird mit ihnen zanken. Jeder lacht ſich ins Fäuſtchen, ſo er dem andern etwas abzwackt. Die Straßen bleiben Freiſtätten für Geſindel und Raubritter; die Bürger werden ſich verſchließen, nach wie vor; gewonnene Schätze werden ſie aufſpeichern, ſtatt ſie als Lebensquellen durch das Land zu ſchicken; gewinnen wird Niemand; der Bauer wird mehr und mehr geknechtet, der Kleine gedrückt, bis alles freie Eigenthum verſchwindet, bis wir in den Marken ſtatt freier Männer, unterthänige Leute haben. Es bleibt nicht ſchlimm, als es iſt, es wird noch ſchlechter. Iſt's Euer Wille? — Nennt mir unter Euren Erben den, der Euren Geiſt erbt, Fürſt Woldemar!"

Der alte Markgraf ſaß nachdenklich in ſeinem Stuhle. Gegen die Lüge hatte er Waffen, gegen die Wahrheit keine.

„Gott wird's fügen, als er will."

„Das iſt der Troſt der alten Weiber; aber nicht deſſen, der mit Heldenkühnheit nach dem Fürſtenſtab der Aſcanier griff."

„Wißt Ihr einen?" fragte Woldemar.

„Ich weiß einen. — Ihr ſeid ein Greis und

habt keinen Sohn, ich bin ein junger Mann und habe keinen Vater. —"

Der alte Markgraf, das mußte jeder gestehen, blieb vor hoch und niedrig derselbe. Und so er mit Klügeren sprach, in seiner Rede ließ er's nie merken, daß er schwächer war. Sein Blick war also sicher als Eines, der in einem langen Leben Alles erfahren, nichts ist ihm fremd, und darum überrascht ihn nichts. Izt war's anders, zum ersten Male. Er verfinsterte sich und sein Blick ward unsicher, als traute er dem Aug nicht und dem Ohr nicht.

„Euer Majestät" — sprach er und stockte.

„Soll ich wohl den Gedanken in dürren Worten aussprechen, den Euer Scharfblick in meiner Seele längst gelesen haben muß."

„Der deutsche Kaiser, der König von Böheim —"

„Wünscht den großen Woldemar Vater zu nennen. Die Weisheit der römischen Gesetze erfand ein Mittel, um die Lücken, die nach den Gesetzen der Natur entstehen, auszugleichen."

„Euer Majestät, das ist unmöglich."

„Daß ich einen Vater von Eurer Weisheit, Eurer Erfahrung mir wünsche, oder daß Ihr einen Kaiser zum Sohn erhaltet? Laßt das ruhen, warum ich nach einem solchen Vater mich sehne; es wäre eine unnatürliche Anklage gegen den, den die Natur

mir gab. Aber Ihr, Ihr bedürft eines Sohnes, der Euch verſteht, würdigt, fortſetzt, dem Ihr auf dem Sterbebette ruhig Eure Werke, Eure Plane überlaſſen könnt. — Das Gerede der Welt, dafür bin ich Kaiſer."

Der Greis ſchwieg. Er kämpfte einen innern Kampf.

„Die Stunde, mein Kaiſer, dünkt mich zu ernſt zum Spiele."

„Ihr habt Recht, die Römer **ſpielten** mit der Adoption. Sie ſollte nach Juſtinian **imitare naturam.** Und doch, um was, der Natur zuwider, adoptirten ſich dieſe laſterhaften Greiſe und entnervten Jünglinge. Das gräuliche Heidenthum liegt hinter uns. Wenn bei uns der Vater einen Sohn, oder der Sohn einen Vater ſich erwirbt, huldigen wir zarteren Empfindungen der Ehrerbietung und Hochachtung. — Ihr lächelt wohl ſtill, und meint, zwiſchen Männern, als Ihr und ich, die der Welt Undank und Schlechtigkeit kennen lernten, ſei dieſe Sprache der Gefühle nicht an ihrem Ort. — Sei es. Aber jene Römer adoptirten ſich, damit der todte Mammon des Geizhalſes, der leere, tönende Name einer alten Familie auf den angenommenen Sohn überging. Aus Eitelkeit. Gott weiß, nichts

liegt mir ferner als Eitelkeit. Forterben soll der Geist, die Kraft, die Tugend des Vaters —"

„Und sein Besitz?"

„Das heißt der Besitz, der durch den Geist des Erblassers lebendig wird. Markgraf, wenn Ihr als seeliger Geist dereinst auf das Schaffen Eures Sohnes aus jenen ewigen heitern Räumen herabschaut, Ihr würdet, das schmeichle ich mir, mit Karl von Luxemburg zufrieden sein."

„Hätt ich einen Fürstenhut zu vergeben, ich wüßte kein würdiger Haupt, als das, welches Böhmens Krone trägt."

„Böhmen und Brandenburg ein Reich! Es würde ein großes, mächtiges Reich, das bedenkt wohl. Da ließe sich schaffen für der Unterthanen Wohl; da wollten wir brechen den Trotz des Adels; die Kirche in Ehren, aber die Geistlichen — ich kenne ihren Dünkel, haltet mich nicht für blind darin, so auch Rücksichten — doch davon ein andermal, mein theurer Vater. Denkt, diese Ströme, wie der Handel aufblühen sollte, der Gewerbfleiß fände einen ungeheuren Markt. Von der Donau bis zur Ostsee, und inmitten die Lausitz. Ja, die Lausitz; ob nun Ihr, ob ich sie die wenigen Jahre verwaltete —"

„Bis ich endlich gestorben wäre."

„Ihr werdet noch lange leben, Gott füge es Eurem Volke zum Heil! Also die Lausitz könnte für diesen Fall —"

„Für welchen Fall, mein Kaiser?"

„Den angegebenen. Also, wollte ich sagen, die Lausitz —"

„Die Lausitz, mein Kaiser, die Ihr mir gäbet, entschädigte meine Vettern von Anhalt nicht für Brandenburg."

„Man findet sie ab. Oder wäre Euch das kleine Recht Eurer Vettern auf einen Lehnsanfall, ein zweifelhaft Recht, denn Brandenburg ist ein Reichslehn und ich der Kaiser belehne, — wär's Euch mehr werth, als das große Recht Eures Volkes, auf einen guten Fürsten? Markgraf, dann hätt ich Euch doch verkannt."

„Erlaubt, daß ich es überlege, mein Kaiser."

„Das ist weise gesprochen. Ich kenne Euch, Ihr mich wohl noch nicht ganz. Prüft mich, würdiger Mann, was in meinen Kräften steht, ich will thun, Eure Wünsche zu erfüllen."

Beide schwiegen um einige Minuten. Beide, als geübte Kämpfer, die ihre Waffen verschossen. Jeder sah den andern an, ob er noch einen Pfeil im Köcher finde. Aber sie lächelten sich freundlich zu. Plötzlich stand der Markgraf auf:

„Woldemar hatte einen Sohn.“

Es war, als athme der Greis auf, da er das Bekenntniß los hatte.

„Doch keinen mit der durchlauchtigen Markgräfin Agnes,“ erwiederte der Kaiser, dem das gar unerwartet kam, „das treue Gemahl, welches schon drei Monden nach Eurem Tode den Wittwenschleier zerriß.“

„Gott weiß allein, mein Kaiser, ob ich recht thue. Aber — ich will, ich muß! Dieser Sohn lebt noch, er hat heilige Rechte. 'S ist meine Pflicht, so ich auch eines früheren Lebens Verschuldung aufdecken muß. Die Markgräfin Agnes war kein seines Weib, sie gebar dem Hause, dem Lande keinen Erben.“

Karl lächelte: „Da schlich der große Woldemar, um sich zu trösten, als ein anderer Jupiter, zu dieser Leda und zu jener Jo unterm Strohdach. Ich will den Schleier, durch den die eifersüchtige Agnes nicht blickte, nicht aufheben. Auch die Sonne hat Flecken, erspart Euch das Uebrige, wir Beide haben andere Sorgen. Also ein Sohn ist da?“

„Ich kann's beweisen durch Pergamente, und durch alter Leute Zeugnis.“

„Euer Wort genügt mir. Ich will ihn ehrlich machen, ihn herstellen in allen Ehren. Sorgt nur

für ein gut Erbtheil, und ich will ihm, wie sie's in Frankreich itzt thun, einen Adelsbrief geben. Wollt Ihr ihn zum Geistlichen machen, soll ihm ein Bisthum nicht entgehen."

„Er ward ein guter Ritter, der dem Ruhm seines Vaters Ehre macht."

„So erheb ich ihn zum Grafen." — Der Kaiser sah den Markgrafen mit einem der Blicke an, mit dem er oft aus der tiefsten Seele Geständnisse heraus las, und es leuchtete schalkhaft auf in seinen Augen: — „Ich kenne ihn, ist's der! Ei sieh, hat der einen so hohen Vater!

„Wahr und wahrhaftig! bei allen Heiligengebeinen sei's geschworen, er ist Woldemars Sohn."

„Erspart Euch das. Ich sah's dem kühnen Gesellen an, daß er besser war als sein Name. Nun wir sinnen später auf einen andern. Auf einen Namen kommt es mir nicht an. — Denn also wollt Ihr Vater sein? — Ei dieser Glückliche! — Wer war seine Mutter?"

„Laßt sie ruhen in der Nacht des Grabes. Es war ein liebes Weib, die oft die Runzeln von der Stirn ihres Gebieters strich. Aber eine bescheidene Magd, die ihm nur zu Füßen sitzen wollte."

„Was thut's, wir adeln sie im Grabe. Die mailändischen Heraldiker mahlen ihr ein altes Wappenschild. Euer Sohn soll vielleicht — und warum denn nicht!" — Der Kaiser legte die Hand auf des Markgrafen Schulter und blickte ihn schlau lächelnd an. — „Euch zu Liebe thue ich viel. Liebt Ihr ihn sehr?"

„Als wie ein alter Mann den Jüngling liebt, in dem seine eigne Jugend wieder aufblüht."

„Ein Kaiser kann viel. Ich könnte ihn zum Markgrafen machen." Er sprach es leis vor sich hin. Woldemar sah ihn ernst an:

„Das könnt Ihr nicht."

„Man läßt ihn sich auszeichnen, man stellt ihn an die Spitze eines Heeres. Mit Geschick muß es angefangen werden; aber ich will noch mehr thun, im deutschen Reiche, so Gott mich leben läßt, mit Geschick den starren Nacken seiner Fürsten zu beugen."

„Es ist Woldemars Sohn, aber er wird nicht sein Nachfolger."

„Wie, Ihr?"

„Ich widerspreche als deutscher Fürst, als Kurfürst."

„Und warum?"

„Weil Brandenburg mir mehr werth ist als mein

Sohn, weil was auf Gunst und nicht auf Recht gebaut wird, als ein Haus ist sonder Grundfesten, und der nächste Sturm wirft es um. Weil alle Gunst wandelbar ist, und wen sie über sich selbst erhob, sie den fallen läßt, daß er tiefer sinkt als er vorher stand. Weil, durchlauchtigster Kaiser, wenn Ihr meinen Heinrich zum Markgrafen erhöbet, Ihr einen schwachen Markgrafen dem Lande setztet. Denn der ein guter Ritter ist, ist um deshalb noch kein guter Fürst. Und sei er's, er käme nicht auf; denn Alle wären wieder ihn, nicht die Fürsten allein, und die neidischen Nachbarn; auch jeder im Lande selbst, der meint, er sei eben so gut und habe darum denselben Anspruch. Und müßte mein Sohn, um fest zu stehen, sich an die halten, die Macht haben; und das sind oft die Schlechten. Darum wäre Hader und Unsicherheit, und als er seines Lebens nicht froh würde, käme Brandenburg zu keiner Festigkeit und bliebe ein Zankball der Mächtigen. Dann möchte es kommen, daß der Kaiser, — verzeiht durchlauchtigster Herr, ich meine nicht Euch, sondern der dann Kaiser wäre, dieweil ich von Eurer aufrichtigen Gesinnung überzeugt bin, — es möchte eintreffen, daß er die willkommene Gelegenheit wahrnimmt, als Richter einzuschreiten, daß er meinen Sohn, der keine Wurzeln im Boden hat,

als einen Strohmann, der die Vögel scheuchen sollte, aus der Erde zieht und fortwirft als eine Puppe, die man nicht mehr braucht, und Brandenburg, so's ihm gefällt, sich selbst nimmt. Aus allen diesen Gründen, mein Kaiser, widerspreche ich. Endlich aber und das ist die Summa: als Senior des Hauses Anhalt: denn dessen Erbrechte sollen ungekränkt bestehen als lanz ich lebe, so's Euch gefällt mein Kaiser."

Ob's dem Kaiser gefiel, hat er nicht gesagt. Der Mühe zu antworten überhob ihn ein großer Lärm, der draußen entstand und es wirbelten die Trommeln. Die Frankfurter machten einen Ausfall, hieß es, und den Markgrafen riefen seine Ritter. Der Kaiser selber ging nicht; das überließ er seinen Hauptleuten.

Er hatte sich in einen Stuhl geworfen, als der Kanzler mit einer Mappe eintrat.

„Ein Glück, daß der Mann so alt ist," sprach er für sich.

„Es wird nur blinder Lärm sein, als so oft schon, sprach der Kanzler. Die Baiern necken uns nur."

„Was bringst du?" fragte der Kaiser.

„Die Beweisgründe zusammengestellt für ihn.

Noch haben wir zwo neue Aussagen vermerket, was alles zusammen genommen wohl ausreichen wird vor dem Reichstage."

„Davon ist genug, sprach der Kaiser. Von itzt ab sammle in der Stille Beweise und Zeugnisse gegen ihn."

Ende des zweiten Bandes.

Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Der

falſche Woldemar.

Roman

von

W. Alexis.

In drei Bänden.

Dritter Band.

Berlin.
1842.
Buchhandlung des Berliner Leſekabinets.

Der falſche Woldemar.

„Weil ich Euch brandenburgiſche Geſchichten erzähle, was kümmere mich, rufen wohl Einige, der deutſche Adler? Den ſolle ich fliegen laſſen, und im Lande bleiben. Ich kann's nicht. Denn Brandenburg war nur ein Glied, ein theures Glied, meine ich, und will's Gott, ſoll es bleiben, des großen deutſchen Körpers. Und was den zerreißt, zerreißt es mit, und was ihn erhebt, erhebt es mit. Ich erzähle Euch brandenburgiſche Geſchichten aus alter Zeit, aber ich meine, es ſind deutſche Geſchichten. Denn, was Brandenburg litt, das litt das deutſche Reich auch. Es griff ihm ins Herz an, und es zehrte das innerſte Mark. Die Untreue und die Falſchheit, die ſchlaue Kunſt doppelſinniger Rede und ſchöner Worte um ſchlimme Dinge, daß die Völker zerſtreut wurden, und damals an, und was die Großen thaten, wirkte auf die Kleinen zurück."

Band III.

Erſtes Kapitel.

Die Unheilvögel.

Wenn die Winterſtürme über unſre Flachländer weben, wochenlang, und die Wolken treiben, dann verrammle die Thüren, und kaure hinter dem Ofen. Es iſt nicht gut draußen weilen. Die Stürme kommen über die Wälder von Lithauen und die weiten Länder der Reuſſen, die kein Ende haben; denn hinter ihnen ſind die Schnee- und Eisfelder, und wer ſie ſah, weiß nicht, wo das Land aufhört, und wo das Meer anfängt. Und kein Berg iſt dort, der eine Mauer iſt den Stürmen. Sie brauſen, ſonder Aufhalt und bringen nichts mit als Kälte. Denn der Vogel in den Lüften erſtarrt auf dem weiten Wege.

Aber die Winde von Abend, die von der See her kommen, über England und Schottland und von den Schweden und Normannen, die treiben zwiſchen den Wolken allerlei Vogelarten, Große und

kleine; die haben in unſerm Lande eine Luſt und freie Jagd, wann die Sommervögel fortzogen dahin, wo es wärmer iſt. So iſt's allerwärts in der Natur. Wo's dem Einen zu kalt iſt, da iſt's dem andern noch warm, und den Rock, den du fortwirfſt, weil er dir zu ſchlecht iſt, den nimmt ein anderer auf, und trägt ihn viele Jahre, und wenn er ihn weg thun will, kommt wohl noch einer, dem er beſſer dünkt als ſeiner, ja und wenn er reißt in allen Fäden, ziehn ſie ihn dem Strohmann an im Kohlgarten. Macht der Rock in Lumpen auch einen Mann. Fliehen die Diebe nicht davor, fürchten ſich doch die Sperlinge. Das iſt die Weisheit in der Schöpfung, daß nichts zu ſchlecht iſt, es iſt doch noch zu etwas gut.

In unſerm Lande ſingen zur Sommerzeit gar vielerlei Vögel, als die Finken und Droſſeln, die Zeiſige und Amſeln. Im Lenze wirbeln die Lerchen in die Lüfte, und ſchreit der Kuckuk im Walde. Iſt's Hoch-Sommer ſchlagen die Nachtigallen im dunkeln Laube durch die Nacht, und bei Tage der Vogel Bülow. Zu Herbſtzeiten aber, wenn die Blätter vom Baume fallen, dann ſchweigt der Vogelſang, da fliegen die Schwalben gen Mittag, und wann die Störche rüſten zur Reiſe gen Africa, dann iſt's ſchon ſtill auf den Feldern und im Walde. Nur

die Sperlinge mögen sich nicht trennen von den Häusern und Höfen, die ihnen lieb sind. Auch die Kräben fliehen nicht; die grade tauchen dann auf, Gott weiß, wo ihrer so viele herkommen. Das Ohr, das an dem schönen Vogelgesang sich freute, mag ihr häslich Gekrächz nicht hören. Dann aber bringen und treiben die Winde von der See die Schaaren über Schaaren fremder Vögel, mit spitzen Klauen und krummen Schnäbeln. Da wird unruhig die Luft, und unheimlich rauscht es in den Kiefern und die Fische in den Seen sind auch unruhig. Es ist Wanderung und Krieg und das Recht der Stärkeren. Des Falken Aug und der Habicht schaut weit und scharf.

Wer es verstehet der Vögel Züge anzuschauen in den Lüften! Er kann mancherlei lesen, sonder schwarze Kunst. Als der Schatten dem Menschen folgt, ziehen der Raubvögel Schaaren hinter den Kriegsvölkern her, und ihr Geschrei in den Lüften ist die Witterung, wo es Todte giebt.

Was sah man ihrer Schaaren über Schaaren in dem Winter in der Mark! Wie mancher geplagte Mann wäre lieber ein Vogel gewesen als ein Mensch. Wäre lieber geflogen in den Lüften, denn auf den Heerstraßen gehastet. Ueber Städte und Burgen fliegt der Vogel, frei ihrer Pein, und die Seufzer

erreichen sein Ohr, als der Rauch vom Feuer den reinen Aether.

Ueber dem Kieferwalde zog es schwarz auf; tausende Krähen hoben sich über die Wipfel und schrieen in's Blachfeld, darauf die Dämmerung lagerte.

„Allerheiligste Mutter Gottes, da sind sie wieder!“ Sprach ein Kriegsmann, der sich aufgerichtet von seinem feuchten Bett, und rief's dem andern zu, der bei den Rossen stand.

Es war eine Schaar flüchtiger Männer; das Unglück drückt ein Siegel auf, das jeder kennt.

„Die Pestilenz!“ rief der, und faßte die Rosse fester, die an seiner Hand kümmerliche Grasung suchten; er schaute unter den buschigten Augenbraunen in die Wolken.

„Nicht doch, sprach ein Dritter, sie setzen sich wieder. Die Rackers, die Krähen thuens nimmer. Die zween Adler sah ich noch nicht.“

Der erste streckte sich wieder mit einem Fluch auf das Moosbett. Die Arme unter den Kopf. Es war Betkin Osten:

„Laßt den Herzog noch schlafen, sprach er. Der Tod kommt uns Allen früh genug.“

Betke Botel schlug den Arm um den Hals des Rosses, das er hielt. „Die Pestilenz ist's doch,“

brummte er, „und Hererei ist dabei. Sinds nun nicht drei Tage, daß sie uns auf den Hacken sind, als wären wir Aas. Wo wir uns hinwenden, durch Sumpf und Moor. Sie sehn durch die Nacht und stöbern uns auf.“

Der Dritte, der ein Baier war, schüttelte den Kopf: „Es gebt auch nimmer mit Rechten zu. Da wir aus Frankfurt brachen, an dem Nebelmorgen, sah ich dieselben zween Adler; grad über der Brücke schwebten sie. Hätte sie einer mit 'nem Bolzen erlangen mögen. Drauf stiegen sie wieder in die Höh bis sie zween Punkte wurden, die blieben über uns als zween schwarze Sterne. Da rief ich, als Ihr Euch entsinnt, das ist des Kaisers Zeichen, und als die Adler uns sehen, sieht er unsern Auszug.“

„Der Kaiser aber sah's nicht, sprach unmuthig Betke Botel. Er hatte sich ja längst aus dem Staub gemacht.“

Ritter Osten knirschte mit den Zähnen: „Zehn Jahre meines Lebens drum, so wir ihn damals leibhaftig gefaßt!“

„Schon gut, fuhr der Baier fort. Der Kaiser war abgezogen als ich Euch sagte, daß die zween großen Adler in die Luft stiegen, unsichtbar aber doch sichtbar, das heißt in der Ferne. Aber als

wir um die steile Lehmwand bogen, stiegen die kleinen Thiere, die fünf Habichte auf. Die machten ein furchtbar Geschrei."

„Und weckten die Feinde doch nicht," sagte Betkin Osten.

„Schon gut. Sie ließen sich nicht wecken. Drum stürzten wir auf sie los und waren im Lager, ehe sie dessen sich versahen. Nun theilten wir uns, Ihr auf dem linken, der Herzog auf dem rechten Flügel. Und wie es nun los ging —"

„Wurde doch nicht's draus, fiel der Osten unmuthig ein, und stützte den Kopf im Arm. Herr Caspar Törringer, singt ein neu Lied, das alte kennen wir. Wir schlugen sie, und sie schlugen uns."

„Schon gut. Aber als ich sagte, mitten als es blitzte und stürmte sehe ich die fünf Habichte. Grad über uns als klebten sie am Horizont. Und als der Nordwind durch die Nebel fuhr, grad da, als Ihr die Sachsen in den Graben warft —"

„Schwere Noth, da lagen sie."

„Nein, Herr Osten, sie klebten als zuvor."

„Die Pestilenz über sie. Laßt sie kleben."

„Schon gut, Ritter Botel, fuhr der Baier fort. Wären sie kleben blieben! Das Raubthier hat Witterung, wo es eine Schlacht giebt, das ist in der Natur. Aber das ist außer der Natur. Das

unvernünftige Thier, was auf Atzung aus ist bleibt auf der Atzung. Die Schlacht war geschlagen, der Feind gesprengt, wir hatten reine Luft' —"

„Dicker Nebel war's," warf Osten ein.

„Schon gut, dicker Nebel, der verbarg uns, und daß unser so wenig waren. Drum kamen wir durch als Sieger, und die Brandenburgischen und Sachsen stiebten nach allen Enden. Warum nun, frage ich, blieb das Gezücht nicht auf dem Schlachtfeld, wo der Leichen genug blieben? Warum, frage ich, jagten sie nicht denen nach, warum blieben sie uns auf den Hacken. Ja, Ihr Brandenburgschen Herren ich konnte nicht jubeln als Ihr thatet. Die ganze Nacht durch, als Ihr schnarchtet, hörte ich der Krähen Geächz, und was die Vögel uns den Tag drauf brachten, das wißt Ihr, so gut als ich."

Die Ritter antworteten nicht. Schauten still vor sich hin. An den Tag hatten sie zu denken, und die Gedanken waren nicht fein. Markgraf Ludewig war voller Siegesmuth erwacht. Sein Schwert hatte er gezogen und sich vermessen, als wie der Morgenstrahl die Klinge roth färbt, solle sie am Abend wieder roth glänzen, von den Flammen so er über Berlin und Köln gen Himmel wollte steigen lassen. Den beiden Städten wär's übel ergangen, denn sein Zorn war arg gegen sie. Und

hätte es doch vielleicht vergessen, denn der Weg ist lang bis Berlin; und wären sie ihm mit Geschenken aus dem Thore entgegen kommen, er hätte wohl das Schwert eingesteckt. Es kam nicht so. Ein guter Renner will auch gute Wege, und der beste Muth reicht nicht aus sonder Vorsicht. Er meinte weil er vor Frankfurt gesiegt, würden sie ihm in hellen Haufen zulaufen; aber wie er auch in die Hörner stoßen ließ und seine Fahnen wehen auf den Hügeln, das Volk lief ihm nicht zu. Mußte schon von Müncheberg, das hohe Mauern hat von Feldsteinen, unverrichtet abziehn, und ist Müncheberg nur eine kleine Stadt. Konnte auch nicht vorüberziehn, denn sie hörten schon die Trommeln derer von Berlin, die sollten ausgezogen sein, Groß und Klein, unter ihren Bürgermeistern, die Geschlechter voran.

Warf sich dann, zornknirschend, gen Fürstenwalde; aber eines Fürsten Zorn ist nur furchtbar so das Volk mit ihm ist. Die er geschlagen, hatten sich gesammelt, ereilten ihn noch vor der Stadt, der junge Graf von Anhalt voran. So kalt er war, es ward ein heißer Tag, und so tapfer seine Baiern fochten, Tapferkeit schützt nicht vor Wunden und Tod. Es floß viel Blut und Viele wurden versprengt. Er konnte seinem Heiligen danken, daß er

einen Nebel schickte, der Freund und Feinde verbarg. Ohne den hätt' er's mit dem Leben büßen müssen, oder seiner Freiheit. War mit genauer Noth und wenigen Leuten auf Holzklötzen über die Spree gekommen.

Das war der Tag, von dem der Törringer sprach, und seitdem waren sie geirrt durch Bruch und Wald; nicht als ein Fürst des Landes und seine Getreuen, als Geächtete, gegen die der Landsturm aufgeboten ist. Die Meuten klaffen auf der Hetze und die Nacht ist ihr Tag. Wo sie klopften, die Thore waren verschlossen, wo sie durchbrechen wollten, ihre Feinde waren früher da. Ihr Hoffen stand nur auf zwo Städte, wo sie die erreichten, das feste Spandow in den Sümpfen, oder das getreue Brietzen. Hier, wo der Weg sich theilte, waren sie rasten geblieben, um's morgen zu beschließen. Sie meinten, die Feinde hätten ihre Spur verloren; denn sie waren oft durch fließend Wasser gezangen, und über Heiden geritten, da im Kraut die Spur sich verliert.

Kein fürstlich Nachtlager war's. Ein verfallen Gemäuer, ob's ein Hof ehedem gewesen, oder ein Convent, wer sieht's, wo von der Herrlichkeit nichts blieb als die Verwüstung, und die Dämmerung lagert ihre Schatten drüber. Keine Kämmerlere hat-

ten des Herzogs Bett gemacht, keine Teppiche hingen über seinem Lager, er wälzte sich nicht auf Pfühl und Kissen. Auf Schutt hatten sie Pferdedecken gelegt, ein Sattel war sein Kopfkissen. Eine Distel, vom Winde geweht, lullte ihm Schlaflieder. Ein gebrochen Bogengewölbe war der Thronhimmel über seinem Haupte. Und doch schlief er so fest, schiens, als der steinerne Ritter, der in der Mauer ausgehauen war. Den weckte nicht Regen und Schnee, noch der Sturm, der hier den Helmschurz ihm gebrochen, und dort die Finger von den beiden Händen, die er gefaltet auf der Brust hielt.

„Die Krähen, seht Ihr Herren, thun es nimmer, hub der Törringer nach einer Weil wieder an. Die Krähen sind unvernünftig Vieh, als die Schmeißfliegen. Sie fallen auf was gefallen ist. Die Krähen kommen allezeit nachher. Will damit nit gesagt haben, daß das der unvernünftigen Thiere allein ist. Denn also sind auch der Menschen Viele, die sehen nichts und wagen nichts; ziehen aber mit, wo Einer vorzieht, und fallen drauf los, wo schon Andere drüber her sind. So diese Märkischen von unserer Widerpart; das sind die Krähen, die fliegen den Habichten nach, so schärfere Witterung haben. Die Habichte sind die Fürsten, und thätens

doch nit allein, so nit die Adler wären, die ihnen den Weg weisen."

„Christi allerheiligste Mutter!" sprach ein Krieger, es waren ihrer Mehrere hinzugetreten, und horchten mit. „Ist doch der Mensch eine Creatur Gottes, und erkauft durch seines eingebornen Sohnes Blut. Da nun soll unsereins von solcher unvernünftigen Creatur abhängig sein!"

„Die Vögel sein auch Creaturen Gottes, sagt der Pfaff," meinte Betke Botel.

Der Baier erwiederte: „Wir zu Land, an den Bergen, kennen der Thiere Natur, und wissen wem sie hörig sind. Dort auf den Klippen unter den Eisfirsten, wo kein Priestersegen hinschallt und kein Weihrauch duftet bis hinauf, da hat der Satan Macht. Die Steinadler, die Lämmergeier seine leibhafte Brut sind's. Schaut ihnen doch in die Feueraugen. Und daß ich's Euch sage — sie verriethen ihn."

„Wen?" riefen die Ritter.

„Herzog Ludewig! sprach ernst der Törringer. — Sammstags in der Früh — hatte bei ihm die Morgenwacht, — stand er in Frankfurt am Fenster, in Gedanken versunken. Er hörte nicht, was man zu ihm sprach. Da riß er plötzlich den Flügel auf, lehnt sich hinaus, 's ist, als will er das Brustlatz

aufreißen und streckt beide Arme hinaus. Sanct Jürgen, dacht ich, was ist's, da er nickt, und ist keiner auf der Straße, und drüben schläft noch Alles. „„Siehst du die Aare dort? rief er. Juchheißa, Ihr Jungen! Wollt Ihr Euren Herzog befreien.“ “ — „Gnädigster Herzog, sagt' ich erschrokken, Ihr seid ja nit gefangen. Wartet noch ein weniges, zwo Wochen nur. Die Belagerer hungern schon, und das Wetter ist schrecklich draußen.“ „„Nit zween Tage wart ich! rief er und rüttelte sich, als säß er im Harnisch. Siehst du nit Caspar, sie rufen mich?“ “ — „Wer?“ sagte ich. „„Liebe Freunde und alte Bekannte, antwortet er. Vom Karwendelgebirg oder von der Zugspitz, da der Schnee nie schmilzt! So soll der Satan bei den Meßjuden in Frankfurt bleiben, Baierns Herzog folgt den Flügelboten, die rufen ihn zur Freiheit.“ “

Alle waren still, als rauschten die Adler über ihnen, die Boten des Satans.

Der Feldhauptmann, Herr Friedrich von Lochen, stand unfern an einer Mauer; sah auch fast als ein Todter aus, so hager war er worden, und seine Augen leuchteten dunkel und grimmig unter den struppigen Brauen. Der hatte, mit verschlungenen Armen zugehört, und sagte nicht nein, nicht ja.

Betkin Osten aber sprang auf und ging mit ihm seitwärts. Das Unglück macht Feinde, aber auch Freunde. Sie hatten treu zu einander gehalten, seit sie ihre Schwerter kreuzten damals in der Heide von Beelitz.

„Sie haben recht," sprach der Feldhauptmann.

Betkin schaute ihn groß an, und lachte auf: „Recht, daß der Satan ein Lämmergeier ist! Ich weiß es besser, Herr von Lochen, wie er ausschaut, der unsern Herrn verlockte. Zween blaue Augen hatte er, zwo rothe Backen und zwo runde Brüste. Die spröden Bürgertöchter in Frankfurt waren's. Die er mochte, mochten ihn nicht, und die ihn mochten, derer war er satt. Der Ueberdruß war der Teufel und die Lust nach frischem Fleisch seine Großmutter. Er hielt's nicht länger aus in den Mauern vor Langerweil. Das war's."

„Ist auch nicht zum Aushalten, sprach grimmig der Baier, und machte so große Schritte, daß ihm Osten, der kurzathmig war, wie dicke Leute sind, kaum folgen mochte. Sie haben recht, der Teufel ist los. Schmach und Schande, diese theuer errungenen Lande so preis geben um seine viehische Lust!"

„Er ist nun mal so."

„Herr Betkin Osten, Ihr seid ein wackrer Mann, ich sag's Euch hier vor Gottes Himmel, es darf,

soll so nicht bleiben. Verkrumme diese Hand, die meinem Herren Treue schwor, so ich nicht thue, was an mir, daß es anders wird. Sein ganz Leben ist ein liederlich schandbar Treiben.'

„Herr Friedrich von Lochen, Eure Zunge geht mit Eurer Besonnenheit durch."

„Frankfurt, das treue, erst so höhnen, dann so zu verlassen! Nicht eine Woche, drei Tage nur aushalten, und Frost und Schnee hätte die Belagerer geschlagen; aus der festen reichen Stadt hinaus, wären wir Herren des Landes worden, hätten Gesetze ausgeschrieben ohne ein Schwert zu ziehen. Und nachdem uns die Heiligen und unser guter Muth den Sieg schenkten, muß er —" der Hauptmann spuckte aus.

„Es ist Euer Herzog und mein Markgraf."

„Mein Herzog ist das erlauchte Gesammthaus Baiern. Dem hab ich Treu geschworen, den fürstlichen Söhnen Kaiser Ludewigs, die will ich halten. Nicht diesem da, der als ein dämlicht Kind nicht zu halten weiß, was er in Händen hat. Herr von Osten, ich bin nicht sonderlich Freund Euren Märkern, aber, beim Himmel, so schlecht sind sie nicht, daß der Herr ihnen solche Ruthe aufsand."

„Jesus Christ! was wollt Ihr thun?" rief der Osten und schaute den Hauptmann an, der der

treuſte Mann hieß der Baiernherrſchaft, ohne ihn wär ſie längſt zu Ende geweſen in den Marken.

„Das wird die Zeit lehren," ſprach der Hauptmann finſter.

Da ſtiegen mit häßlichem Gekrächz die Kräben abermals aus den Kiefern auf, aber als wollten ſie den Himmel bedecken. „Auf, auf! rief Betke Botel, da ſind auch die Habichte!" — „Die Adler!" ſchrie der Törringer.

Der Wald regte ſich nicht von dem Flügelſchlag der ſchwarzen Vögel; da ſtiebt wohl etlicher Schnee, aber er fiel dick, in Klumpen herab. Es wuchtete, dröhnte und klang von Hufen, Erz und Eiſen. „Die Feinde!" ſchrie Einer. Er hätt's nicht nöthig gehabt: Flüchtlinge haben ein ſcharf Ohr. Wie ſcheues Wild, ſprangen ſie von ihrem Lager. Iſt jede Flucht, wo der Feind hinter dem Heere iſt, voll Wirrwarr, zumal aber in der Nacht, wenn ſie ſchlaftrunken niederfielen, und der Ruf Feinde ſchreckt ſie auf. Einer rennt gegen den andern. Einer greift des andern Waffen. Der findet nicht ſein Pferd, der ſchwingt ſich drauf, und hat den Sattel vergeſſen. Der hält ſich an ſeinen Freund und hat ihn verloren, der glaubt unter Freunden zu reiten, und es ſind die Feinde.

„Zu mir meine Söhne! ſprach der alte Uchten-

bagen. Die Nacht wird ſchlimm, daß wir uns nicht verlieren. Mein Helmbuſch iſt Eure Fahne, und die Fahne iſt wo der Markgraf iſt."

„Dem wird am beſten ſein, wo Ihr nicht ſeid, brummte Friedrich von Lochen, der vorbeiſtürzte. Iſt hier zum Schlagen nicht Zeit."

„Wacht auf, Herzog! Herr Ludewig wacht auf!"

Der ſchlief ſo feſt. Sie mußten ihn rütteln.

„Haltet mich! ich ſtürze. —" Sie hielten ihn, und hatten ihn aufgerichtet.

„Wo iſt die Gems? Dort um der Eck verſchwand ſie."

„Hat noch die Augen zu!"

„Träumt von der Jagd."

„Herr, mein Herzog, die edle Gems biſt Du. Zu Roß! Man jagt auf Dich."

Das Roß ſtampfte. Ludewig hielt es, und ſah doch nicht: „Ich meinte, ich ſtand an einem Abgrund."

„Der Abgrund iſt wohl da, rief der Hauptmann von Lochen. Auf's Roß Herzog Ludewig! Die Ehr iſt hin, rette dich ſelber."

„Rechts oder links?" rief ein Ritter.

„Sanct Jürgen das wollten wir beſchlafen." ein Anderer.

Hell bliesen die Trompeten der Feinde, die aus

dem Wald vorbrachen. Als man ſehen konnte beim Dämmerſchein des Mondes, der nicht vorkam, war's, als ſchüttle die Heide nach allen Seiten ſtählerne Leute aus. Ihre Hauben und Schilde klirrten, ihre Sporen blitzten. Als die Wölfe, die am Raube ſind, heulten ſie vor Mordluſt.

„Iſt er raſend! ſchrie der Törringer, der mit dem von Lochen und dem alten Uchtenhagen Worte wechſelte; denn der Herzog, da er den Helm aufgeſtülpt, warf den Sturz nieder und wandte das Pferd grad gegen da, wo die Feinde kamen.

„Heiliger Chriſt im Himmelreich, er träumt noch!" ſchrie der Lochen.

Wie der Blitz waren Betkin Oſten und Betke Botel ihm nach, und ereilten ihn noch, daß ſie ſein Roß am Zügel faſſen konnten.

Friedrich von Lochen lachte faſt höhniſch auf: „Wehe dem Lande, deß König ein Kind iſt. Doch ein Kind iſt beſſer als ein Träumer."

„Wohin die Flucht, Hauptmann! pochte der Törringer, denn davon hatten ſie geſprochen. Rechts gen Spandow oder links gen Brietzen!"

Der Hauptmann hatte ſich im Steigbügel aufrecht erhoben, und mit ſicherm Blicke umgeſchaut:

„Wohin jeden ſein Pferd trägt, antwortete er eben ſo ruhig. Lebt wohl Ihr Herren. Mancher

von uns sah wohl hier den andern zum letzten Male."

„Ist das Euer letzt Wort, Herr Feldhauptmann? sprach ihn der Uchtenhagen an. Wer soll denn das Feld halten."

„Das mögen Narren thun. Hier ist nichts zu halten." erwiederte der Hauptmann.

Zornig faßte der alte Uchtenhagen den Zaum seines Rosses: „Das ist ein schlecht Wort von einem Feldhauptmann. Der Markgraf flieht. Herr Gott, es muß doch einer den Paß schützen."

Zum Antworten war nicht Zeit. Wie Schaum über der Welle, und sie treibt ihn, jagte Herzog Ludewig mit den beiden Rittern heran, und hinter ihm die Feindesschwärme, nur um einen Speerwurf entfernt. Als eine Heerde Rinder von Wölfen gescheucht, stürzten sie in den tiefen Hohlweg, einige voraus, die meisten hinter dem Fürsten. Da war keine Ordnung. Die Schilde krachten, die Rüstungen klirrten, Speere und Schienen brachen. Mancher kam zu Schaden und bügellos drüben auf's Feld. Wußte Keiner was vom Andern und sprach Keiner ein Wort.

Das ward eine Nacht, als sie zu solcher Flucht sich schickt, die Winde heulten zwischen den Wolken, und wenn sie schwiegen, ballten sich die schwarzen

Wolkenſäcke und warfen dicke Schneeflocken, der ſtiebte bald ſo dicht, daß man die Hand nicht vorm Aug' ſehen konnte.

Da hielten hinterm Waldeck zwei Reiter an, und ließen ihre Roſſe verſchnaufen, und ſchöpften ſelber Athem.

„Seid Ihr's, Herr Friedrich?“ ſprach leis der Baier.

„Bins,“ antwortete der von Lochen.

„Meine, ſie verfolgen uns nicht.“

Der andere beugte den Kopf und horchte eine Weile: „'S iſt ſtill — und doch, in der Ferne — Blitz und Wetter, wer kann da aneinander ſein?“

„Sollen wir zurück!“

„Ich geh vorwärts, Herr Caspar Törringer.“

„Sanct Moritz! Wo mag er ſein! Unſer Herzog und Herr!“

„Iſt nicht mein Herr mehr.“

„Gebt Ihr's auf hier?“

„Den Ludewig geb ich auf!“

„Wo wollt Ihr hin?“

„Nach Baiern, Herr Törringer; meinen durchlauchtigſten Herren, ſeinen Brüdern berichten, daß Brandenburg für Baiern verloren iſt, ſo ſie dieſem das Regiment laſſen. Beim Himmel, es giebt Wittelsbacher, die's beſſer verſtehn.“

Zweites Kapitel.

Die Uchtenhagen.

Am Hohlweg in der Nacht ging's heiß her. Nicht alle waren, als ein Strom durch die Schleusen, fort gesprengt. Die Vordersten der Feinde trafen ihrer noch, wenige nur, aber Männer. Stahl klirrte gegen Stahl und Speere splitterten.

Aber ehe der volle Feindesschwarm anprallte, die Paar zu erdrücken, warf sich die Nacht dazwischen. Eine zwiefache Nacht. Die schwarzen Bäuche der Schneewolken barsten und warfen solche dichte Flocken nieder, daß keiner das eigene Schwert sah. Auf eine Weil schwieg der Kampf. Die Trompeter riefen die Feinde zurück, daß sie sich zum Angriff ordneten. Ihre Führer mochten denken, es seien dort mehr.

„Vater! izt rette dich," sprach ein junger Knappe und faßte des alten Uchtenhagen Roß am Zaum

und wollte es umdrehn. „Sie reiten zurück; das iſt uns günſtig.“

Der Alte riß ſich zornig los: „Das redt nicht Uchtenhagens Sohn.“

Kuno war kaum achtzehn Jahr; das gelbe Haar floß ihm um die Schultern aus dem Helm vor. Sein milchweiß Geſicht ward blutroth.

„Herr Gott, mein lieber Herr, Euer Sohn räth gut, ſprach ein Mann, der hieß Eiſenhardt, ein Dienſtmann der Uchtenhagen. Den Platz halten wir nimmer, und iſt nichts zu holen als eitel Tod. Aber ſo wir itzt die Roſſe wenden und ihnen die Sporen geben, hilft uns Gott wohl.“

„Uns! Aber nicht unſerm Markgrafen. Iſt da Einer unter Euch, der will, daß ſie ihn Verräther ſchelten, der wende ſein Pferd. Ich entlaß ihn der Pflicht, ſo er gegen mich hat; aber ſo es mein Sohn wär, der nenne förder mich nicht Vater. Und falle ich, ſo ſoll er nicht an meinem Sarge ſtehen.“

Ulrich Pfuel, der war den Uchtenhagen nah verwandt, und iſt ihr Nachbar, er ſprach: „Alter Freund, was nutzt es! Gott zeigt uns ſelbſt den Weg zur Rettung.“

„Und denen drüben, wo ſie unſern Herren ſuchen. Als lang ich ſeines Roſſes Hufſchlag höre, will ich hier ſtehen, und noch eine Weil'.“

„Er hat uns verlaſſen.“

„So der Herr ſchlecht iſt, ſoll's der Diener auch ſein.“

„Denkt, was Ihr dort im Oberhäuslein zu mir ſpracht.“

„Herr Ulrich Pfuel, mein lieber Schwager, ſo ich damals zweifelte, hier iſt's nicht Zeit zum Zweifeln, hier iſt's zum treu ſein. Ich ſchwor dem Ludewig, und ſo's ein ſchlechter Schwur war, wär ich doch ein ſchlechter Mann, ſo ich ihn bräche im Unglück. Ihr meine Söhne und Ihr Freunde! als der Schnee weiß niederfällt, ſo weiß ſind meine Haare; ſo rein iſt mein Wappenſchild; ſo rein als Gott der Herr will, wünſcht ich, daß meine Seele ſei. Und ſo rein möcht ich in den Tod gehen. Wer's mit mir will, der ſchlage an, wer's nicht will, der reite heimlich davon, will ihn nicht ſehn, noch je verrathen; denn eines todten Mannes Zunge iſt ſtill.“

Keiner antwortete, keiner ritt fort, ſie ſchlugen gegen ihre Schilde. Es war kein Klang, der weit wiederhallte, aber ein Klang war's doch, der ſtählte ihre Herzen.

Die Trommeter drüben antworteten. Das tönte anders von Stahl und Eiſen, von Harniſchraſſeln und Speereſchäften, von Zaum und Zügel und Roſſeſchnauben. Nicht zwanzig Athemzüge vergin-

gen, und die Lanzenſpitzen klirrten gegen Panzer und Schild. Aber nach wieder zwanzig Athemzügen, machten die Roſſe kehrt; wer kämpft gegen den Schnee, der dicht iſt als die Luft, und der heulende Wind treibt ihn durch die Helmgitter ins Auge."

„Gott ſei gnädig ſeiner Seele!" ſprach Ulrich Pfuel, der hielt den Knappen Kuno im Arme; von der andern Seite ſtützte ihn der treue Eiſenhardt. Dem Knaben war die Stahlhaube vom Kopf geſchlagen, hing blaß mit dem Kinn über auf der Helmberge, ſeine goldenen Locken klebten voll Blut. So ſchleppten ſie ihn zurück und legten ihn auf einen Stein. Er war der erſte geweſen zwiſchen den Feinden und hatte einen rieſigen Mann vom Pferd geſchlagen. Da ſpaltete ihm die Streitart den Helm.

„Vater! ſprach er, da er das Aug aufſchlug, nun bin ich doch Uchtenhagens Sohn?"

„Biſt's," ſprach er Alte, und drückte ſeine Hand. Einen Augenblick beugt er ſich über ihn, mehr war zum Trauern nicht Zeit.

Wer da die Männer geſehen in dem Augenblick, hätte gemeint, es ſeien Steinbilder, die über Gräbern ſtehen. Ihres wurde doch erſt gegraben. Die müden Krieger, die Hände faltend auf das Schwert, und dicker Schnee lagerte auf ihren Schultern.

Da ſchüttelte ſich Dietrich, des Alten andrer Sohn und faßte Helmecke's Arm, der der zweite Bruder war. Zorn leuchtete in ſeinem Aug: „Vater, laß uns ihn rächen, ich ſah's, wer ihn erſchlug.“

„Nicht Rache, Sohn! ſprach der Alte. Wir ſind nicht hier um uns. Nicht unſer Herz iſt hier, nur unſre Pflicht.“

Wie Ulrich Pfuel ſah, daß dem Alten das Herz brach, als er ſo ſprach, und neben ihm ſeine beiden einzigen Söhne, die er liebte, und die er anſchaute, als wären ſie ſchon geſtorben, da winkt er dem Eisenbart, und ſie beide traten den Alten an:

„Laßt uns nun hier allein ſtehen, gnädiger Herr, ſagte der Dienſtmann. Ein Weil halten wir noch den Paß, ſo wir uns hineinziehen, und oben vom Gemäuer wälzen wir Steine. Ihr aber reitet fort mit den zween Söhnen, ſo Euch blieben.“

„Das müßt ihr thun, um Eures edlen Hauſes willen, ſprach Ulrich Pfuel; denn Ihr habt genug gethan.“

„Vater reite!“ drängten ihn die Söhne.

„Da ſei Gott für, rief der alte Uchtenhagen. daß ich, was eines Edlen iſt, Dienſtleuten überlaſſe.“

„Herr mein Gott, rief der Pfuel, der Baier verdient nicht ſolche Treu um uns.“

„Aber wir, daß wir uns ſelbſt treu ſind! Das iſt des Adels Pflicht, daß er beſſer iſt als die Andern. Er muß mehr thun, ſonſt iſt er weniger, als ſie. Wahrlich, ich ſage Euch, es thut uns noth, daß wir den Roſt kehren von unſern Wappenſchilden, daß wir den Stahl hell leuchten laſſen, ſonſt glauben ſie nicht, daß er echt war."

— „Ihr meine lieben Söhne! ſprach er nun zu denen, da er ſich wieder aufs Roß heben ließ — Euch gebe ich's frei, wollt Ihr gehen oder bleiben? Ihr ſetzt mein Geſchlecht fort, und es iſt ein wehrhaft gut Geſchlecht; das hat als Markhüter an der Oder geſtritten gegen die Slaven zween Jahrhunderte. Fallt Ihr mit mir, dann ſinkt mein Haus ins Grab. Aber es liegt dort mit Ehren. Beſſer, mein' ich, begraben ſein mit guter Ehre, als fortleben mit böſem Leumund."

Die Söhne jauchzten, riefen: „Mit dir ſterben in Ehren, Vater!"

Da breitete er ſegnend die Hände aus und drückte jeden auf die Stirn. Zu mehr war nicht Zeit. Es ſauſte heran und ein Bolzenſchauer hagelte durch den Schnee. Was klirrten die Harniſche, was ward der Schnee roth von edlem Blut!

Als der Tag dämmerte, und der Morgen röthete bläßlich die Wolken in Oſten, ſchwieg der Streit,

auch der Kriegslärm toſte nicht mehr. Da ſtanden viel hundert Krieger ſtumm als Trauernde auf ihre Lanzen gelehnt, und ſahen das Werk an, das ſie verrichtet. Manchem edlen Manne ward die Wimper feucht. Sie ſtanden am Hohlweg, und hundert Arme hätten lange arbeiten müſſen, ehe ſie durch konnten, ob doch kein Lebendiger ihnen wehrte. Der Weg lag voll Trümmer, ſo ſie von der Kavelle, der alten oben, hinunter gewälzt, ganze Mauerſtücke, Balken, Sparren und Bäume, und darum lagen Pferdeleiber und auf den Trümmern todte Männer. Und auf den Trümmern, den Balken und den Leichen lag Schnee; da nur weniger, da handdick, da noch mehr.

„Lebt Keiner mehr?“ ſprach der junge Führer.

„Keiner,“ antworteten ſie.

Und nun brach die Sonne vor, und leuchtete das weiße Schlachtfeld an. Oben ſaß noch Einer, aufrecht an einem abgebrochenen Stück Mauer. Der Helm war ihm vom Kopf gefallen, das greiſe Haupt lehnte an der Blende und über ihm ſchaute die Jungfrau Maria auf ihn nieder. Der Arm lag matt auf der Mauer, aber den Degen hielt die kalte Hand noch feſt. Sein Aug war groß auf, als da er von hier befehligte und Acht hatte auf alles; aber es glänzte nicht mehr.

„Der alte Uchtenhagen!“ riefen ſie.

„Einen vollen Beutel dem Meiſter, rief der junge Graf von Anhalt, wer mir den wackern Krieger geneſen macht.“

Die hinaufgeklettert, ſchüttelten den Kopf. „Den laſſe Gott geneſen an jüngſten Tag!„

Da ſie ihn heruntertrugen, hielt der Todte noch immer den Degen feſt und ritzte Eines Hand, der zu nach kam.

„Der iſt im Tod noch furchtbar,“ lächelte ein Dritter.

„Und treu!“ ſprach der Graf von Anhalt.

„Da floß ein edel Blut hin,“ ſagte er noch, aber ſie fanden keine Wunde am alten Mann, als ſie den Harniſch loſchnallten. Hatte ihn der kalte Todesſchlag getroffen vor großer Anſtrengung; auch wohl vor großem Schmerz, da er alle ſeine Söhne ſterben ſah vor ſich. Aber er hatte keine Thräne geweint.

Die edeln Herren ſtanden ſtill betend über ihn. Da rieſelte es roth aus dem Schnee vor, denn die weiße Decke hatte das Blut verſteckt, das hier gefloſſen, und itzt hoben ſie die Leichen der beiden Brüder auf. Aus deren Wunden kams. Der Graf von Anhalt zog ſein Tüchlein vor und taucht' es in das Blut.

„Das iſt ein köſtlicher Quell, der Brunnen der Treue!“

Die Hauptleute trieben die Kriegsknechte an, daß ſie den Weg rein machten:

„So wir die Roſſe anſpornen, ſprach Einer zum Grafen, holen wir doch noch den Ludewig ein vor Mittag, denn der Schnee zeigt uns die Fährte zur edlen Jagd.“

„Nimmer das! rief der Graf. Seht Ihr nicht, daß dieſer Mann mit ſeinem Tod und ſeiner Söhne das Leben des Baiern erkauft hat? Das iſt ſein Teſtament, mit edelſtem Blut geſchrieben. Das müſſen wir heilig halten. Laßt ihn laufen, wohin er mag. Uns liegt ein beſſer Werk ob, daß wir mit Ehren beſtatten, die hier mit Ehren ſtarben. Ueber ihn komme es, den Landverderber, das edelſte Blut, das für ihn floß. Unſer Werk iſt's, aber ſein iſt die Schuld.“

Da legten ſie die vier Leichen neben einander auf Rieferäſten, des Vaters und ſeiner drei Söhne; der Fürſt und die Herren ſchüttelten ihnen die Hände. Auch Ulrich Pfuels Leiche, die war ganz zerhackt, und die des treuen Eiſenhardt und der Andern. Wie mancher Mann von den Kriegern fand hier ſeinen Freund; dem hätte er lieber lebendig die Hand geſchüttelt, und ſein letztes Hab mit ihm getheilt. So

gebts im Bürgerkrieg. Da rühmten ſie die Todten und die härteſten Männer weinten.

Dann, nach Kriegesart, gruben ſie drei Gräber nebeneinander, ein Prieſter ſegnete die Todten, und ſie legten ſie hinein in die kühle Erde. Den Vater und ſeine drei Söhne in eines, das hieß noch lange nachher der Uchtenhagen Grab. Und zu Füßen ihnen den treuen Eiſenhardt; den wollten ſie auch im Tode nicht von denen trennen, von denen er im Leben nimmer wich. Aber dem alten Uchtenhagen ließen ſie den Degen in der Hand. Die Prieſter wollten das nicht, denn zur ewigen Urſtänd vor Gott ſchicke ſich nicht, daß Einer mit dem Degen komme. Aber er hielt den Griff ſo feſt, ſie hätten die Handgelenke brechen müſſen. Da meinten die Fürſten, Gott wird's ihm nicht verargen, er war kein Rebell gegen den Herrn im Himmel, als er keiner war gegen ſeinen auf Erden. Und das Schwert hat er immer mit Ehren geführt im Leben, alſo wird's ihm auch jenſeits keine Schande ſein. Die Prieſter warten wohl, aber ſie mußten's doch zulaſſen.

In das andere Grab ward Ulrich Pfuel gelegt und ein Itzenplitz. Sie waren Nachbarn und Freunde. In das dritte aber die Knechte; die haben keine Namen. Auf die Gräber wälzten ſie Steine; über

das der Uchtenhagen ihrer so viel, daß es ein Hügel ward. Die Bauern nachmals haben sie fortgetragen; das ist nicht recht, denn nun weiß Keiner, wo die letzten Uchtenhagen ruhen.

Davon heißt es im Liede so. Das Lied hat ein Ewald Kleist gemacht, sagen Einige, der war bei den Anhaltern, und ward selbst verwundet. Andere aber sagen, es hat's ein Schneider gedichtet:

„Die Nacht wird schlimm, Ihr Söhne drei,
Mußt zu dem Vater nahn,
Wir halten aus in guter Treu,
Mein Helmbusch, Eure Fahn!" —

„Die Nacht wird schlimm, o rette Dich,
Du lieber Vater mein.
Noch ist es Zeit, sie wenden sich,
O Vater, reite heim." —

„Das redt kein Uchtenhagen nicht!"
Der alte Ritter droht.
Der Knabe schweigt; sein weiß Gesicht
Vor Schaam wird's blutig roth.

„Euer Sohn räth gut, mein lieber Herr,
Wem helfen wir in Noth!
Den Platz, den halten wir nicht mehr
Als um den eitlen Tod." —

„Der Vat'r verdient die Treue nicht,
Verließ uns hier allein.“ —
„Ei, wenn der Herr ein ſchlechter Wicht,
Soll's auch der Diener ſein!

„Ich ſchwor ihm einen guten Schwur,
Und wenn's ein ſchlechter war,
Wär ich ein ſchlechter Ritter nur,
Bräch' ich ihn in Gefahr.“

„Weiß als der Schnee auf dem Gefild
So weiß iſt auch mein Haar.
Soll rein und weiß als wie mein Schild
Sein meine Todtenbahr.“ —

„Sei gnädig ſeiner Seele Gott!
Sprach Ulrich Pfuel: Su'r Sohn!“ —
Sein Kopf hing über in dem Tod:
„Vater bin ich Dein Sohn?“ —

Daß ſolche Treue ſterben muß
Vor Vaters Aug' das Kind!
Der drückt ihm auf 'nen letzten Kuß,
Die Thräne trocknet der Wind.

Da riefen Alle wie Einer aus:
„Herr Chriſt, Du that'ſt zu viel;
Nun ſorge für Dein eigen Haus;
Sein beſter Sproſſe fiel.“

„Daß wir ihm treu ſein als er uns,
Das iſt des Adels Pflicht.
Daß wir ihm mehr thun als er uns,
Das fordert kein Gericht.“ —

„Daß wir uns ſelbſt treu, allzeit rein
Daſteh'n vor jedem Gericht,
Und beſſer als die Andern ſein,
Das iſt des Adels Pflicht:

„So wir nicht mehr als die Andern thun,
Was ſind wir mehr als ſie?
Wir dürfen nie im Guten ruhn,
Und ſchrecken vor keiner Müh.

„So wir den Roſt nicht kehren ab
Von unſerm Wappenſchild,
Fragt mann wir ruhn im kühlen Grab,
Was dann unſer Adel gilt!

„Vorwärts heißt unſre Loſung heut,
Iſt echtes Adelsrecht;
Vergeſſen wir das zu einer Zeit,
Dann ſteht es um uns ſchlecht.

„Beſſer geht aus ein gut Geſchlecht
In Ehren zu guter Zeit,
Als ſchläfrig ſonder Ruhm und Recht,
Leben in Ewigkeit.“

„Steht das auf unserm Leichenstein:
Wir lebten gut und wahr!
Dann leben wir in alle Zeit
Wohl über die Todtenbahr!“

.....

Drittes Kapitel.

Die Flucht des Fürsten.

„Wagen wirs's!“ antwortete nach einigem Sinnen Herzog Ludewig seine Begleiter, und die drei Ritter sprengten seitwärts ins Dorf. „Hussa! Alles um Brod!“ tobte Betkin Osten voraus. Ein bitter Lächeln schwebte um des Fürsten Lippen; ernst aber schaute hinter ihm der Dritte, Betke Batel, sein Roß hinkte. Kaum trugs mehr den schweren stählernen Mann.

Hätten sie's nicht gewagt! Die breite krumme Gasse war öde, als ausgestorben die Häuser, de sie einritten. Wo Betkin mit dem Hammer an die Thüren schlug: „Brod Ihr Leute, Brod!“ keine Stimme antwortete, keine Thür that sich auf. Er donnerte Flüche, er bot Geld; es blieb still. Und auch nicht still; in den Höfen knurrte es und schlug an, und Ketten rasselten; bald zeigte sich hier ein häßlicher Hund, bald fuhren dort zwei, drei unterm

Strauchzaun vor, den Thieren zwischen die Beine. Die Roſſe ſcheuten und trugen ihre Reiter in wildem Galopp. „Alle Höllengeiſter über das Neſt! rief der tobende Oſten, laßt uns ein Gehöft aufbrechen.“ Aber da er den Scheunenflügel ſprengen wollte, grüßten ihn Miſtgabeln und Dreſchflegel.

Es war ein ſtiller Einritt, aber ein lauter Ausritt aus dem Dorfe. Da knurrten, heulten und ſprangen um die geängſteten Roſſe wohl dreißig Köter. Von den Dächern und hinter den Zäunen hagelten Steine, Bauern und Weiber hetzten die Hunde an. „Jagt die Räuber!“ „Schlagt ſie todt!“ „Die Peſt über die Baiern!“

Schlimm iſt's, wenn Ritter ſich gegen Hunde wehren müſſen, ſchlimmer, wo alte Weiber ihnen Steine auf den blanken Harniſch werfen. „Hinaus! meine Freunde! rief Ludewig, hinaus! Für uns iſt nichts zu holen.“ Aber er gerieth in einen Sack, und als er ſich los machte, war er von den Freunden getrennt. Sein arm Thier blutete mehr von den biſſigen Hunden, als vom Druck der Sporen. Manchen Köter ſchleuderte das Thier fort, aber über ein Dutzend folgten ihm nach über das letzte Heck. Er ſprengte ins Feld.

Das war ein trauriger Ausritt. Zu Dreien waren ſie hineingeſprengt und ein einzler Mann

dankte Gott, als er den Wald erreicht vor der Meute, die ihn verfolgte. Weil ſie hungerten, waren ſie hinein geritten, und hungriger ritt er aus.

„Ach guter Gott, und die Freunde! dachte Herr Ludewig. Die hat gewiß der Teufel geholt.“

Aber die Hunde am Heck ſchlugen von neuem an. Betkin Oſten kam über Feld ſeitwärts geritten; kümmerte ſich nicht um die Köter, die doch ſein Pferd faſt zerzauſten, und da er ſeinen Herrn gewahrte, jubelte er auf und hielt etwas hoch, das Ludewig nicht erkannte. Drei Hunde lagen winſelnd in ihrem Blute, aber ſein Roß blutete noch ärger; da hatte er ſich losgemacht und winkte und grüßte den Herrn.

„Wo iſt Betke?“ rief der Fürſt ihn an.

„Brot! Brot!“ jubelte Oſten und hielt ein klein Laib auf der Degenſpitz ihm hin.

Sie ſchnittens, ihr Hunger war groß.

„Wo kriegteſt du's? Gab dich ſchon verloren.“

„Meinte es faſt auch, gnädiger Herr. Es galt durch oder drauf. Gelobt ſei Gott, daß die Dörfer keine Mauern haben. Als ich über die Hecke ſetzte, führte mich mein Heiliger bei einem Backofen vorbei, aber der Teufel blendete mich. Als ich runtergabelte, mußte ich grad das kleinſte Laib mit dem Degen ſpießen. Aber nun in die Heide, ſchnell

gnädiger Herr. Die Bauerbengel warfen ſich auf's Pferd. Sünd und Schande, ſo wir auch mit denen kämpfen müſſen."

Aber als ſie ein Paar Schritt geritten, hielt der Fürſt: „Wo iſt Betke?"

„Um den ſorgt nicht, gnädiger Herr, der iſt in guten Händen. Saht Ihr ihn nicht ſtürzen?"

„Todt! Er war ein wackrer Mann."

„Ei und wird's bleiben, ſo ihn auch die Weiber in wenig zauſen und kneifen. Seine Mähre ſank unter der dicken Linde auf die Hinterfüße. Da warfen ihm die Heren ihre Röcke über den Kopf, ſtracks kriegten ſie ihn unter. So verſtrickten ſie wohl nimmer einen Ritter. Aber keine Furcht um ihn, er kann Löſegeld zahlen."

„Wer zahlt für mich Löſegeld!" ſeufzte Ludewig, aber es war eine Stund drüber vergangen und ſie hatten kein Wort miteinander geſprochen. Waren waldein geritten und lagerten nun auf Moos und Wurzeln. Des Herzogs Renner, das war ein traurig Schauſpiel wie das edle Thier, blutig und abgetrieben, zitternd ſcharrte im Schnee und das Moos vom Baume nagte. Der andere Gaul lag fünfzig Schritt davon und Oſtens Schwert ſtand blutig an einer Eiche; hatte ihm der eigne Herr den Gnaden-

ſtoß gegeben. Die beiden Flüchtige hatten nur ein Pferd.

Der Ritter ſchnallte den Harniſch los und die Schienen von Arm und Beinen, den Helm hatte er ſchon fortgeworfen: „Als Euch beliebt, Herr Markgraf, thätet Ihr daſſelbe. Euer Roß trägt keinen ſchweren Mann mehr.“

„Was iſt leichter, als ein Fürſt, der ſein Reich verlor!“ ſpottete Ludewig.

„Wer auch den Muth verlor.“ ſprach der Oſten für ſich.

„Schau, ſagte der Fürſt, deß Augen in den Wolken waren, da kommen ſie ſchon an zur Mahlzeit, ſo wir ihnen bereitet. Ach, wer ein Vogel wär!“

Er meinte die Raubvögel, die ſchon in der Luft kreiſten um das gefallene Thier.

„Die Beſtien!“ knirſchte Oſten. Welcher Reiter ſiehts ruhig an, daß ſein treu Roß der Vögel Speiſe wird. „Hätt' ich eine Armbruſt!“

„Da würdeſt du um ein Aas kämpfen. Recht ſo, Berkin. Will mich manchmal bedünken, daß unſer ganz Leben nicht mehr iſt. Um eine Krone denken wir zu ſtreiten, rennen und jagen, ziehen und ſchlagen uns —

„Um ein Laib Brot, fiel Oſten ein.“

Ludewig lachte, Otto lachte wieder.

„So wir nur noch ein zweites hätten!“

„Nicht einmal das! Herr Herzog, das Lachen haben wir frei. Kann man nicht ohne Brod lachen! Ich hörte von einem klugen Meister, man soll sich auch satt lachen können!“

Sie hatten ausgelacht. Die Natur wollte ihr Recht. Wie brüderliche Kampfgenossen schliefen sie nebeneinander. Als wäre der Himmel mitleidig mit ihren Leiden, trat die Sonne aus den Wolken; ihr milder Decemberstrahl hauchte auf ihren Scheiteln.

Gestärkt richtete sich Otto auf. Er mußte fröhliches geträumt haben, da er den Gefährten rüttelte. Der fuhr unwillig auf und strich den Schlaf fort.

„O was mußtest du mich wecken.“

„Schau, die Sonne meint es gut mit uns.“

„Ich lag am Isarstrande; das Wasser plätscherte an meinem Fuß. Ueber dem kahlen Wetterstein zog ein Gewitter, und auf der Zugspitz glänzte der ewige Schnee als ein Riesenbette. Dahin wollt ich mich strecken, ausruhen von der ungeheuren Müdigkeit, als ein Aar die Wolken theilte —“

„Hat er Euch Brod gebracht, Herzog? Schlagt sonst den Aar aus dem Sinne; Ihr wißt, sie führen uns nicht gut. Wir sind in einer brandenburgischen Heide, verirrt, flüchtig und hungern. —

Schnallt den Harnisch ab, wir retten diesmal nichts als unser nackt Leben."

Ludewig riß an den Schienen, und die Stücke schleudert' er hin, als wär es Kindertand, und wäre ihm das Herz leichter, da der Leib frei ward seiner kostbaren Wehr. Betkin legte vorsorglich die Panzerstücke zusammen zwischen Wurzeln, und breitete Moos und Kiefernadeln drüber; sei's daß sie die Fliehenden nicht verriethen, seis daß er sie später wieder zu finden hoffte. Derweil lehnte Ludewig an die Eiche und schaute sich um. Ihn frösstelte:

„Wo bleiben wir die Nacht?"

„Auf Meilen ringsum ist hier wohl kein Dorf."

Ludewig lachte auf: „Ich dachte, ich sei im Thale von Meran."

„Vergleichen thut nimmer gut! zumal wer im Unglück ist."

Ludewig hörte ihn nicht: „Nicht zehn Schritt, und zehn neue Burgen lugen mich an. Dort Planta, dort Tyrol, o — mein Castellbell! Du gluthgeröthete Mendola vor mir, wenn die Etsch an meinen Füßen rauschte nnd hinter mir aus dem Passeierthal der kühle Wind über die Schultern wehte. Du Mandelblüthenthal mit rebenumsäumten Klippen, ihr duftenden Kastanienwälder, ihr Feigenbäume,

die mir ins Fenſter rankten, ihr grauen Münſter und freundlichen Sennhütten, ihr plätſchernden Bäche und du wonnige Luft! Ein Narr wer unter Euch leben, Eure Wonne einſchlürfen kann, und quält und müht ſich um ein Land, wo man — nicht Betkin? — drei Meilen in der Runde nach einem Strohdach ſucht! Ein Narr, nicht wahr? — Sieh, jetzt ſtreiten ſie um dein gefallen Thier. Als du's den Vögeln, laß ich mein Reich den Füchſen und Wölfen. Wohl bekomms! Betkino! Betkino! zu Pferd mit mir nach dem Tyrol, wo's nur edel Wild giebt."

„Ich habe kein Pferd."

„Was thuts. Du fängſt dir eins. Die Sohlen brennen mir auf dieſen Kiefernadeln. Der Schnee den ich zerſtampfe, o, ich ſage dir, er iſt Schmutz gegen den ewigen, leuchtenden auf den Berghöhen. Da bebt ſich die Bruſt, die Seele kriegt Flügel, das Auge leuchtet. Komm mit."

„Ein andermal Herr."

„Warum nicht jetzt?"

„Weil wir, mein ich, bis Nacht Tyrol nicht erreichen und Euch ein Nachtlager Noth thut. Da geht die Sonne ſchon unter."

Im Zwielicht hatten die Müden eine einſame Hütte gefunden. Den erſchöpften Wanderern ſah

das wendische Mütterlein nicht an, was große Herren es waren, die heißgierig das Gerstenbrot verschlangen, und an der hölzernen Kanne mit Brunnenwasser so gierig die Lippen setzten, als wär es edler Wein.

„Was werden's sein als ein Paar von der Straße, zischelte die Alte auf wendisch dem Hausirer zu, der im Winkel seine Päcke schnürte. Es glückte ihnen was nicht, und werden verfolgt."

Der Handelsmann schnürte und packte fort, als hätt' er auf nichts acht; aber seitwärts schielten seine Augen auf die Fremden.

Eine klägliche Hütte wars. Das Rohrdach draussen drückte fast die Erde, und die Decke im Gemach war löchericht und verbogen. Der Kienspahn an der Wand beleuchtete feuchte Wände und eine schmutzige Diele. Und was noch sonst vorm Rauch zu sehn war, den der Wind oft zurückwarf, war nicht tröstlicher. Nur im Winkel stand ein Himmelbett, der einzige Schatz, den der Bauer hat, daß er seine Noth verschlafen kann, und in den Federn denkt er sich im Himmel.

Der Herzog lag auf der Bank, sein Ritter ruhte, Kopf und Arme auf dem Tisch. Der Rauch oder die Unruhe ließ sie nicht schlafen.

„Es werden bessere Tage kommen," sprach Osten, als zum Trost dem Herren

„Schlimmere, Berkin! Als der Bach in's tiefe Meer fließt, geht des Menschen Leben bergab, immer tiefer. Oder sahst du ein Wasser, daß wieder zu den Bergen stieg? Meinem Vater, dem Kaiser, sagten sie auch, als die Wetterwolken über seinem Haupt zusammen zogen, er solle Muth behalten, seine Sonne werde wieder leuchten. Verlor er etwa den Muth? Mit starrem Nacken kämpfte er wider das Gezücht; und immer enger verstrickten sie ihn, immer weiter wich der Boden unter ihm."

„Ihr seid nicht Euer Vater."

„Wer über die Sonnenwende kam, steigt nicht wieder auf. Das ist bei Einem und bei Allen. Mein finster Geschick ist wider mich."

„Die Pfaffen sinds, Herr, glaubt's mir, die allein."

„Die Pfaffen mögens gebraut haben, das dumme Mährchen schmeckt nach ihrer Küche. Aber andere finstere Geister ließens gelingen."

Rathschlagen war nicht Osten's Art; er schlug lieber los, und lachte lieber als er redete.

„Christ im Himmelreich! Man soll die bösen Geister nicht rufen."

„Ich bin krank und alt. Ich träumte vorhin, als wir in der Heide schliefen —"

„Nur nicht hier davon! Wenn wir wieder zu Roß sitzen, in freier Luft, in deinem Schlosse. Die Nacht ist keines Menschen Freund."

„Wieder jung war ich. Das Blut pulste durch die Adern. Der Hengst stöhnte unterm Druck meiner Schenkel. Durch Wald und Nacht, du hinter mir. Mir war, als sei's der Weg, den wir oft ritten, Betkin."

„Schlagt ein Kreuz Herr! Die Katze sprang über den Heerd."

„Da blinkte ein Licht durch die Nacht. Die Zweige verbargen's, es kam wieder; nun ward's ein helles Schloß. Unsere Rosse flogen; mein Herz pochte. Das Pförtlein flog auf und die Treppe herunter flog in meine Arme —"

„Die Hexe, Herr! Schlagt drei Mal ein Kreuz und dankt Gott."

„Wofür! O wär ich wieder da! Diese Heiden waren damals schön, ein Rosenlicht war über die Wälder ausgegossen. Die Lerchen wirbelten anders, die Nachtigallen schlugen voller."

„Ihr wart jung!"

„Könnt ich sie zurückrufen."

„Was! Herr mein Gott, Euch schüttelt ein Fieber. Sie ja war's, die —"

„Auch sie war jung."

„Sie die schöne Hexe, Herr, glaub mir, sie hat's Dir angethan."

„Ich, Betkin! ich war's. — Er barg das Haupt in die Arme vor sich. — Die Sünde hat's mir angethan. Die hat verzehrt mein Mark, mein Reich, meine Lust, meine Hoffnung. Könnt' ich wieder jung sein, bei allen Heiligen, ich wollte ein anderer Fürst werden."

Otto fuhr auf: „Was war das! Ging da nicht Einer hinaus."

„Wir sind allein, Betkin; oder nicht allein. Die bösen Erinnerungen schleichen um uns."

„Da redet nicht von."

„Auch Du warst jung."

„Mein Lebtag, ich denk's! Schlagt's aus dem Sinn. So kommt's nicht wieder."

„Und manches Mal denk ich's doch. Wie sie da, mitten im süßen Kosen so ernste Worte sprach von Fürstenpflicht.

„Wär gar zu gern Markgräfin worden!"

„Und eine stolze Markgräfin wäre sie! — O wer giebt mir das zurück! Ich gäbe viel darum, könnt ich noch einmal anfangen." Er war aufge-

ſtanden. „Nun bin ich matt, es rieſelt das Gift durch meine Adern, nicht der Feigheit, nein, der Muthloſigkeit. Vor einem Poyanz, einem — ein Wittelsbacher, pfui, pfui! Auf meinen Grabſtein werden ſie ſchreiben — werft mich ins Meer, ich will keinen Leichenſtein; verbrennt meine Aſche, ſetzt mich auf die Alpen aus, auf eine Eisklippe, daß die Raubvögel meinen Leib freſſen. Es iſt zu ſpät, leih mir eine Kutte, ich will mich verbergen an der Welt Ende."

Eine Stimme rief: „Ei ſchon!"

„Alle gut Geiſter!" rief Oſten und ſprang auf.

Die Beiden riſſen ihre Schwerter heraus.

„Sei mir Gott gnädig, die Hölle ſpricht," ſagte Ludewig, da er Niemand in der Stube ſah.

„Laßt uns auf und davon. 'S iſt nicht geheuer hier," flüſterte Oſten und ließ den Degen ſinken.

Da öffnete ſich die Gardine über dem Himmelbett und ein Geſicht ſahen ſie, davor gute Männer wohl erſchrecken konnten. Fahl, häslich, war's, alt und runzelich, mit Pflaſtern entſtellt, und die Kopfbinde um die Stirn war voll Blutflecke, daraus das graue Haar ſtruppicht vorhing.

„Wer biſt Du?" rief Ludwig.

„Der Gott ſei bei uns!" rief Oſten, und riß den Fürſten am Arm zurück.

Der häßliche Alte grinste sie an; auf dem Ellenbogen in den Kissen gestützt.

„Ihr seid ja gute, christliche Ritter. Werdet doch den Teufel nicht fürchten."

„Satan nimmt bisweilen Menschengestalt an," flüsterte Osten.

„Wer Du seist, was willst Du? Kennst Du uns?" sprach Ludewig. Sein Begleiter setzte hinzu: „Wir sind versprengte Reiter, Sächsische Edle, und suchen die Schaaren Herzog Rudolfs seit der Schlappe an den Oderhöhen. —

„Rath Euch, nicht dem Rudolf zu begegnen; denn Euch vergißt der Sachse nimmer, daß Ihr ihm die Küchenwagen bei Jessen nahmt."

Die Flüchtlinge schwiegen und sahen sich an.

„Belauschtest Du uns als ein Verräther, dann Gnade dir Gott!" rief der Fürst.

Der Mann im Bett lächelte gar seltsam: „Fürchten so tapfre Ritter sich vor mir. Ich bin siech und wund. Liege hier seit Wochen."

„Wer bist Du, rief Osten, den Dolch zückend. Antworte, oder das macht dich auf ewig stumm."

„Keines Diener als Ihr seid, Herr von Osten, Ich bin ein freier Mann. Laßt Euren Herrn fragen, so er meinen Rath will."

„Fort, Herr, laßt uns fort."

Der Fürst schüttelte den Kopf. „Nicht doch Berkin. Ich muß ihn reden hören. Was willst Du von mir?"

„Ich, Herr, zur Zeit, nichts, antwortete der im Bett. Aber ich meinte, Ihr wolltet etwas. Ihr schaudert, daß Ihr eine Gabe nehmen sollt, und von mir, solch einem häßlichen, zerlumpten Kerle. Ei was! das gebt mal so im Leben. Ein Kaiser, wann er alt ist, und sieht einen Bettelbuben Rad schlagen über die Straße, meint Ihr, er neidet's ihm nicht, daß er das noch kann, was er nicht mehr kann. Und denkt, was ein Kaiser konnte, als er jung war! Auch ich war jung ein anderer."

Ludewig hatte sich wieder auf den Sessel hingeworfen: „Jung machen und vergessen das Geschehene, das kannst Du nimmer, und wärst Du der größte Beschwörer zwischen Himmel und Erde."

„Aehnliches doch vielleicht. Ihr seid auf der Flucht, werdet verfolgt, Ihr sucht eine sichere Zuflucht, Speise, Wein, und was weiß ich, tausend kleine Dinge. Wie nun, wann ich das alles Euch nachweisen könnte, würdet Ihr's verschmähen, mich drum zu bitten."

Osten horchte auf, Ludwig ließ den Kopf sinken.

„Wie aber, wenn ich mehr Euch nachweisen, mehr Euch bieten könnte!"

„Was kannst Du mir bieten?“

„Viel Süßeres als Speise, viel Berauschenderes als Wein: Rache an Deinem Feind!“

„Hört ihn nicht, Herr mein Herr. 'S wird ein Toller sein.“

„Wer ist mein Feind? fragte ihn Ludewig scharf. Beglaubigung, soll ich dich wieder anhören. Nenne ihn bei Stand und Namen, sonst achte ich dich für einen Thoren, der mit leeren Worten nach Lohn jagt.“

„Umsonst sollt Ihr auch nicht meinen Rath haben.“

„Wer ist mein Feind?“

„Ihr habt Feinde als Sandkörner im Lande sind.“

„Die wohlfeile Weisheit behalte für Dich. Den Feind nenne mir, den ich fürchten und hassen muß vor Allen. Wer ist's?“

„Der Euch vom Throne stieß, statt Eurer das Regiment führt, der aus der Gruft von Chorin einen alten Namen und Euch die Herzen des Volkes stahl; vor dessen Macht Ihr flieht, und, das belauschte ich — vor dem Herzog Ludewig verzagt.“

„Vor dem verzag ich nicht,“ sprach stolz der

Herzog. „Eitles Gespräch! Betkin, Du bast recht, ein Thor, ein Irrsinniger.“

Doch an der Thür wandte sich der Markgraf noch einmal um: „Kennst Du ihn?“

„Als mich selbst,“ grinste der Kranke.

„Wer ist's?“

„Ei, so fragt man dem Bauern die Künste ab. Das ist mein Geheimniß. Was gebt Ihr mir dafür?“

Ludewig hatte ihm wieder den Rücken gewandt und faßte Betkins Arm.

„Als Euch beliebt,“ hüstelte der Alte, und streckte den Kopf wieder auf die Kissen.

„Und so Du's weißt, was hilft mir Dein Wissen, sprach Ludewig. Auf einen Schelmennamen kommt es nicht an.“

„Ei doch, mit Namen beschwört man Geister, und auf Namen verschwinden sie in Nebel und Dunst. Käm's Euch nicht darauf an, so eines Morgens der, welcher gestern ein Riese war, ein winzig klein Männlein würde, und die Gassenbuben verfolgten ihn mit Spott und Lachen, und der Euch schreckte, dem schrieen sie nach, würfen ihn mit Koth und hetzten die Hunde! Ei, bedenkt doch, gnädiger Herr, was ein Name thut: Ein Name, ein bloßer Name war's, der hat Eure Fürstenherrlichkeit, Eure Burgen und Vasallen, Eure Städte und Euer Volk

Euch über Nacht abwendig gemacht. Schluzen die Fürsten Euch mit Heeresmacht, oder der Kaiser? Mit einem Namen allein, der klingt nicht besser, nicht schlechter als andere, und doch geschah's. Den Namen nun, so ich den ihm stehle, als Nachts der schlaue Dieb einem Manne das Hemde, und Morgens steht er Euch splitternackt da, daß ihn die Blinden kennen und erschrecken, und sich schämen. Den Namen hab ich, gnädiger Herr. Was gilt Euch der Name?"

„Was forderst Du?"

Der Kranke schwieg einige Augenblicke: „Davon zu seiner Zeit. Wenn ich gesund bin, Herr, dann unterhandeln wir. Ruft mich, ich komme."

Erzürnt stampfte Osten mit der Degenscheide auf den Boden: „heilloser Schurke!"

Der Kranke richtete sich auf. Mit voller Stimme sprach er: „Ihr werdet mich rufen, Herr! Und daß Ihr Beglaubigung habt, mein Rath sei gut, wer ihn hört, so rathe ich das Euch, sonder Lohn und Geld: weilt keinen Augenblick länger hier, verlaßt vielmehr die Hütte, eh der Morgen graut. Ein Spürhund lag an der Schwelle, als Ihr eintratet, und schlich fort, derweil Ihr sprachet." — Der Kranke horchte. Plötzlich rief er: „Schnell, Herr He zog von Baiern, um Gotteswillen, schnell! Hört das

Hundegekläff. Pferdegalop! Das war nicht der Wind. Man ist Euch auf den Hacken. Die Buchen gradaus, links über den Graben, schnell in den Wald, oder der Teufel von Salzwedel selbst kann Euch Brandenburg nicht retten.“

Es war nicht Trug. Das Geheul der Meute, die knallenden Peitschen, dröhnten den Flüchtigen noch lange nach im Dickicht des Waldes. Jetzt übertäubte es der Sturm, jetzt brachte er es näher. Wind und Wiederhall trugen es zurück. Wie arme Wanderer, gehetzt von nächtlichen Geistern, irrten sie, von allen Seiten verfolgt, und wo sie sich hinwandten, da fuhren sie zurück. Es kam von da.

Osten führte des Fürsten Roß am Zügel. Sie waren in ein Schneetreiben gerathen, Berge häuften sich vor ihnen, Berge hinter ihnen; denn der Wind trieb durch den offenen Hau die Schneemassen gegen die Kiefern.

Das Thier keuchte, der treue Mann stöhnte tief auf: „Durch! Wir müssen durch.“

„Solch eine Nacht!“ rief Ludewig, da sie den Wald wieder erreicht.

„Hilf mir Gott, ich kann nicht mehr!“ sprach Osten, und lehnte sich an einen Baum.

Ludewig wollte vom Roß; er vermocht es nicht. Seine Glieder waren steif als Eis. Er hauchte in

die kalte Hand; die faßte nicht mehr die Zügel. Die hohen Kiefern schüttelten die Aeste, die Stämme krachten. Es heulte und ein Wirbelwind trieb den Schnee in die Wolken.

„Die Höll ist los, glaub ich.“

„Gott sei uns Sündern gnädig! sprach Osten. Wir geriethen in ein Herenloch, gnädiger Herr, ich sagt es wohl. Das war der Leibhaftige bei seiner Großmutter in der Hütte. Wir sind in ihrem Kreis. Wir kommen nicht los.“ —

„Betkin! Sieh, was ist das.“

„Ein Bär mit feurigen Augen. Ein Kauz, Herr!“

„Nun ist's fort. Es war nur der Schneeschein.“

„'S war mehr. An dem Meraft vorbin, ich wollt es Euch nicht sagen, aber ich sah's deutlich — es tauchte auf, als ein Weib, ein Riesenweib, und wenn ich's anschaute, taucht's immer wieder unter. Heiliger Christ, da wieder! Hört doch! — Wir sind verhext.“

„Still! still! — 'S war nur der Wind, Betkin.“

„Pfeifen waren's und Waldhörner. Traut meinem Ohr.“

„Mit Pfeifen und Waldhörnern werden uns die Feinde nicht verfolgen.“

„Wer spricht von Feinden!“

Beide schwiegen, denn heller Glanz strahlte durch die Kiefern, es flammte hoch auf als ein Feuer und der Schnee ward roth. Da hub eine Musica an und Schellengeläut, und Rossewihern und Peitschengeknall und lauter ward's und vorüber sauste es und fegte: Traun, so etwas siehst Du selten in einer Winternacht.

Die Hufen der letzten Rosse schlugen den Schnee in die Lüfte, der Fackelglanz zog sich in die Kiefern, die Musica, der Peitschenknall ward schwächer; nur der Dampf der Pechfackeln wirbelte noch um ihre Köpfe.

Osten war auf die Knie gesunken, die Arme kreuzweis auf der Brust.

„Herr, seht Ihr noch was," flüsterte er nach langen, bangen Minuten.

Ludewig starrte hinaus.

„Gebenedeite Jungfrau, daß sie uns nicht sehen. Ein höllischer Brautzug war's. Ich sah den Myrthenkranz deutlich um ihr Haar."

„Alle heiligen Fürbitter! War's Traum? Wache ich? sprach Ludewig. Die mußte ich kennen."

„Das ist der Geister Tücke, daß sie Gestalt annehmen von Lebendigen, uns zu necken."

„Wollt' es wäre Tag! rief Ludewig. O, du unheimlich Gespensterland!"

„Wer führte am Kreuzweg in der Winternacht 'nen Brautreigen! Schaut Euer Roß selbst, als es zittert und die Nüstern aufsperrt, und den Kopf zwischen die Beine steckt. Einen Schlag ihm, es ist verzaubert."

Das war ein böser Schlag. Der Hengst bäumte und hob sich. Der Reiter schwankte im Sattel. Dann schnaubte das Thier wild, als säße ein Luchs drauf, und wollte ihn abschütteln, und durch die Baumstämme fuhr es, als stäche es ein Schwarm Wespen. Zaum und Zügel entfielen dem erstarrten Reiter.

„Betkin! Betkin!" rief er noch.

„Um Gott, mein Herr!" schrie der treue Mann, und konnte doch dem tollen Roß nicht nach, das wuthschnaubend der Spur folgte, wo die Gespensterrosse vorüberflogen. Dahin trug es seinen Reiter in angstgepeitschtem Sturmlauf. Das Fackellicht flimmerte wieder durch die beschneiten Bäume. Wer ritte gern im Geisterkreise! Noch einmal faßte der Fürst den Zügel; mit einem Schenkeldruck, dem die Angst Kraft lieh, wandte er es um. „Betkin! Betkin!" rief er durch Schnee und Waldnacht. „Ritter Osten!" Nur der Wind antwortete und die stöhnenden Kiefern. Keine Menschenstimme im öden Wald. Sein Pferd keuchte, sein Pferd blutete von

den Sporen des Herrn, es fuhr links, es fuhr rechts mit ihm, wohin der Fürst es lenkte. Ein gutes Roß geht gut, aber der Herr, der es lenkt, muß einen guten Willen haben.

Er sah ein dampfend Moor vor sich, tiefe Abgründe, da ein erleuchter Schloß, und verschwunden war es. Und wider kam es, hundert helle Fenster. „Und wär's dem Teufel in den Rachen, so hats ein Ende!" raunte ihm ein Rabe zu.

Und wieder war es Nacht. Er sah nichts. Die Aeste schlugen, die Kronen der Bäume schütteten Klumpen Schnee auf ihn, als wollten sie ihn begraben. Der Sturm beulte, als rüttelte er an den Wurzeln der vielhundertjährigen Bäume. Um ihn krachte es, als wo ein Riesenheer Lanzen bricht. Da traf den Reiter ein Schlag auf den Hinterkopf. Der Zügel entsank ihm: „Gott sei meiner Seele gnädig!" sprach Herr Ludewig, und hielt sich an die Mähne des Rosses, das durchs Dickicht mit ihm flog. Das Gesicht verging ihm.

.....

Drittes Kapitel.

Die Nacht im Schloß.

Es war Nacht. Die tausend Kerzen im Schlosse Wörbelin leuchteten nur noch matt, die Feuer auf den Heerden prasselten nicht mehr, und in den Kaminen verglimmten die Kohlen. Die Geiger strichen und die Pfeifer bliesen als müde Leute. Schlaf und Trunk machte ihre flinken Arme schwer. Keiner hörte auf sie! die Luft war aus, der Tanz ververhallte. Die Uebermüden gähnten und nickten auf den Bänken. Lauter als die Musika war der Sturm, der in die Schlotte blies.

Auf ihrem Rubebette saß, den Kopf auf das Kissen gelehnt, die Gräfin Mathilde. Schwere, prächtige Kleider, golddurchwirkte Seide und Sammet, wallten um ihren Leib, goldene Spangen und Ketten hingen um Nacken und Arme; aber nicht wie die Kammerfrauen sie zum Feste geordnet, der Schmuck war verschoben, herunter gefallen, die fei-

nen Spitzen waren geknickt. Sie hatten ihr Tagewerk gethan. Die Gräfin saß für Niemand hier geschmückt in dem einsamen, halb dunkeln Gemach, als für die Gedanken, die in der stolzen Brust arbeiteten.

Der Dechant Bruno war durch die offene Thür leis eingetreten: „Schläft oder träumt Gräfin Mathilde?“

„Ich glaube, ich träume.“

„Von der Seeligkeit Eurer Tochter? lispelte der Prälat. Sie haben einen rauhen Weg. Hier ist's still und warm.“

Sie stieß ihn fort, da er ihre Hand fassen wollte und richtete sich auf: „Was willst du?“

Das war kein Blick, der zum süßen Kosen einlud; in den überwachten Augen brannte ein unstätes Feuer; sie leuchteten dem Geistlichen unheimlich in der Dämmerung. — „Was willst du? wiederholte sie. Laß auch du mich allein, wie mich alles verläßt.“

„Euer Wille geschehe, entgegnete der Geistliche in anderm Tone. Fast möchte auch ich sorgen, daß uns zu Viele verlassen. Denn die zurück bleiben, sind des Weines voll und schlaftrunken.“

„Meinst du, uns könnte noch Jemand überfallen wollen! Hat hier noch etwas Werth!“

Er ging nicht auf ihren bittern Ton ein. Er gedachte der einsamen Lage des Schlosses, daß alle mannhaften Gäste und ihre besten Leute mit fort geritten im Gefolge der jungen Gräfin; daß die Uebrigen in den Gängen taumelten, wo nicht am Boden lägen.

„Ich überlasse Dir, — für Dich zu sorgen."

„Gräfin Mathilde spricht als satt am Leben."

„Die Hochzeit ist vorüber. Sahst du denn Gäste, die nicht satt wurden?"

„Aber Ihr wurdet erst heut eine glückliche Mutter!"

„Ward ich das?"

„Der Mann Eurer Wahl führte Euer einziges Kind heim."

„Hab ich ihn gewählt?"

„Es ist wunderbar, bei Gott höchst wunderbar. Ja es gab Gäste, die noch nicht daran glaubten, als wir in die Kapelle zogen, die noch erwarteten, als der Bischof die Ringe wechselte, daß die Mutter der Braut vortreten, sie zurück reissen würde. Ja, Einen weiß ich, der wollte gesehn haben, daß sie beim entscheidenden Worte aufathmete, sich erhob und die Lippen zu einem Einspruch unwillkührlich sich öffneten."

„Hast du ein so scharfes Auge, Bruno?“

„Ich wiederhole nur, was die Gäste über die Gründe dieser schnellen Hochzeit murmelten.“

„Und was fand ihre Klugheit heraus?“

„Nichts Kluges, ganz gewiß. Denn eine kluge Frau, die auf nichts geringeres ihr Auge warf, als auf den Fürstenthron dieses Landes, die dort ihr einziges Kind im Purpurmantel wollte pranzen sehen, mußte Gründe haben, für die Klügsten zu geheim, weshalb sie ihre Tochter dem Sohne eines zweifelhaften Mannes schenkte. Das sagte ich ihnen, als sie fragten.“

„Und was mir?“

„Wenn man in einem Mährchen den Sinn gleich zu Anfang ahnet, dann sagen sie, es ist ein schlechtes Mährchen.“

„Leben wir nicht in einer Mährchenwelt? Der Zufall regiert. Das Schlechte, Dumme, Planlose kommt auf und unser tiefes Sinnen —“

„Führte uns in wüste Irrgänge, aus denen wir selbst keinen Ausgang sehn.“

„Aller Ausgang ist Vernichtung, Bruno. Der ist uns sichrer, fester als der Fels im Meer. Eine Spanne näher, eine Spanne weiter, das ist's allein warum sichs streitet. Sage kluger Mann, ist's im Grunde da nicht thörig, um die kurze Frist so viel

arbeiten! Ein Kluger überläßt sein Schiff dem Zufall."

„Aber er schmückt doch die Barke aus, so bunt und lustig er kann, und wenn der Strom gegen einen Riff treibt, stößt er ab, was an ihm ist. Wir fahren gern so anmuthig und so gut wir können."

„Bis wir müde sind. Ich bin sehr müde, Bruno. Sieh zu im Haus, ob die Wächter auf ihren Posten sind und geh auch du zur Ruhe."

Der Geistliche warf den Blick nach der Decke. Man hörte dort über dem Gewölbe die Fußtritte eines Mannes.

„Unser Markgraf wacht noch für uns."

„Kann der auch nicht schlafen! rief die Gräfin. Ihm gelingt ja Alles, was er will."

„Ueber den Eifer, mit dem er diese Hochzeit betrieb, spricht man Unglaubliches."

„Ist das so schwer zu glauben, daß Einer für seinen Bastard nach der Erbin der Grafen von Nordheim trachtete?"

„Wenn es nun gar nicht sein Sohn wäre!"

„Unnütze Grübelei."

„Sei dem, wie es ist. Unterrichtete Männer vermeinen, er habe nicht ohne geheime Absicht so, gegen alle Sitte und Brauch, die Hochzeit beeilt;

und grade während der junge Graf von Anhalt sich drüben an der Spree schlug. Er wollte nicht, daß der, der rechter Erbe von Brandenburg sei, in seinem Sinne, eine Heirath schließe, die der thörige Greis nicht ebenbürtig nennt. — Seht mich nicht so verwundert an, Gräfin, es ist so. Ich sprach viele gute, ehrenwerthe Herren und Freunde des Hauses Anhalt. Die lobten es höchlich; sie nannten es große Tugend eines Vaters und königlichen Sinn eines Fürsten. Wie's der Graf von Anhalt nennen wird, das weiß ich nicht."

Mathilde war aufgestanden. Sie hüllte sich in einen Mantel und setzte sich am Kamin.

„Schüre das Feuer an, Bruno, die Januarluft wird kälter.

„Ueber derlei nachzugrübeln ist Thorheit, das meine ich mit Euch, edle Gräfin."

„Dem auch zu schlecht!" — Sie schauderte, wie vom Fieber geschüttelt und hüllte sich fester in den Mantel. — „Was suchst du in den Kohlen?"

„Ob ich den ersten Funken finde, aus dem das Feuer ward. Glaubt nicht, daß ich an seine Tugend glaube wie die andern. Er ist ein Mensch wie alle; aber der Funke Eigennutz, aus dem die Flamme ward, die uns blendet, wer findet sie im Brande! Was hat er von der nackten Ehre? Er lebt als ein Ein-

ſiedler, ein Laienprieſter freute ſich nicht an ſeiner Tafel, er liebt keinen Schmaus, kein Feſtgepränge, keine Einzüge. Nur Arbeit, nichts als Arbeit."

„Geh ſchlafen, Bruno. — Nein bleibe noch, ich bin krank."

„Soll ich den Arzt holen?"

„Kennſt du einen, der mich geſund macht! Wir wollen von anderm ſprechen. Was Botſchaft kam von der Spree?"

„Seit ſie ihn drüben ſchlugen, irrt er mit einer geringen Zahl Getreuer in den Heiden. Man meint, er ſei nicht ſtark genug um durchzubrechen. Wäre der Kaiſer im Land blieben, das Spiel wäre aus. Doch glauben ſie, er werde auch ſo ihnen nicht entrinnen. Von allen Seiten iſt Jagd auf ihn los."

„Von andrem. Will der Mann oben denn noch immer nicht zur Ruhe? Ich haſſe ihn."

„Haßt ihn nicht, betet für ſein Wohl. — Eures iſt untrennbar mit ſeinem verbunden. Vergeßt das nicht, meine Freundin. Ihr habt keine andern Freunde mehr. Der Bund hält nur noch ſcheinbar äußerlich zuſammen. Die nächſte Gelegenheit ſprengt ſie auseinander. Der Pommer, der Mecklenburger grollen. Der Sachſe iſt ungebärdig, denn in ſeiner Blindheit ſieht er doch ein, daß die andern nicht für ihn arbeiten. Der Kaiſer beob-

achtet aus der Ferne, und säet aus in der Ferne, wißt Ihr, was?"

„Kümmerts mich!"

„Die Majestät des Kaisers hat nicht umsonst den Schmiedege — verzeiht — Euren Schwiegersohn zum Grafen erhoben, nicht umsonst diesen Ehebund begünstigt, zum Staunen aller. Das säet Zwietracht und zerreißt, was verbunden war. Der Kaiser sah nicht so tugendhaft als unser Mann die Dinge, vielleicht aber schärfer. Ein Ehebund mit der Erbin von Nordheim hätte dem Prinzen von Anhalt doch mehr Anhalt im Lande gegeben, als ihm recht war; möglich auch, daß Eure ungestümen Brüder, die Ruppiner, bei sothanen Dingen sich besonnen, daß der Glanz ihrer Nichte sie geblendet hätte. Da hätte das Haus Anhalt fester gestanden in Brandenburg als des Böhmen Rechenkunst wollte. Dem Kaiser konnte nichts erwünschter kommen als ein Schritt, der meine Gräfin von ihren besten Freunden trennt. Ihr steht allein, täuscht Euch nicht, und Eure ganze stolze Hoffnung rankt sich jetzt an den alten Mann."

Der Sturm wurde heftiger. Er heulte in dem Schlotte; man hörte ihn die Thüren und schlecht verschlossenen Fenster werfen, Ziegel fielen von den Dächern und prasselten im Hofe.

„Weh dem Wanderer, den das Unwetter einsam auf dem Wege überfällt, ſagte der Geiſtliche. Unſer Brautpaar, hoffe ich, iſt ſchon in ſicherer Klauſe. Die Hochzeitfackeln möchten zu früh verlöſchen.“

Ein noch heftigerer Stoß rüttelte an den Mauern, Ketten raſſelten, und ein furchtbarer Schlag dröhnte durch die Luft!

Beide ſahen ſich blaß an.

„Das war die Zugbrücke! ſie fiel nieder,“ ſprach der Dechant.

Er wollte hinaus, Leute rufen, denn die Wärter am Thor lagen ſinnlos in ihrer Kammer.

„Bleib! rief die Gräfin. So iſt's mir recht. Mag herein, wer will. Die böſen Geiſter, die draußen toben, die Unholde der Nacht, was Schlimmeres können ſie einer Mutter bringen, deren einzig Kind der Bettelmann mit dem geſtohlenen Purpur gut genug hält für ſeinen Baſtard, zu ſchlecht für einen Fürſten. Sagte er das Bruno? Hat er's ausgeſprochen? Ich will ihn fragen? Ins Geſicht ihm ſagen, daß er nichts iſt, als was ich aus ihm machte. Will's ihm ſagen, daß eine gekränkte Frau —“

„Alle gute Geiſter! es iſt eine ſchreckliche Nacht. Betet vor Anfechtungen. Ihr dürft nicht an ihn

zweifeln, niemals — Ihr seid an diesen todten Mann gekettet."

„Bin ich's! Ja, der Todte! Mein Kopf brennt. All ihr heiligen Schutzgeister über uns Menschen, was gäb ich darum, diese Kette zu zerreißen! — Bruno, meine Seele dürstet nach einer Beichte, einer ganzen vollen Beichte, die die Brust erleichtert. Ich will beichten, höre mich an."

Sie sah ihm in's Gesicht, und wandte sich rasch wieder ab.

„Nein Dir kann ich nicht beichten."

„Die heilige Kirche hat einen so überreichen Schatz von Gnade, daß sie für jeden noch so argen Sünder —"

„Schweig! unterbrach sie ihn auf der Sessellehne das Gesicht bergend. Du bist nicht der Kirche Diener, vor deren Schwelle ich mich hinwürfe. Das müßten reine Geister sein, leuchtend wie Engel, mit Engelzungen redend — o du allerbarmende Jungfrau! —"

So schaute freilich der Geistliche nicht aus, da er neben ihrem Stuhle halb zu ihr herabgeneigt stand, noch würden Engel in Menschenleib so, halb spöttisch, den Mund verziehen; noch klänge ihre flüsternde Stimme so scharf; wenn sie zu einer zerknirschten Sünderin sprächen:

„Die heilige Kirche redet immer durch ihrer Diener Mund, auch ſo der Mund andere Süßigkeiten koſtete, als ein Zwiegeſpräch mit Engeln. Aber die Kirche ſpricht nur die Sünder los, die nicht mit ihr Verſteck ſpielen wollen. Verlangt Ihr, daß wer in ſeines Herzens geheimem Schrein noch etwas aufſpart, wenn er bekennt, daß auf den die Kirche ihre volle Gnade ausſchütte! Verwürfe mich die Gräfin Mathilde heute als ein Beichtiger, ſo würde ich als ein Arzt verſuchen, die Geburt des ſchweren Geſtändniſſes ihr leichter zu machen. Würde forſchen in ihres Herzens Kammern, nicht nach den großen Sünden — wer iſt Menſch und ohne großen Fehl! — aber nach den verſteckten, kleinen, die wir uns ſelbſt verbergen, und doch uns mehr drücken als Blut und Schuld. Fragen würde ich vielleicht, wozu ich jetzt kein Recht habe: Weshalb verheirathete die ſtolze Gräfin ihre hochgeborene Tochter mit einem niedriggebornen Manne. Und ſo ſie mir antwortete: weil ſie, des Stolzes ſatt, in der Demuth den Pfad zur Tugend ſuchte, ich glaubte es nicht. Denn auf dem Felde, wo der Stolz blühte, ſchmeckt auch die Demuth noch danach, die man drauf pflanzen will. Desgleichen, wer recht nach dem Heil ſich ſehnt, ſchickt nicht andere auf die Wallfahrt, er geht ſelbſt

barfuß pilgern. Und faltete und glättete ich weiter in dem trotzigen Herzen, da fände ich wohl —"

„Was!"

„Ein wunderbares Räthsel. Eine Mutter, die ihr Kind liebt und doch verstößt. Die vor Liebe glüht und aus Haß opfert. Die da meint sich lenken zu lassen vom Zufall und doch im Stillen, sich selbst ungestanden, froh ist, daß es so sich fügt; eine Mutter, die ihre Tochter einem niedrigen Manne läßt, weil — der Vater der Tochter gegen die Mutter niedrig handelte."

Mathilde bebte; sie wollte ihn bitten zu schweigen. Nur die gefalteten Hände hielt sie ihm hin.

„Solche geringfügige Dinge berühren die heilige Kirche nicht, fuhr der Dechant ruhig fort. Aber als milde Mutter ist ihr darum zu thun, ihre gläubigen Kinder zu beruhigen. Darum ist es für die Kinder gut, wenn sie bisweilen ihr Herz ganz ausschütten. Mit ihrem mächtigen, belebenden Hauche tilgt sie die Seufzer der Angst wie die Sünden des Blickes und sie sind verschwunden, als der Nebel der Wiesen im Morgenwind. Das würde ich als Verordneter der Kirche sprechen. Als Rath dieser Welt würde ich sagen: die Frau hat Recht, die auch das letzte Andenken an den schlechten, verrätherischen Mann von sich stößt. Und nun als Freund und Diener

meiner hohen Freundin, die mir auftrug, an ihre hohe Verwandte zu ſchreiben, will ich einen Brief aufſetzen. Da ſoll ſie klar und rein daſtehen, daß ſelbſt der Graf von Schwarzburg ſprechen muß: Meine Muhme iſt eine edle Frau."

Er war gegangen. Mathilde lag hingeſtreckt vor ihrem Betpulte, die Hände krampfhaft ringend. Was ſie ſtammelte, was ſie gelobte zur heiligen Jungfrau, die Jungfrau hörte nicht. Streng ſah ſie über die Sünderin weg, das Jeſuskindlein emporhebend in ihren Armen. „Gibſt Du Dein Kind fort, arge Sünderin, gottvergeſſene Mutter, was verlangſt Du von mir Frieden? Dein Friede iſt nicht hier, Dein Friede iſt nicht dorten." — Es iſt nicht ſo, wollte ſie rufen! Der arge Mönch verläſtert mich; doch hab ich mein Kind geliebt. Das wollte ſie rufen, aber aus der heißen Kehle konnten die Laute nicht vor. „Du biſt keine Bußfertige, eine Vernichtete biſt Du, ſprach die Jungfrau. Denn der iſt nichts, der nichts mehr hat, was er liebt." — Ich liebe ja noch, ſchluchzte ſie aus tiefſter Bruſt. Da ſenkte die Jungfrau das Auge auf ſie. Als ein glühender Pfeil bohrte der Blick durch ihren Leib; ſie lag hingeſtreckt; Du meinteſt eine Todte.

Man hörte die Maus am Täfelwerk nagen, ſo ſtille war's einen Augenblick; ihren Athem hörte

man nicht. Die Kohlen waren verloschen, die Kerzen brannten düster. Waren die Unholde der Nacht durch die offene Thür eingedrungen und wehten um sie und drückten das arme Weib? Sie stöhnte tief, sie schlug die Augen auf und schloß sie wieder, sie richtete den Kopf in die Höh und schaute sich um, und wieder legte sie ihn auf die vorgestreckten Hände, als folge ihr irrer Sinn einem wesenlosen Gegenstande in die Ferne.

Da war mit einem Male der Sturm, als habe er nur Athem geschöpft, wieder da; es heulte, sauste, wirbelte. Die Wetterfahnen krähten, durch den Schlott hagelten Steine, die Kohlen leuchteten wieder. Draußen wüthete, hing und fing sich der Sturm in den Wäldern; immer allmächtiger sauste er über die Kiefern heran, wie über einem Aehrenfelde sich wiegend, übertobend das Stöhnen der Gebeugten. Die Fenster klirrten, die Thüren rüttelten in dem ganzen Gebäude. Es krachte, rasselte, Ketten, Bäume, Steine, wild durch einander. Ein neuer Flammenschein des aufgefachten Feuers beleuchtete das Zimmer; aber er schien nicht mehr auf das vorm Betaltar hingestreckte Weib. Die Gräfin war aufgesprungen und stürzte in wilder Hast hinaus.

Das war, als hätten die Heiligen es gefügt.

Denn wäre sie nicht jetzt, nicht grad in dem

Augenblick gekommen, ſchlimm hätte es ausgeſehen um das Leben eines edlen Mannes. Der kam jach geſprengt über die Brücke in den Hof. Oder er kam nicht, ſein wild gewordenes Roß riß ihn fort. Da am Thor ſtreifte es ihn am Pfeiler, den wunden Mann. Konnte ſich nicht mehr halten, und wäre vom Sattel wankend mit ſeinem Kopf jählings auf die Steine der Treppe geſtürzt, ſo ihn nicht die edle Hausfrau auffing.

Er lag in ihrem Arm, ſie kniete. Das helle Blut von ſeiner Kopfwunde netzte ihren Arm, es träufelte auf ihren Schooß. „Jeſu Maria! iſt er todt!“ Sein Herz ſchlug. „Jeſu Maria, wer iſt's?“ Er ſchlug die Augen auf. Eine Pechfackel, die am Eiſenring des Portalpfeilers hing, flackte vom Gegenwinde berührt, zum letzten Male auf, der helle Schein fiel auf das blaſſe Antlitz des wunden Mannes, und vier Augen ſahen ſich, die hatten ſich lang nicht geſehen. „Mathilde!“ lispelte er. Sie auch ſchrie ſeinen Namen, nur halb kam er von den Lippen; da ſchauderte und zitterte ſie, ſo heftig, daß der wunde Mann auch zitterte. Sie, ein ſchwach Weib, hielt den ſtarken, als eine Mutter ein Knäblein, das ſie in den Armen wiegt. Hätte ſie nur losgelaſſen, er ſchlug herab und ſtürzte todt auf die Steine.

Sie hob ihn auf, ſie flüſterte, ich weiß nicht was,

in sein taubes Ohr, sie küßte den Todtenschweiß ihm von der Stirn, sie hüllte ihren Mantel um seine Schultern. Sie that mehr.

Um eine Viertelstunde war der Saiger auf der Uhr vorgegangen, da prasselte ein helles Feuer im Kaminheerd, und es sah anders aus in der Halle. Die Kerzen brannten wieder und die hohe Frau schritt auf den Zehen umher, und, geschäftig ganz und gar, gab sie stumme Winke ihrem treusten Diener, der Speisen zutrug und Wein und Salben.

„Das Roß in den Stall! flüsterte sie ihm zu. Die Zeichen ab, die Wappendecke verbirg. Ins Feuer was verrathen kann, wem das Thier gehört."

Der Diener neigte sich stumm mit ernstem Gesicht.

Und wieder war das Viertel einer Stunde verstrichen, da hatte sich der wunde Mann aufgerichtet; sie saß zu seinen Füßen, sie athmete seinen Athem, sie verfolgte seinen Augenschlag, sie sog seine Blicke ein.

Aber der Mann, wenn sein Blick dem ihren begegnete, schlug das Auge nieder, und sein bleiches Gesicht färbte sich roth.

Sie flüsterte ihm Stille zu.

„Es sind nicht die Wunden, entgegnete er. Es war nur die Erschöpfung."

Sie brachte den Becher funkelnden Weines an die Lippen und reichte ihn ihm: „Trinket Kraft!"

Er trank.

Und wieder war er hingesunken, und sie, die Arme kreuzweis auf der Brust, hatte über ihn gewacht, als die Löwin über der Brut ihrer Jungen; das Lüftchen, das ihn wecken, der Flammenschein, der ihn blenden konnte, sie hätte es gescheucht. Der Schlaf hatte ihn erquickt. Nun saß er, als Einer, der aus einem langen Traum erwacht, und sah sich um, daß er sich der Gegenstände besinne. Vieles kam ihm bekannt vor, vieles war ihm fremd.

Sie stand, den Rücken ihm zugekehrt, am Feuer, die Stirn gelehnt auf dem Sims. Das Feuer sah wunderbare Kämpfe im Gesicht der schönen Frau; ein Glück, daß er's nicht sah, der Mann auf dem Ruhebette, wie die Brust wogte, das Herz gegen das Mieder schlug, wie das Aug in die Flammen stierte, nun glänzend, nun wie todtenmatt; jetzt rollte es wild, und jetzt zerdrückte die Wimper eine Thräne, so sie sich vorstahl. Er sah nur die hohe königliche Gestalt, größer schien sie ihm in den dunkeln Umrissen, furchtbar fast.

„Bin ich Dein Gefangener?" sprach er leis.

„Ihr seid frei, erwiederte sie, als ich frei bin, und die Heiligen Euch Kräfte leihen. Steht es an

dem Herzog von Baiern, unter dem niedern Dach seiner Magd sich zu bergen, wird sie ihn schirmen und hüten, was an ihr, bis daß er genesen und sicher den Weg zu den Seinen finde."

Beide schwiegen, was trugen die Lüfte da schwere, ernste Gedanken zwischen Beiden. In dem Raum, der nur drei Schritte maaß, was ging da hin und her, mit was Bildern füllte er sich. Zwei Lebensläufe, wahrhaftig nicht voll geringer Dinge und Alltagsgedanken.

„Du wagst viel," sprach er wieder.

„Nichts wage ich," entgegnete scharf die Frau.

„Deine neuen Freunde vergeben's Dir nimmer."

„Ich habe keine Freunde. Die neuen sind Luft und Wind, die alten — die alten liegen im Grabe."

Ludewig schauerte: „Stehst auch Du so einsam da! Sieh, dem stolzen Baierfürsten von all seinem Gefolg blieb nur einer, und von dem Einen trieb Schnee und Wind mich fort."

Sie antwortete nicht, sie wandte sich nicht um. Ludewig stöhnte tief auf:

„Daß wir so uns widersehen! Was liegt dazwischen, eine lange, bittere, eiskalte Vergangenheit."

„Laßt sie ruhen, Fürst, in ihrem Grabe."

„Da sind böse Geister."

„Ich wecke sie nicht, mein Fürst."

„Nicht! Ich dachte. — Vergieb, vergieb! Mein Sinn ward irr in diesen letzten Tagen. so irr, als es der Kreuz- und Querweg war durch die Wüsteneien. O, daß ich dies Jammerland nie betreten hätte! — Du seufzest. Wär's nicht auch besser um Dich?"

„Ich bat Euch, laßt das Vergangene ruhen. Ich will Euch nicht darum gemahnen."

„Du warst immer edel und hohen Sinnes und treu Deinen Freunden. Nun bist Du auch entzweit mit den Deinen, das thut mir weh."

„So Ludewig der Baier meiner Treue glaubt, entgegnete sie mit trockner Stimme, vielleicht gefällt ihm, mir seine Hoffnungen zu vertrauen. Ich meine nicht seine Träume, ich meine die nächste, nahe Aussicht: wie er sich rette, wohin sein Weg geht, daß ich vielleicht ihm vorbahne, während er das Siechbett hütet."

„In's Grab geht unser aller Weg. Da schlafen die wilden Träume und der müde Leib mitnander."

Nach einer Weile hub er wieder an: „Ich hatte es mir anders gedacht, Mathilde, wenn wir uns wiedersähen! Ich weiß, was Du mir that'st, Alles. Ich hab's Dir nicht verargt. Wie glühend warst Du als Du liebtest. Ei Gott, das war eine schöne Zeit. So dachte ich mir Dich auch in Deinem Hasse.

Fürchterlich, zerreißend, wie ein Berg, der Feuer speit, so würdest Du mich mit Worten und Blicken zerreissen. Ich hätte die Wollust Dir gegönnt, hätte Dich ausreden lassen, und frei Dich gegeben, und nun will's das Geschick, ich bin Dein Gefangener. — Steh nicht so stumm da. Gieb dem Zorne Athem, laß los den Groll, ein Gewitter über mich! Es wird mir leichter. Dir auch Mathilde."

„Fürst Ludewig unsere Rechnung ist abgeschlossen."

„Hast Du vergeben und vergessen?"

„Kann man vergessen, daß man liebte!"

„Ein halber Knabe war ich damals, könnte ich sagen. Nein, ich war ein Jüngling, hatte die schäumende Lust aus vollen goldenen Bechern getrunken. Was waren das für nächtliche Ritte! Die Schneeflocken, die mir in's Gesicht wirbelten, dünkten mich Rosenknospen, der Sturm, der meines Edelknaben Wangen peitschte, und berstete, mir hauchte darin der Athem Deiner Lippen entgegen. Wie manches Roß blutete und stürzte unter meinen Sporen. Und dann das stille Lichtchen unter dem Eckfenster, das süße Zeichen, wenn's mir durch die Nacht entgegen flimmerte! Hättest Du, wenn ich an dem Seile schwebte, den Strick durchschnitten, daß ich an dem spitzen Steine das Genicke brach, sterbend hätte ich Dich damals gesegnet. Ein Tod von der Hand der

Geliebten, und in ihr Aug schauen, das hätte mich höchste Wollust gedäucht."

„Halte inne!"

„Nein ich denke gern der Zeit. Denn, als wir seelig waren, so eins, so wonnestrahlend, daß wir das Geheimniß als einen lästigen Mantel fallen ließen, aller Welt gern hätte ich's zugeschrieen: Ludewig fand, was er suchte. Aus einem Jüngling war ich da ein Mann worden. All ihr Heiligen was wäre ich, und was bin ich! Da Mathilde —"

„Um der Gebenedeiten willen schweigt!

„Aber ich war Fürst, der Sohn des Kaisers, eines Kaisers, der gegen hundert Feinde die Stirn bieten mußte."

„Glaubt Ihr, daß ichs vergaß!"

„Nein hätte ich sollen sprechen, als Vater, Brüder, Fürsten und Stände in mich drangen. — Soll ich dir malen die Seeligkeit meines Ehebundes? Malen, wie dein zornleuchtend Auge über dem Betthimmel schwebte, und wollte nicht fort. Doch dein Zorn verging in ein häslich Gelächter, das schallte mir durch die Nächte. — Sahst du Margaretben von Tirol?

„Bei allem, was dir heilig, bei unserer Liebe einst, ich beschwöre dich —"

„Leicht nahmst du doch sonst meinen leichten

Sinn, lachteſt mich aus, und hielteſt mir den Mund zu, wo ich von Treue reden wollte; meinteſt, das ſei nicht an mir, mein Blut ſei als des Vogels, der nie auf einem Zweig bleiben mag, er muß immer flattern. Solchen Vogel liebteſt du, der alle Süßigkeiten zwiſchen Himmel und Erde koſtet, und doch auf das Pfeifen ſeiner Herrin zurückkehrt. O, was pfiffſt du nicht, ich hätte ſo gern gehorcht. Sie hatten mich in einen Käfigt geſperrt, in einen recht häslichen Käfigt. Auslachen hätteſt du mich ſollen um mein Ungeſchick, daß ich mich fangen ließ, und dann pfeifen, locken wie du thateſt, es hätte mich wohl überkommen, daß ich die Stäbe geſprengt.“

„Ludwig von Baiern!“

„Der iſt ein unglücklicher Mann. In ſeinem vollen Glücke war er's. Ihm fehlte ein Herz wie deines, eine Seele, die ihn verſtand, ein Geiſt, der mit ihm zur Sonne flog. Nun iſt's ein altgewordener Adler, mit zerzauſten Fittigen, ſein Auge kann nicht mehr in die Sonne blicken, er ſtürzt ſich auf den Fraß, wo er Würmer findet, er fliegt aus, wo ſie ihn ſchlagen. Er irrt und flattert, und hat keine Raſt und keine Heimath, kein Herz und keine Luſt. Beiſſe, hacke, ſchlage los auch du auf ihn, du haſt ein Recht.“

„Ich bin nicht seine Richterin, ich will nicht seine Klägerin sein.“

„Ja damals Mathilde! Nun muß ich dich anklagen. Als ich zu mir selbst kam, ich glaubte es nicht, daß Mathilde um diese Nebenbuhlerin — Du hast mich auch nicht gehaßt, sprach ich mir zu. Nur das treulose Wort, das ich dir gab. Hättest du mir die Zunge ausgerissen, die es leichtfertig sprach. Was ging das Wort mich an und meine Liebe! — Das war ein leichtes Wort, meine Liebe wog schwerer. Ach, der unseelige Fürstenhut! Du kanntest nicht, was Sorge, Ekel, Verzweiflung sich an eine Krone hängen. Dort in den Bergen, wenn die stille, laue Mitternacht um mich hauchte mit Geisterstimmen, wenn die Sterne flimmerten auf die Eisfirnen, und aus dem nebligen Thale ein einsam Licht, kaum sichtbar, herauf schimmerte, der Rauch schlängelte sich an den Felsen empor — da dacht ich oft, Mathilde, wenn ich auf der Gemsjagd verspätet, auf dem Moosbette ruhte: wärst du bei mir! In einem Schloß mit ihr, dort in jenen wilden Klüften, nicht so hoch als der Adler horstet, aber über den Rauch der Hütten, von den Wolken berührt, von dem Frührotb zuerst angerötbet, zwischen Feigen, Epheu, dem rankenden Wein und den Wäldern edler Kastanien, dort fern von Reich

und Ständen, und Altmark, Neumark, von allen Marken der Welt, an ihrem Arme Morgens auf dem Söller zu schauen in die vergoldeten Schneebetten, dem aufsteigenden Geier zu folgen, dem Spiel der Gemsen auf dem Schnee, und Abends, in ihrem Arme einzuathmen die Balsamdüfte, die Wald und Feld, Wiese Büsche, Blumen uns heraufsenden. — Den Fürstenhut wollte ich hinabschleudern in die zackigten Felsen, mochte sich ein Raubvogel ein Nest daraus zausen für seine Brut. Wir brauchten ihn nicht für unseres. — Das träumte ich in der Sommernacht dort am Felsenhang, und der Wasserbach, der hinter mir plätscherte, summte mir die Weise deines Lieblingsliedes. Und derweil ich's träumte, und, von leuchtenden Johanniswürmlein umspielt, die heiße Schläfe auf das kühle Moosbett legte, derweil — brauetest du in deiner düstern Kammer Gifttränke für mich. O hättest du sie mir gesandt, durch einen Geist der Lüfte, wären sie gebraut gewesen von Schierling und Pilzen, statt aus Galle und Thränen, ich hätte den Becher geleert auf dein Wohl: bis auf die Hefen aus, es ersparte mir den sauren Rückweg nach Schloß Tirol."

„Er hat von mir geträumt."

Sie hatte sich gehalten an den Sims des Ka-

mins, als eine, unter der der Boden wankt, sie fürchtet zu versinken, und wills doch um alles nicht merken lassen. Da säuselte seine Sprache wie eine längst verklungene Musika, wie die Sommerluft hauchte es sie an aus Italien, dort in den Bergen. Das Sims wich unter ihren Händen, sie konnte nicht mehr, sie wandte sich um. Der bleiche Mann stand nur einen Schritt von ihr. Wie wunderbar hauchte der Feuerschein auf seine blasse Wange, wie leuchtete das schöne Auge, als wie damals fast, nur ernster, inniger. Die Arme erhob er, und sie fühlte sich schwach, als brächen ihr die Knie. Die Arme des wunden Mannes umfaßten sie, er drückte sie an seine Brust, sie ruhte tief seufzend daran aus. Die Lippen, die fünfzehn Jahre und länger sich nicht berührt, hatten sich wiedergefunden.

Der Zeiger der Uhr war wohl um fünf Minuten vorgegangen, und sie hatten nichts gesprochen, als er: „Mathilde!“ und sie hatte „Ludewig!“ gerufen.

Da ließen sie die verschlungenen Arme los, und sahen sich freudelächelnd an; und immer seeliger ward ihr Blick, und seiner immer heller.

„Ich habe keinen Giftcrank dir gebraut,“ flüsterte sie.

„Von allen Frauen, rief er, ich habe keine gekannt, die liebte als Du.“

„Und hätte ich, ich hätte mit dir das Gift getrunken.“

„Wie eine Fürstin strahlst du, schön, wie damals.“

„Du schleudertest ja den Fürstenhut in den Abgrund, als du an mich dachtest. O, was soll er hier, jetzt, zwischen uns! Fort mit ihm!“

„Würdig wärst du eines Glücks und einer Ehre.“

„Ich bin gewürdigt meinen edlen, meinen großmüthigen Feind, dich bin ich gewürdigt zu retten.“

„In meinem Herzen, glaub's mir, stand fest der Glaube, eine Freundin hatte ich in diesem Lande.“

Und nun saßen sie miteinander Hand in Hand und Blick in Blick, da zählten sie nicht die Minuten, und es war eine Stunde worden. Was sprachen sie da, und keiner ließ den andern ausreden, aber mehr noch, was vergaßen sie da, und keiner wollte den andern daran erinnern.

Nun krähte der Hahn. Da sahen sich Beide fast traurig an.

„Du mußt zur Ruhe, sprach sie. Heilige Jungfrau, daß wir's vergaßen, du bist wund —“

„Was wund! rief er. Ein abgebrochener Baum-

aß ſchlug mir gegen den Kopf. Die Bäume wurden ſelber rebelliſch in dieſem Land.“

„Sie ſollen ſich wieder beugen vor dir. Du ſollſt —“

„Du wirſt blaß Liebe, du wirſt ſchwach,“ ſprach er, da er ſah, wie ſie inne hielt. Denn in dem Augenblick überkam ſie, was ſie gethan; und wie das, was ſie izt ſprach zu dem, was ſie gewirkt, als Waſſer zu Feuer war. Aber ſie richtete ſich ſchnell auf und ſprach:

„Und dennoch! — Ich verzage nicht. Du haſt von mir geträumt, als ich dein Verderben ſann; hörteſt meine Stimme im plätſchernden Bachfall und mein Bild erſchien dir über den Gletſchern im Frühroth, als ich dein Bild — ich wills dir gedenken und gut machen! Gebenedeite, gnadenreiche Jungfrau! ja ich liebe, ich liebe wieder. Ich bin nicht mehr eine Vernichtete, ich habe, an was meine Hoffnung, mein Glaube ſich rankt. Nun will ich leben, nicht für mich, für dich.“

.....

Fünftes Kapitel.

Ein Gericht.

Nach einer Nacht voll Schwelgerei und Luſt iſt der Tag grau; und verloren dünkt er dem, der am tollſten ſchwelgte. Allem iſt ſein Maas gemeſſen; dem Schmerz wie dem Jubel. Drüber hinaus leidet keiner, drüber hinaus iſt keiner froh. Nur die Natur, das bunte Kleid, das Gott um ſeinen Geiſt legte, iſt allezeit friſch; auch der Herbſt, wenn die Blätter fallen, iſt nicht matt, und der kniſternde Schnee, wenn das Sonnenlicht drauf ſpielt, der Winter iſt ein friſcher alter Mann, der ſich nicht kümmert, daß ſein Haupt weiß wurde. Weiß, es dauert nicht lang.

In dem Schloſſe Wörbelin ſah es wüſt aus am Tage drauf; hatte die Hochzeit doch kaum drei Tage gedauert. Aber, weil die Zeit ſo kurz war, hatten ſie wohl geeilt, ſie zu genießen. Will dir nicht

malen, wie's in den Hallen und auf den Treppen aussah, die wüsten, blassen Gesichter.

Aber in das stille Kämmerlein, mit dem Gitterfenster nach dem Sumpf zu, dorten, wo du schon einmal warst, führe ich dich. Als dazumal ein wunder Mann drinnen lag, lag auch heute wieder einer, auf dem Bette. Der dazumal hier genesen, von den Wunden, ein schlichter Gesell, war gestern ausgeritten als ein stolzer Ritter und froher Bräutigam mit Sang und Klang. Der heut hier lag, hatte mehr Recht mit Rittern und Reisigen einzuziehen, und Drommeten bliesen ihm vorauf, und wie still lag er da, und lauschte ängstlich, wenn die Thüren knarrten, und wer kommen möge. Ihm war's zum Besten, so keiner wußte, daß er athmete.

Die helle Sonne schien über den Schnee in die schlechte Kammer, und ihn schien sie an und die hohe Frau, die an seinem Bette stand und seine Hand hielt. Die beiden hatten gestern nicht aus vollen Pokalen den goldnen Wein geschlürft, noch im Reigen sich geschwungen, noch der Freude genossen, bis sie taumelten. Dennoch, was sahen sie blaß aus.

Er verstörter als sie, und wenn er sie ansah, schlug er die Augen nieder wie gestern. Sprach

nicht von den Alpenmatten und dem Frühroth auf den Gletschern, er hüstelte und schüttelte den Kopf:

„Sende lieber heimliche Boten an deine Brüder, die in Spandow halten.“

Unmuthig kräuselte sich ihre Stirn: „So du ist aus dem Lande. Hiebst ist es für dich verloren. Des Herren Blick und Gegenwart ist gewaltig.“

„War ich nicht hier?“

„Du warst nicht hier als du solltest sprach sie mit leisem Vorwurf. Es schlagen noch viele treue Herzen für deine Herrschaft, die nur nicht vorzutreten wagten, weil du deine Banner nicht hoch genug aufpflanztest. Du hast viel gewonnen, wenn du die Zeit nutzest. Der Kaiser ist fort, das ist viel, mehr noch: der Bund ist uneins. Laß mich sorgen, warte den Augenblick ab, und dann laß uns handeln.“

„Mit diesen Menschen, die — Es ward zu viel verdorben.“

„Doch nicht so viel, daß wirs nicht wieder gut machen. Denen überlasse es, Fürst Ludewig, den Schaden weg zu tilgen, die ihn angerichtet.“

Er sah sie forschend an. Ihr Gesicht wurde roth.

„Mir, Ludewig, ja, mir allein. Den ich aufrichtete dir zum Verderben, den fortschaffen, ist meine

Pflicht nun. Bei allen Geſegneten des Himmels, ich ſchwöre es dir. Er oder ich —"

„Mathilde!"

„Trau'ſt du's mir nicht zu: den Strohmann auszureiſſen, den ich in den Sand pflanzte!

Er richtete ſich halb auf: „Den Mann, dem du deine —"

Sie fiel ihm ins Wort: „Und ich ſollte dir kein Opfer bringen! Grade nun — nun, die Hölle mich grinſend anlacht, weil ſie mich verſtrickt hält mit tauſend Banden, nun will ich ihr klar ins Aug' ſchauen. Jetzt iſt mein Werk rein, meine Aufgabe groß; ich wills vollbringen, denn ich handle nicht für mich."

Der alte Markgraf von Brandenburg wollte ausreiten aus dem Schloſſe, darin die Hochzeit ſeines Sohnes gefeiert worden. Die Rüſtwagen ſtanden ſchon im Hofe und die Reiſigen tummelten ihre Roſſe; aber die Herrin des Hauſes war noch bei ihm, hieß es, und die Kammeriere und Ritter vom Hofe hatten gut warten auf den Treppen und Vorhallen, denn ihr Geſpräch währte lang. Gern hätte Mancher belauſcht, was ſie ſprachen, aber Hans Lüddecke ſtand davor mit ſeiner Hellebarde, und Keiner mochte heran, wenn der häßliche Mann ſie anlachte.

„Als ich glaubte, liebe Schwägerin, daß ich Euch so nenne, hatten wir gestern schon Abschied genommen, darum daß ein zart Weib nicht in der Frühe gestört werde durch unsern Aufbruch. Was dank ich's nun, daß Ihr dem alten Manne zu Ehren so früh aus der Ruhe Euch reißt, so Euch noth thut."

„Einem alten Manne thut Ruhe noth, erwiederte sie."

„Ein Fürst darf nimmer ruhen, so sein Land Sorge drückt."

„Die Sorgen werden ihm Andere abnehmen."

„Ei Gott, was ist Euch, Gräfin? Liebe Schwägerin, Ihr empfingt doch keine böse Mähr von unsern Kindern?"

„Für die sorgt Gott."

„Als für uns Alle, edle Frau."

„Für Euch auch?"

„Setzt Euch, Ihr seid erhitzt. Eure Augen rollen. Ihr bringt mir wichtige Ding."

„Sind die Thüren bewacht?"

„Was mich angeht, möchte jeder meiner treuen Brandenburger es hören!"

„Vergebt, wenn ich's bezweifle. Euch gilt's; wollt Ihr, so mögt Ihr alle Thüren aufreißen, daß es die Buben im Stall hören. Aber um Euch, um

mich, auch um dies Land ist's besser, daß nur die kalten Mauern Zeugen sind."

„Ist's um Brandenburg, so sprechen wir in Heimlichkeit. Wollt Ihr mir ein Mährchen erzählen?"

„Von einem Mährchen, das bei Nacht sich gut anhörte, am Morgen lacht man darüber, und es ist gut, so man's bald vergißt. Herr Markgraf von Brandenburg, wie Ihr am Abend, im Lichterglanz schaut, das weiß ich. Aber ich möchte Euch des Morgens sehn, wenn der erste Tagesstrahl Euch in's Aug schaut. Werdet Ihr nicht roth?"

„Als alle Creatur, hoch und gering, die seine Sonne erblickt, wenn sie aufgeht."

„Mein Mährlein ist kurz. Es war ein alter Mann gestorben. Ueber dessen Erbschaft stritten seine entfernten Verwandten, denn er hatte keine Kinder. Da es viel Aergerniß gab, Streit und Blutvergießen, und es wollte nicht enden, und keiner kam zum ruhigen Besitz, wurden Etliche mitnander einig; sie sprengten die Sage aus, der alte Mann lebe noch, irgendwo in einem Winkel der Erde; er werde wieder kommen. Das Volk glaubte das Gerede, versteht Ihr, weil, die es wollten, es ihm einredeten. Sie fanden Einen, irgend woher, der ungefähr dem Todten ähnlich sah. Den hüllten sie in die Kleider

des Verstorbenen, und sagten ihm, wie er sich benehmen, was er sprechen müsse. Er kam — und es ging gut. Versteht Ihr, der Fremde, den sie abgerichtet, hatte seine Rolle gut gelernt, und das Volk ließ sich täuschen. Und so ging es weiter, grad als die wollten, die das Mährlein erfunden, vielleicht auch als sie nicht wollten. Darauf kommt es hier nicht an. Genug — das Uebrige thut nichts zur Sache — die Etliche meinten, nun sei es des Spiels genug, sie hatten sich vertragen oder nicht vertragen, aber sie wollten nicht weiter spielen. Was sagt Ihr zu dem Mährchen, Markgraf?"

„Fragt lieber, was der Mann dazu gesagt."

„Das Mährchen ist aus. Der Mann hat nichts mehr zu sagen."

Woldemar hatte ruhig vor sich auf die Erde geblickt; nun sah er die Gräfin eben so ruhig an.

„Mich dünkt, das Mährchen ist damit noch nicht aus."

„Was fehlt, das werden die andern in ihrer Klugheit beschließen."

„Ei, es fehlt viel. Wurden denn die Verwandten einig, und worüber? Hübe nicht das alte Aergerniß wieder an!"

„Das Mährchen ist zu Ende sag ich Euch."

„Die Mährchen, so ich im Morgenlande hörte, schneidet man nicht kurz und scharf ab.“

„Wir sind im Abendlande, Herr Markgraf; glauben nicht an verwünschte Prinzen.“

„Aber sie glaubten an den Einen! Wie wollt Ihr es ihnen ausreden? Wie! — wollen die klugen und schlauen Verwandten sich als Betrüger offen an den Pranger stellen!“

„Betrüger oder Betrogene, dafür laßt sie sorgen. Die Geschichte gefällt Euch nicht, ich seh's an Euern Mienen. Aber es ist einmal so, und wer Augen hatte, mußte sehn, daß es dies und kein anderes Ende nehmen würde.“

„Welches?“

„Wollt Ihr, statt des Mährchens, Wahrheit?“

„Ich dachte nur, edle Frau, was aus dem würde, ich meine, was die klugen Verwandten mit dem beginnen wollten, den sie nach ihrer Meinung betrügerischer Weise für den Gestorbenen ausgaben? Soll ihn die Erde verschlingen, soll er in Nacht und Nebel verschwinden? Gesetzt, es wäre ein so schwacher Tropf, der, wie das Volk an ihn, blindlings an die klugen Verwandten glaubte, der sich gar nicht der Hinterlist und Tücke vorgesehn hätte; bedenkt, das Volk glaubt an ihn und sein Verschwinden würde sehr gefährlich für die, die ihn verschwinden ließen.“

„So der Mann klug ist, hört er auf eine freundliche Verständigung. Er könnte, lebenssatt, sich in ein Kloster zurückziehen, oder, so er nicht Lust zum Mönche hätte, ich habe im Harz — man gäbe ihm in einem fernen Gebirge eine freundliche Herrschaft, mit Wald, Jagd, aller Bequemlichkeit, darauf ein alter Mann Anspruch machen kann, die Verwandten setzten ihm eine ansehnliche Rente aus. Er entsagte so der Welt und verbrächte dort in Zurückgezogenheit und Schweigen — versteht mich wohl — in tiefem Todesschweigen den Rest seiner Tage."

Sie war aufgestanden und hochmüthig fiel ihr Blick auf den Greis, der sinnend da saß. Aber in seinem Antlitz hättest Du umsonst nur nach einer Bewegung gesucht, einem Augenblitzen, einem Zücken der Lippe, was da Unruhe verrieth. Er blickte scharf, aber heiter zu ihr auf.

„Habt Ihr noch sonst etwas mir zu sagen?"

„Nichts. Ich warte auf Eure Antwort. Das erwägt, es ist das letzte Wort, das ich in Freundlichkeit an Euch richte."

„Darauf ließe sich viel und Langes antworten. Ei, und woher so schnell, so ungeduldig? Eure Feindschaft grad nach dem Tage, wo wir innigste Freundschaft schlossen! Fragen könnte ich mancherlei, hundert Dinge, bevor ich antworte: wie es kam,

daß die bis da uneinig waren, sich plötzlich vereinigt? Wie man die Hand umdreht, so schnell, so unbesonnen giebt kein Mann Freundschaften auf, die ihm noch Vortheil versprechen, und fängt Feindschaften an, von denen er das Ende nicht absieht! Das könnte mich zweifeln lassen, ob Ihr Euch nicht selbst getäuscht? Ja, ich möchte, wäre ich argwöhnischen Sinnes, schließen, es sei nur List; vielleicht einer Frau, die, von den andern Verwandten gekränkt, in rascher Aufwallung der Laune, dem Kitzel der Eitelkeit, der Rache, weiß ich was, nachgiebt, die, was ihr Einfall allein ist, für den Beschluß der Familie ausgiebt, und in kleiner Leidenschaftlichkeit eine große Sache verdirbt! — Doch — ich will nicht fragen; will Euch aber auch ein Mährchen erzählen. Der Anfang ist so wie Eures. Die feinen, klugen Verwandten, davon Einer den Andern gern überlistet hätte, sprengten das Mährlein aus, sie stellten den Mann auf, und es ging so, als Ihr erzählt. Sie wurden dann sein überdrüssig, weiß Gott weshalb? Vielleicht lebte er ihnen zu lang! Genug sie wollten ihn los sein: Aber der Mann wollte nun bleiben. Er sprach: was geboren ward, lebt, bis es sein Leben verwirkt vor Gott oder den Gesetzen. Nun flüsterten sie's ihm in's Ohr: „Du bist unser Machwerk, was Einer macht, das kann

er auch zerſtören. Er ſchüttelte den Kopf: das Wort, das gute wie das unbeſonnene, das Du ausſprachſt, nimmſt Du nicht wieder zurück, es bleibt in der Erinnerung. Um was mehr eine That, ein lebendiger Menſch mit Sinnen, Geiſt und Gedanken. Nun ſchrieen ſie ihm zu: Du biſt falſch. Vor aller Welt wollen wir es ausrufen: Flüchte Dich in Nacht und Nebel. Aber der Mann erhob ſich und ſprach: Ihr ſeid falſch und ich bin Wahr. Gottes Finger hat Euch geführt. Als Ihr einen Betrüger ſuchtet, ſchlugen Euch ſeine Engel mit Blindheit und Ihr griffſt den echten Herren. Der ſieht nun, in welchen Händen er ſein Gut gelaſſen, und Euch nimmermehr, wenn Gott ihn abruft, wird er's laſſen. Darum weichet Ihr ſchlechten und eigennützigen Verwalter. Er wird nicht von Euch weichen, die Ihr ihn riefet zum Strafgericht, das Gott über Euch verhängt! — So weit hörte ich die Geſchichte."

„Und ich will ſie Euch fortſetzen, rief Mathilde: Da der alte Thor ſo geſprochen, lachten die Erben aus vollem Halſe, ſo wie ich lache, ha! ha! ha!"

„Habt Ihr ausgelacht?" ſagte der Markgraf, der auch aufgeſtanden war.

„Nichts mehr von Mährchen! rief ſie. Mathilde von Ruppin, die Gräfin von Nordheim und Herrin von Engern fragt Dich, alten Mann, willſt Du frei-

willig von der Rennbahn abtreten, dahin Du nicht gehörst, so wird sie in Güte und Freundlichkeit für Dein Leben sorgen. Unterlaß das wie ihr und ihren Freunden; sie giebt Dir ihr heilig Wort."

„Spricht Mathilde im Namen der Fürsten und des Kaisers, die ihn erkannt und belehnten?"

„Das ist Dir gleich. Und wär ich ein gemein Weib, und wüßte, was ich weiß, zittre —

„Du siehst, ich zittre nicht."

„Doch, Du solltest! Zwing mich nicht. Ich bin Mutter und möchte gern — daß wir Beide in Frieden uns heut zum letzten Male sähen. Du sinnst nach. Wend es Dir zum Guten, Greis!

„Ich sinne, was wohl ein Weib so über Nacht aus einer klugen Frau zu einer Rasenden machte."

„Thörige Mühe. Es ist so. Entscheide Dich."

„Ich schwankte nie."

„All ihr Heiligen? Weißt Du, was der Zorn einer Wüthenden vermag. Noch bin ich's nicht. Du bist mir gleichgültig; ich konnte Mitleid fühlen mit Deinen weißen Haaren. Verschmähe es nicht durch Trotz, rufe nicht die wilden zückenden Geister auf. Ich kann, wenn ich will — Fürsten haben vor mir gezittert. Noch bist Du mir zu schlecht zum äußersten. Entsage dem, was Dir nicht zukommt."

„Ich bin der Markgraf von Brandenburg, vor

Kaiſer und Reich. Frau Gräfin von Nordheim, führet die Sprache, die einer Vaſallin ziemt."

„O hebe Deine Schultern, blicke mich mit allem erlogenen Stolz an. Du biſt, weniger als ein Nichts, Du biſt — ich ſchweige —"

„Schütte Deine Wuth aus — Du ſiehſt, ich hemme nicht Deine Zunge —"

„Pochſt Du auch auf Otto, Albrecht, Rudolf? Verlorener! Wenn ich als Klägerin auftrete, wenn ich als fürchterliche Zeugin beſchwöre, erblaſſen Deine Freunde. Wärſt Du ein ſolcher hirnloſer Träumer, daß Du auf Ihre Treue zählſt? Entſetzt ſpringen ſie auf, ſtoßen Dich von ſich, ſie waſchen die Hände in Unſchuld oder in Schuld, Du büßeſt beides, daß ſie ſich täuſchen ließen oder täuſchten."

„Lehre mich nicht die Menſchen kennen."

„Oder meinſt Du, ich werde, ich könne es nimmer wagen, weil ich mitſchuldig war? Alter Mann, die Menſchen magſt Du kennen. Die klugen, ſchwachen, lauernden; mich nicht. Ein Weib, das liebt und haßt, für ihren Haß oder ihre Liebe, ſie ſtürzt ſich in den Abgrund, wenn kein Weg daneben führt."

Er ſah ſie ſcharf an: „Ich traue Dir es zu."

„Und doch! Unſeeliger! kennſt Du denn die Größe Deines Verbrechens? Weißt Du, wie Kaiſer und Reich es richten müſſen? Fürſten fielen unter dem

Nichtheit. Das Schaffot iſt für Dich zu gut. Zur Richtſtätte geſchleift, gezwickt, Rad und Scheiterhaufen, meine Zunge ſpricht nicht aus die Martern und die Schande, ſo Du Dir ſparen magſt.“

„Ich kenne der Menſchen Gerechtigkeit.“

„Oder Karl! Du hoffſt auf den Kaiſer? Du meinſt des Böhmen Werkzeug zu ſein. Ja, er brauchte Dich. Halte Dich lieber an dem Schatten der Wolken. Bei der Mutter Gottes, glaube mir, er giebt Dich preis.“

„Wenn ich ihm nicht mehr nütze, gewiß.“

„Irrſinniger! Oder was biſt Du? Worauf ſtützeſt Du Dich denn?“

„Vor Dir — auf mich ſelbſt.“

„So will ich Dich zerſchmettern in Deinem Stolz. Nichts! ſinke zuſammen in den Staub, aus dem meine Leute Dich kneteten. Ich machte Dich, ein Uhrwerk, das ich aufzog auf Stunden und Tage; nun iſt's abgelaufen. Ich war's, die den Gedanken zuerſt faßte, bildete. Beſchwören kann ich's vor allen Heiligenbildern und Gebeinen. Ich brauch's nicht zu beſchwören, ſie leben noch, die mir halfen, Hohe und Niedere, Zeugen, Briefe, Pergamente. O die Welt wird viele Schande ſehn. Knie nieder, Creatur, vor Deiner Schöpferin.“

Er kniete nicht wieder, er fuhr auch nicht zusammen.

„Ich weiß, daß Du Koth knetetest, und glaubtest, Leben zu schaffen! Aber Deinem Thonbild hätte der Funke Gottes gefehlt. Wer gab Dir den ersten Gedanken ein? Der Dein Sinnen lenkt, und Du scheust ihn nicht in Deiner Sünde. Deine Creatur ich! Du warst das Werkzeug, in das der Herr den Gedanken goß, weil er zu groß war für die Schwachen und Gemeinen; darum that er ihn in eine gebrechliche Hülle. Sie verstehen's besser, wenn das Gemeine zu ihnen redet, denn es ist ihnen ähnlich. Du mich gemacht! Was denn an mir? Das Haar, in Ehren grau geworden? Meine Liebe für mein Land und Volk? Meinen Blick für sein Elend? Meinen Rath für seine Nöthen? Mein Herz für seine Leiden? Rief'st Du mich, ihm Zucht und Sitte wieder zu bringen, die Du Sitte nicht kennst und Zucht ist Dir fremd? Weib, bethörtes! Siehe Dich an und mich! Wo ist denn da in mir ein Zug, eine Neigung, ein Funke Dir ähnlich! Aus was machtest Du mich? Aus Deiner Eitelkeit oder aus Deinem Stolz? Aus Deinem Leichtsinn oder aus Deiner Sünde? Den Spiegel in Dir blicke an, ob ich von Dir etwas absehen konnte: etwa wie Du Deine Unterthanen drücktest, den Gatten betrogst,

den Geliebten verriethest, die Tochter wegstießest; absehen wie Du buhltest mit Sünde, Haß, Hochmuth, Verrath und Verbrechen? Von wem sollte ich lernen, von der ehebrecherischen Gattin, von der Buhlerin, von der verrätherischen Mutter, oder dem ränkesüchtigen Weibe, der Verbrecherin an Fürst, Volk und Land! Du, die ihr lüstern, frech Spiel mit was dem Menschen das heiligste, triebst, Dir nur zur Lust, aus Wollust, Rache, um Vortheils willen, Du willst mich geschaffen haben, dessen Thaten rein sind wie des Himmels Blau, in dessen Hauch mehr Tugend und Gottwohlgefälligkeit ist, als Deine Seele in ihrem ganzen Leben dachte! — Mich schuf, mich rief ein Anderer! Er öffnete die Gräber, er sendete auf mich seinen Geist, er gab mir Kunde von den Dingen, er Sprache, Kraft und Muth. Sein Werkzeug bin ich, sein erwähltes. Er schwebt über meinen Fahnen, er haucht auf mich seinen Geist, wenn ich zu den Völkern spreche! Was ich rede ist sein Wort, was ich thue sein Werk. Und Du willst mich davon abrufen! Wahrlich ich sage Dir, Fürsten und Kaiser sind zu schwach dazu. Ihrer Gerichte lachte ich, denn ich bin stärker durch ihn. Du willst wider mich streiten! So pickt der Sperling an einen Stahlharnisch. Armseelig Gebilde, aus sündigem Staub geknetet, bescheide Dich in Deiner Ohnmacht,

ehe auch der bunte Staub von Deinen Wangen fällt, womit Du der Menge die scheußliche Blöße des Lasters verbirgst."

Er schritt hinaus. An der Thür warf er ihr noch einen Blick zu: „Rede und verschreie mich als Deine Thorheit Dich treibt. Deß hast Du Vollmacht von mir. — Aber als Mutter Deiner Tochter gedenke: was keines Menschen Auge sah, sahen die Vögel in der Luft, was keines Menschen Ohr hörte, die rauschenden Bäume haben's geflüstert. Am Havelwalde im Graben unter den Rothbuchen lag eine Leiche. Ihr Todesröcheln ist verhallt vor den Lebendigen; der Fürst hat es gehört und der Fürst ist der höchste Richter im Lande."

.....

Sechstes Kapitel.

Das Werk der Hölle.

Im Schlosse Wörbelin, das izo nicht mehr stebt, sah es bald nachdem anders aus. Ueber den Schnee, darin die Spuren des Flüchtlings, war neuer Schnee gefallen, ehe daß der Hund sie gewittert, oder die Feinde sie verfolgt, und der Frost hatte ihn geglättet und fest gemacht. Und er wuchtete dicht auf den Kiefern, und weit und breit sah es weiß aus, so die Sonne darauf schien ein gar anmuthig Bild. Das knisterte und leuchtete, die Sperlinge vergnügten sich im Sonnenschein und hüpften und zwitscherten um die Scheunen, und die Kräben flatterten darauf mit ihrer häslichen Musica. Auch die Thiere im Walde flogen drüber, nicht lustig, sondern ängstlich wars, hin und her. Denn der Frost, so ihnen den Weg festete, bildete eine starre Decke über die Vorrathskammer, da die Rehe und Hirsche tagtäglich ihre Atzung finden. Sie denken nicht auf mor-

gen als der Mensch. Und mochten lanz scharren, bis sie Gras, Kräuter und Moos fanden.

Aber nicht Sperlinge und Raben, noch Rehe und Hirsche allein flogen und setzten über den Schnee. Wärst du auf einen hohen Thurm gestiegen, da sahst du in weiter Ferne gar manchen schwarzen Punkt auf dem hellen Weiß, und als sie näher kamen, wurden Roß und Reiter draus. Einzelne und in Haufen, und wenn sie dem Schlosse nahe waren, setzten sie den Thieren die Sporen in die Seite. Da stieß der Thürmer ins Horn, sie wechselten Worte, und er ließ die Brücke fallen. Das ging schon eine Woche so, und mochten ein gut Häuflein drinnen sein.

Die Kunde war übers Land gekommen, nicht laut, sondern heimlich, daß Ludewig der Baier im Schlosse sei, und was Freunde er hatte, die sich verborgen, oder versprengt waren, die hatten sich aufgemacht, zu ihm zu reiten, ihm zu sagen, daß sie treu an ihm hielten, und zu hören, was er wollte. Aus ritten sie in der Stille, und suchten die Wege durchs Holz, aber wenn sie dem Schlosse nahe waren, ließen sie lustig Wehr und Waffen klirren und steckten die Baiersche Farbe auf.

Nun hätte Einer denken sollen, wenn das die Freunde erfuhren, Gott weiß wie, seine Feinde

müßten es auch wissen, und wenn sie's wußten, die doch Sieger waren, und stark an Zahl, sie wären schnell auf das Schloß losgerückt, und hättens genommen. Denn so es auch starke Mauern hatte, und Thürme und Gräben, und konnte gegen Räuber sich halten, auch in kleiner Fehde, so war es doch nimmer stark genug, wenn ein Heer es belagerte. Da wär der Krieg schnell ausgewesen. Aber ein Krieg dazumal war anders als einer heute, und einen, den sie schnell abgemacht, das hätte ihnen kein ordentlicher Krieg gedäucht. Zudem hieß es, einem geschlagenen Feind muß man goldne Brücken bauen, und im Winter rückt man nicht in's Feld, sondern in die Quartiere. Auch wer wußte in solchem Land wie stark der Feind war, und wer zehn Mann um sich hat, eine Meile davon heißt's, er hat hundert, und zehn Meilen weiter da hat er tausend und mehr.

Die Schornsteine im Schlosse rauchten wieder und in den Küchen brannte mancher Fichtenbaum. Was die Hochzeitgäste in den Kellern übergelassen, das ward gezapft, und die Becher klangen wacker in den Hallen. Ludewig, der wieder frisch auf war, wenn auch etwas bleich, that seinen Treuen redlich Bescheid.

Da waren auch die Grafen von Ruppin ge-

kommen, der Ulrich und Gerhard, die Spandow hielten, und sich um des Baiern Sache gar verdient gemacht. Solche wackere Männer muß man ehren, so auch der Magen leidet; die Kehle thut doch ihren Dienst. Sie setzten sich nicht anders um den Tisch, denn um Rath zu schlagen, Kriegsrath und andern, aber wenn die Becher klangen, und der Wein die Kehlen naß gemacht, und einer hub ein Lied an, sie hörten dem lieber zu, denn Morgen war ja auch ein Tag, und der Rath, der ihnen heute nicht beifiel, konnte morgen kommen. Und mußte nicht die Gesundheit der Freunde getrunken werden, der braven und wackern. Da ließen auch die Ritter die Städte, nämlich die drei, zu Ehren kommen. Aber wenn der Wein in ihnen sein Recht heischte, kam auch allerhand lustiges und Spott zu Tage. Da zogen sie über den Bürgermeister von Spandow her, und äfften nach den Rathsherren von Frankfurt und Ludewig mahlte ihnen im Vertrauen, wie die Weiber in seinem treuen Brietzen aussähen. Bei dem Bilde lachten sie so, daß die Schemmel krachten. Und war Mitternacht nah, mußten sie doch noch einmal anstoßen auf bessere Zeiten und den Feinden den Teufel in den Hals wünschen. Das macht die Kehle trocken, drum immer noch ein neuer Humpen noth that, bis

Ludewig blaß ſchaute und meinte, es ſei genug. Da hielten ſich wohl einige an die Wände um die Thür zu finden.

Das war nicht Ludewigs Art, das er ſagte, es iſt genug: Er hielt aus, trotz Einem, als es einem Fürſten und Ritter ziemt, daß er auch im Trinken den niederen Mann ausſticht. Aber hier war er nicht luſtig, er wollt's nur ſcheinen, und den Humpen, den er anſetzte, ließ er oft ſtehen, und hatte nicht Beſcheid gethan. Das iſt nicht adlig. Und ſchaut einer plötzlich finſter, als ſäh er Geiſter in der Luft, dieweil er zum Lachen anſetzte, das kann andern wohl die Luſt verderben.

Heut war's auch Mitternacht worden, und die andern waren gegangen; nur die beiden Grafen von Ruppin blieben, als ſie miteinander verabredet, um mit dem Herren noch ein Wort zu ſprechen. Denn bei Tage wich er ihnen aus.

Er ſaß da, den Ellenbogen auf dem Tiſche und die Hand im Haare: daß war auch ſchon mehr grau denn braun.

„Durchlauchtigſter Herr —" hub Ulrich an.

Ludewig ſtarrte auf und ſah ihn verwundert an: „Du, Ulrich! Ich meinte Ihr wärt auch ſchon gangen. Es will nichts bleiben und iſt nichts als es ſollte."

„Als Ihr uns vergönnt, daß wir zween Worte mit Euch reden: denn so kann's nicht bleiben. Wir ſitzen hier ſchon an die Woche und iſt noch nichts beſchloſſen und gethan."

„Ja ſo, das iſt's! — Ueberlaßt ihr's doch!"

„Wem, gnädiger Herr?"

Da beſann ſich der Fürſt, gähnte und lezte ſich über im Seſſel: „S' wird wieder kalt. Schürt das Feuer an. Nicht wahr, im Thale von Meran iſt der Jänner freundlicher? Da möchten die Veilchen ſchon blühen."

„Was Botſchaft brachten die lezten Briefe aus dem Reiche?" fragte Graf Gerhard.

„Ich las ſie nicht."

Die Brüder ſahen ſich verwundert an. Er merkte es.

„Gutes gewiß nicht, Ihr Lieben, was thuts da noth die Nas hineinzuſtecken und ſich zu ärgern. Eure Schweſter thut's für mich."

Da ſahen die Beiden ſich noch verwunderter an.

„Gnädigſter Herr! ſprach der Ulrich, da wir hier unter uns ſind, was iſt's mit der! Kennt Ihr ſie doch beſſer als wir, ihre leiblichen Brüder. Haben uns nicht viel vertragen, von Kindheit an. Denn ſie war wild und immer andern Sinnes, und wo ſie hinaus wollte, da mochten wir nicht

folgen. Mag sein, daß sie auf dem Römerzuge, wo unsre Mutter den Vater begleitete, in Italia zur Welt kam, und schoß ihr von der heißen Luft ins Blut. War von je an nicht viel Märkisches in ihr, und als jüngstes Kind verzärtelte sie die Mutter. Doch das ist nun wie es ist. Aber wir freuten uns gar sehr, daß Ihr Euch wieder vertragen habt; denn was wir gethan, sie zur Zucht zu bringen, und zum Gehorsam für ihren rechten Landesherrn, das wißt Ihr."

„Ich weiß es."

„Und so Ihr es der Schwester vergeben habt, daß sie ihr lieblich Kind, pfui! so wegwarf, was kommts auf uns. Die Grafen von Nordheim sind ohnedem ausgestorben."

„Laßt sie in Frieden ruhn."

„Nun aber Herr, was ists, daß sie uns sich nimmer zeigt? Kaum daß sie uns die Hand reichte, da wir einritten, und kalt sprach: Seid mir willkommen! Sie schaute aus, als wir sie nimmer sahen, und von Stund ab schloß sie sich ein. Ist das als eine Schwester, die sich mit ihren Brüdern ausgesöhnt?"

„Sie ist krank, vielleicht sehr krank."

„Sie brütet was. Herr Gott, daß das ein Bruder der leiblichen Schwester nachsagen muß.

Aber gnädiger Herr seht Euch für. Was ist's, daß sie so schnell von ihren Freunden abfiel. Ihr wißt so gut als Ihr, wie sie zu ihnen stand."

Ludewig lächelte: „Ihr Herren das ist — verzeiht mir, es ist — ei, nennts der Natur geheimnißvollen Zauber."

„Wir sind gute Christen Herr, so auch im Bann; aber das eben ist's, ihre geheimen Künste. Was verkehrt sie mit Pfaffen und Gott weiß, was. So sie's nun nicht redlich mit Euch meinte, Euch wollte einlullen in Vertrauen?"

Ludewig legte die Hand auf Herz: „Sie meint es redlich mit mir, deß geb ich Euch mein ritterlich Wort."

„Sie hat's gezeigt," brummte Graf Gerhard.

„Sie hat Euch einmal verrathen."

„Ei, Ihr unfeinen Brüder! Was ist Verrath eines Weibes! Ein Spiel der Natur; sie kann sich nur selbst verrathen. So ich Euch nun sage, sie hat es immer redlich mit mir gemeint."

„Sie ist eine Zauberin," brummte Gerhard fort.

Ludewig schaute vor sich: „Setzt Euch nieder. Ihr seid gut und treu, ich will's Euch sagen, was es ist, das sie krank macht."

Sie setzten sich zu ihm.

„Sie iſt bebert, daß Ihrs wißt," ſprach der Fürſt nach einer Weil.

Die Grafen ſchlugen ein Kreuz.

„Von wem?"

„Kennt Ihr ihn? Kenn ich ihn? Wenn ſolche Frauen vor ihm zittern, das muß doch ein Herenmeiſter ſein! Ja, Freunde, gegen ihn kommen wir nicht auf. Ihr heilig Wort gab ſie mir, ſie wollte ihn zu Boden ſchmettern. Deß habe ſie Zeugniſſe und Beweiſe, davor er das Aug nicht aufſchlagen könne. Nun ſeht, ſie ſprach mit ihm, war's eine Stunde oder länger, und ich hörte ihn fortreiten mit Hörnerklang und Jubelgeſchrei. Wartete lang, es ward wieder eine Stunde und ſie kam nicht. Endlich trat der Graukopf, ihr Diener, zu mir. Der ſagte, ſie liege blaß da im Armſtuhl, als wie gehört; hätte ihn nicht angeſehen noch ihm geantwortet, nur mit der Hand ihn fortgewieſen. — So fand ich Eure Schweſter. Ei ſagt, wär ſie 'ne Zauberin, da hätte er dagelegen."

„Und was ſagte ſie?"

„Nichts. Als eine zerknirſchte Tulpe richtete ſie ſich auf. Drückte mit ihrer eiskalten Hand meine, daß ich ſchauderte, und ging zur Ruhe. Aber ihre Frauen ſagen, ſie hat die ganze Nacht kein Aug zugethan. Am Tage drauf ſprach ſie als im Fieber;

Ihr kennt ja ihre Art, Ihr Herrn, von Todten und Lebendigen."

„Still! rief Graf Ulrich vor sich. Ist ihre Krankheit; da muß man sie nicht hören."

„Kam sie nicht wieder zur Vernunft?" fragte der andere Bruder.

„Doch! Aber ihr Wesen ist seltsam, daß mich's kalt überläuft. Bei Tage ruht sie, bei Nachtzeit ist sie auf, und liest die Briefe, und schreibt."

„Euere Briefe, Durchlauchtiger Herr? Traut ihr nicht!"

„Ich traue ihr," sprach Ludewig mit fester Stimme.

Es schlug grad Mitternacht, als sich die Thür im Täfelwerk öffnete und die Gräfin trat ein. Wer sie lang nicht sah, der hatte wohl Grund zu erschrecken, als die Brüder thaten; die sprangen auf, als vor einem Gespenst. So blaß sah sie aus, wie gelb in dem fahlen Kerzenlicht, das auf ihr Antlitz fiel und die schönen Augen lagen tief und hohl. Sie schien größer, als sie sonst war, denn sie ging hoch aufrecht und hatte ein dunkel Kleid an, sonder allen Schmuck und Zier. In der Hand trug sie viele Briefe, offene und versiegelte; die legte sie auf den Tisch, und nickte gleichgültig den Brüdern.

„Ihr hört, Ulrich und Gerhard, daß Ludewig

mir traut. Nun geht ſchlafen, wir haben viel zu ſprechen.“

Die Brüder ſahen ſich an, und den Fürſten; ſie mochten nicht fort.

„Befiel Du es ihnen, ſprach die Gräfin zum Herzog. Einer Schweſter gehorchen die Brüder ungern.“

„Beim heiligen Stephan! was ſoll's! rief Ulrich, was ein Bruder nicht hören darf!“

„Geht!“ ſprach der Herzog. Man ſah's ihm an, ihm wär's lieber geweſen, ſo die Grafen blieben.

„Ihr habt nichts zu theilen mit dem, was der Markgraf und ich verhandele, wiederholte ſie. Oder meint Ihr, Wache ſtehn zu müſſen, daß ein Weib ihm nichts anthut? Seht, ich bin ſchwach von der Krankheit. Ich führe auch keinen Dolch, noch Meſſer. Nur dieſe Schriften; die ſind nichts für Euch, meine Brüder.“

„Und doch führte ſie eine Waffe, ſchärfer als Dolch und Meſſer, ihre Augen. Ludewig hätte die Brüder jetzt bitten mögen, daß ſie blieben. Ihm war gar unheimlich, mit ihr allein ſein.

„Du ſchadeſt Deiner Geſundheit, Mathilde, ſprach er, als die Grafen gegangen. Was wir zu verhandeln haben, laß es bei Tag ſein; die Nacht iſt dazu nicht gut.“

„Es iſt ein Werk der Nacht.“

Er wollte von den Briefen ſprechen, die er in die Hand nahm, was ſonſt nicht ſeine Art war; er liebte nicht die Schreibereigeſchäfte und ließ ſie gern Andern.

„Davon nachher, bub ſie an. Laß mich zuerſt zu Dir ſprechen, als das Herz mir gebietet.“

Ludewig hätte in dem Augenblick lieber vom Großmogul geſprochen, lieber hätte er gehört, die Klagen der Stände. Die waren ihm doch ehedem als eine bittere Arzenei, ſo der Kranke lieber auf die Erde gießt, als herunterſchluckt.

„Ludewig, bub ſie wieder an, nimm meinen vollen beißen Dank, um das Vertrauen, das Du mir beweiſeſt, um die Liebe, die Du mir wieder geſchenkt. Ich verdiente ſie nicht. — Laſſe mich ausreden, Lieber! Von Verbrechen und Sünden rede ich nicht, für die iſt ein anderer Richter; aber daß ich zweifeln konnte an Dir, und Du haſt nie an mir gezweifelt. Auf den ſtillen Bergen und am rauſchenden Fürſtenhofe haſt Du an mich gedacht, im Arm der Gattin, am ſtillen Abend und wenn der klare Morgenſchein Dich rötbete, in Liebe meiner gedacht und ich blieb Dir, was ich Dir geweſen! Und Du wußteſt meinen Verrath, was ich an Dir gefrevelt, und im Uebermaaß des Unglücks, in das mein Wahn-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 04014/030

ſinn Dich geſtürzt, vergelteſt Du es mir ſo! Niemand auf der Welt, nicht Kind, Bruder, nicht die Mutter ſelbſt ehrte mich ſo als Du, der Du in meinem Arme ruhteſt und wußteſt nicht, ob er nicht heimlich den Dolch zückte. Dein wundes Haupt legteſt Du in meinen Schooß und ſchlieſſt, unbekümmert, ob nicht die Rachegeiſter doch in mir erwachten. Ein Wink, ein Blick, ein unwillkührlich Zücken, ein unbewachtes Wort konnte Dich verderben, und doch trauteſt Du mir, mehr als Kinder der liebenden Mutter. Das war groß, nein mehr als groß, es war ein Hingeben, um das ich Dein bin, mit ehernen Ketten an Dich gefeſſelt, Dein als Sclavin, die Dir durch Dornen und Wildniſſe, durch Brand und Nacht, ja, ſei es in die Schrecken der Verdammten, durch die Schwefelpfühle folgen muß."

Wie da ihr Auge ihn ſo glühend und zärtlich anblickte, und die Lippen, die ſonſt voll Seeligkeit ſchwelgten, von einem Schmerze, oder war's vom Fieber, zitterten, durchſchauerte es den Fürſten. Aber gar nicht als einen Liebeglühenden, von dem die Geliebte nur einen Schritt entfernt ſteht, und er braucht nur den Arm auszuſtrecken, um ſie zu umfangen; den treuloſen Buhlen, dem die Geliebte als ein Geſpenſt erſcheint, mag es ſo durchfröſteln. Aber ſie lebte ja; das war derſelbe Mund, auf den er tau-

send Küsse gedrückt, dasselbe Auge, in dessen Spiegel er eine Welt gesehen, dieselben Arme, in denen er die Welt vergaß. Ludewig war ein Ritter und sprang auf. Er sprach von den Pflichten gegen schöne Frauen und ein Wort, das sollte zärtlich klingen, und wollte den Arm um sie schlingen. Aber sie wies ihn fort.

„Nein, Ludewig, sprach sie, einen Schritt zurück, die Flammen sind ausgebrannt. Unser Bund ward ein anderer. Keine Last will ich Dir sein, wenn Du die Adlerschwingen wieder erhebst. Du bist frei. An meinen Sünden hast Du keinen Theil; nur, was ich aus ihnen rettete, gehört Dir. Die Liebe hat mit der Lust der Sinne nichts gemein. Betrachte meinen Leib als gestorben, aber meine Seele ist bei Dir, mein Geist folgt Dir und begleitet Dich fortan."

„Mathilde! rief er. Was ist's? Warum ward'st Du mir eine andere? Ich will Dich nicht anders, als Du mir warst."

Sie lächelte schmerzlich: „Das kann ich nun nicht ändern, Geliebter; ich ward eine andere."

„Seit wann?"

„Seit er zu mir sprach."

„Alle gute Geister! was hat er Dir gesagt?"

„Erlasse mir's, um Deiner Liebe willen. Oder befiehl'st Du's? Wohlan, Du bist der Herr und

ich gehorche; ich will mich überwinden, will's verſuchen. Aber wer beſchreibt Blitze, wer malt den fürchterlichen, ſengenden, durchbohrenden Blick — ach, und der Ton ſeiner Stimme!"

„Du hatteſt die Nacht an meinem Bett gewacht, ein Fieber ſchüttelte Dich, als Du zu ihm gingſt, Du ſahſt eine Erſcheinung, ſo Dein erhitzt Blut aus dem Nichts hervorrief."

„Ich ſah die Wahrheit, Ludewig! Ich hörte ihre Stimme mit dem Donnerorgelton des Gerichtes."

„Die Wahrheit!"

„Ludewig, die nackte, baare Wahrheit."

„Weib! Mathilde, Du glaubſt an ihn?"

„An den Richter, der vor mir ſtand und als meine Gerichtete mich niederſchmetterte; jeder Blick ein glühend Eiſen, das mir durch's Herz fuhr, jedes Wort ein zückender Schlag. Könnte ein Geräderter ſprechen, wenn man den zerſchmetterten Leichnam vom Rade flicht, er würde ſprechen, wie mir zu Muthe war. Ja, ich war, ich bin vernichtet. Die Mathilde, mein Freund, die im glühendem Leichtſinn an Deinen Lippen bebte, iſt todt. Die reuige Sünderin blieb übrig; ach, aber eine Sünderin, die der Himmel in ſeinen Rathſchlüſſen noch nicht zur Buße laſſen will; ſie muß weiter ſündigen."

„Mathilde — er wäre es!“

„Den der Himmel sandte, mich zu strafen.“

„Was kümmert mich's, fuhr Ludewig auf, was er dir predigte. Ist er's, glaubst Du es. Können Todte lebendig werden, dann ist's des Himmels Werk.“

„Warum nicht auch der Hölle? Ludewig, wir Beide —“

„Gegen die Hölle will ich streiten. Antwort, Mathilde, auf meine Frage! Nichts will ich wissen, als Deine Ueberzeugung. O, Du blicktest ja sonst so klar in's Herz. Einen Betrüger erkennt Dein Auge. Ist er keiner? Oder ein Heiliger, ein Wunder Gottes? Dann legen wir die Hände in den Schooß. Wer wollte gegen den Herrn streiten!“

Die Gräfin schwieg, den Blick zu Boden. Plötzlich richtete sie sich auf: „Nein, ein Heiliger hätte milder auf eine Sünderin geschaut. Der triumphirende Blick, das stolze Lächeln kam nicht von oben. So erhebt sich selbst Keiner, den die Engel senden. Das war aus der Hölle.“

Er faßte theilnehmend ihre Hand: „Armes Weib, was hat der Beschwörer Dir angethan, daß ich meine kluge, klar blickende Mathilde nicht wieder erkenne. Dein Sinn geht irr, oder Du sprichst in Räthseln. Setze Dich zu mir.“

„Wohl ein Räthſel, Ludewig, wo der Himmel durch der Hölle Mund zu uns redet. Vom Himmel kam das, ich ſah ihn offen, und aus der ewigen Klarheit ſchmetterten ſeine Blitze gegen mich, — und doch, doch, das Werkzeug, nein. — Sie ſagen freilich die Weihe der heiligen Sacramente bleibt ungeſchwächt, auch wenn ein ſündhafter Prieſter ſie uns reicht. Aber das Warum — Mein Kopf iſt heiß.“

„Geh zur Ruhe.“

„Nein, zur Arbeit, Ludewig! O wir müſſen thätig ſein, keine Stunde verlieren, keine Minute! Arbeiten, arbeiten, daß wir kein Ohr leihen den Stimmen der Sünde, die uns umſchwirren. Zur Buße iſt noch nicht Zeit, für mich nicht. Ich habe mich Dir geweiht, ganz und durchaus. — Ich wollte wohl, Du ſiehſt, ich kann nicht. Herzinniz flehte ich die Jungfrau an, mich zur Buße zu laſſen. Sie hat mich nicht erhört. „Du haſt noch Kraft in Dir, ſprach ſie. Tobe aus, wildes Weib.“ Leben, handeln muß ich, ich fing an, ich muß enden. Für mich nicht mehr, für einen aber muß ich doch leben. Was iſt ein Leben ohne einen Gedanken, der das niedere Daſein hebt! Für meine — für Deine Tochter wollte ich's. Man hat ſie mir fortgeriſſen, oder ſagt: ich habe ſie verſtoßen. Sie war zu unſchul-

dig für solche Mutter. Da führten die Geister der Nacht Dich zu mir. Wir gehören zusammen. Du bist mein Leben nun, Du sollst mein Gedanke sein, Du allein. Als wie der Namen das Bild umschließt, bin ich um Dich, webe, schaffe, denke nur für Dich! Ich, Deine Sclavin, und doch bist Du mein Eigenthum. Die Hölle will ich Dir vernichten. Ich lasse Dich nicht, Du sollst triumphiren, denn eine Sache muß siegen, wo einer mit reinem Bewußtsein sich für sie opfert. Ich will es. Der Himmel muß das Opfer gütig annehmen; es ist ja nicht für mich."

Hätte ein Roß dagestanden, gezäumt und gesattelt, das ihn in die Weite, sei's in's Elend, trug, ich glaube, der Baier Herzog wär lieber in den Sattel gesprungen, und auf und davon geritten. Die Winde heulten wieder draußen, und rüttelten an den Mauern, die Fenster klirrten und die Bilder an der Wand bewegten sich.

Sie hielten ihre Hände in einander, aber es war kein warmer Druck, ein kalter Schweiß feuchtete die Hände.

Da stand sie auf, setzte sich an den Tisch und legte die Papiere aus einander. Ihm bedünkte, es sei jetzt nicht Zeit zu Staatsgeschäften; aber die

Gräfin sprach: „Noch diese Nacht muß der Bote ab, sein Roß stampft schon im Hof."

„Wohin?" fragte er.

„Nach der Pfalz."

„Die ist hundert Meilen weit. Was hab ich nach der Pfalz zu schicken!"

„An den Pfalzgrafen Rudolf, mein Fürst; sein Schreiber wartet auf Antwort."

Sie gab es ihm, er überlas es, und seine Augen waren doch nicht auf der Schrift.

„Das sind weitläuftige Dinge, das hat Zeit. Was soll der Pfalzgraf Rudolf uns?"

„Brandenburg Dir wieder gewinnen. Lies! Er kocht vor Wuth über den Schimpf, den ihm der Kaiser anthat, um seine Tochter zu werben, und, da es verabredet, wirbt Karl im Geheim um die Prinzessin von Jauer."

„Ein glühend Eisen knistert, bis einer Wasser drauf gießt. Karl weiß seine Feinde kalt zu machen. Ich habe keine Freunde."

„Drum das Eisen geschmiedet, so lange es heiß ist. Du hast den Brief nicht gelesen, Rudolf ist mit den Erzbischöfen im Einverständniß."

„Bis Karl mehr bietet. Mir hilft nichts."

„Dir ist geholfen, wenn Du wagst.

„Mein Recht ſteht leuchtender als die Sonne am Himmel.“

„Und ein Bund der Hölle warf dich nieder. Kämpfe mit den Waffen, Fürſt Ludewig, mit denen ſie dich angriffen.“

„Der Mann iſt nicht zu überwinden, du erfuhrſt es ja ſelbſt.“

„So überwinde den, der ihn ſchuf.“

„Bin müde Mathilde, kann dein Räthſel nicht löſen.“

„Karl von Böheim iſt dein Feind, kein anderer. Schaffſt du ihn dir vom Hals, mit den übrigen wird Ludewig der Baier fertig. Das Geſpenſt hier ſinkt von ſelbſt zuſammen, wenn der Arhem fehlt, der das Luftbild anblies.“

„Thörin! rang ich nicht ſchon mit dem Kaiſer, that es nicht mein kaiſerlicher Vater! Was will der Löwe gegen den, der Fuchs, Schlange und Adler in eins iſt. Wo faß ich ihn, der jedem Griff entweicht?“

„Da wo er dich faßte. Nicht indem du in dieſen Heiden mit ihm ſcharmützelſt, indem du ihn ſelbſt angreifſt, ſein eigen Sein und Leben, ſeine Krone faſſeſt, ihn ſo erſchütterſt, daß er auf dem Boden wankt, auf dem er ſteht. Da vergißt er nach andern greifen. Das Mittel iſt gefunden,

dank den finstern Geistern, die es mir eingaben. Grad wie ich dich stürzen wollte, so stürzen wir ihn. Puppe wider Puppe. Verrath wider Verrath. Er stellte dir einen andern Markgrafen gegenüber, so stelle du ihm einen andern Kaiser gegenüber."

Ludewig zuckte auf, es war wieder seine Mathilde die das gesprochen. Aber das Leuchten ihres Auges konnte seines nur auf einen Augenblick entflammen. Er sank wieder zurück und schüttelte den Kopf.

„Eitle Träume."

„Mehr als Traum, halbe Wirklichkeit; morgen wenn du willst Wahrheit. Du hast nicht gelesen Ludewig. Der Böhme hat zu klug gespielt, daß ihn nun die Dummheit überlistet. Sein Spiel hat der Deutschen ehrlichen Sinn empört. Sie murren und sind schwierig in allen Kreisen; selbst die seine eifrigsten Freunde waren. Auch den geistlichen Fürsten gefällt er nicht mehr. Sie sind bereit der Deutschen Nation zu beweisen und zu beschwören, daß er nicht mit Rechten gewählt ward. Alles das schreibt Rudolf. Nur eines Anstoßes braucht es, und der verhaltene Unwille bricht aus. Nur eines Mannes, der sich an die Spitze stellt."

Ludewig ließ den Kopf auf den Ellenbogen sin-

ken. Vor sich hin sprach er leis: „Ich bin nicht der Mann. Ja, ehedem vielleicht.“

„Auf, Sohn der Wittelsbacher, auf Ludewig der Baier, rief sie, es gilt um eine Krone, stähle deine Kraft, erwecke den gesunkenen Muth. Vier Kurfürsten sind auf deiner Seite, vier sind die Zahl, die rechtmäßig einen Kaiser wählen. Der Böhme, erblassen wird er in seiner Schlauheit. Auf alles ist er gefaßt, nur nicht auf diese Kühnheit. Vor blankem Widerstand schlottern ihm die Knie. Rathlos rennt er in der ersten Angst mit der Stirn gegen die Wand. Er bietet dir die Hand, o, es kommt ihm nicht darauf an, er sinkt wohl vor dir nieder, bricht Verträge und Schwüre, verräth Blutsfreunde und Getreue, Brandenburg schenkt er dir, die Lausitz, was du willst, seine Puppe liefert er dir aus, wenn du nur vom Gegenkaiser abfällst.“

„Ich abfallen! fuhr Ludewig auf. — Sieh das! Ich meinte, du wolltest mich zum Gegenkaiser machen. Laß Kaiser sein wer Lust hat, mein ist's nicht.“

„Nein, du nicht Ludewig! sprach sie weicher, fast klangs mitleidig. Die Last noch möcht ich dir nicht aufbürden. Wen wir ihm entgegenstellen, vergieb, das muß ein reiner und ein großer Mann sein. Makellos vorm Deutschen Volke, mit einem Schein

um die Stirn, den du und ich nicht machen. Tapfer und beredt. — Ludwig! — sprach sie ihn bedeutsam anblickend — so wie der. Das Volk muß an ihn glauben. Das ist sein Sieg."

„Aus welcherlei Metall gießt die Hölle ihre Heiligen? — Ein Gegenkaiser! Weib! Satan selbst gab dir den Gedanken ein. Einen Brand schleuderst du in die Welt, ganz Deutschland lodert auf!"

„Und in dem großen Brande erlischt der kleine, der meinen Freund verzehrt. So wills die Hölle."

„Hörst du die Eule draussen? Sie lacht, die Hölle, über das Meisterstück eines Weibes. Schade nur, es fehlt der Mann. Das vergaßt Ihr, edle Gräfin. Wo im römischen Reiche findet Ihr einen, der es wagte Gegenkaiser zu werden?"

„Er ist da."

„Glück auf dem Muthigen! Falsch gerechnet, doch falsch, Weiberklugheit. Karl kauft ihn aus. Wer von Deutschlands Fürsten widersteht seinem Golde?"

„Den ich gewählt. Achtung, Baierherzog, vor dem einzigen Manne, den ich achte, vor meinem hohen Vetter und deinem treuen Freunde, dem edlen Grafen von Schwarzburg."

„Günther!" rief Ludewig erstaunt."

„Günther von Schwarzburg wird Gegenkaiser."

„Der kleine Graf!“

„War Rudolf von Habsburg größer? Nicht auf Macht kommt es an, auf Ansehn und Ehre.“

„Er wagt es nicht für mich.“

„Für dich nicht, aber für Deutschland. Lies was ich schrieb. Wär ich der Fürbitten der Heiligen so gewiß!“

Ludewig las die Schrift, er las wieder und ließ sie auf den Tisch fallen.

„Weib! gab die Hölle dir Engelzungen, mit denen du Worte auf's Pergament hauchtest? Ja, ich glaube — hol mich der Teufel, er wird! Gnade dir Gott, bete zu den Pfaffen, Herr Karl von Luxemburg! Er wird dir am Bart zausen und ich reisse mit.“

„Unterschreibe! sprach sie und hielt ihm die Feder.“

„Da stehts! Mordio! der Teufel hat sich selbst betrogen. Mein liebes Deutsches Reich, zwei Kaiser bringt dir dieser Federzug, und einen Bettelntanz, da werden die Fackeln gen Himmel sprühen, daß den Heiligen vor Rauch die Augen weh thun.“

Er ging stürmischen Schrittes einher, während sie die Papiere zusammen that.

„Und wir!“ rief er. Es war eine häßliche Freude, da er der Gräfin den Arm um die Schul-

tern legen wollte. Sie wies ihn sanft aber entschieden fort.

„Wir sind dann quitt.“

„Mathilde!“

„Ich rief den Sturm, der dich umwerfen sollte, nun hab ich den beschworen, der deinen Feind niederwirft. Du hast freie Luft, handle als Mann Ludewig!“

„Und du?“

„Mich giebst du frei dann? Nicht wahr?“

„Was willst du dann?“

„Auch die andern Bande sprengen, als die Heiligen mir Kraft leihen, um frei ganz zu werden, mein Freund, wenn er mich ruft.“

.....

Siebentes Kapitel.

Die deutschen Adler.

Der deutsche Adler hat zwei Köpfe. Der eine soll schauen gen Morgen der andere gen Abend, und einer soll den andern wach halten. Denn vom Morgen und Abend droht der deutschen Nation Gefahr! Aber die beiden Köpfe wachten nicht immer zugleich, oder ein schlauer Vogel sang dem Adler ein trügerisch Lied, daß er beide Köpfe nur nach einer Seite wandte, und darüber ist ihm viel Leids geschehn. Sie haben ihn links und rechts gezupft und ihm seine besten Federn geraubt. Da gingen links im Elsaß, in Lothringen und Burgund ihm kostbare Städte verloren, Kleinode des Reiches, daß er sich die Augen blind weinen könnte vor Schmerz. So verloren, daß man ihre deutschen Namen vergaß, und der größte Thurm, der gen Himmel ragte, als Wahrzeichen deutscher Kunst und Ernstes, ward ein Franzos. Und nicht minder herrliche Städte

verſchlangen die Sarmaten rechts, wo deutſcher Handel und Kunſtfleiß blühte und ſtolze Bürgerkraft. Und was noch an ihnen Deutſch iſt in Zucht und Sitte, daran wühlen und bohren ſie, bis es zerfallen ſein wird und vergeſſen. Das geſchah unvermerkt; der deutſche Adler ſchlief.

Andre wollen wiſſen, er hat darum zwei Köpfe, daß die Deutſchen immer zwieträchtig waren, zwieträchtig um ihre Rechte und Freiheiten; und einer wollte links der andere rechts. Drüber iſt es gekommen, daß ſie nicht vorwärts kamen, ſondern ſie blieben zurück hinter ihren Nachbarn, und die ſchwächer waren von Kraft und Ernſt wurden ihnen überlegen.

Noch andre meinen, der Doppeladler bedeute die Gegenkaiſer, wo zwei um die Krone ſtritten, und jeder meinte er ſei im guten Recht, das waren ſchlimme Zeiten im Reich, und doch nicht die ſchlimmſten. Wo offener Kampf iſt unter den Beſten, da ſtählt ſich die Kraft; aber ſie wird untergraben, wo ſie nicht heraus darf, und ſich aufzehrt in heimlichem Bohren, in Lauern, Anblaſen und zweizüngigen Reden. Der deutſche Adler iſt noch jetzo doppelköpfig, und das iſt nicht das ſchlimmſte. Gott aber gebe, daß er einen Leib behalte, und ein Herz, und nun, da wir's wiſſen, was Leid uns

ward davon, daß der eine nickte und nur der andere wachte, gebe der Herr im Himmel, sage ich, daß er mit beiden Köpfen fortan ausschaue, nach Abend und Morgen.

Weil ich Euch brandenburgische Geschichten erzähle, was kümmere mich, rufen wohl Einige, der deutsche Adler? Den solle ich fliegen lassen, und im Lande bleiben. Ich kann's nicht. Denn Brandenburg war nur ein Glied, ein theures Glied meine ich, und wills Gott soll es bleiben des großen deutschen Körpers. Und was den zerreißt, zerreißt es mit, und was ihn erhebt, erhebt es mit. Ich erzähle Euch brandenburgische Geschichten aus alter Zeit, aber ich meine es sind deutsche Geschichten. Denn was Brandenburg litt, das litt das deutsche Reich auch. Es griff sein Herz an, und es zehrte das innerste Blut. Die Untreue und die Falschheit, die schlaue Kunst doppelzüngiger Rede und schöner Worte um schlimme Dinge, daß die Völker getäuscht wurden, hub damals an, und was die Großen thaten, wirkte auf die Kleinen zurück.

Drum, lieber Leser, muß ich dich auf eine Weile führen, aus den Heiden der Mark fort in das Reich; denn das kleine Spiel hier, ward dort ein Großes: Die es eingefädelt, hatten das nicht im Sinn. Sie wollten im dunkeln spielen, aber, die Sonne be-

schien es, wider ihren Willen, und was in der Stille sollte abgethan sein, machte vielen Lärm. So irren die Schlauften, und den Stahl den sie gegen andere zücken, fährt auf sie selbst. Da brauchen sie großer Anstrengung, und rufen alle Kräfte auf, die in ihnen schlummern, selber die Tugend und die Wahrheit, daß sie der Gewalt wiederstehen, die ihre Falschheit aufrief.

Die helle Jännersonne schien auf die beschneiten Felder durch das weite Reich. Aber auf den Heerstraßen spiegelte sie sich in blankem Stahlglanz. Harnische und Helme und Speere, geschmückte Rosse, Straußenfedern und stolze Banner, zogen daher, lange bunte Fäden durch den Schnee. Wo sie durchkamen, nickten und jauchzten die Leute ihnen zu, und schwenkten Tücher und Mützen, sie riefen und schrieen, und die Schenken boten den Reitern Bier und Wein und wollten nicht Bezahlung nehmen.

Das waren die Fürsten und ihre Vasallen, die nach Kassel am Rhein zogen, gegenüber dem alten Mainz. Von allen Seiten kamen sie, von Sachsen her auf der großen Straße, von den Niederlanden, von Baiern, aus dem Elsaß, aus Schwaben und der Pfalz. Alle, wer sollt' es glauben, auf Geheiß des neuen Kaisers, den sie gekurt hatten, noch nicht zwo Wochen war es her. Und der so mäch-

tig gewesen als lange keiner, Karl der Luxemburger, der einen ritterlichen Kaiser als der Baier Ludewig aus dem Sattel geworfen, den Papst und Geistlichkeit hielt, der, war's als stände er in dem Augenblick sonder Macht und Ansehn. Denn ausrufen hatte lassen Karl der Vierte, kraft kaiserlicher Auktoritas, daß alle Fürsten zusammen kämen zur Austragung der Sache dort in Kassel am Rhein, genüber dem alten Mainz. Aber als ihm zum Hohne hatte der neue Kaiser die Fürsten nach demselben Kassel beschieden zum fröhlichen Turnier. Und sie kamen nicht zur Austragung der Sache, sie kamen frohen Muthes und lustigen Sinnes zum Stechen und Ringelrennen. Kann es um eines Kaisers Wort und Ansehn schlimmer stehen!

Wo er selbst kam, Günther von Schwarzburg, der ritterliche Mann, wie ein Held aus alter Zeit, aufrecht auf seinem Rosse — er überragte die andern um Kopfesgröße — und so stolz seine Stirn war, so freundlich blickte das Aug: wo er selber geritten kam, da wollte der Jubel die Brust sprengen, und das Rufen dröhnte als ein Sturm in die Lüfte. Da hatten die Wärtel und Weibel zu schaffen, daß sie ihm Platz machten, jeder wollte ihm schauen ins Aug; froh wer mit der Hand nur den Zipfel seiner Roßdecke streifte. Des Kaisers graue

Wimpern feuchteten ſich und er ſprach: „Das iſt ein froher Eintritt, wolle Gott daß ſo der Austritt ſei!“

Das Volk aber ſprach: „Das iſt ein Kaiſer! der wird ſein als Rudolf von Habsburg! Kein Pfaffenkaiſer; der macht uns frei aus den Krallen und Klauen der Glatzen.“ Das Volk in Deutſchland iſt gut. Es hofft immer, und es kam kein neuer Fürſt, daß es nicht glaubte, der wird's beſſer machen als der alte.

Die Jännerſonne ſchien auch auf den Schnee, der auf den Dächern von Nürnberg lag, und von der hohen Veſte überſahe man weiße Felder, ſo weit das Auge reichte; aber die Sonne ſpiegelte ſich nicht wieder von blanken Harniſchen. Es war ſtill in der Burg; und des Kaiſers Leute, die dort Neujahr gehalten, gingen verdrießlichen Blickes umher.

„Wie nahm er die Kunde auf?“ fragte der Erzbiſchof von Magdeburg.

„So ſahn wir ihn noch nimmer, ſprach ſein böhmiſcher Vertrauter. Er wurde blaß, es kam ein Frösteln über ihn. Zwar faßte er ſich, und wollte ſprechen von gleichgültigen Dingen, aber er vergaß gleich darauf was er geſagt. Die Kämmerlere ſchickte er fort, er wolle ſchlafen. Doch iſt er die ganze Nacht nicht ins Bett gangen. Der Kämmerier

hat's durchs Schlüsselloch gieben, daß er im Armsessel sitzen bleiben. Seit gestern hat ihn Keiner gesehen. Doch itzt, heißt es, wird er kommen."

Die Thüren öffneten sich und Karl trat ein; blaß, schweigend, finster, gebückt. Er schielte durch die Brauen auf, wer im Zimmer stand und ließ sich fallen in den Armstuhl, ohne daß er wieder grüßte. Das war nicht Karls Art.

Der Erzbischof Otto redete zu ihm Erbauliches und Kluges, von dem Undank der Nation und der Fürsten, die so leicht vergessen konnten, was Karl ihnen Gutes gethan. Wie es schier unbegreiflich sei, daß ein Volk von seinem Fürsten abfalle in so viel Tagen als er Jahre drüber regiert. Das sei offenbar das Werk des Bösen, um das der Gerechte sich nicht kümmern dürfe.

Karl hörte ihm zu als einer dem Geplätscher eines Springbrunnens. Sah ihn nicht einmal an, aber ein häslich Lächeln zuckte um seine Lippen.

„Und vor allem abscheulich, ja daß ichs sage, unbegreiflich ists, warum auch die geistlichen Fürsten meinen kaiserlichen Herrn verlassen konnten."

Karl schielte zu dem Redner: „Sie selbst werden wohl das warum begreifen."

„Rom wird seine Blitze schleudern, und alle gute Prälaten werden sich erheben für ihren rechten

Kaiſer. Verlaßt Euch, durchlauchtigſter Herr auf unſern Eifer —"

Karl unterbrach ihn: „Weiß, daß der Erzbiſchof von Magdeburg gern reichsunmittelbar würde."

Da traten die Anweſenden zuſammen. „Jeſu Maria! was iſt's mit dem Kaiſer!"

Sie führten laute Rede, und ſprachen, was ihm lieb ſein mußte, daß ſie ihn aus ſeinem Starrſinn erweckten, von der großen Zahl ſeiner Freunde, was ſie aufbringen könnten an Geld und Mannſchaften, und wogen es ab gegen das, was die Baieriſchen vermöchten. Einer fing auch an zu ſchelten auf den Gegenkaiſer, daß er ein ſchlechter Mann ſei, ein Verräther an des Kaiſers Gnade.

Karl hob das Haupt: „Günther iſt kein ſchlechter Mann; wär' er's, bei der allbarmherzigen Jungfrau, Karl von Luxemburg zagte nicht. Was könnte ihm Liebers geſchehen."

Der Magdeburger ergriff drauf wieder geſchickt das Wort zu den Andern. Daß es eines großen Kaiſers würdig ſei, ſo er ſeine Gegner würdige. Als Stahl an Stahl ſich reibe, freue ſich der Held, ſo er einen Helden als Feind ſehe. Das nur habe gefehlt, daß er den überwinde, um unüberwindlich dazuſtehn. Nun werde, wenn der Schwarzburger erläge, der einzige Mann, der im Reiche den Baier-

schen noch Ansehn gab, der Luxemburger Macht unerschütterlich sein.

Dachte er, das werde den Kaiser freudig aufregen, so irrte er. Der saß wieder den Kopf im Ellenbogen, und lachte, als spotte er des Redners.

„Gedenke, sprach ein Fürst, sein Verwandter, daß du schon einen Gegenkaiser hattest, und du siegtest."

„Dessen gedenk ich mit Sorgen, erwiederte Karl, denn er war Kaiser und ich war der Gegenkaiser und drum siegte ich ob. Auch der Jahre gedenk ich und der Sorge und Anstrengung, so es mich kostete, derweil dieser nicht drei Wochen brauchte, und das Reich, als eine feile Dirne, fiel ihm zu."

„Weil er neues bietet, fiel Erzbischof Otto ein. Das Volk ist immer unzufrieden mit dem was ist und hofft auf das, was kommt."

Karl sah ihn scharf an: „Ist denn meine Zeit schon um? Ich meinte — Er sprang auf, und schritt im Zimmer um — Ich glaubte noch nicht. Wer ist dieser Günther? Was will er? Was kann er? — Ja er ist reich, er hat Kriegsruhm. Die stolze Säule eines wehrhaften Mannes. Ich wollte sein Bild aufstellen lassen, leuchtend in Stein und Erz, zu Roß, so hoch er's mag, den Feinden zum Schrecken, der Nation zum Ruhm. — Nicht wahr,

er iſt auch tugendhaft, man rühmt ihn ſehr, die Leute tragen ihn auf Händen. Bin ich nicht auch tugendhaft?"

Alle neigten ſich tief. Der ſchlug wie voll Entrüſtung auf die Bruſt; der hob die Hand als zum Schwur in die Höhe.

„Du biſt fromm und mild, als kein Kaiſer vor dir," ſprach der Erzbiſchof.

„Wer zweifelt an deiner Tugend und Langmuth!" rief ein Graf.

Der Kaiſer lachte auf, und ſchaute ſie höhniſch an; „Ich, Ihr Herren! Meint Ihr, ich ſei ein blöder, weichmüthiger Thor? Die Tugend die Ihr lobt, wo ſie hingehört. Wer gehorchen muß, lebrt dem tugendhaft leben. Ein Cäſar muß aus anderm Stoffe ſein. Ein Cäſar in dieſer Zeit, der das zerfallne Reich, die trotzigen Vaſallen in Zucht hält, darf kein Marc Aurel ſein, kein ſüßer Titus. Ein Auguſtus, ein Tiberius thäte ihm noth. — Getraut ſich dieſer Günther das! In einer Zeit wo das Reich in Ruh und Frieden ſchläft, da möchte er das Regiment führen. Aber getraut er ſich, der großen Aufgab gewachſen zu ſein, die ich mir ſtellte! Er überſieht nicht, was er wagt, der blinde, eitle Thor. Solche Eiſenrüſten, klirrend vom Wirbel bis zur Sohle, fehlten noch, um das

morsche Gebäude zu zertrümmern. Wie will er das Tugendgespann zügeln, das nach allen Winden reißt! Wo ist seine Kunst, wo seine Rede, wo Fürsicht, Unterscheidung? Ein Narr ist Euer Tugendheld, ein Rasender. Schlagt ihn auf den Kopf, oder Deutschland ist verloren."

Das war seinen Anhängern zur Freude geredet; sie haben er gab seine Sache nicht auf. Was Karl nicht aufgab, dessen ward er Herr. Da nun die andern fort waren außer dem Erzbischof und den böhmischen Herren, trat jener zum Kaiser:

„Gnädigster Kaiser Ihr habt ein Wort gesprochen, das Euren Treuen den Muth wieder giebt. Der Rausch der Freude bei unsern Feinden wird bald verraucht sein, als jeder Rausch nur kurze Frist währt. Dann erhebt Eure Banner. Der Seegen der Kirche wird darauf ruhen."

Karl aber hörte ihn nicht, oder er that so. Er folgte wieder seinen Gedanken.

„Was sagst du?" fragte er den Böhmen.

„Zieht blank, Herr, das ist das kürzeste."

„Ihr lernt nichts, und Eure Gedanken sind als Würfel in einem blechernen Becher. So oft man sie schüttelt, sie geben immer denselben Klang. Der hat gelernt. Sieh, was ich mich verrechnet; aus diesem hohlen Schädel noch der Gedanke!"

Die Beiden sahen sich an.

„Wir verstehen Euch nicht Herr," sprach der Magdeburger.

„Betet für mich, Herr Erzbischof, Nicht laut, inbrünstig in Eurem Kämmerlein; betet für Euren Kaiser, daß er nicht in Anfechtung und Stricke falle! Betet sage ich, mit aller Inbrunst; das andere überlaßt — das überlaßt Ihr mir gern."

Den Tag über sah man den Kaiser nur an seinem Schreibetisch; da las er und schrieb und ließ Briefe siegeln, und sandte sie ab. Und mit wie Vielen er sprach, laut und insgeheim, es waren immer Andere; die kamen auf seinen Wink durch viele Thüren, und keiner sahe den andern, noch hörte Einer was der andere mit dem Fürsten gesprochen. Auf dem Hofe der Burg aber standen die Ritter und Kriegsleute und harrten vergebens der Kunde, die ihnen die liebste war. So ein Bote herauskam, vermeinten sie, er werde blasen lassen zum Satteln. Aber die Boten eilten hinunter in die Stadt, in ihre Herbergen; da stiegen sie auf ihre Pferde und ritten davon, der eine rechts, der andere links durchs Thor.

„Wartet umsonst, Ihr Herren, sprach Graf Peter, der auch herausrat, zu Einigen, so unmuthig

unter der hohen Linde im Burgthor ſtanden. Der Kaiſer denkt an keinen Feldzug.“

Die Ritter ſchauten ihn verwundert an: „Chriſt Jeſus, er läßt ihm doch nicht gutwillig das Feld.“

„So will ich meinen Helmbuſch zerreißen und mein Pferd mit einem Eſel kurpeln!“ rief ein zorniger Mann.

„Schande ſein Dienſtmann ſein! ſchrie ein Dritter. So wär's mehr Ehr unter den Nürnberger Krippenfreſſern dienen, als ſolchem Kaiſer. In der Mark ritt er davon, als es losging; und im Reich kratzt er aus, ehe ein Schwert aus der Scheide flog.“

„Wer ſagt Euch das! antwortete Graf Peter. Er zieht nicht aus. Zur Freite geht's. Seid luſtig Ihr Herren; Brautwerber ſendet er aus, zehn Grafen und ſechszig Ritter. Bürſtet Eure Hüte und zieht Euch neue Wämſer an, je bunter ſo beſſer. Es geht nach der Pfalz. Des Pfalzgrafen Rudolf Töchterlein ſoll Kaiſerin werden.“

„Er warb ja ſchon um die von Jauer.“

„Hat ſich über Nacht beſonnen. Will lieber eine vom Rhein.“

„Heilige Jungfrau! Des Pfalzgrafen Tochter, der die drei geiſtlichen Herrn umgekriegt, der den

Schwarzburger —, der ihn in Frankfurt zum Kaiſer ausrief! Graf Peter, Ihr treibt Kurzweil mit uns."

„Die ſoll's werden, Ihr lieben Herren, denk ich, wenn wir die Braut heim führen. Oder meint Ihr, daß Pfalzgraf Rudolf einem Kaiſer die Tochter ausſchlägt, wenn der im Ernſt darum freit? Rudolf iſt kein Narr. Oder item, meint Ihr, daß ihm der Graubart Günther mehr an's Herz gewachſen iſt, als ein Tochtermann, der Kaiſer und König iſt? Wahrhaftig ich ſage Euch, mit den zehn Grafen und ſechszig Rittern, die gen Rhein ziehn, ſchlägt er den Schwarzburger ſicherer auf's Haupt als mit zehntauſend Kriegsknechten."

Der Kaiſer kniete in der kleinen Kapelle oben, die zierlich iſt gebaut vor Alters aus runden Bogen und mit Säulen, als man in Byzanz baute, und vordem in Deutſchland auch. Er kniete lange und betete. Ganz allein, und der Schließer oben an dem engen Pförtlein verwunderte ſich, daß auch ein Kaiſer, mit dem es die Heiligen doch leichter nehmen, ſo lange beten müſſe, um ſeiner Sünden willen. Denn hätte er als Kaiſer gebetet für das Reich, wären doch Prälaten und Biſchöfe mit ihm zur Kapelle gegangen, und Kerzen wären angezündet worden und die Chorknaben hätten die Weihrauchkeſſel geſchwenkt. Er aber, der große Kaiſer

hatte in der Stille nur ihn den niedern Mann gerufen, daß er ihm die Thür aufschließe, und sonder einen Kämmerer war er in die Kapelle geschlichen, und hatte sich hingeworfen vor dem Gekreuzigten.

So sah der Schließer oben von der Treppe verwundert auf den großen Kaiser nieder, der ihm zu Füßen lag, regungslos, und die Schatten wurden länger und verbargen ihn. Da die Sonne tiefer sank und die weißen Dächer färbte, und den Rauch anröthete, der aus den Schlotten der Bürgerhäuser wirbelte, erhob sich der Betende. Der Schließer zitterte fast, da der Kaiser still und blaß als ein Gespenst die Treppe heraufkam. War's ihm, als rühre ihn ein kalter Hauch an, als der Herr des ganzen Reiches lautlos an ihm vorüber glitt. Lieb war's ihm, daß er ihn nicht ansah; er hätte den Blick nicht ertragen.

Im großen Saal an der Kapelle, wo die Kaiserbilder hangen, fiel der letzte Sonnenstrahl auf das Bild des Kaisers Karolus Magnus. Der hält ein Schwert in der einen Hand, in der andern den Reichsapfel.

Vor dem blieb der Fürst stehen. Die Hand hielt er an die Brust und sprach: „Für Dein Werk, erhabener Ahn, thu ich's. Schau gnädig auf mich, und sei mein Fürbitter. Um Dein heiliges deutsches

Reich geſchieht's, daß ich ſiegen muß; denn als wahr der allmächtige Gott auf meine Herzensrein ſchaut, es iſt kein Mann im ganzen Deutſchland, der verſteht, es zu regieren, denn ich."

Drauf in ſeiner Stub gab er dem Kanzler ein Pergament zurück, das er ihm gereicht. Darauf ſtanden viele Sätze geſchrieben, einer hinter dem andern; und über jedem war eine Nummer. Ein wälſcher Rechtskundiger, heißt es, hat die Rolle geſchrieben.

Der Werſowetz ſchüttelte den Kopf: „Was itzo grad des Reiches Satzungen Euer Majeſtät kümmern mögen! Was ſoll's Ordnungen die Krone feſt ſtellen, ſo die Krone ſelber wankt!

„Du biſt ein Slave, entgegnete Karl, und weißt das nicht. Der Deutſche liebt Ordnung, und ſo ſie aufgeſchrieben ſteht, und unterſiegelt, meint er, man kann nicht daran rütteln. Das ſind kluge Fürſten, ſo zu Papier bringen, was zwiſchen ihnen feſtſtehen ſoll und ihren Völkern. Die Völker glauben daran; aber wer die Macht hat, kann die Schrift doch deuten als ihm gefällt. Dieſe Bulle, ich ſage Dir, iſt golden, und wann ſie der Reichstag angenommen, ſoll ein golden Siegel darunter hangen für alle Zeit, die kommt."

„Gebe Sanct Johannes, daß ſie beſſer wird,

als die iſt. Ich trau dem Handel mit dem Pfalzgrafen nicht. Vom Wort, das er dem Schwarzburger gab, athmen noch die Lippen, wie kann er's ſo ſchnell zurücknehmen?"

„Den erſten Tag wird er verwundert ſchauen, daß er ſein Freudenlächeln verberge; am zweiten drückt er achſelzuckend dem Schwarzburger die Hand und ſpricht vom Streit ſchwerer Pflichten; am dritten giebt er das Jawort; am vierten ſchreibt er ſüße Briefe an Günther, daß er nicht anders konnte, und erbietet ſich zum Vermittler zwiſchen ihm und mir; am fünften können ſie ſich nicht vereinen, denn Günther iſt erzürnt; am ſechſten iſt Rudolf erzürnt, daß Günther erzürnt iſt und ſeine Vermittelung ausſchlug; am ſiebenten —"

„Iſt Gottes und Ruhetag."

„Die Staatskunſt hat keinen Ruhetag."

„Und unſer Herrgott hat nichts mit ihr zu ſchaffen, meine ich, ſagte der Böhme."

„Am ſiebenten ſagt er ſich vom Gegenkaiſer los, fuhr Karl ruhig fort, und wäſcht ſeine Hände in Unſchuld. Du ſiehſt, es war nur ein Wochenwerk, nicht mehr. Wär' ich allen Erfolgs gleich ſicher! Aber der Knabe!"

„Herr, mein Kaiſer, iſt's wahr? Ich läugnete's,

ich glaub's auch noch nicht, was ſie zäſäin. Daß Du an Ludewig geſandt?"

„Ich ſandte."

„Den Du — vergebe mir Gott das Wort. Denkt nicht an Brandenburg mehr. 'S iſt ein ſchlecht Land. Um dieſe ausgebrannte Sandſcholle ſetzteſt Du das Reich auf's Spiel —"

„Des Herren Wege ſind wunderbar."

„Nenne den nicht. Das waren des Teufels Wege. Einen Strohwiſch zum Fürſten zu lügen, daß ich's ausſpreche, mein Kaiſer, das hat die Fürſten wider Dich aufgebracht. Sie ſchelten Dich einen Gaukler; ich ſag die Worte nicht wieder, die wir Getreue anhören müſſen. Das Herz im Leibe wendet ſich in uns, wenn an der Bierbank dieſe deutſchen Krämer, dieſe geſpreizten Geſchlechtsjunker lachen und judiciren, und was der bitterſte Trank uns iſt —"

„Sprich es aus, Kochan, fiel der Kaiſer ruhig ein, — daß ſie Recht haben, wollteſt Du ſagen. Sie mögen Recht haben. Jedermann hat Recht, wie er ein Ding anſieht; denn er ſieht es nur ſo an, als ſein Auge es faßt. Der Blöde ſieht kurz, der ſcharfe weit. Nun gieb Dich doch zufrieden, ich will mein Unrecht gut machen; darum ſende ich zu Ludewig."

„Herr, das kannſt, das darfſt du nun nicht.

Dein Name, deine Auctoritas ſteht auf dem Spiel. Du darfſt nicht anerkennen —"

„Daß ich unrecht hatte, willſt du ſagen. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Was ich dem Knaben bieten laſſe —"

„Macht dir keine Sorge."

„Aber, daß der ausgeböhlte, gedankenloſe Wüſtling noch einen Gedanken faſſen konnte, um den ein Beſſerer ihn neidet, daß er, geſchlagen, zu Nichts gemacht, das noch wagen konnte! Wo iſt da Sicherheit!"

„Sie ſagen, es kam nicht von ihm. —"

„Sagen ſie das! Die Macht der Dummheit, Einige nennen's Verzweiflung, ja die könnte uns zur Verzweiflung bringen an unſerm Witz. Die bittere Lehre: Man ſoll keine Creatur zum äußerſten bringen; denn auf dieſem Aeußerſten, auf dieſem Rande des Seins kann aus dem zertretenem Wurm eine Hyäne ſpringen."

„Schlag ihm den Kopf ab und der Hahn kräht nicht mehr."

„Meinſt Du! — Ich haſſe Blut. Blut macht Flecke, Blut ſchreit laut, Blut weckt Blut. Und wenn man den rechten Hahn nicht trifft, ſchreien die andern deſto lauter. Dieſer unſchuldige Ludewig! Ich wollte ihn zu meinem Buſenfreunde nehmen;

wollte ihn herzen und küssen, sonder Arg, glaub's mir, Kochan. Aber daß ein Weib — dieses Weib. —"

Der Böhme lachte.

„Lache nicht. Schilt mich vielmehr."

„Du ließest dich doch nicht von ihr täuschen."

„Ich wußte es und — habe sie nicht vernichtet."

„Als der Kaiser aufschaute, das Dämmerlicht ging schon in Dunkel über, stand noch ein Mann an der Wand. Er war durch die Täfelthür unbemerkt getreten."

„Die Schlange muß zertreten werden," sprach Karl vor sich hin.

„Befiehlt mein Herr und Kaiser, sagte der Wersowetz sich neigend, daß sein Diener sich entferne?"

Er sehe den Mann an der Wand stehen.

„Ei du!" rief Karl, als sehe er jetzt erst den Fremden. „Bleib! sprach er zum Böhmen. Der Kaiser ist des Reiches oberster Richter, der Kaiser aber kann nicht alles wissen, noch alles ausrichten. Zum Untersuchen sind die Gerichte und zum Vollstrecken. Das freie Gericht, ich höre viele Stimmen dagegen, meine wälschen Rechtsgelehrten mißbilligen es; aber es ist da, ich überkam's von meinen Vorfahren. Man sagt, der große Karl selbst hat es eingesetzt. An mir ist's nicht, eine alte hei-

lige Satzung umwerfen. Also Ankläger gegen die Gräfin sind aufgetreten?„

„Sie sind es", sprach der Mann.

„Daß sie mit Wahrhaftigkeit prüfen! Wehe dem Lande, wo ein Unschuldiger verurtheilt wird!"

„Ihr Gatte, der Graf von Nordheim sei am Blutsturz im Walde gestorben, hieß es. Er fiel durch Meuchelmord, und seine Wittib ist bezüchtigt, daß sie die Mörder gedungen."

„Entsetzlich! Ich glaub es nicht."

„Die heilige Vehme urteilt nur nach untrüglichen Zeichen."

„Wie viele Jahre sind darüber vergangen?"

„Vor den Wissenden verjährt kein Unrecht."

„Und wie heißt der Mann?"

„Freidank, mein Kaiser."

„Der ihn ermordet?"

„Nein, des Schwarzburgers Leibarzt. Du wolltest —"

„Was geht mich der an! — Versteht er seine Kunst."

„Ein Mönch, der in Paris —"

„Dort kann man alles, schwarze und weiße Kunst. Es ist kaum denkbar, daß diese Gräfin, mit solcher Last auf dem Gewissen, so kühn, ja dreist — Und weshalb Blut in's Heiligthum des Hauses;

der eins mit ihr war durch der Kirche heilig Band, weshalb an den die frevleriſchen Hände gelegt! Pfui, wer um gemeinen wollüſtigen Kitzel, um ſich allein Verbrechen begeht!"

„Ein abſcheulich Weib!" ſprach der Böhme.

„Der Graf von Nordheim war ein ſchwacher Mann. Hätt's noch gegolten, ſich, die Kinder, des Hauſes Ehre zu erhalten. Aber wer beſtritt ihr das Regiment! Ja, wer am Abgrund ſtände, und große heilige Gedanken gingen mit ihm unter — Freidank, heißt der Mönch?"

„Freidank, mein Kaiſer, antwortete der Fremde. Ihn drückt eine böſe Blutſchuld; die Wiſſenden kennen ſie. Er zittert, als der Hund am Leitſeil, vor dem Freiſtuhl, deß eherne Hand ihn leitet. Sein ganzes Leben iſt eine Buße, die ihm der Freigraf auferlegt. Fehlt er einmal im blinden Gehorſam, verfällt er dem Gericht und Dolch und Strick erreichen ihn, ſo weit die rothe Erde reicht."

„Und ſolchem Menſchen vertraut der Kaiſer — vertraut Günther ſein Leben an! Ich zitterte, wenn er mir eine Schaale an die Lippen brächte. Laßt ihn warnen, den Schwarzburger, durch mich, er ſoll ſich vor dem Mönche hüten."

„Euer Majeſtät billigt alſo das Gericht über die Wittib von Nordheim?„ fiel der böhmiſche Herr ein.

„Ich billige nichts, ich verfüge nichts. Die Hand Gottes walte über den Sündern. — Sage dem Freigrafen, die im Dunkeln urteln, daß ſie Acht haben auf jenen Mönch. Denn wenn durch ihn dem Grafen Günther Leids widerführe, gerechter Gott, die Welt iſt ſcharf in ihrem Urthel."

„Habt Ihr noch etwas zu befehlen, mein Kaiſer?" fragte der Fremde ſich verneigend.

„Nichts, gar nichts, antwortete Karl, zum böhmiſchen Herrn ſich wendend; ich bin müde von des Tages Laſt. Morgen, ganz in der Frühe, Kochan. Wir haben viel zu ſprechen."

Der Edle von Werſowetz ging, nachdem er ſich tief verneigt, aber der Fremde war nicht gegangen; er ſtand gebückt an der Thür, da der Kaiſer ſich umwandte und verwundert ſchien, daß er noch da war.

„Du noch hier?"

„Wenn mein Kaiſer noch eine Botſchaft für mich hätte."

„An einem Blutſturz, ſagt man, ſei der Graf geſtorben! Wer mich eines Morgens mit der Botſchaft weckte, daß der Graf an einem Blutſturz —"

„Der Graf von Schwarzburg iſt ein geſunder Mann."

„Schwarzburg! Thor, wer redet vom Günther! Bei des Grafen Wittib, dem bösen Weibe waren meine Gedanken.“

„Auch ihre Stunde schlägt.“

„Wessen noch?“

Der Kaiser sah den fremden Mann an, und der Fremde den Kaiser. Beide schwiegen eine Weile.

Da trat Karl dem demüthig Harrenden einen Schritt näher und mit leiser Stimme sprach er: „Wer mir dient, soll meine Gedanken verstehn aber wehe ihm, wenn er in tölpischer Hast meinen Willen übereilt. Vorsichtig sei er, als trüge er den heiligen Kelch in Händen, und seine Füße gingen über Glatteis. Wenn er einen Tropfen verschüttet, auf ihn komme es. Allen Menschen, die Christi Blut erlöst, auch meinen Feinden gönn' ich ein langes Leben und ein seeliges Ende. Auch dem, der seine frevle Hand aufhob wider mich, und nach der heiligen Krone auf meinem Haupte griff. Gott wird ihn strafen, nicht ich.“

.....

Achtes Kapitel.

Der ſterbende Kaiſer.

Das war, als der Schnee lag auf der Deutſchen Erde, von den Alpen bis zum Belt, vom Rheine bis zur Oder. Aber als die Pfingſtſonne lachte auf die grünen Felder und Rebenhügel, wie anders ſah es aus, und was anderes war geſchehen, als die gewähnt, die auf die neue Zeit hofften.

Nicht frohe Geſchäfte berichte ich Euch von der Deutſchen Vorzeit. Solche ſind's, über die ich lieber fortginge. Aber der Meiſter, der Euch auf Leinwand eine Eiche malt, gern ließe er ſie in die Wolken ragen, in gradem Wuchs und ihre Aeſte ſich wölben zu einem prächtigen Laubdach, aber er muß ſie conterfeien, als ſie iſt: ihre abgeſtorbenen Aeſte, da den Auswuchs, da den Schwamm, da, wo der Blitz ihre Krone traf; ach, auch den Wurmfraß, der an ihrem Mark zehrt, er darf nicht das Auge davor ſchließen. Aber eine Eiche wächſt lange, der Sturm

mag ihre ſchönſten Aeſte zerbrechen, die Fäulniß mag vom Stamme zehren, ihr Wachsthum iſt ſtärker als Würmer und Stürme; ſie grünt fort und mag ſich wieder kräftigen. Gebe Gott, daß ſo es die deutſche Eiche auch thut.

Von der Hochzeit am Rhein erzähle ich Euch nicht. Das war eine ſeltſame Hochzeit; nicht um zu binden war ſie geſchloſſen, um zu trennen. Sie hatte ihre Früchte getragen. Der Pfalzgraf vom Rheine, der treueſte Blutsfreund der Baierherzöge, war von ihnen abgefallen. Da ſprachen Günthers Freunde: „Nun laß gut ſein; ſonder ihn vermagſt Du die Krone nicht zu halten. Noch bietet dir Karl gute Bedingungen. Greife zu als lang die Zeit günſtig iſt.“ Aber Günther hatte das Haupt erhoben und zornig geſprochen: „Das rathet Ihr mir, die Ihr mir die Krone aufdrängt! Weiß Gott, mein Herz lüſtete nicht nach ihrem Glanze. Aber ich that es, um mein theures, heiliges Vaterland, um das Deutſche Reich, das einen Mann zum Kaiſer brauchte, keinen Schleicher und Pfaffengünſtling. Ich nahm ſie erſt, als der Fürſten Mehrzahl feierlich erklärt, daß Karl ſie verwirkt und der deutſche Kaiſerſtuhl erledigt ſei. Da beſtieg ich ihn getroſten Muthes meiner guten Sache. Kein Gegenkaiſer war ich nicht, kein Empörer, der um Anhang feilſchte.

Wehe dem Land, das keinen Herrn hat! Darum ward ich's. Nun bin ich's, bei Gott und will's bleiben, als lang er mir Kraft giebt, daß ich den Arm heben kann und das Schwert."

Ach, die Pfingstsonne beschien einen schwachen Mann, der konnte das Schwert nicht heben, und sein Arm war gelähmt. Die Sonne schien auf Blumen und Kräuter im schönen Rheingau, die Vögel sangen in den Büschen, die Schmetterlinge flatterten im Blauen, aber in die Fenster des Kaiserhauses zu Elwill drang das Sonnenlicht als zum Spott. Da lag ein sieder Held, blaß, geschwollen im Lehnstuhl, und doch im matten Aug, das nach der warmen Sonne schaute, als voll Sehnsucht, erkanntest Du den, der werth war, daß er über Deutschland herrsche.

Betrübten Blickes standen um ihn die Getreuen, die Aerzte aber senkten die Köpfe, und sprachen lateinisch miteinander.

„Verruchte Kunst, sprach ein Getreuer, die so was that!"

„Schelmenkunst, sagte ein anderer, die was sie böses that, nicht wieder gut machen kann."

Da zitterten die Meister, und Einer wollte dem Kaiser noch einen Trank reichen, den er umgerührt, aber Günther wies ihn fort.

„Ich trank genug, Ihr Meiſter; laßt nur den lieben Gott walten. Das iſt mein Leib und meine Seele. Wenn Menſchenkunſt nichts mehr ausrichtet, dann iſt's ſein Wille, daß ich von dannen gehe."

Der Erzbiſchof Heinrich von Mainz ſprach: „Gnade uns Gott, was ſoll draus werden, ſo uns der Lurenburger überfällt: Er zieht von Speier her wider uns, als mir eben berichtet wird."

„Wer ſoll das Heer anführen, ſo Du nicht," rief ein Graf.

„Zu aller Tücke, die er geübt, was wird der Pfaffenkaiſer lachen," ſagte ein Dritter.

„Wenn wir's nur geheim gehalten hätten, ſprach der Mainzer. Es iſt ſchlimm, daß es in's Volk kam, und unter's Heer. Wüßten ſie's nicht, dann ſetzten wir einen Mann in des Kaiſers Rüſtung auf's Roß und zögen getroſt aus. Sein Name allein ſchreckt die Feinde."

Der kranke Kaiſer richtete ſich auf, ſein Auge bekam wieder Glanz: „Meint Ihr Lieber, daß mein Name Euch retten kann?"

„Und ſäßeſt Du als Todter zu Roß, Karl kriegt das Fieber und läßt zum Rückzug blaſen."

„Wie lange gebt Ihr mir noch Leben weiſe Meiſter?" fragte er die Aerzte.

det mich drauf feſt. Ihr ſollt ſiegen durch meinen Namen, und gerettet werden, um Eures Vertrauens willen. Sterb ich im Schlachtgetümmel, was giebt's beſſeren Tod für einen Kaiſer, als daß er ſtirbt, um ſeine Getreuen zu retten!"

Alſo ließ ſich der ſieche Kaiſer auf's Roß heben, und zog, der Sterbende, aus unter ſeinen Völkern zur Schlacht. Derweil die Ritter aus dem Schloß von Elwill ritten, traten in das Gemach neben dem, wo der Kaiſer geſeſſen, viele Geſellen von ſonderlichem Anſehen. Ihre Wämſer und Mäntel waren nicht als die der Bürger oder Adligen. Wild und ſcheu waren ihre Blicke und roh ihre Mienen; ihr Haar hing in ſeltſamen Locken, und an der einen Seite war ein Knoten daran. Waren durch's Nebenpförtlein die Hintertreppe heraufgekommen; aber wer ihnen begegnete, der wich ihnen aus, daß er ſie nicht ſtreife. Es waren Freiknechte.

In dem Gemache lag auf dem Boden eine Leiche, von Gift geſchwollen; ſchreckhaft ſah ſie aus, blau und ſchwarz, und wie er hingeſtürzt, der Menſch, der einſt in dieſem Körper gelebt, und ſich zuletzt gewälzt in ſeinen Todeskrämpfen, alſo lag er da. Es hatte keine Hand ihn angerührt, keiner war ihm beigeſprungen. Die Freiknechte rührten ihn auch nicht an; ſie ſtießen ihn mit den Füßen zurecht;

dann knüpften ſie Knoten und eine Schlinge in den Strick, und warfen dem Leichnam die um den Hals. Der oberſte Freiknecht trat mit dem Hacken zu, daß er ſie feſtziehe, und ſo ſchleiften ſie den Körper, zur Thür hinaus und zogen ihn die Treppe hinunter. War's kein Schauſpiel zu dem ſich ein guter Mann drängt.

Nur zween in der Fenſterbrüſtung hatten von fern zugeſehen. Der Eine, ein Kaiſerbote, der erſt vor einer Stunde angekommen, ſprach nun zum andern, der der Kaſtellan des Schloſſes war:

„Sagt mir nun in Bälde derweil mein Roß verſchnaufe, wie der Hergang der ſchrecklichen Geſchichte geweſen, daß ich ſie Kurfürſt Ludewig, zu dem ich reiten muß, des getreuſten wieder berichte."

„Als ſie grauenhaft iſt und unerhört, lieber Herr, ſo iſt ſie kurz. Der Kaiſer fühlte ſich unwohl geſtern. Da brachte ihm Freidank, ſein Medicus — ich hätte ihm nie getraut — einen Trank. Den rühmte er über die Maaßen, da ſei wunderbare Heilkraft darin. Was ziemt das einem Arzt; aber alſo verräth ſich die Hölle ſelbſt. Das fiel dem Kaiſer auf, der ſonſt ſorglos iſt. Sein Schutzheiliger gab ihm ein, daß er dem Mönch — denn das war Freidank — ſcharf ins Geſicht ſah. Was er geſehen, ich weiß es nicht. Aber nun forderte der

Herr, daß der Medicus zuerſt davon koſte. Der zauderte. Da heiſchte es der Kaiſer mit einem Blick, dem wiederſteht man nicht. Er mußte trinken, und die Hälfte leeren. Dann griff Günther die Schaale — ſo iſt ſeine Art — und ſtürzte ſie raſch aus. So iſt der wahrhafte Verlauf, lieber Herr. Was drauf geſchah, weiß man nicht. Als Lärm ward im Schloß, und wir zuſtürzten, ſahen wir den Teufelsmönch auf der Erde liegen und er hauchte unter gräßlichen Zuckungen ſeine Seele aus. Wer achtete auf ihn, da er ſeinen Kaiſer leiden ſah, der als ein Held mit ſeinem Schmerze kämpfte, und die Aerzte gaben ihm ein Gegengift nach dem andern. Aber das iſt Satans Werk, daß das Böſe, und wog es auch nur eine Unze, ſchwerer iſt als das Gute, und wög es viele Pfunde. Dieſe kleine Schaale, bis hier, trank der Kaiſer von Gift, und zwei große Kannen Gegengift, und die haben's doch nicht fortgetrieben?"

„Und der Mönch ſtarb ohne zu bekennen?"

„Wer achtet auf den Hund, der verreckt, ſo man den beißen will, den er. biß."

„Und auf wen achtet man?"

Der Kaſtellan ſah ſich erſchrocken um: „Verſicht, lieber Herr. Die Wände haben Ohren, und wer weiß, wenn der Graf — wenn der Kaiſer ſtirbt,

was Kaiser Karl — 's ist besser nicht von sprechen. Das wird wohl nimmermehr an's Tageslicht kommen, und ein Räthsel bleiben für alle Zeiten. Ist auch vielleicht so besser."

Am Rheine kam es zu einem halben Treffen. Auf der einen Seite waren wenige; ihrer Viele auf der andern. Die Wenigen führte ein sterbender Mann, bei den Vielen commandirten Fürsten, die fürnehmsten des Reichs und voran der gewählte und gekrönte Kaiser. So wurden die Vielen geschlagen von den Wenigen, daß Karl der Kaiser fast selber gefangen wäre, da er über den Fluß wollte. Nur Eberhard von Würtemberg, der tapfre Graf rettete ihn. Der kam als ein Sturmwind, mit seinen Reitern dem Kaiser zu Hülfe und schlug ihn raus; sonst hätte ein todter Kaiser einen Lebendigen gefangen. Deß hatte der edle Graf nachmalen großen Dank, und viele der wackern Reiter, die ihren Kaiser gerettet, schlug er zu Rittern.

Günther hatte gesiegt. Das aber war ein Spott auf den Sieger, wer ihn danach sah auf seinem Lager. Was ich Euch Schönes und Rühmliches gemeldet, ach, könnt ich das allein, und das andere dürft' ich verschweigen. Aber das wäre untreu und die Geschichte wäre falsch; und der da als Dichter die Geschichte wieder beschreibt in seiner Art, er

darf die Dinge doch nicht anders erzählen, als die Wahrheit iſt. Denn die geht über Alles. So ſchön und groß ein Mann ſei, er iſt doch auch nur aus Staub geknetet, und wenn der Staub zerfällt, daß er wieder Erde werde. Dann wird die unſterbliche Seele ſchwach.

Auf ſeinem Lager ruhte Kaiſer Günther, und viel Fürſten, Grafen, Herren und Geiſtliche ſtanden um ihn; und in den Vorſälen, auf den Treppen und Fluren war des Gedränges viel. Da ſah man Herren mitnander flüſtern und ſprechen, ſo die Schwerter noch vor wenigen Tagen gekreuzt; Farbe, Wappen und Schilde von Feinden. Jeder wollte wiſſen, was drinnen vorging.

Günther hatte ein Pergament unterzeichnet, das ihm der Kanzler Kaiſer Karls vorgeleſen. Sein Name ſtand darunter, ſein Geheimſchreiber drückte das Siegel in Wachs darauf, und die andern edlen Herren, ſo Zeugen waren, gingen, einer nach dem andern, an den Tiſch und ſchrieben ihre Namen. So Viele im Zimmer waren, es war ſtill als in einem Leichenhaus.

Auf dem Pergamente ſtand, daß Günther, der erwählte Kaiſer, auf das Reich Verzicht leiſte. Das war in wenig Worten geſagt. Aber mit deſto mehr Worten war geſchrieben, was Karl ihm dafür

leiſte. Entſchädigung verſprach er ihm für das Reich 20,000 Mark Silbers; und zur Sicherheit deß, verpfändete er ihm die Städte Nordhauſen und Goßlar, nebſt den Reichsgefällen zu Mühlhauſen. Dazu verſprach er ihm bei ſeinem Kaiſerworte, daß er, Karl, alle Koſten und Schulden bezahlen wolle, ſo Günther zu Frankfurt am Main gemacht, um ſeine Krönung als auch der Zehrung willen. Die beliefen ſich auf 1200 Mark. Und zu deren Sicherheit gaben zween Bürger in Frankfurt Silbers und Goldes in Verſatz; das ſolle verfallen ſein, wenn Karl es nicht in vier Wochen einlöſe. Das Uebrige in der Schrift verhieß den Anhängern des Kaiſers, und allen Ständen, die zu ihm gefallen, Vergebung und Vergeſſenheit und Schutz ihrer Rechte und Privilegien, und was ſonſt noch Vieles darin geſchrieben ſtand.

Keiner war froher als Erzbiſchof Heinrich von Mainz. Der hatte harte Kämpfe gehabt mit ſeinem Gegenbiſchof Gerlach von Naſſau, und Kaiſer Karl hatte dem ſein eidlich Wort gegeben, ſagen die Hiſtorici, daß er ihm das Erzbisthum gewähre. Aber in der neuen Handveſte hatte er es dem Heinrich bei ſeinem Kaiſerwort zugeſagt, darum daß er vom Schwarzburger laſſe, und ihn zu dem Vertrage überrede.

„Gott sei gelobt! sprach der Erzbischof Heinrich zu seinen Freunden, daß die schlimme Sache noch solchen Ausgang nimmt.“

Keiner aber war trauriger als Günther. Da sprach ein geistlicher Herr zu ihm von der Gegenpartei, als er ihn so traurig sah:

„Edler Fürst, einer Krone entsagen ist schwer, ich glaub's. Aber gedenke jenes Rudolf, der auch Gegenkaiser war in der alten Zeit; und da ihm in der Schlacht die Hand abgehauen ward, und einer sie ihm zeigte, sprach er: „„Das ist die Hand die meinem Kaiser Treue schwor, und die brach ich; darum ist's recht, daß ich sie verliere.““ Also sei dir das ein Trost, daß du zur Erkenntniß deines Unrechts kommst, und als jener Rudolf seelig starb in der Buße, wirst auch du sterben mit reinem Herzen.“

Zürnend schaute ihn Günthar an: „Das lügst du Mönch! Ich schwor nie dem Luxemburger, hielt treu am Haus Baiern und bin mit Rechten erwählter Kaiser. Kein gebrochner Eid drückt mein Herz, und ich traure nicht darum, noch bedarf ich deß der Buße, was Recht an mir war. Darum traure ich, daß Gott es gefügt, daß ich dem deutschen Reiche nicht helfen konnte, als ich gewollt, daß die Argliſt siegt, und darum traure ich, daß das mein Ausgang ist, daß ich nur sorgen kann für meine Freunde.

Um die gab ich mein Recht hin, mein heilig theures Recht. Gott helfe ihnen fürder, und dem verwaisten deutschen Lande, daß sein Blut nicht die Zwietracht sättige und seine Eingeweide kein Raub werden dem römischen Geier. Ich kanns nicht: bin ein schwacher Mann. Gnade Gott dem, der's gefügt. Ich verzeihe ihm als Christ."

Sie baten ihn, daß er ruhen möge, er habe genug gethan. Dadurch das er zu Roß gestiegen und sich überanstrengt, sei das Gift, das zurückgeblieben, und sich gesetzt hatte, wieder lebendig worden.

„So tragt mich auf einer Bahre gen Frankfurt, sprach er. Da wo ich Kaiser ward mit Rechten, will ich sterben als Kaiser."

Als sie den Kaiser fortgetragen und die Herren waren ihm barhäuptig gefolgt, blieben noch zwei im Saal. Zwei Brüder, die hatten sich seit länger nicht gesehen, und hier waren sie beim sterbenden Kaiser zusammen getroffen. Der eine Markgraf Ludewig von Brandenburg, der andere sein Bruder der auch Ludewig hieß, aber weil er in Rom geboren nannten sie ihn den Römer. Zwei verschiedenere Brüder magst du selten sehn. Der Brandenburger, wohl an zwanzig Jahr älter, und manches graue Haar stahl sich aus seinen braunen Locken vor, hatte doch nichts von dem Ernst, der den Jah-

ren Würde giebt. Sein Gesicht war etwas roth angehaucht, so auch der Backenbart; und das Aug, das einmal schön gewesen, lachte dir noch immer entgegen, so auch die Sorge tiefe Runzeln auf das Gesicht grub. Du mochtest denken, der wäre ein guter Kumpan und Zechgenoß. Der andere aber, der Römer, er zählte kaum zwanzig Jahr und du hättest ihn mögen einen Milchbart nennen; aber es war etwas in seinem Blick, das ihn um vieles älter machte. Scharf und aufmerksam schaute sein Auge und um die Lippen spielte ein strenger Zug. Leichtfertig war gar nichts an ihm, nicht Aug, nicht Miene, nicht Tritt und Bewegung. Der trat itzt auf seinem Bruder zu, nicht als der jüngere zum ältern, sondern als wär er der Erstgeborne, und hätte ein Recht über den Jüngeren.

„Ich sahe dich lange nicht, mein Bruder. Desto mehr hörte ich von dir. Wollte Gott, es wäre besseres gewesen."

Der Brandenburger stand mit verschränkten Armen, und hatte vor sich gesehen, dann lachte er auf.

„Worübes denkst du nach?"

„Was wohl der Fürstenhut von Brandenburg werth sei."

„Das müßtest du wissen, der du fünf und zwanzig Jahr das Land beherrscht hast."

„So lange schon! Bei Gott, ich hätte's beinah vergessen. Ludewig, mein Herz, wenn man die Kaiserkrone von Deutschland um 20,000 Mark und eine Zeche in Frankfurt verkauft, sag was gilt Brandenburg?"

Die Stirne des Römers runzelte sich: „Laß uns schweigen von der Schmach. Das that nicht unsers Vaters Freund, der gesunde Günther. Der unglückliche, kranke, von Gift zerstörte, der von Geist und Kraft Verlassene that's. Laß uns nicht seiner Schwäche gedenken, vielmehr seiner Stärke. Und sorgte er nicht auch da noch, als er es vermochte, für seine Freunde —"

„Was will ich mehr, rief der Brandenburger, hab's urkundlich, zwanzig Zeugen haben's gegen gezeichnet. Karl ist mein Freund, der Luxemburger, der Böhme mein bester Freund. Alles will er thun, auf Händen mich tragen, mein Busenfreund sein, mich zurückführen in mein Land, judiciren will er und richten, seine Puppe abthun. Ist's nicht zum Todtlachen, so viel Glück aus Unglück, solche Versöhnung an der Todtenbahre!"

Er hatte sich in einen Stuhl geworfen. Der Römer lachte nicht; sein Gesicht ward immer ernster.

„Und was willst du thun?"

„Ich, Bruderherz? Laß mir Zeit. Bin müde."

„Zum Ausruhn ist nicht Zeit. Die günstige Stunde kommt nicht wieder."

„Weiß ich, ob der Fuchs nicht mit falscher Dinte geschrieben hat. Morgen ist sie vielleicht ausgelöscht, und es steht was anders drunter."

„Drum greife heute zu. Laß satteln, noch heute zurück. Nach Brandenburg, du sei dein eigner Bote. Mit dem kaiserlichen Mandat an die Stände erscheine in deinem Lande. Das hatten sie nicht erwartet, es trifft sie als ein Blitz. Die große Masse erschrickt, die Guten bekommen neue Kraft, der Muth der Aufsässigen wankt. Mit Ernst und Milde zugleich tritt auf, mit zorniger Stirn, mit gezücktem Schwert, und doch vergieb den Reuemüthigen."

„Du kennst die Brandenburger nicht."

„Aber eines Fürsten Pflicht."

„Die Pestilenz über das Land; fünf und zwanzig Jahr meines Lebens hat's mich schon gekostet."

„Bruder Ludewig, ist das dein fürstlicher Sinn?"

„Laß mich, Bruderherz, ich kann, ich mag — mindestens jetzt noch nicht. Karl wird nach Sremberg, und gehts da nicht, nach Bautzen ein Fürstengericht rufen. Wenn sie's da untersucht haben, und ihn abgesetzt, zieht er mit mir in die Mark."

„Und du willst lieber, als ein Knabe von sei-

nem Vormund, als ein Vogt von seinem Herrn, an seiner Hand dich zurückführen, einsetzen lassen durch den Schreck seines Namens, dann als freier Fürst selbst und durch eigne Kraft? Du willst dein Volk, deine unglücklichen Getreuen so lange preisgeben fremden Gewalthabern, dem Betrüger? Willst dem Gericht dich unterwerfen, das, du weißt nicht von wessen Tücke geleitet wird, ihm unterwerfen, also anerkennen, daß er zu entscheiden hat, ob dein Besitz einem verruchten, offenkundigen Betrüger oder dir gehört?

„Ei, Ludewig, sprach der Markgraf, weißt du, wenn er mich recht schön bäte, ich schenkte ihm das Heidenland. Es ist ausgesogen, nichts mehr zu holen."

Zornig wandte ihm der Römer den Rücken und ging heftig einige Schritte auf und ab.

„Beim ruhmstrahlenden Namen der Wittelsbacher frage ich dich, willst du nach Brandenburg? um deinetwillen nicht, um unsers Hauses Ehre? Und wär es eine Bettlerstätte, verbrannt die letzte Hütte, kein Dach über deinem Haupte zum schlafen, die Ehre der Wittelsbacher heischt, daß wir's uns nicht so, nicht auf diese Weise entreißen lassen."

Der Markgraf ließ den Kopf sinken. „Magst

Recht haben. Nur ich nicht — ich kehre nicht zurück in das Land der Hexen und Wehrwölfe."

„Fürchtest du Gespenster?"

„Vielleicht. Denken allein daran, Bruder, lieber, an diese Nächte, der Kiefern ewiges Rauschen und die Schneewirbel, es überrieselt mich! Die Todten, die aus den Gräbern sprechen. Das Weib —"

„Was kümmern einen Fürsten Weiber!"

„Dich nicht, man sagt du seist — genug; sie hat's mir angethan."

„Die plötzlich ihren Haß umgewandelt, die für dich —"

„Ja wenn sie mich noch haßte. O Bruder, du weißt nicht, was der Haß schöner Weiber süß ist. Aber — genug, genug. Doch vor ihrer Liebe — o, sie ist noch schön — aber die unheimlich funkelnden Augen, die hohen, dunkeln Reden. Komm mit mir in unsere Berge, laß uns tiroler Wein trinken, und das Land und seine Menschen vergessen, die unser Unglück wurden."

„Ja, vergessen daß du's schändlich, niederträchtig vergessen, sprudelte Ludewig der Römer auf. Unser Unglück schilt nicht, deine Thorheit, deine Lüste und deinen Leichtsinn. Ein solch Land, solch Kernvolk, solche ausdauernde Treue, so zu verschlingen, zu vergeuden, bis auf die Hefen. Muthlos zu wer-

den, wo ein Ritterherz ſich ſtählen ſollte in Noth und Gefahr. Iſt das deines Vaters Erbtheil, der mit jedem Zoll, den ihm die Tücke des Schickſals entriß, um einen Zoll wuchs? Soll ich ihn rufen aus ſeiner Gruft in München, daß ſeine Geiſterſtimme in deine verzagte Seele Muth hauche! Jetzt, oder nie iſt die Wahl. Nach Brandenburg zurück als Fürſt, oder gehe zu deinem Weib, zurück in die Berge. Verkrieche dich in eine Mönchskutte, hetze dich mit den Geisböcken, trinke dich ſinnlos in Feuerwein. Dann aber erwache nicht, mein Bruder, denn es iſt zu ſpät."

„Es iſt zu ſpät. In dem Mann ſteckt der Teufel. Wir kriegen ihn nicht unter."

„Den Teufel kenne ich, ſah ihm in Speier, Geſicht ins Geſicht. Er ſelber, der Böhme will die Mark, nicht für die von Anhalt, für ſich arbeitet er. Jetzt oder nie iſt der Augenblick für unſer heiliges Recht."

„Laß fahren dahin."

„Ich nicht. So du zu matt biſt, ich bin noch friſch, mit dem böſen Glück zu kämpfen. Bruder Ludewig, wir Brüder wurden zu geſammter Hand mit Brandenburg belehnt. Weiß es, 's iſt keine Luſt, eine Laſt iſt's. Ich ſchwöre dir, nicht rauſchende Kiefern noch liebäugelnde Weiber, nicht Wölfe

noch Gespenster sollen Ludewig den Römer einen Schritt abbringen von seiner Fürstenpflicht. Willst du? — Ja, oder nein? unter Brüdern, vor Gottes Augen, gilt's mehr als hundert Zeugen."

Der ältere saß einige Augenblicke, das Gesicht in den Händen. Dann sprang er rasch auf. War's ein tiefer Seufzer, war's ein Hohngelächter? Er drückte dem Bruder die Hand: „Wollen davon reden. Draußen, am Rheinufer, hier drückt mich die Luft. Mich dünkt die Decke bricht auf uns ein."

Auf einer Tragbahre trugen sie den sterbenden Günther nach der Kaiserstadt Frankfurt. Das war ein anderer Zug, als da er mit tausend stolzen Rossen zur Wahl ritt, und vor den Thoren lag. Freilich, dazumal lag Schnee auf den Feldern und Bergen, und die Bäume waren dürr, und itzt hing der Blüthenschnee an den Aesten; von viel tausend Blumen blitzten die Wiesen, und die Maikäfer summten in den Lüften; aber sein Aug war gebrochen, und wo sie damals jauchzten und schrieen, itzt schluchzten sie und wandten die Köpfe ab. Aber noch war er Kaiser. Zwanzig Drommeter bliesen vor dem Zuge, und das Reichsbanner trugen vier Edelknechte ihm vor.

Da er über das Feld kam, wo die Fürsten ihn gekrönt — denn das geschah unter Gottes freien

Himmel in alten Zeiten — ließ er die Bahre niedersetzen, und schaute sich um, als freue er sich der Erinnerung. Da leuchtete zum letzten Male sein Auge auf und fuhr ein flüchtig Roth über seine Wange. Bürgerkinder, die auf der Wiese spielten, pflückten Blumen und warfen sie ihm zu, daß die Decke darunter er lag, ganz bestreut wurde. Er sprach leis: „Die Kindlein denken schon, ich sei eine Leiche. Gottes Seegen über die nach uns kommen, daß sie eine Hoffnung werden dem theuren Vaterland!“

Karl sandte viel Boten an ihn und ließ sich erkundigen, wie es stehe um die Gesundheit seines lieben Getreuen, der sein Diener geworden. Schmerzlich lächelte Günther und sprach: „Der kanns nicht abwarten.“ Drei Tage vor seinem Tode legte Günther den kaiserlichen Titel und alle Würde ab, entsagte feierlich seinem Rechte auf das deutsche Reich, und entließ die Stadt Frankfurt der Eidespflicht, so sie ihm geleistet. Darauf ist er am 12ten Junii des Jahres 1349 seelig in dem Herrn entschlafen.

Als Karl es erfuhr, hatte er nichts eiligers zu thun, als er ritt von Mainz nach Frankfurt. Da hätte man meinen sollen, sein bester Freund sei gestorben. Das war ein feierlich Leichenbegängnis,

als es Frankfurt nicht wieder gesehen. Karl selber folgte zu Fuß mit allen Kurfürsten, Herzogen, Grafen, Freiherren und Rittern die in der Stadt waren, auch viele von den edlen Geschlechtern. Zwanzig Grafen trugen die Leiche, und es waren Exequien in der heiligen Bartholomäuskirche, davon, und dem Reichthum und der Pracht, erzählten Kind und Kindeskind. Die Ehrenzeichen und Gepränggstücke, so beim Hochaltar zum Opfer gebracht wurden, darunter Günther's fünf Leibrosse, die löseten seine Freunde nachmalen von der Kirche um 200 Gulden, als Angedenken an den theuren Herrn. Die von Frankfurt aber setzten ihm ein Denkmal in der Kirche unfern dem Gemache, da wo die Kurfürsten sich sonst zur Wahl versammelten.

Karl der Vierte aber, und das scheint verwunderlich, ließ sich nachmalen von Neuem zum Kaiser wählen, und in Aachen zum zweiten Male krönen.

Also erkannte er an, daß er mit Rechten abgesetzt worden und Günther mit Rechten ein Kaiser von Deutschland gewesen. Haben auch Günthers Verordnungen nachmalen im Reiche Gültigkeit gehabt. Einige sagen er that's aus Klugheit, andere aber aus Buß und Zerknirschung um das, was er an Günther versündigt.

.....

Neuntes Kapitel.

Der Tag in Bautzen.

Als die Kunde von dem, was im Reiche geschehen, nach den Marken kam, nämlich daß die Baierschen einen Gegenkaiser aufgestellt, den die Fürsten gekrönt, und er war in Frankfurt gekrönt worden, erhob das nicht wenig den Muth derer, die zu Ludewig hielten. Es war ein Stoß, der wiederkrachte an allen Enden; ein Funke, der durch's Herz zückt, auch die Fingerspitze und die Zehe am Fuß fühlt es. Denn nichts Großes geschieht für den Fleck, und die Stadt oder das Land allein, wo es sich zuträgt, vielmehr es ist geschehen für alle Welt, und wirkt dahin; nur daß es jetzo schnell wirkt und ehedem ging's langsam.

Die drei treuen Städte, Spandow, Brietzen und Frankfurt dünkten sich nicht wenig. Das baiersche Banner flatterte auf ihren Thoren ellenlang an Stangen, die wie Maßbäume ausschauten. Die von

der Ritterschaft, welche zu der Baierherrschaft hielten, hoben auch ihre Köpfe, und wer's vorhin nicht gewagt, jetzt stachelte es ihn, daß er es den Leuten zeige. Ja, Mancher, der vorhin nicht das Maul aufthat, als doch Ludewig im Lande war, jetzt schrie er's in die Weite, daß er baierisch sei. Ist's mit dem Muth eine eigene Sache. Manche sind zu jeder Zeit muthig, manche immer feig; das ist so geboren. Aber viele sind heut muthig, und erwartet man Morgen, daß sie's auch sind, da fährt ihnen plötzlich das Herz unters Wamms. Und item umgekehrt. Das ist so Schickung, und den will ich glücklich preisen, dem der Muth immer ankommt, wann er ihn zeigen soll.

Der treue Voigt, Herrmann von Wulkow und die Ritter aus dem Oderbruch und dem Lan[illegible] Lebus zogen aus Frankfurt in hellen Haufen durch's Land und neckten die Städte. Petkin Osten und ein Wedel von drüber der Oder, die hatten Gesindel zusammengerafft, Gott weiß woher, und wie's zu der baierischen Farbe kam, sie streiften durch die Mittelmark und von der Zeuche bis zur Ukermark. Wer ihnen in die Hände fiel, mußte auf die Knie fallen und beten für Kaiser Günther, der allein Kaiser sei, und Karl sei abgesetzt, von Rechts wegen. Item schwören, daß Ludewig der Baier allein Mark-

graf sei, und den alten Woldemar in die Hölle wünschen. Das that jeder schon; denn was thut Einer nicht, wenn ihm das Eisen über'm Halse schwebt und es kostet ihn nichts als ein Wort; und die Junker hatten ihre Kurzweil dran, wie die Kaufleute dem Kaiser abschworen und ihren Markgrafen schimpften. Aber wenn sie an ihre Packwagen gingen, um zu sehn, wie sie sagten, daß nichts Baiersches drin sei, dann schrieen sie und lamentirten, und um ein Stück Tuch setzte Mancher sein Leben zehn Mal dran. Ein Kaufmann ist allerwärts ein Kaufmann, und Räuber sind allerwärts Räuber. Wer nur ein Paar Leute zusammenbrachte, die auch nichts zu verlieren hatten, und sie gehorchten ihm, der nannte sich einen baierschen Hauptmann, und lagerte auf den Straßen und brandschatzte, und war doch weg und verschwunden, wenn sie aus den Städten ausrückten.

Und die Grafen von Lindau besetzten Ruppin im Namen Ludewigs; auch Gransee einmal, daraus sie aber nachmalen wieder fort mußten, und streiften durchs Havelbergische, bis an die Elbe. Dazu zogen sich die Meklenburger aus der Priegnitz zurück, darum, weil der König von Dänemark, Ludewigs Schwager, den Meklenburger gezwungen, daß er sich vom Bunde losage. Er that es ungern, nicht

aus Liebe zum alten Woldemar, sondern aus Liebe zur fetten Priegnitz. Die besetzten nun die Grafen von Ruppin. Ja es hätte schlimm gestanden, um das Haus Anhalt und den alten Markgrafen, so der nicht gleich einem jungen Manne, zu Roß und überall gewesen wäre, wo es Noth that, trotz des Winters und des Schnees, der hoch lag, und der grundlosen Wege, wo er schmolz. Der alte Mann ritt acht, zehn Meilen in einem Tag, und wo er ankam, und die Leute waren schwierig gewesen, er brauchte sich nur zu zeigen und zu sprechen, da war die Ordnung wieder hergestellt.

Also hielt er die Mark, und die Städte hielten treulich zu ihm und die Mehrzahl der Ritterschaft; und wo er mit seinen Reisigen erschien, wichen die von der Widerpart in die Wälder oder über die Flüsse. Daß die Mecklenburger abzogen, war ihm gar nicht unlieb. Denn sie lagen wohl, dem Namen nach für ihn, in Wahrheit aber für sich auf der Maß in der Priegnitz; und leichter meinte er die Ruppiner auszutreiben als Rebellen, denn die Mecklenburger als Freunde.

Darauf kam die andere Kunde in die Mark, daß der Gegenkaiser an Gift erkrankt sei, bei Eltwill am Rhein, und er dem Reiche entsagt und in Frankfurt, da man ihn wählte, verstorben und be-

graben. Da zog Mancher sächtchen über Nacht die Baiersche Fahne von der Stange, und wartete der Dinge, die da kommen würden. Die an den Anhaltinern hingen aber, frohlockten, und sandten Verordnete an den alten Markgrafen, daß sie ihre Freunde ausdrücken sollten. Woldemar, der Alte, empfing sie gnädig, aber er sagte, daß sei er gewärtig gewesen, daß es so kommen müsse; denn wer die Hand aufhebe wider den Herrn, den strafe der Herr.

Viel Boten ritten dazumal hin und her, und die baierisch Gesinnten schöpften doch wieder Athem; denn es hieß von Abkommen und Verträgen, zwischen Kaiser Karl, der obgesiegt, mit den Baierherzögen. Aber laut wurde darüber nichts, und was der eine sagte, das leugnete der andere. Einen Fürstentag ließ der Kaiser ausschreiben nach Spremberg und einen andern nach Bauzen; dort wolle er die Sache vertragen lassen. Da forderte er auch den alten Woldemar vor: daß er komme und sein Recht vertheidige. Woldemar aber blieb in der Mark, und ritt nicht nach Spremberg und nicht nach Bauzen.

Das dünkte Einigen kühn, denn eines Kaisers Wort müsse Jeder gehorchen, Andere aber sagten: er hat des Kaisers Wort für sich, und so der Kaiser gegen ihn spräche, kann er sich mit dem Kaiser vertheitzigen. Die Rechtsgelehrten aber sagten. Er

iſt im Beſitz, und wer beſitzt, der ſoll nicht aufſtehn; ſonſt ſetzt ſich ein Anderer auf den Stuhl.

Woldemar ſagte gar nichts, er waltete und that im Lande, als ein Fürſt ſoll, und die ſchwere Zeit es zuließ. Seine Vettern, die von Anhalt und Sachſen, die ſeine Erben werden ſollten, — man wußte nur nicht wer und wie — die zog er in allen wichtigen Dingen zu Rathe, und hörte ſie aufmerkſam an und lobte ihre Meinung; aber ſo man nachforſchte, ſo that er, was ihm recht dünkte. Und ſo ſie ſich wunderten, daß es nicht ſei, was ſie gewollt, ſo bewies er ihnen, daß ſie es ſo gewollt. Und er berief die Stände der Marken nach dem alten Berlin. Dort wollte er mit ſeinen Lieben Getreuen tarefahrten, und verhandeln zu des Reiches Beſtem und feſtſetzen, und niederſchreiben laſſen, wie es bleiben ſolle für alle kommende Zeiten.

Nach Sprembera und nach Bautzen ging er aber darum nicht, meinten Einige: weil der Erzbiſchof von Magdeburg ihm heimliche Botſchaft ſenden ließ, er möge nicht erſcheinen, ſo auch der Kaiſer ihn lade und wieder lade. Denn das müſſe Karl thun, weil er's den Fürſten zugeſagt im Vertrage am Rhein. Aber er vergebe ſich des Rechtes, das er inne habe, ſo er erſcheine, und der Kaiſer ſelber wünſche es nicht. Der werde, als ein kluger Mann,

die Fürsten hinhalten mit Worten und Verheißungen, und nimmer zugeben, ob er's auch zum Scheine ihnen versprochen, daß die Baiern wieder in der Mark herrschten.

Woldemar that übel, daß er nicht nach Bautzen ginz. Er traute dem Flüstern des Magdeburgers nicht, aber er traute sich selber. „Der Böhme kann und darf mich nicht verlassen, und wenn" — er noch mehr vor sich; aber er hat es Niemandem verrathen.

Zu Bautzen in der Lausitz kamen so viel Fürsten zusammen, als Häuser in der Stadt sind, und so viel Sprachen hörte man, und so viel Sinne gab es. Nur die Sprache, die in den Gassen geredet ward, die hörte man nicht in den Fürstensälen. Denn die auf den Gassen sprachen wendisch, von den Herren aber verstand das kaum Einer.

Zu Spremberg im Spreewald hatten die Gelehrten den Woldemar für einen untergeschobenen Mann erklärt, und dasselbe thaten sie zu Bautzen; alles, wie sie sagten nach fürgebrachten Beweisen und gültigen Zeugnissen. Und wenn die Gelehrten das an der Tafel fürbrachten, schlugen die Fürsten und Herren, die seine Feinde waren, mit ihren Stahlhandschuhen auf den Tisch, daß es ein schreckhaft Ger[illegible] gab. Dann aber brachten andere Rechtsge-

lehrte andere Gründe für, und dann ſchlugen die zum Hauſe Anhalt hielten auch ſo auf den Tiſch, daß die Fenſter klirrten. Es mußte ein fein Ohr ſein, das heraus hörte, wer ſtärker ſchlug, und mehr Lärm machte. Es hörte keiner zu auf die Gründe, als der Kaiſer allein; und wenn man meinte, es ſei abgethan, warf er ſo ſeine Fragen auf, ſo die Klügſten ihm nicht gleich beantworten konnten.

Pfalzgraf Ruprecht der Aeltere ſaß dem Gericht vor, als es im Deutſchen Reiche Herkommen iſt; aber ſie waren nicht mit ihm zufrieden, denn er ſah immer auf den Kaiſer und achtete, was der winken würde. Der aber zog es ſtets in die Länge, und wenn ſie hitzig vom Streit waren, und ſie ſich durſtig geſchrieen, dann war unvermerkt Mittag worden, und er ließ die Trompeter blaſen zur Mahlzeit. Eines Tages aber wurden ſie gar heftig, und drängten die Widerpart und den Kaiſer in die Enge, und es war noch nicht Mittagzeit. Ludewig der Baier ſelber, den's zunächſt anging, ſprach wenig, außer, daß er zuweilen auffuhr und ſchimpfte. Sonſt lag er im Seſſel und gähnte, oder ſah zum Fenſter hinaus. Deſto lauter war er bei Tafel und ſchien's, als wär er ein Herz und Sinn mit ſeinem Todfeinde Karl geworden, der ihn, das muß man geſtehn, über die Maaßen auszeichnete. Aber Ludewigs

Freunde, sein Bruder, der Römer, Herzog Erich von Sachsen Lauenburg und vor allem der König von Dänemark*), die gingen Karl so zu Leibe, daß er sprechen und entscheiden solle, da es ja offen zu Tage liege.

„Sag mir Einer, fuhr König Woldemar von Dänemark auf, das soll ein heilig Römisch Reich sein, wo, der sein Haupt ist, die Heiligen lästert."

„Euer Liebden, mein Vetter von Dänemark, Eure Zunge geht durch" fiel Karl ihm ins Wort.

„Vielleicht haben die Heiligen in Deutschland eine andre Sprach. Bei uns im Nordland haben sie gepredigt, daß ein Christ soll wahr sein und recht thun. Und der über ein christlich Volk herrscht, soll ihm vorangehn in Tugend und Wahrhaftigkeit. So er schlecht ist, das mag hingehn, der Herrgott läßt seine Sonne scheinen auf Schlechte und Gute, und so er schlecht thut, giebt er den andern eine Lehre, wie sie's nicht nach thun sollen. Aber so er das Volk verführt zum schlechten Glauben, dann ist er ein Diener des Satans, und, hilf mir der Himmel, er verdiente —"

„Was, lieber Vetter! sagte Karl. Sprecht es aus, was ein solcher Fürst verdient. Kann's doch

*) Österreich.

nicht zu arg sein, so er sein Volk verführt zum Irrglauben. Denn von dem Ketzerthum bewahre der gütige Gott das deutsche Volk."

„Wer redet vom Ketzerthum! Wir schlichten hier —"

„Nicht über Bann und Interdict, sehr richtig Euer Liebden. Das steht dem zu allein, dem Sanct Petrus den Schlüssel gab zum Lösen und zum Binden. Damit will ich nichts wider Eure Ehr gesagt haben, liebe Vettern von Brandenburg und Baiern. Ihr wißt, was an mir, thue ich und will's thun, daß der heilige Vater den Bann von Eurem Haupte nehme. Ja so Ihr wollt, wir reiten zusammen nach Avignon, und Ihr sollt mit Eurem Sachwalter zufrieden sein."

„Was schert mich der Papst und Avignon! rief der Däne. Ein König bin ich und kein Pfaff, und Ihr seid ein Kaiser, und will's Gott, kein Pfaff! Ein Pfaff lügt und trügt, ein Kaiser soll — bei allen heiligen Königssöhnen, daß ich's raus sage, daß Ihr einen Betrüger unterstützt habt, und ihm ein Land zu Lehn gegeben, wo der rechte Herr da war."

Die von der baierschen Seite freuten sich. Einige lachten, die andern murmelten gar: „So ist's recht." Ludewig saß vergnügt in seinem Stuhl; seinem Bru-

der, dem Römer, war's nicht recht. Er meinte, der Däne möge, so gut er's meine, das Spiel verderben.

„Das sind vergeßne Dinge," sprach er, laßt die jetzt ruhn.

Aber Karl erhob sich: „Wer ist der Betrüger, wer der Betrogene! Dank Euch, Vetter von Dänemark, daß Euer Zorn überwallte. Wärs nicht über Eure Lippen kommen, wie hätt' ichs lesen sollen, was Euch drückte, und es drückt doch meine Ehre auch. Wohl dem Fürsten, der solche Freunde hat, und wehe dem, der des Volkes Stimme nur hört, als das dumpfe Gemurmel der Brandung. Er weiß nicht, was sie meinen, und kann sich nicht vertheidigen, wider Anschuldigungen, die er nicht kennt. Einem Betrüger hätt' ich ein Deutsches Reichsland zum Lohn gegeben, das meint Ihr! Und mit gutem Vorwissen, absichtlich, boshaft und voll Tücke, wider meinen edlen Freund, der es mit Recht besitzt, ja jetzt doppelt mit Recht, da er's zum zweiten Mal aus meiner Hand empfängt! Ei, seht mich an, Vetter von Dänemark. Ihr schlagt die Augen nieder, weil Ihr Euch schämt, mich solcher Untreue zu zeihen. Nein, seht mir klar ins Aug. Schau ich wie Einer, dem Gottes Gericht nichts gilt? Ich nahms als seines Zorns Verhängniß, als die Fürsten

mich des Reichs entsetzten und jenen Günther, Gott habe ihn seelig, mir zum Widerspiel wählten. Er starb. Nun wäre ich Kaiser gewesen. Wer wollt's mir wehren! Nein, ich ließ mich von neuem wählen. Sieht das nach einem Betrüger aus. Und was Ihr von jenem Falle denken mögt, ich meine von dem Manne, über den dies hohe Fürstengericht entscheiden wird, ist er mein Sohn, mein Bruder, Vetter, Neffe? Hat er mich bestochen? Bezaubert? Gütiger Himmel, so gleichgültig als der Löwe dem Spiel des Frosches zusieht, der sich in der Sonne bläht. Möcht er zerplatzen in seiner Eitelkeit, wenn all das wahr ist, was die Zungen wider ihn aussagen, und ich zweifle nicht, obwohl ich Niemand unrecht thun möchte. Ich bin kein Fürst, der in eigenwilligem Trotz allein Recht haben will, und keinen Andern hört. Ich horche und höre auf jede Stimme, und was die Besten sagen, das ist meine Meinung, der hochwürdige Otto von Magdeburg, Albrecht von Dessau, Rudolf von Wittenberg, die sind Einem Gewährsmänner. Mit denen zankt, fragt sie, woher sie's wissen. Sie sind alte Leute, kannten den alten Markgrafen, von Gesicht zu Gesicht. Auf ihr Wort baute ich Häuser, auf ihren Eidschwur schwor ich wieder."

Da gingen die Thüren auf, die Trommeter

bliesen zur Mahlzeit. Hätten sie nicht geblasen, der Kaiser hätte noch viel länger geredet. Nun faßte er den König von Dänemark unter den Arm, wie ein Freund dem andern thut, den er ehren will, und führte ihn selbst zur Tafel, und dort ließ er ein hohes Kelchglas füllen und trank's ihm zu.

„Jeder seinem besten Freunde!" sprach er. Und der ist der beste, der kein Blatt vor den Mund nimmt. Denn wer nur Liebes uns hinterbringt, daß er uns schmeichle, der hintergeht uns, und thut uns keinen guten, sondern einen schlimmen Dienst, zumal uns Fürsten, die wir so selten die Wahrheit hören."

Bei Tisch hatte man den Kaiser noch nie so gnädig gesehen als heute. Sagte Jedem etwas Angenehmes, zumal aber den Baierfürsten, mit denen er viel scherzte und von den Marken sprach, wie sie das Regiment führen möchten und drin walten, daß sie Nutzen draus zögen. Kamen sie aber auf den alten Markgrafen zu sprechen, so war's, als mein er, die Sache sei abgethan; und als der Wein sie lustig machte, spottete er leis über ihn und seine Art. Deß waren die Baiern sehr froh. Sie glaubten, der Wein, der ein Verräther ist, schwatze die Wahrheit aus.

„Nun, Euer Majestät, läßt sichs nicht länger

hinhalten, sprach nach der Tafel der Kanzler. Der Pfalzgraf muß den Ausspruch thun."

„Weil der Däne sein breites Maul aufthut."

„Weil des deutschen Reiches Ehr, auf dem Spiel steht."

„Meine kümmert dich wenig" sprach der Kaiser.

„Des Kaisers Ehr ist, mein ich, verwachsen mit der Nation Ehre."

„Da hast du recht. Der Frosch soll platzen. Aber ich meinte noch nicht."

„Worauf wartet mein kaiserlicher Herr?"

„Diese zähen Menschen begreifen, daß ihnen Brandenburg nichts nutzt, daß es ihre Blutlast ist; sie sehn mit hellen Augen, daß sie das störrige Volk nicht unterdrücken; die Disteln schießen unter ihrem stählernen Fuß wieder auf. Der Ludewig wankte schon einmal."

„Aber den Römer, seinen Bruder, zwingt mein Kaiser nicht zur Einwilligung. Vergebne Mühe Herr, jetzt verkauft ers nicht, Brandenburg so wenig als seine Ehre. Um Eure handelt sich's. Das Aergerniß wird täglich größer. Schon murren die Fürsten, daß ein fremder König, der Däne, kommen muß, um Gerechtigkeit zu schaffen. Sie fragen ist Deutschland nicht groß genug, hats nicht gerechte Männer, um selbst Recht zu finden?"

„Das ist schlimm" Karl stand auf.

„Es wird noch schlimmer, mein kaiserlicher Herr. Als ich vernehme wollen die von Anhalt und Sachsen an dem Schweden geben. Den König Magnus Smek wollen sie zum Schiedsmann anrufen —"

„Das sollen sie nicht," sprach der Kaiser.

„Um Euer Ansehn wär's gethan."

„Des Reichs Ansehn, Kanzler. Brandenburg ist mir lieb, als mein Augapfel. Und ich muß es haben, Aber der Schneebarbar, der Tyran Magnus, unter dem seine eigne Völker blutige Thränen seufzen, so wenig als der Czaar von Moskau, soll der über Deutsche sprechen! Ich wills, bei Gott, ich wills. Sag du's den Fürsten."

Da drängten sich die Fürsten und Herren andern Tags, als sie den Rausch verschlafen, in den Saal, gewärtig daß der Pfalzgraf das Urtel sprechen werde. Aber der Pfalzgraf ließ lang auf sich warten, und da er kam, kam er ohne den Kaiser, und von Mund zu Munde gings, der Kaiser sei über Nacht abgefahren nach Prag.

Der Pfalzgraf sprach kein Urtel, aber er lud die Herren zum Fürstentag nach Nürnberg. Da sollten sie um Ostern erscheinen, und Woldemar, der sich Markgraf von Brandenburg nenne, solle gela-

den werden bei des Reiches Acht, daß er sich vertheidige, wider schwere Anschuldigungen, und was wieder die Drohungen waren, die klangen schreckhaft.

Da ging ein Murmeln durch den Saal, und Blicke sah man, die waren wie Blitze. Und dann kam der Donner nach, Flüche und Verwünschungen. Schrieb ich sie auf, Ihr glaubtet's nicht, daß Fürsten und Herren so auf ihren gekrönten Kaiser schimpfen mögen. Heute schrieen sie: Hochverrath; und das Reich ginge zu Ende, wenn man's dulde. Und es gäbe schreckliche Prozesse. Damals krähte kein Hahn danach, denn es gab noch keine Zeitungen, und daß Reich ging darum nicht unter. Ludewig der Römer ward kirschbraun und konnte kein Wort fürbringen. Erich von Lauenburg drückte den Kanzler an die Wand, daß der sie betrogen habe, wegen dessen, was er gestern gesagt. „Gnädigste Herren! stammelte der. Was kann ich dafür, er hat sich über Nacht anders besonnen."

„Und mit Rechten," rief Pfalzgraf Ruprecht, der genug zu thun hatte, daß er die Herren zu Sitte und Ordnung hielt. „Und mit Rechten, sag ich, aber und abermals. Denn nach Sachsen- und Schwabenrecht, muß der Angeklagte dreimal geladen werden, ehe daß ihn der Richter verdammt. Das

ist der Deutschen Gesetz. Gott schütze des Reichs uralte Satzungen!"

„Gott schütze die Schnecken! rief zornig der Dänenkönig. Sie kommen auch zum Ziel."

„Aber Sanct Gürgen auf 'ner Schnecke, da lebte der Lindwurm heute noch, schrie Ludewig von Brandenburg."

.....

Zehntes Kapitel.

Der grüne Sommerfleck.

In der Wüste giebts grüne Stellen, wo der Thau die Gräser tränkt, Quellen aus den Felsen sikern und Blumen blühen darum, und Vögel singen in den Büschen. Oasen heißen sie, und solcher Oasen gieb'ts in allen Wüsten; auch in der Wüste in dir. Der Himmel lacht dich bisweilen blau an, und du lachst wieder, seiest du auch noch so trostlos. Das arme Menschengeschlecht verginge ohne die grünen Flecke, darauf die Sonne strahlt und die Vögel zwitschern in den Büschen, als sei Lust und Frieden ringsum.

Ja, es sah schreckhaft aus in den Marken um das Jahr 1350, eine graue, zerrissene, unsichere Wüste so weit das Auge trug; aber glückliche Oasen gab es doch, und glückliche Menschen, deren Seeligkeit wohnte in ihnen. Meine Aufgab ist schwer, denn ich soll Euch malen die Zeit, und die, so die

Zeit machten, das sind finstre, herbe Bilder, Gestalten, die lange Schatten warfen. Beim Sonnenlicht, wo es einmal freundlich mit der jungen Saat spielte, darf ich nicht lange weilen.

Aber im Vorübergang nach dem alten Berlin, wo die Stände sich versammeln, laß ich Euch einen Blick thun auf ein glücklich Plätzlein, wo der Flieder duftete, und der Jasmin knospte und Finken und Zeisige sangen, und die Lerche stieg in die Lüfte. Hochästige Linden rankten an dem alten Schlosse auf, und es war lieblich drunter zu wandeln, wenn die Sonne durch ihr Laub schien auf den Purpur seiner Rosen. Wo der Platz war und wie der Bach heißt, der sanft durch den Garten rieselte, was kümmerts Euch. Der Flieder blüht nicht mehr, der Jasmin ist ausgereutet, die Linden sind gefällt, das Schloß ist zerstört, und du gräbst umsonst nach Schätzen. Kaum daß du Steine findest, die dir sagen, wo die Grundmauern standen.

Da durch die Büsche flog es; wärs ein flüchtig Reh, so hell blitzten die Augen, wars ein Vogel, so lieblich klang der Ton; nein, es war eine junge schöne Frau, die sang und sprang, als voller Lebenslust. Aber nicht als ein Schmetterling der flattert und weiß nicht wohin. Sie schoß durch die Büsche, als ein schlankes Reh, da sie einen Mann

sah, der stand am Baum gelehnt, und sah trüb vor sich hin. Der Mann war Heinrich, das Weib, deren Wangen jungfräuliche Anmuth rötbete, und deren Augen Seeligkeit und holde Schalkheit wiederstrahlten, war Adelheid. Sie hatte ihn erreicht, und beide Arme auf seine Schultern gelegt, eh ers bemerkt, daß Einer auf ihn zukam. Mit dem holdesten Blicke, süß geschwellt von Liebe, und doch getrübt ein weniges, von einem Etwas, sah sie ihn an:

„Ertappt! Siehst du, nun kannst du's nicht mehr läugnen, du schaust betrübt."

„Ich schaute ins Abendroth, Lieb. Die Sonne blendete mich."

„Hat dir die Stirn auch in Runzeln gezogen?" Sie fuhr mit ihrer weichen Hand über seine Stirn. „Heinrich, ach, und du seufzest."

„Müssen wir nicht scheiden? Morgen reite ich nach Berlin — zum Fürsten."

„Und übermorgen, als du mir verheißen, darf ich mit der Eufemia Buch und dem alten Sydow dir nachkommen. Darum seufzest du nicht, denn du warst schon oft bei dem Fürsten, wochenlang und im Krieg, und mein Herz bangte, und deines auch; aber wir freuten uns Beide auf das Wiedersehn."

„Wir werden uns Wiedersehn, gewiß, mein Lieb."

„Und doch bist du traurig. Schon viele, viele

Tage lang, und ich zerbreche mir den Kopf, was es iſt, und mein böſer Heinrich ſagt mir's nicht. Vorige Nacht ſchrieſt du auf, und zwei Nächte vorher, am Samſtag wars, da ſtießeſt du plötzlich die Decke von dir und richteteſt dich im Bette grad auf. Mutter Gottes, wie ſtierteſt du von dir und hobſt die Hände: „Ihr hohen Richter, ich bin ohne Schuld.“ Das weiß ich, du biſt ohne Schuld, du biſt rein wie ein Engel. Aber mir graute, und als ich dich bat, dich wieder hinzulegen, da fielſt du wie ein Gerichteter um, und ſeufzteſt tief. Der Angſtſchweiß ſtand dir vor der Stirn, daß ich dich zudecken mußte, damit du dich nicht verkühlteſt. Heinrich, bin ichs nicht werth, daß du mir ſagſt, was dich bang macht?“

Er umfaßte ſie und drückte Kuß um Kuß auf Stirn, Mund und Wangen: „Ein lieb, herzig Weib biſt du. Das Weib möchte ich ſehen, das ſeines Mannes Liebe mehr verdient als du.“

„Und biſt doch nicht glücklich!“

„Wer recht glücklich iſt, mein ſüßes Weib, der meine ich, muß immer bange ſein, daß es aufhört. Und wems gar ſo zuſtrömte, als mir, und Tag um Tag brächte neues Gute, ſo ſchnell, ſo plötzlich, als hätten alle Feyen ſich verſchworen, ihm Schlöſſer zu bauen und Gut auf Gut über ihn zu häufen,

soll den nicht schwindeln, so er denkt, als rasch sie dich izt überschütteten, so rasch mögen sie's wieder nehmen. Eine gute Grille war's, und nun kommt eine böse Grille, und heut ist alles rosenroth und morgen ist's schwarz. — Ach, Adelheid, du senkst auch das Köpfchen."

Sie schwieg an seiner Brust, dann sah sie ihn klar an, und schüttelte den Kopf: „Fürchte dich nicht, Heinrich. Der Mann mag sich fürchten, der's nicht verdient, was die Feyen ihm schenken, der stolz und übermüthig drauf wird. Dem nehmen sie's wieder, als sie's ihm gaben. Du bist gut, du bist herrlich, du verdienst es. Ach, Heinrich, als ich dich da an der Schmiede sah, das ist kein Schmied als die andern, dachte ich, und weißt du, auf den ganzen Heimweg sah ich nur dich, immer dich. Und wenn ich einen Amboß hörte, und Funken sprühen sah, immer tratst du mir vors Auge."

„Und riefe nun Einer mir zu: Zurück an die Schmiede, Gesell! Würdest du dem russigen Geseller folgen, mein hohes, herrliches, lichtstrahlendes Weib?"

„Das sind deine bösen Träume. Wer wagte das? Dich, den der Kaiser zum Ritter schlug. Eines großen Markgrafen Sohn."

„Und doch vielleicht nur ein Schmied."

„Ein Schmied ist adlig. Was wären die Rit-

ter, so's keine Waffenschmiede gäbe. Lesen wir nicht im Winter die schönen Sagen von Wieland, dem Schmied, und dem Amylias."

„Das sind Mährchen, Adelheid, aus alter Zeit. Die kehren nicht wieder. Laß gut sein, ich bin wieder glücklich."

„Nein, du bist's nicht. Nun sollst du sprechen, nun entweichst du mir nicht. O Heinrich, was kümmert dich? Ist's die Mutter, die uns nicht sehen will? Sie verschließt sich ja vor Jedermann, und betet. Sie sagen, sie will in ein Kloster gehn. Hat sie uns nicht freundliche Worte geschickt, daß ihr Seegen auf uns ruhe."

„Ihr Seegen!" murmelte Heinrich.

„Oder meine Ohme? Nickte dir nicht neulich Graf Ulrich freundlich zu. Das that er nie, und hat gesprochen: Wär er nicht dessen Sohn, wahrhaftig, ich könnte den stolzen Gesellen lieb haben. — Oder — Ihr Auge trübte sich etwas — Denkst du — Graf Woldemar. O, er ist so edel und gut. Ist er nicht dein Freund geblieben?"

„Ein Engel ruht in seiner Seele."

„Nun was sonst! Fürchtest die häslichen Geschichten draußen? Daß die andern Fürsten deinen Vater — Laß es die Fürsten ausmachen. Fürchtet

sich der große Markgraf? Lachte er nicht der Drohungen neulich, daß du fast erschrecktest."

„Er lachte, und ich erschrak."

„Wie sein Auge leuchtete, und er sich in die Schulter hob. Fast übermenschlich stand er da. Die Buch, die Kleist, der alte Bardeleben wurden stumm vor Ehrfurcht. Laß den allein um sich sorgen."

„Hast du auch die Augen leuchten gesehen!" sagte Heinrich, und schaute in sich.

Da zog sie ihn auf eine Bank nieder und liebkoste ihm, und drang so fein und theilnehmend in ihn, daß er sprechen mußte.

„Ja sieh, ich bin bang, wenn ich ihn anschaue. Jemals, wenn er das Silberhaupt langsam schüttelte, wenn das helle freundliche Auge, als ein Sonnenschein, auf mir ruhte, da war mir wie allen zu Muthe, als müsse das Herz sich aufschließen von selber, und ihm entgegen springen; mein Herzblut hätte er fordern mögen. Nun ist er ein Anderer."

„Er ist so gütig gegen dich, übergütig."

„Sahst du ihn, wenn er auf- und niederschreitet, die Brust erhoben und den Kopf zurück; wie er verächtlich anblickt, wer ihm widerspricht; wie er auflacht, voll Spottes um den Mund, so etwas zutraf, als er gesagt, und die Andern hatten anders

gesagt. So dünkt mich, müßte der große Woldemar nicht thun."

„Er ist dein Vater, Heinrich."

„Mein Vater! Und was vermessen er spricht, als sei er ein Prophet und könnte nicht irren. Was sie mir vom alten Woldemar erzählten, der war ein Mensch, als wir. Leicht brauste er auf; der ist immer ruhig. Er vertrug Widerspruch, so er auch anfangs zornig wurde. Und dieser lächelt fein, so einer wagt andern Sinns zu sein, als acht er's nicht, und könne Keiner mehr wissen und klüger sprechen."

„Heinrich, lieber Heinrich, wohin irren deine Gedanken?"

„Wünschte — ach Adelheid — ich wünschte, ich könnte in den Tag hineinleben als die Andern. 'S mag sein, daß mir das wunderbare Schicksal den Sinn verrücket hat, oder als wär ein Sinn aufgewacht, daß ich nun klarer sehn muß."

„Bete, bete, lieber Mann, daß du nicht in Anfechtung fällst."

„Die kann doch nicht vom Bösen kommen."

„Er ist dein Vater, Heinrich!" wiederhohlte Adelheid.

„Wär er's nun nicht!"

„Christe im Himmelreich! Was du sprichst. —

Du fieberst — Nein, deine Hand ist kalt. Wenn er nicht dein Vater wäre, was hätte er dich, grade dich hervorgezogen. Und so ehrt er dich und zeichnet dich aus, daß die Edlen neidisch sind."

„Vor den Leuten! Bin ich allein bei ihm, ist's als versänke die Liebe, so er mir zeigt, in einen tiefen Brunnen, als lagere sich Eis um seine Augen, um seinen Mund. Wär ich sein Sohn, heiliger Gott, es drängte mich doch, das Eis zu sprengen, ich stürzte ihm um den Hals, ich drückte ihn an die Brust, ich küßte seine gütigen Hände. Es drängt mich nichts, Adelheid. Mein Blut wird kalt, mein Blick immer klarer. Ist mir's, als schau ich in sein Inneres."

„Heinrich, du hassest deinen Vater."

„Ich hasse ihn nicht. Schlimmer vielleicht, wenn es ist, es ist mir, als wär er nur der Schatten meines Vaters."

„Du bringst ihn auf wider Dich, darum, daß du ihn nicht achtest."

Heinrich schüttelte den Kopf. „Neulich, wir hatten viele, wichtige Dinge gesprochen vom Land und seinem Frieden, und er redete so klar, als man in einem Spiegel ein Ding wiedersieht, da ergriff mich's, daß er doch ein großer würdiger Fürst sei. Wollte ihm ehrfurchtsvoll die Hand küssen, zum Abschied.

Aber er zog sie rasch zurück: „„Dir ziemt das nicht,““ sprach er, nicht zornig, aber ernst, und stand auf. Drauf ergriff er die Kerze und leuchtete mir hinaus, denn es war späte Nacht, und alle Kämmeriere schliefen. Ich wußte nicht, was es sollte, und an der Treppe neigt er sich, als sei ich ein fremder, großer Herr.“

Heinrich schwieg, und Adelheid schwieg auch. Da klapperte hinter den büschigen Bäumen eine Mühle lustig im Winde.

„Die Leute nimmts Wunder, sprach Adelheid nach einer kleinen Weile, was der Müller drauf gehn läßt. Sein Weib, trägt ein Latz von Silberstickerei, und wenn er zum Markt reitet, schaut er als ein Edelmann aus. Sie sind nicht gut auf ihn zu sprechen. Der Reichthum führt in Versuchung und Streiche sagen sie, und Niemand weiß doch, wo er's her hat.“

„Ein schlauer Mann, als die Müller wohl sind, entgegnete Heinrich. Doch entsinne mich, daß ich ihn schon ehedem sah.“

„Denk dir, Heinrich, sie sagen, er habe das Geld vom Markgrafen. Er hat von den Bredows viele Morgen gekauft zur Mühle, Korn und Wieseland. — Du siehst wieder so vor dich hin. Was kümmert dich der Müller?“

Heinrich ſeufzte.

„Mutter Gottes, er wird doch kein ſchlechter Mann ſein, der einen guten Mann erſchlug, um ſeiner Habe willen.“

„Ich hoffe, er wird kein ſchlechter Mann werden.“

„Du weißt mehr von ihm.“

„Von ihm, nichts, gar nichts. Er kümmert mich nicht. Der Abendwind wird kühl, laß uns in's Schloß.“

„Die Luft iſt ſo lau. Hör' wie die Blätter ſpielen im Winde. Hat er das Geld vom alten Markgrafen? O, ſag es mir. Ich bitte dich recht ſchön darum. Sie erzählen ſich, der Woldemar habe eine Nacht auf der Mühle zugebracht, als er letzten Winter im Schnee verirrte. Da hätte ſich der Müller mit ihm eingeſchloſſen, und viele Stunden mit ihm geheim geplaudert. Kein Menſch hat horchen dürfen. Nur ſein Weib iſt einmal rauf gekommen in die Stube, und als ſie wieder kam, hat ſie roth geweinte Augen gehabt; der Markgraf ritt fort, ehe der Morgen graute, und ſeitdem iſt der Müller ſo hochmüthig und zeigt das viele Geld. Aber wer ihn darum fragt, den lacht er aus, und ſagt, ſeine Mühle ſei viel zu ſchlecht, als daß ein großer Fürſt darin übernachten ſollte. Heinrich,

was iſt's, mir kannſt du's ſagen. War's der Markgraf?"

„Bete du, Adelheid, bete du, lieb Weib mit mir, daß die böſen Geiſter keine Macht haben über gute Menſchen. Komm in die Helle, am Feuerheerd, dort, nicht hier, was mir das Herz preßt."

Sie ſaßen am praſſelnden Feuer und die Flammen ſpiegelten an der Rüſtung, die, hell polirt, an der Wand hing. Da ſprach Heinrich:

„Sieh Adelheid, es wäre ſchrecklich, wenn alles ein Traum geweſen. Manchesmal denk ichs, daß ich eingeſchlafen wäre unter dem Baum im Walde, da ich aus dem Dorfe lief, und in dem Baume hauſten Geiſter, als wie es in den Sagen heißt. Die hatten Kreiſe um mich gezogen, und giftiger Nebel war aus der Erde aufgeſtiegen, und Nachtvögel hatten Zauberlieder um mich geſummt. Da wäre der junge freundliche Weidmann zu mir getreten, der drauf ein edler Fürſt ward: die Freien im Walde, der Dom von Magdeburg, der Markgraf, die Fürſten und der große Kaiſer und der eine ſchlug mich zum Ritter und der andere machte mich zum Grafen — und alles wäre nur Traum geweſen, und nun ſollte ich wieder unter demſelben Heren-Baume erwachen, und wäre ein armer Schmie-

degesell, der nicht hat, wo er den Kopf hinlegt. Saz wär's nicht schrecklich?"

Sie hatte ihm aufmerksam zugehört, aber nicht furchtsam, sondern ihr Auge lachte ihn groß und schelmisch an, und ihr Mund hatte sich geöffnet, und zeigte ihm halb die schönen Perlenzähne: „Und was wär's schrecklich, du böser Gesell. Ich war doch kein Traum unterm Zauberbaume. Mich hatteſt du ja schon gesehen vor der Schmiede; also ich bin wahr, ich verschwinde dir nicht, wenn der Zauber verraucht."

„Du bist wahr, sprach er, das wahrste, liebste Weib. Aber wär's nicht schrecklich! Fühl's in mir deutlich, hell, daß ich zum Ritter geboren bin, und nun jagten sie mich fort aus den Schranken. Die hochmüthigen, hohnlächelnden Gesichter. Und doch wärs nicht so schrecklich, als wenn sie ihm, dem großen, herrlichen Fürsten, das ist er, dem fürstlichen Greise, du sahst nie solch ein silberweißes Haupt! den Purpur von der Schulter, den Hut vom Haupte rissen! Der müßte als ein — pfui — weh!

„Sie werdens nicht, sie dürfens nicht."

„Neulich Abends streift' ich durch die Wiesen; kam an des Müllers Haus vorbei. Der zechte mit Etlichen. Durchs helle Fenster sah ich ihn, durch die dünne Wand hörte ich was sie sprachen. Ich

mag den Mann nicht, der immer mehr wissen will als alle. Sie redeten vom Markgrafen und dem Wunder, das Gott gethan, zu Gunsten dem Lande. Da rief der Müller, der Wein im Kopfe hatte: „„Oder ein anderer thats.““ Nun, da sie zankten, schlug er auf den Tisch: „„Was gebt Ihr mir, und er gehorcht mir. So ich rufe, muß er an die Thür klopfen, und sag ich: herein, tritt er über die Schwelle und zieht den Hut ab.““ Sie schrieen auf ihn ein. Ich hörte nur halb. Aber das hörte ich doch, als er mit seiner häßlichen, gellenden Stimme schrie: „„Hab ihm die Worte abgelauscht, drauf er erscheinen muß, vor seinem Meister, und säß er neben dem Kaiser auf dem Thron, er muß kommen.““

„Alle gute Geister!“ rief das junge Weib, und faltete die Hände.

„Laß uns beten, mitnander in der Kapelle.“

„Mutter Gottes, schütze uns.“

„Ihn, Adelheid! Für ihn wollen wir beten.“

„Laß den Müller kommen, Heinrich.“

„Was kümmert mich des Müllers Gespräch. Ich wußt' es längst, ich hatte es geahnt. Ach, ich kämpfte und rang damit, als Einer ringen mag mit einem Fieber, mit dem Wahnsinn, er will ihn nicht aufkommen lassen — nun gehts nicht mehr. Die Herrlichkeit Gottes, die auf seinem Antlitz strahlte, mein

Auge sah es ja, das sie nur von einem Spiegel kam, den der Böse hinhielt."

„Heinrich, mein Heinrich, so er ein Zauberer ist, bleibe bei mir."

„Ein Zauberer, ja, aber ein großer Zauberer, den Gott auf die Erde ließ, daß er eine künstliche Sonne mache, wo Nacht ist. Das Eis schmilzt, die Gräser knospen, die Blumen blühen, die Vögel singen wieder. Ein Zauberer, der Muth haucht in eines Volkes verzweifelnden Sinn, der die Bösen straft, und Oel gießt ins Herz der Guten, der richtet nach Gottes Vorbild, und waltet wie seine Engel, und spricht mit ihren Zungen. Gott schütze uns arme Menschenkinder, solchem Zauber widerstehn wir nicht!"

„Heinrich! sie richtete sich auf, und sah ihn hell an. Dich wird Gott schützen. Und ist er nun ein Zauberer, versinkt er als Traumbild, das böse Geister riefen, du wirst nicht mitverschwinden. Du hast ihn ja erkannt, Du bist wahr, von deiner schönen Stirn bis zur Sohle."

„Nein ich fühls in mir, 's ist kein Zauber an mir; ich bin wahr. Wills zeigen männiglich, daß ich werth bin, solch Gemahl mein zu nennen. Um dich, meine Adelheid, will ich's beschützen, das Schwert, das mir der Fürst, den Schild, den mir

der Kaiser schenkte. Auch ganz allein. Aber, mein süß Weib, iſt's darum minder traurig zurück zu blicken auf — Still davon! Was hinter mir, mag in Nebel und Dunſt vergehn; an deiner Seite geh ich vorwärts. Wer's ehrlich meint und gut und will, der findet seinen Weg."

„Bleibe bei mir, Heinrich, ich laſſe dich nicht zum Zauberer."

„Ich gehe, lieb Weib. Geſchworen bin ich ihm, in allen guten Dingen. Ich muß und will sein Hort sein, als weit ein Chriſtenritter gehn darf, und will als treuer Eckart ihm stehn — sei's auch, wenn der Hölle Pforten sich aufthun. Wenn ich und du Gott recht bitten, giebt er mir wohl Kraft, daß mein Arm ihn zurückreißt."

.....

Eilftes Kapitel.

Der Landtag zu Berlin.

Im hohen Hause zu Berlin saßen die Stände der Marken, Geistliche, Ritter und Städte, und auf seinem Throne der alte Markgraf. Vieles hatten sie verhandelt und Gutes. Es war nicht beim Gerede geblieben, nicht eitle Klagen und fromme Wünsche. Auf das, was Noth that, hatte er sie hingewiesen, und was noth sei, das müsse in Kürze, sonder viel Worte, geschehen. Da ward gut geheißen, daß viele Schlösser, die sie nahmhaft machten, geschleift würden; viele Zölle und Zollstädte, die zur Ungebühr entstanden in böser Zeit, sollten aufhören, und die Rechte der Stände, jedes einzeln, ward festgesetzt. Mancher Herr und manche Stad klagten freilich, und fraachen von unvordenklicher Zeit, daß sie's besessen; aber der Markgraf sprach: „Kann das ein Recht werden durch die Zeit, was in allen Zeiten ein Unrecht ist!"

Es waren lauter gute Beschlüsse und die Mehrzahl waren gute Leute, die ihr Land lieb hatten und lobten sie. Es ging ein Murmeln des Beifalls durch den Saal. Da erhob sich der Markgraf. Das Auge leuchtete groß, die Stirn wuchs, er selber schien um einen Fuß größer:

„Ihr edlen Herrn, ist da Einer unter Euch, der sagt, es sei nicht gut, was ich sage, er hebe den Arm und spreche!“

Keiner that die Lippen auf, aber sie schauten ihn an. So hatten sie ihn noch nicht geschaut. Die Hand schlug er an die Brust und hub an, nach einer Weil:

„Was seid Ihr stille, meine lieben Getreuen?“

„Hört Ihr auf das Murmeln draußen meiner Feinde? Das sind Eure Feinde. Fürchtet sie nicht, denn ich fürchte sie nicht. Und so die Wälder sich empörten, und jeder Baum würde eine Lanze wider mich, ich fürchte sie nicht. Ich führe stärkere Heerschaaren wider die Drachenheere. Meint Ihr, ich sei doch schwach? Stehe ich denn allein? Habe ich nicht Bundesgenossen? Die edlen Fürsten, meine Vettern, ruft Ihr mir zu. Gott schütze Euch und sie in ihrer Liebe und Treue. Aber mein Bundesgenoß ist stärker. — Saht Ihr den Grafen aus den Thüringerbergen, die Hand ausstreckend nach

der Kaiserkrone? Viel schöne, klingende Worte rief er zur Nation, die verblendeten Fürsten wählten ihn, die bethörten Völker riefen ihm Heil und langes Leben zu, die goldene Krone strahlte prächtig auf seiner stolzen Stirne. — Habt Ihr mich nicht da verloren? Um mich alten, schwachen Mann, der dreißig Jahr im Grab gelegen, der mit jedem Schritte ihm wieder zuwankt, den, sollte man denken, der Faustfloß eines Mannes niederwirft, um mich allein, mir mein Brandenburg zu rauben, brachen die Fürsten ihren Eid schwur, zerrissen die Völker ihre Gelöbnisse, um mich: Krieg, Aufruhr, Empörung durch das heilige römische Reich. Um mich, der keine Lanze mehr hat, den Geschmähten, Verläumdeten, rüstete sich der stärkste Kriegesheld; zu Roß setzte er sich, und setzte sein Alles dran: Ruhm, Reichthum, einen unbescholtenen Namen. Hätte ich da nicht versinken müssen, zerschmettert in meiner Schwäche! War er der echte und ich der falsche, wo in aller Welt lägen meine Gebeine, wohin hätte der Wind meinen Staub geweht! Denn Gott ist gerecht. — — Kam's so? — Habt Ihr den Donner gehört, seht Ihr den Blitzstrahl, den Gott schleuderte? Mitten in seiner Pracht und Herrlichkeit, in seinem Trotz traf er den stolzesten Krieger. Er liegt begraben als ein Em-

pörer, und ich der schwache Greis blieb Euer Markgraf."

Sie jubelten nicht auf. Es war tiefe Stille. Einigen mochte es nicht recht dünken, daß er einem Todten verrede, zumal der ein edler Mann gewesen, der Graf von Schwarzburg.

„Der Eure Haare auf dem Kopfe gezählt, der auf den Flügeln der Morgenröthe über die Welt fliegt, ich sage Euch: Deß Engelschaaren streiten mit mir. Woher sonst dieser schwache Arm so stark, woher die Rede, die Eure Herzen meistert, woher mein Wissen und Thun, das Gott wohlgefällig ist, und dem Lande ein Seegen! Sagt, ich rufe Euch zu Richtern an: hätt' ich mit Menschenkunst das vollbracht, nur das eine: daß Ihr an mich glaubt? Einige sazen, ich sei stolz. Soll ich dessen nicht stolz sein? Einige flüstern mir, ich solle für flüchtig sein, und mich fürchten. Ich fürchte mich nicht, denn ich glaube an mich und bin mir getreu. Oeffne die Hölle ihre Pforten und speie aus ihre Legionen, ich will mit ihnen kämpfen."

Da ward's unheimlich still. Einige sahen ihn sorglich an. Es dünkte sie, er sei krank, und rede als im Fieber. Was mußte der Anlaß sein, dachten sie, daß er so in Eifer ist? Wer, der an ihn zweifelte im Lande, hat's laut werden lassen? Oder

was geſchieht draußen, und uns wird's verborgen, daß er ſo in Harniſch geräth und ſich überhebt? Das hätte er nicht nöthig, die Märker halten doch treu an ihm.

Ein Züſcheln ging durch die Verſammlung von der Thüre her. Einige riefen „Stille!" denn der Markgraf wolte weiter reden, aber andere riefen: „hört! hört! eine Botſchaft."

Der Marſchall der Stände neigte ſich vor dem Throne und meldete, daß draußen ein Kaiſersbote harre, der von Prag gekommen mit einem Schreiben der Majeſtät.

Der Markgraf, der nichts gemerkt, was die Stände in Unruh brachte, und ſein Geſicht glühte, hatte die Lippen geöffnet und wollte weiter ſprechen. Da rief er unwillig auf des Marſchalls Rede: „Der Bote ſoll warten."

„Das dünkte vielen vermeſſen."

„Die Schlangen züngeln und ziſchen, ich höre ihr Singen und Pfeifen aus der Lauſitz. Und brüllten ſie, als der Löwe in der Wüſte — ſein Geſchrei iſt furchtbar — als der Schakal in der Nacht — es zerreißt das Herz — ich bin unter meinen Märkern, und höre nur ihre Sprache. Was ſoll ich fürchten, ſo die an mich halten! Die Fürſten, die ihren Eid brechen und einen falſchen Kaiſer aufſtell-

ten? Die Baiern, die vor Grimm schnauben und ohnmächtig sind als Knaben? Der Kaiser? Der wird, der kann mich nicht verlassen. Soll ich darum fürchten, daß sie in unmächtiger Wuth das Reich verwirren, daß sie Berge und Felsen versetzen möchten, um mich von Euch zu reißen? Das freut mich, und Euch sollt es auch freuen. Der plumpe Däne, hört doch, will mich entthronen. Komm er her. Ich schlug seinen Vater bei Stralsund. Sie wollen, meine Vettern, den Schwedenkönig rufen, daß er mir helfe. Bleibe er daheim im Schnee. Ich brauche keine Hülfe! — Nun ruft den Kaiserboten."

Ein Ritter, sechs Fuß hoch, in voller Rüstung, trat, klirrenden Schrittes und hastig, durch die Stände vor den Thron, in der Hand ein versiegelt Schreiben. Er neigte sich nicht um einen Zoll, da er anhub:

„Im Namen von Kaiser und Reich, ich sein Bote, Walter Heimbold, Graf von Katzenellenbogen! Dich, wer Du seiest und als Du Dich nennest, — er wies mit dem Zeigefinger auf den Markgrafen, und neigte sich auch da nicht ein Bischen — lade ich, kraft kaiserlicher Macht, zum Fürstengericht nach Nürnberg auf den zwooten Tag nach Christi Himmelfahrt, bei Acht und Aberacht, daß Du erscheinest und Recht nehmest als Du verdienest und die Anklage der hohen Fürsten wider Dich lautet. Dies zu wissen."

Drauf wandte er sich seitwärts, daß er dem Markgrafen halb die Achsel kehrte:

„Diesen Brief kaiserlicher Majestät an die märkischen Städte, so darauf verzeichnet sind. Wo ist der Aeltermann der Rathmannen und Bürger zu Berlin und Köln?"

Der erhub sich. Es war Bernhard Rode, und nahm das Schreiben, das versiegelt war.

„Das ist des Kaisers Wille, den er auch den andern Ständen durch andere Schreiben kund thut, daß Ihr Euch danach richtet und von dem falschen Manne lasset. Dies Euch zu wissen."

Und sonder Antwort abzuwarten, kehrte der stolze Bote ihnen den Rücken, und als er gekommen, schritt er aus dem Saal hinaus. Ließ sich keinen Trunk geben, als es Sitte ist, noch einen Imbis von dem Landtagsmarschall. Sein Roß stand gezäumt im Hofe, schwang sich hinauf in den Sattel, wie er die steinerne Treppe hinunter kam, und ritt, ohne den Kopf zu wenden, zum Thor hinaus.

Wohl war der Graf von Katzenellenbogen ein Dienstmann des Kaisers, aber er war auch, als sie sagten, ein Freund der Baierherzöge. Wohl war's des Kaisers Befehl, daß er den Markgrafen lüde und den Städten den Brief bringe. Aber die Art, als er's that, war nicht des Kaisers Auftrag, die,

flüſterten ſie nachmalen, war aus Freundſchaft zu den Ludewigen. Iſt ein großer Herr ſchlimm daran, daß er nicht alles allein thun kann, ſondern muß es den Dienern laſſen. Da kommt es in Anderer Mund und Anderer Hände und nimmt deren Farbe an, und was als Wohlthat gemeint war vom Herren, das wird zur Plage denen es helfen ſollte. Gott gebe jedem Fürſten gute Diener!

Als wie ein Blitz aus heiterm Himmel niederſchlägt und ein Haus trifft, daß die Fenſter klirren und die Wände dröhnen, und die drin wohnen fallen, oder ſtürzen über die Schwelle, oder ſinken auf die Knie, und halten den Athem an, vor Bangherzigkeit, wo die Flamme nun zünden werde. So war's bei den Ständen. Sie ſchauten als verſtört über das Unerwartete. Die ſahen dem Boten nach, die auf den Fürſten und ſeine Räthe, die auf die andern; alle hielten den Athem an, und keiner hatte nur einen Laut geſprochen, als ſie den Grafen von Katzenellenbogen ſchon über das Pflaſter des Hofes ſprengen hörten. Er ritt in die Oderberger Gaſſe nach Köln.

Hochroth, alswenn ein Fieber ihn ſchüttelte, war vorhin der Markgraf, jetzt war er blaß, und ſein Auge ſtierte an die Balken. Aufrecht ſtand er vorhin und ſah höher aus, denn er war; jetzt war er

zuſammengeſunken, und lehnte ſich an den Stuhl und ſank darauf hin, und ſaß als Einer, den der Schlag getroffen.

„Wer hätte das erwartet!“ murmelte Einer in ſeiner Nähe und der Fürſt, der es hörte, nickte. Aufrichten wollte er ſich wieder und ſprechen, aber die Stimme verſagte ihm. Da riefen Einige: „der Arzt! Er iſt unmächtig.“

Nun ging ein Gemurmel durch den Saal, die Ordnung war gebrochen, die Marſchälle wußten nicht, was ſie thun ſollten. Es wird lauter, und in Haufen treten ſie zuſammen, und ſprechen und ſtritten. Da hörte man von der Seite: „Der Kaiſer iſt des Reiches Oberherr. Ihm muß man gehorchen.“ Von der andern aber: „Was kümmert uns der Kaiſer, der ſich um uns nie kümmerte.“

Die von den Städten, an die der Brief gerichtet, traten zuſammen, und Einer verlas ihn:

„„Karl, von Gottes Gnaden, Römiſcher König, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs und König zu Böheim, entbieten den Rathmannen und den Bürgern zugleich der Städte Brandenburg, Berlin, Köln, Prenzlow, Paſewalk, Angermünde, Templin, Perleberg, Prizwalk, Kyritz, Havelberg, Nauen, Rathenow, Görzig, Straußberg, Eberswalde, Bernow

und zu Köpnick, unsere lieben Getreuen, unsere Gnade und alles Gute. Nachdem wir vormals den Markgrafen Woldemar, der uns als ein Markgraf zu Brandenburg fürgeben worden, auf Unterweisung Derer, die solche Rede an uns gebracht haben, belehnt haben mit denselben Marken; auch sollte ihm etwas geschehen, die hochgebornen Fürsten von Sachsen und Anhalt mit dem Anfall derselben Marken, die des heiligen Römischen Reiches eigen gewesen für manche Zeiten und noch ist; haben wir vernommen, daß dieselben hochgebornen Fürsten von Sachsen und Anhalt, um Recht zu finden und Gunst, auf den König zu Schweden gegangen sind, zu unserm und des heiligen Reiches Schaden, das davon geschwächt wird in seinen Rechten, sollte denn geschehen, daß der König zu Schweden, der kein Recht an uns hat, Urthel und gütigen Entscheid finden und geben sollte, um solche Entzweiung, welche billig und zu Recht allein vor uns und dem Reiche entschieden wird. Nachdem nun desgleichen der hochgeborene Ludewig, Markgraf zu Brandenburg, des heiligen Römischen Reiches oberster Kämmerer, Pfalzgraf am Rhein und Herzog in Baiern und Kärnthen, unser lieber Oheim und Fürst, und seine Brüder, die das angeht, vor uns und

dem Reiche beweisen und bewähren wollen, daß wir mit solcher Unterweisung, als sei jener der Markgraf Woldemar, gänzlich betrogen worden, und daß er nicht der Markgraf Woldemar, Konrads Sohn sei, den man lange für todt gehalten, und sie begehrt, daß wir ihnen in Rechten die Marken wieder verleihen sollten, und nachdem auch die andern Fürsten und Herren des Reichs uns unterwiesen; daß wir das billig und zu Rechte zu thun verpflichtet wären, darum haben wir dem oben genannten Markgrafen Ludewig die Marken wieder verliehen, als die Fürsten und Herren uns unterwiesen, daß wir zu Rechte thun sollten. Und haben deshalb Alle, die es angeht, nach Nürnberg auf einen Tag entboten; und was uns daselbst die Fürsten und Herren, unsere und des Reichs Getreue, die billiger Weise darüber erkennen, beweisen und entscheiden werden, dem wollen wir zugleich folgen. Und wen sie daselbst für den rechten Markgrafen erkennen, den wollen wir dabei lassen und behalten, als des Reiches Fürsten billig und zu Recht zu thun, verpflichtet sind. Gegeben zu Prag des nächsten Montags nach dem heiligen Ostertage, im vierten Jahre unseres Reiches.""*).

*) Dieser Brief Kaiser Karls IV., auf Pergament, befindet sich noch im rathhäuslichen Archiv zu Berlin. Nur das Siegel ist abgelöst.

Da Alle schwiegen, lachte Einer auf, es war der junge Tile Wardenberg von Berlin:

„Das ist mir ein bescheidner Kaiser! Thut nur, was die Fürsten wollen.“

„Achtung vor des Reiches Oberhaupt!“ rief der alte Bardeleben.

„Achtung vor dem, dem Achtung ziemt,“ rief ein Anderer.

„Achtung vor dem, so sich selbst achtet, ein Dritter: Ein Wort ist Wort, und ein Kaiserwort sollte am schwersten wiegen.“

Der Bürgermeister von Nauen sprach:

„Bei Müncheberg, selbst eigen hat er uns geheißen, daß wir dem durchlauchtigen Woldemar als Herrn erkennen, Ich hörte es, und hab's nicht vergessen. Das sprach sein kaiserlicher Mund. Das Wort gilt mir mehr, als ein Wisch. Den hat ein Pfaff geschrieben.“

„Eile Wins, denn auch die von Frankfurt hatten der Landtag beschreibet, sagte: „Ihr lieben Landsleute, weß Meinung Ihr seid, wen Ihr liebt und wen Ihr haßt, sind wir nicht Alle Märker, lieben wir nicht Alle unser Brandenburg? Ist's nicht hohe Zeit, daß wir uns vertragen, um dem Elend ein Ziel zu stecken? Der Kaiser, der unser Feind war, bietet uns seine Hand. Nehmt sie an.“

„S' iſt hohe Zeit. So ſei es, riefen Einige."

Aber die Mehrzahl tobte und rief unter einander: „Nein, ſo ſei es nicht!" „Wir haben ſein Wort." — „Trau keiner dem Baiern." — „Pfaffentücken." — „Wir halten am Hauſe Anhalt."

Eike Wins drängte ſich durch die Haufen nach dem Throne. Er hob den Arm auf:

„Wer Du ſeieſt, erhabener Herr, mein Auge ſieht Dich hier zum erſten Male, und zum erſten Male höre ich Deine Stimme. Hätte ich Dich früher geſehen, vielleicht. — Auf Deiner Stirn iſt Milde, und Dein Auge leuchtet freundlich. Nein, ich Dein Feind, ſchwöre, Du biſt kein Betrüger, Wer Du auch ſeieſt, Du liebſt Dein Volk, und Brandenburgs Wohl liegt Dir am Herzen. So ſprich Du ſelbſt ein Wort des Friedens um das arme, zerriſſene und zertretene Land. Sei auch Dein Recht aus dem Grabe, und Dreißig Jahre, daß es da geruht, hätten das Siegel nicht gelöſt, das Pergament nicht verwittert, was fruchtet Dir Dein Recht, ſo Dein Volk darüber zu Grunde geht? Nimm, gütiger Herr, den Vertrag an, gehe nach Nürnberg, ſprich zu den Fürſten, als Du zu uns geſprochen, und nimm ihren Spruch entgegen. Laß nicht die Kriegsnoth aufs Neue über unſer Land los; ein Deutſches Herz, laß nicht die Fremden über

ein Deutſches Volk entſcheiden. Erbarme Dich unſer, als Gott ſich Deiner erbarmen mag. Wir halten's nicht länger aus."

Woldemar, der Alte, war aufgeſtanden. Er trat eine Stufe herab.

„So Du Dein Volk liebſt, fuhr Eike fort, beweis es durch die höchſte Liebe, daß Du Dich hergiebſt dafür, nicht dadurch, daß Du ſeine letzten Kräfte forderſt, daß es mit Dir verblutet, und Du haſt eitle Ehre und das Volk das Verderben."

„Wer biſt Du, ſprach der Markgraf, daß Du ſolche Töne beſchwörſt?"

„Herr, ich bin nicht viel, und mein Name hat kurzen Klang. Was ich Dir zurufe, das rufen Tauſende Dir zu. Alle werden's rufen, ſo ihr Vaterland mehr lieben als ſich."

Ein Murmeln ging durch den weiten Saal; Alle ſchauten wechſelnd auf den Frankfurter und auf den Markgrafen:

„Du wackrer Sprecher aus der Oberſtadt, hub Woldemar an, ich liebe mein Vaterland, und habe ihm große Opfer gebracht. Meiner Seelen Ruhe ſetzt ich daran; kann ein Menſch, den Gott leitet, mehr geben!"

Unverzagt fiel ihm der Frankfurter ins Wort: „Herr, Du kannſt es. Du haſt viel gewollt und

viel gethan, wir erkennen's. Aber wo bleibt's? Saat, die der Wind verweht, der Huf der Fremden zertritt. Wo Du bist, werden Deine Gebote geachtet. Wo Du den Rücken wendest, wacht die Zwietracht auf. Bist Du allgegenwärtig, sieht Dein Auge in die Zukunft, reicht Dein Arm dahin? Du bist ein stolzer Baum, der Schatten giebt, aber die Wurzeln schlagen nicht ins Land. Du stehst allein da. Tausend glauben an Dich, und Tausend zweifeln. Der Glaube der Völker ist der beste Schild der Fürsten. Ja, wallte st Du als ein Heiliger durch das Land und thätest Wunder, die Märker wollen nicht Wunder, sie wollen Gesetze, und das heiligste Gesetz zum Wohl der Völker ist das Erbrecht: daß der Sohn dem Vater folge. Du hast keinen Sohn. Nur Vettern und aber Vettern. Daran glaubt jeder gleiches Recht zu haben. Sie zieln die Schwerter über Deinem Sarge, und neue blutige Zwietracht lodert auf, wenn die letzte Schaufel Erde auf Dein Grab fiel."

Sie wurden lauter, aber Woldemar winkte ihnen schweigen.

„Kühner Mann, ich stände allein, sagst Du?"

„Der Kaiser verläugnet Dich, rief unerschrocken der Eike. Möcht er's. Wir stehn auch wohl ohne Kaiser, und zagen nicht. Aber die Fürsten fallen

von Dir. Der Mecklenburger schoß Friede, den Pommern scheucht des Kaisers Wort. Meinst Du die Sachsen und die Dessauer werden, so des Reiches Acht über ihren Häuptern schwebt, ihre Güter und Lehne um Dich aufs Spiel setzen? Oder willst Dich stützen auf den Erbfeind der Brandenburger, auf den Magdeburger?"

„Nein, bei Gott, ich stütze mich auf anderes!" rief der Markgraf und hob beide Arme.

Da ließen sie sich nicht mehr zurück halten seine Freunde, da brauste es auf vor Zorn und Freude.

„Deine Märker sind mit Dir. Auf die stütze Dich!"

Der Wilkin Reiche von Köln rief: „Wer ein gut brandenburgsch Herz hat, den Arm auf!"

Da hoben sie die Arme, nicht einen, zwei. Auch die nicht Muth hatten, nun bekamen sie Muth; auch die nicht mochten, wo so viel Arme in der Höh waren, meinten sie, ihre könnten nicht hängen bleiben. Das geht wohl so in der Welt zu; wo Viele schreien, da schämt sich Einer, so er den Mund nicht aufthut; und wo Viele ihre Namen unterschreiben, da denkt der Einzelne, Du mußt es doch auch thun. Geschah viel Unglück dadurch und geschieht noch heute. Sie haben viel schöne Gesetze gemacht in der Welt, das aber haben sie noch nicht gefunden,

daß jeder ein Mann ſein ſoll, und bedenken, was er thut. Meinen Einige, Länder und Städte könnten nicht beſtehen, ſo Jeder einen Willen hätte und allezeit ein Mann wäre. Ob ſie Recht haben, das weiß Gott allein.

Den Jubel, die Luſt, den brauſenden Eifer, mochte der Fürſt nicht erwartet haben. Er ſank wieder auf den Seſſel zurück. Beide Hände hält er vor's Geſicht.

„Wir halten treu am Hauſe Anhalt. Hoch lebe unſer wahrhafter Markgraf Woldemar!"

Von den Worten dröhnten die Mauern. Wer Degen an der Seite hatte, der riß ſie aus der Scheide. Das war ein ſchöner Anblick, die blitzenden Klingen in den Händen der treuen Männer, die auf die Bänke und Tiſche ſprangen. Auf die Fenſterbrüſtungen ſchwangen ſie ſich. Jeder wollte ſich und ſeinen Muth dem theuren Herren zeigen.

Da Woldemar die Hände vom Geſicht ließ, ſahe man, daß eine Thräne aus ſeinen Wimpern ſich ſtahl.

„Wollt Ihr's wagen, in Glauben und Treue?" rief er fragend hinunter."

„Wir wagen's," riefen ſie, ein Ton.

„So wag ich's auch, ſprach er. Ein Fürſt

soll in Glauben und Treue seinem Volke nicht nachstehn."

Der Jubel erstickte die Worte, die er noch sprechen wollte. Lange mußte er winken, bis sie ihn wieder hörten.

„Ihr seht mich tief erschüttert. Ich rang einen schweren Kampf, meine theuren Freunde, glaubt mir. Ich hatte schon überwunden. Wie Gott will! Der Kaiser ruft mich nach Nürnberg, daß ich mich vertheidige. Ich wollte hin, reden vor den höchsten Richtern des Reichs — da rieft Ihr mir mit andrer Stimme zu. —

Sie schüttelten die Köpfe.

„Nicht nach Nürnberg." —

Hans von Aken rief: „So Du dahin gehst, verräthst Du Dich und uns. Es meint's Keiner treu mit Brandenburg, denn Du. Bleibe unter uns."

„Bleib unter Deinen Märkern!" brauste es.

„Herr Christ, des Kaisers Wort!" rief der alte Bardeleben.

„Des Kaisers Schrift, Ihr Herren! ein Anderer. Bedenkt, Euer Muth wallt und morgen ist er hin. Die Schrift bleibt, morgen und tausend Jahr."

Tile Wardenberg, der Junge, war auf den Tisch gesprungen und riß dem, der es hielt, das Schreiben aus den Händen.

„Schaut, so sieht die Schrift jetzt aus; vorn und hinten, seht sie Euch zum letzten Mal an. Was davon bleibt, schiert Euch nicht."

Ein kecker Gesell war Tile Wardenberg. Der volle Hafer sticht den Hengst. Um seinen Reichthum ging ihm vieles hin, und die Geschlechter alle, in Berlin und Köln, hielten damals zu den mächtigen Wardenbergen. Auch in den andern Städten war ihr Einfluß nicht gering. Ja, der kecke Gesell hätte des Kaisers Schrift zerrissen, so nicht der von Nauen und Wilkin Reiche auch auf den Tisch sprangen, und sie hinderten ihn, und rissen das Pargament ihm aus den Händen.

Was da nun der Eine und der Andere sagte, der lobte es und der tadelte es, das hörte Keiner mehr; so arg war der Lärm im Ständesaal. Der Rathsschreiber von Berlin schreibt: es hätte ausgesehen, als in einem Polnischen Reichstag; der von Köln aber schreibt: alle gute Leute wären zufrieden gewesen, denn es sei ein guter Beschluß durchgegangen.

Wie man's nehmen will. Ein allgemeiner Schluß kam nicht zu Stande. Sie verhandelten in gesonderten Haufen, und da trat Einer zu und da der andere; auch in den Nebenstüblein besprachen sie sich. Aber die Verordneten von sechszehn Städten, die

fürnehmſten in den Marken, die traten im großen Saal zuſammen, und verſtändigten ſich, daß ſie ein Schreiben auffetzten an Kaiſer Karl, daß ſie treu halten wollten am Hauſe Anhalt, als der Kaiſer ſelbſt es ihnen geboten, und achteten ſie eines Kaiſers Wort zu hoch, und heilig, als daß er könne geben und wieder nehmen, als ihm Luſt dünke und böſe Räthe ihm zuflüſterten. Darum ſolle er gnädigſt ſie belaſſen bei dem Markgrafen Woldemar, den er ihnen als den echten, und wahrhaften Fürſten, zugewieſen, und wann ihm was geſchehe, bei den Fürſten von Anhalt und den Herzögen von Sachſen, als ihren rechten Landesherrn. Und wollten ſie mit Gut und Blut für dieſe ſtehen gegen männiglich, als es der durchlauchtigſte Kaiſer nur gut heißen könne und ſie um ihre Treue loben. Dem, was die ſechszehn Städte ſchrieben, traten auch Etliche von der Ritterſchaft und der Geiſtlichkeit bei, aber nicht Alle.

Der alte Markgraf hatte derweil, den Arm geſtützt im Lehnſtuhl, geſeſſen. In ihm ging Vieles vor. Da er nun hinunterſtieg, und ſie wichen vor ihm ehrerbietig, ſprach er nicht in mächtigen Worten, daß er ſie zur Treue und zum Beharren auferdere, als ſie wohl erwartet; er ſah als ein fran-

ker Mann aus, der ſich auf einen Ritter ſtützte, und ſein Auge ſchien auch als eines Fiebernden.

„Ihr wollt's! Alſo ſei es. Ihr habt Euch mir verſchworen, alſo bin ich Euch verſchworen. Komme was Gott fügt, ich daure aus.“

Er hielt die Hand hin den Verordneten der Städte, die neigten ſich und drückten ſie an die Lippen. Mancher rauhe Mann fühlte da die Wimpern naß. „Du hältſt bei uns aus, ſprach Einer, ſo halten wir bei Dir bis an unſer Ende.“ — „Was thun Schwüre, ſprach ein Anderer. Die Liebe iſt mehr.“ — Ein Dritter ſprach beiſeit: „Der Haß auch. Verflucht die Hand, die den Baiern wieder ſchwört.“

Da ſah der Markgraf im Vorübergeben auch den Frankfurter Verordneten. Dem reichte er auch die Hand: „Du biſt mir feind und haſſeſt mich nicht. Ich bin Dir nicht feind, Mann. Nimm dies zum Angedenken an den Greis, der Dir gern Freund wäre, gern — er ſprach's mit unterdrückter Stimme — gern wär er Dir gefolgt. Gott hat's gefügt, Gott weiß es beſſer.“

Der Rathsherr Wins ſchaute verwundert den Ring an, den ihm der Fürſt in die Hand geſteckt, da war der Markgraf fort; hat ihn bewahrt als

großen Schatz in seinem Haus, und ist von Kind auf Kindeskind übergegangen.

Im Eckzimmer blieben etliche Herren von der Ritterschaft sitzen.

Walter von Sydow sprach: „Der Kaiser ist des Reiches Oberherr."

„Als lang der Kaiser uns hieß, daß er echt sei, stand ich treu für ihn," sagte der alte Barbeleben.

„Und wir nicht minder, und thaten recht, fiel Otto von Buch ein. Auch wer bei sich an seiner Echtheit zweifelte; denn bei sothanen Dingen, bei so außerordentlichen Fügungen, ist's nicht an dem Einzelnen zu richten und zu entscheiden. Er muß dem gehorchen, der die Autoritas hat. Der nimmt auf sich die Rechenschaft dafür. Er ist das Haupt, wir sind nur die Glieder."

Achim von Arnim sprach: „Aufrichtig gesagt, ich konnt's mir auch nie als möglich denken; aber grad darum gefiel's mir."

„Wenn man nur wüßte, was draus würde!" sagte ein Vierter.

„Unheil an allen Ecken, antwortete der Buch. Die Großen ziehn sich raus, und auf uns Kleinen bleibt's stecken. Sonder den Kaiser, sonder die Fürsten kann er sich nicht halten. Er verschwindet als

er gekommen iſt, und die zuletzt an ihm hingen, können die Zeche bezahlen."

„Die ſechszehn Städte haben ſich verſchworen für ihn zu ſtehn, Einer für Alle."

„Soll die Ritterſchaft darum zu Grunde gehn, daß die reichen Krämer der Hafer ſticht! Sie freſſen und wir hungern; ſie ſitzen in der Wolle, und unſere Felder ſind zerſtampft."

„Bei Chriſti Gnade! wir ſchwuren ihm doch. Und ſo wir abfielen von dem, der wahrhaftig unſer Herr iſt, wie ſchälte man uns!" ſprach ein Ritter. Da ſchwiegen die andern eine Weil, und ſprachen dann leis mit einander. Die edlen Herren unter ſich kamen ſo wenig zu einem Schluß, als vorhin die Stände. Die Einen rühmten ihn, die Andern tadelten dies und jenes; Grundes findet ſich immer. Die rechneten nach, was die von Anhalt noch an Kräften aufbieten möchten, auch was ſie dem Lande Gutes gethan, und mehr noch verſprochen. Die zählten nach, was der Baier verſprochen, an Rechten und Privilegien, und daß er vergeſſen und vergeben wolle; auch daß er ein Knab geweſen und ſchlecht berathen, damals, als das große Unglück durch ihn in's Land kam. „Hat es gelernt, und wird er's nachmalen beſſer machen?" fragte Einer.

„Item 's iſt böſe Zeit, da muß man's abwarten, und nicht verdrängen," ſprach Otto Buch.

Darüber wurden ſie eins, daß ſie ſich ruhig verhielten, bis der Tag zu Nürnberg vorüber wäre.

Zween aber ſprachen beim Hinausgehn heimlich: „Das iſt ſchon gut, aber wann's denn doch einmal geſchehen muß, iſt der ein Narr, der zu ſpät kommt."

Da zupfte der Eine den Dechant Bruno zurück, der zugegen war beim Geſpräch der Herren: „Vetter! ſagte er ihm leis, der iſt auch ein Narr, der zu früh losſchlägt. Wißt Ihr, was der Kaiſer will?"

„Ihr hörtet ja, was er öffentlich ſchreibt. —"

„Daß man's glauben ſoll. Aber was er im Geheim will, das ließ er nicht durch den Reichsherold ausſchreien. Was er ſchreiben ließ, dazu drängten ihn die Reichsfürſten, er konnte nicht anders. Steht das nicht klar geſchrieben im Briefe? Aber was er heimlich wünſcht, das ſag ich Euch als Vetter heimlich. Der Hader wird noch lange fortdauern, der alte Mann wird noch lange Freunde finden, Leute und Geld; wenn Ihr den Brand gelöſcht meint, wird er immer wieder auflodern, noch Jahre durch, ſo lang vielleicht, bis der Baier mürbe iſt, bis er dem Jemand — ich nenne keinen — von Herzen dankt, der ihm die Mark um einen Spottpreis abkauft. Wer mein Freund iſt, dem rathe

ich, daß er klug in seine vier Mauern sich verschließt und der Dinge harrt, die da kommen; denn wer morgen zum Baiern übergeht, und meint, nun sei er im Hafen, der kann übermorgen, wenn der Baier aus dem Lande ist, auf's neue hinaus in's ungewisse Meer."

.....

Zwölftes Kapitel.

Ludewig der Römer.

Am Geweih zählt der Waidmann die Jahre, die der Hirsch erlebte; an dem Kieferbaum zählt der Förster die Triebe, und weiß wie lang der Baum stand. Woran zählt der Mensch die Jahre, die über ein Land kommen, und eines war so schlimm als das andere? Die Winde rauschen heut, als vorm Jahr, es regnet und Schnee fällt, und, ist's Frühling, sprießen die Kräuter grün wie vordem, der Wald belaubt sich, die Lerchen singen in den Lüften, und die Sonne scheint lustig auf die Creatur, als sie alle Jahr schien. Es ist kein Unterschied.

Wo setzet nun ab der Strom der Zeit seine Maale und Merken und Schichten, daß man seinen Fortgang erkenne? Das Wasser läßt doch Ränder am Ufer zurück, und sie setzen Pfähle hinein, daran seine Höhe geschrieben stehet, zur Kunde und Warnung. Mahnt und erinnert denn nichts die Men-

ſchenzeſchlechter, daß die Jahre rollen, und wir mit? Das weiße Haar, der gebückte Gang, der träge Athem und das kalte Blut, der Boten ſind Viele, die uns mahnen, daß wir dem Grabe näher kommen als der Wiege. Aber wenn die Leichenglocken läuten, klappert auch der freundliche Storch überm warmen Haus, und wenn die Schaufel die letzte Erde wirft, ſchreit dafür ein Kind die vier Wände an.

Es ſind ſchon Maale und Merken, aber die ſieht man nur aus der Ferne, oft erſt wenn Jahrhunderte vergingen. Die im Strome mittreiben, ſehen ſie nicht, als wir nicht ſehen, daß die Erde ſich dreht und wir mit, derweil wir meinen, wir ſtehen feſt und die Sterne mit ihrer Sphäre drehen ſich um uns.

Ob der junge ſtattliche Kriegsmann, der mit unterſchlagenen Armen am Kieferbaume ſtand, in ſeinen Knorren und Anſätzen las, wie viele Jahre vergangen waren, ſeit er eine kleine dünne Pflanze aus dem lockern Boden ſchoß, und nun war's ein hoher, knorriger Baum, deß Aeſte in den Himmel ragten? — Der Baum war alt, er war noch jung. Aber als ſtreng und ſcharf die Kiefernadeln, ſo ſein Geſicht. Faſt bitter warfen ſich ſeine Lippen. Der Nordwind, der ihn anſtrich, zog die weiche Haut zuſammen; denn er war nicht von hier. Das ſah

man dem Bau seines feinen Gesichtes an, dem dunkeln Haare, den schwarzen leuchtenden Augen. Im Süden war er geboren, aber eine Natur, die auch dem Norden trotzt, als in der Vorzeit der Sohn Italiens, der Römer, der seine Waffen trug durch das deutsche Land.

Ein Römer war auch er, dort geboren, aber deutschen Blutes. Ludewig von Baiern, den sie den Römer genannt. Der stand auf der Höhe vor dem Dorfe und Schlosse Tempelhof, da wo man hinuntersieht über die beiden Städte Berlin und Köln. Dorthin schaute er unverwandten Blickes.

Die um ihn standen, aber in einer Entfernung, als es Untergebenen ziemt vor einem hohen Herren, waren, gleich dem Fürsten, in Harnischen, doch minder als man sie zur Schlacht anthut, als wie zu etwas festlichem; mit Scherpen, Federn und bunten Panzerröcken von Sammet und mit köstlichem Pelz. Es waren baiersche Herren, die wir schon kennen, als der treue Hauptmann Friedrich von Lochen, Caspar der Törringer. Auch der Köckeritz Winning, Sack und die andern aus dem Lebuser Lande, die von Alters an den Baiern hingen. Doch viele auch von denen ritterbürtigen Leuten, so wir vordem im Lager des Markgrafen Woldemar gesehen, alle itzo nicht mit den Farben und Zeichen von Anhalt, son-

dern ſie trugen der Baiern ihre. Und manche hohe Herren noch, auch Fürſten von gutem deutſchen Adel, die mit Ludewig dem Römer ins Land gekommen waren. Und auf einer Seite ſtanden etliche zehn geiſtliche Ritter, in weißen Mänteln mit rothen Kreuzen, das waren die Johanniter, die ihre Comthurei in Tempelhof hatten und in ihrem Schloſſe, das ſtattlich dazumal war und wohl befeſtiget, hatte Ludewig der Römer eine Woche und drüber übernachtet, derweil er aus dem Lager die beiden Städte drängte.

Und ſo ſtill als er war, hielten ſich die Ritter. Sie flüſterten nur miteinander. Des Herren Sitte geht auf die Diener über. Iſt der leicht, ſo ſind ſie's auch. Iſt der ſtreng und ehrbar, ſie zwingen ſich's zu ſcheinen. Der Hofhalt um ſeinen Bruder, Ludewig den Aeltern, war ein anderer. Lärmend ging's da her, voll Luſtigkeit und Spott, und der Herzog lachte mit darein. Er hätte nicht ſo lang können auf offnem Felde ſtehn und kein Wort ſprechen. Und hätte ihn der Nord angeblaſen als itzt den jüngern Bruder, er hätte ihm den Rücken gekehrt.

Der Herzog winkte den Comthur der Johanniter zu ſich. Das Gebiet wo er ſtand, gehörte dazumal noch dem Orden. Auch der Berg, der nach dem Tempelhof heißt, bis weit hinein, wo itzt Stadt

iſt, war der Ritter Land; und ſie hatten viele Streitigkeiten und Fehden darum mit den Kölnern.

„Wie alt iſt der Baum?“ frazte der Herzog.

Der Comthur maaß ihn mit dem Aug, und ſagte es.

„Und wie hoch war er vor fünf Jahren?“

Der Comthur wies dem Fürſten die Anſätze. „Dort ſo ungefähr.“

„Fünf Jahre ſo groß, und ſieben da, ſprach der Fürſt. Alſo das drüber iſt der Wuchs der Schande. Man ſollte ihn kappen von da.“

Der Comthur, der merkte, was der Fürſt meine, entgegnete: „Hoher Herr, als du vergönnſt, die Triebkraft geht von unten auf, und hat jeder Jahresſchoß in ſich einen Zuſaz von den fünf Jahren.“

„So wärs denn beſſer, daß man, zur Ehre des Landes, den ganzen Baum fällte.“

„Da müßteſt Du alle Bäume im Land fällen laſſen“ ſagte der alte Bardeleben.

„Es wird ja nun nicht mehr lange dauern,“ ſprach der Comthur beſchwichtigend. Ihm war bange bei dem Geſpräch.

„Das ſpracht Ihr vor fünf Jahren auch. Vor vieren, vor drei; noch voriges Jahr.“

„Du haſt fünf Städte erobert. Vier der aller trozigſten unterwarfen ſich Deiner Gnade.“

„Und ſtehe nun hier ſchon eine Stunde, und warte auf die Verordneten der rebelliſchen Städte.“

Da fing der Comthur an aus Herzensluſt gegen die von Berlin und Köln zu ſchmähen, wie ſie voll Hochmuth und Stolz wären, und keinem Nachbar das Seine gönnten. Kein guter Chriſt möge ſich mit ihnen vertragen; denn es ſeien Ketzer allzumal, und Geiſtlichen Herren gönnten ſie nicht das liebe Brod.

Ludewig ſah ihn ſcharf an, und der Comthur, der ein gar rothes Geſicht hatte, voller Pickeln, wurde blaß. Er hatte ſich überredet im Eifer, und vergeſſen, daß der Herzog auch im Bann war, und die päbſtlichen ſchalten ihn einen Ketzer.

Otto von Buch trat heran: „Es muß was fürfallen ſein in den Mauern. Gebieteſt du mein Herzog und Herr, daß wir einen Ritter an's Thor ſenden, uns zu erkunden, was an dem Zaudern Schuld iſt?“

Der Herzog erwiderte „Ich kam nicht um zu bitten, noch zu fragen.“

„'S iſt unerhört von den Krämern, ihren Herrn ſo warten zu laſſen,“ ſprach ein Herr von Rochow.

„Du kamſt, um zu richten und zu ſtrafen, ſagte der Feldhauptmann von Lochen. Hätte dein Bruder das von Anbeginn geachtet, es ſtünde anders.“

„Mit Nichten!“ entgegnete ihm der alte Bardeleben.

Die um ihn verwunderten sich, und seine Freunde erschraken, die eben gesehen, wie ernenge der Fürst den Comthur angeschaut. Das hatte er nicht allein darum gethan, daß er vom Banne und Ketzern sprach, sondern weil die geistlichen Ritter vordem am festesten dem Woldemar anhingen. Die zu ihm übergegangen vom Adel und den Städten, er strafte sie nicht, aber er zog sie nicht zu Rathe und sprach wenig mit ihnen. Darum beeiferten sie sich, daß sie ihm dienstwillig erschienen, und sprachen schöne Worte, und waren immer zur Hand itzt, die allererſten, daß sie seinen Verdacht, um ihrer Untreue willen, ablenkten. Als daher der alte Bardeleben so keck dem Hauptmann wiedersprach, erschraken sie.

„Mit nichten, mein gnädiger Herzog, und so Gott will, alsbald unser gnädiger Markgraf und Kurfürst, wiederholte der Bardeleben. Dies Volk hier zu Lande ist nicht eins, daß man mit dem Fuß tritt, und es liegt still. Wer es lenken will, der muß es lernen anfassen, als ihm noth thut. Sonst sträubt es sich und schlägt aus.“

„Blick mich nicht so durchdringend an, fuhr der Alte fort. Du siehst in meinem Herzen doch nichts, als was die Lippen sprechen. So locker unser

Sandboden, der Baum der Treue ſchießt doch gar feſte Wurzeln, es kommt drauf nur an, als man ihn pflanzt."

„Heiliger Chriſt, ich habs gelernt in Eurem Land."

„Möchteſt Du's lernen, Herr, Dein Bruder hat's nicht gelernt. Der lockerte am jungen Baum, nicht aus Bosheit und Härte. Als Knaben thun, ſo die jungen Stämme rütteln im Frühling um die Maikäfer zu ſchütteln, oder ſie klettern hinauf aus Muthwill, um der Vogelneſter willen und ſchädigen den Wuchs in Ewigkeit. So Du nun willſt anders thun, als Dein Bruder, was Gott füge, und ich glaube Du wirſt es, thus nicht mit Strenge. Der Baum, der dreißig Jahre loſe war, und wuchs, als die Winde ihn trieben, den drückt keiner, auch mit einem eiſernen Arm, daß er grade wächſt."

„Ritter Bardeleben, ziemt die Sprach dem Edelmann vor ſeinem Fürſten?"

„Ich mein's, durchlauchtigſter Herzog, ſo es ein Edelmann iſt. Der wankt nicht als ein Rohr, wie der Fürſt athmet. Der ſoll aufrecht ſtehn, und zum Herrn ſprechen unverzagt, wo's dem Lande noth thut, nur der Geringere wagt's nicht."

„Zucht thut dieſen Lande noth, rechter Gehorſam gegen ſeinen Fürſten."

„Gewiß, Herr! Fehlt auch nicht der rechte Gehorsam den Märkern, so nur die Fürsten recht gebieten. Bei allen Völkern thun vor Allem Noth, Männer, so treu und unerschrocken vor ihren Fürsten sprechen, was das Volk leidet, denkt und wünscht. Denn ohne die, wie soll er's hören; ist doch sein Ohr nur eines Menschen Ohr, und die um ihn, singen ihm lieber lustige Liedlein, daß er bei guter Laune bleibe. Das frommt so ihnen, das Land kümmert sie nicht. So war's bei Deinem Bruder, der hatte schlechte Räthe."

Der von Lochen stampfte das Schwert in die Scheide, und warf dem Bardeleben Blicke zu, als der Lindwurm Sanct Görgen: „Dankt Gott, daß Ihr ein alter Mann seid. Eure Weisheit ging in den Bart."

„Du warst von den Bösen nicht, aber von den Guten warst Du auch keiner, entgegnete ihm hitzig der Bardeleben."

„Was ich war, war ich ganz."

„Ein Voigt Deines Herrn, aber kein Hauptmann des Landes. Ein guter Zöllner warst du, ein Seckelmeister und Aufpasser, wo's Noth thut; aber die Noth hast du nicht gesucht, sondern nur die vollen Beutel. Dank hast Du Dir verdient, nur nicht

vom Volke. Solche Voigte als Du haben Deinen Herrn aus dem Land getrieben."

Die andern warfen ſich drein, denn dem Lechen ſchwollen ſchon die Adern, und wie alle hitzige Leute ſind, in dem Bardeleben kochte es auf.

„Hans Bardeleben! ſprach der Herzog und ſah ihn ſcharf an. Deine Stimme klang laut bei den Steinhäuſern, als Du die hellen Haufen der Empörer gegen meinen Bruder triebſt. War dazumal bei Landshut im Baierreiche und habe deine Stimme doch gehört. Mich dünkt, itzt ſollteſt Du's Andern überlaſſen, ihrem Fürſten die Wahrheit ſagen. Verſtehſt Du! ſolchen, die nie einen Fingerbreit von der Treue wichen."

Da der alte Ritter antworten wollte, winkte ihm der Herzog: „Du haſt einen Roſtfleck auf dem Harniſch, Alter. Laß deine Knappen ihn weg putzen, dann rede weiter."

Vielen that es um den alten Mann leid. Er war von beſonderer Art, und wollte immer gern klüger ſein, als die andern; aber er war von guten Schrot und Korn, und freundlichen Sinnes. Der Herzog meinten ſie, habe ihn ſchwer gekränkt.

Aber der Bardeleben verfärbte ſich nicht. Er ſah auf den Flecken: „Meinſt Du dieſen, mein gnädiger Herzog? — Den laß ich nicht wegputzen noch

feilen. 'S iſt noch ein Blutfleck von den Steinhäuſern her. — Schauſt Du mich verwundert an, ob meiner Dreiſtigkeit, ſo ſag ich Dir, das war ein Ehrentag für den alten Bardeleben, denn ich warf mich vor meinen Herrn, den alten Markgrafen, als deines Bruders Reiter im letzten Ringen uns wollten überreiten. Schlug ſie zurück, hab ihn gerettet, da ſpritzte edel Blut auf den Panzer. Deß hab ich keine Reue, noch daß ich aushielt, treu auf ſeiner Seite. Denn bis da hatte ihn Land und Volk für den rechten erkannt, und ich, vergönns, bin nicht baierſch, ich bin vom Land und Volk. Bin ein Theil von ihm, ſein Blut iſt meins, ſeine Sprache meine, ſein Denken, Thun, ſein Lieben und Hoffen. Wir alle haßten deines Bruders Regiment und liebten den Alten. Deß ſchäm' ich mich nimmer. Wills vor jenem Tag, vor jenem Richter verantworten, und nicht ſchweigen thu ich, denn ich that recht."

„Heilloſer Rebell! rief der Törringer."

„Trotzt noch auf ſeinen Verrath!" ein anderer Baier.

Der Herzog winkte ihm ſchweigen: „Noch Ihr Herren bin ich nur des Markgrafen Bruder. Um deswillen ſei ihm der Trotz vergeben. Sprich, was

brachte dich denn vor fünf Jahren zur beſſern Einſicht, daß er ein Betrüger iſt?"

„Die Einſicht, hoher Herr, hab ich noch heut nicht. Aber zum Gehorſam gegen Euch brachte mich des Kaiſers und des Reiches Spruch."

„Des Kaiſers!" rief Ludewig, und ſeine Lippe warf ſich höhniſch.

„Des Kaiſers. Sonder ſeinen Spruch zu Nürnberg wär das Havelland dir verſchloſſen blieben, und hätteſt uns Ritter alle, Mann für Mann, eine Mauer wider dich."

Da trat Ludewig einen Schritt auf ihn zu, mehr ſpöttiſch als zornig blickte er ihn an. „Und wenn der Kaiſer Morgen ausſchreien läßt, Ihr ſollt doch an den Betrüger glauben, dann glaubſt du wieder. Jetzt weiß ich doch, warum dem Böhmen dies Land ſo viel galt. Mit allen ſeinen Ränken und ſeinem Gold könnte er in der Welt nicht ſo viel Glauben kaufen, als ſie ihm hier auf ſein Wort ſchenken."

Unterweilen hatte man Staub aufſteigen ſehen in der Niederung und es ward lebendig. Drommeten ſpielten und Pauker; und deutlich ſahe man itzt aus dem Thore von Köln kommen, einen langen Zug Menſchen, zu Roß und zu Fuß. — Die

Ritter reckten die Hälse, und Friedrich von Lochen, der scharf hinsah, schüttelte den Kopf:

„Gnädiger Herr, ich rathe, daß wir uns fürsehen."

Sie sahen ihn groß an: „Was solls?"

„Das sind ihrer zu viel, zum Schlüssel bringen."

„Desto besser, entgegnete ein Anderer, so setzet auch den zu seinem Haus bringt."

„Da, die Fahnen der Geschlechter, fuhr der Hauptmann fort. So ziehn sie aus, ins Treffen."

Ludewig richtete sich auf: „Ihre Boten gestern —"

„Versprachen Unterwerfung, fiel der von Lochen ein. Wissen wir, was über Nacht drinnen vorging! Die Wächter haben viel Lärmen gehört. Diesen Bürgern ist nicht trauen. So über Nacht schaarten sie sich damals zusammen und erschlugen den Abt von Bernow. Am Abend vorher war's Friede, wie um Weihnachten."

„Der Herzog schaute finster vor sich, und sah dann die Ritter einzeln an, als wolle er ihre Meinung lesen."

„Hätts mir der Kaiser verheißen, daß er morgen die Städte übergebe, da könnte ich heute Sturmleitern rüsten, aber diesen Bürgern möcht' ich trauen."

„Dreimal Thoren! rief Conrad Winning, so

ſie's wagten auf offenem Felde wider uns auszurücken."

„Wünſche, ſie wärens," ſagte der Töringer."

„Warum?"

„Weil's beſſer iſt, mein ich, mit Schlägen durch ein Thor zu brechen, als mit Redensarern durchkriechen."

„Was ſagſt du?" wandte ſich der Herzog an den Bardeleben.

„War ihnen nimmer Freund."

„Darum frage ich dich."

„Herr, da ſie am alten Woldemar hielten, wankten ſie nicht, ſelbſt um des Kaiſers Wort. So ſie dir aber geſtern Treue verſprochen, dann magſt du heut drauf bauen."

„Da gebot der Herzog mit lauter Stimme, daß die Reiterſchaaren, die auf des Hauptmanns Wink ſchon ausrückten, wieder kehrt machten, und ſetzte ſich ſelbſt in einen Feldſtuhl: „Ihr hört, der Bardeleben bürgt für ſie. Mißtraun zeigen entehrt den Sieger."

„Mit großem Gepränge kamen ſie den Berg herauf; aber wenige nur in voller Rüſtung, als man zur Schlacht zieht. Nur als ein Mächtiger, der ſich unterwirft, und er will doch ſehen laſſen was es auf ſich hat, daß er das Knie beugt, da-

rum solle ihn der Andere nicht zu lange liegen lassen. Um deswillen kleidet er sich wohl in Sammet und Purpur und hängt sich schwere güldene Ketten um den Hals, und reitet auf seinem besten Pferde, und hinter ihm die reich gekleideten Diener, so viel er aufbringen mag.

„Als unser Herrgott will, und sein Auge sieht auf die Länder und Völker, also geschieht es, und um kein Haarbreit anders.“ So hub der Bürgermeister von Berlin an, da er sich auf ein Knie niedergelassen, und die beiden Rathsherrn neben ihm knieten auch, der eine mit den Schlüsseln von Köln, der andere mit denen von Berlin. — „Er hat's gefügt, daß du Sieger bliebst, also unterwerfen wir uns seinem heiligen Willen.“

„Und überreichen dir, fuhr der Rathsherr fort, in Ehrfucht und Gehorsam die Schlüssel dieser Städte.“

Darauf schwiegen sie, und alle schwiegen auch. Der Herzog sprang auf.

„Habt Ihr nichts mehr zu sagen?“

„Was gebietet unser Ueberwältiger?“ sprach Peter Rore, der Bürgermeister war.

„Etliche traten um den Herzog, der zornig den Rathsherren den Rücken gewandt. Sie redeten ihm zu, daß er ihnen gnädig sei, auch die baierschen

Herren. Denn, ſo er ſie im Zorn abweiſe, möchte ihr Trotz erwachen, und es ſei noch viel Kraft hinter den Mauern: er zwinge ſie nicht durch Sturm oder Hungersnoth. Ein böſes Beiſpiel müſſe es den Andern geben; wogegen, wenn die großen Städte Berlin und Köln, ſich in Güte unterwürfen, die andern kleinen nicht mehr zu widerſtehen wagten."

Die Herren winkten den Abgeordneten, daß ſie aufſtänden, als käme es vom Herzog. Friedrich von Lochen aber muſterte ſie grimmig, und ſprach ihnen leis zu: „An Euch iſt's, daß Ihr ſeinen Zorn abwendet, nicht, daß Ihr Oel ins Feuer gießt."

Auch der Bardeleben trat heran: „Lieben Herren, ein Feind ſpricht aufrichtig. Euch vor Allen iſt er erzürnt, darum, daß Ihr die Baierwappen verbranntet. Wenn Ihr nicht Muth habt, hinter Euren Mauern ihm zu trotzen, ſo zeigt Muth, daß Ihr Euch in Wahrheit ihm unterwerft."

„Ihr ließet Euren Herzog lange warten!" wandte ſich Ludewig zu ihnen. Er hatte ſeinen Zorn bemeiſtert.

„Du giebſt uns die Rede frei, hub Peter Rode an, und wenn du ein rechter Herr biſt, wiſſt du, daß wir recht von Herzen reden. Unſer Herz war bei dem alten Fürſten. Zweenhundert Jahr hatten ſie regiert; waren mit uns eins worden, in Sprache,

Sitte, Liebe. Die dauerte auch über das Grab hinaus. Willſt du's ſchelten, Herr Herzog? So du ſolche Liebe in deinem Baiern haß, und der Kaiſer ſetzte ein fremd Geſchlecht ins Regiment, wollteſt du's ſchelten, ſo deine Baiern das Alte mit dem Neuen verglichen? Da mißhagt uns immer das Neue, ſo das Alte gut war. Wollteſt du's ſchelten, ſo ſie zur Gruft des alten Geſchlechtes pilgerten, und am Eiſengitter ihren Seufzern Luft machten? Und ſo ein Gewitterſchlag das Thor ſprengte, und Einer träte vor, von Geſicht und Weſen, als der alte Fürſt, und ſpräche: Ich bins, meine lieben Baiern, wollteſt du ſchelten, wenn ſie glauben, die da liebten und hofften?"

„Fünf Jahre ſinds, daß Ihr des Kaiſers Gebot trotzt, der Euch die Wahrheit ſagen ließ.

„Kann ein Kaiſer gebieten, daß wir nicht lieben."

„Aber daß Ihr gehorſamet."

„Des Kaiſers Wort in Ehren; aber die Treue iſt ſchöner. Vor allem die Treue, die ein Mann ſich ſelbſt ſchuldig iſt."

Ludewig warf einen Seitenblick auf den alten Bardeleben: „Die hat der Kaiſer nicht umgeſtimmt."

„Nein, Herr, fuhr Peter Rode fort. Gebet

dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber Gott, was Gottes ist. Seine Briefe haben uns nicht erschüttert, noch zittern wir vor deinen Reisigen und Sturmblöcken. Denn einige hast du überwunden und andere nicht. Mit Gott, sollten auch unsere Mauern dir widerstehen."

„Und nun ist Gott nicht mit Euch" fiel rasch der Herzog ein, und Friedrich von Lochen lachte höhnisch auf:

„Weil wir den Krämern die Straße verlegten. Der Gott der Kaufleute geht mit dem Winde. Nun fordern sie gar wohl, wir sollen ihnen um den Hals fallen, daß sie sich doch noch besonnen haben."

Peter Rode senkte den Kopf. Tile von Brugge aber, der Schultheiß und Münzmeister, erhob seinen: „Wir haben triftigen Grund, warum wir itzt von dem Woldemar abfallen; alldieweil wir nämlich erkannt haben —"

„An dem ist das Wort! wies ihn Ludewig ab. Woher kam Euch die späte Erkenntniß?"

„Lieber sagt ichs nicht, sprach Peter Rode. Was frommts dir, zu wissen, warum wir ihm das Thor wiesen. Dir öffnen wir es ja, und wollen dir treu und gewärtig sein —"

„Unter der Bedingung, fiel Tile Brugge ein, die in der Handfeste verzeichnet sind."

„Sprich!" sagte der Herzog, der dem Schultheißen keinen Blick gönnte.

Man sah, wie schwer es dem Peter Rode ward:

„Herr, so du einen lieb gehabt, hörst du gern, daß sie ihm Böses nachreden?"

„Wen der Richter aufruft, muß sprechen."

„Nun so wisse, er ist ein anderer worden. Der bei uns einzog, dem hätten wir nicht geboten, daß er unsere Stadt meide. Wir hätten ihn geschirmt, und hätte es unser Gut und Blut gekostet. Aber er ist verwandelt. Daß ichs sage, er ist in der Verberung."

Die Ritter schauten verwundert; nur Ludewig warf verächtlich die Lippen.

„Seit wann erwachtet Ihr aus Eurer Verberung?"

„Nicht, als du meinst, durchlauchtigster Herzog, ist es. Der Mann, der so klaren Sinnes und hohen Verstandes war, daß die Gescheitesten vor ihm zu Schanden wurden, ist, so hats den Anschein, an sich selber zu Schanden worden. Da schon wolltens Einige bemerkt haben, als ihn vor fünf Jahren auf dem Landtage der Kaiserbote gen Nürn-

berg lud, daß er irre redete von ſeiner großen Kraft, und faſt gottläſterlich, daß er ſich überhob. Aber wir rechteten nicht, denn wir achteten des Greiſes Werke, und was der Siebenziger that in der großen Drangſal, kein jüngerer hätte es ihm nachgethan. Gott ſieht in das Herz der Creatur, wir nicht. Sei es nun, daß zu großes Lob, als Einige meinen, ihn irrte, ſeis, daß alles ihm zutraf, als er ſagte, und es ließ ihn irren an ſich ſelber. Er, der immer freundlich geweſen, war auffahrend, herrſchſüchtig, faſt tobte er, ſo nur Kleines nicht geſchah, als er's geheißen. Sonſt milde im Urtel und begütigend, ſtampfte er, wo einer ihm widerſprach, ſein Schwert auf, und ſchüttelte den Kopf, als wär er nicht ein Menſch, der irren kann. Wen wir lieben, von dem ertragen wir viel, wenn auch mit Unrecht. Er hatte uns viel geſchenkt und Vieles klug geordnet in der Stadt Haushalt, aber nun wollte er ſich in alles miſchen, alles allein ordnen. Grad ſeit ihn ſeine Feinde ſo hart drängen, und die Sorge des Regiments wird mit jedem Monat kleiner, ſeitdem wächſt von Tag zu Tag ſein Eigenſinn in kleinen Dingen. Da ließ er bei Nachtzeit, oder vor Morgengrauen die Räthe rufen, und ſtellte ſie zur Rede, und ſchalt ſie, um dies und jenes. Sagte ihm Einer: das ſei nicht des Fürſten Sorge,

sondern der Stadt ihre, so fuhr er auf: So er nicht sorge, so sorge keiner! Stellten wir ihm aber für, was Berlin und Köln für ihn gethan, schlug er sich auf die Brust: „„Habt Ihr etwas für mich gethan?““ — Herr, entgegnete ich, unsere Liebe für dich ist größer noch als unsere Thaten. Da rief er mit einem erschrecklichen Blick: „„Meine Liebe ist als der Ocean, und Eure ist als ein Tropfen darin.““ Da ward es uns denn klar, daß der Greis irrsinnig worden.“

Der Herzog hatte mit verächtlicher Miene hingehört.

„Sehr möglich doch, gnädiger Herr, sagte der Comthur, daß die Zauberkraft nur auf gewisse Jahre ausreichte. Ist sie vorüber welkt und schwindet die Creatur hin, als wie ein Säufer, wenn er aus dem Rausch erwachte; ist ein erbärmlich hinfällig Wesen dann.“

„So mag wohl auch aus Schmerz ein starker Mann am Verstande leiden, fuhr Peter Rode fort, wenn alles von ihm abfällt, und er fühlt, daß es mit ihm zum Ende geht. Ach, mein gnädiger Herzog, so Ihr ihn da gesehen, beim Auszug aus dem Thor, und wärt Ihr sein Todfeind, eine Thräne hätt's Euch doch gekostet.“

Tile Brugge ließ sich nun nicht mehr halten:

„Und daß ist es, gnädigster Herr, weshalb wir in unserer Schuldigkeit uns verspätet. Statt gestern als gedingt war, mit seinen Rittern Berlin zu verlassen, that es Noth, daß wir ihn heut Morgen aus dem Thor brachten."

„Widersetzte er sich?" frug der Bardeleben.

„Die Thorheit läßt sich nicht wiedersagen. Seine Wagen standen schon gerüstet und seine Rosse gesattelt, als grad das Volk, da es nun frei sich meinte, die Jüdengasse stürmte."

„Hielt es der Mann in Zucht, ich meine, wider die Juden?" unterbrach ihn der Herzog.

„Freilich, daß ist ja seine Thorheit, aber zu unserem und deinem Glück. Das Volk hielt, ich meine die Zünfte, an ihm als Kletten und überschrieen uns jederzeit. Sie sind die Schuldigen, daß Berlin des Kaisers Gebot so lange trotzte. Wir, von den Geschlechtern, hätten uns längst mit dir in Güte verständigt."

„Straf den Schultheiß Lügen, unterbrach ihn wieder der Herzog, zu Peter Rode gewandt. Ihr Rathleute von Berlin und Köln, Ihr, nicht das Volk, hieltet zum Betrüger und machtet ihn stark." *)

*) In der Urkunde, datum anno quo Lantsperg, feria quarta post Jacobum wirft Ludewig der Römer ihnen dieses vor.

Des Bürgermeisters Blick sagte: Ja!

„Aber das Volk ist itzt allerwärts schwierig wider die Juden, als dir bekannt ist, fuhr Tile rasch fort, weil diese Hebräer, gemästet auf ihrem Reichthum, nicht wissen vor Uebermuth, was thun. Es sind noch schwerere Anklagen wider sie da, daß weiß Gott; und ein christlicher, wahrhafter Regent sollte das untersuchen, und die Juden strafen, nicht sie in Schutz nehmen."

„Mein Bruder Ludewig hat's gethan, herrschte der Herzog stolz ihn an. Er nannte sie seine lieben Kammerknechte."

„Damals Herr, aber was haben sie seitdem in unsern Marken gesündigt, durch unrechten Wucher, unsere Reichsten arm gemacht! Es ist nur ein Schrei durchs ganze Land wider sie. Das Volk knirscht mit den Zähnen, wo es einen Judenbart sieht. Die Obrigkeit ist wahnsinnig, so sie jetzt in Schutz nehmen will. Das that Woldemar, wo er konnte, und dadurch hatte er die Bürger wider sich aufgebracht, dadurch seinen Arm gelähmt, dadurch hast du gesiegt."

Ludewig der Römer wandte sich mit einem bittern Lächeln zu seinem Hauptmann: „Hörst Du, Friedrich, wem wir unsre schönsten Siege verdan-

ken! Wir meinten unſrer Tapferkeit, und es waren die Juden!"

„Genug, durchlauchtiger Herr, geſtern bei Sonnenuntergang, als wir vermeinten, ſein Abzug werde in Friede vor ſich gehen, entſtand wider Erwarten ein Aufruhr in der Jüdengaſſe. Die Weinſchröter und Knochenbauer trieben unſchuldig Kurzweil, zauſten einige Hebräer an den Bärten; der junge Tile Wardenberg, ein raſches Blut war drunter, der jagte unter den Judenmädchen, man ſagte nach Einer, die's ihm angethan. Da ſprang die thörichte Dirne zum Fenſter hinaus. Das Volk ſchrie Zeter und Wehe, Mord und Blut. Es hagelte Schläge, Steine. Die Metzger ſchlugen nun los. Aber mit einem Bischen Plünderung und einem paar Todten wäre es noch abgegangen, ſo nicht der Markgraf — ich ſage, der Alte — vom Thor aus umkehrte auf das Geſchrei, und mit ſeinen Rittern in die Jüdengaſſe ſprengte. Kaum war's zu glauben, hätten wir nicht des Thörigen noch mehr erlebt: der ſelbſt ein Flüchtling war, wollte das Volk abbringen, ja, er ſtrafte es mit giftiger, zorniger Rede. Anfangs, als ſie ihn ſo aufgebracht ſahen, erſchracken ſie und wichen. Denn, es wagt dem Alten Niemand in's Antlitz zu widerſprechen. Als ſie aber das todte Judenmädchen fortſchleppten, und die Alten, Weiber

und Männer, ein entsetzlich Geheul erhuben, und um Rache schrien, schwoll ihm die Zornesader. Hob drohend den Arm, und sprach Dinge, die man nicht glauben sollte. Drauf ließ er den jungen Tile Wardenberg von seinen Leuten greifen, und forderte vom Rath, daß wir ihn straften."

„Und Ihr habt ihn gestraft?"

Verwundert sah der Sprecher den Herzog an.

„Durchlauchtiger Herr, als ich sagte, es war eine Judendirne. Zum Fenster 'naus war sie gesprungen. — Die Wardenberg, mir grad nicht freund, sind das mächtigste Geschlecht im alten Berlin. — Sieben von seiner Sippe sitzen im Rath."

Und da beruhigte sich der Mann, und zog friedlich aus dem Thor.

„Nein, Herr Herzog, als ein Rasender! — Im Rathhause selbst erschien er, sprach und redete, ja ich kann sagen, er tobte. Daß wir den Tile verstrickten und richteten. Da sie die Köpfe schüttelten, beschwor er bei unsrer Seelen Seeligkeit, beim Andenken an die alten Fürsten, bei ihm selber, und was er uns Gutes gethan, bei der Stadt Gerechtigkeit und unsrer Kinder Wohl, daß wir gerecht wären gegen Jedermann auf gleiche Art. „Jeder nach seinem Stand, und als es Herkommen ist," antwortete Andreas Rathenow. Da hob er die Arme und

schrie: „das sei ungerecht. Es sei auf Erden nur ein Recht, das komme vom Himmel.“ Wer noch nicht wußte, wie's um ihn stand, der erfuhr es nun, da er für die Juden redete, als wären es Menschen wie wir, Waisenknaben christlicher Eltern, deren wir uns annehmen müßten, und nicht die verruchten Kinder der verruchten Eltern, die unsern Heiland an's Kreuz schlugen. Da schauerte sie Alle, als wenn der böse Geist Menschengestalt angenommen, und redete mit Engelzungen und wollte uns verführen. Einer schlich um den andern weg, und ich ließ ihn mahnen durch den Rathsschreiber, daß er von dannen gehe.“

„Ich war nicht dabei, fuhr nach einer Pause Peter Rode fort. Auf der Brücke hinter einem Pfeiler sah ich ihn ausreiten. Da blieb er eine Weile halten und schaute sich die Stadt noch einmal an, darin er sieben Jahr das Regiment geführt, und weise Gesetze gegeben. Die Morgensonne schien gerade auf die Thürme Unsrer Lieben Frauen und Sanct Nicolas. Da schlug er plötzlich, als ein Besessener das Kreuz auf die Brust, und dem alten Mann stürzten die hellen Thränen ins Gesicht. Dann riß er das Pferd um und gab ihm die Sporen. 'S war wohl traurig. Kein einziger von seinen vielen Freunden hier folgte ihm.“

Auf dem Hofe zum Tempelhof söhnte sich Ludewig mit den Städten Berlin und Köln aus, wegen ihres „Zusammenhaltens" mit dem falschen Woldemar, und ertheilte ihnen Verzeihung, und ließ ihnen eine Urkunde darüber aufsetzen*). Doch zog er noch nicht in die Stadt ein, das geschah erst später, noch zeigte er ein gnädig Angesicht den Abgeordneten. Er entließ sie stumm als ein erzürnter Gebieter.

Aber nachmals versprach er ihnen doch alles, was sie gebeten, verzieh ihnen alle Uebertretungen, daß er sie nicht versetzen, noch verpfänden wolle, „noch vom Lande *sondern*," auch keinen von denen, die Güter haben, *verweisen*; ja er vernichtete, was er früher verordnet, bestätigte ihre ältere Privilegien, erließ ihnen die Laudemien, wenn ihre Lehngüter in andere Hand übergegangen und versprach alle Schulden, die sein Bruder Ludewig und dessen Hofgesinde gemacht, zu tilgen. Auch zwang er sie nicht, als er im Zorn bei den kleineren Städten gethan, daß sie das Thor zumauern mußten, dadurch der falsche Markgraf in die Stadt eingegangen war.

In seinem Zelte hatte zum Herzog so der alte

*) Geven to velde in dem dorpe to Tempelhove an dem vridaghe an sunte Marien Magdalenen daghe.

Bardeleben geſprochen: „Mit eiſerner Hand, gnädigſter Herr, zwingeſt du die Märker nimmer. Du magſt mit Sturmleitern ihre Mauern erobern; ſo du nicht ihr Herz gewonnen, biſt du nicht ihr Herr. Gerechtigkeit iſt gut, die iſt der Grundpfeiler eines Hauſes; aber iſt nichts andres drin, bleibts ein unwohnlich Haus. Man wird nicht heimiſch und ſehnt ſich hinaus. Die Brandenburger ſind leicht gewonnen, ſo Einer es verſtehet. Er muß ihr Vater ſein, aber Einer, der nicht immer ſtraft, und Alles will beſſer wiſſen, und keinen andern Sinn duldet, als ſeinen. Muß bisweilen auch mit ihnen ſpielen, nachſehen ihren Schwächen, ſeis auch einmal mit ſich ſpielen laſſen; es ſind gute Kinder, ſie gehn nicht übers Maaß. Der alte Mann verſtand es, weiß Gott, wer er iſt, woher er's hat, aber ein brandenburgiſch Herz hatte er, und kannte ſein Volk. Du ſtündeſt nicht hier, trotz Kaiſer und Reich, ſo er blieben wäre, was er war. Nicht deine Gerechtigkeit, nicht deine ſiegreichen Waffen, nicht die Fürſten und Völker, ſo dir zu Hülfe ziehn, der Teufel in ihm hat ihn geſchlagen. Berlin und Köln haſt du nun, und deine Sturmböcke werden noch manche Mauer brechen; aber er kann den Teufel abſchütteln, das iſt der Hochmuth, er kann dir noch furchtbar werden. — Die von Deſſau und Sachſen, wenn nicht offen, ſo

ſtützen ſie ihn im Geheim; noch Jahre lang magſt du kämpfen mit der Märker Zähheit und Ausdauer. Das arme Land von Peſtilenz heimgeſucht, von innerer Zwietracht, träufend von Judenblut, zu einer Wüſtenei kannſt du's machen um dein Recht. Erbarme dich lieber ſeiner, überwinde dich, bändige den Sturmwind deiner Rache und laſſe den Sonnenſchein der Gnade das zerriſſene, wunde Volk erwarmen. Dann biſt du ſein Herr."

Ludewig gab ihm ſtumm die Hand, und wandte ſich ab. Bei ſich ſprach er: „Mein muß es werden, und ich will ein guter Herr ſein."

.....

Dreizehntes Kapitel.

Die Verſuchung.

Auf einem Stein in der Heide ſaß der alte Markgraf. Der Himmel war grau und der Novemberwind fegte die trocknen Blätter. Sein graues Haar hing auch im Winde; er ſtützte das Haupt in der Hand.

Sein Auge folgte dem Spiel der Blätter. Er hatte ſie knospen geſehen, grünen, ſchwellen, prangen und wieder welken. Nun fielen ſie ab auf einmal in einer froſtigen Nacht; alle Wälder ſtanden kahl und der Nord trieb und fegte das Laub, wie Geiſterheere, die nicht enden wollen. Er ſah das Bild ſeines Glückes. Der Hut lag zur Erden, ein gebrochen Diadem; dafür wob ihm der Wind ein anderes um die Schläfen. Gelbe Blätter waren haften blieben in dem Silberhaar.

Es war ein trauriger Anblick. Er war allein, ſo allein, als ein Menſch ſein kann auf Erden, und

doch nicht allein. Denn noch ſtanden Hunderte und Tauſende auf der Haide, und immer Neue kamen, von links und rechts. Und er war doch allein; wie gehörten die zu ihm! Sieh den Ausdruck ihrer Augen, und ſeinen Blick. Als der ſterbende Löwe, ſein Auge rollt furchtbar, und die Thiere des Waldes und der Lüfte, die ſein Gebrüll erſchreckte, wie noch voll ſtummem Entſetzen, voll grauender Ehrfurcht blicken ſie ihn an!

Das war nicht das ſtolze Kriegsheer mit Fürſtenbannern und Kaiſeradlern, das er gen Frankfurt führte. Auch der Fahnen und Zeichen der Städte, die wie hundert Ströme ihm damals folgten, ſahst du wenige. Die blinkenden Harniſche und wehenden Helmfedern konnte man zählen. Aber nicht die Keulen und Senſen und Morgenſterne, die Lanzen und Stangen. Wenige Wämſer von Sammet und koſtbarem Tuche, aber Lederkoller, Schafpelze und Wolfshäute. Gebräunte Geſichter, rollende Augen, narbige Fäuſte, die die Pflugſchaar führten; in der Noth ſchlugen ſie zu, wie ein Ritter. Es war der Landſturm, von der Havel und der Elbe, von dem Rhin und der Spree. Aus der Zauche und vom Glyn, vom Lande Bellin und Friſack, aus dem Havellande und den Bisthümern waren ſie geſchaart herangezogen. Wo die Noth groß iſt, wägt man nicht

die Namen; wo der Strom durch die Deiche bricht ist des Diebes Hand, die zur Schaufel greift, ehrlich. Gesichter sahst du, denen du nicht gern auf der leeren Straße begegnet wärst; auch eines, das du schon oft sahest, jetzt aber ist es lange her. Das rothe Haar um das Antlitz, mit Pflastern und Narben gestreift, und verhüllt im zottigen Ziegenmantel, stand er auf seine Keule gestützt, umgeben von den Seinen, daß man ihn nicht sehe; aber sein blitzendes Auge sah Alles.

Abwärts von denen standen etliche Ritter im vollen Eisenkleide. Aber der sie um Kopfesgröße überragte, hielt sich auch zurück hinter einer stämmigen Kiefer. Heinrich wars; auf sein Schwert gelehnt. Ob er sich des Volkes schämte? Gewiß nicht. Er horchte hin, was der Alte sprach, er sah hin, wie sein Auge leuchtete, er sah auf die Männer, was Eindruck die Rede machte; aber wer unter seinen Panzer greifen mögen, der hätte das Herz klopfen gehört, als wolle es die Eisendecke sprengen.

„Sie sagen, ich sei ein Müller," — so sprach der alte Markgraf zum Volk; seine Stimme klang dumpf, oft aber rollte sie als Orgeltöne, wenn der Zorn sie hob, oft waren's zerrissene Worte, als Wetterleuchten und dazwischen ist Nacht. — „Glaubt Ihr das Mährchen?" — Mein Haar ist weiß. —

Die Sorgen um Euch haben's gebleicht. — Zerſiebt, zermahlen und zermalmt bin ich — mein Blut, mein Hirn, weil ich mich ſelbſt vergaß um Euch. Wo ſammt' ich die Körner noch, die Funken — die Mühle meiner Feinde hat's zerbrochen und zerſtampft. Das Mühlrad der Zeit iſt umgegangen. Mich hat's gehoben, mich hat's geworfen. Ei, der Müller, mein ich, regiert das Rad. — Doch ſchreien ſie, ich ſei ein Müller! — Wenn zween Sonnen am Himmel ſtehn, wenn zween Kometen ſich bekriegen, iſt's um niedere Leute? — Zween Kaiſer ſtanden auf und ſtritten um die Krone. Warum? — Um mich! Das Deutſche Reich vom Nord zum Süd, vom Weſt zum Oſt in Gährung und Flammen. Um den alten Mann. Und ſie konnten ihn nicht zwingen; die eine Sonne erloſch, die andere wurde fahl. Kann ich die Sonnen regieren; ich hebe kaum das Schwert! Der allmächtige Gott über Himmel und Erden thats. Um einen ſchlechten Mann, um einen Betrüger; glaubt Ihr's? Aber ſie murmeln doch, ich ſei ein Müller! — Der müßte eine Mühle haben mit tauſend Gängen, Gold ſchroten und Königskronen, die Winde gehorchten ihm und die Waſſer, um den der König der Dänen und Normannen ausrückte; nach Deutſchland kam er, um mich zu verreden! Und der König von Schweden aus ſeinen Eisbergen, mit

Riesen und Zwergen droht er. Sagt, bei dem allbarmherzigen Gott, thät er's um einen Müller!"

Er hielt inne. Tiefes Schweigen auf der weiten Haide. Er hub wieder an.

„Das Körnlein, das Ihr in die Erde thut, ist klein, und nach hundert und aber hundert Jahren ist's ein Baum, der in die Wolken ragt. Und ich, was war ich? Ein Pilger, der keine Sohle unter den Füßen hatte, das härne Gewand zerfiel mir am Leibe. So kam ich aus dem Morgenlande. Nichts hatte ich als Liebe, ein glühend, heißes Herz, für Euch. Und nach einem Monat schon lagen Kaiser zu meinen Füßen, baten, daß sie mich Vater nennten. Was muß das für ein Saamenkörnlein gewesen sein! Meint Ihr eins, das aus der Mühle fiel, und der Wind vermochte es? — Den Saamen hat der gesäet, der Gerechtigkeit will auf Erden. Und ich sage Euch, ein solches Saamenkörnlein, das Gott streute, geht auf, auf welchen Boden er's warf. Und doch raunen sie: er ist ein Mühlknappe wesen. — Und lag ich auf Stroh, und die Sterne schienen durch das löcherichte Dach, wo lag das Kindlein, zu dem die Könige kamen aus Morgenland? — Ein Müller ist auch ein Zimmermann. War's denn des Kindleins Vater! Hörtet Ihr nie, d Geister Kinder in der Wiege umtauschen? — Was kümmert

Euch das war! Was wurde, das schaut an. — Schaut mich an! Bin ich ein bloß Gespenst, das der Morgenwind verwebt, oder bin ich —

Tausend Stimmen riefen: „Du bist unser Markgraf Woldemar!“

„Bin ichs noch! sprach er und fuhr mit seiner Hand durch die greisen Haare. Ihr seht ja keine Krone drauf. Den Gebornen drückt Gott einen Stempel auf; der bleibt auch im Unglück. Und sie sagen, ich sei nun ein gemeiner Mann, weil die Fürsten mich verlassen, weil die Ränkeschmiede mich verredet, weil der Undank, als dreifach Blei, auf mich drückt. — Wo sind sie, die Kämmeriere, die Großen und Herren, die in meiner Vorstub lauschten, ob ich mich rege? Wo sind die stolzen Herren und Meister der Städte, die konnten mir nicht Weihrauch genug streuen, so lang ich ihnen Privilegien schenkte. Meine Hand ist nun leer. Nicht Schlüssel, Spießlent und Fahnen kommen mir entgegen, der trockne Wind, das trockne Laub spielt zu meinen Füßen.“

Ein alter Mann, gebückt auf seinen Stab, aber er hatte doch eine Stahlhaube auf dem Scheitel und ein Panzerhemd um das Wammś, trat vor. Es war der greise Aeltermann von Gransee, Andreas Grote.

„Herr, ſprach er, du haſt dein Volk. Laß die Großen abfallen, dein Volk bleibt dir. Hier ſtehn, wir viel Tauſende, und noch Tauſende ziehen zu, ſo du uns nicht verläßeſt und dich ſelbſt nicht. Sie haben arg und ſchlecht mit uns geſpielt; wir trauen ihnen nicht mehr. Denn was ſie geſtern uns ſagten, und wir nahmen's freudigen Herzens auf, das haben ſie heut widerrufen. Verwaiſeter iſt Niemand, denn ſie nahmen uns auch den Glauben; und wer iſt unſeeliger, als der nicht mehr glauben darf. Du bliebſt uns allein, und wir wollen zu dir halten in Elend und Tod, ſo du uns bleibſt."

Da ſtand Woldemar auf, und ſtützte ſich auf eine Streitart, die er auf den Granit ſtemmte.

„Mit wem willſt du's wagen? Die meine Freunde waren, Alle, ſind meine Feinde nun. Der Mecklenburger dräut, der Pommer runzelt die Stirn. Um mich hat der ſtolze Baier, der neue Ludewig, die ſchöne Ingelburg von Mecklenburg gefreit. Ich, der Müllersſohn, ward ſo großer Fürſten Kuppler, und lud mich nicht zur Hochzeit. Der andre Ludewig kommt auch noch mal nach Brandenburg, mit ſo vielen Freunden hofft er, wirds ihm doch gelingen, des Müllers Herr zu werden. Ruprecht, der ſtolze Pfalzgraf, mit Baiern und Schwaben, zahllos wie das Meer. In Böheim werben ſie Völ-

ker über Völker! Der Markgraf von Meißen, der Dänenkönig auch, zu See und Land, ein Völkerheer wälzt wider mich. Und was hab ich? Wo sind meine Heere, meine Städte, an wie viel Schlösser noch kann ich klopfen, und sie lassen ihren Herrn ein! Ihr, Hand voll Leute, wollt Ihr's mit einer Welt aufnehmen?"

Andreas Grote sprach: „Wir fragen nicht, wie viel Feinde du hast? Wir fragen: ist deine Sache gut? Ist sie's, dann sterben wir auch dafür, wann Gott es fügt."

Der Markgraf wollte reden. Der Aeltermann fiel ihm ins Wort:

„Deine Rede fließt als Honigseim, wenn du gütig bist, und zürnst du, ist sie als der Sturm, der Wälder knickt. Du bist ein gütiger und ein gewaltiger Herr, so hast du dich uns erwiesen. Unsere Herzen schlagen dir zu. Aber Satans Macht ist auch groß auf Erden, zumal in einem Land, wo die Distel in der Kirche wächst. Satan hat oft zu uns geredet als mit Engelszungen, und uns verführt. So wir aber in den Tod gehn sollen für Einen, da wollen wir wissen, wer da wahrhaftig ist, und schöne Worte und künstliche Rede, die mag gut sein; aber dem schlichten Sinn ist sie nicht genug. Herr, was sie jetzt wider dich schreien, die Großen, schiert

uns nicht, ſie haben dich erſt erhoben, und nun geſtürzt. Es iſt das Geheul der Wölfe, die um den Schaafſtall ſchwärmen. Ein kluger Wirth thut die Thür nicht auf. Aber Herr, wir, die wir das Sacrament nehmen zum Tode, unſer Gewiſſen ſoll ruhig ſein."

„Was will der Thor!" Hans Lüddecke blickte ihn grimmig an.

„Zweifelſt Du an meiner Wahrheit!" redete ihn der Markgraf an.

„Wenn du mich anblickſt, möcht' ich zur Erden fallen vor Ehrfurcht, deine Thaten haben meine Zweifel überwunden, und doch, Herr, verzeih es deinem Knechte, er ſpricht für das treue Volk. Meine Seele iſt bald vor Gott — wie Viele, von den Allen hier, wachen morgen nicht auf aus ihrem Schlafe, laß ſie nicht mit falſchem Schwure vor den ewigen Richter treten."

„Was will er!" riefen Einige. „Es ward unterſucht, es iſt beſchworen. Der erſte Schwur gilt."

„Das war vor dem Gerichte, da wir keinen Zutritt hatten, und wiſſen nicht, was die Großen und Gelahrten heimlich abgekartet. Vor dem Volke jetzt, unter Gottes freiem Himmel, da Alle es ſehen, und er richtet, auf dies heilige Crucifix thu einen

heiligen Schwur, daß du bist Woldemar, Konrads Sohn, der Fürst, den Gott uns gab."

Heinrich zitterte, als ein Knabe, der Böses beging, und es soll an den Tag kommen. Die Kiefer umschlang er mit seinen eisernen Armen, als wollte er sie zerdrücken und faltete die Hände, die kälter waren als das Eisen darum. Auf dem Steine stand der Markgraf, als fest gebohrt von den vielen Augen, die auf ihn gerichtet, und vor ihm der alte Andreas Grote und hielt das Crucifix und stammelte den Schwur vor. In dem Jüngling zückte es, und brannte, als wäre sein Blut geschmolzen Erz, das rollte und zischte vom Wirbel zur Zeh. Ihn preßte es, daß er riefe: „Schwöre nicht!" aber er konnte den Mund nicht öffnen. Er schloß das Auge.

Da brauste es plötzlich, ein Jubelruf, durch die Luft, zehntausend Kehlen riefen: „Er ist's! Woldemar, Konrads Sohn, unser Markgraf und Fürst! Gott gab ihn uns, Gott zeigt ihn uns."

Woldemar stand auf dem Steine, als Heinrich das Aug aufschlug, aber das Volk ringsum fiel auf die Knie. Auch der alte Andreas kniete, und hob die Arme zum Markgrafen: „Mein Herr vergib mir!" Wie wunderbar schaute der fürstliche Greis aus, ein feuerroth Diadem um den Scheitel, sein

Geſicht leuchtete und alles umher war grau. Nur einen Augenblick dauerte es, und ein neuer Windſtoß trieb und wälzte die Wolken, und die Purpurwolke, die halb geöffnet, den Sonnenſtrahl ihm auf den Scheitel goß, ſchloß ſich wieder und alles war grau als vorher. Aber der Augenblick war genug.

Der Markgraf hatte nicht geſchworen, der Himmel ſelber ſchwur für ihn. Das Geſchrei, das Brauſen, der Jubel erſchütterte die Wolken. Wie die Freudenthränen über die rauhen Backen ſtürzten, wie ſie ſich um den Hals fielen und ſchlugen vor Luſt. „Zur Schlacht!“ — „Für dich in den Tod!“ „Huſſa, neu Futter für die Krähen!“ lachte der Mann im Ziegenmantel, ſchleuderte die Keule in die Luft und fing ſie wieder. Um den Stein drängten ſie, Alle wollten ſeine Füße, den Saum ſeines Kleides berühren, des heiligen Fürſten, für den der Himmel gezeugt.

Einige zu Roß kamen angeſprengt, daß feindliche Reiter ſich zeigten über dem Walde, als ſie recht ſähen, eine große Schaar, die im Anzug ſei.

Da hob Woldemar die Streitart: „Und wär's ein groß Heer, je mehr ſo beſſer. Wahrlich ich ſage Euch, der Sieg iſt in meiner Hand!“

Und es ward ſo; ein blutiger Sieg. Wie man-

cher blanke Harnisch ward da zerschmettert von des Bauern Keule; wie mancher Ritter mit hohem Helmbusch und stolzem Schilde, floh vor der aufgerichteten Sense. Der sank und mußte sich schlechten Leuten ohne Namen ergeben; dem war der Zügel losgehauen, sein wund Roß jagte im Kreis, und schleuderte ihn in die Dornen. Die versanken mit dem schweren Rüstzeug im Morast. Einige kamen kläglich um, Andere zogen die Sieger mit Stricken schimpflich heraus, und wurden ihre Gefangene. Die Ritter fochten auf Abentheuer und um Sold, die Märker fochten für ihren Heerd und Herrn.

Die Geschlagenen, die sich sammelten in Brandenburg, sprachen ungern von dem Tage; darum ist er nicht in den Geschichten erzählt. Aber sie trösteten sich, daß nicht die Bauern sie geschlagen; sondern, da sie sich in Ordnung stellen wollten zum allgemeinen Angriff, davon das Volk vernichtet worden, seien Reiterschaaren mit den Zeichen von Dessau herangesprengt; davor hätten sie Kehrt gemacht, denn die wären unerwartet kommen. Weiß nicht, ob's ehrenvoller ist, von Bauern im heißen Kampf geschlagen werden, oder vor Rittern fliehn, und es kam nicht zum Schwerterkreuzen.

Auf beiden Seiten hatte die heiße Schlacht getobt;

im Himmel kämpften indeß die Winde. Da trieb der Weſt, als Sieger, die blutgetauften Wolken über das Firmament und ein dunkelrother Streif ſäumte den Abend und die Nebel, die von den Wieſen qualmten. So roth gefärbt die Wahlſtatt und die Sieger, und die Beſiegten, und die Todten, und der Sand, der ihr Blut ſchlürfte.

Und Markgraf Woldemar ſchaute ins Abendroth: „Dort zog der Chernd, dort flimmert noch ſein Schwert! rief er, die Arme ausſtreckend. Seht Ihr, meine Völker, wie er aus den Wolken rauſchte in Silberrüſtung! Der Erzengel Michael und ſeine Ritter Sanct Gürgen, Sanct Florian und Sanct Martin. Nun ſchimmern ſie im Abendroth — hört Ihr die Hufen ihrer Roſſe? Sie reiten fort, daß ſie ſich unſerm Dank entziehen. Wenn ich rufe, kommen ſie wieder. Wer iſt noch muthlos!"

Heinrich hatte ſein blutig Schwert im Sand gereinigt und ſtieß es in die Scheide. Er ſah nicht hin als die Andern.

„Der Graf von Deſſau war's und ſeine Ritter! ſeufzte er für ſich. Wohl halfen ſie uns in der Noth, und wollen doch nicht unſern Dank. Sie ſchämen ſich unſer."

Der blaſſe Mond, als er aufging, hörte manches

Todesröcheln, er sog die lezten Seufzer manches tapfern Mannes ein.

Auch Andreas Grote lag sterbend auf der Erde. Ueber ihm hatte der Markgraf gekniet; es war auf des Alten Wunsch geschehen. Der greise Fürst schritt nach seinem Zelte. An Heinrich ging er vorüber; er bemerkte ihn nicht, ein stilles Lächeln schwebte über das bleiche Gesicht. Als ein Gespenst erschien dem Jüngling der greise Mann; er schauderte als im Fieberfrost.

Da er des sterbenden Andreas Hand faßte, der ihm immer lieb gewesen, hub sich der noch einmal auf und sah klar den Jüngling an: „Glaube mir — ich sprach mit ihm — ich weiß Alles — er ist — wahrhaftig —"

Der alte Andreas war todt. Heinrich sah feuchten Blickes in den Himmel: „Und mein Vater ist er doch nicht."

Da schoß ein Stern herunter.

Ein Feuer, ehe es verlöscht, flackt noch einmal hell auf. Der alte Fürst zog durch die Marken, als ein Sturm wüthet. Burgen öffneten sich ihm und Burgen schlossen sich. Sie kamen ihm jubelnd entgegen, und sie flohen vor ihm. Sie flohen vor dem Schrecken seines Namens und vor dem Schrecken seiner Völker. Wo die wilden Banden aus den

Heiden einbrechen, Gnade Gott den Edelleuten und Bürgern. Nur wo der Markgraf hinsah, herrschte sein Name und Blick, wo er den Rücken wandte, war Unordnung, Raub, Brand und Mord. Die wenigen Edlen, die bei ihm hielten, mußten das Aug zudrücken.

Sie flohen aber nicht allein vor ihm und den Räubern, auch vor der Pest, die über die Grenze gekommen, und Dörfer verheerte und über die Mauern der Städte kletterte, und Greise und Kinder, Männer und Weiber in Schaaren fortraffte. Eine schreckliche Seuche, die von Asien herkam und über das ganze Abendland wüthete bis Castilien und Portugall; und sie hieß: der schwarze Tod. In der einen Stadt Lübeck, an der See, starben an einem Tag tausend Menschen; in einem Sommer ihrer neunzigtausend! Hätte man doch denken sollen, sie müsse der Mark vorübergehen, da sei nichts mehr zu finden für das heißgierige Unthier.

Sie zehrte als eine Herde Wölfe, die einen Friedhof umwühlen. An den Straßen und in den Heiden lagen ihre Opfer. In ein Haus, das leer stand, trat keiner ein; der Pesthauch wehte daraus. Die Gesunden verschlossen ihres. Was hatte auch noch diesen Zorn des Himmels herabgerufen! fragten die Klugen und die Thoren, und jeder gab andre

Antwort. Der ſchob es auf die Ketzer, der auf die Tücke und Argliſt des Geſchlechtes, das mit den Todten ſpiele und keine Verträge wären ihm heilig. So ſchuldigte Einer den andern an, und der gab es ihm wieder. Darum wurden ſie einig hüben und drüben, und ſchuldigten mitnander die Juden an, daß die die Brunnen vergiftet und die Flüſſe; davon ſei die Peſt entſtanden. Die Juden ſchrieen auch, daß ſie unſchuldig ſeien, aber die hörte Niemand, ihr Geſchrei ward übertäubt. Denn nicht in der Mark allein, durch ganz Deutſchland rief das Volk: „Steinigt die Juden und verbrennt ſie!“ Sie ſtürmten in ihre Häuſer, ſie brachen in ihre Keller, ſie ſchlugen Kaſten und Läden ein, ſie ſchleppten ſie vor die Richter und jagten ſie in die Wälder. Die Obrigkeiten mußten gehorchen und die Richter wären ſchwach. So vieler Juden Urtel ward geſprochen, ſo viele ſtarben grauſamen Todes durch Henkershand; aber die Viele waren wenige gegen die, ſo nicht durch Urtel und Recht und nicht durch den Scharfrichter, die unter den Händen ihrer grauſamen Verfolger ſtarben.

Auch ſo in der Mark. Vergebens ſträubte ſich Ludewig der Römer, wo ſie ihm gehorchten, gegen des Pöbels Andringen. Umſonſt ſuchte Woldemar, wo ſie ihm gehorchten, dem Wüthen Einhalt zu

thun. Nicht jener, nicht dieſer durften ſtrenge ſein; ſie hätten die Zahl ihrer Anhänger kleiner, ihrer Feinde größer gemacht. Iſt das Unglück freilich eine große Schule, aber die wenigſten lernen draus, was der Herr will, der es über ſie verhängte. In der Hölle werden die Teufel fertig, in ſolchem Kriege unterliegt der Menſch. Die armen Geſchlagenen wollten doch einmal wiederſchlagen. Da ſchlugen ſie auf die Juden los.

Nach rechts und links zogen die Feindesheere, oft ſich vorüber, nur durch ſchmalen Raum getrennt, und ihre Bolzen und Pfeile erreichten ſich nicht.

So gings im alten Kriege. Als beim „Haſchen am Bäumchen“ ſuchte jeder, daß er dem andern zuvorkam, wo volle Speicher noch waren und ein geſunder Fleck. Trafen ſie ſich in der Haſt, ſo gabs ein Treffen.

Der alte Markgraf war ſeinen Gegnern zuvor gekommen. Er lag vor dem treuen Briezen. Sein Lager war weithin ausgedehnt über die Wieſen, und die Feuer brannten aus den Wäldern. Das Geſindel, das zukam und ablief, je wie das Glück war, lechzte vor Gier in dem treuen Briezen die Speicher und Keller zu erbrechen. Der Markgraf, hieß es im Heer, hätte der Stadt den Untergang geſchworen.

Die Abendglocken hatten lange ausgeläutet in der Stadt, als Woldemar allein in seinem Zelte saß. Nur eine Kerze brannte auf dem Feldtisch. Da weckte ihn ein Luftzug aus seinem Sinnen und vor ihm stand Einer, den er nicht erwartet.

„Was willst Du hier?“ halb fuhr er auf; doch er setzte sich wieder, in stolzer Haltung und schaute groß und ruhig den Eindringling an.

„Du weißt wohl nicht, daß ich in deinem Heere der Dienstmann bin.“

„Ein Feldherr kennt nicht jedwed Gesicht, das seines kennt,“ sprach der Fürst.

„Meins kennst du doch noch? lachte höhnisch der Mann. 'S ist hübsch von dir, daß du dich deiner alten Bekannten nicht schämst, nach Art der großen Herren, die sich gar ungern erinnern lassen, daß sie mal klein waren.“

„Du sprichst mit deinem Fürsten.“

„Weiß, mit wem ich spreche.“

„Wer ließ ungemeldet dich zu mir?“

„Hadre mit deinen verschlafenen Wächtern. Dein treuer Eckart, dein Sohn, oder nicht dein Sohn, was gehn mich die neugebacknen Grafen an, an den alten hab ich zum Ueberdruß — deinen Heinrich, der kein Aug von dir läßt, ein verfluchter Junge,

den ſchickteſt du ja ſelber fort nach Wurfgeſchoſſen aus Plauen."

„Was willſt du von mir?"

„Ha, Ha! Haſt du Furcht?"

„Ich fürchte Niemand."

„Den Teufel fürchtet doch jeder Chriſtenmenſch!"

„Ueber meinem Zelte hält der Cherub Wache."

„Haſt du ſo fürnehme Leibtrabanten! Als das Rad an deiner Wiege klapperte, haſt du's gewiß nicht geträumt. Ja ſieh, Jacob, ſo unterſchiedlich ſind des Menſchen Wege. Mir träumte auch nicht an Vaters warmem Heerd, daß ich in den Heiden liegen und mein Name ein Schrecken der Welt würde. Auf dein Wohlſein, Jacob!"

Der wilde Menſch hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt, nicht allzufern dem Markgrafen, und ſchenkte ſich aus dem Weinkrug.

„Nur nicht deine fürnehme Worte und hohe Redensarten. Die ſpar fürs Volk; mir macht das Bauchgrimmen, ſeh ich Einen ſich ſo blähen."

„Elender, dank es der Sendung, die mich durchglüht, daß ich deine Frechheit nicht höre."

„Ich ſag's dir noch Mal, komm mir nicht damit. Bin nicht die Gräfin Mathilde. Das war ein Meiſterſtreich von dir. Wahrhaftig, muß dirs laſſen,

haſt gut geſpielt. Möchte nur wiſſen, wie's in deiner Haut ausſieht."

„O daß ich durchſichtig als Glas wäre, und Jeder könnte ſchauen, wie mein Denken nur er iſt, der mich ſchuf."

„Macht dir das Denken ſolche Luſt! Mir hats immer nur Verdruß gemacht. Ja, wer ſolche aufgepolſterte und fein gebürſtete Gedanken hat von Sammt, Gold, Edelmuth, Fürſtenliebe und Kaiſerkareſſen; aber unſereins, der mit den Thieren im Walde um die Knochen ſich zerrt, dem ſie die Fetzen noch vom nackten Leibe abziehn, ſo der auch noch die hungrigen Gedanken füttern müßte! — Jacob, denkſt du noch daran, als wir an jenem regnigten Abend im Graben auf den Boten lauerten? Es goß wie mit Mollen, kein trockner Faden am Leibe, wir wären verſoffen, ſo wir platt liegen blieben. Da ſteckten wir beide die Köpfe unter eine Lattichſtaude."

„In weß Dienſten lauerteſt du auf den Boten der Verräther, die ihn an die Landesfeinde ſendeten?"

„In Markgraf Woldemars."

„Und wer lag neben dir im Graben?"

Am Stellmeiſer war izo das Verwundern. Er

ſah groß auf. Sein Gelächter kam nur halb heraus: „Du, oder —"

„Oder den deine Augen ſahen. Ich ſchelte dich nicht; denn das Licht ſeiner Erkenntniß ſchenkt der Herr nur ſeinen Erwählten. — Still, Räuberhauptmann! Den Mann kannte ich wohl, weiß ſein Thun und ſeine Gedanken, als meine. Er hatte meine Stimme, meinen Gang, mein Geſicht, mein Blut — and doch iſt er mir ſo fremd, als du mir biſt. Fremd als ein Todter dem erleuchteten Geiſte, der den Leib abſtreifte und in des Himmels Herrlichkeiten ſchwelgt."

„Schwelge Du zu, mich verlangt nicht nach den Herrlichkeiten. Will die Spanne Zeit bis zur Grube noch genießen. Darum kam ich zu dir."

„Was willſt du?"

„Theilen. Mit dir theilen, verſtehſt du, halb Part machen, und könnte doch von Rechtswegen mehr fordern."

Woldemar ſah ihn ruhig an: „Wo iſt dein Mordwerkzeug? Greif in die Bruſt, zieh das Meſſer! Vor mit der Keule unterm Mantel! Stich, ſchlage! Heb deinen Hammer unterm Wamms, mein Schädel iſt nicht härter, als ein anderer. Du ſiehſt, ich reiße nicht an dieſe Schnur, noch ſchreie ich um Hülfe. — Du bleibſt ruhig ſitzen?"

„Bin nicht so hitzig.“

„Weil des Cherub flammend Schwert über mir schwebt. Er hielte deinen gehobenen Arm auf, als er im Walde deinen Finger lähmte.“

„Ja, hätte ich damals losgedrückt! Was galts? Einen todten Pilger. Kein Hahn hätte darum gekräht.“

„Verlorenes Geschöpf, du thatest nur und thust, was der ewige Wille dich hieß.“

„Durchlauchtigster Markgraf, hub der Stellmeiser nach einer Weile an, ich glaube, du lästerst ein Bischen in deiner himmelherrlichen Erleuchtung. Doch, das magst du mit deinen Heiligen und Cherubs ausmachen, mit denen du Unterhaltung pflegst, mich schiert's wenig. Gönne Jedem, woran er Lust hat, so ich keine Lust dran habe. Also durchlauchtiger Markgraf Jacob, oder wie du heißen willst, die Müller zum Teufel und die Cherubs zu deiner Leibwache, als dir beliebt! Schon damals, als wir beide so geheime Dienste für den Woldemar sonst ausrichteten — der war grad kein Heiliger, fällt mir bei — ich und du, sage ich, das heißt, ich und der Mann, den du begraben hast, seit du ein Heiliger wurdest; schon damals war's mir gar nicht um die Ehr zu thun, nach der du geizest: Du spreizest dich als ein Pfau und besahst dich im Spiegel, wenn er

dir auf die Schulter klopfte; ja, ich überraſchte dich mal, als du ſeinen Purpurmantel um die Schulter gethan und im Zimmer auf- und abgingſt, daß die Dielen knackten. Halts mir zu gut, und daß ich damals hell auflachte; wer dachte, daß du's ſo weit bringen würdeſt. Mich lüſtete gar nicht nach. Ich ſtrich lieber das geprägte Geld ein, das er zahlte. Auch als die Noth in Stralſund war, und der Markgraf konnte den Bürgern doch nicht zu Hülfe kommen, ward ich denn neidiſch drauf, daß er dich in Nacht und Nebel hinſchickete mit ſeinen Stiefeln und ſeiner Stahlhaube? Was kannte das Volk da an der See den Markgrafen! Wer ihnen Hülfe brachte, der war ihr Abgott, und wenn's ein Affe war. Hätt ich nicht ſo gut als du den Markgrafen ſpielen können? Ich ließ es dir. Was hatteſt du davon? Freilich, nun kam ſpät die Erndte für die Ausſaat. Der alte Herzog von Deſſau hat geſchworen, daß du der echte ſeiſt! Zum Teufel mit ſeiner Seele, was ſchiert's mich. — Und dann, vor ſieben Jahren, als ſie auf die Suche gingen nach einem Auferſtandenen, konnt ich nicht ſo gut auferſtehn als du? Wußt ich nicht auch Geheimniſſe? Mit einem Küchenmeſſer hätt' ich mir eine Narbe geſchnitten noch tiefer als deine. Ich hab's nicht gethan, ließ dir die Ehre."

„Hast du ausgesprochen?"

„Habs."

„Dort steht ein blanker Schild. Schau dich an. Ist auf deinem Antlitz nur ein Zug von Gottes Ebenbild? Du, Wurm, aufgeschwollen von Selbstsucht, von der Sünde gebrandmakt, vom Laster ausgezehrt, ein Scheusal dem reinen Blicke, ein Ekel dir selbst, und mit mir wolltest du ringen um einen Preis!"

„Ehedem haben wir oft gerungen und gespielt."

„Das Ehedem sage ich dir ist Asche, die Lumpen sind abgefallen, Moder, und wie aus der Puppe der Schmetterling, steh ich vor dir, ein neues Wesen, ein andrer Mensch, den du nicht begreifst. Jezt hebe dich weg, Versucher."

„Schade, das mich dein Lichtglanz nicht blendet, als das andere Volk. Meine alten Augen sehn schärfer, und ich schau in dein Inneres, als wärst du von Glas. Als ruhig du scheinest, so wallt und gährt es in dir. Die Lüge mit der du als junger Bursche Versteck spieltest, ist aus einem winzigen Ding ein Riese worden. Weiß auch drum, wie es geht, hab' auch gespielt, aber unglücklich. Das allein ist der Unterschied zwischen dir und mir. Meinte auch, weil ich die Welt schlecht und ungerecht fand, wollte ich die Gerechtigkeit herstellen.

Aus einem Richter ward ich ein Räuber. 'S iſt ſo Beſtimmung. Als du geboren wardſt, ſtand der Wind gut; mit vollen Segeln fuhrſt du, haſt viel andre Kähne umgefahren. Biſt aber doch nicht in den Hafen kommen. Wardſt wieder auf offne See geſchleudert. Es ſtürmt. Du dringſt nicht durch. Schad' um den ſchönen Anfang. Nun lügſt du dir von neuem vor, was dir gefällt. Daß der Herrgott dein Schiff lenke und ſeinen Athem in deine Seele bläſt. Sei klug Jakob, leg bei und ſuch dir ein ſicher Plätzchen. Trotz dem, daß du durchſichtig biſt von himmliſchem Lichte, und die Cherubs ziehn vor dir und die heiligen Ritter hinter dir, biſt du doch in der Reichsacht, als ich bin. Wie lange kann der Betteltanz noch dauern. Die von Deſſau und Wittenberg zittern ſchon vor Himmelangſt, und ihr Geld iſt längſt aus. Ueber Nacht wirſt du mal geweckt, in Ketten nach einer Reichsſtadt geſchleppt, in's Loch geworfen, torquirt, judicirt und am Ende als Zauberer auf den Scheiterhaufen geſetzt. Lüſtet dich ſo ſehr, als ein heiliger Lorenz zu röſten? Sei geſcheut, pack ein, ſo lang das Volk dir glaubt, ich helfe dir; wir ſchlagen uns ſächtgen nach der See zu. In Stralſund, in Lübeck packen wir ſtill ein, und ſegeln einmal über Nacht in die Nebelländer,

wo wir uns verbergen. Der Tag taugt für uns Beide nicht."

Der alte Markgraf fuhr ihn nicht zornig an. Er erhob sich, sein Auge leuchtete von einer andern Gluth:

„Ein Scheiterhaufen! Da fielen ja ab der letzte Staub und Moder in den reinigenden Flammen. Giftwurm, in deinen Mund legte der Herr einen Gedanken, um den ich dir deine Lästerung vergebe."

„Hast Lust ein Märtyrer zu werden? Sah manchen vor meinen Augen rösten. Verführe dich, 's ist nicht so lustig, als am Fürstentische schmausen. — Die Zeit ist kurz, besinne dich."

„Ich sterbe als Fürst für mein Volk."

Der Stellmeiser reckte sich in seinem Stuhle, und gähnte: „So zu dem Unglück noch die Dummheit kommt und zur Eitelkeit der Wahn, so Einer nicht genug hat am Zwicken, ohne das dies heillose Leben nicht abgeht, und noch geschunden und gebraten sein will, für einen Fetzen Glorienschein um's hirnlose Haupt, so hol doch der Teufel diese Welt voll Pest und Unsinn. Was ist ein Volk? Dein Volk erlauchter Markgraf, saust Judenblut, deiner christlichen Gesinnung zum Trotz; die Juden werden von den Christen gefressen, die Christen, da frißt

einer den andern, und wer überbleibt, iſt gut genug für die Peſt. Du alſo bleibſt für den Holzſtoß!"

Der Markgraf winkte ihm mit dem Arme, daß er ginge.

„Noch nicht. Wir müſſen noch abrechnen."

„Geh frei von dannen. Aber nie laß dich wieder vor meinem Auge ſehen; ſonſt —"

Der Stellmeiſer lachte höhniſch auf: „Machſt die Zeche ohne den Wirth. So wohlfeil, hoher Herr, laß ich dich nicht. Mich dürſtet nicht nach deiner Märtyrerkrone, ich will gemünztes Geld; das ich in den Taſchen davon tragen kann."

„Der Heller, den ich um dich meinem Volk entziehe, ſoll als ſiedend Erz auf meinen Scheitel träufeln im ewigen Schwefelpfuhl."

„Behalte deine Heller in deinem Sack."

„Und du, zurück in deine Wälder, zu deinen Genoſſen, wild als die reißenden Thiere. Knurre und heule mit ihnen wider Gottes Weltordnung."

„Pah! Etwas von der ſchönen Weltordnung drang auch ſchon in die Wälder. Es ſind nicht mehr die alten Stellmeiſer. Der Junker von Habenichts kamen mir zu viele dazwiſchen. Sie klimpern ſchon mit den Sporen. 'S wird bald ein freier Ritterbund, als die im Reiche. Für 'ne reine Gottescreatur iſt da nichts mehr zu fachen."

„Geh zu dem Sündenweib. Laß dich auszahlen um deine Wissenschaft."

„Sie hat auch Lust eine Heilige zu werden, kniet und kasteit sich. Will in ein Kloster gehn."

„So lauf deiner Tücke nach, bis dich der Rächer faßt."

„Wills. Aber vorerst meinen Stock zu Münze machen. Hör Jacob, ich lasse mich billig finden. Du hassest das treue Brietzen und ich hasse es nicht minder. Schenk mirs. Morgen wenn wir stürmen, laß mir und meinen Leuten das Ausräumen. Das schickt sich weder für den Fürsten, noch für den heiligen Mann. Mir die Keller und Läden, dir die Stadt."

„Und die Bürger."

„Deine Feinde."

„Von meinem Volk. Hebe dich weg Satan!"

Mit einem Schlangenblick blinzelte der Hauptmann den Markgrafen ab. Jacob, du sagtest, ich solle mir meine Wissenschaft von der Gräfin auszahlen lassen. Was, meinst du, gäben mir die Baiern dafür? Zum letzten Male, besinne dich."

Der alte Woldemar rang einen innern Kampf. Sein Leib zitterte. Der Stellmeister sah es mit teuflischer Lust. Aber er horchte auch aufmerksam

draußen auf ein Geräuſch. Als wärens Hufe eiſentragender Roſſe, oder fernes Glockengeläut.

„Allmächtiger! ich bin dein Sendbote, deine Ruthe und dein Palmenzweig; du wirſt mich führen auch durch Nacht, Wildniß und Abgründe, verlaß mich nicht, ich folge dir. Und Du, zügelnde Natter, ſchrei es aus auf dem Kreuzweg, in die Kirche hinein, und auf den Märkten. Ich fürchte Dich nicht.“

So hatte der Greis gerufen, auf den Zehen ſtehend, die Arme empor hebend. Der Stellmeiſter war verſchwunden, aber herein ſtürzten ins Zelt Heinrich und der Graf Woldemar von Anhalt. Sie erſchraken, als ſie den Greis ſahen, aber ihre Meldung war eilig.

„Hörſt du nicht, mein Vater —“

‚Um der Heiligen Willen, Fürſt Woldemar, fiel ihm der Graf von Anhalt ins Wort. Sturm in der Stadt, Pechfackeln auf allen Thürmen. Sie machen einen Ausfall und das Lager ſchläft.“

„Sturm! ſchrie Heinrich zum Zelt hinaus. Trommeln! In die Trompeten geſtoßen! Wir ſind überfallen.“

Ruhig lächelte der Greis: „Es war ſein Fingerzeig. In meine Hand gab ſie der Herr, nicht in ſeine. Still, meine Söhne. Ich werde ſiegen.“

.....

Vierzehntes Kapitel.

Das Gericht.

Er hatte nicht gesiegt. Er war aufs Haupt geschlagen. Der Herr hatte sie nicht in seine Hand gegeben; nur eine Spanne Raum fehlte, und er fiel in die seiner Feinde. Zügel- und bügellos ging die Flucht, und die Baiern hinterdrein. Die Herzoge waren gar unvermerkt in Briexen.

Ja, der lange Krieg wär entschieden gewesen in jener Nacht, ohne Heinrich, der mit seinen Besten sich dem Feind entgegenwarf. Schlagen konnte er nicht die Uebermacht, aber er rettete den Vater. Siegen konnte er nicht, aber er ward gefangen in Ehren.

Die Baierschen und die Verbündeten staunten den Heldenjüngling an, was er allein gethan. So brachten sie ihn in die Stadt, fast als einen Sieger. Aber die Bürger schrieen: „Richtet ihn!

Hängt ihn! Er war ein Räuber. Er wars, der die Mordbanden in unsere Stadt geführt."

„Mit nichten, meine getreuen Briezener; lachte Ludewig. Der gehört mir, und nicht Euch."

Ludewig der Römer sprach: So es erwiesen sei, müsse er gerichtet werden. Ein solch Beispiel thue gut für die andern Trotzigen, die noch zum Betrüger halten.

„Wenn du Markgraf bist, Herr Bruder, lachte Ludewig der Aeltere. Noch bin ich Herr."

Der Römer stampfte auf, und wandte ihm seufzend den Rücken.

Da sprach der alte Bardeleben ihm heimlich zu: „Was Gott bald gebe, gnädigster Herzog! Aber dieses Mannes Hals ist nicht für den Hanf gemacht. Auch trägt er des Kaisers Sporen und des Kaisers Wappenschild. Desgleichen ist er Neffe der Ruppiner Grafen, die ihn wohl gern anerkennten, wenn die Sache ausgetragen ist. Auch liebt ihn Volk und Bürger, und, weiß Gott, ob er nicht doch der ist, für den ihn der Kaiser erkannt; denn sein Antlitz ist gar wunderbar ähnlich dem großen Woldemar, weit mehr denn des Mannes, dem wir so lange gehorchten, als Euch viele alte Leute sagen werden. Sie entsinnen sich besser, wie er jung aussah, da sie ihn kannten, und da ist das

Antlitz als wie Gott es machte; das Alter aber bat eine Larve, ſo die Jahre bilden und die Leidenſchaften. Gottes Hand iſt nicht mehr ſo ſichtbar dran, und auch des Menſchen Kunſt kann dazu thun. Und ſei er es auch nicht, ſo iſt der Junge doch von einem Stoff, den muß man pflegen und nicht ausreuten. Es thut Noth an jungen kräftigen Stämmen in einem Land, wo die Alten fehlen, und der junge Wuchs iſt Dornen und Unkraut."

Bald darauf ließ der Graf von Anhalt melden, durch einen Ritter, er wolle ihn frei kaufen, und ſie möchten ihn ſchätzen nach ſeinem Werth, ihm ſei kein Löſegeld zu hoch für ſeinen Freund.

„Was biſt du werth?" rief Ludewig der Aeltere.

Heinrich ſchlug die Augen nieder und antwortete nicht.

„Nun ſo ſchätze du ihn ſelbſt, ſagte Ludewig zum Boten. Was gilt er dir?"

Der Bote nannte ein Stück Geld, das ihm gut däuchte.

„Beim Schächer Judas, was iſt dein Herr für ein Filz! rief Ludewig. Als er gefangen war, brachte der tauſend Mark für ihn, und du willſt ihn nur hundert Mark ſchätzen. Nun, ſag ihm, und wenn er zehn Mal das bietet, er kriegt den

Todtſchläger nicht, er iſt mein, und ich verkaufe ihn Niemandem.“

Heinrich war ſehr traurig, ſo traurig als der Herzog guter Dinge. Er gedachte, wie er ihn beleidigt hatte, damals in Frankfurt. Als die Andern hinaus waren, ſtellte ſich Ludewig groß vor ihn hin, und muſterte ihn von Kopf bis Fuß, als wohl ein Händler das Thier auf dem Markte, das er erſteht.

„Herr Herzog ſo ich Euer Gefangener bin, ward ichs doch in Ehren.“

„Und ſollſt es bleiben. So gefallen mir die Brandenburger und die Eidams.“

Er lachte hell auf, und Heinrich wußte nicht was er wollte.

„So Ihr mich nicht wollt löſen laſſen, Herr Herzog, ſo wollt Ihr mich richten.“

„Habe ſchon gerichtet über dich. Auf dein Lebtag ſollſt du bleiben mein Gefangener, und will dich binden an meine Perſon. Und du ſollſt ſtets um mich bleiben, und an meinem Tiſche ſitzen, und an meiner Seite reiten.“

Da er das mit freundlicher Miene ſagte, verſtand es Heinrich.

„Dank dir, großer Herzog, um deiner Güte willen. Du willſt mich haben, als einen Diener.

Das iſt große Ehre für mich. Habe aber ſchon einen Herrn, und Niemand kann zweier Herren Diener ſein."

„Wenn einer kein Herr mehr iſt, kann er auch keinen Diener mehr haben."

„Aber für den guten Diener bleibt er Herr; nur der Tod löſet die Pflicht."

„Schau mich hell an, Heinrich. Glaubſt du an ihn? — Sieh, du wirſt roth und ſchlägſt die Augen nieder. Wer zweifelt noch izo im ganzen Reich — Pfui! Willſt eines Windmüllers Dienſtmann ſein, du der —"

„Gnädigſter Herzog, er iſt mein Vater."

„Da legte ein Perlhuhn ein Straußenei, aus einer Hagebutte wuchs eine Eiche."

„Da Ihr mich auf's Gewiſſen fragt, nein, ich glaub's nicht. Aber — er hat mich aus meiner Niedrigkeit emporgehoben, er hat mich gepflegt, geſchützt und geehrt, mehr als ein Vater ſeinen Sohn. Was wär ich ohne ihn. Ein Schurke, nicht werth des Namens, den mir der Kaiſer ſchenkte, nicht werth, daß Ihr mich anſeht, ſo ich von ihm ließe."

„Du haſt ihn in dieſer Nacht gerettet. Alſo biſt du quitt. Das will ich dir von guten Rittern ſagen laſſen."

Heinrich ſchüttelte den Kopf: „Alle Ritter der

Welt können mir nicht ſagen, daß ich gut thue, ſo mir's in der Bruſt ſpricht: Du thuſt unrecht."

„Er iſt umſtellt. Nun entkommt er nicht mehr."

„Herr! Und da ſoll ich von ihm laſſen, ihn verrathen! Nein, Herr Herzog, das fordert nicht. Alles bin ich ihm ſchuldig, alſo auch mein Leben. Ich gebs für ihn willig hin."

„Tollköpfiger Burſch! Du biſt mein Gefangener."

„Gnade mir Gott, wenn ich's vergaß. Und verargt Ihr mir's nicht, ſo ich's vergeſſe. Umſtellt auch mich gut, denn mein Wort gab ich Euch nicht, daß Ihrs wißt, in der Haft zu bleiben. Ich breche aus, bei Gott, ich muß es, ich wills, ich werde es. Ich habe Freunde."

Der Herzog fuhr nicht auf. Er maaß ihn mit gar heitern Blicken, wie der Jüngling ſich auf die Bruſt ſchlug, und ſah er ſeine ſtarken Glieder, da mocht er denken, daß er auch Ketten reiſſen könnte, und Mauern brechen.

„Wenn du's ſo meinſt, da thät ich wohl am geſcheiteſten, ich ließe dich gleich frei. Denn da ich dich nicht hängen und köpfen will, was nutzt mir's, ſo du in meine Mauern ein Loch brichſt, das ich muß flicken laſſen. — Grüß mir ſchönſtens deine Frau."

„Was ſoll ich?"

„Deine Frau lieb haben und gut halten, verſtehſt Du's?"

„Ihr treibt Spott mit mir."

„Den muß ein Mann auch ertragen lernen. Glaub mir's, du junges Blut. 'S kommt Keiner durch die Welt ohne dicke Haut. Beim nächſten Kindtaufen bitte mich zu Gevatter. Was ſtehſt du noch?"

„Nun, daß Ihr weiter mein ſpottet."

„'S iſt Ernſt diesmal, Herr Ritter."

Ludewig ſtand vor ihm, und legte die Hand auf eine Schulter: „Du biſt frei. Für's Löſegeld will ich dir —" Er hielt nachdenklich inne — „Was kümmerts dich! Klaube nicht nach Vergeſſenem, grüble nicht nach räthſelhafter Herkunft, wir alle ſind des Weibes Kind und der Sünde Knechte. Denk nicht zurück, denk vorwärts, muthig und friſch; zieh züchtig und in Ehren deine Kinder auf, halte rein auf dein Blut, aber reiner auf deinen Sinn, und ſei ein guter Diener jedem neuen Herrn, den dir Gott giebt, ſo als du deinem alten warſt."

Heinrich wußte nicht, wie ihm geſchehen: „Wem verdank ich Eure Gnade?"

Da trübte ſich des Herzogs Stirn! „Wem! — Da hätt ich bald vergeſſen — Gnade mir Gott! — Heinrich, du biſt frei, ganz frei, als ich ſagte. Kehr

zurück zu deinem Herrn, ſchlage für ihn, ſei's auch auf mich, oder bete für ihn. — Aber heut, heut noch biſt du mein Gefangener, mein Freund. Willſt du mich begleiten auf einen einſamen Ritt? — Ein ſaurer Ritt, wo nicht der Markgraf — du und ich mein Sohn, reiten dahin."

In dichte Mäntel verhüllt ſprengten ſie in die Nacht.

„Wie ſeid Ihr des Weges kundig, Herr?" unterbrach Heinrich das Schweigen. Denn, ohne ihn zu fragen, lenkte er ſein Roß durch Gebüſch und Holzwege, wo Einer auch bei Tageszeit ſich leicht verirrt.

„Ich bin ihn oft geritten" antwortete Ludewig.

„So was vergißt ſich doch leicht in Sand und Heide."

„Daß ich's vergeſſen könnte!" ſprach in ſich der Fürſt.

„Und kennt Ihr genau das Ziel? Sieht doch eine Gegend hier aus als die Andere."

„Ich kenne es."

Ludewig ritt langſam, daß Heinrich herankäme. Da ſcheute deſſen Roß, und ſein Begleiter ſah ſich um.

„Was iſt's Heinrich?"

„Es ſtreifte eine ſchwarze Geſtalt über den Weg.“

„Ich ſah ſie auch, ſagte der Fürſt. Komm mir näher, die Nacht iſt unheimlich. Wir reiten zu einer Sterbenden.“

„Zu einer Sterbenden, rief verwundert Heinrich. Was nahmt Ihr ſtatt des Kriegsmannes nicht einen Beichtvater mit?“

„An Pfaffen wird's nicht gefehlt haben. — Hu — ſieh, da wieder eine ſchwarze Geſtalt — Wo verſchwand ſie?“

„Schlagt ein Kreuz, Herr, die ſind nicht hier vom Land. — Was märkiſch iſt, das kenne ich.“

„Laß uns haſten!“

„Wo ſolls hin, Herr? Ihr ſchauert. Die Peſt rafft Viele fort, was geht Euch und mir die eine Sterbende ſo nahe?“

„Dir und mir.“

„Der Peſthauch iſt gefährlich.“

„Sie ſtirbt nur für die Welt, und bat mich, daß ich ſie noch ein Mal vorher ſähe. Einer edlen Frauen Bitte darf Niemand abſchlagen, zumal, wer ihr viel ſchuldet, mehr, als er ihr wieder geben kann.“

Und nun hatten ſie ſich doch verirrt, die Heideucher ſahen ſich gar zu gleich, die Paar Sterne

am Himmel kamen und verſchwanden. Sie ſagten rechts, ſie ſagten links. Dann ſprengte Ludewig wieder zurück. Der heiße Schweiß ſtand ihm auf der Stirn: „Dorthin, dorthin Heinrich — ich verirrte hier ſchon ein Mal — ein verfluchter Ort — mir iſt ſo bang ums Herz.“

„Um unſerer lieben Frauen willen, wo wollt Ihr hin? Da leuchtet durch das Holz ein See. Nun kenne ich die Gegend.“

„So iſt's der See von Wörbelin.“

„Nach Wörbelin! rief erſtaunt der Gefährte. Ach, da ſind wir grad von abgeritten. Dorthin müſſen wir umkehren, und ſo wir den Weg auch finden, um Morgenanbruch ſehn wir noch nicht die Thürme.“

Ludewig athmete tief auf und ſchlug ſich an die Stirn: „Zur Frühmette hat ſie mich beſtellt — Es war ihre letzte Bitte.“

„Ihr wollt zur Gräfin! ſagte Heinrich. Ach, die iſt ja abgeſtorben aller Welt, und läßt ihre Nächſten nicht vor. Seltſam, nicht mal ihr eigen Kind, mein Weib. Halb irrſinnig wäre ſie, raunen die Leute, und ſpräche wunderliche Dinge, und pflegte Zwieſprach mit Geiſtern. Ich darf nicht mit, ſie hats uns unterſagt.“

„Du darfſt, ſprach Ludewig. Sie ſagt dir

Lebewohl, vielleicht in der nächſten Stunde fällt ihr ſchönes Haar — ach, es war ſchön! — Sie hat mein Wort. Heinrich, den nächſten Weg, die Sporen den Thieren in die Seite. Um alles in der Welt diesmal möcht ich's nicht brechen. Und iſt mirs doch, als bräche mein Herz."

Die Nacht war rauh und kalt, der Sturm erwachte und heulte über die Seen, und hauchte das erſte Eis über ihren Waſſerſpiegel. Die Wolken jagten über den Himmel, die Sterne verbergend und wieder zeigend. Die Raben krächzten über den Häuptern der einſamen Reiter, und die Stimmen der Unholde ſauſten in ihren Ohren.

„War das kein Hahnenſchrei, Heinrich?"

„'S klang mir als eine Todtenglocke."

„Sieh da den Fuchs am Wege. Er ſieht nicht. Feurige Augen."

„Ihr ſaht die Eule über ihm."

„Schau, Gott ſei bei uns, der Mond ſchwitzt Blut."

„'S war mir längſt, als träufte es mir auf die Hand. Das iſt Gottes Ruthe. Herr, Herr, 's ſind arge Sünden hier im Land. Der Mondſchein thut nicht gut auf dem Weg. Dort in den Wald hinein wo er uns nicht trifft. In einem Baume iſt ein alt Muttergottesbild."

„Hin! Wollen ein Viertelſtündlein davor knieen.“

Der dunkle Wald verbarg in ſeinem Schatten die beiden Reiter, aber die Mondſcheibe, die izt am Himmel ſchwebte, beleuchtete den Kreuzweg, wo vier ſchwarze Geſtalten ſich begegneten.

„Wo kommſt du her?“ rief der Erſte.

„Von denen, die ſchwören auf Schwert und Strang unſträflich zu ſein,“ antwortete der Zweite.

„Die richten im Verborgenen,“ ſagte der Dritte.

„Die ſtrafen im Verborgenen, Gott gleich,“ der Vierte.

„Ueber wen haben ſie die Arme gehoben, und riefen: wehe, wehe!“

„Ueber Mathilden von Nordheim.“

„Weß ward ſie bezüchtigt?“

„Die Zunge wird müde ehe ſie's ausſprach, und die Nacht vor Scham roth, ſo ſie's vernimmt.“

„Was die Nacht verbarg, das bleibe in der Nacht.“

„Nicht, was der Morgen anleuchtete. Was ſah das Frühroth? Im Wald in ſeinem Blute den Grafen von Nordheim. Sein Weib hatte den Mörder gedungen.“

„Ueber des Grafen Grab iſt Gras gewachſen und wieder verwelkt. Was wollt Ihr wecken den, der ſeelig ſchläft?“

„Sein Geist stand auf, da kein Kläger aufstand. Allnächtlich klopft er an ihr Schlafgemach, und heischt sinn Recht.“

„Er hat sein Recht. Die Büßerin stößt im Irrsein ihr Haupt an die Mauer.“

„Aber das Ohr der Mauer ist taub. Die Rächer im Dunkeln horchen durch den Sturm, und sehen durch die Nacht.“

„Wo schlummerten sie so lang?“

„Die Hand der Mächtigen war zu stark.“

„Wehe, wehe! riefen die Drei.“

„Sie ist itzt eine Himmelsbraut. Kein Gericht der Welt darf der Kirche, was ihr ist, nehmen.“

„Ehe sie die Schwelle betritt, büße sie ihre Sünde.“

„Ehe ihr Haar fällt, falle ihre Leib.“

„Ehe der Hahn kräht, ersticke ihre Stimme.“

„Wie soll Mathilde von Nordheim sterben?“

„Wie ihr Gatte starb,“ riefen die Drei.

„Sind Eure Herzen rein von Missethat, Eure Hände rein von unschuldigem Blute?“

„Rein, riefen die Drei.“

„So vollstrecket mit Rechten den rechten Spruch des rechten Gerichts an Mathilde von Nordheim, ehe ihr Fuß die Schwelle betritt des Heiligthums,

ehe ihr Haar fällt von ihrem Scheitel, ehe der Hahn kräht in das Morgenroth."

Der Mond verhüllte ſich. Der Sturm heulte wieder. Die vier ſchwarzen Geſtalten kehrten ſich den Rücken, jede ging ihres Weges, bis das Dunkel ſie verbarg.

Die beiden Reiter hatten, ein Viertelſtündlein und darüber, auf ihren Knieen gelegen vor dem alten Muttergottesbilde, aber das Bild blieb ſchwarz, und ihr Herz bang. Der Eine hörte, was Gebete er auch ſtammelte, den Hahnenſchrei, der andere immerfort das Todtenglöcklein im Walde.

Nun ſaßen ſie wieder zu Roß, und die Heide wollte ſich nicht lichten; aber die Wolkengetriebe leuchtete ein fahles Licht an, und der Morgenwind ſchnitt kalt.

„O Heinrich, Heinrich, mein Sohn, ſprach der Fürſt, und hüllte ſich in den Mantel, komm mit mir, führe dein Weib in mein ſchön Land, wo die Südſonne die Berge anglüht. Da iſt's warm —"

„Sind die Menſchen da beſſer?"

„Sie ſind Menſchen, ſprach der Fürſt vor ſich. Was willſt du unter Bären und Geyernern? Das beſte Herz wird hier kalt und rauh."

„Mein's ſchlägt noch warm, Herr."

„Die Sonne nimmt hier Abſchied."

„Sie wird wiederkehren.“

Die Sonne war aufgegangen, und das Rosenlicht des Morgens hauchte über die weiten Kieferbüsche. Nur einen Augenblick, dann ward es wieder grau. Tausende von Krähen zogen kreischend über die Wipfel. Da lichtete sich der Wald, und vor ihnen lag das Schloß Wörbelin. Und ein Gewimmel davor, als wär es Markt. Die stürzten hin und zurück, die steckten die Köpfe zusammen, die schüttelten sie, die rangen die Arme. Weiber, Kinder, Alte, Bauern und Dienstmannen, Knaben in Chorhemden, die müßig das Rauchfaß schwenkten, Mönche und geistliche Herren im prächtigen Ornat. Baldachine und Kirchenfahnen lehnten an die Bäume. Alles, als zu einer großen Prozession, und es fehlte nichts als die Ordnung.

„Gelobt der Herr, daß Ihr kommt!“ rief dem Herzog der Dechant von Brandenburg entgegen.

„Sie wartet Euer schon lang,“ sprach ein Zweiter.

„O gnädiger Herr, bastet Euch, sagte Graf Ulrich von Ruppin oder Ihr kommt zu spät.“

„Was, zu spät!“ fragte der Fürst, verwundert, daß so Viele um sein Herkommen wußten. Er wollte unerkannt in's Schloß reiten,“

„Sie ist wieder zum Bewußtsein kommen, und

zählt die Minuten, bis daß Ihr erſcheint, aber ſie hofft ſo gewiß darauf, als auf die Gnade ihres Erlöſers.“

Der Herzog war, ohne ein Wort zu ſprechen, vom Roß geſtiegen, und folgte dem Grafen und dem Dechanten, die ihn ins Schloß führten. Unter der alten Linde, vor der Zugbrücke, wies Graf Ulrich auf den Boden.

„Dort fanden wir ſie. Der Kopf lag auf den Wurzeln. Da iſt noch Blut.“

„Blut! Chriſti Gnade, was iſt's!“

„Sie kränkelte die letzten Monden. Doch meinten die klugen Meiſter, es ſei nur das irre Blut und die böſen Gedanken, ſo ſie verfolgten. Da helfe nicht irdiſche Kunſt, ſondern allein der Seegen von oben. Sie werde geneſen, wenn ſie die Weihe der Kirche empfing. Heute, als Ihr wißt, wollte ſie ihr Gelübde ablegen, da die hochwürdigen Biſchöfe, auf ihr inſtändig Bitten, ihr das Probejahr erlaſſen, und alle Freunde waren zu dem Feiertag geladen. Geſtern hat ſie Niemand geſehn, ſie betete, faſtete und kaſteiete ſich. Nun denket, hoher Herr, unſern Schreck, da wir ſie hier fanden, als der Morgen graute. Sie war allein hinaus geſchlichen, da noch alle ſchliefen, zum Gebete vor dem Mutter-

gottesbilde in der Linde, und hier überkam ſie den Blutſturz."

„Ein Blutſturz!"

„Die edle Gräfin hatte von je eine abſondere Verehrung vor der heiligen Frau unter der Linde, als ich bezeugen kann, ſagte der Dechant: Nun hat ſie ſich ihrer erbarmt, durch einen raſchen, aber gewiß nicht unbußfertigen Tod."

Ludewig ſtarrte als eine blaſſe Bildſäul auf den Fleck und den alten Baum. Ihn überkam ein Fröſteln.

Heinrich ſahe auch hin. Aus dem Stamme der Linde waren drei Späne ausgehauen.

„Gott erbarme ſich ihrer Seele!" ſprach der Biſchof.

„Gott iſt gerechter als die Menſchen!" rief Ludewig, und eilte über die Brücke.

In der Halle, da Ludewig einſt gelegen auf dem Ruhebette, und da ſie ſeiner Wunden gepflegt lag die Gräfin todtenblaß, aber ſchön noch im Sterben. Da wurde manches Auge naß, auch die ſie im Leben nicht gemocht; als ſie die Hand auf Heinrich legte, der vor ihr kniete, und ihm ihren Seegen gab und ihm hieß, daß er treu und gut ſein Weib halte, und ſeine Kinder in Zucht und Ehren erziehe. Des Hauſes Seegen ſei der Frauen Milde

und des Mannes Kraft. Bleibe immer der Herr darin, mein Sohn, ſprach ſie, und lehre dein Weib dich lieben, daß ſie dich achten, und, ſei es, fürchten muß. Denn eines Hauſes Zucht und Glück vergeht, wo der Mann ſein heilig Recht durch Liſt oder Liebe ſich entwinden läßt.. Seine gerunzelte Stirn muß ein Unwetter, ſein freundlicher Blick die Sonne ſein, ſo die Herzen erquickt. Gedenke, daß ſie eine Edle iſt, doch vergiß noch weniger, daß du doch geboren biſt. Du biſt es, eine Sterbende ſieht klarer. Gedenke das durch all dein Leben."

Nur Ludewig der Baier ſaß noch an ihrem Bette.

„Mathilde — du ſollſt nicht ungerächt ſterben!" ſprach er, da das Lebensflämmlein noch einmal aufloderte, ſie hatte lange als beſinnungslos dagelegen.

Sie ſchüttelte den Kopf. „Dem laſſe die Rache. — Ich ward gerichtet —"

„Wer hat das Recht in meinem Land! — Beim Zorn eines Wittelsbachers, fürchterlich will ich —"

„Ich ſterbe wie er, den — O laß ruhen den Schleier, um unſers Kindes, ihrer Kinder willen."

„O, von wem anders, als dem König der Tücke, dem Kaiſer der Argliſt, dem niederträchtigen Kronendieb, dem Schacherjuden mit Fürſtenehre —"

„Du überwindeſt ihn nicht."

„O ich will —"

„Du konnteſt ſelbſt ſein Trugbild nicht niederwerfen."

„Iſt denn kein Gott, der den Gerechten hilft! Ein Gott der die Sünde ſtraft. Unſer Blut war zu heiß — unſere Sünde zu ſchwer."

„Weib, mein geliebtes Weib, haſt du — kannſt du vergeben?"

„Sie lächelte ihn an und hielt ihm die weiße Hand entgegen: „Mein Gebet iſt nur für dich."

Er kniete an ihrem Lager, er preßte die kalte Hand an ſeine Lippen.

„Mein Leben war wüſt — du warſt der Lichtſchein — haſt du noch einen Wunſch —"

„Eine große Bitte."

„Sie iſt gewährt im voraus."

„Ludewig — was wir an uns frevelten, das büßt Blut. — Aber wir ſpielten mit der Seeligkeit Vieler, mit dem Glücke zweier Völker!"

„Bitte für ſie, es geſchieht."

Schmerzlich blickte ſie ihn an „Du, Ludewig, kannſt es nicht."

„Ich wills, bei deinem letzten Athemzuge! Die Märker ſollen glücklich werden."

Sie preßte mit der letzten Kraft ſeine Hand: „Du verſprichſt mir's."

„Heilig.“

„So entſage der Krone. Du biſt nicht für das Volk — das Volk nicht für dich. — Ludewig, mein theurer, mein einzig heißgeliebter Freund — laß mich hinübernehmen ein ſchön Bild, — einen großen Gedanken — um dein Volk thateſt du das höchſte, das ein Fürſt kann —“

„Ich träumte eben, wie ich ein guter Landesvater ſein wollte.“

„Nicht träumen. Das iſt die Irrung des Bluts. Handeln! Erringe den ſchönſten Sieg — über dich ſelbſt, Ludewig. — Tirol und Baiern bleiben glückliche Länder — ſei ihr glücklicher Fürſt —“

„Und dies theuer erkaufte Brandenburg, das einzige Erbtheil, das uns blieb von der Kraft meines kaiſerlichen Vaters, laſſen dem Betrüger von der Zigeunerbecke.“

„Wem Gott es giebt. Dein Bruder, der Römer, kommt mit kräftigem Arm — käme er auch mit freundlichem Sinn! — Wir Alle überboben uns — Er auch, der Mann, der träumt, Gott habe ihn geſendet — Sein Wille war gut, o, deiner auch! Weißt du, damals, als wir von dem großen Garten träumten. — Der Wille überſchritt die Kraft. — Auch ſein Lauf geht zu Ende — o Gott! das war — nichts, nichts Geliebter — es ruft mich —

Wahnverrückt sei er — er sehe heilige Geisterheere um ihn streiten — so sagen sie. — Ich sage dir: — geh, entsage, fliehe — um ihn keine Sorge — die Geister verlassen ihn — ach, wie wird er erwachen — da winkt der Graf — der blutige Mund — bete — bete — Geliebter —"

„Mein Weib —"

Er kniete lang an ihrem Lager, er küßte den letzten Athem von ihren Lippen.— —

Der Abend war still und mild. Als zwei Reiter den Weg nach Briezen ritten, tönte ihnen das Todtenglöcklein vom Schlosse Wörbelin noch lange nach. Es war kein Spiel der Lüfte, keine Täuschung des Ohrs.

.....

Fünfzehntes Kapitel.

Die Nacht am See.

An eines Sees Ufer ſtand das Häuflein, das dem alten Markgrafen nachfolgte. Kein Heer mehr, einer Leibwache ſah es ähnlicher; Reſte, zuſammengewürfelt aus allerlei Völkern und Schaaren. Ihre Schienen roſtig und voll Beulen, ihre Wämſer zerriſſen, ihre zerfetzten Geſichter wettergebräunt. Wie lang war nicht die Bürſte an ihre Roſſe kommen; meinte man doch, die Thiere hätten ſeit Wochen keine Nacht an der Krippe geſtanden. Sender ihren Führer, du hielteſt ſie für eine Räuberbande.

Woldemar wies mit dem Arm über den See: Die um ihn ſchüttelten den Kopf.

„Wählt lieber den Umweg, ſprach Wilkin Edebrecht. Der Sumpf dort iſt ſchon gefroren.“

„Den graden Weg wähl' ich!“ ſagte Woldemar.

„Herr, Morgen; heut iſt das Eis noch nicht feſt,“ warf Hans Lüddecke ein. Hier am Rande

hält es schon, aber dort in der Mitte, wo die Sonne glitzert, nimmermehr."

„Nun, so ich dir sage: es hält?"

„Ihr wißt viel, gnädiger Herr, antwortete Hans Lüddecke, aber wann man dem Wasser trauen kann, das weiß ich aus meinem freien Leben beser. Die Leichten kommen wohl rüber; aber wir in schwerem Eisen, mein Lebtag trägt uns nicht das Eis."

„Hinüber!"

Wilkin Eckbrecht strich sich den Bart: „Herr Markgraf, versucht nicht den allmächtigen Gott, um schlechter Juden willen. So wir auch rüber können, sonder Schaden, und sie schützen vor dem Gesindel, das sie dort morden will, ihr rettet die Juden doch nicht. Es kommen ihrer Wenige über die Gränze; denn das Volk ist allerwegen wüthig. Und das schadet euch, zumeist beim Volk, daß ihr allerwegen sie schirmen wollt."

„In der Noth ist sich Jeder der nächste," riefen Viele zugleich.

„In der Noth ist der Herr der Nächste; und der der schlechteste, so ihm nicht vertraut!" rief Woltemar.

Sie murrten.

Seine Augen rollten und er wandte das Roß

zum Ufer: „So auch Ihr mich verlaſſen wollt, der See wird ſeinem Markgrafen treu ſein.“

Das durften ſie nicht dulden:

„Wir ſind dir treu bis in den Tod!“ ſprach Wilkin Eckebrecht, und Hans Lüdeke murmelte:

„Der Tod iſt uns Allen gewiß. Ob vor der Klinge oder im Waſſer, das kommt auf eins raus.“

„Kleinmüthiger! redete ihn der Markgraf an. War dir der Tod dort im Wartburm nicht auch gewiß? Da ſandte Gott mich, dich zu retten und zu bekehren. Und nun wankſt du ſchon wieder! — Wahrlich, ich ſage dir, Ihr Alle hört es, das Eis bricht nicht unter Euren Sohlen, und wäre es nur zolldick. Und bräche es, ſo Ihr an mich glaubt, Ihr ſeid gerettet und ſänke ich unter, der heilige Michael faßte mich mit ſeinem Arme und trüge mich heil und wacker an's Ufer. Mich, ſeinen Erwählten, läßt der Himmel nicht ſinken.“

Sein Auge ſtrahlte und er wies in das Abendroth drüben: „Kleingläubige! dort ſehr die heiligen Ritter, ſie winken mir. So winkten ſie am See von Ascalon, ſo als die Cedern rauſchten auf dem Libanon, ſo mir an der Küſte des gelobten Landes, da ich das Schiff beſtieg, das mich zu Euch trug. Ich folgte getroſt und ſiegte. Wohlan, wer an mich glaubt!“

Die Andern ſahen nur die Dunſtkreiſen im Abendroth. Aber ſie folgten ihm Alle, bis auf den letzten Mann.

Das Eis dröhnte unter dem Hufſchlag ſo vieler Reiter, die Alle ſchauderten und drängten einander. Es rollte als Donner unter der Eisdecke. Die Muthigen ſahen ſich ängſtlich an, ängſtlicher vor ſich auf den Boden. Nur Waldemar blickte freudelächelnd ins Abendroth.

Der Punkt, wo die Sonne glitzerte, lag noch ferne, denn er wich vor ihnen: „Jeſus, mein Heiland, laßt uns umkehren!“ flüſterte der Eckebrecht zu ſeinem Nachbar. „Reißet den Markgrafen zurück; es knackt, es birſt!“ rief ein Anderer. — „Auseinander, um aller Heiligen willen!“ ein Dritter. „Wir ſind zu ſchwer, zu viel auf einem Punkt.“ — Zu ſpät. Es dröhnte, barſt, krachte, viel tauſend Mal, als Blitz, Donner, Sturm zuckte es in einander. Die Pferde gleiteten aus. Das ſtürzte mit den Vorderfüßen, das rücklings.

„Maria! Joſeph!“ ſchrie Wilkin Eckebrecht. Ein Krachen und Rauſchen. Seitwärts ſtürzte er vom Roß. „Hülfe!“ Wer ſollte ihm helfen! Hans Lüdecke ſahe nur den Markgrafen, der war voraus, und ſahe nicht den Weg vor ſich, er ſchaute in

die Wolken. Sein zitternd Roß aber hängte den Kopf und nun brach es ein.

Der treue Mann rief nicht um Hülfe. Abwärts hatte er sein Thier gelenkt, wo das Eis noch fest war. Da stieg er aus dem Bügel, Helm und Schild warf er von sich und mit der Lanze schritt er selbst und still zur Hülfe. Er war ein schwerer Mann und sein Eisenkleid noch schwerer. Unter ihm wankte es und riß es. Er sank. Da schleuderte er die Lanze weit hin zum Markgrafen: „Rettet Euch! — Gnade Gott mir armem Sünder!“ hätte sich wohl retten mögen, so er die Lanze behielt. Häslich war Hans sehr; aber so du seine letzte Miene sahst im Abendroth, weiß nicht, ob du nicht die Wimper dir gedrückt, und hättest gesprochen: Schad um den treuen Mann!

Woldemar kam mit dem Leben davon. Ein anderer treuer Mann, in schlechtem Kleid, rettete ihn. Das war der hinkende Thürmer von Gransee, der war sieben Jahr in seinem Trosse mitgezogen, that Dienste als ein gemeiner Knecht bei den Pferden und beim Gepäck, und wachte Nachts oft an seiner Schwelle, und bewachte die Miene und beborchte die Reden des Gesindes. Das will ich nicht loben, wo es Einer um Lohn thut. Er thats, weil er seinen Herrn liebte, aus Dank, daß er ihm das Le-

den gerettet. Der große Markgraf hatte ihn in den sieben Jahren kaum einmal angesehn in Gnade; aber des Thürmers Gesicht leuchtete vor Freuden, wenn er den Markgrafen ansah, und hatte keinen andern Sinn, als daß er ihm vergelte, was der Fürst in seiner Gnade an ihm gethan.

Nun fügte der Himmel, daß er's konnte. Länglings hingestreckt, kroch er über das Eis und warf dem Sinkenden Lüddecke's Lanze hin, daß er sich dran halte. Das treue Roß mocht er nicht retten. Das streckte den Kopf auf nach seinem Herrn, als wollt es ihn noch einmal sehen, den es sieben Jahr getragen, dann sank es unter.

Es sank und viele waren mit ihm gesunken. Das war ein herzbrechend Schauspiel. Die berstenden Schollen, die klatschenden Wellen, die Rosse und Männer, wie Einer nach dem Andern griff und Einer zog den Andern hinab. Der hielt sich an eine Scholle und schrie aus Leibeskräften, der stieß einen Fluch aus, der betete. Der rief um Gottes Barmherzigkeit die andern, daß sie ihm beispringen. Ja, das war wohl das Traurigste für so tapfre Männer, die also lange zusammengehalten in Freud und Leid. Keiner sprang dem andern bei. Wo zwei zusammen standen, war der Tod gewiß. Ja, Keiner sah das Schreckliche, denn wer sich retten wollte, sah

und eilte dahin, wo das Eis noch feſt war. Die Thiere drängen doch zuſammen in der Noth; die liefen auseinander, als in der Peſt, wo der Bruder des Bruders Nähe fürchtet. Als wärs eine ſchmachvolle Niederlage, da flogen die Helme, Schilde, Waffenſtücke, was Einer ſchweres an ſich trug, ſo weit er's werfen konnte. Der ſchlich zitternd mit weiten Schritten, der hatte ſich hingelegt, und ſein Herz pochte gegen das Eis, als bitte es die nackte Rinde, daß ſie ein Erbarmen habe.

Das war ein Schlachtfeld, wo man doch kein Blut ſah und keine Leichen. Als, die ſich gerettet, das Ufer erreicht, war es ſtill und ruhig auf dem See. Der letzte Sonnenſtrahl ſchien nur auf zerriſſene Eisſchollen, auf quellendes Waſſer; nur eine Feder, ein verloren Tüchlein ſchwamm oben. Der Abendwind hörte keinen Todesſeufzer mehr; der Nachtwind glättete die Spiegelfläche wieder, der Morgenwind ſtrich über ein ſtarres Eisfeld, ein großer Leichenſtein über tapfre Herzen.

Kaum über die Hälfte des Häufleins kam drüben an, mit Mühe und Noth. Das war Woldemars Macht, des Alten. So lagern Zigeuner in der Heide, nicht ein großer Markgraf, dem die Herzen ſeiner Völker zuſchlugen, und ſieben Jahr gaben ſie ihr Herzblut für ihn.

Am Strauch auf einem Sandhügel lag er, daß der ſchneidende Wind ihn nicht treffe. Sein Lager weiſes Laub und Moos und Kiefernadeln. Der treue Thürmer hatte Decken nnd Mantel auf ihn gelegt. Unten hatten die Gefährten ein mächtig Feuer entzündet. Schaurig leuchtete es den Fichtenwald an und ſein Rauch wirbelte in die Wolken.

Des Mondes blaſſe Scheibe ſah traurig auf den verlaſſenen Mann. Er ſprach nicht, er regte ſich nicht, er ſchlief nicht; er ſaß, das greiſe Haupt im Arm geſtützt. Ich wette, er hätte viel drum gegeben, ſo eine Thräne über ſeine Wimpern gelaufen wäre. Sein Schmerz war kalt und ſtill, als das Eis auf dem See.

Es war Mitternacht. Die dürftige Speiſe, ſo die Getreuen aufgetrieben, lag unberührt neben ihm. Die Andern ſchnarchten. Nur der Thürmer wachte.

„Herr, lieber Herr, 's iſt Gottes Schickung. — Nach ſchlimmen Tagen kommen wieder gute. — Wo's zum Allerärgſten iſt, da kommt's immer unverhofft. Ich war ja auch gerichtet, und ſaß im Thurm. —"

„Dich richteten Menſchen; mich hat Gott gerichtet."

„Weil Ihr ihn verſucht. Ach gnädigſter Markgraf, als Ihr da über den See die Cherubs ſahet,

und den heiligen Martin und Gürgen und Florian, eiskalt schauerte es uns. —

„Sie haben doch für mich gestritten!“

„Im Himmel vielleicht. Hier auf Erden, ach Gott, um solche Sünder als wir, da steigen die Hochgebenedeiten nicht herunter. Das war Dunst, nichts als Nebelstreifen. Eure Augen waren krank.“

„Krank! Und wie hätt' ichs vollbracht, das große Ungeheuere — wider Kaiser und Könige ein alter, gebrechlicher Pilger. —“

„Ich meine so, gnädiger Herr. Die Brandenburgischen haben Euch gewünscht, so von ganzem Herzen, ich meine solchen Herrn, als Ihr seid; gebetet haben sie drum laut und heimlich. Da mußte doch der Herr im Himmel, der die Noth des Volkes auch sah, sich erbarmen. Und weil Ihr kamt, so habt Ihr gesiegt, weil Ihr just das thatet, was das Volk wünschte. Ihr war't immer eins mit unsereins, da gings. Denn mit den Baierschen gings nicht, weil die immer anders wollten.“

„So hat der Herr mich doch gesendet.“

„Das hab ich immer gesagt. Denn was Teufels Werk ist, hält nicht aus. Ihr kommt vom Herrn, und nicht vom Satan, wie sie uns wollten glauben machen. Aber Ihr fielt in Stricke und Versuchung. Das sagten sie auch: Ihr überhöbt Euch,

und da mußt' ich ſtille ſein; denn Herr mit den Cherubs, die Ihr in den Schlachten habet, das war nichts. Ich hab ein ſcharf Auge von meinem Dienſt her. Das waren immer gute Märkiſche, die zuſchlugen. Die Cherubs ſah ich nie; aber die Märkiſchen kenn ich."

Woldemar ſchwieg. Der Thürmer fuhr nach einer Weile fort:

„Was der böſe Feind Macht hat, ach, das kann Keiner beſſer wiſſen als ich. Sah ihn gar oft in leibhaftiger Geſtalt. Wann die Feinde um meinen Thurm lagerten, Nachts, und ihre Wachtfeuer brannten, Jeſus mein Erlöſer, und ich zählte ſie und dachte, ſo die vielen Feuer eins wären, was gäbe das für eine Flamme! Der Angſtſchweiß lief mir über den Leib und mein Auge ward trüb. Da ſah ich den böſen Feind im rothen Flammenkleid, mit goldenen Treſſen, die Hahnenfeder auf dem Hute, durchs Lager ſchreiten, wie eine Kiefer hoch. Wo er hintrat, da brannte das Gras. Schritt von Feuer zu Feuer, von einem Trupp zum andern und klopfte die Wachtmänner auf die Schulter und flüſterte ihnen ins Ohr. Dann wies er mit dem Zeigefinger nach mir, und das war ein grinſender Blick! Er ſprach's nicht mit menſchlicher Stimme, und kein Ohr konnt's hören, ich aber verſtand jede

Sylbe. „Gebenedeite Mutter Gottes, all Ihr Heiligen! erbarmt Euch mein, betete ich; macht die Kriegsmänner taub, daß ſie ihn nicht verſtehn.“ Und nun ſahen ſie zu mir rauf, und dann auf die lodernden Brände. Nur Einer brauchte aufzuſtehen und den Feuerbrand an den Thurm werfen. Der brannte freilich nicht, aber einem böſen Beiſpiel folgt der Schlechte gern. Da rang ich umſonſt die Hände, da ward mir die Kehle trocken, konnte keinen Laut raus preſſen; aber der Menſchenfeind erhob ſich auf ſeinen Hacken, und wuchs bis ſeine Augen an die Zinnen ragten und konnte das Höllenfeuer in ſeinem gähnenden Rachen ſehn: „Du armſeeliger Erdenwurm. Dein Heiliger hört dich nicht, er gab dich in meine Macht. Was bieteſt du mir, daß du nicht in Qualm erſtickſt, und gebacken wirſt von dem Flammenzünglein, langſam, als der Vogel im Neſt, darunter ſie Feuer gemacht.“ Ach gnädiger Herr, die Stimme des Menſchenfeindes iſt furchtbar.“

„Und Er hat dir nichts angehabt!“

„Weil ich ihn ins Aug faßte und recht erkannt habe. Ja, ſo man den Teufel nur ſieht, als er iſt, ſo ſchrecklich er ſei, dann braucht ihn das Menſchenkind nicht zu fürchten. Aber das Uebel iſt das, wenn er ſchöne Kleider anlegt und glatte Worte ſpricht; daß man den Pferdefuß nicht ſieht und den

Höllengeſtank nicht riecht. Ach gnädigſter Herr, davon kann ich auch reden. So in meiner Einſamkeit auf dem Thurme, was ſchlichen da böſe Gedanken an mich, in allerhand Form und Geſtalt. Die nehmen Mienen an von Tugenden, und wir ſind ſchon verſtrickt und gefangen von ihnen, wo wir meinen fromm und gottgefällig zu ſein. Schwer iſt's zu wachen für uns ſelbſt, daß wir nicht in Stricke und Anfechtungen fallen, aber ſchwerer iſts, ſtehen und wachen müſſen für andere."

Woldemar ſeufzte.

„So nun die Feinde abzogen und die Gefahr war vorüber, fuhr der Thürmer fort, ach Gott, was pochte da das Herz! Ich kniete wohl nieder und betete. Aber dann dachte ich, wozu beteſt du! Die Heiligen haben ſichtlich der Feinde Ohr taub gemacht und ihren Arm gelähmt um dich; ſie wollen nicht dein Verderben. Da ſchwoll das Herz vor Stolz, ich ließ die Hände los; ich ſah, auf die Zinne gelehnt, den abziehenden Schaaren nach und lachte wohl gar in mich hinein: Kommt nur wieder, mir könnt Ihr nichts anhaben. Die Heiligen müſſen mich ſchützen. — Sebt, Herr, das war ſchon wieder der Teufel, nur merkt ich ihn nicht, weil er ein ander Kleid trug. Kam als Hochmuth. Ach, er kam nur zu oft wieder. Daß ich es war, der die Stadt be-

wachte, und wenn ich ein Aug zuthäte, ſo waren ſie verloren, das ſtieg mir auch oft zu Kopfe. Nicht bei Sturm und Nacht, da lernt man zittern und beten; aber bei ſchönem Wetter, und unten war alles grün und oben blau und lau, und die Lerchen ſangen um meinen Kopf und die Adler wiegten ſich im Sonnenſchein. Ja, da meint ich wohl: was wär't Ihr Bürger ohne mich; und als Ihr vor dem Bürgermeiſter den Hut zieht, ſo müßtet Ihr ihn, wenn Gerechtigkeit iſt, vor mir abnehmen. Ja ſeht, durchlauchtigſter Markgraf, es kamen noch gar andere abſonderliche Gedanken über mich. Ihr ſolltet ſie von einem ſo ſchlechten Manne, der nichts gelernt hat, nicht erwarten. Da fiel mir dies und jenes ein, worüber die Bürger murrten, zumal die kleinen Leute. Sie hatten wohl Recht. Und nun dacht ich mir, wärſt du im Rath, dann würdeſt du's ſo und ſo machen, und gewiß immer beſſer. Und dann dacht ich weiter vom Stadtregiment an das Landregiment, und calculirte mir ſo aus, wenn ich Landesherr wäre, dann ſollte das ſo und ſo werden. Und das ging ſo fort. War ich mal nicht ganz ſicher bei mir, dann ſprach ich, das ſoll Gott entſcheiden, und ſagte, wenn der Habicht da über den Wald fliegt, dann hab ich Unrecht, wenn er aber über's Brachfeld fliegt, dann hab ich Recht. Nun

kams immer, daß ich Recht hatte, da wuchs mein Dünkel, als die Pilze, wenns geregnet hat. Und da ſteckte wieder der Teufel hinter. Der hieß mich, und nicht Gott, daß ich die Zeichen fragen ſollte. Denn ſeht, nun in den ſieben Jahren, daß ich mit Euch ziehe, als ein ſchlechter Knecht, und thu nicht den Mund auf, aber die Augen hatte ich allezeit offen, und lernte Vieles, da habe ich gelernt, daß Alles, was ich dazumal dachte über das Regiment, und wie Einer es führen müſſe, altern und ungeſchickt war, denn es war grad umgekehrt, als Ihr es angefangen und thatet."

„Und doch ſitz ich hier," lächelte Woldemar bitter.

„Das hat wohl andern Grund als Ihr mir erlaubt, es zu ſagen."

„Mich hat Gott verworfen," murmelte Woldemar.

„Nein, Herr, gewiß nicht, aber Ihr habt ihn verſucht. Der Herr läßt ſein nicht ſpotten."

„O, wenn dieſe Zeichen täuſchten!"

„Herr, 's iſt mit den Zeichen ein eigen Ding. Ihr ſahet oft den heiligen Ritter Sanct Görgen zehn Schritt von Euch; ja, einmal habt Ihr gar den Erzengel Michael geſehen in goldener Rüſtung aus den Wolken ſteigen. Warum hat ihn denn aber kein anderer geſehn! Warum Ihr allein? Weiß

wohl, daß die Heiligen nicht einem Jeden erſcheinen; das müſſen fromme Leute ſein, die ſie ſehen. Aber unter Allen wird doch noch ein Frommer außer Euch geweſen ſein. Das, mein ich, in meinem ſchlechten Sinn, hätte Euch müſſen Wunder nehmen, daß Keiner das Wunder ſah. Da dachtet Ihr aber: ich bin allein fromm und gut. Haltet mir's zu Gnaden, daß ichs ſagen thue. Es iſt aber ſo. Denkt Einer erſt das, dann hat der Teufel ihn weg."

„Dein einfältiger Sinn, mein Lieber, begreift nicht die großen Wunder Gottes."

„Da habt Ihr gewiß Recht. Die großen Wunder ſind nur für große Herren. So der Herr einen Kometen an den Himmel hängt, als eine Zuchtruthe für die Welt, das geſchieht nicht um kleine Dinge, und unſereins faßt es nicht. Das verſtehn nur die Biſchöfe und Cardinäle. Aber was die kleinen Zeichen anlangt, die wir uns ſelber ſetzen für unſer eigen Treiben und Thun, ach Herr, das weiß ich, iſt eitel Betrug. Daß ichs Euch geſtehe, Herr, wenn ich ſo die Frage ſtellte, heimlich bei mir, ſo ich mirs auch nicht geſtand, ich wußt es doch immer vorher, wohin der Vogel fliegen, wohin der Schatten oder der Stein fallen würde. 'S iſt kein Menſch ſo ehrlich, er betrügt ſich doch ſelbſt."

Der alte Markgraf ſtöhnte tief auf und barg

das Geſicht an der Erde. Da ſchwieg der Thürmer. Aber nach einer Weile ſchaute er ihn freundlich an und faßte ſeine Hand:

„Fahre fort. Ich höre dich gern an.“

„Hättet Ihr nur immer gehört, was die Leute ſprachen. Nicht alles muß man hören, denn es wird viel Dummes geſprochen. Aber was iſt's mit einem Fürſten, der ſein Ohr verſchließt, und nicht hört, was ſein Volk wünſcht und denkt. Oder iſt das ein Fürſt, der blind iſt, und nichts ſieht, als was er ſich einbildet, daß er's ſieht. So war der Vater, der hielt die Ohren zu und die Augen auf, wußte nicht Steg und Weg in ſeinem Lande außer zu ſeinen Liebſchaften. So waren nicht die alten Herrn von Anhalt; hörten uns an und verſtanden uns. Darum iſt ihr Andenken als eine Eiche mit tauſend Wurzeln im Lande. Und ſo wart Ihr anfangs auch, darum hielten wir Euch für echt. Aber als Euch Alles glückte, da wurdet Ihr ſtolz; verſteht, nicht hochfahrend, wie der Sachſenherzog, aber innerlich ſtolz. Ihr glaubtet nur an Euch, und an keine andere Menſchen. Da verſchloßt Ihr Euch vor den weiſen Räthen, und beriethet nur mit Euch ſelbſt. Da kamen die Geſichter und Erſcheinungen, die Euch irrten und zum Narren hatten. Und wenn Ihr ausrittet und auf den Söller tratet, da blitzte

Euer Auge, verzeiht mir, daß ichs ſage, von dem Feuer, als in den Augen des Menſchenfeindes. Da bekam ich Angſt und Bange, und dachte an meinen Thurm, da ich allein war, denn Ihr wart nun auch allein. Ihr hörtet nur auf Euch; und was Euch in den Sinn kam, das war Eingebung Gottes. Der Verſucher iſt bei ihm, ſprach ich, helfe ihm Gott, dem guten Herrn; denn der führt ihn aufs Eis."

„Und es brach und ich verſank."

„Ihr lebt noch, lieber Herr, Ihr ſeid gerettet. So als ich es ward damals durch Euch. Da ging ich in mich und ward ein andrer Menſch."

Der Fürſt ſchwieg, und blickte ſtarr vor ſich in die Sterne. Und plötzlich raffte er ſich zuſammen und ſtand auf und hob die Arme gen Himmel:

„Und doch, vor deinen klaren Himmelslichtern, die mich anſchaun, wahrhaft, bin ich nicht mehr vor dir? Ein Sünder, ein großer Sünder und ein ſchwacher Menſch, der ſtrauchelte, aber war es nicht deine Sendung? Sie iſt noch nicht vollbracht, die Stürme beben, die Elemente brechen, der Boden unter mir reißt, ich wanke, ſoll ich wieder den Pilgerſtab ergreifen? — Kurz nur noch iſt meine Wallfahrt! Darf ichs, Herr? Klagt mich Keiner vor deinem Throne der Feigheit an, daß ich verzagt, zu

früh das große Werk verlaſſe, o! ich ginge gern. Herr nur noch um ein Zeichen flehe ich dich an, ein einziges gewähre deinem Knechte!“

Der große Himmel mit ſeinen tauſend und tauſend Sternen blieb ruhig. Keiner ſchoß herab, kein Blitz zückte durch die Nacht, kein Luftzug rauſchte in den Wäldern, noch rührte er die Aſche der verglimmten Feuer auf. Auch die Flammen waren ſchlafen gangen.

.....

Sechzehntes Kapitel.

Der Ruf des Herrn.

Woldemar lag in einem Schloſſe, das nicht mehr ſteht, in Nähen einer Stadt, die hart belagert ward, recht ihm zur Muthwill, und er konnte ihr nicht helfen.

Wie kann Einer einer Stadt zur Hülfe eilen, der nur eine Hand voll Leute hat! — Das war es nicht. Es waren wieder Hunderte, wohl Tauſende worden, die zuſtrömten, als ſein Banner auf dem Thurme hing. Um einen falſchen Mann, den Kaiſer und Reich geächtet, wo iſt da ſolche Treue! Ein Bächlein verſiegt doch endlich, wenn ſie die Quellen verſchütten; hier ſikerte es immer wieder von Neuem, und ſprudelte hell und luſtig auf. Das iſt ein Zeichen, daß der Quell echt iſt, und tief ſein Brunnen.

Aber Woldemar war krank. Einige ſagten, der Peſthauch habe ihn getroffen. Es ſtarben in der

Gegend dazumal viele. Als er in eine Mühle einkehren wollen, nachdem er geschlagen worden, kam ihm ein Leichenzug entgegen: auf einem schwarzen Karren zogen schwarze Mähren den Müller und sein Weib in die Pestgrube. Da war der Markgraf auch siech worden, beim Anblick, und vom Roß mußten sie dem schwachen Mann helfen, und eine Tragbahre von Reisigzweigen flechten, darauf sie ihn in's Schloß trugen.

Die schöne Gräfin im Schloß, ein blühend junges Weib, pflegte ihn, als eine Tochter den Vater: „Fürchte dich nicht, sprach er, es ist nicht der Pfeil der Pest, der mich traf, es ist der Pfeil des Schmerzes, den ein Vater fühlt, so er seine Kinder sterben sieht."

Da ließ er sich von der Gräfin viel erzählen, von dem todten Müller und seinem Weibe, die sie in Güte gepflegt, und ihnen allerhand Linderndes in ihrer Krankheit gesandt. Er legte seine Hand auf ihren Scheitel und sprach: „So vergelte dir, meine Tochter, des Himmels Seegen, was du Gutes an meiner andern Tochter thatest."

Und er segnete auch ihre Kinder. Sie meinte, er werde bald sterben, und weinte still, aber sie gönnte dem alten Manne die Ruhe. Da merkte er ihre Gedanken.

„Wenn der Herr mich ruft, folge ich, nicht eher. Er löſt die Bande, eines nach dem andern, die mich noch gemahnten an mich ſelbſt. Dadurch wies er mich an, daß ich nur lebe und denke für mein Land und Volk.“

Vor ſeinem Lager ſtanden große Herren, die waren lange nicht zu dem verlaſſenen Manne gekommen. Auch waren ſie nicht mit großem Troß und Trompetenſchmettern in den Hof eingeritten, vielmehr in Stille und Heimlichkeit; aber Woldemars Anhänger freuten ſich nicht minder. Die Herren von Anhalt, Heinrich in ihrem Gefolge.

Auf der Treppe hatte Graf Woldemar, der junge, ſeinem Ohm die Hand gedrückt, und ihn bittend angeſchaut.

„Du haſt mein Wort, Junge, ſagte der Alte, will ſanft zu ihm ſprechen. Iſt ein alter Mann, und Gott iſt ſein Richter, nicht wir.“

Sie ſtanden allein um das Lager des Kranken. Ein Redner war Albrecht von Deſſau nicht, der ſeine Worte miſſet, es polterte raus, wovon ihm das Herz voll war, aber das milde Auge des Greiſes auf dem Siechbette wirkte als die Sonne auf Regenſchauer; ſie fallen ſanfter, als ſchämen ſie ſich in ihrem Zorn. Mußte oft das Auge niederſchla-

gen, und wußte selbst kaum, was er gesagt, da er so schloß:

„Und Item so ist's. Seid Ihr nun der Markgraf oder seid Ihrs nicht? Das weiß Gott im Himmel, aber ich weiß es nicht. Und was draus werden soll, das weiß ich auch nicht."

„Ihr sprecht weise, theurer Vetter, entgegnete der Kranke. Weiß doch Niemand, so er sich recht fragt, wer er selbst ist; also um was weniger liest er in die Seele des andern. Und es ist gut, daß es so in der Natur ist. Denn das ist die Mannigfaltigkeit und das bunte Spiel auf dieser Gotteswelt, daß tausend Lichter und Farben blitzen, und es giebt einen bunten Schein, und warmes Licht und Regsamkeit. So jedwed Auge was im Andern wirkt, und in die Tiefen der Erde schaute, und in das Herz was es denkt, was wär's? Ein ander Leben, das wir nicht kennen. Unser schärfster Verstand änderts nicht. Gott hat's so gefügt, also ist's gut."

„Aber hier ist's schlecht, und so gehts nicht mehr. Kaiser und Reich drängen uns, unsere Stände murren, daß wir Geld über Geld fortschleudern, und was wird draus? Die Juden schlägt das Volk todt und jagt sie fort. Von denen ist keins mehr

zu kriegen. Und wozu noch mehr fortſchmeißen, da nichts raus kommt?

„Sorgt für Euer Ländlein, Vetter, ſo thut Ihr recht.“

„Bei meinem Schutzpatron, ich muß es; ich kanns, ich darfs nicht länger. Die Sachſen ſind ſchon kirr; wir ſtehn allein da. Der Magdeburger zuckt die Achſeln, und verſtehe einer was er will.“

„Im Trüben fiſchen, verlaßt Euch nimmer auf ihn.“

„Herr, du mein Heiland, und die Reichsacht über uns. Was kann, was ſoll ich thun!“

„Schließt Frieden, und überlaßt mich meinem Schickſal.“

Fürſt Albrecht rückte ſich in ſeinem Stuhl, als rüttelte er an etwas, das ihm ſchwer ward.

„Lieber Gott, ich wollte als ein ehrlicher Mann, als ein chriſtlicher Ritter und Fürſt ins Grab ſinken. Niemand ſoll mir nachſagen, daß der Albrecht falſch handelte, noch von Einem abfiel, und im Unglück ihn ſtecken ließ, der ſein Wort hat. Aber ſie ſprechen doch nun allerwegen —“

„Daß ich ein falſcher Mann ſei, ein Betrüger.“

„Ich mag's noch nicht glauben!

„Zwingt Euch, Vetter; es iſt klug gehandelt. Die Welt iſt wider mich. Ihr ſeht, ich bin krank,

schwach, — was frommt Euch mein Teſtament! Und wär's mit hundert Siegeln vor Kaiſer und Reich niedergelegt, Euch und Euren Kindern ſichert es kein Erbtheil in der Mark."

Albrecht ſchüttelte den Kopf: „Wir thaten, was wir konnten. Wenn wir's nicht durchſetzten, wir haben uns nichts vorzuwerfen. Es galt die Ehre unſeres alten Hauſes, den Namen unſeres Ahnherrn, des Bären Albrecht. So ſei die Mark verloren, aber unſere Ehre ſoll nicht verloren ſein. Darum bin ich hier, das ſoll ich Euch fragen. — Gebt mir Beruhigung, daß ich die wenigen Jahre, die Gott mir noch ſchenkt, in Frieden leben möge. Ich ſchwor, daß Ihr echt wärt, gebt mir Beruhigung, Frieden meiner Seele, daß ich keinen Meineid ſchwur. Ihr ſeid ſo alt, älter als ich. Wir begegnen uns bald dort oben, dort, vor dem allwiſſenden Richter, müßt Ihr mir Rede ſtehen. O, laßt mich nicht erröthen, ſpart Euch es auch. Seht, ich drohe nicht, ich will nicht ungehalten ſein, nicht zornig auffahren, ich bitte Euch nur, als ein Beichtkind ſeinen Beichtiger, ſprecht Wahrheit. Iſt's ſchlimme Wahrheit, kein anderes Ohr ſolls hören. Will dann thun, was an mir, daß ich's büße vor Gott und mir ſelbſt. Seht, darum nur kam ich her."

„Wie lautet Euer Schwur?

„Daß Ihr der Woldemar leibhaftig wäret, den ich jenes Tages vor Stralsund sahe.“

Der Markgraf richtete sich auf: „So geht in Frieden von dannen, lieber Vetter. Bei dem Zeichen des Gekreuzigten, Ihr habt nicht falsch geschworen.“

Herzog Albrecht stand froh auf, als Einer, der vor Gericht gesessen, arger Dinge beschuldigt, und sie haben ihn freigesprochen. Er drückte des Markgrafen Hand und schüttelte sie. War's fast als dränge sich eine Thräne durch seine Wimpern.

„Dank Euch, tausend Dank, ich kann wieder aufrecht gehn, und jedem ins Aug schauen.“

Woldemar seufzte: „Lebet wohl, edler Herzog, und so wir uns nicht mehr treffen in dieser Welt, schenkt mir ein freundlich Andenken, wo sie mich verlästern, und in jener — nun da werdet Ihr nicht erröthen, wenn wir uns widersehen.“

Der alte Fürst von Dessau ging hinaus, er war tief gerührt. Der junge Graf geleitete ihn, und an der Thüre flüsterten sie noch mitnander. Dann kehrte der Prinz Woldemar zurück. Die Sonne hatte sein fein Gesicht gebräunt, es schaute nicht mehr als ein Sommernachtstraum, voll sinnigem Scherz und lieblichen Spielen; die Winterstürme

hatten Furchen und Narben zurückgelaſſen, und ernſt blickte ſein Aug, ſo ernſt, als ein Mann, der viel erfuhr, und es war mehr Schmerzliches denn Frohes.

„Mein Ohm, ſprach er, hat noch eine Mahnung an Euch: daß Ihr bedenken mögt, wie Ihr als ſeid und krank, und ohne Bundesgenoſſen allein. Euer Spiel iſt ſonder Ausſicht. Alſo gebt es auf, wo es noch Zeit iſt. Die von Anhalt ſind treu im Glück und Unglück, und keinem warf man noch vor, daß er ſeine Freunde, ſo es ihnen ſchlimm ging, im Stich ließ. — Unglücklicher Greis, werft den Purpur, der verbleicht iſt, den Fürſtenhut, der zerriſſen, von Euch, gürtet los das ſcharfige Schwert von Euren Lenden — Flüchtet zu uns. Ein ſtiller Aufenthalt, mit allem, was Ihr in dieſer Welt wünſchen mögt, ſei Euch gewährt. Das meines Oheims Auftrag."

„Und deiner?" Groß und freundlich ſah ihn der Markgraf an. „Darum kehrteſt Du nicht zurück. Dein Anliegen iſt ein anderes."

Der Prinz ſenkte die Augen.

„Ich leſe deine Gedanken. Setz dich an mein Lager, und ſprich deine Frage aus, die du an mich richten willſt. Oder ſchweige. Sie klingt mir doch

in die Seele. Du willſt Wahrheit. Dir genügt nicht die Antwort, die ihm genügte."

„Sie genügt mir nicht," ſagte dumpf vor ſich hin der Graf.

Der fürſtliche Greis blickte lange vor ſich nieder, Ein wehmüthig Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen.

„Wahrheit! Ein Klang, der die Seele berauſcht. Wo iſt der Kern des Klanges. Pflücke dir eine Blume, die auf der Wieſe deinem Auge gefiel. Nun haſt du ſie in der Hand. Iſt ſie ſchöner? Sie welkt hin. Willſt du die Wahrheit einer Roſe? Wie viel hundert Blätter verſchließen ihr Geheimniß. Und ſo du nun eins um das andere abhüllſt, kommſt du ihrer Wahrheit näher, ja haſt du ſie erfaßt, wenn du ihr letztes Blatt gepflückt, und der gelbe, unſcheinbare Kern ſteht nackt und traurig auf dem Stengel? Ihre Wahrheit, mein ich, war ihr ſchöner Anblick, wie ſie blühte und duftete im Garten, vom Thau benetzt, umſchwärmt von den Bienen, das Antlitz nach der Sonne gekehrt."

„Meine Wahrheit willſt du, Jüngling! fuhr er nach einer Weile fort. Die Blätter haben ſie abgepflückt, nun welkt der Kern. Sehnt dich ſo ſehr darnach, auch den zu zerlegen! Du freuteſt dich ja, als ich noch ſchön war, ein ſtolzer Anblick und der

Sonne ſtolz entgegen blickte, das war meine Wahrheit.“

„Die bleibt für mich, entgegnete der Graf. Gewiß, ehrwürdiger Greis, die iſt mein Heiligthum als Menſch. Will ſie in mich verſchließen, für mein Alter aufbewahren, als theure, ſtärkende Erinnerung. Doch als Ritter und Reichsfürſt verlang ich mehr als Räthſel.“

„Und wer, Jüngling, kann dir mehr geben als Räthſel! Biſt du dir ſelbſt keines? Sind Sonne, Mond und Sterne und ihre Sphären kein Räthſel! Iſt es nicht das Wachsthum der Pflanze, iſt's nicht des Menſchen Erzeugung? Iſt das kein Räthſel, woher der Sohn des Vaters Gegenbild ward, und der ſein Abbild! Jener zerſtört ſeine Werke, dieſer ſetzt ſie fort, ſein Sinnen, ſein Blick, ſein Athem, iſt's, als wär's der Vater! Und hörteſt du nie von Kampfgenoſſen, ſo in Sinn, Blick, Wünſchen, Liebe und Haß verwandt, daß was der Eine that, er nur im Geiſt des andern, und für ihn vollbrachte? Der eine ſtirbt, die Natur trennte ſie, der Geiſt Gottes, der über Beiden ſchwebte, ſtarb nicht; wie in den Beiden, lebt er nur in dem Einem fort, der Eine ſetzt Beide fort. Sie drückte eine Schuld, ſie hatten gelobt, das Grab des Erlöſers zu küſſen, daran hing ihre Seeligkeit. Nun ſtarb der eine

Ritter, ſein Leichnam ward in Syriens heißer Erde verſcharrt, mit den ſehnſuchtdürſtenden Augen gen Jeruſalem. Den andern begleitete der Geiſt des Todten, mit ihm klimmte er über die Mauern, mit ihm drang er in den Tempel, mit ihm kniete er vor der hochheiligen Schwelle; das heilige Weihwaſſer, das der Biſchof über die Gläubigen ſprengte, auch ſeine Stirn kühlten und letzten die Tropfen. Da, als der lebende Ritter, die Augen ſchloß im brünſtigen Gebete, winkte ihm, ſeelig lächelnd, der bleiche Freund: „Du haſt mich erlöſt“ ſprach die Geiſterſtimme, und im Dunſt der Weihrauchwolken entſchwebte die Geſtalt nach oben.“

„Daß iſt ein altes Lied,“ ſprach der Graf.

„Und wenn es wieder neu ward! Ein Vater läge auf ſeinem Sterbelager, mitten in ſeinem Wirken und Wollen überraſcht ihn der Tod. Gebrochenen Herzens ſcheidet er von dem Unvollendeten. Da ſchwört ein Sohn, ein liebender Sohn, den des Vaters Geiſt durchdringt, nicht ſich ſelbſt will er leben, dem Vater nur, ihm, ganz ihm fortſetzen. Und ſo er den Schwur hält, unverbrüchlich, lebt nicht der Vater in ihm fort? Muß es ein Sohn grad ſein! Vielleicht ſtirbt er kinderlos, faule, leichtſinnige Verwandte, gierige Erben, haſchen nur nach den Gütern, nicht nach ſeinen Pflichten. Wie, wenn

ein Freund das heilige Vermächtniß übernimmt! Oder, ein treuer Diener, der jahrelang um ihn, im Stillen ihn verehrend, und für ihn schaffend, waltend, sein Werk fortsetzt."

„Wer gab ihm deß Vollmacht!"

„Ehrfurcht, Jüngling, vor der Geister heiligem Munde! Sie schweben um dich. Des großen Woldemar Sterbelager war ernst und feierlich. Es war ein großer Schmerz, der mit dem Tode rang: so unfertig das Gebäude zu lassen, dazu er Stoffe getragen, aus fern und nah, auf seinen Riesenschultern. Und keinen Meister, keinen Gesellen, der es fortsetzte. Ein Weib, daß sein Herz nicht hatte, ihn nicht begriff, sieche Jünglinge, seine nächsten Blutsfreunde, streit und habgierige Männer in der Ferne, auf Pergamente pochend und fern seinem Geiste. Er sah sein treues Volk zerrissen, blutig, fortgeschleudert aus Sittigung, und allen Früchten des schönen Fleißes, in die alte Barbarei gestoßen, aus der er es emporgehoben. Woldemar starb doppelt."

„Friede seiner Asche!"

„Er hatte keinen Frieden. Doch ich darf's dir nicht sagen, was sein Herz belastete. Ein Gelöbniß lag auf seiner Brust, nach Palästina zu wallfahrten. Es ließ ihn nicht sterben, es ließ ihn nicht

leben. Was war der, der es auf sich nahm, der mit den heiligen Aufträgen eines Sterbenden, die kein menschlich Ohr hörte, die kaum die erlöschende Stimme aussprach, nur der Blick verrieth sie, ins gelobte Land pilgerte? Er trug die Seele eines Andern, die letzten Wünsche, Gedanken, die allerheiligste Vollmacht, die ein Sterblicher dem andern giebt. Wer solche Vollmacht übernimmt, der stirbt für sich, er wird ein anderer."

„Du warst im heiligen Lande?"

„Ich war. Gestorben war ich für die Welt, für Kind und Haus und Vaterland. Aber nicht für den Ruf Gottes, der durch die Cedern des Libanons rauschte, der Posaunenklang durch den Sturm mir ins Ohr schmetterte, der aus der gluthdürstenden Sonne Syriens auf meinen Scheitel brannte, der meine harten Fesseln sprengte, und über das Meer mir eine Brücke baute. Der große Woldemar hatte seine Sündenlast am Grabe des Herrn niedergelegt, der freigewordene Woldemar, ihn rief Gott in sein Land zurück. Das ist Wahrheit. — Sinnst du nach über das Räthsel. O, Ich kanns dir nicht anders lösen."

Der Graf von Anhalt stand auf: „Edler Pilger, die Todten haben heilige Rechte, ich frage nicht weiter, für dich und mich."

Da ächzte Jemand tief auf. Heinrich, der der Herr im Schloſſe war, hatte in einer Fenſterbrüſtung das Geſpräch gehört. Blaß ſah er aus und als preſſe er die Schläge zurück, die in ſeiner Bruſt wogten und heraus wollten als Thränen. Der Graf von Anhalt faßte ihn unterm Arm und führte ihn an das Lager:

„Aber noch eine Frage, die erlaß ich dir nicht: Dieſer frägt dich?“

Heinrich ſtürzte aufs Knie vor dem Lager, er wollte mehr ſprechen, doch preßte er nur die Frage heraus:

„Und wer bin ich?“

„Unter niederem Dache wardſt du hochgeboren.“

„Wer iſt mein Vater?“ rief Heinrich, ſo durchdringend, ſo ſchmerzenreich, daß es jede Bruſt erweichte, die nicht von Stein war.

Woldemar der Alte legte ſegnend beide Hände auf ſeine Stirn: „Daß er aus jenen ſeeligen Räumen jetzt gnadenreich herabblicke! Es war dein Wille doch, erhabener Geiſt! Es war das letzte Wort, du rangſt es auszuſprechen, der Tod nahm es dir von den Lippen weg. Heinrich von Enzern, dir ziemt nicht vor mir zu knieen. Was Flecken an deiner Geburt klebten, die zu tilgen dein großer Vater zu kurz lebte, hat des Kaiſers Gnade ausge-

tilgt. Du biſt — wahr und wahrhaftig! du biſt des großen Woldemar Sohn."

Da riß der Graf von Deſſau ihn auf, und ſchloß ihn in ſeine Arme. Still betend faltete der Markgraf die Hände.

Nun meinteſt du wohl, es ſei abgethan, die Uhr abgelaufen und die letzte Stunde gekommen für den Greis? Das meinte auch der Graf von Deſſau. Er ſprach zu ihm, nicht als zu einem, der ſterben müſſe, aber als zu einem, der ſeine Rolle ausgeſpielt, und er dürfe mit Ehren abtreten. Er wollte ihn nach Deſſau führen, und ſein fürſtlich Wort darauf, daß er, ungefährdet in fürſtlichen Ehren, bis zu ſeinem Tode leben ſolle.

Woldemar erhob ſich und ſchüttelte das Haupt: „So der Feldherr einen Krieger auf einen Wachtpoſten ſtellte, darf der nicht lebendig davon, bis ihn ein Anderer ablöſt. Wer iſt, der mich ablöſt! So ich itzt feig davon ginge, wiederriefe ich's ja, daß Gott mich rief. Nicht dir, noch deinen Vettern, noch einem Menſchen, und ſei er größer als der Kaiſer, folge ich. Bis meine Kraft verſiegt, halte ich aus, für mich nicht, nicht für Euch, für Brandenburg. Sendet der Herr einen, der für mein Volk ſorgt, dann, lieber Vetter, wohin Ihr wollt mit dem alten Mann."

Woldemar von Deſſau ging nicht. Er ſchlug ſich an die Bruſt: „Und ſo lang Ihr aushaltet, bleibe ich, als Euer Ehrenhort und Paladin. Und wer da ſagt, daß ich einem falſchen Manne —“

„Dem laſſe mich den Handſchuh vor die Füße werfen,“ fiel Heinrich ein.

Da ſprach an dem Tage der Alte noch viel mit ſeinen jungen Freunden. Als ein Vater, der bald von dieſer Welt Abſchied nimmt, und ſein Hoffen hier iſt gering, mit ſeinen Söhnen; und ſie haben ſich verſtändigt, und er geht zufrieden fort, denn ſein Gedanke lebt fort in den Söhnen.

„Beſcheide dich, mein theurer, junger Vetter, mein lieber Woldemar, ſprach er zu dem, als ich mich beſchied, als es der große Woldemar that. So alles in Erfüllung ginge, was ein Edler wollte, und er ſetzte auch ſein Leben dran, dann wäre ja die Welt eine andere; dann ſparten die großen Ahnen ihren Enkeln den Kampf, und das Menſchengeſchlecht wächſt doch nur, nicht darin, daß es erhält was iſt, nein, daß es durch Kampf und Streit, durch Ringen, Noth und Drangſal im großen Schmelztiegel der Zeit, das Erz von der Schlacke ſondert. Für dich iſt dies große Land verloren; ſei ein großer Fürſt in deinem kleinen. Aber ich ſage dir, dies Brandenburg iſt nicht für die Baiern.

So ſie Sieger bleiben, ſie vergeuden's wieder. Umſponnen ſind ſie von Karls züngelnden Blicken. Im Augenblick, wo die Leichtſinnigen das Kleinod fallen laſſen, hat er's gefaßt. Und wahrlich, ich ſage dir, er wird kein ſchlechter Regent, er kennt das Volk."

„Liebt er's?" ſprach der Graf.

„Vielleicht kommen andere nach ihm, die es lieben."

Am Abend ſaß die Gräfin Adelheid im Zimmer des Kranken und ſang ihm zur Zither die Ballade die er gern hörte:

Nach dem Morgenland gezogen
War der Chriſten frommes Heer,
Unbezwungen von den Wogen
Und der Saracenen Speer.
Denn es ſpornte alle Geiſter
Hohe Sehnſucht nach dem Meiſter.

Leuchtend ging das Kreuz vor Allen,
Und am Ziele ſind ſie bald,
Doch wie Viel ſind ſchon gefallen
Die als Pilgrimm mit gewallt,
Und ihr ſterblich Auge hat
Nicht geſehen Chriſti Stadt.

Da ſchallt Jubel durch die Heere,
Alles ſtürmt zum Berg hinauf,
Aus dem Morgennebelmeere
Taucht Jeruſalem herauf.
Troß und Fürſten, knieen, küſſen,
Dankgebete, Thränen fließen.

„Zuckt nun die geweihten Schwerter,
Gott iſt mit uns! Chriſtus lebt!
Ueber deinem Grab, Verklärter,
Selig, wen man dort begräbt!“ —
Hugo ſeufzt zum Freund: „Wie Viele
Schlafen, ferne von dem Ziele!

„Und wie viel noch werden fallen
Bei dem Mauerſturm herab,
Und wie wenige von Allen
Wallen zu des Heilands Grab!“
Flammend ſtrafen da die Züge
Guido's ſeinen Freund der Lüge.

„So wie Allen, die vertrauen
Chriſti Namen, Chriſtus naht,
Werden Alle wir es ſchauen,
Die geeilt zur heil'gen That,
Alle küſſen wir die Schwelle
Der hochheil'gen Grabesſtelle.“ —

„Noch mit Augen dieſes Leibes
Ach die Beſten modern ſchon!“ —
„Zage nicht, o Sohn des Weibes,
Chriſtus lebt, der Gottes Sohn.“ —
Die Poſaunen tönen wieder,
Und vom Berge ziehn ſie nieder.

An den Mauern tödten Seuchen
Die Gewaltigſten im Heer,
Größer ſchon die Zahl der Leichen
Als die noch in Stahl und Wehr. —
Gottfried fuhrt zum letzten Sturme,
Schädel brechen, Thurm an Thurme.

„Gott iſt mit uns!“ — Auf die Zinnen
Zion's pflanzt das Kreuzpanier
Guido: „Vorwärts, kein Beſinnen!
Nach mir, Chriſten, Chriſtus hier!“
Noch ein letzter Pfeilgeſchauer,
Guido ſtürzt auf Ziens Mauer.

Nicht mehr flattern Mahoms Zeichen
Hoch vom Thurm und Minarett,
Als geſenkt mit tauſend Leichen
Guido wird ins letzte Bett.
„Armer Freund, ſchon an der Schwelle
Und ſah'ſt nicht die Grabesſtelle!“

Krieg iſt Krieg: die Rohen dürſten
Noch nach irdiſchem Gewinn,
Als Gottfried mit ſeinen Fürſten
Darius zieht zum Tempel hin.
Kleines Häuflein, Reſt der Maſſen,
Die das Abendland verlaſſen!

Auf die Pforte! — ſeelige Augen!
Jeder will der erſte ſein.
Gleich wie heiße Steine ſaugen
Hingeſprengte Tropfen ein,
Sinken, auf dem Flur der Hallen,
Heilzerſchauert nieder Alle.

Welcher Friede über ihnen,
Welcher Odem weht ſie an!
Jedem iſt der Herr erſchienen,
Chriſtus lebt! ruft himmelan
Orgel, und Poſaunenklänge,
Weihrauch, Kerzen und Geſänge.

Neu beſeligt, friſch im Herzen
Schlägt die Augen Hugo auf
Trugen ihn die tauſend Kerzen,
Kommt ein neuer Pilgerhauf'?
Schaar um Schaaren, Lobgeſänge
Singend, drängt es durch die Gänge.

Manches Antlitz iſt ſo bleich,
Blutbefleckt noch manch Gewand,
Wunden klaffen, noch den Streich
Zeigend von der Feinde Hand.
Was hat dieſe hier vereinigt,
Eh' ſie ſich vom Blut gereinigt!

Dichter wird es, immer dichter
Auf dem hohen Chor im Gang,
Düſterer brennen ſchon die Lichter
Und wie Meer brauſt der Geſang
Als ob alle Chriſtenheit
Wäre eingezogen heut.

Viele glaubt er zu erkennen,
Längſt verſchwundne aus der Schaar;
Kühle Raſenhügel trennen
Walter, Egbert, Artmar,
Fern an Hellas blühnden Küſten
Von dem Siegeszug der Chriſten.

Wer kniet neben ihm, verſunken
So in heil'ger Andacht Luſt,
So den Blick vom Heile trunken
So gekreuzt die hohle Bruſt? —
„Biſt du Schatten, biſt du Leben
Guido uns zurück gegeben!“

„Chriſtus lebt, wir alle leben!“
Haucht ihm Antwort das Phantom.
Und die Prieſterchöre heben
An den Hochgeſang im Dom:
„Gnade, Gnade ward uns Allen
Die im Glauben nicht gefallen!“

Als die Orgel ausgeklungen
Und der Chorgeſang verhallt,
Rauſcht es durch die Dämmerungen,
Und wie Nebel in dem Wald
Vor der Lüfte Strom zerfahren,
Schwinden jetzt die ſel'gen Schaaren.

.....

Siebenzehntes Kapitel.

Woldemar von Gottes Gnaden.

„Nun bin ich Herr!“ rief Ludewig der Römer auf der Höhe, zu deren Füßen die Stadt lag, die ſich ihm ergeben müſſen. Nicht darum rief er's, und die Rathsherrn, die ihm die Schlüſſel gebracht, knieten umher, er ſah ſie nicht an. Er ſah auf das Pergament in ſeiner Hand, daran ſchwere Siegel hingen. Es war die Entſagungsurkunde, durch die Ludewig der Aeltere, ihm, dem jüngern Bruder, die Marken förmlich und feierlich abtrat.

„Nun bin ich Herr,“ rief er, küßte das Pergament und übergab es dem Kanzler. Zum Boten ſprach er, es war der Ritter von Oſten: „Wünſch meinem Bruder glückliche Reiſe, dahin wo er keine Sorgen findet.“

„Wo mag das Land ſein!“ lächelte der Oſten.

„Du begleiteſt ihn?“

„Ich und der Leopold Buch.“

„Ihr sagt Valet dem Vaterlande?“

„Als lang es unserm Herrn gefällt, der uns Freund ist, und wir sind ihm geschworen.“

„Herr, sagte der Bardeleben zum Markgrafen, die Rathsherrn warten auf dein gnädig Wort.“

Da wandte Ludewig den Blick nach der Stadt, wo die Maurer in voller Arbeit waren. Sie vermauerten das Thor mit großen Feldsteinen, dadurch der falsche Woldemar seinen Einzug gehalten, und andere brachen durch die dicke Mauer ein neues Thor. Durch das wollte Ludewig einziehn.

„Wende uns dein gnadenreich Antlitz zu,“ sagte der älteste Rathsherr.

„Es sind alte Leute. Das Knieen wird ihnen sauer,“ sprach der Bardeleben.

„Was lernten sie's so spät! Klagt mich nicht an, ich kann nicht anders. Klagt meinen Bruder an, daß er so lange zauderte. Wär ich bei Zeiten Herr worden, es sähe anders im Land aus, ich könnte mit sammtener Hand zugreifen, nun muß ichs mit eiserner. Ich schwör es Euch: ich will ein gerechter Herr sein. Thut Ihr dazu, daß ich ein gütiger werde.“

Die Herren umher, so die brandenburgischen als die Baierschen nickten nicht mit dem Kopf.

Caspar der Törringer schüttelte ihn vielmehr:

„Das Land iſt noch nicht ganz dein; als ich höre rüſtet der falſche Markgraf auf's Neue, und der Anhang fehlt ihm nicht. Bedenke auch das, du konnteſt in Brandenburg die Juden nicht ſchützen, und mußteſt ſie der Wuth des Pöbels überlaſſen.“

Ludewig biß die Lippen zuſammen.

„Auch hauſen die Räuberbanden furchtbarer denn je im offnen Land, ſagte der Bardeleben. So lange zween Herren im Lande ſind, kannſt du ihrer nicht Herr werden.“

„Und darum ſoll ich nicht gerecht ſein, Ihr thörigen Rathgeber! Gerechtigkeit iſt der Grundſtein jedweden Regimentes. Steht das feſt, dann erſt iſt für die Gnade Zeit.“

Die Rathsherren knieten noch immer da brachten ten ſie einen fremden, alten Mann zum Fürſten. Als deß die Bürger und Herren anſichtig wurden, erſchraken Einige, die ihn kannten. „Es iſt der Teufel von Soltwedel!“ ſprachen ſie. „Was will er? —“ „Ward er einzefanzen, den noch Keiner fing? —“

„Er iſt's, der die Juden ebegeſtern ſchlachtete, die über die Havel ſtoben, flüſterte ein Rathsherr, der unfern dem Markgrafen kniete. Gnade Gott, auf wen der fürchterliche Mann ſeine Hunde los läßt.“

„Nicht eingefangen ward ich, Herr Herzog und Markgraf, rief der Stellmeiser keck. Ich komme freiwillig zu dir und biete dir meine Dienste, du kennst mich, wer ich bin; doch weißt du wohl kaum, was ich dir bieten kann. Noch ist er mächtig, dein Feind, noch findet er Anhang in jeder Stadt, in jedem Dorfe, da sie an ihn glauben und kein märkisch Gericht über ihn gesprochen hat. Was ist meine Kunde werth, so ich solch Zeugniß wider ihn ablege, daß die ihm dienten, sich schämen, und die Hunde nicht Brod von ihm nehmen mögen?

„Du dientest ihm?"

„Ihm? — Wir dienten so zusammen."

„Du bist der oberste Hauptmann der Banden, die sie Stellmeiser heißen?"

„Das bin ich."

„Und deinem Wink gehorchten sie?"

„Sie sollen zu Euern Diensten stehn, wann wir gut dingen. Mein Wort zum Pfande."

„Und wie dein Name?"

„Kommts auf den an?"

„Nicht grad viel."

„Den alten Namen hätt ich beinah vergessen."

„Ich laß dir so viel Zeit, dich drauf zu besinnen, bis die Zimmerer zween Balken aneinander ge-

schagen und die Büttel den Strick zur Schlinge gedreht, daran du hängen sollst."

„Herr — Herr Markgraf — ists Ernst?

Ludewig wandte ihm den Rücken und winkte seinen Leuten. Ludewig scherzte nie. Sie flogen hinab und die Zimmerer schleppten von den Bauplätzen das Holz.

„Ich kam als freier Mann."

„Bindet ihn, daß er daran erinnert werde, daß er's nicht mehr ist."

„Herr — sie heißen mich den Teufel von Soltwedel — Ihr seid noch nicht lang im Lande."

„Lang genug, daß ich weiß, wie man den Teufel bannt."

Der alte Räuber knirschte mit den Zähnen, furchtbar blitzte sein Auge, aber er war überrascht. Er mocht's nicht denken. Eh' er sich des versah, hatten sie ihm die Arme auf den Rücken geschnürt.

Einen Augenblick kämpft er mit sich. Stolz wollte er den Kopf aufrichten, aber sein Auge fiel auf den Balken mit der Querstange, den sie in den lockern Grund einrammten; da wurden seine Lippen blaß, vor seinem Auge wards dunkel. Er stürzte auf die Knie:

„Herr Markgraf — dem Gott langes Leben schenke! — Euern Feind geb ich in Eure Hände —

kein Fürstensohn ist's — nicht Markgraf Konrads Sohn — ein Müller ist er — Jacob heißt er — aus Hundeluft — sein Vater hieß Rehbock — er diente beim großen Woldemar — lange Jahre — da erfuhr er seine Heimlichkeiten. —"

Ludewig hatte ihm den Rücken gewandt, als hör er ihn nicht:

„Steht auf Ihr Rathsherren! Wie Ihr auch gefehlt habt in der Treue, es schickt sich nicht, daß Ihr mit dem auf demselben Boden kniet."

„Durchlauchtiger Markgraf, beschwören kann ichs vor jedem Gericht — vor Kaiser und Reich."

Da schenkte ihm Ludewig einen Blick, aber der tiefsten Verachtung: „Ein Schwur von diesen Lippen!"

„Beweise soll ich dir, untrügliche — unverwerfliche — zum Spott der Gassenbuben soll der Betrüger werden. Schleppe mich als Zeuge —"

Ungeduldig stampfte Ludewig auf den Boden: „Der Galgen soll Zeuge werden, was die Schlechten von mir zu gewärtigen haben."

„Herr! Herr! gerechter Herr, ich will deine Leute auf Schleichwege führen, lebendig lief'r ich ihn in deine Hand."

„Ich glaube, ich ließe den Mann laufen, wenn der ihn mir brächte. Sind die Büttel fertig?"

Es war unruhig worden, Reiter sprengten her-

an und Staubwirbel ſtiegen auf. Feinde! hieß es, die Drommeter ſtießen ins Horn, Trommeln wirbelten, und Hans Köckeritz ſtürzte athemlos mit einer Meldung zum Fürſten.

Der Woldemar war im Anmarſch, der alte Markgraf wohl mit tauſend Reitern, und die von Anhalt bei ihm, und der Graf von Engern, den das Volk liebte, der Held, den noch Keiner überwunden.

Zum Entſatz der Stadt ritte er an, und wohl ſtark genug, da ſie verloren, daß er ſie wieder gewinne. Das war die Meldung, und Alle wußten es, und die Hauptleute traten um den Herzog und riethen ihm, daß er ſatteln laſſe auf der Stelle und blaſen zum Abzug; denn ſie wären abgemattet vom Sturm und zerſtreut, und nimmer ſtark genug, daß ſie den friſchen Haufen widerſtänden.

„Wie weit ſind ſie noch?“ ſprach Ludewig.

„Kaum ein Viertel Weges.“

Ludewig maaß den Staub am Himmel: „So richtet ihn.“

„Herr! Um des Himmels Gnade, das iſt verwegen Spiel! Das Richten hat Zeit, aber Euer Sicherheit geht vor Allem.“

„Gerechtigkeit geht Allem vor! rief Ludewig. Erſt die Schande vertilgen, und dann um Ehre ringen.“

Sie sattelten und rüsteten, und die Trommeter schmetterten durch Stadt und Feld, die Zerstreuten zu rufen; aber Ludwigs Aug war nur bei den Henkern, welche die Schlinge an die Querstange befestigt und den Räuber auf das Brett stellten. Seine Kniee schlotterten, die Zähne klappten als in einer Mühle, er schoß wüthige Blicke aus dem blassen Gesichte und sein Mund schnappte nach Luft.

„Herr, flüsterte Friedrich von Lachen, dem Fürsten zu: du thust nicht klug. Ein Hund ist er, aber halt ihn an der Kette und nutze ihn als Bluthund. Wir werden deren brauchen, um das Land zu säubern. Trauen magst du ihm nun, denn er hat den falschen Mann verrathen. Das verzeiht der ihm nimmer."

„Dann wär ich der falsche Mann, so ich Bluthunde brauchte um mein gutes Recht."

Der Stellmeiser stand schon auf dem Brette, kein Lüftchen wehte ihm Hoffnung zu; er griff im Fieber der Todesangst nach dem Schatten der Wolken: „Herr Markgraf! Gnade! Gerechtigkeit! Ich bin ein guter Christ! Ich bei Fercherar — ich war es — zween Hundert Juden — die Brunnen Vergifter — ebegestern — ich ließ sie niederhauen und würgen im Angesicht deines Feindes. Der erboßte sich und konnt's nicht hindern."

„Die Schlinge zu, dem Unthier, eh's noch mit mehr Worten die Luft verpeſtet!“

Einen durchdringenden Schrei ſtieß der Räuber aus, aber in der Kraft der Angſt hatte er die Stricke zerriſſen, die ſeine Arme hielten und fuhr in die Schlinge hinein, ehe ſie ihn erwürgte:

„Noch ein Wort — ein Wort iſt frei — die Peſtilenz über Euch, dich Ludewig und dein Haus! Betrogen! Habt Euch von einem Sterbenden ein Mährlein aufbinden laſſen! — Hört! Hört! Der Müller bin ich. Ich bin Jacob Rehbock. Woldemar iſt der echte Markgraf. Hört's all Ihr Brandenburger; Ein Todter zeugt Wahrheit.“

Das waren ſeine letzten Worte. All die ihn ſahen und ſeinen letzten Blick, und das Grinſen ſeines Mundes, ſagen, ſie hätten den Teufel leibhaftig geſehen.

Sein Leichnam war kalt und die Krähen ſchwirrten krächzend um den Galgen, als Woldemar der Alte vor dem Gerichteten ſtand. Stumm hört er, auf ſein Schwert gelehnt, dem Ritter Bardeleben zu, den Ludewig zurück gelaſſen; weiß nicht, was er mit ihm verhandeln ſollte.

„Wir holen ſie ein!“ rief der Graf von Deſſau, der auf ſeinem ungeduldig ſcharrenden Rappen den abziehenden Baiern nachſah.

„Noch vor der Brücke!“ sagte Heinrich. Glück auf! Am Wiesendamm. Wir werfen sie. Es entwischt da Keiner. So wir den Baier Herzog selbst —“ des Dessauers Gesicht lächelte froh.

Schon setzte der muthige Trommeter das Mundstück an die Lippen, um aus voller Lunge zum Einhauen zu blasen; da erhob Waldemar den Arm und winkte ihm:

„Blutes genug floß. Fluch dem Tropfen, der um mich noch fließt. Der Herr hat gerichtet. Es ist wieder ein Richter im Lande, und der mich gesendet, Dank und Preis ihm! hat einen Andern gesandt, der mich ablöse.“

Muthigen Rittern ist's nimmer recht, so der Feldherr Halt! ruft und die Schwerter sind schon gezückt und die Arme gehoben zum lustigen Kampfgewühl; und noch minder, wo der Sieg sie anlacht als eine holde Braut. Aber wer hätte dem Greis nicht gehorcht, der ihm ins Antlitz sah. Er sank auf das Knie und faltete die Hände zum stillen Gebet und blickte dann gen Himmel mit Augen, in denen sein Friede strahlte.

„Mein Tagewerk ist vollbracht.“

„Bei unserer lieben Frau, was ist's?“ sprach der Graf von Dessau.

„Was ist's! Gottes Zeichen! Meine Hand war

zu schwach, meine Macht reichte nicht aus, daß ich nur diesen Sünder strafte um eine Frevelthat, so er fast vor meinem Auge beging. Und er mußte das Blut der Juden rächen, die Schande tilgen, die — Wie! Ihr Herren, Ihr zweifelt, daß dies ein Zeichen des Herrn ist! Gönnt dem alten Manne Ruhe. Er darf den schweren Zepter niederlegen; ein jüngerer schwingt ihn kräftiger. — Nicht den Todten, den Lebendigen gehört die Erde."

Gar sehr froh schien der alte Bardeleben, und fühlte sich hochgeehrt, da Woldemar auf ihn den Arm stützte und so schritt er langsam der Stadt zu. Sie läuteten nicht mit den Glocken, die Gewerke kamen ihm nicht mit den Fahnen, noch die Rathsleute mit Schlüsseln entgegen, aber ehrerbietig machten sie Platz; die Weiber weinten und schluchzten, haarhäuptig und tief sich neigend, standen die Männer, manchem auch eine Thräne im Aug.

Im Volke hieß es, sie wollen sich vertragen um die Krone. Ludewig der Römer hat den alten Bardeleben abgesandt, daß er mit dem alten Woldemar in Güte verhandle. Andere schalten das Thorheit. Der von Rechten der Fürst des Landes sei, könne nicht verhandeln mit einem, den Kaiser und Reich erkannt als Betrüger. Aber da die Fürsten von Anhalt und Sachsen ihre Hände von ihm abgezogen,

sei er gezwungen worden zu entsagen. Das Volk hat es nie erfahren, warum Woldemar abgedankt hat, und die Fürsten haben es nie verkündet, es blieb eine große Heimlichkeit.

Viele große Herren, Geistliche, Fürsten, und auch Commissare des Kaisers kamen in die Stadt, ohne großes Gepränge, noch gab es Festlichkeiten und Schmausereien. Desto mehr ward in der Stille verhandelt; aber wie viel Volkes auch vor dem grauen Hause stand, darin er wohnte, und sie tagefahrteten dort, stritten auch oft heftig, keiner von allen Bürgern hat ihn zu Gesicht bekommen. Da ging das Gerede, sie hätten's nicht ehrlich mit ihm gemeint, und hielten ihn in Ketten und wollten ihn heimlich abthun; ja Einige wollten, sie hätten ihn auf die Folter gelegt. Ja, eines Tags wäre beinahe ein Aufruhr ausgebrochen, sie wollten den lieben, alten Herrn durchaus sehn, und dem Erzbischof von Magdeburg, der sie beschwichtigen wollte, warfen sie Kohlstrünke und faule Aepfel an den Kopf, und schalten ihn einen Lügenschmied. Sie wären ins Haus eingedrungen, und hätte es auch Blut gekostet, so nicht Heinrich heraustrat und ihnen sein Ritterwort gab, daß der alte Markgraf wohl sei, und ihm werde kein Haar gekrümmt. Dem glaubten sie.

Auch ward er in Ehren gehalten und es ging

ihm nichts ab. Nur hatte er ihnen versprochen, daß er sich nicht mehr dem Volke zeige. Ein saueres Versprechen; aber er ließ sich viel dagegen geloben. Das hat nie Einer erfahren, was da geschrieben ward, gelobt und beschworen zu Frommen der Brandenburger und zumal Aller, so am Hause Anhalt gehalten. Das forderte Woldemar, und ließ sich kein Tüteschen abdingen; so hat er noch für sein Volk gesorgt, da er das Heft aus Händen gab. Für sich hat er nicht gedingt und nichts gefordert.

„Gelobt sei der Herr und Sanct Moritz! so wären wir denn nun endlich im Reinen, sprach der Erzbischof von Magdeburg am dritten Tag. Ihr zieht in der Stille ab, lieber Mann, sobald es dunkelt und laßt Euch nimmer wieder im Lande sehen."

Woldemar richtete sich im Lehnstuhl auf und schaute den Sprecher verwundert an.

„Ihr habt's geschworen, lieber Herr, sagte der Bischof, dem der Blick gar nicht gefiel."

„Ich schwor's und halte meinen Schwur."

„Nun was ist denn noch zu thun?"

„Sehr viel dünkt mich Herr Erzbischof von Magdeburg; denn noch bin ich Markgraf von Brandenburg, sprach Woldemar und stand auf."

Sie sahen ihn befremdlich an. Der Erzbischof legte die Feder weg.

„Verzeiht, mein lieber Markgraf, das ist ja alles abgethan. Punkt für Punkt wie wir's verabredet."

„Wie es werden soll! Mich dünkt die Hauptsach fehlt noch, Ihr vergaßt, Hochwürdiger Herr, daß ich noch Markgraf bin, Kurfürst, Erzkämmerer des Reichs."

Sie wußten nicht, was er meinte.

„Wie! Oder bläst man des Kaisers Belehnung, des Reiches Anerkenntniß wie ein Staubfäserchen von der Hand! Noch bin ich Markgraf, Ihr Herren, von Gott und Rechtswegen. Wer will's mir nehmen. Nun aber bin ich's nicht mehr, sprach er mit anderer Stimme und legte ein Pergament auf den Tisch."

Er neigte sich tief vor den Anwesenden und ging.

Der Kanzler des Magdeburgers las die Urkund vor, die anhub: Wir Woldemar von Gottes Gnaden — und er entsagte. Darin dem Reich, in festen Worten, sie konnten's nicht bestimmter wünschen, aber stolz, als ein Fürst und wie ein lebenssatter Mann, der sein Werk gethan hat, und eine Bürde abwirft.

Die Herren schwiegen vor großer Verwunderung. „Das ist zu arg!" riefen einige; andere: „So ist's recht. Er hat geendet, als er anfing."

„Dulden wir's!" sprach ein Baierscher Rath.

Der Erzbischof von Magdeburg stand auf: „**Factum est** Ihr Herren. Nehmt, was Ihr kriegt und seid zufrieden. Es ist ein Factum. Er läßt sich nichts von abdingen. Sieben Jahr habt Ihr um das Markgrafthum gestritten; bei Sanct Moritz, Ihr müßt noch sieben Jahr um des Kaisers Bart streiten. Er läßt nicht von dem Recht."

„So war's doch ein Recht! athmete froh der alte Bardeleben auf. Wir dienten keinem falschen Mann."

Auf Nebenwegen durch Wald und Heide, kaum berührten sie ein Dorf, zog der alte Woldemar aus der Mark. Kein Jubelgeschrei um ihn, keine Blumen und Kränze, kein Glockengeläut. War's auch, als ob der Himmel traure; er hatte sich in ein grau Wolkenkleid gehüllt. Dann und wann träufelte es feucht. So still ritten auch die um ihn; stiller ist kein Leichenzug.

Nun hatten sie die Grenze erreicht. Die Begleiter winkten sich zu; sie wollten's ihn nicht merken lassen, und ruhig weiter ziehen. Aber er kannte die Bäume und sah den Hügel wohl, daran sie ihn vorüber führen wollten.

„Das ist kein Hünengrab, das ist meines Reiches Ende, sprach der Markgraf und stieg vom Pferde. Er kniete nieder und betete lange, das Gesicht gen Morgen. Die von Anhalt, Heinrich und etliche Treue, darunter der lahme Thürmer, geleiteten ihn noch weiter. Die Brandenburgischen, die ihm das Geleit gaben, mußten umkehren. Da, als Woldemar dem Bardeleben die Hand reichte überkam's den; er stürzte auf die Knie und drückte sie an die Lippen.

„Verzieh mir Herr, was ich dir Schlimmes that."

„Du thatest immer Recht. Wollte Gott, Ihrer wären Viele als du in meinem Brandenburg."

„Ach, mein armes Land, seufzte der Ritter, das seine Besten ausstößt."

„Es werden Bessere kommen, und bessere Zeiten."

Da trennten sie sich und sahen sich nicht wieder.

Im freundlichen Land Dessau lebte noch mehrere Jahre ein alter Ritter; der ward fürstlich gehalten, und die Herren von Anhalt ehrten ihn, als einen Vater. Liebliche Kinder, die er seine Enkel nannte, spielten um seine Kniee, und als er das Sonnenlicht zum letzten Male gesehen, schloß eine schöne Frau sein müdes Auge. Die drückte Heinrich an seine Brust und sprach: „Er war ein edler Mann!"

Die Baierherrschaft dauerte in der Mark noch acht-

zehn Jahr, da erſt ward Karl von Böhmen, wonach er ſo lange getrachtet, Herr des Landes, nicht durch Waffengewalt, durch Vertrag. Er war kein guter Kaiſer, aber ein guter Markgraf, und es kamen gute Zeiten. Doch ſie dauerten nicht lang, nicht länger als er ſein kluges Auge auf hatte. Noch ſchlimmer ward es dann, und es dauerte ein Jahrhundert von Woldemars Tode ab, bis wieder Beſſere kamen, und es ward beſſer mit jedem neuen Jahrhundert. Gebe der Herr, daß es immer beſſer wird!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei H. S. Hermann in Berlin.

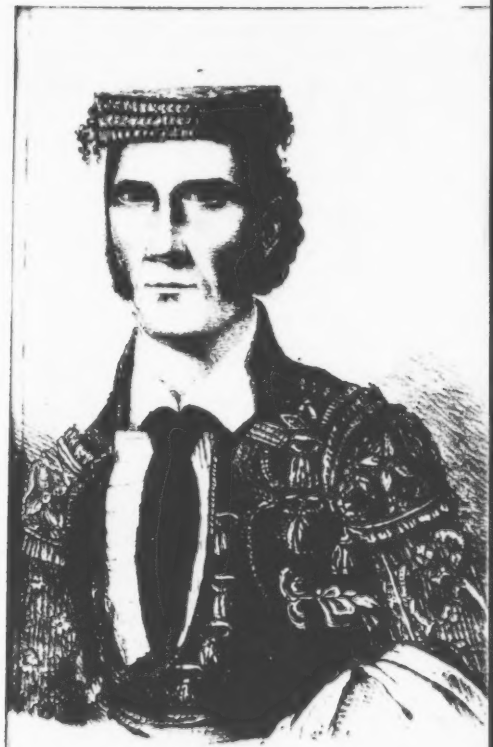

DON FRANCISCO MONTES

der erste Stierfechter Spaniens

Andalusien.

Spiegelbilder
aus dem Südspanischen Leben.

Aus den Briefen eines jungen Deutschen.

Herausgegeben

von

Dr. W. Häring (W. Alexis.)

Berlin,

1842.

Buchhandlung des Berliner Lesekabinets.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

		Seite
1.	Das Spanische Haus. Der sächsische Mohr. Zuckerwasser und Beethoven	1
2.	Norwegens Felsen und die Säulen des Hercules. Seekrankheit. Hafen von Malaga. Zollweisen. Andalusische Tracht	10
3.	Das Stiergefecht. Don Montes. Die Spanier	23
4.	Drollische Betrachtungen. Theuerung. Die Einrichtung im Innern	38
5.	Ein anderes spanisches Haus. Heimweh. Pommersche Kartoffeln und eine andalusische Nacht	49
6.	Eine Spanische Hinrichtung	57
7.	Der Deutsche Finanz und der Spanische Zoll	64
8.	Die Kathedrale. Das Oraclspiel und der Canonicus	71
9.	Mein Flügel	77
10.	Eine Revolution	83
11.	Geschäftsleben. Ein Contrebandier	90
12.	Musikalische Leiden und Freuden	97
13.	Espartero. Fronleichnam	106
14.	Weintrauben. Theater. Tode	114
15.	Spanische Küche. Spanischer Stolz. Regierung	122
16.	Sa Majestad	132
17.	Im dunklen Laub die Goldorangen glühn	140
18.	Die Tertulia. Spanische Conversation. Die vollkommene Andalusierin	149
19.	Der seltsame Besuch. Die heilige Cäcilie	157
20.	Der glücklichste Tag. Mandelblüthen, Eierkuchen und Fandango	167
21.	Ländlich sittlich. Novio und Novia. Eine spanische Hochzeit	178
22.	Die französische Fregatte. Franzosen und Spanier	189
23.	Das Fest im Freien. Torrijo's Denkmal. Die Stadt	198
24.	Afrika. Eine Tigerjagd	207
25.	Gesundheit. Die Familie Grund. Der wahre Fandango. Wetter und Celinde	223

Seite

26. Die Kluft zwischen Süd und Nord. Mexicos Himmel. Freunde
Ein Roman mit glücklichem Ende 202
27. Die Osterkomödie auf dem Lande 210
28. Baron v. A.... Lebensmittel und Küche. Touristen und Grillen 230
29. Gnalische Marineoldaten. Eine echte Maurin 248
30. Gesundheit. Zukunft. Wetter. Vielliebchen 263
31. Kartoffeln. — Butter 271
32. Die Siegesherzogin 274
33. Krieg. — Flucht und Ergreifung. — Gefängnis 280
34. Trockenheit. Gesellschaft. Spanischer Stolz 285
35. Kälte. Weihnachtsfest. Einweihung eines Hauses. Neuer
Frühling und Findelhaus 289

Vorrede.

Es ist nur mit einem schmerzlichen Gefühle, daß ich dem Publicum hier eine Arbeit übergebe, an die ich, so weit ich Theil daran habe, mit dem größten Vergnügen ging.

Der Sohn einer mir nah befreundeten, achtbaren Familie, ein junger Mann von dem liebenswürdigsten Charakter und den schönsten Anlagen, lebte seit einigen Jahren, vornämlich zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit, in Malaga. Seine Briefe von da-

ber in die Heimath erregten, durch die Frische ihrer Anschauung, durch die Wärme und gemüthvolle Lebendigkeit und das eigenthümliche, oft schlagende Urtheil des Jünglings über Dinge und Verhältnisse, in die er plötzlich aus dem Kreise seiner heimathlichen, so ganz verschiedenen Lebensverhältnisse versetzt war, die größte Theilnahme bei Allen, denen sie zu Gesicht kamen. Sie cursirten in Abschriften auch außer den Kreisen seiner Verwandten und Freunde und erregten den Wunsch, sie durch den Druck auch einem größeren Publicum bekannt gemacht zu sehen.

Wir fangen an, Spanien kennen zu lernen, bis jetzt aber nur durch die Augen von Reisenden, die mehr oder minder geistreich, aber auch mehr oder minder flüchtig die dortigen Verhältnisse betrachteten. Seit Salvandy und Huber uns interessante Bilder

aus den zerrissenen Zuständen des Befreiungs- und des ersten Bürgerkriegs in der Halbinsel geliefert, haben wir nicht minder interessante Reisebeschreibungen und Skizzen aus den Federn des Freiherrn v. Auffenberg, der Washington Irving, v. Heilbronner, v. Arnim und jüngst der Gräfin Hahn-Hahn erhalten, die uns alle dem wunderbaren Lande, wo uralte Erinnerungen mit den modernsten Bestrebungen so seltsam gemischt sind, zwar näher bringen, uns in sein innerstes Leben aber nur Blicke gönnen. Jeder Touriste ist etwas blasirt; es läßt sich einmal von der Natur des Touristengeschäftes nicht trennen. Das ist mißlicher bei der Anschauung, als ein einseitiges, flüchtiges Auffassen, was für seine Mängel auch durch Vorzüge entschädigt. In den Briefen unseres Freundes, die gewiß nicht für den Druck geschrieben

waren, iſt es die urſprüngliche, gemüthliche Anſchauungskraft des Jünglings, dem alles, was er ſieht, neue Wunder ſind, was uns anzieht; es iſt der geſunde, kindliche, fromme Sinn, mit dem er ſie betrachtet und beurtheilt, was uns an ihn feſſelt. Auch einſeitige Urtheile, die unter dieſen Umſtänden unvermeidlich ſind, nimmt man gern in den Kauf für die volle, friſche Anſchauungskraft einer unblaſirten Seele.

Aber die glücklichſten Umſtände ließen unſern Freund auch Blicke in das Innere des Familienlebens werfen, welches dem Touriſten ein für alle Mal verſchloſſen bleibt. Während ſeines zweijährigen Aufenthaltes hatte er, ſowohl durch die Liebenswürdigkeit ſeines anſpruchloſen Characters, als insbeſondere durch ſeine muſikaliſchen Talente, die nur durch ſeine Liebe und ſeinen tief eingeweihten Sinn für

die Musik übertroffen wurden, sich alle angesehenen Familienkreise in Malaga geoffnet. Er konnte in Muße Züge belauschen, welche mehr Licht auf ganze Verhältnisse werfen und sie anschaulicher machen, als oft die ausführlichste Portraitirung eines gewiegten Künstlers es vermag. Nicht Alles, was er betrachtete und beschrieb, würde ein Künstler der Beobachtung werth halten; aber für den unbefangenen Leser gewinnt auch das Unbedeutendste oft an Werth durch die Subjectivität des Beobachters.

Er selbst willfahrte gern dem Verlangen seiner Freunde, und wünschte nur, daß eine schriftstellerische Feder in der Heimath die nöthigen Umarbeiten vornehme, welche familiäre Mittheilungen, und Herzensergießungen an nächststehende Freunde fordern, sobald sie vor ein großeres Publicum treten. Zugleich,

daß alles ausgelöscht werde, was Personen und Familien in Malaga selbst berühre, die vielleicht auch das Liebenswürdigste nicht gern an die Oeffentlichkeit gebracht sähen. Diesen Wunsch zu erfüllen war der schwierigste Theil der Aufgabe, zu der der Herausgeber einen jüngeren Schriftsteller gewonnen, welcher sich mit voller Liebe der Arbeit unterzogen hat. Denn wir gingen ungern daran, etwas von der eigenthümlichen Schreibart zu verwischen, die uns, wenn nicht immer das klarste Bild von der Sache, doch ein stets lebendiges des jugendlichen Beobachters gab, und meinten, auch das Publicum werde, übersättigt von stilistischen Vollkommenheiten, gern Mängel hinnehmen, welche aus einer ursprünglichen Natur hervorgehen. Dann aber war unser Freund gewiß der harmloseste Beobachter; und bis auf seine allgemeinen Urtheile

über Spanien, theils erklärt durch seine Jugend, theils gerechtfertigt dadurch, daß er nicht der einzige ist, welcher so urtheilt, dürften seine Mittheilungen schwerlich irgendwo Anstoß finden.

Indessen, wo wir schon den Wünschen des lebenden Freundes hätten nachkommen müssen, um wie viel mehr denen des Todten. Mitten in der Arbeit, ja schon im Drucke des Werkes, überraschte uns aufs schmerzlichste die Nachricht seines unerwartet plötzlichen Todes. Wie die meisten Brustkranken hatte er sich mit der Hoffnung seiner Genesung hingehalten, — die Briefe selbst geben ein schmerzlich rührendes Zeugniß davon — er glaubte täglich mehr die Wohlthat des südlichen Climas auf seinen Körper zu empfinden. Er hatte sich getäuscht; wiederholte Blutstürze und zu rasche neue Bluterzeugung

rafften ihn Anfang Juli in wenigen Tagen hin. Wem der Gedanke schmerzlich ist, in weiter Ferne von der Heimath, ohne den liebenden Zuspruch von Verwandten und Freunden, ein jugendliches, reines Leben auszuhauchen, so wird er noch betrübender hier, wenn wir erfahren, daß unser Freund grade im Augenblick sterben mußte, wo äußerlich seine Zukunft sich sehr günstig gestaltete. Die Sorgen, von denen wir in den Briefen lesen, waren überwunden. Mit den besten Aussichten hatte er, in Compagnie mit bewährten jungen Freunden, ein eigenes Geschäft angefangen. Liebe und Wohlwollen kamen ihm von allen Seiten entgegen. Sie bewährten sich auch auf seinem Todesbette und bei seinem Begräbniß. Er ruht auf dem protestantischen Kirchhofe, den er in einem Briefe so lebendig schildert, und wohl noch kein Frem-

der, den der Tod in Malaga überraschte, wurde mit so ehrender Auszeichnung und allgemeiner Theilnahme zur letzten Ruhestätte geleitet. Ein Preußischer Prinz, der grade an diesem Tage zufällig in Malaga landete, folgte aus eigenem, edlen Antriebe der Leiche seines jungen, ihm persönlich unbekannten Landsmannes.

Somit, den Todten vor dem Publicum, das dieses Buch liest, vertretend, habe ich, zur Vermeidung von Mißverständnissen, nur noch zu sagen: Wenn gleich in den Briefen alles, was persönliche Verhältnisse betrifft, andern Personen zugetheilt, einiges getrennt und cumulirt ist, so ist die Mehrzahl des Thatsächlichen, der Schilderungen und Urtheile doch aus der Feder und dem Geiste unseres seeligen Freundes geflossen. Nur hie und da, wo Lücken geblieben oder in den Briefen nur

Andeutungen ſich fanden, iſt Einzelnes ergänzt und ausgeführt nach den mündlichen Mittheilungen eines Freundes des Todten, welcher ihn, Malaga's Oertlichkeit und Verhältniſſe und ſeine Stellung zu denſelben näher kannte, es ſich aber zur Gewiſſensſache machte, nicht im eignen, ſondern im Sinn und Geiſt des theuren Dahingegangenen zu beobachten und zu ſchildern.

Berlin
im Auguſt
1842.

Dr. W. Häring.

1.

Das Spanische Haus. Der schielende Mohr. Zuckerwasser und Beethoven.

Malaga, August 1819.

Gestern machte ich meinen ersten Besuch. Aus meinem lieben Deutschland, aus meinem nordischen Clima mit einem Male in einer wildfremden Welt! Noch die Molen, den Leuchtthurm, unsere Möwen, die lieben, guten, alten Bekannten vor Augen, und plötzlich über das weite Meer verschlagen in eine Spanische Stadt, und in eine, am äußersten südlichen Ende, wo die Spanier selbst sagen, es sei schon etwas Africanisches da.

Ach! es war ein gar banges Gefühl. So einsam und allein in einer großen wildfremden Stadt voller Treiben und Gewühl; gestoßen, übergerannt, und unter all den gebräunten Gsichtern kein ein-

ziges, liebes, bekanntes! Wenn man aus einer großen Stadt kommt, wo Keiner den andern kennt, mag das was anders sein. Aber wenn man in dem kleinen freundlichen Ort jeden kannte, der uns auf der Straße begegnet, und sich grüßte, und die Hand drückte, ach, das ist ein eigen Gefühl, ich kanns Euch nicht beschreiben, wenn man sich mit einem Mal so ganz verlassen fühlt unter dem Getümmel und der Masse fremder Menschen.

Es ist mir noch immer, als wär es ein Mährchen, und könnte nicht so sein, und ich müßte ein Mal erwachen. Darum wird es noch lange dauern, bis ich beschreiben kann, was ich alles schon gesehen, und es ist nichts, wie bei uns.

Gestern also nahm ich mich zusammen, nahm den Empfehlungsbrief in die Hand und machte meinen ersten Besuch. Die Zeit, die ich wählte, wird Euch wundern; es war um 9 Uhr Abends. Das ist aber die rechte Zeit hier, und ganz, wie es sich für dieses heiße Clima schickt.

Ich trat durch den Hausflur in einen viereckigen, mit Marmor gepflasterten Hof. Die Höfe, müßt Ihr wissen, sind hier die Hauptsache an einem Hause. Es ist noch so von der Mauren-

1.

Das Spanische Haus. Der fächelnde Mohr. Zuckerwasser und Beethoven.

Malaga, August 1840.

Gestern machte ich meinen ersten Besuch. Aus meinem lieben Deutschland, aus meinem nordischen Clima mit einem Male in einer wildfremden Welt! Noch die Molen, den Leuchtthurm, unsere Möwen, die lieben, guten, alten Bekannten vor Augen, und plötzlich über das weite Meer verschlagen in eine Spanische Stadt, und in eine, am äußersten südlichen Ende, wo die Spanier selbst sagen, es sei schon etwas Africanisches da.

Ach! es war ein gar banges Gefühl. So einsam und allein in einer großen wildfremden Stadt voller Treiben und Gewühl; gestoßen, übergerannt, und unter all den gebräunten Gesichtern kein ein-

lerisches Dämmerlicht gehüllt. Es war zwar heller Mondschein; aber da der Hof nur eng ist, drangen die Strahlen nicht bis herunter, sondern glänzten und zitterten an den Dächern. Jedoch war der Wiederschein, der auf die Fontaine und die Marmorsäulen fiel, hell genug, um auf mich Nordlandsmenschen, der das zum ersten Male sah, einen wunderbar herrlichen Eindruck zu machen.

Und nach der Hitze des Tages, dem Staub, Geräusch, den tausenderlei Plackereien, Scheerereien und Besorgnissen, dieser frische, kühle, balsamische Duft. Meine Seele erholte sich.

Links führte eine breite Marmortreppe, matt von einer Lampe erleuchtet, nach oben. Ich stieg langsam hinauf. Nachdem ich eine Zeit lang zwischen Blumen von wunderbarer Pracht und auf den, nach dem Hofe hinausgehenden Gallerien umhergeirrt war, stand ich plötzlich in einer reich verzierten Marmorhalle, die von einer prächtigen Lampe erhellt wurde, vor einer Dame, die sich auf einem schöngepolsterten Lehnstuhl wiegte, und sich mit einem goldgestickten Fächer von einem Mohren Kühlung zufächeln ließ.

Dies grade hatte ich nicht erwartet. Mir war, als wäre ich in eines der Mährchen aus Tausend und eine Nacht versetzt. Doch muß ich gleich sagen, daß die Scene keine besonders reizende war, denn die Dame, welche so sich fächeln ließ, war nicht jung und schön, sondern eine ältliche Matrone, und was mir ungewöhnlich war gehörte hier zur Tagesordnung.

Ich redete sie französisch an und bat um Entschuldigung wegen meines Eindringens. Sie antwortete aber sogleich in derselben Sprache, zwar sehr freundlich, aber nicht sehr verständlich, daß man mich schon erwarte. Sie sei Z....s Mutter und ihr Sohn werde bald kommen.

Sie ließ mir einen Stuhl hinsetzen, auf dem ich zwar saß, wie man bei uns sitzt; aber Ihr mögt es mir glauben, es war eine peinliche Sitzung. So wie hineingeschneit in ein fremdes Dasein: der Mohr und der Fächer und die halb liegende Dame und ihr fremd klingendes Französisch und ich, der ich nichts zu sagen wußte, von dem, was ich denken konnte, daß sie es verstände.

Da fing unsere Unterhaltung mit einem Glas Zuckerwasser an, das heißt der Mohr brachte mir

ein Glas Waſſer, und präſentirte mir in einem Korbe lange weiße Stangen. Ich nahm eine derſelben, und da ich nichts beſſeres damit anzufangen wußte, biß ich muthig ein und trank dazu Waſſer.

Aber Donna J.... machte eine lächelnde Bewegung: **Non, non, Monsieur; ce n'est pas céla. On prends ça de cette manière.** Sie ließ ſich auch ein Glas und eine der Zuckerröhren geben — denn das waren die Stangen, wie ich nun ſah — ſteckte dieſe in das Glas und ſog dadurch das Waſſer auf. Es kam mir etwas Spaniſch vor, aber ſo trinkt man Zuckerwaſſer in Spanien, wenigſtens in Malaga. Es war das erſte, was ich in Spanien lernte; ich will die Mode nicht unbedingt empfehlen, obgleich die Sache mir geſtern ſehr angenehm war, denn ſie riß mich aus einer unangenehmen Verlegenheit und hat mich im Hauſe eingeführt.

Endlich kam der Sohn und nahm mich herzlich auf. Da fand ſich alsbald eine beſſere Empfehlung und Unterhaltung als das Zuckerwaſſer, die Muſik. Welch ein Glück, daß dieſe Sprache durch

alle Welt gilt und verstanden wird, wenn man auch nicht sagen kann, daß sie überall dieselbe ist.

Z.... ist ein leidenschaftlicher Klavierspieler, hat einen ziemlich guten Wiener Flügel und ist ein großer Verehrer deutscher Musik. Welche Schätze für Spanien zeigte er mir! Er besitzt Beethovens sämmtliche Werke in allen Arrangements und noch einen außerordentlich großen Vorrath deutscher Musik. Er hasst das spanische und französische Gedudel und spielt selbst mit großer Fertigkeit. Aber ich machte die Bemerkung, daß es mit Fertigkeit und Liebe für die Sache noch nicht gethan ist. Auch der größte Künstler darf, glaube ich, nicht zu lange unter Leuten leben, die keinen Sinn für die wahre Kunst haben, sondern sich mit Spielereien und Ohrenkitzel begnügen. Wenn man verstanden wird, nicht allein bewundert, das glaube ich, hebt den Geist und bildet weiter. Er gilt in Malaga für den größten Spieler.

Ich mußte Beethovens Eroica mit ihm **quatre mains** spielen, und dann Beethovens Septuar. Er war ganz entzückt, und versicherte, er habe lange solchen Genuß nicht gehabt, da Niemand

in der ganzen Stadt mit ihm dergleichen spielen könne.

Wir wurden angenehm unterbrochen durch den Eintritt seiner Schwester und Tochter. Sennerita Isabella ist ein hübsches Mädchen; ja sie gefiel mir ausserordentlich. Sie ist zwar eine Spanierin durch und durch, hat aber doch ein echt deutsches Gesicht: blaue Augen, braunes Haar, rothe Wangen, rothe Lippen. Das that mir sehr wohl, und machte er mir noch heimlicher im Hause, als das Zuckerwasser und Beethoven gethan. Auch ihr Vater sieht noch ziemlich wie ein Deutscher aus, ob er doch gleich in Spanien geboren ist, und sein Vater, Isabellens Großvater, ein geborner Königsberger, schon früh hier sich ansiedelte.

Gegen 11 Uhr, nach einem froh verbrachten Abend, ging ich nach Hause. Es versteht sich, daß es an freundlichen Einladungen wiederzukommen, nicht fehlte, auch an manchen schönen Verheißungen für die Zukunft. Wo waren meine Gedanken überall gewesen! Sie kehren aber, wenn ich Abends allein in meiner engen, leeren Stube bin, von allen ihren Irrfahrten durch die Wunder

einer neuen Welt, immer wieder zu den Lieben in der Heimath zurück. Es muß noch vieles anders werden, wenn ich mit dem Tausch zufrieden sein soll, der mich von den Küsten der Ostsee an die verschlug, wo die Wellen von Afrika herüberschlagen.

.....

2.

Norwegens Felsen und die Säulen des Hercules. Seekrankheit. Hafen von Malaga. Zollwesen. Andalusische Tracht.

August 1840.

Ich blieb heute zu Hause, da die Hitze gar zu groß war, und eine übermäßige Mattigkeit hervorbrachte, der ich noch nicht Herr werden kann. Der Wechsel war allzugroß vom nordischen zum africanischen Klima, und ich werde wohl noch viel Zeit brauchen, bis ich mich acclimatisire, um dann, wills Gott, die Früchte der hiesigen Luft für meine Gesundheit einzuerndten.

Ich kann in der That sagen, ich kam hier an, wie hergeschneit. Denn so lang die Seereise war, durch Ostsee, Kattegat, Nordsee, den Kanal und

das große Atlantiſche Meer, ſo kurz war ſie für mich. Ich weiß wenig oder nichts davon. Sobald die Pommerſchen Küſten hinter uns verſchwammen, meldete ſich bei mir die Seekrankheit. Kaum ſah ich Kopenhagen deutlich, und erinnere mich nur unbeſtimmt der Durchfahrt durch den Sund. Dann übermannte mich das Uebel ſo ſtark, daß ich vierzehn Tage lang wenig oder gar nicht zum Bewußtſein kam. Ich hatte weder die Küſten von England noch von Frankreich geſehen, und kann nichts von den Entzückungen ſagen, die man beim Anblick des großen Atlantiſchen Oceans empfinden ſoll.

Mein Capitain verſicherte, es wäre eine der glücklichſten Fahrten geweſen, die er gemacht. Der Wind war uns immer günſtig. Mag ſein. Für mich war es ein Zuſtand der ſumpfeſten Verzweiflung. Wie oft wünſchte ich, daß ich nie das Schiff beſtiegen hätte. Wie oft — nun wer ein Mal nur vier und zwanzig Stunden lang ſeekrank war, weiß was der geplagte Menſch alsdann wünſcht. Alle Wünſche der Welt dünken uns da thörigt, und der Leidende ſieht ruhig die thurmhohe Welle ankommen, und erſchrickt nicht

vor dem Gedanken, daß sie das Schiff mit Mann und Maus verschlinge.

Vier und zwanzig Stunden sind schon, was man eine Ewigkeit nennt; aber vierzehn Tage, ja drei Wochen so zwischen Leben und Sterben sich quälen zu müssen! Und wer diese fürchterliche Qual Andern wiedererzählt, kann nicht einmal darauf Anspruch machen, daß sie ihn bemitleiden. Man wird immer ausgelacht.

Das blaue Auge meines freundlichen norwegischen Schiffsjungen, wenn er mir Morgens ein Glas Seewasser an die Lippen brachte und mir so theilnehmend zunickte, das war die schönste Aussicht, die ich auf der ganzen Reise hatte.

Mein Magen war so angegriffen, daß er auf einer Fahrt von dem Norden nach dem Süden Europas von nichts lebte und nichts vertrug als einige Salzfische und die trefflichen Preißelbeeren, welche die gütige Tante *** mir eingepackt. Statte ihr und allen den Lieben, die mit so außerordentlicher Güte für den armen Seefahrer gesorgt, meinen herzlichsten Dank dafür ab. Ihr glaubt nicht, wie die Erinnerung daran in der Fremde wohlthut. Die nordische Frucht aus

unsern Wäldern erquickte mich, wie gesagt, bis in den Hafen von Malaga. Selbst Kaffee konnte ich kaum über die Lippen bringen.

Was soll ich da von einer Seereise erzählen, die freilich lang genug wäre, daß Marryat daraus einen dreibändigen Seeroman verfassen könnte! Einmal entsinne ich mich der hohen nackten Felsen zu unserer Rechten, auf denen graue Wolken hingen, und zahllose Vögel flogen auf und kreisten über unsern Masten. Das Meer ging hohl und war mit Schaum bedeckt, der Wind war schneidend kalt, und ich glaube, wir hatten zu thun, daß er uns nicht gegen die Klippen warf. Doch kann ich mich geirrt haben. Das war die Norwegische Küste. Und nun, könnte ich sagen, daß ich darauf geschlafen, und als ich wieder erwachte, waren auch hohe Felsen zur Rechten und zur Linken desgleichen; aber das Meer war nicht grau und mit Schaum bedeckt. Es war fast spiegelglatt und von einem wunderbaren unbeschreiblich schönen Anhauch. Die Farbe weiß ich nicht zu nennen, aber es war eher jede andere Farbe als die stahlgraue des nordischen Meeres. Und der Himmel war noch weniger grau; das war

eine glühende, blaurothe Kuppel, die widerstrahlte von Licht und Wärme, und die braunen kahlen Felsen links gehörten zu Europa und die rechts zu Africa. Kurz, es war die Meerenge von Gibraltar, oder, wenn ich dichterisch sprechen wollte, die Säulen des Hercules.

Aber ich will Euch nichts als reine Wahrheit berichten, und da muß ich denn gestehen, daß mein Schlaf nicht so lange gedauert hat, wenigstens nicht so ununterbrochen, daß ich zwischen den Uferfelsen von Norwegen und den Felsen von Gibraltar gar nichts anderes gesehen oder auch geträumt hätte. Nur waren die Zwischeneindrücke so unbedeutend, oder mein Mißmuth und Uebelbefinden so groß, daß sie keinen Eindruck auf mich machten, und kaum eine flüchtige Erinnerung zurück ließen.

Mich überfiel selbst wieder, nachdem ich sie eine Zeit lang überwunden, die alte Seekrankheit, als wir ins mittelländische Meer segelten, so daß ich nicht ein Mal viel von dem wunderschönen Anblick auf die Ufer beider Welttheile genoß. Unter dem Schiffsvolk war alles laute Lustigkeit über die glückliche und schnelle Reise, da das Ziel

so nahe war. Und sie begrüßten die vielen hundert Seegel, die hin und her steuerten. Kamen sich zwei Schiffe nahe genug, das war ein Winken und Zujauchzen. Trafen sich gar Bekannte, so war die Freude gar groß. Wie viele Schiffe auch bisweilen in der Swinemünder Rhede kreuzen und ein und ausfahren, das ist doch nur ein Kinderspiel gegen den Verkehr hier von Schiffen aller Nationen der Welt.

Das lustige und bewegte Schauspiel hatte mich vollkommen wieder hergestellt, und nun schlug mein Herz gewaltig, als wir in den Hafen von Malaga einfuhren. Das Treiben hier, die Menge Masten, die Kähne, die von einem Schiffe zum andern fuhren und die Pracht der hohen steinernen Häuser, und das Castell auf der Höhe, und die alte maurische Festung, die Alcazaba zur Rechten, und hinter der Stadt die herrlichen Berge, die sich terrassenweise mit den schönen Landsitzen erheben, alles das machte auf mich einen wunderbaren Eindruck. Ich hätte gewünscht Augen und Ohren doppelt aufzuthun, um alles das Wunderbare doppelt zu sehen und zu hören. Ach aber, bald hatte ich so viel zu sehen und zu

hören, und dabei zu thun und zu sorgen, daß ich gar nichts sah und hörte, als was mich und meine Reisegefährten zunächst betraf.

Wer nur in unserm ruhigen Hafen einer Visitation zugesehen, hat keinen Begriff von den Plackereien und den unverschämten Belästigungen, denen hier jeder Fremde, der ankommt, unterworfen ist. Es ist, als wäre er ein Dieb und Betrüger und würde durch Steckbriefe verfolgt, und was er mitbringt, wäre gestohlenes Gut. Wir sind zwar auch nicht immer sehr gut auf unsere Zollbeamten zu sprechen; aber das sind wahre Heilige gegen die Spanischen Visitatoren. Und dazu thun sie gegen die Fremden, als wenn sie das Geschäft aus Gnade und Barmherzigkeit verrichteten. Stundenlang muß man warten, bis es ihnen gefällig ist, und wird von der Wache wie Kettengefangene escortirt und mit seinen Sachen eingeschlossen, und wenn es dann zur Durchsuchung endlich geht, so wühlen sie darin unbarmherzig um. Die Erinnerung an diesen Eintritt in Spanien ist mir noch so verdrießlich, daß ich nicht gern daran denke. Ich werde aber nur allzuoft wieder daran erinnert werden, denn ich sehe

das Schauspiel, was ich selbst als Leidender mitgemacht, fast täglich aufs Neue, wenn ein Schiff ankommt. Die Fremden sind sehr aufgebracht darüber, die Hiesigen vertheidigen es auch nicht; aber da die Mauth von Seiten der Regierung an eine Gesellschaft Kaufleute verpachtet ist, so ist keine Aussicht, daß es vor der Hand besser werden wird. Uebrigens sollen die Steuerbeamten auch nicht besser gewesen sein, wenigstens nicht höflicher, als sie Regierungsbeamte waren. Nur kennte man sich damals mit einigen guten Händedrücken leichter von der unverschämten Behandlung loskaufen. Aber weil unter diesem Verfahren das Contrebandiren alles Maaß und Ziel überstieg, hat man sich entschlossen den gesammten Zoll zu verpachten. Die Kaufleute, die ihn gepachtet, kennen ihre Leute besser, und wissen ihnen einen Daum aufs Auge zu drücken.

Genug davon für jetzt, denn ich werde künftig wohl oft davon sprechen müssen. Ich wollte Euch mit der ganzen Beschreibung meiner Fahrt nur deutlich machen, wie ich mir wirklich wie bezeichnet vorkomme, und wie das Bezeichen mit der Abfahrt von Swinemünde und der Ankunft

in Malaga meine ganze Einbildungskraft noch immer anstrengt, damit das, was wirklich der Fall ist, mir nicht wie ein Traum erscheint.

Wenn die Russische Flotte auf unserer Rhede ist, und die mächtigen Dampfboote im Hafen liegen, so wimmelt das Bollwerk von Menschen in allerhand Tracht und Sprache. Was ist der Hafen gegen Malaga, wenn der Wind eine gehörige Anzahl Kauffahrteischiffe herrieb! Ein Gesumme und Gebrumme, ein Treiben, Drängen, Stoßen und diese südländische Lebendigkeit dazu, diese brennenden Augen, dieser unbeschreibliche Ausdruck in allen Bewegungen! Welche verschiedene Trachten, Sprachen, Gesichter! Die von maurischer Abkunft hier zu Lande lassen sich noch immer erkennen. Freilich sind sie gar sehr verschieden von den eigentlichen Mauren in ihren Bournus und ihren Bärten und in ihrem ganzen orientalischen Habitus wie sie von den Häfen drüben herkommen. Das sind gebräunte Füße und Arme! Die wirklichen Mohren und Mulatten fielen mir unter den weißen Gesichtern doch nicht so auf. Man kennt sie ja überall als Rarität. Aber die spanischen Majos, das heißt die

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING.G.W.A.

3-598-51043-8
FN. 04015/031

jungen stolzen Leute in ihrer altspanischen Tracht — jetzt wird sie eigentlich nur noch in Andalusien getragen — machten einen gar wunderbaren Eindruck auf mich. In Malaga, wo der Handel so viele Fremde aus aller Herren Länder zusammengeführt, herrscht im Ganzen die französische Tracht mehr vor, als in andern andalusischen Städten, wo die jungen Männer und jungen Damen es sich zur Ehre rechnen, das alte schöne Kostüm zu bewahren. Dafür treten hier die, welche darin gehen, desto mehr hervor. Das stolzirt auf den Pferden und weiß Fensterparade zu machen, in den knappen engen Sammethosen, die nur bis an's Knie gehen, in den feinen Strümpfen und Gamaschen, mit den spitzen kecken Hüten, die den Mann machen, und den Mäntelchen, die in den rechten Faltenwurf zu bringen, seine Kunst fordert. Aber man muß auch gut dazu gewachsen sein, so wie ein Tyroler in seiner Tracht ein gar klägliches Bild ist, wenn seine Glieder die knappen Hosen und die stramme Jacke nicht ausfüllen. Da mag denn der Grund zu suchen sein, weshalb so mancher Stutzer hier es vorzieht, sich in Frack und Pantalons zu werfen. Wenn man aber recht

viele der ſtolzen Majos geſehen, kommen einem die Männchen in Frack und Pantalons recht erbärmlich vor.

Den Frauen ſteht in der Regel die Spaniſche Tracht auſſerordentlich gut. Ein hübſches Geſicht und eine ſchlanke Taille in der mahleriſchen Basquina, mit dem herunterhängenden Schleier, und dem Fächer in der Hand, oder vielmehr vor dem Geſichte, und ſolch ein allerliebſtes Bild auf dem Balcone, wenn ein junger Stuzer unten die Fenſterpromenade macht, da muß man Augen machen, um dieſes Spiel und dieſen Ausdruck der Augen zu verfolgen. Was da geſprochen wird in einem Augenblick, ohne daß die Lippen ſich aufthun, davon hat unſereins aus dem Norden keinen Begriff. Das blizt, zükt, ſchießt, retirirt, wehrt ab, verſteckt ſich, um plözlich auf der andern Seite des Fächers wieder vorzuzucken. Und die jungen Leute verſtehen dieſe Sprache ſo vortrefflich und ſchnell, als unſere Taubſtummen, wenn ſie ſich mit den Fingern unterhalten. Der Fächer ſpielt dabei eine Hauptrolle. Den hat faſt jedes Frauenzimmer, bis zu den Marktweibern herab. Was ſage ich? Auch die ſpielen mit dem Fächer. Ich

glaube, eine gute Spanierin ließe eher ihr Hemde, als ihren Fächer. Aber sie müssen auch mehre in Vorrath haben, denn wenn ein paar Frauen Bekanntschaft mit einander gemacht, so fordert die Artigkeit, daß die eine der andern, ich glaube die Wirthin der Besuchenden ihren Fächer als Geschenk anbietet. Das ist wie eine Prise Taback unter den Herren. Man muß nicht alles annehmen, was die Spanier in ihrer Artigkeit anbieten, den Fächer aber, glaube ich, muß die Dame annehmen, sonst beleidigt sie.

Uebrigens greift in Malaga auch unter den Damen die französische Mode um sich, was von der Handelsstadt herkommt. Die vielen Artikel, die Frankreich liefert, müssen doch von guten Kaufleuten vertrieben werden. Und wenn ein Schiff mit Pariser Hüten ankommt, haben die Kaufleute den besten Absatz bei ihren eigenen Frauen. Die malerischen Schleier werden dann wohlfeil. Mir kamen nie die Damenhüte so geschmacklos vor als hier, nachdem ich einige hübsche Spanierinnen in ihrer Nationaltracht gesehen. Freilich muß die Dame etwas anmuthig dazu sein; wer gar nichts von Grazie hat, mag

recht wohl thun, wenn er sein Gesicht unter einem Hute verkleinert.

Es wird zu drückend heiß. Ich muß das Schreiben sein lassen. — —

.....

3.

Das Stiergefecht. Don Manuel. Die Spanier.

August.

Mein Glück wollte, wenn man es ſo nennen kann, daß ich in den erſten acht Tagen hier eines der großen Spaniſchen Nationalſchauſpiele zu ſehen bekam, von dem wir ſo viel gehört. Ich meinte immer, was wir davon leſen, ſei übertrieben und komme jetzt wenigſtens nicht mehr vor. Aber das heutige Stiergefecht wird noch grade ſo gefeiert, wie es vor vielen hundert Jahren wurde, und der Spanier läßt ſich davon nichts abdingen. Wer ihm ſagen wollte, das ſei ein barbariſches Spiel, welches für unſere Sitten nicht mehr paſſe, käme ſchlimm an. Hier wollen Alle Liberale ſein, — und was für Liberale! —

und meinen wunder wie weit vorgeschritten zu sein in der Cultur und Humanität, aber ihre grausamen Stiergefechte lassen sie sich nicht nehmen.

Ich erhielt von N.... ein Billet geschenkt. Dies hinderte mich, mit meinen Bekannten dahin zu gehen, da Diese bestimmte Plätze in den Logen hatten. Ich mußte mich also allein in das Gedränge begeben, und mir unter der Masse meinen Platz suchen.

Das war mir nicht angenehm; im Grunde war es aber recht gut. Denn auf diese Weise bekam ich das Spanische Schauspiel aus der ersten Hand, und zu deutschen Reflectionen darüber hatte ich keine Zeit unter den entzückten Menschen, die mit Leib und Seele daran Theil nahmen. Ich mußte mit sehen, hören, jubeln, schreien, mich freuen und schaudern, und wahrhaftig von der Lebendigkeit ihrer Gesten fuhr etwas in mich. Wer bleibt da unangesteckt!

Zu meinem Glück kam ich neben einem ganz höflichen Spanier zu sitzen, der mir als Fremden die Sache, so gut es ging, erklärte. Schwer ging es freilich, denn mit meinem Spanisch will es noch immer nicht recht fort.

Welch ein Anblick! Mehr als 14000 Menschen hatten sich eingefunden, mehr als 14000 vor Verlangen nach dem wilden Schauspiel glühende Menschen, aus allen Ständen, geputzt wie zu einem seltenen Feste, stolz einherschreitend in dem schönen Nationalkostüm. Alle in der prachtvollen Maja, einer weißen kurzen Seidenjacke, mit Silber besetzt, auf der Brust in einer feinen Krause zusammenlaufend, umgürtet mit der Taja, die helle rothseidne Schürze; dazu helle Sommerbeinkleider, weiße Strümpfe, leichte Schuhe. Als Kopfbedeckung den spitzen Hut, unter dem das schwarze, glänzende, üppige Haar hervorquillt. Diese bunte Massen umdrängen den Kreis, in dem das Schauspiel vor sich gehen soll, jubelnd, lärmend. Der allenthalben überlaute Pöbel war hier gar mit Instrumenten zum Lärmmachen bewaffnet, mit Blechhörnern, unsern Nachtwächtertuten ähnlich, um das Brüllen der Stiere nachzuahmen, Trommeln und Pfeifen, um durch die schallendsten Töne das wilde Thier noch zu reizen. Viele schwingen Piken, Fahnen, Tücher, um das Auge des gehetzten Thieres zu blenden, und alle diese Instrumente im Sturm der Erwartung jenes

unvergleichlichen Schauspiels probirt, das ist ein Anblick, ein Lärm, der durch Auge und Ohr die Seele zu einer Wildheit reizt, die einem Schauspiel wie das kommende vorangehen muß, wenn man darin, gleich dem Spanier, das größte Vergnügen der Welt genießen will.

Nicht minder stürmisch, wenn auch mit enormer Grandezza geht es auf den Logen ringsum zu. Die stolzen Spanierinnen, weniger schön, aber weit leidenschaftlicher noch, als sie verschrieen sind, liegen weit über die Brüstung gelehnt, und verschlingen mit gierigem, feurigem Auge jede Anstalt zu dem herrlichen Vergnügen, das ihnen bevorsteht. Die schwarzseidenen Kleider, die schwarzen Schleier, von der glänzenden Haartour herabwehend, bis zur Taille, umschließen die üppigen Formen. Wie so ganz eigen ist der Teint, eine eigenthümliche Mischung von Fettgelb und Rosa, und diese Mischung so hell und rein, so ganz geeignet, den Ausdruck der Augen, der lebhaften Mienen zu unterstützen. Hinter ihnen hatten die Herren Platz genommen, jeder den Fächer seiner Dame, als Abzeichen ihrer Gunst, in der Hand. Noch siegt ihr Stolz, ihre Würde über die Lust,

in gleichen Jubel mit der Masse auszubrechen, bald aber soll dieser Stolz vor der Macht des Schauspiels erliegen, das sich nunmehr eröffnet.

Die Kämpfer erscheinen, sechs Picadores zu Pferde, mit Lanzen bewaffnet, um dem Stiere die ersten Wunden beizubringen. Die Rosse, vorher wild gereizt, von den Helden kräftig durch Zaum und Gebiß gezähmt, durchmaßen kunstvoll den Kampfraum mit kurzen, gefährlichen Sätzen. Das Volk jubelt, die Pfeifen schrillen, die Trommeln dröhnen, die Fahnen, die Piken werden geschwenkt, zu Ehren der Picadores, die sich nun dankend verneigen. Doch die Scene erneuert sich: sechs neue Helden, die Juelos, junge, äußerst gewandte Kerle mit bunten Mänteln, oder besser, Tüchern umhangen, mit denen sie das Thier reizen und wildmachen, erschienen. Auch diese danken für den Gruß, der ihnen entgegenschallt, lauter aber kürzer; denn nun soll er erscheinen, er, der Held des Tages.

Ich wußte nicht, wen mein Nachbar, der so freundlich war, in seiner Freude einige erklärende Worte an mich zu richten, durch er bezeichnet,

ob den Stier, oder den Hauptkämpfer. Er meinte den letztern, das sah ich als er erschien.

Was ist der Wahnsinn in unsern Ballets, wenn die Gefeierteste von hinter den Coulissen auf einem Beine daher schwebt, mit dem andern Triller und Wirbel schlagend, gegen den, der halb Spanien ergreift, wenn Don Montes, der große Stierfechter, in der Runde erscheint! Gegen den ist ein König nichts, der freilich jetzt überhaupt in Spanien nicht viel ist, aber auch Espartero nichts, der doch ein kleiner Napoleon sein soll. Er ist, ja mir fehlt ein Gleichniß, was Don Montes ist. Wo er auftritt, jubelt das Volk; das deutsche Wort Jubel ist aber für den Spanischen Enthusiasmus nicht genug. Vielleicht sagt Euch das deutlicher, was Don Montes bedeutet, wenn ich Euch sage, daß sein Portrait in jedem Damenzimmer hängen muß. Der Gefeierte, mit einem Wort, der erste Mann Spaniens, der schlanke Don Montes ist es, der gelbliche, überreich geputzte, wie er jetzt vor uns stand, das stechende kleine Auge rundum mit einer gefährlichen Hast werfend, und stolz dankend für

den lärmenden Beifall mit dem sein Auftreten schon begrüßt wurde*).

Doch plötzlich wurde wieder alles still. Die Picadores stellten sich bereit zum Empfange des neuen Gastes in ihrer Mitte, die Juelos breiteten ihre Mäntel aus, Don Montes reckte den Hals, ballte die Fäuste, sperrte die glitzernden Augen auf. „Jetzt! jetzt!" rief mein Nachbar, und stieß mir mit dem Ellenbogen so heftig in die Seite, daß ich hätte aufschreien mögen; allein ich hatte hierzu kaum Zeit, denn in diesem Augenblick ertönte die Trompete, und ein Stier, groß und breitknochig wie ich noch keinen sah, sprang, den Kopf gesenkt, die glänzenden Hörner zum Aufspießen bereit, in die Barriere, und rannte mit aller Macht auf einen der Picadores los; dieser aber hatte in demselben Augenblick eine Wendung gemacht, der Stoß ging in die Luft, während der Picador mit unbegreiflicher Geschicklichkeit die Lanzenspitze in den Hals des Thieres senkte. Das Thier ließ von ihm ab, und rannte mit

*) Don Montes ist nicht allein der größte praktische Stierfechter in Spanien, sondern auch Theoretiker in seiner Kunst. Er hat vor Kurzem ein großes Werk über die Kunst des Stierfechtens herausgegeben.

einem fürchterlichen Brüllen, den Kopf zwischen den Vorderbeinen, im Kreis in der Barriere herum. Der erste der Juelos begann nun seine Geschicklichkeit zu entfalten, im Plain-carrier lief er auf den Stier zu, der einen neuen Anfaz nimmt, den Kühnen zu spießen, allein er erreicht ihn nie; der geschickte, äußerst gewandte Bursche weiß in immer neuen Wendungen den Stößen auszuweichen, und sie immer wieder von dem Mantel auffangen zu lassen. Dies ging nun so fort, bis das gereizte Thier sich den Kopf in dem langen, dazu eingerichteten Gewand verwickelt hatte. Welch ein Geheul des Beifalls lohnte dem Kühnen! Nun nimmt ein Zweiter, jezt ein Dritter die Rolle auf, sie laufen vor dem Stier her, der blutend aus seiner Wunde mit verhaltenem Gebrüll immer wüthender auf seine Peiniger einstürmt; immer aber wissen die geschickten Juelos auszuweichen und die Wuth des Thieres aufs neue zu reizen, und endlich, wenn sie ganz in die Enge getrieben sind, hart an die Barriere, nicht mehr rechts und links weichen können, da hilft ein geschickter, kühner Sprung, mit welchem sie sich über die sechs Fuß hohe Barriere schwingen und

nun vom jubelnden Volk mit Bravo's empfangen, auf den Händen getragen werden.

Der Stier, bis zur Raserei durch diese Manöver gehetzt, stürzt nun wieder auf die andern Picadores los, und jetzt kostet es Pferde, zuweilen Menschenleben. Bis an die Stirne stößt er die Hörner in den Bauch der Pferde, die wild aussetzen, die Reiter abschleudern. Die Lanzenstiche fallen nun immer dicht und dichter auf den Hals des Stieres, aber in der Wuth achtet er derselben nicht mehr, bis er die Pferde, die nicht geschickt genug sind, durch Wendungen auszuweichen, niedermacht. Zweimal warf er Roß und Reiter mit einem Stoß zu Boden, einem andern Pferde stieß er mit den Hörnern vorn in die Brust; das Pferd bäumte sich, wild wiehernd, hoch auf den Hinterbeinen auf, um mit den Vorderhufen dem Stier auf den Nacken zu springen, da duckt dieser noch einmal nieder, zum zweiten Stoß ausholend, und schlitzt dem fast über ihm schwebenden Pferde den Leib der Länge nach auf.

Bravo! Bravo! wie wild jubelt das Volk über diese Heldenthat! O, ich wollte Ihr sähet diese glühenden Gesichter, diese verzerrten, blut-

durstigen Mienen des Pöbels, diese geballten Fäuste, fletschenden Zähne, diese lechzenden Mäuler, selbst der zahnlosen Greise. Und die zarten Frauen, wie lebensgefährlich werfen sie sich über die Brüstung, händeklatschend, bravorufend. Sie erschöpfen sich in Lobesausrufungen über das wilde Ungethüm, das bis zu solcher Wuth emporgestachelt wurde. Welche Wonne, welche Wollust in den Zügen! Das Auge sieht sich nicht satt an den Zuckungen der sterbenden Pferde; und doch hat es nicht Zeit darauf zu verweilen, denn der Stier verspricht der Freude weit mehr noch, da die Picadores jetzt zu Fuße sich wiederum zurück ziehen, um den Juelos, diesen raffinirten Peinigern, nochmals Platz zu machen.

Die Schnellfüßigen springen wieder heran, die Mäntel haben sie abgelegt, Pfeile mit Widerhaken führen sie in den Händen, an der Spitze der Pfeile flattern lange breite Papierstreifen. So laufen sie hinter dem wüthenden Stier her, dieser setzt um, springt auf sie los, doch ehe man sichs versieht, ist die Wendung zur Seite gemacht, und der Stier hat sich mit seiner eigenen Kraft die spitzige Lanze mit dem Widerhaken in den Hals

gerennt, die nun mit dem Holzstiel hängen bleibt, und bei jeder Bewegung aufs neue schmerzt. Immer neue Lanzen schleppen die Peiniger heran, und immer wilder wird das gequälte Thier; der Hals hängt voll von Stöcken, Pfeilen, Lanzen, alle mit Papier umwickelt, denn ein neues Schauspiel wird vorbereitet.

Fuego! fuego! (Feuer! Feuer!) brüllt es von allen Seiten, **Fuego**! kreischt es aus dem Munde der zarten Damen, in den schrillendsten Tönen das Geschrei Aller überlärmend. Solcher Aufforderung widerstehen die Juelos nicht, sie nehmen neue Stöcke in die Hände, auch diese hangen am Halse des Stieres, aber nun entzünden sie sich und — ein Feuerwerk, ein ganzes Feuerwerk mit Raketen, Schwärmern, Schlangen nnd Körben, so gut es die Feuerwerker hier bereiten können, brennt auf dem Halse des Thieres ab. Er stürzt im Kreise herum, den Kopf gesenkt, vertheilt er die Stöße in die Luft, er brüllt, setzt rechts und links aus; ja, so verkehrt sich die Natur, er *starrt plötzlich*, hält einen Augenblick inne und macht wilde Sätze *rücklings*, als ob er dadurch vor sich selber fliehen könnte. Nun endlich

geräth das Feuer bis an den Hals, der wüthende Schmerz macht sich im fürchterlichsten Gebrülle Luft; wer einen Tropfen Spanisch Blut in sich hat stimmt ein, Kinder, Männer, Jungfrauen, Greise, Matronen, alle jauchzen in einer wüthenden Wollust, wie der Stier im wüthendsten Schmerze jauchzt, bis er wieder rings im Kreise herumzustürzen beginnt, und die Pointe des Schauspiels vorbereitet.

Nun tritt Don Montes auf!

Er geht dem wüthenden Thier ruhig entgegen, und dies bleibt vor ihm wie angewurzelt stehen. Ist es die Ruhe, ist es der Blick, was bändigt? Vielleicht Beides. Das Volk jubelt im Bravorufen auf. Don Montes entfaltet einen rothen Mantel, der Stier stürzt darauf zu; aber Montes springt ihm entgegen, schreit ihn an, und das Thier hält plötzlich inne. Ruhig nimmt Montes den Mantel über die Schulter und schreitet über den Platz, der Stier will nachstürzen, Montes dreht sich, und der Stier dreht gleichfalls um, nimmt, mit entsetzlichem Gebrülle, nach der entgegengesetzten Seite seinen Lauf.

Ich war stumm und starrte Don Montes an,

der eine so übernatürliche Macht über das Thier besaß. Doch jetzt, beide sind an die Barriere gelangt, beide kehren um, und nun, entfernt aus dem Bereich der Zauberkraft seines Blickes, stürmt der Stier gegen Montes los. Der, ihm entgegen; sie treffen auf einander, der Stier hat einen wohl gezielten fürchterlichen Stoß auf ihn geführt, aber Montes hat ihn an den Hörnern ergriffen und ist in einem gefährlichen Satze über das Thier hinweggeschwungen!

Doch jetzt, plötzlich befällt den ruhigen Montes der ganze Wahnsinn dieses Kampfes, er ergreift einen Degen, in der Form eines Schlachtmessers, und, heulend wie das Thier, stürzt er auf dieses los, und stößt es ihm in den Hals. Durch das Abprallen des brüllenden Thieres wird der Degen wieder frei, und ein Blutstrom ergießt sich über den bereits blutigen Kampfplatz. Das verwundete Thier setzt noch zweimal an, und jedesmal durchfährt im Augenblick, wo Alle Montes schon gespießt sahen, sein Degen den Hals, bis das Thier mit der letzten Kraftäußerung in die Höhe sprang und niederstürzte, um zu verröcheln. Das Spiel ist nun beendet. Die todten Pferde

und der Stier wurden von vier sehr bunt ausstaffirten Rossen weggeschleift, und der Kampfplatz geräumt, um der Erneuerung desselben Schauspiels Platz zu machen, an dem der Spanier sich nicht satt sehen kann. Während er sich den, von Mordlust auf die Stirne getriebenen Schweiß abtrocknet, sammelt er sich, mit gleicher Lust der Wiederholung beizuwohnen.

Grade Dies charakterisirt den Spanier am meisten; leicht ist seine Leidenschaft aufgeregt, und auf eine gewisse Höhe angelangt, gilt ihm das Mittel gleich, durch das er sie kühlt. Von der edlen spanischen Nation aus den längst verklungenen Zeiten des Mittelalters ist kaum noch übrig geblieben, was des Namens werth ist; nur einzelne Fragmente deuten darauf hin, was früher hier Großes und Herrliches geschehen, und das Spaniens edler Gesinnung einen Platz im Buche der Geschichte sichert. Heute sah ich nur ein in seiner Leidenschaft zum Thier gewordenes Volk vor mir, das um so furchtbarer ist, als es mit Vernunft begabt, diese der Botmäßigkeit seiner blutigen Wollust unterwirft. Es ist nichts seltenes, daß man Frauen in ihrem rasenden Enthusiasmus

zurück halten muß, damit sie nicht die Schranken überspringen und sich in ihrer Wuth dem Stier entgegenwerfen, um zu kämpfen und zu morden.

Unter dem verderblichen Einfluß der vieljährigen Kriege ist Spanien tief gesunken, und manches Jahrzehnt möchte darüber vergehen, ehe es sich wieder erhebt, die dichten Geflechte des Unkrauts der Leidenschaft durchbrechend, welche Rohheit, Raub- und Mordlust um das unglückliche Land gezogen.

.....

1.

Troſtloſe Betrachtungen. Toreros. Die Einrichtung im Innern.

Madrid.

Da habe ich mich in einen moraliſchen Eifer hineingeredet, ich weiß nicht wie. Wer ſo über die Spanier denkt und ſchreibt, der kann ſich nicht wohl unter ihnen fühlen. Das meinet Ihr vielleicht, wenn Ihr es zu leſen bekommt. Aber macht nicht zu ſchnelle Schlüſſe. Es war nur die Nachwirkung der grauſamen und fürchterlichen Eindrücke vom Stiergefecht. Die ganze Nacht ließen mir die Bilder keine Ruhe. Pferde und Menſchen ſah ich mit aufgeriſſenen Leibern gegen die Wände geſchleudert und geſpießt. Davon war das Blut erdigt und blieb es auch noch am nächſten Tage.

Doch mehr noch verfolgten mich die brennen-

den Augen, in denen die Mordluſt kochte. Die tanzten um mich her im Kreiſe, Augen von Frauen und Männern. Das eine Weib beſonders, ein ſchönes Weib — aber vom Gedanken ſich in ſie zu verlieben, ſchauderte ich zurück — wollte mir nicht aus dem Geſicht. Sobald ich meine Augen geſchloſſen, ſah ich ſie immer wieder und wieder, wie ſie mit dem ganzen Leib ſich über die Schranken beugte; die Arme ſtreckte ſie aus, und der Mund war halb offen. Sie kreiſchte vor Luſt und der Ton gellte mir in die Ohren.

Ach Gott! dachte ich, wenn dieſes Weib ſchon bei einem Spiel ſo furchtbar iſt, wie muß ſie erſt ſein, wo es Ernſt wird! Ich dachte an die Blutſcenen in Barcelona und Madrid, wo ſie lebendige Menſchen in ihrer leidenſchaftlichen Wuth buchſtäblich zerriſſen haben. Neulich ward viel bei ....'s erzählt. Weiber waren auch dabei thätig. Der Himmel gebe, daß ich keine ſolche Revolutionsſcene in Malaga erlebe! Es ſind auch hier dergleichen vorgefallen, und wie jetzt die Dinge in Spanien ſtehen, iſt es gar nicht unmöglich, daß es bald einmal wiederkommt.

Aber beſorgt nicht, daß ich um deshalb von

meinem Entschlusse abgehe, und daß mich der Unmuth plötzlich befällt und ich über Hals und Kopf wieder in ein Schiff steige, um zu meinen Lieben zurück zu kehren. Was man sich vorgesetzt, muß man durchführen, und der liebe Gott, der mich bis hierher geleitet, wird mich auch weiter führen. Auch wenn es mir noch viel unbehaglicher werden sollte, als ich Euch geschrieben habe und mir alles fehl schlüge, worauf ich jetzt hoffe. Es muß doch seinen guten Grund haben, weshalb Gott mich hierher führte, woran Ihr und ich, und alle meine theuren Lieben nie gedacht, daß es möglich wäre. Denn wer von allen meinen erfahrenen und weit gereisten Freunden und Verwandten war je in Spanien! Und ich junger Mensch, der so viel von Euch lernen kann, bin hier und kann Euch von den Dingen hier Nachricht geben. Und frage ich mich, wie es so kam, so ganz unerwartet, und daß wir Alle noch nicht daran glaubten, als schon Alles zur Reise gepackt war, dann sage ich mir: das war eine Fügung des Himmels und das tröstet mich für Vieles und mehr, als ich Euch schrieb.

Und dann denke ich mir, Gott, der dies schöne Land unter diesen wunderschönen Himmel stellte,

und diese Menschen da hinein setzte, muß doch auch seine Absicht gehabt haben, und sie war gewiß gut, wenn wir sie auch nicht errathen. Freilich, es wäre besser, meinen wir, wenn unsere treuen und ehrlichen Pommern, statt dieser Spanier, hier wohnten; wir würden besser die Gottesgabe zu würdigen wissen. Aber wer weiß, wenn hier Pommern wohnten, und seit so langen Jahren, ob sie gute Pommern geblieben wären. Die Spanier waren ja in alter Zeit auch wegen ihrer Treue und ihres Edelsinns und anderer Tugenden berühmt. Und man muß nicht die Hoffnung aufgeben, daß sie ein Mal, so wie sie schlechter wurden, auch besser werden. Sie haben gar zu sehr leiden müssen unter den vielen Regierungen, die eine immer schlechter war als die andere. Wo sollte da das Volk ein Beispiel nehmen.

So stelle ich mir es jetzt zur Aufgabe, nicht immer auf ihre schlimmen Seiten zu merken — die zeigen sich leider von selbst, — sondern nach ihren guten zu suchen. Die hat es gewiß. Nur daß man dazu länger im Lande sein muß. Die Frauen sollen mit einer Innigkeit lieben, wie sie in keinem andern Lande vorkommt. Wen sie einmal

erwählt haben, für den ist ihnen kein Opfer zu groß, und sie gehen für ihn in den Tod. Was für herrliche Beispiele erzählt man davon aus dem Kriege mit den Franzosen. Was wir davon gelesen, und in Bildern gesehen, ist noch gar nicht alles, und hier wundert man sich, daß man das bei uns für außerordentlich hält. Die eine schöne Furie, die sich vor Mordlust über die Schranken stürzen mochte zu dem Gemetzel unter den Bestien würde sich ebenso, wie das Mädchen von Saragossa, für ihren Geliebten in die Schaaren der Feinde gestürzt haben. Wenn ich mir das denke, so wird sie mir weniger widerlich.

Denkt Ihr nun auch, wie ich mir Mühe gebe zu denken. Und wenn ich Euch noch manches Schlimme von den Spaniern und ihrer Lebensweise schreibe, so ist das wohl wahr, denn ich erfinde nichts; aber legt es Euch zum besten aus, und denkt, daß ich in dem Augenblick verstimmt war, und ein anderer Augenblick kommt nachher, wo ich die Dinge ganz anders betrachte. So hilft man sich, und ich glaube, es ist am besten.

Als ich vom Hafen durch einige enge Gassen ins Wirthshaus ging, und das Winken und Blik-

ken aus den Fenstern sah, was mitunter recht verführerisch war, da meinte ich, Malaga wäre ein ausgemachtes Sündennest. Das ist es nicht mehr als andere große Seestädte, und es giebt hier ebenso viel liebenswürdige und tugendhafte Frauen, als sonst wo.

Vor allem aber fühle ich deutlich, daß die Luft hier von einem sehr wohlthätigen Einfluß auf meine Gesundheit ist. Ich will nicht im voraus damit prahlen, aber das allein schon würde mich bestimmen muthig auszuhalten, was auch da komme.

Meine nächsten Aussichten sind freilich grade nicht heiter. Meine Empfehlungsbriefe wurden überall sehr günstig aufgenommen, und ich wäre der undankbarste Mensch, wenn ich klagte. Denn man hat mich mit einer Freundlichkeit empfangen, wie mir das noch an keinem andern Orte begegnet ist. Auch thun Z... und N... und die Andern alles mögliche, um mir eine Stelle zu verschaffen; aber in den großen Handlungshäusern ist in diesem Augenblick kein Platz unbesetzt, und man verlangt von den jungen Leuten hier sehr viel. Das heißt nicht anstrengende Arbeit, darin thut jeder Deutsche mehr, als der fleißigste Spa-

nier leisten könnte, aber bei dem großen Weltverkehr mit allen Nationen ist es für einen Kaufmann nöthig, daß er fast alle Sprachen kennt, fertig Briefe darin zu schreiben, und mit den Fremden, wie sie es wünschen, umzugehen weiß. Vor Allem muß man nicht allein fertig Englisch sprechen und schreiben, sondern die Prinzipale verlangen auch eine gewisse Englische Bildung und ziehen daher diejenigen jungen Leute vor, die in England selbst ihre Studien gemacht haben.

So warte ich denn die Dinge ab, die da kommen. Und dazu ist das Klima ganz gemacht, nämlich zum Nichtsthun und sich erholen. Die Hitze ist gränzenlos. Vor 11 oder 12 Uhr kann man nicht daran denken ins Bett zu gehen. Bis dahin sitzt jeder auf seinem Balcon und labt sich an der schönen und frischen Abendluft. Was würden unsere Aerzte dazu sagen, daß ein Patient, um sich zu erholen, bis Mitternacht im Freien sitzt!

Wenn nur das Warten nicht so manches Unangenehme mit sich führte! Das Leben ist hier nämlich sehr theuer; weit theurer als in andern Seestädten, ja in manchen Dingen noch theurer als in England. Fast alle Dinge, außer den

Lebensmitteln, und auch die zum Theil, kommen aus der Fremde, und müssen einen ungeheuren Zoll bezahlen. Vom Binnenlande ist Malaga durch hohe Gebirgsketten abgeschnitten, und die Industrie ist noch in der Kindheit.

Ich will die Preise einiger der gewöhnlichsten Lebensmittel anführen, daraus mögt Ihr auf die andern schließen. Der spanische Piaster hat 20 Realen, und ein Real ist gleich 2 Sgr. 2 Pf. Preuß. Ein Pfund Butter kostgt 8 Realen, (also 17 Sgr. 4 Pf.) 1 Quart Kuhmilch 5 Realen; 1 Pfund Kuhfleisch 5 Realen; Ziegenfleisch 4 Realen; 1 Pfund Kartoffeln (sie werden hier gewogen) 2 Realen. Auch das Trinkwasser wird eimerweis nicht wohlfeil bezahlt. Kleidungsstücke und Schuhwerk sind enorm theuer. Doch bin ich damit glücklicherweise gut versehen; aber die Wäsche ist kaum zu erschwingen, besonders da man täglich wechseln muß. Und wenn ich ein Hemde ein paar Mal waschen lassen, so könnte ich mir bei uns für das Waschgeld ein neues kaufen.

Die Wohnungen sind noch theurer! Eine, die in Berlin etwa 1000 Thaler kostete, würde hier über 1500 Piaster kosten. Doch sind diese großen

Wohnungen dafür auch prächtig eingerichtet, mit allem Luxus, den das Spanische Leben gewährt, und dazu mit allem Comfort, den der Handel mit England und Frankreich ins Land bringt.

Für meine bescheidene Wohnung, die ich bis jetzt bewohne, zahle ich freilich, wenn Ihr jene Preise zum Maasstab nehmt, nicht viel, nämlich für Stube, Essen und Aufwartung täglich 12 Reales. Aber das Essen ist dafür auch so dürftig, daß ein guter Pommer in eine gelinde Verzweiflung geriethe, und ich selbst, bei meinen sehr bescheidenen Ansprüchen, doch oft gar traurig mich zu Tische setze, und noch unbefriedigter fortgehe. Mein Zimmerchen aber geht nach dem Hofe hinaus und hat nur ein Fenster. Das wäre schon gut, aber die zwei Treppen sind für mich Patienten die verdrießlichste Sache. Gern hätte ich eine Treppe niedriger gemiethet, aber dann steigt der Preis in demselben Hause gleich mehr als um das Doppelte. Alles will hier in der Belletage wohnen.

Eine Spanische Stube ist ein eigen Ding. Bei uns würde man sie für eine Domestikenkammer mitunter zu schlecht halten. Wenigstens wür-

den unſere Leute etwas thun, ſie auszuſchmücken, was in Spanien auch dem Wohlhabendern nicht einfällt. Hier lebt man außer dem Hauſe, im Freien iſt der Comfort auf der Alameda, oder in den Höfen. Dafür thun ſie es, nicht für die nackten vier Wände. Wo man nach unſerm Geſchmack wohl eingerichtete Zimmer findet, ſind es ſehr reiche und große Häuſer, die es der Pracht und des Anſtandes wegen thun, oder Kaufleute, die im Auslande andere Sitten lernten.

Darum wird es keinem Spanier als etwas beſonderes auffallen, wenn er in mein Zimmer tritt und darin keine Möbel, keine Farbe, ja nicht einmal Dielen findet. Ein Sopha oder eine Ottomane iſt hier ein unerhörter Luxus. Bei der großen Hitze hat man auch kein Verlangen, auf Polſterkiſſen ſich auszuſtrecken. Ein Tiſch, ein paar Stroh-Stühle, ziemlich roh gearbeitet, ein Schrank und eine große Bettſtelle, die bilden mein Ameublement. Statt der Dielen ſind Backſteine. Weil ſie kühler ſind als Bretter, ſo iſt das jetzt recht angenehm. Aber an kalten Tagen, die doch auch wohl gelegentlich kommen, möchte ich doch unſere Dielen vermiſſen. Vor dem Fen-

ster, nach außen hin, hängen Strohmatten, um die Sonnenstrahlen abzuwehren. In der rechten Sommerhitze besprengt man sie ein paar Mal des Tages mit Wasser. Gar unfreundlich, oder vielmehr unbehaglich wird aber eine Spanische Stube dadurch, daß die Mauern fast nirgends gemalt sind. Decke und Wände werden mit Kalk getüncht; das ist alles was der Wirth thut, und der Miether findet sich nicht bewogen, einen Maler kommen zu lassen, um nur die Wände einfach zu färben, oder mit einigen Strichen an den Kanten dem Auge einen Ruhepunkt zu gönnen. Von Gemälden oder Kupferstichen sieht man wenig oder nichts in Privatwohnungen. Nur ein Crucefix, höchstens eine Jungfrau Maria, oder ein Heiligenbild. Das war mir ein zu nackter Anblick und ich habe an die Wände, was ich von Bildern hatte, geklebt und genagelt. Darunter die lieben Bilder aus der Heimath, die ich ansehe und mich mich in meiner Einsamkeit tröste.

.....

5.

Ein andres ſpaniſches Haus. Heimweh. Pommerſche Kartoffeln und eine andaluſiſche Nacht.

Auguſt 1840.

Das war wieder ein Tag! voll Täuſchungen und Erwartungen.

N.... der ſich immer ſo gütig gegen mich gezeigt, faßte mich im Comtoir am Arme und ſagte: „Nun will ich Sie doch auch meiner Familie vorſtellen.“

N.... iſt ein großer, ſchöner Mann, mit etwas Vornehmem in ſeiner Miene und ſeinem Anſtande. Er muß ſehr reich ſein, und ſein Geſchäft iſt ausgebreitet. Er hat den einnehmenden Weltmannston, den man wohl nur durch Reiſen und den Verkehr mit vielen und ausgezeichneten Menſchen erlernt. Seine Vornehmheit iſt dabe

nicht, was wir Spaniſch nennen. Er weiß jedem etwas Vertrauliches zu ſagen, und es iſt auch recht gut gemeint. Aber, was er mir bis jetzt Liebes und Gutes ſagte, das kam mir mehr wie ein Troſt vor, damit ich den Muth nicht verliere, als daß ich viel darauf baute. Er hat wohl für mehr zu ſorgen, als daß ein junger Menſch, der ihn weiter nichts angeht, hier ein Unterkommen finde.

Aber wie er mich heut untern Arm faßte, ſo ſehr freundlich und mit einem liebevollen Blicke, da hoffte ich wirklich, es ſei was ernſtliches im Werke. Auch hatte er früher noch nichts davon geſagt, daß er mich in ſeine Familie einführen würde.

Sein Haus iſt ein Pallaſt. Glänzende Wände, prächtige Treppen, koſtbare Teppiche überall ausgebreitet.

In einem, mit allem Luxus ausgeſtatteten Zimmer ſaß bald und lag bald ſeine Gattin auf einem gepolſterten Lehnſtuhl, der unten ein Wiegengeſtell hatte. Der häßliche Mohr fehlte hier; ſie fächelte ſich ſelbſt, und ſehr graziöſe, Kühlung mit dem Fächer zu. Ich wurde von ihr äußerſt

holdſeelig mit einer ellenlangen franzöſiſchen Redensart empfangen, die von Lob und Freundlichkeit duftete.

Das konnte Spaniſch ſein, war es aber nicht. In Elogen und Höflichkeitsformen nehmen es die Spanier mit allen Nationen auf. Aber R...s Gattin iſt eine Franzöſinn. Es war die franzöſiſche Artigkeit, mit der ſie den eingeführten Fremden bewillkommte. Im Hauſe wird nur franzöſiſch geſprochen. Wenn eine Nationalfranzöſin ſich entſchließt, eine fremde Sprache, nicht allein zu erlernen, ſondern auch zu ſprechen, das will viel ſagen.

Aber die Unterhaltung blieb ſteif und in den gewöhnlichen Formen, bis R.... uns in den prachtvollen Eßſaal führte. Er war mit dem glänzendſten Marmor gepflaſtert, wozu der Flügel, der darin ſtand, wenig paßte. Ich mußte mich daran ſetzen und ſpielen. Alles brach in Lobeserhebungen aus, mir aber wurde davon nicht warm zu Muthe. Ich hätte hier ſpielen können, was, und wie ich wollte, ſie wären aus Artigkeit auch entzückt geweſen. Die Muſik ſcheint mir

hier nur eine Modesache, ein Luxusartikel, der in einem so reichen Hause nicht fehlen darf.

Als es Zeit zum Gehen war, nahm mich N.... in den Winkel, mit den allerfreundlichsten Mienen. Nun, glaubte ich, kommt es. Mein Herz schlug recht froh. Er drückte meine Hand zwischen seine beiden und sagte mir, ich möchte so oft wiederkommen und ihn besuchen, als ich könnte, und es würde ihn nichts mehr freuen, als wenn ich mich hier wie zu Hause fühlte.

Ach Du lieber Gott! dachte ich, war es das nur! In dem Augenblicke war mir zu Muthe, als möchte ich nie wieder kommen. Dasselbe mochte er schon hundert andern gesagt haben, und während er es sagte, dachte er, ich weiß nicht, ob nach Indien, oder nach Amerika.

Auf der Treppe rief er mir noch einmal nach: „A propos wegen Ihrer Anstellung. Hat sich da noch nichts gefunden? — Ich will auch morgen nach Cadix schreiben, ob da vielleicht eine Stelle für Sie offen ist. — Sie sollen schon bei uns bleiben; verlassen Sie sich darauf.“

Ach, meine lieben Eltern, ich ging recht betrübt

nach Hauſe. Es war drückend heiß, aber mir war kalt bis in die unterſte Fußſpitze. Noch nie kam ich mir ſo verlaſſen vor. Da wurden mir die Wände meines Zimmers noch einmal ſo nackt. Mit welcher Sehnſucht ſah ich auf das kleine Bild von unſerm Hafen. Zwar ſieht man Euer Haus nicht, aber doch die Flagge, die darauf weht — ich muß es nur geſtehen, ich habe ſie mir heimlich hingezeichnet — und das ganze Bild belebte ſich, ich ſah durch alle Häuſer und Mauern bis in die freundliche grüne Stube, und ſah den runden Tiſch und das Sopha, und Euch darum ſitzen und von mir ſprechen, und den Kopf umdrehen nach meinem Bilde an der Wand.

— — — Da war ich ermattet eingeſchlafen, und wurde durch laute Tritte, die Treppe herauf, geweckt. Und herein trat ein ehrliches Matroſengeſicht, das ich ſchon irgendwo muß geſehen haben. Hierhin gehört es nicht. Und ehe ich aus meinem Schlaftaumel erwacht bin, halte ich in den Händen Euren Brief, den erſten Deutſchen Brief, den ich aus der lieben Heimath erhalte. Der gute Matroſe knipſte mit den Fingern und machte ein gar frohes Geſicht über die paar Realen, die

ich ihm als Botenlohn gab. Ich wünschte aber, Ihr hättet meins gesehen. Ich weiß nicht wie oft ich den Brief durchgelesen, bis ich mich entsann, daß mir der Ueberbringer auch gesagt, wem ich ihn verdankte.

Da stürzte ich nach dem Hafen, wohl schneller als der Arzt gutgebeißen hätte, sprang in einen Kahn und ruhte nicht eher, als bis ich dem ehrlichen Capitain *** die Hände geschüttelt. Er konnte mir leider nur wenig von Euch sagen, aber ein ehrliches Deutsches Gesicht, das meine Lieben gesehen und die Hand mit ihnen geschüttelt hat! Ich hätte ihm mögen um den Hals fallen, wenn sich das geschickt. Wenn Ihr wüßtet, wie Alles, auch das geringfügigste, was auf dem Boden oder im Keller, was dem Hunde oder der Katze passirt, wenn nur in der Heimath, für mich Verlassenen hier Interesse hat, wie ich jede Zeile Eures Briefes so oft lese, bis ich sie auswendig weiß! Denn alle meine Gedanken sind nur bei Euch, und wohin sie auch schweifen, sie kehren immer und immer wieder zu Euch zurück. Schreibt nur Alles auf; für mich hat Alles Wichtigkeit.

Ich kehrte erſt ſpät in der lauen, herrlichen Nacht nach der Stadt zurück. Vorher gab es ein Feſt, die köſtlichſte Mahlzeit ſeit ich in Spanien bin. Eine Schüſſel Kartoffeln, die in unſerm Lande gewachſen ſind, und Capitain *** von der Oder mitgebracht hat. Und die wurden verzehrt unter herzlichen Geſprächen über alle liebe Angehörigen in der Heimath. Ihr werdet lachen, wenn ich ſage, daß mir ſeit lange, lange keine Mahlzeit ſo wohl gemundet hat, und ich bei Keiner ſo froh war. Der Schiffskoch wollte dazu Trauben, Feigen, Mandeln und was er ſonſt von koſtbaren Südfrüchten am Hafen eingekauft, auf den Tiſch ſetzen. Ich wieß ſie verächtlich fort, ſie kamen mir wie eine Entwürdigung vor. Capitain *** lachte herzlich und gab mir recht. Bei ihm kam ich mir zum erſten Male wieder wie zu Hauſe vor, und ſo lange er hier auf Ladung liegt, werde ich wohl jeden Tag zu ihm hinausgehen. „Auf Kartoffeln und einen Deutſchen Handſchlag ſind Sie mir immer willkommen" ſagte er.

Und doch, auf meinem Rückweg, es war eine wunderſchöne Nacht voll Balſamduft, an allen

Fenstern war noch um Mitternacht Licht, und auf allen Balconen Frauen und Männer, Serenaden tönten durch die Stille, und süßes Geflüster; da war mir so wohl zu Muthe, und auch Malaga gefiel mir nun, und das Spanische Leben.

.....

6.

Eine Spanische Hinrichtung.

Als ich heute Morgen ausging, sah ich viel Leute nach einer Seite laufen. Ich traf —ssel*), der mit einem Spanier an der Ecke seine Cigarre anrauchte. Ich grüßte ihn, und wollte vorüber, um zu sehen, was denn los sei?

„Wart ein wenig, wir gehen auch hin," rief er mir zu.

„Wohin?" fragte ich.

„Es werden drei erschossen."

So sagte der Spanier, dessen Cigarre jetzt brannte, und präsentirte mir mit der würdevollsten Höflichkeit seine Cigarrenbüchse.

*) Ein junger Deutscher, dessen Bekanntschaft unser Autor inzwischen gemacht.

„Wir haben noch Zeit, fuhr er ruhig fort, der Officier iſt ein Bekannter von mir. Beim Vorübermarſchiren winkte er mir zu warten, bis wir kämen. Senner — er wies höflich auf —ffel — hat noch keine Execution in der Nähe mit angeſehen; darum erſuchte ich den Herrn, um die Gefälligkeit."

„Wer wird erſchoſſen?"

„Nur drei aus den Gebirgen."

Ich war vielleicht blaß geworden. —ffel bemerkte es.

„Das iſt hier nichts ſo außerordentliches wie bei uns. Man gewöhnt ſich daran, und das wirſt Du auch bald. Ich will doch aber einmal das Ding von der Nähe anſehen. Komm immer mit, es iſt bald vorüber; denn ſie machen hier nicht viele Faxen."

Unwillkührlich folgte ich den Beiden, die mit unvergleichlicher Ruhe ihre Cigarren rauchten und über ein Weingeſchäft nach England mit noch größerem Eifer ſich unterbieten.

Es iſt nicht mein Wunſch, daß ich mich jemals daran gewöhnen möge.

„Was haben sie verbrochen?“ unterbrach ich sie, empört über ihre Gleichgültigkeit.

Der Spanier sah mich auf diese Frage an, „Sie sind aus den Gebirgen“ sagte er nochmals. „Das heißt soviel als Räuber“ erwiederte mir —ssel.

„Und welches Verbrechens sind sie jetzt bezüchtigt, um das sie hingerichtet werden?“

Der Spanier blieb bei seiner Antwort: es sind Räuber aus den Gebirgen. —ssel verstand meine Frage besser und was mich bewegte. „Ich glaube nicht, daß sie eines bestimmten Verbrechens bezüchtigt sind, das ihnen jetzt den Tod zuzieht; aber wohl, daß sie ihn verdient haben. Hörte ich recht, so sind sie von einer gesprengten Bande eingefangen worden; sie sollen indessen leugnen, zu ihr gehört zu haben.“

„Hältst Du es nicht für möglich, daß sie unschuldig sind.“

„Wenn man solcherlei öfter erlebt, denkt man nicht viel daran,“ sagte —ssel.

Wir langten an dem Richtplatz an; er war kaum einige hundert Schritte von der Stadt entfernt.

Man ſah es den Zurichtungen an, daß ſie leichthin improviſirt waren. Ein Platz, kaum ſo groß wie unſer Hof, von einem Haufen Menſchen umringt. In der Mitte des Raumes waren drei Pfähle leicht in die Erde geſteckt; nicht weit davon ſtanden die drei Verbrecher, neben ihnen Geiſtliche; ihnen gegenüber zwölf Männer mit Gewehren, die ein Dreizehnter zu befehligen ſchien.

Ich machte mich von meinen Begleitern los, und drängte mich nahe heran. Die Verurtheilten waren noch gefeſſelt. Der eine, ein alter Mann, mit ſtruppigem grauen Haar und ſtachlichtem Bart, ſtand, den Kopf nach der Höhe gerichtet, die Augen geſchloſſen, das Geſicht verzerrt, während er mit einer verzweifelten Wuth ein Crucifix unaufhörlich küßte, das ihm ein Mönch hinhielt. Auch der Pfaffe war ein alter Mann; auch er hatte die Augen geſchloſſen und wisperte in einem fort Gebete her, wie einer, der etwas auswendig zu ſagen hat, und ſich damit beeilt! Die andern zwei waren noch junge Menſchen; es ſchien mir ſogar, daß der eine der Sohn des Alten ſei. Ich fragte meine Umgebung, die wußte es nicht, und

ich glaube, ſelbſt der Richter mochte es kaum wiſſen, dies auch als höchſt gleichgültig betrachten. Dieſer hatte ſein ſchwarzes ſtaubbedecktes Geſicht nach dem Ohr eines ſehr kleinen unmäßig dicken Pfaffen geneigt, und ſeine Lippen zitterten und ſeine Augen rollten herum. Von Zeit zu Zeit raunte ihm der Pfaffe etwas zu und hielt ihm ein Crucifix hin, das er eben ſo eifrig wie der Alte küßte. Der Dritte endlich, deſſen Geſicht will mir gar nicht aus dem Sinne, durfte kaum das dreißigſte Jahr zurückgelegt haben. Ein braunes, längliches Geſicht, freie Stirne, ſchwarze ringelnde Haare, große faſt runde Augen und ein Zug um den Mund, daß ich Tauſende verwetten möchte, daß unter andern Umſtänden ein edler, kühner Menſch aus dem hätte werden müſſen. Er ſtand mit einer Ruhe da, ein Crucifix in der Hand, und ſah elegiſch träumeriſch, und ſtarrte grade aus, als ſehe er andere Zeiten, andere Menſchen, eine andere Welt vor ſich. In einer wirklichen Seelenangſt ſuchte ich an dieſer Figur etwas, das die Sünde geſtempelt; lag es an mir, oder wars ſo, ich fand nichts. Der Menſch ſtand da, wie ihn ein Düſſeldorfer Maler hingemalt

hätte. Nur einmal, als ihn ein Pfaff mit dem Ellenbogen ſtieß, ſchoß etwas wie ein Blitz aus dem Geſicht; aber es war verſchwunden, und wieder ſah er die Geiſter, ich glaube die einer beſſern Jugend, vor ſich.

Mir wurde ſchrecklich zu Muth; ich wandte mich ab. Da ſtanden die Soldaten, zerlumpt, gebräunt, jämmerliche Schlucker, baarfuß, faſt ohne alles Abzeichen, das ſie als Diener der Gerechtigkeit, wenn auch nur äußerlich documentirte, außer den Gewehren. Einige hatten lange Meſſer an der Seite, einer hielt ein ſolches in der Hand, und ſchnitt eine Melone damit, die er gelaſſen verſpeiſte. Mein Geiſt ſtellte eben noch Betrachtungen zwiſchen dem jungen Delinquenten und dieſem Vollſtrecker des Geſetzes an, als die Execution ihren Anfang nahm. Die Geiſtlichen wiſchten ſich nun den Schweiß von der Stirne, die Verbrecher küßten die Crucifixe noch wüthender, während ſie an die Pfähle geführt und an dieſe gebunden wurden. Die zwölf Soldaten traten auf Comando ihres Anführers vor; der Melonenfreſſer wiſchte ſich das Maul, und auf das Zei-

chen hatten ſie abgedrückt und die armen Kerle lagen in ihrem Blute.

Ich wollte das Weite ſuchen. Das Herz kehrte ſich mir ſchier im Leibe um! und dies Volk, mit welcher Gleichgültigkeit ſah es ſich dies alles an. So nahe ſtanden ſie hinter den Hingerichteten, daß man ſie mit Gewalt fortbringen mußte, um ſie nicht von den Kugeln getroffen zu ſehen. Voll Abſcheu wollte ich forteilen, als mir jemand auf die Schulter klopfte, es war — Fiel. Er mochte mir's anſehen, was ich fühle: „Schlag das Leben dieſer Spanier," ſagte er mir „nicht höher an, als ſie ſelbſt es thun. Die Metzelei in ihrem Kriege iſt, weiß Gott, nicht beſſer als dieſe, die Du ſo eben geſehen, und wenn Du's überzählſt, um was Alles der Spanier ſtirbt oder tödtet, ſo wird Dir das heutige Schauſpiel nur wie eine Variation in dem großen Thema der Selbſtvernichtung eines Volkes vorkommen."

Er mag recht haben; aber ich wollte, ich hätte Dies nicht mit angeſehen!

.....

7.

Der Deutsche Flügel und der Spanische Zoll.

Auguſt.

Eine große Freude kommt doch ſelten ohne daß ein Schmerz nachfolgt. Da jauchzte ich auf, als Capitain Gehm neulich ankam, mit meinem ſehnlichſt erwarteten Flügel. Der ſollte mein beſter Freund hier werden, der, was ich ihm durch ſtillen Händedruck ſagte, mir laut wieder vertraute. Die Kiſte war unbeſchädigt, ich klopfte voll inniger Freude an die rauhen Bretter, ob mir der liebe Freund nicht in der Stille antwortete durch einen Accord, den nur ich hörte.

Ach, aber die fatale Miene des Zollreviſors! Mit ſeiner debrillten Naſe beroch er den Kaſten, maas ihn mit ſeinen Füßen, und ſchlug mit ſeiner

groben Hand auf, als wären Kuhfelle drin. Fürchtet nicht, daß er dem Inſtrumente Schaden that. Es iſt gut verpackt.

Aber dann blickte er in ſein langes Regiſter und — daß ichs kurz mache — ein hundert Piaſter und noch etwas koſtet der Impoſt für ein Inſtrument in Malaga. Da hilft nichts! Gern ſchickte ich es zurück, und lebte nach wie vor ohne Freund, aber das einmal importirte Inſtrument muß mit demſelben Schiffe wieder exportirt werden, ſonſt hilft kein Heiliger vor dem Zoll; das iſt jetzt eine ſo unerbittliche Behörde, als es ehemals die Inquiſition geweſen ſein mag.

Ach, wie verwünſchte ich den Gedanken, mein Forteviano beſtellt zu haben! Denn Capitain Gehm hat nach Smyrna geladen. Vor der Hand hat mir wieder mein trefflicher Freund N.... geholfen. Er erlegte den Zoll, aber was hilft es mir; er laſtet auf meinem Conto und noch ſchwerer auf meiner ausſichtsloſen Zukunft hier. Ein einziger Troſt iſt, daß ich den Flügel vielleicht verkaufe. Wenn ſich dazu Gelegenheit findet, könnte ich wohl aus allem Schaden herauskommen. Aber es wird mir ſchwer genug werden.

Ist mir's doch, liebe Eltern, als wäre ich zu allem Ungemach und Widerwärtigkeiten geboren. Was ich beginne, hat immer einen schlechten Ausgang, und wo sind alle die schönen Hoffnungen hin, die mir nach einander in meinem noch gar nicht so langen Leben aufgingen. Es war immer ein schönes Morgenroth und die Sonne ging dann doch nicht auf; es wurde ein grauer Nebeltag. Manchesmal möchte ich weinen, aber dann ist mir doch wieder, als würde es hier in Spanien besser werden. An Großvater schreibe ich nicht, denn das Porto ist zu theuer. Ihr werdet ihm wohl alles von mir sagen, was ihn interessiren kann. Wie oft sehne ich mich nach den schönen Tagen in seinem herrlichen ....z. Was in seinen prächtigen Gewächshäusern blüht und reift, das kommt hier freilich im Freien fort; aber nach den prachtvollen gothischen Mauerwänden mit den wunderschönen Fenstern und Rosetten und Thürmen, die meinen Sinn schon als Knaben erfreuten, sucht man hier umsonst. Die alten Schlösser und Klöster haben hier einen ganz andern Charakter, wo die Mauren so lange geherrscht haben.

Wie gern sähe ich den alten, lieben Herrn noch einmal wieder, der mir immer so viel Beweise von Liebe und Güte gegeben. Das waren seelige Sommertage dort. Ach, mir schwindelt der Kopf wenn ich daran denke, welche Kluft sich zwischen uns ausdehnt. Ich verzage aber nicht. Die Hand, die mich hergeleitet, wird mich schon wieder zurückführen. Alle Malvoisiertrauben, Orangen und Citronen sind nicht im Stande eine einzige pommersche Kartoffel aufzuwiegen.

N....'s zeigen sich immer freundlicher gegen mich. Am vorigen Sonntag war ich zu Mittag bei ihnen eingeladen. Zwölf Seecapitaine waren außer mir die Gäste, von allen Nationen, **Ladys and gentlemen**. Ich hatte den Ehrenplatz zwischen der Wirthin und ihrer ältesten, recht anmuthigen Tochter, Donna Rafaela. Nach hiesiger Sitte konnte ich mir nicht wenig darauf zu Gute thun. Das Gespräch war eine wahre Sprachverwirrung, deutsch, spanisch, englisch, holländisch, dänisch, doch wurde meist, zu Ehre der Wirthin, französisch gesprochen. Zu guter letzt mußte ich musicalisch sprechen, nämlich am Instrumente, und die guten Capitaine mußten **nolens volens** ent-

zückt sein; denn die artige Wirthin befahl es ihnen.

Ueberhaupt ist diese Dame ungemein aufmerksam gegen mich. Ich hatte bei Tisch heftige Zahnschmerzen und am folgenden Tage erhielt ich ein Fläschchen Tinktur von ihr geschickt, mit der Anweisung, wie ich sie brauchen solle. Die Natur half glücklicherweise besser als die Tinktur, aber, wie sich versteht, mußte ich ihr darauf eine förmliche Visite machen. Im elegantesten französisch, wie es einer pommerschen Zunge möglich ist, drückte ich meinen Dank aus. Sie ist eine sehr angenehme, vornehme Dame, und ihre Töchter sind liebenswürdige Mädchen. Aber deutsches Blut ist es nicht. Wenn ich an der prachtvoll prangenden Tafel sitze, und durch die geöffneten Thüren das Lasurblau des Himmels sehe, und die Berge, die sich schütteln vor dem Segen von Orangen, Datteln, Feigen, weiß Gott, wie es kommt, ich sehe immer die duftigen Wolken eines schön aufgegangenen Eierkuchens von süßer Sahne aufsteigen! Und was sich dann daran knüpft! — —

September.

— — Endlich eine frohe Nachricht. Wie unrecht that ich dem trefflichen N.... Er hat sich als wahrer Freund bewiesen. Nicht nach Cadix hat er mich geschickt, sondern hier in einem sehr achtbaren Hause mir eine Stelle verschafft, mit der ich allem Anschein nach ganz zufrieden sein kann. Vermehrt sich der Geschäftsverkehr und ist man mit mir zufrieden, so sollen die Bedingungen noch vortheilhafter werden. Was an mir ist, will ich thun, denn mich verlangt nach Thätigkeit.

Heute kann ich kaum noch etwas schreiben vor Freude, daß es so ist. Was ist es eigentlich? — Ja, so muß man nicht fragen; da würde man nie zufrieden. Ich bin's, und will's Gott, so will ich's immer mehr werden.

— — Meine Beschäftigung bewegt sich in keinen bestimmten Gränzen. Das Comtoirpersonale besteht nur aus meinen beiden Principalen, die Brüder sind, einem Copisten und mir. Ich habe daher vorzunehmen, was grade vorkommt, ohne mich besonders anstrengen zu müssen. Ver-

läufig ist mir ein Theil der Correspondenz und des Rechnungswesens zugewiesen. Ich werde schon dafür sorgen, daß mir nichts wieder abgenommen werden soll.

— — Heut hab ich einen Agenturbrief von nicht weniger als 6 Seiten vom Stapel gelassen. Da ist mir wohl zu Muthe. Die Arbeit wird mit der Jahreszeit immer bedeutender werden.

Bis auf die große Mattigkeit, die mich noch immer befällt, bin ich auch mit meiner Gesundheit so ziemlich zufrieden. Die Mattigkeit mag aber auch von dem heißen und dürren Terralwinde (der Wind, der von der Landseite kommt) herrühren, der seit einigen Tagen weht, und uns die heiße, glühende Bergluft zuführt. Das ist auch für die Einheimischen eine schlimme Zeit.

.....

8.

Die Kathedrale. Das Orchester und der Gottesdienst.

September

Denkt Euch mein Abenteuer! Ich war vorgestern in der Kathedrale und habe dort die Orgel gespielt.

Die Kathedrale ist das Hauptgebäude und Prachtstück von ganz Malaga, schon von Ferne sieht man sie in die Lüfte ragen, mit ihren zwei Thurmruinen, der eine Thurm unausgebaut, der andere halb verfallen, und das Dach von kleinen Thürmchen eingefaßt. Doch sieht sie von außen schöner aus, als sie im Innern ist. Der Genuß des Großartigen geht verloren, durch die kleinen Schnörkeleien und Ueberladungen von Götzenbildern, Statuen und Heiligen, die jeden

Winkel verunzieren, obgleich einzelne Marmorarbeiten künstlerisch von Werthe sein mögen. Wo Geschlechter sich verewigen, woran Jahrhunderte gearbeitet, das sollte den spät nachkommenden Enkeln zu heilig sein, um zwischen den Lücken, sich selbst und was sie grade für gut und schön halten, hineinzusetzen. Und wären diese Abzeichen der Nachkömmlinge nur aus irgend einer Zeit, so könnte dies ein kleines Charakterbild innerhalb eines großen geben; allein das ist hier nicht der Fall. Wie eine chinesische Schrift zusammengewürfelt von lauter einzelnen Charakteren, hat sie noch den Nachtheil, daß nicht ein Geist aus ihnen hervorleuchtet. Den unangenehmsten Eindruck machten vorzüglich die vielen Holzschnitzwerke, in denen das einzeln Schöne verschwindet in der Masse der Geschmacklosigkeit.

Orgeln sind zwei hier; aber selbst die größere kleiner als unsere in Swinemünde, und beide sind mit so vielen Pauken, Trompeten und Registern versehen, daß man ihre Thätigkeit eher Skandal als Musik nennen kann, wenngleich wieder einige Flötenregister zu loben sind. Es nimmt mich daher nicht Wunder, daß sie hier den

Werth der Orgelmusik gar nicht kennen. Der Organist ist auch ein — — und gefällt sich so sehr mit seinem Lärm in Rouladen, Cadencen, unzeitigen Flöten- und Trompetenstößen, daß man aus der Haut fahren möchte. Als der Sturm seines Spiels in den letzten Gängen des Chors verhallt war, setzte ich mich mit seiner Erlaubniß hin und begann, mich in allerlei Phantasieen ernster Art zu verlieren. Ach, ich dachte an Deutschland mit seinen weichen Gesängen, an Euch, die Heimath und an mein eignes Heimweh. Dazu die labende Kühle der Kathedrale, und der Sonnenschein, der sich durch die rothseidenen Fenstervorhänge drängte, und den bunten Raum wie mit Abendluft füllte. Die Seele ging mir dabei auf! Auch der Organist wurde ganz still, er hörte andächtig zu, und meinte zuletzt: die Deutschen müßten schon deshalb nicht so ganz dumm sein, weil ich das alles auswendig spielen kann. Ich schwieg: ich hätte es ihm ja doch nicht begreiflich machen können, daß ich mit den Fingerspitzen die Sprache des vollen Herzens wiedergebe.

Ich habe mir schon immer gedacht, daß viel-

leicht dieselbe Sonne, die in diesen Ländern so leicht, so ganz ohne sichtbare Anstrengung, die edlen Früchte aus dem Boden weckt, dieselbe Sonne wohl auch in den Menschenherzen hier so leicht die Gefühle und Empfindungen hervorlockt, die schnell blühen, schnell reifen und schnell verwelken, während bei uns die süße Last der Arbeit den Boden empfänglich machen muß, und auch die süße Last der Leiden unser Herz; aber das hält länger an, und klingt voller und klarer nach. Sollte aber einmal ein geistiges Band alle Länder umschlingen und die Unterschiede in Wort und Schrift aufhören, daß man daran nicht mehr die verschiedenen Völker erkennt, dann bleibt die Musik wohl noch für lange Zeit die Sprache, woran man die verschiedenen Nationen studirt. Dies, oder so etwas, mochte ich auch wohl gedacht haben, als sich mein Spiel immer tiefer in die heimischen Melodieen und Klänge, in abgerissenen Phantasieen verlor; ich bemerkte es deshalb nicht, daß es einen Zuhörer herbeigelockt, der mit großer Theilnahme zuhörte.

Als ich inne hielt, trat ein vornehm aussehender Mann mit einer feinen Bewegung zu mir heran, be-

grüßte mich in französischer Sprache, lobte mein Spiel, und bat mich, es fortzusetzen. Als dies geschehen, dankte er mit höflicher Grandezza eines Spaniers und erbot sich, mich in der Kirche umherzuführen und mir die Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Ich nahm es dankbarlichst an, zumal ich aus dem devoten Gesicht des Organisten entnahm, daß mein Führer kein gewöhnlicher Mann sein mußte. In der That bemerkte ich bald, daß ich einen höhern Geistlichen vor mir hatte, denn selbst das Allerheiligste betrat mein ketzerischer Fuß unangefochten in dieser heiligen Nähe. Mein Führer erschöpfte sich in Erklärungen, Erzählungen und heiligen Legenden, in denen jedoch eine Monotonie herrscht, daß es fast unmöglich ist, die Heiligen und Engel unverwechselt wiederzugeben. Zwischen den Erzählungen liefen kurze Gebete mittenunter. Vor einem Muttergottesbilde warf sich mein Führer nieder und eine längeres Gebet begann; dazwischen jedoch erklärte er mir einige Gemälde, wobei er fortwährend auf den Knieen blieb und zwischen den lateinischen Gebeten die Unterhaltung in französischer Sprache mit mir fortsetzte: „**Est ce que vous avez fini, Mr.,**

avec regarder ce tableau?“ Ich bejahte, und nun ſtand er auf, und wir ſchlenderten weiter. Bevor er ſich mir empfahl, gebot er dem Organiſten, Kathedrale und Orgel für mich immer offen zu halten, wünſchte mich öfter zu ſehen und nun ſchied er mit einem grandiöſen „salve mi domine“ von mir.

Ich hatte in dieſem Mann eine ſehr intereſſante Bekanntſchaft gemacht, die des erſten Canonicus in Malaga.

Könnte ich mit der Feder malen, ſo malte ich Euch die Ausſicht vom Thurm der Kathedrale. Aber ein ſolches Bild läßt ſich, glaube ich, auch mit dem Pinſel nicht wiedergeben. Meer und Berge, Orangenwälder und Sonnenlicht. Man müßte die flimmerndſten Edelſteine in Farbe auflöſen und mit Smaragd und Rubin malen können.

.....

D.

Mein Flügel.

September.

Nun verkaufe ich meinen Flügel nicht, mag mir auch ein Spanischer Grande, — an denen es übrigens hier keinen Ueberfluß hat, — noch so viel dafür bieten. Ich habe jetzt den alten, lieben Bekannten und Freund in meinem Zimmer stehn, und er verschafft mir tausend Mal mehr Genüsse, als Spanien mit seinen glühenden Trauben, Augen und Herzen.

Wahrhaftig, es ist nicht Eitelkeit, weil der Canonicus in der Cathedrale mich lobte, und der Organist Maul und Nase bei meinem Spiel aufsperrte. Und hörte und sähe kein Mensch mich, es ist um mich selbst und meinen Freund, daß ich

das schwere Geld verschmähe, das man mir dafür bietet, seit man seinen Werth erkannt hat. Was erkennen! hier ist Keiner, der ihn erkennt; ich allein kenne ihn, was er mir werth ist, und ich glaube auch, von allen Menschen in Malaga wäre keiner, den er so verstehe wie mich und lieb hätte. Ich spreche es keck aus. Wer ihn sonst unter seine Finger bekäme, dem würde er anders antworten, als mir.

Ich betrachte ihn jetzt doppelt als mein theuer erworbenes Eigenthum, seit ich von meinem kleinen Erwerb eine erste Abschlagszahlung auf den Zoll geleistet habe. Aber er hat mir noch außerdem Mühe genug gemacht, bis er aus dem Schiffe auf den Strand gebracht, und dort aus seiner bretternen Hülse losgemacht und nochmals besehen und berochen, betastet und tarirt war. Dann kam der Transport, eine lustige Geschichte. Malaga, die große Handelsstadt, kam mir da wie ein kleinstädtisches Nest vor, wo ein Guckkastenmann die Leute auf den Gassen versammelt, und nachher wird er noch lange der Gegenstand des Kaffeegesprächs. Ein ganzer Schwarm Müßiggänger folgte dem Transport, und darunter

recht angesehene Müßiggänger, bis das Instrument endlich nach vielfachem Anhalten und Befragen vor meinem Hause hielt. Da war aber erst recht die Noth los. Die Treppe war nicht breit genug, oder die Leute nicht geschickt genug. Was gab es da nicht für Rathschläge. Wäre ich ihnen gefolgt, so wäre mein Instrument in einem Zustande, daß ich jetzt nicht mehr die guten und nicht guten Freunde damit entzücken könnte, die jeden Abend ungeladen zu mir kommen, um es zu hören. Wenn ich mich der vielen Helfer nicht erwehrt und selbst mitgeholfen hätte, so wäre es schrecklich zerschlagen und zerstoßen worden.

Der Hauptspaß war, daß ich, als es noch auf der Straße stand, einen Walzer von Strauß spielen mußte, um nur die Neugier der Leute zu befriedigen. So unsinnig das war, that ich es doch aus Politik. Sie sollten an meiner Art, wie ich mit den Tasten umging, begreifen, daß man solch ein Ding nicht mit rohen Fäusten anfassen darf. Nun aber konnte ich ihnen wieder nicht genug thun. Ich mußte spielen, bis mir der Schweiß von der Stirn lief, und meine Arbeiter geriethen so in Entzücken, daß sie sich nicht

allein selbst umdrehten, sondern die nächste beste Magd erfaßten und sich mit ihr schwenkten. Wäre nicht die Straße zu eng gewesen und der heiße africanische Mittag über den Dächern, so hätte es förmlich einen Ball gegeben. Solche Vergnügungen zu improvisiren ist diesen Südländern eigen. Uebrigens würde mir Herr Strauß, wenn er's mit angehört, nicht dankbar sein. Ich leierte und trommelte ihn ab, daß ich mein musicalisches Renomé auf den Straßen von Malaga billigermaßen verloren haben müßte; und wenn Strauß auch um seins dabei käme, das wollte ich wohl bei meinem Gewissen verantworten. Es hat's aber wohl Keiner gemerkt, wie boshaft ich spielte.

Trotz aller Sorgfalt haben dennoch ein Paar Tischler einen Tag daran gearbeitet, um die Schäden zu repariren. Ihr könnt denken, mit welchen Luchsaugen ich ihre Fäuste beobachtete, daß sie den Schaden nicht ärger machten. Auch denen mußte ich vorspielen, damit sie zarter anfaßten. Ich kam mir da wie ein anderer Orpheus vor. Aber hier war es gut angebracht. Bei uns glaube ich schwerlich, daß die Eckensteher

durch die Klänge der Musik zu einer zarteren Behandlung sich hätten hinreißen lassen.

Nun ist das Instrument auch wieder von außen polirt, und ich habe die Genugthuung, daß alle Welt sagt, es sei das schönste in Malaga. Weit mehr Freude macht es mir, daß das Clima hier den Saiten vortrefflich bekommt. Es klang mir nie so schön. Oder ist's, weil, als es auf der Straße stand, und ich einen Augenblick wegsah, zwei wunderliebliche Spanierinnen mit ihren niedlichen Fingern darüber streiften? Als ich hinsah, wurden sie blutroth, als wenn ich sie ertappt hätte auf einer verbotenen Näscherei. Es waren Schwestern, wie ich nachher hörte, und die Töchter eines alten Don, der früher Gouverneur hier in der Nähe war, und als Carlist jetzt sehr zurückgezogen lebt. Sie waren zufällig vorübergegangen, als der Auflauf, und, wenn ich mir schmeicheln darf, mein Spiel sie einen Augenblick fest hielt. Ich forderte umsonst die schönen Sennoritas auf, nach Belieben weiter zu spielen. Sie waren schnell unter der Menge verschwunden; nur die eine warf mir noch einen freundlichen Blick unter ihrem Schleier zu. Es war ein sehr schöner

Blick, und ich gebe nicht die Hoffnung auf, ihn noch einmal zu sehen. Hat er mein Instrument behext, daß es davon so schön klingt, so will ichs immer mit in den Kauf nehmen, daß auch ich etwas davon abbekommen. „**En passant**" sagt —ffel „sind die Spanierinnen reizend, und so ist ihre Bekanntschaft am vortheilhaftesten."

.....

10.

Eine Revolution.

September.

Ich hätte den letzten Brief ſchon geſtern abgeſendet, wurde aber vorgeſtern durch eine Revolution daran verhindert. Revolutionen gehören hier zur Hausmannskoſt wie Weintrauben und Oelfiſche. Die letztern habe ich mir zum Ueberdruß gegeſſen. Wenn die Revolutionen ebenſo oft kommen ſollten, als letztere auf den Tiſch meines Speiſewirthes, ſo ſähe es ſchlimm mit mir aus.

Politik iſt nicht mein Fach, und wie ſie hier in Spanien getrieben wird, das macht mir noch weniger Luſt ſie zu erlernen. Die Marſeillaiſe laß ich mir noch gefallen, ſpiele ſie auch wohl

selbst mitunter. Die erfrischt das Herz, und man kann sich allerlei darunter denken; aber die Riegohymne, bei der fühle ich und denke ich nichts, als etwa: Ach Du lieber Himmel, wenn es mit der Spanischen Politik nicht besser aussieht, als mit der Spanischen Musik, da ist nicht viel Grund drin.

Kurz, am 5ten Abends steckten die Leute die Köpfe zusammen, und es hieß, es würden Unruhen ausbrechen. Aus Madrid sei durch Estafette die Nachricht angekommen, daß die Residenzstadt sich von der Königin unabhängig erklärt. Valencia, Barcelona und Granada wären schon dem Beispiele gefolgt. Da durfte natürlich auch Malaga nicht zurückbleiben.

Die Königin will die Constitution umstoßen, hörte man an allen Ecken. Man sah sehr finstere und zornige, und viel bedächtige Gesichter. Es war so wie die Luftstille, die vor einem Gewitter herzieht, und wenn dann der erste Wind weht, so weiß man, daß es Zeit ist, unterzutreten. Das heißt, wer dann nichts im Freien zu schaffen hat, und das war doch bei mir der Fall.

Ich bin kein Politiker, wie Ihr wißt, aber so ganz kann man sich doch nicht davon frei er-

halten, wenn man in einem Lande und unter Leuten lebt, wo die Politik jetzt obenauf schwimmt. Ich hörte dem Gespräche zweier verständigen Männer zu, die mit der Politik hier nichts zu theilen haben. Sie sind Ausländer, kennen aber Spanien vollkommen. Der eine ist ein Franzos. Das ist so ungefähr der Inhalt ihres Gespräches, das ich mir heute in meinem Tagebuche notirte.

Die Königin will die Constitution umstoßen! hieß es. Dazu müßte doch Spanien überhaupt eine Constitution haben, welche sie umstoßen kann. Das heißt, eine Constitution, die man eine solche nennen darf; aber man hat hier statt eines Tyrannen, der doch satt zu machen ist, ihrer hundert, die alle satt sein wollen, und dreimal so viel Aspiranten auf eine Tyrannenstelle, die gleichfalls satt sein wollen. Damit sei nicht gesagt, daß Spanien in seinem Freiheitstaumel zu nichts reif ist, als einem großen Tyrannen, wie Frankreich es war; aber das sei gesagt: Es wird dem, der dies mit ansieht, klar, daß Spanien bluten muß, gleichviel ob für die Freiheit oder für die Tyrannei. Die fürchterliche, künstliche Aufregung aus dem Jahre 1812 sucht ihr Opfer. Einem

Volk, das tyranniſirt iſt, darf man die gefährliche Waffe nicht in Händen geben, oder man wundere ſich nicht, wenn es ſich ſelbſt aufreibt. Als Waffe gegen Napoleon hat man die Macht der Nation aufgerufen, die Pfaffen haben ihre Kunſtſtücke aufgeboten, die Monarchen ihre Kraft, um ein tyranniſirtes Volk zu begeiſtern für die Idee ihrer Freiheit, und nun hat es verlernt, Sklave ſein, und iſt doch nicht frei. Nur ſein Sündenregiſter wird immer größer, je kleiner dies Volk ſelber wird. Der Kampf geht immer um Alles, das fühlt jeder Spanier; entweder die volle Freiheit, und ihre erſten Früchte werden im Blute erſterben, ehe ſie vielleicht zum zweiten Male kommt, oder die volle Tyrannei kann helfen. Daß hierin die Meinungen noch getheilt ſind, daß der eine hierin, der andere darin Rettung ſieht, das iſt es, was die Kämpfe unterhält.

Für Malaga waren die unterrichteten Fremden ganz beſonders beſorgt. Das Volk gilt nicht für böſe, aber für gutmüthig; auch iſt keine große Noth hier. Man ſieht keinen Bettler. Der reiche Handelsverkehr wirft überall Verdienſt ab; wer nur arbeiten will, leidet keine Noth. Und

was iſt überhaupt hier die Noth im Vergleich zu unſern nordiſchen Ländern, hier wo man die Qualen des Winters nicht kennt, wo der Himmel das freundlichſte Dach, und die Schwelle unter den Arcaden das kühlſte Bett bei der brennenden Hitze iſt! Wirklich verbringen ſo Hunderte, wo nicht Tauſende, ihre Nächte, ohne zu leiden, oder zu klagen. Und wo die Bäume unter der Obſtfülle brechen, und die Leute ſo mäßig ſind, iſt auch an keine Hungersnoth, in unſerm Sinne, zu denken. Aber dieſe gutmüthigen Leute ſind auch entſetzlich wild. Keiner geht aus, ohne ſeine Novaja, ein tüchtiges Meſſer, an der Seite. Bei der geringſten Gelegenheit iſt es herausgezogen, und iſt es einmal gezogen, ſo will es Blut. Nächſt Granada iſt Malaga in Spanien am meiſten verrufen wegen der vielen Mordthaten*)

Aber die gefürchtete Revolution iſt ſo unſchuldig wie möglich vorübergegangen.

Am 6ten Abends hörten wir gegen 10 Uhr von der **plaza de la constitution** her das Geſchrei: **viva la constitution, que viva, que**

*) Valencia nicht zu vergeſſen.

viva! Alsbald trat die Nationalgarde zusammen, zahlreiche Patrouillen durchzogen die Straßen. Aber mit Anbruch der Nacht schien man müde. Es ließ sich im Laufe derselben nur selten ein Geschrei vernehmen. Der Xefe politico aber, der Commandant von Malaga, zog sich mit sämmtlichen Truppen aufs Castell zurück, da er wohl einsah, daß er bei einem Gefecht mit dem Volk zu kurz kommen würde. Tags darauf, am Sonntag, war die Stadt sich selbst überlassen. Es herrschte Todtenstille auf der belebten Straße, und selbst auf der Alameda ließ sich kein Mensch blicken. Alles wartete der Dinge, so da kommen sollten; bis endlich heute der Xefe politico vom Castell zurück in die Stadt kehrte, und vom Balcon aus, unter dem Jubel des Pöbels „Malaga für unabhängig" erklärte.

Somit ist Malaga unabhängig, und ich schreibe Euch heute aus einer, von der Königin unabhängigen Stadt. Worin sie nun auch nur im mindesten anders ist als früher, ob sie besser oder schlechter daran ist, weiß ich nicht zu sagen. Nicht einmal ein Kitzel des Pöbels ist dadurch befriedigt, so daß man nicht viele Hoffnung hat, daß

der Zustand einige Zeit anhalten wird, denn es ist kein Blut geflossen, und eine so friedliche, gewöhnliche Aktion, wie die Unabhängigkeitserklärung einer Stadt, ist eben nicht viel bei dem Spanier, das sich der Mühe verlohnte.

Etwas jedoch muß ich loben, und das kann Euch zur Beruhigung dienen. Das Eigenthum der Fremden ist selbst in blutigen Affairen ziemlich sicher. Es sind durchaus die Fälle unbekannt, daß sich der Pöbel solche Vergehen zu schulden kommen ließ. Sollte es nun zu ernstlichen Demonstrationen kommen, so seid unbesorgt um mich. Ich bleibe bei meinem Flügel und kümmre mich um die Sachen so viel, als sie verdienen. Helfen kann ich ohnehin nicht viel, und langgewachsen wie ich bin, und mit meinem blonden Kopf unter all den Schwarzköpfen, wäre ich ja gewiß, daß aus allen Mündungen der feindlichen Flinten mich vorerst eine Kugel treffen würde; und wahrhaftig für eine Spanische Sache ist pommersches Blut viel zu gut.

.....

11.

Geschäftsbrief. Ein Contrebandier.

October.

Nun kommen noch die Nachwehen meines ersten Unbehagens hier; nämlich in Eurer Theilnahme, die Ihr so liebevoll aussprecht. Ja, ich habe es später genug bedauert, daß ich in meinen Briefen eine Art von Trauercantate anstimmte, die Euch erst zu Ohren kam, als ich längst in andere Weisen übergegangen war. Ich versichere Euch aber nochmals, es war nicht der gesunkene Muth, sondern nur das fremde Land mit seinen fremden Sitten, Menschen, Lebensweisen und der mir noch zum Theil unverständlichen Sprache, was mich so niederdrückte.

Jetzt ist das alles ganz anders. Das wunderschöne Wetter kann nicht anders als wohlthätig

auf meine Geſundheit einwirken. Die große Hitze hat nachgelaſſen. Selten trübt ein Wölkchen das dunkle Azurblau des Himmels, und dazu wehen köſtlich milde Lüfte von den Orangenwäldern Africas zu uns herüber. Man ſchlürft Ambroſiadüfte ein. Jeder Athemzug iſt eine Erquickung.

Und ſo bleibt das Wetter faſt den ganzen Winter durch. Nur Ende November ſtellt ſich auf kurze Zeit der Regen ein. Ich bin deshalb auch wegen meiner Geſundheit der allerbeſten Hoffnung und kann mir's nicht anders, als ganz gewiß denken, daß ich noch einmal wieder ein friſcher und kräftiger Menſch werde. Freilich, die Genüſſe hier, welche für den Fremden ſo labend ſind, ſind mir und werden mir verboten bleiben. Von dem berühmten Feuerwein, von dem ganze Stückfäſſer täglich durch meine Hände gehn, — ich faſſe ſie aber nur mit der Feder an — darf ich nichts koſten. Aber die Ambroſiadüfte würzen auch meine einfache Mehlſuppe. Zum Aderlaß, von dem die Spaniſchen Aerzte viel halten, werde ich nächſtens ſchreiten.

Auch mit meinen Geſchäftsverhältniſſen bin ich ganz zufrieden. Wir befinden uns jetzt

in der Verschiffungszeit für Rosinen, Citronen, Apfelsinen, Feigen ꝛc. und haben, weil sich das Geschäft nur auf zwei Monate im ganzen Jahr zusammendrängt, jetzt bedeutend zu thun. Der Handel in Malaga hat vor dem vieler anderen Orte einen großen Vorzug. Er ist der reinlichste von der Welt und riecht nicht. Die Verpackung der Citronen, Orangen, Feigen und Weintrauben, für welche die Zeit freilich noch nicht ist, ist wahrhaft erquicklich, wenigstens noch für mich, der sich an dem Duft noch immer nicht genug laben kann, und sich wirklich einbildet, es thue ihm wohl und stärke seine Gesundheit. Seit 14 Tagen bin ich noch nicht vor 10 Uhr Abends vom Comptoir gekommen, und das Briefschreiben in allen Sprachen hat kein Ende. Täglich expediren wir Schiffe, so daß selbst der Sonntagvormittag in die Geschäftsstunden fällt. Noch 3 Wochen werden so hingehen, dann freilich tritt ein Ruhepunkt ein, ein bedeutender Ruhepunkt, der mit der jetzigen Lebhaftigkeit bedeutend contrastirt.

Daß mir's eigen zu Muthe ist, wenn ich diese Früchte nach dem Norden expedire, mögt Ihr

Euch denken. Wie sehr ich auch des Genusses derselben überdrüßig bin, so sehr verweben sich doch in meinen Gedanken all die freudigen Veranlassungen, bei denen sie gemeinhin in unserer lieben Heimath verbraucht werden, in meine Arbeit. Oft mitten in der Faktur fällt mir's ein, wie viele freundliche, gemüthliche Kindtaufen und Geburtstage dieses Faß Rosinen wird mit würzen helfen! Ich wollte, ich säße wieder einmal dabei! Ich würde wieder einmal aus diesem Straßenleben in das trauliche Stubenleben der Heimath versetzt. Was sind Rosinen für sich; aber Rosinen in einem schön aufgegangenen Festkuchen, da bedeuten sie was. Hier weiß man nichts davon. Zum Glück habe ich so viel zu thun, daß ich nicht viel an Heimweh denken kann, und die Thätigkeit ist hier ersprießlich. Geld wird hier bedeutend und sicher verdient! und wer sich mit guten Connexionen den hiesigen Geschäften widmet, muß sein Glück machen. Unser Geschäft ist auch ein Gutes; nur sehr beschwerlich, weil uns so viele kleine Ordres überschrieben werden. So expedirten wir gestern einen Holländer von 180 Tonnen,

deſſen Ladung 69 verſchiedene Intereſſenten hatte; ſein Manifeſt allein war 7 Bogen ſtark.

Geſtern Abend machte ich am Strande, als ich eben einen Kapitain expedirt, und ihn bis dahin begleitet hatte, eine ſeltſame Bekanntſchaft. Schon als ich mit dem Kapitain zum Strande ging, bemerkte ich einen Mann, der mit mir ſprechen zu wollen ſchien. Er ſah mir, wenn auch nicht ſeiner Kleidung, doch ſeiner Miene nach, wie ein Denenier aus, als ſolcher aber war er zu höflich. Auf dem Rückwege ſah ich ihn von Ferne breitbeinig, die Hände auf dem Rücken daſtehen, und glaubte zu bemerken, daß er mich ſo erwarte. Ich hatte mich nicht getäuſcht. Als ich ihm ziemlich nahe kam, winkte er mich mit dem Kopfe zu ſich, ohne die Hände vom Rücken zu bewegen, ich ſchritt auf ihn zu und da mir der Kerl jetzt etwas verdächtig vorkam, maaß ich ihn, und ſah ihm ſcharf ins Geſicht. Ich hatte mich getäuſcht. Er hatte nichts Böſes im Sinne, wenigſtens nichts gegen mich.

Mit blinzelnden Augen fragte er mich: ob Sennor nichts brauchen könne? Dachte ich doch ſchon vor mir ſtände ein italieniſcher Bravo, der

mir ſein Stilet und ſeine Hand zu beliebigem Gebrauch gegen gute Freunde anbieten wollte. Denn, trotz des ſchelmiſchen Blicks leuchtete doch ein verdammtes Feuer in ſeinen Augen und ein hämiſcher Zug ſpielte um ſeinen Mund. Ich antwortete raſch, um ihn los zu werden: ich brauchte durchaus nichts. Er aber fiel, ohne ſich aus ſeiner Poſition zu bewegen, ein: „Bekommen Sennor denn nie etwas aus der Heimath geſchickt, das ſie ins Haus wünſchen?“

Da war es alſo heraus, was der Menſch war und was er wollte! Ein Schleichhändler, ein wohlbekannter Mann, aber Einer, der ſich, wie ich nachher hörte, von ſeiner Compagnie getrennt hatte, und nun auf eigene Hand Geſchäfte machen wollte. Die großen Schleichhändlercompagnien brauchen ihre Dienſte nicht anzubieten; ſie ſind Männer von Ruf und ihre Dienſte werden aufgeſucht und gehörig bezahlt.

Dieſer heißt Nemeschido, und ſoll ein Bruder des berühmten Partheigängers ſein, der ſein Weſen in Portugal trieb, und wenn die Zeitungen nicht lügen, dort hingerichtet wurde.

Wißt Ihr aber, was ihn zu mir trieb? Er

hatte von meinem Aerger über den unverſchämten Zoll gehört, den ich für mein Inſtrument zahlen müſſen, und bot ſich an, wenn wieder ſolch ein Ding ankomme, es mir koſtenfrei ins Haus zu ſchaffen.

Denkt Euch die Vorſtellung! Mein Flügel auf dem Rücken dieſes breitſchultrigen Goliaths, oder zwei, drei ſolcher Goliaths, bei Nacht und Nebel ausgeſchifft, über Hecken und Gräben, über Felſen und Mauern getragen! Hier ließen ſie ihn an Stricken herab, dort ſchöben ſie ihn durch eine Mauerſpalte. Da müßten doch alle Heiligen Spaniens mithelfen, wenn ich wirklich noch ein Fortepiano, und nicht Holzſplitter und zerriſſene Taſten, ins Haus bekäme.

.....

12.

Muſikaliſche Leiden und Freuden.

October.

Der Kreis meiner nähern Bekannten hat ſich nicht vergrößert. Dennoch kann ich ſagen, ohne daß Ihr mich der Eitelkeit zu beſchuldigen habt: mich kennt ſchon halb Malaga.

Wenn ich über die Straßen gehe, höre ich wohl die Leute flüſtern: „der blonde Deutſche," oder auch „der lange Deutſche" oder: „Seht den Klavierſpieler." Letzteres höre ich ſehr gern, aber, ſeid verſichert, auch das ohne perſönliche Eitelkeit. Ich weiß zu gut wie hell, oder wie ſchwach mein Lichtlein brennt, und daß ich gegen ſo viele meiner Landsleute, auch die keine Virtuoſen von Beruf ſind, nicht aufkomme. Aber

mich freut es als Deutſcher, daß die Spanier unſere Kunſt anerkennen müſſen und gewiß von uns lernen könnten, wenn ſie es ernſter mit der Kunſt nähmen, als ſie thun. Sie meinen aber noch immer, wie ſie in Allem über die Maßen ſtolz ſind, daß die Muſik bei ihnen zu Hauſe iſt, und was unſereins im Norden darin leiſtet, gilt ihnen als ein Phänomen.

Ihr ſeht mich in meiner beſcheidenen Stube, wo Ihr nicht viel mehr erblicket, als mich und die vier nackten Wände. Aber ich wünſchte, ich könnte Euch einen Blick darauf an einem Sonntage gönnen. Seit mein Flügel hier ſteht, iſt ein anderer Geiſt über das kleine Zimmer aufgegangen. Schon wenn ich ganz in der Stille phantaſire, höre ich die Fenſter im Hofe aufgehen und die Balconthüren. Ich kann ſicher ſein, immer ein Auditorium von wenigſtens der ganzen Bewohnerſchaft des Hauſes zu haben; oft aber, wenn ich nur die Taſten rühre, rufen ſie ihre Bekannten aus der Nachbarſchaft herbei. Das iſt gewiß ſchmeichelhaft, aber doch auch genant. Nun ſpiele ich eigentlich nie für mich, ſondern immer für Zuhörer, und da ſpielt man anders.

Sonntags am Morgen aber iſt mein Zimmer nicht mehr meines. Da wird mir die Ehre von Viſiten zu Theil, daß ich mich wie ein Spaniſcher Grande dünke, und oft nicht ein und aus weiß. Natürlich muß ich ſpielen bis mir die Finger weh thun, und das iſt noch das beſte; ſonſt müßte ich auf ihre Spaniſchen Höflichkeitsfloskeln antworten, ſpaniſch eben ſo höflich, und das wäre eine ſaure Arbeit.

Geſtern aber kam ich damit nicht ab. Es ließ ſich bei mir der Kapellmeiſter von der Kathedrale von Malaga, — ein in Malaga nicht unbedeutender Mann — mit allen Formalitäten anmelden. Bald darauf erſchien er denn auch, ein kleiner wohlbeleibter Mann im geiſtlichen Coſtüm, begleitet von dem Organiſten, von dem ich Euch ſchon geſchrieben, und von noch einem jungen Burſchen, den ich Anfangs nicht ſonderlich beachtete. Ein Strom von Schmeicheleien und Redensarten, ganz in der Art und Weiſe der Spanier, eröffnete die Unterhaltung. Im Verlauf derſelben nahm ich denn doch wahr, einen gebildeten Muſiker vor mir zu haben, und als ich endlich auf ſeine Bitte einige deutſche Muſikſtücke ſpielte, erſchöpfte er

sich in Lob über das Spiel und meinen Kißing, schen Flügel.

„Es ist mir oft Rühmliches über deutsche Musik zu Ohren gekommen, aber ich habe es niemals glauben mögen, daß im kalten Deutschland die Kunst so gedeihen könne. Ihr Spiel giebt mir eine andere Ueberzeugung, die mich höchlich erfreut!" Das sprach er wiederholentlich mit dem größten Eifer aus, so daß ich ihm's ansah, daß es sein Ernst war. Von Gesprächen unterbrochen, ließ ich noch einzelne Lieder hören, und auch diese milden Melodien fanden den lebhaftesten Beifall bei meinen Zuhörern. Der Organist saß mit offenem Munde da und nickte zu allen Lobeserhebungen des Kapellmeisters beifällig mit einer sehr weisen Miene den breiten Stierkopf. Der junge Mensch nur warf mir glühende Blicke zu, aus denen ich entnahm, daß er am innigsten von der Musik ergriffen sei. Er schien mir ein Laie zu sein, und unter dem Kapellmeister sich der Musik zu widmen; ich hatte jedoch nicht viel Zeit für ihn. Daß er für den geistlichen Stand bestimmt ist, das sah ich ihm besonders an, wenn er den Blick so eigenthümlich niederschlug, wie ich nur

an Geiſtlichen geſehen. Es läßt ſich kaum mit Worten wiedergeben. Es iſt ein Senken der Augenlieder während die Augenbraunen ſich heben, und auch die Augen wenden ſich unter den geſchloſſenen Lidern zur Höhe, als ob ſie durch die Hülle, die ihnen das Irdiſche entrückt, zum Himmel aufblickten. Als ich nun aufmerkſamer auf ihn wurde, bemerkte ich, wie er den Kopf ganz nach den Melodien bewegte, und ich ſah es, daß er in der Seele laut mitſang.

So vergingen denn mehrere Stunden, und ziemlich abgeſpannt begleitete ich die Herren unter Complimenten, wo eines das andere überbot, zur Treppe hinab und kehrte dann in mein Zimmer zurück. Ich mochte kaum zehn Minuten allein geweſen ſein, da trat der junge Mann wieder in mein Zimmer. Sein Geſicht glühte, ſeine Augen funkelten, ich ſah ihm die Aufregung in jedem Zuge an.

„Sennor, Sennor!“ rief er höchſt bewegt und leidenſchaftlich, „nur den Anfang noch einmal, nur den Anfang, und dann kann ichs auswendig. Oh, Herr, Ihr vergebt mir! Nur den Anfang!“ und nun wurde er plötzlich weich und ſeine Stimme

klang ſchmelzend und in ſeinen Augen ſah ich große Thränen.

Ich bat ihn, ſich zu beruhigen, und nöthigte ihn auf ſeinen Stuhl. Er wollte nicht ſitzen.

„Und welches Stück iſt es, das ich Ihnen noch einmal ſpielen ſoll, mein Herr?“ fragte ich.

Er konnte mir's durchaus nicht näher bezeichnen. Es that mir ungemein weh, ihm nicht ſogleich gefällig ſein zu können. „Was für ein Inſtrument ſpielen Sie?“ fragte ich ihn. Er ſah mich mit jenem merkwürdigen Blicke an, und ſchlug darauf die Augenlider ſo eigenthümlich nieder: „Ich habe kein Inſtrument ſpielen gelernt,“ ſagte er, „geſungen habe ich immer und die Cymbel geſchlagen, und habe mit einem heiligen Vater durch's Land geſammelt (gebettelt). Als er hier in Malaga ſtarb, nahm ſich keiner meiner an, bis ſich jetzt der edle Vater Kapellmeiſter entſchloß, mich das Singen ordentlich zu lehren.“

Dieſer unvollſtändige Bericht aus ſeinem Leben regte mein Intereſſe ſehr lebhaft an. Es lag etwas edles in den Zügen dieſes jungen Menſchen. Ich wiederholte nun der Reihe nach, was ich

früher gespielt, und erbaute mich an dem Eindruck, den alles auf ihn machte. Wenn er den Kopf voll Elegie während meines Spiels neigte, erinnerte er mich lebhaft an die Häbnel in Berlin, und machte den rührendsten Eindruck auf mich. Endlich, endlich traf ich das richtige, es war, denkt Euch, das ..... aus Webers Oberon. Wenn ich jemals die Wirkung einer Musik gesehen, sie jemals selbst empfunden, so geschah es hier. Den Componisten konnte nicht jede Note so durchglühet, so durchzogen, so durchbebt haben, als er sie schrieb, wie hier den jungen Menschen; er bewegte sich, als ob jeder Ton die einzelnen Glieder seines Körpers heben und senken möchte, alles, jede Nüance spiegelte sich in seinen Zügen wieder, die Augen zitterten, lachten, weinten, blitzten und schwammen wieder weich dahin, wie die Melodie, und mit der Feenwelt schwebte ein Heer der zärtlichsten Geister um ihn, der wie trunken ihnen, ihren Elfentänzen nachzublicken schien. Als ich geendigt hatte, saß er mit geschlossenen Augen, gesenktem Haupte da, und hatte die Hände mit den gespreizten Fingern weit vor sich hin gestreckt.

Ich ließ ihn ungestört in seinem Traume. Endlich sprang er auf. „Sennor," sagte er und blickte mich an, des Dankes vollkommen unfähig.

„Wollen Sie mir nicht etwas singen?" bat ich ihn; er sah mich so verwirrt darauf an, daß ich das höchste Mitleid mit seiner Aengstlichkeit hatte. „Nun, wenn wir erst bekannter mit einander werden, dann wird es wohl gehen!" sagte ich.

„Sennor" hob er wieder an, als er bereits die Thüre in der Hand hatte, „o, Sennor, daß ich den Anfang nicht vergesse! Nur den Anfang spielt noch einmal!" flehete er.

„Die heilige Jungfrau segne Euch!" rief er, als ich seinem Wunsche willfahrte, und so eilte er zur Thüre hinaus.

Ich rief ihm nach, er möge nur so oft wiederkommen, als es ihm beliebe. Mit der traurigsten Miene von der Welt kehrte er um. „Sennor, ich darf nicht! Ach, Ihr spielt ja, wie die Heiligen es nicht besser können, und doch darf ich nicht allein zu Euch gehen!"

„Hat man's Euch verboten?"

„Ihr ſeid ja — ein Ketzer!“ ſagte er und ging tief betrübt von mir.

Armer Junge! er hatte Recht, es könnte ſeine Exiſtenz koſten, wenn man's erführe, daß er allein bei einem Ketzer geweſen! Weiß Gott, ich hatte gar nicht daran gedacht, daß ich ein Ketzer bin.

Und doch hat er wohl nicht ganz Recht, ſondern ſich nur einſchüchtern laſſen von — ich weiß nicht wem. Die höheren Geiſtlichen denken darin jetzt gewiß milder.

.....

13.

Espartero's Sturz.

Wie es mit der Politik in Spanien jetzt aussieht, werdet Ihr wohl aus den Zeitungen wissen, ohne daß ich nöthig hätte, es Euch zu schreiben. Die Königin Marie Christine ist gestürzt. Sie verläßt das Reich, um schwerlich wiederzukommen. Wenigstens nach der Stimmung zu urtheilen, die hier bei uns herrscht. Warum das ein Glück für Spanien ist, kann ich noch nicht begreifen; bescheide mich aber gern, da es sehr vernünftige Leute versichern.

Espartero ist nun der große Held des Tages, sein Name lebt auf allen Lippen, und ihm zu Ehre haben wir hier ein großes, kleines Fest gehabt. In Madrid wurden diesem kleinen Na-

poleon Triumphbogen erbaut, er ſteht auf dem Fuß, ein König von Spanien zu werden; hier wurde eine Prozeſſion ihm zu Ehren veranſtaltet, und ſein Bild gekrönt. Allein ich habe nichts Erbärmlicheres geſehen, als dieſe Feierlichkeit. Alle Spanier waren zu der Prozeſſion geladen, und erſchienen dann auch im größten Putz; aber welch ein Zug war das! Keine Anordnung in den Zügen, keine in den Gliedern. Alles ſollte ein Bild der Anarchie ſein, eine Begeiſterung im Impromptu, echt ſpaniſch. Die Vornehmern ſollten vorangehen; aber hin und wieder drängten ſich Straßenjungen, Geſindel, Bettler oder Soldaten in ihrer zerfetzten improviſirten Uniform, den Zug vollkommen zerſtörend, dazwiſchen. Hinter dieſem unharmoniſchen Chaos der Perſonen, das noch durch das Plaudern der Prozeſſirenden, alle Feierlichkeit einbüßte, wurde Espartero's Bildniß getragen, eingefaßt in einem ſo elenden, gewöhnlichen Holzrahmen, den ich, in meiner Stube aufzuhängen, Bedenken tragen würde. So begab ſich der Zug ins Rathhaus. Vor demſelben war ein Gerüſt erbaut, nicht um ein Haar beſſer als es bei uns die Maurer errichten, um

ein Haus abzupugen, von keiner Art Decoration umkleidet, die Holzpfähle wie sie von der Natur geschaffen waren, rauh, krumm, fleckig, mit den gröbsten Stricken an einander gebunden; und an diese Ehrensäule wurde Espartero's Bildniß in einer Weise genagelt, so unzeremoniel, wie man kaum das Bildniß eines Verbrechers an den Galgen nageln würde.

Ich hoffte irgend ein Wort zu Ehren des Siegesherzogs zu vernehmen, eine Darlegung, was man von ihm erwartet, eine Auseinandersetzung, weshalb Spanien jetzt glücklicher ist, als vor einigen Wochen, welche Uebelstände jetzt gelöst, welche Vortheile gewonnen sind. Nichts der Art erfolgte. Zwei Schwärmer wurden in die Luft geschossen, das Volk schrie dreimal viva! und die Festlichkeit hatte ein Ende. Ich verglich unwillkührlich diese Scene mit dem Jubel beim Stiergefecht, und muß sagen, das Volk hat für den großen Don Montes bei weitem mehr Enthusiasmus als für Espartero. Ja, ich bin überzeugt, daß es Montes leicht würde Espartero's Stellung einzunehmen, wenn ich selbst es ihm nicht rathen möchte, seine gewisse Stellung nicht,

um die ungewiſſe eines Regenten von Spanien, aufzugeben.

Am Abend war eine Illumination der ganzen Stadt; aber wahrlich, im geringſten Dorfe der Heimath fällt ſie nicht ſo miſerabel aus, wie hier im großen Malaga, wo es vor allem an Erleuchtung fehlte. Nur am Tage hatte die Stadt ein in der That erhebendes Anſehn. Von den Balkons wallten nämlich die ſchönſten ſeidenen Teppiche herunter bis zur Erde, dazu lag der Himmel beſonders ſchön über Malaga ausgeſpannt. Dieſes weiche, tiefe Sammetblau, ſo rein, ſo ununterbrochen von irgend einem Gewölk. Nie habe ich den Himmel der Heimath ſo geſehen. Das Auge kann ſich in Trunkenheit verlieren, beim längern Hineinſchauen, und das Herz wallt in den ſanfteſten Gefühlen auf. Wer ſollte es glauben, der zu dieſem ausgeſpannten Bogen hinaufſchaut, daß unter dieſem Azur ein Volk ſo ſich ſelbſt verzehrend, ſo ſich ſelbſt auflöſend wohnen kann! Gewiß aber, es iſt der Friede, in welchem die Natur hier dem Menſchen alles bietet, der ihn eben zu dem Kampf gegen ſein eigen Geſchlecht aufreizt. Der Reichthum macht ihn über-

müthig, und nur ein Unglück von außerhalb wäre im Stande, die Gliederkette der Menschheit hier wieder anzuknüpfen, und zu vereinigen, was Gott zur Vereinigung geschaffen hat.

Wenn ich die moderne Geschichte überblicke, und hier in Spanien ist sie immer modern, ist es immer eins, was mir unbegreiflich ist. Woher diese Volksaufregung grade zu einer Zeit, wo sie durchaus nicht nöthig ist? Welch entsetzliche Zeiten wahrhafter Tyrannei hat es nicht gegeben in jedem Lande, welch fürchterliche Beispiele despotischer Willkühr stehen nicht in der Geschichte da, und die Völker haben unter dem Schatten solcher Despotieen gelebt, und genossen, was die Natur ihnen verlieh und die Despoten ihnen ließen, und jetzt, wo die Macht der Throne zusammengeschrumpft ist, bis zum Schein, wo die Regenten selber gebildet und der Tyrannei der Vorväter feind sind, wo sie keine blutigen Opfer fordern und selbst, wo sie Opfer verlangen, nur für das Volkswohl zu handeln glauben, jetzt grade regt sich an allen Enden der Trieb, eine Freiheit zu erkämpfen, die nicht gerüft, und wo sie gerüft, sich nicht bewährt hat! Vielleicht steht

Spanien auf dem Punkte eine Theorie zu prüfen und den entſetzlichen Folgen dieſer Prüfung zu unterliegen. Doch iſt es mir unbegreiflich, wie jetzt jeder Elende hier ein Held, ein Erretter des Vaterlandes zu werden ſich herandrängt, und früher unter den vielen Edlen der Nation ſich keiner fand, den wahren Tyrannen verwichener Jahrhunderte in die Zügel zu fallen und ihren blutigen Arm zu hemmen!

Mit ſolchen Gedanken bin ich indeſſen hier allein, und oft drückt mich dieſe Einſamkeit nieder. Malaga hat ſich, wie ich Euch bereits geſchrieben, für unabhängig erklärt. So wenig harmoniſch ſie ausſieht, ſo herrſcht doch eine freudige Aufregung hier darüber, es iſt aber auch leider weiter nichts als eine freudige Aufregung; ob ſie ſich ſteigert, oder ob ſie ſich legt, iſt nicht zu beſtimmen; das ſie aber nicht nachhaltig, iſt gewiß. Wie könnte dies auch ſein, da die Aufregung einem Manne huldigt, über deſſen Charakter man durchaus nichts Beſtimmtes weiß. Es lebt hier kein Zug geiſtiger Größe, noch ein großartiger Charakterzug Espartero's im Munde des Volkes. Nur ſeine militairiſchen Talente ſind es, die ihn

hervorragen lassen aus der Masse der Helden dieses unglücklichen Landes und die augenblickliche Lage, in welcher er diese Talente scheinbar im Dienste des Volks benutzt. Was in ihm selbst vorgeht, ob er nach einem bestimmten Ziele hinarbeitet, ob er es dem Geschick selbst überlassen will, ihm die Stelle in Spanien anzuweisen, das ist unbekannt, und dürfte vielleicht in seiner Umgebung nicht einmal erkannt werden. Ja, ich glaube, ich könnte mich für ihn und sein Geschick, wie für Spaniens Zukunft selbst begeistern, wenn ich annehmen dürfte, derselbe sei in seinem Plane klar; aber von dem einst so charaktervollen Spanien ist so wenig übrig geblieben, so ganz momentan ist dies Volk, sein Dasein geworden, daß man von den Helden desselben kaum etwas anders als momentane Thaten erwarten kann.

Einen Irrthum glaube ich Euch benehmen zu müssen, den, daß Spanien allüberall des Katholicismus überdrüßig wäre. Ganz andere Motive sind es, die das Land nöthigen, die geistlichen Güter anzutasten, als die man bei uns ihm unterlegt, und wenn das Volk die Klöster plündert, so glaubt ja nicht, daß es weniger bigot ist als sonst. Vor

dem ſilbernen Crucifix, das er geſtohlen, kniet der Räuber hin, und bittet es um Verzeihung, gelobt ihm, es in beſſere Hände zu verkaufen, als es ſich jetzt befindet, tröſtet es, daß er es zu einer ſehr frommen Duenna bringen würde, die werde es in vollen Ehren halten, und des Tages ſechsmal ihr Gebet davor verrichten, ruft ſeine Schutzheiligen als Fürſprecher und Zeugen an, daß er ſein Wort halten werde, und kauft ſich, um den letzten Zorn zu beſchwichtigen, aus einem Theil des Erlöſes ein hölzernes Crucifix, wie es einem Manne ſeines Standes zukommt.

Neulich erzählte mir ein Laſtträger voller Seelenruhe, daß er es ſo gemacht habe, und als er aus dem Buſen ſein hölzernes Crucifix hervorholte, liebkoſ'te er es mit einer gewiſſen Inbrunſt, und in einer Art und Weiſe, als ob er's mit ihm längſt ausgemacht, daß er ihm beim Verkauf des ſilbernen und dem Kauf dieſes hölzernen einen bedeutenden Gefallen erzeigt habe.

Iſt das der Boden, wo die Freiheit blüht!

.....

11.

Weintrauben. Theater. Mode.

October.

— Mögen Euch am praſſelnden Ofen, wenn die Winde über die Molen ſtürmen, die Feigen, Muscatroſinen und die Weintrauben wohl ſchmekken. Es ſind die Erſtlinge meines hieſigen Erwerbs. Es war mir eine große Freude, als ich ſie ſauber in Kiſten und Fäſſern verpackt, den Händen des Schiffers übergab.

Die Weintrauben, die wir aus Malaga verſenden, dürfen übrigens, wohlverſtanden, nicht vor Weihnachten gegeſſen werden. Bis dahin müſſen ſie ausſchwizen, ſonſt ſind ſie der Geſundheit nachtheilig.

Vor einigen Tagen wurde das hieſige Theater geöffnet. Da ich jezt der Spaniſchen Sprache

mächtig bin, ſo hoffte ich viel davon zu lernen, meine Hoffnung wird aber ſchwerlich in Erfüllung gehen. Auf andern Spaniſchen Bühnen mag es anders ſein; in unſerer See- und Handelsſtadt aber giebt man nicht die berühmten Nationalſtücke, aus denen man den Spaniſchen Charakter der Vorzeit lernt, ſondern faſt nur italiäniſche und franzöſiſche Opern. Mit zwei italiäniſchen wurde der Anfang gemacht. Mich zieht nicht die Muſik und nicht die Darſtellung dahin, die überhaupt hier Nebenſachen zu ſein ſcheinen. Ich gehe nur der außerordentlich hübſchen Geſichter wegen hin. Die Einwohner beſuchen das Theater, weil es ein faſhionabler Verſammlungsort iſt, und man da die beſte Unterhaltung findet.

Das Theater iſt ziemlich groß und hat drei Ränge, von denen die beiden erſten allenfalls großen Salon's ähnlich ſehen. Innerhalb dieſer Salen's hat jede Familie von Diſtinktion ihre eigenen Logen, in denen die treffliche Sitte herrſcht, daß alle jungen Damen voranſitzen, während die alten zahnloſen Tanten ſich in den Hintergrund verlieren. Das Parquet füllen die Herren aus, aber nur Gentlemens. Die Sache iſt nicht wohl-

feil; außer dem Parquetplatz, der 10 Realen kostet, muß man auch noch sehr elegant, d. h. französisch elegant gekleidet erscheinen, denn auch hier hat sich Paris zur Beherrscherin der Mode aufgeschwungen; namentlich darf Niemand ohne schneeweiße Glacehandschuhe erscheinen, wovon hier ebenfalls das Paar 20 Realen kostet. — Logenbillets kann man zu einzelnen Vorstellungen niemals erhalten; sie sind, wie gesagt, ein für allemal von Familien in Anspruch genommen. Dagegen hat jeder Parquetbesucher das Recht zum ungehinderten Eintritt in die Logen, und mit Benutzung dieses Rechts geht der Abend hin. Man geht aus einer Loge in die andere, und plaudert mit den bekannten Damen so laut und rücksichtslos, als ob man allein im Hause wäre. Ueberhaupt ist es hier Sitte, im Theater seine Besuche abzustatten, und fast immer läßt man die Musik unbeachtet, die auch der Beachtung nicht werth ist; obgleich das Orchester seine Verdienste hat, und die Prima-Donna — eine Schwester der seligen Malibran — recht hübsch und klar singt. Nur hört man hier nichts als den italiä-

niſchen Unſinn, der auf die Dauer ein deutſches Ohr betäubt und ein deutſches Herz dumpf macht.

Die ſchöne Nationaltracht der Frauen giebt ihnen faſt immer etwas Stolzes und Heroiſches; hier im Theater, wo ſie ſich franzöſiſch kleiden, nehmen ſie eine heitrere und nachſichtigere Sitte an, und plaudern in den Logen **à la française**, d. h. viel.

„Senner" ſagte mir eine junge Dame, der ich eine Elege über ihr ſchönes Haar machte: „haben in dem kalten Deutſchland alle Männer ſo blondes Haar?"

„Durchgängig nicht" entgegnete ich, „auch iſt mein Haar etwas blonder als man es gewöhnlich findet."

„Bleicht die Kälte die Haare ſo aus?" fragte ſie mich. Ich hätte ein Phyſiologe ſein müſſen, um hier beſtimmte Antwort geben zu können, doch kühn behauptete ich, daß mir das Clima nicht Urſache zu ſein ſcheint. Ueberhaupt verwundet es mich etwas, wenn ich von der Kälte Deutſchlands höre. Der Spanier ſagt dies mit einer gewiſſen Geringſchätzung, und es ſcheint mir, als ob er uns als die vernachläſſigten Kinder der

Natur betrachtet. Die junge Dame dachte jedoch schwerlich daran, und fuhr fort:

„Sind die jungen Mädchen dort auch blond?"

„Großentheils."

„Und wenn dort eine Spanierin hinkäme, würde die auffallen?"

„Wäre sie so schön wie Sennora, gewiß!"

„Haben Sie solche Galanterie aus Deutschland mitgebracht, oder ist sie spanisch?" lächelte sie, fuhr aber sogleich fort: „Ach Senner, ich müßte ja in Deutschland erfrieren!"

„O Sennora, Ihre Blicke dürften leicht in Deutschland eine Glut verbreiten, die die Natur uns versagt hat!" entgegnete ich in einer echt spanischen Phrase.

„Ich möchte wohl ein deutsches, schönes Mädchen sehen! Können Senner sie mir nicht beschreiben?"

Mein Stolz, durch diese Frage angeregt, ließ mich eine Beschreibung zu wege bringen, die, ich glaube wohl, etwas von der Wahrheit abwich; aber sie that die gewünschte Wirkung, und meine Sennora wurde still und nachsinnend, und hatte ihren stolzen Muthwillen, sich mit den deutschen

Mädchen zu meſſen, ſchnell abgelegt. Ich ſprach von der zarten Miſchung von Milch und Blut im Angeſicht einer deutſchen Schönen, dem goldigen Haare, den Veilchen ihrer Augen. Meine junge Schöne horchte ſehr eifrig zu, und ich merkte es ihr ab, daß ſie mit einer gewiſſen Eiferſucht die deutſchen Schönen rühmen hörte.

„Und doch, Senner!“ ſagte ſie, als ich im Lobe kein Ende finden wollte, „es ſollte mich wundern, wenn Sie nicht ein beſtochener Richter ſind!“

„Soweit wahre Schönheit beſtechend iſt, Sennora.“

„O“ ſagte ſie, empfindlicher als ich mir's gedacht: „Senner, wenn man nur nicht erfrieren müßte, möchte ich wohl dahin, um die Schönen ſelbſt zu ſehen!“

„Wohl“ ſagte ich, um ſie wieder zu beſänftigen, „denn ich könnte mit vollem Rechte ſtolz auf die ſchönſte Deutſche ſein, wenn ſie neben Sennora noch ſchön zu nennen ſein würde.“

Mein Compliment that die gewünſchte Wirkung und die Harmloſigkeit der Unterhaltung begann wieder, bis ſie mit dem Ende der Oper ſchloß.

In der That, die Spanierinnen sind schön, schöner als ich Anfangs fand, aber sie verlieren in ihrem pariser Modecostum viel von der Schönheit, welche die Natur ihnen verliehen, und die von ihrer Nationaltracht unterstützt wird. Es liegt etwas um Mund und Auge, das die modernen Hüte und Schleier Lügen straft. Nicht diese Blicke sind es, die in Costumen dieser Art verschönt erscheinen, wie passen zu ihrem herausfordernden Feuer die beengenden Wände der Hüte zu beiden Seiten, wie zu diesem Teint, den der Sonnenbrand nicht verdunkelt, der Schutz des Daches, den der französische Hut vorstellen soll? wie zu diesen üppigen vollen Gestalten die schwindsüchtige Bewegung französischer Taillen? Daher will dieses francaisiren mir immer als eine krankhafte Erscheinung vorkommen, als ob sogar die Frauen selbst ihre selbstständige nationale Entwicklung aufgegeben vor dem Einströmen der fremden Eigenthümlichkeit. Wie so eigen ist es mir nicht oft, wenn ich den stolzen, majestätischen Gang der Frauen hier, mit dem leichten feinen Schweben der Pariserin vergleiche, zu dem der leichte ätherische Anzug von Flor und Gaze

vollkommen paßt! Die Spanierinnen wollen mir immer nur in ihrer Nationaltracht gefallen. In ihren dunklen Gewändern, dem Schleier, der durch das ſchwarze glänzende Haar gewoben iſt, und über Bruſt und Schulter ſo fällt, als ſollte er die Formen verhüllen und verrathen zugleich, den Mantillas, die maleriſch um die Schultern hängen, in den ſchweren Stoffen ganz Harmonie mit dieſen kräftigen Geſtalten. In Spaniens Frauen, wenn ich ſie in ihren Nationalcoſtümen ſehe, da mag ich's noch glauben, läßt ſich der edlere Stolz nationaler Größe anfachen; allein wenn ich ſie eben wieder in den friſirten Köpfen ſehe, kokettirend mit einer Sitte, einem Putz, der ihnen nicht gehört, dann muß ich leider oft inne werden, daß auch in dieſem Geſchlechte der Wurm der Vernichtung den edlern Kern aufgezehrt, und was blieb, Schaale iſt, die zerfällt, jemehr das Volk ſeine politiſche Selbſtſtändigkeit, gegenüber der andern civiliſirten Welt, einbüßt.

.....

13.

Spanische Küche. Spanischer Stolz. Regierung.

December.

— Aus Euren Briefen habe ich mit der größten Theilnahme von den Feierlichkeiten des Huldigungstages geleſen, das müſſen Feſte geweſen ſein, woran das Herz ſich erquickt. Da ſchlägt auch meins mit neuer Sehnſucht nach der Heimath.

Solche Freude, glaube ich, kann in dieſem armen Lande nicht mehr ſein. Sie jauchzen wohl auf bei jeder Veränderung, und exaltiren ſich zu einer Wuth der Luſt und ſchreien vor Enthuſiasmus, bis ſie heiſer werden. Aber recht freudig erwärmt werden ſie nicht; ich meine ſolche Wärme, die ausbält. Sie haben auch freilich keine Urſache. Denn faſt keine Veränderung hat es hier

beſſer gemacht. Sie haben die Franzoſen fortgejagt und ſind noch ſtolz darauf. Dafür kriegten ſie Ferdinand den Siebenten. Auf den ſind ſie gewiß nicht ſtolz, kein Spanier. Sie waren hier vielleicht mehr als anderwärts auf die Conſtitution ſtolz; aber beſſer wurde es darum auch nicht. Und als die Franzoſen ſie ihnen wieder nahmen, ward es noch viel ſchlimmer. Als nun Marie Chriſtine und eine andere Conſtitution kam, war der Jubel groß, aber die Unzufriedenheit wurde noch größer; und ſie hatten gewiß recht, denn es geſchah auch nicht das geringſte, und die Provinzen hier ſpieen Wuth und Aerger über die Regierung in Madrid. Nun iſt Marie Chriſtine fortgejagt und Espartero iſt Regent. Aber geſchehen iſt noch immer nichts, was ſie zufrieden ſtellte. Noch kann man nicht nach der Hauptſtadt, nicht einmal bis Granada reiſen, ohne die nur zu gerechte Furcht ausgeplündert, in die Berge geſchleppt, oder ermordet zu werden. Was iſt eine Regierung, die nicht einmal mit den Räubern fertig wird! Davon gar zu ſchweigen, wie es mit den Gerichten und der Verwaltung ausſieht. Da hilft ſich denn jeder ſelbſt, ſo gut er

kann, und wo er Furcht hat, macht er eine trotzige Miene. So thun's die Provinzen gegen Madrid, und dabei stehn sie sich am besten. Einige machen schon krause Gesichter gegen Espartero. Gebe der Himmel, daß er der Mann ist, der nicht davor erschrickt, und was durchsetzen kann.

Ja, worauf ich bei der Erinnerung an Euren Huldigungstag kam! Während Ihr in froher Gesellschaft an der großen Tafel beim Ehrenmann Masche friedlich schmaustet und zechtet, war ich ruhig auf meinem Zimmer und habe Eurer in herzlicher Liebe gedacht.

Ich war an diesem Tage wie an allen übrigen, auf die schlecht besetzte Tafel meines Hauswirths angewiesen. Noch immer kann ich mich nicht an die hiesige traurige Kost gewöhnen. Wenn ich nicht aus vielfacher Erfahrung wüßte, wie trefflich auch hier die Küche bestellt werden kann, aus den Diners an den Tafeln der reichen Englischen und Deutschen Häuser, so möchte ich glauben, alle Civilisation erfröre auf den Pyrenäen oder ertränke im Ocean. Frankreich ist doch mit seinen Croquets, Omelettes, und andern Delicatessen so weit nicht entfernt; allein die Unwissenheit und der

Stolz der Spanier hat ihnen eine unüberſteigliche Mauer entgegengeſtellt, und die Mehrzahl weiß buchſtäblich nicht, ob Spanien an Rußland oder an Frankreich grenzt. Ihr wißt, ich gebe um dieſen Gaumenkitzel nichts, allein ich könnte ein bedeutendes Opfer bringen für ein gutes Stück Roggenbrod, eine Schale guter Milch und einen Teller mehliger Kartoffeln, womit mich das theuere Pommern genährt. Wie habe ich mich ſonſt immer der Mittagsſtunde entgegengeſehnt! und wie trefflich hat mir's geſchmeckt! Jetzt iſt alles ganz anders. Mit einer gewiſſen Reſignation ſetze ich mich jedesmal an den Tiſch, mit einem Gefühl von Heroismus. Die Weintrauben, Feigen und Roſinen, nun ja, die ſuchen ihresgleichen; allein wie bald hat man ſich das Zeug überſatt gegeſſen, und wie ganz anders ſieht vieles in der Nähe aus, was man aus der Ferne mit Bewunderung betrachtet. Dazu noch die mit Worten kaum zu beſchreibende Unſauberkeit der Spanier. Ein jedes Haus — faſt ohne Ausnahme — iſt dem verſchiedenartigſten Ungeziefer Preis gegeben; und wenn man das Volk auf den kothigen Straßen umherlaufen ſieht, in den zerlumpten und

schmutzigen Kleidern, selbst wenn uns zufällig eine vornehmere Spanierin im Negligee entgegentritt, so vergißt man, weiß Gott, das Wunderblau des Himmels und das Feuer der Augen und Herzen, und will's nicht glauben, daß man in Spanien ist. Ich versichere Euch dies, unbeschadet dessen, was ich Euch über Spaniens Frauen in meinen vorigen Briefen sagte! —

Wie schmutzig aber auch alles an dem Spanier sein möge, er kann sich dennoch nicht von einem zügellosen Stolze und einer grundlosen Verachtung alles Fremden lossagen. Das ist der Fluch der Nationen, wenn sie nichts von den Tugenden der Vorfahren erben, als den Wahn sie noch zu besitzen!

Worauf gründet sich Spaniens Stolz? Es ist unbegreiflich! Das was ihr Stolz ist, sollte ihre Schmach sein, denn sie haben nur diesen, nur das einzige von den Vätern geerbt, und nur dies gewonnen aus den tausendfältigen Calamitäten, in denen das Volk geschmachtet. Jetzt prunken die unseligen Erben mit dem elenden Nachlaß, glauben sich erhaben über alle, und sind in ihrer Verachtung alles andern so, daß man sich kaum des

Mitleids erwehren kann. Die Spanier betrachten ſich noch jetzt als die erſte Nation der Welt, und neulich wurde ſogar in einer Geſellſchaft behauptet, der ſpaniſche Soldat ſei der erſte Soldat Europa's, da er in dem letzten Kriege mit einer ſo ſeltenen Ausdauer, gefroren, gehungert und gedurſtet habe. Du lieber Gott, was man alles hören muß! Man braucht nur dieſe jämmerlichen Kerle zu ſehen, wie ſie ohne Schuhe, oft mit einem zerriſſenen Rock, einem zerlumpten Leibrock, der kaum ihre Blöße bedeckt, umherlaufen, das verroſtete Gewehr als einzige Habe, um es begreiflich zu finden, daß die Benutzung desſelben dieſer hungernden reſoluten Maſſe das einzige und ihr alles iſt. Ihre Courage iſt die des Straßenräubers, der auch halb verhungert iſt. Giebt man ihnen nichts zu eſſen und ſagt ihnen: Schießet oder Ihr müßt Hungers ſterben, dann haben ſie Muth. Ich bin überzeugt, ein deutſches Regiment jagt zehn ſpaniſche in die Flucht, vorausgeſetzt, die Spanier gingen ſo ſatt in die Schlacht, wie jene. Seit drei Jahren iſt dem Heere der Sold nicht gezahlt worden; kein Wunder, daß er mit verhungertem

Magen das Gewehr nicht von sich wirft, das seine einzige Macht ist*).

Aber an all dem Elend hat nur die gottvergessene Staatsverwaltung schuld. Seit zwei Jahren hat Spanien schon 166 Minister gehabt, von denen keiner drei Monate sein Amt bekleidete. Alle zogen sich als reiche Männer und außerdem mit einer Pension von 2000 Piastern zurück. Die Minister treiben ein gräßliches Spiel mit dem Lande und saugen es zu ihrem Vortheil bis auf's Blut aus, und das alles im Namen der Freiheit. So z. B. existirt seit einem halben Jahr in Malaga und Madrid eine Compagnie, die den Zoll der Hafenstädte des Mittelländischen Meeres gepachtet hat, selbst die Zollwächter anstellt und sie besoldet. — Für die willfährige Abschließung dieses Contraktes hat der Finanzminister ein Dongratuit von 100,000 Piastern er-

*) Daß diese armen Hungerleider, auch wo der Fanatismus sie nicht antrieb, Bewunderungswerthes an Ausdauer und Muth geleistet, beweist der letzte Krieg im Norden der Halbinsel. Die Noth findet das Ey. Das südliche Spanien war so glücklich, daß, bis auf Gomez Streifzüge, diese äußerste Noth nicht bis zu seinen verweichlichtern Bewohnern drang.

P. H.

halten. Das iſt aber eine Spottſumme im Vergleich zu den enormen Vortheilen, die den Intereſſenten jener Compagnie aus dem Contrakt erwachſen. Die letztern ſind lauter Kaufleute, und außer den direkten Ueberſchüſſen, die weit in die hundert tauſende geben, benutzen ſie nun noch das Recht des Schmuggelns in weit ausgedehntem Maaße, da die Zollwächter ihre Söldlinge ſind.

Vor einiger Zeit hat Esvartero 10 Millionen Realen für den Krieg verlangt. Ein Malagaer Haus hat den Vorſchuß geleiſtet, und dafür eine Anweiſung auf die Revenuen Havanna's auf 20 Millionen erhalten, nachdem es dem Finanzminiſter ein Dongratuit von einer Million verabfolgen laſſen. Dergleichen Dinge fallen faſt täglich vor, und ſind auch ſo gewöhnlich, daß darüber ganz frei und rückſichtslos geſprochen und verhandelt wird, und kaum wird mehr die Stimme des Mitleids für das unglückliche Land angeregt. Das Schauſpiel im Großen wiederholt ſich im Kleinen. Für Geld iſt alles feil. Advokaten werden gekauft, Mörder bedungen, und Ehre und Reputation haben ihren Cours. — Arm iſt das Land

keineswegs, im Gegentheil hat es unerſchöpfliche Quellen des Reichthums, nur arbeitet man der Armuth mit aller Kraft in die Hände und beutet den Reichthum nicht aus.

Höchſt ſelten, aber doch hier und da trifft man noch auf Spuren vom frühern ſpaniſchen Edelſinn; aber Spuren, die ſich mit jedem Tage zu verlieren drohen. So lange nicht eine kräftige Hand die Zügel ergreift, und das Staatsſchiff lenkt, ſo lange Nichtswürdige und Ohnmächtige an dem Steuer ſtehen, kann ſich Volk und Land nicht aus dem Schlamm erheben.

Und doch iſt der Spanier ſtolz auf ſein Vaterland!

Es empört und iſt rührend zugleich! Möchte er's erkennen, daß es nur die Erinnerung an eine beſſere Zeit iſt, die ihn ſtolz machen könnte, wenn ſie ihn nicht wieder demüthigen müßte! Es iſt betrübend, wenn man bedenkt, wie ein Geſchlecht ſo verſinken kann, in einem Lande, für das der liebe Gott ſo viel gethan hat. Nicht ein einziges Ergebniß des Kunſtfleißes,

das mit Erfolg im Auslande auftreten könnte, und nur Wein, Roſinen, Wolle u. ſ. w. bleibt ein Gottesſegen, der ausgegoſſen iſt auf jeden Raum, den des Menſchen Fuß nicht zertritt!— —

.....

16.

Se Majestad!

Neulich war ich im Theater und hörte Bellini's Norma. Es iſt eine Lieblingsoper der Spanier. Alles war gedrängt voll, die Logen waren überfüllt, die Geſellſchaft mochte vielleicht heute die ſchönſte ſein, die ſich ſeit längerer Zeit hier einfand. Die Herren im Parquet ſtatteten ihre Viſiten ab, und die Schönheiten Malaga's entfalteten all' ihre Reize, die ſchwache Aufmerkſamkeit der jungen Männer noch mehr von der Bühne abzuziehen. Etwas verſtimmt blieb ich heute unten und hoffte einmal auf einen muſikaliſchen Genuß, da die Norma eine Hauptrolle der Primadonna ſein ſollte. Eben hatte ſie die keuſche Göttin angerufen, und mit ziemlich glücklichen Griffen die

gefährlichſten Paſſagen dieſer Arie vollendet; der Chor fiel ein, als plötzlich ein Fremder ins Parterre trat mit dem Ruf: **Sa Majestad! Sa Majestad!**

Plötzlich ſchwieg die Muſik. Da ich den Ruf nicht ganz verſtand, dachte ich an etwas Entſetzliches, das ich gar nicht zu nennen wußte. Aber bald klärte ſich mir alles auf. Das ſingende Perſonal ſank aufs Knie, das ganze Publikum erhob ſich und wandte ſich nach dem Ausgang. Die Damen ließen ſich mit aller möglichen Grazie gleichfalls aufs Knie nieder, die Herren bekreuzten ſich, und beugten die Köpfe. Das Orcheſter beginnt die Quaſi-Kirchenmuſik zu ſpielen, die ich Euch hier beilege, und an den Fenſtern des Theaters läßt ſich ein flackernder Lichtſchein wahrnehmen, der immer deutlicher wird. Endlich hörte ich den Schall eines Glöckchens, wie man ihn in katholiſchen Kirchen während des Gottesdienſtes hört. Er kam näher und näher, und ich glaubte ſchon, es ſolle eine Prozeſſion in's Theater ſtatt finden; aber es entfernt ſich all dies wieder, langſam, wie es gekommen; auch die Kirchenmuſik ſchweigt, die Sänger und Sängerinnen erheben

ſich, die Damen gleichfalls; die Herren richten ſich auf, und auf der Bühne beginnt der Geſang und das Spiel wie vorher, als wäre keine Unterbrechung vorgefallen.

Es war das heilige Oel, das zu einem Sterbenden, dem Theater vorüber, getragen wurde. Der Canonicus der Kirche geht gewöhnlich voran und 15 Kerzenträger begleiten ihn. Alle Vorübergehenden ſtehen ſtill und knieen nieder; ſelbſt in den Häuſern, wo ſie vorüberziehen, und man den Schein der Kerzen, den Schall des Glöckchens wahrnimmt, laſſen ſich die Frommen auf ein Knie nieder und verrichten ein Gebet. Auch im Schauſpielhauſe darf keine Ausnahme ſtatt finden. Es hat für uns gewiß etwas Ergreifendes, und ich kann wohl ſagen, ich ſelbſt war ſehr ergriffen davon. Mochte es meine damalige Stimmung ſein, oder ſonſt in der Handlung gelegen haben, vielleicht im Anblick, ſo viele hunderte zu Luſt und Vergnügen geputzte Menſchen, bei der Erinnerung des Todes auf den Knieen zu ſehen, ich konnte den feierlichen Eindruck nicht aus dem Gedächtniß bringen, und nicht begreifen, wie das Publikum, die Sänger und Sängerinnen wieder

ſo gleichgültig im Genuß und Geſang fortfahren konnten, nachdem der Zug vorüber war. — Allein jeder tiefere Eindruck verliert ſich, wenn man die Rechtgläubigkeit der Spanier in der Nähe betrachtet.

Die Stelle der klaren Gedanken, die uns ſo nothwendig im Daſein ſind, vertritt bei dem Spanier die Schwelgerei der Gefühle, gleichviel wofür, gleichviel worin. Die Religion gehört beim Spanier in das tägliche Lebensbedürfniß, und hat er dieſem genügt, ſo tritt ein anderes ein, dem er mit gleichem Ernſt, mit gleicher Feierlichkeit Genüge thut. So ganz ins Leben hineingezogen, iſt die Religion hier feſter und ſicherer im Volke eingewurzelt, als irgend wo, allein die Religioſität iſt eben darum hier loſer als irgend wo, und kein Volk auf Gottes Erdboden dürfte von ſo lauer Moral, von ſo weitem Gewiſſen ſein. Keine ſeiner Leidenſchaften findet in der Religion einen Damm, keine ſeiner Tugenden eine Stütze, ſie liegt ſeiner Verſittlichung vollkommen ſeitwärts, und leiſtet eher ſeiner Begierde Vorſchub, als daß ſie dieſelbe mäßigt.

Die feierlichſte religiöſe Handlung iſt nicht im

Stande seine Stimmung zu ändern. Ihr sollt nur die Scherze und Späße sehen, die der Spanier zu treiben im Stande ist, selbst wenn er vor dem Allerheiligsten auf den Knieen liegt, sobald er in einer spaßhaften Stimmung ist. Während ihre Lippen Gebete murmeln, lächelt der Mund der Damen den Cavalieren zu, die ebenfalls Gebete murmelnd, ich glaube nicht einmal immer, die Cigarren aus dem Munde nehmen. Der muthwillige Bursche stört sich durchaus nicht im Gebete, und bekreuzigt sich an den betreffenden Stellen in gehöriger Vorschrift, während er zwei alten Frauen die neben einander knieen, die Röcke aneinander heftet, und die alte Matrone, die es merkt, fährt fort, ihre Sünden zu bekennen, und mit der rechten Faust ans Herz zu schlagen, während ihre Linke dem Burschen ins Antlitz fährt, der den Saum des Rockes an die Taille heften will.

Neulich erzählt mir unser Landsmann N... eine ergötzliche Scene. Er sieht beim Abendläuten auf dem Hofe einen bejahrten Mann knieen, der sich mit der Rechten bekreuzt, während er in der Linken einen schnurrenden Kater am Rückenfell fest

hielt; eine ganze Maſſe Jungen umgiebt ihn knieend, und alle verrichten ihre Andacht in gewöhnlicher Weiſe; nach Beendigung derſelben aber gewahrt N... daß der Alte mit der Rechten, mit der er ſich eben bekreuzt hatte, eine Maus hat, die er nun am Schwanze dem Kater um den Kopf ſchwingt und damit ſein Auditorium beluſtigt. Das klang mir in der That unglaublich, allein ſeitdem ich ſo manches Andere geſehen, klingt es mir gar nicht mehr ſo.

So viel ſteht feſt, man thut Spanien eben ſo Unrecht, wenn man es religiös nennt, als wenn man es irreligiös ſchimpft. Es iſt bigott mit der größten Gleichgültigkeit von der Welt, und wenn es die Ketzer haßt, ſo geſchieht es nur, weil es überhaupt nicht viel bedarf, von der Verachtung alles Fremden zum Haß überzugehen.

Es kam mir immer in der Geſchichte unbegreiflich vor, daß unſere Proteſtantiſchen Vorväter ſo ernſtlich die Katholiken für Götzendiener erklärten. Ich dachte mir dabei die Katholiken, wie ſie bei uns ſind. Seitdem ich Spanien kennen gelernt, verſtehe ich die alte Geſchichte beſſer. Sieht es mit der Religion hier wahrhaftig doch nicht

viel beſſer aus, als mit einem Götzendienſt Was ſpielt man nicht mit den lieben Heiligen, vornehmlich mit der Mutter Gottes! Auch die Vornehmen, die ſchönen und liebenswürdigſten Damen machen die Himmelskönigin zum Mittelpunkt ihrer Intriguen. Sie erhält Blumen aus dem Strauß des Geliebten, Bänder aus dem geſchenkten Putz; ein Schwur bei ihr beſiegelt den Kuß, ihr Beiſtand die Treue. Dafür hält die Mutter Gottes auch Stich, wenn der Geliebte die Treue bricht; ihr beichtet die Verlaſſene, vor ihr ballt ſie die Hände im Zorn, ihr ſchwört ſie Rache zu. Die Mutter Gottes blickt mit Wohlgefallen zu, wie die Wüthende die Bänder, die Blumen vernichtet, zertritt; ihr iſt es lieb, daß ſie auch die Liebeszeichen los wird, die die Glückliche ihr verehrt hatte, ohne zu ahnen, daß er ſo unwürdig iſt. In ſchwierigen Fällen wird ſie zu Rathe gezogen, und die Mutter Gottes blickt, je nachdem es der Liebenden ſcheint, gütig, gnädig, bedenklich von ihrem Poſtament, aus ihrem Rahmen. Zuweilen ſchweigt die Mutter Gottes, und das Kindlein hat mit dem Kopfe genickt, oder gelächelt. Und wenn ſie guten Rath ertheilt, wie tauſendfältig iſt der Dank, wie un-

erſchöpflich wird ſie gelobt! und wenn ſie ſchlechten Rath ertheilt, da wird ſie geſchmäht, ja, ausgeſcholten, degradirt, aus dem Prachtzimmer in ein ſchlechteres verwieſen. Sie darf nicht mehr in ihrer zierlichen Geſtalt über dem Tiſche prangen; und wenn der Gleichmuth der Mutter Gottes und ihre Ruhe, auch wieder alles in Ruhe umwandelt, ſo wird die Geliebte dennoch lange ſchmollen.

Gewiß, wer dies alles erfährt und ſieht, der kann nur lächeln, wenn man bei uns in den Zeitungen lieſt, daß der Geiſt der Aufklärung in Spanien immer mächtiger werde. Die Scene, die ich im Theater erlebt, kommt nicht ſelten mehre Male an einem Abend vor. Wenn dieſe bigotte Indolenz, dieſes Gemiſch von Gleichgültigkeit und Fanatismus, Aufklärung und Religion in unſerm Sinne wäre! dann will ich verurtheilt ſein, ein ſpaniſcher Katholik zu werden!

.....

17.

Im dunklen Laub die Goldorangen glühn.

In dem Landhause der würdigen Mutter eines meiner hiesigen Gönner, beim Dorfe Chourriana, sah ich neulich zum ersten Mal im dunklen Laub die Goldorangen glühen. Sie machten einen wunderlichen Eindruck auf mich. Diese Vegetation, diese goldene Gabe des ewig spendenden Himmels, und darüber das ewige Blau, das tiefe klare undurchdringliche, wie es sich über Spanien wölbt; es söhnte mich mit allem aus, was ich Trübes und Trübseliges im Lande gesehen und erfahren. — Und doch durfte ich mich nicht an das Bild erinnern, das man sich in unserer Heimath von den Orangenwäldern entwirft, wenn ich den Genuß derselben nicht stören wollte. Der Himmel hat

dieſes Land reich, ja überreich geſegnet; aber die Menſchen, an denen er ſeine Gabe verſchwendet, laſſen ſie unbeachtet.

Wer bei uns denkt ſich's nicht reizend, himmliſch, unter blühenden Orangenbäumen zu wandeln! Ein üppig gewachſener Stamm, geſchmückt mit dem dunklen Laub, und dieſes von den goldenen Orangen unterbrochen; alles umfloſſen vom Duft der Orangenblüthe, der mit der labenden Luft gemiſcht, die Sinne mit dem ſüßeſten Rauſche tränkt; und wer denkt ſich nicht als Zugabe eine ſtolze ſchöne Spanierin in Liebesträumerei verſunken, im Schatten dieſes Hain's luſtwandeln!

Allein wie anders ſieht es in Wirklichkeit aus! Der Baum iſt ſo erdrückt von Früchten, daß der Stamm, der unerzogen krüppelhaft hinrankt, jetzt feſt am Boden liegt, ſo vernachläſſigt der Spanier die Cultivirung ſeiner ſchönſten Gottesgeſchenke. Unter Orangenbäumen wandeln können höchſtens Katzen und Ratten, die denn auch nicht unterlaſſen, ſich dies aromatiſche Vergnügen zu machen. Mit einiger Ueberwindung machte ich wenigſtens den Verſuch; aber nur eine geſündere Natur überwand in mir den Ekel, den der

Anblick da hervorrief. Was iſt der Duft von Orangen gegen den verpeſtenden Geſtank der Unſauberkeit. Der Miſt liegt überall, Auge und Naſe beleidigend, wo man auch hintritt. Verfaulte Melonen, krepirte Katzen und Ratten und reſpective Düngerhaufen reizen die Magennerven nicht ſelten, die allen widerſtrebendſten Bewegungen hervorzubringen. Ich hatte auch das Glück einer Spanierin, dem Gärtnermädchen, zu begegnen. Ein brauner weitläufiger Fleiſchklumpen, der wie geſchwollenes Sohlenleder ausſah, watſchelte mit bloßen Beinen auf mich zu; natürlich blieb ich in einer ehrfurchtsvollen Entfernung ſtehen und ſtaunte das Gebilde, das meine Phantaſie weit überſtrahlte, mit betroffenem Blicke an.

Ich wollte, ich könnte die Dichter, die Spaniens Orangenwälder beſingen, hierher citiren, ſie würden mindeſtens das Wandeln *unter* denſelben, in ihrem kühlen Schatten, nicht anempfehlen, ſo lange noch der Geruchsſinn nicht völlig abgeſtumpft iſt.

In deinen Buchen- und Eichenwäldern, theures Vaterland, möchte ich einmal wieder umherſtreifen. Das goldene Blatt der Eiche, von der

Herbſtſonne beſchienen, zittert im Winde und ſchüttelt die letzten Tropfen eines vorübergegangenen Regenſchauers auf mich herab. Ach, in meinen Träumen wandre ich oft dort, mein Fuß fliegt wieder leicht über den ſandigen Boden hin. Du theuere Buche mit deinen, weit nach dem Himmel ausgeſtreckten Armen, an deinem Stamm möchte ich müde wieder einmal lehnen und erfriſcht dann weiter ſchreiten. Die Birke lehnt ſich in ihrem weißen Gewande dort über ein kleines Gewäſſer und raſchelt mit dem Hängelaub und flüſtert mit den Vögeln, dem Eichhörnchen, das munter über die Brücken ſetzt, den der Armzweig eines Baumes mit der ſeines Nachbars bildet. Vor allem aber Du deutſcher Landmann, dem ich begegne, wenn Du den Schweiß und die Haare aus der Stirne wiſcheſt, und nach vollbrachtem guten Tagewerk zu deiner Ruheſtätte wanderſt, wie biſt Du tauſend- und abertauſendfach geſegnet mit der Arbeit, die Dir der Himmel aufgelegt, im Vergleich mit dem ewig müßigen, faulenden und ſtinkenden, lebensüberdrüßigen Landbebewohner dieſes Südens, den nichts mehr aufzuregen vermag, als Blutvergießen, und der in

träger Schlemmerei Gottes süße Gaben mit einem Ueberdruß genießt, der ihm alle Freuden raubt.

Sennerita Manuela, ein interessantes Mädchen, fühlt die Sehnsucht die ich hege, ob sie doch nur deutscher Abkunft und eine geborne Spanierin ist. Seht, das macht das Blut! Der Stockspanier und die echte Spanierin halten es nicht einmal für möglich, daß es ein Land geben kann, in dem man glücklich lebt, außer Spanien. Sie sagte neulich zu mir: „Ich möchte wohl einmal nach Deutschland kommen, und das köstliche Laub der Eichen und Buchen in ihren verschiedenen Farbenschattirungen bewundern, und mich auch an den schönen Aepfeln, Birnen, Kirschen und Pflaumen so recht satt essen!" Das wird Euch nichts besonderes dünken; mir aber klang es wie Musik ins Ohr.

Was das Obst betrifft, haben wir in der That im Norden kein rechtes Urtheil, wenn wir die südlichen Früchte weit über unsere stellen. Die Weintraube ist das einzige, was hier als wahrhaftes Labsal gelten mag; die sonstigen Früchte sind, so beständig sie uns dünken, sehr vergänglich in der hiesigen Hitze, und fast nur wenige Wochen

ſind es, in denen z. B. die Apfelſinen, die Melonen erfriſchend und durchweg wohlſchmeckend ſind. Wenn dieſe Zeit vorüber, dann halten ſie ſich im Norden beſſer als hier, und Ihr genießt dieſe Früchte mit größerem Wohlgeſchmack, als man es hier im Stande iſt. Anfangs erquickten mich die Feigen, allein ihr Geſchmack hat etwas Nichtsſagendes, Fades für die Dauer; und ich kann mich nicht von dem Gedanken trennen, daß vornehmlich dieſe Obſtſorte, in ihrem charakterloſen Geſchmack, ein Bild des ſpaniſchen Charakters in der Gegenwart iſt. Wäre ich ein Chemiker, ſo würde ich Verſuche anſtellen, die wohl zu etwas führen könnten. Ich bin immer der Anſicht, daß ſich aus den Blättern, dem Laub der hieſigen Bäume eine ölartige Subſtanz preſſen läßt. Wenn ich dieſe fetten, herrlichen Blätter anſehe, und ihr ſaftiges, dunkles Grün gegen das Licht halte, bin ich der Ueberzeugung, daß eben ſo wie hier viele Kräfte und Säfte von der Natur vergeudet ſind, es in den Blättern auch der Fall iſt. Ich ſcherze nicht, die Sache iſt gewiß des Verſuches werth. „Die Einwohner hätten das längſt herausgefunden," das iſt kein Beſcheid auf ſolche Vermuthung.

Der Spanier würde sogar lächeln, ja spotten, wenn es unser einem gelingen würde, ein Oel daraus zu gewinnen; erst wenn es Geld in seine Hände brächte, wird der Spanier das stolze Haupt schütteln und mit dem halb anerkennenden, halb bemitleidenden Tone von den Ausländern sprechen, die aus Hunger auf allerhand gute Ideen mühselig kommen.

In dieser Weise betrachtet er auch das Meiste, was die Ausländer, namentlich die Engländer erfinden und entdecken.

„Heilige Jungfrau," rief ein Stockspanier aus, den ich darüber sprach: „wie könnt Ihr, Sennor, das als Verdienst anrechnen, wenn die Engländer ein so armseliges Land haben, wo sie Hungers sterben müßten, daß sie Dampfschiffe erfinden, um schnell bei uns zu sein, um alles, was sie nothdürftig haben müssen, zu holen!"

Was sollte ich ihm erwiedern! Aber so sind sie, selbst die Gebildeten. Sie betrachten sich als Mittelpunkt der Welt, um den alles circulirt, und wir alle sind so nebenbei von Gott in die Welt gesetzt, um die Brosamen aufzulesen, die von ihrem Tische fallen. Freilich sind sie nicht Alle

ſo, aber ich ſpreche von der Mehrzahl derer, die mir zu Augen kamen.

In der That aber, ihr Theil iſt ſchön, und Gott hat es außerordentlich gut mit dem Volk gemeint. Wir haben hier noch immer das herrlichſte Wetter; heute, am 17ten November, iſt eine Hitze, daß man's in der Sonne kaum aushalten kann; nur die Abende fangen an kühl zu werden, und ſind deshalb um ſo labender. Welch herrlicher Sternenhimmel rollt ſich dann in der Kühle der Luft auf! Wer niemals in dieſem großen Buche der Natur geleſen, der muß es hier lernen. Die Himmelslichter glänzen, wie ich es nie in der Heimath ſah, und die lichten Tropfen fallen auf das aufblickende Auge, in das Herz, Sehnſucht und Troſt in jede trübe Falte ſenkend. Oft blicke ich hinauf, und ſpreche in meinem Herzen mein geliebtes Deutſch mit den Sternen da oben, die auch in meiner Heimat ſichtbar ſind, und aus dem lichten Blau klingt es mir wie Klänge der Heimat wieder, wie Grüße, die überm Meer zu mir herüberiönten, wenn ich die Dünen der heimatlichen Küſten durchſchritten, und die Sterne unter Wolkenſchleiern verſteckt, zu mir

herablugten. Wenn ich dann die Blicke nach den Häusern wende, und diese mir finster entgegenschauen, dann ergreift mich die Sehnsucht doppelt nach den traulichen, erleuchteten Fenstern der Heimat, wo das süße Stubenleben seinen Anfang nimmt, wenn die Nächte länger zu werden angefangen. Von der Traulichkeit eines solchen Lebens hat der Spanier gar keinen Begriff, und wenn er vom Winter in unsern Gegenden spricht, hat er ein Bild vor Augen, wie wir es uns in Grönland von den Eskimo's denken, wo es übrigens wohl auch nicht so entsetzlich sein wird, als es unsere Phantasie ausmalt.

.....

18.

Die Tertulia. Spaniſche Converſation. Die vollkommene Andaluſierin.

Zu unſerm Conſul bin ich ein für alle Mal Sonntag Abends eingeladen. Es verſammeln ſich dort die erſten Familien Malaga's, und der Abend vergeht in der Regel auf angenehme Weiſe mit Spiel, Muſik und freier Unterhaltung. Mir ſind dieſe Abende ſehr angenehm und lehrreich, weil ich hier die echt Spaniſchen Einwohner der Stadt, und im Geſpräch ihre Sitten und Denkungsweiſe kennen lerne. Gott ſei Dank, ich fange jetzt an, nicht allein erträglich zu ſprechen, ſondern auch Spaniſch ganz zu verſtehen. Beiläufig geſagt, ſo mußte ich ziemlich alles das bei Seite werfen, was ich zuhauſe von meinem Lehrer, und unterweges durch die Gramatik gelernt hatte. Das

Spaniſche, wie es hier geſprochen wird, iſt himmelweit von dem verſchieden, wie wir es uns aus Büchern conſtruiren.

Am vorigen Sonntag war wieder eine große Tertulla dort. Das Wort Tertulla bedeutet eine ſolche ungezwungene Abendgeſellſchaft, die ohne beſondere Einladung zuſammenkommt. Ich hatte den Tag über viel gearbeitet und war müde, beſchloß alſo diesmal zuhauſe zu bleiben. Siehe, da kam aber eine Deputation, beſtehend aus einigen Freunden, die von den jungen Damen abgeſchickt waren, um mich dringend zum Kommen aufzufordern. Die Herren ſagten, ſie hätten den Befehl, nicht eher wiederzukommen, bis ſie mich mitbrächten. Wer konnte da widerſtehen. So müd' ich war, mußte ich in den ſchwarzen Anzug, und die Finger in die Glacéhandſchuh preſſen, was bei der Hitze hier nichts weniger als angenehm iſt. Viel lieber hielt ich ſie immer in die Fontaine im Hofe. Aber der äußere Anſtand darf hier nicht umgangen werden.

Ich habe es nicht bereut, daß ich mich überreden ließ. Aufrichtig zu ſprechen, ſo hatte ich einen heimlichen Gedanken, daß ich in der großen

Geſellſchaft eine der beiden lieblichen Schweſtern zu Geſicht bekommen würde, die meinen Flügel auf der Straße beherten. Das war nun zwar nicht der Fall, aber ich ſah etwas anderes, was mich vollkommen dafür entſchädigte, und dazu hörte ich ſo viel Dinge, die zwar nicht angenehm waren, aber doch auch ihren Werth haben. Doch das Gute kommt zuletzt.

Warum man mich rief, das wußte ich, und Ihr werdet es auch längſt wiſſen. Es war nicht meine werthe Perſon, ſondern nur mein Klavierſpiel. Von den hübſchen, lieben Mädchen ward ich jubelnd empfangen, und die Cavaliere haben für ihren Ritterdienſt gewiß den Lohn geerndtet, ich aber mußte ſogleich an's Inſtrument, um — ihnen den ſchönſten Genuß zu verſchaffen, und die herrlichen — u. ſ. w. Ja du lieber Gott, ich ſah, wie die armen Dinger auf Nadeln ſtanden, als ich die herrlichen Piecen, die man von mir verlangte, ſpielte. Sie warteten nur auf die Tanzmuſik. Natürlich willfahrte ich ihnen, ſobald es ſich mit Schicklichkeit thun ließ.

Die Geſellſchaft war ſehr groß und bunt, auch ganz ungenirt. Da ging Jeder ſeinem Vergnügen

nach, und in den Nebenzimmern ging es recht luſtig bei Geſellſchaftsſpielen zu. Ich aber war, nachdem ich mein Abendwerk gethan, zufällig in einen Kreis älterer Damen gerathen, und da ich von der Arbeit etwas ausruhen mußte, war mir das auch nicht unangenehm. Da hörte ich ein wunderbar Geſpräch, und mußte unwillkührlich mit daran Theil nehmen. Eigentlich ſchickt es ſich wohl nicht, ſo etwas aufzuſchreiben, aber Ihr wollt doch genau wiſſen, wie es hier hergeht. Entnehmet alſo aus dieſer Converſation, wie man ſich in Malaga ungenirt unterhält. Eher, verſichere ich Euch, daß ich etwas ausgelaſſen und gemildert, als daß ich erfunden und zugeſetzt habe.

Erſte Dame. „Ponto (ein Hundename) iſt geſtern auch wieder die ganze Nacht nicht zuhauſe geweſen. Mir ſcheint's, als wenn er in ſeine Mutter verliebt iſt. Haben Sie es nicht auch bemerkt, Don Guiglielmo? Sie wiſſen doch, ſeine Mutter gehört drüben der Donna Caſtillo."

„Vielleicht, daß er nur aus kindlicher Liebe eine Viſite gemacht hat," warf ich ein, um das intereſſante Hundegeſpräch bei Seite zu ſchieben.

Zweite Dame. „Ach Unſinn! Schöne kind-

liche Liebe. Der Bediente konnte ſie neulich kaum mit dem Stocke auseinander treiben."

Dritte Dame. „Und was iſt denn das ſo Großes. Adam und Eva haben's ebenſo gemacht, wie jetzt Pinto und alle Hunde."

„Allein Adam und Eva" — Man ließ mich nicht ausſprechen.

Erſte Dame. „Lieber junger Mann, ich weiß was Sie ſagen wollen, das läuft aber alles, im Grunde genommen, auf eins hinaus. Menſchen ſind Menſchen, und Thiere ſind Thiere; der Menſch iſt aber auch ein Thier, das wiſſen wir ja alle, nur kein ſo ſchmutzig Thier."

„Der Menſch aber hat edlere Beweggründe —"

Man ließ mich wieder nicht ausreden, ſondern lachte recht herzlich auf.

Schöne edle Beweggründe, kicherte die erſte Dame. „Als Adam der Eva nachlief, wollte er ſie wohl ins Kloſter bringen!"

„Die Thiere ſind nur nicht verſchämt, das iſt der einzige Unterſchied" ſagte die Zweite.

„Ach was Scham und Schande! rief die Dritte. Das iſt doch nur Ziererei bei den Menſchen.

Wären wir noch im Paradieſe, ſo wären wir Alle wie Adam und Eva."

Ihr mögt denken, daß mir das Blut bisweilen ins Geſicht trat. Es koſtete Mühe, daß ich mich in dieſe natürliche Geſprächsweiſe zurecht fand. Im weitern Verfolg der Unterhaltung, wo man ſich über meine Größe aufhielt, fragte mich die erſte Dame: wie lange es wohl gedauert, ehe man mich zur Welt gefördert? „Wahrhaftig, ſagte die Dritte, die Hebamme muß Zeit genug gehabt haben, um eine Cigarre auszurauchen!"

Da bliesen drei oder vier Damen, unter herzhaftem Gelächter über dieſen Witz, den Rauch in die Stube hinein. Denn — während dieſes auserwählten Geſprächs rauchten ſie mit einer widerwärtigen Leidenſchaftlichkeit ihre Cigarren! — Das iſt nun nichts beſonderes.

Endlich ward ich erlöſt. Der Sohn des Wirthes kam mich zu holen. Er wollte mich einer Dame vorſtellen, die, von meinem Spiel entzückt, meine Bekanntſchaft zu machen wünſche. Das war eine Belohnung. Ich wurde der Braut des Marques de la Pamiego vorgeſtellt. — Ja, ich geſtehe, daß ich noch niemals eine ſo vollen-

dete Schönheit, ſo charakteriſtiſch in all ihren Bewegungen, in jedem Ausdruck, in Blick und Rede, geſehen. Mögen es mir die deutſchen Landsmänninnen verzeihen; ich glaube, nur dieſes von dem Himmel ſo ſehr begünſtigte Land iſt im Stande, ſolch ein Ebenmaß hervorzubringen. Dieſer reine dunkle Teint, wie vom Flaum der unberührten Pfirſich angehaucht, die zarteſten Züge um Mund und Kinn, und die Augen, ſo ſtill glühend, als warteten ſie nur darauf, in Leidenſchaft plötzlich aufzublitzen, unter dem Schatten der langen Wimpern, die ſich ſammetartig falten. Donna Carmen heißt ſie; ja ihre ganze Erſcheinung war ein Gedicht.

Auch ihr Geſpräch war reizend; und zeichnete ſich in vielen Stücken von der Unterhaltung der andern Damen aus, die, ihre Cigarren im Munde, in den Geſellſchaftszimmern umher flatterten. Eine weit ernſtere und tiefere Stimmung ihres Gemüthes verräth ſich in ihr, als bei allen, die ich bisher hier geſprochen. Ich glaube, daß dies daher rührt, weil ſie eine der wenigen iſt, die ſich nicht beſtrebt, franzöſiſchen Ton und Manieren mit dem franzöſiſchen Putz anzulegen, und gewiß, wo die Menſchen ſich bemühen, ihre nationale Tugenden

zu pflegen und auszubilden, ſind ſie immer reizender und beſſer, als in der Nachäffung modiſcher Vorzüge und geſellſchaftlicher Tugenden.

Was mich am meiſten Wunder nahm, war, daß ſie ſogar über Muſik gebildeter und vernünftiger ſprach, als alle andern. Ich wollte, ich könnte ſie Euch malen, oder gar perſönlich vorſtellen; Ihr würdet die vollendete Andaluſierin in ihr ſehen! Auch ihr Gang und Wuchs iſt ſtolz, und hat etwas Erhabenes ja Majeſtätiſches, und ich kann mir's leicht denken, daß der Marques de la Pamiego der glücklichſte Mann in Spanien ſein muß.

Doch fürchtet nicht meine Lieben, mein Herz bleibt deutſch! und gewöhnt ſich an ſpaniſche Sitte nicht, und kleidete ſie noch ſo ſchön!

Gütiger Himmel, wie glänzend ſtehen die lieben deutſchen Landsmänninen vor dem Auge meines Geiſtes, wenn ich mir auch Sennorita Donna Carmen Quiros denke, die Cigarre im Munde!

.....

19.

Der ſeltſame Beſuch. Die heilige Cäcilie.

December.

Das kam mir unerwartet!

Ich hielt mich wohl für eine ziemlich bekannte, aber doch keineswegs für eine ſo bedeutende Perſon, daß es ſich lohne, Netze danach auszuwerfen. Die jungen Mädchen angeln nach mir, nämlich, daß ich ihnen zum Tanz ſpielen ſoll, oder um ſie beim Geſang zu accompagniren, oder, wenn es hochkommt, um einen muſikaliſchen Genuß zu haben. Im Uebrigen bin ich ihnen gleichgültig; ich bilde mir wenigſtens nicht mehr ein, als daß ſie hinter meinem Rücken über den langen, blonden Deutſchen kichern.

Aber denkt Euch, welche Ehre mir begegnete, und ſeid ſtolz auf Euren Sohn. Die vornehmſte

Dame von Malaga und ganz Spanien hat mich fangen wollen!

Der Kapellmeiſter der Kathedrale, den Ihr ſchon kennt, ließ ſich zu geſtern bei mir anmelden, mit dem Bemerken, er würde die Ehre haben, noch einen Bekannten mitzubringen. Das klang mir ſonderbar. Nun, ich kenne aber ſchon die Luſt der Spanier an Formalitäten.

Der Kapellmeiſter kam, und mit ihm — der Canonicus, welcher neulich meinem Orgelſpiel in der Kathedrale zuhörte, und mich darauf ſo freundlich in der Kirche zurechtwies.

Ellenlange Verbeugungen, Verſicherungen von Reſpect und Ueberraſchung, und gegenſeitiger Freude. Ich lerne jetzt auch ſchon in Spaniſchen Floskeln etwas leiſten.

Endlich ſaßen wir je drei auf Strohſtühlen uns gegenüber.

Was mir denn die Ehre eines ſo vornehmen Beſuches verſchafft hätte? — Da fing ein Loben an meines ausgezeichneten Spieles, welches eine tiefe, ernſte Bildung verrathe. Beſonders rühmenswerth, ja kaum zu begreifen, bei der Natur des Landes, wo ich herkomme, ſei es, wie ich

mich in chriſtlichem Geiſte der Kirchenmuſik zugewandt habe. Darauf mit einem feinen Blick die Frage:

Ob die Bewohner von Pommern Chriſten wären?

„Gewiß, Senner."

„Aber —"

Ein noch ſchärferer, feinerer Blick, ein Lächeln um die Mundwinkel, und darauf ein demüthiger Augenniederſchlag.

Wir verſtanden uns vollkommen, wenn auch kein Wort weiter gewechſelt wäre. Aber ich ſagte ihm gradeaus, auf gut Deutſch, das heißt mit Spaniſchen Worten, daß wir recht gute Chriſten wären, und von was für Art.

Der Kapellmeiſter zuckte die Achſeln, und ſah zuerſt recht mitleidig auf mich, und dann bedeutſam auf den Canonicus.

Der nun, wie geſagt, ein feiner vornehmer Mann, fing wieder mein Spiel an unmäßig zu loben. Und wie ich die Orgelclaviatur zu handhaben wiſſe, als wäre der Geiſt der heiligen Cäcilie in mich gefahren. Und wie er ſo recht mitten drin war, kam wieder ein ſauerſüß Geſicht und

ein Blick nach oben und ein: „Schade! daß ein junger Mann von solchen Tugenden und Talenten in keinem christlichen Lande geboren wurde!"

Kurz und gut. Die Herren waren in keiner andern Absicht gekommen, als um mit mir einen Bekehrungsversuch zu machen.

Der Canonicus ist ein feiner, schöner Mann, und glaubte vornehmlich durch die heilige Verhalle der Kunst mich in den Tempel seiner heiligen Religion zu führen:

„Senner, ist es nicht schade, daß ein Mann, den offenbar die heilige Cäcilie so geliebt, daß sie in seine Finger so reichen Segen ihrer Kunst gegossen, daß er sie, die Wohlthäterin, nicht erkennt!"

Ich lächelte ungläubig, und der feine Mann verstand mich, und fuhr mit sehr feierlichem Ernst fort:

„Oder glaubt Ihr nicht, Senner, daß die Gabe der heiligen Kunst, der Musik, vom Himmel, ein Segen der Seligen ist?"

„Ich glaube nicht, daß sie vom Himmel kommt, aber, daß sie auf ihn hinweist."

„O, Senner ist, ich weiß, ein Philosoph, ein

Deutſcher, und die Deutſchen ſind alle Philoſophen! wie könnt Ihr aber glauben, daß etwas nach einem Ziele führe, das nicht von ebendemſelben ausgeht. Iſt die Muſik, die Kunſt, eine eigne Quelle, die zum Himmel hinführt, ſo muß ſie ja von daher kommen, oder ihre Ewigkeit iſt unabhängig vom Himmel und ſeinen Heiligen. Seht, ſeht Senner," dabei faßte er meine Hand, „in welche Schlinge die Ketzerei Euch führt! Mit der Philoſophie kommt Ihr nicht durch!"

Der Kapellmeiſter nickte bei dieſem feinen Argument des Canonicus ſehr ernſt und heilig mit dem Kopfe, während er die Augen ſchloß, und ſie dann groß auf mich richtete.

„Ich bin kein Philoſoph," beſchwichtigte ich ruhig den heiligen Mann vor mir, „auch bin ich weit entfernt, den Himmel als Urſprung der Kunſt, wie alles Großen und Schönen zu leugnen; nur iſt der Ausdruck unſerer Kunſt nicht der reine, himmliſche, er iſt ja nur für unſer Auge, unſer Ohr, in der Eigenthümlichkeit, in welcher es an uns beſchaffen. Wie dürfen wir dem Allmächtigen und Ewigen, den wir uns aller Körperlichkeiten baar denken müſſen, ſo verſinn-

lichen, daß wir ihm auch die Eigenthümlichkeit unserer Beschaffenheit beilegen."

„Heilige Jungfrau!" rief er aus, und faßte nun auch meinen andern Arm im Eifer, „wie seid Ihr doch so verblendet! grade darum, grade darum, weil der Allmächtige nicht versinnlicht sein kann, gerade darum müßt Ihr die Heiligen alle anerkennen, die da sind, um uns sinnliche Geschöpfe mit Ihm zu verbinden. Wie betet Ihr denn? Sind nicht Worte sinnlich? Wer soll Euch denn diese Worte, die Ihr nicht in jene geistige Sprache zu übertragen versucht, vor den Herren des Himmels und der Erde bringen, der nicht sinnlich wie wir ist, wenn es die Heiligen nicht thun, die gewesen sind wie wir, und nun sind wie Er!"

„Wenn ich Gott im Herzen — —"

Er ließ mich nicht ausreden: „Senner, seht nur, wie Ihr Euch um den Hals redet! Ich weiß, was Ihr von uns saget. Ihr glaubt, wir ziehen die Religion in die Sinnlichkeit herab, und scheltet uns wiederum hochmüthig. Ich habe gelesen, und manches schon gehört; aber seht Senner, sind wir nicht die Demüthigen, wie es sich ziemt,

daß wir nicht ſagen, wir tragen ihn im Herzen, ſondern es umgiebt uns, Sinnliche und Schwache, der Schutz derer, die da wiſſen, wie ſchwach wir ſind. Ja," ſagte er und bekreuzte ſich, und der Kapellmeiſter that ein gleiches, „wir ſind ſchwach und nichts gegen jene, die uns ſchützen, und ohne ihren Schutz wären wir ärger als die Thiere des Feldes. Er aber, der lauter Wahrheit iſt, er iſt uns grade zu erhaben, zu groß, zu fern, als daß wir ihn verſinnlichen ſollten! Sennor, wollt Ihr ſo blind ſein, dies nicht einzuſehen, daß wir einen erhabenern Gott haben, als der iſt, den Ihr im Herzen tragen könnt, im Herzen, das voll iſt von Lüſten und ſündlichem Verlangen?"

Bei dieſen Worten bekreuzte er ſich nochmals, und ſein Begleiter gleichfalls.

„Ehrwürdiger Herr," ſagte ich, „glaubt mir, es hat ſich, ſo jung ich bin, tauſendmale ſchon an mir bewährt, daß das Bewußtſein, Gott im Herzen zu tragen, eine unendliche Stütze in Verſuchungen, eine Hülfe in Bedrängniß, und ein Troſt in der Noth iſt. Möglich, daß ein Schutzpatron im Gemüthe eines frommen Katholiken gleiche

Wirkung thut, ich kann über ein so heiliges Thema nicht streiten; aber wenn Ihr mich nicht schlechter Handlungen fähig glaubt, so ist es grausam, wenn Ihr mich beunruhigen wollt."

Der heilige Mann ließ sich nicht stören, und fuhr fort, mich zu überreden, die wahre Kirche anzuerkennen. Ich hatte genug gesprochen, und ließ ihm seine Themata entwickeln. Wäre ich ein Gelehrter, ich hätte die beste Gelegenheit gehabt, die Sophistik zu studiren, so jedoch betrachtete ich sie nur als eine neue Erscheinung. Ueber nichts jedoch war ich erstaunter, als über das entsetzliche Bild, das der heilige Mann von der protestantischen Kirche entwarf, deren Mitte er als den Schooß der Rathlosigkeit, der Verzweiflung, des Zweifels, des Unglaubens und — denkt Euch! — des Pietismus, der Verfinsterung bezeichnete. Ich saß ganz erstarrt über diese beispiellose Argumentation, diese Verdrehung der Thatsachen und Zustände.

Als er nun endlich über Preußen zu sprechen kam, gerieth der sonst so feine und besonnene Mann in solchen Eifer, daß ich ihm rundherum

erklärte, unſere Begriffe lägen ſo weit auseinander, daß ich wünſchen müßte, das Geſpräch abgebrochen zu ſehen. Dies brachte ihn denn plötzlich wieder in das alte Geleis. Wieder kam er auf mein Spiel zurück; wieder drückte er die Ueberzeugung aus, daß ich nur im Schuz der Heiligen dieſe ſchöne Kunſt noch vervollkommnen kann, obgleich er mir ſchon Vollkommenheit überhaupt zuerkenne, und verließ mich dann mit der Bitte, zum Chriſtfeſt in der Kirche mitzuwirken, und mit dem Segen, daß bis zu dieſer heiligen Stunde, oder in derſelben, der Geiſt der heiligen Cäcilie meinen Geiſt umſchweben, und ihn zur Wahrheit lenken möge.

Ich begleitete ſie bis zur Treppe, unter üblichen Complimenten und Redensarten, und mußte wahrlich darüber lächeln, daß die größte Dame in Spanien, die Kirche, es der Mühe werth hält, auf mich Jagd zu machen.

Fürchtet indeſſen die Rache der verſchmähten Dame nicht. Sie iſt nunmehr zahnlos, und ihre Freiwerber, die Prieſter, ſind durch die Engländer an die Ketzer gewöhnt, wie denn auch

ihre kühne Freundin, die die Lanze oft für sie einlegte, die Inquisition ganz untergegangen ist. Wie alles in Spanien, ist der Bekehrungsversuch nur ein Nachklang verschollener Zeit.

.....

20.

Der glücklichſte Tag. Mandelblüthen. Eierkuchen und Fandango.

Februar, 1841.

— Daß die Freude in unſer Haus einkehrte, wer ſollte ſich darüber mehr freuen als ich. Ich ſehe die junge Mutter, wie ſie das Kindlein mit Zärtlichkeit und Stolz betrachtet, und Euch Beide, wie Ihr im großväterlichen Stolze umherſchreitet, und die junge Tante, wie ſie in wohlthuendem Selbſtgefühle Euch folgt. Die erſte Enkelin iſt der Augapfel der Familie, und ich gönne es dem kleinen Weſen gewiß. Vergeßt mir darüber nur nicht den Sohn in Andaluſien.

Vor allen Dingen gebe der Himmel, daß Ihr an Beiden Freude und jedenfalls mehr Freude daran erlebt, als Euch der letztere, beim beſten

Willen, bisher hat machen können. Daß es leider so und nicht anders ist, schmerzt mich zuweilen unglaublich tief; allein ich kann doch nichts dagegen thun, und über Vermögen kann auch der Kaiser nichts. Ich tröste mich noch immer damit, daß der Himmel mir doch nach einmal gnädig sein wird, und mir mindestens halbwege meine Gesundheit wiedergeben muß, da sie durch meine Schuld nicht verloren gegangen ist. Habe ich sie nur erst wieder, dann will ich sie auch hegen und pflegen, wie ein köstliches Kleinod, und dann soll mir auch meine Zukunft keine Sorge mehr machen.

Jetzt geht es mir um so besser, als die kalten Morgenwinde durch ein warmes, fast heißes Frühlingswetter verdrängt worden sind, wobei es mir gar nicht in den Kopf will; daß ich Dich in Deinem geheizten Comtoir aufzusuchen habe, in welchem Dir der Ofen nicht nahe genug stehen kann; daß ellenlange Eiszapfen von den Dächern herunterhangen, die Bäume ihre Blätter verloren haben und ihre nackten Zweige in die grüne Schneeluft hinausstrecken, während ich eben am 23ten Februar, von einem Spaziergange unter

blühenden Mandelbäumen zurückkomme, der mich geiſtig und körperlich trunken gemacht.

Es iſt jetzt eine Witterung, wie ſie uns nur der Juni bringt. Täglich eſſen wir ſchon ſeit mehren Wochen friſche Gemüſe, unter denen ſich der Blumenkohl auszeichnet, der ſich in Köpfen von 12 Zoll Durchmeſſer und darüber präſentirt, und bei dem nur zu bedauern bleibt, daß man ihn nicht zu kochen verſteht.

Der herrliche Anblick der blühenden Gärten und grünenden Felder, der Bergwände in tauſendfarbigem Glanze, unter einem wolkenloſen Himmel, iſt entzückend; der ambroſiſche Duft, der über die ganze weite Gegend hinwallt, iſt aber wahrhaft berauſchend.

Könnte ich Dir aber nur die Mandelblüthe ſchildern! Sie iſt ganz weiß, und die Bäume ſind damit ſo überfüllt, daß man von Blättern und Zweigen im buchſtäblichen Sinne nichts ſieht. Hiernach male Dir ſelbſt das Bild von einer Bergkuppe, die mit vielen tauſend dieſer Mandelbäume bedeckt iſt, daß man vom Berge nichts ſieht. Und nun denke Dir eine ganze Reihe ſolcher Bergkuppen, und dahinter die hohen

Berge, an denen der Dunst, je nach der Tageszeit, vom Grünen ins Violette, Blaue, Rothe überspielt. Ach es ist so schön, daß es sich nicht beschreiben läßt.

Am letzten Sonntage machte ich mit mehreren meiner jüngern Freunde einen Spazierritt in die Berge. Es war unsere recht eigentliche Absicht, uns an dem Mandelblüthenmeer Herz und Sinn zu laben. In der That, wenn man den Wäldern nahe genug ist, vermeint man ein solches, aus weißen Kugelwellen bestehendes, vor sich zu sehen. Der sanfte Wind, der darüber hinweht, bewegt wie schwermüthig diese Wellen, und führt einen Duft mit, der zu dem Herrlichsten gehört. Kein Traum kann so zauberisch die Sinne umfangen, wie die Landschaften, die wir durchstreiften. Wir erklommten Anhöhen, die im blendenden Sonnenlichte dalagen. Hätte ich meinem Auge getraut, so würde ich geglaubt haben, wallende Schneefelder vor mir zu sehen, so glänzend ist dieses Blüthenmeer im herrlichsten Sonnenlichte. Wenn wir nun aber an die Thäler kamen, und aus dem magischen Lichte unserer Umgebung in das Dunkel hinuntersahen, da stan-

den wir in der That so ergriffen von der Pracht da, daß es immer eines großen Entschlusses bedurfte, um hinunterzusteigen, damit unsere Gegenwart dieses Paradies nicht entweihe.

Wenn wir aber aus den kühlen, nächtigen Thälern zu den Höhen hinaufblickten, auf denen wir in dem weißen Lichtmeer gestanden, dann hob sich unsere Brust im freudigsten Jubel, und jauchzend brachen wir in die heitersten Lieder aus, die jemals von Spaniens Schönheit und Glanz gesungen worden sind.

In einem solchen Thal — rechts lag die Anhöhe sonnenbeleuchtet, und links dehnte sich ein sanfter Bergrücken voll frischen grünen Schmuckes — kehrten wir in ein Bauernhaus ein. Nur dürft Ihr dabei nicht an ein Deutsches Bauernhaus denken; überhaupt nicht an Dörfer in unserm Sinne. Das ist hier alles anders. Misthaufen, Jauche, untereinander liegendes Geräth, Schmutz und Unordnung, nach unsern städtischen Begriffen, das ist, wie bei uns, und der Schmutz noch ein bischen ärger; aber es ist doch alles anders, ob ichs vornehmer, poetischer oder bunter nennen soll, weiß ich nicht. Schon die

Häuser von Stein, die großen Portale, die flachen Dächer, die vorgebauten Lauben mit Weingehängen, geben einem gleich eine andere Vorstellung. Aber nun der stolze Blick des Landmanns an der Thür, der unsern Gruß erwiedert und zum Eintreten einladet, und vor allen die Bauermädchen. Wenn sie auch nicht alle schön sind, so sind doch ihre Augen, ihre Blicke, ihre Bewegungen von einer Art, die wir nicht kennen. Am wenigsten erinnern sie uns aber an unsere Bauerdirnen, die ich damit gar nicht schelten will, denn sie mögen in vielen Dingen besser sein, als diese hier; aber wenn ich sie mir denken sollte, Castagnetten schlagen und den Fandango tanzen!

Der Ritt hatte uns herzensfroh, aber auch hungrig gemacht. Da wir fast alle sechs Gefährten Deutsche waren, machte ich mich anheischig, ein echt deutsches Labsal, zumal für Deutsche die lange Zeit in Spanien sind, wo sie dergleichen nie gesehen, einen echten, guten pommerschen Eierkuchen zu backen. Da die andern nichts von der Zubereitung verstanden, that ich so kühn, als ob ich meiner Sache noch gewisser wäre, als die liebe Großmutter, die sie so vortrefflich zu bereiten

verſteht. Daß Feuer dazu gehört, darüber herrſchte kein Zweifel, auch daß daß Eier dazu ſein müſſen war mir klar. Nicht ſo ſicher war ich, ob Mehl eingerührt werden muß, und erſt nach vielem, heimlichen Nachſinnen kam ich dahinter, daß zu jedem Kuchen Mehl gehören wird. Aus den Schnupftüchern unſerer Geſellſchaft band ich mir nun eine Schürze vor, und begann in der Rumpelkammer des Wirthes, eines recht gaſtfreien ſpaniſchen Bauers, nach einem Pfanneähnlichen Geſchirre herum zu ſuchen. Das fand ich denn auch bald, wenn es auch nicht grade wie unſere Eierkuchenpfannen ausſah, und nachdem es mir gelang, daſſelbe ſo weit zu reinigen, als es unſerer, in Bezug auf Reinlichkeit, durch den Aufenthalt in Spanien nicht verwöhnten Natur nothdurftig ſchien, ſchritt ich zu dem großen Werke, umgeben von allen Kameraden, und der ganzen Spaniſchen Hausgenoſſenſchaft, die mit der größten Neugierde mir zuſchaute.

Ich möchte Euch nicht gern zu weit in das Labyrinth führen, in das ich mich verwickelte, als ich bald zu viel Mehl, bald zu viel Eier, bald zu viel Waſſer genommen zu haben fürchtete. Dazu

rührte ich den Brei in die Pfanne ein, die zu voll wurde, um nur backen zu können. Erst nach vielem Umhertappen im Dunkel meines Gedächtnisses fiel mir ein süßer Ariadne-Faden in Großmutters Lied ein, das erste Lied aus meiner Kindheit Tagen, das unendlich klassische Lied:

„Patsche, patsche Kuchen,
Der Bäcker hat gerufen!"

Und nun ging es trefflich! Ich ließ in Ermanglung einer ansehnlichen Schüssel, einen kleinen Holztrog bringen, rührte alles da hinein, und nun lief es herrlich ab. Den Spaniern war indessen doch die Zeit lang geworden, oder unsere Lustigkeit hatte sie angesteckt, und sie wollten uns dafür dankbar sein, daß unsere Geschäftigkeit sie so zum Lachen gebracht, also beeilte sich das heitere Volk, uns auch eine Freude zu machen. Bald klangen die Castagnetten, und das junge Volk lief, Gott weiß woher, aus allen Ecken zusammen, um den Fandango zu tanzen.

Das zerstreute Volk auf dem flachen Lande, soweit der blutige Krieg es noch nicht aufgeregt, scheint mir einen edlern Kern in sich zu tragen. Freilich glüht es ebenfalls in Leidenschaft, allein

ſie iſt nicht ſo auf die Spitze getrieben, wie in den Städten, und iſt nicht ſo blutdurſtig, ſo hochfahrend, ſo ſtolz auf Eigenheit, ſelbſt die verabſcheuungswürdigſte. Aber, daß es in Leidenſchaft gerathen kann, das ſah ich hier am Tanze. Wer es mit nüchternem ruhigem Auge anſieht, wer beſonders nicht die Blicke, die Mimik der Tanzenden dazu rechnet, wird im Fandango eher eine Disharmonie eines tanzenden Wahnſinns, als einen Tanz finden. Wir Deutſche kommen in unſerer Erregung höchſtens bis zum Hopſer. Ich halte es daher nicht für unmöglich, daß irgend ein Tänzeüberſetzer auch den Fandango überſetzen und ihm in Deutſchland Eingang verſchaffen könnte; aber die Ueberſetzung wird ſo weit vom Original abſtehen müſſen, als ſpaniſche Tanzleidenſchaft von der deutſchen abſteht. Den Fandangotänzer zu analyſiren iſt mir unmöglich, er wechſelt Miene, Bewegung, Haltung, Pauſe und Tanz in jedem Augenblicke, und wie mir ſcheint, ohne beſondere Regel ab; die Tänzerinnen ſind ſchon weit eher zu begreifen. Sie tanzen wenigſtens mit beſtimmten Gliedmaßen, und im Tempo der Muſik wiederholen ſich doch mindeſtens einige

Bewegungen ſo, daß man dieſe Recitativ-Bewegungen im Gedächtniß behält. Mit abgewandtem Geſichte, abgewandten Armen, tanzt die Spanierin mit einer Art wilden Hochmuthes, die Schulter hoch gehoben, dem Tänzer entgegen. Dies drückt deutlich genug eine Art Zorn, vielleicht den verſchmähter Liebe aus, aber kaum iſt ſie ſo dem Tänzer vorübergeeilt, der ihr ausweicht, ſo iſt das Antlitz ihm zugewandt, die Arme nach ihm ausgeſtreckt, die Augen auf ihn gerichtet. Jetzt eilt er auf ſie zu, da wendet ſie um und reckt die Hüfte durch mehrere Takte entgegen, mit dem Haupte ſchüttelnd, während die Caſtagnetten klappern und die Füßchen wie die ungezogenen Kinder, mit zorniger Luſt auf der Erde trampeln. Von Zeit zu Zeit wiederholen ſich dieſe zwei Situationen, die aber nicht immer ausgeführt werden, denn plötzlich ſpringt ſie in ſeine Arme und reißt ſich faſt unähnetiſch wieder los.

Ob die Muſik eine Regel hierzu giebt, habe ich nicht herausbekommen können, mindeſtens jetzt, denn die Eierkuchen ziſchten vortrefflich und nach und nach, d. h. nachdem der erſte ohne Salz war, und der zweite auf der einen Seite ange-

brannt, waren ſie ſo weit, daß man ſie als Eierkuchen genießen konnte.

Wir haben ein herrliches Feſt hier gefeiert und beſonders uns im Andenken an das gewiß unausſtehliche Wetter in der Heimat des hieſigen himmliſch gefreut, bis der ſpäte Abend herankam, und wir im Mondlicht durch die Wälder der Mandelbäume nach Hauſe ritten.

O, könnte ich Euch auch nur andeuten, wie ſich dieſes Blüthenmeer im Mondlichte ausnimmt! Gewiß nichts Herrlicheres iſt mir jemals im Märchen möglich vorgekommen. Wir wurden auch ganz ſtumm vor Entzücken, und als wir zu Hauſe anlangten, drückten wir uns nur ſtumm und innig die Hände zum Abſchied, damit kein Wort das Bild des Genoſſenen ſtöre!

.....

21.

Ländlich sittlich. Novio und Novia. Eine spanische Hochzeit.

— Neulich habe ich hier eine Hochzeit mitgemacht, das ging mir doch wirklich über die Vorstellung.

Aber ehe ich Euch beschreibe, was ich sah und nicht sah, erlaubt mir ein paar Worte über das, was der Hochzeit vorangeht. Ich weiß nicht, ob es auch im übrigen Spanien so ist, hier aber in Malaga und auch in andern andalusischen Städten ist so die Sitte.

Ohne Liebe kein Leben, besonders unter jungen Leuten. Und wer nicht wirklich liebt, bildet sich doch ein, verliebt zu sein. Das ist durchaus noch Mode hier. Und man sieht mich sehr ungläubig an, wenn ich sage, daß ich wohl die schönen An-

daluſierinnen bewundre, aber noch von keiner beſondern Neigung ergriffen bin. Solch ein ſpaniſches Lieben iſt aber, erlaubt mir ſchon den Ausdruck, wahrhaft rabbiat. Wenn man's nicht iſt, ſo muß man ſich ſo ſtellen. Es iſt einmal der gute Ton, wenigſtens eine gewiſſe Zeit lang. Mir kam's oft curios genug vor, wenn ein ſo ſterblich Verliebter mitten in ſeinen Liebesbetheurungen die Cigarre raucht, und ſie nicht ausgehn läßt.

Nun hat jedes junge Mädchen hier ihren ſogenannten Novio, das heißt ein junger Mann, der mehr als ein ſtiller Anbeter und weniger als ein Bräutigam in Deutſchland iſt. Dieſer Novio, wenn er ein ehrenhafter ſein will, hat das Recht, ſeine Novia alle Abende zu beſuchen, und ſie, aber nur in Gegenwart der Eltern zu ſprechen. Allein es gehört eben ſo zur Ehrenhaftigkeit, daß er ihr heimlich die Hand drückt, und küßt, auch wohl ein Briefchen zuſteckt, und wer ſich darin Nachläſſigkeiten zu Schulden kommen läßt, wird nicht nur von ihr, ſeiner Novia, ſondern auch von den Eltern, die ſich angelegentlich danach erkundigen, als ein gewöhnlicher Galan angeſehen. Daß dieſe Briefchen nicht unbeant-

wortet bleiben, verſteht ſich. In ihnen herrſcht ein Qualm von Liebesverſicherungen, von Schwüren, Gelübden aller Art und ein kühner Bilderreichthum, zu dem ſich unſere Phantaſie gar nicht verſteigt. Der Schmerz iſt unbändig. Mit der Gluth deſſelben will er das Meer dreimal austrocknen und mit ſeinen Thränen wieder füllen; und als wahrhaften Zeugen derſelben ruft er Amor und die Mutter Gottes und Venus und den heiligen Aloiſius, oder ſonſt einen gütgen Schutzpatron, an. Sein Dank für eine erhaltene Antwort, gewöhnlich eben nicht kühler als ſein Schreiben, ergeht ſich in die feinſten Tiefen der Bilder und gränzt an jenen gelinden Wahnſinn, in den man verfällt, wenn man ſich anſtrengt, erhabene Worte zu machen, wo man wenig fühlt und denkt. Daß der Novio verpflichtet iſt, die Beſuche in der Theaterloge bei der Novia abzuſtatten, verſteht ſich von ſelbſt; auch begleitet er ſie mit aller Grandezza auf die Alameda, den Spaziergang, ohne ihr jedoch den Arm zu reichen; ſondern neben ihr herſpazierend, und die Worte ihres ſüßen Mundes auffangend.

Sind die Eltern mit dem Betragen des Novio

zufrieden, und wünſchen ſie ſeine Bewerbungen fortgeſetzt, ſo erhält er die Erlaubniß, die Liebende allabendlich allein am Gitterfenſter zu ſprechen. Wohl verſtanden aber! — Er auf der Straße und Sie am Flurfenſter, ſteht es ihnen frei, ſich, ſo lange es ihnen Vergnügen macht, zu unterhalten. Und in der That iſt dies oft der Prüfſtein der Liebe.

„Ach," rühmte einmal die Geliebte die Aufmerkſamkeit ihres Novio, „er ging nicht früher fort, bis ſie zur Frühmette läuteten, und wir waren beide ſchon ſo ſchläfrig, daß wir kaum den Mund mehr aufthun konnten!"

In der That giebt es keinen beſſern Prüfſtein wahrer Liebe als ſolche Galanterien, und man hat Urſache, den zu den wahrhafteſten Liebhabern der Welt zu zählen, der länger als einen Monat ſeine Treue ſo an den Tag, oder beſſer an die Nacht legt. Ein ſonſtiges **tête a tête** iſt durchaus verpönt, und findet auch meiſtens nicht ſtatt, da die Mütter es zu verhindern wiſſen. Es läßt ſich nun von ſelbſt denken, daß einige Monate ſolcher Unterhaltung, ſolcher Händedrücke und Küſſe, ſo weit die Gitter dies geſtatten, hinreichen, die

ganze Geſchichte in Wohlgefallen aufzulöſen. In den allermeiſten Fällen geſchieht dies auch. Jeder ſieht nun neues und beſſeres Vergnügen in einer ähnlichen Unterhaltung. Selten verheirathet ſich ein junger Mann, der nicht die Breite der Eiſenſtäbe an den Fenſtern von mindeſtens 15 — 20 Schönen geometriſch ausgemeſſen hat. Iſt jedoch die Neigung zu einander gewachſen, ſind Novio und Novia ſich treu geblieben, und haben ſie Hoffnung ſichs bis über die Hochzeit hinaus zu bleiben, ſo ſendet der Novio ſeinen intimſten Freund als Brautwerber an den Vater ab, und da dieſer ſein Jawort ſelten verſagt, ſo wird der Hochzeitstermin anberaumt, und das Paar ſind Bräutigam und Braut.

Man ſollte nun glauben, daß die Sitte jezt ein freieres Benehmen geſtattet; dem iſt jedoch nicht ſo. Der Bräutigam darf die Braut nicht mit dem traulichen Du anreden. Er darf nur Abends, in Gegenwart der Eltern, ſeine Beſuche abſtatten; ſie darf ihm kaum die Hand beim Abſchied reichen, und wenn es vorkäme, daß der Bräutigam in Gegenwart der Eltern einen Kuß

verlangte, oder gar erhielte, ſo wäre dies wohl Grund genug, die Partie rückgängig zu machen.

So geht denn die ſchöne Zeit der jungen Liebe in einer ungeheuren ceremoniellen Langeweile hin, bis der Tag erſcheint, wo mit dem Gürtel und Schleier der Wahn zerreißen ſoll.

Man kann im allgemeinen ſagen, daß trotz der ſtreng katholiſchen Dogmen, bei Eingehung der Ehen wenig auf das Sacrament ankommt. Der Vertrag wird gerichtlich geſchloſſen, ganz in der Art, wie etwa Kaufleute ein Societätsverhältniß feſtſtellen; dann erſt wird der erſte beſte Tag zur kirchlichen Ceremonie anberaumt. Die nächſten Verwandten und drei Zeugen werden am Abend eingeladen, und da ich Z..s Haus ſehr nahe ſtehe und die Braut ſeine Schweſter iſt, wurde ich als Zeuge angenommen. Ich dachte mir, nach ſolchem ceremoniellen Brautſtand müſſe die allerfeierlichſte Handlung folgen, und richtete mich danach ein. Ich begab mich, feſtlich gekleidet, ins Hochzeitshaus; aber bald wurde ich inne, wie ſehr ich mich getäuſcht. Alles in der hergebrachten Ordnung oder Unordnung. Im Comtoir der gewöhnliche, geſchäftige Verkehr. Ballen

wurden getragen, auf den Treppen keine Blumen und Orangerie, sondern Stroh und Bindfaden. Der Hausherr und Bruder begegnete mir sogar, die Feder hinterm Ohr, wie er einem Arriero, (Maulthiertreiber) der eine wichtige Ladung übernommen, noch nachträglich Anweisungen gab. Damen fand ich gar nicht vor, die Herren gingen und kamen in ihrer Alltagskleidung, sogar minder feierlich, als es sonst in Spanien der Fall ist; nur der Bräutigam hatte einen schwarzen Leibrock an. Es war bereits 9 Uhr Abends, ich fand jedoch das Zimmer ziemlich dunkel, denn man rechnete auf den herrlichen Mondschein, der in der That nicht ausblieb, so daß wir uns alle mit Cigarros auf den Balkon begaben. Der Bräutigam, ein Obrist, ist ein stattlicher Mann, mit einem feurigen Blick, groß, stark und in allen seinen Bewegungen kräftig. Heute kam er mir im modischen Leibrock ordentlich unselig vor, und ich dachte mir's, wie herrlich er sich in der spanischen Nationaltracht oder in Uniform ausnehmen würde. Wir unterhielten uns jedoch recht heiter, und von einer feierlichen Stimmung war keine Spur. Ich sah mich nach dem jüngern Bruder

der Braut um, der ſeine Schweſter ungemein liebt. Er war nicht da. Die Hausgenoſſen, die ich fragte, wußten mir keine Auskunft zu geben. Ich dachte, er wird vielleicht eine Ueberraſchung vorbereiten. „Ach er wird im Theater ſein," ſagte Einer. „Ja Don Fernando iſt im Theater," ein Zweiter. — „Ob er wiederkommt?" —

„Nein, es iſt ſein Lieblingsſtück," ſagte die Braut, „da geht er nicht vor Ende fort. Beſonders die Arie —"

Der Bräutigam intonirte ſie: „Ach eine reizende Arie, und wenn die kleine Peppa mit ihrer Silberkehle ſie ſingt — 's iſt zum Entzücken!"

Mir ſchien, als wären Braut und Bräutigam beide lieber in der Oper heut als bei der Trauung; und doch iſt es eine Ehe, die gar nicht allein aus Convenienz geſchloſſen wird. Ich glaube vielmehr es wird eine recht glückliche Ehe werden.

Nachdem Thee und etwas Confect herumgegeben war, zog der Hausherr die Uhr vor und meinte, nun könnte man wohl den Geiſtlichen rufen. Er kam. Nachdem die Papiergeſchäfte und Unterſchriften fertig waren, traten die Verlobten zuſammen und der Prieſter vor ſie hin.

Ihr verlangt wohl nicht von mir, daß ich Euch den Inhalt der Rede wiedergebe, da Niemand sonderlich darauf Acht zu geben schien, am wenigsten der Bräutigam selbst, der seinen Cigarren nicht ausgehen ließ, und den Rauch gedankenlos über den Kopf des, seinen Sermon hinplappernden, Priesters forthlies. Nur während des Segens nahm er ihn aus dem Munde, und hielt ihn auf dem Rücken. Glücklicherweise war er nicht ausgegangen. Nachdem das Kreuz geschlagen, Amen gesprochen war, und der glückliche Bräutigam den ersten erlaubten Kuß auf die Lippen der glücklichen Braut gedrückt, zog er wieder munter Luft, und Alles war gut und wie vorher.

Die ganze Ceremonie hatte etwa zehn Minuten gedauert, der Priester war fort, ohne daß ihn Jemand begleitete, oder aufforderte zu bleiben. Die Gäste gratulirten in etwas sonderbarer Weise das neu vermählte Paar, und so war denn auch alles zu Ende. Von einem Hochzeitsschmauß keine Rede. Unter den Gratulationen kamen manche so ungenirt heraus, daß man es in Deutschland kaum für möglich halten würde. So sagte ein Verwandter bei seiner Gratulation zur

Braut. „Nun unſere ſchönſte Sennora ladet uns doch auch nach neun Monaten wieder ein?“ Sie lächelte, wurde aber nicht roth. „Seht nur zu, daß es ein Knabe wird. Ein ſo edler Stamm darf nicht ausgehen“ ſetzte ein Zweiter hinzu. Sogleich entſtand eine Debatte, wie er heißen ſolle. Sie behielt ſich aber das Vorrecht, den ſchönſten Namen zu wählen, und verwarf mit der liebenswürdigſten Freimüthigkeit den und jenen, der ihr nicht anſtand.

Bei uns hätte man keinen Begriff davon, was den Damen hier in der Unterhaltung erlaubt iſt, und ſelbſt den anſtändigſten und tugendhafteſten.

Eigenthümlich iſt das Verfahren, wenn der Vater die Einwilligung nicht geben will. Sind die Brautleute nur einverſtanden, ſo begiebt ſich der Bräutigam mit einem Rechtsanwalt eines Morgens vor das Haus ſeiner Braut, läßt Vater und Tochter herausrufen, wiederholt ſeinen Heirathsantrag, und ſtimmt die Braut vor dem Anwalt ein, ſo muß der Vater ſie ohne weiteres mit ihrem Vermögen ziehen laſſen. Sie wird nun in ein Kloſter eingeſperrt, wo ſie acht Tage bleibt, während welcher Zeit Verſuche gemacht

werden, ihr von der Heirath abzureden. Beſteht ſie jedoch darauf, ſo wird ſie getraut, und der Vater hat keine Einrede weiter.

Ich lobe mir deutſche Liebe, deutſche Treue, deutſche Bewerbung, deutſchen Brautſtand, und eine deutſche Hochzeit.

.....

22.

Die franzöſiſche Fregatte. Franzoſen und Spanier.

März.

— — Könnte ich doch dieſe Zeilen mit dem Gedankenfluge zu Euch befördern, und auf den Schwingen Eurer Liebe die Antwort darauf erhalten. Es iſt ſchrecklich, wenn man ſo weit entfernt iſt, und mit ſolcher Sehnſucht auf Nachrichten wartet. Mich hat es wohl niedergeſchlagen, was ich von meiner lieben Patientin erfahren, und doch vergehen oft mehrere Monate, ehe ich von Euch Nachricht erhalte, wie ſie ſich jetzt befindet! Das iſt das Traurige bei ſolcher Entfernung von den Lieben! Ich weiß nicht, was ich wünſchen ſoll, ob, daß Ihr mir ſolche Nachrichten gar nicht zukommen laſſen ſollt, oder, daß Ihr mir ja kein Sterbenswörtchen vorenthaltet.

Beides ist mir gleich beängstigend. In solcher Lage bleibt mir nur eines, die Hoffnung, auf die Hülfe des Allmächtigen, der ja sein Auge auf uns alle gerichtet hat, und Euren Schmerz und meine Gebete und Wünsche für Euch kennt. Doch vielleicht, indem ich noch fürchte, hat er schon geholfen!

Vielleicht ist .... schon so weit, daß es ihr zuträglich, was ich für sie hierbei an Trauben und Feigen sende. Mäßig, nachdem sie gehörig ausgeschwitzt haben, genossen, sind sie gewiß sehr erquickend. Ich wollte, Ihr könntet mir dafür eine Kiste Borsdorfer Aepfel schicken.

Vorletzten Sonntag hatte ich hier ein herrliches Vergnügen. Unter den Gästen, die noch immer musikalischen Genuß an diesem Tage bei mir suchen, kam auch ein französischer Offizier, aus der hier vor Anker liegenden Fregatte. Unter den grandiosen Lobeserhebungen der Spanier erfreute mich sein einfaches Lob und sein treffliches Urtheil über Kunst ausnehmend, und bald hatten wir uns in ein Kunstgespräch der Art vertieft, daß die Spanier alle fortgeschlichen und wir bald allein waren. Es wurde spät, er wollte jedoch

nicht Abſchied von mir nehmen, und ließ nicht nach, bis ich mit ihm auf dem Wege war, um auf der Fregatte ſein Tafelgaſt zu ſein.

Ich war aber kaum da erſchienen, und dem Capitain vorgeſtellt, als mich alle Offiziere auf das zuvorkommendſte bewillkommten, und ſich in Freundlichkeit überboten, mir Vergnügen zu bereiten. Der Capitain ſelbſt ging mit mir auf dem Verdecke umher, erklärte mir alles, und erzählte mir aus ſeinem Leben unterhaltende Anekdoten. Beſonders intereſſirte mich die Geſchichte eines jungen Matroſen, der leider im Angeſicht der Spaniſchen Küſten den Tod in den Wellen fand, über deſſen Leben aber ein merkwürdiges Geheimniß ſchwebte. Es war ein ſchöner Burſche, ſein hellblondes Haar, ſeine klugen blauen Augen, ſeine edle Natur, wie ſein ganzes Benehmen, zogen die Aufmerkſamkeit, ja das Wohlwollen ſämmtlicher Offiziere auf ihn. Bei ſeiner ſtolzen Haltung, war er ungemein dienſtfertig, und verrichtete auch alles eher in der Art und Weiſe eines gefälligen, als eines dienſtthuenden Mannes.

„Ich habe nicht gern mein Intereſſe für ihn gezeigt" ſagte der Capitain, „um ihn nicht zu

verderben, weil mir solche Fälle schon einige Male vorgekommen; allein er war klug und wußte dies sehr gut, auch hatte er unendliches Vertrauen zu mir, und äußerte vor seinen Freunden, er werde mir einmal ein Geheimniß anvertrauen. Natürlich blieb er mit diesem Geheimniß nicht unzeneckt; aber er machte ein so trauriges Gesicht bei solchen Neckereien, und ging dann so oft mit einem gewissen stolzen Schmerze von dannen, wenn es geschah, daß alle nunmehr der Ueberzeugung sind, es sei wirklich ein Geheimniß von Wichtigkeit für ihn gewesen, das auf ihn gelastet."

„Wäre ein Dichter unter uns gewesen," fuhr der Kapitain fort, „dieser Bursche wäre ein köstlicher Vorwurf für einen solchen. Jetzt, nachdem ihn leider sein Tod so schnell ereilt, wollen alle, die ganze Mannschaft, in ihren Briefen an Verwandte, Freunde u. s. w. unter den freundlichen Erscheinungen ihrer Reise, dieses Burschen erwähnt haben, und ich glaub's," setzte der Kapitain nach einer Pause hinzu, „ich selbst habe meiner Gemahlin von ihm geschrieben."

„Wie ist er denn gestorben?" fragte ich.

„Sonderbar. Er erbat sich Erlaubniß, auf

den Maſt zu ſteigen, um einen Blick nach Afrika hinüber zu thun. Wir ſegelten grade Gibraltar vorüber. Wie das kam, wiſſen wir nun nicht. eine Stange ſtürzte vom Maſt mit ihm zugleich aufs Bord, wahrſcheinlich hat dieſe ihn herabgeſchnellt, denn er fiel gerade ans Bord und ſtürzte ins Meer. Der arme Junge wurde aufgefiſcht, aber er ſtarb den Leuten unter den Händen. Unſere Trauer war allgemein, und ich bin recht beſtürzt, wenn ich bedenke, daß er ſein Geheimniß mit ſich in's Jenſeits genommen."

Der gemüthliche Capitain war zwar trübe geſtimmt, aber nichts deſto weniger fuhr er fort, mich durch das Schiff zu begleiten, und nahm dann, mir zu Ehren, ſtatt in ſeiner Cajüte, an der Offizierstafel Platz.

Ein hübſches Wetter, die heiterſte Laune, und unter gaſtfreien Franzoſen! Ich habe einen köſtlichen Tag verlebt! Wenn man ſo plötzlich aus Spanien in eine franzöſiſche Welt verſetzt wird, da fühlt man's erſt, wie unendlich mannigfaltig der Charakter der Menſchen und Nationen iſt. Beide Nationen, ich meine die Spanier und die Franzoſen haben etwas Verwandtes. Beide ſind

leicht aufgeregt, beide leicht besänftigt, und sie sind doch Himmelweit von einander verschieden. Der Spanier wird in seiner Aufregung kein Mittel scheuen, dieser Genüge zu thun; den Werth des Nebenmenschen kennt er nicht, da er, in der überaus reichen Natur, sich selbst genug ist, und des Nebenmenschen in der That nicht bedarf. Daher ist der Haß, die Leidenschaft ungeheuer leicht in ihm angeregt, und einmal im Zuge, wird die Aufregung sogar zum Heroismus, und Großthaten entstehen auf lasterhafter Grundlage. Wie umgekehrt ist es bei den Franzosen! Der Heroismus, irgend eine scheinbare Tugend, eine Großthat, oder der Anschein einer solchen regt ihn auf, und in dieser Verblendung ist er selbst des Lasters fähig, und begeht Thaten, vor denen wir schaudern. Nicht der entfesselte Blutdurst hat in Frankreich gewüthet in seiner blutigen Republik, es war die überbotene Tugend der Freiheit, die auf die Spitze getriebene falsche Richtung, die im Heroismus wurzelte. Auf dem scheinbar besten Boden wucherten diese blutigen Früchte, und die sie ärndteten glaubten Früchte des Paradieses zu genießen. — In der spanischen Revolution jedoch ist es wirklich

die entfesselte Leidenschaft, die sich der Parteien nur zufällig bemächtigt. Der Blutdurst wäre so wenig mit der errungenen Freiheit, wie mit irgend einer tyrannischen Verfassung gestillt, obgleich mir die letztere geeigneter scheint, die Flamme niederzudrücken, als die erstere.

Bei Tische kamen die launigsten Gespräche auf's Tapet; es sind doch die Franzosen lauter kleine Heroen. Ich hätte Euch gewünscht, ihre Galanterie'n und Modethorheiten anzuhören; alles ist ein Punkt der Ehre, jedes Wort ein kleiner Heldenstreich. Wir Deutsche würden es Prahlerei nennen; ich selbst nannte es sonst so; aber seitdem ich die aufwirbelnde Natur dieser Völker kenne, sehe ich das besser ein. Es ist der versteckte Trieb zum Heroischen, den wir Deutsche nicht haben, es sei denn in der Zeit der Noth, wo wir nicht sprechen, sondern handeln; dieser kitzelt den Franzosen fortwährend, und drückt seinen Stempel jeder That, jedem Worte auf.

Besser noch als alle diese Gespräche haben mir die Speisen gemundet, die ein wahres Labsal für einen sind, der immer und ewig das süße, ungesalzene Zeug der Spanier genießt. Vor-

nehmlich aber Butter und Käse zu Ende der Tafel. So tapfer habe ich mich seit Jahren nicht daran gehalten, und meine Gastgeber schienen mir eben so vergnügt, als ich ihnen mit vollem Munde schilderte, wie sehr ich diese Speisen allen spanischen Gerichten vorziehe. Wenn es sich für den Franzosen auch von selbst versteht, daß Alles bei ihnen besser ist, als anderwärts, so hört er es doch recht gern an, wenn ein Ausländer es ihm sagt.

Die gastfreundlichen Franzosen ließen mich nicht fort, ich mußte bis zum Abend bleiben, und nun, als ich die Küsten im Sonnenuntergang vergoldet sah, und den tiefblauen Himmel über die Enden zweier Welttheile ausgespannt, da ging mir erst das Herz in Wonne auf, und ich beschloß den Tag mit dem innigsten Gefühl eines Hochgenusses.

Ich fuhr in einer Barke nach dem Strand, so viele nur da waren, wurden bemannt, und im Geleit fast sämmtlicher Offiziere kam ich wieder in Malaga an. Da sie alle neugierig waren, mich spielen zu hören, mußte ich ihnen das Versprechen geben, die nächste Gelegenheit

dazu zu benutzen, um ihnen einen Ohrenschmaus zu veranstalten.

Aber wer hätte es gedacht, daß mein harmloser Besuch bei diesen harmlosen Leuten, Anlaß zu verdächtigen Blicken gegeben hat. Man sieht den Besuch des französischen Kriegsschiffes im Hafen sehr mistrauisch an, da die beiden Regierungen sich jetzt gerade keine Complimente sagen. Argwohn liegt nun einmal im spanischen Charakter. Wenn er nur immer so grundlos wäre, als diesmal die Furcht, daß die französische Fregatte feindselige Absichten gegen Malaga habe.

.....

23.

Das Fest im Freien. Torrijo's Denkmal. Die Stadt.

März. 1831.

Von den Zeichnungen und Lithographien, die nicht sehr ausgezeichnet sind — denn mit der Kunst sieht es hier noch sehr schwach aus — nehmt das Blatt, welchs die Unterschrift führt: **Bella vista**, recht in Augenschein. Die Villa mit den Arcaden scheint Euch vielleicht nicht besonders merkwürdig, aber die Aussicht, die man vom Balcon auf das Meer und auf die Stadt hat, ist unbeschreiblich schön. Das Landhaus liegt hart am Ufer, der Garten ist anmuthig, und wir Deutsche machen da hinaus oft Partheien, und haben schon manchen Festtag hier verlebt.

Vorgestern war ein solcher froher Tag. Vier der ersten und reichsten jungen Leute Malaga's

gaben ein Diner, zu Ehren der schönsten jungen Mädchen der Stadt. Wohl verstanden, nur ihnen allein zu Ehren, und die jungen Damen hatten die Einladung angenommen, ohne Duennen, Tanten u. s. w. Wenigstens machten sich die Paar, welche mit waren, gar nicht bemerklich. Ihr seht daraus, daß die spanischen Sitten sich auch darin verändert haben. Aber alles ging heiter und sehr anständig zu. Es war ein Ritterdienst, welcher der Schönheit geleistet wurde.

Schon um 7 Uhr Morgens verließen wir in großer Cavalcade, nachdem wir uns an der **Alameda de los Anites** versammelt, durch die **calle de Almacenes** die Stadt. Die Damen in Wagen, die Caballeros zu Pferde, voran, hinten, neben den Kutschen. Das war ein Leben und eine Lust und eine Conversation, von der wir auf unsern Landpartbien im Norden keinen Begriff haben. Zuerst ging es nach Chourriana, wo ausgestiegen und im Garten des Preußischen Consuls promenirt wurde. Dann nach Retiro, wovon ich Euch auch eine Abbildung beilege. Schließt aber nicht aus den steifen Linien, den verwischten Hecken, auf den Garten. Das sind

Cypressenbäume, Gänge, Treppen, von denen wir keine Vorstellung haben. Was hat da nicht alles die Erfindungskraft und der Witz aus grünem Laub und Zweigen geschnizt: himmelhohe Wände, Bogengänge, Treppen, Minaretten und Götterfiguren. Und überall wird man umplätschert von Fontainen und Cascaden. Das läßt sich freilich nur machen, wo die Bäche aus den Bergen kommen, denn Dampfkraft wird hier nicht angewendet. Für Liebespaare, die sich von der Gesellschaft in dunkle Gänge verlieren wollen, um ihre Seufzer und ihr Flüstern von dem Gesumme des Springbrunnens accompagniren zu lassen, giebt es kein besser Plätzchen. Wir aber verloren uns nicht, sondern nahmen unter der größten Cypressenlaube ein herrliches Frühstück beim muntersten Gespräche ein. Von da ging es nach Bella Vista. Das Diner in dem Saale, mit den offenen Thüren auf den Balcon, so etwas läßt sich nicht beschreiben. Es giebt doch Augenblicke, wo man alle Erdenlust und Herrlichkeit einzuschlürfen glaubt. Der Frühling hier hat nämlich schon lange begonnen, und wenn ich ihn paradiesisch nenne, so möchte es eher zu wenig als zu viel sein. Aber

dazu dieſer Frühling, oder beſſer dieſe tiefe Sonnengluth in den Augen der ſchönen Mädchen, und dieſe Lebhaftigkeit und dieſe Freude an der Freude. Mir wurde es faſt zu viel.

Der Nachhauſeritt war nicht mehr ſo munter. Natürlich hatte man ſich erſchöpft. Wenn die Spanierinnen abgeſpannt ſind, geht viel von ihrer Schönheit verloren. Es iſt die Lebendigkeit und Leidenſchaft, was ſie ſo unwiderſtehlich macht. Ich und noch ein Paar junge Leute trennten uns in Cheurriana von der Geſellſchaft, und wir ritten am Strande nach der Stadt, um weniger Staub und etwas von der Meeresfriſche abzubekommen. Da ritten wir über einen traurigen Platz für jeden Spanier. In der Mitte zwiſchen der **Ferreria de la Constancia** und der Batterie **St. Rafael**, wo ſich der kleine Fluß **rio de Guadal Medina** ins Meer ergießt, ſteht das Denkmal für Torrijos. Hier wurde dieſer tapfere, junge General, mit ſeinen Gefährten, nachdem ſie durch Verrath in einem benachbarten Hauſe gefangen waren, erſchoſſen. Torrijos ſteht in hohen Ehren hier und in ganz Spanien, bei den Liberalen aller Partheien. Er ſoll ein liebenswürdiger, ritterlicher

Held gewesen sein; und was mir auffiel, da man sonst hier wenig von dem aristokratischen Stolze spürt, wegen dessen die Spanier verschrieen sind, man hebt es hervor, daß er ein Abkomme aus einer der ältesten und berühmtesten Italiänischen Familien der Borgias gewesen. Bei der Fusillade soll es nicht viel anders hergegangen sein, als bei dem Niederschießen der Räuber, dem ich beiwohnte. Dies Blutbad, so ein Paar Schritte von der großen, liberalen Stadt, hat da einen unbeschreiblichen Eindruck hervorgebracht. Hier und in der ganzen Gegend wird der Carlismus niemals aufkommen. Auch auf mich machte der Anblick des Blutplatzes im Abendlichte, das noch auf dem Meere spielte, einen recht wehmüthigen Eindruck, und endete den frohen Tag auf eine ganz eigene Weise.

— Ich soll Euch mehr von der Stadt, in der ich lebe, schreiben. Wie läßt sich aber Malaga beschreiben! Herr Grevius aus Berlin müßte einen recht geschickten Menschen herschicken, daß er ein Panorama aufnähme. Lohnen würde sich das gewiß, wenn es auch nicht ganz gelänge. Ich aber kann Euch mit der Feder diese Mannigfal-

tigkeit von schönen Aussichten nicht anschaulich wiedergeben. Weiß ich doch kaum, welches Gemälde vorzuziehen ist, das von der Kathedrale, oder vom Gibralfaro, dem alten Castell. Dazwischen liegt, nur durch eine kleine Häuserreihe und eine Mauer vom Hafen getrennt, die alte maurische Burg, die Alcazaba, viel niedriger als der Gibralfaro, aber doch mit einer schönen Aussicht auf die Stadt. Von hier aus sind die meisten Ansichten derselben gewonnen. Die verfallenden Thürme und Gebäude auf diesem steilen Hügel, dienen jetzt zu Gefängnissen. Vom Hafen aus nimmt sich dies wüste Maurenschloß merkwürdig genug aus. Geht man von hier gegen Morgen, unterhalb des Gibralfaro, die Straße nach Velez-Malaga, nahe dem Meerufer fort, so kommt man an den Kirchhof der Engländer (**Cementerio de los Ingleces**) es ist der protestantische Kirchhof. Einen schönern, reizendern Ruheort für die Todten könnt Ihr Euch nicht denken*). Er liegt, lang hingedehnt, auf der Senkung der Berge, über sich im Rücken noch ein altes verfallenes Burgzemäuer,

*) Wahrscheinlich ruht unser junger Freund jetzt selbst unter den Cypressen und Rosen dieses reizenden Kirchhofes.

zu fassen das weite Meer. Wo man hinsieht ein Zauber, wofür die Sinne nicht reich, nicht weit genug sind, ihn zu fassen. Riesengebüsche, Tamarisken, Akazien, eine Blumen- und Buschfülle, daß man hier immer weiter, daß man nie fort möchte!

Maurisches sieht man im Innern der Stadt hier weniger als in den andern Städten Andalusiens. Die Anlage der krummen und verschlungenen Straßen schreibt sich gewiß noch aus der arabischen Zeit her, auch mancher Name, manches Haus und mancher Putz an den Häusern; aber es ist zu sehr Kaufmannsstadt. Sie haben in der neueren Zeit zuviel gebaut, als daß viel Charakteristisches von früher im Aeußern übrig geblieben wäre. Auch die Mehrzahl der Höfe sind freilich nach Art der Maurenhäuser, aber doch mit modernen Säulen und Bogen gebaut. Wenn man aber die Schilder und Maueninschriften liest, da wird man erst recht inne, wie nun Malaga wenigstens in seiner Mode und seiner Tendenz ist. Da heißt der Platz am Rathhause (casa del ilustre Ayuntamiento), der Constitutionsplatz, der größte an der Kirche la Merced, der Riego-

plaz. Dort iſt Covartero verewigt, und in dieſer Gaſſe, glaube ich, der ehemaligen Miniſter Martinez.

Die Stadt hat mehrere Alamedas und Paſeos; der eigentlich fasbionable Spaziergang iſt aber nur der **Salon de Bilbao**, eine breite Straße, von hübſchen und eleganten Häuſern, worin vier Reiben von zarten Schattenbäumen ſteben, darunter Springbrunnen und Bänke. Nach Sonnenuntergang, bei ſchönem Wetter — und das iſt eigentlich immer, heißt es doch in einer Beſchreibung von Malaga, **el clima, que goza la capital es el de una constante primavera** — verſammelt ſich hier die ganze ſchöne Welt, und man kann ihr dieſen Namen in jedem Sinne beilegen. Ein echtes Stadtkind fehlt keinen Abend, und die Schönen wiſſen an jedem Abend die Blumen in ihrem Haar, die ſie ſo reizend machen, zu wechſeln, oder ſie immer wieder anders zu ſtecken. Das may ein recht hübſches Spiel für die Alameda ſein, ich muß aber bemerken, daß das ganze Spiel mir auf die Dauer etwas einförmig wird. Um die Ecke geht es in die **Alameda de los tristes**. Wenn man ſich am Ver-

gnügen langweilt, geht man in die Einsamkeit; so lege ich mir's aus. — Ich wohne in der **calle de los desenganos**, d. h. die Straße der Täuschungen. Möge das kein böses Omen sein!

Malaga hat nicht weniger als 37 Kirchen. Ich, wie Ihr wißt, besuche nur die Kathedrale. Auf dem Platz gegenüber ist der bischöfliche Pallast, ein modernes Gebäude, von dem ich Euch eine Zeichnung beilege. Wir haben das Unglück, daß der Papst unsern Bischof in den Bann gethan hat, weil dieser Geistliche das Unglück hat, geistreich und geweckten Geistes zu sein, und sich mehr oder weniger über die alten Schranken hinweggesetzt hat. So viel ich merke, hat der Bannstrahl auf die Leute hier noch keine Wirkung hervorgebracht.

.....

21.

Afrika. Eine Tigerjagd.

— Eine Tigerjagd hätte ich an der Afrikanischen Küste mitgemacht, habt Ihr gehört! Nein, meine lieben Eltern, so etwas macht sich nicht so leicht, und wenn Afrika von hier aus nur wie ein Katzensprung weit erscheint, ist die Partie dahin doch mit Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten mancher Art verbunden. Der Reisen dahin werden von Malaga aus sehr wenige gemacht, obschon die Marokkanische Küste interessant genug ist. Was ich durch einen Augenzeugen von einer Tigerjagd hörte, will ich Euch gern berichten, da meine Freunde in der Heimat grade darauf so begierig scheinen.

Die Grausamkeit der Eingebornen Afrika's hat bisher noch nicht der unbedeutendsten Civilisation Platz gemacht, und die Araber und Marokkaner sind mit dem Kopfabschneiden noch immer so schnell zur Hand wie je. Niemand kann daher die Reise dahin unternehmen, es sei denn mit hinreichender Bedeckung. Der einzige von hier aus besuchte Ort ist Tanger, Gibraltar gegenüber, dort haben auch die ersten Mächte Europa's ihre Consuln; allein außer diesen leben keine civilisirten Leute dort, und wenn ein Fremder eine Reise machen will, so giebt ihm sein Consul eine Bedeckung von 2 — 3 bewaffneten Beduinen mit, ohne die er nicht wagen darf, auch nur das Stadtthor zu verlassen. Hab und Gut ist sehr gefährdet und auch das Leben.

Die Consuln bilden in Tanger eine complette Colonie, eine civilisirte Oase in der Wüste der Wildheit, zu der nur der marokkanische Gouverneur Zutritt hat, der einzige Eingeborne, der um- und zugänglich ist. Da ist denn natürlich die einzige Beschäftigung die Jagd, und zwar die Löwen- und Tigerjagd. Zu solchem Vergnügen werden dann oft einige befreundete Spanier einge-

laden, und von einem derſelben habe ich etwa folgende Erzählung gehört, die er in der That meiſterhaft lebendig vortrug, und die mit der wildeſten Begeiſterung von Allen angehört wurde.

„Wir ritten am frühen Morgen, noch vor Sonnenaufgang, aus. Den Abend vorher hatten wir uns den ganzen Leib mit Oel gerieben, um, wie uns unſere Landsleute drüben ſagten, geſchmeidig zu ſein. Mir bekam es aber nicht wohl, ich glaube, weil es den Schweiß unterdrückt. Ich hatte deshalb auch ſchlecht geſchlafen, und ſaß auf dem Renner, es war ein Araber von echter Race und voller Tücke, hölzerner, ſteifer, als je. Grade als wir aus Tangers ſchmutzigen, engen Gaſſen waren und das Feld erreichten, blickte der Sonnenrand empor, und ein Roſenroth flog über die üppige Landſchaft. Uns kümmerte es nicht viel. Wir waren unſerer acht Europäer, und hatten zwölf Beduinen in Begleitung, und noch einen dreizehnten, einen Knaben, von etwa vierzehn Jahren, der ein Muſter von Häßlichkeit im Antlitz, und von Schönheit und Gelenkigkeit im Körperbau war. Wie das immer geſchieht, hatten wir die Europäiſche Kleidung abgelegt, und uns

mit dem leichtesten Beinkleid und einer Art leichter Jacke gekleidet. Neben einer sandigen Hügelkette zog sich in der Ferne ein dunkler Wald dahin. Dorthin führte unser Weg, den wir auch ohne Aufenthalt zurücklegten. Daß wir hier ein Wild treffen werden, durften wir kaum hoffen, doch wäre es möglich gewesen, weshalb wir die Pistolen im Gürtel gri[illegible]gerecht steckten, die kurzen Lanzen bequem an's Knie legten, und den Säbel zur Hand hängten, und so ging es denn in's Dickicht hinein, unser Beduinen-Bursche immer voran, mit den Luchsaugen am Boden und durch das Dickicht spähend.

Die Sonne stieg jetzt immer höher, und die Hitze wurde drückender, doch der Schatten einiger Oliven- und Dattelbäume gab uns labende Kühlung. Hier lagerten wir uns, nahmen ein sehr kurzes Mahl ein, und sprangen wieder zu Rosse. Unser Beduinen-Knabe behauptete, daß wir vor Abend kein Wild auffinden werden, und wirklich zogen wir nun immer weiter nach Süden, ohne auf solches zu stoßen. Am späten Nachmittag kamen wir in die Nähe eines Dorfes, dessen Bewohner aber die Flucht ergriffen, sobald sie uns

ſahen. Einige Minuten waren wir alſo wirkliche Herren des Dorfes, in dem ſich nur einige Greiſe und Kinder befanden, die Frauen waren ebenfalls geflohen, oder hatten ſich verſteckt. Ebenſo ſahen wir die Heerden weit zerſtreut in einem ungeheuren Umkreis treiben, und ich muß geſtehen, daß dies eine ſehr praktiſche Maaßregel gegen Räuber ſein mag, die, ſo groß auch ihre Zahl iſt, nicht im Stande ſein wird, ſo weit zerſtreute Heerden zuſammenzubringen und fortzutreiben. Vergebens hatten wir alle möglichen Friedenszeichen gemacht, um die armen Leute nicht zu ängſtigen. Erſt als wir wieder aus dem Dorfe ritten, wo wir nur ein wenig Waſſer zu uns nahmen, und die Geflohenen und Verborgenen merkten, daß wir keineswegs ihr Habe verlangten, da zeigten ſie ſich und ſammelten ſich bald, neben uns her laufend und bettelnd, zu einer bedenklich ſtarken Schaar, die uns bald an Zahl und Waffen weit überlegen war. In der That wäre es ein Kleines geweſen, hier ein blutiges Abentheuer zu erleben, zumal die Bettler immer zudringlicher wurden, und ſich einige Reiter auch ihrerſeits einfanden. Als wir jetzt, ſtatt der Bettelworte, Fluch- und Schimpf-

worte hören mußten, und unsere Dorfbegleitung immer lauter und lauter wurde, und endlich uns mit Geschrei verfolgte, ließen wir unsern Pferden freien Lauf und ergriffen, buchstäblich, die Flucht, um nicht in ein unvermeidliches Handgemenge zu gerathen. Das schimpflichste, aber das klügste, was wir thun konnten, da wir bestenfalls nicht einmal Ehre gewinnen würden.

Die Sonne ging nun bald unter und wir kamen auf ein weites Hügelland. Als wir dies durchflogen hatten, sahen wir eine weite Sandebene vor uns, und nur ein dunkler Streif in der Ferne zeigte uns an, daß wir jenseits wieder in Waldungen kämen. Rechts ab, in einer tüchtigen Ferne, ragte Gebirge hervor, in dem ein eigner Beduinenstamm, dessen Namen ich vergessen, seinen Sitz hat.

Hier auf der Sandebene entdeckte unser Beduinenknabe, der immer weit voraus war, die Fußtapfen eines Tigers. Wir folgten seinem Rufe, und wirklich sahen wir auch die gar nicht zu verkennende Spur. Der Tiger nämlich tritt mit den Vorderbeinen enger aus als mit den Hinterbeinen, mit denen er ziemlich ungeschickt

und breitbeinig schreitet; deste kräftiger ist daher auch sein Ansatz zum Sprung, und desto sicherer ist dieser. An seiner Breitbeinigkeit erkennt man daher den Tiger und schätzt auch seine Stärke danach. Unserer mochte an Breitspurigkeit einer der bedeutendsten sein, die sich in den Küstenländern zeigen. Wir gingen dieser Spur nach. So lange die Spuren der Hinterbeine hinter denen der Vorderbeine zu erblicken, und Vorder- wie Hinterbeine nach einander ausgewesen sind, so ist dies ein Beweis, daß das Thier ruhig dahin schritt. Dies war hier der Fall. Wir verfolgten den graden, gleichmäßigen Schritt des Thieres. Hier hat es still gestanden, hier sich hastig umgedreht. Jetzt muß es einen schnellern Lauf begonnen haben, denn jede Tatze hat den Sand tief ausgehölt und einen kleinen Auswurf hinter sich gelassen. Nun wußten wir, daß wir dieser Spur eine tüchtige Strecke folgen können. Auch ließ diese, da sie sehr frisch war, schließen, daß wir dem edlen Wild nahe waren, und so kamen wir, nahe bei Sonnenuntergang, an den Saum des Waldes, wo der hochgrasige Boden die Spur sehr unsicher machte.

Wir ließen uns hier nieder, mit dem Entschluß, nöthigenfalls hier die Nacht zuzubringen. Allein auf Antreiben unseres Beduinenknaben ließen wir uns nur zu einer kurzen Rast und einem kargem Mahl, Zeit, und saßen wieder auf, um, wie unser Bursche rieth, das Terrain kennen zu lernen.

Und das war gut gerathen. Der Wald zog sich quer der Richtung, wo wir herkamen, sehr weit in die Länge, während er sehr schmal, kaum eine halbe Stunde breit war. Wenigstens mochten wir keine halbe Stunde in der Richtung fort, wo wir hergekommen sind, geritten sein, als wir wieder eine ziemlich große Sandfläche vor uns sahen. Der Bursche durchflog nun nach allen Richtungen diese Fläche, entdeckte aber nichts von einer frischen Tigerspur, und da diese selten anders als gradaus laufen, so zogen wir den richtigen Schluß, daß er sich weder rechts noch links in die Länge des Waldstriches verloren, sondern in unserer Nähe sei.

Sollten wir im Walddunkel, bei hereinbrechendem Abend die Jagd wagen? Dies war eine große Frage. Viele waren dafür, viele dagegen. Unser kleiner Beduinenteufel, — denn wirklich der

Knabe hat etwas von einem Teufel in ſeinem Weſen, — zappelte mit Händen und Füßen gegen den Gedanken, nicht ſogleich die Jagd zu beginnen, und wollte von keinem Imbiß wiſſen. Er ſchalt uns Faullenzer, und gerieth in eine Wuth, als ob wir ſeine Knechte wären, die er zur Arbeit antreibt. Uns Europäer ergötzte dies; aber bald trieb er es zu arg, und einer unſerer Begleiter, der ein Verwandter von ihm war, erhob eben, im Zorn über ſeinen groben Ungeſtüm, ſeine Lanze, um ihm mit dem Schaft eins zu verſetzen, als er vor unſern Augen mit einem wildem Gelächter, das mir wahrhaftig, wie aus der Hölle vorkam, verſchwand. Er hatte ſeinem Roſſe, das eben ſo hölliſch wild war, wie er ſelbſt, in die Weichen geſchlagen, und dies ſetzte mit ihm in's Dickicht hinein, ſo daß wir im Nu ihn verloren, und nur ſpäter, als wir ſtiller wurden und lauſchen konnten, hörten wir ihn das Dickicht in der Ferne durchbrechen.

Eine ganze Zeit verging, wir hatten den Plan gemacht, die Nacht am Saum des Waldes zuzubringen, wo wir Feuer anzuzünden gedachten. Nun wurde es in der Ferne ſtill, und wir began

nen, uns um den kleinen Teufel zu ängstigen. Allzuweit konnte er nicht sein. Wir riefen, allein keine Antwort; wir drohten, alles still. Sollte er zu weit abgekommen sein? Wir beschlossen, alle vereint, mit einemmale zu rufen; das mußte er hören; aber auch hierauf blieb alles still. Nun begannen wir also einen Platz am Waldsaum aufzusuchen, wo wir ein Feuer anzünden und uns um dasselbe lagern könnten. Ein Zelt hatten wir bei uns, allein die Nacht war zu schön, und um es nur zu sagen: so erbost wir auf ihn waren, beneideten wir doch alle den kleinen Teufel wegen seines Muthes, weshalb wir nicht daran denken wollten, unter das Zelt zu kriechen.

Kaum waren wir einig geworden über die Stelle, wo wir unser Nachtlager halten wollten, als unsere Rosse ein eigenthümliches Zittern befiel, sie hoben die Köpfe, schüttelten die Mähne, sperrten die Nüstern und die Augen. Wir wußten, was es bedeutet. Die edlen Thiere spürten die Nähe des Wolfes. Wir horchten. Den Wald zu durchspähen war es schon zu dunkel, und der Mond, der am Himmel stand, warf sein zweifel-

haftes Licht durch das dunkele Laub nicht zu unsern Gunsten, denn es fiel seitwärts und machte die Schatten nur undurchsichtiger. Ohne Commando hatten wir zu den Waffen gegriffen und strengten uns an, etwas zu erhorchen. Eine kleine Weile blieb es ganz still, dann hörten wir das Dickicht durchbrechen und unsere unruhigen Thiere sagten uns deutlich, woher es kommt. Jetzt nahte sich ein Rauschen durch das Laub, das offenbar von einem Roß herrührt, das durchs Gebüsch setzt, und hinterher erscholl ein noch fernes Knistern der Aeste und schußweise ein Durchbrechen des Dickichts. Ein Murmeln fuhr durch unsere Reihen, wir wußten Alle, daß der kleine Teufel und sein Roß von einem Thier verfolgt ward. Es währte auch kaum so lange als ichs erzähle, so stürzte ein Roß aus dem Dickicht hervor, darauf saß, oder besser lag, nach vorn gestreckt der Knabe, sein Kopf auf dem des Pferdes, und sah uns mit Augen an, die wie in einer wilden Gluth flammten. Hinter ihm her aber schossen zwei Tiger aus dem dunkeln Laub hervor, die plötzlich unsere Mitte durchbrochen hatten, ohne daß wir an den Gebrauch der Waffen denken konnten.

Aber wir wußten, was wir zu thun hatten. Auf der Sandebene vor uns bereitete uns der kleine Teufel einen Kampf, der zu den großartigsten gehört, denen ich jemals beigewohnt. Ich würde sagen gekämpft, aber mir blieb wenig Zeit zum Mitkämpfen, ich habe nur einen Stoß geführt, aber einen spanischen.

Die Bestien waren bald eingeholt, und zum Empfang flogen aus unsern Röhren zwanzig Kugeln mit einem Male auf sie los. Das thaten wir nicht, mit Hoffnung auf günstigen Erfolg; wir wußten, viele treffen nicht, und die treffen, tödten auch nicht; die Felle und Muskel und Knochen dieser Thiere sind nur an wenig Stellen gut durchdringlich. Doch hatten die Schüsse den gewünschten Erfolg. Die Thiere waren entsetzt und wir gewannen Zeit einen großen Kreis um sie zu schließen, in dessen Mitte nur noch unser kleiner Teufel mit seinem Rosse stand. Lanze und Schwert hatte jeder von uns zur Hand. Eine Pause trat ein. Das eine Thier öffnete den Rachen und stieß ein kurzes, schaudererregendes Gebeul aus. Im Mondlicht nahmen sich die Glutaugen, der weite Rachen und die weißen Zähne

entsetzlich aus. Das andere Thier, es war das größere, schrie nicht, sondern knäuelte sich zum Sprung zusammen und schoß auch in demselben Moment auf einen Franzosen los; (ich glaube, er ist ein Schwager des französischen Consuls in Tanger.) Welch ein prächtiger Sprung! — Der Franzose — bei der heiligen Jungfrau, er verdiente ein Spanier zu sein! — riß in demselben Augenblick jedoch sein Pferd in die Höhe, und empfing das Thier, das sich mit den Hinterbeinen an den Kopf des sich aufbäumenden Rosses stieß, mit einem tüchtigen Hieb über die Brust, so daß es seitwärts niederstürzte. Die glücklicher Weise in der Nähe waren, glaubten nun leichte Arbeit zu haben, acht bis zehn Lanzen und Schwerter waren ausgeholt und einige fielen sogar gewaltig auf das Thier; aber dieses war wieder aufgesprungen und auf ein Pferd eines Beduinen los, und fiel demselben mit dem Rachen in den Hinterschenkel. Hier bildete es einen merkwürdigen Knäul, indem sowohl Vorder- wie Hinterbeine des Tigers in das Fell des Rosses sich einkrallten. In demselben Augenblick, — überhaupt geschah alles weit schneller, als ich erzählen kann, — bäumte sich das Pferd

auf, warf den Reiter ab und stürzte nach einigen wilden Sätzen und einem Ohren zerreißenden Wibern rücklings über, in wahrem Sinne des Wortes den Tiger erdrückend. Ho! wie sperrte das Thier den blutigen Rachen auf! Das Pferd lag ihm auf Brust und Hals. Es sah aus, als ob von unter dem Pferde hervor, aus dem Boden, ein lechzender blutiger Tigerrachen hervor gewachsen wäre; aber nicht lange währte dies Schauspiel. Hiebe und Stiche fielen zugleich und das Thier war bald hin. Ich hatte hierbei nur das Zusehen. Mit der erhobenen Lanze, und sie ist eine vortreffliche Waffe! rannte ich mit dem Roß in der Runde; allein Andere waren näher, vielleicht auch geschickter.

Mir fällt das andere Thier ein, und — beim heiligen Georg — ich konnte nicht zu gelegenerer Zeit daran denken. Was bisher vorgegangen, wußte ich nicht; aber ich stürze hinzu und sehe zwei Teufel im Kampfe. Ein verwundetes Roß fliegt mit einem Reiter von dannen. Ein Europäer liegt auf dem Boden, vielleicht todt, und über dem Rücken zweier aneinander gedrückter Rosse bereitet sich ein fürchterlich Schauspiel vor.

Auf der einen Seite hängt unser kleiner Teufel und glotzt mit einem entsetzlichen Blick in den geöffneten Rachen und die gesperrten Glutanzen des Tigers der eben auf die Rosse hat springen wollen. Die Tatzen des Tigers lagen über die Rosse, der gesperrte Rachen gleichfalls, die Hinterbeine stehen auf dem Boden, und sind eben im Begriff einzuknicken, um den Sprung nach dem Knaben zu machen.

Daß ich wirklich etwas überlegte, kann ich nicht sagen, denn alles war im Nu geschehen. Im Nu saß meine Lanze — ein echt spanischer Stoß! — tief in dem Rachen des Tigers.

Er fiel hinten über, die Lanze blieb im Rachen stecken, was auch der Kopf im Sande wühlte. Das war aber auch ein Anblick! Den Kopf in den Sand hineingrabend, arbeiteten die Füße mit den mörderischen Tatzen in der Luft, und der Schweif schlug auf den Boden, daß es weithin knallte. Jetzt knäuelte er sich zusammen, warf sich mit den Hinterbeinen über, so daß er auf den Füßen zu stehen kam, allein er konnte den Kopf nicht von unter den Beinen hervorbringen, die Lanze saß im Rachen. So that er noch einige

wilde Sätze, sprang und stürzte dröhnend nieder, und so starb er. —"

Daß die Damenhände dem Erzähler Beifall klatschten, könnt ihr Euch denken. Dazu habe ich's gewiß kaum zur Hälfte so lebhaft wieder gegeben, wie es erzählt wurde. Zumal aber die Blicke, Gesten und Bewegungen des Erzählers, der ein so tüchtiger Held wie Mimiker ist, wenn Ihr die gesehen hättet, Ihr würdet Euch gewiß überzeugt haben, daß ich zum wenigsten zu solchem Vergnügen, wie eine Tigerjagd ist, nicht tauge.

Zu Eurer Beruhigung möchte ich noch hinzufügen, daß die Expedition im Ganzen vollkommen glücklich abgelaufen ist; nur einer von dem französischen Consulat ist etwas erheblich durch einen Fall verletzt worden.

Vor einigen Tagen sah ich bei der Frau des hiesigen Consuls einen prächtigen Teppich aus zwei Tigerhäuten, ein Geschenk des französischen Consuls in Tanger, der selbst die beiden Tiger in der Jagd erlegt hat.

.....

23.

Gesundheit. Die Familie Grund. Der wahre Fandango. Better und Oelfische.

Wie ich so eben auf R... s Comtoir erfahre, haben sie einen kleinen Engländer mit Oel befrachtet, der noch heut Abend nach Stettin abgeht. Alles ist ganz heimlich geschehen, denn die Kaufleute lieben hier mehr als anderwärts ihre Operation geheim zu halten. Also kann ich nur in aller Eile ein paar Zeilen hinwerfen, die Euch vor Allem von meinem Wohlsein benachrichten sollen. Ich bin oft außer mir vor Glück, weil ich mich genesend fühle. Das kann Keiner, der nicht wie ich gelitten, empfinden, was es heißt, sich genesend fühlen. Oft athme ich auf in dieser balsamischen Luft und nach der Dauer des Zuges den ich thue, ermesse ich es, wie ich wirklich, wahrhaft

gesunder bin als je. Gewiß, sie täuschen nicht, die süßen Stimmen meiner Jugend, die mir zugeraunet, daß ich Euch noch einmal so rechte Freude, rechtes Glück bereiten werde, und jene finstere Wolken meines Gemüthes, die so oft meine Aussicht umdüsterten, sind trügerische Schatten, die schwinden mit der Krankheit, durch die sie hervorgerufen. Wie so doppelt wohl fühle ich mich, wenn ich merke, wie wenig mir das Geben jetzt Beschwerde macht; auch das Treppensteigen ist jetzt nicht mehr eine so saure Stückarbeit für mich.

Ich glaube, das mäßige Reiten thut mir außerordentlich gut. Ich habe in den letzten 6—8 Wochen öftere Spazierritte gemacht, und bin zwar darauf immer müde, aber doch nicht krankhaft matt gewesen; besonders frei und leicht befinde ich mich auf der Brust danach. Wie oft glaubte ich nicht fest zu stehen, und dann erst fiel ich von dem Geschick dahin geschleudert. Doch, wahrlich, es kann ja kein Verbrechen darin liegen, wenn ich die Gabe, die mir der Himmel schenkt, und die er ja so freigebig Allen ausgetheilt hat, die Gesundheit, mit tausend Dank anerkenne! —

Was mir in letzterer Zeit die Stunden am

angenehmsten gemacht, ist eine neue Bekanntschaft mit einer Familie Grund, deren Haupt ein Deutscher ist. Sein Bruder ist Musikdirektor in Hamburg, und der kennt Euch auch. Die Hausfrau ist aus Sevilla geboren und die Tochter eine geborne Andalusierin, und dabei eine Spanierin in der edeln Bedeutung des Wortes. Ich bringe die Abendstunden öfters bei ihnen zu, zumal man hier in rechter Weise musikalisch ist. Wahrlich das einzige Haus in Malaga, von dem man dies sagen kann. Die deutschen Musiker kennen sie hier alle, selbst die neuesten Componisten von A bis Z; Ihr mögt Euch denken, wie wohl ich mich bei ihnen fühle.

Habe ich Euch nicht neulich erst über Andalusische Tänze geschrieben? Nun, was ich Euch auch geschrieben haben mag, es war zu voreilig, von denen, die ich gesehen, auf alle zu schließen, und die Tänzer und Tänzerinnen nach einem Maaße zu messen. Hier in diesem Hause sehe ich erst wahrhaft spanische Tänze. Die Mädchen führen sie hier aus und singen und spielen die Guitarre dazu. Wahrlich, ich fürchte mit einer Beschreibung anzufangen, denn ich fände doch kein

Ende und träfe schwerlich das rechte. Und wer möchte auch Farben finden, solch ein Zusammenwirken von reichem Leben klar und deutlich zu schildern! Das ist eine unaussprechliche Fülle von Grazie, die sich vor dem Zuschauer immer neu und neu entwickelt, in immer neuen Wendungen und Formen sich entfaltet, wo die eine immer höher steht als die andere. So neu ist diese Art und Weise des Tanzes für den, der sie nie gesehen, daß ich mir selbst das unsinnigste Urtheil zutraue nach dem ersten Anblick. Und all das ist nicht angelernt und nicht von außen eindressirt, sondern kommt wirklich von innen und wurzelt in dem edlern Theile der Nationalität.

Was aber soll ich Euch erst von dem Fandango sagen! Ich schäme mich ordentlich, darüber Euch ein Wort geschrieben zu haben, denn ich habe ihn erst jetzt kennen gelernt. Es ist wahr, daß weder die Musik noch der Tanz eine Regelmäßigkeit besitzt, die wir so nennen und nach welcher wir unsere ästhetische Elle anlegen; allein ich habe gelernt, daß es engherzig ist, der Aesthetik ihre engen Grenzen anzuweisen, und daß wir erst ein *rechtes* Urtheil haben, wenn wir die

Aesthetik nicht mehr danach fragen. So viel ist mir jetzt klar, diese Wissenschaft ist niemals selbstständig gewesen und hat uns auch nie gelehrt, ein Kunstwerk verstehen, sondern umgekehrt, erst wenn wir ein neues Kunstwerk verstanden, haben wir die Aesthetik danach gemodelt.

Es gehört aber auch etwas mehr dazu, um den Fandango zu verstehen. Es gehören dazu die glänzend schwarzen Augen, diese schwarzen Sonnen, die in jeder Bewegung des Körpers und der Seele neu aufflammen. Der sehnsüchtige Klang der Guitarre gehört dazu, der bald wie ein ferner Schmerzesschrei, bald wie ein nahes Jauchzen zwischen die Accorde fährt. Es gehört der Gesang dazu, der sich bald so weit von dem Thema zu entfernen scheint, daß man glauben könnte, sie erreichen sich niemals und doch wieder plötzlich einspringt, und die Melodie einholt, und in überraschender Weise das Herz aufflammen macht; und endlich gehört das ureinfache Instrument, die Castagnette auch dazu, die, so einförmig sie ist, unter der Meisterhand Leben und Gestaltung annimmt, so daß man oft plötzlich vor Ueberraschung auffährt, und sich selbst fragt, wie es möglich ist,

so todte Töne so lebhaft in den lebenvollsten Gesang, in den üprigsten Tanz hinein zu verschlingen.

Man wird unwillkührlich berauscht und von dem Feuer des Tänzers mit ergriffen und zum Auflodern gebracht. Und wie plötzlich wirbeln die Gefühle auf! Mit jedem Pulsschlage lockt es Leben und Leidenschaftlichkeit hervor und wirbelt uns bis zu einer entzückenden Höhe empor und eben so plötzlich erlischt es und stirbt matt und in seliger Abspannung dahin. — So etwa möchte ich Euch den Fandango ungefähr beschreiben, wenn man dies beschreiben nennen kann, wenn man überhaupt Klänge und Farbe beschreiben könnte.

Eine Sonderbarkeit bei allen Tänzen ist es auch, daß sie, wie bei der Musik, mit dem Auftakt anfangen. Der Fandango ist unbedenklich der schönste von allen, und der Gesang dazu der eigenthümlichste. Ich habe mir große Mühe gegeben, ihn aufzuschreiben, allein dies ist unmöglich, weil er aus einer ganz besondern Accordfolge besteht, die scheinbar gar keinen Rhytmus hat, und doch das taktmäßige Anschlagen der Castagnetten verträgt.

— — Wie ich so eben höre, hätte ich noch

Zeit; ein paar Zeilen mehr zu schreiben, und ich würde gern Euren Brief beantworten; allein er liegt zu Hause, und ich bin hier im Comptoir. Ich wünschte wohl, Ihr sähet, wie Eure Briefe aussehen, die ich von Euch erhalte. In der ersten Zeit trug ich einen, den letzten gewöhnlich, immer so lange mit mir herum und las ihn oft, bis die andern ankamen, dadurch wurden die Briefe aber sehr ruinirt, so daß die Zeilen, wo die Falzen des Papiers sind, nach und nach ganz unleserlich wurden. Zum Glück konnte ich den einen Brief schon auswendig. Jetzt jedoch habe ich mir vorgenommen, sie in einem besondern Behälter, den ich Nachts vor mein Bett stelle, aufzubewahren, und ich nehme sie mir, kann ich nicht schlafen, vor, um mich mit Euch zu unterhalten. In der That ist das Wetter jetzt so, daß man nicht viel schlafen kann. Seit 8— 10 Wochen haben wir nun schon unausgesetzt einen immer klaren heitern Himmel, an dem sich kein Wölkchen zeigt. Dabei hat sich eine Blumenflor entfaltet, die zu den reizendsten gehört, die ich jemals gesehen. Da sitze ich denn Abends, wie alle hier, auf dem Balkone; und denke nicht an den Schlaf,

ich glaube, weil das Wachen in diesen Stunden eine Art von Halbschlaf ist.

Ich wollte, ich könnte Euch eine Stunde hier haben. Abends auf dem Balkon, zu dem hinauf sich schlängelt der Duft der Rosen, Nelken, der Orangen und Lilien und tausend anderer Blumen, und drüber der klare, dunkelblaue, sternenreiche Himmel. Von Ferne klingt der Fandango mit seinen wilden, rauschenden Accorden, die abgerissenen Töne einer Guitarre fliehen vorüber. Unter dunkelm Laub, wandeln unten dunklere Gestalten. Ein Kichern schallt herauf, ein Lachen. Neckt eine schelmische Spanierin ihren Geliebten? — Dort weht ein weißes Tuch, das ist ein Liebeszeichen; ein leiser Schritt hallt vorüber, das ist ein Liebesgang.. — Und geht nun gar der Mond auf, der mir hier am Horizont weit größer erscheint, als in der Heimat, dann spinnt sich das magischste Schauspiel an, daß ich jemals gesehen, ich möchte sagen, jemals geträumt.

Gewiß es ist ein Land der Poesie!

Am Tage, wo die Hitze unerträglich wird, sieht es freilich anders aus, da lechze ich nach einem Bischen Regen, und das ewige und ewige

schöne Wetter wird einem überdrüßig. Heute bin ich besonders froh, da ich einige Wölkchen am Himmel erblicke. Mein Herz ist noch immer deutsch und gewöhnt sich auch so leicht nicht an spanische Poesie, und wenn sie mich gar zu heftig befällt, ich meine die spanische Poesie, dann brauche ich nur an die Oelfische zu denken, die mich wahrscheinlich heute Mittag wieder erwarten, um alle Poesie im Magen zu haben. — —

.....

26.

Die Kluft zwischen Süd und Nord. Mexicos Himmel. Fernde. Ein Roman mit glücklichem Ende.

— Ich kenne nur zwei Dinge, die mich übler Laune machen, das Geschrei von kleinen Kindern, und wenn mein Flügel verstimmt ist. Verzeihe mir der liebe Gott das Erste. Sollte ich einmal das Glück haben, Vater zu sein, so wird sich das gewiß ändern. Aber wenn mein Instrument mich verläßt, so fühle ich mich doppelt hier verlassen, und es kostet alle Anstrengung, daß ich mich wieder zusammen nehme.

Das war gestern so; es wollte nichts gehen, und alles sah mir wieder gar zu trostlos aus. Da kamt Ihr Lieben alle mir wieder so nahe; ich sah mit zugeschlossenen Augen jeden von Euch;

sah, wie Ihr den Mund öffnetet, von mir spracht, und zu mir spracht, und Du, lieber Vater, reichtest mir die Hand. Ich öffnete meine auch, — ach, es war nur ein Traum! Aber ich bin gewiß, daß Ihr in dem Augenblick an mich dachtet. Es ist doch ein erschreckliches Ende, das mich von Dir, mein lieber Vater trennt, und wenn ich die Karte ansehe, wird mir oft schwindlicht zu Muthe. Ja, die schönen Eisenbahnen, von denen Ihr jetzt so viel zu reden wißt, wann wird eine von Malaga bis Swinemünde führen! —

Beiläufig gesagt, reden die Spanier hier jetzt auch davon, und mit sehr stolzer Voraussicht, daß, wenn sie nur wollten u. s. w. Mir kommt das wie eine Satire vor, wenn sie noch nicht einmal die gewöhnlichsten Fahrstraßen wieder hergestellt haben, die vor Alters sehr gut gewesen sein sollten, und wer sicher und gut reisen will, zur See mit den Dampfschiffen geht, oft auf den weitesten Umwegen. Und auch diese Dampfschiffe sind nicht spanische, sondern gehören größtentheils einer französischen Compagnie.

„Wer nur den lieben Gott läßt walten" sage ich mir innerlich vor, wenn mir so bang und

muthlos wird, wie gestern; aber für die Spanier paßt das nicht. Sie thun es, aber sie thäten besser, da sie gesunde Leute sind, und der liebe Gott schon so viel für sie gewaltet hat, indem er ihnen dies reiche Land schenkte, wenn sie nun für sich selbst walteten, und mehr thäten, als sie thun, wobei der liebe Gott dann auch gewiß wäre.

Aber das mag auch noch aus dem gestrigen Unmuth gekommen sein, was ich eben niedergeschrieben habe; denn wenn ich mich recht frage, so muß ich mir doch gestehen, daß ich mich täglich mehr und mehr an das seltsame Leben hier gewöhne; und so mächtig die Sehnsucht ist, die mich oft ergreift, Euch wieder zu sehen, wahrhaft Aug in Aug, und Mund zu Mund, so will ich's doch nicht verhehlen, daß es mir nun unter unserm klaren Himmel, an der hellen See, und den öden Riefern an unserm Strande auch seltsam genug vorkommen dürfte. Wer sich einmal an diesen dunkeln, warmen Himmel gewöhnt hat, dem soll es sehr schwer werden, sich unter unserm blassen wieder wohl zu finden.

Davon hörte ich neulich ein merkwürdiges Beispiel. Der Himmel über Cadix ist, wo möglich

noch mehr von der Sonne durchglüht, als der von Malaga, weil die schattenden Berge und ihre mannigfachen Farbentinten dort fehlen. Wenn man vom Norden kommt, und auf einer letzten Höhe den Golf und die große Stadt zum ersten Male sieht, wird man vom Anblick südlicher Gluth, der auf der See, den Landzungen, den ausgebreiteten Feldern, und den weißen, sonnendurchglühten Steinmassen der Stadt ruht, ordentlich geblendet. Das versichern alle; es sei ein unbeschreiblich wunderbarer, überwältigender Anblick, und der Europäer glaube nicht mehr in seinem Welttheil zu sein.

Aber eine geborne Französin, die ihre Jugend in Merico verlebt, kam mit ihrem Manne über das atlantische Meer, um in Cadix zu leben. Als sie von dieser Höhe (sie war nicht in Cadix gelandet) zum ersten Male die Stadt sah, von deren südlich africanischen Clima man ihr so viel erzählt, erschrak sie etwas und meinte, der Himmel, der uns schon bisweilen kupferroth dünkt, sähe ihr so blaß aus! Was muß das für eine Sonne sein, die mericanische!

Unser Freund ... ist seit drei Wochen da-

hin gegangen. Sein unruhiger Geist hielt es hier nicht mehr aus. Ihm war nichts recht, und je mehr ich mich hier einwohnte, um so unzufriedener und verdrießlicher wurde er. Das muß nun wohl in der Natur des Menschen liegen; denn ihm fehlte nichts, und sein Principal war die Güte selbst gegen ihn. Er segelt jetzt auf dem Meere, und mir ist es lieb, daß ich nicht sein Gesellschafter auf dem engen Schiffe bin. Ein reicher Oheim in Merico hat ihn als Compagnon in sein Geschäft genommen. Uns allen ist es recht lieb. Er, auf den ich bei meiner Herkunft mein ganzes Vertrauen gesetzt, war auf die Länge durch dies verdrießliche Wesen ganz unausstehlich geworden. Wir haben dafür reichlichen Ersatz in einem jungen Manne ... aus Darmstadt, ein freundliches Gemüth, und das ist doch immer das beste, mit dem ich aus Herzenslust über die liebe Heimath plaudre, wenngleich seine und meine im lieben Deutschland, durch gar viele Meilen getrennet ist.

Noch habe ich einen andern Freund gewonnen, der die Liebenswürdigkeit selbst ist, und wenn nichts dazwischen kommt, verspricht mir alles, daß wir wahre Busenfreunde werden. Es ist ein

junger Schwede, Arwed, der hier geboren ist aber eine Französin zur Mutter hat. So bunt mischen sich hier die Nationen. Er wird sich wahrscheinlich bald verheirathen, und, denkt Euch, wer ist seine Braut? — Die Sennorita Rafaela — den Namen will ich noch nicht ausschreiben, denn die Sache ist noch im Geheimen. Sennorita Rafaela — ist die Tochter des carlistischen Gouverneurs, die liebliche, flüchtige Verschleierte, welche auf meinen Flügel tastete und ihn beherte. — Ich habe sie wiedergesehen, gesprochen, und ihre Hand — in meiner gehabt. Fürchtet nichts, mein Herz ist ruhig geworden, ob es doch bei der ersten Nachricht etwas heftig schlug. Aber man muß diesen Engel gesehn haben, und wie sie mir zutrauensvoll ins Auge sah und mir die Hand reichte und schüttelte, und mir zusprach mit einer Silberstimme, daß sie auf den Freund ihres Geliebten vertraue. Da hätte ich mögen schwören, daß ich alles für sie thun wollte. Nämlich, die Sache hatte auch ihre Schwierigkeiten, und ohne den festen Willen der beiden Liebenden, und eine mächtige Vermittelung von anderer Seite wäre sie auch wohl schwerlich zu Stande gekommen.

Der Vater Rafaelens ist zwar jetzt arm, aber ein echter, stolzer Spanier. Daß er von altem Adel ist, und Arwed bürgerlich, war es nicht, aber er ist Carlist, und streng katholisch; die Ehe seiner Tochter mit einem protestantischen Schweden, und dem Sohn einer Französin, war dort ein Stein des Anstoßes. Auf der andern Seite kostete es aber eben so viel Kämpfe mit Arweds Mutter, die sehr reich ist, und für ihren Sohn ganz andere Pläne hatte, als mit der Tochter eines bettelarmen Don von so und so viel Ahnen, um die sich die Französin nicht kümmert. Bei den Franzosen, wenn sie auch noch so viel aus der Liebe machen, ist die Ehe doch nur ein Geschäft, wo das Geld von beiden Seiten genau abgewogen wird. — Indessen, es ist nun alles gut. Die Französin, die ihren Sohn herzlich liebt, und die geistvollste und liebenswürdigste Dame ist, wurde durch ein geistvolles Bonmot umgestimmt. Jetzt schwärmt sie für ihre künftige Schwiegertochter, die absolut französisch lernen soll. Der alte Don ist auch zur Nachgiebigkeit bewogen; wie das geschehen, das ist eine wahrhaft romanhafte Geschichte, die ich Euch ein andermal, wenn es mir

erlaubt ist, erzähle. Aber jetzt weigert er sich Stein und Bein, daß sie französisch lernen soll, wenigstens so lange nicht, als sie noch nicht verheirathet ist. Das giebt einen neuen Streit zwischen Mutter und Vater; und die Vermittler haben wieder zu thun, daß sie sich nur wiedersehen. So machen die besten Leute sich das Leben schwer. Es wird ein reizendes Paar werden, mein Arwed und Sennorita Rafaela! — Der blonde hohe Schwede, und die Brünette, viel kleiner, aber von elastischem zarten Wuchse, nicht so majestätisch schön als Donna Carmen Quiros, aber mit einem dunklen Augenpaar, die einen wunderbaren feuchten Glanz haben. Bei aller Anmuth ist etwas Wehmüthiges in ihrem Blick; das paßt aber zu dem nordischen Ernst ihres Geliebten.

Ich bin jeden Sonntag jetzt bei Arweds Mutter, und fast schon wie ein Kind vom Hause angesehen. Es ist die munterste Gesellschaft und ich lerne dabei viel für künftig, da nur französisch gesprochen wird.

.....

27.

Die Osterkomödie auf dem Lande.

— — Die Ostertage habe ich leider wegen vielen Kopfwehs im Bette gefeiert, was ich um so mehr bedauerte, als mir auf solche Weise die Gelegenheit entging, mancher interessanten Scene Augen- und Ohrenzeuge zu sein. Das Osterfest ist das Hauptfest in Spanien, und jeder Tag in der heiligen Woche ist durch Prozession und dergleichen kirchliche Ceremonien ausgezeichnet. Am Sonnabend vor Ostern habe ich mich aber doch nach Chourriana, einem, ein und eine viertel Meile von Malaga entfernt gelegenen, Dorfe begeben, um dort einer höchst ergötzlichen, in unserm Sinne wahrhaft tragisch komischen Religionsfeierlichkeit beizu-

wohnen. Es wird nämlich hier in Chourriana die ganze Leidens- und Kreuzigungsgeschichte Christi theatralisch, mit allen nur möglichen Specialitäten, dargestellt, ähnlich den Komödien im Mittelalter, wie sie in Klöstern zur Volksbelustigung und Belehrung aufgeführt wurden. Nur scheint mir die Darstellung hier weit frivoler und lächerlicher.

Der hübscheste Bursche im Dorfe übernimmt die Rolle Jesu und das hübscheste Mädchen die der Jungfrau Maria. Auf einem großen Platze im Dorfe werden Gerüste aller Art aufgeschlagen, die das Haus des Pilatus, das Haus, wo Christus das Osterlamm verzehrt, und dergleichen mehr vorstellen. Eben so werden die Kreuze für Christus und die beiden Missethäter angefertigt, und dann die Rollen an die vornehmsten im Dorfe vertheilt, da es zur Ehre gerechnet wird, thätig in solcher Lächerlichkeit und entheiligenden Späßen mitgewirkt zu haben.

Alles wirft sich in ein angemessenes Costüm. Die römischen Soldaten flankiren zu Fuß und zu Pferde auf dem Platze umher, bis mit dem Schlage zehn Uhr Morgens endlich auf dem

Balken eines an dem Platze gelegenen Hauses, der Priester erscheint, zur Aufmerksamkeit ermahnt, und nun die ganze Leidensgeschichte auf die Versammlung erst herunter declamirt, und — da der Lärm immer lauter wird — herunterbrüllt. Die Tragöden und Künstler unterlassen nicht, während dieser Prolog seine Redekunst zeigt, mit entsprechenden Gesten und Geberden ihn zu begleiten. Welche Lächerlichkeiten dadurch zu Tage kommen, kann man sich kaum denken. Dies al stand ein ungemein langer magerer, aber mit einer Löwenstimme begabter Priester als Prolog da. Er schrie oft so plötzlich auf, daß die Pferde unten die muthwilligsten Sprünge und Capriolen machten, und, mir scheint es, als hätte er es später wirklich darauf abgesehen, durch sein Geschrei die Thiere wild zu machen. Die Volkslust stieg hierbei natürlich bis ins Unendliche. Zunächst ihm stand der französische Consul mit mehreren Damen. Der erstere hielt dem schwitzenden Priester einen Schirm vors Gesicht, damit er im Sonnenbrande nicht völlig gebraten werde, zumal die Erzählung eine volle Stunde dauerte. Jedoch ließ es der Geistliche nicht an Erfrischung fehlen.

Besonders, an geeigneten Stellen, griff er nach dem Wein und Wasser, das auf einem Tische, unweit von ihm, stand. Daß er es auf Erbauung der Zuhörer nicht abgesehen hatte, mögt Ihr Euch denken; an einzelnen Stellen aber spielte er wirklich den Possenreißer. Besonders, als er Petrus Verrath vortrug, krähte er bei einer geeigneten Pause, wie der Hahn damals gekräht. Ein schallendes Gelächter lohnte ihn dafür. Auch keine Seele, die daran ein Arg nahm.

So ging es nun in der herrlichsten Belustigung bis zur Kreuzigung weiter. Als aber nun Jesus mit dem Kreuze abgeführt ward, und auf dem Wege nach Golgatha seine Mutter trifft, von der er, wie uns die Bibel erzählt, unter herzlicher Umarmung Abschied nimmt; so will natürlich unser Pseudo-Jesus ein Gleiches thun und seiner mütterlichen Maria, die, wie gesagt, ein wunderhübsches Mädchen ist, mehrere herzliche Küsse appliciren. Allein wider alles Vermuthen findet dieser Ausbruch kindlicher Zärtlichkeit eine Erwiderung in einer tüchtigen Ohrfeige, worauf sich das Mädchen gewaltsam der zärtlichen

Umarmung ihres Sohnes entzieht. Nun brach der fürchterlichste Tumult los. Man fragt; und die Geschichte wird jetzt offen und klar. Der Pseudo-Jesus fühlt, wie es jetzt jeder hört, und wie es bereits früher die Dorfleute alle wußten, eine ganz andere Art von Liebe als die kindliche, zu seiner jungfräulichen Mutter, diese aber verschmäht ihn offen, weil bereits ein Anderer ihr Herz in Beschlag genommen hatte. Heute wollte nun der unglückliche Liebhaber den Versuch machen, ob er unter der Maske der Heiligkeit ein paar Küsse von der ihn verschmähenden Geliebten erhaschen kann. Vielleicht wäre diese nicht so spröde gewesen, und hätte, unbeschadet ihrer zärtlichen Liebe zu dem andern Geliebten, aus mütterlicher für den Pseudo-Jesus sich veranlaßt gefühlt, ihm auch einen kleinen Wunsch zu erfüllen. Allein, sie hat im Vorübergehen ihren höchst eifersüchtigen Geliebten mit den flammenden Augen dastehen gesehen, und wollte durch die Ohrfeige ihm den schlagendsten Beweis ihrer Treue liefern.

Indeß, so sehr dieser Beweis dem Geliebten gefallen haben mag, das Publikum ist höchst aufgebracht über die unzärtliche Mutter, und man

ruft dem Mädchen von allen Seiten zu: sie müsse den Jesus küssen. Der Vater des Mädchens, der die Rolle des hohen Priesters spielt, tritt heran und schmäht die Tochter und — da sie sich nicht dazu verständigen will, den Jesus zu küssen, erhält sie ein paar Rippenstöße zur Ermahnung. Allein der unglückliche Jesus macht dem Streit ein Ende. Er nimmt sein Kreuz auf und setzt seine Wanderung weiter fort.

Bei dieser ergötzlichen Scene schrie nun der Pfaffe, als wollte er alle taub machen. Ich habe niemals im Leben solch eine entsetzliche Stimme gehört. Kaum ist nun endlich die Ruhe wieder hergestellt und der Zug in Ordnung, als eine neue Unterbrechung statt findet. Der französische Consul, ein etwas beleibter Mann, kann sich nämlich noch immer nicht vom Lachen erholen, er hält sich den Bauch und schüttelt sich derart, daß er den Schirm grade dem Pilatus auf den Kopf fallen läßt, der nun nicht unterläßt, ein Zetergeschrei zu erheben. Noch größerer Tumult, noch allgemeinere Aufregung ist die Folge. Alles schrie tobte und lachte unter einander. Nur mit Mühe war die Ordnung wieder herzustellen. Dabei

müßt Ihr wissen, daß fast die ganze Jugend Malaga's Zeuge dieser Komödie ist, und das seinige dazu beiträgt, die Lustbarkeit in's unglaubliche zu steigern. Natürlich sind die jungen Leute Malaga's den Bauern des Dorfes sehr unwillkommene Gäste, hauptsächlich aber, weil diese fast immer einen Streich in Petto haben, der gewöhnlich glücklich ausgeführt wird.

Wirklich war dies heute auch der Fall, und ich habe ein Schauspiel erlebt, das an Ausgelassenheit Alles überbot. Die Stille war glücklich wieder hergestellt, der Zug in Ordnung, und es ging nun an die Kreuzigung selber. Ein Missethäter war bereits ans Kreuz geschlagen, was vermittelst Stricken noch ziemlich täuschend gemacht wurde. Nun begann der Priester, der bisher auch nicht die mindeste Feierlichkeit im Tone verrieth, feierlicher zu werden, da die Kreuzigung Jesu vor sich gehen soll. Ein römischer Soldat stellt eben das eine Ende der Leiter an das Hauptkreuz, das andere an die Tribune, und steigt hinauf, es herrscht die tiefste Stille, die Pointe der Feierlichkeit soll nun statt finden. Kaum aber hat der Soldat ein paar Stufen bestiegen, als mit einem

Male das Gerüst zu knacken anfängt, und ehe man sich's versieht, stürzt mit fürchterlichem Gepraſſel alles zusammen, und das Gerümpel begräbt unter seinen Trümmern sowohl Jesus wie Maria, den Hohenpriester und Pilatus und alle sonstigen heiligen Akteur's, so daß mir's unbegreiflich ist, wie auch nur einer ohne bedeutende Verletzung davon gekommen ist. Man kann sich den neuen Tumult denken. — Nun ist man im Begriff, auf's schnellste wieder alles in den Stand zu setzen, da sieht man denn den Zusammenhang näher. Alle Balken, Stangen und Bretter sind von den jungen Leuten aus Malaga bis über die Hälfte durchgesägt, und diese sitzen bereits zu Pferde, um dem Zorn der wüthenden Bauern zu entfliehen.

Was nun Hände und Beine hat, stürzte hinzu, um die Thäter zu bestrafen. Diese lachen nicht wenig, und jagen davon, verfolgt von den Dorfbewohnern, die sich gleichfalls auf ihre Pferde geworfen hatten. Natürlich konnten sie die Flüchtigen nicht einholen, die städtischen Rosse sind bei weitem leichter und schneller. Bald kehren die Bauern, die römischen Soldaten, der hohe Priester

und Pilatus, die sich auf Pferde geworfen hatten, zurück, in der Hoffnung, ihr Stück dennoch fortzusetzen, denn das Kreuz des einen Missethäters steht noch. Allein auch dieser Plan ist vereitelt: Jesus fehlt! Auch er hat sich auf ein Pferd geworfen, um die Schmach, die man ihm angethan, zu rächen. Leider hatte er sich auf ein städtisches Pferd geworfen, und dieses wurde im Laufe so scheu, daß es weder Zügel noch Stock gehorchen will, und der Unglückliche wird nun von seinem Pferde im vollsten Carriere bis nach Malaga gebracht, wo dies vor seiner verschlossenen Stallthüre plötzlich Halt macht, und seinen Reiter zur Erde schleudert.

Nun erst begann der Spaß, als die Hauptperson, mit der Dornenkrone, von den muthwilligen Widersachern empfangen wird. Er wüthet, schreit, tobt; allein bald legt sich seine Wuth, er wird nun im Triumph in der Stadt herumgeführt, bis man in einem Wirthshause, bei einigen Flaschen Xeres und Malaga die Versöhnung feiert.

Daß dieser Spaß der Hauptstoff der Unterhaltung für viele Wochen war, mögt Ihr Euch denken. Jeder mußte erzählen, wo er bei dieser oder jener glücklichen Affaire gestanden. Tausend

einzelne Späße wurden erst später bekannt und erfunden, und unsere Jugend war besonders auf das diesjährige Gelingen ihres Spaßes stolz.

Das Osterfest soll nun der Freuden sehr viele gebracht haben, und sind die meisten Ergötzlichkeiten biblischen Ursprungs, allein wie unwürdig solche ausgeführt werden, und wie sehr solche heilige Handlungen eher Gotteslästerungen sind, das könntet Ihr Euch vorstellen, wenn Ihr der Kreuzigung beigewohnt hättet. In der That, von der Geistlichkeit geschieht auch alles, um jede Spur von Andacht zu verscheuchen. Neulich bin ich in der Cathedrale, da spielt der Organist die lustigsten Stückchen, und giebt am Ende die Ouverture aus dem Califen von Bagdad zum Besten. — —

.....

28.

Baron v. A.... Lebensmittel und Küche. Tourisen und Grillen.

Neulich freute ich mich, einen angesehenen Landsmann hier begrüßen zu können, den Herrn Baron von A...., der auf dem Dampfschiff von Marseille, herkam. Er landete in Malaga, um von hier zu Lande nach Madrid zu reisen. Es ist eine große Freude, wenn man in der Fremde nur überhaupt einmal einen Landsmann trifft, um so werthvoller für mich war es aber, diesen Herrn zu sehen, dessen Bekanntschaft wir in Swinemünde und Heringsdorf gemacht, und der meiner Eltern Haus so gut kennt, und so freundlich sich deren erinnert. Es gewährten mir die paar Male, daß ich mich mit ihm allein unterhielt, wirklich einen großen Genuß.

Das Dampfschiff legt an verschiedenen Küstenpunkten an, und Herr v. A.... hatte also schon flüchtige Notizen von Spanien erhalten, und wie es hier aussieht; und wenn meine Ansicht, nach einem längern Aufenthalte auch nicht in allem mit der seinigen übereinstimmt, so waren wir doch beide über die Beschaffenheit der Spanischen Küche ganz einig. Er sprach besonders entrüstet über die Spanischen Braten. Ach, die wollte ich noch hingehen lassen, aber was würde er sagen, wenn er Tag für Tag fauligt schmeckende Oelfische verzehren müßte! Für die Reisenden, welche von dem Dampfschiffe kommen, wird doch in den Hafenstädten einige Vorsorge getroffen. Dennoch hatte er es nicht aushalten können, und seine eigene ingeniöse Bratenmaschine, die er auf Reisen mit sich führt, mehrmals in Bewegung gesetzt, um doch gelegentlich an die Civilisation in der Kochkunst erinnert zu werden. Wenn ich auf gute Braten begierig wäre, und mir wirklich eine solche Maschine anschaffen, und, noch mehr, die Mühe geben wollte, mich an's Feuer zu stellen, — wonach man sich unter diesem Himmel gar nicht sehnt — was hülfe es auf die Dauer, da es mit

der Kunst allein nicht gethan ist, wo in der Regel der Stoff fehlt.

N...s, die ihm zu Ehren ein großes Diner gaben, waren in nicht geringer Verlegenheit, als ich ihnen sagte, daß der Reisende ein berühmter Kenner in der Kochkunst wäre. Am guten Willen, an Mitteln, das Kostbarste zu beschaffen, und auch an einem guten Koch fehlt es in dem Hause nicht, was läßt sich aber anfangen, wenn man zu gewissen Zeiten in ganz Malaga und dem Lande weit umher diesseits der Berge oder gar vielleicht auch aus Africa drüben nichts auftreiben kann? Von Trauben, Apfelsinen, Oliven, Mandeln, Reis, Zucker, Seefischen und Wein läßt sich wohl leben, aber kein Diner, wie man es bei uns zur Noth und durch Kunst allenfalls aus bloßen Kartoffeln zurichtet, bereiten. Fehlt doch in diesem Augenblicke sogar die Butter, eine Delicatesse, an welche sich die Spanier jetzt auch zu gewöhnen anfangen, und wenn einige Schiffe, die wir noch aus Hamburg erwarten, ausbleiben, so müssen wir auf den Genuß für den ganzen Winter verzichten. Wenn ich höre, daß an diesen Küsten die Dürre zuweilen Jahrelang dauert, ja, daß einmal

durch zwei Jahre wenig oder gar kein Regen gefallen sein soll, so begreife ich nicht, wie die Leute überhaupt leben könnten, wenn sie nicht das Meer und die Zufuhr über See so nahe hätten. Die ehemaligen Bewohner des Landes, die Mauren, müssen ausgezeichnete Oekonomen gewesen sein, die mit Wasser und Regen so zu menagiren wußten, daß zum allermindesten doppelt so viel Felder im friedlichen Spanien bestellt waren als jetzt. Das schöne Thal von Granada und der Garten von Valencia, wo noch das meiste von diesen alten Wasserleitungen geblieben sein soll, muß ich doch auch noch einmal sehen. Auch hier sind noch Reste von Wasserleitungen und alte Teiche; aber wenn ich unsere dürren Bäche ansehe, so denke ich, sie müssen eigene Künstler gewesen sein, um Wasser zu machen, oder gleich, wie es aus den Quellen kam, es fest zu halten, daß es nicht in der Sonne verdunsten konnte.

Uebrigens war das Diner bei N...'s so gut gerathen, daß die üble Laune unseres geehrten und viel reisenden Landsmannes völlig verschwunden schien. Die Leute glauben hier, daß er auf einer wichtigen diplomatischen Mission begriffen sei, und

da er sehr gütig gegen mich war und zweimal beim französischen Consul mit mir in der Fensterecke allein sprach, so bin ich auch schon zu einer Art diplomatischen Heiligenschein gekommen. Wovon wir sprachen, das war dein Schweizerhäuschen an der See, lieber Vater, und unsere gemeinschaftliche Bekannte, die interessante E..... S...., für deren neuen Lebenslauf Herr v. A... sich mit väterlicher Theilnahme interessirt. Aber worüber sollte ich nachher einigen Spaniern Auskunft geben! Da ist nicht weniger im Plan als eine Vermählung der kleinen Königin Isabella mit einem Preußischen Prinzen. Oder — hört, was ein alter Richter meinte! es sei eine Allianz zwischen dem König von Preußen und Espartero im Werke gegen Frankreich, und Herr v. A.... sei hergeschickt, um sich vom Zustande der Spanischen Marine zu unterrichten, für die ein Admiral aus der Preußischen Armee bestimmt sei. Der Patriot schüttelte dazu den Kopf und meinte, die Disciplin und Taktik der Preußischen Armee in Ehren, so sei es nicht gut, fremde Generale für eine Nationalarmee zu bestellen. Da stimmte ich ihm ganz bei, aber, wenn es zu dem Bündniß käme,

so halte ich dafür, daß für die Spanische Kriegsflotte unsere Husaren noch immer einen Admiral schicken und Herr v. A.... die Inspection übernehmen könnte, ohne daß sie darum schlechter würde, als sie ist. Schreibt solche Aeußerungen um Himmels willen nicht auf das Conto der Spanier. Der alte Richter ist etwas taub, und fängt erst jetzt an, seit er vor einem Jahr emeritirt wurde, Geschichte, Geographie und Politik aus der Madrider Zeitung zu erlernen. — Herr v. A.... reist wohl nur zu seinem Vergnügen, aber ich will es nicht verschwören, daß er seine Reise drucken läßt, denn ich bemerkte, daß er zuweilen flüchtige Skizzen in sein Tagebuch schnell eintrug. Seine Bratenmaschine wird ihm auf dem Wege von hier nach Madrid wahrscheinlich noch mehr von Nutzen sein, als auf dem von Marseille hierher.

Die Spanier werden jetzt auch schon mehr die Reisenden gewöhnt, die weiter nichts wollen, als flüchtig reisen und flüchtig beobachten. Ehemals hielt man sie für Spione und sah sie mißtrauisch an; jetzt sieht man sie verwundert an, und begreift nicht so recht, was sie eigentlich wollen, ist

aber artig und zuvorkommend gegen sie. Die Engländer waren die ersten, die rechts und links hinstreiften und alles abschrieben und abzeichneten. Vor Kurzem ist ein solcher armer Teufel von einem reisendem Englischen Mahler unter die Räuber im Gebirge gerathen, die ihn mitschleppten, bis er nicht mehr konnte, und ihn nicht allein rein ausplünderten, sondern auch alle seine durch mehre Jahre gesammelten Zeichnungen muthwillig zerrissen. Er kam wieder los, soll aber beinah wahnsinnig geworden sein. Jetzt fangen die Franzosen an durch Andalusien zu schwärmen. Von einem Deutschen Reisebeschreiber, der vor kurzem hier gewesen wäre, erzählte man mir auch, ich hörte aber seinen Namen nicht. Ich zweifle aber nicht, daß die Deutschen nun auch in Massen herkommen werden, denn Neues zu sehen und zu beschreiben giebt es noch viel.

Bei uns ist man doch immer sehr begierig, das zu lesen, was die Fremden von uns drucken lassen, von dieser Neugierde habe ich aber, hier in Malaga wenigstens, noch nichts gespürt. Man liest aber überhaupt nichts. —

Wer aber hierher kommt, der lasse die alte

Vorstellung von den Spaniern zu Hause. Durch Gravität und daß man den Rücken trägt, als stecke eine Elle drin, imponirt man dem heutigen Spanier nicht mehr. Sie sind, hier im Süden wenigstens, sehr umgänglicher Natur, und wer ihnen freundlich und artig entgegen kommt, kann sicher sein, daß sie ihm eben so höflich, ja vertraulich wieder entgegen kommen. Besonders sind die Frauen überaus liebenswürdig, ja, von einer herzlichen Offenheit gegen Fremde. Bei uns würde man's unschicklich finden, aber man muß das sehn, um es natürlich, liebenswürdig zu finden. Es ist in aller Sitte und Ehre. Dagegen können sie auch recht ausgelassen lustig sein, wenn ihnen ein Mann pedantisch vorkommt.

.....

29.

Englische Marinesoldaten. Eine echte Maurin.

Vor einigen Abenden wurde ich auf eine sehr verbindliche Weise vom Englischen Consul eingeladen. Ich war zwar müde und matt, glaubte aber doch die Einladung in der Art, wie sie erfolgt war, nicht ablehnen zu dürfen, und habe es auch nicht bereut. Wieder mehre neue und interessante Bekanntschaften, denn der Consul hatte die ganze Elite von Malaga eingeladen zu Ehren der Officiere einer Englischen Kriegsbrigg, die jetzt vor unserm Hafen liegt.

Das war für mich ein ganz eigener und schöner Anblick, nachdem ich so lange von den militärischen Schauspielen in der Heimath entfernt war, diese Anzahl großer, schöner männlicher Ge-

ſtalten, alle blond, meiſt mit einer gemeſſenen Würde, und dabei die feinſten Sitten. Die Engliſchen Marineofficiere gelten alle, wie man mir ſagt, für eben ſo gebildet als ſie im Dienſte unermüdlich, geſchickt und unerſchrocken ſind. Einige ſollen ſogar gelehrt ſein; aber in der Art, wie ſie mit andern umgehn, da merkt man weder die Gelehrſamkeit, noch die Bravour, noch den Seemann; es iſt die artigſte, liebenswürdigſte Galanterie, aber von aller Geckerei entfernt. So ſind jetzt auch die meiſten Engliſchen Seeleute, ſo weit ich ſie kennen gelernt. Wie anders dachten wir ſie uns nach den Schilderungen von den Capitainen in den alten Engliſchen Romanen. Ein Fluch iſt jetzt eine Seltenheit, und Trunkenbolde ſoll es unter den Officieren kaum geben.

Die Spaniſchen Damen ſchienen mir mit beſonderm Vergnügen die ſchlanken, ſchönen Männer mit dem weißen Teint und den blonden Haaren anzuſehn. Wenn hier eine Gruppe der großen Söhne Albions zuſammen ſtand und dort eine von den kleinen, ſchwarzen Stockſpaniern, ſo ſchienen das freilich verſchiedene Menſchenracen.

Da man ſich nach den erſten Complimenten

nicht viel zu ſagen wußte, denn von den Officieren ſprach keiner ſpaniſch und von der andern Seite, — wenigſtens von den Spanierinnen keine Engliſch, ſo mußte ich, um die peinlichen Pauſen und das unangenehme Zuſammentreten der Landsleute und Coterien zu unterbrechen, an's Klavier. An Lob und Beifall fehlte es nicht, von beiden Lagern her, und da ich ſah, daß ſie ſich von beiden Seiten näherten, und von der andaluſiſchen, — nämlich der weiblichen — mir gar zu lockende Blicke zugeworfen wurden, ſo ließ ich denn bald Beethoven Beethoven ſein, und ging zum Wiener Strauß über. Das war ein Gaudium, das waren dankbar zärtliche Blicke, um die mich andere beneidet hätten! Als hätte ich in Oberons Horn geſtoßen, ſo ging es nun los. Ich muß aber ſagen, daß die älteren unter den Spaniern unſeren Deutſchen großen Meiſtern immer mehr Ehre zollen. Ihre Namen werden ſchon mit Reſpect genannt und ſtehen wie Autoritäten da.

Unter der Geſellſchaft war auch ein hochnäſiger Engländer, baumlang, ein Mann in geſetzten Jahren, der immer die Hände in den Taſchen hatte, und mit fadem nichtsſagenden Lächeln ſchief auf

die andern herunter sah. Er ist nicht Militair, sondern nur mit dem Schiffe gelegentlich herübergekommen. Der Mylord war einmal, wenn ich recht gehört, Diplomat; und dieses steife, hochmüthige Wesen ist es nicht, was auf dem Continent für seine Landsleute einnimmt. Mir erwies er auch die Ehre, mich einige Mal zu bemerken und mir beim Spiele zuzunicken. Ich bilde mir aber nichts darauf ein, denn jedesmal nachher gähnte er und hielt die Hand vor den Mund.

Der Consul sprach sehr angelegentlich mit der Herrlichkeit, und da ich in der Nähe stand, wurde ich auch zuweilen zu dem Gespräche zugezogen. Das war aber eine eigene Art. Wenn die beiden in der Conversation etwas nicht wußten, den Namen eines Ortes, oder eine Jahreszahl, so hatte seine Herrlichkeit die Gnade, mir mit dem Kinne zuzuwinken, daß ich es sagen sollte. Ein Paar Mal konnte ich Bescheid geben, andere Male nicht. Ich unterstand mich, in höflicher Weise ihm bemerklich zu machen, daß ich grade kein Lexicon wäre, das man immer, wo uns ein Wort fehlt, nachschlagen könne.

„Sie sind ja ein Deutscher," sagte der Lord, lachte, gähnte und kehrte mir den Rücken.

So sind wir Deutsche übel verschrieen, wegen unserer Gelehrsamkeit. Der Spanier schlägt die Hände über den Kopf zusamm.n, und hält uns beinah für Zauberer, daß wir so viel, und von allen Dingen wissen. Der Engländer weiß es auch, hält es aber für unsere Profession, und betrachtet uns als eine Repetiruhr, an die er nur zu drücken braucht, wenn er im Dunkeln wissen will, was es an der Zeit ist.

Der Lord ist um einer seltsamen Angelegenheit willen hier. Ein Neffe von ihm, ein noch sehr junger Mensch, hat sich in der Nähe verheirathet; aber wie? Er hatte sich, was wir nennen, überstudirt, in die Spanischen Romanzen von Granada und den alten Mauren. Ueberverliebt darin, wollte er sich ankaufen in den classischen Gegenden, wo die letzten Mauren mit den Spaniern um ihre Herrschaft gestritten haben. Wie es gekommen ist, daß weiß ich nicht, aber das Resultat ist das: Der blutjunge, hübsche Gentlemen hat eine ältliche, zahnlose Dame, keineswegs reizend, aber von echtem maurischem Blute, und wie es heißt,

eine directe Abkömmlingin der alten Abencerragen, geheirathet! Sie iſt die Beſitzerin eines Landſtriches, durch welchen ein Fluß fließt, der in einer alten Ballade, die anfängt: **Rio verde, Rio verde!** beſchrieben wird. Ein berühmter Spaniſcher Ritter ſoll an den Ufern dieſes Fluſſes in einem letzten Gefechte, worin die Mauren ſiegten, gefallen ſein, und die Wellen haben ſich roth von Chriſtenblut gefärbt. Wie dem auch ſei, genug, grade dieſe Stelle wollte der junge Liebhaber kaufen, und da die Dame ſie nicht ohne ihre Hand verkaufen wollte, ſo nahm er dieſelbe noch oben ein, und zahlte gar kein Kaufgeld, wie er meinte; ſeine Verwandten ſind dagegen der Meinung, er hätte übertheuer gekauft. Eben deswillen iſt ſein Onkel hier. Aber was will er ausrichten? Die Eheleute ſind getraut, und der Mann verſichert, daß er ſehr glücklich ſei, denn er wäre nicht allein nicht betrogen, ſondern habe ſich aus Urkunden überzeugt, daß ſeine Gemahlin noch in näherem Grade mit den letzten Abencerragenrittern verwandt ſei, als ſie ſelbſt vor der Hochzeit angegeben. Sie ſollen wirklich in Frieden und beide glücklich leben, ſie, daß ſie noch einen wirklich

hübſchen, jungen Mann, er, daß er noch eine wirkliche alte Maurin bekommen. Er läßt ein altes Maurencaſtell an einem Felſen zur Wohnung ausbauen, und geht, wenigſtens ſo lange er auf dem Lande iſt, in mauriſchem Coſtüm, was bei dieſem Clima allerdings confortabler iſt, als der ſchwarze Frak und Glacehandſchuhe; ſie aber trägt ſich nach den neueſten franzöſiſchen Moden, wodurch ihr mauriſcher Teint, und ihre africaniſchen Züge ganz und gar nicht vortheilhaft gehoben werden ſollen. — Der Mylord Oheim wird wahrſcheinlich, wenn er die Leutchen geſehen, lächeln, gähnen und wieder Kehrt machen.

Sollte Jemand von unſern Bekannten in der Heimath nach einer ſolchen Heirath Luſt haben, ſo könnte ich ihm verſchiedene ehrenwerthe Damen alle von echt mauriſcher Abſtammung, nachweiſen. Sie zählen zwar viele Jahre, aber noch weit mehr Piaſter in ihren Läden, und fahren, nicht zwar mit Pferden, aber mit Mauleſeln, und laſſen ſich von pechſchwarzen Mohren bedienen.

30.

Gesundheit. Zukunft. Getter. Bielliebchen.

— — Verzeiht, wenn ich Euch immer und immer nur von mir schreibe. Ich bilde mirs ein, daß es Euch am Ende lieber ist, als alle gut und schlecht entworfene Genrebilder des hiesigen Lebens, wenn Ihr es hört, wie wohl und froh ich bin. Seit meiner Krankheit bin ich noch nicht so wohl gewesen und muß ich diese Genesung nur dem paradisischen Frühlingswetter mit seinen balsamischen Lüften zuschreiben, dessen wir uns nun schon drei volle Monate hindurch ununterbrochen erfreuen. Mit wahrer Leichtigkeit kann ich jetzt die beiden Treppen zu meinem Zimmer ersteigen! Das Gehen ermattet mich gar nicht mehr, selbst von der aufsteigenden Röthe weiß ich nichts; mit einem

Worte, es geht bedeutend vorwärts; und wenn es so bleibt, so rufe ich doch noch einmal im Leben: Victoria! und bringe Euch einen gesunden, kräftigen Menschen zurück. —

Ich weiß es, das Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit wirkt hierbei mächtig auf meine Gemüthsstimmung; aber das ist ja auch ein untrügliches Zeichen der Gesundheit. Ich kann Euch kaum schreiben, in welch heitere Laune ich zuweilen versetzt bin! Ordentlich muthwillig kann ich wieder werden und mein Appetit ist jetzt so vortrefflich, daß ich sogar die Oelfische mit bewundrungswürdiger Virtuosität zu verzehren im Stande bin. Kurz, mein langer Körper fängt an, mir große Freude zu machen, und wenn es nur halbwege so bleibt, so schlage ich mich schon durch.

Die Welt ist ja so ungeheuer groß und irgendwo findet sich immer ein Plätzchen, wo das Bewußtsein redlich erfüllter Pflicht uns ein bescheidenes Hüttchen baut. Natürlich hüte ich mich vor aller Affection und Ausschweifung, so lockend auch die Gelegenheit ist; auch trinke ich weder Wein noch Caffee, noch lasse ich mich durch Dispute irritiren, so, daß sich meine Lust und Freude recht

unſcheinbar macht; aber darum bin ich erſt recht froh. Ich weiß, ich thu meine Schuldigkeit, und ſo oft ich dieſe gethan, fühle ich auch ſchon den ſüßen Lohn darin, daß ich herzlich vergnügt in mir bin, d. h. ſtill vergnügt. Dann gehe ich vor mich hin, ſinge eine luſtige Melodie, oft den Fandango, und ſtreife dann ein wenig umher und ſehe mir Stadt und Umgebung mit immer neuem Entzücken an.

An meine Zukunft kann ich noch nicht denken; mag es auch nicht; dazu bleibt immer noch Zeit. Zwei bis drei Jahre werde ich wohl noch hier bleiben und dann auf Freund Elvers Idee eingehen, und nach Südamerika hinüberſchiffen, wo mich ſein älteſter Sohn erwartet. — Doch laſſen wir das. Mein iſt für den Augenblick nur die Gegenwart und ſie ſoll mir wenigſtens nicht ungenutzt vorüber gehen. — Gott weiß, wann und ob wir uns wieder ſehen, — allein, wo ich auch ſein mag — ich bin ja bei Euch mit meinem Herzen voll Liebe und Dankbarkeit und Ihr gebt ja auch mit mir, mit Euerm Segen und Euern Gebeten für mein Wohl.

Das Wetter iſt und bleibt hier ſchön. Ich

kann Euch keinen Begriff davon machen, in welche Farben ſich der Himmel kleidet. Beſonders aber das Meer und die Erde! Ich habe beides nie ſo geſehen. Wenn ich am Strande gehe, fange ich an, alle Märchen zu glauben von den Schlöſſern und Waſſergöttern, die unten thronen. Wie ein umgeſtürzter Himmel liegt es vor. Wenn es ganz ruhig iſt, und oft iſt es der Fall, dann kommt es mir vor, als ob das Land, wo ich wandele, nur ein zwiſchen zwei Himmeln ſchwimmende verzauberte Inſel iſt, die irgend ein Märchendichter in ſeiner Phantaſie hierher verlegt. Und dieſe Zauberinſel, dieſe Erde! dieſe üppige blühende Welt! aus jedem Fleckchen taucht der ſichtbare Segen einer unſichtbaren Hand hervor, die alles überſchüttet mit Fülle und Schönheit.

Wie kommt es nur, daß man hier die Meerſagen nicht kennt, die grade ſo reich im Norden blühen, wo das Meer ſo wild iſt? Sollte das vielleicht daher rühren, daß die Religion hier alles Märchenhafte einnimmt!

Doch etwas vermiſſe ich hier, und gut, daß ich daran denke: Wir haben hier keine Erdbeeren und Ananas. Bitte, Ihr würdet mich himmliſch

erfreuen, wenn Ihr mir einmal eine gute Ananas senden wolltet. Die jungen Damen hier necken mich faſt bei jeder Gelegenheit mit meinen Erzählungen von Eurem Garten und ſeinen ſchönen Früchten, und meinen: mein Vaterland ſei das Land der Eiszapfen und des Schnee's. Sie würden nicht üble Augen machen, wenn ich ihnen ein paar gute Ananas vorzeigen möchte und mit Stolz ſagen könnte, die ſind in Pommern gewachſen! —

Vergeſſet auch beileibe nicht, wie Ihr verſprochen, mir alle kleine Brochuren zu ſchicken, die das Huldigungsfeſt ohne Zweifel veranlaſſen wird, und erzählet mir alles haarklein, ſelbſt das Unbedeutendſte vergeſſet nicht. — Es beſchleicht mich gar zu oft eine ſtille Sehnſucht nach unſern Sandbergen und wie ſchön es auch anderwärts iſt, es giebt doch nur eine Vaterſtadt, ein Vaterland, wie ein Vater- und Mutterherz! —

Meine Bekanntſchaften nehmen immer mehr zu. Immer mehr finde ich in Spaniſchen Familien die freundlichſte Aufnahme. Ich muß glauben, daß man mich gern hat, doch mag es wohl mehr Mitleid als Liebe ſein.

Neulich erzählte ich den jungen Damen viel

von unſern Sitten, und namentlich von „Bielliebchen.“ Das intereſſirte ſie ungemein, und ich mußte gleich zur Stelle mit Dreien eins eſſen, wobei die Cathedrale als das eigentliche Forum verabredet wurde. Zwei habe ich verloren, allein das Dritte, — mir liebſte — habe ich gewonnen.—

So eben tritt mein Doctor ein, er ſoll Euch ſelber einige Worte, bezüglich auf meine Geſundheit, ſchreiben, damit Ihr es aus autenthiſcher Quelle erſehet, wie ſo wohl und froh Euer Sohn ſich befindet.

.....

31.

Kartoffeln. — Butter.

October 1811.

Tauſend Dank! Ich habe ſie erhalten, all die herrlichen Koſtbarkeiten, die mit Gold aufgewogen zu werden verdienen, zumal für ein gut pommerſches Blut, das in Andaluſien zu leben verurtheilt iſt. Und wie herrlich hat ſich die Butter durch die wirthliche Vorſorge der lieben Mutter erhalten! Nichts aber geht doch über die Kartoffel! Was ſind die Roſinen, Orangen, Apfelſinen und all die Süßigkeiten dieſes Clima's gegen eine Kartoffel! Ich konnte es nur nicht übers Herz bringen, eine der ſo geliebten Früchte zu miſſen, ſonſt hätte ich jedem Stockſpanier mit einer aufgewartet, um das Lob Pommerns aus ſei-

nem Munde zu vernehmen. Hätte mein Magen Freudethränen weinen können, es wäre geschehen. Es hat mich Ueberwindung gekostet, die herrlichen Früchte durch Wasser und Feuer gehen zu lassen, um mich daran laben zu können.

Als sie aber gar waren! Ach, ich habe mir die Stube zugeschlossen, um sie in Ruhe und mit aller Feierlichkeit zu genießen. Die Butter, — „O, Gileat, was sind deine Balsame!" — habe ich vor mich hin auf den Tisch, erst meine Nase an den Duft gelabt, dann habe ich mich hingesetzt an den gedeckten Tisch und — haltet mir die Thorheit zu gute — mich völlig vorbereitet, um zu genießen, was ich so oft mit so köstlichem Appetit in Eurer Umgebung genossen habe.

Und als ich das unscheinbare, demüthige Kleidlein abzog und sie rein vor mich hinlegte, so unschuldig, so behaglich, so duftig, als ich den Dunst einathmete, als ich sie zerschnitt und das Mehl derselben sah, da, wahrhaftig, war ich so heilig und selig gestimmt, daß der Hunger verschwunden war und ich gewiß die ersten nur als eine Art himmlischer Seelenspeise genoß, in der Art, wie die Griechen die Götter essen ließen. — Freilich blieb

der Leib nicht lange zurück. Als ich nur die ersten gekostet hatte, da fühlte denn mein Magen bald die Freuden des Wiedersehens und wollte gar nicht müde werden, die Jugendbekanntschaften zu erneuern. So aß ich denn einen guten Teller voll auf, und gedachte bei den letzten schon wieder an die Tage, wo mein Vorrath aufgezehrt sein wird und ich wieder im Trocknen sitzen werde.

Was aber soll ich Euch von der Butter sagen! Ich habe sie in allen möglichen Variationen verzehrt. Auf Brod, auf Eier, auf Kartoffel und immer und immer wieder fühlte ich, daß der liebe Gott tausend Dank verdient, daß er nicht alle Länder dieser Erde werden ließ wie Spanien.

Die Butter ist übrigens das einzige, was bei den Spaniern Gnade findet, auch sie halten den Genuß im Vergleich zu ihren Oelen für eine Delicatesse, die wohl der Rede werth ist. Es könnte hier mit Butter ein tüchtiges Geschäft gemacht werden. Wir erwarten wieder Schiffe aus Hamburg, die sie uns bringen; bleiben diese aus, so giebt es abermals einen bösen Winter.

32.

Die Siegesherzogin.

— — Vor einigen Tagen hatten wir eine vornehme Gästin in unsern Mauern, und die Bewohner unserer guten Stadt waren froh, einmal eine Gelegenheit zu haben, Empfangs- und andere Feierlichkeiten veranstalten zu können. Die fielen denn auch wieder so aus, wie sie sonst immer ausfallen. Die Gästin war keine andere, als die Gattin Espartero's, die über Malaga in die Bäder reiste, um ihre angegriffene Gesundheit herzustellen. Obgleich man hier nicht im mindesten der Partei, zu der sie gehört, huldigt, — sie ist, wie man bestimmt zu wissen glaubt, eine Gegnerin ihres Mannes und

mit der Königin Chriſtine ſehr gut, — hielt man es doch für Pflicht, ſie mit Glockengeläut und Kanonendonner zu empfangen. Das Volk drängte ſich, um ſie zu ſehen, denn es ging ihr der Ruf voran, der nie mals verfehlt, die Theilnahme in Anſpruch zu nehmen, der Ruf nämlich, daß ſie ſchön ſei, und ſehr anmuthig und noch mehr gefällig. Auch mich zog es hin, dieſe politiſche Schönheit zu ſehen, und wirklich kann ich ſagen, daß ich ſie nahe genug geſehen, um Euch hierüber authentiſchen Bericht abzuſtatten.

Nachdem ich ſie nämlich von fern im Theater geſehen, wo ihr zu Ehren, die Loge mit bunten Flicklappen gehörig decorirt wurde, erfuhr ich von einem Officier auf der franzöſiſchen Fregatte, daß ſie auch dieſe beſuchen werde, und dieſer war ſo freundlich, mich zu der beſtimmten Stunde einzuladen. Hier habe ich mich denn auch gut genug amüſirt. Am zweiten Tage der Anweſenheit der Herzogin wurde nämlich, ihr zu Ehren, eine Waſſerfahrt veranſtaltet. Zufällig lagen drei ſpaniſche, drei franzöſiſche und zwei engliſche Fregatten im Hafen und dies machte die Waſſerfahrt zu einer der ſchönſten, die ich je ge-

sehen. All die schönen Fahrzeuge waren aufs geschmackvollste decorirt, und jedes überbot das andere, um das Vergnügen zu einem glänzendsten zu schaffen. Als die Wasserpartie begann, feuerten sämmtliche Schiffe ihre Kanonen ihr zu Ehren ab, flaggten ihre schönsten Wimpel auf, setzten die Böte ab, um sich als Geschwader dem ihrigen anzuschließen.

Wie gesagt, war ich auf einer französischen Fregatte, und hatte hier Ursache, den galanten und feinen Sinn dieser Nation zu bewundern. Sie war reizend geschmückt und sandte, als die Herzogin in der Nähe war, ein Boot mit einer Deputation, aus den galantesten und jüngsten Officieren bestehend, zu ihr ab, um sie zum Besuch der Fregatte einzuladen.

Da sie diese Galanterie sehr freundlich aufnahm, — man sagt, die Deputation habe ihr ganz besonders gefallen, — erschien sie auch, und ich hatte das Vergnügen, ihr sehr nahe zu sein, und ihrer Unterhaltung beizuwohnen. — Sie ist eine keineswegs häßliche Frau, von etwa 28 bis 30 Jahren, anmuthig gebaut, mit sprechenden Augen, und ihr Schritt so elastisch und zugleich würdevoll, wie

er für eine Spanierin und die Gattin des Siegesherzogs sich schickt. Die Herzogin ist eine Freundin und war eine Vertraute der Königin Christine; damit ist in Spanien viel gesagt. Wie ihre Blicke von einem der Officiere auf den Andern sich hefteten und, ungescheuet nach Wohlgefallen, bei den schönsten verweilten, so flog auch ihr Gespräch, fern von aller Phrase und falscher Grandezza, herüber und hinüber und entwickelte in jeder Wendung eine echt Spanische Anmuth. — Sie bewältigte, ja, sie lenkte auch das Gespräch und verweilte besonders bei dem Thema der Seeschlachten. Hier nahm sie denn auch mit unverstohlenem Wohlbehagen die Galanterien, die man ihr spendete, auf, und bewies sich als Virtuosin in dem Kampf des Zwiegesprächs. Da in der That die französischen Officiere zu den schönsten und geistreichsten Burschen gehören, die ich jemals in so großer Zahl beisammen gesehen, so scheuete sie sich auch gar nicht, dies in einer feinen Anspielung auf ein ihr gemachtes Compliment zu erwähnen, und brachte es so geschickt hervor, daß ich das Unpassende ganz vergaß.

Als sie sich empfahl, wies sie lächelnd auf die

spanische und englische Fregatten in der Nähe, aus denen sie bereits Einladungen erhalten hatte, und lehnte die Bitte, noch länger zu verweilen, mit den Worten ab: „Sennors, wenn ich an den Eifer glauben soll, mit dem man meinen Besuch wünscht, muß ich schleunigst gehen, ehe ein blutiger Krieg um mich unter den schönsten Nationen der Welt ausbricht! — Und ich liebe ja den Frieden!“ setzte sie mit dem feinsten Lächeln hinzu. Ein junger Offizier, dem sie beim Aussteigen die Hand reichte, durfte seine Lippen auf diese drücken. Wie ward er von den Andern beneidet! Man erzählte sich noch mancherlei, das ich aber nicht gerne wiederhole, weil man nicht allem Gerede Glauben schenken darf.

So viel ist gewiß, Espartero hat eine charaktervolle Gemahlin, wenn auch ihr Character mancher Deutung unterliegt. Viele wollen nämlich wissen, daß ihre Freundschaft gegen die Königin nur eine Kriegslist sei, wie ihr Auftreten gegen ihren Gemahl; allein in solchem Parteikampfe ist Verläumdung eine Waffe, die gebraucht wird, wie sie dem Partezwecke dienlich ist und man thut am besten, gar nichts darauf zu geben.

So viel will ich nur ſagen: wenn Spanien ſo iſt wie Malaga, ſo iſt aller Bürgerkrieg abgethan, wenn wir ein Regiment ſolcher Frauen in die Schlacht ſenden, wie dieſe Siegesherzogin.

.....

33.

Krieg. — Flucht und Gegenwehr. — Spartiaten.
October

Ich habe mich noch niemals in solcher Aufregung wie heute niedergesetzt, um Euch zu schreiben; allein, was ich mit angesehen, bringt mein Blut, mein kaltes, deutsches Blut in Empörung und läßt mich die tiefste Indignation gegen eine Nation empfinden, die so unselig in ihrem eignen Blute wühlt. Es liegt ein schauderhafter Fluch über derselben und ich glaube, ein verdienter. Es empört mich, daß ich mein Mitleid nicht versagen kann.

Es ist alles in Unruhe und Allarm. Die Anhänger der Exkönigin unterliegen und suchen ihr Heil in der Flucht. Heute haben sich drei Spa-

nier aus dem Innern hier her geflüchtet. Sie hatten im Plane, schlimmsten Falles Afrikas Küste zu erreichen, was schon manchem gelungen ist. Die Unglücklichen wurden hier erkannt, sie merken es und schleichen aus dem Hause, in das sie sich geflüchtet und wo sie Verrath fürchten. Die Nachricht dringt in's Volk. „Es sind Feinde in der Stadt" heißt es, „Spione" und ehe man sich's versieht, haben sich Massen zusammengerottet, die Verräther zu suchen. Man durchstreift die Straßen, der Haufen rottet sich immer mehr und mehr zusammen. Die zerlumpten rabulistischen Soldaten führen sie an. Mehr als dreitausend Menschen suchen drei Verräther. Fast schien mir's, als sei das ganze ein Märchen; allein der Sturm wird immer ärger. Der Blutdurst erwacht, und gewiß ist es, er muß gestillt werden, es wird Opfer kosten, gleichviel woher sie kommen. Da, vor einem Fenster, entwickelt sich ein Schauspiel. Aus dem Hofe gegenüber wird, ich weiß nicht, wie man ihn gefunden, ein Mann hervor gezerrt. Das brüllende Volk empfängt ihn, die Lumpen sind ihm schon vom Leibe gerissen, es blitzen ihm Dolche entgegen, und der

Unglückliche, der an der Thür noch gerungen, sieht jetzt klar seinen Tod vor sich und läßt sich die Hände binden. Inzwischen sammeln sich die Haufen hier her, wo man den Flüchtling nicht zu vermuthen schien. Ein Tumult übertäubt alles. Ich sehe, man setzt ihm Dolche auf die Brust, er soll die andern ausliefern. Denkt Euch, was ich darüber empfunden. Er scheint standhaft zu sein, da bringt ein zweiter Haufen mit wildem Mordgeschrei den zweiten herbei, und die Nachricht verbreitet sich, der dritte sei glücklich genug gewesen, den Hafen und die französische Fregatte zu erreichen.

Man muß sich mit zwei Opfern begnügen, und — das alles war das Werk einer Viertelstunde, — man führt sie gefnebelt vor's Thor hinaus. Alles wird nun still. Da, nach einer halben Stunde, strömt alles freudig zurück. Die Opfer sind gefallen. Nach einem kurzen Verhör wurden sie verurtheilt, die Pfähle wurden in die Erde gerammt, die Arme daran gebunden, und bald lagen sie von so viel Kugeln, als zufällig am Platze aufgetrieben wurden, durchbohrt. Das ist nun freilich nur ein kleines Genrestück aus dem großen

Blutbilde; faſt möchte man es komiſch finden, daß ichs der Mühe werth halte, Euch zu ſchreiben, doch wenn man ſo etwas mit ruhigem Blicke in der Nähe anſieht, ſo iſt man ſeiner Empörung nicht Herr.

Was hier vorgeht, wißt Ihr aus den Zeitungen und gewiß autenthiſcher als wir, denn die Lügen und Uebertreibungen, die hier ausgeſprengt werden, ſind beiſpiellos. Man iſt in gerechter Beſorgniß, daß der Krieg ſich auch hierher ziehen werde; in der Ferne tobt und wüthet er wieder nach alter Weiſe. Der Tod des General Leon hat allgemeinen Schrecken verbreitet. Er wird als ein edler Mann gerühmt, war des Regenten beſter und intimſter Freund, 28 Jahr alt, und in jeder Beziehung ein ausgezeichneter Mann. — Man fürchtet, daß noch viele Opfer fallen werden, ſobald Eſpartero erſt nach Madrid zurückkehrt iſt.

Das Entſetzlichſte iſt, wenn man das Entſetzliche nicht mehr verdammen darf. Dies iſt hier der Fall. Man kann Eſpartero kaum tadeln, daß er ſolche Mittel ergreift. Man muß mit Recht vermuthen, daß es weit übler wäre, Nachſicht zu

haben. In dieser Zeit der Noth sieht man denn natürlich in Espartero's aufgehendem Gestirn das Morgenroth für Spaniens Zukunft. — Gott geb's diesem unglücklichen Lande, daß dieser es sei, ihr Freiheitsheld, oder ihr Tyran, gleichviel, wenn er nur ihr Erretter ist. Eine große Arbeit bleibt ihm noch, das ist wahr. Mit einem eisernen Besen wird er, namentlich das Pfaff- und Mönchswesen ausfegen müssen, oder das Uebel bleibt in der Wurzel ungeheilt. Dem Anschein nach ist Espartero auch gewilligt, diesen Weg einzuschlagen, nur muß er für diesen Fall gewaltig leise auftreten, weil grade der geistlichen Kaste in Spanien die bedeutendsten und erlaubtesten Mittel zu Gebote stehen.

.....

34.

Trockenheit. Gesellschaft. Spanischer Stolz.
December.

Schon seit 8 Monaten sind wir hier nun fast ohne allen und jeden Regen. Der Himmel ist rein, klar und zu den seltensten Ausnahmen gehört es, daß sich leichte Wolken bilden und den dunkeln Himmelsraum durchziehen. Allein der hinkende Bote kommt nach in den kalten Landwinden, die nun schon seit längerer Zeit zu uns herüber ziehen, und bei der größten Sorgfalt, doch allerlei Krankheiten und Erkältungen veranlassen. Es giebt fast kein Haus in Malaga, wo sich zur Zeit nicht Kranke befinden. So lange uns der Himmel nicht einen tüchtigen Regen sendet, nach dem Menschen und Thiere und Pflanzen lechzen, ist auch

an keine Besserung zu denken, da dieser Wind, wie eine Landplage hier wüthet. Die tiefsten Brunnen sind ausgetrocknet, und die Getreideärndte soll als verloren anzusehen sein.

Für Eure verschiedenen Mittheilungen danke ich Euch herzlich. Wie so ganz anders gestaltet sich das dortige Leben gegen das hiesige, und wie sehr tritt letzteres vor jenem in den Hintergrund. Man hat hier weder Geschicklichkeit noch Willen, sich das Leben angenehm zu machen. Sollte man es glauben, daß in einer Stadt wie Malaga kein stehendes Theater, kein Conzert, kein einziger Clubb, ja kein andrer Spaziergang als die ewige Alameda existirt! und dabei keine Spur von einem vertraulichen Familienleben. — Hin und wieder giebts hier ein Manövre von zerlumpten, ausgehungerten Soldaten, die der üppigen Natur, sammt all den Orangen- und Citronenwäldern, und den üppigen Blumendüften Hohn zu sprechen scheinen. — Freilich giebt es hier Gesellschaften, wo man die strenge Etiquette studiren, wo man die hohe Welt, ihren Ausdruck und das Bewegen darin lernen kann, sich beherrschen und schauspielern; allein für einen deutschen Geist, für ein deutsches Herz

giebt es darin keine Nahrung, noch viel weniger eine Genugthuung. Selbst der Ausländer läßt den eigentlichen Menschen zu Hause und man meint, selbst mit Laternen vergebens herumzulaufen, um ihn zu finden. Die politischen Unruhen haben neuerdings wieder alle Köpfe verdreht; die Parteien stehen einander hier schroff gegenüber, und da sie mit ihren Meinungen nicht im ehrlichen, offenen Kampfe hervorzutreten wagen, so spricht kein Mensch ein Wort, das ihm für diesen Augenblick am nächsten und wichtigsten ist. —

Die Blindschleichen lauern alle am Wege und suchen dem Gegner heimlich zu schaden, seine Pläne zu vernichten, wo sie nur unbemerkt heran kommen können. Das charakterisirt so recht den jetzigen Spanier. Es steht fest, daß der Soldat, wenn es sein muß, ungeheuren Strapatzen trotzt, und im Kampfe, wenn es dahin gekommen, wie ein Löwe ficht; allein der Einzelne dem Einzelnen tritt wie ein Feigling entgegen und wagt ihm nicht mit offener Stirn zu nahen. Fallstricke, Dolch und Gift sind für solche Fälle; und fehlt es ihm an Muth, diese zu benutzen, so strecken sich ihm auf jedem Wege tausend Arme entgegen,

tausend Hände, die nur ein paar Piaster eingedrückt wünschen. Und doch dieser unausstehliche Stolz, doch dieser Hochmuth dem Ausländer gegenüber! — —

.....

31.

Kälte. Weihnachtsfest. Einweihung eines Hauses. Neuer Frühling und Findelhaus.

Malaga am 24. Januar 1842.

— — — Malaga ſcheint in dieſem Winter der Schauplatz unbekannter Naturerſcheinungen werden zu wollen. — Die Früchte ſind ſo billig, wie ſie es noch nie geweſen, der Winter mit ſeiner Kälte dazu, ſo ſtrenge, wie man ſich deſſelben in einer gleichen Auflage nicht erinnert. — In den erſten 14 Tagen dieſes Monats erhob ſich das Thermometer ſelten über 4 bis 6° R., und in mehren Nächten ſank es ſogar unter den Gefrierpunkt, ſo daß die kleinen Flüſſe ſich mit Eis belegten und alle Brunnen und Quellen mit Eiszapfen umſtarrt ſich zeigten. So etwas hatte man in

Malaga noch niemals gesehen, und der gemeine Mann konnte sich nicht darin zurecht finden und glaubte an ein Wunder. Ihr kennt wohl denken, daß eine solche Kälte doppelt hart in den Häusern empfunden werden muß, die gar nicht darauf eingerichtet sind; die Straßen sind so schmal, daß selten ein Sonnenstrahl hineinfällt. Fenster und Thüren schließen nur sehr dürftig, oft gar nicht und von den Oefen ꝛc. oder dergleichen nordischen Winterfreuden ist hier entfernt auch nicht die Rede. — Schnee ist nicht gefallen, dagegen waren die hohen Berge um Malaga mit glänzendem Schnee bedeckt, und von diesen wehte uns ein kalter Nordwind die eisige Luft zu, die hier ungleich empfindlicher und eindringlicher, wie der kälteste vaterländische Seesturm ist und dem Sonnenstrahle nichts weiter wie sein Licht läßt. Viele Menschen aus dem gemeinen Volke sind erfroren auf der Straße gefunden worden, und das wird Euch sehr erklärlich erscheinen, wenn Ihr bedenkt, daß das gemeine Volk gewöhnlich des Nachts auf der Straße zu schlafen pflegt, und der Körper auf eine so ungewöhnliche Kälte überall nicht vorbereitet ist. — Ich erinnere mich auch niemals so viel von der Kälte, wie hier

in Malaga gelitten zu haben, ich bin mit kalten Händen und Füßen aufgestanden, und habe mich so wieder zu Bette gelegt. — Ich habe recht oft sehnüchtig zu Euch hinübergeblickt und die verlangenden Hände — die mir oft wie Eiszapfen am Körper starrten — nach dem theuren Lande, der warmen Stuben, der schönen Oefen und des trefflichen Kaffees ausgestreckt. — Die Kälte hat jetzt nachgelassen, aber der Wind ist nach wie vor derselbe geblieben.

Das Weihnachtsfest hat nicht viel Bemerkenswerthes dargeboten. — Am heiligen Abend ging ich mit der Familie, deren Kostgänger ich bin, um 12 Uhr Nachts in die Cathedrale, um der sogenannten Hahnenmesse, bei glänzender Beleuchtung, beizuwohnen. Vorher hatte ich einen teutschen Eierkuchen gebraut, der seine allgemeinen Verehrer fand und mir und meinen Landsleuten Lob und Ehre erwarb. — Die Illumination ließ viel zu wünschen übrig, man glaubt, daß dies schon eine Folge von dem Einflusse sei, den die Exaltirten — Espartero an der Spitze — auf das Volk ausüben und der namentlich für das Priester- und Kirchenthumwesen ein feindseeliger

ist. — Die Musik war herzlich schlecht, und selbst eine spanische Familie meinte, besser ist es gar keine. — Der Organist war mehr wie halb betrunken und kaum seiner Sinne mächtig; auf Bitten meines Freundes, des Kapellmeisters, nahm ich seinen Platz ein, und begleitete die mir schon bekannte Messe auf der Orgel, zur Zufriedenheit der Zuhörer.

Die folgenden Tage wurden durch mehrere Feste gefeiert; ich zog es vor, zu Hause in einem Schlafrocke bei meinem Kohlenbecken zu bleiben; nur am 1. Januar war ich auf einem großen Balle, mit welchem einer der reichsten Kaufleute in Malaga sein neu erbautes Haus einweihte. — Es entwickelte sich bei dieser Gelegenheit eine wahrhaft fürstliche Pracht, und ich will es gerne glauben, daß — wie erzählt wird — das Haus mehr denn 60 Mill. Realen zu bauen gekostet habe, der Reichthum des Besitzers sprach sich auch in jedem, selbst dem unbedeutendsten Hausgeräthe aus, allein weiter war's auch nicht, der Geschmack fehlte überall, man sah nur ein chinesisches Gemälde, ohne allen und jeden Schatten vor sich.

Dagegen bewegte sich ein wahres Sonnen-

ſyſtem von hübſchen Mädchen und Frauen in den großen geräumigen Sälen; eine war immer ſchöner, wie die andere, und wenn ich hätte wählen dürfen und können, würde mir die Wahl unendlich ſchwer geworden ſein. Ueberall ſchritt ihnen die vollendetſte Liebenswürdigkeit voraus und eben ſo folgte ſie ihnen; und doch vermögen dieſe edlen und üppigen Geſtalten nicht die milde, wohlthuende Wärme hervorzurufen, mit der man in ein liebes teutſches Frauengeſicht ſieht. Man kann ſtille ſtehen und in Bewunderung verſinken; aber lieben kann man nicht. — Das ſpricht aber auch nur der Deutſche aus mir; für den Spanier liegt darin nichts Wahres, bei dem brennt's gleich oben zum Dach hinaus und mitleidig ſieht er auf den ernſten, gemeſſenen und bedächtigen Charakter des Deutſchen hinab. — Wir ſind hier deshalb auch gleichſam zum Sprüchwort geworden; will man eine ungewöhnliche Kälte bezeichnen, ſo ſagt man: kalt iſt er, wie ein Deutſcher! — Allein dagegen läßt man uns auch in vielen andern Dingen gar bereitwillige Gerechtigkeit wiederfahren. — Ich hab's z. B. nach dem von Mutter mir eingeſandten Recepten verſucht, einen teutſchen Napfkuchen ꝛc. zu

backen und das große Werk rühmlichſt vollendet; ebenein war auch Capitän Darmer ſo freundlich geweſen, uns eine teutſche Kirſchſuppe mit ehrlichen Mehlklöſen zu kochen, Du lieber Gott! wie haben wir uns Alle daran delectirt und mit welchem ungeheucheltem Appetit hat namentlich mein Magen die alte liebe Bekanntſchaft erneuert. —

„Delicas, Don Guiella!“ rieſen die Spanier wiederholentlich einmal über das andere und mir iſt's niemals ſo klar geworden, als gerade bei dieſem Pommerſchen Mahle, daß Mehlklöſe doch etwas Herrliches im Leben ſind! —

Von den ſogenannten Tertulias, d. h. Abendgeſellſchaften mit Tanz, Geſang und Spiel haben wir in dieſem Winter nur drei gehabt. Es geht — was äußern Anſtand und Sitte betrifft — bei ſolchen Gelegenheiten unendlich hoch her; an den Magen denkt aber Niemand, der wird mit Confitüren oder etwas Wein abgefuttert, und muß zu Hauſe das Verſäumte nachholen, wenn er von Grund aus auf ſolide Koſt zugeſchnitten iſt. — Sonſt iſt feſtſtehend eine ſolche Geſellſchaft jeden Montag, Dienſtag und Donnerſtag; letztere war beim franzöſiſchen Conſul. — Man iſt noch immer

ſo freundlich geweſen, mich dazu einzuladen, hat dabei aber wohl mehr an ein Amüſement durch mein Klavierſpiel, als an meine Perſönlichkeit gedacht. — Es bewegt ſich alles bei ſolchen Gelegenheiten in ſeine ſtrengen abgemeſſenen Grenzen, denn der Spanier denkt dabei nicht an ein geſelliges Zuſammenſein, wie die Deutſchen es thun, ſondern er will nur glänzen und für ihm aufgedrungene Verpflichtungen ſeinen Freunden ähnliche Verbindlichkeiten auflegen. — Er kann nicht die Möglichkeit begreifen, wie man ſich um den Kaffeetiſch ſetzen und an demſelben mehrere Stunden verplaudern kann; er verbindet entweder eine Intrigue mit einem ſolchen Zuſammenſein, oder aber er muß auch ſingen, tanzen oder trinken. — Die gewöhnliche und trauliche Ruhe kann er ſich nicht aneignen.

Heute — als am 28. Januar — hat uns die Kälte ganz und gar verlaſſen, und überall treten uns die Boten des erwachten Frühlings entgegen. — Mit unendlichem Vergnügen habe ich heute wieder den lang entbehrten Spaziergang auf der Alameda gemacht, und die Berge wieder in ihrer alten Kleidung begrüßt, nachdem der Schnee

gänzlich geschmolzen. Man kann sich in diesem plötzlichen Wechsel nur mit Mühe zu rechte finden, und glaubt, geträumt zu haben, wenn man an die Tage des Frostes zurückdenkt. — Es ist heute Sonntag und nach hiesiger Sitte deshalb auch Visitentag; man macht möglichst elegante Toilette bei der ein feiner Castorhut, Cadirer Glacé Handschuh und ein kleines Stöckchen nicht fehlen dürfen, und wandert von einem Hause zum andern mit einem Säckel Visitenkarten in der Tasche. — Gewöhnlich werden dazu die Stunden von 1—3 Uhr benutzt, man hält sich für diesen Zweck einen Kalender, wie der Arzt für seine Patienten, und fängt am folgenden Sonntage da an, wo man vor 8 Tagen stehen geblieben. — Um 3 Uhr wird gegessen, man sitzt 2 Stunden unter langweiliger Unterhaltung bei Tische, die sich in der Regel nur um merkantilische Gegenstände dreht, man begiebt sich gegen 5 Uhr in ein anderes Zimmer, trinkt da — **tout comme chez nous** — seinen Kaffee und empfiehlt sich, um in's Theater oder — wenn's damit nichts ist — in unsere deutsche Ressource zu schlendern, wo Billard, Whist oder

auch Carillo — ein spanisches Spiel, gespielt wird.

Morgen Abend bin ich zu einer Opernprobe berufen, bei der indessen nur Dilettanten betheiligt sind. — Die Einnahme der spätern Aufführung ist zum Besten des Malagaer Findelhauses bestimmt; man sollt's kaum glauben und doch ist dem wirklich so: die jungen Damen aus den angesehensten Häusern sprechen darüber, wie über eine ganz gleichgültige Sache und unser Eins kann sich von einer gewissen Befangenheit nicht lossagen, — Ländlich, sittlich.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei H. S. Hermann in Berlin.

Der neue Pitaval.

Erſter Theil.

Der

neue Pitaval.

Eine Sammlung
der interessantesten Criminalgeschichten aller
Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben
von
Criminaldirector **Dr. J. E. Hitzig**
und
Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

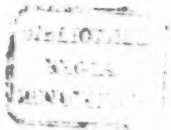

Seiner Excellenz

dem Königlich Preußischen wirklichen Geheimenrath,
Kammergerichts-Chefpräsidenten, Mitgliede des
Staatsraths, Ritter u. s. w.

Herrn von Grolman

gewidmet

von

dem ersten Herausgeber.

Inhalt des ersten Theiles.

Seite

Vorrede XI

Karl Ludwig Sand (1820) 1

Die Ermordung des Fualdes (1817) 124

Das Haus der Frau Web (1753) 205

Die Ermordung des Pater Thomas in Damascus (1840) 208

James Hind, der royalistische Straßenräuber (1652) . 240

Die Mörder als Reisegesellschaft (1809) 259

Donna Maria Vicenta de Mendieta (1798) 282

Die Frau des Parlamentsrath Tiquet (1699) 299

Der falsche Martin Guerre (1560) 320

Die vergifteten Mohrrüben (1804) 348

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARTAG.G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04016/032

Wenn ich vermöge des Antheils, der mir an gegenwärtigem Werke zusteht, aus meiner Verborgenheit noch einmal hinaustrete in eine Bahn, die ich manches Jahr mit Liebe gewandelt, fällt unwillkürlich ein Blick rückwärts auf die Erfahrungen, an denen der erwähnte Abschnitt meines Lebens reich war. Unter diesen treten aber als Lichtpunkte zwei Verhältnisse, die mit der Ausübung der Strafrechtspflege zusammenhängen, entschieden in den Vordergrund, so daß ich ihrer nicht ohne die wohlthätigste Rührung gedenken kann. Das eine war das innig freundschaftliche, nur durch seinen zu frühen Tod gelöste zu dem großen Feuerbach, das andere das dienstliche zu Ew. Excellenz, für mich, so lange es bestand, ein immer frisch sprudelnder Quell innerer Befriedigung. Nicht, obwol ich auch nie aufhören

werde, dafür dankbar zu sein, wegen des Wohlwollens, welches Sie mir dauernd erwiesen, wegen der Nachsicht, welche Sie meinen amtlichen Arbeiten schenken mochten; solches ist mir auch von andern Vorgesetzten zu Theil worden; sondern wegen des erhebenden Einflusses, den Sie durch Ihre Persönlichkeit auf mich ausübten und von welchem es freilich vergeblich sein würde, durch Worte Dem eine Schilderung geben zu wollen, der ihn nicht selbst an sich erfahren. Ich habe oft nachgedacht über den Ursprung dieses Einflusses, dem Niemand entgangen ist, der das Glück gehabt hat, in den Schlachten des Befreiungskrieges unter den Befehlen Ew. Excellenz zu fechten, worüber mir vielfache Kunde geworden, oder unter Ihrer Leitung das Richteramt zu üben, und ich bin zu dem Resultat gekommen, daß er zu finden sei darin, daß Sie Denen, welche Ihnen nahe stehen, das Bild verlebendigt zeigen von Dem, was die alten Römer

virtus nannten. Nicht in der den Begriff in eine farblose Allgemeinheit verflüchtigenden Uebersetzung, Tugend, sondern vielmehr in der der Bildung des Worts so nahe liegenden Bedeutung einer Eigenthümlichkeit, welche Alles in sich begreift, was den Mann zum Manne macht, wie sie etwa dem Dichter der Dichter vor Augen schweben mochte, als er einen Helden mit den wenigen Worten zeichnen läßt:

— sagt Alles nur in Allem,
Er war ein Mann.

So — ein Mann im prägnantesten Sinne des Worts — sind Sie mir immer neu erschienen, wenn ich Sie an der Spitze des Criminal-Senats, dem Sie damals präsidirten, als ich mich zu dessen Mitgliedern zählen durfte, wirken sah, und im Gedächtniß jener unvergeßlichen Stunden ist der Vorsatz in mir entstanden, Ihnen diese Sammlung darzubringen, in welcher merkwürdige Criminalfälle

aller Zeiten dem jetzt lebenden Geschlecht in einer ihm zusagenden Form neu vorgeführt werden sollen.

Möge Ew. Excellenz das Unternehmen selbst, vor allen Dingen aber, möge diese Widmung Ihnen nicht misfallen, zu welcher ich nicht besonders Ihre Genehmigung nachgesucht; offen gestanden, weil ich fürchtete, Ihre mir nur zu bekannte Bescheidenheit möchte sie mir versagen und so dem Herzensdrange eine Schranke setzen, welcher mich gebieterisch auffodert, da eine Gelegenheit dazu sich zeigt, auch ein Scherflein beizutragen zur Verherrlichung eines Namens, der durch Vater und Söhne nicht aufhören wird den schönsten Klang zu haben in der Geschichte der preußischen Rechtspflege wie in der des preußischen Heeres.

Berlin, im December 1841.

Julius Eduard Hitzig.

Vorwort.

Des allgemeinen Intereſſe an merkwürdigen Criminalfällen ungeachtet, gibt es doch zur Zeit noch keine Sammlung, welche die berühmteſten aller Länder und Zeiten umfaßte. An gerühmten und vortrefflichen Werken der Art fehlt es nicht; ſie ſind aber ſämmtlich entweder aus einem ſpeciellen wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkte, oder mit Berückſichtigung beſtimmter örtlicher und zeitlicher Grenzen veranſtaltet. Auffällige Criminalgeſchichten gehören aber jetzt nicht mehr dem Lande allein an, wo ſie vorgefallen, auch nicht der Wiſſenſchaft allein; ſie haben das traurige Vorrecht, ein großes Gemeingut zu ſein. Der Proceß Lafarge wird in Petersburg, in Berlin, Neapel und Neuyork mit derſelben Theilnahme, wie in Paris ſelbſt, verhandelt. Und wie die Theilnahme durch alle Länder iſt ſie auch durch alle Stände verbreitet, und aus dem wiſſenſchaftlichen auf das große gebildete Publicum übergegangen.

Der Mann vom Fache weiß, wo er die Fälle, die ihn intereſſiren, zu ſuchen hat. Aber dieſe bändereichen, zerſtreuten, zum Theil ſehr koſtbaren

Sammlungen sind dem großen Publicum unzugänglich, zum Theil ist die Behandlung veraltet, ungenießbar. Eine neue Sammlung der merkwürdigsten Criminalfälle aller Länder und Zeiten bis auf die neueste herab, erschien daher als eine zeitgemäße Aufgabe — eine Sammlung, welche alle Fälle in sich aufnähme, die den Stempel historischer Berühmtheit an sich tragen; die aus den ältern Compilationen die gehaltreichern, so belehrenden als interessanten Inhalts, hervorsuchte, und diesen classischen Criminalfällen die viel besprochenen Processe der nächsten Vergangenheit und Gegenwart anreihte, Processe, welche einer vom andern verdrängt, so schnell wieder vergessen werden, als der Ruf derselben ihrer Zeit groß war. Jeder Erwachsene kannte ehemals den Proceß des Jean Calas, das heutige Publicum weiß kaum mehr davon, als daß ein Unschuldiger durch einen Justizmord hingerichtet wurde. Auch Fonk's fast noch berühmterer Proceß verschwindet in seinem Thatsächlichen der gegenwärtigen Generation schon aus dem Gedächtniß.

Als Aufgabe erschien demnach den Herausgebern, diese berühmten und interessanten Fälle in einer dem gebildeten Publicum bestimmten Sammlung zu registriren, und ihnen dabei die Form zu erstreben, welche derselben im Auge des Juristen, des Psychologen und der größern Leserclasse einen Anspruch auf dauernde Theilnahme sicherte.

Die Auswahl aus dem überreichen Stoffe erscheint ebenso schwierig als die Wahl einer Darstellungsweise, welche diesen drei Leserclassen zugleich genügte. Für jene fehlt es an einem Vorgänger, für diese ist eine Autorität vorhanden in Feuerbach's „Actenmäßiger Darstellung merkwürdiger Verbrechen". Aber Feuerbach's Musterdarstellung ist so bedingt von dem eigenthümlichen Genie dieses im Gebiete der Psychologie mit dichterischer Schöpferkraft waltenden Criminalisten, daß eine unbedingte Nachahmung auf Abwege führen müßte. Zugleich würde sie nicht auf alle Fälle passen, und noch weniger auf die aus der ältern Zeit anwendbar sein, wo uns actenmäßige Darstellungen fehlen, oft nur ein schon verarbeitetes Resumé überliefert ist. Ebenso wenig kann, bei einer Sammlung der Art, Das, was dem Richter und wissenschaftlichen Juristen von besonderer Wichtigkeit ist, die strenge Kritik der Beweisführung, die erschöpfende Beurtheilung des Thatbestandes eines Verbrechens, zur Hauptsache werden, wie wir sie grade in den Meisterdarstellungen von Fachjuristen finden. Um unserm Zwecke zu genügen, mußten wir im Allgemeinen die historische Auffassung, die lebendige Darstellung der Handlung, der That und ihrer Motive uns zur Hauptaufgabe stellen.

Am allerwenigsten konnte die Weise des Schriftstellers, dessen Name auf dem Titel dieses Werkes

erscheint, uns als Maßgabe der Behandlungsart dienen. Schon sein Nachfolger, der Parlamentsadvocat Richer, der seine Sammlung umarbeitete und ergänzte, sagt, daß zwar Jedermann Gayot de Pitaval's Rechtsfälle gelesen, aber sich auch Jedermann über seine Methode beschwert hätte, daß die Thatsachen ohne Ordnung untereinander geworfen wären, von einem Wuste Betrachtungen, die nicht zur Sache gehörten, verschlungen, und man sich oft in die Nothwendigkeit gesetzt sähe, den wahren Verlauf der Sachen zu errathen, sowie, daß die rechtlichen Gründe mit einer unleidlichen Schwatzhaftigkeit vorgetragen würden. Er gab diesen Rechtsfällen eine neue Gestalt; er versuchte, wie er sagt, die Thatsachen aus dem Wuste herauszuziehen, der sie überschüttete, und bemühte sich, sie so zu ordnen, daß der Leser Ausgang und Urtheil nicht sogleich voraussehen könne und bis zur Entwickelung des Stückes in Spannung bleibe.

Diese Kunst des arranger les faits, um sie interessant zu machen, welche auch von den neuern französischen Juristen, und zwar, wie man behauptet, über billiges Maß geübt wird, hat indessen doch nicht Das zuwege gebracht, was Richer bezweckte. Auch in seiner Bearbeitung, ja selbst in den deutschen Uebersetzungen und Bearbeitungen nach der seinigen, ist des Wustes so viel, daß nur

ein Jurist, und auch dieser nur mit Anstrengung, sich durcharbeitet. Wenngleich er sich, nach seinem Ausdrucke, „des Werkes ganz bemeistert, und es wie seinen eigenthümlichen Grund und Boden bearbeitet hat", so hat er sich doch nirgend über seinen französischen Standpunkt von ehemals erhoben. Die Competenzstreitigkeiten zwischen den Gerichtsbehörden unter sich, über die Grenzen der Befugnisse der verschiedenen Parlamente, ihre wider einander gerichteten Arrêts, werden mit einer Wichtigkeit verhandelt, welche das Interesse an der Sache beeinträchtigt. Ebenso antiquirt sind die mit wohlgefälliger Breite geschriebenen Abhandlungen über zweifelhafte Auslegungen römischer Gesetzstellen, die weder ein allgemeines, noch für den Juristen ein praktisches Interesse haben. Dazu nimmt die Erörterung der aus den Verbrechen erwachsenden Civilansprüche einen hier ungebührlichen Raum ein.

Mehr noch als Das sind uns die ausgeführten Plaidoyers fremd. Ja oft scheint, als sei dem Verfasser dieses Verstandes- und oratorische Spiel der Sachwalter von größerer Wichtigkeit als die Sache selbst; als nähme er diesen und jenen Fall nur auf, um den schönen und glänzenden Vortrag eines Advocaten abdrucken zu können, und unwillkürlich glaubt man, in diesen Plaidoyers hinter geschlossenen Thüren und vor den Bänken ehrwürdi-

ger Parlamentsräthe die funkelnden Reden der heutigen Advocaten zu hören, die auf das Beifallklatschen ihres Auditoriums berechnet sind. Die Anklag- und Defensionsreden liegen der Untersuchung, dem Urtheile, sie liegen auch großentheils der Darstellung des Schriftstellers zum Grunde. Dieser Uebelstand in unserm Sinne läßt sich nicht mehr ändern, die Acten fehlen; aber bei der deutschen Verarbeitung für die Jetztwelt war es Aufgabe, wenigstens der Thatsache ihr Vorrecht zu vindiciren, und die Advocatenvorträge in die ihnen gebührenden Schranken zurückzuverweisen.

Trotz der von seinen Landsleuten bereits gerügten und von uns angedeuteten Mängel, bleibt Pitaval das Verdienst, der erste Sammler in seiner Art zu sein. Er sammelte nur für Franzosen und fast durchgängig nur französische Fälle. Aber seine causes célèbres haben einen europäischen Namen. Sie enthalten zugleich einen reichen Schatz der allermerkwürdigsten, psychologisch interessantesten und juridisch verwickelten Criminalfälle, dergestalt, daß ein neuerer Sammler ihn nicht allein nicht übergehen darf, sondern von selbst darauf hingewiesen ist, seine Ausbeute zum Grunde zu legen. Um deswillen schien es auch zur Bezeichnung des Werkes nicht unangemessen, seinen Namen, aus dem das Persönliche entschwunden und der für das Publicum bereits einen sächlichen Begriff gewonnen hat, auf den

Titel zu ſetzen. Was der „neue Pitaval" im Gegenſatz zu dem alten bringen ſoll, haben wir oben angedeutet.

Doch fehlt zu einem Werke allgemeinerer Art, wie es hier beabſichtigt iſt, hinſichtlich des Aufzunehmenden jede Autorität vor uns. Franzoſen und Engländer ſuchen Welt und Menſchen nur in ihrer Nation; wo ihre Criminaliſten ſich um die Rechtsfälle anderer Länder bekümmerten, geſchah es nur beiſpielsweiſe, auf Streifzügen. Aber auch die bisherigen deutſchen Sammler hatten nur beſtimmte Kreiſe im Auge. Feuerbach hat allein die Fälle aufgenommen, welche innerhalb des Bereichs ſeiner eignen praktiſchen Wirkſamkeit ihm aufſtießen. So müſſen wir uns ſelbſt in dem üppigen Walde, ohne irgend einen Wegweiſer, die Schranken zu ſtecken, die Wege zu bahnen ſuchen, auf die Gefahr hin, daß es uns wie der Muſchelſammlerin am Meere geht, die nach den bunteſten und ſchön geformteſten ſuchend, eine Muſchel um die andere aus der Hand wirft, weil ihr Auge immer wieder eine noch merkwürdigere ſieht. Doch gewinnt Pitaval auch hierin für uns Bedeutung. Aus ſeinen mehren zwanzig Bänden werden wir nicht viel über ein Dutzend intereſſanter und belehrender Fälle für unſere Sammlung brauchen. Aber in ſeiner Auswahl zeigt er beſſer als ſein Verbeſſerer, daß er wußte, was das allgemein menſchliche Intereſſe erregt, und zu-

gleich dient er uns als Markſcheide, bis zu welchem Zeitpunkte zurück unſere Sammlung einſtweilen gehen darf. Seine früheſten Fälle, mit Ausnahme der hiſtoriſchen, gehen nicht weit über das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts hinauf; die frühere Criminaliſtik gehört einer andern geſellſchaftlichen Zeit, mit andern Gefühlen und Sitten an. Unſer Werk iſt der Gegenwart gewidmet und darf daher auch nur bringen, was dieſer verſtändlich iſt, Empfindungen, die wir mitfühlen, Situationen, für die wir uns intereſſiren mögen. Die Curioſitäten und Atrocitäten der ältern Rechtspflege haben ein Intereſſe für ſich, was hier nicht zu berückſichtigen war. Aus verwandten Gründen möchten wir auch die Criminalfälle, welche allein der Politik angehören und in der allgemeinen Geſchichte ihren Platz finden, einſtweilen von unſerer Sammlung ausſchließen. Wenn wir Proceſſe, wie die der Maria Stuart, des Connetable van Bourbon, der Jeanne d'Arc, wie Pitaval gethan, in Criminalfälle verwandelten, und die Hochverraths-, Königsmords- und Verſchwörungsgeſchichten der letztern Zeit durchſichteten, ſo würde unſer Werk, wählten wir auch nur das Allerintereſſanteſte unter dem Intereſſanten, kein Ende finden und in ein anderes Gebiet übergehen. Doch ſoll darum nicht abſolut Alles, was in die Politik überſpielt, ausgeſchloſſen ſein, vielmehr das pſychologiſche und allgemein

menſchliche Intereſſe, wo es ſich in dieſen hiſtoriſch-politiſchen Proceſſen hervorthut, uns als Richtſchnur dienen.

Unſere Sammlung ſoll nicht allein die intenſiv intereſſanteſten Criminalfälle aus dem Privatleben aufnehmen, ſondern alle, welche zu hiſtoriſcher Berühmtheit gediehen ſind. Um deshalb laſſen ſich manche nicht ausſchließen, welche ohne beſonders charakteriſtiſche Seiten an ſich, doch ihrer Zeit entweder durch die handelnden Perſonen oder zufällige Umſtände großes Aufſehen erregten, und ein nicht abzuweiſendes Gemeingut des Publicums geworden ſind. So ſteht Jean Calas Proceß gegen viele neuere an criminaliſtiſchem Intereſſe weit zurück und darf doch nicht übergangen werden, als ein Actenſtück der Zeit, dem ein nicht wegzulöſchendes Siegel der hiſtoriſchen Anerkennung aufgedrückt iſt.

Eine Sonderung und Eintheilung der Fälle nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen ließ ſich ebenſo wenig als eine nach Zeit und Ort, aus ſchon von allen unſern Vorgängern beachteten Rückſichten durchführen. Es wird demnach in den einzelnen Bänden nur Aufgabe ſein, eine möglichſte Mannichfaltigkeit der Criminalfälle zur Auswahl für das Publicum herzuſtellen, aus verſchiedenen Gebieten, Zeiten und Ländern. Wo es aber jene Rückſichten erlauben, werden wir die Fälle, welche ver-

wandt aus pſychologiſchen oder juridiſchen Gründen, zur Vergleichung auffodern, zuſammenſtellen.

Sands That und Leben ſtehen, wenigſtens für Deutſchland, allein da. Der Mordverſuch des Jünglings Friedrich Staps führte zu keinem Criminalproceß; er wurde durch ein ſummariſch kriegsrechtliches Verfahren abgethan. Er war eine Erſcheinung, die im Erſcheinen verſchwand, ohne uns Rückblicke auf ſeine Entwickelungsgeſchichte zu laſſen. Doch ſammeln wir für einen der folgenden Bände was aus hiſtoriſchen Quellen über die That bekannt iſt. Fualdes Proceß, in dem ſich die Parteienwuth im ſüdlichen Frankreich abſpiegelt, erhielt durch den Proceß wider die Juden in Damascus ein Seitenſtück, zum Beleg, wohin der Wahn die Gemüther verführen kann. Zu der Geſchichte des engliſchen Highwayman aus älterer Zeit, die als heitere Epiſode zu jenen Grauenbildern aufgenommen wurde, glaubten wir in der aus Feuerbach entnommenen Geſchichte einer reiſenden Mördergeſellſchaft ein intereſſantes Gegenſtück aus Deutſchland zu liefern. Darauf folgen zwei Gattenmörderinnen, die Spanierin Mendieta und die Franzöſin Tiquet; Beider Proceß auch ein Spiegelbild des zeitweiligen Sittenzuſtandes ihrer Nationen. Wie der hochintereſſante Criminalproceß gegen Martin Guerre aus Pitaval mit dem Intriguenproceß der vergifteten Mohrrüben aus der neueren

Geschichte verwandt ist, überlassen wir der Entscheidung unserer Leser.

Der zweite Band wird enthalten Fonk und Hamacher, an räthselhafter Dunkelheit das eigentliche Gegenstück zu der Ermordung des Fualdes. Beide Fälle sind so in Widersprüchen verwickelt, dunkel und zerrissen in der Beweisführung, daß hier grade das nicht erstrebt werden konnte, was die Aufgabe dieses Werkes ist, eine klar fortlaufende Erzählung des Thatsächlichen. Hierauf folgen die Geschichten der vier Giftmischerinnen Marquise Brinvillier (nach den bekannten Quellen), der Geheimräthin Ursinus (nach den Acten und mehren Privatmittheilungen), der Notarswittwe Zwanziger (nach Feuerbach) und der Bremerin Gesche Gottfried (nach der erschöpfenden Darstellung ihres Biographen.) Eine furchtbare Verwandtschaft, ohne daß kaum mehr als eine von der andern wußte, in den Motiven und den Thaten aber zugleich eine Fundgrube für den Psychologen um Stufe für Stufe die Steigerung der grauenhaften Verbrecherlust zu verfolgen. Zwei Fälle aus der preußischen Criminalistik, der Wirthschaftsschreiber Tarnow und die Mörderinnen einer Hexe behandeln die interessante Frage: wie Verbrecher bestraft werden können, die das Verbrechen, welches sie intendirt, zufällig nicht ausgeführt, aber in Folge ihrer That, ohne es intendirt zu haben, ein anderes, welches

jenem an Wirkung gleich kommt. Zum Schluß als Gegensatz zu jenen vier weiblichen Ungeheuern, die romanhafte Geschichte einer verfolgten unglücklichen Frau, der Marquise de Gange.

Der erstgenannte Herausgeber, schon seit einer Reihe von Jahren mit den Vorarbeiten und der Ansammlung einer casuistischen Bibliothek beschäftigt, um seinen „Annalen der Criminalpflege" eine Sammlung von Fällen anzuschließen, welche, wie jene die Gegenwart, eine vorausgegangene Zeit umfassen sollten, sieht sich beim Zustande seiner Gesundheit einstweilen mehr auf eine rathende und leitende als auf eine thätige Theilnahme beschränkt. Indem derselbe bei der Auswahl der Fälle und in Beziehung auf die Art der Bearbeitung dem andern Herausgeber dauernd zur Seite stehen wird, behält er sich die Mittheilung einzelner von ihm bearbeiteter Fälle für die folgenden Bände vor.

Hitzig. W. Häring (W. Alexis).

Karl Ludwig Sand.

1820.

Vor 22 Jahren, Nachmittags gegen fünf, am 23. März 1819, wurde August von Kotzebue, der berühmteste Lustspieldichter der Deutschen seiner Zeit, auf seinem Zimmer in Manheim von einem damals unbekannten Studenten, Karl Sand, durch einen Dolchstoß ermordet. Nicht leicht hat jemals ein Kriminalfall in Deutschland größeres Interesse erregt; keiner ist verschiedener beurtheilt worden. Es war, den Umständen nach, ein Meuchelmord, den Motiven nach, ein politischer Mord. Jenes Verbrechen gehört zu den allerseltensten in unserm Vaterlande, dieses war in der neuern Zeit ein fast unerhörtes, und wo es in der Geschichte vorkommt, erscheint es gepaart mit dem wilden Jähzorn roherer Generationen, oder ist in das Dunkel jener angeblichen Vergiftungsgeschichten entrückt, die vor der historischen Kritik ebenso wenig zu erweisen, als zu widerlegen sind. Dieser Fall war ganz klar, That, Umstände, Motive. Er war von keiner Aufwallung der Leidenschaft veranlaßt, sondern ein lang prämeditirter, vorbereiteter, und der Dolchstoß wurde mit kaltblütiger Ruhe ge-

führt. Und dennoch war in dem ruhigen, sittlichen Deutschland das Staunen, die Theilnahme, die Rührung größer als die Entrüstung. Ja die That wurde gepriesen, bewundert, nicht allein von leichtsinnigen Jünglingen, sondern von besonnenen Männern. Für den Mörder schlugen alle weiche Herzen und flossen die Thränen der Frauen und Mädchen. Kränze und Blumen schmückten seine Grabstätte, man wollte ihm den Ruhm eines Märtyrers vindiciren, während um den Ermordeten, einst der Liebling des großen deutschen Publicums, kaum eine laute Klage, kaum ein stummer Seufzer gehört wurde.

„Bei dieser Gelegenheit, sagt ein Schriftsteller, wurde klar, welcher Riß durch unsere geistige Welt geschehen ist, und die unparteiische Geschichte wird einst alle Stimmen über dieses Verbrechen, von dem spärlichen, großentheils nur furchtsamen und halblauten Tadel, durch alle Nuancirungen bis zum hellen Jubel über den Mord und bis zur Lobpreisung des Thäters, sammeln, und daraus ein gerechtes Urtheil über das Zeitalter bilden; denn dieses ist es, welches sich in den Individuen abspiegelt und ausspricht, die als Sprecher für Viele bei dieser Gelegenheit hervortreten."

Dies schrieb Jarcke etwa zehn Jahre nach der That. Darauf sind wieder zehn Jahre verflossen, und wenn nicht die Geschichte, so hat doch eine andere Zeit schon das Urtheil gesprochen, und es ist anders, als das der Zeitgenossen ausgefallen. Ohne Haß und Zorn haben wir die That verdammt; und von Allen, welche mit dem Mörder lebten und strebten und den Mord damals eine sittliche Großthat nannten, möchte Der gesucht und nicht gefunden werden, der sie noch heute um ihre Beweggründe, um ihren Zweck, um ihren sittlichen Werth lobpreist. Wenn aber jener Schriftsteller das ganze Zeit-

alter darum anklagt und sagt: „Wohl weist auch die Geschichte christlicher Völker Beispiele auf, daß in der Zeit furchtbarer Bürgerkriege die erbitterten politischen und religiösen Parteien sich gegenseitig für vogelfrei und den Meuchelmord des verhaßten Gegners für kein unrechtes Mittel hielten; aber immer wurde doch von beiden Seiten das göttliche Gebot: du sollst nicht tödten, für die objective Regel anerkannt; beide Parteien standen doch noch auf derselben Basis und hielten dann die einzelne Bluttat für einen besondern Ausnahmsfall" — und wenn er dann der theoretischen Natur unsers Jahrhunderts den Vorwurf macht, daß sie die Existenz eines solchen objectiven Gesetzes selbst bezweifeln können, so übersah er im eigenen Parteieifer eine Geschichtsepoche, die seine Anklage niederschlägt; er vergaß die Mörder, welche die katholische Ligue gegen die heldenmüthigen Oranier aussandte, die gegen Elisabeth von England geschliffenen Dolche und Ravaillac's Messer. Er vergaß, daß eine Partei, gegen die Sand's deutsche Bewunderer, ein schwaches, kleines Häuflein sind, daß fast die ganze katholisch-romanische Welt der Bartholomäusnacht zujauchzte, daß in Rom vor Freude darüber die Kanonen gelöst wurden, daß der Papst zu Ehren der Metzelei eine Procession anordnete, ein Jubeljahr ausschrieb, daß die Jesuiten Schriften über Schriften zum Preise der gottgefälligen That in die Welt schickten; was, Alles zusammengenommen, diese „einzelne Bluttat" nicht im Lichte eines „besondern Ausnahmsfalls" erscheinen läßt. Auch muß damals das göttliche Gebot: du sollst nicht tödten! nicht gerade für die objective Regel anerkannt gewesen sein, wo ein deutscher Kaiser es für nöthig findet, dagegen zu protestiren, daß er an der Bartholomäusnacht Theil gehabt. Wo eine Majestas

des römiſchen Reichs zu dem für jene Zeiten ſeltſamen Auskunftsmittel greift, einen Brief zu ſchreiben, worin er ſeine Unſchuld und ſeinen Unwillen über die That betheuert. Wenn Maximilian II. ſchreiben muß*): „In Summa mir gefällt es gar nicht, und werde es auch nimmermehr loben; es wäre denn, daß Gott über mich verhängte, daß ich toll und unſinnig würde", ſo muß es doch Vielen gefallen und Viele müſſen es gelobt haben, weil mehr als die Sand's Mord prieſen, und ſie galten nicht für toll und unſinnig. So wurde wenigſtens auf der einen Seite das göttliche Gebot auch damals nicht als objective Regel erkannt; ob auch von der andern, was füglich zu beſtreiten — denn weder Eliſabeth, noch die Oranier, noch Heinrich IV. ſandten Meuchelmörder gegen die Päpſte und die Fürſten der Ligue — gehört nicht hierher. Nur um eine allgemeine Anklage gegen ein ganzes Zeitalter, aus einer einzelnen That formirt, abzuweiſen, hielten wir nöthig dies unſerer Erzählung von Sand's Mordthat, welche zum größten Theil der Jarcke'ſchen folgen wird, voranzuſchicken, ohne in ihre Denunciationen einzuſtimmen.

Wir beſitzen die vollſtändigſten Acten und Mittheilungen über die That und den Thäter; und es möchten nicht viel bedeutende Criminalfälle ſein, wo alle Motive, Zwecke und Umſtände des Verbrechens ſo ermittelt und klar dem Urtheile vorlägen. Das den Thatſachen nach wichtigſte Werk iſt: „Von Hohnhorſt's vollſtändige Ueberſicht der gegen Karl Ludwig Sand wegen Meuchelmordes, verübt an dem kaiſerlich ruſſiſchen

*) In dem eigenhändig geſchriebenen Sendbrief: Kaiſer Maximilian's des Andern an Herrn Laſarum von Schwendi. Wien 22. Febr. 1574.

Staatsrath v. Kotzebue, geführten Untersuchung. Aus den Originalacten gezogen, geordnet und herausgegeben. Stuttgart und Tübingen 1820." Zur Kenntniß des Menschen Karl Sand dient das Buch: „Karl Ludwig Sand, dargestellt durch seine Tagebücher und Briefe von einigen seiner Freunde. Altenburg 1821." Wenn gleich ganz im Sinne der Bewunderung und Theilnahme für den Jüngling geschrieben, der sich dem Vaterlande geopfert, ist es doch durch die mitgetheilten Urkunden, sein Tagebuch, vollständig geführt bis Ende 1818, und mehrere seiner Briefe von größter Wichtigkeit.

Anderweitige Mittheilungen und Schriften über Sand kommen nicht in Betracht gegen das schon angeführte Werk: „Karl Ludwig Sand und sein, an dem kaiserlich russischen Staatsrath v. Kotzebue verübter Mord. Eine psychologisch-kriminalistische Erläuterung aus der Geschichte unserer Zeit von Dr. C. E. Jarcke," (Berlin 1831), indem dasselbe alles Wichtige und Erhebliche zusammenfaßt und vollständig verarbeitet, eine klare psychologische Geschichte des Verbrechens, seiner Motive und des Zusammenhangs mit den Stimmungen und Bewegungen der Zeit liefert. Diese meisterhafte Auseinandersetzung und Darstellung würde nichts zu wünschen übrig lassen, wenn sie nicht, gegen den unsichtbaren Hintergrund gehalten, mehr den Anspruch auf eine politisch-religiöse Parteischrift als auf eine juridisch-psychologische Abhandlung machte. Aber des Verfassers Bestreben, damit eine Anklage hinzustellen gegen die Geistesrichtungen und unabweisbaren Foderungen der Zeit, welche seine Partei so gern nur als krankhafte Auswüchse, als unhistorische Abwege vom natürlichen Entwickelungsgange der Einzelnen wie des Ganzen hinstellte, und demnächst die durchschimmernde Lust, Luther's Reformation anzu-

klagen, daß ſie, die Urheberin jenes Riſſes in der chriſtlichen Welt, indem ſie die ſubjective Ueberzeugung des Ichs über den kirchlichen, auf Offenbarung, Satzungen und Tradition gebauten Glauben geſtellt, endlich auch Sand's That hervorgerufen habe, dieſe Parteizwecke und Anklagen des Verfaſſers ſollen uns nicht hindern, den Werth ſeiner Auseinanderſetzung, wo er auf poſitivem Grunde arbeitet, zu erkennen und uns in allem Weſentlichen und Thatſächlichen ſeiner Leitung zu überlaſſen.

In der Stadt Wunſiedel, die, reizend gelegen an den öſtlichen Abhängen des Fichtelgebirges, dem deutſchen Vaterlande einen ſeiner edelſten Dichtergeiſter, Jean Paul Friedrich Richter, ſchenkte, ward auch Karl Ludwig Sand am 5. October 1795 geboren, als jüngſter Sohn des vormaligen preußiſchen erſten Juſtizamtmanns und Juſtizraths Gottfried Chriſtoph Sand und ſeiner Ehefrau Dorothea Johanna Wilhelmina, gebornen Schöpf.

Vergebens würde der Pſycholog ſich nach einer durchgreifenden Geiſtesverwandtſchaft zwiſchen beiden in ſo verſchiedener Weiſe berühmt gewordenen Landsleuten umſehen; denn der deutſche Ernſt und die ſinnige Gemüthstiefe Beider führte den einen reichern Geiſt zur Bewunderung und zum Preiſe von Gott, Natur und Freiheit. In aller Mannichfaltigkeit, wie ſie den Sinnen des Menſchen ſich offenbaren, ſo mannichfaltig umſpielt und durchfloſſen von Schwärmerei und Humor, ſpiegelt ſein pantheiſtiſcher Gottesdienſt in ſeinen Dichtungen ſich wieder, während derſelbe Ernſt den andern ärmern Geiſt von dem wahrhaftigen Leben und den Gottverkündungen darin mehr und mehr entfernte und abzog und

endlich zum ſtarren freudeloſen Götzendienſte vor einem einzigen nackten Begriff hinriß. In Sand's Tagebüchern findet ſich auch nicht eine Andeutung, daß Jean Paul's Schriften auf ihn einen Eindruck gemacht, was um ſo mehr zu verwundern iſt, als jener Dichter gerade damals bei der ſtudirenden Jugend deſſelben Ruhmes ſich erfreute als ein und zwei Decennien früher beim ganzen Publicum, und überdies als begeiſterter Freiheitsfreund Anſprüche hatte auf die Bewunderung von Sand's Sinnesgenoſſen.

Dagegen wollen Sand's Freunde ſeine Charakterſtimmung aus der des Gebirgsvolkes, dem er angehörte, erklären. Wer die Bewohner des Fichtelgebirges kennen lernte, ſagen ſie, wird Eigenthümlichkeiten angetroffen haben, welche von Alters her das Leben dieſes Volksſtammes bezeichnen. Mit der den meiſten Gebirgsvölkern gemeinen Lebendigkeit tritt in Geſichtsbildung, Sprache und Sitten dieſer Menſchen eine kraftvolle Einfachheit hervor. Zu dem ſchlichten, kräftigen Weſen geſelle ſich eine Frömmigkeit des Glaubens, welchem durch die Lebendigkeit des Gemüthes und der Phantaſie ein ſehr weiter Umkreis geſtellt ſei. Das Volk im Allgemeinen ſei (vor 20 Jahren) noch nicht der misverſtandenen Aufklärung hingegeben, welche leichtſinnig gegen allen Glauben eifert, ohne daß man ihm ein ſtarres Beharren an den Dogmen der Orthodoxen vorwerfen könne; denn es ſei, bei ſeiner chriſtlichen Frömmigkeit auch thätig im Leben, biegſam und zugänglich für die Erkenntniß des wahren Verſtändniſſes der Lehren Chriſti. Reiſende würden die vorherrſchende Neigung der Fichtelberger bemerkt haben, ſich über Sätze des Chriſtenthums zu unterhalten.

Dieſes Naturell ſeiner Landsleute ſoll Sand in ſei-

ner ganzen Fülle empfangen haben. Die Eindrücke aus seinem Familienleben konnten ihn ebenfalls nur zum Ernst und zur Religiosität stimmen. Was hie und da Nachtheiliges gegen die Familie verbreitet worden, muß man nach den documentirten Nachrichten für unbegründet erachten. Die Mutter erscheint als eine ernst gebildete, religiöse und verständige Frau. In allen ihren Briefen sprechen sich neben einer tiefen Mutterliebe ein klarer verständiger Sinn und die achtbarsten sittlichen Grundsätze aus. „Bestrebe Dich, schreibt sie, immer und ununterbrochen auf Dich Acht zu haben, damit Du nicht einzelne große, gute Handlungen für Tugend hältst, sondern jede Minute Das zu wirken und zu leisten suchst, was unsere Pflicht von uns fodert." In einem andern Briefe schreibt sie: „Ich beschwöre Dich, bester Karl, laß die Schwäche der Schwärmerei Dich nicht abführen von bürgerlichen und häuslichen Hinsichten!" Alle ihre Ermahnungen sind, wie die ihres Gatten, nicht in dem gewöhnlichen pedantischen Tone abgefaßt, der so oft die günstige Wirkung ausschließt, sondern kommen augenscheinlich aus dem Herzen. Außerdem erscheint sie als eine praktische Frau, welche, einem Hammerwerke selbst vorstehend, für den durch die Zeitverhältnisse bedrohten Wohlstand der Familie selbstthätig sorgt. Der Vater scheint von denselben Gesinnungen erfüllt. Er ermahnt den Sohn zu religiösen Gesinnungen und schreibt ihm einmal: „Laß Dich nicht durch den jetzigen leichtsinnigen Geist der Zeit verführen und glaube mir, als Deinem alten, erfahrenen Vater, daß frühe, wahre Gottesfurcht die einzige sichere Vormauer gegen Verführungen besonders in der Jugend ist, und daß alle Kenntnisse ohne wahre Religiosität nichts sind als tönend Erz und eine klingende Schelle. Nur

muß es nicht misverſtanden oder gar Scheinreligioſität ſein, ſondern ſolche, die ſich durch Handlungen im ganzen Leben ausſpricht." Doch ſcheinen ihn mannichfache Sorgen in dem kinderreichen Hausweſen zu drücken. Denn außer zwei ältern Brüdern (einer, Georg, Kaufmann in St. Gallen, der andere, Fritz, Appellationsgerichtsadvocat in Kemnath) hatte Sand eine in Wunſiedel verheirathete ältere Schweſter, Karoline, und eine jüngere, Julie.

Aber ſeiner Jugend konnte Sand, trotz des Umgangs mit geliebten Geſchwiſtern, nicht froh werden. Eine gefährliche Blatterkrankheit hatte ihn dermaßen angegriffen, daß ſein Unterricht im älterlichen Hauſe erſt mit dem zehnten Jahre beginnen konnte. Seine jüngere Schweſter kam ihm bald zuvor, und ſeine Ausbildung erforderte Anſtrengung von ſeiner und Geduld von Seite der Lehrer. Daher eine frühe Niedergeſchlagenheit des Gemüthes. Statt ihn, wie andere junge Leute lebhaften Temperamentes, zurückhalten zu müſſen, hatte ſein Vater dafür zu ſorgen, daß er nicht noch zurückhaltender wurde.

Doch artete ſein ſtilles Weſen nicht in Schläfrigkeit und dumpfe Trägheit aus, denn im zwölften Jahre zeigt er ſich als ein beherzter Kämpfer im Knabenſpiele, bei dem, aus einem falſchen Ehrgefühl, der Scherz in blutigen Ernſt überzugehen drohte. Schon im elften Jahre hatte er ein Kind vom Ertrinken gerettet.

Seinen Unterricht erhielt er zuerſt am Lyceum zu Wunſiedel, dann am Gymnaſium zu Hof, und ging, aus Liebe zu dem von ihm innig verehrten Lehrer, dem Rector Saalfrank, endlich, bei deſſen Verſetzung nach Regensburg zum dortigen Gymnaſium über. Saalfrank glaubte ſich von ſeinen Obern zurückgeſetzt. In Sand's

Briefen an seine Aeltern sprudelt hier zuerst der Geist der Entrüstung auf, wie er edeln jugendlichen Gemüthern eigen ist, wenn begangenes Unrecht ihr Gefühl empört. Doch spricht sich darin noch keine eigenthümliche Richtung dieses Unmuths aus. Sein früh erwachtes Vaterlandsgefühl und der Haß gegen den französischen Unterdrücker soll sich aber schon damals auf eine beachtenswerthe Weise ausgedrückt haben. Als Napoleon zu einer Truppenmusterung nach Hof gekommen, verließ Sand diese Stadt und kehrte zu seinen Aeltern zurück, weil es ihm würde unmöglich gewesen sein: „den Unterdrücker des Vaterlands in Hofs Mauern zu wissen, ohne sein Leben an denselben zu wagen". Dieser Zug, von seinen Freunden berichtet, erhielt erst nach langen Jahren Wichtigkeit und Bedeutung.

Aller seiner Lehrer Zeugnisse sind nur vortheilhaft für ihn. Saalfrank, der ihn am genauesten kannte, bezeugt: „Sand hatte gerade kein ausgezeichnetes Talent, aber doch gute Fähigkeiten. Mehr noch zeichnete ihn sein rastloser Fleiß aus, da er ununterbrochen von Morgens 4 Uhr an arbeitete. Seit 18 Jahren meines Lehramts hatte ich keinen hoffnungsvollern Schüler als ihn." Doch hatte der eigene Vater oft Bedenken wegen der ihm anklebenden Langsamkeit und Trägheit, weshalb die Mutter in ihren Briefen, auch noch nach der Universität hin, warnen muß.

Im Jahre 1813 war Sand achtzehn Jahre alt. Er würde schon damals den Versuch gemacht haben, von seinen Aeltern die Erlaubniß zum Mitgehen in den Feldzug zu erwirken, wenn nicht die inzwischen geschlagene Schlacht bei Leipzig seinen Entschluß unnöthig gemacht hätte. Er schreibt deshalb in einem Briefe an die Schwester: „Wenn es nöthig sein sollte, mein Leben

zum Opfer zu bringen, fühlte ich mich viel zu muthbeseelt, als daß ich mich erst dazu rufen lassen sollte."

Im folgenden Jahre 1814 ertheilte ihm sein Vater seine Einwilligung zum Studiren. Er hatte sich für das Studium der protestantischen Theologie entschieden und nur die Wahl der Universität erregte Zweifel. Erlangen zu beziehen, hatte er keine Lust, weil, wie er in einem Briefe an seinen Vater schreibt: „die philosophische Facultät mit lauter Eklektikern besetzt ist, die ungemein viel verderben unter jungen Leuten, ungemein vielen Wirrwarr in die Bildung derselben hineinbringen. Auch misse ich daselbst jenen echtreligiösen Geist, der mich von außen her umgeben, der mich im Innern beseelen muß, wenn ich mich würdig für meinen hohen, seligen Beruf vorbereiten soll. — — Der Geist unter den Studirenden gefällt mir nun auch gar nicht; ich wünschte in einen humanern, feinern und mehr moralischen Ton versetzt zu werden."

Sein Streben zog ihn nach Tübingen, wohin er im Herbst 1814 mit dem rühmlichen Zeugniß der Reife vom regensburger Gymnasium abging. Er hatte jedoch unterlassen, die damals erfoderliche Erlaubniß der baierschen Regierung zu erbitten. Sie ward ihm nachträglich abgeschlagen und man wies ihn zum Besuch einer inländischen Universität an. Inzwischen war Napoleon aus Elba zurückgekehrt, und Sand trat als Freiwilliger in baiersche Kriegsdienste. Doch erfolgte der Sieg bei Belle-Alliance zu schnell, als daß er ins Feuer gekommen wäre, und mit den aus französischen Cantonnirungsquartieren entlassenen baierschen Truppen traf er schon im December 1815 in Anspach ein und ward mit dem Zeugniß untadelhafter Aufführung entlassen. In der von seinen Freunden abgefaßten Schrift wird angegeben,

daß Sand die Beschwerden der Märsche u. s. w. mit der männlichsten Kraft ertragen, der aufopferndste Kumpan gewesen, und oft das Gepäck der Ermatteten neben dem seinigen getragen habe.

Er war ohne Wissen der Aeltern in den Kriegsdienst getreten. Dies war, wenn man sich in die allgemeine Stimmung von 1815 zurückversetzt, nichts Außergewöhnliches. Auch stimmte dieser Ausbruch von Vaterlandsliebe mit frühern Aeußerungen. Schon 1809 will er beim unglücklichen Anfang des österreichischen Krieges viele Angst ausgestanden haben. Die Schlacht bei Regensburg soll seine Heiterkeit auf lange Zeit gestört haben. Einigen jungen Leuten in Wunsiedel, die sich bei einem Freicorps hatten anwerben lassen, beim Abschiede aber davonliefen, soll er zugerufen haben: „Wenn ihr Memmen nicht wollt, so will ich mitziehen!" Doch war dies ein erster Act der selbständigen Handlung eines Sohnes, der bis da seine Aeltern, namentlich die Mutter, zur innigsten Vertrauten von Allem, was er dachte, fühlte und that, gemacht. Der Brief, in welchem er ihnen seine Handlung mittheilte, enthält ebenso wenig als die That selbst etwas Anstößiges, Verkehrtes oder Schwärmerisches. Im Gegentheil muß man, wie Jarcke mit Recht bemerkt, im Gegensatz zu seinen spätern gespreizten, hochtrabenden, geschraubten und unklaren Aufsätzen — eine Sprache, die sich mit seinem geistigen Leben immer mehr trübte und verwirrte — den klaren, verständlichen und nicht unedeln Styl beachten. Sand war bis da nicht blos ein äußerlich unbescholtener, sittenreiner Jüngling, von regem Fleiße und tüchtigem, wissenschaftlichem Streben, sondern man kann ihm auch die Anerkennung nicht versagen, daß wol nur Wenige in seinem Alter eine so reinkindliche Ehrfurcht gegen ihre Aeltern gehegt haben

mögen. In diesen Gesinnungen hebt der betreffende Brief folgendermaßen an:

„Wertheste Aeltern! Ich bin Ihnen bis hierher treu geblieben, ich habe mich Ihren älterlichen Lehren und den guten Räthen meiner trefflichen Lehrer folgsam und gehorsam bewiesen; ich habe mich mit Eifer bemüht, der vortrefflichen Erziehung, die mir Gott durch Sie, meine theuren Aeltern, und durch allerlei Schickungen zu Theil werden ließ, würdig zu werden, und war auf meine Bildung mit Ernst für einen hohen Beruf, dereinstens in meinem deutschen Vaterlande das Wort Gottes zu verkündigen, sowol in Regensburg als hier auf der Universität bedacht, und kann mir zu keiner Zeit vorwerfen, daß ich nicht immer im Streben nach Vorwärts begriffen gewesen sei: daher kann ich Ihnen nun, meine theuren Aeltern, ganz offen meinen festen Entschluß vortragen, und darf um so mehr hoffen, daß Sie sich als so liebende sorgsame Aeltern in Rücksicht meiner beruhigen, und daß Sie als so deutsch gesinnte Aeltern, mein Vorhaben eher loben, als mich davon abzubringen suchen werden. Das Vaterland ruft wiederum, und dieser Ruf gilt diesmal auch mir." Weiter heißt es im Briefe: „Mag der Geist bei uns sein, wie er will, auch ich halte es für die höchste Pflicht, für meines theuern Vaterlandes, für meiner theuern Aeltern und Geschwister, und für aller Guten, die mich lieben, Freiheit mitzukämpfen, und sollte die Uebermacht Vortheile über uns erlangen, voran an den Grenzen im Tode über einen Wütherich zu siegen. Wäre ich nicht in Wahrheit von solchen Gesinnungen durchdrungen, würde ich nicht Ihnen solche Gesinnungen kund thun; so weiß ich wohl, daß ich deutsche Aeltern habe, die mich für einen feigen

Hundsfott, für einen Ihrer unwürdigen Sohn erklären würden" u. s. w.

Nach einem kurzen Aufenthalt im väterlichen Hause (er war mit seinem ältern Bruder Fritz, der gleich ihm Freiwilliger geworden, zugleich dahin zurückgekehrt) bezog er im Winter 1815—1816 die Universität Erlangen *). Von hier an beginnt ein vollständiges Tagebuch; es gibt Aufschluß und Rechenschaft nicht allein über sein täglich Thun und Treiben, sondern auch über seine Gedanken, Stimmungen und Ansichten. Am Neujahrstage 1816 schreibt er eine Art Gebet, welches man als ein Manifest seines der religiösen Verehrung des Vaterlandes fortan gewidmeten Lebens betrachten kann. Es heißt darin: „Gott, du ließest mein deutsches Vaterland sich durch seine eigene Kraft entwinden dem Joche der Knechtschaft. Zum Zweifler wurde ich, so lange ich mich als Weltbürger kenne, in dieser Rücksicht nie; mein Glaube stand fest; aber daß meine feste Zuversicht durch die großen Prüfungen, die das Jahr 1809 und der Anfang des Jahres 1812, die Schlachten bei Lützen und Bautzen mit sich brachten, öfters doch den sich entwürdigenden Zweiflern ein geneigtes Ohr verlieh und über das Hohnlachen der deutschen unwürdigen Spötter fast zur Verzweiflung gebracht wurde: das verzeihe mir durch die Vermittelung unsers Herrn Jesu, der mich nicht gänzlich sinken ließ und endlich durch seinen heiligen

*) Nach Jarcke wurde er am 15. December 1815 in Erlangen immatriculirt; nach dem Buche „C. L. Sand, dargestellt ꝛc. durch einige seiner Freunde", war er erst am 18. December vom Feldzuge heimgekehrt, feierte das Christfest und Neujahr im älterlichen Hause, und kam erst am 7. Januar 1816 in Erlangen an.

Geiſt ſo hohen Muth in meine Seele brachte. — Vater, du haſt Unendliches an uns gethan! Du ließeſt Sieg uns zu Theil werden über unſern Nationalfeind; und alle ſchwankenden Pflanzen in deinem deutſchen Garten, niedergebeugt durch verheerende Elemente, und hin- und hergeſchaukelt vom Winde des Zeitgeiſtes, wieder aufgerichtet; in tiefer Scham über ihr Zweifeln an deiner allwaltenden Gerechtigkeit, die ihrem ſchwachen Sinn zu lange langmüthig ſchien, wagen ſie es nun, ſich wieder aufzurichten zu dir, und ſind dir gerettet. — Herzenslenker! Auch mir wurde zu Theil, wenigſtens mitauszieben, wenngleich nicht mit ſtreiten zu können fürs Vaterland!“

Aber wie wol Jünglinge mit dem Ernſte claſſiſcher Bildung das Gymnaſium verlaſſen, um auf der Univerſität wieder in einen Strudel überkommener Spielereien ſich zu ſtürzen, deren ernſtere Bezüge zu Wiſſenſchaft und Leben wir uns nur noch mit Mühe zu Sinne rufen, erging es auch Sand. Seine religiöſe Begeiſterung, ſeine heilige Vaterlandsliebe ſuchte einen näher und nächſtliegenden Gegenſtand, den ſie umfaſſen, für den ſie wirken, mit dem ſie ſpielen konnte. Jarcke ſagt: „Was dem alten Römer der Staat, dem berufenen Künſtler ſeine Kunſt, dem feurig liebenden Jünglinge die Geliebte zu ſein pflegt, war ihm die allgemeine deutſche Burſchenſchaft; ſie war ihm ſein Eines und Alles, ſein Staat, ſeine Kirche, ſeine Geliebte geworden.“ Es iſt hier zu bemerken, wie ſich auch nicht die geringſte Andeutung davon findet, daß Sand jemals durch eine weibliche Schönheit und Anmuth gerührt worden. Die Geſchlechtsliebe iſt ein vollkommenes Vacat in ſeinem Leben.

Wer jene Zeiten miterlebt und Zeuge war des ſittlichen Umſchwungs, den die Burſchenſchaften in dem al-

ten Studentenleben bezweckten, weiß, daß Sand darin nicht allein stand. Es war eine mächtige, frohe Bewegung, voller Morgenröthe; mit ganzer voller Seele gaben sich Viele ihr hin, die da verdrängen und bannen sollte die abgelebten Formeln, die wüste Sitte, die Tyrannei und Knechtschaft, vererbt aus einer rohen Vorzeit. Viele gingen in ihren Erwartungen und Hoffnungen sehr weit, so weit als Sand, Viele täuschten sich wie er, daß sie, was nur noch Spiel war, für heilige Wahrheit erachteten; aber Wenige vertieften sich darin mit dem ascetischen Ernst, mit dem einseitigen Fanatismus ohne Phantasie, und in Keinem verwirrten sich die Begriffe dermaßen, daß er im Glauben: Gott, der Religion, dem Vaterland und seinem Volke, dem Rechte und der Sitte, allen zugleich dienend, eine That verübte, die dem Grundwesen aller zugleich widerstrebte.

Das Wesen und Treiben der Landsmannschaften war, bei Sand's Ankunft in Erlangen, ein rohes und wüstes. Der Gedanke, als Reformator aufzutreten, lag für jede kräftige Seele nahe. Es bedurfte dazu kaum seiner eigenthümlichen Geistesrichtungen. Aber die Geschichte seiner Kämpfe dagegen, wie er ein paar Freunde um sich sammelte, wie sie anfangs in einer der Landsmannschaften selbst einen würdigern, vaterländischen Geist erwecken wollten, dann, getäuscht in ihren Erwartungen, in heiligem Ingrimm erglühten und den Satan lebendig wirkend sahen, weil die Landsmannschaften fortspielen wollten in alter bequemer Weise; wie dann die wenigen Burschenschaftler als Märtyrer lebten, geschmäht, verspottet, geschlagen; wie sie Gott, Jesus, das Vaterland, die Natur, sogar den sanften Mond zu Zeugen anriefen für die Echtheit ihres Rufes, für die Heiligkeit ihrer Ueberzeugung, das Alles ist aus dem Leben gegriffen, aber

eine perſiflirende Darſtellung läge ſo nahe, wenn man über den fürchterlichen Ernſt wegſehen könnte, zu dem es einen Unglücklichen führte.

Sein Leben in Erlangen liegt uns deutlicher und umſtändlicher in Sand's Tagebüchern vor als irgend eine andere Epoche deſſelben. Zu anderm Zwecke wäre darin reicher Stoff für eine anziehende Darſtellung geliefert. Zu dem Vorliegenden eine Charakteriſtik Sand's in dieſer erſten Epoche einer durchgeführten Selbſtthätigkeit zu geben, genügt es, einzelne Züge herauszuheben.

Sand war ſchon in Tübingen Mitglied einer Verbindung „Teutonia" geweſen, deren Grundzüge die der ſpätern Burſchenſchaft waren. In ihrer Conſtitution hieß es: „Der wahrhaft ehrwürdige Zweck unſers teutoniſchen Vereins iſt, unter uns und Andern zu nähren, zu befeſtigen und zu erweitern echten deutſchen Burſchengeiſt und echtes deutſches Burſchenleben. Beides aber beſteht in einer hohen Achtung und warmer Liebe für unſer Vaterland und in einem glühenden Haſſe gegen deſſen äußere und innere Unterdrücker, ferner in einer feurigen Vorliebe für unſere uralte akademiſche Freiheit und Unabhängigkeit, für die unantaſtbare Ehre" u. ſ. w. Doch wollte Sand nachmals nicht viel von dieſer Teutonia wiſſen. Sein Aufenthalt in Tübingen war zu kurz geweſen; auch mochte der ernſte Ruf fürs Vaterland, dem er ſchon am Tage nach ſeiner wirklichen Aufnahme folgte, was ihm ſpäter groß erſchien, damals klein haben erſcheinen laſſen.

Murrend mit den Gleichgeſinnten über das Weſen, wie es war, zog er einſt ſeine altdeutſche Kleidung an, und ging dann „mit dankbar freudiger Seele" zum Commers. Hier wurde die deutſche Tracht allgemein belobt „und in mancher deutſchen Seele erweckte

sie deutsche Empfindungen." Beim Nachhausegehen besprach er sich mit dem Freunde U—ch (später unter dem Beinamen Furioso auf den deutschen Universitäten bekannt, ein ebenso feuriger Vorkämpfer mit Wort und Schwert, als Sand für burschenschaftliche Ideen, ein grimmiger Polenfeind, jetzt ein geachteter Richter und Director eines Land- und Stadtgerichts), ihm „bleibend merkwürdig zu Umänderung und Verbesserung des rohen, egoistisch-bairischen, unerfahrenen Sinnes und Tones unter den dortigen Studirenden zum allgemeinen deutschen Besten".

Doch wollte er zuvor vermittelnde Wege einschlagen. Er wünschte aus dem Schoße der Landsmannschaften herauszureformiren, und entschloß sich am Jahrestage der Schlacht von Belle-Alliance (19. Juni 1816) in die fränkische Landsmannschaft, die er für die gediegenste hielt, zu treten. „Ich will, schreibt er ins Tagebuch, als Franke für deine Zwecke, o himmlischer Vater, hier wirken. Amen!"

Es geschah in Gesellschaft mit U—ch. Aber er fühlte sich bitter getäuscht. Die Landsmannschaft wollte sich nicht reformiren lassen, sondern in den beiden nur zwei namhafte Burschen für ihre Verbindung, wie sie war, gewinnen. Man hatte Sand mit schönen Worten hingehalten, was sich bei einer Seniorenwahl zeigte, wo nicht U—ch, wie versprochen war, sondern der frühere Senior von neuem erwählt wurde. Er legte Dem, der ihn getäuscht, „seine Falschheit und Cabale ans Gewissen und rief ihn vor Gottes Gericht". — „Ruhe für mich ließ mir Gott, ruft er aus, doch eine Zerstörung der schönsten Träume wirket tief auf ein Herz."

Sand hatte gemeint, U—ch werde nun auf der Stelle austreten. Er blieb; er besuchte noch am nám-

lichen Abende mit Sand einen Ball, welchen die Landsmannschaft gegeben zu haben scheint. Beide wurden freundlich von Allen behandelt; aber U—ch überwältigte der Gram und ihm „entstürzte eine bittere Thräne", und Beide entfernten sich aus dem Tanzsaal. Sand hat darauf folgenden Dialog zwischen sich und dem Freunde in sein Tagebuch eingetragen, welcher so charakteristisch für seine damalige aufgeregte Stimmung und die Ansichten der Gleichgesinnten ist, daß die ganze Aufnahme desselben nöthig scheint:

„Sand. Ich bin jetzt, nachdem ich die Sache in meinem Tagebuche niedergeschrieben und Gott heimgestellt habe, wieder ganz ruhig, und ich triumphire über das Gärnlein, das sich hervorthunwollende Knaben um Löwen schlangen und uns darin gefangen und gefesselt zu haben glaubten."

„U—ch. Aber gegen mich wüthet der Gram, daß ich in die Rotte von Teufeln gerathen bin, und von nun an als ihnen beigegeben betrachtet werde. Laß mich wüthen gegen diese Franconia, kämpfen und sie würgen! Ha! man wird den Bannstrahl gegen mich richten und dann auch gute Nacht Erlanger Burschenwelt. — Ja, selbst die Tiefen des Lasters könnte ich jetzt ergründen."

„Sand. Es durchströmt mich wiederum das selige Gefühl, daß mich doch eine Seele auf diesem Erdenrunde in meinem Thun und Wesen erkennt. Handle nicht jedem Höhern zuwider, daß du selbst nur ruhig sein kannst. Aber ich sage, nach der Macht strebende, gleisnerische Knaben gedachten die Kraft in eine Flasche zu zwängen und einen Pfropf daraufzustecken; aber mächtig rührte sich der Geist, leicht wirft er den Propf weg, aber zersprengt auch die festere Flasche."

„U—ch. Lasse uns wieder hingehen, sieben Mal uns

reiben an Andern und dann mächtigen das Sprühen in Pendelschwingungen nach der Musik."

„Sand. Und so lebt ja doch über Zeit und Raum unendlich der höchste Gedanke, und dieser besser's."

„So sprach die mächtige Seele (sagt Sand von sich selbst) und wir begaben uns in den Saal zurück. Nie fühlte ich noch jene in mir wohnende Kraft so sehr als jetzt. Jeder Nerv war heute ein Held." Und doch war Sand gutmüthig genug, diese Nacht auf der Stube des verhaßten Seniors der Franconen, Desselben, den er vor Gottes Gericht gerufen, zuzubringen, und U—ch gegen diesen und Andere zu vertheidigen, daß er von Natur nicht böse sei!

Am folgenden Tage schreibt Sand in sein Tagebuch: „Ein offenbarliches Herz, das auch nur einmal von Tücken hintergangen ist, kann zum Wütherich werden". Am Nachmittage, als er U—ch das Niedergeschriebene vorlas und dieser Alles billigte, „schlossen Beide, innig betend zu Gott, das Schutz- und Trutzbündniß für die gute Sache".

Von jetzt an, wo die Wirksamkeit für einen akademischen Bund Sand zu einer Sache der Religion geworden, will Jarcke den bisher reinen, kindlichen und unbescholtenen Jüngling seiner reinwissenschaftlichen Sphäre entzogen und auf die Bahn gebracht sehen, die ihn von Stufe zu Stufe immer tiefer ins Verderben und zuletzt unter das Richtschwert brachte. Die Anklage scheint zu früh. Auf derselben Bahn befanden sich damals Viele mit ihm; sie kehrten aber wieder zur Wissenschaft zurück und wurden dem Leben gerettet. Jenes Bündniß „für die gute Sache" war noch ein ganz allgemeines; jene Ansichten Sand's, die Jarcke so gefährlich schienen, „daß eine unbeschränkte Freiheit herrschen, und

daß Achtung nur nach dem innern Werthe zugetheilt werden solle", theilten und theilen Tausende, ohne dem Richtschwert entgegenzueilen; auch der aufbrausende U—ch, befangen wie Sand, tobte aus und fand den Rückweg zur Versöhnung mit dem Leben. Es gehörte Sand's eigenthümliche, verschlossenere Natur dazu, die Einseitigkeit, mit der er der Richtung folgte, als der allein göttlichen, sein beschränkter Umblick, sein Mangel an Phantasie, daß sein Geist, statt seine Kraft zu erweitern durch Schöpfen und Einathmen der tausend Lebensströmungen, sie von sich abstieß und sich verhärtete gegen ihre Eindrücke, bis er statt der tausend hellen, offenen Straßen, um für das Vaterland zu wirken, endlich nur die eine finstere hohle Gasse fand.

Mit dem Stiften der Burschenschaft wollte es nicht recht vorwärts. Zwar waren Sand und U—ch aus der Franconia ausgetreten, aber U—ch mochte mehr Feuer als Lust und Ausdauer zur Arbeit haben. Sand meinte, „daß mit ihm nicht viel anzufangen sei", und machte sich nun selbst daran, den Entwurf auszuarbeiten. Doch war auch unter den sechs bis neun Gleichgesinnten oft Uneinigkeit, der zu hellem Zwist ausbrach. Sie hatten von den Landmannschaften, die sie in Verruf gethan, alle mögliche Unbill zu erdulden, und konnten oft nur bewaffnet sich Ruhe verschaffen. Auf einer Anhöhe in der Umgegend von Erlangen hinter dem altstädter Berge arbeiteten die Freunde an dem von ihnen Rütli getauften Platze, der ihnen zum Versammlungsorte diente. Man ebnete, reinigte den Boden, schleppte große Steine zusammen, die man zu Sitzen übereinanderthürmte und behaute, und veranstaltete ein Einweihungsfest dieses Rütli mit Punsch. Aber noch ehe man oben war, „entzweite sich augenscheinlich Alles" und die ganze

Feier schien sich zu zerschlagen. Einer lief fort und der Andere ihm nach, um ihn wiederzuholen. Sand „überfiel nun der höchste Grad von Kummer, wo aber die Angst am höchsten ist, bist du, o Gnädiger, uns am nächsten!“ Zwei waren endlich oben; die Andern kamen freiwillig oder gerufen nach. Sie zündeten oben, als es finster wurde, die vier mitgenommenen Lichter an, „um ihr Bier in Ruhe und sanftem Kummer zu trinken“. Nun kamen Andere mit Fackeln und Sand las seine Rede, weil er sie „durch den Aerger“ verlernt hatte, und ermunterte zur Eintracht und zur Erbauung einer festen Verfassung. Alles war nun schön gestimmt, und die Einen sagten: „Wenn wir nur gewußt hätten, daß Ihr so etwas vorhabt, dann hätte wohl ein Punsch gemacht werden müssen.“ Die Andern sagten: „Wir wären auch zum Bier mit froher Stimmung gekommen.“ Einer der Ausgebliebenen ward jetzt erst aus Erlangen geholt, und zugleich Lichter und sechs Krüge Wein, echter Elfer aus Frankenland. Drei holten hierauf Holz und noch mehr Krüge Bier. Sie sangen um das Feuer in der Mitte die besten deutschen Lieder, als: Auf singet und trinket!“ „Der Bursch von echtem Schrot und Korn!“ und tranken kräftiglich aus einem Birkenbecher. Und als nochmals Holz und Bier herbeigeschafft und letzteres geleert war, ergötzten sich Alle beim Herumziehen mit Fackeln und gingen dann zum Weine. Unter Absingung des Claudius'schen Liedes ward der mit Eichenlaub bekränzte Becher „zwei Mal von Jedem im Freudentaumel geleert“. Mond und Sterne schienen zu ihrem hohen Entzücken durch Eichen und Fichten, wie sie unter Liedern um das Feuer tanzten. Dies dauerte fort, „bis Alles zu sehr aufgereizt und beseelt sich in verschiedene durch Beschränkung, durch den schwachen

Körper herbeigeführte Bedürfnisse entstandene Gruppen auf die Bänke und umliegenden Plätze zertheilte". Sand wußte „Gott Lob! selbst nichts rechts mehr von diesen Zuständen". Als der Tag graute, schafften ihn seine Freunde herunter auf die Windmühle, und um 5 Uhr Morgens, schließt er, „kehrten wir schläfrig nach Erlangen zurück". Das Rütli ward von den Burschenschaftlern selbst, unter Sand's Führung, später zerstört, die Steine kleingeklopft, weil sie den Sitz ihrer Berathungen nicht der Entweihung durch die Landsmannschafter preisgeben wollten.

Wir gaben diese Nachtscene umständlicher, nicht wegen ihrer Bezüglichkeit zu Sand's Ausgang, sondern als einen Beleg dafür, daß, wer mit dieser knabenhaften Lust für eine Spielerei schwärmen kann, noch nicht auf die Bahn gestoßen ist, welche mit dem Richtschwert enden muß.

Inzwischen wuchs, nachdem Sand im Auftrage der Freunde „Ideen zur Verfassung der Burschenschaft" schreiben müssen, diese selbst allmälig unter mancherlei Prüfungen an. Die Constituirung gelang ihm durch Unterstützung von jenaer und hallenser Studenten, und sie erreichte endlich eine Kopfzahl von gegen Zwanzig. Bei allen vorfallenden Händeln mit den Feinden, bat er Gott: „ihm das christliche Gemüth zu erhalten und Jenen ihre großen Sünden zu vergeben".

Aber diese Unannehmlichkeiten mit den Landsmannschaften in Verbindung zu andern Sorgen und Unfällen trübten seinen Gemüthszustand. Briefe und Tagebücher tragen jetzt hie und da das Gepräge von Niedergeschlagenheit und Schwermuth. „Die Lebensfreuden schwinden, schreibt er, Kummer und Sorge nehmen zu; nirgend zeigt sich mir ein fester Platz, den unser

höchstes Bestreben, unsere christlich deutsche Sache eingenommen hätte. Am Ende wanken auch wir und auch ich." Er klagte in einem Briefe an den Vater über das wissenschaftliche Leben in Erlangen und schiebt die Schuld auf die Lehrer, nicht auf sein eigenes zerrissenes äußeres Leben zurück, das bei diesen Beschäftigungen wol kaum mehr fähig war, die Wissschaft mit ungetheiltem Eifer und voller Freudigkeit zu umfassen. Dazu verließen seine innigsten Freunde Erlangen. Einer, dem er sich besonders anschloß, der Theologe Dittmar, ertrank unter seinen Augen beim Baden, ohne daß er ihm zu Hülfe eilen konnte; denn der Ertrinkende konnte schwimmen, er nicht. Man wollte annehmen, daß aus diesem schmerzlichen Todesfall ein Wendepunkt in seinem Gemüth sich herschreibe; daß es sich von da ab mehr und mehr verdüstert habe. Seine Freunde leugnen dies; vielmehr sei er von nun an klarer, bestimmter aufgetreten. Doch scheint ihn ein Vorwurf, der von Seiten der Landsmannschaften gehört wurde: als habe er den Ertrinkenden retten können und sollen und es aus Feigheit unterlassen, aufs tiefste gekränkt zu haben. Desgleichen empörte ihn das Benehmen beim Leichenzuge: „Ich war durch die Schändlichkeiten der Landsmannschaften, durch die vielen Entäußerungen heute mit Besorgung der Leiche und durch das Verbluten in Rücksicht des Schmerzes, am Abend bei der Leiche gänzlich verhärtet. Ergrimmt, bewaffnet, den geringsten Angriff der Landsmannschaften zu rächen, zogen wir, ein wahrer Todtenzug, mit dem Sarge einher. Wehe! mein Gemüth war abgestumpft wie Stein, meine Augen waren vertrocknet."

Diese wachsende Erbitterung, dieses fortwährende Auffaugen schmerzlicher Kränkungen steigerte eine Reiz-

barkeit, die sich auch gegen seine besten Freunde ausließ. Mit zweien seiner liebsten Genossen war er auf dem Punkte, sich zu schlagen, weil aus einer geringfügigen Neckerei eine Balgerei auf seiner Stube entstanden war. Wie seine Begriffe schon damals verwirrt waren, und seine hohen und allgemeinen Ideen befangen in den Schranken der gewöhnlichsten Studentenvorstellungen, beweist der Brief, den er deshalb an sie schreibt. Er bittet sie aufs Rührendste um Verzeihung wegen des Unrechts, welches auf seiner Seite sei, er beschwört sie, ihre Freundschaft ihm zu erhalten, fodert sie aber zugleich zum Zweikampf, um ihnen Genugthuung zu gewähren. Die Freunde, welche die Sache als einen Scherz von Anfang an betrachtet, waren vernünftiger und wiesen die Foderung in einer Art zurück, daß auch Sand sich für überwunden erklären mußte. — Einen andern Beleidiger hat er in das Wäldchen vorm nürnberger Thore bestellt. Er harrt zwei Stunden vergeblich auf den „flüchtigen Schuft" nach Verabredung; indem er dabei Gott inniglich bittet, ihn um seines Sohnes Jesu willen, bei sich anzunehmen, und schließt: „Herr segne mich! Fahre ich hin zu dir, so erlasse mir gnädig meine Schuld, und bleibe ich noch in diesem Zustande der Prüfung, so stärke mich."

Ein unwiderleglicher Beweis, wie tief er in den Kreis der Burschenwelt gebannt gewesen, wie tief und ernst er Verhältnisse auffaßte, in denen sonst nur jugendlicher Leichtsinn zu herrschen pflegt.

Noch bestimmter ausgesprochen erscheint diese Verwirrung der Begriffe bei einem andern Duell, welches er mit einem seiner vertrautesten Freunde, v. P—g, vorhatte, anscheinend nur aus Empfindlichkeit. Aus „der höchsten Liebe war er gegen v. P—g herunter in den tiefsten

Burschenschaft bereits mehr verstand, als was er für den ursprünglichen Zweck derselben sich erklärte: Gründung eines bessern Tones, Milderung der alten Roheit, Steuerung des unmäßigen Biertrinkens u. s. w. Unterm 17. August 1817 schreibt er an einen Freund: „Mein Herz hängt mit Freuden daran, da ja alle unsere jetzigen Burschenschaften nicht mehr ein eitles, mit den wenigen Jahren der Universitätszeit dahinschwindendes Treiben sind, wie ehemals; sondern da wir, von Gott mächtig erweckt, nun endlich einmal angefangen haben, all' das Hohe und Herrliche: — Aufhören der crassen Zwingherrschaft, dagegen Freiheit, und bei sicherer ständischer Verfassung freies Sprechen und Treiben der Bürger und eigenes Verfechten dieser hohen Güter — genug, weil wir nun einmal streben, was Deutsch heißt, in unser deutsches Vaterland wirklich hinein zu führen, und weil wir dies gewißlich nicht nach Abschluß der Jugendzeit wieder ruhen lassen und als einen Studentenschwindel vergessen wollen."

In Wunsiedel, wo er die Ferien zubrachte, abermals predigte und sich zu seinem Abgange nach Jena vorbereitete, arbeitete er den Aufsatz aus, welcher unter die Theilnehmer des Wartburgfestes vertheilt ward. Es ist sein damaliges Glaubensbekenntniß von der Bedeutung der Burschenschaft und zerfällt in 11 Artikel, deren Inhalt in Kürze folgender ist:

1) Unsere Sache fällt mit jeder andern bedeutenden Umschwungszeit zusammen; ähnlich besonders der deutschen Reformation. Heut aber ist sie mehr eine wissenschaftlich bürgerliche Umwälzung.

2) Der Wahlspruch der deutschen Burschen sei: Tugend! Wissenschaft! Vaterland!

3) Wer diese Ideen bekennt, ist unser geliebter Bruder.

Von nun an darf nur auf das neubegonnene Leben geſehen werden.

4) Zur Verwirklichung dieſer (?) hohen Sache eine allgemeine, freie Burſchenſchaft durch ganz Deutſchland.

5) Das Ganze darf nicht durch Eidesband zuſammenhängen. Die Idee allein ſoll Alle vereinen.

6) Jedwedem Unreinen, Unehrlichen, Schlechten ſoll der Einzelne auf eigene Fauſt nach ſeiner hohen Freiheit zum offenen Kampfe entgegentreten. Das Ganze ſoll damit verwickelter Kämpfe überhoben bleiben.

7) Für das liebe deutſche Land kein Heil außer durch eine ſolche allgemeine, freie Burſchenſchaft. In Deutſchlands innigverbrüderte edle Jugend wird das Hohe und Herrliche wirklich ſchon eingelebt.

8) Der Brauch für die Burſchenſchaft muß allenthalben in ſeinen Hauptzügen gleich ſein.

9) Für Urfeinde des deutſchen Volksthums erklärt:
   a. die Römer,
   b. Möncherei,
   c. Soldaterei.

10) Von einzelnen hervorleuchtenden Männern und einigen Jünglingen höherer Art, wie einſt von Martin Luther, geht der neue Geiſt aus. Die Fürſten wiſſen deß wenig zu rathen.

11) Die Hauptidee des Feſtes iſt: „Wir ſind alleſammt durch die Taufe zu Prieſtern geweiht: 1 Petr. 2, 9. Ihr ſeid ein königlich Prieſterthum und ein prieſterlich Königreich.“

Jarcke nennt dies religiöspolitiſche Glaubensbekenntniß einen unentbehrlichen Schlüſſel zu Sand's That. Es iſt aber allerdings zugleich ein treues Bild von dem Chaos, in welches ſich Sand's Inneres um jene Zeit bereits auf-

gelöst hatte. Umsonst bemüht man sich, daraus ein klares, zusammenhängendes Wissen und Wollen aufzufinden. Ja, wenn der Verfasser es selbst versucht hätte, daraus ein System in allgemeinverständliche, concrete Sätze zu fassen, würden ihm die unbestimmten Bilder und Vorstellungen unter den Händen zerflossen sein. Die Declarationen sind in ihrer Mehrzahl so vag und unbestimmt, so der beliebigen Deutung ausgesetzt, daß sie auf viele andere Verbindungen ebenso gut passen. Gegen den Wahlspruch: Tugend, Wissenschaft, Vaterland! wird Niemand etwas auszusetzen haben. Wer diese Ideen bekennt, ist ohne Eidschwur ein Bruder. Danach wäre die Verbrüderung aber ohne Ende, wenn nicht etwa auch auf das Halten des Wortes gesehen wird. Streng genommen sind die einzigen positiven Satzungen etwa: es soll eine wissenschaftlichpolitische Umwälzung bewirkt werden (ein unendlich weites Feld), die allgemeine deutsche Burschenschaft, von der allein das Heil ausgehen könne für Deutschland, solle ihr Hebel sein, und diese Umwälzung solle gewissermaßen eine neue Wiedergeburt der Lutherschen Reformation sein.

Zu positivern Satzungen, zu einer bestimmtern Constatirung der Verhältnisse, wie sie sich entwickeln sollten, scheint Sand auch in der Folge nicht gediehen zu sein. In eben demselben Dunkel und Nebel schweben seine Vorstellungen und Begriffe, die er in seinen Antworten bei der Criminaluntersuchung gab. Gewisse Formeln, wie der Turner Wahlspruch: „Frisch, frei, fröhlich und fromm", oder das: „Die deutsche Sprache erstehe! das wahre Ritterthum erblühe! das deutsche Land sei frei!" die der mannichfachsten Auslegung fähig sind, reichten für die Mehrzahl der Geweihten einstweilen als Lebensnormen aus, und man mag behaupten, daß sie um so starrer

daran festhielten, je unklarer sie sich in ihren Bezügen zur Außenwelt fühlten.

Nur ein Satz dieser vagen Constitution erscheint von Bedeutung für Sand's eigenes Leben. Es ist dies die erste Rechtfertigung, welche er für seine kommende That unbewußterweise selbst aussprach. Es lautet der §. 6.: „Jedwedem Unreinen, Unehrlichen, Schlechten, und wer nur immer seinen deutschen Namen entehrt, soll der Einzelne auf eigene Faust, nach seiner hohen Freiheit zum offenen Kampf entgegentreten, damit das Ganze des Rügens und Strafens mehr überhoben sei und sein Wohl durch verwickelten Kampf nicht so leicht gefährdet werde." Er hat dies selbstgeschriebene Gebot mit seiner eigenen Faust vollführt und mit seinem eigenen Haupte gebüßt.

In Jena lebte Sand weniger bemerkt als in Erlangen. Zwar soll die allgemeine deutsche Burschenschaft nach den seiner Schrift zum Grunde liegenden Ideen, aber gereinigt von den Irrthümern des Planes, gestiftet sein, und seine Lieblingsidee, für die er in Erlangen gestritten und geduldet, sah er hier verwirklicht und zur Herrschaft gelangt; jedoch er, der dort, wenn nicht das Haupt, doch einer der leuchtenden Vorkämpfer war, war hier nur ein Licht unter vielen Lichtern, und manche davon glänzten heller als seines. So hatte er auch schon auf dem Wartburgfeste nicht die Rolle gespielt, auf die seine Wirksamkeit in Erlangen ihm etwa Anspruch gab. Auch mag er aus dem Grunde hier minder hervorgetreten und von geringerm Einfluß auf Andere gewesen sein, weil er der Gabe entbehrte, schnell und unvorbereitet in einer Versammlung seine Ansicht vorzutragen, ja selbst, wenn er sich vorbereitete, nur weitschweifig sich auszudrücken soll im Stande gewesen sein. Das bezeugen seine nähern

Freunde, seine Briefe und Aufsätze sind genügende Belege dafür.

Sein Leben in Jena ist daher an Begebenheiten arm. Was davon, ausgemalt, eine Biographie schmücken würde, gehört nicht in den Bericht über einen Criminalfall. Ebenso wenig seine Urtheile über ausgezeichnete Personen, besonders die Professoren der Universität, mit denen er in Berührung, die aber in keine mit seiner That kamen.

Im Ganzen sind seine Tagebücher und Briefe von Jena aus heiterer, als die in der verbittertsten Stimmung in Erlangen geschriebenen. So finden wir darin einen Besuch Sand's bei Goethe, den er mit harmloser Laune um freundliche Verwendung zu einem löblichen Zwecke ansprach. De Wette lernte er näher auf einer Reise kennen, welche Jener in das Fichtelgebirge machte, und führte ihn zu seinen Aeltern nach Wunsiedel, was die Veranlassung zu de Wette's verhängnißvollem Trostbriefe an Sand's Mutter wurde, der die Absetzung des berühmten Theologen und später seine Expatriation aus Deutschland zur traurigen Folge hatte.

Im Herbst 1818 hatte er eine Reise nach Berlin unternommen, wo ihn nichts als die für ihn merkwürdigste Größe der Zeit, Jahn, angesprochen zu haben scheint. Wie er ihn schildert, ist als ein Bild jener Tage und für Sand's Anschauungsweise gleich charakteristisch: „Jahn ist ein Held dieser Zeit, ein wahrhaft freier und edler Mann, gewachsen jedem Sturme in diesem Erdenleben (!) und empfänglich für die zartesten Freuden des Geistes, ein rechter Mensch, passend in alle (!) Verhältnisse des Lebens. Was über seine Art besonders Aufschluß gibt, ist, daß er um die Zeit der französischen Revolution, in jener Zeit, wo alle edle Seelen für das Heiligste erglühten, von Aeltern, die er hochrühmt, auf dem Lande

seine Jugendbildung erhielt. An der Hand der Geschichte, die er mit voller Liebe erfaßte, verwilderte er aber nicht, wie die Meisten jener Zeit, sondern blieb in derber Sittlichkeit seinem Ziele unverrückt treu. Nun ist er ein Mann von Ehrfurcht gebietendem Aeußern, rüstig an Körper, von starkem, schnellem Geiste, voll von Leidenschaft, aber Herr seiner selbst und mild als eine Maid; ein lebendiges Buch der belehrendsten Geschichte, besonders Meister unserer Sprache und Volksgeschichte; ein Mann, der an allen Hauptereignissen seiner Zeit thätigen Antheil nahm, von dem so viel Edles ausging und der nun als ein rechter Lehrer der Jugend mit ganzer Seele der Volkserziehung lebt; ein Held, der mit schöpferischer Kraft in die größten Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes eingriff, und den man hier im geruhigen Kreise des schönsten Familienlebens, dort in aufregendem Spiele mitten unter den muntern Knaben erblickt." Auf Jahn's Weisung besuchte Sand mit seinen Reisegefährten bei der Rückkehr alle heiligen Schlachtfelder aus den Befreiungskriegen und hatte den Verdruß, daß die Landleute sie für Zahnarztgehülfen hielten, welche den Todten die Zähne ausbrechen wollten, um sie den lebendigen Menschen einzusetzen. Ihrer wären schon zu Viele dagewesen und sie würden nichts mehr für sich finden. Es ward ihm keine Weisung dafür, daß das Volk nicht verstand, was er für das Volk zu denken und zu wirken meinte.

Um Michaelis 1817 war Sand nach Jena gekommen; um Ostern 1819, nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt, ohne bedeutende und auffällige Ereignisse, die ihn zunächst betroffen hätten, verließ er es, um, mit zwei Dolchen auf der Brust und einem Ranzen, den Weg nach Mannheim anzutreten. Sein Geschäft war der Mord. Was waren seine Motive, was der nächste Anlaß?

In seinen religiösen Irrthümern, in der Verkehrtheit seiner theologischen Richtungen und den Trugschlüssen, die ihm eine grübelnde, endlich hochmüthig gewordene Vernunft aufdrang, erblickt Jarcke die ursprüngliche Triebfeder zu seiner That. Indem er der subjectiven Ueberzeugung des Ichs, nach einem langen innern Processe, endlich die Uebergewalt eingeraumt habe über die positiven Satzungen der Religion, sei die wahre Stimme Gottes, die in so klaren, Jedem verständlichen Gebote sich ausspreche, in ihm umnebelt und endlich so erstickt worden, daß er das allereinfachste Gebot: Du sollst nicht tödten! durch Trugschlüsse in das Gegentheil sich umgewandelt habe. Jarcke, wie schon angegeben, zielt, indem er Sand nennt, gegen den Protestantismus; wenngleich er an andern Stellen einräumt, daß der Fanatismus Jenes nur in die Kategorie der Bilderstürmer und Thomas Münzer's falle. Dies zu bekämpfen ist hier weder Aufgabe noch Ort. Ebenso wenig wollen wir seinen religiosen Entwickelungsgang umständlich durchgehen. Es genügt uns, aus den Actenstücken zu erfahren, daß er in einem fortwährenden innern Kampfe sich befand. Sei es, daß, wie der Biograph meint, seine überkommene Religion sich hinsichtlich ihres Inhalts nur wenig über den in Deutschland damals gemeinrechtlichen Nationalismus erhoben, indem er (1813) Den schon für selig preist, der „seine Begierden von seiner göttlichen Leiterin, der Vernunft, beherrschen läßt", so blieb er auf diesem Standpunkte doch nicht stehen. Aber was wir unter einem Schwärmer verstehen, ward er nicht. Zur Selbstschöpfung eines Gefühlssystems fehlte ihm die aufschwellende Ueppigkeit. Verstand und Phantasie erscheinen gleich arm; an die wenigen Vorstellungen, die in seinen Bereich kamen, klammerte er sich wie der Ertrinkende an das letzte Bret, und die

Thätigkeit seiner Einbildungskraft beschränkte sich darauf, sich dieses Bret als ein stolzes Segelschiff zu denken. Sein Gottvertrauen klingt rührend, wo er in den kleinsten Begegnissen die fürsorgende Hand des Ewigen erblickte; aber es wird verletzend, wenn er es auch da herbeiruft, wo er im Unrecht und in der Sünde verkehrt. Später glaubt er einen Moment höherer Erweckung zu spüren; er will dem Kinderglauben entsagen, der Gottes Hand hinter jeder Tapete vorgreifen sieht; aber der Glaube verläßt ihn nicht, nur daß er nicht mehr kindlich unschuldig, sondern spukhaft fatalistisch wird. Er erwartet nicht mehr in Demuth die Winke des Himmels, sondern citirt sie herbei und legt sie sich nach Gefallen aus.

Von dem in süßen Gefühlen schwelgenden und liebäugelnden Pietismus hielt er sich fern. Als man ihn in Nürnberg dafür gewinnen wollte, erklärte er, ein freier Protestant bleiben zu wollen. Dem Hauptmann von Plehwe macht er in einem merkwürdigen Briefe die dringendsten Vorstellungen, von dieser süßen Schwelgerei abzulassen und sich zum kräftigen und frohen Glauben Luther's zu erheben. Aber ebenso entrüstet äußert er sich gegen rationalistische Prediger, die er in Jena gehört, und rüstet sich, in Studenteneifer mit der Feder gegen die Lästerer zu kämpfen. Um ihn in diesem Zustande des Schwankens noch mehr zu verwirren, erscheint ein früherer Schüler Hegel's, v. K—, wie es scheint eine bedeutende Natur, die auf Sand von so persönlich großem Einfluß ist, daß er sich kaum der aufgedrungenen Eindrücke erwehren kann. Man sieht ihn in seinen Tagebüchern, in den Briefen an die Mutter einen innern gewaltigen Kampf gegen den Verführer kämpfen. Endlich erklärt er sich für Sieger: er stände fromm vor Gott und wolle nur heilig werden in dieser Welt, nicht heilig an sich.

„Aus eigener Ueberzeugung in eigener Art leben wollen, mit unbedingtem Willen, außer welchem in der Welt vor Gott mir nichts eigen iſt, im Volke den reinen Rechtszuſtand, d. i. den einziggültigen, den Gott geſetzt hat, gegen alle Menſchenſatzung mit Leben und Tod zu vertheidigen, die reine Menſchheit in mein deutſches Volk durch Predigen und Streben einführen zu wollen, das dünkt mir ein unbedingt Anderes, als „„dem Leben, dem Volk entſagen““. Dank dir, o Gott, für dieſe Gnade! O welche unendliche Kraft und Segen verſpüre ich in meinem Willen; ich zittere nicht mehr. Dies iſt der Zuſtand der wahren Gottähnlichkeit.“

Dieſes Losgerungenſein von fremden Eingebungen und dieſe Vergötterung des eigenen Willens ſpricht ſich endlich (unterm 5. Dec. 1818) am ſchlagendſten in Folgendem aus: „Ich will meinen Willen, das höchſte Geſchenk Gottes, das einzige Eigenthum, recht erkennen, und mit ihm mir all' das Unendliche aneignen, was du um mich her zur Bewährung und Selbſtſchöpfung gelegt haſt. Alle Gnade verwerfe ich, die ich mir nicht ſelbſt erwerben muß; jede Gnade ungewollt, iſt für mich keine, hebt ſich in ſich ſelbſt auf. Der Ueberzeugung nicht entſchieden zu leben, nach Furcht und Menſchenſatzung ſie kehren, nicht ſterben wollen für ſie, iſt hündiſch, iſt die Schlechtigkeit von Millionen in Jahrtauſenden! — Fliehe mit Beſonnenheit das Schleichen des Satans.“

So erklärte Sand ſich ſpäter noch entſchiedener vor dem Unterſuchungsrichter dahin: „Dem freien Willen muß ich nachleben, und Das, wozu meine Ueberzeugung ſich ſelbſt beſtimmt hat, muß ich ausführen, ſollte ich gleich untergehen und mir völlige Verhöhnung zu Theil werden.“ — „Ich müßte ein feiger Tropf ſein, wenn ich nicht Mannes genug wäre, Das, was ich als wahr aner-

kannt habe und wovon mein Seelenheil abhängt, überall, wie vor einzelnen Menschen, so auch vor geistlicher und weltlicher Macht nach Kräften vertheidigen und vertreten zu wollen." — „In Collisionsfällen mit weltlichen Gesetzen darf sich Niemand abhalten lassen, wenn für das Vaterland etwas gethan werden soll."

Um über Sand's religiöse Grundsätze, inwieweit sie bei seiner That mitsprechen oder sie motiviren, uns zu verständigen, wird das Angeführte genügen. Wer sich die Mühe nehmen will, den Entwickelungsgang derselben zu verfolgen, findet in der Schrift seiner Freunde und der Jarcke'schen Stoffes die Fülle. Durch dieses religiöse System allein ist aber die That noch nicht motivirt. Dagegen führt uns der Letztere in folgender Charakteristik den Motiven näher. Er sagt: „Sand war eine von den tiefen, nicht alltäglichen Naturen, die von einer Idee, Theorie oder Ansicht nicht blos oberflächlich bewegt werden, sondern mit voller Consequenz des Willens sie zur höchsten und alleinigen Richtschnur ihres Lebens machen. Bei unzähligen Anderen, die seine Ansichten vollkommen theilten, gingen diese letztern ruhig neben ihrem sonstigen Leben und Treiben her, und waren, wenngleich zeitverderbend und gefährlich, so doch immer nur ein kindisches Spielzeug, welches bei reiferm Nachdenken verworfen, vielleicht auch mit noch gefährlichern oder schlechtern, nur äußerlich weniger auflösigen Principien vertauscht werden konnte. Bei Sand waren jene Grundsätze dagegen keineswegs blos Phrasen, die außerhalb des Gebiets der Rede keine Existenz haben, sondern der innerste Kern seines Lebens. — Aber bei dieser unleugbaren Tiefe des Gemüths war sein Verstand weniger, wie es scheint, von Natur, als durch allmälige Verfinsterung und fanatische Erhitzung, fast bis zu einem unglaublichen Grade beschränkt

und schlechthin unfähig, das Unzusammenhängende, Abgeschmackte, Unpraktische und, genau genommen, Leere und Inhaltslose seiner eigenen Ansichten zu durchschauen, und aus diesen auch nur die nächsten Folgerungen zu ziehen. Dazu gesellte sich der Mangel gründlicher, positiver Kenntnisse, und, was vornehmlich zu beachten ist, es gebrach ihm, da seine Ansichten zugleich die herrschenden in seinem Kreise waren, an Gelegenheit und auch an Neigung, sie durch den Austausch mit Andern zu berichtigen. So geschah es, daß er insbesondere gar nicht bemerkt hatte, daß das Deutschthum, welches er glühend liebte, vor allen Dingen nichts weniger war, als deutsch, und niemals und nirgend existirt hatte; wol aber mochte er inne werden, daß die übrige Welt, und vornehmlich das wirkliche Deutschland, gar keine sichtbaren Anstalten traf, zu der von ihm angekündigten Umwälzung zu schreiten, und daß mithin sein und seiner Freunde Thun und Treiben sich zur wirklichen Welt wie das leere Gerede zur That verhielt."

Wenn die religiösen Grundsätze, welche er sich selbst mit Mühe und Angst zurechtgelegt, nicht das Motiv zu seiner That waren, vielmehr nur ihn frei gemacht hatten dazu, jeden möglichen Willen, wenn er darauf fiele, geweiht, was war denn der eigentliche Antrieb? Als die Kunde von der Mordthat durch Deutschland erschallte und man erfuhr, daß Sand im deutschen Rocke gehe, daß er Mitglied der Burschenschaft sei und auf der Wartburg mitgewirkt, war der erste, allgemeine Gedanke, daß die That kein Impuls eines Einzelnen, sondern das Exequatur einer großen Verbindung sei. Die deutsche, zumal die jenaer Burschenschaft, ward als die Urheberin angeklagt. Vornehmlich hierauf und auf Sand's mögliche Complicen wurde die Untersuchung gerichtet. Aber es ist

zur Gewißheit ermittelt, daß er in keinem Auftrage, als dem seiner eigenen Fiction, gehandelt. Es ist zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben, daß er keine Mitschuldige gehabt, und zum nächsten Grade dieser Wahrscheinlichkeit, daß er auch keinen Mitwisser hatte.

Weder hat ihn Follenius (s. u.) noch die jenenser Burschenschaft, noch ein engerer Ausschuß gleichgesinnter Freunde zur That bewogen; es war seine eigene, freie That, und es ist nur die Frage: wie diese sich zur Zeit und zur Umgebung, in der Sand lebte, verhielt? War die That wie ein Blitz aus heiterm Himmel, und Keiner hatte etwas Aehnliches vermuthet? Oder gährte und brauste und schlich der Gedanke schon längst durch die Lebendigen, und sie erwarteten eine solche That, wie die Juden den Messias?

Zur Ehre Deutschlands sei es gesagt, sie kam und dröhnte wie der Donnerschlag aus unumwölktem Horizonte. Die Mehrzahl erschrak. Auch die sie priesen, zitterten, daß sie sich genöthigt sahen, sie zu preisen. Mehre stimmten erst nachmals ein, weil die allgemeine Dröhnung sie mit erfaßte. Wohl hatte es vorher hie und da verlautet, es müsse etwas geschehen, aus dem Gerede müßten Thaten werden; man hatte in feurigen Liedern Haß gegen die Tyrannen und ihre Knechte gesungen; wol hatte man von Schwertern gesprochen, auch wol von gezückten Dolchen gegen die Brust der Verräther und Zwingherren. Aber das war nur ein großer Gährungsproceß jugendlicher Kräfte, ein natürlicher und nothwendiger nach der Volksaufregung, welche die Befreiungskriege hervorgerufen. Das deutsche Volk hatte zum ersten Male seit langen Jahrhunderten wieder als solches gehandelt, es hatte seine Kräfte geprüft, gesiegt; die Jünglinge hatten mitgesprochen, gesungen, geschlagen und geblutet. Der

Zauberer fehlte, der die Aufgeregten, voll des Bewußtseins ihrer Kraft und voll Verworrenheit und Unklarheit ihrer Begriffe, plötzlich zur Ruhe mit einem Zauberschlage brachte. Aber nichts stand im Wege, daß dieser Gährungsproceß nicht auf natürlichem Wege vor sich ging, daß er die bösen Stoffe auswürfe und der abgeklärte Wein zurückbleibe. Es war an sich keine Nothwendigkeit da, daß er die Fässer und Gewölbe sprenge. Die Reden wären Reden geblieben, die Lieder Lieder; es war — ein Zufall sagen wir nicht, aber ein Einzelfall, nicht nothwendig bedingt von dem Vorangegangenen, daß er in blutiger That auffloderte.

Die deutschen Burschenschaften hatten reine Hände. Das hat sich damals aus allen Untersuchungen ergeben. Wohin später getäuschte Hoffnungen, gesteigerte Erbitzung, ungerechter Verdacht, harte Verfolgungen und das Geheimhalten, zu dem man sie zwang, einige verführt, gehört nicht hierher. Was die einzelnen Burschenschaften, die sich zu einer allgemeinen vereinigten, wollten, war rein, edel und von der Zeit geboten. Sie wollten ursprünglich nur Ordnung, Sitte, Wissenschaftlichkeit und Religion, Liebe zum Vaterland und Vereinigung aller Deutschen. Die mannichfachen Fehler, die da begangen wurden, die Einseitigkeit, in die man gerieth, die Spielereien, welche dem Spotte leichte Waffen gaben, während man nur Ernst und Würde bezweckte, die Unkenntniß des alten deutschen Wesens, daß man statt der unbequemen Wahrheit ein bequemes und doch unrealisirbares Phantom als Musterbild deutschen Lebens aufstellte, alles Dies hebt nicht das gewollte Gute auf und hindert uns nicht, zu bedauern, daß die Burschenschaften nicht in ihrer ursprünglichen reinen Idee zur Ausführung kamen. Es ist im Studentenleben seitdem nichts Besseres zu Tage gekommen.

Ja, was dafür erwachsen, positive und ideelle Verbindungen, hat entweder einen gefährlichern Charakter angenommen, als Verschwörung, sogar als offene Empörung, oder geistige Tendenzen entwickelt, die den Staat in Verlegenheit setzen, weil er der Waffen ermangelt, um Angriffen zu widerstehen, welche, innerhalb der Schranken der Gesetze, doch seine und der christlichen Kirche innerste Grundvesten erschüttern.

Das beste Zeugniß für die Burschenschaften geben die später vielfach verfolgten engern Verbindungen selbst. Gerade ihre Mitglieder können nicht genug klagen über den Stumpfsinn, die Theilnahmlosigkeit und, wo es gelte, die Bedenklichkeiten der großen Masse, die, feigen Blutes, schwer zu ihren höhern Zwecken zu bearbeiten seien. Sie betrachteten die Burschenschaften nur als willenlose Werkzeuge.

Die Existenz dieser engern Vereine ist durch die gerichtlichen Untersuchungen erwiesen. Man weiß, was sie geträumt, gedacht, gewollt. Aber indem man ihren Ideengang und ihre Phantome mit juridischer Gewißheit ermittelt hat, ist man nicht mit derselben Bestimmtheit zum Resultat darüber gediehen: inwieweit diese Träume auf dem Wege waren: Wirklichkeit, diese Gedanken: That zu werden. Zum Urtheilsspruch hat es den Gerichten, welche nach geschriebenen Gesetzen sprechen müssen, genügt, daß geheime, gesetzwidrige Verbindungen stattgefunden; daß in denselben staatsumwälzerische Dinge besprochen und gewünscht wurden; daß Lieder fanatischen Inhalts, voll Haß gegen Regierungen und gegen Fürsten, und aufrührerische Schriften unter das Volk vertheilt worden; daß schriftliche Aufsätze gefunden worden, mit Plänen, die, realisirt, einen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse zur Folge gehabt hätten; daß die Gleichgesinnten in

Briefen sich ihren Haß und ihre Wünsche mitgetheilt und vor Zeugen darüber gesprochen haben u. s. w. Die Richter mußten so sprechen, und es ist wol Niemand damals beigekommen, auch wo ihre Sprüche hoffnungsvolle Jünglinge aus ihren Lebensbahnen rissen und das Glück vieler hundert Familien zerstörten, ihnen Parteilichkeit, unnütze Härte, Gehorsam gegen höhere Winke vorzuwerfen. Aber das große unbefangene Publicum konnte damals nicht, und kann heute noch weniger, von seinem Standpunkte aus, als eine Jury der öffentlichen Meinung, diesen Urtheilen beipflichten.

Ja, diese engern Vereine, diese „Unbedingten" wollten Ungeheures. Geständlich ging ihr Wille und Wunsch dahin: 1) alle deutsche Staaten zu einem einzigen Reiche zu verschmelzen; 2) dieses deutsche Reich sollte ein Freistaat mit völlig demokratischen Grundlagen und Wahlen werden; 3) sollten alle christliche Confessionen in diesem neuen Reiche zu einer gemeinsamen deutschen Kirche vereinigt und was nicht Christ ist, also speciell die Juden, aus diesem Reiche, wenigstens aus aller bürgerlichen Berechtigung, ausgeschlossen bleiben. — Adolf Follenius hatte „Grundzüge zu einer künftigen deutschen Reichsverfassung" geschrieben, welche das Haupt-corpus delicti bei allen gegen die Verbündeten geführten Untersuchungen bleibt. Wenn wir diesen Entwurf mit der möglichsten Ernsthaftigkeit betrachten und wegsehen über die erst neu zu gründende (wo?) deutsche Hauptstadt: Allerteutschen genannt, und über die vielfach durchsprochene und erwogene Maßregel: daß alle Beamtete des Reichs gleiche Besoldung aus der großen Reichsschatzkammer erhalten sollten, der Dorfschullehrer wie der Minister, — (nur wer viel Kinder hatte, erhielt etwas mehr, wer Junggesell blieb, weniger) — wenn wir über dies und vieles Andere,

was man heut kaum mehr ernsthaft lesen kann, wegsehen, so ist Folgendes ungefähr der Hauptinhalt dieser Constitution: Deutschland soll ein Reich sein. Alle Deutsche sind sich einander an Rechten völlig gleich. Vorrechte existiren nicht. Recht und Gesetz entsteht durch gleiche Abstimmung Aller nach Mehrzahl. Seine gesetzgebende Gewalt übt das Volk aus durch Richter und Beamte, alle den Volksvertretern verantwortlich, seine oberaufsehende Gewalt durch Volksvertreter und deren Ausschuß. Die Glaubenslehre Christi ist zur Glaubenslehre des Reichs aufgenommen. Andere Glaubenslehren, als den Zwecken der Menschheit zuwider, werden in dem Reiche nicht geduldet. An der Spitze der gesammten Verwaltung im Reichslande (nicht etwa nach den historischen Abgrenzungen, nach Volksstämmen und Dialekten, sondern die Reichsländer werden wie die Gaue nach bestimmten Linien, höchstens Flüssen abgetheilt) steht der Landesfürst mit einem Landrathe. Bei der Stelle des Fürsten ist nichts, was sie vor andern Beamtenstellen auszeichnet, weder Rang, Titel, noch höhere Besoldung! — Der Fürst wird aus den Gliedern des Landrathes gewählt. Auf dem Reichstage erscheinen die aus den Landesvertretern gewählten Reichsvertreter. Sie sind der Mund des Volkes. Dessen Sitte ist Gesetz im Reiche (!). In dem Reichsvertreter spricht sich das Volksrechtliche, Allmacht und Alleinmacht aus. Wie der Fürst im Reichslande, steht der König im Reiche an der Spitze der Verwaltung mit dem Reichsrathe. In seiner Hand vereinigen sich alle Fäden der Verwaltung. Des Königs einziger Wirkungskreis ist die Verwaltung. An Rechtssprechung, Gesetzgebung, Kriegs- und Friedensschlüssen hat der König keinen größern Antheil, als jeder andere Bürger. Er muß Acht haben, daß seine Landräthe und Fürsten keinen

Verrath am Volke begehen und sie deshalb anklagen. Klagt er nicht an, geht es ihm an den Kopf. Klagt er sie aber falsch an, geht es ihm auch an den Kopf u. s. w.

Gesetzt, die Unmöglichkeit wäre möglich, Jemand von heut entwürfe heut eine solche Constitution. Noch mehr: er bliebe nicht beim Buchstaben auf dem Papiere, er würde dafür Freunde, Verschworene; er wäre, durch irgend eine Laune des Glücks, ein Nabob, und könnte Hunderte von Abenteurern und Gesindel bewaffnen mit Schießgewehr und Säbeln, und er rückte aus, mit offener Gewalt, um diese Verfassung zu proclamiren — würde ein Gericht in Deutschland ihn darum des Hochverraths schuldig finden? Bestraft würde er, müßte er werden, bestraft und unschädlich gemacht. Aber einen Verschwörer, der 1841 proclamirte: es gäbe keinen Unterschied zwischen den deutschen Volksstämmen, Hessen und Nassauer, Biberich und Mainz hätten dasselbe Interesse; der da eine Republik proclamirte mit einem verantwortlichen Könige und zwar einem Könige, dessen eigentliche und Haupteigenschaft die Verantwortlichkeit wäre, und ein Wahlreich auf solchen demokratischen Basen, daß alle Garantie für das Eigenthum und die Intelligenz fortfiele; der da proclamirte, daß der Erzbischof von Köln und Professor David Strauß in dieselbe Kirche gehen und das Abendmahl nach demselben neu zu entwerfenden deutschen Ritus nehmen müßten, der endlich aus diesem christlichdeutschen Reiche alle Juden verbannen wollte, die Rothschild's und Börne's, einen solchen Verschwörer und Empörer würde heute jedes deutsche Gericht nicht für einen Hochverräther, sondern für einen Wahnsinnigen erklären und statt ins Gefängniß ins Irrenhaus sperren.

Vor 20 Jahren erkannten die Gerichte anders. Die

Zeit, die Menschen und ihre Stimmungen waren andere. Vergebens berief sich der Verfasser und seine Freunde darauf, daß diese Entwürfe Phantasien gewesen, daß sie die Zustände, welche sie als die möglich besten für ihr Vaterland sich gedacht, als Exercitien zur Selbstübung und zur Besprechung und Verständigung darüber niedergeschrieben. Daß, wenn sie je an die Möglichkeit gedacht, daß sie realisirt werden könnten, diese Möglichkeit in einer Zukunft gelegen, welche sie selbst nicht mehr erleben würden. Daß, wenn sie dafür zu wirken beschlossen, es nicht durch Gewalt und Umwälzungen geschehen sollen, die in Deutschland nie zum Heile führten, vielmehr durch Belehrung, Ueberzeugung und Beispiel. Daß man nur die Jugend in der gewonnenen Ueberzeugung allmälig auferziehen wolle, damit, wenn sie als Männer auf die Kanzeln, Katheder und in Aemter komme, von ihr aus die Regeneration des Vaterlandes auf ordnungsmäßigem Wege erfolge.

Vergebens. Die Versammlungen, Reden, die Anwerbungen, Reisen, die ausgetheilten Lieder und Schriften erschienen nach dem Buchstaben des Gesetzes als Thatsachen. Was heute notorisch unmöglich ist, erschien, wenn nicht drohend, doch als möglich. Und fast schienen die Sprüche auch vor dem Richtstuhle der Vernunft gerechtfertigt, als Sand's Mordthat erfolgte. Sie wirkte doppelt. Einmal erweckte sie die Verfolgung, dann aber, daß Flammen da vorbrachen, wo bisher nur Asche geglimmt, die sich ohne diese neue Anfachung verzehrt hätte. Alles vorher waren Phrasen, Exclamationen gewesen. Die Gleichgesinnten, Blinden, Erhitzten fühlten sich jetzt gestachelt, vielleicht beschämt durch den Einen, der mehr gethan als sie. Sie wetzten nicht auch ihre Dolche (bis auf die eine, unglückliche carikirte Nachahmung Löning's), aber sie entbrannten

in Lobpreisungen, in erneutem Eifer für das Werk, für das Einer in den Tod gegangen war.

Die engern Vereine der sogenannten „Unbedingten" oder „Schwarzen" hatten sich von Gießen aus über andere Universitätsstädte verbreitet. Ihre Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte gehört nicht hierher. Sie bildeten sich in jener Universitätsstadt zuerst aus den vom Feldzuge heimkehrenden Studenten, welche sich weder in die bestehenden Landsmannschaften aufnehmen, noch dem sogenannten „Comment" unterwerfen wollten. Sie bestanden unter verschiedenen harmlosen Namen, als: „Deutsche Lesegesellschaft", „Bildungsverein", „Ehrenspiegel", indem ihre ursprüngliche Beschäftigung die Lectüre wissenschaftlicher und dichterischer Werke war, wobei dann die Phantasien von einem deutsch-christlichen Glückseligkeitszustande sich ausbildeten, die durch die gegenseitige Besprechung darüber, zu — wie die Angeschuldigten sagen, harmlosen Luftschlössern von einem vollkommen deutschen Staate, wie ihre Ankläger darthun, zu revolutionnairen Complotten erwuchsen. Der Name „Schwarze" war, wie alle Parteinamen, zuerst ein Spottname, von den Gegnern wegen der schwarzen Röcke ihnen beigelegt; nachmals mochte er ein Ehrenname geworden sein, dessen sie sich selbst bedienten. Der Name der „Unbedingten" entstand erst später, als die Politik schon der Hauptgegenstand der Besprechung geworden, die Vereine sich ausgebreitet und folgende Grundsätze sich als Resultat der Verständigungen herausgestellt hatten:

1) Eine Wissenschaft ohne Leben ist weniger als ein Leben ohne Wissenschaft.

Dieser Grundsatz begründete die Verpflichtung, die anerkannte wissenschaftliche Ueberzeugung ins Leben treten

zu lassen, mithin im Sinn der Glaubenslehren des Vereins zu handeln.

2) Wenn der Staat nicht strafen kann und will, ist die Existenz eines dergestalt rathlosen Zustandes anzunehmen, daß das Strafrecht des Einzelnen erwacht und diesem dann die Ausübung des Strafamtes zusteht.

3) Als Mittel muß Derjenige gebraucht werden, welcher sich den höchsten Zweck nicht selbständig denken kann.

4) Die Würdigung einer That ist subjectiv. Es gibt also keine allein objectiv böse Handlungen. Vielmehr kann auch die ihrer Wirkung nach sonst strafbare That durch die gute Absicht gerechtfertigt werden. Also heiligt der Zweck die Mittel.

Weder standen aber diese Grundsätze von Anbeginn fest, noch erkannten alle Mitglieder der Vereine sie in gleichem Umfange an. Jemehr aber Einer davon durchdrungen war, je thätiger er in ihrem Geiste wirkte, desto mehr nahte er sich dem Ziele eines „Unbedingten". Daher wahrscheinlich der Name. Uebrigens, so anscheinend alle diese Grundsätze auf den einen Fall zutreffen, von dem wir reden, als wäre Sand nur der Guß in einer vorbereiteten Form, so steht aus der erst später erfolgten Untersuchung durchaus nicht fest: wann sie so bestimmt sich ausgebildet, und zu diesem Ausdrucke gediehen, von Allen anerkannt sind. Es waren früher fluctuirende Meinungen, durch die Unterhaltung ausgebildet, aber bei Diesem hafteten sie so, bei Jenem anders. Die Vereine bestanden ganz formlos, aufgeschrieben wurden niemals die Verhandlungen; es sind ebenso wenig Spuren von Protokollen, als von Eidesleistungen zum Vorschein gekommen. Die aufgefundenen Druckschriften, Lieder und Briefschaften

gaben wol Aufschluß über das erstrebte Ziel; über die Mittel dazu aber und die moralischen Grundsätze, welche die Verbündeten aufstellten, hat man nur durch die verglichenen Zeugenaussagen der Einzelnen zu einem Resultate gelangen können. Es ist daher eher anzunehmen, daß sie zu jener Ausbildung und verbreitetern Annahme erst nach Sand's That gediehen, als daß sie als bewußtes Corpus von Glaubenssatzungen schon vorher existirt hätten und Sand nur als ein gehorsamer Schüler nach aufgeschriebenen Lebensprincipien gehandelt habe.

Wie dieser engere Verein sich in Jena, wo er unter dem Namen der „literarischen", der „wissenschaftlichen", oder der „staatsrechtlichen Bildungsgesellschaft" erscheint, gestaltet hat, darüber ist aus den Untersuchungen nichts mit Gewißheit ermittelt; oder vielmehr, es erscheint der Gewißheit nahe, daß die Gleichgesinnten hier noch weniger als in Gießen, Darmstadt, Heidelberg und Freiburg sich zu einer festen Verbindung mit bestimmten Zwecken constituirt haben. Es war nur ein Zusammenhalten der bessern Köpfe, der energischern und ehrgeizigern Naturen, welche dieselbe Ueberzeugung verband. Ihre Zusammenkünfte hatten nichts Geheimes, Jeder ward zugelassen, und ihre Grundsätze wurden allenfalls auf dem Markte proclamirt*). Damit ist nicht gesagt, daß sie nicht mit

*) Ein Mitglied dieses Vereins schreibt unterm 26. Aug. 1818 an einen Freund: „Wir treiben vorzüglich Geschichte, Erziehung der Jugend insbesondere, und des Volkes Volksthum im Allgemeinen. So nehmen an diesen wissenschaftlichen Vereinen nicht blos Die Theil, die wir enger zusammensehen, sondern eben Jeder, der seinen Ernst zeigt, mitzuarbeiten. Es wird auch wahrscheinlich dieser Verein Sache der Burschenschaft werden, wie es schon das Turnen worden ist. Ich glaube auch, daß es Noth thut, daß sich in die Geschichte ein Jeder recht hineinarbeite, denn nur in ihr, glaube

demſelben Eifer den ideellen Tendenzen nachgehangen und gewirkt haben, was an ihnen, ſie durch Lehre und Beiſpiel ins Leben zu ſetzen, oder, wie der Kunſtausdruck war: „geſtrebt, die reine Menſchheit im deutſchen Volke zu verherrlichen.“ Hier erſchien auch Adolf Follenius' Bruder, Dr. Karl Follenius, der in Folge der wider ihn verhängten Unterſuchungen ſpäter nach Amerika auswanderte, und jüngſt durch ſeinen Tod auf dem in Brand gerathenen Dampfſchiffe bei Neuyork abermals auf traurige Weiſe zu europäiſcher Berühmtheit gedieh. Aus Gießen herübergekommen, um als Privatdocent zu leſen, war er es wol nicht minder in der Abſicht, für die Ideen des dortigen Vereins zu wirken. Der thätigen und begabten Köpfe fanden ſich viele, aber eben aus ihrer bekannten und ſo verſchiedenen Perſönlichkeit, wie Karl Follenius, Witt von Dörring, Haupt und Profeſſor Fries, in deſſen Hauſe zum Theil die Verſammlungen ſtattfanden, ergibt ſich die Vermuthung, daß von einer Verſchwörung nicht die Rede ſein konnte. Noch weniger aber konnte es dieſer Kreis ſein, welcher Sand zu ſeiner Mordthat einen ſpeciellen Auftrag gegeben.

So verführeriſch iſt der Gedanke, wenn man Sand's Charakter zu jenen vier Grundſätzen der Unbedingten hält, anzunehmen, daß die ſchlauern Fanatiker in ihm, dem Beſchränktern, den Mann gefunden, „welchen man als Mittel gebrauchen muß, weil er ſich den höchſten Zweck nicht ſelbſtändig denken kann“. Aber es wäre, für den ſchlimmſten Fall, wenigſtens eine Verſündigung gegen ihren Verſtand, wenn man Sand's That zu „ihren Zwecken“ zählen wollte. Wenn Einige von ihnen nachgehends die

ich, können wir Aufſchlüſſe über das Weſen unſeres Volks bekommen und wie ihm zu helfen.“

That für edel erklärten, und sie in Reden und Liedern rühmten, so war dies nur die Wirkung der That selbst, freilich eine, die nur möglich war bei dem vorangehenden aufgeregten, verschrobenen und unklaren Geistes-zustande. Daß Männer, wie diese, sie vorher besprochen, beschlossen, den Auftrag zu ihrer Ausführung gegeben haben sollten, ja nur gebilligt, gewußt oder geahnet hätten, widerstreitet und widerstrebt der gesunden Vernunft, welche zu jeder Geschichtsperiode, auch in der fanatisirtesten, da war; und statt vermuthet zu werden, fodert es den positivsten Beweis, von dem auch keine Spur vorliegt.

Sand's Entschluß gehört ihm allein. Zwei Momente sind hier von Bedeutung: Sand's Kenntnisse von den Verhältnissen waren durch die einseitige Richtung, welche seine Geistesbildung genommen, mehr als mangelhaft. Festgerannt auf gewisse Begriffe, war ihm das Leben fremd geblieben. Die Zeitungen, in der letztern Zeit seine Hauptlectüre, fingen freilich schon damals an, Einfluß auf die deutsche Bildung, und namentlich auf die Jugend, zu üben; aber man darf die damaligen Zeitungen nicht mit den heutigen vergleichen. Werfe man diesen, mit Recht, alle möglichen Versündigungen und Leichtfertigkeiten vor, so ist es doch möglich, sich aus denselben über den gegenwärtigen Zustand der Dinge zu verständigen und die verschiedenen im Conflict begriffenen Meinungen kennen zu lernen. Die deutschen Zeitungen aus jener Zeit, welche überhaupt Meinungen äußerten, hatten nur eine Meinung. Die übrigen waren trockene Berichterstatter; und diese eine Meinung war die der deutschen, aus dem Befreiungskriege heimgekehrten Jugend. Wo sich etwa eine Stimme dagegen erhob, wurde sie wie die Krähe unter den Vögeln verschrieen und verfolgt. Aus diesen Zeitungen lernte

Sand nichts, als was er schon zu wissen glaubte. Bei der Untersuchung befragt, was er denn unter Freiheit verstehe, lautete seine Antwort: 1) Nichts Anderes, als was man in den Zeitungen und in den Liedern edler Dichter immer lese. 2) Daß die Klagen, die jetzt so häufig gehört würden, einmal aufhörten, namentlich die Klagen über unerschwingliche Abgaben — — — Preßzwang, über Mangel an Oeffentlichkeit. 3) Darin, daß es höchstes Ziel des Staates werde — dafür zu sorgen, daß aus jedem einzelnen Menschen ein edler, freier Mensch gezogen werde, der seiner Würde sich selbst bewußt sei, zu den höchsten Geistesfreuden ungehindert gelangen könne und im Staate nicht als eine todte Maschine, sondern als ein nach eigenem Willen sich bestimmendes Wesen geachtet werde. Seine anderweitige Ausbildung mußte, wie Jarcke richtig bemerkt, bei der überwiegenden Beschäftigung mit den burschenschaftlichen Angelegenheiten zurückbleiben. Jene Foderung der Altdeutschen, daß die Zeit des Jünglings zwischen Leibesübung, dem Turnen und dem wissenschaftlichen Studium getheilt werde, war schon an sich eine zu Schaden des letztern unbillige. Wie lückenhaft und beschränkt Sand's Kenntniß der deutschen Regierungsverhältnisse war, welche er reformiren wollte, stellt sich bei der Untersuchung mit schlagender Evidenz heraus, und es ist sehr wahrscheinlich, was Jarcke bemerkt, daß Sand von des verhaßten Kotzebue Schriften noch wenig oder gar nichts gelesen, als er schon ihm darum das Todesurtheil gesprochen hatte.

Sand konnte nach seinen Kenntnissen zum Glauben verführt werden, daß er durch Kotzebue's Ermordung eine dem Vaterland ersprießliche That vollführe. Aber sein nächstes subjectives Motiv war ein anderes, sein geistiger Hochmuth. Trotz der christlichen Demuth, die anfänglich

wahr oder erheuchelt sich in seinen Tagebüchern ausspricht, glühte in ihm das Verlangen, sich auszuzeichnen. Kein Herostratus, der um eiteln Ruhm zerstört, er wollte wirken für seine Idee. Sehr bedenklich erscheinen die wiederholten Liebesversicherungen seiner Mutter in den Briefen an ihn: daß er das einzige ihrer Kinder sei, in dem der Geist lebe. Er fühlte ihn in sich leben, er dürstete danach, es zu beweisen. Jede dritte Seite seines Tagebuches liefert davon Belege. In Erlangen hatte er gewirkt. Die Burschenschaft war sein Werk. Auf der Wartburg hatte er eine Schrift ausgestreut; sie soll die Grundlage der nachmaligen allgemeinen Burschenschaft geworden sein. Aber damit war seine Thätigkeit zu Ende. In Jena fand er lauter Gleichgesinnte, gleichfeurigen Willen, aber keinen Kampf. Noch Schlimmeres für ihn, er fand Köpfe und Talente, die ihn weit überragten, außer Andern den dichterischen Feuergeist Karl Follenius, den gewandten, witzigen, zweideutigen Witt, gegen die er mit seinen geschraubten, schwülstigen Puritanerfloskeln nicht aufkam. Zum gewöhnlichen Intriguenspiel des Ehrgeizes war die Zeit vielleicht zu ehrlich, sein Sinn zu religiös und ehrenhaft. Die Thatkraft wurmte in ihm. Er hatte es zu oft sich und Andern verbeißen, etwas zu thun zum Heil des gemeinsamen Vaterlandes, eine leuchtende That, und es fand sich nichts; überall, wo er wirken wollte, durch Rede oder Schrift, waren schon Andere da, Geschicktere, Kräftigere. Da griff er in der brütenden Ruhe zu, wo sich ihm eine erste Gelegenheit zeigte, und da keine war, um ein Held zu sein, ergriff er eine, wo er wenigstens ein Märtyrer werden konnte.

Weshalb aber traf sein Dolch gerade den Lustspieldichter Kotzebue? — Weil kein anderer Gegenstand sich ihm zeigte. Die subjective Wuth gegen die Tyrannei, welche das

deutsche Volk knechten sollte, durchglühte fieberhaft ihn, wie seine Sinnesgenossen; aber das Object war nicht da, es gebrach an einem persönlichen Gegenstande, an einem recht verhaßten offenkundigen Bösewicht. Keiner der Kaiser, Könige, Fürsten, auch ihrer Minister nicht, hatte das Unglück oder Glück, daß ihm gerade allein des Volkes Nothstand zugeschrieben ward. Es fehlte durchaus an einer Zielscheibe für die allgemeine Wuth. In solchen Zuständen des Fanatismus sucht die tobende Menge überall ein Opfer. Oft, die Geschichte weiß davon, daß man ihm eines aus Politik zuschob, damit es seine Wuth daran kühle und seine Lust büße, während die Schuldigen sich verstecken. Oefter wandte sie sich gegen die Kleinen statt gegen die Großen, gegen die Werkzeuge statt gegen die Urheber. Bei einer verhaßten Auflage werden den Zöllnern die Häuser geplündert, während die tobenden Haufen vor dem Palais des Finanzministers vorüberziehen. Diese Beispiele passen nicht buchstäblich auf den vorliegenden Fall; nur so viel ist evident, die aufgeregte subjective Wuth suchte nach einem Object, um sich zu entladen, und griff nach dem ersten besten, welches ihr in die Hände gerieth.

August von Kotzebue hat mancherlei in seinem Leben verschuldet; aber daß ihn der Dolchstoß eines Schwärmers für Tugend, Freiheit und Vaterland treffen mußte, hatte er nicht verdient. Mit allen diesen drei Dingen hatte der leichtfertige Dichter im Leben wenig Verkehr. Wie er mit der erstern umsprang, darüber haben die Moralisten vielfältig geklagt; die Tugend im deutschen Volke hat indessen durch seine leichtsinnige Auffassung nichts eingebüßt. Zu einem Ritter für die Freiheit war er nie berufen, obwol er ein Mal in seiner Jugend, während der Revolution, in Paris war, dann

auch in Sibirien, man weiß nicht recht warum, und ſpäter im fremden Dienſte gegen Napoleon's Zwingherrſchaft mit der Feder kämpfte. Dem Vaterlande hatte er ſchon 1806 Lebewohl geſagt und ſich in ruſſiſchen Dienſt begeben. Es iſt ungerecht, von Jemand mehr zu fodern, als er zu leiſten verſpricht und leiſten kann. Aber ſein großes Glück, das ihn bis zur Stunde ſeines Todes begleitete (und auch in dieſer noch; er ſtarb ohne einen Laut, von zwei Dolchſtößen getroffen), hatte den Neid geweckt. Wie die äſthetiſche Kritik einſt an ihn Foderungen ſtellte, ohne daß er je ſich anheiſchig gemacht, ſie zu erfüllen, denn er wollte ja nichts als den Beifall des großen Publicums, ſo jetzt der deutſche Patriotismus. Er war ein froher, leichtſinniger, gutmüthiger Lebemann. Er brauchte ſehr viel Geld, um bequem zu leben, und da er keinen Ueberzeugungen und Ideen diente, hatte er ſeine Feder Dem verkauft, der ihm das meiſte bot. Er war ein freier Mann und hatte damit Niemand verrathen, es ſei denn für den Deutſchen ein Verbrechen, daß er ſeinem Vaterlande den Rücken kehrt und in fremde Dienſte geht. Aber an wie Vielen müßte da das Rächeramt geübt werden!

Kotzebue hatte leichtfertig und leichtſinnig, wie Alles, auch die letzten Aufwallungen des deutſchen Nationalgefühls, davon er Zeuge war, beſprochen und beſpöttelt. Die Art, wie er nur das Lächerliche im Treiben der Altdeutſchen auffaßte und ſatiriſch beſprach, mußte die jugendlichen Gemüther, die es zu ihrer Religion gemacht, entflammen. Als Correſpondent der ruſſiſchen Regierung berichtete er in ſogenannten Bulletins über die deutſchen Zuſtände, wie er ſie anſah. Dies iſt der ihm gemachte Hauptvorwurf. Er berichtete in übelwollendem Sinne, er verleumdete die Jugend ſelbſt und Männer, welche ſie

hoch verehrte. Zumal dies Letztere wird schwer vergeben, und die Waffen des Spottes verwunden am schmerzlichsten.

Der Vorwurf, daß Kotzebue ein Verräther am Vaterlande geworden, ließe sich aus einem gewissen Standpunkt vertheidigen; der, daß er ein russischer Spion gewesen, ist unhaltbar. Eingebürgert in Rußland, mit einem Titel vom russischen Kaiser, mehrmals auf Missionen desselben im Auslande und von ihm besoldet, paßte auf ihn zum wenigsten nicht der Begriff: Spion. Er trug, wenn auch mit keinem officiellen diplomatischen Charakter bekleidet, seinen Charakter an der Stirn. Wer sich da täuschen ließ, dessen eigene Schuld war es. Es ist bekannt, daß die russische Regierung seit langer Zeit, außer ihren Diplomaten, in den civilisirten Ländern Europas Correspondenten unterhält, welche ihr Berichte über das literarische, industrielle, künstlerische und geistige Treiben dieser Länder abstatten müssen. Sie wählt dazu gewöhnlich Schriftsteller und Männer von Geist, welche sich auch außer den diplomatischen Sphären im gesellschaftlichen Leben umthun können, eine freie Urtheilskraft besitzen und die Gabe, über das aufgefaßte geistige Leben, welches in Actenstücken keinen Platz fände, in anschaulicher Weise zu schreiben. Ehedem unterhielten auch andere Fürsten solche Correspondenten und es galt für ein ehrenwerthes Amt. Die Fortschritte der periodischen Presse und des öffentlichen Lebens in den meisten Staaten haben diese Correspondenten überflüssig gemacht, indem die Fürsten Dasselbe, was ihnen jene berichteten, auf billigere und umfassendere Weise in den Zeitungen lesen mögen. Ein solcher Correspondent für die Regierung in Petersburg war Kotzebue, und was ihm vorgeworfen werden kann, ist nur die Art, mit der er berichtet hat. Es ist anerkannte Thatsache, daß die

deutsche Natur ihre ethische Kraft und die Unbestechlichkeit, deren wir uns rühmen, in slawischen Ländern gegen die Einflüsse von Luft und Sitte nicht lange aufrecht erhält. Die große Zahl Familien mit deutschen Namen, welche in Rußland eingeburgert sind, gehören schon der russischen Nationalität an. Eine Ausnahme war es, wenn ein Klinger dort die unbeugsame deutsche Redlichkeit und einen männlichen Starrsinn sich erhielt, der unter dem heutigen Geschlechte auch bei uns zur Seltenheit geworden. Es wäre zu viel, an August von Kotzebue Foderungen zu stellen, die nur ein Maximilian von Klinger erfüllen konnte. Auch war es im gegenwärtigen Falle weniger eine moralische Depravation, als sein ursprünglicher Leichtsinn, verbunden mit der gekränkten Eitelkeit (auf der Wartburg hatte man auch seine „Geschichte der Deutschen" verbrannt), die ihn zu jenen Ausfällen gegen den deutschen Charakter in seinem „Literarischen Wochenblatte" und zu seinen Bulletinberichten nach Rußland veranlaßten.

Eines dieser gehässigen Bulletins war durch Nachlässigkeit oder Verrath eines Abschreibers in fremde Hände gekommen und in der damaligen Oppositionszeitung abgedruckt worden. Es stellte Kotzebue vor der öffentlichen Meinung bloß, und er hatte, nach Entäußerung seines deutschen Charakters, noch nicht genug vom Diplomatischen sich angeeignet, um wenigstens vor dem Publicum mit scheinbarer Ehre zu bestehen. In Frankreich hätte man ihm ein Charivari gebracht, in England ihn vielleicht mit faulen Aepfeln beworfen oder unter eine Plumpe gezogen. Die deutsche Ehrbarkeit nahm die Sache zu ernst. Man ist seitdem besonnener geworden und weiß Verunglimpfungen der Nationalehre, wie die besagten Kotzebue'schen und die berüchtigte Stourdza'sche Schrift, welche jener

Zeit einen uns heut kaum erklärlichen Eindruck machten, mit andern Waffen als mit dem Dolch zu begegnen; ein Beweis, daß unser Nationalgefühl seitdem eine festere Basis gewonnen hat, ohne daß nur einer jener Träume der Altdeutschen realisirt wäre.

Wann Karl Ludwig Sand zuerst den Gedanken gefaßt, das deutsche Vaterland an Kotzebue zu rächen, ist weder aus der Untersuchung ermittelt, noch geht es aus seinen Tagebüchern hervor. Nur Andeutungen finden sich, einzelne elektrische Zuckungen, wie der Entschluß in ihm entstanden.

Der Gedanke an ein Märtyrerthum, an ein Hingeben des Lebens für seine Ideen spukt schon sehr früh in seinen Aeußerungen. Die Tell- und Winkelried-Bilder begleiten ihn überall. Schon aus Erlangen schrieb er an seinen Freund C[illegible]r: „Nach Freiheit wollen wir ringen, und also wollen wir uns nicht durch das Drohen des Todes bändigen und gängeln lassen, der ja doch die höchste Freistätte ist. Lebend wollen wir jenen knechtischen Seelen eine Pest sein, und todt wollen wir sie uns nachziehen."

Die erste Erwähnung Kotzebue's in seinen Tagebüchern findet sich unterm **28. April 1816**, wo er aus Wunsiedel schreibt:

„Am Abend sah ich im Harmonietheater, wo das letzte Mal in diesem Winter gespielt wurde, die silberne Hochzeit, von Kotzebue, aufführen, und zwar recht schön; und ich kam dadurch auf keine bösen Gedanken."

Nach Jarcke's Meinung bezieht sich diese gleichsam entschuldigende Bemerkung darauf, daß er am Morgen desselben Tages mit seiner Familie in der frömmsten Stimmung das Abendmahl empfangen habe. Bei der Notirung dieses Factums hatte Sand hinzugefügt: „O welche selige Zeit,

die man Gott und dir, Christe, verlebt! Könnte ich in diesem Augenblicke nicht wirklich mich für edle Zwecke in den Tod geben!“ — Denkbar wäre indessen auch, daß Sand schon damals einen sittlichen Widerwillen, gleichwie viele Kunstfreunde einen ästhetischen, wider Kotzebüe empfunden, und daß jene Bemerkung nur die Ausnahme von der Regel ausspräche: „Dies Mal wenigstens, in diesem Stücke, hat dieser mit den Theaterthränen der Tugend und des Lasters spielende Dichter mein Gefühl nicht verletzt.“ Daß Sand, nach allen Zeugnissen, in Erlangen noch keinen Groll gegen Kotzebue als Verräther seines Vaterlandes gehegt, widerspräche an sich dieser Annahme noch nicht. Doch lagen ästhetische Beobachtungen dieser Art nicht in Sand's Wesen, obwol sie unter der Jugend sehr gewöhnlich waren.

Am 24. November 1817, nach dem Wartburgfeste, schreibt er in Jena, und das ist in jenem langen Zwischenraume das erste Mal, daß Kotzebue's Name in seinen Büchern sich wieder verzeichnet findet:

„Dann ward auf dem Markte die neue giftige Schimpferei von Kotzebue sehr schön vorgelesen. O! welche Wuth gegen uns Deutschland liebende Burschen!“*)

Ein halbes Jahr später, unterm 5. Mai 1818, er-

*) In den eben erschienenen „Humoristischen Erinnerungen aus meinem akademischen Leben von Theodor von Kobbe“ berichtet der Verfasser, der Sand mehrmals in Jena besuchte, folgenden Zug: Er wollte ihm Lebewohl sagen und fand ihn auf dem Sopha liegend: „Er schien eine Anwandlung von Pleuresie zu haben, denn er griff mit der Hand krampfhaft in die Seite und rief mir zu: „„Lebe wohl! ich sterbe an diesem Stich in der Brust.““ Das ereignete sich ein Jahr, weniger einige Tage, vor Kotzebue's Ermordung.

ſcheint ſchon folgender bedeutungsvoller Ausſpruch im Tagebuch:

„Herr, mitunter wandelte mich heute wieder eine ſo wehmüthige Bangigkeit an: aber feſter Wille, feſte Beſchäftigung löſt Alles und hilft für Alles, und das Vaterland ſchafft Freude und Tugend; unſer Gottmenſch, Chriſtus, unſer Herr, er iſt das Bild einer Menſchlichkeit, die ewig ſchön und freudig ſein muß. — Wenn ich ſinne, ſo denke ich oft, es ſollte doch Einer muthig über ſich nehmen, dem Kotzebue, oder ſonſt einem ſolchen Landesverräther, das Schwert ins Gekröſe zu ſtoßen.“

In ſieben Monaten war dieſer erſte Gedanke zum Entſchluß, in zehn Monaten und achtzehn Tagen zur That geworden! Sand arbeitete langſam im Guten und im Böſen.

Wir rügen an dem Schiller'ſchen Tell, daß eine Mordthat, welche der aufs äußerſte gereizte Vater an dem Frevler gegen ſeine heiligſten Gefühle begeht, eine Mordthat, die raſch, im Affect der gerechteſten Leidenſchaften begangen, vor dem Richterſtuhl menſchlicher Empfindungen ihr Recht erhielte, zu einer That der kalten Reflexion wird. Sand handelte als ein anderer Tell; wie denn Reminiscenzen aus dieſem ihn auf dem langen Wege zur That begleiteten und gleichſam ihm ſelber zur Auffriſchung des wankenden Muthes dienten.

Deutſchland traf keine Anſtalten zu den von der Wartburg aus verkündigten neuen Dingen. Es peinigte ihn, daß von der wirklichen Welt ſo gar nichts geſchah, das Ideal ins Leben zu rufen, und ſo entſtand der Drang in ihm, der ſchlafenden, trägen Welt ein Zeichen zum Aufſtande zu geben. In ſeinem Innern war eine Leere, weil es in Jena nichts zu thun gab, und der Haß fand

bei dieſer Leere Platz. Es drängte ihn, ſeine Theorie an einem Gegenſtande zu erproben, zugleich aber auch durch eine recht große, gewaltige, welthiſtoriſche That ſeinen Genoſſen, vor denen er verſchwand, zu zeigen, daß mehr in ihm ſei, als er auf den Lippen trage und in Worten klar machen könne. In Jena hatte er auf ein Blättchen geſchrieben, das man unter ſeinen Papieren fand: „Wer wird mir's glauben, daß ich den Tod leiden will, wenn ich's nicht wirklich zeige!" Dieſer Spuren einer Eitelkeit, welche den Vorſatz nicht hervorgerufen, aber mit ein Hebel derſelben geweſen, finden ſich in ſeinen Papieren mehre. Er ſchwelgte im Vorgefühl bei der Vorſtellung, was ſeine Umgebung und ſeine Freunde zu einer ſolchen nicht geahneten und von ihm nicht erwarteten That ſagen würden. Ja, er gab ſich ſelbſt ein Schauſpiel auf dem Theater ſeiner Phantaſie, indem er ſich die That als eine vollbrachte ausmalte. So fand man unter ſeinen Papieren in Jena eine Federzeichnung: Vor einem gothiſchen Thorgewölbe kniet eine Figur, einen Dolch in der Bruſt, mit einem andern iſt am Thore ein Papier angeheftet. Sand hatte ſich dabei die Jeſuitenkirche in Manheim gedacht, die er aus früherer Erinnerung kannte. Bis hierher habe er ſich nach dem Morde zurückziehen, die Schrift anheften und dann fallen wollen. Dieſe eine Kritzelei mit der Feder „liefert nur ein einzelnes Stück aus einer ungeheuern Galerie, die Sand in ſeinem Innern angelegt hatte, und in der er mit Entzücken zu luſtwandeln pflegte". Keiner ſeiner Freunde erhielt Eintritt, denn auf Ueberraſchung war es abgeſehen, und „der Hauptnerv des Planes wäre weggefallen", wenn etwas vorher bekannt geworden.

Endlich macht Jarcke darauf aufmerkſam, daß wol auch ein örtlicher Grund dabei mitſpielte, weshalb Sand

gerade Kotzebue zum Opfer wählte. Seine Beobachtungsgabe der lebendigen Personen und wirklichen Verhältnisse in dem heißgeliebten Deutschland beschränkte sich auf Das, was ihm zunächst in den Wurf kam. Hatte er doch im großen Berlin kaum etwas Anderes bemerkt, als Jahn's Heldengestalt und die Schlachtfelder in der Nähe, welche zu positiven Beobachtungen den mindesten, für die Ideenwelt aber reichen Stoff liefern. Ein fanatischer Altdeutscher hätte in jener Stadt zum Zorne wenigstens das reichste Material gefunden. Kotzebue lebte damals in Weimar, also in Jenas nächster Nähe der Mann, auf welchen zornwüthig Alle seiner Partei blickten, und hier spielten die Auftritte, welche ihn den Anschuldigungen der Zeitungsschreiber aussetzten.

Am Ende des Jahres 1818 stand sein Entschluß fest. Als das Bulletin erschien, hatte er es klar, nach seinem gerichtlichen Geständniß, eingesehen, „daß so etwas geahndet werden müsse". Der feste Entschluß zur That sei jedoch erst bei ihm begründet gewesen, als Kotzebue sich zum Vertheidiger der v. Stourdza'schen Schrift aufwarf. Hier begegnen wir einer neuen festgewurzelten Idee, worüber weniger seine Tagebücher, als seine verschiedenen Aussagen vor Gericht Auskunft geben. In jener Schrift sei beabsichtigt, Deutschland in einen Zustand zu versetzen, wie nach dem westfälischen Frieden, nämlich abhängig von fremdem Einfluß, ohne Selbständigkeit, unter sich zerrissen und ohne politische Macht. Kotzebue habe wiederholt geschrieben, Niemand dürfe sich unterstehen, dagegen zu schreiben, da sie die Gesinnungen des russischen Kaisers ausdrücke. Dieser Schriftsteller sei es auch gewesen, der die Russen gleichsam in Deutschland hineingesungen. Der Zweck seiner letztern Stücke sei immer gewesen, das gebildete europäische Leben als gering dar-

zuſtellen vor der Heldennation, die jetzt käme, Alles durch ihre Art zu erlöſen. Was Jemand gegen Baſchkiren oder Koſacken geſprochen, habe er immer als eine Verſündigung gegen die ruſſiſche Regierung dargeſtellt und den Gedanken fortwährend genährt, daß Deutſchland allein ſeine Befreiung den Ruſſen verdanke, daß es um deshalb ſtets dankbar bleiben und Alles gutheißen müſſe, was von daher komme. Klar ſei daher ſeine Abſicht geweſen, die deutſche Freiheit unter die Ruſſen zu ſtellen. Dieſen Nothſtand des deutſchen Landes zu heben, ſich zu wahren gegen die aus Oſten andringende Gefahr, habe es aber an Kraft und Willen gefehlt. Die dazu berufen geweſen, ſeien durch politiſche Rückſichten gehindert geweſen, einzuſchreiten. Um deshalb ſei die Verpflichtung für den einzelnen Deutſchen eingetreten, was die deutſchen Fürſten verſäumt oder unmächtig geweſen, zu thun, ſtatt ihrer zur Rettung und zum Heil des gemeinſamen Vaterlandes zu wagen.

Dieſes künſtliche Raiſonnement ſcheint ſich jedoch in ſeiner Vollſtändigkeit erſt nach der That in ihm ausgebildet zu haben. Er leitete damit eine Defenſion ein, welche, von der damaligen allgemeinen Stimmung getragen, ſelbſt von ſeinen gerichtlichen Vertheidigern, merkwürdig genug, angenommen wurde.

Sand's Tagebücher gehen bis zum letzten Tage des Jahres 1818. Seine Selbſtprüfung war beendet, ſein Werk feſt beſchloſſen, wie wir aus Dem, was er am 31. December zum Schluß eintrug, deutlich ſehen, und ſeine übrige Zeit war den Vorbereitungen zur That gewidmet. Dieſe merkwürdige Stelle im Tagebuche lautet:

„So begehe ich den letzten Tag dieſes Jahres 1818 in ernſter, feierlicher Stimmung, und bin gefaßt, der letzte Chriſttag wird geweſen ſein, den ich eben gefeiert habe. — Soll es Etwas werden mit unſerm Streben,

soll die Sache der Menschheit aufkommen in unserm Vaterlande, soll in dieser wichtigen Zeit nicht Alles wieder vergessen werden und die Begeisterung wieder aufleben im Lande, so muß der Schlechte, der Verräther und Verführer der Jugend, A. v. K., nieder — dies habe ich erkannt. — Bis ich dies ausgeführt habe, habe ich nimmer Ruhe, und was soll mich trösten, bis ich weiß, daß ich mit ehrlichem Willen mein Leben darangesetzt habe? Gott, ich bitte dich um nichts, als um die rechte Lauterkeit und Muth der Seele, damit ich in jener höchsten Stunde mein Leben nicht verlasse. —

„Schaue ich auf dich zurück, du Jahr, das mich meinem Ende nahe führte, o so liegt mir wieder in Klarheit vor das Menschenleben. O Gott! Dich habe ich noch immer im Gefühl und in der Erkenntniß, du warst und bleibst mein einziger Glaube, meine treue Hoffnung, meine höchste Liebe, so sehr ich auch freier über dich denken lernte! In mir — wurde ich der Erkenntniß klar — liegt Alles; die Menschenwürde, wie sie Jesus uns lehrte, faßte ich inniger auf, als je. Im Gebiete meines Willens liegt Alles; wenn ich das Gute, was ich in meinem Gemüthe mit meiner Ueberzeugung erfaßt habe, mit freier Entscheidung meines schaffenden Willens erstrebe, bin ich vollendet; aber wie weit bleibe ich hinter dem idealen Zustande in meinem äußern Leben zurück! Die Trägheit, die Gewohnheit, sinnliches Wesen, Furcht, Eitelkeit und Falschheit lagern immer um unsern thätigen Willen, und die freie Seele ist mit einem Male in Gefahr, wie zu jeder andern Zeit, und kein Held ist vor ihren Stricken frei, bis zu seinem Ende. Nur mit ihm tritt Gewißheit ein, ob unser Leben lauter und rein, gut oder böse war. Nie werden wir Gott schauen, bis wir durch eigene Kraft unser Wesen läutern. Nach solcher

Tugend steht mein einzig Begehren. — Herr, laß mir ein Ende bescheren in kindlicher Reinheit, klar bewußt meines Heils."

Vom 31. December 1818 bis zum 9. März 1819 blieb Sand in Jena, mit den Vorbereitungen zu seiner That beschäftigt. Aus einem französischen Hirschfänger ließ er sich einen langen Dolch fertigen, wozu er das Modell vorher selbst in Wachs gebildet hatte. Es ist derselbe Dolch, der in Kotzebue's Brust fuhr und den Sand sein „kleines Schwert" nannte. — Eines Tages kam sein Busenfreund A—s zu ihm in die Stube. Sand, der lauernd am Tische stand, läuft auf den Eintretenden zu, gibt ihm einen leichten Stoß ins Gesicht, und dann, als dieser das Gesicht mit den Händen zu decken sucht, einen heftigern auf die Brust. Da A—s erstaunt fragt, was das zu bedeuten habe, antwortet ihm Sand ganz sanft: „Siehst du, so muß man es machen, wenn man Einen erstechen will; erst ins Gesicht, damit er mit den Händen danach fährt, und zum Stoß in die Brust eine Blöße gibt." Aus den Acten ergibt sich nicht mit Deutlichkeit, ob er dies Verfahren bei Kotzebue's Morde angewandt hat. Jarcke scheint es überhaupt nicht als einen Act der Vorbereitung anzusehen, sondern erblickt auch darin nur eine Regung der Eitelkeit, den Kitzel, durch einzelne räthselhafte Handlungen die Verwunderung und Neugier der Freunde rege zu machen. Sand liebte überdies solche Polterspäße und Mummereien, weshalb seine Freunde ihm den Namen Spukmeier gaben. Der Vorfall fiel als etwas Gewohntes an ihm nicht auf.

Daß ihn während dieser Zeit der Vorbereitungen, noch in Jena, Zweifel überschlichen, die ihn schwankend gemacht, ergibt sich aus seinen gerichtlichen Aussagen. Er mußte den natürlichen Abscheu zur Verübung einer solchen That

bekämpfen. Dann überkam ihn wol auch der Gedanke, daß er zu etwas Beſſerm werth und geſchickt ſei, ſowol um ſeines weichen Gemüthes, als ſeiner erlangten Bildung. „Auch, ſagt er, habe ich auf einen Dritten gewartet; denn ich hatte ſo gut das Recht, auf ihn zu warten, als ein Dritter auf mich. Oft habe ich gedacht, du könnteſt doch ruhig fortleben, wenn ein Dritter die That übernehme. Dieſes Warten war alſo eigentlich ein Wunſch, daß mir ein Dritter zuvorkommen möge, übrigens kannte ich einen ſolchen Dritten nicht!“

Ende Februars ſchrieb er noch einen Brief an ſeine Mutter, in dem er mit der ihm möglichſten Ruhe und Klarheit ihr ſeinen Entſchluß auseinanderſetzt, nicht das Lehrfach zu ergreifen, ſondern dem Predigtamt ſich allein zu widmen, weil er ſich nicht berufen und begabt genug fühle, in dem erſtern, wie es ſein muß, ſich auszuzeichnen. Nach dem Zeugniß ſeiner Freunde war er überhaupt in den letzten Wochen vor ſeiner Abreiſe ruhig und heiter. Nach ſeinem eigenen Geſtändniß hat er „acht Tage lang weniger an die That gedacht und Gott gebeten, er möge ſie vorübergehen laſſen“. Aber bei dieſen innern Kämpfen flüſterte ihm immer wieder die innere Stimme zu: „Du haſt zu viel verſprochen und noch nichts gethan.“

Ein Zeitungsartikel, welchem zufolge Kotzebue auf dem Punkte ſtand, Deutſchland zu verlaſſen, um nach Rußland zurückzukehren, rief den Entſchluß wieder lebendig vor ſeine Seele. Zwar ergab es ſich als ein falſches Gerücht, aber von nun an ſtand der Entſchluß feſt, und Sand wies alle innern Winke und Mahnungen dagegen ſtandhaft von ſich. Mit Anfang des März entwarf er mit großer Sorgfalt mehre Schriften, die den Schlüſſel zu ſeiner That für Alle enthalten ſollten, welchen er eine Aufklärung über dieſelbe ſchuldig zu ſein glaubte. Sand

arbeitete langsam; auch im Schreiben scheint ihm die Geläufigkeit abgegangen zu sein, welche ihn als Redner schwülstig und unbeholfen machte. Er corrigirte diese Schriften im Brouillon und fertigte alsdann die Reinschrift.

Das erste dieser Schreiben ist überschrieben: An alle die Meinigen. Es enthält einen Abschied an seine Familie, eine Rechtfertigung seiner That vor derselben. Gewiß für Sand die schwierigste Arbeit: vor der Seele innig geliebter Aeltern den Conflict der in ihm streitenden Pflichten und den Ausschlag, den er ihnen gegeben, zu rechtfertigen; zugleich aber ein Beleg dafür, wie fest in ihm der Gedanke geworden, daß er auch vor diesen heiligsten Rücksichten unerschüttert blieb und im Verhältniß zu seinen andern Schriften einen verhältnißmäßig ruhigen und klaren Styl bewahren konnte. Der Umfang dieser Schreiben, zusammengenommen, ist zu groß, um sie für unsern Zweck wörtlich wiederzugeben, wir heben deshalb auch aus diesem nur die charakteristischen Stellen heraus. Der Brief hebt an:

„Treue, ewig theure Seelen! Warum Euch den Schmerz noch lange mehren? dachte ich, und schwankte, Euch hiervon zu schreiben. Aber bei plötzlicher Nachricht über meine That möchte Euch der harte Gram zwar leichter und schneller vorübergehen; doch die Liebestreue wäre dadurch verletzt, und ganz gebrochen kann ja der tiefe Schmerz nur dadurch werden, daß wir den ganzen Kelch von Wermuth rein ausleeren und uns dabei fromm zu unserm Freunde halten, dem treuen, ewigen Vater im Himmel. Also heraus aus der umschlossenen, bangen Brust; hervor, du lange große Qual der letzten Rede, die, aufrichtiger Art, einzig den Abschiedsschmerz versüßen kann.

„Euch bringt dieses Blatt des Sohnes, des Bruders letzten Gruß zurück!

„Gehegt, gewünscht habe ich immer viel; es ist an der Zeit, daß ich die Träumereien lasse, und die Noth unsers Vaterlandes drängt zum Handeln. — Dies ist unstreitig der höchste Jammer in unserm Erdenleben, wenn die Sache Gottes durch unsere Schuld in ihrer regen Entwickelung Stillstand nimmt; dies für uns der entehrendste Schimpf, wenn alle das Schöne, was von Tausenden kühn erstrebt wurde und wofür sich Tausende kühn geopfert haben, nun als ein Traumbild, ohne bleibende Folge, in trübem Mißmuthe wieder entschlafen, wenn die Reformation der alten, abgelebten Art jetzt auf halbem Wege verknöchern sollte. — — —

„Viele der ruchlosesten Verführer treiben ungehindert, bis aufs völlige Verderben unsers Volkes hin bei uns ihr Spiel. — Unter ihnen ist Kotzebue der feinste und boshafteste, das wahre Sprachwerkzeug für alles Schlechte in unserer Zeit, und seine Stimme ist recht geeignet, uns Deutschen allen Trotz und Bitterkeit gegen die ungerechtesten Anmaßungen gar zu benehmen und uns einzuwiegen in den alten, faulen Schlummer. — Er treibt täglich argen Verrath am Vaterlande, und stehet dennoch geschützt durch seine heuchlerischen Reden und Schmeichlerkünste, und gehüllt in den Mantel eines großen Dichterruhmes, trotz seiner Schlechtigkeit da, als ein Abgott für die Hälfte Deutschlands, die von ihm geblendet, gern das Gift einnimmt, das er in seinen halbrussischen Zeitschriften darreicht. — Soll nicht das ärgste Unglück über uns kommen, denn diese russischen Vorposten werden nichts Freies und Gutes aufkommen lassen, oder zur Zeit der Gährung mit den Franzosen zugleich unter uns wüthen;

ſoll nicht die Geſchichte unſerer Tage mit ewiger Schmach behaftet ſein, — ſo muß er nieder."

— — — „Mutter, Du wirſt ſagen: warum habe ich einen Sohn großgezogen, den ich lieb hatte und der mich liebte, für den ich tauſend Sorgen und ſteten Kummer litt, der durch mein Gebet empfänglich wurde für das Gute, und von dem ich auf meiner müden Lebensbahn in den letzten Tagen kindliche Liebe verlangen konnte? — Warum verläßt er mich nun? — Theure Mutter, möchte nicht auch die Pflegerin irgend eines Andern ſo klagen, wenn er für das Vaterland hinginge; und wenn es Keiner thun wollte, wo bliebe das Vaterland? Weit iſt auch die Klage von Dir entfernt, und Du kennſt ſolche Reden nicht, edle Frau. — Schon einmal habe ich Deinen Ruf vernommen, und wenn Keiner hervortreten wollte für die deutſche Sache, ſo würdeſt Du mich auch diesmal ſelbſt zum Kampfe voranſchicken. Noch zwei Brüder und zwei Schweſtern, alle rechtſchaffen und edel, habe ich vor mir; ſie bleiben Euch; ich folge meiner Pflicht, und an meiner Statt werden Euch alle Jünglinge, die es redlich meinen mit dem Vaterlande, als treue Kinder zugethan ſein." Nachdem er die Theuren dem Schutze Gottes empfohlen und ſeinen Segen auf „die kampfrüſtige Schar im deutſchen Volke" heraberfleht, die die Sache der reinen Menſchheit auf Erden zu fördern muthig entſchloſſen iſt, ſchließt er mit den Verſen:

Das letzte Heil, das höchſte, liegt im Schwerte,
Drück' die den Speer ins treue Herz hinein,
Der (deutſchen) Freiheit eine Gaſſe!

Jena, Anfangs März 1819.

Euer in Liebe Euch ewig verbundener
Sohn und Bruder und Freund
Karl Ludwig Sand.

Um dieselbe Zeit richtete er an einen Schul- und Universitätsfreund einen Brief, in dem er es ihm zum Vorwurf macht, daß er sich von seinen Aeltern nach Heidelberg schicken lassen, was doch nur in der Absicht geschehen sei, ihn von staatsgefährlichen Verbindungen abzubringen. In diesem Briefe heißt es: „Willst Du in Deinem künftigen Berufskreise nicht für die Einheit der Brüder und die Freiheit der Deutschen leben, und dafür entweder siegen, oder bis zum Tode kämpfen, so verdirbst Du Dir daraus nichts, als Deine eigene Seligkeit (!) — — — Wenn wir nicht bei Zeiten auf den Gedanken kommen: von Jedem unter uns hängt eben so viel ab, als von jedem Andern — — wenn wir nicht den ernstlichen Entschluß fassen: nächst dem gewöhnlichen Wirken, auch nach jenen höhern vaterländischen Tugenden zu streben, so wird nie werden, was zu schaffen uns auferlegt ist."

Das dritte Schreiben, adressirt: „Meinen Freunden deutschen Sinnes in Jena, zu übergeben durch Frd. Asmis" (welches den Hauptanlaß zur Untersuchung hinsichts seiner Complicen gegeben), lautet im Wesentlichen so:

„Seit ich nach und nach über die Sache des Vaterlandes in mir klarer wurde, trachtete ich, mich gegen der Welt Halbheit öffentlich zu entscheiden, und ich kann nimmer ruhen, bis der Spottbube Kotzebue durch meine Hand seinen Lohn erhalten wird. Es ist mir dieses Werk unter allen das schwerste; seit ich also die Nothwendigkeit desselben erkannt hatte, war es mir Höllenpein, bis ich erproben konnte, ob ich diese That auch zu vollführen vermöchte. Nun gehe ich hin, um diese Brandfackel ins ruhige Leben zu schleudern; möge der Erfolg für unser gemeinsames Streben segensreich werden. Falle ich, so

iſt mein letzter Wille zu Euch: daß man bei allen dergleichen Fällen, für die Zukunft, Diejenigen, die die Gaben des Geiſtes, Klarheit der Rede, der handveſten Verwaltung beſitzen, Diejenigen, die in jeder Stunde des Lebens zum Tode für die hohe, gemeinſame Sache bereit ſein zu können ſchon bewieſen, die etwa auch ſchon Anſehen beim Volke erlangt haben, daß man dieſe dann, ſo ſehr ſie ſich auch zum Kampfe hervordrängen werden, dennoch in den Hinterhalt ſtelle, auf daß, wenn das Land frei werden ſollte, es nicht an Bildern fehle, und auch gleich der rechte, vollendete Zuſtand geſchaffen werde, daß das deutſche Volk nicht in Halbheit verknöchere.

„Kann ich durchkommen, ſo weiß ich ſchon, wo ich hinfliehen werde, um zur rechten Zeit dem Vaterlande wieder dienen zu können.“

Dieſer Brief klingt allerdings verdächtig, und es gehörten die Ermittelungen einer ſtrengen Unterſuchung und das Zuſammenſtimmen ſo vieler, großentheils ſchon im Obigen niedergelegter Umſtände dazu, um zu dem Reſultate zu kommen, daß Sand wirklich, wie er angibt, unter „ſeinen Freunden deutſchen Sinnes“ keine beſtimmte Verbindung verſtand, ſondern alle Die in Jena, welche mit ihm daſſelbe Streben und dieſelbe Ueberzeugung theilten. In den myſteriös klingenden Anordnungen für Das, was kommen wird, iſt ſeine Phantaſie der Zeit vorausgeeilt, und er ſieht voraus, wie ſich, durch ſeine That entzündet, das Feuer in Deutſchland verbreiten wird, und die Bekenner ſeiner Anſichten als eine thatkräftige Macht daſtehen werden. Aus dem Schreiben ſelbſt ergibt ſich zugleich, daß die That nicht eine gemeinſchaftlich beſchloſſene und verabredete geweſen ſein konnte, indem er die Freunde dadurch erſt benachrichtigte, daß ſie geſchehen ſollte. Zudem ſpricht auch der Umſtand, daß er dieſes Schreiben unver-

siegelt, in einem offenen Pulte in seiner Wohnung liegen ließ, dafür, daß es an keine geheime Verbindung gerichtet sein konnte. Denn wie beschränkt Sand auch in andern Dingen dachte und zu Werke ging, so war er doch, wie sich aus der Untersuchung ergibt, aufs äußerste, bis zur Lüge, behutsam, um keinen Freund zu verrathen, der seinen Ideen förderſam werden dürfte.

Das vierte Schreiben iſt an die deutſche Burſchenſchaft zu Jena gerichtet. In demſelben trägt er ſein Begehren vor, aus der Verbindung entlaſſen zu werden, indem Mehre Anſtoß daran nehmen könnten, wenn er fürs Vaterland auf dem Rabenſteine ſterben ſollte. Der übrigens kurze Brief iſt, gegen die andern gehalten, unbedeutend. Nur zeugen die Schlußfolgerungen darin, wie ſchwach es mit Sand's praktiſcher Urtheilskraft beſtellt war. Er will die Burſchenſchaft bei ſeiner vorhabenden That aus dem Spiele laſſen. Aber auch dieſes Schreiben blieb ruhig in ſeinem Pulte liegen. Eine ſolche einſeitige Willenserklärung, die dem andern Contrahenten nicht bekannt wird, kann aber eine Verbindung nicht aufheben, der Austritt blieb alſo nur eine fingirte Handlung, und, da das Schreiben erſt lange nach dem Morde bekannt wurde, hinſichts des von ihm Bezweckten ohne Wirkung. Die Burſchenſchaft gerieth in den Verdacht und die Verwickelungen, welche er von ihr abwenden wollte.

Für das große Publicum aber erließ er fünftens eine Proclamation, überſchrieben: „Todesſtoß dem Auguſt von Kotzebue", welche die eigentliche Brandfackel ſein ſollte, die er ins deutſche Volk ſchleuderte, die aber eben wirkungslos bleiben mußte, weil das große, deutſche Volk weder dieſe Ideen begriff, noch dieſe Sprache verſtand. Wir entheben nur die weſentlichern Stellen. Sie fängt an:

„Nur in der Tugend Einheit! — Unsere Tage fodern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat. Bereitet Euch, entschendet Euch auf Leben und Tod. Offene, nackte Schandthat ist nicht der Verderber, der in unserm Blute wüthet, wol aber frißt das Laster nur um so scheußlicher unter dem Mantel der eingewöhnten heiligen Artigkeit; Falschheit vermummt sich in tausend scheinheilige Gestalten, und die Lage des Volkes sollte die Blüte sein von so vielen Aufopferungen, und ist der Zustand der alten jämmerlichen Schlaffheit."

Nachdem er dies Bild weiter ausgemalt, heißt es: — „Ich hasse nichts mehr, als die Feigheit und Faulheit der Gesinnung dieser Tage. Ein Zeichen muß ich Euch deß geben, muß mich erklären gegen diese Schlaffheit — weiß nichts Edleres zu thun, als

Den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit,
— Dich Verderber und Verräther meines Volkes
— August von Kotzebue — niederzustoßen.

Du, mein deutsches Volk, erhebe Dich zur hohen, sittlichen Würde der Menschheit — eine Gnadengabe hat der Mensch von Gott; sie — die höchste und einzige — ist die Gottähnlichkeit — des Menschen freier Geist und seine freie schöpferische Kraft. Mein deutsches Volk, Du hast kein eigenes, kein edleres Besitzthum, sie ist Dein höchstes Gut. — Erkenne, wahre Dir diesen Glauben, diese Deine Liebe zu Gott. — Lasse Dein Heiligthum nicht mehr unter die Füße treten. Der Mensch, sei er auch in den traurigsten, niedrigsten Verhältnissen geboren, ist geschaffen, ein Ebenbild Gottes zu werden. Vertrauet auf die verheißene christliche Freiheit! Ehre, vertraue nur dem freien Manne. Hasse die Verräther, die Knechtes-

seelen, die falschen Seher, die dieses nicht wollen; hasse die feilen Dichter der Halbheit, die Prediger der Feigheit, die Söldlinge, die Dich von jedem kühnen Entschlusse abhalten, hasse, morde alle Die, so sich in frevler, muthwilliger Gesinnung so sehr überheben, daß sie des Göttlichen in Dir vergessen, und Dich, die tolle Menge, als ein vielgegliedertes Kunstrad, in ihren hochweisen Händen halten und treiben wollen. — — — — — Mein deutsches Volk, gewinne Selbstvertrauen und den hohen Muth, den schon einzelne Deiner Helden in sich trugen! Dies ist der rechte Feiergeist des Lebens, daß Du Das, was die heiligen Schriften des Christenthums und die Vorzeit lehren, Das, was Deine Dichter singen — thust, und nicht blos es anstaunst oder es nimmst als leere Fabeln. — Bruder, das Höchste und Heiligste, was Deine Seele kennt, den Zustand einer geläuterten, gottbeseligten Menschheit sollst Du fromm und muthig erstreben.

Ein Christus kannst Du werden!"

Dann heißt es zum Schluß: „Die Reformation muß vollendet werden! — Brüder, verlasset einander nicht im Drange der Zeiten; Trägheit und Verrath strast mit Knechtschaft die Geschichte — Ihr habt sie vor Euch! — Auf, ich schaue den großen Tag der Freiheit! Auf, mein Volk, besinne Dich, ermanne, befreie Dich!"

Dieses Schreiben ist von Sand mit besonderm Fleiße ausgearbeitet worden, er hat daran die letzten drei Monat seines Aufenthalts in Jena geschrieben und den ursprünglichen Entwurf vielfach durchcorrigirt. Ursprünglich sollte es als Brief an Kotzebue übergeben werden (daß es geschehen, wollte das Gerücht auch noch lange nach seinem Tode behaupten), dann überarbeitete er es zum Aufruf an das gesammte Volk. Er fertigte mehre Abschriften an;

eine davon wollte er bei Kotzebue's Ermordung benutzen. Dies Exemplar war auf einem ganzen Foliobogen feinen Papiers, an dem unten noch ein Streifen des nämlichen Papiers angeklebt war, sauber und correct geschrieben. Es hatte das Ansehen einer Affiche in größerm Formate, und um es mit sich fortzubringen, mußte es Sand in Briefform zusammenlegen.

Endlich fertigte Sand zugleich mit diesem „Todesstoß" noch ein Todesurtheil an, welches nicht zu den Untersuchungsacten gekommen ist, dessen Inhalt er selbst aber dahin angibt: „Kotzebue sei der Verführer der deutschen Jugend und der Verderber der deutschen Geschichte gewesen, und da so viele erhabene Stimmen nicht gehört worden seien und kein schützendes Gericht finden können, so trete er im Volksgefühle gegen ihn auf, um das Gesetz des Volks und des Reichs an ihm zu vollziehen. Dann habe er dem deutschen Volke gesagt, daß, wenn es nicht das Schicksal der Griechen theilen wollte, welche ungeachtet der herrlichen Schlachten von Salamis und Platää unter die Herrschaft des Philippus gekommen seien, so müsse es vorzüglich unter sich gegen den Verrath Aufsicht halten."

Über das Schicksal und die Besorgung dieser Papiere schwebt ein großes Dunkel, welches auch die Untersuchung nicht zu beseitigen im Stande war. Von Wichtigkeit war, während des Processes, die Frage, inwieweit seine Freunde Asmis und Doctor Karl Follenius die Hauptempfänger und Besorger der Schriften gewesen, ob also auch sie, und inwieweit, als Complicen zu betrachten wären? Nachdem hierüber die Entscheidung in der Negative ausgefallen ist, kommt nur eine andere Frage zur Sprache, welche für den Psychologen von größerer Wichtigkeit ist als für den Criminalisten.

Es gewinnt nämlich den Anschein, als ob Sand die Mehrzahl dieser Schriften, in einer sonst unbegreiflichen Sorglosigkeit, in Jena nur deshalb unverschlossen zurückgelassen: damit seine beabsichtigte That, vor ihrer Ausführung, ans Tageslicht komme, und er, verrathen und gehindert, dadurch der furchtbaren Pflicht, zu der er sich selbst das Wort gegeben, überhoben werde.

Der Unglückliche selbst hat darüber nichts bekannt, aber mehre seiner Äußerungen, zusammengehalten mit den Umständen, machen es aufs höchste wahrscheinlich, daß er diese letzte Selbsttäuschung beging, und das entsetzliche Werk noch einmal einer Art Gottesurtheil übergebend, die Ausführung davon abhängen ließ, ob inzwischen die Briefe gelesen und somit die Sache entdeckt oder nicht entdeckt wäre. In jenem Falle hatte er, was an ihm gethan, sich muthig und würdig vor seinen Freunden gezeigt, und sein Gewissen war in doppelter Art befriedigt. Es ist gewiß, daß er über diesen Ideengang nicht zum klaren Selbstbewußtsein gediehen ist, aber die Facta sprechen nur zu deutlich für eine Erklärung, welche allerdings dem Heroismus seiner That Eintrag thut, aber dem allgemein Menschlichen in seinem verfinsterten Charakter dafür sein Recht vindicirt.

Sand will drei Packete zu besorgender Schriften gefertigt haben, wovon die zwei ersten, sein Tagebuch und andere Briefe enthaltend, richtig an seine Mutter gelangt sind. Das dritte aber habe enthalten einen Brief an seine Ältern, einen Brief an die bamberger und zwei an die bremer und foelerische Zeitungsredactionen, die Urschrift des „Todesstoßes", und das nur in einem Exemplar vorhandene „Todesurtheil". Dieses dritte Packet ist verschwunden, von seinem Inhalt ist nichts zum Vorschein gekommen, als eine Abschrift des Briefes an die Ältern.

Sand hat sich in Widersprüche darüber verwickelt, wem und wie er es zur Besorgung überlassen. Asmis und Doctor Karl Follenius bestreiten Beide, es empfangen zu haben, und es ist nur Vermuthung, daß Einer oder Beide beim ersten Schrecken, nach Eröffnung des Packets dasselbe vernichtet haben könnten, um allen Verdacht von sich abzulehnen. Ebenso wenig will Einer der genannten Zeitungsredactoren ein Schreiben von Sand erhalten haben, welches, nach dessen Angabe, ungefähr folgendermaßen gelautet haben sollte: „Ich ersuche Sie, die beikommenden Sachen (Todesstoß und Todesurtheil) in Ihrer Zeitung abzudrucken, aber nicht eher, als bis Sie die Nachricht erhalten, daß A. v. K. durch meine Hand gefallen sei; komme ich durch für eine andere That für das Vaterland, so verschweigen Sie meinen Namen."

Mag das Schicksal dieses Packets sein, welches es ist, so steht so viel fest, daß Sand in seinem Pulte ein Verzeichniß seiner Schulden, welche seine Ältern bezahlen sollten, eine Verfügung, daß seine Effecten in seine Heimat geschickt werden sollten und —! — die Schreiben an die deutsche Burschenschaft in Jena und an seine Freunde deutschen Sinnes zurückließ. Sie befanden sich in einem blauen Umschlage, der, versiegelt mit seinem Petschafte, die Aufschrift trug: „Briefe zu besorgen". Ja er erinnert sich nicht einmal, diese verfänglichen Schreiben in das unverschlossene Pult gelegt zu haben, er ließ sie seiner Meinung nach in dem unaufgeräumten Zimmer zurück, in der Erwartung, daß die Hausleute oder Freunde, welche Bücher zu suchen kommen möchten, sie finden und an die Vorsteher der Burschenschaft bringen dürften!

Hätte Kotzebue noch in Weimar gelebt, und in einem Morgengange wäre sein Opfer erreicht gewesen, so ließ

ſich dieſe Sorgloſigkeit vor der Entdeckung erklären. Aber Kotzebue wohnte in Manheim, 40 Meilen von Jena. Sand mußte eine große Reiſe dahin unternehmen, und brachte auf dieſer Reiſe, indem er unterwegs auf vielen Stationen verweilte, volle 14 Tage zu! Was konnte bei dieſem unbegreiflichen Zaudern, nach einem ſo feſten Entſchluſſe, ſeine Abſicht ſein, als daß inzwiſchen irgend etwas einträte, was ihn der furchtbaren Arbeit überhöbe? Er ſelbſt geſteht, „von Frankfurt aus ſei er in das Zaudern gekommen, bis er ſich endlich gewaltſam losgeriſſen und zur Ausführung der That beſtimmt habe. Die Bangigkeit vor der That mit ihren Folgen habe zum Zaudern beigetragen, und einen fortwährenden Kampf verurſacht".

Sand berichtete in jenen Briefen den nähern Freunden, in welcher Abſicht er fortgehe. Er meldete ſein Vorhaben der Burſchenſchaft. Er mußte annehmen, daß, nach dem natürlichen Gange der Dinge, bald, vielleicht ſchon am Abend deſſelben Tages ſeiner Abreiſe, der Zweck derſelben ruchbar werden würde. Was die Burſchenſchaft erfahren, davon mußte auch der Senat Kenntniß erhalten, und das Erſte, was dieſer thun mußte, war, Staffetten nach Manheim zu ſenden, um das Verbrechen zu verhindern.

Wie immer die Geſchichte mit jenem Packete ſich verhalte, genug, auch darin hatte Sand gewiſſen Perſonen ſein Vorhaben vertraut, er hatte ſogar an drei ihm perſönlich völlig unbekannte Zeitungsredactoren es gemeldet. Seiner eignen Angabe und Berechnung nach durften und mußten dieſe es früher erfahren, als die That vollführt war. Konnte er denken, daß dieſe drei Männer ſchweigen und durch ihr Schweigen ſich zu Complicen der That machen würden? Im Gegentheil war zu erwarten, daß,

wenn ſie es nicht für eine grobe Myſtification hielten (und dazu war kein Grund vorhanden), ſie augenblicklich davon Anzeige machen mußten. Auch, wenn der in dem Packet befindliche Brief an Sand's Aeltern zu rechter Zeit in deren Hände kam, war nicht alle Wahrſcheinlichkeit dafür, daß ſie mit Courierpferden eilen würden, um den geliebten Sohn von einer Mordthat abzubringen, die ihn auf das Schaffot bringen mußte?

Und dennoch zauderte Sand auf ſeiner Reiſe dermaßen, daß er erſt am funfzehnten Tage in Manheim eintraf! Wir müſſen Jarcke beipflichten, daß Sand nichts unterlaſſen habe, um ſich ſelbſt die wirkliche Ausführung einer beſchloſſenen That unmöglich zu machen! Damit iſt nicht geſagt, daß ſein Entſchluß nicht ernſthaft gefaßt geweſen, aber „er war in der Lage eines Menſchen, der ſich ſelbſt geißeln will und weit ausholt, aber, vom Schmerz überwältigt, unwillkürlich die Geißel ſanft niederfallen läßt. — Er ſpielte auf ſeinem innern Privattheater den rachedürſtenden Helden, der nach dem Blute des Feindes lechzt; aber in der Stille, gleichſam ſich ſelbſt die Bedeutung Deſſen verbergend, was er that, ließ er jene Briefe zurück, und reiſte immer langſamer, je mehr er ſich dem Ziele näherte".

Aber Kotzebue's tragiſches Ende ſchien beſchloſſen; das Unwahrſcheinliche trat ein, das ſcheinbar Unmögliche wurde wirklich. Vierzehn Tage und länger kam Niemand in ſein verlaſſenes Zimmer, oder es fand doch Niemand die Briefe. Erſt als die Eſtaffette aus Manheim dem akademiſchen Senate die Nachricht von der Mordthat überbrachte und man von Gerichts wegen in ſeiner Wohnung nachſuchte, fand man die Schriften!

Am vorletzten Abende (7. März) ſeines Aufenthaltes in Jena hatte Sand ſeine Freunde zu ſich geladen. Sie

bemerkten keine Umwandlung an ihm. Auch am letzten Abende äußerte er nichts, was auf den Zweck seiner Reise hätte folgern lassen. Er antwortete Jedem, „er gehe in die Heimat", und lehnte die übliche Begleitung, oder das Comitat, seiner Genossen ab. Jedoch erinnerten sich die Freunde später, daß er mit besonderer Feierlichkeit von ihnen Abschied genommen. Bei seinen Hausleuten hatte er die Miethe auf das Sommerhalbjahr verlängert, um den Verdacht abzuwenden.

Morgens um 4 Uhr, am 9. März, verließ er Jena zu Fuß, auf dem Wege nach Erfurt. Sein Anzug war ein schwärzlicher deutscher Rock, darunter eine rothe wollene Weste und schwarze, lange Tuchbeinkleider; die Füße in Schnürstiefeln, auf dem Kopf eine schwarzsammtene Kappe mit Schirm. Gewöhnlich trug er über dem Rocke eine blaue Blouse. In seinen Taschen war ein Compaß in einer zinnernen Kapsel, eine Karte von Schwaben und eine vom Neckarlauf. Von Büchern führte er mit sich ein abgerissen Stück aus dem neuen Testamente, Körners Leier und Schwert und ein geschriebenes Gedicht: Abendmahlsfeier, wie Sand angab, von Friedrich Rückert, wie sich ermittelt aber von Doctor Follenius.

Auf dem Rücken trug er einen Tornister, den er jedoch nur bis Darmstadt mit sich nahm, wo er ihn einem Freunde übergab, um denselben nach Wunsiedel zu senden. Sein wichtigstes Gut, was er am sorgfältigsten zu hüten suchte, waren seine zwei Dolche. Der eine „das kleine Schwert", dem er vergeblich in Jena mit Scheidewasser seine Lieblingsstelle aus Körner: „drück' dir den Speer ins treue Herz hinein" einzuätzen versucht, sollte an einem Loche in seinem Brustlatze hängen. Doch trug er ihn, der Bequemlichkeit wegen, lieber in ein Tuch gewickelt auf dem Tornister, so lange er diesen bei sich hatte. Den

kleinen Dolch, eigentlich ein großes Vorlege- oder Jagdmeſſer, trug er im Torniſter oder in ſeinem linken Rockärmel, wo zu dem Behufe ein Heft angenäht war. Später ſteckte er ihn in die Taſche.

In Erfurt blieb Sand beim Turnlehrer S. bis zum 11., wo er Nachts 11 Uhr (alſo nach zweitägigem Aufenthalte) die Poſt nach Frankfurt beſtieg. Mittags, während der Raſt in Eiſenach, überredete er die beiden Paſſagiere, auf die Wartburg mit ihm zu ſteigen und dort ihr Mittagsmahl einzunehmen. Hier ſchrieb er (12. März) in das Stammbuch für Studenten:

„Was ſollen Euch die alten Schlafmützen ſchaffen? Vertrauet auf Euch ſelbſt, und bauet im eignen Herzen Gott und dem Vaterlande einen Altar auf! — Drück' Dir den Speer ins treue Herz hinein, der Freiheit eine Gaſſe."

In der Nacht zum 14. gelangte er, ohne weitern Aufenthalt, nach Frankfurt a. M. Hier ſtieg er im Schwan ab, ſuchte aber ſchon am nächſten Morgen einen Landsmann und Bekannten, W—e, ehemaligen preußiſchen Offizier, auf, bei dem er bis zum 17. März wohnte. Er brachte dieſe Zeit mit ältern Bekannten, theils in Privathäuſern, theils auf Spaziergängen zu. Am 17. früh reiſte er weiter nach Darmſtadt, fragte hier einen Studenten nach einem Wirthshauſe, ging aber nicht in den darmſtädter Hof, der ihm genannt wurde, ſondern zum Advocaten H—. Er nahm aber bei dieſem die ihm angebotene Wohnung nicht an, ſondern ward von ſeinen Freunden bei einem Kameralpraktikanten untergebracht, „weil er hier, nach ſeinem Wunſche, für ſich unbemerkt leben konnte". Sein Umgang beſchränkte ſich auch wirklich auf vier bis fünf Befreundete, von denen zwei ihn am 22. März auf den Weg nach Manheim begleiteten. Als der eine umgekehrt war, begleitete ihn der andere bis

zu den sogenannten bickenbacher Tannen, und schnitt ihm hier, auf sein Bitten, im Walde die langen Haare ab, die ihn, wenn er später die Flucht versuchte, ja leicht kenntlich gemacht hätten. Schon um 3 Uhr Nachmittags machte er, nur noch 6 Stunden von Manheim entfernt, in dem Städchen Lorsch Rast, und accordirte einen Wagen, der ihn, aber erst am nächsten Morgen, bis Manheim fahren sollte.

Die Art, wie Sand diese Reise zum Morde ausführte, spricht zum Psychologen mit klarer Schrift. Zu einer Reise, die ein rüstiger Fußgänger allenfalls in sechs Tagen abgemacht, wenn es ein ersehntes Ziel gilt, braucht Sand vierzehn Tage, obgleich er den größern Theil mit der Post fährt! Nach dem ersten Tagemarsch rastet er in Erfurt schon zwei Tage. Einmal auf der Post eingeschrieben, muß er zwar in raschem Zuge bis Frankfurt. Aber hier, so nahe dem Ziele, hält er sich, ohne Zweck, ohne Geschäfte, ohne dringende Nothwendigkeit, vier Tage auf! — In einem Tage hätte er bequem von Frankfurt aus Manheim erreichen können; aber er verweilt abermals fünf Tage in Darmstadt, ohne einen Grund angeben zu können, als daß er sich nicht recht wohl befunden und seinem Nachdenken überlassen haben will. Nun wird er doch in einem Tage bis Manheim gehen! Es ist der anmuthigste Weg und Frühjahr. Nein, er macht in Lorsch schon Nachmittags 3 Uhr Rast, und bleibt einen halben Tag, eine ganze Nacht in dem kleinen Oertchen. Auf eine Wendung seines Schicksals, auf ein sichtliches Eingreifen des Himmels wartete er hier wol nicht mehr; es war nur die Bangigkeit, die ihn immer und immer noch einen Aufschub suchen ließ.

Endlich, die letzte bange Nacht war verstrichen, der verhängnißvolle Morgen angebrochen, er stählte die Nerven

und gab ihm die Kraft. In einem gemietheten Wagen fuhr er um 6 Uhr nach Manheim ab. Um 9½ Uhr stieg er an der manheimer Neckarbrücke ab, ließ sich vom Fuhrmann abstäuben, gab ihm ein Trinkgeld und entließ ihn mit dem Versprechen, wenn er wieder durch Lorsch käme, ihn abermals anzunehmen.

Im Gasthofe zum Weinberg trank Sand einen Schoppen Wein. Der Wirth will durchaus keine Gemüthsaufregung an ihm bemerkt haben. Er nahm dann einen Lohnbedienten, der ihn nach Kotzebue's Wohnung führen sollte. Nach ein paar Schritten kehrte er indessen wieder zurück, um sich die Kleider abbürsten zu lassen und ein Halstuch umzubinden. Wie er angab, war es ihm mit offener Brust zu kalt, aber er hatte so die ganze Reise gemacht; wahrscheinlich geschah es, um bei Kotzebue leichter Zutritt zu erhalten, vielleicht auch, um sich zur Flucht vorzubereiten.

Nachdem der Lohnbediente Sand die Wohnung gezeigt, gab dieser ihm ein Trinkgeld, winkte ihm sich zu entfernen und klingelte. Kotzebue war nicht zu Hause. Die Magd, der er sich Heinrichs aus Mietau nannte, bestellte ihn auf den Nachmittag zwischen 5 und 6 Uhr wieder. Sand eilte hierauf dem Lohnbedienten nach, um sich von ihm ins Naturaliencabinet und in die Jesuitenkirche führen zu lassen. Beide aber waren verschlossen. Sand ließ sich nun in den Schloßgarten führen und den Rhein zeigen. Als er vom Rheindamme aus den neckarauer Wald sah, erkundigte er sich nach dessen Entfernung.

Um 1 Uhr war er wieder im Gasthofe, entließ abermals den Lohnbedienten und sagte ihm, er werde Abends ins Theater gehen. An Table d'Hôte saß er zwischen zwei Geistlichen vom Unterrhein, und sprach mit ihnen über

geschichtliche Gegenstände, über Luther und die Reformation. „Alles, was er sagte, bekundet der Eine, war besonnen, ohne zweideutige Seiten zu berühren; doch sprach er über alle Begriffe gedehnt und mit niedergeschlagenem Blicke. Seine Außenseite bezeichnete wahrhaft philosophische Ruhe und einen Mann, der mit sich und der ganzen, ihn umgebenden Welt in holdem Frieden ist.“ Er aß mit gutem Appetit, aber mäßig, und trank nur einen Schoppen Wein. Auf des Wirths Frage, ob er den Herrn von Kotzebue angetroffen, antwortete er trocken: „Nein!“ und sagte dem einen Geistlichen, er müsse dem Herrn von Kotzebue noch einen Besuch machen. Nur beim Schlusse der Mahlzeit will Einer der Tischgäste eine große Zerstreuung an ihm bemerkt haben.

Nach Tische schrieb er sich unter dem Namen Heinrichs in das Fremdenbuch, bezahlte die Zeche, unterhielt sich noch bis gegen 5 Uhr und verlor sich dann, ohne Abschied zu nehmen.

Seine letzte Ruhe könnte doppelt erklärt werden. Als Resignation vor einer That, welche felsenfest als Nothwendigkeit in seiner Brust geschrieben stand, und für die er die Rechenschaft vor dem weltlichen Richter über sich zu nehmen und zu leiden vor ihm, was er verwirkt, entschlossen war. Auch, wenn es sein Entschluß gewesen wäre, sich nach vollbrachtem Mord durch Selbstmord jenem zu entziehen, ließ sie sich als stoische Todesverachtung erklären. Aber Sand wollte nach dem Morde fliehen. Es ist dies keine Vermuthung, es ist aus der Untersuchung zur Evidenz erwiesen. Er wollte sich weder den Gerichten überliefern, um den weltlichen Gesetzen zu büßen, was er gegen sie verschuldet, noch den Dolch sich in die Brust stoßen, um als freier Mann sterbend durch sich selbst die begangene Blutschuld zu rächen; er wollte

vielmehr durch schleunige Flucht zu entkommen suchen, um, wie er sich in dem Briefe an die Freunde ausdrückt, zu rechter Zeit dem Vaterlande wieder dienen zu können. Auch zur Wehr wollte er sich nöthigenfalls setzen, aber nur gegen Bewaffnete, denn wo er sich einmal in den Zustand des Krieges gesetzt und keine Bundesgenossen gehabt, sei das ihm Pflicht geworden. Alles Das steht durch seine eigne Aussagen fest, wie ungern auch die Bewunderer seiner Seelengröße sich es zu glauben entschließen mochten. Sand wollte morden und sein eignes Leben sparen. Auch hatte er einige Vorbereitungen getroffen, z. B. 4 Louisd'or in Darmstadt in seinen Hosenträger eingenäht, daselbst seinen Ranzen zurückgelassen, das Haar sich verschneiden lassen; er wollte, wie er später angibt, nach Nordamerika gehen, und dort bei einer deutschen Gemeinde Prediger oder Lehrer werden. Aber weder hatte er Postpferde vors Thor bestellt, noch standen Freunde in der Nähe, die ihm einen Mantel umwarfen, noch hatte er sich nach einem Schlupfwinkel umgesehen, um für den ersten Augenblick zu verschwinden, noch hatte er sich eine Reiseroute gemacht; ja er will mit sich selbst uneinig gewesen sein, ob er sich zunächst nach Frankreich oder in seine Heimat wenden sollte. Wie schlecht danach die Flucht vorbereitet war, in derselben Unklarheit und Verworrenheit, wie seine übrigen Vorstellungen, liegt zu Tage. Es erwächst daraus die für den Psychologen unbeantwortete Frage: Was gab ihm diese letzte Ruhe, wenn nicht der Conflict so mannichfacher aufgeregter Gefühle eine endliche momentane Stumpfheit hervorgebracht hat?

Um 5 Uhr stand er wieder vor Kotzebue's Thür. Der Bediente führte ihn, ohne daß er noch einmal seinen Namen nannte, die Treppe hinauf und meldete ihn. Drei

Damen, welche Frau von Kotzebue besuchen wollten, gingen auf der Treppe an ihm vorüber. Er grüßte sie höflich und der Bediente rief ihm zu: „Sie können herauf!“ Das Folgende beruht allein auf Sand's Aeußerungen.

Der Bediente brachte einige Minuten mit Hin- und Herlaufen oder Reden zu; dann rief er ihn herein, blieb aber noch unter der Thüre stehen, und sprach leise nach dem Innern des Zimmers. Endlich ward er in das Wohnzimmer der Familie gelassen. Kotzebue trat aus der Thür links herein. Sand grüßte ihn und „wendete sich gegen ihn auf die Seite des Eingangs herum“. Ihm war, wie er sagt, das Schrecklichste, daß er sich verstellen mußte. Er sagte ihm, daß er ihn auf seiner Durchreise besuchen wollte. „Sie sind aus Mietau?“ fragte Kotzebue. Sand hatte sich des Namens bedient, weil er nicht glaubte, daß Kotzebue ihn, wenn er sich für einen geborenen Deutschen ausgäbe, vorlassen würde; leichter würde dies unter dem Namen eines Kurländers sein. Nach einigen Hin- und Herreden trat Sand vor: „ich rühme mich“ — zog dann den Dolch aus dem linken Rockärmel — „Ihrer gar nicht — hier Du Verräther des Vaterlandes!“ und versetzte ihm einige Stiche in die linke Seite. Wie viel Stiche er ihm gegeben, und welchen zuerst, weiß er nicht: „es war geschwind geschehen“. Kotzebue hat kein Wort während des Angriffs gesprochen, sondern nur ein bloßes Gewimmer hervorgebracht, auch als er schon sah, daß Sand mit aufgehobenem Arme auf ihn loskam. Er hielt nur die Hände vor und fiel am Eingange des Zimmers, linker Hand, zusammen. Den Dolch hielt Sand so, daß die Schärfe oberhalb des Daumens und der Faust war.

Der Ermordete fiel zum Sitzen zusammen. „Dann sah ich ihm noch einmal in die Augen, fährt Sand fort, um

zu ſehen, wie es mit ihm ſtehe; ich wollte wiſſen, was mein Angriff für Folgen gehabt habe, und ihm überhaupt noch einmal in das Geſicht ſehen. Ich glaube, er hat noch mit den Augenwimpern immer gezwickert, ſo, daß man bald das Weiße der Augen, bald nichts ſah."

Beim Umdrehen, nachdem Kotzebue zuſammengeſunken, bemerkte Sand ein kleines Kind, welches während der That zur Thüre links vom Eingange hereinſprang. Es war Alexander von Kotzebue, der vierjährige Sohn des Ermordeten, der an der offenen Thüre die Mordſcene mit angeſehen zu haben ſcheint. Das Kind glaubte, wie es nachher geäußert haben ſoll, „der fremde Mann wolle mit ſeinem Vater Krieg ſpielen". Es ſchrie auf und weckte den Mörder aus ſeinem Starrſinn. Es war der Bote der Nemeſis, welcher der Sache eine ganz andere Wendung gab, indem, ohne dies Zwiſchenſpiel, Sand wahrſcheinlich aus dem Hauſe entkommen wäre. Des Kindes Anblick verwirrte ihn, eine Regung des Gewiſſens — die einzige ſeit dem Entſchluſſe bis zu ſeiner Hinrichtung — erwachte. Er kehrte im augenblicklichen Impulſe den Dolch gegen die eigne Bruſt. „Sein Schreien," ſagt Sand aus, „hat mich in der Stimmung von ſo vermiſchten Gefühlen dazu bewogen, ihm gleichſam zum Erſatze, mir einen Stoß mit dem kleinen Schwert zu geben." Der Stoß ging aber nur einige Zoll tief in die linke Bruſt; er zog den Stahl ſelbſt wieder heraus, und die Wirkung war nur ein augenblicklicher Blutverluſt.

Die Zeugenausſagen über den Auftritt ſelbſt, ſo weit ſie davon Kunde geben können, und über das Nächſtfolgende, ſtimmen im Weſentlichen überein. Die geringen Umſtände, über die ſie voneinander abweichen, ſind unerheblich und erklärt durch die allgemeine Beſtürzung, von der Jeder einen andern Eindruck auffaßte. Die

Amme im Nebenzimmer hörte einzelne Worte des Gespräches zwischen Kotzebue und dem Fremden. Der Bediente und Kotzebue's Tochter, Emmy, stürzten fast zu gleicher Zeit in das Mordzimmer. Sie hoben den Verwundeten auf. Er hatte noch so viel Kraft, sich langsam in das nächste Zimmer führen zu lassen, gab aber nur unarticulirte Töne von sich. Dort sank er vier Schritte vor der Thüre zusammen, und starb nach wenigen Minuten, in seiner Tochter Schooß. Emmy selbst wurde bewußtlos in ein anderes Zimmer gebracht.

Der Bediente und das Fräulein von Kotzebue sagen Beide aus, als sie in das Mordzimmer traten, habe ihr Herr und Vater auf der einen, auf der andern Seite aber der Fremde ganz ausgestreckt gelegen, die rechte Hand auf der linken Brust haltend. Dies will Sand nicht zugeben: er erinnere sich durchaus nicht auf der Erde gelegen, und könne keinen Falls die rechte Hand auf der linken Brust gehalten haben, weil das kleine Schwert darin gesteckt. Möglich, daß er nicht eingestehen wollte, aus Anlaß einer so geringfügigen Wunde auf die Erde gestürzt zu sein; es ist aber ebenso wahrscheinlich, daß er nicht aller Bewegungen und Worte aus jenem furchtbaren Momente sich entsinnt. Er will mit den Personen, die zuerst hinzutraten, Worte gewechselt und ihnen etwa erklärt haben (angeblich zu ihrem Troste!), daß er kein gemeiner Mörder aus Feindschaft sei, sondern um einer Idee willen gehandelt habe! Weder die Tochter noch der Bediente wissen davon, und werden auch schwerlich, wenn er dergleichen gesprochen, in ihrer Lage es gehört oder begriffen haben. Dagegen sagen Beide, Sand habe sich aufgerichtet, den Dolch aus der Brust gezogen, und sei ihnen „mit starken Schritten" nachgeeilt, als sie den Ermordeten ins Nebenzimmer geführt. Der Bediente habe

raſch die Thüre zugehalten, „denn er habe eine Bewegung daran gemerkt, als wenn etwas daran rappele“. Sand leugnet den Umſtand. Es iſt kaum denkbar, daß wieder ein unmotivirter Blutdurſt in ihm erwacht und er dem Opfer nachgeſtürzt ſei, um noch einmal über daſſelbe herzufallen. Es wäre möglich, daß Gewiſſensangſt ihn hingetrieben, daß er in ſeiner Art ſich mit den Angehörigen verſtändigen, ihnen ſeinen Ruf aufdringen wollen, wie er nur aus Vaterlandsliebe handle u. ſ. w.; aber wir müſſen dieſe Erklärung fallen laſſen, da ſie durch keine poſitive Andeutung gehalten wird. Allein es iſt ebenſo möglich als wahrſcheinlich, daß die Angſt das Fräulein und den Bedienten etwas ſehen und hören ließ, was in der Wirklichkeit nicht exiſtirte.

Im Hauſe war Aufruhr und Verwirrung. Hier waren ſie um den Sterbenden, dort die Anweſenden beſchäftigt, Kotzebue's Gattin und jüngere Tochter davon abzuhalten, daß ſie zu dem Ermordeten ſtürzten. Sand war allein, an ihn dachte im erſten Schrecken Niemand. Die drei Thüren des Zimmers ſtanden offen. Er ſtürzte hinaus, um zu entfliehen. Auf dem obern Flur begegneten ihm die Köchin und das Stubenmädchen, aber ſie wichen entſetzt vor ſeinem blutigen Dolche zurück, den er (das kleine Schwert) „in Fechterlage vor ſich hielt“. Doch folgte ihm die Köchin und ſchrie um Hülfe, als er die Treppe hinunter war.

Zu gleicher Zeit riefen die Damen oben am Fenſter hinunter: „Haltet den Mörder feſt!“ Die Leute auf der Straße liefen zuſammen. Sand, indem er aus dem Hauſe trat, erkannte, daß die Flucht unmöglich geworden. Er nahm das Papier, auf welchem der „Todesſtoß für Auguſt von Kotzebue“ geſchrieben, aus der Bruſttaſche des jetzt offenen Rocks, entfaltete es und überreichte

daſſelbe dem Kotzebue'ſchen Bedienten, der eben aus dem Hauſe ging, um die Wache zu holen, mit den Worten: „Da nimm es.“ Bekanntlich war ſeine Abſicht geweſen, das Papier mit dem kleinen Dolche als ein Wahrzeichen an eine Thür zu heften. Dazu fehlte ihm aber das Meſſer und die Zeit; jenes war ihm im Zimmer während des Mordanfalls aus der Hand gefallen; dieſe drängte ihn zur raſchen That.

Er rief zu den hülferufenden Damen oben am Fenſter: „Ja, ich habe es gethan. So müſſen alle Verräther ſterben.“ Später hat er die Worte wieder in Abrede geſtellt. Dann wandte er ſich zum Volke und redete einige Worte, die verſchieden aufgefaßt ſind. Er will geſagt haben: „Hoch lebe mein deutſches Vaterland und im deutſchen Volke Alle, die den Zuſtand der reinen Menſchheit zu fördern ſtreben!“ — Zwei Dienſtmägde aus dem Kotzebue'ſchen Hauſe haben ſo gehört: „Gottlob, es iſt vollbracht, wer will mir etwas darauf thun (auf das Papier deutend)? Es lebe mein deutſches Vaterland; ich ſtreite für mein Vaterland!“ Die Köchin will noch als Zuſatz gehört haben: „Und die ganze Univerſität!“ Sie beſchied ſich aber nachher dahin, daß ſie ſich wol geirrt haben könne.

Dann, unangefochten von der jetzt verſammelten Menge, welche in dumpfer Beſtürzung anfangs nur ſtumm dem unerwarteten Schauſpiel zugaffend, ſcheint dageſtanden zu haben, ließ er ſich auf ein Knie nieder, murmelte die Worte: „Ich danke Dir, Gott“ — vielleicht auch: „für dieſen Sieg,“ und ſetzte dann den Dolch an ſeine linke Bruſt, indem er langſam ihn in gerader Richtung hineinſtieß, bis er feſtſaß. Als er die Hände losließ, ſank er rechts nach vorwärts um. Jetzt erſt ſprang man hinzu. Ein Schuſtergeſelle zog ihm den Dolch, der in der Bruſt emporſtand, heraus.

Eine Hebamme riß ihm die Weste auf und wusch ihm mit Essig, den man aus dem Kotzebue'schen Hause gebracht, Brust und Kopf, worauf Sand wieder Zeichen des Lebens von sich gab. Jetzt erschien die Wache und er ward auf eine Tragbahre gebracht.

Was von hier ab geschehen, vom Augenblicke an, wo der blutende Mörder unter ungeheurem Zusammenlaufe von Volksmassen, welche die unbegriffene That in dumpfer Verwunderung anstaunten, in das große mannheimer Hospital getragen wurde, bis zum Augenblicke seiner Hinrichtung, darüber ruhte lange Zeit ein tiefer Schleier des Geheimnisses. Gefangenwärter, Aerzte, Geistliche und Richter waren zu besonderm Schweigen verpflichtet, dermaßen, daß sie jeder Erwähnung des Namens des Verbrechers vor dem Publicum sich enthalten, ja nicht einmal verrathen sollten, ob er noch lebe oder schon gestorben sei. Für so wichtig erachteten die deutschen Regierungen — denn es war Angelegenheit des deutschen Bundes, der europäischen Politik geworden — den einen Fall. Daher war den Gerüchten freier Spielraum gegeben, und es bildeten sich nach der je beliebigen Theilnahme der Einzelnen und der Parteien Vorstellungen aus, welche, der Wahrheit schnurstracks entgegen, zum Theil noch heut angenommen sind. Obgleich die Acten später publicirt wurden, herrscht doch noch heut bei einem großen Theile, selbst des gebildeten Publicums, der Glaube, daß Sand nicht entfliehen wollen, sondern mit der festen Absicht, nächst Kotzebue sich selbst Deutschlands Sache zum Opfer zu bringen, zur That geschritten sei.

Keine von Sand's Wunden war tödtlich, wie man meinte. Bis zum Abende des Tages blieb er bewußtlos, der Athem war schwach, der Puls kaum fühlbar, die Lippen blau, das Gesicht todtblaß, Hände und Füße kalt

und steif. Jedoch hatte er sich schon gegen 8 Uhr, nach Einflößung etwas warmen Weines so weit erholt, daß eine Art Verhör mit ihm angestellt werden konnte. Er antwortete durch Zeichen. Auf die Frage: ob er Kotzebue ermordet habe? richtete er den Kopf in die Höhe, riß die Augen weit auf und nickte kräftig und schnell mit dem Kopfe. Dann verlangte er Papier und schrieb mit Bleistift die Worte:

„A. v. Kotzebue ist der Verführer unserer Jugend, der Schänder unserer Volksgeschichte und der russische Spion unsers Vaterlandes."

In der folgenden Nacht hatte er viel Schmerzen; er gab durch Zeichen seinen Wunsch zu verstehen, daß der Aufseher Violine oder Guitarre spielen möchte. Dann ließ er sich aus Kohlrausch deutscher Geschichte die Schlacht von Sempach vorlesen.

Das Wundfieber war am siebenten Tage gehoben; nach vierzehn Tagen waren die Wunden geheilt. Aber es hatte sich in der linken Brusthöhle ein Extravasat gebildet. Die Heilung konnte nur durch eine Operation bewirkt werden. Unterhalb beider Wunden, zwischen der sechsten und siebenten Rippe, wurden die Hautmuskeln anderthalb Zoll lang quer durchschnitten, dann durch das Rippenfell eine Oeffnung gemacht und aus dieser anderthalb Pfund halbgeronnenes Blut entleert. Dies geschah am 8. April; aber da die Lunge verletzt war, ergoß sich täglich daraus eine bedeutende Menge Eiters, er mußte täglich zweimal verbunden werden und konnte geraume Zeit auch das Bett gar nicht, oder nur auf Augenblicke verlassen. Sand litt daran bis zu seiner Hinrichtung. Daß es ihm nur einen Athemzug bei der Operation gekostet, um sich selbst zu tödten, gehört zu den unerwiesenen Gerüchten, dagegen hatte er feierlich gelobt, nicht ferner Hand an sich zu

legen, weshalb man ihm auch die leichten Handfesseln abgenommen, die ihm nach der Arretirung angelegt worden, um ihn zu verhindern, die Wunden aufzureißen. Er zeigte überhaupt keine Neigung mehr, zu sterben, vergaß nie die Stunde, wo er Arznei nehmen mußte und erbat sich vom Arzte die genauesten Verhaltungsmaßregeln hinsichtlich der Bewegung und Diät. Ja, er verabscheute später den versuchten Selbstmord als eine feige That, und es war diese That allein, welche er sich vorwarf. Gewissermaßen zur Wiederherstellung seiner Ehre in diesem Punkte bat er den Arzt, „daß es bekannt gemacht werde, wie er sich freiwillig der Operation unterworfen und sie mit Muth bestanden habe".

Seine Gemüthsstimmung war in den ersten Tagen nach der That aufgeregt, später ruhig und ernst. Als ihm angekündigt wurde, daß er, mehrer Sicherheit wegen, aus dem Hospital ins Zuchthaus gebracht werden müsse, vergoß er Thränen; schämte sich aber bald der, wie er sagte, unmännlichen Regung. Sein Betragen war, wie man es von einem Inquisiten aus den gebildeten Ständen erwarten darf. Er machte keine Foderungen, nahm mit vielem Danke die mannichfachen Erleichterungen und Beweise von Theilnahme an, die ihm von seinen Richtern und Wächtern, auch zum Theil durch diese vom Publicum erwiesen wurden, und bedauerte, daß er Jenen so viel Mühe mache und Zeit raube. Man verschonte ihn mit Ketten und wies ihm im Zuchthause ein bequemes, von den andern Sträflingen abgesondertes Zimmer an; doch ward er, wie sich versteht, mit der größten Strenge bewacht, und es scheinen ihm während seiner ganzen Haft keine andern Mittheilungen zugekommen zu sein, als welche durch die Hände seiner Richter gingen.

Die weitläufige Geschichte der gegen ihn geführten

Untersuchung, zu der eine eigne Commission in Manheim niedergesetzt wurde, liegt außer unserer Aufgabe, da sie in ihren wesentlichen Resultaten schon in unserer Erzählung niedergelegt ist. Anfänglich ließ man Sand seine langen Antworten zu Protokoll dictiren, um desto buchstäblichere Aussagen von ihm zu bekommen. Alle diese Dictate sind in dem schwülstigen Style, den er sich angeeignet. Als dies Verfahren die Untersuchung bedeutend verzögerte und er sich später selbst zu sehr davon ermüdet erklärte, ging man in das gewöhnliche Verfahren über.

Der Thatbestand des zunächst vorliegenden Verbrechens war ohne Schwierigkeit festgestellt. Kotzebue war schon gestorben, als die Aerzte herbeieilten. Er hatte drei Wunden erhalten. Eine im Gesichte war nicht von Bedeutung, die andere in der Mitte der Brust hatte die Lunge nur oberflächlich verletzt und wurde nicht für tödtlich erkannt. Die dritte, auf der linken Brustseite, hatte den gemeinschaftlichen Stamm der Lungenarterien durchschnitten, das Herz blutleer gemacht, die Verzweigungen der Luftröhre mit ausgetretenem Blute angefüllt und dadurch den Tod absolut herbeigeführt. Der Stoß mußte, nach dem ärztlichen Gutachten, mit großer Gewalt geführt sein, da er, nachdem er Rock, Weste, zwei Hemden und eine wollene Unterjacke durchdrungen, und die knöchernen Theile der Rippe durchschnitten, noch mehre Zoll tief in die Brusthöhle eingedrungen war.

Die Untersuchung richtete sich zunächst, da Sand hinsichtlich des vorliegenden Mordes und seiner Motive die bestimmtesten und bejahendsten Antworten gab, auf die Ermittelung seiner möglichen Complicen. Daß man keine auffand, ist schon gesagt. Wo das Verbrechen in die sogenannten hochverrätherischen Umtriebe, die durch ganz Deutschland gesucht wurden, überging, trat die inzwischen

von Seiten des Bundestages errichtete Central-Unterſuchungs-Commiſſion in Mainz als Richterin auf.

Aber während man von Seiten der Richter nichts unverſucht ließ, ihn zum Geſtändniß ſeiner Mitwiſſenden oder Theilnehmer zu bringen, operirte Sand in unrühmlicher Weiſe dagegen, indem er nicht allein mit dem Bekenntniß der Wahrheit zurückhielt, ſondern ſich offenbare Lügen erlaubte, die ihm ſpäter dargethan, oder die er, durch ſich ſelbſt überführt, endlich bekennen mußte. Das geſchah nicht, um ſein eignes Factum zu beſtreiten, oder vor dem Richter ein milderes Licht darauf zu werfen, ſondern meiſtens im Glauben, ſeiner Sache zu dienen und Diejenigen, von denen er das Meiſte dafür erwartete, vor Nachforſchungen zu ſichern. So iſt endlich ermittelt, daß er zu ſeiner Reiſe (nach Manheim) von Doctor Karl Follenius 20 Gulden Silbergeld geliehen erhalten. Nach mancherlei Umſchweifen fand er ſich gedrängt, ſeinen Buſenfreund Asmis als Darleiher zu nennen. Dieſer wurde darauf in die Unterſuchung verwickelt, leugnete ſtandhaft den Umſtand und bat in den rührendſten Briefen Sand, von dieſem unwahren Vorgeben abzuſtehen und nicht ihm, dem Unſchuldigen, dadurch in ſeiner theologiſchen Laufbahn hinderlich zu werden. Vergebens der Brief, vergebens die Vorſtellungen der Richter, daß er einen armen Freund, der inzwiſchen auch arretirt worden, dadurch unglücklich mache; er blieb bei ſeiner Behauptung und fügte noch nähere Details hinzu, die ſich ſämmtlich als falſch und erlogen ergaben. Er mußte ſelbſt ſpäter die Lüge einräumen und anerkennen, daß er das Geld von Follenius erhalten. Seine Entſchuldigung war, daß Asmis, als Student, weniger dadurch implicirt werde als Follenius, welcher ſchon Privatdocent war. Aehnliche Widerſprüche, welche oft zu ſchroffen complicirten Lügen

anwuchsen, treten noch mehre bei der Untersuchung heraus; ja es gewann den Anschein, „als habe er es sich zum System gemacht, die Wahrheit zu verhehlen, sobald er davon irgend einen Nachtheil für das System seiner politischen Ideen fürchtete". Zur Beurtheilung seiner Strafbarkeit war dies von keiner Erheblichkeit, hinsichtlich seiner verdächtigten Freunde blieb es glücklicherweise ohne Folgen, aber bei der Beurtheilung seines Charakters hätten diese Umstände, wären sie bekannt geworden, wol dazu beigetragen den Glorienschein seines Märtyrthums früher verbleichen zu lassen. Zuweilen, wenn er seinen Tod nahe glaubte, suchte er sich, dieser Unwahrheiten wegen, vor sich selbst und seinen Richtern zu entschuldigen. Aber die geschraubten, bombastigen Erklärungen, welche er dabei abgibt: „es habe ihm am meisten vor ihm selbst im Innersten leid gethan, und es sei ihm zur peinlichen Qual gewesen, daß er theils aus Mangel der Erkenntniß des bestehenden Gerichtswesens, theils aus zu großer Rücksicht auf irdisches und menschliches Wesen, einige Mal bei außer seinem Raume liegenden Fragen sich habe verleiten lassen, seinen Charakter zu trüben, anstatt ohne Furcht zu resigniren für die ewige Wahrheit. Es sei dieses für ihn zur größten Qual geworden, aber er bereue es auch öffentlich von ganzem Herzen, um diesen Flecken von seiner Ehre, wo möglich, zu tilgen" — diese Erklärungen tragen wieder zu sehr den Charakter des Gemachten, eines neuen Schauspiels, welches er vor sich und Andern spielt, an sich, um für wirkliche Ergüsse der Reue zu gelten, die ihn von jenem Augenblicke an, wo Kotzebue's Kind an der Thüre erschien, nicht wieder besuchte.

Sand ist während der ganzen Untersuchung und bis zu seiner Hinrichtung nicht ein einziges Mal aus der Rolle gefallen, welche er vor sich selbst spielte. In

ſtarrer Selbſttäuſchung verharrte er dabei, den Mord als eine Pflicht gegen ſein deutſches Vaterland, als eine tugendhafte und gottgefällige Handlung zu betrachten. In dieſer Ueberzeugung ſtarb er nach vierzehn Monaten, ohne daß weder Richter, Geiſtliche, Freunde, noch die Briefe ſeiner Aeltern andere Gefühle in ihm zu erwecken im Stande geweſen. Zuweilen kam es ihm bei, politiſche Diatriben gegen die Fürſten Deutſchlands zu Protocoll zu dictiren, die nur zu deutlich verriethen, wie wenig er mit dem wirklichen Zuſtande ſeines Vaterlandes vertraut war. Im Februar des folgenden Jahres (1820) fiel es ihm auch plötzlich ein, gegen das Gericht, welches die Unterſuchung führte, zu proteſtiren. In einem äußerſt ſchwülſtigen Documente erklärte er, „als junger Deutſcher und Bekenner Chriſti“ könne er ſich nicht einem Gerichte unterwerfen, das nicht nach volksthümlichem Geſetze, lediglich um des Guten an ſich willen, verwaltet werde. Sein Verbrechen beſtehe einzig und allein darin, daß er den jetzt Gewaltbabenden als Einzelner, ohne ſich mit ihrer überſchwenglichen Macht meſſen zu können, entgegengetreten ſei. Da nun hier der Anſchein der Pflege der ewigen Gerechtigkeit zunichte ſei, trete gegen ihn mit aller ſeiner Macht und mit voller Gültigkeit das Kriegsrecht, das Recht des Stärkern ein, dem er ſich in Allem geduldig unterwerfe. Er erkenne alle Maximen der Politik als gegen ſich erlaubt, da er, als ein Feind der alten Ordnung und im Begriffe, ſie umzuſtürzen, von ſeinen offenen Feinden ergriffen ſei; nur müſſe ihn Niemand dadurch zum Thoren machen wollen daß man von ihm „unbeſtechliche Pflichttreue“ fodere, die nur von einem Gerichte, welches das geſammte Volk vorſtellt, billig gefodert werden könne!

So war auch ſeine eigne Defenſion: „Er habe die

That für das Höchste des Vaterlandes gethan, deſſen ſich trotz der vielen Anklagen, Niemand angenommen habe. Inſofern glaube er ſich gerechtfertigt und ſtraflos, weil er gethan, was andere Gerichte nicht gethan und in den Zeitverhältniſſen nicht hätten thun können." Dieſe Anſicht ſuchte er zu wiederholten Malen zu vertheidigen. Kotzebue habe ſich ihm als „der ergrimmteſte Feind" (für Deutſchland) gegenübergeſtellt. Es ſei ein Zuſtand der äußerſten Noth geweſen. Da die Regierungen nicht helfen konnten (aus politiſchen Rückſichten vor Rußland), ſei es die heilige Pflicht jedes Einzelnen geworden, der Willen und Kraft gehabt, ſich in den Kampf einzulaſſen.

Als man aber in ihn drang, ſich über den durch Kotzebue verurſachten Nothſtand des deutſchen Volks und ſeiner ſelbſt deutlicher auszulaſſen, gab er allen Ernſtes folgende Antwort:

„Kotzebue habe durch ſeine Schriften ſein (Sand's) Privatleben ſo ſehr verbittert, daß er ihn mehr als einmal körperlich getödtet habe. Das Vaterland habe er verſpottet und verrathen, und es ſei unmöglich geweſen, etwas durch Schriften gegen ihn zu thun (!), weil alle die weibiſchen Weſen in Deutſchland mit ihm geweint und ihn angebetet hätten! Er habe ſo viel Anhang gehabt, daß ein Einzelner nicht daran habe denken können, ſolch einen Mann mit der Feder zu beſiegen; (!) wenn er alſo ſeinen Unfug forttreibe, ſo könne ſich der Einzelne in dieſem Zuſtande der Noth nicht anders helfen, als mit Aufopferung ſeines Lebens."

Nicht glücklicher waren ſeine gerichtlichen Vertheidiger. Wie wenig Sand die Rechtsverhältniſſe kannte, ging aus ſeinem Antrage hervor: daß man in den Zeitungen Diejenigen auffodere, die ihn vertheidigen wollten! Man kann ſeinem Biographen nur beiſtimmen, daß die ganze

Vertheidigung ſich darauf hätte beſchränken müſſen: dem Angeſchuldigten das Leben zu retten, was nicht außer dem Bereich der Möglichkeit gelegen hätte. Sie foderten zu viel: völlige Losſprechung von aller Strafe, weil ſeine That ein Irrthum geweſen, eine fortgeſetzte Dialektik des Begriffs, den er von dem Getödteten, von der Vaterlandsgefahr und von ſeinen eignen Pflichten gehabt; weil das Bewußtſein der Strafbarkeit ſeiner Handlung in ihm abſolut nicht vorhanden geweſen; weil er in der feſten Ueberzeugung gehandelt und dabei verblieben ſei, er thue kein Unrecht; weil endlich ſein Syſtem ohne Gefahr für die Folgen ſei, indem ſeine Lehre ohne Anhänger mit ihm ſelbſt dereinſt zu Grabe gehen müſſe.

Jarcke würde in ſeiner Vertheidigungsſchrift nur nach den Milderungsgründen geſucht haben, welche die Todesſtrafe ausſchlöſſen. Er würde ausgeführt haben, daß der Irrthum des Inquiſiten zwar ſeine Schuld, aber zur größern Hälfte der ſchlechten Lehre zur Laſt falle, die der Inquiſit im guten Glauben in ſich aufgenommen und deren bloße Conſequenz die unglückliche That ſei. Was Weiſere geduldet, das zu prüfen und zu verwerfen, dürfe man von einem unerfahrenen Jünglinge von ſehr mäßigen Naturgaben nicht verlangen; um ſo weniger, da Schulen und Univerſitäten, wo dieſe Lehre vorgetragen worden, heutzutage Staatsanſtalten geworden. — Die deutſchen Schulen und Univerſitäten zu vertheidigen, — wenn ſie einer Vertheidigung bedurft! — iſt nicht unſere Aufgabe: aber wir ſind der Meinung, auch dieſe Defenſion hätte dem Unglücklichen nichts gefrommt.

Das Erkenntniß des Richters nimmt die That für eine durchaus freie Handlung des Inquiſiten an, indem keine Spur von Wahnſinn ſich finde. Die Anſichten hierüber könnten getheilt ſein; daß aber ein ſolcher Wahn-

sinn vor dem menschlichen Gesetze strafbar bleibt, daß, wenn auch nur betrachtet vom Standpunkte der Nothwehr, eine fixe Idee, die zum Blutvergießen und Meuchelmorde führt, um des Wohls der Gesellschaft willen, wieder durch Blut gesühnt werden müsse, unterliegt wol vor Niemandem einem Zweifel, als der etwa überhaupt die Todesstrafe aus einem philosophischen Principe verbannen will. Aber es könnte befremden, daß keine Stimme, nicht unter den Defensoren und Richtern, sondern unter Denen, welche die höchste Bestätigung des Urtheils vortrugen, auf die Umwandlung einer Strafe angetragen hat, welche dem Unglücklichen das erstrebte Märtyrthum zugestand. Wenn man die Stimmung erwägt, welche sich nach der That verbreitete, lag diese Rücksicht nahe. Es waren freilich nur convulsivische Zuckungen von kurzem Athem. Der Erfolg hat gelehrt, daß die Rücksicht nicht nöthig war. Welch' ein Gedanke und furchtbarer Spuk in die Gegenwart: ein begnadigter Sand, der heut noch, ein 46jähriger Mann, sein verfehltes Leben auf einer Festung fristete!

Nach der baden'schen Verfassung erstatten die Hofgerichte in Criminalsachen, wenn die gesetzliche Strafe zehnjähriges Zuchthaus erreicht, nur ein Gutachten an das Oberhofgericht. Dieses spricht das Urtheil. Alle 12 Stimmen des begutachtenden Gerichts gingen auf Enthauptung. Auf die Frage, ob ein Antrag auf Begnadigung zu stellen sei, übergingen fünf einen solchen stillschweigend, zwei wollten die Beurtheilung dem urtheilenden Richter überlassen, drei verneinten, nur zwei bejahten die Frage, indem Gründe vorhanden seien, die Todesstrafe im Wege der Gnade zu umgehen.

Unterm 5. Mai 1820 fällte das Oberhofgericht sein Urtheil dahin:

„Daß Inquisit, Karl Ludwig Sand, aus Wunsiedel,

des an dem kaiserlich-russischen Staatsrath von Kotzebue verübten Meuchelmordes für schuldig und geständig zu erklären, daher derselbe — ihm zur gerechten Strafe, Andern aber zum abschreckenden Beispiele — mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei" u. s. w.

Am 17. Mai wurde dies vom Großherzog von Baden bestätigte Urtheil Sand publicirt. Sein Gesundheitszustand hatte sich so gebessert, daß er das Bett schon auf mehre Stunden verlassen und sitzend in seinem Zimmer essen konnte. Ja auch der Appetit war ihm zurückgekehrt und er genoß mit Vergnügen kleine Näschereien und Confituren, welche ihm von theilnehmenden Seelen, und eingemachte Früchte aus der Heimat, die ihm von seinen Aeltern zugeschickt wurden. Das Urtheil hörte er ruhig an und dictirte zu Protokoll: „es erscheine ihm diese Stunde und der verehrliche Richter mit der endlichen Entscheidung willkommen; in der Kraft seines Gottes wolle er sich fassen; denn er habe schon oft und deutlich an den Tag gegeben, daß unter menschlichen Leiden ihm keines diesem gleich dünke, als das ist: zu leben, ohne dem Vaterlande und den höchsten Zwecken der Menschheit leben zu können; er sterbe gern, wo er nicht in seiner Liebe wirken dürfe für die Idee, wo er nicht könne frei sein. — — Er nähre die Hoffnung, durch seinen Tod Denjenigen zu genügen, die er, die ihn hassen, und wiederum Die zu befriedigen, mit denen er die Gesinnung theile und deren Liebe mit seiner Erdenseligkeit eins sei. Willkommen erscheine ihm der Tod, da er noch die nöthigen Kräfte in sich fühle, um mit Gottes Kraft so sterben zu können, wie man solle."

Es existiren aus der letztern Zeit seiner Gefangenschaft einige Briefe an seine Aeltern, welche für den Criminal-

proceß zwar unerheblich, doch wichtig sind, zur Schilderung seines Charakters und zum Beleg dafür, wie die natürlichen Gefühle noch dann und wann hell in dem Unglücklichen auffachten und sich in einer einfachen Sprache Luft machten. Folgendes ist Sand's letzter Brief:

Aus meinem Patmos.
Neujahr 1820 16/1.

Theure Aeltern und Geschwisterte!

„In der Mitte Septembers vorigen Jahres wurden mir durch die großherzogliche Special-Untersuchungscommission mit der Ihnen schon gepriesenen menschenfreundlichen Gesinnung Ihre werthen Briefe vom Ende August und Anfang September eingehändigt und sie hatten die zaubervolle Kraft, mich ganz in den Kreis Ihrer Herzen zu versetzen und mich mit Freude völlig zu überschütten.

Sie, theurer Vater, schreiben mir an Ihrem 67. Geburtstage und segnen mich mit dem Ergusse Ihrer vollsten, reinsten Liebe, und Sie, theure Mutter, lassen sich sogar herab zu Versicherungen der Fortdauer Ihrer von mir schon jederzeit unwankbar geglaubten mütterlichen Gesinnungen gegen mich, und so erhiel' ich Ihrer Beider Segen, der in meiner gegenwärtigen Lage wohlthätiger, als Alles, auf mich einwirken muß; ich wurde mit der segenvollsten Liebe und Freude reichlich genährt, und dafür danke ich Ihnen, theuerste Aeltern, mit der kindlichen Ergebenheit, die mir, nach Gebühr des Sohnes, mein Herz nie vorzuschreiben aufhören wird. Aber wie ich also das mir so unendlich theuere Verhältniß zu Ihnen lebendig vor meine Seele führe, so vermag ich auch nicht zu verschweigen, daß ich durch einige Ausdrücke Ihrer über Alles innigen Liebe, die sich frei über alle Rücksicht auf Verhältnisse hinweg erhebt, als Sohn in einen zaghaften Zustand versetzt werden mußte.

Auch Ihr, theurer Schwager und theure Schweſter, verſichert mich Eurer ununterbrochenen, innigen Liebe. Ihr ſcheint nach dem Schreck, den ich plötzlich über Euch Alle brachte, noch nicht recht zu wiſſen, was Ihr aus mir machen ſollt; ich fühle mich daher in der innigſten Ergebenheit eines Bruders, voll von nie erſterbendem Danke gedrungen, Euch zu ſagen, daß Eure durch viele Jahre hindurch ſo reichlich durch die That bekräftigte Liebe mehr ausweiſt für das Beſtändniß wahrer geſchwiſterlicher Geſinnung zwiſchen uns — ſobald ich auf meiner Seite nur deren werth befunden werde — als alle möglichen, auch die zärtlichſten Verſicherungen in Worten.

Und Du, guter Bruder, wolleſt gern mit der theuern Mutter an die Fluthen des Rheins geeilt ſein, hierher, wo das rechte geiſtige Verhältniß zwiſchen uns Beiden uns aufgegangen iſt, wo wir durch gleiche Geſinnung nach außen auch zu den innigſten Brüdern geworden ſind, — Du ſeieſt wirklich hier geweſen, muß ich Dir ſagen, meine ich, wenn ich auf die reiche Quelle brüderlicher Tröſtungen und Aufmunterung ſchaue, die mir in Deinem treuen, zarten Briefe zu Theil wurde.

Und Du, gute Schwägerin, wie Du Dich gleich bei dem erſten Bekanntwerden mit ſo vieler Zärtlichkeit als liebende Schweſter zu uns ſtelleſt, ſo erkenne ich auch in jetziger Zeit die Fortdauer dieſes ſchönen Verhältniſſes aus dieſem Deinem frommen und liebevollen Briefe. Deine gottergebenen Tröſtungen erquicken mich in innerſter Seele, aber auch Dir kann ich nicht verhehlen, daß Du in der Ausſpendung Deiner Achtung und Deines Lobes zu freigebig warſt. Ich wurde dadurch, wie billig, vor meinen innern Richter geſtellt, der mir den ganzen Umfang aller meiner Schwächen im Spiegel ſehen ließ.

Du, gute Julie, möchteſt weiter nichts, als Das, was

mir zu tragen auferlegt ist, mir abnehmen können, und Du versicherst mich, wie ich es ja von Euch Allen weiß, daß Du es gern für mich tragen wolltest, und daran erkenne ich Dich ganz und auch besonders das Verhältniß, in dem wir miteinander aufgewachsen sind. Ach! ich sage Dir, unter Gottes Schutz wird es mir gar leicht, weit leichter, als ich erwarten konnte, Das zu bestehen, was mir zugefallen ist. Aber womit soll ich, indem ich Dir danke, Dich trösten für diese nothwendigerweise abschlägliche Antwort? — Du kannst ja frei zu Gottes Altar treten u. s. w.

So habet denn Alle den herzlichsten Dank, daß Ihr mein Herz so sehr erfreut habt. — Ich will jetzt, da ich aus diesen stärkenden Briefen ersehen habe, daß ich als der verlorene Sohn besonderer Gegenstand Ihrer Liebe und Güte geworden bin, auch mit möglichem Fleiße Ihnen meinen geistigen und körperlichen Zustand schildern, und bitte Gott, er möge diesen Worten mit seiner Kraft beistehen, daß sie, als eine gemäße Gegengabe gegen diese Ihre Briefe, Ihnen zu mehrer Beruhigung mögen gereichen können.

Hart gegen Glück und Unglück der Erde, wissen Sie schon von mir, lebe ich seit den letztern Jahren der reinen geistigen Freude, und ich muß bekennen, daß mich jener heilige Urquell alles Guten auch geschickt gemacht hat, diese suchen zu können und sie auch wirklich in reichlichem Maße zu finden. — Gott ist mir immer noch nahe, wie jemals; ich finde in ihm, diesem ewigen Urgrund des Seins aller Dinge, in unserm heiligen Vater, Trost und Stärke und einen unwankbaren Freund voll der heiligsten Liebe, der mich überall hinbegleiten wird, wo ich der Aufrichtung bedarf. Hätte er mir freilich fern werden, hätte ich ihn aus den Augen verlieren können, so müßte ich

jetzt höchst unselig sein und in verderblichem Zustande mich befinden; aber so macht er mich, den Schwachen, stark zu Allem, was noch über mich kommen mag. — Was ich sonst als heilig verehrte, wonach ich mich sehnte, wonach ich in innigem Streben erglühte, das ist auch jetzt nicht anders geworden; höchst unselig würde ich mich befinden, wenn ich schauen müßte, daß mein Herz Trugbildern ergeben und in leere Scheingestalten verwickelt gewesen wäre. So möge denn Einsicht rücksichtlich dieser Urbilder unserer Vernunft und die reine Liebe zu diesen Schutzengeln unsers menschlichen Geistes bis an mein Ende immer mehr in mir erwachsen, damit sie mich um so williger in die Ewigkeit hinüber begleiten mögen! In Begeisterung und christlichergebener Demuth führe ich mein stilles Leben und es wird mir auch häufig jene höhere Heimsuchung zu Theil, in der ich zeitlebens den Himmel auf Erden verehre — ich vermag mich recht oft in andächtigem Gebete zum Höchsten und Heiligen aufzuschwingen — meine Krankheit ließ mir immer so viel Ruhe zu, daß ich mit ernsten Gegenständen des Wissens, mit schönen Theilen meiner Gottesgelahrtheit und der Geschichte anhaltend mich beschäftigen konnte, und wenn ein heftigerer Krankheitszustand diese Beschäftigung auch auf einige Zeit unterbrach, so verfiel ich doch nie in Langeweile, denn Bilder aus vergangener Zeit und ein forschender Glaube, sowie die Alles göttlich ahnende Liebe waren reich und stark genug in mir, um mich auch hier nicht aus meinem irdischen Himmel hinausfallen zu lassen. — Ich würde, nach meinen Grundsätzen, in der Lage, in welche ich mich selbst versetzte, nie für meine Bequemlichkeit haben sprechen und für Gegenstände derselben bitten können; aber demohngeachtet wurde ich durch nie genug anzuerkennende Menschenfreundlichkeit und durch die Liebe, die allenthalben trägt, duldet und

unterstützt, von allen Seiten, mit Denen mich die Fremde, in die ich hinausgestoßen, in Berührung setzte, in allem Betreff mit so viel Güte überhäuft, daß Wünsche, die ich selbst nicht im geheimen Innersten meines Herzens für meine Krankenpflege zu hegen gewagt haben würde, häufig noch übertroffen wurden. — Der körperliche Schmerz war nie so überwältigend für mich, daß ich nicht dabei in innerer Erhebung hätte für mich sprechen können: der Bettel! und ich mag ihn nicht in Vergleichung setzen mit jenem Seelenschmerz, den wir im Gefühle unserer Schwächen, unserer Schuld so tief einschneidend empfinden, wiewol jener auch immer schon wieder zur ewigen, geistigen Freude sich überneigt. Nur selten griff dieser Schmerz nach meinem Bewußtsein, Geschwulst und Entzündung nahmen nie sehr überhand und die Fieber waren immer mäßig. Ob ich gleich seit drei Vierteljahren immer auf dem Rücken liege, ohne mich aufrichten zu können, und obgleich unmittelbar von der Stelle des Herzens mehr denn 40 Maß Eiter ausliefen, so habe ich mich doch noch nicht aufgelegen und die Krankheit fraß noch nicht so sehr um sich, daß sie abscheuerregend und sehr ekelig wäre; — dies verdanke ich sowol der vortrefflichen Pflege, als dem gesunden Blute, das ich von Ihnen ererbt habe.

So fehlte es mir denn nicht an den mannichfaltigsten und nachdrücklichsten Aufmunterungen zum Guten. So hatte ich alle Ursache an meinem Geburtstage — ach! nicht der Stunde meiner Geburt zu fluchen! — sondern mit heiterer Beschauung dieser Welt, Gott und Ihnen, theuerste Aeltern, für mein Dasein zu danken. Den 18. October feierte ich in stiller Ergebung in den heiligen Willen Gottes; an Weihnachten suchte ich mich in die Stimmung gottergebener Kinder zu versetzen, und der Jahreswechsel brachte mir einen neuen Zeitabschnitt, dessen

Inhalt sich mit Gottes Hülfe ebenso zur geistigen Freude kehren wird, wie das vergangene Jahr. Und mit diesem Wunsche, dem einzigen, wende ich mich denn auch zu Ihnen, beste Aeltern, und zu Euch, geliebteste Geschwisterte, und zu den Eurigen, und bitte, daß uns die Welt durch diese stetige höhere Freude täglich neu werden und daß wir Alle unser Leben so, wahrhaft beseligt, bis ans Ende führen mögen; denn dies ist die göttliche Bestimmung unsers Erdendaseins, und ich wage es kühn gegen jeden Angriff zu vertheidigen, daß wir schon hier jene reine Freude des Jenseits vorkosten und finden sollen, daß uns schon hier der Vorschmack des Himmels werde! —

Ein fünfundzwanzigstes Neujahr kann ich nicht hoffen noch wiederkehren zu sehen; — möge denn mein obiges Gebet erfüllt werden und Sie durch diesen treuen Abriß meines zeitherigen Lebens zu mehrer Beruhigung gelangen; mögen diese Worte mir auch dazu dienen, mich Ihrer Aller unauflöslichen Liebe als nicht entartet und unwürdig darzustellen und mir vielmehr jene für alle Ewigkeit zu sichern! So zum Himmel flehend will ich verharren, bis der Tod mich abruft.

In diesen Tagen erhielt ich auch Ihren lieben Brief, theure Mutter, vom 2. December v. J., und die großherzogliche Commission hatte die Gewogenheit, mir auch den Brief des guten Bruders, der diesem beigelegt war, lesen zu lassen. Sie geben mir die frohste Nachricht von Ihrer Aller völligem Wohlsein und Sie schicken mir eingemachte Früchte aus der geliebten Heimat. Ich danke Ihnen hierfür von ganzem Herzen. Was mir das Liebste hierbei ist, nämlich, daß Sie im Sommer und Winter mit gleicher Liebe für mich sorgen, daß Sie und die gute Julie mit sorglichem Sinne sie selbst in der Heimat pflückten

und zubereiteten, diesem bleibenden Genusse überlasse ich mich mit ganzer Seele.

Ueber den neu angelangten kleinen Vetter mich herzlich freuend und die guten Aeltern und Großältern darum fröhlich begrüßend, versetze ich mich zu seiner Taufe in jene geliebte Gemeinde, wo ich ihm als christlichem Mitbruder meine Liebe entgegenbringe und alle Segnungen des Himmels auf ihn herabersiehe.

Die großherzogliche Commission nicht zu häufig zu beschweren, werden wir diesen Briefwechsel wol abbrechen müssen, und ich schließe daher in kindlicher Ergebenheit und brüderlicher Treue ewig verharrend

Ihr

Sie innig liebender

Karl Ludwig Sand."

Vom Tage der Publication an wurde der Zuchthausverwaltung die Erlaubniß ertheilt, rechtliche Personen, welche Sand selbst zu sprechen wünschte, zu ihm zu lassen, namentlich Geistliche, und sonst billigen Wünschen des Verurtheilten zu begegnen. Dieselbe Ruhe und Festigkeit, welche sein letzter Brief an die Aeltern athmet, verließ ihn nicht während dieser Tage und zeigte sich bei den Unterhaltungen, die er mit Verschiedenen pflog.

Was uns davon aufbehalten ist, scheint freilich von Bewunderern des unglücklichen Jünglings niedergeschrieben, die seine letzten Momente gern ins heilste Licht zu setzen bemüht waren; doch tragen diese Mittheilungen den Stempel der Wahrheit und sind von reinem Interesse, das es uns zur Pflicht macht, sie nicht zu übergehen.

In dem (Stuttgart 1821) herausgegebenen: „Nachtrag zur ausführlichen Darstellung von Karl Ludwig Sand's letzten Tagen und Augenblicken" findet sich ein Bericht über ein Gespräch Sand's mit einem jungen Künstler und

Handwerker. Der Zuchthausverwalter Kieser, welcher Sand mit besonderer Zuneigung behandelt zu haben scheint, und die Neigung wurde erwiedert, führte ihm Morgens um 7 Uhr einen jungen Künstler zu, der ihn zu malen wünschte. Sand hieß den Letztern freundlich willkommen als Freund seines treusten Freundes, er glaubte ihn schon öfters aus dem Fenster im Garten des Verwalters gesehen zu haben. Der Gefangene hatte einen frischen Blumenstrauß vor sich. Kieser bemerkte, daß nun bald auch die Rosen wieder da wären: „sie blühen und verwelken." Sand nahm den Gegenstand auf: „Ich habe neulich Gelegenheit gehabt, Betrachtungen darüber anzustellen, wie in der Natur das Schöne vergehen muß, wenn es sich zeigen und entfalten will. Kieser (der Oberzuchtmeister) brachte mir eine Rose, eine sogenannte Monatrose. Die war so schön. — Ich war in ihrem Anblick recht erfreut. Die Nacht darauf war kalt und daher etwas Feuer im Ofen. Da sah ich die Rose völlig aufgegangen. Sie sah schwächlich aus und kam mir in ihrer blassen Schönheit wie eine erst entbundene Mutter vor. In ihrer Mitte war ein weißer Streif, vom Biß eines Wurms verursacht."

Das Frühstück unterbrach hier die Unterhaltung. Sand trank, liegend auf dem Bette, drei kleine Tassen Kaffee mit Wohlbehagen und noch eine Schale Milch. Der Künstler nahm während dessen Sand's Gesicht scharf ins Auge und bemerkte, daß das Portrait des Maler Mosbrucker Sand zwar in den Formen ähnlich aufgefaßt habe, doch sei es kleinlich und ohne Ausdruck. Sand erklärte, er sei damals noch sehr krank gewesen: „Ich meine, wenn ich mir hier ein Urtheil erlauben darf, er hat mich zu studentenmäßig aufgefaßt, und den Arm so im Rock (den Dolch ziehend) — dies sagte mir nicht zu." Nachdem

noch einige Worte über Malerei gewechselt waren, äußerte Sand: „Unsere größte Glückseligkeit ist eben diese Ruhe, die wir hier in der Unruhe finden. Ich kann daher auch Diejenigen nicht leiden, welche diesen Drang nicht haben, die sich an Nichts stoßen, denen Alles recht ist. Der Mensch muß etwas lieb gewinnen. Was er einmal als recht und gut erkannt hat, muß er als sein Höchstes sich erwählen und festhalten; daß er unter keinem Verhältniß davon lasse, muß er bereit sein, seinem höchsten, heiligsten Gute jedes Opfer zu bringen. Dieses kann nur die Liebe. Die Liebe muß lebendig in uns sein, und diese Liebe kann selbst rein bei Denjenigen sein und bleiben, die sonst mit manchen menschlichen Flecken behaftet sind. — — — Mir gefallen Die, welche Dasjenige, was sie einmal liebgewannen, beharrlich verfolgen und die man so gewöhnlich die Unruhigen nennt. Auch ich bin von Jugend auf daran gewöhnt worden, um der Wahrheit mich zu stoßen."

Er äußerte darauf seine Hoffnung, daß bald wieder eine eigentliche, deutsche Bildnerei entstehen werde, die nicht heidnische Götter, noch französische Freiheitsgöttinnen sich zum Ziele stellen werde, sondern deutsche Helden, Hermann, die Nibelungen. In Granit müßten die deutschen Bildner arbeiten, oder in Eisen gießen, wie er in Berlin Kunstwerke davon gesehen, die den schönsten Silberarbeiten gleichkämen. Die theuren Marmorblöcke möchten Italien verbleiben; auch sollten die Künstler sich nicht eigensinnig zu theure Preise bezahlen lassen.

Als darauf der Hofprediger Katz ins Zimmer trat und ihn fragte, mit welchen Gefühlen er erwacht, antwortete Sand: „Ich erwachte mit den Gesinnungen, als wäre es der letzte Morgen meines Lebens, wie ich es auch gestern schon that, und fühlte mich ruhig und gestärkt.

Nur meine Wunde war beim Erwachen etwas ausgelaufen, und während des Waschens fror mich so sehr, daß ich sagen muß, körperlich nicht ganz gut erwacht zu sein. Doch habe ich es wieder recht lebhaft empfunden, daß die Kraft der Seele auch den Körper stärkt und ihn aufrichtet." — Herr Katz fragte ihn, ob er keinen Haß gegen die Härte des Gesetzes und die Richter, als Organe desselben, empfinde? — „Ich weiß nicht," entgegnete Sand, „war es in der Nacht, oder diesen Morgen, daß wieder das freundliche Bild vor meine Seele trat, daß die Nothwendigkeit zuletzt den freien Willen der Vernunft innig vereinigt und nur einen und denselben Weg mit ihr geht." Inzwischen wurde ein junger Mann gemeldet, der Sand zu sprechen wünsche. Es war ein Schuhmachergesell aus Wunsiedel, ein ehemaliger Schulcamerad Sand's, Namens Bietenfried. Sand freute sich, denn es sei ein gutgearteter Mensch gewesen. Er reichte dem Eintretenden die Hand und sagte: „Grüß Dich Gott, lieber Bietenfried. Sei herzlich willkommen. Ich kenne Dich noch; es freut mich, daß Du meiner gedenkst." Bietenfried fragte: „Wie geht es Dir, Sand?" — „Mir geht es gut. Wie geht es denn Dir?" — Bietenfried: „Auch gut, wenn es Dir gut geht." Sand hub wieder an: „Wir sind aus einer schönen Gegend, die ist der natürliche Mittelpunkt des lieben Vaterlandes. Unserm Urgebirg entströmen viele schiffbare Flüsse nach allen Richtungen desselben; es ist der Vaterlandsaltar, auf den man jedes Opfer gern legen muß. Freue Dich dessen, wenn Du zurückkehrst ins Urgebirge, und trage auch Du zum Wohle des Vaterlandes bei, was Du kannst und wenn's auch noch so wenig wäre. Soll das Ganze gut werden, so muß jeder Einzelne es sein und nach Kräften dazu beitragen. Und nun lebe wohl, recht herzlich wohl." — „Du auch," sprach Bieten-

fried. Sand reichte ihm die Hand und wandte sich dann wieder zum Künstler. „Wir sind unterbrochen worden, und ich rede so gern von der Kunst. In ihr zeigt sich der Sinn des Volks, und ich hoffe mit Zuversicht, daß es im Vaterland besser und so werden wird, daß unsere neue Bildnerei eigen und groß sich zeigen kann. Das Gute, was gesäet ist, geht nicht verloren, und kommt es auch jetzt noch nicht zur Reife, so ist die Zeit seiner nicht werth; aber wir wollen ein besseres Vertrauen zu ihm haben. Auch das Turnen läßt Vieles für die Jugend hoffen. Die Gebrauchskraft, wie Jahn sie nennt, wird dadurch entwickelt, und gibt es, wie er sich ausdrückt, auch jetzt in Deutschland allenthalben Großigkeiten, aber doch noch keine selbständige Größe, so wird doch die Hülfe Gottes auch kommen und dann unsere Kunst groß werden." Da bat der Geistliche, Sand möge sich nicht zu sehr anstrengen; der Künstler, dessen Hand in der des Gefangenen geruht, wollte aufbrechen. „Wenn wir Menschen treffen," schloß Sand mit tiefer innerer Bewegung, „die unsere Gesinnungen verstehen und theilen, so bekommen wir sie lieb; und sich seine Gefühle wechselseitig zu äußern, ist ja ein so seltnes Glück (es entflossen ihm dabei Thränen). Wir haben es gefühlt und drücken uns die Hände, und dies sei zum Abschied unser Lebewohl."

Dies ist freilich ein anderer Sand, als wir ihn aus den Protokollen kennen, und die Bearbeitung durch Freundeshände ist augenfällig. Zum Schluß unserer Darstellung war es aber Pflicht, auch solche Zeugen für ihn sprechen zu lassen.

Der badensche Oberst von Holzungen, welcher Sand mit verhaftet hatte, besuchte ihn und fragte, ob er ihn noch kenne? Sand erkannte ihn und wußte sich noch aller Umstände zu erinnern. Als die Rede auf den Tod

kam, dem er so jung entgegengehe, äußerte er: „Es ist nur der Unterschied zwischen Ihnen und mir, daß ich für meine Meinung sterbe, Sie aber, wenn Sie den Tod finden, für eine fremde.“

Es fehlte nicht an theilnehmenden Zuschriften. Eine suchte ihn in den wärmsten und rührendsten Ausdrücken zur christlichen Reue über seine Uebertretung des Gebotes Gottes zu ermahnen. Er erkannte nur den guten Willen des Schreibers und legte den Brief mit dem Ausruf: „Finsterling!“ fort. Einem andern Manne, der ihn fragte, ob er jetzt das begangene Unrecht einsehe und Reue empfinde, antwortete er: „Ich habe ein Jahr vorher darüber nachgedacht und seitdem wieder vierzehn Monate, und meine Ansicht hat sich um nichts geändert.“

Sand hatte gewünscht, den Scharfrichter vorher zu sprechen. Widmann aus Heidelberg kam am 19. in Mannheim an. Als er in Sand's Zimmer trat und der Zuchthausverwalter, welcher neben ihm am Bette saß, ihm den Namen des Eintretenden nannte, soll sich Sand's Gesicht plötzlich erheitert haben. Er richtete sich auf, faßte den Scharfrichter bei der Hand, ließ ihn neben sich setzen und hielt ihm während der ganzen Unterhaltung die Hand. Oft drückte er sie herzlich. Widmann war niedergeschlagen und konnte seine tiefe Bewegung nicht unterdrücken. Sand mußte ihn ermuthigen. Ueberwältigt von dem Auftritt, wußte er nachher wenig davon zu erzählen. Nur erinnerte er sich, daß Sand unter Anderm gesagt habe: „Bleiben Sie nur standhaft; an mir soll es nicht fehlen. Ich werde nicht zucken. Und wenn auch zwei oder drei Hiebe erforderlich sind, so sollen Sie darum die Fassung nicht verlieren.“ Auch bat er ihn, sich Zeit zu nehmen, und fragte, wie er sich verhalten sollte, und dankte ihm im voraus für seine Mühe: „Denn nachher,“ soll er

hinzugesetzt haben, „werde ich Ihnen nicht mehr danken können.“ Wenn es wahr ist, der einzige Hauch von Humor in seinem puritanisch erstarrten Gemüthe.

Am Morgen des 18. Mai ließ er seine langen, dunkelbraunen Haare ordnen und den ganzen Körper waschen. Er bemerkte dabei: daß es die Völker des Alterthums auch so gemacht hätten, ehe sie ins Treffen gingen. Nach dem Zeugniß seiner Freunde blieb er in diesen letzten Tagen ruhig und sanft, freundlich und ermuthigend gegen Jedermann. Nicht als der Trostbedürftige erschien er, sondern als der Trostgebende für Alle, die schluchzend und weinend von ihm schieden.

Die Begleitung durch einen Geistlichen auf den Richtplatz hatte er schon früher entschieden abgelehnt, weil er darin eine Entwürdigung der Religion erblickte. Dagegen unterhielt er sich mit drei Geistlichen am Abend des 19. über Religionsgegenstände. Der eine derselben, der mehre Stunden bei ihm blieb, nahm ihm, im Auftrag, das Versprechen ab, nicht zum Volke zu reden. Sand versprach es, indem er hinzusetzte, wenn er auch wolle, würde seine Stimme doch zu schwach sein. Er legte sich an diesem Abende erst nach 11 Uhr zur Ruhe und schlief so fest, daß er vor 4 Uhr geweckt werden mußte. Das Verbinden der Wunde schmerzte ihn sehr, doch blieb er frisch und frühstückte, wie gewöhnlich, mit sichtbarer Eßlust. Um 4 Uhr kamen die drei Geistlichen wieder und man eröffnete ihm, daß die Hinrichtung, statt um 11 Uhr, wegen des gefürchteten Volksandranges schon um 5 Uhr vor sich gehen solle, falls er dazu vorbereitet sei. „Das bin ich in diesem Augenblicke,“ erwiederte Sand. Er nutzte die übrige Zeit, sich mit den Geistlichen zu unterhalten, und bat sie, leise mit ihm zu beten. Nachdem

dies geschehen, sprach er Körner's Worte: „Alles Ird'sche ist vollendet und das Himmlische geht auf."

Am 20. Mai, am Sonnabend vor dem Pfingstfest, war der Tag der Hinrichtung. Zum Richtplatz war eine Wiese vor dem heidelberger Thore erwählt. Das Schaffot, welches man dort errichtet, war fünf bis sechs Fuß hoch. Aber die Nachricht von dem bevorstehenden Ereigniß hatte sich sehr schnell verbreitet, daß eine Menschenmasse von allen Seiten, auch viel Studenten aus Heidelberg (in der Burschenschaft hatte man sich verabredet, in stiller Trauer daheim zu bleiben), nach Manheim strömte. Die meisten übernachteten auf den Dörfern. Zur Vermeidung jeder möglichen unruhigen Bewegung hatte man deshalb die Hinrichtungsstunde beeilt. Von den Studenten kamen daher die meisten erst an, nachdem das blutige Schauspiel schon geschlossen war. Auch waren alle möglichen Vorsichtsmaßregeln durch Verstärkung der Gefängnißwachen getroffen. Das Militair, aus 1200 Mann Infanterie bestehend, umgab im Quarré das Schaffot, 350 Mann Cavalerie wurden zur Escorte aus dem Gefängniß verwandt und selbst ein Detachement Artillerie stand unter Waffen.

Von den gebildeten Bewohnern Manheims, welche eine während des Processes vielfach an den Tag gelegte und auch später noch lange ausdauernde Theilnahme für Sand bezeigt, ließ sich Niemand außer seinem Hause sehen. Viele hatten sogar die Stadt verlassen. Dennoch wimmelten die Straßen von Neugierigen und Patrouillen; aber es ging Alles ruhig ab. Noch ward am Morgen selbst eine Stunde lang am Schaffot gehämmert. Als es fertig, erschien der Scharfrichter mit seinen Helfern, alle schwarz gekleidet; er trug über dem Rocke einen Schanzläufer von Biber, das Richtschwert darunter. Die Henkers-

knechte sollen auf dem Blutgerüste ihr Frühstück verzehrt und ihre Pfeifen geraucht haben!

Im verschlossenen Hofe des Zuchthauses ward Sand in eine niedrige offene Chaise gehoben, die man zu diesem Zwecke kaufen müssen, indem in ganz Mannheim Niemand seinen Wagen dazu hergeben wollen. Er grüßte ringsumherschauend und stillschweigend die Züchtlinge, die an den Fenstern lagen und weinten. Sie sollen während der Untersuchung, wenn sie an seinem Fenster vorübergeführt wurden, ihre Ketten in die Höhe gehoben haben, um ihn nicht durch das Klirren zu beunruhigen. Als das Hofthor aufging und die versammelte Menge den Verurtheilten erblickte, soll ein lautes Schluchzen allgemein geworden sein. Sand bat darauf den Oberzuchtmeister, der auf seine Bitte neben ihm saß, wenn er etwas Schwächliches an ihm bemerke, ihm seinen Namen zuzurufen.

Der Richtplatz war kaum 800 Schritte vom Gefängniß entfernt. Der Zug ging langsam. Zu Seiten der Chaise gingen zwei Zuchtmeister mit Trauerflören. Ein zweiter Wagen mit Stadtbeamten folgte. Die Glocken wurden nicht geläutet. Nur einzelne Stimmen: „Sand, lebe wohl!" unterbrachen die allgemeine Stille. Es hatte geregnet, die Luft war kalt. Sand war zu schwach, um aufrecht sitzen zu bleiben. Er saß, halb zurückgelehnt im Arm des Oberzuchtmeisters. Sein Gesicht war leidend, die Stirn offen und frei. Die Züge waren interessant ohne schön zu sein. Alles Jugendliche war daraus fort. Er trug nicht, wie fast aller Orten gedruckt ist, einen schwarzen, altdeutschen Rock, sondern einen dunkelgrünen Ueberrock, weißleinene Beinkleider und Schnürstiefeln. Der Kopf war unbedeckt.

Auf die Schultern zweier Zuchtmeister gelehnt, bestieg

Sand das Blutgerüſt. Er blickte noch einmal nach Mannheim und auf das verſammelte Volk zurück, dann ein Mal, ſo ſchien es, auf die Natur im Frühlingskleide, ein Schauſpiel, das ihm vierzehn Monate verſchloſſen geblieben war. Nach der actenmäßigen Darſtellung hat Sand überall nichts zum Publicum geſprochen. Nach den Berichten ſeiner Freunde fing er mit lauter Stimme an zu ſprechen: „Ich ſterbe im Vertrauen auf Gott" — als ihn Jemand unterbrach: „„Sand, was haben Sie verſprochen!"" worauf er ſchwieg, die Rechte feierlich, wie zum Schwur, in die Höhe hob und leiſe fortfuhr: „Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich für Deutſchlands Freiheit ſterbe." Es wäre, laut dem Freundesberichte, bei dieſen Worten geweſen, wo er das feſtgeballte Taſchentuch mit einiger Heftigkeit auf die Erde warf. Nach dem commiſſariſchen Berichte „wendete ſich der Verurtheilte, oben angelangt, im Kreiſe umher, warf dann das in der Hand gehaltene Sacktuch kräftig zu Boden, hob die rechte Hand in die Höhe, als wenn er einen Eid ſchwöre, richtete zugleich den Blick gen Himmel und ließ ſich dann gegen den Richtſtuhl zu führen, wo er auf ausdrückliches Verlangen bis zur Vorbereitung zur Hinrichtung ſtehen blieb". Wenn jener Verſuch zu reden nicht vorgefallen, erſchiene dieſes Benehmen unerklärt, wie es denn auch in jener Zeit mancherlei Auslegungen erdulden mußte. Einige glaubten: Sand habe noch auf plötzliche Begnadigung gehofft; Andere, die ſich von der Vorſtellung einer ausgedehnten Verſchwörung nicht trennen konnten: daß er auf plötzliche Hülfe ſeiner Freunde, auf Studenten mit gezückten Hiebern gewartet, die aufs Schaffot ſpringen, ihn losreißen würden und nach einem Kahn fuhren, der am Rheinufer bereit lag u. ſ. w. Der Unmuth, ſich getäuſcht zu ſehen, habe

jene Bewegungen des Zorns hervorgerufen, die mit seinem sonstigen Benehmen so wenig stimmen.

Nach dem commissarischen Berichte sprach Sand für sich nur folgende Worte mit kaum hörbarer Stimme: „Gott gibt mir in meinem Tode viel Freudigkeit — es ist vollbracht — ich sterbe in der Gnade meines Gottes." Nachdem der Actuar das Todesurtheil mit lauter Stimme vorgelesen, wurden dem Delinquenten die Hände und der Leib an den Pfahl festgebunden. Er bat dabei leise die Scharfrichterknechte, ihn nicht so fest zu binden, weil ihn die Wunde schmerze. Man band ihm darauf die Hände, statt auf der Brust, auf dem Schoße, weil sie ihm dort das Athmen erschwerten. Auch bat er, die Binde vor den Augen so zu schieben, daß ihm das Licht nicht ganz entzogen werde. Als er eine Scheere am Nacken fühlte, bat er, ihm das Haar zu lassen. Der Nachrichter flüsterte ihm zu, es sei für seine Mutter bestimmt. Sand nickte dazu. Man schnitt ihm nur wenige Haare ab und band die übrigen in die Höhe.

Schon der erste Hieb war tödtlich. Der Kopf wurde vom Rumpfe getrennt; nur blieb derselbe an einigen Fleischtheilen des Vorderhalses haften. Uebrigens geschah die Hinrichtung in der größten Ordnung. Feierlicher Ernst und tiefes Schweigen herrschten umher. Nur im Augenblick des Kopfabschlagens selbst durchzuckte unwillkürlich das Mitleid die Versammelten.

Aber kaum daß es geschehen, so drängten, nach den Berichten seiner Freunde, alle Umstehenden an das Gerüst. Das Blut ward mit Tüchern aufgewischt, der Richtstuhl, durch einen Knaben vom Schaffot geworfen, zerschlagen und in kleinen Stücken vertheilt, und wer davon nichts habhaft werden konnte, schnitt sich wenigstens einen blutigen Splitter vom Gerüste ab. Nach Andern (s. die

Schrift „Nachtrag zur ausführlichen u. s. w.“) hatte ein Gutsbesitzer den ganzen Stuhl käuflich vom Scharfrichter an sich gebracht. Dies wird aber dahin berichtigt, daß der Gutsbesitzer den Stuhl vom Scharfrichter geschenkt erhalten und ihn selbst vom Schaffot bis auf sein Landgut, 1½ Stunde von Heidelberg, getragen habe. Auch mit einzelnen Haaren soll Handel getrieben worden sein, doch protestirt der Scharfrichter dagegen, etwas verkauft zu haben; vielmehr scheint es, daß Speculanten vorräthiges Haar, als von Sand herrührend, an den Mann gebracht haben.

Körper und Haupt wurden sofort in den Sarg gethan, den man auf der Stelle zunagelte. Nachdem derselbe unter militairischer Escorte wieder ins Zuchthaus zurückgebracht und zwei Stunden vorher noch einmal vom Oberzuchtmeister untersucht worden, um sich über die Identität des Leichnams zu versichern, wurde er, Nachts um 11 Uhr, in einer Ecke des benachbarten lutherischen Kirchhofs (wo auch Kotzebue ruht) unter Begleitung mehrer Personen, nach den gewöhnlichen Gebeten eingesenkt. Das Grab aber ward sofort mit dem ausgehobenen Rasen wieder überdeckt und eben gemacht. Ein Wachtposten sollte dort stehen, bis der Verwesungsproceß erfolgt wäre. Nach Andern war es derselbe Posten, welcher das Zuchthaus bewacht. Er sei aber so gestellt worden, daß nur die niedrige Kirchhofsmauer ihn von der Grabstätte des Mörders trennte. Der Platz soll nicht schwer zu finden sein, wenn man links vom Eingangsthor die Mauer bis zur Ecke verfolgt. Die übrigen Gräber sind entfernt. Ein Pflaumenstämmchen grünte (1821) rechts nach unten hin vom Grabe. Wein rankte sich an der Mauer auf. Der Platz war mit ewigem Klee und Vergißmeinnicht eingesäet. Manheims Einwohner wallfahrteten häufig

dahin, und des Morgens fand man oft Blumen und Trauerweiden daraufgestreut. Das Volk habe, — schreiben die Freunde 1821 — die Wiese, worauf die Hinrichtung erfolgte, Sand's Himmelfahrtswiesel genannt.

Die Nachricht von Sand's Hinrichtung kam dem größern Publicum ganz unerwartet. Die allgemein verbreiteten Nachrichten über seinen Gesundheitszustand hatten glauben lassen, daß es nicht der Schärfe des Schwertes bedürfe, um sein verwirktes Leben zu enden. Auch selbst unter den strenger die That Beurtheilenden meinten Viele, es wäre menschlich und klug gewesen, dem Gerichte Gottes, welches so sichtbar herannahte, nicht durch den Arm der weltlichen Gerechtigkeit vorzugreifen.

Anders dachten die Freunde Sand's, welche das Zünden der Brandfackel, die er in das alte Sein geschleudert, erst von seiner öffentlichen Hinrichtung erwarteten. Die Fackel erlischt. Im gesunden Sinne der deutschen Nation war kein Brandstoff für dieses Feuer vorhanden. Statt zu zünden, wirkte die That einen Niederschlag; statt des Fortschritts trat die Reaction ein. Die Aufregung zeigte sich mehr als eine sentimentale Wehmuth, die keine Thaten erzeugt, die nur an den vorhandenen zehrt.

Seine Haare und seine Bildnisse wurden verkauft. Des liebäugelnden Gegendienstes gab es mancherlei. Ein damals berühmter Landschaftsmaler gefiel sich, Wiesenlandschaften mit zerstörten gothischen Domen zu malen, vor deren letztem Altare ein Jüngling mit langem Haar und deutschem Rocke seinen Dolch niederlegt. Ein anderer Künstler hatte aus schwarzem Marmor und Alabaster ein Epitaphium ihm zu Ehren gemeißelt. Auch Gedichte

und Balladen fehlten nicht. In einer wird erzählt, daß der Nachrichter zu Heidelberg sich in einem Gartenhause von schlichtem Holze Tisch, Bänke und Schränke gezimmert zur Erinnerung an Sand. Sie sind von dem Gerüste, auf dem Sand geblutet.

Die Studentenwelt von 1819 fühlte sich allerdings elektrisch getroffen. Einer aus ihren Kreisen, einer, den sie im Leben gering geachtet, hatte es hingegeben als Opfer für Freiheit und Vaterland. Scham und Bewunderung stachelten sich gegenseitig auf, aber es blieb bei Worten und Liedern. Was einer schrieb: „Ein Beispiel mußte gegeben werden, wie Jesus einst, daß der Mensch für seine Ueberzeugung sterben kann," das dachten Viele. Aber umsonst schrieben sie sich, Einer dem Andern: „Sand hat edel gehandelt und groß, und es stände gut um uns, wenn nur recht Viele da wären, wie unser redlicher, treuer Sand." Die Vielen blieben zu Haus, glücklicherweise; es stand nicht ein Einziger auf. Denn Lénig's widerwärtiger Mordangriff wurde von Allen als eine Caricatur der Sand'schen That mit Abscheu von sich gewiesen. — Da heißt es in einem der Briefe, welche die Untersuchungen ans Licht gefördert: „Sand's That ist keine leere Schwärmerei. Ihre Folgen sind unabsehbar und ungeheuer, und der Weltgeist, der im ewigen Fortschreiten begriffen ist, wird sie zum Guten wenden." Und Tausende riefen wol mit dem Schreiber: „Sie ist ein großes Zeichen Dessen, was kommen wird und kommen muß." Und wol Mancher mag Dasselbe gedacht haben, was Jener schrieb: „Ein Diener ist abgefahren, herrlich vorangeritten den Andern. So wird die ganze Brut abfahren aus dem deutschen Lande, — — — endlich werden sich doch Schwerter finden, überall die Wurzeln auszuschneiden und

ein gewaltiger Sturm vor der Sonne her wird überhin fliegen und reinigen, bis die Stunde kommt."

Der erwartete „Sturm" blieb aus, der „Weltgeist" zauderte lange, „diese That zum Guten zu wenden". Schon schreibt einer der eifrigsten Bewunderer an seine Aeltern, sie könnten fest überzeugt sein, daß er „nichts in der Leidenschaft unternehme, was verderblich sein und (ihn) wol gar gereuen könnte". Am wenigsten werde er jetzt eine ähnliche wie Sand's That vollbringen; denn dies würde durchaus schlecht wirken, indem es Sand's That herabsetzte und das gewirkte Gute vernichten würde. Die Leute würden sagen: Seht den Affen! —

Wo der Fanatismus schon solchen vernünftigen Rücksichten Platz macht, ist er nicht mehr gefährlich. Es war eine neue schöne Brücke der Selbsttäuschung: man wollte dem Einen die Glorie des Märtyrthums durch Nachfolge nicht verkleinern. Hätte man nach dem alten Sprüchwort, das sogar verlangt, einem geschlagenen Feinde goldene Brücken zu bauen, diese Brücke, die er sich selbst baute, nicht abgebrochen, hätte man dem gesunden Sinne der deutschen Nation vertraut, bei der — in allen Zeiten hat sich's bewährt, — der Spuk des Fanatismus nicht lange andauert, wenn man ihn sich selbst überläßt, es wäre viel Unheil vermieden worden. Die am bewußtesten bestimmte Zwecke verfolgten, erkannten sehr bald, daß die wirklichen Deutschen für ihre Chimären nicht zu gewinnen waren; sie wanderten misvergnügt aus und suchten in Amerika ein neues Vaterland. Die Uebrigen, in welchen Reihen suchen wir heut die Altdeutschen, die Liberalen von 1819! Es wäre von großem Interesse, ihre Namen auf einem Blatte zu lesen, der Freunde und Bewunderer Sand's, der Verfolgten und Eingekerkerten, und dagegen übergeschrieben ihren heutigen Sand, ihre heutige Wirksamkeit.

Freilich wäre es nur ein neuer Beleg der uralten Wahrheit von den Gegenſätzen, zu oft in Sprüchwörtern niedergelegt, daß die Feder ſich ſcheut, das hundertfältig Ausgeſprochene noch einmal zu wiederholen.

„Die Folgen von Sand's That ſind unabſehbar und ungeheuer", ſchrieb prophetiſch jener Student. Sie waren es, und wir überſehen ſie erſt heut. Zwei und zwanzig Jahre haben ſie gehaftet auf der deutſchen Preſſe, auf unſern Univerſitäten, auf dem Nationalſinn und der Begeiſterung der deutſchen Jugend. Die Saat des Nationalſtolzes, der ideellen Begeiſterung für Deutſchlands Freiheit und Größe, freilich mit Unkraut unterwachſen, aber üppig wuchernd auf den blutgetränkten Schlachtfeldern aus den Befreiungskriegen, wurde durch die karlsbader Beſchlüſſe zu Boden gedrückt. Dieſe Beſchlüſſe waren die nächſte Folge von Sand's That. Die Jugend wurde mit rauhem Arme aus dem Reiche der Träume fortgewieſen, zur Unterwürfigkeit unter die Wirklichkeit und die beſtehenden Verhältniſſe. Sie iſt dieſen Winken gefolgt. Sie träumte bald nicht mehr von Deutſchlands Größe und Einheit, vom Purismus der Sprache, von unverſöhnlichem Franzoſenhaſſe, ſie lernte lächeln über ihren Traum, der die Juden aus dem chriſtlich-deutſchen Reiche verweiſen wollte, und die begeiſternde Idee vom großen deutſchen Dome, in welchem alle Bekenner Chriſti, Katholiken und Proteſtanten, das Abendmahl nach demſelben deutſchen Ritus nehmen würden und nehmen ſollten, wich andern Ideen, welche die Nothwendigkeit einer Kirche allüberall in Zweifel ſtellen. Statt der Burſchenſchaft, welche in allen Deutſchen einen Sinn erwecken wollte, ſah man es gern, daß der Mecklenburger und der Baier, der Heſſe und der Sachſe ihre beſondern Sinne und Eigenheiten auch auf den Univerſitäten pflegten. Sand's That, und

was ihr folgte, war eine Explosion; sie reinigte die Luft von einem trüben Nebel, in dem die deutsche Eiche krüppelhaft aufgeschossen wäre; aber das Bewußtsein, was darauf eintrat, war nüchtern und unbehaglich wie das Erwachen nach einem Rausche. Hingewiesen auf die Materie, auf den Egoismus, ward die Schwärmerei für Tugend, Religion und Vaterland zur Schwärmerei für Begriffe, die einen materiellen Hintergrund haben. Das fanatische religiös-sittliche Element konnten die Zwangsmaßregeln vernichten, aber nicht den einmal geweckten Sinn, die Theilnahme des Volks an einem freiern Staatsleben. Nicht phantastisch und lächerlich mehr, er trat oft undeutsch und in gefährlichen Regungen, aber mit einem Bewußtsein und einer Bestimmtheit hervor, gegen die keine äußern Maßregeln fruchten. Da erschienen Momente in unserer Geschichte, wo man die sittlich-religiöse Begeisterung des unglücklichen Mörders wieder zurückwünschte, jenes Gottvertrauen, das sich nicht machen läßt, aber mit Umsicht geleitet, unvergängliche Früchte trägt. Ja, Momente sind erschienen, wo man viel darum gegeben, jene nun zersplitterte und in Weltbürgersinn übergegangene deutschvolksthümliche Begeisterung wieder zurückzurufen; und man war hocherfreut, als ein unbedeutend Lied vom „freien deutschen Rheine" einen Abglanz von dem Zauber wirkte, welcher die Herzen der ganzen deutschen Jugend von selbst damals durchzückte.

Dies über die Stimmung und die Motive; über die That selbst ist jetzt kaum mehr eine getheilte Ansicht. Wenn ein ausgezeichneter Mann sie, in der ersten Aufregung, ein schönes Zeichen der Zeit nannte, würde er diesen Ausspruch, den er in den Trostbrief an eine tieferschütterte Mutter niederlegte, heut, im Zustande der ruhigen Betrachtung, schwerlich wiederholen. Das heu-

tige Urtheil des deutschen Publicums dürfte in Varnhagen von Ense's Epigramm ausgedrückt sein:

Grausam häufet ein wahnend Geschick hier Schrecken des Wahnes:
Dich Unglücklichen trieb falscher Gestirne Beruf!
Irr und verdammenswerth hat Alles hier sich gestaltet,
That, Zweck, Mittel, Erfolg, fremdes und eigenes Loos.

Die Ermordung des Fualdes.

1817.

In der kleinen Stadt Rhodez, im Westen von den Cevennen gelegen und bespült vom Flusse Aveyron, lebte der ehemalige Advocat und öffentliche Ankläger bei den Assisen im Departement des Aveyron, Fualdes. Ein bejahrter Mann, hatte er sich von den Geschäften zurückgezogen, und obwol in Ansehen und weit verbreiteten Familienverbindungen, waren doch seine Vermögensumstände, wie sich später ergab, zerrüttet. Er hatte im Jahre 1816 eine Domaine, welche er besaß, verkauft, und scheint nur die vollständige Belegung der Kaufgelder abgewartet zu haben, um sich irgendwo anders hin zur Ruhe zu setzen und von seiner Pension zu leben.

Zu seinem nächsten Umgange gehörten zwei seiner Verwandten, Männer von Ansehen und weit verzweigten Familienverbindungen in der Provinz. Der eine, Joseph Jausion, de Veynac genannt, war Geldwechsler zu Rhodez, der andere, Bernard Charles Bastide Grammont, Gutsbesitzer in der Nähe der Stadt. Jener, 48 Jahre alt, selbst klein und häßlich von Gestalt, hatte Bastide's Schwester zur Gattin, eine Frau

von ausgezeichneter Schönheit. Bastide war um einige Jahre jünger und von schöner, ungemein kräftiger und hoher Gestalt. Er war verheirathet mit einer geborenen de Palagret, hatte aber keine Kinder. Beide Frauen genossen des besten Rufes und galten für sehr liebenswürdig. Ebenso Madame Galtier, Bastide's zweite Schwester und Jausion's Schwägerin. Beide Männer waren entschiedene und eifrige Royalisten; Jausion war während der Revolution in Lyon nur durch ein Misverständniß der Guillotine entgangen. Sie gehörten einer gehaßten und damals gefürchteten Partei an. Was über ihren Charakter und ihre Moralität von den Zeugen ausgesagt wird, muß man in einem von der heftigsten Parteisucht erschütterten Lande nur mit der äußersten Vorsicht aufnehmen, doch konnte man gegen Beider Lebenswandel nur zwei thatsächliche Umstände vorbringen. Gegen den Wechsler Jausion war der Verdacht erhoben, einmal mit der Frau eines Andern im vertrauten Umgange gelebt zu haben und derselben behülflich gewesen zu sein, das mit ihr erzeugte Kind aus der Welt zu schaffen. Er war zur Untersuchung gezogen, aber das Urtheil hatte: Nicht schuldig! gelautet, und Fualdes selbst, der damals als öffentlicher Ankläger gegen Jausion auftrat, war nichts destoweniger sein Freund geblieben. Einige meinten, Fualdes habe ihm durchgeholfen. Bastide sollte einst seinem eignen Vater die Pistole auf die Brust gesetzt haben; aber der Vorwurf ist nicht erwiesen; im Gegentheil stand er mit allen den Seinen in der innigsten Verbindung, wie der Verlauf des Processes sattsam erweist. Sein Vater überlebte noch den traurigen Ausgang des Sohnes.

Fualdes hatte am 19. März 1817 den Rest der Kaufgelder vom Käufer seines Gutes, dem Präsidenten de Seguret empfangen, aber in Papieren und auf sich

selbst gezogenen Wechseln, welche de Seguret acceptirt hatte. Ihm war es darum zu thun, (warum, erhellt nicht,) die Papiere noch an dem Tage zu Gelde zu machen. Bastide und Jaussion bemühten sich deshalb, aber es war ihnen nur möglich gewesen, einen Theil zu realisiren, den Rest erhielt Fualdes zurück. Am Abende dieses Tages waren zwei bekannte Herren bei Fualdes. Dieser erklärte ihnen im Gespräche, daß er nur bis 8 Uhr verweilen könne. Als es 8 Uhr schlug, sagte er: „Ich habe Geschäfte und muß Sie verlassen." Er ging in seine Stube, kam mit etwas zurück, was er unterm linken Arme hielt, nahm den Stock und ging aus.

Er kam nicht zurück. Am folgenden Morgen um 6 Uhr fand die Frau eines Schneiders im Aveyron, nahe bei einer Mühle, einen todten Mann. Es war Fualdes. Als sie die Leiche aus dem Wasser zog, entdeckte man sogleich eine Wunde am Halse, und zwar einen 3½ Zoll langen Schnitt in die Kehle, der entweder von einem Messer oder einem schlechten Rasirzeuge herrührte. Der große Blutverlust und die sofortige Einlassung von Luft in die Brust mußte, nach dem Urtheil der Aerzte, unmittelbar den Tod zur Folge gehabt haben. Fualdes war nicht ertrunken; auch beraubt schien er nur in soweit, daß seine Taschen bis auf ein Schnupftuch leer waren; sonst war er vollkommen bekleidet. Seinen Stock hatte man schon am Abend des vorigen Tages (19.) um 8½ Uhr in der Straße des Hebdomadiers gefunden.

Mit Windesschnelle hatte sich die Nachricht durch die Stadt verbreitet. Alles drängte sich, die Leiche zu sehen, Alles war Bestürzung, Aufregung. Auf die erste Kunde eilte Jaussion mit seiner Frau und Madame Galtier, seiner Schwägerin, Beide, wie gesagt, Bastide's Schwestern, in Fualdes' Haus und erbrach hier, in Gegenwart des

Bedienten und der genannten Frauen, Fualdes' Schreibtisch. Er durchsuchte alle Fächer und Schriften; daß er etwas davon genommen, hat der Bediente nicht gesehen.

Als Bastide als Zeuge vernommen werden sollte, fand ihn der Huissier erst Nachmittags 2 Uhr auf seinem Gute Le Morne, welches eine Meile von der Stadt entlegen ist. Von dem Huissier will Bastide die erste Nachricht von der Mordthat erhalten haben.

Diese Umstände allein stehen unzweifelhaft fest. Die Stadt Rhodez, die Umgegend, die Provinz und endlich ganz Frankreich, erschöpften sich in Vermuthungen, welche bei der Leidenschaftlichkeit, mit der man die Sache auffaßte, bald zu Urtheilssprüchen wurden. Die Möglichkeit, daß Fualdes sich selbst ums Leben gebracht, mußte abgewiesen werden. Die Art der Wunde an sich ließ nicht auf Selbstmord schließen; es war aber noch schwerer, zu erklären, wie Jemand, nachdem er sich auf kaum auszuführende Weise in den Hals geschnitten, sich noch ins Wasser werfen sollen, ohne daß man das Instrument, Blut- oder andere Spuren am Ufer gefunden. Auch sprechen die Art und Weise, wie er sich aus seinem Hause entfernt, der Verlust des Stockes in der benachbarten Straße und viele andere Umstände dagegen. Desgleichen mußte eine zweite Annahme, daß es Privat- oder politische Rache gegen einen ehemaligen Ankläger gewesen, daß die Parteiwuth der royalistischen und katholischen Fanatiker gegen den protestantischen liberalen Beamten aus der Kaiserzeit zu einer Mordthat ausgebrochen sei, aus Mangel an Beweisen und gegen die Verdachtsgründe, welche einen Mord aus Eigennutz, einen Raubmord andeuteten, zurücktreten.

Dies wußte und glaubte ganz Rhodez schon am Tage darauf, am nächstfolgenden nannte es die Mörder, und

wußte am vierten, fünften ihre Complicen und die Umstände der Mordthat, die mit jedem folgenden Tage an Theilnehmern und grauenhaften Details anwuchs. So bildete sich, zuerst im Gerücht, dann im Laufe des langwierigen Processes, der durch die ganze Welt besprochen und erläutert wurde, allmälig folgende Erzählung.

Bastide und Jausion (oder Jaussion) standen in vielfachem Geschäfts- und Geldverkehr mit Fualdes. Der Erstere war sein Schuldner. Fualdes drängte ihn um Bezahlung der, angeblich 10,000 Francs betragenden, Schuldsumme. Bastide antwortete ihm Abends 5 Uhr an dem verhängnißvollen 19. März: „Glaubt Ihr hintergangen zu werden? Ich werde Mittel suchen, Euch heute Abend noch zu befriedigen.“ Was Bastide mit dieser Befriedigung meinte, ergibt die That, welche drei Stunden später erfolgte. Er war mit seinem Schwager Jausion im Einverständniß; sie wollten Beide ihre Glücksumstände durch die des alten Fualdes, durch seinen Tod, eine vorangegangene Erpressung und dann Beraubung, verbessern. Zu diesem Zwecke verabredete Bastide mit Fualdes eine Zusammenkunft, wo sie das Wechselgeschäft reguliren wollten. Ob, wie in der Anklage angedeutet ist, in dem verdächtigen Bancal'schen Hause, welches Bastide oft betreten haben soll, wird doch nicht mit Sicherheit behauptet, da es mit der andern Angabe, daß man Fualdes in dasselbe mit Gewalt geschleppt habe, nicht gut stimmt.

Nach 8 Uhr Abends verließ Fualdes sein Haus, mit etwas unter dem linken Arm und unter dem Oberrock, wahrscheinlich seine Mappe mit Papieren. Fualdes' Haus berührte mit der Hinterseite die Hintergebäude der Straße

des Hebdomadiers; grade auf seines stieß das Vere'sche Haus, in welchem unter andern Inliegern die Familie Bancal wohnte. Es wird der Kürze wegen das Bancal'sche Haus genannt. In demselben hatten verschiedene kleine, bedürftige und verdächtige Leute ihr Quartier. Es hatte den wohlverdienten Ruf jener verfallenen und dumpfen Häuser, in deren dunkle, feuchte Winkel sich das Unglück und das Verbrechen zurückzieht, über deren Schwelle anständige Leute aber ungern treten. Früher besaß es ein Schlächter; auf dem Hofe wurden Schweine gehalten. Im Erdgeschoß wohnten die Bancal'schen Eheleute, der ehemalige Soldat Colard mit seiner Concubine Anne Benoit, ein Freudenmädchen Bedos, genannt de Pertout, oben ein alter Spanier Saavedra und seine Gattin, politische Flüchtlinge, die in Frankreich Schutz gesucht. In dem angrenzenden Hause wohnte der Arbeitsmann Missonier, ein bis zum Stumpfsinn beschränkter Mensch.

Bancal's Haus war als ein Gelegenheitshaus berüchtigt. Wir finden hier ein- und ausgehend gemeine Soldaten, Tambours, Contrebandiers, verdächtige Mädchen; aber es wird auch von Damen aus der Stadt mit Schleiern und Federhüten, und von Herren aus den höhern Ständen besucht, oder man glaubte wenigstens Letzteres. Bancal's eigne Wohnung bestand nur aus einem Gemache, welches zugleich zum Schlaf-, Wohnzimmer und zur Küche diente. Ein kleines Cabinet stand damit in Verbindung.

In dieses Haus wollte man Fualdes entweder locken oder mit Gewalt ziehen. Hier sollte er die Wechsel, die er von Seguret empfangen, in blanco dossiren oder was man sonst von ihm wollte, und dann sich seiner entledigen.

Um dahin zu gelangen, mußte Fualdes durch die kleine Quergasse de l'Ambrague; von wo diese in die Rue des Hebdomadiers auslief, waren nur wenige Schritte bis zu Bancal's Hause. Die Verbrecher und ihre Gehülfen waren umher wohlpostirt. In der Nähe von Fualdes' Haus stand der erste Posten, der, als er ihn kommen sah, sogleich in der Quergasse verschwand. An allen Ecken und am Mordhause standen gleichfalls Aufpasser. An einem Thorwege kauerte auch eine weibliche Schildwacht, die Anne Benoit gewesen sein soll. Man hat Geflüster, Anrufen, Räuspern und verschiedene Zeichen gehört. Um mögliches Geschrei und Lärmen zu ersticken, waren in der Straße zwei Leiermänner aufgestellt, welche von 8 Uhr ab eine Stunde hindurch unaufhörlich auf ihrer Drehorgel spielen mußten. Sie sind bei der Untersuchung, welche sonst an Zeugen Ueberfluß hat, nicht zu ermitteln gewesen.

Kaum, daß Fualdes die Straße Hebdomadier betreten, wird er an der Ecke angefallen und geknebelt; von wie viel Personen, hat Niemand ausgesagt. Hier aber muß er den Stock verloren haben; denn man fand diesen schon um 8¼ Uhr daselbst. Das Tuch, das man ihm in den Mund gesteckt, findet man, zum Knebel zusammengerungen, auch auf der Straße, und zwar schon um 9 Uhr. Es gehörte Anne Benoit. Trotz des Knebels ward einiges unterdrücktes Gestöhn laut. Zeugen haben einen Menschen um diese Stunde in dieser Straße fortschleppen gesehen; sie glaubten aber, es sei ein Mädchen, das Männer mit Gewalt fortführten, und ließen es gehen. Bei den zweiten Assisen von Alby conjecturirte der Präsident, daß es mit dem Mädchen doch seine Richtigkeit gehabt, und zwar, daß Anne Benoit sich scheinbar habe von den Mordgehülfen fortschleppen lassen, um der

Sache einen Anstrich zu geben, der in der Ordnung war, und um den sich Niemand zu kümmern hatte.

Fualdes ward in das Bancal'sche Haus und in die Wohnstube der Bancal'schen Eheleute geschleppt, und jenes Haus, welches sonst immer offen stand, war an diesem Abende verschlossen.

Hier, und zwar in Bancal's Küche, deren Fenster vorn auf die Straße hinausgingen, waren viele Leute, und zwar die sonderbarste Gesellschaft, versammelt. Nach einigen Aussagen wurde von der Bancal ein Abendimbiß gekocht, Hühner, Kalbfleisch und Reis, und es ward gut getrunken. Ein oder zwei Tambours kamen etwas vor 8 Uhr herein, aber die Gesichter der Wirthe, oder die Mädchen und Damen, oder die fremden Herren gefielen ihnen nicht. Sie glaubten „zu geniren" und gingen wieder fort. Die Bancal brachte ihre Kinder oder nur ihre Tochter Magdalena oben in die Dachkammer zum Schlafen, damit sie nicht Zeugin von Dem werde, was hier vorgehen sollte.

Zwischen 8½ und 9 Uhr sitzt an dem Tische in der Küche der alte Fualdes und eine Anzahl Männer, oder auch Frauen stehen um ihn. Darunter sind nach den letzten und vollständigsten Zeugenaussagen die Haupthandelnden: der Gutsbesitzer Bastide, sein Schwager Jausion, sein jüngerer Bruder, Louis Bastide, seine Neffen, die Notare Yence d'Istournet und Bessières-Veynac und ein René; vielleicht auch noch ein unbekannter Tabackshändler im blauen Rocke. Alle diese sind im Bancal'schen Hause versammelt, um Fualdes zur Ausstellung oder Cession von Wechseln zu zwingen und ihn dann ums Leben zu bringen. Außerdem finden sich daselbst mehre untergeordnete Personen, als der Wirth Bancal und sein Weib, der Soldat Colard und

seine Geliebte Anne Benoit, wie man zuletzt aus den Zeugen herauspreßte, auch der Contrebandier Bach (oder Bar). Alle diese waren den Mördern aber noch nicht genug zur Ausführung ihres Werkes, und sie riefen aus einer Kneipe oder von der Straße noch dazu den Arbeitsmann Missonier und den Herumtreiber Bousquier. Möglich, daß man noch mehr Zeugen und Helfershelfer hatte, möglich auch, daß ein Theil davon erst nach dem eigentlichen Morde eintrat. Das Zeichen für die Eintretenden waren drei Schläge an die Hausthüre; dann öffnete die alte Bancal.

Jausion hatte ein Portefeuille von Maroquin in Händen. Fualdes unterschrieb ungefähr 12 bis 15 Wechsel (oder auf der Rückseite, derquer, eine Cession in blanco), die Jausion in die gedachte Mappe legte. Als die Wechsel fertig waren, erklärte Bastide dem Fualdes, daß er sterben müsse. Fualdes erhob sich, beschwor und flehte: ob denn Jemand glauben sollte, daß seine nächsten Verwandten und Freunde unter seinen Mördern wären! Umsonst. Man ergreift ihn. Keiner von den vielen Anwesenden, der sich seiner annimmt, der nur ein Wort zu seinen Gunsten einlegt. Der starke Bastide legt ihn auf den Tisch, nicht ohne heftigen Widerstand. Der alte Herr war ein sehr böser Mann, sagte ein Kind aus. Sogar warf er in seiner ungestümen Vertheidigung den Tisch selbst um, nachdem man ihn darauf gelegt. Nach einer andern Notiz hatte man vorher zwei Brote, die Bastide der Bancal geschenkt, von der Tafel fortnehmen müssen.

Der alte Mann bat wenigstens flehentlich, daß man ihm einen Augenblick Zeit lasse, sich mit dem Himmel zu versöhnen; Bastide antwortete ihm: „Versöhne Dich mit dem Teufel."

Colard und Bancal hielten ihm die Beine, Andere Arme und Kopf; ob sie ihn auch dabei geknebelt, bleibt ungewiß. Ein lahmer Herr leuchtete mit dem Lichte. Dann gab ihm Jausion den ersten Stich. Nach diesem Stiche wäre der Unglückliche noch einmal aufgesprungen, und bei dieser Gelegenheit wäre es, wo er den Tisch umwarf. Fualdes lief bis zur Thüre, wo der Zeuge und Mittheilnehmer Bach stand. Bastide gab dem Bach (nach dessen Aussage) mit der einen Hand eine Ohrfeige, weil Bach keine Bewegung gemacht hatte, den Fliehenden zurückzuhalten, mit der andern Hand ergriff er diesen aufs Neue und schleppte ihn auf den Tisch zurück. Doch soll beim Heruntersprungen der Tisch umgestürzt und dabei ein Bein abgebrochen sein. Man hätte dann zwei Bänke zusammengestellt und das Opfer darauf gelegt. Jetzt erfolgte der eigentliche Mord. Bastide stieß das Messer — ein Fleischer- oder ein Brotmesser (als Jemand Bancal's Tochter später ein Stück Brot abschneiden wollte, schrie sie auf, daß er es nicht mit dem Messer thue, womit der alte Mann geschlachtet worden) mehrmals in Fualdes' Kehle. Der stieß nur Seufzer und ersticktes Schreien aus. Nach einer Aussage hat auch Missonier mitgeschlachtet und dem Opfer den Rest gegeben. In einem Gefäße fing die Bancal, oder die Anne Benoit das Blut, was vom Tische floß, auf. Dieses Blut wurde zum Theil den Schweinen zum Saufen vorgesetzt. Das Schwein, welches von dem Menschenblute gesoffen, soll darauf crepirt sein. So ist das Blut verschwunden; was auf den Dielen blieb, scheuerte die Bancal nachmals fort. Bei Bancal fand man später ausgewaschene Blutspuren auf der Weste, in der Tasche ein blutbeflecktes Papier; in Bousquier's Wohnung noch später etwas blutbeflecktes Leinenzeug und ein Paar blutbesprützte Schuhe. Als

Fualdes verröchelte, rief einer der Mörder in frechem Hohne: „Fualdes soll nun nicht mehr —" Daß der alte Mann sich noch zu nächtlichen Rendezvous einstellte, ist in Verhandlungen angedeutet.

In Fualdes' Taschen fand man 5 Francs und mehre Sousstücke. Diese erhielt Frau Bancal mit den Worten: „Nehmet das; wir tödten den Mann nicht um seines Geldes willen." Man fand auch einen Schlüssel. Den gab man einem der Herren vom Lande (Bastide) mit den Worten: „Geh und bemächtige Dich aller der Sachen." Die Bancal hatte auch Lust zu dem feinen Hemde des Todten, das wie ein Chorhemde aussähe, aber man litt nicht, daß sie es ihm auszog. Dafür erhielt sie einen Ring von Fualdes' Finger, mußte ihn jedoch am Tage darauf gegen 6 Francs Entschädigung wieder herausgeben.

Aus dem Bisherigen geht schon hervor, daß unter der Mördergesellschaft im Bancal'schen Hause zwei dem Stande und den Interessen nach verschiedene und völlig getrennte Parteien sich befanden. Die Einen thaten es für sich, zu ihren Privatzwecken; die Andern als gedungene Helfershelfer. Diese, Colard, Bach, Bousquier, Missonier, die drei letztern Leute aus der Hefe des Volks, verkehrten in der Schnapps- und Weinkneipe der Rose Feral, wo es Gelegenheit zum Verdienst dieser und jener Art gab. Es wurden alte Kriegsthaten und Plünderungen besprochen, auch wol neue Unternehmungen der Art verabredet und Bestellungen deshalb erwartet. Bach war als Contrebandier nach Rhodez gekommen und suchte nach Aufträgen, die er alsbald fand. Er ward mit Bousquier zusammen engagirt, einen Ballen Taback in der Nacht zu tragen. Auf diese Weise kam er in das Bancal'sche Haus, so auch die Andern; nur daß es sich darum streitet, ob sie vor oder nach der That gekommen, ob sie ein

lebendiges Opfer oder eine Leiche gefunden, ob sie beim Morde mit zugegriffen, oder nur den eingewickelten Körper auf ihre Schultern geladen haben. Die eigentliche Theilnahme bei der Abkehlung streiten die später Geständigen, auch als die Erzählung schon so fertig und ausgebildet war, als sie hier wieder erzählt wird, nach Möglichkeit ab; dagegen haben sie die Leiche, in ein Betttuch gewickelt, und mit daumdicken Stricken umschlungen auf dem Tische liegend gesehen.

Die hier genannten Herren und Männer, so viel ihrer erscheinen, überflüssig sollte man meinen, um einen alten Mann zu einigen Federzügen zu zwingen, ihn abzuschlachten und dann fortzuschaffen, sind doch noch keine geschlossene Zahl. Die Muthmaßungen und die Aussagen einzelner Zeugen verwickelten noch Mehre in das Complot. Aber außerdem waren auch noch Frauen dabei. Außer der alten Bancal, vielleicht ihrer Tochter Magdalena und der Anne Benoit, befanden sich in der Küche oder im Nebencabinet noch eine, zwei; ein Kind will sogar bis sieben Frauen im Ganzen gesehen haben! Die eine war blond, die andere etwas älter und größer; sie waren verschleiert oder trugen Federhüte. In Bancal's Hause bei Nachtzeit gesehen zu werden, war für Damen und Mädchen, welche einigermaßen auf Anstand hielten, nichts Ehrenvolles. Die Bezüchtigten wahrten sich gegen die Zumuthung, der böse Wille und der Muthwille zog Frauen heran, die der Sache, auch nach dem allgemeinen Glauben in Rhodez, ganz fremd waren. So wurde eine Engländerin, die in der Stadt lebte, eine Miß Gipson, genannt. Sie war die einzige Dame, welche grüne Federn trug, und es war die Rede von einer Dame mit grünen Federn auf dem Hute. Madame Manson war, trotz ihres anfänglich hartnäckigen Schweigens, am wahr-

scheinlichsten zugegen; nach einer Annahme verschleiert, nach ihrer eignen in Herrenkleidung, und zwar in blauen Pantalons. Sie wußte aber statt ihrer ein junges Mädchen, Rose Pierret, vorzuschieben. Auch eine hübsche Nähterin Charlotte Arlaboſſe, mit welcher Baſtide eine Liebſchaft hatte, wurde nicht allein bezüchtigt, ſondern, eben dieſes verdächtigen Verhältniſſes wegen, mit angeklagt und verhaftet.

Daß dieſe geheimnißvollen Damen oder die eine Dame am Morde betheiligt geweſen, wird nicht durchaus behauptet. Sie waren oder war in Bancal's Hauſe aus andern Urſachen. Sie waren oder war, als hier andere Dinge vorfielen, als um die ſie gekommen, ſehr erſchreckt. Man half ihnen aus dem Fenſter in den Hof, oder ſie verſteckten ſich in die Kammer, und wollten von hier aus durch das Fenſter entfliehen. Sie wurden entdeckt. Baſtide zog ſie heraus — die Manſon an den blauen Pantalons — er wollte ſie umbringen. Sie ſchrie: „Ich bin kein Mann.“ Das Umbringen verhinderten die Andern. Bach will der Lebensretter eines Frauenzimmers geweſen ſein. Andere ſchieben dieſe edle That auf Jauſion; er habe zu Baſtide geäußert: „Was ſollen wir mit der zweiten Leiche anfangen? Die eine macht uns ſchon Noth genug.“ Die myſteriöſe Dame mußte einen furchtbaren Eid ſchwören, nichts zu entdecken, und war gerettet.

Aber auch ſelbſt dieſe ſo vergrößerte Geſellſchaft war noch nicht groß genug. Es bedurfte noch mehrer Zeugen der Mordthat. Bancal's kleine Tochter, Magdalena, hatte ſich aus Furcht oder Kälte, aus der Bodenkammer wieder in die Küche geſchlichen und in das Himmelbett gelegt. Nach der Anklageacte waren es ſogar mehre Kinder, die im Bette lagen; vielleicht außer Magdalenen ihr kleiner Bruder Aleris. Durch die halb offenen Vorhänge,

oder durch ein Loch derſelben ward ſie Zuſchauerin aller Vorfälle während und nach der Mordthat. Hier ſah das Kind (eine Privataus ſage nach dem erſten Verdict) wie „der fremde Herr ſich an den Tiſch ſetzen müſſen, wie man ihm geſagt, er ſolle Wechſel ſchreiben und dann ſterben". Die Mörder begingen in ihrer blinden Mordwuth die unbegreifliche Unvorſichtigkeit, die Vorhänge nicht aufzuſchlagen. Erſt nachdem er die fremde Dame im Cabinet entdeckt, ſah Baſtide auch im Bette nach. Magdalena ſtellte ſich, als ob ſie ſchliefe. Da betaſtete er ſie zwei Mal und ſagte dann zur alten Bancal, ſie möge ſehen, daß ſie ihr Kind los würde. Dieſe verſprach es um 400 Francs. Am andern Morgen wurde das Kind von der Mutter aufs Feld geſchickt, wo der Vater grade ein tiefes Loch gegraben. Sie glaubte, er würde ſie hineinwerfen, aber Bancal umarmte ſie weinend und ſprach: „Geh, ſei immer ein gutes Kind."

Nach einer Meinung war man in Verlegenheit, was mit der Leiche anfangen. Man wollte ſie zuerſt in die Kammer werfen, dabei wäre die Dame entdeckt worden; dann auf verſtohlene Weiſe in des Todten eignes Haus zurückſchaffen, und ein Raſirmeſſer daneben legen. Dies ward nicht als thunlich befunden; auch widerſpricht es allen Vorbereitungen, welche, wie wir wiſſen, bereits fertig waren. Nicht zur Ermordung, ſondern zur Fortſchaffung des todten Fualdes waren der Contrebandier und die andern Kerle aus der Kneipe von Roſe Feral herbeigerufen; um deshalb war er in ein Laken gewickelt und mit dicken Stricken umſchnürt worden.

Als Bach und Bousquier (nämlich nach Jenes früherer Ausſage) erfuhren, daß es nicht Taback, ſondern einen Todten gelte, wollten ſie entfliehen, aber Baſtide fuhr mit grimmigen Drohungen auf ſie los. Auch mit Jauſion

war er nicht zufrieden und schalt ihn, daß er nichts thue. Den gedungenen Helfern ward nochmals augenblicklicher Tod angedroht, wenn sie ein Wort verriethen. Jaufion und Baſtide hielten Jeder eine Flinte im Arm. Bach erhielt für ſeine Theilnahme etwa 20 Francs ausgezahlt. Den Helfern war außerdem ſchon früher manches andere vortheilhafte Geſchäft in Ausſicht geſtellt, z. B. die Plünderung des Hauſes eines reichen Eigenthümers in Rhodez.

Gegen 10 Uhr brach man mit der Leiche auf. Sie ward auf zwei Stangen gelegt. Colard und Bancal trugen vorn, Bach und Bousquier hinten. Baſtide, der Größte und Stärkſte unter ihnen, ſchritt mit einer Doppelflinte, die er, die Mündung zur Erde, unterm Arme trug, voran. Hinterher ging Jaufion, auch mit einer Flinte bewaffnet, und neben ihm Miſſonier. In dieſer Ordnung marſchirend, durchkreuzten ſie, nicht auf dem nächſten Wege zum Fluſſe, die Stadt. An einem Garten ſetzten ſie ihre Laſt einen Augenblick nieder. Hier ging Jemand, wie es ſchien, ohne ſie zu bemerken, vorüber und ſtieß dabei einen Fluch aus. Alsdann luden ſie wieder auf, mußten aber bald die bisherige Ordnung aufgeben, denn die Wege zwiſchen den einſamen Gartenmauern, welche nach dem Aveyron hinabführten, wurden zu ſchmal und abſchüſſig für zwei Mann nebeneinander. Von nun ab trugen Bancal und Colard allein die Leiche. Unten am Fluſſe angekommen, gingen ſie entweder noch 150 Schritte weiter am Ufer fort, oder blieben gleich, wo ſie ihn erreichten, ſtehen, um ihr Geſchäft abzuthun. Der Leichnam ward losgewickelt und ins Waſſer geworfen. Baſtide und Jaufion legten nun noch einmal, mit vorgehaltenem Gewehr, den Theilnehmern das tiefſte Stillſchweigen bei Todesſtrafe auf, und Alle trennten ſich in der Nacht.

Am folgenden Tage hat die Bancal noch einen der von Fualdes „der Länge und der Quere nach" geschriebenen Wechsel auf Stempelpapier in der Küche gefunden. Da er aber mit Blut befleckt gewesen, hatte sie es für dienlicher gehalten, ihn zu verbrennen.

Früh am 20., etwa in der achten Morgenstunde, betrat Jausion, auf die schon angegebene Weise, mit Frau und Schwägerin das Haus des Fualdes. Er erbrach in der Stube des zweiten Stockwerks einen Aufsatz, öffnete darauf in der Bibliothek mit einem Beile die Schieblade eines Schreibtisches, wo Fualdes sein Geld, sein großes Taschenbuch, und seine Tagebücher aufbewahrte, und nahm Mehres weg, unter Anderm ein oder zwei Beutel mit Geld. Zu einem Bedienten sagte er dabei: „Wir haben dies Geld genommen, sprich nicht davon." Fualdes kleines Taschenbuch, worin er seine Wechsel, und das große, in Maroquin eingebunden, mit Schloß, in welchem er die Rechnungen über ausgestellte und empfangene Wechsel bewahrte, fehlten im Nachlaß. Auch eine Urkunde, welche Jausion am 19. März zwischen 5 und 6 Uhr Abends an Fualdes übergeben haben will, war nicht zu finden. Die zwölf von de Seguret acceptirten Wechsel, im Betrage von 20,000 Francs, mit einem in blanco Indossement von Fualdes' Hand, die sich in Jausion's Besitz befanden, können von ihm bei diesem Einbruch genommen sein, wenn sie ihm nicht schon am Mordabend vorher von Fualdes erzwungenerweise geschrieben und zugestellt sind.

Doch trifft die Schuld dieses Einbruchs und dieser Beraubung Jausion nicht allein. Bald nach ihm, also am frühen Morgen des 20., traf auch Bastide in Rhodez, und in Fualdes' Wohnung ein. Er machte sich schon verdächtig, als er fragte: ob Fualdes zu Hause sei? da doch bereits die ganze Stadt seine Ermordung wußte, worüber

das Dienstmädchen in Thränen ausbrach, dann aber betrat er Fualdes' Zimmer, durchsuchte einige Behälter, eine Schieblade und half, unaufgefodert, ein Bett zurechtmachen, wobei ein Schlüssel unterm Kopfkissen, wie zufällig, herausfiel, derselbe Schlüssel des Schreibtisches, den Fualdes stets bei sich trug, und derselbe Schlüssel, den man Bastide am Mordabend aus den Taschen des Ermordeten zugestellt hatte.

Dies die Geschichte des ganzen Vorganges, wie er in der Stadt Rhodez, in der Provinz, in Frankreich geglaubt wurde; von dem die Zeugen, die Geschworenen, die Richter, zum Theil die Angeschuldigten selbst überzeugt waren, daß er sich so verhalte. Dies die Kette von Facten, auf welche zwei Richtersprüche, zwei Cassationserkenntnisse, drei Hinrichtungen und mehre andere Verdammungen zu Brandmal und Kettenstrafe sich begründeten. Dies eine Geschichte von Facten und Vermuthungen, wie sie nicht vom Anfange an da war, sondern erst im Verlauf eines Processes entstand und anwuchs, der das ungeheuerste Aufsehen erregte und in dem Jeder, der nur im entferntesten damit in Berührung kam, sich gedrungen fühlte, sein Scherflein von Vermuthungen, Schlüssen, Indicien hinzuzuthun, um das lückenhafte Gebäude — was anfänglich nur eine große Lücke war, zu füllen, zu stützen, auszubilden und zu schmücken.

Das Gerücht bezeichnete sogleich Bancal's Haus als den Ort, wo Fualdes seinen Tod gefunden. Bancal und sein Weib wurden sofort verhaftet. Die Hausuntersuchung ergab nichts. Die Dielen waren gescheuert. Man machte dem Policeicommissair Constant Vorwürfe, daß er

nachläſſig, ſogar, daß er im Intereſſe der angeſehenen Familien der Angeſchuldigten pflichtwidrig unterſucht habe. Er wurde abgeſetzt, ſpäter verhaftet und endlich ſelbſt als Mitſchuldiger der Mordthat angeklagt.

Am 24. März ward Bousquier gefangen geſetzt, am 25. Baſtide, darauf die übrigen Gehülfen des Mordes, am 7. April erſt Jauſion. Am 29. Juli erhielt Madame Manſon die erſte Ladung vor Gericht. Während der Unterſuchung ſtarb Bancal im Gefängniſſe, nicht ohne Verdacht, ſich durch ein aus Urin und Roſt von Nägeln nothdürftig präparirtes Gift ſelbſt das Leben genommen zu haben. Er ſtarb ohne zu geſtehen.

Im Auguſt wurden die Aſſiſen zu Rhodez über folgende Perſonen, als Angeſchuldigte, den Fualdes ermordet zu haben, eröffnet: Witwe Bancal, deren Tochter Marianne Bancal, Baſtide Grammont, Jean Baptiſte Colard, François Bach, Anne Benoit, Jean Bousquier, Joſeph Jauſion, ſeine Frau Victoire, geborene Baſtide und deren Schwägerin, Francisca Galtier, geborene Baſtide. Der Sohn des Ermordeten, der junge Fualdes, der die Rechtswiſſenſchaft in Paris ſtudirte, betrieb und unterſtützte die öffentliche Anklage, indem er zugleich ſeine Civilanſprüche wegen des Einbruchs und auch Entſchädigung wegen des Geraubten geltend machte.

Alle Angeklagte leugneten die That, bis auf Bousquier, der als Zeuge und Angeklagter zugleich auftrat.

Am 12. September ſprachen die Geſchworenen faſt einſtimmig das Schuldig aus über: Baſtide, Jauſion, Bach und Colard als Urheber des Mordes; über die Bancal als Gehülfin mit Vorbedacht; über Miſſonier und Anne Benoit als Gehülfen ohne Vorbedacht; über Bousquier als des Hineinwerfens der Leiche in den Fluß.

Jaufion und Baſtide wurden zugleich als des Diebſtahls, jedoch ohne Einbruch, ſchuldig erklärt; Madame Jaufion als Gehülfin, jedoch ohne Kenntniß der Sache. Madame Galtier und Marianne Bancal wurden freigeſprochen.

In Folge dieſes Verdicts wurden Baſtide, Jaufion, Bach, Colard und die Bancal zum Tode verurtheilt, Miſſonier und Anne Benoit zu ewiger Zwangsarbeit, Bousquier zu zwei Jahren Gefängnißſtrafe. Die Manſon wurde wegen falſchen Zeugniſſes in Haft genommen und vor Gericht geſtellt.

Der Caſſationshof hob am 10. October, auf Berufung der Angeklagten, das Erkenntniß auf und verwies die Sache vor die Aſſiſen zu Albv. Die Aufregung, welche dieſer dem Publicum und den Richtern gleich unerwartete Spruch veranlaßte, war außerordentlich. Wer nicht entſchieden zur Gegenpartei gehörte, war von der Wahrheit der Erzählung, von der Schuld der Angeklagten überzeugt. Man ſah in dem Ausſpruch des Caſſationshofes nur einen Verſuch, die royaliſtiſchen Verbrecher von der wohlverdienten Strafe loszumachen. Das Volk drohte, die Gefangenen nicht fortzulaſſen, wie man früher ſogar die Richter bedroht haben ſoll, wenn ſie die Thäter frei ſprächen. Es bedurfte militairiſcher Demonſtrationen, um bei der Abführung das empörte Volk ruhig zu erhalten. Um es zu beſchwichtigen, legte man dem Hauptverbrecher Baſtide eine Kette um den Hals.

Die Aſſiſen zu Albv begannen am 26. März 1818. Zu den Angeklagten aus den vorigen Aſſiſen kamen noch (da inzwiſchen der Mitangeſchuldigte Bach ein Bekenntniß abgelegt hatte) Louis Baſtide und des ältern Baſtide Neffen: Beſſières de Veynac und Vence d'Iſtournet, welche verhaftet wurden. Doch ward gegen ſie eine beſondere Unterſuchung geführt, und dem

Antrage der Hauptinculpaten, daß die neue Untersuchung wider sie bis dahin verschoben werde, daß die gegen die neu Angeklagten erledigt sei, ward nicht nachgegeben.

Bei diesem zweiten Processe trat ein neuer Zeuge auf, welcher nicht zu den Angeschuldigten gehörte; dann (3. April) brach die Manson ihr räthselhaftes Schweigen, und außer Bach fand sich auch die Bancal (13. April) bewogen, zu bekennen und gegen ihre Mitangeschuldigten zu denunciren.

Die Besorgniß des Publicums, daß die neuen Geschworenen zu Alby, unter denen sich sehr aristokratische und royalistische Namen befinden, zu Gunsten der Verbrecher gestimmt sein würden, war falsch. Sie erkannten am 4. Mai für schuldig: Bastide und Jausion des Mordes mit Vorbedacht und des Diebstahls mit Einbruch; Colard mitschuldig des Mordes mit Vorbedacht, desgleichen Bach und die Bancal; Anne Benoit mitschuldig des Mordes ohne Vorbedacht; Missonier nicht schuldig des Mordes, aber mitschuldig beim Forttragen der Leiche; Bach, Colard, Bastide und Jausion schuldig des Wegtragens der Leiche; die Manson unschuldig.

Das Gericht verurtheilte darauf Bastide, Jausion, Colard, Bach und die Bancal zum Tode, Anne Benoit zum Brandmal und ewiger Zwangsarbeit, Missonier zu 2 Jahren Gefängniß und 50 Francs Strafe. — Bach wurde der Gnade des Königs empfohlen.

Die Verurtheilten legten Cassation ein. Auf Antrag des Berichterstatters Olivier, der die Ansicht aussprach, man müsse einem Processe ein Ende machen, dessen lange Dauer schon so viel Aergerniß verbreitet habe, ward die Cassation verworfen. Die öffentliche Stimme, welche sich im Publicum, in den Zeitungen und, irren wir nicht, selbst in der Deputirtenkammer aussprach, beschuldigte die Regierung, daß sie Proceß und Hinrichtung verzögere.

weil die Thäter zu den eifrigsten royalistischen Familien in Südfrankreich gehörten. Am 3. Juni ward darauf zur vorläufigen Hinrichtung eines Theils der Verurtheilten geschritten.

Das Blut dreier Opfer ist geflossen, von den übrigen Angeschuldigten schmachten Einige vielleicht noch in Ketten, die Mehrzahl derselben steht, der Wahrscheinlichkeit nach, schon vor dem ewigen Richter, und noch ruht ein undurchdringliches Dunkel über einer Mordthat, welche vor den Augen der Welt und anscheinend mit ihrer Zustimmung gerichtet wurde. Aber die Gerichteten betheuerten laut und feierlich und noch im letzten Augenblicke, als das Beil schon über ihren Häuptern schwebte, ihre Unschuld, und der gegen sie geführte Beweis würde vor deutschen Richterstühlen schwerlich zu ihrem Todesurtheile ausgereicht haben. Der oft angerufene Engel, der in diese Dunkelheit Licht, in diese Verworrenheit Ordnung bringe, ist weder während des Processes, noch in den 23 Jahren, die seitdem verflossen sind, erschienen.

Frankreich und die ganze Welt nahm an, daß ein wenn nicht vollständig genügendes, doch ein gerechtes Urtheil gefällt worden. Vielfache Schriften haben den Proceß zum Gegenstande. Wie eine Fonk'sche, gab es eine Fualdes'sche Literatur. Die Mordthat ist als ein Melodram: „Das Schloß Paluzzi" von dem französischen aus über alle Theater gegangen, auch in Deutschland wurde ein Bühnenstück davon geschrieben, und wie Geschworene und Richter sie beurtheilt, ist die Geschichte in unsere Compendien und Lexica übergegangen. — Nur eine Stimme erhob sich vor zehn Jahren für die Verurtheilten,

um die Ungerechtigkeit des Urtheils darzuthun, die Ehrenrettung der gefallenen Opfer herzustellen; es war die Stimme eines Deutschen. Die Schrift heißt: „Fualdes' angebliche Ermordung, oder nähere Beleuchtung des merkwürdigsten Criminalfalls unsers Jahrhunderts durch Peter von Kobbe. Celle 1831."

Der spätere Vertheidiger sucht aus den Acten darzustellen: daß nicht weniger als der ganze Thatbestand des Verbrechens fehle, daß weder mit Bestimmtheit ermittelt sei, daß Fualdes überhaupt von fremder Hand ermordet sei, noch weniger aber, wenn es der Fall, daß es in Bancal's Hause, unter diesen Umständen und von diesen Personen geschehen sein könne. Er beweist: daß die Zeugenaussagen, die ganze Beweisführung voller schlagender Widersprüche, daß die gravirenden Zeugen selbst im höchsten Grade verdächtig seien; er bemüht sich, darzustellen, wie die Untersuchung, entweder von Parteihaß oder fanatischer Ueberzeugung geleitet, ungerecht und von allen betheiligten Richtern und Magistratspersonen mit dem bestimmten Vorurtheil der Schuld der Verklagten geführt sei; daß die höchsten Richter die Geschworenen selbst zu induciren, die Defensoren abzuschrecken und einzuschüchtern gewußt; und versucht endlich den Beweis zu führen, auf welchem Wege die ganze Fabel entstanden sei.

Es hält gewiß nicht schwer, in einer großen Anzahl Verdicte der Geschworenengerichte nicht allein Verstöße gegen das formelle Recht, sondern auch gegen das Urtheil unserer Vernunft und unsers Gefühls ausfindig zu machen. Wenn wir aber vom Gesichtspunkte unsers Rechtsgefühls aus gegen die Jurywurtheile mistrauisch sind, so dürfen wir auch nicht ohne Mistrauen die Urtheile unserer Juristen betrachten, wo ihre aus dem formellen Rechte gewonnene Ansicht mit dem aus der menschlichen Ueberzeugung hervor-

gegangenen der Jury nicht stimmen will. Dieselbe vorgefaßte Meinung, welche die Geschworenen in einzelnen Fällen von der Wahrheit abführt, verführt unsere Juristen im Allgemeinen zum Argwohn gegen alle Geschworenenaussprüche, woran unsere juridische Literatur an Beispielen keinen Mangel hat. Nach dem Begriff des Geschworenengerichts aber, wo die Wahrheit nicht aus geschriebenen Acten, sondern aus dem unmittelbaren Eindruck der lebendigen Wirklichkeit geschöpft wird, ist ein Urtheil, was nicht aus den Verhandlungen selbst, aus Aug und Ohr auf Zeugen, Kläger, Verklagte, aus der persönlichen Kenntniß der Personen, der örtlichen Verhältnisse hervorgeht, keines. Denn was von den Verhandlungen der Schrift anvertraut, was, nicht so wie es ist, sondern wie es der Nachschreiber auffaßt, unter Einwirkung der Drucker, Zeitungsredacteren, vielleicht gar einer Censur, gedruckt wird, ist immer nur ein schwacher Abdruck der lebendigen, öffentlichen Darstellung, die ihre mannichfachen Täuschungen haben mag, aber Täuschungen, die in der Oeffentlichkeit auch ihr Gegengift finden. Was nach dem Buchstaben der Mittheilung dem Leser wahr erscheint, ist dem Geschworenen vielleicht Täuschung, der dem Sprechenden ins Auge sieht; und was uns als Täuschung erscheint, erkennt der Geschworene vielleicht für wahr, weil er die Unbeholfenheit, Angst und doch innere Treue des Zeugen ins Auge faßt. Nach der Bedeutung der Geschworenengerichte existiren nicht und können nicht existiren, was wir Acten nennen, legalisirte Documente, bleibende Buchstaben, nach denen der Gelehrte in der fernen Universitätsstadt und ein Richter in später Zeit mit eben der ausreichenden Gewißheit im Stande sein müssen, ein Urtheil zu fällen, als die Richter, vor deren Person die Personen der Angeschuldigten und Zeugen sprechen, erscheinen und sich geben, wie sie sind. Ein Geschworenen-

gericht und die Verhandlungen vor demſelben ſind eine Erſcheinung, die verſchwindet, ſobald das Verdict gefunden. Dieſes allein bleibt, auf dieſes allein kann recurrirt werden, nicht auf jene. Wo es aber keine Acten gibt, ſondern nur unofficielle Aufnotirungen des Geſprochenen und Verhandelten, wo den zweifelhaften Buchſtaben der belebende Geiſt längſt verlaſſen, wie läßt ſich da überhaupt ein Urtheil finden, was ſich ſelbſt genügt, und wie eines, das ein unter andern Umſtänden gefundenes beſſern, oder gar mit Rechten umſtoßen ſoll!

Dies als Regel. Aber wie es Zeiten der Aufregung gibt, wo gewiſſe geiſtige Strömungen ſo allmächtig ſind, daß Vernunft und Verſtand des Einzelnen dagegen nicht aufkommen und das richtige Urtheil erſt einer ſpätern Zeit vorbehalten bleibt, ſo mag auch die richtige Würdigung manches Criminalfalls erſt der Folgezeit überlaſſen bleiben, wo Aufregung und Parteiwuth ſich gelegt haben. Wir ſehen dies bei Sand's Mordthat. Anders iſt es freilich in der vorliegenden. Es ſtreitet ſich nicht um die Motive, ſondern um eine That und Thäterſchaft; aber religiöſe und politiſche Aufregung und ſüdfranzöſiſches Blut ſind im Spiel. Die Reſtauration in Frankreich hatte geſiegt. Die katholiſche und legitimiſtiſche Partei im Süden, ſtark und erbittert, erlaubte ſich vielfache Unterdrückungen, Aufreizungen gegen die Liberalen, die ehemaligen Anhänger des Kaiſerthums und gegen die Reformirten, welche während der Revolution ihre alten, unter Blut und Greuel der Dragonaden verlorenen Rechte ſich wieder angeeignet und unter Napoleon's Herrſchaft beſtätigt erhalten hatten. Es braucht nicht an alle die Machinationen der damaligen Ultra, der Jeſuiten und ihrer Miſſionen erinnert zu werden, welche im ſüdlichen Frankreich mehr Zündſtoff als im Norden fanden. Es geſchahen arge Dinge und noch ärger waren

die Befürchtungen. Daß die wüthenden Royalisten von einer Ausrottung der Liberalen, die Jesuiten von der der Protestanten wenigstens träumten und die Gegner es wußten und glaubten oder fürchteten, ist ein Factum, ohne welches die Julirevolution nicht möglich wäre.

Fualdes ward ermordet gefunden. Fualdes, ein Protestant, ein Liberaler, ein ehemaliger, abgesetzter Beamter des Kaiserreichs. Ein dumpfes Gerücht lief um von Drohungen, schon längst ausgesprochen gegen das Leben des ehemaligen öffentlichen Anklägers. Eine That der Rache, eine Verschwörung gegen ihn als Parteimann lag zum Grunde, der Eigennutz hatte nur den Funken in die bereite Mine geworfen. Eine ganze Reihe von Verbündeten, alle einer bestimmten, feindlichen, drohenden, übermächtig und übermüthig gewordenen Partei angehörig, standen angeklagt da vor dem Volksglauben. Man hatte Beispiele, daß die Gerechtigkeit zauderte, wo die Verbrecher der herrschenden Partei angehörten. Die erhitzten Gemüther vergrößerten das Schreckbild; sie boten alle Kräfte auf, die Gerechtigkeit in Harnisch zu bringen und die von panischem Schrecken ergriffene Einbildungskraft des Volkes zur öffentlichen Anklägerin zu stacheln. Der alte Fall des Jean Calas trat in schrecklicher Erinnerung wieder auf, und es galt gegen den Fanatismus der Katholiken, dies Mal, nicht einen Unschuldigen zu retten, sondern die Mörder eines Unschuldigen der Gerechtigkeit zu denunciren und diese in ihrer strengen Pflichtübung zu überwachen. Die Erhitzung theilte sich mit, die Entrüstung nährte den Glauben und eine skeptische Kritik erschien bei dem Zustande der Volksaufregung bald als Verrath, als Versuch, die bluttriefenden Mörder der wohlverdienten Strafe zu entziehen.

In dieser Aufregung von Furcht und Haß wurde die

Unterſuchung geführt. Publicum, Zeugen, Geſchworene, Richter und Behörden glaubten an die That und an die Thäterſchaft, und in dieſem allgemeinen Glauben wurde denuncirt, inquirirt, wurden die Zeugen abgehört und das Urtheil geſprochen. Da erſcheint es nicht allein zuläſſig, es erſcheint als eine Ehrenpflicht, auf die vorhandenen Ueberlieferungen geſtützt, die vollendete Sache noch ein Mal, von einem parteiloſen Standpunkte, einer neuen Prüfung zu unterwerfen.

Die Geſchichte von der Ermordung, wie wir ſie mittheilten, ſtrotzt von Unwahrſcheinlichkeiten. Kein Einzelner hat ſie ſo erzählt; es iſt das Compoſitum der Anſichten, Vermuthungen und Schlüſſe der Ankläger, Zeugen und Richter. Ja wäre jedes einzelne Factum darin wirklich von zwei unverdächtigen Zeugen bekundet, wir müßten unſern Verſtand gefangen geben, um Alles zu glauben; ſo ſich und der geſunden Vernunft widerſprechend, ſtehen die Thatſachen nebeneinander und ſich gegenüber.

In Baſtide's und Jauſion's vereintem Intereſſe ſoll es gelegen haben, Fualdes ums Leben zu bringen. Um einen alten, ſchwachen Mann zu ermorden, bedarf es dazu einer Verſchwörung von ſo vielen Perſonen? Und wenn? Läßt ſich eine ungeſchicktere Art denken, als ihn auf offener Straße, zu einer Stunde, wo noch nicht vollkommenes Nachtdunkel eintrat, zu ergreifen, zu knebeln und in ein verdächtiges Haus zu ſchleppen? Dies Haus war in ſchlechtem Zuſtande. Der Fußboden der Wohnung über Bancal's Wohnung ſo verwittert und morſch, daß man durch die Bretterſpalten bis in die Bancal'ſche Küche, ja auf den Tiſch ſehen konnte, wo Fualdes geſchlachtet worden; und doch wollen die Spanier, welche oben wohnten, nichts von dem Lärmen, den die Ermordung nothwendigerweiſe verurſachen mußte, gehört haben. Die Hebdomadierſtraße

war so eng, daß kaum ein Karren hindurchkonnte, die Häuser gegenüber stark bewohnt und aus den Fenstern derselben konnte man in Bancal's Küche sehen. Die Mörder und der Ermordete sahen sich fast in täglichem Umgange; bot sich da keine günstigere Gelegenheit, ihn heimlich, ohne Zeugen, aus dem Wege zu schaffen? Bastide sagt, wenn er wollte, er hätte ihn täglich auf der Jagd erschießen, im Walde, auf den Wegen tödten und verscharren können. Gesetzt aber, es galt vorher die Erpressung seiner Unterschriften, gab es da für so mächtige Familien, als die der Verklagten, keine verschwiegenern Orte, keine listigere Vorbereitung? Ist es möglich, daß Männer von Stand, Vermögen, Bildung, gesetzt daß sie ein so großes Complott geschlossen, es auf eine solche mehr als grobe Weise ausführen!

Mit dem allergeringsten Grade von Besinnung und Urtheilsfähigkeit mußten sie sich sagen, daß zu einer That der Art die möglichst wenigen Gehülfen schon gefährliche Zeugen sind. Statt dessen ziehen sie eine Zahl von Helfershelfern zu, deren Charakter und gemeine Gesinnung ihnen gar keine Bürgschaft gewährt: Bordellwirthe, alte Frauen, verdächtige Mädchen, Contrebandiers, Herumtreiber; Gesindel, das wol Lust zu solchen Thaten von selbst hat, sie ein Mal um geringen Lohn begeht und schweigt, aber dann, wie man aus hundert Criminalgeschichten weiß, für das Leben durch ein furchtbarer, lästiger Mahner bleibt, ein Vampyr, der das Blut der Schuldbewußten langsam aussaugt. Wol lassen oft große Verbrecher die That durch gemeine Leute ausführen, aber sie wissen sich dann geschickt hinter der Gardine zu verbergen und behalten reine Hände. Wo ist es aber je erhört, daß sie selbst und allein handeln, die Hände beflecken und sich in jenen verdächtigen Gehülfen nur Zuschauer bitten, die gelegentlich etwa zugreifen und

nur gelegentlich nachher helfen sollen? Waren die zwei, der starke Bastide und Jausion, oder ihre zwei, drei oder vier Verwandten nicht genug zum Morde? Genügten zur Hülfeleistung, wenn sie es nicht waren, nicht die Bancal'schen Eheleute? Mußten sie noch eine Weibsperson und fünf verdächtige Kerle aus den Kneipen und von der Straße aufgreifen?

Welche Vorbereitungen setzt die That voraus? Das Besprechen und Entwerfen des Planes unter den vielen Hauptthätern, — darunter Keiner, der Bedenken hegt; die Anwerbung der Herumtreiber und Mädchen, darunter eines Menschen (Bach), der erst vor Kurzem in die Stadt gekommen; der strategische Plan, wie man Fualdes auf der Straße ergreife (es war Markt in Rhodez und die Straße Hebdomadier zwar eng, aber sehr begangen); die Postirung zweier Leiermänner u. s. w. Und mit welcher Unvorsichtigkeit begeht man ein so gewagtes Unternehmen? Leiermänner machen freilich Lärm, der ein Geschrei übertönen mag, sie ziehen aber auch Menschen auf die Straßen und an die Fenster. Man hat das Haus nicht vorher von Verdächtigen gesäubert. Eine Dame läßt man im Nebencabinet sich verstecken, Kinder im verhangenen Bette in derselben Stube schlafen, ohne nur ein Mal vorher die Gardinen aufzuheben. Warum schlachtet man gerade das Opfer, da das ausströmende Blut nothwendigerweise Inconvenienzen herbeiführen und Blutflecke hinterlassen mußte? So viele starke Männer konnten mit Leichtigkeit den alten Mann erwürgen, vielleicht mit der bloßen Hand, sodaß nicht einmal eine Strangulationsmarke geblieben wäre. Will man aber sein Blut fließen sehen, weshalb ihn erst auf den Tisch, weshalb wiederholentlich auf den Tisch legen, da es doch einfacher war, ihm, nachdem er ausgeschrieben, von hinten einen Stoß ins Genick zu

geben? Kann ein so mordgieriger Mann, als Bastide, im Augenblick, wo ihm das Opfer aus den Händen laufen will, die Ruhe behalten, einem Andern, der es aufzugreifen zögert, eine Ohrfeige zu geben?

Die Zahl der kleinen Unwahrscheinlichkeiten ist groß. Wenn Fualdes beim Hereinschleppen geknebelt war, riß etwa schon auf der Straße der Knebel, warum schrie er dann nicht? Oder brachte man ihn geknebelt bis ins Haus, weshalb warf man alsdann das Tuch, das ein Knebel sein sollte, wieder auf die Straße? Ist es wahrscheinlich, daß man Mörder um eine so geringe Summe, als etwa 20 Francs, wie der am besten bezahlte Bach erhalten haben will, dingt? Ist es wahrscheinlich, daß die Hauptthäter sich, wie die spätern Zeugen bekunden, mit Namen untereinander gerufen haben? Ist es wahrscheinlich, daß die Mörder einen der Wechsel, die Fualdes schreiben müßte, und um die er ermordet worden, aus Nachlässigkeit auf dem Boden liegen ließen?

Waren Bastide und Jausion so leichtsinnige, unbesonnene Menschen, um auf so unbegreiflich plumpe Weise ihr Ziel zu erstreben? Oder trieb sie ein fanatisch blinder Haß? Von letzterm ist nichts erwiesen. Jausion war ein Wechsler. Geschäftsmänner, die mit Geld handeln, pflegen mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen. Bastide's beide Neffen waren Notare! Bastide selbst, ein roher, wilder Mensch, verrieth während des ganzen Processes die äußerste Besonnenheit und Kaltblütigkeit, mit einem natürlichen Verstande vertheidigte er sich und wußte mit bitterm Spott die Widersprüche der Zeugen aufzudecken.

Nach dem ärztlichen Befunde war es eine Wunde, mit einem stumpfen Messer beigebracht, an der Fualdes verblutet ist. Nach der Erzählung sollen Mehre zugestoßen oder zugeschnitten haben! Dies Letztere wurde geglaubt.

Die That war geschehen, die Leiche lag da. Wenn man sie auf geschickte Weise in das Fualdes'sche Haus zurückschaffen können, wäre Vernunft und Ueberlegung bei der Sache. Aber wenn man sie in den Fluß werfen wollte, was bedurfte es solcher furchtbaren, verrätherischen Anstalten? Hätten nicht die Schultern eines starken Contrebandiers ausgereicht, um den Körper eines alten Mannes, in einen Sack gesteckt, aufzuladen? Es wäre in Stille und Verschwiegenheit abgethan gewesen. Zur Sicherheit hätten die Andern in einiger Entfernung davon einhergehen können. Statt Dessen wird ein romanhafter Leichenzug angeordnet. Vier Männer tragen den Leichnam auf ihren Schultern, indem sie noch eine besondere Bahre von zwei langen Stangen dazu bereiten; ein großer Mann schreitet mit einer Doppelflinte vorauf, ein Anderer folgt mit einer Flinte und noch Einer mit einem Stocke bewaffnet. So schreiten sie auf einem großen Umwege (der sich freilich erklären ließe) durch die Stadt nach dem Flusse. Kaum läßt sich etwas erdenken, was der Sache ein gefährlicheres und verdächtigeres Ansehen geben können. Denkbar freilich, daß sie einen Zug Contrebandiers fingiren wollen; aber war das nicht gerade das Mittel, einen Angriff und Entdeckung anzuziehen? Aber es war ein furchtbares Bild für die Einbildungskraft und correspondirte mit der Abschlachtung auf dem Tische und dem Auffangen des Bluts in einem Kübel!

Die That ist vollbracht, die Leiche gefunden, eine himmelschreiende Mordthat wird vermuthet. Was lag näher, als daß die Mörder nun Alles vermieden, was auf sie den Verdacht lenken konnte? Statt dessen stürmt am frühen Morgen Jausion in Fualdes' Haus, erbricht dessen Schreibtisch und durchsucht seine Papiere. Dies ist erwiesen und eingestanden (nachdem Jausion beim ersten

Verhör aus Angst es geleugnet), auch eingestanden, daß Jaufion zum Bedienten gesagt, er möge es der bekümmerten Witwe verschweigen. Die That an sich war entweder eine unerlaubte Selbsthülfe, oder doch ein eigenmächtiges, aufs äußerste unvorsichtiges Verfahren. Aber Jaufion's Erklärung ist an sich nicht unwahrscheinlich. Er, der mit Fualdes im nächsten Geldverkehr stand, hört, daß er ermordet und beraubt sei; er stürzt deshalb in sein Zimmer, um sich zu überzeugen, zu sehen, was fehlt, was vielleicht geschehen muß, um weitern Verlusten vorzubeugen. — Die andere Geschichte, von Bastide's Einbruch ins Haus, von dem Schlüssel, der aus dem Bette gefallen und daß auch er die Läden durchwühlt und Papiere fortgenommen, ist in unserm Sinne nicht erwiesen. Bastide will erst am Nachmittag des 20. März in die Stadt und in das Haus gekommen sein, und auch die Frage an die Dienstmagd: ob Fualdes zu Hause sei? soll auf einem Misverständniß beruhen.

Wenn Zwei am Abend vorher einen Dritten ermordet, wenn sie ihm Wechsel abgepreßt haben, werden sie dann noch am nächsten Morgen in sein Haus brechen, um den Raub vollständig zu machen und seine Papiere und Gelder ihm fortzunehmen? Vielleicht, wenn es gemeine Raubmörder sind, denen die erste Beute nicht genügt, die sich dann aus dem Staube machen wollen, obwol auch diese gescheiter handelten, wenn sie in der Nacht einbrächen, statt am Morgen, wo die ganze Stadt schon auf den Beinen ist und erfüllt von der gräßlichen Nachricht. Aber angesessene und angesehene Bürger dürften, zumal nach solchem Blutrausch, zu einiger Furcht und Besinnung erwacht sein, um dem schreienden Verdachte durch eine neue, nicht zu verbergende Gewaltthat nicht frische Nah-

rung zu geben. Zuerst ein Raubmord und dann am hellen Tage noch ein Einbruch erscheint doch als zu viel!

Die Möglichkeit bleibt freilich nicht ausgeschlossen, daß Jausion grade durch diese offenkundige Gewaltthat, und daß er sie in Gegenwart zweier Damen und eines Bedienten beging, den Verdacht von sich abwälzen wollen, daß er an der finstern That könne Theil genommen haben. Aber die Berechnung ist sehr fein, zu fein für Jemand, der so plump die Schlächterscene im Bancal'schen Hause veranstaltet hat.

Bei den vielen Dunkelheiten im Processe erscheinen die Geld- und Geschäftsverhältnisse zwischen Mörder und Ermordeten, und somit das nächste Motiv zur That, am allerdunkelsten. Nach Dem, was uns davon mitgetheilt worden, ist es nicht erwiesen, daß Jausion und Bastide den Fualdes betrogen und beraubt haben, noch daß sie nach dem Stande ihrer Geldverbindungen sich von ihm so gedrängt und gedrückt fühlten, um darin das Motiv ihrer Mordthat zu finden. Nach der Meinung des Publicums hatte Jausion seinen Credit durch Fualdes' Darlehn sehr erweitert, Bastide aber sei diesem 10,000 Francs schuldig gewesen. Es constirt aber nur, daß Fualdes, als er starb, statt wohlhabend zu sein, ein Bettler war. Daß er es allein durch die Mordthat, durch die Unterschrift der Wechsel und den Einbruch in seine Schreiblade geworden, hätte erwiesen werden müssen. Es ist nicht geschehen.

Fualdes' Journale, sein Portefeuille und die Gegenscheine fehlten; er war, nach Angabe des Advocaten seines Sohnes, um 100,000 Francs verschuldet, von denen er mit 45,000 Francs Jausion und dessen Committenten verhaftet war. Aber ist es zur Evidenz erwiesen, daß Jausion und Bastide die Bücher und Journale verschwinden lassen? Es sind von Seiten der

Familie einige schlechte Bücher, wie der Faublas, die sich im Nachlaß fanden, bei Seite gebracht und verbrannt worden, was Freunde der Madame Fualdes verwarfen. Der Staatsanwalt widersetzte sich, was die Angeklagten foderten, der gleichzeitigen Verhandlung des Civilinteresses mit dem Criminalverfahren, als einer question totalement étrangère à l'objet de l'accusation. „Was gehen uns jetzt Handlungsbücher oder Papiere an, die nach Gutdünken verfertigt sein können, nachdem Fualdes' Register und Bücher alle fehlen?" Jausion's Bücher sollten nach dem Bericht der Commissaire (bei den zweiten Assisen) falsch sein. Jausion behauptete dagegen, die Siegel seiner Handelsbücher wären verletzt, somit könne von anderer Seite her eine Fälschung erfolgt sein. Der Staatsanwalt räumte ein, daß man die Wiederversiegelung nach den ersten Assisen unterlassen, weil man nicht geglaubt, daß das Urtheil cassirt werden würde. Jausion hatte factisch Papiere in Händen, wonach Fualdes ihm bedeutende Summen schuldig war; aber Fualdes' Erben behaupteten, man habe beim Einbruch bereits verfallene und zurückgegebene Papiere entwendet und wiederhergestellt. Die namhaften Summen, welche Jausion in Wechseln, ausgestellt von Fualdes, in Händen gehabt, seien nicht sein Eigenthum gewesen, sondern ihm nur zum Schein cedirt worden, entweder damit er als Fualdes' Mandatar die Gelder einziehe, oder, wie angegeben, um seinem Geschäfte mehr Credit durch diesen bedeutenden Geldverkehr zu verschaffen. Zu Fualdes' Sicherheit habe ihm Jausion für diese cedirten Wechsel ebenso viele Gegenscheine ausstellen müssen; und um diese Gegenscheine wieder in seine Hände zu bekommen, sei es geschehen, daß er am Morgen in Fualdes' Haus den Einbruch unternommen. Erst bei den zweiten Assisen von Alby kam es zur Sprache, daß Fualdes alle diese Wechsel

erſt vor der Ermordung ſchreiben müſſen. Wenn ſich die Mörder aber Alles ſchreiben laſſen, was ſie verlangten, hatten ſie dann noch nöthig, Fualdes in ſeinem Hauſe zu beſtehlen?

Gewiß iſt nur, daß Jauſion von den Kaufgeldern, welche Fualdes durch den Präſidenten de Seguret erhalten, für 12,000 Francs in Händen hatte, und dieſe am 19. März 1817 auf der place de cité von Fualdes erhalten haben will. Fualdes' Erben beſtreiten Letzteres. Die in blanco geſchehene Ceſſion der Wechſel könne höchſtens (wenn ſie auf rechtliche Weiſe erfolgt wäre) als ein Geſchäftsauftrag an Jauſion, nicht aber als Eigenthumsübertragung betrachtet werden.

Gewiß iſt aber auch, daß Baſtide an demſelben Tage in Fualdes' Auftrag 10,000 Francs Papiere zu Gelde machen ſollte. Es gelang ihm nur mit 2000 Francs, die er bei Julien Baſtide unterbrachte. Die übrigen Papiere erhielt Fualdes noch am 19. von Baſtide zurück, ſie fanden ſich in Jenes Nachlaß. Wenn Baſtide ihn ermorden und am folgenden Tage beſtehlen wollen, hätte er dieſe Procedur wol nicht nöthig gehabt.

Fualdes' Sohn machte Anſprüche auf Reſtitution von 20,000 und Zahlung von 64,824 Francs, welche, mit den 12,831 Francs, die man baar oder in Papieren im Nachlaß gefunden, eine Summe von 97,655 Francs, oder den Betrag der ganzen Paſſivmaſſe ausmachten, welche allein (?) durch den Diebſtahl und die Betrügereien der Verklagten entſtanden wäre. Die Verurtheilten replicirten durch ihre Sachwalter: die Schuldenmaſſe ſei noch gar nicht gehörig ausgemittelt; ſie betrage höchſtens 60,000 Francs; daß Fualdes dieſe Schulden wirklich ſelbſt contrahirt habe, ſei erwieſen; die 20,000 Francs wären ſeit December 1816 erweislich Jauſion's Eigenthum geworden; endlich müſſe der junge Fualdes poſitiv darthun, daß die

schlechten Umstände, in denen sein Vater gestorben, durch die Entwendung der Verurtheilten veranlaßt wären, und er könne sonst keine Foderung aufstellen, außer etwa eine Entschädigungsklage wegen des Mordes, d. h. daß er das Blut seines Vaters bezahlt verlange! — Der junge Fualdes erklärte aber, daß er das Geld nur verlange, um die Gläubiger seines Vaters zu befriedigen. Das Gericht entschied: es liege hier eine reine Entschädigungsklage vor, und verurtheilte die sechs Mörder des Fualdes, als solche, zur solidarischen Zahlung von 60,000 Francs.

Die Assisen interessirten diese verwickelten Geldangelegenheiten wenig, ihre Aufmerksamkeit war mit den Indicien der eigentlichen Mordthat zu sehr beschäftigt; noch weniger interessirten die Rechnungen aber die Nachschreiber; und das Urtheil des Gerichts, welches nur auf eine Geldentschädigung wegen des Mordes erkannte, brach die Sache kurz ab, ohne mehres Licht in die dunkle Sache oder über die Motive der That zu bringen. Dennoch bleibt als Resultat auf Jausion ein Verdacht haften, den er ebenso wenig zu widerlegen gewußt, als seine Gegner vermocht, ihn zum positiven Beweis zu steigern.

Herr v. Kobbe hat sich die Aufgabe gestellt, eine Geschichte davon zu schreiben: wie aus den ersten Verdachtsgründen durch das eingeschlagene Verfahren die geglaubte Erzählung sich ausbildete, wie sie allmälig wuchs und aus sich selbst fortzeugend, sich gliederte und verschlang und Wurzeln zurückschlug, bis das Märchen als eine compacte Masse bei Publicum, Richtern, Geschworenen, ja bei den Angeschuldigten und ihren Vertheidigern selbst zur festen Ueberzeugung wurde, dergestalt, daß Niemand mehr daran

zu rütteln wagte und nur jeder Betheiligte ſich für ſeine Perſon herauszuziehen und davon loszumachen verſuchte.

Fualdes war ermordet. Beſtürzung und Entſetzen ſind allgemein. Man ſucht nach einem Thäter, nach dem Ort der That. Schon am 20. März hieß es: er iſt in Bancal's Hauſe ermordet. Schon am 21. nannte man Baſtide als Thäter. Schon am 23. wußte man, daß Fualdes auf einen Tiſch gelegt, dort mit einem ſtumpfen Meſſer abgekehlt worden und daß Baſtide ihm das Beten verwehrt habe. — Wer verfolgt die Geſchichte eines Gerüchts bis auf ſeine Quellen! Hierüber bleibt auch der neue Defenſor uns Rechenſchaft ſchuldig. Bancal's Haus war berüchtigt als ein Haus, wo alles Schlechte ſich zutragen mag. In der Nähe davon war Fualdes' Stock gefunden. Baſtide mag gehaßt, gefürchtet geweſen ſein. Ein Profeſſor, Vignet, der ihn in einem Kaufladen geſehen, erklärte zu einem Collegen, als ſie Baſtide am 19. begegneten: „der Mann habe eine ſehr abſchreckende Miene," und er habe ſich eines unwillkürlichen Schauders nicht erwehren können, worauf Baſtide freilich ſpöttiſch erwiederte: er wünſche dem Departement Glück, welches ſolche Phyſiognomen zu Profeſſoren habe. Ein Gerücht entſteht oft aus einem Worte. Hätte der Arzt vielleicht beim Leichenbefunde die Aeußerung fallen laſſen: „Eine Wunde, als hätten ſie ihn förmlich geſchlachtet!" Ein Zeuge an der Thür hört es halb und trägt es weiter. Der Arzt ſelbſt hat es geſagt! Im Volke heißt es nach einer Stunde: „ſie haben ihn förmlich abgeſchlachtet." Das iſt eine aus der Luft gegriffene Vermuthung, aber viele allgemein geglaubte Gerüchte haben keine beſſere Begründung.

War Bancal's Haus verdächtigt, ſo waren es auch deſſen Inwohner, Leute an und für ſich verdächtiger Art. Jemand äußerte zu Colard: „Die Mordthat ſoll ja in

Euerm Hause geschehen sein." Colard antwortete, er wisse nichts davon, er hätte mit Missonier und Andern bei Rose Feral an dem Abend getrunken. Er habe zwei Gewehre, und hätte er Lärm gehört, wäre er gekommen und hätte gerettet. Man forschte nach, wer bei Rose Feral getrunken, und kam, nachdem Anne Benoit schon durch ihre Wohnung im Bancal'schen Hause und ihr Verhältniß zu Colard schwer verdächtigt war, auf Bach und Bousquier. Ein Tuch, das Annen gehörte, war auf der Straße gefunden, das war der Knebel; Colard's beide Gewehre waren das Material, um den Leichenzug zu bewaffnen.

Am Tage, als Fualdes begraben wurde, erzählte Bousquier: „daß ihn in der Nacht der Ermordung Jemand in einem blauen Rocke mit einem starken Ballen beladen und ihn gut dafür bezahlt habe; auch habe dieser Jemand ihn dreimal rufen lassen." Ein Dritter, der es hörte, rief aus: „In dem Ballen könnte wol Fualdes gesteckt haben." Möglich, daß diese eine Aeußerung dem Processe die Wendung gegeben, welche er genommen.

Bousquier ward darauf (24. März) verhaftet; es lag noch kein anderer Grund vor. Die paar blutigen Lumpen wurden erst nach der Verhaftung unter seiner Kellertreppe gefunden. Bousquier war ein schon wegen Betrügerei bestrafter Mensch. Er wußte anfänglich nichts, ward darauf ins strengste Gefängniß geführt und der Gefangenwärter Canitrot machte einige Versuche, ihn zum Geständniß zu bringen. „Redet frisch zu; man muß die Herren nicht ennuyiren; Ihr werdet eine böse Nacht zu überstehen haben." Am andern Morgen ließ ihm Canitrot durch einen andern Gefangenen die Gesetzstelle vorlesen, wonach Derjenige, welcher gezwungen gewesen, einem Verbrechen beizuwohnen, mit zwei Jahren Gefängniß davon komme. Darauf bekannte Bousquier vor dem

Richter, als er aber zur Hauptsache kam, fiel er ohnmächtig nieder. Nachdem er sich erholt und Alles ausgesagt, „kam er mit frohem Gesichte, wie von einer Hochzeit, zurück".

Der Inhalt seiner Aussage war, daß er von Bach bestellt, um Taback zu tragen, in Bancal's Haus gekommen. Dort habe er die Bancal's, Colard, Missionier Anne Benoit und ein anderes Mädchen, die er nicht kannte, gefunden; außerdem zwei Herren, Bastide war der eine, den andern nannte ihm Bach nicht. Auf dem Tische lag ein großes Packet. Als er erfahren, daß es ein Todter sei, habe er weglaufen wollen. Hierauf folgt die Todesdrohung und die vollständige Geschichte des Leichenconducts bis zum Aveyron, wie sie in der Erzählung enthalten ist.

Dies ist das Hauptzeugniß, auf dem die ganze Untersuchung beruht. Bousquier soll vor dem Instructionsrichter fünf Mal verschiedene Aussagen gethan, mit dem Gefangenen, der ihm die Gesetzstelle vorlas, vielfach verkehrt und anfangs auch den jungen Bessières-Veynac als Theilnehmer genannt, dies aber wieder zurückgenommen haben, als man ihn belehrt, daß dieser ein unwiderlegliches Alibi darthun könne. In wiefern man nach diesen Ermittelungen glauben darf, daß er die Rolle des Hamacher (aus dem Fonk'schen Processe) gespielt, ist nicht zu erweisen. Jedenfalls ist das Zeugniß eines schon wegen Betrugs gestraften Herumtreibers, der der Beihülfe zur That geständig, sich durch sein Zeugniß von der Strafe zum Theil freimachen will, ein sehr verdächtiges.

Zu gleicher Zeit hieß es: die Bancal'schen Kinder wissen um die That, sie waren Augenzeugen, sie haben es gegen Mehre ausgesagt. Diese Kinder (die zehn- bis zwölfjährige Tochter Magdalene wird eigentlich nur als Sprecherin genannt, die andern waren jünger), nach der

Verhaftung ihrer Aeltern, am 25. März, ins Hospitium gebracht, konnten natürlich nicht als Zeugen vor die Assisen gestellt werden. Am 24. März vom Instructionsrichter befragt, hatte Magdalene vorgegeben, nichts zu wissen. Was die Geschworenen von diesen Kindern erfuhren, beschränkte sich auf die Aussagen dritter, auch vierter Personen, welche von den Kindern Dies und Jenes gehört haben wollten. Da hatte Magdalene gegen den Einen gesagt: „Ihre Mutter könne Niemand nennen, da sie nur den einen reichen Herrn (Jausion) gekannt habe." Gegen Andere: „Sie hätte Fualdes in ihrem Hause ermorden sehen, man hätte ihn auf einen Tisch gelegt und ihrer Mutter Geld gegeben. Der Herr wäre ein recht böser (merchant) Mann gewesen; er habe sich viel gerührt und der Tisch wäre umgestoßen; das Blut hätte man aufgefangen und den Schweinen gegeben." Aber der Oekonom des Hospizes hatte geständlich Magdalenen und ihrem dreijährigen Bruder, nach dieser Aussage einen Sou gegeben. — Madame Manson erfuhr im August, bei einem Besuch im Hospiz, von den Kindern die Geschichte von den zwei Broten, die auf dem Tische gelegen und daß dieser umgestürzt sei, auch daß Fualdes um Zeit zur Buße gefleht, Bastide aber geantwortet habe: Das kannst Du beim Teufel thun. — In der zweiten Assise sagt eine Marianne Marty aus, Magdalene habe ihr die Ermordung, der sie zugesehen, erzählt. Jausion habe den ersten Stich geführt, da habe Bastide ihm gesagt: Geh weg, Du machst es nicht recht. Von dieser Marianne kommt auch die Geschichte vom Schauder beim Brotschneiden. — Magdalene kannte auch Madame Manson (deren Bousquier nicht erwähnt; die Manson aber hatte die Kinder im Hospiz besucht); nach ihrer Aussage gegen

einen Herrn Bertrandy war die Manson schon im Hause eingetreten, als sie en famille gegessen hätten.

Das Zeugniß von Kindern gegen ihre Aeltern wäre von großer Bedeutung, aber die Aussagen von unerwachsenen Kindern, die ohne ausgebildete Urtheilskraft aussagen, was man wünscht, daß sie sagen sollen, ist ohne Bedeutung. Stände fest, daß Magdalene Alles, was sie gesagt haben soll, von vorn herein, freiwillig, ohne daß ihr von Andern es vorgesprochen worden, ausgesagt hätte, so wäre es für die moralische Ueberzeugung ein gewichtiges Zeugniß. Aber die Kinder wiederholten nur, was ganz Rhodez glaubte, was der allgemeine, alleinige Gegenstand jeder Unterhaltung war. Sie sagten es nicht frei heraus, sie wurden ausgefragt, und wie man fragte, antworteten sie. Wenn man Erwachsenen Dinge einreden kann, die sie nicht selbst erlebt, bis zur eignen Ueberzeugung, wie viel leichter Kindern, die da ringsum sich Erwachsene und Respectspersonen von dem Glauben Derer erfüllt sehen, die geschmeichelt, beschenkt werden, wenn sie aussagen, was diese wollen, und vielleicht Bestrafung fürchten, wenn sie anders sprächen. Scheuet sich schon ein Erwachsener, etwas zurückzunehmen, was er in der Uebereilung, aus falschen Schlüssen einmal ausgesprochen, wo soll das Kind den freien Willen herbekommen, wenn ihm ja etwas von Ueberzeugung käme, daß es nicht recht gesprochen, es zu widerrufen? Immer fester und fester wurde ihnen ihre erste Aussage eingeredet und sie erweiterte sich, jemehr sie Aufmunterung erhielten und ihre Eitelkeit durch die ihnen geschenkte Aufmerksamkeit sich geschmeichelt fand. Da wußte Magdalene denn endlich (nach dem ersten Geschworenenurtheil) über Alles Bescheid zu geben, was am Mordabend sollte geschehen sein, wie sie ins Bett geschlichen, wie der Herr hereingezogen worden, wie zwei Damen

dabeigewesen waren, die eine mit einem weißen Hut und grünen Federn; wie man die Damen aus dem Fenster gelassen, den Herrn an den Tisch setzen und Wechsel schreiben lassen und dann sterben; wie zuerst Jaussion, dann Bastide, endlich Missonier zugestoßen habe; vom Füße halten, vom Kübel, den Anne gehalten und worin Mutter das Blut aufgefangen, von der hereingeschleppten Madam Manson u. s. w.

Daß viele Widersprüche in diesen Aussagen vorkommen, will nichts bedeuten, wo das ganze Fundament schwankt und wankt, und die Anführung von Wechselschreiben zur Evidenz darthut, daß das zwölfjährige Mädchen aus dem niedrigsten Volk, die nichts von lettres de change wissen konnte, nur was man ihr vorgesagt, nachplappert. Ja es ist erwiesen, daß man diese Kinder heillos misbrauchte. Bei den vielen Besuchen, die sie erhielten (man hat sie auch in Kupfer gestochen), richtete man Magdalenen ab, von der Dame mit grünen Federn zu sprechen, um die erwähnte Miß Gipson in Verlegenheit zu setzen!*)

Die Anklageacte zu Rhodez ist aus den Aussagen Bousquier's und der Bancal'schen Kinder, mit Zuziehung der Schlüsse aus den Reden einzelner Zeugen zusammengesetzt. Von diesen bekundet Einer, daß er Fualdes nach 8 Uhr in die Straße de l'Ambrague einbiegen gesehen und daß ihm ein Mann oder eine Frau eiligst gefolgt sei. Ein Anderer sah vor Missonier's Hause Leute, die sich Zeichen

*) Was auf solche Kinderreden zu geben sei, davon kann sich Jeder überzeugen, ruft der deutsche Vertheidiger. Er nehme das erste beste Kind vor, und es wird ihm gelingen, von diesem jede beliebige Mordgeschichte auszufragen. Wie leicht es sei, auch bei Erwachsenen durch dreiste Fragen sonderbare Geständnisse zu Tage zu fördern führt er ein interessantes Beispiel aus der englischen Criminalistik an, welches wir als Anhang zu diesem Falle folgen lassen.

gaben. Eine Frau sah um die Zeit in der Rue des Hebdomadier zwei Menschen unbeweglich stehen; eine andere sah einen Menschen gehockt und hörte die Leier spielen. Eine Schneidersfrau sah mehre Leute, die etwas zogen, glaubte aber, es sei ein Mädchen. Der Schneider Brost hörte Geflüster und sah Leute etwas in Bancal's Haus ziehen. Francoise Garrigon, ein wegen Kindermord und Diebstahl im Gefängniß sitzendes Frauenzimmer, will von der Bancal im Kerker die ganze Geschichte der Ermordung gehört haben. Daher die Geschichte vom Knebel, vom stumpfen Messer, vom Hemde, das wie ein Chorhemde gewesen, vom abgenommenen Ringe, vom Schlüssel, der an Bastide gegeben worden, von dem Gelde, das man aus Fualdes' Taschen geholt u. s. w. Diese verdächtige Zeugin bekundete übrigens bei den zweiten Assisen von Alby, daß die Bancal trotzdem gesagt: „Ihr Herz sei so rein, wie der Tag."

Ein Antoine Alboui behauptet, daß Bastide (am 23. März) ihm gesagt, er sei Fualdes 10,000 Francs schuldig. Bastide bestreitet es und will nur 130 Francs schuldig gewesen sein. Eine Frau hörte ihn am 19. auf der Straße zu Fualdes sagen: „Fehlt nicht um 8 Uhr." Das in der Erzählung oben angeführte Gespräch, wonach Fualdes zu Bastide gesagt: „So also hältst Du mir Wort!" dieser aber antwortete: „Sei ruhig, heut Abend nach 8 Uhr werde ich Dir Rechnung machen," soll ein Maurer gehört haben, der nicht mehr aufzufinden war. Vor den Assisen von Alby bekundete ein Louis Brafotte, Bastide habe zu Fualdes Abends 5 Uhr gesagt: „In drei Stunden werden wir unsere Rechnung abmachen." Eine Catharina Massola hatte am 19. Fualdes neben Bastide gesehen und Jener sagte: „Denkt daran, was ich Euch heute Nachmittag gesagt", Dieser erwiederte: „Fehlt nur

nicht, ich werde um 8 Uhr, spätestens ein Viertel nach 8 dort sein." Ein Lacombe erinnerte sich erst bei den zweiten Assisen, daß Fualdes zu Bastide am 19. an der Kirche gesagt: „Sie zwingen mich aufs äußerste."

Ueber den Leichenconduct nach dem Aveyron bekundet nur ein Herr Albene, daß er eine Masse von Schatten gesehen, die im Finstern gingen und ihm Furcht einflößten. Am Constans'schen Garten hätten sie Halt gemacht. Er habe einen derben Fluch ausgestoßen (?) und sich aus dem Staube gemacht. Am andern Morgen habe ihm sein Bedienter gesagt: Bessières-Bennac sei darunter gewesen. (Derselbe, der später sein Alibi nachwies.) — Bancal starb im Gefängniß, ohne etwas von der Mordscene in seinem Hause wissen zu wollen, und doch soll er gesagt haben: er wisse, daß Bastide der Thäter sei und es seien deren noch mehre.

Auf Grund dieser Aussagen, nämlich: der Mitschuldigen, Bousquier's, das Gerede der Bancal'schen Kinder und die theilweise damit übereinstimmenden und sie bekräftigenden Niederlegungen der letztern Zeugen, unter denen eine Todesverbrecherin von Hörensagen die Mordthat bekundet, wurde das Schuldig von den ersten Geschworenen ausgesprochen; denn die Aussagen der Manson konnten hier noch nicht in Betracht kommen, da sie, was sie außergerichtlich geäußert, vor Gericht zurücknahm und den Geschworenen nichts als die Ursache ihrer Krämpfe, Ohnmachten und Verzuckungen zu errathen gab.

Wir sahen, wie ganz unerwartet die Cassation des ersten Urtheils kam, welche Aufregung sie veranlaßte. Man bot, seitens der Ankläger, der Behörden, der Richter, des Publicums, Alles auf, um die Beweise gegen Angeklagte, von deren Schuld man überzeugt war, so zu verstärken, daß ein zweites Schuldig nicht ausbleibe, daß

dies zweite Urtheil nicht abermals wegen eines Formmangels cassirt werden könne.

Bousquier war nicht weniger gravirt als die übrigen Mordgehülfen, und dennoch, weil er als Angeber auftrat, war er mit zwei Jahr Gefängniß davongekommen. Welche Lockung für die zum Tode Verurtheilten, seinem Beispiel zu folgen! Bach, der bisher trotzig geleugnet, fiel zuerst ab. Vom 4. März 1818 ab, bekannte er in verschiedenen Verhören: wie er, angeworben, Taback zu tragen, in das Bancal'sche Haus von Bousquier geführt worden; dort Bastide, Jausion, Missonier, die Bancal's und Colard, außerdem aber zwei jüngere Frauenzimmer gefunden; wie aus dem Ballen Taback eine Leiche geworden; wie, als er mit Bousquier entfliehen wollen, Bastide ihm ein Gewehr auf die Brust gesetzt und gedroht habe: „wenn Du Dich rührst, bist Du des Todes"; wie er Jausion gescholten: „Du thust nichts", worauf dieser geantwortet: „Was soll ich thun, Du thust ja genug"; wie der Todte auf dem Tische gelegen in Leinen gewickelt, mit Stricken umwunden; wie darauf der Leichenzug in angegebener Ordnung vor sich gegangen u. s. w. Auch der Herr, der einen Fluch ausstieß, als sie im Winkel ruhten, fehlte nicht. — Später wußte er (was man gern gegen Bastide herausbekommen hätte), daß das eine Mädchen die hübsche Nähterin Charlotte Arlabosse, Bastide's Vertraute, gewesen und daß Bancal schon am Tage darauf ihm nochmals Verschwiegenheit mit dem Versprechen anempfohlen, daß in nächster Woche noch ein hübscher Coup in einem Nachbarhause zu machen sei. — Noch später wußte er, daß in Bancal's Küche, außer den Genannten, noch ein Tabackshändler, der ihn engagirt, Bessières-Beynac, und ein gewisser René gewesen. Bastide habe sogar laut gefragt: „Wo ist mein Neffe Bessières?" Auch die Geschichte

vom Schlüssel und Ringe kam ihm später ins Gedächtniß.

Bach wiederholte vor den Geschworenen diese Eröffnungen am 30. März, anfangs mit sehr schwacher Stimme, dann mit steigender Dreistigkeit. Bastide erwiederte darauf verächtlich, ob er sich gegen einen Elenden verantworten müsse, der sich für 20 Francs hergibt, einen Menschen zu tödten? Doch fragte er ihn: ob man die Leiche gleich bei der Ankunft am Flusse in denselben geworfen habe? Bach bejahte es, wohingegen Bousquier erzählt hatte, daß man zuvor gegen 150 Schritt am Ufer fortgegangen wäre. Bastide erklärte höhnisch, daß er nur zeigen wollen, wie zwei Lügen selten übereinkämen.

Bach hatte im Ganzen nur wiederholt, was schon Bousquier ausgesagt, mit Einverwebung Dessen, was inzwischen ermittelt worden oder geglaubt wurde. Indessen hatte einer der Richter, der Rath Pinaud, den Muth, wiederholentlich auf die Unglaublichkeit und Absurdität der Depositionen aufmerksam zu machen, was Anlaß gab, den Bach noch schärfer zu inquiriren und ihn zu neuen Angaben aufzumuntern. Was er bisher geboten, war schon etwas schimmlichte Waare und er konnte nicht denselben Preis, wie Bousquier, dafür erwarten, wenn er nicht etwas Frisches dazu gab.

So legte er denn am 22. April eine Aussage ab, die vollständig Alles summirte, was man aus dem Gerücht und durch die Bancal'schen Kinder zu wissen glaubte und wissen wollte. Nur einzelnes Pikantes, was Furcht und Schrecken vor einer ausgebreiteten, furchtbaren Verschwörung beim Publicum anregen mußte, wurde auf geschickte Weise hinzugefügt.

Am 18. März hätten ihn Vence d'Istournet, Bessières-

Veynac, Louis Bastide (des Hauptmörders Bruder) und jener René auf der Straße bei Seite gerufen und ihm vorgeschlagen, am Abende desselben Tages bei der Plünderung eines Hauses behülflich zu sein, wofür man ihm 1200 Francs versprochen. Das Haus gehörte einem Herrn de France, wahrscheinlich einem Liberalen, der bei den Verhandlungen zugegen war, und das ganze beiläufige Manoeuvre (aus der Plünderung ist nichts geworden) schien nur darauf berechnet, die Parteiverschwörung zu constatiren und den Schrecken der ruhigen Bürger zu vergrößern. Nachdem sich Bach dazu nicht geneigt zeigte, aber versprochen hatte, zu schweigen, habe ihn der Tabackshändler von Rose Feral ins Bancal'sche Haus geholt. Hier nun sieht er bestimmt Bastide, dessen Bruder Louis Bastide, Yence d'Istournet, Bessières-Veynac, René, Bancal, Colard und die drei Weiber. Fualdes saß auf dem Stuhl, mußte zwölf bis funfzehn Wechsel schreiben, Jaussion steckte sie in das Portefeuille von Marroquin. Dann folgt die ganze vollständige Erzählung von dem auf den Tisch legen, der Bitte des Fualdes, der Antwort Bastide's, der Ohrfeige, die Bach von diesem erhalten, dem Abschlachten (Bastide plonge *à plusieurs reprises* dans la gorge de Fualdes), dem Blutauffangen durch die Bancal, der Entdeckung der Manson, ihrer Rettung durch ihn und Jaussion u. s. w.

Diese Aussage war insofern sehr geschickt abgelegt, als durch dieselbe mehre neue Personen implicirt wurden, wodurch eine neue Untersuchung und ein Aufschub der Todesstrafe, wenigstens für Bach selbst, nothwendig wurde; man bedurfte seiner als Zeugen. Im Uebrigen hatte er den Glauben des Publicums für sich, denn er bekundete nicht mehr, als was Alle schon wußten, und was selbst

in den inzwischen erschienenen Memoiren der Manson bereits abgedruckt war.

Bach's dadurch gewonnene Aussichten lockten endlich auch die alte Bancal zum Geständniß. Noch am 28. März 1818 hatte sie erklärt, sie verstünde nicht, was man von ihr wolle. Selbst als Jausion sie nach der ersten Verurtheilung aufgefodert, sie solle rein heraus die Wahrheit sagen, blieb sie dabei. Im Gefängniß soll sie wol zu Anne Benoit geäußert haben, sie möchte wol bekennen, aber sie wolle nur nicht den Herrn Jausion mit hineinbringen. Jausion's Familie soll ihr eine ansehnliche Pension, wie der Staatsanwalt behauptete, versprochen haben. Ihr Geständniß, weit bedingter als das der Männer, kam mit schwacher Stimme heraus.

An jenem Abende hatten sechs Männer den Fualdes in ihr Haus geschleppt. Nach Versicherung ihres Mannes sei ein Neffe des Bastide dabei gewesen: auch Bach und Colard. Letzterer sei aber nur eine Viertelstunde in der Küche geblieben. „Wohin hat man mich geführt?" habe er ausgerufen. Fualdes habe gesagt: „Was habe ich Euch gethan?" Einer der Mörder hätte zu ihm gesprochen: „Bete zu Gott!" dann wäre ihr schlimm geworden, einer hätte sie endlich hinausgelassen, und auf der Treppe fiel sie ohne Bewußtsein nieder. Sie hat weder Missonier, noch Anne Benoit bemerkt, aber ein Mädchen aus La Roquette (Charlotte Arleboſſe). Von ihrem Kinde Magdalene habe sie nachher gehört, daß man den Herrn wie ein Schwein geschlachtet habe. Sie wollte weder das Blut aufgefangen, noch Geld oder Ring erhalten haben; erinnerte sich aber, fünf Tage später, daß Fualdes einige Schriften unterzeichnen müssen „der Länge und der Quer" nach. Dann habe sie, am Tage darauf, einen dieser Wechsel, auf Stempelpapier, gefunden,

weil er aber mit Blut befleckt gewesen, habe sie ihn verbrannt. — Mehr wollte sie durchaus nicht bekennen, verfiel darauf in ein stumpfsinniges Schweigen und äußerte, was sie noch wisse, nur ihrem Beichtvater vertrauen zu wollen.

Bancal's Kinder, Bousquier, Bach, die alte Bancal waren ungültige oder durch Mitschuld verdächtigte Zeugen. Alles verlangte wenigstens nach einem vollgültigen unverdächtigen. Den schien der Himmel in Madame Manson zu senden. Vier Monate nach dem Morde hieß es plötzlich durch Rhodez, die mysteriöse Dame, die in Bancal's Hause war, ist gefunden; es ist Clarissa Manson, die Tochter des Präsidenten Enjalran. Sie selber hat es eingestanden!

Madame Manson, eine Dame von damals 32 Jahren, und wie aus ihren Memoiren hervorgeht, von ebenso überspannter phantastischer Sinnesart, als von freien Sitten, die der Ehe- oder Witwenstand in Südfrankreich erlaubt, dabei heiter, gesprächig, neugierig und mit dem Witz ausgestattet, der nach allem Interessanten hascht und gern, was es auch koste, sich selbst interessant zu machen sucht *) — Madame Manson ließ am 25. Juli 1817 gegen

*) Der Herausgeber ihrer Memoiren, die schon im Jahre des Mordes (1817) erschienen, theilt Folgendes über ihre Lebensumstände mit: „Clarisse Enjalran ist geboren zu Rhodez im Jahre 1785. Sie wurde fast ununterbrochen auf dem Lande erzogen, auf dem alten Schlosse Perrié, das ihr Vater beim Ausbruch der Revolution vom Herrn von Benald erkaufte. In ihrer Kindheit genoß sie, bei den politischen Stürmen, keines Unterrichts. Diese Abgeschiedenheit und die sie umgebende Natur begünstigten ihre Anlage zur Schwärmerei, und dadurch entwickelte sich bei ihr ein Hang zum Romanhaften. Clarisse war mit einem seltenen Geiste, vieler Feinheit und großer Reizbarkeit geboren; frühe schon suchte sie er-

einen Offizier, der neben ihr im Theater saß, Winke fallen, daß sie jene mysteriöse Dame, die ganz Rhodez

---

was, das dem Bedürfnisse ihres Herzens genügen möchte. Sie liebte ihre Aeltern, vorzüglich ihre Mutter, mit einer Art Leidenschaftlichkeit. In den Gefahren, die ihren Vater während der stürmischen Anarchie bedrohten, zeigte sie an der Seite ihrer hochherzigen Mutter eine heldenmüthige Entsagung. Sie soll in ihren jüngern Jahren eine Neigung auf einen Gegenstand geworfen haben, der unter dem Stande und den Glücksumständen ihrer Familie gewesen ist. Sie heirathete Herrn Manfen, einen Offizier, aus Gehorsam gegen ihren Vater, und diese Verbindung war nicht glücklich. Nach Verlauf von drei Monaten trennten sich die jungen Eheleute. Der Gatte ging nach Spanien und überließ sie einer Freiheit, auf die sie doch nicht unter dem Schutze ihrer Mutter Verzicht leisten durfte. Sie war dadurch den Gefahren der Welt und ihrem Gerede ausgesetzt, und es konnte daher nicht fehlen, daß sie in Rhodez auf eine kleinstädtische Weise beredet wurde. Madame Manfen gab wirklich mehr wie Andere Veranlassung zu nachtheiligen Misdeutungen; sie hatte Eigenheiten, denn sie ragte vor den Uebrigen hervor und ihr zwangloser Charakter erweckte ihr Feinde. Nach dem Feldzuge in Spanien kam ihr Gatte zu ihr zurück; aber bald trennten sich Beide aufs Neue. Herr Manfen ließ ihr sein Verlangen andeuten, daß sie bei ihm wohnen sollte; aber sie befand sich bei ihrer nachsichtsvollen Trösterin, sie weigerte sich zu gehorchen und erklärte dies schriftlich, aufgebracht, daß sich ein Gerichtsdiener in eheliche Zwistigkeiten mische. Doch wurde sie durch zartere Bewegungsgründe anderes Sinnes, und bald darauf wurde der Gatte, mit dem sie zusammen zu leben sich geweigert hatte, auf eine geheimnißvolle Art in das Schloß geführt, dort verborgen und durch die Sorge seiner Gattin gepflegt. Sie fand in diesem geheimnißvollen Verhältnisse etwas sehr Anziehendes. Der Mann als Liebhaber wurde entdeckt, man glaubte, eine Aussöhnung würde leicht sein, aber die Trennung von ihrer Mutter würde ihr zu schwer geworden sein, und der Gatte ward nochmals aufgeopfert. Madame Manfen wußte ihn zu entfernen; doch, unter dem Vorwande, zuweilen in das Dorf zu gehen, um fromme Werke zu verrichten,

Kopfbrechen mache, wol kennen dürfe. Der galante Offizier, welcher Madame Manson mit seinen Liebesanträgen belästigte, aber, wie sie wenigstens angibt, stets von ihr auf eine mehr oder minder feine Art, seiner Aufdringlichkeit, Häßlichkeit und Trunksucht wegen, zurückgewiesen worden — der Offizier erwiederte: er möge nicht glauben, daß sie es selbst sei, da sie, als völlig frei, nicht nöthig habe, im Bancal'schen Hause sich Rendezvous zu geben; sie habe es bequemer bei sich zu Hause. Madame Manson lachte und machte dazwischen ernste Mienen. Herr Clemendot, der Offizier, ging in der Meinung nach Hause, er kenne nun die mysteriöse Dame, ja er wollte selbst haben, sie hätte es mit positiven Worten gegen ihn eingestanden. Er verschwieg seine Ansicht nicht im Gespräch mit seinen Kameraden. Die Aussage ward bekannt, der Offizier und Madame Manson wurden vor den Richter geladen. Letztere behauptete, die ganze Sache sei ein Spaß. Herr Clemendot sei betrunken in ihr Zimmer gedrungen, und auf seine Fragen hätte sie ihn mit diesem Spaße abgefertigt. Ihren Memoiren zufolge erscheint eine solche Abfertigung als wol durch die Umstände motivirt. Die Manson hatte den Glauben, die mysteriöse Dame zu kennen, weil ihre Bekannte und Freundin Demoiselle Pierret ihr die Umstände mit einer Genauigkeit erzählt, daß sie sich überzeugt hielt, diese selbst sei dabei zugegen gewesen.

---

traf sie mit ihm im Gehölze zusammen. Sie wurde Mutter, und nach dieser Zeit änderte sich ihr ganzes Leben. Dies war aber nicht der Fall mit ihrem Schicksale. Ihr Gatte erhielt eine Anstellung viele Meilen von Rhodez entfernt. Sie blieb sich allein überlassen und erhielt nur ein kleines, sehr unregelmäßig gezahltes Jahrgehalt.

Aber die Behörden wollten nicht Spaß, sondern Ernst. Der Präfect, der Präsident, ihr eigner Vater und Andere drangen in sie zu bekennen; man setzte ihr furchtbar zu, man folterte ihre Nerven, indem man sie Nachts in das Bancal'sche Haus führte, und am 2. August hatte man ihr folgendes Bekenntniß erpreßt: Sie sei am Abende des 19. durch die Rue des Hebdomadiers gegangen. Mehre Personen kamen; aus Furcht flüchtete sie ins erste offene Haus (Bancal's soll an dem Abende verschlossen gewesen sein)! Man führte sie in ein Cabinet und sagte: „Sei stille." Bald nachher kam Jemand und führte sie eiligst weg, nach den place de elle. Hier sagte er: „Kennst Du mich? Hast Du nichts gesehen?" Sie verneinte. „Geh", sagte er, und stieß sie weg. Nachher traf sie denselben noch einmal auf der Straße. „Ich bin nicht unter den Mördern, sprach er. Ich traf Sie und rettete Sie. Aber wie kamen Sie in dies Haus? Schwören Sie mir, davon zu schweigen." Sie versprach es, und kam erst früh Morgens in ihr Haus. — Auch habe sie bald nachher einen Brief erhalten, des Inhalts: in Bancal's Hause wäre ein Frauenzimmer gewesen, die ihren Namen angenommen. Käme es zur Sprache, möchte sie nicht leugnen; sie habe nichts zu befürchten, sondern nur zu hoffen. Wenn sie Schulden hätte, wollte man diese bezahlen.

Bald darauf schrieb aber die Manson an den Präfecten (Grafen d'Estournel) einen kläglichen Brief, worin sie Alles zurücknahm, ihn beschwor, Mitleiden mit ihr zu haben und sie nicht vollends wahnsinnig zu machen. Es heißt darin: „Erinnern Sie sich der Mühe, die Sie gehabt haben, von mir Das zu erpressen, was Sie die Wahrheit nennen, erinnern Sie sich aller der Umstände, die meinen vorgeblichen Geständnissen vorausgegangen sind,

aller mir gemachten Drohungen. Finden Sie denn, daß meine Aussage das Gepräge der Wahrscheinlichkeit an sich trägt? — — Alle Geständnisse, die ich gemacht, sind nur durch Gewalt und durch die Furcht erpreßt worden, Veranlassung zu einem Morde zu geben. — Ein Fieber, Mangel an Schlaf und Nahrung, Verzweiflung, raubte mir die Besinnung; ich habe Dinge gesagt, deren ich mich nicht einmal mehr erinnern kann."

Obgleich ihr eigner Vater, der Präsident Enjalran, sie beschwor, ihn und die Familie nicht ins Unglück zu stürzen, erklärte sie vor den Assisen, nie im Vancal'schen Hause gewesen zu sein und keinen der Angeschuldigten zu kennen. Aber ihr Benehmen leitete die Geschworenen irre. Sie fiel in Ohnmacht und rief beim Erwachen: „Schafft mir die Mörder fort!" Bastiden warf sie Blicke des Abscheues zu, auch Jausion blickte sie wie mit Furcht und Mitleid an. Das Publicum glaubte nicht an ihre verneinende, sondern an ihre bejahende Aussage. Man flüsterte sich zu von dem furchtbaren Eide, den sie am Leichnam des Fualdes schwören müssen, die Mörder nicht zu verrathen.

Auch sie ward nun in Anklagestand versetzt und verhaftet. Um sich vor der Welt zu rechtfertigen, schrieb sie ihre Memoiren, die in kurzer Zeit sechs Auflagen erlebten. Nach diesen war sie am Abend des 19. ruhig in ihrer Wohnung bei der Familie Pal und verbrachte mit daselben eine lustige Nacht. Am Tage darauf bemerkten ihre Wirthe: sie wären miteinander so ausgelassen gewesen, und wahrscheinlich sei um dieselbe Stunde der arme Fualdes umgebracht worden! Dennoch scheuten sich die Pal's, vor Gericht mit bestimmten Worten zu bekunden, daß die Manson gerade an dem Abende bei ihnen war; — sie fürchteten sich, behauptet die Manson, weil es heißen

könne, sie hielten es mit den Angeklagten! Wer den Eid gewissenhaft nimmt, wird immer anstehen, nach vielen Monaten etwas zu beschwören, was nur in seiner Erinnerung lebt und wobei so viele Selbsttäuschung mitunterlaufen kann, wie in der Bestimmung von gewissen Stunden, wo ein Ereigniß sich zutrug. Der Vater, die Angehörigen der Manson, in ihrem Eifer, sie zum Geständniß zu bringen wollten sie sogar einmal magnetisiren, damit man die Wahrheit von ihr erführe. Mit solchem fanatischen Eifer wurde in dieser Sache nach Beweisen für die allgemeine Meinung umhergesucht, daß selbst die heiligsten Familienbande dagegen schwach waren und ruhige Bürger sich scheuten, ihr eignes Zeugniß von der Wahrheit abzulegen, wenn es von dem allgemeinen Glauben abwich.

„Ich frage mich oft, ob ganz Rhodez von Sinnen ist, oder ob ich den Verstand verloren habe; dann trifft es sich zuweilen, daß ich mich in die Rolle des Ichs bei Bancal setze", heißt es in diesen Memoiren. Damals hatten Rhodez, Frankreich und das ganze Publicum zur Bezeichnung dieser Memoiren nur ein Bonmot: es waren die Memoiren der Madame Mensonge (Lüge). Aber welche Motive hatte die Manson, jetzt im Schutz ihrer Familie, der Behörden, der öffentlichen Meinung, der Richter, die in ihr den Engel sahen, der Licht in das Dunkel bringen sollte, nicht dieser Engel sein zu wollen und etwas zu verschweigen, was sie wußte? Unter diesen Umständen mußte die Furcht vor den Verschworenen in den Hintergrund treten, unter diesen Umständen war der schon gebrochene Eid gelöst. Einmal, freilich gepreßt durch Angst und Kreuz- und Querfragen, und im Muthwillen der Verzweiflung — hatte sie zugestanden, im Bancal'schen Hause gewesen zu sein; also war die weibliche Scheu, die

sie davon zurückschrecken können, gelöst. Das Publicum glaubte es, und hielt sie für fähig, das Haus zu besuchen. Dem verdächtigen Besuche einen andern Schein zu geben, blieb ihr immer unbenommen; danach fragte das Gericht nicht. Also dies konnte nun nicht mehr der Grund des Leugnens sein. Sie sagte nichts aus, weil sie nichts wußte. Aber das Publicum wollte durchaus, daß sie etwas wisse, selbst ihre Familie, ihr eigner Vater (er fürchtete für sein Amt), daß sie bekennen solle, die Richter wollten sie durchaus zum Engel machen, und, weil sie es nicht werden wollte, sperrte man sie ein, um ihr den Proceß wegen falschen Zeugnisses zu machen.

Welche Lockungen, welche Verführungen für ein schwaches Weib, mehr auszusagen, als sie wußte; um so mehr, als sie, eben wie alle Andern, an die ganze Mordgeschichte und Bastide's und Jausion's Thäterschaft selbst glaubte. Wenn sie also, wie Bach und Bousquier bekannte, so bekannte sie, ihrer Meinung nach, nur die lautere Wahrheit. Sie glaubte an die verschleierte Dame, die Zeuge der That gewesen und ihren Namen angenommen habe, und — schob zuvörderst Rose Pierret vor, diese sei bei Bancal's gewesen. Rose leugnete aber sehr trocken, und es ließ sich ihr nicht mehr nachweisen, als daß sie die gräßliche Fabel so gut wie jedes Kind in Rhodez wußte und wiedererzählt hatte. — Vor den Assisen von Alby löste sich nun plötzlich die Zunge der viel Gequälten, der arg Verleumdeten, der siebenmonatlichen Gefangenen um deswillen, weil sie nicht aussagen wollte, was man von ihr verlangte, und bald darauf trat das dramatische Impromptu ein, welches der Sache in den Augen der Geschworenen den Ausschlag gab.

Schon in der Sitzung vom 30. März 1818 nahm Madame Manson ihr altes Bekenntniß, welches sie vor

dem Präfecten, Grafen d'Istournet, gemacht, wieder auf, und sagte aus: „Am 19. März Abends 8¼ Uhr ging ich auf der Straße Hebdomadiers, hörte Lärmen, trat in ein Haus, das offen stand. Jemand stieß mich in ein Cabinet. Ich hörte wieder Lärmen und fiel in Ohnmacht. Als ich wieder zu mir kam, kam mir es vor, als schleppe mich Jemand mit Gewalt fort. Ich hörte reden, konnte aber die Stimmen nicht unterscheiden. (Hier fiel sie in Ohnmacht, sammelte sich aber wieder.) Ich hörte stöhnen, dumpfes Geschrei, ich hörte Blut stromweise in eine Wanne fließen. Ich zitterte für mein Leben, wollte ein Fenster öffnen, stieß mich; es erfolgte ein Blutsturz (??), eine Ohnmacht. Bald nachher kam Jemand zu mir ins Cabinet, führte mich auf die Straße, auf den Markt — u. s. w., ganz wie die frühere außergerichtliche Aussage lautete. Sie gestand ferner, sie sei in Manneskleidern gewesen, habe blaue Pantalons getragen, die sie nachher verbrannt, weil sie mit dem Blute, das sie verloren, bespritzt gewesen. Auf die Frage, wie sie denn hätte hören können, daß Blut in die Wanne geflossen sei? erwiederte sie: sie habe aus dem Stöhnen geschlossen, daß man Jemandem die Kehle abschneide. Als der Generalprocurator sie auf die weitern Fragen in Schutz nahm und andeutete, man wisse, warum sie schweige, betheuerte sie: sie habe keinen Eid geleistet.

Bastide, eine herbe, rohe, aber stolze Natur, ermüdet durch das Hin- und Hergerede, die convulsivischen Zuckungen und das Augenverdrehen der Manson, schalt sie in der Sitzung vom 3. April eine Närrin: sie solle endlich reden, gerade herausſprechen, denn durch ihr Schweigen schade sie ihm mehr als das andere Gesindel durch seine Lügen. Die Manson glühte vor Zorn, schob die beiden

Gendarmen, die sie zurückhalten wollten, fort und fragte ihn mit einem Zornblick: „Kennen Sie mich, Bastide?“ Er antwortete: „Nein!“ Sie stampfte nun mit dem Fuße auf und rief: „Elender, Du hast mich ermorden wollen.“ Das Publicum applaudirte. Endlich war das Wort der Wahrheit gesprochen; aber die es gesprochen, war wieder in Ohnmacht gesunken. Als sie sich erholte und man sie beschwor, fortzufahren, erklärte sie, sie könne nicht. Die Sitzung mußte aufgehoben werden, aber vergebens bemühte man sich in der folgenden, vom 4., 6. und 7. April, klarere, zusammenhängendere Bekenntnisse von ihr zu erlangen. Hatte sie einen Eid geschworen, so hatte sie ihn doch schon gebrochen. Diese Wirkung war für die Geschworenen da. Sie antwortete, wie ein verschämtes Mädchen: sie wisse nicht; — es sei möglich; — sie wolle nicht widersprechen. Ein deutliches Ja kam nicht heraus. — Am 7. räumte sie zwar ein, Bastide sei der Mörder, es wären ihrer aber noch zwei. Die Bancal wollte sie nicht kennen, diese aber auch die Manson nicht. In derselben Sitzung gestand sie auch ein (in directem Widerspruch mit der Betheuerung vom 30. März; also schon nach acht Tagen eine andere Ueberzeugung!), sie habe halbtodt vor dem Leichnam doch einen Eid abgeleistet. — Bastide selbst verlangte, da sie nun einmal gesprochen, sollte sie weiter reden. Er fragte, was sie in Bancal's Haus geführt habe? Sie erklärte, sie habe irgend Jemand nachspüren wollen. Als Bastide in sie drang, nähere Umstände anzugeben, fand der Präsident diese Zudringlichkeit undelicat und rief ihm unwillig zu: „Zum dritten Male hat sie Euch schon gesagt, daß Ihr sie habt ermorden wollen!“ Umsonst bat Faussion: „Ich beschwöre Sie, Madame Manson, nicht um meinetwillen — für mich hat der Tod nichts Furchtbares —

aber ich beschwöre Sie für mein Weib, für meine Kinder; reden Sie, mein Leben ist in Ihrer Hand. Von Ihnen hängt es ab, mich zu retten, oder mich aufs Blutgerüst zu bringen." Die Manson schwieg. Sie erklärte auf das Andringen von allen Seiten, sie könne überhaupt eine Unterhaltung über den nämlichen Gegenstand nicht lange fortführen. Der Rath Pinaud redete sie zwar an: sie möge nicht glauben, daß sie ihre Aussagen nach Gutdünken machen und verschweigen könne, was sie wolle; aber der Präsident nahm für sie das Wort: Madame Manson habe gesagt, daß sie eine Ueberzeugung habe, deren Gründe sie nicht näher darlegen könne! — Man war so zufrieden, daß man nur ein bestimmtes Wort aus ihrem Munde hatte, und war doch auch nicht sicher, ob sie bei näherm Bedenken es nicht wieder zurücknehmen würde. „Ich habe schon genug gesagt", damit entschuldigte Madame Manson ihre Weigerung, und hatte doch schon mehr als zu viel gesagt, selbst im Sinne Derer, welche an die ganze Fabel glaubten. Denn ihr Schweigen, worin man Großmuth und Eidestreue erblickte, vollendete nicht allein Bastide's, sondern auch Jaussion's Unglück, den sie angeblich retten wollte.

Wäre das Zeugniß der Manson in Albi auch noch positiver ausgefallen, hätte sie sich erhoben und bestimmt gesprochen: „Ich war in Bancal's Hause, ich war Zeugin des Mordes, Du, Bastide, warst es, der das Messer in Fualdes' Kehle stieß," würde es vollgültig sein aus dem Munde derselben Person, welche in Rhodez an den Präfecten geschrieben hatte: „In dem Heiligthume der Gerechtigkeit, vor ihren ehrwürdigen Dienern, vor Gott, der mich hört und mich richten wird, will ich die Wahrheit kund thun. Ich erkläre, daß meine erste Aussage (die ableugnende) einzig und allein gültig ist. Alle Geständnisse, die

ich gemacht habe, sind mir durch Gewalt und durch die Furcht erpreßt worden, Veranlassung zu einem Morde zu geben. Womit hat man mich nicht bedroht"? — Dies schrieb sie in der Ruhe; jene dunkeln Bekenntnisse stieß sie aus in nervöser Exaltation durch Gefängniß, Verdacht, Drohungen, mitten in den Schrecken eines Assisengerichts und unter Mördern, deren Ketten um das geängstete Weib klirrten. Was hat mehr Glaubwürdigkeit? Ihre Memoiren sind gewiß kein Evangelium; für den Richter aber ein unschätzbares Zeugniß dafür, was er von der Glaubwürdigkeit dieser Frau zu halten hat, die aus Angst und Consequenz der Plaisanterie aus einer Lüge sich in die andere stürzt, und sie gleich darauf wieder eingestehen muß; die, um loszukommen aus dem Gerede, eine Andere, eine nahe Bekannte, ein junges unverheirathetes Mädchen ins Gerede bringt; die, um selbst des Verdachts ledig zu werden, ihn auf Rose Pierret wälzte! Auch Frauen von sittlicherm Charakter könnten sich auf Fragen, wie sie an die Manson gethan wurden, aus weiblicher Scheu in Lügen verwickeln; wie viel mehr eine von so leichtfertigem und zugleich so aufgeregtem Geiste, die, nicht schön, um ihres Geistes willen gefeiert wurde und in einem Spiele von Intriguen sich gefiel, die sie sogar von ihrer eignen Familie entfernten. Vom moralischen Standpunkte aus erscheint sie unter allen Zeugen in diesem Processe nicht als die schlechteste, aber als die verdächtigste, denn selbst, was sie glaubt, erscheint als das Resultat von Selbsttäuschung, Affect, Voreingenommenheit, Sinnenspiel und einem erwiesenen Krankheitszustande.

Dennoch muß hier vorausgeschickt werden, daß sie auch in ihrer Vertheidigungsrede bei den letzten Aussagen verblieb, und sich darin gefiel, ihre schrecklichen Seelen-

qualen bei der Mordscene auszumalen und zu versichern, daß alle nachherigen Verfolgungen gegen die Gefühle in jener Nacht auf ihr Gemüth von unbedeutender Wirkung gewesen. Wie sie aber, bei diesen folternden Erinnerungen, die sie nach jeder Rede in Ohnmacht fallen ließen, doch im Stande gewesen, ihre Memoiren mit all dem tändelnden Geschwätz als willkommene Lectüre für die Boudoirs zu schreiben, ein Buch, worin sie alle und jede Mitwissenschaft ableugnete, hat sie den Geschworenen nicht gesagt und auch uns ist es ein Räthsel geblieben.

Dies also die fünf Hauptzeugnisse, worauf das Schuldig in zwei Assisen ausgesprochen ward. Das Gerede von Kindern, durch Hörensagen berichtet, die bestimmten Aussagen dreier Mitangeklagten, an und für sich verdächtiger Leute, die durch ein Geständniß sich von der Todesstrafe loskaufen wollten, und die dunkeln, zweifelhaften Andeutungen und die Aussagen voller Widersprüche und Widerrufe einer Dame, welche sich aus unglücklichem Kitzel in etwas hineingeredet hatte, und dann hineininquirirt wurde, aus dem sie nicht die Kraft besaß, sich wieder freizumachen, und die endlich, um sich von der Anklage des Meineids loszumachen, in ein Bekenntniß stürzte, welches mit einem durch die Folter erpreßten nur zu viel Aehnlichkeit hat. *)

Aber diese verdächtigen Zeugnisse wurden durch un-

*) Wie die Phantasie in der Fualdes'schen Mordgeschichte mitspielte, davon berichteten die Zeitungen noch ein Beispiel: Ein junges, der Sache und den Verhältnissen ganz fremdes, Mädchen ward über das Lesen der Processverhandlungen und die ewigen Gespräche davon wahnsinnig. Sie hielt sich für die Marsen und beschwor einen Jeden, den sie sah: sie sei nicht in Bancal's Hause gewesen.

zählige andere Zeugenaussagen über Nebenumstände bestätigt. Gegen 300 Personen, in dem langen Criminalprocesse vernommen, haben Unglaubliches bekundet. Ihr Gedächtniß war so stark, daß sie der geringfügigsten Dinge, die man von einem zum andern Tage vergißt, nach Monaten und Jahren sich auf Tag, Stunde und Minute entsannen. Sie sahen und erkannten durch Nacht und Nebel Menschen, ihre Gesichtszüge und die Farbe ihrer Kleidungsstücke. Sie hörten durch dicke Mauern Reden, Geflüster, Seufzer. So bekundete der Müllerbursche **Theron** (ein sonst unverdächtiger Zeuge), aber erst vor den Assisen von Albv, nachdem die Fabel schon vollständig ausgebildet im Publicum cursirte, also auch die Schilderung des Leichenconducts: daß er diesen Leichenzug am 19. Nachts, als er beim Fischen im Aveyron beschäftigt gewesen, belauscht habe. Die Umstände, wie er sie bekundet, weichen in ihren Details auch um kein Haar breit von dem allgemein Geglaubten ab. In dunkler Nacht sah Theron den Zug, erkannte voran Bastide mit der Flinte, an den zwei Stangen vorn Bancal und Colard tragend, hinten Bach; auch Jausion erkannte er, obgleich derselbe, nach des Müllers Aussage, das Gesicht verbunden getragen; selbst die Leiche, die doch sorgfältig in ein Tuch eingewickelt war! — Noch merkwürdiger aber, als Theron sah, hat der Bettler **Jean Laville**, der in Missoniers Stall zu schlafen pflegte, **gehört**. Zuerst hörte er einen Orgelspieler auf der Straße, dann Lärmen und Schreien. Später **hörte** er: wie **vier** Leute in der Straße beschwert gingen, gleich Leuten, die ein Faß trügen; auch **hörte** er, daß **zwei** Andere **hintenan** gingen!

Angenommen, der deutsche Vertheidiger der Verklagten habe seine Sache siegreich vor dem Richterstuhl der Ver-

nunft durchgeführt, die Mordscene in Bancal's Hause sei nur eine Fabel, wären um deshalb alle diese Personen wissentlich falsche Zeugen? Gewiß nicht. Es waltete hier ebenso viel Selbsttäuschung als Leidenschaftlichkeit ob. Alle Welt glaubte, war durchdrungen von der Wahrheit des grauenvollen Mordes. Jeder fühlte sich gedrängt, was an ihm, zur Entdeckung der schändlichen Mörder zu thun. Diese allgemeine Entrüstung war, wie wir sehen, so mächtig, so herrschend, daß achtbare Leute Bedenken trugen, für die Angeklagten zu zeugen, aus Furcht, für Complicen, für Begünstiger der blutigen Verschwörung, der man einen politischen Hintergrund gegeben, zu gelten. Die Defensoren, welche dem Publicum Voreingenommenheit vorwarfen, wurden gerügt. Der Advocat von Romiguières, der geäußert, des jungen Fualdes Foderung auf Schadenersatz sei der Schlüssel zum Räthsel; die Angeklagten würden weniger verfolgt werden, wenn sie minder reich wären — mußte Abbitte thun, und wagte nicht mehr in den zweiten Assisen seinen Clienten Bastide zu vertheidigen. Die Gerichtspräsidenten sprachen von dem Factum als von etwas unwiderlegbar Dargethanem und es handele sich nur um die Mehr- oder Minderschuld der Einzelnen. Was Wunder, wenn bei der leichten Erregbarkeit der Provençalen die Phantasie mitspielte und Traumvorstellungen ihnen zur Wirklichkeit wurden. Unwillkürlich werden wir an jene Auftritte in den benachbarten Sevennen erinnert, die, um hundert Jahre früher sich ereignend, Tieck zu seinem Gemälde: „Der Aufruhr in den Sevennen" den reichen Stoff boten. Wie dort eine moralische Dröhnung durch die ganze Bevölkerung ging und in allen Winkeln Propheten und Hellseher hervorrief, so rief sie hier Zeugen auf, die mit bestem Wissen Dinge bekundeten, die sie kaum gesehen und gehört haben konn-

ten. Das Schema war gegeben, auf allen Gassen bekannt. Was in der Erinnerung jedes Einzelnen dazu stimmte, hielt er für Pflicht, in sich zu einem Zeugniß auszubilden, bis er selbst daran glaubte, und es auch eines vor dem Gerichte wurde.

Freilich traten auch Gegenzeugen auf, aber sie wurden vorweg als verdächtig, als mit im Complotte beargwöhnt, und man verfuhr gegen sie mit äußerster Strenge und Vorsicht. So hatte die Spanierin, Donna Saavedra, welche über Bancal's wohnte, nichts von Lärmen an dem Abende gehört. Aber weil sie außergerichtlich zu andern Spaniern es einmal gesagt, wurden über diesen Umstand viele Zeugen vernommen. (Doch bezeugte die Saavedra allerdings, daß die Bancal ihr Kind an jenem Abende in die Dachkammer zum Schlafen geschickt, worüber sie sich gewundert, da es sonst nicht geschah und es an dem Tage kalt war.) Die Marie Bedos im Bancal'schen Hause hatte kein anders Geräusch als das der Leiermänner gehört.

Bastide behauptete sein Alibi von dem Mordabende beweisen zu können. Schon um 6½ Uhr am 19. sei er aus Rhodez fortgeritten, habe bei seiner Familie in Gros übernachtet, am Morgen auf seiner Domaine La Morne verkehrt (auch mit der niedlichen Charlotte Arlebosse, die er zu einem Rendezvous auf das Feld bestellt), und erst nach Mittag, auf Mahnung des Huissiers, der ihm die Mordnachricht überbrachte, sei er von dort nach Rhodez zurückgeeilt und habe sich in das Haus des unglücklichen Ermordeten begeben. Richter und Geschworene schenkten aber den Zeugen, welche ihn in der Stadt gesehen haben wollten, den Vorzug vor Denen, welche ihn außer der Stadt sahen; aus dem Grunde, weil diese zum größern Theil zu seinen Verwandten und Dienstleuten gehörten,

oder sonst als verdächtigt von Richtern und Geschworenen betrachtet wurden.

Einer (Jean Marti) sah ihn um 6½ Uhr auf dem Wege nach Gros, einen Flintenschuß von der Stadt. Ein Anderer (Anton Avrel) glaubte ihn zu jener Zeit drei Viertelmeilen von Rhodez erkannt zu haben. In Gros kam er zwischen 7 und 8 Uhr an, aß mit seiner Familie zu Abend, war besonders heiter, schlief beim Feuer ein und darauf zu Nacht in demselben Zimmer mit seiner Frau. Dies bezeugt Madame Varnhos, seine Schwägerin; im Nebenzimmer schlafend, hatte sie die Thüre zum Schlafzimmer der Eheleute offen gelassen und will Bastide während der Nacht mit seiner Frau sprechen gehört haben. Madame Varnhos wurde aber wegen ihrer nahen Verwandtschaft kaum zum Zeugniß zugelassen. Sie klagt in ihrer Aussage, daß sie an dem Tage leider keine Freunde bei sich gehabt, sie daher sich allein auf ihre Leute berufen könnte. Aber ihr Schwager sei unschuldig wie die Engel im Himmel! — Seine Magd, Denise Urlabesse, sagt aus: er sei um 7½ Uhr in Gros angekommen und habe mit seiner Frau und Schwägerin gegessen. Sie selbst hätte dabei aufgewartet, dann das Bette gemacht und um 10 Uhr hätte sich Bastide schlafen gelegt. Bastide's Diener, Anton Riviere, that dieselbe Aussage. Daß am frühen Morgen des nächsten Tages (20.) mehre Zeugen Bastiden auf seinem nahegelegenen Gute La Morne ankommen gesehen, konnte von keinem Gegengewichte gegen die wider ihn streitenden Indicien sein, da es möglich gewesen wäre, daß er auf geradem oder auf Umwege auch von Rhodez dahin geritten sei. Der unverdächtige Gerichtsbote sah ihn am Mittag des 20. auf dem Felde von La Morne und berichtet über den Schreck, den die Todesnachricht ihm verursachte, auch daß er sogleich die Meinung aus-

gesprochen, Fualdes sei nicht um politischer Ansichten, sondern um seines Geldes willen ermordet, was freilich nicht das Alibi für die Nacht bewies, aber doch so weit für Bastide spricht, daß sein Einbruch in Fualdes' Haus am Morgen des 20. noch unwahrscheinlicher wird. Zwar nahmen nach allen diesen ihm günstigen Aussagen Einige an, daß er am Abende des 19. wirklich aus Rhodez weggeritten sei; aber die dunkle Rede eines Deners, daß seine (Bastide's) graue Stute, wenn sie sprechen könnte, aus jener Nacht von sauern Ritten reden würde, nährte den Glauben, daß jenes Wegreiten nur scheinbar gewesen und er wieder zum Morde heimlich zurückgekehrt wäre. Mehre Zeugen, die das Alibi bekundeten, wurden sofort aus keinem andern Grunde verhaftet, als weil sie die erwiesene Unwahrheit bezeugen wollten, und die arme Charlotte Arlebosse kam deshalb sogar in den Verdacht der Mitschuld, und ward gleichfalls ins Gefängniß gesetzt. Wenn die reichen und angesehenen Familien der Bastide und Jausion, was nicht zu leugnen, das Ihrige gethan, um Zeugen zu gewinnen, so thaten die Gerichte dafür noch mehr, um die Zeugen, die für sie sprechen wollten, abzuschrecken.

Auch Jausion bekundete durch seine drei Dienstboten, daß er den Abend in seiner Familie verbracht; auch für Colard und für Anne Benoit traten Zeugen auf, die das Alibi wenigstens wahrscheinlich machten. Aber die Scharen der belastenden Zeugen kamen wie ein überwältigender Strom, gegen den sich für den Einzelnen nicht schwimmen läßt.

Als das größte Unglück für die Angeklagten erklärt P. v. Kobbe, daß sie selbst die Meinung des Volks völlig theilten. Auch sie waren überzeugt: Fualdes sei ermordet, und in Bancal's Hause, und die

Thäter ständen vor den Schranken des Richterstuhls. Nur das wußte Jeder, er selbst sei unschuldig. Bei diesem allgemeinen sauve qui peut, fiel es auch keinem Einzigen, weder der Angeklagten, noch der Vertheidiger bei, den Thatbestand selbst, die Mordscene im Bancal'schen Hause, anzufechten, und so entstand denn ein sehr unglückliches Vertheidigungssystem, indem die nicht erwiesenen Hauptpunkte dadurch eingeräumt wurden.

Bousquier, der erste Ankläger, scheint wirklich nicht daran gezweifelt zu haben, daß er Schuldige bezüchtige: „Ihr seid es, warf er bei den zweiten Assisen den Angeklagten vor, um die ich in den bösen Handel verwickelt bin; ohne Euch wäre ich jetzt nicht seit einem Jahre verhindert, meinen Kindern das Brot zu verdienen." — Und doch widerrief Bousquier auf seinem Sterbebette seine ganze Aussage und erklärte die Hingerichteten für unschuldig!

Bancal, der im Gefängniß starb, war von Bastide's Schuld überzeugt. Er äußerte, dieser sei einer der Mörder, die andern würde man auch noch kriegen, aber er selbst war gar nicht dabei betheiligt. Er sprach nur aus, was Alle heute meinten.

Ob die Bancal am Ende die Geschichte vom Morde in ihrem Hause wirklich geglaubt, steht dahin. Als sie später freigesprochen wurde, rief sie vergnügt aus: „Hätte ich nicht gesprochen, so wäre ich todt."

Jaufion glaubte zuerst, daß Colard die That begangen. Fualdes habe möglicherweise mit Anne Benoit ein Rendezvous gehabt und der Mord sei eine That der Eifersucht. Vor den Assisen rief er einmal aus: „Könnte ich wol meinen Schwager beschuldigen!" Also auch er mußte in Augenblicken den allgemeinen Verdacht getheilt haben.

Missonier, ein Mensch, der eine viehische Dummheit an den Tag legte, erscheint durch das viele Inquiriren so verstumpft und verdumpft, daß er zuletzt selbst nicht mehr wußte, ob er bei der Ermordung gewesen oder nicht. Gewöhnlich lachte er laut auf, wenn von seiner Anwesenheit beim Morde die Rede war. Als ihn aber zu Alby der Präsident anredete: „Ihr seid also nicht bei Bancal gewesen?" antwortete er: „Ich glaube eigentlich, daß ich dort nicht gewesen bin." Ein ander Mal antwortete er: „Herr Präsident, wenn es Ihnen Vergnügen macht, so will ich sagen, daß ich dort gewesen bin." Der Präsident erklärte, er wolle nur die Wahrheit, worauf Missonier erwiederte: „Nun, wenn Sie die Wahrheit wollen, so muß ich sagen, daß ich nicht da gewesen bin." Zu seinem Advocaten sagte Missonier in Alby: „Was haben die Herren denn für ein Vergnügen daran, uns immer zu richten? Erst im vorigen Jahre haben sie uns gerichtet und nun soll es schon wieder geschehen." Als sein Sachwalter foderte, ihm Notizen behufs seiner Vertheidigung mitzutheilen, sagte er: „Haben Sie nicht Stempelpapier; damit können Sie mich ja vertheidigen."

Anne Benoit glaubte an den Mord, meinte aber, bei Bancal's könnte es nicht geschehen sein, es müsse wol in einem Garten vor der Stadt sich zugetragen haben.

Auch Colard glaubte, bis an seinen Tod, aufs Bestimmteste, daß Bastide der Mörder sei. Als sein Advocat aber in ihn drang, er müsse reden, oder nichts verhindere das traurigste Schicksal, antwortete er: „Sie sagen, ich muß sterben, oder Sachen sagen, die ich nicht weiß; wohlan, mein Kopf falle auf dem Schaffot, und meine Zunge soll dann nachrufen: „ich bin unschuldig." Sein eignes Schicksal hatte er mit einer Art Fassung

angehört, aber er schien aufs Aeußerste empört, daß seine unschuldige Geliebte, Anne Benoit, um ein Verbrechen leiden solle, von dem ihre Seele nichts wisse.

Bastide hatte Niemanden angeschuldigt. Vom Anfange bis Ende scheint er mit klarem Verstande die Sache angeschaut zu haben, und drückte durch kalten Spott die tiefste Verachtung vor dem Märchen aus, in dem man ihn die Hauptrolle spielen ließ. Oft lachte er bei Aussagen auf, die er für unverschämte Lügen erklärte, und fertigte mit bitterer Satire die Zeugen ab. Als die Bancal anfing zu gestehen, äußerte er: da es so spät geschehen, hätte er auch erwartet, daß das alte Weib noch mit mehr Umständen niederkommen würde. Nur wenn man seinen Neffen erwähnte, gerieth er in Zorn. Rauh und schroff, aber nicht klug war sein Benehmen vor den Geschworenen. Die Manson beschuldigte er, sie verfolge ihn, weil er ihre Verheirathung mit einem seiner Verwandten gehindert, und einer andern Zeugin gegen ihn hielt er vor, wie des Himmels Hand schwer auf ihr laste, und erinnerte sie an einen fürchterlichen Todesfall ihres Kindes. — Bastide's Vertheidigungsrede vor den letzten Assisen, die er, nachdem sein Advocat sich gedrungen sah, ihn zu verlassen, selbst ablas (niedergeschrieben soll er sie nicht haben, obwol es seine Gedanken waren), ist ein Meisterstück einer körnigen und schlagenden Beredtsamkeit, wie sie nur tiefe Entrüstung einem Verletzten selbst eingibt; und doch ruft er auch die Kunst zu Hülfe, um die künstlich aufgethürmten Beweise zu unterminiren und in sich zusammenstürzen zu lassen: „Die Mauern der Kerker sprechen nicht, ruft er. Einst aber werden sie reden, und sie werden die angezettelten Heimlichkeiten nennen, die man anwendete, um diese Elenden dahin zu bringen, aus der Lüge die schimpfliche Schutzwehr ihres Lebens zu

machen. Bousquier's glückliches Beispiel hat ihnen den Muth gegeben." Seine Vertheidigung schließt so: „Und warum denn dieser räthselhafte Mord? Fualdes war nicht mein Feind und sein Tod scheint das Werk einer schweren Rache zu sein. Er war nicht mein Gläubiger, vielmehr lieh er täglich die kleinsten Summen von mir und meinem Credit. Wenn Habsucht einen sonst ordentlichen, mäßigen und arbeitsamen Mann irre geleitet, wenn sie meinen Arm bewaffnet hätte, würde ich dann wol mich gegen einen mittellosen Greis gewendet haben? Würde ich die Hülfe aller dieser verworfenen, unnützen und gefährlichen Genossen angerufen haben, würde ich mein Opfer in eine besuchte Straße, in ein öffentliches Haus gelockt haben, ich, der Fualdes täglich bei sich zu Tische sah, und dem er mit Sicherheit in das Dickicht der Wälder folgte? Will man ein Opfer, man nehme mich, aber man vermenge mich nicht mit diesen Menschen. Sie sind schuldig ohne mich, oder ich bin schuldig ohne sie. — Vor allen Dingen, man verwickele nicht tugendhafte Verwandte in mein Unglück. Meine Familie, die immer auf dem Lande lebte, die ganz die Sitte und die Einfachheit des Landlebens übt, wird dargestellt wie ein Herd der Intrigue, wie eine Höhle des Lasters. — Die Memigen weinen und erliegen. Drei derselben sind in der Blüte ihrer Tage gestorben, als Opfer ihrer Liebe zu mir; drei seufzen im Kerker, als Opfer des Unsterns, der mich verfolgt. Das sind die Ränke gewesen, die sie übten. — Urtheilt, ob ich, in dieses Meer von Unglück gestürzt, noch Liebe zum Leben haben kann. Ich rufe den Gott an, der mich besser kennt als die Menschen, den Gott, der mir diese Stärke der Seele gegeben hat, welche meine Feinde nicht begreifen können. Ich will nur die Rettung meiner Ehre. Die Fesseln, welche man meiner Vertheidigung

angelegt hat, ein Gefängniß von dreizehn Monaten, eine unmenschliche Behandlung, die Weigerung, zwei nicht zu trennende Verhandlungen zu verbinden, Furcht, die man Vielen eingeflößt hat, welche ich als Zeugen aufrufen konnte, alles Dies hat mich waffenlos meinen Verfolgern überliefert. — — Soll ich noch weiter die Ungerechtigkeit der Menschen erfahren, so berufe ich mich auf die Zukunft. Sie wird auf mein Grab schreiben: „Bastide starb unschuldig."

Noch spricht eine Negative zu Gunsten der Angeklagten. Wäre der Mord in Bancal's Hause eine Wahrheit, welche Vorbereitungen setzt er voraus, welches Complott! Gegen zwölf Menschen sind der Theilnahme bezüchtigt, der Ausführung und Beihülfe durch (verdächtige oder falsche) Zeugen überführt. Aber von den 300 Zeugen bekundet auch keiner etwas von der nothwendigerweise vorausgegangenen Verabredung und Verschwörung. Wo eine ganze Stadt und die Umgegend ihre Sinne über das Maß anstrengten, um Unglaubliches zu bezeugen, wo Behörden, Richter, das Publicum alle Mittel aufboten, ließ sich von dem Complotte selbst auch keine Spur finden. Daß Bastide in einem Kaffeehause mit zwei der Helfershelfer ein Paar Tage vorher gesprochen, ist weder erwiesen, noch, wenn es wäre, ein Umstand von Bedeutung. Zu solchem Vorhaben würde er wol einen andern Ort erwählt haben. Aber im Gegentheil leuchtet aus allen Verhandlungen, aus dem Gesammtresumé derselben hervor, daß die Bezüchtigten isolirt voneinander standen, Jeder zeiht den Andern oder die Andern der Schuld, und will nur selbst unschuldig sein. War ein Zusammenhang da, so war er ein lockerer. Eine der gräßlichsten, mit unsinnigen Präparaten ausgeführte Mordthat wäre also mit einem Leichtsinne und einer Vorbereitung

begangen, die ihres Gleichen ſucht und von angeſehenen Männern in reifen Jahren und voller Verſtandeskraft, von Bürgern, die, begütert und geachtet, nicht für ihre eignen, ſondern auch für die Ehre und den Frieden ihrer großen Familien zu ſorgen hatten. Im Feuer der Parteileidenſchaft ſind wol ſchon gräßlichere Verbrechen, und noch weniger motivirt, begangen worden, aber noch keins unter ſo unſinnigen Conjuncturen, wo die Ausſicht auf Verrath die allernächſte ſein mußte.

Am 4. Juni 1818, Abends 11 Uhr, erhielt der königliche Procurator in Alby durch eine Stafette die Nachricht, daß das Caſſationsurtheil verworfen, und daß ſofort zur einſtweiligen Hinrichtung von Baſtide, Jauſion und Colard geſchritten werden ſolle. Am andern Morgen wurden die Drei, mit ſchweren Ketten belaſtet, die Hände auf dem Rücken gebunden, vorgeführt. Noch wußten ſie nicht ihr endliches Schickſal. Jauſion bewies, als es verleſen wurde, mehr Ruhe und Gelaſſenheit, als man erwartet. Baſtide war über die Nähe ſeines Todes erſchüttert; alle Verwegenheit, aller Gleichmuth waren (ſagen die Zeitungsberichte) auf ein Mal verſchwunden. Colard weinte bitterlich, betheuerte ſeine Unſchuld und ſprach nur von ſeiner theuren Anne Benoit.

Alle Drei wurden in beſondere Kerker gebracht. Die Zuſprüche des Geiſtlichen ſchienen wenig zu fruchten. Umſonſt ſprach auch der Gerichtsrath Pagan ihnen zu, bei der unwiderruflichen Beſtimmung ihren Tod und ihr Gewiſſen durch ein Bekenntniß zu erleichtern. Jauſion erklärte: er ſterbe unſchuldig, er proteſtire vor Gott und

Menschen gegen den ungerechten Richterspruch. Dasselbe thaten Bastide und Colard.

Die Execution erfolgte in Ruhe und Ordnung, doch unter starker, militairischer Bedeckung. Um 4½ Uhr wurden die Verurtheilten auf Henkerskarren nach dem Schaffot gefahren. Geistliche saßen ihnen zur Seite. Colard schien alles Bewußtsein verloren zu haben. Sein Kopf schwankte hin und her und fiel willenlos auf Brust und Schultern. Jausion lehnte sich unbeweglich auf ein Crucifix.

Bastide soll beim Besteigen des Schaffots einen dumpfen Schrei ausgestoßen haben. Sein Aussehen war furchtbar: das Gesicht todtenblaß, seine Farbe gelb und hager; die Brust bedeckte ein langer, schwarzer Bart. Umsonst versuchten die Geistlichen auf dem Wege noch alle Gründe der Religion, um den Verurtheilten den Weg zur Ewigkeit durch ein Geständniß zu erleichtern. Alle Drei betheuerten nach wie vor ihre Unschuld.

Jausion bestieg zuerst das Schaffot. Ehe er seinen Kopf auf den Block legte, beschwor er noch ein Mal Himmel und Menschen: man müsse doch den Behauptungen eines Sterbenden Glauben beimessen! Sein letztes Wort war: er sterbe unschuldig, einst komme der Tag, wo man seine Kinder nicht mehr beschuldigen werde, die Söhne eines Mörders zu sein.

Colard folgte ihm. Noch vor dem Block rief er, Bastide sei die Ursache seines Verderbens; aber er kümmerte sich nur und weinte um seine Anne Benoit.

Bastide verzagte völlig beim Anblick der Guillotine. (Doch lassen ihn andere Zeitungsberichte in dumpfer Resignation hinaufsteigen.) Seine Kräfte schienen ihn zu verlassen. Er wäre rücklings niedergefallen, hätte man ihn nicht unterstützt. Man schleifte ihn die schwarze

Treppe hinauf. Nachdem er wieder zu sich gekommen, lallte er erschöpft: „Was wird meine Familie sagen!“ Die ganze Hinrichtung dauerte nur wenige Minuten.

Um 10 Uhr wurde Anne Benoit an den Pranger ausgestellt, gebrandmarkt und abgeführt. Trotz ihres anrüchigen Lebenswandels scheint sie ein sehr liebliches Mädchen gewesen zu sein, deren Verhältniß zu Colard, durch die Innigkeit und Treue, mit der Einer am Andern hing, für sie sprach. Sie sehnte sich nur danach, mit ihrem Colard zu sterben.

Bach wurde zu 20 Jahren Gefängniß später begnadigt, die Hinrichtung der Bancal aber verschoben, da sie in dem neuen Proceß gegen die andern Angeklagten zeugen sollte. — Bastide's Bruder befiel bald nach der Hinrichtung seiner Verwandten ein unheilbarer Wahnsinn.

Gegen die durch Bach's Aussage neu Beschuldigten: Bastide's Neffen, die Notare Vence D'Estournet, Bessières Veynac, den Policeicommissar Constans u. A. wurde die Untersuchung vor den Assisen von Toulouse geführt.

Hier wiederholte die Manson die Aussagen, welche sie in Folge der Assisen von Alby von der Anschuldigung des Meineids befreiten. Alles, was in den Assisen von Alby als convulsivische Zuckung herausgeplatzt, was ihr durch die Tortur des Verhörs erpreßt war, wiederholte sie hier in behaglicher Breite: eine Geschichterzählung, von der sie nun nicht mehr abweichen konnte, ohne allen Glauben zu verlieren und sich aufs Neue der Anklage des Meineids auszusetzen. Das große Publicum triumphirte. Also war die Geschichte, wie sie geglaubt wurde, Wahrheit. Die Manson hatte sie freiwillig, in aller Umständlichkeit, erzählt. Sie wollte Vence als den Mann erkannt haben, der ihr auf der Straße vor dem Bancal'schen Hause begegnet sei. Bessières Veynac sei bei ihm gewesen

Beide waren mehr oder minder betheiligte Zeugen des Mordes. Auch Bach erkannte Beide für Mitanwesende beim Morde. Die Bancal wollte von Bessières in der Küche mit dem Stock geschlagen sein. Aber Bessières-Veynac that ein unwiderlegbares Alibi dar und die Geschworenen von Toulouse erklärten am 12. Januar 1819 einstimmig die Angeklagten für unschuldig. — Wo blieb die Wahrheit der Aussage der Manson? Sie scheiterte in diesem Processe an einem glücklich durchgeführten Alibibeweise. — Doch beriefen sich die Verwandten der Gerichteten vergebens auf dieses günstige Urtheil, um eine Revision des Processes zur Herstellung des Andenkens des Hingerichteten zu erlangen. Merkwürdig ist, daß die Bancal nach diesem Urtheil wiederholentlich erklärte: Vence und Bessières wären doch beim Morde gewesen!

Die Ermordung des Fualdes ist und bleibt einer der dunkelsten Criminalfälle, die in neuern Zeiten sich ereignet. Die Processe La Roncière, Fonk und Lafarge, auch an Dunkelheiten reich, kommen doch gegen ihn an Widersprüchen und Verwickelungen nicht auf. Jede neue Untersuchung, statt das Dunkel aufzuhellen, bringt neue Widersprüche hinein, eine größere Verworrenheit hervor. Daß ein Mord begangen, eine romanhafte Fabel, wie es dabei herging, sich ausbildet und geglaubt wird, und daß die Thäterschaft Unschuldigen zugeschrieben und anscheinend bewiesen wird, kam vor. Aber daß fast ein Dutzend einzelner Thäter genannt, bezüchtigt, scheinbar überwiesen worden, daß fast jeder der Complicen von der Schuld der Andern überzeugt ist, auch gegen sie zeugt, während er Himmel und Erde im Angesicht der Ewigkeit für seine

eigne Unschuld anruft; daß dabei keine Motive des Mordes erwiesen und ebenso wenig ein vorausgegangenes Complot nur wahrscheinlich gemacht ist, und endlich ein Urtheil, welches auf lauter Widersprüchen fußt (denn die zu Toulouse freigesprochenen Vence und Bessières sind durch die Bach, Bancal und Manson so schwer gravirt als die Hingerichteten) und doch vor aller Welt für gerecht galt, das ist wol einzig in seiner Art.

Die Widersprüche zu erklären und Licht in das Dunkel zu bringen, müssen wir nach menschlichen Ansichten aufgeben, nachdem 23 Jahre darüber verstrichen sind und die Mehrzahl der Betheiligten nicht mehr lebt. Was von dem Untersuchungsrichter zu Rhodez versäumt wurde, könnte auch heut kein Richter mit aller Machtbefugniß an Ort und Stelle nachholen. Wir finden keine Ermittelung darüber: wie Fualdes Stock gefunden worden, wo sein Ring und Portefeuille geblieben, keine Nachforschungen nach dem Messer, ob Bousquier wirklich, und für wen er Contrebande getragen? Möglich, daß man aus Rücksichten grade darüber die Untersuchungen unterließ. Ebenso wenig wissen wir, in der Ferne und Fremde, mit positiver Gewißheit vom Charakter und den übrigen Lebensverhältnissen des Fualdes, Bastide, Jausion. Was uns aus den Gerichtsverhandlungen darüber zugekommen, ist durch Parteiwuth oder Theilnahme gefärbt. Auch die Winke, daß Fualdes auf andere Weise könnte umgekommen sein, wurden nicht weiter verfolgt, weil man beim frühen und festen Glauben an die Schlachtscene im Bancal'schen Hause dies für überflüssig hielt. Ein gewisser Capely soll verschiedenen Leuten gesagt haben, daß man Fualdes schon seit sechs Monaten nachstelle. Aber Capely war verschwunden. Auch die Vermuthung, daß er bei einem verliebten Abenteuer umgekommen sei, ist schon erwähnt. Auch ging ein

Gerede, daß er von den Freimaurern, deren Geheimnisse er verrathen, ermordet sei; etwas nach den damaligen Verhältnissen in Südfrankreich nicht absolut Abzuweisendes, sobald wir nicht an unsere, sondern an die Freimaurer denken, wie sie in den romanischen Staaten überall eine stark politische Färbung annehmen. Man erinnere sich der mehrfachen Vehmurtheile, welche in Italien und der Provence gegen abtrünnige Carbonari mit dem Dolche vollzogen wurden! Einem Gerüchte nach gehörte Fualdes einer geheimen politischen Verbindung an, die er zu verlassen im Begriff stand. Die diese Meinung aufstellten (sie fand sich auch im Journal des débats ausgesprochen), wollen um deshalb weder Bastide noch Jausion aus dem Spiele lassen; im Gegentheil meinen sie, daß unter dieser Voraussetzung der nachmalige Einbruch und das Durchwühlen der Fualdes'schen Papiere sich am besten erklären lasse. Man habe die Schriften fortgenommen, welche von der geheimen Verbindung Zeugniß ablegten. Aber alle diese Spuren verlassen uns. Wie soll ein Fremder sie wieder auffinden! Das Licht, welches unser Vertheidiger des Andenkens der Hingerichteten von der negativen Seite in die Sache bringt, ist ein trostloses. Ist seine Annahme wahr, so ist gar kein Fundament der Bestrafung, gar keine Schuld vorhanden und der himmelschreiendste Justizmord ist gegen viele Unglückliche, gegen ganze Familien, ihren Wohlstand und ihre Ehre verübt; Jean Calas' Mord ist dagegen geringfügig. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß so Viele ohne die geringste Verschuldung durch ein grauenvolles Lügengewebe und das Zusammentreten zufälliger Umstände ins Verderben gerissen, in Ketten und auf das Schaffot gebracht, daß das Leben, der Wohlstand, der Ruf ihrer Familien zerstört werden könne, und das in einem Lande der Freiheit und der Gesetze, zerreißt das

Herz und umdüstert unsern Glauben; ja es drängt den unnatürlichen Wunsch hervor, daß die Fabel doch wahr, die Gerichteten wirklich die Mörder seien. Die moralische Schuldenlast wäre minder schwer.

Ohne eigne Meinung nur ein strenger Berichterstatter von Facta zu sein, die doch nicht eigentlich Facta, sondern nur wieder subjective Ueberzeugung davon sind, ist nicht wohl möglich. Wir haben uns im Hauptsächlichen der Ansicht des deutschen Vertheidigers zugeneigt, ohne, aus Mangel untrüglicher, feststehender Momente, eine andere Prüfung anlegen zu können, als die, nach dem Ueberlieferten, Gefühl und Vernunft eingeben. Seine Darstellung ist, mit deutschem Fleiße gearbeitet, eine der umfassendsten, und hat in sich alle Hauptaussager der sogenannten Acten aufgenommen, aber um deshalb ist sie noch keine erschöpfende, keine die nicht noch den Gegenbeweis zuließe. Alles kommt am Ende darauf an, welche Glaubwürdigkeit man der Manson beimißt. Sie ist, im Sinne des Gesetzes, die einzige unverdächtige Zeugin. Inwiefern sie es vor der individuellen Ueberzeugung des Einzelnen ist, ist eine andere Frage. Wer davon in sich die Ueberzeugung gewinnen kann, daß unter ihren vielfältigen, sich widersprechenden Aussagen die letzte mehr Glaubwürdigkeit hat als die erste, bei der sie Gott zum Zeugen anruft, der mag den ganzen Proceß aus dem entgegengesetzten Gesichtspunkte mit derselben Wahrhaftigkeit, als Herr v. Kobbe, sich construiren. Wir schreiben unter unsere Urtheile: „Von Rechtswegen!" Der Türke unter seine Erkenntnisse: „Gott weiß es besser." Wir geben ihm zu: die Geschichte der Mordthat ist mehr als unwahrscheinlich; sie streift ans Unmögliche. Aber wenn sie nur ein Roman ist, steht um deshalb, wie er folgert, die Unschuld der Verurtheilten fest, sind sie ohne allen Grund angeklagt,

verdammt, gerichtet? Wir sehen diesen Grund freilich nicht. Aber die Geschworenen, das können wir annehmen und müssen es, haben mehr gesehen, als wir sahen, und Dinge gewußt, die uns unbekannt geblieben. In unserm Sinne ist die erste Instruction äußerst mangelhaft geführt, aber die Bewohner der kleinen Stadt Rhodez, die Richter in dieser Sache, bemerkten diese Lücken nicht; sie kannten die Verhältnisse, die Menschen, ihren Charakter und ihren Ruf. Es wäre ein noch merkwürdigeres Uebereinstimmen des Publicums, der Behörden, der Gerichtspersonen, der Geschworenen, als das Complott der Verbrecher selbst. Alle diese waren von der Thäterschaft überzeugt, und verdammten. Läßt sich annehmen, daß nur Parteihaß in dem Blutgerichte gesprochen hat? Läßt sich annehmen, daß zwei Geschwornengerichte, in zwei verschiedenen Städten, von derselben Blindheit befangen, Unschuldige aus politischer Leidenschaftlichkeit zum Tode verurtheilten? Um so unwahrscheinlicher, als grade in diesem Süden Frankreichs die royalistische Partei die vorherrschende war, als sich annehmen läßt, daß man, wenigstens bei den zweiten Assisen, Alles aufgeboten haben wird, um vorurtheilsfreie, der liberalen Partei nicht blindlings ergebene Personen zu Geschworenen zu bestellen. Auch haben die Angeschuldigten gegen deren Personen keinen Protest eingelegt. Und die Präfecten, die Präsidenten, Gerichtsräthe, königlichen Procuratoren, was sollte sie, deren Stellung zum großen Theil von der Gunst des Hofes abhing, zu einer, dem Vertheidiger scheint es auffallenden, Parteilichkeit gegen die royalistischen Verbrecher antreiben? Eher durfte man das Gegentheil erwarten. Und leuchtet nicht aus den Präcedentien hervor, daß diese politische Spannung gar nicht so groß gewesen sein kann, da Fualdes in täglichem Fa-

milienverkehr mit den Baſtide und Jauſion und ihren Angehörigen lebte?

Den Wechsler Jauſion ſoll die öffentliche Meinung ſpäter für unſchuldig, wenigſtens am Morde, erklärt haben. Baſtide's Schuld ward nach wie vor allgemein geglaubt. Seine Ruhe, ſein kalter Spott, ſein ſtolzes Benehmen während des ganzen Proceſſes, ja auch ſein höhniſches Auflachen bei den Depoſitionen der Zeugen, können für ſeine Unſchuld ſprechen. Aber wäre nicht auch denkbar, daß dieſer Spott und dieſe Ruhe nur der unſinnigen Fabel galt, die man erſonnen, ihn zu verderben? Er wäre der Mörder geweſen, aber nur nicht auf dieſe alberne und ungeſchickte Weiſe, nicht in einem Complot, gegen das ſein Verſtand und ſein Stolz ſich ſträubten? Vielleicht der Executor eines Vehmurtheils, aber nicht ein gemeiner Raubmörder, Betrüger und Dieb. Denken läßt ſich ein völlig anderer Hergang und wir wiſſen nicht, was die Geſchworenen gedacht, wovon ſie eine Ueberzeugung in ihrer Bruſt trugen. Andeutungen ſchlimmer Verhältniſſe, ſittlicher Zerwürfniſſe finden ſich genug: dieſe Rendezvous bejahrter Männer, Ehegatten, Väter, des Ermordeten und der Mörder, dies Bancal'ſche Haus, betreten auch von Perſonen der höhern Stände, dieſer Verkehr mit Contrebandiers, dieſe Geſtändniſſe der Manſon. Die Geſchworenen wußten mehr, als uns nur angedeutet wird. Baſtide's Benehmen auf dem Schaffot ſtimmt nicht zu dem während des Proceſſes. So mag vielleicht ein Unſchuldiger, der bis auf den letzten Augenblick vertraut, ſeine Unſchuld werde an den Tag kommen, wenn das Richtbeil ihn anſtarrt, vernichtet ſein, alle Faſſung verlieren und ſelbſt den Troſt der Religion von ſich weiſen, weil ſein Glaube an die Vorſehung erſchüttert iſt, die ihn unſchuldig verderben läßt. Aber ſo kann auch die ſtolzeſte

Haltung eines Verbrechers zusammensinken, wenn er sieht, daß sein Verstand und seine Ruhe, auf die er vertraut, nicht ausreichen und er dem Gerichte Gottes und der Menschen unterliegt. Auch da mag ein so Zerschmetterter noch schweigen, wenn nicht aus Stolz, aus Rücksicht für die Ehre seiner Familie.

Madame Manson starb 1825 in Versailles. Es ist nicht bekannt, daß sie vor ihrem Tode nähere Aufklärungen gegeben oder Geständnisse gemacht. Was sollte sie auch aussagen, was widerrufen? War sie nur das leichtfertige Weib, die die Lust, interessant zu scheinen und die Verwickelung der Umstände grausam verstrickt hatten, dann hatte sie lange genug gekämpft, ehe sie sich von einer schweren Anklage durch eine Unwahrheit rettete. Auch da umging sie noch das klare Geständniß, welches man verlangte, und gab zuerst nicht mehr, als was durchaus nothwendig war, um sich selbst zu retten. Möglich, daß sie auch das nicht gethan, wenn sie nicht, wie Alle, fest an die stereotype Geschichte geglaubt hätte. Möglich, daß nur Bastide's Hohn in jener berühmten Sitzung sie zu dem verderblichen Ausspruch stachelte. Möglich, daß die Rolle als lichtbringender Engel, in die man sie gestoßen, auch ihrer Eitelkeit schmeichelte, daß sie sich nun inspirirt fühlte, das Verbrechen und die Verbrecher zu denunciren. Es war auch gewiß eine interessante Rolle, die durch einen Eid gebundene, unschuldige Mitwisserin zu spielen, auf deren Aussprüche die Welt wie auf Orakel lauschte. In diesem Sinne fühlte sie sich gehoben, nach dem zweiten Verdict die Geschworenen zu versichern: sie könnten sich beruhigen, sie hätten ein gerechtes Urtheil gesprochen. Das konnte auch jede andere Frau sagen, die wie Madame Manson von der Wirklichkeit der Mordthat überzeugt war. Und wenn diese Ueberzeugung später einer andern gewichen,

wenn das Bewußtsein, Unschuldige aufs Schaffot gebracht zu haben, sie überkommen hätte, welcher Motive, welcher heroischen Anstrengungen hätte es bedurft, das zu bekennen? Die Opfer, die einmal geblutet, konnte sie nicht mehr lebendig machen, und mit dem Bekenntniß, daß sie gelogen, hätte sie sich selbst vernichtet; die Anklage des falschen Zeugnisses wäre mit verdoppelter, furchtbarer Last auf ihr Haupt gefallen.

In diesem Jahre (1841) berichteten Zeitungsnachrichten, daß man in einem Garten zu Rhodez zwei Gerippe gefunden, daneben einen Leierkasten. So schien noch ein Mal der Schleier über der vergessenen That sich zu lüften. Es hätte, wenn es wahr gewesen, nur das Märchen noch vergrößert. Um eine Leiche in den Aveyron zu werfen, bedurfte es des bewaffneten Leichenzugs; aber zwei Leiermänner schlug man ohne Umstände auf den Kopf und begrub sie, wo es war. Um den alten Fualdes aus der Welt zu schaffen, Veranstaltungen wie zu einer Pulververschwörung, zwei Leiermänner aber ließ man verschwinden, ohne daß ein Hahn darum gekräht. Die Zeitungsnachricht hat sich als falsch erwiesen.

Der pariser Leichtsinn pfropfte auf die grauenvolle Tragödie ein Possenspiel. Speculanten boten der Mansen große Summen, wenn sie sich in Paris zeigen wolle. Als dies fehlschlug, engagirte ein Cafetier die auch berühmt gewordene Rosa Pierret als Limonadiere in seinem Garten (angeblich um 30,000 Francs für drei Monate, unbeschadet anderer Emolumente und Vortheile!); und der Tag, wo sie zuerst auftrat, wurde als eine große Festlichkeit angekündigt. Die Speculation soll aber auf die Dauer nicht eingeschlagen sein. Die Pariser fanden ihre Erwartung von Rose's Schönheit nicht befriedigt. Eine Persiflage war es wol nur, als ein besonderes Cabinet von Wachs-

figuren, die Mordſcene in Bancal's Hauſe darſtellend, angekündigt wurde. Bousquier ſollte dabei als Angeſtellter erſcheinen, in derſelben Kleidung, in der er beim Morde geweſen, und Perſonen und Umſtände den Beſuchern erklären. Die angekündigten Memoiren der Amme der Madame Manſon ſind nicht erſchienen; ebenſo wenig die der Roſe Pierret und des Adjutanten Clemendot.

Das Haus der Frau Web.

1753.

(Als Anhang zu „Fualdes Ermordung".)

Ein junges Mädchen, Namens Elisabeth Canning, war im Jahre 1753 plötzlich aus dem Hause ihrer Anverwandten in London, ohne daß man eine Ursache wußte, verschwunden. Nach vier Wochen kam sie zurück, abgemagert entstellt und mit abgerissenen Kleidern. Mein Gott, hieß es, wo bist Du gewesen? Wie kommst Du zurück? Was ist Dir begegnet? — Ach, Tante, war die Antwort, ich ging durch Moorfields, um mich nach Hause zu begeben, da wurde ich von zwei starken Kerlen überfallen, zur Erde geworfen und nachdem mir Gewalt angethan war, in ein Haus, zehn Meilen von London, gebracht. — Tante und Nachbarn begannen aufs Jämmerlichste zu weinen. — Ach, liebes Kind, sagte die Tante, ist es nicht zu der schändlichen Frau Web, daß man Dich hingebracht hat, denn das ist gerade zehn Meilen von hier? — Ja wol, Tante, zur Frau Web. — Ja das große Haus rechter Hand. — Die Nachbarfrauen bezeichneten Frau Web näher und die Canning gestand, daß die

Beſchreibung völlig richtig ſei. Eine von ihnen ſagt, daß man die ganze Nacht hindurch bei dieſer Frau ſpiele und daß dies Haus eine wahre Mördergrube für die Jugend ſei. — Ach, eine wahre Mördergrube, antwortete die Canning. — Es geſchehen dort entſetzliche Dinge, ſagt eine andere Nachbarin. Dieſe beiden Kerle, welche Vettern der Frau Web ſind, machen ſich ein Geſchäft daraus, auf der Landſtraße umherzugehen und alle junge Mädchen aufzugreifen, deren ſie habhaft werden können. Dann laſſen ſie ſie bei Waſſer und Brot faſten, bis die armen Dinger ſich gezwungen ſehen, den ſchändlichen Spielern ſich hinzugeben, die in das Haus kommen. Ach ſprich, Kind, hat man Dich nicht auch bei Waſſer und Brot geſetzt, liebe Nichte? — Ja, liebe Tante. — Man fragt weiter, ob dieſe beiden Kerle es nicht gerade ſo mit ihr gemacht hätten, und ſie geſteht Alles mit vielen Umſtänden, wie man ſie gemishandelt, wie man ihr gedroht habe, ein. Tante und alle Nachbarn erneuen ihr Geſchrei und Wehklagen.

Ein alter Gönner der Familie, Herr Adamſon, macht ſich ſogleich auf den Weg nach dem Wohnorte der Frau Web. Er ſieht einen kleinen Hinterſtall des Hauſes. Hier muß Eliſe Canning eingeſperrt geweſen ſein. Sie räumt es ein. Allgemeines Mitleiden und Entſetzen regt ſich; erſteres wächſt beſonders, als das Mädchen ihre Geſtalt und Schönheit wieder gewinnt. Herr Adamſon gibt im Namen der gemishandelten Unſchuld eine Klage beim Scheriff ein, in Folge welcher Frau Web mit allen ihren Hausgenoſſen verhaftet wird. Der Scheriff läßt eine Magd des Hauſes kommen und ſucht ſie mit ſanften Worten zum Geſtändniß zu bringen. Die Magd verſteht anfangs kein Wort von den an ſie gerichteten Reden; als aber der Scheriff ihr ſagt, mit der Juſtiz ſei nicht

zu ſpaßen, und ſie würde unfehlbar gehenkt werden, wenn ſie nicht geſtehen wolle, da bekommt man Alles von der Perſon zu wiſſen, was man nur wiſſen will. Die Jury verſammelt ſich und neun Perſonen werden zum Galgen verurtheilt. — Die Zeit der Hinrichtung naht, als ein Journal, welches die Verhandlungen aufgenommen hat, dem Philoſophen Ramſay in die Hände fällt. Er lieſt den Proceß und findet ihn abſurd, von Anfang bis zu Ende. Empört über den Hergang, machte er ſich daran, eine Schrift zu ſchreiben, in welcher er als erſten Grundſatz den aufſtellte, daß das erſte Erfoderniß bei Geſchworenen ſei, geſunden Menſchenverſtand zu haben. — Die Schrift machte Aufſehen, man unterſuchte aufs Neue und fand, daß die Canning in ihrer Abweſenheit ein Wochenbett abgemacht habe.

Dieſer intereſſante Criminalfall kam bei Gelegenheit des Proceſſes gegen Jean Calas zur Sprache; in Ermangelung der Actenſtücke gaben wir ihn nur in dem mitgetheilten Reſumé als Anhang zu dem vorigen.

Die Ermordung des Pater Thomas in Damascus.

1840.

Dieser berühmte Criminalfall, der drei Welttheile in Bewegung setzte, selbst in die orientalische Frage hineinspielte, den uralten Haß gegen die Juden wieder anfachte, und im Augenblick, wo ihre Emancipation fast in allen europäischen Ländern zur Sprache kam, Fragen zur Erörterung brachte, die in die Märchenwelt des Mittelalters begraben schienen, ist von so neuem Datum und zur Zeit noch so wenig kritisch durchsichtet, ja nur unparteiisch beleuchtet, daß wir anstehen würden, ihn schon jetzt in unsere Sammlung aufzunehmen, wenn nicht vorauszusehen wäre, daß eine wirkliche Untersuchung und Kritik bei den Verhältnissen des Orients niemals erwartet werden darf. Wir halten uns daher gerechtfertigt, wenn wir Das, was von dem dunkeln Falle und dem grausamen Processe bekannt ist, schon jetzt zusammenfassen und darin dem glaubwürdigsten Berichterstatter folgen, welcher, ein deutscher Reisender, bald nach dem Morde in Damascus war. Wir meinen den „Verfasser der Cartons" (Herrn v. Heil-

bronner), der in seiner jüngsten Reisebeschreibung „Morgenland und Abendland" den Judenmord in Damascus nach den möglichst authentischen Mittheilungen erzählt hat. Seine Erzählung ist unter den bekannt gewordenen diejenige, welche die einzelnen Facta noch in einer möglichst historischen Reihenfolge aufführt; sie stimmt in allem Wesentlichen mit der Hauptquelle, dem Berichte des östreichischen Consuls Merlato, mit dem Aufsatz des Missionair Wildon Pieritz und den bessern Correspondenzberichten in den deutschen, französischen und englischen Zeitungen, wie auch mit Dem, was in den Reden der Deputirten und Parlamentsglieder zu Paris und London darüber zur Oeffentlichkeit gekommen. Jener Bericht des östreichischen Consuls ist vielfach angegriffen worden. Französischerseits hat man ihn als einen Parteibericht verdächtigt; aber, an und für sich betrachtet, mit der klaren und einfachen Sprache aufrichtiger Ueberzeugung geschrieben, hat er seitdem an beweisender Kraft gewonnen, da die vom damaligen französischen Conseilspräsidenten Thiers verheißene Mittheilung der Untersuchungsacten des französischen Consulats in Damascus, welche den östreichischen Consul widerlegen sollte, weder erschienen ist, noch, aus leicht erklärlichen Gründen, jemals erscheinen durfte. Das Buch „Damascia u. s. w. von C. H. Löwenstein, Rödelheim 1840" ist von Werth, weil es sämmtliche Actenstücke aufgenommen hat; im Uebrigen von einer Parteileidenschaftlichkeit dictirt, welche eine klare Auffassung der factischen Verhältnisse unmöglich macht. An unsere auf diese zu ganz andern Zwecken geschriebenen Mittheilungen basirte Geschichtserzählung darf man nicht die Ansprüche eines aus deutschen Actenstücken referirten Criminalprocesses stellen. Es ist ein orientalischer Criminalproceß, in den europäische Leidenschaftlichkeit, Nationalhaß, Habsucht des Despotismus und

andere Motive hineinſpuken, und den die vielfach gefärbten Correſpondenzberichte der deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Zeitungen noch verworrener gemacht haben; ein Proceß, der durch keine Unterſuchung, nicht durch ein Definitivurtheil, ſondern durch einen Machtſpruch geſchlichtet iſt, deſſen Motive wir nicht in der Gerechtigkeit, ſondern in der Politik, vielleicht auch im angewandten Gelde zu ſuchen haben.

Noch ein anderer Umſtand veranlaßt uns, dieſem Mordfall ſchon in unſerm erſten Bande eine Stelle zu geben, es iſt die Verwandtſchaft der mit kunſtreichem Unſinn ausgebildeten und geglaubten Fabel von der Abſchlachtung des Pater Thomas mit der des Fualdes. Eben ſo unwahrſcheinliche Motive, eine ebenſo unglaubliche Verſchwörung angeſehener und reicher Leute hier wie dort; dieſelben verdächtigen Zeugen, die zur Anſchuldigung gepreßt wurden durch die Ausſicht, von der eignen Beſtrafung dadurch loszukommen; derſelbe Leichtſinn, dieſelbe Wuth, zu glauben und zu zeugen, und als Reſultat: dieſelben Greuel und dieſelbe Dunkelheit über den wirklichen Hergang.

Die lateiniſchen Klöſter in Syrien, der terra santa nach der römiſchen Nomenclatur, unter Roms unmittelbarer Oberherrſchaft ſtehend und von daher zu gewiſſen Zeiten recrutirt, zeichnen ſich in mehrfacher Beziehung vor den katholiſchen Klöſtern des Abendlands aus. Nicht durch Pflege der Wiſſenſchaften, aber durch praktiſche Thätigkeit und die ſtrenggeübten Pflichten der Gaſtfreundſchaft gegen Pilger und Reiſende. Sie ſind die einzigen Wirthshäuſer für die reiſenden Abendländer und nehmen dieſe, ohne nach ihren kirchlichen Bekenntniſſen zu fragen,

gastlich auf. Zugleich ist fast ein jeder Mönch, bis zu den Obern hinauf, ein Handwerker, oder treibt eine Kunst, welche seinem Kloster von Nutzen sein kann.

Im lateinischen Kloster zu Damascus lebte der Pater Thomas, ein Kapuzinermönch aus Sardinien. Er betrieb seit 33 Jahren eine medicinische Praxis in der Stadt und impfte besonders die Pocken. Letzteres Geschäft hatte ihn bei Groß und Klein durch ganz Damascus wohlbekannt gemacht, aber auch wohlhabend. Er sammelte dabei ein Vermögen, das die Regeln der Ordensdisciplin überstieg, war aber keineswegs freigebig. Dagegen war seine Sprache frei und schonungslos, sein Betragen keck und anmaßend, sein Wandel nicht ohne Makel, denn er war mitunter unmäßig und sein Wissen hätte vor seiner medicinischen Facultät Europas Stich gehalten. Er war nicht beliebt.

Am 5. Februar 1840 verschwand Pater Thomas, zugleich mit ihm sein junger kräftiger Diener und beständiger Begleiter. Sein Geld und was er besessen, fand man unberührt.

Die Sache erregte großes Aufsehen. Frankreich ist von Alters her der Schirmherr der terra santa, und die katholischen Christen stehen unter seinem Schutze. Der französische Consul, der Graf Ratti-Menton, hielt es für seine Pflicht, die Untersuchung wegen des verschwundenen Mönchs einzuleiten.

Pater Thomas war in das Judenquartier gegangen. Mehre Israeliten sagten das selbst aus. Keiner fand sich, der ihn herausgehen gesehen. Also mußte er im Judenviertel verschwunden, umgekommen, ermordet sein und zwar von den Bewohnern des Viertels, den Juden selbst. Diese vorgefaßte Meinung wurzelte so fest und früh zur Ueberzeugung, wie die Fabel, daß Fualdes in Bancal's

Hause umgebracht worden, und man versäumte jede andere Nachforschung; man suchte vielmehr nur nach den nähern Umständen, wie er dort ermordet worden und wer die eigentlichen Thäter gewesen?

Nach dem Bericht des östreichischen Consuls hatte sich zwar ermittelt, daß Thomas und sein Bedienter auf dem sehr besuchten Platz Hassan-Pascha einen heftigen Streit gehabt, wobei es sogar zur Schlägerei kam und zwar mit Mohammedanern der niedrigsten Classe und des gemeinsten Gesindels. Aber es blieb unbeachtet und man unterließ jede Nachforschung in den andern Stadtvierteln.

Graf Ratti-Menton foderte vom Gouverneur von Syrien, Sheriff Pascha, daß man alle Mittel zur Entdeckung der Mörder zu seiner Verfügung stelle. Vom östreichischen Consul aber erbat er das Recht, Haussuchungen bei den Hebräern anzustellen, welche östreichische Unterthanen wären. Beides ward zugestanden und die Untersuchungen begannen mit Eifer.

Da meldete sich Mohammed el Telli, ein gemeiner Türke, der wegen Staatsschulden im Gefängniß saß. Wenn der französische Consul ihn frei zu machen verspreche, wolle er die Mörder wohl entdecken. Mohammed erhielt seine Freiheit und denuncirte Haus um Haus als verdächtig. Graf Ratti-Menton untersuchte selbst an der Spitze von Soldaten und Handwerkern und unter ungeheuerm Zulauf des Pöbels, der volle Nahrung für seine rohe Lust und seinen alten Haß gegen die zum Theil sehr reichen Juden dabei fand.

Ein jüdischer Barbier, Negrin, gehörte zu den zuerst Denuncirten und gefänglich Eingezogenen. Er verwickelte sich in seinen Aussagen, leugnete aber durchaus, etwas von einem Morde zu wissen. Drei Tage bestürmte man ihn vergeblich im französischen Consulate, die Wahrheit

zu gestehen; dann lieferte man ihn den ägyptischen Behörden aus. Zwei Mal wurde er hier aufs Heftigste gepeitscht, dann die Tortur am Kopfe ihm angelegt. Während dessen besuchte ihn Mohammed el Telli und strengte sich freundschaftlich an, wie der Gefangenwärter Canitrot (s. Fualdes), ihn zu einem Geständniß zu bewegen. Es wirkte.

Der Barbier gab folgende Fabel von sich. Ob sie zuerst aus seinem Munde kam, oder als ein schon im Umgang befindliches Gerücht nur von ihm ausgebildet wurde, wird uns nicht gesagt: Am 5. Februar Abends rief ihn ein Diener des David Arari in dessen Haus. Er findet den Hausherrn mit sechs andern israelitischen Kaufherren und Rabbinern, nämlich außer David auch Joseph, Aaron und Isaak Arari, Mussa Abul Afia, Moses Salonati (Mussa Salonichi nennt ihn v. Heilbronner) und Joseph Laniado. In einer Ecke des Zimmers lag oder lehnte an der Wand, gebunden an Händen und Füßen und mit verstopftem Munde, der Pater Thomas. Die Kaufherren fodern ihn auf, den Pater in ihrer Gegenwart zu ermorden. Der Barbier, als ein rechtschaffener Mann, lehnt die Zumuthung mit Abscheu von sich. Sie entlassen ihn darauf, nachdem sie sein Schweigen durch 600 Piaster (noch nicht 40 Thaler) erkauft haben.

Sofort ließ das Gouvernement den David Arari und die sechs Kaufleute und Rabbiner, welche die reichsten der ganzen damascener Judenschaft waren, verhaften. Sie sollen gestehen, aber betheuern mit den heiligsten Schwüren ihre Unschuld. Man fängt mit der Bastonnade an. Aber da man bedachte, daß die meisten schon hochbejahrt waren und leicht bei den ersten Stockschlägen erliegen dürften, so versuchte man andere Qualen. Man ließ die alten

Leute 36 Stunden aufrechtſtehen, ohne ihnen Schlaf zu gönnen. Sie blieben beim Leugnen. Dann ließ man Einige peitſchen; aber beim zwanzigſten Hiebe ſanken ſie ohnmächtig nieder. Der franzöſiſche Conſul glaubte, man habe nicht ordentlich gegeißelt (berichtet der öſtreichiſche Conſul) und man geißelte aufs Neue; aber ſie erklärten fortwährend, ſie ſeien unſchuldig.

Inzwiſchen ward auch David Arari's Diener, Murad el Fallat, eingefangen, derſelbe, welcher den Barbier beſtellt haben ſollte. Auch er leugnet. Aber man verfährt ſchärfer mit ihm. Er erhält die fürchterlichſten Hiebe, während man auf den ſchwarzblauen, zerriſſenen Leib kaltes Waſſer gießt, um die Schmerzen zu ſteigern. In Folge derſelben geſteht er, den Barbier auf Geheiß ſeines Herrn geholt zu haben.

Man wollte aber mehr wiſſen. Man droht ihm mit einer neuen Baſtonnade, und verſpricht ihm Strafloſigkeit, wenn er bekenne. So bekennt er denn Alles, was der Barbier ausgeſagt und noch mehr. Er ſelbſt und der Barbier hätten zuſammen, auf Geheiß der ſieben reichen Herren, den Pater umgebracht; er und der Barbier hätten darauf den Leichnam zerhackt, die Knochen und Hirnſchale gebrochen und dieſe blutigen Stücke in eine entfernte Waſſerleitung geworfen.

Der Barbier, unter den nämlichen Androhungen und Verſprechungen, bekannte ſich zu der erweiterten Geſchichte.

Graf Ratti-Menton unterſuchte auf der Stelle die angegebene Waſſerleitung, wobei der Diener und der Barbier führen mußten. Beide waren aber ſo zerſchlagen, daß ſie nicht ſtehen, nicht gehen konnten und gefahren werden mußten. Man fand dort unter andern Dingen wirklich einige Gebeine, die Reſte eines Barrets oder einer

Kutte. Ein ärztliches Gutachten erklärte, daß darunter Menſchenknochen wären. Sie wurden ſofort für die des Pater Thomas angenommen und ſpäter unter den üblichen Exſequien im Hoſpiz der Kapuziner beigeſetzt.

David Arari's Diener, Murad el Fallat, hatte aber auch bekannt, daß man des Paters Blut in ein kupfernes Gefäß (nach dem öſtreichiſchen Bericht in ein kryſtallenes) geſammelt (Fualdes' Blut ward in einem hölzernen Kübel aufgefangen) und zu religiöſen Zwecken in Flaſchen abgezogen habe. Im Volke erwachte darauf der uralte Aberglaube: daß die Juden zu Oſtern Chriſtenblut trinken, oder ſich deſſelben zu ihrem ungeſäuertem Brote bedienen. Zugleich verbreitete ſich das Gerücht: der junge, reiche Hebräer Picciotto (der eine ſehr ſchöne Frau hat) habe eine dieſer Flaſchen ſeinem Oheim überſandt, der öſtreichiſcher Generalconſul in Aleppo iſt.

Die ſieben Kaufleute wurden vor die abgewaſchenen Gebeine geführt. Der Schauder, der ſie ergreifen und zum Geſtändniß der Wahrheit bringen ſollte, blieb aus. Sie betheuerten fortwährend ihre Unſchuld. Von den mit der feinſten Grauſamkeit raffinirten Torturqualen, welche man nunmehr gegen ſie anwandte, haben die Zeitungen Entſetzliches berichtet. Man gab Baſtonnaden zu 900 Streichen (den alten Leuten?), man brannte die Genitalien mit glühendem Eiſen: man zog glühendes Eiſen durch das Fleiſch und zog dann ſo lange an dem andern Ende, bis der Unglückliche und das Fleiſch zugleich zur Erde ſtürzten. Der deutſche Reiſende berichtet, daß den erſten der Unglücklichen, welcher bekannte, unter den andern Martern, das Feſthalten mehre Stunden hindurch in eiskaltem Waſſer zum Geſtändniß brachte, daß Alles wahr ſei, weſſen man ſie beſchuldigt. Den andern Sechs

sei endlich durch die Hippopotamuspeitsche dasselbe Bekenntniß herausgepeitscht.

Der Missionair Pieritz classificirt die Torturen folgendermaßen. Die Juden wurden:

1) gepeitscht;

2) in große Gefäße kalten Wassers getaucht;

3) mittelst einer Maschine gepreßt, daß die Augen aus den Höhlen traten;

4) an den Genitalien gezerrt, gezwickt, gedreht, daß sie vor Schmerz fast wahnsinnig wurden.

5) Sie mußten drei volle Tage aufrecht stehen; nicht einmal an die Mauer sich zu lehnen, ward ihnen erlaubt. Fielen sie vor Mattigkeit um, so stachelten sie die Schildwachen mit den Bayonetten auf.

6) Sie wurden bei den Ohren in einem weiten Hofe herumgezogen; bis das Blut floß.

7) Man steckte Dornen an die Finger und Zehen zwischen Fleisch und Nägel.

8) Man sengte ihnen den Bart ab, daß die Haut mit verbrannte.

9) Man hielt Lichter unter ihre Nase, sodaß die Flamme in die Nasenlöcher stieg.

Der französische Consul war aber mit dem Bekenntniß nicht zufrieden. Er wollte durchaus auch das auf Flaschen gefüllte Blut selbst zurückhaben. Von den Sieben sagte Jeder aus, er habe es einem andern seiner Mitschuldigen übergeben. (Nach dem deutschen Reisenden wollten sie vom Blute nichts wissen.) Der letzte, Mussa Abul Afia, hielt die fortgesetzten grausamen Qualen nicht mehr aus und konnte doch auch das Blut nicht ausliefern. Er erklärte, Muselmann werden zu wollen. Man nahm dies zwar an, hörte aber mit dem Peitschen nicht auf, und um einen zu nennen, gab der gräßlich Gequälte den Oberrabiner

Jacob Antibi an, als Denjenigen, dem er das Blut übergeben hätte. Der Rabbiner ward sofort eingezogen, gegeißelt und gefoltert, aber von dem Blute wußte er nichts.

Merkwürdig bleibt das Geständniß, welches der unglückliche Mussa Abul Afia zu Papier gab. Es bestätigt aber nicht mehr als eine alte Erfahrung, daß man durch Martern jedes Bekenntniß, und wie man es wünscht, aus einem Unschuldigen herauspressen kann. Es lautet so:

„Man gebietet mir, zu sagen, was ich von der an Pater Thomas begangenen Mordthat weiß, und warum ich zum muselmännischen Glauben übergegangen bin; es ist daher meine Pflicht, die Wahrheit zu sagen. Jacob von Antab, Oberrabbiner, hat mir ungefähr vierzehn Tage vor dem Ereignisse gesagt: Ihr wißt, daß wir zufolge der Religion Blut nöthig haben; ich bin schon mit David Arari übereingekommen, um dessen in dem Hause eines der Unsrigen zu erhalten, Ihr müßt da zugegen sein und mir das Blut bringen. Ich antwortete, daß ich nicht die Kraft hätte, Blut fließen zu sehen; worauf mir der Oberrabbiner entgegnete: Ihr könnt ja außen vor dem Opferzimmer warten; Ihr werdet daselbst Moses Selanikli und Jussuf Linaro finden. Ich antwortete: Ja! Den 10. des jüdischen Monats Achach, anderthalb Stunden vor Sonnenuntergang, als ich mich nach der Synagoge begab, begegnete mir David Arari: Kommt mit mir nach Hause, man hat Eurer nöthig. Ich antwortete: Ich will meine Gebete verrichten, alsdann komme ich. — Nein, kommt jetzt! — Ich folgte. — Pater Thomas, sagte er mir alsdann, ist bei mir; diesen Abend opfere ich ihn; habt keine Furcht! Wir gingen ins Haus. Man befand sich in einem Zimmer mit neuen Möbeln. Der Pater Thomas lag gebunden in der Mitte der Anwesenden.

Nach Sonnenuntergang begab man sich in ein Zimmer ohne Möbel, und David fing an, dem Mönch die Kehle abzuschneiden. Aaron und Isaak Arari gaben ihm den Rest. Das Blut wurde zuerst in einem Kübel aufgefangen, sodann in eine Bouteille gegossen. Man sagte alsdann, daß man es zum Oberrabbiner Jakob bringen müsse. Ich nahm die Flasche und begab mich zum Oberrabbiner, der in dem Hof auf mich wartete. Als er mich eintreten sah, begab er sich in sein Cabinet, wohin ich ihm folgte. Hier ist, was Ihr verlangt habt; nehmt es. Er nahm die Bouteille und stellte sie hinter ein Bücherbrett. Ich ging alsdann nach Hause. Ich habe vergessen, zu sagen, daß, als ich das Haus Arari's verließ, der Leichnam noch unberührt war. Ich hatte David und seinem Bruder gesagt, daß sie ihr Schlachtopfer schlecht gewählt hätten, daß, da Pater Thomas Priester und ein sehr bekannter Mann wäre, sein Verschwinden große Nachsuchungen veranlassen würde. Sie antworteten mir: Niemand kann etwas davon erfahren; die Kleider werden verbrannt, der Körper in Stücke zerhauen und durch unsere Leute nach und nach in den Ablaufkanal des Quartiers geworfen. Das, was man das erste Mal nicht fortbringen kann, bleibt in einem Versteck der heimlichen Treppe; seid ohne Sorge! Was den Bedienten des Pater Thomas anbelangt, Gott weiß es, daß es mir ganz unbekannt ist, was aus ihm geworden. — Den Mittwoch darauf, Vormittags, begegnete ich dem David, Isaak und Joseph Arari vor der Bude des Bakals (Krämers). Isaak fragte David, wie Alles abgelaufen. David antwortete: Alles ist beendigt; bekümmert Euch um nichts. Da sie anfingen, heimlich zusammen zu sprechen, so entfernte ich mich, weil ich mit den Großen unter den Juden nicht viel Umgang hatte, und die Arari's zu den

Großen gehören. Was das Blut anbelangt, so ist es den Juden zur Verfertigung ihres Osterbrotes nothwendig. Die Juden sind wegen gleicher Thaten schon mehrmals angeklagt worden, auch deshalb vor Gericht erschienen. Sie haben ein Buch, Namens Serir Hadurut *), welches von dem Blute handelt. Heute, da das Licht des Islamismus über mich gekommen, begebe ich mich unter den Schutz und die Nachsicht Derjenigen, welche die Gewalt in Händen haben.

Mohammed Muselmani.

Da das Blut nicht aufzutreiben war, wollte man wenigstens noch mehr Schuldige finden. Der Bousquier oder Bach (s. Jualdes) oder, wenn man will, der Hamacher des Processes, der Diener David Arari's, fand sich willig, anzugeben, was man verlangte: Nachdem der Pater umgebracht, gestand er, zum reichen Israeliten Marad Farhi geschickt zu sein, um den aufzufodern, daß er auch den Domestiken in eben der Art ermorden solle, wie sie den Pater ermordet hatten. Diesen Auftrag richtete er aus; bei der Bestellung war der junge Isaak de Picciotto zugegen. Am folgenden Tage sei nun der Letztere mit vier andern Juden Marad Farhi, Meir und Assan Farhi und Aaron Stamboli, sämmtlich Personen von Ansehen, zu seinem Herrn, dem David Arari, gekommen und hätten ihm angezeigt, daß sie auch den Diener im Hause des Meir Farhi geschlachtet. Später bekannte Murad el Fallat, daß dieser Mord an dem christlichen Diener in Arari's eignem Hause vollzogen worden; wie es denn auch in diesem Processe an Widersprüchen nicht fehlt.

*) Ein solches Buch soll gar nicht existiren.

Der junge Picciotto, als Sohn eines frühern östreichischen Generalconsuls in Aleppo, ſtand unter dem Schutze des östreichiſchen Conſuls, und ward demnächſt, auf Antrag des Grafen Ratti Menton, im kaiſerlichen Conſulatgebäude in Verhaft geſetzt und inquirirt. Er leugnete aufs Entſchiedenſte jede Theilnahme an dem möglichen Verbrechen und bewies ſein Alibi zur Zeit der Miſſethat, zum großen Theil durch das Zeugniß eines Europäers, des Engländers George Macſon, den er am Abende des 5. Februar, in Geſellſchaft ſeiner Frau, beſucht hatte. Aber Arari's Diener erweiterte jetzt ſeine Depoſition. Wie er beim Morde des Paters zugegen und mit thätig war, erklärte er jetzt auch beim Abſchlachten des Dieners mit geholfen zu haben. Auch dieſer ſei gebunden und abermals von ſieben Individuen geſchlachtet worden, nämlich außer den oben genannten vier und dem jungen Picciotto, von Jacob Abul Afia und Joſeph Menachem Farhi. Iſaak de Picciotto benahm ſich in den Verhören vor Sheriff Paſcha durchaus ſtandhaft und wies die Einmengung des franzöſiſchen Conſuls mit einer Würde ab, die allein ſchon Bürgſchaft für ſeine Unſchuld zu bieten ſchien.

Von jetzt an erhielt der ärgerliche Vorfall auch eine diplomatiſche Beimiſchung. Man foderte Picciotto's Auslieferung, um ihn vor Gericht zu ſtellen, d. h. durch Peitſchenhiebe, Waſſerbäder und Martern zum Geſtändniß zu bringen. Der öſtreichiſche Conſul hatte eine ſchwierige Stellung. Er ſtand allein gegenüber der fanatiſirten chriſtlichen, der erbitterten mohammedaniſchen Volksmenge, dem ägyptiſchen Gouvernement und dem franzöſiſchen Conſulate. Aber er weigerte ſich ſtandhaft, den Picciotto herauszugeben, weil dies gegen die Staatsverträge zwiſchen Oeſtreich und der Pforte ſtreite. Die Aufregung

wandte sich jetzt gegen den Consul selbst, man verdächtigte ihn als Juden und war geneigt, ihn als einen Mitschuldigen zu betrachten. Sein Haus ward von Spionen umlagert, man belauerte, wer aus- und einging, und das abscheulichste Angeberwesen fand statt.

Man glaubte, oder wollte absolut an die ganze scheußliche Fabel glauben, und Jedermann in Damascus gab sich daher Mühe, etwas zuzutragen, gleichwie in Rhodez zum Märchen von der Schlächterei in Bancal's Hause. Wie man in Frankreich die Manson magnetisiren wollen, nahm man hier zu den Sehern oder Nekromanten seine Zuflucht. Auch die Hellseher und Propheten sahen nichts, außer was alle Kinder auf der Gasse schon wußten, oder von Privatbosheit oder Neid geleitet, wiesen sie auf Häuser, welche durchsucht, auf Personen, welche verhaftet werden sollten. Nun wollte man von den unschuldigen Kindern ein Geständniß erpressen, was von den Erwachsenen nicht zu erlangen war. Es klingt unglaublich: 33 Israelitenkinder (nach dem östreichischen Berichte sogar 63!), im Alter von vier bis zehn Jahren wurden den Armen ihrer Aeltern entrissen, ins Gefängniß gesperrt und 30 Tage darin verschlossen. Sollten sie ihre Aeltern angeben, oder die Aeltern, um ihrer Kinder willen, sich selbst?

Gegen die Zeugen, welche zu Gunsten der Angeklagten sprachen, verfuhr man mit ähnlicher Voreingenommenheit wie gegen die, welche im Fualdes'schen Procesſe Bastide's Alibi darthun wollten; aber statt des Verhafts wegen möglichen falschen Zeugnisses und Meineides wurde sofort zur Bestrafung des als consumirt angenommenen Verbrechens mit orientalischer Barbarei geschritten. Farach Katasch und Isaak Javoh wollten den Pater Thomas am Abende des 5. Februar außerhalb des Judenviertels

gesehen haben. Der Letztere sagte sogar aus, er habe mit dem Diener auf dem Wege nach Salachia, eine halbe Stunde von dem Judenviertel, Zwiesprache gehalten. Beide wurden verhaftet, Isaak Javoh der Folter übergeben. Er starb auf derselben. Dies nach dem Bericht des evangelischen Missionairs Wildon Pieritz.

Als ein armer Knabe in seiner Unschuld vorgab, daß er den Pater Thomas und seinen Diener in einer Straße außerhalb des Judenviertels gesehen, wurde er so furchtbar geschlagen, daß er 24 Stunden darauf den Geist aufgab. Dies nach v. Heilbronner. Wahrscheinlich ist dieser Fall identisch mit der Angabe in dem Berichte des östreichischen Consuls: „Ein junger Hebräer, welcher sich unterstand, auszusagen, er habe den Pater anderswo gesehen, wurde so sehr mit Ruthen gepeitscht, daß er 24 Stunden darauf im Kerker starb.“ Ueber diesen Jüngling berichtet der Brief eines Israeliten aus Beirut: „Ein Jude weihte sich darauf dem Märtyrthume für die Heiligkeit des hochgebenedeiten Namens. Er trat zum Gouverneur und sprach zu ihm: „„Was ist das für Gerechtigkeit, welche Du ausübst, und dies Alles ist Verleumdung; denn was das Blut zu den Osterbroten anbelangt, so ist es allen Regierungen bekannt, daß es nur Lüge und Verleumdung ist. Wendest Du mir aber ein, daß der Barbier, der es eingestanden, ein Jude ist, so antworte ich Dir: dieser hatte keinen freien Willen; denn er hat blos wegen der Streiche und der schweren und bittern Leiden also geredet. Vielleicht haben Christen oder Türken jenen Priester ermordet; ferne sei es daher, daß Du Rache ausüben wollest an den Israeliten.““ — Nachdem er so geredet, sprachen der gedachte Gouverneur und der Dragoman des französischen Consuls, Namens Baudin, zu

ihm: „Du willst die Schuld dieses Mordes auf Türken und Christen wälzen! Sicherlich weißt Du, wer den Priester und seinen Diener ermordet hat!“ — Alsbald gebot Jener, daß man ihn zu Tode geißele und foltere. Man geißelte ihn auf das grausamste und furchtbarste, unter allen Arten von Martern, während man ihn stets aufforderte, die Wahrheit zu sagen. Aber alle seine Worte waren: „„Höre, Israel, Jehova ist unser Gott, Jehova ist einig.““ Bei dem Worte einig gab er den Geist auf.“ — Ob dieser hebräische Jüngling auch mit dem Isaak Javoh des Wildon Pieritz identisch ist, läßt sich aus den mangelhaften Mittheilungen nicht entnehmen.

Da der zweite Mord, der an dem Diener verübte, nach der einen Angabe im Hause des Meir Farhi begangen sein sollte, ließ Graf Ratti Menton die Wasserleitung in der Nähe desselben aufbrechen. Die Bäche und Ströme des Antilibanon, an dessen Fuße Damascus und seine reiche Ebene liegt, versehen nämlich die Stadt mit einer großen Menge Wassers, welches theils in offenen, theils in übermauerten Kanälen durch die Straßen fließt und die Cascaden und Fontainen der öffentlichen Orte und der maurischen Höfe speist. Jedes Haus der Stadt hat eine solche Wasserleitung wenigstens in der Nähe. In der an Meir Farhi's Hause fand der Consul wirklich einen Haufen Gebeine, eine ungestalte Fleischmasse, die man für ein Stück Leber erkannte, und einen halben Schuh (nach dem östreichischen Berichte eine Leibbinde). Diesen halben Schuh, oder die Leibbinde, die mindestens 30 Tage im Wasser gelegen haben mußte, erkannte der Bruder des vermißten Dieners für die seines Bruders! Der ganze Fund ward wohl verpackt in das französische Consulat gebracht; bei genauerer Prüfung ergab sich

indessen, daß die verdächtigen Gebeine Schafsknochen waren. *)

Die Judenhäuser waren sämmtlich durchsucht, und man hatte nichts gefunden. Nunmehr kamen auch die Christenhäuser an die Reihe, welche unter östreichischem Schutze standen. Das eines angesehenen östreichischen Kaufmanns, Namens Airub, wurde Nachts überfallen und der Graf Ratti Menton drang an der Spitze von 20 Regierungssbirren bis in die Schlafgemächer der erschreckten Frauen — ein im Orient unerhörter Frevel — um versteckte Juden zu suchen.

Die angegebenen Mörder des Dieners ließen sich nicht finden. Sie waren mit der Mehrzahl der angesehenern Israeliten aus der Stadt entflohen. Man ließ eine förmliche Treibjagd auf sie los, und fand sie, durch Torturen, die man ihren Familiengliedern auferlegte. Die Gefängnisse widerhallten vom Geschrei der Unglücklichen, und (sagt der deutsche Reisende) die Feder versagt den Dienst in Schilderung der Qualen, die man ihnen auferlegte, um Geständnisse zu erpressen. Die Frau des Meir Farhi schleppte man sammt ihrem Kinde ins Gefängniß. — Man bastonnirte das Kind. — Beim dreihundertsten Streiche brach das Herz der Mutter; sie verrieth den Aufenthalt des Gatten. Dieser ward ergriffen. Die Hippopotamuspeitsche schwebte über ihm, und eingedenk des Schicksals seiner Vorgänger, bekannte er sich sogleich als schuldig. Assan Farhi, der in seinem Verstecke endlich ergriffen worden, ward eine Woche durch im franzö-

*) Dr. Maffari, Leibarzt des Scherif Pascha, und Dr. Rinaldo, bürgerlicher Arzt, hatten auf ihr Gewissen sie für Menschenknochen erklärt. Der gelehrte Dr. Yograffe aber entschied, daß es Thierknochen seien.

fischen Consulate festgehalten, dann der türkischen Justiz übergeben. Bastonnade und Tortur überzeugten ihn von seiner Schuld, er bekannte, fand aber später Mittel, in einem Briefe an den Pascha von Aegypten seine Unschuld zu betheuern.

Die Geschichte der Verfolgungen und Greuel gegen die Einzelnen genau zu verfolgen ist unmöglich. Die Einzelfälle werden von den verschiedenen Berichterstattern verschieden erzählt, ohne genaue Zeitbestimmung, und man wird leicht verführt, ein und dasselbe Factum für zwei oder mehre anzunehmen, weil Namen, Bezeichnungen und Schattirungen schwanken. Der sechszigjährige Pförtner des Judenviertels erhielt die Bastonnade und starb, um kein anderes Verbrechen, als weil er von dem Morde und den Mördern nichts gesehen hatte. Wahrscheinlich derselbe jüdische Hüter, der, nach Pieritz, an den Kanal gestellt worden und an demselben keinen der Angeklagten bemerkt haben wollte, deshalb auf die Folter gebracht, qualvoll endete.

Während dies vorging, wurde in den sieben Kaufleuten, die den Pater selbst geschlachtet haben sollten, das Gefühl ihrer Unschuld mächtiger als alle Furcht und Rücksichten. Sie nahmen ihre Geständnisse zurück. Vergebens schwang man von neuem die Peitsche und drohte und wandte neue Torturen an; sie blieben dabei. Zwei von den sieben, David Arari war achtzig Jahre alt, Joseph Laniado nicht viel jünger, erlagen den erlittenen Martern. Laniado hatte noch nachträglich sein Alibi beweisen wollen; aber ehe die beiden Zeugen, christliche Kaufleute aus Khasbin, nach Damascus kamen, hatte der Dulder den Geist aufgegeben. Da drang der französische Consul darauf, daß die andern als überwiesene Verbrecher enthauptet würden. Es erinnert an jene vor-

läufig verfügte Hinrichtung der drei Mörder des Fualdes, die, während der Proceß gegen die übrigen Complicen noch im Gange war, verfügt wurde, aus dem Grunde, weil der langwierige Proceß schon zu viel Aergerniß veranlaßt habe! — Man schickte an Ibrahim Pascha in Maraisch, nach Verhaltungsbefehlen.

So standen die Sachen, als der deutsche Berichterstatter in Damascus ankam. Verwirrung, Aufregung, fanatische Erhitzung unter allen Volksklassen. Das Elend und der Druck der ägyptischen Herrschaft, der androhende orientalische Krieg, die Pest, die sich ringsum zeigte, die Quarantainen, die allen Handel vernichteten, traten in den Hintergrund gegen die Mordgeschichte und die Judenverfolgungen. Ein unerhörter Fall, die moslemitische Bevölkerung in Wuth und Haß wegen eines ermordeten Christen, und der Consul einer christlichen Macht, des Volks, welches an der Spitze der europäischen Intelligenz zu stehen vermeint, an der Spitze dieses fanatisirten Pöbels und durch seinen blinden Verfolgungseifer es immer mehr aufregend!

Die Lage der Juden in Damascus wurde von Tag zu Tage schwieriger. Der alte Haß, der Neid wegen ihrer Reichthümer, die Lust zur Vergeltung für Druck und Wucher aus ältern Zeiten, wachten auf und erhielten Waffen in die Hand geliefert. Die Verfolgungen nahmen täglich zu; von einem gesetzlichen Verfahren konnte nicht mehr die Rede sein. Der Denunciant Mohammed el Telli war freigelassen, weil er die Juden angegeben. Der Barbier, obgleich geständig selbst der Beihülfe beim Morde, war für straflos erklärt, weil er die andern Juden bezüchtigte. Welche Aufforderung für das Gesindel zu den lästerlichsten Angaben, denn sie gingen unbestraft aus, wurden wol gar belohnt, wenn sie gehässige und

reiche Israeliten denuncirten. Ibrahim Pascha's Regierung hatte hierbei nichts im Auge als die lockenden Confiscationen des jüdischen Vermögens. Eine ganze Rotte schlechten Gesindels fischte im Trüben, die Einen um Geld zu erwerben, Andere um für eigne Verbrechen Gnade zu erhalten, die Meisten aber, um einen lang genährten Privathaß zu befriedigen. Wer sich ähnlicher Judenverfolgungen in unserm aufgeklärten Welttheile erinnert, sagt Herr v. Heilbronner, kann sich vorstellen, welchen Charakter sie in einem Lande annehmen mußten, wo alle Stände in gleich großer Ignoranz sich befinden und Glaube und Aberglaube sich dunkel vermengen.

Graf Ratti Menton handelte, auch seine Gegner nehmen es an, in gutem, aber mit demselben blinden, vorgefaßten Glauben wie die Richter des Bastide. Indem er die Gewaltmittel einer barbarischen Justiz hervorrief, verkannte er seine Mission als Repräsentant einer christlichen Macht, er verstieß gegen die Consularvorrechte einer andern Macht im Orient, indem er deren Schutzbefohlene von den Ortsgerichten wollte aburtheilen lassen. Und als französischer Consul ließ er sich zu vorschnellen, unbegreiflichen Handlungen hinreißen, um den glänzenden Namen eines Beschützers der Christenheit zu erwerben. Verfolgungen und Greuel der Art gegen Einzelne und gegen ganze Klassen sind im Oriente nichts Unerhörtes, sie gehören zum Wesen desselben, der Fatalitätsglaube des Orientalen lehrt sie als Schickung hinnehmen; aber daß sie hier einen Anstrich von europäischer Justizpflege erhielten, macht sie für unser Gefühl empörend. Daß Mehemet Ali die Mamelucken hinterlistig überfallen und erschießen, Tausende von Nubiern zu Tode martern, ganze Dorfschaften niedersäbeln ließ um einer geringfügigen That eines Einzelnen, vielleicht auch nur um eines Verdachts

willen, hören wir mit Schaudern, aber nicht mit Entrüstung an. Es war ein Paschagericht; der Wille des Mächtigen entschied. Hier aber hatte man den Schein eines Gerichtes und einer prüfenden Gerechtigkeit beliebt, und diesen Schein lieh die blinde Eingenommenheit des französischen Consuls der ungerechten Sache.

Ihn trifft daher mit Recht der Hauptvorwurf. Auf ihn hat sich der volle Haß der Juden aller Welttheile, als auf einen andern Haman, entladen, was zur Vorsicht bei Beurtheilung der Anschuldigungen wider ihn auffodert. Dennoch sind diese schwer und haben in bekanntgewordenen frühern Lebensereignissen des Grafen einigen Grund. Er soll zwei Mal als französischer Consul in Sicilien Bankerott gemacht haben, und aus Tiflis wegen eines so ärgerlichen Lebenswandels entfernt worden sein, daß selbst die russische Regierung darauf bei der französischen anzutragen sich genöthigt gesehen. Dennoch wurde er aufs lebhafteste von verschiedenen Correspondenten und Zeitungen vertheidigt (zumal den legitimistisch-jesuitischen); seine eigne Regierung ließ ihn, der Denunciationen ungeachtet, nicht fallen. Thiers trat mit einem unerwarteten Eifer als sein Vertheidiger auf. Einzelne Berichte rühmen auch seine in dieser Sache bewiesene Uneigennützigkeit; daß er, wenn er hier den ungeheuern Geschenken der Juden die Hand geöffnet hätte, sich bereichern können; daß hier nur reiner Eifer ihn geleitet und sein Unglück sei allein die Erinnerung an alte Sünden! Auch mögen wir den vielfachen Berichten Glauben schenken, wonach die reichern Israeliten nichts versäumt, um Zeugen für sich zu gewinnen, und daß sie auch ihrerseits durch Intriguen gegen den Sturm lavirt; wer verdenkt es ihnen bei der Gefahr und unter dieser Obrigkeit! Auch mag böse Schuld aus ältern Zeiten auf ihnen lasten, sie

mögen Verfolgungen verdient haben, weil sie einst Verfolger, Denuncianten und Blutsauger waren. Alles Das aber rechtfertigt weder noch entschuldigt es den blinden Eifer des Consuls eines civilisirten Staates, der nicht als Fiscal, sondern als Repräsentant der Würde desselben hingestellt war. Ein Mord an einem christlichen Priester verübt, wenn er auch unbestraft blieb, war ein geringeres Uebel als diese grausame, unter dem Namen des Gesetzes vorgenommene Judenverfolgung, auch selbst dann, wenn unter den vielen Gestraften zufällig der wirkliche Straffällige war. Die türkischen und ägyptischen Obrigkeiten trifft der Vorwurf nicht. Sie handelten nach ihrer Natur und ihrem Interesse.

Der französische Consul hatte übrigens in seinen Untergebenen bereitwillige Diener seines Verfolgungseifers, den ehemaligen Consularagenten, jetzigen Bureauchef im französischen Consulate, Baudin, einen aus Aleppo gebürtigen François Salins, der gelegentlich als Dolmetscher, Aufreger, Spion, auch als Sbirre diente; den Pater Tusti, einen französischen Lazaristen, der bei dieser Veranlassung (berichtet der östreichische Consul), „an den Juden den Tod seines göttlichen Meisters, der ihnen doch verziehen hat, rächen zu wollen schien". Auch vergalt ein christlicher Araber, Schibli Ayub, ein schlechtes Subject, aber wegen seiner Kunst im Denunciren wohlaufgenommen im französischen Consulate, den Juden frühere Beleidigungen, indem er den Spürhund, Angeber und Zuträger machte.

Was noch von Untersuchungsproceduren später vorkam, widerstreitet allen Begriffen, welche wir von einem Justizverfahren haben. Nachdem man die zahllosen Angeschuldigten aufs Blut gepeischt, gemartert, getödtet, kommt es den Richtern bei, nach dem Motive der That

zu forschen. Es heißt, nach einer alten Tradition, daß die Juden ihre Oster-Mazes mit Christenblut vermischten. Es heißt, daß dies im Talmud stehe. Man sperrt, nach der Tradition von den siebzig Bibelübersetzern, verschiedene Schriftgelehrte abgesondert ein, und läßt sie aus dem Talmud oder der arabischen Uebersetzung desselben übersetzen, um zu erfahren, ob diese gräßlichen Vorschriften darin enthalten, ob sie es sind, die zu dem Morde angereizt haben. Damascus um die Zeit, zitternd unter den Trabanten Ibrahims, von der Pest inficirt, unter dem Angstgeheule der gefolterten Juden und dem Jubelgeheul des Pöbels, war wol der geeignete Ort zu wissenschaftlichen Untersuchungen! Wie sollte hier das zwölf Folianten starke, den meisten Juden selbst unzugängliche Werk, dunkel auch seinen Erklärern, durchgeforscht werden? Man stieß wol auf Anreizungen zum Haß gegen Andersglaubende, aber auf kein positives Gebot, welches etwas Aehnliches als den Genuß von Christenblut anempfiehlt.

Dagegen versäumte man, wie schon oben gesagt, indem man von vornherein die That der Juden für gewiß nahm, zu rechten Zeit die andern Spuren, über das Verschwinden des Pater Thomas zu verfolgen; ganz wie in Rhodez, wo man nur den Spuren die auf das Haus des Bancal leiteten, nachging. Der erwähnte Missionair Wildon Pieritz, dessen Glaubwürdigkeit von den fanatischen Anklägern nur um deshalb angegriffen wird, weil er ein jüdischer Convertit sei, sagt, in Uebereinstimmung mit dem östreichischen Consul, aus, daß der Pater Thomas zwei bis drei Tage vor seinem Verschwinden einen sehr heftigen Wortwechsel mit einem türkischen Maulthiertreiber hatte, „der sogar schwur, der Priester solle von keiner andern Hand als seiner sterben". Dieser Wortwechsel wurde so lebhaft, daß der Diener des Paters in-

terveniren zu müssen glaubte. Er faßte den Muselmann so kräftig an der Gurgel, daß das Blut herabfloß. Zu gleicher Zeit verfluchte der Pater Thomas den Muselmann und seine Religion. Dieses Betragen brachte alle Türken auf, unter andern auch einen Kaufmann Abu Yekhyeh el Kaphar, der, nachdem die Erzählung von dem Verschwinden des Pater Thomas verbreitet worden, sich erhängte. Dies aus dem Berichte des Pieritz, datirt Alexandrien 14. Mai 1840 im Journal de Smyrne. Der Jurist müßte fragen: was die Quellen dieser Aussage des Pieritz? Wie die jüdischen Zeugen für das Alibi des Ermordeten abgeschreckt wurden, ist oben angeführt.

Selbst unter den Mohammedanern machte man dem französischen Consul den Vorwurf, daß er von der in türkischen Ländern gewöhnlichen Gerichtsprocedur auffallend abgewichen sei. Man rügte viele Uebereilungen und daß er auf die Hinrichtung von Gefangenen drang, deren Schuld noch nicht bewiesen war. Geachtete Türken misbilligten es, daß dieser wichtige Rechtsfall, der die Moral eines ganzen umherirrenden Volkes implicirte, durch einen willkürlich gebildeten, administrativen Rechtsrath entschieden werden solle. Als Herr von Heilbronner Damascus verließ, versichert er, daß die Unschuld der Juden von allen rechtlichgesinnten, unbefangenen Einwohnern bereits anerkannt gewesen sei; nur der französische Consul beharrte in Anklage und Verfolgung.

Der östreichische Consul schwebte in der ersten Zeit der Aufregung oft sogar in Lebensgefahr, wegen der Festigkeit, mit welcher er die Unterthanen und Schutzbefohlenen seines Kaisers vertheidigte. Zum Glück war Herr Merlato ein alter Soldat — er hatte mit Auszeichnung früher als Marineoffizier gedient — und trotzte mit Unerschrockenheit den Angriffen seines Collegen und der

Wuth der christlichen und der mohammedanischen Bevölkerung. Er gab weder den jungen Picciotto heraus, noch ließ er in seinen unermüdlichen Bestrebungen ab, den Qualen der übrigen Juden, was an ihm, Einhalt zu thun. Endlich gewann er auch die Consuln der andern Mächte, mit Ausnahme des französischen, für seine Ansicht; sie bildeten eine Art Conseil, das in Opposition mit dem Grafen Ratti Menton, den Verfolgungen zu steuern suchte. Die Peitschenhiebe und Torturen hörten nun auf. Merlato bewirkte die Befreiung mehrer Angeklagten, für deren Unschuld sich die öffentliche Stimme am meisten aussprach. Es blieben am Ende nur noch die Brüder Arari, der muthige Mussa Salonichi und der unglückliche Renegat Abul Afia, von den des Mordes am Pater Beschuldigten in Haft. Von den angeblichen Mördern des Dieners waren nur die Brüder Farhi noch im Gefängniß.

In dieser Lage befand sich die Angelegenheit, als die Nachricht davon in verworrenen Berichten nach Europa kam. Die Juden in allen Ländern erhoben sich in einem Aufschrei des Entsetzens. Seit Jahrhunderten zeigten sich zum ersten Male die weit Versprengten, in Sitte und Glauben vielfach Getrennten als eine Nation. Doppelte Anstrengungen wurden gemacht, in Wien, Leipzig, Paris, London, fast in allen großen Städten, einmal man das Publicum von der Absurdität der Anklage, von der Unmöglichkeit des Factums zu überzeugen, dann die Mächte zum Einschreiten zu Gunsten der leidenden Stammgenossen zu bewegen. In jener Beziehung ging der Nationaleifer zu weit. Man behauptete die absolute Unmöglichkeit der That, man machte den Glauben daran, und Zeitungen es sogar zum Vorwurf, daß sie die Nachricht aufgenommen hatten! Man bestritt die Möglichkeit, daß der Talmud Gebote der Art enthalte. Dagegen behaupteten Andere, daß

die europäischen Ausgaben des Talmud mehre grauenhafte Dogmen und Vorschriften nicht aufgenommen hätten, welche in den ursprünglichen orientalischen noch enthalten seien.

Wenn man hierüber zu keinem Resultate kam, so war die Verwendung bei den Mächten desto erfolgreicher. Zwar blitzte der Antrag, deshalb in der französischen Deputirtenkammer gemacht, ab, indem der damalige Conseilpräsident Thiers sich hinter diplomatische Schanzen zurückzog; vielleicht, weil bei der Verwickelung der orientalischen Frage es ihm wichtiger schien, den französischen Consul in Ehren zu lassen, als die Sache unschuldig Verfolgter, die Frankreich nichts angingen, mit Opfer und Anstrengungen zu verfechten. Zwar war auch im englischen Parlamente das Resultat der Debatten deshalb kein positives. Aber mit Ausnahme des französischen, schritten die Consuln sämmtlicher Mächte in Alexandrien bei Mehemet Ali zu Gunsten der Juden von Damascus ein. Sie beantragten in Gemeinschaft eine neue, gründliche Untersuchung. Nur der französische Generalconsul, Herr Cochelet, weigerte sich, an diesem Antrage Theil zu nehmen. Wirksamer noch handelten die Juden in Europa selbst, indem sie, aus eignen Kräften, eine diplomatische Ambassade nach dem Orient schickten. Unter Vermittelung des Hauses Rothschild, reisten aus London Sir Moses Montefiore, aus Paris der bekannte Advocat Cremieux mit bedeutendem Gefolge nach Alexandrien, und ihren Bemühungen gelang es, den Vicekönig, wie es heißt, von der Unschuld der Damascener zu überzeugen. Er schlug den Proceß durch sein Machtwort nieder, und Alle, die sich noch in den Gefängnissen befanden, wurden auf freien Fuß gesetzt.

Wenn die so arger Greuel bezüchtigten Juden keine

andern Gründe für die Reinheit ihrer Satzungen und die Unschuld ihrer Brüder hätten, als die Entscheidung Mehemet Ali's, so bliebe für gegründete Zweifel noch ein weiter Spielraum. Zwar macht Herr von Heilbronner darauf aufmerksam, daß Mehemet Ali, so entschieden damals abhängig vom französischen Einflusse, nur von den unwiderlegbarsten Zeugnissen für die Unschuld der Juden überwunden und zum Entschluß könne gebracht sein, sich gegen diesen seinen einzigen europäischen Protector aufzulehnen. Aber die Gründe, welche das Haus Rothschild bei einem alten Kaufmanne, dessen Habsucht notorisch ist, vorbringen konnte, mochten in dieser Sache, wo doch Frankreich nur ein secundär politisches Interesse hatte, schlagender und selbst unwiderstehlicher sein, als die Vertheidigungsrede des gewandten Advocaten Cremieur. Mehemet Ali ist keine französische Jury; es hat von einer Untersuchung, welche er zur Erforschung der Wahrheit und Beruhigung seines eignen Gewissens etwa anstellen lassen, nichts verlautet. Auch erklärte der französische Generalconsul Cochelet sich gegen die Herren Cremieur und Sir Moses Montefiore: daß an eine Revision des Processes nicht zu denken wäre, da Frankreich mit all seinem Einflusse dagegen opponiren würde. Dagegen erfolgte endlich auf Betrieb der beiden Abgesandten, doch nach unermeßlichen Schwierigkeiten, das Machtwort, welches, den damascener Juden Freiheit und Ruhe gewährend (Herr Cochelet hatte dafür Gnade und Loslassung in das Decret einzuschwärzen gesucht), die Sache so türkisch beendete, wie sie türkisch angefangen und weiter geführt war.

So unvollständig und zweifelhaft alle diese Mittheilungen sind, und ungenügend, daß ein deutsches Criminalgericht, auf Grund derselben, zu Recht sprechen könnte,

so erhellt aus dem Gegebenen doch so viel, daß zur Verurtheilung nicht weniger fehlt, als: 1) der Beweis des Thatbestandes, 2) der Thäterschaft, und 3) des Motives der That.

Der Leichnam des Pater Thomas mit den Wundenmalen, die den Tod herbeigeführt hätten, ist nicht gefunden. Gebeine hat man aufgetrieben, die aber auch jedem andern gemordeten oder gestorbenen Menschen angehört haben können. Ja, die Vermuthung ist nicht ausgeschlossen, daß, wie die des Dieners von einem Schafe herrührten, auch diese feierlich bestatteten die eines andern Thieres waren.

Aber gesetzt, er war ermordet und es sind seine wahrhaften Gebeine, die Thäterschaft der Angeklagten wird in unsern Augen durch nichts erwiesen, als durch die Aussagen gemarterter Zeugen, die um den Lohn ihrer eignen Freilassung aussagten, was man verlangte. Die Geständnisse der Angeschuldigten, unter Peitschenhieben und Torturqualen erpreßt, sind ohne alles Gewicht und überdies nachmals widerrufen.

Endlich ist kein Motiv zur Greuelthat ermittelt. Der Gedanke an einen Raubmord ist ausgeschlossen. Es bleibt nur die Möglichkeit eines Mordes aus persönlicher Rachsucht oder religiösem Fanatismus übrig. Da in Hinsicht des erstern gar keine Andeutungen vorliegen, so dreht sich die ganze Vermuthung um den letztern. Absolut unmöglich in unsern Zeiten, wie die Vertheidiger der Juden behaupten wollen, sind solche Excesse des Fanatismus nicht. Die jüdischen Schriftsteller handelten nicht im Interesse ihrer Sache, daß sie den Vorgang aus der Reihe der möglichen Handlungen streichen wollten. Und mit derselben Leidenschaftlichkeit als sie diesen Principsatz verfochten, klagten und klagen sie noch jetzt die europäischen

Mächte an, welche sich nicht sofort zu diplomatischem Einschreiten bewogen fühlen. Schreiten die Staaten untereinander um jeden Act der Barbarei, der in einem derselben begangen wird, diplomatisch ein; haben sie eine Verpflichtung, ja nur ein Recht dazu? Wären sie aber gar auch verpflichtet, um alle Verfolgungsgreuel im Orient zu interveniren, wo sollte das enden? Die jüdischen Schriftsteller klagen über Theilnahmlosigkeit im christlichen Europa. Sie haben es selbst verschen, da ihre Foderungen an Theilnahme das Maß überschritten. Vielfache Greuel geschahen uns näher, ebenso unglaubliche im neunzehnten Jahrhundert, und doch wahr, und doch mußten wir sie geschehen lassen. Wenn wir auch nicht an die politischen Mordscenen in Belgien (Löwen) oder Barcelona, an den in Madrid vom Volke in Stücke zerrissenen Quesado erinnern, so denke man doch an die Kreuzigungen der Momiers in der Schweiz, an den Wahnglauben des Pöbels aller Orten, wo die Cholera ausbrach, und die entsetzlichen Greuel, die von ihm in gutem Glauben verübt wurden. Wenn der christliche Fanatismus und der des Aberglaubens in civilisirten europäischen Ländern, in unserm Jahrhundert, solchen blutigen Wahnsinn zuließ, was sollte den Aberglauben des Orients davon abhalten, wenn wirklich ein religiöser Spuk solche Greuel als Gott wohlgefällig darstellte? Wir kennen nicht die Bildungsstufe, auf welcher die Hebräer in Damascus sich befinden, ob ihr Reichthum die europäische Aufklärung angelockt, oder ob er nur den dumpfen Bigottismus und Aberglauben nährte. Wir wissen nicht, ob der Graf Ratti Menton oder Herr Merlato die dortigen Juden besser kannte? Doch spricht sich ein glaubhafter und berühmter Zeuge, Professor G. H. von Schubert, dahin aus, daß er

jenes grauenhafte Märchen in vollem Widerspruche mit den Sitten der Juden, wie er sie im Oriente kennen gelernt, halte. Auch der Reisende Delaborde rühmte in der französischen Kammer den Charakter der damascener Juden. Wir wissen nicht, ob der Umstand, daß die östreichische Regierung einige dieser Hebräer zu ihren diplomatischen Repräsentanten erwählte, und daß sie europäische Bälle veranstalten (die schöne junge Frau des Picciotto wollte einen Ball geben, wenn ihr Mann loskäme!), absolut die Möglichkeit ausschließen, daß sie nach Christenblut lüstern sein können. Der negative Beweis, daß der Talmud keine derartigen Vorschriften enthält, ist nicht geführt, aber noch weniger der Gegenbeweis. Die berühmtesten Religionslehrer der Juden haben dagegen protestirt, Moses Mendelssohn schwört, bei Allem, was ihm heilig, daß er nie einen solchen Gebrauch unter dem Volke Israel gesehen, daß dieses nie so etwas für eine gesetzmäßige Vorschrift gehalten, noch eine solche Ruchlosigkeit ausgeübt oder versucht. Die jüdischen Wortführer behaupten, daß das Mosaische Gebot: „Du sollst kein Blut essen, denn das Blut ist das Leben", von den strengen Juden so weit ausgedehnt wird, daß, wenn in einem Ei nur ein Blutstropfen sich findet, sie es als Nahrung verwerfen. Wenn man mit den Zähnen einen Bissen zerkaue, und das Zahnfleisch hat eine Blutspur daran gelassen, so dürfe er nicht heruntergeschluckt werden. Ferner werde bei der starren Orthodoxie der morgenländischen Juden die Vernachlässigung der geringsten Observanz als eine schwere Sünde betrachtet, und also sei hier gerade das Aufkommen einer so schändlichen Lehrmeinung rein unmöglich. Doch gesetzt, die Juden bedürften des Christenblutes zu ihren Osterkuchen, wie viel Christen müßten

sie in der Stille, in den vielen Jahrhunderten abgeschlachtet haben, wo wir nichts davon hörten, um sich ihr nöthiges Bedürfniß zu verschaffen! Der Juden sollen gegenwärtig fünf Millionen über die Erdkugel verbreitet sein! Oder wäre es denkbar, daß sie so lange dieses Blutes sich enthielten, etwa nur dann und wann, wo es verstohlenerweise ging, davon naschend, wie kamen gerade die Juden von Damascus, und im Jahre 1840 auf die Versuchung? War es ihr Reichthum, der lüstern machte nach dem Unerlaubten, nach dem so lange Versagten? Irgend einige Hinweisungen hätte doch jede Untersuchung, wo sieben und mehr Menschen unter den Foltern Alles gestanden, was man wollte, liefern müssen. Und wenn ein Christenopfer Anno 1840, gerade zur Lust der damascener Juden fallen mußte, weshalb wählten sie den Pater Thomas? Wir wollen unerwähnt lassen, daß jugendliches süßes Blut bei allen Opfern dem eines alten abgelebten Mannes vorgezogen wird, daß Christenkinder leichter geraubt werden und verschwinden können; aber weshalb wählten sie gerade einen angesehenen Mann, der in ganz Damascus bekannt, in allen Häusern als Arzt gesehen war und dessen Verschwinden nothwendigerweise auffallen und Nachforschungen veranlassen mußte? Endlich ward der Pater am 5. Februar abgeschlachtet. Ostern fiel aber erst auf den 18. April; das Osterbrot hätte daher mit 2½ Monat altem, verfaultem und verdorbenem Blute gebacken werden müssen.

Es ist nichts erwiesen (nach Dem, was uns vorliegt), nicht That, nicht Thäterschaft, nicht Motive; aber gesetzt, die That wäre doch wahr, der Fanatismus, der sie erzeugte, könnte nicht furchtbarer durch Urtel und Recht gestraft werden, als er durch den türkischen Proceß und

seine Schrecken gestraft ist. „Welche Unmenschlichkeiten sich in den acht Monaten zusammendrängten, sagt Herr von Heilbronner, wird wol niemals ganz bekannt werden. Erröthen müssen wir aber bei dem Gedanken, daß Europäer sie begünstigten, sie hervorriefen und sie selbst zu steigern suchten."

James Hind,

der royalistische Straßenräuber.

1652.

Alt-England war von je die eigentliche Heimat der großartigen Räuber, welche eine vergangene Romanenepoche, fälschlich und ohne Fundament, nach Italien versetzt. Die Volkserinnerung in England feiert das Andenken jener kühnen Wegelagerer und freien Söhne der Wälder mit besonderer Vorliebe und dichtet diesen Lieblingen gern Züge verwegenen Muthes, hochherziger Gesinnung und überraschenden Witzes an. Die Helden der alten Balladen, die Robin Hood und seine Gesellen, gehören freilich zum großen Theil mehr der Romantik an als der Geschichte. Aber auch seit diese eintritt, wird das Feld nicht leer von kühnen Gesellen, die, selbst wenn sie den Criminalgerichten verfielen und auf dem Galgen endeten, doch großen, ja ewigen Ruhm im Volke ernteten; denn die Bänkelsänger singen noch heut auf den Straßen die Thaten der verwegenen und galanten Wegelagerer.

Zu den berühmtern und den Lieblingsfiguren der englischen Criminalistik gehört der Capitain James Hind,

ein Straßenräuber, wie er sein soll. Zwar nicht mehr aus der romantischen Zeit, sondern aus einer stark politisch gefärbten, nahm er, als Mann der Zeit, von dieser Färbung an und glaubte als Räuber einer großen Idee zu dienen, die ihn bis zu seinem Tode nicht verließ. Dabei war er, im englischen Sinne, ein Gentleman und verband mit seinem Geschäfte diejenige Ritterlichkeit, Humanität und den Frohsinn, welche Räuber besitzen müssen, um Volkslieblinge zu werden.

James Hind war der einzige Sohn eines Sattlers zu Chipping Norton in Oxfordshire, eines wegen seiner außerordentlichen Rechtlichkeit in der ganzen Umgegend geachteten Mannes, außerdem in religiösen Grundsätzen von puritanischer Strenge.

Der Vater wollte ihm eine seinen Fähigkeiten entsprechende Erziehung geben. Er schickte ihn in die Schule, wo er bis zum 15. Jahre blieb und lesen, schreiben und auch genug rechnen lernte, um einem Hausstande vorzustehen. Aber seine Fähigkeiten schlugen nach einer andern Richtung aus, als es der Vater wünschte. Er hatte ihn nach dem Schulbesuch bei einem Schlächter in die Lehre gegeben; das rohe Wesen und die grausame Behandlung des Meisters ließen den Knaben aber nur zwei Jahre dort aushalten. Mit 17 Jahren entlief er aus der Lehre und machte sich getrosten Muthes nach London, wo dem Muthigen immer das Glück lacht. Vorher hatte James noch einen Brief an die Mutter geschrieben, in dem er ihr seine traurige Lage herzbrechenderweise vorstellte, seinen Entschluß zu rechtfertigen suchte und sie ersuchte, ihm etwas Geld nach London zu schicken, damit er sich dort einen neuen Meister suchen könne.

Die Mutter, aufs Aeußerste von den Leiden ihres einzigen Kindes gerührt, scharrte, was sie vermochte, von

ihren Ersparnissen zusammen und schickte es nach London. War es dies Geld, was ihn verführte? Es wird uns nicht gesagt, wie der Uebergang vom Guten zum Bösen erfolgte. Von den Eigenschaften des Vaters hatte James wenigstens nicht die puritanische Sittenstrenge geerbt; oder es war die Strenge des Vaters, welche in dem Sohn die frivole Lustigkeit als Opposition hervorrief. Er jagte in der großen Stadt allen den Vergnügungen nach, welche vor der herben Puritanerherrschaft in die Winkel sich verbargen.

Eines Nachts finden wir ihn im Hause einer gefälligen Frau, die am Abend vorher die Tasche eines jungen Bürgers, wider dessen Willen, um fünf Guineen leichter gemacht hatte. Statt der Guineen entdeckte man bei der Frau beim Nachsuchen James Hind und er ward mit ihr sofort auf die Wache gebracht. Die Frau wanderte am Morgen ins Gefängniß von Newgate; den jungen Burschen ließ man frei. Aber diese Nacht war für sein Schicksal entscheidend. Auf der Wache lernte er einen Straßendieb, damals von großem Namen, kennen, Thomas Allen, der in derselben Nacht auf den Verdacht eines begangenen Diebstahls eingezogen war. Weil es indessen an allen Beweisen fehlte, wurde auch er freigelassen. Beide hatten sich liebgewonnen und beschlossen, nach einer kurzen Verständigung, einen Bund fürs Leben zu schließen; er wurde noch am selben Morgen in einer nahen Taverne durch einige Gläser besiegelt.

Allen wurde James Hind's guter Lehrmeister; er hatte aber auch nie einen gelehrigern und sinnreichern Schüler gefunden. Sein erstes Probestück war sogleich ein Meisterstück. Schlendernd auf der Straße nach Theater-Hill sahen sie von fern einen Reisenden mit seinen Bedienten ankommen. Hind, voller Lust, erklärte seinem Begleiter,

er fühle sich stark genug, das Wagstück allein zu übernehmen. Allen willigte ein, versteckte sich aber in der Nähe, um, wenn es schlimm ginge, zur Hand zu sein. Die Vorsicht war dies Mal unnöthig. Hind näherte sich dem Reisenden in artiger Weise, aber mit der entschlossensten Miene und ward, ohne Widerstand zu finden, Herr von Allem, was Dieser besaß. Aber nachdem er sich überzeugt, daß die Baarschaft nicht übermäßig groß war und der Mann noch eine ziemliche Reise vorhatte, überschlug er mit ihm, wie viel er zur Vollendung derselben brauche, und zahlte ihm darauf 20 Shilling aus. Der Beraubte fühlte sich dadurch und durch die feinen Manieren des Räubers so gerührt, daß er ihm die Hand schüttelte und ihn versicherte, ihn nie verrathen zu wollen, und auch wenn er ihn in seine Gewalt bekomme, werde er ihm nichts anhaben. Nachdem Hind dem Fremden die glücklichste Reise gewünscht, kehrte er mit 15 Pfund Sterling zu seinem Cameraden zurück. Allen, entzückt über James Muth und Edelsinn, schloß ihn in seine Arme und schwor, sich von nun ab nie mehr von ihm zu trennen.

Dieses Bündniß wurde zwischen Beiden gerade um die Zeit geschlossen, als ganz England von der Hinrichtung Karl's I. erschüttert war. Diese Blutschuld, welche ihr Land traf, zu rächen und gut zu machen, was an ihnen war, gaben sich Allen und Hind das Wort: keinen der Königsmörder zu schonen, welche das Schicksal in ihre Hand liefere. Nur zu bald fand sich Gelegenheit, dieses ihr Wort in einer Art zu lösen, welche Englands Geschichte möglicherweise eine andere Wendung gegeben hätte. Sie erfuhren, daß Oliver Cromwell in einem Wagen mit geringer Bedeckung aus seinem Geburtsort Huntingdon nach London fahren werde. Sie lagerten am Wege. Des Protectors Wagen kam; aber sieben Bewaffnete ritten

nebenher. Dies erschreckte sie nicht; sie machten einen beherzten Angriff, der aber natürlich gegen die Uebermacht vollkommen fehlschlug. Es galt jetzt nur zu fliehen und sich zu vertheidigen. Thomas Allen wurde verwundet, gefangen, nach London gebracht und starb durch Henkers Hand. James Hind entkam zwar für dies Mal, aber nur nach unendlichen Gefahren und Schwierigkeiten.

Cromwell übte eine gute Policei, wie sie nur mit den Verhältnissen und Sitten der Zeit sich vertrug, und es waren nicht allein die Reiter um seinen Wagen, welche den verwegenen Angreifer auf das Leben des Protectors verfolgten; man machte von allen Seiten Jagd auf ihn. Um ihr zu entgehen, tödtete Hind sein Pferd und versteckte sich während mehrer Tage. Dieser Unfern kühlte aber nicht seine Thatenlust. Im Gegentheil, sobald er freie Luft schöpfte, machte er sich wieder auf den Weg, oder vielmehr, er legte sich am Wege nieder; fürs erste mit keiner andern Absicht, als um sich die nothwendigste Waffe und Hauptbedingung eines guten Räubers jener Zeiten — ein Pferd wieder zu verschaffen.

Das Glück lächelte ihm. Er sah ein gesatteltes Pferd etwas abwärts von der Straße an eine Hecke gebunden. Der Reiter stand, etwa zwanzig Schritte davon, in der Beschäftigung vertieft, von einem Dornstocke, den er sich vielleicht als Waffe eben geschnitten, die Dornen abzustutzen. Die Waffe ward zu spät fertig. James rief freudig beim Anblick des Thieres: „Das ist ja mein Pferd!“ und im Moment saß er auch schon im Sattel, hatte es losgemacht und schickte sich an, ins Weite zu jagen. Der Reisende erschreckt, fährt auf und schreit: „Herr, was soll das? Das ist ja mein Pferd.“ — James muß alle Abenteuer mit Geschick und Anstand ausführen. Er wendet sich noch ein Mal um und spricht im Tone

des äußersten Erstaunens: „Wie, mein Herr, können Sie nicht zufrieden sein, daß ich Ihnen das Geld in Ihren Taschen ließ, um sich ein anderes zu kaufen? Nehmen Sie freundlichen Rath an und geben Sie künftig auf der Straße besser Acht; Sie könnten nicht jedes Mal so wohlfeilen Kaufes davon kommen."

Das Glück lächelte dem verwegenen Manne auch noch weiter. Sein Name erhielt einen guten Klang; und da Capitain Hind (wie er jetzt vom Volke genannt wurde) seine royalistischen Gesinnungen gegen Niemand verbarg, so darf angenommen werden, daß es ihm nicht an heimlichen Freunden fehlte, welche selbst zwar nicht gegen die herrschende Gewalt ihr Haupt zu erheben wagten, ihm aber gern Winke gaben, wo Beute zu finden und Gefahr zu meiden war.

Hughes Peters war ein bekannter Königsmörder. Zu Enfield-Chase begegnete ihm der Wegelagerer und foderte seine Börse. Peters verlor nicht die Geistesgegenwart; er glaubte den gefürchteten Räuber mit Worten entwaffnen zu können.

„Steht nicht geschrieben in der heiligen Schrift: du sollst nicht stehlen?" rief er ihm zu. „Auch sagt Salomo der Weise: Beraubet nicht den Dürftigen, denn er ist dürftig."

Capitain Hind ließ sich nicht verblüffen und wußte mit allerhand Waffen zu fechten. Aus dem Vaterhause waren ihm die Bibelstellen erinnerlich geblieben und er antwortete ihm auf der Stelle: „So Du selber die Vorschriften des Gesetzes bei Dir behalten, dann hättest Du auch die Worte des Propheten gewußt, wider die Du gesündigt: Sie haben gefesselt ihre Könige und ihre Edlen in Eisen geschmiedet! Schändlicher Heuchler, Du wagst die heilige Schrift zu citiren und aus der Schrift habt

Ihr verfluchten Republikaner Euern königlichen Herrn und Gebieter gerichtet und ihn vor seinem eignen Palast geopfert!"

Peters ließ sich aber dadurch nicht stumm machen. Er vertheidigte den Königsmord durch andere Bibelstellen und schloß damit, daß der Straßenraub eine sowol vor göttlichen als menschlichen Gesetzen verdammungswürdige Handlung sei.

„Still!" rief ihm Hind zu. „Keine Injurien gegen mein Handwerk! Denn sagt nicht auch Salomo ausdrücklich: Du sollst auch den Räuber nicht verachten. Aber wir sind nicht hier beieinander um theologischer Disputationen willen. Schließ Deine Ohren auf und höre, was es gilt. Heraus auf der Stelle mit Deinem Gelde, oder ich schicke Dich zu Deinem König und Herrn in die andere Welt, wo Du mich anklagen magst."

Auf diese Anrede gingen dem alten Presbyterianer seine Gründe aus. Er griff seufzend in die Tasche und gab ihm seine Börse. Der Capitain hätte billigermaßen mit dem Abenteuer zufrieden sein können, denn es hatte ihm 30 Goldstücke ohne Kampf eingebracht; aber er überschlug, als der Beraubte schon seines Weges zog, daß er doch auch für die Mühe seines theologischen Unterrichts eine Erkenntlichkeit verdiene, und die Lust, den verhaßten Feind seiner royalistischen Sache noch ein wenig zu quälen, kitzelte ihn. Er gab seinem Pferde die Sporen und holte den geängstigten Mann bald wieder ein.

„Heda, Master!" rief er ihm zu. „Mir ist da eben ein Gedanke gekommen. Weißt Du wol, warum Dir das Unglück begegnet ist? Ich weiß es. Weil Du die Worte der Schrift vergessen hast. Steht es nicht geschrieben: So Ihr auf Reisen seid, führet nicht mit Euch Gold oder Silber, ja selber nicht Kupfergeld in Eurem Sack!?—

Und Du, frommer Mann, hast Dich so vergessen gegen das Gebot, daß Du so vieles Geld in Deinen Beutel steckest! Siehst Du nicht, daß ich die Macht habe, Dir Alles zu befehlen, was mir einfällt? und ich sehe gar nicht ab, warum ich es nicht thun soll. Also bitte ich Dich, gib mir auch Deinen Mantel."

Der unglückliche Königsmörder fand keine Bibelstelle, um die Bitte ihm zu verweigern. Er gab ihm das Geforderte ohne Widerstreben.

Der Räuber war aber auch damit noch nicht zufrieden: „Unser Herr und Heiland spricht: „„Wer Dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht den Rock."" Nun kann ich mir nicht denken, daß Du gegen das Gebot sündigen willst. Solltest Du es aber vergessen haben, so siehst Du doch, daß ich Dich in Güte daran erinnere und wärst mir Dank schuldig."

Auch seinen letzten Rock auszuziehen, wollte dem armen Puritaner doch zu hart dünken. Er machte verschiedene Gegenvorstellungen, dies Mal aber nicht aus der Bibel, sondern aus allgemeinmenschlichen Gründen. Der Capitain blickte ihn ernst an und erklärte: solche Gründe könnten ihn nicht bewegen, von einer Foderung abzustehen, welche durch die heilige Schrift geboten sei.

Peters mußte seufzend auch seinen Rock ausziehen und in Hemdsärmeln den Weg nach Hause antreten. Die That, mit allen Umständen, wurde ruchbar, denn der Capitain Hind mochte selbst gern von seinen Abenteuern reden, und sie fand im Publicum großen Beifall. Hughes Peters bekleidete eine Pfarre. Am nächsten Sonntage wollte er von der Kanzel herab gegen die Straßenräuber losdonnern und wählte zum Text seiner Predigt einen Vers aus den Psalmen. Ein Witzbold unter den Zuhörern bemerkte so laut, daß es Alle hörten: „Wahr-

haftig, wenn nicht etwa Capitain Hind unter uns ist, so wüßte ich doch Niemand, der respondiren könnte." Ein allgemeines Gelächter brach unwillkürlich aus; die Andacht war gestört und der Geistliche mußte die Kanzel verlassen.

Eines Tages traf James Hind auf dem Wege von Sherbourn nach Shaftesbury in Yorkshire den viel verrufenen Sergeant Bradshaw, welcher der Commission, die Karl I. zum Tode verurtheilt, als Präsident vorgesessen und das Todesurtheil gegen den Monarchen ausgesprochen hatte. Bradshaw fuhr in einem Wagen. Hind ritt heran und foderte seine Börse. Der Mann des Schreckens glaubte, daß sein bloßer Name hinreiche, um den Räuber in ein heilsames Schrecken zu versetzen. „Ich bin Bradshaw," rief er mit feierlicher Stimme heraus.

Aber der Capitain antwortete ihm mit Heftigkeit: „Ob Du Bradshaw bist, oder einer von den andern Hunden, die ihres Königs Blut gesoffen haben, ich fürchte Dich nicht und könnte nun an Dir thun, was Du an Deinem Herrn gethan. Ich würde ein gutes Werk thun vor Gott und dem Lande; aber lebe nur fort, Du Schuft, und laß Dich von Deinem Gewissen quälen, bis Dich der Henker faßt, wie Du es verdienst. Du verdienst nicht, von andern Händen zu sterben, und Tyburn das ist der Ort, wo Du hingehörst. Aber merke Dir's, ich schone nur darum Dein Leben, weil Du ein Königsmörder bist, aber als sonstiger Schuft erwürge ich Dich augenblicklich, wenn Du einen Augenblick zögerst, mir alles Geld, was Du bei Dir führst, auszuliefern."

Bradshaw zog seine Börse hervor, die nur 40 Shillinge enthielt. Der Capitain, sehr erbittert über den Bettel, den man ihm bot, setzte ihm die Pistole auf die Brust und drohte ihm ein Loch zu schießen, daß die Sterne durch seinen Leib scheinen sollten, wenn er nicht besseres

Geld auffinde. Der Sergeant mußte ſein Felleiſen öffnen und reichte dem Räuber eine volle Börſe mit Goldſtücken.

James Hind war damit keineswegs zufrieden. Goldes war es genug, er wollte aber auch noch ſein Müthchen kühlen, ſich ſeiner guten That bewußt werden, indem er den Charakter des ſchlechten Mannes recht ins Licht ſtelle und ihn auf alle mögliche Art quäle. Deshalb ritt er noch eine Weile neben dem Beraubten her und klingelte ihm dann und wann mit der geraubten Börſe um die Ohren, indem er in Abſätzen ein Loblied auf das Geld anſtimmte.

„Schau, Ehrenmann, das iſt das Metall, was mein Herz erfreut! — O koſtbares Gold, faſt verehre ich dich, wie die Bradſhaw, Pryn, und wie das andere, gottloſe Geſindel heißt, das ſeinen Herrn und Heiland auch darum verrathen würde, ſo er noch einmal zur Erde herabkäme. Das iſt die Univerſalmedicin der großen republikaniſchen Aerzte. Solche Wunderthäter haben die Katholiken nicht; dagegen ſind nichts die Künſte der Jeſuiten. Das iſt ein Zauberer, dem Alles ein Spiel iſt. Die Gerechtigkeit macht es blind und taub. Es wäſcht Dir jeden Flecken ab, ſelbſt den pechſchwarzen Verrath. In zwei, drei Tagen ändert es ſo durchaus einen ganzen Menſchen, als ſieben volle Jahre ſonſt nicht thun. Wer noch geſtern ein Rebell war, wenn es ſein muß, das Geld macht ihn heut zu einem loyalen Mann. Ja einem Schuft, wie Du, um Geld glauben ſie Dir, daß Du eine ehrliche, unſchuldige Seele biſt. Das iſt ein Lebenstropfen; eine Sache, die ſchon im Ausſterben iſt, für Geld erholt ſie ſich wieder und glaubt noch' ein Mal an ſich ſelbſt. Und desgleichen kann ich damit Verſchwörungen und Parteien, die ſich dem Teufel verſchworen, ſprengen; Narren mache

ich zu Weisen und aus Weisen Narren, und aus Beiden, wie's mir gefällt, gerade solche Bösewichter, als Du bist."

Capitain Hind, nachdem er genug zum Lobe des Geldes gesprochen, zog seine Pistole heraus und spannte den Hahn. Bradshaw zitterte. Aber der Räuber sprach:

„Du und Deine höllische Bande, Ihr seid nun lange genug, wie Jehu, auf Eurer Laufbahn von Blut und Gottlosigkeit fortgerannt, und Euer Vorwand war ein heiliger Eifer für den Herrn und seine Heerscharen. Wie lange Ihr noch darauf fortlaufen werdet, das weiß Gott allein. Wie dem auch sei, ich meines Theils will Alles thun, Euch ein bischen aufzuhalten."

Damit drückte er die Pistole los, aber nicht auf den Königsmörder, sondern auf den Kopf eines der Pferde vor seinem Wagen. Eine zweite Pistole tödtete das zweite Thier und indem er neben dem Auftritt voll Verwirrung, den stürzenden, geängsteten Rossen und dem schwankenden Wagen ruhig hielt und immer wieder seine Gewehre lud, erschoß er die sämmtlichen Pferde vor Bradshaw's Wagen, eines nach dem andern, und sprengte erst dann ins Weite.

Bald nachher begegnete James Hind zwischen Petersfield und Portsmouth einem Wagen voll Damen. Er reitet auf den Kutschenschlag los, lüftet den Hut und erklärt den Damen, er sei ein Ritter, in Wehr und Waffen für die Vertheidigung des schönen Geschlechts; speciell aber sei er in diesem Augenblick auf Reisen, um die harten Widerwärtigkeiten zu bekämpfen, welche seine eigne Geliebte und Gebieterin gefährdeten: „Um deshalb, Myladys," schloß er, „sehe ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, einige Unterstützung einzusammeln; denn in diesen theuren Zeiten kosten auch die Abenteuer Geld."

Die jungen Damen, wohlbewandert in der Lecture der Zeit, dachten nicht anders, als einen neuen Don

Quixote oder gar einen Amadis von Gallien vor ſich zu ſehen und waren ſehr entzückt, daß ſich die gute alte Zeit in der ſchweren und trüben der Gegenwart wiederhole.

„Edler Ritter,“ antwortete ihm die Munterſte aus dem Wagen, „wir ſind außerordentlich erfreut, einem ſo edlen Paladin zu begegnen, und unſere Wünſche ſollen Euch begleiten; aber es thut uns ſehr leid, geben können wir nichts; denn was wir bei uns haben, das iſt ein heiliges Unterpfand, und grade nach den Geſetzen Eures Ordens darf es nicht angerührt werden.“

Der Capitain lächelte und geſtand ſpäter, die Antwort hätte ihm ſo wohlgefallen, daß er die Damen gern ohne Brandſchatzung ihres Weges ziehen laſſen, wenn er nicht grade damals zu ſehr des Geldes bedurft hätte.

„Ihr holdſeligen Frauen,“ rief er, „würdigt mich, zu wiſſen, worin dieſes heilige Unterpfand beſteht; denn grade die unverbrüchlichen Geſetze der irrenden Ritterſchaft zwingen mich, daß ich es unter meinen Schutz nehme. Ihr werdet mir nämlich zugeben, daß ich es beſſer zu vertheidigen weiß, wenn ihm Gefahr droht, als zarte Frauen, die irgend ein ungalanter Räuber anfällt.“

Das muntere Mädchen glaubte wirklich, es ſtecke dahinter nur eine artige Neckerei und antwortete ihm mit mehr Anmuth als Klugheit, daß dies Unterpfand in nicht weniger als dreitauſend Pfund Sterling beſtehe, welche eine der mit anweſenden Damen als Mitgift einem andern Ritter zutrage, welcher das Glück gehabt, durch einige kühne Dienſte die Gunſt der edlen Lady zu erwerben.

„Meine volle Achtung, holde Damen, dieſem vortrefflichen Ritter,“ rief raſch der Wegelagerer; „ſagt ihm, inſtändigſt bitte ich Euch darum, daß mein Name Capitain Hind iſt, ſagt ihm auch, daß ich, ohne die allerdringendſte Nothwendigkeit, niemals dieſes Hochzeitgeſchenk angerührt

hätte, welches gewiß, angesehen seine ritterlichen Verdienste, nur sehr gering ist; sagt ihm aber auch, wie ich heilig gelobe, die Summe nur und allein zur Vertheidigung der gekränkten Liebe und zur Unterstützung der irrenden Ritterschaft zu verwenden."

Die Damen erblaßten. Ihr Muthwille war hin. In ganz England war Niemand, welcher nicht den Capitain Hind kannte. An Widerstand war nun kein Gedanke mehr. Sie wollten vor ihm zu Füßen fallen, aber er bat sie auf die höflichste Weise, sich ja nicht zu beunruhigen; von ihm hätten sie nichts zu besorgen und, um ihrer Liebenswürdigkeit willen, wolle er sich mit dem Drittel der Summe begnügen. Die Damen waren nun wieder entzückt, James Hind wurde wieder in ihren Augen zum wahren Ritter. Er empfing aus ihren Händen mit der liebenswürdigsten Miene einen Beutel mit 1600 Pfund Sterling und wünschte ihnen alles Glück auf die Reise, zumal aber mit lächelnder Miene der holden Verlobten auf die längere und gefährlichere, welche sie anzutreten im Begriff war.

Ein wie außerordentlicher Räuber James Hind auch sonst war, in einem Punkte unterschied er sich nicht von seinen Standesgenossen: er gab eben so schnell aus, als er verdiente, und trotz seinem glücklichen Geschäfte befand er sich oft in der äußersten Verlegenheit. Die Verfolgungen gegen ihn wurden einst sehr heftig; er mußte sich versteckt halten und litt dabei großen Mangel. Freilich hätte es bei seinem Glücke nur einiger nächtlichen Ausflüchte bedurft, aber die Noth hatte ihn gezwungen, auch sein Pferd zu verkaufen, und er mochte seinen Ruf und sein Ansehen nicht aufs Spiel setzen, indem er als ein gemeiner Schnapphahn zu Fuß hinter einem Strauche lagerte. Er rief daher die List zu Hülfe.

Am äußersten Ende eines Dorfes hatte er ein kleines verfallenes Haus gemiethet, welches ihm als Asyl diente. Durch seine Kundschafter in Kenntniß gesetzt, daß ein berühmter Arzt beim Heimwege von einer vornehmen Patientin des Weges kommen werde, erwartete er ihn an der Schwelle und stürzte ihm händeringend entgegen, sobald der Reiter sich der Hütte näherte. Er flehte ihn an, nur zwei, drei Minuten seiner armen kranken Frau zu schenken, die dermaßen an Ausleerungen litte, daß es außer seiner Macht stände, sie zu hemmen. Der Arzt, reich belohnt von der alten Dame, welche er eben verlassen, fühlte sich von der Noth des unglücklichen Ehemanns gerührt und stieg sogleich ab, um, was in seinen Kräften sei, ihm zu helfen.

Das Pferd wird unten angebunden, der Arzt eine enge, steile Treppe in ein Hinterstübchen hinaufgeführt. James schließt rasch die Thür und während Jener sich noch vergebens nach dem Bette der Kranken umsieht, tritt dieser ihm, in der einen Hand eine Pistole, in der andern einen leeren Geldbeutel, entgegen: „Dies, Master, ist meine Frau," spricht er, ihm die Börse vorhaltend; „sie braucht dringend Eurer Hülfe, denn ihre Ausleerung ist von der Art, wie Ihr seht, daß gar nichts drin blieb. In Euren Taschen, weiß ich, habt Ihr ein untrügliches Universalmittel. Wenn Ihr zu helfen zaudert, oder nur ein Wort dagegen sprecht, so soll Euch dieses Instrument auf der Stelle von allen Kopfschmerzen heilen, die Ihr jemals bekommen werdet."

Der Arzt, in der Diagnose wohl bewandert, erkannte den richtigen Zustand, in dem er sich befand, und das einzige Mittel, was hier half. Er zog 40 Guineen aus der Tasche und steckte sie schweigend in die Börse des Räubers. James verbeugte sich lächelnd, wünschte ihm

eine gute Gesundheit und erklärte ihm, daß er ihm zur Entschädigung für das empfangene Geld sein ganzes Haus, mit allem Anrecht darauf, zurücklasse. Dann schloß er den Doctor in das Zimmer ein, stürzte die Treppe hinunter und schwang sich auf das angebundene Roß, mit dem er in andere Gegenden fortsprengte, wo er zur Zeit noch minder bekannt war.

Andere Berichte aus dieser Zeit rühmen seine Großmuth, mit der er die Reisenden behandelte, welche ihr Unstern in seine Hände führte. Besonders zart und mildthätig bewies er sich gegen Arme und auch gegen Solche, von denen er nicht glaubte, daß sie grade im Ueberfluß lebten. Davon hat man zahllose Beispiele.

Einstmals, grade als er wieder durch seine Verschwendung in die äußerste Dürftigkeit gerathen war, lag er auf der Lauer. Ein alter Mann, auf einem Esel, kam langsam des Weges. Er trat auf ihn zu und fragte ihn freundlich, wohin er gehe?

„Nach dem Markt von Wantage," war die Antwort. „Ich will mir eine Kuh kaufen, um Milch zu haben für meine Kinder."

„Wie viel Kinder habt Ihr?" fragte Capitain Hind.

„Ihrer zehn, Herr!"

„Und wie viel meint Ihr nöthig zu haben, um die Kuh zu kaufen?"

„Vierzig Shilling; grade was ich mir seit zwei Jahren zurückgelegt."

James Hind fühlte sich gerührt und mußte doch zugleich über die Einfalt des Menschen lachen. Schon wollte er von ihm ablassen, als ihm seine eigne Lage wieder deutlich aufstieg. Er mußte durchaus Geld haben und er überdachte ein Auskunftsmittel, sein Gewissen und seine Bedürfnisse zugleich zu befriedigen.

„Hört mich an," sprach er. „Ich bedarf gerade jetzt das Geld, welches Ihr da bei Euch führt. Aber Eure Kinder sollen darum doch die Milch nicht einbüßen. Sie müssen doch leben. Ich bin James Hind. Willigt Ihr in das Pact ein, so gebt mir heut Eure 40 Shilling, heut über acht Tage stellt Ihr Euch wieder hier ein und empfangt dann 80 Shilling dafür. Nur eine Bedingung ist dabei: Ihr sagt zu Niemandem auf der Welt eine Sylbe von Dem, was hier zwischen uns vorgeht. Sind die acht Tage um, so sollt Ihr es ausschreien können, wie Euch beliebt."

Der Handel ward geschlossen. Der Alte stellte sich nach acht Tagen ein und der Räuber fehlte nicht. Er zahlte ihm nicht allein die Summe, um sich zwei Kühe, sondern noch obenein 20 Shilling, um sich auf dem Markte was ihm gefiele zu kaufen.

Wie oft James Hind auch, mit der Pistole in der Hand, seinen Opfern den Tod drohte, hatte er doch eine außerordentliche Scheu davor, Blut zu vergießen. Wer aber einmal auf dem Pfade des Verbrechens sich befindet, wird von der Consequenz fortgerissen und kann nicht willkürlich Halt sagen. Die Criminalverhandlungen gegen ihn sprechen nur von einer einzigen Mordthat, welcher er vergeblich, auch vor dem Richterstuhl seiner eignen Vernunft, den Charakter der Nothwehr und Selbstvertheidigung aufzudrücken bemüht war.

Es war für den Capitain ein glücklicher Morgen gewesen. Bei Maidenhead-Thicket war er in günstiger Stunde einem der berühmtesten Königsmörder, dem Obristen Harrison, begegnet und hatte ihm 60 Pfund Sterling abgenommen. Aber der Oberst hatte sich nicht vom Schreck bewältigen lassen, sondern, sobald er losgekommen, die Policei requirirt. James erfuhr es in einem der Häuser

am Wege, wo er Freunde und Helfershelfer hatte, und ſetzte ſeinem Roß die Sporen in die Seite. Die Furcht zeigte ihm überall Feinde. Er hörte einen Reiter in vollem Galopp hinter ſich kommen. Es war der friedfertige Diener eines Reiſenden, der keine andere Abſicht hatte, als ſeinen Herrn einzuholen. Des Dieners Roß war friſch, das des Räubers abgemattet. Vergebens ſtrengte ſich der Letztere an, Jenem den Vorſprung abzugewinnen. Als er ſah, daß es unmöglich würde, zog er die Piſtole und als der Andere, in dem ſeine Furcht nichts als einen Diener der bewaffneten Gerechtigkeit vermuthete, ihn eingeholt, feuerte er das Gewehr auf ihn ab und ſtreckte ihn todt zu Boden. Dies war die einzige Blutthat in ſeiner ganzen langen Räuberlaufbahn und die, um welche er gerichtet wurde.

Auch den Verfolgungen des furchtbaren Oberſt Harriſon war James glücklich entkommen. Von jetzt ab verfolgte ihn aber ſein Gewiſſen. Er wollte den Raub aufgeben und ſuchte eine andere, ehrenwerthere Beſchäftigung. Sie fand ſich bald. Die Schotten ſtanden für Karl I. Sohn auf, ſie proclamirten ihn als König Karl II. und rückten mit großem Heereszuge in England ein. Unter den Freiwilligen, welche dem royaliſtiſchen Heere zuſtrömten, befand ſich auch James. In einem ehrenvollen Kampfe wollte er die Schande, die ſeinen Namen befleckte, abwaſchen. Er kämpfte mit in der Schlacht von Worceſter, welche die Hoffnungen der Royaliſten blutig vernichtete.

James Hind entkam durch die Flucht, aber er hatte nicht das Glück ſeines königlichen Herrn. Statt der Eiche von Woodſtock fand er zwar in London im Hauſe des Barbier Dingie ein ſicheres Aſyl, aber ein Jugendfreund, dem er ſich vertraute, verrieth ihn.

Man mußte den gefürchteten James Hind ſchon für

so wichtig und der Kategorie eines gewöhnlichen Räubers entwachsen halten, daß man ihn vor den Sprecher des Hauses der Gemeinen führte, um ihn nicht als Straßenräuber, sondern als Hochverräther zu inquiriren. Unter großer militairischer Escorte ward er darauf nach Newgate geführt und in Ketten gelegt.

Aber seine Verurtheilung machte noch viel Verlegenheit. Vor die Schranken von Old-Bailey gestellt, konnte man ihm nur Thaten beweisen, welche die Todesstrafe nicht nach sich zieben. Um deshalb stellte man ihn vor die Assisen von Reading in Berkshire wegen des Mordes an jenem Diener, Namens Georges Symson. Indessen war inzwischen eine allgemeine Amnestie ergangen, welche die Strafe für alle Verbrechen, mit Ausnahme des Hochverraths, aufhob. James schöpfte wieder einige Hoffnung, doch vergebens.

Man konnte dem offenkundigen Straßenräuber nicht anders ans Leben gehen, als indem man die Klage auf Hochverrath abermals vornahm. Er hatte für seine politischen Gesinnungen die Genugthuung, daß er am 3. September 1652 als Hochverräther zum Tode verurtheilt ward. In diesem Sinne war es ihm vergönnt, noch in seinen letzten Augenblicken eine Art heroischer Rolle zu spielen.

Am 24. September ward er auf einer Schleife zur Richtstatt gezogen. Hier erklärte er, daß er der Mehrzahl seiner Verbrechen sich mit Vergnügen erinnere, denn sie wären gegen Republikaner verübt worden, deren Grundsätze und Thaten er auf gleiche Weise verabscheue. Er schloß seine Rede mit der Versicherung: daß nur etwas seine letzte Stunde verkümmere, nämlich, daß er den Tag nicht mehr erlebe, wo sein königlicher Herr auf den Thron seiner Väter zurückkehre, und daß nicht lieber die ganze

Schar niederträchtiger Rebellen am Stricke hinge, welche den Galgen weit mehr verdient habe, als er.

James Hind ſtarb, 36 Jahre alt. Nachdem er am Strange geendet, ward ſein Leichnam geviertheilt und ſein Kopf auf ein Gitter der Brücke über der Severn geſteckt. Die Glieder ſeines Körpers wurden über die verſchiedenen Stadtthore von Worceſter, wo die Hinrichtung erfolgte, gehängt. Hier blieben ſie bis zur völligen Verwitterung; den Kopf beerdigte man ſchon in der Mitte der nächſtfolgenden Nacht.

Die Mörder als Reisegesellschaft.

1809.

Die französischen Heere hatten auf ihren Eroberungszügen auch anderer Eroberungen sich zu rühmen, die außer dem Gebiet der Politik liegen. Ein Civilbeamter des Kaiserheeres, ein commissaire ordonnateur, hatte in Preußen das Herz eines jungen Frauenzimmers gewonnen. Dorothea Blankenfeld, zu Preußisch-Friedland geboren, von bürgerlichen Aeltern, war ein außerordentlich schönes Mädchen, von ebenso sanftem, gutmüthigem Charakter und unbescholtenen Sitten. Beider Neigung war ernsthaft und eine Verbindung fürs Leben war zwischen ihnen besprochen. Nachdem alle Hindernisse beseitigt waren und der Geliebte, in Folge der wechselnden Kriegsereignisse, im Jahre 1809 in Wien eine einstweilige Stellung gefunden, schrieb er nach Danzig, daß Dorothea zu ihm kommen möge, sie wollten in der Kaiserstadt ihre Verbindung feiern. Die junge Braut, sie war kaum 24 Jahre alt, trennte sich von den Ihrigen und reiste von Danzig im November des Jahres allein, aber voll Vertrauen ihrer Bestimmung entgegen.

Sie erscheint nicht mittellos, denn sie führte, wohlver-

wahrt, eine für ihre Verhältnisse nicht unbedeutende Summe, als Mitgift bei sich; möglich, daß auch dieser Umstand dazu beigetragen, der Neigung des französischen Commissairs eine so ernste Richtung zu geben. Sie gelangte ohne Gefährdung bis Dresden, wo sie, vom dortigen Secretair des französischen Commissairs, Herrn Gentil, mit französischer Artigkeit als künftige Gattin eines Collegen empfangen, im Hôtel de Baviere einlogirt wurde. Derselbe bemühte sich, ihr eine schickliche und bei dem Kriegszustande eine möglichst sichere Gelegenheit zum Weiterreisen nach Wien zu verschaffen.

Diese Gelegenheit fand sich bald. Bei Herrn Gentil meldeten sich, empfohlen vom französischen Platz-Commandanten zu Dresden, zwei französische Armeepostillone, der eine ein Italiener, Antonini, der andere ein Deutscher, Namens Schulz, welche einen Reisepaß nach der Armee verlangten. Der Secretair theilte diese Nachricht Dorotheen als eine sehr erfreuliche mit, da sie mit den beiden Militairpersonen nicht allein auf die sicherste, sondern auch auf die wohlfeilste Weise zu ihrem Ziele gelange. Sie nahm dankbar das Erbieten an, ihr Name ward vom Secretair in die feuille de route mit eingetragen und nach einem viertägigen Aufenthalte in Dresden reiste die Braut und beide Postillone mit requirirtem Vorspann ab.

Dorothea Blankenfeld hat Wien nicht erreicht, ihr Bräutigam hat sie nicht wiedergesehen und mit der Abfahrt aus dem Thore von Dresden müßten auch wir von der kaum gemachten Bekanntschaft Abschied nehmen, wenn nicht noch einzelne Züge, die von dem unbefangenen und liebenswürdigen Gemüthe dieses unglücklichen Opfers sprechen, aus den Berichten ihrer Mörder über ihre letzten Tage zum Vorschein kämen. Mit harmloser Heiterkeit, nur beunruhigt von Dem, was man ihr von den Greueln

des Krieges vorerzählte, reiste sie mit frohpochendem Herzen ihrem Glück entgegen.

Abends um 4 Uhr, am 26. November, hielten vor dem Posthause von Meitingen, zwei Stunden vor Augsburg, zwei französische Armeepostillone in Gesellschaft eines jungen, schönen Frauenzimmers, an. Mit Vorspann angelangt, konnten oder wollten sie nicht weiter in die Novembernacht fahren und wurden im Posthause selbst einquartirt. Sie erhielten im obern Stockwerk zwei aneinander stoßende Zimmer, das eine für das Frauenzimmer, das andere für die beiden Postillone, von denen der eine, wie sich bald ergab, ein verkleidetes Weib, die Frau des andern Postillons, Namens Antonini, war. Auch fand sich ein Knabe von etwa 15 Jahren bald nach ihrer Ankunft zu der Gesellschaft, der anscheinend als Pferdejunge ihnen diente, sich aber bis auf den andern Morgen nicht weiter im Hause sehen ließ.

An verkleidete Frauen war man bei den französischen Transportzügen gewöhnt. Die Sache fiel nicht auf. Zwar hörte in der Nacht zwischen 3 und 4 Uhr der Posterpeditor und auch ein Postknecht ein durchdringendes Jammergeschrei; Jener sprang auf und horchte an seiner Thür. Da es aber still darauf blieb, legte er sich wieder schlafen. Bald darauf kam der Knabe heulend die Treppe herabgestürzt und hielt sich die Hand vors Gesicht. Er klagte den Postknechten, daß ihn sein Herr geschlagen habe. Dieser kam selbst, etwa um 6 Uhr, mit einem brennenden Licht, herab und foderte, man solle oben stark einheizen, weil es kalt sei. Seine Hand war roth, der Postknecht meinte, er werde wol dem Jungen die Nase blutig geschlagen haben. Obwol die Einquartierten schon Morgens um 5 Uhr aufbrechen wollen, verzögerte sich ihre Abfahrt doch bis 9 Uhr. Da bemerkte der Posterpeditor, der am Fenster

ihrem Einpacken zu'ab, daß der Herr und der Knabe ein seltsam gestaltetes Bündel schleppten. „Sieht es doch aus," meinte er, „als trügen sie in dem Pack einen todten Hund oder den Leichnam eines Menschen."

Auch da noch fühlte man sich nicht zum Verdacht angeregt. Aber als jetzt des Posterpeditors Sohn bemerkte, daß nur der eine Postillon, der Knabe und das gestern als Mann verkleidete Weib und zwar heute sonderbarer Weise, in Frauenkleidung eingestiegen sei, aber nicht das schöne Frauenzimmer, bemächtigte sich der Anwesenden Bestürzung. Während der Wagen schon fortrollte, eilten sie in die verlassenen Zimmer hinauf und was sich hier auf dem ersten Blick dem Auge zeigte, sprach deutlich für einen begangenen Mord. Blutflecken am Fußboden, Blutflecken an der Wand des Bettes, in welchem das schöne Frauenzimmer gelegen, und das Bette selbst, als sie es aufschlugen, in Blut eingetaucht und in der Unordnung, welche durch einen vorangegangenen, gewaltsamen Mord verursacht wird. Augenblicklich macht man dem Patrimonialgerichte Anzeige, es werden berittene Gerichtsdiener dem Wagen, der höchstens 400 Schritte voraus sein konnte, nachgeschickt. Dennoch sind die Fliehenden so schnell gefahren, daß sie erst im Augenblick angehalten werden, als sie in Augsburg einfahren wollen. Unterm Göppinger Thor werden sie verhaftet und der Wagen wird durchsucht. Mit einem blauen Mantel ist das verdächtige Pack umwickelt und jetzt hinten aufgepackt. Bei seiner Oeffnung findet sich der mit Wunden bedeckte Leichnam eines Frauenzimmers.

Die drei Verhafteten leugneten weder unterm Thor, noch später vor Gericht, daß dies der Leichnam eines jungen Mädchens sei, die mit ihnen von Dresden bis Meitingen gereist und deren Name Dorothea Blankenfeld

war. Auch bekannte der Knabe sogleich, beim Anblick des blutigen Körpers, daß sie von ihm und dem Armeepostillon Antonini, der sein Schwager wäre, erschlagen worden. Dieser aber, sowol als seine Frau, leugneten jede Theilnahme und ihre übereinstimmende Aussage ging dahin: der Knabe, ein tückischer Bube, habe gegen das arme Frauenzimmer einen großen Haß gehabt und allein aus Haß habe er sie ermordet. Ein solcher Bösewicht sei er, so jung er wäre, daß er schon einmal seinen eignen Vater erschlagen und einmal seine Schwester, Antonini's Frau, erstechen wollen. Um deßhalb hätten sie ihn aus Berlin, wo er her sei und aus des Vaters Hause fortgenommen, um ihn auf bessere Wege zu bringen. Blos um ihn zu schonen, da er noch so jung wäre, hätten sie die That zu verheimlichen gesucht.

Bei der Leichenschau fand man neun Wunden allein am Kopfe, die, dem Anschein nach, mit einem stumpfen Werkzeuge geschlagen worden. Das Schlüsselbein von der rechten Achsel war zerbrochen und die Hirnschale hatte einen großen Sprung. Nach dem ärztlichen Gutachten waren die Wunden in ihrer Totalität von der Wirkung, daß sie den unvermeidlichen Tod herbeiführen müssen, jedoch glaubte der Arzt, daß die grausam Gemarterte nicht sogleich an den Wunden gestorben, sondern ihr Tod durch eine fortgesetzte, gewaltsame Behandlung unter diesen Umständen noch beschleunigt worden sei.

Bei der wider sie eröffneten Criminaluntersuchung blieben der Mann und das Weib bei hartnäckigem Leugnen und schoben wiederholentlich Beide alle Schuld auf den Knaben. Erst nach neunzehn weitläufigen Verhören ward Therese Antonini, geborene Marschall, durch die Confrontation mit ihrem reuemüthigen Bruder zum Geständniß gebracht. Weit später erst auf dieselbe Weise der hals-

ſtarrige und verſchmitzte Ehemann, der aus einer Lüge ſich in die andere ſtürzte, und ſelbſt in ſeinen Scheinbekenntniſſen noch die Richter zu hintergehen ſuchte. Die volle Wahrheit iſt nur in Bezug auf ſein letztes Verbrechen zu Tage gekommen, und wo ſeine eigne Ausſage durch vernommene Zeugen controlirt werden konnte; über ſeine frühern Lebensverhältniſſe hat ſich, der Lage der Umſtände zufolge, wenig mehr ermitteln laſſen, als was er ſelbſt davon mitzutheilen ſich gemüßigt fand, und es iſt der Vermuthung freier Spielraum gegeben, daß die Nemeſis, welche ihn für das eine in Deutſchland verübte Verbrechen ereilte, zugleich an einem ruchloſen Böſewicht für viele in andern fernen Ländern begangene Miſſethaten das Rächeramt übte.

Joſeph Antonini war, wie ſchon ſein Name andeutet, ein Italiener. Er will aus Meſſina in Sicilien ſein, wo ſeine Aeltern Tuchmacher geweſen wären. Er ſelbſt wäre Perrückenmacher geweſen. Seine erſte Lebensgeſchichte klingt romanhaft. Elf oder zwölf Jahre alt habe er eine Seereiſe nach Neapel gemacht, um dort dem Feſte der heiligen Grotte beizuwohnen. Aber unterwegs habe ein algieriſcher Corſar das Schiff genommen und alle Perſonen darauf nach Alexandrien gebracht, um ſie als Sklaven zu verkaufen. Glücklicherweiſe hätte indeſſen ein franzöſiſches Kriegsſchiff den Piraten noch beim Eintritt in die Rhede von Alexandrien genommen und ihn wie die andern befreit. Dann ſei er in Griechenland ausgeſchifft worden.

Was ſein weiteres Leben betrifft, ſo waren nur bruchſtückartige Bekenntniſſe von ihm herauszubringen, die indeß zeigen, wie bunt, regellos und zerriſſen dieſes Leben war, das eines italieniſchen Vagabunden, der ſich im Troß der Napoleoniſchen Heere herumgetrieben hatte! Wir finden

ihn als Tambour bei dem franzöſiſchen Bataillon der Corſen, als Lohnlaquaien, Marketender und zuletzt als franzöſiſchen Armeepoſtillon.

Der Sicilianer, der die Schule der Roheit und des Laſters in Italien, Frankreich und Griechenland durchgemacht, mußte zweimal nach Berlin kommen, um beide Male dort ſogleich als verdächtig verhaftet zu werden. Das erſte Mal geſchah es 1806 oder 1807 auf Befehl der franzöſiſchen Behörde wegen dringenden Diebſtahlverdachts. Er ward nach Mainz abgeführt. Aber ſchon im October 1809 iſt er wieder in der preußiſchen Hauptſtadt, mit ſeiner Frau, einer geborenen Berlinerin. Da entdeckt die Policei, daß beide ſchon verdächtige Menſchen Sachen in ihrem Beſitze haben, über deren rechtmäßigen Erwerb ſie ſich nicht ausweiſen können. Beide wurden verhaftet, mußten aber, aus Mangel an Beweiſen wider ſie, ſchon nach acht Tagen entlaſſen werden; leider! denn wenige Wochen nach ihrer Freilaſſung benutzten ſie dieſelbe zu dem gräßlichen Mordplan, der allein unter ihren Verbrechen zur Kenntniß der Gerichte gekommen iſt.

Dem unterſuchenden Gerichte in Augsburg war kein Zweifel darüber, daß es mit einem verſtockten Böſewichte zu thun hatte, der hier nicht zum erſten Male wegen ſchwerer Verbrechen in Haft und Unterſuchung war. Beim Mangel an Nachweiſungen, die deshalb zu erfodern geweſen wären, beſtärkten folgende Thatſachen dieſe Vermuthung: Wenn er und ſein Weib in Streit geriethen, ſchalt ſie ihn: Dieb und Mordbrenner! Der reizbare Sicilianer nahm es ruhig hin. — Seinen Mitgefangenen bekannte er, ſchon einmal 300 Louisdor und brillantene Ringe entwendet zu haben. Zu Erfurt ſei er aus dem Gefängniß gebrochen und habe auch andere Mitgefangene befreit. Sein ganzes Benehmen während der Gefangen-

schaft und in den Verhören zeigte von grenzenloser Tücke, sittlicher Verwilderung und äußerster Verschmitztheit. Bald betrug er sich unbändig und kehrte seine Verworfenheit von der rohsten Seite heraus, bald zeigte er sich kriechend-geschmeidig, um seine Zwecke zu erreichen. Er wandte Gewalt und Bestechung an, um aus dem Kerker herauszuschleichen, nur um sich einige Kenntniß zu verschaffen, wie es mit der Untersuchung stehe. Er stiftete, wie der erfahrenste Zuchthausbewohner, Complotte an, wußte seiner Frau Briefe zu schreiben, worin er sie zum Leugnen aufforderte und instruirte, und machte endlich Versuche, sich selbst zu entleiben. — Es kam indessen nicht auf Ermittelung dieser frühern, zum Theil im Auslande, zum Theil während des Krieges begangenen Verbrechen an, um das Schwert der Gerechtigkeit gegen ihn zu erheben.

In Berlin hatte er eine seiner würdige Gattin gefunden. Therese Marschall war die Tochter eines armen Fabrikarbeiters daselbst, Namens Johann Christian Marschall, der aber im Ruf eines sehr rechtschaffenen Mannes stand. Therese war, nach der Schilderung ihrer eignen Aeltern, von Jugend auf ein wildes, halsstarriges, bösartiges und lüderliches Geschöpf. Nichts vermochte, weder Ermahnungen, Züchtigungen, noch Einsperren, ihren starren Willen zu brechen, noch ihre Sitten zu bessern. Sie war gegen ihre Herrschaften ebenso aufsässig, als gegen ihre Aeltern. Im Jahre 1806 hatte sie Antonini in Berlin kennen gelernt und bald darauf in Küstrin geheirathet. Was sie von da bis 1809 getrieben und wo sie sich aufgehalten, ist, trotz der Bemühungen des untersuchenden Richters, in völligem Dunkel geblieben. Im October dieses Jahres kamen beide Ehegatten, angeblich um ihre Aeltern zu besuchen, nach Berlin, und nur der Umstand, daß sie, wegen Verkaufs gestohlener Sachen,

verhaftet wurden, läßt auf ihre vorangehende Beschäftigung schließen.

Sie fanden ihre Rechnung nicht in Berlin. Antonini wollte mit seinem Weibe nach seiner Heimat Sicilien zurückkehren. Dagegen hatten die Aeltern nichts einzuwenden, waren vielmehr froh, solche Kinder auf diese Art los zu werden. Aber der alte Marschall hatte noch einen jüngern Sohn, Karl, von 14 Jahren, in Meseritz geboren, während der Vater daselbst als Postwagenmeister stand, ein Knabe nach allen Zeugnissen von gutmüthigem und dem allerfolgsamsten Charakter, der sich stets zu Allem bereitwillig zeigte, was ihm aufgetragen wurde. Diesem machten Schwester und Schwager den Vorschlag, sie nach Italien zu begleiten; er solle unterwegs das Pferd besorgen. Sie stellten ihm die Reise so lockend vor, daß die Lust des Jungen über alle Gegenvorstellungen siegte, welche der Vater ihm machte; und Karl ward wider der Aeltern Willen und, wie der alte Marschall sich ausdrückte, fast mit Gewalt von den Beiden mitgenommen. Als der Vater von dem Verbrechen durch die Gerichte erfuhr, richtete er ein wehmüthiges Schreiben an das Stadtgericht von Augsburg, worin er bat, dem armen verführten Knaben doch das Leben zu schenken. Der Tochter erwähnte der Vater mit keiner Sylbe.

Antonini und seine Frau besaßen, als sie aus Berlin fortgingen, nur ein Paar Thaler. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie die große Reise von Brandenburg nach Sicilien, wenn es wirklich Antonini's Wille war, dahin zu gehen, mit der Absicht unternahmen, unterwegs die Gelegenheit auszubeuten. Ob der ehemalige Armeepostillon zum Vorspannpaß berechtigt war, oder ob er ihn erschlichen hat constirt nicht und ist hier gleichgültig. Aber zu der großen Reise bedurfte er noch anderer Mittel, und es wäre mehr

als unwahrscheinlich, daß er sich noch die Last der Unterhaltung eines Knaben, der ihm durch seine Dienste wenig nutzen konnte, auferlegt haben sollte, wenn er nicht andere stille Zwecke damit verband. Der schlaue Verbrecher wollte Jemand mit sich führen, auf den er im Fall der Entdeckung seine Verbrechen wälzen konnte. Der unerfahrene dienstwillige Knabe ließ sich zu Allem gebrauchen; der verschmitzte Sicilianer konnte ihn, wenn es Noth that, zum Blitzableiter und Sündenbock machen. Vielleicht, und wir mögen sagen, wahrscheinlich, war es anfangs nur auf kleine Diebstähle in den Quartieren und unterwegs abgesehen. Diese konnte man auf leichte Weise in die Taschen und das Gepäck des Knaben practiciren; kam es heraus, so wurde er von dem Ehepaare desavouirt und schlimmsten Falles zurückgelassen. Daß dieser teuflische Plan aber schon vor der Mordthat zwischen der unnatürlichen Schwester und ihrem Gatten fest verabredet gewesen ist, beweist ihre übereinstimmende Aussage sogleich nach der Entdeckung, und daß sie bei derselben noch während der Verhöre beharrten. In der kurzen Zwischenzeit, vom Morde bis zur Verhaftung, und in Gegenwart des Knaben, der mit ihnen im Wagen saß, konnten sie diesen Plan nicht mit der Bestimmtheit entworfen haben. Es ist ein neues, in dieser Art vielleicht einziges Verbrechen, ausgegangen aus der tiefsten moralischen Verderbtheit. Zwei Gatten reisen auf Verbrechen aus und ehe sie es begehen, ehe sie noch vielleicht eine bestimmte That im Auge haben, erwählen und präpariren sie sich einen Dritten, auf dessen Schultern sie die zu begehende Sünde wälzen und ihn, statt ihrer, verderben können, und dieser Dritte ist ein harmloser Knabe, der leibliche Bruder der weiblichen Verbrecherin. Vor dem Gesetze hat dies ihr ohnehin schweres Verbrechen kaum vergrößert, wenigstens nicht in Absicht der Strafe; vor

dem moralischen Richterstuhle aber wächst es zu einer unnatürlichen Größe.

Wie die Verbrecher bis Dresden kamen, bleibt uns unbekannt. Hier wurde ihnen ihr Opfer durch die Behörden selbst zugeführt. Daß das junge Mädchen wol ein Gegenstand, werth einer kühnen That, sei, verriethen den erfahrenen Verbrechern für sie genügende Anzeichen: ihre feine modische Kleidung, ihre nicht gemeinen Bekanntschaften in Dresden, ihr schwerer Koffer, aus dem während der Reise schöne Kleider und feine Wäsche zum Vorschein kamen. Daß Dorothea Blankenfeld auch ihre Mitgift, gegen 2000 Thaler in Golde, in ihr Corsett genäht, auf dem Leibe trug, erfuhren die Bösewichter freilich erst später.

Mit großem Vorbedacht wurde die Reise unternommen. Der Militairpaß lautete auf Sieur Antoine, Sieur Schulz und Demoiselle Blankenfeld. Statt dieses Sieur Schulz, unter dem der Knabe Karl versteckt sein mochte, wurde Thereſe Antonini eingeschwärzt, die Mannskleider anlegte. Karl schlich sich als Bedienter der Reisegesellschaft mit durch. Ob diese Verkleidung schon mit der Absicht vorgenommen wurde, wenn man die Blankenfeld bei Seite geschafft, Thereſe Antonini dafür zu substituiren und dann den Bedienten Karl wieder zum Postillon Schulz zu erheben, ist nur zu vermuthen.

Schon auf den nächsten Stationen hinter Dresden machte Antonini sein Weib mit dem Plane, die Blankenfeld zu berauben, und da es sich nicht gut, ohne sie umzubringen, thun lasse, auch damit bekannt. Thereſe hatte nicht das Geringste dagegen einzuwenden. Sie fand den Plan gut und zweckmäßig. Desgleichen theilten sie den nun gefaßten Vorsatz dem Knaben mit. Ohne sich weiter auf Gründe und Ueberredungskünste oder Versprechungen

einzulassen, erklärten sie ihm: „Die Blankenfeld solle und müsse umgebracht werden," und Karl fand ebenso wenig etwas dagegen einzuwenden. Gehorsam und willig, erklärte er sich vielmehr zu jedem Dienste bereit.

Alles war festgesetzt, im voraus bestimmt und berechnet. Die schöne, harmlose, freundliche Reisegefährtin, die glückliche Braut sollte ohne Erbarmen umgebracht werden. Keine Spur von aufsteigenden Gewissenszweifeln, von Reue, Mitleid. Wenn sie ihr in den Wagen halfen, sahen und fühlten sie nur die künftige Leiche, deren Beseitigung allein ihre Gedanken beschäftigte. So war nur das „Wo?" „Wie?" und „Wann?" noch unbestimmt. Sie warteten auf eine günstige Gelegenheit. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ging dahin, Todesarten zu erfinden, die keine Spuren hinterließen, und den rechten Augenblick und rechten Ort zu erspähen, wo die That in möglichster Verborgenheit geschehen könnte. Jeder suchte den Andern an Eifer, Thätigkeit und Scharfsinn zu überbieten. Es war die vollkommenste Einigkeit unter der ruchlosen Gesellschaft wie zu einem großen, edlen Zwecke.

Aber lange Zeit schwebte ein freundlicher Engel über dem Schicksal des armen Mädchens, die von dieser Gefahr auch nicht die geringste Ahnung hatte und sich noch immer über den gefundenen Schutz unter so wackerer Gesellschaft gegen die Gefahren der Reise glücklich pries. Die ganze Reise war nur ein fortgesetzter, auf die mannichfaltigste Weise veranstalteter, aber immer vereitelter Mordversuch. Keine Nacht legte sie sich nieder, wo nicht ein Messer, eine Art an einem Haare über ihrem Haupte schwebte. Nicht das Lächeln der Unschuld, ein Aufruf im Traume hielt den Mörderarm zurück. Gegen Eindrücke der Art waren die Nerven dieser Cannibalen vollkommen gestählt. Es war irgend eine Etwas, was nicht zu ihrem Plane

paßte, was die Weiterreise erschweren, die Entdeckung herbeiführen konnte.

Man sollte auf den ersten Blick meinen, die Mordthat hätte sich am leichtesten und ungesehen in einem der vielen Wälder, die sie zu passiren hatten, auf den oden Straßen, im grauen Novemberwetter vollbringen und dann verbergen lassen. Der Todesschrei verhallt, ein lebloser Körper ist leicht wegzuschaffen; unter den Spuren des Krieges verschwindet auch leicht die einer einzelnen Mordthat. Die Nachforschungen der Behörden sind in solchen Kriegszuständen von selbst gehemmt. Aber vermuthlich hinderte sie die Gegenwart des Fuhrmanns, der freilich von Station zu Station wechselt, aber nicht so leicht zu entfernen oder blind zu machen ist. Um deshalb wurde immer das Nachtquartier zur Ausführung gewählt.

Im Erzgebirge hatte sich keine Gelegenheit gefunden. In der Stadt Hof verfiel Antonini auf den Gedanken, die Blankenfeld, wenn sie schliefe, durch Kohlendampf zu ersticken. Therese fand zuerst den Gedanken gut; nachher fand sie das Mittel unsicher und wegen dieser und jener Rücksicht bedenklich. Der Versuch unterblieb. In Hof wurde Dorotheen noch das Leben geschenkt.

Das romantisch in einer Schlucht des Fichtelgebirges gelegene Berneck, wahrscheinlich das nächstfolgende Nachtquartier, schien zur That besonders lockend. Am Fuße eines mit Wald bedeckten Berges liegt das Wirthshaus abgelegen und einsam. Man konnte den Leichnam noch in der Nacht auf den Berg hinaustragen und dort verscharren oder verstecken. Unglücklicherweise für die Mörder war aber heut Therese nicht als Postillon, sondern als Frauenzimmer eingetroffen; die Wirthsleute hatten also zwei Frauenzimmer gesehen und Thereſen's Scharfblick

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARTAG.G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04017/033

erkannte, daß, wenn morgen nur eine abreiſe, das Verdacht erregen müſſe.

In Baireuth, am folgenden Abende, kam Antonini auf ſeinen Vorſchlag von Hof zurück, die Blankenfeld zu erſticken. Er wollte in den Ofen Löcher ſtoßen und dann mit naſſem Stroh heizen. Aber Thereſe ſchüttelte den Kopf. Der Dampf von brennendem Stroh erſticke nicht ſogleich. Die Schlafende könnte von dem unangenehmen Rauch huſten, erweckt werden, dann aus dem Bette ſpringen und das Fenſter öffnen. Es wäre dann wieder nichts und vielleicht noch ſchlimmer; denn Dorothea konnte ja Argwohn ſchöpfen. Nun wollte man ſie todtſchlagen. Karl ſollte ſich nach einer tüchtigen Keule umſehen und Waſſer zum Aufwaſchen des Blutes im Voraus herbeiſchaffen. Auch dieſer Plan ſcheiterte an äußern, nicht zu beſeitigenden Hinderniſſen.

Die Böſewichter waren zur Ueberzeugung gekommen, daß die Ausführung denn doch nicht ſo leicht ſei, als ſie ſich vorgeſtellt. Geſchehen ſollte und mußte es, wenn es ſich der Mühe lohnte; aber ſie wollten auch darin als ſichere Leute zu Werke gehen und nicht um einen Bettel ihr Leben wagen. Sie wollten vorher eine Unterſuchung darüber anſtellen, ob es ſich lohne? Im nächſten Nachtquartier (zwiſchen Baireuth und Nürnberg) hatte ſich die Blankenfeld Glühwein machen laſſen. Antonini goß unbemerkt etwas Opium hinein. Als ſie zu Bett gegangen und in tiefem Schlaf verſunken lag, zog man ihr den Schlüſſel zu ihrem Koffer, den ſie immer unter dem Kopfkiſſen verwahrte, geſchickt hervor und durchſuchte den Koffer. Geld fanden ſie zwar nicht, aber die feinſte Wäſche, ſchöne Manns- und Frauenkleider und einige Pretioſen. Antonini erklärte darauf mit entſchiedener Miene: „Allerdings verlohnt es ſich der Mühe, ſie umzubringen.“ Hierauf

packte und schloß man Alles wieder sorgfältig zu, ohne irgend etwas zu nehmen — da das Ganze ja schon der Gesellschaft gehörte — stellte den Koffer, wie er gestanden und legte den Schlüssel behutsam unter das Kopfkissen zurück. Zum Morde schritt man nicht. Der heutige Termin war nur zur Untersuchung bestimmt, ob es sich der Mühe, zu morden, verlohnte.

In Nürnberg, der nächsten Station, waren die Umstände wieder sehr lockend. Der Leichnam konnte mit einem Wurfe in den Wellen der Pegnitz oder einem der Kanäle versenkt werden. Man war dann aller Sorge los. Leider stand aber eine Schildwacht dem Wirthshause, wo sie einquartirt waren, gerade gegenüber. Der Knabe Karl war, unter so geschicktem und unausgesetztem Unterricht, zu selbstthätigem Wirken herangebildet. Er gehorchte nicht mehr allein, er machte selbst Vorschläge. Da die Blankenfeld denn nun durchaus ermordet werden mußte, fragte er, ob man nicht Glas stoßen und es ihr in die Suppe mischen könne? So könne der Mord ganz in der Stille abgethan werden. Antonini hörte den Rath des gelehrigen Schülers wol gern an, konnte ihn aber nicht billigen. Er wußte, daß Glas nicht tödte, indem er selbst früher mehrmals zum Zeitvertreib Glas mit den Zähnen klein gebissen und verschluckt hatte, ohne böse Wirkung davon zu spüren. Auch in Nürnberg sollte die Blankenfeld noch nicht sterben.

Endlich war Alles wohlgeordnet und vorbereitet in dem Fabrikstädtchen Roth, dem nächsten Nachtquartiere. Therese, die überall umherschlich nach Mitteln und Wegen, fand auf dem Boden eine Hacke mit drei eisernen Spitzen. „Die ist zum Todtschlagen gut.“ Man darf sich wundern, daß so resolute Mörder in jedem Wirthshause zuerst nach dem Instrumente suchen mußten, und sich nicht

längst mit einem solchen, was — um ein schlafendes, schwaches Weib zu erschlagen — doch nicht so schwer aufzutreiben sein konnte, versehen hatten. Karl, der sein Probestück verrichten sollte, mußte die Hacke verstohlen in das Zimmer tragen und hinter dem Ofen verstecken. Die Schwester gab hierauf dem Bruder Unterricht, wie man einen schlafenden Menschen umbringt. Sie machte ihm die Griffe, Schläge, die Stellung des Körpers dabei vor und empfahl ihm ja an, mit dem breiten Ende zuzuschlagen. Man hatte die Blankenfeld abermals durch einen Schlaftrunk in den festesten Schlaf gelullt, und die beiden Schwäger gingen nur noch aus, um in der Nähe einen Versteck für den Leichnam zu ermitteln. Auch der fand sich, und sogar doppelt; Karl hatte im nahen Felde ein passendes Loch entdeckt, Antonini ein Wasser, was tief genug schien, aufgefunden. Aber als sie zurückkehrten, war ihre Arbeit wieder umsonst gewesen. Zur Nacht waren so viele Fuhrleute im Wirthshause eingetroffen, daß es ganz unrathsam wurde, vor so vielen Augen und Ohren an die Ausführung zu gehen.

Noch übernachteten sie in zwei folgenden Stationen, wahrscheinlich zu Weißenburg und Donauwörth, ohne daß die Gelegenheit günstiger wurde. Dafür drängte die Zeit immer mehr zu rascher Ausführung; denn schon in Augsburg mußten sich die Postillone von der Blankenfeld trennen. Also war die letzte Station davor auch der letzte Ort, wo es geschehen oder ganz unterbleiben mußte. Noch, als warte er auf einen äußern Wink, der ihn zu der durch den Aufschub immer gefährlichern That dränge, wollte er sich zum zweiten Male überzeugen, ob sie es denn werth sei, so viel aufs Spiel zu setzen? Kleider und Pretiosen haben nur relativen Werth, sie konnten durch die Umstände für sie, die Flüchtigen, allen Werth ver-

lieren. Er wollte erfahren, ob sie Geld, baares Geld, bei sich führe, was unter allen Umständen Werth behält. Er gebrauchte eine List, die nur zu glücklich anschlug. Auf der vorletzten Station brachte er schreckliche Nachrichten aus der Wirthsstube herauf. Der tiroler Aufstand war in voller Blüte, und sie näherten sich den insurgirten Districten. Er erzählte, wie die grimmigen tiroler Bauern und Wildschützen weit über ihre Berge hinausstreiften; schon schwärmten sie in Schwaben und Baiern, da würde geraubt, gemetzelt und gebrannt und nichts sei ihnen heilig, wenn es nur Geld gäbe. Seine Bilder von der Grausamkeit der Tiroler ängstigten die Phantasie des arglosen, und wie es scheint mit den Weltverhältnissen wenig vertrauten Mädchens dermaßen, daß sie von Schrecken überwältigt alle Besonnenheit verlor, und auf ihre Brust deutend rief: „Ach Gott, ich will ihnen ja Alles dies gern geben, wenn sie mir nur das Leben lassen!“ — Sie hatte sich selbst ihr Todesurtheil gesprochen. Nunmehr mit dem festen Vorsatze, auf jede Gefahr den Mord, der so reiche Beute versprach, zu begehen, kamen die Bösewichter auf der letzten Station in dem Orte Meitingen an.

Es war vom Anbeginne beschlossen, Karl solle den Mordstreich führen. So erfahrene Verbrecher als Antonini und sein Weib konnten zwar nicht dem Gedanken Raum geben, daß sie um deshalb, wenn es herauskäme, von aller Strafe verschont blieben, aber sie rechneten darauf, daß die schwerste Strafe ihn treffen müsse, die doch, seiner Jugend wegen, ihm nicht an Hals und Kragen gehen dürfe. Zugleich verwickelten sie ihn so tief in das Verbrechen, daß auch bei der Schwäche seines Charakters kein Ausplaudern von seiner Seite zu besorgen war. Vor dieser entscheidenden Nacht wurden daher alle Ueber-

redungskünste angewandt, sein Gemüth zu verhärten und ihn zur Ausdauer stark zu machen. Es war unnöthige Mühe. Das erscheint moralisch als das Scheußlichste bei diesem Verbrechen, wie ruchlose Bösewichter das ursprünglich gute Gemüth eines Knaben dermaßen in kurzer Zeit zu fesseln und sich unterthänig zu machen wußten, daß auch nicht der leiseste Zweifel in ihm aufstieg, daß er etwas Unrechtes thue. Im Gegentheil scheint er von Unruhe oder Lust entbrannt gewesen zu sein, wie, um etwas zu thun, wodurch er seine Männlichkeit, seinen Muth und Geschicklichkeit den Verwandten beweise. An Entdeckung und Strafe dachte er so wenig als ihn ein mitleidiges Gefühl für das arme Mädchen beschlich, die ihm auf der ganzen Reise freundlich begegnet war. Eine einzige Bedenklichkeit äußerte er, daß er zur That wol noch von Körper zu schwach sein könne. Aber der Schwager versicherte ihm Beistand, wenn er nur erst angefangen; doch müsse er den ersten Streich thun. Die Schwester versprach ihm, wenn die That gelungen, solle er alle Kleider ihres Mannes zum Lohn erhalten.

Diesmal war das erwählte Mordwerkzeug eine vier Pfund schwere, große Mangrolle, die Karl irgendwo im Hause ausgekundschaftet und im Zimmer der Eheleute versteckt hatte. Darauf schickte man ihn fort, ein Loch in einem Misthaufen zu graben, wo man die Leiche unterbringen könne. Dies gelang nicht. Antonini kaufte heimlich Kerzen, um die ganze Nacht durch Licht zu haben, und schaffte Branntwein an, um die Blankenfeld zu berauschen. Letzteres gelang so wohl (wahrscheinlich wieder durch einen Zusatz von Opium), daß die Unglückliche wirklich im Zustande des schweren Rausches um 8 Uhr sich in ihr Bette legte. Die Thüre zwischen beiden Zimmern blieb offen. Nun wurde von unten warmes Wasser

heraufgeholt, angeblich zu einem Fußbade, in der That, um das Blut aufzuwaschen. Diese Vorsicht war von den Verbrechern an jedem Abende, seit der Entschluß in ihnen reif war, beobachtet worden. Die äußere Thüre wurde versperrt, indem man ein Stück Holz der Schloßklinke unterlegte.

Um Mitternacht berichtete Karl, der sich in das Zimmer der Blankenfeld geschlichen, daß sie zwar fest schliefe, aber die Stellung sei ungünstig zum Morde. Sie liege auf dem Gesichte und der Wand zugekehrt. Zuerst wollte man abwarten, bis sie sich im Schlaf umdrehe. Aber der Sicilianer kam plötzlich auf den Einfall, es sei vielleicht besser, statt ihren Kopf zu zerschmettern, sie durch geschmolzenes Zinn zu tödten. Der Einfall fand im Rathe der Drei Beistimmung; nur schlug Karl vor, das Zinn ihr in die Augen, Antonini war aber dafür, es in die Ohren zu gießen. Man zerschnitt einen zinnernen Löffel und ließ die Stücke in einem blechernen Löffel über dem Lichte schmelzen. Aber ein Tropfen davon fiel auf das Bett. (Welches? Standen sie schon mit ihrem ganzen Schmelzapparat vor dem Bette des Opfers, oder geschah der Proceß im Nebenzimmer, und man wollte mit dem Löffel geschmolzenen Zinnes, wie mit einem Löffel Medicin, in die andere Stube gehen, auf die Gefahr des Verschüttens und Kaltwerdens unterwegs?) Die Leinwand ward von dem Tropfen nicht verzehrt, nur braun. Also gewann man die Ueberzeugung, daß geschmolzenes Zinn zu schnell abkühle, um den Tod bereiten zu können, und mußte diesen Plan wieder aufgeben.

Abermals verschob man, diesmal aber nur um vier Stunden, die Ausführung. Um 4 Uhr Morgens brachte Karl die Nachricht, daß die Blankenfeld jetzt auf dem Rücken liege, den Kopf nach vorwärts gewendet. „Jetzt

ist es höchste Zeit", sprach Antonini, und führte den Knaben, welcher die Mangrolle trug, an das Bett. Er foderte ihn auf, zuzuschlagen. Karl hebt die schwere Keule, aber zum ersten Male zittert er, zaudert und zieht sie ängstlich wieder zurück. Antonini zischelt ihm ein Schimpfwort ins Ohr. Der Knabe hebt das Mordwerkzeug noch einmal, Antonini faßt nun seine beiden Hände und hebt sie in die gehörige Höhe in gerader Richtung über den Kopf. Der Schlag fällt auf die Stirn der Schlafenden. „Jesus, mein Kopf!" ruft sie erwachend und richtet sich im Bette auf. Da packt sie Antonini bei der Brust, das Weib springt hinzu und hält sie an den Füßen fest. Dorothea fängt nun an leise zu wimmern und zu flehen. In gebrochenen Lauten bietet sie ihren Mördern Alles an, was sie hat, sie möchten nur ihr junges Leben schonen. Endlich regt sich im Knaben, aber nur in ihm, das Mitleid. Vor Angst und Entsetzen wirft er die Keule von sich und stürzt nach der Thüre, um zu entfliehen. Aber Antonini's Weib eilt ihm nach, reißt ihn in die Stube zurück, nimmt die Keule auf und bringt sie ihm wieder in die Hand. Er soll das Werk vollbringen.

Karl gehorcht. Diesmal führt er den Schlag allein. Zwar trifft er den Kopf des Mädchens, aber im Niederfallen zugleich die Stirn seines Schwagers. Entsetzt wirft er zum zweiten Male die Keule fort und rennt davon. Antonini läßt im Schmerz von dem empfangenen Schlage das Mädchen los. Diese rafft sich schnell auf, springt aus dem Bette und stürzt nach der äußern Stube der Thüre zu. Da ergreift Antonini selbst die Holzkeule, springt ihr nach, versetzt ihr einen Schlag um den andern auf den Kopf, bis sie zu Boden stürzt, und auch da hat er ihr wahrscheinlich noch einige Streiche gegeben.

Während sie unter ihm röchelte, reißt er ihr die Klei-

der und das verhängnißvolle Korsett vom Leibe. Sie ringt noch mit dem Tode, aber schon hat er sie auf die Schultern geladen und will sie auf den Hof tragen, um sie unter einem Misthaufen zu verscharren. Doch die Last ist ihm zu schwer. Auch widerrieth es sein Weib. Beide schleppten die Blankenfeld wieder in ihre Stube. Die Unglückliche hatte aber noch immer nicht geendet. Sie fing wieder an zu röcheln. Das Weib ruft aus: „Wird das Luder uns wieder lebendig!“ Da trat Antonini auf den Körper der Sterbenden und trampelte darauf so lange umher, bis sie den letzten Seufzer ausstieß. Auch das ist den vorsichtigen Mördern noch nicht genug. Ehe sie den Leichnam in den Sack stecken und eine Bettdecke darum wickeln, schnüren sie ihr auch noch den Hals mit einem Stricke zu. Unterdessen war Therese unausgesetzt beschäftigt, das Blut aufzuwischen und die Spuren wegzureiben und zu scheuern, so weit es sich thun ließ. Auch die Mangrolle wurde abgewaschen und das Bette — wenigstens äußerlich — in Ordnung gebracht. Als dies fertig war, legte sie die Mannskleider ab und warf sich in die Kleider, welche die Blankenfeld gestern getragen hatte.

Dies die vollständige Erzählung des Verbrechens, wie sie aus dem Munde des Karl Marschall allmälig, aber freiwillig hervorkam. Sie stimmt in allem Wesentlichen mit den bruchstückartigen Aussagen der beiden andern Verbrecher überein, die erst nach einer langwierigen Untersuchung denselben erpreßt wurden, und in ihr selbst ist nichts enthalten, was ihrer Glaubwürdigkeit widerspräche. Was für den Criminalisten von Fach von Interesse ist, wie das ruchlose Weib und der durchgebildete Verbrecher nach vielfachen Windungen und Krümmungen, nach halsstarrigem Leugnen und mehr oder minder unglücklichen Versuchen, die Schuld von sich abzuwälzen, oder die

Motive zu beschönigen, endlich zum Geständniß gebracht wurden, liegt außer dem Zweck unserer Darstellung. Für diese genügt das Resultat: sie räumten endlich ihre Schuld in so weit ein, daß in Folge dieses Bekenntnisses auf den Tod erkannt werden mußte. Für unsere Aufgabe hat der Raubmord, weniger seiner gräßlichen Ausführung, als des mit hartnäckiger Consequenz fortgesetzten Attentates wegen Wichtigkeit. Gegen 60 Meilen, auf einer der Hauptstraßen unseres Vaterlandes, langsam fahrend, begleiten und verfolgen die Mörder ihr Opfer; an jedem entlegenen Orte, in jeder Nacht krümmen die Raubvögel ihre Krallen und wetzen ihre Schnäbel, um die Taube, die unter ihren Flügeln sicher zu ruhen glaubt, zu zerfleischen, und doch, mitten unter den Wirrnissen einer trüben Zeit, eines durch den Krieg zerstörten Rechtszustandes, mitten auf diesen unsichern Wegen hält sie die Scheu zurück, keine moralische, sondern die vor dem unsichtbaren Gesetze und seinen Folgen. Sie haben die Wehrlose in ihrer vollen Gewalt und doch ist die Furcht mächtiger als ihre unüberwindliche Habgier, und es bedarf neuer Anreizungsmittel für diese Geier, um im letzten vielleicht ungünstigsten Augenblicke die lang aufgeschobene That ins Werk zu setzen.

Für den Psychologen dürfte es von Interesse sein, wie das ruchlose Weib, das zuerst bekannte, zwar ein zu ihrer Bestrafung vollständiges Bekenntniß ablegte, aber in Hartnäckigkeit, ja in Wuth beim Ableugnen von Nebenumständen verharrte. So räumt sie zwar ein, zu ihrem Manne gesagt zu haben: „Du, die wird wieder lebendig," aber nicht: „Das Luder wird wieder lebendig." Noch heftiger bestritt sie die Angabe ihres Bruders, daß sie beim ersten Mordanfall der Blankenfeld die Füße gehalten habe. Ja vor Gericht wollte sie dem Bruder in äußer-

ster Wuth deshalb zu Leibe gehen; vermuthlich im Glauben, daß, wenn sie nur an der Ermordeten nicht selbst Hand angelegt, sie von der härtesten Strafe verschont bleibe. Indessen kommen solcher Verstandesirrungen bei Verbrechern aus dem gemeinen Stande viele ähnliche vor, daß wir sie hier in Kürze übergehen können. Antonini's Eingeständnisse kamen nur bruchstückartig heraus. Die Art, wie er sich vertheidigen oder ausreden zu können glaubte, bekundet zwar den verschmitzten Verbrecher, der in den Lasterschulen der Zuchthäuser seine Studien gemacht, sie erheben sich aber nicht über die gewöhnlichen Ausflüchte gemeiner Leute und sprechen nicht für eine Verstandeskraft, die mit seiner Ruchlosigkeit auf derselben Stufe stände. So will er die Blankenfeld im Irrthume, dann im Zorn erschlagen haben, und er beharrte bis zuletzt darauf, daß er es nur auf Anstiften und Ueberredung des Knaben Karl gethan. Nur ein Umstand hat ein psychologisches Interesse: die Liebkosungen und Schmeichelworte seiner Frau bewogen ihn endlich zu dem vollständigsten Bekenntnisse, welches er abgelegt hat.

Nach den baierischen Gesetzen wurde Joseph Antonini zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Aber er entging der Hinrichtung, indem er wenige Tage vorher im Gefängniß starb. Er war etwa 30 Jahre alt. Seine Frau, Therese, zur selben Strafe verurtheilt, etwas über 26 Jahre alt, bestieg allein das Blutgerüst, frech, ohne Gefühl und ohne Reue, wie sie gelebt. Karl Marschall kam, in Betracht seiner Jugend und seines reuemüthigen und offenen Bekenntnisses, mit 10 Jahren Zuchthaus davon.

Donna Maria Vicenta de Mendieta.

1798.

Der Criminalfall, den wir hier aufnehmen, hatte seiner Zeit in Spanien eine außerordentliche Celebrität erlangt, dergestalt, daß französische Berichterstatter ihn mit dem Morde des Fualdes, hinsichts seiner Wirkung auf das große Publicum, vergleichen. Für die Rechtspflege auf der Halbinsel war er überdies von Wichtigkeit, weil der als ein Muster der Beredtsamkeit gerühmte Vortrag des königlichen Fiscals, welcher das Urtheil des Gerichtshofes in dieser Sache zur Folge hatte, nicht wenig dazu beigetragen haben soll, einer schon begonnenen Reform des spanischen Gerichtswesens den letzten Stempel aufzudrücken. Der schwülstige und blumenreiche Styl, der in der spanischen Poesie und Literatur eine Epoche bildet, hatte sich auch in die Reden der Advocaten eingeschlichen, welche in barocker Weitschweifigkeit v. 1 griechischen und lateinischen Citaten wimmelten. Der als Dichter im modernen Spanien gefeierte Melendez Valdez machte sich, indem er vor dem höchsten Tribunale Madrids in dieser Sache als öffentlicher Ankläger zum ersten Mal auftrat, nicht allein selbst einen berühmten Namen, sondern die Kraft, das

Feuer, die Naturwahrheit seines Vortrages sollen auf Spaniens Richter und Advocaten dergestalt gewirkt haben, daß die unter Campomanes und Monino angeregte Revolution nicht mehr zu hindern war und die Gerichtsvorträge der spanischen Advocaten von da ab an glänzender Beredtsamkeit mit denen der Engländer und Franzosen wetteiferten.

Dies die Gründe, weshalb dieser Criminalfall von den Herausgebern der causes célèbres étrangeres (Paris 1827) in ihre Sammlung aufgenommen wurde. Die „schreckenvollen Umstände, welche der That vorangingen, die ungewöhnlichen Ereignisse, welche zur Entdeckung der Urheber führten, der Rang, den diese in der Gesellschaft einnahmen und, zum Lobe Spaniens, der Umstand, daß Verbrechen dieser Art zu den äußersten Seltenheiten in den Criminalannalen jenes Landes gehören", sollen dem Processe in Spanien und Frankreich einen außerordentlichen Ruf verschafft haben. Aus allen Provinzen kamen Leute nach Madrid, um dem Gerichtsverfahren beizuwohnen, und noch heut zu Tage soll man, wo man ein großes Verbrechen bezeichnen will, die Ermordung des Castillo citiren.

Man braucht nur flüchtig in der Geschichte der Criminalistik bewandert zu sein, um zu sehen, daß dieser spanische Gatten- und Verwandtenmord, was seine Motive, die Verwickelung der Handlung und die Entdeckung anlangt, im Vergleich zu den verwickelten Mordfällen ähnlicher Gattung, welche uns die Annalen der französischen Justiz aufbewahrt haben, keinen besondern Anspruch auf ein spannendes Interesse macht. Auch bedingt ihm in unsern Augen die Rede des Fiscals nicht das Interesse, welches die französischen Sammler ihm beilegen; denn wie überzeugend auch die Gründe für die Strafbarkeit der

Verbrecher darin dargethan seien, so ist dies hier von geringer Erheblichkeit, da Jene der That, die sich selbst das Urtheil spricht, vollkommen geständig waren. Ebenso wenig besticht uns der oratorische Schmuck der Rede, welche immerhin gegen ihre Vorgänger einfach und natürlich sein mag, oder noch zu sehr an dem an das Gefühl appellirenden Pathos leidet, welches nach deutschen Ansichten aus den Gerichtsverhandlungen und den Advocatenreden entfernt bleiben muß. Um deshalb verschonen wir unsere Leser mit der Uebersetzung des fiscalischen Actenstückes und begnügen uns, die einfache Geschichtserzählung aus demselben zu bilden. Die Aufnahme dieses an und für sich minder bedeutenden Falles glauben wir aber dadurch gerechtfertigt, daß er seiner Zeit und in seinem Lande zu den berühmtesten zählte, daß uns aus dem modernen Spanien der Verbrechen zwar viele, der Bestrafungen dagegen durch Urtel und Recht wenige vorliegen, und endlich, daß es uns Blicke in die sittlichen Zustände des Landes werfen läßt. Ein erfreulicher wenigstens ist der, daß dieses Verbrechen nur um deswillen so viel Aufsehen erregte, weil es ein fast unerhörtes war.

Francisco del Castillo, ein reicher Kaufmann in Madrid, war mit Maria Vicenta de Mendieta verheirathet. Beide waren edler Abkunft, aus dem Stande der Hidalgos; Beide gleich begütert. Außerdem wird Castillo's Bildung gerühmt. Um ausgebreitetere Handlungsverbindungen zu schließen und den Staatshaushalt fremder Länder kennen zu lernen, unternahm er große Reisen, unter andern auch nach London, wohin er seine Frau mitnahm.

Geachtet in seinem Vaterlande, hochgeschätzt von seinen Freunden wegen seiner Liebenswürdigkeit und seiner edlen Sinnesart, schien Castillo nichts zu seinem irdischen Glück zu fehlen, als die Liebe seiner Gattin. Was diese gleichgültig gegen ihn gestimmt, was vielleicht einem ersten Widerwillen gegen ihn Nahrung gab, wird uns nicht vertraut. Aber grade so heiß er sie liebte und sich in Aufmerksamkeiten gegen Donna Maria erschöpfte, jedem ihrer Wünsche zuvorkommend, so kalt nahm sie diese Beweise der Liebe auf. Nicht, daß sie ihm nur aus Zwang ihre Hand gereicht und vielleicht eine andere Neigung im Busen unterdrücken müssen; vielmehr erscheint sie, nach den wenigen Zügen, die uns über ihren Charakter mitgetheilt werden, als ein leichtfertiges, gefallsüchtiges und galantes Weib und ohne die großartige Leidenschaftlichkeit, um die wir die That, zu der sie sich hinreißen ließ, wenn auch nicht vergeben, doch beim heißen Blute einer glühenden Spanierin milder betrachten könnten.

Auch Don Francisco war kein Spanier, wie wir ihn uns vorstellen, er war kein „Arzt seiner Ehre". War es die europäische Bildung, die er sich angeeignet, oder die außerordentliche Liebe zu seiner Frau, die ihn leichter über Vergehen wegsehen ließ, welche die Eifersucht und das Ehrgefühl des alten Spaniers zu blutigen, ja zu Thaten der raffinirtesten Grausamkeit antrieb? Castillo war lebhaft, heftig, aber leicht wieder zu beschwichtigen. Donna Maria's Aufführung, seit der Rückkehr von London, gab dem gekränkten Ehemann vielfach Anlaß zum Zorn, zu strengem Einschreiten gegen das leichtfertige Weib. Ihre Vertheidiger wollen seine Aufwallungen als Entschuldigungsgründe für ihre That geltend machen; es ist aber nicht dargethan, daß sie das Maß des Zorns überschritten, der einen so beleidigten Gatten überwallen mag. Im Gegen-

theil erscheint auch sie durch erwiesene und eingestandene Thatsachen von einer Heftigkeit und Entschlossenheit, die nicht annehmen läßt, daß Donna Maria der immer leidende Theil in solchen ehelichen Zwisten geblieben sei. Sie hatte geständlich die vollkommenste Freiheit und Herrschaft im Hauswesen; sie konnte Jedermann, der ihr gefiel, empfangen, allein Gesellschaften und öffentliche Vergnügungsorte besuchen, Bälle und Assembléen in ihrem eignen Hause geben. Ja, so wenig unterdrückt erscheint sie, daß die Zeugen von scandalösen Auftritten berichten, in welchen sie der angreifende Theil war. Bei einem spätern Streite fuhr sie ihm ins Gesicht, das davon drei starke Nägelmale erhielt. Als die Anwesenden sie beschwichtigen wollten, schrie sie auf: man solle sie nur lassen, sie könne schon allein ihren Mann unterkriegen!

Inzwischen war eine anscheinende Versöhnung erfolgt. Der Ehegatte entfernte die anstößigen Verbindungen seiner Frau, Donna Maria schien sich seinen Befehlen zu unterwerfen, und den Gesetzen des öffentlichen Anstandes war Genüge gethan, als das Unglück zu Anfang des Jahres 1796 einen jungen Mann aus Aragonien nach Madrid und in das Haus Castillo's führte. Don Santjago San Juan, ein naher Verwandter Donna Maria's und Francisco's Pathe, kam in die Hauptstadt, um Advocat zu werden. Er schien sanfter Gemüthsart, schüchtern, schweigsam und verrieth keinen besondern Geist. Castillo nahm ihn mit der größten Herzlichkeit und Gastfreundschaft auf und sein Haus wurde gewissermaßen das des jungen Menschen. Er zog ihn täglich an seine Tafel, öffnete ihm seine Börse, unterstützte ihn mit Rath und That und wandte allen seinen eignen Einfluß auf, um ihm sein Fortkommen zu erleichtern.

Castillo hatte schlecht für sein häusliches Glück gesorgt

und wenig die Sinnesart seiner Gattin erwogen. Sehr bald entspann sich ein Liebesverhältniß zwischen dem jungen Mann und der Hausfrau, welches, unter Spaniens Sonne, nichts weniger als in den Grenzen einer zarten Neigung blieb. Donna Maria war 32 Jahre alt, San Juan erst 24; der frohe Sinn der Erstern und der schüchterne des jungen Menschen aus der Provinz machen die Vermuthung zur Wahrscheinlichkeit, daß die ersten und deutlichen Aufmunterungen von Seiten der ältern Frau ausgingen. Das Verhältniß ward so auffällig, daß der Ehegatte es nicht allein merken mußte, sondern sich auch gedrungen fühlte, des öffentlichen Anstandes wegen Schritte dagegen zu thun. Sie begnügte sich nicht damit, ihren Liebhaber bei sich zu empfangen, sie selbst besuchte ihn verkleidet in seiner Wohnung; sie trug ihm Geld zu, schenkte ihm Wäsche, selbst ein Bett; sie gab ihm einen Hauptschlüssel, um zu jeder Zeit in ihr Haus zu dringen. Die Anklage erwähnt eines scandalösen Balles, von Donna Maria in Castillo's Abwesenheit gegeben, dessen Details das Schamgefühl zu verschweigen gebiete. Um nach dem Balle mit San Juan ganz ungestört zu sein, schloß sie einen Offizier mit einer jungen Angehörigen in einem Cabinet ein. Ja, als Castillo einst unerwartet zurückkam, schob Donna Maria den Geliebten ins heimliche Gemach, und als Jener zu lange blieb, besuchte sie ihn dort, um ihn für das Warten zu trösten. Die Gattenliebe eines heftigen Mannes wie Castillo, eines Spaniers, streift ans Unglaubliche und wirft allerdings auf ihn selbst einen Theil der Schuld zurück, wenn er sich mit einer Anordnung begnügte, welche nur den Anstand vor den Leuten herstellen sollte. Statt den Ehebrecher zu strafen, zu verklagen, aus der Stadt und aus dem Hause zu verweisen, verordnete er, daß San Juan täglich

nur einmal sein Haus und seine Frau besuchen solle, und unterstützte ihn nach wie vor.

Ob nun zwar Donna Maria ihren Buhlen täglich bei sich sah, ihn in völliger Freiheit besuchen konnte und San Juan, da sie die völlige Herrschaft im Hause führte, bei jeder Gelegenheit zu ihr dringen konnte, erschien dem ausgelassenen Weibe dieser Zwang doch noch zu drückend. Es erhellt nicht, daß weder sie noch ihren Liebhaber irgend ein anderer, bestimmter Anlaß zum Morde gegen Castillo antrieb, weder Furcht vor mehrer Beschränkung, noch Haß und Rache. Ja, was nach unserm Sinne diesem Verbrechen den äußersten Stempel der Ruchlosigkeit und Gemeinheit aufdrückt, er wurde nicht in der Absicht beschlossen, damit beide Ehebrecher ihren frevelhaften Bund, nach Wegräumung des Gatten, für die Dauer sicherten. Keine Andeutung findet sich, daß Donna Maria ihren jüngern Vetter heirathen wollte, vielmehr unternahm er die That in Aussicht eines ihm von seiner Buhlerin im Voraus bedungenen Geldlohnes, und sie drang darauf, um ihren Lüsten fortan frei leben zu können. Zu erwähnen ist jedoch, obgleich es nicht als Motiv der That erscheint, daß Castillo während des ehelichen Friedens sich von seiner Gattin bewegen lassen, ein Testament, worin er sie zur Erbin einsetzte, zu machen.

Die Untersuchung, wie sie uns, freilich fast nur aus dem fiscalischen Antrage, vorliegt, zeigt nichts von innern Kämpfen, die dem Entschlusse vorangingen, von äußern Ereignissen, die ihn bestimmten. Er ist da, schon lange vor der That dagewesen, und mit kaltblütiger Berechnung wird ans Werk gegangen.

Im Winter 1797 will San Juan eine Geschäftsreise nach Valencia unternehmen. Castillo schießt ihm alles nöthige Geld vor, vielleicht erfreut, den Rivalen dadurch

auf einige Zeit von seiner Gattin zu entfernen. Der junge Mensch nimmt Abschied und tritt anscheinend seine Reise an. In der That aber verläßt er nur seine Wohnung und zieht mit immer verändertem Namen aus einem Hôtel, aus einer Kneipe in die andere. Donna Maria besucht ihn in jeder dieser Wohnungen, um mit ihm das Nähere und die Gelegenheit zu verabreden. Ja man hat sie, so weit ging ihre Frechheit, öfters zusammen auf den Straßen, in dunkeln Alleen, auf öffentlichen Spaziergängen im lebhaftesten Gespräch gesehen. San Juan machte ihr den Vorschlag, er wolle Castillo in ihrer Gegenwart erdrosseln und ihn dann aufhängen, damit es (?) den Anschein gewänne, daß Räuber ihn getödtet. Ein ander Mal rief er aus: Er oder Castillo müsse umkommen, worauf Donna Maria erwiederte: nur ihr Gatte dürfe sterben. Einen einzigen flüchtigen Umstand finden wir erwähnt, der eine Spur von Gewissensangst enthält. Bei einem ihrer Besuche, die sie dem Buhlen abstattete, begegnete Donna Maria in der Straße d'Atocha einem Verbrecher, der zum Galgen geführt wurde. Sie meinte, es wäre doch schrecklich, wenn ihnen das auch bevorstände, und ob man es nicht lieber unterließe? San Juan redete ihr die Idee aus und kaufte sich zwei Pistolen und einen Dolch.

Endlich nach langem Warten, ohne daß auch nur einmal der Entschluß wirklich gewankt hätte, erscheint die günstige Gelegenheit. Don Francesco del Castillo fühlt sich ernstlich krank. Statt durch die Leiden des Gatten gerührt zu werden, stürzt Donna Maria Vicenta de Mendieta am selben Morgen nach dem Versteck ihres Geliebten und theilt ihm die frohe Botschaft mit, daß der Augenblick gekommen. Heute noch, am 9. December soll das Verbrechen ausgeführt werden. Man bestimmt die Stunde auf

halb acht Uhr des Abends. San Juan soll sich maskiren und vor dem Hause umherstreifen; wenn sie eine der Jalousien des Balcons öffne, sei es als Zeichen, daß er sicher ins Haus treten könne.

Am Mittage desselben Tages entspinnt sich wieder ein kleiner Streit zwischen den Ehegatten. Der Kranke beklagt sich bitter gegen einen Verwandten, Antonio Castillo, der später als Zeuge viel zur Ermittelung der Verbrecher gethan, daß seine Frau so gleichgültig bei seinen Leiden sei. Er drückte den Wunsch aus, daß sie ihm selbst seine Krankenkost bringen möchte. Sie entschließt sich auch dazu, aber alle ihre Gedanken sind allein damit beschäftigt, wie sie auf geschickte Weise alle Personen entferne, welche der That hinderlich werden könnten. Unter irgend einem Vorwande werden alle männlichen Bedienten fortgeschickt; sie findet auch einen, um Antonio Castillo zu entfernen, der gern beim Kranken den Abend verbringen wollte. Der Cassirer will die fertigen Briefe zur Unterschrift bringen, aber sie will nicht, daß ihr kranker Mann gestört werde. Dieselbe Frau, die sich nie vorher um das Hauswesen bekümmerte, ist heut überall und ordnet Alles an. Ja sie eilt selbst die Treppe hinunter und öffnet, wenn geklopft wird, damit ja nicht ein Anderer dem Mörder öffne, dessen Tritte sie bei jedem Geräusche zu hören glaubte.

Endlich, sie hat eben dem Kranken ein kühlendes Getränk gebracht, klopft der Ersehnte. Sie steigt hinunter, indem sie alle Thüren aufläßt, und öffnet ihm das Haus. Nachdem sie sich von ihm im dunkeln Flure getrennt, vielleicht nach einem Kuß, nach einer glühenden Umarmung, um ihn zur That zu stärken, geht sie in eine Hinterstube, wo sie das weibliche Gesinde bei einer häuslichen Arbeit versammelt hat. Hier scheint zum ersten

und einzigen Male ein Gefühl vor Reue sie beschlichen zu haben. Die Mägde bezeugen, daß sie gezittert und geseufzt habe, etwas, das ihnen an ihrer Herrin ganz fremd war. Aber gleich darauf weiß sie diese natürliche Empfindung durch eine grauenhafte Lüge von sich zu weisen. Sie beklagt sich gegen die Frauen, daß ihr eigensinniger Mann sie von seinem Krankenlager fortgeschickt habe; eine Lüge, die wahrscheinlich in demselben Augenblicke über ihre Lippen kam, wo der Dolch des Mörders in ihres Gatten Brust fuhr.

Der verlarvte Verbrecher dringt inzwischen in den Alkoven, wo der Kranke lag. Nachdem er behutsam vorher die Flügelthüren des Zimmers verriegelt, stürzt er mit gezücktem Dolche auf sein Opfer. Castillo will sich im Bette aufrichten, aber ein erster Stoß trifft ihn. Zweimal ruft er laut auf: „Maria Vicenta! Maria Vicenta!" dann strengt er die letzten Kräfte an, springt auf und ringt mit dem Mörder. Es gelingt ihm auch, diesem die Maske abzureißen. Ob er ihn erkannt, ist ungewiß; aber der Kranke, schon auf den Tod durch den ersten Stich verwundet, sinkt unter noch zehn Dolchstößen zusammen.

Das Hülfsgeschrei drang in die Hinterstube. Maria Vicenta will es nicht gehört haben, aber ihre Mägde bekunden, daß sie laut mit ihnen gesprochen, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken. Auf den Lärm stürzen sie hinaus nach dem Zimmer ihres Herrn. Aber die Thür ist von innen verriegelt. Als sie Instrumente holen wollen, um sie aufzubrechen, fällt Donna Maria in Ohnmacht, augenscheinlich, um dem Mörder Zeit zu verschaffen zum Entschlüpfen. Auf den Flur, oder in das Vorzimmer zurückgekehrt, finden die Frauen das Licht nicht mehr, welches sie dort zurückließen. Sie reißen das Fenster auf

und schreien: „Räuber, Mörder!" Die Nachbarn und Schaarwächter dringen ein, und man findet im Alcoven den blutigen Leichnam Don Francesco del Castillo's, durchbohrt von elf Dolchstichen, halb nackend zwischen den beiden Betten liegen, seine Kleider umhergestreut, die Nachtlampe umgestoßen, die Schnüre zu den Klingeln abgeschnitten, Alles von Blut bespritzt und in der ganzen Unordnung die deutlichen Spuren des Kampfes und des Widerstandes, den das unglückliche Opfer versucht.

Der Mörder war fort. Ob man die Maske, den Dolch oder sonst etwas fand, was auf seine Spur führen konnte, wird nicht erwähnt; bei der anderweitig erfolgten vollständigen Ermittelung des Thatbestandes und des Thäters ist es indessen von keiner Erheblichkeit. Dagegen fand man das Bureau des Ermordeten geöffnet, und der Mörder hatte sich mit den blutenden Händen, in Gegenwart des noch zuckenden Leichnams, daraus den ihm bedungenen Blutlohn, zwei Unzen Goldes, selbst genommen. Möglich, daß dies geschah, um den Verdacht eines gewöhnlichen Raubmordes zu erwecken; es stimmt aber auch zum Charakter des niederträchtigen Menschen, daß er mit dem Verbrechen des Mordes sich zugleich des gemeinen Diebstahls und Einbruchs schuldig machte.

Maria Vicenta de Mendieta wurde auf der Stelle in sichern Gewahrsam gebracht. Zwar liefen Gerüchte um, welche die Blutschuld auf gewisse Mitglieder der mächtigen kaufmännischen Corporation, genannt die cinco gremios mayores, für welche Castillo soeben bedeutende Geschäfte besorgte, wälzen und den Mord zu einer That der Rache machen wollten; aber die öffentliche Stimme in der Hauptstadt bezeichnete nur zu bald die wahre Urheberin. Der Eindruck in Madrid und in den Provinzen, wo Castillo wohlbekannt war, war unbeschreiblich. Furcht und Schrecken

bemächtigten ſich der Gemüther und in angeſehenen Familien blickte ſo Mancher beſorgt um ſich, ob ihm nicht etwas Aehnliches drohte.

Ob Donna Maria die Entſetzte, die erſchütterte Witwe oder die Heroine geſpielt, wird uns nicht geſagt. In den erſten Verhören behauptete ſie eine gänzliche Unwiſſenheit; ſie hatte keine Vermuthungen, keinen Argwohn gegen irgend Jemand. Antonio Caſtillo's Ausſagen gaben den Richtern zuerſt das rechte und vollſtändige Licht über die Familienverhältniſſe, und indem er ihnen die Ereigniſſe des letzten Tages auf das genaueſte vor das Auge führte, ſtrengte er zugleich Alles an, dem eigentlichen Mörder, den ihm ſeine und die allgemeine Vermuthung nannte, auf die Spur zu kommen. Ein ſonderbarer Umſtand half dabei über Erwarten.

Don Santjago San Juan war nicht aufzufinden, doch hatte man ſtarken Grund zu vermuthen, daß er ſich in Madrid befinde. Maria Vicenta in ihrer vorläufigen Haft ließ die Commis ihres Hauſes am 15. December zu ſich rufen. Nachdem ſie am Morgen den einen, Pedro Llaguna, auf das emſigſte ausgefragt, was er von Antonio Caſtillo's Ausſagen wiſſe, fand der andere, Garcia, ihre Gedanken am Abende noch ganz und allein beſchäftigt mit Grübeleien über Das, was der Zeuge Antonio geſagt haben könnte. Sie ſuchte allerlei Gründe vor, weshalb ſie Antonio an jenem Abende vom Krankenbette ihres Mannes entfernt, und bat den Commis, als er ging, einen Brief, den ſie eben vollendet, auf die Poſt zu tragen.

Auf dem Briefe ſtand keine andere Adreſſe als „Thaddeo Santiſa zu Madrid.“ Eine Perſon dieſes Namens war Allen völlig unbekannt; zudem war es auffällig, daß ſie einen Brief an Jemanden in der Stadt

auf die Post schickte, da die moderne Einrichtung unserer Stadtposten damals wenigstens noch nicht in Madrid existirte. Es war an allen spanischen Postbureaus die Gewohnheit (und sie soll es noch jetzt sein, obgleich mancherlei Uebelstände daraus entspringen), daß man eine oder zwei Stunden nach Ankunft der Post ein alphabetisches Verzeichniß aller der angekommenen Briefe und Päckereien am Fenster aushing, auf deren Adressen des Adressaten Wohnung nicht genau sich bezeichnet fand. Jedermann kann sich seinen Brief holen. Er fodert nur die Nummer, und wenn er das Porto zahlt, erhält er Brief oder Packet ohne alle andere Legitimation.

Garcia schöpfte Verdacht. Auf Anrathen Antonio Castillo's und seines Beichtvaters eröffnete er den Brief, dessen mysteriöser Inhalt folgender war:

„Mein lieber Vincent, benutze die Lehre, mein liebes Kind, zu einem guten Wandel und hüte Dich vor falschen Schritten. Bleibe hübsch zu Hause oder verlasse die Stadt, und das wird wol das Beste sein, um die Gefahr zu vermeiden. Bis jetzt argwohnt man nichts; aber man geht muthig darauf los. Es ist auch ein anderer Richter; dem vorigen haben sie's abgenommen. Leb wohl bis auf Weihnachten, wo Du doch gewiß kommen wirst, um mir Gesellschaft zu leisten. Grüß Deinen Vater. Adieu nochmals."

M. V. M. (Maria Vicenta Mendieta.)"

Der Instructionsrichter, dem man sofort dieses Document übergab, hielt es Donna Maria zu ihrer Erklärung darüber vor. Aber kaum daß sie es erblickte, griff sie danach und wollte es zerreißen. Der Richter selbst mußte mit ihr ringen, und nur mit Mühe entzog er es ihren Händen. In Folge dessen ward sie aus der Haft

in ein strengeres Gefängniß gebracht und später mit Ketten beschwert.

Der Brief ward nun an der Post ausgestellt und zwei Alguacils sollten auf den Empfänger lauern, entweder um ihn zu verhaften oder seine Schritte zu bewachen. San Juan kam an die Post und foderte wirklich den Brief. Aber noch einmal wollte ihm das Glück wohl. Die Alguacils waren nicht zur Hand, und als die Postbeamten zauderten, den Brief ihm auszuhändigen, entfernte er sich, jedoch nicht aus Madrid. Ueberhaupt verrieth sein Benehmen den höchsten Leichtsinn oder den äußersten Stumpfsinn eines charakterlosen Menschen. Es war Maria Vicenta gelungen, schon vor diesem Briefe ihm eine Warnung zuzusenden, daß er fliehen, sich verbergen möge: er blieb. Man machte ihm an der Post bei Empfangnahme des Briefes Schwierigkeiten, er mußte seine Person bewacht wissen: er blieb. Er hörte, wo er hinkam, nur ein Gespräch, das über Castillo's Mord, den allgemeinen Abscheu gegen die verruchten Mörder, und blieb. Er ist Zeuge, wie Alles sich beeifert in Vermuthungen und den Richtern zur Entdeckung behülflich sein will, und bleibt doch und treibt sich von Wirthshaus zu Wirthshaus um. Endlich kommt man ihm durch den Commissionair auf die Spur, welcher seine Effecten in das letzte Hôtel, wo er wohnt, getragen hat, und als man ihn arretirt, findet man unter seinen Sachen denselben Anzug, welchen er beim Morde auf dem Leibe hatte, wohlverpackt, und ohne daß er sich die Mühe genommen, die Blutflecken daraus zu vertilgen!

Bald nach dieser Verhaftung legten beide Mitschuldige, jeder für sich, ein vollständiges Bekenntniß ihrer That ab. Es war so übereinstimmend in allen Details, daß auch nicht der mindeste Zweifel blieb, indem Beider Aus-

sagen auch mit allen anderweitig ermittelten Umständen zusammentrafen. Die Defensoren hatten eine schwierige Arbeit, welche sie nach den mitgetheilten Proben nicht im geringsten mit Geschick lösten. Sie wollten unter Anderm es als eine Rechtsverletzung hervorheben, daß man Maria Vicenta's Brief eröffnet, daß man sie als eine Adelige in Ketten gelegt, daß diese harte Behandlung als eine Art Folter sie zu Geständnissen gebracht, welche vor dem Gesetze nicht als freiwillige gelten könnten, und dergleichen. Noch trauriger sah es mit dem Beweise aus, daß Donna Maria nach ihrer Gemüthsart entweder einer solchen That unfähig oder gar unzurechnungsfähig sei: nämlich die wüthende Leidenschaft habe aus ihr eine Maschine gemacht, die nur durch ihren Geliebten Hauch und Bewegung erhalten, dergestalt, daß sie nach dem Tode ihres Gatten weder sehr betrübt noch sehr erschreckt wegen ihrer Lage geschienen; vielmehr habe sie sich ohne besondere Gemüthsbewegung verhaften lassen, und in dem engen Gefängnisse, wo sie so lange verschlossen geblieben, habe sie immer mit gutem Appetite gegessen und ruhig geschlafen!

Das Gericht fand sich nicht bewogen, um dieses gesunden Appetites wegen Donna Maria Vicenta de Mendieta mit Todesstrafe zu verschonen. Auch für Don Santjago de San Juan versuchten, kaum glaublich, und wie sich versteht, mit derselben Erfolglosigkeit, seine Vertheidiger den Einwand der Unzurechnungsfähigkeit, der blinden leidenschaftlichen Erhitzung und der Verführung geltend zu machen. Beide Verbrecher selbst wußten ihren Mord mit nichts zu entschuldigen. Das Gericht verurtheilte sie zur Todesstrafe durch die Garotta, die noch jezt übliche Hinrichtungsart der Adeligen. Statt gehängt zu werden, werden sie, auf einem Stuhle sitzend, durch

ein eisernes Halsband, welches an dem hintern Pfahle befestigt ist, erdrosselt.

Mit der Todesstrafe ist in Spanien fast immer die Confiscation der sämmtlichen Güter der Verbrecher verbunden, und es wird dem öffentlichen Mitleiden anheimgegeben, die letzten Wünsche der Sterbenden zu erfüllen. Zu diesem Zwecke werden die Verurtheilten in eine zu diesem Behufe bestimmte Kapelle durch drei Tage, die der Hinrichtung vorhergehen, eingesperrt. Hier empfangen sie die Tröstungen der Religion und die Besuche ihrer Verwandten und Freunde. Am Eingange der Kapelle steht eine Büchse zum Einwerfen der milden Beiträge, welche in der Regel sehr bedeutend ausfallen, da sie zu Seelenmessen für die Hingerichteten bestimmt sind. Am Morgen der Execution selbst durchlaufen die Mitglieder einer geistlichen Brüderschaft alle Straßen und sammeln zu demselben Zwecke ein; selten wagt Jemand sein Scherflein zu verweigern. Als der berühmte Riego hingerichtet wurde, betrug die in der Kapelle während der drei Tage gesammelte Summe mehre tausend Realen.

Auch Donna Maria Vicenta de Mendieta und Don Santjago de San Juan verordneten, nach üblicher Weise, von den ihnen zukommenden Geschenken mehre Seelenmessen in verschiedenen Kirchen. Weitere Anordnungen oder letzte Aeußerungen sind von ihnen nicht aufbewahrt. Die madrider Zeitungen, welche die letzten Willenserklärungen der Hingerichteten in kurzer Förmlichkeit mittheilen, d. h. an welchen Altären sie die Seelenmessen bestellt, bringen außer diesem nur zur Kunde, ob die Verbrecher mit oder ohne Schulden aus dieser Welt gehen. Donna Maria hinterließ keine Schulden, Don

Santjago aber einen Schuldposten von 800 Realen, einen andern von 24 und noch einen von 6 Gulden.

Die Hinrichtung Beider fand am 23. April 1798 auf der Plaza mayor in Madrid unter dem Zuströmen einer ungeheuren Volksmasse aus allen Gegenden Spaniens statt. In der Nacht darauf wurden sie im Gewölbe der Kirche von Sanct-Justus beerdigt. Am folgenden Tage ward zu ihren Gunsten ein feierlicher Todtengottesdienst in derselben Kirche begangen.

Melendez Valdez tritt in seiner fiscalischen Anklage auch als ein Ankläger gegen die zunehmende Sittenlosigkeit der Zeit auf. Er sagt: „Ein furchtbarer Egoismus, das Vergessen der ernstesten Pflichten, die Geringschätzung der heiligen Verpflichtungen, die das Band der Ehe auferlegt, bedrohen die Gesellschaft mit Auflösung und Unordnung. Die Lust an der Ehelosigkeit wird schon zur Gewohnheit und fördert die Weiber zum Ehebruch. Unser verkehrter Sinn macht uns immer gleichgültiger gegen ein Band, welches der wahre Kern der gesellschaftlichen Ordnung ist. Die jungen Leute schützen vor, es sei unmöglich, eine Gattin anständig zu erhalten; ein leerer Grund, der nur durch den steigenden Luxus, die Ausschweifungen gehalten wird, und der so Viele des heiligsten und süßesten Trostes beraubt, welcher den Menschen durch zwei Drittel seiner Kämpfe- und dornenvollen Laufbahn aufrechterhält u. s. w."

Der beredte Fiscal und berühmte Dichter entging selbst nicht einem traurigen Schicksal. Verwickelt in die politischen Kämpfe der Halbinsel, starb Melendez Valdez in der Verbannung.

Die Frau des Parlamentsrath Tiquet.

1699.

In Spanien war noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts ein Gattenmord eine seltene Freveltat. Der Mord des Castillo, wie wir aus dem vorigen Falle sahen, ward sprüchwörtlich für ein ungeheures, unerhörtes Verbrechen erklärt. In Frankreich ist der Proceß Lafarge nur ein jüngster Sproß aus einem alten Stamme, der zu verschiedenen Jahrhunderten seine prächtigen Gifthlüten entfaltete. Viele berühmte Weiber aus dem goldenen Zeitalter Ludwig XIV. traten zu historischer Bedeutung vor, als Symbole der zerrissenen Familienzustände, der sittlichen Verkehrtheit, welche eine Revolution vorbereiteten, und eine solche Revolution, die bis in die Grundvesten der Gesellschaft blutig eingriff, nothwendig machten. Wir werden die Brinvilliers, die Voisins und Andere, deren Ausschweifungen in das Gebiet der Verbrechen übergingen, kennen lernen; die Frau des Parlamentsrath Tiquet, deren Leben und Ende uns Pitaval mittheilt, ist, gegen Diese gehalten, eine harmlose Sünderin aus dem Privatleben, nur mit der Monomanie behaftet, ihren Mann ums Leben zu bringen. Aber sie ist keine einzeln dastehende

Erscheinung, sondern ebenfalls nur eine Repräsentantin der vergifteten Zustände im höhern Familienleben ihrer Zeit. Sie war eine glänzende Erscheinung in der pariser Welt, gesucht und gefeiert trotz des sittlichen Wurmfraßes, und würde es bis zu ihrem Ende geblieben sein, hätte jene Monomanie nicht zu einem Eclat geführt, den der weltliche Richter nicht übersehen durfte. Mit euphemistischer Milde nennt unser Berichterstatter die Geschichte der Madame Tiquet „die traurigen Folgen einer unglücklichen Ehe". Wir überlassen das Moralrichteramt unsern Lesern und wählen diesen französischen Criminalfall hier vor andern aus, weil er ein Gegen- und Seitenstück von ausdauernder Frechheit eines entarteten Weibes zu dem vorangegangenen spanischen liefert, obwol mehr als ein Jahrhundert beide von einander trennt.

Angelique Carlier war eines der reizendsten Geschöpfe, von blendender Schönheit, von einem vorzüglichen Wuchs und einer Anmuth des Wesens, die ihres Gleichen suchte. Bei ausgebildetem Verstande und einem überraschenden Witz in der Unterhaltung, war sie, wo sie erschien, gefeiert und ward als ein Meisterstück der Natur bewundert.

Dieses Meisterstück hatte aber noch andere Vorzüge, welche nicht allein Anbeter, sondern auch ernste Bewerber um sie versammelten. Sie war die einzige Tochter des reichen Buchhändlers Carlier zu Lyon, der, als sie kaum funfzehn Jahre zählte, gestorben war und ihr und ihrem Bruder ein reines Vermögen von einer Million Livres (Franks) hinterlassen hatte.

Sie hatte Anspruch, sagt Pitaval, auf eine der vornehmsten Partien. Aber sie konnte vollkommen frei wählen, wie ihr Herz entschied. Sie wählte indeß weder nach Rang und Reichthum, noch nach der Sprache

des Gefühls, sondern von einer Eitelkeit gekitzelt, die weder den Verstand, noch das Herz zu Rathe gezogen hatte.

Unter allen ihren Bewerbern soll der Parlamentsrath Tiquet, hinsichtlich seines Vermögenszustandes, den geringsten Anspruch gehabt haben. Ob er durch persönliche Liebenswürdigkeit bestach, wird nicht gesagt. Daß es durch männliche Würde geschah, ist mehr als zweifelhaft. Er steckte sich hinter eine Verwandte der Schönen, mit der sie lebte. Diese bestach er mit 40,000 Livres, und für diesen hohen Preis gewann er sehr bald den Vorsprung vor allen andern Bewerbern. Endlich trug er den entscheidenden Sieg davon durch eine Galanterie. Zu Angelique's Geburtstag überreichte er ihr den köstlichsten, künstlichen Blumenstrauß mit Thautropfen. Der Thau waren Diamanten. Der Strauß kostete 15,000 Livres. — Er hatte ihre Hand durch ein Geschenk erkauft.

Die ersten Jahre der Ehe vergingen in Glück und Wonne. Lust, Schönheit und Jugend, der Reiz der Neuheit, rauschende Vergnügungen und zwei Kinder verdeckten die mancherlei Mängel in Beider Sinnesart, die erst mit den Jahren und bei ruhiger Besinnung hervortraten. Ihr Sinn war für den Wandel und das Vergnügen; der seine war der eines mürrischen Geschäftsmannes, der im Vollgenuß Dessen, was er erstrebt, nicht mehr den galanten Anbeter zu spielen für nöthig hielt. Sie liebte Pracht und Aufwand und wollte sich ihren Neigungen ohne Zurückhaltung überlassen. Er liebte Beides vielleicht auch, hatte aber vernünftige Gründe dagegen, und Gründe der Klugheit, jene Gründe seiner Frau zu verbergen. Er eiferte aus Moralgründen, die eine Frau, wie die seine, am wenigsten überzeugten. Im Gegentheil ward sie aufmerksamer und entdeckte nun die wahren.

Angelique hatte ihrem Gatten ihre Hand gereicht, im Glauben, daß das Vermögen eines Mannes, der seiner Geliebten diamantene Blumensträuße schenkt, zum mindesten dem ihrigen gleichkommen müsse. Er hatte selbst viel von seinem Reichthum gesprochen. Statt dessen ward sie mit Schrecken inne, daß sein Vermögen fast nur in den Einkünften seines Amtes bestand, ja daß er Schulden hatte und noch die Gelder für die Brautgeschenke, vielleicht sogar die für den Diamantenstrauß, bezahlen mußte. Sie verachtete nunmehr ihren Gatten. Sie sah sich von ihm betrogen, also im Rechtszustande gegen einen Betrüger. Diesem elenden und doch gegen sie finstern, trockenen, ja zuweilen tyrannischen Manne angehören zu müssen, empörte sie; aus der Verachtung wurde Abscheu, aus dem Abscheu Haß.

Ihr Bruder Carlier war Offizier bei der Garde; er führte einen Cameraden, den Capitain de Morgeorge, im Hause seiner Schwester ein, einen jungen Mann, der alle Eigenschaften besaß, das Herz einer lebenslustigen Frau zu gewinnen. Es bedurfte kaum des Vergleiches zwischen ihrem mürrischen Manne und diesem liebenswürdigen Offizier, um sie ganz für den letztern einzunehmen. Ihre Neigung ging in eine rasende Leidenschaftlichkeit über, welche sie vor ihrem Ehemanne zu verbergen kaum für nöthig hielt. Dieser aber hielt es für nöthig, eifersüchtig zu sein, oder wenigstens zu scheinen. Das vermehrte nicht den Frieden, sondern steigerte den Haß.

Der erste Fehltritt blieb nicht der letzte. In ihrem Sinne sich aller Pflichten gegen den verächtlichen Gatten entbunden haltend, ließ sie ihrer wilden Leidenschaftlichkeit, ihrem heißem Blute Zaum und Zügel schießen. Sie haßte nur den Parlamentsrath und liebte nur den Capitain, aber sie verschenkte ihre Gunst, wohin ihre wollü-

ſtige Laune ſie trieb. Den einzigen moraliſchen Unterſchied zwiſchen ihr und einer Meſſalina ſetzt Pitaval darin, daß die Pariſerin doch den äußern Schein des Anſtandes beobachtete und, trotz ihrer zügelloſen Ausgelaſſenheit, doch ihren erſten Liebhaber mit einer Herzlichkeit und Aufrichtigkeit liebte, welche ihn, — was freilich ſchwer zu glauben iſt — zur Hochachtung vor ihrer edlern Natur zwang.

Der Parlamentsrath wurde von ſeinen Gläubigern gedrängt. Eine erwünſchte Gelegenheit für ſeine Frau, auf Abſonderung ihres Vermögens von dem ſeinigen anzutragen. Dies war ſo viel als eine förmliche Kriegserklärung. Herr Tiquet glaubte, nunmehr keine Rückſicht zu haben, ſeine Frau zu ſchonen. Er trat als Ankläger wider ſie auf. Ganz öffentlich, vor ſeinen Bekannten, bezüchtigte er ſie der ſchändlichſten Untreue und beſchwerte ſich zumal über ihr offenkundiges Verhältniß zum Capitain de Mongeorge. Ja, er ging ſo weit, in einer Bittſchrift ſeine Noth vor den Thron zu bringen. Er erwürkte auch eine königliche Cabinetsordre, die ihn ermächtigte, das ſchamloſe Weib, zur Verhütung weiterer Schande, einſperren zu laſſen.

Wie ſonderbar, nach unſern Begriffen, dieſes Mittel an ſich ſchon iſt, ſo machte er, in unſerm Sinne, einen noch ſeltſamern Gebrauch davon. Er trat in das Zimmer ſeiner Frau und hielt ihr mit drohender Miene die königliche Ordre hin. Entweder hoffte er, ſie werde in ſich gehen und ihren Lebenswandel beſſern, oder doch wenigſtens, aus Furcht vor dem Verluſt ihrer Freiheit, ſich bewogen fühlen, ihre Klage auf Vermögensabſonderung zurückzunehmen. Er hatte ſich getäuſcht. Madame Tiquet, als ſie es hörte, ſprang auf ihn los, riß ihm die Ordre aus den Händen und warf ſie, trotz des königlichen Siegels,

in das Kaminfeuer. Eine solche Ordre war nur mit Mühe zu erlangen. Der Parlamentsrath suchte zwar um eine zweite Ausfertigung nach, aber man verlachte ihn, und er hielt es nun für das Gerathenste, davon abzustehen.

Die Vorgänge konnten nicht dazu dienen, ihr gegenseitiges Verhältniß zu bessern. Dem Antrage der Frau war von den Gerichten nachgegeben worden. Das Vermögen der Eheleute war gesondert worden, und sie lebten, zwar in demselben Hause und an demselben Tische, doch in verschiedenen Zimmern und in sonst völlig getrennter Oekonomie. Während dreier Jahre erfolgten, bei gegenseitiger Abneigung, wenigstens keine öffentlichen Auftritte. Aber die Art und Weise, wie der Parlamentsrath die wenigen Stunden, in denen er täglich seine Frau sah, benutzte, diente nur dazu, täglich ihrem Hasse neue Nahrung zu geben. Er eiferte, murrte, predigte, schimpfte und schalt, für den Erfolg zu spät nach dem Vorangegangenen und mit unkluger Berechnung ihres leidenschaftlichen Charakters. Der Wunsch, sich des verdrießlichen Gatten zu entledigen, faßte Wurzel, bis er zum festen Entschlusse ward. Sittenloser in ihrem Wandel als Donna Maria de Mendieta, soll sie doch dabei, wenn man es so nennen darf, ein sittlicheres Ziel vor Augen gehabt haben. Sie wünschte, sich mit ihrem geliebten Mongeorge zu verheirathen.

Wir besitzen nur das Resumé des Processes und müssen auf Glauben hinnehmen, was so unglaublich klingt als das Complott zu Ermordung des Fualdes. Madame Tiquet vertraute sich zuerst dem Portier ihres Hauses, Jacques Moura. Sie hatte ihn durch Geschenke, und, hieß es, durch Gunstbezeigungen völlig in ihr Interesse gezogen. Dieser zog einen Lohnlaquaien, August Catelain, hinzu, der sich derselben Belohnungen im Voraus

erfreute. Dies waren aber noch nicht genug Theilnehmer. Beide gewannen für ihren Zweck noch einen Gardisten, Claudius Desmarques, zwei Bediente des Hauses, Philipp Complet und Claudius Rouffel, die beiden Kammerjungfern der Madame Tiquet, Jeanne Lammirant und Marie Lafort, einen verarmten Adeligen, Jean Desmarques, den Kutscher des Hauses, Jean Loiseau, und noch (!) einige Soldaten und Taugenichtse!

So furchtbar diese Verschwörung klingt, so erfolglos ging sie vorüber. Der Parlamentsrath sollte an einem Abende, wenn er nach Hause kam, auf der Straße überfallen und niedergeschossen werden; aber er ging unbemerkt an den Banditen vorüber. Madame Tiquet schien dies als einen Fingerzeig anzunehmen, von dem Vorsatz einstweilen abzustehen. Sie ließ den Verschworenen sagen, sie möchten sich nicht weiter bemühen. Ihren Vertrauten aber schärfte sie unverbrüchliches Geheimhalten ein und belohnte sie noch außerdem für das Versprechen, die Sache mit in ihr Grab zu nehmen.

Unbegreiflich erscheint es, daß nach dem Vorangegangenen noch die Eifersucht des Ehegatten gewachsen sein soll. Wir wollen annehmen, daß es ihm jetzt nur noch darum zu thun war, das öffentliche Aergerniß zu vermeiden. Um deshalb verbot er dem Portier, den Capitain Mongeorge ins Haus zu lassen. Aber der Portier war nicht seine, sondern die Creatur seiner Gattin. Der Capitain kam nach wie vor ins Haus. Der Parlamentsrath jagte den Portier fort und bewachte selbst das Haus. Bei Anbruch der Nacht verschloß er eigenhändig die Hausthür, ließ selbst ein und aus, steckte den Schlüssel zu sich, wenn er fortging, und legte ihn des Nachts unter sein Kopfkissen.

Aber die Vorsicht war, wie sich denken läßt, eine thörichte. Der Capitain schlich nach wie vor zu seiner Geliebten und diese sann nach wie vor auf Pläne, den verhaßten Mann aus der Welt zu schaffen. Ihre Absicht war nur, das erste Attentat vergessen zu machen und die Erinnerung daran auch im Gedächtniß der leichtsinnigen Theilnehmer ersterben zu lassen. Deshalb wartete sie lange Zeit. Zugleich hatte sie die Moral aus dem Vorfall gezogen, daß, wenn man ein Verbrechen begehen will, man so wenig Mitwisser und Gehülfen als möglich dazuziehen müsse. Sie wollte nun allein das Werk übernehmen. Nur der ehemalige Portier Moura war noch in ihrem Vertrauen. Durch seine Vermittelung verschaffte sie sich Gift. Ihr Gatte befand sich eines Tages unwohl. Sie schickte ihm durch seinen Kammerdiener eine Suppe. Der Diener aber schöpfte Argwohn. Er stolperte absichtlich, als er die Suppe überbringen sollte, und ließ den Napf fallen. Auf der Stelle foderte er seinen Abschied, erzählte aber, sobald er außer Dienst war, öffentlich den Vorfall. Auch diese unwahrscheinliche, lückenhafte Geschichte müssen wir, wie sie uns gegeben wird, hinnehmen.

Madame Tiquet gab um deswillen ihren Vorsatz nicht auf. Sie kehrte nur wieder zu ihrem ersten Entschlusse zurück, ihren Mann ermorden zu lassen.

Drei Jahre nach dem ersten Mordversuche fand ein glücklicherer statt, der zur Untersuchung führte, und man theilt uns über die Indicien, welche zum Beweise führten, Folgendes mit.

An dem Tage des Mordanfalls kam Madame Tiquet zu der als Schriftstellerin ihrer Zeit bekannten Gräfin d'Aunoy, wo sich die beste Gesellschaft von Paris versammelte. Man fand, daß Madame Tiquet ungewöhnlich zerstreut und unruhig sei. Einige der Anwesenden

fragten sie, was ihr fehle? — „Ich bin eben zwei Stunden in Gesellschaft des Teufels gewesen.“ — Da die Wirthin bemerkte, daß das sehr schlechte Gesellschaft sei, erwiederte Madame Tiquet, sie verstehe unter dem Teufel eine der berüchtigten Wahrsagerinnen, welche damals in Paris viel Aufsehen erregten und zum Modezeitvertreib der höhern Gesellschaft gehörten. Auf die Frage, was sie ihr denn prophezeit hätte, antwortete Madame Tiquet: „Lauter Gutes. Ich würde in zwei Monaten über alle meine Feinde siegen und über ihre Bosheit und Verredungen hinaus sein. Indessen — fügte sie hinzu — mögen Sie denken, daß ich darauf eben nicht baue; denn so lange mein Mann lebt, werde ich niemals ruhig sein können, und er befindet sich zu wohl, als daß meine Wünsche so schnell in Erfüllung gehen könnten.“

Am Abende dieses Tages war die Gräfin Semonville bei Madame Tiquet. Nach ihrem Zeugnisse war durchaus keine Unruhe und Zerstreuung an ihr zu bemerken. Aber die Gräfin selbst ward unruhig, weil der Parlamensrath noch immer nicht nach Hause kam. Er war zum Besuch bei seiner Nachbarin, der Frau von Villemur. Nicht daß sie sich nach seiner Person gesehnt oder eine Bangigkeit für ihn empfunden; es war nur auf ein kleines Spiel der Bosheit abgesehen. Seine häuslichen Verhältnisse waren ihr bekannt und daß er selbst den Portier machte. Sie wollte sich still im Zimmer verhalten, bis er nach Hause gekommen und sich zu Bette gelegt hätte. Dann wollte sie aufbrechen und ihn zwingen, seine Ruhe zu verlassen, sich anzukleiden und ihr die Hausthüre zu öffnen. Allein er blieb länger als gewöhnlich; sie ward ungeduldig und ging, ohne ihn zu erwarten.

Auch die Bedienten wurden schon ungeduldig über

das ungewöhnliche Ausbleiben ihres Herrn, als jetzt auf der Straße einige Pistolenschüsse fielen. Man stürzte hinaus. Unfern vom Hause lag der Parlamentsrath in seinem Blute schwimmend. Die Mörder waren entflohen. Aber er war nicht todt, auch seine Besinnung kam ihm wieder, und als man ihn aufhob, erklärte er, man solle ihn nicht in sein Haus, sondern in das seiner Freundin, der Frau von Villemur, tragen. Bei der Besichtigung fand man fünf Wunden; indessen war keine tödtlich. Die gefährlichste war nahe am Herzen. Der Wundarzt erklärte, das Herz müsse durch den plötzlichen Schrecken sich im Augenblicke, wo der Schuß eindrang, so zusammengezogen haben, daß es nicht seinen ganzen, natürlichen Raum ausgefüllt hätte. Ohnedies hätte es getroffen werden müssen.

Die vorläufige policeiliche Untersuchung ward sofort eröffnet. Der Commissair des Viertels fragte den Verwundeten, ob er Feinde hätte, und wer diese wären? Er antwortete mit fester Stimme: „Ich habe keinen Feind als meine Frau.“ Diese Antwort bestärkte den Verdacht und es ward in der Stille die gerichtliche Untersuchung gegen Madame Tiquet vorbereitet.

Diese selbst, im vollen Bewußtsein des Ungewitters, das über sie aufzog, bereitete sich dagegen zu der Entschlossenheit vor, mit der sie ihm begegnen und durch kluges Benehmen es von sich abwälzen wollte. Die Kunde von der Mordthat war wie ein Lauffeuer durch Paris gegangen. Schon am nächsten Morgen wußte sie Jeder, und sie wurde als Mörderin genannt. Dessenungeachtet besuchte sie an diesem Tage ihre Freundin, die Gräfin d'Aunoy, wo abermals eine zahlreiche Gesellschaft versammelt war. Sie wollte zeigen, daß sie vor dem Gerede sich nicht fürchte, aber zugleich erfahren, was im

Publicum geredet würde. Alle, die in der Gesellschaft anwesend waren, bezeugen, daß man ihrem Betragen, ihren Gesprächen nichts angemerkt, was Anlaß zum Verdachte hätte geben können. Sie war freilich nicht so heiter und witzig als sonst, aber es waren nur die Zeichen des stillen Kummers, der jede Frau in ihrer Lage, auch wenn sie noch so unschuldig war, drücken mußte. Die vollkommenste Schauspielerin hätte ihre Rolle nicht feiner und geschickter durchführen können. — Die Gräfin d'Aunoy warf hin: Herr Tiquet kenne wohl seine Mörder nicht. Sie erwiederte mit bedeutungsvoll niedergeschlagenem Blicke: „Ach und wenn er sie kennte, er würde sie nicht nennen. Ich bin das Opfer, das man ermorden will."

Kaum nach Hause gekommen, erhielt Madame Tiquet die Nachricht unter der Hand, man werde unfehlbar zu ihrer Verhaftung schreiten. Das einzige Mittel, das ihr bliebe, sei die Flucht. Sie floh nicht. Durch acht Tage wiederholten sich diese Warnungen eines unbekannten Freundes. Sie blieb. Am achten Tage trat hastig ein Theatinermönch in ihr Zimmer; er erklärte ihr, sie habe keinen Augenblick zu zögern, wenn sie nicht arretirt werden wolle. Er zog unter seiner Kutte ein anderes Theatinerhabit hervor und drang in sie, es anzulegen. Im Hofe stehe eine Sänfte bereit. Die Träger wären schon angewiesen, sie an einen Ort zu bringen, wo bereits eine Postkutsche für sie angespannt stehe. Sichere Leute würden sie nach Calais und von da nach England bringen. Madame Tiquet erklärte mit Ruhe: Nur ein Verbrecher habe nöthig, zu fliehen. Sie fühle sich durch ihre Unschuld hinlänglich geschützt und fürchte daher keine Drohungen. Sie wisse zu gut, daß all das ehrenrührige Gerede und die Drohungen wider sie nur aus

einer Quelle herſtammten. Ihr unſeliger Mann ſei es, der ihren Ruf untergraben, der ſie des ſchwärzeſten Verbrechens anſchuldige; er werde es alſo auch wol ſein, der ihr dieſe neue Schlinge lege. Es ſei freilich in ſeinem Intereſſe, ſie durch falſchen Lärm aus Frankreich zu treiben, um dann deſto leichter Herr ihres Vermögens zu werden. Sie dankte dem Mönche und bat ihn, ſich nicht weiter um ihre Sicherheit zu bemühen.

Wirklich hatte es den Anſchein, als ſei dieſer Beſuch des Theatiners nur ein Manoeuvre geweſen. Die Gerichtsdiener klopften nicht an und der ganze Tag verging ruhig. Am folgenden erhielt ſie wieder einen Beſuch der Gräfin Semonville, die einige Stunden bei ihr verplauderte. Als dieſe endlich fortgehen wollte, bat ſie ſie dringend, ihr noch etwas Geſellſchaft zu leiſten, denn ſie ahne, daß man in den nächſten Augenblicken kommen und ſie verhaften werde, da möchte ſie doch nicht gern mit dem Lumpengeſindel allein ſein. Kaum hatte ſie ausgeſprochen, als auch ſchon die Thüre aufging, und der Criminallieutenant Deffita mit vielen Gerichtsdienern eintrat, um ſie im Namen des Königs zu verhaften. Sie trat ihm dreiſt entgegen und redete ihn, mit kaltem Hohne auf ſeine Begleiter blickend, an: „Wahrhaftig, mein Herr, Sie hätten ſich die Mühe erſparen können, ſich von dem Troß begleiten zu laſſen. Ich betheure Ihnen, mir kommt es nicht in den Sinn, durchzugehen, und ich wäre Ihnen auch dann ohne Einrede gefolgt, wenn Sie mich allein mit Ihrem Beſuche beehrt hätten.“

Mit der vollkommenſten Ruhe verlangte ſie, daß man ihre Zimmer verſiegele, damit ihre Möbel nicht zu Schaden kämen, umarmte zärtlich ihren neunjährigen Sohn, den ſie ſehr liebte, ſchenkte ihm Geld, daß er ſich ein Vergnügen mache, bat ihn, die Sache ſich nicht ſo zu

Herzen gehen zu lassen, die Sache wäre nicht so schlimm, und die Mutter werde bald wiederkommen. Dann empfahl sie sich, wie man aus einer Gesellschaft geht, von der Gräfin Semonville, und stieg mit Herrn Deffita in die Kutsche, „als wäre es eine Partie in die Komödie". Unterwegs begegnete ihr eine Bekannte. Sie grüßte sie und nickte ihr freundlich aus dem Wagen zu, wie in vollkommenster Heiterkeit der Seele.

Erst beim Anblick der grauen Mauern und Thürme des Petit Chatelet wich ihre Heiterkeit der Bestürzung, ohne daß sie doch aus ihrem Charakter fiel. Nachdem sie in das Grand Chatelet gebracht worden, wurde der Proceß mit großem Eifer gegen sie instruirt. Von diesem ist uns wenig mitgetheilt, was bei ihrem spätern Bekenntniß vor der Hinrichtung auch für das Resultat unserer Beurtheilung von minderer Wichtigkeit ist. Sie leugnete standhaft, und behielt in allen Verhören, unter allen Drohungen ihre Kaltblütigkeit und den entschlossenen Geist, der so viele Verbrecherinnen aus jener Zeit charakterisirt. Der Ausspruch des Gerichts wäre sehr zweifelhaft geblieben, wenn sich nicht unerwartet jener Lohnlaquai August Catelain als freiwilliger Zeuge gemeldet hätte. Entweder dünkte er sich schlecht für sein Schweigen bezahlt, oder das Gewissen hatte ihn gerührt, oder der Bandit war in seiner Ehre verletzt, daß man ihn zum ersten Mordanfall gedungen, bei dem zweiten glücklichern aber aus dem Spiele gelassen hatte; genug er legte ein vollständiges Zeugniß hinsichtlich des ersten Complottes ab, zu dem er durch den Portier Moura gedungen worden. Man spürte nun auch nach diesem und fing ihn ein. Die Confrontation Beider mit Madame Tiquet führte zwar zu keinem Resultate, auch fehlten hinlängliche Beweise wegen des letzten mörderischen Anfalls, dahin-

gegen erschien den Richtern der Beweis wegen des vor drei Jahren verunglückten Complotts gegen den Parlamentsrath Tiquet vollkommen geführt.

Das Urtheil des Chatelet vom 3. Juni 1699 lautete: daß Angelique Carlier, verehelichte Tiquet, und der ehemalige Portier Jaques Moura, als überwiesen zu erachten, miteinander verabredet und den Versatz gefaßt zu haben, den Parlamentsrath Tiquet durch gedungene Banditen ermorden zu lassen, daß Angelique Carlier, demnächst den Gesetzen gemäß, auf dem Greveplatz enthauptet und Moura daselbst gehangen werden solle. Ihr gesammtes Vermögen solle eingezogen werden und Demjenigen zufallen, dem es nach den Gesetzen gehöre; doch auf den Fall, daß besagtes Vermögen nicht dem König zufiele, sollten 100,000 Livres für den König und 100,000 Livres als Entschädigung für Herrn Tiquet abgezogen werden, von welcher Summe er zeitlebens die Nutznießung haben, seinen beiden Kindern aber das Eigenthum bleiben solle. Demnächst wurden beide Delinquenten verurtheilt, auf die Folter gebracht zu werden, um ihre Mitschuldigen anzugeben. Der Proceß gegen diese, zum Theil Flüchtigen, solle aber bis nach Hinrichtung der zwei Hauptverbrecher Anstand finden. *)

Die Criminalurtheile der französischen Gerichte, auf eine bestimmte Anklage gefällt, erkannten damals nicht allein zugleich mit der Strafe über die Civilansprüche der Kläger, sondern in der Regel auch über die Confiscation des Vermögens der Verklagten. Es ward alsdann als eine Gnadensache betrachtet, auf dem Wege des Petitions-

*) So ward auch im Fualdes'schen Processe die vorläufige Hinrichtung der drei Haupttäter verfügt, während der Proceß über die andern Betheiligten noch instruirt werden sollte.

verfahrens zu betreiben war, da die natürlichen Erben oder Angehörigen der Gerichteten das Vermögen für sich in Anspruch zu nehmen sich für berechtigt hielten. Doch mochten auch die Ankläger, wenn sie sich durch das Urtheil beeinträchtigt hielten, appelliren. Herr Tiquet appellirte an das Parlament, weil ihm nur die Nutznießung der 100,000 Livres zuerkannt war, und verlangte noch 20,000 eigenthümlich als Entschädigung (für seine Ehre oder seine Wunden?). Das Arrêt des Parlaments bestätigte hinsichtlich der Strafe das Urtheil des Gerichtshofes vom Chatelet, erkannte aber dem Appellanten die gefoderte Entschädigung zu.

Diese schmuzige Geldepisode, mitten in dem ernsten Drama, dessen blutige Katastrophe noch bevorstand, erregte selbst in Paris, wo man auch damals über diese Angelegenheiten leichter dachte, Unwillen. Herr Tiquet, von seinen Wunden genesen, warf sich mit seinem Sohne und seiner Tochter dem Könige in Versailles zu Füßen und bat um Begnadigung für die Mutter seiner Kinder. Als ihm die Bitte abgeschlagen wurde, bat er, noch in demselben Athem, wenigstens darum, daß ihm das ganze eingezogene Vermögen seiner Frau zufallen möge. Ludwig XIV. bewilligte zwar die letzte Bitte, bemerkte aber zu seiner Umgebung: Tiquet habe durch die zweite Bitte alles Verdienstliche der ersten selbst wieder ausgetilgt.

Ernstlicher als ihr Ehemann bemühten sich ihr Bruder, der Capitain, und Herr von Mongeorge, und setzten Alles in Bewegung, um ihrer Schwester und Geliebten das Leben zu erhalten. Ohne den damaligen Erzbischof von Paris, Ludwig Anton von Noailles, einer der würdigsten und achtbarsten Prälaten, hätte der König vielleicht den vielfachen Verwendungen für die schöne Frau ein geneigtes Ohr geliehen. Aber der Erzbischof stellte

dem Monarchen das Gefährliche einer solchen Begnadigung vor: die Beichtväter hörten ohnedies in Paris fast nichts als Bekenntnisse galanter Frauen, die ihren Männern nach dem Leben getrachtet hätten. Wenn auch diese offenkundige Frevelthat unbestraft bleibe, würde kein Ehemann seines Lebens sicher sein.

Die Publication des unwiderruflichen Endurtheils sollte mit der Hinrichtung an einem und demselben Tage erfolgen. Die Gerüste für die Zuschauer waren schon auf dem Grèveplatz gezimmert, denn halb Paris drängte sich, die Hinrichtung der berühmten, schönen Frau zu sehen. Sie wurde Morgens um 5 Uhr in die Marterkammer geführt. Noch wußte sie nichts vom Urtheile des Parlaments. Sie fragte auf dem Wege: ob denn ihre Sache nicht bald zu Ende kommen würde? — „Bald genug", antworteten ihre Führer.

Pitaval berichtet uns eine Scene, von tragisch dramatischem Interesse. Seine Darstellung verwischt zwar wieder etwas davon; ein französischer Romantiker möchte leicht einen jener haarsträubenden Auftritte, die unser Gefühl zerreißen, daraus entwerfen, aber sie hat schon in der einfachen Andeutung der Situation des Herzzerreißenden genug. Der Criminallieutenant erwartete die Verbrecherin in der Marterkammer, er hieß sie niederknien, wie es die Ordnung gebietet, und so das Arrêt anhören, das ihr der Actuar vorlas. Kaltblütig, ohne sich zu verfärben, fast regungslos, hörte sie das Urtheil, als ginge es sie nicht an. Das Urtheil machte es eben auch nöthig, daß dieselbe obrigkeitliche Person der Verurtheilten eine Ermahnungs- und Strafrede hielt, welche, nach unsern Ansichten, wenn es so weit gekommen, nicht mehr den weltlichen Behörden obliegt — denn der Verbrecher hat mit dieser Welt abgeschlossen —, sondern allein Denen,

welche ihn auf eine andere Welt vorbereiten sollen. Der Criminallieutenant malte ihr in pathetischen Bildern den Unterschied des Sonst und Jetzt, jene freudenvollen Tage, verlebt in Schönheit, Jugendlust und Ueberfluß an allem Dem, was das Herz erfreut und die Sinne kitzelt, und diese Tage des Schreckens, die in wenigen Stunden drohende schimpfliche Todesstrafe. Er bat sie dringend von der kurzen Zeit, die sie noch zu leben hätte, Gebrauch zu machen, und offen bekennend, sich und ihm die Schmerzen zu ersparen, wenn er sie auf die Folter bringen lasse.

Er hatte sich getäuscht, wenn er bei ihr auf die Wirkung rechnete, welche der Auftritt auf ihn selbst machte. Sie anwortete ihm, den Kopf stolz erhebend:

„Sie haben Recht. Der heutige Tag ist sehr verschieden von denen, die ich erlebt habe. Heut liege ich vor Ihnen auf den Knien; damals lagen Sie vor mir. Das waren allerdings schöne Tage. Aber über diese Erinnerung bin ich hinweg. So wenig fürchte ich mich vor dem Augenblick, der mein trauriges Leben zu Ende bringt, daß ich ihn vielmehr als die Erlösung von allem meinem Unglück ersehne. Ich hoffe, das Schaffot mit eben der Standhaftigkeit zu besteigen, als ich in den Verhören und jetzt beim Urtheil gezeigt habe. Auch die Furcht vor Ihren Martern soll mir kein Geständniß eines Verbrechens entreißen, das ich nicht begangen habe."

Der Policeibeamte hatte zu den Verehrern, und man darf annehmen, zu den begünstigten Verehrern der schönen Frau gehört. Heute war er verurtheilt, sie auf die Folter zu spannen und Zeuge ihrer Qualen zu sein.

Ihr war die Wassertortur, die question à l'eau, zuerkannt. Diese bestand nach dem französischen Gerichtsgebrauch in folgender Procedur: Die Delinquentin (denn

in der Regel wurde sie bei den Frauen angewandt) ward entkleidet. Man setzte sie auf eine Bank und fesselte sie mit Händen und Füßen an zwei in die Mauer der Marterkammer übereinander befestigte eiserne Ringe. Dann wurde ihr ein Trichter in den Mund gesteckt und Wasser in Fülle nach und nach in den Mund gegossen. Bei der ordentlichen Folter mußte die Delinquentin vier, bei der außerordentlichen acht volle Maß auf diese Weise verschlucken. Gewöhnlich waren danach die Delinquentinnen so erschöpft, daß man sie auf eine Matratze und im Winter ans Feuer legen und durch einige Gläser Wein wieder ins Leben rufen mußte, damit das Urtheil an ihnen vollstreckt werden könne, was in der Regel fünf oder sechs Stunden nachher erfolgte.

Madame Tiquet war schon von den Qualen, die ihrem Leibe das erste Maß Wasser verursachte, überwältigt. Sie bat, sie mit dem zweiten zu verschonen und bekannte Alles (!), was dem Leser in dem Obigen mitgetheilt ist. Auf Befragen, ob der Capitain Mongeorge an ihren mörderischen Anschlägen Theil gehabt? antwortete sie entschieden: „Ich hütete mich wol, ihm etwas davon zu entdecken; denn es hätte mich augenblicklich seiner Achtung, und auf immer beraubt."

Die geistlichen Tröstungen durch den Pfarrer von St.-Sulpice empfing sie anscheinend mit allen Anzeichen christlicher Gesinnung. Ihr letzter Auftrag an ihn war, daß er ihren Gatten, in ihrem Namen, um Verzeihung bitten möge.

Keine Hinrichtung unter Ludwig XIV., selbst nicht die der Brinvilliers, hat so viel Zuschauer in Paris angelockt. Die Fenster nach dem Grèveplatze waren zu theuern Preisen vermiethet, die Dächer waren mit Schaulustigen bedeckt, die Straßen, durch welche der Zug ging, waren

so gedrängt voll, daß mehre Personen erdrückt wurden. Madame Tiquet war nie schöner als in dem weißen Kleide an ihrem Hinrichtungstage. Als die Blicke der vielen Tausende starr auf sie fielen, zog sie die Haube tief ins Gesicht und beugte den Kopf zur Brust. Ihre Frechheit war verschwunden. Aber als der Pfarrer von St.-Sulpice ihren sinkenden Muth durch seinen geistlichen Zuspruch wieder gestärkt, richtete sie sich abermals in die Höhe, schob die Haube zurück und blickte auf die Pariser mit unbefangenem, ruhigem Blicke, aus dem aber alle Herausforderung und aller Hohn fort waren. — Der Portier Moura saß, ihr gegenüber, auf demselben Wagen. Sie bat ihn, ihr zu verzeihen, daß er, durch ihre Schuld, denselben Weg mit ihr fahre.

Abends um 5 Uhr kam sie auf dem Grèveplatz an. Ein Aufschub der Execution kam von Himmel herab. Es goß in Strömen, die Bretter des Schaffots wurden so schlüpfrig, daß der Scharfrichter nicht mit Sicherheit darauf stehen konnte. Zur Verschärfung ihrer Qual mußte die feine Frau lange Zeit, bis die Wolken sich vertheilten, in ihrem leichten Kleide, im Angesichte Aller, in den Wolkengüssen, die ihre zarte Haut verwundeten, auf dem Karren aushalten. Sie mußte alle Zubereitungen sehen, die sonst der Angstschleier, welcher sich um die letzten Blicke des Verurtheilten hüllt, denselben verbirgt. Auch die schwarze Kutsche, mit ihren eignen Pferden bespannt, die ihre Leiche fortführen sollte, auch die Hinrichtung des Portiers Moura, die vor ihren Augen erfolgte, erschütterte sie nicht. Sie reichte dem Scharfrichter die Hand, sie aufs Schaffot zu führen, küßte oben das Beil, strich ihre Haare zurück und setzte das Kopfzeug fest, und Alles mit einem Anstande und rascher Gewandtheit, welche die Pariser entzückten. Mit derselben

Anmuth kniete ſie nieder, entblößte den Hals und legte den Kopf auf den Block. Die ungewöhnlichen Reize, die er erblickte, verwirrten ſogar den Scharfrichter. Er mußte fünf Mal zuhauen, ehe er den Kopf vom Rumpfe trennen konnte.

Der Kopf der Ehebrecherin und Gattenmörderin blieb einige Zeit auf dem Schaffote ausgeſtellt. War die Abſicht dabei, Entſetzen und Abſcheu vor der That zu erwecken, ſo war ſie verfehlt. Die Pariſer konnten ſich an dem ſchönen Kopfe nicht ſatt ſehen. Die Züge ſollen nicht im Geringſten verändert geweſen ſein; ja man wollte, daß die lebendige Tiquet nie ſo ſchön ausgeſehen habe. Und doch war es der abgeſchlagene blutloſe Kopf einer Frau von 42 Jahren.

Ihr Gatte tröſtete ſich, indem er den Körper der Entſeelten mit allen Ehren beſtatten ließ und ihr Vermögen für ſich einzog.

Die Pariſer tröſteten ſich durch lebhafte Theilnahme an dem Schickſale des unglücklichen Geliebten der Madame Tiquet. Capitain Mongeorge irrte einſam im Park von Verſailles während der Execution umher. Weder der Zuſpruch des Königs, noch die Theilnahme der ganzen Stadt an ſeinen Seelenſchmerzen konnten durch acht Monate ſeinen Kummer lindern, während deren er eine Reiſe ins Ausland zu ſeiner Zerſtreuung vornehmen mußte; begleitet vom Mitgefühl und der Hochachtung der pariſer feinen Geſellſchaft.

So ſtarb Angelique Carlier auf dem Schaffot. Ihr Tod war noch lange Zeit ein Gegenſtand ſo der allgemeinen Rührung, als ihre Hinrichtung ein Schauſpiel voll des pikanteſten Intereſſe geweſen war. Die Spanier durchrieſelte ein Entſetzen, als Donna Maria de Mendieta ihre ſündige Luſt auf der Garotta büßte, und der Mord

des Caſtillo klang noch lange als ein grauenvolles Ereigniß in das Ohr des Caſtilianers. Beim Gedächtniß an die Tiquet flüſterten die Damen von Paris ein: „Schade um die ſchöne Frau!“ und ein Lächeln ſchwebte um die Lippen, wenn des Parlamentsraths Tiquet erwähnt wurde.

Der Lohnlaquai Auguſt Cattelain, der ſich freiwillig angegeben, kam mit lebenslänglicher Galeerenſtrafe davon. Von den übrigen Theilnehmern wurden einige vorläufig, andere völlig freigeſprochen.

Der falsche Martin Guerre.

1560.

Im Städtchen Artigues, im Gerichtssprengel von Rieur, lebte um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein junges Ehepaar, von dem die Nachbarn sich gar sonderbare Dinge zuflüsterten.

Bertrande von Rols, ein Mädchen von großer Schönheit, war nach dortiger Sitte schon sehr früh, etwa in ihrem zehnten Jahre, mit dem nicht viel ältern Martin Guerre verheirathet worden. Aber sehr lange Zeit war es dem jungen Mann unmöglich, sich in den Besitz seiner ehelichen Rechte zu setzen. Dies war stadtkundig und Niemand zweifelte, daß die jungen Leute behext wären.

Freunde und Gevattern riethen Dieses und Jenes, wie sie der Bezauberung ledig werden möchten. Allerhand Ceremonien wurden mit ihnen vorgenommen. Aber trotz der geweihten Kuchen, welche sie verzehrten, trotz der verschluckten Hostien und der Messen, die von den verschiedenen Priestern für sie gelesen wurden, hielt der Zauber an.

Nun meinten Bertrandens Verwandte und Freunde, das Unvermögen sei nur auf Seiten ihres Mannes und

ſie ſolle ſich von ihm ſcheiden laſſen, um einen glücklichern Ehebund einzugehen. Aber die junge Frau, ebenſo tugendhaft als ſchön, fühlte reine Neigung und Anhänglichkeit zu Martin und wollte von einer Trennung nichts wiſſen, wie dringend und wiederholentlich ſie auch von den Ihrigen darum beſtürmt wurde.

Endlich, nach acht oder neun Jahren, löſte ſich der Zauber von ſelbſt; wie man annehmen darf, in Folge des reifern Alters des Ehegatten. Als Beide etwa 20 Jahre zählten, unternahmen ſie mit zwei Bekannten, einem Bruder und ſeiner Schweſter, eine gemeinſchaftliche Reiſe. Unterwegs mußten die Reiſenden in einer Herberge, aus Mangel an Raum, mit einer Kammer, in der nur zwei Betten ſtanden, ſich begnügen. Die Männer legten ſich in das eine, die Frauen in das andere Bett nieder. In der Nacht fühlte plötzlich Martin Guerre ſeinen Zauber gelöſt. Die Andern ſchliefen feſt, er ſtand auf, ſchlich zu ſeiner Frau und ſetzte ſich in den nun nicht mehr beſtrittenen vollen Beſitz ſeiner ehelichen Rechte.

Zwar war die Frucht dieſer Nacht auf der Reiſe ein geſunder Knabe, den der Vater auf den Namen Sanri taufen ließ, aber das eheliche und Lebensglück deſſelben wurde bald nach der Geburt des Kindes zerſtört. Martin's Aeltern ſtammten aus Biscaya, wo er ſelbſt auch geboren war; ſie lebten in Artigues von dem Ertrage der von ihnen bewirthſchafteten Ländereien. Martin ließ ſich verleiten, ſeinem Vater Getreide zu entwenden, und als der Alte den Diebſtahl entdeckte, floh er vor dem Zorne deſſelben, ohne irgend Jemand Nachricht zu hinterlaſſen, wohin er ſich gewandt.

Volle acht Jahr ließ er nicht das Geringſte von ſich hören. Inzwiſchen ſtarb ſein Vater, wie es den Anſchein hat, ohne Groll wider den verſchollenen Sohn: denn er

enterbte ihn nicht. Der Bruder des Erblassers, Pierre, verwaltete den Martin zugefallenen Erbtheil und erhob die Einkünfte desselben.

Bertrande hatte, als eine Art Witwe, in unbescholtener Zurückgezogenheit diese acht Jahre verlebt, als die Nachricht sich verbreitete, der verschollene Martin Guerre sei zurückgekehrt. Es war eine nicht zu bezweifelnde Thatsache. Man sah den freilich in acht Jahren gealterten Martin wieder an der Seite seiner hocherfreuten Gattin, und wer ihn sah, erkannte ihn wieder; das waren seine Züge, sein Wuchs. Er plauderte mit den Bekannten des Hauses von alten Dingen, erinnerte sie an Dies und Jenes, was ihnen selbst entfallen war, an manchen Scherz und manche Heimlichkeit. Er war heiter und zutraulich, wie er es immer gewesen.

Martin Guerre's vier Schwestern erkannten ihn als ihren Bruder; Pierre, des Vaters Bruder, nahm ihn als seinen Neffen auf; die ganze Familie empfing ihn als ihren Verwandten. Er bezog Bertrandens Wohnung und waltete mit den unbeschränkten Rechten eines Ehemannes. In Folge dieser erneuten, glücklichen Verbindung erzeugte das Ehepaar zwei Kinder, von denen aber das eine bald nach der Geburt starb.

Wer hätte nun daran zweifeln sollen, daß der Ankömmling der echte Martin Guerre sei? Und doch verbreitete sich ein seltsames Gerücht in Artigues. Ein Soldat aus Rochefort, den der Zufall durch das Städtchen führte, sollte an öffentlichen Orten erklärt haben, der wahre Martin Guerre, den er wohl kenne, sei in Flandern; bei St.-Laurent habe ihm eine Kanonenkugel das eine Bein genommen und er führe jetzt ein hölzernes. Dieser, mit beiden gesunden Beinen, müsse daher ein Betrüger sein. Allein wer hatte ein Recht, da Frau und

Verwandte einig waren und ihn für den Wahren hielten, auf Aussagen eines fremden Soldaten hin, ihm seine Eigenschaft zu bestreiten? Dieser Herläufer konnte, man wußte nicht welche, unlautere Absichten haben; und seine Angaben klangen nicht weniger fabelhaft. Denn, wenn Martin Guerre anderswo lebte, was hielt ihn ab, in seine Heimat zu kommen und sein väterliches Erbtheil in Empfang zu nehmen? Doch befremdete es, daß Bertrande, nach demselben Gerücht, den Soldaten insgeheim vor einen Notarius citirt haben sollte und über seine Aussagen ein Instrument aufnehmen lassen.

Indessen zog bald eine andere Angelegenheit die Aufmerksamkeit der Leute auf die Familie Guerre. Pierre, der Oheim, gerieth mit seinem Neffen in heftige Streitigkeiten. Zwar hatte er ihm die verwalteten Güter wieder herausgegeben, verzögerte aber die gefoderte Rechnungsablegung von Tag zu Tage. Mit Ungestüm drängte ihn Martin; es kam zum Proceß und aus der frühern Einigkeit erwuchs die heftigste Erbitterung. Der Oheim ward sogar beschuldigt, dem Neffen nach dem Leben getrachtet zu haben. Einst sollte er in seinem Ingrimm ihn schon zur Erde geworfen haben und im Begriff gewesen sein, ihn mit einer eisernen Stange zu erschlagen, als Bertrande sich über ihren Gatten warf und auf diese Weise sein Leben rettete. Doch ruhte Pierre nicht; er suchte vielmehr nach allen Mitteln, sich an dem verhaßten Gegner zu rächen.

Die beste Gelegenheit schien sich darzubieten, als Martin, in Folge verdrießlicher Händel mit einem Jean von Escarboeuf, in gefängliche Haft gebracht wurde. Er benutzte diese Zeit, Bertranden mit Vorstellungen zu bestürmen, daß sie von ihrem Manne lasse. Er sei ein Betrüger, den sie aus dem Hause werfen müsse; ja der

Oheim drohte, sie selbst aus Haus und Hof zu treiben, wenn sie es noch länger mit ihm halte. Aber die Frau ließ sich nicht einschüchtern und erklärte mit eben solcher Festigkeit als Bitterkeit: „Niemand auf der Welt kenne ihren Mann besser, als sie selbst. Wenn er nicht ihr Ehemann wäre, so müsse der Teufel in seiner Haut stecken. Und wer das Gegentheil behaupte, den könne sie in ihrer Wuth umbringen.“

Nicht besser erging es dem ergrimmten Oheim bei einem andern Verwandten. Der reiche Jean Loze, Consul zu Palhos, den Pierre's Familie um Geldvorschüsse anging, um damit den Proceß gegen den angeblichen Betrüger zu führen, erklärte, er erkenne Martin als seinen Verwandten an, wolle nichts weniger, als ihn ins Unglück stürzen, und wenn er Geld hergebe, solle es lieber sein, um dem verleumdeten Manne gegen seine Feinde Recht zu verschaffen.

Pierre's Anschläge schienen durchaus gescheitert, als Martin eines Tages, der Haft entlassen, zu seiner Frau zurückkehrte. Diese empfing ihn mit den Ausdrücken der unverhohlensten Freude und ehelicher Zuneigung. Sie liebkoste ihn wie einen aus schwerer Gefahr Erretteten, holte ihm reine Wäsche, zog ihn selbst an und wusch ihm die Füße. Aber schon am frühen Morgen nach der ersten, seligen Nacht der Wiedervereinigung, sah man Pierre, den Oheim und seine vier Schwiegersöhne, alle von Kopf bis Fuß bewaffnet, aus Bertrandens Hause kommen, in ihrer Mitte den gefangenen Martin. Sie schleppten ihn mit Gewalt ins Gefängniß von Rieur, und am Abende hieß es allerwärts, dies sei von ihnen in Auftrag und Vollmacht Bertrandens selber geschehen, welche endlich erkannt habe, daß ihr Mann nicht ihr Mann, sondern ein Betrüger sei und den Proceß gegen ihn anhängig mache.

Ueber Bertrandens eigentliche Gesinnung und eignen Glauben ist, wie die Folge ergeben wird, nichts mit Gewißheit ermittelt. Sie scheint von Zweifeln über Martin's Echtheit hin- und hergeworfen; aber, wenn sie ihre eigne Neigung befragte, mehr zum Glauben, als zum Unglauben gestimmt gewesen zu sein. Jene Vollmacht hatte sie allerdings unterschrieben, aber erst am späten Abend desselben Tages; und die Vermuthung ward fast zur Wahrscheinlichkeit im Laufe des Processes erhoben, daß sie es nur in Folge harter Drohungen und Gewaltmaßregeln gethan, welche Pierre mit seinen Schwiegersöhnen gegen die verlassene junge Frau angewandt. Denn wie wenig ihr Gemüth damit zu thun hatte, bewies Bertrande, indem sie nach der gewaltsamen Entführung Kleidungsstücke, Wäsche und Geld zusammenpackte und sie ihrem Martin ins Gefängniß nachschickte.

Vor dem Richter von Rieux wurde nun der merkwürdige Proceß instruirt.

Die Kläger behaupteten, daß der Verklagte nicht der verschollene Martin Guerre, sondern ein gewisser Arnold Tilh, genannt Pansette, sei, gebürtig aus Sagias, und ihr Antrag ging dahin, ihn für einen Impostor zu erklären und nach der Strenge der Gesetze zu bestrafen.

Martin's Vertheidigung war einfach und natürlich. Es sei ihm nie eingefallen, sich für einen Andern auszugeben, als der er wirklich sei. Nachdem er wegen des bekannten Zwistes mit seinem Vater aus der Heimat entwichen, habe er sich hier und dort umhergetrieben, in dieser und jener Stadt gelebt, mit diesen und jenen Personen, die er alle namentlich angab, verkehrt. Darauf habe er dem Könige in Frankreich sieben bis acht Jahr gedient, sei dann nach Spanien entlaufen, wo er einige Monate Soldat gewesen, und endlich auf die Nachricht,

daß er ohne Gefahr nach Hause kehren dürfe, habe er sich dahin auf den Weg gemacht. In Artigues sei er beim ersten Anblick von allen Einwohnern, denen er begegnet, erkannt und mit Jubel in sein Haus geführt worden. Sein Weib habe ihn mit Freuden empfangen und ohne die geringsten Zweifel aufgenommen. Verwandte und Freunde, darunter seine vier Schwestern, wären ihm mit Freudenthränen in die Arme gestürzt, und Alles, ohne daß er nöthig gehabt, seine Geschichte zu erzählen, und ohne daß sie eine Untersuchung angestellt. Die Macht der Wahrheit habe für ihn gesprochen.

Wenn seine Frau jetzt scheinbar unter den Anklägern gegen ihn stände und wider ihn zeugen sollte, nachdem sie drei Jahre ohne die geringsten Zweifel und Bedenklichkeiten mit ihm gelebt, so sei klar und ersichtlich, daß sie es nicht aus freien Stücken thue, sondern in Folge der Drohungen und Einschüchterungen seines Oheims und dessen Anhang. Was diesen gewaltsamen Mann zu den unnatürlichen Verfolgungen treibe, sei ebenso klar. Es sei lediglich Rachsucht und Eigennutz und die vorangehenden, offenkundigen Vorfälle zwischen ihm und dem bösen Verwandten gäben die ihm günstige Schlußfolgerung von selbst an die Hand. Sein erster Antrag war deshalb: Bertranden aus der Gewalt des Oheims zu befreien und sie vor den Einflüsterungen desselben sicher zu stellen, indem man sie in ein anderes Haus, unter die Obhut unbescholtener Leute bringe. Diesem Antrage wurde auch nachgegeben und überdem zu Gunsten des Angeschuldigten die Erlassung eines Monitorio's verfügt, d. i. eines geistlichen Ermahnungsschreibens, welches allen Denen, die von der Sache etwas wußten, anbefiehlt, bei Strafe des Bannes es dem Gerichte zu entdecken.

Nach den durch das Gericht eingegangenen Nachrichten

ergab sich die Richtigkeit von Allem, was der Angeschuldigte von seiner Reise, von den Städten, die er berührt, von den Personen, mit denen er gesprochen haben wollte, angab. Ueberdem gab er, beim Verhör, von jedem Umstande, worüber man ihn fragte, genaue Rechenschaft. Er redete mit der größten Geläufigkeit von seinem Geburtsort, seinem Vater, seiner Mutter, seiner Verheirathung, von dem Priester, der ihn mit Bertranden getraut; er entsann sich sogar, wie einige der Hochzeitsgäste gekleidet waren. In der Brautnacht waren die jungen Leute von einigen Muthwilligen, nach der rohen Sitte jener Zeit, überfallen und geneckt worden. Auch diese Personen wußte er zu nennen; desgleichen kannte er genau die Geheimnisse jener Nacht in der Herberge.

Bertrande, über alle diese Umstände vernommen, gab dieselben Antworten, daß es fast schien, als hätten sie sich darüber vorher verabredet, was doch unmöglich war. Nur über die Geschichte ihrer vermeintlichen Beherung, welche sie sehr ausführlich erzählte, hatte Martin geschwiegen. Darüber befragt, gab er aber Umstand um Umstand mit der größten Genauigkeit und fast mit denselben Worten, als Bertrande, zum Protokoll.

Es wurden hierauf nicht weniger als einhundert und funfzig Zeugen vernommen, darüber, ob sie den Angeschuldigten für Martin Guerre erkennten, oder für Arnold Tilh?

Etwa sechszig erklärten, die Aehnlichkeit zwischen Beiden sei so auffallend, daß sie sich keine bestimmte Entscheidung zutrauten. Dreißig bis vierzig stimmten in ihren Aussagen dahin überein, daß er wirklich der ihnen wohlbekannte Martin sei, mit dem sie von Kindheit an umgegangen wären. Sie hätten ihn an gewissen Merkmalen und Narben seines Körpers sogleich erkannt. Etwa funfzig erklärten aber mit derselben Bestimmtheit, es sei kein

Anderer als Arnold Tilh aus Sagias, den sie ebenfalls schon in seiner Jugend gesehen und mit dem sie Umgang gehabt hätten.

Endlich wurde von Gerichtswegen der zweifelhafte Beweis der Familienähnlichkeit nach dem Augenschein versucht. Martin's Sohn, der junge Sanxi, glich dem Angeschuldigten nicht im mindesten. Dagegen wurden die vier Schwestern Guerre ihm so ähnlich erfunden, als „ein Ei dem andern".

Der Richter von Rieux fällte hierauf ein Urtheil: daß der Angeklagte, des Betruges schuldig und überwiesen, durch das Schwert vom Leben zum Tode zu bringen und sein Leichnam zu viertheilen sei.

Der Angeklagte appellirte natürlich und das Parlament von Toulouse verfügte, mit der bisherigen unzufrieden, eine neue und strengere Untersuchung.

Vor Allem schien es nöthig, über Bertrandens Charakter die möglichsten Aufschlüsse zu erhalten und, wären diese gewonnen, sie zu einem entscheidenden Zeugnisse zu bewegen. Alle Nachforschungen sprachen zu ihrem Gunsten. Alle Zeugen belobten ihre unsträfliche Aufführung und ihre tugendhaften Gesinnungen. Danach schien es unmöglich, daß ein so unbescholtenes Weib drei Jahre mit einem Manne gelebt haben solle, wenn sie nicht die aufrichtige Ueberzeugung gewonnen, daß er es von Gott und Rechtswegen sei. Sie, die acht Jahre während seiner Entfernung in der Blüte der Jugend und Schönheit sich enthaltsam gezeigt und, wo sie annehmen konnte, Witwe zu sein, den Lockungen und Aufforderungen widerstanden, das halb zerrissene Eheband vollends zu zerreißen und eine neue Verbindung einzugehen, vielmehr in Treue dem Verschollenen seine Rechte aufbewahrt hatte; von ihr war nicht anzunehmen, daß sie, nur aus fleischlichem Verlangen,

einem fremden Manne ihren Besitz eingeräumt hätte. Bei der Confrontation zeigte sie sich verlegen, verwirrt. Als der Angeklagte sie freimüthig aufforderte, die Wahrheit zu bekennen: sie solle schwören, ob er ihr Mann sei oder nicht, und wenn auch sie gegen ihn spräche, habe das Leben keinen Werth für ihn, er wolle sich willig der Todesstrafe unterwerfen — wußte Bertrande nichts zu antworten als: „daß sie das weder beschwören, noch glauben wolle."

Dem neuen Richter erschien dies als ein neues Zeugniß für den Angeklagten. Bertrande, eingeschüchtert von so vielen Seiten, von so manchen Vorstellungen, bereute ihren Schritt, den Beitritt zur Anklage des alten Pierre; aber sie hatte einmal aus Schwäche, aus Furcht gefehlt; aus neuer Schwäche, aus Furcht vor Strafe, getraute sie sich nicht, ihre erste Erklärung bestimmt zurückzunehmen. Dazu sprach für den Inculpaten sein freies, offenes Gesicht, sein gesetztes zuversichtliches Wesen, welches er in der Confrontation mit Bertranden, wie mit dem eigentlichen Ankläger, dem alten Pierre, bewahrte, wohingegen dieser außer aller Fassung erschien, dergestalt, daß die Inquirenten, — denn die Confrontationen erfolgten vor einer vollen Gerichtsversammlung — das Zeichen des Schuldbewußtseins und einer verleumderischen Anklage auf Pierre's Stirn zu lesen glaubten.

Nichtsdestoweniger wurde noch einmal zum Zeugenverhör geschritten und von den abermals vernommenen dreißig Personen schworen neun oder zehn auf Martin Guerre, aber sieben oder acht mit eben solcher Bestimmtheit auf Arnold Tilh. Folgendes waren die wichtigsten der gegen ihn sprechenden Umstände und Aussagen, welche von den Klägern zu dem von ihnen zu führenden Beweise zusammengestellt wurden.

Dieser Beweis sollte vorzugsweise affirmativ geführt werden: daß nämlich die in Rede stehende Person der bewußte Arnold Tilh sei. Und hier kam es zunächst darauf an, dessen Persönlichkeit zu constatiren. Arnold war, nach Angabe Aller, welche ihn in seiner Jugend gekannt, ein ruchloser Gesell, ein Spieler, Flucher, Gottesleugner, ein gewandter Dieb, kurz ein Mensch, welcher zu allem Unrecht, aus dem ihm ein Vortheil erwuchs, den besten Willen und die beste Fähigkeit mitbrachte. Zur Geschicklichkeit, bei jedem Betruge eine Rolle zu spielen, besaß er die Unverschämtheit, welche nöthig war, sich darin zu behaupten. Ein Charakter, der sich keine Gelegenheit entgehen ließ, fremdes Gut und fremden Ruf sich anzueignen, mußte sich vorzugsweise berufen fühlen, hier zuzugreifen, wo die Umstände ihm zu dem bedeutendsten Spiele von selbst die Hand boten.

Die unverdächtigsten Zeugen hatten übereinstimmend bekundet, daß beide Personen von einer Aehnlichkeit seien, daß ein Unbefangener wol die eine für die andere halten könne. Dennoch bemerkten Einige, daß in gewissen wesentlichen Umständen ein Unterschied obwalte: Martin Guerre wäre größer und schwärzer gewesen, schmächtig gewachsen, stumpfnäsig und von dünnen Beinen. Er sei ein wenig gebückt gegangen und habe den Kopf zwischen den Schultern getragen. Wohingegen Arnold Tilh kleiner, untersetzter war, mit starken Beinen, auch nicht stumpfnäsig, noch habe er den Kopf eingezogen.

Diese letztere Schilderung paßte durchaus zum Bilde des Inculpaten, wie er vor den Richtern stand. Dagegen hatte auch er, wie die Zeugen für Martin Guerre angaben, auf seinem Gesichte das Merkmal von einem Geschwür und eine Narbe über der rechten Augenbraue. Aber jene Zeugen hatten in der Beschreibung der Narben

und Wundenmale, die sie vor so langen Jahren bei Martin bemerkt haben wollten, sich mannichfach widersprochen. Dieser hatte die Narbe an dieser Stelle und von der Größe, Jener an einem andern Orte und von einer andern Ausdehnung gesehen. Auch nicht zwei Zeugen stimmten hierin in ihren Wahrnehmungen. Und wenn endlich auch der Angeklagte das ganze Gesicht Martin Guerre's nach allen Zügen und Lineamenten hätte, so wisse man ja aus der Geschichte von tausend ähnlichen und noch auffallendern Spielen der Natur; wobei die Advocaten der Ankläger es nicht an Anekdoten aus der Geschichte des classischen Alterthums fehlen ließen.

Wenn der Angeklagte scheinbar Alles wisse, was nur Martin Guerre wissen konnte und sich durch keine Frage aus der Fassung bringen ließ, so sei dies nur eine auf die feinste Art gesponnene Betrügerei, indem der Urheber durch allerhand listige Mittel sich zeitig in den Besitz dieser Geheimnisse gesetzt und wo er doch etwa irre, es durch Unverschämtheit zu bemänteln wisse. Ja, es wurde Seitens der Ankläger auch dringend wahrscheinlich gemacht, daß der angebliche Betrüger sich durch Zaubermittel die ihm mangelnde Kenntniß verschafft habe; eine Angabe, worauf das Parlament von Toulouse und selbst der gelehrte Referent in dieser Sache, der Parlamentsrath Coras, ein Reformirter, Gewicht legten.

Bertranden warf man weder eine Mitschuld an dem Spiele des Betrügers vor, noch daß sie von ihm bethört sei. Ihr ganzes Benehmen zeuge nur dafür, daß sie eine gutmüthige, furchtsame Frau und unfähig eines Entschlusses sei, welcher irgend Jemand ins Unglück stürzen könne, am wenigsten aber, wo es einen Mann galt, dem sie sich in gutem Glauben ganz überlassen. Es fodere aber einen großen Entschluß von einer tugendhaften Frau, öffentlich

zu bekennen, daß sie sich in ihrem Manne geirrt. Denn diese Erklärung begreife nicht weniger in sich, als ein Bekenntniß: daß sie die Ehe gebrochen, durch drei Jahre die Concubine eines verworfenen Menschen gewesen und daß ihre mit ihm erzeugten Kinder Bastarde seien. Aus diesem Grunde zeuge ihr halber Widerruf, ihre Unentschlossenheit und Aengstlichkeit nichts weniger als für den Verklagten.

Unter den Zeugen, welche ihn unbedingt für den Arnold Tilh erklärten, hatten Einige mit ihm Contracte abgeschlossen, oder waren als Zeugen bei Verträgen mit ihm zusammen gewesen. Sie wiesen die Documente und seine Unterschrift vor, was freilich nichts gegen einen Mann bewies, dem die Unterschrift wie die Instrumente selbst fremd waren. Dagegen bezeugte der Gastwirth aus einem andern Orte: der Gefangene habe sich ihm einst unter dem Siegel der Verschwiegenheit entdeckt, daß er zwar Arnold Tilh sei, aber Martin Guerre habe ihn zum Erben eingesetzt. Zwei Andere bekundeten, wie sie ihn erkannt; als sie ihn aber anreden wollen, habe er ihnen ein Zeichen gemacht, zu schweigen, dem einen von ihnen auch ein Geschenk zugesteckt.

Noch bekundete Einer, daß der verschollene Martin Guerre ein guter Fechter und Ringer gewesen, der Angeklagte aber verstehe von beiden Künsten nichts.

Martin Guerre war aus Biscaya gebürtig. Der Angeklagte aber verstand nichts von der baskischen Sprache bis auf ein Paar Worte, die er geflissentlich von Zeit zu Zeit in seine Reden mischte.

Zwei Zeugnisse erschienen endlich als schlagend:

Der Schuhmacher, welcher vordem für Martin Guerre gearbeitet, erhärtete eidlich, daß dieser aus seiner Maßlade immer Nummer 12 gehabt, wogegen der Gefangene nicht

mehr als Nummer 9 habe. Daß Füße eines erwachsenen Mannes in gesundem Zustande kleiner würden, ist noch nicht vorgekommen.

Ein mütterlicher Oheim des bewußten Tilh, Namens Carbon Bareau, erkannte bei der Confrontation in dem Angeklagten auf den ersten Blick seinen Neffen. Dem alten Manne stürzten die Thränen aus den Augen, als er den Unglücklichen in Ketten vor sich sah. Die Richter legten großes Gewicht auf dieses unwillkürliche Geständniß. Die Kraft der Natur entriß diesem alten Mann eine Zustimmung, welche er bei kälterm Blute schwerlich gegeben hätte, denn sie mußte seinen Neffen unvermeidlich an den Galgen bringen.

Wären keine Gegenzeugen gewesen, so hätte jeder Gerichtshof auf diese positiven Aussagen wider den Angeschuldigten gesprochen. Aber die Zeugen für ihn verharrten mit derselben Bestimmtheit in ihrer Affirmation: daß der Gefangene kein Anderer sei, als der ihnen wohlbekannte Martin Guerre. Was der Aussage dieser dreißig bis vierzig Personen noch mehr Gewicht gab, war, daß sie mit Martin Guerre, von dessen Kindheit an, den vertrautesten Umgang gehabt, während die vorigen Zeugen den Arnold Tilh meistens nur aus einzelnen Begegnungen im Leben kannten. Ob Arnold auch verschwunden und verschollen gewesen, und seit wann er seine Vaterstadt verlassen und wo er zum letzten Male gesehen worden, darüber schweigen die Mittheilungen.

Unter den Hauptzeugen für den Angeschuldigten stehen seine vier Schwestern voran. Sie hatten ihn vom Augenblick seiner Rückkunft an für ihren Bruder erkannt. Sie beharrten bei dieser Aussage in jedem Verhör. War es anzunehmen, daß alle vier sich durch die Aehnlichkeit täuschen ließen? Und wenn das bei der ersten Begegnung

geschehen, so mußten sie doch im Verfolg des Processes ihre ganze Aufmerksamkeit angestrengt haben. Eigennutz und andere unlautere Motive waren nicht denkbar. Sie galten in der ganzen Gegend für unbescholtene, wohlgesinnte Frauen. Im Gegentheil wäre es eher ihr Vortheil gewesen, den Bruder zu verleugnen, denn seine Familie wuchs an und ihre Aussicht, ihn zu beerben, wurde geringer. Und hätten auch diese Frauen durch eine blinde Schwesternliebe sich täuschen lassen, so war dies von den beiden Ehemännern der zwei Verheiratheten nicht zu erwarten. Diese erkannten den Erschienenen ebenso bereitwillig als ihren Schwager an und verleugneten ihn keinen Augenblick während des ganzen Processes.

Pierre Guerre selbst, der heftige Ankläger, war indirect einer der gewichtigsten Zeugen für den Gefangenen. Er hatte ihn bei der Rückkehr ohne das geringste Bedenken für seinen Neffen erkannt, er hatte ihm die verwaltete Erbschaft ohne allen Vorbehalt ausgeantwortet und erst während des Streites über die Rechnungslegung erwuchsen mit der Feindschaft die Zweifel an seiner Echtheit. Erwiesen ward, daß er aus Rache mehre Anschläge gegen Martin geschmiedet; es sprang in die Augen, aus welchen Motiven er diesen letzten Versuch, ihn zu verderben, angestellt.

Die Gründe, welche die Ankläger aus Bertrandens Benehmen und Charakter für sich schöpften, sprachen ebenso für den Angeklagten, wenn man sie auf andere Weise auslegte: Bertrande hatte gegen zehn Jahr in Ruhe und Frieden mit ihrem Gatten gelebt. Wenn Jemand, so mußte sie ihn kennen. Die anerkannt züchtige und tugendhafte Frau hatte ihm bei seiner Rückkehr ohne Zaudern und Zweifel die vollen Rechte des Ehemanns eingeräumt; sie hatte während eines neuen, dreijährigen Zu-

sammenlebens die vollkommene innerliche und äußerliche Aehnlichkeit mit dem Verschollenen wieder erkannt. Wäre es nicht ihr wirklicher Ehemann, hätte sie glauben müssen, die Natur könne zwei vollkommen gleiche Körper schaffen und sie durch eine Seele beleben. Ihr Benehmen bei der Arretirung, bei der Confrontation bewies nur, daß sie aus Furcht vor Pierre zuerst nachgab, und nachdem sie nachgegeben, aus neuer Furcht den gethanen Schritt nicht zurückzuthun wagte. Ihr Herz war unbedingt bei ihm, ihr Verstand war nur theilweise durch die angeregten Zweifel befangen; aber ihre Seelenkraft war nicht stark genug, den Rücksichten die Stirn zu bieten und aus voller freier Liebe sie fortzuscheuchen.

Unter den Zeugen, die sich seiner anfänglich nicht sogleich entsinnen konnten, hatte er sich Einigen dadurch zu erkennen gegeben, daß er sie an gewisse besondere Begebenheiten erinnerte, die nur ihnen und Martin bewußt sein konnten. Gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft hatte er Jeden mit Nennung seines Namens begrüßt. Die genauern Bekannten Martin Guerre's redete er vertraulich und freundschaftlich an, die andern gleichgültiger.

War es möglich, daß auch der listigste Betrüger so vielen Personen und bei ganz unvermutheten Fällen, die jeden Augenblick vorkommen konnten, in der Art Rede stehen konnte, ohne sich je zu verrathen? Welch ein Unterricht mußte da vorhergegangen sein! Und wer konnte ihm den ertheilt haben? Wenn nicht Bertrande — und diese war über allen Verdacht hinaus — nur Martin Guerre selbst. Welche unnatürlichen, ins Unmögliche streifenden Annahmen setzte das voraus! Und wer kann seinem Gedächtniß so unzählige Umstände aller Art einpfropfen, ohne daß sie sich vermischen und zur Unzeit vorkommen! Und gesetzt, Martin Guerre wäre sein Lehrer

gewesen, konnte er ihm auch seinen Geschmack, seine Neigungen, seine Art und Wesen einimpfen?

Zu jenen positiven und schlagenden Zeugnissen für die Echtheit, welche die Untersuchungsrichter schon zu Gunsten des Angeschuldigten gestimmt hatten, suchte dieser noch andere Beweise zu führen, wodurch die Beweiskraft der Belastungszeugen geschwächt wurde.

Wider die Glaubwürdigkeit Carbon Barreaus und einiger andern Zeugen machte er triftige und erwiesene Einwendungen. Was den geringen körperlichen Unterschied anlangt, den einige Personen bemerkt, so erschien derselbe durch das reifere Alter von selbst erklärt. Der um acht Jahre ältere Martin hatte an Stärke und Männlichkeit zugenommen und da er dicker war, erschien er auch kleiner, als da er noch schlank und hager war. Er war Soldat gewesen und hatte gelernt, den Kopf, der früher in den Schultern stak, aufzurichten. Narben und Wundmale verwachsen gleichfalls mit den Jahren, und der Bart, den dazumal jeder Mann trug, verändert ein Knabengesicht oft so, daß man in dem Manne den Jüngling nicht mehr erkennt, während doch hier selbst seine Widersacher von seiner Erscheinung überrascht waren. Ueberdem hatte Martin Guerre 1) im obern Kinnbacken zwei Doppelzähne, 2) an der Stirn eine Narbe, 3) einen eingedrückten Nagel am ersten Finger der rechten Hand, 4) an eben dieser Hand drei Warzen und noch eine am kleinen Finger, 5) über dem linken Auge einen Tropfen geronnen Blut unter der Haut. Alle diese Zeichen fanden sich auch bei dem Gefangenen.

Daß der Knabe Sanri gar keine Familienähnlichkeit mit dem bärtigen Manne hatte, war an und für sich kein Beweis wider ihn; die auffällige Aehnlichkeit der vier Schwestern vernichtete aber auch in diesem Falle jeden

Schatten von Beweis, den man daraus hätte schöpfen können.

Daß er die baskische Sprache nicht verstand, bewies gar nichts, denn erweislich war er schon in seinem zweiten Lebensjahre mit seinen Aeltern aus Biscaya fortgezogen; auch bekundete kein einziger Zeuge, daß er vor seiner Flucht jemals baskisch gesprochen. Der dargethane Charakter Arnold Tilh's aber sprach grade für ihn. Denn in den drei Jahren, daß der Angeschuldigte mit Bertranden gelebt, konnte man ihn keiner der bösen Eigenschaften zeihen, die nach Aussage Aller von Jenes Natur unzertrennlich waren. Er hatte keine Ausschweifungen begangen, nichts von Schlechtigkeit gezeigt und sich die Anhänglichkeit einer so tugendhaften Frau erworben, als Bertrande war. Welche neue, an Wunder grenzende Unwahrscheinlichkeit, wenn ein so nichtsnutziger und ruchloser Mensch durch drei Jahre seine Natur vollkommen verleugnete!

Die Richter waren in Zweifeln befangen. Aber da die Beweise und Gründe auf beiden Seiten von gleicher Stärke schienen, ließ sich erwarten, daß die mildere Ansicht durchgedrungen wäre, wie Gesetz und Billigkeit in zweifelhaften Fällen verlangen, hier zumal von der Rücksicht unterstützt, daß durch die Freisprechung eine factisch bestehende glückliche Ehe und die Legitimität eines darin erzeugten Kindes erhalten wurde.

Da erschien an dem Schauplatze des Processes unerwartet ein neuer Zeuge, der gewichtiger war, als alle bisher vernommenen, ein Zeuge wider den Angeklagten, der zugleich als neuer Kläger auftrat. Ein Mann mit einem hölzernen Beine, der sich Martin Guerre nannte, der echte, der allein wahrhafte Martin Guerre von Artigues, der Ehemann Bertrandens von Rols.

Der eine angeblich falsche Martin Guerre machte den

Gerichten schon so viel Kopfbrechens, daß sie diesen zweiten Prätendenten nur mit Mistrauen empfingen und sofort in Verhaft nehmen ließen. Der Verdacht schien durch mehre Umstände gerechtfertigt. Die Aussage jenes Soldaten, über welche Bertrande von Rols ein Notariatsinstrument aufnehmen lassen, war jetzt bekannt. Nach derselben war der echte Martin Guerre ein Stelzfuß. Anlockung genug für einen Abenteurer, der ein hölzern Bein hatte, sich zu der vacanten Stelle zu melden, nachdem es einem Andern, wie sie meinten, eine Zeit lang so gut gelungen. Auch konnte Pierre Guerre, der Alles daran setzte, seinen Widersacher zu verderben und doch auf dem Punkte stand, Alles zu verlieren, mit die Hand im Spiele haben und, um den vorhandenen zu vernichten, selbst einen neuen falschen Martin Guerre gemacht haben. Dazu kam, daß der Stelzfuß, wie aus den Berichten hervorgeht, nicht zuvor in der Stadt und bei den Verwandten sich zeigte, sondern sofort vor die Gerichte trat, mit einer Schrift in der Hand, in welcher er seine Civilansprüche auseinandersetzte und auf Wiedereinsetzung in den vorigen Stand und in alle seine Rechte antrug.

Dies Alles schmeckte nach einer abgekarteten Intrigue, um die verwickelte Sache noch verworrener zu machen. Die Antworten des Stelzfußes in den Verhören schwächten diesen Verdacht auch keineswegs. Sie waren zwar richtig und stimmten mit den meisten Umständen, wie man sie aus den Verhören mit dem Gefangenen und Bertranden bereits zur Gnüge wußte; aber der bisherige Prätendent hatte weit bestimmter, genauer und umständlicher von Allem Rechenschaft gegeben.

Ehe man die Zeugen aufrief, schritt man zu einer Confrontation zwischen den beiden Martin Guerre's. Der ältere verlor nicht einen Augenblick seine Ruhe. Er be-

hauptete, der Neuangekommene sei ein von seinem Oheim gedungener Betrüger, den er nicht kenne. Mit der Zuversicht eines Mannes, der seiner guten Sache sich bewußt ist, erklärte er, daß er sich der schimpflichsten Todesstrafe unterwerfen wolle, wenn es ihm nicht noch gelinge, die gegen ihn geschmiedete Cabale den Richtern zu beweisen. Er erbat sich darauf die Erlaubniß, den neuen Prätendenten selbst zu befragen. Es erfolgte hierauf ein hitziges Wortgefecht, in welchem der Stelzfuß zwar keine Antwort schuldig blieb, indessen mehr als ein Mal die Fassung und Geistesgegenwart verlor, während Jener, trotz der heftigen Schimpfworte und Beschuldigungen, sich in der Ruhe behauptete, welche für das Zeichen eines guten Gewissens gilt.

Noch versuchte man, um der bisherigen Zeugen überhoben zu sein, die durch die vielfachen Verhöre sich selbst in eine Ansicht festgesprochen und dadurch an Glaubwürdigkeit verloren haben mußten, frische Zeugen herbeizuziehen. Arnold Tilh hatte Brüder. Man citirte sie. Aber sie waren weder durch Versprechungen noch durch Drohungen zu bewegen, daß sie sich dem Gerichte stellten. Man ließ es dabei bewenden, weil die Richter es für unmenschlich hielten, so nahe Verwandte zu zwingen, gegen den Nächsten ihres Blutes zu zeugen, wo ihr Zeugniß diesem an den Hals gehen konnte.

So wurde denn zur Confrontation der Familie Guerre mit dem neuen Prätendenten geschritten. Man ließ zuerst die älteste Schwester vor. Sie sah den Stelzfuß einige Zeit mit unverwandten Augen an. Plötzlich aber stürzte sie ihm an die Brust, schluchzte, streichelte ihn, nannte ihn bei Namen und bat ihn, daß er ihr vergebe. Die ganze Stadt hätte ja mit ihr den Irrthum getheilt. Ihr Bruder schien nicht minder gerührt, er umarmte die

Schwester, vergab ihr die unbewußte Beleidigung und wer diesem Auftritt zusah, ward von der Ueberzeugung durchdrungen, daß hier die Stimme der Natur sprach. Der Auftritt wiederholte sich fast in derselben Art bei der Confrontation mit den drei andern Schwestern. Sämmtliche andere Zeugen, auch die am hartnäckigsten gewesen, in dem Angeschuldigten Martin Guerre zu finden, bekräftigten, nachdem sie den Stelzfuß gesehen, nunmehr einstimmig, dieser erst sei der rechte Mann.

Es blieb nun noch übrig, Bertranden mit dem zuletzt Angekommenen zu confrontiren. Sie stockte an der Schwelle, als ihr Blick auf den unerwarteten Mann fiel. Alle Zeichen einer plötzlichen, mächtigen Erschütterung. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen und sie warf sich ihm zu Füßen; sie streckte die Arme aus, ihr Auge hing an seinem und sie bat mit schluchzender Stimme um Vergebung.

Es war ihr entwichener Gatte, der wahrhafte Martin Guerre. Es bedurfte keines Beweises mehr, das verstrickte Spiel voll Täuschungen war gelöst; und auch der Betrüger, welcher bis da seine Rolle so meisterhaft durchgeführt, hielt sie nunmehr für beendet und legte späterhin ohne Folter ein vollständiges Bekenntniß ab.

Es ist zu bedauern, daß uns die Acten dieses merkwürdigen und interessanten Processes nur in Verarbeitungen zugekommen sind. Zwar vermissen wir, bei der Umständlichkeit in der Pitaval'schen Darstellung, wenig, was über den factischen Hergang der Sache Licht gäbe, und das Uebergangene mögen wir uns selbst ergänzen; aber für das psychologische Interesse wäre es wünschenswerth, die Protokolle über die directen Aussagen Bertrandens selbst einzusehen. Das, was der Berichterstatter über ihre Aeußerungen bei der doch unvorbereiteten Zusam-

menkunft mit ihrem wahren Ehemanne summarisch mitgetheilt, stimmt nicht ganz zu dem Bilde, welches wir uns nach dem Vorhergehenden von dieser Frau entworfen haben.

Auf den Knieen vor ihm liegend, soll sie ihm auf das beweglichste vorgestellt haben, daß sie blos durch ihre Schwägerinnen in diesen schrecklichen Irrthum geführt worden sei. Die Hartnäckigkeit dieser Frauen, den Betrüger für ihren Bruder zu erkennen und zugleich ihr eignes, brennendes Verlangen, den geliebten Gatten wieder zu finden, habe ihre Augen verblendet und sie in den Abgrund von Schande gestürzt. Der Bösewicht habe sie durch die listigsten Maßregeln in ihrem Irrthum erhalten und durch alle die trügerischen Kennzeichen, die angeführt sind, so berückt, daß es ihr unmöglich gewesen, aus diesem Netz von Täuschungen sich loszumachen. Aber vom Augenblicke an, wo sie Argwohn geschöpft, hätte sie keine Mühe gespart, sich vollkommenes Licht zu verschaffen und dann zu rächen. Um deshalb habe sie das Document beim Notar aufnehmen lassen und dann vor dem Unterrichter die Sache wider den Betrüger so weit betrieben, daß ihm bereits das Schwert zuerkannt worden. Wenn er gleich appellirt, habe sie auch da die Sache mit besten Kräften weiter fortgesetzt.

Das „Arrangement" des Referenten liegt hier zu klar zu Tage. So kann Bertrande nicht gesprochen haben. Eine Frau ihres Standes, in einer solchen Lage, in diesem Momente der furchtbarsten Ueberraschung, wird nicht diese Worte wählen und die Gründe so künstlich und doch ungeschickt, wie ein schlechter Defensor, zusammenstellen. War das der Sinn ihrer Reden, so läßt sich an und für sich gegen die Wahrscheinlichkeit nichts einwenden. Es ist vielmehr menschlich und natürlich, daß ein Weib von

gemeiner Sinnesart, im Augenblick des Schreckes und vor einem Richter, der wie ein Gespenst aus einer andern Welt plötzlich vor ihr erscheint, Alles bunt durcheinander aufbietet, um die Schuld von sich abzuwälzen. Es ist in der Natur des Menschen, und des Weibes zumal, daß sie den Haupttirrthum auf ihre Schwägerinnen schiebt, obgleich es vor keinem Gericht eine Rechtfertigung sein wird; denn eine Ehegattin muß ihren Mann besser kennen, als die Schwestern desselben. Ihr brennendes Verlangen, den geliebten Mann wieder zu finden, erscheint noch weniger als Rechtfertigung ihres Irrthums, wenn sie wirklich die züchtige, tugendhafte Frau war, wie die Verhandlungen bis dahin sie darstellen. Es ist eine sehr zweifelhafte, psychologische Frage: ob die angebliche Wuth gegen den Bösewicht und die Lust zur Rache in der weiblichen Natur begründet ist, wenn sie drei Jahre mit ihm als Mann und Frau gelebt, zwei Kinder mit ihm erzeugt hat und selbst, nachdem ihr guter Glaube erschüttert worden, noch mannichfache Beweise inniger Theilnahme ihm erzeigt hat? Dieser zweite Mann war zu ihrem wahrhaften Manne geworden, in den Jahren der reifern Urtheilskraft hatte sie ihn kennen gelernt. Mußte er ihr da, wenn ihre Ehe wirklich so glücklich war, als die Anzeichen dafür sprechen, nicht näher stehen, nicht mehr werth geworden sein, als der vor eilf Jahren Verschwundene, an den nur Erinnerungen aus der Jugendzeit sie banden?

Es ist möglich, daß eine überraschte, schuldbewußte, schwache Frau Aehnliches in dieser Lage gesprochen, daß sie sich vor ihrem Ehegatten durch diese schlecht gewählten Gründe rein brennen wollen. Aber dann ist die vorangehende Untersuchung über ihren Charakter eine mangelhafte, oder man hat aus falschen Wahrzeichen auf den Charakter geschlossen, womit auch die Bemerkung stimmen

würde, die Pitaval beiläufig mittheilt: daß die Richter bei diesem Auftritte, durch den Ton ihrer Stimme, ihre Thränen, ihre Schönheit, den Ausdruck des tiefsten Schmerzes in ihrem ganzen Gesichte und in allen ihren Bewegungen aufs äußerste gerührt gewesen. Aber es ist wahrscheinlicher, daß sie die gutmüthige, urtheilsunfähige und schwache Frau war, wie wir sie aus dem Vorangehenden kennen gelernt. Sie glaubte an den Mann, weil Alle an ihn glaubten und sie geneigt war, zu glauben. Nur zur Beschwichtigung ihres Gewissens ließ sie, als ein erster Zweifel sich erhob, jenes Notariatsinstrument ausstellen, ohne davon Gebrauch zu machen. Nur aus Furcht trat sie der Klage des Oheims bei und bereuete es sogleich und suchte es wieder gut zu machen. Nur aus Furcht und Schwäche nahm sie die Anklage nicht zurück; denn es wäre ihr lieber gewesen, wenn es beim Alten geblieben wäre. Wuth und Rachsucht waren ihr fern und mußten ihr fern bleiben gegen den Vater ihrer Kinder. Unfähig, sich zu entscheiden, wartete sie den Ausgang ab, und als die Macht der Wahrheit siegte, ergab sie sich dem Ausschlag mit der passiven Leidenschaft eines schwachen Weibes und nur die Furcht vor dem Zorn des Mannes, vor der drohenden Bestrafung, erpreßte ihr Geständnisse einer Intention, welche ihrem Sinn und Wesen, wie es geschildert, fremd lag.

So, oder noch schlimmer, sah auch Martin Guerre es an. Er, der bei der Begegnung mit seinen Schwestern dem Ausbruch seiner Empfindungen vollen Raum gegeben, blieb kalt und ungerührt bei dem Schmerze seiner Gattin. Er hörte sie an, ohne sie zu unterbrechen; aber sein Blick war finster und sein Benehmen gegen sie verächtlich. Als sie ausgeredet, erklärte er: er könne weder ihren Worten glauben noch ihr verzeihen. Wenn

sein Oheim und bis zuletzt auch seine Schwestern geirrt, so sei das keine Entschuldigung für sie. Eine Frau müsse an ihrem Ehemanne solche untrügliche Merkmale kennen, die es unmöglich machten, einen Fremden statt seiner zu nehmen, wenn sie nicht selbst an dem Irrthum Behagen finde. Er gab ihr allein alles Unglück schuld, was sein Haus betroffen, und die Richter selbst bemühten sich vergebens, ihn von Bertrandens Unschuld zu überzeugen. Die Acten schweigen darüber, ob die Zeit endlich seinen Sinn zu Gunsten der armen Frau geändert habe.

Arnold Tilh, dessen Identität nunmehr erwiesen und anerkannt war, legte vor seinem Tode ein vollständiges Bekenntniß ab, wonach über die Motive und die Geschichte seines Betruges alle Zweifel gelöst wurden.

Er und Martin Guerre hatten zusammen in Kriegsdiensten gestanden und waren vertraute Freunde und Zeltcameraden gewesen. Martin hatte ihm bei verschiedenen Gelegenheiten alles Mögliche von seinem Herkommen, seinem Vermögen, seinen Aeltern und seinem Weibe auf das Umständlichste erzählt; ja einmal in der Trunkenheit hatte er ihm auch die Geheimnisse seines Ehebettes entdeckt. Als er den Abschied genommen und nach Hause gekehrt, hätten ihn mehre Leute als Martin Guerre angeredet und begrüßt, selbst mehre von den vertrautern Freunden desselben. Anfangs mochte er aus Scherz darauf eingegangen sein. Da ihm die Rolle aber über alles Erwarten glückte, sei er zuerst auf den Gedanken gekommen, Ernst daraus zu machen und allen möglichen Vortheil davon zu ziehen. Aus dem Scherze wurde ein Studium. Er entlockte diesen Freunden seines Cameraden beim traulichen Gespräche auf der Straße und in den Herbergen immer neue Umstände, die er gebrauchen

konnte, und frischte die Erinnerungen an Das auf, was ihm aus Martin's Mittheilungen entfallen war, weil es ihn damals wenig interessirt hatte. So zog er, wohlvorbereitet und gerüstet, in Artigues ein, wo Alles nach seinem Wunsche und über Erwarten ging. Von Bertranden selbst wußte er hier, im täglichen und nächtlichen Gespräche die lückenhafte Kenntniß über sein früheres Leben allmälig immer mehr zu ergänzen, indem er auf Dieses und Jenes die Rede lenkte, immer, als wolle er seine eigne Erinnerung sammeln, und sie wurde, ihn bestreitend oder ihm aushelfend, ohne Arg und Mitwissenschaft seine Lehrmeisterin und Gehülfin im Betruge.

Bei der Urtheilsfassung kamen drei Angeschuldigte zur Sprache; das Weib, der Mann und der Betrüger.

Bertrande hatte factisch einen Ehebruch begangen. Aber es war unmöglich, zu ermitteln, wann ihr Verdacht in Wissenschaft übergegangen, also ihre Strafbarkeit eingetreten sei. Ebenso wenig ließ sich ihre Theilnahme am Betruge erweisen. Ihr guter Glaube wurde vor dem Gericht durch den guten Glauben ihrer Verwandten und der ganzen Stadt unterstützt und entschuldigt. Das Parlament folgte deshalb der Billigkeitsregel, daß man in zweifelhaften Fällen stets für die Unschuld vermuthen solle, und sprach sie von jeder Strafe frei.

Auch Martin Guerre's Straffälligkeit kam zur Sprache, einmal, weil er sein Weib böslicher Weise oder doch so unerlaubt verlassen, daß er der mittelbare Urheber der Uebertretung geworden, und dann, weil er bei St.-Laurent gegen Frankreich gedient habe. Letzteres Vergehen gehört nicht in diese Geschichte; auch sprachen die Umstände so für ihn, daß man ihn durch den Verlust seines Beines für genug gestraft erachtete. Ebenso wenig erkannte man in jener Unterlassungssünde ein Verbrechen,

welches vor einem menschlichen Richterstuhle anders zu bestrafen wäre, als wie es durch die Thatsache bereits gerichtet worden, durch die Unordnung in seinem Hause, die Untreue seiner Frau und die theilweise Verschleuderung seiner Güter, wovon man erst bei dieser Gelegenheit Nachricht erhält.

Am 12. September 1560 sprach das Parlament von Toulouse das Urtheil über Arnold Tilh. Es cassirte zuvörderst die Sentenz des Richters von Rieur, weil dieser auf Enthauptung gesprochen, eine Strafe, die eigentlich nur dem Adel zukomme und auf keinen Fall sich für einen so groben Verbrecher aus dem Pöbel schicke. Arnold Tilh wurde: „weil er sich des Namens, Standes und der Person Martin Guerre's angemaßet, dessen Frau verführt und Ehebruch mit ihr getrieben, dessen Güter an sich genommen und durchgebracht, die Ehe entheiligt und eines Andern Frau an sich behalten, dahin verurtheilt, daß er vor der Kirchthüre zu Artigues, auf seinen Knieen, im Hemde, mit bloßem Kopf und Füßen, einen Strick um den Hals und eine brennende Kerze in der Hand, Gott, den König, die Obrigkeit, Martin Guerre und Bertranden von Rols um Verzeihung bitten, von da durch die Straßen der Stadt geführt und endlich vor Martin Guerre's Haus an seinem Hals gehangen und erwürget werden, sein Körper aber nachher verbrannt werden solle."

Nach den Gesetzen war auch sein Vermögen dem Könige verfallen; aus besonderer Berücksichtigung der Umstände sprach indessen das Parlament seine Hinterlassenschaft dem von ihm mit Bertranden erzeugten Kinde zu, eine Mildthätigkeit, welche in dem vorliegenden Falle wol von keiner Bedeutung war.

Am 16. September wurde das Urtheil in seiner ganzen

Ausdehnung durch den Richter von Rieux vollstreckt. Unter dem Galgen, der vor Martin Guerre's Hausthüre errichtet war, bat der Betrüger diesen und Bertranden mit wahrhafter Reue und Zerknirschung öffentlich um Vergebung. Nachdem der Körper erkaltet, wurde er abgenommen und verbrannt.

Die vergifteten Mohrrüben.

1804.

Als die vertriebenen Bourbonen, während Napoleon's Herrschaft, von Land zu Lande ziehend und ihre Asyle, je nach den Umständen und politischen Conjuncturen tauschend, auch im Jahre 1804 in dem damals preußischen Warschau ihren einstweiligen Wohnsitz aufgeschlagen hatten, kam ein bübischer Mordanschlag gegen die königliche Familie zur Sprache. Man wollte Ludwig XVIII., seine Gemahlin, den Herzog und die Herzogin von Angoulême und wer von ihren Angehörigen an dem königlichen Tische saß, vergiften. Hinter dem schändlichen Complotte steckte kein Anderer als Napoleon, der seiner furchtbaren Gegner sich durch einige vergiftete Mohrrüben zu entledigen hoffte.

Die öffentlichen Artikel, welche über das entsetzliche Attentat gegen die flüchtige Königsfamilie sprechen, finden sich im londoner Courier. In demselben, Nr. 15, vom 21. August 1804, heißt es:

„Dieses die nähern Umstände des neuen Verbrechens, welches das theure Leben des Enkels Heinrich IV. bedrohte, desselben, der schon im Jahre 1796 den Meuchelmördern entschlüpft war, welche das Directorium gegen

ihn ausgesandt hatte, und den nun die Vorsehung abermals von dem Tode rettete, welchen der feige Usurpator seines Thrones ihm bereitete. Das Blut des jungen zu Vincennes gemeuchelmordeten Helden konnte nicht die Wuth des Tyrannen besänftigen. Sein Durst lechzt nach dem aller Bourbonen. Er wollte alle Glieder dieser herrlichen Familie, welche er erreichen konnte, in dasselbe Grab stürzen. Vereinigen wollte der Barbar mit ihrer andern unglücklichen Familie auch diese junge und interessante Prinzessin, die der Wuth eines Robespierre nur entschlüpft wäre, um das Opfer eines Ungeheuers zu werden, welches nicht weniger grausam und feig ist als jener Vorsitzer des Wohlfahrtsausschusses war." Dazu bemerkte der Redacteur: „Seit Ludwig XVIII. in Warschau wohnt, hat das französische Gouvernement dorthin einen gewissen Galon Boyer unter dem Titel eines Handelsagenten gesandt. Wohl zu merken, daß bis dahin kein solcher französischer Seits in Warschau gesehen wurde. — — Die englischen Zeitungen haben von diesem unnatürlichen Ereigniß gesprochen. Was aber höchst merkwürdig, so weiß man, daß Seitens der französischen Emigrirten bereits zwei Berichte darüber existiren, obgleich französisch noch nichts über dies neue Attentat des Monsieur Buonaparte veröffentlicht ist. Wir fodern die Herren Redacteure der englischen Zeitungen und die Journalisten des Monsieur Buonaparte auf, die Echtheit der Thatsachen, die wir bringen, zu bestreiten, und wenn die französischen Zeitungen es wagen sollten, den Monsieur Buonaparte wegen dieses neuen Verbrechens zu rechtfertigen, so wollen wir es übernehmen, ihnen zu beweisen, daß er der wahrhaftige Urheber ist."

Das andere Blatt des Couriers, vom 24. August,

enthält eine angebliche Correspondenz aus Berlin, des Inhalts:

„Die Nachricht, welche man soeben erhielt, über den Versuch, den Buonaparte neuerdings gemacht, Ludwig XVIII. zu vergiften, hat hier dermaßen die allgemeine Entrüstung hervorgerufen, daß der französische Gesandte La Forest auf den Straßen und im Theater Insulten zu erdulden hatte. Bei Hofe und auf dem Casino gingen alle Mitglieder des diplomatischen Corps, mit Ausnahme der Gesandten der italienischen und batavischen Republiken, ihm aus dem Wege. Diese Entrüstung ist neuerdings noch gestiegen, seit ein zweiter Courier Nachricht gebracht, durch welche Mittel der französische Handelsagent Boyer versucht hat, den gewissen Coulon einzuschüchtern, welcher es war, der dies elende und grausame Complott entdeckte."

Die vergifteten Mohrrüben und Napoleon's gräßliches Attentat gegen die geheiligten Häupter der königlichen Märtyrer verschwanden bald unter den nächsten wichtigern Ereignissen, dergestalt, daß man sie vergessen glaubte. Napoleon's Größe bot nach seinem Sturze so viel Flecken dar, daß die legitimistische Wuth sich daran füglich sättigen konnte. Erst im Jahre 1824, also volle 20 Jahre nach dem Attentat, zog man es wieder aus seiner Vergessenheit hervor, um noch einen Steinwurf auf das Felsengrab des Heros zu werfen.

Ein legitimistischer Schriftsteller zu Paris wärmte in einer Lebensbeschreibung Ludwig XVIII. die vergifteten Mohrrüben, zum Staunen des Publicums, wieder auf*).

*) Vie de Louis XVIII., Roi de France et de Navarre, par Mr. Alphonse de Beauchamp, Chevalier de l'ordre royal de la Légion d'Honneur. Paris 1824.

Aber auch selbst da schien man das Gericht so unschmackhaft zu finden, daß die wahrhafte Historie von diesem Beitrage der Legitimisten keine Notiz nahm.

Die Mittheilungen des Herrn Alphons von Beauchamp sind in Kürze folgende:

Als der König (Ludwig XVIII.) eben mit den Vorbereitungen zu seiner Abreise nach Grodno beschäftigt gewesen, sei ein abscheulicher Mordversuch entdeckt worden, der es außer Zweifel gesetzt, daß man durch Gift sich gleichzeitig des Königs, der Königin, des Herzogs von Angoulême und seiner Gemahlin entledigen wollen. Zwei Abgesandte (Napoleon's) hätten zuvörderst in Warschau nach einem Menschen gesucht, welcher der That fähig wäre und für Geld sie wol begehen würde. Ein gewisser Coulon habe ihnen dazu am dienstlichsten geschienen, der überdem, als Franzos in frühern Diensten eines der emigrirten französischen Großen, Zutritt zu der Dienerschaft des Königs hatte, und beim Zustande seiner verschuldeten Kaffee- und Billardwirthschaft der Bestechung am zugänglichsten war.

Ausführlich wird nun erzählt, wie sie den gewissenhaften Mann zu bearbeiten versuchen. Sie schenken ihm Punsch über Punsch und Branntwein über Branntwein ein, und Coulon, sich mit seiner Verwirrung hinter die Dünste des Punsches flüchtend, stellt sich, als ob er geneigt sei. Es wird ein Rendezvous verabredet. Aber kaum ist Coulon frei, als er auch schon zu seinem ehemaligen Herrn, dem Baron von Milleville, dem Stallmeister der Königin, stürzt und ihm Alles mittheilt. Dieser sucht den Herzog von Pienne, ersten Edelmann der königlichen Kammer, auf, dieser den Grafen d'Avaray, Minister Ludwig XVIII. Coulon erhält den Befehl, sich zu stellen, als ob er auf die Verführung

eingehe. Ungern thut es die treue Seele. Er erklärt den Verführern, er sei entschlossen, ihren Auftrag auszuführen. Sie gießen ihm jetzt Champagner ein und sagen ihm, seine Aufgabe sei: sich in die königliche Küche zu schleichen und mit Geschick ein Päckchen, welches ihm zugestellt werden würde, in den Kochtopf zu werfen. — Coulon sagte: gut; aber er foderte Geld. Der Eine verspricht ihm 400 Luisdor. Nun hat aber der Dunst des Champagners auch den einen der Verführer umnebelt. Dieser sagt zum andern: ob Boyer (Napoleon's Agent) auch so viel darauf wenden würde? Dieser entgegnet, Boyer sei jetzt auf dem Lande und käme erst in zwei Tagen zurück. Coulon besteht nun erst recht auf sein Geld und wird deshalb zum andern Morgen nach Nowawies, außerhalb der Stadt, bestellt. Auf dem Wege dahin sieht er einen Mann ihm folgen. Aus dem Getreide springt noch ein Zweiter. Beide halten ihn an; sie geben ihm das verheißene Packet und eine Korbflasche mit Liqueur, durch den er sich im Augenblick der Ausführung stärken solle. Das Packet solle er aber ja nicht rütteln, denn es befänden sich in demselben drei ausgehöhlte Mohrrüben, mit einem Pulver angefüllt. Man zahlt ihm einige Thaler und verspricht ihm die 400 Luisdor und ein Asyl in Frankreich, droht ihm aber mit dem Tode, wenn er die Verschwiegenheit breche.

Der König wohnte in Lazienki, eine Viertelstunde von Warschau. Dorthin eilt Coulon zu Herrn von Milleville und übergibt ihm Alles. Der Graf D'Avaray und der Erzbischof von Rheims drücken ihr Siegel auf das Packet, nachdem die preußische Policeibehörde sich geweigert, dem in aller Form angebrachten Gesuche: Coulon und die beiden Abgeordneten sofort zu verhaften und eine Verhandlung aufzunehmen zu willfahren!

Ludwig, als sein Minister ihn von dem Attentat in Kenntniß gesetzt, zeigte mit seiner gewohnten Seelengröße für seine Person einen unerschütterlichen Gleichmuth, dagegen die lebhafteste Sorge für seine Angehörigen. Er schrieb sofort an den preußischen Kammerpräsidenten von Hoym nach Warschau, um sich mit demselben über die Sache zu besprechen und bestellte ihn auf den Abend nach Lazienki. Herr von Hoym antwortete anfänglich gar nicht, kam auch nicht zum Könige; endlich ging eine Antwort dilatorischen Inhalts ein, er lehnte die Untersuchung ab, weil sie zum Ressort der Policeibehörde gehöre. Hierauf trug der König, da er sah, daß man seiner Autorität so wenig Gewicht gab, feierlich darauf an, 1) daß man sich Goulon's und seiner Frau versichere, 2) daß man Kunstverständige ernenne, welche mit seinem, des Königs, Leibarzt gemeinschaftlich die vergifteten Gegenstände untersuchten.

Aber die preußischen Behörden, aus Furcht, Buonaparten als Urheber des Complots zu entdecken, waren taub. Da also von der preußischen Justiz nichts zu erlangen war, begab sich der Graf D'Avaray, mit des Königs Leibarzt Lefèvre, zum Doctor Gagatkiewicz, einem der berühmtesten warschauer Aerzte. Hier wird in Gegenwart des Doctor Bergonzoni und des Apotheker Guidel mit Abnahme der Siegel vorgeschritten und man findet drei hohle, vollkommen frische Mohrrüben, die mit einem Teig von drei Giften, nämlich weißem, gelbem und rothem Arsenik, angefüllt sind.

Sofort wird das corpus delicti mit einem Protokoll darüber und einem neuen Gesuch dem Policeipräsidenten der Stadt, dem Herrn v. Tilly, eingereicht. Dieser aber antwortete unbegreiflicherweise, die Sache ginge ihn nichts an, sondern gehöre vor das Ressort der Justiz.

„So schoben sich Polizei und Justiz wechselseitig die Sache zu, um nichts darin zu entscheiden. Ein Beispiel der Consequenz des von dem preußischen Cabinet angenommenen Systems.“

Nun blieb dem französischen Minister D'Avaray nichts übrig, als die Sache selbst in Gegenwart aller großen Würdenträger des Hofes zu untersuchen. Sie vernahmen den Coulon, der unabänderlich bei seiner Erzählung verharrte, und Alle, betroffen von der Kraft seiner Gewißheit, erlangten auch die volle Gewißheit von der Wahrheit seiner Geständnisse.

Da Preußen nicht helfen wollte, stellte Ludwig seine gerechte Sache in die Hände des Himmels. Die öffentliche Meinung, auf den Continent zurückgedrängt, sprach sich desto freier in England aus. Der Eindruck, den die Nachricht von dem Mordanschlag auf Ludwig's heiliges Leben in London machte, war ungeheuer. Nur Wenige (!) zweifelten, daß der Usurpator die wahre Triebfeder wäre. „Sie gedachten dabei an seine frühern, erwiesenen Verbrechen: die Vergiftungen von Jaffa, die damals noch in frischem Andenken stehenden Ermordungen des Grafen von Frotté, von Pichegru, des Capitains Wright, des Herzogs von Enghien, Toussaint Louverture's, an die Erfolglosigkeit seiner Auffoderung an Ludwig XVIII., wegen Abtretung seiner Rechte an den französischen Thron, sowie an seine bekannte Charakterfestigkeit. Selbst die Weigerung der preußischen Beamten, die Denunciation anzunehmen (was sie genöthigt haben würde, zu handeln), vermehrte den Verdacht. Es gab fast keine englische Zeitung, worin nicht Buonaparte beschuldigt worden wäre, das Verbrechen anbefohlen zu haben, dessen Wirkung der Himmel gnädig abgewendet.“

So die Geschichte des Herrn v. Beauchamp. Es

wäre doch möglich, daß die legitimistische Lüge sich in die Geschichtscompendien eingeschlichen hätte, wenn nicht glücklicherweise beim Criminalsenat des Kammergerichts zu Berlin sich das Erkenntniß desselben gegen den ehrlichen Goulon, auf eine gründlich geführte Untersuchung, noch fände, welches nicht allein ein vollständiges Licht über das Attentat, sondern auch ein sehr unwillkommenes gegen die Denuncianten selbst verbreitet. Außerdem, daß die ganze schamlose Intrigue und, wie man sie, trotz ihres Mislingens, mit französischer Unverschämtheit ausgebeutet hat, enthüllt wird, zeigt der documentirte Verlauf zugleich, wie falsch und aus der Luft gegriffen die Anschuldigungen der Emigrirten gegen die preußischen Behörden waren.

Ludwig XVIII., genöthigt, von Land zu Land zu flüchten, hielt sich im Jahre 1804 in Warschau unter dem angenommenen Namen eines Grafen von Lille auf. Sein Unglück hatte, wie man weiß, seinen königlichen Muth nicht gebrochen, aber auch seine Ansprüche nicht gemindert. Er war umgeben von dem Gefolge aller der Schmarotzerpflanzen der Emigration, welche, hochmüthig, anspruchsvoll, eitel, den Tribut des Mitleids, welchen man dem Unglück zollt, überall verkümmerten und es als eine Segnung betrachten ließen, wenn diese Ungebesserten und Unbekehrten ihres traurigen Weges weiter zogen. Trotz der Incognitomaske hielt Ludwig seinen Hof und schmeichelte seinem Stolz durch stolze Namen, welche die Illusion des Sonst aufrecht erhielten. Wir finden um ihn, außer seinem Minister, dem Grafen D'Avaray und andern Hofbedienten, den Erzbischof von Rheims, den Herzog von Pienne, den Marquis von

Bonnay, den Herzog D'Havré de Croy, den Grafen de la Chapelle, den Grafen Damas Crux, den Grafen Stephan von Dames, den Abbé von Frimont und Andere. Ludwig versicherte Napoleon, er wolle lieber schwarzes Brot essen, als dem Throne seiner Väter entsagen, was ihn aber nicht abhielt, auch den Freuden der Tafel in gewohnter Weise obzuliegen und seine Küche im Verhältniß zu seinem Hofhalt zu erhalten. Die Verhältnisse nöthigten ihn im Juli 1804, nach Rußland überzupilgern. Der flüchtige Hof und seine emigrirten Anhänger ließen an jedem Orte Erinnerungen zurück, welche die Bewohner gern vertilgt gesehen hätten; eine Erinnerung aber nahmen sie mit, von Ort zu Ort, die an das alte Frankreich und die alten Zustände, wie sie gewesen; und im herbsten Misgeschick, nach Täuschung um Täuschung, blieb ihnen eine Illusion, daß die Bourbonen wieder im Triumph nach Paris zurückkehren würden. In wiefern das Spiel der Intrigue, — denn auf dies allein war ihre Hoffnung gebaut, nicht auf die großen Weltgeschicke, deren wunderbare, unvorhergesehene letzte Wendung die Illusion zeitweilig zu einer Wirklichkeit machte — inwiefern das kleinliche Intriguenspiel nur von den müßigen Höflingen, oder von der königlichen Familie selbst mitgespielt wurde, kommt hier nicht in Betracht. Gewiß ist, sie hielten auch den Zeitpunkt vor ihrer Abreise von Warschau für geeignet, eine jener Flatterminen loszulassen, durch welche sie Napoleon's Thron in die Luft zu sprengen hofften.

In Warschau lebte dazumal ein gewisser Jean Coulon, angeblich eines Kaufmanns Sohn aus Lyon. Es genügt, was er von sich selbst bei der Untersuchung einzugestehen für gut gefunden, um zu wissen, mit wem man es zu thun hat. Schon im neunten Jahre entlief er seinem Vater, ging unter eine Schauspielergesellschaft, verließ

sie heimlich, trat dann bei einem Perückenmacher in Dienst, ging im Jahre 1791 nach Spanien, ernährte sich drei Jahre lang zu Barcelona von seinem neuerlernten Handwerk, trat demnächst in eine Emigrantenlegion, ward wegen Streitigkeiten, die er mit Spaniern hatte, an ein spanisches Regiment abgegeben, ließ sich mit demselben einschiffen, desertirte in Genua, nahm Dienste unter der französisch-republikanischen Armee, flüchtete in der Schlacht bei Novi mit Pferd und Waffen nach Neapel zur berüchtigten Armee des Cardinal Ruffo und als sich dies Corps zerstreute, kehrte er nach Spanien zurück, nahm dort wieder Dienste und ward nach Indien eingeschifft. Das Schiff wurde bei der Insel St.-Lucia von einem englischen Geschwader genommen und er als Gefangener nach Plymouth gebracht. Nach zwei Jahren wechselte man ihn aus und schaffte ihn nach Curhaven. Er wandte sich von da nach Altona an den Herzog d'Avré, welcher zum Gefolge der Gräfin de l'Isle gehörte. In Wildungen, wo sie wohnte, nahm ihr Stallmeister, der Baron de Milleville, ihn in seine Dienste und mit diesem kam er im September 1803 nach Warschau. Hier verheirathete er sich, gab seinen Dienst bei Milleville auf, miethete ein Billard und trieb eine Kaffeewirthschaft, indem sein Hauptzuspruch in der Dienerschaft des emigrirten Hofes bestand. — Coulon, damals 32 Jahre alt, katholischer Confession und der französischen, italienischen und spanischen Sprache mächtig, war einer jener Glücksritter der niedrigsten Art, erfahren, in allem Schlechten gewitzigt, charakter- und gewissenlos, aber mit der äußern Politur (er konnte weder schreiben noch lesen) und Macht der Rede, welche Franzosen und Italiener sich so leicht aneignen, gemacht zum politischen Werkzeuge, wie deren sich jede Partei in Frank-

reich bediente und noch bedient, wenn auch keine mit so plumper Unverschämtheit, als die Legitimisten.

Der französische Handelsagent Galon Boyer erscheint nicht in den gerichtlichen Acten; nicht aus Furcht vor Napoleon, sondern weil die preußischen Behörden den Abgesandten einer anerkannten Macht nicht unnöthigerweise in ein Spiel hineinziehen wollten, dem er von vorn herein, wie die Untersuchung ergab, völlig fremd war.

Allerdings geschahen, wie Herr v. Beauchamp berichtet, Eröffnungen seitens der französischen Höflinge an die preußischen Behörden und es hat seine Richtigkeit, daß diese nicht sogleich zugriffen. Man wußte aus Erfahrung, mit wem man es zu thun hatte, und hatte nicht Lust, in die gelegte Schlinge blindlings zu gehen.

Der Graf d'Avaray vertraute am 23. Juli sehr mysteriös dem Kammerpräsidenten von Hoym, daß mehre Franzosen in Verbindung von nicht weniger als zwölf bis funfzehn Polen seinem königlichen Herrn nach dem Leben trachteten. Herr v. Hoym zweifelte. Schon am Abende desselben Tages, um 8 Uhr, stürzte abermals der Graf zu ihm und sagte, er habe Dinge von der größten Wichtigkeit zu entdecken. Der Präsident fragte, was es denn sei? Der Graf konnte es aber noch nicht über die Lippen bringen. Es ward eine neue Zusammenkunft mit Einbruch der Nacht verabredet, da wollte der Graf d'Avaray sprechen. Um 10 Uhr theilte er dem Präsidenten nun mit, daß der Billardwirth Goulon von den verdächtigen Fremden nach Nowawies bestellt worden, um dort Gift zu empfangen und den Grafen de l'Isle damit zu todten. Die Sache klang dem erfahrenen Beamten unwahrscheinlich. Bis er in das entfernte Nowawies Policeidiener hinausschickte, war die verabredete Zusammenkunft längst vorüber; ihm schien es rathsamer, nach Goulon selbst zu

suchen. Dessen Wohnung wußte oder wollte der Graf nicht angeben.

Am folgenden Tage las der Graf d'Avaray dem Präsidenten ein Memoire vor, das von ihm aufgenommen worden, und zeigte ihm ein Papier, in welchem sich zehn bis zwölf junge Mohrrüben befanden, welche Coulon am Abende vorher von den Fremden erhalten haben sollte, mit dem Ersuchen, das Papier mit seinem Petschaft zu versiegeln und einen über diese Versiegelung schon im Voraus aufgenommenen Vermerk zu unterschreiben.

Herr v. Hoym erklärte sogleich, die Sache scheine ihm verdächtig, es mangele an allen Beweisen und man wisse nicht, von wem Coulon die Rüben erhalten. Um deshalb weigerte er sich, zu siegeln und zu schreiben. Indessen bat er um eine nähere Beschreibung der verdächtigen Fremden und sandte seine Policeibeamten durch die ganze Stadt und Umgegend, ob etwa unbekannte Franzosen sich irgendwo versteckten. Man fand aber nur wohlbekannte Gesichter und nirgend etwas Verdächtiges.

Bald darauf erschien der Marquis de Bonay im Namen des Grafen de l'Isle beim Präsidenten und bat ihn, unter Ueberreichung eines Memoirs seines Gebieters, einer Untersuchung von Sachverständigen über den Inhalt der Rüben beizuwohnen. Herr v. Hoym nahm das Memoire, lehnte aber das Letztere ab, auch als der Graf de l'Isle ihn schriftlich darum ersuchte.

Am 26. Juli erhielt darauf der Policeipräsident von Tilly vom Grafen de l'Isle und d'Avaray eine Verhandlung, Inhalts deren vier Sachverständige in Gegenwart des Herzogs von Pienne und d'Avaray's drei Mohrrüben und eine Flasche Liqueur chemisch untersucht und die Rüben mit Arsenik vergiftet gefunden hatten.

Dermaßen verdächtig erschien aber die Sache von Anbeginn sämmtlichen Beamten in Warschau, daß auch ein Notar sich weigerte, einen Aufsatz zu beglaubigen, in welchen Coulon's Aussage aufgenommen ward. Erst als nach der Abreise des Grafen de l'Isle, die am 30. Juli erfolgte, sich das Gerücht verbreitete, daß Coulon's Frau von einem Gewürzkrämer Gift habe kaufen wollen, es aber nicht erhalten habe, ward sie in Auftrag des Polizeidirectoriums verhaftet. Anfangs leugnete sie, gestand aber bald. Sie wollte, ohne Wissen ihres Mannes, das Gift zur Vertilgung der Ratten und Mäuse gefodert haben. Coulon ward nun auch eingezogen und räumte ein, daß er es gewesen, der ihr das Gift zu kaufen befohlen.

Unter Einsendung des von den französischen Hofleuten aufgenommenen procès verbal ward von der warschauer Regierung nach Berlin über den Vorfall berichtet und sie erhielt von dort den Auftrag, die Sache aufs strengste zu untersuchen.

Nach dem procès verbal hatte Coulon Folgendes ausgesagt: Am 20. Juli wären zwei ihm Unbekannte in seine Billardstube gekommen und hätten nach verschiedenen Fragen über den Grafen de l'Isle und seine eignen Glücksumstände, ihm eröffnet, daß sie ein Mittel wüßten, wie er auf ein Mal alle seine Schulden bezahlen könne; er müsse aber schweigen, sonst koste es ihm das Leben. Nachdem er dies gelobt, sagten sie ihm, er sei im Hause und in der Küche des Grafen de l'Isle bekannt. Sie würden ihm etwas zustellen, was er in den Suppentopf werfen solle. Dafür könne er 400 Louisdor gewinnen. Wenn es ihm gelänge, sei sein Glück gemacht. Coulon besann sich einen Augenblick. Da versprachen sie ihm, ihn und seine Frau nach Frankreich zu schaffen, entfernten sich aber bald, indem der Eine auf platt Italienisch sagte: „Wir

müssen fort; wir haben keine Zeit zu verlieren." Nachdem am folgenden Tage Jemand zwei Mal nach ihm gefragt, sei am Abende wieder ein dritter unbekannter Mann zu ihm gekommen; dieser habe ihn geheimnißvoll hinausgerufen und sei darauf mit ihm in der Alt- und Neustadt Warschau so umhergestreift, bis er, Coulon, sich in einer ganz unbekannten Gegend gefunden. Hierauf wären sie in ein Haus getreten, wo einer der beiden Unbekannten von gestern ihn an seinen Vorsatz erinnert und gefragt, ob er sich noch den Streich auszuführen getraue? Sie hätten Champagner getrunken und der Fremde sich berauscht. Da er nun gesagt: ja er wolle, hätten sie ihm an die Hand gegeben, er solle in die Küche gehen und den königlichen Koch um Hammelcoteletten bitten. Während der sie nun röste, solle er ihm Schnaps zu trinken geben und den günstigen Augenblick nützen, Das, was man ihm gebe, in den Topf zu werfen. Er hätte nun erwiedert: „Das sei schon gut; wo denn aber die 400 Luisdor blieben?" Da habe der eine etwas Angetrunkene erwiedert: „Ich weiß nicht, ob Boyer so viel geben wird!" Der Nüchterne, der das schnell bemerkt, sei eingefallen: „Was Du da sprichst; Boyer ist verreist und kommt erst in einigen Tagen zurück." Nachdem er, Coulon, wiederholentlich auf das versprochene Geld gedrungen, hätten sie ihn zum nächsten Abend, 11 Uhr, nach Nowawies bestellt. Dort werde man ihm geben, was er Tags darauf in die Suppe werfen müsse; wenn das geschehen, solle er eilends nach dem Hochgericht gehen, wo er Jemand finden werde, der es übernehme, ihn in Sicherheit zu bringen. Sie hätten ihm darauf einen Dukaten gegeben, um dafür den Koch trinken zu lassen, und um 1 Uhr des Morgens (obgleich er gern bis Tagesanbruch dort geblieben wäre) ihn durch entlegene Gassen nach Haus

geführt. — Abends darauf, um 11 Uhr, hätte er den Weg nach Nowawies angetreten. Wie es in der Beauchamp'schen Historie heißt, sei ihm ein Mann gefolgt, ein anderer aus dem Getreide vorgesprungen; man hätte ihn gewarnt, weil die Hunde Lärm machen könnten, und ihn gefragt, ob er bei seinem Entschluß bliebe? Als er es bejaht, hätten sie ihm ein Packet in einem Papiere gegeben, mit der Warnung, es nicht umzukehren, weil es ausgehöhlte Mohrrüben enthalte und, was drinnen sei, nicht verschüttet werden dürfe. Auch hätten sie ihm 6 Thaler gegeben; aber, als er mehr gefodert, erwiedert: „Mehr könnten sie nicht geben; sie wären schon zu oft betrogen worden und sie hielten ihn selbst nicht für sicher.“ — Als er nun gesagt: wenn sie ihm nicht trauten, möchte Einer mit ihm in die Küche gehen, hätten sie das abgelehnt, aber gesagt: es würde sein Unglück sein, wenn er sie hinterginge. Wenn es aber geschehen, so solle er sich nach Sochaczew (die erste Poststation nach Berlin hin) begeben, wobei sie ihm einen Zettel mit dem Namen des Orts eingehändigt. Dort werde der Postmeister für ihn sorgen; auch sie würden sich einfinden, ihm die 400 Luisdor aushändigen und dann mit einander nach Frankreich gehen. Käme er aber am bestimmten Tage dort nicht an, so würde er Tags darauf nicht mehr am Leben sein. Außerdem sollte er für jede Person, welche binnen Jahresfrist in jenem Hause sterben werde, 100 Luisdor mehr haben. Gelänge ihm die Ausführung des Anschlags vor dem nächsten Abende nicht, so möchte er ein Schnupftuch, welches sie an einem Baume verscharrt, herausziehen; glückte es ihm aber, so möchte er es liegen lassen. Er habe sich den Baum gemerkt. Es sei der 45ste gewesen hinter der Barriere nach Nowawies. Der Saum des Tuches habe etwas hervorgeragt. Darauf hätten sie ihm

Muth zugesprochen und ihm eine kleine Flasche gegeben, um zu trinken, ehe er in die Küche ginge, mit dem Beifügen: er brauche sich auch nicht zu fürchten, es werde nicht sogleich wirken. Nachdem er sie verlassen, sei ihm übel geworden. Ein preußischer Offizier, der ihn glücklicherweise getroffen, hätte ihm Riechwasser gereicht und ihn nach Hause bringen lassen. — Zum Schlusse hatte er in dem procès verbal eine genaue Beschreibung der beiden Fremden gegeben.

In der wider ihn eröffneten Untersuchung verharrte Coulon bei dem ganzen Inhalt des von den Franzosen aufgenommenen Protokolls; nur daß er, als ein pfiffiger Betrüger, hie und da Einzelnheiten hinzuthat, um die Sache glaubwürdiger zu machen, und Einzelnes umänderte, wo er merkte, daß seine frühere Angabe zu den Umständen nicht mehr paßte.

Seine Frau hatte geständig Gift gekauft. Er mußte darüber Rechenschaft vor dem Gerichte geben und war auch damit sogleich bei der Hand: Am Morgen der ersten Unterredung mit den Unbekannten habe der Eine derselben ihn ersucht, Pulver zu kaufen, um damit die Mäuse zu tödten, welche seinen Cameraden in dessen Zimmer belästigten. Er habe ihm Geld, in ein Papier gewickelt, gegeben, nebst einem Zettel, worauf das Pulver geschrieben gestanden. Er habe nun in einer Apotheke einen röthlichen Teig für zwei Groschen gekauft, in seiner Wohnung Kügelchen davon gedreht und damit in seinem Keller Versuche angestellt, ob wirklich die Mäuse daran crepirten. Als Nachmittags der Unbekannte den Teig bei ihm gesehen, habe er gesagt, das sei nicht der rechte: „Ich habe Ihnen gesagt, Sie möchten Pulver bringen. Sehen Sie zu, daß Sie Pulver bekommen, Sie haben Geld genug. Sagen Sie dem Apotheker nur, daß Sie den Teig

verloren haben." Der Fremde habe aber doch den Teig eingesteckt. Nun habe er, Coulon, durch seine Frau das aufgeschriebene Pulver von einem Kaufmann holen lassen wollen, der hätte aber erwiedert: dazu müsse er ein Attest von seinem Herrn bringen. Während die Frau fort war, habe er erst das Papier aufgewickelt und zehn Dukaten darin gefunden. Endlich hätte er aus einer Apotheke das Pulver erhalten, welches nun auch den Fremden, als sie am Abend zu ihm kamen, genügt. Darauf sei Alles geschehen, wie es im procès verbal angegeben, er habe aber noch am nämlichen Abende nach der ersten Proposition dem Baron von Milleville Alles entdeckt (nur nicht das von den 10 Dukaten und dem Mäusegiftkauf), der darauf am folgenden Morgen nach Lazienki fahren und den Grafen de l'Isle Alles bekannt machen wollen, ihm aber anbefohlen habe, sich gegen die Unbekannten zu stellen, als sei er für Geld ganz zu ihrem Auftrage bereit, weil man auf diesem Wege die sichersten Nachrichten erhalten könne. Sein Herr sei nun nach Lazienki gefahren und als er zurückgekehrt, habe er, Coulon, ihn gebeten: daß man doch ja die Sache gleich der Justiz anzeige. Aber Herr v. Milleville hätte gesagt: es fehle an Beweisen. Zuvörderst müsse er das Packet und das Geld von den Unbekannten erhalten haben.

Hier ergab sich der erste offenbare Widerspruch; denn Coulon mußte sofort eingestehen, daß damals noch von keinem Packet die Rede gewesen war.

Hierauf folgte die ganze Geschichte von dem nächtlichen Spaziergang durch Warschau, von dem Gespräch mit den Unbekannten in einem Hause, das er nicht wieder zu finden wisse, von dem späten Gange nach Nowawies und der Ausantwortung des Rübenpackets und Liqueurs.

Alle diese zungenfertigen Mittheilungen trugen mit

ihren mannichfachen Ausschmückungen so sehr das Gepräge des Unwahrscheinlichen an sich, daß der Richter sich gedrungen fand, ihm die ernstesten Vorhaltungen zu machen. Er solle wohl bedenken, daß er durch seine Angaben mehre Personen und namentlich den französischen Handelsagenten Galon Boyer ausdrücklich compromittire, daß bei solcher Beschaffenheit der Dinge also die allerstrengste Nachforschung erfolgen und, wenn seine Angabe sich als falsch erweise, die strengste Ahndung nachfolgen müsse.

Coulon gerieth in sichtliche Gemüthsbewegung. Er hatte diese Wendung nicht erwartet. Aber schnell sich fassend, fragte er: wie die Sache in diesem oder jenem Falle für ihn ausfallen dürfe? besann sich dann eine Weile und erklärte mit Frechheit: er sähe, schlimm wäre es so und so; aber ein besserer Ausgang sei doch abzusehen, wenn er bei der Unwahrheit bleibe. Man drang schärfer in ihn, was er damit meine und stellte ihm vor, daß, wenn seine Angabe unrichtig sei, er noch in dem Falle milder fortkäme, wenn er offen gestände: daß er durch eine falsche Anzeige sich nur aus seinen dürftigen Umständen aufhelfen wollen.

Rasch fiel er ein: „Ja, so ist es. Ich habe mir bei Gelegenheit der Abreise des Grafen de l'Isle eine Belohnung verschaffen wollen, um meine Schulden bezahlen zu können. Ich hoffte: 100 Dukaten dafür zu erhalten."

Dies war nicht die volle Wahrheit; vielmehr nur eine Nothbrücke, welche ihm der Inquirent selbst geschlagen und über die Coulon mit der Hast eines Flüchtigen sich stürzte. Aber man verfolgte ihn Schritt für Schritt. Er blieb dabei in mehren Terminen und hatte auch bald mit seiner lebhaften Phantasie die neue Geschichte sich fertig ausgeschmückt. Eine Schuldenlast von 37 Dukaten hätte ihn gedrückt. Zugleich habe er für seinen Erwerb Alles

fürchten müssen, da mit der Abreise des französischen Hofes auch in der Dienerschaft desselben seine sämmtlichen Kunden fortgingen. Da sei der Vergiftungsanschlag in ihm aufgestiegen. Anfangs habe er nur vorspiegeln wollen: daß ein Paar unbekannte Franzosen ihm eine Summe Geldes geboten, um in den Suppentopf des Königs Gift zu werfen. Dies habe er seinem ehemaligen Herrn, dem Baron v. Milleville, hinterbracht und es sei zu Protokoll genommen worden. Am zweiten Tage aber, da man ihm schärfer zu Leibe gegangen, habe er das Nachtgespräch in dem unbekannten Hause und den Vorschlag, nach Nowawies zu gehen, so wie die Verhandlungen wegen der Flucht erdichtet.

Nun hätte er gern, nach seiner Angabe, die Sache nicht weiter getrieben, aber der Baron v. Milleville habe ihn nicht losgelassen, sondern überredet, er solle den einmal betretenen Weg verfolgen, getrost nach Nowawies gehen, das Gift, was man ihm gebe, empfangen und möglicherweise einen der Fremden in die Küche locken, damit man ihn dort arretiren könne. So sei er gezwungen gewesen, den einmal angefangenen Faden der Erdichtung weiter zu spinnen, so sauer es ihm auch geworden.

Er habe nun schon etwas Thatsächliches bringen müssen. Um deshalb habe er sich Gift verschafft und einen Unbekannten gebeten, ihm den Namen desselben auf ein Papier zu schreiben, weil man wisse, daß er nicht lesen noch schreiben könne, er sich also durch das Papier vor Herrn v. Milleville und der Policei mehr Glauben zu verschaffen gehofft. Dann, da er wisse, daß jeden Tag in den Suppentopf des Königs ganze Mohrrüben kämen, habe er drei Mohrrüben mit einem Kaffeelöffel und einem Stocke ausgehöhlt und den präparirten Teig und das Pulver hineingedrückt. Hierauf habe er sich am

ſpäten Abend nach Nowawies begeben, daſelbſt an einem Baume ein Schnupftuch verſcharrt, um dadurch die andere Vorſpiegelung von der Todesdrohung beweiſen zu können. Folgenden Tages ſei er nun mit den drei Mohrrüben, einer Flaſche Liqueur und 6 Thalern vor Herrn v. Milleville erſchienen, mit der Angabe, die drei Mohrrüben ſeien, um den König zu vergiften, die Flaſche Liqueur, um ſich Muth zu trinken, die 6 Thaler aber ihm gegeben worden, um bis zur nächſten Station Sochaczew zu fliehen, wo er die 400 Luisdor und Gelegenheit zur Flucht nach Frankreich finden werde. Sochaczew habe er aber um deshalb ſtatt des Hochgerichts angegeben, weil Herr v. Milleville auf den Einfall kommen könnte, ſichere Leute nach dem Hochgericht zu ſchicken, die nichts Verdächtiges finden würden, wo dann auf ihm ein Verdacht haften geblieben wäre. Um deshalb hätte er ſich, wie vorhin den Namen des Giftpulvers, auch den der Station Sochaczew auf der Poſt aufſchreiben laſſen und ihn als Beweis ſeinem Herrn vorgelegt.

Als aber Herr v. Milleville ihm geſagt, daß der Präſident v. Hoym die ganze Sache nicht glaube, ſondern ſie für ſeine, des Coulon, Erdichtung halte, habe er angefangen, für ſich ſelbſt Beſorgniſſe zu ſchöpfen. Deshalb habe er darauf gedacht, auch ſeine Frau zu inſtruiren, wenn ſie vor Gericht erſcheinen ſollte. Er hätte deshalb ihr vorgeſpiegelt: in letzter Mitternacht habe er gehört, wie ein Geräuſch an der Thür entſtand. Er ſei aufgeſprungen und habe nun wahrgenommen, wie die Fremden draußen mit einem Nachſchlüſſel die Thüre zu öffnen verſucht, was ihnen aber nicht gelungen, weil der Schlüſſel im Schloſſe geſteckt und er denſelben behutſam feſtgehalten habe. Darauf hätten ſie ſich entfernt, aber mit den

Worten, die er noch gehört: „Der Streich ist misglückt. Wir müssen Boyer davon benachrichtigen und entfliehen.“

Indessen sei doch sein Vorsatz gewesen, sich aus dem Staube zu machen, den er auch wol ausgeführt, wenn ihm Herr v. Milleville nicht zugeredet, zu bleiben, weil sonst die ganze Sache auf die Begleiter des Grafen de l'Isle zurückfallen möchte. Nun habe man ihm Seitens des Grafen d'Avaray und des Herzogs von Pienne schriftliche Aufsätze vorgelegt, worin seine Aussage enthalten gewesen, aber von den Herren hie und da verbessert worden sei, und man hätte ihn bearbeitet, sie vor Notaren beglaubigen zu lassen und vor der Obrigkeit des Landes eidlich, wenn es gefodert werde, zu erhärten. Und darauf sei er plötzlich, nebst seiner Frau, von der Herzogin v. Angoulême in Dienste genommen worden und man habe ihm, vermutlich für die bewiesene Treue, außer freier Wohnung, Holz und Licht, monatlich 6 Dukaten versprochen.

Diese zweite Aussage, die einen Widerruf der ersten enthielt, hatte in ihren Details freilich nicht mehr Wahrscheinlichkeit als jene. Aber Coulon gab sich selbst in derselben als Erfinder einer falschen Anklage aus Gewinnsucht an und bestätigte den aus den Umständen und der Kenntniß der Personen längst obwaltenden Verdacht, daß Andere diese falsche Angabe zu ihrem Vortheil ausgebeutet hätten.

Schon waren mehre Zeugen darüber vernommen, als wahrscheinlicherweise Zuflüsterungen durch die Gefängnißmauern ihn umstimmten. Coulon verlangte die Inquirenten zu sprechen und mit derselben Festigkeit, mit der er sein zweites Bekenntniß abgelegt, widerrief er dasselbe. Die im ersten Bekenntnisse angegebenen Thatsachen seien von ihm nicht erdichtet, sondern der Hauptsache nach wahr.

Aufs Neue nahm er nun sein erstes Geständniß vor und schmückte es nur, um ihm den Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben, mit einigen Nebenumständen aus. Einige unbedeutende Abänderungen, die er mit großer Bestimmtheit vortrug, sollten vielleicht den Schein erwecken, daß er von großer Gewissenhaftigkeit sei, wenn man überhaupt bei einem Menschen seines Schlages annehmen darf, daß es ihm um den Schein von Gewissenhaftigkeit ernstlich zu thun sein könne. Vielmehr galt es ihm wol nur, die Sache noch mehr zu verwirren, die Richter von der Spur der Wahrheit immer mehr abzulenken und für sich selbst Zeit zu gewinnen.

So will er, zufolge dieses dritten Bekenntnisses, als er nach Nowawies ging, sich das Gift selbst verschafft haben, in der Besorgniß, daß sein Verrath den Verschworenen inzwischen bekannt geworden. Er habe sich damit, wenn sie ihn ergriffen, selbst vergiften wollen. Auch räumt er ein, daß von den drei Dingen, die er von den Fremden in der Nacht erhalten, die Flasche Liqueur von ihm zugesetzt worden. Diese habe er schon bei sich im Hause gehabt. Auch nahm er die laut des zweiten Geständnisses nur vor seiner Frau fingirte Geschichte von dem versuchten nächtlichen Einbruch jetzt als Wahrheit wieder auf. Da ihm nun, wegen seines Lebens, wirklich bange geworden, habe ihn Herr v. Milleville beruhigt: „daß der französische Kaiser nur erst nach vier Wochen von dem fehlgeschlagenen Plane unterrichtet werden könne. Unterdeß könne er füglich in Sicherheit gebracht werden.“ Auch habe ihm derselbe abgerathen, von Warschau fortzuziehen, da man ihn dort wol noch brauchen dürfte, und ihm 6 Dukaten zu seinem Unterhalt gegeben. Zugleich aber habe derselbe Alles versucht, der zu Papier gebrachten Erzählung alle mögliche Publicität zu geben, und dabei geäußert: „man

müſſe ſie der ganzen Welt vor Augen legen; die Angelegenheiten in Frankreich würden vielleicht dadurch ganz verändert werden.“ Als aber der Notar die Beglaubigung abgelehnt, habe Herr v. Milleville ihm aufgetragen, ſchleunigſt zum Erzbiſchof von Rheims zu laufen, der grade im Abreiſen begriffen war, und ihm zu ſagen: „Que le coup était manqué.“

Coulon, der ſich bis da als ein ſehr treuer und ergebener Diener ſeines ehemaligen Herrn gezeigt, ſprach hier mit einem Male ſeine Vermuthung aus: daß Herr v. Milleville doch wol ein Mitſchuldiger der Fremden ſein müſſe. Das glaube er daher: Als er geäußert, ob die Fremden auch wirklich die 400 Luisdor zahlen würden, habe Herr v. Milleville ausdrücklich zu ihm geſagt: „Es wären 1000 Luisdor für dieſen Streich ausgeſetzt.“ Kurz vor ſeiner, Coulon's, Verhaftung, habe er aber zu ihm geſagt: er ſolle ſich nicht fürchten, ſondern ſtandhaft ſein; dann werde er auch eine Penſion erhalten. Er habe ferner von ihm verlangt: die Signalements der Fremden grade ſo anzugeben, wie der ſogenannte procès verbal ſie enthalte. Das habe er dem Milleville durch einen Eid verſprechen müſſen und dafür eine Anweiſung auf eine monatliche Penſion von 6 Dukaten für zeitlebens erhalten.

Bei dieſer Angabe blieb Coulon.

Es hielt nicht ſchwer, aus ſeinen Erzählungen ſelbſt, auch ohne die anderweitigen Ermittelungen, zur Ueberzeugung zu kommen, daß der angegebene Vergiftungsplan nur erſonnen geweſen, und es fragte ſich bei der Unterſuchung eigentlich nur: ob er der alleinige, erſte Erfinder deſſelben, oder ein untergeordnetes Werkzeug in den Händen anderer Perſonen ſei?

Seine Ausſagen begreifen drei Anſchuldigungen. In

der ersten denuncirte er gegen fremde Unbekannte, die auf Antrieb einer leicht zu errathenden, aber nur angedeuteten Macht, den Vergiftungsplan betrieben und ihn nur zum Werkzeug gebrauchten. — In der zweiten widerrief er die ganze erste Angabe, und denuncirt gegen sich selbst als einen leichtsinnigen Calumnianten, der aus Gewinnsucht eine falsche Denunciation gemacht. — In der dritten widerrief er den Widerruf, blieb im Wesentlichen bei der ersten Angabe, fügte aber, um für sich einen halben Ausweg zu gewinnen, Verdachtsgründe gegen die Emigrirten vom Hofe Ludwig's XVIII. hinzu, als könne doch wol von diesen, wenn nicht die ganze Sache vom Anfange an eingeleitet, doch im Verfolge zu ihren eignen Zwecken benutzt und ausgebeutet sein, und er, als ein unschuldiges Opfer einer Cabale, die er nicht zu durchschauen vermocht, dastehen.

Die erste Angabe trug zuvörderst alle Anzeichen der innern Unwahrscheinlichkeit an sich; demnächst wurde sie durch nichts erwiesen und endlich sprachen bestimmte Anzeigen beweisend dagegen.

Die Personen der angeblichen Meuchelmörder waren nicht bekannt, ihr Ankläger scheint sie absichtlich in ein Dunkel gehüllt zu haben, um sie dem richterlichen Auge zu entziehen. Bei einem so furchtbaren Verbrechen, das unbedingt ein historisches Aufsehen erregen mußte, war es unwahrscheinlich, daß die Unbekannten, ohne sich von der Zuverlässigkeit des erwählten Werkzeuges vorher zu überzeugen, sich gradezu an einen Mann gewandt und ihm vertraut hätten, der gewissermaßen zum Gefolge der Bourbonen gehörte und von ihnen lebte. Sie, Fremde, sollten den Goulon, einen in Warschau Ansässigen in ein unbekanntes Haus geführt haben, in der Erwartung, daß er die Straße nicht wiederfinde, und er selbst solle, wie

er erklärt, auch wirklich nicht im Stande gewesen sein, das Haus wieder zu finden, obgleich man ihm nicht die Augen verbunden hatte und es in der Nacht heller Mondschein war! Mehrmals sollte er sie um ein Angeld ersucht haben, und sie, wo sie Alles anwenden mußten, sich seiner Treue zu versichern, hätten ihn mit drei, oder (wie er in einem seiner vielen Widersprüche sagt) mit höchstens zehn Dukaten abgespeist! Sie, bei der Dringlichkeit der Sache, bei der nahen Abreise Ludwig's, hätten sich nicht einmal mit Gift versehen, und sich solches erst durch Goulon verschaffen wollen! Die spätere Angabe, daß er das Gift nur angekauft, um sich selbst zu vergiften, wenn die Verschworenen ihn packten, ist fast zu albern, um näher betrachtet zu werden. Solche raffinirte Meuchelmörder sollten sich so vergessen, daß sie bei einer der ersten Unterredungen mit dem zu gewinnenden Werkzeuge sich selbst berauschen und dabei ihren Anstifter verrathen würden! Unter den drei Moorrüben, welche sie Goulon übergaben, war eine, die, bei der Zubereitung geborsten, mit Zwirn umwickelt war. Um eine Rübe, oder die Arbeit zu sparen, hätten sie ihren groben Betrug so sichtlich gemacht! Das wäre doch bei dem unbesonnensten Verbrecher eine unbegreifliche Unvorsichtigkeit, und diese sollten sich nach Goulon's Versicherung jederzeit mit vieler Behutsamkeit benommen haben.

Es verlohnt zu unserm Zwecke nicht, das volle Maß der Unwahrscheinlichkeiten, welche in der Goulon'schen Aussage selbst enthalten sind, weiter aufzuführen. Sie wurden aber nicht allein durch nichts erwiesen, sondern es sprachen mehre Umstände positiv dagegen und bestärkten die Verdächtigkeit. Weder in Warschau noch in der Umgegend war bei der genauesten und strengsten Nachsuchung einer wachsamen Policei, Jemand aufzufinden, auf den

die Anzeigen zutrafen. Der Graf d'Avaray hatte gegen den Präsidenten von Horn von zwölf bis funfzehn Polen gesprochen, welche in dem Complotte verwickelt seien. Von diesen wußte Goulon, von dem des Grafen ganze Kenntniß herrührte, kein Wort. Der nämliche Graf d'Avaray hatte dem Präsidenten zehn bis zwölf junge Mohrrüben, mit einer fetten Salbe umgeben, vorgezeigt; Goulon behauptete aber fortwährend nur drei Rüben erhalten zu haben!

Aber gesetzt, es wäre ein Thatbestand des Vergiftungsversuchs vorhanden, der weder in den Mohrrüben, noch in Goulon's Aussage zu finden ist, welch ein Motiv könnte den angedeuteten Urhebern beigemessen werden? Die preußischen Richter beschränkten sich aus politischen Rücksichten in jener kritischen Periode darauf, daß zwischen dem französischen Handelsagenten Galon Boyer und dem Grafen de l'Isle erweislich keine Feindschaft obwalte, also auch kein Motiv vorhanden sei, weshalb der Erstere dem Letztern nach dem Leben trachten solle. Seitdem hat die Geschichte in letzter Instanz diesen Proceß längst abgeurtheilt, und wir mögen hinzusetzen, es war auch kein Motiv vorhanden, daß der Kaiser Napoleon diese Bourbonen durch Gift aus dem Wege geschafft wünschen durfte. Auch wenn er, um den Schein der Legitimität zu gewinnen, mit ihnen, wegen Abtretung ihrer Rechte unterhandelte, sie waren ihm nie gefährlich.

So fiel denn vorläufig der Verdacht auf den Angeber allein zurück. Schon sein geständiger, unsteter Lebenswandel, daß er unter den Fahnen mehrer Nationen diente und sie meistentheils mit Brechung seines Eides verließ, die außerordentliche Fertigkeit und Gewandtheit, welche er in Vorbringung von Unwahrheiten zeigte, ließen einen Verdacht gegen die Reinheit seiner Absichten bei der De-

nunciation herleiten, auch wenn sein nächstes Interesse nicht als genügendes Motiv erschien. So kam denn seine zweite Aussage, die den Widerruf der ersten erhielt, an Glaubwürdigkeit. Zwar hat er auch diese abermals widerrufen, aber außer der mehren innern Wahrscheinlichkeit sprechen auch andere ermittelte Umstände beweisend dafür.

Es ist durch Zeugen und sein eignes Eingeständniß dargethan, daß er die beiden Blätter, auf deren einem der Name der nächsten Posistation, auf dem andern der Name des Giftes stand, jenes von einem Postofficianten, dieses von einem ihm fremden Manne aufzeichnen lassen. — Er hatte ferner eingeräumt, daß er die Mohrrüben selbst in der beschriebenen Art präparirt, mit einem Theelöffel und Stock ausgehöhlt und mit Arsenik gefüllt, auch daß er die eine zerbrochene zugestopft und mit Zwirn bewickelt habe. Zwar widerrief er dies später, aber man fand, gleich nach der einräumenden Aussage, in seiner Wohnung noch den Stock, den er zur Aushöhlung der Rüben zugespitzt, und er war an der Spitze noch mit einem gelben Pflanzensafte gefärbt. Auch hatte man ihn vor dem Widerruf dasselbe Experiment an andern Mohrrüben versuchen lassen, und sie waren, sowol was die äußere Form anlangt als auch in der Zwirnbewickelung der einen Rübe denen vollkommen ähnlich, welche Coulon dem Baron von Milleville bei Aufnahme der Denunciation ausgeliefert hatte.

Als Motiv seines Widerrufs gibt er die augenblickliche Furcht an, daß man ihn wegen dieses Geständnisses nach Frankreich ausliefern würde. Aber es war kein augenblicklicher Widerruf, dem man die Einwirkung der Angst angesehen hätte. Er widerrief mit der größten Ausführlichkeit, mit einer neuen umständlichen Geschichtserzählung auf siebzig Seiten, mit einer Menge Details, wie er auf

den Entschluß gerathen, die Denunciation zu erfinden, durch welche künstliche Mittel er seiner Erzählung Wahrscheinlichkeit zu geben versucht. Trotz der Zweifel, die der Inquirent dagegen hegte, blieb er beharrlich lange dabei, bis andere Einflüsse und Ueberlegung ihn zu der ersten Lüge wieder zurückbrachten.

Es wäre überflüssig, das ganze Knäuel von Lügen zu verfolgen, in welches der Mensch sich wickelte, ihre Widersprüche darzulegen, und das möglich Wahrscheinlichste davon herauszusuchen, da seine eine Aeußerung: „er wolle lieber durch Unwahrheiten sein Leben zu erhalten suchen, als solches durch das Bekenntniß der Wahrheit in Gefahr setzen, und sich lieber gar nicht weiter über die Sache auslassen", zur Genüge seinen Charakter ans Licht stellt und ihn als einen Solchen erkennen läßt, zu dem man sich der That versehen kann, d. h. daß er die Vergiftungsgeschichte aus Gewinnsucht erfand.

Unser Mitherausgeber, welcher in jenen Jahren als Regierungsassessor in Warschau angestellt war, berichtet uns aber, aus eigner Erinnerung, noch einen interessanten Moment, welcher das vollste Licht auf diesen nur in der Lüge lebenden Charakter wirft. Hitzig, beauftragt, dem Inculpaten das Erkenntniß erster Instanz zu publiciren und das von ihm eingelegte Rechtsmittel der weitern Vertheidigung zu instruiren, trieb durch Vorhaltung neuer Widersprüche den schlauen Coulon dergestalt in die Enge, daß schon ein Geständniß des ganzen Zusammenhanges der Intrigue auf seinen Lippen schwebte, und sich in der heftigsten Bewegung seiner Gesichtsmuskeln ankündigte. Urplötzlich aber faßte er sich, stürzte vor dem Inquirenten auf die Knie und rief: „Ja, ich habe noch etwas zu gestehen! Es liegt mein Leben in der Hand

meines Richters, und es iſt noch nicht davon die Rede geweſen."

Ruhig wurde ihm entgegnet, ob es zur Sache gehöre? Sonſt möge er es für ſich behalten, und nur auf die ihm vorgelegten Fragen antworten. Während er immer noch auf den Knieen lag, ſprudelte ihm nun mit der geläufigſten Zunge eine ganz neue wunderbare Geſchichte vor: „Es ſei allgemein der Glaube verbreitet, daß der tapfere General Deſair, Napoleon's Freund bei Marengo, von einer feindlichen Kugel getödtet worden. Dem ſei aber nicht ſo. Er, Coulon, unter ihm fechtend, habe den General erſchoſſen, der ihn als Hauptmann, da er Soldat in ſeiner Compagnie geweſen, ſchwer beleidigt. Nun könne man, nach dieſem Geſtändniß, mit ihm machen, was man wolle. Liefere man ihn aber in die Hände Buonaparte's, ſo ſei es nicht ſchwer einzuſehen, daß ſein Kopf fallen würde." Der Inquirent entgegnete lächelnd: „Laſſen wir den General Deſair jetzt ruhen; ſtehen Sie auf und beantworten meine Fragen." Aber der günſtige Moment war verſtrichen. Die improviſirte Comödie hatte Das bewirkt, was Coulon wollte, er hatte ſich in ſeine alte Faſſung wieder hineingeredet, ſtand auf und log wie vorher.

Nachdem wir zur Ueberzeugung gekommen, daß dem Vergiftungsplan keine Wahrheit zum Grunde liegt, fragt es ſich nur, ob die Fiction allein in Coulon's Kopfe entſtanden iſt, oder ob andere Urheber da waren? Die Acten enthalten mehre Thatſachen, welche dem Richter zur dringenden Vermuthung Anlaß geben, daß Jemand oder Mehre aus des Grafen de l'Isle Gefolge den Betrug geleitet, wahrſcheinlich erſonnen haben. Dieſer Verdacht trifft den Baron von Milleville, den Grafen d'Avaray und den Herzog von Pienne, in deren Gegenwart

der procès verbal aufgenommen ward, durch welche er mit dringender Eilfertigkeit an den Präsidenten von Hoym gelangte, und welche sich besonders thätig bei dem Vorfalle bewiesen haben. Aber hier blieb die Untersuchung, auch da mit Schonung geführt, haften. Noch weiter zu dringen verbot vielleicht ebenso das Mitleid gegen das Unglück als die politischen Rücksichten, welche über die Sphäre der Criminalistik hinausgehen.

Baron v. Milleville hatte geständlich dem Coulon schon vor der Anzeige des Vergiftungsanschlags sechs Dukaten monatliche Pension verheißen. Es war gar kein Grund da zur Freigebigkeit gegen diesen Menschen, wenn man ihn nicht zum Werkzeug einer politischen Intrigue brauchen wollte. Beim Niederschreiben des procès verbal händigte er Coulon 35 Dukaten aus, verschwieg ihm aber dabei, daß sie vom Herzog von Pienne kamen. Baron v. Milleville drang mit besonderm Eifer auf Niederschreibung der Aussage; dann darauf, daß sie von einem Notar beglaubigt würde, den er deshalb mit Besuchen überhäufte. Er äußerte dabei: „daß sich durch diesen Vorgang Alles in den Angelegenheiten Frankreichs ändern könne, und daß er die Ausfertigungen des procès verbal der ganzen Welt vor Augen legen wolle." Als die Beglaubigung abgelehnt ward, schickte er Coulon eiligst zum Erzbischof von Rheims mit der Nachricht: „der Coup sei mißglückt." Außerdem versichert Coulon, Milleville habe zu ihm geäußert: „es wären 1000 Luisdor für den Streich ausgesetzt", er habe ihm einen Gnadengehalt versprochen, wenn er standhaft bei der Erzählung verharre; er habe ihm vorgeschrieben, wie er das Signalement der Unbekannten angeben solle, und ihn in Gemeinschaft mit dem Grafen d'Avaray und dem Herzog von Pienne darüber einen Eid leisten lassen; demnächst

aber sei er, unter großen Vortheilen, in den Dienst der Herzogin von Angoulême aufgenommen worden.

Wenn Letzteres auch nicht als vollständig erwiesen zu erachten wäre, so ist doch ein sehr vertrautes Zusammensein zwischen diesen hochgestellten Emigrirten und dem Vagabunden und ein seltsames Interesse, welches sie an seinem Wohlergehen nahmen, dargethan. Coulon's eigne Frau bezeigte, daß Baron v. Milleville ihren Gatten zwei Mal um die Zeit der Denunciation in seiner Wohnung aufgesucht, ihn mit sich genommen, und ein anderes Mal nach Lazienki gesandt habe. Coulon kaufte das Gift in der Richter'schen Apotheke im Augenblicke, als er von Milleville kam. Die drei französischen Edelleute betheuerten ohne alle Veranlassung von selbst die Wahrheit der Coulon'schen Aussage, sie gaben ihm, dem geständigen Taugenichts, die vortheilhaftesten Zeugnisse, ja Baron v. Milleville versicherte vor dem Policeipräsidenten, daß Coulon vollkommen unschuldig sei und bat inständigst, ihn gut zu halten. Entweder hatten sie gleiches Interesse mit ihm oder fürchteten seine Zunge.

Die Art, wie die genannten Herren sich gegen die preußischen Behörden benahmen, verdächtigte sie aber vom Anfange an vor denselben. Als der Graf d'Avaray dem Präsidenten von Heym die Lebensgefahr, in welcher der König Ludwig schwebe, mittheilte, geschah es mit der unbesorglichsten Gleichgültigkeit, wiewol er in seinen spätern Briefen von dieser Gefahr mit aller Exaltation des französischen Charakters spricht. Schon früh am Tage des 23. Juli hatte Coulon die Zusammenkunft mit ihm und dem Herzoge von Pienne gehabt, aber erst um 8 Uhr Abends eröffnete der Graf dem Präsidenten Heym, daß er ihm Dinge von großer Wichtigkeit zu entdecken habe, wollte indeß auch da noch nicht mit der Sprache heraus,

obgleich Herr von Hoym ihn dringend aufforderte, sondern verschob die Conferenz auf Abends 10 Uhr. Erst zwischen 10 und 11 Uhr machte er ihn nun mit dem Vergiftungsplan bekannt, wo es zu spät war, Anstalten zur Verhaftung der Fremden zu treffen, weil die Zusammenkunft zwischen ihnen und Coulon schon vorbei sein mußte. Auch des Präsidenten Versuch, das Coulon'sche Haus sofort durchsuchen zu lassen, wußte er durch einen wichtigen Einwand zu vereiteln. Die Absicht des Grafen d'Avaray lag also zu Tage, daß keine Nachforschungen angestellt werden sollten; ja wie wenig es den Hofbeamten darum zu thun war, die fremden Franzosen zu entdecken, beweist der Umstand, daß der Präsident von Hoym und der Polizeipräsident vom 24. bis 28. Juli nicht ein einziges Mal von den angeblich für ihres Königs Leben so besorgten Dienern mit der Frage angegangen wurden: ob Aussicht sei, die Anstifter auszumitteln? Ihnen war es um nichts zu thun, als das Dasein eines Vergiftungsplanes im Publicum wahrscheinlich zu machen. Endlich woher hatte der Graf d'Avaray die zwölf vergifteten Mohrrüben, welche er dem Präsidenten zeigte, während doch Coulon nur drei von den Verschworenen aufzubringen gewußt? Wo bleiben seine zwölf bis funfzehn Polen, nach dem Blute der Bourbonen dürstend, von denen selbst Coulon gar nichts wußte? War die große Zahl Mohrrüben und Polen nur aufmarschirt, um die preußischen Beamten zu erschrecken? Bedurfte es noch eines Beweises, daß Coulon nicht der eigentliche Anstifter war, so ergibt es sich daraus, daß Coulon noch vor Gericht nicht recht wußte, wer eigentlich der Galon Boyer war, obschon man ihn im proces verbal aufs deutlichste auf denselben, als den eigentlichen Urheber, aussagen lassen.

Obgleich Baron v. Mideville dem Erzbischof von Rheims

sagen lassen: que le coup était manqué, deuteten die Intriquanten ihn dennoch mit Unverschämtheit aus. Der Graf de la Chavelle, als zurückgebliebener Bevollmächtigter des Grafen d'Avaray und des Herzogs von Pienne, räumte in einer Note am Schlusse der Untersuchung selbst ein, daß von Seiten der Emigrirten die Einrückung jener Artikel in den Courier de Londres veranstaltet worden sei, wonach dem französischen Kaiser die Anstiftung des Plans durch den Agenten Boyer ohne Umschweife zur Last gelegt wird.

Somit war des Lichtes genug über den angeblichen Vergiftungsplan verbreitet. Das Kammergericht in Berlin, dem die Urtelsabfassung in dieser Sache übertragen war, nahm als Resultat der Untersuchung an, daß Coulon in Gemeinschaft mit einigen Personen aus dem Gefolge des Grafen de l'Isle, seinerseits aus gewinnsüchtigen Absichten, höchst wahrscheinlich fälschlich und wider besseres Wissen, den französischen Handelsagenten Boyer als Vermittler eines Vergiftungsplans gegen den Grafen de l'Isle angeklagt habe, und verurtheilte ihn außerordentlich zu einer vierjährigen Festungsarbeitsstrafe. Das Appellationserkenntniß bestätigte das Urtheil, und Coulon ward nach der Festung Cosel zur Abbüßung seiner Strafe abgeführt.

Unter der Wucht der hereinbrechenden Weltereignisse, welche Staaten zertrümmerten und Europas Gestalt umwarfen, gerieth dieser schmähliche Criminalfall in eine für die Schuldigen glückliche Vergessenheit. Die Zuchtruthe des Himmels fand an Frankreichs Legitimisten ein unverbesserlich Geschlecht. Statt, dankbar für die Nachsicht freundlicher Mächte, die ehrenrührige Erinnerung in ihrer Vergessenheit schlummern zu lassen, mußte einer ihrer Schriftsteller die zwanzigjährige Lüge 1824 wieder

aufwecken. Auch diese Lüge, kaum beachtet, vermochte nicht, ihr sinkendes Ansehen wieder aufzurichten. Sie stürzten, weil ihr Stamm morsch, ihre Wurzeln faul waren. Da rief der jüngste Briefproceß in Paris bei uns die Erinnerung an jenen Vergiftungsproceß wieder auf. Bedarf es noch der Beweise, daß diese legitimistische Partei, trotz der Verstandeskraft eines Villèle, trotz der Gemüthskraft eines Chateaubriand, die vergebens in die entnervten Seelen Blut und Geist hauchen möchten, vor dem sittlichen Weltgerichte ihr Nichtigkeitsurtheil selbst unterschrieben hat? Eine Intriguantenpartei, welche Napoleon's Thron mit drei vergifteten Mohrrüben, und Ludwig Philipp's Thron mit funfzehn verfälschten Briefen zu erschüttern wähnte, um, dort unter Beistand eines Coulon, hier einer Madame Saint-Elme, sich in der Verwirrung hinaufzuschleichen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

Der neue Pitaval.

Zweiter Theil.

Der
neue Pitaval.

Eine Sammlung
der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

95
N2111

Herausgegeben
vom
Criminaldirector **Dr. J. E. Hitzig**
und
Dr. W. Häring (W. Alexis).

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

Inhalt des zweiten Theiles.

	Seite
Vorwort	VII
Fönk und Hamacher (1816—1823)	1
Die Marquise von Brinvillier (1676)	104
Die Geheimeräthin Ursinus (1803)	161
Anna Margaretha Zwanziger (1811)	218
Gesche Margaretha Gottfried (1831)	256
Der Wirthschaftsschreiber Tarnow (1795)	360
Die Mörderinnen einer Hexe (1819)	386
Die beiden Nürnbergerinnen (1787)	401
Die Marquise de Gange (1667)	415

Vorwort.

Sämmtliche mir zu Gesicht gekommenen Beurtheilungen des ersten Bandes haben sich so günstig über vorliegendes Werk ausgesprochen, daß ich darüber nichts zu bemerken habe, als daß es mein und meines Herrn Mitarbeiters angelegentlichstes Bestreben sein wird, durch die Fortsetzung den davon gehegten Erwartungen mehr und mehr zu entsprechen.

Nun Eine irrige Auffassung in Beziehung auf die Person des zweiten Herausgebers, der ich überall begegnet bin, scheint mir eine Berichtigung nöthig zu machen. Man betrachtet nämlich die zwischen ihm und mir bestehende Verbindung als die eines Criminalisten von Fach mit einem beliebten Novellisten, die, wenn Herr **Dr.** Häring nur dies wäre, immer etwas Bedenkliches haben würde, insofern es sich um Darstellung der mitgetheilten Fälle nicht nach den poetischen Motiven, welche in einzelnen liegen mögen, sondern nach ihrem wirklichen thatsächlichen Verlauf handelt. Es ist aber nicht so,

wie es die Beurtheiler voraussetzen. Herr **Dr. Häring** ist so gut Jurist als ich; er hat beim Criminal-Senat des Kammergerichts, zur Zeit als ich Mitglied desselben war, als Referendarius wie seine Dienstzeugnisse beweisen, gerade als Referent — worauf es hier ankommt — mit Auszeichnung gearbeitet und wenn er nicht im Jahre 1824 aus freiem Entschlusse, um sich ganz einer literarischen Thätigkeit hinzugeben, die richterliche Laufbahn verlassen hätte, so würde er, dem natürlichen Gange der Dinge nach, jetzt als Rath seinen Platz in einem unserer Obergerichte einnehmen.

Dies vorausgeschickt, wird eine kurze Entstehungsgeschichte des Werks am besten auf den Standpunkt zur richtigen Würdigung desselben stellen.

Die Idee dazu gehört allein dem Herrn Verleger an. Derselbe schrieb an mich, erinnerte mich an den Erfolg, den die deutschen Bearbeitungen der Pitavalschen **causes célèbres** ihrer Zeit gehabt, und knüpfte daran die Anfrage, ob eine ähnliche Sammlung nicht in unsrer mir zweckmäßig erscheine. Ich konnte den Gedanken nur billigen; wenn er aber darauf hindeutete, daß der Herausgeber, insofern die Sache wirklich zur Ausführung kommen solle, aus der Zahl praktischer Juristen zu wählen sein würde, so hielt ich mich für verpflichtet, ihn auf die Schwierigkeit aufmerksam zu machen, in diesen Reihen einen solchen zu finden, dem die Gabe der

schriftstellerischen Darstellung in einem Grade verliehen sei, wie es ein auf ein höchst bunt gemischtes Publicum berechnetes Unternehmen voraussetze. Geschäftsmänner verständen in der Regel nicht anziehend zu schreiben, und Romanschreiber von Beruf unterlägen gar zu leicht der Versuchung, der Actenmäßigkeit auf Unkosten der angenehmen Erzählung ihr Recht zu vergeben; sei ihm aber für die Function des Herausgebers ein Duumvirat von Juristen genehm, so wolle ich ihm ein solches nachweisen in zwei ihm wohlbekannten Männern, von denen der eine die Erfahrung, der andere die Erzählergabe für sich habe. Beide sollten sich zu Einer Person für das Werk verschmelzen; Häring schreiben, Hitzig sich die Sachen vortragen lassen *) und über die Art der Behandlung derselben sich das berathende Urtheil vorbehalten, auch durch seinen Namen dafür Bürgschaft leisten, daß das Publicum im „neuen Pitaval" nicht Criminal-Novellen, sondern wirklich Criminalfälle erhalte.

Der Vorschlag gefiel dem Herrn Verleger und so trat das Werk in das Leben.

---

*) Es versteht sich, nur soweit es das Thatsächliche betrifft, ein Censoramt gegen meinen Herrn Mitherausgeber da, wo in Bemerkungen u. s. w. seine Individualität hervortritt, zu üben, habe ich mir nicht zur Aufgabe gestellt; und muß daher jede Solidarität in dieser Beziehung, sei es in Glimpf oder Schimpf, zurückweisen. Er ist der Mann, seine Aeußerungen selbst zu vertreten. Hitzig

Uebrigens fühle ich mich noch zu dem offenen Bekenntniß veranlaßt, daß ich erſt in dieſem Augenblicke darauf aufmerkſam werde, daß der Plan, wie er dem Herrn Verleger vorſchwebte, als er ihn mir mittheilte, nicht neu iſt. Schiller*), der 1792 eine Bearbeitung des ältern Pitaval durch eine Vorrede bei der deutſchen Leſewelt einführte, ſagt am Schluſſe derſelben: „Eine Auswahl der Pitaval'ſchen Rechtsfälle dürfte durch drei bis vier Bände fortlaufen; alsdann aber iſt man geſonnen, auch aus andern Schriftſtellern und aus andern Nationen (beſonders wo es ſein kann, aus unſerm Vaterlande) wichtige Rechtsfälle aufzunehmen und dadurch allmälig dieſe Sammlung zu einem vollſtändigen Magazin für dieſe Gattung zu erheben."

Dies iſt genau Das, was auch der neue Pitaval beabſichtigt. Ich denke aber noch an eine Erweiterung des Plans, an eine Anknüpfung des Werks an die Gegenwart, ziehe es jedoch vor, jetzt nicht mehr darüber zu ſagen, ſondern wenn die dazu getroffenen Einleitungen einen günſtigen Erfolg haben ſollten, lieber mit der That hervorzutreten, als zu verſprechen, was ſich vielleicht nicht leiſten läßt.

Berlin im Juli 1842. **Hitzig.**

*) S. Werke. Ausgabe in Einem Bande von 1840. S. 1167.

Ueber die in dieſem zweiten Bande aufgenommenen Criminalfälle haben wir uns bereits in dem Vorwort zum erſten ausgeſprochen. Nur der „die zwei Nürnbergerinnen" überſchriebene iſt inzwiſchen eingeſchaltet worden, aus Gründen, für die wir uns zu entzuſchuldigen wol nicht nöthig haben; wir bekennen indeſſen, daß es zugleich mit Mistrauen geſchah. Denn ſo pſychologiſch ergreifend und auch natürlich der außergewöhnliche Hergang erſcheint, ſo wenig iſt die juriſtiſche Procedur in der Art, wie unſer franzöſiſcher Berichterſtatter (in den **causes célèbres étrangères**) ſie erzählt, in einer deutſchen Stadt mit einem geregelten Gerichtsweſen zu Ende des vorigen Jahrhunderts denkbar. Dennoch ſcheint der Kern echt, und in Ermangelung anderer Quellen, die uns zur Hand liegen, folgen wir einſtweilen der franzöſiſch zugeſtutzten Auffaſſung, in Erwartung, daß unter unſern Leſern, vielleicht in Nürnberg ſelbſt, Jemand aus den Acten eine Berichtigung uns zugehen laſſe.

Die Theilnahme, welche unſer Werk gefunden, und die uns in Zuſchriften aus vielen Theilen unſers Vaterlandes an den Tag gelegt worden, ſchließt nicht aus, daß unſere Darſtellung nicht hie und da Widerſpruch gefunden hätte. Aber auch die tadelnden Stimmen waren nur willkommene Zeugniſſe für die Bedeutung, welche man unſerm Unternehmen gibt. So erkennen wir gern an, daß der im erſten Bande aufgenommene Fall des royaliſtiſchen Königsmörders

„James Hind" nicht eigentlich zu den Criminalfällen im strengern Sinne zählt, da das Resultat, nicht aus formellen Acten geschöpft, mehr der beglaubigten Volkssage angehört. Hätten wir die angenehme Gewißheit im voraus gehabt, daß der wissenschaftliche Ernst in unserer Sammlung allein schon die Theilnahme für das Buch sichern würde, so hätten wir diesen interessanten Fall gern den romantischen Erzählern überlassen; wiewol dessen Aufnahme sich nach dem Beispiel achtbarer Vorgänger in- und außerhalb Deutschland rechtfertigen läßt. Gern erkennen wir jedoch an, daß die allgemeine Bildung in unserm Vaterlande solche Fortschritte gemacht hat, um im Ernst des Wissenschaftlichen selbst Nahrung für die Phantasie zu finden.

Daß die Auffassung mehrer Fälle, die in jüngster Zeit sich ereignet und Fragen der Gegenwart berühren, Widerspruch finden und das Parteiinteresse anregen würden, ließ sich erwarten. Aufgabe war, mit der möglichsten Unparteilichkeit die Thatsachen so darzustellen, wie es des unbefangenen Richters Pflicht ist, ohne sich darum zu kümmern, ob dies hüben oder drüben Anstoß erregt. Wenn es eine belohnende Kritik für unsre Bemühung gibt, so ist es die, wo man von den beiden sich gegenüberstehenden Parteien uns zuruft, daß wir ihnen nicht genug thaten. Diese Belohnung ward uns zu Theil.

Aber froh ſind wir darüber nicht. Wir können uns nicht überreden, daß für Deutſchland die herbeigewünſchte Zeit eine glückliche iſt, wo unſer Gemeinſinn ſich in ſchroff gegenüberſtehende Parteien auflöſt, zwiſchen denen keine Brücke der Verſöhnung, keine Sprache gegenſeitiger Verſtändigung exiſtirt. Förderlich zur geiſtigen Entwickelung mag ein Parteienkampf ſein, aber wir meinten, daß es am Deutſchen ſei, jene Würdigung des Echten und Guten, die über allen Parteibeſtrebungen ſteht, als das Höchſte ſich zu bewahren, daß ſie ein Palladium ſei, auf das er als eine Errungenſchaft ſeiner humanioren Bildung und ſeines Gerechtigkeitsſinnes, ſtolz ſein müſſe, ſtatt dahin zu ſtreben, ſie als ſeinem Bürgerthum ſchädlich auszutilgen. Leider haben uns Stimmen über mehre der aufgenommenen Rechtsfälle den Beweis geliefert, daß auch ſonſt achtungswerthen Männern dieſe Parteirückſichten höher ſtehen und wichtiger ſind, als die Wahrheit, nach der wir ſtrebten. Während gerade die Auffaſſung der That „Karl Ludwig Sand's" eines vorzugsweis beiſtimmenden Urtheils von allen Seiten ſich erfreute, ſind von Seiten der Alten vom Berge die allerheftigſten Angriffe deshalb auf uns geſchleudert. Der Verfaſſer findet es nicht nöthig, ſich zu vertheidigen, noch etwas von Dem, was er geſagt, zurückzunehmen. Jeder unbefangene Altkatholik wird erkennen, daß es ihm nicht in den Sinn kam, den Katholicismus

anzuklagen, ſondern nur die Anklage, welche ein übereifriger Vertheidiger deſſelben gegen den Proteſtantismus unbedachtſam erhoben, gebührend zurückzuweiſen; eher daß er ſich in Anführung hiſtoriſcher Data ſelbſt beſchränkte, um nicht aufs Neue Oel in einen traurigen, glücklicherweiſe jetzt verlöſchenden Brand zu gießen. Wir würden dieſen Angriff gegen unſere Wahrhaftigkeit auch lieber, wie er ſeiner Sprache nach verdient, ganz unerwähnt gelaſſen haben, wenn er nicht eben mit zu den für uns betrübenden Zeugniſſen gehörte, wie die aufgeregte Parteileidenſchaft ein Unternehmen, das mit keiner Partei und keiner Leidenſchaft etwas zu thun hat, betrachtete. — Der Mittheilung eines Ungenannten aus Nürnberg verdanken wir eine Berichtigung im Einzelnen. Der als Sand's Jugendfreund in Erlangen auftretende U...ch, iſt, nach Angabe deſſelben, nicht, wie wir aus anderer Mittheilung annahmen, identiſch mit dem U...ch, welcher auf Univerſitäten den Namen **Furioso** erhielt und ſpäter ein geachteter Juſtizbeamter im Preußiſchen wurde, ſondern ein Philolog, welcher jetzt als ein angeſehener Pädagog und gelehrter Schriftſteller in Hamburg lebt.

Während wir jenen Angriff in Ruhe hätten überſehen können, da das ganze intelligente Publicum, unter Katholiken und Proteſtanten für uns zeugt, mußte uns eine andere Auslegung, bei Gelegenheit

des „Fualdes'schen Mordfalles" unangenehm überraschen. Daß man uns von der einen Seite gleichsam bei den Rheinländern denuncirte, als sei die Tendenz unseres Werkes: die Geschworenengerichte zu verunglimpfen, ja die Herausgeber hätten sich dazu unter irgend einer Autorität und auf irgend eine Instigation von außen her verbunden, ließ sich ertragen. Anschuldigungen, welche den Stempel böswilliger Verdrehung oder des Leichtsinns deutlich genug an der Stirn tragen, lassen sich leicht hinnehmen. Auch ist leider schon so viel Französisches in das Fabrikationsgeschäft gewisser Zeitungen gedrungen, daß der Zweck vieler Artikel ersichtlich nicht die Wahrheit, sondern der Scandal ist. Wenn aber von einer andern Seite her, wo die ehrenwerthen Namen der Stimmabgeber uns zum wenigsten vermuthen lassen, daß man unsern Pitaval wirklich gelesen hat, was dort nicht der Fall sein komte, dieselbe Annahme nur als Belobung heraustritt; wenn die Herausgeber der criminalistischen Zeitung aus unserer Darstellung des Fualdes'schen Mordes mit Befriedigung einen neuen Beleg für die Unzulänglichkeit und Verkehrtheit der Geschworenengerichte herauslesen wollen, so mußte uns dies wirklich betrüben. Uns kam es nicht im entferntesten in den Sinn, eine verdammende Sentenz, ja nur ein Urtheil über ein Institut abzugeben, welches wenigstens so lange bestanden, und so tiefe Wurzeln auch schon in germa-

nischem Boden geschlagen hat, daß ein Fall, wo es sich als unzulänglich erwies, nicht über seinen absoluten Werth oder Unwerth entscheiden kann. So wenig Anlaß, weil die Geschworenen ein ungerechtes „Schuldig" in dem Fualdes'schen Processe sprachen, das Geschworenengericht in die Hölle zu verweisen, als, weil König Salomo durch einen Act der Willkür ein richtiges Urtheil fand, die orientalischen Paschagerichte in den Himmel zu erheben. Ueber seine eigene Ansicht hinsichts der Geschworenengerichte hatte sich der Referent in dem Fonk'schen Falle schon bereits früher ausgesprochen, als ihm jene Auslegungen seiner unverfänglichen Ansicht zu Gesicht kamen. Er findet auch jetzt nicht nöthig, etwas darin zu ändern. Daß wir unbedingt die Geschworenengerichte in Frankreich für einen Fortschritt halten in Vergleich zur Criminaljustiz der alten Parlamente, wird zur Genüge aus den in den künftigen Bänden aufzunehmenden Fällen aus dem ältern Pitaval hervorgehen.

Dagegen bedauern wir, hinsichts des genannten Falles, daß unter der Masse von Druckschriften und ältern Zeitungen, welche der Referent durchlesen mußte, um sich Licht in diesem dunklen Verbrechen zu verschaffen, ihm der gehaltreiche Aufsatz: „Beiträge zur Kritik der Geschworenengerichte von dem damaligen Landgerichtspräsidenten Hrn. A. v. Oppen" (1835) im Mittermaier'schen Archiv des Criminal-

rechts nicht zu Gesicht kam. Auch Hr. v. Oppen stellt hier auf schlagende Weise die Absurdität der vorgebrachten und geglaubten Fabel von Fualdes' Ermordung zusammen; nicht um die Unzweckmäßigkeit der Geschworenengerichte zu beweisen, sondern um einen Beleg zu der traurigen Wahrheit zu liefern, daß keine Procedurform die Vergießung unschuldigen Blutes gänzlich verhindern könne. Ungleich wichtiger aber sind die von ihm gesammelten Todesaussagen der Hauptzeugen in diesem Processe. Bousquier nahm auf seinem Sterbebette am 4. September 1821 seine sämmtlichen Aussagen zu Albi und zu Rhodez als falsch und lügenhaft zurück. Nach der von seinem Beichtvater Abbé Segures aufgenommenen und dem Gericht übergebenen Erklärung sagte er: „Nur aus Todesfurcht sagte ich, daß ich bei der Bancal gewesen und bei dem ins Wasserwerfen geholfen hätte, und es war nur, um mein Leben zu retten, daß ich die Erklärung abgab. Und jetzt nehme ich sie zurück und es ist mein voller und freier Wille, daß diese meine letzte Erklärung nach meinem Tode bekannt gemacht werde." Der Fischer Theron erklärte während einer schweren Krankheit gegen den Pfarrer Carsenac am 6. Januar 1822: daß seine ganze Aussage, die er zu Albi hinsichts des Leichenzuges am Aveyron gemacht, eine schwere Verleumdung gewesen und daß nichts daran wahr sei!

Der Referent muß bekennen, daß Aussagen auf

dem Sterbebette, die in Frankreich durch das Medium der Beichtväter zur Publicität gelangen, ihm von sehr zweifelhaftem Gewicht erscheinen, sobald sie Bekenntnisse enthalten, welche mit den Parteizwecken der letztern übereinstimmen, zumal wenn er sich dabei erinnert, daß seine Beichtväter auch einen Talleyrand als gläubigen und reuigen Christen vor der Welt sterben ließen. Aber diese Bekenntnisse werden durch die feierlichen Protestationen der unglücklichen Opfer, die auf dem Schaffot geblutet, unterstützt, und gewinnen durch die übereinstimmend abgelegten Aussagen auf dem Todtenbette von vier der Hauptzeugen im Processe ein fast überzeugendes Gewicht. Denn auch die alte Bancal bekannte am 24. September 1829 und nicht vor dem Beichtvater, sondern vor dem Friedensrichter des Cantons Cadillac, daß, was sie vor den Assisen von Rhodez ausgesagt (wo sie geleugnet), die Wahrheit sei; vor den Assisen von Albi aber habe sie gegen die Wahrheit eingestanden, was man von ihr gefodert, aus Hoffnung, dadurch mit dem Leben davon zu kommen. Das Protokoll darüber hat die vollkommenste gerichtliche Beglaubigung, und eben desgleichen hat man die Gewißheit, daß die Bancal mit den tiefsten Gewissensbissen wegen ihrer lügenhaften Aussage zu Albi gestorben ist. — Endlich nahm auch die Manson kurz vor ihrem Tode, in Gegenwart des Abbé Villars, der Madame le Martre und anderer

Perſonen ihre vielfachen Lügen zurück, indem ſie erklärte: ich war niemals bei der Bancal. Die Erklärungen der Zeugen wurden am 20. Juli 1830 durch den Vicomte de Champmartin, als Hülfsbeamten der gerichtlichen Policei, aufgenommen.

So wäre es denn entſchieden, was wir in unſerer Darſtellung mit dieſer Beſtimmtheit auszuſprechen uns nicht getrauten, daß Baſtide, Jauſion und Colard unſchuldig hingerichtet und in Albi einer der grauenhafteſten Juſtizmorde begangen worden, der in der civiliſirten Welt vorgekommen, ſeit Menſchen über Menſchen unter den Formen der Geſetze richten. — Was iſt damit entſchieden? Nicht daß ein Gerichtsverfahren, unter welchem dieſer Juſtizmord möglich war, ein abſolut ſchlechtes iſt, ſondern daß, wo Leidenſchaft und Wahn die Sinne befangen und verwirrt haben, keine Form ausreicht, die von Menſchen herrührt, um die Unſchuld zu ſchützen. Wo raſende Parteiwuth ſich der Gemüther bemächtigt, wo ſie Voreingenommenheit gegen den Angeklagten fodert und den Blutdurſt unter dem Namen der Gerechtigkeit zur Tugend ſtempelt, hört das Recht auf. — Was iſt damit entſchieden? Daß Jene unſchuldig waren; aber das dunkle Verbrechen wird nur noch dunkler, wenn demzufolge auch jede entfernte Mitſchuld oder Mitwiſſenſchaft ausgeſchloſſen bleibt. Nach einem Artikel der Kölniſchen Zeitung vom März 1840 ſoll ein gewiſſer Seba-

ſtian Lefèbre im Dorfe St. André bei Rhodez vor ſeinem Tode ſich zu dem von ihm allein verübten Morde des Fualdes bekannt, die völlige Unſchuld aller Verurtheilten verſichert, darauf das Abendmahl genommen haben, und kurz nach dem mit großer Gemüthsbewegung abgelegten Geſtändniſſe geſtorben ſein. Wäre auch dieſe Thatſache erwieſen, die zur Zeit nur auf einem Zeitungsartikel beruht, ſo bliebe Motiv, Art und Weiſe der Ermordung nach wie vor im Dunkeln. In Heinrich Laube's „Prätendent", einer Quaſibiographie oder Fürſchrift für den vorgeblichen Ludwig XVII., wird unter den mannichfachen Mährchenangaben auch die angeführt, daß Duroc, Napoleon's Generaladjutant, unter Joſephinens Leitung, die verſchiedenen Entweichungen des Prinzen beſchützt habe. Seine Papiere, dem unglücklichen Fualdes anvertraut, hätten dem Anſcheine nach das tragiſche Ende dieſes Mannes verurſacht, während die Verſchwiegenheit der Manſon reichliche Gnadenbezeigungen des achtzehnten Ludwig's zur Folge gehabt hätten. Das beweiſt nur, daß die Mordgeſchichte, wegen ihres Geheimniſſes, und Eclats zugleich, auch zur Fundgrube für politiſche Betrüger geeignet ſchien.

Herr Peter v. Kobbe, der das Verdienſt hat, zuerſt in Deutſchland als Vertheidiger der in Albi Gemordeten ſich erhoben zu haben und deſſen Schrift wir unſerer Darſtellung zum Grunde legten,

hat unſern Pitaval im Hamburger Correſpondenten kritiſch beſprochen. Wenn ſeine legitimiſtiſchen Geſinnungen, mit denen das ſcheinbar aus liberal revolutionairen Anſichten hervorgegangene Geſchworenengericht ſich nicht vertrug, ihn zum Vertheidiger der gemordeten Baſtide, Jauſion, Colard — und auch Fonk's machten, ſo ſei ihm, um des abſeits liegenden Motivs willen, das Verdienſt ſeines edlen Eifers für die gekränkte Unſchuld nicht verkleinert. Er ſelbſt wird uns aber unſer Bedauern nicht verargen, wenn wir auch bei einem von Charakter achtungswerthen Schriftſteller dieſelbe Parteivoreingenommenheit bemerken, die er auf der entgegengeſetzten Seite rügt und bekämpft. Sei es, daß er in unſerm Werke nur die Fälle herausheben, welche ſeiner Geſinnung Nahrung bieten — über die Liebhaberei iſt nicht zu ſtreiten — ſo mußte es uns doch befremden, woher dieſer Schriftſteller die Kenntniß hat, um vom Thatbeſtande der von uns dargeſtellten politiſchen Intrigue: „die vergifteten Mohrrüben" einen Theil in Abrede zu ſtellen? Daß es ihm nicht lieb iſt, daß bei dieſer Intrigue auch die hochgeſtellten Anhänger der ältern Bourbonen mitſpielen, gereicht ſeinem Herzen zur Ehre; wie aber der Juriſt und Hiſtoriker behaupten darf: es war nicht ſo, wie wir ſagten, es war nur die elende Intrigue eines gemeinen Betrügers, und Ludwig XVIII. Hof hatte die Hand nicht dabei im Spiele, überlaſſen wir

seinem Rechtssinn, selbst sich zu beantworten. Wir wiederholen, daß wir den betreffenden Fall nur und allein nach der actenmäßigen Darstellung der betreffenden Gerichte niederschrieben, in denen genügende Winke darüber enthalten sind, daß man aus politischen Rücksichten und aus Schonung für das Unglück einer vom Schicksal schon schwer genug verfolgten Familie, die Untersuchung eher in zu enge als zu weite Kreise begrenzte. Daß schon aus diesem mehr hervorleuchtete, als einem Legitimisten lieb ist, glauben zu müssen, ist nicht unsere Schuld. Wie es mit der Wahrhaftigkeit aller Geschichte beschaffen ist, erfahren Die leider, die noch täglich sie niederschreiben und Geschichte damit machen, und der Merlin fehlt, der seinem Jünger gönnt:

Den Blick in den Zusammenhang der Dinge.
— — — — — —
Vom Anbeginn der Zeit der Kön'ge Thun,
Wie es gewesen, nicht wie es sich zeigte,
Was insgeheim zum Fall die Reiche neigte,
Die Keime, die in letzter Hütte ruhn,
Des Kleinen Tugend und des Großen Sünde,
Der unerhörtesten Thaten stillste Gründe,
Das Mark der Weltgeschichte —

Sollen aber dieselben Einflüsse auch das Recht und seine Geschichte trüben?

W. Häring.

Was unsere Darstellung des Judenmords in Damascus betrifft, so hat Herr L. H. Löwenstein, Verfasser der Damascia, in Frankfurt am Main, an die Herausgeber eine Denkschrift in Bezug darauf gerichtet. In derselben ist sein Bestreben, unter Anerkennung und Dank für unsere parteilose Darlegung der Sache und des barbarischen Proceßverfahrens gegen die unschuldig Gemordeten, die von uns aufgestellte Behauptung: daß solche Excesse des Fanatismus in unsern Zeiten nicht absolut unmöglich seien, zu bekämpfen. Hierauf erklären wir: Wiewol es uns nicht in den Sinn gekommen ist, die Möglichkeit, daß unter der jüdischen Nation Einzelne, verfinstert von abergläubischer Wuth, nach Christenblut lüstern sein könnten, zu vertheidigen, so konnten wir doch als Juristen ebensowenig einräumen, daß die Sachwalter der Juden den negativen Beweis geführt haben, daß nirgend und zu keiner Zeit etwas der Art vorgekommen, noch daß keines ihrer Religionsbücher eine Billigung oder Anreizung zu solchem Frevel enthalte. Auch Herr L. H. Löwenstein muß einräumen, daß dieser Beweis streng genommen nicht zu führen sei. Aber er beruft sich auf die Zeugnisse der ehrenwerthesten Männer des Alterthums und der Gegenwart, die ihre innigste Ueberzeugung vom Gegentheil aussprechen; und indem er uns auffodert und beschwört, als „gewissenhafte Forscher nach Wahrheit und

ſtrenge aber unparteiiſche Richter" ein Urtheil zu ſprechen und eine Frage zu beantworten, „deren vollſtändige Löſung einen ſo weſentlichen Einfluß auf die Ruhe und das Lebensglück vieler Tauſende üben würde", führt er zwei Zeugen aus der Gegenwart auf, einen berühmten proteſtantiſchen und einen berühmten katholiſchen Theologen. Indem wir beide hochwichtige Ausſagen hier zur Publicität bringen, müſſen wir eingeſtehen, daß dennoch vor einem höheren Richterſtuhle als dem, wo gelehrte oder geſchworene Richter einen formellen Beweis fodern, nämlich dem der moraliſchen Ueberzeugung, der Zweifel weichen muß. Einer weitern Auseinanderſetzung der ſtreitigen Frage bedarf es bei dem Inhalte beider Documente nicht. Unſererſeits begnügen wir uns daher, unter Mittheilung derſelben, mit dem Wunſche, daß dieſe ſchwer wiegenden Zeugniſſe lichtbringend und verſöhnend einem finſtern Wahne entgegenarbeiten mögen, welcher noch im Jahre 1840 Opfer, und in einer Art, foderte, daß der Geiſt der Humanität erſchrickt und das religiöſe Gefühl davor ſchaudert.

Berlin im Juli 1842.

Dr. Julius Eduard Hitzig.
Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erklärung über den angeblichen Blutgebrauch der Juden.

Ich werde auf das dringendste ersucht, über die seit einiger Zeit wieder laut gewordene greuliche Beschuldigung der Juden, daß sie Christenblut zu gottesdienstlichen Zwecken gebrauchen, daher Christen oder deren unschuldige Kinder schlachten, meine Ansicht zu äußern. Da man auf meine Stimme einigen Werth legt, so nehme ich keinen Anstand, zur Ehre der Wahrheit und meinen Mitmenschen zum Wohl, nach meiner gewissenhaften Ueberzeugung Folgendes zu erklären:

Daß ein Jude einen Christen ermordet, ist leider nichts Neues, gleichwie auch umgekehrt ein Christ einen Juden. Jener aber handelt hiebei unstreitig nicht als Jude, dieser nicht als Christ. Von den Juden haben wir das göttliche Gesetz gegen Menschentödtung, die richterliche ausgenommen, welche verordnet ist, Blutvergießen mit Blutvergießen zu strafen *). Eine fernere Ausnahme macht der obrigkeitlich angeordnete Krieg, welcher auch in der Christenheit noch nicht wie er sollte, in den ewigen Frieden begraben ist. Mosaischer Jude und Mörder ist ein Widerspruch, und der Talmud nebst allen Rabbinen haben meines Wissens niemals den Todtschlag gutgeheißen. Eine natürliche Folge hievon würde gewesen sein, daß man diese Mordstifter wenigstens verbannt und ihre Schriften dem Feuer übergeben hätte. Was aber den angeblichen Blutdurst betrifft, so hätte dieser so viele Jahrhunderte her ohne Todtschlag in jeder Bad- oder Barbierstube reichlich können gesättigt werden; es hat sich aber wol

*) Ueber die Nichtmäßigkeit dieser Todesstrafe habe ich mich anderwärts theologisch und juristisch ausgesprochen, in Hesperiden I. Samml. S. 1[illegible].

nie daselbst ein Jude zum Blutkaufen eingefunden. Man hat auch wol nie gesehen, daß ein Jude Blut gekostet hätte; wäre es geschehen, so müßte er wahnsinnig oder ein gottloser Verächter seines Gesetzes gewesen sein, das allen Blutgenuß bei Todesstrafe verbietet. Und vollends den Genuß von Menschenblut! Von dem Allen aber ist der Gipfel die angebliche Einmischung von Christenblut in die ungesäuerten Osterbrote. Man weiß wirklich nicht, was man zu dieser abenteuerlichen Anklage sagen soll. Bei dem Auszug Israels aus Aegypten mußten die Thürpfosten und die Oberschwelle mit dem Blute des Osterlamms bestrichen werden zum Schutz gegen den Würgengel (2. Mos. 12); aber daß davon unter die Mazen kommen sollte, davon sucht man vergeblich die geringste Spur, vielweniger vom Blute der Aegypterkindlein. Die Propheten, welche die Sünden und Greuel des Volks mit so scharfer Rutbe züchtigen, haben ihm nie dergleichen vorgeworfen; auch das neue Testament beschuldigt die damals nicht bessern Juden dessen nirgends, und es ist eine alte Bemerkung, daß unser Heiland bei der letzten Ostermahlzeit zuerst den Genuß des Blutes, nämlich seines eigenen, abgelehnt habe, obwol nicht dessen, welches die Juden meinten, als sie zankten und sprachen: „Wie kann dieser uns sein Fleisch zu essen geben?“ (Joh. 6), sondern desjenigen, das Geist und Leben ist. Denn sie begriffen hievon so wenig, als sie wußten, was das Fleisch ihrer Opfer, das sie essen durften, und das Blut ihrer Opfer, das an den Boden des Altars gegossen werden mußte, bedeuteten.

Sollte aber nicht irgend ein jüdischer Aberglaube, der Blutgebrauch bei einer finstern, magischen Operation, zu der so oft wiederholten Sage Veranlassung gegeben haben? — Hätte diese Hypothese Grund, wiewol aller thatsächliche Beweis dafür mangelt, so hätten wol einzelne Juden, aber nie die Nation dieses teufliche Gewerbe getrieben. Nun müßte wenigstens dargestellt sein, daß dieser oder jener Angeschuldigte sich überhaupt mit Zauberkünsten abgebe, während die übrigen Juden theils nicht daran glauben, theils sich auf andere Art zu beschäftigen wissen. Aber wie gesagt, es fehlt aller Thatbestand zu einer solchen Annahme auch im Einzelnen. Nur wenigstens ist niemals etwas Zuverlässiges hierüber bekannt geworden.

Die fragliche Beschuldigung ist erst im Mittelalter, und zwar nicht früher als im 13. Jahrhundert, aufgekommen, und schon damals haben ihr die Rabbinen widersprochen und ihre Unmöglichkeit

gezeigt, wie man bei Eisenmenger (Thl. 2. S. 226) lesen kann. Auch christliche Gelehrte haben sich vorlängst dawider erklärt, namentlich die Leipziger theologische Facultät in einem ausführlichen Gutachten von 1714, welches man in der gelehrten und scharfsinnigen Schrift des Hr. L. H. Löwenstein unter dem Titel: „Damascia. Die Judenverfolgung zu Damaskus" ꝛc. (Rödelheim 1840) abgedruckt findet. Ich glaube nichts weiter über die Sache selbst hinzusetzen zu können, indem ich mich darauf berufe.

Die Sache hat aber noch eine andere als die historische Seite. Wer sind die Juden? wer sind wir? und was heischt unsere Pflicht hinsichtlich ihrer? — Das israelitische Volk heißt nicht seiner Vortrefflichkeit wegen das auserwählte; dieses anzunehmen, wäre ein eben so großer Irrthum, als wenn man den Titel „von Gottes Gnaden" für einen Hochmuth hätte, da er vielmehr eine Demüthigung vor der allerhöchsten Majestät bezeichnen soll. Es ist der israelitischen Nation oft und ernstlich genug gesagt worden, daß der Herr sie zum Volk seiner Offenbarung erwählt habe, um an ihr einen überschwänglichen Beweis seiner Wahrhaftigkeit, unverdienten Erbarmung und Geduld zu geben. Sofern sie aber alle Gnadenerweise sich nicht endlich zu nutz machen wollte, als ihr Messias erschienen war, so gingen ihre Rechte auf die Christen aus Juden und Heiden über, zu denen es nun hieß: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht" ꝛc. (I. Petr. 2, 9.)

Was hat nun dieses neue Volk der Erwählung an dem alten zu thun? Es zu hassen? zu verfolgen? zu schmähen? Ich denke nicht. Hat der Gekreuzigte selbst für ihre Väter um Vergebung gebetet, als sie ihn zum Tode brachten, wer erlaubt uns, die Nachkommen dafür zu strafen? Oder haben die damaligen keine Barmherzigkeit gefunden, sich in bedeutender Zahl zu ihm zu bekehren, und Sendboten seines Namens für die Völker zu werden? Die Juden sind unter uns gestreut als unsere Mündel, denen wir durch Lehre und Beispiel vorleuchten sollen und ihnen die Gnade liebenswürdig machen, die uns durch das Christenthum widerfahren ist, ob sie sich auch nach diesem Heil sehnen wollten, desselben theilhaftig zu werden. Dieses ist die wahre Bekehrungsmethode, wie sie die Apostel geübt haben, ohne Zwang und Drang, ohne Gehässigkeit und Streit. Verhalten wir uns aber so? Ich weiß es nicht; wir meinen aber oft, wie auch die Juden meinen, wir thäten unsere Christenpflicht, wenn wir für sie auf die fälschlich so genannte Emancipation, oder

politische Gleichstellung, hinarbeiteten, wozu wir nicht einmal das Recht haben. Denn die regierende Gewalt in den christlichen Staaten ist nicht unser eigen, sondern Gottes, und wir seine Lehnsleute. Wir dürfen nichts davon veräußern. Israel hat sein Land, aus dem es in die Fremde verwiesen werden, und in das es, nach allen Verheißungen der heiligen Schrift, seiner Zeit heimkehren wird. Wenn viele Christen und Juden dieses letztere nicht wissen, oder nicht wissen wollen, was liegt daran? Wir aber wissen noch mehr, nämlich daß ganz Israel wird Christ werden. Wenn Hoseas (C. 3, 5.), Sacharja (C. 12, 10.) und andere Propheten dieses nicht deutlich genug aussprechen, so lehrt es uns der Apostel Paulus klar (Röm. 11). Das Missionsvolk Israel (denn das war es seiner Bestimmung nach von Anbeginn) wird noch der Vollender der Predigt des neuen Bundes auf Erden werden; nicht, wie sich weil einige junge Leute aus demselben eingebildet haben, daß sie die ganze Welt zu ihrem eigenen leeren, blinden, kraftlosen Deismus bekehren sollten, sondern zum Evangelium von dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Denn es muß Alles unter Ein Haupt, und das spätestens in der Ewigkeit. Es gibt auch keine zwei Götter, einen Christengott und einen Judengott; sondern der Engel des Bundes, der selbst Jehova ist, war mit Abraham und war mit Israel in der Wüste; sie verkannten ihn, da er als Mensch unter sie trat; aber er leitet sie noch fort und fort, bis sie fähig geworden sind, von der Johanneischen Bußtaufe (die wirklich unter ihnen angefangen hat, durch eine reinere Sittenlehre) überzugehen zu dem Lamm, das der Welt Sünden trägt. Alsdann gibt Joseph sich seinen Brüdern zu erkennen, und es wird dann zum andern Mal heißen: „Das Heil kommt von den Juden" (Joh. 4, 22) und: „Von Zion wird das Gesetz ausgehen, und des Herrn Wort von Jerusalem" (Jesaj. 2, 3).

So denn dieses Volk eine solche Zukunft hat, gleichwie unsere religiöse Herkunft von seiner Vergangenheit abstammt, so sollen wir uns ja vor Unrecht gegen dasselbe hüten. Beweist es selbst solche, so haben wir es in der gebührenden Zucht zu halten, als die noch unerzogenen Kinder, denen man keine Unart hingehen läßt. Denn wenn wir dieses unterlassen, so kann eine schwerere Strafruthe über sie kommen — wäre es auch von menschlicher Seite eine ungerechte — und auch über uns, weil wir so schlechte Vormünder sind. Richten wir aber nach Wahrheit und Recht, nicht nach Fabeln und Lü-

gen, am wenigſten nach der Folter, dieſem bequemen, aber himmelſchreienden Mittel, um zu erfahren — das Ding, das nicht iſt.

Der Gott Israels, der auch der unſrige iſt, lenke Alles zum Beſten!

(gez.) J. F. v. Meyer,
Dr. der Theol.

Daß vorſtehende Abſchrift mit ihrem mir vorgelegten Originale übereinſtimme: wird praevia collatione sub fide notariali hiermit beurkundet: Frankfurt am Main den neun und zwanzigſten April achtzehnhundert ein und vierzig.

Dr. Johann Jacob Glöckner,
Notar der freien Stadt Frankfurt.

Erklärung über die Blutfrage im Judenthum.

Obgleich ich bei Herausgabe des dritten Theils meiner Philosophie der Geschichte (Münster bei Theissing 1839) die passendste Gelegenheit hatte, mich über die dem Judenthum fälschlich aufgebürdete Blutanklage wissenschaftlich zu äußern, so unterblieb dies doch aus dem Grunde, weil ich diese Anklage, deren Grundlosigkeit schon so vielfach nachgewiesen worden, für allzu abenteuerlich hielt, um sie, wäre es auch zu ihrer Widerlegung, eine Stelle gönnen zu dürfen. Da mich aber Herr L. H. Löwenstein, Verf. der Schrift Damaskia, dringend aufgefodert hat, zur Ehre der Wahrheit meine Ueberzeugung hinsichtlich dieses wichtigen Gegenstandes, welcher in neuester Zeit leider so viele blutige Opfer gekostet hat, öffentlich auszusprechen, so stehe ich keinen Augenblick an, mich über den fraglichen Gegenstand meiner gewissenhaften Ueberzeugung gemäß dahin zu erklären:

„Daß mir, der ich die Schriften der Rabbinen und der Kabbalisten zum Gegenstand vieljährigen Studiums gemacht, und mir daher wol schmeicheln darf, mit den kabalistischen wie mit dem mystischen Theile des Judenthums einigermaßen vertraut zu sein, daß, erkläre ich, mir niemals, weder in den Schriften der Talmudisten, noch in denen der Kabbalisten, noch überhaupt in irgend einer jüdischen Schrift jemals die entfernteste Veranlassung vorgekommen ist, an jene abgeschmackte Beschuldigung gegen das Judenthum zu glauben: daß ich auch nie, obwol ich seit langer Zeit den jüdischen Ueberlieferungen nachgeforscht, auch nur die leiseste Spur einer ähnlichen blutdürstigen Tradition unter den Juden entdeckt habe. Es ist auch, wie mir aus den jüdischen

Gesetzgebungen bekannt, ganz und gar unmöglich, daß eine ähnliche schändliche Verschrift je in das Judenthum hätte eingeschwärzt werden können, ohne das mosaische und thalmudische Gesetz vorher gänzlich zu vernichten. Denn der Pentateuch verbietet den Juden an mehreren Stellen den Genuß alles Blutes auf das bestimmteste und strengste, und der Thalmud treibt dieses mosaische Verbot nach seiner Gewohnheit bis zu den ausgedehntesten Consequenzen, wie man dieses in der Schrift Damascia Cap. VIII. S. 363—368 nachgewiesen finden kann. Ich will zwar nicht in Abrede stellen, daß es einzelne verkehrte Juden geben kann, welche Menschenblut zu magischen Zwecken gebrauchen; allein das muß ich aufs nachdrücklichste behaupten, daß die schwarze Magie im Judenthum unbedingt verboten und mir keine Stelle in der Bibel, dem Thalmud und der Kabbalah bekannt ist, durch welche man dergleichen Verbrechen rechtfertigen könnte. Wenn also einzelne Juden sich dergleichen Unthaten zu Schulden kommen lassen sollten, so würden sie eben so gut gegen ihr Gesetz handeln, als wenn Christen dergleichen Sünden vollbrächten. Die Beschuldigung, als brauchten die Juden Christenblut bei ihren religiösen Ceremonien, eine Idee, die ursprünglichst im Mittelalter aufgekommen ist, setzt daher eine völlige Unkenntniß des Judenthums und seiner Gebräuche voraus und erinnert ungefähr an eine ähnliche Beschuldigung, die ehemals den Christen von den Heiden gemacht worden, daß sie Menschenopfer darbrächten. Zu allen Zeiten haben sich jedoch in der Christenheit mächtige Stimmen gegen dieses, auf gänzlicher Unwissenheit beruhende Vorurtheil erhoben. Namentlich haben die Päbste Gregor IX. (1235) und Innocenz IV. (1247) in ihren Bullen ausdrücklich verboten, die Juden wegen dieser fabelhaften Beschuldigung zu verfolgen. Eben so erklärt sich Pabst Sixtus IV. aufs nachdrücklichste gegen die Verläumdung der Juden und nach gepflogener genauer Untersuchung über den Tod des angeblich von den Juden zu religiösen Zwecken ermordeten heiligen Simeon von Trient, verbot er denselben heilig zu sprechen und befahl, die Juden von Trient deshalb in Ruhe zu lassen. (Leider hatte man aber schon viele derselben verbrannt.) Auch der Doge von Venedig, Pietro Mocenigo, in einem Decrete vom 22. April 1475, desgleichen Galeazzo und Sforza, Herzoge von Mailand, erkannten die Juden des ihnen angedichteten Verbrechens für un-

schuldig. Nicht minder erklärte sich Kaiser Friedrich III., und nach ihm viele römische Kaiser in demselben Sinne; der in den Schriften der Juden außerordentlich bewanderte Wagenseil in seiner „Unwidersprechlichen Widerlegung“ und der vormalige Jude und nachmalige katholische Priester Sonnenfels in seinem „Jüdischen Bluteckel“ bewiesen auf das gründlichste und unwiderleglichste die Nichtigkeit und vollkommene Unwahrheit der Beschuldigung.

Dr. Luther, sonst eben kein Judenfreund, erklärt (Tbl. XI. fol. 323. Altenb. Ausg.) die Beschuldigung für Lüge und Narrenwerk. Dieser Erklärung schließt sich auch *Basnage* in seiner „Histoire des juifs“ (Tbl. VII. S. 111.) an.

Diesen und vielen älteren Zeugnissen, zu denen auch noch vorzugsweise das ausführliche Gutachten der theol. Facultät zu Leipzig v. 8. Mai 1714 gehört, schlossen sich in neuerer Zeit noch an:

Hofprediger Veith in Wien. Dieser fromme Priester, vormals Jude, leistete auf der Kanzel, das Crucifix in der Hand, einen hohen und heiligen Eid, daß an der Beschuldigung gegen die Juden kein wahres Wort sei.

Bischof Dräseke, in seiner (von einer milden Gabe für die Unglücklichen begleiteten) Erklärung in der allgem. Zeitung des Judenthums.

G. H. v. Schubert, in seiner Erklärung in der Allgem. Zeitung vom 30. Apr. 1840. (Damasc. S. 54. 55.)

Der Missionar und vormalige Jude Georg Wilden Pieritz leistete in dieser Beziehung den Reinigungseid des Rabbi Manasse ben Israel nach, dessen Text in der Schrift „Damascia“ (S. 237) zu lesen ist.

Dr. August Neander in Berlin, vormals Jude, gab dieselbe Erklärung in der Berliner Zeitung und unterstützte außerdem den Verf. der Damascia bei dessen Arbeit. (Damascia S. 104.)

Letzteres that auch der Prediger und Missionar William Ayerst, A. M. (Dam. d.) und nannte in seinem Schreiben an Dr. Neander das Unternehmen ein „laudable endeavour“. Einer der eifrigsten und gründlichsten Widerleger dieser absurden Anklage war in jüngster Zeit der eben so eifrige und beharrliche Bekämpfer der jüdischen Religion Alex. M'Caul, D. D., welcher

in seinen der Königin von England dedicirten „Reasons for believing" ꝛc. auf das unumstößlichste darthut, wie Menschenopfer und Blutvergießen im directesten Widerspruche mit den Grundlehren des Judenthums stehen. In dieser Schrift findet man auch eine von fünf und dreißig zum Christenthum bekehrten Juden unterzeichnete Erklärung, daß die Beschuldigung „eine niederträchtige und teufelische Lüge" (a foul and satanic falsehood) sei

Den Bemühungen des Dr. M'Caul für die Wahrheit und Gerechtigkeit reihte sich in jüngster Zeit auch der gelehrte und gründliche Syndikus Dr. theol. Friedrich v. Meyer, in einer, in die Hände des Herrn L. H. Löwenstein zum Behuf der Veröffentlichung niedergelegten Erklärung an."

Nach so zahlreichen und unzweideutigen Argumenten, nach so vielen und gewichtigen Stimmen bleibt mir nichts mehr zu thun übrig, als mich der Erklärung des Herrn Hofpredigers Veith unbedingt anzuschließen, und mit reinem Gewissen, ohne irgend Trug oder Rückhalt, die Hände zu dem Allmächtigen zu erheben und feierlich zu erklären und zu betheuern, daß ich niemals mündlich oder schriftlich, oder auf irgend einem andern Wege von den Juden irgend etwas vernommen oder erfahren habe, was der Beschuldigung, als bedienten sie sich des Menschenblutes zu irgend einem religiösen ceremonialen Gebrauche, auch nur zum entferntesten Verwande, vielweniger zur Rechtfertigung dienen könnte, daß mir vielmehr bewußt ist, wie den Juden aller Blutgenuß überhaupt strengstens durch ihr Gesetz untersagt ist, und wie sie besonders den Teig der Maza von aller Berührung des Blutes rein halten, weil die Maza durch solche Berührung aufhören würde, gesetzlich genossen werden zu dürfen, da die Berührung des Bluts sie in Chamez verwandeln würde.

Diese Erklärung habe ich auf Verlangen gegeben, unter Anrufung des Allerhöchsten, des Gottes der Wahrheit und der Liebe, und ich behaupte sie für die reine, unverfälschte Wahrheit meines Wissens und meiner Ueberzeugung.

Möge der allmächtige Gott die Herzen aller Christen vor jeder tiedlosen Beschuldigung bewahren!

(gez.) Der Verfasser der Schrift Philosophie der Geschichte, oder über die Tradition in dem alten Bunde, und ihre Beziehung zur Kirche des neuen Bundes

(Professor **Molitor**.)

Daß vorstehende Abschrift mit ihrem mir vorgelegten Originale übereinstimme, wird praevia collatione sub fide notariali hiermit beurkundet. Frankfurt den vierzehnten Mai achtzehnhundert ein und vierzig.

Dr. Johann Jacob Glöckner.
Notar der freien Stadt Frankfurt.

Fonk und Hamacher.

1816—1823.

Der Deſtillateur Franz Schröder in Crefeld, war mit ſeinem Handlungsgenoſſen, dem Kaufmann Peter Anton Fonk zu Cöln, in Rechnungsdifferenzen. Fonk beſorgte das Verkaufsgeſchäft der von Schröder in Crefeld producirten Branntweine und Liqueure. Die letztern Rechnungen über die ſonſt große Einnahme, welche er an Schröder ſchickte, entſprachen nicht den Erwartungen deſſelben. Schröder war früher Beſitzer einer Apotheke, ein Lebemann von Kenntniſſen und Erfindungsgabe, der aber Ausdauer nicht liebte und die Geſchäfte leicht nahm. Auch er gab Anlaß zu mancherlei Klagen, indem er unzeitig verreiſte, die Fabrik im Stich ließ, mehr Geld brauchte als er ſollte, und weniger ſchickte als Fonk erwarten durfte. Indeſſen ſchöpfte auf mancherlei Zuflüſterungen, die ihm von Fonk's eigenen Leuten zugingen, Schröder Verdacht gegen ſeinen Compagnon, und ſchickte ſeinen Commis, den jungen Kaufmann Wilhelm Cönen aus Crefeld, nach Cöln, um Fonk's Rechnungen und Bücher zu revidiren. Fonk empfing dieſen Abgeſandten mit unverhohlener Empfindlichkeit. Die Dringlichkeit, mit

welcher der zwar geschickte und in den kaufmänniſchen Rechnungen wohlerfahrene, aber junge und gegen Fonk voreingenommene Mann dabei verfuhr, ſteigerte bei dem ältern Fonk die Empfindlichkeit zur Erbitterung. Die Conferenzen, ſtatt die Gemüther und Anſichten zu vereinigen, brachten ſie immer mehr auseinander, und Jeder von Beiden ſprach ſich gegen Freunde mit entſchiedenem Widerwillen gegen den Andern aus. Cönen klagt in ſeinen Briefen, daß ihm die Verhandlung mit dem abgeſeimten Manne das Leben verbittere, und Fonk, daß Cönen ihm wie ein Gensd'arme auf dem Leibe ſitze und, zum Schaden ſeines kaufmänniſchen Credits, im Hauſe liege.

Fonk hielt es nicht mehr aus. Namentlich empörte ihn Cönen's Foderung, daß er auch ſein Hauptbuch ihm vorlege; und er brach plötzlich das Geſchäft mit Cönen ab, reiſte nach Neuß und ſuchte durch ſeinen und Schröder's gemeinſchaftlichen Freund Koch auf das dringendſte bei Schröder in Crefeld zu bewirken, daß dieſer den Cönen aus Cöln zurückberufe, und daß das ganze Rechnungsgeſchäft in Neuß, unter Koch's Vermittelung, beendet werde.

Schröder wollte darüber, ohne Rückſprache mit Cönen, keinen Entſchluß faſſen und reiſte deshalb zu ihm nach Cöln. Auch Fonk kam nach ihm, Morgens am 9. November 1816, wieder nach Cöln zurück. Um halb 12 Uhr Mittags war Cönen, in Schröder's Auftrag, allein bei Fonk. Am Nachmittage wurde in einer im Fonk'ſchen Hauſe abgehaltener Conferenz, an welcher, außer Fonk und Schröder, auch Cönen und Fonk's Buchhalter Hahnenbein Theil nahm, ein Vergleich verabredet, der am folgenden Tage abgeſchloſſen werden ſollte. Demzufolge ſollte das ganze Rechnungs-Reviſionsgeſchäft

in der Art aufgehoben werden, daß Fonk (ohne nöthig zu haben, seine Bücher weiter vorzulegen) der dem Schröder früher zugesandten Rechnung noch 8000 Thaler (gemeinschaftlichen) Gewinn aus dem für gemeinschaftliche Rechnung von ihm betriebenen Verkaufsgeschäfte zusetzen sollte. Für diese große Gewährung sollten dem Fonk noch einige günstige Nebenbedingungen stipulirt werden, welche, ist nicht mit Gewißheit ermittelt.

Dieser Vergleich kam nicht zur Ausführung. Am Abend desselben Tages (9. November) speiste Cönen in dem Wirthshause in der Mühlengasse, wo er wohnte, mit seinem Principal Schröder, dem Buchhalter Hahnenbein und noch einigen andern Personen zusammen. Als sie, etwa nach 10 Uhr, abgegessen, nahm Cönen seinen Hut und sagte, er wolle Hahnenbein noch ein wenig begleiten. Nach Hahnenbein's Aussage begleitete ihn Cönen bis auf die Mitte des alten Markts. Hier trennte er sich von ihm und drehte um. Hahnenbein glaubte, er gehe wieder nach der Mühlengasse in sein Wirthshaus zurück. — Er hat es nicht wieder betreten; vergebens forschte man am folgenden Tage nach ihm. Er blieb spurlos verschwunden.

Jene Handelsverhältnisse waren zum Theil bekannt. Mehr noch wurden sie es durch Schröder's Reden. Fonk's zweifelhafte Lage, der Zwist mit Cönen, über den dieser nicht geschwiegen, die Weigerung, demselben sein Hauptbuch vorzulegen, erweckten in der öffentlichen Meinung den Verdacht, daß Fonk bei diesem Verschwinden betheiligt sei. Schröder äußerte in Crefeld, wohin er zurückkehrte, und in Cöln laut seine Meinung darüber. Cönen's viele Freunde griffen den Verdacht auf; ja die Straßenjungen sangen auf den Gassen, vermuthlich aber erst später:

Wer nicht will erschlagen sein,
Hüte sich vor Fonk und Harnenbein!

Fonk selbst, von dem Verdacht benachrichtigt, hielt es für nöthig, ihm dadurch zu begegnen, daß er aus freien Stücken vor dem königlichen Procurator am 20. November erschien und eine Erklärung über sein Verhältniß zu Cönen und Schröder zu Protokoll gab. Am 22. besuchten ihn drei Freunde und Verwandte Cönen's, die nach Cöln gekommen, um Nachforschungen über den Verschwundenen anzustellen. Fonk zeigte sich befangen und verlegen gegen sie, betheuerte seine Unschuld, las ihnen einen Brief vor, den er an Freunde über Cönen's Verschwinden geschrieben, weinte und machte sie auf seine Thränen aufmerksam. Am nämlichen Tage ging er zum Polizei-Inspector Guisez, einen Freund seiner Familie, um sich Rath von ihm zu erbitten und über die Fortschritte der Nachforschung nach dem Verschwundenen zu erkundigen. — Beide Schritte Fonk's dienten vor dem Publicum nicht dazu, den Verdacht zu entfernen. Im Gegentheil notirte Guisez sogleich nach diesem Besuch die Bemerkung, daß Fonk sich dabei nicht unverdächtig benommen habe.

Inzwischen war am 19. December in der Nähe von Crefeld zu Friemersheim in einer Landüberschwemmung des Rheins eine Leiche gefunden worden, welche augenblicklich für die des verschwundenen Wilhelm Cönen erkannt wurde. Mehr als zwanzig Personen aus dem nahe gelegenen Crefeld, darüber vernommen, stellten dies, durch ihre eidliche Aussage, über allen Zweifel fest. So hatten die Wellen des Rheins die Leiche des Verunglückten seiner Wiege und seinem Grabe, in wunderbarem Spiel des Schicksals, zugetragen.

Die Leiche war völlig angekleidet, nur die Kopfbe-

deckung fehlte. In der Tasche fand man nichts als Rheinsand; in der Uhrtasche jedoch noch Cönen's goldene Uhr. Der obere oder die zwei obern Knöpfe des Rockes waren zwar zugeknöpft, aber mit dem Futter ausgerissen, jedoch noch etwas befestigt. In der Nähe der Leiche schwamm auch eine Planke von Tannenholz auf dem Wasser, etwa 10 Fuß lang, die ebenfalls von den Findern der Leiche geborgen ward. Die unwahrscheinliche Vermuthung, daß man den Körper, an dieses Bret befestigt, in den Fluß geworfen, zerfiel in sich, indem sie jeder Unterstützung durch die Umstände entbehrte.

Cönen's Leiche trug so viel Spuren von Wunden an sich, daß die Vermuthung einer gewaltsamen Todesart, und zwar einer Ermordung mittelst scharfer Werkzeuge, Allen, welche sie sahen, sich als Ueberzeugung aufdrängte.

Die von dem crefelder Untersuchungsrichter sofort zur Obduction berufenen und vereideten vier Aerzte und Wundärzte, aus Crefeld und Düsseldorf, fanden, außer Anderm, was für die Darstellung zu unserm Zwecke von minderer Wichtigkeit ist:

7) Vorn auf dem Scheitel, wo das Stirnbein sich mit den beiden Scheitelbeinen verbindet, eine geriffene Wunde, wodurch der Schädel in der Größe eines Laubthalers entblößt war.

8) Auf der linken Seite der Stirn über den Augenbrauen eine einen Zoll und elf Linien lange Wunde, von unten nach oben, etwas schief auf der Stirn. Der innere Rand der Wunde war ganz glatt, und schien durch einen Hieb verursacht. Die Wunde drang schief von innen nach außen, d. h. von der Mitte der Stirn nach den Schläfen hin durch die Stirnbedeckungen, an einigen Stellen blos durch die Haut, an andern bis auf

die Schädelhaut, und unten über den Augenbrauen bis auf das Stirnbein ein.

9) Einen halben Zoll nach außen hinter dem untern Winkel der zuletzt beschriebenen Wunde war eine ungleich viereckige, sieben Linien im Durchmesser haltende, gequetschte Wunde.

10) Vier Linien unter dieser Wunde in der linken Augenbraue eine querliegende Stichwunde, fünf Linien groß, welche sich bis auf die Knochenhaut erstreckte und beim Druck nach oben „blutige Flüssigkeit" ergoß.

Nachdem die Kopfbedeckungen vom Schädel getrennt worden, fand man:

11) Die Wunde unter Nummer 8 war bis auf den Schädel eingedrungen und hatte hier eine etwas ungleich runde, gerissene oder gequetschte Oeffnung gebildet, in deren Umfang etwas Blut ergossen war.

12) Unter der linken Augenbraue, so wie im Zellgewebe dieser Augenhöhle über dem Auge war eine Blutergießung.

13) Neun Linien unter dem linken Augenbrauenbogen, ungefähr in der Mitte desselben, im Stirnbein eine dunkelrothe Stelle, drei Linien im Durchmesser.

14) Im Zellgewebe des Hinterkopfs war bis zum Halse und Nacken herab Blut ausgetreten und selbst das Hinterhauptbein stark geröthet.

15) Nachdem die obere Hälfte des Hirnschädels abgenommen, wurde die mittlere Hirnhaut-Schlagader auf beiden Seiten sehr mit Blut ausgedehnt, die übrigen Gefäße der Hirnhäute und des Gehirns jedoch mit Blut nicht überfüllt gefunden. Die Blutleiter der harten Hirnhaut waren fast blutleer.

16) Das große und kleine Gehirn schon so von Fäulniß ergriffen, daß es keine fernere Untersuchung gestattete.

Auch bei der allergenauesten Nachsuchung wurde nicht die geringste Verletzung auf der innern Oberfläche des in allen seinen Theilen sehr dicken und starken Schädels wahrgenommen.

23) Am untern Theile des Halses und dem obern Theile der Brust war in das Zellgewebe, so wie über, in und unter den Halsmuskeln sehr viel Blut ergossen, woher auch auffallend die bemerkte Anschwellung und dunkle Farbe der Haut dieser Gegend entstand.

24) Die Lungen waren vollkommen gesund; sie schienen im Volumen bedeutend vermindert; das Innere derselben war nicht mit Blut überfüllt. Sämmtliche Höhlen des gesunden Herzens waren blutleer.

25) Gleich bei Eröffnung der Brust wurde eine Blutergießung sowol in der rechten als linken Brusthöhle bemerkt.

27) Der Magen enthielt noch etwas dünnen röthlichen Speisebrei, der auffallend nach Wildbraten roch, und in welchem man deutlich Salatblättchen bemerkte.

28) Alle Gebilde, sowol der Brust als der Brusthöhle, waren ohne alle Spur der Verwesung.

29) Auf beiden Knien, gerade über und zum Theil auf dem obern Rande der Kniescheibe, war ein Eindruck, welcher in die Quere ging, und zwei Zoll in der Länge und etwa einen Zoll in der Breite betrug. — Im Grunde dieser Eindrücke war blos die Oberhaut etwas abgeschabt. Wenn man beide Knie an einander legte, nahmen beide Eindrücke den erhabensten Theil der Knie ein, und sie schienen durch einen dicken Strick, der um die Knie gelegen, bewirkt zu sein.

Das Gutachten der Obducenten ging dahin, daß Cönen eines gewaltsamen Todes gestorben sein müsse: — Von den Wunden seien die unter 8, 10 und 11 im Leben entstanden, wie die Blutergießung beweise. Auch habe die Blutvergießung am Halse, 23, so wie die in der Brusthöhle, 25, nur vor dem Tode entstehen können. — Demnächst: der Verstorbene sei theils und vorzüglich durch die mit den Kopfverletzungen verbundene Hirnerschütterung, und theils durch die von der Halsverletzung (wahrscheinlich Erwürgung) unzertrennliche Erstickung, insbesondere aber durch das gleichzeitige Zusammentreffen dieser beiden tödtlichen Gewalten getödtet worden. — Endlich hätten diese Verletzungen nicht durch selbstmörderische Hand, und eben so wenig durch das Stürzen in das Wasser entstehen können. Der Verstorbene könne nur todt ins Wasser gekommen sein.

Cönen's Leichnam, im Rhein gefunden, mit allen Anzeichen eines verübten Mordes, verstärkte den auf Fonk schon ruhenden Verdacht. Er erstreckte sich aber auch auf den Küfer (Faßbinder) Christian Hamacher, welcher fast täglich bei Fonk arbeitete. Man wollte bemerken, daß er, seit Cönen verschwunden, die Weinhäuser ungewöhnlich oft besuchte, namentlich die Schenke zum Kümpchen.

Er ward von der Policei beobachtet. Der Policei-Inspector Guisez berichtete, daß er und der Policei-Commissair Schönig ihn dort (am 27. Januar 1817 des Abends) bei den Gesprächen über Cönen außer Fassung gesehen. Als er noch eine Flasche foderte, sollte er geäußert haben: „er könne sie wohl anschaffen, da er auf Fonk's Kosten zeche." Die Policeibehörden in Cöln strengten sich nun aufs äußerste an, der Sache auf die Spur zu kommen und namentlich von dem verdächtigen Hamacher

ein Geständniß zu erlangen. Es wurden dabei, wie auch später, Mittel angewandt, die, weder durch die Gesetze noch die Moral gebilligt, zu Rügen und Verdächtigungen Anlaß gaben; Mittel aber, welche von der polizeilichen Praxis aller Länder und aller Zeiten benutzt wurden, und ohne welche in vielen wichtigen Fällen die Entdeckung von Verbrechern außer dem Bereich menschlicher Kräfte ist.

Ein berüchtigter Dieb, früher sogar Mitglied einer Räuberbande, Rüdgar Hilgers, machte es sich zum Geschäft, durch allerhand Mittel, auch unerlaubte, Verbrecher zur Entdeckung zu bringen. Am 30. Januar 1817 war Hamacher abermals, auf künstliche Veranstaltung, in das Gastzimmer des Kümpchens gelockt. Der Polizeicommissair Schönig hatte ihn dort beobachtet. Nach der Entfernung des Letztern suchte Rüdgar den Hamacher wegen der Cönen'schen Ermordung zu schrauben. Es entstand Streit, der Streit ging in Thätlichkeiten über. Gendarmen wurden herbeigeholt und brachten am Morgen den Christian Hamacher in das städtische Depot.

Hamacher hatte nicht nur im Kümpchen, vom Wein erhitzt, verdächtige Worte fallen lassen, sondern auch im städtischen Depot mit seiner Ehefrau, welche ihn dort aufsuchte, ein ihn und Fonk verdächtigendes Gespräch geführt, welches von zwei verborgenen Policeisergeanten belauscht und später eidlich bekräftigt ist. Er wurde darauf verhaftet und die Untersuchung gegen ihn eröffnet. Im Verfolg derselben wurde auch Fonk (nachdem derselbe auf Verfügung des Generaladvocaten von Sandt schon früher unter Aufsicht von Gendarmen gestellt war) am 19. Februar 1817 verhaftet. Desgleichen der alte Küfer Ulrich, der zuweilen mit Hamacher bei Fonk arbeitete, und der Buchhalter Johann Joseph Hahnenbein;

auch letztere Beide als der unmittelbaren Theilnahme an Cönen's Ermordung verdächtig.

Der Criminalproceß gegen Fonk und dessen Theilnehmer hat, bis zu seiner endlichen Erledigung durch die königliche Cabinetsordre vom Juli 1823, nicht weniger als durch sieben Jahre gedauert, und die Aufmerksamkeit und Theilnahme nicht allein von Deutschland, sondern der ganzen Welt, gleich dem des Fualdes, auf sich gezogen. Seine nahe Verwandtschaft mit demselben ist unverkennbar. Dasselbe Verbrechen, dieselben Motive, eine ähnliche grauenvolle Ausführung; Beider Leichen schwimmen ermordet in einem Flusse; ähnliche verdächtige Zeugen, dieselbe Parteiaufregung, aus verwandten Gründen, die in die politischen Verhältnisse überspielen; und, trotz der deutschen Gründlichkeit, mit welcher die Untersuchung in diesem Falle geführt wurde, dieselbe Dunkelheit, welche über That, Thäter und Motive geblieben ist. Die Gerichte haben gesprochen, der König hat gesprochen, die berühmtesten Gelehrten, Juristen und Mediciner haben die Fundgruben ihrer Wissenschaft zur Erklärung und Widerlegung ausgebeutet, und noch heut, nach fünf und zwanzig Jahren, ist weder über die That noch über die Thäterschaft ein wahres Licht verbreitet. Auch Fonk ist gestorben, schuldig oder unschuldig, jedenfalls ein Opfer dieses Riesenprocesses, ohne auf seinem Sterbebette, wenigstens vor weltlichen Ohren, ein Bekenntniß abgelegt zu haben.

Um den Inhalt des Processes und die Beurtheilung des Thatsächlichen nicht durch die Wechselfälle in der äußern Geschichte des Processes zu unterbrechen, schicken wir diese letztere hier in der Kürze, und so weit es nöthig ist, voraus.

Fonk ſtand durch ſeine Verheirathung mit der Tochter des Kaufmann Foveaux, den angeſehenſten Familien in Cöln nahe befreundet; auf der andern Seite hatte Cönen dort viele Freunde und im Publicum war der entſchiedenſte Glaube an ſeine Schuld vorherrſchend. Es erſchien rathſam, bei ſo vielen freundlichen und feindlichen Einflüſſen, die Unterſuchung vor die Aſſiſen zu bringen, welche unbefangener urtheilen könnten. Daher wurde auf Antrag des Generaladvocaten von Sandt die Sache an die Gerichtsbehörde in Trier abgegeben. Nach geendeter vorläufiger Unterſuchung wurde der Küfer Ulrich von dem Kreisgerichte, und bald darauf Fonk und Hahnenbein von dem Appellationshofe zu Trier wegen Mangels hinreichender Verdachtsgründe (von der Inſtanz entbunden¿ freigelaſſen.

Nur Chriſtian Hamacher wurde (in Folge ſeines mehrmaligen in Cöln abgelegten und widerrufenen Bekenntniſſes) vor den Aſſiſenhof in Trier geſtellt. Von dieſem wurde er am 31. October 1820 der freiwilligen Ermordung des Wilhelm Cönen für ſchuldig erklärt, und demnächſt zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Sein dagegen eingelegtes Caſſationsgeſuch wurde unterm 12. Januar 1821 verworfen.

Aber in Folge der Hamacher'ſchen Verurtheilung mußte auch die Unterſuchung gegen Fonk wieder aufgenommen werden, nach deren Beendigung die Anklagekammer des rheiniſchen Appellationshofes auf den Grund der neuen Anzeigen, in Verbindung mit den ſchon vorliegenden, die Sache vor den Aſſiſenhof von Trier verwies.

Faſt ſieben Wochen (vom 24. April bis zum 9. Juni 1822) dauerten dieſe Aſſiſen. Sie erklärten den Peter Anton Fonk mit 8 gegen 4 Stimmen für ſchuldig:

bei der freiwillig und mit vorher überlegtem Vor-

satz verübten Ermordung des Wilhelm Cönen, und zwar bei den Handlungen, wodurch dieselben vorbereitet oder vollbracht worden, dem Urheber der That wissentlich Hülfe geleistet oder beigestanden und dadurch an dem Verbrechen selbst sich betheiligt zu haben.

Sieben Stimmen unter den zwölf Geschwornen erklärten ihn gradezu für schuldig:

den Wilhelm Cönen in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1816 freiwillig und mit vorher überlegtem Vorsatz ermordet zu haben.

Der Assisenhof verurtheilte ihn zur Todesstrafe. Das von Fonk dagegen erhobene Cassationsgesuch wurde von dem rheinischen Revisionshofe in Berlin am 14. August 1822 als ungegründet verworfen.

In allen Untersuchungssachen aus den preußischen Rheinprovinzen, in welchen es der Bestätigung des Königs bedarf (das ist, wo auf lebenslängliche Zwangsarbeit oder Todesstrafe erkannt worden) werden von diesem Revisions- und Cassationshofe, unmittelbar nach dem verworfenen Cassationsgesuche die Acten mit einem eine vollständige Uebersicht der Sache gewährenden Berichte dem Justizministerium eingereicht, welches den dem Berichte beigefügten Actenauszug seinerseits wiederum mittelst eines motivirten Berichts, dem Monarchen vorlegt, und darin, nach Bewandtniß der Umstände auf Bestätigung oder Abänderung anträgt. Dieser Bericht des Cassationshofes an den Chef der Justiz, unterm 22. Januar 1823 abgestattet, ist unter den vielen zur Publicität gekommenen Erzählungen des merkwürdigen Falles die erste aus den vollständigen Acten geschöpfte Darstellung, der wir zu dem Zwecke der unsern am zuversichtlichsten uns in der Hauptsache anvertrauen dürfen, indem der Bericht nicht allein über die

Formalien entscheidet, sondern mit ernster Prüfung und scharfen Blicken auch das Thatsächliche und selbst das Psychologische umfaßt. Zu unserm Zwecke ist freilich auch Anderes erfoderlich, was im Revisionsbericht nicht steht; Quellen dafür strömten aber nur zu reichlich zu, indem über den Fonk'schen Proceß eine vollständige Literatur, zum Theil von bedeutenden Werken, existirt, welche auch über das momentane Interesse fortdauern werden, als wissenschaftliche Erörterungen und Actenstücke über wichtige Zeitfragen, deren Krisis damals bevorstand.

Die aufgefundene Leiche sprach von einem Morde, das Gerücht bezeichnete den Mörder und ein Zeuge trat auf, der ihn nicht allein der That mit allen Umständen und Nebenumständen bezüchtigte, sondern sich selbst als Mitthäter und Mordgehülfe angab. Dies war Christian Hamacher. Auf der Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit der Hamacher'schen Aussagen beruht die Anklage wider Fonk. Die Geschichte des Hamacher'schen Bekenntnisses, wie es entstanden, gewachsen, widerrufen ist, ist die Geschichte des Processes selbst. Wäre dieses Bekenntniß, wie der Zeuge es wieder zurückgenommen, auch völlig wegzuwischen oder als eine reine Erfindung der Bosheit oder Phantasie auszutilgen, wie Viele seiner Vertheidiger gemeint, so stände Fonk, wenn auch nicht rein von allem Verdachte, doch so rein vor der weltlichen Gerechtigkeit da, daß sie ihn schwerlich vor ihre Richterstühle ziehen können. Alle übrigen Anzeigen sind entfernter Art, und haben nur, auf dem Grunde des Hamacher'schen Geständnisses Bedeutung. Die ganze Wucht des Processes fällt also auf diese eine Frage, und von beiden Seiten, der Ankläger, wie der Vertheidiger, ist

Alles aufgeboten, auf diesem Hauptfelde zu siegen, d. h. der Beweis zu führen, daß Hamacher wahr gesprochen oder gelogen. Auch auf den Seitenfeldern ist mit Heftigkeit gestritten worden, es hat aber nur von dem Hauptziele abgeführt, ohne Resultate zu liefern, welche von entscheidender Bedeutsamkeit wären. Dahin gehören die wissenschaftlichen Fehden darüber: ob Cönen überhaupt ermordet und in der Art und Weise ermordet, wie es angegeben ist; ob nicht die Thäter oder Thäterinnen in andern Häusern zu suchen seien; ob Fonk gegründeten Anlaß hatte, ihn ums Leben zu bringen; ob er ein Mann sei, dem man die That zutrauen könne; ob er sein Alibi während der Mordthat dargethan habe u. s. w.

Hamacher wollte in dem ersten Verhör (4. Februar 1817) vor dem Untersuchungsrichter Verkenius nichts von Cönen's Ermordung wissen. Am 19. März erfuhr der inzwischen zum Untersuchungsrichter ernannte Appellationsrath Effertz durch den Generaladvocaten v. Sandt, daß Hamacher in vier Zwiegesprächen diesem wichtige Eröffnungen gemacht, wonach Cönen's Ermordung in Fonk's Hause stattgehabt habe. Bei dem (erst am 16. April vorgenommenen) ersten gerichtlichen Verhör deshalb legte Hamacher folgendes Geständniß ab:

„Es war am 4. November vorigen Jahres, als Herr Fonk vom Comtoir zu mir ins Packhaus kam und mir sagte: „„Hamacher! der Kerl muß weggeschafft werden, der ruinirt mich. Ihr müßt mir hierin helfen.““ — Ich erwiederte: Wie kann ich Ihnen darin helfen? Hat er vielleicht Papiere, die Ihnen schädlich sind, so will ich helfen, ihm die abnehmen. Er antwortete: „„Das hilft mir doch nicht; er muß aus der Welt geschafft werden.““ — Ich sagte hierauf: Herr Fonk, das kann ich doch nicht thun; ich will Alles thun, was Sie von mir ver-

langen und wenn es gar den Abtritt reinigen wäre, aber das kann ich nicht thun. — Er ging hierauf von mir weg, ohne weiter davon zu sprechen. Mittwochs oder vielleicht auch Tags vorher (ich weiß das nicht so genau) kam er die Treppe herunter. Als ich just aus der Küche kam und die Treppe vorbeiging, hörte ich, daß er so für sich selbst sagte: „„Ich werde Dich Kerl aus dem Wege schaffen, Du ruinirst mich.““ Ich ging meinen Weg schleunig vorwärts nach dem Keller, ohne daß wir zusammen gesprochen hätten.

„Am 9. November arbeitete ich wieder in seinem Hause, wo ich ungefähr bis halb sieben Uhr blieb. Während dessen kam er an den Keller und rief mich, einmal zu ihm zu kommen. Er schien den Abend sehr beschäftigt zu sein und hatte mich des Tages mehrmals aus dem Keller rufen lassen, wo er bald Dieses, bald Jenes erinnerte. Das letzte Mal, als er mich selbst heraufrief, sagte er zu mir: „„Wenn Ihr weg geht, so müßt Ihr diesen Abend gegen 9 Uhr noch einmal wieder kommen,““ ohne mir zu sagen: warum? Nur sagte er, er hätte was mit mir zu überlegen.“

„Als ich nun nach 9 Uhr, wie er befohlen, hinkam, sagte er zu mir: ich möchte ins Comtoir kommen. Dorten sagte er mir weiter: „„Wenn es schellt, so macht einmal die Thür offen.““ Er holte dann eine Bouteille Wein, setzte mir diese vor und sagte: ich möchte einmal trinken. Es war Bordeaurwein. Er ging dann einstweilen von mir und ließ mich allein. Ein Viertel über Zehn, vielleicht auch um halber Eilf, schellte es; ich machte die Thüre auf und es war Herr Cönen. Derselbe fragte: ob Herr Fonk zu Hause wäre? worüber der Letztere gleich hinzukam, und „„Guten Abend, Herr

Cönen!"" sagte, worauf dieser „Guten Abend, Herr Fonk," erwiederte."

„Er hatte mir, was ich gleich zu bemerken vergessen war, gesagt: „„Cönen käme auch noch einmal dahin; er hätte was vergessen.""

„Nachdem sie sich gegrüßt hatten, sagte Cönen: er hätte was vergessen, und Fonk antwortete: „„Ja, ich dachte es wohl, Herr Cönen.""

„Sie gingen nun hierauf auf das Zimmer, wo Cönen gearbeitet hatte, und kamen bald darauf wieder zusammen herunter ins Comtoir, wo sie dann über ihre Sache sprachen, und Fonk unter andern bemerkte: „„Schröder hätte ihm mitunter Branntwein geschickt, womit er nicht wohl habe bestehen können; auch wäre derselbe nicht recht von Geschmack gewesen, und an dem Maße hätte er auch Verlust gehabt. Er hätte hier in der Stadt Branntwein gekauft, dieser wäre echter französischer Branntwein und wohl so alt, wie er, Cönen, auch wäre; derselbe wäre schon hier in der Stadt gewesen, ehe die Franzosen gekommen. Cönen möchte diesen doch einmal versuchen."" — Cönen erwiederte: „Was soll ich den versuchen? Das nutzt ja doch nichts." — Fonk erwiederte: „„Nun thun Sie mir den Gefallen, ihn einmal zu versuchen, so werden Sie echten französischen Branntwein schmecken!"" Hierauf sagte er zu mir: „„Meister Hamacher, geht einmal und holt mir ein Glas und die Pumpe,"" er aber wendete sich nach einem Tisch, worauf das Buttermesser lag, um, und steckte dasselbe unter den Rock zu sich. Cönen schien dieses nicht zu beobachten; mir aber fiel es auf, und ich dachte gleich: das taugt nicht! — Wir gingen hierauf zum Packhause, wo der gerühmte französische Branntwein in einem ohmigen Faß lag, welches ungefähr noch halb voll war. Ich

hielt das Licht, Fonk ſtellte ſich mit dem Bandmeſſer ans Faß, und Cönen neben ihn. Fonk machte eine Bewegung, als wenn er das Faß aufſchlagen wollte, wendete ſich aber in einem Schwung und ſchlug denſelben mit dem Bandmeſſer unter der Aeußerung: „„Da, Kerl, haſt Du die Probe!““ dergeſtalt auf den Kopf, daß derſelbe gleich blutete. Und auf einen Stoß, den Fonk ihm gleich darauf auf die Bruſt gab, fiel er rückwärts zu Boden, wobei er noch mit dem Kopf auf einen nahe dabei ſtehenden Gewichtſtein hinſtürzte.“

„Dann ſagte er zu mir: „„Haltet dem Kerl die Gurgel zu, daß er nicht ſchreien kann.““ — Ich that dieſes und als ich nach einer Weile ſpürte, daß er nicht mehr ſchreien konnte, ließ ich ihn los. Fonk griff ihm gleich nach den Taſchen, zog die Brieftaſche, welche Cönen bei ſich hatte, aus der oben auf der Bruſt habenden Taſche heraus, und ſagte: „„Nun muß er weggeſchafft werden; wie machen wir das?““

„Ich erwiederte: Da ſteht ja ein Faß, wo wir ihn inthun können. Ich nahm daſſelbe, und weil der Kopf von Cönen ſtark blutete, nahm ich einen von Fonk herbeigeholten Sack, deren in dem Nebengemach ſehr viele lagen, und wand ihm, Cönen, denſelben um den Kopf, damit das Blut nicht durchdringen könnte, ſteckte ihn in das Faß, welches ich mit Stroh ausfüllte, und machte daſſelbe zu.“

„Nun frug Fonk: „„Wie kriegen wir ihn jetzt aus der Stadt?““ — Ich antwortete: Das weiß ich nicht. Ihr habt ja bekannte Fuhrleute. — Fonk erwiederte: „„Ja, das müßte ein vertrauter Mann ſein; ich hätte ja auch Verwandte auf dem Lande““ — Ich ſagte: Ja mein Bruder kommt Morgen in die Stadt, ſo will ich mit demſelben ſprechen; ich brauche ihm ja nicht zu ſa-

gen, was im Faß iſt. Mein Bruder von Sinnersdorf war nämlich des Tages vorher noch bei mir geweſen, und hatte mir geſagt, er müßte Sonntags wieder hereinkommen, um, wie ich glaube, zu einem Advocaten, dem Doctor Claiſen, zu gehen." —

„Als wir nach zugemachtem Faß wieder ins Comtoir gegangen waren, wo Gönen ſeinen Hut und ſeine Pfeife liegen gelaſſen hatte, nahm Fonk dieſe beiden Stücke, ſo wie auch die Schlüſſel vom Packhauſe zu ſich, ging heraus und zog die Thür vom Comtoir feſt hinter ſich zu, ſodaß ich merken konnte, daß ich ihm nicht folgen ſollte. Wo er nun damit hingegangen, und wo er Hut und Pfeife gelaſſen hat, weiß ich nicht. Nach etwa 10 Minuten kam er wieder zu mir ins Comtoir und ſagte: ich möchte nun machen, daß mein Bruder am Montage ganz frühe, höchſtens ein Viertel über vier, auf ſeinem Hofe wäre, um das Faß wegzubringen."

„Er verſprach mir dann 100 Kronenthaler und begehrte, ich möchte nur ſtillſchweigen, und gab mir abſchläglich wirklich 30 Kronenthaler, ſodaß ich noch 70 gut hielt; und ich ging ungefähr gegen halb 12 bis 12 Uhr fort. Ich hatte zwar keine ſchwere Arbeit gethan, aber ich ſchwitzte mehr, als wenn ich ein Stückfaß in den Keller gethan hätte; ſo ängſtlich war mir's hierbei."

„Mein Bruder war wirklich am folgenden Tage gegen 9 Uhr Morgens ſchon bei mir, wo ich ihn dann anſprach, eine Fracht am andern Morgen für Herrn Fonk zu thun; er müßte aber ſorgen, daß er am Abend ſchon mit ſeinem Karren in der Stadt wäre. Derſelbe erwiederte: wenn er dafür bezahlt würde, ſo wollte er das wohl thun. Und in Gefolge unſerer desfallſigen Abſprache kam er am Abende mit ſeinem Karren ſchon hin-

ein, den er mit dem Pferde auf der Ehrenſtraße im goldenen Löwen hinſtellte, und wo er auch die Nacht logirte."

„Montag den 11. November rief ich ihn ganz früh da an, und etwas nach 4 Uhr waren wir ſchon bei Fonk mit dem Karren am Thor."

„Fonk, der mir Tages vorher, als ich ihm, gemäß ſeinem Verlangen, wegen des beſtellten Karrens Antwort brachte, geſagt hatte: „„er würde am folgenden Morgen ſchon aufpaſſen,"" mußte den Karren ſchon kommen gehört haben; denn als ich an ſeine Thüre kam, war er gleich da und machte mir offen. Ich ging herein und machte das Thor offen. Wir luden das Faß gleich auf den in den Hof hereingebrachten Karren und fuhren weg längs St. Görres die Hochſtraße hinauf, nach dem Eigelſteinsthor hinaus, nachdem Fonk meinem Bruder 4 Kronenthaler für ſeine Fracht gegeben hatte, wie derſelbe mir unterwegs ſagte. Wir fuhren den Weg nach Mülheim zu, bis bald an das mülheimer Häuschen, wo ich ihn abladen ließ, nachdem ich ihm früher ſchon bedeutet hatte, daß er das Faß an den Rhein fahren ſollte, und ihm zu verſtehen gegeben, als wenn daſſelbe geſchmuggelt werden ſollte, wovon der Bauer keine Kenntniß hat. — Er lud ab und wollte, wie wir vorhin abgeſprochen hatten, gleich fortfahren; allein ich war zu bange, wie er mich allein beim Faß laſſen wollte, und ſagte ihm in der Angſt: Du mußt bei mir bleiben, in dem Faſſe iſt ein Todter! — Er erwiderte: „Gott, ein Todter! Wenn ich das aber gewußt hätte, hätte ich das Faß nicht aufgeladen," worauf ich ſagte: Ja, es iſt nun nicht anders, Du mußt mir helfen. — Ich ſchlug nun das Faß auf, wir nahmen den Körper heraus; ich ſuchte einen ſchweren Stein, den ich ihm mit einem zu mir

genommenen ledernen Riemen anhing, und womit ich ihn nun in den Rhein versenkte; weshalb ich selbst noch ins Wasser ging, um ihn nach der Tiefe zu schicken, bis dasselbe mir oben in die Stiefeln hinein lief! Warf dann auch das Faß ins Wasser, wornach mein Bruder auf Nippes zu nach Hause fuhr, und ich mich nach der Stadt begab und in meinem Hause den Kaffee nahm. Es mag damals ungefähr halb acht gewesen sein."

Dies das Geständniß vom 16. April 1817, das Hauptdocument des ganzen Processes. Es war daher nothwendig, dasselbe buchstäblich in allen seinen wesentlichen Punkten aufzunehmen.

Wunderlich benahm sich Hamacher bei einem zweiten gerichtlichen Verhör am 6. und 7. Mai. Er äußerte dabei: daß er von keiner Mordthat wisse. Ueber sein Verhältniß zu Fonk's Schwiegervater Foveaux befragt, drückte er sich folgendermaßen aus:

„Noch ehe ich arretirt wurde, war ich bei Foveaux, und derselbe ersuchte mich, wenn ich gefragt würde, nichts gegen Fonk zu sagen, und setzte hinzu: „Er ist doch mein Eidam." Er fragte mich gleich drauf: „Könnt Ihr auch etwas gegen Fonk sagen?" — Ich antwortete: Was soll ich gegen den sagen können? Ich weiß nichts."

Bei diesen Worten brach Hamacher in Thränen aus, weinte lange und sagte: „Ich wünschte, ich hätte Fonk und Foveaux nie gesehen, so wäre ich nicht so unglücklich! Jetzt bin ich ein armer Mann." Bald darauf setzte er hinzu: „Wenn ich das nicht widerrufen hätte, so wäre Fonk ja auch drin. Jetzt will mich der zum Spitzbuben machen. Ich habe ihm mein Leben nichts genommen."

Der Untersuchungsrichter Effertz sagte ihm hierauf, von dem Widerruf wollten sie nachher sprechen; er würde

doch aber keine Unwahrheiten angegeben haben? Da erwiderte Hamacher: „Ich wünschte nur, daß ich wüßte, ob mein Bruder hier bei Herrn von Sandt gewesen wäre?“ Als der Untersuchungsrichter fragte: Welcher Bruder? antwortete Hamacher: „Der ihn gefahren hat.“

Der Richter bemerkte ihm nun: er scheine, aus Besorgniß, seine Angaben nicht beweisen zu können, sich zum Widerruf zu neigen.

„Ja,“ antwortete Hamacher, „Herr v Sandt sagte: ich sollte das beweisen. Wenn aber Jemand die Pfeife und den Hut nimmt, heraus geht und mir die Thür hinter sich zuschlägt, wie kann ich dann beweisen, wo diese Sachen geblieben sind?“

Hamacher brach hier wieder in Thränen aus und sagte: „Es kann kein Mensch unglücklicher sein als ich. Wenn mein Bruder hierherkäme, und mir das bezeugte, so wollte ich ihm noch vier Kronenthaler dazu geben; dann hätte er deren acht.“

Der Richter ermahnte ihn, der Wahrheit getreu zu bleiben, nur zu sagen, was er wisse, mehr werde von ihm nicht verlangt. Hierauf fragte er ihn: „Ist es denn wirklich wahr, daß Euer Bruder den ermordeten Cönen im Faß, wie Ihr angegeben habt, herausgefahren hat? Und hat die Sache in Fonk's Hause sich so zugetragen, wie Ihr sie vorhin vor mir angegeben habt?“

„Ja, diese Angaben sind wahr, und ich bestehe dabei,“ antwortete Hamacher. Auf die Frage, warum er in den letzten Verhören sich ausgelassen, als wisse er von keiner Mordthat? sagte er: „Weil ich bange war, daß ich die Angaben beweisen müßte, und dann die starke Familie fürchtete.“

Dies das halb widerrufende, halb wieder einräumende Geständniß Hamacher's vom 7. Mai, aus welchem nur

der innere Kampf zwiſchen zwei Pflichten und der verworrene Seelenzuſtand des Gefangenen hervorgeht. Anderweitige Einflüſſe hatten Macht über ihn gewonnen, aber keine ſo vollſtändige, um ihn zum unbedingten Widerruf der früheren Ausſage zu bewegen. Vielmehr nahm er dieſe noch einmal in allen ihren Einzelheiten wieder auf.

Dies geſchah im Verhör vom 9. Mai. Nach einem ernſten und warmen Vorhalt des Richters, nur die Wahrheit zu ſagen, erzählte er den Vorgang nochmals ganz genau und umſtändlich ſo, wie er ihn am 16. April erzählt hatte. Die Einzelheiten, in denen er abwich, ſind keine andern, als wie der aufrichtigſte Menſch zu zwei verſchiedenen Malen denſelben Vorfall auch verſchieden vorträgt. Nur noch detaillirter erſchien manche Angabe und doch übereinſtimmend im Weſentlichen. So hatte er am 16. April, bei Gelegenheit des Selbſtgeſpräches, welches Fonk geführt haben ſoll, als er die Treppe herunterkam, geſagt, er hätte es behorcht: als er (Hamacher) aus der Küche in den Keller ging. Diesmal, ſagte er: als ich mit dem Lichte in der Hand in den Keller ging. Er mochte das Licht aus der Küche geholt oder dort angezündet haben. — Die eigentliche Kataſtrophe der Mordthat erzählte Hamacher bei dieſem Verhör mit folgenden Worten:

„Fonk ſagte zu mir: „„Meiſter Hamacher, nehmt die Pumpe und ein Glas, und geht einmal mit ins Packhaus. Ich nahm dieſe und das Licht, und Herr Fonk ging an den Tiſch, wo ſein Bandmeſſer lag, und ſteckte das vorn zu ſich unter den Rock, welches Cönen nicht bemerkte, indem er bei mir vor dem Pulte ſtand. Wir gingen nun zuſammen ins Packhaus an das Faß, wo Fonk that, als wenn er mit dem inzwiſchen in die

Hand genommenen Bandmeſſer das Faß aufſchlagen wollte, ſich dann gegen Cönen herumſchwenkte, und ihn mit dem Bandmeſſer auf den Kopf ſchlug, unter der Aeußerung: „„da Kerl, haſt Du die Probe!““ ihn dann noch auf die Bruſt ſtieß und Cönen zurück mit dem Kopf noch auf einen Gewichtſtein fiel. Da derſelbe noch etwas ſchreien wollte, ſo ſagte Fonk zu mir: „„Haltet ihm den Hals zu, daß er nicht ſchreien kann.““ Ich that dieſes und merkte bald darauf, daß Cönen verſchieden war.“

Auf des Richters Frage, ob Hahnenbein den Cönen nicht mit bis an die Thüre begleitet, ob Jener nicht vielleicht mit den beiden Mördern verabredet hätte, den Cönen herauszulocken? rief Hamacher aus: „Nein, Gott, nein! wenn das wäre, das wäre ja ein ſchöner Beweis!“ Doch erklärte er, daß er allerdings manches Mal daran gedacht, ob nicht Hahnenbein von der Sache wiſſe, konnte aber darüber nichts Näheres angeben, als daß er eine Miene, die ihm verdächtig ſchien, beobachtet haben wollte.

Auf die Vorhaltung: daß ſein ſpätes Kommen am Abende des 9. Novembers hätte von den Hausleuten bemerkt werden müſſen, daß, wenn Fonk ihn zu ſo ſchwarzen Planen beſtellte, es auch glaublicher geweſen wäre, wenn dieſer ſelbſt ihn heimlich ins Haus gelaſſen hätte, behauptete er: es wäre den Dienſtboten nicht aufgefallen; die würden doch ſchlafen gegangen ſein, da der Herr manchmal bis 12 und noch ſpäter im Comtoir gearbeitet hätte. „Denn hierin war er ſehr fleißig, aber in die Kirche ging er nicht; darin habe ich ihn nie geſehen. Und der will mich nun noch zum Spitzbuben machen!“

Auf die Frage: was er damit meine, daß Fonk ihn zum Spitzbuben machen wollte, antwortete Hamacher:

Fonk habe gesagt, er hätte ihm mehrere Flaschen Liqueure gestohlen; wie er von Herrn von Sandt wisse. — Auf die Frage: ob er nun vielleicht nur aus Rache gegen Fonk so Arges zeuge, rief er aus: „Nein, Gott, nein! als ich dieses zuerst erklärt habe, wußte ich ja noch nichts davon, daß ich Liqueur entwendet haben sollte."

Dieses dritte Bekenntniß vom 9. Mai, das letzte vollständige, widerrief er zum Theil wieder im Verhör am 19. Mai. In diesem wiederholen sich die Widersprüche vom 7. Mai; nur daß er hier Antworten wie ein Irrsinniger gab, die auf eine furchtbare Krisis in seinem Gemüthszustande deuten. Sein Bruder, Adam Hamacher aus Sinnersdorf, war inzwischen eingezogen worden, und hatte alle Beihülfe und alle Wissenschaft von der That abgestritten. Aber Christian wußte von der Arretirung seines Bruders, und es mochten im Arresthause Mittheilungen zwischen Beiden stattgefunden haben.

Auf Hamacher's Wunsch war zu diesem Verhör der Generaladvocat von Sandt zugezogen. Zu diesem sagte er, als wollte er damit sein früheres Geständniß in engere Grenzen fassen: „Ich habe Ihnen gesagt: daß Fonk mich zwei Mal auf einem Morgen angesprochen habe, den Cönen aus der Welt zu schaffen. Und es ist wirklich wahr. Wie ich glaube, geschah dieses am 4. November. Ich habe ihm darauf geantwortet: das könnte ich nicht thun. Hierbei ist es geblieben."

Hierauf räumte er noch ein, daß Fonk ihn des Tages mehrmals aus dem Keller gerufen, der sei des Tages wie wild gewesen, er habe einen bösen Kopf. Auf die Frage, wie es sich mit seinen übrigen Geständnissen verhalte? erwiederte er: „Ich weiß nicht, was ich sagen soll;" auf die Vorhaltung, daß er nur die Wahr-

heit sagen solle: „Ich weiß nichts.“ Da man ihn fragte: wie er zu den vorigen Bekenntnissen gekommen, ob ihn Jemand verleitet habe? antwortete er: „Nein, Niemand hat mich verleitet. Auch ist übrigens Alles wahr, wie ich die Sache angegeben habe. Nur das Einzige ist nicht wahr, daß mein Bruder den Umgebrachten weggefahren hat. Der Fuhrmann, der dieses gethan, war ein mir unbekannter Mann.“ Er behauptete, er habe den Fuhrmann am Morgen vor Fonk's Hause getroffen, und Fonk ihm auch gesagt, daß ein solcher kommen werde.

Befragt, warum er denn alle die genauen Umstände von seinem Bruder erzählt, gab er die unverständliche Antwort: „Weil ich den Andern nicht kenne, so dachte ich, daß diese Angaben einen starken Beweis brächten.“

Nachdem er nochmals wiederholt, daß Cönen ermordet und weg in den Rhein geschafft worden, wie und wo er gesagt, nur sei es nicht durch seinen Bruder geschehen, und der Richter ihn gefragt, ob Jemand ihm gerathen, seinen Bruder zu nennen, antwortete er: „Das wegen meines Bruders sagte ich aus eigener Speculation, weil ich den andern Fuhrmann nicht kannte. Und das Uebrige hat mir Niemand angegeben, sondern ich erklärte es, und bleibe dabei, weil es wahr ist.“

Auf die Frage, warum er die Gegenwart des Herrn v. Sandt gewünscht, antwortete er wörtlich so: „Weil derselbe die Sache weiß, indem ich sie ihm zuerst bekannt habe, und ihm aufgetragen, dem Fonk vorzuhalten, daß er mich zwei Mal angesprochen habe, den Cönen aus dem Wege zu schaffen, und daß er das Portefeuille bekommen habe; und weil ich ihm gleichfalls und zwar noch hier vor der Thür im Gang gesagt habe: Thun Sie mir

den Gefallen und sagen dem Fonk, er hätte es selbst gethan, nämlich den Cönen ermordet."

Mit dieser Rede enden Hamacher's Bekenntnisse. Von hier an widerrief er dieselben in allen folgenden Vernehmungen; anfänglich (vom 25. und 26. August ab) in zweifelhaften, verworrenen Aeußerungen, wie die in den beiden Verhören, endlich mit der bestimmten Versicherung: „Daß Alles, was im Protokoll stehe, nicht geschehen, sondern er es mit Herrn von Sandt so eingekleidet habe."

Auf die Frage, wie er denn dazu komme, und warum er es so oft würde eingestanden haben, wenn es nicht wahr wäre, suchte er zuerst mit seinem versteckten: „ich weiß nichts davon" durchzukommen. Dann auf die Vorstellung, wie unerhört sein Benehmen sei, unschuldig ein Capitalverbrechen so auf sich zu nehmen, erwiederte er: „Herr v. Sandt sagte mir, es wäre mir nicht möglich, durchzukommen, und hierauf stellte ich ihm vor: ob es nicht möglich wäre, mich allein darzustellen."

Mehre Briefe, die er während der Gefangenschaft an seine Frau, an Herrn v. Sandt und Andere schrieb, drücken, wenn nicht den Widerruf selbst, doch den Entschluß und Willen, beim Widerruf zu verharren, mehr oder minder verdächtig aus: „Sage doch meiner Frau, sie solle nicht sagen, daß ich von der Mortter (Mordthat) gesprochen. Das ist auch nicht wahr; wenn ich davon wüßte, dann wäre es möglich." An Herrn v. Sandt schrieb er: „Sie wissen ja meine ganze Sache, das Verhältniß. Ich weiß nicht, ob Sie mich ganz wollen verschmachten lassen. Ich sitze wie ein Menschenmörder, der ich nicht bin." Ein anderer Brief fängt an: „Ich glaube, ich muß sagen: den 2. November, das wäre zu meinem Vortheil besser, und den 5. ist er die Treppe herunter-

gekommen und sagte in sich: ich werde Dich Kerl aus dem Wege schaffen." Vor Gericht blieb er von nun ab starrköpfig dabei: „ich weiß nichts von der Mordthat" und: „wenn ich vom Morde wüßte, so hätte ich es lange gesagt."

Von Cöln nach Trier gebracht trat Hamacher hier nur noch bestimmter und entschiedener in seinem Widerrufe auf. Er leugnete nicht den Inhalt der Protokolle des Appellationsrathes Effertz, gab vielmehr an, daß dieser ihn stets ermahnt, nur die Wahrheit zu sagen, und daß er wirklich alles Das damals ausgesagt, was Jener niedergeschrieben. Aber alle seine damaligen Erklärungen seien unwahr, wofür er Folgendes als Grund angab.

Der Generaladvocat v. Sandt habe ihn in ein Zimmer des Arrestbaufes kommen lassen (später sagt Hamacher, daß er zuerst den Herrn v. Sandt habe zu sich rufen lassen, um von ihm verhört zu werden), habe ihm Wein vorgesetzt, mit ihm getrunken, von Cönen's Ermordung gesprochen und ihn zu einem Bekenntniß zu überreden versucht: „Da er, Hamacher, doch nicht mehr durchkommen könne, weil er selbst im Kümpchen und auch sonst seine Frau schon zu viel gesprochen habe." Sandt habe mit ihm die Einrichtung jener Aussagen überlegt. Er habe dem Herrn v. Sandt gesagt: daß sie unwahr seien, und doch habe der ihn bewogen, sie vor dem Rath Effertz zu wiederholen.

Sandt habe ihm dann gerathen, was er sagen solle, um durch Schwarz auf Weiß den Fonk zum Geständniß zu bringen. Er wolle für gute Advocaten, die ihm helfen sollten, sorgen.

Am 12. Januar 1818 sagte er auf die wiederholte Frage des trier'schen Untersuchungsrichters: was ihn denn zuerst bewogen, zu sagen, daß Fonk mit dem Band-

messer dem Cönen auf den Kopf geschlagen? — „er (Hamacher) selbst hätte dieses so ausgedacht.“ Später verbesserte er sich: Herr v. Sandt hätte ihm den Anschlag gegeben, das zu sagen. Aber der Umstand, daß Fonk ihn angesprochen, den Cönen aus der Welt zu schaffen, hätte er selbst so ausgedacht, und Herr v. Sandt hätte ihm nicht den Anschlag gegeben. — Sandt hätte ihm gesagt, daß Fonk ihn, den Hamacher, beschuldige, ihm die Liqueure gestohlen zu haben. Das hätte ihn aufgebracht. Beide Angaben wiederholte er in einem spätern Verhör, in welchem er zugleich zugab, daß, da Sandt nicht im Packhause gewesen, er die deshalb angegebenen Umstände sich selbst überlegt habe.

Bei einer zweiten Berathung mit Herrn v. Sandt, hätten sie Beide von 7 bis halb 11 Uhr drei Bouteillen Wein mit einander getrunken, da wäre er, Hamacher, berauscht worden. Endlich, an einem folgenden Tage wären sie über Das, was Hamacher aussagen sollte, übereingekommen. Als er nun gefragt, wie er schwören müsse, habe Herr v. Sandt erwiedert: „Ihr müßt Gott und dem heiligen Evangelium abschwören.“ Hamacher betheuerte, daß er den Herrn v. Sandt darin nicht misverstanden habe!

Die Wichtigkeit der Hamacher'schen Aussagen nöthigte, sie umständlicher mitzutheilen, als es, zu unserm Zwecke, bei andern Punkten dieses Processes nöthig ist. Als wahr erwiesen, bedingen sie das „Schuldig,“ als Lüge dargethan das „Nicht schuldig“ über den Hauptangeklagten Fonk. Wahr oder Lüge, in beiden Fällen rufen sie das Schuldig über Hamacher selbst herab, nur mit verschiedener Straffälligkeit, in jenem über ihn als Mörder, in diesem als falschen Denuncianten. Aber Hamacher's Aussagen umschließen auch eine neue furchtbare Anklage,

und würden, wenn die Wahrheit seiner letzten Betheurung nur einigermaßen wahrscheinlich gewesen wäre, einen neuen moralisch furchtbaren Criminalproceß hervorgerufen haben, den gegen einen fiscalischen Beamten, welcher Zeugen instruirt, fälschlich einen Unschuldigen des schändlichsten Capitalverbrechens zu bezüchtigen. Dies unterblieb, aber um so mehr Aufforderung, grade dieses Hauptdocument des Processes mit besonderer Aufmerksamkeit zu würdigen. Bevor wir indeß die Gründe für und gegen die Glaubwürdigkeit der Hamacher'schen Bekenntnisse zusammenstellen, und damit die Frage über die Thäterschaft verhandeln, haben wir die nicht minder bestrittenen Fragen über den Thatbestand des Verbrechens und die möglichen Beweggründe des bezüchtigten Thäters zu betrachten.

Fonk leugnete Alles. Aus seinem Benehmen schöpfte man nur entfernte Anzeigen. Der öffentlichen Anklage lag die ganze Last des Beweises ob.

Der Thatbestand des Verbrechens: daß Cönen durch fremde, äußere Gewalt ermordet worden, und zwar nicht durch einen Sturz in den Rhein, sondern vorher, daß er also als Leiche ins Wasser gekommen, schien durch das einstimmige Gutachten der vier Obducenten in Crefeld festgestellt. In Trier wurden noch der Medicinalrath Dr. Grach und der Sanitäts-Assessor Dr. Seibold darüber vernommen, und Beider eidliches Gutachten stimmte dahin im Wesentlichen mit dem crefelder: Die Kopfwunden könnten (wiewol nicht mit einem Schlage, da es mehre sind) mit dem Rücken eines Bandmessers beigebracht sein, nur nicht die Wunde 10; die Blutaus-

tretung am Hinterhaupte 14 stimme mit der Angabe des Fallens auf einen harten und stumpfen Körper; eine Erdrosselung, wie die von Hamacher angegebene, erhelle deutlich aus dem im Obductionsberichte beschriebenen Zustande des Halses und seiner Umgebung. Kein Richter hätte nach diesem doppelten Gutachten Anstand nehmen dürfen, zu seinem Urtheil über den Thatbestand zu schreiten. Es blieb ihm nur ein Umstand zu erwägen, welcher nicht mehr zu ermitteln war, da Hamacher nach seinem Widerruf seine widerrufene Aussage nicht mehr vervollständigen oder erläutern konnte. Nach dieser nämlich hatte Fonk dem Cönen nur einen Schlag versetzt, wogegen die vorgefundenen Wunden offenbar von mehren Schlägen herrührten. Sonst stand auf Grund der gericht-ärztlichen Aussagen fest: Cönen's Tod ist verursacht durch eine Hirnerschütterung, in Folge der Hauptkopfwunde, und zugleich durch die Halsverletzung; wahrscheinlich Erwürgung. In Summa: er ist ermordet. Der Thatbestand des Verbrechens ist eine Ermordung.

Aber wie die Anklage mit Parteileidenschaft betrieben wurde, so auch die Vertheidigung. Dem Angeklagten sollte und mußte Hülfe geschafft werden. Und man beschränkte sich nicht darauf, sie von der Seite zu bringen, wo sie am begründetsten war und am erfolgreichsten zu werden versprach, nämlich die Motive der That und die Unwahrscheinlichkeit der so angegebenen Thäterschaft herauszustellen, sondern man wollte das ganze Fundament der Anklage von Grund aus umwerfen. Die Wissenschaft sollte beweisen, daß gar keine Ermordung stattgefunden, daß die aufgefundenen Wunden nicht von Mörderhand, sondern vom Zufall, von den Eisschollen des Rheins herrührten.

Man hatte den Kopf des Verunglückten abgezeichnet,

mit allen Wunden und Wundenmalen curirte er in vielfachen Abdrücken, und die Männer der Wissenschaft hielten sich berufen, danach das Urtheil der Gerichtsärzte einer eigenen Prüfung zu unterwerfen. Dem Einwande, daß das Urtheil nach einer Zeichnung und Beschreibung ein unzuverlässigeres sei, als das aus dem Anblick des Leichnams selbst geschöpfte, wurde dadurch begegnet, daß ja auch das Urtheil über Wundenmale eines Leichnams, welcher 40 Tage im Wasser gelegen, ein sehr mißliches wäre.

Zwei Gutachten kamen hier zur Sprache: das des berühmten Professors von Walther (damals zu Bonn) und das der marburger medicinischen Facultät. Beide erregen nur Zweifel gegen das Gutachten der Gerichtsärzte, beide stellen nur eine andere Möglichkeit auf, ohne die Möglichkeit der Ermordung zu bestreiten, oder gar die Unmöglichkeit zu behaupten.

Der positive Beweis, daß die Eisschollen des Rheins, oder irgend eine andere zufällige Gewalt, den schon todten oder noch lebendigen Cönen in der Art verwundet haben, als man seine Leiche gefunden hat, ist nicht geführt; es bleiben dies Vermuthungen.

Professor v. Walther erklärt sogar in seinem Gutachten: „Es ist wahrscheinlich, daß die Kopfwunden dem noch lebenden Cönen beigebracht worden; aber als ganz vollkommen erwiesen ist es noch nicht anzusehen." — Ferner: „Es ist nicht erwiesen, daß diese Kopfwunden mit einer absolut tödtlichen Gehirnerschütterung verbunden gewesen." — Ferner: „Es ist keineswegs unumstößlich erwiesen, daß Cönen erdrosselt worden, und daß derselbe schon todt ins Wasser gekommen sei." Endlich: „Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Hauptwunde auf der Stirn mit einem Bandmesser verursacht wor-

den." Der Schluß seines Gutachtens lautete: „Cönen's Todesursache ist bei der gegenwärtigen Actenlage noch nicht mit Zuverlässigkeit ausgemittelt."

Die marburger medicinische Facultät stellte mit frischen Leichen Versuche an: ob nämlich ein Schlag mit dem Bandmesser auf den Kopf Verwundungen wie die an Cönen's Leichname wahrgenommenen hervorbringe, und fand, daß ihre Schläge tiefer eindrangen als die vorgefundenen. Die Wunden an Cönen's Kopf dürften daher nicht von solchem Grade gewesen sein, um die Verwundung für absolut lethal zu erklären; daß eine Hirnerschütterung stattgefunden, sei aber nach den beschriebenen Wunden allerdings anzunehmen. — Die Facultät sagt ferner: Aus dem Ergießen des Blutes ins Zellgewebe lasse sich allerdings auf Verwundung im Leben schließen; doch sei ein entscheidender Ausspruch darüber unmöglich, weil man nicht wisse, wie die Wunden vielleicht durch verschiedene Einwirkungen bis zur Auffindung der Leiche könnten verändert worden sein. — Für die Erdrosselung spräche nur ein täuschendes, ungewisses Merkmal, da die wirkliche Blutunterlaufung in den ihr vorgelegten Protokollen nicht bemerkt worden. — Doch erklärt die Facultät zugleich: Daß nichts auf einen im Wasser erfolgten Tod auch nur einigermaßen schließen lasse.

Durch beide Gutachten wird nichts erwiesen, was die Angabe der 4 Gerichtsärzte in Crefeld und der 2 in Trier positiv widerlegte. Beide retten nur die Möglichkeit, daß dem nicht so sei, wie die Obducenten beobachtet und geschlossen. Der positive Beweis, daß sie falsch beobachtet und falsch geschlossen, ist nicht von ihnen geführt. Das Walther'sche Gutachten stellt Möglichkeiten auf, wie Cönen auf andere Art könnte umgekommen sein.

Das Reich der Muthmaßungen und der Möglichkeiten ist aber ein unendliches, dem zu folgen hier dem Richter wieder zur Unmöglichkeit wird. Wenn neben einem Ermordeten ein blutiges Beil gefunden wird, das in seine Wunden paßt, so ist es doch möglich, daß sie nicht damit, sondern mit einem andern Beil geschlagen wurden, welches eben so, und vielleicht noch schärfer in die Wunden paßt, aber vom Mörder absichtlich oder zufällig, oder von einem Vorübergehenden mit dem vorgefundenen vertauscht wurde. Jeder Richter hat sich an das Gegebene zu halten, und dies war der Obductionsbericht der gerichtlich bestallten Obducenten, welcher zur nochmaligen Prüfung andern vereideten, gerichtlichen Kunstverständigen übergeben und von denselben bestätigt wurde. Wenn das Gutachten einer wissenschaftlichen Autorität, die aber an sich keine gerichtliche Beglaubigung hatte, Zweifel dagegen aufregte, so hätte es vielleicht der höchsten Medicinalbehörde zur letzten Prüfung übergeben werden müssen, welche indessen bei den erschöpften Nachrichten und Muthmaßungen kaum eine mehr gegründete Ansicht hätte aufstellen dürfen.

Mußten auch die Obducenten einige Unterlassungssünden einräumen, wie im Protokoll nicht aufgenommen worden: „daß das bei der Sugillation am Halse vorgefundene Blut *geronnen* gewesen sei," ohne welches die Erdrosselung nicht anzunehmen ist, und mußten sie das Factum, „daß das Blut geronnen gewesen," erst durch ihr Zeugniß vor Gericht nachholen, so erscheinen Umstände der Art doch nicht als geeignet, um die Glaubwürdigkeit des sonst so ausführlichen und genauen Obductionsberichts umzustoßen.

Das marburger Gutachten bekräftigt überdies die Meinung der Obducenten in verschiedenen Punkten. Daß

das Bandmeſſer in der Hand des marburger Profeſſors tiefer in den Schädel eines Leichnams eindrang und demnach andere Wundenmale verurſachte, als das Bandmeſſer in Fonk's Hand auf den Schädel des lebendigen Cönen, will nichts beweiſen, da man nicht weiß, wie ſtark Fonk war und wie ſtark er ausgeholt und wie der getroffene Cönen beim Schlage unwillkürlich zurückfuhr.

Wenn endlich Herr v. Walther einräumt: daß es wahrſcheinlich ſei, daß die Kopfwunden dem noch lebenden Cönen beigebracht worden, und ſeine dritte und vierte Erklärung: daß es keineswegs unumſtößlich erwieſen ſei, daß derſelbe ſchon todt ins Waſſer gekommen, durch die marburger Erklärung aufgehoben wird: daß nichts auf einen im Waſſer erfolgten Tod auch nur einigermaßen ſchließen laſſe, ſo iſt der Richter und die geſunde Vernunft auf Das zurückgewieſen, was zu Anfang angenommen war und von dem Sachverſtändigen einſtimmig bekundet wird, welche den vorgefundenen Leichnam mit eigenen Augen ſahen und unterſuchten. Dieſe fanden einen Ermordeten, durch Schlag oder Stich und Erdroſſelung; und es iſt zu beachten, daß damals Hamacher noch nicht bekannt hatte, und ein Verdacht wol, aber noch nicht die leidenſchaftliche Voreingenommenheit gegen Fonk obwaltete.

Die große Wahrſcheinlichkeit, daß Cönen ermordet worden, wird durch die peinlichen Anſtrengungen der Gelehrten, eine andere Möglichkeit aufzuſtellen, nicht entkräftet, wol aber dadurch unterſtützt, daß ſich eine andere Todesart weder ermitteln, noch nach den Verhältniſſen annehmen ließ. Jeder Verdacht eines Selbſtmordes bleibt bei dem lebensfriſchen, mit zu großem Eifer ſeiner Pflichttreue nachlebenden jungen Manne ausgeſchloſſen. Ein Raubmord in den Straßen des ſichern

Cöln ist kaum denkbar. Räuber hätten ihm vielleicht nicht einmal seine Kleider, gewiß nicht seine goldene Uhr gelassen. Auch würden sie wahrscheinlich, nachdem die That so unbemerkt geschehen, daß auch keine Spur darauf leitete, sich nicht die Mühe genommen haben, den Körper in den Rhein zu werfen, was immer von Gefahr, entdeckt zu werden, begleitet war. Außerdem konnte man nur vermittelst Oeffnung des Thores nach dem Rheine, und in jener Nacht hat sich Niemand das Thor aufschließen lassen.

Man wollte während der Untersuchung — und auch noch später fand diese Meinung viele Anhänger — den Verdacht auf eine junge Florentinerin ableiten, welche Cönen einige Mal während seiner Anwesenheit in Cöln in dem Schumacher'schen Bordell besucht und sich lebhaft für sie interessirt hatte. Was an sich viel Wahrscheinliches hat, daß Cönen am Abend des 9. November, nachdem er sich von Hahnenbein getrennt, noch einen spätern Besuch bei ihr gemacht, ist doch nur Vermuthung geblieben. Ein Freund Cönen's, der mit ihm am 7. November dort gewesen, sagt aus, daß Cönen beim Abschiede versprochen habe, wieder zu kommen, wie das wol in der Art ist. Aus der Vernehmung aller Personen im Schumacher'schen Hause geht aber hervor, daß er nicht wiedergekommen ist; wiewol von Fonk's Vertheidigern gerügt wird, daß diese Vernehmung nur policeilich, nicht gerichtlich erfolgt sei. Aber es ist erwiesen, daß er früher immer nur mit Begleitung in das Haus ging und den Besuch an einem andern Abende, als er keinen Begleiter dazu finden konnte, unterließ. Man will an dem Abende in der Nähe des Bordells ein Paar verdächtige Gestalten gesehen haben; man gab der Vermuthung Raum, daß diese dem Ver-

schwundenen aufgelauert; aber in welcher Art Josepha Gendrot, die Florentinerin, damit in Verbindung zu bringen sei, darüber fehlt selbst eine Vermuthung. Sie war, nach den Aussagen der Wirthe und ihrer Sündenschwestern, den ganzen Abend, und die ganze Nacht im Hause. Gegen zwei Bekannte Cönen's, die nach ihm fragten, stellte sie sich anfangs, als ob sie ihn nie gekannt. Dagegen weinte sie bitterlich vor andern Bekannten Cönen's, die mit dem Policei-Inspector Schöning zur Nachforschung in das Bordell kamen, über den Verlust des schönen, jungen Menschen. Jenes Verleugnen hat, wenn man die Verhältnisse eines solches Hauses erwägt, nichts Verdächtigendes. Nur der Umstand, daß sie schon am 23. December 1816 Cöln (aber mit einem Passe nach Coblenz) verließ, nährte den sonst haltlosen Verdacht. Aber dieser Verdacht, von Fonk's Anhängern und Vertheidigern offen ausgesprochen und durch allerhand Insinuationen noch mehr hervorgehoben, begreift nicht weniger in sich als eine Anschuldigung der cölner Policei, daß sie einer Person einen Paß bewilligt, die schon der Theilnahme an einem Morde verdächtigt gewesen. Entweder also habe die Policei eine Mörderin wollen entschlüpfen lassen, oder, eine noch entsetzlichere Intention: sie habe ihre Entfernung begünstigt, damit der Verdacht des Mordes einen Andern, Unschuldigen, treffe! Ein Vertheidigungssystem mit solcher blinden Leidenschaftlichkeit geführt, wankt in seinen Fundamenten. Allerdings sind bei der Voruntersuchung und bei der Untersuchung selbst große Versehen und Unregelmäßigkeiten vorgefallen; die Möglichkeit eines so verbrecherischen Eingreifens der Policei hätte aber in einem Staate, wie der preußische, eine neue Untersuchung nothwendig herbeigeführt, zu der indeß die höhern Richter und Behörden keinen Grund fanden. — Josepha

Gendrot war in Cönen verliebt, sie wollte den Wein nur aus seinem Munde trinken. Sie soll einmal gesagt haben, daß die Eifersucht bei ihr zu Lande sich mit Dolchstichen räche. Aber Cönen hatte ihr nicht den geringsten Verdacht zur Eifersucht gegeben, wenn eine solche bei Mädchen ihres Gewerbes überhaupt so leicht anzunehmen wäre. Auch pflegt gekränkte Liebe ins Herz zu stechen und nicht über die Augenbrauen. Einige fanden in ihr ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer, Andere begriffen nicht, wie Cönen so leidenschaftlich sich in sie verliebt haben könne; noch Andere meinten, daß auf ihrer Stirne Mord und Todtschlag gestanden. Sie soll in ihrer Leidenschaft für den frischen, hübschen Jüngling ihm einmal in die Schulter gebissen haben. Daß sie sich mit ihm entzweit, oder Andere um sie, davon keine Spur. Streit, der zu blutigen Händeln führt, kam wol in ältern Zeiten in diesen Häusern oft vor; in unsern aber, wo sie unter der strengen Controle der Policei stehen, und der Respect vor der öffentlichen Sittlichkeit möglichste Stille und Heimlichkeit anempfiehlt, gehört er zu den Seltenheiten. Ein Streit, der in einen Mord auslief, wäre in diesen stark überwachten und besuchten Häusern nicht ohne Spur vorübergegangen, und eine Fremde in diesem Lande, ein hülfloses Mädchen, welches von speculirenden Unterhändlern von Ort zu Ort weiter geschafft, gewissermaßen verhandelt wird, hätte am wenigsten die Mittel gehabt, eine Leiche fortzuschaffen. Auch fehlt, abgesehn davon, daß die Bewohner des Schumacher'schen Bordells versichern, Josepha sei an dem Abende nicht aus dem Hause gewesen, jede positive Hinleitung und Begleitung zu der aufgestellten Vermuthung, daß sie sich auswärts mit Cönen ein Rendezvous gegeben, und daß

hier, sei es aus Rache, Eifersucht, Trunk, Zufall, das Unerklärte vorgefallen wäre.

Ohne an ihm verübte Gewalt streift die Möglichkeit, daß Cönen in den Rhein gekommen, an das Undenkbare. Er hatte nichts am Flusse zu suchen, er war nicht vom Wein berauscht, daß er aus Ungeschick hineinfallen können; keine Spur eines nächtlichen Abenteuers, der Lust zu einer einsamen Wasserfahrt in der Novembernacht.

Endlich spricht für den Thatbestand des Verbrechers Hamacher's Aussage. Beweist sie auch nichts gegen Fonk, so hatte sie doch so viel Kraft, gegen ihn selbst zu beweisen, und es ist die Aufgabe des Folgenden, darzustellen, daß ohne das Factum des wirklich vorgefallenen blutigen Verbrechens diese Aussage nicht wol möglich war.

Wäre der Scharfsinn, welchen die Männer der Wissenschaft daran verschwendet haben, den Thatbestand des Verbrechens wegzuleugnen, auf andere dunkle Punkte verwandt! Was waren die **Beweggründe**, die Fonk gehabt haben konnte, Cönen zu ermorden?

Nach der allgemeinen Meinung hatte Fonk den Schröder **betrogen**. Cönen hatte zu tiefe Blicke in seine Rechnungen gethan, und, in seinem Interesse, aus Furcht vor weiterer Entdeckung, fühlte Fonk sich bewogen, diesen gefährlichen Zeugen aus der Welt zu schaffen.

Im Gegensatz meinen Andere: Fonk hatte seinen Compagnon **nicht betrogen**. Aber die ungestüme, rohe und verächtliche Weise, wie Cönen bei der Rechnungsrevision gegen Fonk und dessen Familie sich benommen,

hatte ihn dermaßen erzürnt, gereizt, daß er aus Rachsucht ihn erschlug.

Für beide Ansichten sind gewichtige Autoritäten. Der letztern Ansicht sprach der geheime Revisionshof in Berlin das Wort. Wer entscheidet darüber, nachdem ein siebenjähriger Proceß nicht einmal über die factische Frage: Ob Fonk den Cönen betrogen hat? völlige Gewißheit gebracht hat! Cönen ist todt, Fonk, Hahnenbein und Schröder sind ihm ins Grab gefolgt. Wer möchte heute aus den todten Zahlen und Buchstaben ihrer Bücher Das herauslesen, was, während ihres Lebens, nicht mit unumstößlicher Bestimmtheit zu entziffern war! Wir müssen uns begnügen, die verschiedenen Ansichten aufzuführen.

Das Compagnongeschäft zwischen Fonk und Schröder war der Art: Schröder, der das Geheimniß besitzen wollte, vom gemeinen Branntwein den Fusel auf leichte Weise zu entziehen, und daraus vortrefflichen Spiritus zu bereiten, producirte die Waare, Fonk sollte den Verkauf und das Merkantilische besorgen. Die Societät (1815 geschlossen) hatte kaum 18 Monate gedauert, als schon, des großen reinen Gewinns unerachtet — Fonk gab ihn auf 20,000 Thaler an — zwischen beiden Compagnons Mißhelligkeiten ausbrachen. Schröder war mit Fonk, aber auch Fonk mit Schröder unzufrieden. Schröder nahm zu viel aus der gemeinschaftlichen Kasse und verschwendete in Fabrikgegenständen. Fonk legte Schrödern nicht genaue Rechnung über das Geschäft ab. Es ging zurück. Es entstanden Geldverlegenheiten, indem Fonk für das crefelder Geschäft 8000 Thaler Wechsel acceptirt hatte, Schröder aber keinen Branntwein lieferte. Auch war Fonk mit der Qualität desselben nicht zufrieden. Noch unzufriedener aber war Schröder mit Fonk's eingesandten Rechnungsbilancen, und sein Verdacht, daß

Fonk ihn übervortheile, ward durch den ehemaligen Comtoiſten des Letztern, Elfes, genährt, der aus Fonk's Dienſten in die Schröder's getreten war. Elfes hatte Schröder geſagt, daß er von Fonk angewieſen worden: die Verkaufspreiſe der veredelten Branntweine geringer anzuſetzen. Auch Fonk's Buchhalter J. Hahnenbein hatte dem Schröder von Fonk's Unredlichkeiten Winke gegeben. So ſtanden die Sachen, als Schröder den Wilhelm Cönen nach Cöln ſchickte zur Reviſion der Fonk'ſchen Bücher.

Der Streit zwiſchen Fonk und Schröder über ihre kaufmänniſche Rechnungen läuft ſelbſtändig neben dem Criminalproceſſe fort. Während der von Cönen in Gegenwart Fonk's beſorgten Reviſion, die vom 1. bis 6. November dauerte, mußte Cönen die Creditſeite der Rechnung, nämlich den von Fonk beſorgten Verkauf für übereinſtimmend mit der Primanote und den Originalbelegen anerkennen. Die Debetſeite, welche den Ankauf und die Veredlung des Branntweins, überhaupt die Fabrikation anbetraf, konnte ſich nur aus den Schröder'ſchen Büchern bewahrheiten oder beſtreiten laſſen. Hierauf foderte Cönen die Vorlegung des Hauptbuches und des Journals, in welchem, nach Hahnenbein's Winken, ein Betrug von 8000 Thalern ſtecken ſollte. Dies Hauptbuch wollte aber Fonk nicht vorlegen, indem er unterlaſſen, über das Branntweingeſchäft beſondere Bücher zu führen, auch ſonſt ſeine Bücher „ſaloppy" geführt erſcheinen, und er, wie Einige ſagen, dem unbeſcheidenen jungen Cönen nicht Blicke in ſeine anderweitigen Geſchäfte gönnen wollte, die er dem ältern Geſchäftsgenoſſen Schröder wol nicht verweigert hätte.

Schröder ſelbſt (der übrigens wenig von der kaufmänniſchen Rechnung verſtand) war angekommen. Die Nachmittags-Conferenz im Fonk'ſchen Hauſe hatte zu dem

Vergleiche geführt, über deſſen Bedingungen man ziemlich einig war, und der den nächſten Morgen in Richtigkeit gebracht werden ſollte. — Hierauf trat die Kataſtrophe ein. Der Vergleich zerſchlug ſich. Fonk lehnte ihn nun entſchieden ab, und der kaufmänniſche Streit ſollte vor dem Handelsgerichte ausgetragen werden.

Fonk lud Schröedern vor das Handelstribunal zum 24. November 1816. Schröder, der früher gegen eine ſchiedsrichterliche Entſcheidung geweſen, provocirte jetzt ſelbſt darauf, und es wurde genehmigt. Von Schröder's Seite wurde der Generaladvocat v. Sandt, von Fonk's Seite der frühere Handelsgerichtspräſident, Kaufmann Löhnis, gewählt. Der Ausſpruch (20. Januar 1817) fiel dahin aus: daß das Geſchäft einen Ueberſchuß von 53,595 Frcs. 41 Cent. gegeben habe, was mit Fonk's Rechnung an Schröder (vom 14. October 1816) bis auf 48 Frcs. 15 Cent. (die er zu ſeinem Nachtheil mehr gehabt) ſtimme. Die in Crefeld beſtellten Schiedsrichter unterſuchten die Schröder'ſchen Bücher, und ihr Ausſpruch (21. Auguſt 1817) war: Daß Schröder der Geſellſchaft 7791 Thaler ſchuldig verbleibe. Fonk's Guthaben an die Geſellſchaft wurde hingegen auf 16,732 Thaler feſtgeſtellt. Daß dieſes Reſultat durch eine Verfälſchung der Fonk'ſchen Bücher herbeigeführt ſei, iſt vom Generalprocurator v. Sandt behauptet und auch darüber eine lange Unterſuchung geführt worden, aber in derſelben iſt die Verfälſchung zwar nicht als unmöglich, aber auch nicht einmal als wahrſcheinlich dargethan worden; Fonk ward freigeſprochen und erhielt ſeine Bücher zurück. Ein factiſches Reſultat iſt, daß, als es zur Execution kam, Schröder nichts mehr hatte. Fonk hat nichts erhalten.

Die Anſicht des Reviſionshofes über die Motive des

Mordes (wenn Fonk der Cönen ermordete) sind in Kürze folgende:

Fonk hat den Schröder nicht betrogen. Jedenfalls kann die Furcht, daß Cönen diesen Betrug entdeckt, ihn nicht bewogen haben, den jungen Menschen zu ermorden. Denn was Cönen möglicherweise aus der sechstägigen Durchsicht der Fonk'schen Bücher entdeckt, wußten Elfes und Hahnenbein schon aus ihrem viel ältern Dienstverhältniß bei Fonk. Wenn daher auch Cönen durch den Streich des Bandmessers zum ewigen Schweigen gebracht worden, Elfes und Hahnenbein, gefährlichere Wisser als Cönen, lebten fort, und grade sie waren es, die Fonk bei Schröder angeschuldigt hatten.

Das Motiv des Mordes war ein leidenschaftliches; es ging aus den persönlichen Verhältnissen Cönen's und Fonk's hervor. Die Briefe Cönen's aus Cöln an seine Familie sind hierüber schätzenswerthe Documente.

Fonk und Cönen lernten sich erst am 31. October kennen, als Cönen zur Revision nach Cöln kam. Fonk war verstimmt, daß sein ehemaliger Comtorist Elfes von Schrödern mitgeschickt war; Cönen im voraus gegen Fonk eingenommen. Schon die erste Begegnung, die so oft fürs Leben entscheidet, war nicht freundlich.

Fonk wies den Elfes fort, mit dem er nichts zu thun haben wolle. Darauf wurde er zwar gegen Cönen freundlich, dieser aber nahm es für Maske. Das Zurückstoßen von Freundlichkeit verletzt. Leicht entsteht daraus Erbitterung, welche in diesem Falle noch mehr durch die anmaßende Strenge motivirt erscheint, mit welcher der junge Cönen den Revisor des ältern Fonk machen wollte.

Cönen schrieb an seine Eltern unterm 5. November: „Wie ich Euch in meinem Vorigen sagte, ist der Elfes nach Hause geschickt worden, und ich sitze mit dem Durch-

triebensten aller Schurken allein auf einem Oberstübchen, auf einem und dem nämlichen Kanapee. Schweren, ja nochmals sage ich, schweren Aerger habe ich gehabt; und ich hätte nie geglaubt, daß ich so viel bei dieser Sache zu leiden haben würde. Himmelfroh werde ich sein, wenn ich wieder in unserm schön angestrichenen Hause bin. Nun will ich einmal ins Detail gehen. — — — Bei der ersten Entrée blieb Fonk so kalt als möglich und setzte, nachdem er sein Käppchen in etwas gelüftet hatte, selbiges wieder auf. Sobald ich das sah, saß mein Deckel auch wieder auf dem Flecke, wogegen Elses unbedeckt blieb. Fonk ersuchte mich, nur Nachmittags wieder zu kommen, verschwendete aber an den Hut- und vielleicht Kopflosen auch keine Sylbe. Als ich nachher in Begleitung von Elses hinging, sagte er zu diesem: er möchte sich wegbegeben, indem er was mit mir ganz allein zu sprechen hätte. Nachdem Jener nun des Zimmermanns Loch gesucht und gefunden hatte, erklärte er mir erstlich, daß er diesen elenden Kerl, Lump und dergleichen, den er aus dem Staube geboben hätte, nie zum Richter in seinen Angelegenheiten zulassen würde. Dann gingen die Minen gegen mich los, indem Fonk eine unbändige Freude zu haben vorgab, daß die Wahl eines Revisors grade auf mich gefallen wäre. Er kennte meine respectable Familie, hätte viel Rühmliches durch Büschgen von mir vernommen, und er wäre versichert, daß er bald mein ganzes Zutrauen haben würde, und was des vergeblich verschwendeten Weihrauchs noch mehr sein mag. Dann heißt es: er könne sich durchaus nicht beruhigen, bis ich ihm würde gesagt haben, daß ich gegen einen Antheil als Associé dem Geschäft in Crefeld mit vorstehen wolle. Da ich ihn zu gut kannte, so konnte das bei den obwaltenden Umständen natürlicherweise meinen Ver-

dacht nur vergrößern und ich ließ mich dann durch seine goldenen Berge nicht täuschen."

„Als er nun Tags darauf merkte, daß er mit dergleichen Sächelchen bei mir vor der unrechten Schmiede war, da wurden andere Saiten aufgezogen, und es wurde versucht, mich aufzuhalten oder wegzuschicken."

„Als ich nun des ersten Morgens abgewiesen war, und Mittags wieder hinkam, und nun wichtige Sachen vorgeschützt wurden, da sagte ich dem Fonk denn grade heraus: ich könnte mich nicht von einem Tage zum andern vertrösten lassen, und ich fände es wider alle Ordnung und Regel, daß er die Geschäfte der Association in seine Privatbücher buchte. Hierauf gab er mir bizig zur Antwort: Ich brauchte ihm keine Vorschriften zu machen, und wenn er wollte, so könnte er mich ja wol nach Hause schicken. Ich erwiderte: er möchte mir doch den Gefallen erzeigen, dies zu versuchen, dann würde er sehen, was aus der Sache würde und mit wem er zu thun hätte. Nun marschirte ich ab, war aber kaum einige hundert Schritte weg, als mich der Lehrling einholte und mich ersuchte, zurückzukommen, indem die Hindernisse des Herrn Fonk beseitigt wären. Und nun arbeiteten wir drei Stunden zusammen, bis er mich dann beim Dunkel um die Gefälligkeit bat, ihm Spieltag zu geben."

„Und nun denkt Euch, den ganzen Tag bei Dem auszuhalten! Bald ist er einmal über die Revision sehr aufgebracht und seufzt, daß man ihn, aller seiner Aufopferungen, seiner Sorgen u. s. w. ungeachtet, nun als einen Räuber behandeln wolle. Bald ist er die Höflichkeit und Demuth selbst."

An seinen Principal Schröder schrieb Cönen unter Anderm am 2. November: „Unser wertheſter Herr Fonk

und Freund sieht nach grade ein, daß er mit seinen übertriebenen Höflichkeiten vor die unrechte Schmiede gekommen ist, weshalb sein krummer Rücken und seine süßen Geberden bereits einem bittern Ernst haben Platz machen müssen. — Ueber die Details, die ich von den Verkäufen ausziehe, lächelte er satirisch, und sagte mir, daß ich sechs Monate Zeit würde nöthig haben, wenn ich auf diese Weise fortführe, indem sich Rechnungen von 2 bis 3 Folioseiten vorfänden; worauf ich ihm erwiederte, daß sich das finden und ich am gehörigen Orte die nöthigen Abkürzungen zu machen wissen würde."

„Obschon er nun wie ein griesgramender Löwe neben mir sitzt, so kann ich doch nicht leugnen, daß er mir mit den Beweisstücken auf das Bereitwilligste an die Hand geht, und daß ich bis jetzt, einen kleinen Verstoß zu seinem Nachtheil abgerechnet, noch nicht die mindeste Unrichtigkeit entdeckt habe."

In einem Briefe vom 3. an seinen Principal, der meistens Das wiederholt, was im Briefe an die Familie schon gesagt ist, schließt er wieder: „Bis jetzt habe ich noch Alles übereinstimmend und in der Ordnung gefunden, muß aber gestehen, daß durch das Benehmen von Fonk mein Verdacht stets größer wird."

Auch ohne andern Beweis, aus diesen Briefen, die den Stempel der Naturwahrheit an sich tragen und den Charakter eines jungen Menschen vollständig aussprechen, der sich fühlt und sein Recht gegen einen Andern, den er im Unrecht hält, ohne Rücksichten geltend machen will, aus diesen Briefen allein kann man sich ihr beider Verhältniß lebendig machen. Der feine, stille, weltkluge Fonk mußte sich von dem rücksichtslosen Ungestüm, von dem gradezu ausgesprochenen Verdacht der Betrügerei verletzt fühlen, um so mehr vielleicht, wenn

er unschuldig war. Cönen beleidigte ihn aber auch in Bezug auf seine Familie. Fonk lud ihm zum Kaffee ein. Cönen's Benehmen dabei wurde nach den Gesetzen der Sitte zur eigentlichen Ungezogenheit gegen Fonk's Gattin. Verletzungen der gesellschaftlichen Pflichten können sogar unter alten, sich gleichstehenden Bekannten zur Beleidigung werden und, wiederholt, zum Bruch freundlicher Verbindungen führen. Cönen selbst beschreibt diesen Vorfall im Briefe an seine Mutter und Geschwister so:

„— Besonders ungern treffe ich seine Frau, indem selbige von sehr gutmüthigem Gemüthe zu sein scheint. Heute Mittag hatte ich wieder einen Auftritt im Hause, der mich sehr ärgerte. Fonk invitirt mich tagtäglich auf Dies und Jenes, was ich aber natürlicher Weise nicht annehme. Um nun endlich nicht durchaus eigensinnig zu erscheinen, nahm ich seine Einladung zum Kaffee an. Als ich hinkomme, werde ich ins Zimmer geführt, finde da ihn und die Frau nebst den Kindern. Ich sprach einige Worte mit letztern (also nicht einmal mit der gutmüthigen Frau!) und spazierte dann im Zimmer auf und ab. (!) Nachdem ich wol zehn Minuten dagewesen war, hatte er fast noch kein Wort mit mir gesprochen, weil er vielleicht einmal den großen Herrn gegen mich zu spielen versuchen wollte. (Oder weil er sich nicht gedrungen fühlte, mit einem jungen Manne sich zu unterhalten, der so die ersten gewöhnlichen Regeln des Anstands verletzte.) — Da schwoll mir aber der Kamm, ich griff meinen Hut vom Tisch, machte der Frau eine leichte (!) Verbeugung und sagte ihm, daß ich über eine Viertelstunde wiederkommen wollte und ihm für seinen Kaffee dankte. Und nun rannte ich weg, (!) er aber nach mir zum Hause heraus und mir einige zwanzig Schritte nachgelaufen, und: Herr Cönen! Herr Cönen! geschrieen.

Ich bleibe nun stehen und frage, was zu Befehl stände? worauf er mich bat, doch den Kaffee vorlieb zu nehmen, er wäre gleich parat. Ich wiederholte ihm aber, daß ich ihm dafür dankte, und kam dann eine Viertelstunde nachher zurück, wo ich dann nochmals an den Kaffee sollte. Das war aber nun zu spät."

Man weiß nicht, worüber man sich mehr verwundern soll über die Ungeschliffenheit des jungen Mannes, oder über Fonk's Eifer, einem Menschen noch nachzulaufen, der uns so beleidigt hat. Jedenfalls zeigt es, bis zu welchem Grade die Verstimmung gekommen war. Auch legte Fonk selbst viel Gewicht auf diesen Kaffeevorfall, indem er ihn zwei Mal vor den beiden Untersuchungsrichtern von selbst angab und ganz in der Weise, wie der nachher erst zum Vorschein gekommene Brief Cönen's es beschreibt.

Im Allgemeinen ließ sich Fonk dahin aus: So voreingenommen, wie Cönen zu ihm gekommen, wäre zum Erstaunen. Das zeigte seine ganze Art, sein ganzes Betragen, wobei er ihm nicht einmal die gewöhnliche Höflichkeit bewiesen. Er habe ihn an jenem Kaffeenachmittage seiner Frau vorgestellt, ihm das Kanape präsentirt, ihm die im Zimmer hängenden Gemälde gezeigt, woran er aber keinen Antheil zu nehmen geschienen und das Gespräch abgebrochen habe. Die Art, womit er Alles gefodert, sei fast gebieterisch gewesen. Uebrigens hätten keine Vorfälle zwischen ihnen stattgefunden, die zu solch einem ungeheuern Hasse Anlaß geben könnten. Wenn Cönen unartig geworden, so sei er es auch geworden; wenn er seinen Eigensinn zu weit getrieben, habe er ihm gehörig repliciert. Im Ganzen habe er, Fonk, den jungen Menschen mehr kalt behandelt, und das Betragen desselben hätte in ihm mehr Geringschätzung als Anderes

erzeugt. „Ich habe mich schon über ihn geärgert, dieser Aerger stieg aber nicht bis zum Haß."

Angenommen, daß Fonk noch immer gehofft, Cönen von seiner Ehrlichkeit zu überzeugen und deshalb den in ihm aufkochenden Grimm bis dahin unterdrückt hatte, so mußte Cönen's Foderung am Morgen des 6., nachdem er die Creditseite Punkt für Punkt durchgegangen, und die seinem Principal zugesandte Rechnung mit den Originalpapieren und der Primanote übereinstimmend gefunden: nun doch noch die Verkaufsrechnung im Hauptbuche einzusehen, ihn überraschen und erbittern.

Fonk schlug dieses entschieden ab. Als Grund gibt er in den Verhören an: weil er es als Chicane von Cönen, um die Sache in die Länge zu ziehen und damit Schröder nicht so viel früher Geld oder Branntwein zu senden brauche, angesehen und damals nicht hätte vermuthen können, was Cönen eigentlich im Buche suche, die Entdeckung eines Betrugs nämlich.

Hier sind viele Widersprüche. Vor Allem der: Fonk konnte keinen Augenblick zweifeln, und hat geständlich nicht daran gezweifelt, daß Cönen ihn für einen Betrüger hielt, und daß er nur um deshalb von Schröder nach Cöln gesandt worden.

Cönen schreibt darüber an seine Familie: „Als ich ihm ganz trocken erklärte, ich könnte über die Richtigkeit seiner Scripturen nicht eher urtheilen, bis ich seine eingesandte Rechnung mit dem Branntweinconto in seinem Hauptbuche verglichen hätte; da wurde denn unser Patron (was sonst seine schwache Seite nicht ist) bestürzt, und suchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen." An seinen Principal schreibt er am selben Tage das Nämliche über Fonk's große Bestürzung, und fügt hinzu: „Wir sind schon einige Mal so hart ancin-

ander gewesen, daß ich mich nicht wunderte, wenn ich mir bei dieser unseligen Angelegenheit die Gelb-, Schwind-, Lungen- oder sonst eine Sucht an den Hals ärgerte. So viel habe ich wenigstens einstweilen weg, daß mir seit ein Paar Tagen kein Essen mehr schmeckt."

Fonk's Galle rührte sich ebenfalls. Er ließ auf der Stelle ein Pferd holen und ritt nach Neuß zu seinem Freunde Koch. Vorher aber trug er Hahnenbein auf: „ein neues Buch in der Form des Journals bei dem Buchbinder zu bestellen." Fonk gibt den Grund dafür an: um die ganze Branntweinrechnung darin aufzunehmen, weil Cönen verlangt, daß er sie in besondern, nicht in seinen Privatbüchern hätte buchen müssen. — Fonk wollte lieber ein neues Buch dafür einrichten, als dem Cönen sein Hauptbuch zeigen.

Den wahren Grund, weshalb Fonk so entschieden die Vorlage seines Hauptbuches dem jungen Cönen verweigert, erblickt der Cassationshof in einem andern Umstande:

Sieben Debetposten zum Betrage von etwas über 20,000 Francs, welche Fonk in der Schröder zugesandten Rechnung aufgeführt hatte, und welche auch in den übrigen Büchern standen, waren, wie sich aus der spätern Untersuchung ergab, in dem Hauptbuche noch nicht beigeschrieben. Man ist zu vermuthen berechtigt, daß dieses Beischreiben auch unterlassen war, damit Fonk's Schwiegervater, Foveaux, der zuweilen Fonk's Bücher durchsah, um vom Vermögenszustande seines Schwiegersohnes eine Uebersicht zu erhalten, die Mislichkeit seines Vermögenszustandes übersähe. Hahnenbein wußte von diesen ausgelassenen 20,000 Francs, und erblickte darin den großen Betrug, der ihm um so gewisser schien, als Fonk vor seiner Abreise nach Neuß

noch gesagt hatte: man müsse die Blätter des Hauptbuches, welche die Branntweinrechnung enthielten, herausreißen.

Darum weigerte sich Fonk so hartnäckig, sein Hauptbuch an den jungen Cönen zu zeigen. Seinen Compagnon Schröder hätte er es wohl einsehen lassen, weil dem die Mislichkeit der Fonk'schen Finanzverhältnisse ohnehin hinlänglich bekannt war. Diesem hätte er allenfalls vertrauen mögen, daß die Auslassung jener Debetposten nur aus Rücksicht für seinen Schwiegervater geschehen sei. Dem jungen auffahrenden Cönen konnte er das nicht, ohne sich selbst zu vergeben und ohne Gefährdung seines Credits, anvertrauen. Ja er mußte voraussetzen, daß Cönen ihm nicht einmal Glauben schenken würde, da er eben so beleidigend als unverständig, nachdem er doch alle Originalbelege durchgesehen, zu Fonk gesagt hatte, daß er die Richtigkeit der Scripturen nicht eher beurtheilen könne, als bis er die Rechnung mit dem Conto des Hauptbuches verglichen hätte.

Von Neuß aus unterhandelte Fonk in doppelter Art, nach Crefeld und nach Cöln. Dorthin sandte er den Freund Koch, um Schröedern zu bewegen, den unverschämten Cönen abzurufen und doch ja nicht das einträgliche Societätsgeschäft aufzuheben. Nach Cöln aber schickte er zu Cönen den jungen Kaufmann Büschgen, einen gemeinschaftlichen Freund Beider, daß der Cönen von der bösen Meinung über Fonk abbringe und zur Rücknahme seiner Foderung hinsichts des Hauptbuches bewege, ihn überhaupt aber veranlasse, von Cöln fortzugehen.

In Neuß erschien Fonk den Zeugen sehr verstört. Außer den schon bekannten Klagen: daß Cönen ihm den ganzen Tag wie ein Gensdarme auf dem Comtoir liege

und sein Credit darunter leide, äußerte er gegen Büschgen: Cönen behandle ihn wie einen Räuber.

Aber Büschgen kam aus Cöln unverrichteter Sache zurück: Cönen beſtehe darauf, daß Fonk ſeinen Principal ungeheuer betrogen. Der Betrug müſſe im Hauptbuch ſtecken, und er werde Cöln nicht eher verlaſſen, als bis die Sache ganz beendet ſei.

Schröder kam inzwiſchen, am 8. November, aus Crefeld nach Neuß und verſprach mündlich, dem Fonk alle Billigkeit bei der fernern Auseinanderſetzung, doch müſſe er zuvörderſt mit Cönen Rückſprache nehmen.

Beide Parteien begaben ſich darauf nach Cöln. An dem verhängnißvollen 9. November, Morgens halb 12, kam Cönen, im Auftrage Schröder's zu Fonk mit dem Vorſchlage: Fonk möge der Rechnung, in welcher er den Gewinn der erſten 15 Monate des Societätsgeſchäfts auf 20,000 Thaler berechnet, noch 8000 Thaler als Mehrgewinn zuſetzen, dann wolle man von allen fernern Rechnungsreviſionen (alſo auch von der Vorlage des Hauptbuches) abſtehen.

Dieſer Vorſchlag, von Kaufmann zu Kaufmann gemacht, enthielt eine neue Kränkung. Fonk ſollte einen ſo hohen, ſcheinbar willkürlichen Zuſatz machen, blos um ſich damit von der Vorlage ſeines verdächtigten Hauptbuches loszukaufen. Schröder hatte ihm billige Berückſichtigung verſprochen; nach der Rückſprache mit Cönen machte er dieſen. Das war alſo Cönen's Werk. Von dieſem ging die Kränkung aus, die den nicht ausgeſprochenen Verdacht umſchloß: daß Fonk um den Betrag von 8000 Thaler die Geſellſchaft, alſo um die Hälfte davon, ſeinen Compagnon betrogen.

Der Reviſionshof iſt der Anſicht, daß Fonk nur zum Schein auf dieſen Vorſchlag zum Vergleiche einging.

Bei der Nachmittagsconferenz dieſes Tages mit Schröder, Cönen und Hahnenbein hielt er ihn durch Gegenforderung von Verwilligungen zu ſeinen Gunſten ſo unabgeſchloſſen offen — beide Theile waren ſpäter über den Werth der beſprochenen Gegenverwilligungen in großer Differenz — daß er nach Cönen's Verſchwinden nicht zu Stande kam.

Fonk verwickelt ſich in Bezug auf ſeine Reiſe nach Neuß in vielfache Widerſprüche, ja in offenbare Lügen. In den Verhören behauptete er, dort habe er nicht mehr die Erhaltung, ſondern die Auflöſung der Geſellſchaft bezweckt, und doch iſt erwieſen, daß er Schrödern dringendſt von der Trennung der vortheilhaften Societät abrieth. Er will nichts gethan haben, um Cönen aus Cöln zu entfernen, und doch muß er geſtehen: durch Koch und Büſchgen die Abberufung Cönen's befördert zu haben, mehr „weil er Cönen voreingenommen fand, als wegen des Inhalts der Bücher". Alſo aus perſönlichem Widerwillen.

Nach der Anſicht des Reviſionshofes hat Fonk, wenn er die That begangen, dieſelbe aus Erbitterung und Rachſucht gegen die Perſon Wilhelm Cönen's verübt.

Wenn man das Gedränge aller jener Umſtände zuſammennähme, zuletzt den für Fonk's Ehre faſt ſchimpflichen Vergleichsvorſchlag, und die deshalb faſt unvermeidliche Verwirrung der Beſinnung, ſo könne man ſie wol für ſtark genug halten, um in ihnen das Motiv zu finden. Zudem widerſpreche der Charakter des Angeſchuldigten der Annahme eines ſolchen Motives nicht.

Hier ſchließt ſich an die Unterſuchung über den Be-

weggrund die Frage an: War Fonk der Mann, zu dem man sich der That versehen konnte?

Daß er als Kaufmann, und namentlich in dem Branntweingeschäfte sich mancherlei Steuerdefraudationen erlaubt (wobei er sich der Hülfe des Hamacher bediente), ist noch kein Grund, anzunehmen, daß er auch, sei es aus Interesse oder Rachsucht, morden konnte. Die allgemeine Stimme am Rhein war entschieden wider ihn. Die Geschworenen in Trier standen den Verhältnissen und Personen näher, sie sahen den handelnden Personen ins Gesicht. Sie hielten Fonk des Mordes für fähig. Dieses Unglück hatte Fonk auch anderwärts gehabt. Auch in Berlin, als er sich dort nach seiner Begnadigung zeigte, schreckten Viele, die ihn bisher für unschuldig gehalten, zurück, und meinten: Der Mann kann ein Mörder sein! Das sind täuschende Anzeichen. Die Physiognomik ist eine Wissenschaft, die höchstens vor der Policei, aber nicht vor den Gerichten Gültigkeit hat. In mehren über ihn ausgestellten Zeugnissen wird er als ein rechtlicher Kaufmann und Bürger geschildert, dem nichts Böses nachzusagen sei. Von Andern werden ihm Betrügereien und Unredlichkeiten zur Last gelegt. Ueber die Religion und Moral des Kaufmanns soll er sich an einer öffentlichen Wirthstafel auf leichtsinnige Weise geäußert haben. Der Richter in letzter Instanz, der Revisionshof, hielt ihn für einen Mann, zu dem man sich der That versehen könne. Dies seine Gründe:

Man brauche nicht auf sein voriges Leben zurückzugehen. Die Erbitterung und Rachsucht, womit er in der Untersuchung selbst (ziemlich ohne Beispiel) seine Vertheidigung von Anfang an geführt, gegen Jeden gehässig aufgetreten, der ihn nicht sogleich für unschuldig hielt, rachsüchtig die Untersuchungsbeamten mit Vorwür-

sen, nicht blos von Einseitigkeit, Voreingenommenheit und andern Fehlern der Art, sondern gradezu mit Vorwürfen von Verbrechen, und zwar in öffentlichen Druckschriften, aus dem Gefängnisse heraus, überhäuft; diese Gehässigkeit und Rachsucht, deren Uebermaß nur durch ihre beispiellose Kühnheit übertroffen, und wie es scheint, vor manchem Auge versteckt worden, drängte nur zu sehr zu dem Schlusse, daß Fonk, nach seinem Charakter, wohl fähig sein konnte, auch gegen Cönen insgeheim die schreckliche Rache zu üben, gegen Cönen, der ihn ja gleichfalls für schuldig gehalten, und, wie es fast gewiß sei, ohne allen rechtlichen Grund.

Fonk, der Herrn von Sandt eines unwürdigen Entdeckungsmittels so schwer angeklagt, habe sich zu demselben Entdeckungsmittel in der Untersuchung gegen Hamacher erboten. Er wollte (ein Wunsch, auf den er dringend bestand, der ihm aber aus begreiflichen Ursachen vorläufig nicht gewährt werden konnte) mit Hamacher confrontirt werden, und dann, in Gegenwart des Richters, den Hamacher aufs Empfindlichste reizen und ihn gar Mörder nennen. In einem Briefe an den Appellationsrath Effertz vom 4. Mai 1817, worin er mit vielen Windungen und Versicherungen um die Confrontation bittet, heißt es: „Die lange Dauer meiner Leiden kann ich mir nicht anders erklären, als durch die Gewißheit, die Sie haben müssen, daß Hamacher wirklich der Mörder Cönen's ist. — Ich wiederhole, daß ich nichts mehr wünsche als dieses, und was noch mehr ist, ich selbst glaube, daß Hamacher schuldig ist, wenn seine Aussagen von meiner Erklärung, daß ich nie ein Wort über Cönen vor dessen Verschwinden mit ihm gesprochen, abweichen. Ich selbst werde dann in Ihrer Gegenwart den Hamacher als Mörder erklären

und Ihnen so die Gelegenheit geben, auf das klarste zu sehen, in welchem Verhältnisse ich zu ihm stehe. — — Meine Unschuld wird dann in jedem Falle schnell hervorgehen. Dann aber, wenn Sie sich von dieser innigst überzeugt, und Sie mich dann einmal als Zeuge und als Unparteiischen hören und glauben können, dann bitte ich Sie, mich einmal confidentiellement über Das zu hören, was Ihnen vielleicht noch dunkel scheinen wird. Ich bin gewiß, daß der Tag kommen wird, wo Ihr Herz mir das Geständniß thun wird, daß ich und meine Familie solche Leiden nicht verdient haben, und dieses um so mehr, wenn Sie einmal die Quellen davon kennen werden"*).

Das ist nicht die Sprache der fleckenlosen Unschuld, der edlen Entrüstung, wo die Anschuldigung eines so grauenvollen Verbrechens zum Grunde liegt; aber es ist auch nicht das Benehmen eines reinen Charakters, sich zu Dem freiwillig herzugeben, wozu der verrufene Rütger Hilgers gebraucht wurde. Und doch habe Fonk, der den Hamacher für einen boshaften Teufel erklärte, den er nicht zu schonen, sondern auf alle Weise zu reizen versprach, mit diesem selben Hamacher, der ihn des Mordes beschuldigt, nach dem Widerrufe, zur Vertheidigung ziemlich offen gemeinschaftliche Sache gemacht und sich Hamacher's Advocaten zum eigenen Vertheidiger gewählt. Noch weniger aber spreche für seinen Charakter der Umstand, daß er denselben Appellationsrath Effertz, der, auf Fonk's Ersuchen, so gutmüthig gewesen, jenen Pri-

*) Dergleichen dunkle Reden: wenn man nur erst erfahren wird, wenn ich reden wollte u. s. w., stieß er öfters aus; ohne daß irgend etwas herauskam.

vathbrief vom 1. Mai nicht zu den Acten zu geben, vor dem trierschen Richter verdächtig machen wollen: daß er vor Hamacher's Aussage die Localität der Mordstelle untersucht habe, um dem Zeugen zu seiner Aussage die nöthigen Details an die Hand zu geben!

Dies im Wesentlichen die Stimme des Richters, der zuletzt gesprochen, gegen ihn, über die Motive seiner That, über seinen Charakter, der ihn der That verdächtig macht. Eine letzte Stimme für ihn (Hitzig's Annalen u. s. w. 15. Bd. 30. Heft, 1833) nach seinem Tode, abgegeben von einem altpreußischen Juristen, umfaßt gleichfalls alles Ermittelte und nicht Widerlegte, und ist um so bedeutender, da sie zum Zweck hat, gegen das Erkenntniß des Revisionshofes: Fonk, wenn nicht als unschuldig am Morde, doch seine bedingte oder unbedingte Freisprechung als rechtlich begründet darzustellen.

Nach dieser Fonk günstigen Darstellung sah es mit seiner kaufmännischen Moral schlimm aus. Er hat sich mehrer erwiesener Unrichtigkeiten in seinen Büchern zu Schulden kommen lassen. Er war von außerordentlicher Heftigkeit, hatte aber zugleich Gewalt über sich, als ein sehr gebildeter, welt- und geschäftskluger Mann. Aus seinem Verhältniß mit Schröder, von äußerster Bedeutung zur Beurtheilung, geht aber hervor, daß er, Fonk, an den entstandenen Mißhelligkeiten hauptsächlich Schuld war. Er befand sich außer Stande, seiner vertragsmäßigen Obliegenheit gemäß, jederzeit die erfoderlichen Fonds herbeizuschaffen; er nahm zur Wechselreiterei seine Zuflucht und suchte den Schröder zu bewegen, ihn darin zu unterstützen. Alle seine Briefe an Schröder bezeichnen das Bewußtsein eines Unrechts; er bittet, fleht, beschwört den Compagnon, ihn aus seiner Verlegenheit zu reißen. Schröder mußte, um nur die bewußte Rechnung zu er-

halten, eine eigene Staffette nach Cöln schicken. Da wurde dem Zaudernden in Cönen der rechte Mann auf den Hals geschickt, ein junger Kaufmann, dessen Eifer und Sachkenntniß selbst sein Gegner Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, wenn gleich sein jugendlich derbes Wesen Fonk's Ehrgefühl verletzte. War Fonk sich eines redlichen Verfahrens bewußt, so konnte ihn nichts abhalten, Cönen's Verlangen, auch das Hauptbuch zu sehen, zu erfüllen. Gleichwol verweigerte Fonk nicht allein dies, sondern brach die Verhandlung ganz ab, reiste nach Neuß, muthete seinem Buchhalter zu, Blätter aus seinem Buche zu reißen und ließ sich schleunigst ein neues beim Buchbinder bestellen. Sein ganzes Benehmen nach diesem 6. November deutet darauf: daß viel bei Fonk auf dem Spiele stand. Damit steht in Verbindung, daß er sich so plötzlich, am 9., zu einem Zusatz von 8000 Thaler zum gemeinschaftlichen Gewinn verstand, wodurch gewissermaßen die Unrichtigkeit der Rechnung eingeräumt ward, und wofür keine befriedigende Erklärung zu den Acten gegeben ist. Aber noch am selben Tage, wo der Vergleich besprochen wurde, machte Cönen Fonk die bittersten Vorwürfe, daß er das Hauptbuch nicht vorlegen wolle. Da nun der Vergleich erst am folgenden Tage abgeschlossen werden sollte, war Fonk gegen neues Anstürmen Cönen's noch nicht völlig gesichert. Es fehlte mithin nicht an einem hinreichenden Motive, Cönen, dessen Leben die ganze Existenz Fonk's bedrohte, aus dem Wege zu schaffen; und ein Mann von Fonk's Charakter konnte wol verleitet werden, in einer so verzweifelten Lage auch das Aeußerste zu wagen.

Dies jedoch nur unter der Voraussetzung, daß Fonk wirklich den Schröder betrogen. — Die schiedsrichterlichen Urtheile und das Urtheil der Anklagekammer zu Trier,

welches Fonk wegen Betrügereien und Verfälschung seiner Bücher frei sprach, scheinen dagegen zu sprechen. Aber die Schiedsrichter zogen die Bilanz zwischen Schröder und Fonk unter so vielen Voraussetzungen der Richtigkeit der in die Bücher eingetragenen Posten, daß daraus für und gegen diese Richtigkeit nichts folgt. Vielmehr erscheint es als ein Kunstgriff Fonk's, als er nach Cönen's Verschwinden auf schiedsrichterliche Untersuchung antrug, um den wichtigsten Verdachtgrund gegen ihn, nämlich die angebliche Nichtübereinstimmung seiner Bücher mit der Rechnung zu beseitigen. Gleichfalls aus schlauer Berechnung konnte er wünschen, wie er es gethan, daß Herr von Sandt das schiedsrichterliche Amt mit übernahm, weil er das günstige Urtheil voraussehen konnte, und der Verfolgung des von Sandt dadurch am besten zu entgehen glaubte. Die Nichtexistenz des, dem Fonk angeschuldigten Betruges ist, trotz der Urtheile, nicht erwiesen. Er bleibt aus seinem Benehmen gegen Cönen, aus der Anschuldigung seines Buchhalters Hahnenbein des Betruges verdächtig. — Immer bleibt das Benehmen Fonk's in den drei letzten Tagen vor Cönen's Verschwinden unbegreiflich, wenn man nicht annehmen will, daß es zum Aeußersten gekommen, und daß irgend eine Explosion zu besorgen war, von welcher Seite sie auch kommen mochte.

Wenn Fonk die That beging, oder sie veranlaßte, so geschah es in Folge der Furcht, daß Cönen schon zu viel von seinem Betruge entdeckt, oder im Begriff stand, noch zu entdecken, nicht aber aus Rachsucht. So ungeschliffen Cönen's Benehmen auch gewesen sei, so war es doch nicht von der Art, daß es einen Mann, wie Fonk, in einen solchen Gemüthszustand versetzen konnte, der ihn fähig machte, einen Mord zu begehen. War Fonk sich

seines redlichen Verfahrens gegen Schröder bewußt, so boten ihm sein überlegener Verstand und seine Welt- und Menschenkenntniß Mittel genug dar, den vorlauten Cönen in seine Schranken zurückzuführen. Aber Fonk hatte, wie aus Allem hervorleuchtet, ein zerbrochenes Schwert und mußte sich von dem jüngern Cönen gefallen lassen, was er unter andern Umständen nimmermehr geduldet hätte. War es Rachsucht, was wartete er vom 6. bis 9. November, an welchem letztern Tage nichts, was ihn besonderes reizen konnte, vorfiel, und welch ein Uebermaß satanischer Bosheit müßte man annehmen, wenn man glauben wollte, Fonk habe Cönen unter dem Vorwande, mit ihm wegen ihrer Verbindung zu unterhandeln, in sein Haus gelockt, blos um ihn dort aus Rachsucht am bequemsten morden zu können! — Weil Fonk mit Erbitterung seine Vertheidigung geführt und die üblichen Schranken überschritten, das ist kein Grund, anzunehmen, daß er aus Rachsucht gemordet hat. Manche Misgriffe der Beamten während der Einleitung der Untersuchung hatten ihm Waffen in die Hand gegeben und Excesse in der Vertheidigung eines auf den Tod Angeklagten hat man von jeher mild beurtheilt.

Dieß sind die beiden sich widerstreitenden Ansichten über die möglichen Motive der That. Ueber die Möglichkeit, daß Fonk der Thäter gewesen sein könne, sind beide einig. Angenommen aber, daß Fonk der Thäter war, oder die That vollbringen ließ, wäre denn keine Vereinigung beider Motive denkbar: daß er aus Furcht und Grimm zugleich handelte, daß er bei sich gesprochen: „Der Kerl ruinirt mich!“ und „Da hast du eine Probe, — wie ein Mann, wie ich, solche Beleidigungen rächt!“

Angenommen: Cönen's Ermordung ſteht feſt, Fonk hatte Motive zur That und war nach ſeinem Charakter der Mann, dem man ſie zutrauen kann, womit wird ſeine Thäterſchaft bewieſen?

Durch Chriſtian Hamacher's erſtes Geſtändniß. Hamacher hat es widerrufen; zuerſt bedingt, dann unbedingt. Was hat mehr Gültigkeit, mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich, die Ausſage oder der Widerruf? Ueber die Gültigkeit haben die Gerichte entſchieden, über die Wahrſcheinlichkeit ſteht einem Jeden das Urtheil frei.

Es hält nicht ſchwer, das Unwahrſcheinliche in der Hamacher'ſchen Erzählung aufzufaſſen, wenn wir ſie Punkt für Punkt verfolgen. Nehmen wir ſie buchſtäblich, ſo iſt darin ein hoher, aber doch noch nicht der Grad von Unwahrſcheinlichkeit, der ans Unmögliche ſtreift, wie in der Fabel von der Ermordung Fualdes'.

Fonk, ein gebildeter Mann, ein kluger und gewandter Kaufmann, ein ſchlauer Betrüger, ſoll, um ſich eines läſtigen Reviſors zu entledigen, auf keine andere Mittel gefallen ſein, als ihm auf den Kopf zu ſchlagen! Unter zehn Mordthaten werden neun entdeckt. Mitten im engbewohnten Cöln, wo ſo viele Intereſſenten beiſammen waren, mußte bei aller künſtlicher Vorbereitung, wenn nicht der Mord, doch das Verſchwinden des Ermordeten ſogleich ruchbar werden, Senſation erregen, irgend ein Verdacht mußte auf ihn fallen, nach dem, was zwiſchen ihnen vorangegangen war und von dem ſo Viele wußten. Und was gewann er dadurch? Höchſtens einen Aufſchub. Sein Betrug mußte endlich doch ans Tageslicht kommen, wenn es ein ſo augenfälliger Betrug war, von dem Cönen wußte. Aber Cönen konnte nicht mehr wiſſen, es iſt wenigſtens die höchſte Wahrſcheinlichkeit dafür, als was er bereits am 6. November wußte und nach Cre-

feld geſchrieben, d. h. er hatte den dringendſten Verdacht, daß Fonk ein Betrüger ſei, weil er ſein Hauptbuch vorzulegen weigerte. Nichts deutet darauf, daß er bis zum 9., oder an dieſem Tage ſelbſt, mehr erfahren. War aber Fonk ein ſo rachſüchtiger Böſewicht, daß er nur dem Gedanken lebte, ſeine Rache an dem unverſchämten Beleidiger zu kühlen, was wenig mit ſeinem Kaufmannscharakter ſtimmt, was wählte er dazu die plumpeſte und gefährlichſte Weiſe, ihn in ſein Haus zu beſtellen, und ins Packhaus zu locken, und dort ihm auf den Kopf zu ſchlagen? War ihm nicht ein Giftträukchen leichter beizubringen? Oder da er einen ſo bereitwilligen Helfer hatte, der faſt ohne Aufforderung das angefangene Mordwerk vollendete und den Cönen erdroſſelte, was nahm er den Hamacher nicht an, daß er den Cönen irgendwo im Winkel, auf der Straße anfiel und in der Rauferei erſchlug? Raufereien mit Todtſchlag führen zu keinem ſo ſchlimmen Ende als ein Meuchelmord und gehören am Rheine nicht zu den unerhörten Dingen.

Und dieſer ſchlaue, abgefeimte Betrüger vertraute ſo ohne weiteres ſeinen Mordplan einem Kerl, wie Hamacher, an, ohne ihm übermäßige Verſprechungen zu machen, ohne ſeine Zunge durch einen Eid zu binden! Nein, er machte kein Complott mit ihm, er ſagte ihm zuvor nichts davon. Er lud ihn als Zeugen ins Packhaus, ſchlug dort, auf die Gefahr hin, daß Hamacher ihm in den Arm falle, daß er dem Cönen beiſtehe, auf dieſen los, und rief ihm dann zu, daß er das Werk vollende. Und Hamacher that es, auf der Stelle, ohne zu fragen warum? und was daraus entſtehen könne? Und nachdem es fertig, hatte Fonk nichts voraus beſorgt. Er wußte nicht, wie der Leichnam zu verbergen, wie er fortzuſchaffen ſei. Hamacher mußte ihm auf die Spur

helfen und Alles beſorgen, was jeder Mörder, der nicht in der Aufwallung der Leidenſchaft losſchlägt, doch wenigſtens voraus bedacht hat. — Und geſetzt, er wußte keinen andern Helfershelfer als dieſen gemeinen, den Trunk liebenden Kerl — und es iſt immer noch wahrſcheinlicher, daß Fonk ſich dieſem Einen langjährigen Vertrauten anvertraute, als die Mörder des Fualdes der ganzen Sippſchaft von Herumtreibern, die ſie zum Theil auf der Straße zum Morde auflaſen, um mit ihnen oder vor ihren Augen zu morden — wie ſonderbar iſt es, daß er, ohne ihn ins Geheimniß gezogen, ohne ſich ſeiner verſichert zu haben, zu ihm ſagte: „Hamacher, der Kerl muß weggeſchafft werden; Ihr müßt mir helfen!“ Und noch wunderbarer, daß ein ſo ſtiller, verſchloſſener Mann, wie Fonk, Selbſtgeſpräche mit ſich hält, laute Selbſtgeſpräche auf ſeinen Treppen, die Andere beborchen können, und ſo gefährliche Dinge murmelt, als: „Ich werde dich, Kerl, aus dem Wege ſchaffen, du ruinirſt mich!“ Schon ein vorſichtiger Kaufmann, der noch ſeinen Credit bewahren will, wird den Gedanken, daß er ruinirt werde, nicht laut werden laſſen.

Noch unglaublicher klingt es, daß und wie Cönen an dem Abende ins Haus gekommen. Was hatte er vergeſſen, was zu ſuchen? War es denkbar, daß er, der ſo zu Fonk ſtand, dieſem von ihm als Betrüger erkannten Mann einen nächtlichen Beſuch machen werde? Und Fonk erwartete ihn. Welche geheime Zaubermittel hatte der ſtille Mann angewendet, den Sinn ſeines Feindes ſo ſchnell umzuwandeln? Eine geheime Möglichkeit wird dafür im Folgenden angegeben; ſie beruht auf dem Verdachte der Sinneswandelung eines bis da lautern Charakters. Wenn aber der junge Cönen ſich wirklich von dem ſchlauen Fonk beſtricken laſſen, wenn er zu ihm über-

ging, oder das der erſte Schritt dazu war, wenn ſie arge Dinge in nächtlicher Stunde drinnen im Comtoir beſprochen, wie unglaublich, daß Fonk gerade darauf, nahe um Mitternacht, dem Cönen vorgeſchlagen, einen Branntwein zu verſuchen, blos um zu koſten, ob der alte cölner Branntwein beſſer ſei als der neue crefelder! Darum handelte ſichs doch nicht; wenigſtens war der Streit über die Qualität des Branntweins nur Nebenſache. Ebenſo wenig wollte er ihn berauſchen. Und hätte der ſchlaue Mann, bei dieſer Abſicht, gar keinen andern Vorwand gefunden, ihn abſeits zu ſchaffen?

Die Freunde Fonk's werfen den Anklägern Voreingenommenheit, Leidenſchaftlichkeit und Abſichten vor. Dieſer Freunde und Vertheidiger traten an allen Enden des deutſchen Vaterlandes viele auf; mehre gewonnen durch die Familie des Angeſchuldigten, andere aus reiner Ueberzeugung ſeiner Unſchuld, aber aus einer leidenſchaftlichen. Auch dieſe Reinen hatten Nebenzwecke und Abſichten, auch ſie wurden Partei, und übten das Wiedervergeltungsrecht, denn auch ſie verdächtigten! Um was es ſich beim Fonk'ſchen Proceß ſtritt, außer und neben der Schuld oder Unſchuld des einen Angeſchuldigten, war beiden Seiten klar — es ſtritt ſich um Beibehaltung oder Aufhebung des Geſchworenenverfahrens in den Rheinlanden. Erhitzte Parteien ſtanden ſich gegenüber und kämpften mit der blinden Leidenſchaftlichkeit eines Bürgerkrieges. Fonk war auch darin ein Opfer; er wurde zum Sündenbock oder zum anatomiſchen Körper gemacht, an dem man die Mängel, die Unzuverläſſigkeit und die Ungerechtigkeit des Geſchworenenverfahrens prüfen und an den Tag legen wollte.

Es iſt außer Zweifel, daß die Policei Manches gethan, was nicht zu billigen iſt, und noch mehr unter-

laſſen hat, was ſie hätte thun ſollen. Wie bei den meiſten ſpäter berühmt gewordenen Criminalproceſſen, wo man zu Anfang nur die Spuren verfolgt, welche nach der erſten Vermuthung auf die Thäter führen, während man andern nur flüchtig oder gar nicht nachgeht, welche in der Folge ſich als die wichtigern bewähren. Aber die Vertheidiger haben in ihrer Leidenſchaftlichkeit nicht weniger als ein förmliches Verfolgungsſyſtem, eine Art Verſchwörung, um Fonk zu Grunde zu richten, angenommen. Ihre Beſchuldigungen treffen nicht weniger als die Policei in Cöln, einen Theil der Gerichtsperſonen, namentlich den Generaladvocaten von Sandt, den Appellationsrath Effertz, Cönen's zahlreiche und eifrige Freunde und Fonk's Compagnon Schröder. Alle dieſe hatten ſich im blinden Eifer die Hand geboten, um den einen unſchuldigen Kaufmann Fonk zu verderben!

Auf Schröder's Betrieb war eine Belohnung von 3000 Francs auf die Entdeckung des Mordes geſetzt. Dies mochte allerdings Schurken und Geſindel anlocken. Die heftigſten Vertheidiger möchten aber die erſte Schuld auf Schröder ſchieben, eben weil er dieſe Preisausſetzung veranlaßt, aller Orten, folglich nach der That, aufs ungünſtigſte von Fonk geſprochen und deutlich Jedem, der es hören wollte, ſeinen Verdacht gegen ihn zu verſtehen gab. Aber gerade der Charakter, welchen dieſe Vertheidiger dem ehemaligen Apotheker beilegen, als eines leichtſinnigen Lebemannes, der viel anfängt und nichts ausführt, der dem Genuſſe nachgeht und ſeine wichtigſten Geſchäfte darum liegen läßt, der mehr aus der Kaſſe nimmt als er ſollte, und die ſchlechteſte Rechnung in eigenen und fremden Sachen führt, ein ſolcher Charakter nimmt eher eine Sache zu leicht, als zu ſchwer; er mag durch Witz und Spott verleumden, aber nicht ſyſtematiſch

den Ruf eines Andern, wäre es auch sein harter Gläubiger, tödtlich verwunden. Was, wenn kein dringender Anlaß da war, konnte die Gerichtsbeamten, den Generaladvocaten v. Sandt, einen bis da ganz unbescholtenen Mann, bestimmen, zu mehr als erlaubt ist, ja ein Verbrechen zu begehen, um einen schuldlosen Kaufmann unters Nichtbeil zu bringen?

Der Streit, welchen der berüchtigte Rüdger Hilgers im Kümpchen angefangen, brachte Hamacher ins Gefängniß. Hier nahm ihn ein anderer berüchtigter Sträfling, Andreas Esser, in Arbeit, um ihn zum Geständniß zu bringen; hier wurde ihm seine Frau zugeführt, damit man sein Gespräch mit ihr belausche. Es wurde ihm Dinte und Feder gegeben, um Briefe an die Seinigen zu schreiben, die ihn verfingen. Er lag in einem schlechten feuchten Cachot. Herr v. Sandt schloß sich mit ihm mehre Male Abends ein und trank Wein mit ihm, ihn zum Geständniß aufzumuntern. Wir wissen nicht welche, aber Ueberredungskünste aller Art, hat der verworfene Esser angewandt, und das Resultat aller dieser Anstrengungen war, daß Hamacher bekannte.

Aber er bekannte nicht blos vor dem Generaladvocaten, sondern auch vor dem vollkommen besetzten Gerichte; er bekannte nicht ein Mal, sondern mehre Mal; nicht oben hin, sondern er gab eine vollständig detaillirte Geschichte zu Protocoll, eine Aussage, bei welcher er durch mehre Verhöre in allen ihren Einzelheiten blieb. Es heißt: für die Lüge gehört ein stärkeres Gedächtniß als für die Wahrheit, und der Mensch, welcher, nach Fonk's Zeugniß, nicht drei zusammenhängende Worte sprechen konnte, bekannte in drei gerichtlichen Verhören die lange Geschichte ohne irgend eine wesentliche Aenderung. Er bekannte „von freien Stücken, auf rechtmäßige Fragen des

Richters und sein Bekenntniß enthält alle Hauptumstände der That.

Aber er widerrief dies Geständniß. Ueber das Warum sind seine eigenen Angaben verworren und sich widersprechend, wie Alles, was Hamacher in dem Processe aussagte, mit Ausnahme des eigentlichen Geständnisses der That. Doch lassen sich drei Umstände besonders hervorheben, worauf der Widerruf sich stützen möchte:

1) Daß Herr v. Sandt ihm fälschlich das Geständniß einstudirt habe.

2) Daß er durch denselben zur Rache gegen Fonk aufgereizt worden.

3) Durch harte Behandlung im Arresthause.

Jene schwere Anschuldigung gegen einen unbescholtenen Beamten von Seiten eines Verbrechers hätte, wenn sie irgend begründet gewesen wäre, die ernsteste Untersuchung verdient. Aber es fehlte jedes Motiv. Fonk selbst konnte nichts von einer Feindschaft angeben, welche vor den Untersuchungssachen bei Herrn v. Sandt gegen ihn vorhanden gewesen. Daß eine Eitelkeit, übereifrig in seinem Amte sich zu zeigen, einen Beamten bis zum offenbaren Verbrechen antreibe, darf nicht vermuthet, es muß erwiesen werden. Auch daß er in gutem Glauben ungetreu gehandelt, ist nur eine durch nichts begründete Auslegung. Daß er ihm Wein bei den Verhören vorsetzen lassen und mit ihm getrunken, ist freilich eine Handlung, die nicht gebilligt werden kann, aber es ist eine offenbare Lüge, daß ein rheinländischer Küfer durch den Genuß, sei es auch der größern Hälfte des Weins, den Herr v. Sandt an jedem dieser Abende vorsetzen ließ, berauscht werden können. Es waren 2 bis höchstens 3 Flaschen, die in 3 bis 4 Stunden geleert wurden. Hamacher aber war actenmäßig an Weintrin-

ken gewöhnt, und am Rheine heißt es, daß ein Mann erst von der achten Flasche bezwungen wird. Sei er aber auch berauscht worden, er wurde in seinem Cachot oder Gefängniß oft dazwischen wieder nüchtern und blieb viele Wochen lang bei der Richtigkeit seiner Aussagen. Im Uebrigen äußerte sich Hamacher nur günstig über Herrn v. Sandt: „Der Herr v. Sandt hat mich gern und er hat Religion.“

Was den zweiten Punkt anlangt, so will Hamacher zu seinem falschen Geständniß aus plötzlich erwachtem Rachgefühl gegen Fonk bewogen sein, weil Herr v. Sandt ihm mitgetheilt: daß Fonk ihm einen Liqueurdiebstahl vorwerfe. Aus den Acten ergibt sich aber, daß Hamacher mit seinen Geständnissen schon früher begonnen, ehe Herr v. Sandt ihm von Fonk's Reden Dasjenige mitgetheilt, was Hamacher möglicher Weise zur Rache anreizen können. Auch antwortete Hamacher selbst auf des Rath Effertz Vorhalt: Ob er etwa aus Rache gegen Fonk aussage: „Nein, Gott, nein! Als ich dieses zuerst erklärt habe, wußte ich ja noch nichts davon, daß ich Liqueurs entwendet haben sollte.“

Hamacher wurde anfangs allerdings in einem Cachot aufbewahrt, das dumpf und feucht war, nur ein Fensterchen in der Höhe hatte und worin nur Hauptverbrecher verwahrt werden. Es geschah, weil die andern Zimmer nicht fest genug und vor der Communication mit den andern Mitbeschuldigten nicht hinlänglich gesichert waren. Auch war seine Beköstigung spärlich, d. h. sie bestand in der gewöhnlichen Gefangenkost, aber seine Ehefrau brachte ihm actenmäßig, lange vor dem Geständniß, täglich zu essen und zu trinken: Wein, Franzbranntwein und Rum. Die Furcht, aus seinem spätern bessern Gefängnisse wieder in jenes Cachot zurückgebracht zu werden, schreckte

wenigſtens Hamachern nicht vom Widerruf zurück. Uebrigens gab er ſelbſt dieſen Umſtand gar nicht als Grund ſeines Geſtändniſſes an.

Der Reviſionshof hat die Unwahrheit und Unerheblichkeit dieſer drei Gründe für den Widerruf umſtändlicher erörtert. Aber, wäre es auch nicht geſchehen, ſind denn das genügende Motive, um ein Bekenntniß, wie das Hamacher'ſche, abzulegen? — Der Rheinländer iſt nicht ſo weichmüthiger Natur, daß er ſich leicht durch Rührung oder Furcht bewegen und beſchwatzen läßt, oder, wie Gellert's Bauern, auf ein böſes Wort und eine finſtere Miene: „Ach ja, Herr Amtmann, ja!“ ruft. Auch der niedere Mann kennt ſein Recht und weiß es vor den Gerichten und Behörden zu vertreten. Ja, aus Rachgefühl mochte auch ein Hamacher, um vermeintlich gekränkter Ehre willen, die Ehre eines Andern angreifen; das wäre in der Natur eines rohen Menſchen begründet, aber in keines Menſchen Natur iſt es, daß er, ohne das Zuſammenwirken ganz beſonderer pſychologiſcher Motive, ſich ſelbſt *ohne allen Grund* eines Verbrechens anklagt, das ihm an den Kopf geht. Am wenigſten wird und kann das ein Hamacher, ein rheiniſcher Küfer, der, ſcheinbar verwirrter Begriffe, doch, wie Sancho Panſa ſchlau genug iſt, wo es den eigenen Vortheil gilt, ein ausgepichter Trinker und Raufbold in den Kneipen, und der langjährige treue Diener ſeines Herrn bei der Branntweinſchmuggelei. Die Seelenſchauer, die weichgeſchaffene Gemüther ergreifen und zum Geſtändniß treiben, blieben einem Hamacher fern. Mochten abgefeimte Böſewichter noch ſo pfiffig ſeine ſchwachen und dummen Momente belauſchen, alle heilloſe Ueberredungskunſt der Spitzbuben anwenden; auch ein feuchtes Loch, auch Herrn v. Sandt's Verſprechungen und

ſelbſt nicht ſein Wein hätten ihn vermocht, etwas fälſchlich zu bekennen, was ihm an ſeinen eigenen Hals ging, wenn nicht eine andere Macht ihn antrieb, die gerade auch in ſolchen rohen und trotzigen Naturen zuweilen mächtig wird — die der Wahrheit.

Der Richter letzter Inſtanz hat entſchieden, daß die zur Unterſtützung des Widerrufs vorgebrachten Gründe ſich nicht als wahr befunden, daß im Gegentheil mehre Umſtände die Ausſage beſtärken, daß ſomit Hamacher's erſtes Geſtändniß von vollgültiger Beweiskraft wider ihn ſelbſt, gegen Fonk als nahe Anzeige gelten muß. Zu jenen bekräftigenden Umſtänden gehören ſeine Aeußerungen im Kümpchen (die aber nicht zu juridiſcher Gewißheit erhöht ſind; der verdächtige Rüdger Hilgers ward nicht als Zeuge zugelaſſen); die verdächtigen Geſpräche mit ſeiner Frau; die Briefe voller wunderlicher Ausdrücke, welche er an ſie und Andere aus dem Gefängniſſe ſchrieb; die Genauigkeit, mit der er die Details im Packhauſe angab, von dem Gewichtſtein, auf den Conen gefallen, von den vielen Steinen, die am Rhein gelegen, wo er den Leichnam verſenkt haben will, u. ſ. w. Von dieſen bekräftigenden Umſtänden nachher bei den Anzeigen, welche die ganze Anſchuldigung unterſtützen; hier haben wir vorläufig zu unſerm Zwecke es mit der innern Wahrſcheinlichkeit oder Unwahrſcheinlichkeit dieſer Ausſage zu thun.

Buchſtäblich genommen iſt Hamacher's Geſtändniß höchſt unwahrſcheinlich. Aber es blitzen daraus Lichter einer Wahrheit hervor, die ſich nicht machen läßt. Das ſind die kleinen Details, die, ſcheinbar ganz unweſentlich für die Beurtheilung der That in ihrer Straffälligkeit, nicht erfunden werden, wenigſtens nicht von einem Menſchen wie Hamacher, noch ſeinen Rathgebern, die viel-

mehr Züge der individuellſten Naturempfindung und Anſchauung von ſelbſt, wie Luftbläschen aus dem Waſſer, aufſteigen. So die Bemerkung, daß er nach dem Einpacken der Leiche, ob es gleich keine ſchwere Arbeit geweſen, geſchwitzt, als wenn er ein Stückfaß in den Kelter gebracht; die Erwähnung, daß ihm das Waſſer in die Stiefeln gelaufen, als er die Leiche in den Rhein geſchoben u. A. Hätte ihm Andreas Eſſer auch Das eingegeben, zu ſagen? Es wäre ein ſeltener Geiſt, den man bedauern müßte, daß er nur im Zuchthauſe einen Platz Platz fand. Oder Herr v. Sandt? Dieſer, der Hamacher's geringe Faſſungskraft kannte, hatte das Intereſſe, ſein Gedächtniß ſo wenig als möglich mit Nebenumſtänden zu beſchweren, damit es nicht in der Hauptſache untreu und verwirrt werde. Oder der vielfach der Parteilichkeit angeſchuldigte Rath Eſſertz? Fonk's wärmſter und ehrenhafteſter Vertheidiger ſucht gerade dieſen Beamten wegen ſeiner philiſterhaften Voreingenommenheit und Unbildung lächerlich zu machen.

Das ſind freilich mehr für den Pſychologen Gründe als für den Richter. Aber das Unmögliche als möglich geſetzt, Hamacher ſei überredet worden, während er unſchuldig war, ſich einer Mordthat zu zeihen, iſt es denkbar, daß er auch *ſeinen unſchuldigen Bruder* in die Sache hineinziehen wird, und mit ſo vielen genauen einzelnen Nebenumſtänden, ſogar mit dem unverhältnißgroßen Preiſe für das Fortſchaffen des Faſſes mit der Leiche? Und ihn ſo hineinziehen, daß auch dieſen eine Strafe nach den Geſetzen trifft? Das widerſtreitet aller geſunden Vernunft. Nur dann wäre es denkbar, wenn er mit dieſem Bruder in Unzufriedenheit gelebt, wenn er vielleicht ſonſt ein ruch- und rückſichtsloſer Menſch gegen ſeine Familie geweſen. Aber gerade umgekehrt blickt eine gewiſſe Pie-

tät gegen die Seinen, gegen seine Frau, seine Brüder, ja gegen seinen Brodherrn und selbst gegen den Herrn v. Sandt, der ihn zum Geständniß gequält haben soll, aus diesem rohen Menschen hervor. Der bessere Geist in ihm, der Unschuldige nicht verderben will, blitzt dann und wann sichtlich auf. Mehrmals gab er die feste Versicherung, daß der anfangs auch verhaftete alte Küfer Ulrich unschuldig sei. Als ihn am 22. April 1817 der Kaplan Geistmann ermahnte, daß er die Wahrheit sagen und wenigstens machen solle, daß Unschuldige befreit würden, antwortete er: „Ich habe schon gesagt, lasset den alten Ulrich laufen, er ist unschuldig.“ Fonk nannte er nicht. Er wirft misbilligend hin, daß sein Herr nie in die Kirche gegangen wäre, aber lobt ihn zugleich wegen seines Fleißes. Hamacher, von einer gewissen dumpfen Gutmüthigkeit konnte seinen Bruder nicht in die Sache verwickeln, wenn dieser ganz unbetheiligt dabei war. Hieran scheitert vor dem psychologischen Richterstuhle sein Widerruf. Die Gründe, die er dafür angibt, sind baarer Unsinn. Ihm fehlen da selbst die Worte, um die Unwahrscheinlichkeit einigermaßen zu bemänteln.

Aber die ganze Art des Widerrufs, seine unwillkürlichen Zugeständnisse im absichtlichen Ableugnen sprechen für die Wahrheit, nicht der ganzen Aussage, aber eines Theils derselben. Als er am 7. Mai, halb und halb schon das Eingeständniß zurücknehmend, ausruft: Wenn ich nur wüßte, ob mein Bruder bei Herrn v. Sandt gewesen, und der Richter ihn gefragt: Welcher Bruder? antwortet er: „Der ihn gefahren hat.“ Er bricht in Thränen aus, und klagt, es gäbe keinen unglücklichern Menschen als er sei, und wünscht, sein Bruder möchte herkommen und für ihn zeugen: „Ich wollte ihm

noch vier Kronenthaler geben, dann hätte er deren acht.“ Solche unwillkürliche Ausbrüche des Bewußtseins ſollten auch von präparirten Eingebungen von außen herrühren? Ihn ängſtigt fort und fort, daß er keinen Beweis habe. Als man ihn fragt, ob Hahnenbein den Cönen bis vors Haus begleitet, ruft er aus: „Nein, Gott, nein, das wäre ja ein ſchöner Beweis!“ — Am 19. Mai beſchränkt er ſein früheres Geſtändniß in der Gegenwart des Herrn v. Sandt darauf: daß Fonk ihn zweimal angeſprochen, den Cönen aus der Welt zu ſchaffen, und ruft aus: „Und das iſt wirklich wahr.“ Noch einmal ſagt er: „Alles Uebrige iſt wahr, nur das Einzige iſt nicht wahr, daß mein Bruder ihn weggefahren hat.“ Nochmals befragt: weshalb er gerade die Gegenwart des Herrn v. Sandt gewünſcht, hebt er mit beſonderer Beſtimmtheit den Umſtand heraus: „Weil derſelbe die Sache weiß und — ich ihm aufgetragen, dem Fonk vorzuhalten, daß er mich zwei Mal angeſprochen, den Cönen aus dem Wege zu ſchaffen, und daß er das Portefeuille bekommen habe.“ Im vollen Eifer für ſeinen Bruder, in voller Luſt zu widerrufen, läßt er alſo doch noch nicht von Dem, was ihm Hauptſache ſcheint, daß Fonk ihn aufgefodert und daß derſelbe Cönen's Brieftaſche bekommen.

Die Geſchichte der Mordthat, wie ſie Hamacher erzählte, iſt gewiß gemacht. Nicht Herr v. Sandt, aber jene Elenden in den Kerkermauern mögen ſie mit ihm präparirt haben. Auf dieſen Urſprung weiſt ihre barocke Faſſung. Dahin gehörten die Reden Fonk's, welche dieſer gebildete Mann nicht im Munde geführt haben kann. Sie ſind modellirt nach der Vorſtellung gemeiner Leute. Möglich, daß Herr v. Sandt durch ſein Inquiriren die Erzählung in einigermaßen vernunftgemäßere Schlüſſe

brachte. Liegt es nicht so nahe, daß Hamacher, im drückenden Bewußtsein der eigenen Schuld, in der Furcht, daß sie doch zu Tage komme, eine Aussage aussann, und im Aussinnen sich helfen ließ, durch welche er den Grad seiner Straffälligkeit verminderte? Was war das Nächste? Daß er die Hauptschuld auf einen Andern schob. Im Sinne gemeiner Verbrecher ist die handgreifliche Ausführung der That das Straffälligste: das Schlagen der Wunde mit einem tödtlichen Instrumente, das Vergießen des Blutes. Diese Hauptrolle wies er Fonk zu; er gab ihm das Bandmesser in die Hand, er ließ ihn losschlagen, den ersten Schlag thun, auf den Leute seines Standes so viel Gewicht legen. Für sich behielt er nur das Zuguken und Festhalten; er sagt nicht, daß er Cönen erdrosselt hat, er hielt ihn nur fest bis er nicht mehr lebte. Er mochte dem Glauben sich hingeben, daß er mit dieser accidentiellen Beihülfe wenigstens viel leichter davonkommen würde, als wenn er losgeschlagen und Blut vergossen hätte. Er stillte nur das fließende. Und alles Das ohne Verabredung. Aber als nun die Gründe zum Widerruf in ihm arbeiteten und mächtig wurden, als er den Bruder bei Seite geschoben und gern auch das vergossene Blut vertilgt hätte, wobei hielt er zuerst noch fest? — Bei dem Auftrage Fonk's: daß er ihn zwei Mal angesprochen, Cönen aus dem Wege zu schaffen. Das ist wahr! ruft er noch im letzten Verhör, als schon die Lust zu widerrufen dem Entschlusse nahe ist.

Welche Mächte auf ihn wirkten zum Geständniß, das haben Fonk's Vertheidiger uns denuncirt; welche Mächte ihn zum Widerruf veranlaßten, das ist in den Acten nur angedeutet. Das Gewissen schlug Hamachern, und es mochte ihm mit Recht schlagen. Wer aber regte diese

Gewissensſprache ſo plötzlich an? Die Rückſicht auf die „große Familie“, auf Fonk's und Foveaux' Verwandte und Bekannte tritt deutlich hervor. Er mochte, wenn wenig für ſich, doch viel für ſeine Familie hoffen, wenn er Fonk aus dem Spiele ließ. Fonk's Oheim war Generalvicar in Aachen. Katholiſche Geiſtliche ſpielen in dem Proceſſe mit. Wenn ſie Hamacher's Gewiſſen anregten, daß er nur die Wahrheit ſage, ſo erfüllten ſie ihre heilige Pflicht; wo ſie mehr auf ihn einwirkten, davon ſchweigen die Acten, und die Gerüchte, die am Rheine umliefen, gewannen keine Form und Geſtalt, daß der Richter ſie erfaſſen konnte. Merkwürdig iſt allerdings Hamacher's Ausſage vom 12. Januar 1818: daß Herr v. Sandt ihm, auf die Frage, wie er (gegen Fonk) ſchwören müſſe, erwidert habe: „Ihr müßt Gott und dem heiligen Evangelium abſchwören.“ Das kann freilich Herr v. Sandt nicht geſagt haben, es kommt auch nicht aus Hamacher's Kopfe, verräth aber einen oder viele Zwiſchenträger, welche auf ſehr ungeſchickte Weiſe Zuflüſterungen aus einer unbekannten Quelle dem Verbrecher zutrugen.

Betrachten wir noch eine anſcheinend grobe Unwahrſcheinlichkeit der erſten vollen Hamacher'ſchen Ausſage. Fonk ſei zur letzten Kataſtrophe des Trauerſpiels geſchritten in Gegenwart Hamacher's, ohne ſich vorher ſeiner Treue zu verſichern, ohne ihn vorbereitet, ohne ihm nur ein Wort davon geſagt zu haben. Es kommt mir nicht in den Sinn, die Wahrheit dieſer Erzählung behaupten zu wollen. Aber in dieſem Zuge liegt doch vielleicht eine Wahrheit, die von Bedeutung für die Folge wäre. Fonk kannte Hamachern: einen rohen Menſchen, treu in ſeinen ſchlechten Dienſten, einen Menſchen, der nicht viel dachte und fragte, wo es nicht ſeine eigenen

nächsten Angelegenheiten betraf. Vorher ihn ausforschen, mit ihm complottiren, hätte ihn auf Gedanken gebracht, auf Ueberlegung, die zu Fonk's Nachtheil ausfallen mögen. Hamacher war ein Mann der That, als solchen hatte er ihn gebraucht, als solchen wollte er ihn brauchen. Er hatte sich nicht verrechnet. In Hamacher's Gegenwart schlug er auf Cönen los. Es war geschehen, es ließ sich nicht zurückthun. Was blieb Hamachern übrig? Entweder hinauszustürzen und seinen Brotherrn anzugeben, der es nicht um ihn verdient, sich in Verwickelungen, Nahrungslosigkeit, vielleicht auch in Strafe zu stürzen und die Verfolgung der großen Familie auf sich zu ziehen, als treuloser Angeber seines Herrn. Oder schnell zuzugreifen, die unglückliche Rache fertig zu machen, und Alles, was an ihm, zu thun, daß sie erstickt werde, und verborgen bleibe. Er wählte nicht das Letztere, sein Instinct trieb ihn dazu. Wie der Hund auf Den losfährt, mit dem sein Herr ringt, ohne zu überlegen, ob der Andere oder sein Herr der Angreifende und der Stärkere ist, stürzte sich Hamacher auf Cönen instinctmäßig wie in einer Schlägerei und vollbrachte es. Es war seine Ehre.

Ich sage nicht, daß es so war, ich glaube auch nicht, daß es so gewesen ist. Aber es wirft ein helles Schlaglicht in die dunkeln Verhältnisse zwischen Fonk und Hamacher. Er war der treue Diener, der zugriff, wo der Herr befahl, — vielleicht auch, wo er nur wünschte, — ohne selbst zu fragen: warum, und was wird daraus? Folgendes gehört in das Gebiet der Vermuthungen, die nur der spätere Referent dieses Criminalfalls zu vertreten hat. Die Aussprüche der Gerichte und der höchsten Macht im Staate haben aber in diesem dunkeln

Processe dem Einzelnen nicht das Recht vorweggenommen, auch sein Dafürhalten nachträglich auszusprechen.

„Der Kerl ruinirt mich," hat Fonk gesprochen. Wenn er es scheinbar nur für sich brummte, als er die Treppe hinunter stieg, bemerkte er doch wol den mit dem Lichte aus der Küche kommenden Küfer. Dies hat weder Hamacher erfunden, noch die seine Aussage präparirten. Fonk hat noch mehr gesprochen, was Hamacher gehört. Ob er mit dürren Worten gesagt: „Du mußt mir den Kerl aus der Welt schaffen helfen," bleibe dahin gestellt. Aber Hamacher glaubte, daß er es ihm, in Worten oder in Winken, gesagt. Was Hamacher gethan, und wo er es gethan; hier fällt ein dunkler Schleier, durch den keine Vermuthung dringt. Aber Cönen wurde ermordet, in Cöln ermordet, und Hamacher war bei dem Morde thätig, im Wahn oder in der Ueberzeugung, daß er es für seinen Herrn thue. Mag es ein Bandmesser gewesen sein, welches Cönen den Todesschlag gab; ich glaube nicht in Fonk's Hand. Ich glaube, daß Hamacher nach der That geschwitzt; ich glaube an die Säcke, mit denen das Blut gestillt worden; ich glaube, daß Fonk Cönen's Brieftasche empfing; ich glaube an das Faß, in welches der Leichnam gesteckt wurde; ich glaube an Adam Hamacher's Beihülfe, den Leichnam aus der Stadt zu fahren, an die 4 Kronenthaler, die er dafür erhielt, an die Versenkungsgeschichte am Rhein, an den Stein, der an den Leichnam gebunden wurde; ich glaube, daß Christian Hamacher so tief in den dort seichten Strom gewadet ist, daß ihm das Wasser in die Stiefeln lief, und ich glaube, was er versichert, daß ihm der Kaffee an dem Morgen nicht schmecken wollte.

Nicht auf Fonk's Thäterschaft, aber auf seine Mitwissenschaft, darauf, daß er den Mord veranlaßt, deutet,

als er anfing zu widerrufen, Hamacher's ängstliches Bestreben: daß Herr v. Sandt dem Fonk vorhalte, wie er ihn zwei Mal angesprochen, den Cönen aus dem Wege zu schaffen, und wie er das Portefeuille bekommen habe. „Und das ist wirklich wahr." — Hierbei ist es geblieben. — Hoffte Hamacher, daß Fonk ihn aus der Schlinge ziehen, daß er diese Einwirkung zugestehen würde? Es war die Hoffnung eines Hamacher, der da noch vielleicht der Meinung war: Das sei doch nicht so schlimm, das könne Herr Fonk doch sagen, ohne daß es ihm an den Kopf ginge, und seiner würde auch leichter in der Schlinge, die sich immer enger darum zog! Durch die Ritzen der Kerkermauer ward ihm zugeflüstert: Das helfe Fonk nicht und ihm nicht; er müsse Alles widerrufen! Und er folgte der unsichtbaren Stimme. — Auch Fonk zeigte sich, wie einst Bastide, empört über die grobe Fabel, die man erfunden. Dieser so vorgetragenen Fabel konnte er mit dem besten Bewußtsein widersprechen. Aber sein ängstliches Benehmen gegen die Polizei, gegen Cönen's drei Freunde, die nach dem Ermordeten fragten, wird noch bedenklicher durch den Brief vom 4. Mai an den Rath Effertz und durch die mehrfachen Aeußerungen, worin er merken ließ, daß er Etwas wußte, daß das Wort ihm auf der Zunge schwebte. Es drängte und quälte ihn wol, die Lüge, an das Publicum und Richter glaubten, zu enthüllen; aber im Augenblick, wo er den Mund öffnete, erstarb das Wort auf den Lippen; denn die Wahrheit konnte er nicht enthüllen. Sie war so gefährlich als die Unwahrheit, unter der er erlag.

Auch die Richter hatten über einen andern dunkeln Punkt nur Vermuthungen: Wie kam Cönen am

Abende des 9. November in Fonk's Haus? Wie, bei seinem gespannten Verhältnisse mit demselben, bei seiner gerühmten Treue gegen Schröder, und heimlich ohne Wissen des Letztern?

Fonk hatte Cönen's Tüchtigkeit als Kaufmann schätzen gelernt. Er wünschte seinen persönlichen Eintritt in die Societät, und zwar in Crefeld, um bei Schröder's unordentlicher Rechnung und Wirthschaft dort einen eben so strengen Controleur gegen Schröder zu haben, als sich Cönen gegen ihn bewiesen.

Daß er diesen Wunsch gegen Cönen ausgesprochen, ist erwiesen, daß es einmal sein Ernst gewesen, darf man aus der Lage der Dinge annehmen; daß Cönen darauf eingegangen, ist Vermuthung, dafür die Beweise künstlich gesucht werden müssen.

Es ist möglich, daß am Morgen des 9., als Cönen den Vergleichsvorschlag hinsichts der Zuschreibung der 8000 Thaler brachte, Fonk ihm erklärte: Ich will darauf eingehen, aber nur unter der Bedingung, daß Du selbst in Crefeld unser Associé wirst.

Cönen hatte früher, nach seinem Briefe vom 5. November, an seine Familie dieses Anerbieten zu den goldenen Bergen gerechnet, die ihm Fonk versprochen; er hatte aber doch zu seinem Freunde Büschgen gesagt: daß er Fonk auf das Anerbieten geantwortet: Er könne sich erst, wenn die Berechnung beendigt wäre, darauf erklären. Es ist möglich, daß Cönen jetzt die Sache ernstlicher überdachte. Möglich, daß Fonk am Nachmittage des 9. sagte: ich schließe den Vergleich noch nicht ab, bis Du, Cönen, Dich erklärst. Ueberlege Dir es, und komme deshalb am Abend zu mir. Sagst Du ja, so mache ich Deinen Eintritt in die Societät morgen zur Bedingung gegen Schröder. Nur müssen

wir heut Abend unter uns deshalb in Richtigkeit kommen, damit es morgen vor Schröder, der so wenig vom kaufmännischen Wesen versteht, darüber zu keinen Discussionen kommt.

So möchte sich Cönen's Besuch erklären lassen, und auch die Heimlichkeit, in der er erfolgte. So: daß, als Cönen auf dem Markt von Hahnenbein Abschied nahm, er die entgegengesetzte Richtung vom Wege nach Fonk's Hause einschlug; er wäre, um es verborgen zu halten, auf Nebenwegen gegangen. So: daß Fonk und Cönen eine Weile allein ins Zimmer gegangen wären und dort verhandelt hätten; obschon der Umstand mit der Branntweinprobe nicht vollkommen dazu paßt.

Entgegen steht, nach der Ansicht des Revisionshofes, dieser Vermuthung nur: daß Cönen bei der Nachmittagsconferenz noch immer auf Vorlage des Haupthuches gepocht. Dies war ein Ehrenpunkt für den jungen Hitzkopf geworden, auf den er zu bestehen ein Recht und eine Pflicht zu haben vermeinte.

Für die Vermuthung sprechen einzelne kleine Umstände: Fonk sagte in einem Verhör: „Herr Cönen und ich waren Beide froh, in dieser Ansicht (dem Vergleich) ein Mittel gefunden zu haben, zu Ende zu kommen! Er selbst erklärte: er könne sich aber nur darauf einlassen, wenn eine förmliche Auseinandersetzung des Ganzen daraus entspringe."

Aus einer andern Erklärung Fonk's ersieht man, daß bei der Nachmittagsconferenz zwischen Fonk und Cönen eine gewisse Einigkeit herrschte. Fonk wünschte, daß am nächsten Morgen (10. November) das ganze Werk beendet werde: „Cönen war meiner Meinung und versprach es mir." Aber Schröder wollte abreisen, worüber Fonk mit ihm in Wortwechsel gerieth. Dennoch wurde „vor-

züglich auf Cönen's und mein Begehren, beschlossen, daß wir am andern Morgen wieder bei mir zusammenkommen sollten."

Als die vier Männer Nachmittags am 9. zur Conferenz in das Fonk'sche Haus gingen (sie hatten anderwärts ein geheiztes Zimmer gesucht, es aber nicht gefunden), regnete es. Hahnenbein reichte dem Fonk seinen Regenschirm, der nun Cönen darunter zu sich nahm, und Arm in Arm mit ihm ging. Hahnenbein und Schröder folgten ihnen mehre Schritte entfernt und scherzten über die schöne Harmonie, die jetzo zwischen Fonk und Cönen herrsche.

Am 15. November schrieb Fonk seinem Freunde Koch über die Conferenz vom 9.: „Cönen sagte, wir müssen morgen früh, jetzt, wo wir so zu sagen, am Ziele sind, näher darüber sprechen. Schröder meinte: er könne jetzt wohl reisen, worauf Cönen noch sagte, daß wir morgen nochmals zusammenkommen und Alles final abmachen wollten. Während dieser Unterhaltung soderte Cönen Bier bei mir und rauchte und trank." Dieses deutet allerdings darauf, daß Cönen's Erbitterung gegen Fonk, von dem er keinen Kaffee nehmen wollte, im Weichen war.

Nach Hahnenbein's Aussage habe Cönen auf dem Wege vom Wirthshause zum Markte nichts weiter zu ihm gesprochen, als: „er hätte wol dem Schröder etwas zu viel gesagt, hätte da auch etwas zu frei gesprochen in Beziehung auf Fonk." Deutete das auf einen noch raschern Uebergang in des jungen Cönen Gesinnung in Bezug auf seinen Feind?

Mehr als eine Möglichkeit, daß Cönen noch so spät zu Fonk kommen mögen, scheint freilich dadurch nicht gerettet. Cönen's Freunde sollen aus einem unzeitigen Ei-

fer für den guten Ruf des Unglücklichen die weitern Spuren von einem wiederhergestellten Vernehmen zwischen demselben und Fonk zu entfernen gesucht haben. Habnenbein soll auf dem Todtenbette zu seinem Bruder gesagt haben: „Cönen hat sich ein Versprechen holen wollen, und hat sich den Tod geholt!“

Bevor wir die entferntern Anzeigen, wodurch die Glaubwürdigkeit der Hamacher'schen Angabe unterstützt werden soll, in Kürze betrachten, mögen wir, um in der Zeitfolge zu bleiben, der Versuche Beider, ihr Alibi am Mordabende zu beweisen, schon hier erwähnen. Das Publicum legte jener Zeit auf diesen Umstand ein großes Gewicht, und es verbreitete sich die Meinung, daß Fonk sein Alibi erwiesen habe. Wer mit uns die buchstäbliche Erzählung, wie sie aus Hamacher's Munde zu Papiere kam, für unwahr hält, und mit uns nur an eine dunkle Urheber- und etwaige Mitwissenschaft Fonk's an der That glaubt, für den erscheint diese Beweisführung sehr unnöthig. Wenn Fonk bei dem Morde nicht mit thätig war, ist es gleichgültig, wo man ihn während der Verübung desselben gesehen hat. Aber mit diesem positiven Beweise des Alibi steht es auch überdem schwach aus. Zwei Autoritäten haben die völlig entgegengesetzten Ansichten sanctionirt. Der Revisionshof pflichtet der Ansicht der Geschworenen bei: Fonk hat sein Alibi nicht bewiesen. Die königliche Cabinets-Ordre, welche den Proceß beendete, erklärt: Er hat das Alibi bewiesen. Letztere soll, dem Vernehmen nach, sich zumeist auf das Zeugniß von Fonk's Gattin gründen, einer anerkannt wohlwollenden, tugendhaften und vortrefflichen Frau, wel-

che in ihren höchsten Nöthen, in der Verzweiflung um den Verlust des geliebten Mannes und des Vaters ihrer Kinder, ein Zeugniß nachträglich vor den höchsten Richterstühlen ablegte, das vor den vom Gesetze angewiesenen nicht angenommen werden konnte. Das Gesetz zwingt, die Gattin nicht, *gegen* den Gatten zu zeugen; als Aequivalent für diesen der ewigen Sitte gewährten Erlaß fordert sie, daß die Gattin auch nicht *für* ihn zeuge. Die Geschworenen dürfen ihr Zeugniß selbst nicht einmal hören. Sie scheidet also, und mit Recht, vor den formalen Richterstühlen, wie vor denen, wo die Ueberzeugung sprechen soll, aus, und wenn diese doch auf Betheuerungen eines liebenden Weibes hören und darnach ein Urtheil sprechen, ist dies außerhalb der Sphäre jeder rechtlichen Beurtheilung, gleichwie jede Begnadigung nicht nach dem Gesetz gemessen werden darf.

Drei weibliche Domestiken Fonk's sind über diesen Umstand vielfach vernommen worden. Man hat sich die unnöthige Mühe gegeben, ihre Aussagen zu verdächtigen, Einflüsterungen und Bestechungen zu vermuthen. Wenn diese drei Mägde, oder zwei, oder nur eine von ihnen mit völliger Ueberzeugung ausgesagt hätten, daß sie vom Abend bis zur Mitternacht um Fonk und Zeuginnen seiner Reden, Bewegungen, Gänge gewesen, so wäre damit etwas festgestellt. Aber das Unbestimmte, was alle Drei bekunden, schließt die Möglichkeit der That nicht aus.

Sie sagen im Allgemeinen: daß Fonk in der Regel um 10—11, auch wohl um 12 Uhr zu Bett gegangen, in Summa, daß er nicht regelmäßig um eine bestimmte Stunde schlafen ging. Er arbeitete oft bis spät im Comtoir. Am Abende des 9., nachdem die Herren von der Conferenz fortgegangen, hätten sie Niemand Fremdes mehr *gesehen* und nichts Ungewöhnliches in der Nacht

gehört; auch in den folgenden Tagen nicht des Abends spät oder des Morgens früh.

Die Kindermagd Ott sagt: „Fonk ist gleich nach dem Weggehen jener fremden Herren zu mir auf das Kinderzimmer gekommen, von da ist er zum Abendtische und dann schlafen gegangen; ich habe nicht bemerkt, daß er unruhig war; er hat an jenem Abende sowie gewöhnlich mit den Kindern gespielt und in einem Buche gelesen."

Das wird an einem Tage wie an dem andern so gewesen sein. Hat die Kinderfrau ihn auf Schritt und Tritt begleitet, oder wird er, mit dem Mordplan im Kopfe, seine Dienstmädchen zu Zeuginnen seiner Unruhe, seines Nachsinnens gemacht haben? Wird er nicht im Gegentheil bemüht gewesen sein, die gewöhnliche Hausordnung möglichst zu beobachten, und wenn er auch vor ihren Augen in sein Schlafzimmer gegangen, kann er nicht nachher, als sie sich zu Bett gelegt, doch noch einmal ins Comtoir hinunter gegangen sein?

Die Dienstmagd Gallibert sagt zwar viel bestimmter über das Thun und Treiben des 9. November aus; sie verwirrt sich aber in den verschiedenen Tagen, daß schon um deswillen ihrem Zeugniß keine besondere Beweiskraft beizulegen ist. So wäre, ihr zufolge, Cönen noch mehre Tage nach seinem Verschwinden in das Haus gekommen. Bei einem folgenden Verhör in Cöln (sie wurde zuerst von den Gerichten von Mühlheim vernommen) sagt sie aber sehr naiv aus: „Ich habe das erklärt, ohne daß ich gehörig über die Sache nachgedacht hatte. Es ist wirklich wahr, daß Cönen an einem Vormittage zu Fonk ins Comtoir gekommen ist. Ich kann mich aber gar nicht recht erinnern, ob dieses vor oder nach der obgedachten Conferenz gewesen ist. Meine

ſchwächlichen Geſundheitsumſtände und der Umſtand, daß ich als Dienſtmagd meines Herrn Geſchäfte nicht genau beobachtete, ſind Schuld daran, daß ich mich dieſer Zeit nicht genau mehr erinnern kann."

Zu ganz unverdächtigen Zeugen, ihren ſpätern Dienſtherren, ſoll die Gallibert geſagt haben: „Sie ſei der Fonk'ſchen Sache wegen im Verhör geweſen und habe nur ausgeſagt, was man ſie befragt habe. Darum habe ſie auch nicht erzählt, daß ſie eines Abends (oder Morgens) den Küfer Hamacher und ſeinen Bruder mit Pferd und Karren und einem Faß zurückkommen (oder abfahren) geſehen habe."

Die Gallibert, dieſen Zeugen gegenüber geſtellt, leugnete Das; ſie habe gar nichts erzählen können, weil ſie gar nichts geſehen habe. Mag man Gewicht oder kein Gewicht auf dieſes Zeugniß vom Hörenſagen legen; die Gallibert und die Andern bezeugen doch nur, daß ſie nichts von dem Vorfall wiſſen, was, ihnen zu glauben, durch nichts verhindert wird. Sie bekunden, daß an jenem Tage, oder beſſer um jene Tage herum, nichts Auffälliges im Hauſe vorfiel, kein beſonderes Geräuſch von ihnen wahrgenommen wurde. Sie können aber nicht bezeugen, daß der Mord nicht verübt ſein kann. Es iſt ausgemacht, daß Fonk oft, lange und einſam in die Nacht hinein in ſeinem Comtoir arbeitete; die Localität des Hauſes iſt eine ſolche, daß Cönen und Hamacher ohne bemerkt zu werden, hereinkommen konnten, wie es auch die Hamacher'ſche Ausſage angibt; wäre die Erzählung wahr, ſo wäre der Mord durch einen oder einige Streiche mit dem Bandmeſſer vollbracht worden, dann, als Cönen noch etwas winſelte, erwürgte ihn Hamacher. Da läßt ſich wol annehmen, daß müde Dienſtmädchen, die ohnedem auch ſonſt kräftige Schläge gegen die Fäſſer im

Packhause als etwas ganz Gewöhnliches gehört haben werden, nicht von einem Morde erwacht sind, welcher so rasch und still vollbracht wurde.

Was aber weiß ein Dienstmädchen, dem ein Tag wie der andere in Arbeiten hingeht, und die sich am Abende nach der Ruhe sehnt, von einem Tage zu berichten, der ihr eben wie der andere verflossen ist, wenn sie acht Wochen nachher darüber vernommen wird? Nur etwas ganz Besonderes, etwas, was sie selbst betroffen oder ihre Neugier angeregt hat, wird festere Wurzel in ihrer Erinnerung schlagen, obwol auch da Irrungen und Selbsttäuschung in der Bestimmung der Zeit mitunterlaufen. Frage sich Jeder selbst, ob er von einem bestimmten Tag vor acht Wochen, an dem nichts Besonderes für ihn sich ereignet hat, Andern oder nur sich selbst wird Rechenschaft geben können. Ein gewissenhafter Mann wird, in Erkenntniß seiner eignen Gedächtnißschwäche jedes Zeugniß ablehnen. Bei weiblichen Gemüthern, zumal den ungebildeten, wirkt oft ein Kitzel der Neugier und Gewissenhaftigkeit, rückwärts zu blicken und die schwachen Erinnegen zu einer Vorstellung zu sammeln, woraus in der Geschichte der Criminalistik wol Zeugnisse entstanden sind, die mit dem besten Gewissen und dem Eifer der Ueberzeugung abgelegt, dennoch falsch waren. Aus diesen Alibibeweisen zu Gunsten Fonk's scheint nur Das hervorzugehen, daß am Abende des 9. Novembers im Fonk'schen Hause nichts vorging, was die Aufmerksamkeit der Hausleute erregt hätte.

Christian Ha[illegible]her hat sein Alibi nicht erwiesen, obwol er sich die äußerste Mühe gab. In seinen aus dem Gefängnisse geschriebenen und aufgefangenen Briefen versuchte er vergeblich, fast der Reihe nach bei seinen Be-

kannten, wo es nur möglich war, daß er da gewesen sein konnte, ein Zeugniß auszuwirken, daß er am Abende des 9. November dagewesen sei.

Ueber das Fahren der Leiche durch Christians Bruder, Adam Hamacher, ist eine weitläufige Untersuchung geführt, ohne daß man zu einer unzweifelhaften Gewißheit gekommen wäre.

Adam selbst bestritt das ganze Factum. Seiner nahen Verwandtschaft zu Christian wegen konnte er zu einem Zeugnisse weder gezwungen noch angenommen werden. Aber er suchte mit einem Eifer die That in Abrede zu stellen, der sich weniger durch die Furcht vor der kleinen correctionellen Strafe, welche ihn wegen heimlicher Hinwegschaffung einer Leiche treffen konnte, als durch die Furcht, seinem Bruder eine Capitalstrafe auf den Hals zu ziehen, erklären läßt. Den schwierigen Beweis: daß Adam Hamacher die Fahrt nicht habe thun können, weil er um jene Zeit nicht aus seinem Wohnort Sinnersdorf herausgekommen sei, haben Fonk's Vertheidiger nicht zu führen vermocht. Adam hätte durch zwei Tage jeden Augenblick von Zeugen begleitet sein müssen. Zwar wollen ihn Zeugen am Sonntag Abend (10. November) im Wirthshause gesehen haben; aber auf die er sich berief, mit ihm Karten an dem Abende gespielt zu haben, hoben durch ihre Verneinung dieses Factums jenes ihm vortheilhafte Zeugniß fast wieder auf. Der Wirth selbst sagte: daß er den Hamacher in seinem Hause, wohin er sonst zu kommen pflege, an jenem Sonntage nicht unter den Gästen gesehen habe.

Dagegen sagen andere Zeugen bestimmt aus, daß sie dem Adam Hamacher am Kirmeß-Sonntag (10. Novem-

ber) mit Karren und Pferd aus dem Dorfe und nach Cöln zu fahren gesehen. Ein andere Zeugin sah ihn am Kirmeß-Montage darauf gegen 9 Uhr Morgens, da sie auf dem Felde war, mit seinem Karren und Pferde zum Dorf hereinfahren, und dachte noch: der hätte wol einige Kirmeßgäste nach Cöln zurückgebracht.

Obgleich hier die den Landleuten wichtigen Kirmestage der Erinnerung hinsichts der so schwankenden Zeitbestimmung einen festern Haltpunkt leihen, so ist doch auf alle solche Zeugenaussagen aus der Erinnerung über bestimmte Tage nicht allzuviel zu geben. Hingegen sind zwei andere Zeugenaussagen bedeutender: Der 69jährige Anton Kamphausen zu Cöln und dessen Magd: Anna Maria Pops bezeugten: daß Adam Hamacher, nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse, vor ihnen eingestanden habe, daß er den Todten gefahren, mit dem Bemerken: „Was es ihn angehe, wenn er ein Faß zu fahren accordirt habe, was darin sei, Wein, Wasser oder ein Kerl."

Lambert Volberg, 65 Jahre alt, zu Cöln, bezeugte, daß Adam kurz nach seiner Entlassung ihm eingestanden: daß er das Faß wirklich, aber unschuldig gefahren habe.

Diese drei Zeugen bekunden eine Erinnerung aus einer Zeit, wo die Fonk'sche Angelegenheit bereits alle Gemüther beschäftigte. Was man davon hörte, faßte man mit ganzem Sinne auf, und das Gedächtniß hatte ein Interesse, es zu bewahren.

Wiewol der Wirth zum „goldnen Löwen" in Cöln so wenig als seine Leute etwas davon wissen wollen, daß Adam Hamacher am 10. November mit seinem Karren bei ihnen eingekehrt sei, was nach seines Bruders Aussage der Fall gewesen wäre, so scheint doch im Uebrigen

das Resultat der Ermittelung wenigstens diesen letztern Theil der Hamacher'schen Aussage nur zu bekräftigen und wird eine Anzeige mehr, wenn nicht unmittelbar gegen Fonk, doch gegen Christian Hamacher. — Adam Hamacher ist im Wahnsinn während der Untersuchung gestorben.

Fonk machte in seiner Vertheidigung darauf aufmerksam, daß das Bandmesser, womit er den Mord vollbracht haben solle, in seiner Wirthschaft zum Zuckerklopfen gebraucht werde. Das dort später vorgefundene trug allerdings die Spuren davon an sich. Wer entscheidet, wer kann beweisen, daß es dasselbe war? Christian Hamacher ist zu rechter Zeit nicht darnach gefragt worden. Bei ihm selbst fand man zwei Bandmesser. Seine Frau erzählte noch von einem dritten, welches aber vor einiger Zeit an einen ihr unbekannten Mann vom Lande verkauft worden. Der Gedanke, der dabei aufsteigt, daß es das verhängnißvolle Messer gewesen sein könne, wird doch kaum zur Vermuthung.

Die schon erwähnten Aussagen der beiden Policeibeamten, des Commissair Schonig und des Inspector Guisez, gehen dahin, daß am 27. Januar 1817, drei Tage vor dem berüchtigten Streit im Kümpchen, sie daselbst den Christian Hamacher bei der Flasche getroffen. Als Jemand ein Bandmesser zum Vorschein gebracht, sei Hamacher dabei außer Fassung gerathen, habe die Muskeln verzogen, sei bald blaß, bald roth geworden und habe auf Hahnenbein, Elfes und Schröder geschimpft. Als ihn Jemand aufgemuntert, sich noch eine Flasche geben zu lassen, habe er es mit der Aeußerung gethan: „Er könne das wol, da er auf Kosten Fonk's zeche." Nach Aussage des Wirthes habe Hamacher vom November bis Ende Januar an 24 Thaler im Kümpchen ver-

trunken. Indessen hat man, bei den Ungehörigkeiten, welche die Policei sich im Anfang der Untersuchung zu Schulden kommen ließ, sowol auf diese Aeußerung als auf die in der Weinerhitzung beim spätern Streite im Kümpchen ausgestoßenen kein großes Gewicht gelegt. Bedeutender sind die Aussagen des 30jährigen Fabrikanten Wilhelm Mühlens und seiner Frau, welche noch vor Hamacher's Verhaftung, als das Gespräch auf Cönen's Ermordung kam, große Bestürzung, Zittern und Blaßwerden an ihm bemerkt haben wollen. Als Mühlens sagte, er möchte nicht um ein Königreich so etwas auf dem Gewissen haben, antwortete Hamacher in höchster Bestürzung:

„Jemmich Maria! laßt mich in Ruhe. Hahnenbein kann wol schweigen. Ist das der Dank, für all das Geld, was Fonk ihm gegeben? Der kann wol schweigen! Gesetzt, es geschähe ein Unglück in Euerm Hause, und ich wäre Euch bedient, sollt ich denn Derjenige sein, der Euch verriethe und ins Unglück stürzte? Dann müßte ich ein schlechter Kerl sein. Jemmich Maria, laßt mich doch in Ruhe!"

Im städtischen Depot wurde bekanntlich ein Gespräch zwischen Hamacher und seiner Frau von zwei Policeidienern belauscht, von denen der eine in der Nebenkammer, der andere unter dem Teppich des Tisches versteckt kauerte. „Was wird der Fonk sagen?" fragte die Frau. „Was soll der sagen," antwortete Hamacher, „für den thue ich es ja, oder für den habe ich's gethan." Der in der Kammer hörte das Eine, der unterm Tisch das Andere. Hamacher und seine Frau haben das Gespräch zum Theil selbst eingestanden; demselben läßt sich aber auch eine unschuldige Deutung geben, da Hamacher nur

den Streit im Klimpchen meinen mochte, wo er für Fonk's Ehre und Unschuld vermeintlich gestritten hatte.

Zumal verdächtig sind aber die schon oft erwähnten kurzen Briefe, welche Hamacher an seine Frau und Andere schrieb. Um sein Alibi zu beweisen, schickte er einem seiner Brüder eine falsche, auf den 9. November datirte Quittung von sich mit, damit derselbe seinen (Christians) Besuch bei ihm an dem Abende belegen könne. In allen den Briefen, zur Beischaffung eines Alibibeweises, versichert er seine Freunde, daß bei solchem Zeugniß nichts zu fürchten, nichts zu riskiren sei. In einem (vier Wochen vor seiner ersten Unterredung mit Herrn v. Sandt zu den Acten gekommenen) Briefe heißt es:

„— Sorge nur für einen oder zwei gute Advocaten; ich bin nicht bang. Meine Frau, die spricht gar zu viel. — Sprich nicht vor diesem Menschen mehr von Herrn Fonk; diesem Menschen traue ich nicht. Ich habe guten Muth."

In einem andern heißt es: „Meine Frau soll nichts sprechen von Herrn Fonk, vor keinem Menschen; ich bin noch wohlgemuth."

Hamacher hatte die vielleicht falsche Nachricht erhalten (durch Andreas Esser angeblich im Auftrage von Hamacher's Frau), daß, wenn er das Verbrechen auf sich allein nähme, er von Fonk und dessen Schwiegervater 3000 bis 4000 Thaler erhalten solle. Am 11. März 1817, am Tage nach der ersten Unterredung mit Herrn von Sandt schrieb er deshalb an seine Frau:

„Was glaubst Du wol? Hast Du lieber Geld oder mich, oder meine und deine Ehre? Das Geld ist wol gut, was mache ich in der Welt? Deine und meine Freunde sind nicht reich, aber doch ehrlich. Ob ich 3000 bis 4000 Thaler Geld habe, und vielleicht bekommen

wir uns nicht mehr zu ſehen. Nun kannſt du denken deine Sache. Du mußt mir mit der Frau Mittags Antwort ſchicken, dann heut Abend den Herrn von Sandt beſtellen und dazu (kommen) und auch das Kind; und bring eine Bouteille Wein mit, die recht gut iſt. Ich bin ein armer Mann! ich habe noch meinen ehrlichen Namen; ſchreib mir gleich Antwort."

Und trotz dieſer Ueberlegung gab er am Tage darauf und in den nächſtfolgenden die vollſtändige Erzählung vor Herrn von Sandt ab, worin er ſich und Fonk des Mordes beſchuldigte. Am Tage vorher hatte er dem Generaladvocaten noch nichts zu ſeiner eigenen Belaſtung erzählt; und gleich darauf, wie gerührt von Dem, was er ſelbſt geſchrieben, gibt er einer Wahrheit die Ehre und legt ein Geſtändniß ab, das ihn um das Geld, um die Ehre, um die Freunde, um Alles brachte. Hamacher war kein verworfener Menſch. So ſchrieb er in einem andern Briefe über ſein Kind: „Wie iſt es mit dem Kinde? Laßt es mir ſeinen Namen ſchreiben, damit ich ſehe, ob es noch ſchreiben kann." Wäre es denkbar, daß ein verworfener Böſewicht, wie Andreas Eſſer, ihm auch dieſe Briefe eingegeben hätte?

Später, am 17. April 1817, ſchreibt er an ſeine Frau: „Ich kann noch zeugen, was ich will. Ich warte jetzt auf Hahnenbein, was der zeugt. Laß mir doch Antwort ſchreiben. Sag nicht ſo viel an die Leute."

An Sandt ſchreibt er: „Ich hoffe, Sie werden nicht ausbleiben und nehmen Hahnenbein zuerſt vor, was der doch bekennt; der könnte mein Retter ſein."

Wer noch geneigt wäre, Hamacher's Erzählung für ein reines Machwerk, das ihm von auswärts eingegeben worden, zu erklären, muß doch wenigſtens aus der Art, wie er widerrufend noch immer zugeſtand, in Verbin-

dung mit diesen Briefen, die so viel ahnen lassen, erkennen, daß ein Einstudiren dieser ganzen Rolle, bei Hamacher's Charakter, fast die Grenzen des menschlich Möglichen übersteigt. Wenn er der Wahrheit, im Sinne der Vertheidiger, die Ehre gab, was gab er sie ihr nicht ganz, was widerrief er so unwillkürlich alle Augenblicke den Widerruf, was bewog einen Reinen zu diesen verdächtigen Briefen? Das diabolische System, welches alles Dieses ihm eingegeben hätte, nur damit er sich verdächtig mache, widerstritt ebenso den Gesetzen der Dummheit wie denen der Klugheit. Einflüsterungen und Machinationen haben stattgehabt von beiden Seiten; aber aus ihrem Conflicte sprossen jene Eingeständnisse auf, von Angst und Gewissensregungen eingegeben, welche uns wenigstens auf den Weg zur Wahrheit führten.

Es ist eine erwiesene Thatsache, daß Hamacher's Ehefrau den Policeicommissair Schönig durch ein mit Silber gefaßtes Krystallgefäß bestechen wollen, damit er ihren Mann desto eher losbringe. Hamacher's Bruder, Johann, hatte das Geld dafür, 22 Kronenthaler hergegeben. Der Umstand würde an sich keinen Verdacht gegen Fonk abgeben, wenn nicht ein (doch bereits abgesetzter) katholischer Geistlicher, Wolff, dabei mitspielte, welcher das Gefäß verkauft und den Rath gegeben haben soll. Daß das Geld und die ganze Machination von Fonk's Familie herrühre, ist nur Vermuthung geblieben. Daß eine Frau, gemeinen Standes, Bestechungen anwenden zu müssen glaubt, um ihren gefangenen Mann frei zu bekommen, liegt in der Natur der Verhältnisse. Die Machination ist aber fast zu plump, um daraus weitere Schlüsse zu ziehen.

Von andern Anzeigen, welche zum Beweise der Schuldbarkeit Fonk's und Hamacher's führen, werden folgende aufgeführt:

Fonk's Benehmen nach Cönen's Verschwinden. Die Geschworenen und die Richter letzter Instanz haben hierauf großes Gewicht gelegt. Wir, durch Zeit und Ort getrennt, vermögen dies nicht in dem Maße zu erkennen, als die der That und den Thätern näher waren. Fonk hat schon am 15. November an Koch in Neuß mit anscheinender Ruhe über das Verschwinden geschrieben, und allerhand Muthmaßungen darüber aufgestellt, die er in spätern Briefen zum Theil selbst wieder zurücknahm. Am 24. schrieb er ihm, über Schröder klagend, daß er den Verdacht auf ihn wälze. Aber er werde ihn überführen, daß seine (Schröder's) Motive alles Grundes entbehrten, denn seine Bücher seien richtig. Er wünsche deshalb nichts mehr, als daß Koch sogleich nach Cöln komme, um sich mit ihm darüber zu besprechen. Koch kam (am 25. November) und Fonk sprach zu Koch kein Wort über Cönen's Verschwinden. Koch, Fonk's aufrichtiger Freund, hat diesen Umstand, als auch ihm auffällig, zweimal bekundet. Ebenso hatte er an seinen Freund Büschgen einen Brief geschrieben, hinsichts seiner Vermuthungen über Cönen's Verschwinden, der fast die Abschrift des Briefes an Koch ist. Indem er aber hinsichts der für Schröder aufgemachten Rechnung darin schreibt: daß er ihm als Freund und ganz und gar nicht officiell sagen könne, daß diese Rechnung mit vieler guten Treue gefertigt sei, ist der Vermuthung Raum gelassen, daß der andere Theil des Briefes, über Cönen's Verschwinden, zur öffentlichen Mittheilung geschrieben worden.

Am 19. November gingen die drei Freunde und Verwandte Cönen's aus Crefeld, Hunzinger, Schram und Kaibel, nach Cöln, um über sein Verschwinden Nachforschungen anzustellen. Sie gingen zu Fonk am 22. November. Das Resultat ihres Besuches bei ihm war ein gesteigerter Verdacht gegen denselben, indem sie viele Merkmale seiner Verlegenheit und Befangenheit angaben. Hierin kann, ob sie gleich ihre Wahrnehmungen sofort aufschrieben, Täuschung mit untergelaufen sein, da sie selbst von der Theilnahme für den verschwundenen Freund und von Voreingenommenheit aufgeregt waren. Aber als factisch bekunden sie:

Fonk bemerkte zu ihnen, daß, wenn man ihn Anfangs wegen Cönen's Verschwinden zu Rathe gezogen hätte, er wichtige Aufschlüsse hätte geben können; jetzt erlaube seine Ehre und sein Gewissen ihm es nicht, und er würde, selbst wenn er den Urheber wüßte, selbigen jetzt nicht angeben.

Er las ihnen einen Brief vor, den er eben über Cönen's Verschwinden an einen Freund geschrieben hatte; fing, da er ihn ausgelesen, zu weinen an, und machte die Zeugen auf seine Thränen ausdrücklich aufmerksam.

Am selben Tag noch ging er zum Polizei-Inspector Guisez, „ihn auch einmal über die Sache zu hören," über welchen Besuch Guisez seine Wahrnehmungen niederschrieb, deren Resultat ebenfalls ein gesteigerter Verdacht gegen Fonk war.

Hamacher's Frau stand, nach ihrer Aussage, seit ihres Mannes Verhaftung, mit Fonk in Verkehr. Als auch sie verhaftet wurde, gestand sie nach einigem Zögern: Sie sei etwa vier Mal bei Fonk gewesen, um sich Raths zu erholen. Fonk habe ihr immer gesagt: ihr Mann

säße nur um die Schlägerei im Kümpchen, er, Fonk, kümmere sich aber gar nicht um die Sache. Auch Frau Fonk hätte mehrmals geäußert: „Ihr müßt nichts sagen, sonst kommen sie hinter uns; um uns ist es zu thun. Als sie Fonk die Nachricht gebracht, daß ihr Mann in das Arresthaus abgeführt worden, habe sie wol gesehen, daß er seine Farbe verändert, bange und verstört geworden. Caution zu stellen für ihn, hätte er ihr widerrathen, denn man meinte doch, das Geld käme von ihm her. Wenn es vorbei wäre, würde er schon ihrem Manne den Schaden ersetzen. Er hätte ihrem Manne ja schon mehrmals geholfen, und ihm wol hundert Thaler auf Rechnung gegeben.

Was Hamacher's Frau, ein einfältiges und schwatzhaftes Weib, in ihrer Angst gesagt, darauf ist nicht viel Gewicht zu legen. Um so weniger, als bei Fonk's Schuldbewußtsein an die Dienste gedacht werden kann, welche Hamacher ihm bei der Steuerdefraudation geleistet hatte. Doch will auch die Wittwe des Advocaten Diepenbach von ihrem seligen Mann gehört haben: daß Frau Hamacher, bei Gelegenheit eines Zeichens, welches ihr Mann ihr aus dem Gefängniß zugeschickt, nachdem er das Bekenntniß abgelegt, Folgendes geäußert habe: „es wäre doch besser, daß nur ein Kopf fiele, als deren mehre; dann hätte sie doch noch zu leben mit dem Kinde." Die Diepenbach selbst will aber aus dem Munde der Frau Hamacher gehört haben: „jetzt wo ihr Mann bekannt habe, erhalte sie für sich und ihr Kind nichts mehr, und dürfe auch nicht mehr in das Haus von Foveaux kommen."

Der 46jährige Franz Höver sagt aus: Als Hamacher aus dem Depot ins Arresthaus gebracht worden,

habe die Hamacher, untröſtlich über die Nachricht, angefangen, gegen Fonk zu ſchimpfen: „Fonk, der Spitzbube, der ſchlechte Kerl, hat meinen Mann dazu verführt. Er verſprach ihm, das Ganze würde verſchwiegen bleiben.“ Darauf ſei er mit ihr zu Fonk gegangen, der ihr zugeredet, ſich nur ſtandhaft zu halten, indem es doch nur auf ihn abgeſehen ſei.

Noch glaubte man eine gewichtige Anzeige in einem andern Umſtande zu erhalten. Der Bäcker Engels, Fonk's Nachbar, welcher mit demſelben einen gemeinſchaftlichen Brunnen hatte, fand in demſelben, zwiſchen Oſtern und Pfingſten 1817, einen Hut, den er, ohne etwas Arges zu denken, fortwarf. Als man darauf aufmerkſam wurde, hatte ihn der Hofhund ſchon zerriſſen. Aber die Möglichkeit, daß dies Cönen's Hut geweſen ſein könne, verurſachte weitläufige Unterſuchungen, die indeſſen nur ein geringes Reſultat herbeiführten. Die Fonk'ſche Familie ſollte nicht aus dem Brunnen getrunken haben, weil das Waſſer trübe ſei, ſie hatte den Engels veranlaßt, den Brunnen zuzudecken, ihn gegen Andere abzuſchließen; auch waren Unterhandlungen wegen Verkaufs des Platzes, auf dem der Brunnen ſtand, oder des ganzen Grundſtückes angeknüpft worden. Desgleichen will man Unordnungen in der obern Sandlage des Brunnens, als man ihn ausgrub, gefunden haben, die nicht mit dem Normalzuſtande eines Brunnens ſtimmten; aber außer einem oder einigen großen Steinen, von denen man nicht wußte, wie ſie hineingekommen, fand man nichts Verdächtiges.

Dies das Weſentliche, was in dem ſiebenjährigen Rieſenproceſſe gegen Fonk und Hamacher zur Sprache kam. Die Verhandlungen haben gegen den einen An-

fangs mit Angeſchuldigten nicht mehr ergeben, als ſchon angeführt iſt. Dennoch kann man ſich bei Durchleſung des Proceſſes nicht allen Verdachtes gegen Hahnenbein entäußern. Seine Aeußerung auf dem Todtenbette, wenn ſie wahr iſt, deutet auf ein Mehrwiſſen. Er war es, der zuletzt, und allein in der Nacht mit Cönen ausging; an ſeiner Seite iſt er verſchwunden. Hamacher beſchuldigt ihn nicht, aber er verdächtigt ihn durch ſeinen freudigen Ausruf: „Ja, wenn Hahnenbein ihn (Cönen) bis an die Thüre begleitet hätte, das wäre ja ein ſchöner Beweis!“ Auch Hahnenbein's Stellung zwiſchen Fonk auf der einen und Schröder und Cönen auf der andern Seite iſt eine verdächtige. Der Buchhalter ſeines Herrn, der ſeinen Herrn heimlich des Betruges denuncirt und doch bei ihm bleibt! Es iſt die Vermuthung ausgeſprochen worden, daß Hahnenbein für ſich und in eigenem Intereſſe, den Cönen vielleicht weggeſchafft habe, aus Beſorgniß, ſeinen Dienſt bei Fonk zu verlieren, falls Cönen ihn als die Quelle der Angabe von Fonk's Betrügereien nennen und dies etwa mit einem Briefchen belegen würde, welches, dem Zeugen Büſchgen zufolge, Cönen von Hahnenbein erhalten haben ſoll. Aber alle Beweiſe fehlen dafür. Im Gegentheil fuhr Hahnenbein, auch nach Cönen's Verſchwinden fort, übel über Fonk zu reden. Er ſtand während der Unterſuchung iſolirt da, und ſuchte offen gegen Fonk deſſen Betrügereien zu behaupten und darzulegen. Später verließ er Fonk's Dienſte gegen deſſen Willen.

Fonk's Proceß, faſt gleichzeitig mit dem über die Ermordung des Fualdes, erregte eine Aufmerkſamkeit, die ſelbſt heute noch nicht ganz abgeſtorben iſt. Alle Hauptperſonen des Dramas ſind abgetreten, ohne auch nur in einem: „bei Seite" eine Andeutung des unenthüllten Räthſels hinterlaſſen zu haben. Aber die Unterſuchung über den ermordeten Cönen und den Mörder Fonk war mehr als ein gewöhnlicher Criminalproceß; ſie wurde zum Proceß darüber, ob das Geſchworenengericht in den Rheinprovinzen fortdauern oder aufhören ſolle? Aus den Mängeln dieſes einen, allerdings eminenten Criminalproceſſes wollte man die Ungerechtigkeit und Unſtatthaftigkeit des ganzen Gerichtsverfahrens, welches den Rheinländern lieb geworden, beweiſen. Wenn die Denuncianten gegen Fonk mit ungebührlicher Leidenſchaftlichkeit auftraten, ſo wurden ſie von den Gegnern des Geſchworenengerichts darin noch überboten. Die Preſſe lieferte eine ganze Fonk'ſche Literatur, zum Theil dickleibige Werke, deren Mehrzahl Fonk's Unſchuld nur mit der Abſicht verficht, um die Schuld der Geſchworenengerichte darzuthun. An hohem Beiſtande gebrach es den Feinden deſſelben nicht. Dennoch haben ſie nicht geſiegt. Fonk's Haupt wurde zwar gerettet, aber nicht ſein Ruf. Manchen Ungebührlichkeiten bei Einleitung der Proceſſe vor den Geſchworenengerichten wurde durch königliche Verordnungen geſteuert; das Geſchwornenverfahren ſelbſt konnte nicht mehr durch ein Machtgebot ausgetilgt werden. Zwar in ſeiner jetzigen Entſtehung eine neue franzöſiſche Schöpfung, aufgedrungen durch die Gewalt der Fremdherrſchaft, auch unleugbar mangelhaft, bewies ſich doch, daß ihr Stamm ein uralt deutſcher war, welcher in dem vaterländiſch rheiniſchen Boden wieder Wurzel geſchoſſen hatte.

Diese Fonk'sche Literatur ist so zahlreich, daß wir Anstand nehmen, die einzelnen Werke hier bei Namen aufzuführen. Aber der Gedanke, daß an einem Unschuldigen ein Justizmord begangen werden könne, weckte nicht allein die Feinde des Assisenverfahrens und der französischen Gesetzgebung, auch die alte deutsche Humanität erhob sich von allen Seiten, um ihre Stimme für den Verfolgten abzugeben. Fonk's Freunde und Verwandte suchten umher nach Vertheidigern in den juristischen und medicinischen Facultäten, nach Vertheidigern vor dem großen Publicum und dem höchsten Richter im Königreiche — wer will es ihnen zum Verbrechen anrechnen, selbst wenn sie zu verzweifelten Mitteln griffen, und als das unglücklichste darunter zu der gehässigen Verdächtigung der Charaktere und Motive der öffentlichen Ankläger? Aber von selbst kamen ihnen deutsche Ehrenmänner entgegen, die über allen Verdacht, daß andere Motive als das heilige Gefühl des Rechtes sie antrieben, hinaus sind.

Ein ehrwürdiger Greis und ausgezeichneter Jurist in Dresden, der 68jährige sächsische Hof- und Justizrath Dr. Johann Nikolaus Bischoff, schrieb, durchdrungen von Fonk's und Hamacher's Unschuld, ein Werk, betitelt: „P. A. Fonk und Hamacher, deren Richter und die Riesenassisen zu Trier" (Dresden 1823), dessen Tendenz sich aus folgender Widmung ergibt: „Dem durch harte Leiden erprobten und bewährt gefundenen Kreuzträger; dem wegen angeschuldigten Mordes über fünf Jahre von Kerker zu Kerker geschleppten, bei einem großen Theile des In- und Auslandes tückisch verlästerten, im Juni 1822 von der Riesenassise verurtheilten, seitdem noch jetzt im Kerker dem Tode standhaft ins Antlitz

ſchauenden Peter Anton Fonk, rechtſchaffenem Kaufmanne zu Cöln, als Beweis ungeheuchelter Theilnahme, Hochachtung und Liebe gewidmet vom Verfaſſer."

Dies Werk war von entſcheidendem Einfluß auf die Stimmung im nördlichen und im öſtlichen Deutſchland. Wie glaubhaft verſichert wird, hat es nicht wenig zu der königlichen Entſcheidung des Proceſſes beigetragen. Aber wäre dieſem beredten und uneigennützigen Vertheidiger in ſeinen Anführungen voller Glauben beigemeſſen worden, ſo hätte der Proceß nicht allein mit Fonk's Freigebung, ſondern mit der Verurtheilung des Generaladvocaten von Sandt und mit der Abſetzung des Appellationsrath Eſſertz enden müſſen. Mit dem heiligen Zorne der Entrüſtung denuncirt der Verfaſſer gegen beide Beamte, und will das ganze Hamacher'ſche Bekenntniß nur und allein als eine Eingebung von außen, veranlaßt durch Sandt, bewirkt durch Verbrecher in deſſen Dienſten, bekräftigt durch gewiſſenloſe Protokollführung des Unterſuchungsrichters und unterſtützt durch die Folter des Gefängniſſes und das aufgereizte Rachegefühl eines einfältigen Menſchen, darſtellen. Wer ſich zu der Ueberzeugung zwingen kann, daß ein Geſtändniß, wie das Hamacher'ſche, ohne Schuldbewußtſein, allein durch die Intriguen und Gefängnißqualen erpreßt worden ſei, mag dem Urtheile des würdigen Greiſes beiſtimmen, der, trotz ſeines aufblitzenden Haſſes „gegen die Bonaparte'ſchen Geſchworenen," in ſeinen Motiven reiner Menſchenliebe unverdächtigt daſteht. Die höchſte Macht hat nur auf die vertheidigende, nicht auf die anklagende Seite ſeiner Schrift Rückſicht genommen.

Unter den altpreußiſchen Juriſten ſchien die Mehrzahl der Stimmen ſich dafür zu einigen: daß Cönen's Er-

mordung als erwiesen anzunehmen sei, daß Motive der That bei Fonk zwar wahrscheinlich, aber nicht vollständig dargethan wären, daß ihn ein Verdacht der Thäterschaft oder Mitwissenschaft treffe, und er sein Alibi nicht erwiesen habe, daß demnächst nur auf eine Freisprechung von der Instanz zu erkennen sei.

Daß der Monarch im Wege der Gnade das Urtheil des Gerichtshofes modificiren würde, konnte man erwarten; vielleicht, daß er, nicht überzeugt von den Gründen, welche Geschworene und Richter bestimmten, dem Urthel seine Bestätigung verweigern werde. Unerwartet kam die Cabinetsordre vom 28. Juli 1823, deren wörtlicher Inhalt folgender ist:

„Ich habe mir den Fonk'schen Criminalfall ausführlich vortragen lassen und daraus entnommen:

1) Daß der Thatbestand der Ermordung des am 12. December 1816 im Rhein vorgefundenen Wilhelm Cönen nicht unbezweifelt feststeht;

2) daß der Widerruf der Aussage des Küfermeisters Hamacher, die seine eigene und die Anschuldigung des Kaufmanns Fonk enthält, weit mehr begründet ist, als die beschuldigenden Aussagen;

3) daß das Alibi des Kaufmanns Fonk hinreichend nachgewiesen ist;

und ich kann daher weder den Fonk, noch den Hamacher straffällig finden, den Ausspruch des Assisenhofes also nicht bestätigen, oder eine geringere als die erkannte Strafe eintreten lassen. Hieraus folgt die Freilassung des Angeklagten von selbst."

Der Chef der Justiz nahm diesen königlichen Spruch als eine absolutio ab instantia und legte, den gesetzlichen Vorschriften gemäß, dem so vorläufig Freigesprochenen die Tragung der Kosten auf. Durch spätere

königliche Entschließung wurden aber auch diese niedergeschlagen.

Fonk reiste bald darauf nach Norddeutschland und Berlin, um in Person seinen Gönnern und Vertheidigern seinen Dank abzustatten. Es ist schon angeführt, daß sein persönliches Erscheinen einen meist verschiedenen Eindruck von der Vorstellung machte, welche die auf seine Unschuld schworen, sich von ihm gebildet hatten. Was die drei Freunde Cönen's, welche ihn am 22. November 1816 aufsuchten, schon beobachtet hatten, wollte man auch hier finden. Ein so tief Gekränkter, der das Bewußtsein vollkommener Unschuld in sich trug, hätte anders auftreten, anders sprechen müssen. Er suchte durch Thränen zu rühren und durch Beweise über diese und jene Umstände, durch Vorlesen von Briefen, Bücherstellen die Gegenwärtigen für sich zu gewinnen. Man wollte Kunst bemerken, aber nicht Wahrheit. Einem damals sehr beliebten dramatischen Dichter, der theilnehmend den, wie er glaubte, hart verleumdeten Dulder aufgesucht, machte er den Vorschlag, von seiner Geschichte eine Tragödie zu schreiben. Dem Dichter schien Fonk nicht der Mann, der eine dichterische Verklärung vertrüge. — Ein anderer berühmter Dichter in Dresden, dessen psychologische Schöpfungen wir bewundern, versichert, wenn er je einen Mann gesehen, der nicht wie ein Mörder ausgesehen, so sei es Fonk.

Peter Anton Fonk ist am 9. August 1832 zu Goch bei Cleve, wo er geboren ist, verstorben. Durch eine Erbschaft war er vor seinem Tode wieder in eine glücklichere Lage gekommen, die ihm wenigstens für den Ruin seines Vermögens Ersatz gab. Seine Kinder stehen in gutem Ansehen. Seine Gattin ist gestorben; Hamacher,

Schröder, Hahnenbein, auch Herr von Sandt, ja faſt alle Zeugen des unenthüllten Geheimniſſes ruhen im Grabe. Die verbreitete Nachricht, daß die Florentinerin auf ihrem Sterbebette über Cönen's Tod Beſtimmtes ausgeſagt habe, ermangelt aller Beſtätigung.

Die Marquise von Brinvillier.

1676.

In Paris glänzte während der Regierung Ludwig des Vierzehnten eine Frau von großer Schönheit und ausgezeichnetem Geiste. Ihre Abkunft, ihr Rang und ihr Reichthum unterstützten die Ansprüche, welche sie vermöge jener beiden Eigenschaften in der höchsten Gesellschaft geltend machte. Ein Gestirn des Tages, bewundert und gefeiert bei ihren Lebzeiten, wurde sie auch nach ihrem Tode zu einem, oder einem Meteor, vor dem die ganze Menschlichkeit erschrickt. Ihr fürchterlicher Name bezeichnet noch jetzt, nach hundert und siebenzig Jahren, ein eigenes schauderhaftes Verbrechen, oder vielmehr eine ausgebildete Verbrecherkrankheit, die man gern für eine Abnormität der weiblichen Natur erklärte, wenn die Brinvillier nicht leider in letzter Zeit und in Deutschland Nachfolgerinnen gehabt hätte, welche, ohne von ihrem französischen Vorbilde zu wissen, dasselbe noch an moralischer Scheußlichkeit und Furchtbarkeit in der Wirkung übertreffen.

Die Marquise von Brinvillier stammte aus einem uralten, berühmten französischen Geschlechte. Ihr Vater, Drogo d'Aubray, ein geachteter Beamter, bekleidete

die Stelle eines Civillieutenants beim Chatelet zu Paris. Noch ziemlich jung verheirathete er seine Tochter Maria Margaretha d'Aubray mit dem Marquis von Brinvillier, der, was adelige Abkunft, Vermögen und Rang anbetrifft, seiner Braut gleich stand. Aber es scheint eine Heirath gewesen zu sein, wo gleich wie in den meisten Ehen unter den höheren Ständen in Frankreich, eben nur jene äußern Glücks- und Rangsverhältnisse abgewogen wurden.

Der Marquis, Obrister in königlichen Diensten und Commandeur des Regiments, welches nach der Normandie den Namen führte, war ein Lebemann, Wüstling und Verschwender, wie die Mehrzahl der französischen Edelleute, welche unter den Auspicien eines schwelgerischen Hofes, in der Sittenlosigkeit der Hauptstadt Vergessenheit und Ersatz mit vollen Zügen einschlürften für die verlorenen edlern Güter, für die alte Freiheit und die feudale Unabhängigkeit. Richelieu und sein Nachfolger, und endlich der vierzehnte Ludwig, hatten mit diabolischem Scharfsinn die Natur des französischen Charakters studirt, und denselben Adel, den sie fürchteten, und unter dessen Trotz das Regiment ihrer Vorfahren zitterte, in ein Capua geführt oder in die Höfe des Venusberges, wo seine gefährliche Kraft ohne andere Wirkung als die der Selbstvernichtung austobte. Mit demselben französischen Ungestüm, mit welchem die Nation einst zu den Kreuzzügen stürzte, zur Verfolgung der Hugenotten und später dem Phantom nach der jacobinischen Freiheit und Gleichheit, der napoleonischen Gloire, stürzte und kämpfte sich der französische Adel in das Meer wüster Sittenlosigkeit, eitlen nichtigen Treibens, welches schlaue Regenten vor ihm aufthaten und mit dem Sonnenschein der Majestät beleuchteten. So maßlos

war dies Drängen nach der Thorheit, daß schon in hundert Jahren das Mark dieses einst allmächtigen Adels dergestalt verzehrt war, daß sein verachtetes und gehaßtes Schattenbild dem Sturme weniger Jahre erlag. Der Marquis von Brinvillier verschwindet aus der Geschichte seiner Gattin; seine eigene ist aber nur die der Mehrzahl seiner Standesgenossen. Wo die Grundsätze eines Mannes, eines Offiziers und Cavaliers die sind: aller bürgerlichen Sitte Hohn zu sprechen, wo Liederlichkeit und Verschwendung für adelige Tugend, wo es für lächerlich und philisterhaft gilt, keine Schulden und keine Maitressen zu haben, und ein geordneter Haushalt einen gemeinen Sinn andeutet, wo der Ehegatte bei den Fehltritten der Gattin nicht allein ein Auge zudrückt, sondern ihr selbst den Verführer zuführt und in fürchterlichem Leichtsinn der Verkehrtheit selbst die Stimmen auslacht, welche nur die äußern Convenienzgesetze wollen erhalten wissen, da wird zwar die Verirrung eines Weibes, wie die Brinvillier, nicht gerechtfertigt; aber wir blicken in einen bodenlosen Zustand von Unsitte, wo es große Kraft für ein Weib bedarf, sich aufrecht zu erhalten, und wo große Fehltritte, wo Verirrungen einer außerordentlichen Natur zur entsetzlichsten Unnatur erklärlich werden.

Die Marquise von Brinvillier war schön, aber keine auffällige imponirende Gestalt. Sie war nur von mittelmäßiger Größe. Von jener wilden Leidenschaftlichkeit, jener dunklen Glut des Auges, dem italienischen verzehrenden Feuer des Blickes, welche wir in Erinnerung ihrer Thaten und ihres Namens uns denken könnten, sah man nichts an der feinen Französin. Ihr Gesicht war rund und freundlich, von den regelmäßigsten Zügen, die nur ein innerer Eindruck veränderte. Sie war vollkommen Herrin ihrer Bewegungen, ihrer Blicke und Sprache.

Unmuth, Laune und Krankheit beherrschten und änderten niemals ihre Liebenswürdigkeit. Ihre Zeitgenossen sagen: wenn ihre Schönheit ihr alle Herzen unterwarf, so gewann der Reiz jener Heiterkeit, welche immer das Kennzeichen einer sanften, reinen, niemals von Gewissensangst beunruhigten Seele ist, ihr das Zutrauen Aller, welche sich ihres gesuchten Umgangs erfreuten.

Und so ward sie gesucht, bewundert, angebetet und gefeiert, auch als schon ein großer Theil ihres Wandels bekannt sein mußte. So lange die äußersten Grenzen des Anstandes beobachtet waren und kein offenkundiger Scandal störend dazwischen trat, konnte auch eine lasterhafte Frau auf allgemeine Achtung in jener Luft, die von dem Hofe des vierzehnten Ludwigs über Paris wehte, Anspruch machen. Aber auch nachdem jene letzten Schranken durchbrochen waren, als sie dastand als ein Scheusal, ihre Verbrechen nicht vermuthet, sondern erwiesen waren, auch da hatte sie einen mächtigen Anhang, bedeutenden Einfluß; der Arm der Gerechtigkeit mußte sich krümmen, um sie zu ergreifen. Auch da noch hatte sie leidenschaftliche Freunde, Bewunderer, und ein katholischer Geistlicher konnte es wagen, unter den Verwünschungen des Volkes, sie für eine Heilige zu erklären. Das deutet auf eine diabolische Macht, welche diesem Weibe innewohnte, oder, will man das nicht, auf bereits so zerrissene sociale Zustände, daß man sich nur darüber wundern darf, daß die französische Revolution nicht schon früher einbrach und einem verfaulten Staatsgebäude ein Ende machte, wo Parlament und Geistlichkeit mit der ruchlosesten Giftmischerin, wenn nicht unter einer Decke spielten, doch sie unter ihrem Mantel zu verbergen suchten.

Die Marquise von Brinvillier ist von Niemandem

verführt worden. Dies dürfen wir nach den Ergebnissen ihres Processes, nach ihrer eigenen Beichte, als eine moralische Gewißheit vorausschicken. Die Sündhaftigkeit, welche, kaum bedeckt vom Mantel der Religion, in den höhern Ständen grassirte, hatte schon die Jungfrau, vielleicht schon das Kind ergriffen. Sie war reif im Laster, als sie die leichtsinnige Ehe mit dem noch leichtsinnigern Gatten schloß. Der Wandel desselben bestärkte sie nur in dem ihrigen und erleichterte ihr die Last, welche sie, um den äußern Anstand zu bewahren, auf sich nehmen mußte. Aber in den Acten erscheint als ihr Verführer ein männliches Scheusal, unter dem Namen: Sainte-Croix. Sein eigentlicher Name soll Godin gewesen sein; doch schweben über seinen Ursprung verschiedene Gerüchte, welche nicht aufgeklärt sind. Nach Einigen war er ein natürlicher Sohn aus einem hohen Hause, nach Andern stammte er auf rechtmäßige Art aus einer guten Familie, hatte aber Gründe, diese Abkunft zu verbergen. Gewiß ist nur, daß er in der Welt als ein Abenteurer ohne Vermögen, auf jede Weise sein Glück zu machen versuchte und daß es ihm gelungen war, bei dem Reiterregiment Tracy eine Capitainsstelle zu erhalten.

Sainte-Croix hatte eine glückliche Bildung, sein Gesicht verrieth Geist. Geschmeidig in Blick, Bewegung, Gespräch, schien er nur da, der liebenswürdigste Diener seiner Umgebung zu sein. Sein ganzes Trachten ging anscheinend allein dahin, Andern eine Freude zu machen, ohne zu fragen, ob die Freude sich mit seinem oder irgend eines Andern Gewissen vertrug. Schlug ihm eine Schöne vor, Buße zu thun und fromm zu leben, so ging er eben so leicht und mit so vielem Vergnügen darauf ein, als wo man ihn zur Theilnahme an einem

liederlichen oder ruchlosen Streich auffoderte. Mit dieser Schilderung stimmt es freilich nicht ganz, daß er bei Beleidigungen empfindlich und in der Liebe zärtlich und sogar eifersüchtig gewesen sein soll. In beiden Eigenschaften tritt er indessen in unserer Geschichte nicht auf, und wir mögen unsern Zweifel deshalb ruhen lassen. Aber alle jene Talente verhalfen ihm doch nicht zu dem Zwecke, den er erstrebte, zu einem Einkommen oder einer Stellung, welche ihm die Mittel böten, seinem Vergnügen und seiner Verschwendungslust, wie er wollte, zu fröhnen.

Auch Sainte-Croix tritt aus dieser Geschichte ab, bevor er eigentlich aufgetreten ist. Denn erst mit seinem Tode beginnt der Proceß, durch den er zu Ruf kam. Wie er angefangen und was er vollbracht, blieb auch für jene Zeit im Dunkel ruhen. Nur Das weiß man, daß er, als alle andern Mittel fehlschlugen, oder doch nicht den gewünschten Erfolg hatten, zur Giftmischerei seine Zuflucht nahm und dies Gewerbe mit einer furchtbaren Geschicklichkeit betrieb. Aber man weiß auch, daß er einige Jahre vor seinem Tode zugleich die Rolle eines Andächtigen zu spielen für gut fand. Er soll selbst geistliche Bücher geschrieben haben; und während er bis zum Augenblick, wo ihn der Tod überraschte, sich mit Giftkochen beschäftigte, tönte seine Rede vor den Leuten wieder vom Lobe Gottes und all dem inbrünstigen Wortschwall, womit die modernen Frommen damals ihr Glück in der Weltlichkeit zu machen suchten.

Der Marquis von Brinvillier suchte das Vergnügen, und Sainte-Croix wußte es zu finden; Grund genug, daß zwei Feldcameraden, von denen der eine das Geld suchte und der andere es hatte, sich fanden. Sainte-Croix kehrte als Brinvillier's Freund aus dem Felde

zurück; er ward in sein Haus eingeführt, und bald der unentbehrliche Hausfreund und der stille Anbeter, Geliebte und — Lehrer der Hausfrau.

Beide hatten freie Hand, zu thun, was sie wollten. Der Marquis lebte zu sehr außer dem Hause, in einem Schwall von Zerstreuungen, um die Schritte der Gattin im Auge zu behalten. Auch lag ihm nichts weniger am Herzen, und er dankte es Denen nicht, welche es für ihre Pflicht hielten, ihn auf sein Recht aufmerksam zu machen.

Im Gegentheil brachte seine Verschwendung sein Vermögen in solche Unordnung, daß seine Gattin sich für berechtigt hielt, ihr Eingebrachtes zurückzunehmen und eine besondere Wirthschaft zu führen. Dieser Schritt sprengte in der Regel die letzte Schranke des äußern Anstandes. Das Weib ward dadurch frei, und die Marquise konnte die wenige Achtung, welche sie noch für die Ehre eines Gemahls gehabt, der ihr nie einen Verdruß bereitet, nun ganz aus den Augen setzen und ihren Neigungen leben.

Es wußte Jedermann von ihrem vertrauten Umgang mit Sainte-Croix, und von der Leidenschaftlichkeit und Rücksichtslosigkeit, mit der sie ihn liebte, gingen die ärgerlichsten Geschichten um. Da sie indessen auf den Marquis, ihren Gemahl, nicht den geringsten Eindruck machten, fühlte sich der Vater der Marquise angeregt, von seiner väterlichen Gewalt Gebrauch zu machen. Herr von Aubray bediente sich zu einem guten Zwecke der traurigen Mittel, durch welche einflußreiche Männer in jener Zeit sich ihrer lästigen Gegner zu entledigen suchten. Er erwirkte sich einen lettre de cachet gegen den Capitain Sainte-Croix und machte, in unsern Augen, den öffentlichen Scandal, den er beseitigen wollte,

dadurch nur noch ärger, daß er, den königlichen Brief in der Hand, den Capitain auf offener Straße verhaften ließ und zwar im Wagen und an der Seite der Marquise. Sainte-Croix mußte nach der Bastille wandern.

Das Mittel war das am unglücklichsten gewählte, wenn es die Marquise von ihrer Zuneigung für Sainte-Croix abbringen sollte. Die Entfernung von dem gefangenen Geliebten steigerte vielmehr ihre Leidenschaft, und die öffentliche ihm und ihr angethane Schmach empörte sie und rief die in ihrem Busen noch schlummernden Rachegeister wach. Sie gelobte ihm bei sich ewige Treue und Ersatz für die ihretwegen erduldeten Leiden. Ja dieses unglückliche Mittel verwandelte zuerst die liebeglühende, aber unschädliche Sünderin zu einer gefährlichen Verbrecherin. Es lehrte sie, ihre Gefühle und Gedanken bei sich zu bewahren, und die teuflischen Entschlüsse, die allmälig zur That und zu einer Saat und Ernte gräßlicher Thaten wurden, unter der Maske einer feinen anständigen Aufführung zu verbergen. Sie, in ihrer Freiheit, studirte die Kunst der Heuchelei aus dem Grunde. Nach einigen öffentlichen Thränen schien die Reue in ihr mächtig zu werden. Ihre Traurigkeit täuschte die Welt. Sie war besser als ihr Gemahl. Der lachte und sie weinte. Man nimmt es und nahm es mit der Buße in Paris nicht so genau. Die Fahne ward schnell über die schöne Reuige geschwenkt, und da sie vor ihrem Vater jeden fernern Umgang mit dem Abenteurer abschwor, gelang es ihr, auch diesen vollkommen zu täuschen und zu versöhnen. Er schenkte ihr wieder sein volles Vertrauen und die innige Zuneigung zwischen Vater und Tochter war hergestellt.

Auch Sainte-Croix lernte durch das Unglück, welches

ihn betroffen; aber nicht die Verstellung, in der er vor seiner Verhaftung bereits Meister war. In der Bastille hatte er mit einem gefangenen Italiener Umgang. Daß dieser, dem der Zufall oder die Memoiristen den Namen Exili geben, einen Abenteurer, wie Sainte-Croix, die Süßigkeit der Rache erst sollte kennen gelehrt und ihn angetrieben haben, sich für die Schmach an der Familie d'Aubray zu rächen, lassen wir dahin gestellt. Auch daß Exili ihn darauf aufmerksam gemacht haben sollte, wie die Franzosen bei ihren Verbrechen zu ehrlich wären und zu viel Einfalt besäßen, als daß sie mit eigener Hand Rache nehmen und doch hinter dem Vorhang bleiben könnten, mögen wir als die französische Ausschmückung einer Geschichte hinnehmen, wo es gilt, die Schauder des entsetzlichen Verbrechens für das Nationalgefühl zu mildern. Aber daß der Italiener mit mehr Scharfsinn haßt und seine Rache methodischer ist, auch daß er in der Kunst, sich hinter die Gardine zu stellen und in Ruhe und Sicherheit an den Wirkungen der seinen Feinden gelegten Minen zu erfreuen, erfahrener ist als der witzige Franzos, ist ein Erfahrungssatz, den die Geschichte bezeugt; und wir mögen es glauben, daß Sainte-Croix darin bei dem Italiener Unterricht nahm. Exili stellte ihm die Thorheit vor, einem Feinde einen tödtlichen Stoß beizubringen, damit dieser schnell und ziemlich schmerzlos sterbe, während den Rächer seiner Ehre dafür eine lange Untersuchung und ein grausamer schimpflicher Tod erwarte. Er machte ihn darauf aufmerksam, wie man in Italien feine und versteckte Gifte zuzubereiten verstehe, die das Auge und die Kunst des geschicktesten Arztes betrögen. Einige wirkten langsam und verzehrten den Körper nach und nach durch tödtliche Mattigkeit, andere griffen geschwind und heftig an; beide aber ließen

keine Spur nach ſich, aus der man die wahre Urſache des Todes errathen könnte. Sainte-Croix konnte ſo wenig als wir über die Wahrhaftigkeit dieſer Angaben des Italieners in Zweifel ſein; denn von wie vielen Giftmorden auch die beglaubigte Geſchichte in Italien berichtet, ſo weiß man doch von ſehr wenigen deshalb anhängig gemachten Criminalproceſſen und von keinem, welcher dem der Brinvillier an die Seite geſetzt werden könnte. Die Opfer fiechten hin, die Welt vermuthete oder wußte weshalb; aber die Juſtiz hatte ſelten etwas damit zu thun, und es blieb in der Regel den gekränkten Angehörigen überlaſſen, ob ſie dem Gift durch Gegengift begegnen konnten und wollten.

Der Franzoſe zauderte nicht, die willkommene Gelegenheit zu ergreifen und Unterricht bei einem Meiſter zu nehmen, den ihm das Glück ſo unerwartet zuführte. In den dunkeln Räumen der Baſtille war Stille und Verſchwiegenheit genug, den Lehrcurſus in der hölliſchen Pharmacie zu beginnen. Was hier ſein Eifer und ſeine Wißbegierde nicht erreichte, das vollendete ſpäter ſein fortgeſetztes Selbſtſtudium. Denn die Bahn war ihm nun gebrochen, ſich ſeiner Feinde und die ihm im Wege ſtanden, ohne eigene Gefahr zu entledigen, und, indem er ſeiner Rache fröhnte, genügende Reichthümer in die Hände einer Frau zu ſpielen, welche er ſich durchaus ergeben wußte, und mit der er die Beute nach Belieben theilen konnte.

Sainte-Croix ward nach Verlauf eines Jahres wieder frei. Er ging in das Maskenſpiel ſeiner Buhlerin ein, und zeigte ſich nicht mehr öffentlich bei derſelben. Im Gegentheil that man vor der Welt Alles, um den Glauben zu bekräftigen, daß zwiſchen ihnen ein völliger Bruch eingetreten ſei. Im Geheimen ward ihr Bund

inniger denn zuvor; ſtatt der Sünde verknüpfte ſie das Verbrechen. Keine einzelne That; es ward ein Bund, um fortgeſetzte Verbrechen im Geheimen zu verüben.

Der Criminalproceß der Brinvillier iſt uns nicht mit der actenmäßigen Treue überliefert, wie der ihrer deutſchen Nachfolgerinnen. Die Compilatoren hatten, um die einzelnen autentiſchen Actenſtücke zu ergänzen, zu den Memoirenſchreibern ihre Zuflucht nehmen müſſen, ein Verfahren, wobei nicht allein Lücken geblieben ſind, ſondern auch gewiß manches Falſche ſich eingeſchlichen hat. Was man auch gegen das neuere franzöſiſche Criminalverfahren einwenden mag, ſo viel iſt ausgemacht, daß das ältere vor den Parlamenten unſeren Anſprüchen an eine erſchöpfende und parteiloſe Unterſuchung noch weniger genügt. Aus den auf uns überkommenen Actenſtücken, ja auch nach den Bearbeitungen derſelben durch Pitaval und ſeine Nachfolger, wird es uns unmöglich, eine ſolche pſychologiſche Entwickelung auch nur in einem Falle zu geben, wie Feuerbach ſie faſt in jedem von ihm erzählten Straffalle durchführt. Weder bei den mündlichen Verhandlungen vor den Geſchworenen noch bei den ſchriftlichen vor den alten Parlamenten war Raum gegeben für die Vorgeſchichte der Verbrecher, die für unſere Richter oft ſo wichtig zur Beurtheilung der Frage iſt, ob dem Angeſchuldigten die bezüchtigte That beigemeſſen werden darf?

Auch hier ſtoßen wir auf eine große Lücke. Es iſt nicht die Frage, ob die Brinvillier einer ſolchen That fähig war, denn es iſt erwieſen, ſie hat dieſelbe vollbracht; aber es fragt ſich: Wie iſt ſie dazu gekommen? Welches waren die erſten Einflüſſe, wer hat ihr dieſe Grundſätze beigebracht, um im Augenblicke, wo ſie zuerſt dieſes göttliche und menſchliche Strafgeſetz übertritt, in

der Art der Ausführung als ein so vollkommenes Scheusal dazustehen? Galante Frauen giebt es viele, die Ehebruch begangen haben, die deshalb von ihrem Vater gescholten, von denen ihr Liebhaber entfernt wird. Aber was brachte die Brinvillier sofort zum Entschluß, darum den Vater und die ganze Familie zu vergiften? Freilich ist es in der Verbrechergeschichte ein genügendes Motiv: sie wollte Vater, Brüder und Schwester allein und so bald als möglich beerben. Aber viel, sehr viel mußte vorangegangen sein, in ihr und außer ihr, furchtbare Aufregungen, traurige Familienscenen, das moralische Gift mußte systematisch ihre Adern durchdrungen, ihre Natur erfüllt und verändert haben, daß sie so im gräßlichen Willen und in der entsetzlichen Ausdauer fertig dastehen konnte, als wir sie bei der ersten Giftmischung erblicken.

Sainte-Croix, heißt es, benutzte die Gewalt, die ihm die Liebe über seine Gebieterin gab, aus ihr ein aus allen Lastern zusammengesetztes Ungeheuer zu machen, und in der Schule dieses Bösewichts wurde sie der Abscheu, die Geißel des menschlichen Geschlechts. Damit werden wir abgespeist und auf die Thaten, die folgten, angewiesen.

Sainte-Croix war bei sich einig, die ganze Familie d'Aubray seiner Rache zu opfern. Aber das erste, nothwendigste Opfer war der Vater der Marquise. Der Civillieutenant Drogo d'Aubray war ein zu strenger und lästiger Beobachter seiner Tochter und ihrer Lüste. Er hatte überdem sein Leben verwirkt durch die grausame Strenge, mit welcher er die Geliebten getrennt. Er mußte zuerst fallen, und zwar, um das Gift ätzender zu machen, durch die Hand der eigenen Tochter. Doch sprach auch die Klugheit dabei mit. Der Giftmischer wollte

eine vornehme, einflußreiche Complice haben. Wir finden keine Andeutung, daß die Marquise nur einen Augenblick gezaudert oder Anstand genommen habe. Die That mußte geschehen.

Der alte Aubray war ein pflichtgetreuer Arbeiter in seinem Berufe. Er hatte sich, zur Erholung von der erschöpfenden Anstrengung, auf einige Tage aufs Land begeben. Die Marquise, seine Tochter, hatte durch ihr kindliches Benehmen, ihre Aufmerksamkeit und Schmeicheleien sich wieder so vollkommen in seine Gunst zu setzen gewußt, daß er aufs Neue mit väterlicher Zärtlichkeit an ihr hing. Sie war seine unentbehrliche Gefährtin bei jeder kleinen Reise geworden. Er überließ ihr alle Sorge für seine Person, die sein herannahendes Alter foderte; sie sollte aber auch sein Vergnügen und seine Erholung theilen. So begleitete sie ihn auch diesmal nach seinem Landsitz Offremont.

Nie sah man die Marquise sorgsamer für ihren Vater als diesmal. Sie gab nicht zu, daß ein Anderer als sie selbst sich mit den kleinen Besorgungen beschäftige, welche man zur Pflege für die Gesundheit einer theuern Person anwendet. Alle Suppen, die ihr Vater genoß, mußten unter ihren Augen zubereitet werden; sie legte selbst dabei Hand an, trug sie ihm selbst auf, legte sie selbst vor und war dabei, wenn er aß, ohne einen Blick von ihm zu lassen. So hatte sie jede Gewohnheit ihres Opfers studirt, bis sie den verhängnißvollen Napf, in dem sie das Gift gemischt, hereintrug. Auch diesmal that sie ihm selbst die Suppe auf den Teller, sie stand mit unerschütterlichen Zügen vor dem Vater, und sah das tödtliche Gift mit der Miene einer zärtlich theilnehmenden Tochter in seine Eingeweide rinnen.

Es war diesmal ein schnell wirkendes versucht worden.

Schon nach wenigen Minuten bekam der Vater ein heftiges Erbrechen, unerträgliche Magenschmerzen und eine Hitze, die seine Eingeweide verbrannte. Der dankbarere und leichtere Theil ihrer Rolle begann. Die Tochter war außer sich, sie ließ den Kranken keinen Augenblick aus den Augen, sie ließ Niemand heran, sie allein wollte helfen und entfernte Alles, was helfen konnte. Wenn eine wirkliche Unruhe sie hinter der Maske des geheuchelten Schmerzes beschlich, so war es die Furcht, daß die starke Natur des Vaters der Kraft widerstehen möchte. Diese Furcht war umsonst. Zwar ward Herr von Aubray noch nach Paris geschafft, unterlag aber hier nach wenigen Tagen dem Gift.

Niemand ahnete oder konnte ahnen die wahre Ursache des unerwarteten Todes eines so rüstigen Mannes. Man dachte daher auch nicht daran, ihn öffnen zu lassen. Alle Welt bezeugte den betrübten Kindern eines so trefflichen Vaters ihr Beileid, und die schöne leidtragende Tochter wußte dem erkünstelten Schmerz einen solchen Anstrich von Aufrichtigkeit zu geben, daß die Freunde meinten, sie empfinde den Todesfall weit tiefer als ihre beiden Brüder und ihre Schwester.

Dies war der erste Giftmord, den die Brinvillier ausführte, wenigstens der erste, welcher später ruchbar wurde und von dem wir annehmen können, daß er vollständig erwiesen ist. Das Gerücht sprach aber von mehren andern Vergiftungen, welche außer den spätern, von denen wir noch reden werden, um die Zeit dieses ersten Mordes, oder vorher versucht wurden. Um des Erfolges des dem Vater beizubringenden Giftes sich zu gewissern, soll sie zuerst Versuche an Thieren vorgenommen haben. Die Probe schien ihr indessen nicht genügend. Sie fürchtete, die große Verschiedenheit des

menschlichen Körperbaus von dem der Thiere möge ihren Versuch unkräftig machen. Sie vergiftete daher Zwiebacke, ging damit in das Hotel Dieu und theilte sie, als milde Gaben, eigenhändig unter die Armen aus. Einige Tage darauf ging sie wieder in das Hospital und erkundigte sich mit möglichster Behutsamkeit, wie sich die armen Leute befänden. Selbst das Gerücht wagt nicht bestimmt anzugeben, daß hier schon Opfer ihrer teuflischen Lust gefallen sind. Jedoch schienen auch diese Versuche der Brinvillier ungenügend. Sie konnte nicht eine tägliche Augenzeugin von den Wirkungen und Symptomen des Giftes sein. Um deshalb wählte sie ihre Kammerjungfer Francisca Rouffel zum ersten Probeopfer. Sie liebkoste sie und schenkte ihr eines Tages unter dem Schein einer Wohlwollenheit einen Teller mit Johannisbeeren und einige Schnitten Schinken, die sie unter ihren Augen aufzehren sollte. Das arme Mädchen wurde zwar gefährlich krank, starb aber nicht; für die Brinvillier also eine Lehre, daß Sainte-Croix's Gift gewiß noch nicht stark genug war, um einen kräftigen Mann umzubringen.

Pitaval spricht von diesen ersten Giftversuchen als von Thatsachen; andere Schriftsteller, welche die Brinvillier'schen Thaten berichten, schweigen darüber, oder stellen sie in Abrede.

Frau von Sevigné, eine Augenzeugin vieler Vorfälle in diesem Processe, aber vor einem Criminalgericht keine unbedingt gültige Zeugin, da sie in ihren Briefen auch Vieles aufnimmt und darauf schwört, was sie nur von Andern gehört hat, sagt: „Die Brinvillier vergiftete Taubenpasteten, von deren Genusse Verschiedene (!) starben, die sie eben umbringen wollte (!). Der Chevalier de Guet hatte eine solche feine Mahlzeit mit

eingenommen und ſtarb erſt zwei oder drei Jahre hernach, in Folge des Giftes. Als die Brinvillier im Gefängniß war, fragte ſie: „Ob er geſtorben ſei?“ Man ſagte ihr: „Noch nicht.“ Sie antwortete: „Nun ſo hat er wirklich ein zähes Leben.“ Herr von Rochefoucault betheuert die Wahrheit dieſer Erzählung.“

Der Nachlaß des alten Aubray zerſplitterte in zu viele Theile, als daß der, welcher auf die Brinvillier fiel, ihrem und ihres Genoſſen Habſucht genügt hätte. Der größere Theil fiel auf ihren älteſten Bruder, welcher dem Vater in ſeinem Amte folgte; ein nicht minder anſehnlicher auf den jüngern, welcher Parlamentsrath war. Beide mußten ſterben; darin waren beide Verbündete einig. Diesmal aber übernahm es Sainte-Croix aus Galanterie, die Ausführung allein zu beſorgen, ohne ſeine Freundin mit den weitläufigen Vorkehrungen zu behelligen. Ihrer Treue und Verſchwiegenheit war er, nach Dem, was geſchehen war, verſichert.

Sainte-Croix hatte ruchloſe, ihm treu ergebene Geſellen zu ſeinen Dienſten. Als ſolche erſcheinen eine Art von Secretaire von ihm, Namens Martin, ein in zügelloſen Ausſchweifungen ſich ergehender Menſch, vom verwegenſten Charakter, der in ſeinen Mußeſtunden ſich mit der Falſchmünzerei zu ſeinem Nebenerwerb beſchäftigte. Dann ein gewiſſer La Chauſſée, ein abgefeimter Betrüger, der für Geld ſich zu Allem gebrauchen ließ. Letzterm, der früher als Bediente in Sainte-Croix's Dienſten geſtanden, wußte die Marquiſe eine Bedientenſtelle bei ihrem jüngern Bruder, dem Parlamentsrath, zu verſchaffen. Die Brüder wußten weder von ſeinem frühern Dienſtverhältniß, noch hatten ſie auch nur eine Ahnung davon, daß ihre Schweſter mit Sainte-Croix noch in einer Verbindung ſtand.

Der Parlamentsrath wohnte bei seinem ältern Bruder, dem Civillieutenant. Dieser sollte zuerst aus der Welt geschafft werden. La Chaussée waren für den Fall des Gelingens 100 Pistolen und eine lebenslängliche Pension versprochen. Aber der erste Versuch ward von ihm zu hitzig gemacht. Er brachte dem Civillieutenant ein Glas Wein mit Wasser auf dessen Verlangen, hatte aber eine zu starke Dosis Gift hineingethan. Kaum daß Herr von Aubray das Glas an die Lippen gebracht, als er es absetzte und rief: „Schurke, was hast du mir gegeben! Ich glaube, du willst mich vergiften.“ Er gab das Glas seinem Secretair, der etwas daraus in einen Löffel goß, es kostete und sagte, es schmecke ihm bitter und röche wie Vitriol. La Chaussée verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart. Er ergriff schnell das Glas, besah es, goß es aus und entschuldigte sich: der Kammerdiener des Parlamentsraths habe Medicin eingenommen und er in der Eil das Glas, das dieser dazu gebraucht, ergriffen. Man begnügte sich, ihm deshalb einen Verweis zu geben und der Vorfall wurde vergessen.

Aber der Vorsatz wurde von Seiten der Bösewichter darum nicht aufgegeben. Man schritt vielmehr zu einem kecken Streiche. Mit einem Schlage sollten mehre Personen, an die man wollte, getroffen werden. Zu Anfang des April 1670 begab sich der Civillieutenant d'Aubray auf sein Landgut nach Villequoy in Beaussée, wo er während des Osterfestes sich aufhalten wollte. Sein Bruder, der Parlamentsrath, begleitete ihn dahin und La Chaussée ging mit. Bei einer Mahlzeit ward hier eine Pastete aufgetragen. Sieben Personen, die davon gegessen, wurden heftig krank, die übrigen, welche die Pastete vorübergehen lassen, waren wohl und munter

und fühlten nicht die geringste Beschwerde. Beide Brüder gehörten zu den erstern und litten an heftigem Erbrechen. Als sie am 12. April nach Paris zurückkehrten, sahen sie aus, als hätten sie eine langwierige und harte Krankheit ausgestanden. Wahrscheinlich ist dieser actenmäßige Vorfall vom April 1670 derselbe, von welchem die Sevigné, wie oben berichtet, allgemeine Nachrichten mittheilt.

Sainte-Croix ließ sich um diese Zeit von der Marquise zwei Verschreibungen ausstellen, die eine von 30,000 Livres auf seinen, die andere von 25,000 Livres auf den Namen seines Secretairs Martin. Dies war das Blutgeld, welches die Schwester für den gehofften Tod ihrer Brüder zahlte.

Sie hatte nicht voreilig mit der Bezahlung gehandelt. Der Zustand des Civillieutenants verschlimmerte sich von Tag zu Tage. Er hatte einen unüberwindlichen Ekel vor allen Speisen, die man ihm vorsetzte, und das Erbrechen wollte nicht nachlassen. Er klagte über furchtbares Brennen im Magen und die innerliche Hitze nahm so zu, daß er am 17. Juni desselben Jahres seinen Qualen erlag. Bei der Eröffnung des Leichnams fanden sich alle Anzeichen der Vergiftung. Der Magen, der Zwölffingerdarm waren schwarz wie gekocht, die Leber angefressen und brandig. Der Civillieutenant war vergiftet, aber es war Niemand da, auf welchen der geringste Verdacht fiel.

Die Marquise war, während dies geschah, entfernt auf dem Lande, und Sainte-Croix berichtete ihr den Tod ihres ältesten Bruders mit der Versicherung, wenn ihn nicht Alles täusche, werde ihm auch der jüngere bald auf der Reise zur andern Welt nachfolgen.

Aber des Parlamentsraths Krankheit dauerte noch

volle drei Monate. Sie war von den nämlichen Symptomen wie die des Civillieutenants begleitet, und die Herzensangst und Unruhe, welche den Unglücklichen quälte und ihn vom Sitz auf das Lager, vom Lager wieder auf, und von Zimmer zu Zimmer trieb, soll alle Vorstellungen übertroffen haben. Schon bei seinen Lebzeiten mußte man auf eine Vergiftung schließen; als aber der Tod seinem jammervollen Leben ein Ende gemacht hatte, fand man bei der Leichenöffnung dieselben unzweifelhaften Kennzeichen wie bei seinem ältern Bruder. So wenig war er auf den Verdacht gekommen, daß La Chaussée der Urheber seiner Leiden gewesen, daß er ihm in seinem Testamente 300 Livres vermacht hatte, welche demselben auch ausgezahlt wurden.

Dies die Wirkungen der Pastete zu Villaguoy. Ob von den fünf Personen, welche außerdem davon gegessen, noch Andere erkrankt und gestorben sind, oder durch welche Veranstaltung beide Brüder d'Aubray mehr als ihre Gäste davon genossen, oder ob ihnen später noch anderes Gift versteckterweise nachgereicht wurde, bleibt uns verschwiegen.

Das Gerücht von den beiden auf so verdächtige Weise erfolgten Todesfällen, welche dem des alten Aubray so bald folgten, erregte allgemeines Aufsehen und große Bestürzung. Jedermann war überzeugt, daß die Söhne und der Vater Gift erhalten hatten; nur fehlte jede Spur, welche auf einen Thäter leitete. Auf Sainte-Croix konnte gar kein Verdacht fallen, denn so versteckt hatten er und die Marquise ihren Umgang fortgesetzt, daß alle ihre Bekannten der Ueberzeugung waren, Beide wären sich längst überdrüssig und hätten sich vergessen. La Chaussée aber hatte die Rolle eines treuen Dieners

mit solcher Geschicklichkeit gespielt, daß Niemand auf ihn den geringsten Verdacht warf.

Indessen hatten die drei Todesfälle den Erbschaftshunger der Marquise noch nicht gesättigt. Noch blieb eine Schwester übrig, welcher nach den Gesetzen die eine Hälfte der durch Gift eroberten Erbschaften zufiel. Auch für diese wurde Gift gemischt. Aber das Beispiel der drei so plötzlich umgekommenen Mitglieder ihrer Familie hatte sie erschreckt. Ob sie die Thäterin geahnet, weiß man nicht, aber daß die That auch über ihrem Haupte schwebe, sagte ihr ein dunkles Gefühl. Sie war auf ihrer Hut, prüfte jeden Bissen, ehe sie ihn zum Munde brachte, und rettete auf diese Weise ihr Leben, wenigstens vor dem Gifttode. Auch sie starb und noch vor der Hinrichtung ihrer verbrecherischen Schwester; ob in Folge des Schreckens und Entsetzens wird uns nicht gesagt.

Das volle Maß der von der Brinvillier und ihren Gehülfen vollbrachten Giftmorde ist uns ebenso wenig bekannt; denn man mag absichtlich bei der Untersuchung noch einen Schleier über der ganzen Ausdehnung des Verbrechercomplotts ruhen gelassen haben; weniger, wie es scheint, um die Scheußlichkeit desselben vor der öffentlichen Moralität zu verbergen, als um nicht noch mehr angesehene Familien zu compromittiren. Denn, obgleich die Acten nur Sainte-Croix als eigentlichen Verbündeten und Helfershelfer der Brinvillier nennen, so bezüchtigte das Gerücht doch noch mehre vornehme Personen, welche, wenn sie auch nicht in der Giftküche mitgearbeitet, doch von den dortigen Fabrikaten Nutzen gezogen haben. Das später Erwiesene genügte dem Parlamente zu dem Urtheile, welches zu sprechen es nicht umhin konnte. Es beschränkte sich auf die gegebenen sichern Anzeigen auf

die mit Bestimmtheit genannten Opfer, und suchte nicht auf ungewissern Fährten umher. Aber wenn nicht vorangegangene, so lehren uns doch nachfolgende Beispiele, daß die Begierde bei den Giftmischerinnen mit dem Erfolge wächst. Eine Tochter, welche so mit Glück und ohne die geringste Gewissensunruhe einen Vater vor ihren Augen hinsterben ließ, welche aus der Ferne sicher treffende Pfeile auf ihre Brüder schnellte, und mit innerm Behagen die Berichte über ihre Qualen und ihre zunehmende Krankheit vernahm, welche, um ihren ersten Verwandtenmord zu begehen, zuvor Vergiftungsproben an Thieren, armen Leuten und Dienstboten kaltblütig anstellte, eine solche dürfte sich schwerlich bei dem Glücke ihrer Operationen, gleich den Gerichten bei der Untersuchung, nur auf gewisse, höchst nothwendig zu vergiftende Personen beschränkt haben. Nach allen Erfahrungen ist eine Grausamkeit dieser Art mit einem wollüstigen Kitzel verbunden, der fort und fort Befriedigung verlangt, und, was als Ernst angefangen ist, als Spiel fortsetzt. Die Brinvillier war eine wollüstige Person, wollüstig im höchsten Grade; zur Wollust aber gesellte sich der aristokratische Dünkel. Wer eine treue Dienerin, wer arme Leute, an denen das christliche Mitleid Vater- und Mutterpflicht übt, für werthlose Gegenstände achtet, um an deren Leben Vergiftungsversuche zu machen, ist zu Allem fähig, und das Gerücht, daß sie, nachdem das erstrebte Ziel erreicht, nicht geruht, sondern in weitern Kreisen mit dem Gifte gespielt habe, hat moralisch eine große Wahrscheinlichkeit für sich.

Die Sevigné erzählt uns, die Marquise habe auch ihrem Gemahl öfters eine kleine Dosis Gift beigebracht, nicht aus Haß oder Rache gegen den ihr gleichgültigen Mann, sondern in der Absicht, Sainte-Croix zu heirathen.

Dieser aber sei mit Dem, was er von der Brinvillier schon besessen und täglich einziehen konnte, vollkommen zufrieden gewesen, und habe es nicht für zweckmäßig gehalten, eine solche Geliebte als Gattin zu gewinnen. Bestimmt das Glück auszuschlagen, habe er indessen, in Erwägung ihres Charakters und ihrer gewonnenen Kunstfertigkeit, ebenso wenig gewagt, und deshalb alle seine Kunst angestrengt, um die Giftdosen der Marquise unschädlich zu machen. So oft also die Brinvillier ihrem Gatten einen Gifttrank beibrachte, ließ er ihm schnell ein Gegengift einflößen. So wurde also dieser arme Mann von beiden Ungeheuern von einem dem andern zugeschleudert, bald vergiftet, bald entgiftet, und auf diese Weise bei seinem kläglichen Leben erhalten!??

Die Entdeckung des furchtbaren Verbrechercomplotts sollte auf eine romanhafte Weise erfolgen. Sainte-Croix war am Ziel seiner Wünsche; aber seine Thätigkeit arbeitete fort auf eine ferne Zukunft. Auch ohne bestimmte neue Zwecke betrieb er die Giftmischerei als Wissenschaft und arbeitete mit einem unverdrossenen Eifer nach Fortschritten in seiner Kunst. Die Gifte, deren Natur er studirte und die er zu allen möglichen Gelegenheiten componirte, waren so feiner Art, daß ein Athemzug während des Arbeitens und Kochens ihm das Leben kosten durfte. Er bediente sich deshalb in seinem Laboratorium einer gläsernen Maske, um die Ausdünstungen abzuhalten. Eines Tages aber fiel die Maske, als er über den Tiegel gelehnt stand, ab und er starb auf der Stelle. Die Nemesis hatte ihn ereilt, aber für ein Ungeheuer, welches so furchtbare und lange dauernde Qualen seinen Opfern bereitet, nach unserer Ansicht, in der allermildesten Art.

Der Verstorbene hatte keine Verwandten. Niemand

meldete sich zum Nachlaß. Die Obrigkeit ließ ihn daher versiegeln. Bei der Anfertigung des Inventariums fand man ein Kästchen, welches der Commissair eröffnen ließ. Obenauf lag ein Aufsatz von Sainte-Croix's Hand. In demselben bat er inständigst Alle, in deren Hände das Kästchen nach seinem Tode kommen möchte, ihm die Gefälligkeit zu erzeigen, dasselbe in die eigenen Hände der Marquise von Brinvillier zu übergeben, indem Alles, was darin befindlich, sie allein betreffe und Niemandem in der Welt sonst von Nutzen sein könne. Sollte aber die genannte Dame bereits vor ihm verstorben sein, so möchte man das Kästchen mit seinem ganzen Inhalt, ohne etwas zu eröffnen oder zu durchsuchen, auf der Stelle verbrennen. Er schwöre „bei Gott, den er anbete," und bei Allem, was am heiligsten sei, daß dies die reine Wahrheit wäre. Wer aber diesem seinem Testamente zuwider handle, dem lege er es auf sein Gewissen in dieser und jener Welt zur Befreiung seines eigenen. Die Schrift war unterzeichnet: „Paris den 25. Mai 1672. Sainte-Croix." Auf dem Couvert stand noch: „Packet, gerichtet an Herrn Penautier, der es überliefern soll."

Diese „unter dem Schutze Gottes und alles Dessen, was am heiligsten ist" hinterlassenen Schätze enthielten, nach dem gerichtlichen Protokolle, außer mehren mit 8 verschiedenen Wappen versiegelten Papieren (welche nach einer besondern Anweisung sofort nach seinem Tode zu verbrennen wären), viele Packete mit sublimirtem Mercur, mit calcinirtem und präparirtem Vitriol, einige Flaschen mit anscheinend klarem Wasser, auf deren Boden sich ein weißlicher Satz befand, einen Porzellantopf mit präparirtem Opium; ferner Mercur als Pulver, Höllenstein, Antimonium; ein Packet Pulver mit der

Aufschrift: „das Blut der Weiber zu stillen"; ein Packet mit sechs Siegeln verschlossen und in diesem 27 kleine Papierpäckchen mit der Ueberschrift: „verschiedene sonderbare Geheimnisse"; endlich sechs zusammengeschlagene Packete mit nicht weniger als 75 Pfund sublimirten Mercurs, welche an verschiedene Personen adressirt waren.

Daß man hier in eine vollständige Giftvorraths-kammer gerathen war, unterlag keinem Zweifel. Die Berichte der damaligen Sachverständigen konnten aber nicht genug ihre Verwunderung über die Art und Beschaffenheit der Gifte ausdrücken, welche alle Kenntnisse und Erfahrungen der Arzneikunde überstiegen. Diese Sainte-Croix'schen Gifte entzögen sich allen Versuchen, welche man nach den Gesetzen der Chemie mit ihnen anstelle. Die Giftstoffe seien dermaßen versteckt, daß man sie nicht erkenne, und so fein, daß sie die Kunst und Einsicht des Arztes betrögen. Alle bisherigen Regeln bewiesen sich als unanwendbar und alle Erfahrungen als falsch. Die Gifte hatten die Wasser- und Feuerprobe bestanden, ohne sich zu verrathen; bei den Versuchen an Thieren hätten sie sich aber so künstlich verborgen, daß man nicht im Stande gewesen sei, sie zu entdecken. Die Hühner, Tauben und Hunde, denen man von dem Wasser des Sainte-Croix etwas eingeträufelt, seien zwar kurze Zeit darauf gestorben; bei der Oeffnung habe man aber alle Theile des Leibes gesund und frisch gefunden und nur etwas geronnenes Blut in der Herzkammer. Auch die weißen Pulver aus Sainte-Croix's Käschen hätten eine Katze sofort zum ununterbrochenen Speien und darauf zum Tode gebracht; aber auch kein einziger Theil ihres Leibes sei vom Gift angefressen gefunden

worden. Bei einer Taube habe man nur etwas röthliches Wasser im Magen gefunden.

Die Gifte des Sainte-Croix sind nicht mehr vorhanden, um auch den Chemikern unserer Zeit vorgelegt zu werden. Wir lassen deshalb die Schlüsse auf unerhörte Wunder, welche die damaligen Sachverständigen beschäftigten und verwirrten, auf sich beruhen, und mögen nur mit ihnen annehmen, daß Sainte-Croix seit der Vergiftung der Familie d'Aubray Fortschritte in seiner Kunst gemacht. Die Besorgniß, welche Pitaval ausspricht, daß, mit Hülfe der zuletzt erlangten Einsichten in die Giftmischerei, die abscheuliche Rotte dem ganzen menschlichen Geschlechte den Krieg ankündigen und die Welt ungestraft entvölkern könne, ist glücklicherweise nicht in Erfüllung gegangen. Im Gegentheil hat man in neuerer Zeit, wo Giftmorde vorfielen, nichts von außerordentlichen, übernatürlichen Präparaten erfahren. Die Ursinus, Zwanziger, Gottfried haben zum einfachen Arsenik ihre Zuflucht genommen, und in keiner andern Gestalt, als sie denselben aus jeder Apotheke als Mäusebutter und Rattenpulver erhielten.

Außer der Giftapotheke enthielt das Kästchen alle von der Brinvillier an ihren Buhler geschriebenen Briefe und die Verschreibung der oben erwähnten 30,000 Livres. Aus den Briefen ersah man, daß zwischen den beiden durch die Hölle Verbündeten auch öfters Zwietracht herrschte. Die Brinvillier erklärt, daß sie, des Lebens überdrüssig, selbst von dem Gifte nehmen wolle, welches ihr Sainte-Croix so freundschaftlich geschickt. Doch mag die Absicht niemals ernst gewesen, sondern nur zu den Drohungen Verliebter zu zählen sein, die eine pikantere Wiederversöhnung beabsichtigten. Es findet sich keine Spur, daß sie von dem vielen Gift, über das sie gebot,

bis da auch nur den Versuch gemacht, es gegen sich selbst zu gebrauchen.

Ein wichtiges Document, welches vielleicht für den Psychologen einen gräßlichen Aufschluß gegeben hätte, ging bei der gerichtlichen Beschlagnahme der Sainte-Croix'schen Effecten leider verloren. Doch dürfen wir bei der Art, wie die Untersuchung geführt wurde, den Verlust kaum bedauern, da dieses Papier bei den furchtbaren Aufschlüssen und der Verwickelung so vieler bedeutenden Personen schwerlich bekannt gemacht worden. Im Cabinet des Verstorbenen fand sich nämlich ein kleines, zusammengerolltes Packet Schriften, worauf die Worte standen: Meine Beichte. Das Kästchen mit den Giften war noch nicht eröffnet; Sainte-Croix galt damals für einen unbescholtenen Mann. Der Commissair und die gegenwärtigen Gerichtspersonen vermeinten auf eine Beichte keinen Anspruch zu haben und verbrannten sofort alle diese Papiere.

Der Commissair Picard rechtfertigte sein Verfahren später in einem umständlichen Berichte an das Parlament. Vor einem deutschen Gerichtshofe möchte er damit schwerlich zu Recht bestanden haben. Auch kann man, wie die Sachen stehen, nicht die Vermuthung unterdrücken, daß es in anderer, nach dem Obigen leicht erklärlicher Absicht geschah.

Der Marquise kam die Trauerpost von Sainte-Croix's Tode und der Versiegelung seiner Effecten zu gleicher Zeit. Sie wußte um das Kästchen. Dies allein war ihre Sorge; denn die Leidenschaft für den Geliebten war nach einem Verkehr, wie der zwischen ihnen bestandene, erloschen. Wo zwischen zwei Verbrechern jeder sich freuen muß, wenn durch den Tod des andern ein furchtbarer Zeuge wider ihn selbst abgerufen wird, und wo

beide sich so genau kennen, und demnach jeder Theil sich gewärtigen kann, daß ihn der andere durch einen Gifttrank überlistet, kann wohl von Gefühlen der Liebe, nach den Gesetzen der Natur, nicht mehr die Rede sein.

Bei Nachtanbruch des Tages, wo Sainte-Croix's Sachen versiegelt worden, eilte die Brinvillier zum Commissair Picard. Der Schreiber desselben, Peter Frater, empfing sie, ließ sie aber nicht zu seinem Herrn, weil dieser schon im Bett liege. Sie bat ihn darauf, er möge nur hineingehen und für sie um das Kästchen aus Sainte-Croix's Nachlaß bitten, welches ihr eigenthümlich gehöre. Picard ließ aber hinaus antworten, er schlafe schon, und die Brinvillier entfernte sich, indem sie hinterließ, sie werde morgen einen Diener danach schicken, der es abholen solle.

Es verstrichen mehre Tage und die Brinvillier mühte sich umsonst ab, das Kästchen zu erhalten. Ein gewisser Cluet, der als ein Hauptzeuge in dem Processe wider sie auftrat, will bei dieser Gelegenheit allerhand Verdächtiges von ihr gehört haben. Sie habe geäußert, ihr ältester Bruder, der Civillieutenant, sei ein grundschlechter Mensch gewesen, und wenn sie gewollt, hätte sie ihn längst können umbringen lassen. Mit Sainte-Croix habe sie nur um deswillen glimpflich verfahren, um ein Kästchen herauszubekommen, und würde auch jetzt nach seinem Tode noch 50 Louisd'or darum geben, da Sachen von Folgen darin wären, welche sie beträfen. Als er, Cluet, ihr darauf gesagt, man munkele, daß der Commissair Picard sonderbare Sachen darin gefunden sei ihr die Röthe ins Gesicht gestiegen, und sie habe sogleich angefangen, von andern Dingen zu reden. Nun habe er darauf angespielt, daß sie wol selbst an den Giftmischereien könne Theil genommen

haben. Darauf habe sie in sichtbarer Verwirrung und Aengstlichkeit geantwortet: „Warum ich?“ Augenblicklich aber habe sie wieder von Sainte-Croix's Nichtswürdigkeit zu sprechen angefangen und versichert: wenn sie nur das Kästchen bekommen, würde sie ihn haben aufhängen lassen.

Als die Marquise einsah, daß sie, aller Verwendungen ungeachtet, das Kästchen nicht heraus erhielt, und ihre Angelegenheiten immer schlimmer wurden, flüchtete sie über die Grenze nach Lüttich. Zugleich aber ließ sie durch ihren Sachwalter einen Protest gegen die Beschlagnahme des Kästchens und etwaige Folgerungen daraus einlegen, indem in demselben ein ihr durch List und Ueberraschung abgelocktes schriftliches Versprechen einer Summe von 30,000 Livres sich befinde, wogegen sie gehört zu werden verlange, um es für null und nichtig erklären zu lassen.

Die Anzeigen gegen den verstorbenen Sainte-Croix waren dringender Art, auch der Verdacht gegen die Marquise stieg. Dennoch fehlten noch solche Umstände, welche eine gerichtliche Verfolgung gegen sie rechtfertigten. Da trat plötzlich La Chaussée selbst mit einer Kühnheit, die an Frechheit grenzte, auf, und gab den Richtern Lichtes genug, um, ohne weiteres Bedenken, nach aller Strenge zu verfahren. Er meldete sich beim Commissair und widersetzte sich der Versiegelung. Er sei bei dem Verstorbenen sieben Jahre in Dienst gewesen und hätte ihm 100 Pistolen und 100 Thaler Silbergeld aufzuheben gegeben, die sich in einem Beutel von Leinewand hinter dem Fenster des Cabinets finden müßten. Auch würde man ein schriftliches Bekenntniß Sainte-Croix's, daß ihm, La Chaussée, das Geld angehöre, dabei antreffen. Außerdem eine Cession über die 300 Livres,

die er von dem verstorbenen Parlamentsrath d'Aubray als Vermächtniß erhalten, ausgestellt auf einen gewissen La Serre, wogegen dabei drei Quittungen von seinem Lehrherrn, jede über 100 Livres, lägen. Dieses Geld und die besagten Papiere foderte La Chaussée für sich zurück.

Alle diese Umstände hatten ihre Richtigkeit. La Chaussée mußte also in dem Cabinette, in das aller Wahrscheinlichkeit nach nur Sainte-Croix's allervertrauteste Freunde eindringen durften, Zutritt gehabt haben. Wer aber in solcher Vertraulichkeit mit dem Giftmischer gelebt, hatte den dringenden Verdacht wider sich, in seine Verbrechen verwickelt zu sein. Außerdem zeigte La Chaussée, als er von den Entdeckungen erfuhr, sich sehr bestürzt. Ein Verhaftbefehl ward gegen ihn erlassen, und bei seiner Gefangennahme fand man auch bei ihm Gift.

Bei der gegen ihn eröffneten Untersuchung kamen nun sehr viel Umstände zur Sprache, welche den gegen die Marquise schwebenden Verdacht zur Anklage steigerten.

Ein Lehrbursche beim Apotheker Glaser, welcher letztere später in die Untersuchung mit verwickelt wurde, hatte mehrmals eine Dame an Sainte-Croix's Hand zu seinem Herrn kommen sehen. Der Bediente derselben habe ihm gesagt, daß es die Marquise von Brinvillier sei; auch hätte derselbe gegen ihn geäußert: er wolle seinen Kopf verwetten, wenn sie nicht darum komme, um sich Gift machen zu lassen. Ihre Equipage hätte sie immer in ziemlicher Entfernung von der Apotheke halten lassen.

Eines Apothekers Tochter, Amande Huet, welche öfters in das Haus der Brinvillier kam, sah die Marquise eines Tages ziemlich berauscht in ihr Cabinet kom-

men. Dort zog sie, in diesem Zustande, eine Büchse aus ihrer Chatoulle, zeigte sie der Zeugin und sagte dabei: „Hierin verwahre sie ein Mittel, sich an ihren Feinden zu rächen; auch sei es ein gutes Successionspülverchen.“ Sie, Zeugin, hätte sogleich bemerkt, daß es sublimirter Mercur gewesen. Nach 7 bis 8 Stunden, als die Marquise ihren Rausch ausgeschlafen, habe sie zwar geäußert, das seien nur Reden in den Wind gewesen, hätte ihr aber doch ein unverbrüchliches Stillschweigen anempfohlen. Die Chatoulle hätte die Brinvillier mit der äußersten Sorgfalt gehütet, auch ihr, der Huet, anempfohlen, dieselbe, wenn sie unerwartet sterben solle, ins Feuer zu werfen. Auch habe die Brinvillier oft geäußert: „Man wisse schon Mittel, sich widerwärtige Leute vom Halse zu schaffen; man dürfe ihnen nur eine Pistolenkugel, in einer Brühe durch den Leib jagen.“ Den La Chaussée hatte sie oft in vertraulichem Gespräch bei der Marquise getroffen. Einmal hatte sie ihm auf die Backen geklopft und gesagt: „Das ist doch ein braver Junge, er hat mir gute Dienste geleistet.“

Eine Demoiselle Villeroy hatte nach dem Tode des Civillieutenants d'Aubray den Bedienten La Chaussée und die Marquise allein und in großer Vertraulichkeit bei einander betroffen. Zwei Tage nach dem Tode des Parlamentsrathes hatte sie ihn ebenfalls wieder bei derselben gesehen, und als der Secretair des Verstorbenen gemeldet wurde, habe die Brinvillier den La Chaussée schnell hinter ihr Bett versteckt. La Chaussée räumte auch den Umstand bei seinem Verhöre ein. Er habe den Tag nach dem Tode seines Herrn, des Parlamentsrathes, einen Brief von Sainte-Croix an die Marquise tragen müssen. Bei dieser Gelegenheit sei er von dem

Secretair seines verstorbnen Herrn überrascht worden, und habe sich deshalb in der angegebenen Art verstecken müssen.

Der erwähnte Clouet hatte schon vor dem Tode der beiden Brüder d'Aubray zur Brinvillier gesagt: wenn die Herren wüßten, daß La Chaussée früher in Sainte-Croix's Diensten gestanden, würden sie ihn ohne weiteres fortjagen, worauf die Marquise hastig geantwortet habe: „Sagen Sie ja nichts davon meinen Brüdern. Sie prügelten ihn aus dem Hause. Und ich sähe es doch lieber, daß er etwas verdient, als ein Anderer."

Nach einigen Zeugen sollte La Chaussée während der Krankheit seines Herrn, außer andern rohen Aeußerungen, höhnisch gesagt haben: „Er zehrt nach und nach recht fein aus" und: „Er macht uns Arbeit genug; ich weiß nicht, wann er endlich einmal bersten wird."

Die Ermittelungen genügten nicht, um La Chaussée zum Tode, wol aber um ihn zur Folter zu verurtheilen. Schon bei den ersten Graden bekannte er Alles: daß er nur nach Sainte-Croix's Anweisung verfahren, durch Verheißung großer Belohnungen von demselben angelockt; daß beim ersten Male, als er Gift für beide Brüder d'Aubray erhalten, Sainte-Croix ihm gesagt, er erhalte es im Namen der Marquise von Brinvillier; daß Jener aber, nachdem die Brüder vergiftet worden, gleichanders und ihm gesagt habe: die Brinvillier wisse nicht darum, daß er, La Chaussée, aber dennoch an deren Mitwissenschaft und Miturheberschaft glaube, weil sie mit ihm beständig von Giftmischereien geredet und ihn nach vollbrachter That hätte bereden wollen, die Flucht zu ergreifen. Bezüglich der Art der Vergiftung selbst, sagte er aus, daß er von dem röthlichen Wasser des Sainte-Croix dem Civillieutenant in Wasser und Wein gemischt,

von dem hellen Waſſer aber in die Paſtete zu Villaguoi geſchüttet habe. Endlich ſei Sainte-Croix's ganzes Beſtreben darauf gegangen, die jüngere Schweſter der Brinvillier, die Demoiſelle d'Aubray, auch zu vergiften, die aber, entweder durch die Gunſt der Umſtände, oder durch Verdacht und Gegenmittel dem drohenden Schickſal entging. — Doch hätte, beiläufig erwähnt, dieſe Demoiſelle d'Aubray, ihre Schweſter, die Marquiſe, bei deren Flüchtung mit Gelde unterſtützt.

Hierauf ward La Chauſſée (am 4. März 1673) als überführt und überwieſen, beide Gebrüder d'Aubray durch Gift aus der Welt geſchafft zu haben, verurtheilt: gerädert und aufs Rad geflochten zu werden; zugleich aber ward gegen die Brinvillier in contumaciam auf Enthauptung erkannt.

Man ſchritt in franzöſiſcher Weiſe zur vorläufigen Hinrichtung des einen Theilnehmers am Verbrechen, den man in Händen hatte, — La Chauſſée ward auf dem Grèveplatz gerädert — und behielt ſich die Vollſtreckung des andern Theils des Erkenntniſſes vor bis man der andern habhaft würde.

Die Brinvillier lebte außer Frankreichs Grenzen in Lüttich. Zwar ſchauderte Jedermann in Paris beim Namen der ruchloſen Mörderin; aber Lüttich war nicht Paris, und was hier Jeder wußte und glaubte, wurde nicht durch tägliche Zeitungen nach den Niederlanden und Deutſchland getragen. Sie fand nicht einmal nöthig, ihren Namen zu ändern. Von einem allgemeinen Cartel zur Auslieferung der Verbrecher war nicht die Rede, ebenſo wenig befaßten ſich damit die diplomatiſchen Verhandlungen; man überließ Denjenigen, die es anging, ſich darum zu kümmern und zu ſehen, wie es ihnen glücke. Die Brinvillier hielt ſich in den Mauern der

damaligen deutschen Reichsstadt in völliger Sicherheit vor den Armen der französischen Gerechtigkeit.

Aber ein so außerordentlicher Fall fodert außerordentliche Anstrengungen. Man schickte einen Gefreiten der berühmten Marechaussée mit mehreren Gerichtsdienern von Paris nach Lüttich, um auf jede Weise die Verbrecherin zu verhaften. Doch sollte es kein offenbarer Menschenraub werden, sondern man gab der in unsern Augen seltsamen Gesandtschaft ein königliches Schreiben an den Rath der Sechziger in Lüttich mit, worin Ludwig die Auslieferung der fürchterlichen Verbrecherin verlangte. Zugleich war dem Schreiben ein Auszug der Acten beigefügt, um den Rath von der Lage der Dinge und der Gefährlichkeit der Verbrecherin in Kenntniß zu setzen.

Die Sechziger entschieden sich auch sogleich dafür, der französischen Requisition Folge zu leisten. Statt aber, wie wir es nach unsern Verhältnissen erwarten, selbst ihre Autorität anzuwenden und die Verbrecherin zu verhaften, behandelte man die Sache als eine Privatangelegenheit und Fehde zweier Parteien; man begnügte sich damit, dem Gefreiten der Marechaussée die Erlaubniß zu ertheilen, die Marquise zu verhaften, und überließ es ihm auf gut Glück, wie es ihm gelinge.

Aber die pariser Policei hatte den rechten Mann nach Lüttich gesandt. Der Sergeant Desgrais handelte, wie es vielleicht nur ein französischer Policeibeamter kann, und erwarb sich durch die Verhaftung der Marquise einen Ruhm, der in den pariser Salons dem der Brinvillier an die Seite kam. Er blieb durch lange Zeit das Tagesgespräch, der Gegenstand der Mode und des Schreckens.

Die Marquise hatte sich in ein Kloster geflüchtet. Trotz der Ermächtigung Seitens der Sechziger wagte

Desgrais nicht, sie dort aufzuheben. Eine offene Gewaltthat gegen ein heiliges Asyl hätte in der bigott katholischen Stadt leicht einen Aufruhr erregt und ihm wahrscheinlich seine Beute entzogen.

Desgrais steckte sich in ein geistliches Habit, und machte als ein galanter Abbé der Marquise seine Aufwartung. Er gab vor, er komme aus Frankreich, und hätte nicht durch Lüttich gehen wollen, ohne eine durch ihre Schönheit so sehr als durch ihre Unglücksfälle berühmte Dame zu sehen. Er führte die angenehmste, geistreichste Conversation. Vielleicht wirkte die lange Entbehrung bei der Marquise mit. Sie war entzückt, wieder mit einem echten Pariser sich unterhalten zu können; ihr Scharfblick entdeckte unter den angelernten Floskeln der Galanterie nicht die angeborenen Kraftausdrücke des Policeigefreiten, und die forschend lüsternen Blicke erschienen ihr nur als die der Liebe und Bewunderung. Desgrais spielte seine Rolle so gut, daß er schon bei der ersten Unterredung von Liebe reden durfte. Die Marquise hatte während ihrer Verbannung die Freuden derselben keineswegs entbehrt; aber ein Liebesverhältniß mit einem feinen Pariser erschien ihr wieder als eine pikante Erholung nach einem so langen Aufenthalte im Lande der Barbaren.

Doch ist ein Kloster für vertraute Zusammenkünfte Liebender ein unbequemer Ort. Desgrais schlug eine Spazierfahrt aufs Land vor. Der Vorschlag wurde gern angenommen. Aber kaum war man aus der Stadt in einer einsamen Gegend angelangt, als der Liebhaber die Maske fallen ließ und der Abbé sich in einen unerbittlichen Diener der Gerechtigkeit verwandelte. Statt die schöne Sünderin in seine Arme zu nehmen, übergab er sie denen seiner Häscher. Unter allen Enttäuschungen

und Widerwärtigkeiten scheint die Brinvillier keine tiefer und schmerzlicher empfunden zu haben als diese. Sie mochte das Ende ihres Freundes Sainte-Croix für ein glückseliges erachten. Er starb in seinem Berufe und eines raschen Todes. Sie, mit allem Fluch der Schuld belastet, verfiel durch die Art, wie sie sich täuschen lassen, noch dem entsetzlichsten Fluch, der eine Pariserin treffen kann, der Lächerlichkeit und der Verachtung zugleich. Marie Lafarge stand gerüstet mit Stoicismus der Anklage des Mordes gegenüber, vor der Anklage des Diamantendiebstahls erbleichte sie und fiel in Ohnmacht.

Desgrais ging sorgsamer zu Werke als der Commissair Picard. Kraft einer Ordre der Sechziger drang er jetzt in das Kloster und durchsuchte alle Effecten der Gefangenen, ohne sich von ihren dringenden Bitten bewegen zu lassen, ihr eine Chatoulle, oder wenigstens ein Papier, das sie ihre Beichte nannte, herauszugeben.

Noch gab sich die Brinvillier nicht verloren. Nicht aller Männer Herzen waren so fest wie das des unerbittlichen Policeisergeanten. Während ihres Aufenthaltes in Lüttich hatte sie ein Liebesverhältniß mit einem gewissen Theria angeknüpft. Der Belgier scheint von einer romantischen Leidenschaft für die schöne Frau ergriffen gewesen zu sein; denn sie traute ihm kühne Thaten zu, und er unternahm auch Vieles zu ihrer Rettung.

Aber die große Intriguantin fiel aufs Neue in ihre eigenen Stricke. Sie glaubte durch Geld und ihren Liebreiz einen der Häscher bestochen zu haben, ihre Briefe an Theria zu besorgen; doch von allen dreien, welche sie an ihn richtete, kam auch kein einziger an seine Bestimmung. Auch der Häscher war unbestechlich

und setzte die Rolle seines Herrn gegen die Marquise fort. In dem ersten Briefe foderte sie Theria auf, sie so bald er könne aus Degrais Klauen zu befreien. Im zweiten gab sie ihm die Mittel an. Er solle sie auf dem Wege überfallen. Mit fünf entschlossenen Leuten könne er die acht Häscher zwar nicht überwältigen, doch so auseinander jagen, daß sie Gelegenheit zur Flucht fände. Im dritten beschwor sie ihn mit den rührendsten Worten und aller Versicherung der Zärtlichkeit, wenn er sich nicht getraue, sie selbst zu befreien, solle er wenigstens auf ihre Kutsche einen Angriff machen, die Pferde todtstechen, und sich in der Verwirrung schnell der Chatoulle bemächtigen. Denn wenn dies nicht geschähe, wäre sie verloren.

Theria hörte nichts von diesem Hülferuf, und doch erschien er. Er war in Mastricht, als der Transport durch die Stadt kam. Er versuchte die Häscher zu bestechen und bot ihnen endlich, wenn sie die Marquise entschlüpfen ließen, 1000 Pistolen. Es war vergebene Mühe.

Als die Brinvillier sah, daß von dieser Seite alle Hoffnung umsonst war, wollte sie sich selbst das Leben nehmen. Sie wollte eine Nadel verschlucken. Einer ihrer Wächter bemerkte es, und verhinderte sie daran.

Sie betrat das französische Gebiet. Aber so bedeutend war ihr Einfluß, so sehr fürchtete man ihre Cabalen und ihre bekannten und unbekannten Verbindungen, daß das Parlament, welches sich selbst, oder wenigstens einige seiner Mitglieder nicht kannte, ihr eine Untersuchungscommission entgegenschickte, um sie sogleich an der Grenze vernehmen zu lassen, bevor sie neue Intriguen spielen lasse, oder mit Hülfe ihrer Freunde eine neue Rolle einstudire. Der Parlamentsrath Palluau

hielt deshalb schon in Rocroy das erste Verhör mit ihr ab. Sie leugnete hier Alles ab, wollte von den Briefen, die sie nach ihrer Verhaftung geschrieben, nichts wissen und ebenso wenig die Chatoulle des Sainte-Croix kennen. Was die Verschreibung der 30,000 Livres an den Letztern betreffe, so sei dies nur ein Scheingeschäft gewesen. Sie hätte ihn wollen unter ihren sie drängenden wahrhaften Gläubigern mit auftreten lassen, um diese zur Beilegung des gerichtlichen Verfahrens zu bewegen. Er hätte ihr auch einen Gegenschein gegeben, der aber auf dem Wege verloren gegangen sei.

Kaum in Paris angelangt, und ins Parlamentsgefängniß gebracht, schrieb sie dringende Briefe an einen bedeutenden und reichen Mann, daß er ihr rathen und sein Ansehen zu ihren Gunsten verwenden möchte. Dies war Herr Penautier, der, als Rentmeister bei den Ständen und der Geistlichkeit von Languedoc, zwei sehr einträglichen Aemtern, im Ueberfluß schwamm, und durch seine kostbare Mittagstafel, an welcher er die ersten Männer Frankreichs bewirthete, große Bekanntschaften und vielen Einfluß hatte. Sie sprach in den Briefen offen von der Gefahr, die ihr drohe, auf dem Schaffot zu sterben und theile ihm mit, wie sie sich in dem Proceß benehmen, daß sie nämlich nichts bekennen, sondern Alles ableugnen werde. Penautier konnte ihr nicht helfen; denn alle diese Briefe wurden aufgefangen, und der Rentmeister, der gern den Gönner und Beschützer spielte, hatte alle Hände voll zu thun, um nur den dringenden Verdacht, welcher auf ihn selbst sowol aus diesen Briefen als aus dem Umstande fiel, daß Sainte-Croix in seinem Vermächtnisse ihn als Mittelsperson zwischen sich und der Brinvillier genannt, von sich abzuwenden.

Sie affectirte im Gefängniß die vollkommenste Ge-

müthsruhe, unterhielt sich mit Lebhaftigkeit von gleichgültigen Dingen und spielte, so oft sie Gesellschaft fand, Piquet. Doch hatte sie bei sich ihre Sache bereits verloren gegeben, und sann nun auf Mittel, der Schmach einer öffentlichen Hinrichtung zu entgehen. Die Acten berichten von einem furchtbaren Versuche, den sie deshalb gemacht und der wenigstens von der Kraft der Selbstverleugnung dieser Frau spricht. Da ihr alle scharfe Werkzeuge genommen waren und selbst ein Strick ihr gefehlt zu haben scheint, verschaffte sie sich eine Klystierspritze mit einer langen Röhre, wie sich die Französinnen derselben ohne Beihülfe einer andern Person bedienen, und wollte sie so weit in den Leib stoßen, um die Eingeweide damit zu durchstechen. An dieser grausamen und doch zweifelhaften Operation wurde sie indessen, eben wie früher an dem Verschlucken der Nadel, gehindert.

Unter den aufgefundenen Papieren erschien dasjenige, welches die Aufschrift führte: „Meine Beichte" und die genaueste Erzählung ihres geheimen Lebenswandels enthielt, als eines der schlagendsten Beweisstücke wider sie. Doch hat man uns mit den nähern Details dieses Actenstückes nicht bekannt gemacht; zum Theil wol um deshalb, weil man aus denselben religiösen Rücksichten, welche den Commissair Picard die Sainte-Croix'sche Beichte verbrennen ließ, derselben alle gerichtliche Beweiskraft absprach. Doch können auch wir uns nicht aller Zweifel über die Echtheit und Vollkommenheit dieses unjuristischen Bekenntnisses erledigen, da selbst Pitaval, dem doch alle Quellen deshalb zu Gebote standen, uns, statt eines authentischen Auszugs, auf die Mittheilungen der Sevigné darüber verweist, obwol er dabei hinzufügt: daß diesmal die Sevigné die reine Wahrheit

schreibe, ja sogar nicht einmal alles Schändliche aufgenommen habe. Schon im Eingange erklärte sich die Brinvillier „für eine Mordbrennerin, indem sie in einem Hause Feuer angelegt habe; dann, daß Ausschweifungen aller Art ihre gewöhnlichen Beschäftigungen gewesen, und sie sich, zügellos, in allen Unordnungen der Wollust und Völlerei herumgewälzt habe.“ Schon im siebenten Jahre habe sie ihre Jungferschaft verloren (Worte der Sevigné) und sei alsdann im nämlichen Tone fortgefahren; sie habe ihren Vater, ihre Brüder und eines von ihren Kindern(?) vergiftet, und selbst Gift zu sich genommen, um mit einem Gegengift einen Versuch zu machen. Medea selbst habe es nicht so weit getrieben. — Sie habe die Beichte für ihre Handschrift erkannt, was ein sehr dummer Streich gewesen(!), doch eben gebe sie vor, den Aufsatz im hitzigen Fieber geschrieben zu haben, es wäre Unsinn, rasendes Zeug, das man nicht ohne Lachen lesen könne.“

Bei den gerichtlichen Verhören leugnete die Brinvillier entweder Alles oder erklärte: sie erinnere sich nicht. Letzteres geschah bei so vielen Umständen und so bestimmten und nahe liegenden, deren sie sich erinnern mußte, daß schon daraus allein ein dringender Verdacht gegen sie erwachsen wäre. So wollte sie sich nicht erinnern, ob Sainte-Croix sie beredet habe, ihren Vater zu ermorden! Auch nicht, ob Sainte-Croix ihr Pulver und Spezereien gegeben, oder daß er zu ihr gesagt hätte, er wisse Mittel, sie reich zu machen. Auf acht ihr vorgelegte, verfängliche Briefe erinnerte sie sich nicht, an wen sie dieselben geschrieben. Aus Frankreich wollte sie nur wegen gewisser Händel mit ihrer Schwägerin geflohen sein. Als sie die Beichte geschrieben, wäre ihr Gemüth ganz zerrüttet gewesen; sie hätte, entblößt in

einem fremden Lande von allem Nöthigen, oft nicht gewußt, was sie thue und was sie schreibe. In Fieberhitze und Wahnsinn habe sie alle die sogenannten Bekenntnisse zu Papier gebracht. Sie wisse nichts vom Feuer, das sie bekenne angelegt zu haben, nichts von der Vergiftung von Vater und Brüdern, die sie bekenne, nichts von der Absicht gegen das Leben ihrer Schwester. Sie wisse nicht einmal die Zeit, wann sie ihre sogenannte Beichte geschrieben, u. s. w.

Daß man aus diesen Antworten die Seele der Marquise ganz durchschauen müsse, wäre wie Pitaval meint, wenigstens in der mangelhaften Art, wie die Antworten mitgetheilt werden, doch eine Foderung, welche die pinchologische Katechisirkunst überschritte. Aber allerdings kann man nach den Mittheilungen glauben, daß die Wahrheit, die sie unterdrücken will, sie drängt und oft wider ihren Willen hervorbricht. Es mag sich das trotzige und verzagte Herz einer Frau zeigen, die, ohne zu zittern, die schwärzesten Verbrechen begeht, so lange sie verborgen zu sein glaubt und keine Strafe zu befürchten hat, die aber auch alle Fassung verliert, sobald der Richter seine Augen auf sie heftet. Sie hatte den Plan gemacht, Alles zu leugnen, aber die Furcht benahm ihr die Ueberlegung und wider ihren Willen gab sie Antworten von sich, die den völligen Anstrich der Wahrheit hatten, die sie doch verhehlen wollte. Wie hätte eine vollkommen Unschuldige antworten können: sie wisse nicht, daß sie ihren Vater und ihre Brüder vergiftet hätte. Von der Sprache der Entrüstung ist keine Spur da; sie hat vielmehr nicht Kräfte genug, sich hinter eine bestimmte Verwirrung zurückzuziehen, verwirrt, weiß sie sich mit nichts mehr als der Unwissenheit zu behelfen!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51043-8
HARING.G.W.A. FN. 04018/034

Ein ausgezeichneter Advocat jener Zeit, Nivelle, berühmt wegen seiner Gelehrsamkeit und Talente und geschätzt wegen seiner Rechtlichkeit, übernahm die Vertheidigung der Giftmischerin, und führte sie mit einem Eifer, der einer bessern Sache werth gewesen wäre. Der Hauptinhalt seiner Vertheidigungsschrift, die Nivelle auch drucken ließ, zerfällt seinem Wesen nach in zwei Haupttheile. Er räumt die verdammliche Leidenschaft der Brinvillier zu Sainte-Croix ein, sucht aber darzuthun, daß dieser ruchlose Bösewicht die Giftmorde allein und zu eigenen Privatzwecken begangen und die Marquise theils getäuscht, theils dem Anscheine nach in die Sache verwickelt habe, um, im schlimmen Falle, die Last der Schuld auf ihre Schultern ganz oder zum Theil abzuwälzen. Dann aber sucht er mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit und Citaten aus der Geschichte darzuthun, daß die Gerichte auf die Selbstbekenntnisse der Brinvillier, welche sie unter dem Namen ihrer Beichte zu Papier gebracht, gar nichts geben dürften, indem die Heiligkeit der Beichte und alles Dessen, was damit in Verbindung stehe und als solche ausgelegt werden könne, so groß sei, daß selbst ein sonst richtiges Strafurtheil, welches nur auf Grund eines Bekenntnisses durch die Beichte gesprochen worden, seine Gültigkeit verliere; weil die Heilighaltung dieses Sacramentes für das Wohl des Ganzen von bei weitem größerer Wichtigkeit sei als die Bestrafung eines einzelnen Verbrechers.

Auch Pitaval scheint auf dieses letztere Argument ein Gewicht zu legen, welches ein deutsches Gericht, auch in katholischen Ländern, schwerlich anerkennen würde. Denn wenn auch die Beichte heilig ist, abgelegt in das Ohr des Priesters, dergestalt, daß dieser, kraft der Weihe seines Amtes, den Inhalt nicht verrathen darf, so ist

doch schwerlich auch alles Das heilig, was ein Sünder zu Papier bringt, und darüber die Ueberschrift macht: Meine Beichte. Wenn ein solches Papier in die Hände des Criminalrichters kommt, so wird es freilich höchstens nur als ein außergerichtliches Bekenntniß angesehen werden, was allein zu keiner Verurtheilung ausreicht; aber jeder Richter wird die Befugniß und die Pflicht haben, den in dieser sogenannten Beichte angegebenen Thatsachen nachzuforschen. Wenn auch Pitaval meint, daß diese Beichte vom Parlament nicht als ein Beweis mit angesehen worden, so hat sie das Parlament doch, aller Wahrscheinlichkeit nach, so benutzt, als es jeder deutsche Untersuchungsrichter gethan haben würde, nämlich als Leitfaden zur criminalistischen Untersuchung. Es vernahm die Brinvillier und viele Zeugen über die einzelnen in der Beichte zur Sprache gebrachten Punkte.

Interessanter als diese juristische Frage über die gerichtliche Beweiskraft der Beichte wäre für uns die psychologische: Wie kam ein so ruchloses Weib als die Brinvillier dazu, ihre Beichte aufzuschreiben? Stachelte sie das Gewissen dazu im Augenblick der Noth? War ihr Gemüth bei der Flucht aus Frankreich in der That in so großer Angst und Verwirrung, daß sie vor dem Allmächtigen und sich selbst zitterte, sie, die nicht gezittert, als sie dem eigenen Vater den Gifttrank reichte? Und wenn es sie zur Beichte trieb, weshalb zu der gefährlichen mit Dinte und Feder auf Papier? Weshalb beichtete sie nicht in den dunkeln Winkeln eines Domes in das Ohr eines Priesters? Fürchtete sie den Verrath, oder, wie der pariser Witz sagte, daß sie, bei der Unmasse ihrer Verbrechen, besorgt gewesen, sie könne eine oder die andere vergessen?

Das Parlament erkannte, daß der Thatbestand des

Verbrechens vollkommen feststehe, indem die Vergiftung der zwei Brüder d'Aubray durch den Bericht eines Arztes, eines Wundarztes und eines Apothekers ermittelt worden, und wenn man die Aussagen sämmtlicher Zeugen betrachte und mit den eigenen Aussagen der Marquise vergleiche, so ergebe sich daraus, daß Sainte-Croix und die Marquise beide Mordthaten durch Hülfe des La Chaussée vollbracht hatten. Das Strafurtheil wurde darauf am 16. Juli 1676, bei Versammlung der großen Kammer und der Criminalkammer des Parlaments über die Maria Margaretha d'Aubray, Marquise von Brinvillier, dahin gesprochen:

„Daß sie für überführt und überwiesen zu erachten, ihren Vater, Drogo d'Aubray, und ihre zwei Brüder, Anton d'Aubray, Requetenmeister und Civillieutenant zu Paris, und Herrn d'Aubray, Parlamentsrath, mit Gift ums Leben gebracht, auch ihrer verstorbenen Schwester, Therese d'Aubray, nach dem Leben getrachtet zu haben. Daß sie, zur wohlverdienten Strafe, auf einem Karren, mit bloßen Füßen, einen Strick um den Hals, und in der Hand eine brennende Kerze, zwei Pfund schwer, an die Thüre der Hauptkirche von Paris gebracht werden und daselbst dergestalt Kirchenbuße thun solle, daß sie auf ihren Knieen zu bekennen habe: sie habe aus Ruchlosigkeit, Rachsucht und Geldbegierde gedachte Angehörige vergiftet oder ihnen nach dem Leben getrachtet. Demnach solle sie auf den Greveplatz abgeführt und ihr daselbst auf einem dazu errichteten Schaffot der Kopf abgehauen, der Körper verbrannt und die Asche in die Luft gestreut werden. Ehe diese Strafe jedoch an ihr vollstreckt werde, solle sie auf die ordentliche und außerordentliche Folter gebracht werden, um ihre Mitschuldigen anzugeben." Außerdem folgten die gewöhnlichen Geldbußen und daß

sie der Erbfolge in das Vermögen der Ermordeten für verlustig erklärt werde.

Ueber ihr Benehmen nach der Publication des Urtheils sind die Nachrichten verschieden. Nach einigen Berichten soll sie nur so lange hartnäckig geleugnet haben, als sie glaubte, den Richtern ein Blendwerk vormachen zu können, und sie habe sogleich, nach der Verlesung des Urtels ein offenherziges Bekenntniß abgelegt Die Sevigné schreibt, sie sei gestorben, wie sie gelebt habe, nämlich entschlossen. Das Urtheil hätte sie zwar ohne Zeichen von Furcht angehört, aber gegen das Ende gebeten, man möchte es wiederholen, denn der verzweifelte Karren sei ihr gleich anfangs so in den Sinn gekommen, daß sie für das Uebrige die Aufmerksamkeit verloren habe. Als man sie nach der Marterkammer geführt und sie dort drei Eimer voll Wasser sah, habe sie ausgerufen: „Ich soll vermuthlich ersäuft werden, denn wahrhaftig, ich bin nicht Die, von der man verlangen kann, alles Dieses auszutrinken.“ Darauf erst habe sie bekannt*).

Nach Pitaval beichtete sie gleich nach der Publication dem Doctor Pirot von der Sorbonne, demselben Geistlichen, welcher sie auch auf das Schaffot begleitete. Dieser schilderte sie als eine von Schmerz und Reue durchdrungene, so vom Licht der Gnade erleuchtete, so aufrichtig bekehrte Person, daß er in seiner Entzückung so weit ging, den Wunsch zu äußern, er hätte selbst an ihrer Stelle sein mögen. Sie bat um das Abendmahl;

*) Ueber die Anwendung der Wassereimer bei der Tortur von Frauen siehe den Criminalfall: Die Frau des Parlamentsraths Tiquet I. Bd.

es wurde ihr abgeschlagen, da es Verbrechern, die eine Todesstrafe leiden, nicht gereicht wird. Auch der Wunsch, daß man sie wenigstens das gesegnete Brot, in der Art, wie es zuweilen Verbrechern von geringerer Strafwürdigkeit gegeben wird, genießen lasse, ward ihr versagt.

Die Augen des ganzen Publicums waren auf die letzten Augenblicke der berühmten Verbrecherin gerichtet. Die Straßen, Plätze, Fenster und Dächer waren ein Meer von Köpfen, und namentlich schöner Frauen aus den höhern Ständen als eifrige Zuschauerinnen, die keine Stöße und Tritte scheuten, um nur einen letzten Blick der schrecklichen Frau zu erhaschen. Aber die Menschenmenge war still und aufmerksam. Auf dem Karren noch bat sie ihren Beichtvater, er möge den Scharfrichter so ihr gegenüber seinen Platz nehmen lassen, damit sie den Schurken Desgrais, der sie ergriffen, nicht zu sehen brauche. Diese Empfindung der Scham und der Rache überwog also auch noch in den letzten Augenblicken der angehenden Heiligen. Der Beichtvater verwies ihr die Rede. Sie bat tausendmal um Vergebung und versprach mit Ruhe den verdrießlichen Gegenstand anzublicken. Desgrais ritt den ganzen Weg neben ihr.

Der berühmte Maler Lebrun hatte sich an einen Ort gestellt, wo er sie aufs genaueste betrachten konnte; er wollte in ihrem Gesicht den Ausdruck der Todesfurcht studiren. Aber er fand nicht, was er suchte. Die Seele der Brinvillier war mit dem Bilde des Todes, den sie oft mit eigenen Händen ausgetheilt hatte, zu vertraut geworden. Sie hatte eine Härte des Ausdrucks erlangt, welche sie nun auch für sich selbst unempfindlich machte. Sie schien Alles, was um sie vorging, ruhig und aufmerksam zu beobachten. Als sie an einer Ecke mehrer vornehmen Damen ihrer Bekanntschaft ansichtig wurde,

blickte sie dieselben scharf an und sagte spöttisch: „Wahrhaftig, meine Damen, ein schönes Schauspiel für Ihre Neugier!“

Auch die Sevigné war unter den Zuschauern, auf der Brücke nach Notre-Dame. Sie sah die Brinvillier nach der Kirchenbuße, im Hemde, rückwärts auf Stroh, eine niedrige Haube auf dem Kopfe, den Nachrichter auf der einen, den Geistlichen auf der andern Seite, auf dem Karren sitzen. Wir glauben es ihr, daß alle ihre Glieder bei dem Anblicke zitterten, und daß es ein schauderhafter Tag für sie gewesen. Von der Hinrichtung selbst war sie nicht Augenzeugin. Doch erfuhr sie, daß die Marquise allein und mit vielem Muthe barfuß das Schaffot bestiegen habe. Dort hätten sich die Scharfrichter wol noch eine Viertelstunde mit ihr zu schaffen gemacht, sie besehen, gebunden, ihr die Haare hinaufgestrichen, sie hin und her gerichtet, so daß es gräulich anzusehen gewesen und die Zuschauer zu murren angefangen hätten.

„Die Brinvillier befindet sich nun in der Luft, schreibt die Sevigné, in einem andern Bereiche. Ihr armer, kleiner Körper wurde in ein ungeheuer großes Feuer geworfen und ihre Asche in die Luft gestreut. Wir mögen sie nun einathmen und durch ihre herumfliegenden Atome ergreifen uns auch vielleicht Giftmischerlaunen.“ Den Tag nach der Hinrichtung suchte man die Ueberbleibsel ihrer Gebeine zusammen. Der Pöbel glaubte steif und fest, wie die Sevigné versichert, sie sei eine Heilige! Nach derselben Quelle hätte die Brinvillier zwei Beichtväter gehabt. Der eine hätte zu ihr gesagt: sie müsse bekennen, der andere: sie hätte es nicht nöthig. So hätte sie denn lachend gesagt: „Also kann ich es halten, wie es mir beliebt.“

Man war aber über das Urtheil und die Vollstreckung desselben in Paris sehr unzufrieden. „Noch findet sich wol kein Beispiel, schreibt die Sevigné, daß solche Verbrechen so gelind wären behandelt worden. Man hat sie nicht auf die Folter gebracht; ja man ließ sie sogar Begnadigung hoffen, und so gewiß hoffen, daß sie wirklich den Tod nicht befürchtete und daher (?) beim Hinaufgehen aufs Schaffot sagte: „Nun ist doch wol Alles gut?“ — Der erste Präsident hatte ihren Beichtvater aus eigenem Triebe für sie gewählt und — es war derselbe, von dem gewisse Leute wünschten, er möchte ihr zum Beichtvater gegeben werden! — Es gibt Taschenspieler, welche Karten ohne Aufhören mischen, Ihnen das Spiel vorhalten und Sie ersuchen, eine davon herauszuziehen, welche sie wollen, es sei völlig einerlei. Sie ziehen und glauben völlig frei gewählt zu haben, und doch ergreifen Sie nur eben das Blatt, das der Taschenspieler haben wollte!“

Der Marquis von Brinvillier wurde in den Proceß seiner Gattin nicht mit verwickelt. Es hatte kaum Jemand in Paris weniger Beziehung zu ihr als ihr Mann. Er soll, der Sevigné zufolge, um ihre Begnadigung gebeten haben. Er verschwand bald darauf gänzlich, und Niemand weiß, was aus ihm geworden ist. Wahrscheinlich hat er sich und seinen fluchbedeckten Namen in irgend einen entfernten Winkel zu verbergen gewußt. Der Name lebte in Frankreich noch lange fort. Man sagte von einer Vergiftung: es ist ein morceau à la Brinvillier.

Mit der Hinrichtung der Brinvillier war der Proceß nicht ganz begraben. Aber mit einer vielfach gerügten Milde verfuhr man gegen ihre Mitangeschuldigten, und außer den Familienrücksichten soll das Geld dabei eine bedeutende Rolle gespielt haben. Der Apotheker Glaser, von dem die Brinvillier und Sainte-Croix ihre Gifte entnommen, hatte alle Mühe, von einer ernsten Strafe loszukommen. Die Untersuchung gegen ihn veranlaßte einen Parlamentsbefehl vom 27. Februar 1677, der allen Apothekern und Spezereihändlern den Verkauf von Giften nur an bekannte und behauſete Personen erlaubte und es ihnen zur Pflicht machte, deren Namen, gleich nach dem Einkauf, in ein besonderes Buch einzutragen.

Gegen den Rentmeister Penautier schwebte ein dringender Verdacht. Die innige Vertraulichkeit, in der er mit Sainte-Croix gelebt, war stadtkundig, die Giftkiste des Letztern sollte, nach seiner schriftlichen Verordnung Jenem zur Uebermachung an die Brinvillier übergeben werden, und die Briefe der Letztern aus dem Gefängniß an Penautier verdächtigten ihn noch mehr. Dazu kam eine specielle Anklage.

Herr von Saint-Laurent war vor Penautier Generaleinnehmer der Geistlichkeit von Languedoc gewesen. In der Bewerbung zugleich mit dem Letztern hatte er diesen einträglichen Posten errungen. Saint-Laurent's Witwe trat jetzt als Anklägerin gegen Penautier auf. Sie beschuldigte ihn, aus Rache, weil Saint-Laurent ihm damals vorgezogen worden, und aus Eigennutz, um ihm in seinem Posten nachzufolgen, ihren verstorbenen Ehemann durch Sainte-Croix vergiftet zu haben. Die Anklage hatte vieles Wahrscheinliche für sich, besonders wenn man die große, innige Vertraulichkeit zwischen Penautier und Sainte-Croix ins Auge faßte und erwog,

wie der Letztere, ohne alles Einkommen, durch Penautier's Unterstützung einen unverhältnißmäßig großen Aufwand machte. Und ihm, Penautier, allein hinterließ Sainte-Croix seine Briefschaften, Versicherungsscheine und Gifte! Alle diese Umstände, genügend, sein Treiben verdächtig zu machen, auch wol, um bei Vielen die moralische Ueberzeugung von seiner Schuld hervorzubringen, waren für den Richter keine Beweise, ihn zu verurtheilen. Das Publicum brach entschieden den Stab über ihn; es meinte, nur das Geld, das er mit vollen Händen austheilte, hätte ihn vor der Strafe gerettet.

Die Sevigné sagt: „Noch nie ist ein Mensch so nachdrücklich beschützt worden als Penautier. — Er hat große Beschützer. Der Erzbischof von Paris und der Minister Colbert nahmen sich seiner an. Neun Tage mußte er in Ravaillac's Gefängniß Quartier nehmen; aber da er sterben wollte, ward er wieder herausgebracht. — Es haben sich bei diesem Processe außerordentliche Dinge begeben, man darf aber nur nicht Alles frei heraussagen. — Man glaubt, Penautier habe an hunderttausend Thaler verwendet, um sich seine Sache zu erleichtern." Folgende Spottverse auf ihn circulirten in Paris:

Si Penautier dans son affaire
N'a sçu trouver que des amis,
C'est qu'il avoit sçu se défaire
De ce qu'il avoit d'ennemis.
Si, pour paroître moins coupable,
Il fait largesse de son bien,
C'est qu'il prévoit bien, que sa table
Ne lui coutera jamais rien.

Penautier wurde vom Parlamente nicht allein freigesprochen, sondern auch in alle seine Aemter wieder ein-

gesetzt. Er fing seine luxuriöse Lebensart wieder aufs Neue an, gab den Ständen von Lothringen offene Tafel und die vornehmsten Männer setzten sich in Erwägung der Delicatessen an dieser Tafel über den Ruf ihres Wirthes weg.

Das Publicum ließ sich aber in seinem Urtheil nicht irren. Der Cardinal von Bonzy mußte mehre Pensionen auszahlen, die auf seinem Bisthum von Narbonne hafteten. Er hatte aber das Glück, daß er alle seine Pensionnaire überlebte, und pflegte dabei zu sagen: sein gutes Gestirn wäre die Ursach, daß er alle seine Pensionnaire hätte können zur Ruhe bringen lassen. Als Frau von Sevigné ihn eines Tages mit Penaufier in seiner Equipage fahren sah, sagte sie in Bezug darauf: sie hätte den Erzbischof von Narbonne mit seinem guten Gestirn gesehen.

Die Brinvillier war nicht die einzige Giftmischerin jener Zeit; vielmehr schien es, als sei die ganze Luft über Paris damals mit Giftdüften geschwängert, und bei jedem unerwarteten Todesfall, durch den Jemand zu Vortheil kam, zischelte man von Tränken und Pülverchen, und raunte sich den Namen der gefälligen Helfershelferin zu, durch deren Vermittelung es geschehen sei. Keine Giftmischerin aber hat größern Einfluß geübt und ihr Name ist berühmter geworden, als Madame Voisin.

In einem finstern, dumpfen Hause der Faubourg Saint-Germain wohnte ein Weib, welches die Gabe besaß, nicht allein in die Zukunft zu blicken, sondern auch mit ihrem Arm in dieselbe ein wenig hinein zu greifen.

Sie war der Trost der harrenden Erben, der unglücklichen Ehegatten und aller Derer, die ihr Glück von der Zukunft erwarteten. Deshalb sah man an dunkeln Abenden und regnigten Tagen Viele an ihre Thüre klopfen, von denen die feine Welt von Paris nicht vermuthete, daß sie zu Fuß, im schlechten Mantel, in dieser schlechten Gasse könnten getroffen werden. Edelleute, Officiere, auch Geistliche und Hofleute, besonders aber Frauen, und von den höchsten Ständen, besuchten die Wahrsagerin, von deren Kunst, Voraussicht und Gefälligkeit ganz Paris voll war. Empfehlungen waren freilich nöthig, um Eintritt zu erhalten, aber die unerläßlichste Empfehlung war ein voller Geldbeutel; denn die Kunst, welche von der Brinvillier zu eigenen Zwecken und vielleicht nur als Dilettantismus ausgeübt ward, hatte hier schon den Charakter der Industrie, eines Gewerbes angenommen.

Die Wahrsagerin verstand es, die Gemüther auch durch äußern Apparat in die gehörige Stimmung zu versetzen und sich dabei eine Wichtigkeit zu geben, die selbst hellere Köpfe, welche sie zu besuchen sich verführen ließen, betroffen machte. Wollte der Besuch, der gewürdigt wurde, sie persönlich zu sehen, ihr die Angelegenheit, weshalb er kam, weitläufig erzählen, so unterbrach sie ihn in befehlendem Tone: „Halten Sie inne. Ich will von Ihrer Geschichte nichts wissen. Dem Geiste haben Sie zu vertrauen, was Ihnen auf dem Herzen liegt. Ich bin nur seine Dienerin. Ich kann nichts weiter thun, als ihn für Sie bitten, und ihm gehorchen." Sie brachte hierauf ein Papier, das bezaubert sein sollte, und dictirte dem Fragenden nach allerhand Gaukeleien den Eingang des Briefes, indem sie es dann ihm überließ, weiter zu schreiben, was er wollte. War dies geschehen und der Besuch hatte alle seine Fragen an den Geist zu

Papier gebracht, so erschien die Zauberin wieder in feierlichem Aufzuge, in der einen Hand ein Kohlenbecken, in der andern eine Kugel mit Jungfernwachs. Der Befragende mußte dann seinen Brief um die Kugel wickeln, und die Voisin warf Beides in das Kohlenbecken. Indem nun das Papier vor seinen Augen verbrannte, erklärte sie, erführe der Geist sein Anliegen und lese durch die Flamme seine Fragen. Darauf wurde der Kunde in drei Tagen wieder bestellt, um sich die Antwort zu holen. Diese fehlte auch niemals, und zwar hatte sich der Geist die Mühe genommen, die genauesten Antworten auf alle Fragen entweder selbst zu schreiben, oder einem andern Geiste zu dictiren, und diese übergab ihm die Voisin in einem versiegelten Couverte.

Diese Antworten waren immer den Wünschen der Fragenden entsprechend. Wie hätte sich sonst ihre Kundschaft erklärt! Und noch mehr, sie bewährten sich in der Regel. Wie hätte ihr Credit sonst so lange gedauert! Daß der Brief mit den Fragen nicht verbrannte, sondern durch irgend ein Taschenspielerkunststück von ihr bei Seite geschafft wurde, und sie durch allerhand Mittel und ihren außerordentlich verbreiteten Umgang sich die nöthige Auskunft verschaffte, um mehr oder minder passende Antworten zu ertheilen, mochte immerhin ein Theil ihrer Kunden vermuthen; das schwächte nicht ihren Credit. Ihre Hauptkraft bestand in Prophezeiungen, für deren Erfüllung sie selbst Sorge trug. Kam eine Ehefrau zu ihr und erkundigte sich, ob sie nicht bald Witwe werden würde, so bestimmte sie, um einen gewissen Lohn, eine gewisse Zeit, wenn der Ehemann sterben werde. Zu mehrer Beglaubigung fügte sie irgend etwas hinzu, was dem Tode vorangehen würde. Zum Beispiel, es werde die Suppenterrine an seinem Geburtstag auf dem

Tisch zerbrechen, oder der Spiegel von der Wand stürzen; danach wird er in so und so viel Tagen nicht mehr athmen. Diese Voranzeigen trafen stets zu und der Tod säumte dann ebenso wenig zu erscheinen. Es war die bequemste Weise, seine stillen Wünsche in Erfüllung zu bringen, sich an die Voisin zu wenden. Zwar kostete es viel Geld, aber das Gewissen blieb beruhigt. Denn wenn Gift dabei im Spiele war, so besorgte es die Voisin, ohne daß die unschuldige Frau etwas dazu that, oder nur darum wußte.

Die Policei konnte endlich, trotz der hohen Gönnerschaften der Prophetin, das Auge nicht länger zu dem Treiben zudrücken. Die Voisin übte selbst eine zu bedeutende geheime Policei aus und hatte Verzweigungen und Kundschafter durch ganz Paris, um sie neben der autorisirten Policei, ohne Eintrag für diese, bestehen lassen zu können. Sie ward verhaftet und ihr der Proceß gemacht. Da fand man, zum Schrecken vieler Hunderte, ein Buch bei ihr, in welches sie die Namen aller Derer, welche bei ihr gewesen waren und sie befragt hatten, eingetragen hatte.

Das Entsetzen war über Paris verbreitet, denn die Sache ward mit der äußersten Strenge behandelt. Nach den Vorgängen der Brinvillier, wo man den Richtern und der Obrigkeit eine so verderbliche Milde und verbrecherische Begünstigungen gegen vornehme Personen vorwarf, mußte dies zur Beruhigung des Publicums geschehen. Der König sollte sich das Wort gegeben haben, die Gerichte frei walten zu lassen und kein Gnadenwort zu sprechen. Demnach gab es keinen furchtbarern Schreck für Jemand, als wenn es hieß, auch sein Name stünde in dem Buch der Voisin. Dies wurde von Betrügern und Spaßvögeln benutzt, zum Erpressen und Aengstigen.

Der Geschichten, die sich hierauf beziehen, wußte man zu jener Zeit viele, die aber meistentheils außerhalb der Grenzen unserer diesmaligen Aufgabe in die der Novellistik überschreiten; wie denn auch T. A. Hoffmann diese Schreckenszeit unter dem vierzehnten Ludwig mit ihrem widerwärtigen Spukglauben in seiner Fräulein Scuderi vortrefflich ausgebeutet hat. Doch theilt uns Pitaval zwei Geschichten mit, welche als Spiegelbilder der Zeit von Wichtigkeit sind.

Am Hofe Ludwig des Vierzehnten waren zwei ausgezeichnete Flötenspieler, Philibert und Coteaur, die, ohne Neid, in der innigsten Freundschaft mit einander lebten und sich Beide gleicher Gunst des Königs und des Hofes erfreuten. Philibert wußte sich bei einem reichen Bürger, Namens Brunet, so in Gunst zu setzen, daß dieser, ein damals seltener Fall, seine einzige Tochter und Erbin mit dem Flötenspieler verlobte. Aber Brunet war so entzückt von seinem künftigen Schwiegersohn, einem Genie, das bei Hofe galt, daß er den Mund zu voll von seinem Lobe nahm. Seine eigene Frau ward dadurch aufmerksamer, als sie sollte, auf die körperlichen und geistigen Vorzüge ihres künftigen Schwiegersohnes, und indem sie ihren spießbürgerlichen Ehemann mit dem genialen Künstler verglich, fiel das Resultat sehr zu Ungunsten des Erstern aus. Madame Brunet war eine muntere, frische, runde Vierzigerin mit einem hübschen Gesichte und vieler Lebenslust. Ihre Tochter, die Verlobte, dagegen war ein kaum erwachsenes bläßliches Mädchen von schlechter Tournure und keiner der Eigenschaften, welche die Begierden eines kräftigen jungen Mannes anziehen mögen. Sie schloß sehr richtig, daß er ihre Tochter nur ihrer Erbschaft wegen nehme, und ihr,

der Mutter, unter andern Verhältnissen, den Vorzug geben würde.

Madame Brunet besuchte die Voisin und erkundigte sich, wann wol ihr lieber Mann das Zeitliche gesegnen dürfte? Die Voisin lächelte sehr bedeutsam, und unerwartet schnell raffte ein Schlagfluß den ehrenwerthen Herrn Brunet aus der Zahl der Lebendigen fort. Philibert fand, so oft er das Trauerhaus betrat, eine sonderbare Kälte, und Blicke und Seufzer auf Seiten der betrübten Wittwe, die er nicht verstand, sobald er von seiner Braut zu sprechen anfing. Eine gefällige Vertraute eröffnete ihm die Augen: Die Verhältnisse hätten sich geändert, und da jetzt zwei heirathbare Damen in dem Hause wären, so gebiete der bürgerliche Anstand, daß zuvörderst die Erwachsene heirathe, ehe an das Kind die Reihe komme. Philibert war mit dem Tausche ganz zufrieden, er heirathete die lebensfrische Mutter, und die blasse Tochter ward in ein Kloster gebracht. Auch wäre er vielleicht sein ganzes Leben über zufrieden geblieben, wenn man nicht den Namen der Madame Brunet in dem Buche der Voisin gefunden hätte. Die Ehe mit einem Günstling des Hofes schützte sie weder vor der Verhaftung, noch vor der Untersuchung, ja nicht einmal vor dem Strick. Sie endete am Galgen. Auch Philibert war verdächtigt und ward zur Untersuchung gezogen. Seine Freunde, besorgt um sein Leben, riethen ihm zu fliehen, der König selbst ließ ihm Winke geben, indem er ihn, wenn das Parlament ihn verdamme, auf keinen Fall begnadigen könne. Coteaur, sein Pylades, erbot sich mit ihm zu fliehen. Bei ihrer Kunst würden sie im Auslande, an jedem Hofe Aufnahme, Schutz und reichen Erwerb finden. Philibert aber vertraute seinem guten Bewußtsein und wollte dem Rechte seinen

Lauf lassen. Sein Vertrauen wurde durch eine völlige Freisprechung gerechtfertigt.

Der Name einer angesehenen Dame fand sich auf der Liste der Voisin. Ihr Mann brachte ihr die Nachricht in einem Tone, der sie zittern machte. Sie hielt sich für verloren, und glaubte jeden Augenblick, die Gerichtsdiener auf der Treppe zu hören und im nächsten würden sie an die Thür schlagen. Darüber vergingen furchtbare Tage der Angst. Da ließ sich ein Mann melden, den ihre Leute nicht kannten. Er habe durchaus mit der Dame des Hauses zu sprechen. „Er soll seinen Namen nennen," rief die Zitternde. „Ich bin Desgrais, nun weiß sie es," sagte der Mann mit verdrießlichem Gesicht über das lange Zaudern.

Desgrais, der furchtbare Gefreite, der die Brinvillier verhaftet, war ein Schreckensmann im Ohr aller schulddewußten Pariserinnen. Es war etwas Entsetzliches, daß man fortan auch einem Liebhaber nicht mehr trauen dürfe, da die Möglichkeit war, daß, wenn er den Oberrock aufknöpfte, ein Policeisergeant darunter zum Vorschein kam. Ueberdem hatte Desgrais auch neuerdings täglich in der Voisin'schen Geschichte durch List und Entschlossenheit die glücklichsten Fänge gemacht. Kaum also, daß die Dame den Namen Desgrais gehört, als sie sich auch für verloren hält. Sie fliegt nach der Thür, verrammelt sie, und, in Thränen zerfließend, stürzt sie sich ihrem Manne zu Füßen: „Rette, bester Mann, rette mein Leben. Es ist wahr, ich bin bei der Voisin gewesen, aber nur ein einziges Mal. Ich habe sie nur gebeten, mir einen stärkern Busen zu machen. Wahrhaftig, weiter habe ich nicht das Geringste von ihr verlangt." Der Mann konnte mit diesem von der Angst erpreßten Bekenntniß, bei der Lage der Dinge, sehr zu-

frieden sein. Aber der fürchterliche Desgrais wollte doch nicht fortgehen, sondern pochte an die Thür, indem er laut erklärte, er lasse sich nicht wieder fortschicken. Schon hatte die Dame in ihrer Verzweiflung das Fenster geöffnet, und wollte sich lieber auf die Gasse stürzen als dem Schrecklichen ergeben. Mit Mühe konnte sie der Ehemann abhalten und eilte dann zur Thür hinaus, um zu sehen, was mit dem furchtbaren Desgrais zu thun sei. Desgrais stand auch wirklich da, aber nicht der Policeisergeant, sondern der Tapezier Desgrais, der mit einer unbezahlten Rechnung nicht zum zweiten Male fortgehen wollte. Die Anekdote kam noch bei Lebzeiten der betreffenden Personen in einem damals berühmten Lustspiel auf die Bühne.

Die Voisin büßte ihre Verbrechen auf dem Scheiterhaufen, doch, sagt man, als reuige Sünderin. Lebrun malte sie wenige Stunden vor der Hinrichtung, und das Gemälde soll zu den Meisterstücken des Künstlers gehören.

Aber auch ihr Tod that dem schändlichen Gewerbe keinen Eintrag. Aus ihrer Schule ging vielmehr eine große Zahl Wahrsagerinnen und Giftmischerinnen hervor, und man hörte noch lange Zeit von plötzlichen Todesfällen, die durch diese Prophetinnen voraus verkündet waren. Um diese Pest auszurotten, wurde von Ludwig dem Vierzehnten ein eigenes peinliches Tribunal errichtet, die berüchtigte chambre ardente, welche zwar endlich das Gezücht so ziemlich ausrottete, aber durch die Strenge ihres Verfahrens auch auf sich den Fluch mancher unschuldig Gereinigten lud.

Die Geheimräthin Ursinus.

1803.

Die Witwe des geheimen Justizraths und Regierungsdirectors Ursinus lebte, geachtet und gesucht, in den ersten Kreisen von Berlin. Der Rang und das Ansehen ihres vor wenig Jahren verstorbenen Gatten, ihr ansehnliches Vermögen, eine imposante Gestalt, mit ansprechenden Gesichtszügen, so wie ihr Geist und ihre Bildung, machte sie zu einem Glanzpuncte in der damaligen Gesellschaft. Schon ihre Erscheinung bestach durch eine gewisse, nicht zurückstoßende Vornehmheit. Jüngere Frauen, welche sie in ihre lebhafte Unterhaltung zog, fühlten sich geschmeichelt. Ob man sich auch in Liebe zu ihr hingezogen fühlte, ist uns nicht überliefert. Aber ihr Ruf war mit keinem Makel behaftet, obgleich bei ausgezeichneten Frauen der Neid so leicht die vortretenden Schwächen bemerkt.

Um so überraschender wirkte die Nachricht von ihrer Verhaftung. Die Art, wie sie erfolgte, lebt noch in Vieler Gedächtniß, als ein Ereigniß so außergewöhnlicher Art, daß es den ruhigen Lebensstrom des friedlichen Berlins jener Tage völlig unterbrach. So wenig man erwartete,

daß die Sandhügel um Berlin bersten und Feuer speien würden, ebensowenig war man darauf gefaßt, im Kreise der berliner Damenwelt eine Nachfolgerin der Brinvillier zu finden.

Die Geheimräthin Ursinus befand sich am Abende des 5. März 1803 in einer Gesellschaft. Sie saß am Spieltisch, als ein Diener mit allen Zeichen des Schreckens hereintrat und ihr meldete, daß auf dem Flur und im Vorzimmer Policeibeamte stünden und sie sprechen wollten. Die Ursinus verzog keine Miene, indem sie die Whistkarten fortlegte, ihre Mitspieler wegen der kleinen Störung um Entschuldigung bat, und mit den Worten aufstand: es sei nur ein Mißverständniß, und sie hoffe in einer kleinen Weile wieder zurück zu sein.

Sie ging und kam nicht wieder zu ihrer Whistpartie. Nach wenigen Minuten banger Erwartung wußte man, daß sie ins Criminalgefängniß abgeführt worden. Man wußte, daß sie des Giftmordes bezüchtigt war.

Ihr Bediente, Benjamin Klein, hatte sich zu Ende des vorigen Monats Februar unwohl befunden. Als er es seiner Herrin klagte, gab diese ihm eine Tasse mit Fleischbrühe, und einige Tage nachher einige Rosinen. Dies minderte nicht das Unwohlsein, vielmehr erregte es ihm neue Uebelkeiten. Als ihm daher am 28. Februar die Geheimräthin Reis anbot, wollte er ihn nicht essen. Ihm kam der Umstand seltsam vor, daß sie den Reis darauf in den Abtritt warf; der Gedanke stieg in ihm auf, daß die Speisen etwas der Gesundheit Nachtheiliges enthalten könnten, und er beschloß in den Zimmern und Spinden seiner Herrschaft heimlich sich umzusehen. Er fand wirklich am 21. März in einem Spinde ein Pulver mit der Aufschrift: Arsenik.

Da ihm nun am folgenden Tage die Geheimräthin wieder einige gebackene Pflaumen anbot, nahm er die-

ſelben zwar, brachte aber keine in den Mund. Er theilte vielmehr ſeinen Fund und ſeine Furcht der Kammerjungfer der Geheimräthin, Namens Schley, mit, welche die Pflaumen zu ihrem Bruder, einem Apothekerlehrling in der Flittner'ſchen Apotheke trug, um ſie dort unterſuchen zu laſſen. Hier ermittelte ſich alsbald, daß die Pflaumen Gift enthielten. Der Principal der Apotheke, Aſſeſſor Flittner, zeigte den Vorfall ſeinem Vorgeſetzten, dem Obermedicinalrath Welper an, und dieſer dem Director der Immediatcriminalcommiſſion, dem Geheimrath Warſing, welcher, nach vorläufiger Vernehmung des Bedienten, der Kammerjungfer und der Betheiligten in der Apotheke, die Arretirung der Urſinus veranlaßte.

Dies wußte man in den erſten Stunden. Bald nachher wußte man weit mehr. Auch ihr Gatte war vor drei Jahren an Gift geſtorben, das ſie ihm beigebracht, desgleichen ihre Tante, die unverehelichte Witte, und ebenſo ein Geliebter der Urſinus, ein holländiſcher Officier, Namens Ragay.

Alles dies wußte das Publicum in Berlin beſtimmt, und war entbrannt darauf, noch mehr zu wiſſen. Denn man wirft demſelben vor, wenn es auch zu Anfang ungläubig iſt und die Kritik ſchärfer übt, als Andere billigen, daß, iſt dieſe einmal überwunden, der Glaube leicht überſchießt und, unerſättlich, nach dem Unglaublichen verlangt. Da ihm die gerichtliche Unterſuchung zu lange dauerte, auch vielleicht zu geringe Reſultate verſprach, erſchien ſchon in demſelben Jahre ein Buch von dem Hiſtoriker Friedrich Buchholz: „Bekenntniſſe einer Giftmiſcherin, von ihr ſelbſt geſchrieben," welches Vielen für baare Wahrheit galt; doch aber nur ein Roman iſt, deſſen Hauptmotive allein aus Dem entnom-

men sind, was vor Publication des Erkenntnisses von der Untersuchung im Publicum bekannt geworden war.

Die Erwartung, in der berliner Geheimräthin eine Brinvillier zu entdecken, ist zum großen Theil durch die Untersuchung und das Erkenntniß des Kammergerichts getäuscht worden. Jene war, ihrem Verlauf nach, einfach, und durch keinen der interessanten Zwischenfälle, welche dem Brinvillier'schen Proceß ein so wunderbares Interesse geben, gewürzt. Was von den vollbrachten Giftmorden als ermittelt anzunehmen ist, zeigt nicht von jener diabolischen Lust, jenem fieberhaften Drange zu vergiften, den wir, wiewol auch nicht mit vollem Rechte, bei der französischen Marquise annehmen, vielmehr, wenn die Ursinus die Mörderin ist, sind die Motiven im gewöhnlichen Eigennutz gegeben. Nur der völlig erwiesene, aber nicht vollbrachte, Giftmord läßt uns ein psychologisches Räthsel zurück, welches weder durch die Untersuchung, noch durch die drei und dreißig Jahre, welche dem Urtel folgten, und während deren die Verbrecherin bei vollen Verstandeskräften lebte, nur im geringsten gelöst wäre.

Die Ursinus leugnete beharrlich alle die zur Sprache gebrachten Giftmorde; nur die Giftversuche gegen ihren Bedienten Klein räumte sie ein, und bei der gründlich geführten Untersuchung ergab sich Folgendes.

Sophie Charlotte Elisabeth, verwittwete Ursinus, am 5. Mai 1760 geboren, war, wie das Erkenntniß angibt, die Tochter des östreichischen Legationssecretairs Weingarten, nachher von Weiß genannt. Die Historiker jener Zeit nennen ihn Baron von Weingarten. Der Landesverrath an der östreichischen Regierung war der Anlaß seiner Uebersiedelung nach Preußen und der Veränderung seines Namens. Einer Familien-

überlieferung zufolge, die wir nicht verbürgen wollen, hatte Baron Weingarten selbst standhaft alle lockenden Anträge zur Auslieferung der gewünschten Papiere zurückgewiesen. Aber er liebte, er war verliebt. Die Mutter seiner Braut, eine Enthusiastin für Friedrich den Großen, wußte die Papiere aus dem Schrank zu entwenden. Die That ließ sich nicht ungeschehen machen, er mußte die Folgen derselben tragen und nahm sie freiwillig auf sich.

Charlotte lebte bis zu ihrem zwölften Jahre bei ihren Aeltern; dann ward sie nach Spandau zur Hofräthin Haacke, einer ältern Schwester, gegeben, behufs ihres Religions- und wissenschaftlichen Unterrichts. Ihre Aeltern waren katholisch; sie bekannte sich aus freien Stücken zur lutherischen Kirche. Einer Liebschaft wegen, die ihre Aeltern nicht dulden wollten, nahmen sie ihre Tochter aus Spandau wieder zu sich nach Stendal.

Hier lernte sie ihren künftigen Ehemann, den damaligen Obergerichtsrath Ursinus, den Hausfreund ihrer Aeltern, kennen, der ihr vom Anfang ihrer Bekanntschaft an eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit bewies und nach einjähriger Bekanntschaft um sie anhielt. Sie liebte den älteren, ernstern und kränklichen Mann grade nicht; aber sie war, wie sie versichert, demselben herzlich gut, und entschloß sich leicht, ihn zu heirathen, weil ihre Aeltern ihr seinen exemplarischen Lebenswandel, seine Entfernung von allen Leidenschaften, seinen Fleiß, sein Amt und die Aussichten, die seiner warteten, als beneidenswerthe Vortheile schilderten, wogegen sein Gehörsfehler und seine Kränklichkeit nicht in Betracht kommen könnten.

Im neunzehnten Jahre, 1779, heirathete sie ihn; die Eheleute blieben bis 1792 in Stendal und kamen, nach

verschiedenen Aufenthaltsorten, nach Berlin, wo Ursinus am 11. September 1800 starb.

Die Ursinus versicherte, bald nach ihrer Verheirathung schon, wegen der Kränklichkeit ihres Mannes, mit demselben das Uebereinkommen getroffen zu haben, den eigentlichen Zweck der Ehe zu beseitigen. Sie habe den Schmerz über die Kinderlosigkeit ihrer Ehe möglichst zu verbergen gesucht. Anfangs sei ihr das nicht schwer geworden, späterhin aber sei ihr die Entbehrung sehr schwer gefallen, und sie habe eine heftige Neigung zu dem holländischen Officier Ragay gefaßt. Ihre merkwürdigen Aeußerungen darüber in einem der Verhöre sind buchstäblich folgende: „Ich habe meinen Mismuth darüber, daß unsere Ehe kinderlos blieb, so viel als möglich zu verbergen gesucht. Daß ich darüber Mismuth empfand, hatte einen doppelten Grund. Einmal wünsch ich mir Kinder, um, so lange sie noch klein wären, sie als Spielzeug zu gebrauchen, und, wenn sie älter würden, Menschen an ihnen zu haben, die durch Bande des Blutes Verpflichtungen zur Liebe gegen mich hätten; und dann fühlte ich, daß mein Blut heftig wallte und mein Körper Befriedigung foderte, die ich bei Ursinus nicht finden konnte. Nichtsdestoweniger habe ich ihm darüber je Vorwürfe gemacht; vielmehr unterdrückte ich durch Zerstreuungen aller Art die Winke der Natur um so williger, als wir jenes Uebereinkommen getroffen. Nur die Folge, welche eben diese Entbehrung für mich hatte, war mir unangenehm, da, wie gesagt, die Fülle der Gesundheit, in welcher ich lebte, Befriedigung zu fodern schien, und ich ein Toben in meinem Körper verspürte, welches mich oft krank machte. Das war jedoch in den ersten Jahren meiner Ehe nicht der Fall, sondern ich nahm dies Alles erst in spätern Jahren wahr, besonders als-

dann, wenn ich im Umgang mit andern Männern war, oder auch, wenn ich von diesen zufällig einen Druck der Hand, oder auch noch mehr, wenn ich, wäre es auch nur im Pfänderspiel gewesen, von Jemand einen Kuß erhielt, welches Letztere allerdings öfter der Fall war wie Ersteres. Dies empfand ich besonders, wenn es von dem Ragay geschah, denn ich will kein Geheimniß daraus machen, daß ich an diesem Ragay mit innigem Gefühl der Liebe gehangen habe."

Ihr Ehemann billigte nicht allein, er begünstigte auch diese Leidenschaft; doch soll dieselbe nach der Versicherung der Ursinus nicht bis zum Bruch der ehelichen Treue gestiegen sein. Ueber dieses wunderbare Verhältniß gibt ein Brief, der zu den Acten kam, von Ursinus Hand geschrieben und an Ragay adressirt, Auskunft. Er lautet folgendermaßen:

Berlin, den 29. October 1796.
Nachmittags 4 Uhr.

Lieber Freund!

Hier ein Brief für Sie, der schon vorgestern Abend einlief, und den ich gestern nicht schickte, um Ihnen Unruhe zu ersparen. Ich wünsche, sein Inhalt sei gut, und Sie haben durch den Verzug nicht gelitten. Ich würde ihn auch heute nicht geschickt haben (weil ich ungern allein schreiben wollte und Lotte nicht konnte), hätte der Maler mich nicht fragen lassen, wo Sie in Potsdam wohnten. Ob nun gleich die arme Lotte still im Zimmer blieb, keinen Arzt hat, weil sie nie auf Aerzte hielt (außer Tissot), so könnte doch jener Mann sie zufällig gesehen haben, und Sie mit der Nachricht beunruhigen, sie sei krank. — Das ist sie nun eigentlich nicht und nach dem zwei-

ten Aderlaß heut Morgen — hoffe ich viel — in Absicht des Körpers — ihr Gemüth leidet.

Nun zur Erzählung: Sie verließen sie, schon von starkem Andrang des Blutes gegen den Kopf (einer Fülle von Gesundheit) geplagt, dazu kamen Beängstigungen. — Bis Mittwoch hielt sie sich in beständiger pflichtmäßiger Thätigkeit, und zählte nur immer die Stunden, als wollte sie die Tage los sein. Ihr Brief an Sie war ihre letzte Kraft — das Uebel stieg — was litt die Gute! — der Kopf ward benebelt, das Herz geängstigt — sie war nicht mehr Lotte — und doch war sie es so ganz, immer nur befürchtend, daß Niemand durch sie leiden solle — darum sollte ich nicht schreiben, darum erwähnte sie ihrer Gesundheit letzt nicht. — Was der Körper leidet, sieht man, die Verwundungen der Seele sieht man nicht, und darum erkundigt man sich so viel nach diesem, und kann jene um ein Nichts willen verletzen — (sagte sie einmal) ganz sanft, sonst klagt sie nicht. Gestern Abend entschloß sie sich zum heutigen Aderlaß, und es ist viel besser — Röthe ist auf den Wangen, Lächeln um die Lippe. — Schreiben kann sie heut nicht, sie würde sonst wollen.

> Sage recht was Freundliches, und morgen schreibe ich gewiß; bis dahin soll man ruhig sein. Ich habe keinen Augenblick Mistrauen, aber unbegreiflich ist mir die neue Veränderung in Plan und Benehmen, die von Allem, was man mir am Sonnabend sagte, so abweicht.

Und das ist sie mir nach Dem, was sie mir erzählt hat, auch! Können Sie mir darüber einen Aufschluß geben? so wie darüber, wann eher Sie wol hier wieder herkommen? und ob Ihr Schicksal Sie bald wieder an einen andern Ort ruft? so ist es jetzt wohl Zeit! Ich

verdiene ihn in jeder Absicht und kann schweigen. — Ob ich Ihr Freund bin? in welchem Grad ich es bin? wissen Sie. Ach wie ist der Mensch; am Quell des reinsten Glücks darbt er!! Hat nur Stunden zu leben, und verläßt Wirklichkeiten, um Schattenbildern nachzujagen, die selbst, wenn er sie erhält, ihm nicht so viel Glück geben werden, als er jetzt hatte. Hier die Zeitung. Morgen schreibt die gute Lotte, und schickt die heutige, die wir erst spät erhalten. Auch der Friede wird endlich kommen, dann wird uns nichts so gereuen, als die Zeit en attendant nicht besser genossen zu haben. Da Sie sich unserer mündlichen Unterhaltung entzogen haben, so ist es natürlich, daß die schriftliche, so viel es angeht, ersetzen muß; man müßte tagebuchmäßig etwas schreiben, damit nicht immer die Journalière drängte. Wohnen Sie denn noch bei Herrn v. Huguenin? Ich bitte mir auf die Rückseite dieses Briefes zu antworten, weil ich dem guten Weibe gern einst zeigen will, was ich schrieb, und selbst zu zerstreut bin, also gern wieder hätte, was ich Ihnen geschrieben. Mit dem herzlichsten Antheil haben wir gestern aus Ihrem Brieflein gelesen, daß es mit Ihrer Gesundheit besser geht.

„Daß nur kein Terkaleon*) kömmt, sagte Lotte kopfwiegend; wir waren schon 4 bis 5 Mal so weit, und dann springt es immer wieder vom Guten zum minder Guten über. Gott mache ihn glücklich!"

Hätten Sie Aug' und Stimme gesehen, Sie würden beinahe nicht zweifeln, daß Gott ein solches Gebet erhören würde —; er wird's und ich stimme herzlich mit ein: Gott mache Sie glücklich!

Theodor Ursinus.

*) Ein böser Dämon aus einer damals beliebten Oper.

Diesen Brief concipirte die Ursinus selbst, und ihr Mann mußte ihn abschreiben! Die mit gesperrter Schrift gedruckten Stellen sind von der Ursinus noch eigenhändig unterstrichen. In einem Romane würde man diese Thatsache eine Fabel nennen, die über die Grenzen des Wahrscheinlichen hinaus geht. Den Wunsch der Rücksendung erfüllte übrigens Ragay und so kam der Brief unter die Papiere der Ursinus, wo er sich mit ihrem Concepte, neben einander geheftet, befindet! Auch den Wunsch, auf der Rückseite zu antworten, erfüllte Ragay; aber anstatt der Andeutungen über die lebendigen Gefühle der Frau, kam keine andere Antwort als die kühle Floskel: les voeux de la meilleure des amies me sont fort chers, les votres ne me touchent pas moins et je ne doute pas un instant de leur sincérité. Deutete nicht etwa diese Kühle auf eine nach dem befriedigten Genuß schon erloschene Liebesgluth, so könnte man der Versicherung der Ursinus Glauben schenken, daß ihre Leidenschaft nicht die Grenzen des Erlaubten überschritten habe. Aber nicht sie, sondern das Temperament des kühlen Holländers war davon die Ursache.

Sie selbst sagt über dieses Verhältniß noch aus, daß Ragay schon damals Berlin verlassen wollen, angeblich, weil er den Wahn gehegt hätte, daß sie doch keine wahre Liebe gegen ihn empfände. Als aber seine Abreise ihr bittern Kummer und Schmerz verursacht hätte und sie wirklich krank geworden wäre, habe ihr Mann, der es bemerkt und bedauert, ihr angerathen, alle Wege einzuschlagen, um ihn wieder zurückzuführen. Da der weibliche Anstand ihr verboten, dies selbst zu thun, habe sich ihr Mann dazu erboten und den von ihr selbst aufgesetzten Brief copirt.

Aber Ragay kam nicht und Ragay blieb nicht. Der

schwere Kampf zwischen Pflicht und Liebe habe in ihr, sagt sie, nicht den Gedanken den Geliebten zu morden, sondern Hand an sich selbst zu legen, erzeugt. Indessen sei dieser glücklicherweise damals vorübergegangen, und des Holländers Entfernung von Berlin und dann sein Tod (im Juli 1797) hätten sie völlig beruhigt.

So nahe die Vermuthung lag, daß eine Frau, die ihren Bedienten geständlich vergiftet und schon dringend verdächtig war, ihren Gatten und ihre Tante durch Gift aus der Welt geschafft zu haben, auch einem Geliebten, der sich anscheinend ihren Wünschen nicht fügte, oder der Lust und Treue überdrüßig war, und plötzlich darauf starb, ihre Rache fühlen lassen, so ward diese Vermuthung doch vor den Gerichten durch nichts unterstützt. Zwar sprach auch der berliner Arzt, der unter dem Namen des alten Heim zu einem so populairen Ruhm gediehen ist, von dem ihm von Anfang an seltsam bedünkenden Verhältnisse zwischen der verheiratheten Frau und dem holländischen Hauptmann, der bei ihnen gewohnt. Aber er sowol als der in damaliger Zeit auch sehr geschätzte Arzt Zenker, die Beide den Ragay in seiner letzten Krankheit Monate lang besucht, erklärten übereinstimmend, daß sie an ihm alle Symptome der Lungensucht gefunden und daß es diese Krankheit sei, die ihn getödtet habe. Auch setzte Heim noch hinzu: daß die Zufälle, welche er bei dem letzten Besuche bemerkt habe, für ihn auch keinen Schein eines Zweifels gegen jene Voraussetzung übriggelassen hätten.

Bei so bestimmten Erklärungen von zwei Aerzten, die als Autoritäten galten, fielen die Vermuthungen vorm Auge des Richters von selbst zusammen; und da sie durch gar keine andere Indicien gestützt wurden, hatte man keinen Anlaß, zur Leichenbesichtigung zu schreiten,

und die Ursinus mußte, da auch bis zum Schluß der Untersuchung nichts neu Verdächtigendes hinzukam, von der Anschuldigung, den holländischen Hauptmann vergiftet zu haben, völlig freigesprochen werden.

Ihr Ehemann, der Geheimrath Ursinus, war plötzlich, nachdem er am Tage zuvor noch wohl und gesund gewesen, am 11. September 1800 gestorben. Mit seinen chronischen Uebeln schien der unerwartet schnelle Tod nichts gemein zu haben, und da seine Witwe als Giftmischerin einmal dastand, so war es sehr natürlich, daß ein dringender Verdacht, ihren Gatten umgebracht zu haben, auf sie fiel. Ihre eigene Angabe darüber, wie ihr Gatte gestorben sei, konnte ihn nur verstärken.

Nach der Ursinus Aussage hatte sie am Tage zuvor, am 10. September, den Geburtstag ihres Gatten in einer kleinen Gesellschaft gefeiert. Ursinus war sehr vergnügt gewesen, obgleich er oft den Gedanken geäußert, daß er bald sterben werde. Nachdem die Gesellschaft und die Domestiken sich entfernt, sei er zu Bett gegangen, sie aber sei noch aufgeblieben, um Alles in Ordnung zu bringen. Aber bald nachdem er im Bette war, habe sie ihn klagen gehört. Sie fragte ihn darauf, ob er ein Brechmittel (was immer vorräthig gewesen sei) verlange? Da er dieses aber nicht habe nehmen wollen, so habe sie ihm ein stärkendes Elixir gegeben. Das habe nichts geholfen. Er hätte fortgeklagt und das Brechmittel gefodert. Sie habe es ihm eingegeben und nunmehr ihre Domestiken wecken wollen. Deshalb habe sie heftig an der Klingel gezogen, die aus ihrer Wohnstube führte. Da sich darauf Niemand eingefunden, habe sie ihre Domestiken durch den im Hause wohnenden Portier wollen rufen lassen. Während sie auf dem Wege nach dem Portier gewesen, habe sie gehört, daß das Brechmittel seine

Wirkung gethan. Sie sei nun ihrem Ehemanne zu Hülfe geeilt, und da derselbe keinen Thee habe trinken wollen, habe sie es auch nicht für nöthig gehalten, ihre Domestiken zu wecken. Am andern Morgen fühlte sich Ursinus schwach. Er legte sich auf das Sopha und sei Nachmittags, in Gegenwart mehrer Aerzte, verstorben.

Schon in dieser eigenen Angabe lag viel Verdächtiges: das einsame Beisammensein der Frau mit dem kranken Manne die ganze Nacht hindurch; daß ihr angeblich heftiges Klingeln keinen der Domestiken sollte erweckt haben; Niemand bekundete, daß er von dem Klingeln etwas gehört habe; daß sie bei einem so andauernden, bedeutenden Uebelbefinden ihres Mannes sich damit begnügt, bei ihm zu sitzen, ohne die Diener doch endlich selbst aufzuwecken, oder einen Arzt holen zu lassen; daß der Arzt es bestreitet, daß er verordnet habe, ihr Ehemann solle sich immer ein Brechmittel vorräthig halten, und dieses immer bereit liegende Brechmittel. Dazu räumte die Geheimräthin ein: daß sie um jene Zeit Arsenik mit Mehl gemischt zur Vertilgung der Ratten im Hause gehabt.

Daß die Ursinus wirklich ihren Ehemann geliebt habe, daß also diese Liebe ein Motiv gewesen, sie von der Vergiftung zurückzuhalten, kann, nach dem eben Angegebenen, nicht angenommen werden. Sie haßte ihn nicht, sie war ihm auch in einer gewissen Dankbarkeit ergeben; und noch mehr hatte sie, der die Heuchelei nicht fremd war (sie begleitete sie bis zu ihrem Tode), die Eitelkeit, eine vorzügliche Hausfrau scheinen zu wollen, und eine Zuneigung zu affectiren, die nicht aus dem Herzen kam. Aber diese Motive waren nicht stark genug, noch zu bestehen, wenn das andere Motiv in ihr mächtig wurde:

die Lust frei zu werden von dem Bande, welches sie an einen kränkelnden schwachen Mann knüpfte, der ihr in keiner Art Befriedigung gewährte und dem sie ebenso an Geist als an Körper überlegen scheint gewesen zu sein. Kommt hinzu, daß sie erweislich nach dem Tode ihres Mannes nach einem andern Gatten sich umgesehen, und sich nicht einmal geschämt, ihren Bedienten dabei, wenn nicht als Unterhändler, so doch als Kundschafter zu gebrauchen, und daß die Aussicht, nach seinem Tode nicht allein frei und unabhängig, sondern auch als seine Erbin in glücklichen Verhältnissen dazustehen, sie zum Verbrechen locken konnte, so wächst der Verdacht um ein Bedeutendes.

Außerdem hatte die Ursinus kurz vor ihres Gatten Tode Gift kaufen wollen, und ihr Benehmen beim Ankauf desselben war nicht ganz unbefangen. Sie selbst hatte es vom Apotheker Thiemann gefodert, um, wie sie vorgab, Motten damit zu tödten. Als Thiemann ihr und ihrem Ehemanne nachher Arsenik brachte und ihr das Unzweckmäßige beim Gebrauche vorstellte, sagte sie, um das Gespräch zu Ende zu bringen, daß sie es zur Vertilgung der Ratten gebrauche. Aber Ratten gab es nicht im Hause. Zufolge aller gesetzlichen Bestimmungen mußte die Ursinus schon danach als der Giftmischung verdächtig angesehen werden.

Es kam nunmehr nur darauf an, den Thatbestand des Verbrechens, den wirklich durch Gift erfolgten Tod des Geheimenrath Ursinus an's Licht zu stellen. Dieser Theil der Untersuchung ist wegen der Differenz der Ansichten und Urtheile der Sachverständigen sowol als wegen der für die gerichtliche Arzneikunde wichtigen Ermittelungen, nicht allein für diesen Proceß, sondern auch für alle Folgezeit von der größten Bedeutung geworden.

Der Leichnam wurde ausgegraben. Ueber seine Identität wurden alle Zweifel beseitigt. Bei der Obduction ergab sich nun, daß dieser bereits dritthalb Jahre vergrabene Leichnam mumienartig eingetrocknet und von der Fäulniß unangegriffen war. Die Hände, Finger, Füße und Zehen waren krampfhaft zusammengezogen, die Haut war pergamentartig. In dem geöffneten Unterleibe waren Spuren einer Verwesung bemerkbar; doch fand sich keine Zerstörung durch Fäulniß oder Würmer. Magen und Gedärme konnten nicht mehr von einander unterschieden werden. Das Netz, die Leber und die Nieren waren talgartig. — — Die Lunge, das Herz und die Milz fanden sich im unverwesten, natürlichen Zustande.

Die Obducenten erklärten schon bei der Besichtigung des Leichnams, daß sie nach dem Befunde, besonders der krampfhaften Zusammenziehung der Hände, Füße, Finger und Zehen und der Abwesenheit der Fäulniß, für wahrscheinlich hielten, daß der Todte an einer Arsenikvergiftung verstorben sei.

Hierauf wurden vom Physikus unter Zuziehung zweier berühmten Chemiker, Klaproth und des Medicinalassessor Rose, die Eingeweide einer chemischen Untersuchung unterzogen. Bei derselben (wohlverstanden nach dem chemischen Verfahren vom Jahre 1803; Rose wandte damals ein Verfahren an, welches sich bis zur Erfindung des Marsschen Apparates als das zweckmäßigste bewährte) fand sich zwar weder Arsenik, noch sonst ein giftiger Körper, indessen bemerkten die Obducenten nach der Reinigung der Eingeweide von den dünnen Gedärmen mehre entzündete, zum Theil brandige Flecken, wie sie bei Arsenikvergiftungen häufig gefunden werden, und erklärten sich in ihrem Visum repertum nochmals dahin, daß sie es für wahr-

scheinlich hielten, daß der Geheimrath Ursinus an den Folgen des Arseniks gestorben sei; daß sie dieses nur deshalb nicht mit völliger Gewißheit behaupten könnten, weil kein Gift gefunden sei, daß aber dessen Abwesenheit gegen ihre Meinung nichts beweise.

Wenn man vom heutigen Standpunkt der Wissenschaft aus die Sachlage betrachtet und weiß, wie der Arsenik sich im menschlichen Körper verbirgt und verflüchtigt, und durch welche künstliche Operationen, die damals noch nicht entdeckt waren, sich dessen Anwesenheit nur herausstellen läßt, so dürfte das Gutachten jener Chemiker, die überdem die ersten Autoritäten ihrer Zeit waren, in unsern Augen noch mehr an positiver Bestimmtheit gewinnen. Auch würde es, in Verbindung mit allen andern belastenden Umständen, wol den Richter der Ursinus zum Schuldigsprechen veranlaßt haben, wenn nicht der Bericht dreier Aerzte, welche den Geheimrath Ursinus während seiner Krankheit behandelt hatten, die Verbrecherin gerettet hätte. Es waren dies drei ausgezeichnete Aerzte jener Zeit, deren Ruf jeden Zweifel über die Lauterkeit ihrer Absichten und die Genügendheit ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse und Erfahrungen außer Zweifel setzte, der berühmte Geheimrath Formey, der Generalchirurgus Laube, ein Veteran in seiner Kunst, und der Doctor Bremer, der den Ruhm hat, zuerst die Kuhpockenimpfung im Preußischen eingeführt zu haben.

Formey sagte: daß er damals den Krankheitszufall des Geheimrath Ursinus für einen Nervenschlag angesehen habe und noch zur Zeit für einen Nervenschlag halte; daß er zwar nicht mit Zuverlässigkeit behaupten könne, daß der Verstorbene kein Gift erhalten habe, daß er aber pflichtmäßig anzeigen könne, daß bei dem Sterbenden, während seiner Anwesenheit am Sterbebette, keines von den

gewöhnlichen Zeichen einer Vergiftung zu bemerken gewesen sei.

Laube war schon mehre Jahre durch der Arzt des Geheimraths Ursinus gewesen, er vermuthete schon lange, daß derselbe am Nervenschlage sterben würde und versichert, er sei vollkommen überzeugt, daß dies geschehen sei, indem alle Symptome, welche medicinische Grundsätze und Erfahrungen ihn in seiner 44jährigen Praxis gelehrt, die Richtigkeit dieser seiner Ueberzeugung verbürgten. Er versichere auf seine Pflicht, daß er während seiner Anwesenheit auch nicht die leiseste Spur, welche sich auf eine Vergiftung deuten ließe, an dem Körper des Verstorbenen und an dessen Bewegungen wahrgenommen habe. Er habe keine Convulsionen, keine Auftreibung des Unterleibes, kurz keine äußern Kennzeichen bemerkt, und hätte dieses doch während seines zweistündigen Aufenthaltes nothwendig wahrnehmen müssen, wenn der Kranke Gift in seinem Leibe gehabt hätte.

Ebenso erklärte Dr. Bremer, er könne auf Pflicht versichern, daß, nach seiner Ueberzeugung, die Todesursache des Verstorbenen nicht in einer Vergiftung, sondern in seiner Nervenschwäche gelegen habe. Er sei davon so vollkommen überzeugt als möglich. Denn die Symptome dieser Todesart könnten nicht trügen und wären beim Verstorbenen untrüglich gewesen.

Alle Vermuthungen, Indicien und Schlüsse der Richter mußten vor diesen übereinstimmenden Zeugen dreier wissenschaftlicher Autoritäten verstummen. Noch stellte man die Frage: ob ein Mensch, der Gift genossen, doch am Nervenschlage sterben könne und wie lange Zeit vorher das Gift in diesem Falle genommen werden müsse? worauf Dr. Bremer antwortete: Es sei wol möglich, daß ein nervenschwacher Mensch, der Gift im Körper habe

am Nervenschlage sterben könne; daß sich diese Wirkung bei Einigen früher als bei Andern zeige, daß es also wol möglich sei, daß der Verstorbene Gift genossen habe. Allein gestorben sei er daran, so viel die am Leichnam äußerlich gefundenen Symptome gelehrt hätten, nicht.

Hierzu kam, daß Ursinus bis am Tage vor seinem Tode völlig gesund war. Wäre die Vergiftung von der Art gewesen, daß er von der Masse des erhaltenen Giftes in 24 Stunden sterben müssen, so konnten die Zeichen der Vergiftung dem Arzte nicht entgehen. Eine sogenannte Vergiftung im zweiten und dritten Grade, die den Tod nur nach einem mehrtägigen Leiden veranlaßt, widersprach eben jenem gesunden Zustande, in dem sich der Verstorbene bis zum 10. September befand.

Hiernach mußte, vor dem Gesetz, die Hypothese der Obducenten, vielleicht auch die moralische Ueberzeugung der Richter zurücktreten. Es war kein Thatbestand dieses Verbrechens da, die Vergiftung des Ehemanns war nicht allein nicht erwiesen, sondern dem Gutachten der Aerzte zufolge, als im höchsten Grade unwahrscheinlich, ja fast unmöglich dargethan. Es konnte daher auch hinsichts dieser Anschuldigung nur eine vollkommene Freisprechung der Ursinus erfolgen.

Am 23. Januar 1801 starb zu Charlottenburg, nach einem kurzen Krankenlager, die Tante der Ursinus, die unverehelichte Witte.

Nach ihrem Tode gerieth Niemand auf den Verdacht, daß sie vergiftet sein könne. Aber als man nach der Verhaftung der Ursinus alle diesen Tod begleitenden Umstände zusammenfaßte, erstand plötzlich ein solcher, und

die mit äußerster Sorgfalt geführte Untersuchung bestätigte denselben bis zu einer Gewißheit, welche vor einem Geschwornengerichte ein unbedingtes Schuldig, vor einem preußischen Criminalgerichte eine außerordentliche Strafe vollkommen rechtfertigt.

Nachdem man die Leiche ausgegraben, und über die Identität derselben mit der unverehelichten Witte sich über alle Zweifel versichert hatte, ergab die durch den Obermedicinalrath Welper und den Stadtchirurgus Röseler vorgenommene Obduction: daß die Leiche, die vom 27. Januar 1801 bis zum 23. März 1803 vergraben lag, noch nicht verwest, sondern nur zusammengetrocknet war. Der Unterleib war einzogen und so zusammengetrocknet, daß nur mit Mühe die äußere Bedeckung durchschnitten werden konnte. Die Gedärme, das Netz und der Magen zeigten sich in einem weichen, breiartigen, dem Talge ähnlichen Zustande.

Die Gedärme und der Magen waren nicht genau zu unterscheiden, und wurden, um Versuche über die Existenz des Arseniks anzustellen, herausgenommen. In der Brusthöhle fand sich nichts Unnatürliches. Die Lunge war sehr zusammengefallen und das Herz breiartig aufgelöst. Die übrigen Eingeweide des Unterleibes, als Milz und Leber, waren von dunkelblauer Farbe.

Nachdem die Obducenten schon nach den gemachten Wahrnehmungen auf die höchste Wahrscheinlichkeit einer durch Arsenik erfolgten Tödtung geschlossen, ergab die von ihnen, mit Zuziehung Klaproth's und Rose's, bewirkte chemische Untersuchung Folgendes: daß zwar in den Eingeweiden kein Gift mehr gefunden sei, daß sie aber nach der Reinigung der Eingeweide im Magen unverkennbare Kennzeichen einer Entzündung mit Brandflecken gefunden; daß die dünnen Gedärme größtentheils entzün-

det und in Brand übergegangen wären, und daß sie mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen könnten; daß die Witte durch Arsenik getödtet worden.

Zwar versuchten auch hier die Aerzte, welche die Witte in ihrer Krankheit behandelt, zu behaupten, nach ihren Wahrnehmungen bei derselben bliebe der Verdacht einer Vergiftung ausgeschlossen; aber diesen Aerzten wohnte nicht die wissenschaftliche Autorität der drei obengenannten bei. Außerdem aber entkräfteten noch andere Umstände in den Augen der Richter ihre Behauptung.

Der Chirurgus Pohl versicherte: er wisse es mit sachverständiger Gewißheit, daß die Witte nicht an den Folgen einer Giftmischung gestorben sei. Aber man schenkte seinen Bemerkungen über medicinische Gegenstände, da er nur als Chirurgus vereidet war, keine rechtliche Berücksichtigung. Zudem ward er von der Ursinus selbst angeschuldigt, ihr Gift gegeben zu haben, erschien also bei der Sache interessirt.

Der Professor Gönner, der andere Arzt, behauptete zwar auch: daß er nicht die entferntesten Symptome einer Vergiftung wahrgenommen habe; aber er sah die Witte nur am Tage vor ihrem Tode, und die Ursinus behauptete selbst, daß die Witte erst nach seiner Entfernung recht krank geworden sei, wonach sich annehmen läßt, daß die Symptome der Vergiftung erst nach der Zeit, wo Gönner sie beobachtete, sich eingestellt haben.

Hiernach konnte der Thatbestand der Vergiftung in diesem Falle, bei dem nicht entkräfteten Gutachten der Obducenten, mit Sicherheit angenommen werden.

Auch die Thäterschaft der Ursinus ist, sowol aus ihren eigenen Aussagen, als aus andern Anzeigen, und selbst durch die möglichen Motive, der rechtlichen Vermuthung näher gerückt.

In ihren ersten Auslassungen sagte sie, sie habe ihre Tante, welche sie von allen ihren entfernten Verwandten am meisten geliebt, am 16. Januar 1801 in Charlottenburg besucht. Da die Tante über Kopfweh und einen verdorbenen Magen geklagt, habe sie sich entschlossen, einige Tage bei ihr zu bleiben. Schon am nächstfolgenden habe aber die Witte geklagt, daß sie sich erbrechen müsse, und an Kopfweh, Durst und Hitze leide. Da sich die Krankheit auch am dritten Tage nicht vermindert, hätte sie, die Nichte, den Chirurgus Pohl rufen lassen. Sie selbst habe sich damals bei der kranken Tante sehr unglücklich und beängstet gefunden und sei dadurch auf den Gedanken gekommen, sich selbst ums Leben zu bringen. Um dies unbemerkt ausführen zu können, und damit die geschickten Aerzte von Berlin ihrem Leben nicht wider ihren Willen zu Hülfe kämen, habe sie den Vorsatz gefaßt, in Charlottenburg Gift zu nehmen. Sie habe deshalb von dem Chirurgus Pohl welches gefodert, und als sie am 19. Januar auf einige Stunden nach Berlin gefahren, habe sie neun Portionen Arsenik bei dem Apotheker Thiemann bestellt. Von Beiden habe sie Gift erhalten, und dieses immer bei sich geführt, außer ein Mal, wo sie es auf dem Waschtisch der Tante liegen gelassen. Obgleich im Besitze des Giftes, habe sie doch keinen Gebrauch davon gemacht.

Inzwischen sei der Zustand der Tante immer bedenklicher geworden. Auf ihr, der Ursinus, vieles Bitten habe sie sich entschlossen, am 23. Januar den Professor Gönner kommen zu lassen. Dieser habe die Krankheit für unbedeutend erklärt, aber sie habe sich nach seiner Entfernung vermehrt. Sie habe nun die ganze Nacht bei ihrer Tante gewacht, und in dieser Nacht sei dieselbe gestorben.

Auch hier hatte die Ursinus abermals die letzte Nacht allein mit der in Vergiftungskrämpfen hinsterbenden Tante verbracht! Nachdem sie 4 Tage bei derselben in Charlottenburg gewesen, schrieb sie an den Apotheker Thiemann, er möchte ihr eine gute Portion Gift, etwas stärker als das letzte Mal, zur Vertilgung der Ratten, die ihre Tante habe, schicken. Er möge es jedoch so einpacken, daß Niemand errathe, was darin sei. Sie erhielt darauf ein halbes Loth Arsenik und führte dieses in Charlottenburg bei sich.

Aber es ist erwiesen, daß im Hause ihrer Tante keine Ratten waren. Der Vorwand, unter dem sie das Gift foderte, war also falsch.

Inzwischen hatte sie vorsichtiger Weise sogleich nach einer andern Ausflucht sich umgesehen. Sie schob ihren Lebensüberdruß vor und behauptete, sie habe sich selbst ermorden wollen, und um deswillen das Gift angeschafft. Bald nach dem Tode ihres Mannes sei ihr die Welt ganz verändert vorgekommen, selbst ihre Hausgenossen hätten das gewohnte Betragen gegen sie geändert. Darüber sei sie in Schwermuth verfallen und habe gedacht: Du thust besser, wenn du deine Glücksgüter Andern lässest, die sie besser brauchen können, und still aus der Welt gehest. Dieser Gedanke sei zum Entschluß gereift, als sie bei ihrer Tante gehört habe, daß ihre Schwester, die Hofräthin Haack, ihrer Tante Vorwürfe über deren Zuneigung zu ihr, der Ursinus, gemacht hätte.

Diese Schwermuth und dieser angebliche Vorsatz, sich selbst umzubringen, spielen in ihrem Proceß eine Hauptrolle und sollen der Blitzableiter sein, an dem die gefährlichen und unvermeidlichen Strahlen abgleiten. So anscheinend glücklich die Erfindung ist, so unglücklich war doch die Anwendung. Die Ursinus erscheint zwar, im

ganzen Processe und nach ihren Briefen, als eine Dame, welche, mit ihrem natürlichen Verstande und ihrer gewonnenen Bildung sich nicht begnügend, durchaus interessant sein will. Sie spielte die Empfindelnde. So gibt sie sich selbst in ihren Briefen, so schildert sie der alte Heim in seinem Gutachten. Sie wollte, auch als sie jene Nebenabsicht noch nicht haben konnte, krank erscheinen, sie wollte bedauert, bewundert, zart und aufmerksam behandelt sein, weil das Gesundsein ihr zu gemein, das Zeichen einer gewöhnlichen Natur dünkte. Aber sie war so gesund von Körper als consequent in der geistigen Verkehrtheit. Weder ist ihre Schwermuth bewiesen, noch auch nur eine Anzeige davon da, daß sie wirklich an einen Selbstmord gedacht habe. Wenn sie Grund zur Schwermuth, ja zur Verzweiflung hatte, so war es, als die furchtbare Anschuldigung auf ihr lastete, als, ohne das Gutachten der drei Aerzte, ihr das Schaffot bevorstand. Statt aber unter dieser entsetzlichen Anklagelast zu erliegen, richtete sich hier der Geist dieses Weibes mit einer erstaunungswürdigen Kraft auf. Ihre gewaltige Natur, die wir anerkennen müssen, brach siegreich durch die anempfindelte hervor; keine Spur mehr von Schwermuth und Lebensüberdruß, der wirklich nach einem raschen Ende desselben verlangte. Vielmehr als ein gereizter Feldherr, der, geschlagen, nicht verzweifelt, sondern in Aufsuchung und Ausbeutung der letzten Hülfsmittel seinen Ruf bewährt, spielte sie ihre Rolle fort, und stand, wenn man das Größe nennen will, in ihrem Unglück am größten da. Mit allem Scharfsinn sah und griff sie nach allen Mitteln und Wegen, wo Rettung für Leben und Ehre nur entfernt in Aussicht stand, und leugnete ohne sich zu verwirren, ohne zu erröthen, auf die Gefahr hin als Lügnerin überwiesen zu werden. Aber nicht wie eine gemeine

Verbrecherin, die Alles und Jedes in Abrede stellt und in frechem Trotz fodert: Beweist es mir! Von vorn herein gab sie das zu, was handgreiflich war, was, von dem Sinne des Gegenwärtigen aufgefaßt, sich nicht leugnen ließ, ohne gegen jeden gesunden Menschenverstand, gegen das Gesammturtheil des Publicums zu verstoßen. Sie gab zu, was die Klugheit sie lehrte, daß sie es nicht bestreiten könne, aber baute sogleich auf dieses Eingeständniß selbst eine neue Vertheidigung. Weil diese zugestandene letzte That, die Vergiftung des Bedienten, so durchaus sinn- und zwecklos erscheint, das übergebliebene Räthsel des ganzen Processes, so vermeinte sie damit, ihren verwirrten Gemüthszustand, vielleicht ihre Unzurechnungsfähigkeit, wo es solche Verbrechen galt, beweisen zu können. Die Motive jener That blieben und sind allerdings noch heute im Dunkel; aber alle die möglichen Motive passen nicht auf die früheren Fälle. Ebensowenig beweist irgend etwas, daß ihr Gemüthszustand damals in Verwirrung und Rathlosigkeit war.

Im Gegentheil, die Ursinus war ursprünglich gesund, wie ihr Arzt, der alte Heim, in einem gründlichen Gutachten, von dem zu sprechen wir nachher noch Gelegenheit finden, versichert. Sie heuchelte nur eine Nervenkrankheit, die gar nicht existirte. Die Betrübniß über den Tod eines solches Ehemannes, der ihr nichts war, als ein Vorhängeschild, als ein Werkzeug, das sie nach Belieben gebrauchte, konnte ihr Gemüth unmöglich sehr erschüttern, zumal da er ihr Das, was ihr am werthvollsten von ihm war, Rang, Ansehen in der Welt, vornehme Bekanntschaften und Vermögen hinterließ. Die geistvolle, durch ihre körperlichen Vorzüge, ihre geselligen Talente und ihre Toilettenkunst imponirende Frau, die in allen Gesellschaften gesucht wurde, und selbst ein glänzendes

stiegen, wo ihre Foderung um Gift an zwei Personen erweislich war, mochte auch eine Ursinus auf Augenblicke ihre Festigkeit verlassen. Und in diesen schwachen Augenblicken, wo sie Alles verloren und das schrecklichste Ende vor sich sah, gestand sie wiederholentlich ein: „Daß es möglich sei, daß sie in der Schwermuth der Tante Gift gereicht haben könne." Läßt sich denken, daß sie — gerade sie — ohne Ueberzeugung von der Wirklichkeit ein solches Bekenntniß abgelegt haben würde? — Zugleich verrieth ihr studirtes Benehmen bei der Obduction, daß sie nicht die volle Ueberzeugung von ihrer Unschuld hatte. Als sie davon hörte, daß der Leichnam der Tante secirt werden sollte, wankte sie und rief aus: „Wenn es sein muß, so muß ich mich denn unterwerfen; findet man etwas (Gift), so bin ich schuldig; findet man nichts, so bin ich unschuldig. Aber auch im ersten Falle werden meine Richter, denen ich sehr für die Milde danke, mit welcher sie mich behandeln, nicht wissen, ob ich absichtlich meiner Tante Gift gegeben habe."

Das Gericht entschied, daß alle diese Umstände die gesetzlichen Anzeigen dermaßen verschärften, daß sie — eine außerordentliche Strafe rechtfertigten.

Das dritte Verbrechen, die Vergiftung des Bedienten Klein, ist thatsächlich auf das Bestimmteste erwiesen: durch die Uebereinstimmung der eigenen Aussage der Ursinus, die des Klein und verschiedener Zeugen, so wie durch die chemischen und andern Untersuchungen der Sachverständigen. Nur das Motiv ist im Dunkel geblieben.

Die Ursinus will durch die Beschäftigungen, welche ihr der Tod ihrer Tante gegeben und dann durch die Zerstreuungen, welche die Theilung des Nachlasses veranlaßt, einstweilen von der Idee, sich selbst zu ermorden, abgebracht worden sein. Erst nach zwei Jahren, zu Anfang 1803 sei der Gedanke abermals in ihr erwacht, und sie habe sich wieder zur Inwerksetzung desselben vorbereiten wollen. In dieser Absicht foderte sie von ihrem Hausarzte, dem General-Chirurgus Laube, Gift, unter dem Vorgeben, für einen entfernten Gutsbesitzer, und erhielt auch wirklich zu Anfang Februar 4 Loth Arsenik von ihm.

Da klagte ihr Bediente Klein über Uebelkeiten und wollte ein Brechmittel haben. Laube gab ihm statt dessen ein Abführungsmittel. Klein klagte der Ursinus am 25. Februar beim Mittagstisch, daß ihm das nichts helfe und er wünsche zu brechen.

Sie befahl ihm darauf eine Tasse zu holen, und als er die Obertasse gebracht, schickte sie ihn nach der Untertasse fort, füllte aber während dessen die Obertasse mit Fleischbrühe und that etwas Arsenik hinein. Sie sagte, er solle das trinken, dann werde er sich schon erbrechen. Er trank und sie füllte ihm die Tasse noch einmal.

Klein hatte sich erbrochen. Er klagte über Hitze, Leibschneiden und Halsschmerzen. Er wünschte sich gern noch einmal zu übergeben. Die Ursinus gab ihm deshalb am 28. Februar einige Rosinen, von denen sie eine mit Arsenik gefüllt hatte. Er erbrach sich danach und hatte Leibschmerzen und Kopfweh.

Am folgenden Tage gab sie ihm Milchreis, worin sie ebenfalls Arsenik gethan. Da Klein aber einen Widerwillen zeigte, warf sie die Speise in den Abtritt.

Am 3. März endlich brachte sie ihm 6 bis 8 Pflau-

men, davon eine mit Arsenik gefüllt war. Klein nahm sie, aß sie aber nicht, sondern ließ sie durch die Kammerjungfer Schley in die Apotheke bringen, wo, in der angegebenen Weise, die Entdeckung erfolgte.

Alles dies steht vollkommen fest. Auch fehlen von den 4 Loth Arsenik, die sich die Ursinus durch eine falsche Vorspiegelung von dem Laube verschafft, 90 Gran, welche sie zur Vergiftung des Klein gebraucht haben muß. Klein wurde krank und immer kränker, und der General-Chirurgus Laube, der ihn als Arzt behandelte, erklärte: daß die Krankheit die Wirkung eines Giftes sei. Welper bemerkte bald die Existenz eines Giftes. Klein starb indessen nicht und erholte sich noch während der Untersuchung so weit, daß bei Abfassung des Erkenntnisses nur als feststehend erklärt werden konnte: daß ihm die Ursinus durch Arsenik eine langwierige, seinem Leben gefährliche Krankheit zugezogen, die jedoch wahrscheinlich keinen bleibenden Nachtheil verursacht habe.

Das ärztliche Gutachten bewährte sich auch durch den Erfolg. Der Bediente Klein starb erst im Oct. 1826, also 23 Jahre nach der That. Eine Pension, welche ihm die Ursinus aussetzen müssen, wurde demselben von dem kurmärkischen Pupillencollegium monatlich ausgezahlt. Wenn er sich dieselbe holte, pflegte man scherzhaft zu sagen: „Da ist der Mann, der vom Gifte lebt."

Nur die Beweggründe der That sind nicht ermittelt. Die Ursinus selbst sagte bei den ersten Vernehmungen: einen vernünftigen Grund zu dieser Handlung könne sie nicht angeben. Sie habe ihm, wie schon angeführt, zuerst den Arsenik in der Bouillon nur darum gereicht, um seinem Wunsche zu brechen zu willfahren. Dann, als sie gesehen, daß es so wirkte, und Klein doch mit

der Wirkung noch nicht zufrieden war, habe sie auch die Rosinen, den Reis und die Pflaumen vergiftet, hier jedoch schon mit der Nebenabsicht: Die Wirkungen des Arseniks zu betrachten, und bei dieser Gelegenheit zu sehen, wie viel Gift sie zur Selbsttödtung nöthig habe.

Aufmerksam gemacht auf die Unwahrscheinlichkeit und die innern Widersprüche in ihren Angaben, erklärte sie: Die Argumentation der Inquirenten sei sehr vernünftig; aber in ihrer damaligen Stimmung sei sie nicht vernünftig gewesen, und hätte keine solche Schlüsse machen können. Sie habe gedacht: Du willst einmal probiren, welche Wirkungen Gift hervorbringt; du hast gehört, daß es in kleiner Quantität nicht schadet — du wirst sehen, ob das wahr ist. Ist es nicht wahr, so kannst du ja alle Hülfsmittel brauchen, daß es ihm keinen bleibenden Nachtheil verursacht, und in beiden Fällen wirst du ja sehen, welche Portion du nehmen mußt, um zu sterben. Sie habe sehen wollen, wie man sich dabei gebehrde; denn sie hätte gehört, daß ein Fräulein von Alvensleben sich an die Erde geworfen hätte.

Sie gestand ein, daß ihr Betragen mit der Natur eines vernünftigen Menschen nicht vereinbar sei, behauptete aber, in ihrer damaligen Stimmung und in ihrem damaligen Kopfe sei es sehr vereinbar gewesen, und nie habe sie die Absicht gehabt, den Klein zu tödten. Sie wollte also ihre Entschuldigung auf eine Imputationsunfähigkeit bei ihren damaligen geistigen Vermögenszuständen gründen. Dieser Beweis ist aber nicht allein nicht geführt, sondern durch das Gutachten aller Zeugen und Sachverständigen zum Gegentheil ausgeschlagen.

Bevor wir aber dies näher betrachten, begegnen uns Umstände, welche theils die Unwahrscheinlichkeit ihrer

Angabe aus andern Gründen darthun, theils auf wahrscheinliche andere Motive wenigstens hinleiten.

Hätte sie nur die Absicht gehabt, den Klein zum Erbrechen zu reizen und so zu heilen, so konnte sie nie erfahren, wie viel Gift sie nehmen müsse, um zu sterben, und ebenso wenig sich unterrichten, wie man sich dabei gebehrde. Sie wußte ferner durch den Laube, daß ihrem Bedienten das Erbrechen schädlich war, der es ihm deshalb verweigert hatte. Und doch gab sie ihm Arsenik: um zu brechen. Sie sah, daß Klein nach dem Genuß kränker ward, und doch reichte sie ihm, in fortgesetzten Versuchen, immer mehr davon, obgleich sie wußte, daß Arsenik tödte. Der Apotheker Thiemann hatte ihr gesagt, daß schon ¼ Loth hinreiche, eine halbe Compagnie zu vergiften, und durch den General-Chirurgus Laube wußte sie, daß so viel Arsenik, als ein Gerstenkorn beträgt, tödtlich sei. Dennoch gab sie dem Klein mehre Male eine Messerspitze voll Arsenik. Auch beobachtete sie durchaus nicht genau die Wirkungen des Giftes, sondern ging an jedem Tage, wo sie ihm eine Portion gegeben, aus dem Hause und erst nach der Rückkehr sah sie ihn einige Augenblicke, um ihm ihre Theilnahme zu versichern. Wäre es ihr nur darum zu thun gewesen, die Wirkungen zu studiren, so hätte sie ihn, nach der Eingebung, keinen Augenblick aus dem Auge verlieren dürfen. Wollte sie ihn aber tödten, so wird ihr anscheinend gütiges Betragen gegen ihn erklärbar. Sie heuchelte Güte, um ihn sicher zu machen, und empfahl dem Arzte die größte Sorgfalt, um allen Verdacht abzulenken und ungestörter ihren Planen nachzugehen.

Als möglichen Beweggrund dieser letztern Absicht erscheint aber folgender:

Klein hatte ihr Vertrauen. Sie wünschte sich wieder

zu verheirathen. Er wußte dies. Sie hatte sich sogar soweit vergessen, gegen ihren Bedienten zu äußern: „Es gibt doch so Viele in Berlin, die heirathen wollen, und ich habe Vermögen, und bin nicht häßlich.“ Sie hatte ihn als Kundschafter über die Verhältnisse ihrer Liebhaber gebraucht. Er hatte sich aber mit ihr gezankt, und wollte jetzt ihren Dienst verlassen.

Die Ursinus war eine eitle, ehrgeizige Frau. Die Besorgniß, daß Klein das ihm geschenkte Vertrauen mißbrauchen, daß er ihre Schwächen ausplaudern, sie lächerlich vor der Gesellschaft machen könne, mochte sich paaren mit dem Zorn wider einen Diener, der, um dieses Vertrauens willen, sich lästige Vertraulichkeiten gegen seine Herrin erlaubte. Die Absicht, den gefährlichen und undankbaren Menschen zum ewigen Schweigen zu bringen, ist zwar nicht erwiesen, aber sie widerstreitet nicht den Vernunftschlüssen, die man aus dem Charakter einer geständigen Giftmischerin und allen vorliegenden Umständen ziehen mag. Was man im Publicum sich erzählt, daß die Ursinus mit ihrem Bedienten in einem Liebesverhältniß gestanden und ihn aus Rache oder Vorsicht umbringen wollen, ist ein Gerücht, wovon die Acten keine Spuren liefern.

Mit besonderer Sorgfalt ist die Untersuchung über die vorgeschützte Geistesverwirrung und demnächst angebliche Imputationsunfähigkeit der Verbrecherin geführt worden. Die richterlichen Personen haben darauf beim Proceß eine specielle Rücksicht genommen und mehre Aerzte ihr motivirtes Gutachten abgegeben,

woraus sich mit letzter Bestimmtheit ein Resultat ergibt, welches freilich dem Leser der bisherigen Verhandlungen kaum noch zweifelhaft sein konnte.

Die Inquirenten wollen zwar bei ihr einen hohen Grad von Schwärmerei bemerkt haben, überzeugten sich aber davon, daß ihre Verstandeskräfte, so wie ihre Geistesbildung und ihr Gedächtnißvermögen, wegen ihrer Vorzüglichkeit, zu den Seltenheiten zu rechnen wären.

Der Obermedicinalrath Welper, der sie schon früher behandelt, sagte: daß der körperliche Zustand der Ursinus, vermöge des reizbaren Nervensystems, zwar wol manchen krampfhaften Zufällen ausgesetzt und für solche empfänglich, doch aber im Ganzen mehr stark als schwach und kränklich sei, und daß ihr geistiger Zustand keine Zerrüttungen erleide, auch keine solche Verwirrungen bei ihr eintreten, wobei sie des Gebrauchs ihres Verstandes beraubt, oder unfähig wäre, die Folgen ihrer Handlungen gehörig zu überlegen und zu beurtheilen.

Der General-Chirurgus Laube, der sie auch während der Krankheit des Klein, also zu der Zeit, wo sie an Geisteszerrüttung behauptet gelitten zu haben, sah, versichert: er habe sie immer lustigen Humors gefunden, und niemals Ausgelassenheit oder überspannte Nervenzufälle zu bemerken Gelegenheit gehabt. Die Ursinus sei ihm als eine Frau von starken Geisteskräften, von denen sie immer den richtigen Gebrauch zu machen gewußt, bekannt gewesen.

Aber das Zeugniß, welches uns über den Charakter der wunderbaren Frau das deutlichste Licht und neue psychologische Aufschlüsse gibt, ist das Gutachten Heim's, welches merkwürdige Actenstück wir seines doppelten Interesses wegen ganz hier mittheilen; denn es schildert nicht

allein die Ursinus, sondern auch den merkwürdigen Arzt in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, und ward zugleich Anlaß zu einem der seltsamsten Zwischenspiele, die je in einem so ernsten Criminalproceß vorgefallen sind.

„Meine erste Bekanntschaft mit der Frau Geheimräthin Ursinus war im Jahre 1797. Ein holländischer Hauptmann Namens Ragay logirte damals bei selbiger, der an der Schwindsucht krank lag, und den ich mit dem Herrn Professor Zenker gemeinschaftlich zu behandeln hatte. Bei diesen Besuchen konnte es mir nicht an Gelegenheit fehlen, diese Frau kennen zu lernen. So oft ich diesen Kranken sah, war Frau Geheimräthin Ursinus fast immer gegenwärtig, und nahm an Allem, was den Kranken betraf, fast eben so viel, wenn nicht noch mehren Antheil, als nur immer eine Frau für ihren Gatten oder ihren Geliebten nehmen kann. Ich kann nicht leugnen, daß diese große Menschenliebe von einer verheiratheten Frau mir damals mehr als einmal sehr aufgefallen ist. Nach der Zeit, da dieser Ragay verstorben war, habe ich selbige nur selten zu sehen bekommen. Vor einigen Jahren aber, da ihr eigentlicher Hausarzt, der Herr General-Chirurgus Laube, krank war, habe ich selbige als Arzt zu behandeln gehabt, und so auch noch letztvergangenes Jahr. Im Ganzen habe ich selbige dreimal von 8 Tagen bis 4 Wochen tagtäglich besucht. Einmal hatte selbige ein ordentliches Flußfieber und die andern beiden Male Nervenzufälle. Voriges Jahr, da selbige ein Flußfieber hatte, war sie wirklich krank, die andern beiden Male aber, wo sie Nervenzufälle zu haben vorgab, glaube ich kaum, daß sie wirklich krank gewesen sei. So viel muß ich wenigstens, meiner innigsten Ueberzeugung nach, sagen, daß selbige niemals so krank war, als sie vorgab, und

daß sie in diesem Punkte die größte Verstellungskunst verstand. So wollte selbige mir oft glauben machen, sie liege in einer Ohnmacht, oder sie sei doch so schwach, daß sie die Augen nicht öffnen und den Mund zum Reden nicht bewegen könne, wo ich doch an ihrem Puls und an andern Umständen bald merkte, daß dies Alles gar nicht so sein könne. So lange ich bei ihrem Bette saß, spielte sie so ihre Rolle fort, sobald ich aber, und wenn es auch noch so leise geschehen wäre, aufstand, um mich von ihr zu entfernen, so fing sie an sich zu bewegen, winkte mir mit scheinbar schwacher Hand zu bleiben, und wenn ich mich stellte, keine Notiz davon zu nehmen, so fing sie zu reden an, und konnte nachher, besonders wenn wir allein waren, recht gut, ja oft laut und verständlich genug, sprechen, hielt mich fest bei der Hand, und wollte mich, wenn ich keine Zeit hatte, länger zu bleiben, meines Sträubens ohnerachtet, oft nicht los- noch weggehen lassen. Ein andermal, wie ich mich noch recht gut besinne, gab selbige vor, sich oft erbrechen zu müssen. Mir wurde auch das angeblich Ausgebrochene gezeigt, was aber gar nicht so aussah, als wenn es aus dem Magen gekommen sei. Ich äußerte ihr deshalb den Wunsch, sie selbst brechen zu sehen. Bald darauf, wo ich selbige einmal ganz stille, als wenn sie eine Ohnmacht oder Krämpfe hätte, im Bette liegen sah, that sie, als wenn sie sich erbrechen müßte, spuckte auch wirklich Speise und Getränke aus, es kam aber nicht aus dem Magen, sondern sie hatte Beides vor meiner Ankunft in den Mund genommen, und spuckte es nur mit einem ähnlichen Manoeuvre, als beim Erbrechen geschieht, weg. So wollte selbige gleichfalls auch einmal Blut ausgebrochen oder doch ausgehustet haben;

man zeigte es mir, es sah zwar roth aus, es war aber sicher kein Blut.

„Was selbige zu dergleichen Verstellungen, die im eigentlichen Verstande doch nur Betrügereien waren, bewogen haben mag, weiß ich nicht. Frau Geheimräthin Ursinus wurde hier in einigen angesehenen Häusern, wo ich Arzt bin, geschätzt, und wegen ihrer Krankheit sehr bedauert, und da der Arzt sich so Manches von seinen Kranken gefallen lassen und das schöne Geschlecht besonders schonen muß, so mußte ich auch diese Verstellungen der Frau Geheimräthin Ursinus mir gefallen lassen und sie vor dem Publicum verschweigen. Blos der Frau Geheimen Justizräthin Suarez, die so vielen Antheil an der Ursinus nahm und sich ihretwegen so sehr ängstigte, dieser habe ich es frei heraus gesagt, daß das Betragen der Frau Geheimräthin Ursinus fast nichts als Verstellung sei.

„Jetzt aber, da ich von ihren Richtern aufgefodert werde, mein pflichtmäßiges Gutachten über ihre physische und geistige Beschaffenheit zu geben, so glaube ich, daß es meine Schuldigkeit sei, dies Alles der Wahrheit gemäß sagen zu dürfen. Frau Geheimräthin Ursinus hat übrigens allerdings einen zarten Körperbau, ist sanguinisch-cholerischen Temperaments und ihre Nerven sind äußerst reizbar. Es gibt indessen mehre Menschen von gleicher physischer Constitution, die doch dabei recht gute moralische Menschen sind. Schwachheit des Verstandes oder überhaupt Geistesverirrungen habe ich niemals bei der Frau Geheimräthin Ursinus bemerkt, im Gegentheil ist selbige eine Frau, der es gar nicht an einem ausgebildeten Verstande und noch weniger an ausgebreiteten Kenntnissen fehlt. Stolz, Eitelkeit und ob eine wirkliche oder nur affectirte Wollust, sind, so weit ich selbige beurtheilen kann, die Hauptschwächen in ihrem moralischen

Charakter. Ob auch noch ein guter Theil von Falschheit und Bosheit diesem zum Grunde liegen mögen, dies getraue ich mir nicht zu behaupten, sondern muß die Untersuchung davon ihren scharfsichtigen Richtern überlassen. Heim."

Die Ursinus war über dies Gutachten sehr erzürnt, und erklärte es für unbegreiflich, wie Heim solche Thatsachen niederschreiben könne, da ja er gerade sie beständig mit der theuersten Medicin geplagt und ihr sogar einmal gesagt habe, daß die Species zu einer Arznei, die er ihr verschrieben, in ihrer gewöhnlichen Apotheke nicht gut genug für ihren Zustand zu finden wären und sie veranlaßt habe, dieselbe in einer andern Apotheke machen zu lassen. Er, der sie tagtäglich zwei Mal besucht, oft zu ganz ungewöhnlicher Zeit, und ihren Domestiken mehre Male gesagt habe, daß sie gefährlich krank sei, kurz, der sie als einen seiner gefährlichsten Patienten behandelt habe, könne nie weder Das, was er jetzt sage, oder was er damals zu ihr gesagt, vor Gott und Menschen nicht verantworten, und sie verlangte, daß man sie tête à tête mit ihm stelle, vielleicht gebe er doch dann der Wahrheit die Ehre.

Ihr Wunsch ward erfüllt, sie wurde mit Heim confrontirt. Dieser erklärte in ihrer Gegenwart: Alles, was die Ursinus gesagt, hat seine Richtigkeit. Ich handelte absichtlich so, weil ich wußte, daß es ihr Trost brachte, wie ich noch heute mit mehren Personen thue, die ich als Arzt behandle, welche ebensowenig krank sind als die Ursinus. Im Uebrigen sind meine Angaben bis auf den kleinsten Umstand wahr.

Die Ursinus schalt ihn: es sei nicht recht, daß er gegen seine Ueberzeugung gehandelt habe. Möglich, daß sie sich damals für kränker gehalten, aber verstellt habe sie sich nie. Heuchelei liege nicht in ihrem Charakter.

Noch fuhr sie bei Verlesung des Protokolls auf und erbat sich über Eins Auskunft: „Wie haben Sie das verstanden, daß ich Wollust affectire? Ich kann mir sehr gut denken, daß Weiber so tief sinken, um wollüstig zu sein, aber wie es möglich sei, daß Jemand Wollust affectire, das kann ich mir nicht denken."

Heim antwortete: „Wie kann Sie das in Verwunderung setzen, Frau Geheimräthin? Sie haben mir zwar nie gesagt, daß Sie wollüstig wären, und daß die Befriedigung des Geschlechtstriebes Bedürfniß bei Ihnen sei; aber ich habe bei vielen Gesprächen, die ich mit Ihnen gepflogen habe, namentlich über die Ehe, gemerkt, daß Sie gern über Ehe und Geschlechtstrieb sprechen hörten, und Sie haben mich sehr oft glauben machen wollen, daß Sie Empfindungen für diesen Trieb hätten, auch nicht abgeneigt wären, diesen Trieb in einer zweiten Ehe zu befriedigen. Ich gestehe Ihnen aber offenherzig, ich habe im Grunde immer geglaubt, daß Sie auch diese Empfindungen affectirten, das heißt, nicht hätten; denn Ihre Miene, Ihre Augen, Ihr ganzes Wesen, in welchen besonders der Arzt sprechen hört, haben mir jene Ueberzeugung verschafft."

Nach unserm Dafürhalten, die wir nicht mehr die Personen und Verhältnisse jener Zeit kennen, gibt dieses Heim'sche Gutachten erst den psychologischen Schlüssel, wenn nicht zu der That, doch zum Charakter der Verbrecherin.

Verstandeskräftig, geistig gebildet, war sie trotz aller Erregbarkeit ihres Nervensystems, immer die freie Herrin ihrer Handlungen. Sie war weder im Allgemeinen

imputationsunfähig, noch weniger in den Momenten, wo sie mit gutem Vorbedacht vergiftete, in einem zerrissenen Seelenzustande, der ihre Hand oder ihren Willen irren ließ. Auch hat sie den Arsenik nicht in der Absicht, wenigstens nicht in der ursprünglichen oder Hauptabsicht, sich selbst zu vergiften, sich verschafft. Möglich daß bei ihrem nervösen Kitzel, interessant zu erscheinen vor sich und Andern, ihr auch einmal der Gedanke vorschwebte: Du könntest dich wol einmal vergiften, und so die Gesellschaft, in der du glänzest, in Erstaunen setzen, daß die Leute sich frügen: Was brachte doch die Ursinus, diese reiche, schöne, geistreiche, gefeierte, glückliche Frau zu einem Entschlusse, den nur die verzweifelnde Armuth, Krankheit und Unglück fassen? Diesen, vielleicht vorübersliegenden, Gedanken griff sie später auf und benutzte ihn zur Vertheidigung; aber nach allen Anzeichen ist er weit von der äußersten Grenze eines ernsten Entschlusses geblieben. Sie wollte leben bleiben und das Leben genießen. Sie dachte nicht allein an eine Heirath, sondern pflog auch Miethsunterhandlungen, da sie ihre Wohnung am 1. April 1803 verlassen mußte.

Die Inquirenten wollen einen hohen Grad von Schwärmerei an ihr bemerkt haben. Das mag den Inquirenten nach der damaligen Vorstellung von Schwärmerei so erschienen sein. Wir, nach unsern heutigen Vorstellungen, vermögen in ihrem Benehmen und ihren Aeußerungen nichts weniger als eine solche zu entdecken. Es war nichts als die Lust interessant zu erscheinen, höher, gebildeter, verklärter dazustehen, als die große Masse, die sie umgab. So schildern uns ältere Damen, die in ihrer Jugend die Ursinus gekannt, dieselbe: als ein Wesen höherer Art, wohlverstanden in der Gesellschaft. Sie schwärmte nicht in der Einsamkeit, sondern beim

Kerzenglanz, in den Ballsälen, am Spieltisch, wo die Leute sie sahen. Da war sie so überaus nervenschwach, daß angesehene Familien sie als eine seltene Kranke, als eine Dulderin bewunderten und bemitleideten. Die ersten Aerzte der Residenz mußten sie behandeln, und auch Heim, der damals auf dem Blütepunkt seines Ruhms stand, suchte sie durch allerhand Künste an sich zu fesseln, ohne zu argwöhnen, daß dieser feine Diagnostiker sie durchschaue, um dereinst ihr die Maske vom Gesicht zu reißen.

Eine kräftige, blühende Jungfrau war sie an einen kränklichen, tauben Geschäftsmann fürs Leben, gebunden. Sie war durch lange Jahre seine treue Pflegerin. Vielleicht, daß erst bei ihrer Versetzung nach Berlin der jungen Frau des Misverhältniß ins Auge fiel, daß es zum Bewußtsein wurde. Sein Rang, sein Vermögen ersetzte ihr nicht den Mangel geistiger und körperlicher Befriedigung. Sie schwärmte, was man schwärmen nannte, das heißt, sie wollte irgendwo Befriedigung, Ersatz. Es sollte in der Liebe sein, die sie vielleicht noch nicht gekannt, die sie auch vielleicht im Augenblicke, wo sie den Holländer zu lieben vorgab, noch nicht kannte. Aber die Reminiscenzen der Wertherschen Empfindsamkeitsperiode waren in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch lebendig. Es dünkte sie interessant, so wie sie Lotte hieß, auch eine Lotte zu spielen, von einem fremden interessanten Jünglinge geliebt zu werden und durch die Ehe gefesselt zu sein an einen kranken Geschäftsmann. Darum verbarg sie ihre Leidenschaft nicht, sie trug sie so zu Tage, daß es dem Arzte auffiel. Daß die Ursinus den Ragay wirklich geliebt und den ihr unterthänigen Ehemann als Kuppler und Liebesboten benutzt, wäre an und für sich wol glaublich; doch aber

dringt sich uns die Vermuthung auf, daß das Ganze nur ein Spiel ihrer Sinne war. Dafür spricht ihr Zurschautragen dieser Leidenschaft, Ragay's Krankheitszustand, seine kühle Antwort, sein Zurückziehen und seine Abreise; dafür der sentimentale Brief, den sie ihm durch ihren Ehemann schreiben ließ, und endlich Heim's Beobachtung, der statt einer wirklichen, nur eine affectirte Wollust in ihr bemerkt haben will.

So viel ist gewiß, das Verhältniß zu Ragay gewährte ihr keine Befriedigung. Das Verlangen interessant zu sein und zu erscheinen suchte nach andern Gegenständen, nach einer andern Art der Befriedigung. Wie sie in diesem irren Verlangen zur Giftmischerin geworden, darüber sind uns keine Anzeigen gegeben, nur Vermuthungen erlaubt. Liebe für ihren Gatten war nie da, nur Achtung. Mußte diese aber nicht bis auf die letzte Spur verschwunden sein, wo der Gatte sich zu solchen Briefen gebrauchen ließ? Dachte sie vielleicht schon an eine andere Verbindung, als sie dies werthlose Werkzeug, das erfüllt hatte, was sie von ihm brauchte, aus der Welt zu schaffen beschloß? Aus Liebe gewiß nicht; sie suchte umher nach einer neuen Heirath. Aber gewiß mit einem Manne, der ihr mehr wäre, als Ursinus. Nein, von einer zärtlichen Seelenstimmung war gewiß keine Spur mehr vorhanden; Ansehen, Glanz, Bewunderung in der Welt, die sie gekostet, wollte sie ganz genießen. Er war todt, ihr Werk war geglückt, vollständig geglückt, denn Niemand hatte die leiseste Ahnung und die trauernde, tugendhafte Witwe empfing die Beileidsbezeigungen der achtbaren Gesellschaft. Wir wissen es aus hunderten von Fällen, die Gesammtgeschichte der Criminalistik verbürgt es, daß ein glücklich unentdeckt vollbrachtes Verbrechen zur Fortsetzung lockt. Eine alte,

einſame Tante ſtand ihr nicht im Wege; aber ſie war ein geeigneter Gegenſtand, ihrem Kitzel eine Befriedigung, ihrer neu erworbenen Kunſt neue Beſchäftigung zu verſchaffen. Sie konnte an ihrem Krankenbette neue Lorbern für ihre liebevolle Pflege einernten und zugleich war dieſe Tante vermögend, und ihre Erbſchaft vermehrte ihre unabhängige, glänzende Stellung in der Welt. Daß ſie bei dieſen glücklichen Vergiftungen nicht bisweilen auch an die Möglichkeit gedacht haben ſolle, ſie gegen ſich ſelbſt anzuwenden, haben wir nicht beſtritten. Wie Mancher eine Kaſſe beſtiehlt, mit der Abſicht, wenn er im Spiel gewonnen, Alles wieder zu erſetzen, mag auch die Urſinus ſich mit dem Gedanken eingelullt haben: Wie ich dir aus dieſer traurigen Welt verhelfe, wo dir keine Freuden mehr blühen, werde ich auch mir daraus verhelfen und dich an mir ſelbſt rächen. Es war ein intereſſanter, aber kein ſeltener Gedanke. Daß endlich eine glückliche Giftmiſcherin auch auf den Gedanken kommen mag, gleichgültigere Perſonen, wie einen unverſchämten Bedienten, durch Gift aus dem Wege zu räumen, erſcheint, wie grauenvoll und unnatürlich an ſich, doch durch die Erfahrung als möglich, und oft vorgekommen. Die Zwanziger, von der wir zunächſt reden werden, gab Dienſtleuten und Kindern zum Spaß und aus Rache Gift zu koſten, wenn ſie ſich unfreundlich gegen ſie betragen hatten.

Ihre Rolle des Intereſſantſeins war ausgeſpielt. Sie war intereſſant über ihren Wunſch geworden, und das Schickſal hatte ihr nun eine andere Rolle zugetheilt: ihr Leben und ihren Ruf zu vertheidigen. Hier konnte ſie ihre ganze Geiſteskraft entwickeln, und ſie that es, nicht allein in ihrer Vertheidigung vor Gericht, ſondern durch ihr Benehmen in einem dreißigjährigen Leben,

welches ihrer Verurtheilung folgte. Die Brinvillier, die Zwanziger, die Gottfried erklärten sich durch ihre Missethaten überwunden, die Ursinus, gebrandmarkt in der öffentlichen Meinung, zog es vor, ihr zu trotzen und bis auf ihr Todtenbette die Heroine zu spielen. Ja noch mehr, und wol das Entsetzlichste, auch sie, ohne Bekenntniß, Reue und Buße, strebte, in ihrer Art, nach dem Ruf einer Heiligen.

Welche seltene Verstandeskräfte ihr gegeben waren, bewies sie durch ihre Vertheidigungsschrift. Könnte noch irgend ein Zweifel über ihre Zurechnungsfähigkeit sein, so würde er aufs schlagendste durch dieselbe beseitigt. Die Ursinus war in den Gesetzen so bewandert, daß sie ihre Richter in Erstaunen setzte. Das preußische Landrecht schien ihre Lieblingslectüre. Unzufrieden mit der Defensionsschrift ihres Vertheidigers in zweiter Instanz, verfaßte sie selbst einen Aufsatz, welchen sie als für ihre Verwandten niedergeschrieben bezeichnete. Es dürfte für unsere Leser von Interesse sein, eine Giftmörderin auch als Schriftstellerin und Rechtsgelehrte kennen zu lernen, weshalb wir keinen Anstand nehmen, diese Schrift in ihrem ganzen Umfange hier mitzutheilen.

„Kaum vermag ich mich jetzt ohne Zerrüttung meines Verstandes, und ohne völlige Zerstörung meines ganzen Wesens, an die Beschuldigung des Gatten- und Mutterschwester-Mordes zu erinnern. Mit Empörung meines Innersten denke ich an die schrecklichen Augenblicke zurück, in denen mich alle Schauder des Todes an den offenen Gräbern meiner geliebten Verwandten ergriffen, alle Qualen der kalten Grausamkeit umschwebten und alle Furien des tausendstimmigen Vorwurfs verfolgten, die so sanft in meinen Armen Entschlummerten meuchlings gemordet zu haben! Wäre damals der Wunsch meines

Herzens erfüllt, und von der Vorsicht die Stimme meines übermenschlichen Jammers erhört worden, so hätte sie durch ihre Allmacht in diesen Momenten mit der Vernichtung meines Lebens auch meine Leiden geendigt und dennoch alle die Beweise meiner Unschuld ans Licht gebracht, durch die jetzt die Unwahrheit jener grausigen Mordbeschuldigungen dargethan ist.

„Aber nicht so war es beschlossen. Die Vorsicht hat mich härtern Prüfungen unterworfen, und mir den Trost, nunmehr die Schreckensvorwürfe vernichtet zu sehen, erst jetzt, nach zehnmonatlichen Leiden, gewährt, die eben so unaussprechlich empfunden, als unbeschreiblich schmerzhaft gewesen sind. Ich danke aber der Allmacht diese Befreiung von der öffentlichen Schmach mit gerührter Seele. Durch weise, einsichtsvolle Männer ist mit Kraft und überwiegender Gelehrsamkeit dargethan, daß meine Mutterschwester durch kein Gift ihr mir so theueres Leben verloren hat. —

„Wer mich zuerst als Mörderin meiner Verwandten auf Tod und Leben angeklagt hat, und welche Anzeigen dieser unerhörten Anklage der Art zu den Acten gekommen sind, die einen solchen Grad von Wahrscheinlichkeit haben konnten, mich so ungeheuerer Unthaten fähig und juristisch-verdächtig zu halten — das ist mir noch jetzt eben so unbekannt, als es mir unbegreiflich bleibt, wie die Meinung der gerichtlichen Aerzte, welche in ihrem über den Befund der Leichenöffnung erstatteten Gutachten aus zum Theil den bisherigen Principien der gerichtlichen Arzneikunde geradezu widersprechenden Gründen behauptet haben:

„daß meine Mutterschwester wahrscheinlich an
„Gift gestorben sein könne,"

als rechtlicher Entscheidungsgrund in der ersten Sentenz

angenommen, und auf diese Wahrscheinlichkeit eine Gewißheit gegründet worden, daß dennoch

„die Verstorbene vergiftet, und ich, wegen des Verdachts, ihr Gift gegeben zu haben, strafbar sei —?"

Gern bescheide ich mich, daß diese Entscheidung, deren innern Zusammenhang ich nicht einsehe, dennoch der pflichtmäßigen Ueberzeugung meiner Richter gemäß war; eben so gewiß wird aber auch das Gefühl meiner Unschuld und mein Bewußtsein, daß nie der Gedanke eines Mordes meine Seele befleckt hat, gegen das Urtheil jedes Sterblichen ewig, fest und unerschütterlich bleiben.

„Jene Wahrscheinlichkeit ist aber nach dem Zeugniß und der Entscheidung der höchsten Behörde gar nicht vorhanden, und sie kann daher selbst nach den Formen des positiven Rechts nicht die geringste weitere Rücksicht verdienen. Auf mein wiederholtes Bitten und den Anträgen meines Herrn Defensors gemäß, sind sämmtliche Untersuchungsacten Einem hochpreislichen Ober-Collegio medico et sanitatis vorgelegt, sorgfältig geprüft und nach einstimmiger Beurtheilung vom 4. December c. als unabänderliches Resultat festgesetzt worden:

„daß aus den (bei der Leichenerößnung meiner am 24. Januar 1801 verstorbenen Mutterschwester) vorgefundenen physischen Erscheinungen, bei der gänzlichen Abwesenheit des Gifts, und folglich bei dem absoluten Mangel eines corporis delicti eine Vergiftung zwar möglich, aber nicht als wahrscheinlich angenommen werden könne, und daß also durch die Untersuchungen, welche die Obducenten und einige der geschicktesten Chemiker mit dem Leichname derselben angestellt haben, die Wahrscheinlichkeit einer bei ihr stattgefundenen Ver-

giftung auf keinerlei Weise begründet werden könne." —

„Vergeblich bin ich daher mit dem Vorwurf jenes schändlich schrecklichen Verbrechens zehn Monate lang in allen peinlichen Formen der strengsten Criminal-Procedur verfolgt, gequält, erschüttert, an Seele und Körper zerrüttet und der Schmach des Publicums preisgegeben worden — dessen Wahrscheinlichkeit, die jetzt mit der höchsten moralisch-rechtlichen Gewißheit erwiesen ist, nie vorhanden war. Vergeblich sind die Gräber meiner Lieben geöffnet, die Reste der Todten zerstört und Auftritte veranlaßt worden, die in der ersten Residenzstadt Europas im Jahrhunderte der Bildung und Humanität, unter den Augen des liebreichsten, menschenfreundlichsten Monarchen beispiellos bleiben und bei der nächsten Nachwelt keinen Glauben mehr finden werden. Vergeblich bin ich Unglückliche von unmenschlichen Schriftstellern als ein Ungeheuer Andern zum schrecklichsten Beispiel aufgestellt, tausendfach gemordet und noch in Gemälden mit den schwärzesten, giftigsten Farben zur Warnung der Zeitgenossen und Nachkommen zum ewigen Gedächtniß überliefert worden. Ich beweine mein Schicksal, wie die Beschränkung und Verworrenheit des menschlichen Wissens, das in dieser traurigen Geschichte meiner Leiden und Vergehen bei unstreitig sehr verschiedenen, gerechten und unrechtlichen, Absichten bisher überall die Wahrheit nicht erforschte, und sich durch Meinungen einer Wahrscheinlichkeit täuschen ließ, von denen jetzt gewiß ist, daß sie auf keinerlei Weise begründet werden konnte, und die nach physischen Erscheinungen und Untersuchungen der geschicktesten gerichtlichen Aerzte und Chemiker nicht stattfand.

„Wenn mich bisher das traurige Gefühl der Kränkungen, die ich durch die Beschuldigung der nicht einmal wahrscheinlichen Vergiftung meiner Mutterschwester erlitten habe, und der Gedanke, daß mir dadurch alles entrissen ist, was mir im Leben lieb, werth, geachtet und heilig war, zu einer kühnen und in meiner Lage zu heftigen Sprache verleitet haben sollte, so möchte ich nun auch Worte finden — für das Bekenntniß meiner Schuld und Ausdrücke für die Reue und Zerknirschung meines Innersten, mit der ich es freiwillig, vor der Ueberführung, ablegte. „Nie ist der Gedanke eines Mordes in meiner Seele entstanden; nie habe ich die Idee eines Todtschlags ohne Schauder denken können, und doch beruht es in der Wahrheit, daß ich meinem Bedienten Gift geben wollte, ohne die Absicht ihm zu schaden, und ohne den Willen, sein Leben und Gesundheit zu zerstören, wirklich Gift gegeben habe.

„Vergeblich werden sich Richter, Psychologen und Philosophen bemühen, bei dieser unseligen Begebenheit überlegte Vorsätze, durchdachte Pläne, berechnete Motive und consequente Absichten darzuthun. Alle Voraussetzungen, Hypothesen, Conjecturen und Probabilitäten werden und müssen in ihre eigene innere unhaltbare Nichtigkeit zusammenstürzen, weil auch hier die Wahrheit ihr Recht behauptet, und ihr zum Trotz der menschliche Witz und Scharfsinn in einer Begebenheit keinen Zusammenhang erschaffen kann, der nicht vorhanden war, und den Zweck einer Handlung nicht festzustellen vermag, wo kein Zweck gedacht wurde. Wo keine Besonnenheit stattfand, wo Beschränkung des Willens, Befangenheit der Urtheilskraft und Krankheit des See-

lenorgans die einzigen Bedingungen der Möglichkeit sind, eine Handlung zu begehen, da können auch sie allein nur hinreichende Gründe sein, die Wirklichkeit der Handlung zu begreifen, und die wahre Entschuldigung solcher Vergehen ist die wahre Geschichte ihrer Entstehung. — Dies ist mein unglücklicher Fall. Meine zerstörte Gesundheit, meine exaltirte Gemüthsstimmung, meine beständigen körperlichen Leiden, die durch das reizbarste empfindlichste Nervensystem verursacht und schmerzlich vergrößert wurden, hatten das auf Idiosynkrasie gegründete, durch überspannte Phantasie erhöhte Gefühl des Lebensüberdrusses in mir erweckt und befestigt. So war ich aus der Bahn des vernünftigen Handelns gewaltsam herausgeworfen, und so verlor ich die Sicherheit meiner moralischen Existenz. Mein Verstand flatterte, meine Vernunft konnte dem Druck der Leiden widerstehen; ich fühlte Widersprüche in mir, die ich nicht lösen konnte — deren Auflösung ich jenseits erwartete — und doch zu erwarten zu kraftlos, zu unmuthig und zu ungeduldig geworden war. Gefühle des Schmerzes, des Mismuthes und der Traurigkeit in der Gegenwart, Ahnungen, Wünsche und Hoffnungen in der Zukunft wogten und wechselten in meiner schwachen Seele und beherrschten willkührlich mein Gemüth und meinen Geist. Die Last des Daseins wurde mir unerträglich, die Sehnsucht, sie abzuwerfen, siegte, ich beschloß, im Stillen ein Leben zu endigen, das ich geräuschlos geführt hatte. Gift sollte mir das Mittel sein, diesen Entschluß auszuführen, — und der Besitz dieses Mittels (von dessen wahrer Beschaffenheit und Wirkungen nach verschiedenen Modificationen ich eigentlich nur einen dunkeln Begriff

hatte) ist der Grund meines Verderbens geworden. In einem Augenblick, wo ich keiner Besinnung fähig war, habe ich die That begangen, deren Strafbarkeit ich fühle und deren Folgen zu meiner einzigen Beruhigung von der waltenden Allmacht nicht so gefährlich geworden sind, als es anfänglich schien. Nach dem Gutachten des Physicus und Ober-Medicinal-Rath Herrn Welper

„hat der Genuß des Giftes (die schon durch Blutsturz und Anlage zu Kolikschmerzen zerstörte) Gesundheit des Bedienten Klein auf eine schmerzliche Art angegriffen, und ihm bei seiner offenbar individuell-schwächlichen Körperconstitution, dennoch weder einen bleibenden Nachtheil, noch sonst eine schädliche und gefährliche Verletzung seiner Organe zugezogen."

„Es ist vielmehr nach eben diesem, durch die Entscheidung des hochpreislichen Ober-Collegii medici et Sanitatis in der Hauptsache bestätigten Gutachten

„Den vorhandenen Merkmalen zufolge, und da sich die Zeichen seiner Gesundheit nach und nach wieder eingestellt, seine Kräfte auch beträchtlich zugenommen und seine Krankheitsanfälle nachgelassen haben; — seine gänzliche Genesung und die völlige Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit dergestalt zu erwarten, daß er in der Mitte oder zu Ende des künftigen Sommers, spätestens aber in Jahresfrist als ganz geheilt wird betrachtet werden können."

„Meines Ideenganges bin ich mir in den Momenten des Vergehens nicht bewußt gewesen. Meine Angaben in den Acten sind einzelne, abgerissene, isolirte, vielleicht ganz, vielleicht zum Theil unrichtige Reminiscenzen vieler schnell vorübergegangenen flüch-

tigen Gedanken, deren Entstehung und Zusammenhang ich eben so wenig angeben, als meine actenmäßigen Angaben speciell zurücknehmen, abändern und berichtigen kann. Ich kann nur so viel in mein Bewußtsein zurückrufen, daß mich die schaudervollen Beschuldigungen des Mordes meiner geliebtesten Verwandten völlig betäubt, zerstört, vernichtet und jeder Erinnerung und Ueberlegung unfähig gemacht hatten, so wie auch, daß ich nicht im Stande war, einen Zusammenhang in meinem Gedächtnisse zu finden und mir bei den Antworten die Vergangenheit zu vergegenwärtigen, was doch nothwendig gewesen wäre, wenn ich die Gewißheit der Geschichte des Ideenganges bei meinem Vergehen, mit eigener zuverlässiger Ueberzeugung von der Richtigkeit meiner Erzählung bekunden sollte. Den Willen, die Wahrheit hierüber zu sagen, habe ich jederzeit gehabt; ob mir aber meine Ideen, so, wie ich sie auf Befragen, nach meinen damaligen dunkeln und verworrenen Erinnerungen angab, in jenen unglücklichen Augenblicken wirklich vorgeschwebt haben? — das vermag ich jetzt nicht zu betheuern und deshalb weiß ich nicht, ob die Wahrheit meines Ideenganges in meinen Angaben enthalten ist, oder ob mich selbst meine Geisteszerrüttung dabei getäuscht habe. Den Vorsatz, meine Richter und meine Mitmenschen über meine wahre Schuld zu täuschen, habe ich nie gehabt. Wie aber meine Angaben erklärt, welche Folgerungen aus ihnen gezogen und welche sich geradehin widersprechenden und gegenseitig vernichtenden Beschuldigungen der widernatürlichsten Absichten wiederum auf diese Erklärun-

gen und Folgerungen gegründet sind, ergeben die Gründe des ersten Urtheils. „Weder die Absicht, Versuche über die Wirkungen des Arseniks zu machen, noch Beobachtungen über die Todesart und das Sterben der Arsenik-Vergifteten in der Todesstunde anzustellen," sind in irgend einem psychologischen Zusammenhange mit der Geistesstimmung einer entschlossenen Selbstmörderin gedenkbar, und daß äußere Motive mich nicht zur That bestimmt haben, ist durch den erwiesenen Mangel dieser Motive zugleich dargethan. Weder Haß, noch Rache, noch Furcht, noch irgend eine andere Leidenschaft konnte mich zu dieser That veranlassen und da dies actenmäßig ausgemittelt ist, so steht die Voraussetzung der Absicht,

den Bedienten aus dem Wege zu schaffen,

im Urtheile erster Instanz mit der wahren Geschichte der That und allen sie begleitenden Umständen im Widerspruch. Sie kann daher ihre Entstehung nicht erklären, und eben deshalb sich selbst nicht rechtfertigen. Hätte ich diese Absicht (bei deren bloßem Gedanken ich zittere) je gehabt, so läßt sich nicht denken, daß ich sie so, wie die Geschichte des Vergehens ausgemittelt ist, ausführen konnte und wollte. —

„Ein großer Theil meines Vermögens war in solchen an jeden Inhaber zahlbaren Papieren, die ich überall selbst mitnehmen, oder durch Andere einziehen konnte. Nichts hielt mich ab, zu fliehen. Mein Entschluß, zu sterben, war fest und unerschütterlich — und wer von Denen, die an Unsterblichkeit und Wiedervergeltung glauben, kann denken, daß ich mich in den letzten Augenblicken habe mit einem

Morde beflecken wollen und auch nur diesen Gedanken zu fassen im Stande gewesen sei? — Juristisch steht nunmehr fest,

daß ich von dem Verdachte, die nicht einmal wahrscheinliche Vergiftung meiner Mutterschwester verübt zu haben, bei dem absoluten Mangel eines corporis delicti, völlig freigesprochen werden muß.

„Ueber mein wahres Vergehen erwarte ich mit stiller reuevoller Ergebung von der Gerechtigkeit, Einsicht und Milde meiner künftigen Richter, und von der Gnade des Königs Majestät mein Endurtheil."

Die Ursinus ward durch das Erkenntniß des Criminalsenats des Kammergerichts vom 12. September 1803 von der angeschuldigten Vergiftung des holländischen Officiers Ragay, so wie von der ihres Ehemannes völlig freigesprochen; dagegen wegen Vergiftung ihrer Tante, Christiane Sophie Regine Witte (außerordentlich), so wie wegen wiederholentlich versuchter Vergiftung des Bedienten Benjamin Klein zu einem lebenswierigen Festungsarrest verurtheilt.

Diesen büßte sie auf der Festung Glatz ab. Im Donjon derselben war ihr vergönnt worden ein Zimmer nach Möglichkeit bequem einzurichten. An dem einen Fenster, das schießschartenartig durch die dicke Casematenmauer auf eine kleine Oeffnung hinausging, stand ihr Schreibetisch, und jede Art geistiger Beschäftigung, die der Ort ihr zuließ, war ihr verstattet. Auch fehlte es ihr nicht an Umgang; denn außer einer Gesellschafterin, die anzunehmen man ihr erlaubt, erhielt sie wenigstens in späterer Zeit von den durchreisenden Fremden Besuch. Sie weigerte nicht, sich ihnen zu zeigen; im Gegentheil suchte sie wol die Gelegenheit, besonders wenn es einflußreiche

Personen waren, denen sie ihr Unglück mit lebendigen Farben schilderte, ihre Unschuld betheuerte und um ihre Verwendung bat. Aber Viele derselben meinten, daß das Loos dieser Giftmischerin, die im Schleppkleide von Atlas über die Festungswälle rauschte, im Vergleich zu den Sträflingen, welche vielleicht um eine rohe That des Jähzorns, in schwere Ketten, an Karren geschmiedet, mit über die Stirn ragenden Eisenhörnern in den tiefen Gräben arbeiteten, keines sei, welches, um seiner Grausamkeit willen, eine Fürsprache bei der höchsten Gnade zur Menschlichkeitspflicht mache.

Gegen dreißig Jahre hatte die Verbrecherin in der Festung schon verbracht. Da, als sie so das siebenzigste Jahr überschritten, traf sie ein Strahl der Gnade. Es ward ihr vergönnt, bis an ihr Lebensende innerhalb der Stadt und Festung Glatz zu leben. Hier spielte die Greisin ihre Rolle fort, nicht als Giftmischerin (die Sünde hatte sie verlassen), sondern als unschuldige Frau, als vornehme Dame. Sie machte bei den bedeutenden Einkünften ihres vom Puvillencollegium zu Berlin verwalteten Vermögens, eine Art Haus und gab Gesellschaften, die — besucht wurden. Ja so mächtig war noch die Eitelkeit in ihr, daß sie es zur Ehrensache machte, angesehene Fremde in ihre Zirkel zu ziehen. Ein Charakterzug wird als gewiß versichert. Bei einer Abendgesellschaft soll eine Dame, als auf dem Salat einige Zuckerkörner ihr entgegenflimmerten, unwillkührlich gezuckt haben. Die Ursinus bemerkte es mit ihrem scharfen Blick, und sagte spöttisch lächelnd: „Sein Sie unbesorgt; es ist kein Arsenik.“ *)

*) Eine andere Anekdote wird von glaubwürdigen Männern auch als Wahrheit erzählt. Ihrem Wesen nach weder zu dem

In ihr Inneres hat Niemand geblickt. Dem Geistlichen, der an ihrem Todtenbette stand, hat sie, nach einem dreijährigen schmerzenvollen Krankenlager, diese Blicke nicht verstattet. Von hohem Interesse wäre es, ihre Aeußerungen über die Bremerin Gottfried zu wissen, da die weltverbreitete Kunde von dieser Giftmischerin auch zu ihren Ohren gedrungen sein muß. Auch Privatbriefe der Ursinus an ihre Angehörigen, die wir uns zu verschaffen wußten, geben kein mehres Licht, als das consequente Bestreben: als eine unschuldig Verfolgte, als eine Märtyrin zu erscheinen. Wie sie mit ihrer Schwester (der erwähnten Hofräthin Haacke) und deren Familie gestanden, ist uns aus Obigem ersichtlich. Von ihrer Seite scheint eine Annäherung versucht zu sein, der die Schwester vielleicht auswich; wenigstens hinderte letztere die Correspondenz ihrer Kinder mit der Gefangenen. Erst nach deren Tode gelang die Annäherung zwischen den Schwesterkindern und der Tante. Wir finden vom Jahre 1825 ein von der Ursinus Hand geschriebenes Gedicht

criminalistischen noch zu dem psychologischen Inhalt gehörend, fügen wir sie nur als Beigabe dem Lebensbilde zu. Als die Ursinus, kaum aus der Festung entlassen, in die Stadt Glatz gezogen war, lud sie eine große Kaffeegesellschaft zusammen. Ein Kaffee bei „der Giftmischerin," — wie sie in Glatz bei Alt und Jung, in den Häusern und auf den Gassen genannt wurde — war der Gegenstand der Neugier, die Losung des Tages. Ein ungenannt Gebliebener erlaubte sich einen grausamen Spaß. Er hatte Mittel und Wege gefunden, in den Zuckerauß der Kuchen, welche beim Bäcker bestellt waren, verschiedenartig wirkende Essenzen heimlich zu praktiziren. Man mag sich das Entsetzen denken, als die Eingeladenen, mit Uebelkeiten nach Hause kommend, an den Wirkungen der Laranzen und Vomitive zugleich zu leiden anfingen, und die Nachricht sich durch die Stadt verbreitete: Alle leiden auf gleiche Weise, Alle, die bei ihr waren, sind vergiftet.

als „Antwort auf eine sie innig rührende Aufmerksamkeit". Ob sie die Verfasserin ist, oder es nur auf ihre Zustände umgebildet hat, vermögen wir im Augenblick nicht zu entscheiden:

Ja, der ist noch vom Schicksal nicht verlassen,
Dem unterm Druck ein Freund erscheint.
Er kann zuweilen noch der Freude Schwingen fassen,
Obgleich der Schmerz aus seinem Auge weint.
Und wenn sich gar zwei Freunde ihm verbinden,
Die, helles Geists, und, redlichen Gemüths, mit ihm empfinden,
So darf er niemals muthlos klagen,
Und muß das Lastende gefaßt ertragen.
Denn 's ist ja nicht der Ort und nicht der Raum,
Der uns verschönt des Lebens wechselnden Traum!
In eigener Brust und der, die uns versteht,
Ist's, wo der Mensch sich fühlt, sich gern ergeht.
Sind auch von meinem Lebensbaum die Blüten all verblichen,
Die Edlen, die ihn schmückten, höhern Zonen zu entweichen,
So sehn sie doch jetzt freundlich auf uns nieder,
Und bald seh' ich sie unter Himmelslichtern wieder.
Du! genieß noch lang des Lebens reichen Freudenbaum,
Und unsre Freundschaft trenne weder Zeit noch Raum.

In einem Briefe (1834) nach dem Tode jener Schwester, erkundigte sich die Vierundsiebzigerin, wie ein sorgsamer Vormund, nach Alter, Namen, Stand, Fähigkeiten und Aussichten ihrer Schwesterkinder und Enkel, um für ihre Zukunft zu sorgen, und macht sie, gleich dem erfahrensten Advocaten, auf die androhenden Verwickelungen und Chicanen der Gesetze aufmerksam. Mit kritischem Blicke bemerkt sie dabei, daß ein letztes Geschenk der verstorbenen Schwester, welches sie angeblich als eigener Hände Werk, geschickt, nicht wol von ihr herrühren könne, da die Arbeit jüngere Hände und schärfere Augen verrathe. Aber plötzlich überkommen sie

'sentimentale Jugendreminiscenzen, sie spricht von den vielen schlaflosen Nächten, wo ihre Gedanken wieder bei der theuern Schwester sind: „Wir sind wieder Jettchen und Lottchen; die selige Kinderzeit steht vor mir!" Sie ergeht sich in moralischen Betrachtungen, daß die Verstorbene an Mangel an Vertrauen gelitten: „Ach, das Leben und seine Erfahrungen mag wol auf einige (dadurch nicht aber glücklicher werdende) Menschen so einwirken! Gott belohne uns Allen das Gute, was er uns thun zu lassen würdigte, und verzeihe uns die Fehler, die wir oft und vielfach begehen!"

Ihre Gesellschafterin, welche sie vom Jahre 1810 bis zu ihrem am 4. April 1836 erfolgten Tode keinen Augenblick verließ, kann nicht genug versichern, wie die Geheimräthin bei ihren Leiden (Brustbeklemmung, dann die Brustwassersucht) nur durch Hülfe der Religion das Unvermeidliche gefaßt zu ertragen gelernt. Die wieder erwachende Natur in jedem Frühling war für sie der höchste Genuß. Nachdem sie Monate lang an Besinnungslosigkeit gelitten, kehrte in der Nacht vor ihrem Tode ihre niedergedrückte Geisteskraft wieder zurück. Sie tröstete ihre Gesellschafterin und wischte selbst ihr die Thränen ab, dann breitete sich etwas, wie ein dünner, weißer Schleier, über ihr Gesicht und sie verschied sanft.

So berichtet ihre Gesellschafterin, die sie durch 26jährigen Umgang zu kennen glaubte, über den Tod der Giftmischerin und ruft aus: „Ihren Geist und Charakter verstanden wenige Menschen. Sie entbehrte um wohlzuthun!"

Am 7. April ward sie beerdigt, die erste beigesetzte Leiche auf dem neuen evangelischen Kirchhof, der, vor dem frankensteiner Thore, König Friedrich Wilhelm III. der evangelischen Gemeinde in Glatz geschenkt hatte.

Sie selbst hatte sich schon ein Jahr vor ihrem Tode einen schönen eichenen Sarg beim Tischler bestellt. „Ihre Hülle in einem weißen Ueberrock, ein tiefes Häubchen mit blaßblauem Bande auf dem Kopfe, die Hände in weißen Handschuhen, am Finger ein Ring mit dem Haare ihres verstorbenen Gemahls, sein Gemälde auf ihrer Brust, so lag sie, als ob sie schliefe, Ruhe und Friede über ihre Züge ausgegossen, die sich bis zum Verschließen des Sarges ganz ähnlich geblieben waren. Es waren die buchstäblichen Anordnungen der Verstorbenen.

Fünf Wagen mit Freunden und Bekannten waren der Leiche gefolgt, das Grab war durch freundliche Hände mit grünem Moos, Aurikeln, Tulpen und Immortellen ausgeschmückt, als wäre es eine Blumenkammer. Als der Geistliche seine Rede gehalten, traten 6 arme Knaben und 6 arme Mädchen, für die die Ursinus im Leben gesorgt, an das offene Grab und sangen:

So ruhe wohl, Gott hat an Dich gedacht und es sehr wohl gemacht.
Schlaf, müder Leib! Schlaf wohl, zu guter Nacht, weil Jesus Dich bewacht.

Verschlaf die hier erlitt'nen Schmerzen,
Du stehest fest in unsern Herzen.
So ruhe wohl.

Die Todtengräber hatten keine Arbeit. Die Hände der Freundinnen und der vielen Armen, denen sie wohlgethan, füllten die Grube mit Erde und wölbten den Hügel darüber. Es war ein bitter kalter Morgen und doch faßte der Kirchhof kaum die Menschenmenge.

Also auch die Ursinus soll als eine Heilige gestorben sein. Der Umwandlungs-Proceß, der bei der katholischen Brinvillier in 24 Stunden vollbracht war, dauerte freilich bei der Protestantin 33 Jahre. Und wer glaubt an

jene leicht, durch eine Beichte vor dem Schaffot, wer an diese schwer errungene Heiligkeit ohne Reue und Bekenntniß?

Zweifel beschleichen uns wenigstens auch, wenn wir die frommen Stiftungen ihres Testaments durchlesen; selbst die treue Gesellschafterin, die über die herrliche Seele der Verewigten nicht entzückte Ausrufungen genug weiß, sagt: „Die Verstorbene hatte in der Art, einen Menschen so recht vor Allen öffentlich zu ehren, sonderbare Begriffe." Von ihrem Vermögen, welches gegen 40,000 Thaler betrug, erhielten ihre weitverzweigten Seitenverwandten, die es wol bedurften, nur die Hälfte. Mit juristischer Genauigkeit entwarf und detaillirte sie die Erbfolge nach Stämmen und nicht nach Köpfen. Die andere zersplitterte in vielen Vermächtnissen und frommen Stiftungen, bei denen man nicht umhin kann, an eine Ostentation zu denken, die den Zweck hatte, ihren fluchbedeckten Namen durch Wohlthätigkeit zu reinigen, ja durch die Erinnerung seltener Dankbarkeit die Welt in Erstaunen zu setzen. So erhielt der Hauswart der Hausvoigtei, der sie als Gefangene schonend behandelte, 500 Thaler, dessen Tochter ein Fortepiano, der Dr. Friedheim, der die königliche Gnade für sie erwirkt, das berliner Bürger-Rettungs-Institut, ein Institut zur Belohnung treuer Dienstboten in Breslau und andere Anstalten*), die ihrem Gesichtskreise ganz entfernt lagen, bedeutende Legate.

*) Auch der Verein für die Besserung der Strafgefangenen in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie wurde mit 500 Thalern bedacht, indem die Erblasserin dem Legate als Motiv hinzufügte: „Da ich 25 Jahre hindurch Gelegenheit hatte, zu bemerken, wie nützlich, ja nöthig ein solcher Verein sei, um wenigstens die einzelnen, mehr verirrten, als verderbten Individuen zu retten."

Anna Margaretha Zwanziger.

1811.

Im baireuther Oberlande hielt sich im Jahre 1807 eine Witwe von mittlern Jahren auf, die sich vom Stricken ernährte. Sie war nicht ohne Bildung und man sah es ihrem stillen Wesen an, daß sie viel in der Welt gesehen und erfahren. Sie war gefällig und freundlich gegen Jedermann, voll Demuth und Gottesfurcht, und galt für eine rechtschaffene Frau, die es sich sauer werden ließ, um ehrlich durchzukommen.

Man nannte sie die Schönleben, ihr Vorname war Nannette, ihr Vatersname Steinacker; sie war aus Nürnberg gebürtig, aber weit durch die Welt verschlagen, und sah sich wieder nach einem dauernden Unterkommen um. Dies konnte ihr, bei ihrem guten Rufe, nicht fehlen und binnen kurzer Zeit hatte sie Bekanntschaften und Empfehlungen in mehren achtbaren Häusern, wo sie, fleißig und rechtschaffen, zur Zufriedenheit Aller sich betrug und nur durch besonders unglückliche Veranlassungen gezwungen wurde, ihren Wanderstab weiter fortzusetzen.

Der Justizamtmann Glaser zu Kasendorf, der von seiner Gattin getrennt lebte, nahm sie zuerst im März

1808 als Haushälterin in Dienst. Wenige Monate nachher versöhnte er sich indessen wieder mit seiner Frau; sie kam in sein Haus zurück und die Dienste der Schönleben wurden überflüssig. Aber die gesunde, kräftige Frau erkrankte bald nach ihrer Rückkehr an heftigem Erbrechen und Durchfall und starb am 26. August schon 4 Wochen nach der Wiedervereinigung mit ihrem Gatten.

Die Schönleben trat nun mit guten Empfehlungen gleichfalls als Haushälterin im September in die Dienste des Justizamtmanns Grohmann zu Sanspareil. Grohmann war ein Junggesell von 38 Jahren, von starkem, vollsäftigen Körperbau, aber doch ein kränkelnder Mann; er litt an der Gicht und mußte oft das Bett hüten. Die Schönleben zeigte sich als die sorgsamste Krankenpflegerin. Sie kam nicht von seinem Lager. Aber der Justizamtmann erkrankte im Frühjahre 1809 immer heftiger, und mit Symptomen, die bis da sich nicht gezeigt hatten. Heftiges Erbrechen, Schmerzen in den Gedärmen, wiederholter Stuhlgang, eine äußerst trockene Haut. Vom Schlunde bis zum After schien eine Entzündung sich zu erstrecken und er litt an unauslöschlichem Durst. Er starb am 8. Mai.

Der Ruf der Schönleben war durch die treue Pflege des armen Kranken nicht wenig gestiegen. Sie hatte ihm stets selbst das Bett gemacht, ihm selbst die Arzneien gereicht, und schien untröstlich über seinen Verlust. Dieser Ruf ihrer Menschenfreundlichkeit, Dienstgefälligkeit und Aufmerksamkeit als Krankenpflegerin verschaffte ihr bald ein neues drittes Unterkommen. Im Hause des Kammeramtmann Gebhard erwartete die Frau ihre Niederkunft. Man war sehr froh, die Schönleben als Haushälterin und Wärterin am Wochenbette gewinnen zu können. Die Niederkunft war glücklich von statten gegangen, Mut-

ter und Kind befanden sich wohl, aber am dritten Tage erkrankte die erstere. Heftiges Erbrechen, große Unruhe, qualvolle innere Hitze, Entzündung des Schlundes. In der Nacht vorher rief sie in der Angst ihrer Schmerzen: „Um Gottes willen! Ihr habt mir Gift gegeben!“ und starb Tages darauf, an den Folgen des Wochenbettes hieß es. Sie war aber immer von schwächlicher Leibesbeschaffenheit gewesen.

Der Witwer war froh, in der verwaisten Wirthschaft und für das arme Neugeborne in der Schönleben eine Person zu haben, welche die treue Hausfrauen- und Mutterstelle nun fortsetzte. Zwar suchten mehre Personen ihn bedenklich zu machen: Die Schönleben sei doch ein Unglücksvogel, wohin sie komme, da bringe sie den Tod, wie erst jüngst an den drei Personen sich gezeigt. Aber damit war kein Verdacht gegen sie als etwaige Urheberin ausgesprochen, es war nur eine dunkle Ahnung, eine abergläubische Besorgniß, daß ihre Persönlichkeit kein Glück bringe. Der Witwer, ein vernünftiger Mann, ging nicht darauf ein; er bedurfte eine Haushälterin, glaubte sie erprüft zu haben und nahm sie förmlich als solche in seine Dienste.

So blieb sie mehre Monate und stand dem ganzen Hauswesen vor. Auch während dieser Monate ereignete sich Vieles, was, wenn irgend Verdacht vorhanden gewesen wäre, ihn steigern müssen. Verschiedene Dienstleute und Angehörige des Hauses waren nach dem Genuß von Getränken krank geworden. Aber als am 1. September 1869 eine ganze Kegelbahngesellschaft von 5 Personen, welche sich bei Gebhard versammelt, nach dem Genusse einiger Krüge baier'schen Biers, die Gebhard aus seinem Keller holen lassen, plötzlich übel wurden, Leibschmerzen bekamen und sich erbrechen mußten, entstand ein allge-

meiner Verdacht gegen die Wirthschafterin; doch bei keinem von Allen ein solcher, der sie zu einer Denunciation oder Untersuchung angetrieben hätte. Sie drängten nur in den Hausherrn, daß er augenblicklich eine Person entlasse, unter deren Hausverwaltung so viel Unheil vorgefallen sei. Gebhard that es, er wollte das Unheil bringende Wesen los sein. Er kündigte ihr auf der Stelle den Dienst, und nahm ihr die Aufsicht über das Hauswesen und sämmtliche Schlüssel ab. Dennoch stellte er ihr noch am selben Tage ein schriftliches Zeugniß aus, worin er „die Treue und Bravheit ihres Betragens" rühmte.

Die Schönleben zeigte sich wol etwas gekränkt über ihre plötzliche Entlassung, fiel aber nicht aus ihrer artigen, demüthigen Weise. Sie war noch am folgenden Tage die geschäftigste Dienerin im Hause. Sie griff selbst an, was sie nicht nöthig hatte. So trug sie am Vorabend ihrer Abreise selbst das Salzfaß auf den Tisch, nachdem sie es aus der Salztonne neu gefüllt hatte. Die Mägde wunderten sich darüber; aber sie sagte ihnen scherzend: so müsse es sein. Die Leute, die abzögen, müßten das Salzfaß füllen, damit, die zurück bleiben, desto länger den Dienst behielten.

Der Wagen, der sie nach Baireuth fahren sollte, stand am nächstfolgenden Tage schon vor der Thür. Gebhard hatte aus Güte ihr denselben gemiethet, auch noch einen Kronenthaler ihr auf den Weg gegeben, und zum Ueberfluß sollte sie vor ihrer Abreise noch Chocolate bei ihm trinken. Sie aber war an diesem Morgen die Freundlichkeit und Weichmüthigkeit selbst. Den beiden Dienstmägden Hazin und Waldmann, mit denen sie sich sonst nicht zum Besten vertrug, hatte sie eigenhändig Kaffee gemacht und reichte jeder eine Tasse, indem sie den Zucker

aus einer Düte nahm. Besonders rührend aber war der Abschied von dem verwaisten Kinde, dessen Geburt der Mutter den Tod gekostet hatte, und das sie ihr liebes Fritzchen nannte. Sie mußte es noch ein Mal auf den Arm nehmen, es herzen und küssen und gab ihm dann ein Biscuit, das sie in Milch tauchte, und von der Milch selbst etwas zu trinken.

Endlich mußte geschieden sein. Der Wagen war ungefähr eine halbe Stunde fort, als das arme Kind von 20 Wochen plötzlich ein starkes Erbrechen befiel. Es wurde sehr krank. Die beiden Mägde mußten nach einigen Stunden sich gleichfalls heftig übergeben. Jetzt stieg mit einem Male der furchtbarste Verdacht auf. Man erinnerte sich der vorangegangenen Vorfälle im Hause: Zwei Gäste, die im August bei Gebhard zu Mittag gespeist, der Handlungsdiener Beck und die Secretairswitwe Alberti, hatten nach Tisch gleichfalls an heftigem Erbrechen, Leibschmerzen, Zuckungen gelitten. Am Ende August hatte die Schönleben dem Amtsboten Rosenhauer ein Glas weißen Wein zu trinken gegeben und dieser hatte dieselben Wirkungen gehabt. Den Laufburschen des Rosenhauer, Krausch, hatte sie am nämlichen Tage mit sich in den Keller genommen und ihm ein Glas Bramtwein gereicht. Als er ein wenig getrunken, bemerkte er darin einen weißen Satz und wollte nicht mehr, ward aber doch übel; die erwähnte Magd Waldmann erinnerte sich, schon früher ein Mal eine Tasse Kaffee von der Schönleben erhalten zu haben, und zwar, nachdem sie sich mit ihr gezankt, und daß sie danach ebenso übel geworden als jetzt und sich vom Morgen bis Abend jede halbe Stunde davon erbrechen müssen.

Der Amtmann erfuhr die Geschichte mit dem Salzfaß; denn jetzt tauchte jeder seltsame Vorfall, der un-

verstanden geblieben, in der Erinnerung auf. Das Salzfaß ward untersucht und man fand es stark mit Arsenik vermischt. Auch in der großen Salztonne fanden sich später auf 3 Pfund Salz 30 Gran Arsenik. Man entsann sich, daß, als die Schönleben bei Glasers und Grohmanns gedient, auch dort mehre Personen nach genossenen Getränken und Speisen erkrankt seien. Endlich entdeckte man, daß es auch mit ihrem Namen nicht volle Richtigkeit habe, daß sie von Vaterswegen wol Schönleben heiße, aber die Witwe des Notars Zwanziger sei und Gründe habe, diesen wahren Namen zu verschweigen. Trotz dieser dringenden Anzeigen, ließ der Kammeramtmann Gebhard noch einen Monat verstreichen, ehe er deshalb gerichtliche Anzeige machte; so schwer scheint er sich überwunden zu haben, an die nach allen gewöhnlichen Erfahrungen allerdings kaum glaubhafte Schuldbarkeit der gerühmten Frau zu glauben.

Diese inzwischen reiste mit der Sorglosigkeit weiter, welche nur ein sehr glücklicher Erfolg in gefährlichen Dingen hervorbringen kann. Sogar hatte sie Gebhard einen Brief zurückgelassen, in welchem sie ihm mit affectirter Empfindsamkeit den Vorwurf des Undanks macht. Es heißt unter Anderm darin: „Wenn Ihr Kind nicht ruhig sein will, dann wird Ihnen mein Schutzgeist zurufen: warum nahmst Du ihr ihr Liebstes (das Kind) hinweg?“ Sie versprach ihm, alle vierzehn Tage ihm Nachricht von sich zu geben, logirte sich in Baireuth unverschämt genug, als Freundin der verstorbenen Gebhard, bei deren Mutter ein und schrieb von jedem Orte, wo sie zugebracht, an ihren verehrungswürdigen Herrn, „dessen fortdauernder Gnade“ sie sich empfahl, und ihrem lieben, kleinen Fritzchen zärtliche Küsse zusendete, mit der unverhohlenen Erwartung, daß Gebhard binnen kurz oder

lang eilen werde, eine so vortreffliche Hausvorsteherin zurückzurufen. Aber trotz ihrer Versicherungen in den Briefen von der guten Aufnahme, die sie überall finde, und den guten Aussichten, die sich ihr eröffneten, und trotz aller Briefe, womit sie den ganzen Kreis der ihr bekannten Häuser überschüttete, mußte sie von Ort zu Ort weiter und Niemand rief sie, Niemand wollte sie behalten. Am bittersten fand sie sich in einen Oertchen in Franken getäuscht, wo ihre Tochter an einen Buchbinder Sauer verheirathet war. Als sie vor dem Hause ankam, war freilich großer Jubel, aber an dem sie keinen Theil hatte. Sauer heirathete wieder. Ihre Tochter, war sie verstorben? — Nein, Sauer hatte sich von ihr scheiden lassen. Aber wo war die Tochter? Im Zuchthause; wegen Diebstahl und Betrügereien! Niemand verlangte nach ihr. Als sie nach Nürnberg zurückkehrte, waren daselbst allerdings mehre Briefe eingegangen, die dringend nach ihr fragten — Requisitionsschreiben um ihre Verhaftung. Als sie festgesetzt wurde, fand man bei ihr drei Päckchen, welche über ihr Wesen und Gewerbe keinen Zweifel ließen: zwei Päckchen mit Mückenstein und eines mit Arsenik.

Um Mitte October 1809 war die Zwanziger auf dringende Verdachtsgründe wider sie verhaftet worden. Sie war natürlich die unschuldigste Person von der Welt und es werde sich schon finden, wie man sie verkenne. Gegen Ende October wurde (ohne ihr Vorwissen) mit der Leichen-Ausgrabung der Verstorbenen verfahren, bei denen der Verdacht schwebte, daß sie durch sie vergiftet worden.

Seit dem Proceß der Ursinus war die gerichtliche Arzneiwissenschaft um viele Erfahrungssätze hinsichts der Arsenikvergiftung reicher geworden. Alle die Wahrnehmun-

gen, welche man bei den Leichen des Ursinus und der unverehelichten Witte gemacht, fand man hier wieder. Der Leichnam der Justizamtmann Glaser, der 14 Monate im Grabe gelegen, trug verhältnißmäßig nur geringe Spuren der Verwesung an sich. Die ganze Oberfläche des Körpers schien zur Mumie erhärtet, und hatte, nach Wegnahme des Schimmels, eine braune, mahagoniartige Farbe. Diese mumienartige, elastische Härte zeichnete sich besonders bei den vollen Brüsten aus. Der Unterleib war etwas ausgedehnt und gab, wenn man mit einem Stocke darauf schlug, einen hohlen, dumpfen Laut von sich. Die Bauchmuskeln waren in eine speck- oder käseartige Masse verwandelt und gaben auch einen Käsegeruch. Ganz dieselben Wahrnehmungen fanden sich beim Leichnam der Amtmannin Gebhard. Ueberdem fand man bei der chemischen Untersuchung in den Eingeweiden beider Frauen noch den Arsenik vor, sodaß das ärztliche Gutachten dahin ging: man könne mit Gewißheit annehmen, daß Beide an einer Arsenikvergiftung gestorben seien. Beim Leichnam des Grohmann fanden sich jene Zeichen nicht so bestimmt ausgedrückt, auch entdeckte man den Arsenik nicht, wornach nur eine Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit der Vergiftung begutachtet werden konnte. Da aber die fernere Untersuchung auch den wirklich erfolgten Giftmord des Grohmann außer Zweifel gestellt hat, so dringt sich uns die Frage auf, ob der Arsenik vielleicht bei weiblichen Körpern prononcirter in seinen Wirkungen ist als bei männlichen, auch dort vielleicht länger die Giftstoffe zurückläßt? Auch im Proceß der Ursinus erklärten die Sachverständigen, daß aus den gefundenen Kennzeichen auf die Vergiftung der Tante mit der höchsten Wahrscheinlichkeit zu schließen sei, die des Mannes erschien ihnen nur wahrscheinlich.

Die mit der größten Sorgfalt geführte Untersuchung erschien auch Feuerbach so verwickelt und ausgedehnt, daß er selbst in seinem für Juristen geschriebenen Werke die Geschichte derselben zu liefern für unzweckmäßig hielt, und sich mit dem Resultate begnügte. Beinahe ein Jahr lang verblieb die Zwanziger bei einem starren Leugnen in Bezug auf Alles, was den Giftmord betraf, wiewol ihr verdächtiger und schlechter Lebenswandel, ja der ganze Charakter dieser gefährlichen Person schon ins vollste Licht gestellt war. Zu den Episoden dieses Processes gehörte das plötzliche Erscheinen ihrer Tochter, derselben geschiedenen Sauer, welche wegen Diebstahls im Zuchthause saß, als die Zwanziger sie aufsuchen wollte. Diese Tochter, deren Existenz die Mutter bis da verheimlicht hatte, kam, nach abgesessener Zuchthausstrafe, nach Culmbach, um die Mutter aufzusuchen, von der das Gerücht bis in ihre Kerkermauern gedrungen war, daß sie als Giftmischerin das Schaffot besteigen werde. Dies überraschende Auftreten einer nächsten Zeugin wider die Zwanziger brachte vieles Licht in die Untersuchung und die Ueberzeugung, daß diese stille, rechtschaffene Witwe eine der gefährlichsten Landstreicherinnen sei, welche bis da dem Auge der Policei entschlüpft war.

Aber so Vieles auch über ihren früheren Lebenswandel schon entdeckt war, noch am 16. April 1810 glaubte die Zwanziger, Alles, was gegen sie sprechen könne, sei erschöpft, und sie stellte sich mit völliger Unbefangenheit vor den Richter. Da erst entdeckte dieser ihr, der Leichnam der Glaser sei ausgegraben, man habe die unverkennbaren Spuren der Vergiftung gefunden und der dringendste Verdacht treffe sie. Nach zwei Stunden brach ihr Muth. Nachdem sie schluchzend, händeringend ihre Unschuld betheuert und in allen Krümmungen einer angst-

gepeitschten Sünderin, die noch nach Auswegen sucht, sich gewunden, gestand sie, doch noch mit vielen Lügen und Ausflüchten durchwebt, daß sie der Glaser zwei Mal Gift gegeben. Dies Bekenntniß war aber kaum von ihren Lippen, als sie, wie vom Blitz getroffen, zu Boden stürzte und in solchen heftigen Zuckungen sich wälzte, daß man sie aus dem Gerichtszimmer forttragen mußte.

Der Lebenslauf der Verbrecherin ist als vollständig ermittelt nach den Acten zu betrachten. Zum Ueberfluß, und allerdings eine Curiosität bei Verbrecherinnen aus ihrem Munde, schrieb sie noch eine Autobiographie, in der Zwischenzeit vom Schluß der Untersuchung bis zur Publication des Urtheils. Sie ist 18 enggeschriebene Bogen stark, keine Beichte wie die der Brinvillier, sondern ein Versuch, die Greuel ihres lüderlichen und lasterhaften Wandels zu beschönigen und sich, nicht zu rechtfertigen, aber interessant zu machen. Die Stellen, welche wörtlich aus dieser eigenen Lebensbeschreibung in unserm Auszuge entnommen sind, sollen durch Häkchen bezeichnet werden.

Anna Margaretha Zwanziger war in demselben Jahre geboren, 1760, wo auch die Ursinus zur Welt kam. In der eigenen Biographie macht sie sich um 4 Jahre jünger. Zur Zeit ihrer Verhaftung war sie also im 50sten Jahre. Sie war klein von Wuchs, hager, schief und verwachsen. Ihr bleiches, mageres Gesicht, mit den Spuren von Alter und Leidenschaft, verrieth auch keine Spur mehr von ehemaliger Schönheit. Aus ihren widrigen Augen blickte Gehässigkeit und Neid, während der Mund sich doch immer zu freundlichem Lächeln verzog und ihr Be-

tragen über und über Höflichkeit, kriechende Unterthänigkeit und schmeichelndes Schönthun war. Eitel, gefallsüchtig und wollüstig von Jugend auf, entfernten Alter und Häßlichkeit noch nicht die Sünde und das Begehren von ihr. Noch im Gefängnisse, sagt Feuerbach, als sie bereits ihrem Todesurtheil entgegensah, spielte ihre Einbildungskraft mit der Erinnerung an die Blütenzeit ihrer Jahre. Sie bat oft ihren Richter, er möge doch ja nicht nach der Zwanziger von heut sich eine Vorstellung der Zwanziger von ehemals machen, denn sie sei schön, sehr schön gewesen.

Ihr Vater Schönleben in Nürnberg war, wie sie selbst bemerkt, zu böser Vorbedeutung für sie, der Eigenthümer des Gasthauses zum schwarzen Kreuz, unter dessen Zeichen auch sie geboren wurde. Schon im fünften Lebensjahre vater- und mutterlose Waise, ging sie aus Hand in Hand, bis sie im zehnten Jahre im Hause eines wohlhabenden Kaufmanns eine nicht gemeine Erziehung erhielt. Auf Zureden desselben verlobte sie sich im funfzehnten und heirathete im neunzehnten einen ältern Mann, den sie nicht eben liebte, den damaligen Fourier, spätern Notar Zwanziger.

Sie „fürchtete den Mann, wie das Kind die Ruthe." Zudem war es still im Hause. Der Mann war entweder in seinem Beruf oder trank außer dem Hause. Bei ihrem Vormunde war es immer heiter und geräuschvoll gewesen; um die Einsamkeit zu bewältigen, griff sie zu den Büchern. „Mein erstes Buch, welches ich las, waren Werther's Leiden. Dies Buch machte gleich so großen Eindruck auf mich, daß ich immer weinen mußte. Hätte ich da eine Pistole gehabt, so hätte ich mich auch erschossen. Hierauf las ich Pamela und Emilie Galotti."

Die Früchte dieſer Halbbildung, einer Anempfindelei, welche das natürliche Gefühl zurückdrängte, zeigten ſich erſt ſpäter in dem Streben, immer intereſſant zu ſein und zu ſcheinen, und ſich hinaus zu ſehnen aus den engen und unbefriedigenden Kreiſen in glänzendere und vornehmere, zu denen weder ihre Geburt, Lage, noch ihre wahre Bildung ſie berechtigten. Vorerſt machte die Empfindſamkeit der Vergnügungsluſt Platz. Sie war volljährig geworden, ihr Mann erhielt ihr Vermögen vom Vormundſchaftsamte ausgeliefert und wußte nichts Beſſeres damit zu thun, als in Luſt und Jubel rauſchende Zerſtreuungen zu ſuchen. Tag und Abend verging in Saus und Braus und die junge Frau nahm mit Vergnügen daran Theil. Es wurden Gäſte geladen, muſikaliſche Geſellſchaften veranſtaltet, übers Land in froher Kumpanei gefahren, und keine zugänglichen Bälle und Redouten blieben unbeſucht.

Aber in wenigen Jahren war das Geld verpraßt und Sang und Klang ſchwiegen ſtill. Hunger und Noth klopften ans Thor und drinnen verlangten zwei Kinder nach Nahrung. Der Mann entwich dem Kindergeſchrei in ſeine alten Zufluchtsörter, die Weinhäuſer, wo er an einem Tage ſeine zehn Flaſchen vertrug. Sie ſollte Geld ſchaffen, wie es ſei. Erhielt er es, war er freundlich, erhielt er keines, tobte er im Hauſe.

Die empfindſame junge Frau, die für die Tugend der Pamela und der Emilie Galotti geſchwärmt, machte ihre Perſon zur Waare. „Doch beſaß ich immer ſo viel Delicateſſe, mich nur zu Standesperſonen zu halten, die ſtillſchwiegen. Denn das Princip iſt mir von Jugend auf eingeprägt, mich nur zu Perſonen zu halten, die mein Glück machen können. So

hatte ich denn auch der Liebe das Glück zu danken, daß ich von edlen Männern viel unterstützt wurde."

Nach zwei Jahren lächelte das Glück wieder dem saubern Ehepaar. Zwanziger gewann durch eine Uhrenlotterie, die er unternommen, Geld. Das frühere Wohlleben kehrte zurück, aber nicht die Tugend, wenn diese überhaupt da gewesen war. Die Gattin setzte, was sie aus Noth angefangen, aus Liebe und Gewohnheit fort.

Eines dieser Liebesverhältnisse scheint ernsthafter von ihr und dem Geliebten genommen worden zu sein. Sie entfloh mit diesem, einem adligen Officier, nach Wien, zur Schwester desselben, kehrte zwar wieder, auf Vorstellung ihres Mannes, nach Nürnberg zurück, ließ sich aber nun von demselben gerichtlich scheiden. Kaum aber war das Urtheil publicirt, als sie sich abermals mit ihm in der Lorenzkirche trauen ließ. Sie will von nun an in glücklicher Ehe mit ihm gelebt und ihn sogar geliebt haben, weil sie bei mehren Gelegenheiten bemerkt, „daß er sehr edel denke, und ein empfindsames Herz besitze."

Im Jahre 1796 starb der Notar Zwanziger, im achtzehnten Jahre ihrer Ehe. Sein schneller Tod erregte den Verdacht, daß auch er einem Gift könne erlegen sein, das sie gemischt; es bestätigte sich indessen nicht. Von nun an begann ein Gewirr von Unglücksfällen, Thorheiten, Lastern und Verbrechen, welche das Leben der Zwanziger bildeten.

Mit 400 Gulden, die sie von Allem, was sie und ihr Mann besessen, gerettet, begab sie sich nach Wien, angeblich, um von der Zuckerbäckerei zu leben. Der Plan schlug fehl. Sie diente als Haushälterin in verschiedenen angesehenen Häusern, machte dann Bekanntschaft, zwar nur mit einem Schreiber von der ungarischen Kanz-

lei, „welcher aber von sehr gutem Gemüth war," und gebar ihm ein Kind, welches, in ein Findelhaus gethan, dort starb.

Nach anderthalb Jahren kehrte sie nach Nürnberg zurück, wo ein Freiherr v. W*** ihr seine „Freundschaft und Liebe" antrug, die sie auch annahm, da sie an Allem merkte, „daß sie in diesem Freiherrn einen sehr edlen Mann vor sich habe." Sie will aber nur, wer das glauben mag, von diesem Beschützer „wie eine Freundin vom Freunde" besucht, und mit allen, ihrer Tugend gefährlichen Zumuthungen von ihm nicht allein verschont, sondern auch „zu allem Guten geleitet" worden sein.

Darauf ging sie nach Frankfurt am Main, wo ihr ein vortheilhafter Dienst als Haushälterin beim Minister-Residenten v. K.... angetragen war. Ihr edler Beschützer in Nürnberg wollte sie nicht hindern und schenkte ihr 100 Gulden auf den Weg. Aber sie mußte den vortheilhaften Dienst, weil sie nicht die Küche zu verwalten verstand und wegen Unreinlichkeit (so in Verfall war also die gefeierte Schöne) wieder verlassen.

Dieser Verfall ging nun schnellen Schrittes. Sie miethete sich bei einem Friseur ein, verdingte sich bei englischen Reitern als Kinderwärterin, entlief diesen und ward endlich von einem Kaufmann auf kurze Zeit als Kindermagd angenommen. Alles Das fiel in wenigen Monaten vor.

Mit ihrem wachsenden Nothstand gerieth auch ihr Gemüthsstand in Verwirrung. Das Herabsinken von einer Herrin zur Magd, von einer Gebieterin nach Laune über ihre Liebhaber zu einem Dienstboten, den man wegen Unreinlichkeit fortjagt, war zu rasch. Sie weinte, lachte und — betete in einem Athem. Sie lachte, wenn die

Herrschaft befahl, ging gehorsam ab und that doch nichts von Dem, was man verlangte.

Sie wandte sich in ihrer Noth noch einmal an ihren edlen Beschützer in Nürnberg, der sich auch wirklich ihrer annahm. Aber: „zu ihrem Erstaunen, nahm sie eine große Veränderung in seinen Sitten wahr. Er, der verheirathete Mann, wurde auf einmal freier, immer zudringlicher, äußerte sehr leichtsinnige Grundsätze, und vergaß endlich seine Würde so ganz und gar," daß sie von ihm in die Hoffnung versetzt wurde, von neuem Mutter zu werden. Darauf wurde er plötzlich kalt, machte seltenere, kürzere Besuche, und sie erhielt die entsetzliche Gewißheit, daß er eine damals berühmte Schauspielerin, die sich in Nürnberg aufhielt, lieber besuche als sie selbst. Der Schreck veranlaßte eine Fehlgeburt. Die Fehlgeburt veranlaßte sie zum Selbstmorde. Der Versuch mit dem Aderlaßeisen lief aber unglücklich ab, und sie konnte nicht mehr als eine Kaffeeschaale mit Blut herausbringen. Der Freiherr erschien, aber nicht voll Schmerz und Reue; er lachte, obgleich ihm die Kaffeeschaale mit Blut unter die Augen geführt wurde, die Närrin aus, und drehte ihr, trotz aller ihrer Beschwörungen und Vorwürfe, den Rücken.

Sie, um sich zu rächen, packte seine Briefe zusammen, sandte sie an des Freiherrn Gemahlin, und ging dann, den „Siegwart in der Tasche und ihr Dienstmädchen neben sich, an die Pegnitz, um ihrem Liebesgram und Leben zugleich ein Ende zu machen. Sie las im Siegwart, bis sie an die Stelle gekommen, wo das Lied steht:

„Mein Leben ist so traurig u. s. w."

und stürzte sich dann in den Fluß. Aber zwei Fischer, die in der Nähe waren, brachten sie auf der Stelle, ohne allen Schaden, an's Ufer. Nur ihre Kleider waren durch-

näßt. Sie wurden sofort, nachdem sie trockene angezogen, durch das Mädchen an den Freiherrn geschickt als Belege für den neuen Mordversuch. Dieser schlug zwar nicht die Thür ihr vor der Nase zu, sondern gab der Botin ein für alle Mal 25 Gulden, zugleich aber die Weisung, auf der Stelle Nürnberg zu verlassen und je weiter desto besser zu reisen.

Bei den erwiesenen, furchtbaren Verbrechen der Zwanziger kommt es auf eine Lüge mehr oder weniger nicht an. Doch erhellt, daß wir hier einen vielfach von ihr ausgeschmückten Roman vor uns haben, zumal wenn wir bedenken, daß sie, als sie die empfindsame Rolle darin spielte, schon das 40ste Lebensjahr zählen mußte. Nur so viel leuchtet daraus hervor, daß sie einen ehemaligen Liebhaber noch auf alle mögliche Weise zu fesseln oder vielmehr Geld von ihm zu erpressen versuchte, und die angebliche Schwangerschaft und Fehlgeburt sowol als die beiden Mordversuche Theatercoups waren, die abblitzten. Aber dem hartherzigen Benehmen dieses treulosen Beschützers legt sie einen großen Theil ihrer Erbitterung gegen das Menschengeschlecht zur Last. „Als ich mir die Adern aufgeschnitten, da lachte er nur; als ich ihm vorhielt, daß er schon ein Mal ein Mädchen unglücklich gemacht, die mit seinem Kinde ins Wasser sprang, da lachte er wieder. — So oft ich nachher etwas Böses that, dachte ich bei mir: Mit dir hat kein Mensch Mitleid gehabt; so habe denn auch kein Mitleid, wenn Andere unglücklich sind."

Sie folgte der Weisung des Freiherrn und kehrte nicht einmal nach Nürnberg zurück, sondern reiste sogleich nach Regensburg. Nachdem sie sich in Wien, Nürnberg und andern Orten in Kummer und Noth umgetrieben, mußte sie als Dienstmagd bei einem Kammerherrn von S***

ein Unterkommen annehmen. Weil aber hier der Dienst sehr beschwerlich und wenig lohnend war, beschloß sie „ihn heimlich und ohne Aufkündigung" zu verlassen, sich jedoch eine Entschädigung mitzunehmen. Nach ihrem Romane wies ihr ihr Schutzgeist selbst diese Entschädigung, indem das Kind mit den Juwelen der Herrschaft spielte, während diese bei Tafel saß, und in seinem kleinen Händchen den Ring ihr gab: „Da war mir, als stände Jemand neben mir und spräche: Behalte ihn! Ich folgte der Eingebung." Sie schläferte das Kind ein, und lief mit dem Ringe davon. Die Dienstherrschaft erzählt den Vorfall etwas anders, und wenn ihr Schutzgeist die Zwanziger angetrieben, den Ring zu nehmen, so muß er ihr danach auch die Weisung gegeben haben, einen verschlossenen Schreibeschrank zu erbrechen und ihn herauszunehmen. Sie ward durch Steckbriefe verfolgt. Als sie bei ihrem schon erwähnten Schwiegersohn, dem Buchbinder Sauer, in Mainbernheim war, las dieser mit Entsetzen den Steckbrief in der eben angekommenen Zeitung, und wies eine solche Schwiegermutter sogleich aus dem Hause.

Noch hatte sie die Unverschämtheit an den Kammerherrn einen Brief zu schreiben, worin sie ihm Vorwürfe machte, daß er sie durch solche öffentliche Behandlung einer Privatsache ins Unglück stürze; aber ihr Name war einmal ehrlos, sie selbst geächtet, ihre Person bürgerlich vernichtet. Sie mußte aufhören zu sein, Die, welche sie war, und, um nur fort zu existiren, einen andern Namen annehmen. Sie wählte den väterlichen und hieß von nun an Schönleben.

Als ginge ihr mit dem neuen Namen ein neuer Glücksstern auf, fand sie, 1805, nachdem sie sich an verschiedenen Orten umhergetrieben und meistens bei den hö-

hern Ständen eines kurzen Unterkommens erfreut hatte, in der Oberpfalz im Flecken Neumarkt eine Art Versorgung. Als Lehrerin junger Mädchen in weiblichen Arbeiten erhielt sie viele Lehrstunden und hätte durch ihren Fleiß und ihr anständiges Benehmen (die beide von der Ortsobrigkeit ihr bezeugt werden) hier eine dauernde Stätte finden können, wäre nicht der alte Sündengeist durch ein unglückliches Zusammentreffen aufs Neue in ihr erweckt worden. Die Lüste eines bejahrten Generals aus München, der sich in Neumarkt aufhielt, wurden durch die bejahrte Witwe angeregt. In den Stunden der Vertraulichkeit entfiel dem General das Versprechen, er wolle für sie sorgen. In der alten Buhlerin erwachten die Erinnerungen an die schöne Vergangenheit, wo „die vornehmen, edlen Männer ihre Beschützer waren," und sie träumte davon, die unbescholtene Freundin einer Excellenz in München zu sein. Sie glaubte das um so sicherer hoffen zu dürfen, als sie immer gehört: „daß die Katholiken sehr Wort zu halten pflegten." Aber der General ließ nichts von sich hören und antwortete auch nicht auf ihre Briefe, nachdem er Neumarkt verlassen. Sie meldete ihm, sie sei schwanger (!): auch da erhielt sie keine Antwort, sondern durch einen Pfarrer eine kleine Summe Geldes, mit dem Bedeuten, nun ein für allemal sich zur Ruhe zu geben. Die Thörin reiste in ihrer Unverschämtheit dem General nach München nach, ward aber bei ihm, wie man denken mag, nicht vorgelassen, sondern erhielt nur von einem Bedienten einige Gulden, um auf der Stelle aus München fortzureisen.

So hatte sie, um einer unverzeihlichen Thorheit willen, ihren letzten Hafen verlassen und war aufs Neue hinaus geschleudert aufs stürmische Meer. Bekannt, verachtet, gescheut, verfolgt, mußte sich die Funfzigerin neue

Länder, Orte, Menschen suchen, um nur Aufnahme zu finden. So kam sie in das baireuther Oberland, und, ihren Grimm gegen die ganze Menschheit im Herzen, mußte sie aufs Neue heucheln, sich bücken und freundlich sein, um nur in der demüthigsten Stellung ein Unterkommen zu finden; aber in ihr kochte der Groll und es bedurfte nur weniger Antriebe und einer günstigen Gelegenheit, um ihn in schwarzen Rachethaten gegen Alle zu entladen, welche vornehmer, reicher, glücklicher, sorgenfreier waren als sie, und nicht mit ihr theilen wollten.

Feuerbach sagt hier in der unübertroffenen Charakteristik dieses Weibes: „Fast zwanzig Jahre von Ort zu Ort umher gejagt, beinahe schon funfzig Jahre alt, und noch immer ein Fremdling auf dieser Erde; ohne Vaterland und Heimath, von der Welt entehrt, blos durch einen Namenstrug unter den Menschen geduldet; suchte sie endlich angstvoll nach Ruhe, nach einer bleibenden Stätte, nach einer sichern Versorgung. Und als Herrin, wie ehemals, nicht mehr als verachtete Magd wie jetzt! — Immer nur Andern, wie sich selbst angehören; nie befehlen, immer nur von Andern Befehle empfangen oder befürchten; immer kriechen und schmeicheln, blos um als Magd zu gefallen; fortwährend dazu verdammt, mit freundlich erzwungener Miene, den Menschen schön zu thun, welche sie gleichwol nur hassen konnte; abhängig, unterthänig, bei dem erzürnten Gefühle lebhafter Erinnerung an die vergangenen Zeiten eigner Herrschaft; voll alter Ansprüche auf das gefällige Zuvorkommen und die äußere Achtung Anderer, und doch so oft geneckt, verspottet, verachtet, über die Achseln angesehen: — Dieses war mehr als eine solche Seele länger zu ertragen vermochte. Rettung mußte ihr werden aus einer solchen Lage;

oder, wenn nicht Rettung, wenigstens Ersatz dafür! — Aber aus dem Labyrinth ihres verworrenen Lebens führte kein gewöhnlicher Weg zur Freiheit. Ueberall Abgründe, welche den Ausgang wehrten! Innerhalb der Schrecken bürgerlicher Ordnung nirgendwo ein ausreichendes, sicheres Mittel der Hülfe. — Da entdeckt sich ihr endlich das Geheimniß einer still verborgenen Macht, welche sie nur sich dienstbar zu machen braucht, um über alle Berge und Abgründe leichten Fußes hinüberzuschreiten und, jenseits der lästigen Schranken beengender Verhältnisse, den Gesetzen des bürgerlichen Lebens entrückt, sogar über die Menschheit selbst hinausgehoben, mit unsichtbarer Gewalt, nach eigener Willkür, frei zu herrschen. Diese geheimnißvolle Macht war — Gift."

In das Haus des Justizamtmann Glaser zu Kasendorf war die Zwanziger auf Empfehlung des eigenen Sohnes desselben gekommen. Mit dem ersten Tritt ins Haus faßte sie auch festen Fuß darin. Sie wußte sich durch anschmiegende Zudringlichkeit in das Vertrauen des neuen Herrn einzuschleichen und durch ihre Künste und Unverschämtheit mit ihm auf einen gewissen Fuß von Gleichheit zu stellen.

Sie unternahm, für eine Person in ihrer Lage, etwas kaum Glaubliches. Glaser, ein Mann in den Funfzigen, lebte seit Jahren von seiner Gattin getrennt; wie es heißt ohne seine Schuld. Sie, die fremde, kaum ins Haus gekommene Person, die Dienerin des Herrn, unternahm es, unaufgefodert von irgend Jemand, die Versöhnung zwischen den Eheleuten zu stiften. Sie, deren neue Stellung durch die wirklich erfolgte Aussöhnung

mindestens bedroht werden mußte. Denn wenn eine Hausfrau da war, was bedurfte es einer bezahlten Haushälterin? Unermüdlich geschäftig und mit Weiberschlauheit ging sie zu Werke. Da wurde jede schwache Stunde des Herrn benutzt, da wurden hinter seinem Rücken Briefe an die geschiedene Gattin geschrieben, auch an Freunde der Familie, daß sie zum Versöhnungswerke hülfen. Sie, die Protestantin, schrieb sogar an einen katholischen Pfarrer unter Uebersendung eines Zwanzigkreuzerstückes, mit dem Ersuchen, für das Gelingen des frommen Werkes eine Messe lesen zu wollen!

Das Werk gelang. Die geschiedene Frau ließ sich überreden, zurückzukehren. Der Mann war durch die Ueberredungskünste der Zwanziger vollkommen ausgesöhnt. Aber mit schwerem Herzen reiste die Frau nach Kasendorf, ob allein durch böse Ahnungen oder auch durch Gewissensschläge beunruhigt, bleibt ungesagt. Denn unterwegs schrieb sie an ihre Verwandten: „Wie mir ist, kann ich Euch nicht sagen; fürchterlich tobt es in mir. Ob mir vielleicht etwas ahnet? Ich bin wie verwirrt" —

Glaser war seiner Frau entgegengefahren. Als er zurückkehrte, hatte die Zwanziger den durch sie verführten Ehegatten einen lauten, fast theatralischen Empfang bereitet; einen, wie er sich für jedes feinere Gefühl bei der Wiederanknüpfung eines so gebrochenen Verhältnisses zum wenigsten schickte. Der ganze Ort war auf den Beinen, Blumen und Gewinde überall, an Thüren, Pfosten, Fenstern, Wänden. An dem mit Kränzen umhangenen Ehebette hing ein zierlich ausgeschnitztes Papier, worauf die Versöhnerin den selbst gedichteten Spruch mit großen Buchstaben geschrieben hatte:

Der Witwe Hand
Knüpft dieses Band.

Der unzarte Actus, angestiftet von der Frau, welche nicht genug ihre Delicatesse zu rühmen weiß, scheint von den betheiligten Personen ohne Arg aufgenommen worden zu sein.

Die diabolische Absicht der Zwanziger ist kein Geheimniß. Die häßliche, alte, wie uns noch zum Ueberfluß gesagt wird, mit einem ekelhaften Schaden behaftete Witwe hatte nichts Geringeres zur Absicht, als Justizamtmännin in Kasendorf zu werden. Sie hoffte: „sich endlich noch in ihrem Alter ein ruhiges Leben zu bereiten.“ Die Schwelle, über die sie nothwendig mußte, war der Tod der Glaser. Für das Weitere glaubte sie dann leichter sorgen zu können. Die fromme Rolle der Friedensstifterin wurde ohne Zweifel nur in der Absicht übernommen, das Opfer in ihre Gewalt zu bekommen. Wahrscheinlich lagen die Gifte schon bereitet da, als sie das arme Opferthier mit Blumen und Kränzen empfing und es streichelte und liebkoste.

Glaser behandelte seine Frau mit aller Liebe und Aufmerksamkeit. Aber schon nach einigen Wochen fühlte sie sich unwohl und mußte sich erbrechen. Die Zwanziger hatte ihr, angeblich nur ein halbes Theelöffelchen, Mückenstein in den Thee geschüttet. Sie dachte dabei: „Du willst dir doch ein ruhiges Alter machen; und wenn ihr das Gift diesmal nicht hilft, so gibst du es ihr öfter.“ Einige Tage darauf goß sie einen guten Eßlöffel aufgelösten Mückensteins in eine Tasse Kaffee, rief die Glaser ins Zimmer, und lud sie zum Trinken ein. Nachts erkrankte die Hausfrau unter den gewöhnlichen Symptomen und war am zehnten Tage eine Leiche: „Als ich

das Gift in die Tasse goß und das dicke Zeug sah, dachte ich gleich: Herr Jesus, die muß gewiß sterben!"

Mit diesem Giftmorde der Glaser ist ein vorangehender Vorfall zugleich zur Untersuchung gekommen, der aber hier kein genügendes Resultat geliefert hat; denn die Geständnisse der Zwanziger blieben bis zu ihrem Tode Stückwerk und wurden ihr gleichsam nur abgepreßt. Der Amtmann Wagenholz mit Frau und Sohn besuchte, bald nach der Versöhnung der Ehegatten, die Glaser'sche Familie. Nach dem Abendessen wurden Alle, die davon genossen, von Uebelkeit und Erbrechen befallen. Als die Zwanziger am Tage darauf den Rest einer Schüssel dem Sohn des Nachtwächters gab, mußte auch dieser heftig sich erbrechen und ins Bett kriechen. Es ist möglich, daß die Zwanziger hier nur ein Probestück versuchte, gleichwie die Brinvillier, ehe sie zu den beabsichtigten Vergiftungen schritt, eine Probe an Thieren, armen Leuten und ihrer Kammerjungfer versucht haben soll. Möglich auch, daß ihr die Gäste lästig waren, sie fürchtete, durch ihre wiederholten Besuche in ihren Planen gestört zu werden, und gebrauchte die Vergiftung als ein Abschreckungsmittel.

Die Zwanziger wollte den Verdacht auf den Justizamtmann Glaser wälzen. „Er sei wie der Satan an, die Wagenholz'schen Eheleute erbost gewesen, und möchte wol etwas in die Speisen gethan haben; denn sie habe sich selbst nachher davon erbrechen müssen." Aber das weibliche Ungeheuer wollte auch die Vergiftung der Glaser selbst zur größern Hälfte von sich auf den unschuldigen Ehemann abwälzen. Indem sie gestand, ihr Gift gegeben zu haben, behauptete sie, es sei auf Anstiften des Mannes geschehen, der seine Frau für immer los sein wollen. Bei der Kaffeevergiftung habe er ihr den Mücken-

stein mit den Worten gereicht: „Da geben Sie es ihr hin. Für das Luder ist es nicht schade.“ Glaser erschien dem Richter in Folge dieser Angabe und des früheren ehelichen Verhältnisses auch wirklich so verdächtigt, daß er gefangen gesetzt und die Untersuchung gegen ihn eröffnet wurde. Erst bei den fernern Entwickelungen gegen die Zwanziger kam seine Unschuld vollkommen zu Tage.

Ihr Zweck im Glaser'schen Hause war nicht erfüllt. Ein Mord war umsonst begangen. Sie kam ins Grohmann'sche Haus. Auch hier war ihr Gedanke, daß Grohmann sie heirathen solle. Dieser selbst hatte sich gegen eine Bekannte dahin geäußert, bei einem jeden Briefe, den er erhalte, vermuthe die Schönleben einen Heirathsantrag. So alt sie sei, bilde sie sich wol gar ein, er werde sie selbst noch heirathen! — Grohmann, so kränklich er war, ging in der That damit um, zu einer ehelichen Verbindung zu schreiten, aber nicht mit seiner alten Haushälterin, sondern mit der Tochter eines benachbarten Justizamtmanns. Die Zwanziger kümmerte sich um diese Angelegenheit mit der lästigsten, ängstlichsten Zudringlichkeit, und gab auf verschiedene Weise zu erkennen, wie das ganz gegen ihre Absichten und Wünsche sei. Sie belauerte alle Briefe, die an ihn gelangten und wußte den Inhalt auszuspähen. Gegen Dritte äußerte sie: „Der Mann ist immer krank und will doch heirathen.“ Zu Grohmann's Schwester äußerte sie: die Braut ihres Bruders sei an ein lustiges Leben gewöhnt; sie werde sich in das einsame, stille Sansparell nimmermehr finden, auch wenig Lust haben, immer mit der Klystirspritze umherzugehen.

Als es endlich hieß, Grohmann sei schon aufgeboten und in acht Tagen werde die Braut erwartet, erschien die Zwanziger in ganz besonderer Bewegung, und um

diese Zeit erkrankte Grohmann unter ungewöhnlichen Erscheinungen. Das Betragen der Zwanziger bei seinem Krankenlager, wo sie ihn nicht aus dem Auge und aus den Händen ließ; ihr ungeberdiges Benehmen nach seinem Tode, wo sie durch Uebertreibung eines affectirten Heulens und Schreiens einen Schmerz heuchelte, besonders wenn ein Fremder ins Haus trat, der bei ihrem entfernten Verhältniß kein natürlicher sein konnte; die nahe liegenden Motive der That, der Zustand, in welchem Grohmann's Leiche gefunden wurde, endlich ihr Charakter und ihre andern Thaten begründen den dringendsten Verdacht, daß auch dieser Mann an Gift gestorben, welches sie ihm gereicht. Sie selbst hat es zwar beharrlich in Abrede gestellt, denn Grohmann wäre ihr viel zu schätzbar gewesen, ihr Alles und ihr bester Freund, so daß sie nichts an ihm zu rächen Ursach gehabt; aber doch räumte sie es ein, es sei möglich, daß Grohmann von den vergifteten Bierkrügen getrunken, welche sie für Andere hingestellt!

Jeder dieser drei großen Giftmorde, deren sie verdächtig und überwiesen ist, ist von andern kleineren Giftversuchen, wie von einem nothwendigen Gefolge begleitet, und wenn vor dem Richter über den Giftmord des Grohmann selbst noch Zweifel obwalten könnten, so sind sie doch hinsichts dieser gelegentlichen Nebenvergiftungsversuche völlig bestätigt.

Zwei Gerichtsdienerburschen Namens Dorsch, der eine Lorenz, der andere Johann mit Vornamen, hatten sich das Misfallen der Zwanziger zugezogen. Sie meinte von den dreisten Jungen fortwährend geärgert und geoppt zu werden, und hielt es für nöthig, sie deswegen zu züchtigen. Um ihnen den Appetit zu verderben, wie sie sagte, nahm sie vier Krüge Bier, vermischte zwei der-

selben mit Mückenstein, die beiden andern aber mit einer etwas größern Portion Mäusegift. Von diesen Krügen wollte sie den Jungen nach und nach vorsetzen. Sie wollte sie aber nicht tödten, sondern nur krank machen und zwingen, daß sie sich erbrächen. Die Bursche tranken einst aus einem dieser Krüge, das Bier schmeckte ihnen aber nicht, und der Instinct leitete sie zu einem unvermischten Kruge. Die kräftigen Züge, die sie aus demselben nahmen, verursachten, daß sie gar keine Wirkung von dem vergifteten spürten. Daß gutes baiersches Bier ein wirksames Gegengift ist, möchten wir um deshalb nicht für erwiesen nehmen.

Auch der Amtmann Hoffmann, der den kranken Grohmann besuchte, trank bei ihm Bier, welches ihn übel machte. Die Zwanziger läßt es dahin gestellt, ob sie vielleicht die Krüge, welche sie für die beiden Dorfche gemischt, mit den reinen Krügen verwechselt, denn da sie lange im Gewölbe gestanden, habe sie die vergifteten von den unvergifteten nicht mehr unterscheiden können! „Daher kann es denn sehr wohl sein, daß er zufällig von dem vergifteten Biere getrunken hat. Meine Absicht war es jedoch nie, ihn auch nur zum Erbrechen zu reizen; denn er war mir als ein sehr solider und rechtschaffener Mann, der nebst seiner Frau mir immer Achtung erwies, viel zu lieb."

Am 13. Mai 1809 wurde die Zwanziger vorläufig als Wärterin und zur Aushülfe in das Haus des Kammeramtmann Gebhard aufgenommen. Schon am vierten Tage nach ihrem Einzuge beschloß sie geständlich der Frau des Gebhard Gift beizubringen, weil diese sich sehr ärgerlich bezeigte, sie sehr schnöde behandelte und ihr, wegen angeblich verwahrlosten Hauswesens, Vorwürfe machte. Am 17. Mai ging sie in das Gewölbe und

vergiftete zwei Krüge Bier. Auch hier mischte sie dem einen eine schwächere, dem andern eine stärkere Dosis bei, indem sie in jenen Mückenstein that, so viel sie mit zwei Fingern fassen konnte, in diesen eine starke Portion Mäusegift. Aus jenem wurde schon am nämlichen Tage eine gläserne Kanne der Wöchnerin vorgesetzt und ihr Mann selbst reichte ihr mehre Mal unwissend den Gifttrank zur Labung. Zwei Tage darauf wurde der stärker vergiftete Krug zu Hülfe genommen und die schon Kranke mußte aufs Neue trinken. Die Zwanziger behauptet, nicht zum Sterben habe sie die Gebhard bringen wollen, „sondern nur sie zu plagen, weil sie mich auch geplagt hat.“ Und zugleich versichert sie mit einer unglaublichen Consequenz der Frechheit und Tücke, sie hätte ja gewußt, schaden könne ihr das Bier nicht. Könnte sie überzeugt sein, daß die Gebhard durch ihre Schuld gestorben wäre, so würde sie sich zu ihr ins Grab gelegt haben. „Früherhin war sie mir jederzeit gut; sie war meine beste Freundin, und stand mir bei mit Rath und That. Stets betrug sie sich freundlich gegen mich, und lobte mich, wo sie hinkam. Wir waren wie ein Paar Schwestern, kamen oft zusammen und besprachen uns über ökonomische Dinge.“

Kaum kann man diese Aeußerung als eine beschönigende Lüge betrachten, da sie geständlich der schon vom schwächern Gift Erkrankten noch vom stärkern reicht, kaum sich der Meinung erwehren, daß nur ein fürchterlicher frecher Hohn aus dem ingrimmischen Weibe spricht, wie es denn nur dieselben heuchlerischen Liebesversicherungen über den Leichnam der sogenannten Freundin sind, welche sie vorhin über den Leichnam des sogenannten Freundes, des todten Grohmann, ausstieß. Damit zu täuschen konnte sie selbst nicht mehr glauben; es war

nur eine fortgespielte Rolle, zu welcher ihre zweite Natur sie zwang, die Rolle der Empfindsamen, die einzige höhere, zu welcher sie über ihrem Leben voll Laster, Greueln und Verbrechen sich aufgeschwungen hatte. Ihr Motiv war nicht, Rache zu nehmen wegen erlittener Kränkungen; es war, wie aus der Schlußfolge der vorigen Giftmorde, aus mehren Zeugenaussagen und aus verschiedenen Stellen ihrer Briefe hervorgeht, auch diesmal die thörichte Hoffnung, wenn man es so nennen kann, — die vague Möglichkeit, daß, wenn die Frau aus dem Wege geschafft sei, der Witwer sie heirathen könne!

Auch dieser dritte Giftmord hatte seine Trabanten, und die zahlreichsten unter allen. Die Secretairswitwe Alberti und der Handlungsdiener Beck sind geständlich bei einem Mittagsessen um Ende August des Jahres an der Gebhard'schen Tafel von ihr vergiftet worden. Beck absichtlich, die Alberti nur aus Fahrlässigkeit. Beck hatte sie zuweilen geneckt und gefoppt, und sie hatte nun einmal ihren Spaß dabei, wenn die Leute, die sie so quälten, sich erbrechen mußten. „Sie stellte ihm darum denselben Krug Bier mit Mäusegift hin, aus dem die Gebhard sich den Tod getrunken und doch die Hälfte darin gelassen hatte. Aber sie hatte ihn wieder frisch aufgefüllt. Natürlich war es ihr nur um das Krankwerden und Erbrechen zu thun. Den Tod beabsichtigte sie nicht, und er erfolgte auch nicht. Daß die Alberti auch davon getrunken, geschah wider ihren Willen, und sie suchte es nachher wieder gut zu machen durch Kaffee und Hoffmanns Tropfen.

Der Amtsbote Rosenhauer war der Zwanziger von Anfang an zuwider. Er klatschte so viel und machte ihr vielen Verdruß; darum sollte er auch gezüchtigt werden und brechen. Aber Wein wollte sie ihm nicht ge-

geben haben. Sie rührte nur den Bodensatz in dem Kruge um, der schon so gute Dienste geleistet und goß frisches Bier darauf. Es wirkte ganz, wie sie es wünschte.

Auch dem Laufburschen des Rosenbauer, dem Johann Kraus, Gift gegeben zu haben, leugnete sie keineswegs, nur nicht in Branntwein. Fast gereizt durch diese Beschuldigung, sagte sie: „Es gebe ja der gesunde Menschenverstand, daß man in einem so hellen Getränke wie Branntwein, worin jedes Fäserchen zu sehen sei, Niemand vergiften könne.“ Aber weil Kraus immer so grob gegen sie gewesen sei, hätte sie ihm ein kleines Glas vergiftetes Bier gegeben, damit er sich erbreche. Kraus aber wollte gerade durch den Branntwein erkrankt sein, und auch in dem Glase einen fremden Körper bemerkt haben.

Am 1. September war eine Kegelgesellschaft im Gebhard'schen Hause, oder in der Nähe desselben versammelt: außer dem Wirth der Justizamtsverweser Beck, dessen Bruder, der schon einmal vergiftete Handlungsdiener Beck, der Bürgermeister Petz und der Scribent Scherber. Auf Verlangen des Gebhard mußte die Zwanziger den Kegelspielern Bier aus dessen Keller schicken. Nach dem Genusse davon erkrankte plötzlich die ganze Gesellschaft mehr oder minder und es ward dies die Veranlassung, die Haushälterin fortzuschicken. Diese Vergiftung wollte die Zwanziger jedoch ganz in Abrede stellen. Das Höchste, was sie zugab, war, daß in den beiden für die Gebhard gemischten Krügen noch ein Bodensatz befindlich gewesen, der, abermals aufgerührt, diese Wirkung hervorgebracht habe. Demnach, bemerkt Feuerbach, müßten diese beiden Krüge von den Eigenschaften des Oelkrügleins der Witwe an sich getragen haben; denn zuerst vergifteten sich daraus die Gebhard zu tod;

dann tranken daraus der Beck und die Alberti mehre Gläser und erkrankten heftig; hierauf Rosenhauer und Kraus, und ein durstiger Amtsbote pflegt stark zu trinken. Endlich aber war in diesen unerschöpflichen Krügen noch so viel Bodensatz, daß der bloße Aufguß frischen Bieres genügt hätte, um fünf rüstige Kegelspieler mit einem Male umzuwerfen! Wenn es auch nicht bestimmt erwiesen, (was kam darauf an, wo so viel erwiesen ist!) so wird es doch wahrscheinlich, daß die Zwanziger auch hier eine neue Vergiftung beabsichtigte. Gesetzt, das Gift selbst sei nach den vielen Vergiftungen noch so stark gewesen, um diese Wirkung hervorzubringen; läßt es sich aber denken, daß eine Verbrecherin wie sie nur aus Nachlässigkeit eine so gefährliche Rache, wie die Vergiftung von fünf, zum Theil angesehenen Personen, und zu gleicher Zeit würde zugelassen haben? Sie hatte im Keller ein eignes Töpfchen, welches sie bei ihrem Abzug mit fortnahm, und bei dessen Auswaschung sich ein weißlicher Bodensatz fand. Wahrscheinlich stand dasselbe, als Giftvorrath, immer bereit, um die leergewordenen Krüge aufs Neue damit zu füllen. Unter der Gesellschaft, die sich so heiter vergnügte, waren gewiß Einige, denen sie es gönnte; aber sie, der es schon einen Spaß machte, wenn die Leute sich quälten, wie sie sich ja auch im Leben so oft und lange gequält hatte, mochte es auch diesmal spaßhaft finden, einer ganzen Kegelgesellschaft ihre Lust zu verderben, und sie mochte sich in Gedanken an ihrem Krümmen, Würgen und Gesichterschneiden ergötzen.

Die Mägde im Hause, die Hagin und Waldmann, befanden sich nach dem Genusse von Kuchen, welche die Zwanziger ihnen vorgesetzt, sehr übel. Diese Vergiftung leugnete sie bestimmter, und sie ist auch durch nichts erwiesen.

Geständlich hat sie aber beim Wegzuge das Salzfaß, welches in der Küche stand, durch eine Prise Mäusegift, das sie in der Tasche mit sich führte, vergiftet, „damit Alle, die im Hause blieben, etwas kriegten, und ich der Magd einen Verdruß zuziehe.“ Aber der Geist der Lüge, der immer wieder in ihr aufschoß, wenn sie kaum, durch einen momentanen Eindruck erregt, etwas Wahrheit von sich gegeben, bewog sie augenblicklich wieder, und ohne Zweck und Grund, abzustreiten, daß sie auch in die Salzkanne den Arsenik gemischt. Und doch blitzt ein Nebenzweck heraus. Sie meinte, sie könne nicht anders denken, als daß andere Leute das gethan, die auf ihr Unglück losarbeiteten!

Als der Wagen vor der Thür stand, um die Verabschiedete nach Baireuth zu schaffen, herzte sie ihr liebes Fritzchen, das kaum 6 Monat alte Wochenkind, das zuerst lallte, als seine Mutter unter den Qualen des Giftmordes schrie und verschied. Sie konnte es kaum übers Herz bringen, sich von ihm zu trennen. Sie gab ihm eine Kaffeetasse voll Milch, und hatte nur „ein klein wenig Mückenstein hineingethan.“ Einige Kaffeelöffelchen gab sie dem armen Wurm zu trinken; durchaus nicht in der Absicht, dem Leben des Kindes zu schaden, nur ihm Uebelkeit zu erregen: „es unruhig zu machen, damit Gebhard bewogen werde, sie, zur Beruhigung seines Kindes, von Baireuth wieder zurückzurufen und wieder ins Haus zu nehmen.“

Dies sind ihre Geständnisse, die, was das Motiv anbetrifft, als vollkommen wahr anzunehmen sind. Sie bot alle Mittel auf, wieder ins Gebhard'sche Haus zurückzukommen. Darum hatte sie an den Amtmann einen Brief zurückgelassen, darum blieb sie, in unglaublicher Verblendung, 4 Wochen in Baireuth; darum schrieb sie

Briefe über Briefe mit der directen und indirecten Aufforderung, sie zurückzurufen. Was sollte die Giftmischerin gescheut haben, um zu ihrem Zweck zu kommen, auch dem lieben Kinde etwas unschädliches Gift einzugeben! Nur hinsichts der Ausführung wollte sie nicht Alles, was durch die Zeugen bekundet wurde, und auch nicht gerade so, wie sie es aussagten, einräumen. So wollte sie dem lieben Fritzchen nichts im Bisquit eingegeben haben, und doch ist erwiesen, daß sie das Bisquit in die Milch tauchte und es ihm gab. Nur ein Paar Kaffeelöffelchen wollte sie ihm gegeben haben, und doch weiß man, daß sie ihm die ganze Schaale vor den Mund hielt und sie ausschlürfen ließ. Die Lüge war in ihr innerstes Wesen untilgbar eingedrungen, auch wo der mindeste Aufwand von Urtheilskraft ihr sagte, daß die Lüge und Ausschmückung ihr nichts half, mußte sie zur Befriedigung ihrer zweiten Natur die Wahrheit verringern oder entstellen.

Das war ihr Leben, ihre Thaten! Bedarf es nach den Ermittelungen und Geständnissen noch einer Charakteristik dieses weiblichen Ungeheuers? Unseres Erachtens steht es mit einer solchen plastischen Klarheit und Durchsichtigkeit vor unsern Augen, daß wir das widerwärtige Weib mit seiner grinsenden Freundlichkeit, seiner niederträchtigen Demuth und doch dazwischen aufleuchtenden Tücke, nicht allein als ein vollkommenes Bild, wie es nur Dichter und Maler zeichnen könnten, lebendig vor uns sehen, sondern auch die Triebfedern ihres Thun und Treibens verfolgen mögen. Die Brinvillier und die Ursinus waren diabolische Naturen, gleichsam die Aristokratinnen unter den Giftmischerinnen, diese ist die Demokratin. Die Brinvillier, deren Thaten zum Theil nur aus dem Nebellicht der Fabel uns entgegenglänzen, zerstörte und vernichtete das Leben der Andern von ihrer

Höhe herab, mit dem Hohn des Stolzes; ähnlich, aber mit mehr Vorsicht und Selbstbeherrschung, die Ursinus. Sie vertilgte, was ihren Zwecken im Wege stand, ohne Rücksicht der theuersten Blutsbande, der innigsten Verhältnisse. Ihre gräßlichen Thaten haben aber eben deshalb eine großartige Beimischung. Sie setzte sich über Alles hinweg, was dem Menschen am heiligsten und theuersten ist. Die Zwanziger übte das Werk der Rache, aber die Rache einer gemeinen, tief gekränkten Natur, einer durchaus erbitterten Seele. Das Diabolische war nicht in ihrer Natur, es war nur das Product eines verfehlten Lebens, der getretene Wurm, der, unter den Qualen des Zertretenwerdens, Gifte in sich sammelt und ausspritzt, um Andern wieder Qualen zu bereiten. Zum Hohngelächter der Hölle hat sie nicht Muth, nicht Elasticität der Seele genug; eine Schleicherin, die nur heiser, innerlich, bei sich lachte. Wenn sie darin gegen ihre Vorgängerinnen zurück ist, daß sie nur Fremde vergiftet, nicht Verwandte, so ist sie darin ihnen wieder voraus geeilt, daß sie nicht allein vergiftet, um zu ihren Zwecken zu vertilgen, sondern auch — man erlaube den Ausdruck — angiftet, um den erwählten Opfern Beschwerden, Unbehagen zu erregen, und darin einen Spaß zu finden, als wäre es ein unschuldiges Vergnügen, wenn das Opfer nur nicht daran stirbt. So hat sie ihre Vorgängerinnen auch in der Zahl der Vergiftungen bei weitem übertroffen, und ihre Präparation verschiedener Gifttränke, tödtlich und nicht tödtlich wirkender, die Anlegung einer förmlichen Vorrathskammer solcher Tränke bringt sie der Charakteristik einer Giftmischerin im juridischen Sinne näher; obwol wir, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, auch eine Ursinus und Gottfried darunter begreifen.

Aber in einem Punkte begegnen sich alle drei Frauen. Sie arbeiteten aus bestimmten Motiven zu einem bestimmten Zwecke. Vergebens dürfte man in der Zwanziger, wie die Ursinus es von sich versucht, eine Geisteszerrüttung suchen wollen. Sie wußte, was sie wollte so gut als die Ursinus und die Brinvillier. Und diese Zwecke sind nicht in eine nebelhafte Ferne verrückt, daß man sie nur mit besonderer Anstrengung entdecken könnte. Wenn Jene Erbschaften, Befreiung von Zwang suchten, so wollte Diese ein Unterkommen, Männer heirathen und endlich für erlittene specielle und allgemeine Kränkungen sich rächen. Die Manie, der Vergiftungstrieb waren nicht ursprünglich da. Bei ihren kleinsten, scheinbar unnöthigen nutzlosen Vergiftungen hatte sie geständlich bestimmte Absichten. Daß eine Lust am Vergiften, ein Vergiftungsfieber nicht zuletzt hinzutrat, soll nicht bestritten sein. Das Glück, was sie bei diesen Versuchen begleitete, die Gefahrlosigkeit, wie sie dieselben so lange ausführte, gab der Lust immer neue Nahrung, neuen Reiz. Es war so bequem und erzeugte so viel Vergnügen; und wo Andere in Schimpf- und Scheltworten ihre Lunge ausgeschrieen oder auf die Ungezogenen losgeschlagen hätten, da half sie sich sicherer, empfindlicher und bequemer durch ein Giftpülverchen.

Wer aber doch noch ein unerklärliches Ungeheuer in ihr erblicken sollte, den verweisen wir auf Feuerbach's Charakteristik der Zwanziger (Actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen I. Band), in welcher er diese Verbrecherin mit seinem philosophischen Zauberstabe geistvoll und klar entfaltet und ihr einen so bestimmten Platz unter den moralischen Erscheinungen der Art anweist, daß ihr Zusammenhang mit ihnen deutlich wird, wenn nicht das Naturwidrige durch das scheinbar Un-

erklärliche verschwindet. Wir mögen uns jedoch nicht verhalten, auch hier eine Stelle daraus herzusetzen: „Was die Zwanziger mit dem Gift befreundete, war überhaupt nur das Gefühl unwiderstehlicher Macht, die mit tückischen Stolz kitzelnde Freude, eine Kraft zu besitzen, womit sie jede Beschränkung nach Gefallen umwerfen, jeden Zweck erreichen, jede Neigung befriedigen und — — gleichsam in die Plane des Schicksals zerstörend eingreifen und dieses nach ihrem Gefallen lenken konnte. Gift war ihr der magische Scepter, womit sie unsichtbar Diejenigen beherrschte, welchen sie sichtbar dienen mußte; Gift vertrat ihr die Stelle des Zauberstabes, womit sie das goldene Thor ihrer letzten Hoffnungen sich öffnete. Ihr, welche die Schmach ihrer Dienstbarkeit an den verhaßten Menschen zu rächen hatte, gewährte es das Bewußtsein furchtbarer Erhabenheit, gleichsam als eine friedliche Gottheit, wie ein Engel des Todes in den Qualen, unter dem widerlichen Geschlecht umher zu wandeln und mit geheimer Kraft hier Tod, dort Schmerz und Krankheit auszutheilen. Dieses Gift, wozu diente es nicht? Gift strafte jede vermeintliche oder wirkliche Kränkung; Gift züchtigte für jede kleine Neckerei; Gift wehrte unangenehmen Gästen das Wiederkommen; mit Gift störte man die beneideten Freuden gastlicher Vereine; Gift gewährte mitunter in den lächerlichen Geberden der Vergifteten eine lustige Unterhaltung; Gift gab Gelegenheit, sich den daran Erkrankten nachher in Wort und That, durch geheuchelte Theilnahme zu empfehlen; Gift war das Mittel, um Unschuldige in Verdacht zu bringen und verhaßtem Mitgesinde bei seiner Herrschaft Verdruß zu bereiten; Gift machte Kinder schreien und ließ die Väter glauben, jene schrien aus Sehnsucht nach der geliebten Wärterin.

Schmeichelte ihr die Hoffnung mit der Aussicht auf die Heirath eines noch verheiratheten Mannes, so durfte sie nur wollen, und die Weiber stiegen in das Grab, um ihre Männer ihr als Witwer zu hinterlassen. — — Giftmischen und Giftgeben wurde sonach für sie ein gewöhnliches Geschäft, ausgeübt zum Scherz wie zum Ernste, zuletzt mit Leidenschaft betrieben, nicht blos um seiner Folgen willen, sondern um seiner selbst willen, aus Liebe zum Gift, aus bloßer Freude an dem reinen Thun an und für sich. Wie man Alles liebgewinnt, womit man lange umgeht, und am liebsten hat, was uns am treusten dient, so hatte zuletzt zwischen ihr und dem Gift gleichsam die Liebe ein unzertrennliches Band geknüpft. Gift erschien ihr als ihr letzter treuester Freund, zu dem sie sich überall unwiderstehlich hingezogen fühlte und von welchem sie nicht mehr lassen konnte."

Noch wird uns ein charakteristischer Zug hierüber mitgetheilt: Als ihr im Gefängniß der bei ihr vorgefundene Arsenik zur Anerkennung vorgelegt wurde, war es, als wenn sie vor Freude zitterte. Mit Augen, welche vor Entzücken überstrahlten, starrte sie auf das weiße Pulver hin, und schien es als ein Wesen zu betrachten, das sie mit ihren Armen umfangen und an ihre Brust drücken möchte.

Die Zwanziger ist in dem Viergespann der Giftmischerinnen der Uebergang zu ihrer Nachfolgerin, der Gottfried. Ihre Vorgängerinnen handelten und heuchelten nur vor der Welt. Wie sie zu sich selbst standen, ob und wie sie ihre Thaten vor ihrem Gewissen rechtfertigten, wissen wir nicht; aber sie kokettirten wenigstens nicht mit ihren Gefühlen. Der Selbstbetrug, das sentimentale Schönthun, das Hineinspielen religiöser Gefühle,

diese furchtbarste Seelenverirrung, welche bei der Gottfried eine noch nie dagewesene Höhe erreichte, spukt schon bei der Zwanziger. Sie wußte sich vor sich selbst, wenn nicht zu rechtfertigen, doch sehr zu entschuldigen; sie spricht in ihren Selbstbekenntnissen immer nur von ihren geringen Vergehungen, um deren willen die Menschen sie ins Verderben gebracht, ja sogar von ihrer allzugroßen Religiosität, welche von jeher die größte Quelle ihres traurigen Schicksals gewesen sei. Im Lügen vor dem Richter log sie auch vor sich selbst, und fiel selbst mit dem Tode nicht aus der Rolle, die sie sich aufgegeben: immer, wenigstens in ihren eigenen Augen, interessant zu sein.

Sie ward verurtheilt — mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gerichtet zu werden. Selbst die Verschärfung des Urtheils, daß ihr Körper auf das Rad gelegt werden sollte, ward noch durch die königliche Gnade beseitigt.

Die Zwanziger zeigte keine Spur von Reue oder Gemüthsbewegung als ihr das Urtheil publicirt wurde. Mit fester Hand unterzeichnete sie das Protokoll, und verlebte in vollkommenster Ruhe die 3 Tage bis zur Vollstreckung des Urtheils; ja sie gestand: ihr Tod sei für die Menschen ein Glück, denn es würde ihr nicht möglich gewesen sein, ihre Giftmischereien zu unterlassen.

Ihr Inquirent hatte durch sein mildes und ernstes Wesen ihre ganze Zuneigung gewonnen, wie es bekanntlich nicht selten der Fall ist. Sie wollte sich ihm erkenntlich beweisen und that dies in einer eigenen Art.

Sie bat ihn, ihr zu erlauben, daß sie ihm, wenn dieses möglich sei, als Geist erscheinen dürfe, um ihm einen handgreiflichen Beweis von der Unsterblichkeit der Seele zu liefern. — Aber zugleich beharrte sie standhaft bei einer entsetzlichen Lüge. Wie ihr auch der Untersuchungsrichter auf ihr Gewissen zugeredet, wenigstens darin die volle Wahrheit zu sagen, daß der Justizamtmann Glaser an der Vergiftung seiner Frau unschuldig sei, blieb sie bei ihrer früheren (erweislich) verleumderischen Beschuldigung, und beugte mit dieser letzten Lüge ihr Haupt unter das Scharfrichterschwert.

Auch auf dem Schaffot hörte sie mit größter Gelassenheit, ohne Thränen das Urtheil an. Nur aus Schamgefühl vor der großen Volksmenge hielt sie das Tuch vors Gesicht. Als der Stab über sie gebrochen, nahm sie von Richter und Schöppen wie von einer gewöhnlichen Gesellschaft, mit zierlicher Verbeugung höflich Abschied.

Am 17. September 1811 wurde sie hingerichtet.

Gesche Margaretha Gottfried.

1831.

Ein junger Rademachermeister zu Bremen, mit Namen Rumpff, hatte ein daselbst in der Pelzerstraße belegenes Wohnhaus im Jahre 1825 an sich gekauft. An Warnungen von Seiten seiner Freunde, daß er den Kauf unterlassen möge, hatte es nicht gefehlt. Man sagte: das Haus wäre ein Unglückshaus, worin die Männer stürben. Vor Allem aber solle er sich vor der bisherigen Besitzerin in Acht nehmen und sie nicht im Hause wohnen lassen. Denn wenn auch Keiner der Madame Gottfried etwas Böses nachzusagen wußte, so herrschte doch bei Vielen, die sie näher kannten, eine gewisse Furcht vor ihr, die allerdings einigen Grund hatte.

In dem Hause, welches die verwittwete Madame Gottfried bis jetzt besessen, waren in den letzten Jahren nicht wenige Todesfälle vorgekommen. Sie hatte ihren ersten Mann, dann ihre Mutter, ihren Vater, ihre Kinder, ihren Bruder, den zweiten Mann, nach einem kurzen Krankenlager, plötzlich verloren. Ja, wenn man es zusammenzählte, so hatte die unglückliche Wittwe im Verlauf von vierzehn Jahren nicht weniger als dreizehn Särge bei dem Tischler Bolte, der ihr gegenüber wohnte, bestellen müssen, alle für liebe, theure Angehörige;

und so auffällig war das ungewöhnliche Unglück dieser Frau geworden, daß ein hochberühmter Kanzelredner in Bremen, dessen Namen zu nennen jetzt wol keine Rücksichten mehr verbieten, daß Dräsecke selbst auf der Kanzel für die „christlich starke Dulderin" öffentliche Fürbitten hielt.

Gegen die anständige, allgemein geliebte und wohlthätige Frau selbst konnte kein Verdacht obwalten. Ihr Ruf war, wenn nicht ganz unbescholten, doch durch einen exemplarischen Wandel gegen alle Verdächtigung wirklicher Verbrechen gekräftigt. Wenn Einige meinten, daß sie, schon bei Lebzeiten des ersten Mannes mit dem zweiten in vertrauterm Umgange gelebt, als erlaubt ist, so wußten diese zugleich, daß jener durch sein wüstes Leben ihr dazu Anlaß gegeben; ja daß er in Erkenntniß seiner eigenen Schuld dem reinen Weibe gegenüber, diesen Umgang gewissermaßen als Ersatz für seine Untugenden zugelassen und nicht ungern gesehen; vielleicht daß er sogar auf dem Todtenbette gewünscht, daß der Hausfreund seine Witwe heirathe, und gut mache, was er schlimm gemacht. Und wenn sie da gefehlt, so hatte sie durch ihre unerhörten Leiden gebüßt. Durch ihre religiöse Gesinnung, durch ihre christliche Wohlthätigkeit, wie sie die Lager der Kranken besuchte, sie liebevoll pflegte und Spenden über ihre Kräfte austheilte, so wie durch ihr bescheidenes Benehmen gegen Höhere, und durch ihre Leutseligkeit gegen Untergebene, war sie überall beliebt und gern gesehen. Viele wußten überdem von der Schönheit und Lieblichkeit der ehemaligen Jungfrau, die das Ziel der Wünsche achtbarer Jünglinge gewesen; und auch jetzt, im angehenden Matronenalter, hatte sie eine Anmuth sich zu bewahren gewußt, welche sie überall gern gesehen machte.

Madame Gottfried, von Geburt mehr dem mittlern Bürgerstande angehörend, zählte durch ihre Heirathen, ihre anscheinende Bildung und ihren Umgang schon zu den höhern. Im hanöverschen Nachbarlande verkehrte sie freundschaftlich mit angesehenen Familien, und wurde, ihres Charakters wegen, nicht allein gern gesehen, sondern man fand sich durch den Besuch der liebenswürdigen Frau geschmeichelt, und sie konnte nicht genug den wiederholten Einladungen nachkommen. Ihre Wohnung in dem ansehnlichen Hause, welches sie bis da eigenthümlich besessen, war elegant und mit Geschmack möblirt. Fußteppiche, Blumen, Kupferstiche und alle die Kleinigkeiten, welche den Aufenthalt behaglich machen und seine weibliche Sorgfalt verrathen, schmückten ihr Zimmer. Auch fand sich daselbst eine kleine Bibliothek neuerer Schriftsteller, mit Geschmack gewählt, schönwissenschaftlichen und religiösen Inhalts; alle im elegantesten Einband, nur oft den Goldschnitt mit Staub geschwärzt. Ihre Toilette war die einer Dame der höhern Stände, und man bemerkte nicht die Sorgfalt, womit sie, was das Modernste war, zugleich am passendsten und mindesten auffällig sich anzueignen wußte.

Höhere suchten ihren Umgang, Gleichstehende fühlten sich darin behaglich, Niedere geschmeichelt. Ihre Dienstboten hingen ihr mit rührender Liebe und Treue an; Bewerber um ihre Hand näherten sich, wie dem jungen Mädchen und der Jungfrau, so noch der Matrone und Witwe, die jetzt um vierzig Jahre zählte, weniger leidenschaftlich, die meisten schüchtern, durch anständige Freiwerber. Familienväter achteten es für ein Glück, wenn eine so herzliche, theilnehmende, gefühlvolle Frau, von feinen Sitten und einem hübschen Vermögen, in ihre Kreise käme. Sie pflegte diese Anträge in freund-

licher Art abzulehnen; sie habe es ihrem seligen Gottfried auf dem Todtenbette versprochen, sich nicht wieder zu verheirathen. Dennoch stand ihr furchtbares Schicksal als nicht wegzuleugnende Thatsache da: die in ihrer Nähe sich immer wiederholenden Todesfälle. Einige hielten sie für schwere, unergründliche göttliche Prüfungen; Andere flüsterten sich zu von einem pestartig giftigen Athem, welcher der eigenthümlichen Frau als ein krankhaftes Uebel anhafte.

Rumpf aber war ein entschlossener Mann, ein entschiedener Feind alles Aberglaubens, wofür er jene Meinungen und die Warnungen hielt. Er kaufte nicht allein das Haus, sondern behielt auch Madame Gottfried als Mietherin in ihren bisher bewohnten Zimmern. Außerdem ließ er ihr den contractlich ausbedungenen Miethsertrag zweier Nebenhäuser.

Zu Anfang schien er allen Grund zu haben, mit seinem Entschluß zufrieden zu sein. Man konnte sich kein angenehmeres Verhältniß denken, als welches zwischen der jungen Familie des Käufers und der frühern Besitzerin eintrat. Die freundliche Witwe, welche für nichts in der Welt zu sorgen hatte, lebte nur für die Rumpfsche Familie. Aber kaum acht Wochen, nachdem diese eingezogen war, starb die Gattin im Wochenbette. Sie hatte die Entbindung glücklich überstanden, als ein heftiges Erbrechen und Durchfall sich einstellten, welche den Tod zur Folge hatten.

Niemand konnte sich trostloser und liebevoller zeigen, als Madame Gottfried. Sie war nicht vom Krankenlager der Leidenden gewichen. Die Sterbende sah in der Todesnähe nur darin einen Trost, daß sie eine solche Pflegerin für ihr verwaistes Kind, für ihren armen Mann zurückließ. Sie ließ ihr das theuere Vermächt-

niß: für Beide zu sorgen, und die Gottfried erfüllte redlich den Willen der Gestorbenen. Sie pflegte das Kind, sie besorgte die Wirthschaft, die Küche; sie heiterte durch Unterhaltung und religiöse Zusprüche den tiefbetrübten Mann auf. „Tante Gottfried" hieß sie in der Familie.

Aber das Unglück, was die Freunde prophezeiten, war doch im Anmarsch. Bald darauf erkrankte, ebenfalls an Durchfall und Erbrechen, die für den Säugling in Dienst genommene Amme, desgleichen die Hausmagd. Die Amme erklärte: in dem Hause könne sie nicht gesund werden, und ging in ihre Heimat zurück.

Nun erbrachen sich Gesellen und Lehrlinge. Einer der Letzteren lief auch fort. Rumpf selbst fing wenige Monat nach dem Tode seiner Frau an demselben Uebel zu leiden an. Ein strenger und thätiger Mann, that er das Seine, es nicht aufkommen zu lassen, und glaubte zuerst, die Bursche wollten sich nur über ihn lustig machen, und äfften ihm deshalb nach. Er fuhr mit strenger Züchtigung unter sie; aber ohne Erfolg.

Das eigene Unbehagen des Meisters ward immer größer. Was für Speisen er zu sich nahm, sie erregten ihm das fürchterlichste Erbrechen. Seine frühere blühende Gesundheit sank von Tage zu Tage mehr dahin. Zuerst wollte er sich selbst curiren, er hielt seine Krankheit für die Folgen einer Magenerkältung. Aber weder die eigenen, noch die Mittel des Arztes schlugen an.

Eine niederdrückende Schwäche hatte sich seines Körpers bemeistert. Der kräftige, rüstige Mann war muthlos und träge geworden. Er scheute die geringste körperliche und geistige Anstrengung. Zehen und Fingerspitzen hatten das Gefühl verloren und ihn quälte die entsetzlichste Angst: daß er wahnsinnig werden könnte. Er

glaubte weder an eine Vergiftung noch an unerklärliche Einflüsse; er wollte einen natürlichen Grund auffinden und in diesem unermüdlichen Bestreben gewann seine schon geisterhafte Erscheinnng selbst etwas Gespensterhaftes.

Gleich als suche er einen verborgenen Schatz, von dessen Dasein er dunkle Kunde hatte, durchstreifte er sein Haus, vom Keller bis zum höchsten Boden. Er wollte in der Oertlichkeit den geheimen Grund entdecken, warum er krank sei und so Viele vor ihm krank geworden? Er dachte an eine verderbliche Zugluft und schloß und öffnete alle Thüren, und stopfte alle Ritzen. Vielleicht dunstete der Fußboden, irgend ein vermodernder Stoff brütete dort Gift. Er roch, athmete und lüftete die Dielen; Alles vergebens.

Fast erlag er schon dieser doppelten Pein, und kämpfte einen neuen Kampf, ob es wirklich geheimnißvolle Mächte gäbe, welche die Sinne der Menschen verrückten und ihren Körper heimlich verwüsteten. Da erschien die „Tante Gottfried" als einziger Trost des armen Leidenden. Sie pflegte ihn mit mehr als mütterlicher Sorgfalt. Jeden Morgen war sie die Erste, sich zu erkundigen, wie er geruht, und wenn sie hörte, daß er wieder eine schmerzenvolle Nacht durchwacht, wünschte sie ihm nur etwas von dem sanften Schlafe, womit Gott sie erquicke.

Dieses Leiden dauerte Jahre lang, ohne daß in Rumpf's Seele der geringste Verdacht aufstieg. Später entsann er sich wol, daß, etwa zwischen Ostern und Pfingsten 1827, die Magd ihm Salat gebracht, auf dessen Blättern er etwas Weißes, Zuckerähnliches bemerkt. Da er süßen Salat nicht liebte, schalt er und ließ ihn wegwerfen. Später hatte er auch in einer Tasse Bouillon einen dicken weißen Bodensatz bemerkt; nach der Bouillon

hatte er an heftiger Uebelkeit gelitten. Erst im März 1828 sollte die Entdeckung erfolgen.

Er hatte sich für seine Haushaltung ein Schwein schlachten lassen. Von einem ausgesuchten Stücke, welches ihm der Schlächter brachte, genoß er einen Theil und verschloß das Uebrige in einen Schrank. Das Fleisch war ihm, wider Gewohnheit, sehr wohl bekommen; also wollte er am folgenden Tage den Rest verzehren. Bei Eröffnung des Schrankes bemerkt er, daß der Speck nicht mehr die gestrige Lage hat. Er hatte ihn, die Schwarte nach unten, gelegt; jetzt findet er die Schwarte oben. Als er den Speck umkehrt, entdeckt er zu seinem Erstaunen darauf wieder solche weißliche Körner, wie früher auf dem Salat und in der Bouillon. Tante Gottfried, die herbeigerufen wird, erklärte es für Fett. Aber jetzt steigt eine Ahnung in dem Unglücklichen auf, er schweigt und ruft in der Stille seinen Hausarzt. Die weiße Substanz wurde abgestreift, durch einen geschickten Chemiker untersucht, und es findet sich darin eine nicht unbedeutende Beimischung Arsenik.

Dies geschah am 5. März, schon am 6. wurde dem Criminalgericht Anzeige gemacht und nachdem dasselbe eine summarische Vernehmung der Zeugen veranlaßt, begab sich eine Commission in das Rumpf'sche Haus. Die Gottfried wurde, angeblich krank, im Bette gefunden. Nach einem Verhör, welches sie noch verdächtiger machte, wurde sie indessen, beim Eintritt des Abenddunkels, zur vorläufigen Verhaftnahme, ins Stadthaus abgeführt.

Noch am selben Abende verbreitete sich das Gerücht davon. Eine in allgemeiner Achtung stehende Frau hatte ihre Hand in Gift getaucht, um das Leben eines Familienvaters zu verderben, mit dem sie in den freundschaftlichsten Beziehungen stand. Staunen und Schrecken

bemächtigte sich aller Bewohner einer friedlichen, wegen ihres Religionseifers berühmten Stadt, in deren Mauern so selten ein Capitalverbrechen vorfällt. Aus dem Schrecken aber wurde Entsetzen, als man mit dem einen ausgesprochenen Falle die bisherigen, dunklen Todesfälle in dem Unglückshause in Verbindung brachte. Ahnungen stiegen auf, die man auszusprechen zauderte, und doch sollte die Wirklichkeit noch diese Ahnungen an Gräßlichkeit übertreffen, und ein Ungeheuer an's Licht gezogen werden, das an Scheinheiligkeit, Mordlust und Furchtbarkeit alle bisher bekannten Verbrecherinnen weit hinter sich ließ.

Der Name Gottfried schwebte auf allen Zungen, bei jedem Gespräch, in jeder Gesellschaft war sie das Losungswort, und weit über das Weichbild der Stadt Bremen hinaus, in aller Welt wurden ihre Thaten mit Entsetzen erzählt, ihr Name mit Abscheu genannt. Aber ehe noch das volle Maß der erstern ermittelt war, hatte sich schon die Sage derselben bemeistert, und das Gerücht vervollständigte das Gräßliche in der Art, wie es der Fassungskraft der großen Menge zugänglicher ist. So hieß es alsbald in der Stadt: die Gottfried habe ihre Kinder todt gekitzelt, um das furchtbarste aller Gifte, die Aqua Toffana, zu bereiten, das Fleisch der Kinder habe sie zur Bereitung von Speisen benutzt. In dem Schreckenhause sei ein unterirdisches Gewölbe, welches der Eigenthümer selbst noch nicht gekannt, dort habe sie ihre Gifte gemischt und andere unnatürliche Greuel getrieben. Auch Das war der Phantasie des Volkes noch nicht genug. Allen Ernstes behauptete ein irrsinniger Mensch, und fand Glauben: schon die Mutter der Gottfried sei in der Stadt als Giftmischerin berüchtigt gewesen; sie habe den bösen Blick gehabt und mit den Augen unschuldige Kinder tödten können, wie sie denn

auch seine eigenen wirklich getödtet hätte! Erst als er durch eine Wahrsagerin von der Ursache des Todes unterrichtet worden und nun der schändlichen Alten starr ins Auge geblickt, sei ihre Hexenkraft gebrochen gewesen, und das habe seinen später geborenen Kindern das Leben gerettet. Es hieß von nun an unter dem Volke allgemein: die Gottfried sei schon als Kind von ihrer Mutter in der Kunst, subtile Gifte zu bereiten, eingeweiht worden. Nach deren Tode habe sie zwei Bücher als Vermächtniß erhalten, die von diesen verbotenen Dingen handelten, und dadurch sei sie zur Meisterschaft gediehen.

Der Heißhunger nach dem Entsetzlichen liegt in der menschlichen Natur, unzertrennbar von dem Hange nach dem Wunderbaren. Hier war es aber sehr erklärbar, daß die ungeläuterte Wißbegierde des Volkes zu dem Unerhörten auch nach einem wunderbaren Schlüssel suchte; der psychologische wurde erst nach unsäglicher Mühe und nach Jahren von wissenschaftlichen Männern gefunden. Was davon erfuhr das Volk? Eines ausführlichen Werkes bedurfte es, um nur die gebildete Welt über die Motive und den innern Organismus dieser Verbrecherin ohne Beispiel aufzuklären, was aber gab man davon jenem, dem man doch nicht die schreienden Thatsachen verbergen konnte? Es lag also in der Natur der Dinge, daß das Volk sich selbst einen Schlüssel suchte und verfertigte.

Im Stadthause versuchte die Gottfried anfänglich zu leugnen; aber ihr ganzes zusammengeknicktes Wesen verrieth die Verbrecherin, deren Kraft und Muth dahin war mit dem Scheine, den sie durch so lange Jahre aufrecht erhalten. Mit Erstaunen und Entsetzen zogen die Wärterfrauen der wohlgebildeten Madame Gottfried, als sie dieselbe, dem Reglement zufolge, entkleiden

mußten, dreizehn Corsette, eins über dem andern, aus. Ihre lieblichen rothen Wangen waren Schminke, und nachdem alle Toilettenkünste entfernt, stand an der Stelle der blühenden, wohlbeleibten Dame vor den erschreckten Weibern ein blasses, angstvoll verzerrtes Gerippe. Aber mit dem äußern Scheinbild sank zu gleicher Zeit das moralische Trugbild zusammen, was sie, seit zwanzig Jahren und mehr, vor den Menschen zur Schau getragen. Die Kraft zur Lüge versagte ihr, zu jener lebendigen Lüge, welche ihr Wesen zusammenhielt. Dazu erwachten und sprachen in ihr plötzlich die allerfurchtbarsten Traumbilder. Sie bekannte, aber nicht gestachelt von Gewissensunruhe, nicht gerührt durch den Zorn Gottes, der ihr Herz zerschmettert, sie bekannte, weil sie nicht mehr Kraft hatte, die Lüge zu halten. Nicht mit einem Male, es war ein fortgesetztes zweijähriges Bekennen, und auch dies Bekennen war ein fortgesetztes neues Lügengewebe; nicht mehr jene großartige Lüge, keine, die sie vom Untergang retten können, sondern ein kleinliches Ableugnen, um, nachdem das Gräßlichste heraus war, noch hier und dort einen Anhalt, eine kleine Entschuldigung zu gewinnen; noch letzte Versuche, mit sich schön zu thun und das Mitleid und Interesse für sich anzuregen.

Das ungeheure Leichentuch, unter dem eine noch jetzt vielleicht nicht ganz bestimmt ermittelte Zahl von Opfern ruht, konnte weder sie selbst mit einem Male aufdecken, noch wagten es ihre Richter, deren Pflichteifer durch den Schauder vor der Größe des verbrecherischen Thatbestandes gern selbst dämonischen Einflüssen so Unerhörtes beigemessen hätte. Die Gottfried hatte nach den ersten Verhören schon genug bekannt, um das Leben zehnfach verwirkt zu haben; die Untersuchung wurde deshalb nicht mit der Eile geführt, die bei andern Verbrechen nöthig

ist, um Spuren, die verloren gehen könnten, zu verfolgen. Man durfte vielmehr, da der rächenden Gerechtigkeit auf jeden Fall ihr Recht ungeschmälert blieb, den wissenschaftlichen und humanioren Rücksichten nachgeben, um das furchtbare Räthsel eines so entarteten menschlichen Wesens gründlich zu studiren. Rechtsgelehrte, Theologen, Mediciner experimentirten an dieser Rarität, und eben um dieser Eigenschaft willen, hegte man das moralische Scheusal und pflegte es mit einer rücksichtsvollen Menschlichkeit, welche über die Begriffe früherer Jahrhunderte von dem Verhältniß zwischen dem Richter und dem Verbrecher gegangen wäre.

Nie war wol ein Strafurtel begründeter, als das, welches auf Grund der Verhandlungen die Gottfried zum Tode verdammte. Die Actenberge schienen das Thatsächliche erschöpft zu haben; und doch liefern sie nur einen Beleg für die Mangelhaftigkeit aller menschlichen Einrichtungen. Der äußere Mensch, die Gottfried, wie sie straffällig vor dem Gesetz erscheint, ist darin vielleicht splitternackt dargestellt. Aber durch kein articulirtes Verhör und durch keine Protokolle, die ein Richter führt, kann eine Erscheinung, wie die ihre, psychologisch ergründet werden. Um die feinern Fäden zu verfolgen, wie aus der menschlichen Natur ein solches entmenschtes Wesen werden konnte, sind die Federn der Gerichtsstube, das Actenpapier zu grob. Es ginge auch vielleicht über die richterliche Aufgabe hinaus. Die Acten, so klares Licht sie über die Thatsachen verbreiten, bliebn doch im Rückstande über die Motive; ja, bei dem fortgesetzten Lügengespinnste der eitlen Frau soll sich dort Manches eingeschlichen haben und nicht wieder fortzuwischen gewesen sein (zum Zweck des Urtels auch nicht nöthig), was nicht in der Wahrheit, sondern in ihrer erfinderischen

Nachhülfe, um sich, wenn nicht besser, doch interessanter darzustellen, seinen Grund hat.

Ihrem erwählten Defensor, dem Dr. Voget, blieb es vorbehalten, diesem räthselhaften Wesen weiter nachzufolgen in seine scheinbar verborgensten Schlupfwinkel, um der Mit- und Nachwelt darzuthun, daß hier weder dämonische Einflüsse gewaltet, noch daß die Gottfried eine Ausgeburt der Hölle war, sondern ein menschliches Wesen, gleich uns, das nur in Eitelkeit gesäugt, von der Sünde genährt und gesättigt, um Stufe zu Stufe immer tiefer sank. So wenig es ihm gelang und gelingen konnte (was er auch gewiß nur mit innerm Widerstreben that), sie vor dem weltlichen Richterstuhle zu vertheidigen, um so erfolgreicher war er, durch eine unermüdliche Behandlung in ihr innerstes Sein einzudringen; eine Aufgabe, die durch bloßen Pflichteifer nicht zu lösen war. Es gehörte mehr dazu, ein ganz besonderes Interesse, bei ihm durch religiöse Motive warm und frisch erhalten, um nicht durch die beständigen Rückfälle der Heuchlerin ermüdet und gereizt zu werden. Er mußte, bei ihren proteischen Windungen, jeden Silberblick der Wahrheit, der aus ihrer erschöpften, hohlen Seele kam, erhaschen und schnell festzuhalten suchen; er mußte jede Gemüthsregung benutzen, um ihrer schnell vorübergehenden Zerknirschung ein Geständniß abzupressen, welches sie, aus Eitelkeit und Furcht vor strenger Bestrafung, jeden Augenblick bereit war, wieder zurückzunehmen, oder durch eine neue Lüge zu trüben. So gelang es ihm endlich, nach einer Arbeit, die selten ein Geistlicher, noch seltener ein gerichtlicher Vertheidiger übernimmt, ein vollständiges Bild dieses hohlen Wesens, eigentlich nur noch ein Schemen, zusammengehalten von der Eitelkeit, zu entwerfen, welches er in einem aus-

führlichen Werke: „Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margaretha Gottfried, geborne Timm. Nach erfolgtem Straferkenntnisse höchster Instanz, herausgegeben von dem Defensor derselben, Dr. F. L. Voget. Bremen 1831" niedergelegt hat. Diesem ließ er in demselben Jahre ein zweites Werk folgen: „Die Giftmörderin Gesche Margaretha Gottfried, in der Gefangenschaft bis zur Hinrichtung. Nach Vollzug des Todesurtheils herausgegeben von dem Defensor u. s. w.," dessen Inhalt sein Titel besagt. Zu Hülfe kam ihm hiezbei eine Autobiographie, welche die Gottfried, wol vorzüglich aus dem Motiv der Eitelkeit, in ihrem Gefängnisse zu schreiben bewogen wurde. Sie selbst wünschte, daß ihre Geschichte geschrieben und dem Publicum bekannt gemacht würde, sie selbst trug dies ihrem Defensor auf. Wenn ihr nichts auf Erden blieb, als ihr gräßlicher Ruf, so wünschte sie doch dies letzte Besitzthum sich erhalten, und wenn sie in religiöser Demuth zu hoffen vorgab, daß ihr Beispiel warnend auf Andere einwirken werde, so gab sie daneben doch auch der schmeichelnden Hoffnung Raum, daß man sie etwas besser und interessanter darstellen werde, als wofür die Menge sie hielt. Während die Gottfried in ihrer ausgebildeten Verbrechensucht allein und einzig dasteht — weiterhin werden wir das zu zeigen versuchen, — hat sie wenigstens in dieser Lust, sich durch eine Autobiographie über ihre Sündhaftigkeit zu erheben, mit der Zwanziger einige Verwandtschaft.

Bei diesem Criminalfall kommt es nicht, wie bei der Mehrzahl der früheren, auf eine Geschichte des Processes an. Dieser ist einfach, im Vergleich zu dem der andern Giftmischerinnen. Die Lügenwindungen, in denen die Gottfried sich erging, um nicht mit einem Male die ganze Last aller ihrer Giftmorde auf sich gewälzt zu

sehen, und die widerwärtigen Versuche, ein freundlicheres Licht auf ihre Unthaten zu werfen, kommen nicht auf gegen die interessanten Zwischenvorfälle, die den Proceß der Brinvillier lebendig machen. Die Masse der erwiesenen Verbrechen ist hier die Hauptsache, vor der die processualischen Verhandlungen als Nebensache verschwinden. Wir glauben unserm Zwecke genug zu thun, wenn wir die Lebensgeschichte der Gottfried, das ist die Geschichte ihrer Unthaten, aus dem umfangreichen Werke in eine kürzere Erzählung zusammenfassen, und später daran reihen, was aus der Untersuchungsgeschichte zur Ergänzung ihrer Charakteristik von Wichtigkeit erscheint.

In der Pelzerstraße in Bremen lebte die Familie eines ehrbaren Frauenschneiders, Namens Johann Timm, die sich den Ruf der Arbeitsamkeit und treuen Rechtschaffenheit in der ganzen Nachbarschaft erworben hatte. Vater Timm war so fleißig in seinem Berufe, daß sie von ihm sagten, er halte beim Nähen den Athem an, um mehr Nadelstiche in einer Minute zu machen. Zu eigentlichem Wohlstande brachte er es, seiner großen Thätigkeit und Sparsamkeit ungeachtet, nie; aber er konnte es doch auf seinen guten Ruf wagen, das Haus, in welchem er später starb, anzukaufen; und so viel blieb und mußte bei seinem Verdienste übrig bleiben, daß die Armen jede Woche ihr Theil erhielten. Das war in der Bibel geboten, und Timm und sein Eheweib wollten hinter keinem positiven Gesetze zurückbleiben. Auch sang er jeden Tag sein Morgenlied, besuchte regelmäßig die Kirche und galt für fromm und gottesfürchtig, was indeß nicht hinderte, daß der Defensor seiner Tochter meint,

seine Religiosität habe mehr in einer äußern Werkgerechtigkeit bestanden, als in wahrhafter Gottesfurcht und Liebe. Aus dieser Schule entsprang die Religiosität, ja die ganze Geistesrichtung seiner Tochter, deren Thun und Streben in wohlgefälligen Handlungen von früh auf nur dahin ging, daß es den Leuten gefalle und sie es lobten.

Am 6. März 1785 gebar Timm's junge Frau Zwillinge, einen Sohn und eine Tochter. Bei diesen Kindern verblieb es. Der Sohn, Johann Christoph getauft, und, weil es der Vater war, zur reformirten Confession bestimmt, machte später den Aeltern wenig Freude. Auf der Wanderschaft gerieth er unter lüderliche Bekanntschaften, wurde verführt, krank, kostete den Aeltern, was ihnen als schwere Sünde galt, viel Geld, ließ sich endlich als Husar unter Napoleon anwerben, bis er, nach langen Jahren wieder, als ein Krüppel, in seiner Vaterstadt erscheint.

Das Mädchen, Gesche Margaretha, bestimmt, der Mutter künftig in den lutherischen Dom zu folgen, ward bald die Freude und der Augapfel beider Aeltern. Schwächlich, war sie doch nicht kränklich. Von der zartesten Gestalt und feinsten Bildung, fast nur Knochen und Haut, schwebte doch von früh an etwas Aetherisches über ihr ganzes Wesen, das sie für besser erscheinen ließ als ihre Art. Anmuthig und leicht in ihrer Bewegung, lieblich in ihrem Benehmen, mit einem freundlichen, hübschen, offenen Gesichte, war das Kind überall gern gesehen, und wurde von den Erwachsenen geliebkost und Andern als Muster gezeigt.

Schon im frühen Alter von drei Jahren mußte die kleine Gesche die Schule besuchen, damit sie an ein äußeres gesetzmäßiges Wesen gewöhnt werde. Ihre Schulgespielinnen hatten Taschengeld von den Aeltern,

und benutzten es zu Näschereien. Gesche hatte nur leere Taschen. Ohne die größte Noth gaben ihre kargen Aeltern keinen Groten (etwas mehr als ein Kreuzer rhein.) aus. Sie half sich selbst. Wenn sie von der Mutter ausgeschickt ward, um Weißbrot zu holen, brachte sie unter den größern einige kleinere und erübrigte dadurch manchen Groten zu jenem Zwecke. Das war der erste Schritt zur Sünde. Gesche war damals sieben Jahre alt.

Der Betrug wurde nicht entdeckt. Das war eine Aufmunterung zur Wiederholung. Glücklich darüber, daß es nie herauskam, ging sie zu eigentlichen Diebereien über. Sie nahm aus der unbewahrten Tasche der Mutter einen, zwei bis zwölf Groten. Der Verlust blieb zwar nicht unbemerkt; welche Mutter sollte aber einen Verdacht werfen auf ihr liebliches offenes Kind, auf den „Engel von Tochter", wie beide Aeltern ihre Gesche nannten. Das verschlossene, menschenscheue Wesen ihres Bruders lenkte ihn weit eher auf sich; und Gesche — schwieg zur Verdächtigung ihres Bruders!

Fünf Jahre setzte Gesche diese Diebereien fort, ohne daß ein Verdacht auf sie fiel, fünf Jahre heuchelte sie, bei diesen kleinen Sünden, ein unschuldiges Wesen, und ward, nach wie vor, belobt, gestreichelt und belohnt. Welche Schule, in der Sünde fortzufahren! Sie vergriff sich, eilf Jahre alt, an fremdem Eigenthum, und entwendete einer alten Mamsell, die bei Timm's zur Miethe wohnte, eine bedeutendere Summe als jemals vorher, etwa zum Betrage von einem Thaler. Der Diebstahl wurde entdeckt, die Thäterin nicht. Das Haus gerieth in Aufruhr. Alles ward vergebens durchsucht, der Vater schloß schon auf seinen Sohn, da rief die Mutter: „Warte nur, Vater, ich weiß schon ein Mittel und will gleich hinter die Wahrheit kommen." Nach einer halben Stunde

kam sie zurück und sprach mit zuversichtlicher Miene: „Ich habe den Dieb gesehen. Einer klugen Frau in der Neustadt habe ich's geklagt. Die holte einen Spiegel, und wie ich hineinsehe, steht der Dieb und guckt über meine Schulter." Die Mutter hatte ihre Tochter dabei scharf ins Auge gefaßt, und wie ein Schwert drangen ihr die Worte ins Herz. „Das ist dein Gesicht gewesen," dachte sie, und hat nie mehr im älterlichen Hause etwas zu entwenden gewagt. Mit einer kleinen Erschütterung ging die Krisis vorüber; aber es war nicht herausgekommen, sie stand, in der Verstellungskunst früh geübt, vor der Welt so rein da als vorher, und war nach wie vor der Engel ihrer Aeltern.

In ihrem zwölften Jahre hatte Gesche, nach Ansicht ihrer Aeltern, genug gelernt. Sie ward aus der Schule genommen, und mußte im Hause, statt der abgeschafften Dienstmagd, alle nöthigen Arbeiten verrichten, zugleich aber auch für den Vater nähen und an Wochentagen außer Hause arbeiten; das Erworbene ward ihr in der Sparbüchse aufgehoben. Der nächste Antrieb nach fremdem Gute war also fortgefallen. Dagegen erhob sie ihr Fleiß bei der Arbeit in den Augen des Vaters zu einem Ideal von Vortrefflichkeit, und ihre Fortschritte im Rechnen machten sie dem Vater bei seinen Kassenabschlüssen fast unentbehrlich.

Die Tochter schien vollkommen in die Begriffe ihrer Aeltern von Ordnungsliebe und Ehrbarkeit einzugehen. Sie zeigte sich genügsam und erfreut über die kleinsten Freuden, war über das Kuchenbrot, das ihr als Geburtstagsgeschenk gereicht wurde, entzückt, und betete alle Gebete, mit buchstäblicher Treue, welche die Mutter sie bei allen Verrichtungen des Lebens gelehrt. Sie trug die Almosen für Vater und Mutter aus, und schon früh

war es ihr eingeprägt, daß solche Thaten der Wohlthätigkeit hohen Werth hätten, und die Danksagung der Armen zu Verheißungen göttlicher Vergeltung würden; ein Wahn, der später von fruchtbarem Einfluß auf ihr Leben wurde. Aber sie gehörte auch zu den weichen, reizbaren Seelen, die jedem Gefühl und aufregendem Einfluß offen, leicht zu Thränen gerührt werden. Des Vaters frommes Morgenlied, die stille Ordnung des Hauswesens erfüllten oft das Herz des Mädchens mit lebhafter Rührung; auch religiösen Eindrücken blieb sie nicht verschlossen, obschon der amtliche Religionsunterricht ohne Wirkung auf sie geblieben zu sein scheint. Aber es war eine leichte Erregbarkeit, die mehr den Nerven angehörte und die Seele nicht berührte. So weinte sie auch später und konnte aufs tiefste gerührt scheinen, war es auch vielleicht für den Augenblick, wenn ihr Opfer unter entsetzlichen Qualen verschied und sie vor den Leuten die Hände rang, daß sie ihm nicht helfen könne. Aber die Summa Dessen, was sie im älterlichen Hause erlernte, war der Schein von Werth, den sie nicht besaß. Denn die Zuneigung der Aeltern zu ihr wurde bald eine blinde, grenzenlose, die dem Mädchen von hellem Kopfe nicht unbekannt blieb und ihr ein Bewußtsein einimpfte, welches sie aus der Sphäre ihres wirklichen Seins in einen leeren Zustand bessern Scheins erhob.

Geiz und eigentliche Habsucht blieben ihr, auch als sie auf der Laufbahn des Verbrechens raschen Schrittes forteilte, immer fremd; selbst die Genußsucht war kein sie überwältigendes Motiv. Sie hatte kein heißes Blut, keine starken Leidenschaften. Nur als die Sünde, auf andern Wegen, ihrer Meisterin geworden, ließ sie das Weib, das ihre Sclavin nun war, alle Laster auskosten, indem mit der einen alle Schranken der Tugend

gebrochen und gefallen waren. Aber es war der Ehrgeiz, in jener errungenen vornehmern, ausgezeichnetern Sphäre, in die sie der Zufall und die Gunst der Menschen versetzt, sich zu erhalten, es war die Eitelkeit, welche ihr besseres Selbst mehr und mehr aufzehrte, und damit einer furchtbaren Selbstsucht Nahrung gab, welche sie endlich kaltblütig zu den gräßlichsten Mordthaten schreiten ließen, sobald ein, oft nur scheinbarer, Vortheil in Aussicht stand.

Sie lernte in einem Nachbarhause — die Aeltern konnten ihrem Engel schon nichts mehr abschlagen — tanzen. Sie spielte Sonntags Komödie. Bald ward das ganze Leben des dreizehnjährigen Mädchens eine Komödie, in der sie die große Rolle durchführte, allen Leuten zu gefallen, eine Rolle mit solcher Kunst durchgeführt, daß man erst im drei und vierzigsten Jahre ihres Alters ihr die Larve vom Gesicht riß! — Gesche spielte unter ihren Gespielinnen am besten, sie bekam die besten Rollen; sie war die Schönste und man schmückte sie am schönsten mit Bändern und Steinen heraus. Sie war die Königin des Spiels, und die armselige Alltagswoche konnte nur in Erwartung des berauschenden Sonntagsvergnügens ruhig verlebt werden. Aber doch spielte sie 6 Tage zu Hause Komödie: sie ließ sich nichts von ihrer Lust merken! Am Montag freilich fiel sie aus der Rolle; sie wischte die Schminke von gestern noch nicht ab, die ihr so wohl stand, und die Mutter begnügte sich, darüber zu lächeln.

Sie war zur Jungfrau aufgeblüht. Ihr äußerlicher Leibreiz war gewachsen. Die charakteristische Weichheit ihres Herzens schien nur noch mehr ausgesprochen. Von den Müttern wurde sie ihren Töchtern als Muster vorgestellt, von diesen selbst darum nicht beneidet, sondern

innig geliebt. Die Nachbarn und Bekannten sagten, daß der alte Timm sich einen Schatz aufziehe.

Gern hätte Gesche, in ihrem Studium Dessen, was vor den Menschen gilt, weit vorgeschritten, musikalischen Unterricht gehabt und Clavier spielen gelernt, das war aber von den Aeltern zu viel gefodert, die nur für Nothwendiges und Nützliches Geld ausgaben. Auch schien es doch unpassend für ein Bürgermädchen, welches als Magd im Hause arbeitete. Ein oder zwei Mal in der Woche kehrte sie auch wol, den Besen in der Hand, vor dem Hause. Und dennoch entschlossen sich die Aeltern ihr — französischen Unterricht geben zu lassen; weil sie meinten, ein so außerordentliches Kind müsse bei seinen seltenen Geistesgaben doch wenigstens eine besondere Kenntniß vor andern Töchtern gleichen Standes voraus haben. Aber schon hier betrog sie. Der wissenschaftliche Unterricht war viel zu ernsthaft für ihr leichtfertiges Gemüth. Die aufgegebenen Exercitien langweilten sie, und sie ließ sich dieselben von einem befreundeten Tischlergesellen, der vollkommen französisch sprach, aufschreiben, corrigirte aber sorgsam einige Fehler hinein, um den Betrug nicht zu auffällig zu machen. Sie erntete für ihre vortrefflichen französischen Aufsätze das größte Lob ein, das sie in Bescheidenheit hinnahm und doch nicht französisch lernte. Aber mit dem Wenigen, was sie aufgefaßt, putzte sie später ihre oberflächliche Bildung aus und es diente ihr zu dem Lug und Trug, den sie in höhern Kreisen so geschickt wie in den geringern fortspielte.

Bei einer sogenannten Corporals-Mahlzeit — einem jährlichen Vereinigungsschmause der nach alterthümlicher Weise in eine Miliz eingetheilten Bürger — trat Gesche, damals sechszehn Jahre alt, zum ersten Male in die Welt. Jubel, Tanz und Spiel begleitete

mehre Tage lang diese Feier. Sie zog Aller Augen auf sich und nach sich. Aber die Sinnlichkeit war in der Jungfrau noch nicht erwacht. Sie war mannichfachen Nachstellungen ausgesetzt, hat aber in dieser Beziehung den unbescholtensten Ruf mit in die Ehe genommen. Schon in diesem sechszehnten Jahre kamen Heirathsanträge. Drei wurden, ohne Weiteres, vom Vater und Tochter zugleich, abgelehnt; ein vierter lockender, da der Freiwerber ein junger, wohlhabender Meister des Gewerkes war, nur auf Ueberredung des Vaters. Gegen Person und Vermögen des Werbers hatte der alte Timm nichts einzuwenden, wol aber gegen das Metier, weil es sein eigenes war. Da Gesche's Bruder dereinst in Bremen Meister werden sollte, fürchtete der fern in die Zukunft rechnende Alte einen Brotneid zwischen den Geschwistern. Gesche hatte ihn nicht gerade geliebt, aber es durchzuckte sie mit Eiseskälte, als sie den abgewiesenen Werber an der Hand einer andern jungen Braut dahinschreiten sah.

Gesche — oder vielmehr Gesina, wie sie sich jetzt nennen ließ, da ihr jener Name zu gemein klang — wuchs an Schönheit und Jahren, so an Liebe im Herzen ihrer Aeltern; sie, die ausgezeichnete Tochter, die über ihrer Art stand, und doch Vater und Mutter auch nicht den geringsten Kummer verursachte, während der Bruder, ein ausschweifendes Leben in Hamburg und Paris führend, Schulden machte, sein Erbtheil verzehrte und schon anfing als verlorner Sohn betrachtet zu werden. Auch der Ruf ihrer Sittsamkeit und Tugend wuchs unter ihren Gespielinnen, denn ihre wunderbare Erscheinung lockte Vornehmere heran, und Gesina unterdrückte die Wünsche des Herzens, sobald sie wahrnahm, daß der Bewerber keine ehrbaren Absichten haben könnte.

Eines Abends war sie im Theater in Begleitung ihrer vertrauten Freundin Marie Heckendorf, die in ihrem Leben eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Es war das erste Mal, daß sie das Theater besuchte und dieser Besuch sollte für ihr Leben von großem Einfluß werden; aber die Gottfried erinnerte sich später, trotz ihres vortrefflichen Gedächtnisses, weder des Namens noch des Inhalts des Stückes und wußte nichts davon, als daß eine sehr schöne Person, Elise Bürger, darin mitgespielt habe. In die Loge des zweiten Ranges, wo sie saß, drängte sich ein dicker vornehmer Herr an Gesina, der sie mit Artigkeiten überschüttete, und auch nachher, wiewol umsonst, dem schönen Mädchen nachstellte. In der Person eines Nachbarn, des jungen Miltenberg, erschien aber zugleich ein Beschützer, welcher sich während der Aufführung zwischen den galanten Herrn und das hübsche Mädchen drängte, und dann aus nachbarlicher Pflicht Gesinen aus dem Theater bis in ihr Haus begleitete.

Vom Augenblick dieses ritterlichen Dienstes an entspann sich zwischen Beiden, kein Liebesverhältniß, aber eine stumme Beobachtung und Aufmerksamkeit; Miltenberg ging immer vor des alten Timm Hause vorüber, wenn Gesina mit dem Besen davor kehrte und unterließ nie zu sagen: „So fleißig?“ Gesina dagegen fand, daß das Wasser im Miltenberg'schen Brunnen das beste in der Straße sei, und holte es daher für die Wirthschaft von dort, was nicht auffällig war, da Miltenberg's Haus dem ihrer Aeltern schräg gegenüber lag. Auch kaufte sie im Gürtlerladen, wenn der junge Miltenberg verkaufte, Kleinigkeiten, und Miltenberg geleitete sie hinaus. Liebe war auf ihrer Seite nicht im Spiel, aber Eitelkeit und für ihre Lage eine glänzende Aussicht.

Der junge Miltenberg war eigentlich nichts weniger als berufen, um ein Beschirmer der Unschuld und Sittsamkeit zu sein. Der verzärtelte einzige Sohn eines wohlhabenden Vaters, hatte er schon vor seiner ersten Verheirathung ein wüstes Leben geführt. Diese Ehe aber war das echte Conterfei einer gewesen, wie sie nicht sein soll. Eine ältere Buhlerin hatte ihn in ihre Netze zu locken gewußt, und nachdem sie Madame Miltenberg war, keinen Grund abgesehen, noch länger die Larve des Anstandes vorm Gesicht zu behalten. Wollüstig, dem Trunk ergeben, jähzornig, widerwärtig in jeder Beziehung, hatte sie dem jüngern und schwächlichern Gatten das Leben unerträglich gemacht, und seine Kräfte ausgesogen. Von einem gewaltigen Körperbau, hatte sie ihn nicht selten im trunkenen Zustande untergekriegt und gemishandelt, ja diese Familienscenen nicht in der Verschwiegenheit der vier Wände abgethan, sondern diesen und andern Scandal vor Zeugen, ja auf der Straße wiederholt.

Der Tod des frechen Weibes hatte nun zwar den armen Menschen aus den schmählichen Eheketten erlöst, aber mit seiner Gesundheit schien auch seine Ehre, sein moralisches Wesen auf den Grund zerstört. Er schleppte sich hin in Faulheit und Lüderlichkeit und suchte in Weinstuben und bei gemeinen Dirnen Trost oder Vergessenheit für sein zerfallenes Leben. Sein Vater, ein wohlhabender Mann, galt, obwol er nur Sattlermeister war, für einen vornehmen Herrn. Er besaß das größte Haus in der Straße, welches, mit sieben kleinen Nebengebäuden, die ihm zugehörten, einen eigenen Hof: „Miltenbergs Hof" bildeten. Seine Zimmer waren schön möblirt, und eine Sammlung Oelgemälde, die man für werthvoll hielt, brachte ihn mit angesehenen Leuten und mit Senatoren

in nahe, freundschaftliche Verbindung. Der Vater konnte das Lasterleben des Sohnes nicht länger mit ansehen. Mit dem Menschen ging auch die Wirthschaft und das Geschäft zu Grunde. Vater und Sohn geriethen oft in heftigen Streit und endlich soll der Alte dem Jungen erklärt haben, das Einzige, was ihn wieder mit ihm aussöhnen könne, sei eine anständige Heirath, und die einzige anständige Heirath, die ihm gefalle, mit Timm's wohlgerathener Tochter.

Der Sohn hatte seinerseits nichts dagegen einzuwenden; nur fürchtete er sich, bei seinem bekannten ausschweifenden Leben, vor dem Antrage. Dazu ward als Mittelsperson ein Magister ausersehen, welcher mit seiner lateinischen Gelehrsamkeit und seiner stylistischen Kunst schon oft zu Rath und Hülfe in beiden Familien zugezogen worden, und auch noch später als Vermittler in manchen schwierigen Fällen auftrat. „Fein schwarz gekleidet, damals jung und von sehr ehrbarem Ansehen," wie sich die Gottfried, bei ihrem lebhaften Gedächtniß für alles Aeußerliche, noch im Gefängniß entsann, erschien der Brautwerber beim alten Timm und brachte in zierlichsteifen Worten seinen Antrag vor. Der künftige Reichthum des einzigen Erben, das große Miltenberg'sche Haus, wofür schon einmal 20,000 Thaler geboten wären, und worauf nur 1000 hypothekarisch hafteten, das köstliche Mobiliar, die Gemäldesammlung, worunter Stücke von 300 Thaler an Werth, glänzten dergestalt als Lichtpuncte in der Rede, daß Vater und Mutter Timm vor Freude zitterten und auch nicht an die Möglichkeit einer abschläglichen Antwort dachten. Die Tochter ward hereingerufen, um ihr ihr Glück zu verkünden und die Thränen, die sie vergoß, galten als eine Einwilligung, an die überdies bei dem Verhältniß zwischen

Aeltern und Tochter die erstern auch nicht im entferntesten zweifeln konnten.

Das glücklichste Ereigniß ihres Lebens, wofür die Drei es hielten, ward nicht von Jedermann so angesehen. Timm's Freunde schüttelten bedenklich den Kopf und hielten es für große Thorheit, daß er das tugendhafte, schöne Mädchen um Geldes willen mit dem wüsten, entnervten und leichtsinnigen Menschen kuppele. Die Mutter erwiderte: wenn die jungen Leute nur Brot hätten, würde alles Uebrige schon von selbst kommen.

Der verwüstete Haushalt bei Miltenberg's verlangte eine schnelle Aenderung. Die Heirath wurde am 6. März 1806 feierlich begangen, und obgleich die Gottfried sich der kleinsten äußern Umstände entsann, z. B. der ersten seidenen Strümpfe, die ihr der Bruder aus Hamburg geschickt, und der Ermahnungen seiner Freunde, daß ihr Mann nicht weinen solle, so erinnerte sie sich doch weder der Trauungsrede, noch des Predigers, der sie copulirt. Die Trauung fand in Miltenberg's Hause, in der großen Hinterstube mit den Oelgemälden statt. Ueber dem Kopfe der Braut hing die Mutter Jesu mit dem Kinde, rechts ein Abendmahl, links ein Petruskopf. Es war dieselbe Stelle, wo sie später ihre Mutter vergiftete!

Diese Ehe konnte nur das Selbstgefühl der jungen Frau nähren. Durch Sitte, Bildung, Achtung vor der Welt, Verstand und Liebenswürdigkeit weit über ihrem Gatten stehend, ward sie, wie von selbst, die Herrin im Hause. Sie war die Wiederherstellerin der Ordnung, des Friedens zwischen Vater und Sohn. Beide erkannten es, und, sich in Dank erschöpfend, opferten sie täglich am Altare ihrer Eitelkeit. Miltenberg, so oft durch die Schande seiner ersten Frau vor den Leuten aufs tiefste beschämt, setzte seinen Stolz darein, die junge schöne zweite

Frau zu einer vornehmen Dame zu machen. Er fühlte sich um so mehr verpflichtet, sie äußerlich hoch zu stellen, da er ihrer Jugendfrische nur einen entnervten Körper und abgestumpften Geist entgegensetzen konnte; ja, da er nicht einmal so viel Macht über sich selbst besaß, mit dem Besitz des schönen Weibes zufrieden, seiner frühern Lebensart, dem Umhertreiben in den Schenken und Clubs und seinen gewohnten Ausschweifungen zu entsagen.

Die liebebedürftige Jungfrau konnte nichts für diesen Mann empfinden, sie mußte im Stolz auf ihre äußerliche glückliche Lage, in ihrer befriedigenden Eitelkeit den Ersatz suchen. Er verreiste und kam schlaff und gleichgültig wieder. Statt der Liebe brachte er ihr Geschenke und eine Verehrung, die ihr Herz nicht wärmte. Prächtige Kleider, Damenhüte, alle mögliche rauschende Vergnügungen mußten die Leere ihres Herzens füllen und sie verdrängten die stillen und frommen Gefühle, welche im älterlichen Hause gepflegt wurden.

Auch ihre Aeltern erkannten, zu spät, was ihrer Tochter in dem neuen Glücke fehle. Auch sie bemühten sich, es sie vergessen zu machen, indem sie ihre Miltenbergin (wie sie von der Mutter genannt wurde, um den gemein klingenden Namen Gesche zu beseitigen) selbst zu lärmenden Lustbarkeiten geleiteten. So besuchten sie namentlich zu diesem Zwecke wieder die schon erwähnten Corporals-Mahlzeiten.

Der junge Miltenberg hatte von ungefähr beim Glase Wein mit einem lebensfrohen, jungen Weinreisenden, Namens Gottfried, Freundschaft geschlossen. Gottfried war bei der Corporalsmahlzeit der gefällige, liebenswürdige Nachbar der Madame Miltenberg; nachher beim Tanze wurde er ihr Tänzer, ihr alleiniger Tänzer während des ganzen Balls. Die Mutter flüsterte ihr war-

nend zu: „Ich glaube, Dein Mann ist unzufrieden über Dich.“ Der Vater kam am andern Morgen zur Tochter und machte ihr die heftigsten Vorwürfe über ihr Betragen auf dem Tanzboden: „Du hast Deinen Mann ganz vernachlässigt. So lange ich lebe, gehst Du nicht wieder in eine solche Gesellschaft. Eine Frau muß nicht ihren Mann zurücksetzen, wie Du gestern thatest.“ Aber der Mann selbst war gestern Abend ganz zufrieden gewesen; in brüderlicher Herzlichkeit, Arm in Arm mit dem Freunde und der Frau, war er nach Hause gegangen. Was konnte nun der Vater dagegen einwenden? Deshalb gingen sie schon an diesem Tage wieder auf denselben Tanzboden, dieselbe Gesellschaft fand sich zusammen, Miltenberg, der selbst nicht tanzte, führte seiner Frau den Freund als Partner zu, und das Spiel von gestern ward fortgesetzt, nur daß Madame Miltenberg, nach ihrem Bekenntniß: „sich vor den Leuten genirt,“ und ihrem Tänzer zu verstehen gab, daß „auch er sich geniren möge.“

Von diesem Tage an richtete sich ihr Sehnen und Wünschen auf Gottfried. Ihre Sucht, vornehmer, gebildeter, besser zu erscheinen, ihr Hang zu Putz und prächtigen Kleidern bekam neue, mächtige Triebfedern. Stunden lang lebte sie vor dem Spiegel, um zu wissen, wie Gottfried sie am schönsten finden möchte. Sie erschrak über ihre Blässe, erinnerte sich der Schauspielerkünste ihrer Jugend, und von jetzt ab waren ihre Wangen nicht mehr blaß. Ein wesentlicher Moment für die Folge ihrer Verbrecherlaufbahn. Die Schminke wurde „die rettende Maske vor dem verrätherischen Erröthen und Erblassen des Gewissens.“

Miltenberg sah die nähere Bekanntschaft Gottfried's mit seiner Frau offenbar gern und beförderte sie. Eifer-

sucht war ihm von Natur fremd, er fühlte vielleicht, daß er ihr einen Ersatz schuldig war, mehr noch freute er sich, ungestört seinen Vergnügungen nachgehen zu können, während Gottfried seiner Frau die Zeit vertrieb. Endlich — war Miltenberg ein Freund des Weins und liebte frei zu trinken. Gottfried aber setzte so manche Flasche auf den Tisch, oder brachte sie sogar unter dem Mantel mit ins Haus.

Das geschah jedoch erst später. Anfangs schien Gottfried selbst sein Glück nicht verfolgen zu wollen; sei es, daß er zu gewissenhaft war, oder, was wahrscheinlicher, es überhaupt nicht in seiner Art lag, trotz seines mannichfaltigen Liebesspiels, nach der letzten Gunst bei Frauen zu ringen. Gerade diese Zurückhaltung entzündete aber immer mehr die Glut im Herzen der jungen Frau. Das heftige Verlangen ging in stillen Schmerz über, in einen Unmuth, der ihr ganzes Wesen durchdrang. Ihren Angehörigen, die es merkten, log sie vor, es sei die Furcht kinderlos zu bleiben. Auch diese Lüge, wie alle ihre bisherigen, fand nicht allein Glauben, sondern wurde auch belobt. Sie war und blieb das Schoßkind der Aeltern, mit denen das frühere kindliche Verhältniß merkwürdigerweise fortdauerte, und auch der Schwiegervater, der sie um ihre treffliche Pflege der Küche überaus liebte, sah ihr ihre Wünsche ab. Um ihren angeblichen Kummer nicht zu mehren, ließ er ein Bild über ihrem Bette fortnehmen, welches er früher schalkhaft dahin gehängt hatte. Es war das Bild eines jungen englischen Mädchens, was oft anzusehen er ihr empfohlen hatte.

Im Winter 1807 zeigte sich die junge Frau, zur unsäglichen Freude der ganzen Familie, guter Hoffnung. Man trug sie auf den Händen. Mutter Timm, abergläubischer Natur durch und durch, ließ eine Kartenlegerin ho-

len, um das künftige Schicksal der Tochter zu erfahren. Das dunkelgelbe Weib machte auf die Schwangere einen grauenhaften Eindruck. Sie wußte aber später nur, daß ihre Mutter von der Kartenlegerin viel Betrübendes erfahren habe. Vor ihrer Niederkunft nahm sie, seit sieben Jahren zum ersten Male, auch wol nur aus abergläubischer Furcht, mit ihrer Familie das Abendmahl. Aller ihrer religiösen Floskeln ungeachtet, war es zugleich das letzte Mal in ihrem Leben!

Die Mutter hatte in den Rock der Schwangern eine wunderthätige Wurzel genäht, auch ins Kopfkissen ihres Bettes Knoten geschlungen, eine Vorsicht, die sie später bei jedem Wochenbette in Anwendung brachte. So genas die Miltenberg denn im September 1807 leicht und in Gesundheit von einer ersten Tochter, die den Namen Adelheid erhielt. Das arme Kind trug an seinem Leibe, als Erbtheil der ausschweifenden Lebensweise des Vaters, die Spuren einer Krankheit, deren Ursach man zu verbergen suchte, indem man die Amme entfernte.

Die reine, natürliche Mutterliebe hat die Verbrecherin nie empfunden; sie freute es, Mutter zu sein, um der Zeichen von Theilnahme willen, welche sie in ihrem Wochenbett empfing. Jene Entdeckung vermehrte nicht ihr eheliches Glück, und die Aussicht, vor Ablauf von Jahresfrist aufs Neue Mutter zu werden, stimmte sie sogar zum heftigsten Mismuth.

Doch hatte sich inzwischen, statt des noch immer zaudernden Gottfried, ein anderer Tröster eingefunden, abermals ein Weinhändler, abermals ein Freund von Miltenberg und Jemand, den das böse Geschick in der Nähe des Miltenberg'schen Hauses verkehren ließ. In der Biographie der Gottfried wird er in Berücksichtigung seiner noch lebenden Familie, mit dem Pseudonamen Kaf-

sow aufgeführt. Kassow war verheirathet, Vater, nicht schön und mit einem starken Bauche ausgestattet. Aber er besaß Verführungskünste. Kaum daß es deren bedurft hätte, wenn ihm ein Blick in die Seele des erstrebten Gegenstandes gestattet gewesen wäre. Das Begehren war bei ihr da, eine heftige Neigung für Gottfried; und Gottfried zauderte. Aufgeregt, erzürnt, ohne allen moralischen und religiösen Halt, hätte sich die getäuschte und verlangende Frau vielleicht einem Jeden in die Arme geworfen, der sie in stiller Heimlichkeit ihr entgegenbreitete; wohlverstanden aber einem Jeden, dessen Neigung ihrer Eitelkeit schmeichelte, dessen Stand und Wohlstand sie über ihre Sphäre erhob. Die Miltenbergs wenn auch wohlhabend, gehörten dem Handwerksstande an, Kassow war wie Gottfried ein Kaufmann; er liebte Lust und Aufwand und war ein jovialer Lebemann. Aber noch schützte wider ihren Willen das geistig schutzlose Weib die selbstgefertigte Maske von Tugend und Anstand. Alles kam Kassow zu Hülfe und doch scheute er in seinen Angriffen. Miltenberg war auch sein Busenfreund geworden, denn auch Kassow spendete aus dem Weinlager gegenüber, dessen Aufseher er war, an den durstenden Ehemann Flasche um Flasche. Miltenberg lud ihn täglich ins Haus; er mußte Beefsteaks und Hasenbraten bei ihm verzehren, und brachte dafür Wein in der Tasche mit. Er konnte es wagen, der seinen Madame Miltenberg Geschenke mit Weinflaschen zu machen, die in der Regel ihr Mann leerte, und die Frau dann bat: sie möge Kassow nicht anders wissen lassen, als daß sie selbst den Wein ausgetrunken! Kassow arrangirte Partien über Land, wobei die ländlichen Freiheiten benutzt wurden. Sie kam solcher Aufmerksamkeit mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln entgegen. Geschenke und

Briefe wurden später ein täglich angewandtes Mittel ihrerseits, sich die Freundschaft und Liebe ihrer alten und neuen Bekannten zu sichern. Sie schenkte Kassow eine Tuchnadel mit einer Haarlocke, wollte aber gern das Geschenk mit einigen bedeutungsvollen Zeilen begleiten. Noch war sie in der Kunst des Briefschreibens nicht geübt — auch später bediente sie sich der Hülfe von Dem und Jenem; denn sie hatte immer unsichtbare Vertraute hinter jeder Coulisse stehen — Miltenberg war aber sehr geschickt darin; und sie übte den ersten ehebrecherischen Betrug, indem sie ihn ersuchte, für eine Freundin einen sinnvollen Brief aufzusetzen, die ihrem Freunde eine Tuchnadel schenken wolle. Der „sinnvolle" Brief lautete: „„Nicht die Locke sei Ursach, daß Sie sich meiner erinnern; nein das Gefühl für Freundschaft und Tugend mehre sich täglich in Ihnen, wie ich nie aufhören werde, mich zu nennen u. s. w.""

Und doch, wunderbarer Weise, gelangte Kassow noch immer nicht zu dem erstrebten Genuß. Eine zweite, zwar glückliche, Niederkunft, aber mit einem todten Kinde, kam störend dazwischen. Sie blickte mit Schaudern ihre Magerkeit an und fürchtete, daß der Mangel ihrer Gestalt ihrer Schönheit in dem Wohlgefallen vor den Leuten Eintrag thun könnte. Die Auspolsterung eines einfachen Kleidungsstückes könne, fürchtete sie, sich leicht verschieben und entdeckt werden. Um deswillen fiel sie auf den Gedanken, sich Corsetts über Corsetts anzuziehen, was sicherer war, und zugleich den Vortheil bot, daß, indem sie nach gerade eins über das andere that, der Schein einer natürlich anwachsenden Fülle ihres Körpers gewonnen wurde. Sie kam bis zur Zahl dreizehn! So glücklich fiel diese, wie alle ihre betrügerischen Handlungen aus, das es erst in zwanzig Jahren

bei ihrer Gefangensetzung entdeckt wurde. Das Volk in Bremen schrieb damals diesen Corsetts eine magische Kraft bei. Die Gottfried habe sich dabei unsichtbar machen, ja fliegen können. Dennoch wurden bei der öffentlichen Versteigerung ihrer Effecten die 17 wohlerhaltenen Corsette für ein Paar Groschen verkauft; gewiß eine Merkwürdigkeit, da Englands reiche Curiositätensammler der Stadt Bremen so nahe sind. Durch die naturwidrige, ununterbrochene Einschnürung des obern Körpers schadete sie nicht wenig ihrer Gesundheit.

Im Herbste desselben Jahres, nach ihrer zweiten Niederkunft blühte das zarte Verhältniß zwischen ihr und Kassow wie vorher. Kassow hatte eine vortheilhafte Geschäftsreise nach Berlin vor; in der Stunde der Trennung, bei Punsch und Küssen reifte die von beiden Seiten genährte Sünde zur That. Madame Miltenberg mußte sich, des Anstands willen, untröstlich stellen; aber Kassow beschwichtigte ihre Thränen durch das Versprechen eines schönen und großen Geschenks, das er ihr aus Berlin mitbringen wolle, und Niemand wußte um das Vorgefallene; also war Alles gut.

Um diese Zeit erschien Gottfried wieder. Eine jährliche Geschäftsreise hatte ihn aus Bremen entfernt. Dieser Michael Christian Gottfried wird uns so geschildert: eine kerngesunde, kräftige Natur, leichten Blutes bei vollen Säften; zwar nicht schön, aber von keiner unangenehmen Gesichtsbildung, gewandt in seinem Benehmen, ein guter Tänzer, Reiter, Guitarrenspieler und Sänger, mit männlich kräftiger, klangreicher Stimme. Dagegen bezeichnen ihn seine nächsten Bekannten als einen gutmüthigen, aber charakterlosen Menschen von verliebter Natur und ohne religiöse oder tiefere sittliche Haltung; obwol als Eigenheit an ihm bemerkt

wird, daß er seine Eroberungen beim weiblichen Geschlecht selten bis zum letzten Angriff ausdehnte, vielmehr vor dem Siege sich abwandte. Ihm war es mehr um ein eitles Spiel, um eine sentimentale Unterhaltung zu thun, was, wie man meinte, in einer phlegmatischen Organisation seines Körpers den Grund hatte; wie denn auch seine Witwe selbst von ihm sagte: „seliger Gottfried war nicht wollüstig." Den Mangel wahrer geistiger Vorzüge verdeckte seine Jovialität, ein gewisser Grad äußerer, doch nur im geselligen Verkehr glänzender Bildung, welche er seinen Reisen und seiner Belesenheit verdankte. Er besaß eine elegante Bibliothek der damaligen Klassiker von Kotzebue und Lafontaine bis zu Klopstock hinauf, auch geistliche Morgen- und Abendopfer darunter; nur vermissen wir in dem uns mitgetheilten Verzeichnisse merkwürdig genug Göthe's Werke, wogegen eine Menge Gedichte und Liedersammlungen vorkommen, durch seine große Liebhaberei für Gesang und gesellige Freuden erklärt. Gottfried war in dieser Beziehung selbst Schriftsteller, indem er zwei Sammlungen Lieder mit Gesängen herausgegeben hat. Seine Blumenkränze geselliger Freude (Bremen 1808) haben sogar 4 Auflagen erlebt. Seine Blumenlese (Bremen 1816) ist vergriffen!

Der alte Miltenberg hatte sein Haus dem Sohne übertragen. Es wurden die Zimmer darin an einzelne Herren vermiethet; ein Umstand, der nicht wenig zum verbrecherischen Entwickelungsgange der gefallenen Frau beitrug. Der Zufall wollte, daß Gottfried, bald nach seiner Rückkehr, ausziehen mußte, und Miltenberg nahm ihn in sein Haus auf, ja er gab ihm die Vorderstube, welche bis da seine Frau bewohnt hatte, natürlich mit der vollen Einwilligung derselben. Gottfried ging ein, aber —

in keiner verbrecherischen Absicht. Er hatte von Kassow's Verkehr mit der Miltenberg gehört und strebte jetzt noch weniger nach dem verbotenen Gute. Ihn schmeichelte nur die Aufmerksamkeit der schönen jungen Frau; zudem liebte auch er auf fremde Kosten zu zehren und zugleich ein gemüthliches, häusliches Leben, ohne dafür viel auszugeben. Beides fand er bei Miltenberg; er war in den Schooß der Familie aufgenommen, verbrachte dort die Abende, aß an ihrem Tische und gab die Clubs und Wirthshäuser auf. Durch seine Aufmerksamkeiten gegen die schöne Frau, indem er ihr Serenaden brachte, ihr Blumenbret schmückte, den kleinen Garten bestellte, suchte er es zu vergelten. Er verführte nicht, er ward verführt.

Die junge Frau hielt es für dienlich, in Schwermuth zu verfallen, sie klagte über den rohen Mann, der sie stets verlasse, und daß er, wie ihr Gemüth, auch ihre Kasse leer lasse. Gottfried war leicht zu rühren; er schenkte ihr nicht allein Mitleid, sondern gab ihr auch dann und wann ein Darlehn zur Bestreitung ihrer angeblich nöthigsten Bedürfnisse für die Haushaltung. Es bestand also schon ein Geheimniß zwischen Frau und Freund. Die Musik wurde die Zwischenträgerin ihrer Gedanken. Er sang Abends vor ihrem Fenster: „Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet"; „Wen ich liebe, weiß nur ich", „Süßer Traum, wie bald bist du entschwunden", „Weine nicht, es ist vergebens", und: „Das Grab ist tief und stille", und Madame Miltenberg netzte, wenn sie sich niederlegte, ihr Lager mit Thränen. Einsame Spaziergänge folgten, ein erster Kuß an einem alten steinernen Kreuze, und das gemeinschaftliche Besitzthum schien schon vollkommen angedeutet, wenn Miltenberg, beim Nachhausekommen mit seinem Busen-

freunde Gottfried, ihn fragte: „Was mag nun wol unſere kleine Frau machen?“

Da kam Kaſſow aus Berlin zurück, brachte der Geliebten ein Geſchenk von 10 Louisd'or und forderte ſeine alten Rechte, welche ſie ihm aus fortgeſchrittener Laſterhaftigkeit oder aus Furcht nicht verſagte. Dieſe letztere wuchs in ihr mit der Zahl und Größe ihrer Verbrechen. Ihr kam es alſo vor Allem drauf an, daß weder Gottfried von ihrer Vertraulichkeit mit Kaſſow, noch Kaſſow etwas von der mit Gottfried erfahre. Beides gelang ihrer Verſchmitztheit und Verſtellungskunſt bis zum Tode beider Männer! Nur einmal, als Kaſſow's Eiferſucht rege geworden, kam es bei einem Tanzfeſt zu einem ärgerlichen Auftritt, indem Jener, betrunken, der Miltenberg den ihr geſchenkten Halsſchmuck entreißen wollte. Geſina übte ſeitdem die Vorſicht, nie einen öffentlichen Tanz zu beſuchen.

Kaſſow hatte ſich bei den alten Timms einzuniſten gewußt, er ward ein Hausfreund, brachte dann und wann auch dorthin eine Flaſche Wein, lieh ihnen Geld, um die Schulden ihres ausſchweifenden Sohnes zu bezahlen. Wol hob die alte Timm drohend den Finger: „Hör mal, Miltenbergin, das geht nicht mit der Freundſchaft von Kaſſow!“ Aber es war nur in freundlicher Art, in Erwartung, daß die Tochter ſie beruhige, und ohne den geringſten Argwohn, daß es bereits zum Aergſten gekommen ſei. Die Aeltern hielten nach wie vor ihre Tochter für ein Muſterbild der Tugend und fingen nun auch an, ſie zu beklagen und ihr volles Mitleid zu ſchenken, als jene es jetzt für dienlich zu ihren Planen hielt, ihren Mann aufs äußerſte zu verleumden.

Daß er arbeitsſcheu war und ſeine Vermögensumſtände verfielen, war ihnen bekannt. Auch ſeine Saufe-

reien, seine Spiele und seine Lüderlichkeit waren nur zu stadtkundig; aber sie log auch: daß er sie aufs grausamste mishandle, wenn sie nicht stets für die feinste Tafel sorge, und er lasse es ihr doch stets am nöthigen Gelde dazu fehlen. Um seiner Brutalität zu entfliehen, habe sie einmal eine ganze Nacht in einem Kutschkasten zubringen müssen. Kurz sie müsse namenlos leiden, aber sie sei fest entschlossen, still und gelassen Alles zu dulden und beschwor ihre Aeltern, ebenfalls zu schweigen.

So erschien die Ehebrecherin und Betrügerin als eine Märtyrin und Heilige. Das angeregte Mitleid trug reiche Früchte. Aeltern und Liebhaber beschenkten sie, und während sie selbst Wirthschaftsstücke heimlich verkaufte, klagte sie noch ihren Mann deshalb an! Und dieser selbe Mann, so lasterhaft sonst sein Leben sein mochte, war gegen sie gerade um jene Zeit der liebevollste, gefälligste Gatte.

Gesina brauchte allerdings Geld, da die Vermögensumstände ihres Mannes immer verworrener wurden; sie brauchte das Geld zu Putz und Befriedigung ihrer eitlen Wünsche, aber schon jetzt fing ihre große Freigebigkeit im Geschenkemachen und Wohlthun an. Ihre Dienstboten kannten keine leutseligere, freigebigere Herrin. Es geschah, um sich Freunde zu machen und guten Ruf; vielleicht aber auch zur Beschwichtigung ihres Gewissens. Später wurde dies ein bewußtes Princip.

Im Jahre 1810 genas sie, nach einer dritten Niederkunft, so leicht als früher, von einem wohlgebildeten Knaben, der den Namen Heinrich erhielt. Man flüsterte wol, daß Kassow sein Vater sei.

Gesina blühte wieder und — brauchte Geld. Von der Verleumdung zur Beraubung ihres Mannes war nur ein Schritt. Sie ließ unter einem Vorwande durch den

Schlosser das Pult desselben öffnen, entwandte 10 Thaler, und die nicht entdeckte That lockte zur Wiederholung. Miltenberg's Kasse war nur klein. Ihr Miether Th**** mußte viel Geld haben. Auf den Versuch mit einem kleinen Schlüssel öffnete sich sein Pult und sie hielt zu ihrem Schrecke einen Beutel mit 90 Thalern in Händen. Das schien der Anfängerin im Diebstahl zu viel; sie hätte wol die Hälfte zurückgethan, fürchtete aber, der Schlüssel möchte brechen. Bei der Entdeckung, dem allgemeinen Schrecken in der Untersuchung bewährte sie ihre Meisterschaft in der Verstellungskunst.

Sie bedurfte immer neues Geld. Jetzt lieh sie 1812 von einem Bekannten eine Summe, vorgeblich um ihren armen Bruder in der Fremde zu unterstützen. Es war vergeudet, und als wieder gezahlt werden sollte, mußte der Mann dafür aufkommen, der ihr verzieh. Sie bog sich einen Dietrich zurecht, erbrach das Pult ihres eigenen Geliebten, Gottfried, und nahm daraus etliche 20 Thaler. Gottfried gerieth in Feuer und Flammen; die Miltenberg war aber am aufgebrachtesten, sie wollte nicht ruhen, bis der schändliche Dieb entdeckt wäre, und ließ gegen einen Lehrling und eine Wärterin Verdacht fallen. Die Untersuchung, bei der sich beide Angeschuldigte heftige Vorwürfe machten, gab zu öffentlichen Auftritten Anlaß, welche für die Verbrecherin nicht schmeichelhaft waren, und wobei ihr Verhältniß zu Kassow zur Sprache kam. Es gereichte ihr zur neuen Warnung, auch in ihren Liebeshändeln noch vorsichtiger zu sein.

Im October 1812 hatte sie ein Kind geboren, welches bald darauf starb; im Januar 1814 kam wieder eine Tochter zur Welt, deren immer mehr entwickelte Züge Gottfried als Vater zu bezeichnen schienen.

Inzwischen war, nachdem Kassow sich mehr und

mehr zurückzog, die Leidenschaft für Gottfried zu wilder Gier gesteigert. Miltenberg, mit einem neuen Schaden, in Folge seiner Ausschweifungen, behaftet, wankte als ein siecher Schatten umher. Um seinen hinkenden Gang zu beschönigen, hatte man ausgesprengt, es sei ihm ein schwerer Kutschenkasten auf den Leib gefallen. Dieser elende Mann war das einzige Hinderniß zu dem heißersehnten Glück, das ihre Phantasie im Besitze Gottfried's erblickte. Die Miltenberg fing an, ihren Ehemann zu hassen. Er ward bei den Aeltern aufs Neue verklagt, verleumdet. Unter verschämten Thränen vertraute sie ihnen die Schande, was auch wahrscheinlich die Todesursach ihrer kleinen Johanna gewesen, und gab zu erkennen, daß es auf Erden kein zweites so unglückliches Geschöpf wie sie gäbe. Die tief gerührten Aeltern sahen ihre Tochter im Geiste bereits mit zerrütteter Gesundheit am Bettelstabe; sie klagten sich als die Stifter dieser Ehe, also als Urheber des namenlosen Unglücks an. Ihn verwünschend, verhehlten sie nicht, daß sein Tod für ihn selbst, wie für die Seinigen das wünschenswertheste Ereigniß sei! Aber der alte Timm fühlte sich auch gedrungen, alles Mögliche zu thun, dem Uebel abzuhelfen. Er drang darauf, daß seine Tochter eine vom Manne abgesonderte Schlafstelle einnehme, er sann, wie es zu verhindern wäre, daß Miltenberg neue Schulden mache und auf sein Haus eintragen lasse. Miltenberg, in seiner physischen und moralischen Schwäche, ließ sich Alles gefallen, und schon sollte deshalb mit dem alten Miltenberg eine Vereinbarung getroffen werden, als dieser am 2. Januar 1813 plötzlich starb.

Es war ein natürlicher Tod, was auch später das Gerücht darüber aussagte. Aber Gesina lernte am Sterbebette des Alten zuerst den Tod kennen. Sie ging im

Dunkeln zur Leiche hinauf, drückte ihr die Hand, daß Alle sich verwunderten und hatte nicht die mindeste Furcht vor derselben. Dagegen sah sie in ihrem Manne eine wandelnde Leiche, der sich, den Stachel seines unseligen Lebens im Herzen, die Bürgschaft des Todes in Mark und Beinen, in düsterer Melancholie mit seinem Dasein quälte. Nur zuweilen erleichterte ein Strom heißgeweinter Thränen seine Brust. Der Wahn, daß sein Leben zu nichts nütz sei als zu seiner eigenen Qual, und daß es eine Wohlthat werde, ihn davon zu befreien, ward durch eine eigene Aeußerung Miltenberg's bestärkt. Als man von einem unheilbaren Anverwandten sprach, sagte er: „Was sind das für Aerzte, daß sie ihm nicht ein wenig nachhelfen. Ihm ist ja doch mit seinem Leben nichts gedient."

Eine Wahrsagerin hatte um diese Zeit die Verheißung gegeben: ihre ganze Familie werde aussterben und sie allein übrig bleiben um dann sehr gut leben zu können. Nun wurzelte immer fester der Glaube an die Nothwendigkeit, daß ihr Mann sterben müsse. Sie wünschte den Tod, sie war entschlossen, nachzuhelfen. Da fiel ihr ein, daß ihre Mutter früher wol zur Vertilgung der Ratten und Mäuse Gift gelegt, und daß auch wol Menschen daran sterben möchten.

Der Gedanke durchzuckte sie angenehm, wie wenn man ein Räthsel löst, es war dieselbe angenehme Empfindung, die sie bei der Eröffnung der mehren Kassen gehabt. Gift sollte ihr zu ihrem Glücke helfen, und der erste Gedanke wurde Entschluß. Nichts Naturwidriges, da sie längst nach und nach zum tiefsten Falle in jeder Versuchung vorbereitet war. Die Stimme des Gewissens war ihr geständlich fremd geblieben und sie war längst gewohnt, ihre gesammte Umgebung nur „als

Mittel zur Befriedigung ihrer Lüste, als Werkzeug zum Bau ihres Wohllebens" zu betrachten. War doch ihre ganze Tugend nur das ins Leben gesetzte Streben, ihre Selbstsucht zu verbergen.

Doch beging sie noch eine letzte kleine Selbsttäuschung. Das Wort Gift oder Mord kam selten über ihre Lippe; sie bediente sich stets des Ausdrucks: etwas geben. Keines ihrer zahllosen Opfer hat sie zu vergiften beabsichtigt, sie hat ihnen nur was gegeben. Daß Kotzebue's Benjowsky, welches Stück sie einige Monate früher gesehen, und der edle Giftmörder Kasarinoff den ersten Gedanken zur That in ihr erweckt habe, lassen wir, ohne es bestreiten zu wollen, auf sich beruhen.

Sie klagte ihrer Mutter Ende Juli, daß sie in ihrer Bettkammer oben Mäuse hätte: ob sie wol Rath dafür wüßte? Die Mutter brachte kleine Stücke Schwarzbrot, worauf Arsenik gestreut war, und legte es oben in die Kammer. „Sei vorsichtig um Gottes willen, daß keins von den Kindern 'nauf geht, 's ist Gift." Einige Tage nachher ging Gesina hinauf, kratzte das Gift mit einem Messer von den Butterbroten, doch so, als hätten es die Mäuse abgefressen, und nahm es mit hinunter, um es Miltenberg zu geben. Aber „sie kann nicht dazu kommen, wird ängstlich" und legt es, in Papier gewickelt, in ihre Commode. Die Mutter will einige Tage später hinauf sehen, ob die Mäuse dagewesen sind. Schnell erwiedert die Tochter: „sie haben es alle aufgegessen" und sie bittet sie, noch etwas zu bringen, was auch geschieht.

Mehre Wochen noch kämpfte sie mit sich selbst. „Endlich, an einem Morgen, fasse ich den schrecklichen Entschluß und gebe meinem Mann auf seinem Frühstück etwas davon..." Miltenberg ging drauf aus. Sie geht

hinauf und tritt ans Fenſter und denkt: „wenn er nun mal unterwegs ſtirbt und ſie bringen dir ihn todt zurück.“

Miltenberg kam blaß zu Hauſe, ging zu Bette, bekam peinlichen Durchfall, fürchterliches Erbrechen, ſtand zwar nächſten Tages wieder auf, mußte ſich jedoch wieder zu Bette legen. Nachdem er 8 Tage bettlägerig geweſen, wankt er an einem Stocke die Treppe herunter, zeigt ſeiner Frau einen Wagen, den er ſelbſt verfertigt und ſpricht: „Wenn ich ſterbe, verkaufe den, und laß mich davon beerdigen.“

Vier Tage vor ſeinem Tode „gab ſie es ihm“ noch einmal in einer Krankenſuppe!

Die letzten vier Tage konnte ſie ſich nicht mehr ſeinem Bette nahen. Nicht aus Rührung oder Gewiſſensbiſſen; es war ihr nur immer, als ahne ſie, daß er es wiſſe. Sie blieb an der Thüre ſtehen. Einmal glaubte ſie, er werde aus dem Bette ſpringen und ſie ſchlagen.

Als Gottfried mehre Tage vor Miltenberg's Tode nach Oldenburg reiſen mußte, ſagte der Kranke zu ihm: „Gottfried, lebendig findeſt Du mich nicht wieder, wenn Du zurückkommſt. Ich weiß, Du haſt mit meiner Frau zu thun gehabt; ich vergebe Dir gern. Verſprich mir, ſie nicht zu verlaſſen, und nimm Dich der Kinder an.“

Am 1. October 1813 ſtiegen die Leiden des Unglücklichen unerhört. In ſeinem Schmerze krümmte und wälzte er ſich, flog oft hoch in die Höhe und ſchrie wie raſend. Geſina ließ ſich am Sterbebette nicht ſehen. Etwa eine Stunde vorm Tode rief man ſie, ſie kam nicht. Er verſchied — unter lautem Brüllen. Da erſt trat Madame Miltenberg in der vorm Spiegel vollkommen fertig gewordenen Rolle einer untröſtlichen Witwe an das Lager des Verblichenen.

Es war ihr gelungen. Kein Mitleid, keine Reue, keine Gewiſſensbiſſe, die Frucht der erſten That war für ihre Seele keine andere, als daß ſie gelernt, wie man an Gift ſtirbt, und daß man die Portionen größer machen müſſe, wenn man ſchneller damit zum Ziele wolle, als ſie bei Miltenberg gethan.

Nur ein Schrecken bemeiſterte ſich ihrer. Sein Leib war hoch aufgeſchwollen, der ganze Körper voller Flecken. Da bekam ſie einen ſchrecklichen Froſt. Sie hatte Angſt, daß ihre Mutter ſagen würde: „Haſt Du ihm etwa was gegeben?“ Aber die Mutter ſagte nur zum Tiſchler: er möchte den Sarg gut mit Pech anmachen; ſie befürchtete, der Körper möchte berſten. Die Witwe ſeufzte bei ſich: „Ach wenn er doch nur heute beerdigt würde! Wenn der Körper berſtet, und ſie ſehen das Gift darin liegen, dann weiß Mutter gleich, wer es gethan hat.“ Daß der Sarg ordentlich verpicht wurde, gereichte ihr zum wahren Herzenstroſt, denn „beim Platzen der Leiche hätte doch Feuchtigkeit herauslaufen können.“ Aber beim Zunageln beſchlich ſie noch ein Gefühl der Angſt: „Nun müßte er von dem Klopfen wieder erwachen!“

In Bremen war es Sitte, daß ein Kirchhof nach dem Namen des zuerſt darauf Beerdigten genannt wurde. Der Kirchhof außer dem Heerdenthore war eben erſt angelegt, und die Witwe ſchwebte in großer Angſt, daß Miltenberg's Leiche ihm für alle Zukunft den Namen geben und das Gedächtniß des Todes ihr zurück rufen werde. Zu ihrer Beruhigung ward indeß ein anderer Mann vor Miltenberg begraben. Keine Blume ward auf ſein Grab gepflanzt. Auch erinnerte ſie ſich noch im Gefängniß mit Wehmuth: „daß der Selige den erſten Todtenwagen bekommen können, und er erhielt den niedrigſten!“ — Gottfried kam von der Reiſe zurück, als die Leiche noch

über der Erde stand; in schonender Achtung lenkte er sein Pferd um und schlich zu Fuß in das Haus. Anders benahm sich eine schwangere Weibsperson, die an Miltenberg Rechte zu fodern hatte. Vier Wochen lang kam sie in den Hof und schrie unter den Fenstern: Wenn das Kind zur Welt komme, wolle sie es in's Haus schmeißen!

„Jetzt will ich mich Deiner annehmen! Du hast nach Deiner Aeltern Willen geheirathet," so sprach der alte Timm zur Tochter und hielt redlich Wort. Im schlechtesten Rocke, und den ältesten Hut auf, ging er mit einer Schrift bei allen Gläubigern Miltenberg's umher und accordirte mit ihnen. Das baare Geld in der Tasche und seine Versicherung, wie schlecht es mit dem Nachlaß bestellt sei, wirkten; er konnte eines Tages erschöpft sich auf einen Stuhl niederwerfen und sprechen: „Miltenbergin, nun bist Du schuldenrein!" Er ordnete ihre Wirthschaft, verschaffte ihr tüchtige Gesellen, kaufte Vorräthe zum Geschäft, und sie betrieb es zuerst mit Eifer. Gottfried recommandirte sie überall, sie konnte auf Borg holen, und sie war ganz zufrieden: „das macht mich so glücklich, der Gedanke: Du hast Credit!" — Den hatte sie, aber der Vater Timm hatte eine unredliche Handlung begangen. Die Witwe Miltenberg's war nicht insolvent, im Gegentheil sie war eine reiche Witwe.

Von jetzt ab theilte sie ungestörter ihre Liebe zwischen Gottfried und dem wieder erscheinenden Kassow. Mit Letzterm führte sie ein buhlerisches Leben außer dem Hause. Gottfried hielt sich mehr als gemüthlicher Freund, der durch Galanterie, Aufmerksamkeiten aller Art und eine herzliche Unterhaltung die junge Witwe zu trösten suchte. Die Kinder liebten ihn als ihren Vater, krochen

in sein Bett und wenn er kam, brachte er Geschenke; aber er hielt sich in einer scheuen Entfernung, welche die Leidenschaft der Liebenden unbefriedigt hielt.

Als ein Beweis der ungeheuren Selbstsucht der Verbrecherin und daß sie für nichts sich interessirte, was nicht zu ihrem Wohlleben beitragen konnte, wird angeführt, daß sie von den ungeheuren Welterereignissen jenes Jahres (1813) sich später auch durchaus nichts entsann, als der großen Freude, die ihr ein Erlaß von 35 Thaler gewährte, welche sie von Seiten der Einquartierungscommission zurückerhielt. Ja, noch im Gefängniß, das Schaffot erwartend, bat sie, dem Senator, der ihr das verschafft, doch noch ihren innigsten Dank dafür auszudrücken! Mit gleicher inniger Freude erinnerte sich die Gefangene der Artigkeit, mit welcher der Accoucheur bei der Entbindung mit ihrer nachgeborenen Tochter Johanna (1814) sie behandelt. Er wäre gar zu niedlich und spaßhaft bei allen ihren Entbindungen gewesen.

Ihr ältester Geselle, ein geschickter junger Mann, hielt um die Hand der jungen Witwe an. Alles sprach für ihn, die Kinder liebten ihn. Sie lehnte höflich den Antrag ab, und der Geselle verließ bald nachher die Werkstatt; doch — um wieder zu kommen. Es schmeichelte der Eitelkeit der Miltenberg, — weiter wollte sie hier nichts — und der Antrag ward im Vertrauen Bekannten und Freunden mitgetheilt. Auch Gottfried, der darauf geantwortet haben soll (denn wir wissen es nur aus den Geständnissen der eiteln Verbrecherin): „Wenn ich das doch erlebte, daß Du Dich verheirathetest, die erste Kugel ginge durch meinen Kopf." — Die Mutter aber sagte ihr: „Nicht wahr, Du liebst Gottfried? Mit unserm Willen geschieht das nie." — Also ein Motiv zum spätern Aeltermorde.

Wir wissen von ihrem Gemüthszustande um diese Zeit mit Bestimmtheit, daß auch keine Regung von Gewissensbissen sich zeigte. Alle ihre Gedanken waren, wie die Furcht vor einer Entdeckung beseitigt, nur auf ihr Ich gerichtet. Dagegen stellten sich jetzt zum ersten Male geisterartige Visionen ein, welche in ihrem spätern Leben, und namentlich im Gefängniß, eine bedeutende Rolle spielen. Als müsse eine äußere Geisterwelt, eine Naturkraft es übernehmen, die verhärtete Stimme der eigenen Brust zu ersetzen, stiegen sie nicht wie Traumgebilde auf, die von der innern Seelenangst geboren werden, denn die Miltenberg erfreute sich, nach allen ihren Verbrechen des ruhigsten und süßesten Schlafes; sondern wenn sie wachte, von außen traten sie ihr entgegen. So stand sie einige Wochen nach Miltenberg's Tode vor ihrer Stube: „Es war Abend und auf der Diele finster. Auf einmal sah ich ein hell brennendes Licht, ganz niedrig an der Erde, die Hausdiele herauf schweben, bis vor meine Hinterstube. Da verschwand es." Drei Abende wiederholte sich dies. Ein anderes Mal kann sie sich gar nicht die Diele herunter finden. „Und wie ich in die Höhe sehe, kommt mir eine große Wolke entgegen. Ach, denke ich, daß ist Miltenberg seine Erscheinung."

Wenn man fragt, wie es der Verbrecherin möglich wurde, so vielfachen Betrug, solche Verbrechen zu begehen und dabei das Scheinleben, unter Beobachtung so vieler Augen, fortzuführen, ohne andere Unterstützung als ihre Schlauheit, so wird uns geantwortet, es sei um deswillen leicht geworden, da dieses Leben sich immer nur in dem engen, sich gleich bleibenden Kreise bewegte, wo sie die Personen, die ihre Welt ausmachten, und die Art, sich zu ihnen zu stellen, einmal sicher studirt hatte. Ge-

ſellſchaften wurden nicht gehalten; ſie verkehrte nur mit Verwandten und Freundinnen, die ſie weit überſah, und mit untergebenen Perſonen, deren Urtheil, wenn eins hätte da ſein können, durch den höhern Stand der Madame oder durch die feſte Ueberzeugung von deren Herzensgüte geblendet war. Um Oſtern 1814 aber bekam ſie eine erſte Vertraute in ihrem neuen Dienſtmädchen: Beta Cornelius. Nicht daß Beta die Mitwiſſerin ihrer Greuelthaten wurde und ihr dabei half, denn ſie war ein braves, gottesfürchtiges Mädchen von argloſer Gutmüthigkeit, Anhänglichkeit, Fleiß und einer anſpruchsloſen Beſcheidenheit; aber ſie war das treueſte und verſchwiegenſte Geſchöpf, welches, ohne zu fragen, im guten Glauben für ihre Herrſchaft Alles that und dabei eine ſeltene, unverbrüchliche Verſchwiegenheit beobachtete. Beta that aber nicht allein Alles, was ihre Herrin ſie hieß, ſie betete dieſelbe auch an, indem ſie die Ueberzeugung hatte, daß es keine gutherzigere, liebevollere und beſſere Herrſchaft in der Welt gebe. Eines ſolchen Weſens bedurfte das auf den feinſten Selbſtbetrug raffinirende Gewiſſen der heuchleriſchen Verbrecherin.

Gottfried, wie liebevoll er auch war, wie nahe ſie es ihm auch legte, zeigte durchaus noch keine Abſicht, um ihre Hand zu bitten. Miltenberg ſtand ihm doch nicht mehr im Wege. Alſo mußte er einen andern Grund haben: ihre Kinder und ihre Aeltern! Ihre Phantaſie ſpiegelte ihr die Schlüſſe vor: Wären Deine Aeltern nur nicht dagegen, brauchteſt Du nur das Vermögen nicht mit Deinen Kindern zu theilen, beſäßeſt Du ſogar deren vom Großvater erwartetes Vermögen — dann würdeſt Du Gottfried's Frau!

Sie, die Niemand liebte, betrachtete ſchon längſt ihre Aeltern, trotz des Uebermaßes von Güte, womit ſie die

Tochter überschütteten, als lästige Zwischenpersonen. Aber auch auf die Kinder hatte sie schon verdrießliche Blicke geworfen. Tage lang schickte sie dieselben aus dem Hause, damit Gottfried nicht an ihr Dasein erinnert werde. Selbst die nachtheiligen Reden der Nachbarn und Bekannten vermochten nichts dagegen. Die Kleinen überbrachten ihr an ihrem Geburtstage 1815 in rührender Feierlichkeit und mit den herzlichsten Wünschen ihre und die Geschenke der Großältern (Gottfried schenkte ihr ein Gesangbuch), aber unter den Thränen ihrer anscheinenden Rührung lauerten schon die kindermörderischen Blicke.

Um zur Gräfin von Orlamünde zu werden, fühlte sie, daß es noch eines Impulses bedürfe. Sie wünschte schon damals vom Schicksale einen Wink zu erhalten, selbstbetrügerisch durch irgend etwas von außen her sich bestimmen zu lassen. Sie wandte sich wieder an die Kartenlegerinnen, und befragte wenigstens vier derselben nach einander. Indem sie denselben die geheimen Wünsche ihres Herzens verrieth und ihnen so das Wort in den Mund zu legen wußte, erhielt sie von allen, dem Sinne nach, denselben Ausspruch: „daß ihre ganze Familie aussterben und sie allein übrig bleiben werde, um dann sehr gut leben zu können." Zugleich arbeitete sie aber mit scharfblickender Voraussicht auf die Zukunft hin, indem sie sich angelegen sein ließ, daß diese Prophezeiungen unter den Leuten bekannt würden. Wenn es dann so kam, so geschah nichts Anderes, als was die klugen Frauen längst vorausgesagt, und die Möglichkeit, daß sie ein Verdacht treffen könne, wurde mindestens weiter entfernt. Dies schlaue Verfahren ist durch vielfache Zeugenaussagen außer Zweifel gesetzt.

So mit dem festen Entschluß zur That gerüstet, erwartete sie nur die Gelegenheit zur Ausführung. Es

war ihr sehr willkommen, daß ihre Aeltern öfters von selbst ihres Todes gedachten, und die Mutter den Wunsch aussprach: „Das wünsche ich mir, Alter, vom lieben Gott, daß ich, wenn Du einmal stirbst, Dich nicht über acht Tage überlebe.“ Sie sagt: „Mutter saß dann oft Abends und hatte ihren Kopf auf Vaters Schultern gelegt, wenn sie (Beide) Das wünschten. Oft konnte sich Vater auch so froh fühlen, wenn er früher stürbe, daß Mutter nicht nöthig habe zu arbeiten.“ — Von jetzt an präparirte sie auch in ihren eigenen Reden das androhende Ereigniß. Ihre immer heitere Miene war oft umwölkt, sie antwortete mit Bibelsprüchen und frommen Redensarten: „Gott schaut in das Verborgene.“ — „Wir müssen die dunklen Wege der Vorsehung in Demuth verehren.“ (Später ihre Lieblingsfloskel bei allen Vergiftungen) und: „Was Gott thut, das ist wohlgethan.“ Zu ihren Freundinnen beklagte sie das unglückliche Schicksal, das ihr bevorstehe; denn es sei ihr prophezeiht: sie werde alle ihre Kinder verlieren.

Die alte Timm erkrankte. Eine Hoffnung für die Miltenberg, daß sie diesmal das Gift sparen könne. Aber trotz ihrer 14tägigen Pflege starb die Mutter nicht! Der alte Timm hatte inzwischen sein Haus an den Tischler Bolte verkauft. Während der Unruhe des Einziehens läßt sich die schwache Alte in das Haus der Tochter tragen, um dort ihre Gesundheit wieder zu gewinnen. Liebevoll mit kindlichster Herzlichkeit wird sie in dem schönen neutapezirten Zimmer aufgenommen, was der alten Bürgerfrau viel zu prächtig dünkt. Mutter und Tochter scherzen darüber. „Mutter, Du mußt denken, Du seist im Kindbett,“ und die Mutter lächelte herzlich.

Drei Tage nachher will, angeblich, die Miltenberg

etwas Kleidung für die Mutter aus deren Hause holen, da sieht sie ein Papier, mit Zwirn zugebunden, und drauf geschrieben: „Rattenkraut"; es war ihr: „als sei es ihr absichtlich in den Weg gelegt worden", und die Nacht konnte sie nicht schlafen vorm Gedanken: „Wenn Du nun doch keine Aeltern hättest, so könnte Dich doch Niemand hindern!"

Nach drei Tagen besserte sich der Zustand der Mutter. Die Unruhe der Tochter wuchs. Sie ging wieder hinüber zum Schrank und holt sich in Papier — ein weniges aus dem Packete. Aber wiederum verstreichen acht Tage. Die Mutter fällt so oft zurück, und es ist doch vielleicht nicht nöthig, von dem Gift Gebrauch zu machen. Sie wurde jetzt sichtlich wohler. Da trat einmal ihr Enkel Heinrich mit der Frage an ihr Lager: „Großmutter, ist es wahr, daß dem Kinde, welches nicht gut an seinen Aeltern thut, die Hand aus der Erde wächst?" Der Miltenberg schnitt das Wort durch die Seele; aber statt sie vom Vorsatz abzumahnen, bestärkte es denselben. Noch an demselben Tage — es war ein Sonntag — rührte sie den Arsenik in ein Glas Limonade, das Lieblingsgetränk der Alten. Oft hatte die Kranke gesagt: „Wenn ich nun besser werde, soll Gottfried mich mal auf Limonade tractiren."

Die Verbrecherin bekannte: „Denken Sie, während ich das Gift einmache, gibt mir der liebe Gott ein herzliches, lautes Lachen, daß ich erst noch selbst davor erschrak. Aber gleich besann ich mich, dies gäbe mir der liebe Gott ein zum Beweise, daß so Mutter nun bald im Himmel lachen werde."

Als sie das Gift schon getrunken, flogen auf ein Mal drei Schwalben zur Stubenthür herein und setzten sich auf die Krone des Himmelbettes. Die Miltenberg er-

ſchrak, ihre Kniee zitterten. Sie dachte, das bedeute den ankommenden Tod. Aber die Mutter ſagte ganz ruhig: „Süh mal! dre lütge Vogels!“ (Sieh mal, drei kleine Vögel!) Schwalben kamen nie ſonſt, nach der Miltenberg Verſicherung, in ihr Haus, noch niſteten ſie auf dem Hofe.

Das Gift wirkte. Schon Tages darauf verlangte die Mutter nach dem Abendmahl, und erhielt es. Sie ordnete ihre kleinen Dinge an. Dem Ehemanne drückte ſie die Hand: „Wenn ich noch etwas erflehen darf: daß Du mir bald folgeſt.“ Der alte Timm antwortete: „In zwei Monaten bin ich bei Dir,“ und er verließ das Zimmer. Zur Miltenberg ſprach ſie darauf: „Wenn Dein Bruder als ein Krüppel kommt, pflege ſeiner“ und hob beide Arme gen Himmel: „Ach könnte ich doch alle meine Kinder mitnehmen!“ Erſchöpft davon ruht ſie, ſchien am nächſten Morgen ganz wohl, verſchied aber in der Frühe, noch ehe der alte Timm von drüben kam.

Bei der Leiche ihrer Mutter war die Miltenberg beſonders ruhig. Eine Zeugin ſagt ſogar, ſie ſei luſtig geweſen. Den Erfahrungsſatz: daß Blut mit Blut vertraut macht, drückte ſie ſo aus: „Nachher, wie ich dieſes mehr verſuchte, ſo bin ich abgehärtet worden.“

Den Tag nach der Beerdigung ihrer Mutter (10. Mai) befand ſie ſich in dem Hinterzimmer mit der fünfvierteljährigen Johanna, ihrer jüngſten Tochter, allein. Das ſchien ihr die gelegenſte Zeit, und Johanna war auch das hinderlichſte Kind in ihrem Verhältniß zu Gottfried. Ohne Zaudern reichte ſie der Kleinen ein Stück Kuchen von der Begräbnißfeier, und darauf Arſenik mit Butter feſt geſchmiert. Das Kind ward alsbald unwohl, Gottfried erquickte es mit Wein und Waſſer und es ward ruhiger. Er ging um 10 Uhr zu Bett. „Als

es 11 schlägt, sehe ich in die Wiege — ach Gott! da war sie todt!" Bei Johanna's Ermordung, sagt die Miltenberg, habe sie einen großen Schreck gehabt. Dieser, wie alle ihre Gefühle liefen aber nur auf den Gedanken hinaus: „Sollte Dein Vater auch wol etwas merken, daß Du den Arsenik genommen hast!"

Ihr Schreck galt wol nur der Ueberraschung, daß das gefährliche Stück so leicht von der Hand gegangen war. Es lachte in ihr auf zum Fortfahren.

Adelheid, ihr ältestes Kind, gewöhnlich Adeline genannt, war seit acht Tagen krank gewesen; aber es täuschte die Hoffnung der Mutter, daß es von selbst sterben werde. Als sie Adelinen so unerwartet genesen sah, gab sie ihr auch von dem Butterkuchen mit Gift und das Kind starb nach einigen Tagen am 18. Mai. Im Todeskampfe umklammerte es die Mutter, aber diese blieb dabei ruhig.

Das oben erwähnte Oelgemälde, das englische Mädchen, welches der alte Miltenberg seiner Schwiegertochter schalkhaft übers Bett gehängt, hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit Adelinens Gesichtszügen gehabt. Jetzt holte die Mutter dieses Bild unter Thränen hervor, ließ einen schönen Rahmen darum machen, hing es auf und nannte es ihre Adelheid.

Der alte Timm, der fast täglich das Grab seiner Frau besuchte, hatte den Schmerz gehabt, auch dem Leichenbegängniß zweier Enkel folgen zu müssen. „Bei Deinem dritten Kinde ist Dein Vater nicht mehr da," sagte er zur Tochter, und sie nahm es als Aufforderung des Schicksals, nun ihn an die Reihe zu bringen. Er pflegte immer gestärkt vom Besuche des Grabes seiner Frau zurückzukehren; um deshalb ward es nöthig, ihr ernsthaft anzugreifen. Am Sonntag Abend, zwei Wo-

chen nach Adelinens Tode, gab sie ihm gehörig zubereitete Suppe. „Wenn Du mich so pflegst, wirst Du Deinen Vater noch lange behalten," sagte er, indem er die Suppe verzehrte. Sie erschrak, und brachte den Vater nach Hause. In der Nacht entkleidete sie sich nicht, in der Erwartung, jeden Augenblick gerufen zu werden. Um 4 Uhr Morgens wird auch wirklich ans Hausthor geklopft, ein Bote vom Tischler Bolte meldet: der alte Timm sei niedergefallen und verlange nach der Tochter; der Vater wünschte, daß seine Miltenbergin nicht mehr von ihm gehe. Er litt, nach den Zeugenaussagen, entsetzlich. Zwei Frauen bekunden, daß die Tochter dabei froh, ja lustig gewesen. Möglich, daß die spätere moralische Entrüstung die Erinnerung der Zeugen färbte, möglich, daß es geschah, um den Vater zu beruhigen; fast wäre die Heuchlerin zu sehr aus ihrer Rolle gefallen. Sie entsann sich, daß Wasser und Wein ihre Johanna ruhig gemacht. Sie holt es; als sie wiederkommt, sitzt der Vater an der Erde. Nachdem er eine Tasse Wein getrunken, redet er irre, phantasirt von der seligen Frau, die er auf seinem Bette sitzen sieht, ordnet noch Mehres an, und stirbt darauf am 28. Juni.

Diese vier Vergiftungen gingen ohne allen Verdacht ab. Kinder sterben leicht hin. Die alten Leute hatten längst ihr Ende erwartet. Auch des Letztern Tod hatte nicht die geringste Gemüthsbewegung bei der Mörderin veranlaßt und sie entsann sich später kaum der Umstände, wie der Vater beerdigt wurde.

Ein einziges Kind, der fünfjährige Knabe Heinrich, war noch übrig. „Mutter, warum nimmt Dir der liebe Gott alle Deine Kinder?" fragte sie das Kind. Ein Dolchstoß in ihr Herz, aber zugleich

eine Mahnung, auch an die Wegräumung dieses letzten Hindernisses zu schreiten.

Sie gibt ihm Gift. Er richtet sich am zweiten Tage ängstlich in die Höhe. Da ergreift sie — zum ersten Male — eine Angst. Sie ruft ihre Beta, geschwind Milch zu bringen. „Ach wenn in dem Augenblicke eine fremde Person bei mir gewesen wäre, so hätte ich mich ja verrathen! Denn Milch soll ja Gegengift sein!“ Das waren ihre Reflexionen über den Mord ihres letzten Kindes! Ob sie ihm wirklich Milch gegeben oder nicht, war ihr nicht erinnerlich. Der kleine Heinrich phantasirte auf seinem Krankenlager: „O Mutter, wie lacht Adelheid! Da steht sie auf dem Ofen... Da steht mein Vater... Bald bin ich im Himmel!“

Unter unsäglichen Schmerzen starb der Knabe am 22. September. In 5 Monaten, vom Mai bis September 1815 hatte die Miltenberg ihre beiden Aeltern und ihre drei Kinder ermordet.

So viele Todesfälle, in so kurzer Zeit hinter einander, waren doch auffällig. Ihre Thränen, ihre frommen Sprüche vom Anbeten der dunkeln Wege der Vorsehung konnten nicht allen Verdacht abwenden. Es verbreitete sich das Gerücht, es könne mit den Todesfällen im Miltenberg'schen Hause nicht mit rechten Dingen zugehen. Die Freundinnen hinterbrachten mit theilnehmendem Kummer das Gerücht der Witwe und verlangten, daß sie, um die schändliche Nachrede niederzuschlagen, die letzte Leiche seciren lasse. Mit vollkommener Ruhe kam sie dem Wunsche entgegen. Die Leiche ward, in Gegenwart vieler Zeugen, von einem Arzte secirt, und derselbe gab die Versicherung: Der Knabe sei an einer Verschlingung der Eingeweide gestorben. Jeder Schatten von Verdacht mußte darauf weichen.

Eine schmerzliche, langwierige Krankheit befiel nach diesem letzten Morde die Verbrecherin. Sie erkannte darin keine vergeltende Gerechtigkeit, keine Warnung. Von jetzt an begann aber ihre werkthätige Wohlthätigkeit. Sie ließ nicht die Armen zu sich kommen, sie suchte sie auf. Kranken und Wöchnerinnen bereitete sie Speisen, erbot sich zur Pflege. Wo der Ruf einer Bedürftigen ihr Ohr erreichte, sie eilte und bot das Ihre auf, ihr beizuspringen. Der Ruf eines hülfreichen Engels konnte ihr kaum entgehen. So schenkte sie den bedürftigen Schwestern ihres Vaters ein Stück Landes, welches zu dem Erbtheil gehörte, das ihr zufiel.

Das Geld an sich war nie das Ziel ihrer Wünsche. Sie war nichts weniger als habsüchtig. Sie brauchte es nur zur eitlen Vergeudung, zu ihren noch eitlern Geschenken und Wohlthaten. Aber sie brauchte fortwährend Geld. Sie nahm Anleihen auf, deren Wiedererstattung im weiten Felde war. Sie ließ sich von Kassow Geschenke über Geschenke geben und wußte ihn durch einen neuen Kunstgriff zu immer fortgesetzter Freigebigkeit zu stimmen. Sie habe nämlich die Ahnung ihres baldigen Todes, als eine Folge ihrer unglaublichen Leiden. Kinder habe sie nicht, und was er ihr schenke oder leihe, gebe er seinen eigenen Kindern, denn sie sei Willens, dieselben zu Erben einzusetzen.

Da erschien im Mai 1816 unerwartet ihr Bruder in Bremen; eine Erscheinung, welche auch in andern Häusern keine freudige Ueberraschung hervorgebracht hätte. Man hatte den verlorenen Sohn, der in Münster sich 1812 als Stellvertreter anwerben lassen, zur katholischen Religion übergegangen war, und von dem die letzten Nachrichten aus Paris waren, längst für todt gehalten. Die Schwester hatte seine Habseligkeiten verkauft und

ein Erbtheil hatte er kaum, bei den vielen Verwendungen zu seinem Besten, noch zu fodern. Da klopft er, zerlumpt, krüppelhaft, den Tod anscheinend in den Gliedern, an das Haus seiner Schwester. Die Heuchlerin verleugnete sich zum ersten Male, das heißt, sie fiel aus der Rolle. Eine elegante Dame konnte einen solchen Bruder unmöglich mit Vergnügen aufnehmen. Sie erschrak, und wäre es nicht vor den Leuten gewesen, sie hätte ihm den Eintritt ganz verwehrt. Sie logirte ihn in eine schlechte Kammer. Die Geschichte des Bruders gehört nicht in diese, an Ereignissen und Schrecknissen schon überreiche der Verbrecherin. Außerdem, daß sie sich dieser Verwandtschaft schämte, daß sie ein neues Hinderniß der Heirath mit Gottfried werden könnte, hegte sie noch die Furcht, daß ihr Bruder doch noch eine Erbschaft verlangen möchte. Rasch war ihr Entschluß gefaßt.

Am Freitag oder Sonnabend war der Bruder angekommen, am Sonntag Mittag wurde er mit einem Gerichte Schellfisch vergiftet. Nachmittags ward er in einem Wirthshause furchtbar krank und konnte sich kaum nach Hause schleppen. Die Schwester mußte ihn, der Jugendbekannten wegen, die sich bei seinem Krankenbette einfanden, anscheinend sorgsam pflegen. Aber nach seiner schweren Krankheit muß der arme Bruder sich aus seiner schlechten Hinterkammer in die höchste Bodenkammer schleppen lassen. Die Verbrecherin gibt als Grund für diese Grausamkeit an: daß auch der Bruder sich geäußert, mit seinem Willen solle sie den Gottfried nicht heirathen, und sie habe Letzteren täglich zurückerwartet. Der Kranke gerieth in die Hirnwuth, phantasirte von seinem Pferde und seinem Liebchen, redete seinen Lieu-

tenant an, wenn die Schwester bei ihm stand, rief vive l'empereur! und war Abends am 1. Juni todt.

Wer sollte sich wundern, daß ein invalider Krüppel, dem die Füße in Rußland erfroren waren, und der, voll kranker Säfte, vielleicht ein Lazarethfieber mitbrachte, ein französischer Husar, dem, trotz seines Passes, kein Dorfschulz ein Nachtlager geben wollte, den der patriotische Haß genöthigt, auf offenem Felde zu schlafen, seit er die deutschen Grenzen betreten; wem fiel es auf, daß ein solcher verlorner Mensch bei der Heimkehr krank wurde und starb? Die Witwe übte außerdem die Vorsicht, bei den vielen Krankheitsfällen in ihrem Hause mit Aerzten und Krankenwärterinnen zu wechseln.

Die Aeltern waren todt, die Kinder weggeschafft, der Bruder ins Grab geschickt, was hielt Gottfried noch ab, sie zu heirathen? — Vielleicht den Kaufmann das Handwerk, welches sie betrieb? Es war ein gutes Brot, aber es foderte eine Thätigkeit, welche sie, an andere Beschäftigungen gewöhnt, allmälig anwiderte. Sie gab das Geschäft auf, und damit den letzten äußern Halt gegen die Stürme in ihrem Innern. Es fiel die letzte morsche Stütze; sie selbst äußert darüber: „Ich kam dadurch außer Thätigkeit — wie glücklich macht die Arbeitsamkeit! — jetzt war ich mir allein überlassen.“

Gottfried kam von einer Reise zurück. Leidenschaftlich empfing ihn die Witwe, mit deutlichen Worten foderte sie ihn zur Eingehung der Ehe auf. Er wich aus. Vielleicht im Vorgefühl einer bevorstehenden, schweren Krankheit, vielleicht in dunkler Empfindung „des gewissen von Vielen schon verspürten Grauens vor der

Frau." Wie die Erhitzte, Gekränkte darüber dachte, ergibt sich aus einer ihrer vertraulichen Aeußerungen, indem sie es als etwas ihr selbst Unbegreifliches vorstellte, daß sie Gottfried, der damals krank wurde, nicht vergiftet habe: „Denken Sie, damals hatte ich Gift in der Commode, und doch fiel es mir nicht ein, Gottfried etwas zu geben."

Sie gab ihre Hoffnung nicht auf. Der kranke Gottfried ward mit aller Aufopferung gepflegt; bei augenblicklichen Geldbedürfnissen zahlte sie für ihn, indem sie ihre eigenen Effecten versetzte. Er genas unter ihrer Pflege, und schien endlich den Netzen, die sie um ihn spannte, zu erliegen. Beim Punsch am Sylvesterabend 1816 auf ihrem Sopha kosend, „verließ uns, wie die Verbrecherin sich ausdrückt, die Tugend." (!?) — Die Folgen stellten sich ein! Nun mußte doch Gottfried, der gutmüthige, redliche Gottfried, auf ihre Wünsche eingehen. Aber er glaubte, daß Kassow der Vater sei, oder eine dunkle Ahnung, welche Schlangen aus dem Busen des liebreizenden Weibes hervorzückten, durchschauerte ihn. Ihrem Jammer über den Verlust ihrer Ehre begegnete er nur mit dem Rathe, „unten im Lande," wo er Bekannte habe, heimlich Wochen zu halten.

In Thränen schwimmend, flammte jetzt ihr Haß gegen Den auf, um den sie solche Opfer umsonst gebracht haben sollte. Nicht mehr um seine Person war es ihr zu thun — ihre Sinnlichkeit war befriedigt, oder erwartete keine mehre Befriedigung — es galt seinen Rang, sein vermeintliches Vermögen. Dazu die Furcht, durch ihre Niederkunft, die sie umsonst durch Abtreibungsversuche zu vermeiden gesucht, um die sorgsam gehütete bürgerliche Ehre zu kommen.

Sie wandte sich an seine genauesten Freunde. Die

Ueberredungskünste derselben wirkten; Gottfried und die Miltenberg machten ihre Verlobung bekannt. Sie hatten schon die ersten Besuche mit einander abgestattet, als das innere Grauen ihn überwältigte. Er trat zurück: „Ich kann und will sie nicht zur Frau haben," sagte er zu seinen Freunden, und ließ sich doch wieder überreden.

Schon waren sie zwei Mal an einem Sonntage aufgeboten, als die Angst sie folterte, er könne etwas von ihren Thaten wissen und sie deshalb nicht heirathen wollen. Auch kam ihr die sehr natürliche Ueberzeugung: „Er liebt Dich nicht, er nimmt Dich nur gezwungen; Du wirst unglücklich mit ihm." Der längst gereifte Vorsatz: auch ihn zu vergiften, wurde zum Entschluß. Aber während sie sich dadurch von dem jetzt Lästigen befreite und an ihm rächte, sollte das Gift vorher sie schneller zu ihrem ersten Zwecke bringen. Der gezwungene Bräutigam schwankte ja noch immer. Irgend ein dazwischentretendes Hinderniß konnte sie um ihren neuerrungenen Gewinn bringen; sie wollte durch einen moralischen Impuls ihn zu einem Entschluß nöthigen und sich sicherstellen.

Montag nach der Proclamation gab sie ihm vergiftete Mandelmilch. Erbrechen und Diarrhöe erfolgten. Das Uebel griff mit Riesenschritten um sich. Schnell ward ein Prediger geholt, um die Trauung mit dem Sterbenden zu vollziehen. Nach der Copulation mußte sie Gottfried versprechen, sich nicht wieder zu verheirathen. Er sagte: dann sterbe er ruhig. In der Nacht darauf, als unerhörte Schmerzen des Unglücklichen sich zur Raserei steigerten, soll er den Trauring mit wüthendem Ingrimm zu Boden geschleudert haben. Nach der Aussage der Verbrecherin fiel ihm der Ring vom Finger,

da er von der Krankheit so mager geworden. Er starb am 5. Juli, drei Tage nach der Trauung.

Wer hätte dem Argwohn Raum geben mögen, daß Gottfried's hochschwangere Braut ihren Bräutigam, das Ziel ihrer Wünsche, im Augenblicke, ehe sie es nach solchen Kämpfen erreicht, vergiften sollen! Ihr ungeheurer Schmerz erregte Aller Mitleid. „Was Sie an Gottfried verloren, werden Sie an Ihrem Kinde wiederfinden," suchte der Arzt sie zu trösten.

Alle diese bisherigen Thaten hatten ihre bestimmten Motive. Die Höllenmacht in ihrem Busen war dadurch so genährt, die Begierde zum Vernichten so gesteigert, daß jedes neue Verbrechen ihr in der Folge immer gleichgültiger, und der kleinste Beweggrund hinreichend wurde, es mit Verleugnung aller Gefühle und Rücksichten mit einer wunderbaren Ruhe und Selbstbeherrschung zu begehen.

Sechs Jahre lang, vom Jahre 1817 bis 1823, beging die Gottfried keine Mordthaten. Die Acten berichten auch nicht einmal von Vergiftungsversuchen.

Dagegen stellte sich unwillkürlich etwas von Reue ein, beim Gedanken: Was hat mir das nun Alles geholfen? In ihren Bekenntnissen heißt es: „Reue über den Verlust meiner Kinder habe ich, seit mein Heinrich nicht mehr war, oft genug empfunden. Ich schloß mich oft auf meiner Bodenkammer ein und weinte unbeschreiblich. — Ich konnte es nicht sehen, wenn den Kindern von ihren Aeltern Geschenke eingekauft wurden und wich dem Schmerze aus. — Wenn die Kinder aus der Schule kamen, mußte ich immer wegsehen. — Oft im

Mondschein saß ich im Garten; und wenn dann das große, schöne Erbe vor mir lag und ich mich darüber freute, dann durchfuhr mich oft der Gedanke, was für eine Person ich sei, der das gehörte! Dann schämte ich mich."

Sie tröstete sich aber mit dem Phantasiespiel, wie glücklich sie wäre, wenn sie reich genug wäre, allen Unglücklichen wohlzuthun, oder, wie sie ausdrücklich bekannte, ihre Sünden wieder damit gut zu machen, und — selbst ohne Sorgen zu leben!

Nachdem die Motive, aus dem Geschlechtstriebe entspringend, ausgegangen waren, reichten für die Folge zwei schwächere Beweggründe: Sucht nach Genuß und eitlen Freuden und Sorge wegen ihres Auskommens, zu den neuen Verbrechen aus.

Eine neue Täuschung für die Mörderin. Sie hatte Gottfried für reich gehalten, statt dessen hatte er Schulden. Statt von seinem Principale 600 Thaler zu fodern zu haben, hatte dieser Principal an ihn 600 Thaler zu fodern, und die Witwe mußte mit der goldenen Uhr, der eleganten Bibliothek, einigen Kupferstichen und der Guitarre, den einzigen wirklichen Erbstücken, die sie übernahm, auch diese Schulden mit übernehmen. Diese Erbschaftslast scheint drückend; erscheint es für die Familie Gottfried aber nicht noch drückender, daß ihr unschuldiger Name um einer Ehe willen, die keine war, auf die Verbrecherin überging, und daß unter demselben ihre Schandthaten nun auf alle Zukunft übergehen werden? — Ein kleines Erbtheil hatte Gottfried noch in Regensburg stehen. Als aber seine Brüder der Witwe die drückende Lage einer reichgewesenen, jetzt verarmten Schwester vorstellten, wurde sie durch die ein-

mal übernommene Rolle der Mildherzigen genöthigt, so unangenehm es ihr war, von diesem Anspruch abzustehen.

Aber Geld mußte sie haben, baares; und Lügen, weshalb sie dessen bedürfe, waren stets zur Hand. Sie maß, zu Jedem in Vertrauen, ihrem seligen Gottfried eine Schuldenlast von 3200 Thalern bei, die sie tilgen müsse; außerdem dichtete sie ihm, wie schon früher ihrem Vater, eine uneheliche Tochter an, für deren Schicksal zu sorgen die Ehrenrettung des theuern Verstorbenen ihr gebiete. Sie erntete für dies ehrenhafte Benehmen die größten Lobsprüche ein.

Gottfried's nachgeborenes Kind war (2. October 1817) todt zur Welt gekommen. Die Stelle des Vaters schien bald, bei den noch immer großen und durch den Schmerz erhöhten Reizen der Witwe, durch mehre Bewunderer ersetzt zu werden. Auch der Ruf ihres Wohlstandes lockte noch immer Bewerber. Wie weit die Vertraulichkeit der Witwe mit den neuen Freunden gegangen ist, darüber geben die Acten kein gewisses Licht und die Gottfried leugnet alles Unerlaubte. Allerdings spricht der Umstand, daß sie diese Freunde nur benutzte, um Geschenke und Darlehne von ihnen zu erpressen, für diese Behauptung.

In vielfacher Berührung erscheint die Gottfried namentlich mit einem ungenannten angesehenen Manne, der als Herr X*** in der Biographie figurirt und bald als Liebhaber, Bewunderer, Beschützer, bald als Gläubiger auftritt. Er hat sie schon als Kind bewundert, den Vater auf die Pflanze aufmerksam gemacht, die er ihm verwahren solle, bis er von einer Reise zurückkehre. Er erscheint darauf immer als Freund in der Noth, Rathgeber, Tröster. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der selige Gottfried schon auf ihn eifersüchtig war. Er schoß alle nöthigen Gelder, deren die Witwe zu den Begräb-

nißkosten bedurfte, vor; auch später zu diesen und jenen edlen oder dringenden Ausgaben. Aber als ein wohlhabender Mann und sehr gewiegter Financier übte er seine großmüthigen Handlungen mit einem scharfen Umblick auf die pecuniären Verhältnisse seiner Freundin, und während er zu Anfang kaum eine Verschreibung annahm, sie mit Geschenken überhäufte, sein Kind der Gottfried zur Pflege übergab, drängte er sie später mit ernsten Mahnungen und Vorstellungen zur Sparsamkeit, mit sehr genauen Berechnungen, daß sie ihr Vermögen über ihre Kräfte verschulde, und gab um seiner Neigung willen keineswegs seine Foderungen an die schöne Schuldnerin auf. Er war der Erste, der ihre Aufrichtigkeit in Zweifel zog. Wenn sie wirklich in innigen Verhältnissen zu X*** gelebt, so war diese Liebschaft gewiß für sie eine der peinigendsten, wo der Liebhaber so klug, schlau und überdem ein Gläubiger war, der sie von Haus und Hof treiben konnte. Aber er blieb der Einzige ihrer Freunde, der vor ihrer Mäusebutter gesichert war. Sie konnte ihn wol vergiften, aber nicht die Papiere, welche in den Händen seiner Erben blieben. Der Gottfried Verhältniß zu X*** gehört zu den unklarern Partien ihrer Lebensgeschichte. Die Familie des Betreffenden scheint sowol von dem Herausgeber als von der Gottfried selbst geschont und von Letzterer gefürchtet worden zu sein. Obwol der Tod auf dem Schaffot ihr gewiß war, ist dies doch das Merkwürdige, in welcher Art sie ihre Geständnisse umhüllte und beschönigte, was dritte Personen anlangte, immer in der entsetzlichsten Angst, daß der Einfluß der Familie derselben ihr Schicksal noch erschweren, ihre Strafe verstärken könne.

Von den Geschenken und Komödienbillets (jeden Monat 4 Stück) und den Einladungen zum Essen u. s. w. sing

die Gottfried wieder an, wie sie sich ausdrückt: „von neuem zu leben!“ Ueber den Umgang und die Aufmerksamkeit von Seiten X***'s vergaß sie alle ihre Vergehungen (!) fing an ihn zu lieben, und glaubte die Glücklichste auf der Welt zu sein!!

Im Glück dieser Verbindung schlug sie drei ehrenwerthe Heirathsanträge aus, stets unter dem Vorwand, daß sie dem seligen Gottfried versprochen, sich nicht wieder zu verheirathen. Im Uebrigen war diese Verbindung auch um deswillen angenehm für die Sünderin, weil Herr X*** ihr in ihrem Umgange vollkommen freie Hand ließ. Sie hatte viele Miether, und einer derselben, der Commissionair Johann Mosees, trat, wie sie sich ausdrückt, „in des seligen Gottfried Fußtapfen.“ Er pflegte den Garten, sang, ging mit ihr spazieren. Und dabei war er sehr religiös! „Da wurde sein jüngster Bruder confirmirt. Ach das war eine schöne Zeit! Acht Tage zuvor betete er jeden Nachmittag mit seinem Bruder. — Wäre ich damals zu einem Prediger geeilt, und hätte ihm meinen Herzenskummer mitgetheilt! Denn durch diesen jungen Mann konnte ich wieder gut werden!“

Sie lebte „sehr glücklich, einig und zufrieden!“ Um diese Zeit knüpfte sie ihre alten Freundschaften wieder an, indem sie von ihren Freundinnen als eine unerhörte Dulderin betrachtet wurde: „Der liebe Gott legt mir ein schweres Joch auf, aber er macht mich auch stark!“ sagte sie. Einer Freundin wollte sie kaum Dräseke's Predigten leihen, aus Furcht, diese könnte das kostbare Buch verlieren; „denn das ist es, was mich einzig erhält“. Sie hatte aber nie ein Blatt darin gelesen. Es scheint während dieser Zeit des Stillstandes im Vergiften gewesen zu sein, wo sie allen Ernstes glaubte, durch ihre Wohlthätigkeitshandlungen alle auf ihrer Seele lastenden

Mordthaten wieder gut zu machen. Im Jahre 1819 war der Ruf, der sie zu einem Engel des Lichtes, zum Vorbild frommer Duldung und thätiger Liebe erhob, schon allgemein verbreitet.

Neue Heirathsanträge erfolgten, ein ehrenwerther Witwer hielt in fast romanhafter Weise um sie an. Als ein solches Glück für die Familie wurde die Heirath betrachtet, daß selbst die Tochter des Mannes die liebe Witwe bat: sie möge doch die Hand ihres Vaters nicht ausschlagen. Sie schlug sie doch aus mit den rührenden Worten: „Sie sind für mich viel zu gut.“ Dies demüthige Selbstbekenntniß war indessen nichts weniger als der Grund. Herr X*** war entschieden gegen diese Heirath, und die Gottfried klagte noch oft, daß sie den ehrenwerthen, wohlhabenden Mann nicht genommen, sie „hätte dann ohne Sorgen leben können, und wol nie wieder an Vergiftungen gedacht!“

Ihre Vermögensverhältnisse wurden immer verwickelter. Herr X*** sah ihr zu sehr in die Karten, er wagte zu eigenmächtige Eingriffe in ihren Wirkungskreis; dazu gab es nun auch ein ihrem sittlichen Rufe unvortheilhaftes Gerede. Sie suchte sich von ihm loszumachen; aber die drückenden Geldverbindungen ließen es nicht zu. Sie blieb abhängig von ihm bis zu ihrer Entdeckung.

Moses war jetzt ihr Herzensfreund, ihre Beta nicht mehr Magd, sondern Freundin geworden, und wenn die alte Furcht sie beschlich, so bediente sie sich als Trost des Umgangs und der Liebe junger Mädchen. Um nicht im Alter allein zu stehen, schloß sie, speculativ in Allem, Bündnisse mit der Jugend. Zugleich gab das Zerstreuung und Aufheiterung von außen. Der erfrischende Umgang wirkte heilsam den Gespenstern des Wahnsinns entgegen. Die Mädchen herzten und küßten sie als ihre

liebste mütterliche Freundin, verehrten ihr Geschenke, versprachen unter theuren Gelöbnissen sie nie zu verlassen. Zwar klopfte dann zuweilen das Gewissen an; sie dachte, wenn sie mit den Kleinen am Kirchhof vorüberfuhr: „Deine Kinder ruhen im Grabe, und es wurde so still in ihr.“ Es blieb aber beim Klopfen; sie that die Thür nicht auf.

Es trieb sie aus dem Hause, an dem so viele Verbrechen hafteten. Auch war ihre Beta an den Küfer Schmidt inzwischen verheirathet. Ihr fehlte deren zerstreuender Umgang, und sie wollte F*** Besuchen entgehen. Sie bezog eine elegante, freundliche Wohnung in der fashionablern Oberstraße bei Herrn Eckerlien. Die Zerstreuungen, welche die Aussicht auf die belebte Passage darbot, konnten ihre innere Unruhe indessen nicht beschwichtigen. Willkommen kam ihr deshalb eine Einladung zu einer in Stade verheiratheten Freundin, die in größern Verhältnissen sich bewegte, als die Gottfried in Bremen konnte, und wo die schöne, liebenswürdige Witwe mit besonderer Zuvorkommenheit aufgenommen wurde. Der vornehmen Rolle, die man sie spielen ließ, mußte sie auch in allen Dingen gemäß auftreten. Sie mußte ihre vermuthete Wohlhabenheit durch Freigebigkeit äußern. Plötzlich fand sie, zu ihrem Schrecken, ihre Kasse erschöpft.

Schnell weiß sie Rath. Ihr Geld ist ihr gestohlen worden. In einem günstigen Augenblick ergreift sie das Schlüsselbund ihrer Freundin, dreht den Bart eines Schlüssels in ihrem Commodenschlosse ab, wirft den Schlüssel weg, macht Lärm. Die Commode wird geöffnet. Es ist richtig, ihr Geld fehlt. — Alles lief glücklich ab. Wer konnte an ihrer Angabe zweifeln? Nur eine Magd, mit der die Herrschaft schon unzufrieden war, kam in Verdacht, und entlief, ward später ergriffen und

während einer langwierigen Untersuchung in Haft behalten. Die Richter kamen ins Haus zur Feststellung des Thatbestandes des Diebstahls. Sie sollte ihn beschwören. Aber etwas hatte die Gottfried nicht voraus bedacht: die gerichtliche Untersuchung. Zurücktreten konnte die feine, vornehme Dame nicht ohne ihr ganzes schwer errungenes Ansehen bloß zu geben. Sie schwor und beging den ersten Meineid. — Dieser unangenehme Vorfall wurde indessen bald durch die Zerstreuungen des vornehmen Lebens ganz in den Hintergrund gedrängt. Madame Gottfried, allenthalben geehrt, geschmeichelt, konnte nicht wieder fort. An Gelde gebrach es ihr nun nicht mehr, und als sie endlich zurückkehrte, begleiteten sie die dringendsten Einladungen, wiederzukehren.

In Bremen dagegen erwarteten sie die alten Erinnerungen und neue Sorgen um die Zukunft. Herr X*** drängte, und sie schuldete ihm bereits mehre tausend Thaler. Ihre Immobilien, 1817 nur mit 2500 Thalern belastet, waren jetzt schon mit über 5000 Thaler verhaftet; sie schienen dem Liebhaber und Gläubiger zu keiner weitern Sicherheit genügend. Da, in ihren Nöthen, meldete sich ein neuer Freiwerber, der Stiefsohn ihres Wirthes Eckerlien, den dieser Ehrenmann selber ihr aufs Dringendste anempfahl. Zimmermann war ein Modewaarenhändler, von rechtlichem Charakter, der einem einträglichen Geschäfte vorstand, und jedenfalls mußte diese Verbindung bei ihren jetzt so zerrütteten Vermögensumständen als ein Glück betrachtet werden.

Auch war ihr der Heirathsantrag sehr willkommen. Aber heirathen konnte sie den Mann nicht; sie konnte überhaupt nicht mehr daran denken, eine eheliche Verbindung einzugehen. „Ihr ganzes Wesen war geistig und körperlich nur eine große Lüge, ein Schein ohne We-

sen, unfähig, den durchschauenden Blick täglicher, eng vertrauter Beobachtungen eines Ehegatten zu ertragen. Ihr Körper mit übertünchten Wangen, elfenbeinernem Gebiß, falschem Busen und einer durch zehnfache Kleidung erkünstelten Wohlbeleibtheit, worunter sich ein sündenabgezehrtes Gerippe verbarg, stand mit ihrer Seele im Wetteifer der Heuchelei, zur Verbergung des Wahren steter Aufmerksamkeit bedürftig. Aber noch schwerer, ja unmöglich, war der Verbrecherin die bei täglichem ehelichen Zusammenleben erforderliche Spannung zur heuchlerischen Verbergung ihres wahren Innern."

Heirathen konnte, heirathen wollte sie Zimmermann nicht; aber sie hatte ja auch ihren Gottfried nicht eigentlich geheirathet, sondern nur die kurze Ehe mit ihm zur Erringung der möglichsten Vortheile benutzt. So wollte sie auch den neuen Bewerber benutzen; wie? das würde schon die Gelegenheit eingeben. Vorerst lehnte sie den Antrag so bescheiden ab, daß er wiederholt werden mußte. Sie theilte ihn F*** mit, der ihr wider Erwarten dazu rieth; sogleich nutzte sie es, ihn um ein Darlehn von 300 Thaler zu bitten, um ihr Leinenzeug zur Hochzeit in Stand zu setzen. Sie erhielt das Geld und das war der erste Vortheil vom Antrage. Zugleich aber versprach ihr F***, seine Capitalien nicht, wie er gedroht, zu kündigen, damit der Credit ihres Bräutigams nicht leide; der zweite Vortheil.

Das errungene Geld ward sofort angewandt, um sich in den Augen der alten und wackern Aeltern Zimmermann's einen Schein von Wohlhabenheit und Reichthum zu geben, was sie auch als eine gute Partie erscheinen ließ. Nun wurde das Versprechen, welches sie Gottfried gethan haben wollte, nicht wieder zu heirathen, als letzte Schanze gegen den Stürmenden aufgestellt, wobei er

einiges Blut lassen sollte. Sie hatte gerade 200 Thaler Schulden zu bezahlen. Mit Freuden streckte Zimmermann, der es als einen Prüfstein seiner Liebe ansah, das Geld der reichen Frau vor. Auch als des seligen Gottfried Principal um die Rückzahlung der 500 Thaler sie anging, war Zimmermann aus denselben Gründen gern bereit, das Geld vorzuschießen. Sie fiel ihm darauf um den Hals und der Bund war geschlossen.

Dies der dritte baare Vortheil. Sie benutzte das Verlöbniß aber auch, um sich mit ihrer Freundin Maria Heckendorf auszusöhnen, welche ihr den Umgang mit X*** nicht vergeben wollte. Was konnte sie aber nun dagegen sagen, als ihre Freundin die Braut eines Mannes wurde, der, wie Jene versicherte, obgleich ein Modewaarenhändler, nichts lieber las, als „die Stunden der Andacht," der fromme Aeltern hatte, mit denen wieder zum heiligen Abendmahl zu gehen, die Gottfried sich freute.

So schien, wenn nicht Alles, doch viel, was sie wünschte, erreicht, als Freundeseinflüsterungen den Bräutigam dringend vor der einzugehenden Ehe warnten. Man machte auf ihre gefahrbringende Nähe, auf das Verhältniß mit X*** aufmerksam, und die Gottfried befürchtete mit Grunde, daß er wanke. Mit schneller und wohlberechneter Entschlossenheit spielte sie jetzt die durch Mittheilung der Nachreden zu Ungunsten ihres Rufes tief Verletzte, erklärte sich weinend für ein Opfer der dunkeln, unerforschlichen Wege der Vorsehung und entschlossen, keinen Glücklichern mehr an ihr unglückliches Loos zu knüpfen. Sie wollte zurücktreten. Natürlich wollte der wackere Zimmermann nun nichts davon wissen. Es kam wieder zur Vereinigung; aber die Gottfried zog den richtigen Schluß: wer sich einmal überreden lasse, könne es auch ein zwei-

tes Mal. Zimmermann konnte von ihren großen Schulden an X*** hören, er konnte, erschreckt, zurücktreten und seine eigenen Darlehne zurückfodern. Dies mußte verhütet, ihre bisher errungenen Vortheile mußten gesichert werden; darum: „dachte sie, sie wollte diesen Versuch mal machen," d. h. ihn mit Mäusebutter vergiften. Sie hatte nämlich einige Tage zuvor solches in den Zeitungen zum Verkauf ausgeboten gelesen, und hatte sogleich die Neugier empfunden, ob dies wol auch wie Arsenik auf Menschen wirke, und sich deshalb durch ihre Beta eine Kruke davon holen lassen.

Sich noch mit diesem Verlobten auf dessen Todtenbette copuliren zu lassen, kam ihr nicht in den Sinn. Er hatte zu wenig wirkliches Vermögen, und die Täuschung bei der Verheirathung mit Gottfried war ihr noch zu erinnerlich; auch hätte eine Wiederholung der Geschichte bedenkliche Gerüchte erzeugen können. Sie wollte ihn nur einfach vergiften und bei der Gelegenheit sehen, was diese Vergiftungsprocedur etwa noch für sie abwürfe.

Zimmermann sollte indessen keines schnellen Todes sterben. Theils hätte das neuen Verdacht erregen können, theils hatte sie sich auf die Rolle präparirt, während einer langen schmerzlichen Krankheit ihn mit aufopfernder Liebe und Treue zu pflegen. Dabei konnten Vermächtnisse für sie abfallen, welche der durch Erfahrung Gewitzigten lieber waren als ganze Erbschaften. Er erhielt daher gegen Ende April 1823 nur eine mäßige Portion Mäusebutter auf Zwieback.

Um dieselbe Zeit erhielt aber auch ihre Freundin Maria Heckendorf eine ziemliche Portion, weil diese sich zu vorlaut und eindringlich über das Verhältniß zu X*** geäußert, vielleicht auch, um sie von Besuchen bei der Gottfried abzuhalten, während diese ihre ganze Gei-

steskraft an Zimmermann's Krankenbette aufbieten mußte. Endlich gab es auch erwünschte Gelegenheit, an deren Krankenlager zu beweisen, wie sie sich einer Freundin annehme, die gegen sie vor der Welt gesprochen hatte.

Das Mäusegift wirkte sehr schnell bei beiden Personen. Die unglückliche Maria erkrankte sehr heftig. Aber das Gift, das hier nicht wiederholt beigebracht wurde, bewirkte nur bei der in bedrängten Verhältnissen und von ihrer Hände Arbeit Lebenden eine Lähmung der Hände und Füße. Im Uebrigen siegte ihre starke Leibesbeschaffenheit über das Gift und sie blieb am Leben.

Auch Zimmermann's starke Gesundheit widerstand länger den Angriffen. Nach acht Tagen konnte er sich schon wieder aufrichten und die Verlobte durch einen Besuch überraschen. Sie mußte ihn ernsthafter anfassen. Er erhielt ein gebraten Küchlein mit Pflaumen, die ihn niederwarfen und nicht wieder aufkommen ließen. „Willst Du Erbin meines Vermögens sein?" fragte der Todkranke, nach Angabe der Verbrecherin, dieselbe. Sie erinnerte ihn an seinen Bruder. Er antwortete nun: „So sollst Du, was ich Dir gegeben, als Geschenk annehmen; aber versprich mir, daß Du gleich nach Hannover reisen willst zu Deinem Cousin. Denn wenn ich todt bin, was wollen die Leute mit Dir machen?" Diese Warnung scheint wirklich aus liebender Besorgniß erfolgt zu sein. Zimmermann kannte die ungünstigen Gerüchte, die unter Einigen über seine Braut umgingen, und war doch zu zauberartig von ihren Blicken und Worten gefesselt.

Am 1. Juni 1823 gab Zimmermann unter entsetzlichen Beängstigungen und der treuesten Pflege seiner Braut den Geist auf. Deren Schmerz erschien natürlich grenzenlos, und jetzt war es, wo sie, um ihn ertragen zu können, „denjenigen Prediger ihres Kirchspiels,

welcher die meisten Zuhörer hatte," um eine öffentliche Fürbitte um Trost für sie ersuchte. Man erfuhr erst später, daß diese Fürbitte von ihr angeregt worden, und die Sache erregte nur Mitleid, aber nicht den geringsten Argwohn.

Zweihundert und dann sechshundert Thaler und das allgemeine Mitleid waren der baare Ertrag dieser Vergiftung. Zudem besorgte sie den Ausverkauf des Zimmermann'schen Modewaarenlagers, angeblich zur Zerstreuung und auf Wunsch der Erben und Verwandten. Außer daß die treuherzigen Erben ihr willig noch mehr gezahlt hatten, als das mündliche Vermächtniß des Bräutigams war, machte sie noch bei diesem Ausverkauf für sich Geschäfte. Die schöne, reizende, von so wunderbarem Unglück verfolgte Witwe am Ladentisch als Ausverkäuferin stehend, muß aller Wahrscheinlichkeit nach noch einen bedeutenden Zulauf von Käufern und Käuferinnen veranlaßt haben, und sie schlug dabei nicht unbedeutende Summen für sich unter.

Mit der gewonnenen Beute ging sie auf eine Zerstreuungsreise nach Hannover, wo die liebenswürdige Witwe, von einem väterlichen Verwandten empfangen, abermals in Kreise gerieth, die, weit über ihre Sphäre in Bremen, ihrer Eitelkeit aufs äußerste schmeichelten. Verwandte und Freunde suchten Alles hervor, ihr den Aufenthalt angenehm zu machen, und das sanfte, geschmeidige, gemüthliche Wesen der Verbrecherin, verbunden mit ihrer glänzenden Toilette aus Zimmermann's Lager, verschafften ihr überall Zuneigung und das An-

sehen einer Dame von Stande. Sie war unerschöpflich in solchen Erfindungen, Erzählungen und Liebesbeweisen, welche die Zuneigung zu ihrer Person vermehren mußten; aber in ihren Briefen nach Hause erfand sie über das wirklich Erfahrene noch Manches hinzu, um auch in Bremen dadurch ihren Credit zu erhöhen.

Ihr Cousin Temme, im Hause des Herzogs von Cambridge, mußte bei dessen Rückkehr aus dem Palais von Monplaisir, welches er intermistisch bewohnte, in seine Stadtwohnung ziehen. Da diese zu klein war, schätzte ein Freund desselben, Herr Kleine, ein wohlhabender Beamter, es für eine Ehre, die kindlich-naive, heitere, lustige, lebensfrohe, sanfte, gefühlvolle Frau in seiner größern Wohnung aufzunehmen; eine Frau, die ihre nach solchen Schicksalen so natürliche Schwermuth, der Gesellschaft wegen, auf so liebenswürdige Weise zu bewältigten wußte, die vornehm, freigebig und immer die Liebe und Güte selbst war. Man freute sich, wie die Musik die Leidende erweichen konnte. Als ein junger Mann die Arie sang:

Eingehüllt in Dunkel sind die Wege,
Gott, wie du uns führst!

war sie von der tiefsten Wehmuth ergriffen und wollte kein tröstlicheres Lied gehört haben, keines, das so auf ihr Schicksal paßte; sie bat um eine Abschrift, die man ihr später nach Bremen schickte.

An ihre Freundin Marie, die von ihr Vergiftete, schrieb sie die rührendsten Trostbriefe. Nichts konnte ihr so die Freude ihres Aufenthalts in Hannover verkümmern als die Nachricht, daß sie ihre Marie noch immer leidend wisse. Sie bat sie dringend, wenn das ihren Zustand lindern könne, noch mehr Bäder zu nehmen, gern wolle sie dieselben bezahlen. — „Verzage doch nicht. — —

Dein religiöser Sinn ahnet gewiß die dunkeln Wege der Vorsehung, die doch immer unser Bestes will; und wir Kurzsichtigen, sehen wir nicht auch oft ein, daß Alles zu unserm Besten geschieht? Laß uns ihm glaubend vertrauen. Er ist unser bester Vater." Zum Schluß, nachdem sie die liebste Freundin aufgefodert, ihr bei der Rückreise entgegen zu kommen, heißt es noch: „Du bist überzeugt, ich meine es gut und was ich sage, ist aufrichtig gemeint." So konnte sie auch ihren Freundinnen nicht genug Stammbuchblätter mit frommen Versen zuschicken.

Einst als sie Kaffee tranken, kam ein Hausirer, der allerhand ausbot, auch Mäusebutter. Die Gottfried schien kaum zu wissen, was das sei, und bat dann, ihr eine Kruke zu kaufen; aber sie affectirte eine solche Angst vor dem Gift, daß sie es nicht in die Hände nahm, sondern den jungen Herrn Klein bat, es für sie einzupacken.

Im November (1823) kehrte sie nach Bremen zurück. Diesmal hatte sie in Hannover Niemand vergiftet, auch kein Verbrechen begangen. In Bremen dagegen erwarteten sie Aerger über Aerger und Bedrängnisse ihrer Gläubiger. Da wurden Schulden eingefodert, die sie durch den Accord ihres Vaters für getilgt hielt. X*** drohte, und Kassow, der schon bei der Verlobung mit Zimmermann erkannt, daß es ein leeres Versprechen der Gottfried gewesen, seine Kinder zu Erben einzusetzen, foderte ungestüm seine Vorschüsse und hätte gern auch seine Geschenke zurückgenommen. Jener Magister, welcher die Ehe mit Miltenberg zu Stande gebracht, mußte die undankbare Mühe übernehmen, für Kassow als Vermittler bei der Gottfried aufzutreten. Ihre Antwortsbriefe sind merkwürdige Belege dafür, mit welcher Gewandtheit und

Hartnäckigkeit dieses Weib ihre Ansprüche zu vertheidigen wußte, und wie sie die Federn ihrer Freunde (denn die meisten Briefe ließ sie sich concipiren) zu gebrauchen wußte, um ihre Maske fortzuführen. Nur einzelne Stellen aus diesen Schreiben können wir uns nicht entheben zu ihrer Charakteristik hier auszuziehen: „Gott wird mich jetzt stärken; auf Alles bin ich gefaßt. Mit gutem Gewissen erscheine ich, wo Sie es wünschen; die Wahrheit soll und darf der Mensch reden.“ — „Ich bin nicht reich — aber ehrlich und redlich durchs Leben gehen, ist mein Vorsatz.“ — „O wie leicht irrt man in der Beurtheilung des menschlichen Herzens!! — Wie empfindlich der Schmerz ist, von Andern verkannt zu sein, und sich bei dem besten Willen höhnisch beurtheilt zu sehen, davon hat wol Keiner mehr Ursache als ich bei Ihren mir zugesendeten Briefen.“ — „O könnten Sie in mein Herz sehen! Sie haben eine Wunde geschlagen, die nie zu heilen ist.“ — „So unedel, wie Sie mich schildern, bin ich nicht; blos unglücklich. Wer hat mehr Thränen der Verzweiflung geweint als ich — und lebe dennoch! Glück gibt es nicht auf dieser Welt voll Mängel und Trübsal. Wer aber wahrhaft glaubt, wird und soll nicht untergehen.“ — „Mit Beschämung wird gewiß mancher Verleumder bereuen, mir wehe gethan zu haben. Reue bleibt nicht aus.“ — „Eine unglückliche Ehe war mein Loos, aber Vertrauen zu dem lieben Gott ließ mich Alles ertragen.“ — „Was nutzt die Schale, wenn der Kern nicht taugt? — Dem Reinen ist Alles rein. Gott ist Zeuge meiner unglücklichen Lage. Ach Herr (Magister) welch ein schönes Gefühl nach Aeltern und Mannes Tode so zu handeln, wie ich that! — Da ich am Sonntag zum heiligen Abendmahl gehe, werden Sie die Kürze meines Briefes verzeihen, indem mein Geist mit der hei-

ligen Handlung zu sehr beschäftigt ist. So gewiß ich dieses Mahl empfange, rede ich die Wahrheit."

So vertheidigte sich die Giftmischerin, um der Abbezahlung von 500 Thaler zu entgehen! Welche Kräfte sie anwandte, um dem Verdachte des Mordes auszuweichen, mag man danach berechnen. Zum Belege ihrer Kraft in der Heuchelei, mögen jene Auszüge genügen.

Aber das Drehen und Wenden half ihr nichts. Gerichtlich hätte Kassow schwerlich die 500 Thaler einfodern können; das böse Gewissen der Schuldnerin half dem Gläubiger, und sie sah sich zur Unterzeichnung eines Schulddocuments von 500 Thalern genöthigt. Von jetzt ab war ihr Leben eine fortgesetzte Angst vor ihren Gläubigern und eine ununterbrochene Kette von Versuchen, um anderwärts Geld aufzunehmen, um die dringendsten Gläubiger zu beschwichtigen und Zeit zu gewinnen. Die Special-Geschichte dieser Geldverlegenheiten können wir füglich übergehen.

Zur Einschränkung genöthigt, verließ sie ihre elegante Wohnung in der Obernstraße und bezog wieder ihr Erbhaus. Der Lehrer Sy—t und der fromme Commissionair Mosees zogen gleichfalls zu ihr. Da wurde jeden Tag gesungen und gebetet. Aber, sagt sie: — „statt daß ich nun sollte anfangen still und fromm zu leben (!!!), that ich grade das Gegentheil. Ich fing an zu reisen, liebte geistige Getränke, lebte ungesittet, unordentlich, entwandte meinen Nebenmenschen das Ihrige, las gern Romane, tractirte, und wurde aufs Neue Mörderin!"

Im Frühjahre 1824 reiste sie abermals nach Hannover, ward freundlich im Klein'schen Hause aufgenommen, kehrte aber mit neuen Schulden, welche das vornehme Leben verursachte, nach Bremen zurück. So hatte ihr

der alte Herr Kleine 800 Thaler, angeblich zur schleunigen Abtragung dringender Schulden, vorgestreckt; aber auch das half ihr wenig.

Die einst wohlhabende Frau brauchte dringend 3 Louisd'or. Sie selbst wollte sich nicht mehr an X*** wenden. Eine langjährige Freundin der Verbrecherin, die Musiklehrerin Anna Meyerholtz, ward von ihr ersucht, bei dem gemeinsamen Freunde um die 3 Louisd'or für die Gottfried zu bitten. Umsonst, X*** wollte nichts mehr geben. Die Meierholtz lebte in dürftigen Umständen, von ihrem geringen Einkommen mußte sie noch einen blinden, achtzigjährigen Vater ernähren. Sie selbst konnte nichts geben, aber sie hatte mehre Wohlthaten früherhin von der Gottfried erfahren; sie erbot sich in ihrer Herzensgüte von den seit Jahren zusammengesparten Begräbnißkosten für den zu erwartenden Tod des alten Vaters ihr auf kurze Zeit die nöthige Summe zu leihen.

Ein schneller Gedanke durchzuckte die Mörderin, und in 24 Stunden wurde er zur That. Statt von dieser aufopfernden Liebe gerührt zu werden, beschloß sie, die hülfsbereite Freundin zu vergiften und ihres sauer ersparten Geldes sich durch Diebstahl zu bemächtigen.

Vergebens hat man sich bemüht, die Motive dieser That zu positiver Gewißheit an's Licht zu stellen. Befragt: warum sie das gethan, konnte sie unter Seufzen und Thränen nur antworten: „Ach, das mag Gott wissen!" Und doch war ein Grund vorhanden, auch außer dem Wunsch, das Geld eigenthümlich zu besitzen, was sie von der armen Freundin nur leihweise zu erhalten hatte; es war der instinctartige Reiz, der hier zum ersten Male wirkt und fürchterlich heraustritt. — Sie war im Besitz von vielem Gift und hatte so lange nicht vergiftet,

wenigstens nicht ordentlich, wirkungsreich vergiftet. Ganz hatte sie es freilich nicht lassen können, und darum versuchsweise Diesem und Jenem etwas eingegeben. Schon vor Pfingsten 1824 hatte sie einer entfernten Verwandtin, Antoinette L***g, aus irgend einer gehässigen Gesinnung, Mäusebutter auf Weißbrot gereicht. Im September desselben Jahres erhielt die sechsjährige Tochter des Lehrer Sy—t Gift, weil — die Gottfried ihre Mutter haßte! Ihr Freund, der fromme Moses, hatte ebenfalls vor Kurzem Mäusebutter erhalten, damit — die Gottfried während seines Unwohlseins seine Speisekammer bestehlen könnte.

Sie war jetzt auf die Höhe des Verbrechens gekommen, auf der wir die Zwanziger erblickt, da, wo die Sünde zur Lust, zum Bedürfniß wird. Das Vergiften hatte längst alles Schreckliche für sie verloren. Es war ihr ein Nahrungszweig geworden, und die Beschäftigung, die Arbeit und Spannung dabei ihre liebste Unterhaltung. Ihr fehlte ja schon seit lange alle und jede Thätigkeit. Wie ein Säufer, der einige Zeit sich des Trinkens enthalten hat, wenn er den Branntwein sieht, vor Verlangen zittert und ihm unterliegt, so trieb es sie schon zum Vergiften. Sie selbst sagt darüber: „Mir war gar nicht schlimm bei dem Vergiften zu Muthe. Ich konnte das Gift ohne die mindesten Gewissensbisse und mit völliger Seelenruhe geben. Es war mir, als wenn eine Stimme zu mir sagte, ich müsse es thun. Ich hatte gewissermaßen Wohlgefallen daran. Ich schlief ruhig, und alle diese ungerechten Handlungen drückten mich nicht. Man schaudert doch sonst vor dem Bösen; allein das war nicht bei mir der Fall. Ich konnte mit Lust Böses thun."

Der Grund war da: ſie wollte und mußte vergiften, ordentlich vergiften, d. h. mit Erfolg, und es bedurfte nun nur noch eines äußern Anlaſſes. Den gab die Ausſicht auf den Erwerb einiger Thaler; vielleicht auch die Furcht, daß X***'s ſchlimme Reden über die Gottfried auf die Meyerholtz einen üblen Eindruck gemacht haben könnten.

Nach ſo vielen Vergiftungsgeſchichten, aus denen wir die Verfahrungsart der Gottfried und die Wirkungen ihres Giftes kennen, mögen wir über die folgenden, was die ſich überall ähnlichen Details betrifft, kürzer fortgehen und nur die Motive näher betrachten. Die Muſiklehrerin erhielt die Mäuſebutter bei einem Beſuche bei der Gottfried, auf Zwieback geſchmiert. Schon auf der Straße befiel ſie ein ſtarker Stuhlzwang und heftiges Erbrechen. Sie ſchrie auf dem Bette, „als wenn ſie mit einem Schwert durchſchnitten würde," griff die Umſtehenden an, ſchleuderte ſie von ſich und ſtarb am 21. März 1823 furchtbar entſtellt. — Natürlich war die Gottfried die treueſte Krankenpflegerin geweſen. Als eine gemeinſchaftliche Bekannte ausrief: „Herr Jeſus, die hat gewiß Etwas eingekriegt," ſchüttelte ſie ruhig den Kopf, und tadelte die Andere, daß ſie ſich von ihrem lebhaften Gefühl hinreißen laſſe: „Möchten Sie dem alten Vater den Schmerz anthun?" Als der Arzt die Leiche öffnen wollte, kam er zu ſpät. Die Gottfried hatte, weil die Leiche platzen wolle, die ſchleunige Einſargung durchgeſetzt. Niemand hegte Verdacht. Dagegen plünderte, ungeſtört durch die Gegenwart des blinden Greiſes, des achtzigjährigen Vaters der Ermordeten, die Gottfried deren Schränke, während ſie vorgab, für den armen nun ſeiner letzten Stütze Beraubten den Haushalt zu führen.

Es war um dieſe Zeit, wo ſie Shakespeare's Hamlet

auf dem Theater sah. Als eine Freundin sehr gerührt war und weinte, sagte die Gottfried, sie solle doch denken, es wäre nur Komödie.

Nachdem sie noch eine dritte Erholungsreise im Frühjahre nach Hannover gemacht, fuhr sie in ihren Vergiftungsarbeiten fort.

Im Juli 1825 vergiftete sie, doch ohne tödtliche Folge, den schon erwähnten Lehrer Sy—t (wie schon früher dessen Kind), weil seine Frau ihr zuwider war.

Ihr lieber Miethsmann, der fromme Mosees, kränkelte schon seit Jahren an ihrem, demselben gelegentlich und, wenn sie grade daran dachte, beigebrachten Gifte. Als er im Begriffe schien, sie heirathen zu wollen, hielt sie es für an der Zeit, ihn ernstlich zu vergiften. Unter Kuß und Thränen gab sie ihm die stärkste Dosis, und er starb, vor Schmerz rasend, am 5. December 1825, nachdem sie sich versichert, daß er ihr ein bedeutendes Legat ausgesetzt hatte. Zum ersten Male schien sie beim Leichenbegängnisse dieses Opfers ihre Maske abzunehmen. Nach den Aussagen gegenwärtiger Zeugen verbarg sie nicht die kälteste Gleichgültigkeit, und zu einer neben ihr stehenden Frau sagte sie, während der Leichenrede: das sei nun die 21ste oder 22ste Leiche, die sie begraben lasse; es komme ihr grade vor, wie eine Hochzeit.

In ihrem Selbstbekenntnisse aus jener Zeit räumt sie ein, daß ihr damaliger Seelenzustand ein unbehaglicher und sie am liebsten allein gewesen sei, auch Unlust am Anziehen, an jeder Ordnung, ja auch an vielen Vergnügungen empfunden habe. Vorzüglich bedauerte sie,

daß, wenn sie sterbe, sie den Armen nichts hinterlassen könne, wie Andere thun, um ihre Sünden abzukaufen. Aber nie sei sie auf den Gedanken gekommen, sich etwas Leides anzuthun, „im Gegentheil, ich mochte gern leben. Ueberhaupt habe ich immer ein sehr zufriedenes Herz gehabt! Die kleinste Aufmerksamkeit machte mich so sehr froh."

Mosee's Vergiftung, zwar ein Capitalstück, genügte indessen nicht zum täglichen Brot. Sie übte und versuchte sich fortwährend in kleinern Vergiftungen, die schwerlich alle zur Kenntnißnahme der Richter gekommen sind. Um der unbedeutendsten Ursachen willen griff sie zu ihrer Mäusebutter. So wurde angegiftet ihre Magd, Lucie Block, auch das Kindermädchen des Lehrers Sp—t, Blandine Witzel (also schon die dritte Person in einer Familie, die Gift essen mußte, um des Hasses der Gottfried gegen die Frau willen, welche sie nicht vergiftete!), die Magd Sophie Luise Fette, in Diensten einer ihrer Mietherinnen. Schon wählte sie nicht mehr, noch verfolgte sie Einzelne, vielmehr gab sie, wenn der Zufall ihr die Personen zuführte. In ihren Geständnissen heißt es: „Zuweilen war ich Monate lang von dem Triebe frei; dann kam aber wieder eine Periode, wo ich mit dem Gedanken aufwachte: wenn Der oder Die kommen sollte, da solltest Du Etwas geben. Am häufigsten gab ich die Mäusebutter Personen, die mich allein besuchten, wo ich dann am häufigsten den Trieb fühlte."

Sie konnte oft, wenn sie einmal zum Nachdenken oder zur Beschäftigung mit sich selbst kam, sich darüber wundern, daß Alles so unentdeckt blieb. Zugleich hatte sie es aber in der teuflischen Heuchelei so weit gebracht, daß sie ihre Opfer in ihren Qualen noch necken mochte. Seit Jahren vergiftete sie fort und fort, jedoch in ge-

ringen Dosen, an ihrer Freundin Marie Heckendorf. Einst konnte sie, als von den Flecken die Rede war, welche in Folge des häufigen Giftgenusses im Gesichte entstanden, den Finger heben und im Tone warnender Liebe fragen: sie genösse doch wol nicht heimlich starke Getränke?

Mancherlei immer dringendere Geldverwickelungen zwangen sie, ihr Haus zu verkaufen. Von Anfang an schwebte ihr aber dabei vor, daß dasselbe über kurz oder lang wieder ihr als Eigenthum zufallen müsse. Deshalb hatte sie sich auch die lebenslängliche Nutznießung zweier Nebenhäuser, die zu ihrem Besten vermiethet wurden, vorbehalten, und fing ihr Lebensverhältniß mit dem Käufer, dem Radmacher Rumpf, so an, daß sie, in gewohnter Weise, durch verschiedene Vergiftungen, zu ihrem Zwecke zu kommen hoffte. Es gab hier eine Arbeit mit großem Ziel, und mit voller frischer Kraft ging sie an's Werk. Im Allgemeinen gaben ihr die Vorgänge mit Gottfried, Zimmermann und Mesce's die Grundzüge ihres Verfahrens an; die vorliegende Aufgabe foderte aber Vorarbeiten. Um einen Bräutigam zu gewinnen, der ihr auf dem Todtenbette sein Alles, oder den Theil davon verschreibe, den sie wünschte, mußte sie zuvor seine Frau und so viele Mitglieder der Familie, als nöthig waren, bei Seite schaffen. Wie dies zu bewerkstelligen, dazu fand sie in ihrer eigenen Geschichte genügende Anleitung.

Wie die Gottfried sich in das Vertrauen der Rumpf'schen Familie einzuschleichen verstanden, wissen wir aus der Einleitung zu diesem Criminalfall. Sie betrachtete sich als Mitglied der Familie; wie in ihrem Verhältniß mit Kassow, spiegelte sie den neuen braven Freunden vor, daß sie, die alle Theuren auf dieser Welt verloren, doch Jemanden haben müsse, dem sie ihr Hab und Gut hinter-

lasse, und die Rumpfschen Kinder sollten ihre Erben werden. Schon aus dem Zusammenleben mit ihnen zog sie bedeutende Vortheile, indem sie bei ihrer Absicht, den Rumpf's ihr Alles zuzuwenden, eine strenge Scheidung des Mein und Dein für überflüssig hielt.

Die Ehefrau des Rumpf starb am funfzehnten Tage ihrer Entbindung, am 22. December 1826, wie Niemand zweifelte, in Folge der Niederkunft, in der That aber vom Genuß einer Haferfuppe. Als diese zu langsam wirkte, frischte die Gottfried drei Tage vor dem Tode das Gift noch einmal auf. Es schien, als werde sie selbst an theilnehmendem Schmerze sterben. Wer hätte gegen sie Verdacht schöpfen sollen, obwol bald darauf auch, wie angegeben, Magd und Amme, von ihr, aus Muthwillen oder kleinen Nebengründen, vergiftet, alle Qualen, die Folgen des Giftes, erlitten.

Nach einigen Wochen spielte sie gegen den Witwer auf eine Wiederverheirathung an. Er wies, „von entschiedener Abneigung beseelt," den Antrag, wenn auch scherzend, doch bestimmt zurück, indem er erklärte, er werde nicht wieder heirathen, am wenigsten eine Witwe. Nun mußte auch er erkranken, und verdankte nur dem Umstande, daß er sich nicht wie die frühern Opfer, durch ihr einschmeichelndes Wesen zu Versprechungen und Vermächtnissen hinreißen ließ, die längere Fristung seines Lebens; freilich auch die langsamern Qualen.

Auch der Gottfried mochte dieser Vergiftungsproceß zu lange dauern; wenigstens gewährte er ihrer rastlosen Seele nicht Beschäftigung genug. Sie vergiftete inzwischen ihre treue Beta Cornelius, die jetzt verehelichte Schmidt, während der Abwesenheit ihres Mannes. Das Motiv waren 50 Thaler, welche Schmidt seiner Frau behufs der Kosten ihrer bevorstehenden Entbindung zurück-

gelassen hatte. Die Gottfried brauchte das Geld. Freilich sie brauchte auch ihre Beta, welche ihr, auch nach ihrer Verheirathung, noch immer die treuesten Dienste leistete. War es aber doch vielleicht ein krampfhaftes Verlangen der Verlornen, sich auch dieses letzten Trostes zu berauben, ein Kitzel der Verzweiflung, der nicht ohne Analogie dasteht. Ihre letzte Mäusebutter mußte die Wöchnerin verzehren, aber ihre gesunde Natur widerstand lange. Noch gebar sie einen Knaben; noch mußte die Todtkranke auch ihre dreijährige Tochter vor sich hinsterben sehen, indem das Kind von der vergifteten Kirschsuppe zu essen bekommen. Ein neuer Vorrath Mäusebutter, den sich die Gottfried schnell zu verschaffen gewußt, vollendete endlich die Zerstörung des kräftigen Körpers ihrer Beta. Kein Todesfall scheint sie auf gleiche Weise, wenn nicht erschüttert, doch später in der Erinnerung bewegt zu haben, als dieser und der ihres Sohnes Heinrich: „Ach ich bekenne, schrieb sie, zwei Menschen (Beta und ihren Mann) getrennt zu haben, die sehr glücklich waren, und die Beide ihr Leben für mich würden hergegeben haben."

Dieser Raubmord, durch den sie nur etwa 25 Thaler gewonnen haben will, genügte nicht, sie aus den Verlegenheiten zu reißen. Der alte Herr Kleine in Hannover drängte um die geliehenen 800 Thaler. Sie konnte nur mit Mühe einige hundert Thaler aufnehmen, um ihn einstweilen zu befriedigen. Dafür machte sie den Plan, nach Hannover zu reisen und dort den Vater Klein und „wo möglich auch seine Kinder zu vergiften", nicht um damit die Schuld zu tilgen, sondern um fürs erste von seinen Mahnungen befreit zu werden. Weiter gingen ihre Absichten selten; sie ging nicht habsüchtig auf Gewinn aus, sie wollte in der Regel nur aus einer

augenblicklich drückenden Verlegenheit gerettet sein und freien Athem schöpfen. Die Zukunft kümmerte sie wenig.

Voraus schickte sie Briefe über Briefe voller Zärtlichkeit an den lieben Vater Kleine, der ihr einziger Freund wäre, der ihr in den kleinsten Angelegenheiten seinen Rath schenken müßte, denn sie könne nichts thun, was er nicht billige. Dann trat sie mit einer vollen Kruke Mäusebutter ihre vierte und letzte Reise nach Hannover an.

Der Alte und seine Familie nahmen die Gottfried wie eine Tochter auf. Ihr ganzes Sinnen und Trachten war, ihr den Aufenthalt angenehm zu machen. Am 17. Juli präparirte sie ihm seinen Schinken zum Frühstück und am 24. gab er unter Erduldung namenloser Schmerzen seinen Geist auf. Nach der Secirung gab das ärztliche Gutachten als Ursach seines Todes die Gallenruhr an.

Am Tage darauf, am 25. erkrankte die ganze Kleinesche Familie, in Folge des Genusses einer Hafersuppe, an der der älteste Sohn, welcher gerade zum Tode seines Vaters aus Paris zurückgekehrt war, bereits einen metallischen Geschmack bemerkt hatte. Glücklicherweise mußten sich Alle so stark erbrechen, daß die Nachwirkungen des Giftes nicht erheblich waren.

Ueber den Todesfall schrieb die Gottfried nach Hause: „Wenn Sie es doch gesehen hätten, wie der Selige mich mit seinen Kindern vor sein Sterbebette kommen ließ, mich bat, bei seinen Kindern zu bleiben und Luise, die Tochter, nie zu vergessen! Wir haben uns in seiner Gegenwart ewige Freundschaft gelobt. Ich kann sagen, an ihm wol einen zweiten Vater verloren zu haben. Wen habe ich jetzt? Es ist schrecklich, mein Loos auf der Welt! Alles, was ich liebe, wird mir

genommen!" Doch von nun an genug davon; wir kennen sie aus dem schon Mitgetheilten als die vollendetste Heuchlerin.

Durch Kleine's Tod gewann sie allerdings den gewünschten Aufschub. Niemand dachte daran, den Rest von 500 Thalern, den sie ihm noch schuldete, jetzt zurückzufodern. Außerdem log sie, dem Verstorbenen 5 Louisd'or zur Aufbewahrung gegeben zu haben. Obwol dies auffiel, da man die Goldstücke nicht fand, auch nichts darüber verzeichnet, und Kleine der allersorgsamste Mann in seinen Geldangelegenheiten war, erhielt sie dieselben und es erregte nicht den geringsten Verdacht. Ferner stahl sie einem Fräulein Stockhausen einen Doppellouisd'or und der Kleine'schen Tochter Wäsche und andere Kleinigkeiten.

Dabei war sie so sicher. Jede Furcht vor Entdeckung war verschwunden; ja sie gestand, sie hätte sie, nach so vielem Erfolge, für unmöglich gehalten. Zwar besuchten sie wieder ihre Visionen; sie sah den alten Kleine an einem Nebeltage vor ihrem Kammerfenster im dichtesten Nebel stehen, und, versicherte sie im Gefängniß, „dies ist so gewiß wahr, als ob ich es eben sähe." Aber sie beschwichtigte die bösen Geister durch gute Worte. Ihre Briefe nach Hause, besonders die an Rumpf, waren voll frommer Ermahnungen, als habe sie in der Fremde keine andern Gedanken als an ihre daheimgebliebenen Bekannten und deren Leiden. „Fassen Sie nur Muth," schreibt sie wiederholt an Rumpf, „und ehren die dunkeln Wege des Schicksals, das doch immer unser Bestes will. Und thun wir nicht auch am besten, unser Schicksal in die Hand des besten Führers glaubend und trauend zu geben?"

Aus Hannover, wo man sie unter Thränen und Lie-

besversicherungen entlassen, brachte sie viele Geschenke an ihre Lieben und Hausgenossen zurück, bestahl aber sogleich Alle dafür, und trieb des Unfugs die Fülle im eignen Hause. Ja es waren so tolle Streiche darunter, die man eher einem neckischen Kobold, als einer vernünftigen Person zuschreiben sollte, daß von andern Richtern möglicherweise daraus auf eine Geistesverwirrung geschlossen werden konnte. Frisch gebacken Brot lag im Schmuz auf dem Hofe; eine neue, sorgfältig verschlossene Blechtrommel war mit Menschenkoth angefüllt und dergleichen. Aber Alles geschah nur, um sich dem Witwer Rumpf unentbehrlich zu machen.

Aber Gift wirkte doch besser, Gift und schöne Redensarten, wechselsweise gebraucht. Wenn der arme Mann sich im Erbrechen würgte, hielt Tante Gottfried ihm theilnehmend den heißen Kopf, sie wischte mit ihrem Tuche seinen Angstschweiß ab und vergoß Thränen, daß sie nicht an seiner Statt leiden könne. Und wenn er erschöpft auf seinem Lager ruhte, steckte sie ihm Briefstein und Stammbuchblätter zu, mit Gedenksprüchen erbaulichen Inhalts, wie folgender: „Schuldlos sein ist des Leidenden höchste Würde, und der Edle, welcher mit heiterm Antlitz unter das Geschick sich beugt, ist ein Anblick, über den der Himmel sich freut."

Es half ihr Alles nichts. Rumpf wollte sie weder heirathen, noch fühlte er sich gedrungen, ihr Vermächtnisse zu machen. Im Gegentheil vermehrte sich von Tag zu Tag sein geheimer Widerwille gegen die Witwe; ja sie fürchtete, er ahne mehr, als er solle. Ihr Widerwille stieg zum Ingrimm an; zugleich aber auch ihre Angst vor dem unsichtbaren Rächer, den sie jetzt in allen ungewöhnlichen Ereignissen seinen Arm nach ihr ausstrecken sah. Als Bremen am 6ten März 1827 durch

Deichbrüche und Wassernoth heimgesucht wurde, meinte sie, es geschehe ihretwegen; als ein Feuer entstand und aus dem Hause eines Malers dessen Gemälde auf die Straße geschleudert wurden, sah sie das Gemälde fliegen, um das sie denselben Maler bei der Auction ihres Vaters betrogen hatte. Bei anhaltender Dürre, bei Schlackenwetter und Stürmen sah sie sich als die Zielscheibe, und die Sonne brannte, die Orkane tobten, um sie der Welt zu verrathen. Sie erblindete ein Mal auf eine Viertelstunde; wenn sie etwas anfangen oder anrühren wollte, trat plötzliches Nasenbluten ein. Es war das Walten der unsichtbaren Dämonen. Sie floh vor ihnen, um homöopathisch sich vor ihnen zu retten, nach den Gräbern der von ihr Gemordeten. Aber so wie sie sich den Kirchhöfen näherte, schauerten Regengüsse nieder und sie mußte umkehren.

Die Dämonen hielten sie nicht von neuen Unthaten ab. Sie befand sich nur wohl, wenn sie in ihrer Thätigkeit war. Ihre Freundin Marie, die noch fortwährend an dem Gifte zehrte, hatte einen Pflegesohn, Wilhelm Suhling, einen eilfjährigen Knaben. Am 31sten Januar 1828, als Marie die Gottfried besucht, freut sich diese über den wahren Johanniskopf des Knaben, aber im selben Augenblick reicht sie ihm das vergiftete Butterbrot, und frägt bedeutungsvoll ihre Freundin: „Was meinst du, Marie, wenn du den einmal verlieren müßtest?" Der Knabe erkrankte, aber verwand die Schmerzen, und nach drei Wochen war sein erster Ausgang zur Tante Gottfried, um geliebkost und beklagt zu werden. Zugleich aber empfing er gekochte Pflaumen mit Mäusebutter, zur Auffrischung der Vergiftung. Er entkam noch glücklich mit dem Leben. — Ein junges Mädchen, welches ihr zum Geburtstag gratulirte, erhielt zum Dank Mäuse-

butter. Sie vergeudete und verspritzte das Gift wie eine Rasende, die mit ihrem Vorrath von Kraft zu Ende kommen will.

Die einzelnen Umstände ihrer letzten Giftgebung sind theils in den einleitenden Sätzen erzählt, theils, nach der Masse der Giftmischungen, die wir in ihren Details mitgetheilt, von keiner andern Bedeutung mehr, als daß sie die Entdeckung herbeiführten. Am 5ten März 1828 vergiftete sie den Speck, um Rumpf aus der Welt zu schaffen, wie sie im Verhör angab: „in der Absicht, ihr Haus wieder zu bekommen." — „Ich dachte, wenn Alles ausstürbe, würde ich die Nächste zum Hause sein." Ihre letzten Vergiftungen in diesem Schreckenshause waren doppelter Art gewesen. Einmal gab sie Rumpf besondere Portionen, dann aß er auch mit bei den allgemeinen Vergiftungen, welche sie den Hausgenossen in den gewöhnlichen Mahlzeiten bereitete.

Am 6ten März 1828, an ihrem Geburtstage, wurde die Gottfried mit Antritt ihres vier und vierzigsten Lebensjahres verhaftet, und die Laufbahn ihrer Verbrechen war mit dem 15ten wirklich erfolgten Giftmorde und mit ungefähr, denn genau ist die Zahl nicht ermittelt worden, auch 15 Vergiftungen, die keine schädliche Folge hatten, geschlossen. Außerdem belasteten sie als erwiesene Verbrechen: wiederholter Ehebruch, Meineid, Einbruch, Diebstahl, Unterschlagungen und der Versuch, ihre Leibesfrucht abzutreiben.

Wie die Verbrecherin zum Geständniß gebracht wurde, ist schon oben angeführt: wie sie mitten im Bekennen zurückhielt, widerrief und gleich darauf wieder bekennen

mußte; wie die entsetzlichste Angst sie durchschütterte, weniger vor dem Bewußtsein ihrer Sündenlast und vor der göttlichen Strafe, als vor der weltlichen Gerechtigkeit. Die Furcht war ihr angeboren Erbtheil. So kühn, so verwegen in ihren Thaten war sie nicht durch die Gewalt der Leidenschaft geworden; sie war es, weil sie sich in den Glauben eingelullt, daß ihr Treiben unentdeckt bleiben müsse. Sie fürchtete Alles, was ihr sinnlich entgegentrat, das Rauschen eines Blattes, ein wildes Pferd vor dem Wagen, die scharfe Ansprache des Richters. Sie fürchtete den äußern Schmerz der Todesstrafe mehr, als Alles, und ihr ganzes heuchlerisches Drehen und Wenden ging dahin, sich die Möglichkeit vorzuspiegeln, daß es nicht zu dem Aergsten kommen werde. Daher ihr Bemühen, mit sich selbst und den Richtern schön zu thun und sich in dem Lichte einer unfreiwillig Handelnden, einer von bösen Dämonen Verführten, unbewußt und unwiderstehlich Geleiteten darzustellen. Daher bei den gräßlichsten Bekenntnissen die große Scheu, die gebundene Zunge, wo es einen Nebenumstand bekennen galt, der die Ungeneigtheit oder Rache einer angesehenen Person oder Familie auf sie herbeiziehen könne, als möchte, wenn sie Den und Jenen nenne, oder einräume, auch ihm ein Leid zugefügt zu haben, ihre Strafe verschärft werden. Daher bekannte sie früher die Kindermorde, als die ihrer Eltern, Ehemänner — Fremden. Sie vermeinte, auf ihre Kinder ein Recht zu haben, und daß daher, wegen ihrer Ermordung, weniger als bei andern Ermordeten, dritte Personen als Rächer auftreten würden. Die Sündenlast, auch als sie schon ausgesprochen war, drückte sie nicht nieder; aber die Hoffnung hielt sie aufrecht, daß die vornehmen Herren und die Richter, gegen welche sie so demüthig war,

sie mit dem Tode verschonen möchten. Sie bat und stellte anheim, ob man sie nicht zur Abbüßung ihrer so großen Vergehen, da der liebe Gott nicht mit Wohlgefallen auf sie herabsehen könne, im Gefängniß belassen und als Strafe Magddienste in demselben ihr auftragen wolle. Die Verzögerung der Untersuchung, die lange schwebende Pein war ihr ein Trost; sie konnte vergnügt sein und zufrieden, daß es so wurde, wie einige der Herren ihr vorausgesagt, nämlich daß der Proceß sich Jahre lang hinziehen werde. Ihre einzige und fürchterliche Angst war, daß doch plötzlich die Thüre rasseln und die Henker eintreten möchten, um sie zum Richtplatz abzuholen. Ja die kluge, gebildet sein wollende Frau gab sich in dieser Angst vor der Strafe dem Pöbelwahne hin. Sie zitterte nicht, wenn in ihrer Gegenwart die Leichen der von ihr Gemordeten ausgegraben wurden, der Modergeruch war nicht zu angreifend für ihre Nerven; aber sie gab sich allen Ernstes dem Gedanken hin, daß man sie mit diesen Leichen zusammenbinden, in eines der Gräber werfen, mit kochendem Wasser überschütten und dann lebendig begraben werde! Ja, als wilde Thiere in Bremen gezeigt wurden, zitterte sie vor der Vorstellung, die zuweilen zum Glauben überging, man werde sie diesen Thieren lebendig zum Fraß und dem Publicum zur Genugthuung vorwerfen.

Ihre Schlauheit bewährte sich in dem von ihr angenommenen Vertheidigungssystem. Mochte von dem dichterisch-philosophischen Fatalitätsspuk, der in jenen Jahren im Schwunge war, etwas in die Pelzerstraße nach Bremen gedrungen sein, daß auch die Gesche, ihrer abergläubischen Mutter Kind, davon erfahren hatte? Ihr Glaube war gewiß nicht stark, es war nur ein Mittel, die härteste Anklage von sich abzuwenden, viel-

leicht auch sich selbst zu stärken. Sie wollte sich darstellen als eine Unglückliche, der finstere Mächte den Trieb von ihrer Wiege an eingeimpft. Mit Schlauheit wußte sie ein unbedeutendes Factum als Motiv zu benutzen. Sie hätte nämlich eine schlechte Amme gehabt, und ihre Mutter habe immer gesagt: „daß des verruchten Menschen Milch ihr geschadet habe." Bei der Untersuchung ergab sich indessen nicht mehr, und die Verbrecherin bekannte es selbst, als daß die Amme etwas heftiger Gemüthsart gewesen und einmal im Zuchthause gesessen habe. Es lag in diesem Vertheidigungssystem, daß sie die näher liegenden Motive ihrer einzelnen Thaten möglichst entfernte, um immer wieder auf den unwiderstehlichen Trieb zurückzukommen. So redete sie mit der äußersten Liebe, ja Zärtlichkeit von allen ihren Opfern; sie zerfloß in Thränen, wenn sie ihrer gedachte, und dichtete den theuren, werthen Personen gute Eigenschaften an, damit es immer unwahrscheinlicher werde, daß sie dieselben bei gesunden Sinnen vergiften können. Selbst ihren ersten Mann, der erweislich ein Taugenichts und ein wüster Mensch gewesen, konnte sie nicht genug wegen seiner Schonung und Liebenswürdigkeit gegen sie rühmen. Es gehörte die langwierige und strenge Untersuchung dazu, um die selbstischen Beweggründe der einzelnen Verbrechen ans Licht zu stellen, um die Heuchlerin aus der vornehmseinsollenden Schanze herauszuschlagen und wieder in die gemeine Verbrechersphäre zu treiben, in die sie gehörte. Ohne diese genauen Ermittelungen über die Motive ihrer Giftmorde und die sie begleitenden Verbrechen wäre es denkbar geworden, daß Aerzte und Richter auch ein moralisches Scheusal wie die Gottfried, eines, zu dem wir in der bekannten Ge-

schichte vergebens nach einem zweiten Exemplar uns umsehen, dem Gesetze hätten entschlüpfen lassen.

Alle ihre Reue war nur Scheinwerk, Lug und Trug vor den Menschen, vor sich selbst. Vergebens suchten ihre Richter, ihr Defensor, vergebens die Geistlichen die Saat der Erkenntniß, der Buße in ihr Herz zu streuen; es schlug nichts Wurzel, da kein Feld dafür war. Sünde und Eitelkeit hatten den fruchttragenden Boden gänzlich fortgespült. Was im Thränenwasser aufkeimte, waren Scheinblüten, um sofort zu verwelken, neue Heuchelei, um mit sich und den Machthabenden schön zu thun. Sie bat um die frommen, schönen Bücher, und hielt sie auch aufgeschlagen vor sich, wenn Jemand eintrat; es war aber sehr wahrscheinlich, daß sie nicht darin gelesen hatte. Die Eitelkeit hielt sie auch in den Kerkermauern in ihren Ketten. Es war ein schrecklicher Moment für sie, als ein Maler ihr Portrait zeichnete, sie, das eingefallene, hagere Gerippe im Friesrock. Jemand lobte beim Malen ihre Nase. „Da ist doch etwas Gutes an mir", rief sie. Als später ein zweiter Maler ein gelungeneres Bild entwarf, war sie sehr zufrieden, und äußerte, nun würde sie doch nicht wieder, wie das erste Mal, um den Spottpreis von 18 Groten in den Gassen ausgeboten werden. Sie schätzte es als die größte Humanität, daß man ihr vergönnt, statt der gewöhnlichen Gefängnißkleidung ihren seidenen Schlumper zu tragen, den sie auch, trotz Lumpen und Flicken, durch die Jahre ihrer Gefangenschaft anbehielt. Des Nachts schlief sie ohne Laken, um dieses rein des Morgens über ihr Bett zu breiten, wenn Besuche kämen.

Daß ein solches hohles Wesen die Strafe als eine nothwendige Vergeltung und Sühnung ihrer Schuld betrachten solle, war nicht zu erwarten. Das Unsicht-

bare rächte sich für die Verleugnung durch furchtbare Visionen, die die Verbrecherin gespensterhaft bei Nacht und Tage ängstigten. Sie gibt selbst darüber in ihren schriftlichen Mittheilungen die genauesten Nachrichten. So sieht sie, während der Policeicommissar bei ihr ist, als sie aus dem Fenster blickt, einen großen schönen Saal, mit einem schönen Schreibepult, einem Tisch mit Kaffeeservice; die beiden Söhne des ermordeten Kleine gehen im Saale auf und nieder, und die Schwester derselben will mit einer langen Nase auf die Verbrecherin zu. Sie ruft den Commissar herbei, der aber natürlich nichts sieht. Ein andermal sitzt der alte Kleine in einer Wolke auf dem Kirchthurm und droht ihr. Am häufigsten erblickte sie den blinden achtzigjährigen Herrn Meyerholtz, dem sie seine einzige Stütze und Ernährerin, seine Tochter geraubt (ohne die Barmherzigkeit zu üben, auch ihn zu vergiften), und den armen Küper Schmidt und sein Kind, die traurig auf einer Wiese sitzen, denn sie hat ihnen ihr Liebstes und das Einzige gemordet, was für sie Werth auf Erden hatte. Das Todtenantlitz des alten Herrn Kleine in Hannover verließ sie fast nirgend; die Söhne rannten ihr nach und der eine schleuderte sie bei den Haaren auf den Schinderkarren. Zuweilen werden diese Visionen poetisch; so ist sie einmal in der Kirche, aber als sie sich niedersetzen will, stehen alle Leute auf und gehen weg. Einmal sieht sie Zimmermann, ihren verlobten Bräutigam, in einem schönen Laden todtenblaß stehen. Als sie eintritt, reicht er ihr ein ganz schmuziges Gesangbuch mit den Worten: „Suche hierin deinen Trost, mein Gesangbuch ist verloren.“ In der Regel offenbart sich aber nichts Geistiges und Sinniges, es sind nur Larven, um sie zu erschrecken.

Diese Visionen wurden oft so arg, daß sie Nachts auf-

sprang und himmelhoch bat, daß man Wächter in ihrer Zelle lasse. Auch mußte die Frau des Gefangenwärters ihr Gardinen vor das Fenster machen, weil die Gespenster immer von außen zu ihr kämen! Die Angst nach solchen Erscheinungen bewog sie auch zu Geständnissen, gegen welche sie sich früher gesträubt. Sie hatte die scheußliche Frechheit gehabt, ihren seligen Vater zu verleumden, daß er es gewesen, der sie zum Vergiften angeleitet, er, der ihr den Auftrag gegeben, Miltenberg zu ermorden; ja er habe seinem eigenen kleinen Kinde mit den Fingern die Hirnschale eingedrückt, und der Greuel mehre. Die Geister, die ihr erschienen, zwangen sie hier, wie in andern Fällen, die Wahrheit zu bekennen. Aber auch in diesen Visionen spielte ihre Eitelkeit und Verkehrtheit mit. So erscheint ihr ihr vergifteter erster Mann, der Wüstling Miltenberg, als ein anderer Heiland, an der Hand des Dr. Dräseke, reicht ihr die Hand und spricht: „Ich will dich erretten und selig machen, und du sollst mich preisen!"

Dies die Geschichte ihrer Verbrechen, so weit sie ermittelt sind, und der wider sie geführten Untersuchung. Auch hier, wie bei der Zwanziger, mögen wir fragen: Bedarf es noch einer Charakteristik dieses Weibes? Ihr Vertheidiger hat sich durch die Lebensgeschichte der Gottfried ein großes Verdienst erworben, vielleicht auch bei Denen, um deren Dank es ihm nicht zu thun ist; er hat aus der Erscheinung der Verbrecherin alles Spukhafte entfernt und den Menschen und das Menschliche der Verbrecherin an's Licht gestellt. Aber welchen Menschen und in welcher Verzerrung das Menschliche! Gegen

ihre Vorgängerinnen gehalten, ist die Gottfried allerdings ein Spuk. Jene sind warmblütige Wesen, von großen, furchtbaren Leidenschaften getrieben; der Teufel fand Grund und Boden, um seine Saaten auszustreuen. In dieser fand er nur eine Negation. Selbstsucht und Eitelkeit haben alles Göttliche und Menschliche aufgezehrt, und in der Erscheinung sieht nichts vor uns als ein hohles Scheinbild, dem man alle Lumpen umhängen kann, weiße und schwarze. Das Diabolische ist ihr nicht angeboren; kaum mögen wir in ihrem spätern Thun ihre Thatkraft eine diabolische nennen. Nichts von Affect, nichts von Leidenschaft; kein Hohn, kein Haß, keine Rache. Nicht die kalte, selbstische Berechnung, welche grade die Nächsten und Liebsten hinopfert, um zu einem Zwecke zu kommen. Ein Einziger hat sie vielleicht gekränkt, beleidigt, ihr erster Mann; sie hat keinen Groll gegen ihn. Gift befreite ihn von einem kläglichen Dasein; eine Mörderin konnte sich der Selbsttäuschung hingeben, daß sie ihm eine Wohlthat erzeigt. Auch daran hat sie nie im Ernste gedacht. Nur und allein, um durch seinen Tod zu gewinnen, vergiftet sie ihn, wie die Andern. Sie kennt keine Bande der Liebe und des Hasses, und dieselbe Gleißnerei, die von keinem Unglück hören kann, ohne Thränen zu vergießen, die die Leidenden aufsucht, die Kranken pflegt, kann ohne die geringste Regung die fürchterlichsten Qualen ihrer Opfer ansehen, ohne Mitgefühl zu äußern, zu empfinden. Sie, die vor dem geringsten körperlichen Schmerze zittert, kann kaltblütig diese Qualen noch durch neue Giftdosen erhöhen. Und sehen wir, wie sie durch funfzehn Opfer dieses Wesen treibt, wie alle ihre Gifttränke den beabsichtigten Erfolg haben, und sie doch vor der Welt dasteht als eine tugendhafte Frau, als ein liebliches, gefeiertes We-

sen, als eine christliche Dulderin, so möchte allerdings ein früheres Zeitalter an einen seelenlosen Kobold, an ein Dunstbild denken, das ein boshafter Zauberer in's Leben setzte, mit der Kraft, Alles zu scheinen und ohne alles Sein. Aber sie ist kein Werkzeug einer dämonischen Macht; sie ist eine kalte Speculantin im Dienste ihres Egoismus. Alles an ihr ist Berechnung. Das Dämonische liegt nur darin, wie alle ihre mit dem äußersten Leichtsinn unternommene Handlungen glücken, ohne entdeckt zu werden; wie sie Leichenberge um sich häufen kann, und kein Auge sieht durch die Nacht; mit den allergewöhnlichsten Verstellungskünsten täuschte sie den Argwohn der Kläger und der Menge. Und nun, als die erste Entdeckung erfolgt, ist damit Alles entdeckt. Sie hat nicht mehr die Kraft, die Lügen zu fassen, und die ganze Lügenerscheinung sinkt wie ein Dunstbild zusammen, das eben nur durch die Einbildungskraft und Täuschung den Andern groß war und furchtbar.

Aber eben wie bei der Zwanziger läßt sich der Trieb zum Vergiften nicht wegleugnen. Nur war er so wenig, als bei jener, ein ursprünglicher, angeborener. Erst im Verlauf ihrer Sündenbahn erwuchs er, und wurde stark, bis er sie überwältigte. Sie ist Schuld daran; nicht finstere Mächte, böse Dämonen, sie selbst impfte sich ihn ein. Sie kommt dafür und für seine Wirkungen auf; auch wenn er sie später in einer Art fortriß und zu Thaten bewog, daß wir bei uns sprechen müssen, es ist unmöglich, daß sie das bei gesunder Vernunft that. Der Durst, der Kitzel, Befriedigung suchend, schweiften in's Gebiet des Unbegreiflichen; aber es ist uns sehr begreiflich gemacht, wie dieser Durst und Kitzel entstanden sind. Wie die Zwanziger im Gefängniß vor Freude zitterte, als man ihr nach Monaten wieder Arsenik

zeigte, so fühlte sich die Gottfried unruhig und ängstlich, wenn sie eine Weile keinen Arsenikvorrath besaß. Ihr ward erst wieder wohl, wenn die Kruke Mäusebutter in ihrem Schranke stand. Sie nahm ihre letzte Kruke mit in den Kerker! Aber diese Egoistin verschwendete nicht die köstliche Gabe, wie es die Zwanziger that, zu spielerischen Zwecken; es war fast bei allen ihren Gaben eine bestimmte Absicht da. Selten geschah es aus zornigen oder rachesüchtigen Gefühlen. Nur zuletzt, als nach so vielem Glück und Greuel doch kein sichtliches zu ergreifendes Resultat für sie da war, als Sorge und Noth ihr drohten, als sie einsam dastand, von furchtbaren Gespenstern geneckt und umgeben, da schweifte auch ihr Sinn in der Irre umher, und wie eine Trunkene oder am Leben Verzweifelnde vergiftete sie darauf los, wen und wie es traf, nur um Beschäftigung zu haben und in der Beschäftigung Vergessenheit ihrer selbst zu finden.

Am 17ten September 1830, im dritten Jahre ihrer Verhaftung und der Berge von Acten aufthürmenden Untersuchung, erfolgte die Verurtheilung der Gottfried durch das bremer Obergericht zum Tode mittelst des Schwertes.

Ihre Gesundheit, geschwächt durch die stete Furcht vor einem plötzlichen, gewaltsamen Tode, hatte sich in der letzten Zeit wieder erholt. Völlig unvorbereitet ward sie früh am 18ten September zur Publication abgeholt. Aber bei'm Eintreten fiel ihr falkenartig umherspähendes Auge auf ein Gefäß, dessen Inhalt sie sogleich richtig errieth. Es war Essig zum augenblicklichen Schutze gegen eine

Ohnmacht. Sie wußte nun, ehe ein Wort gesprochen wurde, was ihr bevorstand. Sie bekam, nach ihrem Bekenntniß, keinen wirklichen Schreck, aber ein heftiges Beben und innerlichen Frost. Sie erklärte: daß sie dieses Urtheil und noch weit mehr verdient habe, weshalb sie es mit Dank annehme.

Dennoch appellirte sie, und bemühte sich in Briefen und Gesprächen, ihren Defensor von ihrer guten Gesinnung zu überzeugen; das heißt, sie wünschte alle ihre Missethaten in's schönste Licht gesetzt zu sehen und den Beweis ihrer Unzurechnungsfähigkeit weiter geführt. Aber dieser bemerkt, daß ihr Schmerz nach wie vor selbstischer Natur geblieben. Es zeigte sich keine Spur von einem Gefühle geistiger Hülfsbedürftigkeit. Im Gegentheil bemerkte er eine gewisse Sattheit und Selbstzufriedenheit, die in frömmelnden Redensarten ihre Blößen verbarg.

Das Gericht besorgte einen Selbstmord, und deshalb ward sie von nun an unter steter Bewachung von 5 Frauen, die sich abwechselten, gehalten. Gegen diese Frauen sprach sie sich ungezwungener, charakteristischer aus, als gegen Geistliche, Richter und Defensor. Vergebens hatte sie um Befreiung von dieser Bewachung gebeten; sie schloß daraus auf ihr nahe bevorstehendes Loos. Dem Tode auf dem Schaffot zuvor zu kommen, versuchte sie sich durch Hunger selbst um's Leben zu bringen. Alle dagegen angewandten Mittel schlugen fehl; auch stellte ihr Doctor Dräseke vergebens vor, daß sich dieser Vorsatz nicht mit ihrer vorgegebenen Religiosität vereinen lasse. Die Natur half selbst. Wenn der Hunger auf's Höchste gestiegen war, verlangte sie doch noch etwas Bouillon und Apfelmus. Nur die letzten acht Tage genoß sie gar nichts.

Die fünf Frauen sagen einstimmig: in der letzten Zeit sei die Gottfried sichtlich immer schlechter geworden, immer „gallichter", „häßlicher", „unartiger". Sie las auch nicht mehr zum Scheine in den Erbauungsbüchern. Sie betete nie und klagte nie über ihre Sünden. Die heuchlerisch-demüthige Creatur ward jetzt, da sie sah, daß alle ihre Verstellung ihr nichts half, frech und bitter gegen die Beamten und Richter. Die Bewachung habe ihr ein Gallenfieber zugezogen; es fehle nur, daß man sie auch noch fessele! Es sei unausstehlich, wie viele Besuche man zu ihr lasse u. s. w. Nur noch gegen die fünf Frauen heuchelte sie. Denn sie gab jeder einzelnen den Vorzug vor den andern, und schmähte auf die Abwesenden.

Sie hoffte auf's Bestimmteste, noch vor ihrer Hinrichtung aus Schwäche zu sterben, und verordnete für diesen Fall, daß man ihr den Mund zubinde, damit er nicht so häßlich offen stehe. Dann möchte man ihr den Todesschweiß abwischen und sie mit einem Bettlaken „bedrehen", daß sie nicht zum Schauspiel würde, wenn man sie die Treppe heruntertrage. Trotz dieser Todesgedanken und Vorbereitungen hatte sie das feinste Ohr für Alles, was im Gefängniß vorfiel; sie horchte durch die Mauern, kannte die Gefangensprache und interessirte sich auf's Lebhafteste für die männlichen Gefangenen, und hätte gern die Kupplerin gespielt für ihre Liebschaften; denn auch diese werden in den Kerkermauern gepflogen.

Sie, die so oft das heilige Abendmahl früher verlangt hatte, wich jetzt, indem sie Krankheit vorschützte, der Ertheilung desselben aus, und Doctor Dräseke mußte mehre Male unverrichteter Sache fortgehen. Uebrigens betrachtete sie es in dem Gespräche mit ihren Wächterinnen als

eine äußere Ehrenbezeigung. Sie habe dem Geistlichen gesagt: sie sei das verlorene Schaf, das sich verirrt habe, worüber sich derselbe sehr gefreut habe. Er habe ihr den Tod so leicht gemacht, daß sie sich jetzt ordentlich danach sehne. Der Heiland, habe er ihr gesagt, ginge mit einem Lichte hinter ihr her, und suche und bewache sie. Hinter ihrem Bette stünde er, daß sie nicht wieder zu Schaden käme. Ihre Thaten drückten sie nicht, denn durch die Werke würde Niemand gerecht, wenn es Gottes-Gnade nicht thäte. Wer ihr Etwas zu Gefallen thäte, das würde Gott lohnen u. s. w. In diesem Stolze, mit solchen einstudirten Phrasen prunkte sie gegen Alle, die sie besuchten.

Ein besonderes letztes Interesse erregte für sie die Gefangensetzung einer andern Frau, die des Giftmordes an ihrem Gatten beschuldigt war. Sie versuchte durch die Wände den Antworten bei deren erstem Verhöre zuzuhören, und äußerte dann: „Die teufelt sich davon los. Wenn ich so hätte sprechen können, so wäre ich auch freigekommen."

Am 14. April 1831 wurde ihr das unterm 6. April ergangene Urtheil des Oberappellationsgerichts der vier freien Städte Deutschlands zu Lübeck, welches das bremer Urtheil lediglich bestätigte, publicirt. Keine sonderliche Bewegung ward an ihr sichtbar; doch ließ sie es sich wiederholen, worauf sie viele Thränen vergoß, und erklärte: ihr Leben sei das Wenigste, was sie für so viele Verbrechen geben könne.

Fest und entschieden erklärte sie, als ihr Defensor sie darauf aufmerksam machte, daß sie um Begnadigung beim Senate einkommen dürfe und er gern erbötig sei, ihr Gesuch aufzusetzen, daß sie nicht um Begnadigung bitten wolle; sie gebe gern ihr Leben hin.

Noch war ihr Vertrauen darauf gerichtet, aus Schwäche vor der Hinrichtung zu sterben. Zusammengekauert lag sie im Bette, stumpfsinnig das Unvermeidliche erwartend. Vom Lesen und Beten mochte sie nichts hören; sie sei zu schwach dazu, und kurz erklärte sie Allen, die sie befragten: Gottes Barmherzigkeit sei größer als alle Sünden, und Niemand könne mehr thun, als sein Leben hingeben, noch dazu, wenn er es gern thue.

Als die Hoffnung, an Schwäche zu sterben, fehlschlug, beschäftigte sie sich nur mit den Aeußerlichkeiten der Hinrichtung. Zwar nahm sie nun endlich nach vielem Aufschub das Abendmahl, doch ohne inneres Verlangen, nur durch äußere Rücksichten genöthigt. Ihre Toilette war ihr viel wichtiger. Als man ihr im Gefängniß einige Tage vorher zum ersten Male einen Spiegel gebracht, erschrak sie heftig, wie sie jetzt aussehe und wie sie gealtert. Sie wollte nicht wieder hineinsehen. Sie lieh sich eine Haube von der Gefangenwärterin, und da sie ihr nicht weiß genug war, bat sie dieselbe, sie vorher in ihrem Garten noch etwas zu bleichen.

Am 19. April erfuhr sie, daß sie am nächsten Morgen hingerichtet werde. Sie erkundigte sich genau nach dem Ort und der Stunde, und versicherte, sie habe Alles gestanden, und keinen mehr vergiftet, als die auf der Liste ständen; ihr Herz sei ganz rein! Ueberhaupt kamen nur selbstgefällige Aeußerungen über ihre Lippen. Ein flüchtiger Scherz mit dem Gefangenknecht, ein Gelüst nach Johannisbeeren und Apfelsinen.

Das gleißende Gewand äußerer Leutseligkeit entfiel ihr mehr und mehr, je näher die Todesstunde kam. Sie ward einsylbig, antwortete kaum. Die Frauen versichern, sie sei bis zur Hinrichtung noch immer „muckischer," „giftiger," „gallichter" geworden. Noch bis zur letzten

Stunde gab sie die Hoffnung nicht auf, daß sie an dem Gallenerbrechen, welches ihre Schwäche erhöhte, sterben möchte. Morgens um 5 Uhr erschien der Geistliche und fand sie noch schlafend. Als man sie endlich weckte, war sie nichts weniger als erfreut über den Besuch, foderte Wein zum Trinken und Einreiben, Kaffee und andere Kleinigkeiten, ohne daß ihr Sinn sich besonders mit dem Prediger beschäftigte.

Eine neue Angst stieg in ihr auf vor dem offenen Wagen, in dem sie transportirt werden sollte. Sie fürchtete den Excessen des Pöbels ausgesetzt zu sein. Man beruhigte sie, indem ein Policeidiener neben ihr sitzen werde. Ihr Anzug beschäftigte sie fast allein in der letzten Stunde. Aus ähnlichem Grunde ließ sie den Geistlichen, der einen zweiten Besuch machen wollte, nicht vor. Sie zog sich selbst an, und ließ sorgsam den Kragen der Jacke abschneiden, damit Platz zum Schwertstreich werde. Die neuen Schuhe von grober Arbeit, die man ihr hinstellte, wehrte sie mit Abscheu von sich und gab sich erst zufrieden, als eine Frau ihr ein Paar leichte Zeugschuhe brachte; aber die schwarzen Strümpfe, die ihr geliefert wurden, zog sie über ihre alten grauen, um ihre Waden dadurch mehr hervorzuheben.

Noch kam ein furchtbarer Moment für das eitle Weib. Man wußte, wie sie sich gegen das übliche Todtenkleid sträuben würde, ein weites, weißes Gewand mit schwarzer Einfassung und gleichen Bändern und Schleifen. Um deshalb ward es erst herbeigebracht, als die Gottfried schon aufrecht stand, unterfaßt von zwei Dienern der Gerechtigkeit. Ihre Augen verdrehten sich auf furchtbare Weise, als sie das Kleid zu Gesicht bekam, und sie seufzte ein tiefes Ach, als man es ihr über den Kopf warf, faßte sich aber doch und zupfte es zurecht.

Schnell und ohne Rührung nahm sie Abschied von den Frauen, als aber Dräseke den Augenblick wahrnahm und plötzlich an sie trat, wandte sie sich mit den Worten um: „Ihnen will ich nicht Adieu sagen.“ — „Und mir willst Du nicht Adieu sagen?“ sprach der Geistliche. Sie antwortete rasch: „Na, dann will ich Ihnen auf ewig Adieu sagen.“ — „Nein, nicht auf ewig,“ erwiederte Dräseke tief bewegt, sprach noch einige Worte der Ermahnung und weinte bitterlich. Jetzt stürzten auch ihr Thränen hervor, um das Nichts in ihr zu verbergen; sie hielt ihr weißes Tuch vors Gesicht und wankte die Treppe hinunter.

In äußerer, vollkommener Haltung saß sie während des ganzen Weges zur Richtstatt auf dem Leiterwagen, den sie ohne große Unterstützung bestiegen. Ihre Hände hatte sie schon beim Anfang von dem Stricke, der scheinbar darum geschlungen worden, befreit, und hielt während der ganzen Fahrt krampfhaft die Hand des neben ihr sitzenden Policeidieners.

Im Angesicht des Marktplatzes war das Schaffot aufgeschlagen, 11 Fuß hoch, schwarz behangen. Ihm gegenüber, 6 Fuß hoch, stand die ebenfalls schwarze Tribune zur Hegung des hochnothpeinlichen Halsgerichts. Auf jene hinaufgehoben, hörte sie, dem Gerichte gegenüber, mit sichtbarer Angst, doch ohne Thränen, die Vorlesung des Todesurtheils. Nachdem von dem Senator der Stab über ihrem Haupte gebrochen war, und sie dem Scharfrichter übergeben worden, reichte sie dem Gerichte zum Abschied ihre Hand, nahm einen guten Trunk Weins, und wankte dem Schaffotte zu. Zierlich faßte sie beim Aufsteigen auf die Treppe das Gewand. Als sie oben den für sie bestimmten Lehnstuhl sah, stierte, so wird uns von ihrem Defensor berichtet: „ihr Blick wild um-

her, ein satanisches Leben, ein Feuer der Hölle blitzte wie stachelnd aus dem sonst erloschenen Augapfel hervor." Da der zur Aufrechthaltung des Kopfes bestimmte Riemen nicht passen wollte, vergingen noch einige Minuten. Die Knechte stießen den kraftlos übersinkenden Kopf wiederholt durch Stöße unter das Kinn empor, bis ein kräftiger Hieb das Haupt vom Körper trennte.

Die vorige Stille verwandelte sich in ein lautes Rufen der zahllos Versammelten. Der Scharfrichter nahm das weiße Tuch, welches die Gerichtete auf ihrem Schooße liegen hatte, und wischte damit das Blut vom Schwerte.

Bei der Section des Leichnams — er ward auf dem Schinderkarren fortgefahren — ergab sich eine vollkommen regelmäßige Structur aller edlen Körpertheile und zugleich die völlige Gesundheit der Verbrecherin. Ihre Schwäche war nur Folge des versuchten Hungertodes. Nur durch das unerhört gewaltsame Schnüren waren die Brustknochen emporgetrieben.

Auf dem Museum in Bremen wird der Kopf der Gottfried in Spiritus, ihr Skelett in einem Schranke aufbewahrt.

Der Wirthschaftsschreiber Tarnow.

1795.

Auf dem von Brünneck'schen Gute Belschwitz in Ostpreußen waren im Frühling des Jahres 1795 zwei neue Wirthschaftsbeamte und eine neue Schaffnerin angezogen. Der Schreiber Paul Tarnow, der Amtmann Truchs, und die Schaffnerin Elisabeth Dämel, Letztere die Witwe eines Unteroffiziers. Die Gutsherrschaft, der Generallieutenant von Brünneck und seine Gattin, waren nur dann und wann gegenwärtig, und in ihrer Abwesenheit scheint es in der Wirthschaft roh und wüst hergegangen zu sein. Die despotischen Launen des Amtmanns, in jener Zeit und auf dem Lande, im entfernten Preußen, wenig von den Gesetzen und der Bildung controlirt, mochten die Hauptschuld davon tragen. Truchs war ein heftiger Mann, der leicht in Wuth gerieth, und seine Untergebenen zitterten vor ihm.

Am 15. December desselben Jahres fand man Morgens den Amtmann Truchs in seiner Schlafstube erhenkt. Der Wirthschaftsschreiber Tarnow zeigte die Thatsache sofort dem Justitiarius über Belschwitz in Riesenburg an, und derselbe fand, nachdem er sich auf der Stelle nach Belschwitz begeben, unzweifelhafte Spuren, daß hier kein Selbstmord, sondern eine Ermordung stattgefunden habe.

Aus der Vernehmung sämmtlicher Hausgenossen ergab sich Folgendes: Sie hatten am Morgen die Stubenthür des Amtmanns verschlossen gefunden. Als sie dieselbe mit dem unten an der Erde liegenden Schlüssel geöffnet, fanden sie das Bette des Amtmanns leer und voll Blut; der Truchs selbst aber war in der Nebenkammer, an dem Handgriff der Stubenthür aufgehenkt, das heißt, er lag dort, halb sitzend, mit einem über die Thür geschlungenen Stricke um den Hals, dessen anderes Ende an der Thürklinke befestigt war. Pfarrer und Schulze hatten ihn losgebunden, aber kein Leben mehr in ihm gefunden.

Die Vernehmung des einen Hausgenossen, des Jäger Klein, brachte es aber nicht allein auf die Spur, sondern auf die völlige Gewißheit über That und Thäter. Klein schlief in derselben Stube mit dem Schreiber Tarnow. Morgens um 3 Uhr, sagte Klein aus, habe ihn der Tarnow geweckt und ihm mitgetheilt: er, Tarnow habe den Amtmann erschlagen, und zwar mit einem Eisen, und ihn dann mit einem Strick um den Hals in die Kammer geschleppt und dort an der Thür aufgehenkt. Zugleich aber habe er ihn gebeten, es zu verschweigen und ihm zu helfen, seine Kleider vom Blute zu reinigen. Er, Klein, habe das Erstere versprochen und ihm auch beim Waschen geholfen. Aber Blutflecken würde man doch noch finden.

Als man Tarnow's Kleider durchsuchte, fanden sich wirklich diese Blutflecke. Er ward verhaftet und gestand schon beim Generalverhör die Ermordung in allen Hauptsachen ein. Nur die Motive der That, die Umstände, unter denen er sie ausführte und die Frage über seine Straffälligkeit sind von Interesse, und erheben diesen Criminalfall zu einer solchen Wichtigkeit, daß Klein densel-

ben in seine Annalen aufnahm, und die verschiedenen Sprüche und Gutachten mehrer Gerichte darüber mittheilt.

Die Einzelheiten des ärztlichen Befundes können hier von keinem Interesse mehr sein, da die Richter, nach Verlauf vieler Monate, nicht weiter als auf das damalige Gutachten der Obducenten zurückgehen konnten. Eine Revision der Obduction wie in den Fonk'schen und Lafarge'schen Processen war entweder nicht thunlich, oder wurde, um einer wissenschaftlichen Frage willen, nicht für erheblich erachtet. Dieses Gutachten ging dahin: Der Tod des Truchs sei auf doppelte Weise erfolgt: einmal wäre durch die Schläge am Kopf eine heftige Gehirnerschütterung bewirkt; durch die sogleich darauf erfolgende Zuschnürung des Halses sei die durch jene Erschütterung vielleicht schon bewirkte Anhäufung und Stockung des Blutes in den Gefäßen des Kopfes noch vermehrt, die dadurch gehemmten Lebenskräfte erstickt und so Apoplexie und Tod verursacht worden. Die am Kopf befindlichen Wunden seien an sich nicht absolut tödtlich gewesen; indessen komme es auf die anderweitige Tödtlichkeit derselben in diesem Falle wol nicht an, da die sogleich nach den beigebrachten Wunden verübte Strangulation als hinlängliche Ursach des Todes angesehen werden könne.

Paul Tarnow, zur Zeit seiner Verhaftung 33 Jahre alt, gab über seine That und Beweggründe Folgendes an, welches bis zu einem näher zu bestimmenden Punkte sich, nach allen anderweitigen Ermittelungen, als richtig erwies.

Sein früheres Leben ist ohne Bedeutung und Bezüge auf die vorliegende That. Sohn eines Pachters auf einem adeligen Gut in Pommern, hatte er sich schon früh der Landwirthschaft gewidmet, und als Wirthschaftsschrei-

ber und Administrator bei mehren Herren conditionirt. Einige waren mit ihm zufrieden, andere unzufrieden. Er war im Ganzen von stiller Gemüthsart und ruhigem Wesen, das viel erdulden mag, was aber nicht einzelne Züge einer furchtbaren Rohheit ausschloß.

Er war schon einige Tage in Belschwitz, als die Generalin von Brünneck den neuen Amtmann Truchs dort einführte. Schon an diesem Tage brach der Unfriede zwischen Beiden aus, indem der Amtmann dem Schreiber die Unschicklichkeit verwies, die Generalin beim Eintritt auf dem Arm geküßt zu haben. Von da ab aber, behauptet er, habe ihm der Truchs keinen einzigen Tag Ruhe gelassen, ihm beständig die bittersten Vorwürfe gemacht und ihn auf alle mögliche Weise zu kränken gesucht und insultirt. Truchs war, wie alle Zeugen bekunden, ein so ungestümer, heftiger und hitziger Mann, vom unbeständigsten Charakter, daß er um Geringfügiges oft wüthete und schäumte, und sich handgreifliche Züchtigungen in einer Art erlaubte, die jedes reizbare Gemüth aufbringen konnten. In seiner Wuth kannte er keine Grenzen. Einst ließ er einen Maurer, von dem er sich beleidigt glaubte, binden und so hart schlagen, daß er ein Vierteljahr das Bett hüten mußte. Solcher unmenschlichen Handlungen rühmte er sich mit Vergnügen und lautem Lachen. Tarnow wagte nie den erlittenen Kränkungen sich entgegenzusetzen, und ertrug mit Gelassenheit, vielleicht mehr noch mit Furcht die Ungebühr. Oft waren es nur die Launen des jähzornigen Mannes, nicht selten aber mochte der Schreiber durch seine Saumseligkeit oder sein Ungeschick die Zurechtweisungen und Thätlichkeiten verschuldet haben.

Bald kam noch ein anderer Grund des Zwistes. Truchs hatte die Dämel als Ausgeberin mitgebracht, mit

der er, wie die Folge zeigt, auf einem vertrauten Fuße lebte. Wahrscheinlich war es von ihrer Seite nur Furcht vor dem wüthenden Amtmann, was sie zur Nachgiebigkeit bewog. Im Juli klagte sie dem Tarnow, mit thränenden Augen, daß der Truchs ihr mit Schlägen drohe, wenn sie ihm nicht willig sei. Sie bat ihn dabei, des Abends nicht eher die Stube des Amtmanns zu verlassen, bis auch sie gegangen sei; sonst müsse sie noch allein bei ihm bleiben. Aus dieser Vertraulichkeit entstand bald nachher zwischen dem Schreiber und der Schaffnerin eine wirkliche Zuneigung. Dem Amtmann entging es nicht. Tarnow erklärte ihm auch geradezu, daß er Willens sei, die Dämel zu heirathen, sobald er nur eine bessere Versorgung erhalte. Truchs schien anfangs damit zufrieden und versprach sein Fürwort bei der Herrschaft abzugeben; er nannte beide Brautleute und foderte sie auf, sich zu küssen. Bald aber scheint die Eifersucht in ihm erwacht, er tobte, stieß, mishandelte bei Gelegenheit den Tarnow, und rieth ihm darauf mit freundlichem Ernste von der Heirath ab, weil die Dämel kein Vermögen und keine Erziehung habe. Dennoch machte er Beiden späterhin wieder Verheißungen, ohne doch in Wirklichkeit etwas für sie zu thun.

Von jetzt an quälte auch den Tarnow die Eifersucht. Seine Stube stieß an die der Dämel. Ende Octobers öffnete er die Thüre leise, und sah den Amtmann durch die Stube der Dämel in deren Schlafkammer gehen. Er legte sich aufs Horchen und hörte die Pantoffeln des Amtmanns von den Füßen fallen. Nach einer Weile sah er ihn zurückkommen und bemerkte, daß er keine Beinkleider anhatte. Am Morgen drauf, als die Dämel in der Stube beim Amtmann frühstückte, schlich er in deren Schlafkammer und fand hier die für ihn untrüg-

lichen Zeichen ihrer Untreue. Tarnow bewährte seine ruhige Natur. Kaltblütig schnitt er sich ein Beweisstück aus dem Bette aus und hielt es unter Vorwürfen der Dámel vor die Augen. Diese gestand ihm auch, der Amtmann habe Böses gewollt, sie habe sich aber standhaft geweigert. Der Amtmann, dem er darauf „das Unschickliche seines Betragens vorhielt," versprach ihm auch unter einer schweren Betheuerung nie wieder in die Kammer der Schaffnerin gehen zu wollen.

Der Friede in dieser Beziehung schien völlig wieder hergestellt und der Bräutigam befriedigt, indem sie verabredet, daß von jetzt an alle Drei zu gleicher Zeit zu Bette gehen sollten. Man verriegelte die Thür, welche aus Tarnow's Stube in die der Dámel führte, entweder um auch ihn von Versuchungen oder vorm Lauschen zu bewahren, und der Jäger Klein schlief von nun an bei ihm. Die Dámel aber sollte sich immer in ihrer Kammer verschließen.

Der Friede dauerte nicht lange. Zwar hatte der Amtmann den Brautleuten eine Versicherungsschrift ausgestellt, daß sie sich heirathen und er für Brot für sie sorgen wolle, nach vierzehn Tagen foderte er sie aber wieder zurück und zerriß sie. Als der Schreiber Anfang Decembers von den Vorwerken zurückkam, fand er seine Braut wie leichenfarben. Sie wandte beim Auftragen des Essens das Gesicht ab, damit er ihre verweinten Augen nicht sähe. Er reichte ihr die Hand, sie zog die ihre zurück. Er folgte ihr in die Küche, aber Truchs kam dazwischen, und endlich erklärte ihm dieser, er müsse ihm nur sagen, daß er, Truchs, der Dámel gut sei, sie heirathen wolle, und sie seine Braut sei. — Tarnow erklärte dagegen: wenn die Dámel ihm untreu werden wolle, so habe er nichts dagegen, und gratulire ihm, als ob

er eine Baroneſſe zur Frau bekomme, nur ſei es unrecht, daß er ihm das nicht längſt geſagt habe. Der Amtmann unterhielt ihn dafür mit ſeinen ſchmuzigen Vertraulichkeiten mit der ehemaligen Braut des nun offen Duvirten.

Endlich am 13. December Abends gelang es ihm zum erſten Male, mit der Dämel allein zu ſprechen. Da erklärte ſie ihm: ſie dürfe nicht mit ihm reden, wenn ſie Ruhe haben wolle. Sie würde aber auch den Amtmann nicht heirathen. Und ſollte er ſie mit ihm, Tarnow, auseinander bringen, dann würde ſie, wenn ihr Dienſtjahr um wäre, aus dem Hauſe ziehen.

Am folgenden Tage, am 14. December, mußte Tarnow aufs Neue, um geringfügiger Verſehen halber, die ganze Wuth des Amtmanns aushalten. Er drohte ihm, ihn binnen acht Tagen aus dem Hauſe zu ſtoßen, ihn unglücklich zu machen: „Herr, ich ſchwöre Ihnen zu Gott, ich halte Ihnen Wort, ich will Sie verfolgen, Sie mögen auch ſein, wo Sie wollen.“ Tarnow ging auf den Hof und beſorgte ſeine Geſchäfte; als er zurückkehrte, tobte aber der Amtmann fort. Tarnow ſtellte ſich ſtill an den Ofen, nur den Gedanken nachgehend, wie er recht bald aus dieſer drückenden Condition kommen könne. Endlich ging er in ſeine Stube, ohne ein Wort auf die tobende Wuth des Amtmanns erwidert zu haben. Hier will er eine ganze Weile mit der unangezündeten Pfeife im Munde umhergegangen ſein, ja er habe noch Taback nachſtopfen wollen, da er die Pfeife für brennend gehalten. So ſei er in Gedanken verſunken geweſen, von denen er ſich doch nichts entſinne. Am wenigſten ſei ihm ein Vorſatz aufgeſtiegen, ſich an dem Truchs zu rächen. Als er darauf zum zweiten Male in die Stube des Amtmanns zurückgekehrt und ſich an den Ofen geſtellt habe,

sei Jenes Wuth nicht allein nicht verraucht gewesen, sondern habe von Neuem aufgelodert. Truchs drohte ihm, wie er nirgend fortkommen solle, denn die Hand der Herrschaft reiche sehr weit: „Herr, so lange Sie leben und Sie einen warmen Blutstropfen haben, so sollen Sie an mich denken," rief er, und stieß ihm mit der geballten Faust in das linke Auge mit solcher Heftigkeit, daß der Hintertheil seines Kopfes gegen den Ofen fiel. Da, sagt Tarnow, sei ihm zu Muthe gewesen, „als ob sich der Brägen gleich einem Uhrrade geschwind herumdrehe." Dann sei es ihm kalt durchs Genick in die Schultern gelaufen, daß er geglaubt, der geschmolzene Schnee fiele ihm durch die Decke auf die Schultern. Dann versetzte er ihm noch einen heftigen Stoß auf die Brust, wobei der Schreiber eine schmerzhafte äußere und innere Hitze empfunden haben will. Er fühlte die Brust so stark aufgetrieben, daß er Rock und Weste aufknöpfen mußte, um sich Luft zu verschaffen.

Als nun das Abendessen aufgetragen wurde, äußerte der Amtmann: „man muß doch endlich einmal stille sein," und setzte sich mit gutem Appetit an den Tisch. Tarnow will nur wenig gegessen haben. Er freute sich, daß der Amtmann mit ihm verabredete, am morgenden Tage nach Rosenberg zum Jahrmarkt zu fahren, weil er dort vielleicht den Geheimenrath von Auerswald finden dürfte, der eine Condition auf seinem Gute Banditten offen hatte. Truchs zog sich nach dem Abendessen ruhig aus und äußerte dabei: „Wenn Euch allen so schläfert wie mich, so geht schlafen!"

Etwa um 9 Uhr lag der Schreiber in seinem Bette. Sein Schlafgenoß, der Jäger Klein, welcher nach ihm kam, mußte sich im Finstern ausziehen, da Tarnow von

ungefähr das Licht ausgeputzt hatte. Klein erzählte ihm dabei, daß der Amtmann schon zu Bett gegangen und sein Licht ausgelöscht habe.

Tarnow lag in großer Hitze im Bette, und konnte nicht schlafen. In der Nebenstube der Dämel, zu der die Thür vernagelt war, hörte er die Dienstmagd Christine Labuhn buttern. Sie ging einige Mal aus der Stube und kam wieder. Dann flüsterte sie ihm durch die feste Thüre zu:

„Herr Tarnow, schlafen Sie?"

Der Schreiber antwortete: „Wie so?"

Die Magd flüsterte weiter: „Wenn Sie sich nur ein Geschäft machen könnten und herauskommen, da würden Sie was belauern, oder verstören. — Die Dämel ging, gleich nachdem der Jäger schlafen gegangen, in des Amtmanns Stube. Ich war jetzt draußen und beim Amtmann ist noch Alles finster."

„Ei laß sein, meine Tochter, was ist daran gelegen?" — antwortete Tarnow.

Die Labuhn fuhr darauf ruhig fort zu buttern. Klein hatte Alles mit angehört. Zu diesem wandte sich jetzt der unglückliche Bräutigam:

„Seh Er, Jäger, nur, was das für eine Hundezucht ist. Der Amtmann hat mir so heilig versprochen, und zugeschworen hat er's, daß er, ich und die Dämel zugleich zu Bette gehen sollten, und nun ist sie doch wieder zurück bei ihm, und wir haben's nicht gemerkt."

Klein meinte, er habe das längst gemerkt: „Ich kann das an den Frauenzimmern sehr gut merken. Wenn ich Morgens durch des Amtmanns Stube ging und die Dämel war bei ihm, dann schlug sie die Augen nieder, und das ist ein Zeichen, daß nichts Gutes vorgenommen war."

Jetzt rief die Labuhn wieder durchs Schlüsselloch: „Ich war wieder draußen. In Amtmanns Stube ist noch Alles finster."

Während der Jäger ihm noch andere Mittheilungen über die unzweifelhafte Vertraulichkeit des Amtmanns mit der Schaffnerin machte, die hier mitzutheilen überflüssig wären, zu denen aber Tarnow mit Recht sagen konnte: „Das ist doch recht hündisch," kam die eilfte Stunde heran. Der Schreiber wälzte sich vor Hitze in seinem Bette. Die Eifersucht, wie er sagt, stellte sich jetzt ein.

Gegen 11 Uhr hörte er die Dämel in ihre Stube kommen. Als er die Labuhn fragte: „Hast Du neue Butter?" antwortete statt ihrer die Dämel: „Wir werden bald welche bekommen, ich werde jetzt brühen." Nach einigem Geräusch vom Wegräumen der Stühle, hörte er die Kammerthüre knarren und die Dämel wünschte ihm freundlich gute Nacht!

Tarnow brummte noch fort gegen den Jäger, daß es doch fest verabredet worden, daß die Kammerthür der Dämel verschlossen werden solle, und es geschehe nicht. Um 11 Uhr endlich schien Alles eingeschlafen; nur der Schreiber glühte und bebte. Alle vom Amtmann ihm widerfahrenen Beleidigungen, Prostitutionen, die Mißhandlung von gestern Abend, sein Umgang mit der ihm abgetrotzten Braut traten ihm, sich seiner Sinne bemeisternd, vor die Seele. In seinem Kopfe war ein Sausen und Brausen, daß es ihm schien, als wenn ein starker Wind seinen Brägen im Kopfe herumwälze. Ein starker, übelriechender Schweiß übergoß ihn. Er habe nicht länger liegen bleiben können; er habe sich aufgerichtet, die Beine aus dem Bett gethan, seine Pantoffeln angezogen, und so sei er sitzen geblieben bis 1 Uhr nach Mitternacht.

Bis hier blieb der Tarnow in allen gerichtlichen Verhören sich getreu. Seine Aussagen stimmen in den Punkten, wo sie von andern Zeugen oder Umständen bekräftigt werden können, mit denselben überein, und es ist kein Grund vorhanden, an der Wahrhaftigkeit seines Geständnisses zu zweifeln. Von hier an aber legte er zwei verschiedene Bekenntnisse ab. Das erste derselben, vor den zwei ersten Untersuchungscommissionen abgegeben, lautet folgendermaßen:

Von Fieberhitze geplagt, auf dem Bette sitzend, rief er mehre Male den Jäger an: „Klein, Klein! schläft Er?“ Als dieser nicht antwortete, durchzuckte ihn zuerst der Gedanke, sich an dem Amtmann zu rächen, der seine Schwüre gebrochen und ihm betheuert, er wolle ihn überall unglücklich machen. Betäubt, sinnlos von innerer Unruhe, erwuchs plötzlich der Vorsatz, den Truchs umzubringen, und während dessen hatte er schon die Strümpfe, die ledernen Beinkleider und den Ueberrock angezogen.

Zuerst kam ihm der Gedanke, den Truchs mit einem Stricke im Bette zu erdrosseln und dann ihn aufzuhängen. Truchs sollte öfters geäußert haben, er wolle sich einmal aufhängen. Tarnow wußte, daß in der Registratur an einem Nagel ein Strick hing. Er lief dahin, fand ihn aber nicht an der Stelle. Er dachte: „Das soll nicht sein, daß Du Einen ums Leben bringst.“ Aber der Strick fand sich am zweiten Nagel. Nun dachte er: „Es soll doch wol sein, daß Du ihn erhängst.“ Er nahm ihn und steckte ihn in die Tasche.

Aber sogleich kam ihm die Vorstellung, das Erhängen möge doch nicht so leicht gelingen, der Amtmann könne schreien und der Nachtwächter es hören. Unter dem Tische in der andern Stube stand eine Küve mit

Eisenzeug. Er suchte sich daraus den größten Hammer, um den zum Mordwerkzeug zu brauchen. Wenn er den Truchs damit ums Leben gebracht, wolle er ihn mit dem Strick aufhängen, um jenen Verdacht zu erregen.

Er ging darauf in seine eigne Stube zurück und holte das unangezündete Licht. Mit starken Schritten ging er dann, damit der Amtmann nicht Verdacht schöpfen möchte, in dessen Stube, wo er den bereitgelegten Hammer in die Tasche steckte und nun die unverschlossene Thür zur Schlafkammer öffnete. Hätte er sie verschlossen gefunden, so war sein Vorsatz, zu klopfen und den Amtmann zu bitten, ihm Licht anzuzünden, da er unwohl sei. Auch jetzt sagte er, beim Eintreten, ganz laut und ungewöhnlich dreist: „Ich möchte gern Licht haben." Tarnow erwartete, der Amtmann werde etwas sagen: „Hätte er sich mit mir in ein Gespräch eingelassen und ich dadurch Zeit zum Besinnen bekommen, so hätte ich die böse That nicht gethan!" Allein der Amtmann sagte kein Wort. Tarnow nahm das Feuerzeug und gab es ihm. Der Amtmann sprach noch immer kein Wort: „Ich glaubte, er habe noch einen Groll gegen mich. Mir war schrecklich zu Muthe."

Schon stand er mit dem Hammer an dem Kopfende des Bettes, während der Amtmann Feuer anschlug, als ihm so zu Muthe ward, als solle er die That nicht vollführen. Der Hammer fiel zurück und schlug ihm an das Bein. „Hätte jetzt Truchs ein Wort gesprochen, so hätte ich's nicht gethan." Aber der Amtmann sprach nichts. Dem Schreiber sauste und brauste es im Kopfe entsetzlich, es kam ihm vor, als wenn ihm Jemand in die Ohren schrie: „Hau — hau — hau ihn! Es ist ein Verräther, er schwört und lügt Dir doch vor — er hat es verdient."

Da erfaßte ihn aufs neue eine unbeschreibliche Wuth. Als der Amtmann wieder mit dem Stahl an den Stein schlug, daß er bei den Funken den Kopf sehen konnte, gab er ihm aus allen seinen Kräften mit dem Hammer einen Schlag auf den Hinterkopf. Truchs sank davon, im Bette sitzend, ohne einen Laut von sich zu geben, nach vorn hin.

Tarnow hielt ihn für todt. Er wollte ihm nun den Strick um den Hals legen; aber als er ihn deshalb aufrichtete, fiel der Körper auf den Rücken. Dabei fühlte er die Hand des Erschlagenen auf seiner Brust. Im Glauben, daß er ihn fassen wolle, stieg aufs neue die Wuth des Mörders. Er faßte ihn mit den Händen ans Gesicht, und weiß nicht, ob er folgende Worte nur im Zorne gedacht oder gesprochen: „Du Bestie, Du Unmensch, willst mich noch unglücklich machen. Du hast mich die ganze Zeit, als wir zusammen gewesen, auf die unschuldigste Art (?) gekränkt.“ Drauf gab er dem Amtmann noch zwei oder drei heftige Schläge. Beim letzten fiel der Hammer vom Stiel herab.

Er machte nun mit dem Stricke eine Schlinge um den Hals, zog sie ein wenig zu, und ging dann ans Fenster, um zu sehen, ob nicht der Nachtwächter zu bemerken wäre. Da diese Furcht unbegründet war, wollte er den Erschlagenen aus dem Bette heben. Der Körper wurde ihm aber zu schwer. Er fiel mit Kopf und Schulter auf die Erde, und der Schreiber mußte ihn mit Hülfe des Strickes aus dem Bette ziehen und nach der Kammerthür hin, um ihn dort aufzuhängen. Er hatte dabei keine andere Absicht, als daß Jeder denken solle, der Amtmann habe sich selbst aufgehängt. Aber die Procedur gelang nicht vollkommen. Er schlang das Ende des Strickes über den obern Rand der Kammerthür und zog

den Körper hinauf, indem er alsdann das Ende des Strickes an die Klinke befestigte. Aber der Strick ließ nach, und der Körper kam auf der andern Seite der Thür etwas tiefer nach der Erde, und halb sitzend zu hängen.

Tarnow machte darauf Licht mit seinem eignen Feuerzeuge, welches er in der Regel bei sich führte, und besah den Leichnam. In welcher Absicht, will er selbst nicht wissen. Darauf ging er in seine eigne Stube zurück und bemerkte hier mit Schrecken, daß seine Kleider voll Blut waren. Da der Jäger erwachte und er Entdeckung fürchtete, theilte er demselben seine That mit und bat ihn, wie oben angegeben, ihm bei Reinigung der Kleider behülflich zu sein und zugleich, daß er über die Sache reinen Mund halte.

Bei diesem Geständniß, in allen seinen Einzelheiten, blieb der Schreiber in mehren Verhören und durch vier Monate. Er behauptete, es sei die reine Wahrheit. Darauf verfiel er in eine lebensgefährliche Krankheit, und als er genesen, gab er folgende ganz abweichende Erzählung, von der er ebenfalls, bei Allem, was ihm heilig, betheuerte, daß sie die reine Wahrheit sei.

Darnach habe er nie die Absicht gehabt, noch weniger sei er sich derselben bewußt gewesen, den Amtmann zu ermorden. Als er schlaflos, von Hitze geplagt, auf dem Bette gesessen, habe er sich nur vorgenommen, dem Truchs, wenn er ihn wieder beleidigen sollte, eine Ohrfeige zu geben und sich mit ihm zu schlagen. Darauf habe er eine Thür klappen gehört, und im Glauben, daß der Amtmann abermals mit der Dämel eine nächtliche Zusammenkunft habe, sei er hinausgegangen, um zu horchen. So wäre er in die Stube, die an die Schlafkammer des Amtmanns stößt, gerathen, nur in der Ab-

sicht, den Truchs und die Dämel, wenn er sie zusammen finde, tüchtig zu prügeln.

Um sich ein Geschäft zu machen, habe er das unangezündete Licht mitgenommen, wie vorhin mit der Absicht, den Amtmann anzugehen, ihm Feuer zu machen, weil er krank sei. Ohne etwas Anderes bei sich zu haben, sei er an sein Bett getreten und habe gesagt: „Herr Amtmann, ich möchte gern Licht haben." Truchs, ohne ein Wort zu sagen, hätte Feuer gemacht, und Licht angezündet. Kaum aber, daß dies geschehen, wäre er in voller Hitze aufgesprungen, hätte das Licht neben sich auf den Tisch gesetzt und gesagt: „Herr, Sie kommen nicht in der Absicht her, um Licht zu holen. Dies hat eine andere Ursach, Sie wollen zur Dämel." Er, Tarnow, habe nun erwidert: „Ja, ich wollte sehen, ob die Dämel nicht bei Ihnen wäre!" — „Ich werde sie Ihnen zeigen," hätte Truchs gesprochen, nach dem Schlafrock gegriffen und aus der Tasche sein Messer gerissen, mit dem er auf ihn losgegangen und ihn stechen wollen.

Er, Tarnow, der nichts, sich zu vertheidigen, gehabt, sei darauf in die Stube gelaufen, habe sich gegen die Thür gestemmt und zugleich eine auf dem Tisch stehende Küpe mit Eisenzeug wahrgenommen. Daraus habe er in der Geschwindigkeit, ohne Auswahl, einen Hammer genommen. Als nun Truchs, eindringend, mit dem Messer auf ihn zugestoßen, habe er ihm, um zu variren, einen Stoß mit dem Hammer auf die Brust gegeben. Truchs sprang schnell rückwärts, in die Stube zurück, und griff nach einem Stocke. Um das zu verhüten, da der Amtmann ihm alsdann überlegen gewesen wäre (!) habe er ihm, als er sich über das Bett bückte, einen Schlag mit dem Hammer auf den Hinterkopf gegeben, und heftiger, als er sich vorgestellt. Der Schlag wäre

nichts, als eine Vorsichtsmaßregel gewesen, damit Truchs ihn nicht ums Leben bringe. „Ich drängte den Truchs, der auf das Bett gefallen, an seinen Füßen aus dem Bette auf den daneben stehenden Stuhl, um zu verhüten, daß er den Stock nicht doch ergreifen möchte" (!). Aber der ganze Körper sei auf die Erde gefallen, wobei Kopf und Schultern auf seine Beine gekommen. Als dabei die Hand seine Brust berührt und er gefürchtet, daß er sich zur Wehr setzen möchte, habe er ihm noch zwei oder drei Hiebe auf den hintern Kopf gegeben.

Sogleich habe ihn Reue befallen und er an dem Körper gerüttelt, um ihn ins Leben zurück zu rufen. Da ihm das aber nicht gelungen und er sich erinnert, daß Truchs mehrmals geäußert, er wolle sich erhängen, habe er mit dem Leichnam so verfahren, wie er in dem ersten Bekenntniß angegeben. Den Todtschlag habe er mithin nur in der Nothwehr, ohne Absicht verübt. Bei dem ganzen Vorfall habe Keiner ein Wort gesprochen, der Amtmann wahrscheinlich aus Wuth, er aus Furcht und Schrecken. So handeln zu müssen, habe er aber damals geglaubt, denn dem fürchterlichen Manne, der ihn erstechen wollen, zu entrinnen, wäre bei der Localität und den Kräften desselben kaum möglich gewesen. Da er bei seinen Schlägen keine Absicht zu tödten gehabt habe, sei es ein bloßes Unglück, daß der Amtmann daran gestorben wäre.

Nachdem er dem Klein Alles eröffnet und mit ihm, so gut es sich thun ließ, die Kleider gereinigt, ging er (und hierin stimmt wieder das zweite mit dem ersten Bekenntniß) nach des Amtmanns Schlafstube zurück, verkettete die Thür von innen, schloß die Nebenstube von außen zu und legte den Schlüssel auf die Erde. Dann schlich er sich auf bekannten Wegen nach dem Boden,

ließ sich durch eine aufgehobene Diele wieder in den Gang hinunter und kam in seine Stube zurück.

Bei diesem zweiten Bekenntnisse blieb Tarnow, in allen Einzelheiten, während der ganzen folgenden Untersuchung. Er behauptete, während der lebensgefährlichen Krankheit habe ihm sein Gewissen geschlagen, die unverfälschte Wahrheit zu bekennen, und so und nicht anders wäre die That von ihm begangen. Die anderweitigen Ermittelungen durch Zeugen konnten, bei der Beschaffenheit der in der Einsamkeit und Stille der Nacht verübten That, kein bedeutenderes Licht über dieselbe verbreiten, und den Richtern blieb es vorbehalten, je nachdem sie auf das erste oder auf das zweite Geständniß Gewicht legten, die Strafbarkeit des Thäters zu beurtheilen.

Sein Defensor suchte in der That eine Nothwehr darzustellen und trug darauf an, im härtesten Falle dem Tarnow eine zweijährige Festungsstrafe zuzuerkennen.

Die Kreisjustizcommission zu Salfeld, welche die Untersuchung geführt, trug in ihrem Gutachten auf eine sechsjährige Festungsstrafe an. Die ostpreußische Regierung dagegen, bei Ueberreichung der Acten nach dem Criminalinstanzengange, auf eine zehnjährige Festungsstrafe.

Die damalige Criminaldeputation des Kammergerichts, welcher das rechtliche Gutachten über diesen Fall übertragen wurde, war anderer Ansicht und trat keinem dieser Anträge bei.

Ueber die Thatsache selbst, die erfolgte Tödtung, und über den Thäter konnten keine Zweifel obwalten; wohl aber über die Motive der That, und ob sie als Mord oder als Todtschlag, als vorausbedachte Handlung, in der Absicht zu tödten, oder als eine rasche That der Noth-

wehr zu betrachten sei? Jenes war sie unbedenklich nach dem ersten Geständniß des Verbrechers; als letzteres erschien sie nach dem später abgelegten. Die Frage stellte sich demnach dahin: ob dem ersten Bekenntniß, oder dem zweiten, dem Widerrufe, mehr Glaubwürdigkeit beizumessen wäre?

Im Allgemeinen kann auf den Widerruf eines freiwilligen Geständnisses nur dann geachtet werden, wenn gewichtige und nicht verwerfliche Gründe dafür angeführt werden. Das ist der Fall, wenn der Inquisit nachweist, daß er durch Zwang oder offenbare Irrthümer zu dem ersten Geständniß verleitet worden. Kann er solche Gründe nicht nachweisen, und erscheinen die von ihm angeführten als ganz verwerflich und falsch, so tritt das erste Geständniß in seine volle Kraft; wie denn dieses an und für sich, wenn es ihn selbst belastet und sonst auf Wahrscheinlichkeit beruht, die größte Vermuthung für sich hat, da Niemand ohne besondere Gründe, als Verzweiflung, religiöse Schwärmerei, sich selbst eines Verbrechens anklagt, oder es noch strafbarer ausmalt, als es ist.

Das erste Bekenntniß hat alle Wahrscheinlichkeit für sich; es stimmt in allen Umständen, über welche Zeugen vernommen werden konnten, mit diesen überein. Als Grund, weshalb er es so, der Wahrheit zuwider, abgelegt habe, führte Tarnow nichts weiter, als seinen Lebensüberdruß an. In Angst, Schrecken und Reue über die That, habe er sich gleich nach derselben erschießen wollen, habe aber keine Flinte gefunden! Allein jede seiner wirklich vorgenommenen Handlungen widerspricht der, welche er angeblich thun wollte. Wenn er auch wirklich vom Entsetzen über seine That durchschüttert war, so handelte er doch vom ersten Augenblick an mit vieler Ueberlegung, und sein Lebensüberdruß kann nicht

groß gewesen sein, da er alle mögliche Veranstaltungen traf, um durch Entfernung des Verdachts, der auf ihn fiele, sein Leben zu erhalten. Er zeigte bei den ersten Verhören die tiefste Reue, religiöse Gesinnung, und hoffte von Gott Vergebung, und von seinen Richtern, daß sie ihn nicht nach der Strenge der Gesetze ahnden, sondern, seine damalige Gemüthsverfassung berücksichtigend, Gnade für ihn finden würden.

Alles dies spricht für die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit dieses ersten Geständnisses. Die Motive für das zweite liegen nahe. Aus einer gefährlichen Krankheit genesen, war die Liebe zum Leben wieder mächtig in ihm erwacht. Er suchte nunmehr seine That so darzustellen, wie sie am günstigsten für ihn war und die meiste Aussicht bot, daß er von der Todesstrafe verschont bleibe.

Ueberdem leidet aber auch das zweite Geständniß an augenfälligen Unwahrscheinlichkeiten. Nach demselben will er, als er Nachts in des Amtmanns Stube schlich, sich nur haben überzeugen wollen, ob die Dämel bei ihm wäre? In diesem Fall würde er die Beiden geschlagen haben; hätten sie sich aber aufs Bitten gelegt, so würde er ruhig und zufrieden gewesen sein. Hier drängt eine Unwahrscheinlichkeit die andere. Als Tarnow von der Labuhn erfuhr, daß die Dämel beim Amtmann sei, spürte er keinen Trieb, hinauszulaufen und sie zu belauschen; vielmehr blieb er ruhig im Bette, und tröstete sich, wie er sich bis da über die Untreue seiner Braut getröstet hatte. Jetzt aber hatte er geständlich die Ueberzeuguna, daß sie zurückgekehrt war und in ihrer Kammer schlief. Dann aber hatte der schüchterne Schreiber bisher alle mögliche Unbill von dem gefürchteten, wüthenden Amtmann ertragen; aus Furcht hatte er nicht die Hand

aufgehoben, wenn er ihn schlug und stieß. Wie wäre er in dieser Nacht zu dem Muthe gekommen, da er doch nichts mehr erfahren konnte, als was er bereits längst wußte; wie zu dem Wagestück, auf den ihm überlegenen Mann, und dazu auf die Dämel zu schlagen, da er wußte, daß der stärkere Amtmann bei der leisesten Widersetzlichkeit ihn schlug. Wenn er ihn aber in solchem Augenblicke störte, mußte er sich der entsetzlichsten Wuth desselben aussetzen. Zudem bekennen alle Zeugen, daß Tarnow sich immer als ein Mensch von der äußersten Gelassenheit gezeigt, der Alles ruhig ertrug. Wo er aber zu Thaten der Roheit schritt, geschah es nie gegen Stärkere. Konnte er endlich im Ernst erwarten, daß ein Mensch, wie Truchs, und sein Oberer, sich zum Nachgeben und Bitten verstehen würde? Ueberdem mußte seine Eifersucht als solche, nach dem Vorangegangenen, ziemlich abgekühlt sein, und was ihn jetzt antrieb, war nur noch die Rache über die widerfahrenen Behandlungen. Wäre es noch Eifersucht gewesen, so erscheint sein Vorgeben ebenso unglaublich, daß er, im Fall des Bittens, wieder ruhig fortgehen wollen. Wenn er so friedliche Absichten gehabt, die höchstens in Prügel sich entladen sollten, woher kam denn die entsetzliche Unruhe im Bette, die seiner Natur fremd war?

Tarnow's sanfte, ja milde Natur schließt aber die Wahrscheinlichkeit einer solchen entsetzlichen Wuth, die ihn zum Aeußersten trieb, nicht aus. Es ist eine psychologische Wahrheit, daß phlegmatische Personen, wenn sie bis zu einem gewissen Grade gereizt werden, um so heftiger und furchtbarer wüthen. Daß er aber nicht so durchaus der gute und stille Mensch gewesen, wofür er sich und Andere ihn ausgaben, beweist eine grausame Mishandlung, welche er sich im Jahre vorher, als Ad-

miniſtrator eines Vorwerks, gegen die von ihm geſchwängerte Jankien erlaubte. Er drohte ihr nicht allein, als ſie ihre Anſprüche gegen ihn verfolgte, er würde ſie kalt machen, ihm ſei es gleich, ob ihn der Teufel heut' hole oder morgen, ſondern er zog ſie, in Beiſtand eines Mithelfers, nachdem er die Thür abgeſchloſſen, über einen Koffer, warf ihr die Röcke über den Kopf, und ſchlug ſie mit einer Peitſche über die bloßen Lenden und den Hintern aus allen Kräften, um ihr das Geſtändniß abzuzwingen, daß das Kind nicht von ihm ſei, und das Verſprechen, daß ſie nie wieder zu ihm kommen wolle. Dann befahl er noch dem Helfer, ihr einen Strick um den Leib zu binden, ſich aufs Pferd zu ſetzen und die ſo Gemishandelte durch die kothigen Wege bis nach einem entfernten Dorfe zu ſchleppen. Der Befehl war ausgeführt worden. Die Perſon hatte ſich indeſſen mit Gelde abfinden laſſen. — In der Liebe hatte Tarnow ſich manche Ausſchweifungen zu Schulden kommen laſſen, und daß er heftiger Entſchlüſſe fähig war, beweiſt ein früher verſuchter Selbſtmord durch Gift, weil er das Mädchen ſeiner Wahl nicht gewinnen konnte.

Daſſelbe Gepräge der Unwahrſcheinlichkeit trägt aber auch die ganze übrige Erzählung: daß er den Hammer erſt ergriffen haben will, als der Amtmann ihn verfolgte, da es ſtockfinſtere Nacht war; daß der Amtmann während der ganzen Prügel- und Mordſcene vor Wuth nicht habe reden können, da es ſeine Art war, bei jedem Affect zu ſchimpfen und zu toben; daß der Amtmann aus dem Bette ſpringend ihn angerufen haben ſoll: „Sie kommen aus einer andern Urſache her; Sie wollen zur Dämel" u. ſ. w. Der Umſtand mit dem Suchen des Stockes hinter dem Bette, da man den Stock im Winkel des Nebenzimmers fand, wohin der Mörder ihn

ruhig nach vollbrachter That in den Winkel geſtellt haben will u. ſ. w.

Ein einziger Umſtand ſprach für die zweite Angabe des Tarnow. Auf dem Stuhle, neben dem Bette des Todten, lag deſſen Zulegemeſſer mit Blut befleckt, und zwar einen halben Zoll lang von der Spitze zurück. Mit dieſem Meſſer ſollte der Amtmann auf ihn losgeſtochen haben. Aber am ganzen Körper des Schreibers war auch keine einzige Verletzung ſichtbar, ſo daß das Blut nur durch Zufall auf das Meſſer gekommen ſein mußte, oder, was nicht unwahrſcheinlich, Tarnow hatte ſich auch dieſes Inſtrumentes bedient und damit in ſeinen wiederholten Wuthſtreichen auf den Truchs losgeſtochen. In der Schlafmütze des Todten fand ſich ein Loch, welches nur von einem ſolchen Stich herrühren konnte.

Endlich blieb die Vertheidigung durch Nothwehr auch nach dem zweiten Geſtändniß Tarnow's ſo ziemlich ausgeſchloſſen. Denn hätte der Amtmann ihn, den Unbewaffneten, mit dem Meſſer angegriffen, ſo hätte er ſehr gut fliehen können, fliehen bis in ſeine eigene Stube, da alle Thüren offen ſtanden, und dort fand er den Jäger zu ſeinem Schutze. Der Begriff der Nothwehr fällt aber auch ſchon um deshalb fort, weil Tarnow, nachdem er angeblich in der Dunkelheit den Hammer gegriffen, jetzt ſtärker bewaffnet war, als der Amtmann. Dieſer floh, wie er ſelbſt ſagt, in die Kammer, um ſtatt des Meſſers einen Stock zu holen. Iſt das noch Nothwehr, daß er dem Fliehenden durch zwei Stuben nachſetzte, dort über ihn herfiel, und ſtatt ihm das Meſſer aus den Händen zu winden, ihm einen tödtlichen Schlag mit dem Hammer gab? Hier fehlt der Hauptumſtand bei der Nothwehr, der gegenwärtige gefährliche Anfall.

Alſo wenn der Widerruf des erſten Geſtändniſſes in

sein Nichts zurückfiel, tritt jenes wieder in seine volle Kraft. Demnach ging Tarnow mit der Absicht, den Amtmann zu tödten, an sein Werk. Er tödtete ihn, ist also ein Mörder, und ihn träfe (die Milderungsgründe bei Seite gesetzt) die Strafe des intendirten Mordes, nach preußischem Gesetze das Rad.

Aber auch die Criminaldeputation des Kammergerichts hat auf diese höchste Strafe nicht zu erkennen gewagt, indem nach den Gesetzen ein viel wesentlicheres Bedenken, als jene vorgeschützte Nothwehr, aus der Sachlage sich erhob.

Der Schreiber Tarnow schlug mit dem Hammer auf den Schädel des Amtmanns Truchs, in der Absicht, ihn zu tödten. **Aber die Schläge haben ihn nicht getödtet.** Keine der beigebrachten Kopfwunden war absolut tödtlich. Darauf, im Glauben, daß er einen Todten vor sich habe, benkte er diesen Todten ohne neue Wuth (denn daß er aus viehischer Rache auch noch gegen den Leichnam wüthen wollen, davon sind keine Anzeigen), lediglich in der Absicht, die Leute glauben zu machen, Truchs habe sich selbst ermordet, an der Thür auf. Von diesem Aufhenken, von der Strangulation, aber erfolgte erst der Tod.

Welch ein Verbrechen liegt hier vor? Er schlug, um zu tödten, tödtete aber dadurch nicht. Der Amtmann hätte vielleicht noch ins Leben gebracht werden können. Käme nicht die folgende Handlung hinzu, so minderte sich darnach die über den Tarnow zu verhängende Strafe um ein Bedeutendes, und könnte nach juristischen Gesetzen nicht bis auf den Tod sich steigern. Hierauf hing er den vermeinten Leichnam in einer **relativ unschuldigen Absicht auf, tödtete aber dadurch.** Auch in diesem Falle hatte er keinen Mord begangen, da die Absicht zu tödten fehlte, und die Strafe für diese letzte

Handlung, an sich genommen, würde im Verhältniß zu dem Verbrechen eine sehr unbedeutende sein.

Dennoch hätte es dem gesunden Menschenverstande widersprochen, wenn, um dieser zufälligen Trennung der beiden Handlungen willen, die Richter, nur dem Buchstaben der Gesetze folgend, in dieser gräßlichen Mordthat kein todeswürdiges Verbrechen gefunden hätten. Jedes Geschworenengericht hätte, bei der Erörterung der Thatsachen, unbedenklich Schuldig! gesprochen. Zu diesem selben Resultat, was Vernunft und Gefühl gebot, mußten auch die gelehrten Richter, die Lücken der gesetzlichen Bestimmungen durch folgerechte Schlüsse ausfüllend, gelangen.

Nach dem Obductionsbericht waren die Kopfwunden nicht absolut tödtlich. Man ließ die Bedenken, welche sich gegen dies Gutachten erhoben, fallen, da die Obducenten zugleich eine Gehirnerschütterung in Folge der Hammerschläge bezeugten, welche, wenn nicht die unmittelbare, doch die Mitursache zum Tode wurde. Tarnow handelte mit dem vorher überlegten Vorsatz, den Truchs zu tödten, und der Tod war eine Folge der mörderischen Absicht des Erstern. Hätte er ihn, ohne weitere Prüfung, ohne einen Ruhepunkt in seinem Handeln und Ueberlegen zu machen, getödtet, wäre das Schlagen mit dem Hammer und das Aufhängen eine Handlung, beide verbundene, zur Ermordung des Truchs gewählte Mittel gewesen, so würde es keinem Bedenken unterworfen sein, ihn, der mit überlegtem Vorsatz zu tödten wirklich tödtete, als Mörder mit der ordentlichen Strafe zu belegen. Indessen waren die Wunden auch bedingt tödtlich, die Aerzte haben sie bestimmt für eine Mit-Todesursach erklärt, der Thatbestand des Verbrechens mußte also dahin angenommen werden:

daß Tarnow dem Truchs, mit dem vorher überleg-

ten Vorsatz zu tödten, einige nicht absolut tödtliche Verletzungen zugefügt, nachher aber, jedoch ohne vorgedachten Vorsatz, indem er ihn für todt hielt, ihn erhängt und dadurch wirklich getödtet habe.

Gesetzesstellen, die hierauf genau passen, fand man im preußischen Strafcodex nicht. Man mußte daher auf die Stellen zurück gehen, welche dem vorliegenden Falle am nächsten kamen. Dies waren die beiden Paragraphen:

hat Jemand einem Andern mit dem Vorsatz zu tödten eine Verletzung zugefügt, welche zwar an sich nicht tödtlich ist, aber in der Folge durch einen Zufall tödtlich wird, so soll er mit dem Schwerte hingerichtet werden.

Hier war mehr geschehen, als das Hinzutreten eines Zufalls. Der Mörder hatte durch eine neue straffällige Handlung den Tod veranlaßt. Ein anderer Paragraph sagt noch zum Ueberfluß:

Der Thäter, der den zu rettenden Verwundeten ohne Hülfe liegen ließ, wenn er die daraus entstehende Gefahr voraussehen mußte, soll als ein Todtschläger mit dem Schwerte bestraft werden.

Hierauf erkannte das Kammergericht, daß der Schreiber Tarnow mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei. Der Oberappellationssenat bestätigte unterm 1sten November 1797 dieses Urtheil.

Die der That nähern und vielleicht mit den persönlichen Verhältnissen mehr bekannten ostpreußischen Gerichte, welche eine geringere, als die Lebensstrafe, wiederholt, in erster und zweiter Instanz, in Antrag brachten, mochten dabei an die allerdings vorhandenen Milderungsgründe gedacht haben, welche aber in beiden kammergerichtlichen Erkenntnissen unbeachtet bleiben. Dahin gehört die furchtbare physische und moralische Behand-

lung, welche der Schreiber von seinem Amtmann erdulden mußte, und welche das Maß Dessen überschreitet, was nach heutigen Begriffen ein Untergebener von seinem Vorgesetzten zu ertragen verpflichtet ist. Dahin gehört die Drohung, ihm seine Existenz zu verderben. Dahin die bei gesunden Verstandeskräften unbegreifliche Art, wie der Mörder den Verdacht von sich abwenden wollte und, indem er den Truchs an einem Strick aufhing, um den Selbstmord glaublich zu machen, vergaß oder aus Stumpfheit unterließ, das blutbedeckte Bett mit allen Blutspuren des Kampfes zu reinigen oder aus dem Auge zu rücken. Dahin vielleicht der Umstand, daß alle Leute im Hofe es als eine Art Erlösung betrachtet zu haben scheinen, daß der Amtmann um's Leben kam. Ob die Todesstrafe zur Ausführung kam, oder eine Verwandlung derselben durch Gnade erfolgte, berichtet uns Klein nicht.

Die Mörderinnen einer Hexe.

1819.

Die Ehefrau des Grundbesitzers Nicolaus Miszewski in Jastrzembie unweit Stargardt, Marianna, geborene Prabucka, stand in ihrer Gegend im Verdacht, eine Hexe zu sein. Ein Mehreres über ihr Wesen, ihren Charakter, ihr Leben erfahren wir nicht aus den Acten. Die Cultur ist in jene polnisch-cassubische Bevölkerung Preußens noch wenig eingedrungen, und die Gerichte sind von dort her an rohe Verbrechen gewöhnt, welche auch in sittlich verderbtern Gegenden nicht mehr vorkommen. Der Glaube an Hexen und Hexenprocesse, welche das Volk auf eigene Hand vornimmt, gehören nicht zu den Seltenheiten. Von der unglücklichen Marianna wissen wir nicht mehr, als daß sie vier und zwanzig Jahre etwa alt, wohlgenährt und voll war, und daß es sie verdroß, daß man sie für eine Hexe hielt.

Am Morgen des 22. Juli 1819 fand man sie, bald nach Sonnenaufgang, in ihrem Kuhstall erhängt. Ein Dienstjunge hatte sie entdeckt, der Ehemann, der hinzukam, schnitt den Leichnam los, aber alle Bemühungen, sie ins Leben zurückzurufen, waren fruchtlos.

Am zweiten Tage ward die gerichtliche Obduction vorgenommen. Auf die Details derselben kommt es, bei

dem Zwecke, den wir bei Aufnahme dieses Criminalfalls im Auge haben, hier nicht an. Das Gutachten der Obduction aber ging dahin: „Daß der Tod durch Erhängen und dadurch hervorgebrachter Erstickung verursacht sei, daß aber, weil an dem ganzen Körper keine weitere Verletzung, als ein rothaussehender Eindruck, ¼ Zoll breit, um den ganzen Umfang des Halses zu bemerken war, nicht anzunehmen sei, daß die Erdrosselung durch eine fremde Gewalt bewirkt worden, daß die Todte daher eher als Selbstmörderin erscheine."

Einen Selbstmord anzunehmen, waren aber gar keine anderweitigen Gründe vorhanden. Die Verstorbene hatte, nach allen Aussagen, mit ihrem Ehemann zufrieden gelebt, nie war ein Trübsinn an ihr zu verspüren gewesen, und das Einzige, was man darauf deuten konnte, war ihre öftere Aeußerung: „sie könne Das (daß man sie für eine Hexe ausschrie) nicht aushalten." Inzwischen waren über ihre Todesweise andere Ermittelungen erfolgt, und aufs Neue wurde ein Gutachten, zuerst von dem Medicinal-Collegium in Danzig, zuletzt von der wissenschaftlichen Deputation des Medicinalwesens im Ministerium der Medicinalangelegenheiten in Berlin erfodert. Das letztere, auf welches, als das entscheidende, es bei der Beurtheilung des Thatbestandes von Seiten des Richters allein ankam, lautete dahin: „Daß bei den bedeutenden Extravasaten am Halse, welche sich die Todte wol nicht selbst beibringen konnte, die Erhängung höchst wahrscheinlich durch fremde Gewalt geschehen sei; daß aber nicht mit Bestimmtheit zu sagen, die Todte sei an den Folgen des Erhängens gestorben, indem es möglich sei, daß sie durch die am Halse erlittene Gewalt getödtet worden, wiewol die Wahrscheinlichkeit nicht zu entfernen, daß sie durch letztere nur betäubt wurde,

und möglicherweise ins Leben zurückgerufen werden konnte, wenn das Erhängen nicht hinzutrat; jene Betäubung wäre um so mehr anzunehmen, da sonst das Erhängen ohne Gegenwehr und gegenseitige Verletzungen nicht hätte erfolgen können."

Dieses letztere Gutachten ward jedoch erst nach Jahresfrist auf Grund des Befundberichts der Obducenten abgegeben, indem die Acten ein ganzes Jahr nach der Obduction geruht hatten, weil der Verdacht der Thäterschaft damals auf keinen Dritten zu werfen war. Das Gerücht bezüchtigte vier Weiber als die Mörderinnen der Marianna Miszewska, die auch eingezogen und gegen die eine Criminaluntersuchung eröffnet wurde.

Wir nehmen diesen Criminalfall nur, weil er ein interessantes Seitenstück zu dem vorigen bildet, auf, indem der Thatbestand des Verbrechens, die Theilung zwischen dem beabsichtigten und dem vollbrachten Morde sich hier fast ebenso stellt, als bei der Ermordung des Amtmann Truchs, und der erkennende Richter daher in dieselbe Verlegenheit gerieth, wie er die anscheinenden Lücken des Gesetzes zu ergänzen hätte. Wir nehmen ihn um deshalb zumal auf, weil in diesem Falle der Urtelsfasser in den gegebenen Gesetzen selbst, ohne Umwege zu gehen, den Grund zur Verurtheilung suchte, den der Richter des Schreiber Tarnow nur in Nebenbestimmungen zu finden glaubte. Indem somit für diesmal das Hauptinteresse des vorliegenden Falles in einer streitigen Rechtsfrage beruht, und das factische und leider auch das psychologische (aus Mangel an Nachrichten) ganz zurücktreten, können wir die Geschichte des Processes und der Ermittelung des Thatbestandes als unerheblich für jene kürzer abmachen.

Vier Weiber und Mädchen, aus dem Orte oder der

Nachbarschaft, wurden als Mörderinnen der Miszewska oder wenigstens als Theilnehmerinnen am Morde, vom Gerichte bezüchtigt. Der Mord sollte in der Absicht vollbracht sein, um sich wegen bestimmter Hexereien an ihr zu rächen, oder sie als eine überhaupt gefährliche Hexe von der Welt zu schaffen. Das Gerücht erwies sich als begründet, und im Wesentlichen lauteten die Aussagen der bald zum Geständniß gebrachten Verbrecherinnen ziemlich übereinstimmend.

Die Catharina Zigowska, ein Mädchen von etwa 18 bis 20 Jahren, die nie zur Schule gehalten war und auch in der Religion keinen Unterricht erhalten hatte, doch aber die zehn Gebote kannte und wußte, daß es etwas Böses sei, einen Menschen umzubringen, leugnete nicht, bei dem verübten Verbrechen schwer betheiligt zu sein. Als sie im vorigen Sommer krank gewesen, nämlich mit Geschwüren behaftet, hätte ihr ein zwölfjähriges Mädchen, die damals bei der Miszewska gedient, gesagt, daß ihre Brotfrau ein böses Weib und eine Hexe sei. Darauf hätte sie, die Katharina, geradezu die Miszewska gefragt: „Ob sie eine Hexe wäre und ihr die Krankheit zugefügt hätte?“ Die Miszewska hätte die Frage mit einem trockenen „Ja“ beantwortet; ob das aber Ernst oder Scherz gewesen, wisse sie nicht. Später hätten ihr zwei andere Frauen Das bestätigt, was jenes Dienstmädchen ihr zuerst gesagt, nämlich die Victorie Baretzka und die Eva Krainska. Von Beiden wisse sie, daß die Miszewska die Krankheiten an Menschen und Vieh in Jastrzembie verursache. Victorie und Eva waren Schwestern. Mit Beiden verkehrte die Zigowska darauf viel, und von Beiden will sie angegangen sein, daß sie sich d'ran mache, und die Hexe aus der Welt schaffe, damit sie ihr Unheil nicht weiter trei-

ben könne. Man hätte ihr vorgeschlagen, beim Krebsfangen die Miszewska ins Wasser zu stoßen und zu ersäufen, oder sie aufzuhängen, oder auch, weil sie sehr kitzlich war, sie zu Tode zu kitzeln! Kurz auf eine oder die andere Art hätten die Frauen ihr zugeredet, die Hexe umzubringen. Sie aber, die Zigowska, hätte sich zu der That nicht gebrauchen lassen wollen. Da aber, besonders die Eva Krainska, ihre keine Ruhe gelassen, und in 14 Tagen sie wol zwanzig Mal wiederholt aufgefodert hätte, habe sie sich dann endlich zur That entschlossen.

Zugleich mit ihr, der Katharina Zigowska, sei aber noch ein anderes Mädchen, die Josephina Baretzka, von den beiden Frauen zu demselben Zwecke aufgefodert worden. Zuletzt noch, am Abende vor der That, habe die Eva Krainska zu ihnen Beiden gesagt: „Morgen, am Maria-Magdalenentage, ist die beste Gelegenheit dazu, die Miszewska früh Morgens im Stalle zu überfallen, weil an dem Feiertage die andern Leute lange schlafen, und sie daher von Andern nicht bemerkt werden würden.“ Zum Schluß hätte sie gesagt: „Bringt sie mir nur auf irgend eine Art ums Leben, und hängt sie nachher auf.“

Darauf hätten sie, die Katharina und die Josephina, sich verabredet, daß wer zuerst aufwache, die Andere zu der That wecken solle. Sie, die Katharina, sei zuerst erwacht, darauf zur Josephina gegangen, hätte sie geweckt und wäre mit ihr nach dem Stalle der Miszewska gegangen, mit dem Vorsatz, wie's ihnen die Krainska geheißen, sie umzubringen und dann aufzuhängen; denn die Krainska hätte zu ihnen öfters gesagt: „Wenn Ihr sie umgebracht habt, dann hängt sie auf; so heißt's, sie hat sich selbst erhängt.“

Als beide Mädchen an den Stall kamen, sei die Miszewska noch nicht melken gegangen. Hinter der Wand hätten sie nun drauf gelauert; und als sie die böse Frau beim Melken gehört, wäre die Josephina zuerst 'rein gegangen, sie aber draußen stehen geblieben. Die Josephina hätte nun zur Miszewska gesagt: „Du hast mein Kind krank gemacht; nimm die Krankheit von ihm ab.“ Drauf hätte die Miszewska geantwortet: „Wart, ich werde sie Dir gleich abnehmen.“

In dem Augenblick hätten sich Beide gefaßt, wie sie durch die offene Thür gesehen; Beide seien zur Erde gefallen, wobei die Miszewska oben, die Josephina Baretzka unten zu liegen gekommen. Als diese zu Hülfe gerufen, sei sie, die Katharina, herbeigesprungen, habe die auf der Josephina liegende Miszewska heruntergeworfen, indem sie dieselbe unter die Arme faßte, worauf die Josephina wieder auf die Miszewska zu liegen gekommen wäre, und „gleich darauf habe auch die Miszewska leblos da gelegen.“ Ob sie wirklich todt gewesen, davon habe sie in der Angst sich nicht überzeugen können, doch habe die Miszewska, ohne sich zu bewegen, mit ausgestreckten Gliedern, wie todt da gelegen. Ob die Josephina Baretzka sie erwürgt, wisse sie auch nicht, oder ob die Miszewska nur, wozu sie sehr geneigt gewesen, in eine Ohnmacht gefallen wäre; Das aber wisse sie, daß sie keine weitere Hand an sie gelegt, als daß sie sie von der Josephina heruntergeworfen habe.

Nun habe sie, wie schon früher beschlossen worden, einen Strick aus dem Stalle geholt und denselben zitternd um den Hals der Miszewska zwei Mal geschlungen. Als sie aber damit nicht fertig werden können, habe die Josephina ihn drei Mal fest darum geschlungen. Dann habe sie, auf einer Futterkrippe stehend, den Strick

an eine der Bodenstangen befestigt, während die Josephina den Körper von der Erde in die Höhe gehoben, bis er frei am Stricke schwebte.

Die Aussage der andern zunächst Betheiligten beim Morde stimmt fast wörtlich mit der vorigen überein. Josephina Baretzka, obgleich älter als Katharina (25 Jahre), hatte doch, als Tochter von Bettlern, nicht bessere Erziehung genossen und erscheint eben so unwissend und dumm als jene. Auch sie ließ sich von der Eva Krainska einreden, daß die Miszewska eine Hexe sei, und von der Eva und der Victoria Baretzka überreden, sie aus der Welt zu schaffen. Das Aufhängen der Ermordeten, erklärt die Josephina, sei ihnen ganz besonders von den beiden Weibern anempfohlen worden, indem die Eva noch gesagt habe: „Ihr werdet wol im Stalle einen Strick finden; oder sollte dort keiner sein, so bindet ihr den langen, leinenen Lappen, den sie um ihren kranken Fuß gewickelt hat, um den Hals."

Die eigentliche Katastrophe berichtet sie fast mit denselben Worten, wie die Katharina Zigowska, nur daß sie nach Art gemeiner Leute sich bei der letzten Handanlegung minder betheiligt schildert. Sie redet, beim Eintreten in den Stall die melkende Frau, wie oben angegeben, an, und setzt nur der Aufforderung, ihr Kind wieder gesund zu machen, hinzu: „Denn ich kann wegen der Krankheit meines Kindes nicht meinen Unterhalt verdienen." Die Miszewska antwortete darauf: „Wart, ich werde Dir gleich die Krankheit abnehmen," und schlägt los. Darauf die Balgerei, ohne nähere Bezeichnung der Schläge und Griffe. Als sie, die Josephina, unten liegt, und die Miszewska oben, ruft sie die Katharina zu Hülfe mit den Worten: „Jetzt muß es entweder mein, oder der Miszewska Tod sein," worauf

die Katharina die Miszewska herunterreißt. Dann will sie, die Josephina, die Frau nur noch einmal an den Arm gefaßt und dabei bemerkt haben, daß sie leblos da lag. Wodurch ihr Tod bewirkt worden, weiß sie nicht, denn sie habe sie nur mit ihren bloßen Händen gefaßt. Auch an den Hals habe sie die Miszewska nicht gefaßt, noch weniger sie erwürgt oder ihr die Brust bekniet.

Beide junge Mörderinnen erklärten, sie hätten nur im Auftrage der beiden andern Weiber gehandelt, und die Todte nur auf Rath der Eva Krainska und um deswillen aufgehängt, damit die andern Leute glauben sollten, sie habe sich selbst erhängt. Die Katharina Zigowska hatte die Miszewska zwei Jahre vor ihrem Tode genau gekannt, auch bis kurz vor ihrem Tode zwei Jahre mit ihr in einem Hause gewohnt, ohne im geringsten mit ihr in Feindschaft zu leben; ja ihr Verhältniß sei immer freundschaftlich gewesen. Ebensowenig fand sich eine Spur einer frühern feindseligen Gesinnung seitens der Josephina Bareyka gegen die Ermordete. Nur daß sie, wie die Katharina, geglaubt, es sei keine Sünde, eine Hexe ums Leben zu bringen.

Auch die beiden ältern Weiber, welche den Dirnen den Rath gegeben haben sollten, gestanden bald, nach einigem Leugnen, ihre Mitschuld im Wesentlichen ein; und die Untersuchung warf ein noch häßlicheres Licht auf die Beweggründe.

Die Eva Krainska, eine Frau von 55 Jahren, ebenso roh und unwissend, als die eigentlichen Mörderinnen, war die Schwiegermutter der Geopferten, die rechte Mutter ihres Ehemannes, des Miszewki. Die Victoria Bareyka, eine Frau von nur 26 Jahren, aber Mutter von fünf Kindern, war die Schwester der Eva. Jene hatte von früh an einen Haß gegen ihre Schwie-

gertochter. Das Gerücht, daß diese eine Hexe sei, sollte bald nach ihrer Verheirathung entstanden sein. Wer es zuerst ausgesprengt, ist im Dunkel geblieben. Dagegen erscheint die Schwiegermutter, nach den Aussagen ihres eigenen Sohnes, als eine geflissentliche Verbreiterin desselben, ja mehr als das. Sie und ihre Schwester theilten es zuerst dem Miszewski mit. Es erneuerte sich später durch die junge Dienstmagd Anna Scharasin, ein 12jähriges Mädchen, dieselbe, von der auch die Zigowska es zuerst gehört haben will. Darauf gab es vielfache Zänkereien zwischen den Weibern. Jene Anna, deren wegen ihrer Jugend unbeeidigtes Zeugniß indessen vor Gericht keine Gültigkeit hat, sagte aus: Die Eva Krainska habe sie beredet, laut zu sagen, daß ihre Brotfrau eine Hexe sei damit auch sie Grund hätte, es vor den Leuten zu wiederholen; worauf ihr die Eva Milchmus und Kartoffeln geschenkt habe. Der Gerichtsbote Mathias von Ossowski erklärte, jedoch darüber unvereidigt, er habe schon mehre Jahre vor der That, auf Anrathen der Eva Krainska, mit der Miszewska die Schwimmprobe vorgenommen, um zu ermitteln, ob sie eine Hexe sei. Sie habe aber die Probe dazumal bestanden, indem sie untergegangen wäre!!

Eva Krainska, die böse Schwiegermutter, gestand ein, daß sie die Katharina Zigowska glauben gemacht, daß ihre Schwiegertochter eine Hexe sei, auch daß sie ihr zugeredet, sie aus der Welt zu schaffen, um sie unschädlich zu machen, desgleichen, daß sie beiden Dirnen jenen Feiertag als besonders günstig anempfohlen habe. Aber sie will sie nur — denn eine kleine Entschuldigung sucht sich auch der geständigste Verbrecher noch zu reserviren — für den Fall zum Erwürgen und Aufhängen aufgefodert haben, wenn die Miszewska auf die Aufforderung der

Josephina: ihrem Kinde die Krankheit wieder abzunehmen, nicht eingehen würde. Auch räumt sie als möglich ein, ob sie gleich sich dessen nicht entsinne: daß sie der Josephina für die Ausführung der That ein Beet Kartoffeln versprochen habe.

Victoria Baretzka, die jüngere Schwester der Eva Krainska, obgleich eben so unwissend und gleich ihrer Schwester ohne allen Religionsunterricht aufgewachsen, wollte sich doch etwas, sei es aufgeklärter, sei es schlauer, zur Sachlage stellen. Sie räumte ein, um all die in ihrer Gegenwart geführten Gespräche zu wissen, auch zur Zigowska gesagt zu haben, die Frau sei eine Hexe, und sei als solche aus der Welt zu schaffen; auch hätte sie es für keine Sünde gehalten, eine Hexe ums Leben zu bringen; dessen ungeachtet aber hätte sie den Mordanschlag nur für Scherz gehalten und an die Ausführung nicht geglaubt.

Ein Mehres ist durch die Untersuchung nicht ermittelt worden. In der Appellationsinstanz wurde die Wiederaufnahme der Untersuchung verfügt, weil die Inquisitinnen zum Theil ihre Aussagen widerriefen. Theils nahmen sie aber auf ernstliche Vorstellungen den Widerruf zurück, theils ist erwiesen, daß ihnen durch Einschüchterungen und Aufreden dritter Personen dieser Widerruf in den Mund gelegt worden. Bei den traurigen Verstandeskräften der beiden jungen Mörderinnen konnte man sie von außen her zu jeder beliebigen Aussage durch Furcht und Hoffnung bewegen; wogegen ihre ersten Auslassungen, wo jene Einflüsse noch nicht da waren, rein und einfach, und mit einander vollkommen übereinstimmend, gegen sie selbst ein gültiges Zeugniß bleiben. Anders stellte sich in mancher Beziehung die Sache gegen die angeblichen Urheberinnen der That, ob diese den beiden Dirnen

den bestimmten Auftrag gegeben, oder nur von fernher den Rath ertheilt haben, und die schwankenden Ermittelungen hierüber sind bei Beurtheilung der Straffälligkeit dieser beiden Weiber vor dem erkennenden Richter in letzter Instanz nicht ohne mildernden Einfluß geblieben. Diese Untersuchungen berühren aber den Punkt, um welchen wir diesen Fall aufnehmen, weniger, und wir können, um die Aufmerksamkeit unserer Leser nicht von der Hauptsache abzulenken, darüber weggehen. Die Eva Krainska wurde mit einer 3jährigen Zuchthausstrafe belegt, die Victoria Baretzka aber in letzter Instanz vorläufig freigesprochen.

So reich dieser Fall an psychologischem Interesse wäre, wenn wir eine Schwiegermutter betrachten, die aus Haß gegen ihre Schwiegertochter diese für eine Hexe ausgibt und Mörderinnen gegen sie aufhetzt und dingt; eine Schwester dieser Frau, selbst Mutter von fünf Kindern, die aus Gefälligkeit ihr in diesem Aufhetzen beisteht; zwei junge Dirnen, die ohne Haß gegen die arme Geopferte sich ohne viel Mühe bereden lassen, die verschriene Hexe umzubringen, als sei es eine kitzliche, aber gar nicht böse Aufgabe, und dies Werk in der Morgenstunde nach einem ruhigen Schlaf, an einem Feiertage, so rasch und besonnen, ja spielerisch verrichten, als gelte es das schnelle Abschlachten irgend eines schädlichen Hausthieres, das ihnen Verdruß macht, ja so reich diese furchtbare Geschichte für den Sittenmaler einer Gegend wäre, in der ein Gerichtsbote und Edelmann sich bewogen finden kann, mit einer anscheinend ehrbaren und wohlhabenden Frau die Wasserprobe vorzunehmen, ob sie eine Hexe sei, so kommt doch dieses Interesse hier, aus Mangel an Mittheilungen, nicht in Betracht. Wem es darum zu thun ist, die sittlichen Zustände jenes polnischen Land-

volks der preußischen Districte, namentlich in der Gegend von Danzig kennen zu lernen, würde noch auf andere wunderbare Erfahrungen stoßen, welche mit unserer Psychologie in geringem Einklang stehen.

Hier berührt uns diesmal nur die Frage: wie es mit der Strafbarkeit der beiden Vollzieherinnen des Mordes steht, da der Thatbestand selbst, wie bei der Ermordung des Amtmann Truchs, einer zwiefachen Deutung unterliegt.

Nach dem Gutachten der Medicinalbehörde konnte die unmittelbare Todesursache der Miszewska nicht mit völliger Gewißheit festgestellt werden; es sei aber höchst wahrscheinlich, daß erst durch das Erhängen ihr Tod bewirkt worden; daß es jedoch auch möglich sei: daß die am Halse befindlichen, vor dem Erhängen zugefügten Verletzungen den Tod unmittelbar hervorgebracht hätten.

Wenn in favorem defensionis die erste Wahrscheinlichkeit statt der zweiten Möglichkeit angenommen wird, also daß die beiden Dirnen mit der Absicht zu tödten, die Miszewska nur in betäubtem Zustande auf den Boden hingestreckt, damals daher keinen Mord vollbracht, darauf aber den vermeinten Leichnam nur in der Absicht, einer Täuschung zu ihrer eigenen Sicherheit aufgehängt, hierdurch aber, ohne es zu wollen, sie getödtet haben, so erwächst dieselbe Frage, wie die über die Straffälligkeit des Schreiber Tarnow, der auch, als er morden wollte, nicht tödtete, und als er nicht tödten wollte, mordete.

Der Criminalsenat des königlichen Kammergerichts in Berlin, welcher in Auftrag des Chefs der Justiz sein Gutachten über diesen Fall abzugeben hatte, entschied diesmal, wenn gleich mit getheilten Stimmen, anders, als

dreißig Jahre früher in dem Tarnow'schen Falle. Ihm erschien es nicht nöthig, wie damals geschehen, aus Seitenparagraphen des Strafcoder die Strafbarkeit der Verbrecher zu deduciren, er deducirte vielmehr, daß die Strafälligkeit derselben in den Hauptstellen, die über den Mord und dessen Bestrafung sprechen, schon ausgedrückt sei.

Zuvörderst müssen beide Thäterinnen schon nach den allgemeinen Grundsätzen über die Zurechnung der Schuld als Mörderinnen betrachtet und als solche bestraft werden. Denn im Gesetz heißt es:

> Wer absichtlich etwas thut oder unterläßt, wodurch Jemand gegen die Vorschrift eines Strafgesetzes beleidigt wird, der begeht ein vorsätzliches Verbrechen;

und ferner:

> Die ordentliche Strafe eines vorsätzlichen Verbrechens trifft Denjenigen, welcher dasselbe wirklich vollbracht hat.

Absichtlich haben Beide, wie durch Geständniß und Beweis ermittelt ist, die Miszewska ermorden wollen. Sie haben demnach ein vorsätzliches Verbrechen begangen. Sie haben das Verbrechen wirklich vollbracht, indem die Miszewska durch den Complexus der Handlung, welche sie gegen sie vornahmen, ihr Leben verlor. Also trifft sie die ordentliche Strafe des vorsätzlichen Verbrechens.

Aber auch die speciellen Gesetze über Mord und Todtschlag fänden genaue Anwendung auf den vorliegenden Fall, dergestalt, daß die Strafe des Mordes, unbeschadet andere Milderungsgründe, die Thäter treffen müsse.

Angenommen, zu Gunsten der Verbrecherinnen, die Miszewska lebte noch, als sie den Strick ihr um den Hals schlangen und sie an den Balken knüpften, so sei

dies keine Handlung aus einer sträflichen Fahrläſſigkeit, indem ein ſehr bewußter Zweck dabei obwaltete, und man könne der Handlung keinen andern Namen geben, als den: einer Fortſetzung der doloſen, gegen das Leben der Miszewska gerichteten Unternehmung.

Einen Todtſchlag verübt, nach dem preußiſchen Landrecht, Der, welcher ſolche Handlungen unternimmt, wodurch, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, der Tod erfolgen muß, und dadurch wirklich tödtet. Dieſer objective Thatbeſtand des Verbrechens iſt alſo hier unbedingt vorhanden. In Folge Deſſen, was ſie mit der in bewußtloſem, todtähnlichem Zuſtande daliegenden Frau vornahmen, wurde dieſelbe wirklich getödtet, alſo durch die freie Handlung der Inquiſitinnen.

Aber auch durch deren bewußte, vorſätzliche, böſliche Handlung. Sie hatten den Vorſatz zu tödten, als ſie in den Stall gingen, und blieben bei dieſem Vorſatz bis zum Augenblicke, wo das unglückliche Weib an dem Stricke hing. Im Ganzen der Behandlung der Getödteten durch die Inquiſitinnen ſpricht ſich jener Vorſatz aus, und es iſt kein Grund vorhanden, den Moment des Aufhängens des vermeintlichen Leichnams als eine für ſich beſtehende Handlung auszuſondern. Die Verbrecherinnen wollten die Miszewska tödten; ſie haben ſie getödtet. Die Richtung ihres Willens iſt von dem erſten Angriffe bis zum Augenblicke, wo ſie den Stall verließen, unverwandt nur auf den Tod der Frau gerichtet geweſen; und nur hierauf kommt es an, nicht auf den Umſtand, daß inzwiſchen eine andere Handlung mit einem andern, auch verbrecheriſchen Motive eingetreten ſei, nämlich den Verdacht der That auf einen Andern zu wälzen, eine Handlung, welche, ohne der eigenen Mordabſicht Abbruch zu thun, geſchehen konnte.

Demnach, da der objective, wie der subjective Thatbestand des Mordes vorhanden, ging das Gutachten des Kammergerichts auf Todesstrafe für die Katharina Zigowska und Josephina Waretzka.

Doch erkannte der Appellationsrichter auf eine gelindere Strafe, nämlich auf 25 Jahre Zuchthaus gegen beide Mörderinnen, weil er ihre Zurechnungsfähigkeit durch den Glauben an die Hexenqualität der Ermordeten für beschränkt hielt.

Die beiden Nürnbergerinnen. *)

1787.

Eleonore Marie Schoning war die Tochter eines unbemittelten Handwerkers in Nürnberg. Ihre Geburt schon hatte ihrer Mutter den Tod gegeben, und siebzehn Jahre alt folgte sie, in Thränen, die einzige Leidtragende, einem Sarge. Es war der Sarg ihres Vaters.

Ihr Leben war bis da kümmerlich und eine fortgesetzte Sorge gewesen. Vom dreizehnten Jahre an war sie nicht vom Krankenlager des Vaters gekommen. Zwei Jahre vor seinem Hinscheiden hatte er sein Dienstmädchen fortschicken müssen, und Marie hatte außer der Krankenpflege auch die kleine Wirthschaft allein besorgen müssen. Aber die Liebe zum Vater gab dem jungen Mädchen einen Muth über ihr Alter und ihr Geschlecht. Sie besorgte mit einer Anstrengung, die ihre Kräfte verzehrte, die Einreibungen des ganz contracten Mannes, und trug ihn auf ihren Schultern aus dem Bette und wieder hinein.

*) Beim Durchlesen dieses Criminalfalls ersuchen wir die Leser, die Bemerkung darüber in dem Vorwort nicht zu übersehen, indem wir in keiner Art die Verantwortung für die Richtigkeit der Facta übernehmen.

So waren ihre Jugendjahre verstrichen, ohne Aufheiterung, Spiele, selbst ohne Hoffnung. Die Gewohnheit der Entsagung hatte sich ihrem Charakter aufgedrückt. Sie foderte nichts, sie erwartete nichts. Des Vaters letzte Worte, die er an den Geistlichen richtete, welcher ihm den Trost der Religion gebracht, waren Worte des Danks und der Bewunderung für die seltene Treue und Liebe, welche die Tochter ihm bewiesen. Er rief Gottes Segen auf sie herab.

Sie hatte, in ihrem Schmerz verloren, mehre Stunden am frischen Grabe des alten Schoning geweint. Es war ihr einziger Freund, das letzte Band, welches sie ans Leben fesselte. Als sie nach ihrer Wohnung zurückkehrte, erwarteten sie dort schon zwei Steuerbeamte. Sie hatten den Auftrag, die Papiere des Verstorbenen zu untersuchen, um sich zu versichern, ob er auch die städtischen Abgaben entrichtet. Man verglich, was man vorgefunden, mit den Registern, und die Beamten glaubten herauszufinden, daß der alte Schoning nicht im Verhältniß zu seinen Mitteln besteuert worden. Sie hielten es für Pflicht, alle Effecten, die sie vorfanden, zu versiegeln, und überließen der armen Waise nur eine leere Kammer, in der sie wohnen könne, bis die Steuerbehörde über den Fall entschieden hätte.

Marie fügte sich schweigend in Alles, was über sie verhängt wurde. Sie lebte durch mehre Tage in dem engen, leeren Gemache, um ihrem Schmerze, ohne andere Gedanken, Raum zu geben.

Die fiscalischen Beamten kamen endlich eines Tages mit einer versiegelten Ordre, des Inhalts, daß von Stadtwegen die ganze Habe des verstorbenen Schoning zu confisciren sei und Marie Schoning auf der Stelle das Haus zu verlassen habe.

Zwar war der alte Schoning, wie schon bemerkt, niemals vermögend geweſen, er hatte ſich aber doch einen Nothpfennig in ſeinen beſſern Tagen aufgeſpart, und trotz der Koſten während ſeines Krankheitszuſtandes, wäre ſo viel übrig geblieben, daß ſeine Tochter davon leben können, bis ſich ein Unterkommen für ſie fand. Die Hände des Fiſcus hatten ihr das Allerletzte geraubt.

Die arme Waiſe glaubte, daß ihre inſtändigen Bitten den harten Beſchluß umändern könnten. Schüchtern durch ihre Erziehung, ohne Kenntniß der Welt und der Verhältniſſe, lief ſie auf die Amtſtube. Aber ſie wußte keine Worte zu finden, ſie vergoß nur Thränen und ſtieß unarticulirte Töne aus. Die Beamten, im Dienſt ergraut und ſtarr geworden, und an die Art Ausbrüche des Schmerzes von Seiten der Unglücklichen gewöhnt, verſtanden die Sprache nicht, oder durften ihr kein Gehör geben.

Die Thüren des Amthauſes wurden geſchloſſen, die Nacht brach an, und Marie wußte noch nicht, wo ſie ihr Haupt niederlegen ſollte. Mechaniſch lenkte ſie ihre Schritte nach dem Kirchhof von Sanct Jacob, wo ihr Vater ruhte. Sie warf ſich auf die noch loſe Erde, die ſeinen Sarg bedeckte. Hier blieb ſie die ganze Nacht liegen, ohne Schutz vor Wind und Wetter. Ihre Natur mußte ſtärker ſein, als der Schmerz und das Verlangen, das ſie zum todten Vater herabzog; ſie ſtand beim erſten Morgenſtrahl auf und floh davon, wie vor ſich ſelbſt erſchreckt. Sie bog Jedem, der des Weges kam, aus, und irrte in den einſamen Gaſſen der Vorſtadt umher, bis ſie ſich endlich matt und troſtlos unter der Dornenhecke eines Gartens verbarg. Der Mittag kam, der Abend. Mitten unter den Qualen der Angſt meldete ſich auch der Hunger. Er trieb ſie endlich in die Stadt zurück.

Dort irrte sie umher, von Gasse zu Gasse, schweigend, theilnahmlos die Gegenstände anstarrend, ohne Muth, die Hand um ein Almosen auszustrecken, ohne den Gedanken, daß es andere Mittel gab, sich in ihrem Elend durch die Sünde zu retten.

Sie hatte keine Nahrung zu sich genommen und Niemand angeredet und doch ganz Nürnberg durchstreift, als die einbrechende Dämmerung sie abermals auf dem Kirchhof und am Grabe ihres Vaters fand.

Der französische Berichterstatter sagt uns, daß in den meisten deutschen Städten die Kirchhöfe der allgemeinen Sittlichkeit nicht minder nachtheilig wären, als dem öffentlichen Gesundheitszustande; eine Angabe, welche wir, gleich so viel andern, wo der französische Zuschnitt nicht zu verkennen ist, auf sich beruhen lassen. Er benachrichtigt uns mit zuverlässiger Miene: „Der Aberglaube ist zugleich mit der heiligen Scheu aus diesen Orten entflohen, und zwischen den Schatten der Gräber und dem Todesschweigen der Urnen irren Wesen umher, welche weit furchtbarer sind, als jene phantastischen Gespenster, die einst um Mitternacht die Leichtgläubigkeit unserer Vorfahren erschreckten."

„Auf dem Grabe ihres eignen Vaters wurde Marie das Opfer einer ruchlosen Brutalität", so lautet der Bericht, zu dessen Beurtheilung wir so gern einen Einblick in die Acten hätten. Erschöpft von Thränen, Wachen, Kälte und Hunger, ward sie ihr Unglück erst inne, nachdem sie geopfert war. Der Mensch, welcher ihr die Unschuld geraubt, verließ sie gefühllos in ihrer physischen Gefühllosigkeit. Wie aus Instinct hatte sie die Hand ausgestreckt, und er hatte einen halben Thaler hineingelegt.

Marie erwachte aus ihrer Erstarrung, um sich noch

unglücklicher zu finden, als ſie beim Niederſinken für möglich hielt. Aus einem Zuſtande der Verzweiflung war ſie in eine zweite, noch furchtbarere geſtürzt. Schaudernd warf ſie das Geldſtück, welches ſie in ihrer Hand fand, weit von ſich. Es mahnte ſie an eine Vorſtellung, die noch furchtbarer war, als die Wirklichkeit, daß es der Lohn ſei für eine freiwillige Preisgebung. Fieber und Wahnſinn durchſchütterten ſie. Sie glaubte die zürnende Stimme ihres Vaters zu hören, der ihr gebiete, weit von ihm weg zu fliehen, und ſie ſtürzte in wilder Haſt aus dem Kirchhof, als würde ſie von einem drohenden Schatten verfolgt.

Sie floh mit wankenden Schritten, wahrſcheinlich auf demſelben Wege, den eine halbe Stunde vorher ihr Verführer eingeſchlagen, in aller Ruhe und Zufriedenheit, die ein glücklich beſtandenes Abenteuer gewährt. Ihn holte ſie nicht mehr ein, wohl aber ward ſie von den Scharwächtern eingeholt.

Die Policei von Nürnberg gewährt (ſagt der franzöſiſche Berichterſtatter 1787) den Nachtwächtern eine Belohnung von einer halben Krone für jedes (?) Frauenzimmer, welches ſie nach zehn Uhr Abends auf der Straße aufgreifen. Es war Mitternacht, und Marie wurde in die Wache gebracht und dort der Zudringlichkeit der rohen Mannſchaft preisgegeben. Sie mußte am nächſten Morgen vor der deputirten Magiſtratsperſon ein nicht minder rohes und ihr Gefühl verletzendes Verhör beſtehen. Eine Frage, die nie zuvor an das tugendhafte Mädchen gerichtet war, empörte ihr reines Gefühl. Schon wollte ſie entrüſtet antworten, als die Erinnerung in ihr auftauchte, daß ſie ja kein Recht mehr habe, ſtolz zu ſein. Spannkraft und Sprache verließen ſie zugleich. Als lege der Tod ſchon ſeine kalte Hand auf ihr Herz,

verging ihr die Beſinnung und ſie ſtürzte ohnmächtig zu den Füßen des Deputirten nieder.

Es dauerte mehre Stunden, ehe man ſie aus dieſer Ohnmacht wieder ins Leben zurückrief. Auch der Beamte war gerührt; aber ſein Mitleid beſchränkte ſich darauf, daß er ſie frei ließ mit der Drohung, das nächſte Mal, wenn ſie wieder wie heute vor ihn geführt würde, ſie ins Zuchthaus zu ſchicken.

Abermals ausgeſtoßen und allein in der Welt, faßte die Unglückliche den Entſchluß, ſich in die Pegnitz zu ſtürzen. Ihre verirrte Einbildungskraft zeigte ihr den todten Vater, zu deſſen Füßen ſie niederſinken wollte, um ſeine Verzeihung zu erflehen. Auf dem Wege nach dem Fluſſe hört ſie ſich bei Namen rufen. Seit langer Zeit eine bekannte Stimme, ein menſchliches Weſen, das ſie kennt. Es war eine ehemalige Dienſtmagd in ihres Vaters Hauſe, die daſſelbe nur verlaſſen hatte, um einen Invaliden zu heirathen.

Anne Herlin erkennt bald, was der haſtig unſichere Schritt, der gläſerne, irre Blick der Armen bedeutet. Theilnehmend forſcht ſie ihre ehemalige Herrin aus, und es gelingt ihr, ſie zum Bewußtſein und zur Erinnerung an ihre religiöſen Pflichten zurückzurufen.

Marie bedurfte des Troſtes. Wie ein erſchrecktes Kind, das ſich an die Bruſt der Mutter wirft und den Kopf vor Scham daran verbirgt, erzählte ſie Annen unter Schluchzen und in zerriſſenen Worten den Grund ihres Schmerzes, ihr Unglück und ihren Entſchluß. Das treue Weſen weinte mit der Armen; ſie tröſtete und beſchwor ſie, von dem fürchterlichen Vorſatz abzuſtehen: „denn das Leben iſt kurz, und der Himmel, liebes Kind, iſt ewig.“

Anne nahm Marien liebevoll bei ſich auf. Aber

außer der treuesten Liebe fand die Verlassene dort wenig. Es war nur ein Wetterdach, das sie vor den heftigsten Schauern für dem Augenblick schützte.

Auch Anne war eines der Wesen, von denen es den Anschein hat, als seien sie von der Wiege auf dem Misgeschick geweiht. Alles, was ihr begegnete, hatte sich zu ihrem Unglück gewandt. Aber indem die harten Schläge des Schicksals ihre Existenz zu vernichten schienen, hatten sie ihre Seele erhoben und ihren Charakter gekräftigt. Sie war im Glauben stark geworden.

Während eines Jahres lebte die Waise mit der Frau Herlin, und sie halfen sich durch ihre gemeinschaftliche Arbeit. Aber die Arbeit fehlte jetzt. Der Preis der Lebensmittel stieg bei Anbruch des Winters, die Noth der beiden Frauen wuchs mit jedem Tage. Anne wurde krank; die angestrengte Arbeit und schlechte nahrungslose Kost hatten allmälig ihre Kräfte erschöpft. Marie strengte sich doppelt an, um durch ihre alleinige Arbeit ihrer Wohlthäterin das Brot zu verdienen. Aber es ward ihr unmöglich. Dazu war sie zu scheu, sie schreckte schon vor'm Anblick von Fremden zusammen, daß oft Die, welche ihr wohlgewollt hätten, keinen Zutritt fanden. Um wohlzuthun, drängt man sich nicht durch die Thüren. Schon waren alle Möbel der kleinen Haushaltung verkauft, bis auf das Bett, auf dem der alte Herlin lag.

Dieser starb bei Frühlingsanbruch, grade als seine Frau die ersten Zeichen der Wiedergenesung gab. Der Arzt, fast eben so arm, als seine Patienten, hatte sie mit aufopfernder Bereitwilligkeit behandelt. Geld konnte er ihnen nicht geben, aber bisweilen hatte er doch eine Flasche Wein mitgebracht, indem er versicherte, daß zu Annens vollständiger Herstellung nur bessere Nahrung und einige Schluck Wein nöthig wären. Sie genas auch

wieder, doch nur langsam, und es hatte den Anschein, als habe die Krankheit ihre geistigen Fähigkeiten angegriffen. Sie wurde still und stumpfsinnig, und saß oft Stunden lang vor sich hinbrütend. Arbeit fehlte gänzlich, und immer dringender klopfte die Noth an.

Es war in den ersten Tagen des März und ein kalter Abend. Das letzte Stückchen Brot, was sie hatten, war am Morgen unter die beiden Kinder der Witwe Herlin vertheilt worden. Schon seit einer Stunde weinte der kleine Junge und schrie, er habe Hunger. Seine nicht viel ältere Schwester preßte den kleinen Körper an Mariens Schooß, die im Winkel saß, und schien durch heftiges Rütteln, indem sie sich hin und her schaukelte, die Schmerzen des Hungers übertäuben zu wollen. Die Schoning blickte auf die Mutter der Unglücklichen, die unbeweglich und still auf einer Strohmatte hockte, die Arme auf der Brust gekreuzt. Bisweilen schielte sie auf die Kinder hin und wandte sich doch wieder schaudernd fort. Der Irrsinn der Verzweiflung blitzte unter ihren Augenwimpern.

Da durchzuckte das arme Mädchen plötzlich ein Gedanke oder ein Entschluß, über dessen Entstehen sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Der Wille war es, lieber an ihrer Seele Schaden zu leiden, als die Freundin und deren Kinder so verschmachten zu sehen. Das Bild des furchtbaren Momentes, als sie in ihrer Hand das Stück Geld fand, welches ein Ruchloser hineingelegt, tauchte plötzlich vor ihr auf. Es kam ihr nicht mehr so schreckhaft vor, als damals. Plötzlich stößt sie die kleine Herlin von sich, springt auf und stürzt, ohne ein Wort, ohne einen Laut, aus der Thür.

Es war eine finstere, kalte Nacht. Heftige Windstöße trieben Schnee und Regen, und die Nürnberger

Gassen waren eine Pfütze. Marie wurde sehr bald von einer Patrouille arretirt. Der Corporal, welcher sie verhaftete, war derselbe, welcher sie schon vor einem Jahre ergriffen hatte. Er schleppte sie auf die Wache und sagte ihr lachend voraus, welche Art körperlicher Strafe ihr morgen für das Vagabondiren bevorstehe. Sie hatte ihrer Freundin und den hungernden Kindern kein Brot gebracht; nur sich selbst hatte sie eine nicht mehr auszutilgende Schande zugezogen. Da, in ihrer verwirrten Phantasie, fiel ihr plötzlich ein neues Auskunftsmittel ein. Sie schrie auf: „Ja ich bin schuldig, weit schuldiger, als ihr denkt.' Ich habe mein Kind umgebracht, führt mich vor den Magistrat."

Die erstaunten Scharwächter sind augenblicklich zum Schweigen gebracht in ihrer rohen Lustigkeit. Man führt sie vor den Richter, und das peinliche Verhör wird sofort vorgenommen.

Mit fester Stimme erklärte Marie Schoning, sie habe heimlich, unter Beihülfe der Frau Herlin, ein Kind zur Welt gebracht, dasselbe sogleich nach der Geburt getödtet und die Herlin habe dasselbe, nach vorheriger Verabredung, in einem Gehölz in der Nähe der Stadt eingescharrt. Wo, könne sie nicht genauer angeben.

Auf der Stelle ließ der Magistrat die Complice des angeblichen Verbrechens verhaften. Diese stellte aber, wie man sich denken kann, Alles und Jedes in Abrede. Da weder Zureden noch Drohungen wirkten, ward die Confrontation beider Frauen befohlen. Auch da wiederholte Marie Schoning ihre Aussage mit der vollkommensten Sicherheit.

Als der Herlin zu sprechen erlaubt wurde, rief sie aus, nachdem sie einige Augenblicke schweigend die Freundin

angeblickt hatte: „Aber Marie, womit habe ich Das verdient, daß du mich so anschuldigst?“

Dann wandte sie sich zum Richter: „Ich weiß von Allem, was das junge Mädchen gesagt, auch nicht das Geringste.“

Weiter konnte man von der Witwe nichts erpressen. Sie beharrte in einem, dem Anschein nach, trotzigen Schweigen, und fand keine andern Worte, als das immer wiederholte einsylbige Nein.

Sie wurde zufolge Beschlusses des Gerichts zur Folter verurtheilt. Die Torturinstrumente wurden hereingebracht. Der Richter stellte Annen Herlin noch einmal vor, daß ihr Schicksal in ihren eignen Händen ruhe. Wenn sie zu leugnen fortfahre, könne sie nichts von den Qualen erretten.

Das kam Marien unerwartet. Die Unerfahrene hatte nicht anders geglaubt, als daß die Richter auf ihre Aussage sie und ihre Freundin zugleich zum Tode verurtheilen würden. Sie hatte Annen und sich von einem unerträglichen Dasein befreien wollen, um den einen verbrecherischen Weg, der zu ihrem Ziel führte, den Selbstmord, zu vermeiden. Nun sollte die Freundin noch unter gräßlichen Martern leiden. Sie stürzte auf Annen zu, dessen Hände man schon gebunden hatte, ergriff sie mit fieberhafter Heftigkeit und rief ihr ins Ohr:

„Anne, liebe Anne, gestehe Alles, was man von Dir fodert. Anne, liebe Anne, dann ist Alles für uns aus. Wir sind in Frieden und Deine Kleinen bringen sie ins Waisenhaus.“

Jetzt erst wurde der armen Frau Mariens List klar. Der Gedanke einer verirrten Phantasie durchzuckte auch sie, und im selben Augenblicke war sie davon ergriffen und damit einverstanden, ja sie hatte in schneller Fassungs-

kraft das Märchen, das ſie retten ſollte, noch weiter ausgebildet; plötzlich drückte ſie einen Kuß auf die fieberglühenden Lippen der Freundin und rief, zu den Richtern gewandt:

„Ja, ich geſtehe Alles ein. Ich habe die Richter betrogen. Alles, was das Mädchen da geſagt hat, iſt wahr. Ich bin eben ſo ſchuldig, als ſie. Aber das iſt nicht wahr: ich habe das Kind nicht verſcharrt, ich habe es in die Pegnitz geworfen."

Beide Frauen wurden nun in abgeſonderte Gefängniſſe gebracht. Sie blieben feſt bei ihren Ausſagen. Der Criminalproceß wurde beeilt (rapidement instruit, wenn das Factum richtig iſt, gewiß ein richtiger Ausdruck!) und die Verurtheilung zum Tode erfolgte. Von einem weitern Rechtsmittel findet ſich keine Erwähnung. Nur ein Verzug von 24 Stunden war ihnen bis zur Hinrichtung verſtattet.

Am Morgen des Tages führte man beide Verurtheilte in eine Kapelle, um den Troſt der Religion zu empfangen und im gemeinſamen Gebete ſich auf ihre letzte Stunde vorzubereiten.

Als das Geläute der Todtenglocke anhub, ſtieg die Witwe zuerſt auf den verhängnißvollen Karren, ohne die geringſte Bewegung zu verrathen. Marie Schoning zitterte heftig. Als ſie an Ort und Stelle angekommen, betrachtete Jene, ohne blaß zu werden, das Richtbeil und beſtieg ohne Zittern und Wanken die Stufen zum Schafot. Mariens bebende Lippen, die Leichenbläſſe ihres Geſichts verriethen nur zu deutlich die Angſt, welche ſie ausſtand. Das Gewiſſen ſchlug ihr, daß ſie durch eine Lüge ihre Wohlthäterin ermorde. Schon war ſie bereit, die Wahrheit einzugeſtehen, aber als ſie mit Mühe die letzte Stufe hinaufgeſtiegen war, verließen ſie ihre Kräfte.

Sie sank nicht nieder, aber sie blieb starr und unbeweglich daſtehen.

Die Herlin wandte ſich zu ihr um und wies nach oben: „Einige Minuten noch, Marie, und wir ſind da.“

Als jetzt Alles zur Execution vorbereitet war, redete ſie noch einmal die Freundin an:

„Muth, Muth, liebe Marie! Nur eine einzige Minute, ſage ich Dir, und wir finden uns wieder bei Gott!“

Die Herlin kniete nieder und legte, ruhig wie vorhin, ihr Haupt auf den Block. Schon hob der Scharfrichter das Beil, als das unglückſelige Mädchen einen durchdringenden Schrei ausſtieß.

„Tödtet ſie nicht! Tödtet ſie nicht!“ ſchrie ſie mit aller Heftigkeit. Sie iſt unſchuldig. Ich, ich allein habe den Mord begangen!“

Sie warf ſich zu Füßen des Henkers und der Geiſtlichen, und beſchwor ſie, die Hinrichtung aufzuſchieben. Sie betheuerte bei Allem, was ihr heilig, es ſei eine falſche Anklage von ihr geweſen. Nie habe ſie ein Kind gehabt, und um ſo weniger könne ſie eine Kindesmörderin ſein, wie ſie angegeben. Sie ſelbſt, ſie allein wünſche zu ſterben, deshalb die falſche Angabe. Sie wünſche auch jetzt noch, und wolle mit Freudigkeit in den Tod gehen, wenn man nur Gnade haben wolle mit ihrer Freundin, und ſie ſelbſt von der entſetzlichen Gewiſſensangſt befreien, daß ſie eine Unſchuldige und ihre Wohlthäterin aufs Schaffot gebracht habe.

Der von Ton und Miene der Wahrhaftigkeit, mit der ſie dies ſprach, verwunderte Scharfrichter fragte (erzählt uns der franzöſiſche Berichterſtatter) nun auch die Herlin, ob etwas Wahres an Dem ſei, was das Mädchen vorgebracht, die ihm halb verrückt ſcheine. Anne erwiederte mit ſichtlichem Widerſtreben:

„Ach Gott ja, ſie hat die Wahrheit geſprochen. Ich will's ja bekennen, ich habe nur zu ſterben gewünſcht, weil ich glaubte, es gebe gar kein anderes Mittel, um von den Plagen auf dieſer Welt loszukommen. Wahrhaftig, auch jetzt iſt mein einzig Hoffen, daß ich bald loskomme von dieſem Leben. Man wird doch nicht glauben, daß ich nur aus Liebe zu ihr mich für unſchuldig erkläre? Aber lieber will ich von Neuem all' die Plagen des Lebens ertragen, als daß ich das arme Geſchöpf davon ſcheiden ſehe, wie ſie iſt voll Verzweiflung."

Das Volk ſtürmte und tobte um das Schaffot. Sie erzwangen es (?), daß man die Hinrichtung aufſchiebe. Augenblicklich wird eine Meldung an den Magiſtrat geſchickt, der ſich auch ſofort zur Berathung verſammelt.

In dieſem Augenblicke bangen Zauderns und geſpannter Erwartung war es, wo einer der Geiſtlichen, die der Hinrichtung beiwohnen ſollten, ſich den beiden Frauen näherte und im Geſpräch mit ihnen alle die Umſtände aus ihrem Munde vernahm, welche dieſe Erzählung enthält, die aber den Richtern verborgen geblieben waren. Marie fand nicht genug Worte, die Güte und Großmuth ihrer Freundin zu malen.

Der Geiſtliche hörte mit ebenſo viel Theilnahme, als Staunen dieſe ſeltſamen Mittheilungen an, jedoch leider ohne daß es in ſeiner Macht ſtand, zu helfen. Ueber eine Stunde dauerte die Berathung des Magiſtrats über den ſeltſamen Fall. Endlich kam der Bote. Er brachte den Befehl, mit der Hinrichtung fortzufahren!

Ein Roth der Freude leuchtete wieder auf den Zügen der Witwe Herlin. Sie legte unverweilt ihren Kopf auf den Block. Unter dem Schrei des Entſetzens von Tauſenden ward er durch einen Hieb vom Rumpfe getrennt. Dem Scharfrichter ſelbſt wandelte nach dem

Todesschlage ein Schwindel an; ja er sank so ohnmächtig nieder, daß er unfähig war, sein Werk zu vollenden. Der Gerichtsdeputirte mußte seinen Gehülfen aufrufen, um auch an der zweiten Delinquentin Gerechtigkeit zu üben. Es war nicht nöthig. Marie Schoning war nicht mehr unter den Lebenden. Ihr Körper war so kalt und starr, als wäre sie schon mehre Stunden todt. Was alle Leiden nicht vermocht, hatte das Entsetzen bewirkt. Die Dulderin war ohne Zucken und ohne Laut, ja ohne daß die Umstehenden es bemerkten, an demselben Todesstreiche gestorben, der ihre Freundin traf.

Die Marquise de Gange.

1667.

Die Geschichte der Marquise de Gange, ein Schreckenbild aus den letzten Tagen der Feudalgewalt unter der französischen Seigneurie, ist uns nur durch Ueberlieferungen bekannt, welche schon allzusehr den Stempel des romantischen Interesse an sich tragen, mit dem die allgemeine Theilnahme die wunderbaren Schicksale der schönen Frau auffaßte und weiter mittheilte. Der Jurist, welcher zu reinwissenschaftlichem Zwecke den Proceß bearbeiten wollte, würde sich nach andern Quellen, als den gedruckten, umsehen müssen, obschon wahrscheinlich ohne Erfolg. Uns bleibt nur die Aufgabe, die Geschichte so darzustellen, wie sie erzählt, geglaubt und gedruckt wurde, und nur anzudeuten, wo das Mitgefühl und die Phantasie der Zuhörer auf die weitere Ausbildung von Thatsachen nicht ohne Einfluß geblieben zu sein scheint, welche schon in ihren rohen Zügen jedes menschliche Gefühl ergreifen. Die Schicksale der Marquise waren ihrer Zeit eine willkommne Kost für die literarische und nicht literarische Neugier. Sie wanderten als haarsträubendes Wintermärchen von Kaminfeuer zu Kaminfeuer, und die Briefschreiberinnen und Memoiristen jener Zeit ließen sie sich nicht entgehen, um ihre Werke damit zu würzen.

So wurden sie ein europäisches Gemeingut, fast von selbst zum Romane gerundet, dem nur der eigentliche Abschluß, die zur Zeit, wo es das novellistische Interesse fodert, eintretende Nemesis, abgeht. Ob ein Schriftsteller die Geschichte zu einem wirklichen Romane umbildete, ist uns im Augenblick unbekannt; daß Züge daraus, Situationen, und selbst Charaktere den berühmtern Romantikern vorgeschwebt haben, dürfte dem aufmerksameren Leser nicht entgehen.

Unter dem Namen der schönen Provençalin glänzte am Hofe Ludwig des Vierzehnten eine Zeit lang die reizende Marquise de Castellane. Sie war nach den Berichten aller Augenzeugen eine der schönsten Frauen, die je ein menschliches Auge entzückt haben, und Ludwig selbst, damals noch in der Blüte seiner Jahre, soll sie nicht ohne Rührung betrachtet haben. Er zeichnete sie durch Reden und Ehrenbezeigungen bei seinen Hoffesten aus. Königin Christine von Schweden, welche damals am französischen Hofe lebte, versicherte, in keinem Lande habe sie eine Schönheit angetroffen, die der schönen Provençalin gleichkomme, und wäre sie ein Mann, würde sie sich zum Sterben in sie verlieben. Der berühmte Maler Mignard hat die Marquise von Castellane gemalt, und das Bildniß zählte zu den Meisterwerken des Künstlers.

Eine so ungewöhnliche Schönheit und Anmuth lockte auch eine außerordentliche Schar von Anbetern um die reizende Frau. Aber sie hat nie den geringsten Anlaß zum Argwohn eines strafbaren Verständnisses gegeben. Ihr Charakter entsprach ihrer Schönheit. Von Gemüths-

art ſanft, und von ſeinem, ausgebildetem, doch nicht funkelndem Verſtande, war ſie eine angenehme Geſellſchafterin, eine treffende Beobachterin; aber zugleich gefühlvoll und von Mitleid erfüllt bei fremdem Unglück.

Ihre Herkunft wie ihre Glücksgüter hielten ſich mit jenen Vorzügen das Gleichgewicht. Sie war die Tochter eines Herrn von Rouſſan aus Avignon, aber nach deſſen Tode im Hauſe ihres mütterlichen Großvaters, des reichen Herrn v. Nocheres, erzogen worden. Dieſer hatte das blühende und verſtändige Kind wie ſeinen Augapfel gehalten, und vor ihrer Verheirathung wohl geprüft, weſſen Händen er einen ſolchen Schatz vertraue. Seine Wahl war glücklich ausgefallen. Der Marquis von Caſtellane, aus einem der älteſten und edelſten Häuſer der Provence, ward ein in jeder Beziehung würdiger Gatte des jungen Fräuleins von Chateaublanc, wie ſie nach einem der Güter ihres Großvaters genannt wurde. Er führte ſie nach Paris, und weidete ſich an der Bewunderung, welche die immer mehr ſich entfaltende, vollkommene Schönheit ſeiner Frau erregte.

Aber nicht lange, als fließe zu viel des irdiſchen Glückes auf das Haupt einer Sterblichen zuſammen. Mit dreizehn Jahren hatte ſie den Marquis geheirathet, ſchon im Anfang der Zwanziger war ſie Witwe. Ihr Gatte befehligte auf den franzöſiſchen Galeeren, welche an der Küſte von Sicilien untergingen, und fand ſelbſt ſein Grab in den Wellen.

Zur Beſorgung ihrer Angelegenheiten mußte die Witwe nach Avignon zurück. Sie wurde von Bewerbern umzingelt, die ihre Schönheit, ihr Ruf, ihr Reichthum anlockten. Als künftige Erbin des alten Herrn von Nocheres hatte ſie die Anwartſchaft auf ein Vermögen von nahe einer halben Million.

Sie konnte jetzt frei und allein wählen, und das Herz der Witwe entschied für einen eben so jungen, wo nicht noch jüngern Mann, den Marquis de Gange. Alle Stimmen vereinigten sich, das Paar sei wie für einander geschaffen: sie ein Engel, er eine vollkommene männliche Schönheit. Stand sie, was den Reichthum betrifft, über ihm, so glich seine vornehme Abkunft diesen Unterschied aus. Er war Baron von Languedoc und Gouverneur von St. André in Nieder-Languedoc. So schätzten Freunde, Bekannte, die ganze Umgegend, ihren gegenseitigen Werth ab; ihr beiderseitiger Charakter wurde nicht in die Wagschale gethan.

Die Ehe wurde im Jahre 1658 geschlossen und schien in den ersten Jahren die glücklichste, die man sich denken kann. Der Marquis, bezaubert von der Anmuth seiner Gattin, konnte nicht ohne sie leben, und auch sie kannte kein höheres Glück als den Besitz des Herzens eines so liebenswürdigen Mannes. Sie wurde Mutter von zwei Kindern, einem Sohn und einer Tochter.

Aber der Marquis war jung, als Mann viel jünger als seine Gattin. Wie der Erfolg der Geschichte ergibt, besaß er nicht die Charakterstärke, die Durchbildung des Geistes, für sich selbst zu stehen. Sie, bei aller Tugend und eigenen sittlichen Festigkeit, mochte nicht den Ehrgeiz und die Kraft haben, einen Mann zu lenken und zu bilden. Die Einsamkeit, in die sich Beide vergruben, wurde ihm zuerst öde. Das Capitel von Zärtlichkeit war erschöpft.

Er suchte Gesellschaft und Zerstreuung, und auch sie, geselliger Natur, ging dem erlaubten Vergnügen nach, aber nur als Mittel wider die Langeweile. Die Anbeter, welche sich aufs Neue in Scharen um sie sammelten, wußte sie zu entzücken, aber auch in den ge-

bührenden Schranken zu halten. Bemerkte sie, daß ihre Freundlichkeit und Theilnahme zu lebhaft erwidert wurde und Flammen erweckt schienen, die sie nicht nähren durfte, zog sie sich zurück, oder brach, in doppeltem Pflichtgefühl, den Umgang ab.

Ihr Gatte war von Allem Zeuge, er mußte seine Gattin kennen, er kannte sie, und doch loderte in ihm das Feuer der Eifersucht auf. Er schämte sich derselben, denn wenn er sich die Mühe gab, klar auf die Verhältnisse zu blicken, mußte er sich sagen, daß er ohne Grund eifersüchtig war. Aber das Gefühl der Scham machte ihn verdrießlich. Ein Mann, der sich keines innern Werthes bewußt ist, der in der Fülle eines reichen Lebens durch keinen Nerv der Thätigkeit gestählt wird, fühlt sich durch die beständige Gegenwart eines Wesens, das über ihm steht, beängstigt, unbehaglich. Er fühlt immerwährend Neigung zu zürnen, und daß er sich gestehen muß, er hasche nach dem Anlaß, und die Ursach des Misbehagens liege eigentlich in ihm selbst, kann kleine Seelen nicht erheben; es stachelt sie nur mehr, ihrem Unmuth Luft zu machen, um dadurch bei dem Andern vielleicht auch Aufwallungen zu veranlassen, die ihm scheinbar ein Recht geben, wieder aufzufahren. In diesem Lichte erscheint, ohne daß es ausgesprochen wird, der Marquis seiner Gattin gegenüber; ein schwacher Charakter, seiner eigenen Schwäche sich halb bewußt, ärgerlich darüber und über die Stellung zu einer vergötterten Frau, die, wo sie hintrat, Triumphe empfing, an denen er keinen Theil hatte. In unsern Zeiten wäre daraus eine gewöhnliche unglückliche Ehe geworden; in jenen, mit andern Verhältnissen, wo die Cultur kaum die alte Roheit die gewaltigen Leidenschaften äußerlich überglättet hatte, konnten daraus furchtbare Conflicte erwachen.

Ihre Ehe war, ohne einen bestimmten, äußern Grund, unglücklich geworden. Der zärtliche, liebenswürdige Ehemann war, wenn er zu seiner Gattin heimkehrte, niedergeschlagen, düster, mürrisch. Statt der feurigen Liebesversicherungen, statt der zärtlichen Mittheilungen, machte er ihr Vorwürfe. Sein Benehmen wurde hart, und was schlimmer war, zurückhaltend. Die Marquise sah in dieser Kälte den Vorläufer eines vollkommenen Bruches.

Auch ihr Frieden war dadurch gebrochen. Man erfährt nicht, daß sie irgendwie durch ihr Benehmen die Verstimmung des Marquis erwidert, oder durch eine wol entschuldbare Heftigkeit ihn gereizt hätte. Aus ihrer ganzen Handlungsweise in dem Folgenden läßt sich vielmehr annehmen, daß sie auch jetzt sich als Dulderin betragen habe. Aber die Gesellschaften boten ihr keine Erholungen mehr, vielmehr wurde sie ein Giftstoff; denn ihr Gatte schöpfte daraus stets neue Nahrung zu seiner Unzufriedenheit.

Von einer Veränderung, die sich jetzt in ihrer äußern Lage zutrug, hoffte sie Besserung des immer peinlichern Verhältnisses. Zwei Brüder des Marquis kamen zum Besuch auf das Schloß desselben. Sie galten, wenigstens der eine, für höchst liebenswürdige Gesellschafter.

Von den vier Brüdern de Gange war der Graf der älteste. Er war Obrist des Dragonerregiments von Languedoc, und gehört nicht weiter in die Geschichte, als daß er sich zum Schluß derselben durch einen edlen Zug bemerklich macht.

Nächst dem Marquis kam der Abbé, dann der Chevalier de Gange. Beide jüngern Söhne der Familie waren es, welche den ältern aufsuchten, wie es hieß, mit der Absicht, auf die Dauer sich bei ihm häuslich niederzulassen.

Der bedeutendste aller drei Brüder war der Abbé, der einzige Charakter unter ihnen, im schlimmen Sinne des Wortes: ein Mann von vielem Verstande und großen Kenntnissen, die er sich auf die leichteste Weise verschafft hatte; zugleich aber auch ein Mann von den zügellosesten Leidenschaften. Allen Lüsten ergeben, ein Spötter, Freigeist, fähig zu allem Bösen, wo die Begierde ihn trieb, nutzte er die Talente, die ihm die Natur verliehen, und die Rednergabe, die er sich selbst erworben, um die Ausbrüche seiner Leidenschaften zu verbergen. Er war boshaft, voll Tücke, rachsüchtig und herrschsüchtig, und im Innern roh und wild bis zu einem Grade, wie er beim heutigen Culturzustande kaum zu den Möglichkeiten gehört. Aber über alle diese gährenden Stoffe wußte er gleisnerisch den Schein, wenn auch nicht der Heiligkeit, doch der Bildung und eines liebenswürdigen Welttons zu breiten. Ohne zu einem Orden zu gehören, hatte er wie Viele die geistliche Kleidung nur angezogen, weil sie ihm zum Deckmantel die brauchbarste schien. Er war unwiderstehlich, wo er sich vorgesetzt zu herrschen und zu leiten, furchtbar, wo seine Leidenschaften zum Ausbruch kamen und seine eigenen Klugheitsmaßregeln überwältigten. Aber am gefährlichsten war er durch seine List und seine unglaubliche Verstellungskunst, indem, wo es sein Vortheil verlangte, Niemand liebenswürdiger, sanfter, dienstfertiger, höflicher und ehrlicher schien, als der Abbé de Gange.

Der Chevalier war ein unbedeutender junger Mensch, fremder Führung bedürftig, und ein williges Werkzeug in der Hand eines jeden geschickten Leiters. Der Abbé hatte sich seiner vollständig bemächtigt und regierte ihn nach Wohlgefallen ohne alle Mühe. Kaum daß er nöthig hatte, ihm die Bewegungsgründe auseinander zu

setzen, wenn er ihn handeln ließ, und es war mehr ein Klugheitsspiel, vor sich selbst aufgeführt, wenn er sein Uebergewicht so verbarg, daß der Chevalier glaubte, er handle aus eigenem Antriebe.

Nur um etwas schwieriger war das Spiel, welches er mit seinem ältern Bruder trieb. Auch dieser bedurfte eines Regierers; der Abbé hatte sich vorgesetzt, es zu sein, und sich bereits vollkommen des schwachen Marquis bemeistert. Durch seine Rathschläge, wie er seine Güter verwalten, die Einkünfte anlegen müsse, was er zu thun habe, um den Glanz seiner Stellung und seines Hauses zu erhöhen, hatte er sich ihm unentbehrlich gemacht. Der Marquis war nur noch dem Namen nach Herr in seiner Besitzung, der Abbé war es in der That.

Um seine Herrschaft auf die Dauer zu begründen, kam er, aber er fand bald eine andere Aufgabe, die ihn für den Augenblick mehr interessirte. Die Reize seiner Schwägerin entflammten ihn, soweit seine Seele der Liebe fähig war. Er war gewohnt, wo es seine Leidenschaften befriedigen galt, keiner Rücksicht Gehör zu geben. Er hoffte auf einen leichten Sieg, und auf einen angenehmen Zeitvertreib bei seinen andern Planen. Doch lehrte ihn derselbe Respect, welchen die Marquise allen ihren Anbetern einflößte, daß er hier keinen galanten Sturm versuchen, sondern mit Klugheit zu Werke gehen müsse.

Der erste Blick zeigte ihm, wie die Verhältnisse standen. Er benutzte sie auf die geschickteste Weise, um sich auf das Vertrauen seiner Schwägerin ein Recht zu erwerben. Während er sie mit der ausgezeichneten Achtung behandelte, war er im Gespräch mit dem Marquis ihr wärmster, ehrfurchtsvollster Lobredner. Es kostete ihm nur geringe Mühe, denselben von seiner thörichten Besorgniß abzubringen, ja sogar dem schwachen Manne

aufs Neue Gefühle der Hochachtung für seine Gattin beizubringen.

Der Erfolg war sichtlich. Der Marquis behandelte die Marquise wenn nicht mit der frühern Zärtlichkeit, doch mit der Galanterie eines Ehemannes, der den Werth seiner Gattin zu schätzen weiß. Wenn sie es auch nicht gewußt, wem sie diese Veränderung verdankte, so ließ der Abbé selbst es doch nicht fehlen, sie davon zu unterrichten. Ob es dieser Ruhm seines eigenen Verdienstes war, oder ein anderes wichtiges Gefühl, genug die Marquise dankte ihm wol freundlich für seine Bemühungen, aber er gewann für sich wenig dadurch. Trotz alles Aufgebots von Liebenswürdigkeit, trotz dem, daß er in Gesellschaften die angenehmste Unterhaltung mit der ehrerbietigsten Aufmerksamkeit verband, behandelte sie ihn zwar mit äußerster Höflichkeit, aber gleichgültig und wies jede Annäherung entschieden zurück. Der Marquise war der eigentliche Charakter ihres Schwagers damals noch unbekannt; doch hat sie später versichert, daß sie beim ersten Begegnen schon eine unwiderstehliche Abneigung gegen ihn gefühlt habe.

Da ihm die Sache zu lange auf dem bisherigen Wege dauerte, beschloß er einen raschen Angriff. Die Gelegenheit bot sich dazu dar, als die Gesellschaft im Sommer aufs Land zog. Der Abbé wurde als überall willkommener, heiterer Gesellschafter mit Freuden dort empfangen. Bei einer Jagdpartie, an der auch die Damen Theil nahmen, übernahm er die Rolle des Stallmeisters der Marquise, um die Gunst des Augenblickes in ihrer Nähe zu benutzen.

An einer einsamen Stelle im Walde, als sie von der übrigen Gesellschaft getrennt waren, entdeckte er ihr seine heftige Leidenschaft, und warb um ihre Gunst. Wir sind

den Auftritt nur so wieder zu erzählen im Stande, wie ihn Pitaval berichtet, aber wir dürfen bezweifeln, daß die Unterhaltung aus den Acten des Parlementes von Toulouse entnommen ist.

Der Abbé sprach nicht wie ein glühender Liebhaber, den die Leidenschaft hinreißt, noch wie ein Verehrer, der von Scheu und Hochachtung erfüllt, seine Bitte vorstammelt. Er sprach als er selbst; in dem Tone eines Pariser Roue's, eines kecken Wüstlinges, der seiner Siege und seiner Siegerkraft bewußt, mit der Leidenschaft spielen zu können meint.

Die Marquise, statt in Zorn zu gerathen und sich mit Abscheu von ihm abzuwenden, antwortete ihm mit dem trockenen Tone, der die vollkommenste Gleichgültigkeit, wenn nicht Verachtung ausdrückt: „Ich überlasse es Ihrem eigenen Urtheile, Herr Abbé, wie eine Frau von reiner Denkungsart, und wie Sie mich kennen, solchen Antrag nur annehmen kann. Ersparen Sie mir die Mühe, Das zu sagen, was Sie sich selbst sagen können, und sich selbst die Unannehmlichkeit, es hören zu müssen."

Der Abbé schwieg eine Weile. Er fühlte den Stich, und daß er andere Saiten aufspannen müsse. Doch war er nicht der Mann, um deshalb von seiner Lust abzustehen.

Er sagte ihr mit verändertem Tone, daß ihr ganzes künftiges Glück in seinen Händen ruhe, daß sie die unglücklichste Frau auf der Welt werde, wenn es ihm einfalle, sie dazu zu machen. „Ihre Heiterkeit und Ihr jetziges Wohlbehagen ist mein Werk; es kostet mich nur einige Worte, und es ist vernichtet. Glauben Sie nicht, daß Sie es hintertreiben können; hoffen Sie nicht, Glauben zu finden, wenn es Ihnen etwa einfiele, unser

Gespräch meinem Bruder zu verrathen. Bedenken Sie wohl, Ihre Worte ohne mich finden taube Ohren. Ihr Glück, Ihre Zukunft ist an meinen Willen gebunden und für uns Beide vielleicht, für Sie gewiß, ist es am vortheilhaftesten, wenn wir einig bleiben. Sie kennen meine Bedingungen, und mit Wenigem ist unser Beider Glück erkauft."

Die Marquise versicherte mit demselben festen Tone, daß Nichts sie bestimmen könne, wider ihre Pflichten zu handeln, weder die Aussicht auf Glück, noch die Gewißheit einer kummervollen Zukunft. Uebrigens, setzte sie mit Bitterkeit hinzu, wenn sie ja fähig wäre, einer Schwachheit sich zu überlassen, würde der Abbé der letzte Mensch auf der Welt sein, der sie dazu bewegen dürfte.

Diese demüthigende Erklärung brachte ihn zwar in Zorn, aber nicht von seinem Vorhaben ab. Im Gegentheil fühlte er sich bei so vielem Widerstande nur noch mehr angespornt; und was eine Sache der Leidenschaft gewesen, betrachtete er von nun an als einen Ehrenpunkt. Seine Eitelkeit ließ ihn annehmen, daß die höhnende Zurückweisung keine andere Quelle als den Stolz der noch ungebrochenen Tugend habe. Einer langen und ununterbrochenen Belagerung muß jede Tugend erliegen, ist ein Satz im Katechismus der französischen Galanterie. Doch hielt der Abbé in diesem Falle dafür, daß er die Art der Belagerung seiner spröden Festung ändern müsse.

Die Marquise vermied von dieser Jagdpartie an jede Gelegenheit, mit dem Abbé allein zu sein. Dafür unterhielt sie sich gern mit dem Chevalier. Er war sanfter Gemüthsart, kein geistvoller, aber ein angenehmer und fügsamer Gesellschafter. Die freundliche Vertraulichkeit, die ihm die schöne Frau schenkte, vielleicht nur, weil er ihr als ein Gegensatz zum verhaßten Abbé erschien, hielt

der Chevalier für mehr. Er verliebte sich so ernsthaft als sein Bruder in die Marquise ohne weder zu bemerken, daß in ihrem Benehmen nichts lag, was ihn zu Hoffnungen ermuntern konnte, noch daß er bei Schritt und Tritt von dem Abbé belauscht wurde. Sehr unerwartet kam ihm daher eines Tages ein Zwiegespräch mit demselben.

Der Abbé faßte seine Hand mit einem brüderlichen Drucke und fing eine seltsame Mittheilung mit der Erklärung an, daß zwischen Brüdern, welche sich so innig liebten, Wahrheit und Offenherzigkeit herrschen müsse. „Wir lieben Beide", sagte er, „unsre Schwägerin. Thöricht wäre es, wenn Einer dem Andern in den Weg treten wollte. Ich bin Herr meiner Leidenschaften; ich kann meine Liebe der Liebe eines Bruders opfern. Laß nichts unversucht, um glücklich zu werden; kannst Du aber nichts ausrichten, dann tritt ab, und überlaß mir das Feld. Um eines Weibes willen darf zwischen uns kein Streit sein."

Der Chevalier, verwundert, überrascht und entzückt durch diese brüderliche Großmuth, schlug ein. Der Handel war richtig, von Seiten des Abbé's mit einem doppelten Zwecke vorgenommen. Einmal, so wird uns berichtet, wollte er seiner Sache gewiß werden, ob die Marquise vielleicht in der That den Chevalier liebe, und von daher sein Unstern ausginge? Denn, wenn es nicht der Fall wäre, sollte die Abweisung seinen Bruder erbittern, und er für seine fernern Pläne an ihm einen bereitwilligen Bundesgenossen erwerben. Beides gelang. Die Marquise liebte den Chevalier nicht; sie verwandelte ihren freundlichen Ton in Gleichgültigkeit, sobald sie seine Absichten merkte; er wagte es nicht mit seinem Geständniß hervorzutreten, und übergab seine Ansprüche

in die Hand des geistlichen Bruders, zufolge des Vertrags. Den Stachel in seinem Herzen wußte dieser noch tiefer einzudrücken.

Der Abbé trat nun wieder als Werber ein, aber mit ganz verändertem Manoeuvre. Er hetzte den Marquis gegen seine Gattin auf. Mit der Besorgniß eines liebenden Bruders eröffnete er ihm, daß er sich doch über den Charakter derselben getäuscht haben müsse. Wenn sie nicht gefehlt habe, was er zu Gott hoffe, so dürfte sie auf dem Punkte zu fehlen sein, wenn nicht der Gatte mit entschiedener männlicher Kraft auftrete. Der Marquis war bereits ein Kind am Gängelbande in der Hand des Abbé. Wie dieser ihn blind gemacht gegen seine eigenen und die Bewerbungen des Chevalier, so öffnete er ihm auf leichte Weise die Augen, um da etwas zu sehen, wo nichts zu sehen war. Ein junger geistreicher Mann, mit dem die Marquise in den geselligen Kreisen einer befreundeten Familie sich gern unterhielt, wurde als Puppe vorgeschoben. Der schwache Mann sah, was er sehen sollte, eiferte auf, überhäufte seine Frau mit Schmähungen, wollte keine Einwendungen hören und vergaß sich selbst bis zu grausamen, thätigen Mishandlungen.

Die Marquise wußte jetzt nur zu gut, wem sie dies verdanke; sie trug die schmerzliche Ueberzeugung mit sich im Busen herum, daß ihr alle Mittel fehlten, sich zu vertheidigen, zu rechtfertigen. Diese Stimmung nutzte ihr Verfolger. Er hatte jeden Schleier der Scham abgeworfen, er hielt jeden Deckmantel für überflüssig. Offen erklärte er ihr eines Tages: Ja, alle ihre bisherigen Trübsale seien sein Werk. Ebenso stehe es in seiner Macht, diese bösen Tage in die heitersten und fröhlichsten für sie zu verwandeln. Er lege den Schlüssel in

ihre Hände, aber zum letzten Male. Eine kleine Gefälligkeit, und ihr Loos solle das glückseligste werden.

Die Marquise kehrte ihm, statt aller Antwort, den Rücken zu und ging.

Bis hierher der Roman. Er mag in seinen Hauptzügen wahr sein, obschon, wie sich aus dem Folgenden ziemlich klar ergibt, darüber keine Actenstücke aufgenommen sein können. Das Intriquenspiel selbst liegt im Charakter der Zeit; beim allgemeinen Interesse, welches das Schicksal der schönen Provençalin erregte, läßt sich erklären, daß man Vermuthungen zu einer Erzählung ausbildete, die gern und willig geglaubt wurde.

Als Resultat des Vorhergehenden ergibt sich, daß der Abbé de Gange, aus verschmähter Liebe, aus beleidigtem Stolz nach Rache dürstete, und daß er in dem Chevalier einen von ähnlichen Motiven getriebenen Bundesgenossen hatte.

Einige Tage nach diesem letzten Gespräche hatte die Marquise Gesellschaft bei sich. Zur Erfrischung wurde Milchrahm umhergereicht. Die Wirthin und Alle, welche davon gegessen, wurden übel und litten an Leibschmerzen. Man wollte Arsenik gefunden haben; aber in so geringer Quantität, daß er, in Vermischung mit der fetten Milch, keinen weitern Schaden anrichtete. Der Vorfall erregte anfänglich zu Avignon großes Aufsehen, doch wurde die Sache über die spätern Ereignisse vergessen.

Jetzt starb der Großvater der Marquise, der alte Herr von Nocheres. Sie wurde seine Universalerbin und unbeschränkte Eigenthümerin des großen Vermögens. Ihr

Gatte hatte keinen Antheil an der Verwaltung desselben; aber seit diesem Erbanfall änderte sich des Marquis Betragen sichtlich gegen seine Gattin. Der Abbé, der ihn gänzlich lenkte, machte ihm Schonung und Aufmerksamkeit gegen eine Frau zur Pflicht, die über solche Mittel gebiete, und in deren freiem Willen die Disposition des Vermögens im Leben und für den Todesfall ruhe. Die Marquise ließ sich über die Beweggründe dieser anscheinenden Sinnesänderung nicht täuschen; sie blieb auf ihrer Hut.

Zehn Lieues von Montpellier und neunzehn von Avignon entfernt, liegt das Städtchen Gange in Niederlanguedoc. Dort war das Stammschloß des Marquis, auch war er Grundherr des Ortes, welcher damals viele reformirte Einwohner zählte. Es war nichts Ungewöhnliches, daß die Familie den Entschluß faßte, einen Herbst auf diesem Stammsitze zuzubringen. Die Marquise, gewohnt, sich dem Willen und den Anordnungen ihres Mannes zu fügen, konnte nichts Vernünftiges dagegen einwenden, besonders da die ganze Familie, auch die Mutter des Marquis, eine vortreffliche Frau, sich zu dieser Reise, die nur als eine Abwechselung erschien, anschickte. Aber es bemächtigten sich ihrer Seele dunkle Ahnungen, welche sie gegen Niemanden aussprach, die sich aber durch viele Handlungen kund gaben. Sie kannte jetzt die Gesinnungen ihres unversöhnlichen Feindes, sie wußte, wie er den Marquis in seiner Gewalt hatte; die neuere Freundlichkeit war nur ein Resultat schlauer Berechnung. Der Gedanke an die vergiftete Milch, an das öde, abgelegene Feudalschloß, wo der Marquis unumschränkter Herr und Gebieter war, erfüllte sie mit Schauder.

Sie wagte, wie gesagt, nicht zu widersprechen, noch Einwendungen zu machen; aber sie handelte wie in der

Aussicht, daß sie nicht lebendig aus Gange zurückkehren würde. Sie machte ihr Testament, und setzte darin ihre Mutter, die verwitwete Frau von Roussan, zur Universalerbin ein, jedoch mit der seltsamen fideicommissarischen Bedingung: daß dieselbe wieder eines ihrer, der Marquise, beider Kinder, welches sie wolle, zu ihrem Erben ernennen solle. Der Sohn war damals sechs und die Tochter fünf Jahr alt.

Aber als wäre sie ihrer eigenen Schwäche sich nur zu bewußt, gab sie gleich nach der gesetzlichen Abfassung und Niederlegung des Testaments vor dem Stadtrathe von Avignon eine feierliche Erklärung dahin ab: „daß, wenn sich nach ihrem Tode ein neueres Testament finden sollte, sie dasselbe hiermit für erschlichen, untergeschoben und nichtig erkenne, und sei kein anderes, als das jetzt gemachte und niedergelegte, für ihre wahre, letzte Willensmeinung zu halten."

Die Erklärung war dermaßen bestimmt und in allen Formen und vor gewichtigen, dazu besonders geladenen Zeugen zu Protokoll gegeben, daß jede Chicane in der Zukunft dagegen unmöglich wurde. Zugleich hatte sie die Vorsicht gebraucht, sie ganz in Geheimen abzugeben, während das Testament und sein Inhalt der Familie bekannt war.

Auch im Uebrigen benahm sich die Marquise, wie Jemand, der einer großen Lebensgefahr entgegengeht. Sie machte verschiedene Schenkungen an Arme und vertheilte Summen an Geistliche mehrer Orden, um Seelenmessen nach ihrem Tode zu lesen. Beim Abschiede von ihren Freunden war sie ungewöhnlich bewegt, als wäre es ein Lebewohl auf immer, was sie ihnen sage.

Doch schien ihre Furcht eine thörichte, als sie in Gange selbst ankam. Alles hatte hier einen heitern Anstrich:

Freude und Frohsinn auf den Gesichtern. Die Familie und ihre Untergebenen wetteiferten, der schönen Frau den Empfang und die ersten Tage ihres Aufenthalts angenehm zu machen. Gesellige Lust belebte das düstere Feudalschloß und scheuchte das geheimnißvolle Dunkel aus seinen Winkeln und gewölbten Gängen. Zu ihrem Troste wirkte nicht wenig die Anwesenheit ihrer Schwiegermutter, und der Abbé wie der Chevalier vermieden aufs sorgfältigste jedes Begegnen, jeden Blick, der die Marquise verletzen, oder auch nur an die frühern Verhältnisse erinnern konnte.

Das arglose Weib ließ sich in den Frieden einlullen, den ihre Feinde geschickt um sie zu verbreiten wußten. Sie ließ sich durch die Zeichen der Ehrerbietung, die sie vielleicht für Reue nahm, täuschen. Sie glaubte, die Leidenschaften, welche ihre Schönheit angeregt, wären durch die Zeit verflüchtigt und auf andere Gegenstände übergegangen. Darin hatte sie Recht; die Gefühle der Liebe hatten andern finstern Leidenschaften Platz gemacht.

Allmälig wurde die Gesellschaft kleiner. Die Schwiegermutter ging nach einigen Tagen nach Montpellier zurück, den Marquis riefen Geschäfte nach Avignon. Die Marquise blieb mit ihren Schwägern allein im Schlosse. Aber Beider Betragen war so anstandsvoll, zurückhaltend; sie ließen sich nur zu gewissen Stunden, wenn Bekannte aus der Stadt und Umgegend zum Besuche kamen, oder erwartet wurden, sehen. Die Marquise fing in der Güte ihres Herzens an, sich selbst wegen ihrer Härte, ihres ungegründeten Argwohns zu schelten. Der Abbé sprach nie von sich und nie von ihr; nur gleichgültige Dinge, die gemeinsamen Angelegenheiten des Hauses, der Familie, waren der Gegenstand des Gespräches

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING.G.W.H.
3-598-51043-8
FN. 04019/035

Mit Feinheit brachte er es gelegentlich auf das Teſtament der Marquiſe und gab ihr zu verſtehen, daß dies der Stein des Anſtoßes wäre. Ihr Gatte, ſeine ganze Familie erblicke darin einen Act des Mistrauens, eine Feindſeligkeit. So lange es beſtehe, würde das gute Benehmen zwiſchen den Ehegatten immer ſchwankend bleiben. Er wiſſe für gewiß, daß der Marquis noch immer die reinſte, innigſte Neigung für ſeine Gattin hege, daß er ſeinen Argwohn, ſeine Aufwallungen bereue. Nun ſei es an ihr, dem Reuigen durch ihr Vertrauen entgegenzukommen, und aus eigenem Antriebe das letzte Hinderniß wegzuräumen. Durch dies geringe Opfer, eigentlich kein Opfer, — denn wer iſt der natürliche Erbe einer Frau als ihr Gatte, der Vater ihrer Kinder? — würde ſie das Glück ihrer Familie, ihr eigenes für die Dauer bereiten.

Die Marquiſe war ein Weib. Sie ließ ſich täuſchen und täuſchte doch wieder. Sie machte ein zweites Teſtament, ganz zum Vortheil ihres Mannes. Aber ſie widerrief ihre zu Avignon gegebene Erklärung nicht, und damit war die Wirkung dieſes zweiten Teſtamentes null und nichtig.

Der Abbé war zufrieden. Entweder war auch ihm jene Erklärung unbekannt geblieben, oder er täuſchte ſich über deren Wirkſamkeit. Seine Vorarbeiten waren gethan. Er konnte den läſtigen Zwang abwerfen, und an das Werk ſeiner Rache gehen.

Die Marquiſe befand ſich unwohl. Morgens am 17. Mai 1667 ließ ſie ſich vom Arzte des Ortes einen Trank bereiten. Aber, als er gebracht wurde, ſchien er ihr ſchwarz und trübe. Sie empfand einen Ekel, ſie dachte unwillkürlich an die Milch in Avignon und ließ

ihn stehen, indem sie zu ihren gewöhnlichen Pillen aus der Hausapotheke ihre Zuflucht nahm.

Es ist nicht erwiesen, daß der Trank Gift enthielt, aber im Zusammenhange mit allen Umständen spricht ein dringender Verdacht dafür. Die Brüder ließen sich während des Vormittags oftmals nach dem Befinden ihrer Schwägerin erkundigen. Sie schienen verwundert, als sie jedesmal die Nachricht erhielten, sie befinde sich recht wohl. Ihr Entschluß war fest, sie solle noch an diesem selben Tage sterben.

Die Marquise blieb den ganzen Tag über im Bette. Sie hatte mehre Damen aus der Stadt bitten lassen, ihr nach der Tafel Gesellschaft zu leisten. Sie war heiter und fröhlich; ihre beiden Schwäger hingegen schienen zerstreut und nachdenklich. Die Marquise neckte sie darüber und ließ ihrer Laune freien Lauf. Der Chevalier erwachte zuerst aus seinen Träumen; am Fuße des Bettes sitzend, fing auch er an, die Marquise zu necken. Dies erweckte auch den Witz des Abbé. Er überhäufte seine Schwägerin mit schönen Redensarten; aber doch wollten die Anwesenden bemerkt haben, daß beide Männer sich Zwang anthäten.

Eine Collation wurde umhergereicht. Die Marquise nöthigte zum Essen und aß selbst sehr viel. Ihre beiden Schwäger rührten keinen Bissen an. Endlich brach die Gesellschaft auf. Der Abbé übernahm die Pflichten des Wirthes und begleitete mit zuvorkommender Artigkeit die Damen bis an das Schloßthor.

Der Chevalier war bei der Schwägerin zurückgeblieben. Sein Wesen kam ihr sonderbar vor. Er stand, in tiefes Nachdenken versunken. Sie fragte ihn um die Ursache, als die Thür aufging und der Abbé wieder eintrat. Hiermit war das Räthsel gelöst.

Das Bisherige ist aus den Zeugenaussagen vom Parlament von Toulouse zusammengesetzt. Ueber Das, was sich von jetzt an zutrug, weiß man nur aus dem Munde der Marquise selbst.

Der Abbé trat ins Zimmer, in der einen Hand ein Pistol, in der andern ein Glas mit einer schwarzen, trüben und dicken Flüssigkeit. Seine Züge hatten sich in wenigen Minuten vollkommen verändert. Wuth blitzte aus seinen Augen, teuflischer Hohn spielte um seinen Mund. Nach den Mittheilungen war „sein Haar verwirrt, und Schaum stand ihm vor dem Munde" (?). Er verschloß die Thür, blieb vor seinem Schlachtopfer stehen und stierte sie mit einem Ausdruck an, der fürchterlicher und erschütternder war, als wenn er seiner Wuth die entsetzlichsten Worte geliehen hätte.

Auch der Chevalier war jetzt aus seinem Hinbrüten erwacht. Auch über sein Gesicht verbreitete sich dieselbe an Raserei grenzende Wuth. Er zog den Degen. Anfänglich glaubte die Unglückliche, in ihm erwache ein Funken ritterlichen Sinnes, und er stehe auf, sie zu vertheidigen. Aber seine drohenden Blicke belehrten sie bald zu ihrem Entsetzen eines Andern. Mehre Minuten mußte sie das Schrecken dieser stummen Scene ertragen.

Wenn die Aussagen der Marquise wirklich in dieser Art zu Protokoll genommen sind, so muß man erwägen, daß eine Fieberkranke Das berichtet, was sie in der Todesangst gesehen zu haben glaubt. Wenn aber die objective Wahrheit mit ihrer Wahrnehmung stimmt, so darf man weniger an den Ausbruch südfranzösischer Wuth denken, welche so wenig mit ihrer raffinirten Bosheit und der längst vorher bereiteten That sich vertrüge, als an ein wohlberechnetes Gaukelspiel des Schreckens, welches ihr Opfer verwirren und leichter ihnen preisgeben sollte.

Der Abbé brach das Stillschweigen. Er trat an ihr Bett und sprach mit dumpfem Grabestone: „Madame, Sie müssen sterben. Wählen Sie, Stahl, Feuer oder Gift.“

Sie rief auf, was sie gethan, wodurch sie den Tod verdient hätte? Ihre Schuld sei ja nur, daß ihr die eigene Ehre und die ihres Gatten über Alles gegangen sei. Die Todesangst gab ihr Beredtsamkeit. Sie beschwor die Mörder, sie versprach Vergessenheit, Vergebung. Ihre schönen Augen strengten sich umsonst an, in den Basiliskenblicken des Abbé einen menschlichen Glanz zu entdecken. Nun erinnerte sie den Chevalier an die vielen Beweise der Freundschaft, die sie ihm erzeigt. Sie hatte ihre Sparkasse für den Verschwender geleert; sie hatte ihm erst vor Kurzem einen Wechsel von mehren hundert Livres gegeben. Umsonst. Auch er schrie: „Sie haben genug gesprochen, Madame; wählen Sie jetzt, oder wir wählen für Sie.“

Das unglückliche Weib warf einen Blick gen Himmel und nahm dann das Glas aus der Hand des Abbé. Sie trank, während dieser ihr die Pistole auf die Brust, der Chevalier den Degen aufs Herz hielt. Einige übergeschüttete Tropfen fielen auf ihre Brust. Die Haut war sogleich verbrannt; die nämliche Wirkung zeigte sich auch an den Lippen.

Das Getränk war aus Arsenik und Sublimat, in Scheidewasser aufgelöst, bereitet. Der Chevalier bemerkte, daß sie den Satz zurückgelassen hatte. Er nahm eine silberne Haarnadel, strich damit Alles, was sich an den Seiten des Glases angehängt, herunter, rührte den Bodensatz um und gab das Glas der Marquise mit den Worten zurück: „Rasch, rasch! auch noch die Hefen, Madame!“

Sie nahm den Rest des Tranks in den Mund, schluckte aber nicht; vielmehr fuhr sie unter einer convulsivischen Bewegung mit dem Kopf unter das Deckbett und gab einen Laut von sich, als ob die Todeszuckungen sie bereits ergriffen, spie aber dabei den Bodensatz aus, ohne daß ihre Mörder es bemerkten. „Um Gotteswillen, wimmerte sie dann, machen Sie nicht auch meine Seele unglücklich, wie Sie meinen Leib tödteten. Senden Sie mir einen Beichtvater."

Die Mörder konnten diesem letzten Verlangen ohne eigene Gefahr willfahrten. Der Vicar des Ortes, der im Schlosse wohnte, Perrette mit Namen, war des Marquis Lehrer gewesen; er lebte mit den Brüdern im sträflichen Vertrauen. Sie gingen hinaus, um ihn zu holen.

Kaum aber hörte die Marquise die Thür zuschließen, als die Lebensgeister in ihr zurückkehrten. Sie sprang auf, warf in Hast einen seidenen Unterrock über, und öffnete das Fenster, das in den Viehhof ging. Die Brüstung war 24 Fuß über dem Boden; bei'm Hinabstürzen auf die scharfen unten liegenden Steine wäre die Halbnackte wahrscheinlich zerschmettert. Sie sprang, als im selben Augenblick Perrette ins Zimmer getreten und ans Fenster gestürzt war. Noch bekam er sie beim Rocke zu fassen und hielt diesen mit aller Kraft. Zwar behielt er nur einen Zipfel davon in seinen Händen, die Seide riß, aber diesem Umstande allein ist es zuzuschreiben, daß die unglückliche Frau nicht mit dem Kopfe zu Boden stürzte, sondern mit den Füßen niederfiel, wobei sie mit einer unbedeutenden Verletzung davonkam.

Der Geistliche, als er das Opfer entkommen sah, hatte nicht den Muth, sich selbst nachzustürzen; aber um sie zu vernichten, ergriff er einen auf dem nächsten Fen-

ſter ſtehenden ſchweren ſteinernen Waſſerkrug und ſchleuderte ihr ihn nach. Doch Angſt und Wuth ließen ihn ſchlecht zielen. Statt ihr die Hirnſchale zu zerſchmettern, fiel der Krug auf die Steine und zerbrach, ohne ſie nur zu verwunden.

Der Marquiſe, die ſich bis dahin auf ſo leichte Weiſe täuſchen und fangen laſſen, kehrte die Geiſtesgegenwart im Augenblicke des Todes auf merkwürdige Weiſe zurück. Sobald ſie ſich aufgerichtet, ergriff ſie ihre Haarflechte und ſteckte ſie, ſo tief es ihr möglich, in den Hals. Glücklicherweiſe hatte ſie viel Süßigkeiten bei der Collation gegeſſen. Dies hatte einerſeits verhindert, daß das Gift ſogleich in den Magen drang, andererſeits erleichterte es die Wirkung, welche ſie ſuchte. Ein Schwein, welches das von ſich Gegebene der Marquiſe fraß, ſtürzte ſogleich todt zu Boden.

Etwas durch das Erbrechen erleichtert, ſuchte die Unglückliche nach einem Ausgange. Aber alle Thüren waren verſchloſſen. Sie wollte durch den Pferdeſtall. Auch der war verriegelt. Zum Glück kam ein Stallknecht vorbei. Sie rief ihm zu: „Rette mich, oder ich bin des Todes! Ich muß aus dem Schloſſe. Oeffne den Stall.“

Der Knecht, gerührt und betroffen von dem Anblick und der Angſtſtimme, zögerte glücklicherweiſe nicht durch Fragen, die jede das unmittelbare Verderben nach ſich gezogen hätten. Er raffte die Leidende in ſeine Arme, trug ſie durch den Stall auf die Straße und übergab ſie, als eine Kranke, den erſten beſten Frauen, die ihm dort begegneten.

Die Marquiſe indeſſen, von Todesangſt getrieben, raffte ſich auf und ſtürzte auf der Straße fort, um einen Schutzort zu ſuchen. Die Mörder, durch Perrette augenblicklich von

der Flucht unterrichtet, waren ihr nachgestürzt. Es galt, Alles einzusetzen; sie durften an einem entlegenen, ihrer Familie unterthänigen Orte viel wagen. Sie schrieen: „Haltet die unglückliche Rasende!“ Wer die Marquise de Gange sah, mit bloßen Füßen, im Hemde, nur mit den Fetzen eines seidenen Röckchens durch die Straßen einer Stadt laufen, deren Herrin sie war, die Haare verwirrt sie umflatternd, die Hände ausgestreckt und beständig um Hülfe rufend, hätte es nicht glauben sollen, auch ohne daß ihre beiden nächsten Verwandten es allen Leuten zuriefen?

Schon wollte der Pöbel sie als eine Wahnsinnige aufgreifen, als der Chevalier sie am Hause eines Herrn de Prets einholte, etwa dreihundert Schritte vom Schlosse. Er riß sie mit Gewalt in den Flur und riegelte hinter sich zu, während der Abbé, die Pistole in der Hand, draußen auf der Schwelle stehen blieb und Jedem den Tod drohte, der eindringen wolle. Seine Schwägerin solle nicht allen Menschen in ihrem Wahnsinn zum Schauspiel dienen.

Im Hause des Herrn von Prets, der selbst abwesend, war eine Damengesellschaft. Die Marquise, verfolgt vom Chevalier, war hineingestürzt. Sie schrie und betheuerte, sie sei vergiftet. Der Chevalier wiederholte vor den Damen, was er zum Pöbel draußen erklärt, und mochte hier zu Anfang mehr Glauben finden, als seine Schwägerin; nur daß die natürliche Theilnahme und Neugier der Damen Partei für die Unglückliche ergriff und sich nicht sogleich mit Worten abspeisen ließ. Die Ehefrau des reformirten Predigers von Gange, Madame Brunette, steckte der Marquise heimlich eine kleine Büchse mit Theriak zu, jenes Universalmittel nach dem Glauben der Zeit. Sie verschluckte in der Eile

davon; aber die brennende Hitze vom Gift und vom Theriak quälte sie furchtbar; sie verlangte nach Wasser. Kaum daß sie das Glas an die Lippen gebracht, griff der Chevalier danach und zerbrach es ihr am Munde.

Es klingt unglaublich, daß der Bösewicht noch einmal Mittel fand, nicht allein die Damen, sondern auch sein Opfer zu beschwatzen. Er bat jene hoch und theuer, seine unglückliche Schwägerin in ihren verwirrten Einbildungen nicht zu bestärken und nicht länger durch ihre Gegenwart ihrer Thorheit Nahrung zu geben. Wenn sie sich einen Augenblick entfernen wollten, hoffe er die Kranke durch vernünftige Zusprache zu beschwichtigen. Sie könnten sich darauf verlassen, er werde nicht von ihr weichen, und hoffe, daß er durch wenige Worte, die keine Zeugen vertrügen, sie von ihren entsetzlichen Phantasien abbringen werde.

Die Marquise, schwach, verwirrt, kaum mehr zurechnungsfähig, griff nach jedem Schimmer von Hoffnung. Sie meinte, auch dieser Henker lasse sich vielleicht noch durch Mitleid bewegen. Sie bat selbst die Anwesenden, daß sie ins nächste Zimmer treten möchten. Dann warf sie sich vor ihm auf die Knie, beschwor ihn, gnädig zu sein, versprach, fortan seiner Leitung sich ganz zu überlassen, alles Vorgefallene zu vergessen und dem Auftritte jede Wendung zu geben, die zu seiner Sicherheit dienen könne.

Statt jeder Antwort zog der Barbar den Degen und stach sie zweimal in die Brust. Sie sprang auf, lief an die Thür und schrie um Hülfe. Er hinter ihr her und versetzte ihr noch fünf Stiche in den Rücken, mit blinder, aber solcher Wuth, daß von dem letzten Stoße der Degen zerbrach und ein langes Stück in der Schulter des Opfers stecken blieb. Als die Gesellschaft auf

das Mordgeschrei wieder ins Zimmer stürzte, lag die Marquise am Boden, in ihrem Blute gebadet.

Der Chevalier stürzte die Treppen hinunter und rief dem Bruder zu: „Fort, Abbé, die Sache ist abgethan.“ Aber auf ihrer Flucht hörten sie, wie die Frauen aus dem Fenster nach Hülfe, nach dem Wundarzt schrieen. In der Meinung, es sei doch noch nicht abgethan, hatte der Abbé die unerhörte Frechheit, noch einmal umzukehren. Er drang durch das versammelte Volk, sprang ins Zimmer hinauf, wo bis jetzt nur noch die Damen waren, stieß sie zurück und setzte der Marquise das Pistol auf die Brust. Die muthige Madame Brunette griff ihm augenblicklich in die Hand und gab dem Arme eine andere Richtung. Zum Glück versagte außerdem das Gewehr. Der Abbé gab der Predigerfrau einen starken Schlag mit der Faust auf den Kopf, um sich Luft zu machen, kehrte das große Pistol um, und wollte nun mit dem Kolben der Marquise den Kopf einschlagen. Jetzt aber machten alle Damen gemeinschaftliche Sache, sie umfaßten, zerrten, stießen, schlugen ihn, was sie konnten, und stießen ihn endlich zur Hausthür hinaus.

Zu dem Unnatürlichen und für unsere Begriffe Unglaublichen in dieser Criminalgeschichte gehört auch Das, daß der Abbé durch die versammelten Haufen vor dem Hause entkam. Die Macht der Feudalherren war zwar gebrochen, der Respect und die Furcht vor ihrer Gewalt war aber in den Provinzen noch mächtig; ihnen mag der Abbé seine Rettung mit verdankt haben. Zwar erschienen die Obrigkeiten des Städtchens, ließen Wachen vor das Haus stellen, der Oberrichter Baron von Tressan ließ den Mördern nachsetzen, aber ohne Erfolg. Es war Abends 9 Uhr, als die Mordthat geschah, und die Dunkelheit begünstigte ihre Flucht. Wie nachher ermittelt

worden, liefen sie zuerst nach Auberas, einem Landgute des Marquis, eine Meile von Gange, vermuthlich um daselbst die Mittel zu ihrer weitern Flucht aufzutreiben. Hier, nach Aussage von Leuten, welche sie belauscht, machten sich die beiden Bösewichter gegenseitig die heftigsten Vorwürfe; Einer gab dem Andern Schuld, daß der Mord mislungen sei. Sie geriethen in eine so teuflische Wuth, daß sie darauf und daran waren, Einer den Andern zu erwürgen. Auch einmal, incredibile dictu, waren sie im Begriff, zum zweiten Male zurückzukehren und den Mord zu vollenden. Doch besannen sie sich eines Bessern und flüchteten weiter. Sie bestiegen ein Schiff auf einem der kleinen Flüsse, die sich ins mittelländische Meer ergießen, und entkamen allen Verfolgungen auf französischem Boden.

Alle mögliche Pflege wurde der Verwundeten geleistet, aber der letzte Stoß des Chevaliers war mit solcher Wuth geführt, daß die Spitze des Degens tief in den Knochen gedrungen war. Man mußte auf das ausdrückliche Verlangen der Marquise das Knie gegen ihre Schulter stemmen, um den Stahl herauszubringen. Dennoch erklärte der herbeigerufene Wundarzt, daß keine ihrer Wunden tödtlich sei.

Und so war es. Noch neunzehn Tage lebte das unglückliche Weib, und als sie starb, ergab die Obduction, daß allein das Gift die Ursach ihres Todes war. Alle Eingeweide waren durchfressen, das Gehirn war schwarz. Eine außerordentliche Gesundheit mußte diesem schönen Körper innewohnen, der Bau einer der regelmäßigsten sein, da das stärkste Gift neunzehn Tage wüthen mußte, ehe es ihn vernichten konnte. Fast schien es, sagt Pitaval, als ob die Natur selbst ihr Meisterstück vertheidigen und noch in den letzten Augenblicken mit den vollkom-

menſten Reizen ſchmücken wollte; denn nie war die Marquiſe ſchöner, nie ihre Farbe blühender, nie glänzten ihre Augen feuriger, nie war ihre Stimme melodiſcher, als auf ihrem Sterbelager.

Das Thatſächliche der furchtbaren Criminalgeſchichte war mit jenem Abend im de Prets'ſchen Hauſe abgeſchloſſen. Was vor dem Krankenlager der Marquiſe ſich ereignete, wie ſie hier faſt als eine heilige Märtyrin vom Volke betrachtet, von dem Adel der ganzen Gegend geehrt wurde, mit welcher chriſtlichen Ergebung ſie ihre Leiden ertrug, wie ſie ſelbſt ihren Gatten, den der ſchwerſte Verdacht der Mitwiſſenſchaft traf, mit Zärtlichkeit und hingebender Liebe tröſtete, ſtatt ihm Vorwürfe zu machen; alles Das gehört weniger in die Geſchichte ihres Proceſſes, als in ihre Lebensbeſchreibung. Doch iſt zur Beurtheilung der Strafbarkeit der Verbrecher hier noch Einiges zu erwähnen.

Der Marquis war zu Avignon, als man ihm die ſchreckliche Nachricht überbrachte. Er hörte das Geſchehene mit allen Zeichen des Entſetzens, mit wilden Verwünſchungen wider ſeine Brüder; er ſchwur, ſie ſollten von keiner andern Hand, als der ſeinen ſterben. Aber ſtatt auf der Stelle abzureiſen, um ſeine ſterbende Gattin zu ſehen, machte er verſchiedene Beſuche in der Stadt, ohne dabei von dem Unglück zu ſprechen, was ihn betroffen, und reiſte erſt am nächſtfolgenden Tage nach eingenommener Mittagsmahlzeit fort. In Gange angekommen, ließ er ſich durch einen Mönch bei der Marquiſe melden, und ſtatt gerührt zu werden von ihrem Leiden oder der Verſicherung ihrer Liebe und den Selbſtanklagen, die ſie gegen ſich erhob, rückte er ſehr bald mit ſeiner Bitte hervor, ſie möge die wenige Zeit, die ihr noch vergönnt ſei, dazu anwenden, ihre in Avignon

abgelegte Erklärung zurückzunehmen und ihr zweites, ihm günstiges Testament als das allein gültige anerkennen.

Aber trotz ihrer Schwäche, Aufregung und Hingebung blieb die Marquise hierin fest bei ihrer Weigerung. Man hat allen Grund, zu vermuthen, daß ihr selbst in diesem Augenblick das rechte Licht über das Verhältniß ihres Gatten zu ihren Mördern aufging. Aber sie unterdrückte ihre Gedanken, entweder aus Furcht vor dem Manne, oder aus Rücksicht gegen ihre Kinder, die auch seine Kinder waren, oder um sich den Frieden des Gemüthes vor ihrem nahen Tode zu bewahren.

Nicht so ihre Mutter. Frau von Roussan, welche nach Gange zu ihrer Pflege gekommen, nachdem die Aerzte es für unthunlich erklärt, die Marquise selbst, wie sie sehnlich wünschte, nach Montpellier zu schaffen, konnte nur mit Abscheu den Marquis am Bette ihrer Tochter sehen, und reiste, über ihr Rachegefühl die heiligern Rücksichten vergessend, schon nach drei Tagen zurück, um ihre Klage gegen den Mörder vorzubereiten.

Auch der Vicar Perrette erschien noch einmal vor dem Krankenlager der Unglücklichen. Sie hatte nach dem Abendmahl verlangt, und es gehört zu den wunderbaren Ereignissen dieser Geschichte, die ans Unglaubliche streifen, daß man dazu keinen andern Geistlichen aufsuchte. Ein Zittern und ein heftiger Schauer überlief sie, als sie ihn eintreten sah. Sie glaubte, er wolle ihr in der Hostie aufs Neue Gift bringen, und nahm sie erst aus seinen Händen, nachdem der Vicar selbst einen Theil davon vor ihren Augen verschluckt hatte. Bei der Communion betheuerte sie, daß sie allen ihren Feinden vergeben habe und bat, daß auch ihre Freunde Fürbitte für die Verirrten einlegten möchten.

Das Parlament von Toulouse hatte inzwischen in dem

Parlamentsrath von Catelan einen Commissarius zur Untersuchung der schreienden Verbrechen nach Gange abgeordnet, und er kam noch zur rechten Zeit, um die Marquise selbst zu vernehmen. Sie beendete ihre vollständige Aussage. Aber diese gewaltsame Rückerinnerung an die erlebten Schrecknisse hatte ihre Krankheit vermehrt und sie starb am folgenden Tage am 7. Junius 1667. Gleich darauf ließ der Commissarius, kraft seiner Vollmacht, den Marquis in seinem Schlosse verhaften. Die Bürger erleuchteten vor Freude ihre Fenster, als ihr Feudalherr in das Gefängniß von Montpellier abgeführt wurde, und der Pöbel umtobte mit wildem Geschrei und Drohungen den Wagen des Gefangenen.

Die Untersuchung wurde gegen vier Personen geführt: den Marquis, seine beiden Brüder und den Vicar von Gange, den Priester Perrette. Nur der Erste und der Letztere waren gegenwärtig; gegen den Abbé und Chevalier wurde in contumaciam verfahren.

Die mannichfachen Lücken und Dunkelheiten, die uns in der Erzählung verblieben, erwarten wir vergebens durch den Proceß ausgefüllt und aufgehellt. Den Hauptinhalt der uns mitgetheilten Documente bildet die Anklageschrift der Frau von Roussan, in der sie den Beweis zu führen sucht, daß der Marquis, ihr Schwiegersohn, nicht allein um die That gewußt, sondern auch der heimliche Anstifter und Mitberather sei; eine sehr künstliche und gelehrte Advocatenschrift, die uns indeß über die Motive der That, und wie in den Gemüthern der Thäter der Haß wider ihr schönes und liebenswürdiges Opfer bis zu dem Grade von Atrocität sich steigern konnte, kein Licht gibt. Klar ist uns aus dem Gegebenen nur der Charakter der Marquise; ein liebenswürdiges, aber schwaches Weib, deren Tugend sich nicht über

die Passivität zu erheben Kraft hat. Leichtgläubig aus Bequemlichkeit und Herzensgüte, ausgestattet mit Gaben des Verstandes wie des Herzens; aber in der Verwöhnung des Glückes hat die Allgefeierte und Geschmeichelte den Verstand so wenig als ihre Tugend zur bewußten Thätigkeit ausgebildet. Sie fällt als Opfer des bequemen sich Hingebens in die Dinge wie sie sind, weil sie, statt nachzudenken und zu handeln, was sie könnte, sich lieber in süße Träume wiegt, daß es wol besser sein wird, als es scheint. Nur in einem Punkte erscheint sie kräftig, indem sie als Mutter den Lockungen widersteht, die Testamentserklärung zu Gunsten ihrer Kinder aufzuheben.

Klar ist ferner der Charakter des Abbé, insofern die Geschichte wahr berichtet, wo sie uns solche raffinirte und vollkommene Bösewichter vorführt, wie Humanität oder Mattigkeit sie unter den gegenwärtigen Generationen nicht mehr aufkommen lassen. Das Gegenstück zur Marquise, weiß er von Anfang bis Ende, was er will und was er kann, und ebenso sind die Motive seiner That dargethan. Schurken von diesem Bewußtsein, von dieser Ausbildung in der Ruchlosigkeit mögen mit ihren teuflischen Endzwecken ein Spiel treiben, wie die Giftmischerin, der das Vergiften endlich zur Lust wird. Unmotivirt erscheint für uns nur die Art der Ausführung seines Verbrechens, die zur Entdeckung führen mußte. Wir meinen, ein so vollständiger Verbrecher habe die Sache seiner anfangen sollen; wir erklären uns nicht, wie der Abbé die Frechheit hatte, noch einmal mit der Pistole durch den Volkshaufen zurückzudringen, um sein Verbrechen ganz zu vollenden, da bei der geringsten Besinnung er sich sagen mußte, daß ihm dadurch alle Früchte desselben entgingen und er sich selbst der äußersten Ge-

fahr aussetzte. Aber ersonnen war aller Wahrscheinlichkeit nach die That so fein, als die damaligen Verhältnisse es foderten. Erwarten ließ sich, daß das geängstete Weib nicht den schmerzlichen Tod durch den Degen oder die Kugel, sondern den anscheinend mildern durch Gifttrank wählen würde. Dann ließ sich in der verschlossenen Feudalburg dem erfolgten Tode jeder beliebige Anstrich geben. Das gespannte Pistol, der gezückte Stahl waren anfangs nur Komödiantenwaffen, um die Marquise einzuschüchtern und sich selbst in den gehörigen Harnisch der Wuth und des Grimms zu setzen, der auch diesen Bösewichtern zur That nöthig war. Das Schauspiel war auch durch das lang bekämpfte Rachegefühl motivirt. Erst nachdem das Werk zur Hälfte verunglückt, überkommt den Abbé die Wuth, der Tiger hat Blut geleckt, das südfranzösische Blut überwallt die Vorstellungen der Vernunft und seine Raserei wird von der übermüthigen Verachtung des alten Seigneurs getragen, die sich im Kreise der Untergebenen Alles erlauben zu dürfen glaubte.

Klar erscheint vielleicht auch der Charakter des Marquis. Eine schwache, feige, niederträchtige Seele. Fleckenlose Reinheit und Tugend in seiner Nähe sind ihm störend. Er fühlt sich dadurch niedergedrückt. Wie spätere Züge ergeben, gefällt er sich bei seinem eigenen Nichts, im Spiele, das Glück Anderer zu untergraben. Er treibt das Angeben als Geschäftssache. In seinem selbstsüchtigen Streben vergißt er die ersten Gesetze der Klugheit und der Schicklichkeit, und bringt beim ersten Wiedersehen in seine tief verletzte Gattin, das Testament zu seinen Gunsten zu ändern. Er würde den Mord nicht ersonnen noch ausgeführt haben, Muth und Kraft hätten ihm gefehlt; aber es ist ihm ganz recht, daß Andere es für

ihn thun und er die Früchte davon zieht. Auch sein erstes Erschrecken und seine Wuth mögen ungeheuchelt sein, denn der Scandal, das Aufsehen vereiteln ja, was er erstrebt; und er hatte gehofft, es werde Alles im Stillen, mit Beobachtung des Anstandes abgehen.

Vom Vicar Perrette erfahren wir nichts Näheres. Wahrscheinlich eine schurkische Seele, die sich von ihrem Brotherrn und mächtigen Gebieter zur Schandthat erkaufen ließ. Aber unklar bleibt nach den Verhandlungen der Charakter des Chevalier. Ein Wüstling, ein Verschwender, aber von Natur, wie er geschildert wird, sanfter Gemüthsart, was konnte ihn, da er vielfache Liebesbezeugungen von seiner Schwägerin erfahren, zu dem Grade von Henkerwuth anspornen? Einen solchen leichten französischen Charakter pflegt ein einziger einmal zurückgewiesener Liebesantrag nicht zu einer so raffinirten cannibalischen Rache, die nach Jahren erst ausbricht und so sich bethätigt, anzureizen. Hier muß Vieles dazwischen liegen, was uns nicht berichtet wird.

Der Beweis, den die Klägerin, Frau von Roussan, gegen den Marquis führte, wurde durch keine Zeugenaussagen und Urkunden getragen. Er beruhte nur auf Zusammenstellung der dringenden Indicien, welche in Kürze folgende sind:

1) Abbé und Chevalier konnten den Mord nur deshalb unternommen haben, damit ihr Bruder, der Marquis, in den Besitz des Vermögens seiner Gattin gelange. Beide für sich hatten keinen nahe liegenden Antrieb zu der That. Is fecit scelus, cui prodest sei die gesetzliche Vermuthung.

2) Die vorangehende Vergiftung des Milchrahms in Avignon sei ein unleugbares Factum. Dennoch habe der Marquis damals die Sache nicht untersuchen lassen; da er

doch, wenn das Arsenik von jemand Anderm in die Milch gemischt worden, Nachstellungen auf sein eigenes Leben befürchten müssen.

3) Der Marquis hatte schon längst einen tiefen Haß gegen seine Gattin genährt. Als sie ihm einst, nur im Scherz, Vorwürfe gemacht, habe er sie mit seinem Degengehänge geschlagen, und ein ander Mal mehre Tage in einen Thurm eingeschlossen, wo der Kummer ihr eine Art von Schlagfluß zugezogen.

4) Die unzertrennliche Freundschaft des Marquis mit seinen Brüdern, das gänzliche Uebergewicht des Abbé über ihn und Perrette's Verhältniß zu seinem Schüler, machen dessen Mitwissenschaft und Theilnahme höchst wahrscheinlich.

5) Der gewählte Ort der Greuelthat, das seiner Botmäßigkeit gänzlich unterworfene Städtchen, geben eine starke Vermuthung wider ihn.

6) Am 17. Mai Abends geschah der Mord. Am 18. Mai des Morgens befand sich der Bediente des Abbé schon in dem neunzehn Lieues von Gange entfernten Avignon und brachte ihm die Nachricht. Sei es wahrscheinlich, daß der Mörder durch Eilboten Denjenigen von der Mordthat benachrichtigen werde, der ihr natürlicher Rächer sei?

7) Der Marquis habe keinen einzigen Schritt bei der Obrigkeit zur Verfolgung der Mörder gethan, offenbar aus Furcht, durch die Entdeckung seiner Brüder selbst verrathen zu werden. Sein ganzes Benehmen, seine Verzögerung der Abreise, daß diese drei Tage gedauert, während der Diener des Abbé nur eine Nacht gebraucht, spreche zu deutlich, nicht für seine Gleichgültigkeit gegen sein Weib, sondern für die Absicht, den Mördern Zeit zu lassen und seine eigene Rolle bei der Verwundeten zu stu-

diren. Hier spreche sein erheuchelter Schmerz und nichtsdestoweniger sein Andringen wegen der Testamentsänderung zu schlagend wider ihn. Auch habe er in den ersten vier Tagen nach seiner Rückkunft im Schlosse von Gange stets mit dem Vicar Perrette allein gegessen, lange heimliche Unterredungen bei verschlossenen Thüren mit ihm gepflogen und bis zum Tode der Marquise ihn fast immer bei sich gehabt. Und doch habe der Marquis selbst eingestanden, daß Perrette um das Vorhaben der beiden Mörder gewußt und mit in dem Complott gewesen, dessen Theilnahme er leugne!

Im Publicum war nur eine Stimme der Verdammung; auch seine Richter, als Menschen, hielten den Marquis für schuldig. Aber wegen mangelnder Beweise erging das Endurtheil des Parlaments von Toulouse (schon im August desselben Jahres gefällt) dahin: daß der Marquis de Gange seines Adels und seiner Ehrenstellen entsetzt, sein sämmtliches Vermögen für den König confiscirt und er auf ewig aus Frankreich verbannt werde.

Niemand war mit diesem Urtheil zufrieden. Einigen schien es zu gelind, Andern zu hart. Die Meisten stimmten dahin überein, daß man nach einer damaligen Gerichtsformel „auf weitere Untersuchung innerhalb eines Jahres" erkennen sollen, während dessen der Incriminirte verhaftet blieb. Ludwig XIV. selbst war unzufrieden. Als man ihn für einen vornehmen Verbrecher während des Processes um Gnade anging, erwiederte er: er bedürfe seiner Gnade nicht, da er sich in den Händen des Parlaments von Toulouse befinde, welches den Marquis de Gange so durchschlüpfen lassen.

Kein heutiger Gerichtshof würde nach Dem, was Pitaval von der Untersuchung mittheilt, ein Endurtheil zu fällen im Stande sein. Zwar theilt er uns die Klage-

schrift der Frau von Roussan fast wörtlich mit, nicht aber, welche Anführungen darin erwiesen sind, auch nichts über Perrette's Verhör, dessen Aussagen doch von großer Wichtigkeit wären; auch vermissen wir den Befund der Sachverständigen hinsichts des Giftstoffes. Wenn das Gift so stark war, daß einige Tropfen der leichtern Flüssigkeit den Hals und die Lippen der Marquise verbrannten, wenn ein Schwein, welches das Ausgebrochene fraß, augenblicklich daran starb, so streift es, trotz der angeführten Umstände, an das Wunderbare, daß eine zarte Frau, nachdem sie den Becher geleert und die volle Substanz wenigstens einige Zeit im Munde behalten, noch die Kraft hatte, aus dem Fenster zu springen, aus dem Schlosse zu fliehen, dreihundert Schritte auf der Gasse zu laufen, in der Gesellschaft und vor dem Chevalier ihre Sache so beredt zu führen, fünf Degenstiche zu erhalten, sich noch aufzuraffen und trotz Mishandlung, Wunden, Kränkungen, noch stark zu sein, noch so viel zu reden, so fest zu bleiben gegen die Vorstellungen ihres Gatten, ein vollständiges gerichtliches Zeugniß abzulegen und zu beschwören und erst nach 19 Tagen zu sterben! Die innere Empörung, welche jedes menschliche Gefühl bei diesen Greueln durchglüht, und die Pitaval selbst aus dem Tone des Erzählers in den des ergrimmten Anklägers verfallen läßt, mag auch bei der Untersuchung mitgesprochen haben, obschon damit nicht gesagt sein soll, daß die Thatsachen nicht in ihren Hauptzügen wahr wären.

Dasselbe Erkenntniß des Parlaments verurtheilt den Abbé und Chevalier de Gange lebendig gerädert zu werden und den Vicar Perrette zur Ausstoßung aus seinem Orden und zur lebenswierigen Galeerenstrafe.

Der Arm der weltlichen Gerechtigkeit ereilte nicht

mehr die beiden Thäter. Perrette, an die Sclavenkette geschmiedet, starb auf dem Wege nach den Galeeren.

Aus den Schriften der Zeitgenossen weiß man noch Folgendes über die Schicksale der in dieser Schreckensgeschichte betheiligten Personen.

Der Marquis hielt sich eine Zeit lang verborgen. Nach Aufhebung des Edictes von Nantes trat er aus seinem Versteck hervor, und wußte sich beim Intendanten von Languedoc, dem Herrn von Baville, einzuschmeicheln, indem er Reformirte überredete, zur Messe zu gehen, und Andere, die sich versteckten, der Gewalt denuncirte. Inzwischen war sein Sohn erwachsen und hatte alle Tugenden und die Liebenswürdigkeit seiner Mutter ererbt. Man verzieh ihm um deswillen, daß er der Sohn des Marquis von Gange war. Sein Oheim, der Graf de Gange, welcher vom Könige die diesem laut Urtel anheimgefallenen Güter des Marquis geschenkt erhalten, gab sie großmüthig diesem seinem Neffen, nachdem er mündig geworden, zurück. Dieser junge Marquis stand als Hauptmann bei einem der Dragonerregimenter, denen das Bekehrungsgeschäft an der Grenze übertragen war. In Metz hatte er sich sterblich in eine junge Bürgersfrau verliebt, die ihm zwar wohl wollte, aber in Zuchtigkeit standhaft seinen Anträgen widerstand. Sie war eifrige Hugenottin und erlitt von den bei ihr einquartierten Dragonern alle die Drangsale, denen ihre Glaubensgenossen ausgesetzt waren. Eines Tages kam sie verzweifelnd zum Hauptmann de Gange und erklärte dem Marquis: wenn er ihr Gelegenheit verschaffe, aus Frankreich zu entkommen, verspreche sie ihm zur Belohnung Alles, was seine Leidenschaft verlangen könne. Gott, hoffe sie, werde ihr einen Fehltritt vergeben, der sie vor der Sünde bewahre, ihr Leben durch eine Heuchlerin zu

sein. — Der junge Hauptmann, aufs innigste gerührt, erklärte der schönen Frau, da solle Gott für sein, daß er ihre bedrängte Lage in der Art benutze. Er wolle ohne diesen Lohn Alles aufbieten, ihren Wunsch zu erfüllen. Ein königlicher Offizier wagte doppelt bei solchem Unternehmen, aber es gelang ihm, die schöne Frau bei Nachtzeit aus der Stadt und über die Grenze zu schaffen. Eine Begebenheit, welche einem unserer geachtetsten Dichter (Achim v. Arnim) den Stoff zu einer interessanten Erzählung geliefert hat.

Bald nachher hatte der junge Marquis andere Kämpfe zwischen Pflicht und Liebe zu bestehen. Er hatte aus Neigung eine kaum erst bekehrte Hugenottin geheirathet, die Tochter des reichen Baron von Moissac, früher ebenfalls Protestant. Während er bei seinem Regimente war, ließ er die geliebte Gattin im Schlosse Gange unter der Obhut seines Vaters, welcher jetzt, als ein accreditirter Hugenottenbekehrer, ohne Scheu in Frankreich lebte. Auf dem Schlosse, das Zeuge seiner Unthaten gewesen, waltete er wieder, in Abwesenheit seines Sohnes, als unumschränkter Herr. Unter dem Vorwande, die Neubekehrte vor jedem Rückfall zu bewahren, ließ er sie nicht aus den Augen und gönnte ihr kaum andern Umgang als seinen eigenen. Nur zu bald ward sie inne, daß nicht ihr Glaube, sondern ihre Schönheit der Gegenstand seiner Verfolgungen war. Das arme junge Weib, durchschauert von Entsetzen, geängstet von der Vorstellung, daß ein Widerstand gegen den furchtbaren Mann, in diesen selben Mauern, an denen das Blut ihrer Schwiegermutter klebte, ihn zu ähnlichen Thaten anspornen könne, schrieb einen Noth- und Hülfsbrief, der glücklich durch die Späher zu ihrem Gatten gelangte. Der Hauptmann, außer sich gebracht über diese Schlechtigkeit des eigenen

Vaters, flog nach Paris. Er warf sich dem Könige zu Füßen und bat um Vollstreckung des Urtels wider seinen Vater, mit der Betheurung, daß er, was in seinen Kräften stehe, für ihn sorgen wolle. Ludwig erzürnte heftig, als er auf diese Weise erfuhr, daß der verruchte Mann noch innerhalb der Grenzen seines Reiches weile. Er gab augenblicklich Befehl, ihn zu fangen und den Proceß wider ihn aufs Neue anzufangen. Zum Glück für den Marquis bekam der Graf, sein Bruder, zeitig davon Kunde und eilte nach Gange, um ihn zur augenblicklichen Flucht anzutreiben. Seitdem ist der Elende in der Dunkelheit verschwunden.

Von den andern beiden Mördern soll der Chevalier in Diensten der Republik Venedig auf der Insel Candia durch eine türkische Kugel umgekommen sein.

Der Abbé de Gange tritt noch einmal in einem Romane auf, der nur mittelbar mit diesem Criminalproceß im Zusammenhang steht. Als angeblicher Refugié, unter dem Namen de la Martellière, fand er Aufnahme beim Grafen von der Lippe auf einer Herrschaft desselben, welche später an die Staaten von Holland kam. Er ward Erzieher beim Sohne desselben und Graf und Gräfin waren gleich erfreut über den Geist der Wissenschaftlichkeit und die Kenntnisse als über die feinen Sitten des Franzosen, und dankten dem Himmel, daß er ihrem Sohne einen so vorzüglichen Mentor zugeführt habe. Er lebte so geachtet an diesem kleinen Hofe, daß er sogar einen Liebeshandel mit einer Verwandtin des Grafen sich erlaubte, in der ernsthaften Absicht, ihre Hand zu gewinnen. Das Fräulein war von der Liebenswürdigkeit des Mannes, der für sie erglühte, entzückt, auch Graf und Gräfin waren ihm geneigt, weil er ein durchaus rechtschaffener Mann, nur seien „seine Verdienste seine ein

zige Empfehlung" und ihm fehle die Abkunft, welche solche Ansprüche rechtfertige. „Wenn es nur Das ist," sprach der Abbé im schnell wieder erwachsenen Selbstvertrauen, oder gestachelt von einer verderblichen Eitelkeit, — „so hoffe ich, daß meine Geburt wenigstens Ihren Foderungen genügen wird, wenn ich Ihnen sage, daß Sie den unglücklichen Abbé de Gange vor sich sehen, dessen Name Ihnen nur zu wohl bekannt ist."

Die Gräfin entsetzte sich, das durch Europa verschrieene Ungeheuer in ihren Mauern zu sehen, noch mehr vor dem Gedanken, einem Mörder die Erziehung ihres Sohnes anvertraut zu haben. Nur den Fürbitten des Knaben verdankte der Abbé, daß er nicht auf der Stelle verhaftet und nach Frankreich ausgeliefert wurde. Er flüchtete nach Amsterdam, wo er sich durch Unterrichtgeben in Sprachen ernährte. Seine Geliebte, das deutsche Fräulein — Pitaval erzählt es — folgte ihm heimlich, obgleich sie wußte, wer er war und welche Blutschuld auf ihm lastete. Sie heiratheten sich in Amsterdam. Der junge Graf von der Lippe, dankbar für die genossene Erziehung, unterstützte ihn im Geheim und ließ ihm später auch die Einkünfte vom Vermögen seiner Gattin zukommen. Er lebte unerkannt als ein ordentlicher Mann und hinterließ nach seinem Tode einen guten Ruf.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Dritter Theil.

Ernste Bibl. 1932

Der
neue Pitaval.

Eine Sammlung
der interessantesten Criminalgeschichten aller
Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben
vom
Criminaldirector **Dr. J. E. Hitzig**
und
Dr. W. Häring (W. Alexis).

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

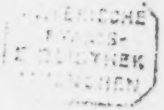

Inhalt des dritten Theiles.

Seite.

Vorwort VII

Struenſee (1772) I

Leſurques (1797) 94

Der Schwarzmüller (1817 — 1821) 129

Der Marquis von Anglade (1687) 168

Jacques Lebrun (1689) 198

Der Mord des Lord William Ruſſell (1840) 237

Nickel Liſt und ſeine Geſellen (1698 — 1700) . . . 274

Barthelemy Roberts und ſeine Flibuſtier (1722) . . 388

BIBLIOTHEK

Vorwort zum dritten und vierten Theile.

Die Quellen der im dritten und vierten Theil des Neuen Pitaval aufgenommenen merkwürdigen Criminalfälle sind größtentheils in der Erzählung selbst angegeben, und eben so hoffen wir, daß der geneigte Leser die parallelen Fälle, wenn auch nicht immer nach Anleitung der äußern Aneinanderreihung, sich selbst zusammenstellen wird. Die Fibern der geistigen und äußern Verwandtschaft sind vielfältig verschlungen, und das blutige Band zieht sich in getheilten Fäden nach verschiedenen Seiten hin, sodaß, was in einer Beziehung nah zu einander gehört hätte, wegen einer nähern Beziehung zu Fällen, sonst verschiedener Art, eine entfernte Stellung erhielt.

Hinsichts der drei, der Geschichte bereits anheimgefallenen, politischen Criminalfälle Struensee, Cinq-mars und Byng liefert die vollständigen Quellen die beglaubigte Geschichte selbst. Das Gewebe zwischen Ursach und Wirkung ist so klar, daß spätere Entdeckungen kaum mehr als Nebenpartien aufhellen würden. Auch im Struenseeschen Proceß sind die Motive und die ganze Machination schon kurze Zeit nach der blutigen Katastrophe zur allgemeinen Kenntniß und Würdigung gekommen. Doch bedurfte es hier, außer den bekannten und werthvollen Berichten der Zeitgenossen, — zu denen die reichhaltigen Mittheilungen Friedrich von Raumers aus den Kopenhagener Gesandtschaftsberichten im englischen Archive, wichtig besonders zur Charakteristik der

handelnden Personen, kommen, — doch noch der Einblicke in die ihrer Zeit auch bekannt gemachten, jetzt seltener gewordenen Actenstücke: Anklage, Vertheidigung, Urtheil u. s. w., Actenstücke, deren beglaubigte Form doch nicht hindert, daß man dem Auge kaum trauen zu dürfen glaubt, wenn man die Gesetze durch diese Sprache des Hasses und der Erbitterung verhöhnt sieht. Wenn wir in politischen Criminalprocessen die Willkür als despotische Laune, als Volkswahn sich in den Mantel des Gesetzes hüllen sehen, so erhebt uns dafür aus dem niederdrückenden Gefühl eines zertretenen Menschenrechtes die Erfahrung, daß die Gerechtigkeit der Geschichte um so leuchtender, schneller Allen deutlich ins Leben tritt. Je größer die Schmach und Kränkung unter den Mitlebenden, um so entschiedener und allgemeiner das Urtheil der Nachlebenden, die Freisprechung vor dem großen Gerichte der Nationen, der gerettete Ruf für den verurtheilten Leib.

An diese großen politischen Processe reihen sich die Criminalprocesse, welche als Justizmorde sich in der Folge darstellten, an denen die Annalen der Criminalistik aller Länder eine nur zu reiche Auswahl bieten. Keiner vielleicht erschütternder als der Lesurques'sche, weil hier der Fehler nicht in der mangelnden Einsicht, der Verblendung einzelner Richter, sondern im colossalen Irrthum einer neuen Gesetzgebung ruht, welche, um das Recht unerschütterlich zu machen, die neue Form so eisern festete, daß der Geist keine Macht darüber üben konnte. Der Proceß Lesurques' zählt in seinem Wesen zu den politischen Justizmorden; das bürgerliche Gericht war nur ein Werkzeug in der Hand eines Stummtodten, das außer aller Controle stand. Vielleicht daß die Leser das erschütternde Gericht über

den Schwarzmüller in Baiern auch zu den Justizmorden zählen, wenigstens zum Siege des Buchstabenrechtes über das lebendige Rechtsgefühl.

Der Marquis von Anglade und Jacques Lebrun sind berühmte und interessante Processe, die Pitaval uns aus der ältern Praxis der französischen Parlamente mittheilt. Dahin gehört auch der weltberühmte Jean Calas'sche (Bd. IV). Vor denselben Gerichten wurden die noch merkwürdigern Fälle, die Pitaval ebenfalls mittheilt, des Herrn de la Pivardiere und der Familie des Ziegelbrenners Vallet (Bd. IV) verhandelt. So wunderbare Begebenheiten, actenmäßige, daß man sie im Roman vielleicht fur unnatürlich erklärte. In beiden letztern Fällen trat die Macht der Wahrheit noch zeitig genug auf, um einen Justizmord zu verhindern. Der in die Politik überspielende Proceß aus der jüngsten schweizerischen Geschichte über die Ermordung des Schultheißen Keller streift auch an die Kategorie der Justizmorde, wenn auch zum Glück factisch nur der Ruf zweier Unschuldigen angetastet wurde. Die Ermordung des Lord John Ruffell hat aus den in der Darstellung erwähnten Grunden ein allgemeineres Interesse. In ihren Details zeigt sich einzelnes Verwandte mit dem Fall von Jacques Lebrun.

In Nickel List wird den Lesern, aus jetzt selten gewordenen Quellen, das Bild eines Heros in der deutschen Gaunerwelt, der einst im Munde des Volkes lebte, und zugleich, so hoffen wir, ein sprechendes Gemalde deutscher Zustände vorgefuhrt, welche minder bekannt sind, als frühere und spätere aus unserm vielfach zersplitterten Gesammtvaterlande. Wir vermuthen, daß Schiller, als er die „Rauber" dichtete, die Schatten-

bilder von Nickel List und seinen Gesellen vorgeschwebt haben. Als Gegenstück zu dieser eigenthümlichen und vielfach verschlungenen Diebesbande aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts liefern wir den wahrhaften Proceß einer Seeräuberschaar, ungefähr aus derselben Zeit, beide in ihrer Wirklichkeit von den Vorstellungen in etwas abweichend, welche die Romantik von ihnen entworfen hat.

Die Fälle von Riembauer, Tinius und dem Mädchenschlächter Bichel betreffen einzeln dastehende Verbrechen, in denen mehr oder minder ein eigenthümlicher Kitzel und eine Verirrung der Natur Verbrechen in einer doppelt großen Scheußlichkeit hervorrief, weil die verbrecherische Lust sich unter der Maske eines tugendhaften, stillen Lebens verbarg. Wir reihen diesen merkwürdigen Fällen, wie sie aus den Acten geschöpft sind, den von Eugen Aram an, welcher nach Dem, was uns aus der Untersuchung aufbewahrt ist, ein in seinen Motiven nur halb aufgeklärtes Verbrechen umschließt und das psychologische Räthsel, dessen Lösung die Dichtung sich zur Aufgabe stellte, ungelöst läßt. Die Fälle von Helene Gillet und Jonathan Bradford repräsentiren ein Genre, welches man gewöhnlich im engern Sinne und im Volksmunde Criminalgeschichten nennt, oder besser Criminalnovellen, wo die auf einen Punkt gerichtete Spannung plötzlich durch eine unerwartete Wendung getäuscht wird. Criminalnovellen dieser Art wandern wie die Sagen über alle Länder und siedeln sich unter den verschiedensten Völkern an. Diese sind beglaubigte Begebenheiten.

Die günstige Aufnahme, welche unser neuer Pitaval auch vor der Kritik gefunden, machte es uns vielleicht zur Höflichkeitspflicht, einige Ausstellungen der letztern

ruhig hinzunehmen. Wo sie indeß bewußte Bestrebungen treffen, wird es zu einer andern Pflicht, unsern Standpunkt zu behaupten. Wenn man uns vorwirft, daß wir in unsern Darstellungen der merkwürdigsten Criminalfälle nicht von einem Princip ausgegangen und nicht mit einer bestimmten wissenschaftlichen oder politischen Tendenz gearbeitet haben, so zollt man uns das beste Lob, nach dem wir trachten. Uns galt es nicht, das Wahre, das wir zum Theil von altem Wahn umhüllt fanden, aufs Neue zu verhüllen mit neuem Wahn, und das Lebendige als obligates Exempel zu theoretischen Zwecken zusammen zu kneten. Wir haben, wie es in der Vorrede angedeutet ist, unsere Aufgabe gelöst, wenn wir nach besten Kräften das Factische aus dem Wust und der Voreingenommenheit älterer Berichterstatter reinigten und die That in ihrer Lebendigkeit und ihren psychologischen Motiven rein und anschaulich für sich selbst sprechen ließen. Indem wir das Leben der That retteten, geschah es nicht, um es sogleich wieder andern Zwecken dienstbar zu machen. Diese Anwendung bleibe Andern überlassen; wir haben ihnen weder vorgearbeitet, noch ihr Werk gehindert oder verdorben. Unser Verdienst genügt uns, das Historische und allgemein Menschliche Jedem verständlich dargestellt und die Unparteilichkeit, welche eines Richters erste Pflicht ist, geübt zu haben. Unter jeder Gerichtsform sind ungeheuere Sünden begangen, eine schwere Blutschuld lastet auf der Criminalgerichtsbarkeit aller Zeiten, ob nun die Richter der Könige, oder die Völker in ihren Vertretern auf den Stühlen saßen, ob sie geheim oder öffentlich hörten, fragten und richteten; und diese Sünden werden nicht vermieden, diese Schuld wird nicht verbannt werden, so lange der Wahn eine Form über den Geist setzt und

was Menschenhände gemacht, für vollkommen hält. Wie wir im Übrigen über das ältere Gerichtsverfahren in Criminalsachen denken, und daß vor dem Geist, der sein nicht spotten läßt, die alten Schranken und Mauern brechen, einfallen müssen, darüber hat sich unsere Ansicht wie von selbst in mehren der Processe in diesen beiden Bänden ausgesprochen.

Von vielen Seiten wurde die Aufnahme des Falles „die beiden Nürnbergerinnen" im zweiten Theile gerügt. Wir haben vollkommen damit erreicht, was wir beabsichtigten, als wir diese Geschichte mit doppelten Fragezeichen in unsern Pitaval rückten. Aus Nürnberg hat man uns mit Bezugnahme auf Georg Ernst Waldaus Beiträge zur Geschichte der Stadt Nürnberg, aus welcher der Franzose (doch wahrscheinlich noch durch Vermittelung eines Dritten) seine Geschichte sich componirte, die Echtheit des Kernes dieses Criminalfalles, wie wir ihn vermutheten, bestätigt. Beide Frauen wurden wegen eines, nur auf eigener Angabe beruhenden Kindermordes verurtheilt, Beide widerriefen auf dem Rabenstein und an Beiden ward ein unbezweifelter Justizmord begangen. Die That geschah aber nicht im Jahre 1787 (wo Waldau's Beiträge erschienen), sondern im Jahre 1716, womit Vieles erklärt ist, nur nicht die romantisch sentimentalen Ausschmuckungen, welche rein französischer Erfindung sind. Die beiden Weiber heißen Schon und Härl.

Berlin, im Mai 1843.

W. Häring.

Struensee.

1772.

Auch in Dänemark regte ſich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Verlangen nach politiſchen Reformen; aber der Wille, welcher eine Umgeſtaltung des Beſtehenden für Aufgabe der Zeit hielt, ging hier ſo wenig als in den übrigen Ländern, wo ſie mit mehr oder minder Erfolg damals verſucht wurden, vom Volke aus, ſondern hatte im Bewußtſein, Kraftgefühl oder dem Ehrgeiz eines Einzelnen ſeine Wurzel.

Die Zuſtände des Reichs und der Nation waren nicht zufriedenſtellend. Die merkwürdige, ja in ihrer Art einzige Revolution von 1660, welche, mit dem Umſturz der ältern Verfaſſung, dem Könige eine Macht verſchafft hatte, wie ſie loyaler Weiſe kein orientaliſcher Despot beſitzt, hatte weder die Kraft des Reichs nach außen, noch das Glück nach innen gefördert. Dänemark war, ähnlich Schweden, zum Spielball geworden der Politik größerer Staaten. Ruſſen, Franzoſen, Engländer beherrſchten es abwechſelnd durch ihre Geſandten und durch Parteien im Lande, die ihrem Golde oder ihren Verſprechungen dienſtbar geworden.

Im Innern war die neue absolute Monarchie während hundert Jahren zu keinem Baum erwachsen, der durch Schönheit und Stärke ersetzt hätte, was ausgerodet war, um ihm Platz zu machen. Adel und Geistlichkeit waren ihrer Macht beraubt, der Bürgerstand, der bei jener Revolution dem Könige geholfen, hatte keine dafür errungen. Der Thron stand isolirt da, und doch nicht stark genug, um sich selbst zu halten. Beamte regierten, mit den Nachtheilen und Unannehmlichkeiten, welche jedes bureaukratische Regiment mit sich führt, ohne daß ein vollendeter Organismus des Systems für die Mängel entschädigt hätte. Die adeligen Familien suchten durch Hinterthüren wieder Eingang, wo sie zur Vorderthür hinausgewiesen waren. Ein Intriguenspiel um die Ministerposten war die innere Politik, die äußere ein Hinhorchen auf die mächtigen Nachbarn, welche am meisten drohten oder versprachen.

Die meisten Branchen der Verwaltung waren in einem Zustande, der dem Intriguensystem entsprach, wo die Mehrzahl nach den höchsten Staatsämtern nur um ihrer selbst willen rang und der Vortheile wegen, welche sie abwarfen. Mit den Finanzen war es schlecht bestellt. Die Schulden, zu Friedrich's V. Zeit im Betrage von 4 Millionen, wuchsen jeden Tag an. Die Unterthanen waren außerordentlich besteuert, sodaß der Fall vorkam, daß Grundeigenthümer lieber ihrem Besitzthum entsagten, als die darauf gelegte Steuer zu zahlen. Die Geringeren mußten häufig ihr nöthigstes Hausgeräth den Steuereinnehmern statt des Geldes überlassen, welches sie nicht aufzutreiben im Stande waren. Auch der Handel litt unter dem hohen Impost, mehr noch unter dem beständigen Schwanken der darauf bezüglichen Verordnungen. Vom rechtlichen Kaufmann wurden, wie im heutigen

Spanien, die hohen Zölle mit aller Strenge beigetrieben, während man nichts that, den Schleichhandel zu verhüten, ja dieser von einigen Großen im Großen betrieben wurde. Weil man nicht genug Personen finden konnte, auf deren Redlichkeit man sich bei Erhebung der königlichen Einnahmen verlassen konnte — schreibt der englische Gesandte — mußte man sie verpachten. Dennoch wurden sie veruntreut und königliche Besitzungen oft für den vierten Theil ihres Werthes an Creaturen der Minister verkauft.

Ungeheure Summen (man behauptete bis 20 Millionen Thaler) wurden fortgeworfen für verfehlte Manufacturen, durch die man von oben herab eine Industrie erzwingen wollte, für welche das Volk noch keinen Sinn hatte; noch mehr an fremde, besonders französische Schwindler, die Unglaubliches versprachen, und denen man, was noch unglaublicher erscheint, glaubte und Geld in voraus gab. So z. B. einem Abenteurer, der, ohne Ruder und Segel die Schiffe, blos durch Hülfe einiger Raketen gegen den Wind fortzutreiben versprach. Ein vom französischen Gesandten empfohlener Bildhauer arbeitete an einer Bildsäule des Königs, die nach 11jähriger Arbeit 700,000 Thaler kostete und noch nicht fertig war. Gegen 1400 französische Abenteurer waren in dänischen Kriegs- und Civildiensten angestellt; die Dänen, welche Anstellung suchten, mußten sich um das Protectorat der fremden Gesandten bewerben. Dazu wurden Banden fremder und einheimischer Spione und geheimer Agenten bezahlt, die, ohne das Geringste zu nützen, ebenso die Moralität als die Finanzen zerrütteten. Die Marine, zahlreich und kostbar, verfiel doch aus Alter und Mangel an Hülfsquellen. Mit dem Landheere ging es ganz rückwärts. Um es zu regeneriren, stellte man einen Fran-

zosen, den Grafen St.-Germain, an die Spitze. Er brachte die Armee so herunter, daß man ihn wieder entlassen mußte. Dem Gerücht zufolge hatte er im Auftrag des französischen Hofes den schlechten Zustand absichtlich herbeigeführt.

Fülle Grundes zur äußersten Unzufriedenheit. König Friedrich V. war im Januar 1766 gestorben. Man rühmte an ihm seine väterliche Zärtlichkeit, seine ausgedehnte Menschlichkeit; sein wohlwollender Charakter hatte ihn nicht allein seiner Familie, sondern auch seinen Unterthanen theuer gemacht. Dennoch hatte es bei so vielen trefflichen Eigenschaften nicht in seiner Macht gestanden, Staat und Volk auch nur von einem der vielen Uebelstände zu erlösen.

Man hoffte auf den neuen Regenten. Christian VII. war erst siebzehn Jahre alt, als er den Thron seines Vaters bestieg. Als Kronprinz ein fleißiger Schüler, hatte er schon früh in Ausbildung seines Verstandes merkwürdige Fortschritte gemacht. Ein angenehmes und männliches Aeußere, eine einnehmende Gestalt und eine mit Würde verbundene Gewandtheit zeichneten ihn vortheilhaft aus. Geist, Feinheit und Klugheit machten ihn liebenswürdig im Umgange. Aber er hatte bis zur Thronbesteigung unter der strengen Zuchtruthe seines unbiegsamen Erziehers nur Schulstudien getrieben und nie eine Rathsversammlung gesehen; es kam daher Alles darauf an, daß der hoffnungsvolle Fürst, bei seiner tugendhaften Gesinnung, bei seinen natürlichen Anlagen in dem Eifer unermüdet blieb, den er zu Anfang zeigte, sich über die Lage der öffentlichen Angelegenheiten gründlich zu unterrichten.

Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Von den einflußreichen Personen, welche in seiner Nähe standen,

hatte keine entweder die Kraft oder den Willen, ihn zum Guten zu leiten; Einigen sogar warf man das Gegentheil vor.

Die Mutter des verstorbenen Königs, die Königin Mutter, wie sie zum Unterschied von der Königin Witwe Juliane genannt wurde, eine geborne Markgräfin von Brandenburg-Culmbach, in der Kunst, Dänemark zu regieren, geübt und durch Erfahrung weise geworden, ward von dem jungen Könige mit großer Achtung und Liebe ausgezeichnet. Man hoffte, daß die Leitung dieser würdigen Matrone auf ihren jugendlichen Enkel von wohlthätigen Folgen sein werde. Aber der Einfluß machte sich nicht geltend; sie trat in den öffentlichen Angelegenheiten bald ganz zurück. Verschiedenes Alter und entgegengesetzte Lebensansichten mit der jungen Königin Mathilde, die als ein glänzender Stern am Hofe aufging, verfeindeten sie mit dieser und entfremdeten sie ihrem Enkel.

Des Königs Stiefmutter, die Königin Witwe, wie sie genannt wurde, Juliane Marie, geborne Prinzessin von Braunschweig, war von Anbeginn in eine feindselige Stellung zu ihrem Stiefsohn gesetzt. Sein Dasein und seine Heirath entzog ihrem Sohne Friedrich die Hoffnung auf die Krone. Ein herrschsüchtiges, leidenschaftliches und doch furchtsames Weib, verbarg sie in der Abgeschiedenheit nur mit Mühe den Groll gegen den König, und mehr noch gegen dessen Gemahlin, die junge Königin, welche die ältere Fürstin in Schönheit und Liebenswürdigkeit weit ausstach. Hier war von keinen Einflüssen, es konnte von keiner Leitung die Rede sein; eine feindselige Gesinnung, von beiden Seiten gleich stark, war fest ausgesprochen und wurde nur durch die Gesetze der Convenienz vom offenen Ausbruch abgehalten. Der

König selbst hegte das entschiedenste Mistrauen gegen seine Stiefmutter. Als er einst als Knabe bei einer Gondelfahrt auf dem See hinter Friedensburg sich ungebärdig benahm, hatte ihm ein Kammerherr gedroht, ihn über Bord zu werfen, wenn er nicht stille wäre. Er wurde nicht ruhig; der Kammerherr that, als wolle er ihn fassen, und durch ein Schaukeln des Kahnes oder einen Zufall fiel der Kronprinz wirklich ins Wasser, ward aber auf der Stelle wieder herausgezogen. Der Argwohn, dies sei ein Plan auf sein Leben gewesen, seine Stiefmutter die Urheberin, und der Zweck: seinem Halbbruder Friedrich die Krone zu verschaffen, wurzelte so fest bei dem Kronprinzen, daß er ihn noch als König und durch sein ganzes Leben bewahrte.

Karoline Mathilde von England war nur um zwei Jahre jünger als ihr Gemahl, der König. Verlobt mit ihm schon bei Lebzeiten seines Vaters, nach einem langen Kampfe der politischen Parteien, kam sie doch erst nach seiner Thronbesteigung nach Dänemark. Wiewol an Schönheit, Liebenswürdigkeit und Geist hervorragend, machte sie, die Alle bezauberte oder zu eifersüchtigem Haß aufregte, doch keinen Eindruck auf das Herz des jungen Königs. Sein Grundsatz war, es gehöre nicht zum guten Ton, seine Frau zu lieben! — Die junge Königin war durch die Gaben, welche ihr die Natur verliehen, zu einer bedeutenden Rolle, zum Regieren geboren. Sie benutzte auch in der Folge diese ihre Gaben aus, sie ward Regentin des Landes; einen Einfluß auf ihren Gemahl, der ihn selbst geadelt und erhoben und seinen königlichen Pflichten näher gebracht, hat sie nie errungen.

An ausgezeichneten Männern, welche ernst und wohlthätig auf den König einwirken können, hatte Dänemark

zu jener Zeit Mangel. Er behielt die Minister seines Vaters bei, weil keine bessern sich fanden, oder in der ersten Zeit die Ehrgeizigen und die Intriguanten noch zweifelhaft waren, von welcher Seite der junge Monarch angreifbar sei.

Diese Minister waren der alte Baron Bernstorff, ein Mann von großer Erfahrung, Redlichkeit, guten Anlagen, Thätigkeit und feinen Sitten; unglücklicherweise aber empfindlich in Kleinigkeiten und nicht von der Charakterstärke und der festen Ausdauer, welche seine hohe Stellung erfoderte. Die geringste Unaufmerksamkeit eines fremden Hofes reichte zuweilen hin, seine politischen Ueberzeugungen zu erschüttern, und oberflächliche Einflüsterungen konnten seine Plane verrücken. Er schwankte in Devotion hin und her, welchem fremden Hofe er sich aufmerksam bezeigen solle, und hielt deshalb für schweres Geld an allen Privatagenten, die ihn vom Stande der Dinge unterrichten mußten. Ein solcher Staatsmann mit den ängstlich kleinlichen Rücksichten der ältern Diplomatie und ohne Selbständigkeit und großartige Ansichten konnte am wenigsten dem jungen Monarchen Das beibringen, was ihm selbst abging.

Der Großmarschall Graf Moltke war der unter Friedrich's V. Regierung einflußreichste Minister in Dänemark gewesen. Alle Behörden mußten ihm insgeheim ihre Berichte erstatten, bevor diese dem Könige vorgelegt wurden. Auch die andern Minister mußten sich mit ihm verständigen, ehe sie nur ihre Meinungen in Gegenwart des Königs aussprachen. Er hatte außerdem Kundschafter in jeder Familie, ein Mittel, durch welches er in Stand gesetzt ward, jeder Intrigue, die ihm drohte, zu begegnen und seinen Feinden sich furchtbar zu machen. Er ward eben so gefürchtet als gehaßt. Aus Besorgniß,

seinen Einfluß zu verlieren, verließ er den König selten länger als auf ein Paar Stunden. Er war argwöhnisch, furchtsam und empfindlich, und in der Kunst der Verstellung unübertroffen. Er fuhr, sagt man, auch dann noch fort sich zu verstellen, wenn er sah, daß er nicht länger täuschen konnte, indem er voraussetzte, daß Diejenigen, mit denen er es zu thun hatte, dieselbe Weise befolgten. Dies täuschte ihn selbst oft, wenn er mit aufrichtigen Personen sprach. Mit dem Zwecke, Reichthümer zu sammeln und seine Familie emporzubringen, beförderte er Gesellschaften für öffentliche Zwecke, die seinen eigenen Vortheil beförderten, trieb unermeßlichen Contrebandehandel und stand im Solde Frankreichs. So schildern ihn englische Berichte; vielleicht parteiisch, jedenfalls war aber Graf Moltke noch weniger der Mann, den jungen Fürsten zu einem würdigen König zu erziehen, obwol an ihm auch sein Gedächtniß, sein Geschick, sich durch eine Masse übernommener Geschäfte hindurch zu arbeiten, und seine Vorliebe für die schönen Künste gerühmt werden. Christian hegte Verdacht gegen ihn und nahm ihm von seiner übermäßigen Gewalt, ohne sein Ansehen zu verkleinern.

Graf Thott, der die dänischen Angelegenheiten leitete, war weder von besonderm Talente, noch stand er in großem Ansehen, war aber ein rechtlicher und unterrichteter Mann. Mehr konnte man vom Grafen Reventlow, dem Finanzminister und ehemaligen Lehrer des Königs, hoffen. Von Entschluß und Festigkeit, war er unermüdlich in Geschäften und nicht leicht zu täuschen. Er galt für einen dänischen Patrioten, der jedoch dessen ungeachtet nicht frei vom französischen Interesse sei, aber durch Ungestüm und Hartnäckigkeit sich und Andern schade. Durch letztere verfeindete er sich mit allen seinen Collegen,

und konnte auf den König nicht einwirken. Dieser fürchtete, der Graf wolle das Ansehen eines Lehrers über ihn beibehalten, was der junge Fürst am wenigsten ertrug.

Wenige Jahre vergingen und eine völlige Veränderung war eingetreten. Die Hoffnungen des Landes waren verschwunden, der König war ein anderer, der Hof ein anderer; Verwirrung, Ungewißheit, was Volk und Staat bevorstände, herrschten, die Gemüther beängstigend.

Der junge König hatte keine der Hoffnungen erfüllt, die man von ihm hegte. Die ihn umgaben, hatten Alles versucht, ihm die Neigung, sich um Geschäfte zu bekümmern, zu verleiden. Ihn in Zerstreuungen und Vergnügungen hineinziehend, hatten sie ihm allmälig jede Arbeit verekelt. Wen dieser Vorwurf persönlich trifft, und ob ein bestimmter teuflischer Plan dem Verführungssystem zum Grunde gelegen, darüber schweigt die Geschichte, und auch die unverbürgten Mittheilungen der Zeit erlauben sich nur Andeutungen. Entgegen kam Christian selbst seinen Verführern durch das Gefühl seiner eigenen Ueberlegenheit in Vergleich zu den mittelmäßigen Köpfen, die ihn umgaben, durch einen Stolz, der von keinen religiösen Betrachtungen gedämpft wurde. Aus den Fesseln der strengen Erziehung erlöst, trat er als entschiedener Verächter und Spötter der Religion auf. Seine Lebhaftigkeit riß ihn hin, die Schwächen und Mängel seiner Räthe öffentlich bloßzustellen. Während er seinem Witz und seiner Laune freien Lauf ließ, merkte er nicht, daß geringere Geister die Herrschaft über ihn gewannen, während er die Achtung für seine Nächsten muthwillig zerstörte, merkte er nicht, daß er die eigene Achtung verlor, bis mit der gänzlichen Entkräftung seines Körpers auch die seines Geistes folgte.

Als letztes Resultat steht fest: der geistreiche, hoff-

nungsvolle Prinz ward durch Vergeudung seiner physischen und geistigen Kräfte im Verlauf weniger Jahre zu einem entnervten Wüstling, zu einem blödsinnigen Thoren. Nur mit Aug und Ohr für Vergnügen, für Reiz und immer neuen Reiz, war er längst jedem ernsten Gedanken, den Geschäften und der Regierungssorge, ja den gewöhnlichen Anfoderungen des äußern Anstandes abgestorben. Sein Treiben waren kindische, wüste Spiele. Er balgte und biß sich mit seinen Günstlingen. Ein Mohrenknabe und ein Mohrenmädchen von zehn Jahren waren späterhin des Königs tägliche Gespielen. Er zerschlug mit ihnen die Fensterscheiben im Schlosse und köpfte und verstümmelte die Bildsäulen und Ornamente im Garten. Für einen solchen König mußte nicht allein regiert, er selbst mußte bewacht und gelenkt werden. Die Gesetze des absoluten Königreichs hatten für diesen Fall nicht gesorgt, oder es fehlten die, welche Das auszusprechen wagten, was Keinem ein Geheimniß war. Unter solchen Umständen war Der im Recht, welcher kühn die verlassenen Zügel der Macht ergriff.

Noch machte man einen Versuch, das geistige Leben des versunkenen Fürsten durch eine Reise wieder zu erwecken; doch ward dies Mittel nicht von allen Patrioten gebilligt, vielmehr, da es zur neuen Bürde für das Land wurde, russischen Intriguen beigemessen. Gefolgt von den ersten seiner Räthe unternahm Christian diese Reise nach England und Frankreich, deren Kosten zu bestreiten, das Volk durch neue Auflagen gedrückt wurde. Als er von derselben 1769 nach Dänemark zurückkehrte, schien er anfangs wirklich Nutzen gezogen zu haben. Er zeigte etwas Anstand in seinem Benehmen, einigen Ernst in seinen Gesprächen. Indeß die Hoffnung, daß er von der Vergnügungssucht zu den Geschäften zurückkehren

und seine Sitten bessern werde, zeigte sich bald als eitel. Die Unsitte, die Unlust zu Ordnung und geregelter Thätigkeit, seine Verachtung alles religiösen Gefühls, sein Starrsinn und sein Mistrauen gegen alle edlern Regungen der menschlichen Natur hatten zu feste Wurzel gefaßt, und der trübe Anblick der Verhältnisse, die er an seinem Hofe wiederfand, vollendeten den Rückfall des unglücklichen Fürsten. Er selbst, wie er sich um Gunst und Ansehen bei seinem Volke gebracht, gab freiwillig seine Macht hin.

Den Umtrieben der Intrigue und Kabale war das Feld eröffnet. Die Ränke, im Dunkeln geschmiedet, die Machinationen der Parteien hatten die große Frage zum Ziel: wer in Dänemark herrschen solle? Die Frage über das Wie, und mit welchen Intentionen für die innere und äußere Politik, kümmerte die Handelnden zum wenigsten.

Im Schlosse zu Friedensburg hauste in unfreiwilliger Abgeschiedenheit die Königin Witwe Juliane mit ihrem zärtlich geliebten, aber wenig gerathenen, Sohne Friedrich. Mit neidischen Blicken hatte sie das Glück der Königin Mathilde verfolgt, mit lauernden, Unheil verkündenden begleitete sie ihre Schritte und die Kämpfe am Hofe. Die wachsende Schwäche und Verächtlichkeit des Königs nährte ihre Hoffnungen, die doch wieder durch Mathildens Niederkunft mit einem Sohne, dem Kronprinzen, gedämpft wurden. Das Ereigniß steigerte nur ihren Haß gegen eine Frau, von der sie in Allem sich zurückgedrängt fühlte, und ihr Zorn ließ kaum die gewöhnlichsten Klugheitsregeln beobachten, und Mathildens ehrerbietiger Aufmerksamkeit mit anscheinender Freundlichkeit begegnen. Ihre Anhänger waren erkaltet und hatten sich zurückgezogen. Sie mußte sich neue sammeln. Dies hielt an-

fänglich schwer; denn die Witterung der Höflinge sah in ihr nur die untergegangene und drüben die aufgehende Sonne. Aber der scharfblickendste und der feinfühlendste war doch nicht im Stande, in dem Gewirr von Ränken, deren Triebfedern noch unsichtbar blieben, bald zu erkennen, wem er sich am sichersten zu seinem eigenen Glücke anvertraue; daher ein Laviren, und als der Schein der neuen Sonne nicht auf Alle fiel, als Mehre sich verletzt fühlten, schlich Einer oder der Andere nach Schloß Friedensburg. War hier auch keine Aussicht, so blieb doch eine Möglichkeit.

Königin Mathilde hatte für ihr eheliches Verhältniß von der Reise ihres Gatten gehofft; in tugendhafter Zurückgezogenheit hatte sie seine Rückkehr erwartet, und gleich den Andern sich durch den ersten Anschein einer moralischen Besserung täuschen lassen. Aber ein Schwarm junger Wüstlinge, die ihm die Langeweile zu verkürzen suchten, hatte alsbald Dänemark und die Gattin beim Könige verdrängt; er schwärmte in wüster Ausgelassenheit fort, seinem Lieblinge, dem Grafen Holk, der den Reigen der Bacchanalien und Orgien führte, ganz hingegeben, und Mathilde blieb sich selbst überlassen oder den Planen, denen ihr freierer Geist zur Rettung aus dem allgemeinen Schiffbruch nachhing.

Da erhob sich allmälig, unter dem stillen, aber desto sicherern Schutze eines freundlichvertraulichen Umgangs mit dem Könige, ein Mann, der, was Geburt, Reichthum, hervorragende Gaben der Natur betrifft, keinen Anspruch hatte, über die Mittelsphären des Lebens aufzusteigen, und zwar zu einer so schwindelnden Höhe, wie nie vor ihm ein Staatsmann im neuern Dänemark. Es war der Leibarzt des Königs, Johann Friedrich Struensee, der ihn auf seiner Reise begleitet und,

den Andern unbemerkt, oder, seiner niedrigen Stellung wegen, von ihnen unbeachtet, die günstige Zeit zu nutzen gewußt, um sich des Vertrauens seines Monarchen zu bemeistern.

Struensee war ein Deutscher, 1737 in Halle geboren. Sein Vater, ein Geistlicher daselbst, durch Gelehrsamkeit und Verdienste ausgezeichnet, war 1757 zu ehrenwerthen Aemtern nach Dänemark berufen, und somit der Sohn angewiesen, seine Laufbahn in diesem Reiche zu versuchen. Eine treffliche Erziehung, eine Menge erworbener Kenntnisse, ein heller, gesunder Verstand, eine angenehme Gestalt und ein feuriger, unternehmender Geist, der sich, mit Ehrgeiz gepaart, schon früh in ihm aussprach, unterstützten ihn. Aber er war zugleich ein vollkommener Freigeist nach dem damaligen französischen Zuschnitt und verrieth ebenso wenig Achtung vor der Moral als vor der Religion. Er hatte sich der Arzneiwissenschaft gewidmet und sein gefälliger Umgang ihm einflußreiche Gönner verschafft. Besonders empfohlen durch seine Freunde, den Grafen Ranzau-Aschberg und den Herrn von Brandt, die Beide in eine so verhängnißvolle Berührung nach wenigen Jahren mit ihm treten sollten, ward er 1768 zum Leibarzt und zugleich zum Begleiter des Königs auf seiner Reise ernannt. Ganz der Gnade seines Fürsten gewidmet, kehrte er bereits im folgenden Jahre als sein geheimer, vielvermögender Günstling zurück.

Aeußerlich erschien als solcher der junge Graf von Holk. Alles drängte, ihm sich anzuschließen. Auch die Minister. Sie besorgten nichts von dem leichtsinnigen, nur nach Glanz und Vergnügen haschenden Höflinge, während sie bereits den Geist und Charakter der jungen Königin fürchteten. Holk bestärkte den Fürsten in den Grund-

saßen, gegen welche Jene ankämpfte. Siegte er, so ward die Trennung zwischen Mathilden und Christian immer größer, und dieser gehörte ihnen allein an.

Mathilde, trotz ihrer Schönheit, trotz ihrer die Herzen gewinnenden Huld, stand anfänglich allein da. Die Gleichgültigkeit des Königs ließ die Mehrzahl der Höflinge, die nur an das Heut denkt, wenig hier erwarten. Nur Einige, von ihrer Liebenswürdigkeit geblendet, oder mit feinerm Ahnungsvermögen für das Kommende begabt, schlossen sich ihr an. Die Königin setzte wenig Vertrauen auf ihre schwache Unterstützung; ihr kam es darauf an, das Vertrauen und die Zuneigung ihres Gemahls wieder zu gewinnen, und Dem mußte Holk's Sturz vorangehen.

Holk, so gedankenlos er war, fühlte doch, wie er zur Fürstin stand. Im Uebermuth des Leichtsinns bemühte er sich durchaus nicht, diesen Widerwillen zu schwächen. Es kam ihm interessant vor, von der schönen Königin gehaßt zu werden, und weil er gemerkt, daß Struensee derselben ebenso verhaßt war als er, fand er einen Gefallen daran, ihr diese lästige Gesellschaft oft zu verschaffen, und veranlaßte, daß der König jedesmal Struensee mit sich nahm, wenn er seine Gemahlin besuchte.

Die gemeine Rache des Günstlings schlug zu seinem eigenen Verderben aus. Die Königin unterschied bald Struensee's ehrfurchtsvolles Betragen von dem frechen Uebermuth des Grafen. Es entging ihr nicht, daß Jener nicht allein als Leibarzt, sondern auch als Rath, und nicht allein in Privatangelegenheiten das Vertrauen seines Herrn sich erworben hatte. Struensee schien jedesmal aufs tiefste gerührt, daß er gezwungen sei, die Königin durch seine Gegenwart zu beleidigen. Dies minderte ihren Widerwillen, sie gewöhnte sich an seinen Umgang und begegnete ihm bald mit Achtung und Gnade.

Holk und die Minister merkten es nicht oder hielten es ihrer Beachtung nicht werth. Im Jahre 1770 sollten dem Kronprinzen die Blattern eingeimpft werden; Struensee unterzog sich der Impfung, und das Geschick, mit welchem er die damals bedenkliche Operation ausführte, erwarb ihm die volle Gnade der Königin. Er ward in Anerkennung dafür mit der Erziehung des königlichen Kindes beauftragt und zum Conferenzrath und Lector des Königs und der Königin ernannt. Die neue Stellung verschaffte ihm Gelegenheit, oft und allein mit der Fürstin zu sein. Seine lehrreichen Gespräche, sein anziehendes Wesen blieben nicht ohne Eindruck auf ihr Herz. Bald fand sie Trost, bald Vergnügen in seinem Umgange.

Sie glaubte endlich seiner Ergebenheit ganz versichert zu sein und in ihm den Mann gefunden zu haben, der ihr zur Ausführung ihrer Plane helfen sollte. Sie schenkte ihm ihr volles Vertrauen und eröffnete ihm ihre geheimsten Wünsche. Struensee versprach der schönen Bittenden Alles. Er hatte schon volle Macht über den König gewonnen, und das erste Resultat war — der König änderte sein Benehmen gegen seine Gemahlin und erwies ihr ein Vertrauen, welches sie wohl und schnell zu nutzen wußte. — Die nächste Folge: Graf Holk kam um Macht und Einfluß.

Jetzt erwachten die Minister aus ihrem Schlummer. Von der Königin hatten sie Alles zu fürchten, namentlich Bernstorff. Ihre Sorge ging dahin, den gefährlichen Leibarzt und Erzieher zu entfernen. Doch gelang ihnen nicht einmal die Verdrängung einer Zwischenperson, des Kammerjunkers Warnstatt, den Jener an Holk's Stelle gesetzt. Die Königin trat entschieden dagegen auf. Sie

hatte Einfluß auf den König, und — dies wurde jetzt Allen klar — durch Struensee.

Die Minister dachten nur an sich, das heißt jeder, daß er sich selbst erhalte; denn kaum einer traute dem andern. Nur gegen Struensee und die Königin verband sie gemeinschaftliche Furcht. Da bot sich dem Grafen Bernstorff von einer Seite eine Hülfe dar. Der russische Gesandte Filosoffof bot ihm an, ihn mit aller seiner Kraft wider den emporkommenden Günstling zu unterstützen

Die Macht eines russischen Gesandten war zu jener Zeit am dänischen Hofe groß, und sie wurde von zwei auf einander folgenden Diplomaten in brutaler Art ausgeübt. Der Minister Saldern, Filosoffof's Vorgänger, hatte durch das Stürmische seiner Natur, verbunden mit einem anmaßenden und hochfahrenden Wesen, überall Misvergnügen hervorgerufen. Er hatte sich einst geäußert: er wolle zu den Ministern reden „mit dem Stock in der Hand!" (le baton à la main), um so drückender für den Nationalstolz der Dänen, als Saldern, ein geborener Holsteiner von geringer Herkunft, wegen eines entehrenden Vergehens vormals das Land hatte verlassen müssen. Dieser Saldern war derselbe russische Gesandte, welcher einst in Berlin eine ähnliche Rolle spielen wollte, aber von Friedrich dem Großen in seine Schranken gewiesen war. Der König sagt von ihm in seinen Oeuvres posthumes: „Herr von Saldern, misvergnügt, in Berlin auf einen Fürsten getroffen zu sein, der seine Befehle nicht mit Demuth anhörte, begab sich nach Kopenhagen, wo er, seine despotische Lust und seine unbegrenzten Anmaßungen ausbeutend, dermaßen den Geist des Königs von Dänemark unter seine Botmäßigkeit brachte, daß er Minister und Generale, die ihm mißfielen, fortjagte und ihre Stellen mit seinen Creaturen besetzte." Diese dictatorische

Anmaßung gereichte allen Freunden des Vaterlandes zum tiefſten Verdruß. Keinem mehr als der Königin, welche auch von dieſer Seite her ihren unglücklichen Gemahl herabgewürdigt ſehen mußte. Sie hatte bereits vor ſeiner Reiſe eine ſchwere Kränkung deshalb erdulden müſſen. Ihre einzige Vertraute und Freundin, die Oberhofmeiſterin von Pleß, eine würdige Frau, die auch der König achtete, hatte ihm im Auftrag der Königin das Schimpfliche ſeiner unterwürfigen Hingebung vor dem ruſſiſchen Bevollmächtigten vorgeſtellt und in ihn gedrungen, ſich frei zu machen. Chriſtian hatte die unbegreifliche Schwäche, es Saldern wieder zu ſagen, und der Geſandte foderte und erhielt die Entlaſſung der Frau von Pleß und ihre Verbannung vom Hofe.

Sein Nachfolger Filoſoffof war ein Mann von mehr Ehre und Werth als Saldern, aber entweder aus Mangel an Weltkenntniß, oder weil er Glanz und Macht der Kaiſerin, ſeiner Herrin, zu ſehr fühlte, hatte auch er nicht für nöthig gefunden, die feinern diplomatiſchen Formen zu zeigen. Auch er hatte an den König, als dieſer einen Grafen von Goerz im Militair angeſtellt, ſich zu ſchreiben erlaubt: „Laut Befehl meines Hofes will ich eher den Ihrigen verlaſſen und alle Gemeinſchaft aufheben, als erlauben, daß dieſer gefährliche und intriguante Menſch an demſelben lebt.“ In der Königin ſah er eine Gegnerin der ruſſiſchen Politik, in Struenſee überdem einen perſönlichen Feind. Struenſee hatte ihn um die Gunſt einer Dame gebracht, und er hatte ſich durch eine öffentliche und ſchimpfliche Beleidigung gerächt, die die ganze Heftigkeit ſeines Charakters verrieth. Struenſee hatte ſich an der geheiligten Perſon des Geſandten nicht rächen können, aber Filoſoffof wußte, daß er die Schmach nicht vergeſſen konnte.

Filosoffof drängte in Bernstorff, seine Hülfe anzunehmen; er stellte ihm vor, wie dringend nöthig es sei, den gefährlichen Mann vom Hofe zu entfernen, und versprach ihm, die Kaiserin Katharina dahin zu bringen, daß sie sich mit ihrem ganzen Ansehen zu Gunsten ihres gemeinschaftlichen Planes verwende. Bernstorff nahm das Erbieten nicht an; vielleicht in einer Regung von Nationalstolz, trotz seiner Devotion vor der russischen Kaiserin. Andere sagen, er that es aus Stolz, den ihn einen Feind verachten ließ, welcher ihm zu einem Siege über ihn so wenig gewachsen schien. Es war der letzte Augenblick gewesen, er war versäumt worden und kam nicht wieder.

Mit raschen Schritten gingen Struensee und die Königin vorwärts. Während einer Reise des Hofes nach Schleswig wurde Holk's Verweisung beschlossen; denn seine Anwesenheit bei Hofe schien Mathilden noch immer gefährlich. Bei der Wandelbarkeit der Gesinnung ihres Gemahls mochte er in einem schwachen Augenblicke seinen vorigen Einfluß wieder gewinnen. Holk wurde zugleich mit seiner Schwester, der Oberhofmeisterin der Königin, Frau von der Lühe, entlassen. Statt seiner wurde Herr von Brandt, der frühere Liebling des Königs, zurückberufen, von dem man annehmen konnte, er werde ganz in Struensee's Interesse handeln. Ein noch gewagterer Schritt war die Rückberufung des Grafen von Ranzau-Aschberg. Es geschah, weil Struensee ihn für seinen Freund hielt, weil Ranzau dem Grafen Bernstorff und dem russischen Hofe gleich abgeneigt war, und es gelang, weil der König sich persönlich in Ranzau's Umgange immer gefallen hatte.

Graf Ranzau war ein gefährlicher Mann, mehr zu fürchten als Feind, als zuverlässig als Freund. Unwillkürlich

wird man in den Schilderungen, die uns über ihn aufbehalten sind, an Maria Stuart's Gatten, den wilden Bothwell, erinnert. Aus einer der ersten Familien Dänemarks, erhielt er in England seine Erziehung; aber es würde schwer sein, schreibt der englische Gesandte, einen schlechtern und verworfnern Charakter aufzustellen. Uebereilung und Rachsucht bilden die hervorstechenden Züge desselben. Er besitzt große Einbildungskraft, Lebendigkeit und Witz, und ist übermäßig fruchtbar in weit ausschweifenden Planen und Entwürfen. Seine zerrütteten Vermögensumstände sind dabei der thätige Sporn. Aber was er heute entwirft, vergißt er morgen oder macht es lächerlich. Er würde der gefährlichste Mann sein, wenn seine große Unbesonnenheit und Indiscretion ihn nicht in die Hand seiner Feinde gäben, sodaß seine schlimmsten Unternehmungen dadurch fehlschlagen. Ranzau's Haß gegen Katharinen und den petersburger Hof hatte einen bestimmten Grund. Er war 1762 von der Kaiserin bei verschiedenen Intriguen, die Peter's III. Ermordung vorangingen, gebraucht worden, er hatte auch mit Orloff an einem Theile des Planes gearbeitet, der zur Ausführung kam. Aber zum Lohn hatte er Kaltsinn und Verachtung gefunden und pochte nun auf den Besitz furchtbarer Geheimnisse.

Ranzau erschien bald so mächtig, daß man ihn für das Haupt der Partei der Königin, für den leitenden Minister hielt. Bernstorff bereute zu spät, das Anerbieten Filosoffof's von sich gewiesen zu haben. Er beschwor ihn, eiligst von einer Reise nach Kopenhagen zurückzukommen. Aber es war zu spät. Der allmächtige Einfluß Rußlands war vorüber, er kam nur, um Zeuge der Triumphe seiner Gegner zu werden. Bernstorff erkannte, was ihm bevorstand, und war nur unschlüssig, ob er den

Schlag, welcher ihm drohte, ruhig erwarten, oder ihm zuvorkommen sollte. Er zog das Erstere vor. Eben im Begriff, eine große Staatsarbeit vorzunehmen, erhielt er ein Schreiben des Königs, das ihm seine Entlassung anzeigte. „Ich bin meines Amtes entsetzt," sprach er, den Blick gen Himmel, zu seinem gegenwärtigen Diener. „Allmächtiger! segne dieses Land und seinen König!"

Bernstorff, der wenn auch nicht thätigste, doch rechtlichste unter den bisherigen Ministern, ward übrigens nicht allein durch Ranzau's Haß, die Feindschaft der Königin, und weil er Struensee im Wege stand und um seiner Devotion vor Rußland willen gestürzt. Es arbeitete auch die Intrigue seiner eigenen bisherigen Collegen mit. So hatte der Minister Rosenkranz, sein heimlicher Gegner, thätig mitgewirkt, um bald darauf ihm in seinem Sturze zu folgen. Verschiedene Absichten und Fäden liefen bei der bevorstehenden Hofrevolution neben einander und griffen in einander ein: persönliche Vorliebe und persönlicher Haß, der Wille, die innere verrottete Staatsverwaltung umzugestalten, und die patriotische Lust, Dänemark von fremder Abhängigkeit zu befreien.

Die Königin Mathilde hatte jetzt entschieden gesiegt. Der König war gänzlich ihr hingegeben; Struensee, Ranzau, Brandt und noch Einige waren allmächtig am Hofe und im Staate und geneigt, von dieser Macht den raschesten Gebrauch zu machen. Die Einzige, welche ihnen Schranken anlegen können, die Königin, schwamm selbst in der Wonne ihres Triumphes; sie glaubte sich entschädigen zu dürfen für die vielen harten Prüfungen und Erniedrigungen, die sie unter dem frühern Regimente erdulden müssen. Sie schien die reizende Sittsamkeit, welche sie vorhin mehr noch als ihre Schönheit zierte, abzuwerfen, und überließ sich Uebungen und Zer-

ſtreuungen, die dem Verdacht ausgeſetzt waren. Ihre Jugend kannte keine Vorſicht; bei einem noch reinen Gewiſſen hatte ſie auch da noch kein Arg, wo die Verleumdung ſchon mit immer lautern Stimmen redete.

Am bängſten empfand dies der engliſche Geſandte. Ihm lag die natürliche Pflicht ob, die Partei einer Königin zu ergreifen, die ſeinem Monarchen ſo nahe verwandt, zu deren Beſchützung er aus London angewieſen war. Aber zugleich ſollte er wachen, daß der kopenhagener Hof nicht abermals ſich dem franzöſiſchen Intereſſe in die Arme werfe; und in den Augen des Cabinets von St.-James galt als ein Anzeichen dafür die eröffnete Feindſeligkeit gegen Rußland. Die ganze Hofrevolution erſchien der Diplomatie nur als eine Demonſtration gegen die ruſſiſche Politik; daß großartigere Plane zur Reform des unglücklichen Reichs damit verbunden und ein nationaler Zweck die Hauptſache ſei, ignorirte ſie, oder er kam ihr zu unbedeutend vor, um ihn im Auge zu behalten.

Aengſtlich berichtete desbalb der Geſandte nach London, die Königin ſei jetzt im Beſitze der allerunbeſchränkteſten Macht und frei von aller irgend denkbaren Controle. Man möge der jungen Fürſtin von England aus eine wahre Einſicht über die Wichtigkeit eines engen Bündniſſes zwiſchen Großbritannien, Dänemark und Rußland beizubringen und ſie zu bewegen ſuchen, die letztere Macht nicht allein vom Standpunkte ihres perſönlichen Grolls zu betrachten. Struenſee's umfaſſender Einfluß auf ſie ſei nicht zu bezweifeln, aber „da er keinem beſondern Syſteme ergeben zu ſein ſcheine", ſo laſſe er ſich wol durch eine angemeſſene Behandlung bewegen, ſeine perſönlichen Vorurtheile zu vergeſſen.

Doch blickte dieſer warnende Diplomat ſchon tiefer

in die Verhältnisse. Er spricht in einem spätern Briefe von den Menschen, die den König umgäben und beriethen, die außerordentlich unbeliebt seien und allgemein verabscheut würden. Es sei im Lande kaum eine einzige Familie oder Person von Rang, Eigenthum oder Einfluß, welche nicht verletzt, verstimmt oder gekränkt wäre. Man dürfe fürchten, daß alle Diese nur auf eine Gelegenheit warteten, ihre Abneigung zu offenbaren. Die großen Ereignisse in dieser dänischen Tragödie gehen so außerordentlich rasch vor sich, daß, um sie nicht zu unterbrechen, wir diese prophetische Stimme, welche die Katastrophe ahnete, voranschicken. Es erscheint aber, als ob der britische Beobachter mit jenen verhaßten und verachteten Menschen nicht sowol Struensee als Ranzau und die Andern im Auge gehabt. Struensee erschien ihm als ein Mann, der für die Politik seines Hofes noch zu gewinnen sei, da er keinem festen System ergeben wäre. Er gibt ihm also indirect das Lob, daß seine Handlungsweise von keiner factiosen Politik nach außen geleitet werde.

Rasch folgte auf Holk's und seiner Schwester Sturz die Entlassung des Admirals Graf Lauerwig, des ältern Grafen Holk, der Kammerpräsident war, und des jungen Grafen von Bernstorff, Deputirten beim Zollwesen. Auch Thott und — Herr von Rosenkranz wurden abgesetzt. Die Präsidentur am Kriegscollegium wurde dem General Hauch genommen und dem Grafen Ranzau gegeben. Dieser, ein Anhänger der siegreichen Partei, der General Göhler und der Freiherr von Schack-Rathlou traten in den Staatsrath. Zur Stelle eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten wurde Niemand ernannt, und den fremden Gesandten ward angedeutet, sich in den Angelegenheiten ihrer Höfe an den König selbst und schrift-

lich zu wenden. Die Absicht dabei war, dem russischen Minister jeden Weg zur Intrigue abzuschneiden, der umsonst seinen Zorn in den bittersten Klagen und Drohungen ergoß. Aber auch der englische Gesandte klagte bald darauf, daß es ihm während eines fünfmonatlichen Aufenthaltes in Dänemark kaum möglich gewesen, nur zehn Worte mit der Königin zu reden.

Während diese Erschütterung, welche fast in alle Kreise der Nation zurückwirkte, eine große Furcht in allen Gemüthern erweckte, schwelgte die junge Königin mit ihrem glücklichen Rathgeber im Genuß der Früchte ihrer Anstrengung. In angenehmer Zerstreuung und in überirdischer Wonne verflossen ihr glückliche Tage.

Doch ließ sich Struensee durch den Vollgenuß des Glücks nicht in verderbliche Ruhe einwiegen. Er fühlte, daß die erste und nothwendigste Bürgschaft desselben sei, sich der Person des Königs ganz zu versichern. Schon war dieser unglückliche Monarch in einen solchen Zustand blöden Stumpfsinnes versunken, daß er der willenlose Spielball eines Jeden wurde, der sich seiner bemächtigte. Demgemäß ward er von aller Gesellschaft abgesondert, und Brandt hatte die Aufgabe, Alles zu erfinden, womit der abgelebte Jüngling am angenehmsten die Tage seines Lebens vertändeln könnte. Brandt's eigene Neigung entsprach diesem Amte.

Ein nächster wichtiger Schritt war der Befehl des Königs, daß er nicht mehr mit seinen Ministern arbeiten wolle. Vielmehr sollten ihm alle Vorträge schriftlich eingesandt und seine schriftliche Antwort erwartet werden. Hiermit war seine Clausur gesetzlich gemacht.

Ebenso entschieden trat man gegen den äußern Feind auf. Der dänische Abgesandte, welcher nach Petersburg geschickt worden, um die Veränderungen in ein möglichst

gutes Licht zu stellen, kehrte mit einer Antwort zurück, die man vor dem Publicum zu verbergen für nöthig hielt. Nichts desto weniger äußerte Graf Ranzau ganz laut und mit den prangenden Ausdrücken stolzer Zufriedenheit: sein Hof habe das zu seiner Schande zu lange getragene Joch Rußlands endlich abgeschüttelt. Als der russische Gesandte, der, seltsamer Weise, auch an einer Gemüthszerrüttung litt, und deshalb seine erbetene Entlassung erhielt, um eine Privat-Abschiedsaudienz beim Könige nachsuchte, wurde ihm diese nicht gewährt. Er reiste ohne eine Person der königlichen Familie zu sehen, ab, und doch erfolgte kein Bruch. Der Graf von Osten ward von der herrschenden Partei zum auswärtigen Minister, sehr zur Verwunderung von Vielen, ernannt, da seine Hinneigung zu Rußland bekannt war, und dieser fertigte nach Petersburg eine gekünstelte Vertheidigungsschrift für die vorgegangenen Veränderungen. Der petersburger Hof, mit wichtigern Angelegenheiten beschäftigt, war froh, mit einem Schein von Ehre sich aus der Angelegenheit herausziehen zu können, und fügte der Gutheißung der Osten'schen Schrift nur hinzu, daß, so lange die Königin, Ranzau und Struensee ein entscheidendes Ansehen behielten, Rußland kein Vertrauen in die Gesinnungen des dänischen Hofes setzen würde.

Die Partei der Königin — oder vielmehr Struensee, der jetzt als die Seele derselben auftritt — hatte nun reines Feld nach außen; er konnte an die großen Veränderungen gehen, die er im Innern beabsichtigte. Er schaffte den Staatsrath ab, der kühnste, fast ein verwegener Schritt.

Der Staatsrath war der einzige organische Staatskörper, welcher die Revolution von 1660 überdauert hatte. Gegenüber der absoluten Gewalt des Königs hatte sich

in dieſen berathenden Körper wenigſtens ein Schatten von ſtändiſchen oder Nationalrechten geflüchtet. Geſetzlich ſtand ihm zu, während der Minderjährigkeit der Könige die Regierung mit den geſetzlichen Vormündern zu theilen. Ein ſtolzes Gefühl belebte ſeine Mitglieder; im Herzen betrachteten ſie ſich als eine andere Art des mächtigen ſchwediſchen Senats und traten wohl als Mittler zwiſchen der Nation und dem Könige auf. Der Staatsrath hatte das Vorrecht, in Angelegenheiten des Adels ein Urtheil zu ſprechen. Der däniſche Adel war alſo ſtolz auf ſein altes Recht, in dieſem Rathe zu ſitzen.

Das Motiv der Abſchaffung war: der Staatsrath vertrage ſich nicht mit dem Princip einer abſoluten Monarchie. Die Form war eine königliche Acte vom 27. December 1770, welche der König mit eigener Hand ganz geſchrieben hatte. Die Wirkung: eine Erbitterung des geſammten däniſchen Adels wider Struenſee, die ihm den Untergang brachte. Die an der Stelle des Staatsraths eingeführte geheime Conferenzcommiſſion war nur ein Schattenſpiel. Selbſt ihre berathende Macht war in die allerengſten Schranken gebracht.

Dies war nicht das Werk der verbündeten Partei, es war Struenſee's allein, d. h. Struenſee's, deſſen Sinn, Gedanken und Plane mit denen der jungen Königin eins geworden. Ranzau war getäuſcht, überliſtet. Mit dem Staatsrath verlor er ſein ganzes geſetzliches Anſehen. Er war in ſeiner Würde, er war als alter Edelmann gekränkt, und aus einem Freunde Struenſee's ward er deſſen erbitterter Feind. Auch der Freiherr von Schack-Rothlou hatte ſchon früher, erzürnt über einige vorangegangene Beſchränkungen des Staatsraths, ſeine kaum errungenen Aemter niedergelegt. In damals ehrenwerthem Zorn hatte er ſogar jede Penſion verſchmäht, und, ſelbſt

unvermögend, ſich aufs Land zurückgezogen. In ihm war Struenſee ein anderer, unverſöhnlicher Feind erwachſen.

Unerſchrocken ging er indeſſen weiter. Neue Entlaſſungen, unter ihnen die des Cabinetsſecretairs Panning, der früher vom ruſſiſchen Geſandten unterſtützt worden. Struenſee ließ ſich ſelbſt den Vortrag aller Geſchäfte anvertrauen. Der Graf Ahlefeldt, ein Mann von Verdienſt, bei Hofe gefürchtet, vom Volke geliebt, ward als Militairſtatthalter nach Oldenburg verſetzt. „Ohne Mitleid," berichtet der engliſche Geſandte, „beengt und erdrückt Struenſee Alter und Verdienſt, und, mit beſonderer Verachtung, jeden Mann von Rang und Würde." Alle Collegien wurden von den Anhängern der vorigen Miniſter geſäubert. Die monarchiſche Gewalt hatte allen Zwang abgeſchüttelt, ſie war in den Händen einer jungen Fürſtin von 20 Jahren, eines Fremden von geringer Herkunft, und einiger jungen Leute ohne Anſehen; und dieſe große Umwälzung war in Zeit von einigen Monaten ausgeführt!

Struenſee hatte mit dem klaren Blicke eines einſichtsvollen Staatsmannes die Mängel der äußerlichen und innerlichen Politik Dänemarks erkannt. Sein Ehrgeiz war, ſie von Grund aus zu verbeſſern. Was jene anlangt, ſo war bereits viel geſchehen, der franzöſiſche Einfluß, geſtützt auf die Subſidien, welche der franzöſiſche Hof nach Dänemark zahlte, war mit Friedrich's V. Tode beinahe erloſchen. Von dem drückendern ruſſiſchen Uebergewicht hatten die Verbündeten in der angegebenen Weiſe ſich frei gemacht. Aber Struenſee's Abſicht war nicht, die Allianz mit dieſer Macht ganz zu verwerfen. Er wollte nur mit Würde und Entſchloſſenheit die diplomatiſchen Geſchäfte fortſetzen, und, vorſichtiger als Rantzau, erklärte er nicht öffentlich, daß das ruſſiſche Joch

ein Schimpf für Dänemark sei. Auch war er muthiger und fester als Bernstorff, und suchte die herabsetzende Abhängigkeit in eine edle Nachgiebigkeit zu verwandeln. Er wußte Rußlands Macht nach außen richtiger zu schätzen, als es seine Vorgänger gethan. Dem durch den türkischen Krieg, innere Gährungen und die übermäßige Prunk- und Prachtliebe in seinen Finanzen beinah erschöpften Staate konnte es nicht gleichgültig sein, die Freundschaft der andern nordischen Mächte aufs Spiel zu setzen. Deshalb reizte er nicht den Zorn der Kaiserin; aber als das Gerücht verbreitet war, daß eine russische Escadre nach Kopenhagen segle, um den König zur Wegschaffung seines Ministers zu nöthigen, ließ er sofort drei Kriegsschiffe und zwei Fregatten bewaffnen. Die russische Flotte blieb aus, aber ein moralischer Sieg war die Frucht auf Struensee's Seite. Auch in Bezug auf Schweden hegte er weise und friedliche Gesinnungen; er eiferte gegen die thörichte Rivalität der beiden nordischen Brüderstaaten und gegen die bisher beobachtete Maxime, durch Bestechungen sich eine Oppositionspartei in Schweden zu gewinnen. Die eingetretene Kälte gegen Frankreich suchte er durch ein freundschaftlicheres Benehmen wieder aufzuheben und stellte den Grundsatz auf, daß ein König von Dänemark keinen andern Einfluß in den Angelegenheiten fremder Höfe suchen müsse, als der dem Handel seiner Unterthanen vortheilhaft würde. Gesandtschaften seien nicht, um zu prunken, sondern um den wahren Vortheil des Staates zu fördern.

Minder einsichtsvoll war sein Plan zur Regenerirung des Staates im Innern. Vorgefaßte Theorien, despotischer Wille und persönliches Interesse mischten sich hier mit der wohlgemeinten Absicht. Vor Allem sollte gespart, und damit alle Projecte verworfen werden, die nicht auf

Ersparung zielten. Sämmtliche königliche Einkünfte sollten in eine allgemeine Kasse fließen, damit der König zu jeder Zeit den Zustand seiner Finanzen übersehen könne. Die Naturallieferungen sollten in Geldabgaben verwandelt, allen Fabriken und merkantilischen Unternehmungen aber, sofern sie ihrer Natur nach in Rücksicht auf die Beschaffenheit des Landes sich selbst erhalten könnten, die Staatsunterstützung entzogen werden. Die übermäßigen Besoldungen und Pensionen sollten beschränkt, viele müßige Ausgaben des Hofes gestrichen und für jede Ausgabe eine Taxe festgesetzt werden, die man in keinem Jahre überschreiten dürfe. Nicht geringere Reformen hatte er mit dem Justizwesen vor: Verminderung der vielen Gerichtshöfe, eine ausgesprochene Gleichheit vor dem Gesetze, Verkürzung des Proceßverfahrens, Abschaffung der Vertheilung der Sporteln; desgleichen Reformen im Militair und den Grundsatz, daß die Marine zwar im Stande erhalten, aber nicht vermehrt werden dürfe.

Wenn schon diese beabsichtigten Reformen das Interesse vieler Tausende verletzten, so zogen ihm seine offenen Maßregeln gegen den Adel den entschiedenen Haß desselben zu. Er widerrieth dem Könige, zu viel Edelleute an den Hof zu ziehen, weil sie nur mit der Hoffnung kämen, ihr Glück zu machen, ihr Vermögen durch den kostbaren Aufenthalt in der Residenz erschöpften, und kein Geld in den Provinzen bliebe. Es sei sicherer für die Monarchie, wenn der Adel in ländlicher Beschäftigung auf seinen Gütern lebe, als wenn er sich in der Hauptstadt zusammenrotte, und müßig in den Tag hineinlebend, die Maßregeln der Regierung muthwillig durchmustere. Die gefährlichen Anwartschaften sollten aufhören, alle Titel ohne Amt, alle Sinecuren, und die

jungen Edelleute ſich gewöhnen, von der unterſten Stufe auf ſich zu den höhern Aemtern emporzuarbeiten.

Wäre es auch ſchon an der Zeit geweſen, Grundſätze der Art in Dänemark durchzuführen, ſo verrieth Struenſee durch dieſe von vorn herein ausgeſprochene Tendenz, daß er in ſich ſelbſt nicht Zutrauen genug ſetze. Er fing ein großartiges Werk mit einer kleinlichen und in dieſer Ausdehnung ungerechten Furcht an. Er ging von dem klugen, in der auswärtigen Politik von ihm geübten Grundſatz ab, den perſönlichen Widerwillen dem großen Zwecke zu opfern, und foderte muthwillig, ſtatt Einzelner, einen ganzen großen Stand ſeiner Mitbürger zur Gegnerſchaft wider ſich auf.

Er ſchuf ſich noch andere Feinde. Zwar eiferte er gegen Verſchwendung und Pracht, aber nicht allein die Induſtrie und den Kunſtfleiß, auch das öffentliche Vergnügen begünſtigte er, und zwar in der Hauptſtadt in einer Art, welche, in Kopenhagen unerhört, die Ehrbarkeit verletzte. Sein Grundſatz, daß es wider die natürliche Freiheit der Menſchen ſei, ihren moraliſchen Handlungen, welche keinen unmittelbaren Einfluß auf Ruhe und Sicherheit der Geſellſchaft haben, Schranken zu ſetzen, wollte dem altbürgerlichen Ordnungsſinn der Kopenhagener ebenſo wenig zuſagen, als ſein Gleichheitsprincip dem Adel. Sein erklärtes Motiv war, das Leben in der Stadt ſo angenehm als möglich zu machen, um bemittelte Fremde anzulocken. Ob auch, um die Einheimiſchen im Strudel der Genußſucht die politiſchen Gedanken vergeſſen zu machen?

Dieſe angedeuteten Projecte wurden mit faſt ſtürmiſcher Haſt ins Werk geſetzt, namentlich die Finanzreformen. Die Beſoldungen und Penſionen der Hofbedienten wurden herabgeſetzt. Jetzt ward der Obriſtmarſchall Graf

Moltke, dessen Ansehen und Wirksamkeit längst aufgehört, förmlich entlassen; zugleich viele Hofdamen, Pagen, Stallbediente. Die Sporteln wurden zur königlichen Kasse gezogen, während die fixe Besoldung der Richter um Etwas erhöht ward. Die verschiedenen Collegien der Finanzen, des Zolls und des Commerzes wurden in eine Commission verschmolzen. Am 3. April 1771 traf das Loos der Absetzung auch den Stadtmagistrat; an dessen Stelle wurden zwei Bürgermeisterstellen errichtet. Desgleichen die Versammlung der 32 Männer, eine Art Stadtverordnetenversammlung mit der Befugniß, den Magistrat zu controlliren; eine Institution, welche, sehr alt, auch die royalistische Revolution überstanden hatte. Die Leibwache zu Pferde, 300 auserwählte Leute, wurde abgedankt und die Offiziere unter andere Regimenter gesteckt. Die Leute mußte man entlassen, da sie in keinem andern Corps dienen wollten. Damit wurden die kostbaren Stutereien aufgehoben und die Pferde verkauft.

Die aufgelösten Gardisten knirschten vor Wuth. Struensee, der ihnen zufällig begegnete, als sie abgedankt worden, verrieth das erste Zeichen von Schwäche. Er ruhte nicht eher, bis auch ihr Commandant, ein Graf Ahlefeldt, seine Entlassung erhielt. Viele Personen waren durch die Reform außer Brot gesetzt; dazu verursachte eine außerordentliche langanhaltende Kälte eine entsetzliche Theurung: das Meer war gesperrt, die nöthigsten Lebensmittel fehlten, und überall tönte die Klage des hülflosen Elends, die geschickte Gegner wol schon jetzt gegen den Urheber hätten benutzen mögen, wären sie einig gewesen.

Noch aber siegte Struensee durch eine große und heilsame Maßregel, deren Verdienst schon damals anerkannt wurde. Was frühere Könige bereits in Erwägung ge-

zogen, auch zum Theil angefangen, setzte er ins Werk, eine erste Freimachung der Bauern. Die Grundstücke wurden den Bauern zur Bearbeitung für eigene Rechnung überlassen und die Frohndienste zum Theil in mäßige Schranken gebracht, zum Theil abgeschafft. Der Anfang ward auf den königlichen Domainen gemacht, fand aber bald auf mehren Herrschaften Nachfolge. Die Verordnungen wurden dabei, im Gegensatz zu Struensee's andern Maßregeln, mit Mäßigung gegeben und ausgeführt, und die Rechte beider Theile bei der Ablösung mit Billigkeit abgewogen. In des Ministers Absicht lag es, noch weiter zu gehen und die Leibeigenschaft ganz aufzuheben; er wagte aber zur Zeit noch nicht, es gegen die Opposition der Grundherren durchzusetzen, die sich darauf berufen konnten, daß einzelne Bauerschaften, zufrieden mit ihren humanen Gutsherren, den erworbenen Rechten freiwillig entsagten und sich wieder in die vorige Abhängigkeit zurückbegaben. Auch dies ein Zeichen, daß Dänemark für die Reformen noch nicht reif war. Aber sein Ruhm im Auslande ward groß.

Noch mußte ein angesehener Mann fallen, und die Verwunderung war groß, auch bei Solchen, die nicht Struensee's Feinde waren, der königliche Cabinetssecretair Schumacher. Er war kein Hofschranze, kein Intriguant, auch kein Gegner Struensee's, vielmehr allgemein anerkannt als ein Mann von Ehre, Verdienst und Talenten. Aber wollte der Minister seine Plane durchsetzen, so war dieser Schritt nothwendig. Seine Verordnungen mußten mit der Kraft der Ueberraschung wirken. Viele derselben waren vor der Zeit verrathen worden. Es war durch einen Secretair Schumacher's geschehen, auf den dieser sein ganzes Vertrauen gesetzt. Jener wurde bestraft, aber Struensee konnte auf den Herrn desselben

nicht mehr bauen, und dieser büßte für seinen Untergebenen.

Die Verstärkungen, welche der Minister für seine Partei erwarb, waren im Vergleich zur Zahl derer, welche er seinen Feinden zuschickte, gering. Er vertraute mehr seiner guten Sache, seiner Kraft, der Elendigkeit seiner Gegner, und der Huld seiner königlichen Gebieterin. Er hatte seine beiden Brüder, Männer von Verdienst, in den Staatsdienst berufen; sie waren der Nation fremder als er. Er hatte den fortgejagten Grafen von St.-Germain zurückberufen. Was konnte der ihm helfen, der ohne Anhang und guten Ruf im Lande war? Dem Obristen von Falkenschiöld, einem eifrigen Anhänger, hatte er das dänische Leibregiment gegeben. Falkenschiöld blieb ihm treu bis ans Ende, der junge Offizier war aber keine Stütze für ihn.

Die Königin, sein eigentlicher Halt, seine einzige wahre Freundin am Hofe, wankte zuerst, nicht in der Liebe zu ihm, sondern im Vertrauen auf ihr Glück, auf ihre Zukunft. Sie war mit einer Prinzessin niedergekommen. Struensee und der Leibarzt **Berger**, der ganz in seinem Vertrauen war, hatten allein, ohne Zuziehung anderer Aerzte, bei der Niederkunft geholfen. Dies gab neuen Stoff zu den muthwilligen Reden und Anmerkungen, womit man sich schon lange unterhalten. Willkommene Kunde für die Königin Witwe und ihren Hof in Friedensburg. Die Königin Mathilde erfuhr es, und das innere Gefühl und die Aussicht auf die möglichen Folgen brachen ihren Muth. Sie hörte das Geflüster auch unter ihren Dienerinnen. Sie zitterte und glaubte sich selbst nicht mehr fähig, das Geheimniß ihres Herzens in sich allein zu verschließen. Endlich fand sie eine Vertraute unter ihren Hofdamen, das Fräulein von

Euden, der ſie ihr Herz ausſchüttete und ſie um Troſt bat. Die Euden war dieſes Vertrauens würdig; ſie beruhigte die unglückliche Fürſtin und gelobte ihr unverbrüchliche Treue und Verſchwiegenheit. Königin Juliane war gebeten, Pathenſtelle bei der neugeborenen Prinzeſſin zu vertreten; ſie hatte die Einladung mit allem Scheine der Freundſchaft angenommen und das Kind aus der Taufe gehoben. Mathilde ließ ſich, in ihrem argloſen Herzen, durch dieſen Schein täuſchen, wenigſtens für den Augenblick. Sie bat Struenſee, vorſichtiger zu ſein, ſie ſeltener zu beſuchen, um den Sturm zu beſchwichtigen. Er gelobte es und hielt Wort; aber mit den böſen Gerüchten ſchlummerte auch allmälig das weiſe Benehmen ein. Die Bosheit ſchwieg, die Vorſicht verſchwand und das ungeduldige Gefühl erweckte aufs Neue mit der Luſt die Zuverſicht der Glücklichen.

Struenſee war der unumſchränkte Regent Dänemarks, er hatte der ganzen Maſchine des Staats ihre neue Richtung gegeben. Er hatte im Ganzen Ruhm davon geerntet. Ein Zeitgenoſſe, welcher uns die glaubwürdigſten Berichte über die Kataſtrophe hinterlaſſen, ſpricht hier die bedeutungsvollen Worte aus: „Struenſee's Begierde, noch größer zu werden, zeigte, daß er nicht fähig war, ſeine wahre Größe in ſich ſelbſt zu finden.“ Schon früher hatte ſein Vater zu einem Freunde ausgerufen, als er die Nachricht von ſeinem raſchen Steigen erhielt: „Mein Sohn wird die Gnade ſeines Monarchen nicht ertragen können.“ Der Vater kannte ſeinen Sohn.

Struenſee ließ ſich adeln und den Grafentitel geben. Letzteres auch für ſeinen Freund Brandt; dies befriedigte ſeinen Ehrgeiz nicht. Er verlangte auch einen Amtstitel, der ſeinem Anſehen entſpräche. Von allen bisher in Dänemark üblichen konnte freilich keiner Das aus-

drücken, was er wirklich war. Er ließ sich daher zum Geheimen Cabinetsminister ernennen. Seine Befugniß als solcher war so neu als der Titel: er ward bevollmächtigt, alle mündlichen Befehle seines Herrn nach seinem eigenen Willen aufzusetzen und dieselben, auch ohne königliche Unterschrift unter dem geheimen Cabinetssiegel an die Departements auszufertigen. Letztere aber erhielten den ausdrücklichen Befehl des Königs, diese in allen Stücken zu befolgen, insofern keine königliche Verordnung dawider vorhanden wäre. — Christian VII. war nicht mehr zurechnungsfähig, ihn trifft kein Vorwurf wegen dieser unbesonnenen Maßregel. Sie trifft Struensee allein, der, unzufrieden mit dem factischen Zustande, welcher ihm alle Macht in die Hände gab, auch noch der Nation das Geheimniß des königlichen Cabinettes aufdeckte. Dänemark hatte einen legal absoluten König, was schon seltsam war, und jetzt auch einen legal absoluten Minister, was in der ganzen Weltgeschichte noch nicht vorgekommen war. Statt Gewalt und Ruhm zu vermehren, sank Struensee dadurch bei den ruhigen Beobachtern seiner Handlungen. Man erkannte seine Verblendung; an die Stelle der Staatsklugheit war die Vermessenheit getreten.

Ein nächster unüberlegter Schritt war: er ertheilte eine unumschränkte Preßfreiheit. Auch sie kam für Dänemark zu früh. Es geschah nicht, um den constituirten Despotismus des ersten Ministerpostens dadurch auszugleichen, sondern weil Struensee wirklich freier darin dachte als seine Zeitgenossen, und um den Namen, den er sich schon in Europa gemacht, noch mit einem neuen Glanz zu umgeben. So ward seine Maßregel auch wirklich im Auslande betrachtet. Man sah mit Erstaunen die Freiheit aus dem Schoße der absoluten Gewalt

entstehen. Struensee galt für den Schutzgeist der dänischen Nation. Es gab keine ungeeignetere Zeit als die damaligen chaotischen Zustände, um mit der Preßfreiheit anzufangen. Die Liberalität schlug gegen ihren Urheber aus. Des Ministers Feinde allein bemächtigten sich der Presse und griffen ihn unausgesetzt und bitter in Flugschriften und Satiren an. Er verachtete sie und gab sich nicht einmal Mühe, die Verfasser zu entdecken. Man merkte es; nun hatte der Muthwille seiner Feinde keine Schranken mehr. Selbst die Person des Königs und der Königin wurden aufs Frechste angegriffen. Die königliche Würde wurde zum Gegenstand des Hohns und der Verachtung. Das Uebel war zum Aeußersten gekommen; es mußte eingeschritten werden. Die schärfsten Strafgesetze ergingen gegen die Pasquillanten und wurden in Ausführung gebracht. Man erschrak, schwieg, dem Sturme folgte eine tiefe Stille; aber die Wunden waren geschlagen. Struensee's Anhänger waren furchtsam und mistrauisch geworden. Das Volk war gegen ihn aufgebracht, es fluchte seinem Namen, höhnte seiner Gewalt. Er brauchte mehr als je seine ganze Seelenstärke, und diese schien ihn gerade jetzt zu verlassen.

Ein erstes Zeichen der Schwäche. Dänemark hatte eine Expedition gegen Algier vor. Dreihundert Matrosen waren aus Norwegen nach Kopenhagen berufen, erhielten aber keine Zahlung, da die Besoldung der Seeleute erst vom Tage ihrer Einschiffung beginnt. Sechs Wochen in Hunger und Noth, wo weder ihre flehenden, noch ihre stürmischen Klagen ihnen halfen, brachten sie zu einem letzten verzweifelten Entschluß. Sie verschworen sich, und eine große Anzahl machte sich stürmisch auf den Weg nach dem Schlosse Hirschholm, wo der Hof residirte. Der König und die Königin waren auf der

Jagd. Die Norweger foderten trotzig: „Wir wollen zu unſerm Vater; der muß uns anhören.“ Den aufmarſchirten Dragonern zeigen ſie ihre Waffen. Indeſſen gelingt es einem Generaladjutanten, ſie zu beſänftigen; er hört ſie ruhig an, verſpricht ihnen, was ſie begehren, und bewegt ſie, in die Stadt zurückzukehren. Das Verſprechen wurde zwar gehalten, aber Struenſee ließ den König nach dieſem Acte der Gnade, welche die Verhältniſſe anriethen, keine königliche Größe und Gerechtigkeit zeigen. Ein ernſter Verweis, eine milde Verordnung hätte ausgereicht; aber er ließ das Strafgeſetz in ſeiner ganzen Strenge eintreten gegen — den Contreadmiral Rumohr. Er ward ſeiner Stelle als Chef der Flotte entſetzt. Das Publicum erblickte in dieſer Strenge nur die Furcht des Miniſters, die Matroſen und der aufſäſſige Pöbel riefen laut am Hafen aus, man traue ſich nicht, ſie zu ſtrafen; ſie begingen allerhand Ausſchweifungen und verlangten unter der Drohung einer allgemeinen Empörung Verbeſſerung ihres Zuſtandes.

Der Hof war in großer Verlegenheit. Struenſee und die Königin fürchteten, das Feuer könne um ſich greifen. Man griff zu dem ſeltſamen Auskunftsmittel, man gab den Matroſen zu Friedrichsburg ein Feſt mit aller möglichen Verſchwendung und Pracht. Die Seeleute jauchzten und gingen einſtweilen froh und betrunken nach Hauſe. Adel und Bürger warfen ſich bedenkliche Blicke zu: Struenſee fürchtet ſich.

Am Hofe Königin Julianens in Friedensburg lebte die Hoffnung wieder auf. Die Entdeckung dieſer einen Seite des gehaßten und gefürchteten Feindes war Goldes werth. Aber Juliane und ihr Sohn gingen vorſichtig zu Werke. Ein übereilter Schritt konnte Alles verderben. Im Geheimen wurde von hier aus die Erbitterung gegen

die junge Königin und Struensee genährt; im Geheimen wurden Anhänger geworben und Feinde besänftigt. Der alte Graf Thott, wie erzürnt er auch über die Neuerer war, war doch zu ehrlich für ihr Complott. Auch der Minister Osten, der Minister des Auswärtigen, war mit Struensee zerfallen und hatte mehre Male um seine Entlassung gebeten; aber dem geschmeidigen Manne war nichts, was einen gewagten Entschluß kostete, anzuvertrauen. Ranzau war der Mann für solche Thaten. Er, der unruhige Geist, der mit geholfen hatte, Peter III. vom Throne oder von der Welt zu schaffen, der den Grafen Bernstorff gestürzt und die Partei der Königin so rasch emporgebracht, er, der Abenteurer, der immer mit strotzender Sicherheit auftrat, hatte gezeigt, was ein entschlossener Mann zu unternehmen vermag. Aber Juliane war scharfblickend. Sein übermäßiger Stolz, sein veränderliches Gemüth, seine Indiscretion, ja der letzte Erfolg selbst, verdächtigten ihn Dem, der sich mit ihm in ein Bündniß einlassen wollte. Zwar knirschte auch er vor Zorn gegen Struensee und Mathilden, aber man traute ihm eigene Absichten zu, welche sich mit Julianens Herrschsucht so wenig vertrugen als mit Struensee's Gewalt. Um deshalb begnügte sich die Königin Witwe einstweilen ihm zu schmeicheln, bis sich ein besserer, — wenigstens ein wohlfeilerer Helfer finde.

Struensee blieb es nicht verborgen. Die allgemeine Gährung, der Matrosenaufstand, das Gerücht eines wider sein Leben angezettelten Anschlags, hatten ihn plötzlich schüchtern und unentschlossen gemacht. Man hatte ein Papier an verschiedenen Ecken angeschlagen gefunden, worin ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war. Aller Wahrscheinlichkeit nach nur eine List, um ihn, den man jetzt der Furcht zugänglich wußte, außer Fassung zu bringen.

Die List gelang nur zu gut. Seine Seele war gebeugt, er konnte die Last der ihn drückenden Angst nicht mehr ertragen. Er warf sich der jungen Königin zu Füßen, ergoß sich in Ausdrücken der Dankbarkeit für ihre Güte, aber flehte sie an, ihm zu erlauben, einen Hof und ein Land zu verlassen, wo ihn nur Feinde umgäben, der allgemeine Unwille über ihm schwebe und der unseligste Ausgang ihm drohe. Er stellte ihr vor, daß ihre eigene Lage durch sein Bleiben nur verschlimmert werde, sofern sie ihn schützen wolle. Selbst aber dürfe sie auf keinen Schutz von Seiten ihres Gatten hoffen, da er in der Hand ihrer Feinde deren willenloses Werkzeug würde. — Mit Entrüstung verwarf Mathilde den Vorschlag. „Wenn Sie gehen, zwingen Sie mich zu einem Schritte, welcher mein Schicksal oder mein Verderben entscheiden wird." Struensee kannte ihren Muth; er mußte sich ihrem Willen fügen und den Schwur in ihre Hand thun, nie wieder auf seinen Vorsatz zurückzukommen.

Alle Handlungen der regierenden Partei verriethen immer deutlicher die Furcht, in der sie schwebte. Der Hof hielt sich nur in seinem Schlosse Hirschholm auf, welches, gleich einer bedrohten Festung, von den 300 Dragonern bewacht wurde. Den Dänen ein neuer Anblick, daß ihr König in seinem Lande, vor seinem Volke sich bewachen ließ. Kam der Hof in die Stadt, so wußte man nie vorher, durch welches Thor er einfahren werde. Alle norwegischen Matrosen waren nach Norwegen zurückgeschickt worden. Nach außen hin buhlte Struensee jetzt um die Gunst des russischen Hofes, gegen den er im Anfang seiner Laufbahn so männlich aufgetreten war. In der innern Verwaltung sah man ihn unentschlossen, von angefangenen Veränderungen abstehen, Entlassungen, die angeordnet waren, zurücknehmen, den Ton der Verord-

nungen mildern, Leute, die er verachtete, liebkosen, andern, die er fürchtete, schmeicheln. Kleinliche Mittel wurden angewandt, um das Volk der Hauptstadt zu gewinnen. Sein Ansehen blieb unwiederbringlich verloren.

Der Winter nöthigte den Hof, das Lustschloß Hirschholm zu verlassen. Aber in die Stadt wagte Struensee sich noch nicht. Man bezog das Kopenhagen nahe gelegene Schloß Friedrichsburg, um die Wirkung noch einer gewaltsamen Maßregel abzuwarten. Als arbeite der Unglückliche, gestörten Sinnes, auf seinen Untergang muthwillig los, beabsichtigte er seinen, kaum nach Dänemark gezogenen, Bruder zum Finanzminister zu erheben. Dies unterblieb noch, aber am 23. December hob ein Cabinetsbefehl, Allen unerwartet, die königliche Leibwache zu Fuß auf. Sie bestand aus Norwegern, ein Brudervolk der Dänen, welches sich von je, besonders aber in den letzten Zeiten, von mehr Feuer und Blut als der Däne bei Veränderungen gezeigt, die ihm nachtheilig schienen. Struensee fürchtete diese Norweger in seiner und des Königs Nähe. Die fünf Compagnien sollten als Regiment abgeschafft und unter andere Regimenter gesteckt werden. Ein drohendes Murren durchflog die Glieder der Versammelten. Alle foderten für Einen entweder völligen Abschied oder Formirung zu einem neuen Corps; sie wollten sich nicht trennen lassen. Die beschwichtigenden Zureden der Offiziere blieben fruchtlos. Mit Toben und Geschrei liefen die Soldaten auseinander. Man commandirte anderes Militair gegen sie. Säbel und Bajonette kamen aneinander; es floß Blut in Kopenhagens Straßen. Die ganze Besatzung trat unter Waffen, der Kampf erneute sich und zog sich durch die Stadt. Einige der Meuterer wurden gefangen, Andere forcirten das besetzte Thor und stürmten nach Friedrichsburg. Die

Bestürzung am Hofe war unaussprechlich. Nur Nachgiebigkeit konnte die Ruhe wiederherstellen. Die Empörer wurden schon vor dem Thore von Friedrichsburg durch den wachthabenden Offizier mit dem Decrete des Königs empfangen: ihnen sei Alles gewährt, was sie verlangten; nur möchten sie auf der Stelle nach der Stadt zurückkehren. Dies geschah zwar, aber Tumult und Aufregung dauerten noch eine Nacht und einen Tag fort. Die Norweger, nicht mit Worten und Versprechungen zufrieden, belagerten gleichsam das Schloß und gaben nicht eher ihre Waffen ab, als bis sie Jeder einen förmlichen und unbeschränkten Abschied mit der eigenhändigen Unterschrift des Königs und 3 Thaler in der Tasche, ihre Uniform zum Geschenk und Lossprechung von den Vorschüssen erhalten hatten, welche die Kriegskasse ihnen gemacht. Dies hatten die Tumultuanten ertrotzt. Als sie am andern Morgen abzogen, um nach ihrer Heimat zu ziehen, war es, als scheide von den Bürgern eine tapfere Legion, die für ihre Freiheiten siegreich gekämpft. Alles strömte zu, ihnen nach; Händeschütteln, Thränen, Geldgeschenke. Der Commandant der Stadt, Generalmajor Gude, der das Volk beruhigen wollte, ward vom Pferde gerissen und in den Koth geworfen, seine Offiziere wurden gemishandelt, einige verwundet. Die norwegischen Soldaten selbst enthielten sich aller Gewaltthätigkeiten, aber erst mit der Nacht trat die Ruhe wieder ein.

Die schwüle Gewitterluft, welche der Explosion voranging, verrieth sich in mancherlei Anzeichen. Von allen Seiten fühlte man, es werde Etwas kommen; über das Was und Wie konnte sich Niemand Rechenschaft geben, selbst Die nicht, welche den Schlag erwarteten oder den Willen hatten, ihn zu veranlassen. Man erwartete einen

Volksaufruhr, welchen höher Geſtellte benutzen, oder die Soldaten vereiteln würden. Daß der Schlag von oben vorbereitet und durch Soldaten würde ausgeführt werden, erwartete Niemand. Die Diplomatie fühlte ſich unbehaglich in der Atmoſphäre. Sie ſah nicht klar, ſie wußte nicht, was ſie wünſchen, wo ſie hülfreich, wo verhindernd auftreten ſollte. Der neue engliſche Geſandte Keith hielt den Sturz des Miniſters als unausbleiblich bevorſtehend; er wollte den Schmerz der Kataſtrophe der Schweſter ſeines Königs erſparen, und meinte, Struenſee ſelbſt fühle ſchon den Grund unter ſeinen Füßen ſinken, es müſſe ihm willkommen ſein, wenn ihm Gelegenheit geboten werde, zu entfliehen. Nach der allgemeinen Meinung bot er ihm Geld deshalb an. In den Geſandtſchaftsberichten des londoner Archivs findet ſich nichts davon, die Königin wies jedenfalls auch dieſen Antrag entſchieden zurück.

Struenſee fühlte jetzt, daß es nothwendig ſei, die Sorgen, welche ihn drückten, vor den Augen ſeiner Feinde zu verbergen. Gegen den Rath, ja den entſchiedenen Willen der Königin, ließ er deshalb den Hof nach der Reſidenz zurückkehren. Mathilde ging zitternd nach Kopenhagen; ihr Auge ſah das Schickſal, das ihr bevorſtand, voraus. Ihr Freund ließ die Wachen um Schloß und Zeughaus verdoppeln; geladene Kanonen und 6000 jedem Regiment zugetheilte Patronen ſollten König und Regierung gegen das Volk ſchützen!

Alle Regierungsmaßregeln gingen nicht mehr auf das Vorwärts, ſie verriethen nur das ängſtliche Bewußtſein, daß man ſich an der Nation vergriffen, daß man ihre Rache zu fürchten habe. Die Gährung ging durch alle Stände, aber noch zeigte ſich Niemand, der fähig ſchien, Vortheil daraus zu ziehen. Man hörte viele Reden,

ſchreibt ein Zeitgenoſſe, aber keinen Entſchluß; man ſah viele Rotten, aber kein Haupt; viele Erbitterung und keinen Muth; viele Gedanken und keinen Plan. Struenſee's Feinde waren zahlreich, unter allen Claſſen, aber es war keine Verbindung unter ihnen. Jeder hätte auch gern dieſen Andern geſtürzt, wenn er ſeine Hülfe nicht mehr gebraucht hätte. Der Haß erfüllte die Herzen, allein die Furcht hielt ihn im Zaum; man ſchrie, aber man gehorchte.

Die finſtern Racheplane der Königin Juliane wären möglicher Weiſe nicht zur Ausführung gekommen, ohne einen Mann, der ſich freiwillig zu ihrem Dienſte ſtellte. Der Obriſt von Köller hatte um einer Beleidigung willen, die Struenſee ihm in der Seele eines Freundes zugefügt, demſelben unverſöhnlichen Haß geſchworen. Köller war ein kühner und entſchloſſener Geiſt, ein rauher und unbiegſamer Charakter, ein hitziger Kopf, aber in dem einmal Vorgefaßten von hartnäckiger Standhaftigkeit; ein Mann von heftig aufwallenden Leidenſchaften, ein halber Rieſe von großer Leibesſtärke und im Umgang ein militairiſcher Großſprecher. Köller ging einige Tage vor dem neuen Jahre zur Königin Witwe. Er wußte, was in ihr vorging, er wußte, daß Der ihr der Willkommenſte war, der es wagte, die in ihr wogenden Gefühle zuerſt klar und deutlich auszuſprechen. Als uneigennütziger Patriot ſtellte er ihr in ſcharfen, kurzen Zügen den allgemeinen Nothſtand vor, foderte von ihr als Pflicht, dem untergehenden Reiche zu helfen und trug ihr ſeine ganzen Dienſte an. Julianen eine willkommene Botſchaft; ſie empfing ſeinen Schwur und weihte ihn zum vollkommenen Vertrauten ihrer Plane ein, die aber für den Augenblick noch unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ruhen bleiben mußten.

Aber Köller allein war nicht genug. Ein mächtigerer, einflußreicherer und ebenso entschlossener Mann mußte ihm zur Seite stehen. Köller hatte keinen politischen Einfluß, er war nur Commandant eines der in Kopenhagen liegenden Regimenter. Ein Mann, wie sie ihn brauchte, um Haupt und Arm des Unternehmens zugleich zu sein, war Ranzau. Aber Ranzau wollte nicht allein Instrument, er wollte auch Seele sein; er hatte einen Willen, der nur eine gewisse Strecke mit dem Julianens Schritt hielt. Er trug im Herzen einen tiefen Groll gegen die junge Königin und Struensee, den Unwillen der Entrüstung über die Unterdrückung des Adels, über die Mehrzahl der eingeführten Neuerungen. Aber er hatte ein Mal die Macht durch seine Intrigue in fremde Hände gespielt, er wollte es nicht zum zweiten Male. Anstößig war ihm die Gewalt in den Händen eines Emporkömmlings, aber die Gewalt selbst mißfiel ihm nicht. Unklaren Sinnes wollte er ein Etwas, das ihm lobenswürdig schien, aber es war kein Bewußtsein, es war bei ihm nur ein politischer Traum, wenn er durch seine That nicht allein die Nation von der Gewalt, die Struensee übte, sondern auch von der Möglichkeit retten wollte, daß ein anderer Einzelner sie ergreifen könne. Er dachte an Schweden, und die dortige aristokratische Bevormundung des Monarchen schien ihm für Dänemark als ein Ziel, nach dem man streben müsse. Dergleichen nach Verfassung schmeckende Streiflichter paßten durchaus nicht in Julianens Plan. Sie wollte keine Beschränkung der Herrschaft; sie wollte nur nicht, daß ein Anderer herrsche, wo sie selbst zu herrschen Lust hatte. Ranzau konnte ihr gefährlicher werden als Struensee. Er ward nicht ihres Vertrauens wie Köller gewürdigt, sie suchte ihn nur mit Betheuerungen ihrer Hoch-

achtung warm zu halten und seinen Haß gegen Struensee zu nähren.

Der englische Gesandte, wie wir sahen, fühlte nur eine bange, persönliche Theilnahme. Zwei andere Gesandten, der französische und der schwedische, betrachteten den Umschlag auch als politisch gefährlich. Sie wünschten Beide, aufrichtig und ehrbar in ihrer Gesinnung, daß das Gewitter vorüberzöge. Der schwedische namentlich, Freiherr von Sprengporten, mußte Struensee's gesunde Politik in Bezug auf das Verhältniß zwischen Dänemark und Schweden hochschätzen und zu erhalten suchen. Er war ein treuer Anhänger Gustav's III., der eben den Thron bestiegen hatte und mit dem großen, Struensee's Wirksamkeit so nah verwandten Plane umging. Um deshalb that Sprengporten, was an ihm, Ranzau, der, womit er umging, nie verbergen konnte, von seinen gefährlichen Vorsätzen abzubringen; er stellte ihm die Gefahr für ihn selbst vor, die er liefe, da er nicht wisse, in welche Hände die Gewalt gerathen könne, und rieh ihm, statt die Machthabenden zu erbittern, sie durch Ermahnungen auf bessere Wege zu leiten. Der Mann mit beweglichem Gemüthe wurde gerührt. — Ranzau wollte den Bruch vermeiden, er ging zu Struensee, er sprach eindringlich, vielleicht zum ersten Male wahr und aufrichtig zum Minister, er stellte ihm seine unsichere Lage vor, er warnte ihn. Es war keine glückliche Stunde für Struensee; entweder traute er ihm nicht, oder sein Unstern hatte ihn verblendet. Ein letzter Moment, der ihn vielleicht gerettet, der ihm einen Freund, statt eines furchtbaren Feindes verschafft, ging ungenutzt vorüber. Er lächelte und dankte. Ranzau schied gekränkt, aufgebracht von ihm. Sein Entschluß war gefaßt. Da er dem Plane, das Haupt einer Partei zu

werden, entsagen mußte, entschloß er sich, um seine Rache zu kühlen, das thätigste Werkzeug einer Partei, die fertig dastand, zu werden.

Die Königin Juliane griff mit beiden Händen zu, als sie Ranzau in dieser Stimmung ankommen sah. Sie kannte ihn zu gut, seinen wandelbaren Sinn, seine Indiscretion, um nicht sofort entschlossen zu sein, das glühende Eisen zu schmieden. Jeder Tag Aufschub konnte eine Aenderung hervorbringen. Auch Köller war kein Mann von Verlaß auf die Dauer. Doch bedurfte es noch eines dritten Mannes. Die bekannten Chefs der Truppen hatten größtentheils ihre Stellen durch Struensee erhalten, auf sie konnte man daher nicht rechnen. Sie wählte deshalb mit richtigem Tact einen bis da unbedeutenden Mann, den Obrist Eichstädt, der aber als Commandeur der Dragoner bei der Ausführung von Wichtigkeit war. Eichstädt, ein Mann von sehr mittelmäßigen Gaben, dem Hofe und dem dänischen Adel bis da fast unbekannt, fühlte sich durch die ihm gebotene Gelegenheit, eine politische Rolle zu spielen, außerordentlich überrascht und geschmeichelt. Die Bitte einer Königin, ein Verschwörer und ein bedeutender Mann zu werden, hob ihn wie im Traum über den Kreis seiner gewöhnlichen Gedanken, daß er, ohne die Folgen zu bedenken, sich blindlings und freudig ihrem Willen zur Disposition stellte. — Alles war nun fertig und festgesetzt.

Am 16. Januar 1772 war Ball bei Hofe. Die Nacht darauf war zum Ausbruch der Verschwörung bestimmt. Das Regiment des Obristen Köller hatte in dieser Nacht die Wache im Schlosse. In bängster Ungeduld erwartete Königin Juliane die verhängnißvolle Nacht. Ihr Herz pochte vor im voraus empfundener

Rachelust, und zugleich zitterte sie vor den unabsehbaren Folgen, wenn die That mislang. Mithasser gegen den Minister zählte sie tausende in der Nation, dagegen kein Herz, das für sie oder den Prinzen Friedrich schlug; selbst unter ihren Mitverschworenen und Helfershelfern konnte sie auf keine Liebe oder Achtung rechnen. Ihre Angst war nur zu begründet, wenn sie den kleinmüthigen Charakter ihres Sohnes, Köller's sprudelnden Eifer, Ranzau's Leichtsinn, den Muth Eichstädt's, der sich noch nicht bewährt hatte, erwog. Am geringfügigsten Umstande konnte das ganze Unternehmen scheitern.

Der Ball ging ruhig vorüber. Mathilde bewegte sich unter den Geladenen mit der sorglosesten Heiterkeit. Sie tanzte zum Schluß mit dem Prinzen Friedrich, demselben Todfeinde, der in wenigen Stunden Macht und Krone ihr aus den Händen winden und sie aus Glanz und Herrlichkeit in Schmach und Gefängniß stoßen sollte. Seine Trabanten standen schon im Hofe bereit. Struensee's Anhänger spielten mit dem Könige, es war ihr letztes Spiel. Es erscheint als ein bemerkenswerther Zufall, daß von allen auswärtigen Diplomaten nur der englische Gesandte dem Balle beiwohnte.

Um 1 Uhr war der Ball zu Ende. Eine tiefe, öde Stille herrschte durch die Winternacht in den Räumen des Schlosses. Um 3 Uhr erschien Obrist Köller und führte die Offiziere, die auf Wache waren, in den Wachtsaal des Schlosses. Er erklärt ihnen, der König habe ihm befohlen, die Königin Mathilde und ihre Anhänger zu verhaften. Kurz, kalt, mit der Würde des Commandeurs, wird der Befehl ausgesprochen. Die von dem Schrecken des Auftrags, vielleicht auch von der Freude, betäubten Offiziere fodern nicht, daß ihnen der königliche Befehl vorgelegt werde. Hätte nur Einer die Besinnung

gehabt, auf Vorweisung der Ordre zu dringen, so wäre eine zweite Lüge Köller's wol kaum geglückt. Sie hätten ihn verhaften müssen; das Complott wäre gescheitert. Es sollte anders sein. Köller begibt sich mit den Offizieren zur Königin Witwe, wo sie den Prinzen Friedrich, den Grafen Ranzau und den Geheimsecretair des Prinzen, einen gewissen Guldberg, finden, der, ein bereitwilliges Subject, früher Schreibemeister, schon um die Sache Verdienste hat, indem er die Verhaftsbefehle im voraus aufgesetzt hatte. Den prahlerischen Ranzau hatte eine Stunde zuvor seine Entschlossenheit verlassen gehabt. Er hatte Köller sagen lassen, ein Anfall von Podagra hindere ihn, zu kommen. Köller ließ ihm antworten, er solle sich tragen lassen; wo nicht, werde er ihn durch ein Commando Grenadiere abholen lassen. Ranzau kam darauf.

Inzwischen hatte Obrist Eichstädt durch seine Dragoner das Schloß umstellt, mit dem Befehl, Jedermann Eintritt und Austritt zu verwehren und die Gefangenen aufzunehmen. Die übrigen Rollen wurden ausgetheilt.

Königin Juliane, Prinz Friedrich, Ranzau und der Secretair Guldberg, Letzterer trug das Licht, begaben sich nach dem Schlafgemache des Königs. Die Thür war verschlossen, keiner der Schlüssel, womit man sich versehen, konnte sie öffnen. Die Augenblicke waren kostbar. Ranzau fliegt zum Bette des Kammerdieners, der den Dienst hatte, nachdem er mit großem Getöse die Thür aufgerissen. Wie im Todesschreck befiehlt er ihm in hervorgestoßenen Worten, auf der Stelle zum Könige zu kommen. Der Diener springt auf und trifft zu seiner Verwunderung im Vorgemach die Königin Juliane und den Prinzen Friedrich. Die Gegenwart dieser hohen Personen, die nie mit seinem Herrn in freundlichem Ver-

kehr waren, die ungewohnte Stunde, die Unruhe, die er an ihnen wahrnimmt, kommen ihm so verdächtig vor, daß er ihre Foderung, die Thür zu öffnen, abschlägt. Das ganze Complott scheint auf dem Punkte, zu scheitern. Königin Juliane hatte dies nicht erwartet, der Prinz zitterte, Guldberg fiel das Licht vor Schreck aus der Hand; er und Ranzau trauten sich nicht, dem Kammerdiener den Schlüssel zu entwinden, da er ein starker Mann war und dies Lärm verursacht hätte. Also sucht man durch Schreck auf ihn zu wirken: das Volk habe sich empört, die Rebellen wollten ins Schloß dringen, die Wachen könnten ihrer Wuth nicht mehr widerstehen, und das Leben des Königs sei in Gefahr, wenn man einen Augenblick zögere. Dies bewegt den Diener.

Vor dem Bette des aufgeschreckten Königs wird dasselbe Schauspiel wiederholt. Das Volk stürme, es schreie um Gerechtigkeit gegen die Königin und Struensee, es sei nur mit Opfern zu versöhnen. „Wohin soll ich fliehen? Helft mir, rathet mir. Was soll ich thun?" ruft der Unglückliche. „Diese Befehle unterzeichnen, und Ihr königliches Haus, das Volk ist gerettet," ruft Ranzau und legt ihm die längst bereitgehaltenen Papiere vor. Der König ist an Unterschriften gewöhnt, wenn Rebellen schreien oder nicht schreien, er schreibt, was und wie man ihm heißt. Schon hat er die Feder in der Hand, welche Königin Juliane ihm hingehalten, als ihm der Name „Mathilde" auf dem ersten Blatte auffällt. So gleichgültig dem Verwüsteten die schöne Gattin sonst war, überkommt ihn jetzt instinctartig ein Schauder; als kehre ein Lichtblick der Vernunft und des Gefühls zurück, wirft er mit Heftigkeit die Feder fort. Neue Ueberredungen, Beschwörungen, Drohungen. Ranzau läßt das Schloß schon brennen, Blut geflossen sein,

die Mörder stürmen schon die Treppen herauf; nur der Federzug auf das Papier könne das heilige Leben des Königs retten. Der König unterschreibt und scheidet mit diesem Augenblicke aus dieser, wie er aus der großen Geschichte ausgeschieden ist. Er bleibt eine bejammernswerthe Puppe in den Händen seiner neuen Hüter, die über ihn verfügen und ihn reden und gebieten lassen, gerade wie Die gethan, welche um deshalb des Hochverraths angeklagt, gestürzt und verdammt wurden. Die Lage des Unseligen blieb bei dieser Revolution dieselbe; und doch nicht. Vorhin ward er bevormundet von Solchen, die doch noch durch, wenn auch schwache, Bande der Liebe und Dankbarkeit an sein klägliches Dasein geknüpft waren; jetzt ward er als Gefangener von Solchen gehütet, denen sein Dasein eine Last war. Christian VII. überlebte um 36 Jahre diese Katastrophe, freier Herr einer unumschränkten Krone, und nicht freier Herr einer einzigen Handlung in seinem Leben; ein Sclav im Vergleich zu dem Geringsten seiner Unterthanen.

Während dessen hatte Köller Struensee verhaftet. Als dieser, aus dem Schlafe aufschreckend, den Obristen fragte, was es gelte, antwortete Köller grimmig: „Sie werden es sehen. Stehen Sie nur auf!" und indem er ihn am Halse griff, schüttelte er ihn so lange, bis Struensee aus aller Fassung war. Ohne allen Widerstand ließ er sich nach der Citadelle fortschleppen. Hätte er einigen Muth gezeigt, nach der königlichen Ordre begehrt, die Köller noch nicht vorweisen konnte, hätte er durch das Geräusch des Widerstandes Köller's Offiziere ins Zimmer gelockt, so stand auch hier die Möglichkeit nicht zu fern, daß Köller als Verräther erkannt und das Opfer seiner Tollkühnheit geworden wäre.

Struensee's Bruder, Graf Brandt, General Göhler

und seine Frau, Obrist Falkenschiöld, der Leibarzt Berger, General Gude, der Stadtcommandant, Baron Bülow, der Staatssecretair Zöga und andere Anhänger des Ministers wurden in der Stille verhaftet.

Den schwierigsten Theil übernahm jetzt Ranzau. Mit dem Obristen Eichstädt und einigen Offizieren drang er in die Vorzimmer der Königin. Sie wacht von dem Lärm auf und ruft ihre Kammerfrauen. Erschreckt von ihren blassen Gesichtern, steht sie auf und dringt auf Auskunft, was es sei? Ihr wird geantwortet, daß Graf Ranzau mit einigen Offizieren im Namen des Königs sich bei ihr anmelden lasse. „Ranzau im Namen des Königs!" ruft sie. „Geschwind, ruft Struensee!" — Man antwortet ihr, daß der Minister schon gefangen sei. Sie ruft im tiefsten Schmerz: „Verrathen! Verloren! Auf ewig verloren! Doch, laßt sie herein, die Verräther, ich bin zu Allem bereit."

Halb angezogen, ging sie unerschrocken den Offizieren entgegen. Ranzau liest ihr den Befehl des Königs vor. Sie will ihn selbst lesen. Ranzau reicht ihn ihr. In völliger Ruhe liest sie das Papier durch und wirft es mit Verachtung auf den Boden: „Ich erkenne an dieser Handlung die Verräther und den König." — Als Ranzau sie bat, sich den Befehlen des Königs zu fügen, antwortete sie mit Hohn: „Befehle, wovon er selbst wol nichts weiß, welche die schändlichste Verrätherei seiner Thorheit entriß. — Solchen Befehlen gehorcht keine Königin."

Ranzau dringt ernster in sie und erklärt ihr, daß sein Auftrag keinen Aufschub leide. Sie verweigert jede Folge, bis sie den König gesehen und gesprochen. Sie eilt nach der Thür. Der Graf, aufgeregt, verwandelt seine Bitten in Drohungen. Sie heißt ihn einen Elen-

den; ob dieser Ton einem Diener gegen seine Monarchin gezieme? Sie nennt ihn den verächtlichsten der Menschen, von Schande bedeckt, den sie nie fürchten werde. Erbittert wirft der Graf einen bedeutungsvollen Blick auf einen der Offiziere, der, roh und verwegen, die Königin ergreifen will. Es folgt eine Scene, die unter den barbarischen Greuelauftritten des Mittelalters selten ist, die in der Art auch unter den Blutscenen der französischen Revolution nicht vorkommt. Die Königin entreißt sich seinen Händen und schreit aus allen Kräften um Hülfe. Niemand kommt; von allen gegenwärtigen Männern, Edelleuten, Offizieren fühlt keiner den ritterlichen Drang, einer unglücklichen, schönen, liebenswürdigen, halb entkleideten Frau, seiner Königin, nur mit einer Bewegung beizustehen. Ganz allein ringt sie mit den bewaffneten Männern. Von Zorn entflammt, von der Verzweiflung getrieben, gelingt es ihr, sich loszumachen; sie läuft nach dem Fenster, reißt es auf und will sich hinunterstürzen. Ein Offizier ergreift sie. Ihre Wuth kennt keine Schranken mehr. Sie packt ihn bei den Haaren und wirft ihn zu Boden. Mit gleichem Muthe, mit der Stärke der Verzweiflung kämpft sie mit einem Zweiten. Nicht Ranzau, nicht einer von allen Offizieren wird gerührt. Sie Alle vereinen sich gegen das eine Weib, bis die Unglückliche endlich erschöpft, athemlos, halb ohnmächtig in die Arme eines Offiziers sinkt. Darauf nöthigte man sie, in einem Nebenzimmer sich anzuziehen, und Ranzau, der sie auch da noch mit beleidigenden Ausdrücken verfolgt haben soll, geleitete sie in den Wagen, der sie nach der Festung Kronenburg führte.

Die barbarische Härte, mit welcher man gegen diese unglückliche Fürstin verfuhr, in allen Details aufzuzählen, liegt außer unserer Aufgabe. Im Wagen saßen

neben ihr zwei Subalternoffiziere mit gezogenem Degen und eine niedere Dienerin. In ihrem Gefängniß beging man die raffinirte Bosheit, daß man ihr die Personen zur Aufwartung gab, welche ihr in ihrem Hofhalt zuwider waren. Auf der Treppe zu ihrem Gemach sank sie auf die Knie; man mußte sie tragen. Als sie ein Bette erblickte, schrak sie zurück: „Weg, weg! Es gibt keine Ruhe für mich mehr.“ Als die erste Thräne aus dem Auge quoll, rief sie betend: „Der Trost kommt von dir. Den allein konnten mir meine Feinde nicht rauben.“ Doch hatte man Mathildens Tochter, ob als Trost, oder weil es sich nicht anders thun ließ, nach Kronenburg mitgeschickt.

Die Revolution war in wenig Stunden der Nacht vollendet. Was noch zu thun blieb, waren nur Nachspiele, entweder der Rache gewidmet, oder um vor den Augen der Welt der vollendeten That den Stempel der Nothwendigkeit und Gerechtigkeit aufzudrücken. Der Pöbel von Kopenhagen mußte jubelnd und schreiend durch die Straßen stürmen. Flüche und Verwünschungen gegen den gestürzten Minister, die Königin. Sie brachen in Lusthäuser, die Struensee für das öffentliche Vergnügen errichten lassen, stürmten andere verdächtige Häuser. Es ward zerschlagen, geplündert, demolirt, zum Fenster hinausgeworfen und die Policei sah ruhig zu. Dem Könige, der Königin Juliane und dem Prinzen Friedrich wurden von betrunkenen Matrosen Vivats gebracht. Die Bürger blieben still. Der König, in den Händen seiner Feinde, mußte sich eine Galauniform anziehen lassen und in einem Sechsspänner an der Seite seines ihm verhaßten Halbbruders Friedrich durch die Volksmassen fahren, um den Jubel der Pöbelrotten zu hören, die dafür bezahlt waren, daß sie Beide leben ließen, um sich

überzeugen zu laſſen (wenn davon die Rede ſein konnte), daß die Revolution eine populaire ſei!

Das Reſultat der Revolution, wie es auf Dänemarks Staatsverhältniſſe einwirkte, liegt außerhalb der Grenzen unſeres Themas, und darf hier nur mit wenigen Zügen angedeutet werden. Nur der Haß und die Rache wurden befriedigt, keine Hoffnung; auch ſelbſt nicht die der Mitſpieler. Patriotiſche Männer wagten, den Namen des Grafen Bernſtorff der Königin Juliane zu nennen. Seine Rechtlichkeit paßte nicht zu ihrem Syſtem. Von den Kanzeln mußte Gott gedankt werden für den glücklichen Ausgang der Verſchwörung. Die Geiſtlichen mußten auf höchſten Befehl ihren Mund und die heiligen Räume auch mit einer Lüge beflecken; ſie mußten den Himmel preiſen, daß er das geheiligte Haupt des Monarchen vor dem intendirten Frevel des Königsmörders bewahrt habe. Dies nachmals ſo beliebte Modewort wurde alſo ſchon damals, ſeit der engliſchen Rebellion zum erſten Mal, wieder in Cours geſetzt. Im Theater mußte der Pöbel ſchreien, die Straßen wurden illuminirt. Die Angſt und das böſe Gewiſſen hätte den Siegern faſt ſchon am erſten Abende nach dem Siege einen verderblichen Streich geſpielt. Man hörte im Theater einen Lärm in den obern Logen, der immer zunahm. Dem Schrecken folgte ein Getöſe. Niemand weiß den Grund, die Unruhe verbreitet ſich, man drängt nach allen Ausgängen. Der Adel flieht, das Militair, der König läuft mit wilden Blicken aus ſeiner Loge, Prinz Friedrich läuft ihm zitternd nach. Die Königin Juliane will ſie aufhalten, umſonſt, ſie geräth ſelbſt außer ſich vor Angſt über die unerwartete Contrerevolution. Ohnmächtige liegen in allen Ecken; ein Kammerjunker und eine Dame ſterben, erdrückt oder vor Schrecken, bis end-

lich die Contrerevolution sich auflöst in ein unartiges Kind, das auf der Galerie geschrien, und seine Angehörigen haben es auch mit Drohungen nicht beschwichtigen können.

Ehren, Orden, Beförderungen, Restitutionen erfolgten in den folgenden Tagen zum Lohn für die Helfershelfer. Obrist Köller erhielt außer andern Beförderungen für seine Heldenthat die Beigabe des Namens des alten nordischen, aber in Dänemark bereits erloschenen Geschlechts, der Banner. Er hieß fortan Köller-Banner. Die Häupter der Verschwörung traten sämmtlich in den neuerrichteten Staatsrath, an dessen Spitze der Prinz Friedrich saß. Den fremden Höfen ward angezeigt, daß die Revolution nur eine Familienangelegenheit wäre und das Innere des Reiches allein beträfe; in den Verhältnissen nach außen solle keine Aenderung eintreten. Man nahm die Anzeigen mit kalter Förmlichkeit entgegen. Wer, der nicht vom Parteihaß ergriffen war, sollte das Geschehene billigen? Der englische Gesandte beschränkte sich darauf, in würdevoller Zurückgezogenheit nur davor zu warnen, daß man sich nicht an der Königin Mathilde vergreife, für welchen Fall er mit der strengsten Vergeltung Seiten Englands drohte.

Juliane, der Erbprinz Friedrich und ihre Creaturen regierten unter dem Namen des Königs; in der ersten Zeit mit namenloser Angst, daß irgend Jemand einen Befehl des blödsinnigen Monarchen erschleiche, der ihre Plane verderbe. Deshalb übten sie selbst, die Königin und ihr Sohn, das Wächteramt, ängstlicher als es Struensee und Mathilde gethan. Sie ließen den König nicht aus den Augen, und doch aus Furcht der Möglichkeit, daß sie in dieselbe Grube fielen, in der sie Andere gefangen, erließen sie die unsinnigsten, sich widersprechendsten

Befehle, alle in des Königs Namen. So sollte keine Ordre gelten, welche nicht des Königs Unterschrift hätte. Aber umgekehrt wurde dem Gouverneur von Kronenburg die Ordre ertheilt, keinen Befehlen zu gehorchen, welche die Königin Mathilde angingen, wenn sie der König unterzeichnet. Vielmehr solle er sie zurücksenden an den Staatsrath, und dann erst executiren, wenn sie mit den gewöhnlichen Handzeichen der neuen Glieder des Staatsraths zurückkäme. Dieselbe die Majestät des Königs beleidigende Verordnung wurde in dem absolutistischen Staate Dänemark später auch an alle Civil- und Militairstellen und Gerichte erlassen. So weit war Struensee nie gegangen. Später ward diese Form Julianen lästig, der Staatsrath durfte doch nicht Alles billigen, was sie that; also ward der Befehl eingeschränkt und widerrufen. Kühner und anscheinend leichter zum Ziele wäre man gekommen, wenn man den König für unfähig erklärt und den Prinzen Friedrich zum Vormund des Kronprinzen ernannt hätte. Aber er hätte dieses Vorrecht mit dem Adel und dem Staatsrathe theilen müssen, was mit Julianens Absichten sich nicht vereinbarte.

Bevor wir zu dem Theile des großen politischen Trauerspiels übergehen, welcher ihm in dieser Sammlung einen Platz anweist, dem Criminalproceß gegen die Ueberwundenen, schalten wir nur zur Befriedigung des moralischen Interesse unserer Leser ein, daß von den Siegern fast Alle früher oder später die Nemesis ereilte. Keiner fand sich befriedigt. Am wenigsten freilich die dänische Nation. Des Prinzen Friedrich vormundschaftliche Regierung war nicht beliebt; Guldberg, der Schreibemeister und Lichthalter bei dem nächtlichen Einbruch, der sich durch Ränke und kleine Künste bis zum Minister aufgeschwungen, regierte ihn. Von diesem Prinzen sagt

ein Zeitgenosse, die Natur habe ihm keinen Vorzug gegeben als den seiner Geburt. Er war ungestaltet, hatte keinen Verstand, aber ein falsches Herz. Seine körperlichen Mängel suchte er unter einem Aufwand von Putz, seine geistigen unter hochmüthiger Zurückhaltung zu verbergen. Er war furchtsam, unentschlossen, übermäßig stolz und zugleich geringschätzig gegen Diejenigen, von denen er nichts besorgte. Im Staatsrathe trug er nur vor, was Guldberg ihm eingelehrt hatte, jeder Widerspruch konnte ihn außer Fassung bringen. „Er ist," heißt es, „gegen das Verdienst kaltsinnig und oft neidisch, feindlich dem Könige, undankbar gegen seine Mutter, kalt und eifersüchtig gegen seine Gemahlin." Dies der Prinz, dessen Regiment die dänische Nation für die Unbilden entschädigen sollte, die Struensee's Regiment ihr angethan. Die am Ruder fürchteten jeden selbständigen Mann, jedes ausgezeichnete Talent. Statt durchgreifender Maßregeln nur Intriguen, Wechsel der Beamten, unbedeutende innere Aenderungen. Weil Struensee von Geburt ein Ausländer war, wurde der Haß gegen alle Fremde unbillig genährt. Ein Gesetz von 1776 verbot ihnen nicht allein den Zutritt zu allen Staatsämtern, sondern verschloß ihnen auch die Zünfte und Innungen. Vorzüglich war dies gegen die Deutschen gemünzt. Die Franzosen waren schon früher beseitigt. Die Abneigung, die Furcht vor ihnen, ja der Haß gegen die Deutschen, der noch in Dänemark nicht überwunden ist, ja neuerdings wieder politisch so bedeutend aufleuchtet, wird von Unterrichteten aus der Struensee'schen Zeit hergeleitet. Deutschland verlor einen natürlichen, nahe verwandten Bundesgenossen; Dänemark hat vielleicht mehr verloren, indem es sich politisch von dem großen Körper der deutschen Nation, mit der es durch die Oertlich-

keit, Sprach- und Sinnesverwandtschaft, durch Sitte und Bildung wie von selbst zum Bündniß hingewiesen scheint, isolirte, und durch die Gewalt der Verhältnisse oft in feindliche Conflicte trat. In Deutschland herrscht weder Haß noch Abneigung gegen die dänischen Vettern.

Nichts wurde nach Struensee's Fall besser, was man dem Volke vorgespiegelt: die Lebensmittel nicht wohlfeiler, die Zahl der Reichen nicht größer, Arbeitsleute und Manufacturisten fanden nicht mehr Beschäftigung als vor der Revolution. Und in den höhern Ständen war man nicht besserer Laune als im Volke. Königin Juliane und ihr Sohn hatten keinen Freund in Dänemark.

Die Königin Ulrike Eleonore von Schweden schrieb an ihren Bruder: „Die herrschende Partei in Dänemark ist ohne Erfahrung und Zusammenhang. Trotz allen Ehrgeizes ist darunter kein guter Kopf. Das ganze Volk ist unzufrieden, und so wie es einst seine Freiheit dem Könige preisgab, sehe ich die Zeit kommen, wo es dieselbe zurücknehmen wird."

Dies im öffentlichen Leben die Resultate der zweiten Revolution in Dänemark, welche, im Interesse der dänischen Nationalität, und, dem Namen nach, zu Gunsten des royalistischen Princips unternommen wurde.

Furchtbarer waren ihre Wirkungen auf die einzelnen Betheiligten der unterliegenden Partei. Man strengte einen Criminalproceß wider sie an, der mit zwei Schaffotten, Gefängniß und Verbannungen endete.

Es ist in diesem Processe nichts mehr ermittelt worden, als was in der obigen Geschichtserzählung ausgesprochen, und — (in einem Punkte) angedeutet worden

Wenn ein großer europäischer Gerichtshof, nach den bestehenden Gesetzen, über den Fall zu urtheilen gehabt, so wäre es unzweifelhaft, wer auf die Bänke der Angeklagten gesetzt worden; es wäre ebenso unzweifelhaft, daß ein unparteiischer Gerichtshof über die Verschworenen der Nacht vom 17. Januar das Schuldig sprechen müssen. Nach den Strafrechten aller Länder kamen hier Verbrechen zusammen, welche die schwerste gesetzliche Strafe nach sich ziehen.

Anders kam es in der Wirklichkeit. Die Schuldigen saßen als Richter über die Unschuldigen. Es trat das große Gericht ein, welches nach dem Spruche: vae victis! das Urtheil fällte und mit barbarischer Strenge vollzog. Dies Gericht hat so oft gewaltet, oft grausamer und herber als vor 70 Jahren in Dänemark, daß seine Schrecken im Allgemeinen uns minder verletzend berühren, wo wir sie als geschichtliches Ereigniß ins Auge fassen. Da nur zerreißt es unser Gefühl noch jetzt, wo wir über die That der Leidenschaft, über den Act der Gewaltthätigkeit und der Rache den Mantel der Gesetzlichkeit gebreitet sehen. So war es hier. Darum hat kein Criminalfall aus der politischen Sphäre in der neuern Zeit so erschütternd gewirkt und nachgewirkt und auf ähnliche Weise das europäische Interesse in Anspruch genommen als Struensee's und Brandt's Ermordung unter der Form eines gerechten Gerichts. In dem Maße wuchs die Theilnahme im Auslande für die unglücklichen Opfer, als die Wuth ihrer Ankläger und Richter während des Processes nicht Ausdrücke genug fand, ihren Abscheu und Haß gegen dieselben an den Tag zu legen. Das Urtheil der Nachwelt hat längst in letzter Instanz entschieden, und es herrscht wol kaum mehr ein Bedenken darüber, daß gegen beide Unglückliche einer der abscheulichsten

Justizmorde begangen ist. Die Schreckensereignisse der französischen Revolution, nicht volle zwei Decennien später, lenkten die Aufmerksamkeit durch die Masse ihrer Hinrichtungen von dieser einen ab. Auch hier waren Justizmorde, eine lange Reihe; aber die Gerichtsform blieb Nebensache; unter der ungeheuern politischen Wucht jener großartigsten Völkertragödie verschwand sie zur Bedeutungslosigkeit. Ja die entschlossensten unter den Hauptträgern und Agitatoren hätten sie gern ganz beseitigt; sie dünkte ihnen ein höhnischer Spott zu dem Außergewöhnlichen, zu der unumgänglichen Nothwendigkeit, die ihnen Blut und Vernichtung zu fodern schien. So fiel Ludwig der Sechzehnte und die Tausende vor, mit und nach ihm, ein Opfer des Zeitstroms, gegen den die Kraft des Einzelnen, die Kraft der alten Gerichtsinstitutionen haltlose Stäbe waren. Sie starben um einen Wahn oder eine Idee, die Hunderttausende beseligte, und die nothdürftig beobachtete Form sank zu einer völligen Bedeutungslosigkeit herab.

Struensee und Brandt fielen und bluteten auch als Opfer eines Volkssturmes. Sie hatten viel verschuldet gegen Sitte und Gefühl der Mehrzahl der Nation. Daß diese sie haßte, ihren Untergang wünschte und herbeiführte, ist in der Ordnung der Dinge. Auch, wären sie gefallen unter den Degen der Aristokraten, die in jener Nacht in das Königshaus brachen, unter den Messern und Steinwürfen der Bürger und des Pöbels, die auch gerechte Ursache hatten, den ungestümen Neuerern zu grollen, wir möchten sagen, es waltete ein Recht, eines, was nur auf dieser Welt noch keine Formen gefunden. Aber empörend ist das Gericht, welches man über sie bestellte, ein Scandal der Proceß, eine Verhöhnung alles Rechtes das Urtheil, welches man über sie fand, aussprach und vollstreckte. Der beleidigten Sitte,

und wäre sie ärger gekränkt worden, als es der Fall, war ihr Recht geschehen durch den Sturz ihrer Beleidiger; Spruch und Vollstreckung des Urtheils waren nur das Werk einer schnaubenden Parteiwuth, getragen von keiner großen Idee, nicht einmal von einem Wahne; es war die kleinlichste Rache der kleinlichsten Seelen.

Neun Commissarien mußten die Gefangenen gerichtlich vernehmen. Struensee, sein Bruder und Graf Brandt wurden vorläufig in Ketten geworfen; Obrist Falkenschiöld in einen engen, dumpfen Kerker gesteckt, wo man nur aufrührische Matrosen einsperrte. Als er in Krämpfe fiel, die sein Leben in Gefahr setzten, erklärte Prinz Friedrich, den man anging, ihn in ein gesunderes Gefängniß bringen zu lassen, mit höhnischem Lächeln: „Wer gegen die Türken gefochten hat, muß auch so was aussteben können.“ Der Prinz glaubte, daß Falkenschiöld ihn früher einmal beleidigt haben könnte. Andere erhielten Hausarrest, noch Andere wurden ohne Weiteres aus dem Reiche oder der Hauptstadt verbannt.

Zwei von einander getrennte Processe wurden anhängig gemacht, der eine gegen die sogenannten Hochverräther, der andere, ein Ehescheidungsproceß, gegen die Königin Mathilde. Zwar hatte der englische Gesandte, Keith, gedroht, sofort Kopenhagen zu verlassen, wenn man ein Ehescheidungsurtheil ausspreche; aber Mathildens Feinde waren zu erbittert, um sie zu verschonen, zu unempfindlich, um sie zu bedauern, und zu übermüthig, um etwas zu besorgen. So sagt ein Zeitgenosse. Wir dürfen hinzusetzen: und doch besorgt, und mit Recht, daß ihre Verbrechen umsonst gewesen, wenn die muthige, entschlossene Königin, umstrahlt von der Glorie des Märtyrthums, im Lande geblieben, einen ihnen gefährlichen Anhang aufs Neue gewonnen hätte. Ihr Proceß wurde geheim

geführt. Die Acten ſollten nur dem engliſchen Hofe mitgetheilt werden.

Man hatte Gefangene in Ketten, Kerker, willige Richter, Henker und Schaffotte, es fehlte nichts zu einem Criminalproceſſe als — Anklagepunkte. Der Wille war im Voraus da: die gehaßten Feinde zu ſtrafen und zu vernichten; aber man fand ſich in der äußerſten Verlegenheit, wo man ſie angreifen ſollte. Gern hätte man Alle zugleich mit einem Schlage vernichtet; aber auch bei dem befangenſten Parteihaß that ſich dar, daß die Mehrzahl nichts Anderes gethan, als daß ſie, den königlichen Befehlen getreu, gehandelt hatte. Alſo galt es, Einige herauszuſuchen, die dieſe Befehle überſchritten, verfälſcht, erſchlichen hätten; um, wenn man ſie verdammte, die Andern als Complicen zu richten. Man griff zwei heraus, den Miniſter Struenſee und den Grafen Brandt. Aber wo war der Beweis zu finden, daß ſie ohne den König gehandelt, oder gegen ſeinen Willen? Wenn die Kläger, Inſtruenten, Richter, das wahre Verhältniß, die Unfähigkeit des Königs heraushoben, ſo klagten ſie ſich ſelbſt an; denn auf demſelben Fundamente, wo Struenſee's, beruhte auch ihre eigene actuelle Macht. Nicht als Vormünder eines blödſinnigen Monarchen, ſie traten auf und reſcribirten als ſeine Verordneten; bei jeder Gelegenheit, wo es noth that, mit Schriften, die ſeine Unterſchrift trugen *).

*) In der großen Verlegenheit, haltbare Anklagepunkte gegen Struenſee zu finden, griff man auch nach Schatten. Das Gerücht behauptete, Struenſee hätte an dem Tage, wo er von Filoſoffof beleidigt werden, ſich auch mit einem jungen Cavalier aus einer der erſten Familien des Landes verfeindet und ihn, den Degen in der Hand, verfolgt. Freiherr Juel Wind, Struenſee's erſter Rich-

Endlich nach langer und mühseliger Arbeit fand man folgende falsche, bedenkliche und lächerliche Klageartikel gegen den Grafen Struensee:

1) Einen entsetzlichen Anschlag gegen die höchste Person des Königs!

2) Das Vorhaben, ihn zur Entsagung der Regierung zu zwingen.

3) Sein verbotener Umgang mit der Königin Mathilde.

4) Die Art, wie er den Kronprinzen erzogen habe.

5) Die große Gewalt und das entscheidende Ansehen, welches er in den Staatsangelegenheiten erworben habe.

6) Die Art, wie er in der Verwaltung dieser Angelegenheiten zu Werke gegangen.

Die beiden ersten Klagepunkte mußte man, als absolut unwahr, wieder aufgeben. Auf die Unwahrheit wäre es Struensee's Feinden nicht angekommen, wenn sie nur scheinbare Beweise dafür vorbringen können; aber die gesunde Vernunft sträubte sich dagegen. Struensee, der nur durch den Schattenkönig in Dänemark bestand, hätte der unsinnigste Mensch sein müssen, wenn er einen Anschlag auf die Person oder Gewalt desselben gemacht hätte. Es galt den Anklägern auch nur, das Volk, wo es noch kalt und unempfindlich war, durch solche Gerüchte aufzureizen. Wer die Menge überreden will, muß sie betäuben. War das Volk dahin gelangt,

---

ter, foderte den Edelmann auf, ob er nicht eine Klage wider den Minister vor der Commission erheben wolle? Der junge Mann wies entschieden den Antrag von sich: er sei gewöhnt, Unglückliche zu bedauern, nicht ihre Drangsale zu vermehren. Er werde nie den Grafen anklagen, und das um so weniger, als an dem Gerüchte nichts sei.

theilte es den Haß der siegenden Partei, so konnte man vor der strengern Gerichtsprocedur diese Punkte wieder fallen lassen, wie auch geschah.

Der dritte Punkt allein war leider ein haltbarer. Hier fiel Struensee. Nicht vor dem Gerichte allein, auch vor dem Urtheile Derer, welche an seinem traurigen Schicksal Antheil nahmen, welche vielleicht geneigt wären, dem kühnen Manne Bewunderung zu zollen, der, ein Fremder, von geringer Geburt, es wagte, ein Königreich zu regeneriren. Von Schmerzen gebeugt, „durch die Drohungen der grausamsten Peinigung erschreckt," so berichtet der Zeitgenosse, verwirrt durch die Kreuz- und Querfragen, vielleicht auch, heißt es, in der Hoffnung, daß es das einzige Rettungsmittel für ihn wäre, die Königin Mathilde in seine Angelegenheit zu verwickeln, legte er im Verhör vom 21. Februar das Geständniß des verbrecherischen Umgangs mit seiner hohen Freundin ab.

Das Geständniß war ein neues Verbrechen. Es verwischt die Glorie des Heldenthums und des Märtyrthums. Sein Sinn war längst gebeugt, und wie er keiner großen Handlung mehr, so war er auch einer standhaften Haltung nicht mehr fähig.

Nach dem uns überlieferten Gerüchte steht er übrigens auch in diesem Punkte entschuldigter da. Nicht schuldlos wegen eines Vergehens, das nicht zu bezweifeln ist, wofür aber das Gefühl ihn milder richtet, aber entschuldigt, daß er unritterlich und unmännlich gegen seine hohe Freundin zeugte. Man legte ihm ein falsches Protokoll vor, worin die Königin selbst ihre Schuld bereits eingestanden hatte. Da erst, erblassend, gab er sich verloren. Der Beweis des Ehebruchs wurde übrigens auch auf andere Weise zu führen versucht, welcher für die

Züchtigkeit der däniſchen Hofdamen nicht das beſte Zeugniß ablegt und an ähnliche Züge am Hofe Katharina von Medicis erinnert. Hofdamen, im Kitzel, zu erfahren, ob Struenſee wirklich Nachts zur Königin gehe, hatten Mehl vor ihre Thüre geſtreut. Morgens entdeckten ſie zu ihrer großen Freude Fußtritte, die in Struenſee's Zimmer zurückführten. Damit nicht zufrieden, beſichtigten ſie — unbeſcholtene Jungfrauen, ſagt die Ueberlieferung — das Bett der Königin, und fanden auch hier untrügliche Zeugniſſe. An einen Proceß dachte noch Niemand; es geſchah aus Neugier.

Der vierte Klagepunkt war ein geradezu alberner. Man warf ihm die Art vor, wie er, als Arzt, den Kronprinzen erzogen. Er hätte eher dafür Belohnung als Strafe verdient. Aber Struenſee hatte darin ſchon während ſeiner Macht mit dem in Dänemark herrſchenden Vorurtheil zu kämpfen. Die Erziehungsart war neu. Der Knabe wurde nur mit Hülſenfrüchten genährt, erhielt nichts als Waſſer zum Getränk, mußte anfangs 2 bis 3 Mal wöchentlich ſich in kaltem Waſſer baden; ſpäter that er es aus freien Stücken täglich. Seine Kleidung war von leichtem Zeuge und in der Regel blieb er mit bloßen Füßen. Was er trotzig verlangte, ward ihm abgeſchlagen. Strafen, Drohungen, Vorwürfe und Liebkoſungen wurden nie angewandt. Man zeigte ihm ſeine Fehler und ließ die Scham und den Willen zur Beſſerung von ſelbſt in ihm aufkommen. Wenn er fiel, zeigte man weder Beſorgniß noch Mitleiden. Ein kleiner Findling wurde des Prinzen Spießgeſell; man ließ ſie ſpielen, ſich gegenſeitig bei Tiſch und beim Anziehen bedienen und ihre kleinen Streitigkeiten ſelbſt ſchlichten. Keinem wurde von den Angehörigen ein Vorzug eingeräumt. Erſt mit dem ſechsten Jahre war der Anfang ſeines Unter-

richts beſtimmt, bis dahin ſollten ihn Uebung und Erfahrung allein belehren und ſeine natürlichen Gaben allmälig von ſelbſt ausbilden. Der Erfolg bewies die Vorzüge dieſer neuen Prinzenerziehung. Der Prinz, ein ſchwächliches, wenig verſprechendes Kind, wurde bald ſtark und kräftig, munter und geſchickt und iſt erſt 1839 in ſeinem 71. Jahre, als König Friedrich VI., geſtorben.

Und dennoch wurde Struenſee auch um dieſer Erziehung willen verurtheilt. Es hieß im Urtheil des Gerichts: „daß dadurch der Kronprinz oft in die äußerſte Gefahr geſetzt worden, Geſundheit und Leben zu verlieren!“

Die beiden letzten Punkte waren freilich der Grund und Kern der Anklage; hier fehlte aber jedes rechtliche Fundament. Struenſee war zur Gewalt gelangt, weil ſein König ſie ihm gegeben hatte. Die Art, wie er ſie gehandhabt, war einmal durch keine Geſetze verboten, dann hatte er die formelle Billigung ſeines Monarchen; alle Verordnungen, die Struenſee durchgeführt, waren von der Hand des Königs unterzeichnet. Man konnte den König, der durch Drohungen zu Allem zu bringen war, erklären laſſen, daß Struenſee die Befehle und ſeine Unterſchrift erſchlichen habe. Damit ſtürzte man aber ſich ſelbſt. Auch dem Dümmſten war es einleuchtend, daß, was jetzt geſchah unter des Königs Namen, nicht von dieſem ausging, ſondern von Denen, die ihn in ihrer Gewalt hatten. Was auch in conſtitutionellen Monarchien noch heute ein ungelöſtes Problem iſt, die Verantwortlichkeit der Miniſter feſtzuſtellen und in beſtimmte Grenzen zu bringen, war in einem Staate, deſſen abſolutmonarchiſches Princip man, was es koſte, feſthalten wollte, eine Aufgabe, welche den Willen und die Kräfte überſtieg. Zudem hätte man rückwirkende Ge-

setze geben müssen. Die blinde Leidenschaft ließ über alle diese Rücksichten fortgehen. Man machte ihm zum Verbrechen: die Abschaffung des Staatsraths, seine eigene Erhebung, die Entlassung der Minister und anderer Staatsmänner, die der Offiziere und Soldaten, kurz alle seine Thaten, die wir aufgezeichnet, und ging über den zu Recht beständigen Einwand, daß es des Königs Befehle gewesen, mit der moralisch freilich richtigen Ueberzeugung hinweg, daß sie von ihm selbst ausgingen.

Aber alle diese Handlungen, auch angenommen, daß Struensee dafür wirklich und allein verantwortlich war, standen doch in keinem Code als Verbrechen aufgeführt. Es waren höchstens strafwürdige Handlungen einer sich selbst überhebenden Macht, vielleicht despotische Maßregeln einer falschen oder unreifen Politik. Jeder loyale Machthaber war in dem absoluten Dänemark dazu berechtigt. Man durfte, man wollte vor dem Publicum den Glauben an die Berechtigung einer Macht nicht fahren lassen, die man vorkommenden Falls selbst zu üben sich vorbehielt. Um deshalb suchte man auf dem Felde seiner Privathandlungen nach solchen, die vor den Augen des Volkes zu Verbrechen zu stempeln wären. Auch hier gerieth man ins Ungereimte und Lächerliche. Jedes kleine Geschenk, das er vom Könige angenommen, wurde ihm zum Verbrechen angerechnet.

Zur Zeit seiner vollsten Gnade hatte Christian seiner Gemahlin, der Königin, 10,000 Thaler, dem Obrist Falkenschiöld 2000, ihm, Struensee und Brandt aber, jedem 60,000 Thaler geschenkt. Brandt hatte erweislich noch am nämlichen Tage dem Könige seinen ehrfurchtsvollen Dank dafür abgestattet, und der König geantwortet: „es sei billig, daß er an ihn dächte und ihn einmal in bessere Glücksumstände setzte.“ Diese Ge-

schenke, in der Summe von 132,000 Thalern, waren in die Rechnung über die Privatkasse des Königs für die Monate April und Mai 1771 auf die gewöhnliche und ordentliche Art eingetragen worden. So fand man es auch bei der Untersuchung der Struensee'schen Papiere. Die Bosheit seiner Feinde erfand aber folgende Geschichte: der König habe der Königin 10,000, Brandt und Struensee jedem 6000 Thaler geschenkt, sonst nichts, diese Summen hätten also nicht mehr als 22,000 Thaler ausgemacht. Da dies Struensee nicht genug gewesen, habe er die Anweisungen für Brandt und sich jede mit einer 0 vermehrt. Dies hätte mit dem Geschenk der Königin 130,000 Thaler ausgemacht. Um nun die vorigen 22,000 Thaler in diese Summe auf eine geschickte Art zu verwandeln, habe Struensee eine 1 zu der Summe vorn zugesetzt, die erste 2 in eine 3 verwandelt und um sich der Mühe zu entheben, die andere 2 in eine 0 zu verwandeln, hätte er den Obristen Falkenschiöld noch mit 2000 Thaler bedacht!

Der Hauptbeweis, den der Generalfiscal Wivet in der Klagschrift darüber vorbrachte, war: daß es höchst unwahrscheinlich sei, daß der König in demselben Augenblicke, wo er seiner Gemahlin nur 10,000 Thaler geschenkt, zweien seiner Unterthanen jedem sechs Mal so viel verehren sollen! Struensee, der leider in den meisten Verhören wenig Festigkeit zeigte und von allen Angeschuldigten der Erste war, der in der Art seiner Antworten sich als schuldig bekannte, erklärte diesen Punkt entschieden und mit Entrüstung für falsch. Es wäre eine Dummheit gewesen, wenn Struensee ein Falsum der gemeinen Art begangen hätte, wo ihm nicht eine, sondern alle Classen des Reichs durch einen Federzug des Königs zu Gebote standen, den er beliebig lenken konnte.

Alle übrigen Umstände in den Rechnungen, die Unterschrift des Königs, die Bilanz, die Notate des Finanzministers Schumacher stimmten mit Struensee's Angaben; und was dem vom Ankläger hervorgehobenen Factum: der König entsinne sich nicht, daß er 60,000 Thaler den beiden Grafen geschenkt, Bedeutung gegeben, bedarf nach Dem, was Jeder von dem Könige wußte, keiner Ausführung.

Dennoch wurde im Erkenntniß gerade dieser Punkt mit aller Weitläufigkeit erörtert und auf den dringenden Verdacht der Verfälschung jener Donation eine große Bedeutung gelegt. Bedürfte es für die Nachwelt noch eines Beweises, auf welchen Fundamenten dieses Bluturtheil ruht, in der diesem kleinlichen Umstande gegebenen Wichtigkeit ist er geliefert. Man schämte sich selbst, ein Urtheil zu sprechen, wo das Capitalverbrechen im Ungewissen lag, und suchte überall nach Stützen umher, um den wankenden Bau zu halten.

Das Erkenntniß, die Vertheidigungsschrift und die Klageschrift sind schon in demselben Jahre durch den Druck publicirt worden, wo der Justizmord erfolgt war. Wie der deutsche Uebersetzer, wahrscheinlich in Auftrag aus Kopenhagen, sagt: „um den verhaßten Charakter des Struensee, die verwegene Rolle, die er gespielt, — — näher zu zeigen und ins Licht zu setzen, zugleich aber auch, welches ein wesentlicher Umstand ist, Allen, die außerhalb Dänemark jetzo Struensee ganz ungescheut, aus bloßem Unverstande beklagen, oder sonst über Dieses und Jenes murren, die Augen besser zu öffnen." Wir bezweifeln, daß unsern Vätern damals die Augen geöffnet wurden, in der Art, wie es der Parteischreiber wünscht. Ziemlich allgemein sprach sich schon früh im unparteiischen Aus-

lande die misbilligende Stimme aus; die Berichte der Gesandten, die, so viel sie bekannt, in sehr verständiger Weise die Sachlage beurtheilten, mögen dazu beigetragen haben. Jetzt kann man kaum ohne innere Entrüstung dieses Urtel, diese Anklageacte lesen, und bleibt zweifelhaft, welche von beiden Schriften mehr das natürliche Rechtsgefühl verletzt. Das Urtel ist mit mehr Geschick abgefaßt. Die parteiischen Richter hatten die Aufgabe, die Schwäche ihres Werkes zu verbergen, mußten daher alle Kunst aufwenden, um wenigstens den Schein der Gerechtigkeit zu retten. Das Nationalgefühl der Dänen aufrufend, legen sie das vollste Gewicht auf die willkürliche Neuerungssucht eines Fremden, der, Alles zerstörend, was dem Dänen lieb, theuer und ehrenwerth gewesen, sich nicht einmal die Mühe genommen, das Reich, das er umgestalten wollen, zuvor kennen oder auch nur seine Sprache zu erlernen. Erst nachdem sie so das patriotische Gefühl erregt haben, gehen sie zur Unterstützung der großen Anklage auf die keinlichen Facta über, für die sie nun willigen Glauben erwarten dürfen. Dabei aber tritt, wol aus politischen Rücksichten, die Erwähnung des geständigen Hauptverbrechens ganz in den Hintergrund, als Etwas, was unzweifelhaft den Schuldigen in den Abgrund reißen muß; aber sie halten es für besser, es unausgesprochen zu lassen und die Aufmerksamkeit auf Thatsachen hinzulenken, welche den Angeklagten dem Haß und der Verachtung der großen Masse bloßzustellen geeignet sind.

Die Klageschrift des Generalfiscals ist dagegen ein durch seine Frivolität, seine crassen Invectiven und den scurilen Ton in einer so furchtbaren Angelegenheit, das Gefühl empörendes Actenstück. Ein ähnliches Spiel mit dem Entsetzlichen kam selbst in der Schreckenszeit der fran-

zösischen Revolution nicht vor. Die Abfassung dieser Anklage ist nicht für die Richter, sie scheint allein auf den Pöbel berechnet, um das Opfer, das doch fallen soll, erst in Staub und Koth zu treten, damit, wenn sein Blut fließt, jedes Mitleid fern bleibe, und der Pöbel, statt aufzuschreien, den Mördern zulache. So heißt es darin: „Wer war dieser Würgengel? — Es war J. F. Struensee, der dreisteste Mensch, den man sich denken kann — — vormals ein Medicus, jetzt ein Graf. Er soll aber, ehe ich ihn verlasse, nichts weiter übrig haben, als Schrecken, Urtheil und Strafe." — Bei seiner Lebensbeschreibung: „Darauf wurde er Stadt-Physicus in Altona, wo er (wie man zu sagen pflegt) als Medicus veniam occidendi per totam urbem erhielt, welche Freiheit er nachmalen, als Cabinetsminister, per utrumque regnum sich zuzuwenden suchte." Mit ekelhaften Wortspielen wird sein Beruf als Arzt mit seiner Behandlung des kranken Staates durch die ganze Klageschrift verglichen und der Ankläger begnügt sich nicht allein, ihm sein Talent als Staatsmann abzusprechen, sondern greift auch seine wissenschaftlichen Kenntnisse an, indem er nicht begreift, wie Dänemark, das an geschickten Aerzten keinen Mangel habe, einen solchen Quacksalber aufkommen lassen können. Indem er die unvernünftige Anklage hinsichts der Erziehung des Kronprinzen macht, heißt es: „Die unvernünftigen Thiere haben größere Sorgfalt für ihre Jungen, und der Graf Struensee erlangt nimmer die Ehre, mit ihnen in eine Classe gesetzt zu werden. — Er, der selbst nicht so erzogen ist, hat ja einen solchen fetten Wanst, als ob er Vitellius wäre." Endlich an einer andern Stelle: „Daß der Graf Struensee ein so großer Spitzbube sei, als jemals in Deutschland auf der Messe ein- und ausgeläutet worden, kann ja ein Jeder — — abnehmen" u. s. w.

Würdiger gehalten ist Struensee's Vertheidigungsschrift von dem Höchstengerichts-Advocaten Uhldal abgefaßt; doch merkt man der schüchternen Sprache den Druck an, unter welcher der Anwalt schrieb. Er erwidert, wie sich erwarten läßt, gegen den Haupttheil der Klage, daß der Antheil, den Struensee an den Geschäften gehabt, lediglich vom Könige selbst herrühre und seine Handlungen nur Vollstreckungen des königlichen Willens gewesen, daß ihm hieraus also nichts zur Last fallen könne. Er widerlegt nach Kräften die andern Anschuldigungen, der Habsucht u. s. w., muß aber schließen, daß sein Client mit Wehmuth das eine Verbrechen betrachte, welches größer sei, als daß er dafür Vergebung hoffen könnte. „Kann indessen die Erwägung der menschlichen Schwäche, ein wahres Gefühl seiner Vergehung, die innigste Reue darüber, die Zähren, die es ihm kostet, und die Seufzer, die er für des Königs und des königlichen Hauses Wohlergehen gen Himmel schickt, einiges Mitleiden erwecken: so wird er desselben nicht unwerth sein. In allen übrigen Stücken erwartet er, daß das Gesetz und seine Unschuld ihn vertheidigen werden, und daß er in Ansehung dessen seine Lossprechung hoffen könne. Gleichwie er aber in diesem Stücke lediglich seine Zuflucht zu Sr. Majestät Gnade nimmt: so bittet er auch, daß das hohe Gericht, welches selbst ein Zeuge seiner Aufrichtigkeit, seiner Rührung und seines gefühlten Kummers gewesen ist, durch eine vor Sr. Majestät desfalls zu machende favorable Vorstellung ihm die möglichste Linderung und Milderung seines Schicksals zuwege bringen werde."

Man sieht, der Vertheidiger selbst hat die Sache seines Clienten aufgegeben; das Urtheil ist schon im voraus gesprochen, er kennt es. — Nicht kräftiger ist Struensee's

eigene Vertheidigung, die er zu den Acten reichte. Auch er gibt sich selbst auf, und vor dem Unvermeidlichen das Knie beugend, sucht er nur sich mit Anstand zu entschuldigen: „Wenn man Alles genau beurtheilt, wird man in meiner Conduite mehr politische Fehler und moralische Vergehungen, als strafbare Verbrechen finden. — — Die Begierde, mein Glück zu machen, war eine entferntere Triebfeder meiner Seele, und ich wollte solches blos den Diensten, so ich dem Könige leistete, zu danken haben. Meine Bereitwilligkeit, Dasjenige auszuführen, was der König wünschte, und die Willfährigkeit Sr. Majestät, meine Rathschläge anzunehmen, können mich nicht rechtfertigen, jedoch dienen sie zu meiner Entschuldigung, wenn auch durch mein Versehen üble Folgen für des Königs Interesse daraus entstanden wären." Auch er übergeht in seiner Vertheidigung das eine Vergehen, welches, einmal ans Licht gezogen, nicht mehr zu verdecken war, und schließt demgemäß so: „Ich versichere, daß Alles, was in diesem Aufsatz in Absicht der Ursachen, Veranlassungen und nächsten Triebfedern meiner Handlungen, und der Begebenheiten, an welchen ich Antheil habe, enthalten ist, auf das Gewissenhafteste von mir angezeigt worden, sowie es nur mein Gedächtniß und Bewußtsein mir in Erinnerung gebracht hat. Von dem „Entfernten und Moralischen" war hier nicht der Ort, zu reden; daher man mich auch nicht in Verdacht haben wird, als wenn ich in dieser Absicht etwas zu meiner Entschuldigung habe vorbringen wollen."

Struensee war wenigstens eines Verbrechens geständig, welches, wenn man die Strenge der Gesetze, verbunden mit den Staatsrücksichten, walten ließ, den Gang zum Schaffotte formell rechtfertigte. Der Proceß gegen den Grafen Brandt erscheint aber als einer der frivolsten

Acte der Willkür, als eine Verhöhnung aller Gesetze. Aber die Parteiwuth wollte sich nicht mit einem Opfer genügen lassen; sie dürstete nach dem Blute eines zweiten. Brandt war ein leichtsinniger Mann, der, im Dienst des Vergnügens, sich Struensee ganz ergeben hatte. Struensee war der gebietende Minister, der Günstling seines Königs; er hatte nichts gethan, als was dieser Minister ihm geboten. Die Klagepunkte gegen ihn umfassen nur unbestimmte, unbewiesene und unbedeutende Handlungen, sie beruhten mehr auf Gesinnungen, die man ihm zumuthete, als auf Thaten. Sie sind in keinem Criminalcodex als Verbrechen aufgezeichnet:

Zu große Ergebenheit gegen Struensee; eine stete Sorgfalt, jeden Feind des Ministers vom Könige entfernt zu halten; ein stolzes Betragen gegen Jedermann; ein ehrfurchtsloses und bösgemeintes Benehmen gegen den Prinzen Friedrich, da er ihm, als Oberaufseher der Schauspiele, eine andere Loge als die königliche angewiesen habe; endlich der Empfang des königlichen Geschenks von 60,000 Thalern!

Auch diese Richter fühlten denn doch, daß Brandt wegen dieser Verbrechen nicht zum Tode verurtheilt werden könne; man fand daher aus den Alltagsgeschichten des Hofes eine Albernheit heraus, die sich zum Majestätsverbrechen, ja zu noch mehr stempeln ließ. Es ist diese Geschichte vielleicht die charakteristischeste in dem ganzen scandalösen Proceß.

Der König balgte sich bisweilen nicht allein mit den Mohrenknaben und der Mohrin, sondern auch mit seinem Günstling und Wächter, dem Grafen Brandt. Es kam auch wol zu Schimpfworten und Prügeln. Der König hatte seinen Liebling einen Kujon geschimpft und gesagt, er wolle ihm tausend Stockprügel geben. Bei diesem

seinen Spiele geriethen sie sich in die Haare, und Brandt hatte den Monarchen, der ihm nach der Zunge griff, in den Finger gebissen.

Aus dieser Albernheit wurde eine Verschwörung zwischen Struensee und Brandt gemacht wider die höchste Person des Königs. Zweck war, die Ehre des Lieblings wider einen beleidigenden Ausdruck des Königs zu rächen. Struensee hatte Brandt dazu verleitet. Dieser hatte alle Bediente fortgeschafft, seinen Herrn überfallen, ihn beim Halse ergriffen und das entsetzlichste Verbrechen begangen.

Niemand glaubte daran, auch ließ man gegen Struensee, wo andere Facta vorlagen, diese Anschuldigung so ziemlich fallen; aber gegen Brandt, wo sie fehlten, hielt man sie aufrecht, und es heißt buchstäblich im Urtheil: „der Graf Brandt, durch einige anzügliche Ausdrücke des Königs aufgebracht, hatte das Vorhaben gefaßt, sich dafür zu rächen. Er eröffnete es dem Grafen Struensee, und entwarf mit ihm den Plan zur Vollstreckung der Rache. Es war beschlossen worden, wann und wie er den König angreifen sollte; er hatte sogar die Waffen vorbereitet, deren er sich dazu bedienen wollte; allein nach reiferer Ueberlegung fand er für gut, keine zu gebrauchen. Struensee brachte ihm die Nachricht, daß der König allein wäre; Brandt befiehlt allen Bedienten, sich aus dem Vorzimmer zu begeben, geht zum König hinein und verriegelt die Thür. Er redet den Monarchen anzüglich an, zwingt ihn zu einer lebhaften Abndung, worauf er seinen Herrn ergreift, ihn am Halse verwundet und — in den Finger beißt."

Die Möglichkeit, daß Richter ein solches Urtheil aussprechen konnten, zeigt deutlicher als alles Bisherige, von welcher Art die Gerechtigkeit und wie der Zustand der Leidenschaften war, wo sie dafür gelten konnte.

Vier eigens dazu ernannte Commiſſarien begaben ſich nach Kronenburg, um die Königin Mathilde zu vernehmen. Der Graf Thott, der Freiherr von Schack-Rathlou (der ſich früher Struenſee's Maßregeln in ehrenwerther Weiſe widerſetzt, nicht aber in gleicher Ehrbarkeit ſich in der Folge benahm), Juel Wind, der Juſtitiarius des Höchſten-Gerichts und der Generalprocurator Stampe. Schack führte das Wort im Verhör vom 9. März.

Eine lange Reihe in Schmerz, Einſamkeit und der qualvollſten Unruhe zugebrachter Tage hatten die Seele der edlen Fürſtin nicht gebeugt. Sie allein erſcheint in dieſem großen Trauerſpiele als Heldin unter den Intriguanten, den Kleinmüthigen und Verzagten. Mit der Würde einer Königin empfing ſie die Commiſſarien. Die Suggeſtivfragen, die man an ſie that, konnten ſie nicht in Verwirrung bringen. Ihre Antworten waren edel, kurz und genau. Sie behauptete, ſie habe ſich nichts vorzuwerfen. Die Commiſſarien geriethen in Verlegenheit.

Als Schack die Hoffnung aufgeben mußte, ihren Verſtand zu überwinden, verſuchte er einen Angriff auf ihr Herz. Zur Entſchuldigung des Bubenſtücks, wie ein Zeitgenoſſe ſich ausdrückt, führte man an, daß eine lange und ſchmerzhafte Krankheit die Verſtandeskräfte des ſonſt edlen Mannes geſchwächt und der Ueberdruß eines unbemittelten Zuſtandes ſeine Seele bis zum ſchnöden Eigennutz erniedrigt hätte. Von dem Tage des Verhörs an ſei es bei allen Edelgeſinnten um ſein Anſehen und ſeine Achtung geſchehen geweſen.

Plötzlich ſagte er ihr, mit ſcharfem Blick auf die unglückliche Fürſtin, ihr Leugnen ſei umſonſt, Graf Struenſee habe das vollſtändigſte Geſtändniß ſeines verbotenen Umgangs mit ihr abgelegt.

„Es ist unmöglich," rief Mathilde aus. „Nein es ist unmöglich. Struensee kann das nicht gethan haben. — Und wenn — setzte sie nach einer Weile hinzu — so leugne ich Alles, was er gesagt hat."

Schack benutzte den ersten Augenblick des Schreckens. Er sagte, Struensee habe dies Geständniß im folgenden Verhör erneuert, bestätigt und unterschrieben. Da aber die erlauchte Person der Königin dem bestimmt widerspräche, so liege ein neues Verbrechen gegen den Elenden vor, das der frechsten Verleumdung der geheiligten Majestät. Der Criminalproceß werde darauf instruirt werden, und für diese verwegenste Majestätsbeleidigung drohe dem Verbrecher die schrecklichste Todesstrafe.

Das hatte Mathilde nicht erwartet. Sie fiel ohnmächtig in den Lehnstuhl zurück. Nach einem furchtbaren Kampfe zwischen Ehre und Mitgefühl für den schwachen, unglücklichen Freund sagte sie mit schwacher Stimme: „Und wenn ich gestehe, was Struensee ausgesagt hat, darf alsdann der Unglückliche von der Gnade meines Königs hoffen?"

Sie sah zitternd, mit einem Blick von Furcht und Hoffnung zu ihrem Peiniger auf. Schack hatte gesiegt, sein Gesicht erheiterte sich, nahm aber sogleich die betrügerische Miene der Ruhe an. Mit einer Bewegung, die sie für günstig nehmen konnte, legte er ihr ein Papier zur Unterschrift vor. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß Schilderungen dieser Art nicht aus den Acten geschöpft sein können. Wir folgen hierin dem bewährtesten Berichterstatter, der, ein Zeitgenosse der Ereignisse, die innern Machinationen des Processes bekannt machte, dessen Mittheilungen aber in Allem, wo sie von den publicirten Acten und den historischen Zeugnissen controlirt werden

können, mit denselben übereinstimmen. Wir haben uns eher bemüht, die romantische Färbung, welche er den wenigen Gefühlspartien in dem politischen Trauerspiele gibt, zu dämpfen, obgleich, wenn schon keine actenmäßige, doch eine innere Wahrheit für die Darstellung spricht.

Mathilde, in der furchtbarsten Aufregung, ergreift die Feder, mit einem gewaltsamen Schwung beugt sie sich über den Tisch und fängt ihren Namen zu schreiben an. Sie hatte nur Karol — geschrieben, als sie wieder aufblickt nach Schack. Sie sieht seine Augen begierig auf ihre Hand gerichtet und ihn vor Ungeduld zittern. In seinem Gesicht lauert die tückische Freude. Es durchzückt sie wie ein Blitz, sie wirft die Feder fort und ruft: „Ihr betrügt mich schändlich! Struensee hat mich nicht angeklagt, ich kenne ihn. — Nein! er kann es nicht gethan haben." — Sie will aufstehen, ihre Knie sinken unter ihr, sie fällt halb ohnmächtig zurück. Schack's Dreistigkeit übersteigt alle Schranken. Er hebt die Feder auf, steckt sie in die Hand der Königin, ergreift diese, führt sie, und ehe sie wieder zur Besinnung kam, standen die Buchstaben — ine Mathilde den andern hinzugefügt. Die Commissarien begaben sich eilig hinweg.

An die Details dieser Erzählung, weil sie zu romanhaft klingen, zu zweifeln, darf freilich Niemandem verwehrt sein, der für jede Thatsache, um daran zu glauben, einen juridischen Beweis fodert, welcher hierfür nie zu beschaffen ist. Aber als Resultat steht fest: Karoline Mathilde hatte unterzeichnet, wenigstens stand ihr Name unter dem Papier, und das Gerücht, daß er ihr durch eine schändliche List, ja sogar Gewalt von Seiten des Freiherrn von Schack entrissen worden, fand unter den Zeitgenossen, die die betheiligten Personen näher kannten, Glauben.

Nach Beendigung sämmtlicher Verhöre über alle Angeklagte, setzte man für diesen außerordentlichen Fall ein außerordentliches Gericht ein. Das Endurtheil war längst vorher entschieden, auch aufgesetzt, die einzelnen Beisitzer instruirt. Aber der Rechtsfall, der vor den Augen von ganz Europa verhandelt wurde, foderte, der Handlung einen Schein von Größe, Unparteilichkeit und Gerechtigkeit zu geben. Es wurde ein Rath von 35 Mitgliedern ernannt; darunter der Bischof von Kopenhagen und vier andere geistliche Räthe; die vier Minister Thott, Osten, Freiherr von Schack-Rathlou und der Admiral Römling; die Glieder der Untersuchungscommission; die zu dieser Commission nicht gehörigen andern Glieder des Höchsten-Gerichts; zwei Offiziere von den Landtruppen, zwei von den Seetruppen, einige Staatsräthe und ein Verordneter der Bürgerschaft. Sämmtliche Beisitzer wurden für den Fall der Königin ihres Eides entbunden.

In der ersten Sitzung dieses großen Rathes am 24. März trat der Anwalt Olas Lund Bang, Namens des Königs, mit einer Anklageschrift gegen die Königin vor, in der er die Schranken der Mäßigung nicht weniger oft als Wiwet überschritt, und trug auf ein Ehescheidungsurtheil zwischen dem König und der Königin an. Der Höchsten-Gerichtsadvocat Uhldal, derselbe, welcher Struensee vertheidigte, bat, daß der Spruch um 8—10 Tage verzögert werde, um sich mit seiner Clientin über die Vertheidigungsmittel zu besprechen.

Diese ward gewährt und Uhldal hatte in Kronenburg mit Mathilden „eine lange, wichtige und rührende Unterredung". Was uns davon mitgetheilt ist, trägt noch weniger als der Auftritt zwischen Mathilden und Schack den Stempel historischer Beglaubigung, um es hier aufzuführen. Das Resultat war, die schöne, huldvolle, junge,

erst zwanzigjährige Königin vergaß über den tiefsten Schmerz nicht die Hoffnung, daß sie Königin, Gattin und Mutter ihrer Kinder bleiben dürfe. „Ich würde untröstlich sein, wenn die geringste meiner Handlungen dem Könige und seinem Reiche einen Nachtheil zufügten. Ich war vielleicht unvorsichtig, aber nie übel gesinnt; mein Geschlecht, mein Alter, die Umstände, worin ich war, sollten meine Entschuldigung sein."

Vergebens strengte Uhldal in der zweiten Sitzung des außerordentlichen Rathes, am 2. April, seine ganze Beredtsamkeit an zur Vertheidigung der Königin. Seine erschütternde Darstellung vom Schmerze der unglücklichen Fürstin, von ihren tugendhaften Gesinnungen drang wol in die Herzen der Zuhörer, aber das schon fertige Urtheil konnte sie nicht erschüttern. Uhldal stellte die Frage auf, ob es dem Ansehen des Königs, des königlichen Hauses und der ganzen Nation nicht angemessener wäre, die Königin in ihren Würden durch einen öffentlichen Spruch zu bestätigen, als ihr denselben durch ein Urtheil zu nehmen, wodurch der König selbst vor den Augen seiner Nation und der Welt herabgesetzt werde. Er suchte aus den dänischen Gesetzen darzuthun, daß die bloßen Erklärungen des Grafen und das Geständniß der Königin kein Urtheil begründeten; er zeigte die Unzulänglichkeit der meisten wider sie aufgebrachten Zeugnisse, und indem er sie in ihrem Leben als zärtlich besorgte Gattin, als beste Mutter und als die würdigste Königin darstellte, schloß er mit dem Antrage, sie von den wider sie angebrachten Klagen freizusprechen.

In der dritten Sitzung am 6. April sprach der große Rath das förmliche Ehescheidungsurtheil aus.

Länger berathschlagte man, ob man die Tochter der Königin, die Prinzessin Louise Auguste, in das Verhäng-

niß der Mutter mit hineinzuziehen und ſie, als im Ehebruch erzeugt, der Vorzüge ihrer Geburt berauben ſollte. Wiewol nach den Geſetzen der Beweis dafür kaum zu führen iſt, wäre dem Parteihaß und den damaligen Richtern, wie ſo viel Anderes, auch dies möglich geweſen; und Bedeutung hatte die Frage, da, nach dem däniſchen Königsgeſetz, in Ermangelung männlicher Erben, auch Frauen den Thron beſteigen können. Sie hat noch in dieſem Augenblick Bedeutung. — In Erwägung, daß die kleine Prinzeſſin bei ihrer Geburt am engliſchen und andern Höfen als Tochter des Königs notificirt worden, hielt man das Verfahren denn doch für bedenklich und ließ den wichtigen Punkt vor der Hand unentſchieden.

Auch das Eheſcheidungsurtheil ward, in Rückſicht auf England, nicht förmlich publicirt, ſondern nur das Factum der Eheſcheidung durch eine kurze Note, ohne Angabe der Gründe, den Departements angezeigt. Der Juſtitiarius Juel Wind publicirte es der Königin am 9. April in Gegenwart des Gouverneurs von Kronenburg. Von dieſem Augenblick an wurde die Strenge ihres Verhaftes gemindert, und der engliſche Geſandte erhielt Zutritt zu ihr. Die Geſchiedene war ihren Feinden nicht mehr gefährlich.

Hierauf erſt begann der formelle Proceß gegen die Grafen Struenſee und Brandt. Am 21. April las der Generalfiſcal Wivet jene empörende Anklageſchrift. Am folgenden Tage hielt Uhldal ſeine Vertheidigungsrede, nachdem Struenſee ſchon früher aus dem Gefängniß ſeine eigene Defenſionsſchrift eingereicht hatte. Wivet's Rede hätte minder frech und empörend, Uhldal's Vertheidigung mit Engelszungen geſprochen ſein können, es wäre umſonſt geweſen; das längſt fertige Urtheil wurde am 25. April geſprochen und Struenſee wegen eines einzigen Ver-

brechens, das nicht genannt ward, Brandt ganz unſchuldig zum Tode verurtheilt.

Die Sentenz lautete buchſtäblich: „daß der Graf Johann Friedrich Struenſee, ſich ſelbſt zur wohlverdienten Strafe, und andern Gleichgeſinnten zum Beiſpiel und Abſcheu, Ehre, Leib und Gut verbrochen habe; ſeiner gräflichen und aller andern ihm verliehenen Würden entſetzt ſein, und ſein gräfliches Wappen vom Scharfrichter zerbrochen; ſodann Johann Friedrich Struenſee's rechte Hand und darauf ſein Kopf ihm lebendig abgehauen; ſein Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt, der Kopf mit der Hand aber auf einen Pfahl geſteckt werden ſolle."

Das Urtheil gegen Brandt war buchſtäblich daſſelbe.

Die Namen der Richter, welche dies Urtheil unterzeichnet, „eines der ſeltenſten Stücke, welche die Annalen der Gerechtigkeit enthalten", ſind folgende. Mögen ſie auch „ihnen ſelbſt zur wohlverdienten Strafe, andern Gleichgeſinnten zum Beiſpiel und Abſcheu" der Nachwelt überliefert bleiben! Sie lauten: J. K. Juel Wind, G. A. Braem, F. Stampe, Burdorpf, A. G. Carſtens, Koſod Ancher, J. E. C. Schmidt, F. C. Sevel, O. Guldberg.

Schon am folgenden Tage, am 26. April 1772, erfolgte die königliche Beſtätigung des Urtheils. Sie iſt unterſchrieben Chriſtian, vom Grafen O. Thott contraſignirt. Eine Appellation war nicht zuläſſig geweſen. Struenſee und Brandt hatten ſich nur der Gnade ihres Monarchen empfohlen; eine Floskel, deren Bedeutungsloſigkeit ſie ſelbſt am beſten kennen mußten. Man war Seitens der herrſchenden Partei ſo frech, öffentlich auszuſprengen: Der König habe Brandt's dringende Bitte entſchieden verworfen und deſſen Verurtheilung gegen alle

Vorstellungen bestätigt. Der König war damals, wie vorher und nachher, jeder überdachten Handlung unfähig. Er unterschrieb das Todesurtheil, als man es ihm vorlegte, mit derselben Gleichgültigkeit und Bereitwilligkeit, als gelte es den Befehl zu einer Hoffete*).

Die Hinrichtung erfolgte schon am nächsten Tage um 9 Uhr Morgens. Man hatte dazu, statt des gewöhnlichen Richtplatzes, eine große, nahe bei der Stadt liegende Ebene gewählt. Der Doctor Münter begleitete Struensee, der Pastor Hee Brandt auf das Blutgerüst. Daß Beide in aufrichtiger Reue die Fehltritte ihrer Jugend und die irreligiöse Richtung ihres Geistes gegen die Geistlichen eingestanden und in christlicher Buße dem Tode entgegengingen, ist aus mehren, besonders darüber erschienenen Schriften bekannt.

Brandt bestieg das Gerüst mit ruhigem Muthe. Man nimmt an, daß er immer noch hoffte, Begnadigung zu erhalten. Als auch diese Hoffnung dahin war, verlor er

*) In einer Flugschrift, welche schon im Jahre der Hinrichtung herauskam unter dem Titel:

Entdecktes
Geheimnis
der fürgegangenen
Staatsveränderung
Dännemarks
1772 (ohne Druckort)

heißt es: „Keith legte dem Könige den Ehescheidungsbrief zur Unterschrift vor, den er auch uneingesehen unterschreiben wollte. „„Nein, Ihro Majestät““, sprach der Gesandte, „„lesen Sie doch erst.““ — „„Ich““, rufte der König aus, „„das geht nicht an. Wo ist Struensee? Wo ist Brandt?““ — Da kann man sehen, daß der König zwar beider Herren Todesurthril unterschrieben, aber nicht einmal gelesen, noch davon Kundschaft eingezogen hatte, was er unterschreiben sollte. In die Ewigkeit waren sie.“

ihn doch nicht. Augenzeugen haben noch lebenden Ehrenmännern erzählt, denen wir es nacherzählen, eine Bewegung Brandt's habe die Nerven der Zuschauer besonders erschüttert. Als er den Rock ausziehen sollte, griff er, wie man beim Zubettgehen pflegt, mechanisch in beide Taschen, ob nichts darin vergessen sei. Dann warf er ruhig das Kleidungsstück weg und hielt gelassen die rechte Hand auf den Block. Er blieb standhaft bei dem Schmerze. Mit heldenmüthiger Unerschrockenheit legte er nun auch den Kopf nieder und starb würdiger als er gelebt hatte. Der vom Rumpfe getrennte Kopf wurde den zahllosen Zuschauern mehrmals gezeigt. Gesprochen hat er nicht.

Struensee zeigte auch in diesem letzten Augenblicke nicht die Standhaftigkeit und den Muth, den man von einem Manne hätte erwarten sollen, welcher so Großes gewagt. Ihn stärkte das Bewußtsein der Unschuld nicht, welches Brandt über sich selbst erhob. Die Hand ward ihm auf die ungeschickteste und schmerzhafteste Weise abgehauen. Er sprang ungestüm auf und mußte mit Gewalt auf den Klotz niedergedrückt und gehalten werden, wo er den Todesstreich empfing. Beides geschah so langsam und unordentlich, daß es seine Leiden grausam verlängerte.

Die Wirkung der Hinrichtung war eine ganz entgegengesetzte von der, welche Julianens Partei erwartet hatte. Zwar war das Volk in zahllosen Strömen nach dem Blutgerüste gedrängt, mit allen Zeichen des Ingrimms und Zorns gegen die verruchten Männer, die sich so entsetzlich an der dänischen Nation versündigt. Aber die wilden Stimmen schwiegen bald. Die Abscheulichkeit des Auftritts hatte selbst die Erwartungen ihres Zorns übertroffen. Ihr Blutdurst war vollkommen gesättigt. In banger Stille sah man die unzähligen Zu-

schauer sich durch ein einziges Thor, ohne Gedränge, ohne Ausbrüche der Roheit in die Stadt zurückbegeben und in die verschiedenen Quartiere vertheilen.

Diese Stille mißfiel der siegenden Partei. Auch der schreckhafte Umzug, den man auf dem weitesten Wege mit den bluttriefenden Gliedern um die Stadt machte, um sie an der dazu bestimmten Stelle öffentlich zur Schau zu stellen, erweckte keine Aufregung, noch gab es der Wuth neue Nahrung. Man hielt jetzt für nöthig, das Urtheil über die Hingerichteten sammt dem Verzeichniß aller Verbrechen, deren man sie beschuldigt, durch den Druck bekannt zu machen. Auch dies wirkte anders als man erwartet. Man sah nur die Begierde, den Einen straffällig zu finden, aber in der Kette ungereimter Schlüsse nicht das Verbrechen, welches man suchte. Die Ungerechtigkeit gegen Brandt trat gerade aus dem Urtelsspruch für jeden Unbefangenen ins helle Licht.

Ueber Struensee's Charakter kamen schon die Ueberlebenden zu einem bestimmten Urtheil, welches die Nachwelt nicht reformirt hat. Er erscheint auf den ersten Blick als ein ungewöhnlicher Mann, der Vieles anfangen, aber Nichts ausführen konnte. Demnächst waren Einige geneigt, nur seine Staatshandlungen ins Auge fassend, ihn für einen muthwilligen, eigennützigen, absichtlosen Störer der Ruhe eines bedeutenden Reichs anzusehen. Aber bei näherer Betrachtung muß man sowol der Lauterkeit seiner Absichten ihr Recht einräumen, als auch zum Theil anerkennen, daß er, einmal auf dieser Bahn vorgeschritten, vorwärts mußte, wie er gethan. Nur berathend auf einen König wie Christian VII. einzuwirken, war nicht möglich. Entweder mußte man sich ganz seiner bemeistern und für ihn handeln, oder diese Macht Andern überlassen. Die Natur hatte ihm schöpferische

Lebendigkeit und größere Einſichten gegeben, als er nach Verhältniß des Zuſtandes der Wiſſenſchaften und Kenntniſſe im damaligen Dänemark nöthig hatte, um die Angelegenheiten des Reichs zu verwalten. Er kannte die Menſchen und die Kunſt der Verſtellung; es fehlte ihm keine der Eigenſchaften, welche die Theorie einem Manne von Verſtand gewähren mag, aber er beſaß nicht die, welche man nur durch Hülfe einer langen Erfahrung, ja ſelbſt oft nur durch Fehltritte erwirbt. Mit Recht machten ſeine Ankläger ihm zum Vorwurf, daß er, mit ſo großen Planen zur Regeneration des däniſchen Reichs im Kopfe, er, der Fremde, ſich nicht zuvor genau über Verfaſſung, Denkweiſe, Sitten der Nation unterrichtet, ja es nicht einmal der Mühe werth gehalten habe, die däniſche Sprache ſich anzueignen. Bei den Vorſätzen wäre ſeine erſte Pflicht geweſen, ſich ganz zum Dänen umzuſchaffen, wie Karl Johann und ſeine Familie in Schweden gethan. Ging ihm doch auch ſeine Freundin, die Königin, mit lobenswerthem Beiſpiele voran, indem ſie, eine zarte Prinzeſſin vom ſtolzen engliſchen Hofe, es ihre erſte Pflicht ſein ließ, däniſch zu lernen. Aber Struenſee kam aus jener damals noch wenig ausgebildeten despotiſch-liberalen Schule, welche, mit der Ueberzeugung in ſich, durch die Organe äußerer Gewalt, wo nicht die Welt, doch Staaten und Völker reformiren zu können vermeinte. In ihrer Jugend ging dieſe Schule ſehr unbeſonnen zu Werke, und hat durch Mislingen, umgekehrten Erfolg und den Sturz ihrer einzelnen Häupter den Spöttern gelehrt, daß man, um zum Ziele zu gelangen, die Sitte, das Herkommen, ja auch das Vorurtheil der Nationen berückſichtigen muß. Struenſee zeigte in allen ſeinen Handlungen, daß er dieſe Rückſichten nicht kannte. Er hatte nicht erwogen, daß es Vorurtheile gibt, die ein kräftiger

Mann mit leichter Mühe umstößt; andere, welche die größte Vorsicht, die feinsten Mittel erfodern, um sie zu überwinden, und endlich solche, die, mit der Nation verwachsen, ihr heilig sind, und auf die ein Angriff, den man der Zeit überlassen muß, den Einzelnen, der ihn wagt, niederreißt.

So ungefähr stand das Urtheil über Struensee nach den bekannten Quellen. Durch Friedrich von Raumer's Forschungen in dem britischen Reichsarchiv sind uns in den Berichten der englischen Gesandten, welche damals in Kopenhagen residirten, noch manche interessante Urtheile über seinen Charakter zugekommen, aus denen wir hier, zur Vervollständigung des Obigen, noch Einiges entnehmen.

Zu Anfang 1771, als Struensee's Macht in der Blüte war, schreibt ein Gesandter: „Was Struensee's politische Einsichten anbetrifft, so nimmt man an, er müsse sie durchaus erst erwerben. Die Freidenkerei trieb er so weit als irgend ein Mensch. Da sich aber in seinen Gesprächen Nichts von der Lebhaftigkeit und Anmuth zeigte, wodurch sich Andere aus ungünstiger Stellung den Weg zu königlicher Gunst bahnten, so war es ein allgemeiner Gegenstand der Verwunderung, wie er es angefangen habe, einen so unbedingten Einfluß auf den König und die Königin zu gewinnen. Seine Art, Geschäfte zu führen, ist trocken und unangenehm; doch besitzt er eine klare und leichte Auffassung der Dinge. Großes Selbstvertrauen und Gleichgültigkeit gegen die Meinung Anderer über seine Grundsätze und Fähigkeiten bringen ihn sogleich ohne Zweideutigkeit und Ziererei zu dem Punkte, wovon es sich handelt, sodaß er stets verständlich, wenn auch nicht immer angenehm ist. Er scheint keine Eitelkeit zu besitzen (der Hauptvorwurf seiner An-

kläger!); ſtatt deſſen aber eine nicht geringe Unverſchämtheit.“ Er ſei das vollkommene Gegenſpiel zum Grafen Bernſtorff. „Dieſer war furchtſam, vorſichtig und unentſchloſſen; Jener iſt kühn, unternehmend und feſt. Bernſtorff beſaß ausgedehnte politiſche Kenntniſſe, Struenſee iſt in dieſer Beziehung ungemein beſchränkt. Bernſtorff legte eine große Freiheit des Benehmens zu Tage, verbunden mit einem leichten Fluſſe der Beredtſamkeit; Struenſee's Auftreten iſt einfach und ſeine Sprechweiſe verlegen und ohne Eleganz. Jenes Wandel iſt voll Sittlichkeit und Religion; der neue Günſtling iſt, wie man ſagt, in beiderlei Hinſicht mangelhaft.“

Der folgende Geſandte, Keith, der von Struenſee um die Mitte des Jahres 1771 ſchreibt: „daß er im höchſten Grade thätig, unternehmend und kühn“ vorwärts gehe, muß bald darauf berichten, daß ihm ein Umſturz des jetzigen Miniſteriums als nahe bevorſtehend erſcheine: „Es hat den Anſchein, als habe ſich der Genius des erſten Miniſters erſchöpft durch ſeine haſtigen Schritte, den Gipfel der Macht zu erreichen. Tägliche Erfahrung zeigt, daß er keinen feſten Plan entworfen hat, weder für die innern, noch für die auswärtigen Verhältniſſe. Man erwartete, daß die Verwaltung ſolch eines Mannes ſich auszeichnen würde durch die entſchiedenſten und ſelbſt tollkühnſten Schritte; ſtatt deſſen häufen ſich die Geſchäfte in jeder Behörde und nur wenige, abgeriſſene Maßregeln wurden ergriffen, welche zu keinen wichtigen oder dauerhaften Folgen führten. Sollte aber auch der Miniſter der Aufgabe, die Zügel der Regierung allein zu halten, nicht gewachſen ſein, wird er ſie doch niemals niederlegen, ſofern man ſie ſeinen Händen nicht mit Gewalt entreißt.“ — Später heißt es: „Sein Genius, obgleich thätig, unternehmend und umfaſſend, ſcheint man-

gelhaft in Beziehung auf Urtheilskraft und Entschlossenheit. Sein Temperament ist stolz, argwöhnisch und ohne Gefühl. Beim Erwerben der Gewalt zeigte er List und Gewandtheit; seine Unterscheidungsgabe und Festigkeit bei Anwendung derselben sind aber hinter der Erwartung selbst Derjenigen zurückgeblieben, die am wenigsten vortheilhaft von ihm dachten. Seine Moral gründet sich auf den einzigen Satz: daß die Pflichten der Menschen (gleichwie er selbst) endigen mit diesem Leben. Die Schwäche, einen so schändlichen und gefährlichen Lehrsatz offen auszusprechen, findet allein ihr volles Gegenstück an der Undankbarkeit, mit welcher er, in seinem hochmüthigen und gebieterischen Benehmen, gegen Diejenige verfährt, welche mit unermüdlicher Ausdauer dabei beharrt, alle nur möglichen Wohlthaten und Verpflichtungen auf ihn zu häufen. Es ist fast ganz unnöthig, hinzuzufügen, daß er im Glücke anmaßend und in Gefahren furchtsam ist." — — „Dennoch, schreibt Keith an einer andern Stelle, wage ich zu behaupten: wenn Struensee's Unerschrockenheit der Heftigkeit seines Geistes gleich gewesen wäre, möchte er die Regierung in jede ihm gefällige Form umgestaltet haben, sofern er blos die gesetzliche Autorität angewandt hätte, Gehorsam zu erzwingen."

Friedrich von Raumer spricht über ihn in seiner Geschichte: „Europa u. s. w." das Urtheil: „Struensee war, trotz des Anscheins, nicht ein Mann, fähig aus eigener, innerer Kraft eine neue Zeit zu begründen. Er war nur das Kind seiner Zeit und hatte, neben ihren Wahrheiten, auch ihre Vorurtheile und Irrthümer angenommen. Zu den letztern gehört vor Allem: daß das bloße Talent immer im Rechte und in seiner Vereinzelung durch sich selbst allmächtig sei. Gründliche Kenntnisse, Erfahrung,

Reinheit des Charakters, Sittlichkeit, Religion, galten für entbehrlich, für unbedeutend und lächerlich, den Modeformeln gegenüber, welche, Zauberſprüchen vergleichbar, die Welt umgeſtalten ſollten."

Die Sieger hatten mit Mathildens Eheſcheidung, mit Struenſee's und Brandt's Hinrichtung ihren Zweck erreicht. Die eingezogenen, angeblichen Mitſchuldigen blieben lange Zeit in grauſamem Zweifel, was mit ihnen werde. Die Commiſſion ſchickte die Papiere endlich an den Staatsrath. Dieſer lehnte das Geſchäft ab. Nach langem Streiten hin und her wurde endlich den Miniſtern anbefohlen, ein Urtheil über ſie zu ſprechen. Es erfolgte mit derſelben Willkür, nur mit mindern Förmlichkeiten als das über die Hauptperſonen gefällte. Die Meiſten wurden ihrer Poſten entſetzt und aus der Stadt oder aus dem Lande verwieſen. So ward der Leibarzt Berger, gegen den gar Nichts feſtſtand, als daß er die Königin entbunden und den gemüthskranken König behandelt, mit einer kleinen Penſion aus der Hauptſtadt verwieſen, mit dem Befehl, die übrigen Tage ſeines Lebens in Jütland zuzubringen.

Die bedeutendern, über welche der unbegreiflichſte Spruch erfolgte, waren der Generallieutenant Göhler, der Obriſt Falkenſchiöld und der ehemalige Finanzdeputirte Struenſee, des Grafen Bruder. Göhler war Struenſee's Anhänger geweſen. Er ward nach den Worten des Urtheils: „weil er Anlaß gegeben, daß man ihn in Verdacht gehabt habe"! mit dem Verluſt von Rang und Gehalt beſtraft, und mit einer Penſion außerhalb der däniſchen Inſeln verwieſen! Des Obriſten Falkenſchiöld Schickſal war verhältnißmäßig das unver-

dienteſte und derbſte. Sein angebliches Verbrechen war: daß er ein Freund Struenſee's geweſen! Sein wahres: daß Prinz Friedrich ſich von ihm beleidigt hielt und an ihm Rache nehmen wollte. Sein Regiment und ſein Kammerherrnſchlüſſel wurden ihm abgenommen und der Unglückliche — er war erſt 27 Jahre alt — auf die öde Felſeninſel Munkholm bei Drontheim auf Lebenslang verwieſen, mit einem halben Thaler täglich zum Lebensunterhalt!

Gnädiger verfuhr man mit Struenſee's Bruder, dem man nichts zum Verbrechen machen konnte, als daß er des Miniſters Bruder war. Auch die Juſtiz der Sieger erkannte, daß der Unglückliche an dieſem Verbrechen keine Schuld trug, wofür man ihn köpfen oder länger in Ketten und Banden laſſen könnte. Man begnügte ſich, ihn zu entlaſſen, wohingegen er eidlich geloben mußte, über die Revolution weder zu reden noch zu ſchreiben. Es bedurfte deſſen von ſeiner Seite nicht. Die Wahrheit kam bald genug an den Tag. Struenſee kehrte nach Liegnitz, wo er früher eine Profeſſur gehabt, zurück, zeichnete ſich durch ſtaatswiſſenſchaftliche Werke, beſonders über die Militairbaukunſt, aus, ward darauf zum Director der Seehandlung in Berlin ernannt, die er, nach langem Verfall, wieder hob, und ſtarb zu Anfang dieſes Jahrhunderts als preußiſcher Staatsminiſter. Der König von Dänemark hatte ihn ſpäter, als ſei es eine Entſchädigung für die blutige Unbill an ſeiner Familie verübt, in den Adelsſtand erhoben. Der preußiſche Miniſter war ein gelehrter und einſichtsvoller Beamter, aber, als ſchwebe ihm durch ſein Leben noch der blutige Eindruck des kopenhagener Trauerſpiels warnend vor, hatte er vor allen Reformen eine Scheu.

Karoline Mathilde ſchien Anfangs geſtimmt, in den

däniſchen Staaten zu bleiben. Man hatte ihr die Stadt Aalborg in Jütland zur Reſidenz angewieſen. Das Blut ihrer Anhänger, was nun daran klebte, verleidete ihr den Aufenthalt auf däniſchem Boden. Ihr Bruder, der König von England, vermittelte für ſie, und man kam überein, daß ſie im Kurfürſtenthum Hannover mit dem Titel einer Königin und einer lebenslänglichen Penſion von 30,000 Thalern, die Dänemark zahlte, leben ſollte. Ihre Mitgift wurde der Krone Englands zurückgezahlt.

Am 30. Mai ſchiffte ſich die unglückliche Fürſtin auf zwei engliſchen Fregatten in Kronenburg ein. Ihr Abſchied war ſchmerzhaft. Von einem Gatten, der kein Gatte war, von einem Lande, welches ihre heißen Wünſche für ſein Glück mit der Ermordung ihrer Freunde gelohnt, war die Trennung nicht ſchwer, aber die liebende Mutter ließ ihre Kinder zurück, um ſie nie wieder zu ſehen. Sie mußte das Einzige, was auf dieſer Erde noch Werth für ſie hatte, ihren Feinden — und welchen Feinden! überlaſſen. Den Kronprinzen ſcheint ſie nicht mehr geſehen zu haben, deſto erſchütternder war der Abſchied von ihrer Tochter. Der Wind verhinderte die Abreiſe und die Königin war gezwungen, noch um einen ganzen Tag das Land ihrer Qualen vor Augen zu haben.

Karoline Mathilde war eines beſſern Schickſals werth; darin ſtimmen Alle überein, die dieſe liebenswürdige Fürſtin gekannt. Ihre Jugend, die Verhältniſſe, in die ſie durch die Convenienz verſtoßen war, ihr warmes Blut, ihre tiefen Gefühle, ihr reger Geiſt entſchuldigen den einzigen Fehltritt, den ſie beging, um ihn ſogleich zu büßen. Doppelt zu beklagen um der Strafe willen, die ſie im Uebermaß erlitt, die Alles ihr fortnahm, was einer edlen Frau von Werth iſt, und ihre Jugendblüte knickend, ihre Exiſtenz vernichtete; aber vielleicht noch mehr darum,

daß sie, die funfzehnjährige Frau, getrennt von Familie, Haus und Vaterland, geschmiedet an einen albernen, entnervten Gatten, mit einem liebedürstenden Gemüthe, mit einem ungewöhnlichen Geiste nach einem Freund suchend, einer Stütze, einem kräftigen Geist, der sie unter gleichgültigen, elenden Höflingen geistig erhebe, nur einen kalten Denker, einen ehrgeizigen Egoisten, einen blasirten Mann, und statt eines begeisterten Helden einen Schwachen fand, der im Augenblick der Noth seine Sache, sich selbst und die Geliebte verrieth.

Voll demüthiger Ergebung fügte sie sich in das Geschick, das über sie ergangen; mit tiefer Reue über Das, was Fehltritt gewesen. In tiefer Trauer beweinte sie in Zelle, wie sie gegen Freunde sich ausdrückte, ihren verlorenen Ruf; bewundert und verehrt von den Bewohnern der Stadt und Allen, welche sie zu sehen Gelegenheit fanden, wegen ihrer Huld und Sanftmuth, ihrer reiner Tugend und die Standhaftigkeit im Unglück, welche sie bis zum Tode nicht verließ. Sie starb schon in den nächsten Jahren, ohne daß ein freundlicheres Sonnenlicht in ihr Leben geleuchtet hätte.

Eine Tragödie, nicht allein eine historische, auch eine mit allen Bedingungen, welche die dramatische Kunst fodert, tritt wie von selbst gebildet, aus dieser Geschichte vor, von noch erschütternderer Wirkung für das Gemüth, falls die Geschichte, wie sie die Charaktere der Heldin und der Intriguanten, auch den des tragischen Helden gemacht hätte. Der Held fehlt. Michael Beer hat ein verdienstvolles Trauerspiel, Struensee, früher Bouterwek, einen seiner Zeit anerkannten Roman unter anderm Namen über das Thema Graf Donamar geliefert. Von Beiden ist es noch nicht erschöpft.

Die didaktische Bedeutung der Struensee'schen Ge-

ſchichte iſt weniger gewürdigt. Die Warnungstafel, die uns die Hiſtorie aufgeſtellt hat, welchen Gefahren eine abſolute Monarchie ausgeſetzt iſt, in der jede Macht außer der königlichen, der Stände, Corporationen, des Volks, geſetzlich vernichtet iſt. Nur in einer ſolchen, wo mit der perſönlichen Bedeutung des Königs alles Leben und aller Organismus des Staats verſchmolzen iſt, konnte ein Miniſter ein ſo gewagtes, das Gefühl der Nation verletzendes Spiel ſpielen, als Struenſee unternahm, und nur in einer ſolchen konnte das freche Blutſpiel eintreten, welches ſich für Gerechtigkeit gab und für das noch kein Name exiſtirt, denn der Name Juſtizmord iſt zu ſchwach, um es in ſeiner Ruchloſigkeit zu ſtempeln.

Joseph Lesurques.

1796—1842.

Wir sahen in dem vorigen Falle einen furchtbaren Justizmord, unter den Auspicien des Absolutismus vollbracht; die stummen Gesetze hatten dienstwillig die Form dazu geliehen. Vierundzwanzig Jahre später begegnen wir in einer Republik, die nach den blutigsten Parteikämpfen zu einer absoluten, von allen menschlichen Einflüssen unabhängigen Gerechtigkeitspflege gediehen zu sein wähnte, einem andern Justizmorde. Wenn jener, in den höchsten Sphären des Lebens begangen, durch die rasende Parteiwuth, die sich nur schlecht in die Formen des Gesetzes hüllte, unser Blut empörte, so gerinnt es bei diesem, der, in den gewöhnlichen Kreisen des bürgerlichen Lebens verübt, in jener bewegten Zeit minderes Aufsehen machte, zu Eis, wenn wir die entsetzlichen Consequenzen ins Auge fassen. Statt des absoluten Tyrannen, der dort Parteiwuth hieß, der aber, weil er ein Mensch, verwundbar, tödtlich war, trat hier ein eiskalter Götze, das starre, unbeugsame Princip ein, unverwundbar, weil es todtgeboren war. Die menschliche Willkür hatte man in Frankreich (in den Regionen der Justiz) überwunden,

aber man hatte nicht bedacht, daß auch das neue Werk, aus dem Geiſt entſprungen, doch von Menſchenhänden gemacht, daß es mit Buchſtaben niedergeſchrieben war; und der todte Buchſtabe verübte bald nach ſeiner Geburt einen gräßlichen Mord, und Alle erkannten es, noch als es Zeit war zu helfen, und Keiner konnte helfen! Man hatte, um der verhaßten Willkür keine Hinterthür zu laſſen, auch das Wort Gnade aus dem Lexikon der Staatsgewalt geſtrichen.

Der Proceß Leſurques, jetzt beinahe ein halbes Jahrhundert alt, dauert noch heute in Frankreich fort. Das Geſetz war, in der Revolution geboren, als ein eiſerner Rieſe, fertig, vollkommen, ins Leben getreten. Aber in einer Fertigkeit und Vollkommenheit, wie, nach dem grotesken Märchen der neuern Romantik („Frankenſtein") das aus Erz gegoſſene Ungeheuer, welches, durch die Kunſt des Magiers, ſeines Schöpfers, in Lebenskraft geſetzt iſt. Der Magier, der Schöpfer, hat Kraft und Mittel verloren, ſeine Schöpfung zu zügeln; es zertrümmert, was er wollte erhalten wiſſen, bis es ſein eigenes, unvollkommenes Daſein ſelbſt zerſtört. Noch heute, ſage ich, dauert der Proceß Leſurques fort; zwiefach, im ſpeciellen und im allgemeinen Sinne. Die Familie proceſſirt noch um die Ehrenrettung des Hingerichteten. Aber auch die ganze franzöſiſche Geſetzgebung ringt noch mit Bewußtſein und edlem Muthe, um die todte Kraft, die ihr gegeben, lebendig zu machen. Zum Begnadigungsrechte hat man ſich verſtanden. Es koſtete ſchwere Seufzer des republikaniſchen Gefühls; aber man gab der Nothwendigkeit nach und dem Bewußtſein, das aber nicht ausgeſprochen werden darf, daß auch ein letzter Richter irren kann. Die Formel: „wegen mildernder Umſtände" muß dem Gewiſſen der Geſchworenen aus-

helfen, auch wo gar keine mildernden Umstände, sondern nur Zweifel am Thatbestande obwalten. Es ist eine Concession, dem allgemeinen Gefühl gewährt, ein Ausweg, eine Hinterthür; kein organischer Fortschritt des zur Erkenntniß ringenden Lebensprocesses. Aber im ursprünglich richtigen Gefühl, daß alle irdischen Fragen ein letzter Spruch, eine letzte Autorität definitiv schlichten müsse, blieb man unerschütterlich bei dem Grundsatze: daß das Verdict der Geschworenen unumstößliche Wahrheit, im Sinne des Staats, sei. An einen Ausspruch der Jury zu zweifeln, ist ein Verbrechen in Frankreich; sobald ein Ankläger auftritt, muß es bestraft werden. Dies gilt noch heute. Die Cassationshöfe üben ihre Macht: Unvollkommenheiten im förmlichen Verfahren zu entdecken, im weitesten, im humansten Sinne aus. Sie werden in den meisten Fällen Mängel auffinden, wo sie die moralische Ueberzeugung von der Unschuld eines Verurtheilten durchdringt, und den Fall zur neuen Untersuchung zurückweisen. Aber wo sie keine Formfehler finden, wo die Gnade des Königs sich nicht bewogen findet, einzutreten, herrscht der eiserne Buchstabe noch heute, wie zu den Zeiten des unglücklichen Lesurques. Eine rechtlich begründete Revision, die Nichtigkeitserklärung eines Verdictes ist noch heute so unmöglich, wie damals. Die Geschworenen können nicht irren.

Die Begebenheit, welche diesem Proceß zum Grunde liegt, ereignete sich im Jahre 1795. Mehrmals, nachdem ihre Opfer längst verblutet, kam sie in Frankreich wieder zur Sprache. Noch jüngst weckte ein Vorfall ihre blutige Erinnerung aufs Neue, und die Gazette des tribunaux fand sich im vorigen Jahre veranlaßt, die traurige Geschichte ihren Lesern noch einmal in ihrer ganzen Vollständigkeit vorzuführen. Wir werden, im

Allgemeinen, bei unſerer Relation dieſer Zeitung folgen, obwol wir die novelliſtiſche Ausſchmückung, welche die Gazette im Beginn der Erzählung verliehen, um eine ſo alte Begebenheit auch der gegenwärtigen Generation mundrecht zu machen, der Kritik unſerer Leſer überlaſſen. In allen, auf den Proceß bezüglichen, Momenten erſcheint ſie als ein zuverläſſiges Reſumé der ſonſt bekannt gewordenen Actenſtücke. Uebrigens hat auch in Deutſchland der Mitherausgeber dieſes Werkes, Dr. Hitzig, ſchon 1829 die Aufmerkſamkeit des deutſchen criminaliſtiſchen Publicums auf dieſen Fall gelenkt, und in ſeinen „Annalen der deutſchen und ausländiſchen Criminal-Rechtspflege“ *) eine Beleuchtung deſſelben durch Jarcke veranlaßt.

Im Monat Floréal, im Jahre IV der franzöſiſchen Republik (im Mai 1796 nach chriſtlicher Zeitrechnung), war ein wohlhabender, junger Bürger aus Douai, Joſeph Leſurques mit ſeiner Familie nach Paris gezogen, um dort auf ſo lange ſein Domicil aufzuſchlagen, bis er die Erziehung ſeiner Kinder beendet hätte. Er war etwa 30 Jahre alt, hatte ſeiner militairiſchen Pflicht mit Auszeichnung im Regiment d'Auvergne Genüge gethan, und, nach ſeiner Entlaſſung als Bureauchef im Diſtrict ſeiner Vaterſtadt unentgeltlich ſeinem Vaterlande gedient. Jetzt fühlte er ſich ganz frei und in einer ſehr glücklichen Lage. Sein eigenes und das Vermögen ſeiner Frau gewährten ihm eine jährliche Rente von gegen 15,000 Francs. Er rühmte ſich, ohne Ehrgeiz und ohne

*) Bd. 3. S. 181 — Bd. 13. S. 414.

Leidenschaften zu sein, und sein einziges Bestreben war, seine Kinder gut zu erziehen.

Er war erst wenige Tage in Paris und hatte sich eine Wohnung im Hause des Notar Monnet, in der Straße Montmartre, gemiethet, die er aufs freundlichste einrichtete, als ihn uns die Gazette des tribunaux am 4. Floréal bei einem großen Frühstücksmahle in der rue des Boucheries Nr. 27 in Gesellschaft dreier andern jungen Leute vorführt *). Ein Landsmann Lesurques', Namens Guesno, ein Eigenthümer in Douai, hatte das Frühstück zu Ehren des Ankömmlings gegeben. Die jungen Leute waren in der stutzerhaften Modetracht jener Tage, der man den Spottnamen der Incroyables gegeben. Sie trugen wohlfrisirte Zöpfe, Klappstiefeln mit silbernen Sporen, große Lorgnetten und sehr kleine Badinen in der Hand. Zwei lange Uhrketten hingen jedem aus der Weste und ein Ueberfluß von Bijouterien an

*) Wir geben, wie gesagt, diesen novellistischen Eingang, wie ihn die Gazette mittheilt, mit einigem Bedenken. Dennoch sollte außer der genauen Angabe von Ort und Zeit, der Ton, in welchem der Berichterstatter von seinem Berichte spricht, dasselbe verscheuchen, wenn nicht der als Novellist bekannte Mitherausgeber des neuen Pitaval den Vorwurf fürchtete, daß man ihm eine Ausschmückung zuschriebe, welche doch allein der französischen Gerichtszeitung angehört. Der Referent dort sagt: „Wir waren der Meinung, unsere Leser würden nicht ohne Interesse den unparteiischen und vollständigen compte-rendu dieses bewährten Falles anhören, dessen Debatten bis da (1842 October) nie veröffentlicht worden. Man wird die äußerste Vorsicht zu würdigen wissen, welche wir bei der Prüfung der voluminösen Actenstücke dieses Processes beobachten mußten, und was uns hinderte, eine eigene Meinung über eine Frage auszusprechen, die ohne Lösung geblieben ist, nachdem so lange und so heftig auf beiden Seiten darüber gestritten worden."

ihrem Leibe oder ihrer Kleidung ſprach mehr von ihrem Reichthum, als von ihrem Geſchmacke.

Guesno war dem Ankömmling noch ſpeciell verpflichtet. Er hatte in Douai von ihm 2000 Francs geliehen, die er Lesurques am vorigen Tage in Paris zurückerſtattet hatte.

Lesurques erzählte den Anweſenden ſeine Lebensumſtände und was er in Paris wollte, ſo wie wir es oben angegeben haben. Er ſetzte hinzu, daß er ſich freuen würde, wenn er die angenehme Geſellſchaft nächſtens in ſeiner wohleingerichteten Wohnung empfangen könne.

Unter den Tiſchgenoſſen war ein junger Mann, Namens Couriol, etwa 25 Jahre alt, groß, von gutem Wuchs. Man hätte ihn können ſchön nennen, wenn ſeine dunkelſchwarzen Augen, beſchattet von buſchigen Wimpern, ſeiner Phyſiognomie nicht etwas Hartes aufgedrückt hätten, ja etwas ſcheues Verſtecktes, das er vergebens zu verbergen ſuchte, indem er niemals Dem ins Geſicht ſah, mit dem er ſprach. Couriol gehörte nicht eigentlich zu Guesno's Geſellſchaft. Er war erſt eingetreten, als man ſich zu Tiſch ſetzte, um einen Herrn Richard zu beſuchen, den Eigenthümer des Hauſes, bei welchem Guesno, wenn er nach Paris kam, zu wohnen pflegte. Richard war der Dritte der Geſellſchaft; alſo ward auch ſein Beſucher von Guesno eingeladen.

Couriol unterbrach Lesurques, nachdem er ſeinen Lebensplan und ſein Vorhaben ſo offen erklärt, durch etwa folgende Worte, deren bitterer und muthloſer Ton ſeltſam gegen den Reichthum ſeiner Kleidung und gegen den auffallenden Appetit abſtach, mit dem er dem Frühſtück zugeſprochen hatte. Es fiel um ſo mehr auf, da er bis dahin geſchwiegen und wie in tiefen Gedanken verſunken geſeſſen hatte, unbeſchadet ſeiner andern Thätigkeit.

„Das iſt recht ſchön und klug vorausbedacht," ſagte er, „aber wer weiß heute, was ihm morgen bevorſteht! Ich wünſche von Herzen, mein Herr, daß Ihre Wünſche und Beſtrebungen nach Ruhe und Glück in Erfüllung gehen. Aber dann wären Sie ja der glücklichſte Menſch in der Republik; denn ſeit fünf oder ſechs Jahren konnte doch noch kein Bürger, wie hoch und ſorgenfrei auch ſeine Lage ſei, ſich rühmen, daß er auch nur um eine Woche voraus gewußt, was ihm begegnen würde!"

Das Frühſtück dauerte über zwei Stunden. Es war ſchon über die Mittagsſtunde hinaus, als alle vier Tiſchgenoſſen nach dem Palais royal gingen, wo ſie in der damaligen Rotonde du Caveau ihren Kaffee tranken und ſich alsdann trennten.

Vier Tage verſtrichen ſeit jenem Morgen, als am 8. Floréal (27. April 1796) früh Morgens die Wache an der Barriere von Charenton vier Reiter aus der Stadt kommen ſah. Sie ritten ziemlich hübſche Pferde, doch war es unſchwer, zu erkennen, daß es Miethsgäule waren. Sie ſprachen lebhaft mit einander, auch ſcherzend, und Niemand konnte, nach ihrem Benehmen, zweifeln, daß ſie etwas Anderes wünſchten, als einen Tag ſo angenehm als möglich im Freien zu verbringen. Hätte die Schildwacht oder die Vorübergehenden ſie indeſſen ernſter ins Auge gefaßt, ſo würden ſie eine gewiſſe ängſtliche Bewegung, auch bei einer raſchen Wendung der Pferde einen verdächtigen Klang wahrgenommen haben. Alle vier trugen nämlich unter ihren langen Ueberröcken, wie ſie damals Mode waren, Säbel, welche ſie unter dem Gurt feſt an den Leib geſchnallt hatten.

Zuhinterſt ritt ein junger Mann von finſterm Anſehen, mit tief liegenden, ernſt vor ſich ſtarrenden Augen. Er nahm keinen Theil an der lauten Luſtigkeit der Andern.

Es war Couriol, der mit Lesurques bei Guesno an jenem Morgen gefrühstückt hatte.

Die vier Reiter kamen zwischen 12 und 1 Uhr in dem anmuthigen Dorfe Mongeron an, das auf dem Wege nach Melun liegt. Einer von ihnen war im Galopp den Andern vorausgeeilt, um ein Mittagsessen im Hotel der Post zu bestellen. Der Wirth Evrard bezeugte, daß sie seinem Diner Ehre anthaten, wie nur ausgehungerte Reisende es können. Nach dem Essen foderten sie Pfeifen und Taback und zwei von ihnen rauchten eine Weile. Nachdem sie ihre Rechnung bezahlt, gingen sie in das Casino, wo sie sich vier Tassen Kaffee bringen ließen.

Um 3 Uhr stiegen sie wieder zu Pferde. Sie ritten auf der von dunkeln Ulmen beschatteten Straße, welche von Mongeron nach dem Walde von Senart führt. Fortwährend im lebhaftesten Gespräch, ließen sie ihre Pferde, anscheinend fast ohne sich um sie zu bekümmern, im Schritte gehen.

So erreichten sie Lieursaint, ein malerischer Flecken, damals in der Mitte eines anmuthigen Waldes gelegen, der in Frankreichs Familiengeschichte durch das Jagdabenteuer Heinrich's IV. und durch die patriarchalische Aufnahme, die dem Könige hier von Seiten des Müllers Michaud wurde, berühmt geworden ist.

Hier, in Lieursaint, machten sie eine ungewöhnlich lange Rast. Das Pferd des Einen von den Vieren hatte sein Hufeisen verloren. Ein Zweiter hatte die Kette gesprengt, welche, nach der damaligen Mode, die Sporen am Stiefel festhielt. Der Reiter, welchem dies Unglück begegnet war, hielt schon beim Eintritt ins Dorf an, bei einer Frau Chatelain, einer Limonadenverkäuferin. Er foderte hier Kaffee und bat sie zugleich, ihm einige

ſtarke Fäden zu geben, um die Kette wieder zu befeſtigen. Die Frau beeilte ſich, dem doppelten Verlangen des Reiters nachzukommen. Da aber der fremde Herr ſich etwas ungeſchickt bei der Arbeit benahm, rief ſie ihre Magd, Namens Groſſetête, welche die zerriſſene Kette mit dem ſtärkſten Bindfaden wieder zurechtmachte und am Stiefelabſatz befeſtigte. Beide Frauen hatten alſo ſchon da Gelegenheit genug, ihren Gaſt ins Geſicht zu faſſen.

Die andern Drei waren inzwiſchen bei dem Gaſtwirth Champeaur abgeſtiegen, wo ſie Wein tranken. Der gefällige Wirth führte darauf eigenhändig das Pferd, welches ſein Hufeiſen verloren, zu dem Dorfſchmied Motteau. Nachdem das Thier daſelbſt wieder beſchlagen war, vereinigten ſich alle Vier noch einmal bei der Frau Chatelain und ſpielten einige Partien Billard. Noch einmal tranken ſie darauf beim Gaſtwirth Champeaur, beſtiegen ihre Pferde und ritten darauf, gegen halb acht des Abends, in der Richtung nach Melun fort.

Als Champeaur in die Wirthsſtube zurückkam, ſah er auf einem Tiſch einen Säbel in der Scheide liegen. Einer der Reiſenden hatte ihn vergeſſen. Er rief ſeinen Stallknecht, den Herren nachzulaufen; aber es war zu ſpät, man hatte ſie ſchon aus dem Geſicht verloren. Erſt nach einer Stunde kam in geſprengtem Galopp einer von den Reitern zurück, um ſeinen vergeſſenen Säbel zu fodern. Es war derſelbe Reiter, welchem die Sporenkette vorher geriſſen war. In Haſt, nachdem er den Säbel umgeſchnallt, ſtürzte er ein Glas Branntwein aus, ſtieg wieder aufs Pferd und galoppirte mit geſtrecktem Zügel in der vorigen Richtung zurück.

In demſelben Augenblicke war auch der Courier der Malleposſt, welche von Paris nach Lyon fährt, in Lieur-

saint eingekehrt, um hier Pferde zu wechseln. Es war etwa halb 9 und der Abend schon ganz dunkel.

Nachdem der Courier frische Pferde gewechselt und einen neuen Postillon erhalten, machte er sich wieder auf den Weg, der durch den langen Wald von Senart führte. Die Mallepost, jetzt in Frankreich eine sehr elegante Kutsche, war damals eine gewöhnliche Postkalesche. Hinten erhob sich ein zum Wagen gehöriger Koffer, in welchem die Briefe aufbewahrt wurden. In der Chaise selbst war nur ein Platz neben dem Courier, bestimmt für Passagiere. Er war diesmal besetzt von einem Manne in den Dreißigen, welcher sich erst am Morgen desselben Tages unter dem Namen des Seidenhändlers Laborde nach Lyon hatte einschreiben lassen. Man erfuhr später, daß sein wahrer Name Durochat war.

Etwa eine Stunde Wegs von Lieursaint senkt sich die Höhe in einen tiefen Grund, mit Buschwerk bewachsen. Zwei Wege kreuzen sich hier. Der Ort führt den Namen: Zwischen den beiden Wirthshäusern. Als der Wagen hinuntergerollt war, ließ der Courier den Postillon langsamer fahren, um die ziemlich steile, gegenüberliegende Höhe zu gewinnen. Er erreichte sie nicht. Zwei Menschen aus dem Gebüsche sprangen vor, griffen den Pferden in die Zügel und lenkten sie seitwärts. Zwei andere griffen zu gleicher Zeit den Postillon an. Ihre Säbelhiebe sind, trotz der Dunkelheit so geschickt geführt, daß der arme Bursch, ohne einen Laut auszustoßen, todt zu Boden sinkt. Sein Kopf war von einem Hieb gespalten, seine rechte Hand, gerade am Gelenk, abgehauen, und zum Ueberfluß war auch noch die Brust an drei Stellen gespalten.

Der Courier in der Chaise konnte ihm nicht zu Hülfe springen, denn im selben Augenblicke, ehe er nur eine

Bewegung machen oder ein Wort vorbringen konnte, war ihm die Brust mit einem Dolch durchstoßen. Es war die sichere Hand seines Reisegefährten, des falschen Laborde, die den Stoß geführt. Damit noch nicht zufrieden oder seines Todes noch nicht ganz versichert, warf sich der Bösewicht noch auf den Blutenden und schnitt ihm den Kopf beinahe ganz vom Rumpfe ab.

Die Verbrecher, jetzt ihrer fünf an der Zahl, bemächtigten sich der ganzen Summe, die der Courier mit sich führte und auf die der Raubanfall gerichtet war. Es waren 75,000 Francs, in Assignaten, Silbergelde und Banknoten.

Die Mörder kehrten nach Paris zurück. Der Eine von ihnen, der zuerst den Postillon angegriffen hatte, gab sein Pferd dem Mörder des Couriers, Durochat, und nahm sich dafür selbst eins von denen, welche der Malleposte vorgespannt gewesen. Alle Fünf ritten am nächsten Morgen, etwa zwischen 4 und 5, durch die Barriere von Rambouillet in die Stadt ein.

Selbst um jene Zeit, wo man an Gewaltthaten aller Art gewöhnt war — die Chouans trieben in der Bretagne, die kannibalischen Chauffeurs im Süden von Frankreich ihr Wesen — erregte dieser freche Mordanfall, so in der Nähe von Paris, auf einer der besuchtesten Landstraßen verübt, das größte Aufsehen und Schrecken. Noch am selben Morgen verfolgten die Behörden alle Spuren, die sich von den Verbrechern zeigten. Das Postpferd, welches Derjenige, der es auf der Rückkehr geritten, auf den Boulevards laufen lassen, ward in der Nähe der Place royale aufgefangen.

Man erfuhr zugleich, daß vier andere Pferde, zitternd und von Schweiß triefend, etwa um 5 Uhr Morgens beim Pferdeverleiher Muiron von zwei Männern

abgegeben worden. Dieſelben Individuen hatten ſie am Tage vorher gemiethet. Sie waren nicht unbekannte Perſonen. Der eine hieß Bernard, der andere Couriol. Der Erſtere wurde augenblicklich arretirt, dem Zweiten war es, gleich den Uebrigen, gelungen, die Flucht zu ergreifen.

Nach allen Ausmittelungen auf dem doppelten Wege, den die Thäter zurückgelegt, von Paris bis zum Mordfleck und von da nach der Stadt zurück, ergab ſich, daß ihrer bei der That fünfe geweſen. Das Signalement der Vier, die durch die Barriere am 8. Floréal ausgeritten waren, ließ ſich durch die Ausſagen der verſchiedenen Gaſtwirthe, bei denen ſie eingekehrt waren, mit ziemlicher Genauigkeit feſtſtellen. Desgleichen beſchrieben auch die Poſtbeamten den fünften, Durochat, der ſich unter dem Namen Laborde in die Malleposſt einſchreiben laſſen, ſo umſtändlich, daß ein Signalement von ihm entworfen werden konnte.

Couriol, der mit Bernard die Pferde an den Pferdeverleiher zurückgebracht hatte, war aus Paris fortgegangen. Er hatte in Chateau-Thierry im Hauſe des Bürgers Bruer eine Wohnung bezogen, bei welchem Guesno, der in eigenen Geſchäftsangelegenheiten dorthin gereiſt war, ſich ebenfalls einfand. Die Policei beſetzte das Haus. Couriol wurde arretirt. Man fand bei ihm Silbergeld, Gold, Aſſignaten und Banknoten, ungefähr den fünften Theil der ganzen Summe, welche der Courier mit ſich geführt hatte. Auch Guesno und Bruer waren verhaftet worden und wurden mit Couriol nach Paris gebracht. Hier aber thaten ſie ihr Alibi in ſo überzeugender Weiſe dar, daß man ſie bald wieder auf freien Fuß ſetzen mußte.

Dem Bürger Daubenton, dem Friedensrichter des

Diſtricts des Pont Neuf, wurde die vorläufige Inſtruction übertragen. Daubenton hatte ſoeben Guesno entlaſſen und beſtellte ihn auf den nächſten Morgen wieder, um ſich ſeine in Chateau-Thierry ihm abgenommenen Papiere wieder abzuholen. Zu gleicher Zeit trug er ſeinem Unterbeamten Heudon auf, ſogleich nach Mongeron und Lieurſaint zu fahren, um auf Morgen alle Zeugen, die ſich dort vorfänden, in die Stadt und zu ihm zu bringen. Es ſollte mit ihrem Verhör verfahren werden.

Guesno, dem ſehr an ſeinen Papieren lag, machte ſich ſchon früh am nächſten Morgen auf den Weg nach dem Centralbureau. Unterwegs traf er ſeinen Landsmann Leſurques. Im Geſpräch überredete er dieſen, ihn auf das Bureau zu begleiten. Daubenton war noch nicht da, als ſie eintraten. Beide ſetzten ſich daher im Vorzimmer nieder, um den Friedensrichter ſogleich anzugeben, wenn er käme, und ſchnell abgefertigt zu werden.

Daubenton war aber nicht den Weg, den ſie erwarteten, gekommen, ſondern durch eine Hinterthür in ſein Cabinet getreten. Er ſaß hier ſchon einige Zeit und durchflog die ihm vorliegenden Actenſtücke, um ſich zum Verhör der Zeugen vorzubereiten, als der Beamte Heudon um 10 Uhr eintrat, der ihm eine wichtige Mittheilung zu machen hatte. Unter den Zeugen nämlich, die im Vorzimmer warteten, ſagte er, befänden ſich zwei Frauen, die heilig verſicherten, zwei von den Mördern ſäßen, gleich ihnen, ruhig im Vorzimmer. Es wäre keine Täuſchung, denn die eine hätte ſie in Mongeron, die andere in Lieurſaint geſehen und wären über deren Identität außer Zweifel.

Dennoch glaubte der Friedensrichter an eine Täuſchung; denn die Frechheit zweier Raubmörder wäre doch unerhört geweſen: ohne alle Urſach, im Augenblick der

Nachforschung, sich unter den Augen des Richters und der Zeugen zu stellen. Er ließ beide Frauen, eine nach der andern, eintreten. Die Magd Santon, im Dienst beim Gastwirth Evrard in Mongeron, versicherte auf das allerbestimmteste, sie erkenne in den Beiden im Vorzimmer zwei von den Reitern, welche am 4. Floréal in der Wirthschaft ihrer Herrschaft zu Mongeron dinirt hätten, und sie könne sich um so weniger täuschen, da sie selbst ihnen bei Tische aufgewartet habe. — Die andere, die Magd Grossetête, im Dienst bei der Frau Chatelain, der Limonadière in Lieursaint, versicherte Dasselbe mit der nämlichen Zuversicht. Und auch sie konnte sich nicht füglich täuschen, da sie dem einen der Reiter (über deren Identität mit den Räubern kein Zweifel war) in Lieursaint die Sporenkette am Stiefel befestigt hatte, also in eine sehr nahe Berührung mit ihm gekommen war. Ueberdies hatten die Reiter im Saale ihrer Herrin eine Stunde lang Billard gespielt, sie hatte also auch Gelegenheit, die Fremden genau ins Gesicht zu fassen.

Der würdige Friedensrichter stellte ihnen vor, daß sie sich täuschen könnten; sie sollten ihre Aussage im Ernst bei sich erwägen und bedenken, daß davon das Leben oder der Tod zweier ihrer Mitmenschen abhinge. Er werde ihnen, in seiner Gegenwart, beide bezeichnete Männer vorführen lassen und sie sollten dieselben mit allem Ernst prüfen.

Zuerst ward Guesno hereingelassen, dann Lesurques. Er unterhielt sich mit diesem, als wäre nichts von Bedeutung im Werke, eine Viertelstunde und darüber, und ließ ihn dann mit seinem Freunde abtreten, indem er dem Letztern versprach, ihm seine Papiere hinausschicken zu lassen.

Er selbst schien nach dem Gespräche von Beider Un-

ſchuld überzeugt. Aber die Santon und die Groſſetête erklärten einſtimmig, ſie verharrten bei ihren Ausſagen. Sie hätten die feſte Ueberzeugung, daß ſie ſich nicht täuſchten. Dem Friedensrichter blieb nun nichts Anderes übrig, als ihre Erklärungen zu Protokoll zu bringen und die Verhaftung Guesno's und Lesurques' zu verfügen.

Die Unterſuchung begann und wurde, wie der vorſichtige Berichterſtatter der Gazette ſchonend ſagt, „avec une grande rapidité“ geführt.

Guesno und Lesurques wurden mit den Zeugen aus Mongeron und Lieurſaint confrontirt und faſt von Allen erkannt. Aufs beſtimmteſte aber ſagte die Magd Santon aus: Lesurques ſei es geweſen, der nach dem Diner in Mongeron die Zeche in Aſſignaten bezahlen wollen, aber der große Braune (Couriol) habe in Silbergeld gezahlt. Ebenſo beſtimmt erklärten die Gaſtwirthe aus Lieurſaint, Champeaux und ſeine Frau: daß er Derſelbe ſei, der ſeine Sporen dort repariren laſſen und ſpäter zurückgeſprengt ſei, um ſeinen vergeſſenen Säbel zu holen. Desgleichen erkannte ihn dafür der Stallknecht Lafelin in Mongeron und eine Frau, Namens Alfroy aus Lieurſaint. Auch ein Landmann, Laurent Charbaut, der in demſelben Zimmer mit den Vieren zu Mittag gegeſſen, erkannte ihn für Denjenigen unter ihnen, der verſilberte Sporen getragen, die mit kleinen Ketten auf Huſarenſtiefeln befeſtigt geweſen.

Am Tage ſeiner Verhaftung ſchrieb Lesurques an einen ſeiner Freunde folgenden Brief, der aber aufgefangen und zu den Acten gelegt wurde:

„Mein Freund, ſeit ich in Paris bin, habe ich nur Unangenehmes erfahren; aber ich erwartete nicht, noch konnte ich erwarten das Unglück, welches mich betroffen hat. Du kennſt mich und Du weißt, ob ich fähig bin,

mich mit einem Verbrechen zu beflecken. Iſt es möglich! Das allerabſcheulichſte Verbrechen iſt mir zur Laſt gelegt. Der Gedanke allein macht mich ſchaudern. Man zieht mich in die Mordgeſchichte wegen des Couriers von Lyon. Drei Weiber und zwei Männer, die ich nicht kenne, ja nicht einmal ihren Wohnort (denn Du weißt, ich bin noch nicht aus Paris herausgekommen), haben die Unverſchämtheit, zu erklären, daß ſie mich wiedererkennten, und daß ich es geweſen, der zu Pferde den Räubern voranritt und bei ihnen einkehrte. Du weißt, daß ich kein Pferd beſtieg, ſeit ich in Paris bin. Du begreifſt auch ſehr wohl, welche Folgen eine ſolche Ausſage haben kann und daß es auf nichts weniger hinausläuft, als mich von Rechtswegen umzubringen. Hilf mir, ſteh mir bei mit Deinem Gedächtniß. Verſuche Dich zu erinnern, wo ich geweſen bin oder mit welchen Perſonen ich in Paris zuſammengetroffen bin, d. h. zu der Zeit, wo die unverſchämten Lügner mich außerhalb Paris geſehen haben wollen (ich glaube, es war der 7. oder 8. des vergangenen Monats), damit ich dieſe abſcheulichen Verleumder niederſchmettern kann und ihnen alle die Strafen auf den Hals werfen, welche die Geſetze für dieſen Fall beſtimmen."

Zum Schluß führte er ſelbſt in dem Briefe alle die Perſonen auf, welche er an jenem Tage geſehen: den Bürger Tirier, den General Cambrai, eine Demoiſelle Eugenie, den Bürger Hilaire Ledru, den Friſeur ſeiner Frau, die Handwerker, welche in ſeiner Wohnung arbeiteten, den Portier ſeines Hauſes. „Du würdeſt mich ſehr verbinden," endet er, „wenn Du öfters zu meiner Frau gingeſt und ſie tröſteteſt."

Der Brief, den die veralteten Acten wieder zum Vorſchein brachten, ſcheint ohne Folgen geblieben zu ſein.

Lesurques, Guesno, Couriol, Bernard, Richard (in dessen Hause Guesno in Paris wohnte und wo er das Frühstück gegeben) und Bruer (aus Chateau-Thierry) wurden vor das Criminalgericht gestellt; die drei Erstern als Urheber oder Theilnehmer des Raubmordes; Bernard (der Eingefangene) als Helfer, indem er ihnen die vier Pferde verschafft; Richard, weil er Couriol und dessen Maitresse, die Madelaine Brebon, in seinem Hause versteckt und die geraubten Effecten ganz oder theilweise bei sich aufgenommen habe; Bruer endlich, weil er zu Chateau-Thierry Couriol und Guesno ein Asyl in seinem Hause eröffnet.

Bei den Verhandlungen vor den Assisen beharrten die oben genannten Zeugen in allen ihren Aussagen, was die Identität Guesno's und Lesurques' betraf. Guesno und Bruer waren so glücklich, in einer geschickten Vertheidigung ihre Unschuld darzuthun. Namentlich that Guesno sein Alibi nochmals auf eine überzeugende Weise dar.

Lesurques war darin nicht so glücklich. Zwar hatte er 15 Zeugen für sich aufgerufen, alle geachtete Bürger, und im Vertrauen auf deren Gewicht war er mit einer merkwürdigen Ruhe vor den Schranken erschienen; aber der Beweis des Alibi glückte nicht, wie er erwartet, oder vielmehr, er misglückte, nachdem er bis zu einem gewissen Punkte gelungen war.

Der reiche Juwelier Legrand, ein Landsmann Lesurques' und unverdächtiger Zeuge, bekundete, daß Lesurques am verhängnißvollen 8. Floréal einen guten Theil der Morgenstunden bei ihm verbracht habe. War dies Thatsache, so konnte er nicht bei dem viele Stunden von Paris entfernten Mordfleck am Abende gewesen sein, oder besser, er konnte nicht der Reiter sein, den man am

Morgen in Mongeron, am Nachmittage in Lieurſaint geſehen hatte. Legrand's Ausſage ward beſtätigt durch die des Juwelier Aldenof. Hilaire Ledru und Chauſſer betheuerten, am nämlichen Tage mit dem Angeklagten bei deſſen Verwandten, einem andern Leſurques, in der Straße Montorgueil zu Mittag gegeſſen zu haben. Sie ſagten aus: nach Tiſche wären ſie mit Joſeph Leſurques in ein Kaffeehaus gegangen, hätten dort Liqueur mit ihm getrunken und ihn darauf nach Hauſe begleitet. Der Maler Baudert war an demſelben Tage zu dem nämlichen Diner eingeladen worden, konnte aber nicht erſcheinen, da er als Nationalgardiſt die Wache beziehen mußte. Doch war er am Abende dieſes Tages in Leſurques' Wohnung gegangen und dort geblieben, bis er ſich zu Bette legte. Zum Beweiſe, daß er ſich nicht etwa im Tage geirrt, zeigte er das Billet vor, welches ihn zum Wachtdienſt am 8. Floréal berief. Endlich bezeugten ſämmtliche Handwerker, welche in Leſurques' Wohnung gearbeitet, daß ſie ihn an beiden Tagen, am 8. und 9., mehrmals dort geſehen.

Welchen von beiden Zeugen war zu glauben? Eine Vereinigung war nicht denkbar. Schon neigte ſich die Gunſt der Geſchworenen für den Angeklagten, als die Debatten durch einen unglücklichen Nebenumſtand ein völlig verändertes Anſehen gewannen.

Legrand, der Hauptzeuge für Leſurques, wollte im Freundeseifer ſeiner Ausſage noch mehr Kraft in den Augen der Geſchworenen dadurch beilegen, daß er vorbrachte: er habe am nämlichen Tage, am 8. Floréal, vor Mittag, mit dem Juwelier Aldenof ein Bijouteriegeſchäft gemacht. Man ſolle nur ſeine Bücher holen laſſen; dort finde es ſich verzeichnet.

Die Bücher wurden gebracht. Auf den erſten Blick

ergab sich, daß eine Correctur stattgefunden hatte. Das Geschäft war allerdings notirt; aber als unter dem 9. Floréal erfolgt. Der 9. war, und noch dazu schlecht, ausradirt worden, und dafür mit anderer Dinte der 8. darüber geschrieben!

Lesurques' Schicksal schien in dem Augenblick entschieden. Verwunderung, fast Entrüstung sprach sich auf allen Gesichtern, namentlich der Geschworenen, aus.

Der Präsident drängte den Zeugen Legrand um nähere Erklärungen über dieses Falsum. Er konnte sie nicht im Sinne des Richters genügend geben. Der Präsident befahl seine Verhaftung. Legrand, jetzt selbst und von einer Seite angegriffen, wo er es nicht erwartete, verlor die Besinnung; er verfärbte sich, stotterte und nahm seine erste Aussage zurück. Er sei nicht gewiß, ob es gerade am 8. Floréal gewesen, wo er Lesurques gesehen, er habe in der That das Datum corrigirt, um seiner Erklärung mehr Wahrscheinlichkeit zu geben; im Uebrigen glaube er indessen an die Unschuld seines unglücklichen Landsmannes. Nur die feste Ueberzeugung, daß derselbe durch den Irrthum seiner Richter auf der Bank der Angeschuldigten sitze, hätte ihn zu einer falschen Angabe verführt, um ihn zu retten und der Gerechtigkeit einen Justizmord zu ersparen.

Von nun ab waren Richter und Geschworene auf gleiche Weise gegen Lesurques eingenommen. Alles, was noch zu seinen Gunsten vorgebracht wurde, erschien als trügerisch, als Complott, um den reichen Mann, der so viele Freunde hatte, zu retten. Man hörte kaum die übrigen Zeugen mit Aufmerksamkeit an.

Nur Lesurques blieb unerschütterlich; je mehr Ungunst gegen ihn, um so ruhiger trat er auf.

Die Geschworenen hatten sich zurückgezogen, um das

Urtheil zu finden, als plötzlich eine Frau, mit der lebhaftesten Bewegung, ja mit einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaftlichkeit sich vordrängte und den Präsidenten zu sprechen verlangte. Ihr Gewissen, sagte sie, lasse ihr keine Ruhe, sie wolle, sie müsse dem Tribunal einen furchtbaren Irrthum ersparen. Man führte sie vor den Präsidenten. Hier erklärte sie: „sie wisse mit der äußersten Bestimmtheit, daß Lesurques unschuldig sei, daß die Zeugen, getäuscht durch eine merkwürdige Aehnlichkeit, ihn mit dem wirklichen Thäter verwechselt hätten. Sie kenne ihn; er heiße nicht Lesurques, sondern Dubosq."

Legrand's Geständniß hatte zu ungünstig gewirkt. Man sah auch in diesem Auftritt nur eine Verschwörung zu Lesurques' Gunsten, ein letztes verzweifeltes Mittel, ihn zu retten. Man ließ die Frau, deren leidenschaftliche Aufgeregtheit schon gegen die Wahrscheinlichkeit ihrer Aussage spreche, fortbringen. Man bedachte nicht, daß gerade im Geständniß dieser Frau die höchste Wahrhaftigkeit ruhte. Es war Madelaine Brebon, Couriol's Maitresse. Indem sie für Lesurques sprach, gezwungen durch die Stimme ihres Gewissens, räumte sie von ihrer Seite die Schuldbarkeit ihres Geliebten ein.

Die Geschworenen traten wieder ein. Sie sprachen das Schuldig über Couriol, Lesurques, Bernard, Richard. Guesno und Bruer wurden freigesprochen. Couriol, Lesurques und Bernard wurden zum Tode verurtheilt, Richard zu 24 Jahr Galeerenstrafe.

Lesurques erhob sich mit Ruhe, nachdem das Urtheil gesprochen war, zu seinen Richtern sich wendend, sprach er: „Ich bin unschuldig an dem Verbrechen, welches man mir aufbürdet. Bürger! wenn es furchtbar ist, einen Raubmord auf der Landstraße begehen, so ist es

doch nicht weniger furchtbar, einen ganz unschuldigen Mann zum Tode zu verurtheilen."

Couriol erhob sich auch und sprach: „Ja, ich bin schuldig. Ich bekenne mein Verbrechen. Aber Lesurques ist unschuldig und Bernard hat an der Mordthat nicht Theil genommen."

Couriol wiederholte diese Erklärung vier Mal. Aus seinem Gefängnisse schrieb er einen Brief an seine Richter, voll Schmerz und Reue. Er sagte darin: „Ich habe Lesurques nicht gekannt. (Auch nicht beim Frühstück?) Meine Mitschuldigen heißen Vidal, Rossi, Durochat und Dubosq. Die Aehnlichkeit zwischen Dubosq und Lesurques hat die Zeugen getäuscht."

Auch Madelaine Brebon meldete sich noch einmal bei den Richtern und wiederholte ihre Erklärung. Zwei andere Personen bekundeten, zur Bekräftigung derselben, daß Madelaine ihnen schon vor dem Urtelsspruch gesagt: Lesurques stehe in gar keiner Verbindung mit den wirklichen Thätern; er sei nur das unglückliche Opfer seiner merkwürdigen Aehnlichkeit mit Dubosq.

Couriol's Erklärung, der sich selbst für schuldig bekannte und doch für Lesurques' Unschuld so eifrig sprach, erregte denn doch Zweifel bei den Richtern. Was konnte ihn zu einer Lüge bewegen? Man beeilte sich, das Directorium vorläufig um Aufschub der Hinrichtung anzugehen. Dieses, erschreckt von der Vorstellung, daß ein Unschuldiger hingerichtet werden könne, wandte sich an das Corps législative; denn in der Macht der richterlichen Behörden stand es nicht mehr, was geschehen war, zu ändern. Die Botschaft des Directoriums an die Fünfhundert war dringend. Sie bat um einen Aufschub der Hinrichtung und um eine Entscheidung darüber, was man zu thun habe? Sie schloß mit der Frage: „Soll

Lesurques auf dem Schaffot sterben, weil er einem Schuldigen ähnlich sieht?"

Der Beschluß des Corps législative ist zu merkwürdig, als daß wir denselben nicht mit den getreuen Worten des französischen Berichterstatters wiedergeben sollten.

„Das Corps législative ging zur Tagesordnung über; in Anbetracht, daß Alles, was die Gesetze vorschreiben, beobachtet worden (que tout était consommé légalement); daß ein einzelner Fall nicht den Bruch der früher genau bestimmten Formen rechtfertigen könne; und daß eine auf gesetzmäßige Weise durch eine Jury ausgesprochene Verurtheilung auf solche Indicien umzustoßen, so viel hieße, als alle Begriffe von Gerechtigkeit und Gleichheit vor dem Gesetze über den Haufen werfen."

Da das Recht der Begnadigung aufgehoben war, blieb für Lesurques keine Hülfe, keine Hoffnung. Er trug sein Loos mit Fassung und Ruhe. Am Tage seiner Hinrichtung schrieb er an seine Frau folgenden Brief, aus welchem der stoische Muth der schon untergehenden Republik noch einmal aufflammt.

„Meine liebe Freundin, Niemand entgeht seinem Schicksal. Ich soll auf legale Weise gemeuchelmordet werden. Wenigstens werde ich dem Tode mit dem Muthe entgegengehen, den man von mir (d'un homme tel que moi) erwarten kann. Ich sende Dir meine Haare. Wenn Deine Kinder groß geworden, wirst Du sie unter dieselben theilen. Es ist die einzige Erbschaft, die ich ihnen hinterlasse."

In einem, seinen Freunden hinterlassenen, Billet schrieb er: „Die Wahrheit sollte nicht zu Tage kommen; ich sterbe das Opfer eines Irrthums."

Noch schrieb der Unglückliche nach seiner Verurthei-

lung einen merkwürdigen Brief, den er in die Journale einrücken ließ, einen Brief an den wahren Mörder, statt dessen er büßen sollte und dessen Name durch Couriol's Aussage an den Tag gekommen war. Er lautete:

„Du, an dessen Stelle ich sterben soll, begnüge Dich mit dem Opfer meines Lebens. Wenn Du jemals der Gerechtigkeit solltest in die Hände fallen, dann gedenke meiner drei Kinder — sie sind mit Schmach bedeckt — gedenke ihrer verzweiflungsvollen Mutter und mache einem so unerhörten Unglück ein Ende, was keinen andern Grund hat, als die verhängnißvolle Aehnlichkeit zwischen Dir und mir."

Der 10. März 1797 war der zur Hinrichtung bestimmte Tag. Es war gerade der grüne Donnerstag, nach altem Stil, wie man damals sagte. Lesurques verließ seine Ruhe nicht. Er machte den Weg zum Schaffot in ganz weißer Kleidung; es sollte das Symbol seiner Unschuld sein. Er bedauerte, daß er nicht lieber einen Tag später hingerichtet werde, am Charfreitage, der zu einer solchen Execution besser sich eigne.

Während er aus dem Gefängniß der Conciergerie nach dem Greveplatz gefahren wurde, schrie Couriol, der neben ihm im Karren saß, mit gewaltiger Stimme zum Volke: „Ich bin schuldig! Aber Lesurques ist unschuldig."

Die Plateform war schon durch Bernard's Blut geröthet. Lesurques übergab sich den Scharfrichtern mit den Worten: „Ich vergebe meinen Richtern. Ich vergebe den Zeugen, deren Irrthum mich verdirbt. Auch Legrand vergebe ich, der nicht wenig dazu beigetragen hat, mich auf dem Wege des Gesetzes zu meuchelmorden. Ich sterbe, indem ich noch einmal heilig meine Unschuld betheure."

Es wäre ungerecht, anzunehmen, daß schon damals, als man Lesurques zum Tode führte, Alle, Richter und Publicum, von seiner Unschuld überzeugt gewesen wären. Zur Ehre der menschlichen Natur muß man annehmen, daß für diesen Fall irgend ein Auskunftsmittel gefunden wäre. Wollte man das Gesetz nicht beugen, gab es dann keine List, keine Gewalt? Würde nicht Einer sich gefunden haben, der die Augen der Gefangenwärter in Schlaf eingelullt und ihre Hände mit Geld gefüllt hätte? Hätte sich kein Straßenaufruhr machen lassen — die Polizei war in diesem Thema in Frankreich sehr erfahren — daß man ihn noch auf dem Wege zum Schaffot hätte befreien, unter dem Pöbel verschwinden lassen können? Das Gesetz wäre unverletzt geblieben.

Aber die Ueberzeugung fehlte bis da, es waren nur dringende Zweifel erregt, und diese waren nicht stark genug gegenüber dem Buchstaben des Gesetzes, den die Fünfhundert mit eiserner Strenge festhielten. Wol hatten sie moralischen Grund, etwas festzuhalten, wo Alles wankte. Da die alljährig wechselnden Verfassungen sich nicht halten ließen, klammerten sie sich an das bürgerliche Recht. Dies wenigstens sollte für die Ewigkeit bestehen, damit der erschütterte Staat, in dem ewigen Wandelprocesse, doch einen Halt, eine unerschütterliche Säule gewinne. Eine Ansicht, die noch heut in Frankreich vorwaltet, an die Thiers' merkwürdige Rede erinnerte, worin er die Kammer nach der Julirevolution mit einer Wärme, die nach moralischer Ueberzeugung schmeckte, beschwor, wenigstens in dem Augenblick der allgemeinen Erschütterung und des Wankens alles Geltenden, keine Hand an den Stand der Richter zu legen, des einzigen Instituts, das durch eine vierzigjährige Revolution fest geblieben sei.

Lesurques' Tod, wie er erfolgt war, verwandelte bei Vielen den Zweifel in die Ueberzeugung von seiner Unschuld; bei Keinem mehr, als bei dem Friedensrichter Daubenton. Er hatte ihn zum Tode gebracht, er fühlte nun den Ruf in sich, wenn auch zu spät, um sein Leben zu retten, doch Alles zu thun, um der Sache auf den Grund zu kommen und wenigstens sein Gedächtniß zu retten. Dies konnte nur geschehen, wenn man der drei andern Mörder, deren Signalement Couriol gegeben, habhaft würde; und der gewissenhafte Mann ließ es nun die Aufgabe seines Lebens sein, diese Drei, was in seinen Kräften stand, zu verfolgen.

Umständlich gibt uns der Berichterstatter Nachricht von seinen Bemühungen und wie sie endlich durch das Glück gekrönt wurden. Zu unserm Zwecke genügt es, wenn wir das Resultat in Kürze mittheilen.

Zwei Jahre verstrichen, ehe Daubenton die geringste Spur finden konnte. Er durchflog Tag und Nacht die Register von Verbrechern und Verbrechen, welche in das Centralbureau zu Paris eingeliefert wurden. Endlich fand er heraus, daß jener Durochat, welcher am 8. Floréal 1796 sich unter dem Namen Laborde in die Malleposť nach Lyon einschreiben lassen und den Courier am Kreuzwege erdolcht hatte, wegen eines neuerdings begangenen Diebstahls in Sainte-Pelagie sitze. Als er aber vom Tribunal zu 14jähriger Galeerenstrafe deshalb verurtheilt war und abgeführt werden sollte, trat Daubenton als Ankläger wegen des ältern Verbrechens gegen ihn auf. Die Postbeamten, welche in Paris vor drei Jahren ihn in die Malleposť steigen gesehen, waren zu diesem Behuf wieder nach der Hauptstadt citirt worden und hatten so gut den Mann im Gedächtniß behalten, daß sie ihn sogleich erkannten.

Er ward auf die neue Anklage nach Versailles zur Untersuchung abgeführt. Ein psychologisch interessanter Zug darf nicht unerwähnt bleiben. Daubenton selbst begleitete ihn dahin mit vier Gensd'armen und dem Huissier Masson. In einem Dorfe, in der Nähe von Grosbois, foderte der Gefangene zu frühstücken, denn er hatte seit gestern Morgen nichts zu sich genommen. In der nächsten Schenke, wo man deshalb anhielt, wünschte Durochat mit dem Friedensrichter allein zu sprechen. Daubenton gewährte ihm dies und ließ den Huissier und die Gensd'armen aus der Stube gehen, obwol der Erstere ihm ein Zeichen gab, daß es nicht allein thöricht, sondern auch verwegen sei, mit einem so ausgemachten Verbrecher allein zu bleiben.

Der Friedensrichter ließ das Frühstück für sich und den Böswicht auftragen. Er saß ihm gegenüber an demselben Tische. Die Dienstmagd hatte, nach des Huissiers Anweisung, nur ein Messer gebracht. Daubenton nahm es, um ein Ei zu öffnen. Durochat fixirte ihn: „Sie haben wol Furcht, Herr Richter?" — Vor wem? antwortete Daubenton. — „Vor mir, Sie bewaffnen sich ja mit einem Messer." — Da ist es, erwiderte der Richter, und reichte es ihm. Schneidet mir ein Stück Brot und sagt mir dann, was Ihr mir in Betreff des Mordes am lyoner Courier mitzutheilen habt.

Lebhaft ergriffen, fast gerührt durch die Ruhe und das Vertrauen des Beamten, stand Durochat auf und legte das Messer auf den Tisch, nach dem er noch eben mit einer gefährlichen Gier gegriffen, und sprach: „Sie sind ein wackerer Mann, Bürger! Da ist es. Ich bin einmal ein verlorener Mensch. Ich hab's gethan. Sie sollen Alles wissen."

Er legte ein vollständiges Bekenntniß ab; es stimmte

mit Dem, was der hingerichtete Couriol ausgesagt hatte. Nach ihm war Vidal der eigentliche Angeber des Complotts. Die Theilnehmer waren, außer ihm, Couriol, Rossi, genannt Bérolby, Vidal und Dubosq. Der hingerichtete Bernard hatte die vier Pferde verschafft. Als sie nach dem Morde nach Paris zurückgekehrt waren, war die Theilung sogleich vor sich gegangen, bei welcher Bernard sein Fünftel gefodert und auch erhalten hatte. Von Lesurques wußte er nichts und hatte seinen Namen erst nennen gehört, nachdem dieser hingerichtet war. Aus Paris war Durochat entflohen, als er von Couriol's Gefangensetzung vernommen.

Bei diesem Geständniß blieb er auch vor dem Tribunal. Auf die Vorhaltung, daß die Zeugen in Mongeron und in Lieurfaint auf Lesurques ausgesagt, daß er versilberte Sporen an seinen Stiefeln getragen, daß einer davon ihm losgegangen und er ihn am letztern Orte mit Bindfaden wieder festgebunden, und endlich, daß man diesen Sporn am Mordflecke aufgefunden, erklärte er: das sei richtig und Dubosq sei es gewesen, der solche Sporen getragen und dem Das begegnet wäre. Er habe den Sporn während der Mordthat verloren und, als man ihn darauf am andern Morgen aufmerksam gemacht, den andern Sporn abgerissen, um ihn in eine Latrine zu werfen. Uebrigens habe Dubosq am Mordtage eine blonde Perrücke getragen!

Einige Tage später ward auch Vidal arretirt. Er leugnete Alles, obgleich die Zeugen von Mongeron und Lieurfaint auch ihn wiedererkannten. Einer derselben erklärte zugleich, bei der frühern Untersuchung habe er sich leider getäuscht und Guesno für ihn gehalten. Bei der Confrontation zwischen Durochat und Vidal verharrte der Letztere im standhaften Leugnen und versicherte, er

sähe Durochat heute zum ersten Male. Durochat aber blieb bei seiner Aussage und starb mit stumpfer Gleichgültigkeit auf dem Schaffot zu Versailles.

Vier Jahre nach der Mordthat, im Jahre VIII der Republik, ward auch Dubosq arretirt. Er war ein vielversuchter Verbrecher, der, schon in seiner Jugend zur Galeere verurtheilt, während der Revolution seine Ketten gesprengt und unter verschiedenen Namen sich in Frankreich umhergetrieben und Raubthaten begangen hatte. Er leugnete gleich Vidal, mit dem zusammen ihm der Proceß gemacht wurde. Auch waren Beide in ein und dasselbe Gefängniß in Versailles eingesperrt. Sie machten einen Fluchtversuch. Zwei dicke Mauern durchbrachen sie glücklich, aber bei dem Sprung auf die Gasse, 25 Fuß tief, brach Durochat das Bein; nur Vidal entkam. Daubenton strengte sich zu seinem edlen Zwecke aufs Neue an, den Flüchtigen in Haft zu bringen. Es gelang ihm, denn ein Verbrecher dieser Art schreibt sich selbst durch immer erneute Diebstähle seine Steckbriefe; aber im Augenblicke, wo Vidal in Haft gebracht wurde, war auch Dubosq, der inzwischen genesen, wieder ausgebrochen. Vidal wurde also allein verurtheilt und hingerichtet, ohne zu bekennen.

Endlich, zu Ausgang des Jahres IX der Republik, ward auch Dubosq gefangen und sogleich vor Gericht gestellt. Man hatte ihm eine blonde Perrücke aufgesetzt und auf der Stelle erkannten ihn alle Zeugen aus Mongeron und Lieursaint für den Reiter, für den sie den unglücklichen Lesurques vor fünf Jahren gehalten. Auch ein Mitglied des legislativen Körpers, der Bürger Parrault, welcher in Mongeron an jenem Tage mit an der Wirthstafel gesessen und mit gegen Lesurques gezeugt, mußte einräumen, es wäre eine außerordentliche Aehn-

lichkeit zwischen ihm und dem Verbrecher, der hier vor ihm stand. Dasselbe erklärte die Alfroy und noch verschiedene andere Zeugen, die in Verbindung mit den Depositionen der schon Hingerichteten weder bei den Richtern noch den Geschworenen den geringsten Zweifel übrig ließen. Wiewol Dubosq beim Leugnen blieb, ward er einstimmig verurtheilt und erlitt am 3. Ventose des Jahres X die Todesstrafe.

Schließlich ward auch der letzte Complice an der Mordthat eingefangen, Rossi, der große Italiener genannt; sein eigentlicher Name war Beroldi. Von Madrid, wo man ihn auf diplomatische Requisition einfing, ward er nach Versailles gebracht, hier verurtheilt und unter allen Zeichen der Reue hingerichtet. Er hinterließ seinem Beichtvater eine Schrift des Inhalts: „Ich erkläre, daß der besagte Lesurques unschuldig war. Aber diese Erklärung, die ich meinem Beichtvater übergebe, soll erst 6 Monate nach meinem Tode bekannt gemacht werden."

So war denn das Blutgericht erfüllt, der Lohn für die Mordthat hatte alle Theilnehmer an derselben ereilt; Bernard, Couriol, Durochat, Vidal, Dubosq, Rossi hatten auf dem Schaffot geblutet, und Richard, zu 24 Jahre Galeeren verurtheilt (weil er mehre der gestohlenen Gegenstände versteckt und Curiol bei sich aufgenommen hatte), büßte dort seine Theilnahme.

Daubenton hatte mithin Das, was er wünschte, erreicht, die traurige Ueberzeugung, daß Lesurques unschuldig angeklagt, unschuldig hingerichtet war. Diese Ueberzeugung theilten jetzt Tausende, vielleicht das ganze Publicum, mit ihm. Aber — seltsame Irrung der Verhältnisse! — weder er vor funfzig Jahren, noch heute Jemand, darf dies aussprechen. Es darf nicht gesagt werden, daß ein Justizmord begangen ist, daß die Geschwore-

nen ein irrthümliches Verdict gesprochen haben. Der Ankläger stände bereit, ein neues Verbrechen läge vor, eine neue Untersuchung würde erfolgen. Statt des geraden Weges mußten Seitenwege gegangen werden, um auf den Pfaden des gesetzlichen Rechts zu bleiben.

Lesurques' Witwe und seine Familie erhoben ihre Stimme — aber als Supplicanten! — um die Revision des Processes zu erlangen, die Rehabilitation seines Gedächtnisses und das Zugeständniß der höchsten richterlichen Behörde: daß er, ein Opfer des beklagenswerthesten richterlichen Irrthums, gefallen sei.

Die Thatsachen lagen zu Tage in den Aussagen der hingerichteten Verbrecher, in den Widerrufen der Zeugen von Mongeron und Lieursaint. Sie hatten klar bekannt und heilig betheuert, daß sie sich damals geirrt. Darauf durften sie sich nicht berufen, das vollzogene unwiderrufliche Urtheil stand ihnen im Wege. Die Supplicanten mußten, ihr heiliges, natürliches Recht bei Seite setzend, sich an eine verletzte Form klammern. Zur Evidenz war es erwiesen, daß nur fünf Mörder waren: der unter dem Namen Laborde auf der Mallepost eingeschriebene Reisende, welcher den Courier erstochen, und die vier Reiter, welche in Mongeron und Lieursaint zum Mittag gegessen und Kaffee getrunken und darauf der Mallepost in die Zügel gefallen und den Postillon niedergehauen hatten. Nur auf diese Fünf hatte die Anklage gelautet, und doch waren sechs (außer Bernard, der für das Verschaffen der Miethgäule verurtheilt war) hingerichtet worden. Also war eine Person zum Ueberfluß verurtheilt und hingerichtet. Hierauf sollte die Nichtigkeit des Verfahrens begründet werden!

Daubenton, um seinen Fehler wieder gut zu machen, unterstützte die Bemühungen der Familie auch hierin.

Er widmete dieser Aufgabe die letzten Jahre seines Lebens und einen ansehnlichen Theil seines Vermögens. Er gab beim Justizminister eine Schrift ein, in welcher er die Jury, die Richter und auch den gesetzgebenden Körper rechtfertigte, daß er damals so gesprochen, denn Couriol's Aussagen hätten zu jener Zeit noch nicht das Gewicht gehabt und noch nicht die genügenden Nachweisungen geliefert, um von dem festen Gange, den die Gesetze vorschreiben, abzuweichen. Jetzt aber, nach so vielen gesetzlich festgestellten Ermittelungen, sei es an der Zeit, daß die Regierung die Revision des Processes Lesurques' anordnen müsse. „Die Fälle von Jean Calas und alle die andern, deren willen die Gerechtigkeitsliebe unserer Monarchen ähnliche Revisionen verfügte, waren nicht so schlagend wie dieser, die Vermuthungen, welche für die Unschuld der Opfer sprachen, waren geringfügig im Vergleich zu denen, welche hier zur Sprache kommen."

Aber — sagt der Berichterstatter der Gazette mit beredtem Schweigen — dieses Recht zur Revision existirte nicht mehr in unserm Codex, und der Gesetzgeber, der da gewollt, daß die Erklärung der Jury unverletzlich sei, fürchtete den Glauben der bürgerlichen Gesellschaft an dieser damals erst erwachsenden Institution zu erschüttern, wenn er zugäbe, daß auch sie dem Irrthum unterworfen sei!

Lesurques' Witwe und seine Kinder ließen sich nicht abschrecken. Aber weder das Directorium, noch das Consulat, noch das Kaiserthum, noch die Restauration willfahrten ihren Bitten. Umsonst widmete ein talentvoller Schriftsteller, M. Salgues, zehn Jahre seines Lebens der Vertheidigung des Hingerichteten. Umsonst erhob zu diesem Zwecke der bekannte Merilhou mit aller Begeisterung seine Stimme; auch andere namhafte Juristen.

Alle die verſchiedenen Regierungen, welche auf einander folgten, hielten es für unmöglich, das natürliche Recht den Bittſtellern zu gewähren.

Das Summum jus summa injuria zeigte ſich auch noch in einem andern Punkte. Lesurques, als ſchuldig, war auch in den Erſatz des geraubten Geldes und in die Koſten verurtheilt. Sein Vermögen war vom Fiscus confiscirt worden. Daher ſchrieb der wohlhabende Lesurques an ſeine Gattin: Ich hinterlaſſe meinen Kindern nichts als meine Haare. Auch dies wurde der Familie nicht reſtituirt. Die Regierungen antworteten: die durch einen Urtheilsſpruch verordneten Geldbußen bleiben, wenn ſie einmal der Staatskaſſe anheimgefallen ſind, in derſelben, und Niemand kann ſie zurückfodern, weil Niemand den Urtelsſpruch ändern kann. Oder: Es exiſtirt kein Geſetz, welches befiehlt, einen fälſchlich Angeklagten und Verurtheilten von der ihm angethanen Schande zu befreien und die ihm abgenommene Geldbuße zu erſetzen!

Nur einen Theil ihres väterlichen Erbes erhielt die Familie unter Ludwig's XVIII. und Karl's X. Regierung, im Wege der Begünſtigung, zurück.

Nach der Julirevolution brachten die Lesurques aufs Neue ihre Beſchwerden vor die Kammern. Faſt in jeder Sitzung kam die Sache zur Sprache. Beſonders eifrig zeigten ſich dafür die Deputirten aus den nördlichen Departements, die ein Provinzialintereſſe für ihren gemordeten Landsmann belebt. Der eifrige Vertheidiger der Juden zu Damaskus, Cremieux, reichte für die Familie ein Memoire an den König ein, begleitet von einem Geſetzvorſchlage, um zu den betreffenden §§. des code d'instruction criminelle drei neue, bezüglich das gefoderte Reviſionsverfahren, hinzuzufügen. In der Sitzung der Deputirtenkammer vom 10. Mai 1834 ward darüber

berichtet und nach vielen Debatten die Zuweisung der Schrift an die Minister der Justiz und der Finanzen beschlossen.

Dort ruht sie jetzt im neunten Jahre, mit sammt der Frage, ob die Revision eines Criminalprocesses und die Rehabilitation eines unschuldig Hingerichteten zulässig ist oder nicht.

Joseph Lesurques' Witwe starb erst im Herbst 1842. Ihr Tod hatte die Sache aufs Neue in Anregung gebracht. Erfolgt ist darauf, so viel bekannt geworden, nichts. Der älteste Sohn war schon früher auf dem Felde der Ehre gestorben. Es lebt gegenwärtig nur noch ein Sohn und eine Tochter des unglücklich berühmt gewordenen Joseph Lesurques. Es wird behauptet, daß Sohn und Tochter der Mutter auf ihrem Sterbebette das Versprechen gegeben, das heilige Werk fortzusetzen, welchem die unglückliche Frau, vom Augenblicke an, wo ihr Gatte auf dem Schaffot starb, ihr Leben widmete.

Ueber die Beurtheilung des Falles aus deutschem Gesichtspunkte, ist es überflüssig, ein Wort zu sagen. Unser Verlangen nach Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, nach einer Theilnahme des Volks daran, ob Mitwissenschaft oder Mithandlung, ist von dem Verlangen begleitet, daß das Recht lebendig bleibe, nicht, daß es, den einen Buchstaben verlassend, in einem andern erstarre. Ueber dem summum jus muß eine andere Potenz lebendig bleiben, die verhütet, daß sie zur summa injuria werde, wie man diese Potenz auch nenne, welche Form man für dieselbe beliebe. Wie Revolutionen, ein erstarrendes Volksleben erweckend, trotz ihrer blutigen Folgen, zur Wohlthat werden können, so gibt es Akte der Willkür, die wir preisen müssen, weil sie die Macht des todten Buchstaben vernichten, wie krankhaft der Or-

ganismus unserer Gesetze hie und da auch erscheine, wie verrostet und verschlemmt auch seine Lebensadern seien, noch ist so viel — Gesundheit, Natur, Gefühl, Gnade, Vernunft, wie man es nennen will — darin, daß wir in der Verzweiflung nicht nach dem andern Extrem, nach einem leblosen Schematismus, nach einem Götzen uns sehnen, der nur tödtet und nicht erzeugt. Der Mensch soll dem Gesetz unterthan sein; aber die Humanität, der Geist Gottes über dem Gesetze schweben. Wenn wir im Wege nach Vorwärts andere Formen als die bisherigen finden, so werden wir auch zugleich Mittel entdecken, die uns vor dem Irrthum bewahren, den Spruch menschlicher Richter für unumstößliche Wahrheit zu achten, und Wege, die es möglich machen, ihn umzustoßen, wenn er offenbar verderblich ist, ohne zur Willkür unsere Zuflucht zu nehmen.

Der Proceß Lesurques' war für viele Theoretiker ein willkommener Fund. Für Die, welche gegen die Todesstrafe, wie für Die, welche gegen die Geschworenengerichte eifern. In den Irrthum, in welchen die Geschworenen fielen, hätten auch gelehrte Richter fallen können. Legrand's Fälschung seiner Bücher, der Umstand, daß er in Richard's Hause mit Couriol in anscheinend vertrauter Verbindung gewesen war, waren Indicien, welche das Gewicht der Zeugenaussagen sehr verstärkten. Nach Lage der Sache, wie sie uns berichtet ist, liegt der Hauptfehler in der Voruntersuchung, daß die Frage: ob Lesurques ein Mann war, zu dem man sich der That versehen konnte? nicht mit der Würdigung, die unsere Gerichte ihr schenken würden, behandelt worden. Ein gebildeter, wohlhabender Mann mit dem sichersten Auskommen, mit 10,000 Francs jährlicher Renten von seinem Vermögen, welche Motive konnten ihn zu einem

Straßenraub bewegen, um mit 5 Theilnehmern eine Summe von 75,000 Francs, nach zweifachem Mord zu theilen? Eine andere Frage drängt sich uns hier auf: War das Princip der Gleichheit, welches die Revolution aufgestellt, auch auf die moralische Zurechnungsfähigkeit übergegangen? Hatte der Reine kein Vorrecht vor dem Befleckten? Hielt man in jener aus Blut und Terrorismus kaum hervorgegangenen Zeit etwa jeden Mann für eben so fähig, wie verrufene Bösewichter, einen Raubmord zu begehen? Zugleich aber dient der Fall zur ernsten Warnung, mit welcher Vorsicht der Beweis über die Identität einer Person in zweifelhaften Fällen zu würdigen ist. Die beste Ueberzeugung kann irren, wo Voreingenommenheit und erregte Phantasie einer allgemeinen Aehnlichkeit zu Hülfe kommen, wie wir in dem merkwürdigsten aller Criminalfälle, dem von Martin Guerre, davon ein schlagendes Beispiel sahen.

Der Schwarzmüller.

1817—1821.

In einem engen, von steilen Bergwänden eingeschlossenen Thale des bairischen Oberlandes lag eine einsame Mühle. Sie gehörte zu einem Dorfe, dessen Häuser, nach Art der Gebirgsdörfer, weit zerstreut an dem Gebirgswasser, der Sittenbach genannt, lagen. Aber die Schwarzmühle lag noch weiter entfernt; gegen viertehalbhundert Schritte oberhalb des letzten Gehöftes. Ihre Bewohner hatten wenig Verkehr mit den Bauern des Dorfes. Sie waren Protestanten, aber versenkt in tiefem Aberglauben. In diesem Thale spukten noch Hexen, Gespenster gingen um, die Geister der Erschlagenen fanden keine Ruhe und man glaubte an magische Mittel, wodurch man Lebendige tödten könne; auch an eine unmittelbare Verbindung der Menschen mit dem Teufel. Wenn der Eigenthümer der Mühle selbst in einem solchen Verdachte stand, daß er Nachts auf die Kreuzwege ginge, um sich mit den Unholden zu verständigen, so wird die Abgeschiedenheit, in welcher die übrigen Dorfbewohner mit den Müllersleuten lebten, noch erklärlicher.

Der Schwarzmüller, mit Vornamen Friedrich — seinen

Zunamen hat Feuerbach, der uns diesen Fall mittheilt, mit einem andern vertauscht, weil zur Zeit, als er seine Rechtsfälle herausgab, noch bei dem Criminalproceß nahe betheiligte Personen lebten — der Schwarzmüller war ein starker, rüstiger Mann, um das Jahr 1817 gegen 60 Jahre alt. Sein Gewerbe verschaffte ihm sein gutes Brot, von Liegenschaften und Capitalien besaß er ein nicht unbeträchtliches Vermögen. Er und seine Familie waren evangelischer Religion. Aber sein Sinn war störrisch, aufbrausend, jähzornig. Man zitterte vor ihm und fürchtete seinen Zorn. Er war ein Despot in seinem Hause, ein unumschränkter Herr auf seinem Besitzthum und stolz gegen Andere; denn er war reich, der reichste Mann in seiner Umgebung; und der geringe Umgang mit Andern, die Einsamkeit, die starren Berge um ihn her nährten die Keime der Leidenschaften, bis sie nicht mehr zu beugen waren. Wer die Alpen bereiste, wird in den wohlhabenden Wirthsherren der Dorfschenken, die auf ihrem Eigenen sitzen, hochgeachtet und gefürchtet in der Umgegend, Abdrücke dieses Charakters wiedergefunden haben. Ihre derbe, hohe, wohlgenährte Gestalt hat schon etwas Imponirendes, in jeder Bewegung drückt sich das Vollgefühl ihrer Kraft aus, sie herrschen mit ihren Blicken, sie winken nur und Alles fliegt, sie sind Gastwirthe wie nur aus Gefälligkeit und weisen dem Gast die Thüre, der etwa mit der herkömmlichen Weise ihn zu bewirthen nicht zufrieden wäre. Sie treten wie Könige auf und können die Tyrannen ihrer Gegend werden, aber auch ihre Propheten und Orakel. Der Sandwirth Andreas Hofer war ein solcher am Eigenen sitzender, von Allen in seiner Gegend hochverehrter Gastwirth; aber nur einer der Abdrücke der altgermanischen freien Hofbesitzer, wie sie in Norddeutschland nur noch in einem

Theile von Westfalen vorkommen, in Oestreich, Baiern, Tirol und Schwaben dagegen noch in großer Anzahl gefunden werden.

Mit seiner Ehefrau Barbara hatte er in einer 30jährigen Ehe 12 Kinder gezeugt, von denen noch 5 am Leben waren. Der älteste Sohn Leonhard hatte bereits als Müllermeister am andern Orte eine eigene Niederlassung. Der zweite, Konrad, damals 28 Jahre alt, lebte noch im väterlichen Hause und versah die Feldwirthschaft. Der 24jährige Friedrich stand dem Mühlengeschäft vor. Die beiden Töchter Margarethe, 23 Jahre alt und Kunigunde, 18 Jahre alt, dienten als Mägde im älterlichen Hause.

Unfern der Mühle, auf deren Grund und Boden, stand eine Häuslerhütte, in welcher seit 1817 ein verheiratheter Tagelöhner, Namens Wagner, für einen geringen Miethszins aufgenommen war. Er hatte dagegen die Verpflichtung übernommen, auf Bestellung vorzugsweise bei dem Schwarzmüller auf geringen Tagelohn (6 Kreuzer und Kost) zu arbeiten.

Noch lebte, außer der Müllerfamilie, ein 13jähriger Pferdejunge auf der Mühle. Er hatte seine Schlafstelle in einem entfernten Pferdestall, so daß er von Dem, was des Nachts in der Mühle vorging, nichts hören konnte.

Vor der Mitte August 1817 war der Schwarzmüller unerwartet verschwunden. Seit dem 9. August hatte ihn Niemand gesehen; aber erst am 11. October machte seine Frau beim Landgerichte davon Anzeige. Sie gab an, ihr Mann habe sich vor 9 Wochen mit allem Baaren heimlich entfernt und seitdem nichts von sich hören lassen. Sie trug auf eine öffentliche Vorladung des Entwichenen an und bat um Beschlagnahme seiner auswärts ausstehenden Foderungen. Die Vorladung hatte keinen Er-

folg und es ward mit der Curatel über das Vermögen des Abwesenden verfahren.

Erst ein Jahr nach seinem Verschwinden verbreitete sich das Gerücht, der Schwarzmüller sei auf seiner Mühle erschlagen worden. Es war durch eine Aeußerung jenes Tagelöhners Wagner entstanden, der einst bei der Arbeit zu einem andern Tagelöhner, als Beide über die Müllersleute sprachen, ausgerufen hatte: „Preuß! Wenn Du wüßtest, was ich weiß, Du würdest Dich wundern. Wenn ich von den Müllersleuten reden müßte, so würde die Mühle zugesperrt und sie kämen Alle ins Zuchthaus. Wenn ich Geld brauche, so müssen sie mir es geben. Und wenn ich die Häuslerhütte haben will, so müssen sie mir die auch geben."

Der Gendarme des Districts machte hierauf im September 1818 eine Anzeige darüber beim Landgericht. Der Verdacht, der aus der Aeußerung des Wagner hervorgehe, schien ihm noch bestärkt zu werden durch den Umstand, daß es in der ganzen Gegend bekannt wäre, in welchem Unfrieden der Schwarzmüller mit seiner Familie gelebt habe. Auch sei es ihm merkwürdig gewesen, wie verlegen die Müllersleute sowol, als der Wagner und seine Frau gethan, als er bei ihnen wegen des Verschwindens des Schwarzmüllers nachgefragt. Dem Gerichte selbst war nur zu wohl bekannt, daß sogar eine erbitterte Todfeindschaft zwischen dem Schwarzmüller und seiner ganzen Familie schon seit lange geherrscht hatte. Erst 2 Monate vor seinem Verschwinden hatte der Müller seine eigene Frau und Söhne beim Gericht verklagt, daß sie ihm die Schlüssel zu seinen Zimmern und seinem Geldvorrath fortgenommen, sich in den Besitz der Getreidevorräthe gesetzt und des ganzen Hausregiments angemaßt hätten. Ja, er habe gar keinen Gehorsam mehr.

da ſie ihm ſogar mit Schlägen gedroht. Die Verklagten hatten ſich damit vertheidigt, es müſſe ſo ſein, denn der Müller ſei ein liederlicher Hausherr und Verſchwender, der alle ſeine Pflichten verletze; er lebe im Ehebruche und habe neulich erſt wieder mit einer liederlichen Dirne ein Kind erzeugt, was ihm viel Geld gekoſtet. Zwar ward der Frau und den Kindern bedeutet, dem Hausherrn die ihm gebührende Gewalt wieder einzuräumen; aber ſchon am nächſten Tage war er abermals klagend vor den Gerichten erſchienen, denn die Seinen hätten ſich thätlich an ihm vergriffen. Es mußte eine eigene Commiſſion in die Mühle geſchickt werden, um den Gatten und Hausherrn wieder in ſeine Rechte einzuſetzen; auch da äußerte ſich von beiden Seiten die tiefſte Erbitterung, und Frau und Kinder erklärten, ſie behielten ſich ihre Klage gegen den liederlichen Mann vor, unter deſſen Regiment ſie ihres Lebens nicht ſicher wären.

Das Landgericht that ſofort mit anſcheinend großem Eifer die nöthigſten Schritte zu einer vorläufigen Unterſuchung. Der Landrichter, deſſen Name aus Gründen uns verſchwiegen wird, begab ſich ſelbſt in die Schwarzmühle und vernahm mehre Zeugen; aber es kam dabei nichts heraus. Der Tagelöhner Preuß wiederholte zwar, was ihm der Tagelöhner Wagner geſagt, aber Wagner nannte das eine leere Rede und behauptete mit den Müllersleuten, der Schwarzmüller ſei heimlich davongegangen; Niemand wiſſe es anders. Für das allgemeine Gerücht, daß der Müller erſchlagen worden und Wagner geholfen habe, ſeinen Leichnam in der Sägmühle zu verſcharren, fanden ſich keine Beweiſe, und da der Gemeindeälteſte Konrad erklärte: er wiſſe von den Müllersleuten und dem Wagner nichts Nachtheiliges, auch ein Hirt bezeugte, er habe in der Heuernte 1817 für den Schwarz-

müller und in dessen Begleitung einen Sack Geld, der wol an 2000 Gulden enthalten haben möge, in einen entfernten Ort forttragen müssen, so wurde die vorläufige Untersuchung geschlossen und keine weitern Nachforschungen angestellt.

Doch waren von dem Gerichte mehre Unterlassungssünden begangen. Der Preuß war nicht eidlich, die Töchter des Schwarzmüllers waren gar nicht vernommen worden. In der Sägemühle hatte man nicht nachgegraben und der Landrichter unterließ, was seine Pflicht gewesen wäre, die Acten an das Obergericht zur Prüfung einzusenden.

Hiermit schien die ganze Sache beendet und das Gerücht schwieg. Ueber drei Jahre hörte man nichts von dem verschwundenen Schwarzmüller, während die Familie ruhig im Besitz der Mühle und der ganzen Hinterlassenschaft blieb.

Im Jahre 1821 war gegen den Landrichter, welcher jene vorläufige Untersuchung geführt, der dringende Verdacht mehrer Unterschleife und anderer Amtsverbrechen entstanden. Er wurde suspendirt und ein Bevollmächtigter des Obergerichts ward nach dem Sitze des Landgerichts gesendet, um den neuen Verweser einzuführen und zugleich eine Amtsvisitation abzuhalten.

Während er damit beschäftigt war, brach plötzlich in einer Novembernacht Feuer in der verschlossenen Registratur aus, wodurch ein großer Theil der Acten des Gerichts in Flammen aufging und den Eingesessenen ein bedeutender Schade widerfuhr. Der Verdacht der Brandanstiftung fiel sogleich auf den suspendirten Richter, weil das Motiv sehr nahe lag, die Zeugnisse seiner Amts-

veruntreuungen zu vernichten, und es ward eine neue Unterſuchung wegen dieſer Brandſtiftung gegen ihn eröffnet.

Der Bevollmächtigte richtete nun ſeine ganze Aufmerkſamkeit darauf, aus den geretteten Acten diejenigen Stücke herauszuſuchen, deren Vernichtung für den vorigen Richter ein beſonderes Intereſſe gehabt haben mußte; während ihm dabei ein Actenfascikel: „Die Aufſtellung eines Curators für den abweſenden Schwarzmüller betreffend", in die Hände gerieth, erhielt er zugleich von dem Gerüchte Nachricht, daß dieſer Müller von den Seinen ermordet worden. Auch ward ihm zugeflüſtert, daß der vorige Richter von den wohlhabenden Müllersleuten wol ein Stück Geld müſſe erhalten haben, um die Sache auf ſich beruhen zu laſſen. Dieſer letztere Verdacht wurde in den Augen des Bevollmächtigten nur noch beſtätigt, als er auch das andere, unvollſtändige Actenſtück mit den Protokollen über die Ausſage des Gendarmen und der Tagelöhner auffand.

Alsbald ward eine neue Unterſuchung eröffnet. Die ſchon früher vernommenen Zeugen ſagten ungefähr Daſſelbe aus, wie bei der Voruntersuchung. Nur die Ehefrau des Wagner legte ſchon beim erſten Verhör folgendes Bekenntniß ab: Die Söhne des Schwarzmüllers hätten vor vier Jahren ihren Ehemann beredet, daß er ihnen hülfe, ihren Vater auf die Seite zu ſchaffen. Das ſei ungefähr im Auguſt oder September 1817 geſchehen. Sie, die Ehefrau, hätte es nicht leiden wollen; die Söhne hätten aber nicht nachgelaſſen. Darauf wäre ihr Mann einmal Nachts mit denſelben in die Schlafkammer des Müllers gegangen, und ſie hätten ihn miteinander umgebracht. Der Leichnam ſei in einer Felsſchlucht auf dem Grund und Boden der Mühle vergraben worden.

Der Ehemann der Zeugin, der Tagelöhner Wagner, ward nun ernstlicher vorgenommen, und es dauerte nicht lange, bis auch er zu folgendem Geständniß gebracht wurde.

Der alte Schwarzmüller sei ein gar grausamer Mensch gewesen und allen Ausschweifungen ergeben. Frau und Kinder hätten viel von ihm zu leiden gehabt und in beständigem Hader mit ihm gelebt. Da habe Konrad, der Sohn des Müllers, ihm einst vertraut — im September 1817 — die Familie könne es nicht mehr aushalten. Damit er sie nicht um Alles bringe, wollten sie ihn in der nächsten Nacht auf die Seite schaffen. Konrad habe ihn aufgefodert, ihnen dabei zu helfen. Zuerst hätte er nicht dran gewollt; endlich auf vieles Zureden habe er sich aber doch entschlossen. Nun habe ihn Konrad eines Nachts abgeholt und sie Beide, unter Beihülfe des jüngsten Sohns Friedrich, hätten dann in der Küche den alten Vater ermordet. Der Leichnam sei zuerst in der Sägemühle verscharrt worden. Später hätten sie ihn in eine Felsenschlucht auf dem Krummacker geworfen und mit Erde und Steinen bedeckt. Die Müllerin, und ihre Töchter wüßten auch von der That.

Das Untersuchungsgericht begab sich hierauf, von einer gehörigen Mannschaft begleitet, ganz in der Stille in das Sittenthal. Sie kamen gegen Abend an, die Schwarzmühle ward umstellt und man überraschte die Familie, als sie eben stehend ihr Tischgebet, nach dem Abendessen, verrichtete. Man ließ sie ruhig das Gebet aussprechen; alsdann wurde sämmtlichen Mitgliedern der Familie der Arrest angekündigt und jedes in gesonderten Gemächern eingeschlossen. Noch in derselben Nacht schritt man zum summarischen Verhör der Mutter und beider Söhne. Aber die Ueberraschung, auf die man gerechnet,

blieb ohne Ergebniß. Jeder antwortete ruhig und unbefangen Daſſelbe, was in den frühern Protokollen ſtand. Keiner wußte etwas von dem verſchwundenen Vater, und Jeder glaubte nicht anders, als daß er vor Jahren auf und davongegangen ſei, ohne daß Einer etwas von ſeinem weitern Ergehen gehört habe.

Ein ganz anderes Reſultat lieferte der folgende Tag. Der Tagelöhner Wagner führte die Gerichtsperſonen links von der Mühle eine ſteile Bergwand hinauf. Dann ging es über mehre Aecker in einen Felſengarten, zwiſchen denen eine Kluft ſich befand. Hier, erklärte Wagner, ſei der Leichnam des Schwarzmüllers von den Söhnen verſcharrt worden. Man räumte mehre loſe, nur dürftig mit Moos und Geſtrüppe überwachſene Steine hinweg, und als man an eine Schicht von verwittertem Laub und Steinen gekommen, rief der Führer: „Nun kommt der Leichnam bald.“ Als man auch dieſe weggethan, kamen wirklich einige Fetzen halbvermoderten Tuches, Schädelknochen, Wirbelbeine, Rippenbeine und andere Knochen zum Vorſchein, die von dem Gerichtsarzt als unzweifelhaft für die Gebeine eines Menſchen erklärt wurden. Der Tagelöhner Wagner ſagte: „Ja, das wird der Schwarzmüller ſein. Denn in meiner Gegenwart trugen ihn die Söhne vor 4 Jahren hier herauf und warfen ihn hinein, und wir zuſammen haben ihn mit Moos und Laub zugedeckt. Der Schwarzmüller hat auch gerade ſo ſchöne Zähne gehabt, wie hier am Unterkiefer ſitzen.“

Sämmtliche Kinder des Müllers wurden hierauf einzeln zuerſt vor die zuſammengelegten Gebeine und demnächſt an den Ort des Fundes geführt. Die Wirkung beim Anblick der Gebeine war ſehr verſchiedenartig. Ein deutliches Bekenntniß ward dadurch nicht hervorgebracht,

wol aber wurden die Indicien einer wirklich vorgefallenen Mordthat durch ihre Bestürzung und ihre unwillkürlichen Aeußerungen nur verstärkt.

Der älteste Sohn Konrad brach, ohne gefragt zu werden, als er die Gebeine sah, in den Ausruf aus: „Ja, das ist mein Vater. — Aber ich bin der Thäter nicht," setzte er nach einigem Bedenken hinzu.

Der zweite Sohn Friedrich blickte trotzig, ohne Zeichen der Verlegenheit und stumm auf die Gebeine. Erst auf die Frage: Was das wäre? antwortete er: „Nun, was wird's sein! — Beine sind es. Ob aber Menschenbeine oder Thierbeine, das weiß ich nicht. Ich kenne weder Menschenbeine noch Thierbeine."

Die jüngste Tochter Kunigunde rief auf dem Wege nach der Schlucht ängstlich aus: „Davon weiß ich nichts. Ich weiß wol Das von meinem Vater; aber von dem hier oben weiß ich nichts. — Ich bin unschuldig, ganz gewiß unschuldig."

Die älteste Tochter Margarethe rief ebenfalls aus: „Ich bin unschuldig an der That — ich bin unschuldig. Ich habe von der Sache nicht eher gewußt, als bis mein Vater angefangen hatte fürchterlich zu schreien. Aber da war es zu spät. Ich habe seitdem keine ruhige Stunde gehabt. O Gott! was wird noch aus uns werden!"

Die Criminalunterſuchung ward gegen die Familie des Schwarzmüllers und gegen den genannten Theilnehmer eröffnet. Ein ungeheures Verbrechen lag vor, eins, das zu den allerſeltenſten in der menſchlichen Geſellſchaft gehört: ein Vater- und Gattenmord, ein Complott zum Meuchelmord, in welchem Gattin, zwei Söhne and zwei

Töchter ſich verſchworen und noch dazu einen Meuchelmörder gedungen hatten, der die That für Bezahlung, in ihrem Namen und unter ihrem Beiſtande ausführte. Welche Motiven mußten einem ſolchen haarſträubenden Frevel zum Grunde liegen, und welche tiefe, ſittliche Familienzerwürfniß mußte vorangegangen ſein und die That möglich gemacht haben! Ueber beide Fragen gab die Unterſuchung den vollſtändigſten Aufſchluß, auch legten die einzelnen Verbrecher nach einander das vollkommenſte Bekenntniß ab, ſo daß die Geſchichte der Criminalprocedur in dieſem Falle ganz in den Hintergrund tritt, und wir uns allein mit der Erzählung des hiſtoriſchen Hergangs und der pſychologiſchen Seite des Verbrechens beſchäftigen können.

Allerdings war eine tiefe, ſittliche Zerwürfniß in der Familie, aber nicht auf der Seite, wo wir es erwarten ſollten. Sämmtliche Mörder, Mutter, Söhne und Töchter genoſſen des beſten Rufes, Niemand hätte ſie für der That fähig gehalten, und es gehörten die außerordentlichen Umſtände dazu, um ſie möglich zu machen.

Die Ehefrau, zur Zeit der That einige 50 Jahre alt, auch eine Müllerstochter und von Aeltern ſtammend, welche, wie der Pfarrer ſich ausdrückt, eben ſo arm an Geiſt als an Herz waren, ſoll ſchon in der Jugend einen gänzlichen Mangel an Gedächtniß- und Faſſungskraft gezeigt haben. Durch die unausgeſetzten Mißhandlungen ihres Mannes in der über dreißigjährigen Ehe ſanken ihre Geiſteskräfte noch tiefer hinab und ſie verſank bisweilen in einen Zuſtand von Stupidität, der an Blödſinn grenzte. Der Mann klagte beſtändig über ſeine dumme Frau; ſonſt galt ſie überall für eine höchſt gutmüthige, verträgliche, wohlwollende Frau von untadelhaftem Lebenswandel.

Daſſelbe Lob traf ihre Kinder, ſo die Söhne als die Töchter. Der Pfarrer des Orts und alle Zeugen bekundeten, daß ſie von Jedermann ihrer Frömmigkeit, Rechtſchaffenheit, Güte, Sanftmuth, Ordnungsliebe und Arbeitſamkeit wegen gerühmt worden. Dagegen waren Alle geiſtig beſchränkt, unkundig und unwiſſend in Allem, was ſie nicht zunächſt betraf, und dem albernſten und finſterſten Pöbelaberglauben ergeben. Sie ſahen überall um ihre einſame Mühle Geſpenſter und witterten das Treiben von Heren. So galt ihnen die Frau des Tagelöhners Wagner für eine ſolche und der jüngſte Sohn Friedrich gab ſich während der Unterſuchung alle Mühe, den Richter davon zu überzeugen. Er hatte ihr einſt etwas abgeſchlagen und dafür empfand er in der nächſten Nacht ein entſetzliches Drücken, die Here lag auf ihm. Ein ander Mal zog ſie, wie er berichtete, um einen Heuſchober vom Platze zu bewegen, um denſelben Kreiſe mit ihrem Rechen und ſprach unverſtändliche Worte. Da erhob ſich ein Wirbelwind, faßte den Heuſchober, hob ihn hoch in die Luft und führte ihn ſo weit mit ſich fort, als ſeine Augen reichen konnten. Da alle übrigen Heuſchober auf ihrem Platze blieben, ſo mußte das offenbar durch Zauberkraft gewirkt ſein!

Nicht daſſelbe Lob ward dem todten Müller. Ganz im Gegenſatz zu ſeiner Familie ſtand er im Rufe eines verſtändigen und, ſeinen Verhältniſſen nach, ziemlich gebildeten Mannes. Er hielt ſeine Kinder zur Schule an, empfing des Jahres regelmäßig zwei Mal das Abendmahl. Auch galt er bis zu einem gewiſſen Punkte für ſehr wirthſchaftlich. In allem Uebrigen aber war er das gerade Gegenſtück ſeiner gutmüthigen Frau und ſeiner wohlgearteten Kinder. Seine Rauheit, Herrſchſucht, ſein unbezähmbarer Jähzorn ſind ſchon oben angedeutet und

aus der ſpäter folgenden Geſchichtserzählung werden wir ein vollſtändiges Bild dieſes gefährlichen Mannes gewinnen. Seine knickerhafte Sparſamkeit erfuhr nur in einem Punkte eine Ausnahme, wo es die Befriedigung ſeines wollüſtigen Kitzels galt, der ihn noch im ſpäten Alter nicht verlaſſen hatte.

Er war von menſchenfeindlicher Gemüthsart und man will die Keime derſelben ſchon früh an ihm wahrgenommen haben. Ein undankbarer Sohn, hatte er oft frevleriſch die Hand gegen den eigenen Vater erhoben. Wenn er zornwüthig war, hatte ſogar mehrmals das Leben des alten Mannes in Gefahr geſchwebt, und er hatte ſich hinter Schlöſſern und Riegeln gegen den böſen Sohn ſchützen müſſen. Der böſe Sohn ward ein eben ſo böſer Gatte und Vater. Er behandelte Frau und Kinder nur wie Geſchöpfe, beſtimmt, ihm zu dienen und von ſeiner Willkür zu leiden. Wie treu und fleißig ihm die Kinder auch dienten, ſobald ſie aus der Schule entlaſſen waren, ſo behandelte er ſie doch mehr wie faule Knechte und ſchlechte Mägde, als wie Glieder ſeiner Familie. Sie gingen in zerlumpten Kleidern und litten oft am Nöthigſten Mangel, wenn er ausging und mehre Tage fortblieb, ohne ihnen Geld zu ihrem Unterhalt zurückzulaſſen. Seine von jeder geringfügigen Kleinigkeit angeregte Zornwuth äußerte ſich in Mishandlungen, welche, alle Grenzen hausväterlicher Rechte überſchreitend, in wirkliche Verbrechen ausartete.

Ein Tagelöhner, der vor vielen Jahren bei dem Schwarzmüller gedient, bekundete: Der Meiſter habe keinen Tag vorübergehen laſſen, ohne daß er mit ſeiner Frau oder ſeinen damals noch unerwachſenen Söhnen Streit angefangen und auf ſie zugeſchlagen habe, wobei er ſich des erſten beſten Werkzeugs bediente, das ihm in

die Hände gerieth. Einst hätte er seine Frau mit der Axt so getroffen, daß sie den Arm 14 Tage in der Schlinge tragen mußte. Die Tochter Margarethe versicherte, daß ihre Mutter seit einer vor 15 Jahren von ihrem Vater erlittenen Kopfverletzung ihren halben Verstand verloren habe. Des alten Müllers eigene Lustdirne, die Kunigunde Hopfgärtner, mußte gestehen, der alte Mann sei einmal so zornwüthig gewesen, daß er vor ihren Augen ein Handbeil nach seinem Sohne Friedrich warf. Er würde ihn getödtet haben, wenn der Wurf nicht fehlgegangen wäre; so traf er nur die Ferse. Ein Schullehrer hatte gesehen, wie er einst Frau und Kinder mit einer Stange Eisen zerschlug.

Es war natürlich, daß die Kinder, welche von der Barbarei Zeugen waren, mit inniger Liebe an ihrer Mutter, der Dulderin, hingen. Als sie heranwuchsen, machte sich zwischen ihnen und der Mutter von selbst ein Complott gegen den grausamen Vater. Sie waren verbunden zu gegenseitigem Beistande, und die Furcht vor dem Vater ging mit den Jahren in Haß und Verachtung über. Sie wußten außer jenem unmenschlichen Betragen von ihm auch, wie er, der alte Mann, sich fortwährend mit den gemeinsten Dirnen abgab, uneheliche Kinder erzeugte und die Seinen darben ließ, um jene Personen mit großen Geldgaben abzufinden.

Die schon erwähnte Kunigunde Hopfgärtner, eine nichtswürdige Dirne, die bald nach des Schwarzmüllers Verschwinden ins Zuchthaus wandern mußte, war Jahre lang von ihm unterhalten worden. Als sie ihn im April 1817 als Vater ihres neugeborenen Kindes angab und die neue Schmerzensnachricht in der Mühle bekannt wurde, erhoben sich voll Entrüstung und Zorn alle seine Kinder gegen den schlechten Vater; nur die jüngste Tochter

nicht. Mit den beiden Söhnen gerieth er in die Haare. Als er auf die Tochter Margarethe losgehen wollte, ergriff diese, wie ein Zeuge versicherte, eine Ofengabel und hielt sie ihm mit den Worten entgegen: „Alter Spitzbube! Wenn Du hergehst, stoße ich sie Dir in den Wanst!“

Rührend ist es, anzuhören, wie die unglückliche Mutter und Gattin in den Verhören sich über ihr Verhältniß ausließ: „Sie glauben gar nicht,“ sagte sie, „was mein Mann für ein böser Mensch war. Er hat mir den Kopf ganz zerschlagen und zerschellert, so daß ich ein böses Gedächtniß habe. Er hat mich zum Boden herabstürzen wollen. Ich und mein Friedrich lagen eine Nacht mit blutigen Köpfen im Heustock. — — Er hat mich mishandelt, wie man kein Vieh mishandelt, und Alles das ohne die geringste Ursache. Vorzüglich um die heilige Zeit gegen Weihnachten und Ostern war er ganz besonders toll und hat dann gegen Jedermann gewüthet. Er ist früherhin des Nachts auf die Kreuzwege gegangen, wo man, wie gesagt wird, dreierlei Dinge erlangen kann: Geld, oder Beistand im Streit, oder noch Etwas. Und deshalb glaube ich, daß mein Mann allenfalls mit dem bösen Feind mag in Verbindung gestanden sein.“

Nach der Aussage des ältern Sohnes Konrad hatte der wilde Vater seine Kinder nie als Kinder behandelt und sie nur Diebe und Spitzbuben genannt. Um eine kleine Ungeschicktheit schlug er den zwölfjährigen Knaben so, daß er bewußtlos in der Mühle liegen blieb und eine Narbe davon zeitlebens trug. Ein ander Mal schlug er diesen Sohn auf dem Ackerfelde dermaßen, daß er die Pferde stehen lassen und nach Hause kriechen mußte. Er mußte zwei Tage krank liegen, und der Unmensch von Vater verbot der Mutter, dem Knaben wäh-

rend dessen zu essen zu geben, weil er nichts verdiene. Kein Dienstbote konnte es bei ihm aushalten, weshalb er jährlich drei bis vier Mal die Knechte wechselte. Beide Söhne arbeiteten desto unverdrossener. Sie verbesserten die Mühle um 1000 Gulden; dem Vater war es aber doch nie recht und nie genug, er schalt, daß sie mehr brauchten als sie verdienten. Auch nach dieses Sohnes Konrad Aussage schimpfte der Schwarzmüller seine Frau immer nur „Sauleder", „Mistluder" und richtete sie unzählige Mal so mit Schlägen zu, daß sie mehre Tage im Bette liegen mußte. Oft war sie so mishandelt, daß sie über und über voll Blut war und man sie nicht mehr erkennen konnte. „Weder die Mutter noch wir Kinder waren vor ihm unsers Lebens sicher. Zudem hat er drei uneheliche Kinder hergesetzt und unserer Mutter so wenig als uns Geld in die Hand gegeben, obgleich das Vermögen von unserer Mutter hergekommen ist, und er es zu Hunderten an seine Menscher ausgab. Wir Kinder hätten längst unser Brot auf eine andere Weise gesucht, wäre es uns nicht um unsere Mutter zu thun gewesen, die wäre dann ganz allein und hülflos bei dem Vater geblieben. Wir suchten endlich Hülfe gegen unsern Vater auf dem rechten Wege (vor Gericht), aber wir fanden sie nicht. Hätten wir einen Vater gehabt, mit dem nur Etwas auszukommen gewesen wäre, so hätte er eine Freude an seinen Kindern haben können; denn wir waren treu, fleißig und ordentlich, wie Jedermann weiß. Aber unser Vater war ein Unmensch."

Dann erinnerte der Sohn daran, wie sein Vater in alter Zeit schon seinen Vater geprügelt und geschlagen. Noch könne man in der Mühle sehen, wie der Großvater durch sechsfache Riegel und Schlösser sich gegen

seinen Sohn ſicher zu ſtellen geſucht. An der Thür zu dem Gemach, darin der alte Schwarzmüller dazumal ſich eingeſchloſſen, ſah man noch drei Hiebe mit der Holzart, als der böſe Sohn die Thür aufhauen wollen, um dem Vater zu Leibe zu gehen.

Der jüngere Sohn äußerte ſich über den todten Vater und ſein unmenſchliches Weſen ebenſo, nur noch heftiger. Der Tod oder Mord hatte nicht im Geringſten die böſen Eindrücke verwiſcht oder gemildert. Nach ihm hatten die Kinder keinen Vater, ſondern nur einen Unmenſchen, der ſie von Jugend auf gehaßt. Auch dieſem, Friedrich, hatte er einſt mit der Hacke einen Schlag auf den Kopf gegeben, daß das Blut bis in den Stiefel lief und die Wunde in ½ Jahren noch nicht zugeheilt war. Einſt, als Friedrich nach Hauſe kam, hörte er ſchon von weitem ein jämmerliches Geſchrei. Er fand die Mutter in der Holzecke und der Müller ſchlug mit einer zerbrochenen Holzart ununterbrochen auf ſie los, indem er dabei rief: „Luder, ich bringe Dich um! ich bringe Dich um! Ich kann Dich nicht mehr im Hauſe leiden.“ Ohne des Sohnes Dazwiſchenkunft wäre damals die Mutter wahrſcheinlich umgebracht worden; ſie blutete bereits fürchterlich. Aber der Sohn entwand dem Vater die Holzart und hielt ihn ſo lange, bis die Mutter entſprungen war. Doch war es nicht ohne eigene Gefahr für ihn abgegangen; auch er mußte ſich flüchten und konnte an den Schlägen auf Kreuz und Arm, die er im Kampf erhalten, durch fünf Tage nicht arbeiten. Dies war die Nacht, von der die Mutter ausgeſagt, daß ſie mit ihrem Sohne Friedrich im Stalle auf dem Futter gelegen. Der Sohn foderte den Richter auf, ſeine Mutter durch den Doctor viſitiren zu laſſen, da werde man an ihrem Leibe eine Menge Wunden finden, die alle der Vater geſchlagen.

Von dem schändlichen Lebenswandel berichtete auch Friedrich noch Züge in Menge, um das Charakterbild des Todten zu vollenden: Daß Frau und Kinder ihn nicht selten bei der Magd im Bette angetroffen hätten, daß er eine Menge Geld für heimliche Arzneien ausgegeben, um der Magd das Kind, das sie von ihm hatte, abzutreiben. Friedrich schloß seine herzergreifende Anklage gegen den todten Vater noch mit Folgendem: „Und von seiner Jugend an führte er den schlechten Lebenswandel. Seinem Vater hat er das Geld weggestohlen und liederlich durchgebracht, und er hat, wie ich mich noch wohl erinnere, seinen eigenen Vater, kurz ehe der starb, bei den Füßen angepackt, ihn die Stiege herab und vor die Mühle hinausgeschleift. Und dem Alten sein Kopf war jämmerlich zerschlagen, und er hat über und über geblutet. Solch ein Unmensch war unser Vater! Ach! so lange wir auf dieser Welt sind, haben wir noch keine Ruhe und keine Freude gehabt. Vor unsers Vaters Tode wurden wir gepeinigt von ihm und nach seinem Tode peinigt uns unser Gewissen!“

Zwar kommen alle diese Aussagen von Denen, in deren Interesse es lag, den von ihnen ermordeten Gatten und Vater so schwarz als möglich zu schildern, um die Motive ihrer That in den Augen ihrer Richter so stark und dringend als möglich hervorzuheben; aber die Aussage eines jeden Einzelnen hatte in der Schlichtheit der Darstellung, in der Folgerichtigkeit, wie sie vorgetragen wurde, der Wärme des Gefühls, das oft dazwischen verbrach, die Vermuthung einer innern Wahrheit für sich. Diese Vermuthung ward noch durch die Uebereinstimmung aller einzelnen Aussagen verstärkt und über allen Zweifel in den Augen des Richters durch die Aussagen unbetheiligter Zeugen erhoben. Der Schwarzmüller war

der Wütherich, wie Frau und Kinder ihn schilderten, der Unmensch, dessen Tod eine Wohlthat für Alle wurde, welche mit ihm in Berührung getreten waren; er, der als ruchloser Sohn die Mörderhand gegen seinen Vater erhoben, mußte unter der Mörderhand eines von seinen Söhnen gedungenen Meuchelmörders sterben. Ein fatalistisches Trauerspiel — merkwürdig, daß zur Zeit des Nachspuks der fatalistischen Romantik kein Dichter dieses Stoffes sich bemächtigt hat, der überdies in der einsamen Gebirgsmühle mit seinen Felsen und Gespenstern einen so vortrefflichen Apparat bot — eine entsetzliche Nemesis, aber auf das Gemüth um so schmerzlicher einwirkend, als ihre letzten gefühllosen Schläge die vor dem moralischen Richterstuhl Unschuldigen trafen.

Die Geschichtserzählung, wie sie aus den übereinstimmenden Aussagen aller betheiligten und unbetheiligten Zeugen sich ergab, ist folgende:

Schon früher und mehrmals war es den unglücklich Leidenden zu arg geworden. Finstere Gedanken waren in ihnen aufgestiegen, das heiße aufwallende Blut hatte böse Wünsche erzeugt. Zu sehr reine Naturmenschen, hatten sie diese Wünsche nicht einmal vor Andern verbergen können.

Als, ein Jahr etwa vor der That, ein guter Schütz, berühmt wegen seiner Kunst, eines Abends als Mahlgast in der Mühle einkehrte, wo gerade die Müllerfrau und ihre beiden Söhne zugegen waren, äußerte einer der letztern: „Schuster! — so hieß der Jäger — wenn Du doch einmal unsern Alten für einen Rehbock hieltest!“ — Die Mutter setzte rasch hinzu: „Du dürftest Dir dann für eine gute Weil kein Mehl zum Brotbacken kaufen“

Der Jäger wußte nicht, ob es Scherz, ob Ernst war. Er ging fort, ohne etwas darauf zu erwidern.

Ein ander Mal des Abends schnitzte ein Tagelöhner Schleußen für die Müllersleute. Auch da äußerte der eine Sohn, wie vor sich hin: „Wer unsern Vater wegräumte, bekäme einen guten Lohn.“ Der Arbeitsmann verstand dies besser als der Jäger. Er antwortete: „Ich kann den Alten nicht wegräumen, er würde meiner ja Herr werden.“

Die Schuldigen räumen solcher Art Aeußerungen zwar ein, jedoch sei der Vorsatz eines Mordes in ihnen noch nicht zum bewußten Willen geworden. Es seien nur Stoßseufzer ihrer fürchterlichen Angst gewesen, und allerdings würden sie sich glücklich gepriesen haben, wenn sie Jemand von einem solchen Vater befreit hätte.

Der unreife Gedanke, der dunkle Wunsch in den Unglücklichen erhielt Nahrung und eine bestimmtere Richtung durch eine seltsame, mindestens unvorsichtige Aeußerung des vorigen, jetzt abgesetzten Landrichters. So oft sie sich nämlich über die Unmenschlichkeit und den Wandel ihres Vaters beklagten, erhielten sie die Antwort, daß die Gesetze ihnen nicht helfen könnten, und gewöhnlich sagte der Landrichter: „Euch ist nicht zu helfen, noch zu rathen. Ihr habt nun mal einen bösen, streitsüchtigen Vater; **es wäre am besten, wenn er weg wäre.**“

Mutter und Söhne erklärten später: diese Reden hätten den tiefsten Eindruck auf sie gemacht; sie hätten ihnen den Ausweg gezeigt, der ihnen allein noch offen stehe. Durch diese Reden des Richters sei ihnen klar geworden, daß für sie von den Gesetzen und dem Rechte durchaus nichts zu hoffen sei. Nur in dem Tode des Vaters sei ihre Rettung; sein Tod sei also **nothwendig** und durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt.

Auch dieſe Vorſtellungen hätten noch nicht zur That geführt, es gehörten dazu noch viele verführeriſche Umſtände. Das Aergerniß mit der letzten Beiſchläferin des Schwarzmüllers, der Kunigunde Hopfgärtner, war als ein neuer Luftzug in die glimmende Aſche gefahren. Jetzt zum erſten Male hatten die Söhne, um die gekränkten Rechte ihrer Mutter, ſich Thätlichkeiten gegen den Vater erlaubt. Die Gerichte waren wieder angegangen worden und hatten ihre Ohnmacht gezeigt. Da trat ein neuer Mitſpieler hinzu — der Mephiſtopheles des Trauerſpiels, der Tagelöhner Wagner.

Johann Adam Wagner war ein Vagabunde. Sohn eines Dorfhirten, hatte er von Jugend auf eine empörende Hartherzigkeit gezeigt und allerlei ſchlechte Streiche verübt. So hatte er eine beſondere Luſt als Knabe, Hühner einzufangen, ihnen die Augen auszuſtechen und ſie dann wieder laufen zu laſſen. Er hatte früher unter dem Contingent einer Reichsſtadt, dann über 20 Jahre unter dem preußiſchen Heere gedient. Im Jahre 1807 an Baiern abgegeben, hatte er ſich abwechſelnd in Berlin, Hannover und Böhmen umhergetrieben und war endlich, nach einem liederlichen Leben, in ſeine Heimath zurückgekehrt und darauf in das Sittenthal gekommen. Nachdem er ſich mit Concubinen umgetrieben, heirathete er ſeine jetzige Frau, eine Witwe mit zwei Kindern und erzeugte noch andere zwei, deren Verſorgung durch ſeinen Tagelohn ihm ſchwer genug fiel. Seine bisherigen Herren hatten ihm zwar kein böſes Zeugniß gegeben, aber er hätte, in Folge ſeines langen Soldatenlebens, nicht gern gearbeitet und eine merkwürdige Gefühlloſigkeit in allen Dingen verrathen. Sein Richter machte bei den Verhören dieſelbe Wahrnehmung. Er erzählte ſeine blutige Verrichtung in der Mordnacht mit derſelben Umſtändlich-

keit und Kaltblütigkeit, mit der etwa ein Tagelöhner seinem Herrn Bericht abgestattet hätte, wie viel Klötze er an einem Tage gefällt und wie viel Schweiß und Mühe es ihm gekostet. Ein gut bezahlter Mord, der verschwiegen blieb, galt ihm so viel, wie jede andere Tagelöhnerarbeit. Das Jahr 1817 war ein Hungerjahr. Wagner's Verdienst reichte nicht aus, ihn und seine vier Kinder zu ernähren; er war mehr als einmal genöthigt, mit den Seinen sich hungernd niederzulegen.

Am Walpurgisabend jenes Jahres arbeitete der älteste Sohn Konrad mit ihm in der Schneidemühle. Der Sohn klagte dem Arbeiter seine Noth und die seiner Familie. Wieder war der Vater in letzter Nacht fortgegangen mit vielem Gelde. Mutter und Kinder hatten nichts und wüßten nicht, was sie anfangen sollten. Wagner sagte ohne viel Bedenken: „Da wäre es am besten, wenn man Eurem Vater nachginge, schlüge ihn todt und nähme ihm sein Geld ab. Man könnte ihn gehen lassen bis in den hintern Hof — ein finsteres Thal, eine Stunde von der Schwarzmühle entfernt — dort könnte man ihn niederschlagen und ihm sein Geld nehmen. Man ließe ihn dann liegen und es kräht kein Hahn danach." — Konrad antwortete: „Traut Ihr Euch das zu?" — „Allerdings getraue ich mir das zu," war die Antwort. Der Sohn wendete weiter nichts ein, als daß er glaube, ein auf diese Art umgekommener Mensch, zumal so ein böser Mensch, habe im Grabe keine Ruhe, und er müsse als Gespenst umgehen. Wagner lächelte pfiffig: davor wisse er schon Rath, er habe Etwas gelernt, um zu machen, daß der Alte ruhen müsse.

Es kam damals weder zum Beschluß noch zum bestimmten Willen. Das Gespräch ward aber oft zwischen Beiden wieder angeknüpft. Wagner verstand die Mord-

gedanken so geschickt zu verarbeiten und so bequem zuzurichten, daß man vor ihnen gar nicht mehr zu erschrecken brauchte. Er war eine Person, sagt Feuerbach, wie sie durchaus zu Menschen paßte, die, ohne Bösewichter zu sein, eines Bösewichts zu der entsetzlichen That bedurften, zu deren Ausführung sie sich sonst zu schwach fühlen mußten. Wagner spiegelte dem Sohne die That so leicht als möglich vor, und Konrad hatte nichts einzuwenden als seine Furcht, daß sie doch nicht verschwiegen bleibe und der todte Vater als Gespenst umgehen dürfte.

Endlich war man einig und entschlossen, der Schwarzmüller müsse aus der Welt, aber — auf seine Weise. Der Mephistopheles erkannte, daß die dummen Leute nicht so leicht zu einer wirklichen That zu bringen wären. Er schlug ihnen also vor, als Konrad abermals ihm erklärt hatte, wie gut es doch sein würde, wenn ihr Vater nicht wiederkehre, den Alten durch Sympathie umzubringen. Er und seine Frau wüßten ein Mittel, wodurch der Müller in Zeit von vier Wochen „ausdorren müsse wie ein Bild". Was konnte der Familie willkommener sein? Konrad rief erfreut aus: „Es wäre freilich am schönsten, wenn mein Vater auf diese Weise wegkäme." Die alte Müllerin hatte sich inzwischen mit der Ehefrau des Wagner, der gefürchteten Hexe, deshalb besprochen und man war übereingekommen, den Schwarzmüller vermittelst eines Paares seiner langen wollenen Strümpfe, welche der Wagner in seinen Rauchfang hängen wollte, langsam auszudorren. Die Strümpfe wurden ihm übergeben, aber das Mittel wirkte nicht, vermuthlich weil der Wagner so gescheit war, die guten Strümpfe nicht in den Rauch zu hängen, sondern für sich zu brauchen. Der Schwarzmüller, statt zu verdorren, strotzte in alter Gesundheit und Wildheit, und betrübt kam Konrad zum

Wagner und bemerkte, daß sein Zaubermittel gar nicht wirken wolle. Wagner war kein Mann, der leicht in Verlegenheit gerieth, er antwortete vielmehr, wie Konrad behauptet: „Nun, wenn die Zauberei nichts hilft, so räume ich ihn Euch auf andere Art weg."

Die Nothwendigkeit, den Unmenschen fortzuschaffen, ward immer dringender. Der Vater hatte beim Gericht darauf angetragen, daß seinen Söhnen der Befehl ertheilt werde, binnen drei Wochen das Haus zu verlassen und auf Wanderschaft zu gehen; indem dies, bei ihrer Widersetzlichkeit, das einzige Mittel sei, wieder die natürliche und ihm vom Gericht zugesprochene Herrschaft in seinem Hause zu erhalten. Wenn dies geschah, so war die arme Mutter verloren; die Söhne waren ihre einzige Stütze. Die Mutter sah dies ein, die Söhne, die, wie gesagt, in der innigsten Liebe an ihrer Mutter hingen, sahen es ebenfalls ein, und einig, wie sie immer waren, faßten sie den Entschluß, es koste, was es wolle, ihre Mutter nicht den Unmenschlichkeiten ihres Vaters preiszugeben. Dazu kam noch, daß die Hopfgärtnerin sich gerühmt hatte: der Schwarzmüller werde alle seine Leute fortschaffen und sie zur Haushälterin nehmen.

Der Schwarzmüller schloß sich zu Anfang August oft in seine Stube ein und schrieb dort viel. Die Familie argwohnte Böses. Am 9. August schlich sich der Sohn Friedrich, als der Vater fort war, an sein Schreibepult und fand einen von der Hand seines Vaters verfaßten Aufsatz an die Gerichte, in welchem der Müller, unter Anführung vieler Gründe, besonders aber der Gewaltthätigkeiten, die er von seinen Söhnen zu erleiden gehabt, den Antrag formirte, Frau und Kinder von der Mühle entfernen zu dürfen. Ob damit ein Antrag auf Ehescheidung verbunden war, ist nicht ermittelt, da die

Kinder den Aufſatz ſpäter vernichtet haben. Friedrich eilte mit dem Papiere in die obere Stube und las ihn der Mutter und dem Konrad vor. Die unglückliche Frau wehklagte, noch in ihren alten Tagen einer Dirne Platz machen zu müſſen. Man berathſchlagte und war ſogleich einig, daß ohne Aufſchub ein entſcheidender Entſchluß gefaßt werden müſſe. Er ward gefaßt, man wollte jetzt das Anerbieten des Wagner annehmen. Schon in der folgenden Nacht ſollte der Müller umgebracht werden. Wer den Vorſchlag zuerſt ausgeſprochen, wer ihn zuerſt angenommen, iſt nicht ausgemacht, aber gewiß, daß Alle darauf vorbereitet waren, und ſobald Einer ihn ausſprach — man vermuthet die Mutter — die Andern darein willigten. Auch beide Töchter, welche erſt ſpäter in die Stube zu den andern Berathenden kamen, wenigſtens widerſprachen ſie nicht, und ließen die Uebrigen walten.

Konrad lief ſogleich aus der obern Stube hinunter und beſchied den Tagelöhner in den Schuppen; hier verabredete er mit ihm die That, verſprach ihm dafür 200 Gulden und daß die Familie ihm alle Jahr etwas geben und ihn niemals verlaſſen würde.

Nachmittags gingen Beide ins Feld auf die Arbeit. Hier ward die Sache aufs Neue und im Einzelnen beſprochen und daß ſie beſtimmt in der nächſten Nacht ausgeführt werden müſſe. Konrad äußerte noch immer einige Beſorgniſſe: Ob es auch wirklich angehe? Ob denn der Vater und ſie ſelbſt vor ihm nach der That Ruhe haben würden? Ob es ihnen nicht ſelbſt ans Leben gehen könnte, wenn die Sache nicht verſchwiegen bleibe? Er wünſchte — ein charakteriſtiſches Zeichen ſeines Gemüthszuſtandes und ſeiner Verſtandeskräfte — Wagner möchte doch vorher noch einmal mit ſeiner Frau darüber

sprechen, was die dazu meine? Wagner redete ihm alle diese Angst aus dem Sinn.

Am 9. Abends verzehrte der Schwarzmüller noch in Ruhe mit allen den Seinen und in Gesellschaft der Wagner'schen Eheleute das Abendessen. Dann gingen die beiden Tagelöhner in ihre Hütte, der Müller aber in seine Schlafkammer, zu der einige Stufen aus der Küche hinaufführten. Um 10 Uhr, nachdem Mutter und Töchter zu Bett gegangen, schlich sich Konrad zum Tagelöhner und sagte ihm, nun sei Alles in Ruhe. Wagner nahm seine Holzart und ging ruhig, wie zu jedem andern Tagewerke, nach der Mühle, um sich die 200 Gulden zu verdienen.

Die Art des Mordes war bis aufs Kleinste genau verabredet. Wagner stellte sich in der Küche neben der kleinen Treppe mit seiner Holzart, und Friedrich ging „auf Wagner's Verlangen und Konrad's Zureden" in die Mühle. Er ließ diese „leer gehen", damit durch das Läuten der Glocke der Müller erweckt werde, aufspringe und herauskomme. Konrad ging in seine Kammer und setzte sich hier, des Kommenden gewärtig, auf sein Bett.

Wagner stand mit aufgehobenem Beil, als die Mühlglocke jetzt heftig zu läuten anfing. Der Müller kam alsbald im bloßen Hemde aus der Kammer, er war ungefähr auf der letzten Stufe, als Wagner mit dem Rücken der Art einen weitausholenden Streich führte. Aber in der Dunkelheit irrte sein sicherer Arm. Statt auf den Kopf traf er anders wo hin. Der Müller, taumelnd, erhob ein entsetzliches Geschrei, das von der Mutter und den Schwestern in ihren Betten gehört ward. Wer sollte es glauben, die Töchter hatten, wenigstens die eine derselben, fest geschlafen, obgleich sie wußten, was vorgehen werde! Auch jetzt blieben sie ruhig in ihren

Kiſſen liegen. Der Angefallene wollte in ſeine Schlafkammer zurückflüchten, aber Wagner hatte raſch das Beil weggeworfen und faßte ihn um den Leib. Der Müller wehrte ſich und packte gleichfalls zu. Beim Ringen rief er mehrmals mit kläglicher Stimme: „Ach Gott! ach Gott, laßt mich gehen! — O weh! o weh! lieber Bub, laß mich los. Ich will Dir auch mein Lebtag nichts mehr zu Leid thun.“ So mochte der Unglückliche in der Dunkelheit nicht mit Unrecht auf einen ſeiner Söhne vermuthen.

Die furchtbare Mordſcene ſollte ſich verlängern. Der geſchlagene Müller war noch ſo ſtark, daß dem Mörder beim Ringen mit ihm bange ward, er ſelbſt möge am Ende dem ſtärkern Manne erliegen. Ihm kam ſein Taſchenmeſſer in den Sinn, das in ſeiner Weſte ſteckte. Er ließ mit dem rechten Arme den Müller ein wenig los, griff dann in die Taſche, langte das Meſſer vor, öffnete es mit einem Druck an ſeinem Körper und ſtieß die Klinge dem Müller während des Ringens in den Leib.

Der Schrei des Vaters ließ den ältern Sohn vermuthen, der Schlag ſei verfehlt. Er ſprang auf, aber nicht an den Mordfleck, um zu helfen, ſondern vor die Mühle und lief um die Sägemühle herum, ob vor innerer Angſt, oder um zu ſehen, ob Niemand in der Nähe ſei? Aber der Vater ſchrie immer lauter, entſetzlicher um Hülfe. Jetzt eilte Konrad zurück in die Küche. Der Vater hatte eben den Meſſerſtich erhalten, aber er hielt ſich noch unter furchtbarem Geſtöhn aufrecht. Konrad griff in die Holzecke, er nahm ein Scheit Holz und reichte es von hinten dem Wagner. Was damit geſchähe, wartete er aber nicht ab, ſondern lief ſogleich wieder auf die Straße hinaus, jetzt mit der Abſicht, um zu

sehen, ob auch Alles sicher sei? Wagner hatte nun auch das Messer fallen lassen, aber mit wiederholten Schlägen schlug er mit dem Holzstück den Müller auf den Kopf, bis dieser endlich rückwärts auf den Herd niederstürzte.

Aber der Müller lebte noch immer und stöhnte entsetzlich. Wagner entschuldigte sich hinsichts seiner Ungeschicklichkeit damit, daß er dem Müller vorhin zu nahe gestanden habe. Der kaltblütige Bösewicht ergriff nun einen auf dem Herde liegenden Backstein und schlug damit mehre Male mit aller Gewalt auf den Kopf des halb Ermordeten bis — der Backstein in mehre Stücke zersprang. Jetzt erst schwieg des Müllers Stöhnen und Wimmern.

Konrad war während dessen in seine Kammer zurückgegangen und hatte sich in dumpfem Sinnen auf sein Bett gesetzt. Wagner öffnete die Thür, sagte ihm, mit seinem Vater sei es nun aus und er möchte Licht anmachen. Konrad holte seinen Bruder Friedrich aus der Mühle ab, wo dieser noch immer läuten gelassen. Nachdem sie Licht angezündet, traten Beide in die Küche. Der Vater, in seinem Blute, röchelte noch. Wagner verlangte von Friedrich eine Schnur, um ihn völlig zu erdrosseln. Der Sohn gab ihm ein Stückchen Faden, welches er zufällig in der Tasche trug. Es war aber nicht nöthig, dasselbe zuzuziehen, denn der Schwarzmüller athmete nicht mehr.

Wagner und Konrad schleppten den Leichnam in des Müllers Schlafkammer und der Sohn verschloß die Thüre. Der Tagelöhner foderte ein Glas Branntwein, trank es und ging dann, um von der sauren Arbeit auszuruhen. Konrad ging zu seiner Mutter hinauf, jammerte und rief: „O Mutter, wenn es nicht geschähen wäre, so

geſchähe es nimmermehr!" Die Mutter vergoß keine Thränen, „weil der Mann ſie immer ſo arg gemishandelt". Sie lebte der Ueberzeugung, Gott ſelbſt habe ihr und den Kindern den Entſchluß eingegeben, ihren Mann ermorden zu laſſen. Noch in ihrem Schlußverhör antwortete ſie auf die Frage: Ob ſie denn glaube, daß es ihr nach ihrem Tode wohlergehen werde? „Ich glaube allerdings, daß ich von Gott in Gnaden aufgenommen werde; denn ich habe auf dieſer Erde ſo Viel ausgeſtanden, daß es gar keine Gerechtigkeit gäbe, wenn es mir nicht nach dem Tode ſollte vergolten werden."

Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, wurde die Ehefrau des Wagner herübergeholt. Sie mußte das Blut aufwiſchen und erhielt zur Belohnung dafür den Waſſerſtänder, deſſen ſie ſich dabei bedient, zum Geſchenk.

Am Nachmittage gingen die Söhne auf den Jahrmarkt nach Petersau. Nicht aus Roheit und frecher Luſt nach einer ſolchen That; ſie waren ſchon längere Zeit von ihren Mahlgäſten eingeladen und ihr Fortbleiben hätte Verdacht erwecken können. Der wilde Jubel ſchnitt ihnen ins Herz; ſie ſchlichen ſich, ſobald ſie konnten, abwärts auf einen nahen Berg, fielen dort auf ihre Knie nieder und riefen Gott um Vergebung ihrer Sünden an.

Am Montag in der Frühe ſchritt man zur Beerdigung. Der Tagelöhner Wagner wickelte den Leichnam in ein Leintuch, ſteckte ihn in einen groben Sack und grub hinter der Sägemühle ein Grab. Erſt gegen Mittag trugen Konrad und der Tagelöhner den Körper dahin. Die Ehefrau des Letztern half bei der Verſcharrung. Friedrich ſtampfte die lockere Erde über ſeines Vaters Grabe feſt. Während deſſen ſtand die Müllerin unter der Hausthüre und begleitete die Handlung mit einem Gebete.

Erst ein Jahr und einige Monate später wurde die Leiche wieder ausgegraben und in die Felsenschlucht gebracht, wo die Gebeine von den Gerichten aufgefunden wurden. Es geschah in Folge der ersten Untersuchung, welche von dem Landgericht, auf das dunkle Gerücht von einer stattgehabten Ermordung, im Jahre 1818 eröffnet und in angegebener Weise schnell abgebrochen wurde. Beide Brüder hatten die verweste Leiche dorthin auf einer Bahre getragen und der Tagelöhner Wagner für seine Beihülfe abermals 100 Gulden erhalten.

Hiermit ist die Geschichte dieses Criminalfalles, so weit sie zu unserer Aufgabe gehört, zu Ende. Von einer besondern Nachgeschichte, auf welche Art der böse Dämon der Familie, der Verführer, Lohnmörder und nunmehrige Mitwisser der Mordthat, der Tagelöhner Wagner, seine Wissenschaft ausgebeutet und wie weit er der Vampyr der Familie geworden, davon erfahren wir keine andere Kunde, als die allgemeine, daß er, wie Leute dieser Art, es nicht daran fehlen ließ, allerlei Vortheile sich zu erpressen und nie mit der Bezahlung zufrieden war. Durch eine solche gelegentliche Aeußerung kam die That heraus; da er aber in seinem Verhältniß als Tagelöhner blieb, so mögen seine Erpressungen nicht gerade dem Werth seiner Wissenschaft gleichgekommen sein. Ebenso wenig wissen wir, wie die Furien im innern Kreise der Familie sich äußerten. Die beiden Brüder beteten am folgenden Tage auf einem Berge, in tiefer Reue, während das Volk umher lustig war. Friedrich sprach es vor Gericht aus, daß sie die That oft gereut habe. Bei dem weiblichen Theil der Familie scheint der Grad von Stumpfsinn, welcher Allen eigen gewesen, von einer besondern Größe. Das Wohlgefühl, nicht mehr vom Vater tyrannisirt zu sein, mag das böse

Gewissen ganz betäubt gehabt haben, und die Mutter sprach es noch im letzten Verhör geradezu aus, daß sie glaube, die That sei ihnen von Gott eingegeben worden. Mit ein Bischen Gebet ließ sich der böse Eindruck verwischen.

Die eigentliche Proceßgeschichte ist ebenfalls einfach, da die Theilnehmer bald zum vollen Geständniß gebracht wurden. Dagegen bot der Fall der richterlichen Beurtheilung mehre erhebliche Schwierigkeiten, welche in der Feuerbach'schen Relation mit aller Gründlichkeit und dem Scharfsinn dieses großen Juristen hervorgehoben und gewürdigt werden. Aber die Untersuchung darüber, ob der Thatbestand des Verbrechens denn wirklich festgestellt sei und ob, weil keine vorschriftsmäßige Obduction des Leichnams stattgefunden, noch bei dem Zustande des aufgefundenen Gerippes stattfinden können, der ursächliche Zusammenhang zwischen den eingestandenen Mishandlungen und dem ihnen nachgefolgten Tode des Schwarzmüllers als Wirkung derselben im gesetzlichen Sinne erwiesen sei, dürfte doch nur diejenigen unserer Leser interessiren, welche den Neuen Pitaval als strenge Juristen in die Hand nehmen. Diese müssen wir aber, im Interesse unserer andern Leser, auf Feuerbach selbst verweisen, welcher in seiner actenmäßigen Darstellung merkwürdiger Verbrechen (1. Band) der Erörterung darüber, so wie der Beurtheilung der verschiedenen Straffälligkeit der einzelnen Theilnehmer des Mordcomplotts und des gegen sie nach bairischem und allgemeinem Rechte zu arbitrirenden Strafmaßes, eine Abhandlung gewidmet hat, welche an Umfang den der historischen Relation weit überschreitet. Für unsere Leser, denen der psychologische Thatbestand der wichtigere ist, wird es genügen, das Urtheil zu erfahren, welches die bairischen Gerichte gegen die Vater- und Gattenmörder fällten.

Der Tagelöhner Wagner und der älteste Sohn des Müllers, Konrad, wurden zur Kettenstrafe, d. h. zu lebenswieriger, mit bürgerlichem Tod und vorhergehender, öffentlicher Ausstellung verbundener, einsamer Gefangenschaft in schweren Ketten mit Kugel verurtheilt.

Friedrich, der zweite Sohn, als Gehülfe ersten Grades, zu 15jährigem Zuchthause.

Die Mutter und Ehefrau des Ermordeten, Barbara, als Gehülfin zweiten Grades, zu 8jähriger Zuchthausstrafe.

Gegen die älteste Tochter Margarethe erkannte das Gericht, daß die Untersuchung gegen sie, wegen mangelnden Beweises, einzustellen sei; die jüngste, Kunigunde, wurde von aller Strafe freigesprochen.

Die Anna Wagner, des Tagelöhners Frau, kam für ihre Beihülfe, wegen mehrer Milderungsgründe, mit einer einjährigen Arbeitshausstrafe weg.

Ob irgend ein anderes Gericht, mit gelehrten Richtern besetzt, anders geurtheilt hätte, bezweifeln wir. Wäre die That, auch das Complott, die unmittelbare Folge der Brutalität, der lebensgefährlichen Mishandlungen des Wütherichs gegen die arme Frau gewesen, hätten die Söhne in gerechter Furcht, daß diese Mishandlungen fortdauern würden, daß sie ihrer armen Mutter, selbst aus dem Hause gestoßen, nicht mehr würden beistehen können, daß also ihr schmähliches Erliegen in nächster Aussicht stand, oder daß sie selbst der Wuth des Unmenschen erliegen müßten, hätten sie da zum Aeußersten sich entschlossen — da die richterliche Gewalt ihre Ohn-

macht erklärt hatte — und, um das Leben der Mutter oder das eigene zu retten, den Vater geopfert, so würden die ewigen Gesetze, ob geschrieben oder nicht, von der Nothwehr ein bedeutendes Gewicht in die richterliche Wagschaale gelegt haben. Es wäre ein verwandter Fall mit dem von den zwei Ertrinkenden auf einem Brete. Aber diese nächste Gefahr, konnte der Richter erwidern, war vorüber. Es handelte sich jetzt nicht mehr um Mord und Todtschlag, sondern um Ausweisung aus dem Hause, der böse Vater ergriff nicht das Beil, sondern die Feder, es handelte sich nicht mehr um Blut, sondern um Geld. Die Mutter, die Söhne fürchteten, der Müller werde seine Frau ausstoßen, sich von ihr scheiden lassen und mit einer liederlichen Dirne, vielleicht einer zweiten Frau, das ihnen zukommende Erbe durchbringen. Es war also nicht mehr allein die gerechte Leidenschaft, das empörte Gefühl, nicht mehr die grausame Frage des Sein oder Nichtsein, sondern das Interesse, was hier mitsprach, und mit kalter Ueberlegung schritten die Verschworenen an das Schlachtgeschäft.

Dennoch kann unser Gefühl sich mit dem Urtheil schwer versöhnen. Es ist einer der Fälle, wo die beste menschliche Gesetzgebung nicht ausreicht, um dem ewigen in der Brust ruhenden Rechtsgefühl zu genügen. Die Gesetze, für die große, bürgerliche Gemeinschaft gegeben, mischen sich so wenig wie möglich, wo die Völker noch dem Naturzustande nahe sind, in Das, was im Innern der Familie vorgeht. Der Hausherr, der Patriarch richtet. Läßt sich nicht auch denken, daß über ihn gerichtet werden kann, wenn die ganze Familie einig ist, daß er die Gesetze der Natur übertreten hat? Unser modernes Gesetz, welches die Familienbande gesprengt hat und die einzelnen Glieder als Glieder des Staats betrachtet, darf das

freilich nicht zugeben. Ihm sind sie Alle gleich berechtigt, gleich straffällig; es muß sie Alle in gleicher Art schützen. Und dennoch hat es Ausnahmen gelassen. Es kann das Auge zudrücken zum Hausdiebstahl, wenn der Bestohlene nicht als Kläger auftritt, zum Morde sogar, wenn der Ehemann die Ehebrecher in flagranti betrifft. Der altpatriarchalische Zustand des Familienrechts könnte sich auch in modernen Zuständen wiederfinden. Wäre der Vorfall in Amerika, in einer Hinterwäldlerfamilie vorgefallen und er käme zur Cognition der Gerichtsbehörden, würden dort, gesetzt es wäre Alles so zugegangen, wie hier, Alles erwiesen, die Geschworenen angestanden haben, über die Söhne und die Ehefrau — der gedungene Meuchelmörder wäre freilich nirgend der Strafe entgangen — das Nichtschuldig zu sprechen?

Und allein in Amerika? Die Zeitungen berichteten uns neulich einen der ergreifendsten Criminalfälle aus London. Einem armen Maler war sein einziger Knabe gestohlen. Er hatte sein Alles, Zeit, Geld und Gesundheit dran gesetzt, den Knaben wieder zu erhalten, der, wie er sichere Nachricht hatte, von einem ihm bekannten Seiltänzer geraubt war, den er aber nicht wieder entdecken konnte. Jahre waren vergangen, der unglückliche Vater wurde von dem doppelten Schmerz verzehrt, das geliebte Kind zu entbehren, und zugleich zu wissen, daß dieses Kind, in solchen Händen, zu einem wüsten, schändlichen Lasterleben auferzogen würde. Da will es der Zufall, daß er auf einem Markte Londons auf dem Seil einen Knaben erblickt, wo die innere Stimme ihm sagt, es ist sein Sohn. Er drängt sich näher, er erkennt ihn, er weiß gewiß, es ist sein Sohn. Mit Todesangst sieht er den ersten unsichern Bewegungen des Neulings zu, er sieht die Angst auf dem jugendlichen Gesichte, er zittert, von

einem Fieber durchschüttelt bei jeder Bewegung des Kindes, er fühlt selbst unter sich die Erde wanken, wie das Seil schwankt. Endlich erreicht der kleine Seiltänzer das Ende und ist gerettet — vielleicht um nachher gepeitscht zu werden, weil er Angst verrathen, denn sein Herr hat ihm einen grimmigen Blick zugeworfen. In demselben Augenblicke springt aber auch dieser schon auf das Seil mit kühnen Bewegungen. Da erfaßt den Vater eine namenlose Wuth. Er drängt sich wie ein Rasender durch die Volksmenge, ergreift den Akrobaten entweder bei den Füßen, oder zieht am Strick, oder rüttelt am Gerüste, kurz der Seiltänzer verliert das Gleichgewicht, stürzt herab und zerschlägt sich das Gehirn auf dem Pflaster. Dem Vater ist wohl und leicht, er hat den moralischen Mörder seines Kindes getödtet. Er kann nicht mehr Kinder stehlen und verderben. Er läßt sich ruhig ergreifen und ins Gefängniß schleppen.

Der Maler stand als Mörder vor der Jury. Seine Vertheidigung war beredt, es war die einfache, natürliche Sprache des Gefühls. Er leugnete nicht, er gab sich als schuldig an; aber er versicherte, und wenn der Augenblick noch nicht gewesen wäre, wenn er wiederkäme, so könne er nicht anders, er werde, er müsse ebenso handeln. Der königliche Ankläger ermahnte die Geschworenen, sich nicht dem Eindruck ihres Gefühls hinzugeben, sondern, treu der Pflicht und dem Eide, den sie geschworen, als Richter das Schuldig zu sprechen. Der königlichen Gnade bliebe dann überlassen, die Strafe zu mildern oder ganz zu vernichten. Die Jury beschloß in ihrem Gewissen anders. Sie erkannte das göttliche Recht als über dem menschlichen stehend an, sie meinte nicht, daß es in diesem Falle nöthig sei, erst an die Gnade zu appelliren, sondern erklärte den Mörder für nicht schul-

dig! Hier war keine Nothwehr im Spiel, der Vater hätte wol, unter Englands Gesetzen, dem Räuber seinen Sohn entreißen können, es war nur das Gefühl der Rache, welche ihn antrieb, und auch deren Recht erkannte das Volksgericht an. Würde nicht dasselbe Gericht auch die Mörder des Schwarzmüllers für frei von irdischer Strafe gesprochen haben?

Ein Gericht, welches der Staat bestellt hat, durfte Das nicht. Es war zu seiner Kenntniß gekommen, es mußte untersuchen, strafen; das Gesetz war unbeugsam. Aber unser Gefühl kann den Wunsch traumen, daß auch der zweite Richter in diesem Falle ein Mensch gewesen wäre wie der erste, und er hätte die Sache, die schon vier Jahre geruht, weiter ruhen lassen. Wem half diese Nemesis? Konnte sie bessern, abschrecken? Das allgemeine Gefühl in der Gegend war für die gute, unglückliche Familie, deren Wohlstand, Glück, Einigkeit vernichtet wurde. Sie Alle wurden weit härter gestraft, als der Wutherich, der 30 Jahre hindurch die Seinen gemordet hatte, und dafür traf ihn der Todesschmerz weniger Minuten. Die innere Strafe, die Gewissensbisse waren schon da, sie peinigten beide Brüder, die äußere rohe Strafe erschreckte nur um deswillen die Menge, daß sonst so gute, friedliche Menschen, die aus einem moralischen Impuls zu handeln geglaubt, leiden mußten wie gemeine, ruchlose Verbrecher.

Der Zwiespalt zwischen dem empfundenen und dem geltenden Rechte tritt aber noch in einer andern Unvollkommenheit unserer Zustände heraus. Was machte es der Familie unmöglich, sich Ruhe und Sicherheit vor dem Bösewicht zu verschaffen? Die Richter sagten, es steht in den Gesetzen nichts, daß wir eine Frau und

Kinder vor den Brutalitäten ihres Gatten und Vaters schützen konnten. War dies der Fall, und deutete er darauf hin: bei so bewandten Umständen müßt Ihr Euch selbst helfen, so trat für die Familie das Naturgesetz wieder ein, die Staatsgesetze hörten auf. Sie mußte sich selbst ihr Recht schaffen. Aber der Schluß ist falsch. Die Gesetze konnten helfen, wenn man ihnen die richtige Auslegung gab und die Mühe sich nicht verdrießen ließ. Fortgesetzte Streite in dieser Art, wenn sie erwiesen waren, konnten ein richterliches Einschreiten, vielleicht eine Curatel über den seiner Vernunft in diesem Verhältniß beraubten Wütherich rechtfertigen. Freilich eine mangelhafte, mühsame und schwierige Auskunft. Hätte doch der Sequester, der auf die einsame Mühle geschickt wurde, dem tobenden Kannibalen gegenüber mehre Gendarmen nöthig gehabt. Aber gab es für die Familie selbst gar keine andere Auskunft, als daß sie den Vater gerade todtschlagen mußten? Er war, wie er geschildert wird, ein halber Rasender. Wenn man ihn nicht dafür ganz erklären konnte, gab es keine Mittel, ihn zu bändigen, da die Söhne jetzt erwachsen waren? Unwillkürlich kommt uns die Geschichte von jenem Schiffscapitain in den Sinn, welcher einem tobenden Unhold jedesmal, wenn seine Raserei anhob, zur Ader und ihm mehre Tassen Blut abzapfen ließ.

Als dem jüngern Sohne Friedrich am 12. August 1822 das Urtheil vorgelesen wurde, rief er aus: „Ich kann mich nicht dabei beruhigen, ich kann die Strafe nicht aushalten. Lieber will ich mir gleich das Leben nehmen lassen, als 15 Jahre ins Zuchthaus! — Ich kann — ich kann mich nicht überzeugen, daß ich wegen eines so schlechten Menschen, als mein Vater war, zu so harter Strafe verurtheilt werden kann. So lange

mein Vater lebte, war schon mein Leben ein Zuchthausleben; und nun noch 15 Jahre Zuchthaus dazu, da ist mir der Tod lieber!"

Auch seine Mutter Barbara wollte appelliren, Beide entsagten jedoch später freiwillig der weitern Vertheidigung. Friedrich äußerte dabei: „Ich thue es, damit ich doch endlich aus der peinlichen Ungewißheit komme, und doch bald Hoffnung habe, aus dem Straforte frei zu werden, wenn sie aus meinem Betragen gesehen haben werden, daß ich ein verirrter, aber kein verdorbener Mensch bin, und daß ich einst Anspruch machen darf auf die königliche Gnade."

Der Tagelöhner Wagner und der älteste Sohn Konrad wurden am 16. November, nachdem das Oberappellationsgericht das erste Erkenntniß bestätigt hatte, auf öffentlichem Markte, mit einer Tafel auf der Brust, in Ketten geschmiedet, in denen sie sterben sollten! Des Scharfrichters Knechte stellten sie eine Stunde lang am Pranger aus, um sie dann zu einsamer Einsperrung ins Zuchthaus abzuführen. Konrad ertrug die Strafe, wie man es von ihm erwarten durfte. Seiner Schuld bewußt, litt er ruhig, schweigend und mit gesenktem Haupte. Wagner dagegen blickte frech und trotzig unter die zahllos versammelten Zuschauer. Einmal machte er sogar Miene, als wolle er sprechen. Er hob die Schandtafel vor der Brust in die Höhe, um sie in frechem Hohn der Menge noch besser zu zeigen.

„Jener nahm mit dem Abscheu vor seiner That zugleich das allgemeine Mitleiden, dieser zugleich das Entsetzen vor seiner Verworfenheit, den Abscheu gegen seine Person, mit in den bürgerlichen Tod hinüber." Damit schließt Feuerbach seine Darstellung, ohne uns anzudeuten, ob eine Aus-

ſicht auf Gnade auch für Konrad da war — Friedrich, der nicht in Ketten Geſchmiedete und nicht zum bürgerlichen Tode Verurtheilte, gab ſich dieſer Hoffnung hin — eine Ausſicht, welche das Gefühl allein über die Schrecken dieſes Urtheils hinwegführen kann.

Der Marquis von Anglade.

1687.

In der Nähe der Baſtille zu Paris wohnten unter Ludwig des Vierzehnten Regierung in einem anſehnlichen Hauſe einer frequenten Straße zwei Familien als Miether. Beide, der höhern Geſellſchaft und, dem Namen nach, dem franzöſiſchen Adel angehörig, waren doch ihrer Geburt, ihrem Range und ihrem Vermögen nach, von ſehr verſchiedener Stellung im Leben.

Der Graf von Montgomery und ſeine Familie gehörten bekanntlich zu den erſten und reichſten Geſchlechtern des Königreichs. Sein Name und ſein Wort waren vollgültig, auch wo er den Reichthum, über den er gebot, nicht walten ließ. Er bewohnte das Erdgeſchoß und das erſte obere Stockwerk mit ſeiner Gattin und ſeiner Dienerſchaft. Die Pagen, Kammerdiener, Stikkerinnen, welche täglich für ihn arbeiten mußten, und ein Almoſenier, in ſeinen Dienſten, ſprechen genügend von dem Range, den er in der Geſellſchaft behauptete.

Auch der Marquis von Anglade, wie er ſich nannte, lebte in den höhern Cirkeln und in mancher Beziehung auf großem Fuße; wenn ſtill in ſeinem Hauſe,

doch mit aller Bequemlichkeit eines feinen Weltmannes. Er war in allen den vornehmen Kreiſen, mit denen er Verkehr hatte, beliebt und galt für einen rechtſchaffenen Mann. Das hinderte freilich nicht, Zweifel ſowol hinſichts ſeiner Geburt, als ſeines Vermögens zu hegen. Ja man war ziemlich dahinter gekommen, daß keins von Beiden ihn zu der Stellung berechtigte, die er in der großen Welt einnahm. Mit Laurence Guillemot d'Anglade's Adel mochte es ſchwach beſchaffen ſein. Er wollte nie, auch ſpäter nicht vor Gericht, über ſeine Herkunft klaren Wein einſchenken. Er gab vor, früh verwaiſt, von ſeinem Vater wenig zu wiſſen, und das Schloß Anglade, von dem er ſeinen Titel hatte, ſoll nur eine alte baufällige Hütte geweſen ſein, die ihm keinen Sous Einkünfte verſchaffte. Mit dieſen letztern war es faſt noch ſchlimmer als mit ſeinem Adel beſtellt, wenigſtens im Verhältniß zu der Rolle, welche er in der Geſellſchaft ſpielte. Sein ganzes Vermögen beſtand in einem jährlichen Einkommen von 1650 Livres, die er aus Bayonne bezog, und in den Zinſen von 6000 Livres Capital, welche beim Herzog von Grammont ſtanden. Uebrigens lieh er auf Pfänder und ſpielte hoch. Er affectirte ſtets den vornehmen Mann und erlaubte ſich, wenn er auf ſeine Geburt zu ſprechen kam, Aufſchneidereien aller Art; und mit der von ihm geſpielten Rolle ſtimmte die glänzende Dienerſchaft, die er hielt, der Wagen und die Pferde und das Quartier in dem gedachten Hauſe — er bewohnte das zweite obere Stockwerk — wenn gleich er früher noch glänzender gewohnt und das ganze Haus zur Miethe inne gehabt hatte. Alles dies, wenn man es auch ahnete oder wußte, ſchmälerte doch die Achtung nicht, die er ſich zu verſchaffen gewußt. Wo es nur auf die Stellung in der Geſellſchaft ankommt, ließ und läßt

man in Paris gern Jedem den Charakter, den er zu behaupten weiß. Seine Gattin galt überall für eine tugendhafte treue Frau, zärtliche Mutter und gute Wirthin.

Auch mit dem Grafen Montgomery lebte die Familie Anglade in dem angenehmen, freundschaftlichen Umgange, wie gebildete Leute, die in demselben Hause wohnen, zu einander halten. Ja der Graf fühlte sich gedrungen, als er im Herbste 1687 auf sein Landgut reiste, seinen Hausgenossen und dessen Gattin einzuladen, ihn dahin zu begleiten, um auf einige Tage als sein Gast die frische Landluft zu genießen.

Herr von Anglade nahm auch die Einladung an, lehnte sie aber bald darauf, unter einem geringfügigen Vorwande, wieder ab.

Montag am 22. September reiste der Graf mit seiner Gemahlin ab, um am Donnerstage wiederzukommen. Sie nahmen ihren Almosenier und ihren ganzen Hausstand mit. Nur die Kammerjungfer, Formanie, ein kleiner Laquai und vier Stickerinnen des Grafen blieben zurück. Die Kammerfrau bekam den Schlüssel zum Haupteingange der Wohnung, und der Almosenier, der Abbé Franciſque Gagnard, verschloß die Thür zu seinem Schlafzimmer doppelt und nahm den Schlüssel mit sich.

Dem Grafen waren kurz vorher bedeutende Summen Geldes eingegangen, darunter ein Sack mit 11,500 Livres in spanischem Golde; dreizehn Säcke, jeder von 1000 Livres und ein Sack mit 100 geränderten Louisd'ors. Diese letztern waren alle in den Jahren 1686 und in dem gegenwärtigen 1687 geschlagen und wegen ihres schönen Gepräges besonders ausgeschossen worden. Diese funfzehn Säcke lagen nebst einem Perlenhalsbande in einem Reisekoffer. Der Koffer stand in dem Cabinet in der Wohnung eine Treppe hoch. Herr von Anglade und

seine Gattin wußten um den Empfang und das Dasein dieses vielen Geldes, und hatten dem Grafen selbst Vorschläge gemacht, wie er es am vortheilhaftesten unterbringen könne.

Die Localitäten des Hauses werden uns folgendermaßen geschildert. Das Erdgeschoß bestand aus drei Abtheilungen, von denen jede ihren besondern Eingang auf eine Galerie hatte, die an den Thorweg im Hofe stieß. In der einen Abtheilung hatten der Almosenier, der Page und der Kammerdiener ihr Quartier; die beiden übrigen dienten zu verschiedenem häuslichen Gebrauche. Auf der linken Seite der Galerie, den drei Eingängen gerade gegenüber, war die Haupttreppe, welche zu den Zimmern des Grafen und der Gräfin in der obern Etage führte. Hier war ein Vorzimmer, darauf folgte ein Wohnzimmer, und aus diesem kam man in das Cabinet, worin der kostbare Koffer stand. In den beiden Stockwerken über dem Grafen wohnte die Familie Anglade. Auf der andern Seite des Hofes war noch ein Nebengebäude von einigen Zimmern, welche die Schwester des Herrn von Anglade, die Schwägerin der Gräfin, die Kammerfrau und die bemeldeten Stickerinnen bewohnten.

Zur Beurtheilung des Falles vor einem Gerichte wäre eine nähere Detaillirung dieser Oertlichkeiten wünschenswerth gewesen; indessen müssen wir uns mit dem Gegebenen begnügen. Auch erscheint der folgende Umstand, wie er uns überliefert ist, nicht ganz deutlich.

Der Graf habe keinen Portier gehabt. Nach der neuern Usance in Paris ist die Anstellung eines Portiers in einem von mehren Miethern bewohnten Hause nicht die Sache eines oder mehrer derselben, sondern die des Wirthes. Hausschlüssel werden gar nicht vertheilt. In diesem Hause verrichteten die Bedienten des Grafen wechsel-

seitig jenes Amt, mußten also auch den zweiten Miether, den Herrn von Anglade, ein- und auslassen. Als der Graf am Montag verreiste, ließ sich daher Herr von Anglade den Hausschlüssel einhändigen, weil er angeblich jeden Abend außer dem Hause speise.

Statt am Donnerstage kam der Graf schon am Mittwoch zurück. Eine innere Unruhe hatte ihn auf seinem Landsitze geplagt. Auf dem Tischtuch und der Serviette hatte er Blutflecke gefunden; dies ward ihm ein Omen, daß irgend etwas Böses zu Hause geschehen sei. Der Almosenier, der Page und der Kammerdiener ritten der Equipage vorauf. Als die Drei ins Haus kamen, fand der Almosenier, daß die Thür ihres gemeinschaftlichen Zimmers nur angelehnt und nicht verschlossen war, obwol sie sonst immer verschlossen geschienen und er sich entsann, daß er sie bei der Abreise selbst doppelt abgeschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt hatte.

Der Umstand gab zu keinem weitern Argwohn Anlaß. Graf und Gräfin nahmen in dem Speisesaal des untern Stockwerks ihre Abendmahlzeit in gewohnter Ruhe ein.

Während sie noch soupirten, kam um 11 Uhr Herr von Anglade mit zwei Bekannten, den Abbés von Villars und von Fleury, von einer Abendgesellschaft beim Präsidenten Robert zurück. Als er von der Rückkehr der gräflichen Familie hörte, machte er ihnen im Speisesaal seine Aufwartung; auch seine Gattin kam herunter, und in traulichem, harmlosem Gespräche verging der späte Abend. Noch war von nichts Außergewöhnlichem die Rede.

Aber schon am nächsten Tage hatten sich die Verhältnisse völlig geändert. Beim Gerichtshofe des Chatelet übergab der Graf eine Denunciation des Inhalts, daß ihm während seiner dreitägigen Abwesenheit der Koffer

mit seinen Kostbarkeiten erbrochen worden und in demselben die oben genannten Säcke und Summen nebst dem Perlenhalsbande zum Werth von 4000 Livres fehlten.

Sogleich verfügten sich der Criminallieutenant Desfita, der königliche Procurator und ein Policeicommissar in das Haus. Sie fanden nicht die geringste Spur von einem gewaltsamen Einbruch. Also entstand der dringendste Verdacht eines Hausdiebstahls und daß der wohlbekannte Dieb mittelst eines Nachschlüssels zu günstiger Zeit das wohlverschlossene Cabinet eröffnet habe.

Eine Haussuchung ward sofort vorgenommen, und Herr von Anglade und seine Gattin baten selbst darum. Sie führten die Beamten durch alle Zimmer, öffneten alle Schränke und Thüren; Koffer und Betten wurden durchwühlt, aber nicht das Geringste in sämmtlichen Wohnräumen entdeckt. Jetzt stieg man auch auf den Boden unter das Dach. Hierhin wollte oder konnte Frau von Anglade nicht mehr folgen; sie behauptete schon zu erschöpft zu sein. Doch hier fand man in einem alten Koffer mit Linnenzeug eine Rolle mit 70 geränderten Louisd'ors. Sie waren in ein gedrucktes Papier gewickelt, worauf noch etwas von einem Stammbaume zu sehen war. Der Graf Montgomery erkannte darin seinen eigenen Stammbaum. Auch die Louisd'ors glaubte er zu erkennen, denn gerade von der Beschaffenheit waren auch die ihm entwandten 100 Stück gewesen, und alle die gefundenen waren, gleich den verschwundenen, mit der Jahreszahl 1686 und 1687.

Als Herr von Anglade befragt wurde, von wem er diese Geldstücke bekommen? war er darüber augenblicklich Auskunft zu geben nicht im Stande, er wollte später darüber Rechenschaft ablegen. Der Criminallieutenant nahm das Geld, als einen vermeintlichen Theil des ge-

ſtohlenen Gutes, zu ſich. Doch ehe er die Louisd'ors einſteckte, zählte ſie Herr von Anglade nach, fühlte aber dabei, daß ihm die Hand zitterte, und ſagte ſelbſt: „Ich zittere.“

Die anweſenden Bedienten machten darüber ihre Bemerkung. Später ſagten ſie aus: Herr von Anglade hätte über die Ankunft des Grafen ſehr betroffen geſchienen; auch habe ſeine Gattin bei der erſten Nachricht von der unvermutheten Rückkehr vor Beſtürzung kaum ſprechen können.

Als man vom Boden herunterkam, ſagte Frau von Anglade zum Criminallieutenant, daß die Thüre zur Schlafſtube des Almoſeniers, des Pagen und des Kammerdieners nur angelehnt, nicht verſchloſſen gefunden worden: „man müſſe ſich daher an den Kammerdiener wenden, vielleicht könne man da etwas finden, und er könne wol ſelbſt der Dieb ſein.“

Hier ſtutzte zuerſt der Criminallieutenant. Noch hatte der Graf Montgomery ſelbſt ſich nicht getraut, gegen irgend Jemand einen Verdacht zu äußern. Wie kam dieſe Dame dazu, ſo übereilt Jemanden geradezu eines Diebſtahls zu bezüchtigen, und noch dazu Jemanden, gegen den nicht die geringſten Verdachtsgründe vorlagen? Der Kammerdiener war mit dem Grafen auf dem Lande geweſen und war mit ihm zurückgekehrt! Ja Frau von Anglade blieb mit einer merkwürdigen Dringlichkeit bei ihrer Vermuthung; ſie meinte, er hätte ja wol Jemanden in ſeiner Stube verbergen können, durch den nach ſeiner Abreiſe der Diebſtahl begangen worden. Man erwiderte ihr: wie dieſer verborgene Dieb die Geldſäcke hätte aus dem Hauſe ſchaffen können, da ja der Hausſchlüſſel in ihren und ihres Gatten Händen geweſen ſei? Dieſer Umſtand diente auch, wie Pitaval bemerkt, für

die Kammerfrau Formanie zur Rechtfertigung, auf der allerdings ein Verdacht ruhte, da sie die Schlüssel zum Haupteingange in die obere herrschaftliche Wohnung erhalten hatte. Nach unsern Begriffen konnte aber dieser Umstand nur von Wichtigkeit sein, wenn das Haus auch bei Tage über in den drei Tagen verschlossen blieb und Herr von Anglade, als jetzt bestellter Haushüter, jedem Ein- und Ausgehenden selbst öffnen mußte.

Die Verdachtsgründe, welche sich gegen die Familie Anglade erhoben, schienen aber plötzlich entkräftet zu werden, als die Beamten nun wirklich das Schlafzimmer des Almoseniers, des Kammerdieners und des Pagen durchsuchten und hier einen glücklichen Fund machten; denn man fand von den dreizehn Säcken mit 1000 Francs, in einem Winkel des Zimmers fünf, und noch einen sechsten, aus welchem aber schon 219 Livres und 19 Sous genommen waren.

Allein statt den Anglade'schen Eheleuten zu helfen, unterstützte dieser Umstand den Verdacht nur noch mehr, der bereits bei allen Anwesenden, wenn sie die einzelnen Anzeichen zusammennahmen, zu einer bedeutenden Größe angewachsen war.

Die Anglades hatten früher das ganze Haus gemiethet und allein eine Zeitlang bewohnt. Man erinnerte sich, daß ein Herr Grimaudet, dem sie in dieser Zeit das erste Stockwerk verafterm iethet, bedeutend an Silberzeug bestohlen worden. Der Thäter war nicht herausgekommen, und der Diebstahl hätte wol noch beträchtlicher werden können, wäre man nicht bei Zeiten gewahr geworden, daß der Dieb einen Schlüssel zur Hauptthür des Quartiers mitgenommen hatte. War es nicht möglich, daß sie während ihres Alleinwohnens sich Nachschlüssel zu allen Zimmern und Behältnissen ange-

schafft hatten? Anglade und seine Frau wußten von dem Gelde, wie viel es war, wo es lag; sie hatten sich um die Anbringung des Capitals, die sie nichts anging, bekümmert. Sie hatten die Einladung, mit dem Grafen über Land zu gehen, zuerst angenommen, dann aus einem nichtigen Grunde wieder abgelehnt. Weshalb hatte Herr von Anglade den Hausschlüssel ausdrücklich für sich gefodert, da ja der kleine Laquai des Grafen zurückblieb? Wäre es nicht bequemer gewesen, den Schlüssel diesem zu belassen, und sich von ihm die Thüre, wann es war, öffnen zu lassen? War es doch immer so geschehen, wenn der Graf in der Stadt war, daß einer von den Leuten desselben dem Herrn von Anglade aufschließen mußte. Weshalb in diesen drei Tagen eine Aenderung? Geschah es vielleicht, um Niemanden ins Haus zu lassen, der sie bei ihrem Vorhaben stören konnte und die geraubten Gelder desto leichter hinauszuschaffen? Aber noch ein schärferes Anzeichen: Herr von Anglade läßt sich den Schlüssel geben, weil er täglich des Abends außer dem Hause speise, und gerade an diesem einzigen Abende zwischen dem Montag der Abreise und dem Mittwoch der Ankunft, am Dienstage, wo aller Wahrscheinlichkeit nach der Diebstahl verübt war, hatte er den ganzen Tag durch das Haus nicht verlassen. Und gerade an diesem Tage, wo er mit allen den Seinen zu Hause war, wo seine Bedienten auf- und abgehen, soll ein fremder Dieb das kühne Wagestück begangen, er soll alle Thüren auf- und wieder zugeschlossen und sich mit den Geldsäcken aus dem Hause entfernt haben, ohne daß die Anglades oben das geringste Geräusch bemerkten!

Zudem hat Herr von Anglade gerade von der Sorte der gestohlenen Goldstücke, die sehr rar und gesucht waren, eine beträchtliche Anzahl in seinem Koffer auf dem Boden

unter altem Linnenzeug versteckt und weiß nicht gleich anzugeben, woher er diese seltenen und neuen Münzen hat. Warum weigert sich Frau von Anglade, nachdem sie bereitwillig alle Fächer und Thüren ihrer Wohnstuben aufgeschlossen, gerade auf diesen Boden mit hinaufzusteigen? Erweckt dies nicht dringend den Verdacht, daß sie eine Entdeckung fürchtete? Dazu seine Unruhe und ihre Unruhe, von der die Bedienten zeugten, als die gräfliche Familie unerwartet vor der Zeit zurückkehrte. Der Verdacht sprang den danach Suchenden von selbst entgegen: daß Herr von Anglade mit der Entwendung noch nicht fertig war, daß er, im Vertrauen, der Graf werde am Donnerstag erst zurückkehren, die Fortschaffung der letzten Geldsäcke auf den Mittwoch verschoben hatte. Nun war dies unmöglich geworden, die Entdeckung lauerte vor der Thüre, die Verwirrung, in der sich beide Eheleute zeigten, war die natürliche Folge des Gedankens, daß die zurückgebliebenen Geldsäcke als stumme Zeugen wider sie auftreten würden.

Listig benutzte die Dame den Umstand, um den Verdacht des Diebstahls auf einen Andern, auf einen Unschuldigen, abzuwälzen. Welche ganz unschuldige Frau, von reinem Charakter, würde in dem Augenblicke des allgemeinen Schreckens darauf gefallen sein, als Denunciantin gegen eine Person aufzutreten, gegen die nicht das geringste Verdächtige, nach dem Bisherigen, vorlag? Aber der Einfall war zu rasch; sie hatte nicht bedacht, daß er sofort in den Verhältnissen selbst seine Widerlegung fand. Alle drei Dienstleute, die danach der Verdacht gemeinschaftlich treffen mußte, waren mit ihrer Herrschaft gereist, sie waren während der drei Tage beständig unter deren Augen geblieben; sie konnten die Thüre zu ihrer Schlafstube nicht geöffnet haben. Der

Almosenier hatte zudem vor der Abreise die Thüre doppelt abgeschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt. Also mußte auch diese Thür mit einem Nachschlüssel eröffnet worden sein. Wer zu der Thür der Dienerstube, hatte auch zur Wohnstube und zum Cabinet der Herrschaft einen Nachschlüssel. Dieselbe Person, welche so das Cabinet eröffnet und den Koffer erbrochen, hatte auch die daraus entwendeten Geldsäcke in die Dienerstube getragen. Wer konnte eher Nachschlüssel zum ganzen Hause haben, wer konnte so mit der Localität vertraut sein, wer wissen, wann die geeignetsten Augenblicke zur That waren, als die Familie Anglade, welche so lange Zeit im ungestörten Besitz des Hauses, der Kenntniß aller Gelegenheiten und der Schlüssel zu allen Thüren gewesen? Daß Frau von Anglade so eifrig auf Durchsuchung der Dienerstube drang, sprach nicht für ihre Unschuld, es war vielmehr ein Kunstgriff. Die Rettung der zurückgebliebenen Geldsäcke mußte sie bei so bewandten Umständen aufgeben; aber wenn man im Quartier der Dienerschaft die deutlichsten Spuren des Diebstahls fand, so entfernte sich der Verdacht, welcher auf sie und ihren Gatten fiel.

Alle diese Verdachtgründe wurden bei dem Criminallieutenant Dessita zur hellen Ueberzeugung. Er sagte dem Herrn von Anglade ins Gesicht: „Einer von uns Beiden, Sie oder ich, ist der Dieb.“ Der königliche Procurator und der Graf Montgomery stimmten mit ihm überein. Der Letztere gab auf sein Wort die Versicherung: für seine Leute stehe er ein. Also ward, indem man es für überflüssig hielt, noch weitere Nachsuchung zu halten, die Verhaftung der Anglade'schen Eheleute beschlossen.

Als dazu geschritten wurde, fand man in der Börse des Herrn von Anglade 17 Stück Louisd'ors und eine

Doppelpistole; ein neuer erschwerender Umstand gegen ihn, da ein großer Theil des gestohlenen Geldes in Pistolen bestand.

Man brachte den Mann in das Chatelet, die Frau in ein anderes Gefängniß. Sie wurden, wie andere Missethäter, in Löcher verschlossen, und den Stockmeistern aufs strengste eingeschärft, keinerlei Art von Mittheilungen der Gefangenen mit irgend Jemand zuzulassen.

Der peinliche Proceß wegen Diebstahls mit Einbruch wurde gegen beide Eheleute beim Gerichtshofe des Chatelet eingeleitet.

Die Hauptindicien gegen die Angeklagten sind in dem Obigen bereits angegeben; sie wurden aber durch die Aussagen mehrer Zeugen und die Auslassungen der Inquisiten selbst noch verstärkt.

Zwei Zeugen bekundeten, sie hätten den Herrn von Anglade vor und nach der Ankunft des Grafen nicht weit von der Thüre zur Stube, in welcher der Kammerdiener schlief, gesehen. Und doch fingirte derselbe, als ob er von der Zurückkunft des Grafen erst um 11 Uhr Nachts, als er von einem Soupé aus der Stadt nach Hause kam, Nachricht erhalten. Wozu diese Verstellung, die erwiesen war?

Von schlagender Bedeutung gegen den Angeklagten wurde aber jetzt die Ermittelung über seinen frühern Lebenswandel. Zwar konnte ihm keine offenbar verbrecherische That nachgewiesen werden, aber es häuften sich so viel kleine Anschuldigungen, die im Zusammenhange gegen ihn sprachen. Dahin gehörte der wahrscheinlich angemaßte Adel, obgleich das Blendwerk, welches er dem Publicum vorgemacht, so geschickt war, daß auch die Richter nicht durchdringen und auf das Klare kommen konnten; der Aufwand, den er machte, ohne die Mittel

dazu nachweisen zu können. Bei einer Gesammteinnahme von nicht mehr als 1950 Livres lebte er in Paris als Seigneur, und hatte doch bei den Kaufleuten und Handwerkern, die ihm lieferten, keine Schulden. Daß ein Zeuge behauptete, er sei ein Spieler von Profession; daß ein Abbé Bouin ihn öffentlich einen Trödler (frippier) genannt; daß er erweislich auf Pfänder lieh. Andere wollten gar, er habe einmal ein Stück Band gestohlen. Kurz er erschien, nach allen Ermittelungen, als zu der Classe der Abenteurer und Glücksritter gehörig, die sich vornehme Namen beilegen und denen es gelingt, die Rolle von Standespersonen auf Kosten Einfältiger und von ihnen Bethörter zu spielen; also im Sinne des Gesetzes als eine Person, zu der man sich der That versehen kann.

Dazu verwickelte er sich in Widersprüche. Gefragt, woher er die 70 (neue geränderte) Louisd'ors habe? antwortete er: er habe sie gesammelt, wie sie ihm von ungefähr, nach und nach, in die Hände gekommen! Befragt, ob seine Frau darum wisse? antwortete er: er erinnere sich nicht, ihr davon gesagt zu haben. Aber die Frau versicherte, sie hätte wol von den Goldstücken gewußt. Sie und ihr Mann hätten sie mehrmals gezählt, und Letzterer habe dabei gesagt: „Sieh, liebe Frau, was das für schönes Geld ist." Anglade behauptete, er hätte die Goldstücke drei oder vier Wochen vor seiner Verhaftung nicht angerührt; die Frau aber sagte: er hätte sie nur erst vor vier Tagen in Händen gehabt.

Die Thatsache des Verbrechens, der verübte Diebstahl, stand fest. Ein directer Beweis gegen den Thäter fehlte, aber die Anzeigen waren dringend; so gehäufte, genau verkettete Vermuthungen sprachen gegen Anglade und seine Frau, ihre ermittelten frühern Lebens-

verhältniſſe widerſprachen dem nicht allein nicht, ſondern machten ſie noch mehr verdächtig, ſodaß für den Richter die moraliſche Ueberzeugung erwuchs, daß ſie die wirklichen Thäter ſeien.

Es ſtand auf dem Punkte, daß auf die Folter erkannt werden müſſe, als ein Zwiſchenverfahren eintrat. Beide Angeſchuldigte proteſtirten gegen das Gericht und Verfahren des Criminallieutenants und foderten, vor einen andern Richter geſtellt zu werden. Sie ſuchten ihr Verlangen dadurch zu begründen, daß ſie den Criminallieutenant Deffita, nach ſeinem bisherigen Verfahren, als einen perſönlich wider ſie eingenommenen Feind, der unmöglich ihr Richter ſein könne, darſtellten. Zum Beweiſe dafür wurde der Umſtand angeführt, daß dieſer Richter, ehe irgend genügende Beweiſe vorlagen, ſich nicht entblödet habe, dem Anglade geradezu ins Geſicht zu ſagen: Sie oder ich ſind der Dieb! Demnächſt, daß er, in dieſer voreiligen Ueberzeugung, es unterlaſſen habe, in den Stuben und Kammern der übrigen Bedienten nachzuſuchen, da doch vernünftigerweiſe damals auf der Kammerjungfer Formanie ein weit ſtärkerer Verdacht gehaftet habe, weil ſie nicht mit über Land und im Beſitz der Hauptſchlüſſel zu den Zimmern ihrer Herrſchaft geweſen ſei.

Ganz beſonders aber wurde die barbariſche Härte angeführt, mit der er beide Ehegatten behandle, um ſie zum Geſtändniß zu bringen, oder ſchon in voraus, in der Ueberzeugung ihrer Schuld, ſie büßen zu laſſen. Und dieſe erſcheint allerdings, nach unſern Begriffen, mehr als grauſam und zumal gegen Verbrecher, die der That noch nicht überwieſen ſind.

Herr von Anglade, von weichlicher Natur und an alle Bequemlichkeiten eines üppigen Lebens gewöhnt,

war aus allem Comfort seiner pariser Wohnung in ein unterirdisches Loch geworfen, in das die frische Luft auch durch keinen Ritz eindringen konnte, und aus dem die faulen Dünste keinen Ausgang fanden. Hier lag er, in Feuchtigkeit und Moder auf halb verfaultem Stroh, das erst mit frischem gewechselt wurde, wenn es vollkommen zu Mist geworden. Das schwarze, schwere Gefangenbrot, das der verzärtelte Gaumen kaum würgen konnte, beschwerte seinen an die feinsten Speisen gewöhnten Magen, und doch erhielt er auch davon kaum genug, um seinen Hunger zu stillen. Auch von den Spenden frommer Seelen, welche damals oft in den Gefängnissen ausgetheilt wurden und in etwas das Schicksal der an den Kerkerqualen Leidenden linderten, erhielt er nichts bei seiner strengen Clausur.

Frau von Anglade war einige Monate schwanger, als sie verhaftet wurde. Man brachte sie in ein eben so scheußliches Loch. Schrecken, Angst, Widerwille verursachten eine unzeitige Niederkunft, und sie mußte die Folgen derselben auf dem nackten Fußboden des Kerkers aushalten. Doch hatte man ihre kleine Tochter von fünf Jahren — ob aus Mitleid? — mit ihr eingesperrt. Sie war ihr einziger Trost. Wenn sie, überwältigt von ihrem Unglücke, alle Augenblicke in Ohnmacht fiel, tauchte das Kind ein Stück von dem groben Brote in den sauren Wein, den man ihr doch gereicht, und benetzte damit den Mund der Mutter, um sie wieder ins Leben zurückzurufen. Stündlich vermuthete die Frau ihr Ende; aber man versagte ihr auch den erbetenen Beichtvater. Als endlich ihre gesunde Natur den Todesanfall überwunden, verfiel ihre kleine Tochter in eine heftige Krankheit. Ein furchtbarer kalter Schweiß überzog den kleinen Körper, daß sie wie gebadet war; aber die Mutter hatte kein

Tuch, das Kind zu trocknen, kein Feuer, es zu wärmen. Höchſtens erhielt ſie auf ihr inſtändiges Bitten einen irdenen Napf mit wenigen, halb ausgebrannten Kohlen. Sie mußte ſelbſt mit Thränen und fußfälligem Flehen nur um die Gnade bitten, einen Arzt zu erhalten. Nach fünf ſchrecklichen Monaten brachte man ſie ſpäter in ein anderes Loch. In dieſem war ein kleines Fenſter, durch welches ein wenig Luft in den Kerker kam. Das war die einzige Gunſt; allein man glaubte ihr ſchon zu viel gewährt zu haben, denn man verſtopfte darauf das Fenſter, daß gar keine Oeffnung blieb, und Mutter und Tochter mußten fürchten, im Kohlendampf zu erſticken.

Am 25. October 1687 ward verfügt, daß das Parlament über dieſe Proteſtation gegen den erſten Richter erkennen ſolle. Obwol alle dieſe über die Anglade'ſchen Eheleute verhängten Grauſamkeiten weder zu leugnen waren, noch das Werk der Unterbeamten, vielmehr auf alleinigen Befehl des Criminallieutenants ſo angeordnet ſein konnten, erkannte dennoch das Parlament unterm 13. December: „Der Criminallieutenant ſei unbefugter Weiſe zur Verantwortung gefodert worden," und die Unterſuchung wurde wieder an das Chatelet, d. h. an ihn zurückverwieſen.

Die unglücklichen Angeſchuldigten waren alſo abermals in den Händen ihres Richters und Anklägers, deſſen Stimmung wider ſie durch die Klage und den Proteſt nicht günſtiger geworden ſein konnte. Er hatte auch ihre Dienerſchaft inzwiſchen verhaften laſſen, da es ihm unwahrſcheinlich vorkam, daß Mann und Frau ohne Beihülfe die Geldſäcke geſtohlen und fortgebracht haben ſollten. Aber auch ſo kam nichts heraus.

Es blieb nun nur noch das letzte Beweismittel übrig. Zwar war, in unſerm Sinne, das Gefängniß, in welchem

die Angeſchuldigten ſich befanden, ſchon eine Folter, das Chatelet verurtheilte aber am 19. Januar 1688 den Laurence Guillemot d'Anglade noch ſpeciell zur ordentlichen und außerordentlichen Folter.

Die Folter, erſt ein Jahrhundert ſpäter durch die königliche Declaration vom Monat September 1780 in Frankreich abgeſchafft, war damals nicht allein ein rechtsgültiges, ſondern ein ganz übliches Beweismittel. Es ward darauf in zwei verſchiedenen Fällen erkannt: einmal, wenn der Verbrecher der That ſelbſt überwieſen war, aber der Richter auf Mitgenoſſen ſchließen mußte, welche Jener nicht nennen wollte; im zweiten und ungleich wichtigern Falle aber, wenn gegen den ungeſtändigen Verbrecher ſtarke Beweiſe vorlagen, die jedoch zur Verurtheilung noch unzulänglich waren, um durch die Schmerzen der Marter ein Geſtändniß zu erlangen, welches in Verbindung mit den ſchon vorhandenen unzulänglichen Beweiſen einen vollkommen rechtlichen Beweis ausmache. Wo auf dieſe letztere Tortur allein, ohne Beifügung anderer Beſtimmungen, erkannt worden, hing das Schickſal des zu Folternden von ſeiner mehren oder mindern Kraft und Ausdauer ab. Erpreßte ihm die Marter ein Geſtändniß, ſo hing es von dem Ermeſſen des erkennenden Richters ab, in wie weit er demſelben Beweiskraft beimaß. Ueberſtand aber der Unglückliche die grauſamen Schmerzen, ſo wurde er in dieſem Falle, was auch früher für Anzeigen gegen ihn vorlagen, völlig freigeſprochen.

Auf die Folter mußte, wie auf jede Strafe, von dem Gericht erkannt werden. Dem Verurtheilten ſtand dagegen die Appellation frei. Auch Herr von Anglade appellirte. Aber das Parlament verwarf nicht allein die Appellation, ſondern verſchärfte noch das Urtheil des

Chatelet, indem es noch die Clauſel: manentibus indiciis hinzufügte. Das heißt: die ſchon vorhandenen Beweiſe ſollten, ohne Rückſicht auf die Wirkung der Tortur, bei Kraft bleiben. In dieſem Falle half alſo dem Unglücklichen die Kraft, mit der er die Qualen überſtand, nichts; er wurde nicht freigeſprochen, ſondern nach den frühern Ermittelungen gerichtet. Nur die Todesſtrafe war für dieſen Fall ausgeſchloſſen.

Dieſer traurige Fall trat bei Herrn von Anglade ein. Er hielt die grauſamſten Folterqualen aus, ohne etwas einzugeſtehen.

Durch das Endurtheil des Parlaments vom 16. Februar 1688 ward er darauf zu den Galeeren auf 9 Jahre verurtheilt, ſeine Frau aber auf eben ſo lange aus dem Weichbilde der Stadt Paris verwieſen. Außerdem ward er, wie ſich von ſelbſt verſteht, zur Schadloshaltung und zum Erſatz aller Einbußen an den Grafen Montgomery, zu einer Geldſtrafe an den König und zur Tragung der Koſten verdammt.

Sonſt war es gewöhnlich, daß man den Gefolterten etwas zur Labung und Erquickung reichte. Aber auch dies hielt man gegen dieſen hartnäckigen Verbrecher für unnöthig. Unter dem Parlamentsgefängniß (conciergerie du palais) befand ſich ein Behältniß für die ärgſten Miſſethäter. In dieſem Thurm von Montgomery ſchmachtete einſt Ravaillac; ſpäter ward der Königsmörder Damien hier verſchloſſen. Man ſtieß auch den kaum aus der Marterkammer gebrachten, zerſchmetterten und verrenkten Anglade in das finſterſte Loch dieſes Thurms. Hier mußte er geraume Zeit, ohne Hülfe, ohne Troſt, ohne einen Menſchen zu ſehen, aushalten, bis man ihn in das Schloß de la Tournelle ſchleppte, wo die zu

den Galeeren Verurtheilten an die lange Kette geſchloſſen werden, um ihre Reiſe anzutreten.

So vielen Leiden ſchien Anglade zu erliegen. Er verfiel in eine gefährliche Krankheit. Man ließ ihm die Sacramente reichen und bei dieſer heiligen Handlung erklärte er nochmals, mündlich und ſchriftlich, er ſei unſchuldig, allein er verzeihe ſeinen Feinden von Herzen. Mit der frommſten Geſinnung verſicherte er: nur Das mache ihm Kummer, daß er ſich nur an eine Kette geſchloſſen ſähe, während ſein Erlöſer ans Kreuz genagelt worden.

Auch diesmal überwand ſeine gute Natur die Krankheit. Er blieb, nur von Almoſen ſein Leben friſtend, bis zum 1. Mai in dieſem ſchrecklichen Aufenthalte. Es klingt kaum glaublich, was verſichert wird, daß der Graf Montgomery auf die Fortſchaffung des Anglade nach den Galeeren gedrungen habe, ob er gleich wußte, daß der Mann noch an ſchwerer Krankheit danieder lag. Ja er ſoll ihn auf dem Wege erwartet haben, um ſeine Racheluſt an dem erbärmlichen Zuſtande des Gerichteten zu weiden.

Anglade's Zuſtand war ſo, daß er nicht eigentlich an die Kette geſchmiedet werden konnte. Auch war es keine Möglichkeit, daß er die weite Reiſe zu Fuß machte. Alle Glieder des feingebauten Mannes waren dermaßen zerſchmettert und verrenkt, daß er keins mehr gebrauchen konnte, und bei der mindeſten Anſtrengung, der geringſten Bewegung die unerträglichſten Schmerzen empfand. Man mußte ihn daher auf einen Karren legen und während der ganzen Reiſe wurde er jeden Abend heruntergehoben und in einer Scheuer oder unter einem Thore auf etwas Stroh gebettet.

In Marſeille mußte er in das Hospital der Ruder-

knechte gebracht werden. Auch hier blieb er ſich treu in ſeinen Geſinnungen der frommen Ergebung. Nur die Erinnerung an die Gattin und die kleine Tochter preßte ihm Thränen und lockte Klagen aus ſeiner Bruſt. Endlich ward er auch darüber ruhiger, beſchäftigte ſich nur mit religiöſen Dingen und ſchien durch die feſte Ueberzeugung getröſtet zu werden, daß der Allmächtige für ſeine Hinterlaſſenen ſorgen werde.

Am 4. März 1689 endete der Tod ſeine grauſamen Qualen. Von ſeinen Lippen war keine Verwünſchung, kein Bekenntniß gekommen. Er ſtarb in den frommen Geſinnungen, in denen er in letzter Zeit gelebt.

Die Geſchichte des Herrn von Anglade hatte natürlich ein großes Aufſehen erregt; nicht in Paris allein, auch in den Frankreich benachbarten Ländern war ſie der Gegenſtand der Geſpräche.

Bald nach ſeinem Tode las man in einer holländiſchen Zeitung folgenden Artikel: „Es ſind zu Orleans zwei Verbrecher hingerichtet worden, von denen der eine noch unterm Galgen bekannt hat, er ſei es geweſen, der den berühmten Diebſtahl beim Grafen von Montgomery verübt habe, um deſſen willen der Marquis von Anglade zu den Galeeren verurtheilt worden iſt.“

Die Notiz ging nicht unbemerkt vorüber. Mehre Stimmen im Publicum erhoben ſich zu ſeinen Gunſten. Der Haß gegen ihn hatte ſchon dem Mitleid Platz gemacht. Mehre namenloſe Briefe liefen aus Hand in Hand, in denen ein Unbekannter ſchrieb: er ſei im Begriff, in ein Kloſter zu gehen. Um aber ſein Gewiſſen zu befreien, halte er es für ſeine Pflicht, vorher anzuzeigen, daß Herr von Anglade an dem Diebſtahl

gänzlich unſchuldig ſei. Der wirkliche Thäter ſei Vincent, Belaſtre beigenannt, der Sohn eines Lohgerbers, und mit ihm ein Prieſter, Namens Gagnard, der beim Grafen Montgomery Almoſenier ſei. Die und Die würden von der Sache beſſere Nachrichten geben können.

Einen ſolchen Brief erhielt unter Andern auch die Gräfin Montgomery. Sie ſuchte ihn zu verbergen; dennoch erfuhren ihre Dienſtleute davon. Der Almoſenier mußte ſich nicht die Liebe derſelben verſchafft haben, wie denn überhaupt die Stellung dieſes Geiſtlichen in dem gräflichen Hauſe etwas ſeltſam erſcheint, da man ihn mit Kammerdiener und Pagen in derſelben Stube ſchlafen ließ. Von nun an wurde Gagnard mit Sticheleien und lauten Vorwürfen, daß er der Dieb ſei, verfolgt. Wie ſeine Dienſtherrſchaft ſich dabei benommen, wird uns nicht mitgetheilt, aber der Almoſenier konnte dem vereinten Haß der Kleinen nicht widerſtehen, und die Sache endete damit, daß Abbé Gagnard aus dem Hauſe gejagt wurde.

Ganz anders als die Gräfin benahm ſich der Criminallieutenant Deffita beim Empfang eines ähnlichen Briefes. Er gerieth in die äußerſte Beſtürzung; ſein Herz ſchlug ihm, daß er doch nicht mit der nöthigen Vorſicht gehandelt und einen Unſchuldigen verurtheilt haben könnte. Mit allem Eifer nahm er ſich der Sache an und ſetzte alle Mittel in Bewegung, näheres Licht über die Sache und zuvörderſt über die Lebensverhältniſſe und den Charakter der beiden in dem Briefe angeſchuldigten Perſonen zu erhalten. Zugleich mit ihm bot die unglückliche Witwe Anglade's Alles auf, was in ihren Kräften ſtand, um zu Ermittelungen zu kommen, welche wenigſtens die Ehre ihres gemordeten Gatten und ihrer Familie herſtellen könnten.

Ueber den genannten Vincent, mit dem Beinamen Belaſtre, fanden ſich bald die genügendſten Nachweiſe. Sohn eines armen Gerbers zu Mans, war ſein ganzer Lebenswandel eine Kette von Gaunerſtreichen, Betrügereien, Diebſtählen, Straßenraub und Mordthaten. Er war als Soldat deſertirt, als Landſtreicher von einem Zuchthauſe ins andere deportirt und bereits zur Galeere verurtheilt worden. In Hausdiebſtählen war er wohl erfahren und trieb ſein Weſen zumeiſt in Paris und Verſailles unter allerhand beliebigen Namen. Wir verſchonen unſere Leſer mit der vollſtändigen Geſchichte ſeiner Gaunerſtreiche und wollen ſtatt deſſen nur eins ſeiner Abenteuer, als bezeichnend genug für die Verwegenheit und Schlauheit dieſes Böſewichts, hier mittheilen.

Unter dem Namen Belair ließ er ſich am 16. Juni 1686 in die Landkutſche, die nach Dijon abgeht, einſchreiben, nachdem er ſich zuvor nach den übrigen Mitreiſenden erkundigt hatte. Er brauchte die gewöhnliche Spitzbubenvorſicht, einen Sitz am Kutſchenſchlage ſich zu verſchaffen, um nöthigenfalls ſchnell hinauszuſpringen. Unter den Mitreiſenden befand ſich ein angeſehener Mann, Olivier, Gouverneur von Blin in Franche Comté. Dieſer ſchien dem Gaudieb der rechte Mann zu ſein, um ihn aufs Korn zu nehmen. Er gab ſich für einen Offizier aus und hatte Kenntniß und Frechheit genug, um dieſe Rolle ſo zu ſpielen, daß Olivier ſich zu ihm hingezogen fühlte, um ſo mehr, als er nicht allein eine anſtändige, ſondern auch eine andächtige Miene machte.

Beim erſten Nachtlager zu Guigne wußte der Gauner es zu veranſtalten, daß er und Olivier in eine Kammer gebettet wurden. Sobald ſie von der Abendmahlzeit ſich dahin zurückgezogen, warf ſich der angebliche Belair auf die Knie und blieb in der Stellung eines

Betenden geraume Zeit liegen, ohne ſich um ſeinen Geſellſchafter zu kümmern. Gerade aber dieſe übergroße Andacht eines Offiziers kam dem Gouverneur verdächtig vor und mahnte ihn zu einer Vorſicht, welche er gegen den liebenswürdigen und höflichen Militair nicht für nöthig erachtet hätte. Er führte zwei Börſen voll Goldes in ſeinen Beinkleidern. Dieſe legte er daher beim Schlafengeben unter ſein Kopfkiſſen und befahl ſeinem Bedienten, die Thür wohl zu verſchließen und den Schlüſſel zu ſich zu nehmen. Nun glaubte er mit Sicherheit ſchlafen zu können. Dem andächtigen Beter war keine der Bewegungen des Gouverneurs entgangen. Als dieſer durch ſein Schnarchen verrieth, daß er feſt genug ſchlafe, wußte er ihm mit der Geſchicklichkeit eines Cartouche die Beinkleider unter dem Kopfkiſſen wegzuziehen. Er leerte in völliger Ruhe einen Beutel in den andern, ließ den ausgeleerten auf dem Tiſche, die Beinkleider auf dem Boden liegen und ließ ſich vermittelſt zuſammengeknüpfter Betttücher aus dem Fenſter ins Freie. Der Schrecken des Gouverneurs am nächſten Morgen war groß. Ohne Hoſen zwar, aber mit der Hoffnung, den Dieb doch noch zu fangen, eilte er nach Paris zurück, konnte aber nicht mehr im Bureau der Landkutſche entdecken, als daß der fragliche Mann diesmal Belair geheißen und wirklich 25 Francs für ſeinen Platz bezahlt habe. Man tröſtete ihn damit, daß er ſich zu ſeinem feſten Schlafe gratuliren müſſe, denn wäre er erwacht, ſo ſei es wahrſcheinlich, daß ein ſo verwegener Dieb auch eine That gegen ſein Leben nicht geſcheut hätte.

Den Abbé Gagnard konnte man keiner ruchbar gewordenen Verbrechen zeihen; dennoch ſprachen ſehr viele Umſtände wider ihn. Auch er war aus Mans, der Sohn eines Fiſchers; in dürftigſten Umſtänden war er nach

Paris gekommen und hatte ſich weder von dem Meſſeleſen, noch von Dem, was ihm der Graf von Montgomery zugewandt, bereichern können. Dennoch zeigte er, bald nachdem er von dieſem fortgejagt worden, Geld in Ueberfluß, ging öffentlich in den prächtigſten geiſtlichen Kleidern, verſchwendete in jeder Art, hielt ſich eine Maitreſſe; ja er hatte durch Geld Mittel gefunden, ſich eine Pfründe zu verſchaffen. Höchſt verdächtig erſchien es, daß ein Geiſtlicher, wie er, mit dem Landſtreicher Vincent, der in lumpiger Kleidung nach Paris gekommen, auf dem vertrauteſten Fuße lebte. Gagnard hatte Verſtand und die Manieren eines Mannes von feiner Lebensart ſich angeeignet. Er hatte ſich das vollkommene Vertrauen des Grafen Montgomery zu erwerben gewußt, alle Geſchäfte des Hauſes gingen durch ſeine Hand, er war die rathgebende und thätige Hauptperſon im Haushalt, hatte alle Schlüſſel in Verwahrung und wußte um die großen Summen, welche der Graf erhalten, ebenſo gut als Herr von Anglade.

Der Criminallieutenant hatte den ſicherſten Mann unter ſeinen Leuten, den durch die geſchickte Gefangennahme der Marquiſe Brinvillier ſo berühmt gewordenen Policeiſergeanten Desgrais zu dieſer wichtigen Unterſuchung gewählt. Desgrais, der alle Schlupfwinkel der Diebe und ihre Verbindungen kannte, brachte bald zur Erfahrung: wie es zur Zeit des Anglade'ſchen Proceſſes bei der ganzen löblichen Diebeszunft zu Paris eine bekannte Sache geweſen, daß Vincent Belaſtre und Gagnard die wahren Thäter wären. Auf dem Pont neuf, dem Verſammlungsorte aller Spitzbuben und Beutelſchneider, hätte man mit Vergnügen davon geſprochen, daß einmal eine Standesperſon für die Streiche eines armen Schelmen büßen müſſe. Ja bis Mans ſei die

Sache erſchollen, wo Jedermann davon geredet habe und wahrſcheinlich ſei es von einigen Spießgeſellen der wahren Diebe ausgekommen, welche ſich nicht genügend für ihre Beihülfe bezahlt geachtet hätten.

Für die Policei waren dies genug Ermittelungen, um ihrerſeits eine Ueberzeugung zu gewinnen. Es kam nur darauf an, einen genügenden Grund zu finden, beider Verdächtigten ſich zu bemächtigen. Auch dieſer fand ſich bald. Der Abbé ward als mitverdächtig einer Mordthat, welche in einer Schenke vorfiel und Belaſtre wegen betrügeriſchen Spieles eingezogen.

Der gegen Beide geführte Proceß überwiegt an Umfang, aber nicht an Intereſſe den gegen die unglücklichen Anglade'ſchen Eheleute abgeſchloſſenen. Auch hier lagen keine directen Beweiſe, ſondern nur mehr oder minder nähere Indicien vor, deren Verfolgung einen großen Aufwand von Zeit, Mühe und Koſten verurſachte. Viele Perſonen, namentlich Geiſtliche, wurden darin implicirt. Das ſchandvolle Leben des ehemaligen Almoſenier Gagnard, der außer andern nicht minder ehrloſen Verdienſten auch das Geſchäft eines Kupplers mit Glück betrieben hatte, kam ans Tageslicht. Wir halten aber dafür, daß das tragiſche Intereſſe, welches die Geſchichte des Herrn von Anglade in Anſpruch nimmt, durch die Verfolgung und Aufdeckung einer gemeinen Gaunergeſchichte, wie ſie in Paris häufig vorkommen, nicht erhöht werden kann und uns von dem Zwecke entfernt, welchen wir uns bei Aufnahme dieſes merkwürdigen Criminalfalles vorſetzen, und wollen uns daher mit dem Reſultat dieſer zweiten Unterſuchung begnügen.

Für unſer Rechtsgefühl, nach deutſchen Begriffen, iſt es verletzend, zu ſehen, daß die Ehrenrettung zweier Unſchuldigen, durch einen wahrſcheinlichen Juſtizmord

Verdammten und eines Gemordeten nicht allein von Gerichtswegen betrieben ward, ſondern daß die Witwe und Tochter Anglade gezwungen waren, als Kläger gegen die neuermittelten Thäter aufzutreten. Noch empörender aber wird es, wenn wir aus Gründen der Klugheit und des Eigennutzes auch den Grafen von Montgomery auftreten und, wenn nicht offenbar beide Böſewichter vertheidigen, doch den Schritten der beiden unglücklichen Frauen alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg legen ſehen. Denn er mußte fürchten, daß mit der Unſchuld der Gerichteten auch ſeinerſeits eine Schuld als ungerechter Verfolger ans Tageslicht kommen und gegen ihn Anſprüche geltend gemacht würden, denen er nicht ganz ausweichen konnte.

Es wurden Druckſchriften über die Sache gewechſelt, und die beiden Schurken, die alle Mittel der Schlauheit und der Frechheit aufwandten, ſich zu vertheidigen, — auch der holländiſche Zeitungsartikel war von ihnen veranlaßt, um den Verdacht abzulenken — ſuchten einen beſondern Schutz hinter dem vorigen Parlamentsurthel. Sie führten unter Anderm an: Da durch ein rechtskräftiges Erkenntniß der höchſten Gerichtsbehörde, nach einer erſchöpfenden Unterſuchung feſtgeſtellt worden, daß der verſtorbene Anglade den Diebſtahl begangen, ſo könnten ſie ihn ſchlechterdings nicht begangen haben, oder man müßte ihnen denn nachweiſen, daß ſie die Mithelfer des ſchon abgeſtraften Verbrechers geweſen. Sie verſuchten alſo, das Parlament ſelbſt und ſeine richterliche Autorität als Schutz und Schirm vorzuſchieben, und es gehörten allerdings ſo viel Umſtände, als gegen ſie ſprachen, dazu, um dieſen mächtigen Wall vor ihrer Schandthat niederzureißen. Endlich, nach unſäglicher Mühe der Richter, verwirrten ſich die Böſewichter in ihren eigenen Ausſagen und führten jene auf immer deutlichere Spuren,

bis die Verdachtsgründe gegen sie so stark wurden, daß auf die Folter, wie bei Herrn von Anglade, erkannt wurde.

Belastre hielt sie aus, ohne zu gestehen. Den Abbé Gagnard überwältigten die Schmerzen. Er legte ein vollständiges Bekenntniß ab. Er hatte sich zu dem Diebstahle, als er Almosenier des Grafen war, mit seinem alten Bekannten, dem Vagabunden Vincent, genannt Belastre, verbunden. Dieser, in der Kunst Dietriche und Nachschlüssel zu fertigen, geübt, hatte nach dem Modell in Wachs, welches Gagnard ihm von den nöthigen Schlüsseln gab, die erfoderlichen Instrumente gefertigt. Die Zeit der Reise des Grafen über Land war als der geeignetste Augenblick erwählt worden, auch aus dem Grunde, um allen Verdacht von dem Abbé zu entfernen. Da aber der Dieb (Belastre) nicht auf einmal so viele Geldsäcke aus dem Hause schaffen konnte, war vorher beschlossen, daß er dieselben einstweilen in das Zimmer der drei Diener im Erdgeschoß verstecken solle, wo sie am sichersten wären und von wo er sie nach Bequemlichkeit fortbringen könnte. Damit inzwischen Niemand von dem zurückgebliebenen Gesinde dies Zimmer betrete, verschloß Gagnard dasselbe, und in Voraussicht des Kommenden, recht auffällig vor den Augen der Andern, und steckte den Schlüssel, den er sonst zurückließ, in die Tasche. Der Diebstahl wurde vollführt, so wie er beschlossen war; aber der Dieb in seiner Vorrathskammer, dem untern Zimmer, sitzend, wurde durch die zu frühe Rückkehr der Herrschaft überrascht. Glücklicherweise für ihn trat Niemand in das Zimmer, bis er einen Augenblick erspähte, wo der Flur leer war und er unbemerkt aus dem Hause entwischen konnte. Froh darüber, nahm er sich nicht mehr Zeit, die Thür wieder von außen zu verschließen,

ſondern ließ ſie offen ſtehen, ſo wie ſie ſpäter gefunden wurde.

Noch verſicherte Gagnard aus freien Stücken: er ſei bei der Hausſuchung und als man das Geld in ſeiner Stube gefunden, dermaßen beſtürzt und voll Verwirrung geweſen, daß, hätte ihn der Criminallieutenant damals befragt, er auf der Stelle den ganzen Diebſtahl eingeſtanden haben würde. Als über die Sache vor dem Parlamente plaidirt wurde, habe ſich Belaſtre unter den Zuhörern vor den Schranken befunden; er aber habe in der heiligen Geiſtkirche, auf Anlaß der Freunde des Herrn von Anglade, zu glücklicher Entdeckung der Diebe Meſſe leſen müſſen.

Belaſtre und Gagnard wurden zum Strang verurtheilt. Vor der Hinrichtung bekannte auch Belaſtre zur Erleichterung ſeines Gewiſſens.

Vor der Welt war die Ehre des unglücklichen Opfers wiederhergeſtellt. Seine Witwe kam beim Parlamente ein mit der Bitte: daß ihre und ihres verſtorbenen Gatten Ehre auch durch einen förmlichen richterlichen Spruch wiederhergeſtellt werde, und verband damit den Antrag: den Grafen von Montgomery in den Erſatz alles Verluſtes, aller Schäden, Intereſſen und Unkoſten zu verurtheilen.

Der Graf von Montgomery fand ſich nichts weniger als geneigt, das Geld zu bezahlen, da er nicht einmal ſein eigenes zurückerhalten. Er berief ſich darauf, daß er in keiner böſen Abſicht die Anglade'ſchen Eheleute verfolgt, daß nicht einmal er der Erſte geweſen, der einen Verdacht auf ſie geworfen, ſondern der Criminallieutenant, daß ſein ganzes Verſehen ein ſehr verzeihlicher Irrthum geweſen und endlich ein Irrthum, für den er nicht aufzukommen habe, da zwei Richter und darunter

das vornehmſte Reichsgericht, das pariſer Parlament, den Irrthum durch ihr Urtheil ſanctionirt hätten.

Das Parlament entſchied auf einen langwierigen deshalb geführten Proceß durch ein Arrêt vom 17. Juni 1693: daß die Ehre beider Ehegatten vollſtändig wiederherzuſtellen; es erklärte die wider ſie verfügte Verhaftnehmung, Verkümmerung, Auspfändung u. ſ. w. für ehrenrührig und widerrechtlich; verordnete, daß ihre Namen in den Gefängnißregiſtern ausgeſtrichen und unleſerlich gemacht werden ſollten; daß die Sequeſtration aufzuheben und der Graf alle die Summen ſammt Intereſſen der Witwe und deren Tochter zurückzuzahlen habe, welche ihm, als Schadenerſatz für ſeine Verluſte, früher zugeſprochen worden.

Dagegen wurde die Klägerin mit ihrem Anſpruch auf Entſchädigung wegen des erlittenen Schimpfes und Schadens abgewieſen. Pitaval iſt der Meinung, daß der eigene Antheil, welchen die Richter an dieſer Sache gehabt, von bedeutendem Einfluß auf dieſen letzten Theil des Erkenntniſſes geweſen. Der Graf von Montgomery habe nicht allein durch ſeine ungegründete und beharrliche Denunciation, ſondern ganz ſpeciell durch ſeine Erklärung: „er ſtehe für ſeine Leute", die Richter in Irrthum geführt, ſie von der wahren Spur abgeleitet und in Folge deſſen das Unglück des Herrn von Anglade und die Schande und das Elend ſeiner Familie allein veranlaßt. Der Entſchädigungsanſpruch wider ihn perſönlich hätte daher vor einem andern Richter als begründet erſcheinen müſſen; aber das Parlament, durch einen, von Vorurtheilen geblendeten, Ankläger getäuſcht, auf bloße Anzeigen ohne einen einzigen Beweis vom Sehen (de visu) vor ſich zu haben, richtend, habe nun nicht füglich

den Grafen um einen Irrthum büßen laſſen können, den es ſelbſt begangen.

Nach unſerm Gerichtsverfahren hätte ſchwerlich eine rechtliche Verpflichtung zur Entſchädigung dem Grafen zugemuthet werden können, wogegen allerdings ſeine moraliſche Verſchuldung gegen die unglückliche Familie ſo groß erſcheint als ihre Ehrenrettung ein geringer Erſatz für das Erlittene. Es iſt dies der dunkle und traurige Punkt der Criminaliſtik, in den noch keine neuere Geſetzgebung Licht und Troſt gebracht hat.

Für die Tochter des Herrn von Anglade, denn unter dieſem adeligen Namen erſcheint er in den Acten auch nachher — weil gegen ſeinen angemaßten Adel kein Ankläger aufgetreten war — ward bei Hofe eine Sammlung veranſtaltet, welche ihr ein Vermögen von 100,000 Livres eingebracht haben ſoll. Sie ward in der Folge mit einem Parlamentsrath des Eſſarts verheirathet.

Jacques Lebrun.

1689.

Unfern der Sorbonne in Paris lebte im eigenen Hause zu Ludwig des Vierzehnten Zeiten eine Witwe von Rang, ausgebreiteten Verbindungen und ansehnlichem Vermögen. Ihr Alter wird uns nicht angegeben. Da aber Madame de Mazel, wie sie genannt wird — ihres verstorbenen Gatten Name war de Savonnières — zur Zeit unserer Geschichte drei Söhne hatte, davon der erste Parlamentsrath, der zweite Oberschatzmeister im Steuerbezirk von Paris und der dritte Major beim Regiment von Piemont war, so läßt sich annehmen, daß sie schon bei Jahren war.

Aber diese Jahre hatten Frau von Mazel noch keineswegs zur Frommen gemacht. Zwar lebte sie äußerlich nach allen Regeln der Sittsamkeit, besuchte die Messe und kam allen Pflichten, welche die Kirche den katholischen Christen auflegt, pünktlich nach; dies hinderte sie aber nicht, aus ihrem Hause etwas zu machen, das nicht viel anders war, als ein öffentliches Spielhaus. An jedem Montag und Freitag sammelten sich hier Spieler aller Gattungen, Herren und Damen, welche, außer dem

Spiel ein treffliches Souper vorfanden, und die Geſellſchaft blieb in der Regel die ganze Nacht bis zum andern Morgen um 7 Uhr zuſammen. Frau von Mazel entfernte ſich allerdings ſchon um 11 Uhr in ihr Schlafzimmer, man wollte aber nicht behaupten, daß es aus ſittlichen Rückſichten geſchah. Vorher pflegte ſie Denen, welche alles Geld, was ſie bei ſich hatten, im Spiel verloren, Vorſchüſſe anzubieten und auch zu geben. Man glaubte zu wiſſen, daß ſie immer beträchtliche Summen Geldes im Hauſe habe. Nach Ausſage Einiger ſei ihr nicht wohl geweſen, wenn ſie nicht wenigſtens 2000 Louisd'or baar in Kaſſe gehabt. Auch ſei ſie deshalb auf dieſe Geldſorte ſehr begierig geweſen und es hätte manchen Spieler verdroſſen, daß ſie immer die Goldſtücke, die auf den Tiſch kamen, in Silbergeld umwechſelte.

Zur Verſtändniß des Folgenden iſt es nöthig, ſowol ihre Familienverhältniſſe und ihren Umgang als die Oertlichkeit ihres Hauſes näher zu betrachten.

Frau von Mazel war ſtrenger gegen Andere als gegen ſich. Die Lebensweiſe der Gattin ihres älteſten Sohnes, des Parlamentsraths Renatus de Savonnières, war ſo anſtößig, daß die Schwiegermutter einen Verhaftsbefehl wider ſie vom Könige erwirkt und ihre Schwiegertochter einſt, bei hellem Tage, auf der Straße durch Gerichtsdiener hatte aufgreifen und in ein Kloſter ſtecken laſſen. Bereits dreizehn Jahre ſaß Frau von Savonnières in dieſem Arreſt. Mehrmals war ſie entflohen, aber immer wieder auf Veranſtaltung der Schwiegermutter aufgegriffen und ins Kloſter zurückgebracht worden. Welche Rolle ihr Gatte, der Parlamentsrath, dabei ſpielte, wird uns nicht geſagt. Sie war natürlich eine tödtliche Feindin der Frau von Mazel.

Die verſchiedenen Verſuche der jungen Dame, ihre Freiheit wieder zu erlangen, kamen im Proceſſe ſpäter zur Sprache, als Indicien der Theilnahme an dem vorliegenden Verbrechen. Im Monat März des Jahres 1689 hatte ſie ſich einmal aus dem Kloſter fortgeſtohlen und hielt ſich verſteckt in Paris auf. Zur ſelben Zeit hatte ein gewiſſer Berry, früher in Dienſten der Frau von Mazel, derſelben eine Summe von 1500 Livres geſtohlen. Ungefähr ein Vierteljahr vor dem Ereigniß, von dem wir ſprechen werden, war ſie wieder in Paris und verbarg ſich in einem Hauſe der Faurbourg Saint-Germain. Dort äußerte ſie, nach drei Monaten werde ſie wieder zu ihrem Manne ziehen. Nach drei Monaten lebte ihre Schwiegermutter nicht mehr.

In ihrem Hauſe hatte Frau von Mazel einem Abbé Poulard eine Wohnung eingeräumt, einem Manne von nichts weniger als ehrenhaftem Charakter und guten Sitten, der aber deſſen ungeachtet als ein viel berechtigter Hausfreund ſchon ſeit Jahren das volle Vertrauen der Witwe genoß. Früher zwanzig Jahre Dominicaner, hatte er eine Bulle erſchlichen, die ihm verſtattete, ſich in den Orden von Clugny zu begeben; ſtatt deſſen aber war er in das Haus der Frau von Mazel gezogen. Er bewohnte im dritten Stockwerke ein Zimmer, was mit allem Luxus eines Boudoirs durch ſeine jetzige Wirthin ausgeſtattet war: ſeidene Tapeten, ſammtene Vorhänge und ein ſybaritiſches Bett. Er ſpeiſte an der Tafel der Frau vom Hauſe, wo er nicht allein den liebenswürdigſten Geſellſchafter, den jovialen Feinſchmecker und Trinker, ſondern auch den freimüthigen Kritiker jeder aufgetragenen Schüſſel machte. Alles dies ward mit Güte von der Wirthin, mit Schweigen von den Andern geduldet. So wohl gefiel es ihm, daß, als der Prior des

Ordens von Clugny 1673 alle Mitglieder deſſelben mit dem Bann bedrohte, welche in Paris anweſend, ſich nicht in eins der drei Klöſter, die dem Orden gehörten, begäben, er der Strafe der Excommunication trotzte, um bei ſeiner Frau von Mazel zu bleiben. Ueberhaupt kümmerte er ſich nicht im geringſten um die Regeln ſeines Ordens und trug auch kein äußeres Abzeichen deſſelben.

Später hatte ſich Poulard, man weiß nicht weshalb, noch ein Zimmer in der Nachbarſchaft gemiethet, wo er, abwechſelnd mit ſeiner Wohnung im Mazel'ſchen Hauſe, ſchlief und wohnte. Mittelſt eines Hauptſchlüſſels, den ihm Frau von Mazel gegeben, konnte er jederzeit ohne Aufſehen und Geräuſch in ihr Haus kommen.

Durch ſeine Schweſter ſtand dieſer zweideutige Geiſtliche noch in einer andern Verbindung mit der Mazel'ſchen Familie. In dieſe, die ſchöne Witwe eines Parlamentsrath Chapelain zu Mans, war der zweite Sohn der alten Mazel, der Oberſchatzmeiſter, verliebt. Er hatte ihr große und koſtbare Geſchenke gemacht; man ſagte aber, daß die ſchlaue Dame durch Verweigerung ihrer Gunſt die Leidenſchaft des jungen Mannes dermaßen zu ſteigern gewußt, daß er ernſtlich mit dem Plane umginge, ſie zu heirathen. Dieſe Verbindung konnte für Schweſter und Bruder als das höchſte Ziel ihrer Wünſche gelten. Aber Frau von Mazel war ſo beſtimmt und entſchieden dagegen, daß auch der ſo begünſtigte Abbé zu ihr nicht davon ſprechen durfte.

Ihre Dienerſchaft endlich beſtand aus zwei jungen Bedienten von 16 und 17 Jahren, einem Kutſcher, zwei Kammermädchen, einer alten Köchin und einem Kammerdiener. Dieſer, Jacques Lebrun, war aber zugleich ihr Secretair und Haushofmeiſter. Schon 29 Jahre im Dienſte des Hauſes, beſaß er das vollkommenſte Ver-

trauen ſeiner Herrſchaft. Alle Geſchäfte gingen durch ſeine Hände. Er nahm die eingehenden Gelder in Empfang, quittirte darüber und verwahrte ſie in einem eiſernen Kaſten. Wie er alle Angelegenheiten ſeiner Herrſchaft beſorgte, ſo kannte er auch Alles, was dieſe betraf. Das übrige Geſinde ſtand unter ſeinen Befehlen.

Lebrun genoß allgemeine Achtung. Die Bekannten des Hauſes behandelten ihn mit Aufmerkſamkeit und Freundlichkeit; Handwerksleute und Kaufleute, die für das Haus lieferten, rühmten ſeine Treue und Uneigennützigkeit, und daß kein Haushofmeiſter pünktlicher als er bezahle. Er war verheirathet und Vater; und auch als ſolcher genoß er des beſten Rufes. Seine Gattin liebte er aufs Zärtlichſte, ſeinen vier Kindern hatte er die beſte Erziehung gegeben. Die Töchter waren geſchickte Putzmacherinnen. Obgleich Frau von Mazel ihm gern in ihrem großen Hauſe eine Wohnung für ſeine ganze Familie eingeräumt hätte, bezahlte er doch lieber eine gemiethete in der Nachbarſchaft, weil er die Nähe der Spieler und Wüſtlinge, die das Haus beſuchten, für die Unſchuld ſeiner Töchter fürchtete.

Das Haus der Frau von Mazel beſtand aus vier Stockwerk; ſie bewohnte es mit ihren Leuten ganz allein. Eine detaillirte Beſchreibung der Oertlichkeit iſt nothwendig. Doch finden wir ſie auch in der Pitaval'ſchen Schilderung nicht mit der anſchaulichen Deutlichkeit gegeben, welche uns eine vollkommene Anſchauung lieferte, eine, wie ſie ſich eigentlich nur durch eine Zeichnung herſtellen läßt.

Zu ebener Erde war die Küche und eine kleine Holzkammer. In der erſtern ſchlief gewöhnlich die Köchin; aber ſeit etwa acht Tagen hatte ſie ihr Bett in die Holzkammer getragen, deren niedrige Fenſter auf die

Straße hinausgingen. Man konnte mit den Vorübergehenden reden, ſich Schlüſſel reichen, auch heimlich einen Menſchen ins Haus bringen. In der Küche hing frei der große Hausſchlüſſel zum Thorwege, ſo daß alle Bediente dazu kommen konnten. Der Kutſcher ſchlief im Stalle auf dem Hofe und ihm lag die Aufſicht über den Thorweg ob.

Eine große Treppe führte in das erſte Stockwerk. Dieſes war eigentlich unbewohnt. Von der Treppe kam man zuerſt in einen großen Saal, wo verſchiedenes Hausgeräth verwahrt wurde und auch der Silberſchrank ſtand, zu dem eins der Kammermädchen den Schlüſſel führte. In einem Verſchlage an der Seite des Saals ſchlief Lebrun, wenn er Nachts im Hauſe blieb. In den Staatszimmern nach vorn hinaus empfing Frau von Mazel ihre Beſuche und hielt die Spielgeſellſchaften ab.

Dieſelbe große Treppe führte ins zweite Stockwerk. Hier kam man zuerſt in ein großes Vorgemach, von da in einen Saal, deſſen Fenſter in den Hof ſahen, und von da in das Schlafzimmer der Frau von Mazel, ebenfalls nach dem Hof hinaus gelegen. Wenn die Dame ſich zur Ruhe begab, ſo ward der Schlüſſel zur Thür vom Schlafzimmer in den Saal abgezogen und auf einen Stuhl neben der Thür gelegt. Die Kammerjungfern verſchloſſen dann auch die Thüre des Saals und legten den Schlüſſel auf den Kamin des Vorgemachs. Dieſes letztere blieb Tag und Nacht offen.

Man hatte aber in die Thür zum Schlafzimmer über dem Schloſſe ein kleines Loch gebohrt, das man mit einem hölzernen Pflocke zuſtopfte. Wenn die Kammerjungfern Morgens an die Thüre kamen und Frau von Mazel noch nicht Luſt hatte, aufzuſtehen und ihnen die Thür zu öffnen, ſo ſteckten ſie einen Dietrich durch das

Loch, zogen damit den Riegel zurück und öffneten auf diese Art die Thüre.

Frau von Mazel schlief allein in diesem Stockwerke, und doch vielleicht nicht immer allein. Außer der Thür nach dem Saale hatte ihr Schlafzimmer noch zwei andere kleine Thüren. Die eine stieß auf eine kleine geheime Treppe, die andere ging in eine Kleiderkammer, welche ebenfalls einen Ausgang auf diese geheime Treppe hatte. In der Kleiderkammer stand der Schrank, und in dem Schranke der eiserne Geldkasten. Der Schlüssel zu dem Schranke ward jeden Abend unter Frau von Mazel's Kopfkissen gelegt. Aber die Thüre zur Treppe war dicht hinter dem Bette und die darin Liegende konnte sie öffnen, ohne nöthig zu haben aufzustehen. Beiläufig hing über dem Bette die Schnur zur Klingel, welche nach den Schlafkammern der Kammerjungfern führte.

Jene geheime Treppe führte ins dritte Stockwerk, und zwar in die Stube, welche der Abbé Poulard bewohnte und die gerade über der Kleiderkammer belegen war. Sonst war dieses Stockwerk ganz leer.

Im vierten Stockwerke waren zwei Stuben. In der einen wohnten die zwei Kammerjungfern, in der andern die zwei Bedienten. Jene waren Schwestern, diese Brüder.

Oben ging ein großer Boden über das ganze Haus. Er war nie verschlossen. Durch ein großes Dachfenster konnte man mit Bequemlichkeit in eine zwischen zwei Dächern angebrachte Rinne steigen und von da in andere Dachrinnen, dergestalt, daß man auf diesem Wege noch fünf bis sechs Häuser in der Straße erreichte, ehe durch einen jähen Absatz der gefährliche Spaziergang ganz unterbrochen wurde.

Die Katastrophe unserer Geschichte spielt am 27. November 1689. Vier Jahre vorher, und auch dies muß

vorausgeschickt werden, am 9. October 1685, hatte Frau von Mazel ein Testament gemacht, worin sie unter Andern des Abbé Poulard, unter dem Namen: „Pater Poulard, ehemaliger Dominicanermönch", gedachte und ihrem Sohne und Universalerben, dem Parlamentsrath, die Verpflichtung auflegte, besagtem Poulard lebenslänglich Wohnung und Unterhalt zu geben. Dem Lebrun legirte sie darin die Summe von 6000 Livres und die Hälfte ihrer Wäsche. Das Testament war bei einem Notar niedergelegt, der Inhalt bekannt. Indessen war ebenso bekannt, daß sie des Willens gewesen, das Testament wieder umzuändern.

Der 27. November des Jahres 1689 fiel auf den ersten Adventssonntag. Auch die Geschichte dieses Tages, so geringfügig auch die Vorfallenheiten an demselben erscheinen, ist es nöthig, hier voraufzuschicken. Nach dem Mittagbrot wollten die Töchter Lebrun's der Frau von Mazel ihre Aufwartung machen. Sie wurden freundlich aufgenommen, da aber die Dame eben in die Vesper fahren wollte, bat sie die jungen Mädchen, ein ander Mal wiederzukommen. Lebrun, was seines Amtes war, führte die gnädige Frau am Arm in die Kirche, gefolgt von den beiden Bedienten. Alsdann ging er selbst zu den Dominicanern in die rue St. Jacques, hörte die Messe und trat in ein Billardhaus, um einige Zeit zu spielen. Mit dem Schlosser Laque, der eine Köchin der Frau von Mazel geheirathet, ging er von da wieder fort und verabredete mit ihm ein gemeinschaftliches freundliches Abendbrot, wozu sie selbst bei einem Speisewirth alles Nöthige einkauften. Lebrun machte aber zuvor noch mehre Gänge. Zuerst in das Haus seiner Herrschaft zurück, dann zu seiner Frau; erst nachdem er um 8 Uhr in der Kutsche und in Begleitung der beiden Bedienten

seine Herrschaft von einem Besuche bei Madame de Duvou abgeholt, verbrachte er, wie verabredet war, den übrigen Abend bei einem heitern Mahle mit seinem Freunde.

Frau von Mazel speiste an dem Abende, wie gewöhnlich, allein mit dem Abbé. Letzterer äußerte dabei, er würde diese Nacht außer dem Hause, in seinem zweiten Quartier, schlafen. Ja er wiederholte es mehre Male. Den aufwartenden Bedienten fiel dies auf, da er das sonst nie bei Tische vorher zu sagen pflegte.

Um 11 Uhr legte sich Frau von Mazel zu Bette. Die beiden Kammerjungfern waren noch im Zimmer beschäftigt, als Lebrun die kleine Treppe heraufkam (diese mußte also doch auch nach den untern Geschossen führen?) und an die Thür klopfte, welche in die Kleiderkammer ging. Frau von Mazel fragte, wer noch so spät da sei. Die Kammerjungfern antworteten: „Es ist Herr Lebrun." Dem Kammerdiener dauerte es aber zu lange, bis auf sein Klopfen geöffnet wurde, er ging die kleine Treppe wieder hinunter und kam auf der Haupttreppe, durch das Vorgemach und den Saal in das Schlafzimmer. „Es ist wirklich eine recht schickliche Stunde!" redete ihn seine Herrin an, und gab ihm Befehle für die Abendgesellschaft am folgenden Tage. Nun heißt es bei Pitaval: „Eine der Kammerjungfern legte hierauf den Schlüssel des Schlafzimmers an seinen gewöhnlichen Ort, auf den Stuhl neben der Thür; sie gingen sämmtlich hinaus, Lebrun war der Letzte und schloß die Thür hinter sich zu." Wenn sie den Schlüssel auf den Stuhl legten, so kann darunter nur verstanden werden, daß sie von innen das Schlafzimmer verschlossen; denn Frau von Mazel blieb eingeschlossen und, als man am andern Morgen vergebens wartete, daß sie öffnen werde,

mußte man den Schloſſer rufen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach gingen alſo die Dienſtleute durch die kleine Treppe hinunter, und Frau von Mazel verſchloß dieſe von ihrem Bette aus. Wie aber war Lebrun der Letzte und ſchloß die Thür (welche?) hinter ſich zu? Es läßt ſich nicht anders annehmen, als daß er über die kleine Treppe hinunter- und die große wieder hinaufging, wie er vorhin gethan, und dann die äußere Saalthür nach dem offen bleibenden Vorgemache verſchloß.

Lebrun plauderte noch eine Weile mit den Mädchen, die ihm erzählten, wie gütig die gnädige Frau ſeine Töchter empfangen. Er ſchien ihnen dabei ſehr ruhig und heiter. Nachdem er von den Jungfern ſich getrennt, ging er in das Stockwerk zu ebener Erde, legte den Hut auf den Küchentiſch, nahm den Schlüſſel zum Thorwege und wollte dieſen verſchließen. Aber müde von den Anſtrengungen des Tages ſetzte er ſich einen Augenblick ans Feuer, um ſich zu wärmen und ſchlief unvermerkt ein, indem der Schlüſſel auf dem Tiſche liegen blieb. Der Glockenſchlag vom Thurme weckte ihn zwar wieder; ſchlaftrunken konnte er aber nicht zählen, wie viel Schläge es waren. Er ging auf den Flur und fand das Hausthor ganz offen. Er ſchloß es zu und ging dann in ſeinen Bettverſchlag, indem er den Schlüſſel dahin mitnahm; eine Vorſicht, die er nicht oft anwandte.

Früh am andern Morgen ging Lebrun nach den Fleiſchbänken und von da auf den Hühnermarkt. Ein Buchhändler von ſeiner Bekanntſchaft und der Schlächter, welcher für das Mazel'ſche Haus lieferte, verſichern, daß ſie ihn ſo heiter, vergnügt und ruhig gefunden wie immer. Drei Freunde begleiteten ihn in das Haus ſeiner Herrſchaft zurück. Er ſcherzte mit ihnen, hing dem Einen ſeinen Mantel um und ſchlug ihn dann mit einer Schöpſen-

keule, indem er sagte: „Mir kann Niemand wehren, meinen Mantel so oft zu schlagen als ich Lust habe."

Als die Freunde fort waren, ordnete er Verschiedenes in der Küche an und ließ Holz spalten, um in Frau von Mazel's Zimmer Feuer anzumachen. Aber diese, die gewöhnlich um 7 Uhr ihr Bett verließ, gab noch kein Zeichen ihres Wachseins. Unruhig darüber, ging Lebrun zu seiner Frau hinüber und gab ihr 7 Louisd'or und einige Silbermünze zum Aufheben. Dann setzte er sich in ein Weinhaus, dem Mazel'schen Hause gegenüber, und fragte den Bedienten drüben am Fenster, ob die gnädige Frau noch nicht erwacht sei? Da der Bediente Nein antwortete, sprang er selbst wieder hinüber und fand Alles in Bestürzung. Das Hinaustragen des Holzes hatte viel Lärm gemacht und auch der hatte sie nicht geweckt. Man klopfte an alle Thüren, die zum Schlafzimmer führten, und sie antwortete nicht.

Einige fürchteten, daß der Schlag sie gerührt habe, Andere, es hätte sie ein heftiges Nasenbluten befallen, woran sie öfters litt. Lebrun aber rief aus: „Hier muß noch was Schlimmeres vorgefallen sein. Es geht mir im Kopfe herum, daß ich die Hausthür in der Nacht offen fand."

Der älteste Sohn, der Parlamentsrath, wurde schleunigst gerufen. Als auch dieser meinte, seine Mutter könne ein Schlagfluß betroffen haben, und man rieth, einen Wundarzt zu holen, schüttelte Lebrun den Kopf: „Hier muß was Schlimmeres geschehen sein. Es ist gewiß ein böser Streich verübt, und mich quält's, daß die Hausthüre Nachts offen war."

Ein Schlosser kam und öffnete die Thür. Es heißt, ohne Mühe. Hier drängt sich uns aber die unbeantwortete Frage auf: weshalb bedurfte es eines Schlossers,

wenn die Kammermädchen durch die angegebene Vorrichtung, mittelst eines Dietrichs, der durch das zugepflockte Loch gesteckt ward, den Schloßriegel von außen aufschieben konnten?

Lebrun drang zuerst hinein. Er rief den Namen seiner Herrin und schlug, als auch da keine Antwort erfolgte, die Bettvorhänge zurück: „Gott! Madame ist ermordet!“ schrie er auf und stürzte nach der Kleiderkammer, um das Fenster zu öffnen, daß es hell werde. Zugleich (d. h. erst nachdem er den Schlüssel aus dem Bette genommen haben konnte S. f.) untersuchte er den Geldkasten im Schrank, fand ihn verschlossen, hob ihn in die Höhe und sprach: „Es ist nichts gestohlen; was soll ich denken?“

Der uns wohlbekannte Criminallieutenant Deffita ward sogleich herbeigeholt und von ihm, unter Zuziehung einiger Wundärzte, sofort eine vorläufige Untersuchung angestellt.

Frau von Mazel war todt, ermordet. Zwar fand man keine einzige tödtliche Wunde, aber ihr Gesicht, ihre Schultern, ihr Hals, ja auch ihre Hände und Arme waren von gegen funfzig Messerstichen zerfleischt, und die Aerzte erklärten, daß der Blutverlust ihren Tod verursacht habe. Das Bette war von dem vielen Blute durchweicht. In demselben fand man ein Stück von einer Spitzenkrause und eine Serviette, die wie eine Nachtmütze zusammengeknüpft war. Der Mörder mußte sie auf dem Kopfe gehabt haben. Auch sie war blutig und gehörte zur Wäsche der Ermordeten, mit einem S gezeichnet.

Die Unglückliche mußte sich gegen ihren Mörder gewehrt haben. In ihren Händen fand man drei oder vier

Haare. Wahrscheinlich hatte sie ihm die Serviette vom Kopf und das Stück von seiner Krause gerissen.

Die Schnur der Klingel war verschiedene Male um die Pfosten des Bettes gewickelt, und zwar so hoch, daß die in ihren Kissen Liegende sie nicht erreichen konnte, und überdies mit zwei Knoten zugeknüpft, daß, wenn man daran zog, sie sich nicht rührte.

Kein Mordwerkzeug umher. Doch fand man endlich in der Asche des Kamins ein Taschenmesser, acht bis neun Zoll lang, das man auf- und zuschrauben konnte und an dessen Rücken ein kleiner Schraubenzieher, zum Gewehr, angebracht war. Das Heft, von Schildkröte, war beinahe ganz verbrannt. An der Klinge fand sich keine Spur von Blut; das Feuer mußte sie verzehrt haben.

Die Thür am Bett zur kleinen Treppe war von innen verschlossen. Der Schlüssel zur Hauptthür lag nicht mehr auf dem Stuhle, wo ihn das Kammermädchen hingelegt. Indessen konnte man weder an der Thür zum Saal, noch an der vom Saal zum Vorgemach die geringste Spur einer gewaltsamen Oeffnung entdecken. Der Pflock in dem kleinen Loche über dem Schloß an jener stak so fest, daß man sah, er mußte schon lange nicht herausgenommen sein.

Der Schlüssel zum Schranke lag, was am meisten auffallen mußte, wie gewöhnlich, unter dem Kopfkissen. Im Schranke fand man den Beutel, in welchem das Kartengeld aufbewahrt wurde; es belief sich auf 278 Livres. Auch lag dort der Schlüssel zur Geldkasse, die aber ein so künstliches Schloß hatte, daß der Schlosser eine Viertelstunde zubrachte (?), ehe er sie öffnete. Es lagen darin vier Säcke, jeder von 1000 Livres und einige mit verschiedenen Geldsorten. Auf einem derselben stand:

„dem Abbé Poulard zugehörig". Unter einem der Säcke lag ein großer, von roth und grüner Seide gestrickter und mit Taffet gefütterter Geldbeutel, der offen und leer war. Daneben ein viereckiges, mit rothem Leder überzogenes Kästchen; darauf lag ein halber Louisd'or, inwendig aber der ganze Schmuck der Ermordeten, an 15,000 Livres werth. In ihrer Tasche (vermuthlich des abgelegten Kleides) staken 18 Louisd'or.

Nach allen diesen augenblicklichen Ermittelungen schloß man anfangs, daß der Mord aus andern Motiven, als gemeinen, räuberischen erfolgt sei. Bald jedoch kam Dessita auf andere Gedanken. Bei der Vernehmung der Dienstleute war nichts ermittelt, als was wir aus dem Vorhergehenden wissen; bei der Durchsuchung fand man jedoch in Lebrun's Taschen außer dem Schlüssel zu seinem Verschlage einen Hauptschlüssel, dessen Kamm sehr weit ausgefeilt war, und mit dem man, auf die deshalb angestellte Probe, das Schloß zum Schlafzimmer, zwar mit Mühe, aber doch einmal herum aufschließen konnte. Gewöhnlich wurde das Zimmer nur mit einem Riegel abgeschlossen.

Dieser Schlüssel war Lebrun's Unglück. Der Criminallieutenant ließ ihn die zur Mütze zusammengeknüpfte Serviette aufsetzen und sie paßte so ziemlich auf seinen Kopf.

Auf diese Indicien allein ward er verhaftet. Alle übrigen Anzeigen stimmten nicht. Er mußte seine Hände waschen und man fand sie weder zerkratzt, noch verwundet, keine Spur von Blut, das Wasser war nicht röthlich gefärbt. In seinem Verschlage fand man nichts Verdächtiges und ebenso wenig in seiner Wohnung, und man begnügte sich nicht allein damit, ihn zu verhaften, sondern sperrte auch seine Frau ein, gegen welche kein

anderer Verdachtsgrund vorlag, als die eheliche Verbindung mit ihm.

Trotz den emsigsten Nachforschungen ward auch in den nächsten Tagen nicht mehr als Folgendes entdeckt:

Man fand unten an der kleinen Treppe einen neuen, langen Strick, der an einem dreizackigen, eisernen Haken festgemacht war. In einer gewissen Länge von einander waren Knoten an Knoten geknüpft; allem Ansehen nach also eine Art Strickleiter. — Dann auf einem der Oberböden unter einem Bund Stroh ein Hemde, welches vorn und auf den Aermeln ganz blutig war. In den Seiten sah man deutlich den Abdruck blutiger Finger. Unter dem Hemde lag eine Halskrause, welche aber nur an den beiden Enden Blutflecke hatte.

So unzweifelhaft diese Gegenstände dem Mörder angehört hatten, ließ sich doch nicht ermitteln, daß sie früher in Lebrun's Besitz gewesen. Man hatte zwar bei der zweiten, genauern Nachforschung in seinem Verschlage einen Korb mit altem Eisen und darunter einen kleinen Haken und eine Feile, ferner eine Serviette aus dem Hause, mit einem S gezeichnet, eine alte Nachtmütze und einige Stricke gefunden. Aber alle diese Dinge konnten im Besitz eines Haushofmeisters an und für sich nicht verdächtigen. Zwischen den Stricken in Lebrun's Verschlage und dem, aus welchem die Strickleiter gemacht war, fanden die darum befragten Seiler keine Aehnlichkeit. Ebenso wenig glichen sich das blutige Hemde und die, welche Lebrun besaß. Jenes war viel enger und kürzer, und nie hatte er, nach den Aussagen aller seiner Bekannten, Halskrausen von der Art der aufgefundenen getragen. Die beiden Kammerjungfern meinten, die blutige Halskrause sähe ihnen so aus, wie die, welche sie für einen gewissen Berry gewaschen, der Be-

dienter im Hause gewesen, aber vor drei oder vier Monaten wegen des obenerwähnten Diebstahls fortgejagt worden. Die Messerschmiede entdeckten zwischen dem Messer, das im Kamin gefunden worden und dem, welches Lebrun bei sich führte, keine andere Verwandtschaft (wenn überhaupt etwas darauf angekommen wäre?) als daß beide aus der Fabrik desselben Waffenschmiedes kamen. Die Perrückenmacher erklärten, die drei oder vier Haare aus der Hand der Todten seien zu wenig, um mit irgend eines Menschen Haaren einen Vergleich anzustellen. Vergebens durchstöberte man jeden Winkel in Lebrun's Wohnung; man fand nichts. Vergebens entkleidete man ihn; man fand an seinem ganzen Leibe nichts von Blut oder Zerkratztes.

Aber der Nachschlüssel blieb doch. Zwar war der Besitz eines solchen in den Händen eines Haushofmeisters, der Alles wußte und überall Zutritt haben mußte, nichts Auffälliges, zwar hatte er erweislich durch die langen Jahre seines Dienstes ihn bei sich geführt; aber Frau von Mazel hatte ihm denselben vor einiger Zeit abgefodert, um ihn ihrem Freunde, dem Abbé, zu geben, und Lebrun hatte dafür ein zweites Exemplar in seine Tasche gesteckt, das er angeblich früher von der ehemaligen Köchin des Hauses erhalten haben wollte, die später den Schlosser Lague geheirathet. Es wurden mit diesem Schlüssel viele Versuche gemacht, Vergleiche angestellt mit einem andern Nachschlüssel, den die Köchin hatte u. s. w., ohne daß man eigentlich weiß, wozu das dienen sollte.

Doch gefährlicher als der Schlüssel wurden für den Haushofmeister die Reden des Abbé Poulard. Nach diesen war es keinem Zweifel unterworfen, daß Lebrun der Mörder sei. Er sprach es in den Kaffeehäusern, in den

Kaufläden, bei den Verſammlungen der Advocaten, im Parlamentshauſe ſelbſt aus. Schon den Tag nach der Mordthat erzählte er in einer Verſammlung mit allen Zeichen des Entſetzens die Geſchichte, ſchwor hoch und theuer, nur Lebrun's Hand könne die That vollbracht haben, und fiel, wie übermannt von Grauen, dabei in Ohnmacht. Später erſchien ſeine Erzählung weit ausgeſchmückter und doch ſchwankender. Einmal hatte nach ihm Lebrun allein den Mord vollbracht, dann erzählte er einen Roman, der das Andenken der Frau beſchimpfte, welcher er ſo große Wohlthaten zu verdanken hatte.

Frau von Mazel habe nämlich in ihrer Jugend ein Kind von einem großen Herrn gehabt, für welches ſie von demſelben bedeutende Summen Geldes erhalten. Dies Kind ſei kein Anderer als der ſchon erwähnte Berry, der eine Zeit lang ihr Bediente geweſen und ſie dann beſtohlen. Lebrun, der dies Verhältniß kannte, habe darauf ſpeculirt und dem natürlichen Sohne der reichen Frau eine ſeiner Töchter zur Frau geben wollen. Er, Lebrun, ſelbſt habe dem Berry das Geheimniß entdeckt. In jener unglücklichen Nacht habe er ihn in das Schlafzimmer der Frau von Mazel geführt, damit er, die Einſamkeit und die Aufregung der Nacht benutzend, durch Bitten oder Drohungen Anerkennung oder andere Vortheile von ſeiner Mutter erpreſſen ſolle. Aber an dem Starrſinn der unnatürlichen Mutter ſei der Plan geſcheitert. Statt bewegt oder erſchreckt zu werden, ſei ſie, wie eine Furie, auf ihren Sohn losgeſprungen und hätte ihn bei der Kehle gepackt und erdroſſeln wollen. So ſei Berry gezwungen worden, ſich zur Wehr zu ſetzen, und bei dieſer Nothwehr habe er ſeine Mutter, ohne es zu wollen, getödtet.

Pitaval ſagt uns nicht, ob der Abbé über dieſe Reden

vor Gericht vernommen worden; nur aus der Defensionsrede des Anwalts für Lebrun erfahren wir, daß es nicht geschehen. Ueberhaupt ist Pitaval's Relation dieses Processes ebenso interessant als lückenhaft. Ihm kam es mehr darauf an, seinen reinen moralischlöblichen Zweck, von dem wir später reden, zu verfolgen, als eine actenmäßige Geschichte des Proceßverfahrens zu liefern; und wir erfahren die meisten Ermittelungen erst aus der getrübten Quelle der Advocatenschriften. Beiläufig sagt er uns nur, daß Poulard wissentlich eine Erdichtung ausstreute, indem des Berry Lebensgeschichte eine ganz andere war als die von ihm erzählte. Sie kümmert uns nicht. Aber die Fabel ward von den Feinden Lebrun's und der Ermordeten geglaubt und weiter verbreitet.

Ebenso geschwätzig und unwürdig das Benehmen des Abbé war, so gemessen, anständig und wie es einem treuen Diener ziemt, war das Lebrun's. Kein Wort des Tadels gegen seine todte Herrin kam über seine Lippen. Ja er stockte bei verschiedenen Umständen, welche zu seiner Rechtfertigung dienen können, die aber ein ungünstiges Licht auf die Ermordete geworfen hätten. Als man ihn über den Zweck der geheimen Treppe, die aus dem Schlafzimmer Frau von Mazel's in das des Abbé ging, befragte, antwortete er: das gehöre nicht in diesen Proceß, und als man ernstlicher in ihn drang, erklärte er fest und bestimmt, er werde nichts aussagen, was der lauernden Bosheit Nahrung geben könne.

Geschichte und Ausgang des Processes erscheinen uns nach Lage der Sachen, wie Pitaval sie gibt, gleich unbegreiflich, und man fühlt sich beim Lesen unwillkürlich gedrungen, zu Gunsten der französischen Gerichte anzunehmen, daß noch andere Verdachtsgründe obgewaltet haben, als die uns mitgetheilten. In Ermangelung

anderer Actenſtücke, müſſen wir uns indeſſen darauf beſchränken, Das zu geben, was wir finden.

Die drei Brüder de Savonnières traten durch eine am 14. Januar 1690 eingereichte Schrift als Kläger gegen Lebrun auf, mit dem Antrage: daß derſelbe als überwieſen, Frau von Mazel ermordet und ihr ſämmtliches (??) in der Geldkaſſe gelegenes Gold, bis auf einen halben Louisd'or, entwendet zu haben, außer Anderm das Geſtohlene zu erſetzen, verurtheilt und aller Vortheile aus dem ihm im Teſtamente ausgeſetzten Legate für verluſtig erklärt werde.

Ihr Raiſonnement war, in Kürze, folgendes: Ein corpus delicti ſei unzweifelhaft da. Wo ein Menſch ermordet worden, müſſe auch ein Mörder ſein. Um dieſen herauszubringen, müſſe man bei der Perſon ſtehen bleiben (?), wider die ſich Anzeigen und Vermuthungen häuften. Alſo ſobald ein Mörder da ſei, könne man nicht irren (!?), wenn man Denjenigen dafür nimmt, den die ſtärkſten Anzeigen und Vermuthungen kenntlich machen.

Im gegenwärtigen Falle müſſe der Mörder ein Hausgenoſſe der Ermordeten ſein. An keiner Thür finde ſich ein Zeichen von gewaltſamer Eröffnung. Wie hätte nun ein Fremder ins Haus kommen und durch verſchloſſene Thüren dringen können, ohne ſie zu verletzen (?). Wie hätte er es bei einem raſchen Eindringen bewerkſtelligen können, die Klingelſchnur feſtzubinden, Präparate zur That, die Zeit und Mühe foderten? Wie hätte er in finſterer Nacht den Schlüſſel zum Schrank unter dem Kopfkiſſen gefunden? Wie ſonſt den Schrank öffnen, den Schlüſſel zum Geldkaſten finden können? Wie hätte ein Fremder das ſchwere, künſtliche Schloß öffnen können? Würde ein fremder Räuber, dem es nur um die

Beute zu thun war, sich die Mühe genommen haben, nach vollbrachtem Diebstahl, in Gegenwart des blutenden Opfers, ruhig die schwere Kasse wieder zu verschließen, den Schlüssel in den Schrank und den Schrankschlüssel wieder unter das Kopfkissen zu legen? Das konnte nur Einer wagen, der mit allen Winkeln im Hause, mit allen Gebräuchen und Gewohnheiten seiner Bewohner vertraut war.

Konnte überhaupt ein Fremder in der kurzen Zwischenzeit, wo Lebrun in der Küche geschlafen haben will und nach seiner Angabe das Straßenthor offen stand, sich ins Haus geschlichen haben? Frau von Mazel konnte kaum eingeschlafen, ihre Kammerjungfern sich kaum entkleidet haben. Und wie sollte er in der kurzen Zeit alle Vorbereitungen zum Morde gemacht, diesen selbst und geräuschlos verübt und alles Das gethan haben, was dem Morde nachfolgte? Würde der fremde Mörder es gewagt haben, dicht an der Thür des Schlafgemachs der beiden Kammerjungfern vorbei auf den Boden zu steigen, um dort das blutige Hemde abzulegen? (?) Endlich sei der Strick mit Knoten, den man an der Treppe fand, aus offenbarer List dahin gelegt worden, um die Richter auf eine falsche Spur zu leiten. Die Knoten seien noch nicht fest zusammengezogen gewesen, also sei derselbe noch gar nicht gebraucht worden; wie denn auch nichts auf eine wirkliche Benutzung deute.

Also könne der Mörder nur einer der Hausgenossen sein und unter diesen nur Lebrun. Alles treffe bei ihm zusammen, was die Ausführung der That erleichtern konnte. Er allein war im Stande, die Hindernisse aus dem Wege zu schaffen. Er allein wachte; alle Andern schliefen. Er saß noch am Feuer, konnte sich also (!) Licht verschaffen. Er hatte den Hauptschlüssel, konnte

also das Schlafzimmer nach Belieben öffnen. Er besaß den Schlüssel zur Straßenthür und verschloß sie doppelt, damit ihn der Abbé Poulard, wenn er etwa zurückkehrte, nicht überfallen könne; denn mit seinem Hauptschlüssel konnte der Abbé nur die einmal verschlossene Thür öffnen. Und er, Lebrun, allein konnte die Spuren, die ihn verrathen hätten, so beseitigen, wie es geschehen.

Der berühmte Advocat und witzige Schriftsteller gegen die Jesuiten, Barbier d'Aucourt, führte Lebrun's Vertheidigung.

Nachdem er seinen anerkannt sittlichen Charakter als Gatte, Vater und Diener hervorgehoben und darauf aufmerksam gemacht, daß die notorische Treue und Redlichkeit, welche er durch eine so lange Reihe von Jahren gegen seine Herrschaft bewiesen, auch einen noch stärkern Verdacht, als der auf ihn fiel, schwächen müsse, ging er auf die positiv für ihn sprechenden Anzeigen über: auf die Gemüthsruhe und Heiterkeit, die er gerade vor und bis zur Entdeckung des Mordes gezeigt. Auch ein Frecher verrathe einige Verwirrung oder Unruhe, wenn ein solcher Vorsatz auf ihm laste: um so stärker werde sie bei Dem, der mit der Ruchlosigkeit noch nicht vertraut sei. Ein Betragen, wie seines, sei psychologisch ganz undenkbar, wenn ein bis da reiner Charakter mit dem schwärzesten, blutigsten Verbrechen schwanger gehe.

Nur ihn von allen Hausgenossen allein habe man festgenommen, obgleich das Urtheil aller Uebrigen, den alleinigen Abbé ausgenommen, entschieden für ihn spreche. Nach dem ärztlichen Befunde müsse die Ermordete sich gegen ihren Mörder aufs Aeußerste gewehrt haben. Daß die Todesangst auch den Schwachen Kraft gebe, sei bekannt. Dennoch, obgleich sie gegen funfzig Messerstiche erhalten und alle Finger ihr durchschnitten wären, habe

man an ihm auch nicht die geringste Blutspur, ja kein Maal einer Verwundung oder Zerkratzung, nicht einmal blaue Flecke gefunden, und es sei doch eine ausgemachte Sache, daß sich Blut in das Fleisch und die Haut, womit die Nägel an den Fingern umgeben sind, so fest einlege, daß man es kaum durch vieltägiges Waschen herausbringe.

Das aufgefundene Taschenmesser habe Niemand für das Lebrun's anerkannt. (Eine Negative, auf die merkwürdiger Weise viel Gewicht gelegt wird.) Die blutige Spitzenkrause sei erweislich (durch die Zeugnisse der Kammermädchen) ebenso wenig seine gewesen, als das blutbefleckte Hemde, welches enger und von ganz anderer Art war, als die, welche man in seiner Wohnung fand. Endlich hätte die zusammengeknüpfte Serviette nicht auf seinen Kopf gepaßt. Das Umgekehrte wäre noch kein Beweis wider ihn gewesen, da viele Personen einen gleich dicken Kopf haben; aber daß sie nicht gepaßt, sei ein unumstößlicher Beweis dafür, das er sich ihrer nicht als Mütze bedient haben könne, also auch nicht der Mörder sei.

Wo bleibt hier die Untersuchung? würde ein deutscher Jurist fragen. Wo die Ermittelung einer Thatsache, die von Jedem festgestellt werden kann, der den Gebrauch seiner fünf Sinne hat? Als Berichterstatter sagt Pitaval: Die Servierttenmütze paßte ziemlich auf Lebrun's Kopf. Seinen Vertheidiger aber läßt er sagen: sie paßte nicht auf seinen Kopf, und führt auch keinen Widerspruch an. Im Gegentheil ist er, wie sich aus der Folge ergibt, mit allen Punkten der Vertheidigungsschrift ganz einverstanden.

„Selbst die Feinde des Angeschuldigten, sagt der Vertheidiger, sind gezwungen, anzuerkennen (wir erfahren

es aus keinem vorangehenden Actenstücke), daß er selbst die Mordthat nicht vollbracht habe; deshalb ergreifen sie den schwachen Ausweg, ihn zum Mitschuldigen zu machen."

Es sei schwer, ein Motiv aufzufinden, das ihn selbst zur Mordthat gegen seine Wohlthäterin bewogen, wo aber solle man eines hernehmen, um den durch einen Andern veranstalteten Mord zu erklären? Ja dies zweite Verbrechen sei noch größer und gräßlicher als ein etwa in der Leidenschaft verübter Mord; je widernatürlicher es erscheine, um so schwieriger sei es, den Beweggrund zu ermitteln. Lebrun müsse erweislich eine Natur sein, zu der man sich einer solchen lang vorbereiteten, raffinirten That versehen könne. Da aber auch nicht die geringsten Anzeichen dafür vorlägen, da sein redlicher Lebenswandel im Gegentheil ganz bekannt und offen vor Aller Augen liege, so werde jede Vermuthung der Möglichkeit von der gesunden Vernunft von selbst zurückgestoßen.

Was seien aber die Indicien für die zweite vague Anklage? Daß nur ein Domestik den unbekannten Mörder ins Haus könne gelassen haben. Gesetzt dieser Satz habe seine Richtigkeit, könne denn nicht auch jeder andere Diener des Hauses, vom höchsten bis zum geringsten, vom Abbé Poulard bis zum Schuhputzer, dies gethan haben? Wahrscheinlicher sei es, daß der Mörder sich bei Tage eingeschlichen, einige Zeit darin verborgen gehalten und vielleicht mehr als eine Nacht in seinem Schlupfwinkel zugebracht habe, um alle Vorbereitungen zu machen. Darauf deute auch, daß er sich eine förmliche Nachtmütze zum Schlafen irgendwo geknüpft. Sei er aber des Nachts eingeschlichen, was habe dies Lebrun zu verantworten, da ihm nicht die Sorge für die Hausthür obgelegen, da er vielmehr, so oft es ihm beliebt, außer dem Hause, bei den Seinen habe schlafen können? Der

Hausschlüssel hing tagaus, tagein am Nagel in der Küche. Ein Jeder konnte sich seiner bedienen. Bei den vielen wöchentlichen Abendgesellschaften, wo das Haus bis spät in der Nacht für Jeden offen stand, der zum Spielen kommen oder gehen wollte, sei überdies das Einschleichen für einen listigen Verbrecher ein Leichtes gewesen. Da es bekannt war, daß Frau von Mazel einen bedeutenden Geldvorrath immer bei sich hatte, sei aber das nächstliegende Motiv für Diebe, um ein Wagestück zu versuchen, von selbst gegeben.

Nicht allein das Einschleichen in ein solches Tag und Nacht offenes Haus, angefüllt mit Lärm, Verwirrung, Spielern, Spielerinnern und Bedienten von allen Farben, sei eine leichte Sache gewesen, sondern auch das sich darin Verbergen, wo so viele unverschlossene Zimmer und Böden waren. Es sei also gar nicht nöthig, anzunehmen, daß der Mörder sich der Hülfe eines Domestiken bedienen müssen, um hereinzukommen, einen Versteck zu finden und gelegentlich sich zu orientiren. Weshalb müsse also gerade der Verdacht auf einem Solchen ruhen bleiben, und unter allen auf dem einzigen Domestiken, auf den alle aufgefundenen Anzeigen gerade nicht paßten? Die Andern habe man nicht untersucht.

Doch wollte er auf Keinen unter ihnen den Verdacht werfen, wol aber die Aufmerksamkeit der Richter auf ganz andere Spuren lenken. „Ihnen, ruft er diesen zu, kommt es jetzt zu, mit ganzem Fleiße alle Spuren von Haß, Feindschaft, Habsucht und jeden andern Umstand aufzusuchen, welcher Ursache und Beweggrund zu dieser Greuelthat gewesen sein kann."

Daß erst der Advocat des Angeschuldigten, nach geschlossener Untersuchung, in seiner Defension die Richter auf die Spuren einer anderweitigen Thäterschaft bringen

und von ihnen erflehen muß, dieſen nachzugehen, iſt etwas unſern Rechtsbegriffen Widerſtrebendes. Und doch war es ſo. Erſt in dieſer Vertheidigungsſchrift denuncirt der Anwalt des Inquiſiten, wenn auch nur indirect, nach zwei Richtungen und gegen zwei im Hintergrunde ſtehende Perſonen, und überläßt der richterlichen Weisheit das Uebrige.

Er macht einerſeits auf die Perſon des ehemaligen Bedienten im Mazel'ſchen Hauſe, Berry, aufmerkſam, der ſchon vor Monaten einen Diebſtahl von 1500 Livres in demſelben begangen und, ſeit es entdeckt worden, verſchwunden ſei; er beruft ſich auf das Zeugniß der Kammerjungfern, welche die blutige Krauſe für die Berry's anerkannt. In Verbindung damit weiſt er auf die tödtliche Feindſchaft zwiſchen Frau von Mazel und ihrer Schwiegertochter, der ins Kloſter geſperrten Frau von Savonnières, auf deren ſchon angeführte Aeußerung, daß ſie hoffe, in drei Monaten frei zu werden; ein Termin, der genau mit der Zeit des Mordes zuſammentraf. Daß Berry einige Tage nach der Mordthat in Paris geſehen worden und daß er, aus Bourges gebürtig, nach dem Morde wieder daſelbſt geſehen worden, an einem Orte, wo auch Frau von Savonnières auf königlichen Befehl ins Kloſter geſperrt lebte.

Demnächſt beſchwört er das Gericht, ſeine volle Aufmerkſamkeit auf die verdächtige Perſon des Abbé Poulard zu richten und beſonders die Lage ſeines Zimmers ins Auge zu faſſen, die es ihm ſo leicht gemacht, nach Belieben und geheim, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, in Frau von Mazel's Schlafzimmer zu dringen. Er erzählt die ganze Lebensgeſchichte dieſes entlaufenen Mönches, deſſen unermüdlichem Eifer ſein Client das Unglück, verdächtigt zu ſein, zum großen Theil ver-

danke. Wie Poulard in auffälliger Art und gefliſſentlich mehrmals an jenem Abende vor dem Morde geſagt habe, er werde in der Nacht, außer dem Hauſe, in ſeiner Privatwohnung ſchlafen, und ſchließt ſeine indirecte Denunciation mit Auseinanderſetzung des großen Intereſſe, welches der Abbé gehabt, wenn Frau von Mazel zeitig ſtarb, als die Einzige, welche ſich der Heirath ihres Sohnes mit des Abbé Schweſter widerſetzt hatte.

Erſt aus d'Aucourt's Vertheidigungsſchrift erfahren wir, daß inzwiſchen Lebrun der Gegenſtand des Mitleids und der Theilnahme des Publicums in Paris geworden war; daß die Vernünftigen ſich wunderten, wie man recht mit Vorſatz ſich an ihn allein halte. Es ſei kein Haus in Paris, in dem man nicht ſchon hundert Mal gefragt hätte: aber warum hat man denn dieſe Serviettenmütze und das Hemde nicht auch an allen übrigen Domeſtiken verſucht? Warum hat man die bekannten Feinde der Ermordeten nicht peinlich vernommen? Warum nicht alle Mühe ſich gegeben, des andern Bedienten, der vor 6 Monaten im Hauſe ſtahl, habhaft zu werden, um an ihm das Hemde und die Mütze zu probiren? Scheint es doch, als ſei man nicht im Ernſte bemüht, den wahren Thäter zu ſuchen, ſondern fürchte ſich vielmehr, ihn zu entdecken.

Aber dieſe Vertheidigung war umſonſt. Den Richtern des Chatelet ſchien der Umſtand, daß Lebrun einen Hauptſchlüſſel bei ſich geführt, obgleich Frau von Mazel ihm den ſeinigen abgenommen, und daß dieſer Schlüſſel in das Schloß ihres Schlafzimmers paßte, eine zuverläſſige Anzeige. Von elf Beiſitzern ſtimmten nur drei auf weitere Unterſuchung, zwei auf Folter und ſechs auf — Todesſtrafe.

Durch das Urtheil vom 18. Januar wurde Lebrun

für überführt und überwiesen erklärt, an der Ermordung der Frau von Mazel Antheil gehabt zu haben. Er ward zur Kirchenbuße und sodann lebendig gerädert zu werden verurtheilt. Vorher aber sollte er zur ordentlichen und außerordentlichen Folter gebracht werden, um seine Mitschuldigen zu nennen; außerdem große Geldbußen, Wiedererstattung des angeblich Gestohlenen und Cassirung des ihm ausgesetzten Legates. Noch verhängte das barbarische Urtheil, daß der Proceß nach seiner Hinrichtung wider seine Ehefrau fortgesetzt werden solle.

In Paris verlautete, die Herren vom Chatelet hätten es nicht so grausam gemeint. Einmal würde die Sache doch im Wege der Appellation an den höhern Gerichtshof kommen, der das zu strenge Urtheil mildern könne. Dann aber hätten sie sich nur darum „wider alle Rechte zu sprechen" entschlossen, weil möglicherweise der Angeklagte dadurch in ein heilsames Schrecken versetzt und zu einem freiwilligen Geständniß gebracht werden dürfte. Das Urtheil des hohen Gerichtshofes sei also nur ein Schreckschuß oder eine Schlinge gewesen, um den Angeklagten zu fangen und so die Wahrheit, die sie nicht finden konnten, herauszubringen. Es bleibe dahin gestellt, in wiefern Pitaval seine eigene Ironie den Parisern unterlegte. Der Witz ist nicht seine Sache, aber die Entrüstung über solche Justizverwaltung mag auch einen ruhigen Mann außer sich selbst bringen und aus einem trockenen Holze Funken reiben.

Lebrun appellirte, d'Aucourt vertheidigte ihn auch in zweiter Instanz. Die Vertheidigungsschrift ist ebenso einfach als schlagend, doch werden keine neuen Thatsachen aufgeführt. Da wol schwerlich weder ein Rechtsgelehrter, noch ein Leser aus dem bisher Angeführten sich von

Lebrun's Schuld überzeugt haben dürfte, scheint uns ein Auszug aus der umfassenden Schrift zu unserm Zwecke überflüssig. Er thut aufs Schlagendste dar, daß die Richter ohne Beweis das Urtheil gesprochen haben, daß das ganze Fundament ihrer Verurtheilung eigentlich nur in der Möglichkeit beruhe, daß Lebrun dem Mörder die Thür habe öffnen können, daß es also nach der Ansicht des Chatelet genug sei, wenn man nur habe ein Verbrechen begehen können, um verurtheilt zu werden, als ob man es wirklich begangen habe; daß sie dabei, in blindem Vorurtheil, aber auch nicht einmal auf andere Möglichkeiten Rücksicht genommen, die für Jeden, der die Augen aufthue, sich von selbst ergäben, wie: daß der Mörder die Schlafzimmer durch das kleine Loch über dem Schlosse eröffnet; daß er, ohne Nachschlüssel und Dietrich, zum Fenster eingestiegen sei; daß er vielleicht schon mehre Nächte im Hause geschlafen; daß er leicht aus einem andern Hause auf der Dachrinne, durch das große Dachfenster auf den Boden geklettert sei u. s. w. Unbegreiflich erscheine das Urtheil schon um deswillen, daß Lebrun als Dieb und Mörder verurtheilt sei, da im Urtheil von einem Diebstahl nichts gedacht ist, noch gedacht sein könne, indem derselbe nichts weniger als evident sei; da im Gegentheil die Umstände dafür sprächen, daß gar kein Diebstahl vorliege, wo so viele werthvolle Sachen und Gelder, welche durch die Hand des Diebes gegangen sein müßten, von demselben unberührt zurückgelassen worden. Er insinuirt, daß das Legat, welches Frau von Mazel Lebrun vermacht, vielleicht der eigentliche Schlüssel zu der unbegründeten Anklage sei, da man von allen Domestiken nur den des Mordes beschuldigt habe, der durch ein Urtheil wider ihn die Erbmasse um 6000 Livres vergrößern konnte.

Noch weniger wollen wir unſere Leſer mit den Auseinanderſetzungen über den verdächtigen Hauptſchlüſſel ermüden, die viele Bogen in der Vertheidigungsſchrift füllen und in denen der Vertheidiger beſonders darauf aufmerkſam macht, wie man die eigentliche Probe, daß derſelbe auch das Schlafzimmer öffne, erſt ſpäter angeſtellt habe, nachdem die Lage der Dinge verrückt, das Haus in den Beſitz der Erben und Ankläger übergegangen und die Schlöſſer geändert worden; daß man alſo recht abſichtlich und mit ſchreiender Bosheit gegen den unſchuldigen Lebrun operirt habe. Auf Alles dies (wenn überhaupt der Beſitz eines Hauptſchlüſſels in Händen eines Hausbeamten wie Lebrun ſo ſehr verdächtig iſt) kommt es hier um ſo weniger an, als der Nachtrag zu dieſem furchtbaren Proceſſe einen ganz andern Schlüſſel liefert; in dieſer Beziehung auch nicht auf die unterlaſſene Vernehmung des Abbé Poulard, wiewol dieſe eine arge Nachläſſigkeit war, wodurch nach des Vertheidigers Anſicht, das ganze Verfahren null und nichtig wurde; noch darauf, daß man weder den Kutſcher, noch die Köchin, noch die beiden jungen Bedienten ſcharf vernommen, was um ſo unbegreiflicher erſcheint, als nicht ſowol auf ihre Köpfe die Mütze auch gepaßt haben könnte; ſondern die ſchwach und ſchlecht geführten Streiche gegen das Opfer auf ſchwache, vielleicht jugendliche Kräfte ſchließen ließen. Um aber die ſchreiende Ungerechtigkeit des Juſtizverfahrens gegen Lebrun ins Licht zu ſtellen, bedarf es wol kaum der Detaillirung dieſer Punkte.

Noch hebt der Vertheidiger hervor, daß bei keinem der Verhöre der berüchtigte Berry auch nur genannt ſei, er, von dem doch das ganze Publicum bei Gelegenheit dieſer Mordthat geſprochen habe. So habe man alſo bei dieſem Proceſſe alle Arten von Vorurtheil, Partei-

lichkeit und Anſehen der Perſon walten laſſen. Regiſtraturen, die zum Theil lange nach dem Vorgange gemacht, theils unvollſtändig wären und worin die wichtigſten Umſtände fehlten, als: Entlaſſung eines Theils der Domeſtiken, ohne ſie zu verhören oder in Verhaft zu nehmen, Mangel aller Anſtalten, dem Mörder auf die Spur zu kommen; das ungerechte und falſche Vorurtheil des Criminallieutenants Deffita, der unbeſonnen (wie zwei Jahre vorher beim Falle des Marquis von Anglade) gleich am erſten Tage dem Angeklagten auf den Kopf zugeſagt, er ſei der Mörder; und endlich nach einem ſolchen mangelhaften Proceſſe ein Endurtheil, das einen Menſchen, von deſſen Mitſchuld ſo wenig als von einer Schuld conſtire, ohne Beweis, ohne Geſtändniß, ohne Zeugen, nur der Möglichkeit wegen zum Tode verurtheile — das Alles zuſammengenommen habe jeden Rechtlichen empört und die Sache des Angeklagten zu einer allgemeinen Sache gemacht, bei der jeder Bürger in Gefahr zu ſein glaube; und ſo appellire nicht der Verklagte allein, ſondern das ganze Publicum gegen das Urtheil.

Am 22. Februar 1690 kam die Sache zum Vortrag vor dem Parlamente. Von 22 Räthen ſtimmten nur zwei auf Beſtätigung des vorigen Urthels, vier ſtimmten auf vorläufige Freiſprechung, die 16 Uebrigen hingegen auf Tortur.

Lebrun wurde am folgenden Tage in Gegenwart deſſelben Parlamentsrathes, welcher im Anglade'ſchen Proceß Referent war, gefoltert. Mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit hielt er die entſetzlichen Martern aus und beharrte bei ſeiner Ausſage, er ſei unſchuldig.

Am 27. Februar ſollte das Endurtheil geſprochen werden. Von den zwei, die auf den Tod mit dem Chatelet erkannt, ſtimmte jetzt einer auf lebenslängliche Ga-

leerenſtrafe, die Uebrigen alle aber auf weitere Unterſuchung innerhalb Jahresfriſt, während welcher Lebrun in leidlichem Gefängniß zu halten, ſeine Frau aber aus der Haft zu entlaſſen ſei.

Lebrun wurde nun geſtattet, in dem abſcheulichen Loche, in dem er bis da einſam gelegen, ohne Jemanden ſehen zu dürfen, Frau, Kinder und Freunde zu ſprechen. Die Freiheit gewährte ihm kaum mehr einen Troſt. Obgleich erſt 45 Jahre alt, von dauerhaftem Körperbau und feſter Geſundheit, hatte ihn doch die Folter ſo entſetzlich angegriffen und ſeine Glieder zerbrochen, daß er die wenigen Stunden, die ihm vom Leben übrig blieben, nur zur Vorbereitung auf den Empfang der Sacramente anwenden konnte. Beim Genuß des Abendmahls, das er zum letzten Male empfing, betheuerte er nochmals feierlich, daß er weder Urheber, noch Mitſchuldiger ſei bei dem Morde und dem Diebſtahl.

Barbier d'Aucourt's Vertheidigungsrede hatte nicht das Parlament, aber das ganze Publicum von Lebrun's Unſchuld überzeugt. Ganz Paris bedauerte ſeinen Tod. Bei ſeiner Beerdigung war ein ungeheuerer Zulauf und er ward in der Kirche St. Barthelemy vor dem Altar des Muttergottesbildes begraben. Länger, als es in Paris zu geſchehen pflegt, beſchäftigte ſein trauriges Schickſal die allgemeine Aufmerkſamkeit.

Lebrun war wirklich unſchuldig. Der volle Beweis dafür kam zu Tage; aber leider erſt einen Monat nach ſeinem Tode wurde der wahre Mörder entdeckt.

Wir ſind bei der Erzählung dieſes Criminalfalles genauer der Pitaval'ſchen Darſtellung gefolgt, als wir in den meiſten andern Fällen für angemeſſen hielten. Unſer Rechtsgefühl verträgt nicht, die Ergebniſſe der Unterſuchung ſtatt als errungene Reſultate nur als Für und

Wider in den Advocatenreden aneinander gereiht zu erblicken. In diesem einen Falle, der, abgesehen von seinem tragischen Interesse, von Pitaval mit der offen liegenden Absicht behandelt wurde, um die Verkehrtheit des von den Richtern beobachteten Verfahrens grell anschaulich zu machen, schien uns aber gerade in der von ihm gewählten Form etwas Wesentliches zu liegen; obwol wir es bei der Relation eines Criminalfalles nur tadeln können, wenn der Referent, von der Schuld oder Unschuld eines Angeklagten von vorn herein überzeugt, seine Darstellung so einrichtet, daß alle Ermittelungen nur Belege seiner Ansicht werden. In dem vorliegenden indessen war es ihm nicht um den Erweis der Unschuld Lebrun's, die ja evident geworden, sondern hauptsächlich darum zu thun, die falschen Maßregeln der Policei und der Richter, bei einer vorgefaßten und unmotivirten Ansicht, von Anfang bis zu Ende zu verfolgen. Mit novellistischem Geschick weiß er diese didaktische Aufgabe nebenher dadurch zu würzen, daß, während er allen Verdacht von dem Angeschuldigten abwälzt, er diesen nach zwei andern Richtungen hinwälzt und uns in einer Spannung erhält, die aber durch den Ausgang nicht befriedigt wird.

Wer erwartet nicht, nach seiner Auffassung, daß der Mord entweder aus Rache und Feindschaft von der tief verletzten Schwiegertochter veranlaßt, oder von dem mehr als zweideutigen Abbé, der in einer nichtswürdigen Vertraulichkeit mit der alten Frau von Mazel lebte, begangen sei? Die Motive zur That von beiden Seiten sind mit Vorliebe herausgehoben und es fehlt nicht an Andeutungen, daß sie mittelbar oder unmittelbar bei der Ausführung betheiligt waren.

Die Auflösung ist einfacher. In Sens wurde ein Pferdehändler verdächtig, der sich Gerlet nannte und

früher in Paris sollte gedient haben. Man meinte, sein eigentlicher Name wäre Berry. Als man ihn verhaftete, gerieth er in sichtbare Angst und bot den Policeibeamten eine volle Goldbörse, wenn sie ihn entwischen ließen. Man nahm die Börse und ihn auch in Haft; dabei fand man eine Uhr, welche der ermordeten Frau von Mazel gehört hatte.

Berry ward nach Paris gebracht und die Untersuchung mit Eifer gegen ihn betrieben. Mehre Zeugen bekundeten, daß sie ihn zur Zeit, als Frau von Mazel ermordet wurde, dort gesehen. Eine Frau, welche in der Mordnacht einen Mann aus dem Mazel'schen Hause fortgehen gesehen, etwas nach Mitternacht (was jetzt erst zur Sprache gekommen!) erkannte bei der Confrontation Berry für diesen Mann (?). Ein Barbier, zu dem Berry am Morgen nach der Ermordung gekommen, um sich rasiren zu lassen und der ihn gleichfalls wiedererkannte, erinnerte sich, daß der Mensch damals sehr zerkratzte Hände gehabt. Er habe ihm auf sein Befragen geantwortet, eine Katze, die er umbringen wollen, hätte ihn so zugerichtet. Das blutige Hemde und die Halskrause paßten vollkommen zu seinem Körper.

Jetzt erst wurde auch der Abbé Poulard einer ernstlichen Aufmerksamkeit des Gerichtes gewürdigt. Er ward arretirt, ins Parlamentsgefängniß gebracht und mit Berry confrontirt. Allein damit verschwindet er aus den Acten und auch aus den Augen der Welt. Es scheint, daß man ihn zwar keiner Theilnahme am Verbrechen bezüchtigen können, daß aber die Richter, um dem ärgerlichen Leben des entlaufenen Mönchs ein Ziel zu setzen, ihn seinen Ordensobern übergeben haben. Diese ließen ihn wahrscheinlich auf seine übrige Lebenszeit einsperren. Auch aus der Verheirathung seiner Schwester mit dem zweiten

Sohne der Frau von Mazel, die er so eifrig betrieben, wurde nichts, denn Herr von Savonnières starb während des Processes.

Gegen Berry häuften sich die dringenden Anzeigen. Am 21. Juli 1690 erfolgte der Spruch des Parlaments: Berry ward für überführt und überwiesen erachtet, die Frau von Mazel ermordet und bestohlen zu haben, und dafür zur Kirchenbuße, zum Rade, vorher aber zur Folter verurtheilt, um seine Mitschuldigen zu nennen.

Am folgenden Tage schon ward er gefoltert. Die Wahrheit, welche die Qualen dem Bösewicht erpreßten, lautete: Ja, er habe, und mit Lebrun, und auf Befehl und Anweisung der Frau von Savonnières (der Schwiegertochter) den Anschlag gemacht, die Frau von Mazel umzubringen und zu berauben. Lebrun aber habe die Ausführung über sich genommen, er sei allein ins Zimmer gegangen und habe allein die Dame mit vielen Stichen ermordet, während er, Berry, nur an der Thür Schildwacht gestanden.

Die Aussage trug den Stempel der Unwahrscheinlichkeit an der Stirn. Das blutbefleckte Hemde und die Krause gehörten ihm und nicht dem todten Lebrun. Dieser und er hatten nie in vertrautem Verkehr gestanden, im Gegentheil war Jener nach dem ersten von Berry begangenen Diebstahl als sein Ankläger und Feind bei der Familie aufgetreten. Also mochte der Bösewicht noch aus Rache gegen den Gestorbenen sein Andenken beschimpfen wollen. Allein seine Aussage hatte noch einen näher liegenden Beweggrund. Der Strafe zu entgehen, durfte er nicht hoffen, aber wol, daß er sein Leben noch einige Zeit friste, wenn er die Schwiegertochter der Ermordeten mit in die Sache verwickele.

Auch diese Hoffnung schlug fehl. Als ihm am Abend

desſelben Tages das Todesurtheil vorgeleſen wurde und er ſogleich auf den Richtplatz abgeführt werden ſollte, erbat er ſich noch ein Verhör, um ſein Herz ganz auszuſchütten und nichts auf dem Gewiſſen zu behalten. Zur Beruhigung für ſeine Richter und die andern verdächtigen Perſonen widerrief er vollkommen ſeine auf der Folter am Morgen abgegebene Ausſage und bekannte ſich als den alleinigen Thäter unter folgenden Umſtänden.

Mittwoch am 13. November 1689 kam er nach Paris mit der beſtimmten Abſicht, Frau von Mazel zu beſtehlen. Er quartirte ſich in einem Wirthshauſe ein. Am folgenden Freitag (15.) ſchlich er ſich während der Dämmerung in das Mazel'ſche Haus, da er die Straßenthüre offen fand. Niemand war im Hofe, Niemand bemerkte ihn. Er ſtieg auf den kleinen (?) Boden neben dem Haferboden und blieb dort zwei Tage und zwei Nächte verſteckt, indem er ſich von Brot und Aepfeln, die er bei ſich hatte, ernährte. Am Sonntag Vormittag, gegen 11, wo er wußte, daß Frau von Mazel die Meſſe beſuchte, ſchlich er ſich, wieder unbemerkt, vom kleinen Boden herab und in das Zimmer der Dame, das er offen fand. Der Staub war noch nicht abgewiſcht; er vermuthete daher, die Kammerjungfern würden zum Reinigen kommen und wollte deshalb unter das Bette kriechen. Daran hinderte ihn aber ſein Rock. Er wagte ſich daher den Weg nach dem kleinen Boden zurück, entledigte ſich dort ſeines Rockes und ſeiner Weſte und kam in Hemdsärmeln in das Schlafzimmer zurück, das er noch immer offen und keine Seele darin fand. Jetzt kroch er unter das Bett. Frau von Mazel kam aus der Meſſe, ſpeiſte und ging nach der Mahlzeit in die Veſper. Berry kroch nun wieder vor, ließ aber ſeinen Hut, der ihm im Wege war (ſeltſam, daß er ihn mit-

genommen!), unter dem Bette. Hinter dem Spiegel zog er eine Serviette hervor, machte sich eine Mütze daraus und knüpfte dann in angegebener Art die Klingelschnüre an den Bettpfeiler. Mit großer Dreistigkeit setzte er sich an den Kamin, um sich zu wärmen, und blieb dort ruhig sitzen, bis er den Wagen in den Hof fahren hörte. Dann erst kroch er wieder unter das Bette, wo er, Zeuge von Allem, was hier vorfiel, bis Mitternacht liegen blieb.

Eine Stunde später, als er glaubte, daß Frau von Mazel bereits schlafe, kroch er wieder vor. Aber sie wachte noch oder wurde durch das Geräusch munter. Er foderte ohne Umstände Geld. Sie wollte schreien. „Madame, ein Laut und Sie sind des Todes!" Sie wollte nach der Klingelschnur greifen, die ihr Arm nicht erreichte. Darauf griff er nach dem Messer und versetzte ihr einige Stiche. Noch vertheidigte sie sich ein wenig, aber ihre Kräfte gingen bald aus. Er überwältigte sie, zog ihr die Decke über das Gesicht und setzte ihr so lange mit Stichen und Schnitten zu, bis er merkte, daß sie todt war. „Wenn sie nicht geschrieen," versicherte er, „hätte ich sie nicht umgebracht."

Nach vollbrachter Mordthat zündete er ein Licht an und nahm den Schlüssel zum Schranke aus dem Bette. Im Schranke fand er den Schlüssel zur Geldkasse. Er eröffnete diese ohne Schwierigkeit (worüber der Schlosser am nächsten Morgen eine Viertelstunde zubrachte?) und nahm aus der seidenen Börse alles Geld, zum Belauf von 5000 bis 6000 Livres, die er in einen leinenen Sack steckte, der sich ebenfalls in der Kasse befand. Die Kasse verschloß er wieder, legte den Schlüssel in den Schrank, wobei ihm die Uhr in die Augen fiel, die er mitnahm, und verschloß demnächst auch den Schrank. Den Schlüssel

von diesem legte er unter das Kopfkissen, wo Frau von Mazel ihn gewöhnlich verwahrte. Das Mordmesser warf er ins Feuer.

Wo er die Krause gelassen und wo die Serviette, die er um den Kopf gehabt, geblieben, wußte er sich nicht zu entsinnen. Ebenso wenig wird uns angegeben, weshalb der Mörder, dessen Mord doch nicht verborgen bleiben konnte, mit so ängstlicher Vorsicht die Kasse wieder verschloß, um den Schein des Diebstahls abzuwenden (von wem?). Nach dem Protokolle der Verhörsrichter hatte er bei Gott betheuert, daß kein Anderer um seine That gewußt. Aber hatte er die Absicht gehabt, den Verdacht auf einen Andern zu lenken, und auf Motive, die mit einem gewöhnlichen Raubmorde nichts gemein haben? Hierüber schweigen die Berichte. Der Tod verschloß nach wenigen Stunden seinen Mund auf ewig.

Nachdem er fertig war, langte er den Hut unter dem Bette vor. Er nahm den Schlüssel vom Stuhle neben der Thüre, öffnete sich diese und schloß sie sorgsam von außen wieder ab, um durch das Abschnappen kein Geräusch zu veranlassen. Dann stieg er abermals auf den Boden. Beim hellen Mondenlichte wusch er seine Hände mit Urin, zog sein Hemde aus und verbarg es unter das Stroh. Weste und Rock über den bloßen Leib ziehend, stieg er vorsichtig die Treppe hinunter und es mochte etwa 1 Uhr sein, als er an den Thorweg kam. Es war für den Bösewicht der glückliche, für den armen Lebrun der verhängnißvolle Augenblick, wo dieser am Küchenfeuer eingeschlafen war. Der Mörder fand das Hausthor nicht verschlossen, nur ein kleiner Riegel war vorgeschoben, der durch einen Fingerdruck zu öffnen war. Berry eilte hinaus und ließ die Thür hinter sich offen.

In der Rocktasche hatte er die Strickleiter, womit er

ſich aus einem Fenſter des erſten Stocks hinablaſſen wollte, wenn er die Hausthür verſchloſſen gefunden hätte; dieſe ließ er, als nunmehr unnöthig, unten an der kleinen Treppe liegen. Auf der Straße warf er den Schlüſſel, den er aus dem Zimmer mitgenommen, in einen Keller und kehrte ungefährdet in ſein Wirthshaus zurück, das ihm die Magd öffnen mußte.

Sogleich nach dieſem Geſtändniß ward Berry aufs Schaffot gebracht und hielt ſeine Strafe mit derſelben Unerſchrockenheit und Kaltblütigkeit aus, mit der er das Verbrechen begangen hatte.

Lebrun's Witwe und der Vormund ihrer fünf Kinder proceſſirten mehre Jahre mit den Erben der Frau von Mazel. Zwar erwirkten ſie die vollſtändige Rehabilitation ſeiner bürgerlichen Ehre, auch die Herausgabe des Legats und aller in Beſchlag genommenen Habſeligkeiten, nicht aber die Verurtheilung der Gebrüder von Savonnières in den gefoderten Schadenerſaz für die ungerechter Weiſe gegen ihren Gatten und Vater angebrachte Klage und deren Folgen. Es trat hier daſſelbe Verhältniß ein, wie bei dem Anglade'ſchen Proceſſe.

Beide erſchütternde Fälle aus der ältern Criminalpraxis liefern den Gegnern der Geſchwornengerichte wenigſtens keinen Beweis dafür, daß die Unſchuld vor den mit zahlreichen und gelehrten Räthen beſetzten Parlamenten ehedem in Frankreich ſicherer war gegen einſeitige und ungerechte Verdammung als heut, wo in der Jury, unbeſchadet Vorurtheil und Befangenheit, die wir aus keinem menſchlichen Inſtitute verbannen, auch der geſunde Menſchenverſtand mit zu Gericht ſitzt, und wo die öffentliche Stimme wol die Richter verwirren, aber auch aufklären kann. Ganz Paris ſprach Lebrun frei, aber die Stimme des Publicums drang nicht in die Gerichtsſäle.

Die aus den Acten geschöpfte Wahrheit wurde zu einem Dunstbilde, die schützenden Formen der Beweisführung wurden zu weichem Wachs, das die Richter nach ihrem Gutdünken kneteten. Fälle dieser Art sind in der ältern Gerichtspraxis nicht selten, die aus der französischen aber empören um so mehr das Gefühl, als die sanctionirte Barbarei mitten in der höchsten socialen Bildung ihren Weg unangefochten ging. Daß noch ein Jahrhundert verstrich, ehe eine Reform des Gerichtsverfahrens eintrat, darf uns nicht Wunder nehmen; man kannte kein besseres, wol aber, daß nach zwei Processen von einer schlagender Bedeutung, wie der des Marquis von Anglade und des unglücklichen Lebrun, noch eine Reihe von Jahren verging, ehe man dem Beweise durch Zuerkennung der Folter entsagte.

Der Mord des Lord William Russell.

1840.

Der Raubmord, welcher vor wenigen Jahren an Lord William Ruſſell in London verübt wurde, an einem Edelmann aus der berühmten Familie, deren eines Mitglied gerade damals im Miniſterium und an der Spitze der Whigregierung ſtand, erregte in England das allergrößte Intereſſe, wie die Berichte darüber denn auch durch alle Zeitungen der gebildeten Welt liefen. Die Aufmerkſamkeit des Publicums wurde auf einige Wochen von dem großen Parteienkampfe ab, auf einen in ſeinen Motiven ganz gewöhnlichen Criminalproceß abgelenkt, und man ſah das ſonderbare Schauſpiel, daß eine der einflußreichſten Whigfamilien, die gerade damals ihre ganze Kraft gegen die Oppoſition der Tories und Radicalen aufbieten mußte, um das ſchon locker gewordene Staatsruder feſtzuhalten, auf den Bänken des Gerichtshofes gegen einen franzöſiſchen Kammerdiener als Ankläger und Vertheidiger ihrer Rechte erſchien.

Dies war jedoch nur ein Spiel des Zufalls, wenngleich einige der wichtigſten Staatsverhandlungen im Parlamente ausgeſetzt werden mußten, weil Lord John

Russell des Processes und der Trauer wegen einige Tage hindurch am Erscheinen im Hause der Gemeinen verhindert war. Aber der Proceß hatte auch durch die Art der Beweisführung, die nur in Aneinanderstellung von Indicien bestand, ein besonderes juridisches und gewiß auch ein allgemeines Interesse, indem die vielen verdächtigen Thatsachen, welche eine nach der andern zum Vorschein kamen, so für eine bestimmte Thäterschaft sprachen, daß auch in Ermangelung anderer Beweise der gesunde Menschenverstand zu der richtigen Schlußfolgerung zuletzt hingeleitet werden mußte.

Der Fall hat in mehr als einem Punkte etwas Verwandtes mit dem hundertundfunfzig Jahre früher in Paris verhandelten über Jacques Lebrun, weshalb wir ihn demselben anreihen. Doch bedarf es nicht der Folie des alten französischen Parlamentsverfahrens, um das helle, vernünftige und humane Verfahren der englischen Gerichte ans Licht zu stellen.

Wir werden in diesem einen Falle von der Aufgabe, welche wir uns in den andern Fällen für unsern neuen Pitaval gestellt, abgehen, und ausnahmsweise statt einer fortlaufenden Relation und Geschichtserzählung die Gerichtsverhandlungen selbst im Auszuge mittheilen, da es für viele unserer Leser, und nicht die Juristen allein, von Interesse sein dürfte, einmal das ganze Drama einer englischen Gerichtsverhandlung in seiner Lebendigkeit vor Augen geführt zu sehen. Von deutschen Zeugen, welche den Verhandlungen beiwohnten, hörten wir die Versicherung, daß der Proceß in der Ruhe, Klarheit, Würde und in der Jedem verständlichen Sprache, in welcher er geführt wurde, etwas, wenn nicht Erhebendes, doch für das Gefühl Befriedigendes und Beruhigendes geübt habe.

Lord William Ruſſell, der Oheim des berühmten damaligen Miniſters John Ruſſell, war im Jahre 1840 ein alter Mann von 73 Jahren. In ſeiner Jugend war er Parlamentsglied geweſen, hatte ſpäter in einigen diplomatiſchen Miſſionen gedient, ſich aber nie in einem Fache beſonders ausgezeichnet.

Von ſeiner großen Familie lebten nur noch wenige Kinder und Enkel, aber von ihm getrennt. Er ſelbſt bewohnte ein kleines Haus in der Norfolkſtraße, allein mit ſeiner Dienerſchaft, und hatte ſeine eigene Oekonomie. Trotz ſeines hohen Alters war er noch in der vollkommenen Geſundheit, um ſich des Lebens zu freuen. Und obgleich ſchwach auf den Füßen, und daher in Ruhe und Zurückgezogenheit ſeine Tage zubringend, hatte es doch allen Anſchein, als werde ſeine Lebensdauer noch um viele Jahre ſich hinziehen und ſeine Lebensflamme nur allmälig verlöſchen.

Er war nicht reich, aber doch wohlhabend genug, um in allem Comfort eines engliſchen Nobleman ſeine Tage zu verbringen. Er war ein gutmüthiger Alter und zum Wohlthun geneigt.

Der tragiſch-poetiſche Lüſtre, welcher die Häuſer alter Feudalfamilien umſchwebt, war an ihm nicht ſichtbar. Doch machte der Ankläger vor der Jury darauf aufmerkſam, welches verhängnißvolle Schickſal über den Häuptern ſo vieler Mitglieder der Familie Ruſſell gewaltet, wie viele auf dem Wege über das Schaffot in die ehernen Tafeln der engliſchen Geſchichte übergegangen ſeien, und fand auch für den alten William Ruſſell einige tragiſche Prácedentien für den traurigen und gräßlichen Ausgang ſeines ſonſt friedlichen Lebens. Sein Vater war, ehe Lord William zur Welt kam, durch einen Sturz vom Pferde umgekommen; ſeine Mutter hatte

den Tod des Vaters im Schmerz inniger Liebe nicht lange überlebt.

Lord William's Haushalt bestand aus zwei weiblichen Dienstboten und einem Kammerdiener, welche im Hause selbst wohnten. Ein Kutscher und ein Hausknecht waren außerhalb untergebracht. Die Köchin und das Hausmädchen waren von ganz vorwurfsfreiem Charakter und Wandel. Der Kammerdiener, ein junger Mann von 24 Jahren, aus der französischen Schweiz, war erst seit fünf Wochen in den Diensten des Lord, war aber gleichfalls von guter Aufführung und hatte die besten Zeugnisse von seinen frühern Herrschaften.

Der Tag am 5. Mai 1840 war in der Haushaltung Lord Russell's wie gewöhnlich verstrichen. Er war um 9 Uhr wie immer aufgestanden, ausgegangen und hatte seinen Morgen verbracht, „wie Edelleute ihren Morgen zu verbringen pflegen". Er hatte seinem Kammerdiener einige Aufträge hinterlassen, von denen dieser aber einige vergessen zu haben fürchtete. Zur herkömmlichen Stunde hatte er dann sein Mittagbrot zu Hause eingenommen, Kaffee getrunken und sich zu Bette gelegt.

Am nächsten Morgen des 6. Mai, als das Hausmädchen Sara Mancel etwa um 6 Uhr aufstand und die Treppen herunterkam, sah sie auf dem Flur verschiedene Gegenstände in Unordnung umherliegen. Die Thür war unverschlossen und unverriegelt, wie wenn ein Einbruch geschehen wäre. Sie rief in ihrem Schreck die Köchin; diese aber sagte ihr, sie solle nur den Kammerdiener rufen, was ganz in der Ordnung war.

Courvoisier kam auch, früher als man erwarten konnte, herunter. Man ging in das Schlafzimmer des Lords und fand ihn in seinem Bette ermordet.

Die zwei Vermuthungen, welche sich zuerst auf-

drängten, entweder daß ein gewaltsamer Einbruch von außen erfolgt sei, oder daß der Lord in einem Anfall von Schwermuth sich selbst das Leben genommen habe, wurden bald aus verschiedenen Umständen beseitigt, und ein dringender Verdacht blieb auf seinem eigenen Kammerdiener Courvoisier haften, welcher auch nach einigen Tagen verhaftet und endlich, als des Raubmordes gegen seinen Herrn verdächtig, vor das Geschworenengericht gestellt wurde.

Wir verfolgen nun die gerichtlichen Verhandlungen.

Die erste Sitzung des Central-Criminalhofes fand am 17. Juni 1840 statt. Schon um 9 Uhr Morgens waren die Sitze mit den höchsten Personen des Adels, Damen und Herren, angefüllt. Der Lordmayor, die Aldermen waren zugegen und selbst der Herzog von Sussex erschien. Es galt also nicht allein einen Criminalproceß, sondern auch diese Sache ward als Parteisache in sofern betrachtet, als die Notabilitäten der Whigs sich gedrungen fühlten, durch ihre Assistenz ihre Theilnahme für die so schwer betroffene Familie Russell auszudrücken.

Ankläger und Vertheidiger waren die namhaftesten Advocaten; der Rath der Ankläger bestand aus den Herren Adolphus, Bodkin, Chambres, der der Vertheidiger aus den Herren C. Philipps und Clarkson. Als Anwalt (attorney) trat für jene Mr. Hobler, für den Angeklagten Mr. Flower auf.

Nachdem ein Modell des Hauses, in welchem der Lord gewohnt, hereingebracht und auf den Tisch gesetzt worden, ward Courvoisier selbst um 10 Uhr hereingeführt.

François Benjamin Courvoisier, zu Motte la Ville, in der französischen Schweiz, 1816 geboren, war der Sohn eines kleinen Eigenthümers, der noch dort lebt und bis zum 20. Jahre, nachdem er einige nothdürftige Schulstudien gemacht, hatte er dem Vater in der Wirthschaft geholfen. Im Jahre 1835 hatte er die Schweiz verlassen, war nach England gegangen und durch Vermittelung seines Oheims, welcher Hausbofmeister bei einem Baron war, in die Dienste verschiedener nambafter Damen und Herren getreten; bei keinem derselben war er indessen lange in Diensten geblieben, und erst seit dem letzten März in die des Lord William Russell getreten. Sein Aeußeres hätte eher für ihn eingenommen, als daß es zurückschreckte.

Ein Ausländer hat, nach den englischen Gesetzen, das Privilegium, zu fodern, daß in einem Criminalfall die Hälfte der Geschworenen gleichfalls aus Ausländern bestellt werde. Man fragte ihn, ob er auf dieses Vorrecht Anspruch machen, oder mit einer ganz englischen Jury zufrieden sein wolle?

Courvoisier begab sich dieses Vorrechts. Die fremde Jury, die man schon in Bereitschaft hatte, wurde hierauf entlassen und die 12 englischen Geschworenen beeidigt.

Der Lord Oberrichter Tindal und der Baron Parke nahmen darauf ihre Sitze ein und das Verfahren begann.

Der Gefangene erklärte sich für nichtschuldig.

Der Ankläger Adolphus richtete nun an die Jury seine Anklagerede, in welcher er das Thatsächliche anführte und die bisher ermittelten Verdachtsgründe, welche auf Courvoisier als Thäter lauteten, auseinandersetzte. Man kann diese Rede nicht ohne Achtung für den gehaltenen Ton des Advocaten lesen, welcher sehr unähnlich

den franzöſiſchen Anklägern vor den alten Parlamenten, und zum Theil auch wol noch jetzt, die Möglichkeit, daß der Angeklagte unſchuldig ſei, nicht aus den Augen ließ, und entfernt von aller Leidenſchaftlichkeit nur die dringenden Anzeichen zuſammenſtellte, bei andern es hingegen den Geſchworenen anheimgab, ihren Werth zu prüfen.

Er wies, mit Beihülfe des Modells, auf die Schwierigkeit hin, durch Einbruch von hinten in das Haus zu gelangen, indem der Hof mit Ställen und andern Baulichkeiten faſt geſchloſſen ſei. Alſo erſchienen die Spuren, welche darauf deuteten, nur als künſtlich veranlaßte, um den Verdacht, der auf die Hausgenoſſen fallen könnte, abzulenken. Gegen die beiden Dienſtmädchen liege gar kein Verdachtsgrund vor, alſo bleibe er auf dem Kammerdiener ruhen, der erſt 5 Wochen in Dienſten des Lords geweſen, obgleich er einräumen müſſe, daß bis dahin kein Flecken auf ſeinem Charakter ruhe.

Am Morgen des 5. Mai habe er angeblich einige Aufträge ſeines Herrn vergeſſen, auch den, ihm den Wagen nach Brookes Clubhauſe nachzuſchicken. Er habe ſich darüber mit beiden Mädchen unterhalten und dabei die Bemerkung gemacht, ſein Herr ſei ſo vergeßlich, daß er es ihm leicht ausreden könne, daß derſelbe ihm die Beſtellung wirklich gemacht habe. Nach Ausſage der Mädchen habe ihnen Courvoiſier am Abende Bier zu trinken gegeben; ſie hätten ſich darauf ſehr ſchläfrig gefühlt und wären früher zu Bette gegangen.

Als Sara Mancel Morgens am 6. Mai die Treppe herunterkam, war das Erſte, was ihr ins Auge fiel, die Wärmflaſche, mit der Courvoiſier das Bette ſeines Herrn zu wärmen hatte. Statt ſie, wie gewöhnlich, nach dieſem Geſchäft eine Treppe hinunterzutragen, mußte er ſie

auf dem Flure haben ſtehen gelaſſen, und ſogleich in ſeine Schlafkammer eine Treppe hinaufgeſtiegen ſein.

Als er aber auf ihren Hülfeſchrei — in ungewöhnlich kurzer Zeit — herunterkam, ſo war ſein erſtes Geſchäft, die Wärmflaſche, als er ſie ſah, in die Hand zu nehmen und ſie die Treppe hinunter an ihre gewöhnliche Stelle zu tragen; eine Handlung, die unter dieſen Umſtänden allerdings auffällig genug war.

Der Ankläger verlas hierauf die Liſte aller der Gegenſtände, die auf dem Flure zerſtreut umhergelegen, aus denen es deutlich hervorgehe, daß kein wirklicher Einbruch begangen ſei, daß man ſich aber alle Mühe gegeben, den Anſchein eines ſolchen hervorzurufen.

Er lenkte die Aufmerkſamkeit der Geſchworenen auf das verdächtige Benehmen des Gefangenen, als er zuerſt in die Schlafkammer des Lords trat, auf ſein Schweigen, auf ſeine Unthätigkeit, während alle Andern in Unruhe und Verwirrung waren. Die nähern Umſtände darüber ſollten erſt aus den Zeugenausſagen hervorgehen.

Er wies auf die höchſte Unwahrſcheinlichkeit der früher geäußerten Vermuthung hin, daß der Lord ſich ſelbſt das Leben könne genommen haben. Dem widerſprachen ſein ruhiger Charakter, ſein ſorgenfreies Leben, der Umſtand, daß kein Mordwerkzeug neben ſeiner Leiche gefunden ſei, auch der, daß ſein Körper und ſelbſt das Geſicht in einer Art bedeckt gefunden worden, wie Niemand, nachdem er ſich die Todeswunde beigebracht, ſich ſelbſt noch verhüllen könne.

Man hatte die Seitenthür erbrochen gefunden. Von hier alſo waren oder ſollten die Diebe eingebrochen ſein. Aber durch die Zeugenausſagen der Sachverſtändigen werde dargethan werden, daß der Einbruch hier nicht ſtattgefunden haben könne; denn weder die Dach-

steine der Hintergebäude, über welche der Dieb gerutscht sein müsse, noch die Mauern, noch der weiße Kalkputz der Mauern trügen eine Spur von ungewöhnlicher Berührung an sich; der Kalk sei nicht abgebröckelt und nirgend die Farbe verwischt. Ueber die Ziegel- oder Zinkdächer habe aber Niemand herübergekonnt, ohne Spuren im Staube zu hinterlassen. Selbst die Pfote einer Katze würde darauf sichtbar geworden sein. Aber auch selbst dieses Hausthier sei nicht darüber gehuscht, denn der Staub liege vollkommen unberührt, wie seit vielen Tagen.

Nach dem Gutachten von Sachverständigen verriethen alle Zeichen an der erbrochenen Thüre, daß der Einbruch nicht von der Außenseite, sondern von der innern erfolgt sei. Wenn dies noch erwiesen sei, so wäre es ein schlagendes Indicium gegen den Angeklagten.

Im Schlafzimmer des Lords hatte man ein Binsenlicht gefunden. Auch hierauf hat der Ankläger besonders zu achten. Lord William habe gewöhnlich ein Binsenlicht an seinem Bette gebrannt (als Nachtlampe); aber am Morgen der Entdeckung habe man das Binsenlicht nur sehr wenig abgebrannt gefunden, während man ein Wachslicht auf einem Leuchter fast bis auf den letzten Stumpf niedergebrannt vorfand. Wahrscheinlich habe der Räuber und Mörder das Binsenlicht vor oder gleich nach der That ausgelöscht, mit dem Wachslichte aber seinen Weg durch das Haus gesucht. (Das konnte freilich aber auch jeder andere Räuber gethan haben, als Courvoisier.)

In des Lords Schlafkammer war ein Uhrständer. Die Uhr fehlte. Nach des Gefangenen eigener Aussage war die Uhr noch am Abend vorher darin. Sie ward erst mehre Tage später aufgefunden und der Ankläger

machte auf die sehr verdächtigen Umstände aufmerksam, unter denen sie gefunden sei.

Courvoisier hatte auf die Frage: Ob der Lord Geld bei sich gehabt, geantwortet: Ja, eine 10 und eine 5 Pfundnote. Die 10 Pfundnote aber sei später unter Umständen und an einem Orte gefunden, welche den Verdacht erregten, daß nur der Gefangene sie dahin gebracht haben könne.

Diese 10 Pfundnote sei überdies ein wichtiger Beweispunkt. Es werde dargethan werden, daß sie dem Seligen von einer frommen Hand nur zu wohlthätigen Zwecken übergeben worden.

In des Gefangenen Koffer war nichts gefunden worden. Der Ankläger legte kein Gewicht darauf, da Courvoisier, wenn er der Thäter, doch schwerlich ein solcher Narr gewesen wäre, etwas von dem geraubten Gute in seinen Koffer zu thun, der doch zuerst untersucht werden mußte. Er gebe also gar nichts darauf, was etwa sonst unter den offenen Geräthschaften des Kammerdieners schon gefunden worden oder noch entdeckt werden sollte. Von Hauptwichtigkeit aber sei der Fund verschiedener der vermißten Sachen hinter der Holzwand in der Speisekammer. Dort nämlich wurden gefunden fünf goldene Ringe, unzweifelhaft Eigenthum des Verstorbenen. An einer andern Stelle hinter der Holzwand fand man eine Waterloomedaille und unfern davon die 10 Pfundnote. Diese Note aber war, nach des Gefangenen eigenem Geständniß, noch am Tage vor dem Morde in der Schlafstube des Lords und in dessen Brieftasche befindlich. Wenn ein fremder Räuber, der ins Haus eingebrochen, sie genommen, war es denkbar, daß er sie an solchem Orte verborgen hätte, statt sie in die Tasche zu stecken und mit sich zu nehmen?

In des Gefangenen Tasche hatte man eine Kapsel gefunden. Er hatte gesagt: „Das ist meine Kapsel.“ Aber am 9. Mai fand man noch eine andere Kapsel, die ein bedeutendes Glied in der Beweiskette abgäbe. Wenige Tage vor seiner Ermordung war der Lord nach Richmond gegangen, nur von Courvoisier begleitet. Von hier aus besuchte er seine Verwandte Lady Sara Bailey in Hampton Court. Während der Unterhaltung mit ihr ließ er die Kapsel aus der Tasche fallen. Er ging nachher in die Kapelle und bei seiner Rückkehr überreichte ihm die Lady die Kapsel. Er steckte sie in die Tasche, sah sie aber nicht wieder. Dem Lord lag viel an diesem Gegenstande. Er fragte deshalb mehrmals bei Lady Sara an und schrieb auch darum an den Wirth in Richmond. Aber die Kapsel kam bei seinen Lebzeiten nicht mehr zum Vorschein. Man fand sie erst einige Tage nach der Ermordung unter der Kaminplatte in der Speisekammer. Dort könne sie Niemand anders hingebracht haben als der Gefangene.

Auch jene erwähnte Uhr, welche noch in der Nacht vorher in des Lords Schlafkammer war, ward unter dem Blei der Abzugsröhre gefunden. Sie könne aus keines andern Menschen Händen als denen des Gefangenen dorthin gekommen sein.

Schwer sei es, fuhr der Ankläger fort, Beweggründe aufzufinden, welche den Gefangenen zu dem Morde könnten bewogen haben; aber so sei ja die menschliche Natur, daß sich da Motive fänden, wo Niemand sie entdecken könne. Courvoisier habe sich beklagt, daß er mit seiner Stellung unzufrieden sei. Er habe schlecht getauscht. Er habe gesagt: „Ich gab einen Sovereign für 17 Schilling Silbergeld fort.“ Möglich, daß er geglaubt, sein Herr habe bedeutende Geldsummen bei sich und er habe

ihn ermordet, um ihn auszuplündern. Wenn Courvoisier keine Motive gehabt, wer solle sie denn haben? Wenn er es nicht gethan, wer könne es gethan haben? Allerdings seien die Beweise nur eine Reihe entfernterer oder näherer Indicien; aber wo alle Anzeichen miteinander stimmten und jeder Atom in sich vollständig sei, so scheine ihm das ein so vollständiger Beweis als einer. Es würde auch nicht gut thun, alle diese Anzeichen einzeln zu betrachten; man müsse sie zusammennehmen, und wenn die Kette des Beweises vollständig sei, falle der Widerstand gegen eine solche Beweisart von selbst weg. Große Rechtsgelehrte hätten den Grundsatz aufgestellt, daß, wenn die Zeugnisse sich nicht widersprächen, ein solcher Beweis am Ende noch bündiger sei als jede directe Beweisführung.

Als der Ankläger erwähnte, daß man versucht habe, die Zeugin Sara Mancel zu verdächtigen, daß sie aber die lauterste Person von der Welt sei, fiel ihm der Vertheidiger C. Philipps ins Wort mit dem Einwand, daß er auf einen Zeitungsartikel anspiele, während die Zeitungen nicht vor Gericht als Belege erwähnt werden dürften. Es entspann sich ein kleiner Zwiespalt, den aber der Lordoberrichter dahin schlichtete, daß man vor Gericht auch wol solche Quellen, zur Vertheidigung oder zum Angriff, erwähnen könne, „wenn es nur hypothetisch geschähe".

Der Ankläger wies nun mit Entrüstung eine Anschuldigung zurück, welche man wider die Policei erhoben, als habe sie sich der Sache mit besonderer Lust bemächtigt, der ausgesetzten Belohnung wegen. Die Vermuthung sei eine unwürdige. Die edle Familie, in deren Namen er auftrete, sei einer solchen Infamie unfähig, auf einen Fremden im fremden Lande eine policeiliche Hetz-

jagd anzuſtellen. Er ſchloß mit der Aufforderung an die Jury, nur ihre Pflicht in dieſem Falle zu thun, ohne auf die Verhältniſſe und den hohen Stand der Ankläger Rückſicht zu nehmen. Es ſei ein Fall, der ein ſtarkes und kräftiges Herz fodere und einen klaren und erleuchteten Kopf. Sollte ihr Verdict eine Losſprechung ſein, ſo werde ſie Niemand darum ſchelten. Fände ſie aber im Gegentheil den Gefangenen ſchuldig, ſo würde ſie es nur auf Grund der vorgelegten Beweiſe thun, und würde die Ueberzeugung mit ſich nehmen, daß ſie nur ihre Schuldigkeit geübt hätte.

Wie das accuſatoriſche Verfahren überhaupt, mag uns auch eine ſolche Anklageacte, welche alle Beweismittel aufführt, auf den erſten Anblick fremd ſcheinen. Es dürfte zugleich manchem unſerer Juriſten als eine Wiederholung und als ein falſcher Climax bedünken, mit dem Reſumé über die Beweismittel anzufangen und dieſe dann einzeln folgen zu laſſen, während es natürlicher wäre, zuerſt die Zeugen zu vernehmen und alsdann das Reſultat ihrer Ausſagen zu reſumiren. Aber liegt, bei der beſondern Beſchaffenheit des Beweisverfahrens in dieſem Falle, die Aufgabe, wie ſie hier gelöſt wird, nicht als nothwendig bedingt zu Tage? Wird nicht gerade durch dieſe meiſterhafte Anklageacte des Redners die ganze Lage der Sache klar und deutlich den Zuhörern vor Augen gerückt, wie die gelungene Skizze eines großen Bildes, deſſen einzelne Theile nachher vorgeführt werden, und mittelſt der vorangegangenen Skizze weiß Jeder, wo der Theil ſich dem Ganzen unterordnet? Wenn freilich das die Aufgabe des Gerichtsverfahrens wäre, daß nur die Richter die Sache erkennen und auf künſtlichen Wegen zur Anſchauung der Wahrheit gelangen dürften, dem Volke aber ein Schleier darüber gebreitet bleiben

müßte, der sich erst mit dem motivirten Urtheilsspruch lüftet, so wäre das ganze Verfahren ein verdammungswürdiges, wo jeder unbefangene Zuschauer mit gesunden Sinnen Schritt für Schritt der Entwickelung folgen und sich selbst sein Urtheil bilden kann, ein Urtheil, das in der Regel mit dem der Geschworenen übereinstimmen wird. Deutsche Juristen, welche der Verhandlung der Assisen in London beim Courvoisier'schen Processe beiwohnten, versichern, daß die ruhige, würdevolle Art der Führung desselben, die dramatische Entwickelung, in anderm Sinne als die der Franzosen, einen wunderbaren Eindruck auf sie gemacht und sie gemahnt habe, daß ein solches öffentliches Verfahren, wo das Volk selbst zum Richter auferzogen werde, auch für deutsches Wesen und Art nicht so fremd sei, als man vorgeben will. Was war es bei unsern Vätern anders, wo die weisen Leute und das Volk die öffentlich gehegten Gerichte umstanden und den Schöppen sogar mithalfen, das Urtheil finden; nur daß selten der öffentliche Ankläger mit solcher klaren Ueberzeugung und der Milde der Humanität, wie der im Courvoisier'schen Processe gesprochen haben wird?

Hierauf begann das Zeugenverhör. Die erste Zeugin, die vernommen wurde, war Sara Mancel. Mstr. Bodkin vom Council der Ankläger, examinirte das Hausmädchen, deren Antworten im Allgemeinen Das bestätigen, was in der Anklageacte aufgenommen ist, insofern es aus dem Kreise ihrer Wahrnehmung war. Wir brauchen nur bei einzelnen Punkten länger zu verweilen.

Sie schilderte den Verlauf des dem Morde vorangegangenen Tages. Courvoisier ging, nachdem er zu Mittag gegessen, aus, um die Bestellungen seines Herrn

auszurichten. Er kehrte gegen fünf zurück. Dann kam der Tapezierer. Er ging mit ihm im Hause umher. Später kam ein Bekannter des Kammerdieners, Namens Carr; diesen nahm er mit in die Küche hinunter und sie tranken zusammen Thee. Hierhin kam auch der Kutscher, und es ward davon gesprochen, daß die Kutsche dem gnädigen Herrn ja nicht zum Abholen geschickt sei. Courvoisier äußerte, er werde zu Seiner Gnäden sagen: Er habe sie ja erst um halb Sechs bestellt. Der Lord wäre sehr vergeßlicher Natur und er könne auch einmal für sein schwaches Gedächtniß büßen. Darauf ging der Kammerdiener mit Carr in seinen Verschlag.

Lord Russell kam, etwa 20 Minuten auf 6, in einer Miethskutsche zurück. Courvoisier führte ihn die Treppe herauf. Der Lord ging in sein Speisezimmer, welches gerade über der Küche lag. Bald darauf kam der Kammerdiener mit einem Zettel in der Hand herunter und ging mit Carr in die Ställe. Als er mit Carr zurückkam, sagte er zur Zeugin, der gnädige Herr sei heute einmal wieder sehr ärgerlich nach Hause gekommen, aber er habe sich bald abgekühlt und sei schon wieder freundlich. Courvoisier brachte aus dem Stalle einen Hund mit, und der Lord ging mit dem Hunde im Zimmer, nach seiner Gewohnheit, auf und ab, ehe er sich zu Tische setzte. Um 7 Uhr setzte sich der Lord zum Mittagessen allein nieder, nachdem Courvoisier während seiner Promenade den Tisch gedeckt hatte. Gleich nach dem Essen ging der Lord in sein Hinterzimmer. Ihres Wissens kam ihr Herr nicht wieder in das Speisezimmer zurück. Um 9 Uhr holte der Kutscher den Hund ab; die Köchin ging aus.

Sie, die Zeugin, aß nun allein mit Courvoisier ihr Abendbrot. Sie unterhielten sich über ihre Dienstverhält-

niſſe. Die Köchin war im Begriff, aus dem Dienſt zu geben und eine neue Köchin wurde erwartet. Courvoiſier ſagte, ſein Herr werde keinen Dienſtboten nehmen, den er ihm empfehle. Ihm ſelbſt gefiele der Dienſt im Hauſe auch ſehr wenig. Nach der Partie nach Richmond (am 22. April) hatte Courvoiſier ebenfalls übel von ſeinem Herrn gegen Sara geſprochen. Er wäre erſtaunlich wirriſch und verdroſſen geweſen und hätte im Wirthshauſe wenigſtens drei Mal die Zimmer gewechſelt. Dort habe er auch die Kapſel verloren, er wiſſe nicht wie. Er begriffe übrigens nicht, wie der vorige Kammerdiener es ſo lange bei dem Herrn habe aushalten können; nach ſeinem Temperamente werde wenigſtens er nicht lange bleiben können.

Am Abende des beſagten 5. Mai kam die Köchin, die ausgegangen war, etwas nach 10 Uhr zurück. Der Kammerdiener holte ihnen eine Flaſche Porter. Er war durch die Hinterthür hinausgegangen und wieder hereingekommen. Ob er ſie hinter ſich verſchloſſen, wußte die Zeugin nicht.

Nachdem ſie vom Bier getrunken, ging ſie, etwa um ¼ nach 10 Uhr, um ſich zu Bett zu legen. Es war ihr Geſchäft, immer eine Nacht um die andere, im Kamin der Schlafſtube ihres Herrn Feuer anzumachen. Sie that es auch vor dem Zubettegehen in dieſer Nacht. Damals war Alles noch in ſeiner gewöhnlichen Ordnung. Die Thür, welche aus dem Schlafzimmer des Herrn in die unbewohnte Stube dahinter führte, war mit grüner Gaze bekleidet.

Sara ging darauf in ihr Schlafzimmer oben und legte ſich nieder. Die Köchin, welche in demſelben Zimmer, aber in einem beſondern Bette ſchlief, kam ungefähr eine Viertelſtunde nachher und legte ſich ruhig nieder. Cour-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING,G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04020/038

voisier's Schlafkammer war daneben, durch einen Verschlag von ihrer Stube getrennt.

Während der ganzen Nacht hörte sie so wenig als die Köchin irgend ein Geräusch. Es war des Kammerdieners Amt, aufzubleiben, bis der Lord sich zu Bette begeben und Kohlen für den Fall, daß sie nöthig wären, zurechtzulegen.

Etwa um ¼ nach 6 stand Sara auf, die Köchin schlief noch. Als sie die Treppe hinunterkam, ereignete sich Das, was in seinen Hauptzügen bereits oben erzählt ist. Unter den Gegenständen, welche umherlagen, wird eine goldene Bleistiftbüchse, ein goldener Zahnstocher, eine silberne Brille, Löffel, ein Operngucker u. A. genannt. Alle waren sonst in verschiedenen Theilen des Hauses verwahrt.

Sie lief nun hinauf und rief die Köchin; dann klopfte sie an die Thür des Kammerdieners: „Courvoisier, wissen Sie denn, was in der Nacht vorfiel?" Er machte die Thür sogleich auf und kam nach etwa 10 Minuten heraus, bis auf den Rock ganz angezogen. „Wissen Sie denn," rief sie ihn an, „daß alles Silberzeug raus liegt?" Er sah sehr blaß und bewegt aus, gab aber keine Antwort. Er fuhr in den Rock und kam mit ihr herunter; nie hatte er das so schnell gethan. Oft dauerte es sonst eine halbe, oft eine ganze Stunde, wenn sie ihn rief. Aber das Erste, was er that, war, daß er die Wärmpfanne aufnahm und ins Speisezimmer trug. Er sprach kein Wort dabei. Dann lief er hinunter in seine Speisekammer. Sie folgte ihm. Dort stand ein Schrank und eine Commode; sie waren geöffnet und herausgezogen. Hier öffnete er zuerst den Mund: „Ach Gott, Einer hat uns beraubt!" Sara trieb nun an, hinaufzugehen, um zu sehen, wo ihr Herr wäre. Sie

gingen die Treppe hinauf und Courvoisier vorauf, durch die grüne Thür in das Schlafzimmer. Das Erste, was er that, war, die Läden am Mittelfenster, welches der Thür gerade gegenüber ist, zu öffnen. Dabei hatte er um das Bette herumgehen müssen. Als sie denselben Weg machte, sah sie Blut auf dem Kissen. Sie schrie: „Mein Herr! Ach Gott, mein Herr!" Er rief wieder: „Er ist ja da." Oder: „Da liegt er ja." Sie aber hatte keine Ruhe mehr. Sie stürzte aus dem Zimmer, aus dem Hause, lief an die Nachbarhäuser, gegenüber an ein Haus, klingelte, schrie, und als sie nach 10 Minuten zurückkam, fand sie den Kammerdiener ruhig im Speisezimmer sitzen und — schreibend!

„Was der Daus sitzt Ihr da?" schrie sie auf. „Was springt Ihr nicht auf und ruft nach Jemand, nach einem Doctor!" Der Kammerdiener aber erwiederte ruhig: „Ich muß an Mr. Russell (den Sohn des Ermordeten) schreiben," und fuhr ruhig in seiner Beschäftigung fort. „Da schickt man Einen hin," rief die Zeugin. Nun kam auch der Kutscher und der Bediente eines Mstr. Latham. Sara lief jetzt hinunter und ließ den Wundarzt Elsegood rufen, der auch bald nachher, ebenso wie die Policei, eintraf.

Jetzt erst (was nicht recht glaublich scheint) untersuchte man das Bett. Man sah eine Masse Blutes. Das Bett hatte zwei Kopfkissen; auf dem nach der Fensterseite lag, den Körper auf der rechten Seite, der Lord. Nahe dem Bette stand ein Toilettentisch mit einem weißen Leinentuch, worauf Lord William gewöhnlich sein Etui und seine Ringe legte. Beide fehlten an diesem Morgen. Eine Börse war da; aber sie war leer.

Von jetzt ab nahm die Policei Besitz vom Hause.

Noch erinnerte sich die Zeugin einer Unterredung,

welche sie mit Courvoisier am Morgen vorher über seine eigenen Geldumstände gehabt. Er habe versichert, daß er gar kein Geld bei sich habe und auch keines auf der Bank. Später aber sagte er, er habe etwa 8 £ und einige Schilling in der Bank. Später wieder, sein ganzes Baares bestände in 5 £, er habe aber noch 8 £ von dem Lord zu fodern. Wo er die 5 £ habe, hatte er nicht mitgetheilt. Einmal hatte Courvoisier, vor der Reise nach Richmond, zu ihr gesagt, sein Herr wäre ein hübscher alter Kerl, und wenn er nur sein Geld hätte, so wolle er nicht lange in England bleiben. Sie erwiderte ihm, der Lord wäre gar nicht so reich; er aber blieb bei seinem Satze.

Sie hatte Courvoisier oft im Schlafzimmer ihres Herrn gesehen und bemerkt, wie er nach Allem, was dem Lord gehört, umherschnüffelte. Wenn sie ihn fragte, was er da suchte, hatte er ausweichende Antworten gegeben. Aber nicht allein im Schlafzimmer, überall habe er umhergesucht. Auch betraf sie ihn einmal, wie er, vor der Fahrt nach Richmond, die mit russischem Leder überzogene Reiseschachtel seines Herrn aufmachte und visitirte.

So weit die Aussage dieser Zeugin auf die Fragen des klägerischen Anwalts. Nach englischem Gerichtsgebrauch erfolgten nun die Kreuzfragen von Seiten der Advocaten für den Angeschuldigten, die, hin und her kreuzend, Widersprüche in ihren Aussagen hervorzulocken und das Zeugniß zu schwächen beabsichtigen. Sie zu wiederholen, würde die Grenzen unserer Aufgabe zu sehr überschreiten und die Leser ermüden.

Das Resultat war, daß Sara Mancel sich in keinem wesentlichen Punkte widersprach. Das Verhör ward auch darauf gerichtet, ob die Policei sich keiner unge-

bührlichen Eingriffe und Insinuationen schuldig gemacht. Es ging aus Sara's Antworten nichts der Art hervor. Der Vertheidiger fragte: Ob Courvoisier, als sie ihn aufforderte, den Kutscher zu rufen, nicht, wenn er sich schuldig fühlte, die Gelegenheit benutzt haben würde, um zu entfliehen. Sara konnte nur antworten: Das hätte er wol thun können. Sie fühlte sich schläfrig nach dem Ale, welches Courvoisier ihr gegeben. Aber sie räumte ein, daß sie gegen Abend immer schläfrig werde; doch an dem Abend wäre sie noch schläfriger gewesen, und das sei gleich nach dem Trinken eingetreten. Damit wolle sie aber nicht angedeutet haben, daß der Kammerdiener etwas ins Bier gethan hätte. Auch kam eine Leiter zur Sprache, welche zum häuslichen Gebrauche bestimmt, in jenen Tagen gerade aufrecht an der Hofmauer gestanden. Die Verhöre vor der Policei hätten übrigens erst einige Tage nach dem Morde und nicht in Gegenwart Courvoisier's stattgefunden. Die Policei habe vielmehr die drei Hausgenossen, jeden vom Andern getrennt, gehalten.

Die zweite Zeugin, welche vernommen ward, war die Köchin Mary Hammel. Ihre Aussage stimmte, so weit sie Kunde hatte, fast in Allem mit der des Hausmädchens. Sie hob besonders heraus, daß der Kammerdiener, nach der Entdeckung des Mordes, in großer Aufregung gewesen sei. Er äußerte gegen sie, nun werde er keine Stelle mehr erhalten. Die Köchin bekundete zugleich, daß noch immer mehres Silberzeug, was früher dagewesen, fehle.

Der Kutscher des Ermordeten und der erwähnte Bediente des Mr. Lathar konnten nur solche Thatsachen bekunden, welche bereits durch die Hausmädchen bekannt waren.

Der Wundarzt Henry Elsegood, der zunächst ge-

rufen wurde, sagte aus, daß er am Morgen des 6. Mai den Körper des Ermordeten ganz bedeckt gefunden mit den Bettdecken, das Handtuch war ihm über den Kopf gezogen. Als er diese Hüllen fortnahm, fand er Blut am Laken, Kissen und dem Handtuch. Das Hemde war auf der Brust weit offen. Als er aber ein wollenes altes Unterhemdchen, welches die Brust bedeckte, aufschnitt, fand er eine Wunde, die von der einen Schulter aus Kehle und Hals durchschnitt. Drei bis fünf Fuß tief, war sie absolut tödtlich und mit einem Schnitte gemacht. Der Apotheker Nussy, welcher den Lord medicinisch behandelte, bestätigte diese Aussage und setzte hinzu, daß er den Nackenknochen in der Wunde fühlen können. Beide Sachverständige sagten, der Streich müsse mit einer großen Kraftanstrengung geführt sein, wahrscheinlich mit einem Messer. Aber man konnte kein Instrument, mit welchem die blutige That vollführt worden, auffinden. Später fand man auch, daß die Maus der rechten Hand fast ganz durchschnitten war, vermuthlich indem das Opfer eine Anstrengung gemacht, sich zu wehren. Die linke Hand der Leiche faßte krampfhaft das Hemde. Das Blut und die Lage des einen Kopfkissens schien einen Versuch anzudeuten, das aus der Wunde strömende Blut aufzuhalten.

Hierauf wurden die Policeibeamten vernommen. John Baldwin, ein Policeimann, war der Erste, der mit seinem Collegen Rolls in das Haus gerufen wurde. Einige Minuten nach 7 kam er an. „Ich sah Jemand hinter der Thür sitzen, der ein Bediente sein sollte. Er saß die Hände vorm Gesicht. Ich fragte ihn, warum er denn nicht aufstünde? Kriegte keine Antwort; er brachte auch nicht die Hände vom Gesicht. Drei Mal redete ich ihn an und sagte dann zu Rolls: „„Du, Rolls, der

muß was von wissen.““ Auch da antwortete er noch nicht. Nun dachte ich so über die Sache bei mir nach und ging dann in die Küche hinunter mit Rolls, und nahm mir die Hinterthür der Küche so in Augenschein. Sie stand offen. Da sah ich Spuren von Gewalt an der Thür. Nun ging ich in des Hausmeisters Speisekammer daneben. Da saß wieder Jemand hinter der Thür, die Ellenbogen auf den Knieen und die Hände übers Gesicht. Wie ich recht zusehe, war's Derselbe, den wir vorhin im Speisezimmer sahen. Ich sagte ihm, er hätte dem Teufel ein gutes Kunststück gespielt und er würde es wol am besten wissen; (Gelächter. Courvoisier lachte selbst mit) aber eine Antwort kriegte ich nicht.“

Jetzt folgte eine genaue Schilderung der Oertlichkeit, die aber ohne das Modell oder eine Zeichnung des Hauses nicht ganz verständlich ist. Das Ergebniß war, daß der Dieb weder von den Nachbardächern, noch vom Hofe könne gekommen sein. Die weiß übertünchte Mauer zeigte keine Spuren von einem Klettern oder von einem Herunterlassen. Die erwähnte Leiter stand so an die Mauer gelehnt, daß kein Mensch dieselbe hinuntersteigen können. Baldwin stieg hinauf und sah, daß das flache Dach ganz mit Staub bedeckt war und keine Spur auch nur einer Vogelkralle darauf, wohingegen er nur mit dem Finger darauf zu tippen brauchte, und sogleich sah man es.

Die Kreuzfragen Seitens der Vertheidiger beschränkten sich darauf, zu ermitteln, ob Baldwin von der Belohnung von 500 £, welche die Familie Russell für die Entdeckung, besonders der vermißten Löffel und Messer, ausgesetzt, etwas gewußt, ob die Kenntniß davon ihn zu seinem Eifer angespornt und er sich darüber mit seinen Collegen besprochen habe? Fragen, die, wie sich erwarten läßt, zu keinem besondern Resultate führten.

Abends um 10 Uhr wurde diese erste Sitzung geschlossen.

Die zweite Sitzung begann am folgenden Tage des Morgens um 10 Uhr. Die Gesellschaft war eben so zahlreich als erwählt. Auch der Herzog von Sussex saß wieder auf den Bänken der Zuhörer.

Courvoisier trat mit derselben sichern Miene wie am vorigen Tage auf. Aber er schien ermüdet und nicht ganz so wohlgemuth. Der Vorsitzende verordnete, daß man ihm einen Sessel reichen sollte, wenn er es wünsche.

Der Ankläger Adolphus eröffnete die Sitzung mit der Erklärung, daß im Laufe des gestrigen Tages ein höchst wichtiges Beweisstück aufgefunden worden, welches er dem Gerichtshofe, wenn dieser es zulasse, sogleich vorlegen wolle.

Aber die Vertheidiger protestirten dagegen. Das neu aufgefundene Beweisstück habe, altem Herkommen gemäß, den Rathgebern des Angeschuldigten zuvor mitgetheilt werden müssen, ehe man davon vor Gericht Gebrauch mache. Ein entgegengesetztes Verfahren sei ein offenbares Unrecht an den heiligen Rechten, die jeder criminell Beklagte habe. Man habe es ihnen aber erst vor einer Viertelstunde communicirt.

Der Lordoberrichter entschied, daß das neue Beweisstück in ordnungsmäßigem Wege vorgebracht werden solle. Inzwischen sei mit dem Zeugenverhör von gestern weiter fortzufahren.

Der Policeiinspector John Tedman war an der Reihe. Im Ganzen bestätigte er die Aussage des Policeimanns Baldwin. Er hatte den Kammerdiener sogleich gefragt: Ob er etwas und was vermisse? Die Antwort

war: Einige Löffel und Gabeln. Beim Anblick der im Flur zurückgelassenen Sachen äußerte Tedman seine Verwunderung, daß ein Dieb dergleichen zurücklassen solle. Courvoisier hatte geantwortet: „Es ist allerdings sehr dumm.“ Auf die Frage: Ob er die Thür nach der Straße am Abende fest verschlossen habe? zeigte er, wie er sie vorm Zubettegehen fest verriegelt und zugeschlossen, aber am Morgen habe Riegel und Schloß so aufgestanden, wie er es vormachte. Tedman besichtigte die Thüren, welche nach dem Hofe und Garten zu gehen. Eine Glasthür und eine andere vom Flur aus war ganz unbeschädigt und wie es schien unberührt. In der Speisekammer dagegen fand er einen Schrank und Schubläden erbrochen wie mit einem Stemmeisen oder einer Brechstange. Was darin lag, war umgewühlt. Nun kam er an eine andere Hinterthür (die oben erwähnte), die sehr beschädigt aussah. Courvoisier selbst machte ihn auf einige Verletzungen aufmerksam, welche er nicht sogleich bemerkt hatte. Tedman sagte: „Einer von Euch hier im Hause muß Das gethan haben.“ — Courvoisier erwiederte: „Wenn es so ist, hoffe ich, man wird ihn entdecken.“ Auf den Dächern fand auch dieser Zeuge den völlig unberührten Staub.

Oben in der Schlafkammer des Angeklagten fand er seine Börse mit einer 5 Pfundnote und einige Sovereigns, in seinem Koffer aber nichts, was auf die Sache hätte ein Licht werfen können. Der Koffer blieb offen, der Schlüssel in Courvoisier's Händen; er ließ ihn aber auf. Das Hemde, was dieser anhatte, schien ganz rein.

Der Angeschuldigte blieb einstweilen im Hause, aber unter policeilicher Obacht. Erst am 10. Mai ward er verhaftet und ins Gefängniß gebracht. Am 13. kam Jemand, der sich für seinen Onkel ausgab, in das Haus

des Lord William und foderte etwas reine Wäsche für den Gefangenen. Der Policeiinspector untersuchte bei der Gelegenheit noch einmal, und genauer, den Koffer des Kammerdieners, und als er diesmal die Hemden auseinander faltete und schüttelte, fielen ein Paar weißwollene Handschuhe heraus, welche den Geschworenen vorgezeigt wurden.

Weit wichtiger war das Zeugniß des Policeiinspector Pearce, der mit besonderer Sorgfalt die angeblich erbrochene Hinterthür besichtigt hatte. Pearce fand in der Wohnung, d. h. in der untern Speisekammer, mehre Instrumente, nämlich eine Feuerschaufel oder Gabel (zum Kamin), einen Schraubenzieher, ein Paar Zangen und einen Hammer. Alle diese eisernen Werkzeuge paßten in die Höhlungen und Löcher, welche im Holze der aufgebrochenen Thür sich befanden, aber alle nur bei einer Anwendung von innen, und es wäre ganz unmöglich gewesen, die Thür von außen damit aufzubrechen, wenn sie von innen zugeriegelt war. Es wurden in seiner Gegenwart Experimente mit diesen Werkzeugen an andern Thüren gemacht, aber es war ebenso unmöglich, diese von außen zu erbrechen, wenn sie von innen verriegelt waren, ohne andere Werkzeuge als die, welche sichtlich bei der Thüre in Frage angewandt waren. Zur mehren Beglaubigung wurde die erbrochene Thüre den Geschworenen selbst vorgezeigt.

Später eines Tages, als gerade Arbeitsleute im Hause waren, um die Gossen aufzuräumen, durchsuchte Pearce noch einmal die ihm immer verdächtig vorgekommene Speisekammer. Er suchte auf der Seite, wo der Kamin steht und die Abzugsgosse ist. Er nahm ein Stückchen von der Holzbekleidung ab, welche vom Kamin bis in den Winkel sich zieht, wo die Abzugsgosse ist.

Als er es abgelöst, entdeckte er, ungefähr zwei Zoll tief in der Mauer hinter der Holzverkleidung, eine Börse. Der Mörtel war dort losgebröckelt. In der Börse waren 5 Goldmünzen und 5 goldene Ringe — darunter ein Hochzeitsring — und ein kleines Silberstück. Er löste noch ein Stück Panelwerk ab und fand eine Waterloomedaille und endlich eine 10 Pfundnote, die aufgewickelt war, aber ohne Einwickelung. Die Mauer wie die Holzwände daran waren vollkommen trocken, da die Stelle in der Nähe des Kamins war.

Mit seinem Funde ging der Policeiinspector triumphirend ins Eßzimmer zurück, wo Courvoisier war, und legte die Sachen vor ihm auf den Tisch nieder: „Sieh, das fand ich hinter dem Täfelwerk in Deiner Speisekammer.“ Der Gefangene antwortete ruhig: „Ich weiß nichts davon. Ich bin unschuldig; mein Gewissen ist rein. Diese Medaille sah ich nie vorher.“ Pearce nahm ihn in die Speisekammer mit hinunter und zeigte ihm die Stelle. Er aber wiederholte ruhig: „Ich bin unschuldig, ich weiß nichts davon.“

Pearce suchte weiter und während des Gefangenen Beisein. Eine Wasserröhre ging durch die Kammer und in die nahe gelegene Scullery, den besondern Ort, wo in einer vollständigen englischen Hauswirthschaft die Küchengeräthe abgewaschen werden. Ein anderer Policeimann hob die Röhre etwas auf und brachte einen Aufziehring zum Vorschein. Dort fand man an dem Tage nichts weiter. Später aber fand Pearce bei genauer Durchsuchung der Schlafkammer des Gefangenen 5 Schilling in Silber, eine Kapsel und ein Bund Schlüssel darauf.

Der Policeibeamte ließ sich durch die Kreuzfragen nicht verwirren. Allerdings, erklärte er, hoffe er auf einen Antheil der ausgesetzten Belohnung, diese Aussicht

könne ihn aber nicht bestimmt haben, ein falsches Zeugniß abzulegen. Was er berichte, sei volle Wahrheit, und als er den glücklichen Fund machte, habe er noch nicht einmal etwas von der ausgesetzten Belohnung gewußt.

Darauf bestärkte ein darüber vernommener Sachverständiger, der Baumeister und Zimmermann John Christie, alle Bemerkungen der Policeibeamten hinsichts des Einbruchs, und daß die Thür nur von innen könne erbrochen sein.

Der Policeiconstabler George Collier war während der Entdeckungen, welche Pearce gemacht, zugegen gewesen und bestätigte Alles, was Pearce ausgesagt. Collier fragte damals den Kammerdiener, als er in der Speisekammer saß, ob das die Ringe Seiner Herrlichkeit gewesen, welche Pearce gefunden? Courvoisier hatte geantwortet: Ja, und der Lord hätte sie gestern noch am Finger getragen. Collier fragte ihn: Wo legt denn der Lord seine Ringe gewöhnlich hin, wenn er zu Bette geht? Courvoisier hatte geantwortet: Auf den Tisch in seiner Schlafkammer. Auch der Aufziehring sei des Lords, und er hätte gewöhnlich seine Siegel daran getragen. Collier sagte zu ihm: „Das ist denn doch ein verflucht verdächtiges Ding.“ Courvoisier mußte es einräumen: „Gewiß ist es, doch bin ich unschuldig; es sähe aber nicht so verdächtig aus, wäre es nur nicht in meiner Speisekammer gefunden worden.“ Von da ab ward der Kammerdiener in engerer Verstrickung gehalten.

Collier aber hatte noch mehr zu bekunden. Speisekammer und Scullery waren ihm verdächtig vorgekommen. Er machte sich mit Beihülfe des Zimmermanns und des Klempners an die Arbeit, sie weiter zu durchsuchen. Er nahm die Wasserröhre noch an andern Theilen ab und fand zuerst einen Siegelring mit den Wappen des

Lords. In der Scullery entdeckte er hinter der Bleiröhre wieder einen Ring, einen Siegelring. Er war zusammengebogen von der gedrückten Lage hinter der Röhre. Dann ließ er die Dielen der Speisekammer aufnehmen und fand schon unter der zweiten einen Sovereign.

Am folgenden Morgen (14. Mai) durchsuchte Collier in Gemeinschaft mit dem Policeiconstabler Cronin noch einmal Courvoisier's Mantelsack genauer. Sie fanden zwei Schnupftücher, ein wollenes und ein seidenes, beide mit seinen Namenszeichen und beide — mit Blutflecken.

Die Kreuzfragen der Vertheidiger hatten in diesem Falle mehr Gewicht. Sie fragten: Weshalb der Zeuge nicht, oder die andern Policeimänner Koffer und Zimmer verschlossen und versiegelt hätten, um zu hindern, daß Jemand Zutritt dazu gewönne? Der Zeuge wußte darauf nichts zu erwidern, als es sei nicht seine Sache gewesen. Uebrigens sei es leicht möglich, daß man früher die Blutflecken nicht bemerkt hätte, denn Courvoisier's Kammer sei sehr dunkel und man hätte die Sachen ans Licht halten müssen, um Alles genau zu erkennen. Die Präsumtion zu Gunsten der Angeklagten ist in England in Fällen der Art sehr stark. In bekannten Hochverrathsprocessen der letzten Geschichte erfolgten Freisprechungen gegen schwer bezüchtigte Männer, in deren Hause man große Waffenvorräthe versteckt fand, weil die Policei nachmals Zutritt gehabt, also die Möglichkeit vorhanden war, daß von ihr die Waffen zum Verderben der Angeklagten dahin gebracht worden. Diese humane Praxis, — welche wir freilich bei der amtlichen Stellung unserer Policei nicht anerkennen, die aber aus den politischen Verhältnissen der Engländer als eines freien Volkes so erklärlich ist — ließen selbst die Ankläger hier walten.

und begaben sich im voraus, wie oben bemerkt ist, aller Beweise, welche aus den in Courvoisier's Koffer und Kasten gefundenen Sachen, für ihre Anklage sprechen dürften.

Der Policeisergeant Shaw und der Constabler Cronin bestätigten die Aussage Collier's. Wichtiger aber war die Angabe des Letztern über eine eigene Entdeckung. Am 12. Mai durchsuchte Collier den Boden der Scullery und eine gewölbte Nische von Ziegelsteinen daneben. Er streifte mit den Fingern über alle Ziegel, ob einer etwa lose sei. Da stieß sein Finger gegen Etwas, was er nur mit großer Mühe herauszog. Es war ein Theil eines Uhrschlüssels. Die Röhre war abgebrochen. Folgenden Tages stöberte er im Hofe umher und entdeckte im Mauerwerk die zinkene Abgußröhre, die aus der Speisekammer herunterkommt. An einer Stelle schien ihm das Zink aufgenommen und sorgsam wieder zugedrückt zu sein. Er machte es mit einem Meißel los und fand — eine Uhr. Nur das Glas fehlte.

Die Aussagen des vorigen Kammerdieners des Ermordeten waren nur insofern von Erheblichkeit, als er mehre der aufgefundenen Pretiosen als dem Lord zugehörig anerkannte (Courvoisier selbst hatte das schon eingeräumt) und ein Verzeichniß des fehlenden Silbergeschirres nach der Liste gab, welche er nebst dem Geschirr selbst bei seinem Abgange seinem Nachfolger im Dienste überliefert hatte. Demnach fehlten vier Eßlöffel, vier große Gabeln, vier Dessertlöffel und zwei Theelöffel.

Der Banquier der Baroneß Clifford erkannte die schon besprochene 10 Pfundnote als diejenige an, welche er derselben am 25. April mit anderm Gelde ausgezahlt hatte, und die Baroneß Clifford selbst bekundete, daß sie diese Note an Lord Russell zu wohlthätigen Zwecken

übergeben habe. Lady Sara Bailey aus Hampton Court bestätigte den Besuch bei ihr, die Umstände vom Verlust der Kapsel und daß die ihr vorgezeigte dieselbe wäre, um die er sich so sehr gekümmert hatte. Der Uhrmacher Klafbenberger erkannte die ihm vorgezeigte Uhr für die des Verstorbenen an.

Dies waren die Beweise, dies waren die Zeugen, auf welche die Anklage gegründet war. Jetzt erschien eine neue Zeugin in der Person der Madame Piolane, einer geborenen Engländerin, welche mit ihrem Manne, einem Franzosen, ein Wirthshaus hält. Ihre Mittheilung, die sie erst am heutigen Morgen gemacht, war das neue Beweisstück, gegen dessen Vorbringung vorhin die Vertheidiger protestirt hatten.

Madame Piolane kannte den Angeschuldigten schon seit mehren Jahren. Er hatte kurze Zeit als Kellner in ihrem Hotel gedient, wo er nur Jean genannt wurde. Nachdem er aus ihrem Dienst gegangen, hatte sie ihn lange Jahre nicht gesehen bis vor etwa 6 Wochen, wo er am Sonntag Abend zu einem kurzen Besuch kam. Sie erkannte ihn zuerst nicht wieder. Er sagte ihr, daß er in einem Dienst stehe, nannte aber nicht den Herrn. Er bat sie, ein in braun Papier geschlagenes Packetchen für ihn in Verwahrung zu nehmen, er werde es nächsten Dienstag wieder abholen. Die Piolane nahm und verschloß es, ohne die geringste Ahnung davon zu haben, was es sein könne. Es war zusammengebunden und versiegelt. Jener holte es aber nicht ab und sie sah ihn erst heute wieder vor Gericht. Zufällig hatte sie in einer französischen Zeitung, und erst gestern, von der Ermordung des Lord Russell und von dem Processe gelesen.

Sie hatte keinen Gedanken daran, daß ihr Jean und der François Courvoisier eine und dieselbe Person wäre. Da war ihr das Packet in den Sinn gekommen; sie zog einen Rechtsfreund zu Rathe und Mstr. Cumming veranlaßte, was jetzt geschehen, die Ueberlieferung des Packets, welches erst gestern von ihm aufgemacht worden, an das Gericht.

Es enthielt 14 silberne Eßlöffel, zwei Paar blaue Strümpfe, ein Paar goldene Ohrtrompeten und eine Jacke. Jacke und Strümpfe schienen nur um deswillen um die andern Sachen gewickelt, damit man sie nicht herausfühle. Um das Rasseln zu vermeiden, war auch etwas Werg dazwischen gepackt.

Der Kellner Louis Gardin und der Advocat Richard Cumming bestätigten die Aussage der Dame Piolane. Ein Buchhändler, Malteno, erkannte sogar den braunen Papierumschlag um das Packet für einen an, in welchem er, wenige Tage früher, dem ermordeten Lord einen Kupferstich zugeschickt hatte. Henry Carr aber (der schon erwähnte Bekannte Courvoisier's, der ihn am Abend vor dem Morde besucht hatte), welcher früher mit ihm bei dem Parlamentsmitgliede Fector gedient, glaubte die Jacke für eine zu erkennen, die der Gefangene in seinem vorigen Dienste getragen hatte. — Der Optiker Davis bezeugte, daß Lord William Russell früher aus der Fabrik seines Herrn ein Paar solcher Ohrinstrumente erhalten habe. Der frühere Hausmeister des Lords bestätigte es, daß derselbe sich solcher Ohrinstrumente bedient und Sara Mancel erklärte, noch einmal vorgerufen, diese Ohrtrompeten hätte sie noch 14 Tage vor dem Morde im Hause gesehen.

Hiermit schlossen die Verhandlungen des zweiten Tages Abends gegen 8 Uhr. Der dritte Sitzungstag, am darauf folgenden Sonnabend, minder zahlreich, aber von einer großen Anzahl Herren und Damen der höchsten Aristokratie besucht, begann wieder Morgens um 10 Uhr.

Auf den Gesichtern der Zuschauer sah man große Spannung und Zweifel. Noch schien sich kein entschiedenes Urtheil gebildet zu haben. Ruhig allein schien das Gesicht des Angeklagten. Er hatte sich während des ganzen Processes mit der Gleichgültigkeit benommen, welche in einzelnen Momenten nur um Weniges von den ersten Graden der Frechheit entfernt war, ohne daß doch seine ungenirte Stellung, sein unbewegtes Gesicht, ja selbst das Lächeln, in welches er dann und wann ausbrach, etwas Herausforderndes oder Beleidigendes gehabt hätte. Er sah wie Jemand aus, den die Sache nicht zu nahe anginge, und der den Richtern und dem Publicum gern die Unterhaltung gönnte, die auf seine Kosten ging, ohne daß es in seiner Macht stand, es zu ändern. Nie sah man eine Aufwallung bei Worten der Zeugen, kaum eine Misbilligung.

Der dritte Tag war der Vertheidigung gewidmet. Der Advocat Charles Philipps setzte in einer langen Rede für den Angeklagten mit großer Wärme und eindringlich die Gründe auseinander, welche für den Angeklagten und gegen die Angaben der Zeugen sprächen. Man erklärte diese Rede für ein Meisterstück von Advocatenberedtsamkeit; sie ward später noch aus einem andern Grunde der Gegenstand vielfacher Besprechung, des Lobes wie des Tadels.

Er gab den Verdacht zu, der auf Courvoisier hafte, ein dringender Verdacht, durch eine lange Kette von Umständen gerechtfertigt; doch immer nur ein Verdacht

Aber einer, welcher von der Policei in einer Weise ausgebeutet und verarbeitet worden, die wieder ans Verdächtige und Unerlaubte streife, wie wir es in unserer mildern Sprache ausdrücken würden. Der englische Vertheidiger sprach anders, in einer Weise, welche uns, die wir in der Policei, wenn auch zuweilen überdiensteifrige, doch immer vereidete Diener der Gerechtigkeit erblicken, fremd ist. Die Policei habe geflissentlich und künstlich aus Verdachtsgründen Beweise gemacht, es sei ihr zur Aufgabe geworden, nicht allein durch Aufsuchen, sondern auch durch Hineinlegen von Verdächtigem einen Unglücklichen zu verderben. Er läßt zwei Motive durch seine Rede, die ein neuer Anklageact wurde, durchschimmern, den Respect vor der mächtigen Familie Russell und die Aussicht auf die große, gebotene Belohnung von 500 £ für die Entdeckung. Einige der Policeibeamten, wie namentlich Baldwin, denuncirte er als meineidige Schufte und foderte mit begeisterter Wärme die Jury auf, in ihre Angaben ein gerechtes Mistrauen zu setzen.

Sollte aber die Jury der Geschichte von dem braunen Papier und dem darein gewickelten Silbergeschirr des Ermordeten Glauben schenken, so sei daraus nur auf einen Raub, nicht auf einen Mord zu schließen. Um deswillen könne Courvoisier, wenn er wirklich schuldig befunden worden, nur zur Transportation nach Norfolk-Island verurtheilt werden. Dies wäre der sicherste Ausweg für das Gewissen der Geschworenen. Regten sich doch in ihnen Zweifel, ob er nicht wirklich an den unglücklichen Lord mörderische Hand gelegt, so wäre auch durch das klägliche Loos, welches der Gefangenen dort wartet, der Gerechtigkeit Genüge gethan.

Die Wirkung der Rede war sichtbar. Sie drückte sich fast auf jedem Gesichte in der angesehenen Versamm-

lung aus. Weniger auf dem des Gefangenen. Er stand an der Schranke mit großer Festigkeit. Von einer Blässe auf Stirn und Wangen war keine Spur.

Jetzt wurden die Entlastungszeugen vernommen, mehre seiner frühern Kameraden und Herrschaften. Alle stimmten dahin überein, daß er auf Die, mit denen er Umgang gepflogen, nur einen sehr günstigen Eindruck hervorgebracht habe. Er habe sich immer von milder, harmloser Gemüthsart gezeigt. Einige betheuerten seine Gutherzigkeit, welche sich bei vielen Gelegenheiten bewiesen. Die Mädchen in den vornehmen Häusern waren ihm immer gewogen wegen seines freundlichen und gefälligen Wesens. Andere nannten ihn gar einen achtungswerthen jungen Menschen. Einer seiner frühern Dienstherren erklärte, er halte ihn sogar für unfähig, mit Willen etwas Böses zu thun.

Nachdem sich der Gerichtshof auf eine Viertelstunde zurückgezogen, nahmen die gelehrten Richter ihren Sitz wieder ein und der Lordoberrichter Tindal gab eine lange Uebersicht des ganzen Hergangs. Darauf zog sich die Jury 20 Minuten nach 4 Uhr Nachmittags in ihr Berathungszimmer zurück.

Die Versammlung blieb in gespannter Erwartung zusammen. Allerdings, mußte sich die Mehrzahl gestehen, fehlte jeder Beweis des begangenen Mordes, während die Verdachtsgründe, so dringend sie in Bezug auf den Diebstahl waren, im Sinne der Engländer durch die Einmischung so vieler Policeibeamten an Kraft, oder wenigstens an Gunst, verloren; allerdings fehlten alle Motive, wenn sie auch, was den Raub betrifft, sich von selbst verstanden, doch zur Verübung der gräßlichen und dem Anschein nach mit aller Uebung und Geschick vollbrachten Mordthat; und Courvoisier war nach den Zeug-

niſſen aller ſeiner ältern Bekannten keineswegs der Mann, zu dem man ſich der That verſehen konnte. Aber doch wieſen alle Indicien nur auf den einen Thäter. Konnten ſo viele Policeibeamte ſich verſchwören, gegen Pflicht und Gewiſſen, einen unglücklichen Fremden, um den Antheil an einer Belohnung willen, böslicher Weiſe zu verderben; war es denkbar, daß die Familie Ruſſell, die hier nur eine Ehrenſache vertrat und einen Proceß zu Gunſten der öffentlichen Sicherheit mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln verfocht, es nur zugeben, geſchweige denn veranlaſſen würde, daß ein unbedeutender junger Menſch wider ihr beſtes Wiſſen eines furchtbaren Verbrechens, das ihn zum Galgen führte, bezüchtigt und dafür verfolgt würde?

Nach ungefähr zwei Stunden trat die Jury vor und ſprach ihr Schuldig aus.

Zu gleicher Zeit verbreitete ſich im Sitzungsſaal und vor den Thüren das Gerücht, Courvoiſier habe ein volles Bekenntniß ſeiner Schuld abgelegt.

Mſtr. Hobler, der Anwalt der Ankläger, bei dem die Ueberzeugung ſchon von Anbeginn der Unterſuchung feſt gewurzelt hatte, daß Courvoiſier der Mörder ſei, hatte ſein Augenmerk auf die Tiſchmeſſer in der Wirthſchaft gerichtet. Er fand darunter vier große Vorſchneidemeſſer mit Damascenerklingen und elfenbeinernen Handgriffen. Sie waren alle geputzt und rein. Bei genauerer Beſichtigung fand er jedoch auf der Schneide des einen einen kleinen Roſtflecken, und der Stahl, obgleich auch rein, war doch dunkler als die übrigen. Es war nicht ſchartig, aber es war etwas an dem Meſſer, was den Verdacht immer mächtiger in ihm aufſteigen ließ, daß gerade dieſes das Mordinſtrument geweſen.

Als Courvoiſier zuerſt von der Entdeckung der Madame

Violane gehört, war er sehr unruhig geworden. Er hatte um ein Zwiegespräch mit seinem Vertheidiger Philipps gebeten, zu dem er das meiste Vertrauen hatte, und hatte demselben ein vollständiges Bekenntniß abgelegt, welches indessen auf den Spruch der Jury ohne Einfluß war, da sie nichts davon erfuhr. Aber Philipps wußte es, er wußte es bereits, als er seine beredte Vertheidigung hielt, er vertheidigte wissentlich einen Schuldigen, einen Räuber und Mörder! Nach unsern Begriffen, wo der Advocat nicht allein ein Diener des Gesetzes, sondern auch ein beeideter Diener des Staates ist, hätte er unzweifelhaft seine Pflicht überschritten. Anders nach englischen Begriffen; wenigstens verbietet kein Gesetz dem Vertheidiger, einen Angeschuldigten mit allen seinen Kräften zu vertheidigen, auch wenn er die Kenntniß von seiner Schuldbarkeit hat. Dennoch regten sich auch in London über den Fall moralische Zweifel und eine nicht geringe Zahl Juristen waren der Meinung, mit diesem Bewußtsein habe Philipps andere Saiten der Vertheidigung aufspannen müssen.

Courvoisier hatte den Mord begangen, aber es war kein lange prämeditirtes Verbrechen. Er hatte seinen Herrn bestohlen. Er war in der Nacht, welche der Entdeckung des Mordes voranging, gerade im Begriff, etwas vom Eigenthum seines Herrn an den verschiedenen Orten, wo es gefunden wurde, zu verstecken, als der Lord, dem plötzlich übel geworden, aufstand und die Treppe herunterkam, ihn dabei betraf. Er schalt ihn einen Räuber, und drohte ihm, morgenden Tages ihn aus dem Dienst zu schicken. Dies unerwartete Betroffenwerden und die Drohung des Lords brachten ihn außer sich. Es wäre nun um seine Existenz in England geschehen gewesen. Noch im selben Augenblick faßte er den Entschluß, dem Uebel

durch eine rasche That zuvorzukommen. Er wartete, bis der Lord sich wieder zur Ruhe begeben hatte. Alsdann ergriff er eins der Tischmesser, dasselbe, welches dem Mstr. Hobler so verdächtig vorgekommen war, schlich sich ins Zimmer und vollbrachte den Mord.

Courvoisier endete am Galgen. Daß er durch die Lecture des bekannten Diebesromans Jac Sheppeard von Ainsworth seine Phantasie sollte vorbereitet haben, scheint ein leeres Gerücht, dem seine frühere Aufführung, die Thatsache und die Motive des Mordes widersprechen.

Nickel List und seine Gesellen.

1698—1700.

In Lüneburg, im Kloster Sanct-Michael, befand sich seit uralters die sogenannte güldene Tafel, ein Prachtstück alter Kunst, hochverehrt wegen ihres, doch zweifelhaften, Ursprungs und der beigefügten Reliquien zur katholischen Zeit und bis auf die ihrer Zerstörung auch unter der protestantischen Bevölkerung, ihres Alterthums, Kunstwerthes und des darauf verwandten Reichthums wegen, in hohen Ehren gehalten.

Die güldene Tafel war eine Platte, in der Mitte des Altars angebracht, 7 Fuß 7 Zoll lang und 3 Fuß 8 Zoll hoch, aus arabischem Goldblech, auf welchem, in 18 Feldern, Bilder aus der heiligen Geschichte künstlich eingetrieben waren. In den stark vergoldeten Fächern ringsum befanden sich die kostbarsten Reliquien, Monstranzen, Kelche, Meßbücher. Sowol in diesen Gegenständen als im Bilde selbst waren die werthvollsten Edelgesteine eingelassen. Die Tafel ward nach mittelalterlicher Art durch zwei Flügelthüren, auf deren innern Seiten gleichfalls auf starkem Goldgrunde 20 Heiligenbilder gemalt und geschnitzt waren, eingeschlossen. Die nähere

Schilderung, welche in den Beschreibungen aus jener Zeit viele Seiten eines Quartanten füllt, mögen wir hier übergehen. Die Wißbegierigen finden sie in dem berühmten Werke des M. Sigismund Hosmann, Consistorial- und Stadtpredigers in Celle: „Fürtreffliches Denk-Mahl der Göttlichen Regierung, Bewiesen an der uhralten höchst-berühmten Antiquität des Klosters St. Michaelis in Lüneburg, der in dem hohen Altar daselbst gestandenen Güldenen Tafel u. s. w." (der Titel umfaßt eine ganze Seite); ein Werk, welches, ein starker Quartant, seiner Zeit das größte Aufsehen erregte, und noch einige dreißig Jahre nach seinem Erscheinen, zum sechsten Male aufs Neue aufgelegt werden mußte. Zu Ehren der beraubten Tafel gibt es in unübertroffener Weitschweifigkeit die Proceßgeschichte ihrer Räuber; für Theologen und Juristen jener Zeit von gleicher Wichtigkeit, da es im Sinne jener gegen die Juden, als Hauptbetheiligte beim Raube, eifert, für die Rechtsgelehrten die Wohlthat der Folter gegen einige Neuerungssüchtige mit voller Wärme vertheidigt und zugleich die genaueste Beschreibung aller Spießgesellen der weitverzweigten Gaunerverbindung liefert, von denen mehre der Captur und dem Blutgericht damals entrannen und noch viele Jahre nachher in Deutschland ihr Wesen trieben. Auch jetzt wird dieses Buch als Rarität gesucht, vorzüglich wegen des angehängten Werkchens von demselben Verfasser, unter dem sonderbaren Titel: „Das schwer zu bekehrende Judenherz."

Der Ursprung der Tafel war nicht mit historischer Gewißheit zu ermitteln. Die Sage nennt es eine Votivtafel Kaiser Otto's II., der dies reiche Prachtstück aus dem Golde fertigen ließ, welches er nach einer in Italien gegen die Sarazenen gewonnenen Schlacht den Ungläu-

bigen abgenommen. Andere wollten es erst Heinrich dem Löwen zuschreiben. Wie dem sei, sein Ruf war von Alters her groß. Eine andere Sage läßt eine ungenannte Königin von England dermaßen nach dem heiligen Golde begierig sein und nicht eher ruhen, als bis sie einen Theil davon erhielt, der in ihre Königskrone eingeschmolzen ward. Aber das Gold, welches für kein irdisches Haupt bestimmt war, brannte ihre Stirn dermaßen, daß sie fast rasend wurde und aufs Neue keine Ruhe fand, als bis sie es herausnehmen lassen, und zur Buße für ihr frevelndes Gelüste davon und von noch viel mehr echtem Golde zwei Armleuchter schmieden lassen, welche sie der lüneburger Kirche verehrte. Aber auch nicht königliche Häupter hatten nach dem Golde Gelüste getragen, und etwa schon ein Jahrhundert vor dem Falle, von welchem wir berichten, war ein schlauer Dieb in die Kirche eingeschlichen und hatte einen Theil der Goldplatte abgerissen, sodaß eine Reparatur nöthig geworden, wobei aber schwächeres Gold als das alte arabische verwendet sein soll.

Die güldene Tafel war Lüneburgs Schatz, wie es die goldene Bulle für Frankfurt war. Von allen Seiten strömten die Fremden herbei, um den wunderbaren Schrein sich aufschließen zu lassen, welcher das älteste Kunstdocument des ganzen Herzogthums bewahrte. Am Sonntag Esto mihi, den 6. März 1698, waren die Flügel noch geöffnet gewesen und die Andächtigen hatten es von fern hinter dem Eisengitter gesehen. Am Mittwoch, den 9., als der Küster einige Fremde, welche die Tafel sehen wollten, in die Kirche führte, wollte das Schloß der äußern Flügel nicht schließen, und als er es endlich mit Gewalt eröffnete, fiel ihm etwas entgegen. Die innern Flügel waren zu seinem noch größern Schreck nicht ver-

schlossen, und als er sie aufriß, fand er die vollkommenste Bestätigung seiner Furcht.

Die güldene Tafel war zerstört und so gut wie geraubt. Das Gold war fast ganz abgerissen, die Edelsteine ausgebrochen, besonders ein großer, kostbarer, in Silber gefaßter Onyrstein. Von den Kelchen und Kostbarkeiten in den Fächern fehlte das Meiste.

Die Bestürzung in ganz Lüneburg war unaussprechlich. Die Stadt war ihrer „sonderbaren Zierde" beraubt, eines Schatzes, an den selbst in den schweren Kriegszeiten nie eine frevlerische Hand sich gewagt. Die „nie erhörte Verwegenheit solcher gewissenlosen Räuber" brachte sowol die Lüneburger, als auch die herzogliche Regierung in Celle, wohin noch am selben Tage der Director des Klosters Sanct-Michael, Geheimrath Grote und der „Herr Ausreiter" Werner von Meding davon Meldung gethan, außer sich („sie sind fast entstellet worden davor"). Aber auch abgesehen von dem Werthe und der Heiligkeit des beraubten Schatzes, erregte die Art, wie Diebe es möglich gemacht, in einer wohlgehüteten Stadt in die festverschlossene Kirche einzubrechen, ohne Entdekkung das schwierige Geschäft zu Ende zu bringen und darauf zu verschwinden, ohne daß man die geringsten Spuren auffinden konnte, allgemeines Entsetzen. Wenn das einem Gotteshause begegnet war, welcher Schutz blieb dem Einzelnen; wenn in Städten mit Wachthäusern und Mauern das geschehen, welches Schloß verwahrte das Eigenthum der Bewohner des flachen Landes? Wenn die Diebe wie unsichtbare Geister in der bevölkerten, gewerblichen Stadt gewaltet und wieder verschwunden waren, welche Macht stand ihnen anderwärts zu Gebote, wo Feld und Wald oder der öde Kreuzweg sie sofort aufnahmen?

Die Angst war nicht unbegründet. Um dieselbe Zeit verlautete es von allen Seiten h. von großen Diebstählen und Einbrüchen, welche im Lüneburgischen, Hannöverschen, im Braunschweigischen, ja im ganzen Deutschlande mit derselben Fertigkeit und Heimlichkeit ausgeführt waren. Die Diebe waren in die allerfestesten Gewölbe und in mit den stärksten eisernen Riegeln und Stangen verwahrte Keller gedrungen; sowol in Privathäuser als in Kirchen und Gotteshäuser. Die Zahl der letztern, die auf diese Weise um ihr Aerar, ihre Kirchengeräthe und die darin verwahrten Armenstöcke gekommen, war auch nach den beglaubigten Nachrichten — denn das Gerücht vergrößerte gewiß noch — unverhältnißmäßig groß. Auch der Umstand, daß bei diesen zahllosen Einbrüchen, die nur mit Beihülfe vieler Thäter und mit vieler Arbeit und Geräusch begangen sein konnten, die Entdeckung immer erst einige Zeit nachher erfolgte und keiner der Räuber beim Einbruch betroffen worden, mußte zu jener Zeit die Furcht vor einer unheimlichen Macht erregen, der Niemand mit gewöhnlichen Kräften widerstehen könne. Während es daher zur großen Wahrscheinlichkeit erhoben wurde, daß eine ganze Bande von Bösewichtern sich zusammengerottet, um diese bedeutenden Diebstähle auszuführen, entstand auch schon der dunkle Glaube, daß Einzelne darunter mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet seien. Die Policei in dem zersplitterten, unter sich eifersüchtigen Deutschland war dazumal schwach; wenn sie schon nicht in großen Städten vor offenbarer Gewalt schützen konnte, wie vor Einflüssen unsichtbarer Mächte!

Indessen hatte die Furcht das Gute, daß sie zu allgemeiner und außergewöhnlicher Thätigkeit anspornte. Wenn wir diese Geschichten in unsere Criminalfälle um des-

willen aufnehmen, weil sie uns ein anschauliches Bild von Art und Sein des weitverzweigten Gaunerwesens und Diebesgezüchts in Deutschland um jene Zeit gewähren, so schießen wir um deshalb nicht unsere Augen, wo uns seitab dabei Blicke auf andere Zustände, als die der Gauner und Diebe in unserm damaligen Vaterlande vergönnt sind. Es konnte für Abenteurer, Vagabunden und Strauchdiebe kein gesegneteres Land geben als das in viele hundert Fürstenthümer, Stifte, freie Herrschaften und Städte getheilte Deutschland, wo drei Schritte den Verfolgten in das Gebiet eines andern Herrn versetzten, und bei deren neidischen Abgunst und der kleinlichen Furcht sich etwas zu vergeben, sowie dem Wust von Ceremoniell, welches bei jeder Communication die Angelegenheit verzögerte, die Verfolgung überaus schwer wurde. Zeitungen in unserm Sinne gab es nicht, und die Steckbriefe gingen auf diplomatischem Wege, als höfliche Ansuchen vom Einen zum Andern. Der Witz der Diebe wußte aber diese schwerfällige Procedur weit zu überflügeln, und sie, denen gewisse Zeitungen, nur nicht gedruckte, weit früher zugingen, als den Landesobrigkeiten, konnten in der Regel sich leicht salviren, bevor das Requisitionsschreiben gehörig abgefaßt, eingehändigt, darüber beschlossen und darauf respondirt war. Eine Bande, welche dem Vermuthen nach über ganz Deutschland verbreitet war, policeilich und criminalistisch durch alle Länder und Städte zu verfolgen, die vielleicht jede ihre Privatobservanzen und ihren verschiedenen Gerichtsgebrauch hatten, konnte an Unmöglichkeit grenzen, sofern nicht Kaiser und Reich als solche vermittelnd sich der Sache annahmen. Hier indessen, da das Feuer einem Jeden auf den Nägeln zu brennen schien, machte sich eine rühmliche Ausnahme. Die vielen Kirchendiebstähle hatten überall das schlum-

mernde Rechtsbewußtsein erweckt, welches in Deutschland sich so gern mit der Form begnügte. Man rüttelte sich in Lüneburg, die Regierung in Celle nahm die Sache auf sich; man fand in Hamburg, Lübeck, Hannover, in Brandenburg und Sachsen, in Franken, Thüringen, ja auch in Schlesien denselben Eifer und die bereiteste Hülfe (mit der Ausnahme, daß Jeder lieber selbst judicirt hätte, als Handlung und Object den Andern gönnen), die gefährlichen Bösewichter aufzuspüren, zu jagen und zu fangen; und durch Sendschreiben an alle mögliche Gerichte, durch Commissarien, ausgesandt, die in den Gefängnissen befindlichen Vagabunden persönlich in Augenschein zu nehmen, und Zeugen, die, um Identitäten zu bekunden, von weit her beschieden und requirirt worden, wurde schon binnen Jahresfrist eine der gefährlichsten Raubverbindungen, die seit dem Faustrecht in Deutschland existirt, ermittelt und zur Rechenschaft und Strafe gezogen. Dieses Resultat verdankten die deutschen Länder dem Eifer der Stadt Lüneburg und der celle'schen Regierung; der unmittelbare Grund aber war die Beraubung der güldenen Tafel. Diebstähle und Einbrüche von größerer Verwegenheit und bedeutenderm Schaden, wenn sie Einzelne, auch Fürsten oder Staaten betroffen, würden als Particularangelegenheit nach wie vor betrachtet worden sein und hätten nicht das allgemeine Mitgefühl zur Thätigkeit aufgerufen, wie es der Raub an diesem weltberühmten uralten Kirchenschatze that.

Da man darüber im Klaren schien, daß hier von keinem einheimischen Diebstahl die Rede sein konnte, sondern daß auswärtige Kunstgenossen das unbegreifliche Werk vollbracht, ergingen Requisitionsschreiben an die Städte Hamburg, Lübeck, Bremen, Wismar, Rostock, Stralsund und Altona, unter Beifügung von Specifica-

tionen der geraubten Stücke, mit dem Ersuchen, die dortigen Goldschmiede, Juweliere und Juden, für den Fall, daß etwas davon ihnen zum Kauf angetragen würde, zur Festnahme und Anzeige zu verpflichten. Zugleich wurden aber in der Stadt und deren Gasthäusern die genauesten Nachforschungen nach den Fremden angestellt, welche vom Sonntag Esto mihi bis Mittwoch daselbst verweilt hätten.

Hier entdeckte man bald eine sehr verdächtige Spur. In der harburger Herberge sowol als in Fritz Schwankens Hause waren unbekannte Fremde eingekehrt, welche sich 3 bis 4 Wochen in Lüneburg aufgehalten, ohne daß man wußte, was ihr Geschäft gewesen. Es ermittelte sich, daß beide Gesellschaften zu einander gehörten. Die in der harburger Herberge waren die Knechte des Fremden, welcher bei Schwanke eingekehrt war und Doctor genannt wurde. Seinen Namen hatte der Wirth nicht erfahren, auch sich darum nicht gekümmert, da sein Sohn Christian Schwanke, mit ihm und den Seinen angeblich aus Halle zurückkehrend, denselben bei ihm eingeführt hatte. Dieser Christian Schwanke war ein Seefahrer, der in Harburg wohnte, wenn er nicht in See war, und einen „Saal" daselbst hielt. Er war mit einer getauften Jüdin aus Hamburg verheirathet und hatte sowol diese als deren Schwester, verheirathet an einen Weinhändler Jörgen von Sien in Hamburg, mit ins älterliche Haus gebracht.

Der angebliche Doctor, die vornehmste unter allen diesen Personen, war ein Mann von mittelmäßiger Statur, von etwa 40 bis 50 Jahren, der zwei Perrücken, eine kurze und eine sehr lange braune gehabt, bald einen rothbraunen, bald einen blauen Rock getragen und sich dazu noch einen bräunlichen in Lüneburg hatte machen

lassen. Er war fast immer zu Hause geblieben, hatte nie die Kirche besucht und fast allein sich mit Lesen beschäftigt. Umgang hatte er nur mit seinen Haus- und Reisegenossen und seinem Knechte aus der harburger Herberge, der dann und wann Geld zum Futter für die Pferde holte. Doch hatte er auch für seine Bekannten Recepte verschrieben. Er lebte sehr einfach, acht Tage lang von einem Braten und einem Paar Eiern, die er sich bereiten lassen, um in seinen Studien nicht gestört zu werden. Desto splendider hatte sich die Frau von Sien, eine kleine hübsche Dame von feinen Sitten, die von ihrem Manne getrennt lebte, betragen. Sie hatte sich von geschmolzenem Golde und Edelgesteinen von einem Goldschmied Ringe und Ohrgehänge machen lassen, einen silbernen Knopf auf den Stock des Doctors, mit dem sie sehr vertraut schien, und der Tochter des alten Schwanke einen Ring mit sieben Steinen als Geschenk verehrt.

Alle diese Personen aus Fritzens und der harburger Herberge waren, in Begleitung Christian Schwankens und seiner Frau, am Montag früh, den 7., also am Tage nach dem Sonntage, wo man die güldene Tafel zum letzten Male gesehen, aus Lüneburg mit einem Fuhrmann nach Hamburg fortgefahren. Sie hatten drei Koffer und Laden, die zum Theil sehr schwer waren. Der Verdacht, den ihr langer Aufenthalt, ohne bekannten Zweck, und ihr plötzliches Verschwinden erregt, wurde noch durch andere Ermittelungen verstärkt. Der Knecht aus der harburger Herberge hatte sich bei einem Kleinschmied verschiedene seltsame Geräthschaften, darunter eins wie ein feines Brecheisen, fertigen lassen. In der harburger Herberge hatten zwei junge Kerle gelegen, der eine mit seinem Weibe. Ihre Aufführung war der Wirthin von vorn herein verdächtig vorgekommen. Die Frau

hatte bei der Ankunft gefragt: ob hier eine güldene Tafel wäre? Am Sonntag Abend hatten die Männer sich statt des gewöhnlichen einen Lichtes zwei Lichter ausgebeten, weil die Frau krank sei, am folgenden Montag sei sie aber frisch und wohl aufgewesen und so abgereiset. Endlich fand die Wirthin unter den zurückgelassenen Lumpen ein Stück dünn geschlagenes Goldblech. Bei der Untersuchung ergab sich, daß es von demselben Schnitt und Goldwerth mit einigen der abgeschnittenen Stücke war, welche die Diebe auf dem Altar zurückgelassen hatten.

Das Anzeichen war gewichtig. Zugleich erfuhr man durch den Fuhrmann, daß die verdächtige Gesellschaft von ihm nach der Elbe in der Nähe von Bergedorf gefahren worden, wo Andere zu Pferde ihrer warteten, und sie sich zusammen übersetzen ließen auf dem Wege nach Hamburg. Christian Schwanke war durch dies Zusammenhalten mit den muthmaßlichen Dieben so verdächtigt, daß durch Requisition des hamburger Magistrats mit seiner Verhaftung daselbst vorgeschritten wurde, um durch ihn zuvörderst Nachricht über die unbekannten Fremden zu erhalten. Er stellte sich sehr unschuldig, wollte mit dem ihm dem Namen nach unbekannten Doctor nur von ungefähr zusammengekommen und wieder aus Lüneburg abgereist sein, sich auch schon vor Hamburg von ihm getrennt haben. Von den Koffern wußte er nichts, wurde aber sowol durch Zeugen mehrer Unwahrheiten überführt, als er auch selbst in Widersprüche gerieth. Ebenso widersprach sich seine Frau, die, im Gegensatz zur Angabe ihres Mannes, nicht einmal Wort haben wollte, daß auch ihre Schwester, die Frau von Sien, mit ihnen nach Hamburg gekommen sei.

Ein neues schweres Gewicht gegen ihn lieferte aber ein Koffer, den der Bierführer Blott dem Gerichte nach-

wies. Christian Schwanke hatte denselben etwa acht Tage nach dem lüneburger Diebstahl heimlich in Blott's Haus geschafft, mit der Bitte, ihn wohl zu verwahren, er gehöre seiner Schwägerin, der von Sien.

In demselben fanden sich so viele Kostbarkeiten, als zusammengebogene silberne Löffel, Armbänder mit Diamanten, geschmolzen Gold, große und kleine Perlen, 33 geschliffene Diamanten, mehre Säcke mit über 500 Ducaten, andere mit Kronenthalern, welche insgesammt und in diesen Händen nur zu sehr den Verdacht rechtfertigten, daß es gestohlen Gut sei. Ein damascener Säbel mit vergoldeter Scheide führte später zur Entdeckung eines andern großen Diebstahls. Die Perlen erkannte man für diejenigen, welche aus den Missalen an der lüneburger Tafel losgebrochen waren.

Schwanke hatte keine andere Ausrede, als daß er von dem Inhalt des Koffers nichts wisse, daß er denselben nur aus Gefälligkeit gegen seine Schwägerin, die Frau von Sien, bei Blott zur Aufbewahrung gegeben, und daß es zu ihrem Besten geschehen sei, weil sie ihr Eignes vor ihrem liederlichen Manne hüten müsse.

Diese verdächtige Schwägerin, auf die allerdings der stärkste Verdacht zurückfiel, war nicht aufzutreiben; der gegen Schwanke und seine Frau war indessen stark genug, daß der hamburger Rath dem Antrage der celleschen Regierung willfahrte und Beide zur weitern Untersuchung an dieselbe auslieferte.

Inzwischen fand man in Hamburg auch schon die Spuren einiger andern Personen, welche zu der verdächtigen Gesellschaft gehört hatten. Zwei Männer und zwei Frauen waren auf dem Mühlenhofe eingekehrt, wo sie fleißigen Umgang mit den Juden gepflogen. Der Eine, wahrscheinlich der Doctor, hatte darauf einen Koffer in

das Wirthshaus zum Engel bringen lassen, wo der Knecht, der ihn dahin gebracht, seinen Herrn für einen Sächsischen von Adel ausgab. Herr und Diener waren aber am 14. März mit Zurücklassung des Koffers und der Pferde mit der Post nach Lübeck gefahren. Als der Diener, in einem gelben Kleide und langer Perrücke, zurückkam, die Sachen abzuholen, waren sie inzwischen mit Beschlag belegt worden, da die Pferde nach der Beschreibung dieselben waren, welche in Lüneburg in der harburger Herberge gestanden. Man versäumte aber den günstigen Augenblick, den Diener festzuhalten, und Beider Spur ging einstweilen verloren, da auch der Koffer, mit gewöhnlichen Kleidungsstücken gefüllt, keine weitern Nachweise gab. Nur so viel erfuhr man durch Aussagen eines Juden bei Lübeck, daß Herr und Diener, jener von kurzer, dieser von langer Statur, verschiedene werthvolle Sachen ihm zum Schacher angeboten und darauf in Gesellschaft einer hübschen kleinen Frau von kurzer Statur ins Mecklenburgische gefahren seien, mit dem Vorgeben, daß Berlin das Ziel ihrer Reise sei. Unterweges hatten sich noch mehre Kerle, zu Pferde, zu ihnen eingefunden, mit denen sie streckenweis zusammen hielten, sich viel besprachen, aber immer zu verschiedener Zeit in den Herbergen einkehrten. Sie trugen Perrücken und Hüte, die sie oft wechselten. Die kleine hübsche Frau war ohne Zweifel die sehr verdächtige Frau von Sien, der Herr der unbekannte Doctor, welcher bald unter einem andern Namen unsern Lesern bekannt werden wird, und der lange Diener, welcher auch als Jäger erscheint, ein Mann, welcher, mit in der harburger Herberge in Lüneburg anwesend, als Moritz Richter in dieser Geschichte auftritt.

Noch ein dritter Koffer wurde in Hamburg einge-

liefert. Auch dieser enthielt keine gestohlenen Sachen, aber den Rock des andern Mannes, welcher nebst des Doctors Diener in der harburger Herberge gewohnt. Durch den Schneider, bei welchem er deponirt worden, erfuhr man, daß der Besitzer Lorenz Schöne heiße, von Geburt aus dem Zerbstischen, und nachdem er sich viel in der Welt und unter den Juden umhergetrieben, jüngst unter dem Titel eines Cornets bei ihm eingesprochen sei, um mit Hinterlassung des alten Rockes im Koffer sich ein neues Kleid, das er ihm fertigen müssen, abzuholen. Der Cornet selbst war verschwunden. Nach der Aussage des vorigen Juden durfte man aber annehmen, daß er unter des Doctors Begleitern im Mecklenburgischen war, da einer derselben von den Andern Cornet genannt wurde.

Ganz unerwartet kam noch eine Anzeige durch einen Brief an den Bürgermeister von Lüneburg, der, mit einer falschen Unterschrift und Ortsangabe (Gottlieb Schnorbus in Altona) auf den Zusammenhang einiges Licht warf und einen neuen Namen nannte. Nachdem verschiedene Kerle, von denen es hieß, sie wären Alle „grausame Nachtdiebe und Kirchenräuber, die Alles, was redliche Leute verloren haben, es sei bei Tage oder bei Nacht, geraubet," specificirt, hieß es darin: Der Dieb, den man von Hamburg abgeholt, kenne sie Alle und sei selbst beim Raube der güldenen Tafel zugegen gewesen. Seiner Frauen Schwester, die von ihrem rechten Manne getrennt lebe, und davon den Namen die Simse führe, ziehe als Kebsweib mit einem der Nachtdiebe im Lande um, der Nickel heiße. Nickel habe auch einen Jäger bei sich, einen langen Kerl und schmal von Leibe. Nickel selbst, in einem Pelz vom feinsten couleur de caffé, habe den lüneburger Einbruch vollbracht. Wiewol der

Schreiber am Schluß versicherte, er mache diese Anzeige nur aus christlicher Liebe, so hatte man doch Grund, zu vermuthen, daß die Denunciation von einem neidischen Spießgesellen aus dem Gezücht herrühre.

Das Gericht in Celle war also vorläufig auf Das verwiesen, was es aus Schwanke und seiner Frau herausbringe. Das Resultat war aber nicht mehr, als daß Beide durch Widersprüche untereinander und Jeder für sich, wenn das möglich war, sich noch verdächtiger machten. Schwanke wollte auch noch jetzt von dem Doctor oder Nickel nicht mehr wissen, als daß er zufällig auf der Reise nach Lüneburg mit ihm zusammengetroffen sei und ihn dahin begleitet habe. Er habe ihn später in Hamburg weder wiedergesehen, noch Sachen von ihm erhalten. Den Koffer habe er nur deshalb zu Gunsten seiner Schwägerin, der Frau von Sien, heimlich in Verwahrung gegeben, damit ihre Effecten vor ihrem Taugenichts von Mann, dem ehemaligen Weinhändler von Sien, gesichert wären, welcher, bankrott, sie verlassen und in Holland oder sonst wo sein Unterkommen suche, aber wenn er Geld bei seiner Frau merke, sich gern wieder melde. Doch mußte er bekennen, daß, wenn die angegebenen Effecten sich wirklich in dem Koffer befunden und seine Schwägerin darum gewußt, dies ein böses Licht auf sie werfe. Auch erhellte aus den Aussagen beider Eheleute, daß die Sien auf der Reise in einem sehr vertraulichen Verhältnisse mit dem Doctor gestanden habe.

Bald indessen traten noch mehr Personen als in die Sache verwickelt auf. Die Frau sprach von einem Regimentsquartiermeister Gideon Peermann, einem angeblichen Vetter ihres Mannes, bei welchem derselbe in Wunstorf, wo dieser wohnte, während seiner Abwesenheiten von Hamburg sich öfters und auf längere Zeit

aufgehalten habe. Schwanke räumte dies auch ein, ohne über dieses Verwandtschaftsverhältniß oder den Grund seines dortigen Aufenthalts genügende Rechenschaft zu geben. Ehe man jedoch zur Vernehmung dieses vornehmern Mannes schritt, wurden von auswärts noch andere bedenkliche Anzeichen gegen Schwanken nach Celle vermeldet. In dem Orte Blumenau, wo er 14 Tage lang sich bei dem Wirthe Otto Müller, unter seinem Namen zwar, aber als ein holländischer Schiffscapitain, einige Monate früher aufgehalten, war er nur mit äußerst berüchtigten Leuten, und unter diesen vorzugsweise mit dem Juden Jonas Meyer umgegangen, der wegen Diebeshehlerei vielfach berüchtigt war. Nachdem er mit einem Fremden und dessen Frau, sowie zwei Dienern des Erstern von da nach Hannover zu gereist, seien mehre beträchtliche Diebstähle in der Gegend ruchbar geworden, die, allem Vermuthen nach, von ihm und den Andern ausgeführt waren.

Eine specielle Mittheilung erregte aber ganz besondere Aufmerksamkeit. Im Dorfe Luthe in der Nähe von Blumenau kam, etwa sieben Wochen vor dem 9. März, der Jude Jonas Meyer aus Wunstorf mit einem Fremden vor das Haus des dortigen Grobschmieds, um sich die Pferde beschlagen zu lassen. Der Schmied fand aber keinen Mangel an den Eisen, und hielt es auch nicht der Mühe werth, um ein Paar Nägel willen Feuer anzumachen. Als die Fremden daher aus dem Kruge zurückkehrten, ließ er sich verleugnen und sie ritten mit der Hinterlassung fort, morgen wieder vorzusprechen. Tags darauf fand sich zwar der eine Fremde ein, statt des Juden Meyer aber der Gardereiter Christoph Pante; Beide zu Fuß. Der Fremde in stattlicher Kleidung, in dunklem Camisol mit silbernen Schnüren an den Händen und rothen

Sammethosen, gab sich für einen Goldschmied von Hamburg aus. Pante bat den Schmied, seinem Kameraden einige Kohlen für Geld in der Schmiede zu überlassen, da ihm derselbe ein Paar Ringe und Knöpfe für seine Liebste machen wolle. Er wäre aber mit seiner Kunst sehr heimlich, müsse daher ganz allein gelassen werden. Der Grobschmied willigte ein, der angebliche Goldschmied ging in die Schmiede, machte die Thür fest hinter sich zu, und Jener hörte nun nichts als sehr heftige Schläge auf den Ambos, wie man Eisen, aber nicht Gold und Silber behandelt. Auch fand er nachher seinen scharfen Bieter, mit dem das Eisen gespalten wird, ganz stumpf und breit geschlagen. Pante trank während dessen in der Stube bei dem Grobschmied Branntwein und hielt ihn ab, hinauszugehen, unter dem Vorgeben, der Goldschmied möchte böse Augen machen, wenn er ihn belauschen wolle. Der Reiter Pante selbst ging wol einmal hinaus, kehrte aber wieder mit den Worten: „Der Schelm hat die Schmiede so fest zugemacht, daß Niemand hinein kann.“ Nach einer Stunde kam der Fremde ganz erhitzt heraus, trocknete den Schweiß und zog seinen Rock wieder an, indem er sagte: Es wäre wol für sechs Groschen ins Feuer gegangen. Beide nahmen dann Abschied, wollten am andern Tage wiederansprechen, hielten aber nicht Wort.

Des Wirthes Otto Müller Dienstmädchen aber sagte aus, daß Schwanke in jener Zeit, wo er in Blumenau gewohnt, eines Tages zu Fuße mit dem Gardereiter Pante nach Luthe gegangen sei. Also war der fremde Goldschmied in der Grobschmiede zu Luthe kein Anderer als Schwanke. Er leugnete es zwar, mußte es jedoch bald eingestehen. Mit dem Gardereiter Pante deshalb confrontirt, verwickelten sich Beide in Widersprüche, indem

Einer den Andern zwingen wollte, seiner eigenen Angabe über den Vorfall als der rechten beizustimmen, wobei nach keiner von beiden etwas herausgekommen wäre, da Schwanke behauptete, Pante habe ihm einen Ring und Knöpfe gegeben, um sie zum Verkauf zusammenzuschmelzen, Pante aber, der Schwanke habe für sich Galonen und Silber auf eine besondere Manier ausbrennen wollen. Der wahre Zweck des Schmiedeabenteuers in Luthe kam damals nicht zu Tage.

Weit wichtiger waren die Nachrichten von der großen Gesellschaft unbekannter Fremden, welche sich mit Schwanken um jene Zeit in Blumenau versammelt und von dort nach Hannover gereist waren. Während ihrer Anwesenheit war Pante, der Jude Jonas Meyer aus Wunstorf und auch der Regimentsquartiermeister Peermann von daher oft Tage lang bei ihnen; Jonas Meyer wurde mehrmals geholt und in Peermann's Wagen fuhren sie nach Hannover. Der Wirth in den drei Kronen in letzterer Stadt kannte von Ansehen die Gesellschaft auf das Genaueste, da sie mehre Male bei ihm eingekehrt waren, und hier taucht wieder ein neuer Name auf, unter dem sich aber nur ein alter Bekannter verbirgt.

Ein Herr von Mosel, ein Edelmann aus Sachsen, nebst seiner Gattin, einer Holsteinischen von Adel, war das glänzende Haupt dieser Gesellschaft. Ein Mann von mittlern Jahren und mittelmäßiger Größe, der einen feinen braunen Oberrock, mit Rauchwerk unterfüttert, trug. Seine Gemahlin war von kleiner Statur, aber von schönem Gesichte; schwarze blitzende Augen und die zartesten Glieder. Sie trug einen langen schwedischen, mit Rauchwerk gefütterten Rock. Der Jäger, ein feiner langer Kerl, in grauem Rock und grünen Aufschlägen, einen Hirschfänger um die Hüften, aß an einem beson-

den sogenannten Cornet Lorenz Schön, in der gnädigen Frau aus Holstein die Frau von Sien, in dem reichen Herrn von Mosel aber den Doctor oder Nickel zu erkennen.

Alle mehr als verdächtige Subjecte. Aber in dieser Gesellschaft war ein Mann erschienen, von Stande und Ansehen, auf dessen klangvollem Namen kein Makel haftete, der hochfürstliche Regimentsquartiermeister Gideon Johann Heinrich Peermann. Aus einer geachteten Familie im Lande, Sohn eines Generallieutenants, hatte er in seiner Jugend als Page am Hofe einer großen Fürstin gelebt, darauf 33 Jahre mit Ehren im Kriege gedient als Cornet, Lieutenant, zuletzt als Regimentsquartiermeister. Erst seit vier Jahren hatte er sich in Wunstorf angekauft und verheirathet. Er bewirthschaftete sein Gut und beherbergte nur dann und wann einzelne bekannte Reisende. Allein sein Umgang mit den Juden und namentlich mit dem berüchtigten Jonas Meyer konnte ihn in Wunstorf verdächtigen.

Die Zuziehung eines solchen Mannes in einen Criminalproceß durfte nur mit aller Vorsicht geschehen, und dies Verfahren rechtfertigte sich durch den Erfolg. Peermann erschien in Celle, unter anständiger militairischer Begleitung, und ebenso ward seine Haft in einem der vornehmen Wirthshäuser bestellt. Ein stattlicher Mann, mit militairisch offenem Wesen und sicherm Blicke, zeigte er ebenso viel Unbefangenheit als Klugheit und Erfahrung. Er schien der frömmste und ehrlichste Mann, in der Schrift wohlbewandert und sein Mund floß gelegentlich von Sprüchen über, daß wahren Christen auch Leiden zu ihrer Läuterung aufgegeben und nothwendig seien. Er war entrüstet über den Verdacht, aber zuweilen stahl sich auch eine Thräne über seine Wangen, er faltete die

Hände, senkte sich auf seine Knie, blickte gen Himmel auf und seufzte mit der höchsten Inbrunst.

Seine Richter und später auch seinen geistlichen Tröster setzte er indessen oft durch seinen Redefluß und seine abspringende Art im Erzählen in Verwirrung. Mit überlegener Geistesbildung bemächtigte er sich, statt auf die bestimmten Fragen zu antworten, des Wortes, und statt geführt zu werden, wohin die Richter wollten, führte er sie dahin, wohin er wollte. So Alles untereinander mengend, führte er die Gerichtspersonen bei jedem Verhöre unvermerkt von dem Ziele ab, auf das sie steuerten. Hosmann sagt von ihm nicht ohne Laune: „Von Hamburg fing er an, bald aber war er in Wunstorf, und ehe man sich's versah, stand er bei Neuhäusel in Ungarn; aber auch von dannen sprang er im Augenblick über nach dem Rhein und ferner nach Brüssel in Brabant; und wenn's möglich gewesen, hätte er die Gedanken mit sich geschleppt nach Nova Zembla, und von daraus ganz unvermuthet nach Paraguay, Chile und dem Freto Magelanico, ja gar in das jenseits dieser Seeenge gelegene Feuerland hinein." Ward man ungeduldig, so beschwor er um Alles, was Gott uns zu Gute gethan und sein Sohn für uns geduldet, ihm zuzuhören, und ließ sich auch durch den geistlichen Zuspruch nicht davon abbringen, den Namen Gottes, mit tausenden von Verwünschungen anzurufen, falls er die Unwahrheit rede.

Seine Bekanntschaft mit der verdächtigen Gesellschaft leugnete er nicht; aber sie sei von der unschuldigsten Art seinerseits geblieben. Die Frau von Sien hatte er durch den Jonas Meyer kennen gelernt, welcher ihn einst gebeten, sie bei einer Reise nach Halle in seinem Hause aufzunehmen. Bei dieser Gelegenheit hatte er gesprächsweise von der liebenswürdigen Frau erfahren, daß sie in

Sachsen einen gemeinschaftlichen Verwandten, Namens Tauchwitz, hätten. Von da ab hatten sie sich Vetter und Muhme genannt. Später kam die Sien mit dem Herrn von Mosel in sein Haus, und er spürte ebenso wenig Beruf, die anmuthige Dame über den Grund ihres Verhältnisses mit dem reichen Cavalier auszufragen, und ob sie sich wirklich heirathen wollten, als Anlaß, zu untersuchen, weshalb der Edelmann zuweilen Doctor genannt wurde? Ihren Einladungen nach Hannover war er fast nur wider Willen gefolgt und ebenso unfreiwillig seinerseits hatten sie ihm den Rausch bei der Tafel beigebracht. Die Sien hatte, so oft sie bei ihm war, in einem Reisesacke einen großen silbernen Becher, eine silberne Schale, eine silberne Puderschachtel und eine mit Silber beschlagene Bürste; dies möchte also wol der verdächtige Silbersack sein. Er hatte daher keinen Grund, an der Ehrlichkeit der schönen Dame zu zweifeln.

Schwanke hatte er sowol bei sich in Wunstorf, als in Blumenau und in den drei Kronen in Hannover in vertraulichem Verkehr mit dem Herrn von Mosel gesehen, ohne Arges deshalb zu vermuthen. Er hatte öfters mit dem Edelmanne eine Pfeife geraucht und auch bei dem lururiösen Mittagessen mit bei Tische gesessen. Als Peermann und Schwanke confrontirt wurden, imponirte der Erstere dermaßen dem Andern, daß Schwanke fast zu Allem ja sagte, was der Regimentsquartiermeister behauptete, und wo seine Aussagen früher abwichen, sie zurücknahm.

Vergebens wurde im Geheimen dem Peermann volle Gnade Seitens des Fürsten angeboten, falls er offen bekennen wollte, was er von der heillosen Bande wisse und dadurch zur Aufhebung derselben beitrage. Als ein vornehmer Beamter ihm diesen Antrag machte, stellte er

sich als entsetzt. Er schleuderte den Hut auf die Erde, schlug die Augen gen Himmel und hob die gefalteten Hände auf. Mit bewegter Stimme rief er den Höchsten an, wie es doch möglich wäre, daß er zuließe, daß er, ein unschuldiger Mann, nunmehr auch bei der Obrigkeit selbst in Verdacht käme, daß er mit solchen Leuten Gemeinschaft gehabt. Ein solcher Schmerz sei nicht zu verwinden, nicht gutzumachen. Später nahm er eine trotzige Miene an, hob die Stirn und foderte mit Nachdruck, ihn aus fernerm Schimpf zu setzen und die Wache ihm abzunehmen. Er protestirte gegen das ganze Verfahren und behielt sich rechtlich seine Foderung auf Satisfaction vor. „Summa, heißt es bei unserm Gewährsmann, er wußte, da man sein Inwendiges noch nicht kannte, und da der weiße Schnee der Heuchelei noch auf dem Unflath seiner Seele unaufgethauet, dieser aber noch unsichtbar unter jenem verborgen lag, in dieser Scene für dieses Mal seine Person so wohl zu spielen," daß man ihn freilassen mußte. Zum Dank dafür und um seinen redlichen Willen zu bezeigen, versprach er, nach Leipzig zu reisen, wo dazumal gerade mehre Gaudiebe festgenommen waren, um sich durch Augenschein zu überzeugen, ob darunter Mitglieder der gefährlichen Gesellschaft von Hannover wären.

Inzwischen hatte man die weitere Reiseroute der ganzen Gaunergesellschaft auf andere Art in Erfahrung gebracht. Von Hannover waren sie nach Celle gegangen, wo sie beim Abzuge ein Bündel Schlüssel und Dietriche vergessen hatten. Von Celle aber ritten und fuhren sie über Ebsdorf nach Lüneburg. Sie selbst gaben sich für leipziger Kaufleute aus, die Leute hielten sie für reisende Quacksalber. In der letztern Stadt waren die Reiter in der harburger Herberge, die zu Wagen beim alten

Schwanke eingekehrt. Also war über die Identität des Herrn von Mosel und seiner Gesellschaft mit den Räubern der güldenen Tafel jeder Zweifel beseitigt.

Es kam nunmehr nur darauf an, den gefangenen Christian Schwanke schärfer anzugehen, als die Untersuchung durch neue Zwischenumstände verwickelter wurde. Einmal wurde endlich der so höchst verdächtige wunstorfer Jude Jonas Meyer ergriffen und geschlossen zur Untersuchung ins Hannöversche abgeliefert. Dann aber kamen officielle Meldungen aus Braunschweig und Hamburg von daselbst verübten Kirchendiebstählen, die an Bedeutung dem lüneburger nahe standen, und wo die höchste Wahrscheinlichkeit dafür war, daß sie von denselben Individuen begangen worden.

Im Gewölbe der Katharinenkirche zu Braunschweig stand, in verschiedenen Koffern verschlossen, der äußerst werthvolle Nachlaß der verstorbenen Generalin von Ehmin, geborenen von Rotenburg. Die Fenster des Gewölbes waren mit doppeltem eisernen Gegitter versehen und noch dazu inwendig mit einem eisernen Brete und zweien eisernen Hinterriegeln; die Thür, durch die man ins Gewölbe ging, von dichten eichenen Bretern, in der Mitte, wo das Schloß liegt, war verdoppelt. Das blinde Schloß war mit sechs Reifen, wozu ein Schlüssel, fast eine halbe Elle lang. Auswendig hing noch ein Vorhängeschloß, ein Meisterstück des Schlossers, das nur mit zwei Schlüsseln geöffnet werden konnte. Dieser starken Verwahrung ungeachtet, fanden sich eines Morgens (das Datum enthält das Protokoll nicht) von den zehn Koffern acht rein ausgeplündert und zwei waren ganz verschwunden, also von den Dieben fortgetragen. Und doch bemerkte man weder am blinden Schlosse und Vor-

hängeschloß, noch an der Thür und dem Gitterwerk das geringste Zeichen von Gewalt.

Mehre andere Diebstähle, welche damals in Braunschweig vorgefallen, ließen vermuthen, daß auch dieser zur Zeit der letzten Wintermesse dürfte begangen sein, wo viele unbekannte Fremde und Vagabunden sich dort aufhielten. Der Herr von der Mosel war mit seiner Gesellschaft auch hier gewesen, und hatte sich in zwei Wirthshäusern nach einander mehre Wochen mit allem Luxus seines Standes aufgehalten. Seine Kleidung, die er oft wechselte, strotzte von Silber und Gold, die Dukaten lagen gehäuft auf dem Tische und kostbare Brillanten glänzten an seinem Finger. Seine Gemahlin hatte eine ältliche Hofmeisterin oder Kammerfrau, er selbst einen Jäger, Cassirer und Kammerdiener, mit rothem Kopf. Aber wiewol der gnädige Herr und seine Frau, nach Versicherung der Dienerschaft, in keiner andern Absicht sich in Braunschweig aufhielten, als, nach Art vornehmer Herrschaften, sich in der berühmten Stadt umzusehen, so nahm es den Wirth doch Wunder, daß Herr und Dame fast nie ausgingen, sondern nur ihre Leute fortschickten und sich Rapport bringen ließen. Noch mehr Wunder nahm es ihn, daß Herr von der Mosel zwei dieser Leute mit sich am Tische essen ließ. Eine Magd aber hatte geradezu erklärt, das könnten keine vornehmen Herrschaften sein, sonst würde der Herr nicht dulden, daß die Leute in seiner Gegenwart sich schimpften, und noch weniger, wie sie gesehen, daß der Eine ausgestreckt im Zimmer schlief und schnarchte, während der Herr am Tische saß und Geld zählte. — Einer, Namens Schwanke, war zur Gesellschaft nachgekommen, und endlich war die Mehrzahl der im Koffer zu Hamburg aufgefundenen Effecten, laut Specification derselben, als: die Damas-

cenerklinge mit der goldenen Scheide, der schwarzseidene Mohrenrock u. s. w., ein Theil des aus den braunschweiger Koffern entwandten Gutes. Dies besagte das braunschweiger Gerichtsprotokoll, welches nach Celle gesandt worden. — Die Kirchendiebe in Braunschweig waren also identisch mit denen in Lüneburg, und der inhaftirte Schwanke erschien bei beiden Verbrechen betheiligt.

Aber auch in Hamburg waren zu Anfang des Jahres zwei Diebstähle durch Einbruch in die dortige Domkirche begangen. Der eine, in einer Seitenkammer, wobei vier Shäppe und 13 Schlösser erbrochen worden, war, was den Betrag des geraubten Gutes anbetrifft, der unbedeutendere; es war nur eine Partie bestimmter Kleidungsstücke, einem Licentiaten zugehörig, entwandt. Aber er war wichtig in Bezug auf die Entdeckung; denn mehre dieser Kleidungsstücke erkannte man unter denen, welche in dem von Schwanke zur Aufbewahrung gegebenen Koffer gefunden worden. Schwanke erschien also auch als bei diesem Einbruch betheiligt.

Außerdem war aber noch bei einem viel gefährlichern Einbruch in einem Gewölbe des Doms, wo noch mehr Thüren und Schlösser erbrochen und Eisenkasten gesprengt werden mußten als in Braunschweig, eine beträchtliche Masse alter silberner Geräthschaften und Bilder, zum Betrage von 100 bis 200 Pfund Silber gestohlen worden. Die Hand der Diebe war in den aufgerissenen und gebrochenen Läden und Riegeln sichtbar, im Uebrigen verschwand jede Spur. Aber der Verdacht der Theilnahme an dem größern Diebstahle fiel natürlich

auf Den, welcher bei dem kleinern, an demselben Orte verübten, der Thäterschaft dringend verdächtig war.

Schwanke sah nach allem Diesem, was ihm bevorstand. Er wollte Dem zuvorkommen und Hungers sterben. Als man ihn durch magenreizende Medicinen und Androhung empfindlicher Strafen endlich wieder zum Essen brachte, verschlang er die widerstrebendsten Stoffe so hastig untereinander und in solcher Menge, daß auch hier seine Absicht klar war, sich selbst den Tod zu geben. Vergebens hielt ihm der Geistliche Hosmann seine Sünde vor, durch Selbstmord das Maß seiner Verbrechen zu steigern. Er leugnete ebensowol, daß seine Absicht dabei Selbstmord sei, als daß er im Geringsten an den ihm aufgebürdeten Verbrechen Schuld habe. Wie Peermann, rief er unter tausend Schwüren Gott zum Zeugen, daß ihm nichts heiliger gewesen, als das Eigenthum seiner Mitmenschen; daß er als Seemann mehrmals mit obrigkeitlicher Erlaubniß hätte auf Raub ausgehen können, wenn er danach Verlangen getragen; denn man habe ihm Caperbriefe aufgedrungen und glänzende Versprechungen gemacht. Er habe sich aber zu dieser unehrlichen Art, reich zu werden, wenn sie gleich eine gesetzliche sei, nicht verstehen können. Endlich müßte er doch der schlechteste Mensch von der Welt sein, wenn er es übers Herz bringen könnten, seine eigene, liebe Vaterstadt und deren ehrwürdige Kirche um ihr schönstes Heiligthum zu betrügen!

So ward denn gegen ihn auf die scharfe Frage erkannt. Er war noch kräftig, sie auszuhalten; aber bereits 1698 waren Stimmen gegen die Tortur laut geworden, und der Berichterstatter dieses Criminalfalls selbst, der Geistliche Hosmann, unternahm es, ihre Anwendung auch aus dem christlichen Gesichtspunkte in

einer gelehrten Ausführung zu vertheidigen. Gleich Stabilen unserer Tage erhebt er die Arme gen Himmel und schreit Zeter über die Neuerungssucht der Zeit und den Kitzel, mit Paradorien den Rechtszustand zu verwirren. Wie sollte denn eine bürgerliche Gesellschaft bestehen und sich der Bösewichter erwehren, die an ihrer Sicherheit bei Tage bohren und bei Nacht durchbrechen, wenn falsche Philanthropie und Empfindsamkeit das einzige Mittel gegen Ruchlosigkeit und Verstocktheit, die Folter, verbieten wolle? Die fortgeschrittene Humanität hat uns der Mühe überhoben, ihn zu widerlegen. Aber wenn die Folter überhaupt rechtlich begründet ist, so hat dieser deutsche Gerichtshof mit vollem Rechte und nichts weniger als leichtsinnig auf die Tortur erkannt.

Schwanke war nach dem Bisherigen bereits so gravirt, daß die Richter die moralische Ueberzeugung von seiner Mitschuld haben mußten. Er war am Ort der That, zur Zeit als sie vorfiel, gegenwärtig, ohne einen genügenden Grund seiner Anwesenheit vorbringen zu können; er stand im nächsten, verdächtigen Verkehr mit Denen, welche der That aufs Dringendste verdächtig waren; er wohnte mit ihnen und verließ mit ihnen, nach der That, die Stadt. Er leugnete, mit ihnen in Hamburg angekommen zu sein, und ward dessen überführt. Er war überwiesen, mit diesem Gesindel auch außerwärts und in fremden Ländern bei ihren Beutezügen umhergezogen zu sein und endlich war er im Besitz des Koffers, in welchem das gestohlene Gut lag, gewesen, und seine Angabe, daß der Koffer nur seiner Schwägerin gehört und er von seinem Inhalt in Unkenntniß geblieben, wurde, unglaubwürdig an und für sich, durch viele andere Umstände widerlegt. Kommt hinzu, daß Schwanke eine Person war, zu der man sich wol der That versehen

können (eine Untersuchung, worauf die ältern Acten selten eingehen, aber hier eine Thatsache, die man nach den andern Ermittelungen wol annehmen konnte), so würde kein Geschworenengericht Anstand genommen haben, das Schuldig auszusprechen, während jedes preußische Gericht heute eine außerordentliche Strafe verhängt hätte. Das Erkenntniß auf die Folter war im ältern deutschen Processe die Verhängung der außerordentlichen Strafe.

Schwanke hielt die Qualen der Daumschrauben und Beinstöcke nicht aus. Er bekannte vollständig und wiederholte später freiwillig dieses Geständniß. Es ist in Kürze folgendes; doch fehlt in demselben Alles, was für uns als Vorgeschichte des Verbrechens von Wichtigkeit ist: wie Schwanke mit dem Diebesgezücht bekannt geworden, wann in ihm der böse Entschluß gekommen, ob er der Verführer oder verführt worden? Den Richtern jener Tage genügte das Bekenntniß der That.

Am Neujahrstage waren Schwanke, der Doctor (der Herr von Mosel), dessen Diener Moritz Richter (der Jäger) und die Frau von Sien aus Hamburg auf den Diebstahl ausgefahren. Daß Letzteres seine, Schwanke's, Absicht von vornherein und mit Bewußtsein gewesen, spricht er nicht aus. In Wunstorf wurden sie durch Peermann's Vermittelung sechs Tage geherbergt, und zogen zur Messe nach Braunschweig. Der Doctor war vorauf gereist; auf seine Briefe kamen die Andern nach. Da erschienen der Wirth von Blumenau, Otto Müller, Peermann und der Jude Jonas Meyer, der Erstere mit einem Wagen mit vier Pferden, der Letztere der Aussicht gewiß, einen großen Schatz zu heben. Der Doctor, als Johann Heinrich von Mosel, lebte in Braunschweig wie ein großer Edelmann; bei ihm der Jäger Moritz Richter, die Frau von Sien, der Cornet; (Lorenz Schöne)

dessen Frau Katherine (die Kammerfrau), der Reiter Pante und Einer mit gelbrothen Haaren aus Wunstorf (Kaiser). Als Schwanke ankam, war der Haupteinbruch schon geschehen, und der Doctor wies ihm mehre Silbergeräthe, die davon herrührten. Dieser war der Hauptthäter gewesen, da er mit einer ungemeinen Geschicklichkeit Schlüssel, die er einmal in Wachs abgedrückt, nachzumachen verstand. Das Ausfeilen war seine Beschäftigung, wenn er still im Wirthshause saß. Niemand aber kam ihm gleich in der Leichtigkeit und Fertigkeit, die schwierigsten Schlösser zu eröffnen. In Braunschweig hatte er sein Meisterstück gemacht. Schwanke selbst war nur bei einer Fortsetzung dieses Diebstahls behülflich, als noch zwei Koffer mit Leinenzeug aus dem Gewölbe geholt und fortgetragen wurden. Dabei erfuhr er, daß seine Genossen beim ersten Einbruch sich einmal bitter getäuscht hatten. Nachdem sie mit Mühe einen ganz eisernen Kasten aufgebrochen, fanden sie nur Mauersteine darin. Mosel äußerte dabei: „Hier machen wir einen Dieb, der vor uns war, frei: denn seine That kommt auf uns." Schwanke erhielt für seine ganze Beihülfe nur 46 Thaler von Mosel geschenkt. Von den mehren Koffern, welche sie theils zur Post, theils auf des Wirths von Blumenau Wagen aus Braunschweig fortgeschafft, gehörte der Koffer, von dem Schwanke bis da behauptet, daß er der Frau von Sien angehöre, dem Doctor selbst.

Beim Schmied in Luthe hatte Schwanke für Jonas Meyer und Pante einen Schlüssel schmieden sollen, der zur wunstorfer Kirche passe. Dies die Erklärung des seltsamen Abenteuers. Der Schlüssel kam nicht zu Stande und der Diebstahl unterblieb.

Nachdem die Gesellschaft in Blumenau ihren braun-

schweiger Raub getheilt, ging sie zusammen bis Celle, wo sie sich trennen wollte. Dort aber kam den Andern der Einfall, Schwanke und seine Schwägerin bis Lüneburg zu begleiten und sich bei der Mutter des Erstern einzuquartieren. Der Cornet (Lorenz Schöne) und der Jäger (Moritz Richter), die in der harburger Herberge wohnten, hätten hier zuerst, nach Schwanke's Aussage, von der güldenen Tafel gehört und Mosel darauf aufmerksam gemacht. Er, Schwanke, der diesen Schatz nie gesehen, will doch den Diebstahl widerrathen haben. Mosel aber wies ihn zurecht: „Wenn der Kaiser selbst bestohlen wird, was will denn die Stadt Lüneburg voraushaben?" — Die That war beschlossen, aber nicht leicht ausgeführt. Keiner der vorräthigen Schlüssel paßte, und Mosel mußte lange feilen, bis er die rechten fertig bekam. In der Nacht nach dem Sonntage Esto mihi schlichen zwischen 11 und 12 die Vier, Mosel, der Jäger, der Cornet und Schwanke aus den Weinkellern nach der Kirche. Schwanke ging nicht mit hinein, sondern hielt draußen Wache. Er mußte über vier Stunden stehen, bis sie wieder herauskamen. Der Cornet trug die Beute in einem Quersacke, den sie in der Kirche versiegelt, auf dem Rücken in Schwanke's Haus. Dort ward er, unvertheilt, eingepackt und am Morgen darauf mit nach Hamburg genommen. Auch dort kam es noch nicht zur Vertheilung, denn Mosel wollte zuvor nach Lübeck, um bei den Juden daselbst die Goldbleche und Edelsteine zu verkaufen. Also hatte Schwanke, seiner Angabe nach, von diesem Diebstahle nichts gewonnen; noch weniger, wie er auch auf der Folter behauptete, die geringste Kenntniß von des Doctors weitern Verbindung, da er, als ein Neuling, noch nicht in die tiefern Geheimnisse eingeweiht worden sei. Vom hamburger Einbruch wollte

er nichts wissen, räumte jedoch später ein, daß er davon gehört. Derselbe sei auch von Mosel begangen, einige Wochen vor Weihnachten, und ein getaufter Jude, der Stadtsoldat Vinzenz, habe den Dieben die erste Nachricht von dem im Dom ruhenden Schatze gebracht.

Schwankens Frau ward nicht gefoltert; aber sie bekannte auf die dringenden Vorstellungen der Richter, daß sie von drei Briefen erfahren, welche der Regimentsquartiermeister Peermann an ihre Schwester, die Simse, nach Hamburg geschrieben, von dem der eine gelautet: „sie möchte schleunigst nach Wunstorf herüberkommen, denn in Braunschweig wäre ein großes Stück Geld zu verdienen". Vergebens habe sie ihrem armen Mann abgerathen, mitzugehen; ihre Schwester habe ihn zu seinem Verderben überredet und verführt.

So viel war klar, daß man nur die Ausläufer einer gefährlichen, weitverzweigten Bande in Händen hatte, und daß es weiterer Nachforschungen und Verhaftungen bedürfe, um auf die Hauptmänner derselben zu gelangen. Zwar war durch Zufall, um einer Schlägerei willen, ein Mann mit rothem Kopf in Celle gefangen worden, welcher dadurch, daß er aus dem Gefängniß mit Lebensgefahr ausbrach, während ihm doch nur ein geringes Vergehen zur Last lag, sein eigenes größeres Schuldbewußtsein bekundete. Es ergab sich, daß dies Michael Kaiser war, der beim braunschweiger Diebstahl Betheiligte; nachdem er von Schwanke's Tortur und Bekenntniß gehört, setzte er Alles daran, zu entkommen. Hier war also auch kein mehres Licht zu erhalten. Ebenso wenig von einigen Vagabunden, welche, als vermuthlich

in die Bande verwickelt, aus Leipzig nach Celle ausgeliefert worden.

Dagegen hoffte man durch den jetzt eingefangenen Jonas Meyer und den Regimentsquartiermeister Peermann, der aufs Neue durch die hannöversche Regierung verhaftet wurde, der Sache besser auf die Spur zu kommen.

Jonas Meyer, der Sohn eines gestraften Diebes, und selbst wegen Diebstähle und Diebeshehlerei mehrmals in Untersuchung — mit deren Geschichte wir unsere Leser nicht ermüden wollen — war der eigentliche Mann, zu dem man sich eines Verbrechens versehen konnte. Zu aller Bosheit geneigt und in allen Lastern erfahren, wie es heißt, war sein Herz von Stahl und eisenhart und von keinem Hammer zu erweichen. Als ein Verwandter, den er bestohlen, ihm gedroht, ihn ins Zuchthaus zu setzen, hatte er geantwortet: so wolle er erst der Dinge mehr thun, welche ihn des Zuchthauses werth machten. Er galt für einen geschworenen Christenfeind, der, wo er konnte, seinen Ingrimm und Spott gegen den Heiland in Worten ausließ; außer seinem Diebeshehlergeschäft, hatte er sich durch Kornlieferungen im Großen ernährt. Jonas Meyer aber war vor seinen Richtern der unschuldigste Mensch von der Welt; er schalt den Schwanke einen Lügner bei der Confrontation, und wußte von all den Leuten nicht mehr, als daß er die Frau von Sien auf Bitten ihres Mannes bei Peermann in Kost untergebracht habe; den Herrn von der Mosel hatte er höchstens gesehen, kannte ihn aber so wenig als seine Gefährten.

Peermann blieb ebenso halsstarrig im Verhör, und wenn er weniger Würde zeigte als bei der frühern Vernehmung, so ersetzte er sie jetzt durch fürchterliche Betheuerungen. Als die Schwanke ihm von dem Briefe

an ihre Schwester ins Gesicht sagte, rief er: „Gott möchte ihn durch ein Donnerwetter auf der Stelle erschlagen, wenn er Das geschrieben.“ Durch einen Versuch, aus dem Gefängniß auszubrechen, machte er sich noch verdächtiger, ließ sich aber auch durch die Drohung, daß Jonas Meyer mit nächstem auf der Folter bekennen müsse, nicht erschrecken.

Noch hatte man einen dritten Bezüchtigten, den Wirth zu Blumenau, Otto Müller, gefänglich eingezogen. Er war ein junger Mann von feinem Ansehen; in seinen Reden verrieth er Verstand und zeigte Bescheidenheit. Man glaubte einen ehrbaren und redlichen Menschen vor sich zu sehen, der nicht frech Alles abstritt, sondern aus Schwankens Aussage über die braunschweiger Geschichten gerade so viel eingestand, als er konnte, ohne sich in die Schuld zu verwickeln. Er hatte die fremden Herrschaften nach Braunschweig und von da zurückgefahren; sie hatten bei ihm logirt, aber ohne daß er ein Arg gegen ihr Thun und Treiben geschöpft. Seine Aussage stimmte fast wörtlich mit der Peermann's. Hier war nichts zu ermitteln.

Jeder Neuverhaftete, jedes neue Verhör, jede Zeitung, die von auswärts kam, gab Kunde von neuen Verbrechen und bestätigte die große Gefährlichkeit der unbekannten Bande. Das Gericht zu Celle, die Regierung und der Fürst erkannten die dringende Nothwendigkeit, durch außerordentliche Maßregeln einzuschreiten, um der Ausbreitung von verbrecherischen Anfällen Einhalt zu thun, die schon weit umher ein panisches Schrecken erregt hatten und Vielen wie eine Pest dünkten, die über Deutschland grassire. Auf dem gewöhnlichen langsamen

Wege durch Schreiben an die auswärtigen Gerichte ließ sich nichts thun; man kam daher zum Entschluß, einen Commissar zu ernennen, welcher, wohlversehen mit Vollmachten und Empfehlungsbriefen, die Haupträdelsführer der Bande durch Deutschland aufsuchen und, wo möglich, solle ergreifen und nach Celle transportiren lassen. Zum Commissar wurde der Amtmann Dietrichs ernannt. Die, auf welche er vorzugsweise sein Augenmerk richten solle, aber waren der sogenannte Doctor oder der Johann Heinrich von der Mosel und seine Courtisane, die Frau von Sien, welche als die vornehmsten und gefährlichsten Häupter der Bande erschienen.

Der vornehme Herr von der Mosel mit seiner Alongeperrücke, seinem Federhute und goldgesticktem Sammetrocke, mit seinem Staatsdegen und seinen zierlichen Manschetten (wir haben ein Portrait von ihm in seinem Staate) war verschwunden, verschwunden mit seiner feinen schönen Gattin, seinem Jäger, Kammerdiener und der ganzen freiherrlichen Pracht. Auf den Doctor leiteten noch einige Spuren im Sächsischen, welche der Commissar mit Eifer verfolgte, und dabei nach Hause die Bitte richtete, man möge ihm einen der Gastwirthe, bei welchen Mosel logirt, zusenden, um die Recognition vornehmen zu können, als er von daher die Weisung erhielt, diese Spur fahren zu lassen und einer ganz andern nachzugehen.

Im Vogtlande unweit Greiz war eine Räuberbande eingefangen worden. Die Meinung verbreitete sich schnell, daß einer der gefährlichsten Genossen, der sich bei seiner Arretirung den Hals abschneiden wollen, wol der Herr von der Mosel sein dürfte. Einer der Eingefangenen hieß Nickel, ob identisch mit Jenem, der sich den Hals abschneiden wollen, blieb unentschieden, da nach Celle bis dahin nur dunkle Nachrichten von dem Vorfalle ge-

drungen waren. Aber Jemand meldete dem untersuchenden Gerichte, daß der Moritz Richter (der Jäger) bei Einem, der sich Nickel nenne, Knecht sei, und dieser Nickel sei Derselbe, welcher die getaufte Jüdin Annchen, die Simse, mit sich herumführe. Der Commissar, welcher lieber der andern Spur nachgegangen wäre, um den Doctor in Sachsen zu fangen, meldete zurück, daß der gemeinte Dieb ein in dieser Gegend sehr bekannter und berüchtigter Mensch, welcher schon zwei Personen erschossen habe, zwar gemeinhin Nickel genannt werde, doch aber eigentlich Niclas Liste heiße, also doch wol nicht der Gesuchte sein dürfe. Niclas List war im Voigtlande und Thüringen ein so großer Mann, so glücklich in seinen Unternehmungen, sein Name lebte als Schrecken im Volke, daß es in der That auch den Richtern in Celle nicht mehr wahrscheinlich dünkte, daß ein solcher Mann, nicht zufrieden mit dem Wirkungskreise, wo er berühmt geworden und sich der reichste Kreis für seine Thätigkeit bot, einen Vagabundenzug nach Niedersachsen und den Hansestädten unter fremdem Namen gewagt haben solle, um Einbrüche zu wagen, wo er die Verhältnisse und die Localität nicht kannte.

Da ward zufällig bei einem Verhör, welches Schwanke's Frau in Celle bestand, List's Name genannt. Sie horchte auf und rief: „Herr Gott, so hieß ja der Doctor, bei dem mein Mann war.“ Befragt, woher sie es wisse, antwortete sie: „Er stand einmal in Lüneburg vorm Spiegel, da ich krank im Bette lag, und er hatte mir was verschrieben. Da fragte er meine Schwester, die Simse: Weißt Du, wie ich heiße? Sie antwortete: Nein! Da sagte er lächelnd: Ich heiße Nickel Liste und bin auch listig.“

So war denn der verrufene Herr von der Mosel, der

berüchtigte Doctor, gefunden und zugleich in sicherm Gewahrsam. Um zur völligen Gewißheit über seine Identität zu kommen, wurde der Wirth aus den drei Kronen in Hannover nach Hof im Voigtlande, wo Nickel List saß, gesendet und erkannte dann auch beim ersten Anblick in dem blassen Manne in Ketten den großen Cavalier, der mit Roß und Leuten und aller Herrlichkeit bei ihm logirt hatte.

Unglücklicher war man im Aufsuchen seiner Concubine, der sogenannten Simse. Ihr gewesener Ehemann, der bankrotte Weinhändler von Sien, wollte nichts mehr von ihr wissen. Er hatte sich wegen ihres üppigen Lebens und ihrer liederlichen Haushaltung von ihr getrennt, und ihr schon früher erklärt, als sie sich in Hamburg wieder getroffen, daß er sie, die ein solches gottloses Leben führe, nicht mehr als Frau anerkenne. Sie hatte erwidert: ebenso wenig sie ihn als Mann, da er sie nicht einmal ernähren könne. Unstät und flüchtig zog sie im Lande umher unter diesem und jenem Namen. Ebenso oft wechselte sie die Livree ihres Lakaien. Sie hatte zwei chaises roulantes, in denen sie umherfuhr. Eine Kupplerin in Halle führte ihr junge Leute in ihre Netze. Einmal hatte man sie im Weimarischen zu Kersleben gesehen, wo sie den Lorenz Schöne (den Cornet) bei sich hatte; ein ander Mal war ihr Mann, ein Doctor, mit ihr. Sie ging geschminkt, in den modernsten Kleidungsstücken und warf mit Kronenthalern und Dukaten um sich. Auch hatte man sie im Flecken Stedten, im dortigen Obergasthofe, mehrmals gesehen, ein Ort, der unter zweien Herren damals getheilt (Weimar und die Grafen Stolberg), in jenem Wirthshause eine berüchtigte Diebesherberge hatte. Der eigene Sohn des Wirthes, Ernst Büttelstädt, gehörte zur Bande, deren Oberhaupt

Nickel war. Es ward hier oft ein Herensabbath der bösen Geister gefeiert. Während Patrouillen draußen umhergingen, ward im Innern geschwelgt und bankettirt. Zugleich aber stand immer eine Anzahl Pferde im Hofe gesattelt, um bei der ersten Gefahr sich darauf zu werfen und eine der beiden Grenzen, jenach von wo die Gefahr herkam, zu erreichen. Fast wäre die Sien auch hier eingeholt worden, wenn das Requisitionsschreiben an die Stolberg'schen Gerichte nicht zu spät expedirt worden wäre. Anna von Sien blieb verschwunden.

Ebenso wenig war gewisse Nachricht von Lorenz Schöne (dem Cornet) aufzutreiben. Nur erfuhr man, daß er mit seinem Bruder Heinrich früher im Militair gedient, jener als Fourier, er als Musketier, Beide mehrmals desertirt waren und den Strang und Spießruthen verwirkt hatten. Sein Bruder Heinrich entlief auch wirklich nicht dem Galgen; er ward in Prag verschiedener überwiesener Verbrechen wegen aufgehängt, hatte aber die Grille, daß er sich für einen Andern ausgab und unter dem Namen Johann Christoph Wolff, aller Verwarnungen noch auf der Leiter ungeachtet, aufknüpfen ließ. Von dem sogenannten Cornet hat man nichts mehr erfahren. Nur Vermuthung ist es, daß von ihm ein Brief herrührt, welcher, aus Halberstadt datirt, schon früher zu den Acten gekommen war und eine der sonderbarsten Denunciationen enthält. Derselbe, im Stil eines ungebildeten Mannes aus jener Zeit geschrieben, bittet die Richter um Gottes und des Landes Besten willen, daß sie seinen, des Briefschreibers, Worten glauben möchten. Darauf denuncirt er gegen Nickel und seine Spießgesellen und führt eine große Zahl Diebstähle und Einbrüche auf, die von ihnen in allen Ländern schon begangen wären oder noch zur Ausführung kommen sollten. Er

liefert eine charakteristische Beschreibung einzelner Glieder der Bande und gibt an, wie und wo man sie fangen könne. „Wenn daß die Edle Herren Stadt-Gerichten die Diebe haben wollen, so müssen sie es sehr klug anfangen, denn wenn sie Wind davon kriegen, so machen sie sich feste (!).“ Zum Schluß warnt der Ungenannte eindringlich, ja bald ans Werk zu gehen und sie im Wirthshaus von Stedten zu überfallen, aber nur ein Paar todt zu schießen, die Andern würden sich vor Schreck geben. Wenn man aber die Sache noch länger hingehen lasse, so würden sie am Ende die Leute auf öffentlicher Gasse angreifen und das Land unverwindlichen Schaden erleiden. — Der Brief war ohne Zweifel von einem misvergnügten Mitgliede der Bande, wie er denn auch schloß: er dürfe seinen Namen nicht nennen; wenn es auskäme, schössen sie ihn todt.

Aber mit Nickel List's Gefangennahme schien doch der vielfach verschlungene Knoten gelöst, und wenn auch einzelne Theile noch zusammenhingen und es Mühe machte, sie von einander zu bringen und die Fäden klar herauszufinden, so war doch mit ihm die Seele der großen Verbindung getroffen, die Blutader, von der die andern kleinern ihre Lebenssäfte empfingen. Und zugleich wachte die schläfriger gewordene Untersuchung wieder auf, Richter und Commissarien gingen mit neuem Muthe und frischer Lust an die immer noch schwierige Aufgabe.

Nickel List, auf der That ergriffen, hatte sich zwar alsbald zu den Verbrechen bekannt, um die sein Name in seiner Heimat groß geworden, aber den Zusammenhang mit seinem andern Ich und den Complicen im

Auslande geleugnet. Nachdem ihm indeß schon der erste Grad der Folter das Geständniß entlockt, gestand er mit offener Freimüthigkeit Alles ein, worüber man ihn befragte, und gab ein so treues Bild von der ganzen verbrecherischen Vergangenheit, als es ihm selbst sein Gedächtniß vorführte (es hielt allerdings schwer, Alles sich zu vergegenwärtigen, wobei er thätig, mitwirkend, rathend und wissend gewesen) und als seine Richter dasselbe aufzufassen im Stande waren; denn auch sie, geblendet und verwirrt von der Masse Einzelheiten und gehemmt durch die Zersplitterung der Jurisdictionen und die unendlichen Förmlichkeiten, die nur durch diplomatische Verhandlungen zu beseitigen waren, verfolgten nur jene und nicht den eigentlich geistigen Zusammenhang der Thaten und der Verbrechen. In diesem Zustande ist die Untersuchung in dem Hosmann'schen Werke uns überliefert, welches, zwar nur ein gedrängter Auszug der Protokolle, doch einen mächtigen Quartanten füllt; ein Werk, welches mit der detaillirtesten Umständlichkeit der Entdeckung der einzelnen Diebstähle und Einbrüche Schritt für Schritt folgt und jedesmal die Weisheit und Güte der Vorsehung preist, die ein Licht und wieder ein Licht in die Dunkelheit wirft, aber indem es uns alles Kopfbrechen der Richter und ihren Angstschweiß bei der überwältigenden Arbeit zu Papier bringt, die damaligen gesellschaftlichen und sittlichen Zustände nur ahnen läßt, welche die Ausbildung und Verbreitung einer solchen Diebesbande über ganz Deutschland möglich machten oder begünstigten.

Eine übergroße Anzahl von Diebstählen und Einbrüchen, die in den letzten Jahren verübt und zum Theil wieder in Vergessenheit gerathen waren, kamen schon in Hof durch Nickel List's Geständnisse an den Tag; andere Processe, wo schon die Acten, wegen mangelnder

Nachweise, regenirt waren, wurden wieder aufgenommen, und Entdeckungen neuer Diebsgenossen und deren Verhaftungen erfolgten; oder vielmehr die Mehrzahl der durch Nickel List angegebenen Hauptverbrecher befand sich bereits in Verhaft, aber um ganz anderer, meistens geringfügigerer Anschuldigungen wegen, und im Augenblick, wo die Gerichte im Begriff standen, sie freizugeben oder zu geringern Strafen zu verurtheilen, wurden sie zu Hauptcomplicen des großen Diebesbundes. Außer Jonas Meyer erschien nun auch der Regimentsquartiermeister Peermann, gegen den inzwischen auch der Gastwirth Otto Müller unter den Daumschrauben als einen Haupttheilnehmer am braunschweiger Einbruch ausgesagt, besonders gravirt. Ein Gauner, Christian Müller, saß nebst Andern in Leipzig. Nickel List erklärte ihn für eins der thätigsten und furchtbarsten Mitglieder der Bande. Der Gardereiter Pante wurde im Mannsfeldischen aufgegriffen. Auch entdeckte man durch Nickel List seinen schon viel besprochenen Jäger Moritz Richter, der unter einem andern, aber seinem wahren Namen Andreas Schwarze in Weimar, angeschuldigt eines tödtlichen Rencontres, saß.

Schon hoffte man bei Gelegenheit dieses jungen Verbrechers in Weimar auch der vielberüchtigten Simse habhaft zu werden. Auf der Landkutsche war von Gotha ein Frauenzimmer nach Weimar gekommen, auf welche die Personsbeschreibung der Anna von Sien zu passen schien. Auch der Name, den sie sich beilegte, führte darauf hin. Der Geburtsname der schönen Simse war Anna Meyers, die schmucke lustige Dame in Weimar nannte sich Christine Magdalene Meyers. Ihre Vaterstadt wäre Hamburg, ihre Aeltern daselbst Juden gewesen. Ihr Mann, an den sie schon im 15. Jahre verheirathet worden, heiße Levis Levin, und wäre, ein lieder-

licher Mensch, von ihr weg nach Holland gegangen (wie von Sien). Weil sie Christin geworden, hätte sie es nicht länger zu Hause ausgehalten und wäre seit drei Jahren auf Reisen, lediglich zu ihrem Vergnügen. Auf die Frage: Ob sie sich nicht in Halle Anna oder Madame de Sien nennen lassen, kam ihr das sehr lächerlich vor, da sie diese Dame, die eine Portugiesin von Geburt wäre, sehr genau kenne, aber nichts mit ihr gemein habe. Sie pochte auf ihre richtigen Atteste, berief sich auf ihre Bekannten in Hamburg und Leipzig, an die man nur zu schreiben brauche, und als man sie auf ihre guten Kleider und ihren Schmuck aufmerksam machte und fragte, ob sie dieselben nicht durch Diebere und Buhlerei erworben, lachte sie höhnisch: solches hätte sie von ihren Aeltern nicht gelernt und Gott würde sie schon dafür behüten. Sie wäre, lediglich zu ihrem Divertissement, in Leipzig, Halle, Gotha immer an jedem Orte nur acht Tage geblieben; wenn sie um Buhlerei willen sich dahin begeben, hätte sie einen schönen Erwerb haben können und wäre gewiß alsdann länger geblieben.

Sie war kurz angebunden, und auch im Gefängniß verließ sie weder der Witz noch die Laune. Das sei nun einmal ihre Lust, in der Welt sich umzusehen, und wenn sie ein Kerl wäre, müßte sie die ganze Welt durchreisen. Da man ihr den Verdacht vorhielt, bei den Studenten in Jena Visiten auf deren Stuben gemacht zu haben, lachte sie laut auf, versicherte aber, so gemein mache sie sich nicht. Sie hätte nicht nöthig, die Studenten auf ihren Stuben zu besuchen, denn wo sie sich nur zeige, wären die jungen Leute wie toll auf sie und möchten das Haus immer stürmen. Nur um einem ihrer Anbeter zu entfliehen, von dem man ihr Briefe vorzeigte, sei sie aus Gotha so schnell fortgegangen, und um der Raserei

der Burschen und ihren lustigen Streichen zu entgehen, hätte sie wol oft Versteckens gespielt. Daß sie aber auf Mauserei sollte im Lande umhergezogen sein, kam ihr gar zu spaßhaft vor; vornehme Cavaliere habe sie viele gekannt, und habe mit ihnen gespeist und gereist, aber vor Gesellschaft mit Diebesgesellen solle sie der liebe Gott behüten. Da sie die unglücklichste, elendeste Weibsperson von der Welt wäre, weder Vater noch Mutter hätte, weder Mann noch Kind, so müßte sie sich wol auf den lieben Gott allein verlassen, der sie durch seinen heiligen Geist vor bösen Lastern bewahren und als neue Christin auch vor sündhaften Gedanken schützen möge.

Diese Komödie, welche die ehrliebende Dame vor ihren Richtern zu spielen für gut fand, wurde plötzlich mit einer andern Komödie vertauscht, welche sie mit sich selbst spielte. Im Gefängniß über ihr saß Andreas Schwarze (Moriz Richter), der schöne jugendliche Jäger des Herrn von der Mosel. Sie hatte ihn noch nicht gesehen, und seine Tritte und der Ruf seiner Thaten und seiner Schönheit setzten sie allein in solche Liebesflammen, daß sie Alles aufbot, ihn zu sehen und zu sprechen. Sie unterhielt sich durch ihre Gitterfenster in einer den Andern unverständlichen Sprache mit ihm und versuchte eine Correspondenz, von der uns eine schätzbare Probe aufbewahrt ist, ihr Brief an ihn:

„Schönster Engel!

Ich kann Dir nicht schreiben, wie ich gerne wollte. Wenn ich Dir nach meinem Willen schreiben könnte, mein halbes Leben wollte ich drum geben. Doch wenn ich alle Federn nähme, so könnte ich Dir meine große Betrübniß nicht sattsam ausdrücken, welches ich nur durch Dein Entfernen ausstehen muß. Doch hoffe, Dich, wo nicht hier, doch anderswo wiederzusehen. Ueberschicke Dir

dieses, das kannst Du auf meine Gesundheit verzehren. Ich wollte Dir gerne was mehr schicken, wenn ich was mehr hätte. Ich habe es auch zum Präsent bekommen. Vergiß aber meiner nicht; nimmermehr will ich Deiner vergessen, so wird Dir Gott helfen. Habe nur Geduld, es wird sich alles schicken. Meine Johanna läßt Dich schön grüßen. Ich aber befehle Dich in Gottes Schutz und verharre

Deine ergebenste
Christine Magdalene Meyerinn.

P. S. Bitte Dich, zerreiß den Brief, daß ihn Dein Stiefvater nicht in die Hände bekommt. Ich habe müssen eidliche Caution stellen. Wenn ich gleich wollte durchgehen und meine Sachen in Stich lassen; so schickten sie mir Steck-Briefe nach, da wäre es nicht gut,

Mein Herz in mir theil ich mit Dir,
Brichstu an mir, so räche es Gott an Dir.
Mein ich's nicht von Herzen,
So soll mich der Teufel zerreissen.

Du allerliebster Engel. Gott gebe, es gehe Dir wohl, als ich es gerne hätte. Schreib mir bald wieder."

Die Liebe im Kerker, auch solche Briefe, dictirt von der flammenden Gluth einer Verbrecherin, sind nicht allein Erscheinungen vom Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts; sie kommen auch in den Diebesgeschichten und den Gefängnissen des neunzehnten Jahrhunderts vor. Die keusche Landstreicherin zettelte einen Plan an, den geliebten Verbrecher mit Hülfe seines Bruders, eines sachsen-weimarischen Capitain d'Armes, zu befreien, was ihr aber nicht gelang. Sie ward wieder in festern Gewahrsam genommen, nachdem man sie auf juratorische Caution freizulassen geneigt gewesen war. Aber wiewol durch diese Unbesonnenheit aufs Neue der Verdacht gegen sie

erregt worden, daß sie die berüchtigte Simse sei, erkannte sie doch der Wirth zu den drei Kronen in Hannover, der auch ihretwegen nach Weimar geschickt wurde, nicht als die ihm wohlbekannte Frau von Sien an, und mit dieser falschen Fährte, auf die der ernannte Commissarius gelockt war, verschwindet jede Spur der gefährlichen Person aus den Acten.

Die Mehrzahl der verhafteten Verbrecher, als Pante, Andreas Schwarze, Christian Müller und andere in Leipzig sitzende Vagabunden, wurden auf das einfache Requisitionsschreiben der Gerichte in Celle zur weitern Untersuchung daselbst zur Abholung gestellt. Theils waren die Verbrechen, um deren willen sie an andern Orten gefangen saßen, im Vergleich zu denen, die sie in Lüneburg und Braunschweig begangen, geringfügig, theils waren die betreffenden Orte und Gerichte froh, sie los zu werden, da man nicht recht wußte, was mit ihnen anfangen, indem Anschuldigungen, Zeugen und andere Beweismittel, die man zur Hand hatte, gegen Personen von so umfassender Wirksamkeit, um ihre ganze verbrecherische Thätigkeit aufzudecken, nicht ausreichten.

Anders verhielt sich die Sache mit Nickel List. Dieser große Räuber saß gewissermaßen im Mittelpunkte seiner Thaten. Da er im Baireuthischen gefangen war, glaubte das markgräflich brandenburg-baireuthische Hofgericht zu Hof vollkommen befugt zu sein, über ihn zu richten. Was er hier geraubt, gestohlen, auch gemordet, qualificirte ihn vollkommen, von des Landes Gerichten Urtel und Recht zu empfangen, und Das, was er auf seinen abenteuerlichen Excursionen nach Niedersachsen und in den Hansestädten verübt, nur als Adhibendum zu

betrachten, was hier ebenso gut mit abgemacht werden konnte. Aber die Untersuchung in Celle wäre nicht viel mehr geworden, als sie war, das heißt Stückwerk, wenn man nicht die Seele der großen Räuberverbindung in Händen hatte. Den, welcher über alle ihre Verzweigungen Auskunft geben konnte, und bereits in Hof, außer zahllosen kleinen Diebstählen, auch seine Mitwirkung beim Einbruch im Dom zu Hamburg, beim Kirchendiebstahl in Braunschweig und beim Raube der güldenen Tafel eingestanden hatte. Also wurden diplomatische Vermittelungen versucht, und der Markgraf von Brandenburg, „als er solche hochrühmende Intention vernahm", entschloß sich, seinen Räuber, der ihm mit allen Rechten zustand, des großen Zweckes wegen der herzoglichen Regierung verabfolgen zu lassen.

Am 4. December 1698 ging die auserwählte Mannschaft von elf Gefreiten, fünf Unteroffizieren und einem Lieutenant mit zwei sechsspännigen Wagen von Celle ab, um aus dem Voigtlande die gefährlichen Verbrecher abzuholen. Ein tüchtiger Schließer ward mitgeschickt und es wird hinzugefügt, daß jene Mannschaft, die wackersten Kerle aus allen Truppen und von Kopf bis Fuß bewaffnet, wol, wenn es darauf angekommen, gegen 50 Mann Stand gehalten hätte. Wir haben bequemere, und, Gott sei Dank, zureichende Mittel, Gefangene von einem ins andere Land zu transportiren, aber diese militairische Abholung von Verbrechern, eine Reise durch Deutschland von Nord nach Süd, kam auch den Zeitgenossen so merkwürdig und wichtig vor, daß man uns das ganze Reisetagebuch des Lieutenant Brauns von Celle bis Hof aufbewahrt hat, wie einen Entdeckungszug durch unbekannte Länder, mit Schilderungen der Gegenden und Städte, die sie berührten.

Am vierten Adventsſonntage ward ihnen, nachdem ſie in der Vorſtadt von Hof gelagert — in die größern Städte ſelbſt wurde die bewaffnete Mannſchaft ſelten oder nie eingelaſſen — Nickel Liſt überliefert. Er ſchien munter und freimüthig, als ihn aber der Lieutenant ſtärker ſchließen, auf den Wagen ſetzen und feſtmachen ließ, entfärbte er ſich und ward traurig. Er fing bitterlich an zu weinen und wollte in den erſten Tagen nichts genießen als etwas Brot und Branntwein.

Der Transport erſchien auch einer ſo bewaffneten Mannſchaft nicht ohne Gefahr, es wurde daher die größte Vorſicht beobachtet. Zwei Soldaten ſaßen auf dem Wagen vor Liſt, einer mit geſpannter Piſtole, der andere mit blankem Degen, jeder zwiſchen den Knien eine geladene Muskete. Die andern gingen mit ihren Gewehren zu beiden Seiten des Wagens. Es gab mehr oder minder gefährliche Paſſagen, wo man einen Angriff ſeiner Bande fürchten durfte. An dieſen, und oft ganze Tage lang, ließ der Offizier den Gefangenen länglings auf dem Wagen niederlegen, mit ſeinem Mantel bedecken und mit Stroh verſtopfen. Ja man war in ſolcher Beſorgniß, daß, wenn kein offener Angriff zu ſeiner Befreiung, doch ein Verſuch gemacht werden dürfte, ihn zu erſchießen. Um ſeine Freunde irre zu führen, auf welchen Wagen ſie ſchießen ſollten, ward deshalb auch der andere in gleicher Art mit Stroh ausgeſtopft und begleitet. In den dicken Wäldern und den zerriſſenen hohen Gebirgen wurden Patrouillen vorausgeſchickt und Bewaffnete mußten, wenn ſie Hohlwege paſſirten, die Höhen zu beiden Seiten erſteigen und ſo die Fuhrwerke begleiten. In den Wirthshäuſern ward vor der Einkehr die Stube für den Gefangenen genau beſichtigt und gekehrt, damit ſpäter jede Communication vermieden werde. Außer den

Wachen um das Haus mußte ein Gefreiter, den Degen in der Hand und zwei Pistolen im Gürtel, vor dem Lager stehen und nie das Auge von ihm lassen, damit er sich kein Leid anthue. Als sie durch die reußischen Lande zogen, erzeigte ihnen der regierende Graf die Ehre, ins Posthaus zu kommen und selbst den Gefangenen in Augenschein zu nehmen. Außerdem erhielten sie noch Truppenverstärkung.

So schwer nach unsern heutigen Vorstellungen uns solche Aengstlichkeit und Vorsicht Seiten eines so bewaffneten Trupps bei einem Zuge durch die volkreichste und cultivirteste Gegend Deutschlands dünkt, erhielten sie doch wirklich viele Warnungen, auf ihrer Hut zu sein. Vor Gera benachrichtigte sie ein Edelmann, daß in der neuen Schenke verschiedene verdächtige Leute sich nach der Marschroute der Lüneburgischen erkundigt hätten. Auch habe man in Erfahrung gebracht, daß ein Trupp Gaudiebe sich verschworen, der Nickel dürfe wenigstens nicht bis Leipzig kommen, wo man sein Zeugniß gegen und die Confrontation mit den dort im Gefängniß Sitzenden fürchtete. Als sie daher in den großen Tannenwald kamen und von dem Berge, auf welchem Auma liegt, in den Grund hinabstiegen und nunmehr in den dichten Wald kamen, wo ein Hügel auf den andern folgt und die Fahrt jezuweilen unter den Gipfeln der Gebirge in dem tiefsten Thale fortgeht, berief der Lieutenant seine Leute und ermahnte sie, gleichwie vor einer Schlacht, bei Allem, was ihnen zustoßen möchte, das Ihre nach Pflicht und Schuldigkeit zu thun; ja er ertheilte ihnen Ordres auch für den Fall, daß ein Schuß ihn selbst treffe und sein Commando damit aufhöre. Alle schworen, ihre Schuldigkeit zu thun. — Solche Wald- und Gebirgsdefiléen hatte Deutschland vor 150 Jahren und solche

ernsthafte Sache war der Transport eines Gefangenen durch dieſelben.

Nickel Liſt lächelte wehmüthig, als er es hörte und verſicherte, ſie könnten ohne Sorge reiſen, da ſeine Leute keinen Anführer hätten. „Ja wäre ich dabei, leuchtete ſein Auge auf, und mein Schwarz und mein Fähndrich Schmidt, dann ſolltet Ihr mit Recht fürchten!“

Die links auf den Höhen ſich Weg brachen, ſahen plötzlich einen bewaffneten Mann als Schildwacht oder auf der Lauer ſtehen. Der Wind, der ihnen entgegenkam, verhinderte, daß er ſie hörte. Aber als ſie die Hähne ihrer Musketen ſpannten, wandte er ſich raſch um und ſprang ins Gebüſch. Sie riefen ihm zu ſtehen und drohten, Feuer zu geben. Der Mann lachte höhniſch, ſie ſollten nur ſchießen, bald würden ihrer mehr da ſein, und verſchwand im Dickicht. Seine Drohung ſchien bereits im Walde hinter Groß-Ebersdorf in Erfüllung zu gehen, als bei einer Wendung des Weges eine beträchtliche Anzahl Reiter links am Holze aufpoſtirt ſtand. Die Lüneburgiſchen hielten ſtill, ſchon legten die Musketiere an und die Grenadiere hielten ihre Granaten fertig, als das Misverſtändniß glücklicher Weiſe noch zu rechter Zeit entdeckt und unnützes Blutvergießen gehindert wurde. Es waren gräflich reußiſche Reiter, welche dem Zuge zum Convoi vom Grafen entgegengeſandt waren. Doch erfuhren ſie in der nächſten Nachtherberge, daß von Nickel's Spießgeſellen allerdings ein Anſchlag zum Angriff gemacht worden, und man die Leute ſich bitter beklagen gehört, daß er durch die Wachſamkeit der Lüneburgiſchen vereitelt worden. Dieſe umſtändlichere Schilderung des Gefangenentransports möge uns der Aufgabe überheben, den damaligen Sicherheitszuſtand und die Policei mitten in Deutſchland zu beſchreiben; zugleich aber

auch unsern Lesern die ganze Bedeutung des furchtbaren Nickel List ins Auge stellen.

Endlich erreichte man Leipzig und die Escorte schöpfte Athem. Die gefährlichsten Gegenden, wo Nickel's Anhang am mächtigsten war, waren hier passirt. In der Vorstadt ward gelagert und man empfing daselbst die leipziger Verhafteten und den Commissarius Dietrich, der den Andreas Schwarze unter ähnlicher Bedeckung und Vorsichtsmaßregeln aus Weimar dahin transportirt hatte. Ein ergreifender Auftritt fand hier statt. Der kecke, jugendlichmuthige Andreas Schwarze hatte bis auf diesen Augenblick Alles geleugnet. Als er in seinen Ketten vom Wagen sprang, ließ er seinen Bruder in Weimar grüßen und ihm sagen, er solle nur getrosten Muthes sein, er werde bald loskommen. „Kennst Du den Nickel List nicht?" fragte ihn der Commissar. „Nein, ich habe nie von dem Kerl gehört," antwortete er. In dem Augenblick traten die Musketiere, die vor dem Angeschmiedeten gestanden, auf den Wink des Offiziers zurück. List sah traurig seinen getreuen Jäger an. Schwarze erschrak zuerst, entfärbte sich, nahm sich aber schnell zusammen und sprach: „Nein, den Mann kenne ich gar nicht. Er mag ein ehrlicher Kerl, er kann aber auch ein Schelm sein." List schüttelte wehmüthig den Kopf: „Ach Du guter Kerl, wenn Du erst die blauen Daumen bekommen hast, wie gut wirst Du mich kennen!"

Der weitere Transport lief ohne merkwürdige Zwischenvorfälle ab. Pante, Christian Müller und Andreas Schwarze betrugen sich munter, ja frech; Nickel List ernst und gefaßt. Er hatte sich ganz in sein Schicksal ergeben. Müller und Schwarze wollten von nichts wissen; nur Pante hatte schon zum Theil gestanden und war doch wohlgemuth geblieben. Er stichelte auf den goldbordirten

Jäger des gnädigen Herrn von der Mosel und tröstete ihn, wenn er traurig schien, daß sie sich ja dem gelobten Braunschweig näherten, wo es wieder Mumme zu trinken gäbe. Die Juden, welche man gleichfalls aus Leipzig abgeholt, die aber unterwegs schon an ein ander Gericht abgeliefert wurden, beteten oft laut, indem sie ihre Bücher vor sich hatten. Nickel List, der die jüdische Sprache verstand, verrieth jedoch, daß es keine Gebete seien, sondern Jeder den Andern anfeure, auch auf der Folter nicht zu gestehen.

Die Escorte hatte in diesen Gegenden nicht mehr vor Angriffen auf der Hut zu sein, wol aber vor der Zudringlichkeit des neugierigen Volks. Meilenweit strömten sie aus den Städten dem Zuge entgegen, um den großen Nickel List von Augen zu sehen. Besonders als er sich dem Orte seiner Bestimmung näherte, war die halbe Bürgerschaft auf den Beinen, den Mann, der mit Federhut und bordirtem Rocke, mit goldenen Ringen und kostbaren Edelgesteinen vor Kurzem das Erstaunen der Aermern war, jetzt statt der goldenen mit eisernen Ringen, um die Hände gespannte Armbänder, schweren Fesseln an den Füßen, und statt der goldstrotzenden Lakaien mit finstern Schergen einziehen zu sehen.

Der Schlüssel zu dem geheimnißvollen Buche war mit Nickel List's Geständniß gefunden. Er leugnete und widerrief nicht mehr. Wie ein großer Charakter, den die Verhältnisse nur auf die Verbrecherbahn stießen, war er fest und trotzig geblieben, so lange er Kraft dazu in sich fand. Nachdem er aber einmal dem Schmerz erlegen und vor der sittlichen Macht sich gebeugt hatte, versuchte er nicht wie die andern gemeinen Verbrecher

durch Winkelzüge und neuen Trotz zurückzuspringen. Wie er ein vollkommener Verbrecher gewesen, war er nun ein vollkommener Reuiger, der mit Offenheit, so weit sein Gedächtniß reichte, dem Richter Alles bekannte.

Aber leider ist sein Bekenntniß doppelt lückenhaft. Schon Hosmann klagt, daß er, als gerichtlich bestellter Beichtvater, nicht nähere Nachforschungen über das Jugendleben dieses merkwürdigen Verbrechers eingezogen, und die nähern Data über die Uebergänge vom Guten zum Bösen. Die damaligen Richter werden sich ebenso wenig Mühe deshalb genommen haben. Hier ist indessen der Phantasie Raum gelassen, die psychologischen Lücken sich zu ergänzen. Aber ebenso wenig ist uns aus List's Bekenntnissen, als denen seiner Gesellen eine klare Anschauung von dem Zusammenhange der großen Gaunerverbindung geworden. List ist ein Meteor, das unter ihnen aufleuchtete, er hat sie aber nicht gegründet, er hat sie nur in Schwung gebracht und wie ein Paladin Heldenthaten vollbracht, aber die Tafelrunde, deren ersten Platz er einnahm, war älter. Auch war sein Genie nicht von der combinirenden und gesetzgeberisch schöpferischen Kraft, um eine solche Verbindung zu constituiren und zu reguliren. Er war der Mann der That und des Augenblicks, darin unvergleichlich, aber kein Speculant, wie er kein Betrüger war, sondern nur zu oft der Betrogene.

Ebenso wenig empfangen wir das nöthige Licht aus den Bekenntnissen seiner rohern Spießgesellen. Theils fehlte ihnen der Ueberblick, theils ging nicht darauf die Untersuchung, indem die Inquirenten von der Last der Actenstücke über die einzelnen Diebstähle erdrückt wurden. Auch der Biograph der Verbrecher und ihres Processes hielt sich kaum über dem Wasser, und statt durch ihn einen Ueberblick der ganzen Verhältnisse zu erhalten,

haben wir alle Anstrengung nöthig, indem wir ihm folgen, uns selbst vor dem Erstickwerden in den Details zu retten. Was wir aus den Acten über die einzelnen Diebstähle an Resultaten gewonnen zu haben glauben, wollen wir später aneinander reihen. Lisi's eigenes Leben bleibt der Hauptfaden (doch nur von da, wo er anfängt), den wir zu verfolgen uns begnügen; denn es kann nicht unsere Aufgabe sein, die summirte Geschichte jedes einzelnen nächtlichen Einbruchs, jeder Verfolgung und Flucht, ja auch wol jeder Verabredung zu einem Verbrechen, welches die Umstände vereitelten, unsern Lesern aufzutischen. Auch von den Lebensläufen seiner Spießgesellen hat nur das Charakteristischere zu unserm Zwecke Anspruch auf Mittheilung.

Nickel List war der Sohn armer Tagelöhner. Geboren 1656 zu Waldenburg bei Zwickau, im Gebiete der damaligen Reichsfreiherren von Schönburg-Waldenburg, zeigte er schon früh in der Schule einen fähigen und scharfen Verstand. Der Mangel an allen Mitteln zwang ihn aber, die Studien zu verlassen und in Dienste vornehmer Herren zu gehen. Er führte sich überall gut auf, ward namentlich an einem gräflichen Hofe ein vorzüglicher Reiter, ging darauf in Kriegsdienste und focht — für den Preußen von Interesse — unter den brandenburgischen Truppen und unter der wackern Reiterschar, welche, unter dem Prinzen von Homburg, die Schlacht bei Fehrbellin entschieden, und damit den preußischen Kriegsruhm begründeten.

Später machte er die Feldzüge im Elsaß gegen die Franzosen, in Ungarn gegen die Türken mit, und war bei der blutigen Belagerung der Stadt Ofen. Mit Muth

und Klugheit begabt, zeichnete er sich überall vortheilhaft aus. Endlich, des Krieges müde, verheirathete er sich, ließ sich zu Ramsdorf häuslich nieder und trieb die Schankwirthschaft. Hier erwachte in ihm wieder die alte Liebe zu den Wissenschaften. Er studirte mit Eifer den Theophrastus Paracelsus und andere Bücher über Chemie, sammelte Recepte und erwarb sich wirklich einige Kenntniß von Krankheiten und ihrer Heilung. Auch practicirte er hie und da bei Freunden, die ihn mit dem Doctortitel beehrten. Ihn sich selbst anzumaßen, von diesem Verbrechen erhielt sich Nickel List frei.

Aber der Betrieb der Schankwirthschaft wurde sein Verderben. Er konnte nicht lauter ehrliche Leute beherbergen und machte die verführerische Bekanntschaft verschiedener schon berühmter Gaudiebe. Sein Verdienst warf ihm nicht die Kronenthaler und Dukaten ab, mit denen diese spielten. Ein ehemaliger Student aus Oesterreich und ein abgedankter Wachtmeister waren seine Verführer. Sie beredeten ihn zur Theilnahme am Einbruch bei einer Frau von Tettau unweit Plauen, wobei 5000 Thaler gewonnen wurden, und auf seinen Theil 1200 Thaler fielen.

Von nun an war er verstrickt und konnte doch seines Geldes nicht froh werden. Ein Anderer, der um die That gewußt und sie nicht angegeben, foderte seinen Antheil für die Verschwiegenheit. Da er die Andern nicht fassen konnte, hielt er den im Lande angesessenen Schenkwirth für solidarisch verpflichtet. List mußte zahlen; aber wie viel er auch zahlte, er konnte die Wissenschaft der schlimmen Gesellen um seine Schuld nicht zurückkaufen. Sie überfielen, als er fort war, sein Haus zu Sieben und lagerten sich als Executoren sieben Tage ein. Sein Weib mußte Alles geben, was in Keller und Kammer

war, viel Geld dem eigentlichen Gläubiger und Gebühren den andern Executoren. Es scheint auch nicht, daß sie als eine andere Penelope wenigstens das Einzige für sich behielt, was diese für ihren Gatten aufbewahrte. Zum zweiten Male ward sein Haus Nachts überfallen; diesmal waren darunter der Student aus Oestreich, Lorenz Schön's Bruder und List's späterer Gesell, der schreckliche Christian Müller. Schon damals galt List für einen ganz besondern Mann, denn Christian Müller lud beim Hinritt zur Einlagerung in seine Pistole einen silbernen Knopf, weil es verlautete, daß List und seine Leute fest seien.

Sie nahmen ihm bei diesem zweiten Besuch mehre hundert Thaler und seine Pferde, seiner Frauen Kleider und die türkischen Münzen, die er aus Ungarn als werthvolle Reliquien seiner Kriegsdienste mitgebracht hatte. List, voller Verdruß über diese Plackereien, verließ Ramsdorf und kaufte mit dem Wenigen, was ihm geblieben war, das Wirthshaus zu Beutha, im Hartensteinschen, um zu versuchen, ob er hier endlich Ruhe finde. Aber die Gaudiebe fanden ihn auch hier auf, und was schlimmer war, seine Frau hatte durch die oftmaligen Einlagerungen der fremden Gesellen Geschmack an ihnen gefunden. Sie brachte ihm durch ihr üppiges Leben noch den Rest seines Vermögens durch.

Da faßte er in der Verzweiflung einen raschen Entschluß: um sich vor den Dieben zu retten, ging er unter die Diebe. Er war ein willkommener Recrut, ein Mann von Ruf, von Klugheit und bewährter Tapferkeit, der schon als Dilettant mit dem Brecheisen im Keller der Frau von Tettau sein Probestück abgelegt hatte; also erschwerte man ihm nicht die Aufnahme, und bald that er sich unter den Ersten hervor durch den Scharfsinn seiner

Plane und die große Geschicklichkeit, Schnelle und den Muth in der Ausführung. Namentlich lernte er bei den Juden, die zur Verbindung gehörten, die Kunst, Schlüssel in Wachs abzudrücken und sie später auszufeilen; bald aber übertraf er seine Meister. Weil man nicht immer einem Schmied die Arbeit anvertrauen durfte, mußte er auch das Löthen erlernen. Er erfand dazu einen eigenen Handgriff, und führte stets eine kleine Maschine und einen Blasebalg bei sich, die er in den Wirthshäusern in der verschlossenen Stube gebrauchte. So hoch schätzte er dieses Kunststück, daß er später auch seinen vertrautesten Freund und Diener nicht zusehen ließ, wenn er in der Arbeit war. In der Kunst, Vorhängeschlösser jeder Art in Geschwindigkeit und fast ohne alle Instrumente zu öffnen, leistete er Dinge, die in jenen Zeiten ihm den Ruf eines Zauberers verschaffen mußten. Noch am Tage vor seiner Hinrichtung legte er im Gefängniß eine Probe davon ab. Ein starkes Vorhängeschloß schloß die Ketten um seine Arme, ein noch größeres die Eisenstangen an seinen Füßen. Auf den Wunsch eines vornehmen Beamten, der in des Predigers Begleitung ihn besuchte, machte er in wenigen Secunden und in Gegenwart dreier Zeugen sich von den Ketten und den Schlössern los. Um das erste Schloß zu öffnen, brauchte er nur einen Bindfaden, zu dem zweiten einen kleinen Pflock. Allen Ernstes versichert uns Hosmann, daß List, seiner besten Ueberzeugung nach, von magischen Künsten nichts verstanden, sondern Alles seinem „hurtigen Verstande“ und der Geschicklichkeit seiner Hände verdanke.

In seiner neuen Eigenschaft zog er zuerst unter dem Titel eines Pferdehändlers im Lande umher. Seinen ersten, größern Einbruch — diesmal nur durch Einsteigen in ein Fenster — verübte er 1694 im November auf

dem Schlosse des Reichshofraths Freiherrn von Meusebach zwischen Gera und Schleiz. Die Namen seiner damaligen Complicen verschwinden vor den berühmten Namen der spätern. Sein Antheil waren acht Pfund Silber, die er à Pfund 13 Thaler an die Juden verkaufte. Aber seine Name, als Gaudieb und Räuber, wurde bald berühmt, seine Schenke zu Beutha ward zum Diebesnest. Die schönburgischen Gerichte beschlossen, sich des gefährlichen Mannes zu versichern. Um Ostern 1696 rückte der Landrichter mit 22 Mann vor das Wirthshaus vor Beutha. Nickel war kaum aus dem Schlafe nach einer völlerischen mit seinen Kumpanen durchschwärmten Nacht aufgewacht, als er die drohende Gefahr, und an ihrer Spitze den ihm persönlich verhaßten Landrichter in sein Haus dringen sieht. Noch wüst und verstört reißt er die Pistolen von der Wand. Der Landschöppe zu Hartenstein, Christian Kneussler, sieht seinen Vorsatz, er will ihm in den Arm greifen, es zu hindern, aber dabei geht die Pistole los und die Kugel ihm tödtlich durch den Leib. Nickel ergriff nun die andere Pistole und wollte, blos um die Andern zu schrecken, ins Blinde hinausschießen. Eine zweite, nicht vorhergesehene Wirkung, auch die Kugel dieser zweiten Pistole fährt einem Unschuldigen, dem Hofschlächter Gottfried Locardt, durch den Hals.

Nachdem die Arrestation zwei blutige Opfer gekostet hatte, ohne daß 22 Mann einen Einzigen aus dem Schlafe Erwachenden in ihre Gewalt bekommen, ergriffen die übrigen 20, von panischem Schrecken gejagt, mit Bequemlichkeit die Flucht, und — Nickel List konnte nun auch fliehen. Die Umwohner von Beutha — ob er sie, der Diebesmarime entgegen, nicht geschont hatte? — stürmten auf sein verlassenes Haus los, brachen es ab,

schleiften und machten es der Erde gleich, um durch nichts mehr an den verruchten Räuber erinnert zu werden. Er selbst, von nun an unstät und flüchtig, hatte seine Heimat nur noch in fremden Herbergen unter fremden Namen. Er war durchaus auf den Erwerb durch Raub und Diebstahl angewiesen; aber der Volksglaube, der schon dem ehemaligen Kriegsmann galt, ging nun auch auf alle seine Genossen über, daß er eisenhart und kugelfest sei.

Nickel trieb jetzt meist um Leipzig sein Wesen, wo die jährlichen Messen reiche Nahrung boten. Sein Hauptquartier schlug er in der Regel in der berüchtigten Herberge zu Stedten, an der Grenze des Weimarischen, auf, wo er den Wirthssohn Hans Ernst Buttelstedt verführt und zur Bande angeworben hatte. Unter dieser finden wir bald als Haupthelden den Christian Müller, den kleinen und den großen Leopold, den langen Hans, den Kesselpeter, den Gottfried Müller aus Dresden, den Hahntoffel, den Hirtentoffel, Schilling, den Corporal Barthel, den (Cornet) Lorenz Schön und Andere. Alle scheinen beritten gewesen zu sein, aber nicht zu Straßenanfällen, sondern zu nächtlichen Einbrüchen. Pistole, Messer und Degen an ihrer Seite war immer bereit zur Nothwehr, aber selten oder nie zum Angriff. Dazu diente das Brecheisen, welches in Nickel's Hand unwiderstehlich war. Die Pferde dienten, um die Bande in nächtlicher Weile schnell nach dem einsamen Hofe oder an die alte Mauer zu bringen, wo sie unter guter Obacht blieben, bis sie, nach vollbrachter That, zum schleunigen Rückzuge dienten. Zuweilen ward auch ein Leiterwagen mitgebracht, wenn schwereres und umfangreicheres Gepäck aufzuladen war. Denn immer wurden diese Einbrüche mit gutem Vor-

bedacht und erst nach genauen Erkundigungen, ob es sich auch lohne, und nachdem die ganze Gelegenheit erspäht und wo möglich die Schlüssel in Wachs abgedrückt waren, ausgeführt.

Selten geschah etwas als ein Impromptu. Vielmehr trat Einer oder der Andere als sogenannter Angeber auf, d. h. er zeigte den Verbundenen an, daß da und dort etwas liege, was sich der Mühe großer Vorbereitungen lohne. In der Regel schlich sich alsdann ein Mitglied der Bande ins Haus als Hausirer, Gast oder heimlich über oder unter der Mauer, um die Schlüssel der Thüre in Wachs abzudrücken. Nach der Probe wurden Nachschlüssel gearbeitet, eine Arbeit, über die oft mehre Wochen vergingen. Wenn Thüren und Gewölbe erbrochen waren und der Schatz in den Händen der Räuber, wurde Alles fortgeschleppt, was man der Mühe für werth hielt. Ließ sich nicht Alles in einer Nacht fortbringen, so kam man in der nächsten wieder, nachdem man alle Spuren entfernt hatte, welche die erste Anwesenheit verrathen konnten. Die geräuschlose Art, mit der viele dieser Einbrüche ausgeführt wurden, gab dem Glauben, daß List mit übernatürlichen Kräften begabt sei, immer mehr Nahrung. Selbst seine Richter waren deshalb in Zweifel. So brach er in Arnstadt durch die Mauern in eines Krämers Haus und öffnete mit einem Brecheisen die Geldkasten, ohne daß der Krämer und seine Frau, die dicht am Gewölbe schliefen, ein Nachtlicht brennen und sonst keinen festen Schlaf hatten, etwas davon hörten. Die Leiterwände des mitgebrachten Wagens wurden gebraucht, um über die Stadtmauern oder in die Fenster zu klettern. Getheilt wurde erst in der nächsten sichern Schenke, und wie die Raben und Krähen über der Theilung des Wildes nach altem Jagdrecht umher-

flattern, um ihren Antheil zu erhalten, so fanden sich hier jedesmal auch sogleich die Juden ein, nur daß sie nicht wie jene mit dem Wegwurf sich begnügten, sondern in der Regel durch den Ankauf der Pretiosen um geringe Preise den besten Theil der Beute für sich schluckten.

Nach dem Volksglauben hatte Nickel List seine Bande so organisirt, daß er Niemanden ohne strenge Prüfung aufnahm. Dazu gehörte, daß der Candidat die ersten Grade der Folter ausstehen mußte, zu welchem Behuf er im Keller seines Hauses die vollständigen Marterwerkzeuge bereit hatte. Schon dieser Umstand spricht gegen die Wahrheit des Gerüchtes. Als Nickel ein Räuber von Profession wurde, hatte er kein Haus mehr. Aber seine Eigenschaft als anerkannter Räuberhauptmann ist überdem sehr zweifelhaft. Er erscheint nur, wo er auftritt, als der primus inter pares. Er war der Geschickteste, der Glücklichste, also berief man ihn bei allen großen Unternehmungen, und übertrug ihm nur bei den einzelnen Expeditionen, wie die alten, freien Germanen ihrem Herzoge, den Oberbefehl. Auch da hatte er mit der Insubordination seiner Genossen zu kämpfen, erhielt bei der Theilung nicht den Löwenantheil, und ward noch oft um seinen gewöhnlichen betrogen. Zuweilen führten aber auch andere der Genossenschaft den Oberbefehl, wie Christian Müller.

In der Regel war die Vorausberechnung so geschickt, daß man nur mit Luft und Mauern zu kämpfen hatte. Wenn später auch Gewalt gegen Personen hinzukam, so waren dies nur Ausnahmsfälle; sie zeigen aber, mit welcher Entschlossenheit die Gesellen zu Werke gingen, und sich dabei nicht so leicht abbringen ließen. In einer Nacht vor dem Christfest 1696 brachen Nickel List und

Etliche in die Pfarre zu Schlettau bei Halle. Mit Degen, Pistolen und Brecheisen drangen sie in des Pfarrers Schlafgemach. Während List die Kasten aufbrach, hielten die Andern den Pfarrer, seine Frau und die Magd in ihren Betten. Trotz der Drohung, man werde ihren Mann hängen, schrie die Pfarrfrau aus allen Kräften und zwei vorübergehende Bauern liefen, um Lärm zu machen, ins Dorf. Andreas Luci, der Drachenstüber genannt, einer der gefährlichsten Diebe, welcher draußen bei den Pferden Wache hielt, meldete es sogleich. Aber die Beute war zu lockend. Erst als der Drachenstüber zum andern Mal hineinschrie: „Die Bauern kommen!" ergriff man die Flucht. Einer der Gesellen gab auf die Angreifenden Feuer, was diese zerstreute, und sie ritten mit der vollen Beute bis in die Gegend von Eckartsberge, wo sie noch in derselben Nacht diese theilten.

In einer andern Nacht, als sie zu einem Abenteuer im Magdeburgischen ausgeritten waren, wurden sie auf der Streu in der Schenke vom Voigt und einigen Bauern angehalten. Es war außer Nickel List, Lorenz Schöne (der Cornet), der kleine Leopold, Gottfried Müller von Dresden und der Drachenstüber. Sich ergeben war nicht ihre Sache. Munter geworden unter den Schlägen der Bauern, setzten sie sich zur Wehr, ein blutiges Gefecht entspann beim Schein der Laterne. Von drei Schüssen fiel der Voigt und die Mehrzahl der Räuber erreichte ihre Pferde. Nur der Drachenstüber war aus Angst unter den Tisch gekrochen, aber auch er entkam, wenn gleich ohne Hosen. Bei der Flucht commandirte Nickel, sie sollten zugleich auf den Angriff bedacht sein, da dies, besonders gegen Bauern, der sicherste Rückzug wäre.

Im August 1697, als Nickel in der erwähnten Diebs-

herberge zu Stedten von seinen Thaten ausruhte, traf er daselbst einen schönen jungen Menschen, der, um eines Todtschlags willen flüchtig, auf der Flucht seinen Fuß verrenkt hatte, und sich hier in der vertrauten Stille curiren ließ. Es war Andreas Schwarze aus Weimar. Mit seinem richtigen Blick erkannte er in ihm den Mann, den er brauchte, vielleicht auch den, den er lieben konnte. Andreas, ein Jüngling von rühriger Thätigkeit und Löwenmuthe, ward unter dem Namen Moritz Richter sein Diener, Jäger und unzertrennlicher Begleiter und Freund. Ein genauer Contract wurde stipulirt. Andreas, ein freies Mitglied der Bande, trat nur für seine Person in Nickel's Dienste, und für die glänzende Jägerlivree, gute Kost und den Unterhalt seines Pferdes cedirte er seinem Herrn die jedesmalige Hälfte seines Beuteantheils. Von jetzt an bildete er sich einen herrschaftlichen Hausstaat und nannte sich Johann Rudolph von der Mosel.

Auch zwei leipziger Studenten, Brückner und Melsius, fanden sich zur Bande. Sie scheinen es aber nicht weit gebracht zu haben, und ihre Namen verschwinden wieder. Ihr Rath, beim Professor Pfautz Haussuchung zu halten, bewährte sich nicht. Obwol Nickel List sich dazu bequemt, mit den Studenten ein Collegium des Professors zu hören, fand man doch außer Briefen und Scripturen so wenig, daß es sich der ungewöhnlichen Anstrengungen nicht verlohnte. Besser war ihr Rath, bei einem Herrn Fleischer in Leipzig einzubrechen, wo Erkleckliches gewonnen wurde; noch mehr bei einem Einbruch, den gleichfalls beide Studenten angegeben, in der Paulinerkirche daselbst. Die darauf verwandten Unkosten waren aber so groß, daß auf jeden Theilnehmer nur 20 Thaler kamen. Melsius ging auch für die Bande bei den Predigern auf dem Lande umher, um die Ge-

legenheit auszuforschen; doch hatten die darauf folgenden Einbrüche nur geringe Resultate.

Der Einbruch in den Dom von Naumburg brachte verhältnißmäßig auch nicht genug, um seinen neuen Stand aufrecht zu erhalten (doch hatte er von da den schönen Türkisring, den er später der Sien schenkte); reichere Ausbeute lieferte ein sehr berühmter Einbruch auf dem Gute des Herrn von Minckwitz, Lindenau, wo, nach Abzug von 300 Thalern für die Angeber (zwei Wirthe und ein Müller aus der Gegend!), jeder Theilnehmer 800 Thaler erhielt. Jetzt aber bereitete sich seine großartige Thätigkeit im nördlichen Deutschland vor.

Sein Ruf, besonders Schlüssel anzufertigen und die künstlichsten Schlösser zu öffnen, war weit durch das ganze Deutschland verbreitet. Juden in Hamburg hatten durch einen getauften Juden, den nachmaligen Stadtsoldaten Vinzenz, ermittelt, daß in das Domgewölbe ein ungeheurer Schatz, eine Tonne Goldes werth, getragen worden. Vergebens hatten sie schon zwei Jahre ihre eigene Kunst versucht; ihre Schlüssel reichten nicht aus, um die Thüren zu eröffnen. Auch der berüchtigte Christian Müller, der früher selbst den Nickel List gebrandschatzt, war von ihnen dazu berufen worden und hatte es nicht zu Stande gebracht. Sie wandten sich daher an den berühmten Nickel List nach Süddeutschland, ob er sich dem Unternehmen unterziehen und es dirigiren wolle? Nickel List stand keinen Augenblick an, diesem ehrenvollen Rufe Folge zu leisten. Er schied von seinen andern Genossen, die er vielleicht nicht für geschickt genug hielt, um in einem fremden Lande mit Vorsicht und Geschick zu operiren, ordnete seine Reiseangelegenheit, nahm 200 Dukaten Reisegeld mit und begab sich, als Herr Heinrich

Rudolph von der Mosel, nur von seinem treuen Jäger begleitet, nach Hamburg.

Die Sache dort kam bald in Richtigkeit, und was Andern unmöglich schien, gelang dem Herrn von der Mosel nach einer geringen Anstrengung. Die Compagnie, in deren Auftrag er gekommen, bestand aus dem Juden Moses Hoschenak, Schimmeku, dem großen und kleinen Leopold und einem Liepmann. Dazu fand sich noch Lorenz Schöne und seine Frau und Gottfried Müller aus Dresden. Leipzig war die große Börse, wo das Unternehmen schon längst unter den Kunstverständigen besprochen war; man darf sich daher nicht wundern, daß auch Freiwillige sich einfanden. Nickel List fragte nicht nach der Möglichkeit, er, der schon oft darin Getäuschte, fragte, ob die That sich lohne? Ernsthaft wurde der Stadtsoldat Vinzenz, der mit geholfen die Kostbarkeiten in den Dom zu tragen, auf Schwanke's Saal nach ihrem Werthe inquirirt. Er setzte seine Ehre und Seligkeit ein, daß sie an eine Tonne Goldes werth seien. Durch dies Zeugniß beruhigt, ging Herr von der Mosel an die Arbeit. Einige Schlüssel löthete ein Schmied in Altona, andere feilte er selbst mit den Juden aus, und der Einbruch geschah ohne erhebliche Schwierigkeit. Dennoch fand sich Nickel List getäuscht. Der Goldeswerth alles Geraubten, Tages darauf den Juden verkauft, betrug keine Tonne Goldes. Er ging überdies in neun Theile, und außer 60 Dukaten Reisediäten, die ihm die Compagnie auszahlte, betrug sein Antheil nur 30 Thaler, die 15 Thaler hinzugerechnet, welche er als die Hälfte des Antheils seines Jägers einzog, war also sein ganzer Erwerb nur 45 Thaler! Das verlohnte nicht die Reise nach Hamburg, die große Versäumniß an Verdienst im südlichen Deutschland. Um

sich einigermaßen zu entschädigen, unternahm er in einer nächsten Nacht auf eigene Hand, ohne daß Jemand darum wußte und nur von seinem treuen Andreas begleitet, einen zweiten Einbruch im Dom, gewann aber dabei nur Wäsche und Garderobestücke.

Obgleich die Expedition nach Hamburg noch nicht der Culminationspunkt seines Ruhmes war, war sie doch mit ein Grund seines Untergangs. Auf Schwankens Saal hatte er Anna von Sien kennen gelernt und Beide hatten sich von einander angezogen gefunden. Die schöne Frau verließ ihren letzten Galan, den Juden Liepmann, und zog von nun an mit dem Herrn von der Mosel, als dessen Ehegattin, umher. Seine Neigung zu ihr und ihre Ueppigkeit und Verschwendung foderten immer neue Opfer und neue Anstrengungen, Geld zu schaffen.

Auf einen Brief Peermann's an Anna von Sien, „daß sie kommen möchte, weil in Braunschweig etwas zu verdienen sei," reiste er mit ihr zu dem ihm bis da unbekannten Regimentsquartiermeister nach Wunstorf. Hier und in Blumenau ward der Einbruch in der braunschweiger Katharinenkirche vorbereitet. Die hauptthätigen Personen dabei waren außer List, seiner Courtisane und seinem Jäger, Lorenz Schön und seine Frau, Michel Kaiser, der Rothkopf, demnächst Schwanke, Otto Müller, Jonas Meyer, Peermann und Pante. In zwei Nächten räumten sie das ganze Gewölbe aus, wobei ihnen zu Hülfe kam, daß sie in dem zuerst aufgebrochenen Kasten die Schlüssel zu den übrigen fanden. Aber zu seinem größten Verdruß fanden sie den schweren eisernen Kasten, auf den sie zumeist gehofft, mit Ziegelsteinen gefüllt! Auch als sie zu Blumenau theilten und die von Jonas Meyer gewissenhaft taxirten kostbaren Kleidungsstücke unter einander verauctionirt hatten, kam, nach Abzug aller

Zehr- und Fuhrkosten, so wenig heraus, daß auf des Herrn von der Mosel Antheil nur 100 Thaler fielen. Er ließ sich darüber aufs Aeußerste unmuthig gegen die Sien aus und versicherte, „um eine solche Bagatell" solle man ihn nicht wieder nach Braunschweig locken!

Dennoch, wie wir wissen, verstand er sich nach der Trennung von Peermann, Pante, Kaiser und Jonas Meyer, noch zu einem großen Unternehmen in Niedersachsen; doch auch hier erst, nachdem er aus glaubwürdiger Zeugen Munde die Ueberzeugung geschöpft, daß die güldene Tafel eines solchen Wagestücks werth sei. Auch war die Aussicht auf Ertrag hier günstiger, da er, statt mit so vielen Helfershelfern, nur mit Schöne und dessen Frau, seiner Concubine, dem Neuling Schwanke und seinem treuen Andreas zu theilen hatte. Wie die That glückte, wissen wir aus dem Obigen. Die Beute war sehr groß, obgleich beim Raube selbst durch die Gier, mit welcher die Räuber Edelsteine, Perlen und Goldblech theils mit den Händen, theils mit Eisen von der Tafel herunterrissen, viel verloren ging. Auch war die Theilung unordentlich, Schöne hatte mehre der goldenen Strahlen heimlich zu sich gesteckt, die Sien Perlen, auch sein Andreas, und um mehre Edelsteine, die auf Nickel's Antheil gefallen, wurde er durch die Juden in Hamburg geprellt, die sie für unecht erklarten und ihm ein Spottgeld dafür zahlten. Doch betrug sein Antheil 220 Species Dukaten und 200 Thaler Silber. Aber er mußte, wie angegeben, aus Furcht vor Entdeckung, den größten Theil seines Erworbenen zu Hamburg im Stich lassen. Noch späterhin ward ihm dieser Raub verkümmert. Der große Leopold, ein Jude, hatte die Beraubung der güldenen Tafel längst im Sinne gehabt. List war ihm zuvorgekommen. Leopold gerieth darüber in der Nähe von

Wunsiedel mit ihm in den bittersten Streit, der mit einer „Kardatschenprügelei" endete. Als Jener in Hof saß, war es Leopold, der zuerst gegen ihn wegen jenes Einbruchs, an den Niemand in Franken dachte, denuncirte.

Wie glänzend seine Thaten in Niedersachsen auch waren und ihm in der Gaunerwelt unsterblichen Ruhm verschafften, so war dort doch nicht sein Boden. Die vornehme Rolle, die er spielen mußte, kostete einen Aufwand, der mit dem Ertrage in keinem Verhältnisse stand; auch mußte er zu vielen vornehmen und fern stehenden Helfershelfern abgeben, und das Erübrigte den dort sehr gewitzigten Juden zu unverhältnißmäßig geringen Preisen ablassen. Der eigentliche Boden seiner Thätigkeit war Obersachsen, hier kannte er Land und Leute, und konnte minder glänzend, aber sicherer auftreten. Nach jenen brillanten Gastrollen in Niedersachsen, ging er daher über Lübeck, Mecklenburg und Berlin an seine gewohnte Thätigkeit und brach, ohne große Vorbereitungen und ohne zu große Gefahr, mit seinen Vertrauten — als da sind jetzt sein Andreas Schwarz, der kleine Leopold, der kleine Franz, der alte Hahntoffel, der Hornnickel (Hans Krause, später in Hof gehenkt), der Schöne, der Fähndrich Schmidt und der Scharfrichter Vierig (eine neue Figur) — bei Krämern, Gastwirthen, Predigerswitwen nächtlich ein. Aber auch am Kircheneinbruch hatte er seit Hamburg, Braunschweig und Lüneburg Geschmack bekommen. Es wird ihm als das gottloseste Vergehen angerechnet, daß er „seine diebischen Klauen" auch an die Kirche von Waldenburg, seine eigene Heimat, legte. Als er in die Kirche von Wunsiedel brach, wurde Hans Krause auf einem alten Thurm in der Nähe als Wächter ausgestellt. Der Diebstahl (in der Nacht vom 14. Juli 1698) gelang

und die Räuber erreichten mit ihrer Beute glücklich wieder ihre Pferde im Busche, aber sie genossen nicht die Früchte ihrer Arbeit. Nickel List's Maß war voll und der Erwerb aus Wunsiedel kam wieder an die beraubte Kirche zurück.

„Länger kunnte nun der gerechte Gott," sagt unser Berichterstatter, „solchem fast nie erhörten Kirchenräuber und Erzdiebe nicht mehr zusehen. Endlich hatte er seinen Bogen gespannt und zielete, und hatte darauf geleget tödtliche Geschosse. Seine Pfeile waren zugerichtet zum Verderben, mit welchen er den in allen Jahrbüchern mit schwarzer Kohle anzuzeichnenden schwarzen Nickel List mitten in seinem Lauf traf, und anhielt, und ihm gleichsam zurief: Bis hierher sollst Du kommen und nicht weiter."

Als die Genossen von Wunsiedel fortritten, meldete ihnen ein Zuträger, daß, wenn sie bei Hof durchs Wasser kämen, sie auf leichte Weise die Kasse des markgräflichen Umgeldsadjuncten Schmidt erbrechen könnten. Sie gingen darauf ein, und machten sich sofort von Roßbach aus auf den Weg. Es war Nickel List, Hans Buttelstädt, der Hornnickel (Hans Krause), der kleine Leopold und noch Einer. Nickel List ließ das Wasser von Zweien, die er vom Roß steigen und zu Fuß vorausgehen hieß, untersuchen. Sie fanden es nicht gangbar, und machten deshalb in der nächsten Nacht einen offenen Angriff von der festern Landseite aus. Felsenmauern und Eisengitter waren für Nickel's Geschicklichkeit schwache Schranken. Sie brachen unentdeckt ein und beraubten mit aller Bequemlichkeit die Kasse und die andern dort aufbewahrten Schätze. Ebenso ungehindert schafften sie ihre Beute auf die Rosse und ritten damit nach der neuen Schenke, wo jene sofort getheilt und alle Beutel und Papiere der-

brannt wurden, welche zur Entdeckung hätten führen können.

Aber die Natur foderte, nach so langer Kraftanstrengung, ihr Recht. Sie hatten zwei Nächte nicht geschlafen und Nickel legte sich mit Leopold und dem Andern im obern Zimmer auf die Streu; Hornnickel und Buttelstädt warfen sich in den gegenüberstehenden Heuboden ins Heu. Noch lagen sie in süßer Ruhe, als des Morgens bewaffnete Reiter an das Hofthor pochten. Sie fragten nach fünf Reitern, welche, mit Packen hinter sich, gestern Abend hier eingekehrt sein müßten. Der Wirth leugnete anfangs, von solchen Leuten etwas zu wissen, aber als man ihm, die Pistole auf der Brust, die frischen Hufspuren, die nach dem Stalle führten, zeigte, wies er erschrocken nach dem Stalle und dem obern Zimmer. In Stille ward vor jenen eine Kette gelegt. Doch versäumte man, den Wirth selbst sofort festzunehmen. Es gelang ihm, List und seinen beiden Schlafgenossen einen Wink zu geben. Alle Drei sprangen augenblicklich von der Streu auf und schickten sich zur Flucht an. Inzwischen waren den ersten Reitern noch viel Bewaffnete aus Hof gefolgt, unter ihnen der Adjunct Schmidt selbst, welche das ganze Gehöft umzingelten, während die Erstern in das obere Zimmer drangen. Hier entspann sich ein Gefecht, und wären auch Buttelstädt und der Hornnickel hier gewesen, so läßt sich bei der Verwegenheit der Räuber erwarten, daß es ein blutiges und trotz der Uebermacht der Gegner ein zweifelhaftes geworden wäre. Der kleine Leopold und der Andere gaben augenblicklich mit ihren Pistolen Feuer auf die Angreifer, und der Adjunct Schmidt hatte, außer dem Unglück, beraubt zu sein, noch das, durch zwei Kugeln gefährlich getroffen zu werden. Die eine mußte ihm nachher am Rückgrat herausge-

schnitten werden, die andere behielt er für zeitlebens im Leibe. Eine traurige Zugabe der Bürgerpflicht älterer Zeit, die ihn ehrte und ihm das Recht gab, für sich selbst zu wachen und sich selbst Polizei zu sein.

In der Verwirrung, welche Schmidt's Fall und die verzweifelte Gegenwehr der Räuber verursachte, gelang es dem kleinen Leopold und dem Andern, zu entfliehen. Sie retteten dabei noch über 400 Thaler. Hier zum ersten Male war es, wo den immer den Augenblick nutzenden Nickel List seine Besonnenheit verließ; oder war es die Schlaftrunkenheit nach langer Ermüdung, die ihn verwirrte? Statt sich aus dem Fenster oder auf die Angreifer zu stürzen, wollte er zuerst seinen Rock anziehen. Darüber faßten ihn die von Hof. Noch versuchte er, seiner Behendigkeit und Stärke vertrauend, sich ihnen zu entwinden und hatte schon seine Waffen wieder in der Hand. Ein Mann, Johann Stempel, ergriff ihn noch einmal mit eigener Lebensgefahr. List drückte die Pistole auf ihn los, verwundete ihn an der Hand und schoß ihm mit Pulver in die Augen. Wieder schien er gerettet und feuerte noch verzweifelt auf seine Verfolger, als ein anderer starker Mann, Hans Wolff, mit einem Prügel ihn drei Mal zu Boden schlug, worauf die Andern über ihn herfielen. Aber noch während dieses Balgens auf der Erde, lief die Gerechtigkeit Gefahr, daß ihre lang gesuchte Beute ihr entging. Zwar mußte Nickel List die Hoffnung aufgeben, sowol zu siegen als zu entfliehen, aber er machte seinen Arm frei und griff in die Brusttasche. Hier führte er beständig mit sich, in der einen ein scharfes Brotmesser in der andern ein Rasirmesser. Er wollte nach jenem greifen, um sich durch einen Todesstich in den eigenen Hals auf ewig von seinen Verfolgern freizumachen, griff aber in die falsche

Tasche und faßte nur das zu diesem Zwecke unzulängliche Rasirmesser. Zwar gelang es ihm, damit sich einen gefährlichen Schnitt in die Gurgel zu thun, aber der Schnitt war nicht tödtlich. Er litt noch lange daran im Gefängniß, indem alle Speise eine Zeit lang aus der Wunde wieder fortging und seine sonst kräftige Sprache in Folge dessen fast sanft und leise ward. Die beiden Cumpane, welche auf dem Heuboden geschlafen, der Hornnickel und Buttelstädt, waren dort ohne großen Widerstand gefangen worden und starben später in Hof unter Henkers Händen.

Nickel List's Name war im Volksglauben dermaßen mit einem Nimbus des Wunderbaren umgeben, daß auch die Richter jener Zeit daran zu glauben, sich für berechtigt hielten, und darauf mit die Untersuchung richteten. Namentlich glaubte man, daß er bei seinen Einbrüchen, um die Leute im Schlaf zu erhalten, sich gewisser Zauberlichter bedient habe. Man fand in seiner Hose etwas Moos eingenäht nebst einem Zettel, worauf Christi Worte am Kreuz in verdorbenem Latein geschrieben standen: Domine in manus tuii committo spiritus mei. Man hielt dies für ein Amulett. Er schüttelte lächelnd den Kopf. Dieses Moos sei von ihm allerdings von den Mauern und Pfählen alter Galgen gepflückt, wo Missethäter verendet, weil, wie ihm glaubhaft versichert worden, solches Moos von diesen Orten, in die Kleider eingenäht, das Ungezieser abhalte. Aber Zauberei sei nicht dabei; auch wisse er von Zauberdingen nichts. Hoch und theuer schwor er, daß er sich solcher Mittel nie bedient, weil er nie derselben bedurft. Wunder und Zauberstückchen gehörten nur für Solche, die in der Kunst nur Stümper wären, da geübte und erfahrene Diebe keine andern Zauberlichter hätten, als List, Kunst,

Behendigkeit, herzhaften Muth, Behutsamkeit und Erfahrung, welche Dinge ihnen Lichts genug waren.

Aber die Geschichten, wie er sich oft aus Gefahren und Gefangenschaft gerettet, waren so wunderbar, daß man auch den gelehrten Richtern jener Tage einen bescheidenen Zweifel an den natürlichen Hergang zu Gute halten muß. Einst saß Nickel List an einem Orte in Haft. Er lag in Ketten auf seiner Streu, als der Schließer ihm seine Speise brachte. Krank und erbärmlich seit mehren Tagen, bat der Gefangene denselben, ihn aufzurichten, damit er die Speise zu sich nehmen könne. Doch im Augenblick, wo der Schließer herantritt, öffnet sich der Boden unter ihm, und er stürzt über Hals und Kopf hinunter. Nickel List aber richtet sich auf, streift die Ketten wie Handkrausen von den Armen und geht ruhig zur offengelassenen Thüre hinaus. Der Gefangene gab dafür freilich folgende natürliche Erklärung: Beim Liegen auf dem Boden habe er gemerkt, daß unter seinem noch ein anderes Gefängniß war, und daß der Boden zwischen ihm und dem Behältniß unter ihm nicht sonderlich dick sei. Er habe also im Verlauf der Zeit mit seinen Ketten und Eisenstangen ein gehöriges Loch hineingebohrt und dasselbe mit einer alten Thüre, die zufällig in seinem Gefängnisse stand, nothdürftig zugedeckt, nach Art einer Fallthüre, welche beim starken Treten darauf einbricht. Ueber das Ganze schüttete er das Stroh von seiner Lagerstätte, daß man beim ersten Anblick nichts davon bemerken konnte. Die Ketten aber hatte er durch seine bekannte Kunstfertigkeit längst vorher von den Händen abgelöst und nur mit Bindfaden an einander gebunden, dergestalt, daß, nachdem er den Schließer über das Loch gelockt und ihn fallen lassen, er nur die Fäden zu zerreißen brauchte, um fesselos und frei zur Thüre

hinauszugehen. Wie sollte diese zu natürliche Erklärung seinen Richtern nicht übernatürlich erscheinen, zumal da er Einigen, die ihn noch näher darum befragten, die Antwort gab: Sie sollten sich erst, wie er, schließen und an seine Stelle legen lassen, dann wolle er es ihnen weisen.

Doch ließen seine Richter diesen kitzlichen Punkt auf sich beruhen, weil List in allem Uebrigen sich als der reuigste Sünder aufführte und mit der vollkommensten Offenheit alle Fragen beantwortete. Der Magister Sigismund Hosmann glaubt indessen, nach reiflichster Erwägung, sein Gutachten dahin abgeben zu müssen, daß zwar, was List selbst betrifft, dieser ohne Zauberei gestohlen habe. Dagegen erhelle aus andern Diebesfällen, die List von Bekannten erzählte, daß bei diesem Gewerbe etwas mehr als Natürliches vorgehe. Ein Gaudieb, List's Bekannter, ließ einem Wirthe melden: Er wollte diese Nacht kommen und sein Pferd aus dem Stalle holen. Dem Wirth „kam dieses Erbieten ganz unartig vor". Er wunderte sich des Diebes, der so frech war und ihn und seine Wachsamkeit so wenig kannte. Bei Sonnenuntergang legte er sich selbst vor den Stall, dermaßen, daß Dieb und Pferd über seinen Leib hinweggehen müssen. Er schlief ein, und so fest wurde der Schlaf, daß er ihn ganz fühllos machte und „alle seine Sinne zuschloß". Der Dieb kam, nahm den Wirth bei den Beinen, zog ihn vom Stalle weg, holte das Pferd heraus und setzte sich darauf. Der Wirth schlief fort bis der Dieb fertig war und davon reiten wollte. Da währte auch dem Diebe der Schlaf zu lange. Er nahm seine Pistole und schoß sie an den Ohren des Wirthes ab. Nun erwachte er endlich, rüttelte sich auf und erkannte den wegreitenden Dieb auf seinem eigenen Pferde, der sich noch höflich

dafür bei ihm bedankte. Der Wirth eilte ihm nach, der Dieb aber ritt sacht voran; und auf die Weise ward der Wirth vom Diebe wol zwei Meilen Weges fortgelockt, bis, nicht der Wirth, sondern der Dieb endlich des Spieles müde ward und mit dem Pferde davon jagte. Das Aergerlichste war, daß der Dieb dazu die Nacht auf den Sonnabend erwählt hatte. Der Wirth war Tages zuvor zur Beichte gewesen. Die Verfolgung seines Pferdes störte ihn nun nicht allein in seiner Andacht, sondern raubte ihm auch die Zeit, am folgenden Sonntage zu rechter Zeit in die Kirche zu gehen, weshalb er dann noch in Strafe genommen ward! „Woraus man die List und Bosheit des Satans ersiehet, dadurch er in seinen Kindern der Finsterniß überall mächtig sich erweiset.“ List erzählte diese Geschichte dem Geistlichen selbst und in einem Augenblicke eigener Zerknirschung und tiefer Reue, dermaßen, daß an seine Wahrhaftigkeit nicht zu zweifeln war. Demnächst ruft Hosmann aus: „So gestehe ich gern, daß mir die Umstände des so festen Schlafes verdächtig scheinen und fast was Uebernatürliches bei sich führen.“

Trotz des Glanzes seiner Thaten, hatte Nickel List doch das Wenigste davon geerntet. In seinem Testamente, welches er schon in Hof aufgesetzt, hatte er außer einigen Büchern und geringen Effecten, nur gegen 200 Thaler seinen Kindern zu vermachen. Die Richter meinten, er müsse, nach solchem Erwerb, über Tausende, wo nicht Hunderttausende gebieten können. Sie waren so fest davon überzeugt, Schätze hinter ihm zu finden, daß er schon, aufs Neue entkleidet, vor der Folter stand, um darüber Auskunft zu geben. Der Ernst seines Blickes, die Wahrhaftigkeit seiner Stimme, als er bei allem Heiligen die Richter beschwor, es sei, wie er aussage, siegte

diesmal und bewahrte einen Proceß, worin die Folter ohnedies eine genügend große Rolle spielt, wenigstens vor dem Vorwurf, daß sie auch, wie Montezuma's Kohlenbette, angewandt worden, um Geld zu erpressen. Nickel List hatte sich fast nie seines großen Gewinnstes erfreuen können. Seine habgierigen Helfershelfer ließen dem genialen Erfinder selten mehr, oft Das kaum, was sie selbst für sich einsteckten. Zuweilen ward er noch von ihnen bestohlen. Die Juden verstanden es, ihm, der nur im Großen zu handeln wußte, das erworbene Gold bald in Messing zu verwandeln. Außerdem kostete ihm sein Staatshaushalt und seine üppige Maitresse, die Frau von Sien, so viel Geld, daß er sich stets gezwungen sah, auf neuen Erwerb auszugehen.

Auch den Hartnäckigsten unter den andern Verhafteten erpreßte die Folter endlich die Wahrheit. Es kam eine ungeheure Anzahl Diebstähle und Einbrüche ans Tageslicht, und jeder einzelne ward durch die zusammenstimmenden Aussagen der Complicen in ein möglichst helles Licht für den erkennenden Richter gesetzt. Aber diese vielen einzelnen Lichter machen dem Referenten die Aufgabe, das Bild in seinen Hauptzügen festzuhalten, nur schwerer und verdunkeln ihm wieder, was er eben mit Anstrengung für sich ins Licht gesetzt. Er glaubt auch nicht den Dank seiner Leser zu verdienen, wenn er sie mit sich in die tausend Nebenkämmerchen der Untersuchung führt, sondern da es ihnen, wie ihm, nur um die Totalauffassung, d. h. eine Anschauung der Thätigkeit dieser großen Bande, ihre hervorragenden Persönlichkeiten, ihre Verbindungen unter sich und ihre Beziehungen zu den gesellschaftlichen und staatlichen Zuständen der

Zeit zu thun ist, so glaubt er genug zu thun, wenn er aus dem chaotischen Reichthum des Mitgetheilten jetzt nur noch einzelne Züge mittheilt, welche dem schon entworfenen Bilde hie und da mehr Bestimmtheit oder Farbe geben.

Beim Kirchendiebstahl in Braunschweig ritt der Gardereiter Pante, unaufgefodert von den Rädelsführern, aus eigener Begierde, um an dem großen Fange Theil zu nehmen, nach Braunschweig, und erschien daselbst noch ehe die eigentlichen Complicen eintrafen. List kannte ihn nicht und war wenig über den Freiwilligen erfreut, den er aber doch nicht zurückweisen konnte. So drängten sich oft Fremde zu Abenteuern, welche die Räuber vorhatten, immer zu ihrem Verdruß, da man Jenen, wenn man auch ihrer Hülfe nicht bedurfte, doch von der Beute abgeben mußte, um ihre Verschwiegenheit zu erkaufen. Pante ward von List vor ein Loch gestellt, welches aus dem Gewölbe nach dem Kirchhof ging, um Wache zu halten, ob Jemand von draußen käme. Das Loch aber ward von List's Spießgesellen gebraucht, um einzelne Sachen für sich bei Seite zu bringen. Dies verdroß Panten so, daß er es mit Betten verstopfte. Als die Diebe ihm zu viel heimlich in die Taschen steckten, brachte auch er eine silberne Kanne für sich bei Seite; aber der Neuling wurde ertappt und mußte sie wieder herausgeben. — Nachdem Peermann, Jonas Meyer und Andere mit den gestohlenen Sachen bereits aus Braunschweig fortgefahren waren, blieb List noch mit einigen Erwählten zurück, um eine Privaterpedition in der Sacristei zu versuchen. Statt des Geldes fanden sie aber nur Kelche. Kaiser, den Rothkopf, überkam da plötzlich eine Angst, er protestirte, daß man die Kelche nehme und spuckte fortwährend; vielleicht aus abergläubischer Scheu,

vielleicht aus Witterung einer Gefahr. Einſt, als ſie in der Arbeit waren, kam der Küſter in die Sacriſtei. Sie legten ſich platt auf den Boden und blieben verborgen. Wenn Leute draußen vorübergingen, befahl Liſt, mit Brechen einzuhalten. Sie kehrten ſich aber nicht daran, in der Meinung, daß, wo Liſt dabei ſei, keine Entdeckung zu befürchten wäre. Als ſie die Koffer aufbrechen wollten, hatte Liſt vorher in der Kirche, vor der Gewölbthüre hofiret, „welches erſchrecklich ſtank bis in den dritten Tag“. Den Geſellen galt dies als ein Präſervativ vor Entdeckung, Liſt ſelbſt behauptete, es ſei Lorenz Schöne geweſen, der es gethan, aber nicht aus Aberglauben, ſondern aus Noth. Es iſt aber ein Aberglaube, der unter den Dieben noch heute fortbeſteht. Wenn ſie etwas bei der That vor die Thüre legen, ſind ſie ſicher. — Als Angeberin des Diebſtahls ward die Frau des dortigen Schließers an der Frohnfeſte ermittelt, Dorothea Jordans, verehelichte Peters, ein ſtarkes, entſchloſſenes Weib, wie Enaks Kinder, das mit mehr als männlichem Muthe durch drei Tage die Tortur beſtand und erſt in den äußerſten Qualen bekannte. Ihr Lohn für die Angabe waren zuerſt 24 Groſchen geweſen; ſpäter ſchenkte man ihr ein Paar Thaler!

Einer der gefährlichſten Einbrüche war am 17. September 1697 zu Nieſma im Zeitziſchen vollbracht worden. Als ein charakteriſtiſches Bild von der rohen Wildheit der Räuber theilen wir ihn mit. Die Familie des verſtorbenen ſächſiſchen Kriegscommiſſar Jeniſch bewohnte ein einſam gelegenes Haus. Mägde und Köchin ſchliefen im ältern Gebäude, die Knechte im Pferdeſtall; die andern Frauen aber, nämlich die Witwe Jeniſch, ihre unverheirathete und ihre verheirathete Tochter, die Lieutenant Eberhard nebſt deren Kinde im großen neuen Hauſe

in einer Stube zur ebenen Erde; eine Kinderfrau in der Kammer daran, eine Jungfer Eberhard oben in einer Bodenkammer. Nachts um 11 kamen die Räuber durch den Garten, erbrachen eine Eisenstange im Küchenfenster und schlichen auf diesem Wege in die große Schlafstube. Der Kettenhund am Pferdestall schlug mächtig an. Die kränkliche Witwe hörte es, aber im selben Augenblicke auch ein anderes Geräusch. Die Thür ging auf und acht Gestalten mit blanken Degen und Säbeln in den Händen, Pistolen und Brecheisen in den Gürteln, traten geräuschlos ein. Ihr erstes Geschäft war, das Nachtlicht auszulöschen, das der kranken Frau wegen brannte. Dann stellten sich zwei Kerle vor das Bette der Alten, zwei vor das andere, worin die Jungfer Jenisch und ihre Schwester, die Lieutenant Eberhard, lagen, und flüsterten den darin Liegenden zu: „Stille, kein Laut, oder wir bringen Euch um." — Unter den blanken Degen, die sie auf ihre entblößte Brust setzten, wurden die Frauenzimmer fast ohnmächtig vor Schreck. Derweil schlugen andere Räuber mit dem Feuerzeug, das sie bei sich führten, nachdem unzählige Funken das Entsetzen der armen Weiber in der gräßlichen Nachtscene nur gesteigert, Licht an und zündeten ihre kleinen Wachsstöcke an, die sie in Diebeslaternen setzten, hinter welchen ihre Gesichter und Gestalten ziemlich verborgen blieben. Doch bemerkten die Eingeschüchterten, daß der eine Räuber die andern an Kopfesgröße überragte und einen rothen polnischen Rock und eine eben solche Mütze trug. Nun ward von den Vieren, die nicht zur Bewachung der Frauen gebraucht waren, die Stube durchsucht. Man riß den eisenbeschlagenen Reisekasten am Bett der alten Frau hervor und erbrach ihn, ohne nach dem Schlüssel zu fragen, rasch mit Brecheisen und Meißel. Dasselbe geschah mit allen

Kaſten, Läden und Spinden im Zimmer. Koſtbarkeiten, Gold, Silber, je wie es gefunden ward, wurde in einen großen Sack geſteckt, den Einer offen hielt. Die Beute befriedigte die Räuber nicht. Der Eine ging die alte Frau an, ſie ſolle ohne Umſtände mehr ſchaffen, ſonſt koſte es ihr das Leben. Sie antwortete erſchöpft, ſie wiſſe von keinem Gelde mehr, man möge ihr nur gleich das Leben nehmen, das doch nur noch an einem Haare hänge. Der im rothen Pelz tobte nun auf die junge Frau im andern Bette los: „Du Beſtie, Canaille, es muß mehr Geld hier ſein; Du haſt 2000 Thaler, die ſollen und müſſen wir haben. Schaffe ſie und kein Wort, oder ich ſtoß Dir den Degen durch den Leib!"

Die Unglückliche wußte nichts zu ſagen, oder hatte die Sprache verloren. Die Räuber riſſen ſie bei Kopf und Haaren aus dem Bette. Der Eine warf ihr ein Tuch über den Kopf, daß ſie nicht ſchreien konnte, ergriff ſie bei der Gurgel und drückte ſie, mit der Drohung, ſie zu erwürgen, mehrmals auf die Erde. Damit nicht genug, ſchlug er ſie mit dem Brecheiſen zwei Mal über das linke Auge, über Kopf und Arm, daß ſie blutrünſtig, zerriſſen, braun und geſchwollen in Schmerz und Blut gebadet war. Das Kind erwachte davon und weinte. Der Räuber fluchte auf, ſchlug auch das arme Weſen und drohte, es umzubringen. Flehentlich bat die Mutter, wenigſtens dem Kinde das Leben zu ſchenken und ſie dafür zu ermorden. Durch eine wunderbare Schickung ſchwieg augenblicklich das Kind, obwol es von dem Unhold heftig ins Geſicht geſtoßen und beſchädigt war. Die halb todte junge Frau ward von Neuem gemishandelt, bei den Haaren in der Stube umhergeſchleift und endlich unter Peinigungen gezwungen, aufzuſtehen und die Räuber noch im Hauſe umherzuführen. Zur Erhöhung

ihres Schrecks ſtanden draußen noch einige furchtbare Geſtalten mit Diebeslaternen.

Als im ganzen untern Hauſe Kiſten, Läden, Schränke erbrochen und, was nicht Gold und Silber war, in den Zimmern und Gängen umhergeſtreut war, drangen ſie in die Erkerſtube, wo die Jungfer Eberhard ſchlief, ohne bisher von dem Lärm etwas gehört zu haben. Sie ſprengten die Thür und verfuhren mit der dort Schlafenden wie unten mit den Frauen. Während der Eine ihr den gezückten Stahl unter Todesdrohung auf die Bruſt hielt, erbrachen die Andern Kiſten und Schränke, ohne ihre Erwartung weder hier noch in dem Saale daneben befriedigt zu finden. Sie ſtürmten hinunter und fuhren aufs Neue mit den Degen in der Schlafſtube unter die Betten und in dieſe hinein. Die Schweſter der jungen Lieutenantsfrau, die mit ihr in demſelben Bette geſchlafen, blieb wunderbarer Weiſe jetzt wie vorher, vermuthlich indem ſie mit dem Kopf unter das Deckbett gerutſcht war, von den Räubern unbeläſtigt und unentdeckt. Nachdem ſie noch einmal vergebens von der gemishandelten Frau Geld gefodert, bemerkte der eine Räuber, es werde Tag und Zeit, daß man ſich davonmache. Die Wuth mußte ſie über den Zeitverlauf geblendet haben, es war erſt 12 Uhr, und alle die Greuel waren im Verlauf einer einzigen Stunde verübt, als ſie in Sturmeseil, mit dem Ruf: „Fort, fort!“ aus der erbrochenen Hausthür nach vorn hinausliefen. Der Werth der geraubten Sachen betrug gegen 1000 Thaler; außerdem nahmen ſie ſämmtliche Schlüſſel mit und im Hofe fand man den Kettenhund todt niedergefallen, ohne Zweifel vergiftet. Erſt geraume Zeit nachher fing der Schulmeiſter die Glocken zu läuten an. Es wagte indeß Niemand, die Räuber zu verfolgen.

Ueber diesen Einbruch, der hier nach den Aussagen der Beraubten erzählt ist, geben die Geständnisse Einiger der Theilnehmer den vollständigsten Aufschluß. Nickel List war nicht dabei, wie die That denn auch nichts von dem großartigen Charakter an sich trägt, der seine Unternehmungen mehr oder minder bezeichnet. Sie ward von einzelnen Gaunern in Leipzig vorbereitet und ausgeführt, von denen nur zwei Namen in den größern Expeditionen, deren wir Erwähnung gethan, vorkommen. Die sogenannte berlinische Dore und eine Schusterfrau in Leipzig waren die Angeberinnen. Die berlinische Dore, die unweit Nisma wohnte, war ein übelberüchtigtes Geschöpf, deren Mann in Berlin hingerichtet worden, und die selbst bereits zwei Mal, dort, ihrem Geburtsorte und in Leipzig die Folter ausgestanden hatte, „allwo (ob der Seitenhieb auf eine zu gelinde Justiz gegen Leipzig oder gegen Berlin geht, bleibt dunkel) die Tortur so beschaffen sei, daß die Diebe nicht viel danach fragten," erwähnt unser Berichterstatter mit Freuden. Die berlinische Dore und die leipziger Schusterfrau hatten ausgekundschaftet, daß bei den Jenischens in Nisma was zu holen sei. Selbst zu schwach, es auszuführen, sahen sich beide Frauen in Leipzig nach sichern und erfahrenen Männern um, die das Wagestück auf eigene Gefahr unternahmen. Sie fanden diese in Andreas Luci (dem Drachenstüber), dem Juden Alexander Saladin (dem kleinen David), dem Martin Richter (der Dukatenteufel), dem Hans Krause (Hornnickel) und dem kleinen Franz. In der Schenke zur Laute in Leipzig wurden sie über die Sache schlüssig. Es ward aber zuvor eine Deputation in ein benachbartes Dorf geschickt, um in Nisma sowol die Gelegenheit, als ob sich das Wagestück verlohne, auszukundschaften. Erst als der

Hornnickel und die Schusterfrau, die sich dem Geschäft unterzogen, und angeblich eines Getreidehandels wegen in Nisma eingesprochen hatten, mit befriedigender Nachricht zurückkamen, setzte sich die ganze Expedition in Bewegung. Zu den schon Genannten kam noch der verrufene Christian Müller, ein unbekannter Soldat und ein Weinschenk Michel, sodaß ihrer sieben, sechs davon zu Pferde, vor Nisma eintrafen. Den Vorgang selbst berichten die darüber vernommenen Thäter ungefähr ebenso, als wir ihn nach der Frauen Erzählung mitgetheilt; nur daß, nach Art gemeiner Verbrecher, Jeder bemüht war, die handgreiflichsten Thätlichkeiten von sich auf Andere abzuwälzen. Indessen ging in der Stube und dem Hausz Alles so bunt durcheinander, daß Keiner, auch bei bestem Wissen, genaue Rechenschaft von dem Thun der Andern ablegen konnte. Der Mann im rothen polnischen Rocke war der dicke Martin Richter. Er schrie in einem fort: „Hure! schaffe Geld. Weißt Du, wie ich heiße? Ich bin der Dukatenteufel. Ich bin der prince de Conti". Der Hornnickel aber war es, der die Lieutenantin aus dem Bette schleifte und auf der Erde zu erwürgen drohte; Jener aber wieder, der das Kind, als es zu schreien anfing, in Schlaf einwiegte. Hornnickel und Christian Müller vergaben den Kettenhund, Andreas Luci aber, der Drachenstüber, ein furchtbarer Dieb, hielt draußen Wache. Der kleine Franz und Christian Müller waren es, welche im ganzen Hause die Koffer und Schränke erbrachen und die Sachen einpackten und hinuntertrugen. Die Räuber ritten noch am hellen Tage bis vor Leipzig mit ihrer Beute, wo die Theilung erfolgte. Die Portion, welche dem Einzelnen zufiel, hätte wahrscheinlich, so wenig als das Unternehmen selbst, den Ansichten und Erwartungen eines Nickel List entsprochen.

Genug des Thatsächlichen. Obwol wir nur Proben mittheilten, fürchten wir doch schon das Maß der Aufmerksamkeit unserer Leser erschöpft zu haben. Werfen wir, ehe wir zu dem furchtbaren Urtheil übergehen, einen Blick auf die hervorragendsten Persönlichkeiten der Verbrecher. Auch hier fehlt uns bei den Meisten der Schlüssel, der uns in das Geheimniß ihrer innern Sündenwerkstatt führte. Diese Untersuchung überließen die Richter jener Zeit den Beichtvätern, die nur am Schluß des Processes hinzutraten. Wie aber wäre es auch dem gewissenhaftesten Geistlichen möglich geworden, den Seelenproceß dieser Unzahl von Bösewichtern zu verfolgen! Ihnen genügte, wenn es beim Bekehrungswerke nicht wie bei den großen Heidentaufen im Flusse zuging, und der Strahl der Gnade, die ihr christlicher Eifer erweckte, wenigstens bei Einzelnen wirklich zündete. Die Arbeit war bei so verhärteten Gemüthern keine leichte. Auch war es eine schwere Aufgabe, gegen die sich die menschliche Natur sträubte, in den unterirdischen Löchern Stunden lang auszudauern, im Kampf mit ihrer Verstocktheit, Roheit, ihren gleich herzzerreißenden Flüchen und Jammerlauten, und während das Auge ihre Leiden auf dem faulen Stroh, unter dem Druck der Ketten, der verpesteten Luft und den Angriffen des nicht zu überwältigenden Ungeziefers mit ansah. Die Meisten sehnten sich nach dem Tode, als dem Erretter aus ihrer Qual.

Gegen vierzig namhafte Complicen traten heraus. Die Genannten erschöpfen nicht die Zahl aller Betheiligten, von denen viele wieder verschwinden, ehe ihr wahrer Name den Gerichten bekannt wurde. Die meisten und Hauptheldenführten außer ihren Geburts- noch Bundesnamen und Ehrentitel, durch welche sie unter den zerstreuten Banden in ganz Deutschland berühmt waren;

als: Der Corporal, Cornet, Wachtmeister, und die schreckenerregenden Bezeichnungen von Schinder, Teufel, Nickel u. s. w. Eine ansehnliche Zahl Juden befanden sich darunter, doch waren sie unter den eigentlichen Matadoren, den mit Arm und Leib angreifenden Helden, nur in der Minderzahl; diese gingen größtentheils aus den Reihen der entlassenen und entlaufenen Soldaten hervor und brachten den Muth und die List ihres frühern Gewerbes als Parteigänger in das neue Metier. Diese Erscheinung ist keine einzeln dastehende. Seit mit dem Verfall des Lehnsverbandes die Scharen der Landsknechte und stehenden Heere aufkamen, lieferten die ausgezahlten Söldlinge und entlassenen Heere in ganz Europa den Kern der Räuberbanden. Aber auch einzelne Studenten finden wir noch darunter, wie zu und vor den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Es ist zu bedauern, daß unter den celler Inculpaten sich keiner dieser verirrten Musensöhne befand, um hier in Wahrheit einen Proceß zu verfolgen, von dem uns Sage und Dichtung so viele, aber zweifelhafte Actenstücke geliefert haben.

Nickel List lernten wir aus seinem Geständniß kennen. Er ist unbezweifelt die hervorragendste Persönlichkeit unter allen seinen Genossen. So wenig Züge man uns von seinem Charakter aufbehielt, stellt er sich doch als ein solcher dar, sowol vermöge des Einflusses auf seine Genossen, als durch die Freimüthigkeit und Offenheit, mit welcher er jenes Bekenntniß ablegte, und, als sein Schicksal entschieden war, sich nicht mehr, gleich den Andern, durch Hinhalten und Winkelzüge zu vertheidigen suchte. Er ging der Strafe so unerschrocken wie dem Verbrechen entgegen. Ueber seine großen Anlagen, seinen Scharfblick und sein Feldherrntalent in allen Unternehmungen ist nur eine Stimme. Unwillkürlich werden

wir, wenn die Phantasie einigermaßen das in den Acten dürftig gegebene Bild ausführt, an den Helden der Schiller'schen Räuber erinnert; nur verlange man von der Zeit und den Berichterstattern nicht, daß sie auch die sentimentalen Züge der Aufzeichnung werth hielten, die wir auch von einem Räuber, der unser Interesse in Anspruch nehmen soll, fodern. Andeutungen sind da; und wenn wir einen weitern Blick auf andere Glieder der Bande werfen, als Andreas Schwarz und Christian Müller, so dürfte die Vermuthung nicht zu gewagt erscheinen, daß Schiller, als er seinen Räuber Moor, seinen Roller, Spiegelberg und Schufterle dichtete, die einst berühmte Geschichte vom Nickel List und seinen Gesellen kannte. — Nickel List's Ruhm war so strahlend als von kurzer Dauer. In fünf Jahren ward er aus einem ehrlichen Manne ein Räuber, der berühmte Stern der deutschen Gaunerwelt, ohne den kein großes Werk vollführt werden konnte, in gewissem Sinne der Held des Volks und der Sage, und noch innerhalb dieser fünf Jahre büßte er seinen Ruhm auf dem Hochgerichte.

Eine der interessantesten Persönlichkeiten ist die seines Jägers Andreas Schwarz, genannt Moritz Richter. Schlank, wohlgebildet, mit einem feurigen Auge, freiem Sinn und der elastischen Kraft der Jugend, gewann er sich die Herzen der Frauen wie der Männer. Er verstand seine Zunge wohl zu brauchen, wußte im Redefluß ebenso zu überzeugen als er geschickt, schnell und behende in der Ausführung rascher Entschlüsse war. Gern wollte man ihm, um dieser Eigenschaften willen, eine hohe Abkunft andichten. Früher ein muthiger Soldat, ergab er sich dem Spiel, entlief, gerieth mit einem Handwerksburschen in Rauferei. Der Handwerker ward erschlagen, er entfloh und sein Unglück wollte, daß er in der Diebes-

herberge zu Stedten auf Nickel List traf. Er widerstand nicht dem gewaltigen Manne und der verlockenden Lust, in Herrlichkeit und Freuden wie er zu leben, und der bekannte Bund zwischen ihnen ward geschlossen. Sein Glück und seine Schönheit erregten die Eifersucht anderer Räuber, namentlich des neidischen Lorenz Schöne (der Cornet), welcher ihn in einem Briefe an den Magistrat zu Leipzig denuncirte. Er ward in Weimar verhaftet gerade im Augenblick, wo, wie er später bekannte, er in sich gegangen war und ein Gelübde gethan hatte, von seinem gottlosen Wandel zu lassen. Zu spät für ihn. Noch verliebte sich daselbst eine schöne Landstreicherin in ihn, eigentlich nur in den Ruf seiner Schönheit, aber er ward, wie erzählt, nach Leipzig abgeliefert, um nicht mehr loszukommen. Standhaft und keck benahm er sich auch da, und leugnete trotz der Confrontation mit seinen längst geständigen Complicen. Vergebens redete ihm List beweglich zu, Gott die Ehre zu geben und frei wie er zu bekennen. Andreas überstand die Qualen des sogenannten mecklenburgischen Instrumentes, mit dem ihm die beiden Daumen und beiden großen Zehen zusammengequetscht wurden. Erst im Foltergewölbe erblaßte er und bekannte. Man glaubte, es sei der Anblick des Martertisches gewesen, Andreas aber sah das große Feuer, das im Kamin brannte, für ein neues Marterwerkzeug an, und nicht die Angst vor den Schrauben, sondern vor dem Gebratenwerden erpreßte ihm das Geständniß, bei dem er von da ab auch blieb.

Das Gegenstück zu dem jugendlichen Andreas Schwarz war Christian Müller, ein Bösewicht von der raffinirtesten Verderbtheit und Scheußlichkeit. „Ein Mensch," nennt ihn Hosmann, „von einem flüchtigen und ganz verwirrten Wesen, der mit aller Schmach, Schimpf und

Marter ein Gespötte trieb; Gut, Leben, Ehre und Blut nicht höher als einen Strohhalm achtete und zu lächerlichen Aufzügen, Narrentheidungen und allen frevelhaften Scherzen seine Natur gewöhnt hatte. Die allerschändlichsten Werke des Fleisches hatte er nicht nur gekostet, sondern sich in solchem Kothe, gleich der allerhäßlichsten Sau, ganz herumgewälzet." Aus Stolpe im meißner Oberlande gebürtig, hatte er in seiner Jugend als Soldat im kaiserlichen und sächsischen Heere gedient, war oft desertirt und hatte seinen Körper durch Ausschweifungen früh verwüstet. Seine Diebstähle, Einbrüche, Feueranlegungen ließen sich, selbst bei der genauern Untersuchung, nicht zählen; er selbst entsann sich derselben nicht, und wenn er darauf gebracht wurde, trug ihn seine Phantasie, „die flüchtiger war als der Westwind, und unbeständiger als der Sonnenschein im April", vom Hundertsten ins Tausendste. An die Tortur, die er in aller Herren Ländern überstanden, war er so gewöhnt, daß er sowol vor als nachher aus derselben eine Kurzweil machte, und sich wie Einer gebärdete, der etwa vom Fechtboden kommt und nach der Motion nur noch größern Appetit zum Essen erhält. Nachdem er im Gewölbe zu Celle die äußersten Qualen erduldet, schrie er den Wächter an, daß er ihm schnell zu essen bringe, ihn hungere sehr. Durch diese Standhaftigkeit war er aus mehren Untersuchungen frei davon gekommen. Einmal hatte er in einem Gefängniß sich selbst an der Thür an seinem Halstuch aufgehängt, war aber noch zur rechten Zeit abgeschnitten worden. Sein durchgifteter Körper verursachte, daß bei einer Torturart, dem Schnüren des Armes, die in Breslau gegen ihn angewandt wurde, die drei Schnüre durch das mürbe Fleisch bis auf die Knochen drangen, wovon er eine abgestorbene Hand davontrug. Dies

hinderte ihn weder in seiner Thätigkeit, noch lähmte es seinen Muth.

Ja Christian Müller hatte aus der Tortur ein förmliches Studium gemacht. Da an den meisten Orten die Folter nach dem Stundenglase abgemessen ward, und er dieses Maß noch immer überstanden hatte, so rechnete er darauf, auch in Celle durch einige Selbstüberwindung davon zu kommen. „Im Anfang", sagte er, „thut es ein Bischen weh, nachher achtet man's nicht mehr." Er versicherte, sich zwei ganzer Tage lang, vom Morgen bis in den Abend, torquiren lassen zu wollen, und dazu noch einen dichten, derben Staupbesen auszuhalten, wenn er damit das Leben retten könnte. Spöttisch redete er von der Tortur in einer gewissen großen Handelsstadt (Leipzig oder Berlin), wo man gemessene Zeiten hätte, die nicht lange währten, und man könne es leicht überstehen. Wenn man aber doch fühle, daß man es nicht aushalten werde, so brauche man nur anfangen zu bekennen. Man dürfe aber nicht mehr aussagen, als wofür man den Staupbesen bekomme. Der sei zu ertragen, und die Richter dankten am Ende Gott, daß sie den Menschen los würden und Arzneien und Kost sparten. Doch erwies sich, daß er auch künstliche Mittel anwandte, um sich gegen die Schmerzen zu stärken. Man fand in seinem Munde eine kleine Kugel von der Größe einer Pille, die er aus seinen eigenen Excrementen gedreht haben wollte. Die Aerzte erklärten die Substanz für Opium. Wenn er bei den ersten Torquirungen in Celle von der Folter vor die Verhörtafel geführt ward, blickte er rasch auf den Tisch nach der Uhr, um zu erfahren, ob die gesetzte Zeit für die scharfe Frage bald vorüber sei. Aber man griff ihn heftig an. Doch äußerte er, nachdem er eines Tages losgebunden war: Wenn ihm nur die Beine erst

wieder heil wären, hätte er wol Lust, noch ein Gängelchen der Art auf dem Eisenbett zu wagen. Beim Scharfrichter erkundigte er sich: wie viel Gradus es hier gäbe? Die Antwort war: Man kehre sich hier an keine Gradus, sondern frage so lange, bis der Verbrecher bekenne. Auch Christian Müller's Bekenntnisse, als der immer erneute und fortgesetzte Schmerz ihn endlich dazu zwang, waren nur Brocken. Etwas Zusammenhängendes von diesem verwüsteten Menschen zu erpressen, war unmöglich. Oft antwortete er auch aus Bosheit, zuweilen aus Laune, falsch und verkehrt. Die Richter glaubten sich in diesen Fällen berechtigt, ihn, außer der Folter, noch peitschen zu lassen. Dies geschah, bis das Blut unter den Striemen auf der Haut hervortrat. Einst, nach einer solchen Execution, zeigte er den Schildwachen im Hofe beim Hinausführen seinen rothgestreiften Rücken und rühmte: Man habe es mit ihm, der ein Sachse war, so weit getrieben, daß er die lüneburgische Livree (roth) angelegt.

In halsstarrigem Leugnen wetteiferten bei der Untersuchung der Regimentsquartiermeister Peermann und Jonas Meyer. Sie schüttelten den Kopf, wenn bei der Confrontation die schon geständigen Verbrecher ihre Schuld ihnen ins Gesicht sagten: „Sie lügen als Schelme", sagte Jonas Meyer. „Der Kaukasus wäre eher zu Wachs und der Leoparde zu einem Lamm worden", ruft Hosmann emphatisch aus, „ehe denn der Jude erweicht wäre." — Erst in der „unterirdischen Werkstatt der Wahrheit", wie derselbe Autor mit sichtlichem Wohlgefallen das Torturgewölbe nennt, ward Jonas zum Geständniß gebracht. Man ließ die Anfrage christlich sein, sagt Hosmann mit dem beliebten Witz, der oft in seinem Werke unser Gefühl verletzt; man dehnte ihm nicht die Glieder aus, man riß die Fugen des Leibes nicht aus den Ge-

lenken, man rührte ihn nicht mit glühendem Schwefel, man zwang den Rücken nicht auf spitzige Hölzer und Eisen, man ließ ihn nur die Beinstöcke recht fühlen. Die „Tröpflein der Wahrheit, die aus diesen harten Trauben gepresset wurden", gaben zwar außer dem Geständniß zahlloser anderer Diebereien und Diebeshehlereien das vollständigste Licht über den braunschweiger Diebstahl, oder vielmehr die langwierigen und künstlichen Vorbereitungen zu demselben; aber Jonas antwortete nicht mehr, als man ihn fragte, auch dies nur stückweise. Ueber Wurzel und Stamm der großen Gaunerverbindung, über die, wenn Jemand, er die beste Auskunft zu geben vermochte, erfahren wir weder aus seinen Folter- noch aus seinen freiwilligen Geständnissen etwas.

Peermann ertrug das mecklenburgische Instrument auf den Daumen und Zehen. Die Daumstöcke in der Folterkammer erpreßten ihm einige Bekenntnisse, die er nachher widerrief. Er fiel auf die Knie und schrie: „Der Herr Jesus möge alle Teufel, die er aus den Besessenen getrieben, in ihn fahren lassen, wo er nicht Alles, was er bekannt, nur aus Angst gesagt." Dann half er sich durch die heftigsten Flüche. Als ihm abermals das mecklenburgische Instrument angelegt war, foderte er, zu Hosmann's Entsetzen, alle Teufel heraus, ihn davon frei zu machen. Er ward abermals ins Torturgewölbe geschleppt. Seine Bitte unterwegs an den Scharfrichter, es gelinde mit ihm zu machen, er wolle es ihm gut vergelten, hatte nur zur Folge, daß ihm die Daumstöcke und Beinstöcke zugleich angelegt wurden. Der ungeheuere Schmerz brachte ihn zum Bekennen. Auch seine Geständnisse waren nur Bruchstücke, vollauf genügend, ihn und Andere zu verdammen. Ueber das Wesen der Gaunerverbindung, wie er in dieselbe getreten, keine An-

deutung; ebenso wenig Winke über den psychologischen Proceß, wie ein Mann von seiner Herkunft, Bildung und äußerm Stande in die unauflösliche Gesellschaft der gemeinsten Verbrecher gerathen konnte. Nur ein Zug findet sich, daß er das vornehme Wesen, welches er vor den Richtern zu bewahren wußte, auch in Gesellschaft der Bande zeigte. Als man ihm seinen Antheil an der braunschweiger Beute auf den Tisch zählte, wollte er ihn nicht nehmen. Anna von Sien strich aber die Thaler, wahrscheinlich für ihn, ein. Erst nach dem Geständniß ward er in Ketten in die dumpfen Löcher unter der Erde, gleich den andern Gefangenen, geworfen und angeschlossen. Hier fing seine Verzweiflung und Zerknirschung an, die nun ebenso das äußerste Maß erreichte, als früher sein Stolz in der wildesten Frechheit sich an den Tag gelegt hatte. Angst, Klagen, Jammergeschrei und Thränen fand sein Beichtvater, welche die Steine der Kerkermauern zu erweichen drohten. Weniger seine Verbrechen, als daß er den Namen Gottes so misbraucht, qualten ihn, und er flehte als Gnade, daß man ihn in Ketten in die Kirche schleppen und vor das Angesicht der Gemeinde stellen möchte, damit er öffentlich Gott und ihr das Aergerniß abbitten könne. „Das Gebirge seines Jammers," ruft Hosmann, „stieg höher als der Ararat, es erreichte die Wolken."

Unter den betheiligten Juden, als Hehler und Käufer, tritt besonders der Jude Affur Marr zu Halle auf. An ihn wandte sich List fast nach jedem gelungenen Streich in Mittelsachsen; er zahlte auf der Stelle, aber immer schlecht. Daß er zur Untersuchung gezogen und bestraft worden, erhellt nicht. Ein Anderer: Perle Einohr, tritt gelegentlich auch selbst als Thäter auf. Ein Schwager desselben hatte einen Armenkasten bestohlen und Kelche

herausgenommen, aber darauf das Gelübde gethan, wenn er dereinst reich werde, Alles wieder zu erstatten, da er seitdem kein Glück mehr hatte.

Die Judenverbindung in Hamburg erscheint als die gefährlichste und in sich geschlossenste. Sie hatte ihre Augen überall wach und ihre Arme reichten weit. Sie verschrieb Nickel List aus Süddeutschland zum großen Domeinbruch. Ihre Commanditen waren in Lübeck, Wunstorff (durch Peermann und Jonas Meyer), Blumenau (wo der Gastwirth Otto Müller nur als dienender Gehülfe auftritt). In Leipzig war der große Mittelpunkt der Geschäftsverbindung zwischen dem Norden und Süden. Hier wurden Unternehmungen besprochen, Erkundigungen eingezogen, taugliche Subjecte aufgenommen; aber auch in der reichen Stadt und auf ihrer Messe große Geschäfte gemacht.

Hier waren vier der gefährlichen Gauner, Andreas Luci, der Drachenstüber und die drei Juden Salomon David (der Rothkopf), Schmul Löbl (der Polacke) und Alexander Saladin (der kleine David) eingefangen worden; aber da die leipziger Justiz nichts mit ihnen anzufangen wußte, wurden sie, bei Gelegenheit des großen Transportes, der Nickel List nach Niedersachsen schaffte, mitgegeben nach Helmstedt. Als aber auch hier die Gerichte nicht im Stande waren, ihnen das Geständniß todeswürdiger Verbrechen zu erpressen, lieferte man sie zur großen Untersuchung nach Celle ab, wo Confrontation und Folter sie bald als Haupttheilnehmer der großen Diebstahle herausstellte. Das bewegteste Leben hatte der Rothkopf (Salomon David) geführt. Vorgespiegelte oder wirkliche scheinbare Bekehrungen zum Christenthum, auch Rückfälle kommen vielfach vor. Der Rothkopf war an einem Orte, weil er mit einem Christen-

mädchen durch die Welt zog und vielleicht kein anderes Verbrechen vorlag, zur Untersuchung gezogen worden. Die Obrigkeit begnügte sich indeß, ihm 140 Dukaten als Strafe dafür abzunehmen, und „ließ dann das Volk laufen".

Der Verbindung dieser jüdischen Diebsgenossen unter sich kam man eben so wenig auf den Grund, als den geheimen Fäden der ganzen großen Gaunerverbindung. Hosmann aber schlägt die Hände über den Kopf zusammen, daß die diebischen Juden sich nur zu oft auf ihre Freunde, die großen Hofjuden, an der Fürsten Höfen verließen „und durch dero Negociirung, wenn auch gleich ihr Handel völlig sollte auskommen, dennoch zum wenigsten die Befreiung von der ordentlichen Lebensstrafe zu gewinnen vermeinten."

Bei den Versuchen zur Bekehrung fand der Geistliche Niemanden besser vorbereitet als Nickel List. Schon als er aus Hamburg auf neue Einbrüche abreiste, hatte er sich eine wittenbergische Bibel gekauft. Geistliche Trostbücher waren im Gefängniß seine Herzensstärkung. Er war während seiner ganzen Gefangenschaft voll Zerknirschung, und besonders drückte ihn die Blutschuld aus seinem frühern Leben. In der Wissenschaft der nöthigen Dinge, sagt sein Beichtvater, hatte er des Unterrichts wenig nöthig.

Auch Andreas Schwarz und selbst der ruchlose Christian Müller zeigten sich, dem äußern Anscheine nach, unterwürfig. Dagegen klirrte der rohe Gardereiter Pante voll Wuth mit seinen Ketten, als der Geistliche eintrat. Er fragte: Wer ihn geheißen zu kommen; er hätte ohnedem Qual genug. Hingehen solle er zu den großen Dieben, die von unrechtem Gute banquettirten und Paläste bauten. Wenn er die bekehrt, möge er zu ihm kommen,

er wäre nur ein kleiner Dieb. Er berief sich zum öftern auf den vornehmen Complicen: Wenn ein Regimentsquartiermeister sich daran hänge, was habe er sich zu bedenken! Erst später ging Pante in sich, ließ den Geistlichen wieder rufen und zeigte über sein sündliches Leben Reue. Er gab ihm zum Dank die Regel, die Magister Hosmann sehr willig aufschreibt: Wenn er an einem Orte Juden wohnen fände, so solle er dreist denken, an diesem Orte regiert die Pestilenz.

Mit besonderm Eifer machte sich der Geistliche deshalb daran, die jüdischen Mitglieder zu bekehren. Er handelte hierin zugleich im Auftrag der Obrigkeit, welche diesen Missethätern, denen sie die härteste Strafe auf Erden zuerkannte, dafür in dem Jenseits die Thore der Gnade eröffnen wollte. Seine Arbeit war nur bei den wenigsten belohnend. Einige waren bereits mehrmals auf dem Wege gewesen, Christen zu werden; sie folgten jeder Stimmung, die ihnen Vortheil, Linderung oder Aufschub versprach. Ihre Zerknirschung war nicht die eines Peermann, ihre Bekehrung nicht die eines List. Einen andern Juden, der wirklich bußfertig schien, hatte schon ein katholischer Geistlicher bearbeitet. Aber unüberwindlich, ja unangreifbar war Der, auf dessen Bekehrung es dem Geistlichen vor Allem ankam, Jonas Meyer. Nicht Das allein; in seinem unerschütterlichen Judenthum wandte Jonas selbst die Angriffswaffen gegen den Angreifer, und Hosmann mußte immer fürchten, daß er bei den andern Gefangenen durch seine Ueberredungskünste und den fürchterlichen Hohn, der ihm eigen war, die Früchte seiner Arbeit wieder vernichte.

Dem war indessen nicht so. Seine Bemühungen waren gesegnet. Nachdem er die Einzelnen vorbereitet unter Beistand noch anderer Geistlichen, theilte er sie in

zwei Haufen, die abwechselnd seine religiösen Tröstungen anhörten. Vor Ausbruch und Flucht war gesorgt; dagegen fürchtete man, daß einige der Gefangenen Mittel finden könnten, der Hinrichtung durch Selbstmord zu entgehen. Die Furcht war nicht ohne Grund. Aber Hosmann's Beredtsamkeit, mit der er das Verbrechen des Selbstmords ihnen vormalte, überwältigte die Gemüther. Freunde von außen hatten mehren Verbrechern Gift verschafft; sie warfen es nach Hosmann's Predigt in den Abtritt. Ein Anderer wünschte unter vier Augen mit ihm zu sprechen. Zu des Geistlichen Entsetzen knöpfte er den Rock auf und zog einen Stahl hervor: „Hier ist", sprach er, „das Werkzeug, das ich, ungeachtet aller sorgfältigen Durchsuchung meiner Kleider, im Hute verwahrt habe. Der böse Feind hetzte mich mehrmals an, mir damit das Leben zu nehmen. Gott sei gedankt, daß ich widerstanden und es nicht gethan." Er bat den Geistlichen, das Instrument an sich zu nehmen, es aber bis nach seinem Tode nicht zu zeigen und auch dann, aus gewissen Gründen, seinen Namen Niemand zu nennen. Wie wichtig es nach der Verbrechermoral erschien, durch Selbstmord der Hinrichtung zuvorzukommen, beweist ein Umstand. Ein Freund und Mitverbrecher Schwanke's versuchte auf eigene Gefahr Nachts sich an die innern Kerkermauern zu schleichen. Nicht um den Gefangenen zu erretten, sondern nur um einen langen Degen durch die Mauer zu pressen, in dessen Spitze Schwanke seine Brust treiben könne. Schwanke widerstand der Versuchung.

Die ganze Untersuchung war noch nicht beendet, als die Regierung sich entschloß — wie es noch heut in der französischen Criminaljustiz üblich ist — an einigen der Delinquenten, „die man bei der Inquisition nicht mehr

nöthig hatte", vorläufig das Todesurtheil zu vollstrecken, um ihnen „das Leben zu ihrer Qual und Angst nicht länger vergeblich aufzuhalten". Es wurden auserwählt Christian Schwanke (der zuerst verhaftete Complice; im Verhältniß zu den Andern noch ein Neuling, durch den man den Letztern auf die Spur kam), Andreas Schwarz (dessen Lebenslauf und Straffälligkeit klar vorlag), der Regimentsquartiermeister Peermann, der Gardereiter Christoph Pante und Christoph Kramer (ebenfalls Gardereiter, der, mehr ein Verführter und von sanfterer Gemüthsart als Pante, dennoch sein Leben vielfach verwirkt hatte) und Jonas Meyer. Auch der Wirth von Blumenau, Otto Müller, beim braunschweiger Diebstahl implicirt, war zum Tode verurtheilt, wurde aber zu lebenswieriger Strafarbeit begnadigt.

Alle diese, mit Ausnahme Jonas Meyer's, erkannten die Gerechtigkeit ihrer Strafe an, und empfingen, unter allen Zeichen der Bußfertigkeit und Zerknirschung, auf den Knieen das Abendmahl. Am Vorabende ihres Todes wurde den Verheiratheten unter ihnen gestattet, mit ihren Frauen die letzte Mahlzeit einzunehmen.

Die weitläufige und verwickelte Untersuchung hatte, zumal wenn wir die Schwierigkeit in Anschlag bringen, welche die damaligen getrennten Staatsverhältnisse in den Weg legten, verhältnißmäßig nur kurze Zeit gedauert. Schon am 21. März 1699 wurden die sechs Verbrecher zur Abbüßung ihrer Todesstrafe vor das Thor geführt. Es war ein heller und heiterer Frühjahrstag, und der Zug zur Execution und diese selbst ging in großer Ordnung und im Angesicht zahlloser Zuschauer von statten.

Zuvörderst ward vor der Ausführung die Anna Dorothea Jordans, nachdem sie vor dem peinlichen Halsgericht nochmals eingestanden, daß sie es gewesen, welche

dem Jonas Meyer Nachricht von dem Schatze in der Kirche zu Braunschweig gegeben, zum Diebstahl angerathen und dafür etliche Thaler erhalten, zum Staupenschlage verurtheilt und dieses Straferkenntniß sofort an ihr vollzogen. Dann ward sie des Landes verwiesen.

Schwanke ging neben dem Magister Hosmann mit einer Freudigkeit, welche diesen in Erstaunen setzte. Er stimmte fromme Gesänge an und ermahnte selbst seinen geistlichen Freund, als er ihn traurig sah, zur Heiterkeit. Kein Schatten von Todesfurcht war an ihm wahrzunehmen. Ganz anders benahm sich Andreas Schwarz. Zwar zeigte auch er keine Todesfurcht, gerieth aber bei Ablesung seines Urtheils, einiger geringfügigen Aeußerungen wegen, in die äußerste Wuth, widersprach und protestirte. Es gab einen ärgerlichen Auftritt, als man ihn bedeuten mußte, daß es bei der Masse seiner eingestandenen Verbrechen nicht darauf ankäme, ob er bei diesem und jenem Diebstahle selbst mit Hand angelegt und mehr oder weniger als die andern Thäter erhalten habe. Auch auf dem Karren noch, wo er neben Schwanken saß, brummte und fluchte er und konnte sich nicht zufrieden geben, daß seine Glieder durch eiserne Keulen sollten zerschmettert werden: solches gehöre für Hunde und er sei doch ein Christ! Die Vorstellung, daß dieses hannöversche Werkzeug ihm viel eher abhelfen werde als das sächsische Rad, konnte oder wollte er nicht begreifen. Pante, Kayser und Peermann verhielten sich ruhig; Jonas Meyer dagegen erhub auf seinem Wagen ein so furchtbares Geschrei, daß er den neben ihm sitzenden Peermann in seinen Todesbetrachtungen störte und auf einen andern Wagen gebracht werden mußte, wo er gegen den zu ihm gesetzten Geistlichen die lästerlichsten Dinge wider Christus und sein Evangelium ausschüttete. Noch weniger konnte

sich Andreas Schwarz zur Ruhe geben. „Sein Gemüth brannte von Eifer und Rache ganz lichterlohe, und spie, in aller Zuschauer Gegenwart, wie der Vesuvius jezuweilen, ganz ungeheure entsetzliche Klumpen.“

Doch auch er starb bußfertig wie die Andern. Unter dem Schaffot angekommen, verwandelte sich Andreas' Toben in vollkommene Ruhe. Oben bat er den Geistlichen, das Gebet des Herrn mit ihm zu sprechen, und der noch kaum wie ein wildes Thier an seinen Stäben gerüttelt, hielt plözlich, wider Aller Erwarten, aus eigenem Triebe an die Zuschauer eine Rede: sich an ihm zu spiegeln, der Sünde zu widerstehen, Gott vor Augen zu haben und für sein seliges Ende zu beten. Die Kraft und der Ausdruck seiner Worte, von dem jugendlich schönen Verbrecher gesprochen, erschütterten die Tausende, welche es hörten. Ohne nur ein Zeichen der Furcht ließ er sich auf sein lezztes furchtbares Lager binden, und obgleich er mit eisernen Keulen von unten (statt des Rades) zerschmettert ward, stieß er von jezt an keine Schmerzenslaute aus, sondern duldete mit vollkommener Ruhe. — Schwanke ward nach ihm ebenfalls mit eisernen Keulen, aber von oben, zerschmettert. — **Peermann**, zum Strange verurtheilt, stieg die Leiter mit vollkommener Ruhe hinauf. Seine lezten Worte am Strick waren: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ — **Pante** war zum Strange verurtheilt, aus besonderer Gnade und in Erwägung seiner frühern wackern Kriegsdienste indessen war die Strafe in Enthauptung verwandelt. Der erste Hieb des Scharfrichters war zwar tödtlich, traf aber nur das Gehirn. Ein zweiter mußte vom Leichnam den Kopf trennen. Beim Gardereiter **Kramer** war Urtheil und Milderung dieselbe. Er wollte sich als Soldat nicht die Augen verbinden lassen, fügte sich aber doch der Ord-

nung und während er betend kniete, trennte ein Schlag Haupt und Körper.

Anders starb Jonas Meyer. Sein Tod und die Vorfälle dabei waren ein Ereigniß, das durch alle christliche Länder mit Entsetzen wieder erzählt wurde, und, — wenn nicht das achtzehnte Jahrhundert an der Schwelle gestanden — leicht zu einer neuen Judenverfolgung Anlaß gegeben hätte. Jonas hatte, wie gesagt, allen Bekehrungsversuchen bis auf den letzten Augenblick widerstanden. Seine Abschiedsbriefe an Freunde und Verwandte, die uns aufbehalten sind, athmen den grimmigen Trotz einer stolzen Seele, die sich in ihrem Rechte gekränkt glaubt. Todeswürdiger Verbrechen nach den damaligen Gesetzen war er geständig; aber doch scheint es, als fühlte er sich im Rechte, der christlichen Obrigkeit gegenüber. Von ihr wollte er keine Ermahnung, keine Strafe hinnehmen; er fügte sich nur der Gewalt, Grimm und Wuth im Herzen. Diese wurde durch die immer wiederholten Bekehrungsversuche nur vermehrt, weshalb man ihm auch abschlug, einen Rabbiner behufs seiner Vorbereitung zum Tode zu ihm zu lassen. „Ein wilder Eber", ruft Hosmann aus, „kann eines verirrten Schäfleins Wegweiser nicht sein, und in einem von Unkraut häßlich zugerichteten Garten wird Sau und Bock wenig Gutes stiften." — „Ungereimt ist's, Einen wollen zum Freunde Christi bekehren, und des Herrn Christi abgesagten Feind und Lästerer ihm zum Lehrer geben." Es brauchte nicht der 150 dazwischen liegenden Jahre, um diese „ungereimte" Ansicht zum Gesetz zu erheben, unter das jede vernünftige und jede religiöse Obrigkeit sich fügt.

Noch unter dem Galgen machte Hosmann einen Versuch, Jonas zu bekehren. Er wies ihn entschieden ab. Der Geistliche wandte ihm den Rücken. Aber die Obrig-

keiten nöthigten ihn, noch ein letztes Mal an der Leiter seine Beredtsamkeit anzustrengen, als hinge das Wohl des Landes davon ab, daß Jonas Meyer als Christ am Strick endige. Mit innerm Widerstreben ging er in Gemeinschaft anderer Geistlichen an das erfolglose Werk. Wir geben hier seine eigenen Worte aus dem berühmten Werke: Das schwer zu bekehrende Judenherz, wieder: „Ich redete ihn mit ganz gelinden Worten nochmals an, um ihn nicht zu reizen, und sagte: „„Jonas, Ihr seid nun in dem letzten Augenblick, daran Himmel und Hölle hanget. Wir bitten Euch nochmals, um Eurer Seligkeit willen, gläubet doch an den Messiam, der Euren Vätern verheißen ist.““ Wogegen er aber antwortete, er wüßte es wol, was ich meinte, er hätte mit demselben nichts zu thun. Er glaubete an Gott. — Worauf ihm geantwortet wurde, er müßte glauben an Gott, wie er sich in seinem Worte geoffenbaret hätte. Wer das nicht thäte, der hätte keinen Gott. Indem wurde Alles zu seinem Hinaufzuge bereitet. Wie er nun aber hinaufgewunden ward, und nunmehr meinte, er wäre aller Gefahr und absonderlichen Bestrafung, in die ihn seine lästernde Zunge stürzen könnte, entnommen, fing er Dasjenige an wirklich zu vollenden, was er auf dem Wege etliche Mal wollen anheben, aber bei dem ersten Worte verbissen — aus Furcht einer empfindlichen Strafe. Nun also rief er überlaut: „„Ich lebe ein Jude und ich sterbe ein Jude.““ — Und da er so mit der erschrecklichen Lästerung unserm Heilande geflucht, und sich dem Querbalken des Gerichtes näherte, vollendete er seine Lästerung mit diesem gräulichen Fluche: „„Verflucht seien alle Die, in deren Herzen eine Ader ist, die an Jesum gläubet!““ — Darauf rief er dem Nachrichter zu, er möge eilen, wol berechnend, daß die

Läſterung, wenn er noch lebte, noch Schmerzliches ihm zuziehen müſſe."

So ſtarb Jonas Meyer zum unausſprechlichen Entſetzen aller Zuſchauer, welche ſich eben an dem bußfertigen Tode der andern Verbrecher erbaut hatten. Die Kunde davon verbreitete ſich im nächſten Augenblick bis in die Stadt. Die Richter erblaßten über eine maßloſe Frechheit, welche ihnen durch den Tod am Galgen noch lange nicht genügend geſtraft ſchien. Er mußte noch nachträglich gerichtet werden. So ward Jonas Meyer's Körper folgenden Tags vom Galgen abgenommen, in die Stadt vors peinliche Halsgericht geſchleift und aufs Neue ein Urtheil gegen den todten Leib gefällt und demſelben vorgeleſen, des Inhalts: Daß ihm, dem Körper des geſtorbenen Jonas Meyer, wegen der gotteslästerlichen und ſchändlichen Reden gegen unſern Heiland, ſo er geſtern zum größten Aergerniß der Umſtehenden und aller Chriſten gehalten, die Zunge, mit welcher er ſie geſprochen, aus dem Halſe geriſſen und öffentlich verbrannt, der Körper darauf aber wieder nach der Gerichtsſtätte geſchleift und dann, und zwar nebſt einem Hunde, bei den Füßen von Neuem aufgehenkt werden ſolle! Das merkwürdige Urtheil ward, ſofort nach dem Ausſpruch, unter Zuſtrömen einer ungeheuern Menge Volks vollzogen, und Hosmann ruft in frommem Eifer und Entzücken über die exacte Gerechtigkeit:

Erhalte uns bei deinem Wort,
Und ſteure doch der Juden Mord,
Die Jeſum Chriſtum, deinen Sohn,
Stürzen wollen von ſeinem Thron.

So 1699. Es erhob ſich damals keine Stimme, welche das Urtheil als gegen Sitte und Gefühl angefochten hätte. Gegen die Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit

der Folter waren auch in Deutschland schon gewichtige Stimmen erschollen.

Als bei der folgenden Execution Samuel David, der Rothkopf, von Hosmann zum Galgen begleitet wurde, wiederholten sich die Bekehrungsversuche, aber es scheint, daß auf beiden Seiten das erschreckende Beispiel mildernd eingewirkt hatte. Ruhig und freundlich hörte der Jude den Geistlichen an und bat ihn, fortzusingen und zu lesen. Als ihn Hosmann aber an der Wahlstatt fragte: Ob er an den Messias nicht glauben könnte, antwortete Samuel ruhig: Er könnte nicht, Gott gebe ihm den Glauben nicht. „Weil ich nun", sagt Hosmann mit mehr Humanität, „den Glauben auch nicht geben konnte und mit vielem Prahlen noch weniger beibringen, der höchste Gott nach seinem unerforschlichen Rath mein Gebet auch nicht erhörete, als übergab ich ihn dem Gericht Gottes und ließ ihn stehen." Mit einiger Wehmuth erzählt er, wie der andere Jude, Alexander Saladin, den sein katholischer Beichtvater zum katholischen Christen bekehrt, auf Befragen ein herrlich Bekenntniß seiner Reue und Glaubens an den Herrn Jesum abgelegt und darauf mit großem Trost vieler tausend Zuschauer selig gestorben sei, welche immer vermeint, er werde doch noch vor seinem Ende abfallen.

Mit der Hinrichtung der sechs Verbrecher war die Arbeit der Richter nicht abgethan, ja nicht einmal erleichtert. Die fortgesetzte Untersuchung und die Einfangung neuer Verbrecher, deren Namen schon in den Acten existirten, führte auf ein nur noch verworreneres Chaos von Diebstählen und Einbrüchen, die ein immer furchtbareres Bild von der damaligen Unsicherheit und

dem weitverstrickten Diebesgewebe entwarfen. Um nur Luft zu bekommen, wie der Referent sich selbst ausdrückt, entlastete man sich vorläufig der verhafteten Weibspersonen und schickte, ohne Urtheil, des Peermann, Schwanke und Otto Müller's Frau ins Spinnhaus nach Hamburg.

Dafür wurde der oftgenannte kühne Dieb Michael Kayser, ein Brauer und Pfefferküchler aus Wunstorff, und der hamburger Jude Moses Orsennink, genannt Hoschenck, eingebracht. Jener, ein rüder Gesell und wüster Umtreiber, hatte sich, nach den großen Expeditionen in Niedersachsen, in Süddeutschland am Neckar und Main versucht. Es waren aber nicht mehr die goldenen großen Zeiten unter Nickel List's Anführung. Die Sehnsucht zog ihn wieder nach Sachsen, er brach aus Thürmen und Kerkern und erschien in seinem Geburtsorte, wo er bald erkannt und in einem Mehlkasten ergriffen wurde. Er bekannte, auch ohne Folterzwang, mehr als wir niederschreiben können und mögen, und schob alle Schuld und seine Verführung auf die Juden. Dem Spiel ergeben, gewann Kayser einst in der Schenke eine bedeutende Summe. Er griff eine Hand voll schwerer Thaler und warf sie mit den Worten zum Fenster hinaus: „Da, Teufel, hast Du auch was davon." Als eine befreundete Diebeshehlerin ihm vorwarf, wie von seiner Bande eine ihr vertraute Person bestohlen worden, und sie in ihn drang, daß sie das Ihre wieder erhalte, versprach er es anfänglich, schüttelte aber zuletzt den Kopf: „Man muß keine neue Mode aufbringen. Was einmal gestohlen ist, das ist gestohlen."

Der Jude Hoschenck wurde in Hamburg nach langem vergeblichen Suchen ergriffen und nach Celle abgeliefert. Eine eigenthümliche Beobachtung, die man schon bei Andern gemacht, bestätigte sich auch bei ihm.

Für gewisse hartnäckige Verbrecher war der Anblick der Folter selbst nicht so schreckhaft als die Confrontation mit andern Verbrechern, welche sie schon überstanden hatten. Böfewichter, die auswärts alle Grade der Tortur erduldet hatten, bekannten in Celle, wenn ihnen die dort Torquirten vorgeführt wurden. So auch Hoscheneck. Er war bei zahllosen großen und kleinen Diebstählen, uns schon bekannten und neu zur Sprache gekommenen, thätig gewesen, — unter andern hatte er einem lithauischen Edelmanne, Gielgud auf Schaddowe, gegen 30,000 Thaler gestohlen, dafür ein Jahr in Berlin gesessen, später aber, nach seinem Vorgeben, sich mit dem Edelmanne geeinigt und ihm den Werth des Gestohlenen, nachdem er auch auf seinem Edelhofe eine Zeit lang in Privathaft gesessen, wieder zurückerstattet! — Er war mit ein Hauptanstifter des hamburger Domeinbruchs, betheiligt bei einem noch größern Diebstahl in Lübeck, bekannt mit allen Hauptpersonen der Diebesverbindung; aber über deren Kern und innern Zusammenhang gab er so wenig Auskunft als die Andern. Ein früherer Versuch zu entfliehen, war ihm mislungen. Er hatte die Wächter durch, mit dem Saft der Datura versetzten, Branntwein zu betäuben versucht. Schon taumelten sie, der Eine lag am Boden, der Andere behielt aber noch so viel Besinnungskraft, die Thür zuzuschlagen und andere Wachen heranzuwinken. Verschiedene Mitglieder der Gaunerinnung, besonders einige jüdische, waren im Besitz dieses hochgeschätzten Arcanums. Es kommt aber weniger vor, daß sie desselben sich bei Diebstählen gegen Dritte bedient hätten, um sie in starren Schlaf zu wiegen. Mehre Beispiele erzählt man uns dagegen, daß die Diebesgesellen es bei ihren Gelagen untereinander brauchten, um Einer oder Mehre den Andern ihre Beute abzunehmen.

Noch stieg den Richtern durch Briefe der Rathmänner von Breslau über dort eingefangene Verbrecher eine neue Hoffnung auf. Auch in Schlesien trieb ein Gauner- und Raubgesindel durch das flache Land und in den großen Städten sein Unwesen. In Breslau aber saßen drei Gesellen im Stock, deren Namen und Personsbeschreibung ganz stimmten zu drei Andern, welche in dem großen celle'schen Untersuchungsproceß eine bedeutende Rolle spielten. Es waren der große Leopold, Nickel List's Spießgesell bei den meisten seiner großen Unternehmungen mit thätig, der nicht minder berühmte Kessel-Peter und der dicke Martin Richter, welcher bei dem Nachtstücke in Nisma den Anführer gespielt hatte. Die fürstlichen Gerichte in Celle hatten nicht sobald Kunde davon erhalten, als Briefe nach Breslau gingen, mit den dringendsten Bitten an die Rathmänner, ihnen wenigstens den gefährlichen großen Leopold auszuliefern, da durch seine Anwesenheit in Celle und Confrontation desselben mit den andern Verbrechern man der ganz Deutschland drohenden Verbindung leichter auf die Spur kommen dürfte. Die Bitte kam zu spät. Die Breslauer hatten sich die Execution eines so berühmten Diebes nicht entgehen lassen wollen. Angeblich, weil er so krank war, daß sie fürchteten, er werde jeden Augenblick ihnen unter den Händen sterben, hatte der Rath ihn schnell zum Tode verurtheilt, und da er nicht mehr gehen konnte, ihn zur Richtstatt tragen lassen. Er war in Ketten an den Galgen gehängt worden. Nicht ohne ein sehr bitteres Gefühl über die eigennützige Handlungsweise der Breslauer vernahm man in Celle diese Nachricht, und verhehlte in einem Schreiben an die Rathmänner seine Empfindlichkeit darüber nicht, daß sie mit dem Tode eines Bösewichts so über die Maßen geeilt, zu dessen

Habhaftwerdung auch andere Fürsten und Regierungen viel Mühe und Kosten verwandt, und daß ein Verbrecher durch ihre Haft eine so überaus gelinde Strafe empfangen, für den doch, seiner verübten Bosheit halber, Strafen, die sein Verbrechen büßten, kaum auszusinnen waren.

Ob die Breslauer ihr Unrecht eingesehen, ob sie wenigstens den dicken Martin und den Kessel-Peter (der auch kränkeln sollte) ausgeliefert haben, geht nicht mehr aus der Hosmann'schen Schrift hervor. Ebenso wenig gelang es, zwei der allergefährlichsten Verbrechergenossen, den Cornet Lorenz Schöne und die lustige Anna von Sien, zu ergreifen, und auch die wiederholten Auflagen der Hosmann'schen Schrift (wir haben die sechste vom Jahre 1733 vor uns) geben keine Kunde davon, ob und wie diese Beiden wieder zum Vorschein gekommen sind.

Endlich schritt man zur Execution der noch übrigen Verhafteten. Vor dem fürstlichen Hofrath von Hedemann, welcher der Commission präsidirte, mußten die Verbrecher einzeln noch am Tage vorher ihre Verbrechen bekennen, um jeden ärgerlichen Widerspruch vor dem öffentlich gehaltenen hochnothpeinlichen Halsgericht zu vermeiden. Nickel List bekannte allein 29 große Diebstähle außer den nicht namhaft zu machenden kleinen. In Erinnerung des schrecklichen Ereignisses bei Jonas Meyer's Hinrichtung wurden aber die Juden noch besonders ermahnt, sich ruhig bei der Execution zu benehmen. Es ward ihnen vorgestellt, wie ihnen eine besondere Gnade dadurch widerfahre, daß die Obrigkeit ihnen durch christliche Prediger die Mittel zur Seligkeit anbieten lasse und für ihre Seelen sorge. Sie sollten also dies auch als eine große

Gnade erkennen und das Mittel nicht von sich stoßen. Wenn sie aber doch in der Finsterniß beharren wollten, sollten sie sich hüten, den christlichen Namen und Glauben zu lästern und ein Exempel an Jonas Meyer nehmen. Verfiele Einer aber doch in dies Verbrechen, so würde an ihm Das im Leben ausgeführt werden, was an Jenem im Tode executirt worden. Nämlich ihm würde die Zunge lebendig aus dem Halse geschnitten und verbrannt, er selbst aber bei den Füßen und in Gesellschaft eines Hundes gehenkt werden. Der Scharfrichter erhielt zugleich Anweisung, Zange, Scheere, Feuer und einen Hund in Bereitschaft zu halten, um im Fall des Eintritts sofort die Drohung wahr zu machen. Die Juden bekehrten sich zwar nicht, als sie aber die Vorbereitungen sahen, benahmen sie sich still und behutsam.

Aber auch von den Christen konnte man Ungebührlichkeiten besorgen, wenn man an die heftigen Proteste Andreas Schwarze's dachte und wußte, wie der ruchlose Christian Müller noch im Kerker bis auf den letzten Augenblick eine freche, lose Zunge geführt hatte. Deshalb ward ihnen angedeutet, daß, wenn sie auf die Obrigkeit lästerten, sie noch vor der Hinrichtung mit glühenden Zangen gerissen werden sollten. Die Zangen und ein Kohlenbecken standen zu diesem Behuf auf dem Richtplatz. Auch auf die Christen wirkte die Drohung.

Am 23. Mai 1699, am Dienstag vor Pfingsten, wurden hingerichtet Nickel List, Christian Müller, Michael Kayser, Andreas Luci, Moses Hoscheneck und Samuel Löbel. Die Execution lief ohne die befürchteten Anstöße und in der früher beschriebenen Art ab.

Obgleich gegen List schon zu Hof auf Schleifung zur Richtstätte und lebendig Verbranntwerden erkannt worden, wurde er in Celle in Erwägung seines „treuen und

offenherzigen" Bekenntnisses ohne Tortur, und aus fürstlicher hoher Clemenz nur zur Zerschmetterung der Glieder, und zwar anstatt des Rades mit eisernen Keulen von unten auf verurtheilt. Sein Kopf sollte auf den Pfahl gesteckt, sein Körper verbrannt werden. Christian Müller ward gleichfalls zur Zerschmetterung der Glieder mit eisernen Keulen von unten auf verurtheilt; der Körper darauf zur Flechtung aufs Rad. Den andern Vier war der Strang, ohne weitere Schärfung, zuerkannt.

Nickel List legte auf dem Schaffot, zur Rührung aller Zuschauer, seine Beichte ab. Nachdem ihm schon beide Beine und Arme zerschmettert waren, rief er noch den Namen Jesu an. Nachdem ihn die letzten Brustschläge getödtet, ward der zerschmetterte Leichnam umgedreht und mit dem Beil das Haupt vom Rumpfe getrennt und beide auf die Erde geworfen. Christian Müller gebärdete sich bei der Execution in der freien, desperaten Art, die man an ihm gewohnt war; doch betete und sang er fleißig und starb unter Anrufung des Erlösers. — Kayser's und Luci's Erwürgung geschah etwas langsam und schwer, da ihnen der Strick zu nahe unter das Kinn trat. Auch sie flehten noch unter dem Querbalken Gott um ein seliges Ende an. Hoscheneck und Samuel Löbel starben, mit Entschiedenheit den Trost des Evangeliums von sich weisend. Die Verbrennung des List'schen Körpers schloß die Execution. Sein Kopf ward auf einen Pfahl gesteckt, der das Hochgericht und den Galgen überragte.

Aus anderweitigen Gründen wurde die Hinrichtung der beiden Juden, des Alexander Saladin (kleine David) und des Salomon David (Rothkopf) bis zum Juli 1700 verschoben. Sie starben am Strange,

wie angegeben, Jener als guter katholischer Christ, Dieser als frommer Jude.

Nicht volle zwei Jahre hatte ein Criminalproceß gedauert, welcher bei seiner Verwickelung, der großen Anzahl Complicen und den Schwierigkeiten, welche ihre Vernehmung und Herbeischaffung bei den damaligen Territorialverhältnissen in unserm vielfach getrennten Vaterlande veranlaßten, eine übermäßige Anstrengung der Untersuchungsrichter erfoderte. Diese große Aufgabe löste damals das Gericht zu Celle in der kurzen Frist von kaum zwei Jahren. Die Tortur ist mit den eisernen Keulen seitdem verschwunden; ob aber neuere Processe mit einer zehnjährigen Untersuchungshaft nicht eine neue und nach den Verhältnissen peinlichere Tortur sind, lassen wir dahin gestellt.

Die unerfreuliche Aufgabe, ein Bild des bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustandes von Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege zu entwerfen, ist, so viel uns bekannt, noch nicht vollkommen gelöst. Es wäre vermessen, zu sagen, daß die unseligen Zustände unserer Väter in dieser großen Räubergeschichte sich abspiegeln; aber Züge zu diesem traurigen Bilde sind darin enthalten, welche der Geschichtsmaler, der sich jene Aufgabe stellt, nicht von sich weisen darf. Solche sittliche Verwilderung konnte nach der Auflösung der sittlichen Kräfte im ältern deutschen Gemeinwesen Platz greifen. Diese Gaunerbanden waren die Nachwehen des räuberischen Bandenwesens, das durch dreißig Jahre Deutschland verwüstet hatte. Erinnert doch selbst, wol nur zufällig, der angenommene Name des Hauptheiden, Herr von der Mosel, an die furchtbare Moselschar, die in jenem Kriege kannt-

balisch wüthete. Die ältere deutsche Sicherheits- und Rechtspflege, bürgerlich verwaltet, reichte nicht aus, das Unwesen zu vertilgen und zu verfolgen, da das Gaunerdeutschland, so hat es den Anschein, inniger und schneller verbunden war zu gemeinsamen Zwecken, als das deutsche Reich, wo es gemeinsame Vortheile und gemeinsame Gefahr galt. Ein Uebel rief ein anderes hervor. Statt der alten Sicherheitspflege, die nichts Verletzendes mit sich führte, weil jeder Bürger dazu mit berufen war, mußte die große Staatspolicei eintreten, welche nur auf dem Wege diplomatischer Einigung und anderer Mittel, die unbedenklich ein neues Böses sind, den weitverzweigten Gaunerverbindungen nachspüren konnte.

Die alten Räuberbanden, von denen unsere Phantasie mehr träumt, als uns die Wirklichkeit dafür Actenstücke liefert, sind es nicht mehr. Keine Höhlen und vergitterte Keller und Gänge in verfallenen Schlössern, keine Kettenhunde und Wirthshäuser an der Landstraße mit Fallthüren und modernden Leichengruben, auch keine Wegelagerer mit geschworenen Hauptleuten, die über Tod und Leben Recht haben. Es ist eine weit feinere, aber auch gefährlichere Verbindung, die in erster Instanz durch List und stille Gewalt, und erst in zweiter durch offene Gewalt und Angriff verfährt — die Mehrzahl der renommirten Räuber ist beritten und wohl bewaffnet; dies erinnert an die englischen Highwaymen. Aber Anfalle auf der Heerstraße sind gefährlich, sie machen Aufsehen und bringen nicht mehr den Gewinn der Wegelagerungen des Mittelalters. Große Unternehmungen werden unter den Verbündeten im voraus verabredet. Angeber treten auf, d. h. Personen, die von einem Schatze Nachricht haben. Man tritt zusammen und prüft ihre Aussage. Man glaubt ihnen nicht aufs Wort, man ver-

nimmt Zeugen und sendet Kundschafter aus, die sich als Reisende, Krämer, Fuhrleute ins Haus schleichen, um die Gelegenheit abzusehen. Man läßt sich keine Mühe verdrießen, daß man eines Schlüssels, wenn auch nur auf einen Augenblick, habhaft wird, um das geräuschvollere und gefahrbringende Erbrechen zu vermeiden. Er wird in Wachs abgedrückt und danach werden in entfernten Schmieden Schlüssel bestellt, welche die Kunstfertigen unter der Bande feilen. So vergehen Wochen und Monate bis zur Ausführung. Die Bande versammelt sich dann auf verschiedenen Wegen in der Nähe des Schauplatzes, bis die günstige Nacht gekommen ist. Wachen werden ausgestellt, die Pferde stehen gesattelt, die Wagen, wenn man auf große Beute rechnet, angespannt im nächsten Busche. Die Räuber drinnen sind rasch an der Arbeit, lassen sich aber nicht so leicht durch ein Geräusch oder die Gefahr einer Entdeckung abschrecken. Für den schlimmsten Fall sind sie zur Gegenwehr gerüstet. Ist der Arbeit zu viel, so verschließen sie die Thüren bei Tagesanbruch und kehren dreist in der nächsten Nacht wieder zurück. Sie führen Feuerzeug, kleine Wachsstöcke und Blendlaternen bei sich, die sie zum Werke anzünden. Kein Schloß an den Kasten ist zu fest und künstlich, in rascher Arbeit ist Alles eröffnet, ausgeleert, das Werthvolle sofort von dem minder Werthvollen gesondert. Der Raub wird in Säcke gesteckt und diese werden noch am Orte selbst versiegelt; die unverletzten Siegel müssen vor der Theilung vorgewiesen werden. Ist Alles fertig, trägt man die Quersäcke auf die Pferde und eilt nach dem bezeichneten Orte, gewöhnlich eine vertraute Schenke, zur Theilung. Bei dieser herrscht weniger Streit, als heimliche Uebervortheilung nachher. Alsbald sind die Juden zur Hand, welche die Edelsteine und die Pretiosen zu

schon bestimmten, geringen Sätzen, aber immer gegen baares Geld einkaufen. Sie haben den größten und bleibenden Gewinn. Der der Räuber wird von diesen schnell verpraßt.

Noch sieht man im Stoff des Diebstahls eine längst vergangene Zeit. In Kellern, Gewölben, Kirchen und Thurmen haben die Reichen ihre Schätze in eisernen Kisten aufbewahrt; nicht allein werthvolle Kostbarkeiten, sondern geprägtes Geld in großen Summen. Sie sind der Industrie entzogen, weil die Zeiten noch zu unsicher dünkten, oder die Zeit der Industrie überhaupt noch nicht gekommen war. Diese Hülfsquellen wären den heutigen Dieben versiegt. Schon aber hat sich eine richtige Ansicht bei den Gaunern in Bezug auf diese ruhenden Schätze als Theorie ausgebildet. Sie argumentiren: Solche dem Verkehr entzogene Gelder und werthvolle Gegenstände kann man sich aneignen, ohne einen Diebstahl zu begehen. Sie gehören dem geschickten Finder, und es ist nur eine „Politschigkeit" sie sich anzueignen, eine Aufgabe des Verstandes und Geschicks, und statt ein Verbrechen zu begehen, thut man etwas Gutes, wenn man diese vergrabenen Schätze dem allgemeinen Verkehr wieder zuwendet. Daneben kommen schon communistische Grundsätze zum Vorschein: daß alle Güter der Welt eigentlich Gemeingut wären, und wenn man den Reichen ihren Ueberfluß nähme, so thue man im Grunde damit ein gutes Werk. Nickel List folgte fast bei allen seinen Thaten diesem Grundsatz.

Wie wenig man auch über den innern Zusammenhang der Gauner und ihrer Verfassung erfährt, so sieht man doch, daß es keine geschlossene Bande war. Kein gemeinsamer Hauptmann, kein Schwur hielt sie zusammen. Es war eine Vereinigung von Freien, die sich

von Person, oder dem Ruf nach, durch ganz Deutschland kannten, nur, wo es die Gelegenheit mit sich brachte, enger aneinander traten und wie die alten Germanen ihre Herzöge, zu einzelnen Unternehmungen einen Anführer bestellten. War die That vollbracht, so ging die Gesellschaft wieder auseinander, um sich zu neuen Verbindungen zusammenzuthun, oder auf eigene Hand etwas zu wagen. War etwas im Werke und trauten sich die zunächststehenden nicht zu, es allein auszuführen, so wurden Gehülfen von auswärts verschrieben. Man verhandelte und stipulirte mit ihnen über den Antheil. In den Briefen heißt es: „Es ist da und dort etwas zu machen — zu verdienen." — „Da ist ein Schatz zu heben." Gewöhnlich ging diese Correspondenz durch die Juden, welche gemeinsamer Druck schon früh zu weit verzweigten Verbindungen und geheimen Correspondenzen genöthigt hatte. Thätiger und einflußreicher erscheinen sie übrigens in den reichen Handels- und Seestädten des nördlichen Deutschlands als in dessen Süden. Sie waren es, die das eminente Genie Nickel List's erkannten und ihn aus seinem bisherigen Wirkungskreise nach Niedersachsen verschrieben.

Eine solche Verbindung hätte so wenig als ohne Hehler, ohne eine große Anzahl Diebesherbergen bestehen können, wo die Gauner ihre Beute theilen, verprassen, sicher ausruhen und zu neuen Unternehmungen sich sammeln konnten. Eine übergroße Anzahl der Art Diebesspelunken wird in den Acten namhaft gemacht, als der Schwanke'sche Saal in Hamburg, Wunstorf, der Wirth in Blumenau, viele in und um Leipzig und der berühmteste Diebeshof beim Buttelstädt in Stedten. Die Wirthe brauchten nur zu schweigen und hatten reichen Verdienst. Zuweilen verlockte sie aber der Glanz des auf ihren

schmutzigen Tischen rollenden Goldes, in welchem die Gesellen mit rohen Fäusten wühlten, den leichten Erwerb auch zu versuchen und beim nächsten Abenteuer mitzureiten. So ward Nickel List ein Räuber, es war geschehen und ließ sich nicht mehr ändern. Als er den ersten glücklichen Fang mitgemacht, war er in den Händen der Andern. So machte er des Wirths Sohn in Stedten zu einem Räuber.

Schmiede, Müller, Weinschenken, auch Scharfrichter stehen mit den freien Gesellen im Bunde. Eine nicht unbedeutende Rolle spielen auch Frauen. Vornehme und geringere Courtisanen treiben ihr Intriguenspiel, bald als große Damen, als Kammerfrauen, Kaffeeschenkerinnen u. s. w. Kundschaft und Erwerb für ihre Freunde ermittelnd, gelegentlich auch selbst einen Betrogenen rupfend. Außer der galanten, schönen Frau von Sien und ihrer unbekannt gebliebenen Doppelgängerin in Weimar, lernen wir eine berliner Dore und eine wiener Lene kennen, welche Letztere ein buntes Leben getrieben und fast mit allen Gliedern der großen Bande verkehrt hatte. Als Kaffeeschenkerin am Orte des Gerichts selbst, in Celle, hatte die alternde Dirne noch einen schwedischen Feldprediger um Ruf und Ansehen gebracht, daß derselbe in seiner Verzweiflung zur katholischen Kirche übertrat. Oft erscheinen die Frauen als Angeberinnen, zuweilen als Zankapfel und Grund blutigen Haders und wirklicher Duelle zwischen Diebesgenossen, obschon das Leben so gefälliger Schönen von selbst die Eifersucht auszuschließen scheint.

Wir sehen die Gauner sich untereinander betrügen, bestehlen, schlagen, es kommt vor, daß ein Genosse aus Neid und Haß die Andern durch anonyme Briefe denuncirt; wenn hinzukommt, daß keine gemeinschaftlichen Ge-

setze, kein Commando eines erwählten Hauptmanns, ja nicht einmal ein eidliches Gelöbniß sie zusammenhielt, wie locker erscheint da das Band dieser namenlosen, nur durch das Interesse verbundenen Gesellen. Und doch ist es auf der andern Seite ein so starkes, daß nur die letzten Grade der Tortur schon für ihre Person geständige Verbrecher zur Angabe ihrer Complicen zwingen können; daß auch diese unter furchtbarem Schmerz erpreßten Aussagen nur Stückwerk bleiben, und es ausgemacht ist, daß in der celler Untersuchung nur ein Theil der Gauner zur Sprache kam. So mächtig beherrschte die Gemüther die Furcht vor der Rache der Andern, wenn sie verriethen. Deshalb Versuche mit Lebensgefahr, ihnen Gift und andere Mittel zum Selbstmorde in ihrem Gefängniß zu verschaffen. Deshalb, obgleich Nickel List nur ihr glücklicher Genoß, nicht ihr geliebter Anführer war, ein Aufgebot von Kräften durch Deutschland, wenn nicht ihn zu befreien, doch auf dem Wege ihn zu erschießen, um seine Zunge auf immer verstummen zu machen.

Barthelemy Roberts und seine Flibustier.

1722.

Die Seeromantik der vergangenen Jahrzehende hat sich mit den Thaten der Flibustier und ihrer Nachkömmlinge vielfach beschäftigt, daß es angemessen scheint, aus dem Gebiete ihrer Dichtung auch einmal den Blick auf die nackte Wahrheit ihres viel verrufenen und gepriesenen Lebens zu werfen. Nicht eine Geschichte ihres Entstehens, ihrer Siege, Eroberungen, Ausbreitung und ihres allmäligen Verschwindens, ist hier die Aufgabe — eine, die vielleicht nie vollständig gelöst wird — sondern aus einem Criminalproceß die actenmäßige Darstellung des Treibens einer einzelnen Schaar dieser Piraten und ihrer Anführer unsern Lesern vorzuführen. Ueber jene ersten wilden Zeiten ihres Ruhms, als die Flibustier, eine Republik auf dem Ocean, in die Politik der Seestaaten eingriffen und Thaten vollbrachten, welche an Größe, Kühnheit und Ausdauer noch die Erfindung der Romandichter überboten, finden wir in den Historikern nur Streiflichter, aber keine gerichtlichen Actenstücke. Die Häuptlinge, die zu welthistorischem Ruhme gelangten, gingen entweder in ihrem dem Tode stets gewidmeten Leben, im Schlacht-

gewühl und in den Wellen unter, oder verſchwanden auf der politiſchen Schaubühne durch Transactionen mit den Mächten, die ihre gleich gefährliche Feindſchaft und Freundſchaft durch Bewilligungen abkauften. Wenn gegen jene Freibeuter Proceſſe erhoben wurden, ſo wurden ſie auch kurz inſtruirt und waren mit dem kriegsrechtlichen Urtheil abgethan.

An den Küſten des atlantiſchen Oceans hatten ſich kühne Freibeuter zur See (freebooters, daher franzöſiſch corrumpirt flibustiers) in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts zuſammengethan, welche auf die Kauffahrteiſchiffe der ſpaniſchen Colonieen Jagd machten. Spanien war ſchwach geworden; ſeine Marine im Verfall. Der Neid der andern Seemächte auf ſeinen Reichthum und Länderbeſitz unterſtützte die Piraten ſo lange, bis ihre immer wachſende Macht und Frechheit auch ihnen ſelbſt verderblich wurde. Denn die glücklichen und geſetzloſen Abenteurer, die keine Furcht kannten, kannten auch keine Rückſichten. Die Flibuſtier herrſchten auf der weiten See, keine Flagge war vor ihnen geſchützt, auch nicht die der Staaten, welche ihnen früher gegen den gemeinſamen Feind Vorſchub gethan hatten.

Die erſten Flibuſtier ſollen Franzoſen geweſen ſein, Abenteurer aus der Normandie. Die buchtenreichen Ufer und Verſtecke der Inſel Sanct Domingo (Hispaniola) waren ihr Sammelplatz, ihre Retraite, ihre Feſtung. Hier verbanden ſie ſich mit den Stierjägern der Wüſte, die, ein wildes, halb thieriſches Leben führend, von den Spaniern in die Enge getrieben waren; von dieſen ihr zweiter Name Bucanier. Franzoſen, Engländer, Holländer trafen und vereinten ſich hier zu gemeinſchaftlichen Unternehmungen, Alle gleich frei, gleich wild, kaum durch Bande der Subordination für die Zeit der Unternehmung

zusammengehalten; dennoch unter einem Anführer, der für jeden Beutezug erwählt wurde. Bald standen große Heldennamen unter ihnen auf. Le Grand aus Dieppe, war der Erste, der mit funfzig entschlossenen Männern auf einer kläglichen Barke eine Gallione von der großen spanischen Flotte nahm. Jeder glückliche Beutezug erzeugte zwanzig andere. Die eroberten bessern Schiffe wurden mit den ihrigen vertauscht, oder noch dazu armirt. Waren sie schwerfällig, ungeschickt, wurden sie versenkt. Die gefangene Mannschaft mußte nur im schlimmsten Falle über die Klinge springen; in den bei weitem mehrsten ließen sich die Matrosen gern zu einem Dienst anwerben, wo, außer der Freiheit, kühne Wagelust, reiche Beute und Schwelgerei ohne Ende lockte. So wuchs ihre Flotte mit ihrer Verwegenheit.

Nicht allein die See beherrschten sie hunderte von Meilen längs der amerikanischen Küste; im Vollgefühl ihrer unwiderstehlichen Kraft, unternahmen sie auch zu Lande Beutezüge zu Fuß und zu Roß bis in die Mitte der spanischen Besitzungen. So plünderten, verheerten sie durch ganz Südamerika, ja wagten sich an die Belagerung befestigter Städte und nahmen sie, wie Panama, Porto Rico, Vera Cruz. Die Namen der Morgan, Grammont, leuchteten zu unsterblichem Ruhm. Ein anderer, l'Olonais, drang mit nur zwanzig Mann bis an die Thore von Havanna. Als die Spanier zur Besinnung kamen, mußte er freilich auf seinem Kahne fliehen, aber das Schiff, welches ihm der Gouverneur nachschickte, darauf einen Scharfrichter, um auf der Stelle die gefangenen Räuber hinzurichten, nahm der kühne Mann und hieb mit eigener Hand den spanischen Soldaten die Köpfe ab. Nur den Scharfrichter ließ er leben und sandte ihn mit der höhnischen Botschaft an den Gou-

verneur: Er bedürfe desselben nicht. Der verwegene l'Olonais ward später bei einem Streifzuge ins Innere von wilden Indianern gefangen, geschlachtet und aufgegessen.

Ihre Unternehmungen waren nur Raubzüge, nie Eroberungszüge. Ihr Princip war Freiheit und Genuß. Sie theilten wol die Beute, nicht aber, um sie in Eigenthum zu verwandeln, sondern sie schnell wieder zu verprassen. Des Flibustiers Grundsatz war, der zu einer Art Religion wurde: Genieße den Augenblick, der Dein ist, Du weißt nicht, ob der Morgen Dir noch gehören wird. Wer nüchtern blieb, wo Alle, nachdem sie den ruhigen Hafen gewonnen, in zügelloser Schwelgerei austobten, war des Verraths verdächtig. Wer damit umging, sich mit seinem Erwerb zurückzuziehen, um irgendwo ein friedlich Leben anzufangen, beging schon den Verrath.

So wurden Muth und ungewöhnliche Gaben im Zerstören verschwendet. Einem oder dem andern ihrer kriegskundigen, mit Feldherrntalente begabten Anführer wäre es beim Stande der Dinge in Amerika und dem schwachen Regimente der Spanier ein Leichtes gewesen, ein unabhängiges und mächtiges Reich schon damals in der neuen Welt zu gründen, sofern er den Ehrgeiz gehabt und denselben Muth, den er gegen die Feinde bewies, auch gegen seine Genossen bethätigt hätte. Aber Allen ging das Maß ab, ohne welches Niemand bauen, Keiner ein Regiment gründen kann. Ihr Reich, ihre Welt blieb das freie Meer; das feste Land diente ihnen nur, um gelegentlich auszuruhen, zu schwelgen in allen Lüsten und sich ohne Gefahr berauschen zu können. Nur einmal dachten sie an eine Art Organisation, an die Zukunft. Beim gänzlichen Mangel an Frauen ließen sie sich eine Fracht derselben aus der Salpetriere in Paris kommen.

Aber von diesen war keine Nachkommenschaft zu erwarten. Wenn sie ernstlich daran gedacht hätten, so nimmt es Wunder, daß sie nicht den alten Römern, denen sie in anderer Beziehung so ähnlich waren, nachahmten. Ein Sabinerraub wäre ihnen, vor denen die festesten Städte zitterten, ein Leichtes geworden. Wahrscheinlich war es nur ein vorübergehender Gedanke. Auch nicht die lareste Ehe gehörte, so wenig als irgend eine Familiengemeinschaft in ihren Freistaat, der einen Zustand realisirte, welcher nur in der Mythe der alten Zeit und des frühen Mittelalters vorkommt. Durch ganz Westindien bezeichnete man daher auch ihren Räuberstaat nur mit dem Namen los Ladrones.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die verwegensten und grausamsten unter den Flibustiern aus der Schule des Sclavenhandels hervorgingen. So auch der Pirat, dessen Schicksal uns hier beschäftigt.

Barthelemy Roberts war Steuermann auf einem Sclavenschiff, als dasselbe von einem namhaften Bucanier, Davis, dem Commandanten des Schiffes Le Rodeur, genommen ward. Der Gefangene ließ sich unschwer bereden, Dienste unter den Piraten zu nehmen und zeichnete sich bald so aus, daß die Schiffsmannschaft, als Davis in einem Gefecht gegen die Portugiesen gefallen war, ihn zu ihrem Capitain erwählte. Nur die Stimme eines Einzigen erhob sich bedingungsweise gegen ihn, die des sogenannten Lord Sympson. Er bedung sich, der neue Capitain dürfe kein Papist sein. Diese Parteistimmungen waren also aus dem Leben der Civilisation auch auf diese gesetzlosen Söhne des wilden Meeres

übergegangen. Sympson's Vater war von dem grausamen Lordoberrichter Jefferies nach Monmouths Aufstande gehängt worden. Daher sein unverwüstlicher Groll gegen alles Papistische.

Roberts zeigte sich der Wahl würdig. Er griff ein portugiesisches Fort an und ließ es verbrennen. Darauf eine andere Uferstadt, die er aus den Batterien seines Schiffes zusammenschoß. Nachdem er mehre einzelne holländische Kauffahrteischiffe gekapert, führte ihm das Glück eine ganze portugiesische Handelsflotte in den Weg. Zweiundvierzig Schiffe, die, reich beladen, von Todos los Santos nach Lissabon steuerten, von zwei Kriegsschiffen escortirt. Entschlossen segelt Roberts mitten in diese Flotte und stößt auf eins der anscheinend am schwersten beladenen Schiffe. Er läßt den Capitain zu sich an Bord kommen und bedeutet ihm in Kürze, wenn er nur Miene mache, sich zu widersetzen oder Lärmsignale aufstecke, so solle er mit allen seinen Leuten ohne Gnade über die Klinge springen; doch habe er für sich und auch sein Schiff nichts zu besorgen, wenn er der Macht sich füge und die Wahrheit spreche. „Wir sind Ritter des Glückes und verlange.i nichts von Dir, als daß Du uns dasjenige Fahrzeug anzeigst, welches nach Deinem Dafürhalten die reichste Ladung trägt. Sprichst Du wahr, so soll Dir, bei der Ehre eines Flibustiers, kein Heller genommen werden. Betrügst Du uns, so sollst Du diesen Dolch kosten und dann Meerwasser saufen. Du hast die Wahl."

Der Capitain hatte im Anblick der fürchterlichen Gesellen, die mit ihren zerfetzten Gesichtern, ihren blutbefleckten Hemden und drohenden Messern um ihn standen, schnell gewählt. Er wies dem Piraten eins der in Anzug begriffenen Fahrzeuge. Es führte 40 Kanonen und

eine Besatzung von 150 Mann. Der Rodeur war bei weitem schwächer; aber Roberts warf verachtlich die Lippen: „Es sind nur Portugiesen.“ Er steuerte auf das bezeichnete Schiff.

Als sie auf Sprachrohrweite angelangt waren, ließ man den mitgenommenen Capitain des vorigen Schiffes dem andern zurufen: Er wünsche seinen Herrn Bruder, den Capitain desselben zu sprechen und man möge ihn eilends an Bord nehmen, da er ihm wichtige Dinge mitzutheilen habe. Die Antwort lautete günstig: man möge nur herankommen, der Capitain sei bereit. Bald erkannten jedoch die Piraten, daß ihre List entdeckt sei und man die Zwischenzeit auf dem andern Schiffe genutzt habe, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Es war keine Zeit zu verlieren. Roberts stößt sofort auf die Flanke des andern Schiffes, läßt ankern und nach einem heißen, aber kurzen Gefecht, in welchem die Portugiesen viel, die Piraten aber nur zwei Leute verloren, war das Schiff genommen.

Inzwischen hatten die Kanonenschüsse,und Nothsignale auf dem jetzt genommenen Schiffe die Aufmerksamkeit der andern angezogen und die beiden Kriegsschiffe segelten heran. Dies geschah aber so langsam, ungeschickt, oder, wie die Piraten selbst meinten, mit so offenbaren Anzeichen von Feigheit, daß diese volle Zeit gewannen. Anfänglich wollte Roberts mit seinem Beuteschiff und dem Rodeur zugleich das Weite suchen; als er jedoch fand, daß ersteres zu schwerfällig segelte, entschloß er sich schnell und ließ mit beiden Schiffen gegen die portugiesische Flotte Front machen. Der Commandeur hielt es nicht für gerathen, mit so entschlossenen Männern anzubinden. Erst als diese seine Absicht sahen, sich nicht mit ihnen

einzulassen, benutzten auch sie das unerwartete Glück und segelten ins Weite.

Mit einer ungeheuern Beute — denn das genommene Schiff enthielt, außer einer reichen Kaufmannsladung, 4000 Moidores und mehre Kostbarkeiten für den König von Portugal — steuerten die Piraten, um ihres Gutes froh zu werden, nach der Küste von Guiana. Auf den Teufelsinseln, im Flusse von Surinam, fanden sie Seitens des Gouverneurs, des Comptoirs, der Einwohner und ihrer Frauen die bereitwilligste Aufnahme. Handel, Wandel und unerschöpfliche Lustbarkeiten wechselten.

Aber ihre Lebensmittel gingen aus. Sie erhielten Nachricht von einer Brigantine, die mit reicher Ladung nach dieser Küste steuere und machten sich auf, um sie zu suchen. Am Abende entdeckte der Steuermann das Schiff am fernen Horizonte. Roberts, der alle gewagte Unternehmungen selbst commandiren mußte, nahm 40 seiner Leute in der Sloop mit sich. Er war so sicher, daß er die Brigantine schon am nächsten Morgen genommen haben müsse, daß er die gewohnte Vorsicht unterließ, sich vorher selbst zu überzeugen, ob genügende Lebensmittel geladen waren. Seine Sicherheit ließ ihn diesmal zu Schanden werden. Die Brigantine hatte die Corsaren erkannt und es gelang ihr, unter dem Schleier der Nacht, ihren Nachstellungen zu entschlüpfen. Nachdem sie acht Tage gegen Winde und Ströme angekämpft, sahen Roberts und seine Leute sich um dreißig Meilen von ihrem Schiffe entfernt und Wind und Strömung waren ihnen entgegen. Nach fruchtlosen Anstrengungen mußte Roberts Anker werfen lassen und schickte die Schaluppe seiner Sloop ab, um dem Rodeur von seiner ge-

fährlichen Lage Nachricht und den Befehl geben zu lassen, daß er mit Hülfe herankomme.

Die Lage der Zurückgebliebenen war furchtbar. Ihre Lebensmittel waren fast aufgezehrt; fühlbarer noch machte sich der Wassermangel. In frühestens fünf oder sechs Tagen konnte erst die Schaluppe zurück oder der Rodeur angekommen sein, und der Durst mitten in der Gluth eines wüsten Meeresspiegels, ohne Bewegung und Thätigkeit, war furchtbar. Man zimmerte von Planken ein Floß, band es mit den losgetrennten Fäden der Schiffstaue zusammen und schickte zwei Leute nach der Küste ab, um in einem Faß etwas Wasser aufzutreiben.

Dies gelang zwar nothdürftig und fristete das Leben der Seeräuber, aber die zurückkehrende Schaluppe brachte ihnen eine unerwartet furchtbare Post. Der Rodeur sowol als das genommene portugiesische Schiff, welche beide Roberts unter Commando seines Lieutenants Kennedy zurückgelassen, waren beide spurlos verschwunden. Die Wuth der Verlassenen gegen die Verräther war gränzenlos, sie schworen bei allen Teufeln ihnen entsetzliche Rache. Aber der nächste Augenblick der traurigen Besinnung zeigte ihnen, daß ihr erster und nächster Gedanke nur der Selbsterhaltung gelten müsse. Roberts verlor nicht den Muth. Mit der gebrechlichen, schwachen Sloop stieß er ins Meer nach der großen westindischen Fahrstraße zu. Sie begegneten auf der Höhe der Insel Defeada zwei Sloops. Mit der Wuth der Verzweiflung und des Hungers machten sie einen Angriff und nahmen Beide, die ihnen wenigstens reichliche Lebensvorräthe gewährten. Dann, vor Barbadoes, gelang ihnen, ein Kauffahrteischiff aus Bristol zu capern. Die Beute war schon ansehnlicher. Das Schiff und die Mannschaft ließen sie

nach drei Tagen in Freiheit; eine Großmuth, die zu ihrem großen Schaden ausschlug.

Der Gouverneur von Barbadoes armirte, als er die Nachricht von dem einkehrenden Kauffahrer erfuhr, mit der größten Eile, in Ermangelung anderer Kriegsschiffe, eine bristolsche Galeere von 24 Kanonen und eine Sloop von 10 Kanonen. Die Capitaine Rogers und Greves erhielten den Auftrag, mit aller möglichen Anstrengung den frechen Räuber einzuholen. Sie bekamen ihn auch bald zu Gesicht; diesmal aber waren es die Piraten, deren geübtes Auge sich täuschen ließ. Sie hielten ihre Verfolger für eine neue Beute, welche ihr Glück ihnen zuführte. Schnell ließ Roberts die Segel wenden, um auf beide vermeinte Kauffahrer Jagd zu machen. Die Galeere und die Sloop erwarteten sie. Einige Kanonenschüsse, von Seiten der Piraten, waren die Auffoderung, ihre Flaggen zu streichen und heranzukommen. Die Schiffe blieben todtenstill; aber als die Flibustier ihre Enterhaken auslegten, donnerte die ganze Artillerie der Galeere und der Sloop, und ein furchtbares Geschrei kündigte ihnen statt leichter Beute einen furchtbaren Feind an. Roberts verlor auch hier nicht den Muth, er vertheidigte sich gegen die Uebermacht, aber im nächsten günstigen Augenblick ließ er umlegen und alle Segel aufhissen. Die Verfolgung war heftig, das Kanonenfeuer dauerte fort: aber die Piraten wären, ohne Roberts schnellen Entschluß, eingeholt und außer allem Zweifel überwältigt worden. Die Kanonen des Räuberschiffes schwiegen plötzlich. Roberts ließ alle seine Geschütze und alle schweren Gegenstände über Bord werfen. Es gelang seinen geschickten Leuten inwährend des Gefechtes, und die so erleichterte Sloop gewann ihren Verfolgern den Wind ab und war gerettet. Von der Zeit

an nährte Roberts einen tödtlichen Grimm gegen den Namen Barbados; und gegen die Schiffe von dort, wenn er sie fing, verfuhr er mit einer sonst seiner Natur fremden Grausamkeit.

Mit ungedämpftem Muthe segelten darauf die Bucanier nach New Foundland. Die schwarze Fahne auf ihren Masten, fuhren sie in den Hafen von Trepasi ein unter dem Wirbeln der Trommelschläger und dem Schmettern der Trompeten. Die Besatzung von 22 Schiffen, die dort vor Anker lagen, flüchtete sich vor einem einzigen Piratenschiff aufs Land und ließ ihre Fahrzeuge den Räubern als Beute. Der Unmuth und das unbefriedigte Rachegefühl reizte die letztern zu Thaten einer ganz unnützen Grausamkeit. Die vorgefundenen Schiffe, mit Ausnahme einer einzigen bristoler Galeere, die sie für sich behielten, wurden in den Grund gebohrt oder verbrannt, desgleichen alle Fischerkähne. Sie verwüsteten die Anpflanzungen und steckten selbst die Hütten der Fischer in Brand.

Roberts ließ die bristoler Galeere mit 16 Kanonen ausrüsten und nahm damit kurze Zeit darauf zehn französische Schiffe. Eins derselben, la Fortune, ward nunmehr sein wohlarmirtes Hauptschiff, für das er den Geplünderten die bristoler Galeere schenkte.

Nach mehren großen und glücklichen Capereien an den Küsten von New Foundland steuerte die Schaar wieder nach Westindien. Ihr Mundvorrath wurde ihnen von den englischen Colonieen in eigner Art geliefert. Die angeblich mit Vorräthen nach Afrika geladenen Schiffe geriethen den Piraten in die Hände und ließen sich nach einem kurzen Widerstande nehmen. Es verlautete aber, daß sie für diesen kurzen Widerstand im voraus bezahlt waren.

Dagegen verweigerte man ihnen im Hafen von Saint Chriſtoph den Ankauf von Lebensmitteln. Zur Strafe fuhr Roberts in die Rhede, beſchoß die Stadt und verbrannte zwei Schiffe. Mit offenen Armen aber empfingen der Gouverneur und die vornehmſten Einwohner von Saint Barthelemy die mit ihrer reichen Beute dort zur Raſt einkehrenden Flibuſtier. Mit allen Zeichen der Achtung und der Zuvorkommenheit wurden ſie gehegt und gepflegt. Feſte folgten auf Feſte. Ihren Wünſchen kam man im voraus entgegen und es wird von den Damen geſagt, daß ſie ſich wechſelſeitig um die Liebe der Seehelden riſſen, um für ihre Gunſtbezeugungen überſchwänglich von den Verſchwendern belohnt zu werden.

Nachdem die Luſt erſchöpft war, wurden die Segel wieder aufgeſpannt. Noch am ſelben Tage ihrer Ausfahrt nahmen ſie eine Brigantine von der Inſel Rhodes und, nach einigem Kampfe, einen wohlbewaffneten Holländer. Beide im Schlepptau mit ſich führend, kreuzten ſie vor Guadeloupe, verbrannten dort zwei franzöſiſche Kauffahrer und ſegelten in einen der nördlichen Häfen von Hiſpaniola, um ihre Schiffe zu kalfatern.

In der wüſteſten Schwelgerei ward die Zeit, welche die Arbeit erfoderte, verbracht. Der Rum, an dem ſie mehr Ueberfluß hatten, als an Waſſer, floß, mit Zucker gewürzt, in Strömen. Selten ſah man einen Nüchternen, und ſah man ihn, ſo ward er als verdächtig bewacht. Einer ihrer Genoſſen, Henry Glasby, zum Commandeur der la Fortune ernannt, war des Räuberlebens ſatt geworden. Mit noch zwei Andern benutzte er den Aufenthalt auf Hiſpaniola, um zu entwiſchen. Die Trunkenen hatten Argusaugen auf die Nüchternen. Sie wurden eingeholt, Gericht über ſie gehalten und alle Drei zum Tode verurtheilt. Die beiden Andern endeten

auch wirklich ihr Leben, an den Masten hängend; Henry Glasby ward begnadigt, weil er ein zu geschickter Seemann von für sie unersetzlichen Kenntnissen war.

Nach vielen glücklichen Raubzügen zwischen den westindischen Inseln, scheint die Räuber mehr die Monotonie des Glückes ermüdet zu haben, als daß der reiche Handelsverkehr daselbst ihrer immer gesteigerten Habsucht nicht mehr genügende Mittel dargeboten hätte. Gefahr war für ihre Kühnheit hier nicht mehr vorhanden; Lebensmittel wurden den verschwenderisch bezahlenden Gebietern des Meeres von allen Nationen in Ueberfluß zugeführt. Aber ihr Sinn dürstete nach einem Erwerb neuerer Art, welcher den lästigen Handel mit den geraubten Sachen unnöthig machte; und diesen schien ihnen der Angriff auf die Handelsschiffe mit Goldsand, welche aus Afrika segelten, darzubieten.

Mit zwei wohlarmirten Schiffen, la Bonne Fortune und dem Commodore, unternahm Roberts die große Reise nach Afrika, um an der Küste von Guiana den neuen Schauplatz seiner Thaten aufzuschlagen. Doch war auch die Hinreise keine müssige. Was ihnen von Schiffen begegnete, ward angehalten, ausgeplündert, verbrannt, in Grund gebohrt, oder erhielt, je nach der Laune, den Gnadenpaß.

Vor äußern Feinden war alle Furcht verschwunden, aber ein gefährlicherer Feind blieb in ihrem innern Gemeinwesen, die Insubordination, welche durch so glänzende, immer glückliche Thaten nur genährt wurde. Die Freiheitsliebe der Genossen war eine wilde Ausgelassenheit, Jeder dünkte sich so viel als der Capitain, Jeder ein Fürst, ein König; nur der Augenblick der Gefahr oder die Begierde eines neuen Wagestücks lehrte sie, in

Befehle sich fügen. Dazu taumelten sie meist trunken umher und blutige Kämpfe begleiteten ihre Orgien.

Roberts Vorstellungen, wenigstens im wüsten Trunke Maß zu halten, waren vergebens. Ergrimmt, zu sehen, daß alle seine weiten Plane vielleicht umsonst wären, griff er zur Strenge. Er ließ die Trunkenen in Ketten legen, Andern die Bastonade geben. Die ihn darüber zur Rede stellten, erhielten zur Antwort: „Ich fürchte weder Menschen noch Teufel.“ Aber in der ritterlichen Art, welche auch diesen Unholden blieb, erbot er sich, jedem der von ihm Gestraften, sobald sie das Land betreten, mit dem Degen oder der Pistole Satisfaction zu geben.

Aber die scharfe Maßregel hatte eine Folge, auf die er nicht gerechnet. Als sie noch ungefähr 400 Seemeilen von der afrikanischen Küste entfernt waren, verschwand in einer Nacht die Bonne Fortune, um nicht wiederzukehren. Niemand hatte auf diesen Abfall gerechnet, es war kein Zeichen vorhanden, was früher darauf deutete. Der Verlust war empfindlich, denn die Brigantine war ein vortrefflicher Segler.

Doch Roberts verlor darum nicht den Muth, noch gab er seine Plane auf. Er kreuzte an der Mündung des Senegal, auf welchem, als ein noch jüngst wieder zur Sprache gekommenes Monopol der französischen Regierung, ein bedeutender Handel mit Gummi getrieben wurde. Königliche Kriegsschiffe lagen fortwährend in diesem Flusse, um den Pirat- und Schleichhandel zu verhindern. Zwei kleine Fahrzeuge, zu diesem Zwecke hier postirt, gewahrten nicht sobald Roberts Commodore, als sie, in der Meinung, es sei ein zu verbotenem Handel bewaffneter Kauffahrer, auf ihn Jagd machten. Sie wurden, nach einem kurzen Gefecht, ihres Irrthums nur

zu bald inne und mußten sich beide dem stärkern Piratenschiff ergeben. Die Flibustier behielten das größere der Schiffe zu ihrem Gebrauch, tauften es Ranger und segelten damit nach dem Flusse der Sierra Leone, wo sie in einer der kleinen Buchten auch ihr größeres Schiff, den Commodore, wieder kalfaterten, um zu größern Unternehmungen sich vorzubereiten.

Es war eine willkommene Neuigkeit für die Piraten, daß die beiden englischen Kriegsschiffe, die Hirondelle und der Weymouth, jedes von 50 Kanonen, welche diese Küsten bewachten, vor Monatsfrist abgesegelt waren, um erst gegen Weihnachten zurückzukehren. Sogleich wurde eine neue Jagd auf mehre Kauffahrer an der Küste gemacht. Der erfreulichste Fang für den Capitain war indessen der einer herrlichen neuen Fregatte der königlichen Compagnie von Afrika, der Onslow, welche von den Flibustiern im Augenblick überrumpelt wurde, wo der Capitain mit der Mehrzahl seiner Leute ans Land gegangen war. Er wollte auch die noch übrigen ans Ufer setzen, aber die Matrosen sowol als die Linientruppen auf dem Schiffe baten ihn inständigst, sie auf dem Schiffe zu lassen und unter seiner Schaar aufzunehmen. Die Aussicht auf das freie schwelgerische Leben der Flibustier war ihnen reizender, als ihre traurige Bestimmung, die Garnison im Schlosse des Cap Corso zu verstärken. Die Bitte der Matrosen ward ohne weiteres zugestanden, dagegen drückten alle Bucanier eine so entschiedene Abneigung gegen die Aufnahme der Soldaten und gegen eine Gemeinschaft freier Seeleute mit den Landratzen aus, daß er die Soldaten anfangs zurückwies. Aber sie setzten ihr Flehen in einer Art und mit einer Ausdauer fort, daß er endlich, nur um sie los zu werden, ihnen aus Mitleid die Erlaubniß gab, See-

räuber zu werden. Sie erhielten aber ihren Dienst nur am Hinterbord.

Es scheint Grundsatz der Flibustier gewesen zu sein, ihre Flotte nicht durch zu viel Schiffe zu vermehren. Bei dem Zulauf, den sie von allen Seiten erhielten, und da die Matrosen der gekaperten Schiffe so gern bei ihnen Dienste nahmen, wäre es ihnen ein leichtes gewesen, eine große Anzahl Schiffe zu bemannen. Aber es lag ihnen mehr daran, wenige, tüchtige und schnell segelnde Fahrzeuge gut zu bemannen. Ihre Stärke lag nie in ihrer Anzahl, sondern in ihrem Muth und in ihrer Geschicklichkeit. Roberts zeigte sich auch hier in seiner Art großmüthig. Dem Capitain Gee, welcher den Onslow befehligt hatte, ließ er zur Entschädigung für die geraubte Fregatte und die ihm abspenstig gemachte Mannschaft, sein altes Schiff, den Commodore, zurück. Mit dem Ranger und der neuen Fregatte, welche zur Royale Fortune umgetauft wurde, segelte er nach alt Calabar, wo die Piraten, in einem Canal von 15 Fuß Tiefe und geschützt durch eine Sandbank, sich von ihren Thaten ausruhten und theilten. Doch gelang ihnen, noch während dieser Ruhe, zum Zeitvertreib drei englische Schiffe zu nehmen.

Aber die Neger von Calabar weigerten sich, mit den Europäern Handel zu treiben, weil sie gehört hatten, es seien schlechte Leute, Diebe und Räuber. Dies durfte Geschöpfen nicht ungestraft hingehen, welche im Sinne auch Anderer als dieser stolzen Piraten kaum besser waren als Thiere. Um an ihnen ein Exempel zu statuiren, landete ein Detachement von 40 Bewaffneten unter dem Donner der Kanonen und foderte die Schwarzen, die zur Zahl von mehren Tausend am Ufer standen, auf, sich sofort zu ergeben. Trotz eines Hagels aus den Ge-

schützen auf die dicht gedrängte, nackte Menge, versuchte diese, im Vertrauen auf ihre Ueberzahl, einen Angriff. Als sie jedoch bemerkten, daß von allen ihren Pfeilen kaum drei Europäer fielen und die Uebrigen mit desto größerm Muthe angriffen, flohen sie auf die steilen Anhöhen, die für die Verfolger unzugänglich waren. Die Piraten begnügten sich, ihre verlassenen Wohnungen zu verbrennen und ihre zurückgelassenen Weiber und Kinder zu ermorden. Damit war ihnen jedoch alle Aussicht abgeschnitten, hier sich Lebensmittel zu verschaffen, denn die Neger wichen nicht von ihren Bergen, und sie mußten aufs Neue das Meer und andere Küstenpunkte suchen, wo man minder scrupulös war, Räubern Unterhaltsmittel zuzuführen.

Eins der kühnsten Unternehmen war die Eroberung des großen Schiffes King Salomon, welches gleichfalls der königlich afrikanischen Gesellschaft gehörte. Wind und Strömungen verhinderten die Piraten, mit ihren Kanonenschiffen sich dem Fahrzeug zu nähern. Da setzten sie ihre Schaluppe ins Meer, bemannten sie mit 20 Leuten und schickten sie aus, um bei hellem Tage ein großes Schiff von vielen Kanonen und einer Besatzung, welche ihre kleine Zahl erdrücken konnte, zu nehmen! Das war nicht mehr das Werk ihrer Tapferkeit und Geschicklichkeit, es war der Zauber, welcher eine lange Reihe glücklicher Thaten auf die Gemüther der Besiegten wie der Sieger hervorbringt. Umsonst rief der Capitain Trahern seine Leute zum Widerstande auf und stellte ihnen die Schande vor, sich einem so schwachen Feinde ohne Widerstand zu ergeben. Umsonst feuerte er selbst eine Muskete auf die Schaluppe ab. Sein Steuermann Philipps erklärte laut vor allem Volk: Er werde nicht gegen solche Teufel wie die Bucanier kämpfen, und

warf die Flinte von sich. Das übrige Schiffsvolk folgte gern seinem Beispiel und der Capitain allein konnte nicht gegen zwanzig Teufel sich halten.

Die Atmosphäre ihres blutigen Ruhms vergrößerte in den Augen der Leute sowol ihre Gestalt und Gliedmaßen als ihre Anzahl. Waren ihrer Hundert, so wurden sie, in der Entfernung einer Meile, wenigstens zu Tausend. Ihre Thaten wurden im Munde der Erzähler so ausgeschmückt, daß außer dem Halsbrechenden gewiß etwas Unmögliches mit unterlief. Uebrigens drängten sich die Freiwilligen zu jedem Wagestück; je gefährlicher es war, um so größer die Begierde. Denn außer dem Ruhm und dem gewöhnlichen Beuteantheil, erhielt bei solchen Specialexpeditionen, welche glückten, jeder Theilnehmer einen neuen Anzug.

Etwas Teufliſches, außer ihrer Raubſucht, Völlerei und den übrigen ungezügelten Leidenſchaften, zeigte ſich indeſſen auch in ihrem dämoniſchen Vernichtungstrieb. Sie nahmen vom King Salomon nur was ihnen fehlte, die übrige reiche Ladung ward aus reinem Zerſtörungstrieb, da ſie keinen beſondern Grund zur Rache gegen die afrikaniſche Compagnie hatten, ins Meer geworfen. Dem Capitain eines kleinen holländiſchen Fahrzeugs, welches am ſelben Tage in ihre Hände fiel, hieben ſie ſeinen Maſt aus Muthwillen ab, hingen ſich den Vorrath trefflicher Würſte, die der Holländer wie einen Schatz aufbewahrt hatte, als Halsbänder um den Nacken und warfen die Würſte dann ins Meer. Sein Federvieh wurde unter ſeinen Augen geſchlachtet und davon eine Mahlzeit bereitet, zu welcher der arme Mann, um doch einige Entſchädigung zu haben, als Gaſt eingeladen ward. Er büßte dieſe Ehre jedoch, indem ſie ihn zwangen, in ihre ruchloſen Liederchöre mit voller Kehle einzuſtimmen.

Inzwischen war die ganze Küste durch diese Raubthaten allarmirt worden; die englischen und holländischen Faktoreien beschickten sich mit Warnungen und Aufforderungen zur Wachsamkeit und Hülfe vor der drohenden Gefahr, und Roberts hielt es nun auch für Zeit, sich zu entfernen.

Er steuerte mit seiner kleinen Flotte nach Whydah, einem Hafen, welcher damals von den Handelsschiffen aller Nationen frequentirt wurde, und fuhr unter theatralischer Entfaltung aller Schreckenszeichen seines Berufes ein. Das Banner St. Georgs flatterte vom höchsten Mast, schwarze seidene Flaggen aber von allen andern Masten und von dem Tauwerk der Schiffe. Auf der einen Fahne sah man ein Todtengerippe, ein Stundenglas in der einen Hand, gekreuzte Knochen in der andern. Eine Lanze aber war durch die Brust des Gerippes gestoßen und von dem Stoß flog ihm das blutende Herz zu Füßen. Auf einer andern Fahne stand ein Mann mit brennendem Schwerte, der Hirnschalen, die zu seinen Füßen lagen, damit einstieß. Solchen Schreckbildern widerstand von den elf im Hafen liegenden englischen, französischen und portugiesischen Schiffen keins. Auf den ersten Schuß ergaben sie sich sämmtlich, um sich jedes später durch acht Pfund Goldsand wieder loszukaufen. Ueber diesen Handel ließen sich die Capitaine, um sich vor ihren Rhedern und Befrachtern zu rechtfertigen, ein Attest von den Flibustiern ausstellen. Es hatte sich in den Acten erhalten und lautet folgendermaßen:

„Wir, Ritter des Glückes, bekunden und erklären hierdurch an Alle, die es angeht, daß wir acht Pfund Goldsand als Ranzion des Schiffes . . . . . von dem

Capitain . . . . . erhalten haben, in Folge welcher Ranzion wir gedachtes Schiff freigegeben haben.

Unter unserm Insiegel und eigenhändiger Unterschrift.

Am 13. Januar 1722.

Bart. Roberts.

Henry Glasby."

Nur ein englisches Schiff, das Stachelschwein, wollte sich nicht loskaufen und ward deshalb den Flammen überliefert. Sein Capitain, mit Namen Fletcher, führte eine Ladung Neger. Auf Roberts Aufforderung, das Schiff zu lösen, erwiederte er, dazu habe er keinen Auftrag und werde nie aus freien Stücken einen so schändlichen Handel eingehen. Indessen behauptete man, seine stolze Antwort habe einen andern Grund gehabt, das Schiff sei nämlich, von schlechter Beschaffenheit, acht Pfund Goldsand nicht mehr werth gewesen. Jetzt galt es nur, die bereits eingeschifften Neger wieder ans Land zu schaffen. Roberts schickte auch eine Schaluppe deshalb ab. Da diese Operation aber zu langwierig wurde und ihm mehr Zeit kostete, als er verlieren konnte, so machte er kurzen Proceß und ließ Feuer ins Schiff werfen, um mit dem Gefäß und den unglücklichen Opfern darauf, zu gleicher Zeit aufzuräumen. Achtzig der armen Neger, die immer zwei und zwei aneinander gekettet waren, hatten die schreckliche Wahl, sich ins Meer zu stürzen oder zu verbrennen. Die sich in die Wellen stürzten wurden sogleich von den Haysischen, die dort in großer Anzahl waren, verschlungen. Die Ketten und die Zusammenschmiedung verhinderten, daß nur ein einziger Neger sich rettete.

Es war die Noth, welche Roberts zu dieser Grausamkeit gezwungen hatte, wenigstens entschuldigte er sich bei sich selbst damit. Er hatte einen Brief des englischen

Admirals aufgefangen, der eine andere Station von dem Aufenthalt der Piraten unterrichtete und Anweisung zu ihrer Verfolgung gab. Er wußte, daß das Kriegsschiff, die Schwalbe, sie aufsuchte. Im schnell zusammen berufenen Kriegsrathe war die Flucht, als einziges Rettungsmittel vor dieser Uebermacht, beschlossen. Sie steuerten nach der Insel Anna Leona, aber widrige Winde warfen sie nach Cap Lopez zurück.

Die gefürchtete Schwalbe, unter dem Capitain Ogle, erschien am 5. Februar 1722 auf der Höhe des Cap Lopez. Schon glaubte der Capitain sich getäuscht zu haben, da ein Holländer, der aus der Bucht kam, ihn versicherte, daß er vor fünf Stunden dort kein fremdes Schiff gesehen, aber ein Kanonenschuß verrieth dem Engländer die verdächtige Anwesenheit, und am Morgen des folgenden Tages entdeckten seine Ferngläser drei unzweifelhafte Piratenschiffe. Er wollte darauf lossteuern, aber theils war ihm der Wind ungünstig, theils fürchtete er eine dortige verrufene Sandbank, die Franzosenklippe genannt, und mußte deshalb eine rückgängige Bewegung machen. Den Luchsaugen der Piraten entging sie nicht, es schien ihnen ein Rückzug, dessen Motiv die Furcht vor ihrem schrecklichen Namen wäre, und in Tollkühnheit beorderte Roberts seinen Ranger, auf das Kriegsschiff Jagd zu machen.

Aus dem Proceß ergibt sich, daß die Piraten das brittische Schiff für einem Portugiesen hielten, der wahrscheinlich eine Zuckerladung enthalte. Zucker und Rum fingen an, bei ihnen zu fehlen. Nur die auf dem Hauptschiffe tranken Punsch, die auf dem Ranger mußten sich mit Branntwein begnügen, was schon Unzufriedenheit erregte. Deshalb rief Roberts ihnen zu: „Seht da Zucker. Drauf los, Jungens, füllt Eure Taschen und sauft, was

Ihr Luſt habt." Freiwillige vom Hauptſchiff ſtürzten über Hals und Kopf in die Schaluppe, um die zum Theil aus Neugeworbenen beſtehende Beſatzung des Ranger durch Kopfzahl und durch moraliſche Kraft zu verſtärken.

Dem Capitain der Schwalbe konnte nichts erwünſchter kommen; er ließ die Flibuſtier in ihrer Täuſchung und ergriff anſcheinend vor ihnen die Flucht, ſie immer weiter ins offene Meer lockend, bis ſie in ſolcher Entfernung vom Cap waren, daß ihre Gefährten den Kanonendonner nicht mehr hören konnten. Die tolldreiſten Piraten zogen plötzlich auf allen Maſten ihre ſchwarzen Fahnen auf, und unter wildem Geſchrei ſchoſſen ſie zum Entern auf das britiſche Schiff los. Aber im ſelben Augenblicke entlud ſich die ganze Flankenbatterie auf ſie, lichtete furchtbar unter ihren Reihen und ſchoß ihre ſchwarze Flagge nieder. Noch einmal richteten ſie dieſe nach dem erſten Augenblick der Beſtürzung wieder auf. Sie wird ein zweites Mal heruntergeſchoſſen. Eine zweite Ladung der britiſchen Artillerie ſtreckt neue Leichen und Verwundete auf das Verdeck. Die wildeſte Unordnung wird ſichtbar unter den Piraten. Die Einen ſchreien und brüllen, ſie wollen entern und Rache nehmen, die Andern hiſſen die Segel auf zur Flucht und drängen den Steuermann, zu wenden. Da zerſchmettert eine Kanonenkugel ihren Maſt, als es gerade den Tollkühnern gelingen will, das Schiff zum Entern heranzutreiben. Nun iſt Alles verloren, auch die Hoffnung, im Kampf auf dem Verdeck wenigſtens einen Heldentod zu ſterben. Einige ſtürzen ſich ins Meer, um nicht gefangen zu werden; Andere, Beſonnenere, werfen die ſchwarze Flagge ins Waſſer, damit die Feinde ihr Ehrenzeichen nicht erobern, oder, in kleinlicher Berechnung, damit dem

künftigen Gerichte ein Beweisstück ihrer Schuldbarkeit abgebe. Die Engländer fanden, da sie, als Sieger, das genommene Schiff betraten, eine fürchterliche Wahlstatt. Von ihrer Seite war kein Tropfen Blutes geflossen, von den Piraten lagen auf dem Verdeck 10 zerschossene Leichen und 20 Verstümmelte und Verwundete. Der Ranger hatte 32 Kanonen und eine Besatzung von 10 geborenen Franzosen, 77 Engländern und 10 Negern. Der ganze Kampf hatte zwei Stunden gedauert.

Doch war der Kampf mit der Eroberung des Schiffes noch nicht ganz zu Ende. Während Capitain Ogle die Gefangenen auf der Schaluppe nach seinem Schiffe herüberbringen ließ, sah man plötzlich einen starken Rauch aus der Gegend der Offizierscajüte aufsteigen. Man besorgte, daß das Artilleriefeuer das Schiff könne in Brand gesteckt haben, und eilte zum Löschen dahin. Aber es war kein Feuer zu sehen. Fünf der verzweifelnden Flibustier hatten sich um ein Pulverfaß gestellt und mit einem Pistolenschuß hinein sich in die Luft sprengen wollen. Aber das wenige Pulver war ohne diese Wirkung aufgeblitzt. Nur daß man statt fünf Menschen, fünf schwarze, teuflische Gestalten unter gräßlichen Flüchen und herzzerreißendem Wimmern am Boden sich wälzend fand.

Der Commandeur des Ranger, Skyrme, lag mit abgeschossenem Schenkel auf dem Verdeck, wollte sich aber weder ergeben, noch verbinden lassen. Er focht und tobte so lange, bis er, nach völligem Blutverlust, in Ohnmacht niedersank. Noch später, als man ihn auf das britische Schiff transportiren wollte, sträubte er sich mit allen Kräften dagegen, und mehre der stärksten Matrosen hatten Mühe, den blutenden Krüppel zu bewältigen.

Von den Gefangenen fuhren Einige fort zu toben, zu fluchen und ihr Schicksal und ihre Feinde zu ver-

wünschen; Andere versanken in stumpfe Verdrossenheit und Gleichgültigkeit. Alle waren fein, ja prächtig gekleidet, in seidenen Kleidern und Hemden von der feinsten Leinwand. Alle hatten Uhren von Werth und die Mehrzahl Ringe von Diamanten und andere Kostbarkeiten am Leibe.

Uns wird das Gespräch eines Gefangenen mit einem englischen Offizier als ein Beweis der brutalen Sinnesart dieser Flibustier berichtet, welches wir zu diesem psychologischen Zwecke hier aufnehmen, ohne für seine actenmäßige Treue bürgen zu wollen.

Der Offizier bemerkte am Knopf eines der Verwundeten eine silberne Pfeife und äußerte, er vermuthe, er sei der Bootsmann dieses Fahrzeugs gewesen.

„Falsch vermuthet", antwortete trotzig der Pirat, „ich bin Bootsmann auf dem königlichen Glück, Capitain Roberts."

„Deshalb wirst Du doch gehangen, mein Herr Bootsmann", erwiderte der Offizier.

„Wie's Euer Gnaden gefällt", sagte der Pirat und wollte ihm den Rücken kehren.

Der Offizier fragte ihn, wie denn das Pulver, das sein Gesicht ganz entstellt hatte, Feuer gefangen habe?

„Sie sind Alle verhext und Narren, antwortete der Flibustier. Muß ich da um sie einen schönen Hut verlieren. Denn als es aufflog stürzte ich von der Galerie ins Meer, mein langhaariger Castor ging dabei verloren."

„Was nutzt Dir noch ein Hut, lieber Freund?"

„Nicht viel mehr, mein Herr, das ist wahr."

Als die Matrosen ihn auszogen, fragte ihn der Offizier, ob die Leute auf den andern Schiffen unter Roberts auch solche Teufelskerls wie er wären?

„Es sind ihrer darunter einhundertundzwanzig Stück,“ erwiderte William Main, das sind Euch die verfessensten Teufel, die jemals einen Schuh drückten. Ich möchte jetzt unter ihnen sein.“

„Daran zweifle ich nicht,“ erwiderte der Engländer.

„Bei Gott, nun habt Ihr doch die nackte Wahrheit,“ lachte William plötzlich auf, als ihn die Matrosen jetzt ganz nackend ausgezogen hatten.

Der Offizier richtete jene selbe Frage an einen andern Piraten, Roger Bell, der, ebenso entstellt vom Pulver und mit kohlenschwarzem Gesichte, in einem Winkel saß: „John Morris,“ antwortete der Gefragte, „schoß ins Faß; und hätte er's nicht gethan, so hätte ich's gethan.“

Dieser Roger Bell zeigte sich als der allerwildeste unter den Gefangenen. Seine furchtbaren Schmerzen entlockten ihm keine Klage, keinen Seufzer. Er schwor zu Höll und Teufel, daß man sich nicht unterstehen sollte, ihn zu verbinden, und wenn man es thäte, werde er die Bandage wieder abreißen. Dennoch mußte er es geschehen lassen, als der Blutverlust seinen physischen Widerstand schwächer machte. Er verfiel darauf in der Nacht in ein Delirium, sprach von Roberts Heldenthaten, schrie zu seinen Gefährten, sie sollten nur Muth behalten, Roberts, ihr Capitain, werde schon ihre Ketten zu brechen wissen. Man mußte ihn schlagen, um ihn nur zur Ruhe zu bringen. Er vertheidigte sich, zerriß seine Bande und starb schon am nächsten Tage, in Folge des Brandes, den der Druck der Ketten auf seine Wunden veranlaßt hatte.

Solche Gefangene mußten mit Handschellen und Fußblöcken gefesselt werden, weil selbst da noch von ihrer Kühnheit und Verzweiflung Alles zu fürchten stand. Auch

ließ der Commandeur Ogle nur einen Theil davon auf sein Schiff bringen, die übrigen blieben auf dem Ranger, welchen er um deswillen nicht, wie seine erste Absicht war, verbrannte, sondern zur Noth ausbesserte. Später schickte er die von den Piraten beraubten Franzosen, welche er an der Küste aufgesammelt hatte, auf diesem Schiffe in die Heimat.

Erst am 9. Februar gelang es der Schwalbe, auch die andern Raubschiffe zu Gesicht zu bekommen. Noch am Abend vorher hatte Roberts einen englischen Kauffahrer, den Neptun, genommen, und dies galt den Engländern für ein gutes Zeichen, denn der Tag nach einem glücklichen Fange wurde bei den Piraten in der Regel unter Schwelgereien verbracht, welche den Angriff leichter und sie unfähiger zur Vertheidigung machten.

Am Morgen des 10. Februar saß Roberts mit dem Capitain Hill vom genannten Kauffahrer in seiner Cajüte bei einem reichlichen Frühstück, als ihm die Botschaft wurde, daß große Masten mit vollen Segeln hinter dem Cap sichtbar würden. Roberts verlor nie die Ruhe. Er setzte dem Boten, indem er mit Behagen sein Glas trank, in scherzendem Tone alle Möglichkeiten auseinander. Wahrscheinlich sei es ein Sklavenhändler, der sich in die Bucht zurückziehe, also eine neue gute Beute; vielleicht der zurückkehrende Ranger, oder, wenn es die gefürchtete Schwalbe wäre, so würde sie vom Ranger gejagt und käme zwischen zwei Feuer. Oder endlich, fragte er ironisch, wenn es ein Feind sei, der sie suche, werden meine Herren Brüder dann Muth haben, ihm zu begegnen?

Ein Pirat, der als Deserteur von der Schwalbe früher zu ihnen gekommen war, hatte zuerst das fürchterliche Schiff erkannt, und berichtete dem Capitain, daß es

einer der beſten Segler und von dem geſchickteſten Commandeur befehligt werde.

Roberts verlor auch da nicht ſeine Unerſchrockenheit, obgleich er allen Grund zu Beſorgniſſen hatte, indem die Mehrzahl ſeiner Leute völlig betrunken umher lag. Er ließ zur Rüſtung trommeln, und warf ſich ſelbſt in ſeinen vollen Staat. In einem koſtbaren geſtickten Oberrocke, zwei Piſtolen in der Schärpe, eine goldene Kette mit einem funkelnden Diamantkreuz am Halſe, auf dem breitkrämpigen Hute eine rothe Feder, ſtand er mit gezogenem Säbel auf dem Verdeck, wie der ſtolzeſte Admiral, der ſeines Sieges gewiß iſt, und ſah das britiſche Kriegsſchiff in die Bucht ſteuern.

Doppelt Mann in der Gefahr und von raſchen Entſchlüſſen, hat er ſeinen Kriegsplan ſogleich entworfen und den Genoſſen mitgetheilt. Zuerſt wird verſucht, mit vollen Segeln an dem Feinde vorüberzufahren. „Wir nehmen ihre volle Ladung auf und erwidern ſie. Sind wir entmaſtet und leck, ſo verſuchen wir, unſer Schiff ans Ufer zu treiben. Jeder rettet ſich dann, ſo gut er kann, und verbirgt ſich unter den Negern. Geht auch das nicht, ſo entern wir und verſuchen, uns und die Feinde in die Luft zu ſprengen.“

Faſt wäre es den Piraten geglückt, auch diesmal zu entkommen. Der Commandeur hielt, vorüberſegelnd, die volle Ladung der Schwalbe aus und erwiderte ſie aus allen Stücken. Ohne irgend ein Misgeſchick oder Verſehen in Entfaltung der Segel oder Lenkung des Steuerruders hätte er dem Feinde den Wind abgewonnen. Es geſchah nicht, und der ungleiche Kampf zwiſchen dem mächtigen Kriegsſchiffe und den weit ſchwächeren Bucaniern begann, um ſchneller zu enden, als man nach dem verzweifelten Muthe der letztern hätte erwarten ſollen.

Eine Musketenkugel von ungefähr traf den Capitain tödtlich in der Kehle. Er fiel auf eine Kanone nieder. Der Steuermann Stephenson, der ihn hinstürzen sah, sprang herbei, und da er keine Wunde entdeckte, schrie er ihm zu, er solle aufstehen und sich wie ein Mann schlagen. Als er jedoch bemerkte, daß er zu einem todten Manne rede, überkam ihn Schmerz und Reue dermaßen, daß er sein Ruder und die Krisis des Augenblicks vergaß, sich auf den Leichnam des geliebten Anführers stürzte und zur Vermehrung des Schrecks unter den Piraten, Allen unter Schluchzen und Verwünschungen zuschrie: er ist todt! Ein anderer Flibustier stieß den unnützen Schreier mit dem Fuße hinweg, faßte den Leichnam des Capitains mit beiden Armen, und schleuderte ihn, wie er war, mit seinen Waffen, Gold und Diamanten ins Meer. Er vollführte nur den Wunsch, den Roberts oft im Leben geäußert. So wollte er begraben sein.

Barthelemy Roberts war, als er starb, kaum vierzig Jahre alt. Alle die ihn kannten, schildern ihn als den vollkommensten Seehelden; ein Mann wie zum Herrschen geboren, von finsterer Natur und doch von einzelnen edlen Zügen. Sein Blick war scharf und lebhaft, sein Haar schwarz und kraus. Seine scharf ausgeprägten Züge gaben seiner Erscheinung einen Ausdruck von Härte, dem die Wenigsten widerstanden. Seine braune Gesichtsfarbe war unter der Sonne des Aequator und dem stürmischen, wüsten Leben fast abschreckend geworden. Der Tod im Gefecht ersparte ihm, vor den Gerichten über sein vergangenes Leben Rede und Antwort zu stehen. Was uns davon berichtet wird, sind nur sagenhafte Gerüchte. Er war nicht zum Räuber und Wütherich geboren, aber der Hang nach Unabhängigkeit, der Durst nach Auszeichnung und der Ehrgeiz, statt zu gehorchen,

zu befehlen, hatten schon den Jüngling geweiniat. Unter Ungeheuern und Teufeln ward er Das vollkommen, was er war, und blieb doch in etwas über dem Kothe, in dem die Andern versanken. Ohne Noth mordete er nicht, auch zwang er nie Jemanden, wider seinen Willen in seine Schar zu treten, er entließ im Gegentheil, wenn es auf ihn ankam, die seiner Gefährten, welche, des Räuberlebens überdrüßig, sich nach ihrer Heimat und einem friedlichern Leben sehnten.

Roberts war die Seele seiner Schar gewesen. Nach seinem Tode überließen sich die Andern der stumpfesten Verzweiflung und Unthätigkeit. Weder zu fechten noch zu fliehen wagend, warfen sie die Waffen von sich und baten um Quartier. Aber die Sieger trauten nicht ganz dem Frieden, und Capitain Ogle hielt seine Schwalbe so weit entfernt, als es die Ehre erlaubte, indem er nur die Schaluppe hinschickte, um die Gefangenen abzuholen. Die Vorsicht war unter solchen Umständen und gegen so verzweifelte Feinde wohlangebracht. Die Leute der Schaluppe sahen, als sie das Piratenschiff bestiegen, noch auf dem Verdeck mehrere brennende Lunten und zwischen den beiden Parteien der Verzweifelnden und Derer, die ihre Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, hatte sich ein heftiger Streit über das Sein und Nichtsein erhoben.

Das Piratenschiff hatte an Bord 40 Kanonen und 157 Mann, wovon 45 Neger waren. Nur drei Flibustier waren im Gefecht geblieben. Die Sieger fanden in den Kisten des Schiffes Goldsand zum Werth von 2000 Pfd. Sterling. Doch vermißte man den Antheil, welcher den auf dem Ranger gefangenen Piraten zukam, und den diese, wie sie angaben, auf den Hauptschiffen zurückgelassen. Auch als man darauf sich des kleinen Ranger, den die Piraten, um sich auf das große Schiff

zurückzuziehen, verließen, am Cap Corso bemächtigte, war auch hier das Nachsuchen nach dem vermißten Golde vergeblich; ein empfindlicherer Verlust für die Sieger, als wenn die Hälfte der Räuber ihnen entschlüpft wäre. Noch während der Action hatte man den Capitain Hill die günstige Zeit benutzen sehen, um mit seinem Neptun in aller Stille davon zu segeln. Der Verdacht blieb auf ihm haften, daß er, der Beraubte, die Räuber wieder zu berauben für kein Unrecht hielt, und mit dem vermißten Goldsand auf und davon gegangen war. Ihre schwarzen Flaggen hatten die Piraten absichtlich noch während des Gefechtes vernichtet und versenkt.

Die größte Sorgfalt und die strengste Bewachung foderte der Zustand der Gefangenen. Der allergeringste Theil unter ihnen fühlte eine wirkliche Reue und meinte es ernst mit der Ergebung. Die Mehrzahl, als sie zur Besinnung aus dem ersten Schrecken gekommen, verwünschte die Uebereilung, tobte, lästerte, fluchte und drohte den Ueberwindern und höhnte die Bußfertigen unter sich. Man mußte sie sämmtlich schließen, jeden mit einer Kette, die Arm und Fuß zusammenzog, demnächst immer je zwei an einander. Der Zugang zu ihrem Verdeck ward verpalissadirt und Tag und Nacht von dreißig Soldaten mit gespannten Pistolen und blanken Messern unter einem Offizier bewacht.

Ihre wilden Gesänge und ruchlosen Scherze dröhnten durch die Balkenlagen und Verdecke. Die mythologischen Bilder des Alterthums waren damals, voraus der Bildung, auch in dem Volke zu Hause. Einer spöttelte über den fast nackten Zustand der Gefangenen: „Nicht einmal einen Obolus ließt Ihr uns, um den Charon zu bezahlen. Wie sollen wir rüber kommen?“ — Sie maßen und wogen das kärgliche Brot, das man ihnen reichte,

in der Hand, und meinten, man wolle sie wohl mit Absicht abmagern, damit man die Stricke spare; denn wie sie da wären, könnten sie bequem an einem dünnen Bindfaden hangen.

Einer der Ruchlosesten, Sutton, war mit einem der zerknirschten Sünder zusammengekettet, der in Einem fort betete, las und sang. Sutton fragte ihn: „Was denkst Du denn damit zu erlangen?“ Der Andere seufzte: Den Himmel! „Was, den Himmel?“ rief der Pirat, „der Himmel ist nun und nimmer für uns. Unser ist die Hölle, da wollen wir mit Anstand und Würde auftreten, und, wenn wir einfegeln, unsern guten Capitain Roberts mit dreizehn Salutschüssen begrüßen.“ Als der arme Sünder zu beten und zu singen fortfuhr, machten die Andern allen Ernstes eine Eingabe an den Commandeur des Schiffes: den Menschen von ihnen fortzunehmen, da er nicht unter sie gehöre, einer solchen Gesellschaft von Helden nicht werth sei, und überdies durch sein Heulen und Schreien die Ruhe und Heiterkeit der Uebrigen störe. Wenn das nicht zulässig wäre, möge man ihm wenigstens der allgemeinen Ordnung wegen sein Gebetbuch wegnehmen.

Aller Vorsichtsmaßregeln ungeachtet, wären doch, ohne glückliche Umstände und Verräther, zwei gefährliche Verschwörungen ausgebrochen. Von den auf der Schwalbe Gefesselten hatten mehre, als Moody, Ashplant, Magnes, Mark u. A. ein Complott gestiftet, in einer näher zu bezeichnenden Nacht loszubrechen, den Capitain und sämmtliche Offiziere zu ermorden, sich des Schiffes zu bemächtigen, und eine neue, furchtbare Piratencompagnie zu stiften. Ein junger Mulatte, der auf dem Schiffe diente, war gewonnen und machte ihren Zwischenträger. Als er am Abend in den Kerkerraum schlich,

um mit den Anführern die Stunde des Losbruchs zu verabreden, belauschte ein anderer nicht eingeweihter Verbrecher das Gespräch und ließ den Capitain um Gehör bitten. Die Mannschaft blieb die ganze Nacht durch unter Waffen, und bei der Durchsuchung am Morgen fand man die deutlichen Spuren von der wirklichen Existenz der Verschwörung. Mehre Piraten hatten ihre Kettenringe bereits in der Stille durchgefeilt. Ihre Bewachung ward nunmehr noch verschärft.

Ein Offizier der Schwalbe hatte mit einiger Mannschaft das genommene Schiff, das königliche Glück, nach der Insel Sanct Thomas geführt, um dort einige Provisionen einzunehmen, die in Cap Corso fehlten, wohin ihr gemeinschaftlicher Bestimmungsort war. Die Gefangenen auf diesem Schiffe erschienen minder gefährlich. Es waren nur einige Neger, die unter den Piraten gedient, drei oder vier verwundete Flibustier und der ehemalige Chirurg derselben, Scudamore. Letzterer erregte den geringsten Verdacht. Als Arzt konnte er bei dem Gericht, das Allen bevorstand, am meisten auf die Gnade der Richter rechnen. Er ging daher ganz frei umher, besorgte die Kranken und speiste selbst am Tische des Capitains. Gerade er aber war es, der eine Verschwörung anzettelte; leicht gewann er die Neger und überredete auch die verwundeten Bucanier, indem er ihnen vorstellte, es sei doch besser, aufs Neue sein Glück zur See zu versuchen, als in Cap Corso sich hängen und dann nackend an der Sonne dörren zu lassen. Einer der Verwundeten rechnete aber anders, daß es ihm nämlich ein sicherer Vortheil wäre, wenn er das Complot angäbe, als der ungewisse Erfolg, den man nur den thierischen Negern zu verdanken hatte und eine noch un-

gewiſſere Ausſicht, welche, aller Wahrſcheinlichkeit nach, auch die gegenwärtige Verlegenheit zurückführe.

So ſcheiterte auch dieſes Complott und ſämmtliche Gefangene wurden glücklich nach Cap Corſo und in das dortige Fort gebracht. Von dieſem Augenblick an ging eine völlige Veränderung in ihnen vor. Sie hörten auf zu fluchen, und fingen zu beten an. Es war nur Heuchelei, um ihre Richter zu rühren und möglicher Weiſe der Todesſtrafe zu entgehen. Sie war ohne Erfolg, denn man beeilte ſich, ſo gefährlichen Verbrechern den Proceß zu machen, der in der Kürze erfolgte, wie die Umſtände es erforderten und die Geſetze für dieſen Fall erlaubten. Die Angeſchuldigten hatten meiſt nur einen Vertheidigungsgrund. Sie behaupteten, von den Piraten unter Drohungen zum Dienſte gezwungen zu ſein; beſonders bedienten ſich alle Diejenigen deſſelben, welche erſt ſeit kürzerer Zeit zur Bande gehörten. Der Umſtand, daß der Capitain Roberts todt war, ſchien dieſe Vertheidigungsart zu erleichtern. Es wurde indeſſen auf das Klarſte bewieſen, daß Roberts ſelbſt Niemanden gezwungen, Räuber zu werden, daß im Gegentheil die Meiſten ihn darum angegangen hatten, in die Bande aufgenommen zu werden. Ja, es ward dargethan, daß zwiſchen Einigen, welche vorſichtig an die Zukunft dachten, und Roberts ein Abkommen getroffen war, wonach er ſie zum Scheine zwang, bei ihm Dienſte zu nehmen, während ſie aus freien Stücken ihn darum erſucht hatten.

Ueber die gewöhnlichen Formen im engliſchen Criminalproceß ging man, wie geſagt, kurz hinweg; doch verfuhren die Richter mit großer Umſicht und Gerechtigkeit. Der ſchwierigſte Umſtand war, daß, um den begangenen Raub zu conſtatiren, die Zeugniſſe der Beraubten fehlten. Sie herbeizuſchaffen war unmöglich. Einer der Gefange-

nen, Georg Dennis, der die ganze Zeit über eine aufrichtige Reue gezeigt, erbot sich, als Zeuge gegen die Andern aufzutreten, so fern man ihm sein Leben schenke. Das Anerbieten wurde nach reiflicher Ueberlegung abgelehnt, da die Versuchung für Dennis zu groß wäre, den Andern Verbrechen aufzubürden, um sich selbst zu retten. Nicht in allen englischen Criminalprocessen, namentlich den politischen, wurde mit ähnlichem Zartgefühl verfahren.

Während man sich an die schwere Arbeit machte, die Verbrechen der Piraten einzeln, nach Zeit und Ort, zu specificiren, um Beweise aufzusammeln, entstand eine neue Schwierigkeit hinsichts der Competenzfrage.

Wenn man in die Anschuldigung der Piraterie die des Raubes aufnahm, so mußte, nach den Gesetzen, jeder Beisitzer des Gerichtes zuvor die eidliche Erklärung abgeben, daß er bei der Sache weder ein directes noch ein indirectes Interesse hätte. Diesen Eid konnte aber keiner von allen leisten; denn sämmtliche Richter waren bei der königlichen afrikanischen Compagnie in einer oder der andern Art betheiligt, und die meisten Unthaten betrafen das Eigenthum derselben. Also entschloß man sich, die Anschuldigung des Raubes aus der Anklageacte ganz fortzulassen, eben desgleichen alle Antecedentien der Piraten, und die Anschuldigung allein auf das Verbrechen der Piraterie zu richten, welches durch den Angriff auf das britische Staatsschiff und durch die Aussagen seiner Equipage zu constatiren wäre. Um den Begriff der Piraterie festzustellen, wurden drei Thatsachen, als sie begreifend, ausgewählt:

1) Der freiwillige Zusammentritt zu einer ungesetzlichen Macht.

2) Die freiwillige Theilnahme am Angriff und an der Plünderung eines Schiffs.

3) Der Antheil bei der Vertheilung der Beute.

Hierdurch wurde der Proceß allerdings viel leichter, aber man sah sich auch genöthigt, dem Einwande nachzugeben, den die Mehrzahl der Neulinge unter den Piraten machte, daß sie zum Dienst gezwungen wären, nur Das gethan, was man ihnen unter Todesdrohung anbefohlen, und bei den specificirten Angriffen allein Das ausgeführt zu haben, was man ihnen gerade speciell aufgetragen. So leugneten Viele, daß sie die Kanonen bedient und Musketen losgefeuert hätten. In Folge dessen sah man sich genöthigt, die beiden Fälle der Piraterie, den Angriff des Ranger und die Vertheidigung des königlichen Glücks zu trennen, und demnächst gegen jeden Piraten mit Anschuldigung, Proceß und Urtheil einzeln zu verfahren. Dies häufte zwar die Arbeit, kam aber auch in so fern den Richtern zu statten, als man nicht gesonnen war, die ganze große Anzahl der Piraten hinzurichten, sondern es bei den minder Schuldigen mit geringerer Strafe bewenden zu lassen.

Der Beweis des Seeraubes wurde aber auch außer den Zeugnissen der britischen Seeleute auf der Schwalbe, durch die Aussage der Capitaine mehrer der in letzter Zeit beraubten Schiffe vollkommen hergestellt; ingleichen konnte man durch ihre übereinstimmenden Aussagen eine Sonderung zwischen den Rädelsführern und der großen Masse, welche nur deren Befehlen folgte, machen. Jene, die in ihrem Rathe Alles entschieden, führten den Scherznamen des Hauses der Lords. Mehre, die man als Räuber ergriffen, selbst mit den Waffen in der Hand, waren allerdings nur unglückliche Gefangene, die man in den letzten Monaten von den gekaperten Schiffen aufnahm, weniger

aber, um thätig beim Raub zu dienen, als zu andern Handleistungen. So mußten, da die Piraten Freunde der Musik waren, vier arme Musikanten fortwährend musiciren, und wenn sie, erschöpft, den Arm sinken ließen, zwang man sie mit Schlägen und Fußtritten, in ihrer Kunst fortzufahren.

Ferner ergab sich im Allgemeinen aus der Untersuchung, daß jeder zur Genossenschaft aufgenommene Pirat die Vertragsartikel unterzeichnen mußte, in welchen der strengste Gehorsam gegen die Obern zur Pflicht gemacht war. Diese Obern wurden durch freie Wahl ernannt; doch hatte jeder das Recht, die Offiziersstelle auszuschlagen, indem Andere immer gern für ihn eintraten, da den Offizieren bei Theilung der Beute größere Portionen zugesichert waren. Bei Unternehmungen, wo nur ein Theil der Mannschaft gebraucht wurde, geschah der Aufruf nach den Listen. Stets fanden sich jedoch Freiwillige, wenn die Aufgerufenen keine Lust spürten. Versprach das Unternehmen großen Gewinn, so entstand wohl unter den Freiwilligen ein heftiger Kampf darüber, denn die unmittelbaren Theilnehmer hatten bei der Theilung einen Vorzug.

Der Gerichtshof sprach zuerst gegen sechs der Hauptanführer das Schuldig aus: David Sympson, William Magnes, Robert Hardy, Thomas Sutton, Christopher Moody, Valentin Ashplant. Sie wurden zum Tode am Galgen verurtheilt. Ihre Körper sollten in Ketten an andern Galgen am Meere, den Seefahrern zum Schrecken, aufgehängt werden.

Es ist nicht unsere Absicht, unsere Leser mit dem Proceß aller Piraten einzeln zu ermüden. Nur einzelne Fälle seien herausgehoben, die uns das Wesen ihrer Verbindung zu charakterisiren scheinen.

Unter den Angeklagten war auch der Hochbootsmann des Schiffes König Salomo, derselbe William Philipps, welcher, als die Piraten in einer Schaluppe enterten, statt sich zu vertheidigen, ausrief: „Wer kann sich gegen Teufel schlagen?“ und die Waffen fortwarf, worauf die ganze Mannschaft des Schiffes ihm folgte und die Piraten dasselbe ohne Schwertstreich nahmen. Er war in ihre Dienste getreten und später beim Angriff auf das britische Staatsschiff mit den Waffen in der Hand gesehen worden. Seine Vertheidigung war, daß er ein durchaus rechtlicher Mann wäre, daß, wenn nicht sein Unglück wollte, im fernen Afrika ergriffen zu sein, er in allen andern Welttheilen Zeugen seines unbescholtenen Wandels aufstellen könnte, daß er seinen Capitain Trehern nur um deswillen nicht als Zeugen für sich aufführe, weil er den entschiedensten Widerwillen gegen dessen Charakter hege, und daß er endlich nur aus Zwang in die Dienste der Flibustier getreten sei. Er konnte letzteres Factum mit nichts beweisen. Seine Feigheit, wenn nicht schon Verrath, beim Angriff der Feinde auf das Schiff lag zu Tage, sein Beispiel hatte die übrige Mannschaft verführt; er hatte selbst am lustigsten das Schiff seines bisherigen Capitains mit geplündert, denselben später auf alle Weise gehöhnt und endlich gegen das königliche Schiff mit Waffen gekämpft. Er ward verurtheilt.

Henry Glasby kennen wir bereits als einen der Piraten, welcher, des Lebens unter ihnen überdrüßig, schon in Amerika entfliehen wollte, aber wieder ergriffen, zum Tode verurtheilt und nur um seiner vorzüglichen nautischen Kenntnisse willen begnadigt wurde. Aber Glasby war erweislich der Untercommandeur des Schiffes, der Oberste nach Roberts und war, commandirend während

des Gefechtes, mit gefangen worden. Nichtsdestoweniger sprachen zu seinen Gunsten viele Umstände. Manche Personen, die früher auf dem Piratenschiff gefangen gehalten waren, bekundeten, daß er es gewesen, der sie mit äußerster Milde behandelt, der sie vor der cannibalischen Wuth der Andern geschützt; ja Einige, daß er ihnen zu ihrer Ranzion behülflich war, und selbst von seinem Vermögen dazu beigesteuert hatte. Obgleich dem Titel nach Offizier und sogar zweiter Capitain, hätten die Piraten seinen Befehlen doch schlecht gehorcht, und man habe immer wenig Rücksicht auf ihn genommen. Zu Mehren hätte er sich im Stillen geäußert, er sei eines Lebens satt, welches zu seinen Neigungen und seinem Charakter so wenig passe. Auch, bekundeten andere Zeugen, hätte er dies und jenes genommene Schiff, welches die Piraten in Brand stecken wollen, durch seinen Eifer und seine Vorstellungen gegen ein unnützes Verwüsten gerettet. Zwei unglücklichen Wundärzten, welche die Flibustier gefangen genommen und zum Eintritt in die Bande zwingen wollen, verschaffte er die Freiheit. Zwei Mal hatte er erweislich der Bande zu entfliehen versucht, und war beide Male, als man ihn wieder ergriffen, kaum der Todesstrafe entgangen, beide Male nur, weil man ihn nothwendig, seiner Kenntniß der Meere halber, brauchte. Aber seine Autorität war hin, und er durfte, obgleich Oberoffizier, sich nicht vom Schiffe entfernen, ja ward beständig mit argwöhnischem Auge bewacht. Endlich, und auch dies war durch vollgültige Zeugenaussagen bestätigt, hatte Glasby beim letzten Gefechte mit dem britischen Staatsschiff selbst keinen Befehl ertheilt, nicht einmal den, daß die Artillerie losfeure; er hatte nicht, wie Roberts, die Mannschaft zum Widerstande aufgefodert und keine Muskete abgeschossen. Er war es, der nach

Roberts Tode, welchem er im Leben nur mit Buchstabentreue gedient, das Niederreißen der Kriegsflagge befahl. Desgleichen verdankten die Briten es nur seiner raschen Entschlossenheit, daß das Schiff nicht in die Luft flog. Er hatte seine zuverlässigsten Leute vor die Pulverkammer gestellt, als er den Entschluß der Verzweifelnden voraussah, und als einige Rasende hinstürzten, das Schiff in die Luft zu sprengen, entriß er ihnen selbst die Lunte und trat sie aus. Der die Schaluppe commandirende Offizier, welcher nach der Uebergabe zuerst an Bord stieg, kannte schon Glasby dem Rufe nach als Denjenigen unter der Bande, welcher den sanftesten Charakter hatte. Seine erste Frage war nach ihm gewesen, er fand ihn im heftigsten Streite mit den verzweifelten Piraten, und nur ihrer vereinten Anstrengung war es gelungen, die Rasenden zu überwältigen und die furchtbare That zu hintertreiben.

In Erwägung aller dieser, zum Theil vollständig erwiesenen Umstände, so wie, daß es notorisch sei, daß die unterrichteten Seeleute vorzugsweise von den Piraten zur Annahme von Diensten unter ihnen vermittelst Drohungen gezwungen würden, entschied in diesem Falle das Gericht, daß Glasby nicht als ein freiwilliger, sondern als ein gepreßter Seeräuber zu betrachten sei, und in Anbetracht, daß er seine Amtspflicht mit möglichster Schonung gegen Andere verrichtet, auch mehrmals die Gelegenheit versucht, den Flibustiern zu entlaufen, sprach es ihn völlig frei.

Der schon erwähnte Wundarzt Scudamore, welcher die Gefangenen auf dem Ranger zur Empörung beredete, erschien, nach Aussage aller Zeugen, trotz seines feinen Wesens und der Bildung, die sein Stand, im Gegensatz zu rohen Seeleuten mit sich bringt, als einer

der wildesten Raubgenossen. Als ein Schiff des Capitain Rolls, auf dem er als Chirurg diente, von den Piraten genommen wurde, bot er diesen aus freien Stücken seine Dienste an. Einer der Flibustier, Moody, widersetzte sich aus allen Kräften seiner Aufnahme. Es kam deshalb zwischen Moody und Capitain Roberts zu einem heftigen Streit, der mit einem Duell endete, und erst in Folge einer Wunde, die Moody empfing, ward Scudamore zugelassen. Mit Blut von Piraten war also der Contract geschlossen, der ihn an sie fesselte. Mit großer Frechheit benahm er sich sofort in seinem neuen Amte. Höhnisch bat er den Capitain Rolls, er möge doch, wenn er nach London komme, die Gefälligkeit haben, seine neue Anstellung bekannt zu machen. Als Rolls nach seinem Schiff entlassen wurde, wünschte er ihm den Untergang unterwegs und unterzeichnete darauf mit einer wilden Lustigkeit, die selbst die Piraten in Erstaunen setzte, die ihm vorgelegten Vertragsartikel. Er war der erste einregistrirte Piratenwundarzt, da man früher die Chirurgen nur auf gewisse Zeit gemiethet und sie nach Ablauf derselben wieder entlassen hatte. Scudamore war stolz darauf: „Ich hoffe ein eben so großer Schurke zu sein, als der größte unter Euch Teufeln.“ Seine Aufführung unter den Piraten entsprach diesem Benehmen bei seiner Aufnahme. Er ward, wie sich von selbst versteht, verurtheilt.

Vergebens suchte ein Anderer, William Davis, mit seinem unglücklichen Schicksal sich zu entschuldigen. In der Hitze des Streites hatte er sich als Matrose auf einem königlichen Schiffe gegen den Quartiermeister thätlich vergangen. Es war an der Sierra Leone. Der Strafe zu entgehen, desertirte er und versteckte sich unter den Negern. Er nahm ihre Sitten und Gewohnheiten

an, lernte ihre Sprache und heirathete selbst eine Schwarze. Schon einige Tage nach der Hochzeit verkaufte er aber sein Weib um den Preis von hundert Bowlen Punsch. Da diese londoner Sitte in Sierra Leone nicht gebilligt war, entfloh er abermals von den Schwarzen und begab sich unter den Schutz des Gouverneurs der königlich afrikanischen Compagnie. Die schwarzen Verwandten und Freunde des verkauften Weibes verklagten ihn aber in aller Form beim Gouverneur, und dieser — überlieferte ihnen, nach Untersuchung des Thatbestandes, den Flüchtling zu eigener Genugthuung. Die Neger nahmen ihm nicht das Leben, aber sie verkauften ihn zur Strafe an einen Händler Namens Jossel. Dieser sollte ihm versprochen haben, nach zweijährigem treuen Dienste ihm die Freiheit zu schenken. Ehe jedoch diese zwei Jahre abgelaufen waren, erschien Roberts und die Piraten an der Sierra Leone, und William Davis hielt es für zweckmäßiger, sich unter seine Protection zu geben, die ihm kurze, schwelgerische Freuden verschaffte, um ihn dem sichern Henkertode entgegenzuführen.

Im Ganzen wurden 52 Piraten zum Tode verurtheilt und wirklich hingerichtet; 74 wurden freigesprochen; 2 zum Tode mit Aufschub, d. h. bis aus London der Beschluß des Königs über sie erfolge; 37 zur Transportation nach Botanybay und andern Strafen verurtheilt; 32 waren im Gefecht oder im Gefängniß gestorben. Das Urtheil über 70 Neger, die mit ergriffen waren, wird in den Acten nicht erwähnt; wahrscheinlich wurden sie als unzurechnungsfähig betrachtet, und als, was sie früher gewesen, eine Waare, ferner behandelt. Die Totalsumme der vor Gericht Gestellten aber betrug 267.

Die Executionen erfolgten nicht an einem Tage, sondern, wie ihre große Zahl es bedingte, in gemessenen Zwischen-

räumen. Die Hauptschuldigen: Magnes, Moody, Sympson, Ashplant und Hardy wurden zuerst hinausgeführt; sie gingen zum Sterben, wie sie gelebt, ohne Zeichen von Furcht und Schwäche. Nur Sutton sprach mit erlöschender Stimme, wahrscheinlich aber in Folge eines natürlichen Blutverlustes, an dem er in den letzten Tagen gelitten.

Es war kein Geistlicher in der Nähe. Ein frommer Wundarzt fühlte sich gedrungen, den Verurtheilten die Größe ihres Verbrechens und die Nothwendigkeit der Reue ins Gewissen zu rufen. Das erste Mittel zur Buße sei: daß der Mensch die Gerechtigkeit der Strafe erkenne. Die Verurtheilten schienen nichts von den Ermahnungen zu hören. Die Einen klagten über fürchterlichen Durst und foderten Wasser; Andere baten die Soldaten, sie möchten ihnen Mützen geben, daß sie die brennenden Sonnenstrahlen ertragen könnten. Als der Wundarzt immer flehentlicher und dringender sie anging, schrieen sie und klagten über die Härte des Urtheils und wünschten, daß ihre Richter eines Tages ebenso behandelt würden, wie man sie behandle: „Wir sind arme Teufel und man hängt uns," riefen sie, „während Andere, die nicht minder schuldig sind, als wir, nur von anderer Art, dem Galgen entschlüpfen und in Reichthum und Ehre leben."

Vergebens bemühte sich der eifrige Chirurg, wenigstens ihre Gedanken von dem furchtbaren Tode auf andere Gegenstände abzuwenden. Er fragte sie deshalb nach Vorfällen aus ihrem Leben. Einige antworteten: er habe sich darum nicht zu kümmern. Das Gesetz hätte sie verurtheilt, sie seien nur Gott Rechenschaft schuldig, nicht ihm. Andere beobachteten ein tiefes Schweigen. So marschirten sie den Weg bis zu den am Meeresufer

aufgerichteten Galgen. Von Zeit zu Zeit stießen sie Klagen aus, daß der Weg so schrecklich schlecht und dabei lang sei, und Hardy war besonders darüber erbost, daß man ihnen die Hände auf den Rücken gebunden. Er hätte schon manchen Mann henken sehen, aber das sei neu und ein Bruch der Privilegien. In dieser Gesinnung starben die sechs Bösewichter.

Von den Uebrigen zeigte die Mehrzahl eine Reue und Bußfertigkeit, die immer eifriger ward, je näher sie dem Galgen kamen. Sie erkannten ihre Verbrechen, die Gerechtigkeit ihrer Strafe, baten, daß Die, denen sie Uebles zugefügt, ihnen verzieben, beteten und sangen Psalmen. Auch der trotzige Wundarzt Scudamore gehörte zu diesen Reuigen. Die Mehrzahl der Hingerichteten waren junge Leute von einigen zwanzig, der älteste zählte kaum 44 Jahre.

Die Flibustier verschwanden bekanntlich im atlantischen Meere mit der überhandnehmenden Seemacht und der endlichen Alleinherrschaft der Engländer auf diesem Meere.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Vierter Theil.

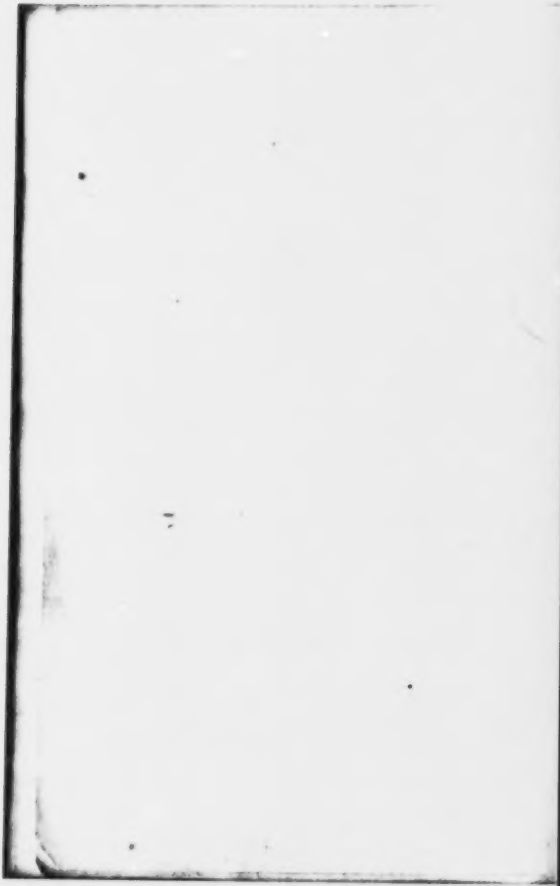

Der
neue Pitaval.

Eine Sammlung
der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben
vom
Criminaldirector **Dr. J. E. Hitzig**
und
Dr. W. Häring (W. Alexis).

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1843.

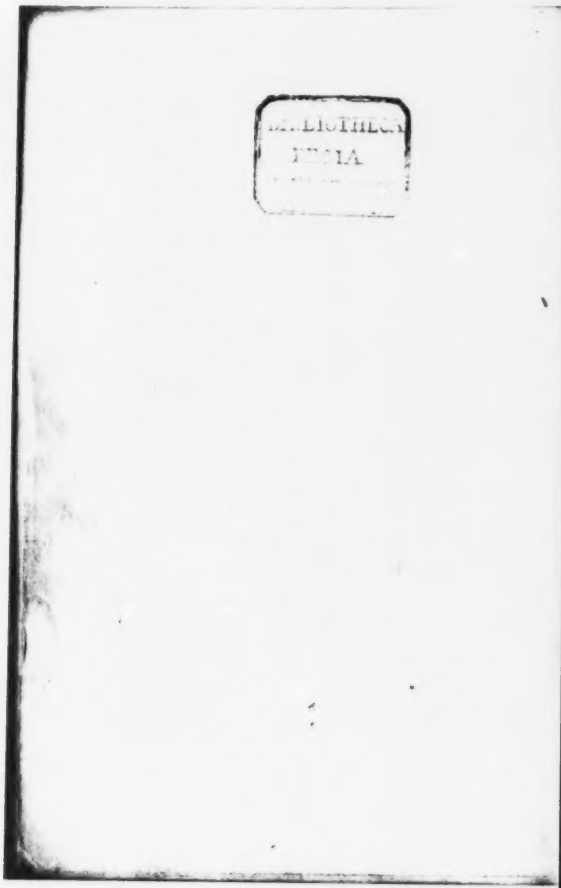

Inhalt des vierten Theiles.

	Seite
Cinqmars (1624)	1
Admiral Byng (1757)	61
Der Pfarrer Riembauer (1807—1813—1818)	99
Der Magiſter Tinius (1812—1813—1823)	149
Eugen Aram (1745—1759)	224
Der Mädchenſchlächter (1809)	256
Die Kindesmörderin und die Scharfrichterin (1625)	276
Jean Calas (1761)	289
Jonathan Bradford (1736)	324
Der Ziegelbrenner als Mörder (1724—1730)	315
Der Herr von Pivardiere (1697—1701)	351
Klara Wendel, oder der Schultheiß Keller'ſche Mord in Luzern (1816—1826)	396

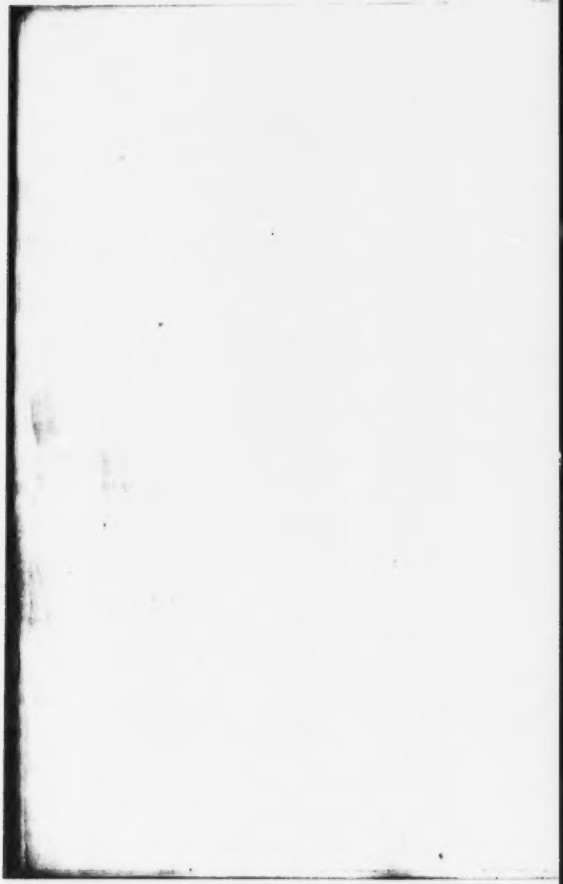

Cinqmars.

1642.

Der Cardinal Richelieu ſtand auf dem Höhenpunkte ſeiner Macht. Alle Gegner des gewaltigen Staatsmannes waren durch die Energie ſeines Geiſtes und die conſequente Ausdauer, mit der er ſeine Pläne verfolgte, ohne um die Mittel verlegen zu ſein, überwunden, gedemüthigt oder vertilgt. Die Macht der Hugenotten war mit der Eroberung von Rochelles gebrochen; ſie waren kein ſelbſtändiger Körper mehr im Staate, und nahten ſich der Regierung nur noch als um Hülfe Flehende. So hatte er den gewaltigen Feudaladel überwunden, der, immer bereit Parteien zu bilden, die frühern Regierungen unabläſſig beunruhigt hatte. Auf den Schaffoten hatten Glieder der erſten Familien ihre Köpfe als Sühnopfer für die Ruhe Frankreichs niederlegen müſſen. Selbſt das Blut des Herzogs von Montmorency, ein geliebter und hochgeachteter Seigneur, für den der ganze Adel Frankreichs mit Bitten den Thron beſtürmte, für den ſelbſt die Mitglieder der königlichen Familie die Hände aufhoben, war in Toulouſe auf dem Schaffot verſprützt, ohne daß die zähneknirſchende Wuth ſeiner Freunde, der mächtigen, uralten

Familien, nur der traurigen Hoffnung, ihn gerächt zu sehen, Raum geben konnte.

Richelieu's politische Laufbahn war ein fortgesetzter Sieg. Die Parlamente, der Klerus, selbst der Papst hatten vor seinem Willen ihren Einfluß in Frankreich verloren. In der Intrigue und im offenen Felde hatte er die Prinzen von Geblüt geschlagen, sie aus allen ihren Verschanzungen getrieben, so in ihren Feudalburgen als am Hofe. Vergebens foderten sie sogenannte Sicherheitsplätze für sich und ihre Anhänger; er foderte, daß sie Unterthanen des Staates würden gleich den andern Bürgern. Der eigene Bruder des Königs, vor Ludwig des Vierzehnten Geburt der muthmaßliche Thronfolger, Gaston von Orleans, war ebenso oft von Richelieu überwunden worden, als er, in ohnmächtigem Grimm gegen ihn als Empörer aufgetreten war. Des Königs leibliche Mutter, einst Richelieu's Gönnerin, Maria von Medici, flehte, verbannt und flüchtig im Auslande, alle Verwandte, alle Machthaber vergebens an, sie zu rächen, oder nur ein Wort für sie bei ihrem Sohne einzulegen. Richelieu's Wort galt beim Könige mehr, und er verweigerte ihm selbst, der Sohnespflicht zu genügen und die darbende Mutter zu unterstützen, weil jedes Geldstück von dem rachedürstenden Weibe nur verwandt worden wäre, um gegen den Cardinal neue Feinde, vielleicht Mörder, zu werben.

So, den Fuß auf seinen zertretenen Feinden im Lande selbst, konnte sein Geist sich frei nach außen bewegen, um seine großen Pläne in der europäischen Politik zu verfolgen. Auch hier war er seinem Ziele nahe. Die Macht des Hauses Oestreich in Deutschland, Spanien, in den Niederlanden, in Savoyen und Italien wurde, wenn auch nicht überwunden, doch durch seine Thätigkeit, die ihm immer neue Feinde auf den Hals schickte,

so in Athem erhalten, daß sie dem aufblühenden, einigen Staatskörper Frankreichs nicht mehr gefährlich war. Richelieu bekämpfte Oestreich in Deutschland durch Gustav Adolf und die Schweden, in den Niederlanden durch die Generalstaaten und die Oranier, in Italien, der Schweiz und Savoyen durch Intriguen, Bündnisse und französische Heere. In Spanien selbst erweckte er ihm innere Feinde, indem er den Aufstand der Catalonier begünstigte und den Abfall Portugals ins Werk setzte.

Aber alle diese Siege im Innern und nach außen wurden ihm nur durch den größten Sieg möglich, den er über seinen eigenen König errungen hatte. Es gehörte ein Charakter wie Ludwig XIII. dazu, um die Allmacht eines Ministers wie Richelieu möglich zu machen. Ein König, der nicht willenlos, aber geistig und sinnlich zu träg war, diesen Willen geltend zu machen; eine apathische, kleinliche und verdrießliche Seele, die nicht lieben und nicht eigentlich hassen konnte; ein Fürst, der das Gefühl seiner königlichen Würde in sich trug, aber zugleich die Ueberzeugung, daß er selbst allein nicht der Aufgabe gewachsen sei, ein Reich wie Frankreich zu beherrschen und alle die Fäden fortzuspinnen, welche sein Minister angesponnen hatte. Ludwig fühlte, so weit er fühlen konnte, das Drückende dieser Lage, von einem Manne abhängig zu sein, dessen Geist den seinen so weit überragte, den er haßte und fürchtete. Aber wie ein Kind an seine Leitung gewöhnt, fürchtete er sich weit mehr, plötzlich allein gelassen zu werden von Dem, der ihn an der Hand hielt, und ohne welchen er noch keinen Schritt allein gethan. Er hatte gerade so viel Einsicht, um zu erkennen, daß, wie er selbst nicht, auch keiner der Männer und keine der Frauen seines Hofes fähig war, des Cardinals Werk fortzusetzen. Das war Richelieu's Glück,

daß unter ſeinen Gegnern und Rivalen nur Ränkemacher, ohnmächtig wüthende Höflinge, kaum ein Charakter, aber kein Geiſt war, der im Entfernteſten im Stande geweſen wäre, ihm die Spitze zu bieten.

Lauſcheraugen in ſeinem Solde umgaben den König, ſeine Gemahlin, Anna von Oeſtreich, die Prinzen, am Hofe und in ihren Schlöſſern. Richelieu hörte jedes Wort, das der unvorſichtigen Lippe entfiel, und er vergaß keines, das gegen ihn geſprochen wurde. Die Eiſenriegel der Baſtille raſſelten Jahr um Jahr, um neue Staatsgefangene aufzunehmen, ſelten um eines der Opfer zu befreien. Andere, deren Nähe ihm gefährlich ſchien, wurden auf ihre Schlöſſer, in entfernte Provinzen, oder in Klöſter verbannt. Auch war dieſe Vorſicht von ſeiner Seite nicht die thörichte Angſt eines argwöhniſchen Tyrannen; er hatte Grund zu fürchten. Die Intriguen wurden nicht allein gegen die Politik des Staatsmannes geſponnen, nicht allein um ihn aus der königlichen Gunſt zu entfernen; mehr als ein Mal gingen ſie gegen ſein Leben. Durch Mörderhand waren Günſtlinge vor ihm von ihren Rivalen bei Seite geſchafft worden, und ſtatt des Gerichtes und des Blutgerüſtes hatte die königliche Gunſt ihr Verbrechen dadurch belohnt, daß ſie in die Stelle und das Anſehen der Ermordeten rückten.

Der Tag der Dupe lag freilich längſt im Hintergrunde. Die königliche Mutter, deren Einfluß auf das ſchwankende Gemüth ihres Sohnes eine Intrigue damals möglich gemacht, welche mit Richelieu's gänzlichem Sturz enden ſollte, war in der Verbannung. Sie war nicht mehr furchtbar. Aber um ſo verzweifelter miniren ſeine Gegner durch Frauen und Beichtväter, und ſelbſt Prinzen von Geblüt wetzten im Stillen ihre Dolche. Während des Krieges in den Niederlanden war Richelieu einſt nur

durch die Unentschlossenheit seiner Feinde, durch die moralische Scheu vor einer offenbaren Mordthat, wo königliche Prinzen selbst ihre Hände in sein Blut tauchen wollten, dem Tode entgangen. Nicht minder gefährlich waren die stillen Bemühungen der Frauen und Geistlichen. Die Königin Anna haßte den Cardinal; aber ihr mangelte jeder Einfluß auf das Gemüth des Königs. Als die Lafayette in der Gunst stieg, ward ihr freiwilliger Entschluß, ins Kloster zu gehen, von Richelieu nur befördert. Auch das Fräulein von Hautefort, welches nach ihr sich schmeichelte, die Gunst Ludwig's zu besitzen, ward in ein anderes Kloster geschickt. Sie glaubte, auf ihre Anmuth und ihren Witz vertrauend, dem Cardinal trotzen zu dürfen. Sie lauerte dem König, der sie nicht vor sich lassen wollte, in einem Gange auf. Aber Ludwig fürchtete mehr seinen Hofmeister, als er die Nähe des schönen Mädchens liebte. Eiskalt erklärte er ihr, sie müsse sich augenblicklich dem Befehle fügen. Ein Fürst ohne Liebe bleibt darum doch zugänglich den Zuflüsterungen abergläubischer Furcht. Richelieu hatte die offene Macht des Klerus unterdrückt, aber seiner geheimen blieb der Weg zum Ohr des Königs durch seine Beichtväter. Wie schlau und versteckt diese auch zu Werke gingen, konnten sie doch Richelieu nicht täuschen. Ludwig selbst hätte nicht angestanden, sie zu verrathen, wenn die Furcht vor seinem Minister mächtiger war als die, welche sein Seelsorger wegen der Gefahr der Kirche und Religion ihm vormalte. Richelieu entsetzte des Königs Beichtväter und schickte sie in die Verbannung, gleich den weltlichen Personen, die ihm gefährlich wurden.

Dennoch mußte der Minister einen König fürchten, den nur die Furcht an ihn band. Pläne zu bilden war Ludwig's Geist zu träg; aber wer widersteht der Macht

der Impulse? Das Ungefähr zerstört die klügsten, reif erwogensten Maßregeln. Auch ein Geist wie Ludwig's bedurfte der Beschäftigung; wer wußte, wie diese Beschäftigung einmal ausschlug, wenn sie nicht ununterbrochen nach des Ministers Absicht geleitet wurde? Auch er konnte nicht immer gegenwärtig sein; die großen Sorgen führten seinen Geist nach allen Theilen Europas. Während er die Schweden bezahlte, den Papst in Rom bewachte, die italienischen und savoyischen Fürsten nicht aus dem Auge lassen durfte, während er die Catalonier und Portugiesen zum Aufruhr verlockte und selbst mit den Puritanern in England Verbindungen unterhielt, ja mehr noch, während er die Prinzen, Großen, seine eigenen Feldherren überwachen und dem berühmtesten fürstlichen Condotiere, den er für seine Sache geworben, dem Herzog Bernhard von Weimar, auf jedem Schritte achtsam folgen mußte, konnte sein Auge nicht auf jede Regung und Bewegung seines königlichen Mündels Acht haben. Er bedurfte hier eines Vertreters, der ihm einen Theil seiner Last abnahm. Auch ein König ohne Herz bedarf eines Geschöpfes, dem er etwas vertrauen kann; denn so eiskalt und verschlossen ist keines Menschen Brust, daß nicht Augenblicke kommen, wo er den aufsteigenden Gedanken, das sich regende Gefühl mitzutheilen den Drang fühlt. Gern wäre Richelieu selbst dieser Favorit, dieser Vertraute geworden. Aber er war nur der Mann, um zu herrschen; er konnte auch nicht den Schein ertragen, sich beherrschen zu lassen. Niemand spielt mit einem Gegenstande, den er fürchtet, und es kam hier darauf an, dem Könige auch ein Spielzeug zu verschaffen, das unschädlich wäre und zugleich Dem von Vortheil, der es ihm in die Hand gab.

Einen solchen Favoriten zu finden, war schwer; ei-

nen, der alle Eigenschaften dazu hatte, den König zu beschäftigen und Fügsamkeit und Furcht genug, um beständig Richelieu's Werkzeug zu bleiben. Es war zu verführerisch, Gunst und scheinbaren Einfluß am Hofe zu besitzen, und nicht der Eitelkeit Raum zu geben, nach einer selbständigen Stellung und Macht zu streben. Auf dem Wege waren die meisten Staatsmänner früher unter dieser Regierung zu ihrer Würde gelangt. Welche Lockung mehr, wo es gegolten hätte, einen Richelieu zu stürzen; ein Unternehmen, welches durch den rauschenden Beifall so vieler Tausende von Misvergnügten belohnt wurde und Manchem leicht erschien. Das Ungeschick, der Leichtsinn und die Leidenschaftlichkeit seiner Feinde hatten dem Cardinal immer den leichten Sieg in die Hand gespielt, wo ein angehender Favorit sich zu erheben drohte.

Die Erfahrung hatte ihm gelehrt, daß Frauen zu dem Spiel für ihn sich nicht eigneten. Auf der einen Seite war Ludwig's Natur zu kalt, um sich von ihrem Reiz und Witz fesseln und leiten zu lassen; auf der andern Richelieu's herbes Wesen nicht geschickt, um liebenswürdige Frauen an sein Interesse zu binden. Er trieb nur ein Spiel mit Frauen; durch die Hand seiner Nichten belohnte und strafte er Dienste und erweiterte den Einfluß und die Macht seiner Familie.

Endlich glaubte der Cardinal die Persönlichkeit gefunden zu haben, die er brauchte. Er hatte sich der Söhne seines verstorbenen Freundes, des Marschalls d'Effiat, mit besonderer Sorgfalt und mit der Absicht angenommen, sie an den Hof zu bringen und ihr Glück zu machen. Der ältere besaß nicht die Eigenschaften, um in der Hofluft zu glänzen. Aber der zweite Sohn, **Cinqmars**, schien ihrer in desto größerer Maße theilhaft. Von glücklicher Gesichtsbildung besaß er einen lebhaften Witz und

hatte sich schon früh alle Talente eines französischen Cavaliers im Umgange angeeignet. Noch war Cinqmars halb Knabe, als ihn Richelieu schon zum Capitain einer Compagnie des königlichen Leibregimentes und zum Garderobemeister des Königs ernannt hatte. Er unterrichtete ihn selbst, wie er es anzufangen habe, die Gunst seines Gebieters zu erlangen; denn ihm galt es gerade, das Fräulein von Hautefort zu verdrängen. Doch verging ein Jahr, ehe Ludwig auf den liebenswürdigen jungen Mann aufmerksam wurde. Erst während der Belagerung einer Stadt in den Niederlanden, welcher Ludwig persönlich beiwohnte, bemerkte man, daß er häufiger und vertraulich mit dem jungen Manne redete. Der Cardinal lächelte dazu und der Hof wußte, daß Cinqmars zum Günstling erkoren war.

Er begleitete den König auf dessen Reisen, und die erste Hofintrigue, an der er Antheil hatte, war die oben erwähnte Verweisung des Fräulein von Hautefort. Wenigstens tadelte der König bei seiner letzten vertrauten Unterredung mit ihr die junge Dame lebhaft um deswillen, daß sie seinen Liebling Cinqmars mit ihrem Witz und Spott beständig aufziehe. Wenige Tage darauf erging an sie der Befehl, Paris zu verlassen.

Cinqmars hatte über eine Dame triumphirt; er wollte Belohnung dafür und ruhte nicht eher, bis ihn der König zum Oberstallmeister von Frankreich ernannte. Der Herzog von Bellegarde, welcher diese Würde bis da bekleidet, ward genöthigt, sie gegen eine Entschädigung niederzulegen.

Cinqmars' Gunst stieg in reißenden Fortschritten. Kaum zwei Jahre nachdem es Richelieu gelungen war, ihn dem Könige näher zu bringen, hatte der Cardinal schon Grund ihn zu fürchten. Es war in einem Augenblicke, wo sein Glücksstern nach den damaligen Begriffen einen neuen

Glanz erhalten hatte. Eine seiner Nichten, die Tochter des Marschalls von Brezé, hatte (1641) einen Prinzen von Geblüt, Condé's Sohn, den Herzog von Enghien, geheirathet. Nun, glaubte man, sei Richelieu's Macht auf die Dauer festgestellt. Aber mit Argwohn sah sein scharfblickender Geist mitten aus den mit außerordentlicher Pracht begangenen Hochzeitsfeierlichkeiten auf das Benehmen des neuen Günstlings. Er hatte gewagt, ohne seines Gönners Vorwissen, den König um das Commando über die Truppen zu bitten, welche die Zufuhren in das französische Lager vor dem eingeschlossenen Arras bringen sollten. Ein solches Commando wurde nur den erfahrensten und geschicktesten Generalen anvertraut; dennoch hatte ihm der König diese Ehre zugesagt. Richelieu erklärte sich mit allem Eifer dagegen; der König mußte nachgeben und Cinqmars mit dem bittern Gefühl gekränkter Eitelkeit auf die Ehre verzichten. Aber schon stand er in solchem Ansehen, daß Richelieu ihm die Kränkung vergüten zu müssen glaubte. Cinqmars erhielt den Oberbefehl über die Volontairs, die Gendarmen und die leichten Reiter der Leibgarde.

Bald jedoch schien der zwanzigjährige Jüngling der zu großen Gunst, die ihm das Schicksal zuwarf, selbst überdrüssig. Sein Ehrgeiz war befriedigt oder zurückgetreten hinter den lebhaftern Neigungen seiner Jünglingsnatur. Der Günstling, der tägliche Begleiter, Gesellschafter, Lustigmacher eines Königs wie Ludwig der Dreizehnte zu sein, war keine lockende Aufgabe für einen jungen Menschen, der die Lust in vollen Zügen einschlürfte und den Wechsel liebte. Er mußte sein junges Leben Tag für Tag bei einem ernsthaften, kalten, einsylbigen Fürsten zubringen, der keine andern Lustbarkeiten kannte,

als Füchse und Dachse in ihren Löchern aufzusuchen, oder im Winter Amseln mit Stoßfalken zu fangen. Es war ein trauriger Zeitvertreib für den lebhaften Cinqmars, der andere Lustbarkeiten gekostet hatte. Er sehnte sich nach den vergnügten, von Witz, Heiterkeit, von lauten und stillen Genüssen gewürzten Abenden, welche er schon in früher Jugend im Palais des Herzogs von Rohan mitgemacht. Jetzt durfte er nur dann den Hof verlassen, wenn er nach Ruel ging, um pflichtmäßig dem Cardinal von Allem, was bei Hofe vorging und was der König mit ihm gesprochen, Bericht abzustatten.

Auch dies Späher- und Angebergeschäft mochte so wenig nach seinen Wünschen sein, als es ehrenvoll war. Ueberdies begegnete ihm der Cardinal, der, wo er nicht nöthig hatte, die Maske der Sanftmuth vorzunehmen, stolz und gebieterisch war, wie einem Kinde, das er auferzogen hatte. Immer und immer wieder mußte er es mit anhören, daß er, Richelieu, der einzige Urheber seines Glückes sei, daß es nur auf ihn ankomme, ihn wieder in seine Unbedeutendheit zurückzustürzen; stets Ermahnungen, sich klüger, gescheiter aufzuführen, und die Drohung, wenn er auch nur einen Fehler wieder beginge, ihn augenblicklich vom Hofe fortzujagen.

Nicht der Minister allein, auch sein eigener Schwager, der Marschall de la Mailleraye, hofmeisterte fortwährend an ihm. Der verwöhnte junge Mensch hielt es nicht mehr aus. Statt den König zu amusiren, klagte er ihm seinen Verdruß, und hielt ihm unaufhörlich vor, daß gerade die besondere Gnade, womit der Monarch ihn beehre, ihn unglücklich mache. Sein Wunsch sei, weniger Ansehen, aber mehr Freiheit zu haben. König und Cardinal wetteiferten nun, ihm nachdrückliche Vorwürfe zu machen, und Cinqmars gab empfindliche Antworten. So

kam es, daß er und der König oft Tage lang kein Wort mit einander sprachen.

Richelieu ahnete in Augenblicken, daß er sich in dem jungen Manne einen gefährlichen Feind aufziehe, aber er warf im Stolze seines Selbstbewußtseins diese Furcht wieder bei Seite, und glaubte dann zu seinen Plänen kein passenderes Werkzeug zu besitzen als den leichtsinnigen Jüngling. Um deswillen machte er den Friedensstifter zwischen ihm und dem Könige. Aber auch dies geschah nie ohne harte Ermahnungen. Cinqmars hatte sich doch dann und wann Abends in das Rohan'sche Palais geschlichen; auch besuchte er eine damals in Paris sehr berühmte Schönheit, um sich in der stillen Unterhaltung mit ihr für die Langeweile in der des Königs zu entschädigen. Der Minister wußte Alles, und der Hofmeister stellte ihm als erste Bedingung, daß er die Gesellschaften im Palais und die schöne Dame meide. Cinqmars versprach, was er nicht halten konnte und wollte. Er setzte seine Besuche fort, nur daß er vorsichtiger zu Werke ging. Wenn der König zu Bette war, schlich er, im Mantel verhüllt, zu seiner Schönen und kehrte erst wieder gegen Morgen zurück, um beim Aufstehen des Königs zugegen zu sein. Diese abmattende Lebensart schwächte seine Gesundheit, er war träge, verdrießlich, verdrießlicher als sein König, der ihn mit Vorwürfen überhäufte, und doch nicht von ihm ließ.

Ja so stark war diese Neigung oder Gewöhnung an Cinqmars' Umgang beim Könige, daß der Günstling etwas wagen konnte, was Ludwig allein nie gewagt hätte. Ein königlicher Kammerdiener stand in Richelieu's besonderm Dienste und mußte ihm täglich Alles hinterbringen, was der Monarch sprach. In einem Momente der Aufregung und des Zorns wußte Cinqmars den König zu bewegen, daß er ihn

fortjagte, obgleich das Verbrechen des Dieners in nichts Anderm bestand, als was alle Hofbeamte thaten und für Pflicht und klug hielten, sofern es ihnen um die Geneigtheit des Cardinals und ihre Stelle zu thun war. Jener war darüber sehr aufgebracht und ließ den Favoriten hart an. Aber Cinqmars hatte Fortschritte in der Verstellung gemacht; er nahm die Maske tiefster Unterwürfigkeit an. Er stellte dem Minister vor, daß man den König im Kleinen frei schalten lassen müsse, um im Großen zu walten, wie man Lust hätte. Er deutete an, daß man einen niedrigen Späher opfern könne, um das Ansehen eines größern zu verstärken, und erbot sich zu Allem, was sein hoher Gönner über ihn verfügen würde. Richelieu traute ihm nicht mehr, aber in Verdrießlichkeiten anderer Art verwickelt, indem gerade ein neuer Anschlag auf sein Leben entdeckt war, der selbst vom Herzog von Vendome herrühren sollte, ließ er die Sache diesmal auf sich beruhen.

Verschwörungen und Empörungen folgten rasch aufeinander; immer nur, um in ihrem kläglichen Ausgang aufs neue darzuthun, wie fest Richelieu's Macht geworden, wie erbärmlich die Machinationen der Großen des Reiches, der Prinzen vom königlichen Hause waren, wo jeder nur seinem Hasse fröhnen wollte. Kaum daß die Verschwörer große, edle Zwecke im Munde führten, wo es freilich auch nichts galt, als den eigenen kleinen Vortheil, höchstens den der hohen Aristokratie. Denn in der Kunst, Phrasen zu bilden von der frevelhaften Zerstörung des alt Ehrwürdigen, von der frechen Hand, gelegt an die überkommenen Rechte und Institutionen der Väter, von der heiligen Pflicht, sie mit seinem Herzblut zu vertheidigen, Phrasen, welche zweihundert Jahre später durch ein oder zwei Decennien so guten Klang hatten, daß

sie Viele täuschen konnten, in dieser Phraseologie war man jener Zeit wenig bewandert; auch war Richelieu der Mann, um Redensarten durch die That zu beantworten.

Das Volk ward wol zuweilen hineingezogen, auch erwähnte man des Wortes Freiheit, ein Wort, das aber beliebiger Auslegungen fähig ist. Und wenn die Pariser Lust hatten und Miene machten, sich für die Freiheit zu erheben, so war es die von drückenden Abgaben, und wenn sie die Tyrannei des Cardinals verabscheuten, war es nicht, daß sie die Tyrannei eines Premierministers überhaupt nicht wollten, sondern nur an die Stelle des verhaßten Mannes, dessen Regiment schon zu lange gedauert, das neue Regiment eines andern Günstlings, welcher je zur Zeit ihr Liebling oder ihnen noch gleichgültig war. So mochte der nachmalige Cardinal von Retz die Pariser zum Aufstande für die Freiheit, was man heute begeistern nennt. Aber der Aufstand unterblieb, weil die vornehmen Personen, deren Schilderhebung abgewartet werden sollte, nicht den gewünschten Sieg erfochten.

Der Graf von Soissons, ein königlicher Prinz, beliebt bei den Parisern, wie der Cardinal bei ihnen verhaßt war, hatte zu Sedan die Fahne des Aufruhrs erhoben; nicht gegen Frankreich, nicht gegen den König, nur gegen Richelieu's Tyrannei. Aber alle diese Empörungen und Verschwörungen stützten sich immer auf Verabredungen und Bündnisse mit den Feinden des Landes. Ihr Herd war gemeiniglich in den spanischen Niederlanden. Ohne Geld und Verheißungen von Truppen aus Madrid, Brüssel oder Wien unternahm kein Großer jetzt noch einen Aufstand. Die Sammelplätze der Empörer waren immer in einer befestigten Grenzstadt. Diesmal

in der Grenzstadt Sedan, welche dem Herzog von Bouillon gehörte, einem Fürsten, der, umsichtiger als der hitzige Graf von Soissons, dem Bündniß beigetreten war. Sedan war von ihm zu einem festen Waffenplatze gemacht worden. Das Glück schien den Verbündeten günstig; sie schlugen auf den Ebenen von Sedan den französischen Marschall von Chatillon, der zur Belagerung heranzog. Aber bei der Verfolgung stürzte plötzlich der Graf von Soissons vom Pferde. Eine Kugel hatte ihm den Schädel zerschmettert. Von dem Feinde konnte sie nicht herrühren, weil die Fliehenden schon in zu großer Entfernung waren. Es bleibt zweifelhaft, ob die Kugel von einem Verräther kam, der sich unter den Reitern seines Gefolges befand, oder ob der Herzog selbst durch Unvorsichtigkeit sich das Leben genommen, indem er vermittelst seiner Pistole das heruntergefallene Visir im raschen Reiten wieder aufschlagen wollte. Das Letztere ward angenommen.

Mit dem Grafen von Soissons war, wenn nicht die Seele, doch der sichtbare Mittelpunkt der Empörung verschwunden. Der Sieg blieb ohne andere Folgen, als daß der verständige Herzog von Bouillon ihn benutzte, um einen erträglichen Frieden mit dem doch nicht zu überwindenden Cardinal abzuschließen. Cinqmars war bei diesem Vergleiche dem Herzoge behülflich gewesen; er hatte den König dahin bewogen, den Fußfall des Empörers anzunehmen, und Das, um was derselbe als Ehrensache stritt, zu gewähren, nämlich die Aufhebung des Processes gegen des Grafen Leichnam und dessen ehrenvolle Bestattung in der Familiengruft. Cinqmars hatte nicht ohne Absicht gehandelt. Schon galt es ihm, sich eine Partei zu bilden. Die Kränkungen des stolzen Cardinals hatten seinen Ehrgeiz aufs Neue angestachelt. Er ging

mit dem großen Plane schwanger, den Mächtigen zu stürzen.

Seine Eitelkeit ging daneben mit einem andern Plane um. Die Hand der in Paris lebenden Prinzessin Maria von Gonzaga zu besitzen, galt noch weit Höheren als Cinqmars als ein Glück. Der damalige Thronfolger, des Königs Bruder, Gaston von Orleans, hatte diese schöne Prinzessin zur Frau begehrt, und es kostete dem vereinten Widerstand des Königs, des Cardinals und der Königin Mutter, Maria von Medici, Mühe, um den leidenschaftlichen Prinzen von dem Verlangen abzubringen. Cinqmars nährte den kühnen Gedanken, um sie zu werben. Briefe der Prinzessin, welche man später bei ihm fand, zeigen, daß der schöne junge Mann ihr nicht gleichgültig war. Als Staffel zu seinem Glücke, drang er in den König, ihn zum Herzog und Pair zu ernennen. Der Cardinal war entschieden dagegen. Er nannte es eine unerhörte Anmaßung, als bloßer Edelmann, der sein Glück der Gunst des Königs allein verdanke, an eine solche Verbindung nur zu denken. Der Favorit erwiderte, daß seine Mutter sie gutheiße. „Wenn das wahr ist, sagte Richelieu, beweist das nur, daß sie als Frau so unklug ist wie Sie als Mann."

Cinqmars mußte die bittern Reden verschlucken, aber sein Entschluß stand nun fest. Er wurde durch des Cardinals Benehmen nur noch mehr befestigt. Richelieu wollte ihn aus allen geheimen Conseils, zu denen der König ihm den Zutritt gewährt, ausschließen. In Gegenwart des Staatssecretairs Desnoyers nannte er ihn einen übermüthigen Menschen, den er ebenso leicht erniedrigen könne, als er ihn unverdientermaßen erhoben habe; einen Leichtsinnigen, der sich um die Staatsgeschäfte, von denen er nichts begreife, auch nicht zu küm-

mern hätte. Unter den härtesten Vorwürfen der Undankbarkeit verbot er ihm je wieder bei einer Rathssitzung sich sehen zu lassen. Cinqmars fühlte die Kränkung so schmerzlich, daß er Thränen vergoß.

In seiner Wuth wandte er sich an den Herzog von Bouillon, der ihm der geeignetste Verbündete schien, und trug ihm geradezu ein Bündniß zum Sturz des Cardinals an. Aber dem erfahrenen Prinzen schien der junge Mann nicht der geeignete Mann zu einem Unternehmen, das so eben erst und zwar mit ganz andern Bundesgenossen gescheitert war. Wie sollte er, der noch kaum den Kopf aus der Schlinge gezogen, sein Glück einem einundzwanzigjährigen Höfling abermals anvertrauen, welcher durch seine übereilte Mittheilung den schlagendsten Beweis von seiner Unbesonnenheit ihm gab? Er wich deshalb durch allgemeine Antworten aus und rühmte die Einsicht, die Talente und Absichten des Cardinals.

Cinqmars ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er hatte einen andern Vertrauten, den die Laune des Schicksals gerade ihm zuwies, der aber in allen seinen Eigenschaften das Gegenstück zu diesem voretwähnten Lieblinge des Glückes war. **Franz August von Thou**, der Sohn des berühmten Geschichtschreibers, um 15 Jahre älter als Cinqmars, war ein Mann von Verstand, Muth und edlen Gesinnungen. Aber der Cardinal zürnte ihm wegen eines Verhältnisses mit der Herzogin von Chevreuse, einer Dame, die er für seine Feindin hielt und verfolgte. Er versagte ihm deshalb den Zutritt zu allen wichtigen Aemtern. Das unthätige Leben fiel dem rüstigen Manne zur Last. Er hielt sich an Cinqmars, um unter dieser aufgehenden Sonne in der königlichen Gunst zu wachsen. De Thou war ein Freund des Herzogs von Bouillon. Cinqmars ersah ihn nun, um durch ihn dem Letztern neue

Vorschläge zu machen, die Bouillon aber im Anfange ebenso ablehnte, als diejenigen, welche der Günstling ihm persönlich gemacht hatte.

Cinqmars arbeitete nun von einer andern Seite auf sein Ziel los. Der Ehrgeiz und die Sucht nach Rache hatte seinen Flattersinn und die Neigung zu eitlen Lüsten ganz erstickt. Seine volle Kraft der Liebenswürdigkeit und der Ueberredungskünste wandte er an, um den König gegen Richelieu einzunehmen. Er zog offen sein Benehmen bei allen Staatsangelegenheiten durch, schilderte seine Verstöße, Fehler, seinen Eigensinn, der Frankreich erschöpfe, das Ansehen des Königs untergrabe, und den Staat an den Rand des Abgrundes führe.

Wir sagten, daß alle Angriffe und Verschwörungen gegen den Cardinal beleidigte Eigenliebe zum Grunde hatten, und einer höhern, geistigen Idee entbehrten. Das war in Bezug auf die Personen allerdings der Fall, welche diese Verschwörungen anzettelten. Sie handelten ohne moralischen Impuls, nur für sich. Dennoch war ein Grund des Misvergnügens da, ein weit verbreitetes Misvergnügen, welches eine tiefere, moralische Quelle hatte. Richelieu's Politik war die Frankreichs, des zum Bewußtsein seiner europäischen Bedeutung erwachten Frankreichs. Aber indem der Cardinal die Uebermacht des Hauses Habsburg bekämpfte, stritt er gegen die katholischen Interessen, welche Oestreich und Spanien vertraten. Seine Bundesgenossen waren die ketzerischen Schweden, die Protestanten in Deutschland, die reformirten Niederländer, sogar die Sekten in England. Er, der die Reformirten in Frankreich unterdrückt hatte, schloß Bündnisse mit Ketzern, die von deren Seite den Zweck hatten, die protestantische Kirche und Lehre zu schützen gegen die Anstrengungen des Hauses Oestreich, welches sie unterdrücken wollte. Der

Fanatismus war in Frankreich noch nicht ausgetilgt. Die katholische Partei sah mit dumpfem Misvergnügen diese Bündnisse an, sie sah einen Cardinal, der, mächtiger als der Papst, ihm Gesetze vorschrieb, der im Wesen alle Maßregeln hinderte, welche zur Verbreitung des katholischen Einflusses hinführten, und ihn mit schonungsloser Härte die ebenbürtigen Verwandten seines Königs behandeln, welche durch Blutsbande und Neigung dieser Partei anhingen. Ihnen galt Richelieu als ein Frevler, dessen Sturz eine Wohlthat für den katholischen Glauben wäre.

Aber noch eine andere loyale Partei, eine große, durch ganz Europa verbreitete, flehte zum Himmel um diesen Sturz. Es war die Partei des Friedens, die Partei der Völker; auch des französischen Volks, das noch nicht zu dem Bewußtsein erwacht war, um die Wohlthat zu würdigen, welche Richelieu's Regierung für Frankreich wirkte. Es wäre zu viel gefodert gewesen, daß ein ganzes Volk in die Zukunft blicken sollte, die den erleuchtetsten Geistern, vielleicht Richelieu selbst, nicht klar vor Augen lag. Das Volk fühlte nur den Druck, die Geißel des Krieges, und Richelieu war es, der ihn wollte, liebte, der immer neues Oel in seine verlöschenden Flammen goß. Denn noch war Oestreich nicht gedemüthigt. Je blutiger, hartnäckiger und verderblicher der dreißigjährige Krieg wurde, desto mehr ostensiblen Eifer zeigten die Mächte, den Frieden wiederherzustellen, aber desto weniger war es ihnen Ernst, ihren Völkern ein Kleinod wieder zu geben, nach dem sie unter den härtesten Drangsalen seufzten. Zwar arbeiteten in Hamburg die schwedischen, östreichischen und französischen Gesandten, Salvius, Lúzau und d'Avaur schon geraume Zeit, um die vorläufigen Bedingungen des Friedens in Richtigkeit zu

bringen, und der Tractat vom 25. December 1641 bestimmte, daß nach zwei Monaten die Geleitsbriefe für die Friedensgesandten ausgewechselt werden sollten, welche in Münster und Osnabrück zu verhandeln hätten; aber es galt nur dem Volke ein Blendwerk vormachen und seine lauten, heißen Wünsche mit vergeblichen Friedenshoffnungen hinzuziehen. Weder dem Hause Oestreich, noch Richelieu war es ein rechter Ernst. Der Graf d'Avaux erhielt sogar geheime Befehle: durch alle nur mögliche Ausflüchte den Friedensschluß zu verzögern.

Cinqmars trat vor seinem Könige als Sprecher für sein Volk auf. Er malte Richelieu's Hartnäckigkeit in Fortsetzung des Krieges mit den glühendsten Farben; wie dieser unselige, endlose Krieg das Königreich erschöpfe und dem Könige den Fluch des Volks zuziehe. Ludwig hörte seinen Günstling mit innerm Wohlgefallen an, er lächelte auch, denn er vernahm, wenn für ihn keine Gefahr dabei war, nichts lieber als Schmähungen gegen den gehaßten, großen Mann. Auch lächelte Ludwig noch, als Cinqmars ihm vorstellte, wie der herrschsüchtige Minister ihn in unwürdiger Sklaverei halte und ihm nur den Schatten der königlichen Gewalt lasse. Aber seine Stirn zog sich in finstere Runzeln, sobald Cinqmars ihm vorschlug, den Cardinal sich vom Halse zu schaffen. Ludwig hielt seinen Minister nunmehr für unentbehrlich. Er wurde dann einsylbig und zeigte dem Günstling einen gewissen Kaltsinn, welcher diesen im Zustande seiner Aufregung noch mehr entflammte.

Fontrailles, ein Vertrauter des Vertrauten, der die innern Aengste seines jungen Gönners ansah, gab ihm einen kühnen Rath, den verhaßten Minister durch Meuchelmord aus dem Wege zu schaffen. Cinqmars schauderte vor dem Vorschlage nicht zurück. Die Sittenlehre

der Zeit und des französischen Hofes war eine andere, als die uns für die rechte gilt. Er hätte den Cardinal gern ermorden lassen, aber wollte nicht als Opfer eines mislungenen Versuches fallen, und sah sich deshalb zuerst nach einem sichern Zufluchtsorte im Falle des Mislingens und nach einer mächtigen Partei um, auf die er sich stützen konnte.

Die Partei fehlte nicht; ebenso wenig ihr immer bereitwilliges Oberhaupt. Gaston von Orleans, des Königs Bruder, war unermüdlich, nicht im Anzetteln von Verschwörungen, sondern darin, sich zu ihrer Puppe unter dem Titel ihres Oberhauptes herzugeben. Er hatte durch die oftmalige Wiederholung der Rolle eine Fertigkeit darin gewonnen, die Sünde des blutigen Verrathes, wenn er misglückte, wie eine Schlangenhaut abzustreifen, und durch bußfertige Unterwerfung unter dem verhaßten Priester sich für seine Person einen schimpflichen Frieden zu erkaufen. Er wagte nichts: sein fürstliches Haupt ward nicht angerührt. Nur die Häupter seiner Getreuen lieferte er auf das Schaffot, und lebte in Fülle und Frieden, höchstens auf einige Zeit aus der Nähe des Hofes verbannt, fort. Er war daher immer bereit, wenn es eine neue Empörung galt, seinen Namen, seine Unterstützung zu liefern. Die Erinnerung an das blutige Haupt des Montmorency, das für ihn vom toulouser Schaffot gerollt war, kümmerte ihn nicht. Er lebte nicht in den Erinnerungen, nur im Genuß des Augenblicks und in den Phantasien der Zukunft.

Gaston war auch diesmal bereit, in Cinqmars' Pläne einzugehen. Er sollte sich zuvörderst genauer mit dem Herzog von Bouillon verbinden, zu ihm nach Sedan entweichen und von dort seine Klagen gegen den Cardinal-Minister nach Paris senden. Cinqmars wollte,

von ihnen unterstützt, einen letzten Versuch auf das Gemüth des königlichen Bruders machen. Zugleich aber, für den wahrscheinlichen Fall, daß dieser Versuch abermals fehlschlüge, müßte man mit Spanien unterhandeln, um von dorther Truppen und Geld zu erhalten und mit gewaffneter Hand einen Einfall in Frankreich zu machen.

Aber Gaston war nicht der Mann, auf den jemals einer seiner Vertrauten baute. Es galt nur, seinen Namen für sich zu haben. Weit wichtiger und nothwendiger war der volle Beistand des Herzogs von Bouillon, ohne dessen Besonnenheit, Tapferkeit und sein festes Sedan, als Zufluchtsort für die Misvergnügten, jede Schilderhebung zur Thorheit wurde. Cinqmars weihte de Thou in seinen ganzen Plan ein, um durch ihn den Herzog zu gewinnen. Aber sobald dieser von dem beabsichtigten Meuchelmord hörte, gerieth er in Entsetzen und erklärte, sein Abscheu vor einer solchen That sei so groß, daß er keinen Schritt thun werde, um eine Unternehmung, die damit in Verbindung stände, zu befördern.

Man ließ also diesen Punkt einstweilen fallen, und ging auf die allgemeinern politischen Combinationen über. De Thou ließ sich bewegen, nach Sedan zu reisen und den Herzog von Bouillon nach Paris zu bringen. Hier schien der Letztere dem Günstlinge ein geneigteres Ohr für seine Pläne zu leihen, als dieser ihm vorschlug, sich mit Gaston von Orleans und den Spaniern in Verbindung zu setzen. Cinqmars rieth ihm deshalb, das ihm zugedachte Obercommando in Italien nicht anzunehmen, weil dies ein Fallstrick des Cardinals sei. Denn so groß für ihn die Gunst erscheine, ein so wichtiges, selbständiges Commando zu führen, nachdem er kaum vor sechs Monaten noch als Rebell gegen Frankreich gefochten und bei

Sedan ein französisches Heer geschlagen habe, werde diese Ehre ihm doch nur ertheilt, um seinen Ruhm bei der italienischen Armee wahrscheinlich wieder einzubüßen, und zugleich ihn von dem innern Schauplatze zu entfernen, auf dem er, seiner persönlichen Bedeutsamkeit allein entsprechend, auftreten könne.

Bouillon wankte, indessen ereignete sich etwas, was das ganze Complott unnöthig zu machen drohte. Den König befiel eine Schwäche, daß man für sein Leben fürchtete. Der ganze Hof wurde unruhig. Jedermann suchte nach einem Asyl oder einer sichern Stellung in den Veränderungen, welche sein Tod hervorbringen könne. So groß, im allgemeinen Glauben, war Richelieu's Ansehen, daß die Königin selbst, die Mutter des Thronfolgers, fürchtete, er werde, noch allmächtig nach Dessen Tode, der ihm seine Macht übertragen, ihr die Regentschaft über ihre Söhne entreißen. Sie, die legitime Regentin, suchte daher selbst die Gunst des Herzogs von Bouillon. Sie wollte, gleich nach Ludwig's Tode, sich in sein festes Sedan, als Freistatt, zurückziehen. Indessen der König genas, alle Intriquen und Combinationen wurden erschüttert, und Bouillon mußte zum Commando nach Italien abgehen.

Doch war eine Verbindung zwischen ihm und Gaston von Orleans zu Stande gekommen, und Cinqmars Vertrauter, Fontrailles, wurde mit dem Entwurf eines Tractates nach Madrid geschickt, um mit der Krone Spaniens zu unterhandeln. Cinqmars selbst begleitete den König auf seiner Reise nach dem durch den Aufstand der Bevölkerung gegen Spanien ihm nun unterworfenen Catalonien. Auf dieser Reise mußte Richelieu, der dem Könige folgte, bemerken, daß sein Ansehen gesunken war. Cinqmars hatte im Cabinette die Oberhand über ihn ge-

wonnen, obgleich der König ihm nach wie vor die Verwaltung der Staatsgeschäfte überließ.

In Cinqmars' Kopfe gingen nicht weniger als drei Pläne um. Zuerst hoffte er noch immer auf dem Wege der Intrigue und der Ueberredung den König dahin zu überreden, daß er den Cardinal entlasse. Dann wollte er ihn durch eine Mordthat aus dem Wege räumen. Endlich sollte Gaston von Orleans sich offen mit den Spaniern verbinden, in Frankreich einbrechen und durch einen Krieg der Völker und Staaten durch blutige Schlachten und Belagerungen zu dem Ziele hinwirken, daß ein verhaßter Minister entlassen werde.

Sonderbarer Weise beschäftigte sich Cinqmars mit allen drei Plänen zu gleicher Zeit, um, wenn einer fehlschlüge, durch die andern zu seinem Zwecke zu gelangen. Zuweilen schien der König ganz geneigt, auf den ersten einzugehen. Am nächsten Tage war der Cardinal ihm aber wieder der unentbehrliche Mann, ohne den die ganze Staatsmaschine ins Stocken gerathen müßte. Es dünkte ihm gefährlich, ja sein königliches Ansehen beeinträchtigend, einen Mann vor den Kopf zu stoßen, der durch seine Verwandten, die er überall zu Gouverneuren bestellt, im ganzen Lande gebiete und Herr der meisten Festungen des Reiches wäre. Wenn der König über das Elend gerührt war, das ihm der Günstling in allen Provinzen, wo der Krieg gewüthet, vormalte, schloß dieser: „Und dieser Krieg wird nie ein Ende nehmen, so lange der Cardinal dabei eine Stimme hat. Selbst gegen Euer Majestät ausdrückliche Befehle wird er Vorwände finden, um den Friedensschluß zu verzögern." Um sich davon zu überzeugen, foderte er den König auf, selbst einmal das Geschäft in die Hände zu nehmen und ohne Vorwissen des Cardinals und der Minister eine vertraute

Person nach Madrid und Rom zu senden, um sich vom Stande der Friedensunterhandlungen zu unterrichten. Er werde alsdann finden, daß nur der Cardinal dem allgemeinen Verlangen nach Frieden im Wege stände. Der König ward auch wirklich dadurch bewogen, an Cinqmars und Thou eine eigenhändige Vollmacht zu ertheilen, um nach beiden Orten zu schreiben und eine geheime Privatfriedensunterhandlung anzuknüpfen. Wie weit diese Unterhandlung gedieh, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich ward sie von Richelieu entdeckt, und er zerschnitt mit geschickter Hand die Fäden, ohne daß die dabei Interessirten ihn davon abhalten konnten.

Auch gab Cinqmars wenig darauf. Seinem jugendlichen Ungestüm und Groll sagte mehr eine rasche That zu, durch welche er sich an dem verhaßten Manne schnell, sicher und blutig rächen konnte. Es war während des Königs Aufenthalt in Lyon, wo er wieder ernstlich mit dem Mordplane umging. Aber auch hierbei bewies er seine Unbesonnenheit und seinen Leichtsinn. Er entdeckte sich mehren Offizieren der königlichen Haustruppen. Auch Herrn von Treville, dem Obristen der Musketiere. Dieser war mit Vergnügen dazu bereit, den Cardinal niederzustoßen, und gab dem Günstlinge das Wort darauf, es zu thun, wenn er nur den ausdrücklichen Befehl des Königs dazu erhalte. Dieser war nicht, wenigstens nicht in der Form zu erhalten, wie ihn Treville begehrte; denn der Wunsch des Königs, den dieser einst laut in seiner Gegenwart äußerte: „daß er doch des Cardinals los wäre!" galt dem vorsichtigern Militair nicht dafür.

Cinqmars ließ nun die Offiziere zweier Regimenter, welche er in der Auvergne anwarb, nach Lyon kommen, und sprach mit ihnen, und mit mehren andern Edelleuten

aus der Provinz von seinem Vorhaben, nicht wie das Haupt einer Verschwörung zur nächtlichen Versammlung der Verschworenen redet, mit verhaltenem Grimm, aber vorsichtig die Worte abwägend, zweifelhafte Ausdrücke gebrauchend, damit im schlimmen Falle eine Ausrede vor Gericht möglich wird, sondern er sprach zu den Herren wie der Anführer einer Jagdpartie von einer Hetze, auf deren glücklichen Ausgang er hofft. Alles schien verabredet, und des Cardinals Haupt dem sichern Tode geweiht. Aber der König blieb sechs Tage in Lyon, und von einem zum andern Tage ward die Ausführung aufgeschoben. Der Günstling wollte nicht die That allein wagen, nicht allein die Verantwortung auf sich nehmen. Er verlangte, daß die Herzöge von Orleans und Bouillon zugegen wären. Aber sie kamen nicht; sie blieben vielmehr mit gutem Vorbedacht weg, um ihre Hände von einer Freveltat rein zu behalten, deren Früchte sie im günstigen Falle gern geerntet hätten.

Zur selben Zeit hatte Cinqmars' Unterhändler in Madrid seinen dritten Plan gefördert. Fontrailles schloß am 13. März einen Tractat ab; einen Tractat zwischen der Krone Spaniens und dem Oberstallmeister des Königs von Frankreich! Seine elf Artikel besagten Folgendes:

Der Hauptzweck desselben sei, einen billigen Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu vermitteln. Deshalb solle „nichts Nachtheiliges wider den allerchristlichsten König, oder dessen Staaten, oder die Rechte der regierenden Königin vorgenommen werden." Die dunkeln Worte zielten auf die Regentschaft der Königin bei dem möglichen Todesfall des Königs.

Sobald es irgend thunlich, solle Spanien 12,000 Fußvölker und 5000 Reiter von den alten deutschen oder spanischen Truppen „hergeben".

Außerdem 400,000 Thaler baar zu Werbungen, sobald der Herzog von Orleans sich in einer bestimmten Festung (Sedan) befinden werde.

Desgleichen einen Zug schweren Geschützes und Proviant, bis die Truppen in Frankreich eingerückt wären. Dann sollten die Spanier für ihren eignen Unterhalt sorgen.

Alle in Frankreich zu erobernden Plätze sollten der Partei des Herzogs von Orleans übergeben werden.

Dieser erhält außerdem 12,000 Thaler monatlich.

Er erhält das Obercommando über die Truppen. Wenn der Erzherzog Leopold zum Gouverneur der Niederlande ernannt wird, so empfängt Orleans durch ihn die kaiserlichen Befehle.

Kaiserliche Generalspatente wurden zweien nach dem Tractat zu benennenden Herren (Bouillon und Cinqmars) zugesichert.

Außerdem diesen beiden Herren ein Jahrgehalt von 80,000 Ducaten. Um die feste Stadt (Sedan) mit allem Nothwendigen zu versehen, wurden dem Herrn, welchem diese Stadt gehörte, 300,000 Livres versprochen; und bedürfe er noch mehr Hülfe, noch 500 Centner Pulver, und namentlich 25,000 Livres für die Besatzung.

Ohne gegenseitige Einwilligung sollten weder Spanien, noch der Herzog von Orleans Friede schließen.

Letzterer und seine ganze Partei sollten sich für Feinde Schwedens und aller Feinde des Kaisers und des Königs von Spanien erklären.

Dieser Tractat, so bestimmt in seinen Einzelheiten, verräth doch in seiner ganzen vaguen Haltung die Unsicherheit seines Fundamentes, und daß Cinqmars nicht der Mann war, um einen Staatsmann wie Richelieu aus dem Sattel zu heben. In einem Augenblick, wo

Spanien seine eignen Länder nicht mehr schützen, wo es die Verträge mit seinen ältern sichern Bundesgenossen selten erfüllen konnte, indem es weder die versprochenen Truppen, noch Gelder zu senden im Stande war, ließ er sich große Summen, Jahrgelder, Truppen, Kanonen, Centner Pulver, alle auf dem Papier genau berechnet, versprechen, während er aus der Erfahrung wissen mußte, daß, wenn Spanien sie hergeben konnte, um seinen Feind zu vernichten, es das von selbst gethan hätte. Aber durch welche Mittel konnte er seinen Bundesgenossen zur Erfüllung eines Contractes zwingen, den dieser noch immer aus Mangel und Trägheit bei früheren ähnlichen Bündnissen gebrochen hatte? Wenn Cinqmars Spanien den Willen und die Kraft zutraute, ihn bei seinem gefährlichen Unternehmen zu unterstützen, hätte es dieses formlosen Papiers nicht bedurft, das zu nichts diente, als später an ihm zum Verräther zu werden.

In wie weit Ludwig der Dreizehnte von diesem Tractat unterrichtet war, ist eben so wenig ermittelt, und wird es jemals werden, als ob und in wie weit er von dem Ermordungsplan Kenntniß hatte. Bei der spätern Untersuchung strafte er, als ihn Cinqmars der Mitwissenschaft bezüchtigte, diesen der Lüge. Eines Königs Worten mußte das Gericht und die Politik Glauben schenken. Richelieu aber glaubte der Angabe, obwol ihn seine Politik diesen Glauben noch strenger zu verbergen zwang. Man weiß, daß der König den Cardinal haßte, daß er mehr als ein Mal gewünscht, seiner los zu sein, daß er diesen Wunsch auch wol äußerte, daß, wenn ihm eines Morgens die Nachricht unerwartet gebracht wäre, der Cardinal sei todt, er sie eben so vergnügt hingenommen hätte, als da die frühern Günstlinge, deren selbstischer Herrschsucht er überdrüssig war, ermordet

wurden, oder als seine herrschsüchtige und intrigante Mutter aus dem Reiche flüchtete. Aber nimmermehr hätte er die Kraft gehabt, was er wünschte zu befehlen, oder in deutlichen Worten gut zu heißen. Man erzählt, daß er Cinqmars vor seinem Unternehmen gewarnt habe, er möge bedenken, was er wage, und daß er allein die Folgen zu tragen hätte. An diese stillschweigende Zustimmung zu glauben, wird man noch mehr geneigt, wenn man das immer engere Verhältniß, in das sein Günstling zu ihm trat, betrachtet.

Der König, sein Günstling und der Cardinal waren zur Armee an der Grenze von Spanien abgegangen. Perpignan wurde belagert, und Ludwig, obgleich am Podagra leidend, begab sich selbst mit Cinqmars in das Lager, um die Arbeiten zu betreiben. Richelieu mußte, krank, in Narbonne zurückbleiben, und seine Abwesenheit vermehrte das Ansehen des Stallmeisters. Der Cardinal konnte nur durch seine Abgesandten, die Minister Chavigni und Desnoyers, dem Könige seine Sachen vortragen lassen, und sie brachten ihm den traurigen Bericht zurück, daß die Kaltsinnigkeit des Königs gegen des Cardinals Anhänger sich mit jedem Tage vermehre. Der Cardinal Mazarin, welcher in seinem Auftrage Cinqmars Thun und Lassen beobachten sollte, brachte ihm keine erfreulichern Botschaften.

Cinqmars suchte durch freundliches Benehmen, durch reiche Geschenke an die Offiziere und Geldaustheilungen an die Soldaten die Armee für sich zu gewinnen. Diese theilten sich schon in zwei Parteien. Die Anhänger Richelieu's nannte man die Cardinalisten, die des Oberstallmeisters, oder des Königs, wie sie es lieber wollten, Royalisten. Von den beiden Marschällen, welche das Belagerungsheer commandirten, war der

Marschall de la Meillerape ein entschiedener Anhänger des Cardinals. Der berühmte nachmalige Marschall von Schomberg unterhielt sich oft allein mit Cinqmars, und Einige meinten, er habe ihn in sein Interesse gezogen, denn die Angelegenheiten der Parteien wurden beim Heere ganz offen besprochen. Unterrichtetere aber waren der Ansicht, Schomberg stellte sich nur als Cinqmars' Freund, um ihn zum Besten des Ministers, dessen Interesse er anhing, auszuforschen. Sie hatten richtiger gesehen.

Seit dem Tage der Dupe war Richelieu zum ersten Mal wieder in gerechter Furcht und in einer Gemüthsunruhe, die der große Staatsmann nicht mehr kannte. Damals stellte man eine Puppe auf, aber wäre er unterlegen, so war es vor großen moralischen Gewalten. Eine erzürnte Mutter hätte über das Herz ihres Sohnes triumphirt. Damals war er, wenn nicht Anfänger in seiner Kunst, doch noch nicht so hoch gestiegen, daß ihn nicht menschliche, ebenbürtige Kraft herunterstoßen konnte. Jetzt war es anders. Wer in Frankreich konnte sagen: Ich bin würdiger als Du, das Staatsruder zu führen! Seine jahrelange Arbeit, das Product seiner unermüdeten Geistesthätigkeit sollte ihm durch die jämmerlichste Intrigue armseliger, von ihm verachteter Intriguanten entrissen werden. Menschen ohne Ideen, Kenntnisse, Charakter, Entschlossenheit im Denken und Handeln sollten ihn in einem Augenblick um Alles bringen und sein Werk umstürzen. Und wer war an ihrer Spitze? Ein halber Knabe, ein eitler, unbesonnener, unbeständiger Günstling des Glücks, ein Weiberheld, seine eigne Creatur, die er als Puppe hingestellt, und die Puppe war lebendig geworden, um mit einem Richelieu in die Schranken zu treten!

Der König ließ sich mehre Tage nicht nach seinem Wohlbefinden erkundigen. Das war für alle Höflinge ein deutliches Zeichen, wie die Sachen standen. Mit Sturmeseile verbreitete sich durch das ganze Königreich das Gerücht, Richelieu werde nächstens seiner Stelle entsetzt werden. Er selbst glaubte es. Der große Mann, der nie gebeten hatte, bat. Nicht seinen König, er suchte nach auswärtiger Hülfe, um sich zu erhalten. Richelieu war krank. Dies mag es erklären, wenn ein Mann, von dem man erwartet, daß er sich nicht selbst verlieren konnte, wenn gleich er sich verloren geben mußte, den Prinzen von Oranien durch den Gesandten, Grafen Estrades angehen ließ, daß er für ihn bei seinem eignen König ein Wort einlege und Ludwig vorstelle, wie wichtig, ja unentbehrlich seine Dienste wären!

Die Spanier schlugen, sehr unerwartet, in dem Treffen bei Hennecourt die Franzosen. Einige meinten, der Cardinal habe dem französischen Feldherrn Befehl gegeben, sich schlagen zu lassen, um den König in Verlegenheit zu setzen und ihn zu überzeugen, daß er ohne seines Ministers thätige Hülfe nichts vermöge. Aber es wäre ein gefährliches Mittel gewesen, da Ludwig Richelieu's Feinden nie mehr Gehör gab, als wenn schlimme Nachrichten einliefen. Cinqmars hätte leicht die Gelegenheit benutzen können, um des Cardinals Ungnade vollständig zu machen.

Könnte man eine solche Politik des Ministers sich als möglich denken, so schlug sie diesmal zu seinen Gunsten ein. Der König war von der Nachricht erschüttert; wie ein zaghaftes Kind sah er sich nach der Stütze um, an die er sich hielt, und die für ihn alle Wetterschläge aushalten mußte. Er schrieb einen sehr gnädigen Brief an den Cardinal und zog ihn wieder zu Rathe. Die

Gunst für ihn schien neu aufgelebt, die des Favoriten abzusterben.

Richelieu traute aber der Sache noch nicht. Die Wagschale konnte ebenso leicht wieder umschlagen, und der schwache Monarch ihn der Wuth seines Feindes überlassen. Er wurde kränker und machte sein Testament. Die Aerzte riethen ihm, nach Tarascon zu gehen, um den dortigen Gesundbrunnen zu brauchen, Andere meinten, er habe sich nur aus Furcht vor Cinqmars' Dolchen von Narbonne entfernt, da ihm der Gouverneur, Graf von Alais, für seine Sicherheit in Tarascon zu bürgen versprochen.

Schon auf dem Wege nach Tarascon erhielt Richelieu eine Botschaft, die seine Unruhe in Freude verwandelte. Allen Muthmaßungen nach hat er von Schomberg die ersten Mittheilungen über den madrider Tractat erhalten; ein Packet, welches ihm auf der Reise nach Tarascon überreicht wurde, setzte ihn in die Gewißheit, deren er bedurfte. Chavigny, Richelieu's getreuester Minister, eilte mit geheimnißvoller Miene und einem Pack Briefschaften zum Könige. Die lange, geheime Unterredung desselben mit dem Boten setzte Cinqmars in große Unruhe. Doch, seinem Glücke vertrauend, floh er nicht, sondern begleitete den König nach Narbonne.

Er hatte bei Ludwig einen geheimen Advocaten. Es war nicht die persönliche Zuneigung, es war der Argwohn, welchen der König gegen Alles hegte, was von Richelieu ausging. Ludwig sah in dem entdeckten Tractat nur einen neuen Kunstgriff, den der Cardinal gebrauche, um ihn gegen Cinqmars einzunehmen. Auch er hatte die Laune, er wollte nicht, wenigstens nicht grob hintergangen sein, und Chavigny bedurfte der allernachdrücklichsten Vorstellungen, und als auch diese nichts

fruchteten, der Hülfe des königlichen Beichtvaters. Erst den Ermahnungen des Pater Sirmond gelang es, den König zu überzeugen, daß es seine Gewissenspflicht wäre, die gegen seinen Günstling vorgebrachten Beschuldigungen nach der gewöhnlichen Rechtsform untersuchen zu lassen.

Cinqmars, leichtsinnig und unvorsichtig wie immer, blieb trotz seiner Ahnung, daß die Sache sich zum Schlimmen wenden könne, in Narbonne, mit Lustbarkeiten und Zerstreuungen beschäftigt. Von seinem Geheimniß hatte er mit so vielen Leuten gesprochen, daß man schon ganz offen davon redete. Seine Freunde riethen ihm vergebens, auf seine Sicherheit bedacht zu sein. Namentlich bat ihn Fontrailles, mit ihm nach England zu fliehen. Cinqmars schlug die Warnung in den Wind. Er glaubte, der Cardinal sei dem Tode so nahe, daß keine Gefahr mehr von ihm zu erwarten stehe. Im schlimmsten Falle verließ er sich auf des Königs Gunst.

Am 14. Juni 1642 ward endlich der Verhaftbefehl wider Cinqmars, de Thou, den Herzog von Bouillon und einige untergeordnete Anhänger erlassen. Cinqmars ward in seinem Hause ergriffen, nachdem er jetzt endlich vergebens versucht, aus der Stadt zu entkommen. De Thou war schon einige Stunden früher mit dem hugenottischen Edelmann Chavagnac, einem Anhänger Cinqmars', gefangen worden. Doch hatte der Letztere noch Gelegenheit gefunden, vorher seine Papiere zu verbrennen. Der Mehrzahl der Verschworenen gelang es, sich zu verbergen und später ins Ausland zu fliehen. Fontrailles namentlich rettete sich mit den wichtigsten Urkunden nach England.

Vorsichtiger mußte man mit dem Herzog von Orleans zu Werke gehen. Cinqmars' Verhaftnahme hätte ihn leicht bewegen können, zu den Spaniern zu fliehen.

Man that daher alles Mögliche, ihn zu beruhigen, bis die Befehle, die man nach allen Seiten abschickte, um seine Flucht zu verhindern, an den Grenzen angelangt waren. Man stellte sich, als wisse man von seiner Verbindung mit Cinqmars nichts, und der König ließ ihm melden, daß er ihn zum Oberbefehlshaber der Armee in der Champagne ernennen wolle, um den durch die Niederlage bei Hennecourt entmuthigten Truppen durch die Gegenwart eines königlichen Prinzen neuen Muth zu geben. Wenn ihn der König zu einem so wichtigen Posten berief, konnte Gaston freilich nicht argwöhnen, daß er von seinem mit den Spaniern abgeschlossenen Bündnisse wisse. Ludwig täuschte seinen Bruder noch durch einen eigenhändigen Brief, in welchem er ihm von Cinqmars' Verhaftung Nachricht gab; aber es sei nur geschehen, weil der Favorit die schuldige Ehrfurcht gegen ihn aus dem Auge gesetzt. Gaston glaubte, oder stellte sich, als glaube er. Auch als er nach wenigen Tagen enttäuscht wurde, fiel er nicht aus seiner in so vielen Empörungen erprobten Rolle. Er sandte augenblicklich einen gewandten schlauen Mann an den Cardinal, um die Aussöhnung mit demselben zu bewirken, und ging die Minister Desnoyers, Chavigny und Mazarin mit Bittschriften an, sich für ihn zu verwenden. Das Schicksal seiner Mitverschworenen lastete niemals schwer auf seinem Herzen, welches jede Last leicht von sich abzuwälzen verstand.

Den Herzog von Bouillon als Oberbefehlshaber der italienischen Armee, die er durch seinen Ruf, Leutseligkeit und Freigebigkeit schon gewonnen, inmitten derselben gefangen zu setzen, erforderte ebenfalls einige Vorsicht. Es ergingen Schreiben an die Unterbefehlshaber, andere an alle Offiziere der Armee: alle Boten, die ihre

von der androhenden Gefahr Nachricht bringen konnten, wurden zurückgehalten. So ward er in Casale verstrickt, konnte nicht mehr aus der Stadt flüchten, und mußte sich in ein schlechtes Wirthshaus in einer Sackgasse verstecken, wo ihn der Wirth zwar für seine Geldbörse zu verbergen geneigt war, die Frau desselben aber aus Furcht angab. Bouillon war in Gefahr, von dem Pöbel bei seiner Verhaftung zerrissen zu werden, da man demselben vorgespiegelt hatte, der Herzog habe die Stadt den Spaniern verrathen wollen.

Die Freude des Triumphes röthete die blassen Wangen des kranken Cardinals. Er hatte aber zu lange in bangen Schmerzen verbracht, und wollte noch vollständiger triumphiren. Der kranke König mußte aus Narbonne zu dem kranken Cardinal nach Tarascon kommen. Ludwig war noch so schwach und von der Reise ermattet, daß er sich auf ein kleines Bett legen mußte, welches man neben dem Krankenbett des Cardinals hingestellt hatte. Ehe sie zu einander sprachen, vergossen sie Thränen, die aus den verschiedensten Quellen entsprangen. Der König legte eine Art von Bekenntniß und Abbitte ab, und der Cardinal dankte ihm für die Gütigkeit und Gnade, daß er den Verleumdungen nicht Gehör geliehen, welche seine Feinde zu seinem Verderben ausgesonnen hatten. Dem Scheine nach erfolgte eine vollkommene Aussöhnung. Der König opferte dem Cardinal nicht allein den Liebling, den er wenige Tage vorher noch mit Liebkosungen überhäuft hatte, sondern er bot ihm auch, im drückenden Gefühl Dessen, was er für Verschuldung hielt, und was doch nur die Angst einer schwachen Seele war, seine eigenen Kinder als Geiseln seines Vertrauens und seiner Freundschaft an.

Des Königs war Richelieu einstweilen sicher; aber

sein Herz dürstete nach Rache, er wollte, er mußte die Frevler verderben, die das gewagt. Aber ihm fehlten die Beweise, die ein formelles Urtheil rechtfertigten.

Richelieu suchte nach einem Ankläger und Zeugen umher. Er fand und wählte ihn unter den Verschworenen. Gaston von Orleans war ihm weder gefährlich noch verhaßt. Es war sein Geschäft, Verschwörungen machen, e war seine Bestimmung, daß sie alle mißglückten. Wie in bitterm Hasse gegen den bejammernswerthen Fürsten, den er an einer Kette führte, wählte er dessen eigenen Bruder, daß er gegen sich und seine Freunde zeuge. Der früher erwählte Abgesandte Gaston's, der schlaue Abbé de la Rivière, welcher demüthige Friedensvorschläge machen sollte, wurde vom Könige königlich, vom Cardinal diplomatisch abgefertigt. Richelieu erklärte, Gaston habe sich einer Schandthat schuldig gemacht, um die auch ein königlicher Prinz sein Leben verwirkt habe; wenn er aber eine umständliche und aufrichtige Erklärung von Allem, was vorgegangen, aufsetze und schriftlich einreiche, sei es möglich, daß die königliche Gnade ihm das Leben schenke und ihm erlaubt werde, in anständiger Verbannung in Venedig zu leben.

Richelieu ließ Gaston durch Truppen unter dem Grafen von Noailles bewachen, den König selbst durch Mazarin, Desnoyers und Chavigny, die ihn auf der Rückreise nach Paris begleiten mußten. Von jeder Aeußerung des Monarchen mußte ihm Bericht erstattet werden, bei jeder Frage, die er nicht im voraus entschieden hatte, mußte einer der Minister schleunigst zu dem kranken Cardinal nach Tarascon zurückfliegen, um neue Verhaltungsbefehle einzuholen. Ihr specieller Auftrag war, Alles anzuwenden, daß Cinqmars auf ewig aus der Gunst des Königs ausgelöscht werde. Sie kamen dem Auftrage

nur zu getreulich nach und hinterbrachten dem Könige täglich solche Nachrichten über ihn, daß seine Gunst in völlige Erbitterung umschlug.

Anfänglich wurde Cinqmars wie ein vornehmer Staatsverbrecher behandelt, dem plötzlich die Sonne der Gnade wieder lächeln kann. Man ließ ihm eine große Bedienung, man verstattete ihm die Freiheit, spazieren zu gehen. Allmälig ward die Zahl der erstern eingeschränkt, die letztere Freiheit ihm ganz entzogen. Die Offiziere, die man ihm als Gesellschafter, Wächter und Spione ließ, mußten ihm im Gespräch die Verbrechen, deren ihn der Ruf beschuldigte, beständig vorhalten und ihn ermahnen, offenherzig lieber Alles zu bekennen, da für diesen Fall der Cardinal, der keinen eigentlichen Groll gegen ihn im Herzen trage, ihm um seiner Jugend willen verzeihen werde. Richelieu berechnete dabei das unbesonnene, hitzige, aufbrausende Temperament des Jünglings, er hoffte, ihm würden in diesen Gesprächen Schmähreden gegen ihn und Aeußerungen entfahren, welche zum Beweise gegen ihn beim Processe dienen könnten. Er hatte sich nicht getäuscht. Cinqmars konnte seine Zunge nicht im Zaume halten. Er gab zu verstehen, er wäre wol Willens gewesen, den Cardinal umzubringen; aber der König hätte darum gewußt; ja er hätte seine Einwilligung dazu gegeben. Der Cardinal, äußerte er zu anderer Zeit, hätte wohl Ursach, mit ihm übel umzuspringen; er thäte darin nichts, was nicht klug und recht wäre. In den Momenten der Muthlosigkeit rief er aus: wenn man ihm nur Gnade verspräche, wolle er Dinge offenbaren, die man sonst nie von ihm erfahren werde. Aber wenn er einmal sterben solle, wolle er mit Ehren sterben.

Den Herrn von Thou hatte der Cardinal zu sich

nach Tarascon bringen lassen, um einen Mann zur Hand zu haben, von dem er glaubte, daß er in alle Geheimnisse der Verschwörung eingeweiht sei. Er hoffte durch eine geschickte Behandlung von ihm die vollständigsten Nachrichten zu erhalten. Aber de Thou war vorsichtiger als Cinqmars, er verrieth sich in keiner Art. Der kranke Cardinal übernahm es selbst, ihn zu inquiriren. Er ließ ihn in sein Zimmer kommen und den Gefangenen sich neben sein Bett setzen. Er fragte ihn: wie es mit den in letzter Zeit gepflogenen Friedensverhandlungen stehe? Thou erwiederte: das könne Niemand besser wissen als der Cardinal. Als Richelieu entgegnete: er habe kein Verständniß in Spanien, könne es folglich so eigentlich nicht wissen, sagte de Thou: „Monseigneur! was ich gethan habe, habe ich auf Befehl des Königs gethan. Ich kann nicht glauben, daß Seine Majestät Ihnen nicht selbst die mir ertheilten Befehle mitgetheilt hätten.“ Richelieu fragte ihn nun: ob er nicht auch nach Rom und Madrid geschrieben habe? Der Gefangene bejahte es, aber es sei auf den schriftlichen Befehl des Königs geschehen. Auf die Frage: wo dieser Befehl sei? antwortete er: in sichern Händen, und man würde ihn vorlegen, wenn es an der Zeit sei. Die Ehre des Königs mußte in diesem Processe geschont werden; man drang also nicht weiter auf Vorlegung des königlichen Befehls.

Der vorläufige Proceß wurde durch einen von Richelieu ernannten Commissar eröffnet. Der Cardinal hatte selbst alle Fragen bei de Thou's Vernehmung vorgeschrieben. Aber auch hier benahm sich derselbe mit einer Ruhe, welche seine Richter verwirrte, und verrieth sich auch nicht durch eine unbesonnene Aeußerung. Man hielt ihm die verschiedenen Reisen vor, die er unternom-

men, um eine Vereinigung zwiſchen den Verſchworenen zu Stande zu bringen, ſeine genaue Bekanntſchaft mit Cinqmars und Fontrailles und deren Unternehmungen gegen den Staat und den erſten Miniſter. Er erwiederte: ſeine Reiſen hätten Freundſchaftsdienſte zum Grunde gehabt. Er ſei zwar ein genauer Freund Cinqmars' und kenne den Herrn von Fontrailles durch lange Jahre; allein Beide hätten ihm nie etwas von einer Verſchwörung oder Unternehmungen geſagt, welche der Schuldigkeit gegen den König zuwiderlaufe. Auch hätte er nie in ihrem Benehmen etwas Sträfliches bemerkt. Man verwies ihn darauf, daß Alle, welche von Tractaten, Verſchwörungen und Unternehmungen wider die Sicherheit und Ruhe des Staates Wiſſenſchaft hätten, wenn ſie davon keine Anzeige machten, als Beleidiger der Majeſtät angeſehen würden und eben ſo ſtrafbar wären, als die Anſtifter ſelbſt. De Thou ſagte, eine ſolche Verantwortlichkeit, welche die Geſetze bedingen ſollten, wäre ihm nicht bekannt. Indeſſen wolle er nicht an der Verbindlichkeit zur Anzeige in dieſem Falle zweifeln; da er aber nichts gewußt, ſo habe er auch nichts anzeigen können.

Weit ergiebiger war das Verfahren gegen Gaſton von Orleans. Der ſchwache Prinz, erſchreckt, daß der Tractat mit Spanien kein Geheimniß mehr ſei, entſetzt vor der Ausſicht, nach Venedig verbannt zu werden, oder daß der Proceß gar ihm ans Leben gehen könne, vergaß augenblicklich ſeine Stellung und die moraliſchen Pflichten gegen ſeine Vertrauten. Er ſchrieb die unterwürfigſten Briefe an den Cardinal und erbettelte in ſklaviſchen Ausdrücken den Schutz und die Gnade eines Mannes, welcher einſt ein Hausbediente ſeiner Mutter geweſen. Er nahm alle Bedingungen an, welche ihm

der Cardinal vorschrieb, und erbot sich, Alles, und in welcher Form man wolle, zu gestehen, was er nur wisse. Freiwillig erzählte er in zwei eingesandten schriftlichen Erklärungen, was zwischen dem Herzoge von Bouillon, Cinqmars, Fontrailles und ihm in Bezug auf den Tractat mit Spanien vorgegangen war, und beschuldigte de Thou, daß er von Cinqmars' Verbindung mit ihm gewußt und sich noch bemüht habe, auch den Herzog von Beaufort mit hineinzuziehen. Von dem Vorhaben, den Cardinal zu ermorden, habe er „keine Wissenschaft, aber eine geringe Vermuthung" gehabt.

Cinqmars wurde zuerst am 20. Juli zu Montpellier verhört. Er leugnete Alles. Er wollte nichts von einem Anschlage wissen, den Cardinal zu ermorden, nichts von einer besondern Vertraulichkeit mit den Herzögen von Orleans und Bouillon und ebenso wenig von einem Tractat mit Spanien.

Offener ließ sich der Herzog von Bouillon beim Verhör aus. Er entdeckte Alles, was in den geheimen Unterredungen zwischen ihm, dem Herzog von Orleans und Cinqmars vorgekommen war. Aber er behauptete mit Festigkeit, er habe dem Herrn von Fontrailles verboten, in seinem Namen dem spanischen Hofe Vorschläge zu thun. Nur für den Fall, daß der König mit Tode abginge, habe er dem Herzoge von Orleans versprochen, ihn in Sedan aufzunehmen. Feierlich bezeugte er, de Thou sei nie bei ihren Unterredungen gegenwärtig gewesen; auch habe er mit Cinqmars ausgemacht, daß man diesem nie etwas von dem Tractat mit Spanien sagen solle.

Der Hauptzeuge, dessen Zeugniß die Andern verderben sollte, blieb dennoch Gaston von Orleans. Aber er hatte es zur Bedingung seiner Angabe gestellt, daß man

ihm nicht zumuthe, seine Erklärung in der persönlichen Gegenwart der Angeklagten zu wiederholen. Allerdings wäre es etwas Schimpfliches für einen königlichen Prinzen von Frankreich gewesen, als Ankläger und Zeuge zugleich sich Denen gegenüberstellen zu müssen, die zu seinem Vortheil in eine verbrecherische Verbindung sich eingelassen, und denen er das Versprechen gegeben hatte, die Sache jederzeit vollkommen verschwiegen zu halten. Aber nach dem gültigen Rechte mußten Ankläger und Zeugen mit den Angeschuldigten confrontirt werden; diese konnten es verlangen. Die alte Ordnung mußte der Umstände wegen umgangen werden. Deshalb ward dem Kanzler anbefohlen, ein Mittel auszusinnen, um den Bruder des Königs mit der Kränkung zu verschonen, ohne daß der Beweis, den man aus seinem Zeugniß ziehen wollte, dadurch entkräftet würde. Der Kanzler erfand den Ausweg. Statt der Confrontation sollte es genügen, wenn er, der Kanzler, sich zum Herzog verfügte und in Gegenwart von fünf oder sechs Commissarien, welche beim Proceß Richter sein sollten, seine Aussage zu Protokoll nähme. Auf diese schriftliche Aussage hätten sodann die Verklagten zu antworten. Die Antworten und Einwendungen würden dem Prinzen wieder vorgelegt und auf diese Weise eine schriftliche Confrontation statt der persönlichen angestellt. Das Gutachten der berühmtesten Rechtsgelehrten des pariser Parlamentes billigte diesen Ausweg, auf den Grund hin, daß niemals ein Prinz von Frankreich in einem peinlichen Processe nach der gewöhnlichen Form einer Zeugenaussage wäre abgehört worden. Man hätte sich vielmehr immer mit einer von ihm eigenhändig unterschriebenen Erklärung begnügt, die zu den Acten genommen wäre. Die vom Kanzler vorgeschlagene Rechtsform würde also

die Aussage des Prinzen nur noch feierlicher und rechtsbeständiger machen. Eine Erklärung des Herzogs von Orleans in dieser Form wäre daher in eben der Art gültig, als die von Privatpersonen in einer gewöhnlichen Confrontation abgegebene.

Im August verließ endlich der Cardinal Tarascon, um sich nach Lyon zu begeben. Es waren wichtige Dinge inzwischen vorgefallen. Seine Hauptfeindin, Maria von Medici, war, von allen ihren Freunden verlassen, ausgestoßen aus England, Spanien, den Niederlanden, Holland, im Elend in Köln gestorben. Sie hatte allen ihren Feinden auf dem Todbette vergeben; nur als man sie fragte: „auch dem Cardinal Richelieu?“ antwortete sie: „Sie dringen zu sehr in mich“ und starb. Ihr Dasein hatte Richelieu nicht mehr gekümmert; es war eine vollkommen überwundene Feindin. Ihr Tod erfreute und rührte ihn nicht; ihr Fluch war ihm gleichgültig. Ihm lebten wichtigere Feinde, und er, der Todkranke, lebte in diesem Augenblicke nur einem Gefühl, dem der süßen Rache an Gegnern, die er eben so verachtete, als sie ihm, noch wenige Monate vorher, gefährlich gewesen. Sie zu vernichten, war eine Sache der Nothwendigkeit, vielleicht der Gerechtigkeit, es sollte aber auch eine Lust sein für den so tief und schwer noch nie Gekränkten.

Weil der Kranke die Bewegung der Sänfte nicht ertragen konnte, fuhr er zu Schiffe auf der Rhone. Gleichsam im Triumph führte er in einem zweiten in Schlepptau genommenen Schiffe, hinter sich den gefangenen de Thou. Der Kranke in seinen Pfühlen blickte, wenn der Todesgedanke ihn beschlich, auf den Gefangenen im andern Kahne; er, ein Sterbender, auf den Gesunden, den er noch wollte sterben sehen, ein Opfer sei-

ner Rache. Cinqmars war auf einem andern Wege zu Lande nach Lyon gebracht worden. Zu Valence verließ auch Richelieu wieder den Kahn, um auf einem eigens für ihn erbauten großen Tragstuhle, auf dem ein Bett, ein Sessel und ein Stuhl sich befand, sich von seinen Leibtrabanten zu Lande weiter tragen zu lassen. Dies bewegliche Zimmer, mit rothem Damast bei schönem Wetter überzogen, wenn es aber regnete, noch mit Wachstuch bedeckt, ward von achtzehn seiner Leibtrabanten getragen, die aus Ehrerbietung gegen ihre ehrwürdige Last den Hut beständig in der Hand hielten; auch wenn es stürmte und regnete bedeckte Keiner den Kopf.

Die drei Hauptverklagten und ihr Hauptankläger waren nun zusammen in Lyon. Jene in abgesonderten Castellen, unter festem Gewahrsam. Der förmliche Criminalproceß begann, nachdem der Kanzler mit fünf Staatsräthen und zwei Requetenmeistern nach Beaujolais gereist war, um dort, dem Vertrage mit Orleans gemäß, diesen zu Protokoll zu vernehmen. Noch in der vollen Zerknirschung hatte Gaston Alles bestätigt, was er früher erklärt, und auf das Umständlichste die Unterredungen zu Papier gegeben, die er mit Cinqmars und Bouillon hinsichts des Gehens nach Sedan und wegen des Tractats mit Spanien gehabt. Ja er überreichte sogar freiwillig eine Abschrift dieses Tractats, nachdem er versicherte, daß das Original verbrannt sei. Aber auch hier, in diesem vollständigen Verhör, sagte er hinsichts de Thou nicht aus, daß er von diesem Tractate etwas gewußt, sondern nur von seinen Bemühungen, um den Herzog von Beaufort zu bewegen, daß er sich mit den Andern vereinige.

Ebenso offen legte der Herzog von Bouillon sein Geständniß ab, das von dem frühern, außergerichtlichen in

nichts Wesentlichem abwich. Er habe den Verbündeten Sedan nur für den Fall des Todes des Königs öffnen wollen; den Tractat mit Spanien hätten sie gegen sein Abrathen geschlossen, und er habe Fontrailles ausdrücklich verboten, seiner in diesem Tractat Meldung zu thun. Von de Thou wußte er nichts Schlimmes, als daß dieser ihm immer gegen die Versprechungen des Hofes ein großes Mistrauen zu hegen empfohlen habe. Uebrigens habe auch Cinqmars ihn mehrmals versichert, daß de Thou von dem Tractat nichts wisse.

Orleans' Schicksal war in voraus bestimmt. Die Begnadigung für sein geständiges Vergehen war durch die Politik bedingt und durch den schandvollen Vertrag in voraus besprochen und in Ordnung gebracht. Auch der Herzog von Bouillon sollte dem Aergsten entgehen, aber ebenfalls nur durch den Einfluß politischer Rücksichten. Der Cardinal, wiewol er ihn nicht persönlich haßte, hätte doch gern das Haupt des angesehenen Mannes, der als ein selbständiger Charakter ihm feindlich so oft in den Weg trat, gern auf dem Schaffot fallen gesehen. Die Bitten des Prinzen von Oranien für seinen Neffen konnten indeß nicht unbedingt zurückgewiesen werden. Aber zwei Häupter mußten wenigstens fallen als Sühnopfer für den Verrath, und Richelieu selbst beschäftigte sich während seines Verweilens in Lyon mit diesem Proceß wie mit einer Lieblingsangelegenheit.

Cinqmars leugnete alle Punkte ohne Ausnahme, die ihm nachtheilig sein konnten. Auch protestirte er gegen den Kanzler als Richter wegen gewisser Zwistigkeiten, welche zwischen ihnen ehedem obgewaltet hatten. Auch noch bei der Confrontation mit Bouillon leugnete er mit vollkommener Dreistigkeit diesem ins Gesicht und widersprach der Erklärung des Herzogs von Orleans, die ihm

vorgelesen wurde. Indeß war seine Verurtheilung leicht zu bewirken. Die Zeugnisse Orleans' und Bouillon's überwiesen ihn allein schon eines todeswürdigen Verbrechens, eines Bündnisses mit dem Landesfeinde durch den madrider Tractat. Anders verhielt es sich mit de Thou. Schon in Valence hatte der Kanzler dem Cardinal melden lassen, daß es sehr schwer halten würde, gegen ihn ein Todesurtheil zu fällen. Der kranke Richelieu hatte erwiedert: „Sagen Sie dem Herrn Kanzler, daß de Thou sterben muß." Durch seine Gegenwart und Anweisungen in Lyon ermunterte er den Fleiß der Richter. Aber de Thou ließ sich durchaus nicht beweisen, daß er in den Tractat gewilligt oder auch nur davon gewußt habe. Daß er von der Absicht der Verbundenen, nach Sedan zu gehen, gewußt, gab noch keinen Grund ab, ihn zum Tode zu verurtheilen. Richelieu aber bestand darauf, als ein Vertrauter Cinqmars' müsse er von allen seinen Anschlägen, auch den madrider Tractat nicht ausgenommen, vollkommene Wissenschaft gehabt haben. Und diese Wissenschaft allein mache ihn zum Beleidiger der Majestät, weil er eine Verbindung verhehlt, welche dem Staate so nachtheilig werden können. Es war allerdings eine Verordnung Ludwig's XI. von 1479 da, der zufolge Alle, welche von einer Verschwörung Wissenschaft gehabt und sie nicht angezeigt, ebenso wie die Anstifter selbst bestraft werden sollten. Diese Verordnung, obgleich jetzt in den Criminalcodex der meisten Staaten aufgenommen, war damals so außer aller Uebung und selbst dem Kanzler so unbekannt geblieben, als sie heute noch dem moralischen Gefühl widerstrebt, und nur als ein nothwendiges Uebel ihre Rechtfertigung sucht. Aber wenn auch das Gesetz, so war doch die Anwendung nicht gefunden; denn die Wissenschaft,

die man ſuchte, ließ ſich wol vermuthen, aber nicht darthun.

De Thou leugnete ebenſo beſtimmt als Cinqmars; aber mit mehr Ruhe und Klugheit. Als ihn der Kanzler fragte, ob er nicht glaube ein Verbrechen begangen zu haben, indem er auch nur Das, was er geſtändlich in Erfahrung gebracht, anzuzeigen unterlaſſen? erwiederte er: Was das Verbrechen der beleidigten Majeſtät im erſten Grade anlange, ſo ſei er überzeugt, daß auch die geringſte Muthmaßung und der geringſte Verdacht ſchon genug wären, um den Bürger des Staates zur Anzeige deſſelben zu verbinden. Dagegen was andere Verbrechen beträfe, die nicht unmittelbar gegen die Perſon des Fürſten ſelbſt gingen, ſo ſei man erſt dann zur Anzeige verbunden, wenn man Theil daran gehabt, oder etwas Beſtimmtes davon in Erfahrung gebracht, was Beides bei ihm nicht der Fall geweſen.

Der Proceß gegen Cinqmars und de Thou erinnert in mehrern Beziehungen an den gegen Struenſee und Brand geführten. Ludwig der Dreizehnte ſtand der Willenskraft freilich näher als der imbecille däniſche König; es gab aber Augenblicke, wo ihn Richelieu's Augen dämoniſch feſſelten und er in dieſelbe Starrſucht, daſſelbe unkönigliche Nichts zurück verſank, wie Chriſtian. Hier wie dort war Der im Recht, der ſich der Perſon des Königs bemächtigte und ſie ſprechen ließ, wie er wollte. Hätte Cinqmars obgeſiegt, ſo lieferte die Geſchichte einen Criminalproceß, in welchem Richelieu als Angeklagter und Verurtheilter nicht unwahrſcheinlich auf dem Schaffot geendet hätte, und die Procedur gegen ihn wäre von allen Rechtsgelehrten der Parlamente Frankreichs gutgeheißen und das Urtheil gelobt worden. Es handelte ſich darum: wer ſoll einen König

beherrschen, der nicht selbst herrschen kann? Wo keine Gesetze waren, entschied die Kraft. Auch die Geschichte hat entschieden, anders als wahrscheinlich die öffentliche Stimme zu jener Zeit, die den grausamen Tyrannen Richelieu verurtheilte, während die unbefangene Nachwelt in ihm den kräftigen Geist ehrt, der mit Bewußtsein und starkem Willen den unvermeidlichen Proceß gegen das Alte schneller zur Krisis brachte.

Den König hat weder die Gegenwart noch die Nachwelt gelobt oder auch nur entschuldigt. In feiger Schwäche opferte er seinen Liebling der Rache des Ministers, eben wie er den Minister, den er achtete und fürchtete, der Rache des Favoriten im andern Falle geopfert hätte. nicht allein ohne allen Gemüthskampf, sondern mit der kalten Ruhe und dem Vorbedacht des Egoismus. Durch ein Schreiben an den Kanzler erklärte er im voraus alles Das für lügenhaft, was Cinqmars zu seinem Nachtheil aussagen würde. Die mühsame Kunst, welche in diesem Schreiben herrschte, ließ Alle, die es lasen, auf den Gewissenszustand des Schreibers zurückschließen. Er fürchtete, also war er sich schuldbewußt. Wie sein Bruder Gaston ließ er seine Anhänger für Das bluten, was er selbst gewünscht; nur daß der ruhigere Mann Das still bei sich hegte, was der leichtsinnige Prinz in Worten und Thaten unbesonnen äußerte, und ebenso schnell zurückzunehmen bereit war, als er vorschnell es ergriffen hatte. Ueber Christian von Dänemark richtete Gegenwart und Nachwelt anders; sie hat ihn weder verkannt, noch entschuldigt, weil er unzurechnungsfähig war.

Noch in einem andern Verfahren werden wir in diesem Processe an den dänischen erinnert. Weil es durchaus des Cardinals Wille war, auch de Thou dem Henker zu überliefern, befahl er dem Kanzler, sich keine

Mühe verdrießen zu lassen, um Cinqmars außer zum Geständniß seines Verbrechens auch zur Anzeige seiner Mitschuldigen zu bewegen. Der Kanzler besuchte ihn daher öfters in seinem Gefängniß, er redete allein mit ihm, um ihm die Schüchternheit, die ein förmliches Verhör hervorruft, zu benehmen. Er gab ihm zu verstehen, daß nur durch ein aufrichtiges Bekenntniß Gnade zu erlangen sei; daß sie für diesen Fall wol in Aussicht stehe. Zu ihm, der jetzt nicht als Richter, nur als Freund zu ihm rede, könne er getrost mit der Sprache herausgehen. Was er ihm vertraue, solle beim Proceß nicht in Betracht kommen. Der zweiundzwanzigjährige Jüngling ließ sich von der Sprache täuschen. Er gestand die meisten Punkte, die er vorhin dreist geleugnet, ein. Er verrieth auch seinen Freund! Er verrieth, daß de Thou Kenntniß von dem Tractat mit Spanien gehabt habe. Ja er ging noch weiter; er ward zu seinem Ankläger. De Thou, sagte er, habe immer einen persönlichen Haß gegen den Cardinal gehegt; man müßte daher, auch wenn er wieder auf freien Fuß kame, ein wachsames Auge auf ihn haben.

Den Künsten des Kanzlers sollte es noch gelingen, Cinqmars auch dahin zu bewegen, daß er diese vertraulichen Mittheilungen vor dem besetzten Gericht wiederhole. Er wählte dazu den rechten Mann, den Staatsrath, Requetenmeister von Laubardemont, eine Creatur Richelieu's, der durch dieses Manoeuvre auf ewig einen gebrandmarkten Namen in der allgemeinen Geschichte trägt; in Frankreichs Specialgeschichte glänzt er indeß schon acht Jahre früher durch einen der abscheulichsten Hexenprocesse, den er gegen einen der Zauberei beschuldigten Priester mit der raffinirtesten Grausamkeit führte. Laubardemont, zum Referenten in diesem Proceß ernannt,

wiederholte die Sprache des Kanzlers, daß nur das aufrichtigſte offene Geſtändniß Cinqmars helfen könne. Da nun de Thou ſelbſt Alles, was er wiſſe, ſchon zu Protokoll gegeben, könne man ſich nicht genug wundern, daß Cinqmars mit Gefahr ſeines Lebens einem Freunde treu bleiben wolle, der zuerſt untreu an ihm geworden ſei. Bleibe er bei ſeinen vertrauten Bekenntniſſen und ſcheue ſich, ſie vor Gericht zu wiederholen, ſo könne das den König und Cardinal vor der Welt nicht rechtfertigen, wenn ſie ihn begnadigten. Das Publicum würde von unerhörter Gunſt ſprechen, die nicht in ſeinem Geſtändniſſe, ſondern in der Privatneigung des Königs zu ihm ihren Grund hätte, und daher von dem unbefangenen Gerechtigkeitsſinn nur getadelt werden dürfte. Um ihm das Leben abzuſprechen, dazu ſeien Beweiſe genug da. Wolle er aber fortfahren, die evidenteſten Thatſachen hartnäckig zu leugnen, ſo würde man ſich zur Nothwendigkeit gedrungen ſehen, auf die Folter gegen ihn zu erkennen. Schließlich gab ihm Laubardemont ſein Wort, wenn er die völlige Wahrheit förmlich, gerichtlich bekenne, ſo ſollte er nicht allein dem Tode, ſondern auch der Folter entgehen.

Cinqmars ging in die Falle. Er legte vor dem Referenten des Proceſſes ein ebenſo vollſtändiges Bekenntnis als vor dem Kanzler ab, verſprach daſſelbe vor Gerichte zu wiederholen und unterzeichnete das von Laubardemont darüber aufgenommene Protokoll.

Der Antrag des Generalprocurators ging dahin, daß Cinqmars d'Effiat, Oberſtallmeiſter von Frankreich, des Verbrechens der beleidigten Majeſtät für ſchuldig und überwieſen erklärt und vor der Hinrichtung auf die Folter gelegt werden ſolle, um kine Mitſchuldigen anzuge-

ben. Der Urtelsſpruch über Bouillon und de Thou ſolle einſtweilen aufgeſchoben werden.

Laubardemont ſtellte in ſeinem Vortrage folgende vier Grundſätze auf:

1) Daß die Ausſagen des Herzogs von Orleans, auch ohne perſönliche Confrontation in ihrer gegenwärtigen Form gültig und zu Recht beſtändig wären;

2) daß ſchon das Wiſſen von einer Verſchwörung gegen den Staat, ohne ſie anzugeben, ein ſtrafbares Verbrechen ſei;

3) daß auch die Nachſtellungen gegen einen Miniſter, der einem Fürſten erſprießliche Dienſte geleiſtet, ein ebenſo großes Verbrechen ſei, als wenn ſie gegen die Perſon des Fürſten ſelbſt gerichtet wären;

4) daß bei dem Verbrechen der beleidigten Majeſtät ſchon dringende Vermuthungen die Kraft eines Beweiſes hätten.

Der dritte Grundſatz, mit dem der vierte, ſehr mißliche, in nahem Zuſammenhange ſteht, betrifft einen Punkt, der zwar in unſerer Geſchichtserzählung vielfach berührt iſt, der aber, ſo viel von den Acten des Proceſſes bekannt geworden, in demſelben nicht eigentlich zur Sprache gekommen iſt. Man hat die Nachſtellungen gegen Richelieu's Leben, entweder weil es an den Beweiſen mangelte, oder weil man auf andere Weiſe zu dem Ziele gelangte, welches man wollte, bei Seite gelaſſen. Cinqmars und de Thou wurden, nicht wegen eines Mordanſchlags oder Nachſtellungen gegen das Leben des Cardinals, ſondern wegen ihres Staatsverbrechens verurtheilt. Wenigſtens nahm der Proceß durch das letzte Verhör und die Confrontation Beider eine für die Ankläger ſo günſtige Wendung, daß ſie auf jenen Punkt,

der vielleicht den König selbst wieder ins Spiel gebracht hätte, verzichten konnten.

Cinqmars wiederholte im gerichtlichen Verhör vom 12. September 1642 Alles, was er vor Laubardemont bekannt hatte: die Art und Weise, wie zwischen ihm und den beiden Herzogen der Entschluß gefaßt worden, in Unterhandlung zu treten; daß de Thou von der Verbindung zwischen Orleans und Bouillon Nachricht gehabt; daß er schon seit ihren ersten Conferenzen davon gewußt, auch erfahren, daß Fontrailles in dieser Angelegenheit nach Frankreich reisen solle. Desgleichen Art und Weise, wie man den Tractat vollziehen solle; nur hätte er ihn anfangs gemisbilligt und Fontrailles deshalb Vorwürfe gemacht. De Thou sei von ihm, während der Belagerung von Perpignan, als sein vertrauter Freund, öfters zu Rathe gezogen worden, er habe ihm seine Intriguen gegen den Cardinal, seine Bemühungen, denselben um seine Ministerstelle zu bringen, entdeckt, und de Thou habe sein Vorhaben gebilligt.

Noch am selben Tage — denn der Kanzler hatte dem Cardinal das Versprechen gegeben, den Proceß noch an diesem Tage zu beendigen! — wurde de Thou mit Cinqmars confrontirt. Die Aussage des Letztern ward ihm vorgelesen. Das hatte er nicht erwartet. Erblassend fragte er Cinqmars, ob er das wirklich Alles ausgesagt? Der gestürzte Günstling bejahte es mit gesenktem Blicke.

Nun gestand de Thou: daß ihm Fontrailles nach seiner Zurückkunft aus Spanien allerdings von dem Tractate Nachricht gegeben, daß er denselben aber sofort und immerdar auf das äußerste gemisbilligt habe. Er habe seinem Freunde darauf gesagt: wenn der Tractat zur Vollziehung käme, würde er nach Rom gehen, um

keinen Theil daran zu nehmen und die traurigen Folgen deſſelben nicht mit anzuſehen. Aber er ſei des Glaubens geweſen, daß es nicht dazu kommen würde und hätte gehofft, auf ſeiner Reiſe nach Rom Gelegenheit zu finden, den Herzog von Bouillon ganz davon abwendig zu machen. Auch ſei kein Tag vergangen, wo er nicht Cinqmars ſelbſt mit allen ihm zugänglichen Vorſtellungen und Beſchwörungen zu überreden geſucht, von dem verderblichen Plane abzugehen.

Cinqmars konnte das nicht leugnen. Aber die Richter hatten, was ſie wollten, ein Zeugniß gegen de Thou und ein theilweiſes Eingeſtändniß deſſelben. Der Generalprocurator erweiterte ſofort ſeinen Antrag dahin, daß Cinqmars und de Thou, Beide, des Verbrechens der beleidigten Majeſtät für ſchuldig erklärt, aller Aemter, Ehrenſtellen und Würden entſetzt, ihre Güter eingezogen, und verurtheilt würden, auf der Blutbühne des Terreaux in Lyon enthauptet zu werden.

Die Stimmen wurden abgegeben. Hinſichts Cinqmars waltete kein Zweifel ob. Er war geſtändig, er war überführt, einen hochverrätheriſchen Vertrag mit dem Feinde des Landes begünſtigt, angeregt oder abgeſchloſſen zu haben. Wenn ſein König nicht die Schuld auf ſich nahm, mußte er verurtheilt werden und ſterben. Ludwig ſagte ſich von ihm los; er war verloren.

Anders verhielt es ſich mit de Thou. Selbſt unter dieſen ſeinen vom Cardinal erwählten Richtern glaubten Viele, daß man ihm nicht ans Leben kommen könne. Sein Verbrechen war: er hatte von einem Tractat mit dem Landesfeinde gewußt und davon keine Anzeige gemacht; ein ganz vergeſſenes Geſetz beſtimmte den Tod für dieſe Unterlaſſungsſünde. Aber was heut, in den geordneten Staatsverhältniſſen, nach den deutlichen Worten der Cri-

minalgesetze zum Verbrechen wird — obgleich doch in so vielen Fällen das Gefühl sich dagegen sträubt — war in jenen aufgeregten, von innern Kämpfen zerrissenen bürgerlichen Zuständen, bei den ewigen Schwankungen der Parteiherrschaft, wo Könige und königliche Prinzen als Mitkämpfende auftraten, oft gegen ihre eigenen Minister, keineswegs so bestimmt ausgesprochen, wenigstens außer der Gültigkeit, welche die Sitte einem Gesetz aufdrückt. Mit Rebellen, welche die Waffen in der Hand gegen den Staat gekämpft, ward unterhandelt, und der heute das französische Heer geschlagen, konnte morgen zum Oberfeldherrn desselben ernannt werden. Was war de Thou's Verbrechen gegen das frühere des Herzogs von Bouillon? Er hatte von dem Tractat nur von ungefähr etwas erfahren. Wer betrieb diesen Tractat? Des Königs offenkundiger Günstling. Die Tendenz des Tractates war nicht gegen den König gerichtet, sondern gegen einen Minister, dessen Ansehen in der königlichen Gunst mehr als wankte. De Thou erfuhr von dem Vertrage in dem Augenblicke, als Jedermann erwartete, daß Richelieu nächsten Tages gestürzt werden würde. Der König lebte damals aufs innigste und genaueste mit Dem, der ihn betrieb, die Botschaften des Cardinals wurden nur kalt aufgenommen. Alles dies konnte de Thou zu der Annahme bewegen, daß Cinqmars im Interesse und im geheimen Auftrage Ludwig's handle; er konnte glauben, daß er, ihm beistimmend, den geheimen Willen des Königs fördere. Er führte ferner zu seiner Vertheidigung an, daß Cinqmars ihn versichert: der Tractat solle nicht eher zur Ausführung kommen, als bis die Spanier den französischen Marschall von Guebriant aus seiner Stellung am Rheine würden vertrieben haben. Nach den damaligen Umstän-

den der spanischen Kriegsmacht sei ihm das aber als ein Ding der völligen Unmöglichkeit erschienen. Endlich sei es ihm unmöglich gewesen, dem Könige von dem Tractat Nachricht zu geben. Denn er, ein unbedeutender Mann, hätte dadurch eine schwere Anklage gegen den hochstehenden Günstling des Königs, gegen den mächtigen, den in Gnaden wieder aufgenommenen Herzog von Bouillon und gegen den eigenen Bruder des Königs erhoben. Er hätte nur Vermuthungen, das Resultat mündlicher Unterredungen erzählen, aber keine Beweise beibringen können. Diesen Mächtigen wäre es ein Leichtes geworden, die Anklagen gegen ihn als Verleumder zurückzuschleudern und ihn unfehlbar zu verderben.

Gegen ihn sprach, daß, wenn er auch den Tractat gemisbilligt und privatim dagegen gethan, was in seinen Kräften stand, er eben dadurch von der großen Gefährlichkeit und Strafbarkeit desselben überzeugt gewesen sein müsse. Weshalb, wenn er geglaubt, daß der Tractat der Wille des Königs sei und in seinem geheimen Auftrage geschlossen, sich dagegen opponiren? Zudem sei er nicht allein ein Mitwisser, sondern auch als mithandelnd und mitthätig zu betrachten. Denn, weil er gewußt, daß die beiden Herzoge und Cinqmars beschlossen, mit Spanien in Unterhandlung zu treten, so wären alle Bemühungen, die er angewendet, sie mit einander zu vereinigen oder ihnen Gelegenheit zu geheimen Zusammenkunften zu verschaffen, strafbare Handlungen, durch welche er den Landesverrath beförderte. Und während voller sechs Wochen habe er, bei der Belagerung von Perpignan in Cinqmars' Hause sich aufgehalten und sei ihm, ungeachtet er von seinem Bündnisse mit Spanien gewußt, mit Rathschlägen zu Hülfe gekommen.

Hätte der Cardinal nicht seine Richter gewählt,

und durch sein mächtiges Ansehen den ganzen Proceß geleitet, so würde man ihm schwerlich die Todesstrafe zuerkannt haben. Aber unter 13 Richtern stimmten gleich anfangs 11 auf den Tod, 2 auf ewige Galeerenstrafe. Von diesen Zweien ließ sich der eine noch in der Sitzung umstimmen und trat der Majorität bei. Nur der Staatsrath Dyal de Miromesnil blieb bis zu Ende dabei, daß man de Thou eher jede andere als die Todesstrafe zuerkennen müsse.

Die Richter vollführten nur den Auftrag des Cardinals. Man hat viel darüber gestritten, welche Motive Richelieu gerade gegen de Thou so heftig eingenommen, um durchaus seinen Tod zu verlangen. Der Arzt Patin hat in seinen Briefen die Geschichte aufgebracht, er habe sich an dem Sohne des großen Geschichtsschreibers dafür rächen wollen, daß der Vater in seinen Historien einem seiner Vorfahren ein sehr übles Zeugniß gegeben. Richelieu suchte nach den Gründen seines Hasses nicht so fern. Cinqmars haßte er mit allem bei ihrem gegenseitigen Verhältniß so erklärlichen Grimm, er haßte ihn, indem er ihn verachtete. De Thou haßte er nicht eigentlich, noch verachtete er ihn; aber den despotischen Gewaltthätern ist ein unabhängiger reiner Charakter, den zu lenken ihnen die Macht fehlt, unbequem, weil ein solcher Charakter die Achtung der Welt für sich hat. Es ist oft ausgesprochen, daß den ergrimmten Legitimisten und Feinden der französischen Revolution ein Lafayette weit verhaßter war als ein Robespierre. Gegen die Gironde war es ihnen schwerer Krieg führen als gegen die Terroristen; in dem Kampfe mit diesen hatten sie den gesunden Theil des Publicums auf ihrer Seite. Zudem genügte es, in des Cardinals Sinne, für ein solches Verbrechen, einen solchen Verrath, wie ihn Cinqmars

begangen, nicht mit dem Haupte des Einen. Da ihm der Herzog von Bouillon entging, mußte de Thou dafür büßen, ein Warnungs- und Abschreckungsbeispiel für Jeden, der mit guter Gesinnung es noch wagen sollte, an seiner Autorität zu rütteln.

De Thous Schicksal erregte seiner Zeit unter allen Gebildeten die lebhafteste Theilnahme. Man trug sich mit zwei lateinischen Sinngedichten von zwei berühmten Verfassern um. Das eine von Huygens lautete:

O legum subtile nefas, quibus inter amicos
Nolle fidem frustra frangere, proditio est.

O kunstvolles Gesetz, das, wo der Freund seinem Freunde
Hält die geschworene Treu, ihn als Verräther verdammt.

Das andere hatte den berühmten Hugo Grotius zum Verfasser:

Morte pari periere duo: sed dispare causa:
Fit reus iste tacens: fit reus ille loquens.

Ein und desselbigen Todes die zwei, doch um zwiefache Ursach!
Schuldig ist der, weil er schwieg, dieser ach ward's, weil er sprach!

Noch am selben Tage, wo das Urtheil gefällt war, wurde es vollstreckt. Richelieu war schon aus Paris abgereist, die ihm vom Kanzler nachgesandte Kunde, daß auch de Thou zum Tode verurtheilt worden, soll ihn sehr vergnügt haben.

Beide junge Männer vernahmen ihr Todesurtheil mit der Unerschrockenheit, welche von Franzosen in ähnlichen Lagen oft bewiesen wird. Beide mochten überrascht sein, weil Beide noch immer auf die Gunst der Umstände gehofft, aber Beide fanden auch in dem Unerwarteten ein Etwas, das sie zu Entwickelung einer letzten Kraftanstrengung stählte.

Cinqmars erhob sich zu einem ritterlichen oder stoi-

schen Muthe, er fühlte die Kraft in sich, der Unbill des Schicksals zu trotzen, auch nach solcher letzten Täuschung oder Ueberlistung, die ihn vielleicht noch mit Schamröthe erfüllte. De Thou war ruhiger und gefaßter, er hatte, als Christ, aus den Tröstungen der Religion seinen Muth schon früher geschöpft.

„Eigentlich," sagte de Thou zu Cinqmars, „hätte ich mich über Sie zu beklagen. Sie haben wider mich ausgesagt, Sie bringen mich ums Leben. Aber Gott weiß, wie herzlich ich Sie liebe."

Beide umarmten sich, und versicherten, wie sie im Leben Freunde gewesen, gereiche es ihnen zum Trost, daß sie nun auch mit einander sterben sollten.

Bei der Vorlesung des Urtheils selbst runzelte de Thou nur ein Mal die Stirn bei den Worten: Verschwörung und Verrätherei. Er äußerte: „Diese Worte gehören doch nicht für mich."

Cinqmars entsetzte sich, daß er, dem Urtheil zufolge, noch vor dem Tode die Tortur, und zwar den ersten und zweiten Grad, ausstehen solle. Sie war ihm unter der Formel zuerkannt, die wir schon aus andern französischen Processen kennen, daß er seine Mitschuldigen bekenne. Nach den Ermittelungen war es eine unnütze Grausamkeit. Er ließ die Commissarien durch seinen Beichtvater bitten, daß man ihn mit dieser Marter verschone. Man erwies ihm auch so viel Gnade, daß man ihn nur in die Marterkammer führte und blos mit dem Anblick der Folterwerkzeuge schreckte.

Cinqmars sagte zu den Beamten, die seine Gefangenwärter gewesen, und wehmüthig beim Abschiede gestimmt waren: „Weinen Sie nicht, meine werthen Freunde; es ist vergeblich. Ihr Gebet für mich, und

für Sie die Versicherung, daß ich den Tod nie gefürchtet habe."

Auch de Thou's Rede an den Oberrichter der Marechaussée im Lyonnois, Thomée ward ihres rührenden Inhalts wegen viel verbreitet. „Hätte ich mich besser vertheidigen wollen," sagte er darin, „so hätte man mir wol nicht so leicht ans Leben kommen können. Aber ich bedachte, daß, wen man wie mich anfeindet, wenig Aussicht jetzt hat auf Gnade. Im glücklichsten Falle hätte man mich auf das Folterbett gestreckt und für die übrige Lebenszeit ins Gefängniß gesperrt. Wäre ich nun unter der Marter oder im Kerker gestorben, wer weiß, ob ich so gut wie jetzt zum Tode bereitet gewesen wäre. Einen Entschluß zu fassen, ist das Schwierigste. Ueber diese Verlegenheit bin ich nun hinweg. Mein Tod hängt der Ehre meiner Familie keinen Flecken an. Ich habe kein entehrendes Verbrechen begangen."

Er versicherte noch, daß er allen seinen Feinden vergeben habe, und bat den Oberbannrichter, daß er den Cardinal von Lyon, Richelieu's Bruder, ersuche, für ihn bei seinem Bruder, dem Minister, um Verzeihung zu bitten. Er habe nämlich Richelieu nie persönlich gehaßt, nur seine Regierung. Voll Ehrfurcht gegen den König, voll Liebe für den Staat, sei er nie spanisch gesinnt gewesen, und bereue, daß er, der Sproß eines Geschlechts, welches so vielen Königen treu gedient, als Staatsverbrecher, wenn auch nur wegen Verhehlung eines Geheimnisses, sterben müsse.

Seinem Beichtvater versicherte de Thou, seit ihm das Endurtheil gesprochen worden, sei er viel zufriedener und ruhiger als vorher. Die Erwartung und Spannung vorher habe ihn zerstreut und den Frieden mit ihm selbst geraubt. Er hege gegen Niemand Groll oder Feindschaft

und freue sich, durch Gottes Barmherzigkeit wohl vorbereitet und zu jeder Stunde, hoffentlich mit dem Muthe, der von dem Herrn kommt, aus dieser Welt zu scheiden. Mit eben der frommen Ergebung äußerte er sich gegen seine Bekannten und Freunde und sendete seiner Schwester tröstende Grüße.

Für den Fall, daß er wieder in Freiheit käme, hatte er ein Gelübde gethan, eine Capelle mit einer jährlichen Pfründe von 300 Livres zu stiften. Er verfaßte selbst die lateinische Inschrift, welche über die Kapelle kommen sollte: **Votum in carcere pro libertate susceptum Franciscus Augustus Thouanus corporis carcere liberandus merito solvit Christo liberatore. XII. Sept. MDCXLII.** und setzte den 117. Psalm hinzu. Das Gelübde sollte gelten, denn er ward aus dem Kerker befreit. Sein Wille blieb aber unerfüllt. Das Capital, welches er dazu ausgesetzt, ward dem Herrn von Grombis, der ihn im Gefängniß bewacht, als Belohnung für seine Mühwaltung ausgezahlt. Vor seiner Abführung schrieb er noch zwei Briefe und beschäftigte sich dann nur mit religiösen Gedanken, von denen sein Herz voll war.

Auch Cinqmars schrieb einen Brief an seine Mutter, worin er sie bat, für das Heil seiner Seele beten zu lassen und seine Schulden zu bezahlen. Auch dieser Brief war in frommer, Gott ergebener Stimmung geschrieben. Jetzt, wo er mit jedem Schritte sich dem Tode nähere, versicherte der Jüngling, sei er besser im Stande als sonst Jemand über den Werth der Dinge in dieser Welt zu urtheilen.

Auf dem Wege nach dem Schaffot stritten beide Freunde, wer zuerst sterben solle. Cinqmars bestand auf dieses Recht, weil er am meisten verbrochen und das Urtheil zuerst angehört hatte. Er behauptete, es müsse

eine doppelte Todesſtrafe für ihn ſein, wenn er zuletzt ſterben müßte. De Thou dagegen behauptete, dies Recht gebühre ihm, als dem Aelteſten unter ihnen. Er müſſe dem Andern mit einem guten Beiſpiele vorangehen.

Als der Karren am Blutgerüſt hielt, bekam Cinqmars den Befehl, zuerſt auszuſteigen. De Thou nahm von ihm Abſchied: „Der Augenblick, der uns jetzt von einander trennen wird, wird uns auch bald im Angeſichte Gottes auf ewig wieder vereinigen. Laſſen Sie uns das nicht ſchmerzen, was wir verlieren. Es wird uns dort herrlicher und unvergänglicher wiedergegeben werden. Zeigen Sie Freund, den Lebenden, daß Sie zu ſterben wiſſen."

Der Scharfrichter von Lyon hatte gerade das Bein gebrochen. Der Kanzler hatte deshalb einen Menſchen aus dem Pöbel um hundert Thaler zu der traurigen Verrichtung gedungen. Cinqmars' Enthauptung ging glücklich von ſtatten. Nicht ſo die de Thou's. Sein heroiſches und zugleich chriſtlich ergebenes Auftreten erſchütterte und rührte den Mann. De Thou umarmte gleich anfangs, als er auf dem Gerüſt angekommen war, den Henker und betete dann, nach abgelegter Beichte, den 115. Pſalm, den er nun noch in ſo lebhaften und rührenden Ausdrücken den Umſtehenden, mit Bezugnahme auf ſeine Lage auslegte, daß Alle, die es hörten, ſich der Thränen nicht enthalten konnten. Er fragte: ob man ihm nicht die Augen verbinden würde? Sein Beichtvater ſagte, dies käme auf ihn an. „Dann muß man ſie mir verbinden," ſagte de Thou; „ich bin ein Menſch, ich fürchte mich vor dem Tode. Dieſer Anblick (indem er auf Cinqmars' Leiche, die noch auf dem Schaffot lag, deutete) macht mich verzagt. Wenn ich an den Tod denke, überfallt mich Zittern und Ent-

setzen. Man muß standhaft sein, und ich bin es doch nicht. Alle Kraft kommt von Gott."

Wirklich sah man, als er den Hals auf den Block legte, daß er am ganzen Leibe zitterte. Sein Ende war bejammernswerth. Der Scharfrichter traf ihn zu nahe am Kopfe, ohne denselben herunter zu hauen. Das Geschrei des Volks versetzte ihn in Schrecken. Er mußte noch drei bis vier Streiche thun, bis der Kopf vom Rumpfe getrennt war.

Ludwig der Dreizehnte fühlte für seinen gewesenen Liebling keine Neigung wieder erwachen. Man erzählt, am Nachmittage des Hinrichtungstages habe er seine Uhr aus der Tasche gezogen und das Zifferblatt ruhig betrachtend eine Aeußerung hingeworfen, die nur einen redenden Beleg von der stumpfesten Gefühllosigkeit des Monarchen liefert. Zu der Höhe raffinirter wollüstiger Grausamkeit, welche sie unter andern Umständen erreichte, konnte seine despotisirte Seele sich nicht mehr aufschwingen. Es war gewiß kein Rachegefühl wegen eingebildeter Kränkungen, die er von Cinqmars erfahren, noch das Gefühl der Beschämung, daß er so lange von ihm sich täuschen lassen; es war wol nur das Gefühl eines Schiffbrüchigen, der endlich auf den Sand geschleudert liegt, und die letzte anschlagende Welle ergreift nicht ihn, sondern einen andern Gefährten; es war das Lächeln eines solchen vollendeten Egoisten, wenn es wahr ist, daß er dabei ungefähr gesprochen habe: In einigen Minuten wird nun dem Herrn von Effiat (Cinqmars) auch nicht ganz wohl zu Muthe sein! — Ihm war wohl zu Muthe, denn er war dem Schiffbruch entgangen, und Richelieu hatte ihm verziehen. Das war sein wollüstiges Gefühl, das höchste, zu dem er sich aufschwingen konnte; er war in Sicherheit!

De Thou's Schickſal ward allgemein bedauert. Die Theilnahme aller Edlen, Denkenden folgte ihm nach. Cinqmars erregte nur bei den Frauen großes Mitleiden. Der ſchöne, liebenswürdige junge Mann, der um eine Hofintrigue, nicht ſchlimmer als hundert andere, die dieſen Andern Anſehen und Ehre verſchafft, auf dem Schaffot bluten mußte! Unter den vielen Frauen, die er wie ein vom Glück begünſtigter junger Franzos verehrt hatte und die ihm Thränen nachweinten, befand ſich auch die Prinzeſſin Maria von Gonzaga. Sie hatte Briefe mit ihm gewechſelt, welche ſie ſpäter durch Richelieu's Nichte, die Herzogin von Aiguillon, ſich aus den Proceßacten zurück erbat.

De Thou war, als er hingerichtet wurde, 37, Cinqmars erſt 22 Jahre alt!

Der Herzog von Bouillon (Turenne's Bruder) machte Frieden mit dem Cardinal. Es waren theure Opfer, durch welche er ſein verwirktes Leben erkaufte. Die Fürbitten, die Drohungen ſeiner Verwandten, der Oranier und anderer bedeutenden Familien machten auf Richelieu weniger Eindruck. Den feſten, klugen, gefährlichen Mann und Fürſten, der ihm nicht huldigte, hätte er nicht ungern, eine letzte Warnungstafel für die Ariſtokratie der Feudalherren, auch auf das Blutgerüſt geſchickt. Aber der Handel, den er mit ihm ſchloß, war vortheilhafter für Frankreich. Für ſein ſchuldiges Haupt gab der Herzog ſeine feſte Stadt Sedan; er überlieferte dieſen Waffenplatz an der Grenze, der ſo oft die misvergnügten Großen geherbergt, um nach Deutſchland zu entfliehen oder von dorther wieder in Frankreich einzudringen, eine Feſtung, ſo geeignet, fremde Hülfsvölker aus den Niederlanden oder vom Rheine aufzunehmen, um den günſtigen Augenblik zum Einbruch in Frank-

reich abzuwarten; Bouillon überlieferte sein Familienerbe Sedan an die Krone Frankreich und ward frei. Die übrigen Bedingungen des Vertrages wurden dem Herzog schlecht erfüllt, und erst nach Richelieu's Tode gelang es ihm, die für seine Kammergüter bedungene Entschädigung zu erhalten.

Frankreich hatte durch Cinqmars' Verschwörung viel gewonnen, eine feste Grenzstadt und eine Warnung für alle nachfolgenden Favoriten, wie gefährlich die Verschwörung einer Camarilla ausschlagen kann, auch wenn der Fürst selbst ihr stillen Beifall zunickt.

In Sedan, jetzt einem gewerbfleißigen Städtchen, erheben sich noch die hohen, altersgrauen Mauern der Burg der Bouillons, geehrt, aber nicht sonderlich durch Reinlichkeit gepflegt. Ueber dem Portal eines Thores steht die einzige Erinnerung an die stolze Feudalunabhängigkeit. Auf einem Steine sind die Worte eingegraben: **Ici naquit Turenne!**

Admiral Byng.

1757.

Ein Krieg zwiſchen England und Frankreich war im Jahre 1756 im Ausbruch. Die Colliſionen zwiſchen beiden Mächten in Amerika und auf den dortigen Seeſtationen hatten indeß noch zu keiner offenen Erklärung geführt. Man verhandelte noch, während man rüſtete, und wartete, wer den erſten Schlag thun werde, indem man ſich gegenſeitig mit Vorſicht beobachtete.

Die Aufmerkſamkeit der Engländer war namentlich auf ein franzöſiſches Geſchwader gerichtet, welches in Toulon ſich ſammelte. Die fremden Zeitungen ſprachen laut davon, und alle engliſche Reſidenten und Conſuln in Spanien und Italien berichteten darüber nach London. Das Geſchwader ſollte aus 12 bis 15 Linienſchiffen mit einer großen Anzahl Transportſchiffen beſtehen. Da ſie aber nur Proviſion für zwei Monat aufgenommen, ſo konnten die Schiffe unmöglich nach Amerika beſtimmt ſein. Zudem marſchirten ſtarke Truppenabtheilungen aus dem Innern Frankreichs nach den Küſten des Mittelmeeres.

Alles dies deutete auf eine Expedition in der Nähe,

und die allgemeine Meinung nannte als Ziel die Insel Minorca. Minorca war damals im Besitz der Engländer und als Station zum Schutz ihres Handels auf dem mittelländischen Meere sowie als Waffenplatz von Wichtigkeit. Aber es war in dem Augenblicke schlecht verforgt, sowie überhaupt die Aufmerksamkeit des Ministeriums gerade auf dieses Meer zu jener Zeit wenig gerichtet schien. Ein Paar Schiffe und Fregatten kreuzten auf demselben, die nur dazu dienten, von Hafen zu Hafen Nachrichten zu bringen und ihre Commandeure durch Handelsunternehmungen zu bereichern, während sie doch nicht im Stande waren, den Handel der Nation zu beschützen oder einem Feinde, der kräftig rüstet, zu imponiren. Vergebens klagte der Gouverneur der Citadelle St.-Philipps, wie schwach die Garnison der Hauptfestung dieser Insel gelassen sei. Statt Verstärkungen dahin zu senden, gab man nicht einmal den vielen Offizieren, welche in England auf Urlaub waren, Ordre, in ihre Garnison nach Minorca zurückzukehren.

Erst die gewisse Nachricht, daß die französische Flotte in Toulon nicht Großbritannien selbst oder Amerika zum Ziel habe, sondern eine Landung auf Minorca, erweckte das englische Ministerium aus seinem Schlafe, aber doch nicht bis zu der nöthigen Munterkeit, welche mit Besonnenheit zu handeln erlaubt. Wie aufgestörte Schläfer überhasteten sie sich in ihrer Thätigkeit, und, statt ein Geschwader ins mittelländische Meer zu senden, welches in jeder Beziehung der französischen Flotte daselbst überlegen wäre, schickten sie nur 10 Linienschiffe dahin und übertrugen das Commando über dieselben nicht einem erprüften Seehelden, sondern einem Admiral, der nur einen berühmten Namen in der Marine für sich hatte.

Admiral John Byng war der zweite Sohn des berühmten Seemanns, der, um seiner glücklichen Unternehmungen willen, unter der vorigen Regierung den Titel eines Lord Viscount Torrington erhalten hatte. Von frühster Jugend auf war er in den Marinedienst getreten und allmälig zu dem hohen Posten avancirt, wobei der Ruhm des Vaters und seine Verbindungen wol viel mitgeholfen hatten. Zwar galt John Byng für einen der besten Seeoffiziere; aber er hatte nie Gelegenheit gehabt, seinen Muth an den Tag zu legen und war überdies in der Marine nicht sehr populair.

Dafür stand sein Rear-Admiral West im wohlverdienten Rufe, einer der rechtlichsten, geschicktesten und entschlossensten Seemänner zu sein.

Aber auch diese 10 Linienschiffe, welche die furchtbare französische Seemacht im Mittelmeer bekämpfen sollten, waren nicht ausgewählte Fahrzeuge, sie waren spärlich bemannt, und hatten weder zum Hospital eingerichtete Fahrzeuge, noch Brander. Von Truppen führten sie nur ein Regiment mit sich, welches in Gibraltar gelandet werden sollte, eine Anzahl Offiziere und etwa hundert Rekruten, die von den Regimentern im Fort St.-Philipps auf Urlaub entlassen waren und sie verstärken sollten.

Man hätte glauben sollen, die Regierung in England kenne noch immer nicht die Stärke des Feindes und die Bestimmung, die seine Flotte erhalten. Der Admiral Byng hatte die Instruction erhalten, er solle bei seiner Ankunft in Gibraltar Nachricht einziehen, ob die französische Flotte die Meerenge passirt habe, also nach England oder Amerika bestimmt sei. Für diesen Fall waren ihm Ordres ertheilt, einen Theil seiner

Schiffe, in Verbindung mit anderen, der Flotte nach zuschicken.

Am 2. Mai vor Gibraltar landend, erhielt indeß der Admiral die bestimmtesten Nachrichten vom Gegentheil. Capitain Edgecumbe war mit einem Kriegsschiffe und einer Sloop so eben aus Minorca angekommen, mit der Kunde, daß die französische Armada, 13 Linienschiffe mit einer beträchtlichen Anzahl von Transportschiffen, im April 15,000 Mann auf Minorca gelandet habe. Der Admiral de la Gallissonnière befehligte das Geschwader, der Herzog von Richelieu die Truppen. Der englische Capitain hatte sich vor der Uebermacht zurückziehen müssen.

Der Gouverneur von Gibraltar, General Fawke, hatte inzwischen zwei Befehle vom Kriegsminister erhalten, betreffend ein Bataillon Infanterie, welche Admiral Byng zur Verstärkung der Besatzung von Minorca dorthin aus Gibraltar mitnehmen solle. Da es ihm schien, als wenn beide Befehle einander widersprächen, so wurde ein Kriegsrath zusammenberufen. Die Mehrheit der Stimmen war dafür: daß man keine Truppen nach Minorca sende, bis auf ein Detachement, um das Geschwader des Capitains Edgecumbe vollzählig zu machen, welcher sich von seiner Mannschaft entblößt hatte, um Leute zur Vertheidigung des Forts St.-Philipps zurückzulassen.

Mit dieser nach London gesandten Botschaft vom Beschlusse des Kriegsrathes schrieb Admiral Byng an die Lords der Admiralität einen Brief, den er besser ungeschrieben gelassen hätte.

In starken Ausdrücken erklärte er: daß, wenn man ihn bei guter Zeit abgeschickt hätte, und er bei guter Zeit in Minorca angekommen wäre, so schmeichle er sich

wohl, die Franzosen verhindert zu haben, auch nur einen Fuß auf die Insel zu setzen. Er klagte bitter darüber, daß er in Gibraltar keine Magazine gefunden, um sein Geschwader mit dem Nothwendigsten zu versehen; daß die Arsenale, Doggs u. s. w. leer seien, so daß er nur mit Mühe seine Schiffe habe ausbessern und reinigen können. Mehre seiner Fahrzeuge, die er aus England mitgebracht, habe er aber schon in dem Zustande übernommen, daß sie, überwachsen mit Seegras und Moos, dort bereits hätten gereinigt werden müssen. Dasselbe sei der Fall mit denen, welche er im Mittelmeere gefunden. Uebrigens, wenn es auch noch praktikabel wäre, so wäre es doch nach seiner Meinung höchst unpolitisch, frische Mannschaft in das Fort St.-Philipps zu werfen, da diese Festung bestimmt verloren wäre, wenn nicht eine gehörige Landmacht die Belagerung aufhebe. Wenig Leute hineingeworfen, würden also nur die Zahl der Opfer vermehren, denn sie müßten Alle in die Hände des Feindes fallen. Uebrigens hielten es alle unterrichtete Ingenieure in Gibraltar für ein Ding der Unmöglichkeit, Truppen in die Festung zu bringen, wenn die Franzosen auf beiden Seiten des Hafens Batterien aufgeworfen hätten; und dies sei auch seine eigene Meinung.

Das Schreiben mußte natürlicher Weise böses Blut machen. Der erste Theil enthielt eine directe Anklage gegen das Ministerium, daß es die Expedition verzögert, daß es dazu untaugliche Schiffe hergegeben und die Magazine und Werfte von Gibraltar vernachlässigt habe. Der zweite Theil verrieth entweder Unschlüssigkeit oder Verzagtheit, mit dem Zwecke, auf ein Mißlingen seines Unternehmens vorzubereiten.

Wenn die Minister sich getroffen fühlten, so mußte

es eine feindliche Stimmung gegen den Ankläger erwecken. Wenn sie dennoch ebenfalls den Verlust von Minorca voraussahen, so wußten sie, daß der Nationalunwille losbrechen werde. Gegen Jemand mußte er sich entladen, entweder gegen Die, welche schlechte Befehle ertheilt, oder gegen Die, welche sie schlecht ausgeführt. Admiral Byng schuldigte sie an, und machte sie in voraus für das Mißlingen verantwortlich; was war in der menschlichen Natur mehr begründet, als daß sie auf ihre Vertheidigung bedacht, sein Verfahren sich eine Lehre sein ließen, und sich vorbereiteten ihn anzuklagen, indem sie Verantwortlichkeit und Schmach von sich ab, und auf Den zu wälzen suchten, der durch seinen Tadel sie zum Gegenstande des Hasses machen wollte?

Leider war des Admirals nachfolgendes Benehmen von einer Art, daß er selbst ihnen die besten Mittel an die Hand gab.

Am 8. Mai ging der Admiral von Gibraltar aus unter Segel, nachdem er sich durch das kleine Edgecumbe'sche Geschwader und einige andere Schiffe verstärkt, auch einen Theil der dortigen Garnison mitgenommen hatte. Als er sich Minorca näherte, sah er die britischen Farben noch auf dem Castell St.-Philipps wehen; aber mehre Bombenbatterien spielten aus den verschiedenen Quartieren des französischen Belagerungsheeres auf die Festung. Er detachirte drei Schiffe unter Capitain Harvey, um die Mündung des Hafens zu recognosciren, und, wo möglich, dem Gouverneur, General Blankeney, ein Schreiben zukommen zu lassen mit der Meldung, daß die Flotte zu seinem Beistande angekommen sei.

Ehe aber noch der Versuch gemacht werden konnte, erschien südöstlich die französische Flotte, und da der

Wind ſtark vom Lande her blies, rief er ſeine Schiffe zurück und formirte eine Schlachtlinie. Um ſechs Uhr Abends rückte der Feind, ebenfalls in Schlachtordnung vor, 17 Schiffe, von denen 13 ſehr groß ſchienen. Aber um ſieben Uhr lavirte er ſchon, um die Windſeite zu gewinnen. Der engliſche Admiral folgte dem Beiſpiel, ſowol um den Vortheil zu nutzen, als um für den folgenden Morgen ſich des Landwindes zu verſichern. Bei anbrechendem Tage war der Feind verſchwunden. Nachdem man jedoch einen glücklichen Fang einiger Transportſchiffe mit Truppen gemacht, erſchien die franzöſiſche Flotte wieder und von beiden Seiten reihte man ſich in Schlachtordnung. Um 2 Uhr gab Byng das Signal, zwei Strich vom Winde abzufallen und anzugreifen.

Aber die Entfernung vom Feinde war noch ſo groß, daß der Rear-Admiral Weſt, weil es unmöglich war, beiden Befehlen zugleich zu gehorchen, ſieben Strich vom Winde abfiel und mit ſeiner Diviſion dicht auf den Feind losſchoß. Er griff ihn mit ſolchem Ungeſtüm an, daß die Schiffe ihm gegenüber in kurzer Zeit aus der Linie gedrängt wurden. Wäre er zu rechter Zeit von der Hauptlinie unterſtützt worden, ſo hätte die britiſche Flotte wahrſcheinlich einen entſcheidenden Sieg davon getragen. Aber die Hauptlinie kam nicht heran, und da das Centrum der Franzoſen in Ordnung blieb, wäre es von Seiten Weſt's Tollkühnheit geweſen, mit ſeinen wenigen Schiffen ſich darauf zu ſtürzen. Er wäre, aller Berechnung nach, von den Franzoſen eingeſchloſſen und jedenfalls von ſeiner Flotte abgeſchnitten worden. Er durfte demnach ſeinen Vortheil nicht verfolgen.

Schon im Beginn des Treffens war das Schiff the Intrepid, in Byng's Diviſion, mit ſeinem Takelwerk dermaßen in Unordnung gerathen, daß es nicht richtig ge-

steuert werden konnte und auf das ihm in der Schlachtordnung zunächst stehende Schiff trieb. Dieser Umstand nöthigte mehre andere Schiffe, sich schnell zurückzuziehen, um eine noch größere Verwirrung zu vermeiden, was eine große Verzögerung veranlaßte. Der Admiral selbst hatte zwar ein vortreffliches Schiff von 90 Kanonen; aber seine Artillerie feuerte kaum einige Mal während der Action. Er hielt sich in beobachtender Ferne in übertriebener Beobachtung der Disciplin oder aus Zaghaftigkeit.

Als der Capitain des Schiffes den Admiral anging, gerade auf den Feind loszudringen, antwortete er kühl, er wolle den Fehler des Admiral Mathews vermeiden, welcher im vorigen Kriege bei Toulon mit seinem Admiralschiff allein die Linie der französischen und spanischen Geschwader durchbrochen hatte, aber, vereinzelt, dem Feuer der gesammten Feindesmacht erlegen war. Er, im Gegentheil, wollte nur mit seiner ganzen Linie angreifen. Aber dieser Totalangriff verzögerte sich aus der angeführten Ursache, und er blieb während des ganzen Treffens in einer solchen Entfernung, daß er auch nicht füglich seine Geschütze gebrauchen konnte, wol aber einige Schüsse in den Rumpf seines Fahrzeugs erhielt.

Der französische Admiral de la Galissonnière schien ebenso abgeneigt einem ernsthaftern Zusammentreffen, nachdem ein Theil seines Geschwaders in die Flucht geschlagen war. Obgleich er an Zahl und Kanonen stärker war, so wollte er sich doch nicht messen mit einem im Seekriege so wohlerfahrenen Gegner. Daher, als er Byng zaudern sah, benutzte er dies und folgte mit vollen Segeln seinem geschlagenen Flügel.

Jetzt erst gab Admiral Byng das Signal zur allgemeinen Verfolgung. Aber da die französischen Schiffe neu und rein waren, so gewannen sie ohne besondere

Anſtrengung einen Vorſprung. Byng ließ alſo ſeine Schiffe umlegen und am nächſten Morgen war der Feind ihm aus dem Geſicht gekommen.

Etwa zehn Seemeilen von Mahon anlegend, ſammelte er ſeine zerſtreuten Fahrzeuge und überzählte ſeinen Verluſt. Erſchoſſen waren 42 Mann, darunter der Capitain eines Schiffes, und etwa 160 verwundet. Drei der Hauptſchiffe waren in ihren Maſten ſo zugerichtet, daß ſie ohne Gefahr nicht mehr die See halten konnten. Eine große Anzahl des Volks war krank und kein einziges Schiff war da, um in ein Hospital für die Kranken und Verwundeten eingerichtet zu werden.

In dieſer Lage berief der Admiral einen Kriegsrath, zu dem auch die Offiziere der Landſoldaten berufen wurden. Er ſtellte ihnen Folgendes vor:

Sie wären weit ſchwächer als der Feind, ſowol an Geſchützen als an Mannſchaft. Dieſer habe den Vortheil, ſeine Verwundeten nach Minorca ſenden zu können, von wo er zugleich Vorräthe, Material und Verſtärkungen leicht beziehen könne. Nach ſeinem Dafürhalten ſei es nicht möglich, St.-Philipps zu entſetzen, und deshalb ſei es das Beſte, augenblicklich nach Gibraltar umzukehren, wo ſie ſich zugleich in Schutz befänden.

Der ganze Kriegsrath ſtimmte bei, und die Flotte ſegelte ſofort nach Gibraltar.

St.-Philipps, tapfer vertheidigt von ſeiner Garniſon unter dem alten General Blaqeuan, mußte ſich ſpäter ergeben, nachdem alle Hoffnung auf Entſatz verſchwunden war. Die Franzoſen hatten ſich nämlich der Kriegsliſt bedient, nach dem Abzuge Byng's Freudenſchüſſe von allen ihren Schiffen donnern zu laſſen. Den Belagerten ward gemeldet, es ſei ein Tedeum für einen glänzend zur See erfochtenen Sieg, in welchem die Engländer

gänzlich geschlagen wären. Der Sieg war allerdings in seinen Wirkungen vollständig. Die englische Flotte hatte sich, ungeschlagen, auf die Flucht begeben. Durch Byng's Schuld ging den Engländern Minorca verloren.

Man machte es der Regierung zum Vorwurf, daß Byng's Schreiben an die Admiralität, in welchem er Bericht abstattete, erst mehre Tage nach seiner Ankunft bekannt gemacht wurde. Als es geschah, theilten die öffentlichen Blätter zugleich mit dem Factum eine Kritik desselben mit; einige das Verfahren des Admirals aufs bitterste rügend, andere ihn entschuldigend. So kam die Nachricht nicht rein, sondern zu einem Zweck verarbeitet ins Publicum. Byng's Freunde erhoben daraus eine schwere Anklage gegen das Verfahren des Ministeriums.

Gewiß ist, daß Sir Edward Fawke und der Admiral Saunders schon am 16. Juni von Spithead nach Gibraltar segelten, um die Admirale Byng und West in ihrem Commando über die Geschwader im mittelländischen Meere zu ersetzen, und erst am 26. Juni wurde Byng's Schreiben publicirt.

Es machte einen Eindruck, wie ihn nur die bittersten Feinde des unglücklichen Befehlshabers wünschen konnten. Die ganze Bevölkerung Englands loderte in Feuer und Flamme auf. Ein allgemeiner Schrei von Wuth und Rache erhob sich, der nicht ärger hätte sein können, wenn der Admiral die ganze englische Flotte verloren und die Küsten der Insel dem Feinde bloßgegeben hätte. Diese Erhitzung, die an Raserei grenzte, wurde sorgfältig erhalten, ja noch genährt durch geschickte Emissarien, die sich in alle öffentliche Versammlungen drängten, von den

höchſten bis zu den unterſten Kreiſen. Sie ſchrieen über die unerhörte Unverſchämtheit, Thorheit, die Rathloſigkeit und Feigheit eines engliſchen Admirals. Da ward ausgeſprengt, als Gegengift gegen Byng's Beſchuldigungen der Admiralität in ſeinem Briefe aus Gibraltar, der König ſelbſt habe damals ſchon vorausgeſagt, daß es nicht anders gehen werde. Man verſpottete und verhöhnte die Gründe, die er für ſeinen haſtigen Rückzug nach Gibraltar vorgeführt, und argumentirte ſchon in die Zukunft hinaus, um ihn noch ſtrafwürdiger darzuſtellen, Minorca müſſe durch ſeine Unentſchloſſenheit und ſeinen Verrath verloren gehen; und mit Minorca ging die engliſche Herrſchaft auf dem mittelländiſchen Meere, oder gar, nach ihren Reden, Macht und Ruf der engliſchen Marine überhaupt verloren.

Mit einem Worte, John Byng ward der Sündenbock des Miniſteriums. Unzweifelhaft ging die wichtige Feſtung auf Minorca mit durch die Nachläſſigkeit, die Unkenntniß von dem Stande der Dinge und die falſchen Maßregeln des letztern verloren; dafür mußte ein Opfer fallen, denn das Volk wollte es, und John Byng wurde dieſes Opfer, damit das Miniſterium gerettet werde. Byng's Misgeſchick, ſagt ein Hiſtoriker, wurde ausgeworfen in das aufgeregte Meer, wie die Tonne, welche man dem Wallfiſch hinwirft, um die Aufmerkſamkeit des Publicums zu beſchäftigen, damit es von den wahren Urhebern abgezogen werde, welche über die Nation ein ſo großes Unglück gebracht. Man bediente ſich dabei der ſchlechteſten Mittel. Byng's Perſon und Charakter ward an allen öffentlichen Plätzen, wo der Pöbel zuſammenkam, verunglimpft, und andere Pöbelhaufen hingen ihn auf und verbrannten ſein Bildniß.

Inzwiſchen waren, wie ſchon bemerkt, die beiden

Offiziere, welche Byng ersetzen sollten, ins mittelländische Meer abgegangen. Unterwegs erfüllten sie noch einen andern Nebenauftrag, den Gouverneur von Gibraltar, Fowke, abzusetzen, welcher ebenfalls den Unwillen des Ministeriums auf sich gezogen, weil er eine unverständliche Ordre nicht verstanden hatte. Als sie Byng's Geschwader erreichten, übergaben sie ihm einen Brief der Admiralität, welches ihn von seinem Posten abberief. Er antwortete darauf fest und stolz, wie Jemand, der sich bewußt ist, in Allem seine Schuldigkeit gethan zu haben, und der von dem edlen Bestreben geleitet wird, seine Aufführung ins beste Licht zu stellen. Aber in dieser selben Antwort, voll kühner, auch mitunter aufs Neue beleidigender Phrasen, gab er sich der kleinlichsten Berechnung hin, um zu beweisen, wie viel Kanonen der Feind mehr gehabt haben müsse, was ebenfalls wieder zu spöttischen Angriffen Anlaß gab.

Jene beiden oben genannten Seeoffiziere, welche ihn im Commando ablösen sollten, hatten zugleich den Befehl, ihn zu verhaften. Derselbe Befehl wurde aber auch an die Commandanten aller Hafenplätze geschickt, den besagten Admiral Byng, wo er sich betreffen lasse, im Namen des Königs anzuhalten und nach London zu senden. Als wenn ein Mann wie Byng, mit dem Glauben an seinen eignen Werth und seine Verbindungen, der solche Briefe an seine Obern schrieb, den Versuch machen werde, auf eine Anklage zu entfliehen, die er noch verlachen zu können glaubte! Doch schien auch dieser officielle Schritt nicht ohne Berechnung; er imponirte, schüchterte ein und vermehrte die böse, ängstlich gespannte Aufmerksamkeit auf den so schwer Bezüchtigten.

Auf demselben Schiffe, welches ihre Nachfolger hin-

gebracht, segelten Byng, West, der Gouverneur General Fowke und verschiedene andere Offiziere, welche dem Kriegsrath in Gibraltar beigewohnt und deshalb in Ungnade gefallen waren, nach England zurück. Der Rear-Admiral West ward vom Könige mit allen sichtlichen Zeichen der Aufmerksamkeit empfangen; es geschah mit mehr Ostentation als gewöhnlich, um vorm Publicum den Unterschied zwischen seiner und der Aufnahme seines Obern in noch grelleres Licht zu setzen; denn Byng ward augenblicklich als Gefangener ins Greenwich-Hospital abgeführt. General Fowke ward vor ein Kriegsgericht gestellt und wegen seines Benehmens in Gibraltar zum Austritt aus dem Dienst verurtheilt.

Inzwischen war die Uebergabe der Festung St. Philipp nun wirklich erfolgt, und der französische Admiral de la Galissonnière segelte mit allen im Hafen erbeuteten Schiffen in großer Eile nach Toulon zurück. Er hatte Grund zu dieser Hast, da der neue englische Admiral, Sir Edward Hawkes, mit einer verstärkten Flotte herankam, aber für ihn zu spät. Die französischen Farben wehten schon auf den Wällen der Citadelle.

Frankreich und England boten um diese Zeit einen merkwürdigen Gegensatz. Das französische Volk schwelgte in allen Ausbrüchen des Entzückens über die Siegesnachricht, welche Graf Egmont, als Abgesandter des Herzogs von Richelieu, nach Paris brachte. Ueberall sah man Triumphbögen und Triumphaufzüge. Man fand gar nicht Lobausdrücke genug für den Eroberer von Minorca. Es fluthete von Gedichten, es tönte von lobpreisenden Reden. Dazu Epigramme und Spottgedichte auf die Engländer, welche laut auf den Gassen gesungen und gespielt wurden. Ein Sieg zur See, oder durch eine Seeexpedition, war für die Franzosen etwas

Seltenes. Sie bedurften nach vielen Niederlagen der Auffrischung des Muthes, und es lag im Interesse der Regierenden, den alten Nationalhaß wieder zu entflammen, denn weit ernstere Kämpfe standen bevor. Der siebenjährige Krieg war vor der Thür. So darf es nicht Wunder nehmen, daß ein einziger glücklicher Coup seitens der Franzosen in seiner Bedeutung weit überschätzt wurde, und die ganze Nation in einen Zustand des Rausches und der Entzückung versetzte.

Ward doch einigermaßen das Benehmen der Franzosen durch das der Engländer gerechtfertigt. Auch hier schien es einen Augenblick, als sei ein Tag von Canná gewesen, als stände ein Hannibal ante portas. Aber der Schmerz über einen empfindlichen, mehr die Ehre kränkenden als die Macht schwächenden Verlust ging in einen Ausbruch des Unwillens über, wie er seit den Tagen der glorwürdigen Revolution nicht vorgekommen war. Selbst das Schrecken, als der Prätendent Karl Eduard vor einem Decennium in raschem Marsche sich den Thoren der Hauptstadt näherte und eine sechzigjährige Verfassung umzustürzen drohte, um eine andere verhaßte aus dem Grabe wieder zu erwecken, hatte wol Betäubung und demnächst die Kräfte der Nation aufgeregt, aber weniger Furcht und Entrüstung. Damals war es ein Kampf der Parteien; diesmal verschwanden alle Parteirücksichten, das Volk fühlte als Volk, es war eine Nationalsache, die Ehre der Nation war gekränkt, es galt, sie zu rächen, und Die es büßen zu lassen, welche die Schmach auf den britischen Namen gebracht.

Man war aber, während man den Hauptvorwurf auf den Admiral warf, keineswegs blind gegen das Verfahren des Ministeriums. Ja einzelne Politiker gin-

gen in ihren Anſchuldigungen gegen daſſelbe noch weiter. Man ſtreute den Verdacht aus, daß man den wichtigen Platz abſichtlich in die Hände des Feindes habe fallen laſſen, damit, wenn die Waffen Großbritanniens in der andern Welt glücklich wären, der König von Frankreich ein Aequivalent darzubieten habe für Eroberungen, die man im Frieden gern wieder verlaſſen wollte. Eine ſonderbare Definition, welche ſich nur aus dem allgemeinen Anſchuldigungsſyſtem, welches damals in England um ſich griff und ſelbſt im Geheimenrathe Wurzel faßte, erklären läßt.

Aber es war nur eine neue Aufforderung an die Miniſter, den Volkshaß von ſich ab, auf den Admiral zu lenken. General Blanqueney, der Vertheidiger von St. Philipps, hatte freien, ehrenvollen Abzug mit ſeinen Truppen durch die Capitulation erhalten. Er ſollte die Gegenpuppe werden zum Admiral; ihn wollte man mit Lob und Ehre überſchütten, um Jenen deſto tiefer herabzudrücken. Als er in England landete, wurde er unter Jubelruf, der die Wolken erſchütterte, faſt auf Händen getragen. Sein Weg bis London ging unter lauter Triumphbogen. Dem entſprach ſeine Aufnahme beim Könige, der ihn zum iriſchen Pair erhob. Eine ſtrengere Kritik gab zwar zu, daß er ſich tapfer bis auf einen gewiſſen Zeitpunkt gewehrt und alle Pflichten eines guten Commandanten erfüllt habe, daß er aber, bei dem geringen Verluſt an Mannſchaft und noch mit ziemlichen Vorräthen in der Feſtung, der nur erſt einige Außenwerke genommen waren, ſich wol noch einige Zeit hätte halten können. Wäre dies geſchehen, ſo konnte der neue Admiral Hawkes, deſſen Flotte herankam, wenn nicht Entſatz, doch Verſtärkungen bringen, und den Belagerern die Zufuhr abſchneiden. So ward

aus arglistiger Berechnung sein Verdienst eben so überschätzt als das Benehmen des Admirals noch über seine Schuld herabgesetzt wurde.

Dennoch war die Aufregung eine so außergewöhnliche, daß feinere Politiker nach noch andern Motiven suchten, und dieselben in der französischen Politik fanden. Die Franzosen bereiteten große Dinge in Amerika vor. Ihnen galt es, die Aufmerksamkeit des englischen Volkes davon abzulenken. Friedrich der Große erfand bekanntlich ein Hagelwetter mit Schloßen von der Größe von Hühnereiern und ließ es durch die Zeitungen verbreiten, um die Neugier von andern Dingen, die er vorbereitete, abzuwenden. Der französischen Regierung bot sich dieses gigantische Schloßenwetter, diese Tonne, welche sie dem Walfisch hinwarf, in der Einnahme von Minorca und seinen Folgen von selbst, und sie benutzte es mit allen Kräften und freute sich der Wirkungen. In wiefern diese Vermuthungen, welche nie zu erweisen sind, richtig waren, darüber hat die Geschichte keine Entscheidung gebracht; aber in England wurde später daran geglaubt.

John Byng war Mitglied des Parlaments. Das Ministerium zeigte dem Hause der Gemeinen seine Verhaftung an, und daß derselbe, wegen falschen Benehmens als Befehlshaber einer Flotte, vom Könige vor ein Kriegsgericht gestellt werden solle. Bis zur Austragung der Sache werde er an seiner Pflicht, im Hause zu erscheinen, verhindert werden. Die Sache war in der Ordnung, da bereits in ähnlichen Fällen das Unterhaus nachgegeben und seine Mitglieder vor andere Gerichte hatte stellen lassen.

Das Parlament ließ es aber dabei nicht bewenden. Es wollte klar in dieser Nationalsache sehen und selbst prüfen, in wie weit das Ministerium verschuldet sei.

Deshalb ging einſtimmig eine Adreſſe der Gemeinen an den König durch, mit der Bitte, daß Copien aller Briefe und Papiere dem Hauſe vorgelegt würden, welche die Staatsſecretaire, die Commiſſionaire der Admiralität oder andere Miniſter und königliche Beamten in Betreff der Ausrüſtung der franzöſiſchen Flotte zu Toulon und des beabſichtigten Angriffs auf Minorca ſeit dem 1. Januar 1755 bis zum 1. Auguſt 1756 empfangen hätten. Sie verlangten die Liſte aller Kriegsſchiffe einzuſehen, welche vom 1. Auguſt 1755 bis zum 13. April 1756 ausgerüſtet worden, nebſt Copien aller Befehle, welche in dieſer Zeit an die Commandanten der einzelnen Stationen ergangen wären. Eben desgleichen genaue Darlegung über den Zuſtand aller britiſchen Kriegsſchiffe in den verſchiedenen Häfen zur Zeit von Byng's Abfahrt nach Minorca, ſowie deren Bemannung. Sie foderten Abſchriften aller Befehle und Inſtructionen, die während der Zeit an Byng ergangen waren, ſowie deſſen Antworten.

So viel ſie foderten, ward gewährt. Die Miniſter lieferten alle verlangten Documente aus, die auf die Tafel des Parlaments zur Durchſicht eines jeden Mitglieds gelegt wurden. Aber das Parlament verlangte immer mehr, bis ſolche ungeheure Laſten Papier die Tiſche drückten, daß eine ganze, der Sache allein gewidmete, Seſſion die Arbeit nicht bezwingen und man füglich ſagen konnte, daß die Wahrheit von der Maſſenhaftigkeit der wahrhaftigen Mittheilungen erdrückt war.

Kluge Leute verzweifelten, daß das Geheimniß je zu Tage kommen werde, ſobald das ganze Haus ſich zum Committee geſtalte und als ſolches die Unterſuchung unternehme. Sie meinten, eine Sache ſo dunkler, verwickelter und verdächtiger Natur hätte durch ein erwähl-

tes kleines Committee von tüchtigen, umsichtigen und unparteiischen Geschäftsmännern untersucht und denselben alle mögliche Vollmacht ertheilt werden müssen. Daß man dieses natürliche Verfahren nicht gewählt, sei ein arglistiger Kunstgriff, um eine regelmäßige und genaue Erforschung der Sache unmöglich zu machen und Verwirrung, Streit und neue Dunkelheit hineinzubringen. Bei solcher endlosen Arbeit werden die Arbeiter endlich müde und verdrossen, und man eilt, um nur zu Ende zu kommen. So hoffe das Ministerium, daß das Parlament, um nur aus dem anarchischen verwirrten Zustande herauszukommen, wenn die Verhältnisse auch erst halb aufgeklärt und noch unverdaut wären, eine allgemeine Billigung aussprechen werde, mit der es gegen die Anschuldigungen der Nation sich schützen könne.

Diese Besorgniß erschien nur zu gerechtfertigt. Das Haus erließ, als Committee, mehre Resolutionen, die, aber nur nach heftigem Kampfe, von der Majorität angenommen, zu Gunsten der Minister ausfielen.

Einmal erkannte das Committee: daß die Regierung vom 27. August 1755 ab bis zum 20. April 1756 wiederholte und übereinstimmende Nachrichten erhalten, daß der König von Frankreich mit der bestimmten Absicht umgehe, einen Angriff auf die Besitzungen Großbritanniens und Irlands zu machen.

Aber zugleich: daß keine größere Anzahl von Kriegsschiffen damals ins mittelländische Meer geschickt werden können, als wirklich unter Byng dahin geschickt worden, und eben so wenig eine größere Anzahl von Truppen zur Verstärkung des Forts St. Philipp, ohne durch beide Sendungen die Besitzungen des Königs und die Interessen seiner Unterthanen zu gefährden.

Zu diesem Ausspruch des Parlaments, ruft Smollet,

muß etwas Mächtigeres mitgewirkt haben, als die gesunde Ueberzeugung. Die Minister, als Verklagte, suchten den Glauben rege zu machen, als sei, von Seiten Frankreichs, eine Landung in Großbritannien oder Irland beabsichtigt gewesen. Denn allerdings erscheinen sie gerechtfertigt, wenn sie, Minorca halb aufgebend, ihre ganze Macht auf die Vertheidigung der Küsten des Vaterlandes verwendeten; aber sie haben diesen Beweis nicht geführt, daß England selbst gefährdet war; wenigstens hat ihn die Geschichte für nicht geführt erklärt.

Die Zahl der Kriegsschiffe, welche damals in Thätigkeit waren, betrug an 250 mit 50,000 Matrosen und Seesoldaten. Sechs Monate vor der Landung auf Minorca hatten die Minister Winke, daß gerade diese Insel das Ziel der Expedition sei. Diese Winke kamen von zuverlässigen Agenten, den britischen Consuln in Carthagena und Genua, denen viele andere folgten. Sie gaben bereits die Zahl der französischen Schiffe an. Die ersten dieser Nachrichten waren schon vom September 1755 und wiederholten sich bis Anfang Februar. Es scheint demnach unglaublich, daß während dieser Zeit die englische Nation nicht mehr als elf Linienschiffe und sechs Fregatten anderwärts erübrigen oder sonst ausrüsten können, um diese wichtige Insel zu schützen. Ebenso schwer zu begreifen ist es, daß von einer Armee von 50,000 Mann nicht wenigstens ein Regiment hätte ohne erhebliche Gefahr entnommen werden können, um die ungenügende Besatzung der Festung dort zu verstärken, und daß man so viele Offiziere (42) von den dortstehenden unvollständigen Regimentern so lange in England auf Urlaub ließ, bis ihre Rücksendung zu spät war. Daß endlich die wichtige Seestation im mittelländischen Meere bis zur Ankunft Byng's nur aus zwei Linienschiffen und fünf

Fregatten bestand und nichts bis da geschehen war, um die Munitionsvorräthe zu ergänzen. Ferner war dargethan, daß Admiral Osborn mit 13 Linienschiffen und einer Fregatte am 16. Februar 1756 vom Convoy einer Kauffahrteiflotte zurückgekehrt war, und dieser hätte leicht zum Entsatz von Minorca gesandt werden können, da die Küsten von England in jenem Augenblicke noch von acht Linienschiffen und 32 Fregatten, alle in bestem Zustande, geschützt wurden und außerdem 32 Linienschiffe und fünf Fregatten beinahe ausgerüstet waren.

Es würde außer unserer Aufgabe liegen, alle die einzelnen Schiffe und kleinen Geschwader, welche in der Zwischenzeit dem Ministerium zur Disposition standen, und die es ohne besondere Dringlichkeit zu anderm Zweck verwandte, hier aufzuzählen, und von denen das Publicum behauptete, daß sie, wenn die Regierung ihre Pflicht gethan, der Byng'schen Flotte hätten beigegeben werden müssen und diese so zu einer furchtbaren Macht erhoben hätten, während man ihm jetzt sogar eine Fregatte zum Signalisiren, um die er bat, abgeschlagen habe. Genug, der intelligentere Theil des Publicums behauptete: Minorca sei vorzüglich um deswillen gefallen, weil die Hülfsflotte zu spät und nicht in hinreichender Stärke abgeschickt worden; weil das Ministerium gezaudert habe, Truppen zur Verstärkung der Garnison hinzusenden; weil es geduldet, daß so viele Offiziere derselben auf Urlaub sich in England umgetrieben, und endlich versäumt habe, Befehle zur Anwerbung von Mineuren zu erlassen, die in der dortigen Festung Noth thaten. In Summa, dies intelligente Publicum erklärte die Minister für schuldig, während das Parlament sie freigesprochen hatte.

Am 28. December 1757 begann John Byng's Proceß vor dem Kriegsgerichte. Daſſelbe wurde an Bord des Kriegsſchiffes St. George im Hafen von Portsmouth abgehalten. Admiral Byng war von Greenwich dahin unter Escorte der reitenden Garde gebracht worden, eine Bedeckung, die zu ſeinem Schutze mehr als zu ſeiner Bewachung diente, da das Volk in jeder Stadt und jedem Dorfe, durch welches er kam, ihn inſultirte. Er ſelbſt blieb vollkommen ruhig und heiter.

Das Thatſächliche, was bei der Unterſuchung zur Sprache kam, iſt in der obigen Geſchichtserzählung enthalten, und die vielen Zeugen, welche zur Belaſtung und zur Entlaſtung des Angeſchuldigten verhört wurden, ſagten im Weſentlichen nichts Anderes aus, als was wir bereits wiſſen. Endlich kam das Kriegsgericht einſtimmig zu 37 Reſolutionen, deren Sinn der war: „Daß Admiral Byng während des Treffens zwiſchen den britiſchen und engliſchen Flotten am 20. Mai 1756 nicht ſein Aeußerſtes gethan habe, um die Schiffe des Königs von Frankreich anzugreifen, zu nehmen und zu zerſtören, wie es ſeine Pflicht geweſen wäre; noch daß er diejenigen Schiffe ſeines Königs und Herrn, welche ins Gefecht gekommen, ſo unterſtützt habe, wie es ſeine Pflicht geweſen wäre, und daß er nicht ſeine äußerſte Kraft angeſtrengt habe, um der Citadelle St. Philipps die erforderliche Hülfe zu bringen.“

Einſtimmig erklärten ſeine Richter daher, daß der zwölfte Artikel der Parlamentsacte, durchgegangen im 22. Jahre der gegenwärtigen Regierung, welche die Geſetze, betreffend die Verwaltung der königlichen Schiffe und Marinetruppen, erklären, verbeſſern und in eine Parlamentsacte zuſammenfaſſen ſollen, auf ihn Anwendung finde. Dieſer zwölfte Artikel beſtimmt: „Daß jede Perſon,

welche zur Zeit des Treffens fortliefe, retirirte, oder nicht ins Gefecht käme, oder nicht ihr Aeußerſtes thäte u. ſ. w. und zwar aus Feigheit, Nachläſſigkeit oder Mißmuth, den Tod verdient habe." Da dieſer Artikel in ausdrücklichen Worten den Tod ausſpricht, und den Richtern keine Alternative, bei veränderten Umſtänden auf eine geringere Strafe zu erkennen, läßt, ſo verurtheilten ſie einſtimmig beſagten Admiral John Byng, daß derſelbe erſchoſſen werde zu der Zeit und an Bord desjenigen Schiffes, wie die Lordcommiſſaire der Admiralität zu beſtimmen für gut finden würden.

Doch kam zu dieſem harten Urtheil ein mildernder Zuſatz: da aus den Zeugniſſen derjenigen Offiziere, welche während des Treffens in der Nähe ſeiner Perſon ſich befunden, hervorgehe, daß der Admiral während der Action keine Zeichen von Feigheit gegeben und in ſeiner Haltung und ſeinem Benehmen ſich nichts offenbart habe, was Furcht und Verwirrung verrathen habe; daß derſelbe vielmehr ſeine Befehle ruhig, feſt und entſchieden gegeben, ohne anſcheinenden Mangel an perſönlichem Muthe; ſie auch aus andern Umſtänden des Glaubens wären, daß ſeine falſchen Maßregeln nicht aus Feigheit oder Mißmuth herrührten, ſo empfahlen ſie ihn ebenfalls einſtimmig und dringend, als wohl würdig, der königlichen Begnadigung.

Der Admiral hatte ſich während der ganzen Unterſuchung würdig, ruhig und liebenswürdig benommen. Es ſchien die Wirkung eines reinen Bewußtſeins, worauf er nur vielleicht allzuſehr baute. Nachdem er alle Zeugen wider ſich mit angehört und ſeine Vertheidigung geſprochen hatte, machte er ſeinen Antrag auf eine ehrenvolle Freiſprechung. Er ſchien ſeiner Sache ſo gewiß, daß er ſchon Befehl gegeben hatte, ſeine Kutſche bereit

zu halten, um sofort nach dem Schlusse des Gerichts nach London zu fahren. Ja als ein Freund, der Winke erhalten, wie das Urtheil gegen ihn ausfallen würde, es für seine Pflicht hielt, ihm davon Nachricht zu geben, damit er auf Alles gefaßt sei, war Byng zwar betroffen und gerieth in eine Aufwallung des Zorns, aber verrieth auch da kein Zeichen von Furcht oder Ueberraschung. Im Gegentheil während einzelne Mitglieder des Kriegsgerichts ihre eigene Bestürzung und ihren Schmerz nicht verbergen, ja in innerster Bewegung weder ihre Seufzer noch ihre Thränen unterdrücken konnten, hörte er die ganze Sentenz mit vollkommener Fassung an, verbeugte sich dann leicht vor dem Präsidenten und den andern Mitgliedern und entfernte sich mit würdevollem Anstand.

Die Offiziere, aus welchen das Kriegsgericht zusammengesetzt war, fühlten so ganz die Strenge des Gesetzes, daß sie, außer der Anempfehlung an die königliche Gnade, noch auf gemeinschaftlichen Beschluß ein Schreiben an die Admiralität richteten, in welchem die Stelle vorkommt: „Wir können nicht umhin, Euer Herrlichkeiten unsern traurigen Gemüthszustand bei dieser Gelegenheit mitzutheilen; denn wir befinden uns in der Nothwendigkeit, zufolge der barbarischen Strenge des zwölften Artikels, einen Mann zum Tode zu verurtheilen, welcher theilweise durch seine Führung demselben verfällt, während dieser Artikel leider keine Milderung der Strafe für den Fall zuläßt, wo das Verbrechen nur aus einem Irrthum der Urtheilskraft herrührt. Um deshalb bitten wir, sowol um unseres eigenen Gewissens willen, als um dem Gefangenen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und zwar auf das allerdringendste, daß Euer Herrlich-

keiten den Verurtheilten der Gnade des Königs empfehlen möchten."

Ein ungewöhnliches Verfahren trat hierauf, in Bezug auf dieses Begnadigungsgesuch, ein. Statt die Bitte des Kriegsgerichts zu unterstützen, sandten die Lords der Admiralität das Schreiben an den König, begleitet von einem Schreiben ihrerseits, worin sie ihre Zweifel bezüglich der Legalität des Urtelsspruchs ausdrückten, indem das Verbrechen der Nachlässigkeit, wegen dessen der Admiral verurtheilt worden, in den ganzen Proceßacten sich nicht erwähnt finde. Zu gleicher Zeit kamen Bittschriften von allen Seiten für den Verurtheilten ein. Alle Freunde und Verwandte des unglücklichen Opfers wandten ihren Einfluß an, um Begnadigung für ihn zu erlangen.

Wer hätte nicht erwarten dürfen, daß bei so vielen Umständen und Stimmen, welche zu Gunsten des Verurtheilten zusammentraten, der König von seinem Rechte Gebrauch machen würde, wenn auch nur in soweit, daß dem Admiral das Leben geschenkt werde. Man weiß nichts davon, daß Georg II. eine persönliche Erbitterung gegen ihn gehegt habe. Aber Intriguen aller Art wurden in Bewegung gesetzt, um dem blutdürstigen Verlangen des großen, erhitzten Haufens zu willfahren. Das Geschrei nach Rache hallte noch einmal und verstärkt, wie ein zurückkehrendes Gewitter durch das ganze Land. Der König wollte, und er durfte nicht. Man gab ihm zu verstehen: Die Hinrichtung des Admirals sei ein Opfer, welches ganz unerläßlich sei, um die Wuth des Volkes zu besänftigen.

Georg war in einer eigenen Lage. Er wagte nicht sein ihm nach der Verfassung unbestritten zustehendes Recht zu gebrauchen, sondern unterlegte die Frage, mit

dem Bedenken der Admiralität, aufs Neue der Entſcheidung der zwölf Richter des Königreiches. Dieſe aber gaben einſtimmig ihre Erklärung dahin ab: daß jenes Erkenntniß ganz legal ſei. Hierauf erließ der Geheimerath an die Admiralität einen Befehl, das Todesurtheil am 28. Februar zu vollſtrecken.

Nur ein Mitglied unterſchrieb nicht dieſen Befehl, indem es ſeine Proteſtation dagegen beſonders einreichte. Er ſagte, es ſei nicht an ihm, die Frage zu entſcheiden: ob Admiral Byng den Tod verdiene oder nicht verdiene? wohl aber: ob, zufolge des wider ihn gefällten Urtheils der Admiralität und den darin aufgeführten Gründen, demſelben das Leben könne genommen werden? Zufolge des zwölften Artikels verdiene Der den Tod, welcher zur Zeit des Treffens fortlaufe, retirire, oder nicht ins Gefecht komme u. ſ. w. aus Feigheit, Nachläſſigkeit oder Mismuth. Das Kriegsgericht ſpreche aber den Admiral ausdrücklich frei von der Beſchuldigung der Feigheit und des Mismuthes, und erwähne nicht das Wort: Nachläſſigkeit. Demnach treffe den Admiral keine der drei Bezeichnungen des zwölften Artikels. Zwar könne man behaupten, daß die Nachläſſigkeit doch vorhanden ſei, obgleich man das Wort nicht angewendet habe; ſonſt könne das Kriegsgericht den Admiral gar nicht nach dem zwölften Artikel verurtheilt haben, da es ihn von der Feigheit und dem Mismuth ausdrücklich freigeſprochen. Aber die hier zur Sprache kommende Nachläſſigkeit könne keine abſichtliche Nachläſſigkeit ſein; denn eine ſolche müſſe, in Admiral Byng's Lage, entweder aus Feigheit oder aus Mismuth hervorgegangen ſein, und beider Anſchuldigungen ſei er durch das Urtheil enthoben. Uebrigens könnten Verbrechen dieſer Art, die nur im Sinne begriffen, aber nicht ausdrück-

lich genannt wären, wohl den Verdacht rechtfertigen und eine Privatanſicht begründen, aber nimmermehr ein Bluturtheil. Nach dem Begleitſchreiben des Urtheils an die Admiralität habe aber das Kriegsgericht ausdrücklich erklärt, daß es das Urtheil nur zufolge des Buchſtabens des ſtrengen Geſetzes und gegen ſeine beſſere innere Ueberzeugung gefällt, und den Verurtheilten deshalb dringend der Gnade des Königs empfohlen. Es ſei daher klar, daß er nach der Gewiſſensanſicht der Richter den Tod nicht verdiene. Es frage ſich nun, ſolle die wahre Meinung des Kriegsgerichtes oder der Buchſtabe ihres Urtelsſpruchs über des Admirals Loos entſcheiden? Wenn das Letztere wäre, würde er gegen die Anſicht und Abſicht ſeiner eigenen Richter hingerichtet; eine furchtbare Abnormität. Seine Richter erklärten ihn für nicht todeswürdig, und doch brächten ſie ihn, aus Irrthum oder Misverſtändniß eines Geſetzes oder der Art ſeines Vergehens, unter einen Artikel des Kriegsrechtes, der, nach ihrer eigenen Definition ſeines Vergehens, nicht darauf Anwendung finde. Durch eine ſolche Sentenz könne Niemandem das Leben genommen werden.

Ohne es in Worten auszudrücken, war der Sinn dieſes Proteſtes: das Kriegsgericht hat nicht als Jury geurtheilt. Es hat nach dem formalen Buchſtaben eines harten Geſetzes, aber nicht nach ſeiner moraliſchen Ueberzeugung von der Schuldbarkeit des Angeklagten geſprochen. Admiral Byng iſt der großen Wohlthat entzogen, welche Englands Verfaſſung vorzugsweiſe dem politiſchen Verbrecher gewährt: nicht nach dem formalen Maßſtab ſeines Vergehens, ſondern nach der Gewiſſensüberzeugung von Richtern verurtheilt zu werden, welche ſeines Gleichen ſind. Dagegen hätten die Vertheidiger des kriegsrechtlichen Urtheils einwenden können: eine

Jury als Repräsentantin des Volksgerichtes, würde nach der im Volke herrschenden Ansicht, also mit einer Vor-eingenommenheit, gesprochen haben, welche möglicherweise noch schlimmer für ihn ausgefallen wäre. Die große Jury der Nation hatte schon das Verdammungsurtheil über ihn ausgesprochen; er sollte als ein Opfer der Politik fallen, wie Tausende gefallen sind, und seine Feinde wählten nur, wie es auch in tausend Fällen geschehen ist, die Form der Gesetze, die ihnen am bequemsten und zugleich legal war, um den im Geist schon Verdammten auch formell zu vernichten.

Die Stimme des einen Protestirenden war von keinem Gewicht. Und doch, obgleich sie den Verurtheilten nicht zu begnadigen wagte, wollte die Regierung doch nichts thun, was, auch nur dem Schein nach, dem Gesetz entgegen wäre. Im Parlamente erhob sich ein Mitglied, welches mit beim Kriegsgericht in Portsmouth gesessen, und machte für sich und verschiedene andere Mitglieder des Kriegsgerichts den Antrag: das Parlament als gesetzgebender Körper möge sie von dem Eide der Verschwiegenheit entbinden, den die Mitglieder des Gerichts geleistet, damit sie die Gründe entwickeln könnten, zufolge deren das Todesurtheil über den Admiral Byng ausgesprochen worden, indem sich dabei verschiedene Umstände herausstellen möchten, welche das Urtheil als unpassend zeigen würden.

Dieser Antrag ging im Hause der Gemeinen nicht durch. Dennoch schickte der König am 26. Februar durch den Staatssecretair Pitt eine Botschaft dahin, des Inhalts: daß, wiewol entschlossen, dem Gesetze in Betreff des Admirals Byng seinen Lauf zu lassen, weshalb alle Begnadigungsanträge zurückgewiesen worden, so habe Seine Majestät es doch für angemessen erachtet,

in Anſehung des Umſtandes, daß ein Mitglied des Hauſes Bedenken über die Rechtmäßigkeit des Urtheils erhoben, die Hinrichtung noch aufzuſchieben, damit man durch eine beſondere eidliche Vernehmung der einzelnen Mitglieder des Kriegsgerichts zur Kenntniß komme, welche Gründe zum Bedenken noch obwalteten. Daß Seine Majeſtät aber nichts deſto weniger des Willens wären, das Urtheil vollſtrecken zu laſſen, es ſei denn, daß aus beſagter Vernehmung erhelle, daß Admiral Byng unrechtmäßig verurtheilt worden.

Dieſer Antrag war unerhört und ohne alle Präcedentien in der engliſchen Parlamentsgeſchichte. Eine ſolche Einmiſchung der Krone in die Parlamentsverhandlungen würde unter andern Verhältniſſen, als eine unregelmäßige und unnöthige, heftige Widerſprüche, Haß und Aufregung hervorgebracht haben. Diesmal war es indeß anders. Man ſah nicht darin die Abſicht, die Privilegien des Hauſes zu verkümmern, ſondern entweder die Abſicht des Pilatus, ſich die Hände in Unſchuld zu waſchen, oder eine Schwäche der Regierung, die gern von ihrem Begnadigungsrechte Gebrauch gemacht hätte, aber die Verantwortlichkeit dafür, dem Volke gegenüber, auf das Parlament ſchieben wollte.

Die ſonderbare Procedur wurde durch den Ausfall noch merkwürdiger. Das Unterhaus ging auf die Botſchaft ein, und es ward eine Bill eingebracht: daß die Mitglieder des Kriegsgerichts ihrer Verpflichtung, zu ſchweigen, entbunden werden ſollten. Dieſe Bill ging ohne Oppoſition durch. Als ſie aber ins Oberhaus kam, erſchien ſie den Lords alles Grundes zu entbehren. Hierauf erfolgte eine Botſchaft ihrerſeits an das Haus der Gemeinen, mit der Aufforderung: es möge denjenigen ſeiner Mitglieder, welche beim Kriegsgericht mitgeſeſſen,

die Erlaubniß geben, persönlich vor dem Hause der Lords zu erscheinen, um dort bei der zweiten Lesung der Bill examinirt zu werden.

Die Gemeinen gaben diese Erlaubniß, die Mitglieder des Kriegsgerichts erschienen vor den Lords und wurden von ihnen examinirt. Nach dem Urtheil derselben brachten sie aber keine Entschuldigung vor, noch irgend einen hinreichenden Grund dafür, daß der Mann, welchen sie verurtheilt hatten, eine besondere Berücksichtigung und Begnadigung verdiene. Deshalb erklärten die Lords, es sei kein Grund da, die Bill anzunehmen, und verwarfen sie fast einstimmig. Welche Motive das Oberhaus konnten bewogen haben, gerade dies Urtheil auszusprechen, bleibt unerklärt, da es sich nicht um seine Schuld und Unschuld, sondern darum handelte, ob er der Gnade würdig sei, und stärkere Gründe dafür wol kaum denkbar sind, als diejenigen, welche die Mitglieder des Kriegsgerichts in ihrem Schreiben ausgesprochen hatten.

Nachdem auf diese Weise alle Aussicht auf Rettung für ihn verloren war, bereitete sich der Admiral mit Ruhe und Fassung auf seinen Tod. Er zeigte in diesen Tagen eine auffallende Milde und Freundlichkeit, und verrieth während der ganzen Zwischenzeit von seiner Verdammung bis zu seiner Hinrichtung weder etwas von Furcht noch von Unwillen. Sein Gefängniß, aus dem ihn erst der Tod erlösen sollte, war auf dem Kriegsschiffe Monarch im Hafen von Portsmouth, wo ihn fast zu sorgsam der Marschall der Admiralität bewachte.

Der 14. März 1757 war zu seiner Hinrichtung bestimmt. Die Boote des ganzen im Hafen liegenden Geschwaders, mit den Capitainen, Offizieren und gehöriger Mannschaft umringten von früh Morgens an das Schiff,

und in andern Booten und Schiffen drängte ſich eine zahlloſe Menge von Zuſchauern herbei.

Um Mittag trat der Admiral, nachdem er von dem Geiſtlichen Abſchied genommen, mit zwei Freunden aus der großen Cajüte auf das Quarterdeck, wo zwei Reihen Seeſoldaten aufmarſchirt ſtanden. Mit feſtem, freiem Schritte und einer ruhigen und entſchloſſenen Miene ſchritt er durch ſie hindurch nach dem zur Execution beſtimmten Platze. Er wollte mit unverbundenen Augen den Todesſchuß empfangen. Aber ſeine Freunde ſtellten ihm vor, daß ſeine Blicke möglicher Weiſe die Soldaten einſchüchtern und ſie am genauen Zielen hindern könnten. Er gab nach, warf ſeinen Hut auf das Verdeck, kniete auf ein Kiſſen nieder, band ein weißes Taſchentuch über die Augen und wehte mit dem andern als Signal. Die Soldaten feuerten, und von fünf Kugeln durchbohrt, ſank er ſogleich todt zu Boden. Alles war geräuſchlos in einer merkwürdigen Schnelligkeit vollbracht. Vom Augenblicke an, wo er die Cajüte verließ, bis zu dem, wo ſein Leichnam in den bereit gehaltenen Sarg gelegt wurde, waren nur drei Minuten verſtrichen.

Kurz vor ſeiner Hinrichtung hatte er folgende Erklärung dem Marſchall der Admiralität übergeben: „Wenige Momente werden mich nun befreien von der unermüdlichen Verfolgung, und der weitern Bosheit meiner Feinde ein Ziel ſtecken. Ich beneide ihnen nicht ein Leben, welches von der Erinnerung der mir bereiteten Kränkungen und Ungerechtigkeiten vergiftet iſt. Ich bin der Ueberzeugung, daß dereinſt mein Ruf gerechtfertigt wird. Man wird die Art und Weiſe erkennen, wie man die Stimme und das Vorurtheil des Volkes gegen mich anreizte und nährte, und auch das Warum. Man wird mich (wie ich mich ſelbſt anſehe) als ein Opfer betrach-

ten, geweiht dazu, die Entrüſtung und gerechte Wuth eines gekränkten und verhöhnten Volkes von den Gegenſtänden abzulenken, welche ſie eigentlich treffen ſollten. Selbſt meine Feinde müſſen mich nun für unſchuldig halten. Heil mir, und beſonders in dieſem letzten, ernſten Augenblicke, daß ich meine eigene Unſchuld kenne und mir bewußt bin, daß nichts von dem Unglück, welches mein Vaterland betroffen, mir zur Laſt fällt. Herzlich wünſche ich, daß mein vergoſſenes Blut zum Glücke Englands beitrage; aber um deshalb kann ich doch nicht meinen Anſpruch darauf aufgeben, daß ich allen meinen Pflichten nach meinem beſten Erkennungsvermögen obgelegen und König und Land nach allen meinen Kräften gedient habe. Ich bin betrübt, daß mein guter Wille durch keinen beſſern Erfolg gekrönt wurde, und daß mein Geſchwader zu ſchwach war, um in jenem Augenblicke die vorgeſetzte Aufgabe zu vollbringen. Die Wahrheit hat ſchon über die Verleumdung und Falſchheit geſiegt, und die Gerechtigkeit hat bereits den ſchändlichen Flecken ausgebrannt, den man auf meinen Ruf drücken wollen. Ich handelte nicht aus Mangel an Muth und nicht aus gerechtem Misvergnügen. Mein Herz ſpricht mich von dieſen Anſchuldigungen frei. Aber wer kann ſicher ſeyn über ſein eigenes Urtheil? Wenn mein Verbrechen ein Mangel an richtigem Urtheil iſt, oder darin, daß ich anderer Meinung als meine Richter bin, oder wenn dennoch der Irrthum auf ihrer Seite wäre, ſo vergebe ihnen Gott, wie ich es thue. Und möge ihr trauriger Gemüthszuſtand und die Stimme ihres Gewiſſens, die zu meiner Rechtfertigung ſich kund gegeben haben, bald Troſt und ſie die Ruhe finden, wie ich meinen Zorn bewältigt habe. Der höchſte Richter ſieht in alle Her-

zen und ihre Beweggründe, und ihm anheim gebe ich die Gerechtigkeit meiner Sache."

Dieses stolze Wort des Sterbenden und diese zuversichtliche Appellation an die Nachwelt sind in Erfüllung gegangen. Seine Hinrichtung erfüllte schon damals ganz Europa mit Staunen und Erschrecken. Es war etwas von Römergröße darin, ohne daß man in den Motiven Römertugend erblickte. Ueber diese war man eben so rasch einig, als man in England über seine Schuld einig geworden. Die Minister opferten ihn, um nicht selbst als Opfer zu fallen. Sie traf der Vorwurf der Fahrlässigkeit, und sie schleuderten ihn mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln auf den Admiral zurück. So ist die Geschichte in die Historie und deren Compendien übergegangen.

Und dennoch kann man sich schwer davon überreden, daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, in dem hochgebildeten England, unter einer freisinnigen Verfassung, unter dem Schutz der Gesetze und der Controle der freien Presse, ein angesehener General nur durch eine diabolische Intrigue sollte gestürzt und unschuldig zum Tode verurtheilt worden sein. Ungeachtet der schändlichen Kunstgriffe, deren man sich bediente, um das Volk wider ihn aufzuhetzen, und ungeachtet seiner feierlichen Berufung auf den Himmel in seinen letzten Augenblicken, wodurch er den eigenen Glauben an seine Unschuld darthat, blieben doch Zweifel, in wie weit auch er nicht durch bösen Willen, oder durch die That, schuldig gewesen.

Auch unter den Engländern, welche seinen Tod bedauerten und seine wirklich erfolgte Hinrichtung als eine Nationalcalamität betrachteten, ja auch unter denen,

welche die Hauptſchuld auf das Miniſterium warfen, blieben Zweifel über ſeinen perſönlichen Muth zurück, und ob nicht ſein Benehmen wirklich von einer Art geweſen, welche unter den obwaltenden Umſtänden und vom Standpunkte der nationalen Politik aus eine ernſte Strafe foderte. Wenn der Geiſt der britiſchen Seehelden der Vorzeit wie der Gegenwart in ihm lebendig geweſen, würde er nicht die Zahl der feindlichen Kanonen gezählt haben, ſondern ſich mit dem Ungeſtüm auf den faſt gleichen Feind geworfen haben, den ſein Rear-Admiral Weſt mit ſeinen wenigen Schiffen ſchon zum Weichen brachte, und Minorca wäre wahrſcheinlich gerettet geweſen. Ganz unbegreiflich erſcheint es, wie Admiral Byng von der Unmöglichkeit überzeugt ſein konnte, Truppen nach St. Philipps hinein zu werfen, ohne nur einen Verſuch zu machen, während gegen ihn feſtſtand, daß ein Boot mit einem kühnen Privatmann aus einem Punkte des Hafens, unter dem feindlichen Kanonendonner ins Meer ſegelte, mit den engliſchen Schiffen communicirte und dann wohlbehalten in den Hafen zurückkehrte. Auf demſelben Punkte, darüber war man einig, hätte auch eine theilweiſe Landung von Truppen gelingen müſſen.

Nicht minder ſprach zu ſeinem Ungunſten das Beiſpiel Anderer: nicht ſowol die Beharrlichkeit des Gouverneurs von St. Philipps und des Rear-Admirals Weſt kühner Angriff auf die ihm überlegene franzöſiſche Flotte, als das Benehmen eines untergeordneten Offiziers bei dieſer Gelegenheit. Capitain Cunningham, zweiter Ingenieuroffizier auf Minorca, war durch eine Ordre zu ſeinem Regimente nach England zurückberufen worden, um dort zu avanciren. Er war mit ſeiner Familie nach Nizza hinübergegangen, wo er auf Gelegenheit

nach England wartete. Dort erhielt er die Nachricht von der französischen Expedition, welche Minorca bedrohte. Seine Gattin, die er zärtlich liebte, war niedergekommen, und zwei seiner Kinder waren gefährlich an den Pocken erkrankt. Schnell stand ihm vor Augen, daß der Oberingenieur in Minorca von gebrechlicher Gesundheit und fast immer mit dem Podagra behaftet war und daß die Festung an Vielem Mangel litt, was zu einer tüchtigen Vertheidigung unentbehrlich ist. Sein Eifer für die Ehre und den Ruf seines Vaterlandes überwog alle Rücksichten, alle Pflichten der Liebe, denen er nach der ihm ertheilten Ordre ruhig obliegen konnte. Er verwandte eine beträchtliche Summe von seinem Eigenen, um Zimmerholz und andere Dinge zu kaufen, welche auf den Wällen fehlten, und miethete dafür ein Transportschiff. Von Weib und Kindern sich losreißend, ließ er sie in der Fremde ohne Schutz zurück und schiffte sich nach Minorca ein, wo er wußte, daß sein Leben bei einer heftigen Belagerung besondern Gefahren ausgesetzt sein werde. In der Vertheidigung von St. Philipps that er außerordentliche Dienste durch seine Wachsamkeit, Geschick, richtigen Blick, so wie durch persönlichen Muth. Den Degen in der Hand, kämpfte er, Schwert gegen Schwert, mit dem Feinde, der eine Bastion erstürmt hatte, bis ihm ein Musketenschuß und ein Bayonnetstich den rechten Arm lähmte, und er von seinen Leuten aus dem Gefecht getragen werden mußte.

Wenn das ein Subalterner that, was konnte man von einem Oberbefehlshaber erwarten? Und woher doch die stolze Sprache der Unschuld in dem Briefe vor seinem Tode? Ein Historiker Englands gibt den Schlüssel in Folgendem, wogegen die Psychologie nichts wird einzuwenden haben: „Die Ansichten über Gefahr mögen in

demſelben Individuum zu verſchiedenen Zeiten verſchieden ſein. Die Lebenspulſe der Seele gehen unregelmäßig, und jeden lenken Betrachtungen, welche er nicht immer ausſprechen darf. Wenn ein General, von ihnen bewegt, in der verhängnißvollen Stunde gezaudert hat, oder ſich entfernt gehalten von der Gefahr, den wird ſein Geiſt, im Eifer, ſich vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen, mit bewunderungswürdigem Scharfſinn und Geſchäftigkeit alle günſtigen Umſtände zu ſeiner Vertheidigung zuſammenraffen und mit väterlicher Zärtlichkeit über ihnen brüten laſſen, bis er ſich nicht allein vor ſich ſelbſt gerechtfertigt, ſondern auch in ihre Schönheit und Schlußfolgerichtigkeit verliebt hat, gleich einer zärtlichen Mutter, die blind wird für die Mängel und Häßlichkeiten ihres eigenen Kindes."

Das Urtheil war vielleicht, dem Buchſtaben des Geſetzes nach, ſtreng gerecht, ein summum jus, und doch eine summa injuria vom humanen Geſichtspunkte aus betrachtet. Zu dieſer Anſicht bekannten ſich ſeine eigenen Richter einſtimmig. Da ſie ihn ausdrücklich und ſo beſtimmt, wie es ſelten der Fall iſt, von dem ſchweren Verbrechen eines feigen und verrätheriſchen Benehmens freiſprachen und ſelbſt, zu den Füßen des Thrones, bekannten, daß ſie ihn wider ihr Gewiſſen und nur, um dem Buchſtaben des Geſetzes zu genügen, verurtheilt, ſo war, wenn irgendwo, hier die Gnade an ihrem Platz. Aber die Krone wagte nicht, einer aufgeregten, erhitzten Volksſtimme gegenüber, von dieſem ihrem heiligſten Rechte Gebrauch zu machen. So war hier, in einem conſtitutionellen Staate, ein Gegenſtück zu dem furchtbaren Spiel geboten, wie es in einem loyal abſoluten und in einem nach Abſolutismus ringenden Staate in den Fällen von Struenſee und Cinqmars ſich dargethan, zum Beweiſe der betrübten Wahrheit,

daß keine noch so erprüften Satzungen der compacten Willkür gegenüber zu Rechte bestehen. Furchtbarer hier in der Wirkung, weil der gute Wille vom Recht unterstützt wurde, und nur die Willenskraft fehlte; weil der Vorfall nicht in die Zeiten der Barbarei, sondern während der Blüte der humanioren Bildung in England fällt; weil ein solches Beispiel von römischer Disciplin nicht nöthig war, um Englands Seemänner zur Erfüllung ihrer Pflicht gegen das Vaterland anzuhalten, und endlich um der langen Verzögerung unerhörter processualischer Verhandlungen, um des oftmaligen Aufschubs willen, der immer die Vermuthung und die Erfahrung für sich hat, daß man dem Angeschuldigten die äußerste Strafe ersparen will; denn man nährt ihn nicht mit Hoffnungen, um ihn so bitter zu enttäuschen. Tragisch und rührend zugleich, wenn man erwägt, daß der Sohn eines der größten Seehelden Englands, nicht um Verrath und bösen Willen, auf dem Richtplatz bluten mußte, sondern um die Unterlassungssünde eines Augenblicks, in der Nähe von dem Gibraltar begangen, welches durch die außerordentlichen Anstrengungen seines Vaters, England, wie es scheint für die Ewigkeit, gewonnen ward. Und doch eine vom nationalen Standpunkte aus großartige und erfreuliche Erscheinung bereitet uns der Fall, indem er uns ein Volk zeigt, welches so von Gemeinsinn durchglüht ist, daß jeder Einzelne die dem Vaterlande widerfahrene Schmach, als wäre sie ihm selbst zugefügt, mitfühlt.

Der Pfarrer Riembauer.

1807—1813—1818.

Zu Nandelstadt in Baiern, im Landgericht Moosburg, war 1813 ein Pfarrer, der um seiner Gaben und Tugenden willen andern Geistlichen als Muster vorgehalten wurde. Franz Salesius Riembauer war von kräftigem, stattlichem Wuchs; seine schönen Gesichtszüge, seine ernsthaftfreundliche Miene sprachen für ihn; nicht minder seine wortreiche und gewandte Rede. Er war der liebreichste, zuvorkommendste Mann, und trotz seiner großen Gelehrsamkeit der leutseligste Mensch im Umgange mit Geringern. Pünktlich in seinen priesterlichen Verrichtungen, wußte er auch die Würde seines Standes überall zu behaupten. Desgleichen waren seine Sitten, wie er den Menschen erschien, wohl bemessen.

Er hatte, wenn er nicht in seinem Amte thätig war, früher nur den Studien gelebt, und den Pfarrherren, denen er als Kaplan beigegeben war, pflegte er, wenn sie seinen Eifer für die Wissenschaften bewunderten, zu antworten: dies sei die wahre Bestimmung des Geistlichen; ihm zieme nicht des Weltlichen sich viel anzunehmen. Doch wich er selbst von diesem Princip ab,

als er als Kaplan in Pirkwanz sich ein Bauergut gekauft hatte, und mit demselben Eifer dort die Landwirthschaft betrieb. Seine Predigten waren voll Feuer und Salbung. Er eiferte in und außer der Kirche gegen die Ruchlosigkeit der verderbten Welt, was die Kirchen, in denen er predigte, füllte, und ihm einen immer größern Ruf verschaffte.

Wer ihn aus der Kirche kommen sah mit seitwärts gesenktem Haupte, die halbgeschlossenen Augen auf den Boden geheftet, mit süßlächelndem Munde und gefalteten Händen, dem erschien er wie ein halbverklärter Frommer, der nur im Vertrauen auf Gott und in der Liebe des Nächsten lebt. Seine Reden klangen süß wie sein ganzes Benehmen. Dabei glaubte das Volk, und er widersprach dem Glauben nicht, daß er mit der übersinnlichen Welt in näherer, ja in sehr vertrauter Verbindung stehe. Verstorbene machten ihm aus dem Fegefeuer Besuche auf seinem Zimmer, baten ihn um eine Messe, und waren für immer beruhigt, sobald diese gelesen war. Riembauer sah noch während der Messe den erlösten Geist in Gestalt einer Taube davonfliegen. Wenn er in seinem geistlichen Berufe Nachts über Feld ging, traten ihm auch wol die armen Seelen in Gestalt von Lichtchen in den Weg, wahrscheinlich um seine Benediction zu erhalten. Sie huschten zur Rechten und zur Linken, je nachdem er seine geweihten Finger dahin oder dorthin bewegte. Sein Ruf beim Volke stieg von Jahr zu Jahr, und er war auf dem Wege, als ein Heiliger verehrt zu werden. Wenn er von einem Stuhle aufgestanden war, drängten sich Viele eilig hinzu, um sich auch darauf zu setzen. Etwas von seinem heiligen Wesen dürfte dabei in sie übergehen.

Nicht Alle sahen aber den aufdämmernden Heiligen-

ſchein um ſeinem Haupte. Das iſt vielen Heiligen, die es geworden und noch im Kalender ſtehen, ſo ergangen. Zu jedem Heiligenproceß gehörte ein Advocatus diaboli, alſo auch Ungläubige und Zweifler. Doch auch dieſe, die eine innere Abneigung vor dem ſüßlächelnden Manne mit dem geſenkten Haupte und dem Blicke vor ſich empfanden, mußten ſeinen Eifer als Prieſter rühmen und wurden oft von ſeinen Predigergaben hingeriſſen. Ein Landmann, dem Riembauer perſönlich zuwider war, ſagte von ihm: „Er war ein gar ehrenwerther Prediger und hätte uns Alle bekehrt, wenn er noch länger in Hofkirchen geblieben wäre. Er drückte immer die Augen zu und machte es gar kräftig.“

Aber das Glück, ein Heiliger zu werden, wurde ihm nicht. Unter ſeinen Amtsbrüdern wie unter den Laien waren Mehre, die, wie freilich erſt ſpäterhin zur Sprache kam, ihm nicht trauten. In einem Dorfe ſagte man ſich ins Ohr: der Pfarrer ſei durch einen Brief, den er von einem andern Pfarrer erhalten, bei welchem Riembauer früher Kaplan geweſen, vor ihm gewarnt worden; er ſei ein Wolf in Schafskleidern. Darum habe jener Pfarrer ihn ſchnell zu entfernen geſucht. Auch unter ſeinen Beichtkindern meinte Der und Jener im Stillen: ein Menſch, welcher zu Jedermann ſo ſüß ſchmeichelnd rede, und — Niemandem ins Auge ſehe, möge doch wol ein Erzheuchler ſein. Ja ein ſehr ehrenhafter Hausvater, der ſich glücklich ſchätzte, wenn der junge, fromme, geiſtliche Herr bei ihm einkehrte, glaubte doch auf ſeiner Hut ſein zu müſſen, zumal wenn Riembauer bei ihm über Nacht bleiben wollte, weil er ſeinen Töchtern immer eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit widmete.

Die Beſorgniß des ehrbaren Hausvaters war be-

gründet. Schon vor der Katastrophe, von der wir reden wollen, kam es heraus, daß der heilige Mann wenigstens in einem Punkte kein Heiliger war, und eine ganze Reihe von Sünden kam später, wenn auch nicht an den Tag, doch zur Kenntniß Vieler, ohne jedoch seinem Rufe beim Volke zu schaden, da dasselbe in Baiern wie in andern katholischen Ländern an diese Sünden seiner Geistlichen durch Zeit und Herkommen gewöhnt ist.

Riembauer war 1770 geboren, der Sohn eines armen Tagelöhners. Er diente als Hirtenknabe in seiner Jugend. Bei guten Verstandeskräften entwickelte sich aber schon früh in ihm eine große Lernbegierde, und der Gedanke wurde immer mächtiger in ihm, sich den Studien zu widmen und Geistlicher zu werden. Auf den Knieen bat er, als er dreizehn Jahre alt war, den Pfarrer in seinem Geburtsort Langquaid, daß er ihn zum Gymnasium vorbereiten möchte. Sein Wunsch ward erfüllt. Er machte so reißende Fortschritte, daß er schon nach einem Jahre für das Gymnasium reif erklärt wurde. Aber mit der Lernbegierde war eine diebische Neigung in ihm aufgewachsen, die schon im Hirtenknaben aufgetaucht sein soll. Er selbst erzählte von sich, daß er als Knabe einst große Lust in sich verspürt habe, einen andern Knaben todt zu schlagen, um ihm sein Geld zu nehmen. Dem Kaplan des Pfarrers unterschlug er 30 Kreuzer, die er im Kegelspiel verlor. Er wurde dafür tüchtig gezüchtigt und entlief nach Regensburg, wo er sich in das Gymnasium aufnehmen ließ.

Hier aber war sein Wandel nicht allein unsträflich, sondern so ausgezeichnet, als seine Fortschritte im Lernen. Man ertheilte ihm das Lob eines musterhaften Studenten, der sich und seiner Kirche dereinst Ehre bringen werde. In Kirchengeschichte und Kirchenrecht erwarb

er ſich ungemeine Kenntniſſe. Seinen Verſtand bildete er durch die Künſte der Dialektik, ſein Gemüth nach der Caſuiſtik der Jeſuitenmoral aus. Die Prieſterweihe erhielt er im 25ſten Jahre 1795 zu Regensburg und diente dann mehre Jahre als Kaplan in verſchiedenen Pfarreien, ſchon da ausgezeichnet als Prediger, bis er 1807 zu München die Prüfung als Pfarramtscandidat mit großen Ehren beſtand, darauf eine Pfarrei zu Priel und 1810 die zu Randelſtädt erhielt.

Während dieſer glänzenden Laufbahn war ſeine geheime Lebensgeſchichte nicht arm an Thaten und Ereigniſſen geblieben, die wir nach den ſpätern Ermittelungen hier vorausſchicken, um in der Erzählung der Geſchichte, welche uns zunächſt berührt, nicht unterbrochen zu werden.

Als Kaplan zu Hofkirchen 1801 ſchwängerte er die dortige Pfarrköchin, die ihm zu Landshut, wo er für ſie ſorgte, einen Knaben gebar, der aber bald darauf ſtarb. Zu Hirnheim, wo er ſpäter Kaplan war, wählte er gleichfalls die Küchenmagd des dortigen Pfarrherrn, Anna Maria Eichſtädter, zu ſeiner Geliebten, die ihm 1803 zu Regensburg ein Mädchen gebar, das daſelbſt auf einen falſchen Namen getauft ward. Noch im ſelben Jahre ſchwängerte er als Kaplan zu Pfarrkofen eine Näherin, mit Vornamen Walburga, deren Tochter Thereſe zur Zeit der Unterſuchung ſich noch am Leben befand. Zugleich aber ſoll er, dem Gerücht zufolge, noch ein anderes Mädchen, abermals die Küchenmagd des dortigen Pfarrers, in dieſelbe Lage verſetzt haben.

Im Jahre 1804 war er Kaplan zu Pondorf. Hier verlautet, wenigſtens inſoweit es zu den Acten kam, nichts von einer Liebſchaft, welche Folgen gehabt hätte. Er ließ ſich von hier aus Aerger „über den Sittenverfall

der Welt und die Verderbniß der jungen Geistlichkeit" versetzen, weil einige andere Kaplane der jungen Base seines Pfarrers eine besondere Aufmerksamkeit erwiesen, die von derselben, wie es ihm schien, erwiedert wurde.

In Pirkwanz, wo er zum letzten Male als Kaplan diente, erwählte er sich aus dem Filialort Lauterbach die Tochter des dortigen, sogenannten Thomasbauern Magdalena Frauenknecht zur Geliebten; das arme Mädchen spielt eine nur zu bedeutende Rolle in dieser Geschichte. Auch sie gebar ihm einen Knaben, der jedoch bald nachher wieder starb. Sie mußte ihm von hier aus, während er in München sein vortreffliches Examen bestand, dahin folgen, und wohnte und schlief mit ihm während der ganzen Prüfungszeit des jungen Theologen. Nach ihrem Tode verband er sich mit seiner letzten Köchin Anna Weniger, mit der er noch drei Kinder erzeugt hat.

Ueber diese fleischlichen Sünden hatte sich Riembauer zu seiner Gewissensberuhigung eine eigene Moral zusammengesetzt. Es waren ihm Verirrungen der Zärtlichkeit, aber nicht Sünden, und wenn Sünden, nicht seine, sondern „die Sünden des Cölibats". Er hatte die volle Beruhigung, daß er sie nicht allein trug. Aber aus seiner Philosophie und theologischen Moral hatte er sich zugleich eine ganze Reihe der triftigsten Beweise dafür zu einem Gebäude construirt, daß er durch das in die Welt Setzen von unehelichen Kindern nichts Sträfliches, sondern etwas dem Himmel Wohlgefälliges begehe, indem er dadurch zur Erweiterung des Reiches Gottes wesentlich beitrage.

Diese jesuitische Moral drückt er selbst in folgenden Worten aus: „Ich überlegte, 1) daß es nach Vernunft nicht unerlaubt scheinen könne, ein Kind zu erzeugen;

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
HARING.G.W.A.
3-598-51043-8
FN. 04021/037

denn eine vernünftige Creatur, die ewig dauern soll, hervorzubringen, ist etwas Gutes. Dadurch wird der Mensch auf eine sonderbare Weise Gottes Bild, daß er mit ihm zur Hervorbringung eines Menschen beiträgt, wie der heilige Clemens von Alexandrien sagt. 2) Auch wider Gottes Anordnung kann es nicht sein; weil dadurch die Zahl der Auserwählten einen Zuwachs erhält. 3) Auch wider die Kirche nicht, wenn anders dieser Mensch zu einem rechtschaffenen Christen gebildet wird. 4) Auch wider den Staat nicht, wofern ein solches Mitglied sittlichen und bürgerlichen Unterricht bekommt und so zu einem guten Staatsbürger und treuen Unterthan erzogen und die betheiligte Mutter nicht verlassen wird. Mit diesen Gedanken ging ich öfters um; auch die Kirchengeschichte und Erfahrung unterstützten meine Grundsätze. Und so wurde es meinem Innern leicht, mich zu solchen Cölibats-Fehlern hinreißen zu lassen."

Auch verfuhr er bei Eingehung dieser temporairen Verbindungen nichts weniger als leichtsinnig. Sowol um das Gewissen der armen Geschöpfe zu beruhigen, als auch um ihrer Treue sich zu versichern, pflegte er durch eine feierliche Handlung, wobei er den Priester und Bräutigam in seiner Person vereinigte, eine Art Ehe mit ihnen zu schließen. Ueber die dabei vorgenommenen Förmlichkeiten bestritt er Mehres, was die Zeugen angaben, gestand jedoch, daß er seine Beischläferinnen immer förmlich über die gegenseitigen Pflichten der Ehegatten belehrt und ihnen hierauf ein förmliches Versprechen gegeben und abgenommen habe. Er verfuhr auch mit der raffinirtesten Speculation eines ausgemachten Wollüstlings, indem er schon als junger Kaplan in den Häusern umherschlich, wo junge aufblühende Mädchen waren. Den Altern pflegte er dann anzuempfeh-

len, sie sollten sie zu Pfarrköchinnen erziehen, weil es den armen Dingern die beste Zukunft sichere. Den jüngeren Mädchen, welche bei ihm Religionsunterricht erhielten, suchte er den Lehrsatz praktisch begreiflich zu machen, daß sich ein Mädchen mit einem geweihten Herrn gewisse kleine Sünden wohl erlauben dürfe. Feuerbach, welcher diesen Criminalfall unter dem Titel „Tartuffe als Mörder" gibt, citirt hier Molière, indem Riembauer's ganze priesterliche Laufbahn nichts Anderes sei, als ein verkörpertes Beispiel des bekannten und beliebten Grundsatzes aller Scheinheiligkeit:

Das Böse jeder That liegt nur im bösen Schein.
Gibt es kein Aergerniß, so ist das Arge gut;
Und Sünd' ist Sünde nicht, wenn man geheim sie thut.

Er folgte diesem Princip, und kam jenem erst ausgesprochenen, für das Reich Gottes durch Erzielung unehelicher Kinder zu sorgen, dadurch nach, daß er nach Kräften dafür that, daß seine Kinder ernährt und ihre Mütter zufriedengestellt würden.

Unter seinen Liebesverhältnissen scheint keines ernsthafter gewesen zu sein, als das im Jahre 1802 zu Hirnhein mit der Anna Eichstädter geschlossene. Sie war die Tochter eines Zimmermanns zu Furth, im Landgericht Landshut, ein wohlgebildetes, großes, starkes und breitschulteriges Mädchen. Besonders, was späterhin von Wichtigkeit wird, zeichnete sie sich durch zwei Reihen der schönsten Perlenzähne aus. Ihr sittlicher Charakter wird gerühmt; nur darf man nicht den strengen Maßstab norddeutscher Sitte auf diese Sittlichkeit anwenden. Sie war ein gesundes, braves bairisches Mädchen von warmem Blute, das freundlicher Bitte nicht gern etwas abschlug. Ihre Gefälligkeit war in diesem Punkte sehr groß, sodaß sie nicht allein dem Kaplan

Riembauer, ſondern auch andern Männern außereheliche Kinder gebar. Ob Jener ſich deshalb von ihr trennte, oder um ſeiner Verſetzung wegen, oder aus Begierde nach neuen Verbindungen, um durch fleiſchliche Verbindung auch mit andern Frauen das Reich Gottes auf Erden zu vermehren, wird uns nicht geſagt. Doch trennte er ſich auch nicht ganz von der Eichſtädter. Er ließ ihr Kind in Regensburg erziehen und unterhielt mit der Mutter durch Briefe und Zuſendungen ein freundſchaftliches, ſogar ein trauliches Verhältniß. Auch beſuchte er ſie bisweilen und hielt ſie mit der Hoffnung hin, wenn er dereinſt eine Pfarrei erhalten haben würde, ſolle ſie als ſeine Pfarrköchin zu ihm ziehen, und er wolle ſich dann nicht mehr von ihr trennen.

Aber, als er nach Pirkwanz verſetzt wurde, noch als Kaplan, kam ein anderes Liebesverhältniß zu Stande, welches, noch durch andere Bande verſtärkt, jenes in den Hintergrund drängte. In dem Filialort Oberlauterbach lebte auf dem ſogenannten Thomashofe die Frauenknecht'ſche Familie, rechtliche Leute, ihrer Wirthſchaftlichkeit, Arbeitſamkeit, ihres friedfertigen, mildthätigen und echt chriſtlichen Wandels wegen, in der ganzen Gegend in Achtung; doch die Mehrzahl ihrer Mitglieder nicht eben von aufgeweckten Geiſteskräften. Ihre traurige Geſchichte zeigt, wie unbegreiflich leicht ſie Alle ein Opfer des ſcheinheiligen Betruges wurden.

Die Familie beſtand (1805) aus dem alten Vater, der 2 Jahre nachher ſtarb, aus deſſen Ehefrau und zwei Töchtern, der ältern Magdalena und der jüngern Katharina. Magdalena wird von Allen, die ſie kannten, als ein äußerſt frommes, ſanftes, ſtilles, engelgutes Weſen geſchildert, deren Ruf, ehe ſie Riembauer kennen ge-

lernt, unbefleckt gewesen wäre. Ihre Fähigkeiten hielten mit ihrer stillen Tugend nicht Schritt.

Riembauer fand in dieser Familie, die den hochgebildeten, heiligen Herrn mit Bewunderung und Dank in ihren vier Mauern empfing, zwei Anziehungspunkte, die er mit lüsternen Augen musterte: die Tochter Magdalena und das Vermögen dieser Leute, die ebenso wirthlich als arglos waren. Was war ihm leichter, als ihr volles Vertrauen gewinnen. Er brauchte noch ein Mittel, dessen es hier kaum bedurfte. In christlicher Demuth entschlug er sich aller Ehren und schien ihres Gleichen zu werden. So oft er nach Lauterbach kam, half er der Familie in allen ihren bäuerlichen Arbeiten wie ein gedungener Knecht, und ließ es sich besonders angelegen sein, die alte Mutter, der die Feldarbeiten schon sauer wurden, abzulösen. Er berief sich hierbei, um sein eigen Gewissen auch darüber zu beruhigen, daß ein Geistlicher durch Ackern, Dreschen, Pferdestriegeln und Mistfahren seiner geistlichen Würde nichts vergebe, auf die Beschlüsse des Carthaginensischen Conciliums, auf das Zeugniß des heiligen Epiphanias und auf das Beispiel vieler Bischöfe und Priester aus der alten Zeit, welche die Handarbeit mit dem Predigeramte vereinigt hätten.

Herz und Körper der frommen Magdalena zu gewinnen, war ihm ein Leichtes gewesen. Ihre jüngere Schwester, Katharina, die damals noch ein Kind war, aber von sehr geweckten Gaben und vorgeschrittenem Verstande, hatte sich, vermuthlich weil sie etwas merkte, hinter Riembauers' Bette versteckt. Sie ward hier Zeugin einer förmlichen Trauung. Der Kaplan sprach alle bei Trauungen gewöhnlichen Gebete und Ermahnungen und steckte auch einen goldenen Vermählungsring ihrer Schwester an den Finger. Riembauer selbst leugnete in

der Unterſuchung dieſen Misbrauch ſeines geiſtlichen Amtes.

Faſt eben ſo leicht betrog er dieſe gutmüthigen Menſchen um ihren ganzen weltlichen Beſitz. Er, der keinen Kreuzer Vermögen, ſondern nur Schulden hatte, kaufte den Frauenknechts für 4000 Gulden ihren Thomashof am 18. December 1806 ab. Im Kaufbrief ließ er ſich betrüglich 2000 Gulden als ſchon bezahlt quittiren, und als bald darauf der alte Frauenknecht ſtarb, machte er ſeiner Witwe eine falſche Gegenrechnung über 2000 Gulden, die auch dieſe in ihrer Einfalt als richtig anerkannte. Die Familie blieb ja im Hofe wohnen, und im Aeußern wurde in den Verhältniſſen nichts verrückt, als daß Riembauer jetzt ſelbſt nach Oberlauterbach ganz hinüberzog und neben ſeinem geiſtlichen Amte ein vollkommener Bauer wurde. Als Knecht war er eingezogen und war nun unumſchränkter Herr des Hofes und der Perſonen. Bei einigen Vornehmern gewann er ſich dadurch den Ruf eines ehrwürdigen Patriarchen aus der alten Zeit. Die Landleute ſchüttelten dazu den Kopf und nannten ihn den Thomasbauer.

Die Folgen ihrer Verbindung mit Riembauer traten bei Magdalenen ein. Er ſchickte ſie, um — kochen zu lernen, nach München. Sie diente dort mehre Monate als Magd, lebte mit ihrem Geliebten, als dieſer zum Examen nach München kam, in einem Hauſe und kam darauf mit einem Knaben nieder. Die Koſten für dieſes Kochenlernen ihrer Tochter mußte die alte Frauenknecht ſich ſpäter mit 500 Gulden von dem Kaufſchilling des Thomashofes in Abrechnung bringen laſſen!

Während er und Katharina in München waren (im Juni 1807), kam eine ſtattliche hübſche Frauensperſon nach Lauterbach zu den Frauenknechts, die ſich für eine

Base des Kaplans ausgab, und als sie hörte, daß er verreist sei, sich den Schlüssel zu seinem Zimmer erbat. Es war Anna Eichstädter, die damals in Regensburg diente. Riembauer, in Geldverlegenheiten verwickelt, war schon seit längerer Zeit mit den Alimenten in Rückstande geblieben. Sie wollte ihn persönlich mahnen, wahrscheinlich aber auch ihn wegen seines neuen Verhältnisses zur Rede stellen und ihn recht ernstlich an sein altes Versprechen erinnern, sie zur Pfarrköchin zu nehmen. Die alte Frauenknecht hatte kein Arg, der Base ihres lieben geistlichen Herrn dessen Zimmer zu öffnen. Diese benahm sich, als wäre sie Herrin im Hause, öffnete alle Kisten und Schränke und suchte nach Geld, womit sie sich bezahlt machen wollte. Sie fand keines oder nur wenig, ließ darauf in einem Drohbrief, den sie in der Stube an Riembauer schrieb, ihrer Galle freien Lauf, und kehrte andern Tags, nachdem sie im Thomashofe übernachtet, verdrießlich nach Regensburg zurück. Als Riembauer aus München heimkehrte, empfing er noch einen Brief aus letzterer Stadt, in welchem die Eichstädter ihm sogar mit gerichtlicher Anzeige drohte, wenn er nicht bald bezahle.

Dem jungen ruhmgekrönten Kaplan waren diese Drohungen äußerst unangenehm. Er machte sich selbst auf den Weg nach Regensburg und stellte, durch Ueberredungskünste oder durch Geld, einstweilen die Eichstädter zufrieden. Es wird behauptet, daß er bei diesem Besuche aufs Neue die alten Vertraulichkeiten genossen habe. Beim Nachhausegehen begleitete ihn die ehemalige Geliebte mit ihrem Kinde und lag ihn unterweges mit Bitten und Beschwörungen an, daß er von der Frauenknecht lassen und sie wieder aufnehmen solle. Auf einem Rain am Feldwege sitzend, das Kind neben ihr, bat sie

ihn himmelhoch beim Abſchiede, die Hände aufhebend, er ſolle ſie als Köchin zu ſich nehmen. Riembauer aber fuhr ſie zornig an, ſie ſolle ſich nicht unterſtehen, noch ein Mal heimlich nach Lauterbach zu kommen. Statt die aufgehobene Hand zu drücken, hob er ſeinen Stock, hieb damit zornig auf den Boden und drehte ihr den Rücken — um ſie nie wiederzuſehen, nach ſeiner Ausſage.

Die Eichſtädter verdingte ſich gegen den Herbſt deſſelben Jahres (1807) als Köchin bei einem andern Pfarrer auf dem Lande; ob in der von ihr gewünſchten Eigenſchaft als Pfarrköchin, wird uns nicht geſagt. Zum 1. November zog ſie an, erbat ſich aber ſogleich die Erlaubniß, noch vor dem eigentlichen Antritt ihres Dienſtes ihre Verwandten beſuchen zu dürfen. Als Unterpfand ließ ſie ihre ſilberne Halskette und einige andere Sachen von Werth zurück, nahm aber vom Pfarrer, da es gerade regnete, einen grünen, leinenen Regenſchirm mit, auf deſſen Griffe die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens eingegraben waren.

Die Eichſtädter kam nicht wieder. Nach mehren Tagen ſchrieb der Pfarrer an ſeinen Amtsbruder in Lauterbach, bei dem er ſeine Anna vermuthete: er möge ihr doch ſagen, wenn ſie nicht wiederkommen wolle, könne ſie immerhin bleiben, aber ſie ſolle ihm doch den Regenſchirm zurückſchicken. Riembauer antwortete dem Collegen: bei ihm ſei ſie nicht geweſen, und er wiſſe weder etwas von ihr noch von dem Regenſchirm.

Die Eichſtädter blieb ſeit dem 1. November 1807, ſeit ſie aus des Pfarrers Hauſe fortgegangen, verſchwunden. Nicht ihre Freunde und Verwandten hatten irgend einige Spur. Einige hielten ſie für ertrunken, Andere muthmaßten auf einen Mord. Ein berüchtigter Mörder

trieb um die Zeit sein Wesen in jener Gegend. Er ward im folgenden Jahre hingerichtet, ohne jedoch etwas zu bekennen. Weder die Eichstädter, noch etwas von ihr kam wieder zum Vorschein, und sie ward mit den Jahren vergessen.

Etwa um dieselbe Zeit, als das Mädchen aus Regensburg verschwunden war, erhielt der Kaplan Riembauer den Lohn für sein trefflich bestandenes Examen: er wurde als Pfarrer nach Priel versetzt. Den Thomashof verkaufte er mit Vortheil und zog mit der Frauenknecht'schen Familie dahin. Magdalena ward seine junge Pfarrköchin. Die Freude dauerte nicht lange. Schon im folgenden Jahre starb Magdalena plötzlich und ihre Mutter einige Tage darauf. Dies geschah am 16. und am 21. Juni 1809. Im nächstfolgenden Jahre, im Frühjahre 1810, wurde Riembauer von Priel nach Nandelstadt versetzt, wo er sich die Anna Weniger als Pfarrköchin zulegte, mit der er, wie bereits angegeben, drei Kinder bis zum Jahre 1813 erzeugte.

Von der armen, betrogenen Frauenknecht'schen Familie war nur die jüngste Tochter, Katharina, übrig geblieben. Das dreizehnjährige Mädchen (1808) war schon vor dem Tode ihrer Schwester und Mutter von der Familie fortgezogen. Sie hatte sich mit der ältern Schwester gezankt, mehr aber trieb sie eine entschiedene Abneigung gegen den Verführer derselben fort. Anfangs lebte sie einige Zeit bei dem Bruder des Pfarrers an einem andern Orte, später stand sie bei verschiedenen Herrschaften in Dienst.

Katharina war von Natur ein heiteres, frohes Wesen. Dennoch zeigte sie, wohin sie kam, zuweilen eine auffallende Beklommenheit und Angst. Sie fürchtete sich, einsam in einem Hause bleiben zu müssen. Nachts

war es ihr schrecklich, wenn sie allein in einem Bette schlafen sollte. Wenn sie gleich nicht darüber sprach, so galt dafür, daß sie von furchtbaren Gesichten heimgesucht werde. Statt daß diese Unruhe mit den Jahren abnahm, wuchs sie.

Schon ahnete man, daß sie die Trägerin irgend eines bösen Geheimnisses sei, ohne daß ihre Vertrautesten etwas von ihr herausbekamen. Doch ließ sie bisweilen Worte fallen von einer gewissen Weibsperson, die ihr durchaus nicht aus dem Sinne komme. Wo sie stehe und gehe, verfolge sie das Bild derselben. Einem andern Mädchen, mit dem sie in Regensburg in einer Kammer schlief, erzählte sie, nachdem sie sich ängstlich in ihr Bette verhüllt, von einem gräßlichen Morde, der vom Pfarrer Riembauer verübt worden sei. Auch dies führte zu keinem nähern Geständniß. Späterhin, wie fortwährend von der entsetzlichen Last gedrückt und voll Lust, doch ohne Muth, sie von sich abzuwälzen, vertraute sie dieselbe Geschichte auch einer ihrer Dienstfrauen. Diese rieth ihr, sich an einen Geistlichen zu wenden.

Sie folgte dem Rathe und eröffnete dem Beneficiaten M... eine furchtbare Geschichte. Obgleich durch dieselbe ein Geistlicher vier großer Verbrechen bezüchtigt ward, eines groben Betrugs und dreier großer Mordthaten, widerrieth ihr doch der Beneficiat eine gerichtliche Anzeige! Er empfahl ihr, den Mann, falls er schuldig, dem Gerichte Gottes zu überlassen. Dieser Beneficiat, später darüber zur Rede gestellt, vertheidigte sich damit, daß er den betreffenden Fall ins Geheim mehren Priestern vorgetragen habe; alle aber hätten sein Benehmen vollkommen gebilligt. Katharina, damit nicht beruhigt, wandte sich an einen andern Prie-

ſter, den Cooperator S..., und trug ihm dieſelbe Geſchichte vor. Auch dieſer empfahl ihr Stillſchweigen, that indeſſen doch etwas, um wenigſtens der Armen perſönlich zu ihrem Rechte zu verhelfen. Weil ſie auch behauptet hatte, daß Riembauer ihre Familie, deren einzige Erbin ſie nun war, um mehr als 2000 Gulden betrogen habe, ſchrieb er ohne Namen an denſelben einen lateiniſchen Brief des Inhalts: „Ich habe einen ſchweren Fall vor mir, den nur Du löſen kannſt. Ein Gewiſſer, den Du wohl kennſt, ſchuldet einer gewiſſen Perſon ungefähr 3000 Gulden. Wenn dein Gewiſſen wach iſt, zahle ihr die Schuld. Wenn du ihr nicht in vier Wochen Rede ſtehſt, horrenda patefaciet ista persona. Hannibal ante portas!“ Auch der Cooperator hatte zuvor einen Ortspfarrer über den kritiſchen Fall zu Rathe gezogen, und dieſer hatte gemeint, der Fall eigne ſich zwar zur gerichtlichen Anzeige, allein er glaubte doch, die edlen Abſichten, in denen jener Warnungsbrief geſchrieben, ſeien nicht zu verkennen.

Allein dieſe edlen Abſichten fruchteten eben ſo wenig als der Hannibal ante portas. Der Adreſſat ließ ſich durch die Androhung der furchtbaren Schreckendinge nicht erſchrecken, die Katharina erhielt kein Geld und kein Recht. Aber ſie trug die Laſt nicht länger, und da kein geiſtlicher Richter ſie ihr abnehmen wollte, ging ſie an den weltlichen. Im Jahre 1813 machte ſie vor dem Patrimonialgericht von Oberlauterbach eine vollſtändige Anzeige von Allem, was ſie wußte, und wiederholte dieſelbe ſpäter vor dem zu dieſem Proceſſe beſonders committirten Landgerichte zu Landshut. Auch beſchwor ſie dieſelbe, jedoch erſt im folgenden Jahre 1814, als wo ſie nach bairiſchen Geſetzen ihre Eidesmündigkeit erlangt hatte.

Diese furchtbare Aussage des jungen Mädchens, in der sie sich nicht widersprach, die aber in mehren Verhören ergänzt und deutlicher wiederholt wurde, lautete in allem Wesentlichen so:

„Als im Sommer 1807 meine Schwester Magdalena zum Kochenlernen, und der geistliche Herr Riembauer, um sein Pfarrereramen zu machen, sich in München aufhielten, kam eine Weibsperson von zweiundzwanzig Jahren, großer Statur, sehr hübsch, länglichen Gesichts, von lichtbraunen langen Haaren, bürgerlich schön gekleidet, mit einer Ringelhaube auf dem Kopfe, in unsere Wohnung, als eben meine Mutter auf dem Felde sich befand. Sie gab sich für eine Base des Herrn Riembauer aus und verlangte, als ich ihr sagte, daß derselbe bei dem Concurse in München sei, die Zimmerschlüssel von mir, die ich ihr, als einer wildfremden Person, verweigerte. Sie erhielt sie aber, nachdem meine Mutter nach Hause gekommen war, von dieser, ging dann auf das Zimmer des Geistlichen, und suchte in demselben herum, als wäre sie in ihrer eigenen Wohnung. Sie blieb bei uns die Nacht und sagte uns, sie habe kein Geld gefunden, aber an den geistlichen Herrn deshalb einen Brief geschrieben, den sie in einer versiegelten Schachtel zurückgelassen habe. Ungefähr acht Tage darauf kam der Geistliche von dem Concurs-Examen zurück. Ich erzählte ihm den Vorfall, und er sagte darauf: es sei dieses eine Base von ihm gewesen, welcher er noch Geld schuldig sei.

„In demselben Jahre (1807), im November, ich weiß nicht mehr genau den Tag (späterhin wurde der Allerseelentag, der 2te November, bestimmt ausgemittelt), gegen Abend, nachdem der geistliche Herr eben Rüben von seinem Acker heimgefahren hatte, war dieselbe Base

wieder auf den Thomashof gekommen. Meine Schwester war schon mit Riembauer zu Hause; ich und meine Mutter aber kamen ein wenig später vom Felde zurück. Als wir unserm Hause nahten, hörten wir im obern Zimmer des geistlichen Herrn Töne eines Menschen, von denen wir anfangs nicht wußten, ob es ein Weinen oder Lachen sei, das uns aber bald wie ein Gewinsel vorkam. In dem Augenblick, wo wir in unsere Haustenne traten, kam uns meine Schwester weinend von der Treppe herab entgegengelaufen und erzählte uns hastig: „Eine fremde Weibsperson, angeblich eine Base, sei so eben zu dem geistlichen Herrn gekommen, dieser habe sie auf sein Zimmer geführt, habe ihr dann weiß gemacht, daß er ihr Bier wolle bringen lassen, sei unter diesem Vorwand wieder herabgekommen, habe hier sein Rasirmesser geholt, sei damit sogleich wieder hinaufgegangen, habe sich alsdann (wie Magdalena, welche ihm nachgeschlichen, durch das Schlüsselloch gesehen) der auf einem Sessel sitzenden Weibsperson genähert, dieselbe beim Halse gefaßt, als wenn er sie küssen wolle, nun aber ihren Kopf nach dem Boden zu gedrückt und ihr mit seinem Rasirmesser die Gurgel abgeschnitten. (Wie Katharina späterhin berichtigte: „das Messer an die Gurgel gesetzt.")

„Während uns dieses meine Schwester in aller Hast an der Treppe erzählte, hörten wir noch immer das Winseln, und die Worte des Geistlichen: „Nandel mach' Reue und Leid! Du mußt sterben," und hierauf wimmernd: „Franzel! thue mir nur Das nicht. Laß mir nur mein Leben! ich komme Dir gewiß nicht mehr um Geld!"

„Meine Mutter und Schwester gingen sogleich in die untere Stube, ich aber sprang aus Neugier zur Treppe

hinauf, vor die Thür des Geiſtlichen, und ſah durch das Schlüſſelloch deutlich, wie Riembauer auf der zu Boden liegenden, noch mit den Füßen zappelnden Weibsperſon ſaß oder kniete, und ihr mit beiden Händen Kopf und Hals feſthielt. Ich ſah das Blut aus ihr hervorrinnen. Nun eilte ich herab in unſere Wohnſtube und erzählte, was ich geſehen, meiner jammernden Mutter und Schweſter, die noch unſchlüſſig waren, ob ſie nicht Leute zu Hülfe herbeirufen ſollten. Als ich ſodann wieder in die Hausflur ging, kam der geiſtliche Herr, in ſeiner gewöhnlichen braunen Jacke und einem weißen Schurz, die Treppe herab, Hände und Schurz voll Blut, in der rechten noch das blutige Raſirmeſſer haltend, das er auf den kleinen in der Hausflur ſtehenden Kaſten legte, und begab ſich alsdann zu meiner Mutter und Schweſter in das Zimmer. Er erzählte ihnen, wie ich an der Thüre horchend vernahm: „Dieſes Weibsbild habe von ihm ein Kind; immer habe ſie ihn um Geld gequält, auch jetzt wieder 100 bis 200 Fl. von ihm verlangt, und im Nichtzahlungsfall, ihn mit der Anzeige bei ſeiner Obrigkeit bedroht. Da er ſo viel Geld nicht aufzubringen wiſſe, habe er, um ſich von ihr loszumachen, ihr die Gurgel abgeſchnitten.

„Hierauf ſchlich ich mich, aus Neugier, in Riembauer's Zimmer, und ſah die nämliche Perſon, welche ſchon dieſen Sommer in unſerm Hauſe geweſen war, ohne alle Lebenszeichen auf dem Boden in ihrem Blute ſchwimmend, den Hals durchſchnitten, das Haar zerrauft, auch Halstuch und Korſett etwas zerriſſen. Ich ſchrie und weinte und ließ vor Schrecken das Licht auf den Boden fallen, das ich mitgenommen hatte.

„Als ich wieder in das untere Zimmer herabgekommen war, ſah ich den geiſtlichen Herrn ſeine blutigen

Hände waschen und sagte ihm, daß ich nun die nämliche Person, welche im Sommer dagewesen, auf seinem Zimmer todt habe liegen sehen. Er schmeichelte mir hierauf entsetzlich, sagte, ich hätte nicht recht gesehen, versprach mir alle mögliche schöne Kleidung und schärfte mir ein, über Alles, was ich gesehen und gehört haben möge, mit Niemand zu sprechen. Meine Mutter jammerte noch immer fort und erklärte wiederholt, daß sie den Vorfall anzeigen werde. Aber Riembauer fiel mehrmals ihr zu Füßen und beschwor sie, ihn doch nicht zu verrathen. Als meine Mutter bei ihrer Erklärung beharrte, weil ohnehin das Stillschweigen zu nichts helfen werde, indem ja die Nachbarsleute die Fremde bei uns gesehen, gewiß auch das Getöse gehört haben würden, so äußerte endlich Riembauer, er müsse denn also nun auch sich selbst einen Tod anthun.

„Hierauf zog er seinen Rock an, holte aus dem Stadel einen Strick und lief damit dem Walde zu. Meine Mutter und Schwester folgten ihm von der Ferne, sahen, daß er wirklich Ernst machen wolle und, da sie glaubten, daß das Unglück ärger sei, wenn auch noch dazu der geistliche Herr sich erhenke, so liefen sie zu ihm und hielten ihn, durch das Versprechen, nichts entdecken zu wollen, von der Ausführung seines Vorhabens ab.

„Als er mit meiner Mutter und Schwester wieder nach Hause gekommen war, sprach er in meinem Beisein von einem sichern Ort, wo man den Leichnam beerdigen könne, und wählte dazu das kleine Seitenkämmerchen linker Hand in seinem neuerbauten Stadel. Die Meinigen beruhigte er vorzüglich durch das Versprechen, er selbst wolle die Beerdigung besorgen, und es werde gewiß nichts entdeckt werden, wenn nur das

kleine Mädchen, ich war damals erſt zwölf Jahre alt, Niemand etwas davon ſage.

„Um Mitternacht zwiſchen 12 und 1 Uhr nahm er eine Kerze in eine Laterne und ging mit einer Grabſchaufel in das linke Seitenkämmerchen ſeines Stadels, wo er das Loch ausgrub, das er für den Leichnam beſtimmt hatte. Nach einiger Zeit hörte ich über mir ein Getöſe, machte unſere Stubenthür auf, ſah ein Kerzenlicht neben dem Keller ſtehen und den Herrn Riembauer ſelbſt, wie er von oben herab den noch völlig bekleideten Leichnam bei den Achſeln, ſodaß der Kopf herunterhing, rücklings über die Treppe herabſchleifte. Es überfiel mich ein Grauen, und ich weiß nicht, auf welche Art er den Leichnam in den Stadel hineingebracht hat; nachher aber ging ich doch dahin und, in der offenen Thür ſtehend, ſahen meine Mutter, Schweſter und ich, wie der geiſtliche Herr die Ermordete ſammt ihren Kleidern ſchon in dem Loch hatte und ſie eben mit Erde bedeckte.

„Die Blutflecken vom Hauſe bis zum Stadel wiſchte er noch in derſelben Nacht hinweg; Haus und Zimmer reinigte er davon erſt am folgenden Morgen und zwar in eigner Perſon mit kaltem, dann mit heißem Waſſer.

„Allein in ſeinem Zimmer war das Blut ſchon eingetrocknet; das Abwaſchen half nichts; ich mußte ihm daher von dem nächſten Nachbar, dem blauen Michel, einen Hobel borgen; mit dieſem hobelte er aus den Dielen das Blut hinweg und warf die Späne im untern Zimmer in den Ofen.

„Am Morgen nach der Ermordung, als ich eben zur Schule ging, ſah ich unſern Hund einen blutigen Weibsſchuh im Hofe herumzerren. Riembauer, dem ich dieſes anzeigte, trug mir auf, ihn in die untere Stube zu tragen. Ich hob ihn, weil es mich grauſte, an einem

Stöckchen auf, warf ihn in der Stube auf den Boden, und weiß nun nicht mehr, was damit geschehen ist.

„Die Nachbarn fragten uns, was doch wol in unserm Haus für ein Lärmen und Weinen gewesen sei. Wir sagten hierauf, wie uns Riembauer zuvor schon eingeschärft hatte: wir hätten wegen unsers Vaters und der 2000 Fl. geweint, welche uns Herr Riembauer abgedrückt hätte; was ohnehin schon hofmarkskundig war.

„Die Ermordete hatte einen grünen Regenschirm, welcher dem Pfarrer zu Pr. gehörte, mit in den Thomashof gebracht. Der geistliche Herr behielt ihn und besaß ihn noch als Pfarrer zu Priel.

„Ungefähr vierzehn Tage nach der Beerdigung der Ermordeten verbreitete sich im Stadel ein abscheulicher Gestank. Die Weibspersonen, welche das Getreide ausdraschen, beschwerten sich darüber bei Riembauer, welcher ihnen antwortete: daß er sich die Ursache davon nicht denken könne. Gleich nachher fügte es sich, daß eine Drescherin, welche in das Seitenkämmerchen gegangen war, mit ihrem Fuße an etwas stieß und, weil es darin dunkel war, nach Licht rief, um nachzusehen, weil das Ding, woran sie gestoßen, etwas Anderes sein müsse, als ein Stein. Riembauer verhinderte dieses, eilte auch sogleich auf sein Zimmer und legte ein Schloß vor die Thür des Kämmerchens, das zuvor immer offen gestanden hatte. In der Stube erzählte er uns dieses Alles, indem er sagte: es sei ein aus dem Grabe hervorragender Fuß der Nandel gewesen. Am Abend desselben Tages trug er daher noch Sand an diese Stelle und füllte das Grab besser auf."

Dies Katharinens Aussage in der Hauptsache. Aber es war mit diesem entsetzlichen Verbrechen, dessen sie den Pfarrer Riembauer bezüchtigte, noch nicht genug;

ihre Anſchuldigung ging noch weiter. Es war ihre feſte Ueberzeugung, daß der Mörder der Eichſtädter auch den unerwarteten, plötzlichen Tod ihrer Mutter und Schweſter auf ſeinem Gewiſſen habe. Sie betheuerte, er habe Beide vergiftet, und führte auch dafür mehre Indicien an, welche für die ſcharfe Auffaſſungsgabe des jungen Mädchens zeugten.

Nachdem ſie ſich, wie angeführt, von der Wirthſchaft getrennt und unter fremden Leuten gelebt, ward ſie aus Regensburg, wo ſie ſich gerade aufhielt, nach Hauſe ins Pfarrhaus gerufen, um die Küche zu beſorgen, da ihre Schweſter plötzlich erkrankt ſei. Sie kam, um zwei Todtkranke und bald zwei Leichen zu finden. Riembauer rief keinen ordentlichen Arzt zur Pflege herbei. Die Arzneien nahm er von einem Bader, gab ſie ſelbſt ihrer Schweſter ein, ja drang ſie ihr gegen ihren Willen auf. Er ließ keinen Geiſtlichen zu ihr. (Sehr erklärlich, da er ſelbſt ſich für genug hielt, wie er in noch ſchwierigeren Fällen bekundet hat.) Eines Tages hatte ſie vom Bader eine Arznei holen müſſen. Nachdem Magdalena dieſe eingenommen, kam ſie außer ſich und verſchied darauf. Der Leichnam ihrer Schweſter, gab ſie an, war außerordentlich aufgedunſen und voller Brandflecke. Das Blut lief ihr zu Naſe und Mund heraus. Der Bader vermuthete, ſie ſei ſchwanger geweſen. Uebrigens habe ihre Mutter, gleichwie ihre Schweſter, oft mit Riembauer im Streit gelebt, und Magdalena habe ſogar mehre Male ſeine Dienſte verlaſſen wollen trotz des nahen Verhältniſſes, welches ſie an ihn band. Daher habe Riembauer in beſtändiger Angſt geſchwebt, daß ſie einmal im Zorn die That entdecken möchte. Die Leute im Dorfe, die nichts davon wußten, hätten

doch gemeint, die Magdalena sei von ihm schwanger, und Alle habe ihr plötzlicher Tod erschreckt.

Noch ein drittes intendirtes Verbrechen warf Katharina dem Pfarrer vor. Er sei damit umgegangen, auch sie selbst ums Leben zu bringen.

Einst hatte ihre Schwester Magdalena zu ihr gesagt wie zur Warnung: Riembauer hätte geäußert, er wolle 200, ja 300 Gulden nicht ansehen, wenn Jemand sie aus der Welt schaffe. „Denn das Madel wird immer größer und verständiger, und am Ende kann man ihr nicht mehr Heirathsgut genug geben, um sie zum Schweigen zu bringen." — Nach Magdalena's Tode, hatte sie Riembauer durchaus nicht von sich lassen wollen. Ja er hatte ihr 8000 Gulden Heirathsgut versprochen, wenn sie bleibe.

Aber Katharina ließ sich nicht überreden, sie blieb nicht. Da Riembauer sich alle Habseligkeiten der Magdalena ohne Weiteres angeeignet, sagte sie zu ihm beim Fortgehen: „Herr Pfarrer, ich vergesse auch nicht das Vergangene." — Riembauer erwiederte darauf: „Es wird Dich besser treffen als mich; ich weiß schon, was ich zu sagen habe. Deine Mutter und Schwester sind todt; diese können nicht mehr reden; und diese, werde ich sagen, haben die Weibsperson umgebracht." Auch späterhin machte er noch Versuche, sie wieder in seine Dienste zu ziehen, und Katharina schwor darauf: nur ihrer Weigerung und Vorsicht habe sie zu danken, daß sie noch am Leben sei.

Wer brachte alle diese furchtbaren Anschuldigungen vor, und gegen wen? — Ein siebzehnjähriges Bauermädchen, die von Ort zu Ort, aus Dienst in Dienst

zog, bekannt wegen ihres träumerischen Wesens, ihrer aufgeregten Phantasie. Und sie zeugte gegen einen Priester, der beim Landvolk im höchsten Ansehen, ja im Rufe der Heiligkeit stand, gegen den nicht der geringste Verdacht vorlag; denn was wir von seinem Wandel wissen, war nur zum Theil Einzelnen bekannt, und hätte auch die Wissenschaft von Verhältnissen, die bei katholischen Priestern nicht zu den seltenen Ausnahmen zählen, den Verdacht solcher ruchlosen Verbrechen begründen können? Und jener Ruf war keiner, der nur vor dem leichtgläubigen Volke durch Scheintugenden bestand. Riembauer war ein in den ernstesten Studien bewährter Mann, ein ausgezeichneter Kanzelredner, treu in seiner Pflicht; er hatte vor kurzem erst durch ein glänzendes Examen den Ausspruch bewährt, den seine Lehrer früher beim Abgange vom Gymnasium über ihn thaten, er werde eine Zierde seiner Kirche werden.

Darf man sich wundern, daß man geneigt war, diese gräßliche, abenteuerliche und ins Ungeheure hinüberspielende Geschichte zuerst für eine Erfindung einer kranken, aufgeregten Einbildungskraft zu halten? Aber das Bauermädchen erzählte so zusammenhängend, so umständlich und bestimmt. Sie zeigte Verstand, Ruhe, Unbefangenheit und Zuversicht, daß der Richter unwillkürlich zum Glauben gestimmt wurde; und da sie die Mittel zur Entdeckung selbst an die Hand gab, und diese durch einen zufälligen Umstand ohne Aufsehen in soweit verfolgt werden konnte, um über den Thatbestand des Hauptverbrechens sich im voraus zu überzeugen, so verfuhr man damit.

Der Thomashof zu Oberlauterbach, der früher dem Pfarrer Riembauer gehörte, war nämlich jetzt in der dritten Hand, und Jener an einem entfernten Orte an-

gestellt. In aller Stille durchsuchte man daher jenen Hof. Die Localität war ganz wie Katharina angegeben. In dem vom Pfarrer Riembauer neugebauten Stadel fand man linker Hand ein Seitenkammerchen. In sehr geringer Tiefe schon entdeckte man hier beim Nachgraben: einen Weiberschuh und — ein weibliches Gerippe mit einem Schädel, beide Kiefern voll der schönsten weißen Zähne.

Auf den Dielen im Zimmer, welches Riembauer bewohnt hatte, waren eine Menge unauslöschlicher Flecke. Sie wurden sogleich als Blutflecke erkannt. Als man sie mit warmem Wasser befeuchtete, stellten sie sich in heller Blutröthe dar. Zugleich waren an den Dielen Unebenheiten sichtbar, offenbar Versuche mit dem Hobel von einer ungeschickten Hand. Desgleichen bekundete der Nachbar, der sogenannte blaue Michel, daß vor ungefähr sechs Jahren die Frauenknechtischen bei ihm einen Hobel geborgt hätten.

Auf diese starken Indicien, welche die Glaubwürdigkeit der Denunciation in hohem Grade unterstützten, wurde Riembauer verhaftet und nach Landshut gebracht.

Sein Benehmen dabei war sehr merkwürdig. Er erschien weder entrüstet noch verwundert. Er betheuerte weder seine Unschuld, noch sprach er von einem Mißverständniß. Vielmehr kam er offen seinen Richtern entgegen, und sagte, es befremde ihn nicht, was man gegen ihn vornehme, er sei vielmehr dessen, nach dem unglückseligen Vorfalle, in den er ohne seine Schuld verwickelt worden, gewärtig, und wolle durch ein volles, offenes Bekenntniß seiner Wissenschaft dem Richter entgegenkommen. Ehe ihm noch der Grund seiner Verhaftung genannt war, erklärte er, er wisse sehr wohl, daß es um der Anna Eichstädter willen sei, und gab

nun aus freien Stücken folgende Erklärung zu Protokoll.

Mit dem unglücklichen Mädchen sei er schon von seiner frühern Anstellung in Hirnheim her, aber in allen Ehren, bekannt gewesen. Sie habe ihm, weil sie ein großes Vertrauen in ihn gesetzt, 50 Gulden von ihrem Ersparten zum Aufheben gegeben, ihn auch immer angelegen, daß er sie, wenn er einst eine Pfarre erhalten, als Köchin annehme. Er habe es ihr auch versprochen, doch nur unter der Bedingung, daß sie sich gut aufführe. Nachdem er von Hirnheim versetzt worden, habe er nichts weiter von ihr gehört, als daß sie ihn dann und wann um Rückgabe eines Theils jenes Depositums angegangen sei. Während er aber zur Prüfung in München war, habe sie ihn in Lauterbach aufgesucht und die Familie Frauenknecht durch ihr Vorgeben, daß er sie als Köchin bei sich aufnehmen werde, nicht wenig erschreckt.

Von ihrem traurigen Tode wußte er dagegen die bestimmteste Nachricht zu geben. Es sei am 3ten, 4ten oder 5ten November 1807 gewesen, daß er von Pirkwanz, wo ein Herr von Härter beerdigt worden, nach dem Leichengottesdienst nach Lauterbach zurückgekehrt sei, als bereits die Dämmerung eingebrochen war. Nun sagt er wörtlich:

„Ich ging sogleich auf mein Zimmer, fand die Thür offen, welche damals noch kein Schloß hatte, und sah auf dem Boden eine Person liegen. Ich meinte, es wäre Jemand von den Hausleuten und rief daher laut: Was ist das? was giebt's? Ich erhielt aber keine Antwort, befühlte nun die auf dem Boden liegende Person und fand jetzt zu meinem unaussprechlichen Schrecken, daß sie ohne Leben sei. Voll Entsetzen lief ich in die untere Stube,

wo ich die Bäuerin Mutter mit ihrer Tochter Magdalena traf, welche sich an einander hielten und wie Espenlaub zitterten. Auf meine erste Frage: was ist da oben geschehen? ergriffen mich Mutter und Tochter, unter Weinen und Schreien, bei den Händen, und baten mich, von Allem zu schweigen. Dann erfuhr ich, zu meinem größten Erstaunen, daß die nämliche Weibsperson, Anna Maria Eichstädter, welche mich schon während meines Aufenthaltes zu München hatte besuchen wollen, diesen Nachmittag wieder in den Thomashof gekommen sei und auf mein Zimmer verlangt habe; daß hier Mutter und Tochter mit derselben in einen Streit gerathen, welcher so weit geführt, daß, nachdem zuerst jene Weibsperson zugestochen oder habe zustechen wollen, Magdalena mein Rasirmesser ergriffen und Jene in den Hals geschnitten habe. Die Ursache des zu solchem Ausbruche gediehenen erbitterten Streites soll gewesen sein, daß die Eichstädter geäußert: sie wolle Köchin bei mir werden, sie habe hierauf mein Versprechen erhalten und Mutter und Tochter Frauenknecht müßten jetzt aus dem Hause ziehen.

„Später zündete ich mir ein Licht an und erkannte wirklich in der auf meinem Zimmer liegenden Person die Eichstädter.

„Ich wollte nun sogleich aus dem Thomashofe fortgehen; ich könne, sagte ich den Frauenknechtischen, nach einem solchen Auftritte nicht mehr bei ihnen bleiben. Sie aber hielten mich mit beiden Händen, baten unter Weinen und Jammern um Alles in der Welt, ich möchte nur diesmal bleiben, sie wollten mir geben, was ich verlange und von dem (noch nicht bezahlten) Kaufschilling (für den Thomashof) so viel herablassen, als ich wolle. Durch alles Dieses ließ ich mich denn auch end-

lich halten, schaffte mein in dem obern Zimmer stehendes Bett in die Hausflur herab und übernachtete hier.

„Des andern Morgens früh ging ich vom Hause hinweg. Der Leichnam blieb indessen in meinem Zimmer. Als ich gegen Abend wieder auf meine Stube kam, sah ich hier die todte Eichstädter schon auf einer Misttrage liegen. Mutter und Tochter sagten mir: sie wollten sie in dem Seitenkämmerchen des Stadels vergraben. Ich erwiederte ihnen: sie möchten sie hinthun, wo sie wollten, ich könne ihnen nicht helfen.

„Nachts zwischen 8 und 9 Uhr trugen nun Mutter und Tochter den Leichnam auf einer Misttrage in das Stadelkämmerchen, und bedeckten ihn mit der umherliegenden, bereits ausgegrabenen Erde.

„Des andern Morgens besah ich den Platz und fand blos die lockere Erde über den Leichnam aufgeschüttet. Nachdem ich Beide darauf aufmerksam gemacht und ihnen bemerkt hatte, daß, wenn ein Mensch oder Thier in den Stadel komme, die Sache leicht entdeckt werden könne, nahmen sie Sand und Steinbrocken und überdeckten damit die Grabstätte.

„Einige Nächte blieb ich noch in der Hausflur schlafen; nachdem aber mein Zimmer gereinigt worden war, nahm ich in demselben wieder mein voriges Nachtlager."

Ein gemeiner Verbrecher hätte Alles und Jedes in Abrede gestellt, frech geleugnet und abgewartet, was ihm erwiesen würde. Riembauer zeigte sich als ein fein berechnender Mann. Indem er offen mit einer vollständigen Aussage dem Richter entgegenkam, wollte er dessen Vertrauen gewinnen, und die ihm gelegte Mine durch eine Contremine sprengen. Schritt für Schritt erzählte er, mit geringen Abweichungen, die Geschichte, wie er erwarten konnte, daß die Anklägerin sie vorge-

bracht haben würde. Er trug das volle Schuldbewußtsein, aber als ein Unschuldiger, der nur aus christlichem Mitleid bis da geschwiegen, weil er die That nicht ungeschehen machen konnte, und aus einem Angeklagten ward er ein Ankläger, aber gegen Personen, auf deren Mund der Tod ein Siegel gelegt hatte.

Der Thatbestand des Verbrechens stand also fest. Nur über die Thäterschaft war ein Widerspruch. Magdalena Frauenknecht und ihre Mutter sollten, nach Riembauer's Angabe, die entsetzliche Mordthat begangen haben. Weshalb? — weil die Eichstädter Pfarrköchin werden wollte, und die Magdalena es schon war. Die Eifersucht ist ein furchtbares Motiv, und hat furchtbare Thaten hervorgebracht. Aber wie unbedeutend erschien hier der Grund. Magdalena war im vollen Besitze der so hochgeschätzten Rechte; die Eichstädter hatte sie einmal vor langen Jahren besessen, und es hatte nichts weniger als den Anschein, daß sie sich wieder in diesen Besitz setzen werde, denn die Frauenknechts hatten den Pfarrer auf ihrer Seite. Dafür sprach noch überdies die Erbosheit der Eichstädter, die den Frauenknechts bekannt war, und zu der sie keinen Grund gehabt hätte, wenn Riembauer ihr mehr gewogen war und sie gern der Magdalena vorgezogen hätte.

Aber die Leidenschaft ist blind. Sie zerstört oft ohne Noth gegen ihr eigenes Interesse. Doch muß der sonstige Charakter der solcher Blindheit bezüchtigten Personen dafür sprechen. Magdalena war, wie Riembauer selbst angibt, von einer sanften, gutmüthigen, weiblichen Engelseele. Sie war ein furchtsames, ängstlich schüchternes Mädchen. Was in aller Welt konnte dieses plötzlich in ein unerschrockenes Mannweib, in eine mordsüchtige Megäre umgewandelt haben? Endlich, die Eichstädter

war ſtark, groß, breitſchulterig, von kräftigem Muskelbau; Magdalena dagegen klein, mager, ſchmächtig und ſchwächlich. Wie war es möglich, daß die kleine Schwache der großen Starken die Gurgel abgeſchnitten? Und womit ſchnitt ſie ihr die Gurgel ab? — Mit einem Raſirmeſſer. Greift eine Frauenhand nach dieſer Waffe, die bei ihrer Beweglichkeit ſehr unſicher iſt und häufig Denen ſelbſt, die ſie gebrauchen, Schaden bringt? Im offenen Streit, von dem Riembauer ſpricht, läßt ſich wol Jemand damit verwunden, aber um ihr die Gurgel abzuſchneiden, hätte die Eichſtädter ſich nicht wehren, ſondern ſtill halten müſſen, wie eine Puppe.

Somit war für den Richter die völlige Unmöglichkeit, daß Magdalena die Thäterin geweſen, dargethan, und die Schuld fiel mit verdoppeltem Gewicht auf Riembauer zurück, der die That ſelbſt eingeräumt und einen falſchen Thäter vorgeſchoben hatte.

Ueberdies lieferte ſein Benehmen während der Gefangenſchaft unzweideutige Beweiſe für das Bewußtſein ſeiner Schuld. Er ſuchte ſeine Wächter zu beſtechen und ſchrieb an alle Perſonen ſeiner nähern Bekanntſchaft weitläufige Briefe mit Anweiſungen, wie ſie für ihn Zeugniß ablegen ſollten. Nämlich ſie möchten ausſagen, daß die verſtorbene Magdalena ſich ihnen ſelbſt als Mörderin an der Eichſtädter bekannt habe. So drang er in den Pfarrer K...., er ſolle das Gewünſchte ausſagen, 1) wegen ihrer Bruderliebe, 2) wegen der guten Nandel (ſeiner Köchin), 3) wegen ſeiner, Riembauer's, Freunde, 4) wegen der Geiſtlichkeit, auf die es einen Schatten werfe, 5) wegen der Gläubigen, die ſich ärgern! Seiner Köchin Anna Weniger ſchärfte er ein, ja den grünen Regenſchirm ſchleunigſt auf die Seite zu ſchaffen. Auch machte er den Verſuch, durch Be-

stechung zur Einsicht der Untersuchungsacten zu gelangen; doch vergeblich.

Alles dies wurde entdeckt. Er ward in ein anderes Gefängniß gebracht und erhielt andere Wächter. Sogleich erkannte er, was der Grund sei, und verfiel auf eine neue List, um die Beweise, welche für sein Schuldbewußtsein sprachen, zu entkräften. Er erklärte, dem Richter eine wichtige Entdeckung schuldig zu sein, nämlich, daß seine Verstandeskräfte geschwächt seien, daß er aus der leicht erklärlichen Melancholie über seine Lage in einen vorübergehenden Wahnsinn in den letzten Wochen verfallen sei und in demselben Dinge gethan und geschrieben habe, für die er keine Rechenschaft geben könne. Dabei bemühte er sich, nach irgend einer Jesuitenlogik auseinander zu setzen, daß Jemand in gewissen Tagen wohl den sensus externus haben könne, auch den sensus internus, doch aber bei seinen Handlungen des sensus intimus ermangele. Letztern, auf welchen Alles ankomme, habe er nun in der letzten traurigen Zeit vollkommen entbehrt.

Durch vier Jahre, in 99 Verhören, blieb Riembauer bei jener Angabe, ohne einen Umstand zurückzunehmen. Die Magdalena habe die Eichstädter ermordet, und er nur durch Christenliebe und vermeintliche Priesterpflicht verleitet, geschwiegen. Er könne von dieser Angabe nicht abgehen: „wenn man ihm auch, wie dem heiligen Bartholomäus, die Haut über den Kopf ziehe. Ja, wenn er schon auf dem Schaffot stehe und tausend Teufel hinter ihm, werde er sie noch mit seinem letzten Hauche in die Welt hinausrufen."

Riembauer fiel in diesen vier Jahren nie aus seiner Rolle. In den Verhören zeigte er die ruhige Gelassenheit eines Dulders und pflegte die Fragen des Richters

mit einem ſüßen Lächeln zu beantworten. Fuhr er einmal auf wie im Gefühl ſchwer beleidigter Unſchuld, ſo ſtimmte er ſich ſogleich wieder zum milden Ton der Sanftmuth herab, und bat wegen ſeiner „Wärme“ um Verzeihung, die bei einem Menſchen begreiflich ſei, der die evidenteſten Wahrheiten immer widerſprechen ſehe, und einem „waffenloſen Schaf gleiche, das von biſſigen Hunden angefallen werde“. Zuweilen erhob er gegen den Richter, wenn er ihn ſcharf drängte, einen Kanzelton; dann aber brach er über die unerhörten Lügen, „welche der Teufel gegen ihn erfunden“, in helles Gelächter aus. Zu Thränen brachte er es aber nie, wie ſehr er ſich auch dazu zwang.

Umſonſt verſuchte der Richter, an Kirmbauer's Verſtand appellirend, ihn von der Ungereimtheit ſeines Märchens zu überzeugen. Die Appellation ſcheiterte an ſeinen dialektiſchen Künſten. Kein Widerſpruch war ſo grell, für den er nicht ſogleich eine ausgleichende Hypotheſe in Vorrath hatte. Dies iſt nicht die Art, wie ſich die Unſchuld vertheidigt. Machte man ihn auf Magdalenens ſanften Charakter aufmerkſam, ſo declamirte er von der Macht der Eiferſucht und von der Leidenſchaftlichkeit des weiblichen Geſchlechts im Allgemeinen. Sie habe auch vielleicht in bloßer Uebereilung, ohne zu wiſſen, was ſie thue, gemordet. Zeigte man ihm die Unmöglichkeit der That, ſo machte er mit ſeiner gewöhnlichen lächelnden Miene auf das anſchaulichſte an ſeinem eigenen Halſe, indem er die Binde abſtreifte, deutlich wie die Operation leicht und ſchnell habe verrichtet werden können. Sei auch ein Raſirmeſſer eine zweifelhafte Waffe und eine Mädchenhand ſchwach, ſo ſei in der Natur doch ein gewiſſer motus primo primus, welcher, ſo wie einmal das Meſſer nur angeſetzt geweſen, ſogleich

in der Hand zu wirken anfange und dieser eine mehr als gewöhnliche Kraft und nach einer bestimmten Richtung hin verleihe.

Die Glaubwürdigkeit der Katharina zu verdächtigen war sein Hauptbestreben. Ganz besonders aber suchte er auf die Zeugen über Nebenumstände bei der Confrontation einzuwirken, indem er theils ihr Mitleid erregte, theils sie durch Gefühle der Ehrfurcht für seinen heiligen Stand zu gewinnen sich bestrebte; auch versuchte er durch angenommene Amtswürde und salbungsvolle Predigten sie einzuschläfern und niederzuwerfen. Gelangen alle seine Künste ihm nicht, so bezüchtigte er die Zeugen der frechen Lüge und rief in heiligem Zorn über die Verruchtheit der Menschen alle Strafen des Himmels auf ihr Haupt.

Als er einst von den Zeugen bis zur Evidenz der Unwahrheit überführt dastand, und seine Künste ihn verließen, rief er mit funkelnden Augen: „Quis contra torrentem! Wenn 30,000 Menschen dasteben und sagen, der Teufel sei weiß, ich werde doch allezeit behaupten, der Teufel sei schwarz, so wie ich auch jetzt behaupten muß, daß ich die Wahrheit geredet und nicht Jene." Dabei versicherte er oft: sein Gemüth gleiche einer Taube ohne Galle; er wünsche dem Richter nur einen Zauberspiegel, in welchem er die Reinheit seiner Seele lesen könne. Ja einst gab er folgende wörtliche Erklärung:

„Es schaudert mein Herz bei einer solchen Beschuldigung. Um zu begreifen, wie unwahrscheinlich sie ist, bitte ich, nur einmal meinen priesterlichen Charakter zu erwägen. Ich habe ja gewußt 1) daß der Priester durch Mord sogleich irregularis werde, 2) excommunicationem majorem ipso facto illatam incurrere, 3) daß David die Todschuld des Urias theuer gebüßt habe und

nicht mehr würdig sei, den Tempelbau zu beginnen. Wie wäre es nun möglich, daß ich, Gott, Seele und Seligkeit, ewige und zeitliche Strafgerichte hintansetzend, mit Händen, die noch von unschuldigem Blute rauchten, in das Heiligthum des Herrn habe hineingreifen, die Geheimnisse der Religion habe ausspenden, und mich so von Abgrund zu Abgrund stürzen können?!"

Da die Anrufung an den Verstand des Angeschuldigten fruchtlos geblieben war, versuchte der Richter die Appellation an sein Herz und seine Einbildungskraft. Am Allerseligentage 1815 (dem Tage, an welchem der Mord vor 8 Jahren begangen worden) wurde Nachmittags um 4 Uhr das 88ste Verhör eröffnet. Es zog sich bis in die Nacht hin. Riembauer blieb unerschütterlich. Da redete ihm der Richter noch einmal eindringlich zum Herzen und hob plötzlich ein Tuch auf, unter welchem auf einem schwarzen Kissen ein Todtenkopf lag. „Dies ist der Schädel der Anna Maria Eichstädter; noch deutlich erkennbar an beiden Kiefern voll der schönsten Zähne."

Riembauer sprang auf, riß die Augen auf, starrte den Richter an, lächelte dann wie gewöhnlich, trat rasch ungefähr drei Schritt weit auf die Seite, um nicht dem Schädel in die drohenden Augenhöhlen zu sehen, faßte sich aber bald wieder, und indem er zwei Mal von der Seite drauf wies, sprach er: „Mein Gewissen ist ruhig! Dieser Todtenkopf hier, könnte er reden, er würde sagen: Riembauer ist mein Freund, er war nicht mein Mörder. — — Ich fühle mich, — ich brauche nicht Luft zu schöpfen; aber Das schmerzt mich, daß ich so sehr ausgesetzt werde, daß mir so viel zur Last gelegt werden will. Morgen *) jährt es sich, wo ich von Pirkwanz

*) Riembauer verlegte absichtlich von Anfang an den Mordtag

zurückkehrend, wie diesen Todtenkopf hier, so damals den ganzen Körper todt auf meinem Zimmer liegend fand. — Als Staatsbürger bedarf ich immer der Gnade Seiner Majestät; aber als Verbrecher bedarf ich derselben nicht." Noch einmal führte ihn der Richter, nach dem Schlusse der Verhandlung vor den Todtenkopf. Sein innerer Kampf war fühlbar; aber mit heuchlerischem Lächeln und in feierlichem Tone sprach er zu dem Schädel: „O wenn du sprechen könntest, so würdest du meine Wahrheit bestätigen."

Die Acten umfaßten 42 Foliobände, als sie im October 1816 zum Spruch eingesendet wurden. Als darauf im October 1817 mit Erstattung des Hauptvortrags der Anfang gemacht wurde, ein Vortrag, der bereits die achte Sitzung beschäftigt hatte, wurde er durch eine Meldung des untersuchenden Gerichts unterbrochen. Riembauer bekannte nicht, aber er veränderte die Aussage, er — verzögerte das Urtheil. Er habe den heiligen Geist um volle Erinnerung angefleht, sagte er, und dieser habe ihm gezeigt, daß er sich geirrt. Nicht aus eigner Wissenschaft habe er gesprochen, als er die Katharina entschuldigte; vielmehr erinnere er sich nun: eines Tages habe er von einer Frau W... gehört, eine gewisse Katharina Schmidt habe zu dieser gesagt, es sei ihr von Magdalena Frauenknecht erzählt worden, nicht sie, sondern ganz allein ihre Mutter habe die Eichstädter ermordet.

Bedurfte es noch solcher Zurücknahme einer durch vier Jahre mit der furchtbarsten Heftigkeit behaupteten Aussage, noch eines Zeugnisses über Riembauer's Glaub-

---

auf den folgenden Tag, den 3ten November, um auch dadurch die Gewißheit der Aussage Katharinens zu schwächen.

würdigkeit? Doch ward die Unterſuchung aufs Neue vorgenommen, aber darüber nicht zu Ende geführt. Eine glückliche Epiſode unterbrach ſie.

Ein Jude, der einen Mord begangen und den ſeltſamen Namen Lammfromm führte, wurde zur Hinrichtung abgeführt. Es geſchah am 20. November. Riembauer ſah ihn aus ſeinem Gefängniſſe den letzten Weg antreten. Seine Standhaftigkeit, Ruhe und Heiterkeit befremdete ihn. Als er ſeine Verwunderung darüber äußerte, wie ein Mörder, und noch dazu nur ein Jude, zu ſolcher Freudigkeit im Sterben gekommen ſei, antwortete man ihm, Lammfromm ſei erſt von dem Augenblicke an, wo er aufrichtig bekannt und ſich mit ſeinem Gewiſſen ausgeſöhnt habe, in die beſeligende Gemüthsſtimmung verſetzt worden, dieſe habe ihn dann bis zu ſeinem Tode nicht verlaſſen.

Riembauer ward von nun an unruhig, er aß und trank wenig und ließ um ein Verhör bitten, weil er an einer bedeutenden Gewiſſenskrankheit leide, „die ihm vielleicht eine aufrichtige Beichte entfernen könne“. Im Verhör, es war gerade das hundertſte, fiel er auf die Knie, ſprach von Lebensſattheit und allerhand Viſionen, die ihn in der Nacht plagten. Auf die Bemerkung des Richters, daß die Urſache ſeiner Gemüthszerrüttung nur in ſeiner eigenen Schuld zu ſuchen ſei, antwortete er noch, nur die ſchlafloſen Nächte ſeien Urſach ſeiner Ermattung; die Geſchichte ſei doch, wie er ſie erzählt. Der Richter ſtrengte ſeine letzte Kraft an, ihn zu bewegen, daß er durch ein unumwundenes Geſtändniß der Wahrheit endlich einmal leichten Athem zu gewinnen ſuche. Nun erſt brach die Rinde, die ſeine Bruſt um-

schloß: er bekannte, nachdem er um den Schutz der Regierung für seine unschuldigen Kinder und für seine letzte Köchin gefleht: „Ich bin es, der die Anna Eichstädter ums Leben gebracht hat."

Sein neues Bekenntniß, welches er in dreizehn Verhören ablegte, wiederholte, berichtigte und ergänzte, stimmt freilich im Allgemeinen mit Demjenigen überein, was wir durch die Aussage der Katharina Frauenknecht bereits wissen, es ist aber sowol für den erkennenden Richter, als auch psychologisch von solcher Wichtigkeit, daß wir es im Wesentlichen hier aufführen müssen.

Die Eichstädter hatte ihn durch Mahn- und Drohbriefe, sowie durch ihr Verlangen, sogleich als Pfarrköchin aufgenommen zu werden, dermaßen bestürmt und beängstigt, daß er besorgte, durch ihre leidenschaftlich unbesonnene Zudringlichkeit vor aller Welt entlarvt, um Ehre und guten Namen gebracht und wenn nicht abgesetzt, doch um seine Beförderung gebracht zu werden. Alle seine Vorstellungen halfen nicht. Seine Ehre, sein Stand, sein öffentlicher Credit, Alles, was ihm heilig und theuer sein mußte, war durch die Ankunft der Eichstädter in Oberlauterbach bedroht. „Da fiel mir der Grundsatz des Pater **Benedict Stattler** in dessen **Ethica christiana** ein, **nach welchem erlaubt ist, einem Andern das Leben zu nehmen, wenn man seine eigne Ehre und seinen guten Ruf nicht anders zu retten vermag;** denn die Ehre ist noch ein höheres Gut, als das Leben, und gegen Denjenigen, der unsere Ehre angreift, muß uns gleiches Recht der Nothwehr zustehen, wie gegen einen Räuber. **Ich dachte nun über diesen Grundsatz nach, welchen auch früher der Professor Stattler uns jungen Geistlichen in seinen Lectionen explicirt hatte, fand ihn ganz auf mein Verhältniß passend und machte**

mir ein dictamen practicum daraus. Meine Ehre, dachte ich mir, geht durch diese böse Person, wenn sie nach Lauterbach kommt und ihre Drohungen wahr macht, verloren; ich werde vom Consistorium removirt; mein Vermögen ist in dem nämlichen Augenblicke auch verloren; ich bin verrufen in der Diöcese. Obgleich ich indessen schon damals (seit dem Auftritte bei Kumpfmühl bis zu Ankunft der Eichstädter am 2. November 1807) über jenen Stattlerischen Grundsatz nachgedacht und ihn auf meine Lage anwendbar fand, so war doch Alles nur Idee, und ich dachte noch nicht auf die Art und Weise der Ausführung."

Da nahte der verhängnißvolle November 1807, wo Riembauer der Eichstädter dreißig Gulden Kostgeld für ihr Kind voraus bezahlen sollte, und er hatte keinen Kreuzer; nur Schulden. Jeden Augenblick mußte er erwarten, daß sie kommen würde. Am Allerseelentage (2. November) als er Abends mit der Magdalena Rüben vom Felde nach Hause fuhr, sah er zu seinem größten Schrecken eine Weibsperson, die Eichstädter, in den Thomashof treten. Er traf sie in der untern Stube und nahm sie, nach einer kurzen Unterredung, mit sich hinauf. Einen Augenblick dachte er daran, sie über die Stufen der Treppe hinabzuwerfen. Da er sich aber besann, daß sie durch den Fall nur etwas zerbrechen und das Uebel noch ärger werden könnte, unterließ er es und nahm sie in sein Zimmer.

Die Eichstädter erklärte ihm hier, sie sei jetzt da, um ein für alle Mal zu erfahren, woran sie sei; sie verlange, daß er sie als Köchin aufnehme und die Magdalena entferne. Nachdem er ihr seine Verhältnisse und die Unmöglichkeit ihr zu willfahren auseinandergesetzt, so umständlich und dringend er konnte, sie aber auf

ihren Willen bestand, ging er hinunter, angeblich um Bier zu holen, in Wahrheit aber, um sein Rasirmesser und ein Brotmesser zu sich zu stecken. Noch hier verliert sich der Verbrecher in seinem letzten Bekenntniß in eine höchst unwahrscheinliche und unmotivirte Lüge, um einen Theil der Schuld von sich auf eine Todte abzuwälzen. Nämlich die Magdalena habe ihn in der untern Stube dringend aufgefodert, die Eichstädter zu ermorden.

Eine ganz genaue Erzählung des eigentlichen Mordfalls hat man aus Riembauer's Munde nicht erhalten. Er suchte auch da noch einzelne Momente zusammenzuwerfen, um dadurch das Gräßliche zu verstecken. Wahrscheinlich suchte er, als er wieder in die obere Stube trat, die Tobende zu beschwichtigen, schmeichelte ihr durch süße Worte, und unter dem Schein, als wolle er sie küssen, griff er sie von hinten beim Halse und ging an das Mordgeschäft. Auch hier, erklärte er, sei ihm der Grundsatz des Pater Stattler von neuem eingefallen. Er ergriff zuerst das Brotmesser und stieß es ihr in den Hals. Als er zu starken Widerstand fand, hielt er sie von hinten beim Halse fest, schlug ihr unversehens auf den Kopf und steckte ihr den Finger in den Mund, um sie zu erdrosseln. Dabei rief er ihr zu: „Mach' Reu und Leid, Du mußt sterben." Sie bat ihn flehentlich um ihr Leben. Er aber „nahm nun das Rasirmesser aus der Tasche, brachte, die Eichstädter rücklings umarmend, mit der rechten Hand die Schneide an ihren Hals und half mit der linken Hand das Messer mit der Fingerspitze in die Gurgel eindrücken." Dies seine eigenen Worte. Sie stand noch zwischen 3 und 4 Minuten ganz frei, nachdem er das Messer fallen lassen. Er flehte sie an: „Mariandel! ich bitte Dich und Gott

um Verzeihung. Du wollteſt es ſelbſt ſo. Bitte zu Gott um Verzeihung deiner Sünden, und ich gebe Dir die Abſolution."

Er gab ihr dieſe, als in casu necessitatis. Nun brachen ihr die Knie, er faßte ſie rücklings in beide Arme und ließ ſie ſanft auf den Boden nieder, damit ſie nicht falle. Hier ſprach er der Liegenden noch geiſtliche Troſtgründe zu, bis ſie mit den Füßen zu zappeln anfing und ihre Lebensgeiſter entflohen.

Er ſtieg die Treppe hinunter und befahl den Frauenknechtiſchen das tiefſte Schweigen. Als er ſich hier die Hände waſchen wollte, hörte er oben wieder ein Zappeln und Trampeln. Eine der Frauen rief: „Jeſus Maria! Die wird wieder lebendig." Er ſprang ſogleich mit dem feſten Entſchluſſe die Treppe wieder hinauf, die Eichſtädter nicht mehr lebendig werden zu laſſen. Nochmals „ging er über ſie her und drehte ihr die Halsbinde enger zuſammen, um ihren Tod zu befördern und ihre Leiden abzukürzen".

Nach ſeiner Ausſage, im Widerſpruch mit der der Katharina, blieb der Leichnam den ganzen folgenden Tag auf ſeinem Zimmer liegen, erſt in der Nacht zum 4. November ward derſelbe im Seitenkämmerchen des Stadels begraben. Er grub das Loch. Magdalena und deren Mutter halfen ihm den Leichnam auf einer Miſttrage von oben bis in den Stadel tragen. Möglich, daß Katharina, die von unten beobachtete, nur ihn ſah, der voran ging. Riembauer's eigene Schilderung dieſer Begräbnißſcene lautet ſo: „Das von mir für den Leichnam gegrabene Loch ſchien zu kurz und zu ſeicht, weshalb der Kopf und die Arme, welche in einer bittenden Stellung ſteif geworden waren, noch weit aus der Bedeckung mit Sand hervorragten. Ich trat da-

her auf den Kopf und auf die Mitte des Leichnams mit beiden Füßen, und ging mit aller Gewalt meines Körpers auf demselben umher, wobei ich im Leib der Todten ein Knurren vernahm." Er bedeckte ihn noch mit Sand. Später erst warf er noch von einem Graben Ziegelbrocken über das Loch. Denn einer seiner Drescher, welcher in das Kämmerchen gegangen war, hatte sich an die hervorragenden Hände gestoßen. Auch Riembauer selbst war dies begegnet! Im Frühjahre trug er deshalb mit der Magdalena noch von dem übriggebliebenen Baufand in die Kammer und ebnete damit den Boden. Nun endlich spukte und störte ihn die Eichstädter nicht mehr über der Erde.

Einer der Schuhe der Ermordeten war beim Herabtragen auf den Boden gefallen. Er hatte ihn in kleine Stücke zerhackt und auf den Düngerhaufen geworfen. Den Regenschirm, welchen die Eichstädter mitgebracht, und der dem Pfarrer, bei dem sie sich vermiethet, gehörte, hatte er sich angeeignet; ebenso ihre silberne Florschnalle und ihren Geldbeutel mit etwa 2 Gulden.

Zum Schluß sagte er: „Sonst weiß ich über die traurige Geschichte nichts mehr anzuführen, als meinen Jammer und mein stilles Leid, und daß ich öfters für die Eichstädter Messen applicirt habe."

Auch von einer wahrhaften Herzenszerknirschung und Reue fand sich in seinen Bekenntnissen keine Spur. Mit jesuitischen Kunststücken suchte er den Mord vor sich selbst zu rechtfertigen. „Seine Hände seien durch Schrecken, Furcht und Fassungslosigkeit regiert worden, und auf diese Art sei der Einschnitt geschehen, ohne daß die Vernunft dabei eine Stimme gehabt habe." Auch mit dem von ihm angeführten Stattler'schen Grundsatze wußte er diese willenlose Handlung in Einklang zu bringen, denn

dieser Grundsatz hätte seine Vernunft eingeschläfert, dergestalt, daß alle weitere Handlungen aus bloßem Mechanismus geschehen seien. Auch bemühte er sich darzuthun, daß er, im Grunde genommen, zu edlen und guten Zwecken gehandelt habe, also könne seine That eigentlich kein Verbrechen sein:

„Ich hatte keine andere Absicht, als den öffentlichen Skandal zu verhüten, den vielen Sünden und Uebeln vorzubeugen, welche aus dem Aergernisse des Volks hätten entstehen müssen, die Achtung gegen meinen ehrwürdigen Stand, die Ehre des Klerus aufrecht zu erhalten. Hätte ich bei dem Volke nicht in so hohem Ansehen gestanden, so hätte ich mir eine Diffamation eher gefallen lassen können. So aber konnte ich voraussehen, daß die Entdeckung meiner Gebrechen eine Menge Uebel zur Folge haben werde. Nun würden sich die Menschen mancherlei Sünden erlaubt, Manche würden nicht mehr an Gott geglaubt, Andere Dieses und Jenes nicht mehr für so hoch und heilig geachtet haben. Da ich nun diese meine Absicht auf keine andere Weise, als durch Hinwegräumung der Eichstädter zu erreichen wußte, so räumte ich sie hinweg; diese Hinwegräumung war nur das Mittel zur Erreichung meines guten Endzwecks. Ich kann daher unmöglich glauben, daß meine Absicht ein Verbrechen sei, indem ich nur meinen öffentlichen Credit, sowie die Achtung des Klerus zu erhalten und den öffentlichen Skandal zu vermeiden suchte."

Also zum Ruhme Gottes und der Kirche ward er ein Mörder, aber auch zu gleichem Zwecke verharrte er durch vier Jahre in einem Leugnen, welches er durch die feierlichsten Anrufungen Gottes und der Heiligen unterstützte: „Nur deswegen schmachtete ich so viele Jahre im Kerker und gestand nicht. Nachdem ich es aber als

eine Bestimmung Gottes einsehen gelernt habe, daß meine That von mir selbst entdeckt werden solle, so gestand ich sie rein." Ja, aus diesem Leugnen machte er sich noch ein Verdienst: „Ich glaube auch deswegen Schonung zu verdienen, weil ich meine Handlungen so einrichtete, daß sie kein öffentliches Aergerniß gaben."

Was die zweite Anschuldigung betrifft, welche die junge Katharina Frauenknecht gegen den Pfarrer erhoben, daß er ihre Schwester und Mutter durch Gift aus der Welt geschafft habe, so blieb sie so fest bei ihrer Meinung, als in der andern durch Riembauer's endliches Eingeständniß in allen Hauptumständen erwiesenen. Auch sprachen für den Verdacht allerdings mehre Umstände. Magdalena und ihre Mutter waren Beide plötzlich im Jahre 1809 erkrankt, und Erstere nach drei, die Andere nach acht Tagen verstorben. Riembauer hatte nur unwissende Quacksalber berufen und der Magdalena selbst Arznei gereicht. Auch zeigten sich, als man im December 1813 die Leichname auf dem Kirchhofe zu Priel ausgrub, an Beiden einige auffällige Erscheinungen. Das Gehirn der Magdalena war blos eingeschrumpft und beinahe so wohlerhalten, wie an einer frischen Leiche. Das Muskelfleisch in der Bauchhöhle war in eine zähe, bastartige, noch faserige Masse, wie an einer Mumie verschrumpft. Alles Das erinnerte an die Kennzeichen einer Arsenikvergiftung, die man bei den Leichen in dem Ursinus'schen Falle aufgefunden *). Aber bei der chemischen Untersuchung des kleinen Restes der Eingeweide

*) Siehe Band II. Die Geheimräthin Ursinus.

konnte man keine Spur von Gift entdecken. Das Medicinalcollegium sprach sich in seinem Gutachten dahin aus, daß beide Personen, wie die während ihrer Krankheit beobachteten Erscheinungen zeigten, eines natürlichen Todes gestorben seien. Ein Nervenfieber habe damals in der ganzen Donaugegend gewüthet, und in der Pfarrgemeinde Priel seien allein 15 Personen befallen gewesen. Wahrscheinlich habe ein daran erkrankter östreichischer Soldat, der aus Mitleid im Pfarrhofe aufgenommen und von Mutter und Tochter verpflegt worden, sie angesteckt. Vor diesem Gutachten mußten die Indicien zurücktreten. Riembauer selbst leugnete natürlich Alles; obwol die Motive zu einer solchen That, nach dem oben Angeführten, nahe genug lagen. Desgleichen war Katharinens Angabe, daß er auch ihr nach dem Leben getrachtet, durch nichts als ihre eigene Aussage und den Beweggrund, den Riembauer haben mußte, auch diese letzte Mitwisserin seiner Unthat aus dem Wege zu schaffen, unterstützt.

Mit zuvorkommender Bereitwilligkeit, um dem Richter einen Beweis seiner Aufrichtigkeit zu geben, bekannte dagegen Riembauer, daß er zweien seiner Geliebten, darunter auch seiner letzten Köchin, welche es jedoch leugnete, Mittel gegeben zur Abtreibung ihrer Leibesfrucht. Sein und ihr Gewissen hatte er jedoch damit beruhigt, daß ein Kind in den ersten Monaten der Schwangerschaft, nach den Bestimmungen des canonischen Rechts, noch als kein foetus animatus zu betrachten sei. Gleichfalls um seine Aufrichtigkeit zu beweisen, und dabei den Satz zu erläutern, daß Gedankensünden keine Verbrechen seien, gestand er, daß ihm einmal der Gedanke gekommen, als ein Wirth ihm ein Darlehn verweigert, dem Manne sein Haus wegzubrennen. Auch habe er einmal,

um einen ihm verhaßten Menschen aus der Welt zu schaffen, zu Gott gebetet, daß er ihn tödten möchte. Gott habe sein Gebet erhört, und der Mensch sei wirklich gestorben.

Der an der Eichstädter begangene Mord blieb allein der Hauptgegenstand der richterlichen Entscheidung gegen den Verbrecher.

Man sollte meinen, hier hätten keine Bedenken obgewaltet, da Alles klar und ermittelt war, That, Thäter, Motiv; da, bei vollem Eingeständniß, kein Gegenbeweis versucht, kein Alibi aufgestellt worden, und Riembauer's ganze Vertheidigung in seiner jesuitischen Logik beruhte. Die That: Anna Eichstädter war vom 2ten November ab verschwunden. Laut Zeugniß der Katharina Frauenknecht hatte sie Riembauer ermordet und im Stadel verscharrt. Er selbst räumte den Mord und die Verscharrung an der genannten Stelle ein. Hier fand man ein Gerippe in der angegebenen Stellung und mit solchen Merkmalen, welche keinen Zweifel darüber ließen, daß es die Gebeine der Eichstädter seien. — Ueber die Thäterschaft stimmten jene Zeugin und der Angeschuldigte selbst in allen wesentlichen Punkten überein. — Das Motiv endlich lag so klar zu Tage, wie je eines durch den Mund des Verbrechers vor dem Richter ausgesprochen worden.

Ueberdies wurde der Thatbestand des Verbrechers noch durch mehre Nebenumstände und Aussagen, welche aufs Genaueste mit dem vollständigen Bekenntniß des Verbrechers übereinstimmten, verstärkt, dergestalt, daß hier auch die Möglichkeit einer falschen Selbstanklage,

einer Irrung, hervorgebracht durch eine aufgeregte Phantaſie, ausgeſchloſſen blieb. Nach 6 Jahren noch fand man die Blutflecke in dem Zimmer, welches Riembauer bewohnte, auch die Spuren ungeſchickter Hobelſtöße. Er ſelbſt erkannte das Gerippe für das der Eichſtädter an. Man fand bei demſelben nur einen Schuh, was mit Dem ſtimmte, daß er den andern, welcher vom Körper abgefallen, zerhackt auf den Miſt geworfen haben wollte. Der Leichnam war, nach ſeiner Ausſage, ſo ſeicht verſcharrt, daß die Hände in bittender Stellung vorragten und man ſich daran anfangs ſtieß. Er hatte ſie feſt getrampelt. Der Anatom Tiedemann aber berichtet, daß an dem Gerippe die Knochen beider Hände fehlten. Außerdem bekundete endlich auch des Verbrechers Bruder, daß die verſtorbene Magdalene Frauenknecht ihm einſt an einem Morgen unter fürchterlichem Schluchzen die gräßliche Geſchichte von ſeinem Bruder erzählt habe. Ganz wie Katharina, wie Riembauer ſelbſt ſie berichtet; nur noch mit einigen ausmalenden Zügen, die bei der richterlichen Beurtheilung des Falles ohne Gewicht, es doch für die ſinnliche Auffaſſung der Grauenthat ſind: „Riembauer hatte ſich eine Weile mit der Eichſtädter herumgebalgt. Du mußt ſterben! Mache Reue und Leid! Sie bat ihn: Franzel, Du wirſt mich ja nicht umbringen! Als er ihr mit dem Raſirmeſſer in die Gurgel geſchnitten, hatte das Meſſer Scharten bekommen. Die Eichſtädter hatte nichts in den Händen, wehrte ſich aber doch ſo, daß ſie beinahe über den Angreifer Meiſterin geworden wäre. Nach dieſer Erzählung war Magdalena, wenn nicht gegenwärtig bei dem Schnitt, doch gewiß Zuſchauerin, als der Geiſtliche ſich noch mit ihr herumbalgte. Auch hatte ſie nachmals, wie ſie dem

Bruder erzählt, die größte Angst, daß die Geſchichte herauskommen könne, da der Wirth von Lauterbach, welcher von Riembauer den Thomashof gekauft, anfing, Koth aus dem Stadel zu graben, wobei der Leichnam ſchon damals ſo leicht hätte entdeckt werden können.

Es fehlte nichts zur Feſtſtellung des Thatbeſtandes des Verbrechens, als die förmliche Obduction der Leiche, wie ſie das Gerichtsverfahren vorſchreibt. Da der Leichnam über ſechs Jahre in feuchtem Boden begraben gelegen hatte, und nichts als das Gerippe, und ſelbſt dieſes nicht ganz vollſtändig übrig geblieben war, konnte ſo wenig mit dieſer vorgeſchritten, als an den noch übrigen Knochen ermittelt werden, ob die eigentliche Tödtung durch Abſchneiden des Halſes oder durch Erdroſſelung erfolgt ſei.

Dieſer Mangel erſchien den erkennenden Gerichten in Baiern ſo wichtig, daß Franz Sales Riembauer ſowol in erſter als in zweiter Inſtanz (1818) zwar als des Mordes ſchuldig erkannt, aber nicht zum Tode, ſondern zur Feſtungsſtrafe auf unbeſtimmte Zeit verurtheilt wurde. Die zweite Inſtanz verſchärfte nur den Grad der Feſtungsſtrafe.

Feuerbach hat ſich, in ſeiner ausgezeichneten Darſtellung dieſes Falles, der Mühe unterzogen, den Beweis zu führen, wie in demſelben der Mangel einer förmlichen Leichenſchau durch das eigene Bekenntniß des Verbrechers, in Verbindung mit den andern Beweiſen auf das vollkommenſte erſetzt und dadurch diejenige Gewißheit erlangt ſei, welche den Richter zur Verurtheilung in die ordentliche Strafe berechtigte. Wir glauben vor unſern juriſtiſchen, wie vor unſern nichtjuriſtiſchen Leſern dieſer Ausführung überhoben zu ſein. Wenn der

Tod eine Strafe für den vollbrachten Mord ist, welcher Mörder hätte ihn vollständiger verdient, als Franz Sales Riembauer, gleich viel ob der Tod seines Opfers durch den Schnitt in die Gurgel oder durch das spätere Erwürgen erfolgt ist; das allein ist es, was zweifelhaft blieb. In beiden Fällen hatte Riembauer den festen und bestimmten Willen, die Eichstädter umzubringen, und das Resultat ist: sie starb unter seinen Händen. Das über die ganze Stube versprützte viele Blut macht es übrigens wahrscheinlich, daß die Eichstädter aus einem der großen Halsgefäße, die er durchschnitten, sich verblutet habe.

Was aber soll man zu dem zweiten Grunde sagen, den auch der Richter zweiter Instanz anführte, um die ordentliche Strafe auszuschließen: „weil Riembauer sonst als Verbrecher nicht berüchtigt und derselbe nicht, kraft besonderer, hinreichend erwiesener, nicht aus dem Geständnisse des Inquisiten selbst, sondern anderswoher erhellender Umstände, mit Bestimmtheit als eine Person zu betrachten ist, zu welcher man sich eines Mordes versehen kann." — ? — Zu wem dann kann man sich eines bestimmten Verbrechens versehen, wenn eines Riembauers eingestandene Thaten und Gesinnungen ihn nicht als fähig bezeichnen, ein Verbrechen zu begehen? Wenn ein Erbschleicher in den Verdacht des Vatermordes geräth, muß er schon früher seinen Vater ermordet haben, damit man sich der That zu ihm versehen kann?

Das ist der Schutz, welchen die vollkommenste formelle Gesetzgebung dem Uebelthäter gewährt; welchen dafür der bürgerlichen Gesellschaft? Schon Feuerbach selbst, der Mitschöpfer derselben, sah sich genöthigt, gegen die

Consequenz der Auslegung zu protestiren. Vergebens. Der Buchstabe stand fest. Die Pforten, durch die der lebendige Geist eindringen konnte, waren geschlossen. Vor welchem Gerichte in der Welt, was nach dem Geiste aller gegebenen, aller gefühlten Gesetze ein Urtheil spräche, würde auf dies so constatirte, so eingestandene Verbrechen, in diesem Falle die ordentliche Strafe nicht gerechtfertigt erscheinen?

Der Magister Cinius.

1812—1813—1823.

Zu Anfang des Jahres 1812 erregte ein Mordanfall in der Mitte des friedlichen Leipzig die allgemeine Aufmerksamkeit; um so schreckhafter war der Eindruck auf die Bewohner der Stadt, als, aller Nachforschungen ungeachtet, der mysteriöse Thäter unentdeckt blieb.

Zu dem hochbejahrten Kaufmann Schmidt, Eigenthümer eines Hauses in der Grimmaischen Gasse, kam am Morgen des 28. Februar, etwa zwischen 10 und 11 Uhr, ein ihm unbekannter Mann von gegen vierzig Jahren und eröffnete ihm, er sei aus Hamburg an ihn empfohlen; weil dort nichts mehr zu machen sei, wolle er sich in Sachsen umsehen. Er fragte ihn, ob er sich ein Landgut oder sächsische Obligationen kaufen solle? Im Gespräch hierüber, das ungefähr eine halbe Stunde dauerte, holte Schmidt, auf des Fremden Verlangen, eine leipziger Stadtobligation von 100 Thalern aus dem Schreibtisch, zeigte sie demselben, legte sie aber nachher wieder in den Schreibtisch. Auf einmal sank er bewußtlos nieder. Nach dem weitverbreiteten Gerücht geschah dies, nachdem er eine Prise aus der Dose des Fremden

genommen. Das Erkenntniß erwähnt dieses Umstandes nicht.

Als Schmidt wieder zu sich kam, blutete er stark am Kopfe und schrie: „So helfen Sie mir doch auf.“ Der Fremde aber war fort. Nachdem er sich mit Mühe aufgerichtet, sah er drei Kästchen seines Schreibtisches leer auf dem Tisch und den Stühlen umherstehen. Die Angst, daß er bestohlen sei, bemächtigte sich seiner und stärkte ihn. Blutend wie er war, durchsuchte er seine Sachen und fand, daß ihm aus seinem Schreibtische elf leipziger Stadtobligationen, zusammen im Werthe von 3000 Thalern, fehlten.

Nachdem er sich kaum von der Ehefrau seines Hausmanns, Vetter, oberflächlich verbinden lassen, eilte er nach der Schößstube, um Anzeige von dem Vorfall zu machen und zugleich die Nummern der ihm fehlenden Stadtobligationen anzuzeigen.

Dies sowol, als das Circular, welches er sogleich an sämmtliche leipziger Banquiers erließ, half ihm aber nichts, denn die elf Obligationen waren bereits bei Frege und Comp. verkauft und von diesen in Gold baar bezahlt worden.

Noch in derselben Stunde, wo der Fremde bei Schmidt gewesen, nämlich zwischen 10 und 11 Uhr des Morgens, war, nach Angabe der Frege'schen Leute, in dem Comtoir des großen Wechselgeschäfts auch ein ihnen Fremder erschienen, und hatte jene Obligationen gegen den Coursbetrag in preußischen, sächsischen, braunschweigischen, französischen Louisdors und weniges Silbergeld in Conventionsmünze umgewechselt. An dem Fremden war weder Angst noch Unruhe zu bemerken gewesen. Er hatte genau nachgerechnet, das empfangene Geld überzählt, auch einzelne Münzsorten, die

ihm nicht convenirten, zurückgeschoben, um sich andere dafür zahlen zu lassen.

Die Personbeschreibung dieses Fremden, wie ihn die verehelichte Vetter in Schmidt's Stube gesehen haben wollte, zusammen mit derjenigen, welche die Frege'schen Commis von ihm entwarfen, ward in die öffentlichen Blätter eingerückt. Dieser zufolge hätte der Fremde wie „ein modern gekleideter Landgeistlicher" ausgesehen. Ein gewisser v. Bürger gerieth in Verdacht. Der Cassirer des Frege'schen Comtoirs, Witzendorf, wollte ihn „gewiß als den Verkäufer der Obligationen recognosciren". Da aber weder die andern Comtoirbedienten, noch die Vetter, noch der Verwundete ihn erkannten, so erledigte sich der Verdacht sogleich.

Von dem unglücklichen Kaufmann Schmidt war das Wenigste zu erfahren. Zwar erhärtete er durch einen Eid alles bisher Angegebene; aber Schreck und Verwundung hatten seine geistigen Kräfte dermaßen benommen, daß er von der Kleidung und Gestalt des Fremden nichts anzugeben wußte; auch nicht, ob dieser ihn auf den Kopf geschlagen und er dadurch verwundet worden, oder ob die erhaltene Wunde vielleicht davon herrühre, daß er in Ohnmacht und an die Ofenecke gefallen sei.

Noch ehe die Kopfverletzung des alten Mannes geheilt war, starb er, in der Nacht zum 6. April desselben Jahres; offenbar, nach einem schmerzlichen Krankenlager, in Folge des Mordanfalls.

Die Obducenten gaben bei der Leichenöffnung ihr übereinstimmendes Urtheil dahin ab: daß die verletzende Ursach mit einer großen Gewalt gewirkt haben müsse; daß sie in mehren heftigen, durch eine fremde Hand geführten Schlägen bestanden habe, indem ein bloßes Hinsinken des Körpers bei einer Ohnmacht, selbst durch

Anschlagen des Kopfes an einen harten Gegenstand nicht an zwei von einander entfernten Stellen des Kopfes die beiden ähnlichen Wunden verursachen können; daß sich aus dem Befunde der Leichenöffnung aber auf das Werkzeug, womit die Verwundung erfolgt, nicht schließen lasse, da die Wunden sich nicht mehr in frischem Zustande befanden.

Als Thatbestand des vorliegenden Verbrechens stellte sich nach den Ermittelungen demnächst fest: daß dem Kaufmanne Schmidt von fremder Hand, in gewinnsüchtiger Absicht, Verletzungen zugefügt worden, welche als per se letalia den Tod des Verletzten zur Folge gehabt.

Die fernere Untersuchung wurde, beim Mangel aller leitenden Spuren, mit der Leiche des unglücklichen Schmidt zu Grabe getragen. Sie ruhte daselbst über Jahresfrist, und es mußte ein neues, nicht minder schauervolles Verbrechen begangen werden, um eine Spur wieder aufzufinden, wo man sie nie gesucht hatte.

Die Ermordung des Kaufmann Schmidt schien längst im Drangsal und dem kriegerischen Getöse der verhängnißvollen Jahre, welche ihr folgten, vergessen, als im Februar 1813 ein neuer, schauderhafter Mord, abermals in der Mitte der Stadt, an einer friedlichen Bewohnerin verübt, allgemeines Entsetzen erregte.

Am neuen Neumarkt wohnte, vier Treppen hoch, im Dr. Kunitz'schen Hause, die 75jährige Witwe des Briefträgers Kunhardt. Sie hatte am Morgen des 8ten Februar ihre Dienstmagd Schmidt bald nach acht Uhr fortgeschickt, um aus einem Gewölbe eine Flasche Wein zu holen. Als diese von dem Gange zurückkam,

begegnete ihr im Hausflur ein Magister, den sie sonst schon gekannt, als sie noch im Dienste des Magisters H.... war (der eine Schänkwirthschaft hielt). Dieser richtete die Frage an sie: ob sie weggehe und wann sie wieder komme (nach der ersten Aussage der Schmidt)? Als sie antwortete: sie komme eben zurück, eilte er schnell aus dem Hausthor fort. Als sie oben bei ihrer Dienstherrschaft ankam, fand sie die alte Kunhardt auf dem Vorsaale, in einem Winkel an der Stubenthür lehnend, mit blutigem Kopfe. Die Verwundete sagte ihr: ein fremder Kerl, der ihr den Brief gebracht, wobei sie auf den auf der Erde liegenden Brief wies, habe sie so blutig geschlagen.

Auf das Hülfsgeschrei der Magd eilten mehre Bewohner des Hauses, als die Dr. Gnobloch'schen Eheleute und die Dr. Kunitz herbei und brachten die arme Verwundete in ihre Wohnstube. Auf ihre Fragen über den Zusammenhang sagte sie nur: „Ein Kerl hat mich geschlagen; der Brief muß da sein; ich bin froh, daß ich meine Kette habe." Auf die Frage: ob sie den Kerl kenne? antwortete sie „nein!" Der mit Blut befleckte Brief war datirt: Hohendorf den 24. Januar 1813, Johann Gottfried Bröse unterzeichnet, an die Geschlagene adressirt und enthielt das Gesuch des Ausstellers, ihm ein Darlehn von 1000 Thalern vorzustrecken.

Blutflecken fanden sich an der Wand des Vorsaals und auf dem Fußboden.

Dies die Wahrnehmungen, welche in dem policeilich noch in derselben Stunde des Mordanfalls aufgenommenen Protokoll verzeichnet sind. Noch am frühen Vormittage begab sich eine Gerichtsdeputation in die Kunhardt'sche Wohnung. Sie fand die alte Witwe schon völlig besinnungslos im Bette liegend. Die Dienstmagd

wiederholte ihre Aussage, indem sie nur noch bestimmter hinzusetzte, es sei der ihr wohlbekannte Magister K... gewesen, der ihr bei der Rückkehr im Hausflur einen guten Morgen geboten und dann aus dem Hause gegangen sei. Er sei mit einem dunkeln Matin bekleidet gewesen. Schon auf der Treppe habe sie die Stimme ihrer Dienstfrau gehört, die: „Hanne! Hanne!" geschrieen. Oben habe sie dieselbe in dem angegebenen Zustande mit heruntergerissener Haube gefunden. Die Aeußerungen der Kunhardt seien wörtlich die gewesen:

„Der Kerl habe ihr einen Brief gebracht; er habe sie auf die Hände geschlagen, und wundere sie sich, warum er ihr nicht auch die Kette vom Halse gerissen."

Außer den Blutspuren an der Wand, am Boden, und dem Zustande der Kleider, welche von der zugefügten Gewalt sprachen, fand das Gericht an der linken Wand des Vorsaals die chamoisfarbige Bordure, gleich wie von einer Reibung daran, abgewischt.

Die Dr. Kunitz bekundete sofort, daß sie kaum fünf Minuten vor dem Hülferufen der Schmidt eine Mannsperson mittler Statur, mit einem ganz dunklen Matin bekleidet, eine schwarze, oder doch ganz dunkle Mütze auf dem Kopf, aus der Hausthür herausgehen gesehen. Im Fortgehen habe dieser sich den Matin so, als wenn er sich denselben an der Wand weiß gemacht, abgestäubt.

Werkzeuge, womit die That hätte verübt werden können, fand man nicht. Aber auch von den Effecten wurde nichts vermißt.

Die Trepanation, welche man, um die Todesgefahr von der Unglücklichen abzuwenden, versuchte, blieb fruchtlos. Sie starb in der Nacht zum 10. Februar, ohne wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein. Bei der Section des Leichnams gaben die Obducenten ihr vor-

läufiges Gutachten dahin ab: daß die Kopfverletzungen, der Hirnerschütterungen und Extravasate halber, absolut tödtlich gewesen.

Der Verdacht der Thäterschaft fiel natürlich sogleich auf den Mann, welchen die Magd Schmidt aus dem Hause gehen gesehen; um so mehr, als sich die Schmidt entsann, daß sie denselben Mann ja schon zwei Tage vor dem Falle, am 6. Februar, im Hause gesehen. Er war damals die Treppe zur Kunhardt'schen Wohnung hinaufgegangen, hatte sie nach der Kunhardt gefragt, war aber gleich darauf wieder fortgegangen, weil sich Fremde bei ihr befanden. Denselben Fremden hatte damals auch die Kutscherfrau Vetterlein, die unten im Hause wohnte, gesehen, in einem Matin von feinem, dunkelblauem Tuche und einer schwarzen Mütze. Er hatte sie nach der Kunhardt gefragt und sie ihn die vier Treppen hinauf gewiesen. Er ging hinauf, und sie, die grade Geschäfte auf dem Boden hatte, folgte ihm. Auf der vierten Treppe rief sie ihm zu: „Hier wohnt die Madame, nach der Sie mich fragten." In demselben Augenblicke hatte die Schmidt die Thüre geöffnet, um den Brotmann herein zu lassen. Der Fremde aber, in anscheinender Verlegenheit, äußerte: „Nein es soll eine Frau Dr. Kunitz sein," und kehrte wieder um. Aber er ging auch nicht zur Kunitz, wohin sie ihn gewiesen, sondern die Treppen hinunter und zum Hause hinaus.

Die Schmidt hatte diesen Fremden, als sie beim Magister H... diente, oftmals in dessen Wirthshause gesehen. Sie lief dahin, um sich nach seinem Namen zu erkundigen. H..., bei dem viele Magister zu wohnen pflegten, nannte ihr mehre Namen. Als er ihr auch den Namen des Magister K... nannte, rief sie: „Ja der Närrische, das ist B..." lief fort, und gab

ihn dem Untersuchungsrichter an, und der arme Magister K..., außerhalb Leipzig wohnhaft, ward sofort, auf Requisition von den dortigen Gerichten, gefänglich nach der Stadt gebracht. Aber weder die Vetterlein, noch die Schmidt erkannten ihn für Den, welchen sie gesehen, und welchen die Letztere im Sinne hatte.

Der Magister K... ward natürlich freigelassen; aber der Verdacht lenkte sich sogleich auf einen Andern. Der Gastwirth und Magister H... hatte bei seiner Vernehmung ausgesagt, daß unter den bei ihm logirenden Magistern auch der Pfarrer Tinius aus Poserna bei Leipzig sei. Dieser habe vom 7. bis 8. Februar bei ihm übernachtet, sei am 8ten um acht Uhr früh aus seinem Hause gegangen, angeblich um zum Oberhofrichter zu gehen, und um neun Uhr ungefähr wieder bei ihm eingetroffen, nachdem er beim Antiquar Rau ein Buch gekauft und im Beygang'schen Museum Zeitungen gelesen.

Tinius war ein Mann, auf dem bisher gar kein Verdacht lastete; ja sein Ruf schien dem entschieden zu widersprechen. Er war seit einigen Jahren Pfarrer im Dorf Poserna und in der Umgegend als Prediger wegen seiner populair eindringlichen Reden berühmt. Er war zum zweiten Male verheirathet, beide Male, wie es scheint, mit Frauen, welche ihm Vermögen eingebracht, Vater einer Familie, ein Mann von Verstand und Kenntnissen, mit den besten Zeugnissen aus seinen früheren Dienstverhältnissen. Er war schon als Schriftsteller aufgetreten, unter Anderm mit einer Selbstbiographie. Seine Lieblingsneigung aber waren Bücher. Er kaufte von allen Seiten auf, ganze Nachlassenschaften und stand deshalb in lebhaftem Verkehr mit Antiquaren und Büchersammlern. Seine eigene Bibliothek

war zu einer, für die Verhältnisse eines Landgeistlichen ungeheuren Größe angeschwollen, bis auf eine Bändezahl von 60,000! Dem Gerüchte nach suchte er darin nicht allein Befriedigung seiner eigenen Bibliomanie, sondern beabsichtigte einen großen Bücherverkehr mit Amerika.

Nichtsdestoweniger schöpfte das Kreisamt zu Leipzig Verdacht gegen ihn. Die Personbeschreibungen schienen auf ihn zu passen. Mit der äußersten Vorsicht ging man zu Werke, und der Amtslandschöppe Kretschmar ward mit der Dienstmagd Schmidt nach Poserna geschickt, damit Letztere den Tinius unbemerkt und ohne Aufsehen in Augenschein nehme. Der Pfarrer trat grade aus seiner Hausthür, als die Schmidt eintreten wollte. Sie erkannte ihn augenblicklich für den Nämlichen, den sie am 6. und 8. Februar im Kunitz'schen Hause gesehen und gesprochen. Tinius, als er sie erblickte, ward auffallend verlegen. Rasch fragte er: woher sie sei? antwortete sich aber sogleich selbst: „Ach aus Weißenfels!"

Dieses erste Nichtkennenwollen und dann das Angeben eines falschen Wohnortes erschien um so verdächtiger, als die Schmidt sich inzwischen genauer der einzelnen Umstände ihres Zusammentreffens im Flur des Kunitz'schen Hauses mit dem Fremden besonnen und sie so zu Protokoll gegeben hatte: Der Fremde, als er ihr im Flur begegnet, sah blaß aus und schien zu zittern; er erkannte sie aber im Augenblick und sagte: „Ei das ist ja die Köchin, die beim Magister H.... gedient hat." Damals hatte er sie im dunkeln Flur sogleich erkannt; jetzt am hellen Tage fragte er, woher sie sei? und corrigirte sich sogleich, wie um das Gespräch abzubrechen: „Ach aus Weißenfels!"

Der Verdacht erschien so dringend, daß Tinius' Ver

haftnehmung beschlossen wurde. Am 27. Februar hatte ihn die Schmitt in Posevna recognoscirt; am 4. März ward er in der Stille der Nacht auf Requisition des Consistoriums arretirt und nach Leipzig gebracht, und die Untersuchung gegen ihn eröffnet. Diese dehnte sich bald auch noch auf ein bestimmtes anderes Verbrechen, ja auf mehre versuchte Verbrechen aus, und währte bei der außerordentlichen Hartnäckigkeit, mit welcher Tinius sich vertheidigte, auch wol verschleppt durch Ungunst der Zeitumstände und dadurch, daß Tinius' Domicil in Folge des wiener Friedens an Preußen überging, durch zehn Jahre, bis das Enkurtheil erfolgte.

Nachdem die vorläufige Untersuchung ein Jahr gedauert, fiel das am 26. März 1814 publicirte Erkenntniß des Schöppenstuhls zu Leipzig dahin aus: daß wider Tinius mit der Inquisition gebührend zu verfahren sei. Dieses Erkenntniß hatte aber verfassungsmäßig schon die Entsetzung des Tinius von seinem geistlichen Amte und Uebergabe an den weltlichen Richter zur Folge. In aller Feierlichkeit erfolgte diese Amtsentsetzung am 31. März 1814 in Gegenwart der geistlichen und weltlichen Behörden zu Leipzig und im Beisein zahlloser Zuschauer in der St.-Nicolaikirche. Es war einer der furchtbarsten Acte, welcher neuerer Zeit in einer protestantischen Kirche begangen wurde. Der Superintendent Dr. Rosenmüller, den sein Amt zu dieser traurigen Handlung berief, hat seine dabei gehaltene Rede besonders herausgegeben, wodurch dieser Criminalfall, bereits vor seiner Erledigung durch den weltlichen Richter, dem größern Publicum bekannt wurde.

Als dem Angeschuldigten vom Kirchenaufwärter Priesterrock und Halskragen abgenommen worden, unter der Verwarnung, sich nie wieder im priesterlichen Ornat zu

zeigen, überlieferte ihn der Frohnvoigt als einen Laien dem weltlichen Gerichte zur weitern Fortsetzung der Untersuchung.

Nachdem darauf der Proceß vor der königlich sächsischen Landesregierung zu Dresden über Formalien in der Behandlung sich gedreht, die zu verfolgen außer unserer Aufgabe liegt, erfolgte die Trennung Sachsens. Zufolge der Convention vom 20. Februar 1816 sollte das forum domicilii, nicht des delicti commissi über die Frage entscheiden: welchem der getrennten Landestheile die Untersuchung gegen einen in Haft befindlichen Inculpaten gebühre? Da nun Poserna bei Weißenfels, wo Tinius sein letztes Domicil gehabt, preußisch geworden, requirirte das Kreisamt Leipzig das competente preußische Obergericht, den Tinius von Leipzig abholen zu lassen. Dies geschah, und die Untersuchung wurde seitens des damit beauftragten preußischen Justizamtes fortgesetzt und vervollständigt, bis im Februar 1820 endlich die foruchreifen Acten zur Abfassung des Erkenntnisses erster Instanz eingereicht wurden.

Es ist ermittelt, was sich ermitteln ließ, und erkannt in letzter Instanz. Seit dieser sind abermals zwei Decennien verflossen; aber, wiewol der Angeschuldigte noch im Augenblick, wo wir dieses schreiben, in der Versorgung in Zeitz lebt, ist der eigentliche Hergang der Sache noch immer mit einem dunklen Schleier verdeckt. Ein directer Beweis ist weder durch Zeugenaussagen noch durch Eingeständniß vorhanden; vielmehr mußte aus dem Conner vielfacher Indicien auf künstliche Weise der Beweis der Thäterschaft so weit hergestellt werden, damit

eine außerordentliche Strafe sich rechtfertigen ließ. Das Gewissen der Richter, die ihn verdammten, wird unbelästigt von Vorwürfen sein; das Publicum theilt mit ihnen die moralische Ueberzeugung von Tinius' Schuld. Dagegen hat die Untersuchung, wenigstens so weit sie in dem ausführlichen Erkenntniß niedergelegt ist, uns den psychologischen Schlüssel über den Zusammenhang der That mit dem Seelenzustande des Thäters vorenthalten. Ja sie hat, nur und allein an die Kritik der Indicien der Thäterschaft sich haltend, es ganz verschmäht, dem Leser eine Anschauung von der Persönlichkeit des Thäters zu geben. So sind wir hinsichts der Motive, mit Ausnahme weniger zuverlässiger Hülfsquellen, auf Das verwiesen, was zur Zeit der That und nachher jedes Kind wußte, was aber jetzt nur dunkel im Gerüchte lebt, und bleiben über die wichtige Frage im Dunkel: wie ein Mann von solcher Verstandeskraft, feiner Bildung, wie ein Geistlicher seine Bücherliebe bis zu der Raserei der Leidenschaft steigern konnte, nicht um einen Andern, der etwa ein ihm kostbares Kleinod besaß, in der Wuth zu erschlagen, damit er das theure Besitzthum sich aneigne — denn die Manie hat ihre eigenen Gesetze —, sondern, wie Tinius ein kaltblütiger Raubmörder werden konnte, der mit Vorbedacht und entsetzlicher Consequenz Mord und Raub als Geschäft betrieb. Welche Stufen und Stadien liegen da zwischen einem makellosen Jüngling, der sich überall des besten Ruhmes erfreute und dem Manne im Gefängniß, der hinter den Gitterstnstern hervor mit eiserner Stirn falsche Zeugenaussagen bestellt und bezahlt, in dessen zehnjähriger Untersuchungshaft aber nie eine Spur von Reue oder Gewissensbissen aufleuchtet. So wenig die Methode unsererseits gebilligt wird, welche, in der

Sucht, Manien zu finden, aus der Subjectivität des Thäters ruchlose Thaten allein herleiten und entschuldigen will, so wenig mögen wir die umgekehrte loben, wo der erkennende Richter nur am Thatbestande haftet, ohne einen Blick auf die Seelenzustände des Thäters zurückzuwerfen, aus denen sie hervorging, oder unter denen sie erfolgte.

Johann Georg Tinius war im Niederlausitzischen auf dem Lande von Aeltern niedern Standes im Jahr 1764 geboren. Sein Vater war Aufseher königlich preußischer Schäfereien. Bei seinem Großvater erhielt er die erste Erziehung. Seine Anlagen wurden von einem Geistlichen beim Religionsunterrichte bemerkt und derselbe verschaffte ihm die Möglichkeit, sich dem Studium zu widmen. Nachdem er, durch die Mildthätigkeit guter Menschen unterstützt, sich auf der Universität Wittenberg durchgeholfen, ward er an mehren Orten Hauslehrer, dann Tertius am Gymnasium in Schleusingen; 1798 erhielt er das Pfarramt in Heinrichs im Hennebergischen, und 1809 die Pfarre zu Poserna bei Weißenfels.

Von allen diesen Orten her hatte er die besten Zeugnisse. Der Rector Walch am Gymnasium zu Schleusingen bezeugte ihm beim Abgang von dort, „daß er den durch den Oberhofprediger Reinhardt von ihm erregten, nicht geringen Erwartungen während seiner dreijährigen Amtsführung vollkommen entsprochen, sein Schulamt mit Nutzen für die Jugend verwaltet, auch sich so betragen habe, daß man seine frühe Trennung vom Gymnasium sehr bedauert." Der Pastor Kolb, als Ephorus von Suhl, bezeugte ihm, hinsichts seiner Amtsführung zu Heinrichs: „daß er immer auf das gewissenhafteste gehandelt, und eine Sittenreinheit und

Unbescholtenheit des Wandels an den Tag gelegt habe, daß ihm keine Rüge zu Ohren gekommen." Dasselbe bezeugte der Rath zu Heinrichs, wie auch: „daß er im außerordentlichen Beifall und Zulauf der Zuhörer aus allen Gegenden seines Gleichen hier noch nicht gehabt." Der berühmte Professor Reinhardt in Wittenberg, später Oberhofprediger in Dresden, hatte dem von der Universität abgehenden Jünglinge das prägnante Zeugniß geschrieben: ita vixit in hac Academia ut mihi carus esset in paucis; d. i. „So lebte er auf dieser Hochschule, daß er mir vor Allen lieb und werth wurde."

Der Superintendent zu Weißenfels bezeugte sogar noch nach Tinius' Verhaftung, und als der schwere Verdacht schon zur begründeten Anklage wurde, „daß Tinius sich jederzeit so benommen, daß ihm der Gedanke einer solchen Verwilderung, deren er jetzt bezüchtigt werde, nie habe beikommen können." Das Ganze erschien ihm als ein Räthsel, dessen Lösung er nur in der unseligen Kunst zu finden glaubte, den wahren Grund des Herzens vor den Augen der Menschen zu verbergen und im Geheimen zu sündigen.

Aber wann hatte Tinius angefangen, im Geheimen zu sündigen? Wann, den innern Menschen vor den Augen der Andern zu verbergen? Wann war ihm der erste Gedanke zur ersten Mordthat gekommen? Wie hatte er das Gräßliche und Unerhörte so still im Busen zu tragen gelernt, vor und nach der That, daß keiner seiner Nächsten, kein Entfernterer die fürchterlichste Umwandlung bemerkte, die im Gemüthe eines christlichen Gottesgelehrten vorgehen konnte? Nagte in ihm ein uralter Groll gegen die Reichern und Glücklichern, und war sein ganzes bisheriges Leben ein großes Schauspiel, eine

fortgesetzte Lüge? Oder hatte ihn dämonisch die Wuth plötzlich überkommen und er war nur ein gefallener Engel? Auf alle diese Fragen hat selbst das Gerücht keine Antwort.

Einige sagten zwar: sie hätten ihm nie recht getraut. In seinem Wesen sei Etwas gewesen, was sie innerlich schaudern gemacht. So bezeugte der Superintendent Schmidt zu Weißenfels, in dessen Diöcese Tinius drei Jahre als Prediger lebte, daß „er ihm oft in einem räthselhaften Dunkel erschienen und er, der Beobachter, sich des erstern auf ihn gemachten Eindrucks nie ganz erwehren können, wo er zu sich gesagt: er sähe aus wie ein Adept." Solche sinnliche Wahrnehmungen kommen in ähnlichen Fällen nicht selten vor, es ist aber zu beachten, daß sie nie vor, sondern allezeit erst nach der That zur Kenntniß Anderer kommen. Eine unheimliche Miene, besonders ein stechender Blick charakterisirten ihn. Das haben aber nur Solche bemerkt, welche ihn während der Untersuchung, in der Haft, oder später zu sehen Gelegenheit hatten. Uns fehlt jedes psychologische Zeugniß über sein häusliches Leben. Zwei Mal war er verheirathet. Beide Mal mit Witwen. Die zweite Frau, eine verwittwete Oberförsterin Helmerich, die er 1801 heirathete, brachte ihm drei Stiefsöhne zu, und er zeugte mit ihr (mit der ersten Frau eine Tochter) noch drei Kinder. Sie ließ sich während des Processes von ihm scheiden. Ihre alte Mutter beklagte es als das größte Unglück, daß ihre Tochter diesen Mann genommen. Es soll dies schon vor der Entdeckung seiner Verbrechen geschehen sein. Doch wird die alte Frau als halb kindisch dargestellt. Aus einzelnen Zügen erscheint es, als wäre Tinius ein rauher Ehegatte gewesen; seine Stiefkinder scheinen ihn gefürchtet zu haben. Das Erkenntniß sagt

uns über seine Vorgeschichte nichts, als daß er „ein wissenschaftlich sehr gebildeter Mann gewesen, der besonders leidenschaftlich für seine beinahe aus 60,000 Bänden (nach Andern nur aus 30,000 Bänden) bestehende Bibliothek gewirkt und dadurch vielleicht den Grund zu seinem Unglück gelegt habe".

Doch wird später als ermittelt angeführt, daß Tinius durch den Ankauf großer Bibliotheken und literarischer Nachlasse in bedeutende Geldverlegenheiten verwickelt worden, daß also die Noth wahrscheinlich das Motiv seiner Verbrechen geworden. Das einzige positive Zeugniß, welches über die allgemein verbreitete Annahme, daß Tinius aus Bibliomanie zum Raubmörder wurde, uns zu Augen kam, ist Dr. Rosenmüller's Rede bei seiner Amtsentsetzung, in welcher es heißt: „Wir sehen an dem schrecklichen Beispiele dieses Mannes, wie unglaublich tief ein Mensch sinken kann, wenn er sich von einer einzigen Leidenschaft beherrschen läßt. Seine Lieblingsneigung schien, an sich betrachtet, unschuldig zu sein. Er wünschte eine zahlreiche Bücherſammlung zu besitzen, mit den angesehensten Gelehrten in Bekanntschaft zu kommen, und sich dadurch Ruhm und Ehre zu erwerben; hierzu wurde aber weit mehr Aufwand erfodert, als er mit seinem eigenen Vermögen bestreiten konnte; weil er nun seinen Zweck nicht durch regelmäßige Mittel bestreiten konnte, so verfiel er auf den unseligen Gedanken, ihn durch List, Betrug und die gröbsten Verbrechen zu erreichen. Durch Stolz und Eitelkeit ganz verblendet, unterdrückte er alle Regungen des Gewissens und stürzte sich in den tiefsten Abgrund des Verderbens u. s. w."

Tinius kaufte, wie Rosenmüller noch gelegentlich erwähnt, nicht nur eine Menge einzelner, zum Theil sel-

tener Bücher, sondern auch ganze Bibliotheken, wie die berühmte Nösselt'sche in Halle. Er rühmte sich damals, er habe 400 Thaler mehr als der König von Preußen darauf geboten!

Als Tinius verhaftet wurde, lag zunächst nur das eine Verbrechen, die Ermordung der Kunhardt, vor, deren er verdächtig geworden.

Ueber den Thatbestand dieses Verbrechens konnte kein Zweifel obwalten. Die Kunhardt war durch fremde Gewalt ums Leben gebracht. Die Aussagen der unverdächtigen Zeugen, wie sie oben aufgeführt, und die Leichenöffnung ergaben dieses Resultat. Nach dem Gutachten der Obducenten ergab sich an dem äußern, übrigens wohlgenährten Körper der Ermordeten, außer einer leichten Quetschung an der linken Hand (wahrscheinlich ein Resultat des Falles), keine Verletzung als die durch eine große Gewalt von außen her dem Kopfe beigebrachten Verwundungen, nämlich: 1) drei Zoll über dem Auge eine ½ Zoll lange Wunde, 2) eine andere, höher gegen den Scheitel hin, ein Zoll in der Ausmessung, 3) eine Kreuzwunde, von der letztern zwei Zoll entfernt, mit 2½ und ½ Zoll Ausmessung. Dazu um beide Augen starke Sugillationen, eine Fissur auf der rechten Seite des Stirnbeins, eine große Menge Extravasat in den Hirnhäuten und leere Blutgefäße. Diese absolut letalen Kopfverletzungen konnten nur mit einem sehr harten, mit runder, scharfer Kante versehenen Instrumente, dessen sich der Thäter mit großer Gewalt bedient, der Todten zugefügt worden sein.

Ueber die nächste Absicht des Thäters bei dieser Er-

mordung herrscht ein völliges Dunkel, worüber auch die Acten dem erkennenden Richter kein Licht gaben. Ob die Kunhardt mit Jemandem in Feindschaft gelebt, ob sie Erben hatte, denen ihr rascher Tod wünschenswerth sein mußte, wie sie zu ihrer Dienstmagd stand, ob sie wohlhabend war, baare Gelder oder Kostbarkeiten liegen hatte? alle diese Fragen bleiben unbeantwortet. Es wird nur angedeutet, daß man von ihren Effecten etwas vermißt. Nur aus dem Inhalt des blutigen Briefes läßt sich muthmaßen, daß der Thäter die Absicht hatte, die Kunhardt zur Darlegung ihres Vermögens dadurch zu veranlassen und sie demnach zu berauben. Möglich auch, wie im Sand'schen Fall, daß er ihr den Brief nur hinwies, um ihre Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Ob er mit der Absicht gekommen, sie zu tödten, oder nur, um die Gefahr der Entdeckung zu verhindern, zuschlug, ist eben so unermittelt. Die große Gewalt, mit der er auf die schwache, alte Frau zuschlug, spricht mehr für eine bewußte, mörderische Absicht.

Tinius stellte alle und jede Bekanntschaft mit der Ermordeten in Abrede; Zeugen, die bei der Mordthat zugegen gewesen, fehlten; es kam also allein auf Ermittelung und Aneinanderreihung der Umstände an, welche den Causalzusammenhang der That mit dem Angeschuldigten, als Thäter, ins Licht stellten, und in dieser Verfolgung von Indicien ist die Untersuchung mit ungemeinem Fleiße geführt und hat einen überreichen Vorrath zu Tage gefördert und beleuchtet.

Diese Anzeigen theilen sich in solche, welche vor, bei und nach der That einwirken.

Erstens: die vor der That:

Tinius, dessen antiquarischer Verkehr ihn sehr oft aus dem fünf Stunden entfernten Poserna nach Leipzig

führte, kehrte jedesmal in der Schenkwirthschaft des Magister H... im Preußeräßchen zunächst dem neuen Neumarkte ein. Auch in der Woche vor dem 8. Februar, und an diesem selbst, war er in Leipzig und wohnte bei H....

Wenn gleich Widersprüche über den Tag seiner Ankunft obwalten, so steht doch aus seinem eigenen Eingeständniß fest, daß er schon am 5. Februar (Freitag) in Leipzig gewesen, und noch am Vormittag des 6. (Sonnabend) dort war, wo er am Morgen zwischen neun und zehn zu Fuß in seine Heimat zurückgekehrt sein will. Umstände erregten den Verdacht, daß er diese Zeit benutzt habe, um sich in den Häusern anerkannt reicher und bejahrter Personen ein Gewerbe zu machen und die Gelegenheit zu einem Verbrechen zu erspähen.

Hier kommen zwei Thatsachen zur Sprache:

1) Freitag am 5. Februar Vormittags gegen neun Uhr war Tinius im Hause der Demoiselle Junius, einer sehr bejahrten, aber anerkannt reichen Dame, hatte daselbst seine Verhältnisse falsch angegeben und nach einem Local gefragt, seine Bibliothek unterzubringen.

2) An demselben Freitag, den 5ten, und auch am folgenden Sonnabend, den 6ten, war er desgleichen im Hause der Dr. Kunitz gewesen, hatte nach der Kunhardt gefragt, und ob man ihm gleich die Wohnung derselben gezeigt, war er doch nicht hineingegangen, sondern hatte sich, wahrscheinlich, weil mehre Personen anwesend waren, sogleich wieder entfernt.

Erstere Thatsache wurde durch den Hausmann Stephan im Hause der Junius bekundet. Nach seiner Aussage war an jenem Freitage in der 9ten Stunde Vormittags ein Mann in einem Ueberrock, dessen Farbe ihm bräunlich geschienen, mit einem runden Hute auf dem Kopf,

in die erste Etage des Junius'schen Hauses gekommen und hatte die Besitzerin des Hauses zu sprechen verlangt. Stephan lud ihn in die Gesindestube, erklärte ihm aber, daß er die Junius nicht sprechen könne, er solle nur sein Anliegen ihm und der Magd eröffnen. Hierauf sagte der Fremde, er sei ein Geistlicher, eine Viertelstunde von Rippach. Wegen der fremden Kriegsvölker, die das Land durchzögen, suche er ein Absteigequartier in der Stadt, wo er seine Bücher unterbringen könne, wolle aber zu Ostern ganz nach Leipzig ziehen. Der Magister St.... habe ihn hierher gewiesen. Obgleich Stephan dem Fremden eröffnete, daß in diesem Hause kein Quartier offen sei, blieb er doch noch etwa eine halbe Stunde und unterhielt sich von gleichgültigen Dingen mit den Dienstleuten.

Das Junius'sche Haus liegt neben dem Kunitz'schen. Einen, diesem Fremden ganz ähnlichen Mann, nur mit einem blauen Matin, den er vorn zusammengehalten, mit einer schwarzen, wie eine Sackmütze gestalteten Sammetmütze und sehr kothigen Stiefeln, will Stephan drei Tage darauf, am 8. Februar, zwischen ½ und ¾ auf neun Uhr aus dem Kunitz'schen Hause herauskommen gesehen haben. Er theilte die auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Mann im blauen Matin und dem Fremden von vorvorgestern der Jungemagd mit.

Tinius leugnete anfangs jenes Factum. Späterhin gab er zu, an dem Tage und um die Zeit im Hause der Junius gewesen zu sein und sich nach einem Quartier erkundigt zu haben. Der Magister St..., mit dem er in Büchercommissionsgeschäften stand, habe ihn dahin gewiesen, weil ein Quartier dort leer sei. Dies sei also die wahrhafte und keine vorgeschützte Ursach seines Besuches gewesen. Wirklich bezeugte auch der Magister

St..., daß Tinius ihn um jene Zeit nach einem geräumigen Absteigequartier gefragt, welches er miethen wolle, worauf er ihm das leerstehende Leuthier'sche im Junius'schen Hause vorgeschlagen, ihm auch überhaupt gerathen habe, ganz nach Leipzig zu ziehen und sich um die Professur der orientalischen Sprachen zu bewerben.

Stände dieses Zeugniß in voller Kraft da, so fiele wenigstens der entfernte Verdachtsgrund, welcher aus diesem Versuch, bei der alten Demoiselle Junius einzudringen, geschöpft werden kann, weg. Allein des Magister St... Aussage erschien den Richtern höchst verdächtig; denn gegen ihn selbst war, als der Theilnahme an Tinius' Verbrechen und der genauesten Kunde von allen Verhältnissen desselben verdächtig, die Untersuchung ausdrücklich nur so lange vorbehalten, als bis gegen Tinius selbst erkannt worden sei.

Die zweite Thatsache: Tinius ist Freitag am 3ten im Kunitz'schen Hause gewesen. Er selbst räumt dies ein. Sobald er aus dem Junius'schen Hause getreten, sei er in das benachbarte Kunitz'sche gegangen, in der Absicht, sich auch hier nach einem Quartier zu erkundigen. Als er im Flur nach dem Besitzer des Hauses gefragt, trat Jemand hinter ihm zur Hausthür ein und ein Arbeiter im Hause wies ihn an denselben, als den Dr. Kunitz. Er fragte ihn nach einer leeren Wohnung in der ersten Etage. Als er die Antwort erhielt, sie sei zwar leer gewesen, jedoch schon wieder vermiethet, will er ohne mit Jemandem ein Wort gewechselt zu haben, wieder fortgegangen sein.

Dies stimmt so ziemlich mit dem Zeugniß des Dr. Kunitz selbst, welcher einen Fremden zur Vormittagszeit in seinem Flur angetroffen haben und von ihm nach einer Wohnung befragt sein will. Er habe dies ver-

meint und ihn gefragt: wer er sei? worauf der Fremde halb stotternd blos erwidert: er suche es für einen Fremden, und sich sogleich entfernt habe. Darauf, daß der Dr. Kunitz auf dem Kopf des Fremden eine Schildmütze gesehen haben will, während der Hausmann Stephan im Nebenhause ihn einige Minuten zuvor mit einem runden Hute sah, kommt weniger an, da die Identität des Quartiersuchers im Junius'schen Hause und des Fremden im Kunitz'schen durch Timus eigne Aussage feststeht.

Aber die Dienstmagd Rau, eine unverdächtige Zeugin, welche in der zweiten Etage des Hauses beim Kaufmann Hänel diente, bekundete eidlich, daß ihr am Vormittage dieses Freitags (5ten) gegen 10 Uhr eine Mannsperson begegnet mit dunkelblauem Matin und rundem Filzhut ohne Ueberzug, welcher die Treppe von oben heruntergekommen und sie gefragt habe: „ob eine gewisse Kunhardt hier wohne?" Sie konnte ihm, da sie erst vor Kurzem in dies Haus gekommen, keine Auskunft geben. Bei der Confrontation fand sie aber die größte Aehnlichkeit zwischen dem ihr vorgestellten Inculpaten und dem Fremden auf der Treppe; glaubte auch in dem ihr vorgelegten blauen Matin denjenigen zu erkennen, welchen der Fremde anhatte.

Der Widerspruch hinsichts der Kleidung zwischen den drei Zeugen — Stephan sah ihn mit Oberrock und Hut, Dr. Kunitz mit Oberrock und Schildmütze, die Rau im blauen Matin mit rundem Hut ohne Ueberzug und Stock — wird durch die eigne Angabe des Inquisiten nicht gelöst, indem er sich selbst in den verschiedenen Verhören über seine Kleidung an jenem Freitage widerspricht. Zuerst wollte er einen dunkelblauen Matin über seiner gewöhnlichen Kleidung angehabt und auf dem

Kopfe eine schwarze Sammetmütze mit einem Schirm getragen haben; dann einen Hut mit Wachsleinwand überzogen; nach der dritten Aussage eine schwarze, glänzende, lederne Kappe mit Schirm; nach der vierten wollte er einen Filzhut nach Leipzig gebracht, ihn aber am Freitage nicht mehr getragen haben, da er ihn einem Schneider vom Donnerstag bis Sonnabend zum Ueberziehen gegeben.

Wiewol sein Auftreten im Junius'schen und Kunitz'schen Hause ein Continuum ist und sich nicht wohl denken läßt, daß er dazwischen die Kleider gewechselt, so erscheinen diese Abweichungen in den Angaben doch von keiner besondern Erheblichkeit, da die Thatsache, daß Tinius am Morgen des 5. Februar im Hause, wo die Kunhardt wohnte, gewesen, durch Zeugenaussagen und aus seinem eignen Geständnisse feststeht.

Verdächtiger wird er noch durch das Zeugniß der Rau. Sie sah ihn auf der Treppe, von oben herunterkommend, er erkundigte sich nach der Wohnung der Kunhardt. War dies der Begegnung mit dem Dr. Kunitz auf dem Flur vorangegangen? So spielte er unten mit dem Hauswirth Komödie. Oder war er, nachdem er hinausgegangen, am nämlichen Vormittage noch einmal wiedergekommen? Es lag ihm alsdann außerordentlich viel daran, die Wohnung der Kunhardt zu erfahren, und doch hatte er Gründe, dies dem Hauswirth nicht zu sagen. Die Möglichkeit bleibt freilich, daß das Dienstmädchen sich in der Angabe des Tages geirrt und den folgenden Sonnabend (6ten) mit dem Freitag (5ten) verwechselt habe. Auch an diesem folgenden Tage, Sonnabend den 6ten, im Kunitz'schen Hause gewesen zu sein, bestreitet Tinius auf das hartnäckigste. Sein Alibi, daß er nämlich zur Zeit, wo er

am Sonnabend dort gesehen worden, schon aus Leipzig fortgereist gewesen sei, hat er nicht darzuthun vermocht. Zwar sagt die Ehefrau des Schenkwirths und Magister H..., er sei schon um 8 Uhr Morgens an jenem Tage fortgereist, ihre Dienstmagd Meyer aber behauptet, seine Abreise sei erst um zwei Uhr Nachmittags erfolgt. Indessen hatte er selbst die Zeit seines Fortgehens gegen neun oder zehn angegeben, und um diese Zeit ungefähr fällt seine verdächtige Anwesenheit im Kunitz'schen Hause.

Diese wird von zweien Zeuginnen bekundet, von der Kutscherfrau Vetterlein, welche unten im Hause wohnte, und von der Dienstmagd der Ermordeten. Die Zeugenaussage der Erstern ist schon oben im Wesentlichen angeführt; die Vetterlein verharrte bei derselben auch in den nachfolgenden Verhören, nämlich: daß sie Sonnabends am 6ten die so und so gekleidete Person, die nach der Kunhardt gefragt, die vier Treppen hinaufgewiesen, auch da sie auf der Bodenkammer zu thun gehabt, selbst bis dahin begleitet und alsdann an die Dienstmagd Schmidt verwiesen habe. Da der Mensch im blauen Matin und der schwarzen Mütze plötzlich umgekehrt, und, obschon er gesagt, daß er zur Dr. Kunitz wolle, doch nicht zu dieser gegangen, sei ihr das sogleich aufgefallen, und ein Verdacht, daß er stehlen wolle, aufgestiegen, was sie auch sogleich ihrem Manne mitgetheilt. Als ihr aber der Verhaftete vorgestellt wurde, wollte sie denselben nicht mit Sicherheit recognosciren.

Die Dienstmagd Schmidt bekundete, damit fast übereinstimmend: Vormittags am 6. Februar, als sie die Vorsaalthüre der Kunhardt'schen Wohnung geöffnet, um Wasser zu holen, kam der Magister — mit der Vetterlein die Treppe herauf. Diese wies ihn zurecht und

sie lud ihn herein. Als der Magister aber nur von einer Frau Dr. Kunhardt geredet, zu der er wolle, und an die er einen Brief abzugeben habe, wobei er immer unter den Matin, als wenn er den Brief hervornehmen wollte, griff, sagte sie ihm: „wenn er zur Frau Dr. Kunitz wolle, so müsse er eine Treppe tiefer gehen; ihre Dienstfrau sei keine Doctorin.“ Der Magister ging weder zu ihrer Dienstfrau, noch zur Dr. Kunitz, sondern mit ihr die Treppe hinunter und zum Hause hinaus. Er sah sehr blaß aus und schien zu zittern; auch sprach er hier schon zu ihr, wie sie sich später erinnerte: „das ist ja die Köchin, die bei Herrn Magister H... gedient hat“ und fragte sie, wohin sie gehe, und ob sie lange wegbleibe? Bei dieser Aussage blieb sie in allen Verhören und recognoscirte den Tinius als den Magister, der am 6ten Vormittags nach der Kunhardt gefragt.

Als Resultat dieser Aussagen und Zugeständnisse stellt sich heraus, daß Tinius nicht allein am Freitag (5ten), sondern auch am Sonnabend (6ten) im Kunitz'schen Hause gewesen und unter Umständen, die den Verdacht des Ausspürens der Gelegenheit begründen; denn eine Person, von der zwei Zeugen eine und dieselbe Thatsache übereinstimmend in Ansehung der Zeit und des Ortes bekunden, kann nur eine und dieselbe gewesen sein, wenn gleich nur der eine Zeuge dies eidlich zu erhärten sich getraut. Diese zweimalige Erkundigung Seitens Tinius nach der Kunhardt, die er nie gekannt haben will, wird aber um so verdächtiger, als er jene allüberall, die Anwesenheit im Hause am Sonnabend aber hartnäckig leugnet, obgleich seine Anwesenheit erwiesen ist. Noch wird der Verdacht aber auch dadurch geschärft, daß er schon Vorbereitungen zu dem Verbrechen gemacht zu haben

scheint, indem er, nach Aussagen der Schmidt, nach dem Briefe unter dem Mantel griff.

Zweitens, die Anzeigen, welche bei der That mitwirken. Aber diese sind dreierlei Art. Erstens: Tinius war am Tage des Mordes im Kunitz'schen Hause. Zweitens: der vorgefundene blutige Brief rührt von ihm her, und drittens: verdächtigt ihn der Besitz zweier bei ihm aufgefundener Hämmer.

Die wichtige erste Frage: War Tinius am Tage, oder in der Stunde des Mordes im Kunitz'schen Hause? ist mit einer bis ins kleinste Detail gehenden Umständlichkeit untersucht und erschöpft worden, und diese Untersuchung hat trotz der versuchten Gegenbeweise, den überzeugenden Beweis von seiner Anwesenheit geliefert.

Vier Zeugen geben darüber directe Auskunft, die Dienstmagd Schmidt, die Dr. Kunitz, der Kutscher Vetterlein und der Hausmann Steyhan.

Was die Schmidt darüber wußte, ist im Allgemeinen schon oben bei der Geschichtserzählung aufgeführt. Nach Schlag acht Uhr, Morgens am 8. Februar, ging sie, für ihre Frau aus dem Fürstenhause Wein zu holen. Nach einer Viertelstunde kehrt sie zurück und trifft im Hausflur den Magister, der im Herausgehen begriffen ist. Er ruft ihr zu: „Ei schönen, guten Morgen, Köchin," und dann sagt er, gleichlautend wie am 6. Februar, als sie mit ihm die Treppe hinunterging: „Ei das ist ja die Köchin, die bei Magister H... gedient hat." Er trug einen Matin, der ihr blau geschienen, eine Mütze, wenn sie nicht irre, in der Hand. Aufs Bestimmteste recognoscirte sie den ihr vorgestellten Magister Tinius als den Magister, der ihr am Mordtage im Flur begegnete.

Die Ehefrau des Dr. Kunitz erinnert sich genau

aller Umstände am Morgen des Mordtages. Zwei Minuten nach ½ auf neun trat sie aus ihrer Schlafstube in die Wohnstube; sie sah es an ihrer Wanduhr. Acht Minuten nachher, also zehn Minuten nach halb, erscholl das Geschrei der Schmidt im Hause. Während dieser acht Minuten war sie ans Fenster getreten und sah einen Mann aus der Haustür treten. Er war mittler Größe und trug einen dunkelblauen Matin, den er vorn mit beiden Händen zusammenhielt. Auf dem Kopfe hatte er, wie ihr schien, eine ganz schwarze Mütze. Er ging langsam, mit vorgebeugtem Kopfe. Am linken Aermel und am Rücken hatte er einen sehr weißen Fleck, den stäubte er unterwegs ab, wobei eine Wolke Staub herauskam, und wandte sich dann nach dem Gewandgäßchen.

Anfänglich getraute sich die Kunitz, als ihr Tinius vorgestellt wurde, nicht fest zu behaupten, daß er und jener Mann ein und derselbe sei. Später erklärte sie sich für überzeugt. Diese Ueberzeugung sei schon bei der ersten Vernehmung in ihr lebendig gewesen, aber sie habe gefürchtet, wenn Tinius auf freien Fuß komme, so nehme er an ihr Rache! Um sich noch mehr zu überzeugen, beobachtete sie ihn, als er über die Straße ins Verhör geführt ward. Es war ganz der Gang des Mannes, der aus ihrem Hause an jenem Morgen über den Platz ging.

Der Kutscher Vetterlein erinnerte sich nur, daß an jenem Morgen zwischen acht und neun eine fremde Mannsperson, mit einem Mantel und einer Mütze auf dem Kopf ins Haus getreten und die Treppe hinaufgegangen sei. Bei der Dunkelheit im Hausflur habe er jedoch sein Gesicht nicht deutlich erkannt. Von einer Recognition war daher hier nicht die Rede.

Der Hausmann Stephan aus dem Nachbarhause der Demoiselle Junius sah, wie schon angeführt, am Morgen des Mordtages, zwischen 8½ und 8¾, aus dem Kunitz'schen Hause einen Mann fortgehen, der die größte Aehnlichkeit mit demjenigen hatte, welcher Freitag am 3ten bei ihm wegen eines Quartiers angefragt hatte. Nur trug er jetzt einen dunkelblauen Matin, der hinten mit Knöpfen versehen, und auf dem Kopfe eine schwarze Sammetmütze, die wie ein Sack gestaltet war. Der Matin war etwas mit Koth besprützt, die Stiefeln sehr beschmutzt. Der Mann ging mit gebücktem Kopfe nach dem Gewandgäßchen und der Grimmaischen Gasse zu. Stephan recognoscirte den ihm vorgestellten Timus ohne Bedenken; nur die Mütze, die man ihm zeigte, schien ihm nicht dieselbe, da jener Fremde beim Herausgehen aus dem Kunitz'schen Hause eine Sackmütze aufgehabt.

Verstärkt werden diese Zeugnisse noch durch eine Wahrnehmung des Chirurgus Jung. Derselbe wohnte dem Kunitz'schen Hause gegenüber. Er sah an selben Tage, um die angegebene Stunde, einen Mann im blauen (doch schien er ihm lichtblau) Matin aus letzterm kommen. Er stäubte sich den Matin, der weiß angefärbt gewesen, vor dem Hause ab; eine Viertelstunde später sah er denselben Mann noch einmal vor dem Fürstenhause, wo er Dasselbe that. Doch konnte er ihn nicht mit Bestimmtheit recognosciren und fand nur eine Aehnlichkeit in der Statur. Auch war er nicht sicher, ob der Mann eine Mütze oder einen Hut aufgehabt.

Diese vier Zeugenaussagen, unterstützt durch eine fünfte, stimmen im Ganzen überein. Nur hinsichts der Zeit und der Kleidung finden sich einige Widersprüche. Hinsichts der Zeit mußte der Mordanfall, nach Angabe

der Dienstmagd Schmidt, zwischen 8¼ und 8½, wo sie von ihrem Gange wiederkam, erfolgt sein. Nach Aussage der Dr. Kunitz und des Stephan wäre der Mörder aber erst nach ½ auf 9 fortgegangen. Auf die Differenz so weniger Minuten kann es natürlich nicht ankommen, da Zeugen selten sich so genau nach Minuten der Zeit erinnern, die Uhren verschieden gehen, auch denkbar ist, daß der Mörder, nachdem die Schmidt die Treppe hinaufging, noch unter dem Thorweg sich aufgehalten, um schon da die verdächtigen weißen Flecke auf dem Mantel abzuklopfen. Daß ihm darum sehr zu thun war, beweist der Umstand, daß er zwei Mal auf offener Straße an diese Operation ging.

Tinius hat die größte Anstrengung darauf verwandt, sein Alibi während dieser verhängnißvollen Stunde von 8 bis 9 zu beweisen. Aber schon der Umstand spricht nicht zu seinen Gunsten, daß er in drei verschiedenen Verhören seine Gänge und Besuche während dieser Stunde immer verschieden angab. In der ersten Vernehmung wollte er aus der H...'schen Gastwirthschaft zum Buchhändler Liebeskind in der Grimmaischen Gasse, dann zum Antiquar Rau auf der Petersstraße gegangen und bei Beiden eine Viertelstunde geblieben sein. Dann aufs Bergang'sche Museum, wo er eine Viertelstunde Zeitungen gelesen und darauf zu H... zurückgekehrt sein. Bei einer zweiten Vernehmung hatte er beim Ausgange zuerst einen ganz andern Weg genommen, und war von da plötzlich umgekehrt, um zu Liebeskind zu gehen, wohin ihn der Magister St... auch gehen gesehen. Unterweges habe er den Studenten Adami gesprochen. Im articulirten Verhöre endlich will er, nachdem er bei Liebeskind und Rau gewesen, noch beim Mützenhändler Asmus angesprochen haben, um mit Zurücklas-

sung der Mütze, die er auf diesem Wege gehabt, eine neue schwarze Casimirmütze für seinen Sohn zu kaufen. Nachdem dies geschehen, habe er von dem Antiquar Rau eine kleine schwarze Bibel mitgenommen, und sei darauf erst ins Bergang'sche Museum gegangen und gegen 10 Uhr zu H... zurückgekehrt.

Der Beweis dieses Alibi ist ihm nicht gelungen. Der Student Adami, an den Tinius noch aus seinem Gefängnisse schrieb, war nicht auszumitteln. Die Aufwärter im Bergang'schen Museum, Antiquar Rau, der Buchhändler Liebeskind und der Mützenfabrikant Asmus bestätigten zwar, daß er einmal des Morgens bei ihnen angesprochen, keiner aber bezeugte, daß dies am Morgen des 8. Februar geschehen. Selbst der Magister St... hatte an jenem Morgen ihn nicht auf der Straße bemerkt. Dagegen sagte seine Wirthin, die Frau Magister H..., aus: sie habe ihn, als er von ihnen fortging, den Weg nach dem Neumarkt, wo das Kunitz'sche Haus liegt, einschlagen gesehen.

Die Aussagen der Zeugen über die Kleidung des verdächtigen Mannes, der nach dem Morde aus dem Hause ging, sind fast übereinstimmend. Nur über die Form der Mütze walten unerhebliche Widersprüche ob, die sich indeß, auch wenn er nicht gewechselt hätte, leicht erklären lassen aus der beweglichen Gestalt einer solchen Kopfbedeckung, und daß sie, von verschiedenen Seiten betrachtet, auch verschieden sich ausnimmt. Er war von zwei Zeugen in einem dunkelblauen, von den andern beiden ebenfalls in einem dunkeln Matin gesehen worden; überdem bekundete Stephan als ein charakteristisches Kennzeichen desselben, daß er hinten mit Knöpfen versehen gewesen, und — Tinius war im Besitz eines

solchen dunkelblauen Matins, hinten am Schlitz mit Knöpfen versehen!

Sein Bestreben ging also dahin, sich wenigstens am Morgen des 8. Februar von diesem verhängnißvollen blauen Matin loszumachen. Er behauptete nun, ihn zwar in Leipzig mitgehabt, aber im Wirthshause zurückgelassen zu haben. Er sei an jenem Morgen im dunkelgrauen Frack, schwarzen Beinkleidern, und mit schwarzer Mütze ohne Schirm ausgegangen.

Wirklich bekunden zwei Zeugen, die Magister H...schen Eheleute: ihr Gast und Kunde, der Pfarrer Tinius, habe an jenem Morgen, als er ausging, den dunkelblauen Matin bei ihnen zurückgelassen und sei nur mit einem Frack bekleidet gewesen. Aber Beider Zeugniß ist verdächtig. Auch gegen sie war, wegen Verdachts eines verbrecherischen Einverständnisses mit dem Angeklagten, eine Untersuchung eingeleitet und die Entscheidung nur bis zum Urtel über Tinius ausgesetzt worden. Sie hatten also ein nächstes Interesse, daß Tinius freigesprochen würde. Aber auch für den Fall, daß sie die Wahrheit bekundeten, ließ sich denken, daß der Angeklagte, wie er an diesem Morgen die Kopfbedeckung selbst gewechselt haben will, auch die übrige Kleidung gewechselt haben könne. Tinius war übrigens schon lange vor seiner Arretirung durch einen Brief des Magister St... davon in Kenntniß gesetzt worden, daß der gegen ihn entstandene Verdacht sich mit darauf gründe, daß man den Fremden in einem blauen Mantel gesehen. Er war also deshalb präparirt.

Nimmt man hinzu, daß zwei der genannten Zeugen auch insbesondere den Gang des Fremden, langsam mit vorgebeugtem Kopfe, welches des Pfarrer Tinius gewöhnlicher Gang war, ins Auge gefaßt haben, daß er

weder sein Alibi erwiesen, noch seine Anführungen, wodurch er die Glaubwürdigkeit einiger der Zeugen zu verdächtigen gesucht, irgend von Gewicht waren, so muß man als erwiesen annehmen, daß er am Morgen des 8ten im Hause war. Anwesenheit am Orte und zur Zeit der That wird aber zu den nahen Indicien gerechnet, wenn der Verdächtige sie entweder ganz leugnet, wie hier der Fall, oder hinreichende Gründe, sie unverdächtig zu machen, nicht angeben kann.

Die zweite Anzeige bei der That ist der vorgefundene blutige Brief. Wie angegeben, enthielt dieser das Gesuch eines gewissen Bröse zu Hohendorf an die Kunhardt um eine Anleihe von 1000 Thaler, datirt vom 24. Januar 1813. Eine Person dieses Namens ist, aller Bemühungen ungeachtet, in den sächsischen Orten, die Hohendorf heißen, nicht aufzufinden gewesen. Der Brief ist also ein fingirter, es ist aber fast zur Evidenz erwiesen, daß Tinius denselben geschrieben hat.

Zwei Sachverständige gaben endlich ihr wohlmotivirtes Gutachten dahin ab, daß sie den blutigen Brief als von der Hand des Tinius geschrieben achteten. Tinius schrieb früh am 8ten, ehe er ausging, in der Stube seiner Wirthsleute einen Brief, wozu ihm der 13jährige Sohn des Magister H .. das Papier aus einem seiner Schreibebücher gegeben haben will. Das Wasserzeichen in dem Briefpapier stimmte mit dem in einem der Schreibebücher des Knaben. Dies sind zwar keine untrüglichen Beweise, sie unterstützen aber das Gutachten der Sachverständigen. Außerdem wurden bei Tinius mehre pseudonyme Briefe, offenbar von seiner Hand, über die weiter unten mehr gesprochen werden wird, gefunden; er war also der Mann, zu dem man sich dieses Mittels versehen konnte. Endlich war das Siegel auf

dem blutigen Briefe, nach dem Gutachten zweier sachverständigen Graveure, ein Abdruck des Magister H...'schen Petschafts und identisch mit dem Siegel des geständigerweise von Tinius unter erdichtetem Namen an einen Cantor Müller geschriebenen und versiegelten Briefes. Nach Aussagen unbeeidet gebliebener Zeugen hat er aber im H...'schen Zimmer auch Briefe versiegelt.

Verstärkt wird der Verdacht noch durch einen Umstand. Aus dem Gefängnisse schrieb Tinius in einem Briefe, welcher aufgefangen wurde, an den Hofrath Schreiber in Leipzig: er möchte doch ein Petschaft wie das H...'sche nachstechen und einen anonymen, damit versiegelten Brief dem Untersuchungsgericht zusenden lassen, damit es zur Ueberzeugung käme, daß dergleichen Petschafte mehre im Umlauf wären. Tinius fürchtete also diesen Umstand und fühlte, wie er ihn gravire.

Die dritte Anzeige bei der That sind die bei Tinius vorgefundenen verdächtigen Hämmer.

Ehe man an die Existenz dieser Hämmer dachte, sagten die Obducenten in ihrem Gutachten aus: daß das Instrument, womit die Verletzungen zugefügt worden, „mit großer Gewalt geführt worden, eine runde scharfe Kante gehabt haben und sehr hart gewesen sein müsse".

In der Tinius'schen Wohnung zu Poserna fand man zwei Hämmer, auf beide paßt im Allgemeinen der obige Ausdruck. Der eine hatte einen mit Papier umwundenen kurzen Stiel. Er erregte besonders Verdacht, da er gerade in die Seitentasche des blauen verdächtigen Mantels paßte, und absichtlich dazu gekürzt zu sein schien, also zum bequemen Gebrauch für mörderische Angriffe zubereitet.

Blutflecke fanden sich daran nicht. Sollte das Eisen wirklich blutig geworden sein, so konnte Tinius leicht in

der Zwischenzeit von der That zur Verhaftung den Hammer vollständig gereinigt haben. Daß er den Hammer je in der Manteltasche getragen, bestritt er durchaus; auch wollte er den Stiel nicht selbst gekürzt haben, sondern hätte dies durch einen Schlosser thun lassen, um ihn bequemer zum Nageleinschlagen in seiner Bibliothek gebrauchen zu können. Jenes hat er nicht bewiesen; zum Nageleinschlagen hätte aber ein Hammer mit längerm Stil bessere Dienste gethan. Er behauptete, den kleinen Hammer, den er zu Michaeli 1812 gekauft, noch gar nicht gebraucht zu haben, da er in dem furchtbaren Winter in der unbeizbaren obern Stube, wo er sich selbst die Repositorien einrichtete, nicht arbeiten können. Darum habe er emballirt dort gelegen. Das äußere Ansehen sprach aber dafür, daß der Hammer wol gebraucht worden. Weshalb ein Papierumschlag, blieb Räthsel.

Tinius' Frau ließ sich nach Eröffnung des Criminalprocesses von ihm scheiden. In dem Scheidungsprocesse kam Folgendes zur Sprache. Tinius war um Weihnachten 1812 von Leipzig zurückgekehrt und hatte oben den blauen Matin an der Treppe hängen lassen. Seine Frau wollte ihn herunternehmen und entdeckte dabei in der Seitentasche einen Hammer. Bei einer spätern Gelegenheit, als sie von Tinius den andern Hammer zum Wirthschaftsgebrauch zurückforderte, erwähnte sie: „Du hast ja auch noch einen Hammer.“ Der Ehemann war darüber äußerst aufgebracht, und fragte sie hitzig: woher sie denn das wisse? Als sie es sagte, warf er ihr vor, daß sie Alles ausplauderte, und würde sie geschlagen haben, wenn sie nicht schnell fortgelaufen wäre. Diese Aussage konnte übrigens keine volle rechtliche Berücksichtigung verdienen, da sie von einer Ehefrau herrührt, de-

ren Gemüth eben mit Haß und Abscheu gegen einen Mann erfüllt war, von dem sie sich scheiden ließ.

Statt am Hammer fand man aber an einem T. S. B. gezeichneten Tuche im Tinius'schen Hause einige braune Flecke, die von Blut herrühren konnten. Auf dieses Tuch wurde man erst durch einen aus dem Gefängniß geschriebenen Brief aufmerksam. Tinius bat darin den Magister St..., er solle sich in Poserna bei seiner Ehefrau in Geheim erkundigen, ob sie wegen des Tuches befragt worden sei? Tinius will dies damit erklären, daß er gehört, wie ein der Kunhardt weggekommenes Tuch ihn verdächtig mache. Aber von einem solchen der Kunhardt fortgekommenen Tuche war keine Notiz zu den Acten gekommen, es sprach daher in dem Auftrage wahrscheinlich nur das böse Gewissen des Angeklagten, und es entspringt der Verdacht, daß dieses Tuch bei dem Verbrechen eine nicht ermittelte Rolle gespielt habe.

Die eine Ecke des kleinen Hammers paßte vollkommen in das Loch in der Schädeldecke. Daß der vollständige Abdruck des Hammers in derselben nicht mehr nachzuweisen war, erklärt sich daraus, daß die Verletzung durch drei bis fünf aufeinander folgende heftige Schläge verursacht worden, durch welche Erschütterungen die zerschlagene Stelle bei der leisesten Veränderung der Mörderhand während des Schlagens eine andere Gestalt erhalten konnte. Es erscheint daher die Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit gesteigert, daß die Wunden der Kunhardt durch einen dieser Hämmer beigebracht wurden.

Drittens endlich die Anzeigen, welche nach der That zum Vorschein kamen, und die psychologisch von der größten Wichtigkeit sind, weil sie den deutlichsten Hinweis auf das Schuldbewußtsein des Angeklagten liefern. Dies sind vor Allem die Briefe, welche er heim-

lich von seinem Gefängnisse aus schrieb, zuvörderst um sein Alibi zu beweisen, dann um mit Hülfe Anderer alle den Verdacht der That erregenden Gegenstände zu entfernen.

So erhielt der Buchhändler Liebeskind mehre dergleichen Briefe, mit Aufforderungen, so und so zu zeugen, die er indessen im Unmuth sogleich vernichtete. Andere wurden aufgefangen und der Inculpat mußte sie recognosciren.

In einem, an den Studenten Adami gerichtet, heißt es wörtlich:

„Es könnte sein, daß ich mich auf Ihr Zeugniß beriefe und Sie von dem Kreisamte zur Aussage vorgefodert würden. Wollten Sie also wol Folgendes bezeugen: daß Sie den Montag früh den 8. Februar gleich nach acht Uhr vom schwarzen Brete herausgekommen, wo Sie hätten sehen wollen, was Neues angeschlagen sei. Es sei an dem Tage gewesen, wo die Kunhardt'sche Mordgeschichte bekannt geworden, und Ihnen deshalb der Tag gewiß erinnerlich."

Dann ersucht er ihn, zu bezeugen, daß er, Tinius, die Grimmaische Gasse her, von der Ritterstraße herunter gekommen und etwa ¼ auf neun Uhr nach dem Hause des Cantor Hübel hingegangen sei. Wegen der Kleidung solle er sich bei Hübel erkundigen, ob er im dunkeln Frack oder im blauen Matin mit großem Kragen bekleidet gewesen, und alsdann aussagen: er wisse nicht, ob er, Tinius, da eine Mütze aufgehabt oder nicht. Er solle sich auch durch nichts von der Commission irre machen lassen; er wolle es ihm vergelten und für ihn bezahlen!

In einem andern Briefe ersucht er den Hofrath

Schreiber, unter dem Versprechen einer bedeutenden, jährlich zu wiederholenden Belohnung (!), ihm zu bezeugen: „daß er ihm auf der Ritterstraße, in der Gegend der Nicolaikirche, als er nach der Grimmaischen Gasse hinaufgegangen, kurz vor dem Schlage ½9 Uhr, früh am Montage den 8. Februar begegnet sei.“ Schwarze Weste und Beinkleider — mit oder ohne dunkelblauem Matin und großem Kragen solle er erst den Ueberbringer fragen!

Wer Andern so etwas zumuthen kann, und von ihnen erwartet, was darf man von ihm vermuthen? Mit Anstrengung seiner ganzen Thätigkeit geht er an dies Täuschungssystem, und seine Seele scheint im Gefängniß von nichts Anderm erfüllt als dem Plane, es künstlich immer weiter auszubilden. Ein Unschuldiger, belastet von der Wucht eines solchen Verdachtes, ein Geistlicher von reinem Charakter, wie ihn die Zeugnisse schildern, würde darunter erliegen, oder im reinen Bewußtsein sich darüber erheben. Ein gewöhnlicher Mensch würde vielleicht stumpfsinnig oder vielleicht zum begeisterten Redner, nimmermehr aber zu dem fein raffinirtesten Lügensystem schreiten, weil ihm das das einzige Mittel dünkt, sich aus den Schlingen zu retten.

Noch andere Briefe, wiewol dem Wesen nach nur Wiederholungen der schon angeführten und als Beweise einer damit bereits erwiesenen Thatsache überflüssig, verbreiten doch über Tinius' Charakter ein nur zu deutliches Licht, und wir stehen um so weniger an, sie hier mit aufzunehmen, als des Persönlichen uns in diesem Criminalfall so wenig geboten wird.

An den erwähnten Cantor Hübel schreibt er: „Sie werden wissen, wie ich durch das boshafte Angeben einer Dirne, als hätte ich ihre Frau erschlagen, in Un-

terſuchung gekommen bin. Ich ſehe nun, daß Alles auf Zeugen ankommt, bitte Sie alſo, auf Befragen auszuſagen: daß ich am 9ten früh gegen ½ auf acht durch Ihre Thür in Ihre Stube gekommen und nach einem Lotterieloose gefragt — daß ich mich eine Viertelſtunde aufgehalten und ſodann fortgegangen — daß ich mit einem modiſchen Frack bekleidet geweſen, ohne Mantel. — Mein Vorrath von Dank ſoll groß ſein!"

Später ſcheint ihm die Angabe einer andern Stunde angemeſſener und er erbietet ſich nicht, an denſelben Cantor Hübel abermals zu ſchreiben: „Ich bin durch ein gottloſes Menſch als Miſſethäter angegeben worden, und habe zwar für die erſte Hälfte der neunten Stunde einen Zeugen, aber ich brauche noch einen, der gültig iſt. Laſſen Sie mich und meine Familie nicht unglücklich werden, und — bezeugen Sie: daß ich gegen ½ auf neun an Ihre Thür gepocht und hineingetreten und nach einem Aufenthalte von einer Viertelſtunde, kurz vor halb neun Uhr, wieder zu Ihrer Thür hinausgegangen ſei. — — Kleidung: ſchwarze Weſte und Beinkleider und einen modiſchen, ſchwarz dunkeln Frack. Eine ſchwarze Mütze, die Sie ſich nicht gemerkt. Ob Sie ſagen ſollen, mit oder ohne Matin, hängt davon ab, was Herr Buchhändler Liebeskind ausgeſagt hat." Demnächſt fodert er ihn auf, zu Letzterm zu gehen und ſich nach deſſen Ausſage zu erkundigen, um immer conform mit ihm zu bleiben.

Ein eingelegter Zettel in dieſem Briefe enthielt noch folgende myſteriöſe Weiſung:

„Es müßte unter ſo viel vertrauten Freunden Ihnen nicht ſchwer fallen, einen zu finden, auf deſſen Zeugniß Sie ſich beriefen, daß er zu Ihnen gekommen, als

ich dort gewesen, und ich deshalb so bald weggegangen. — Dadurch würde Ihr Zeugniß völlig außer Zweifel gesetzt, und Sie desto sicherer.

— Wissen Sie so einen(!) auf den Sie sich verlassen können, so würde ich Ihnen sogleich durch meinen Sohn sechs Louisdor auszahlen lassen, und noch mehr, wenn Sie es für gut befinden. Ich müßte aber Nachricht haben, um in diesem Falle meine Aussage darnach einrichten zu können. An meinen Sohn schreiben Sie, daß er sogleich 60 Thlr. in Gold schafft und zu Ihnen bringt, theils auf die jetzt genannte Person, theils sechs Louisdor, die Sie sogleich Herrn Hofrath Schreiber bringen, als Verlag zu den nöthigsten Vorbereitungen und als Versäumniß. Mehr soll nachfolgen, besonders zu Ihrer Disposition."

An den Magister St..., den Magister und Wirth H... und den Antiquar Rau ergingen ähnliche Zettel, alle mit der bestimmten Weisung, auszusagen, daß er an jenem Morgen mit einem modernen Frack bekleidet gewesen „quod me videris — — moderno vestitu indutum" schreibt er lateinisch an den Erstern.

Tinius wußte, als ihm diese Schreiben vorgehalten wurden, keine andere Ausrede, als daß er zur Zeit, wo er sie geschrieben, krank gewesen und Wahres vom Falschen nicht zu unterscheiden vermocht habe. Die Anschuldigung des Mordes habe seine Ideen so in Confusion gebracht, daß er sich Dinge als wahr vorgestellt, die er selbst nicht mehr dafür annehme. Es bedarf keiner Erwähnung, daß Inhalt und Abfassung der Briefe von nichts weniger als einem zerstörten Gemüthszustande Spuren tragen.

Zwar hat der Amtsfreund Dietze am 12. April 1815 allerdings angezeigt, daß Tinius Aeußerungen gethan,

welche von Verwirrung des Verstandes zeugten, und sein Vertheidiger hat darauf großes Gewicht gelegt. Das Gefängniß sei für ihn, bei seiner ausgebreiteten Geschäftsverbindung, zur drückendsten Last geworden, daß diese Briefe wol füglich aus dem Bestreben, der Sache so schnell als möglich ein Ende zu machen, erklärt werden könnten. Das ist möglich, aber nicht wahrscheinlich; im ersten Fall höchstens nur eine Entschuldigung für die Absicht, nicht eine Rechtfertigung von Mitteln, die wieder zum Verbrechen werden; und endlich hat diese gestörte Gemüthsstimmung, in welcher Tinius so exacte Anweisungen zu falschen Zeugnissen ertheilte, nicht angehalten, sondern Tinius hat sich bis zur Beendigung seines Processes, ja auch nachher als der ruhigste und besonnenste Mann gezeigt.

Im Gegentheil geht aus diesen Briefen ein Beweis dafür hervor, daß der Angeklagte von großer Verdorbenheit des Charakters war, daß es ihm auf die Mittel zum Zweck nicht ankam; sie zeugen dafür, daß ein böses Gewissen ihn drückte, und stellen ihn als einen Mann dar, zu welchem man sich auch anderer verbrecherischer Intentionen versehen darf.

Ferner liegen Thatsachen und Briefe in großer Zahl vor, aus denen hervorgeht, daß er mit einer raffinirten Besonnenheit sich bemühte, alle Verdacht erregende Gegenstände zu entfernen.

Geständlich tauschte er seine schwarze Sammetmütze ohne Schirm gegen eine schwarze Tuchmütze von fast gleicher Form bei dem Mützenhändler Asmus um. Er schreibt darüber in einem aufgefangenen Briefe, der ihn allein schon aufs höchste verdächtigen müßte, an den Magister St...:

„Gehe doch hin (zum Mützenhändler) und frage,

ob ein Geistlicher am Montage vor vier Wochen — den 8. Februar, an dem Tage, wo die Kunhardt gestorben — er würde sich vielleicht dieses Tages erinnern, — mit schwarzer Weste, Hosen und Frack bekleidet, gegen halb neun Uhr hingekommen und die neue Mütze gekauft, eine alte sammetne aber, die er anfänglich habe einhandeln wollen — er aber, weil sie abgetragen, dies nicht habe thun wollen — da gelassen. Er wird sie Dir zeigen, unterdessen — zupfe an dem alten Flecke, wo sie schon dünne, und suche sie hie und da noch mehr zu beschädigen, ohne daß er es merkt, und lenke seine Augen auf Mützen hinten hin, als wolleſt Du kaufen, hernach gib sie ihm wieder, wenn Du ihn nur so weit zum Geständnisse gebracht haſt, daß es gegen halb 9 Uhr gewesen, und ich in dieser Sammetmütze zu ihm gekommen, und so leicht ohne Ueberrock und Matin gekleidet gewesen bin, und daß er sich gewiß erinnere, daß es denselben Montag um halb 9 Uhr gewesen."

Als Grund, warum er dem St... diesen seltsamen Auftrag gegeben, sagte Tinius, es sei geschehen, um dem Asmus die an sich wahre Thatsache mehr ins Gedächtniß zu rufen. Die Mütze aber habe er zu verschlechtern gewünscht, damit man Grund gehabt, zu glauben, daß er sie vertauschen mußte. Aber man zeigte ihm, daß die Mütze noch von ganz guter Beschaffenheit sei. Auf die Frage: warum er denn eine andere kaufen wollen? antwortete er, „weil das Futter beschmiert und der Deckel abgetragen gewesen". Er wollte sie anfangs für seinen Sohn gekauft haben, dann ging er auf die eben angeführte Aussage über, kehrte aber später, im articulirten Verhör, zu der ersten wieder zurück. Anfangs wollte er dies Tauschgeschäft am 6ten oder 8ten vorgenommen ha-

ben; dann aber bestimmt am 8ten. Der Verdacht, daß dies Geschäft in der Absicht geschehen, die Kennzeichen des Thäters zu verwischen und sich Denen, die ihn beobachtet, unkenntlich zu machen, wird durch jenen Brief und seine schwankenden Aussagen nur vermehrt.

Als corpus delicti lag den Acten der vielbesprochene blaue Mantel bei. Aber die auch erwähnten Knöpfe, deren Zweck war, den hintern Einschnitt des ursprünglich zum Reiten bestimmten Mantels zusammenzuhalten, waren abgeschnitten.

In einem seiner verdächtigen Briefe aus dem Gefängniß ertheilte Tinius dem Magister St... außer andern Aufträgen, verdächtige Sachen bei Seite zu schaffen, auch den:

von diesen Knöpfen zwei wegzunehmen, die übrigen aber liegen zu lassen.

Tinius hat bestimmt eingestanden, er selbst habe diese Knöpfe abgeschnitten; anfangs räumte er ein, es sei nach dem Mordtage geschehen, später, er könne sich des Zeitpunktes nicht mehr bestimmt erinnern. Erstere Angabe hat um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als er, geständlich am 17. Februar 1813, von St... einen Brief erhielt, der ihn von den Aussagen der Mago und daß auf ihm der Verdacht ruhe, benachrichtigte. Merkwürdiger Weise stehen unter dem Briefe die Worte: deleatur et igni tradatur! Der Brief kann nicht damit gemeint sein, denn er existirte noch. Die vielen Knöpfe, welche die Mago und der Hausmann Stephan hinten am Mantel des verdächtigen Mannes gesehen, waren aber davon abgeschnitten, und fanden sich, zehn Stück, in der Tinius'schen Bibliothek.

Seine Angabe, warum er die Knöpfe abgeschnitten, zuerst: weil es ihm zu commis- und reitermäßig ausge-

sehen, später: weil sie ihn bei der Zuknöpfung am Gehen gehindert, würde, ohne die andern aggravirenden Umstände, vielleicht Glauben verdienen; nach der Sachlage und verbunden mit andern Widersprüchen, verstärkt sie nur den dringenden Verdacht, daß er den seltsamen Auftrag gegeben, um auch hier die Spuren seiner Identität mit dem im Kunitz'schen Hause bemerkten Fremden zu vertilgen. Ein Mann, der seiner Unschuld bewußt ist, braucht den Umstand nicht zu fürchten, daß der Urheber jener Mordthat ihm hinsichts eines Mantels und der Knöpfe auf demselben ähnlich war, und um so weniger, als Tinius zur Zeit der That in dem blauen Mantel gar nicht ausgegangen sein will.

Zu diesen Indicien gehört auch der schon erwähnte Auftrag an den Hofrath Schreiber: das H...'sche Petschaft nachstechen zu lassen und damit gesiegelte Briefe an die Commission zu schicken, um — glauben zu machen, daß mit diesem Petschaft von Andern gesiegelt worden, als von ihm! — An den Magister St... schrieb er: „Nimm Alles weg, was nicht unschuldig ist.“ Also das Eingeständniß, daß unter seinen Sachen etwas war, was nicht unschuldig war. Er schreibt von seiner Angst, wenn er gedacht, daß gewisse Briefe nicht hinfortgenommen worden, und wieder von seiner Freude, und daß er einer ruhigen Nacht entgegensehe, wenn er denke, daß es geschehen. Wenn er in einem andern Briefe sagt: „die Untersuchung geht weit, aber fehl,“ so gibt er zu, daß er einen Weg kennt, auf dem sie etwas entdecken konnte.

Noch wird als eine entfernte Anzeige erwähnt: der Sohn des Magister H... kehrte aus der Wohnung der ermordeten Kunhardt zurück, wohin er auf das Gerücht geeilt war, und äußerte bei der umständlichen Erzählung:

Die alte Frau müsse sich desperat gewehrt haben. Tinius gab ihm einen Verweis und sagte: „in solche Dinge müsse man sich nicht mischen.“ Dies ist freilich an und für sich nur eine gewöhnliche Klugheitsmaßregel, wofür er es ausgab; die Aeußerung des Knaben erscheint aber so unschuldig, daß der Verdacht eines schuldbewußten Gewissens Den trifft, welcher sie rügte.

Ungewissere Anzeigen sind in seinem ängstlichen Benehmen zu erblicken, mehr freilich für den Psychologen, als für den Juristen. Die Magd Schmidt sah ihn, wie wir wissen, zitternd und blaß aus dem Hausflur gehen. Bei seiner Rückkehr zu H...'s sprach er zur Magd, die dort diente, ebenfalls blaß und unstät: „Köchin, was hat's denn gegeben?“ Nachdem sie ihm die Stube aufgeschlossen, blieb er noch einige Zeit stehen und hielt mit zitternden Händen die Bibel. Bei Tisch bemerkte Letztere, daß er fortwährend zittere, aber er gab sich Mühe, zu scherzen und unbefangen zu scheinen. Wiewol er mit einer bewunderungswürdigen Consequenz durch so lange Jahre das Verbrechen ableugnete, und in diesem hartnäckigen Vertheidigungssystem über die gleichgültigsten Thatsachen einen Schleier zu ziehen versuchte, bemerkten die Inquirenten doch oft an ihm eine Gemüthsbewegung und Verlegenheit, wenn von dem Morde an der Kunhardt die Rede war; er gab stockende Antworten und brauchte nie das Wort „Mordthat,“ sondern nannte sie der „Vorfall“. Oft verfiel er bei den Fragen in ein unnatürliches Gähnen, womit er seine Aengstlichkeit verbergen zu wollen schien.

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß Tinius ein Mann sei, zu dem man sich böser Thaten und verbrecherischer Intentionen versehen können, so lieferten mehre Briefe, offenbar von seiner Hand, aber

mit falschen Namensunterschriften, die man in seiner Wohnung auffand, diese Beweise. Auf die möglichen verbrecherischen Intentionen bei Abfassung derselben werden wir weiterhin zu sprechen kommen. Hier kann nur auf ein seltsames Zusammentreffen zweier Namen aufmerksam gemacht werden. Der Brief an die Kunhardt war mit dem fingirten Namen Bröse unterzeichnet. Ein anderer pseudonymer Brief von Tinius, adressirt an den Amtmann Hoffmann zu Suhl, führte die Unterschrift Gröbel. Auf beide Namen kann freilich jeder Intrigant, ohne besondere Phantasiegabe, verfallen, um den seinen zu verbergen, da sie zu den alltäglichen gehören. Es ist aber auffällig, daß diese beiden Namen im Zusammenhang in der nicht lange vor Anfang der Untersuchung im Druck erschienenen Autobiographie des Tinius vorkommen. In Wittenberg ward er nach derselben durch einen gewissen Gröbel in Bröse's Garten aus einer dringenden Verlegenheit gerissen. Das mögliche Spiel des Zufalls mußte vor den Augen menschlicher Richter wenigstens der Wahrscheinlichkeit eines unwillkürlichen Conneres in der Conception des Briefstellers weichen.

Weitere Beweise, mehre Anzeigen hinsichts der Thäterschaft des Kunhardt'schen Mordes kamen nicht zu den Acten. Aber fast zugleich mit der Untersuchung über denselben war ein schwerer Verdacht gegen den Angeschuldigten erwachsen, daß noch ein anderer Mord auf ihm laste, der vor Jahresfrist an dem Kaufmann Schmidt in der Grimmaschen Gasse verübte, und die Untersuchung ward zugleich auf diesen ausgedehnt.

Die Geschichte und der Thatbestand des an dem Kaufmann Schmidt verübten Raubmordes sind in der Einleitung zu diesem Criminalfall erzählt.

Die Untersuchung hatte bei der Abwesenheit aller leitenden Spuren ein Jahr hindurch geruht, als einer jener Briefe, welche Tinius aus dem Gefängnisse schrieb, um Zeugen seiner Unschuld zu gewinnen, den Verdacht auf ihn lenkte, daß er auch bei diesem Verbrechen, und schwer, betheiligt sei.

Er schrieb nämlich an den schon oft erwähnten Magister St..., der in Folge davon auch zur Untersuchung gezogen wurde, unter Anderm Folgendes:

„Es ergibt sich aus verschiedenen Aussagen (?), daß es zwei Kerle gewesen sind, wenn anders Magister K... nicht der Thäter ist, da die Magd in der Morgenstunde unten im Dunkeln wol zwei ähnliche Personen verwechseln konnte, und, wie mir die Herren selbst sagten, K... mit mir viel Aehnlichkeit habe.

„Denn der müßte wirklich dumm sein, der zu dem Mädel sagte:

„„sie sei die Köchin von dem Magister H...““ Oder es muß noch ein Bösewicht sein, welcher eine frappante Aehnlichkeit mit K... oder mir hat, und also dadurch, daß er von jener Bekanntschaft sprach, den Verdacht auf Solche ziehen wollte, die bei dem Magister H... ein- und ausgehen.

„Aber ich zweifle noch an der Aufrichtigkeit des Mädchens; ist es aber ihr Ernst, dann muß auch Der mir ähnlich gesehen haben, der schon mehr solche Dinge verübt, und sich sogar in das Gewand eines Geistlichen gekleidet hat, um sich zu decken. Denn wer man ist, so kleidet man sich gewiß nicht.

„Sollte etwa die Schmidt'sche Geschichte

mit hineingezogen werden — welches man aber jetzt gar nicht äußern darf und mag — sollte Magister H... darüber befragt werden, so soll er sagen, wie ich ihm im eingeschlossenen Zettelchen geschrieben habe, denn so war es, wie ich mich erinnere, und so müssen wir conform bleiben."

Dieser Zettel enthielt den Auftrag: den Pachter Schmuhl zu Poserna zu informiren, wie er aussagen solle.

Tinius hatte sich selbst angegeben. Es war Niemandem bis da in den Sinn gekommen, ihn mit der in den Hintergrund gedrängten Schmidt'schen Geschichte in Verbindung zu setzen. Der kaum angeregte Verdacht scheint aber sofort bei den Richtern und beim Publicum zur moralischen Ueberzeugung geworden zu sein, und es ward mit demselben Eifer, wenn gleich mit minder günstigem Erfolge die Untersuchung wieder aufgehoben.

Es fehlte an allen Zeugen und Beweisstücken, ja an Indicien über die That selbst. Der Einzige, der den Thäter gesehen, der Kaufmann Schmidt, war längst todt; auch die Vetter, seines Hausmanns Frau, welche den unbekannten Fremden zu Schmidt geführt, war unlängst gestorben. Wenn Tinius auch in dieser Mordgeschichte der Thäter war, so war doch kein Lebender, welcher ihn recognosciren konnte. Die übrigen Spuren waren im Lauf der Zeit verlöscht. Und dennoch war ein Jeder von der Ueberzeugung durchdrungen: er ist der Mörder, und da man keine Anzeigen, die mit der That concurrirten, fand, ging man auf andere zurück, die ihr vorangingen und ihr folgten.

Am 28. Januar 1812 in der Morgenstunde war Schmidt raubmörderisch von dem Unbekannten angefallen worden, — an diesem Tage war auch Tinius in Leipzig

gewesen. An und für sich war dies nichts Verdächtiges. Er hatte oft Geschäfte in Leipzig, so auch an diesem Tage. Er gab diese Geschäfte speciell an, desgleichen alle seine Gänge, welche er vorgenommen, fast nach Stunde und Minute. Und dies möchte für den Psychologen das einzig Verdächtige sein: daß ein in so vielfältigen Geschäften verwickelter Mann, noch nach Jahresfrist und darüber, sich aller Geschäftsgänge, kleiner Verrichtungen, ja sogar seiner Kleidung an einem Tage erinnert, der für ihn selbst wenig Besonderes vor andern Tagen voraus haben konnte, insofern er ihm nicht durch eine besondere Erinnerung merkwürdig geworden. Für den Richter kann diese auffällige Erinnerung auch nicht als ein entferntes Indicium gelten. Daß von den von Tinius angeführten Personen, bei denen er am 28. Januar gewesen sein wollte, die wenigsten sich dessen entsannen, daß seine Reisegefährten, mit denen er zu Schlitten von Poserna in die Stadt gekommen, — darunter der Pachter Schmuhl — über die Kleidung, welche er angehabt, unter sich und mit seiner eigenen Angabe nicht vollkommen stimmten, ist ebenso wenig auffällig. Es wäre im Gegentheil zu verwundern, wenn sie nach anderthalb Jahren sich der Kleidung des Pfarrers in allen Stücken genau entsännen. Nach seiner eigenen Angabe trug er entweder eine grüne Wildschur, oder wahrscheinlicher einen grünlichen Matin; auch glaubte er eher einen Hut als eine Mütze aufgehabt zu haben. Es constirt also nichts, als daß Tinius an jenem Tage in Leipzig gewesen, was, wie gesagt, für sich genommen, keinen Verdachtsgrund abgibt.

Dem Kaufmann Schmidt waren 3000 Thaler leipziger Stadtobligationen geraubt worden, und diese selben Obligationen wurden in der Stunde noch, wo der

Raub- und Mordanfall erfolgt, von einem Fremden im Frege'schen Comtoir in Gold und etwas Silbergeld umgewechselt.

Nach der Aussage des Cassirer Witzendorf im Frege'schen Comtoir war Morgens zwischen zehn und elf Uhr am 28. Februar 1812 ein Mann in dasselbe getreten, der sich Siegel nannte und vorgab, aus Eisterberg zu sein. Er bot elf leipziger Stadtobligationen im obigen Betrage zum Verkauf an. Nach Anfrage bei seinem Principal bezahlte ihm der Cassirer die Nominalsumme al pari mit 2725 in Goldstücken (für 1325 Thlr. preußische, sächsische, braunschweigische und französische Louisdors, 1400 Thlr. aber rein in Preußischen Friedrichsdors) und einer Kleinigkeit in Silbergeld. Der Fremde, ein Mann von etwa 40 Jahren, mittler Größe, blasser Gesichtsfarbe, mit etwas großer Nase, starkem, schwarzem, glatt auf die Seite herabhangendem und gar nicht gelocktem Haare, trug einen schwarzen Frack, gleiche Weste und Beinkleider, darüber aber einen bräunlichen oder grünlichen, auf Pelerschenart gemachten Oberrock. Als Kopfbedeckung hatte er einen vorn sehr eingebogenen sogenannten Schifferhut, wie überhaupt das Ansehen eines modernen Geistlichen. Er benahm sich sehr ruhig und unbefangen, zählte das Geld selbst durch, schob zehn halbe Louisdor zurück und foderte dafür ganze. Er unterhielt sich über die Curse, benahm sich wie ein gebildeter Geschäftsmann und blieb wol eine halbe Stunde ohne die geringste Eile merken zu lassen; ja er kam noch ein Mal zurück, weil er die über den Handel empfangene Note vergessen hatte.

Diese Personsbeschreibung, welche der Cassirer gegeben, paßte insofern auf Tinius, als dieser etwa 70 Zoll groß, von dem Alter war, schwarzes Haar, lange Nase

und ein blasses, eingefallenes Gesicht hatte. Auch fand man unter seinen in Beschlag genommenen Sachen einen grünlichen Kalmuckmatin und einen sogenannten Schifferhut. Beide Effecten hatte er, in den an H... und St... aufgefangenen Briefen, diesen, aufs Schleunigste wegzunehmen und zu verbergen, aufgetragen.

Die Recognition zwischen dem Cassirer Witzendorf und Tinius war ohne positives Resultat. Jener fand rücksichts der Gesichtsbildung und der Haare eine auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Pfarrer und jenem Fremden, getraute sich jedoch nicht zu beschwören, daß es ein und dieselbe Person wäre. Hinsichts des ihm vorgezeigten Hutes sagte er aus, daß der Fremde einen von derselben Form getragen; was die Pekesche anbetrifft, so schwankte er in seiner Erinnerung. Des Cassirers Aussage würde übrigens, auch wenn er die Identität beschwören wollen, schon um deshalb an Glaubwürdigkeit verloren haben, da er früher einen andern Unschuldigen, den v. Bürger, für den Verkäufer der Obligationen mit fast völliger Gewißheit erkennen wollen.

Die andern im Frege'schen Comtoir Anwesenden sagten ungefähr das Nämliche in Bezug auf Kleidung und Figur des Fremden und des ihnen vorgestellten Tinius aus. Einer davon hatte aber nur vom Nebenzimmer aus den Fremden beobachtet, und als es zur Beeidigung kam, beschränkten die Andern ihre erste Angabe, die auf eine „auffallende Aehnlichkeit" lautete, darauf, daß sie „Aehnlichkeit zwischen Beiden fänden".

Die öffentliche Stimme sagte: Tinius wäre als Mörder verurtheilt worden, wenn die Leute im Frege'schen Comtoir ihre Aussage beschwören wollen; aber Gewissensscrupel ihrerseits, da doch eine Verwechselung denkbar war, retteten ihn vom Schaffot. Die Sache ver-

hält sich anders. Die Wahrnehmungen der drei Zeugen aus dem Frege'schen Hause waren, wie sicher sie auch darüber gesprächsweise sich mögen ausgelassen haben, nicht von der Art, daß ein Richter, auch wenn sie gewollt, sie so ohne Weiteres zum Beschwören der Identität hätte zulassen dürfen. Ihre Wahrnehmungen waren von über Jahresfrist her, daher verwischt und gefärbt, zum Theil sich widersprechend in Einzelheiten; der Eine hatte nur von fern aus der Nebenstube gesehen, der Andere sich schon früher einmal so versehen, daß er beinahe einen Unschuldigen der peinlichen Strafe überliefert hätte. Juridisch steht demnach nichts weiter, was Tinius verdächtigt, fest, als: daß er zur Zeit der Mordthat in Leipzig anwesend war; daß die Leute im Frege'schen Comtoir eine Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Verkäufer der geraubten Stadtobligationen fanden; daß die Kleidung, welche Letzterer trug, einen Landgeistlichen verrieth; daß der Verkäufer über seiner schwarzen Kleidung eine grünliche oder graue Pelerine oder einen Matin trug, etwa wie Tinius' Reisegefährten an ihm an dem Tage bemerkt haben, und — ein Schifferhut, den der Verkäufer in der Hand hatte, und einer von derselben Form, den man beim Angeschuldigten vorfand. Solche Hüte werden von mehren Einwohnern Leipzigs und der Umgegend getragen worden sein; aber das Verdächtigende ist, daß Tinius seinen Vertrauten den geheimen Auftrag gab, diesen Hut nebst andern Sachen bei Seite zu schaffen.

Verdachtsgründe wurden aber von einer andern Seite her geschöpft. Tinius zeigte um jene Zeit viel Geld und war zu derselben Zeit, oder kurz vorher in der dringenden Verlegenheit, bedeutende Geldzahlungen zu leisten, die ihn sehr drückten.

Er hatte die große Bibliothek des Professor Mösselt in Halle gekauft und zahlte um die Zeit des 28. Januar 1812

1) an die Mösselt'schen Erben 300 Louisdor am 10. und 11. Februar 1812;

2) zahlte und verwechselte in dem Zeitraum vom 1. Februar bis 21. April an Verschiedene die Summe von 311 Louisdor.

Dies ist erwiesen; möglicherweise hat er um diese Zeit auch noch 1800 Thlr. in Louisdor in Breslau ausgezahlt.

Gewiß ist also, daß er in den nächsten Wochen nach der Mordthat 611 Stück Louisdor ausgezahlt hat, eine Summe, die noch über jene 3000 Thlr. beträgt.

Wie kam er in den Besitz einer so bedeutenden Summe? Und zwar so in den Besitz, daß er dieses viele Geld für angekaufte Bücher verausgaben konnte? — Dieser Punkt ist im Processe im Dunkel geblieben. Timus behauptete, das Geld zu den benöthigten Zahlungen bereits im Jahre 1811 gesammelt zu haben. Er will es theils aus seinen Pfarreinkünften erspart, theils darlehnsweise, theils als Vorschuß erhalten, theils auch von seinen Schuldnern eingezogen haben. Erwiesen ist darüber nichts; zugleich geht aber auch, ihm zu Gunsten, aus seinem Capitalienbuche hervor, daß er nicht unbedeutende Capitalien ausstehen hatte, von denen mehre gestrichen sind mit der Bemerkung: ist abgetragen, ohne daß das Datum der Rückzahlung dabei notirt wäre. Es fanden sich Schuldbriefe bekannter Personen, welche das Versprechen enthielten, gewisse Capitalien zu bestimmter Zeit zurückzuzahlen. Auch liquidirte die zweite Frau des Angeschuldigten, in dem über sein Vermögen ausgebrochenen Concurse, 10,000 Thaler, als Einge-

brachtes, woran ſie einen bedeutenden Ausfall erlitt. Es erwächſt aber daraus ihm zu Gunſten die Vermuthung, daß er Capitalien derſelben eingezogen und ſie zu ſeinen Büchereinkäufen verwendet habe.

So verdächtigend daher auch der Beſitz ſo großer Geldſummen bei einem Landprediger und nach der Mordthat in Leipzig erſcheint, und zumal die Auszahlung derſelben in Goldſtücken, ſo wird das Indicium doch wieder dadurch entkräftet, daß die Möglichkeit da iſt, daß ſolche Summen ihm zur Dispoſition geſtanden haben.

Weit verdächtiger ſind, auch in Bezug auf dieſes Verbrechen, die Briefe, welche von ihm aus dem Gefängniß geſchrieben und von dem Richter aufgefangen wurden. Sie wörtlich hier aufzuführen, iſt überflüſſig, nachdem man Form und Tendenz dieſer Briefe aus der vorgehenden Unterſuchung kennt. So gibt er Auftrag: wie der Pachter Schmuhl zu unterrichten ſei, daß er über die Fahrt nach Leipzig und Tinius' Anweſenheit am 28. Januar daſelbſt ausſagen ſolle. Andere Anweiſungen für die übrigen Reiſegefährten, an den Magiſter H..., an den Beſitzer von Poſerna, Herrn von Raſchow, und den Cantor Hübel. Dem Hofrath Schreiber muthet er zu, zu bezeugen, daß er, Tinius, am 28. Januar Morgens von 10¼ bis gegen 11 Uhr bei ihm geweſen und ein Geldgeſchäft beſprochen habe u. ſ. w. Wenn auch nicht mehr dadurch ermittelt iſt, als der Verſuch, zwei allenfalls verdächtige Gegenſtände, nämlich den Schifferhut und einen grünen Matin, fortzuſchaffen, ſo erhellt doch auch hier das Beſtreben daraus, die Wahrheit zu verdunkeln, was allein aus einem Schuldbewußtſein erklärt werden kann. Desgleichen iſt es, wie ſchon angedeutet, noch auffallender, daß Tinius nach Verlauf von mehr als einem Jahre ſich ſo genau aller Gänge

an einem bestimmten Tage zu erinnern weiß, da er fast wöchentlich nach Leipzig kam und die Zeit daselbst mit Geschäftsgängen verbrachte.

Weiter wurde hinsichts dieses Verbrechens nichts gegen ihn ermittelt. Dagegen kamen noch mehre Anzeigen zur Sprache, wenn auch in kein volles Licht, welche den verbrecherischen Charakter des Angeschuldigten immer mehr herausstellten.

In dem oben erwähnten Briefe an den Magister St... trug er diesem auf, eiligst nach Poserna zu reisen, um alle von ihm, Tinius, geschriebene, aber mit fremden Namen unterschriebene Briefe, ingleichen alle Mahnbriefe sorgfältig aufzusuchen und fortzunehmen.

Der Brief, der die Spuren großer Angst und Eile an sich trägt, ward aufgefangen. Auch ein anderer an den Magister H..., der eine ähnliche Aufforderung enthielt. In einem darauf folgenden Zettel schrieb er: „Ist meine gestrige Bitte nicht erfüllt, zuvorzukommen, so ist es nicht gut." Als ihm darauf mit verstellter Hand und unter St...'s Namen geantwortet wurde: es sei geschehen, schrieb er wieder: „Ich war in einer rechten Angst."

Man fand nun mehre seltsame Briefe, in Geschäftssachen geschrieben, von seiner Hand, aber mit fremden Namen unterzeichnet.

1) Einer des Schulmeisters Bark zu Hohenecken vom 4. Nov. 1812, an den Kantor Müller in Jeßnitz, die Bitte enthaltend, ihm Auskunft über die Abkunft eines gewissen Steinmüller zu ertheilen, der in Philadelphia ein großes Vermögen hinterlassen, und

deſſen Erben im Amſterdamer Courier aufgefodert werden, ſich in Amſterdam zu melden.

2) Den Brief eines C. F. Müller an den Kantor Trebernitz in Colwitz d. d. Schönewalde 15. November 1812, dieſelbe Angelegenheit wegen des Steinmüller aber einen ganz unbeſtimmten Auftrag enthaltend.

3) Eines Bayer im Auctionsbureau zu Stendal vom 4. Januar 1813 an den Cantor Müller zu Könitz, die Nachricht und Bitte enthaltend, ſich nach einer Frau Linkin in Leipzig zu erkundigen, die eines in Amerika verſtorbenen ſehr reichen Linke Anverwandte ſein ſolle.

4) Ein Brief an die Demoiſelle Boſe, von einem gewiſſen Stöckel in Cöthen vom 4. Januar 1813, mit dem Geſuch, dem Schreiber ihre Familienverhältniſſe zu melden, indem er beauftragt ſei, einen Stammbaum für die Familie Boſe zu entwerfen, welche deſſelben, nach einem von dem Conſul Schmidt aus Amſterdam an die Adr. Boſe in Mecklenburg gelangten Nachricht, zur Hebung der von dem Coloniebeſitzer Boſe zu Bengalen hinterlaſſenen Erbſchaft benöthigt ſei.

5) Einer, Appellationsrath Gröber unterzeichnet, an den Amtmann Hoffmann in Suhl; von einer beſondern Bedeutung, wird ſpäter erwähnt werden.

6) Endlich ein Zettel ohne Datum und Namen, der die Nachricht enthält, daß ein Landmann 10,000 Thaler in Louisdor liegen habe und ſolche gegen ſichern Schein vertauſchen wolle; der Zettel war unorthographiſch und in unbeholfenem Styl geſchrieben.

Tinius mußte dieſe Briefe, als von ſeiner Hand geſchrieben, recognosciren. Sein Vorgeben, daß er ſie auf Anſuchen bekannter oder unbekannter Perſonen abgefaßt, würde, auch wenn er es zu erweiſen vermocht,

den Verdacht nicht entfernen, welchen man nach Abschluß der Acten allein daraus gegen ihn formiren kann: nämlich, daß er fähig und vertraut damit war, Briefe in fremden Namen zu schreiben. Daß ein Landgeistlicher sich zum Brief- oder Bittschreiben seiner Parochialen oder Bekannten hergibt, ist in der Ordnung, auch wenn es rein weltliche Angelegenheiten betrifft. Aber für die Anliegen fremder Personen, die er zum Theil nicht kennt, und die solche intricate Geschäfts- und Geldsachen betreffen, wird er Die, welche sich an ihn wenden, an Advocaten und Commissionarien verweisen; ja auch, wenn er sich zu ihrem Concipienten hergäbe, wird er es doch mit seiner Amtspflicht für unverträglich halten, die Briefe, die er allein geschrieben, mit einem fremden Namen zu unterzeichnen. Endlich ist auch die Menge dieser seltsamen Briefe auffällig, die an und für sich schon den Verdacht begründen, daß ein derartiger Geschäftsbetrieb ihn in einen Kreis von Thätigkeit entrückt habe, welche sich wenig mit der eines Geistlichen verträgt, und ihm wichtiger geworden zu sein scheint, als sein Amt.

Aber Tinius hat auch jenes Vorgeben, daß er die Briefe für fremde, zum Theil ihm unbekannte Personen abgefaßt, nicht zu beweisen vermocht. Im Gegentheil räumte er von einigen dieser Briefe später ein, daß er weder wisse, ob die Personen, die als Verfasser bezeichnet sind, existirten, noch die darauf genannten Empfänger; er habe die Briefe nach Angabe einer ihm unbekannten Frau verfaßt, die so und so geheißen und selbst deshalb von einem andern Verwandten einen Auftrag gehabt, um gewisse Erbschaftsangelegenheiten auszuforschen.

Wie eine solche Handlungsweise, auch wenn nichts

weiter vorläge, den Charakter eines Geiſtlichen verdächtigt, bedarf nicht der Anführung; eben desgleichen verſchärft es für den erſten Mordanfall den Verdacht, daß Tinius der Verfaſſer des blutigen Briefes geweſen. Was aber bezweckte er ſpeciell mit dieſen Briefen? — Die Acten laſſen darüber nur der Vermuthung Spielraum. Eine Thatſache iſt, daß die Demoiſelle Bose, an welche einer der Briefe gerichtet iſt, eine anerkannt wohlhabende Perſon war, welche allein wohnte und eine eigene Oekonomie führte.

Tinius ward auch des Verſuchs, noch andere Verbrechen zu begehen, verdächtig. Die Ermittelungen darüber haben zu keinem Reſultat geführt, welches eine Beſtrafung begründete. Ja ohne die vorliegenden Thaten würden ſie kaum Anlaß zu einer Unterſuchung gegeben haben. Aber ſie ſind von Wichtigkeit bei der Beurtheilung des gefährlichen Charakters dieſes Mannes, und verſtärken den Verdacht hinſichts der Motive und Intentionen, welche ihn zu jenen antrieben.

Einige Wochen vor den Mordanfall auf die Kunhardt, am 19. Januar 1813, kam Abends um ſieben Uhr ein Fremder in das Haus des Amtmann Hoffmann in Subl, und wünſchte ihn zu ſprechen. Er nannte ſich Lange. Nach Ausſage des Hoffmann gab er ſich für den Amanuenſis des Appellationsrath Gröbel in Dresden aus. Nach Ausſage der übrigen Hausgenoſſen nannte er Leipzig als ſeinen Wohnort.

Da der Amtmann nicht allein war, — ſein Schwiegerſohn, der Bürgermeiſter Spangenberg befand ſich bei ihm — ſo wurde der Fremde in die Geſindeſtube genöthigt.

Als er eintrat, erkannten ein Mann, Namens Schlegel, der in der Stube war, dessen Ehefrau und die Witwe Heym beim Scheine des auf ihn fallenden Lichtes in dem Fremden sofort den Magister Tinius, wiewol er eine Brille trug, was ihnen an dem Letztern fremd war. Man sprach es aus; der Fremde leugnete es jedoch, und fragte, wer denn der Tinius sei? Er setzte sich an den Tisch zu den Andern, bat jedoch, daß man das Licht, welches die verehelichte Schlegel vor ihn hinsetzte, wieder fortnehme, weil er schlimme Augen habe. Nach einer kleinen Weile ging der Fremde wieder fort, kehrte aber nach einer Viertelstunde zurück und nahm seinen alten Platz ein. Er erkundigte sich, wann wol der Mann fortginge, verbot aber, ihn früher zu melden, bis der Besuch wirklich fortgegangen und Hoffmann allein sei.

Der Bürgermeister blieb bis nach acht Uhr. Eben so lange hielt sich der Fremde in der Gesindestube auf. Gelegentlich erkundigte er sich: ob Wache im Hause oder in der Nähe sei? ob mehr Leute im Hause wohnten? ob der Amtmann einen Hund habe? Man antwortete ihm, daß Wache genug und sehr munter und der Hund sehr böse sei. Wer seinem Herrn etwas anthun wolle, dem beiße er wohl Nase und Ohren ab. Er bat nur, man möge den Hund, während er beim Amtmann sei, nicht hineinlassen, weil er die Hunde nicht riechen könne. Als aber später der Hund in die Gesindestube kam und um ihn herum schnupperte, nahm er keine Notiz von ihm.

Nach acht Uhr endlich ward der Fremde zum Amtmann vorgelassen. Er nannte sich auch hier Lange und übergab dem Amtmann einen Brief, unterzeichnet vom Appellationsrath Gröbel, Dresden den 4. Januar 1813, worin der Aussteller den Empfänger ersuchte, dem Vor-

zeiger des Briefes, seinem Amanuensis Lange, einen Rechtsconsulenten zu empfehlen; derselbe sei nämlich beauftragt, für einen Kaufmann in Hamburg ein Gut in Theres in Franken zu erkaufen, und vorläufig den Anschlag zu revidiren.

Es ist dieser Brief, welcher, unter Tinius' Papieren mit jenen andern vorgefunden, und ebenfalls von seiner Hand, zuerst die Aufmerksamkeit der Richter auf dieses dunkle Factum richtete.

Nachdem der Fremde den Amtmann gebeten, ihm bei Abschluß des Kaufgeschäftes über jenes Gut, welches er für den Rath Gröbel selbst kaufen solle, an die Hand zu gehen, gab ihm Hoffmann zu erkennen, daß auch er, wie sein Bediente Schlegel, ihn für den ehemaligen Pfarrer zu Heinrichs, den Magister Tinius, zu halten geneigt sei. Der Fremde mußte es, nach einigem Leugnen, einräumen. Hoffmann eröffnete ihm, daß wegen des vielen Schnees eine Gutsbesichtigung jetzt nicht vorgenommen werden könne; er behielt ihn aber zu Tische und bot ihm auch ein Nachtlager an. Tinius lehnte es aber ab, da eine Gelegenheit auf ihn warte, und ging gegen ½11 fort. Vorher ließ er sich aber den Brief zurückgeben und ersuchte seinen Wirth, gegen Niemand von seiner Anwesenheit in Suhl etwas zu erwähnen.

Hoffmann hielt das Versprechen, was er Tinius damals gegeben; ihm jedoch, wie Allen seinen Hausgenossen, kam der Besuch schon damals äußerst verdächtig vor.

Tinius mußte bei der Untersuchung Alles einräumen, den nächtlichen Besuch, die Uebergabe des Briefes, daß er diesen selbst geschrieben, und was die Hausgenossen in Suhl über sein Benehmen daselbst bekundet haben. Aber die Absicht seiner Reise und sein Besuch seien ehrlich

gemeint gewesen. Nur widersprach er sich darin. Zuerst hatte er sich nach dem Gute Theres nur deshalb erkundigt, weil er Willens gewesen, dasselbe nach dem Tode seiner Schwiegermutter für sich selbst zu kaufen. Später erklärte er, seine Absicht sei gewesen, sich mit dem Amtmann Hoffmann auszusöhnen, der, wie er gehört, krank und ihm früher abgeneigt gewesen. Weil er gefürchtet, abgewiesen zu werden, und doch erst Hoffmann's Gesinnungen erforschen wollen, habe er sich unter fremdem Namen melden lassen.

Diese Erklärung erscheint sehr unwahrscheinlich, und wenn man die Zeit und die ganze Art und Weise des Besuchs ins Auge faßt, so berechtigt es zum Verdachte, daß Tinius auch hier ein Verbrechen begehen wollen, und unter dem Schleier der Nacht einen Raub und Mord zum Ziel hatte.

Noch ein zweiter verdächtiger Fall, der indessen noch weniger durch die Untersuchung ins Licht gestellt worden.

Sein Stiefsohn warf unter Anderm in einem an das Gericht geschriebenen Briefe die Worte hin: „Aber er hat meine Großmutter —" worauf ein langer Gedankenstrich folgte. Aufgefodert, was er damit meine, gab er Folgendes zu Protokoll.

Im Jahre 1812, die Zeit ist nicht näher bestimmt, kam Tinius spät in der Nacht, in seinen Matin eingehüllt, zu seiner, des Angebenden, Großmutter, der alten Witwe Kind, Tinius' Schwiegermutter. Er rief mehre Male: „Stille! Stille!" Vergebens fragte ihn die Großmutter: „Wer ist Er denn? Was will Er noch so spät?" Da sie keine Antwort erhielt, rief sie ihre Magd, und jetzt erst gab Tinius sich zu erkennen.

Der junge Mann wußte die Sache nur von Hörensagen; seine Großmutter, die alte Kind, konnte nicht

vernommen werden. Verdächtigend iſt die Nachricht jedoch, da ſie mit ſeiner Art in andern Vorfällen ſtimmt und er geſtändlich um jene Zeit ſeine Schwiegermutter incognito beſucht hat.

Im Publicum erzählt man ſich von noch mehren Beſuchen, die Tinius hie und da gemacht, und daß die Beſuchten ſich Glück gewünſcht, daß ihr Finger nicht in die ihnen dargebotene Tabacksdoſe griff. Davon beſagen die Acten nichts; es iſt aber damit nicht geſagt, daß andere gefährliche Verſuche, die nicht zur Sprache kamen, deshalb nicht ins Reich der Möglichkeit gehören. Ja es iſt eher wahrſcheinlich, daß ein Mann, der zu wiederholten Malen und mit ſo eiſerner Entſchloſſenheit auf das Verbrechen ausging, in der Vollendung eine ſolche Geſchicklichkeit, in der Conſequenz des Ableugnens eine ſolche Fertigkeit zeigte, daß ein ſolcher Mann eine Schule durchgemacht hat, die wir zu verfolgen nicht im Stande ſind. War er der Mörder der alten Kunhardt, des alten Kaufmann Schmidt; ſchlich er, in mörderiſcher Abſicht, Nachts in das Haus ſeiner alten Schwiegermutter, in das des Amtmann Hoffmann; war es in verbrecheriſcher Abſicht, daß er ſich nach dem Vermögen der begüterten Demoiſelle Boſe erkundigte, und in dem Hauſe der reichen Demoiſelle Junius ſich nach Gelegenheit umſah, alsdann können noch andere Unthaten, die im Stillen begangen wurden oder unter dem Kriegslärm jener unruhigen Zeit verborgen blieben, auf ſeine Rechnung kommen. Die Gerechtigkeit erfaßte ihn erſt in der Blüte ſeiner Kraft; ihr iſt es nicht gelungen, nur einen einzigen Lichtblick zurück zu werfen, auf welche Art er geworden, was er war.

Unbefriedigt ſcheiden wir von dieſem räthſelhaften Falle, nicht um deswillen, weil die Thäterſchaft nicht

ſtreng bewieſen iſt, ſondern weil uns das tiefere pſycho-logiſche Motiv im Dunkeln bleibt. Für den erkennenden Richter konnte darüber kein Bedenken obwalten: denn es iſt ermittelt, daß Tinius um die Zeit des 8. Februar 1813 in einem großen Geldbedürfniß war zur Befrie-digung ſeiner andringenden Gläubiger. Er hatte mehre große Bücherſammlungen gekauft und die Verkäufer drangen auf Zahlung. So ſchreibt er am 28. December 1812 an ſeinen Vertrauten, den Magiſter St....: „Nichts kann mich retten, als 400 Thlr. Geld, die du mir ſchaf-fen mußt.“ Am 13. November 1812: „Schaffe Rath, ſchaffe Rath, ich bitte um Gottes willen, damit ich nicht unglücklich werde.“ Und am 9. Februar 1813: (dem Tage nach der Ermordung der Kunhardt, bei welcher der Mörder keine Schätze gefunden, wenigſtens nicht mitgenommen haben kann) „Schaffe Rath, laß mich nicht ins Unglück ſtürzen, was ich doch nicht verſchul-det habe.“ Zwar behauptete Tinius, daß er um jene Zeit faſt alle ſeine Capitalien gekündigt gehabt, daß einige derſelben eingegangen und er nöthigenfalls Hülfe von ſeiner begüterten Schwiegermutter erwarten können; er hat jenes aber nicht zu beweiſen vermocht, andern-theils waren dies blos Hoffnungen und endlich reichten ſelbſt alle dieſe von ihm angegebenen Summen nicht hin, um die Capitalien voll zu machen, welche er ver-ſchuldete, und um die er dazumal gedrängt wurde. Hiezu kommt, daß Tinius auch der Unterſchlagung von Kirchengeldern nicht allein beſchuldigt, ſondern überwieſen wurde, worüber die Unterſuchung neben der über den Mordfall, ordnungsmäßig geführt iſt. Es kommt uns auf dieſes Nebenverbrechen bei unſerer Darſtellung nicht an. Das ermittelte Factum beſtärkt aber hier die Ver-muthung, nicht nur daß er ein Mann war, zu dem

man ſich einer verbrecheriſchen That verſehen konnte, ſondern auch, daß pecuniaire Bedrängniſſe ihn zum Verbrechen antrieben.

Tinius wurde von mehren Sachwaltern vor den ſächſiſchen und ſpäter vor den preußiſchen Gerichten vertheidigt. Namentlich war die letzte Vertheidigung vor dem erkennenden Richter in erſter Inſtanz eine vorzügliche. Vor der Gewalt der zum ausreichenden Beweiſe geſteigerten Indicien mußten indeſſen die Gründe weichen, welche der Defenſor mit großem Geſchick aus der Sachlage entwickelt hatte.

Allerdings bleibt uns auch in der Handlungsweiſe des Inquiſiten, abgeſehen von ſeinen Motiven, Vieles unklar. Wie ein Mann von dieſer Beſonnenheit, mit dieſen feſten Planen, dieſem ſichern Arme, ſo unbeſonnen verfahren konnte? Geſetzt, er vermuthete, daß bei der alten Kunhardt Geld und Geldeswerth zu finden war, wie wagte er ſich in der kurzen Zwiſchenzeit, daß das Mädchen nach einer Flaſche Wein ausging, in dem ſtark bewohnten Hauſe, in die Wohnung der Witwe, und zu einem Vorhaben, das zu ſeiner Ausführung längerer Zeit bedurfte, als die Tödtung und Beraubung eines alten Kaufmanns, in deſſen Comtoir die Geldkaſten wenn nicht offen, doch bekannt ſind. Bei einer ängſtlichen alten Witwe, die, wenn ſie Geld und Pretioſen hat, dieſelben in Winkel und Lumpen zu verſtecken pflegt, foderte das Aufſuchen allein Zeit, und man darf annehmen, daß er, bei den vorangegangenen Erkundigungen im Hauſe, ſich davon unterrichtet hatte, daß ein Dienſtmädchen eine ſo alte Frau nicht lange verlaſſen kann. Wie erfuhr er überhaupt, ob es ſich bei der Kunhardt einzubrechen lohnte? Endlich, weshalb, nachdem er den Mord vollbracht, ging er fort,

ohne seinen Zweck, d. h. ohne Geld, und ohne daß ein äußerer Grund, der ihn zur Flucht bewogen, aus den Acten erhellt? Die zerschlagene Frau schrie zwar, aber Tinius war schon die vier Treppen herunter und auf dem Flur, als ihm erst die Dienstmagd Schmidt begegnete. Und nicht während des kurzen Gesprächs, das Beide mit einander pflogen, sondern erst, als sie die Treppe hinaufging, hörte die Schmidt das klägliche Geschrei ihrer Dienstfrau.

Tinius hatte einige Tage früher schon die Dienstmagd Schmidt im Hause gesehen; er hatte sie erkannt und begrüßt, als die Magd, welche früher beim Magister H... gedient. Dieser selben Dienstmagd, die ihn kannte, begegnete er wieder beim Hinausgehen nach der Mordthat, und doch redete er sie, ungefähr wie vorhin, in der oben angegebenen Art an. Wäre es nicht an einem Mörder gewesen, sich tief zu verhüllen, daß ihn Niemand erkenne, und rasch fortzustürzen?

Noch aber ging er (aller Wahrscheinlichkeit nach, gleich nach der That) zum Mützenhändler Asmus und verweilte daselbst.

Im Besitz einer Menge Kleider, welche ihn unkenntlich gemacht hätten, sollte er die That in derjenigen Kleidung verübt haben, in welcher er in seinem Wirthshause gesehen worden?

Tinius blieb, am Tage der Mordthat, auch nachdem sie ihm zu Ohren gekommen, und nachdem die Schmidt schon den Verdacht auf einen bei H... einkehrenden Magister durch Nachfrage nach dem Namen desselben gewälzt, noch bis gegen 2 Uhr in Leipzig. Er setzte sich dadurch der Gefahr aus, daß die Magd jeden Augenblick wiederkommen und ihn sofort erkennen möchte.

Sein Vertrauter, Magister St..., hatte ihn noch

vor seiner Verhaftung von dem gegen ihn erwachsenen Verdacht unterrichtet, und doch war er weder entflohen, noch hatte er die Sachen, die ihn verdächtig machen konnten, vernichtet, oder so verborgen und entfernt, daß sie den Augen des Richters entgehen konnten.

Diese und noch andere Gründe könnten aber die That nur um deßhalb unwahrscheinlich machen, weil man Tinius nicht zutraut, daß er mit so wenig Vorsicht und Besonnenheit gehandelt haben sollte. Wenn diese Unwahrscheinlichkeit aber auch noch stärker wäre, so wird dadurch die Stärke der positiven Anzeigen nicht geschwächt. Daß es unwahrscheinlich ist, daß Tinius so gehandelt, schließt nicht die Möglichkeit aus, daß er so handelte. Nur das absolut Vernunftwidrige und Absurde kann einen Beweis umstoßen, der sonst formell richtig geführt ist. Aber auch der kaltblütigste, raffinirteste Böswicht bleibt ein Mensch und der Schwäche, die ihn verrathen kann, unterthan. Trotz aller bei seiner Vernehmung gezeigten Besonnenheit, verrieth er bei mehren Gelegenheiten Mangel an Vorsicht. Dies beweist sein Besuch beim Amtmann Hoffmann und dies beweisen mehre seiner aus dem Gefängniß geschriebenen Briefe, durch deren einen allein er auch den Verdacht der Schmid'schen Mordthat auf sich zog.

Wenn Tinius bei Begehung des Mordes an der alten Kunhardt eine besondere Frechheit an den Tag legte, so dachte er an die große, volkreiche Stadt, an den Nimbus, mit dem sein Stand ihn umgab. Auch hatte er die Erfahrung hinter sich, daß der Mord, am Kaufmann Schmidt verübt, am hellen Tage begangen, nicht herausgekommen war. Hätte er sich früher aus dem H...schen Hause entfernt, oder wäre er gar nicht dahin zurückgekehrt, alsdann hätte er fürchten müssen,

daß sofort der Verdacht ihn treffe. Uebrigens hielt er sich, von elf Uhr an, meist in seinem Zimmer auf, aß nur wenig und reiste früher als gewöhnlich ab, unter dem Vorgeben, daß er wegen der fremden Truppen früher nach Hause eilen müsse. Daß er zum Mützenhändler Asmus gegangen, um seine Mütze umzutauschen, spricht mehr gegen als für ihn. Aber allerdings bleibt es merkwürdig, daß er in Vorbedacht oder eingewiegt vom Gefühl seiner Unangreifbarkeit, Briefe, Hämmer und Kleidungsstücke unverändert bei sich behielt, und auch noch da, als ihm die zweite Warnung durch St... kam.

Hinsichts des Kunhardt'schen Mordanfalles fand der Richter erster Instanz, daß, wo die allerdringendsten Verdachtsgründe vorhanden wären, so viele Anzeigen zusammentrafen, miteinander übereinstimmten, durch den schlimmen Charakter des Verdächtigen unterstützt, durch Gegengründe nicht entkräftet und gehoben, und die Gewißheit der Thäterschaft nur in Folge beharrlichen Leugnens und des Mangels an vollständigen Beweismitteln nicht erlangt werden können, derjenige Grad von Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, welcher nach preußischen Gesetzen eine außerordentliche Strafe erfordere, die er aus den Strafbestimmungen über den Raubmord arbitrirte.

In Betreff des ältern Raubmordes, an dem Kaufmann Schmidt begangen, so lagen nur entfernte Anzeigen vor, wo der Zusammenhang zwischen Thäterschaft und Thäter äußerst locker war; der Richter konnte daher nur auf vorläufige Freisprechung erkennen.

Das dritte Verbrechen, die Unterschlagung von Kirchengeldern, das uns hier nicht näher interessirt und von dem es genügt, zu wissen, das es constatirt und

vollständig erwiesen worden, berechtigte die Zuerkennung der ordentlichen Strafe.

Das Erkenntniß erster Instanz, vom 12. Februar 1820 verurtheilte daher den Tinius: wegen des an der Witwe Kunhardt verübten Raubmordes außerordentlich zu achtzehnjähriger Zuchthausstrafe; wegen des Raubmordes an dem Kaufmann Schmidt erkannte es auf vorläufige Freisprechung; wegen Unterschlagung von Kirchengeldern aber auf zweijährige Zuchthausstrafe. Zusammen also wurde er auf zwanzigjährige Zuchthausstrafe und zum Verlust der Nationalcocarde verurtheilt.

Bei Arbitrirung dieses Strafmaßes kamen die Bestimmungen des preußischen Landrechts, wiewol das Verbrechen noch zur sächsischen Zeit begangen worden, zur Sprache, weil sie verhältnißmäßig die milderen waren.

Tinius appellirte. Das Urtel zweiter Instanz kam erst nach drei Jahren, am 23. Januar 1823, heraus. Neue Beweismittel waren nicht zur Sprache gekommen. Die Hypothese, welche der Verurtheilte aufzustellen sich nicht gescheut, daß die Kunhardt nicht an den Schlägen, sondern an der vorgenommenen Trepanation gestorben, ward als ganz unbegründet verworfen, aber das Urtel erster Instanz, in Rücksicht auf das vorgerückte Alter des Inquisiten und die lange Dauer seines Arrestes dahin abgeändert, daß die außerordentliche Strafe wegen des an der Kunhardt verübten Raubmordes von 18 Jahren auf 10 Jahre herabgesetzt ward.

Es verlautet, die Stimmen der erkennenden Richter in der zweiten Instanz seien getheilter gewesen, als in der ersten. Ja eine Stimme soll sich geltend gemacht haben, daß die Indicien nicht von dem Gewicht wären,

um über eine vorläufige Freisprechung hinaus zu gehen. Allerdings beruht die Beurtheilung auf einem unvollständigen künstlichen Beweise, der von der moralischen Ueberzeugung der Richter getragen wird; sollte aber ein Strafurtel mathematische Gewißheit erfodern, bei welchem auch die Möglichkeit des Gegentheils undenkbar ist, so würde man ein solches niemals abfassen können. Mit Recht sagt der Urtelsfasser: „Die Möglichkeit des Gegentheils wird durch keinen Erfahrungsbeweis, auch nicht durch den nicht künstlichen aufgehoben. Auch die directen Beweismittel, namentlich das Geständniß des Angeschuldigten, gewähren keine apodictische Gewißheit, weil die Erfahrung lehrt, wie häufig ein Unschuldiger aus Lebensüberdruß, oder einer andern Ursache, sich selbst eines Verbrechens angeklagt hat, noch weniger die Aussagen von zwei Zeugen, bei denen ein Irrthum in der Person, böser Wille, vorgefaßte Meinung, unwillkürlich falsche Darstellung so leicht zu besorgen sind; sondern alle Beweisarten ohne Unterschied beruhen am Ende auf Probabilitäten, denen das Gesetz einen höhern oder geringern Zwangsglauben beigelegt hat. Es ist also an sich kein Grund vorhanden, dem natürlichen Beweise Recht beizulegen, als dem künstlichen."

Aber wir bedauern, daß die Herstellung dieses künstlichen Beweises über die Thäterschaft die Aufmerksamkeit von dem ungleich wichtigern psychologischen Proceß über den Thäter selbst völlig abgelenkt zu haben scheint. Statt der Lösung eines Räthsels, statt eines Einblicks in die wunderbaren Irrgänge einer ursprünglich (so steht es in den Zeugnissen geschrieben) edlen Natur, die im Stillen, von Niemandem beobachtet, auf eine verbrecherische Bahn gerieth und bis zum äußersten Grade der

Gemüthsverhärtung und der brutalsten Ruchlosigkeit vorschritt, erhalten wir nur das dürre Gerippe aneinandergereihter Indicien, um die Thäterschaft festzustellen. So scharfsinnig und kunstvoll diese Zusammenstellung und deren äußerliche Entwickelung verfolgt ist, hätte es doch auch in des Richters Aufgabe gelegen, nachdem er moralisch von der Schuld des Angeklagten überzeugt war, sich angelegentlicher um das innere Leben desselben und dessen Entwickelungsgang zu bekümmern. Die beigebrachten Atteste der Vorgesetzten genügten dazu nicht. Freilich überschreitet es die Facultas menschlicher Gerichte, den Thäter bei jedem Verbrechen psychologisch bis auf den Keim des ersten bösen Gedankens zu verfolgen, und die Gerichte haben andere Aufgaben, als Biographien der Verbrecher zu schreiben. Aber in diesem außerordentlichen Falle, der ähnlich in Deutschland noch nicht vorkam, der die allgemeinste Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, wäre eine solche außergewöhnliche Untersuchung zu rechtfertigen gewesen; sie konnte gefordert werden. Käme der Fall heute vor, so würde auch gewiß jedes deutsche Gericht sich dieser schwierigen Aufgabe willig unterziehen. Die damaligen unruhigen Zeiten, der Umschwung, welcher Deutschland und Europa eine andere Gestalt gab, ließen vielleicht die Thäterschaft bei zwei Mordfällen, wo der Völkerkrieg so viele Leichen, und gerade um Leipzigs Felder, ausſäte, mit minder bewegtem Gemüthe betrachten. Wo um den Wahn der Herrschsucht, um das Gefühl der Freiheit und Nationalität Hunderttausende bluteten, mochte da nicht der Todtschlag zweier Menschen, um dem Wahn eines Bibliomanen zu genügen, an der Wichtigkeit verlieren, die jeder Criminalproceß in minder bewegten Zeiten hat?

Um seiner Bücherwuth zu fröhnen, ward Tinius ein

Raubmörder. Dies ist die allgemeine Annahme: auch die Gerichte neigten sich zu derselben. Er erschien dem Publicum als ein anderer Eugen Aram (dessen That und Irrsinn freilich zur Zeit der vorliegenden Mordfälle in Deutschland noch nicht bekannt war); eine Monomanie hatte das Gemüth eines sonst ehrenwerthen Mannes zerstört, und im unersättlichen Durst nach dem Besitz von Büchern ward er ein Verbrecher, ein Mörder. Solche dämonische Einflüsse sind nicht unerhört; der Glaube daran war durch die politische und romantische Aufregung jener Zeit besonders genährt. Es war also ein plötzlicher Uebergang vom Guten zum Bösen; die übermächtige Leidenschaft, dunkle Mächte rissen ihn hin, und er fiel. Seltsam, daß in den Acten, ja in Allem, was uns von Tinius bekannt geworden, nichts vorkommt, was dieser Vermuthung nur einigermaßen Nahrung gibt. Wer, wie jener Eugen Aram (nämlich wie ihn das Publicum sich vorstellt), ursprünglich edel und gut, den Dämonen zum Opfer fiel, in Folge einer raschen That von der Unschuld und dem Seelenfrieden durch eine unübersteigliche Kluft getrennt, trägt den Stempel der Unruhe und des Unfriedens an der Stirn. Er verfällt in Trübsinn und Schwermuth; die Reue manifestirt sich in aufflackernden Blitzen düsterer Verzweiflung, in wildem Hohn, in Wehmuth, Menschenhaß und Bitterkeit. Von alle Dem hier keine Spur. Die Reue hat den Verbrecher nach den uns überkommenen Anzeigen auch nicht ein einziges Mal heimgesucht. Wo sie im Innern zehrt, wo sie den ganzen Menschen erschüttert, da wird auch der Verbrecher in einer zehnjährigen Untersuchung doch einmal einem scharfblickenden Richter etwas davon verrathen.

Tinius erscheint von Anbeginn als ein entschlossener,

in ſich fertiger Charakter. Daß ein Zeuge ihn einmal zittern, ihn blaß geſehen, war eine vorübergehende Regung des Grauens oder der Furcht, welche auch den verhärtetſten Verbrecher in Augenblicken beſchleicht; in ſeinem übrigen Thun und Treiben iſt er ruhig und überlegt. Er denkt weit zurück und vorwärts zugleich, und ſeine Berechnungen werden durch keine warmblütigen Aufwallungen der Phantaſie geſtört. Seine Blicke ſind überall, wo mit Anſtrengung ein verbrecheriſcher Gewinn zu machen iſt. Ihn lockt nicht die Gelegenheit, welche ſich unerwartet ihm darbietet; er ſucht ſie vielmehr mit der größten Beſonnenheit auf, legt ſich Perſonen und Gegenſtände zurecht und geht ſyſtematiſch in ſeinem Mordgeſchäft zu Werke. Daß es ein ſolches bei ihm geworden, beweiſen die Präparatſchaften, die ſimulirten Briefe, die Mordwerkzeuge. Ein Mann von gelehrter Bildung, von großen Kenntniſſen, von ſcharfem Verſtande, nicht mehr im Jugendalter, ein Mann aus einem Stande, der, wenn kein heiliges Leben, doch weit mehr Rückſichten als jeder andere auf einen unbeſcholtenen Wandel fodert, im Rufe eines ausgezeichneten Kanzelredners, in deſſen Kirche die Bauern ſtrömen, um ſeine eindringlichen Predigten zu hören, ein ſolcher Mann hat in den vielen Rückſichten ſelbſt eine Schutzwehr gegen dämoniſche Impulſe, wenn der Keim des Böſen nicht in ihm aufwuchs und mit ſeinem äußern Scheinleben zugleich ſtill und verborgen ſich entfaltete.

Auf dieſe letztere Annahme ſind wir durch Alles, was zwiſchen dem Thatſächlichen der Acten pſychologiſch vorblickt, hingewieſen. Schon bei der erſten That ſteht er fertig da. Sie iſt die erſte, die ans Licht kam, möglich auch die erſte, welche ihm glückte, ſie wird nicht die erſte geweſen ſein, die er verſuchte. Er dringt, mit

welcher Keckheit! am hellen Tage, in einer der besuchtesten Straßen Leipzigs in die Geschäftsstube eines Kaufmanns. Daß die Haushälterin ihn hineinführt, daß sie möglicherweise in der Nähe bei dem alten Mann geblieben sein kann, hindert und stört ihn nicht. Er fragt unter falschem Vorgeben, mit der ruhigsten Haltung ihn aus, läßt sich Papiere zeigen, spricht von gleichgültigen Dingen, bis der Augenblick gekommen, wo ein sicherer Schlag das arglose Opfer niederstreckt. In dem nächsten Augenblick hat er die Kasse erbrochen, hat sich der werthvollen Papiere bemächtigt und ist, ohne von Jemandem bemerkt zu werden, zur Thür und zum Hause hinaus. Noch in derselben Stunde steht er in dem ersten Wechselcomtoir Leipzigs, ohne Anzeigen von Furcht, Verwirrung, Zerstreutheit und verkauft mit der Ruhe und Gewandtheit eines geübten Geschäftsmannes die geraubten Papiere; ja spielt die feine Komödie, daß er noch einmal zurückkommt, um sich die ihm gleichgültige Note über den Verkauf geben zu lassen. So besonnen, so kunstfertig handelt kein Anfänger; so keiner, den eine dämonische Macht plötzlich unwiderstehlich zum Verbrechen hingerissen hat.

Wir finden in seiner Wohnung eine ganze Registratur von Briefen mit falschen Adressen und Unterschriften. Er erkundigt sich nach den Verhältnissen vermögender Personen. Was hat ein Landgeistlicher mit solchen Geldangelegenheiten zu thun, auch wenn seine Angaben über den Hergang dabei die richtigen wären? Alles deutet darauf, daß er mit Luchsaugen sich ungescheut Nachrichten aus den Zeitungen zusammengetragen hat, wo reiche Personen sind, wo bedeutende Erbschaften liegen. Sind es etwa Besitzer kostbarer Büchersammlungen, seltener Bibliotheksschätze? Nein, es sind Personen,

mit denen er vermöge seiner gelehrten Bildung in keinerlei Art Verkehr stehen konnte, alte Kaufleute, Handwerker, Amtleute, besonders alte Witwen und Jungfrauen, die für sich leben, die leicht empfänglich sind für den Schreck, die vor einer Drohung zusammenfahren, wo ein Raubeinbruch nicht schwierig scheint, und Alle — begütert. Aus der reichen Sammlung wählt er, wo er am sichersten zu Werke gehen kann. Deutet dies auf eine Manie, auf eine rasche Aufwallung der Leidenschaft, oder auf kaltblütig reiflich überlegte Plane zum Verbrechen, die lange vor der Ausführung fertig waren?

Entwirft sich unsere Phantasie ein Bild von dem bläßlichen Manne, mit den schlichten schwarzen Haaren, herabgekämmt nach beiden Seiten, wie er in seinen blauen Mantel eingehüllt, den Mordhammer in der Tasche, umherschleicht und die Gelegenheit auskundschaftet, dort in der Winternacht beim Amtmann in Subl, hier um Mitternacht bei seiner Schwiegermutter in Zelle, und da in Leipzig bei hellem Tage im Hause der alten Mamsell Junius; malt man sich seine umherspähenden unheimlichen Blicke; denkt man dazu, wie er die Tabacksdose hervorholt und, mit betäubendem Pulver angefüllt, seinen Opfern präsentirt, so mag uns allerdings der Gedanke an etwas Dämonisches beschleichen. Aber wenn wir ihn wieder aus dem Gefängniß heraus mit der ruhigsten Besonnenheit Defensionalzeugen anwerben, instruiren und bezahlen sehen, so hartnäckig und so kleinlich im Leugnen, dann macht dieser Eindruck der Ueberzeugung Platz, daß wir es mit einem durchgebildeten Verbrecher zu thun haben.

Wann, wo fingen seine Studien an? Was in der zehnjährigen Untersuchung nicht ermittelt worden, wie

sollte man Hoffnung gewinnen, daß es noch jetzt entdeckt würde, wenn nicht etwa den Greis eine späte Reue mächtig ergriffen hätte und er am Rande des Grabes selbst ein Geständniß freiwillig abgäbe. Zu erwarten ist es nicht. In seinem Gefängniß, ja noch nachher, hat er die Rolle des Unschuldigen mit merkwürdiger Consequenz fortgeführt. Daß ihn in seinem Unglück der religiöse Trost aufrecht erhalten, wird bestritten, ja man spricht vom Gegentheil. Was erhielt ihn denn aufrecht? Das Gefühl seiner Unschuld oder die eiserne Stirn, die er den Gefühlen und den Stürmen des Geschicks entgegensetzte? Das spricht von keiner Manie, die wie jedes irre Feuer endlich sich selbst erschöpft, es spricht von einer Verhärtung des Gemüthes, die schon in der Jugend begonnen haben muß. Er war von dürftigen Aeltern, er erhielt und bildete sich durch die Wohlthaten guter Menschen. Ob da schon der Keim eines Ingrimms und des Neides gegen die Glücklichern und Reichern, die es ihn empfinden ließen, daß er von ihnen Almosen empfing, in ihm Wurzel faßte? Dann war sein äußeres Leben ein fortgesetztes Studium, diesen mächtigen Hebel seines innern Lebens zu verbergen.

Auf dem Zuchthause wurde Tinius, seinen Kenntnissen entsprechend, mit Schreibarbeiten beschäftigt. Seine frühere Gemeinde zu Poserna, welcher, nach seiner Entlassung, die Verpflegung des begreiflicherweise ganz Verarmten oblag, scheute sich, ihn wieder in ihre Mitte aufzunehmen und hatte ihm, wie verlautet, auswärts auf ihre Kosten ein Domicil verschafft.

Folgende merkwürdige Stelle aus seiner früher geschriebenen Autobiographie möge hier noch einen Platz finden.

„Daß es von Lebendigen keine Geschichte gibt, ist genug zu meiner Entschuldigung, wenn ich weder die Personen, noch die Beweggründe und nähern Verhältnisse noch zur Zeit öffentlich berühre. Die Nachwelt nach meinem Tode soll die Gemälde sehen, die ich jetzt male, aber noch nicht aufstelle. Die Farben werden gewiß lebhaft bleiben, und die Zeichnungen richtig sein. An mir werden jetzt schon vieler Menschen Gedanken offenbar und fällen über sie selbst das Urtheil durch Worte und That. Und wie lange wird es noch sein, so werden wir vor einem höhern Richter stehen, der Alles, was im Finstern verborgen ist, wird an das Licht bringen, und den Rath der Herzen offenbaren. Unterdessen harre ich geduldig meiner Rechtfertigung entgegen und bin durch die fortwährende Gewöhnung an Verleumdungen und Neckereien fast ganz fühllos dagegen worden, wenn ich besonders wahrnehme, daß meine Ehre durch den Druck immer fester, und die Schande der Bösen immer größer wird. Um Wohlthat willen leiden, erweckt in der That Gnade bei Gott und Menschen. Ich werde die Wahrheit Jesu Christi, die ich erkannt habe, als ein Streiter für meinen Herrn vertheidigen bis an meinen Tod, und an jene Verheißung des scheidenden Greises denken: „So wird Gott der Herr für dich streiten."

Eugen Aram.

1745—1759.

In der Stadt Knaresborough lebte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Schuhmacher, der erst durch seinen Tod, oder die Ereignisse, welche demselben folgten, bekannt wurde und viel von sich reden machte; obwol man denken sollen, daß gerade die Handlungsweise, derenwillen das Gerede entstand, und die Verbindungen, welche zu Tage kamen, auf einen Charakter deuteten, der, namentlich in einer kleinen Stadt, seinen Nachbarn nicht so ganz hätte unbekannt bleiben dürfen.

Daniel Clark war ein Schwindler, der gern für reich gelten wollte, dazu unerlaubte Mittel anwandte, und den Schein benutzte, um sich wirklich auf verbrecherische Weise zu bereichern. Er hatte eine Frau vor Kurzem von auswärts geheirathet und wünschte, daß sie in der Stadt als eine Erbin gelte, welche ihm ein hübsches Vermögen mitgebracht hätte. Zu diesem Zwecke war es seine Absicht, von verschiedenen Freunden und Bekannten werthvolles Geschirr zu leihen, welches er in der Wirthschaft als Eingebrachtes ausstellen wollte. Seine

eigentliche Abſicht aber war, die Eigenthümer um dieſe Gegenſtände zu betrügen. Man erfährt nicht, weshalb es zu dieſer ſehr einfachen Operation eines Bündniſſes mit zwei andern Männern bedurfte, inſofern die andere Annahme nur auf einer Vermuthung beruht, daß dieſe andern Männer die eigentlichen Urheber des Anſchlags waren, und er nur der von ihnen Inducirte. Er ſchloß dieſe ſonderbare Alliance mit Eugen Aram und Richard Houſeman. Dieſer war ein Flachsſpinner, Jener tritt ſpäter als Schullehrer auf, was er vielleicht auch ſchon damals war, und als ein Mann, der, mit einer gewiſſen Bildung, wenigſtens ſpäter, den ernſthaften gelehrten Studien oblag.

Die Compagnieſchaft machte gute Geſchäfte. Von allen Seiten her wurden hübſche und koſtbare Geräthſchaften zur Ausſchmückung des Hauſes dargeliehen: Leinenzeug und Wollenwaare, ſilberne Kannen und Becher, Milchgeſchirre, ein Ring mit Emaille und zwei Brillanten, ein anderer mit drei Roſen-Diamanten, ein dritter mit einem Amethyſt, ſechs einfache goldene Ringe, acht Uhren, zwei Schnupftabacksdoſen und andere Gegenſtände; alle von den verſchiedenſten Perſonen.

Sobald dieſe Sachen zuſammen waren, ſcheint die Verbrüderung auch die Theilung beſchloſſen zu haben. Sie ſollte in Eugen Aram's Hauſe ſtattfinden. Dies hatte man ſpäter in Erfahrung gebracht; jedoch nichts über die Art und Weiſe, wann ſie erfolgte. Aber bald nach der Zeit, wo ſie ſtattgefunden haben mußte, war Daniel Clark verſchwunden.

Der Schuhmacher Daniel Clark war kein vermögender Mann, er hatte keine reiche Heirath geſchloſſen, ſeine Frau hatte ihm nichts Koſtbares mitgebracht und er hatte ſich die eben genannten Gegenſtände in betrüge-

rischer Absicht zu verschaffen gewußt. Dies mußte bald zu Tage kommen. Aber eben so nahe lag die Vermuthung, daß er sich mit dem geliehenen Gute in Nacht und Nebel davongemacht habe.

Zugleich aber entstand indeß der Verdacht, daß auch Eugen Aram und Houseman wissentlich und in eigennütziger Absicht an diesem Betruge Theil genommen. Man stellte Nachsuchungen an. Bei Houseman wurden wenige der Sachen, andere beim Nachgraben in Aram's Garten gefunden. Da aber von dem Silbergeschirr nichts zu Tage kam, so nahm man an, daß Clark sich damit aus dem Staube gemacht habe.

Diese Entdeckung und Clark's Verschwinden fallen in den Februar des Jahres 1745. Gegen Houseman und Aram scheint damals keine Untersuchung wegen betrügerischer Aneignung fremden Gutes eröffnet worden zu sein; doch entfernte sich Eugen Aram einige Zeit nachher aus Knaresborough, um anderwärts sein Unterkommen zu suchen, und die Sache ruhte, der Vergessenheit übergeben, durch 13 Jahre.

Im Juni des Jahres 1758 verbreiteten sich seltsame Gerüchte. Man sprach davon, daß der Schuhmacher Clark nicht, wie man vermeint, in die andere Welt über das Meer mit seinem Raube gegangen, sondern daß er durch mörderische Hände in die andere Welt gesandt worden, aus der Keiner zurückkehrt. Diese Gerüchte gingen von Eugen Aram's Weibe aus. Sie war ihm nicht nach der Grafschaft Norfolk nachgefolgt, sondern in Knaresborough zurückgeblieben. Schon seit er fort war, hatte sie gegen vertraute Freundinnen im Geheim die Meinung geäußert, Clark dürfte wol ermordet sein und ihr Gatte und Houseman möchten wol mehr um die Sache wissen, als ihnen lieb wäre. Aram war inzwischen in Lynn

in Norfolkſhire als Schullehrer angeſtellt. Er hörte von den Reden ſeines Weibes, und ſagte im Zorn zu Houſeman: er wolle ſie erſchießen und damit aus dem Wege räumen.

Dieſe Aeußerung kam zu Ohren der richterlichen Behörde, und auf noch andere dringende Anzeigen wurde Houſeman, der beim Morde, wenn einer vorgefallen war, nahe betheiligt erſchien, verhaftet. Zu dieſen Anzeigen gehörte beſonders eine. Im Sommer des Jahres 1759 war Houſeman mit andern Arbeitsleuten bei Ausbeſſerung einer Chauſſée beſchäftigt. Während ſie nach Grant an der Seite des Weges gruben, ſtießen ſie auf das Skelet eines Menſchen. Allgemein hatte man von Daniel Clark's Ermordung geſprochen, und die Mehrzahl der Arbeiter entſchied ſich ſogleich dafür, das müſſe Clark's Leichnam ſein. Houſeman, durch ein unwillkürliches Gefühl zu einer Aeußerung getrieben, welche das lange Geheimniß ans Licht bringen ſollte, trat an die Gebeine und nahm einen Knochen mit höhniſcher Miene in die Hand, indem er ſagte: „Das iſt ſo wenig Daniel Clark's Bein als es meines iſt.“ Scharf befragt, woher er denn das wiſſe, antwortete er raſch: „Weil der Leichnam in der St. Robert'shöhle liegt.“ Er konnte nun nicht mehr ausweichen, er mußte mehr bekennen, und beſchrieb, wo man den Leichnam finden werde, unter der Erde, den Kopf nach einer beſtimmten Seite zu gerichtet. Auch vor Gericht legte er darauf, nach einigen ausweichenden Antworten, ein Bekenntniß ab, welches, wenn nicht die volle, doch einen guten Theil Wahrheit enthielt: daß Clark ermordet worden, daß er von Aram ermordet worden, und daß ſein Leichnam in der St. Robert'shöhle bei Knaresborough verſcharrt liege.

Diese erste Auslage, welche er unterzeichnete, lautete folgendermaßen:

Eugen Aram, damals in Knaresborough, hat den Schuhmacher Daniel Clark ermordet. Es war, so viel Zeuge sich entsinne, am 8. Februar 1745. Am frühen Morgen dieses Tages waren Clark, er und Eugen Aram in dem Hause des Letztern. Er selbst ging etwas früher hinaus. Als er auf der Straße war, kamen auch die beiden Andern und riefen ihm nach, er möge doch warten, sie wollten miteinander eines Weges gehen. Nun ging er mit ihnen zur Stadt hinaus in das felsige Flußthal, bis sie an die Stelle gekommen, welche Sanct Robert'shöhle genannt wird, nahe an der Grimble-Brücke. Hier blieben Aram und Clark stehen. Er sah darauf, wie Aram den Clark mehre Male schlug, über den Kopf und über die Brust. Darauf sah er den Letztern niederfallen wie todt. Ob Aram sich dabei einer Waffe, oder eines Stockes bedient, oder nur mit der Faust losgeschlagen habe, konnte er nicht sagen. Auch wußte er nicht, was Aram nachmals mit dem Leichnam vorgenommen, er glaubte aber, er habe ihn vorn in der Höhle liegen gelassen; denn als er Aram so wüthend losschlagen sah, ward ihm bange, daß es ihm eben so gehen könne, wie Clark. Deshalb machte er schnell Kehrt und eilte, daß er wieder über die Brücke käme. Ans andere Ende derselben gelangt, wandte er sich nochmals um, und sah jetzt, wie Aram aus der Höhle kam, die in einem abgesondert stehenden Felsen dicht am Flusse ist. Er sah wohl, daß er ein Bündel in der Hand hielt, Näheres konnte er aber nicht erkennen. Er gab sich deshalb auch keine Mühe, sondern eilte, was er konnte, die Stadt zu erreichen, ohne sich noch mit Aram auf dem Wege zu treffen. Erst am folgenden Tage sah er

ihn wieder, hatte aber — ſagte Houſeman in dieſem Verhöre — nie mehr mit ihm bis auf dieſen Tag ein Geſpräch unter vier Augen gehabt. Später räumte Houſeman auch ein, was er außergerichtlich ſchon eingeſtanden, aber mit ſeiner eben berichteten Geſchichtserzählung wenig ſtimmt, daß Clark's Leiche in der St. Robert'shöhle verſcharrt worden, und er ſei ſicher, ſie liege noch dort; aber er wünſchte, man möchte ſie da laſſen, bis Aram ſelbſt ergriffen und in feſten Gewahrſam gebracht ſei.

Dieſe Ausſage, ſo mangelhaft ſie nach unſern Anſichten iſt, reichte doch einſtweilen zu dem Zwecke aus, um deſſenwillen man ſie foderte. Eugen Aram hatte in einer einſamen Gegend nach einem Menſchen geſchlagen, der darauf für todt niedergefallen war. Der Geſchlagene war bald nachher für das Publicum verſchwunden und der Angeber ſagte aus, daß er in einer Höhle verſcharrt worden. Eugen Aram's in Knaresborough zurückgelaſſene Frau beſtätigte durch ihre Reden, ſoweit ſie davon Kenntniß haben konnte, Houſeman's Ausſage. Dies genügte, um zur Verhaftnahme Aram's zu ſchreiten. Mehr ward nicht von Houſeman gefodert und eine mehr motivirte Angabe konnte nicht in ſeinem Intereſſe liegen; denn nach engliſchem Gerichtsbrauch hatte man ihn, wiewol von ſeiner Mitſchuld überzeugt, zum Kronzeugen oder Königszeugen ernannt, welches gegen die Verpflichtung, vor Gericht wider ſeine Mitſchuldigen Zeugniß abzulegen, dem Zeugen ſelbſt für ſeinen Antheil am Verbrechen Straſloſigkeit gewährt. Aber als ſolcher zugelaſſener Königszeuge hatte Houſeman nicht die Verpflichtung, ſich ſelbſt in ein ſchlimmeres Licht zu ſtellen, als gerade nöthig war, um den Andern als ſchuldig darzuſtellen, und die Klugheit gebot ihm, bei dem Nothwen-

dasten stehen zu bleiben, weil, wenn er seiner Zunge freien Lauf ließ, ein Nebengeständniß herauskommen konnte und er Gefahr lief, in einen neuen Proceß verwickelt zu werden, da der Pardon nur buchstäblich für das eine Verbrechen gewährt wird, und man bei den Richtern, welche sich dieses traurigen Mittels bedienen, um den einen oder mehre Verbrecher zu überführen, keine Geneigtheit voraussetzen darf, ihre Gunst einem Schurken zuzuwenden, dessen sie sich nur als unvermeidliches Instrument bedienen, um das Verbrechen und die in ihren Augen schlimmsten Urheber oder Theilnehmer ans Licht zu bringen.

Eugen Aram ward in der Schule zu Lynn verhaftet. Nach einigen Ausflüchten machte er ein Geständniß, welches nicht weniger lückenhaft ist, als das seines Angebers, und wie jenes ihn, nun diesen vorzugsweise zu beschuldigen sich bemüht. Der Kampf zwischen dem Angeschuldigten und dem Königszeugen, sich gegenseitig zu verdächtigen und die Hauptschuld des Verbrechens auf die Schultern des Andern zu schieben, liegt in der Natur der Sache.

Eugen Aram räumte ein, in der Nacht vom 7. Februar 1745 in seinem Hause gewesen zu sein, als Richard Houseman und Daniel Clark mit Silbergeschirr zu ihm kamen. Sie gingen wieder fort und kamen Beide abermals mit anderm Silbergeschirr in Händen zurück. Ihm war es nicht unbekannt, daß Clark seine Nachbarn um diese Gegenstände betrügen wollte. Wie er sich bestimmt entsann, war Houseman aber ganz besonders und mit allen seinen Kräften geschäftig, dem Clark hierin beizustehen. Houseman hatte in seiner Angabe gesagt, er sei in jener Nacht bei Aram gewesen, um irgend eine Note oder ein Document zu unterzeichnen,

dies wäre aber nicht ſo, er wiſſe ganz zuverläſſig, daß Houſeman nur da war, um dem Clark beim Silbergeſchirr zu helfen.

Aber noch ein Vierter war bei dieſem Geſchäft bethätigt, wie Aram ausſagte, ein Bierſchenker Henry Tarry, der damals in Knaresborough lebte. Er war bei dem Betruge ſo eifrig, wie nur Houſeman oder Clark zur Hand; in dieſer Nacht befand er ſich indeß nicht mit in Aram's Hauſe. Weil es gerade ein Markttag war, hätte ſeine Abweſenheit in ſeiner Schenke bei den Gäſten Argwohn erregen können. Dennoch ſtahl ſich auch Tarry ein Mal in dieſer Nacht in Aram's Haus und brachte auf Clark's Rechnung zwei ſilberne Becher, die auf dem angegebenen Wege verſchafft waren. Houſeman hatte geſagt, daß Clark von ihm 20 Pf. Sterl. geborgt. Aram leugnete dies; Clark habe von Houſeman nie mehr als neun Pf. Sterl. geborgt gehabt und ihm dieſelben noch vor jener Nacht wiedergegeben.

Clark's geſammtes Leder, zu einem beträchtlichen Werthe, lag, nach Aram's Angabe, damals in Houſeman's Hauſe unter deſſen Flachs verborgen. Es ſollte heimlich, Stück für Stück, losgeſchlagen werden, vermuthlich in der Abſicht, Alles zum Davongehen Clark's vorzubereiten. Houſeman aber that Alles, um in den Augen des Publicums aus dem gefährlichen Spiele zu bleiben.

Aram widerſpricht ſich aber ſchon in dieſer erſten Ausſage mehrmals, wenn er zuerſt ausſagt, daß Henry Tarry in der Nacht ſich nicht in ſeinem, Aram's, Hauſe befunden, dann doch einräumt, er habe ſich einmal mit zwei ſilbernen Bechern zu ihm geſchlichen, und endlich ſagt, daß Tarry beim Einpacken der Sachen ſehr thätig geweſen. Während nämlich Clark und Houſeman

die Uhren, Ringe und andern kleinern Pretiosen in einen Beutel zusammengesteckt, habe Tarry alles größere Silberzeug in einen Sack gestopft. Hierauf gingen sie alle miteinander, auch Eugen Aram, in das Flußthal bis nach der einsamen Sanct Robert'shöhle, wo sie sich an das Werk machten, das Silberzeug platt zu schlagen.

Bei dieser Arbeit überraschte sie der Morgen. Es war etwa 4 Uhr am 8. Februar 1745, als man sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, um keinen Argwohn zu erregen, wieder auseinander und nach Hause zu gehen. Für Clark aber schien es nicht gerathen, daß er schon jetzt bei Tages Anbruch „sich auf den Weg mache, um irgend ein Ziel zu erreichen". Es erscheint also, nach dieser undeutlichen Aussage, daß es im Plan, oder in Clark's Absicht gelegen, schon an diesem Tage auf und davon zu gehen. Man kam überein, er solle bis zur folgenden Nacht in der Höhle bleiben. Er mußte für den Tag Lebensmittel haben und auch hierzu fand sich Rath. Henry Tarry sollte sie ihm bringen. Da er in der Stadt als Jäger bekannt war, konnte derselbe unter dem Vorwande zum Schießen auszugehen, leicht in diese verlassene Gegend streifen. So blieb Clark, nach Aram's Aussage, den ganzen Tag über in der Höhle. In der darauf folgenden Nacht gingen Houseman, Tarry und er schon bei guter Zeit hinaus, um Clark mehr Zeit zu seinem Entweichen zu verschaffen.

Als sie vor dem Felsen angekommen waren, gingen nur Richard Houseman und Henry Tarry hinein. Er aber, Eugen Aram, blieb, nach seiner Aussage, in einiger Entfernung von dem Eingange stehen, um Wache zu halten, für den Fall, daß Jemand vorübergehe.

Draußen blieb es still. Aus der Höhle aber hörte

er viel Geräusch. Er glaubte, sie schlügen das Silber platt. Nachdem er ungefähr eine Stunde müßig verweilt, kamen Houseman und Tarry aus der Höhle, aber ohne Clark. Sie sagten ihm, der habe sich schon in der Stille auf und davon gemacht. Beide trugen aber einen Sack. Er nahm ihn in die Hand und sah, daß darin Silbergeschirr war.

Warum hat denn Daniel das Silber nicht mit sich genommen? fragte Aram. Beide entgegneten, sie hätten es zusammen ihm abgekauft; ebendesgleichen auch die Uhren, und sie hätten es ihm Alles richtig bezahlt. Clark habe eingesehen, daß es leichter für ihn sei, mit baarem Gelde in die Welt zu gehen, als mit dem schweren Pack, welches ihn so leicht verrathen könne.

Darauf gingen alle Drei nach der Stadt zurück und in Houseman's Waarenlager. Hier versteckten sie die Uhren und das geringere Silberzeug. Tarry nahm das größere Geschirr mit sich. Späterhin vertraute derselbe Aram, daß er es in Haw-hill versteckt habe. Noch später sei er damit nach Schottland gereist und habe es dort veräußert. Von Clark wollte Aram weiter nichts wissen, weder ob er ermordet worden, noch wohin er gekommen sei. Er versicherte, nichts weiter von ihm gehört zu haben, als daß die Beiden, beim Austritt aus der Höhle, zu ihm gesagt hätten: er wäre schon fort.

So lautete Eugen Aram's erste Aussage, die er, nachdem sie zu Protokoll genommen war, unterzeichnete. Er und Houseman wurden in das Castell von York gesetzt, und auch Henry Tarry, welcher nach Aram's Erklärung sehr verdächtig erschien, verhaftet. Der Proceß zog sich einige Zeit hin, da die Zeugen von weit her geholt werden mußten, und begann erst im August 1759.

Richard Houseman's Aussage vor den Geschworenen lautete folgendermaßen:

In der Nacht vom 7. auf den 8. Februar 1745 kam er, es mochte um 11 Uhr sein, in Aram's Haus. Etwa zwei Stunden oder noch mehr Zeit verstrich darüber, daß sie von Haus zu Haus gingen und die verschiedenen Sachen zusammentrugen, auch Berechnungen machten und Scheine sich gegenseitig unterschrieben. Dann schlug Aram vor, zuerst gegen Clark, dann gegen ihn, Houseman, sie wollten mit einander vors Thor gehen. Dies geschah, sie nahmen ihre Richtung nach der Gegend, wo St. Robertshöhle liegt. Aram und Clark, stiegen über die Hecke, Houseman folgte ihnen. Als Jene etwa zehn bis zwanzig Schritte von dem Höhleneingange entfernt waren, sah er, daß sie handgemein wurden. Aram schlug zu mehren Malen heftig auf Clark los. Clark stürzte in Folge dieser Schläge nieder, und er, der Zeuge, sah ihn nicht mehr aufstehen. Er bemerkte aber kein Mord- oder anderes Instrument in Aram's Händen, und so viel ihm bekannt, besaß derselbe auch kein solches. Augenblicklich, und ohne sonst etwas abzuwarten, machte er, Houseman, Kehrt und ging nach der Stadt zurück. Am folgenden Morgen aber besuchte er Aram in seinem Hause und fragte ihn, was er denn mit Clark in der vergangenen Nacht vorgehabt und wo der geblieben sei? Aram antwortete nichts darauf, drohte ihm aber, wenn er nur ein Wort davon fallen lasse, daß er ihn in letzter Nacht mit Clark zusammen gesehen habe. Ja er sollte es schwer büßen, wenn durch ihn etwas verlaute; entweder er selbst oder ein Dritter werde es ihm vergelten.

Es wurden nun mehre Zeugen vernommen, welche meistens aber nur über Nebenumstände bekundeten. Ein

ehemaliger Diener Clark's bestätigte, daß sein Herr, kurz vor seinem Verschwinden, fortgereist sei, um die Mitgift seiner Frau zu holen. Nach seiner Rückkunft sei er in Aram's Haus gekommen, und habe auf dessen Frage: wie es ihm gehe? erwidert: „Ich habe endlich mit Mühe und Noth meiner Frauen Vermögen gekriegt. Da ist's in meiner Tasche." Aram habe hierauf in Houseman's Gegenwart zu Clark gesagt: „So laßt uns die Treppe hinaufgehen," worauf alle Drei dies gethan hätten.

Ein Master Backwith sagte aus: Bei der Nachsuchung in Aram's Garten vor 14 Jahren habe man unter den dort ausgegrabenen Sachen auch ein Stück Cambry gefunden, welches er selbst einige Zeit vorher an Clark verkauft hatte. Thomas Bernet sah um 1 Uhr Morgens am 8. Februar Jemanden im weißen Mantel aus Aram's Hause kommen. Die Kappe trug er über den Kopf und schien ihm ausweichen zu wollen. Aber er trat ihm näher und erkannte in ihm Richard Houseman, und wünschte ihm, um ihn zu necken, eine gute Nacht oder einen guten Morgen.

Der Constabler John Barker berichtete über die Verhaftnahme Aram's zu Lynn: Während er vor der Thüre gewartet, sei die Magistratsperson, Sir John Turner, in die Stube eingetreten, wo Aram war. Sir John fragte ihn: ob er in Knaresborough bekannt sei? Aram erwiederte: Nein. Weiter befragt: ob er Einen, Namens Daniel Clark, dort gekannt, leugnete er auch dies. Er habe nie einen Mann des Namens gekannt. Der Constabler war darauf in die Schulstube getreten und hatte Aram angeredet: Wie geht es Ihnen, Master Aram? worauf Aram ihn verwundert angeblickt: „Wie es mir geht? Ich kenne Sie ja nicht." — „Wie!" rief der Con-

ſtabler, „mich nicht kennen? Entſinnen Sie ſich denn gar nicht, daß Daniel Clark und Sie immer einen Dorn auf mich hatten damals in Knaresborough?“ — Aram beſann ſich darauf und räumte nun ein, daß er früher in Knaresborough gewohnt. Nun erinnerte ihn der Zeuge auch an die St. Robert'shöhle und fragte ihn, ob er ſie noch kenne? Aram erwiderte: „Gewiß!“ worauf der Conſtabler einfiel: „Sagen Sie lieber leider!“

Aram hatte auf dem Transport nach York ſich nach ſeinen alten Nachbarn erkundigt und gefragt: was ſie wol von ihm ſagten? Der Conſtabler erwiderte, ſie wären eben nicht gut auf ihn zu ſprechen, vielmehr recht bitterböſ von wegen der Verluſte, die er ihnen bereitet. Aram fragte, ob ſich das mit den guten Leuten nicht ausgleichen laſſe? Der Conſtabler ſagte: er glaube, Aram könne wol noch mit heiler Haut davon kommen, wenn er ihnen Alles zurückerſtatte, was ſie eingebüßt hätten. Aram ſchüttelte den Kopf, das ſei unmöglich, doch finde ſich vielleicht eine angemeſſene Entſchädigung für ſie.

Eugen Aram konnte gegen dieſe Ausſage auf Anfrage des Richters nichts einwenden, als daß dieſer Auftritt zwiſchen ihm und dem Conſtabler nicht in der Schulſtube, ſondern in einem daranſtoßenden Zimmer ſtattgefunden habe.

Ein Leichnam, oder vielmehr ein Gerippe, war in der St. Robert'shöhle aufgefunden worden. Der für unſer Criminalverfahren wichtigſte Theil der Unterſuchung, die Feſtſtellung des Thatbeſtandes des Verbrechens, ſcheint nach den wenigen aufbewahrten Acten dieſes berühmten Proceſſes nicht mit der Wichtigkeit behandelt, welche wir ihm beilegen. Es iſt kurz angedeutet, daß man das Gerippe in der Art gefunden, wie Houſeman es ange-

geben. Hinsichts einer Untersuchung über die Identität des Gerippes und des Körpers des verstorbenen Clark, ob man besondere Merkmale aufgefunden, Fetzen von Kleidungsstücken oder Effecten, welche Clark erweislich gehört, wird nichts erwähnt, und die berühmte Vertheidigung Aram's, welche gerade diesen Punkt hervorhebt, läßt es uns bezweifeln.

Vor Gericht wurde nur der Schädel des aufgefundenen Gerippes producirt. Auf der linken Seite war ein Bruch, welcher, seiner Beschaffenheit nach, nur durch einen Schlag mit einem stumpfen Instrumente bewirkt sein konnte. Das Schädelstück war nach innen eingeschlagen, und nur von innen heraus konnte es wieder in seine vorige Stelle gebracht werden. Der zugezogene Wundarzt gab sein Gutachten dahin, daß der Bruch nicht auf natürlichem Wege durch ein Fallen oder Anstoßen an einen scharfen Gegenstand habe erfolgen können. Auch sei es kein neuerdings erst veranlaßter Bruch, etwa durch das Grabscheit, vermittelst dessen das Gerippe ausgegraben worden, sondern der Bruch schien vor längern Jahren bereits erfolgt.

Dies sind die actenmäßigen Thatsachen, welche gegen Eugen Aram vor seiner Verurtheilung vorlagen. Für unsere Leser, welche den durch Bulwer's Roman in der literarischen Welt berühmt gewordenen Helden vor Augen haben, wird diese Geschichtserzählung nicht dazu beitragen, den schwermuthvollen Lüstre, welchen der Dichter um seine Erscheinung gewoben, zu mehren. Der melancholische Träumer, der tiefsinnige Gelehrte, der liebenswürdige Mann, den nur die eine Blutschuld

drückt, versinkt zu einem gewöhnlichen Verbrecher, dem nicht die noch zweifelhafte Mordthat, sondern die vorangegangene Gaunerei den unauslöschlichen Stempel der Gemeinheit aufdrückt. Für die Engländer ist indessen dieser Proceß weniger des psychologischen Räthsels, als der Vertheidigung wegen von Werth, welche der Schulmeister Eugen Aram für sich selbst anfertigte und dem Gerichtshof, gegen die Gewohnheit, schriftlich übergab. Sie gilt in England für ein Meisterstück in der gerichtlichen Beredtsamkeit; und eben das Räthselhafte, daß ein Mann, welcher solcher gemeinen Uebertretungen bezüchtigt und überwiesen war, der mit solchen rohen Betrügern in einen Bund sich einließ, so hochgebildet vor seinen Richtern auftritt, veranlaßte Bulwer, das Räthsel zu einem psychologischen Gedichte umzuwandeln.

Diese schriftliche Vertheidigung lautete:

„Mylord! Zuerst und vor Allem widerspricht der Sinn und Geist, der sich durch meinen ganzen Lebenslauf zieht, in Allem und Jedem der wider mich erhobenen Anschuldigung. Wahrhaftig, ich würde das nie ausgesprochen haben, wenn nicht meine gegenwärtigen Umstände es mir erpreßten, ja es nothwendig machten. Ich muß die Bosheit selbst anklagen, die so lange und so grausam sich damit beschäftigte, mich zu verfolgen, und mit Voreingenommenheit mich der Immoralität anzuklagen. Nein, Mylord, ich entwarf keinen Plan, meine Mitmenschen zu betrügen, ich wandte gegen Niemand Gewalt an und kränkte keinen Menschen, weder in seiner Person, noch in seinem Eigenthum. Meine Tage vergingen in ehrbarer Arbeitsamkeit, meine Nächte in ernsten Studien, und ich hoffe in Demuth, daß ich dies offen und deutlich ausspreche, wird man nicht für anmaßlich und unpassend erachten. Wenigstens meine

ich, sollte es in dieser Zeit einige Aufmerksamkeit bewirken. Denn, Mylord, ist es glaublich, daß Jemand, der durch lange Jahre ein ordentliches, mäßiges Leben geführt hat, regelmäßig in seinen Handlungen wie in seinen Gedanken, und der auch nicht ein einziges Mal aus diesem ebenen Maß in seinem Wandel abgeirrt ist, ist es denkbar, daß dieser Mann in die Tiefe des Lasters versinken sollte, und so plötzlich und mit einem Male? Nein, das ist eben so unglaublich als ohne Beispiel, und ganz unvereinbar mit dem natürlichen Gang der Dinge. Nie wird der Mensch mit einem Mal verderbt. Die Schlechtigkeit wächst in einem bestimmten, fortschreitenden Gange, und nur Schritt für Schritt weicht man vom Rechten ab, bis endlich jede Rücksicht auf Rechtlichkeit verloren ist, und aller Sinn für moralische Verpflichtungen gänzlich untergeht.

„Zweitens, Mylord, so widerspricht ein Umstand auf das Bestimmteste einem Verdachte dieser Art, den aber nur die abscheulichste Bosheit erfinden und die Unwissenheit verbreiten konnte. Nämlich mein Gesundheitszustand um jene Zeit. Denn nur kurze Zeit vor dem, wo der Vorfall sich ereignet, war ich an mein Bett gefesselt, und litt an einer langen und schweren Krankheit. Ja, ein halbes Jahr hindurch war ich kaum fähig, auch nur zu gehen. Nur langsam und theilweise verließ mich dies Unbehagen; aber ich war davon so abgemagert, so geschwächt, daß ich auf Krücken gehen mußte. Auch zu der Zeit noch, wo ich das Verbrechen begangen haben soll, war ich weit davon entfernt, völlig wiederhergestellt zu sein, ja ich bin es noch jetzt nicht. Läßt es sich denken, daß Jemand in dieser Lage sich dergleichen in den Kopf setzen sollte? Woher soll der Muth, woher die Kraft kommen, es nur zu wagen,

woher die Fähigkeit, es zu vollbringen, wenn selbſt die Waffe fehlt, um es auszuführen? Eine That ohne Intereſſe, ohne Vermögen und Kraft, ohne Beweggründe und ohne Mittel, ſie ins Werk zu ſetzen.

„Ueberdem muß es Jedem einleuchten, daß eine Handlung ſo furchtbarer Natur nur dann eintritt, wo ihre Urſachen klar zu Tage liegen. Sei es, um ſich zu helfen, oder um ſich zu bereichern; dem Geiz zu fröhnen, oder dem Kitzel der Bosheit zu willfahren; einem wirklichen oder einem imaginairen Bedürfniß nachzukommen. War irgend einer dieſer Fälle bei mir vorhanden? Mylord, mit Wahrheit und Beſcheidenheit kann ich die Negative behaupten. Wer die Wahrheit liebt und mich kennt, wird dies nicht bezweifeln.

„Ferner, ſo gilt der Umſtand, daß Clark verſchwunden iſt, als ein Beweis dafür, daß er todt ſei. Aber die Unſicherheit ſolcher Schlüſſe iſt zu augenfällig, als daß ich darüber ein Wort verlieren ſollte. Fälle der Art, wo Verſchwundene für todt gehalten wurden, ſind viele vorgekommen; ſei es mir erlaubt, nur an einen zu erinnern, an den dieſes Schloß ſelbſt uns mahnt.

„Im Juni 1757 brach William Thompſon, wie ſtreng er auch bewacht wurde und doppelt geſchloſſen, und am hellen Tage aus dieſem Caſtell aus. Obgleich man ihm augenblicklich nachſetzte und Alles aufbot, ihn wiederzufinden, ſo hat man ihn doch nie mehr geſehen, oder von ihm gehört. Wenn dieſer Thompſon, trotz aller Schwierigkeiten ſich unſichtbar machte, wie leicht war das für Clark, dem keine von allen dieſen Schwierigkeiten entgegenſtand? Was würde man aber vernünftigerweiſe von einer Verfolgung gegen Jemand denken, um deshalb, weil er zuletzt mit Thompſon geſehen worden?

„Sei es mir nun vergönnt, Mylord, meine Gedanken über die Gebeine zu äußern, die man aufgefunden hat. Man hat gesagt, und das ist vielleicht sehr kühn, es sei das Skelet eines Mannes. Es ist möglich, daß es das ist. Aber ist da irgend ein bestimmt anerkanntes Kriterium, welches unwiderlegbar über das Geschlecht, dem verwitterte Gebeine angehören, entscheidet? Dieser Punkt, Mylord, eine Entscheidung darüber hätte jedem Versuch vorangehen müssen, die Identität der Gebeine mit einer bestimmten Person festzustellen.

„Der Platz, wo man menschliche Gebeine findet, sollte vor Allem in Betracht genommen werden, und mehr als es in der Regel geschieht. Unter allen Plätzen der Welt ist nirgend eine größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß man in der Erde auf Gebeine stoßen werde, als in einer Einsiedelei. Natürlich nehme ich einen Kirchhof davon aus. Eremitagen waren in der Vorzeit nicht allein Plätze zu religiöser Einsamkeit und Beschaulichkeit, sondern auch Begräbnißplätze. Man hat fast immer davon gehört, daß jede dafür bekannte Zelle solche Reliquien eines gewesenen menschlichen Lebens enthielt oder noch enthält. Einige Gerippe wurden verstümmelt, andere noch ziemlich wohlerhalten aufgefunden. Ich will hier nicht belehren, ich erlaube mir nur, Mylord, daran zu erinnern, daß hier in Einsamkeit die heilige Demuth saß. Hier hoffte der Eremit, hier die fromme Einsiedlerin, daß dereinst, wenn sie todt wären, ihre Gebeine ruhen sollten, hier schwelgten sie in der Ahnung der Seligkeit, als sie lebten.

„Doch, Mylord, ich fühle, daß dies Euer Herrlichkeit und auch noch mehren Andern in diesem Gerichtshofe bekannt ist. Aber in meiner besondern Lage scheint es nöthig, daß auch Andere, die sich vielleicht nicht mit

Dingen dieſer Art beſchäftigt haben, und auf meinen Proceß von Einfluß ſind, damit bekannt gemacht werden. Vergönne mir daher Mylord, daß ich hier einige Beiſpiele vorführe, aus denen hervorgeht, daß ſolche Zellen oder Höhlen als Repoſitorien für die Leichname der Geſtorbenen benutzt wurden, und einige derſelben aufzuzählen, in welchen menſchliche Gebeine eben wie in unſerer Höhle gefunden worden ſind, damit der Zufall nicht als etwas Außerordentliches erſcheine und zu Vorurtheilen Anlaß gebe.

1) Die Gebeine des alten Sachſen, des heiligen Dubritius, wurden in ſeiner Zelle an der Guy-Klippe entdeckt, nahe bei Warwick, wofür Sir William Dugdale meine Autorität iſt.

2) Erſt vor kurzem wurden die Gebeine, welche man für die der heiligen Einſiedlerin Roſia erkannt hat, in einer Zelle bei Royſton aufgefunden, in vollſtändigem, unzerſtörtem, ſchönem Zuſtande, obgleich ſie durch mehre Jahrhunderte unter der Erde gelegen haben müſſen. Dies beweiſt Dr. Struckely.

3) Aber unſere eigene Gegend, ja unſere nächſte Nachbarſchaft, bietet noch ein eigenes Beiſpiel. Im Januar 1747 fand Maſer Stovin, in Begleitung eines Geiſtlichen, in der Höhlenzelle zu Lindholm nahe bei Hatfield ſolche Gebeine. Man hielt ſie für die William von Lindholm's, eines Einſiedlers, welcher einſt dieſe Höhle zu ſeiner Eremitage gemacht hatte.

4) Im Februar 1744 wurde ein Theil der Woburn-Abtei niedergeriſſen. Bei dieſer Gelegenheit fand man eine große Maſſe Körper, ſogar noch mit Fleiſch daran, welches man allenfalls mit einem Meſſer abſchneiden konnte. Und gewiß hatten alle dieſe Körper ihre hundert Jahre dort gelegen, wahrſcheinlich aber noch weit

länger; denn die Abtei ward im Jahre 1145 gegründet und 1538 oder 1539 aufgelöst.

„Was würde man erst sagen, wenn sich mit den hier uns vorgezeigten Knochen etwas Aehnliches anstellen ließe!

„Noch mehr, Mylord. Wir entsinnen uns Alle noch, daß in einiger Entfernung von Knaresborough, auf einem Felde, welches zum Grund und Boden des würdigen und hochverdienten Baronet gehört, der uns die Ehre erzeigte, uns im Parlament zu vertreten, als man nach Grant grub, nicht allein ein menschliches Skelet gefunden wurde, sondern deren fünf oder sechs, die alle, eines bei dem andern, niedergelegt waren, jedes mit einer Urne zu Häupten, wie Euer Herrlichkeit wissen, daß dies bei alten Begräbnissen gebräuchlich war.

„Etwa um dieselbe Zeit wurde auf einem andern Felde, fast dicht an unserm Orte, gleichfalls, als man nach Grant grub, noch ein anderes Skelet gefunden. Aber die Pietät des würdigen Gentleman verordnete, daß jene Gruben sowol als diese sofort wieder ausgefüllt werden sollten, indem er darüber unwillig war, daß man so die Ruhe der Todten störe.

„Bei diesen Gebeinen hier sind die Reste des Lebendiggewesenseins vollkommen verschwunden oder künstlich versteckt. Weshalb hat denn nun aber die Entdeckung derselben so besonders Auffälliges und Wunderbares? Mylord, fast jeder Flecken Erde enthält menschliche Ueberreste. In den Feldern, den Hügeln, an den Seiten der Straßen, auf Gemeindeangern findet man häufig und ganz unerwartet Gebeine, und der Ort, den wir gegenwärtig zur Ruhestätte eines jüngst Entschlafenen einweihen, ist nur um einige Jahrhunderte älter

„Noch mache ich Euer Herrlichkeit und die Herren von der Jury auf einen kleinen Umstand aufmerksam.

Nämlich, es dürfte ſich noch nie ereignet haben, daß man in einer dieſer Siedlerzellen mehr als ein Skelet gefunden hätte. Auch in dieſer Zelle fand man nur eines. Dies alſo ſtimmt mit der Eigenthümlichkeit jeder andern in Großbritannien bis da aufgefundenen und bekannt gewordenen Zelle. Wenn hier das Verdacht erregen und daraus auf eine ſchlimme That geſchloſſen werden ſollte, ſo hätte man zwei Skelette auffinden müſſen. Eins war ganz gewöhnlich.

„Demnächſt aber, Mylord, die Identität dieſer gebräunten, fleiſchloſen Gebeine mit dem weiland Daniel Clark aufzuweiſen, wo der Identitätsbeweis ſchon unter Lebendigen ſeine große Schwierigkeit hat, wie wir das in den Fällen von Parkin Warbeck und Lambert Symmel in unſerm eigenen Lande und mit dem berühmten Don Sebaſtian auswärts ſahen, dieſe Aufgabe heißt, Mylord, wenn wir ſie beim rechten Namen nennen wollen, etwas beſtimmen, was gar nicht beſtimmbar iſt. Und ich hoffe, man wird dies hier nicht unberückſichtigt laſſen, hier, wo meine geſchworenen Richter mit Vorſicht glauben, mit Vernunft denken und mit Menſchlichkeit urtheilen. Sie werden bedenken, was davon abhängt, wenn man dieſen verwitterten Gebeinen eine beſtimmte Perſönlichkeit beilegt, deren einſtigen wahren Beſitzer doch Niemand nachzuweiſen vermag, als die ewige Allwiſſenheit.

„Sei es mir nun noch einmal vergönnt, Mylord, demüthigſt vorzuſtellen, daß, da menſchliche Gebeine nun einmal die untrennbare Zugabe einer jeden Höhle zu ſein ſcheinen, wem es beliebt, nur irgend einen ſolchen Platz, der ihm grade einfällt, zu nennen braucht, und die unwiſſende Menge wird ihm Prophetengabe beimeſſen können. Vielleicht hat der Angeber in dieſem

Falle nichts boshaft Prämeditirtes geäußert; es war nur ein Wurf, der ihm in den Mund kam, und was er sagte, traf zu. Ein rein zufälliges Zusammentreffen von Worten und Dingen!

„Aber es erscheint aus den Verhandlungen, als sei noch ein anderes Skelet von einem Arbeitsmann entdeckt worden, welches man damals mit eben solcher Bestimmtheit für das des guten Daniel Clark erkannte. Mylord, ich frage, darf irgend ein lebendiger Mensch, wenn davon einiger Vortheil abhängt, für alle die Gerippe und Gebeine verantwortlich gemacht werden, welche sich in der Erde versteckt finden und welche der Zufall ans Tageslicht bringt? Und kann man nicht ebenso durch Zufall einen Ort nennen, wo Gebeine liegen, als der Chausséegräber durch Zufall mit dem Spaten an solche stößt? Oder ist es im Sinn der Criminalgesetze verhängnißvoller, einen Ort, wo Gebeine liegen, zufällig auszusprechen, als einen solchen Ort zufällig aufzufinden?

„Auch hier ist nun ein menschlicher Schädel producirt, und dieser Schädel hat einen Bruch. War dies aber die Ursach, oder war es die Folge des Todes? Ward der Bruch durch Gewalt verursacht, oder sank und brach er auf dem Naturwege ein? War es Gewalt, so fragt sich: wann ward diese Gewalt angewendet? Vor oder nach dem Tode? — Mylord, im Mai 1732 wurden die irdischen Reste des Erzbischof William in dieser Kathedrale aus der Gruft auf höhern Anlaß herausgenommen, und man fand den Schädel auch gebrochen. Und doch ist ausgemacht, daß der Lorderzbischof an keiner gewaltsamen Verletzung starb, durch welche dieser Bruch entstanden sein könnte.

„Erwägen wir auch das wohl, Mylord, daß bei der Auflösung der Klöster und dem Anfang der Reformation

viel geraubt und geplündert ward, und das auf gleiche Weise den Lebendigen wie den Todten traf. Um angebliche Schätze aufzufinden, wurden Särge zerbrochen, Grüfte und Gewölbe gesprengt, und Denkmäler und Steine niedergerissen. Euer Herrlichkeit wissen, wie diese Excesse so weit gingen, daß das Parlament endlich einschreiten mußte, um sie zu hemmen. Dies geschah zu Anfang der Regierung der Königin Elisabeth. Nun flehe ich Euer Herrlichkeit an, nicht die Gewaltthätigkeiten, die Plünderungen und die Frevel, zu jener Zeit verübt, der gegenwärtigen beizumessen.

„Wer hier weiß überdem nicht, daß Knaresborough ein Castell hat, welches, obgleich jetzt in Ruinen, ehedem ganz ansehnlich war, sowol durch seine Lage und starken Mauern, als durch seine Garnison. Man weiß, wie es einst hart belagert wurde von den Truppen des Parlaments. Bei den Stürmen, Gefechten, Ausfällen, Flucht und Nachsetzen, wo es immer heiß herging, fiel so mancher Mann, und wo er fiel, ward er auch beerdigt; denn im Kriege, Mylord, ist jeder Platz ein Kirchhof, und wahrscheinlich ruhen noch sehr viele von den damals Gefallenen an unbekannten Stellen und erst die Zukunft wird ihre Gebeine entdecken.

„Nun hoffe ich, meine Herren und Richter, mit aller dankbarer Unterwürfigkeit, daß man mir meine Einwendungen auf die Anklage nicht als Frechheit auslegen wird, und daß die Weisheit, die Kenntnisse und die Unparteilichkeit dieser Gerichtsbank weit davon entfernt sein wird, einem Lebendigen etwas beizumessen, was einst Wuth und Haß vollbracht haben mag, oder was die Natur auf dem gewöhnlichen Wege hinraffte und die Frömmigkeit beerdigte, oder was der Krieg allein zerstörte und hier auf die Seite warf.

„Was nun die Indicien betrifft, die man aneinander gereiht und zusammengeheftet hat, so habe ich nichts darüber zu bemerken; nur daß alle Indicien täuschen können, wie es denn schon in so vielen Fällen sich erwiesen hat, daß sie kläglich getäuscht haben. Selbst die stärksten Indicienbeweise schlugen um. Sie mögen sich zum höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit erheben, und doch bleiben sie nur Wahrscheinlichkeitsrechnungen. Muß ich Euer Herrlichkeit an die beiden Harrison's erinnern, deren Geschichte Dr. Howel erzählt? Beide erlitten den Tod auf Grund von Indicienbeweisen, weil der dringende Verdacht sie traf, einen Miethsmann, der plötzlich aus ihrem Hause verschwunden war, umgebracht zu haben. Der Miethsmann, der Schulden halber sich heimlich auf und davon gemacht hatte, kam später wieder, fand aber seine Wirthe schon hingerichtet. Oder soll ich an Jacques de Moules unter König Karl II. erinnern, ein seltsamer Fall, den ein Rath der Krone berichtet? Oder an den unglücklichen Colaman, der unschuldig hingerichtet ward, aber auf den strictesten Indicienbeweis, und dessen Kinder aus Mangel umkamen, weil die grausame Welt ihren Vater für schuldig hielt? Brauche ich noch an den meineidigen Smith zu erinnern, den man so unvorsichtiger Weise als Königszeugen zuließ, der, um sich selbst zu retten, auf gleiche Weise den Faircloth und Loreday der Ermordung Dun's anklagte, von denen der Erstere 1749 zu Wincheſter hingerichtet wurde? Auch Loreday war drauf und dran, zu Reading den Tod zu erleiden, wäre nicht Smith selbst noch zu rechter Zeit und zum großen Vergnügen des Gerichtshofes, durch den Wundarzt des Gosport-Hospitals des Meineides überwiesen worden.

„Nachdem ich nunmehr, Mylord, zu zeigen versucht

habe, wie der ganze Proceß in offenbarem Widerspruch mit meinem ganzen Leben steht; daß die That sich durchaus nicht vereinen läßt mit meinem damaligen Gesundheitszustande; daß vernünftiger Weise aus dem Umstande, daß Jemand verschwunden ist, nicht der Schluß gezogen werden darf, daß dieser Mensch darum gestorben oder gar umgebracht ist; daß Einsiedeleien auch die gewöhnlichen Ruhestätten für die Gebeine ihrer ehemaligen Bewohner waren; daß die Beweise für diese Behauptung auf der Autorität der berühmtesten Schriftsteller beruhen; und daß während der Religions- und bürgerlichen Kriege die Leichen der Gefallenen allüberall und wo es war, begraben wurden, nach allem Diesem bleibt nur eine Schlußfolgerung, die eben so vernünftig und natürlich ist, als ich sie sehnlich wünsche. Schließlich so verlasse ich mich nach einem Gefängniß, welches ein Jahr angedauert hat, aber von den Schlägen des Schicksals nicht zu Boden geschmettert, auf den Scharfblick, den Gerechtigkeitssinn und die Humanität Eurer Herrlichkeit, sowie auf die Ihre, meine Landsleute, meine Herren Geschworenen!"

Diese Vertheidigung wäre vielleicht ein Meisterstück, wenn sie den Sachwalter für die Sache eines Andern zum Verfasser hätte. Für einen eines groben Verbrechens unschuldig Angeklagten ist sie zu subtil, zu kunstvoll, nur auf den Verstand, nicht auf das Herz berechnet. Sie wäre vielleicht von Erfolg gewesen vor einem gelehrten Gericht, welches den formellen Beweis fodert, und, in Ermangelung desselben, auch gegen seine moralische Ueberzeugung zu sprechen genöthigt ist. Auf Ge-

ſchworene konnte dieſer Aufwand von Gelehrſamkeit nicht wirken. Was ſollte ihnen die durchgeführte Theorie von der Mislichkeit eines nur auf Indicien beruhenden Beweiſes, wenn ſie nämlich von des Angeklagten Schuld überzeugt waren? So ſpricht nicht das tief durch die Anſchuldigung gekränkte Gefühl, ſo nicht die edle Entrüſtung, ſo weder die ſtoiſche noch die chriſtliche Ergebung.

Die Geſchworenen ſprachen nach kurzem Beſinnen das Schuldig aus.

Wie ein anderes Gericht geurtheilt hätte, läßt ſich ſchwer beſtimmen, da die Acten ſo mangelhaft in unſerm Sinne vorliegen. Die Geſchworenen wußten Vieles, was wir nur errathen können. Der Thatbeſtand des Verbrechens iſt nach unſern Begriffen nicht erwieſen. Wenn man auch annehmen darf, daß der zugezogene Wundarzt darüber ein genügendes Gutachten abgegeben hat, daß der aufgefundene Leichnam nicht aus der Vorzeit dagelegen, ſondern von einem jüngſt geſtorbenen oder gemordeten Manne hergerührt, ſo iſt doch die Identität dieſes Gerippes mit dem verſchwundenen Daniel Clark durch nichts darzuthun verſucht. Die Thatſache, daß dieſer Daniel Clark wirklich ermordet worden, beruht nur auf der Vermuthung, die aus ſeinem Verſchwinden hergeleitet wird, auf der Ausſage eines dringend der That verdächtigen Mitſchuldigen und auf der doppelt zweifelhaften des Angeſchuldigten ſelbſt, der ihn will geſehen haben in die Höhle gehen und nach einigem Lärmen drinnen nicht wieder herauskommen.

Ebenſo wenig Licht iſt, nach dem Bisherigen, über die Motive der That da; wogegen die wichtige Frage: ob Eugen Aram ein Mann geweſen, zu dem man ſich einer böſen That verſehen könne, nach dem Ermittelten

und Zugeſtandenen zu bejahen wäre. Auch ſeine eigene Vertheidigung, in der er ſich auf Sinn und Geiſt in ſeinem ganzen Lebenswandel beruft, würde uns darin nicht irre machen, da er eben ſo kurz über dieſen wichtigen Punkt fortgeht, als er mit weitſchweifiger Gelehrſamkeit bei unwichtigern Nebenpunkten verweilt. Ja dieſe Vertheidigung ſelbſt in ihrer zierlichen, kalten Künſtlichkeit iſt ein moraliſches Indicium mehr, daß dieſer Mann die That verübt haben konnte.

Die Jury hatte kein ungerechtes Urtheil geſprochen. Eugen Aram hörte es mit dem Stoicismus an, welchen er durch den ganzen Proceß zur Schau getragen hatte. Am Morgen nach ſeiner Verurtheilung bekannte er auch ausdrücklich gegen zwei Geiſtliche: daß er gerecht verurtheilt ſei. Er habe wirklich den Daniel Clark ermordet. Als einer der Geiſtlichen ihn fragte: welche Motive er zu der abſcheulichen That gehabt? antwortete er: er hätte Clark in Verdacht gehabt, daß er mit ſeiner Frau in unerlaubtem Umgange lebe. Zur Zeit des Mordes ſei er der Ueberzeugung geweſen, daß er recht gehandelt. Seitdem ſei er zur Erkenntniß ſeines Unrechts gekommen. War Eiferſucht wirklich die Haupturſache oder im Spiele, ſo ſprachen doch viele Umſtände dafür, daß der Mord zugleich in eigennütziger Abſicht von ihm begangen wurde; denn in einem Reſumé des berühmten Proceſſes heißt es: Allem Anſchein nach bemächtigte ſich Eugen Aram des Clark'ſchen Vermögens, welches er von ſeiner Frau erhalten, im Betrage von ungefähr 160 Pf. Sterl., ohne daß uns darüber ein näherer Nachweis gegeben wird. Smollet, welcher in ſeiner Geſchichte von England dieſem Proceſſe unterm Jahre 1759 ein Capitel widmet, ſagt noch beſtimmter: Eugen Aram habe mit Houſeman den Daniel Clark überredet,

ſich jene Koſtbarkeiten von verſchiedenen Perſonen unter falſchen Vorwänden zu borgen, um ſich dann mit der Beute auf und davon zu machen. Nachdem er nun den Sack damit gefüllt, ſei er mit ſeinen beiden treuloſen Gefährten in der Nacht entwichen, die ihn dann unterwegs niederſchlugen, ſeines Gutes ſich bemächtigten und ihn verſcharrten. Welches dieſer beiden Motive auch das vorwaltende geweſen, ſo ergibt ſich doch ſo viel daraus, daß jenes Motiv, welches Bulwer der That unterlegt, wol im Gebiete der Möglichkeit liegt, vom Dichter aber erſt zur ausgeſprochenen Exiſtenz gehoben iſt. Um dieſer Geltung willen haben wir den engliſchen Eugen Aram dem deutſchen Tinius an die Seite geſtellt. Auch bei dieſem Letztern erſcheint die Bibliomanie als Motiv des Mordes mehr im allgemeinen Glauben, als daß ſie actenmäßig dargethan und im Urtheil ausgeſprochen wäre.

Von Eugen Aram's Ruhe, ja wie er mit einer Art ironiſcher Stimmung ſeine Sache betrachtete, zeugt eine Frage, die er nach jenem Geſtändniſſe an einen der beiden Geiſtlichen richtete: „Aber, ich bitte, ſagen Sie mir, was wurde denn aus Clark's Leichnam, wenn Houſeman, wie er vor Gericht beſchworen, gleich nachdem er ihn fallen ſah, nach Hauſe lief?“ — Der Geiſtliche erwiderte: „Ich will Ihnen genau angeben, was damit wurde. Sie und Houſeman ſchleppten ihn in die Höhle, zogen ihn nackend aus und begruben ihn dort. Seine Kleider nahmen Sie mit nach Hauſe und verbrannten ſie.“ — Eugen Aram räumte es ein. Man fragte ihn hierauf: ob Houſeman nicht ernſtlich in ihn gedrungen wäre, ſeine Frau zu ermorden, aus Furcht, daß ſie die Sache verrathen könne? Haſtig antwortete er: „So iſt es! Er drängte mich mehrmals dazu.“

Ob Henry Taren an dem Verbrechen Theil genommen, oder nur eine von Aram vorgeschobene Person gewesen, um den Verdacht abzulenken, den Richter falsch zu führen und die Untersuchung hinzuziehen, wird uns nicht berichtet. Er verschwindet aus dem Proceß.

Smollet berichtet uns noch, daß Eugen Aram, als er seine Sache verloren sah, sich „in pathetischen Ausdrücken" der Gnade des Königs empfohlen habe. Sie ward ihm nicht gewährt. Aber der Historiker wirft hier Worte hin, welche das Bild des gemeinen Raubmörders, wie wir denselben bisher kennen gelernt, mit dem Bilde in einige Verwandtschaft bringen, welches der Dichter von ihm entworfen hat: „Wenn jemals ein Mord auf Gnade Anspruch hätte, sagt er, so würde sie vielleicht auf diesen Mann nicht unpassend angewendet gewesen sein, ein Mann, dessen fruchtbarer Genius sie durch Werke von allgemeiner Nützlichkeit gerechtfertigt hätte. Eugen Aram hatte, trotz aller Mißgunst, welche immer die niedere Geburt und beschränkte Verhältnisse begleiten, durch seine große Fähigkeit und seinen unermüdlichen Geist beträchtliche Fortschritte in der Mathematik und Philosophie gemacht. Er hatte alle alte und neue Sprachen studirt und sie sich angeeignet und schon einen Theil eines celtischen Dictionairs entworfen, welches, wenn er lange genug gelebt, um es zu vollenden, ein wesentliches Licht auf den Ursprung und die Dunkelheiten der europäischen Urgeschichte würde geworfen haben."

An jenem Morgen nach der Verurtheilung hatte Aram den beiden Geistlichen das Versprechen gethan, am Tage seiner Hinrichtung ein vollständiges Bekenntniß abzulegen. Und wie viel in dieser räthselhaften Geschichte war noch aus dem Dunkel an das Licht zu zie-

ben! Noch fehlte nicht allein eine Erzählung von der That selbst, sondern die ganze Vorgeschichte, wie eine solche That möglich war. Aber die Erwartungen wurden getäuscht, indem Aram in der Nacht vor seiner Hinrichtung einen Versuch machte, sich umzubringen.

Er lag, als zum Tode Verurtheilter, in Eisen. Am Morgen vor der Hinrichtung hieß man ihn aufstehen, damit man ihm die Eisen abnehme. Er aber wollte nicht aufstehen, indem er vorgab, er wäre sehr schwach. Man untersuchte ihn und sein Arm war blutig. Schnell ward ein Wundarzt herbeigerufen, und es ergab sich, daß er den Versuch gemacht, die Adern an zwei Stellen des linken Armes mit einem Rasirmesser sich zu lösen. Doch war es ihm nicht vollständig gelungen, indem er, wahrscheinlich durch die Eisen gehindert, die Arterie nicht getroffen hatte. Das Messer hatte er an einem Orte zu verstecken gewußt, den die Engländer the condemned hole nennen.

Indessen wandte man grausamer Weise schnell alle Mittel an, den Blutverlust zu stillen und ihn wieder so weit herzustellen, daß er, ohne Gefahr unterweges zu sterben, den Weg zum Hochgericht geführt werden konnte. Auf die Frage: ob er noch etwas zu sagen habe, antwortete er mit schwacher Stimme: Nein. Man hing einen Sterbenden auf.

Auf dem Tische in seiner Kammer hatte man am Morgen folgende Zeilen gefunden, in denen er die Gründe für seinen versuchten Selbstmord aufgeschrieben:

„Was bin ich besser als meine Väter? Zu sterben

ist Sache der Natur und der Nothwendigkeit. Im Vollgefühl der letztern, fürchte ich nicht mehr zu sterben, als ich gefürchtet habe, geboren zu werden. Aber in der Art des Sterbens sollte, nach meinem Dafürhalten, etwas Würdiges und Männliches gesucht werden. Mich dünkt, ich habe diese beiden Punkte wohl ins Auge gefaßt. Gewiß hat Niemand ein besseres Recht, über eines Menschen Leben zu schalten, als der Mensch selbst. Er und nicht Andere sollten entscheiden, wie? Welche Schmach man auch meinem Körper anthun möge, wie ehrenrührig man auch über meinen Glauben und meine Moralität denken möge, das sind für mich gleichgültige Dinge; wie sie das auch bei meinen Lebzeiten für mich waren. Ich denke, wenn dies gleich dem gewöhnlichen Gedankenwege entgegen ist, daß ich Niemand dadurch kränke und hoffe, daß es kein Verbrechen ist gegen das ewige Wesen, welches mich und die Welt schuf. Und da ich also Niemand dadurch beleidige, so kann auch vernünftiger Weise Niemand dadurch sich beleidigt fühlen. Inbrünstig empfehle ich mich dem ewigen und allmächtigen Wesen, dem Gott der Natur, wenn ich dadurch sündige. Aber vielleicht ist es keine Sünde, und die That wird mir nicht zugerechnet werden. Obgleich ich jetzt befleckt bin durch Uebelwollen, und unter dem Vorurtheil der Menschen gelitten habe, so hoffe ich doch makellos und schön wieder aufzustehen. Mein Leben war nicht befleckt, meine Sittlichkeit traf kein Tadel und meine Ansichten waren orthodox (?).

„Ich schlief ruhig bis 3 Uhr Morgens, dann erwachte ich und schreibe diese Zeilen:

Komm, süße Ruhe, ew'ger Schlummer, falle
Auf meine Augen, wie du einst dich senkst auf alle.

Gefaßt tritt meine Seele an die Reise;
Die Schuld schläft still, das Herz schlägt sanft und leise.
Leb wohl, o Sonne, klar wie sie steig aus den Fluthen!
Lebt wohl, ihr Freunde, all ihr Edlen, Guten!"

Man glaubt, Eugen Aram habe diese Verse gedichtet kurz vorher, ehe er sich mit dem Rasirmesser in den Arm schnitt.

Sein Leichnam ward nach der Execution nach Knaresborough gebracht. Dem Urtheil gemäß ward er an der Stelle, wo der Mord vollbracht war, in dem sogenannten Knaresboroughwalde, in Ketten aufgehängt.

Der Mädchenschlächter.

1809.

In der Nähe von Regensburg lebte ein ſtiller Mann von etwa funfzig Jahren, Namens Andreas Bichel. Früher diente er hier und dort als Tagelöhner; jetzt hatte er ſich ſchon eine geraume Zeit verheirathet und war als Häusler in dem Dorfe Regendorf angeſeſſen. Von ſeinem frühern Leben wußte man nicht viel; er nährte ſich, wie er konnte, und es ging ihm nicht ſchlecht, indem er auf Verdienſt auswärts, oder in ſeiner Wirthſchaft arbeitete. Dieſe war klein. Er hatte keine Kinder mit ſeiner Frau, und die Frau ging oft ganze Tage lang in entfernte Dörfer auf Arbeit. Dann blieb er und trieb es allein in dem abgelegenen Häuschen. Sein Ruf war gar nicht ſchlimm. Mit der Frau lebte er ſtets in Frieden; Beide waren wie für einander geſchaffen, und die Zeugen ſagten: ſie hätten ihnen immer wie Geſchwiſter geſchienen. Er war kein Säufer, kein Spieler und kein Zänker, und trieb ſich nicht in den Schenken um. Er war vielmehr fleißig in ſeiner Art, und gottesfürchtig, ſagten die Leute, denn er beſuchte regelmäßig die Kirche und verſäumte nichts, was

einem guten Katholiken obliegt. Er that keinem Kinde etwas, aber das heimliche Wesen des Mannes war Vielen doch nicht recht, die sich lieber mit einem Trunkenbold vertragen, als solchem stillen blassen Manne, der Jedem aus dem Wege geht und zehn Schritt von ihm die Mütze abzieht. Er wußte viel Bescheid und gab den Leuten Rath und Auskunft; aber es scheint, daß er mehr von Frauen als von Männern besucht wurde. Es hieß, daß er einen Erdspiegel besitze, und Den und Jenen darin sehen ließe, was ihm bevorsteht. Außerdem wußte man wohl, daß er sich mit der Dieberei abgab. Aber er brach nicht ein und stahl nicht im Großen, sondern nur Kleinigkeiten, wo es die Gelegenheit gab. Er zog Rüben und Kartoffeln den Nachbarn aus den Feldern, und trieb der Art „Mausereien", die der arme Mann auf dem Lande für kein Unrecht hält, und über die auch wohl der Reiche ein Auge zudrückt, bis es zu arg wird. Als er dem Wirthe Schwarzfischer, bei dem er drei Jahre als Tagelöhner gearbeitet, Heu vom Boden nahm, wurde dieser böse, wollte ihm nicht mehr nachsehen und jagte ihn aus dem Hause.

Zu Anfang des Jahres 1808 war aus dem Dorfe Regendorf ein junges Mädchen, Namens Katharina Seidel, eines Morgens verschwunden; die Leute wußten nicht wie, und ihre Schwestern waren sehr betrübt. Die jüngere Schwester, Walburga Seidel, erzählte nachmals, was sie davon wußte, so: Etwa im Februar, als sie abwesend war, hätte der Andreas Bichel eine Weibsperson in das Haus geschickt, wo ihre Schwestern wohnten, und der Katharina sagen lassen, es sei Jemand bei ihm, der sie zu sprechen wünsche, sie möchte doch kommen. Katharina wäre auch gegangen, aber gleich wieder zurückgekehrt, und hätte zur Therese,

das ist die älteste Schwester, erzählt: der Bichel wolle sie in einen Erdspiegel sehen lassen, darin solle sie ihr künftig Schicksal lesen. Damit das gut ginge, müsse sie aber so viele Kleider mitbringen als nöthig, um sich dreimal umzukleiden. Diese Kleider müßten auch hübsch fein und gut sein, die besten, welche sie in ihrem Kasten hätte. — Darauf habe die Katharina ihre Kleider zusammengepackt und sei, als hätte sie's nicht erwarten können, zu Bichel gegangen. Aber zurück wäre sie nicht gekommen. — Tags darauf, oder am dritten, wäre die Therese, das ist die älteste, zum Bichel vor's Haus gegangen. Das war verschlossen, und er selbst allein darin; sie hätte ihn nun wegen der Katharina zur Rede gestellt. Bichel habe der Therese geantwortet — während er doch zu andern Leuten ganz anders sprach: — er wisse nichts von der Katharina; sie sei mit eben der Mannsperson davongegangen, um die sie in sein Haus gekommen. — Später wäre sie, die Walburga selber, es war nach Anfang Mai, mit der Therese zum Bichel gegangen und da habe er ihnen Dasselbe gesagt.

Bald nachdem die Katharina verschwunden war, man wußte nicht wie, hieß es im ganzen Dorfe: der Bichel habe schon vordem auch eine Base von ihm in den Erdspiegel sehen lassen, die dann auch verschwunden sei, man wisse nicht wie. Und des Bichel's Frau habe die Kleider der Base verkauft, indem sie gesagt, die bedürfe der Kleider nicht mehr, weil sie gnädige Frau geworden und nun lange (französische) Kleider trage. Diese Base, deren die Leute sich da erinnerten, war Barbara Reisinger, des Tagelöhners Peter Reisinger zu Loisenrieth Tochter. Sie war im Sommer 1806 von ihren Aeltern gegangen, um eine Dienstherrschaft zu suchen, und war noch nicht wiedergekommen in den drei Jah-

ren, noch hatte sie schreiben lassen, oder daß Einer von ihr einen Gruß gebracht.

Nach der Barbara hatte sich wol ihr Vater, als sie so lange ausblieb, erkundigen wollen, aber er hatte immer keine Zeit. Etwa um Michaeli (1806) war sie fortgegangen zum Bichel, und um Weihnachten machte er sich auf den Weg nach Regendorf, um beim Bichel nachzufragen, was denn aus seiner Tochter geworden? Aber schon unterwegs kam ihm der Bichel entgegen, der zu ihm nach Loisenrieth wollte. Schon weither rief Bichel dem Peter Reisinger zu: „Nun! was ist's? Auch wieder keine Kleider!" — Peter wußte nicht, was er damit meine, und sagte ihm, daß er zu ihm nach Regendorf wolle und weshalb. Bichel machte ein verwundert und ungläubig Gesicht: „Ich habe Dir ja Boten über Boten geschickt, daß Du mir die Kleider deiner Tochter schicken solltest. Sie ist mit einem Gesandten fort, ist verheirathet, und hat mit ihrem Mann was zu verwalten. Mir hat sie aufgetragen, daß ich ihre Kleider annehme, die Du mir schicken solltest, und ich sollte sie ihr nachschicken." — Der Vater Reisinger war verwundert und sagte, er hätte gar keine Botschaft erhalten. Bichel erwiderte, so gehe es, wenn man andern Leuten was auftrüge, und, da er nun einmal auf dem Wege sei, wolle er mit ihm zurück nach Loisenrieth gehen und die Kleider selbst abholen.

Der Alte hatte nichts einzuwenden. Es geschah. Die Mutter packte alle übrigen Kleider ihrer Tochter zusammen und gab sie dem Bichel. Ja Peter Reisinger begleitete ihn selbst noch eine gute Strecke Weges und trug ihm gutmüthig den Pack bis zum nächsten Wirthshause, wo sie sich trennten, und dankte ihm, daß er sich seiner Tochter angenommen. — Einige Zeit darauf hörte

er, daß der Bichel von den Kleidungsstücken verkauft hätte. Er war bös darüber und nahm sich vor, er wollte ihn zur Rede stellen, — wenn er mal Zeit hätte. Auch ging er bei Gelegenheit drei Mal nach Regensburg und erkundigte sich nach seiner Tochter. Es wußte aber Niemand von ihr. Endlich kam er auch nach Regendorf zum Bichel, stellte ihn ernstlich zur Rede und schalt ihn einen schlechten Mann. Aber Bichel sagte, was ginge es ihn an! er sollte froh sein, daß seine Tochter ein gut Brot gefunden und sich weiter nicht drum kümmern. Endlich ward er bös und drohte ihm, wenn er nicht ginge. Peter Reisinger war ein unwissender und einfältiger Mann, er ließ sich mit Drohungen abweisen, oder gab sich leeren Hoffnungen hin. Er schwieg drei Jahre und wartete was kommen würde.

Auch die betrübten Schwestern der Katharina Seidel hätten wol gewartet, bis ihre Schwester wiederkam. Wer klagt gern bei den Gerichten? Es kann Geld kosten. Aber sie hörten, des Bichel Ehefrau verkaufe Kleidungsstücke, die ihrer Schwester gehört. Auch das war ein zu unbestimmtes Gerücht. Aber die Walburga fand eines Tages beim Schneider in Regendorf einige Stücke Barchent; die erkannte sie sogleich als vom Rock ihrer Schwester Katharina. Der Schneider sollte dem Andreas Bichel daraus eine Weste machen.

Nun machte sie Anzeige von Allem, was sie wußte und gehört hatte, beim Landgerichte Burglengenfeld, und das Gericht begab sich schon folgenden Tages (20. Mai 1808) nach Regendorf. Bichel war im Walde. Zwei Gerichtsdiener wurden ausgeschickt, ihn zu suchen; die Frau bewachte man im Hause. Während die Gerichte Walburga's ältere Schwester, Therese, über Alles vernahmen, was diese wußte, und nament-

lich mußte sie alle Kleidungsstücke angeben, die Katharina zu Bicheln mitgenommen, wurde Bichel von den Gerichtsdienern eingebracht. Einer von ihnen zeigte ein Tüchlein vor, was Bichel unterwegs heimlich fortwerfen wollen. Kaum aber bekam es Therese zu Gesicht, so rief sie aus: „Jesus Maria, das ist das Tüchelchen meiner Schwester Katharina!"

Bichel wollte nichts wissen, warum man ihn in Verhaft nehme. Das Tüchelchen wollte er auf dem Trödelmarkt in Regensburg, den Barchent von einer Krämerin, die er nicht kenne, erkauft haben. Von der Katharina Seidel könne er gar nichts sagen, als sie sei zu ihm gekommen, weil ein junger Mann, den er auch nicht kenne, sie bestellt, und es sei wol eine Liebschaft von ihr gewesen, und sie sei mit ihm durchgegangen. Sonst hätte er gehört, daß man die Katharina in Landshut in langen Kleidern gesehen.

Aber Bichel's Benehmen war sehr verdächtig. Bald wich er den Fragen aus, bald gab er unwahrscheinliche, voreilige Antworten. Er stotterte, wurde jetzt todtenblaß, jetzt wie mit Feuer übergossen. Ein Kind konnte sehen, daß ihn die Schuld drückte. Zumal wurde er blutroth, als der Richter ihn fragte: ob er keinen Erdspiegel hätte? Er bestritt es, und wollte sich nur entsinnen, daß etwa vor einem Jahre ein Mann mit einem Kropf und aufgeschwollenem Kinn zu ihm ins Haus gekommen wäre. Der hätte den jungen Mädchen Männer im Guckkasten gezeigt.

Als man das Haus durchsuchte, fand man manches Verdächtige. In einer Kiste unten in der Wohnung und auch oben unterm Dache verschiedene Kleidungsstücke, welche der Katharina Seidel, und andere, die der vor drei Jahren verschwundenen Barbara Reisinger gehört hat-

ten. Auch wurde durch unverdächtige Zeugen erwiesen, daß Bichel's Ehefrau mehre Stücke, die den beiden Mädchen gehört, theils selbst getragen, theils Andern feilgeboten hatte. So ward auch bewiesen, daß Bichel die Katharina Seidel zu sich bestellt; Leute hatten sie am Nachmittag in der Nähe seines Hauses mit einem Päckchen gesehen; ja es ward ermittelt, daß Bichel auch noch mehre andere Mädchen, vor und nach der Zeit, als Katharina verschwunden war, in sein Haus gelockt hatte, immer mit dem Vorgeben, er wollte ihnen die Zukunft weissagen.

Das deutete auf ein schreckliches Geheimniß. Die Katharina war verschwunden, die Barbara auch, vielleicht noch manches andere Mädchen, und auf Bichel ruhte ein schwerer Verdacht. Was aber konnte es für ein Verbrechen sein? Hatte er sie ermordet? Warum? — Hatte er sie entführt, verkauft? Wohin? Die Leichname konnte man nicht finden, auch war im ganzen Hause keine Blutspur. In der Kammer war wol eine verdächtige Grube; aber als man nachgrub, fand man nichts. Man zerbrach sich vergebens den Kopf, und nur dem Instinct eines Thieres blieb die merkwürdige Entdeckung vorbehalten.

Der Gerichtsdiener hatte einen Hund. So oft er an dem Bichel'schen Hause vorüberging, sprang der Hund auf den Holzschuppen zu und witterte. Man mußte ihn mehrmals abrufen, bis er kam. Sein Herr wurde aufmerksam, nahm einige Männer aus dem Orte und, ohne es dem Gericht anzuzeigen, ließ er in und neben dem Schuppen nachgraben. In der hintern Ecke lag viel Streu und Kehricht zusammengedrückt. Als man es fortgeschaufelt, fand man schon nach einigen Erdstichen verschiedene Knochen, und nach dem Aufgra-

ben, von anderthalb Fuß tief, den Unterleib eines menschlichen Körpers mit verfaulten Fetzen braunen Kattuns. Oberhalb des Schuppens neben einer Kalkgrube lag ein großer Haufen Scheite, und darunter brauchte man nur wenig nachzugraben, so stieß man auf einen halb verfaulten Kopf mit dem obern Theile eines menschlichen Körpers. Der Körper mochte wohl drei Jahre in der Erde gelegen haben. Der Gerichtsdiener vermuthete alsbald, daß es die Barbara Reisinger sein möchte.

Er ließ weiter nachgraben, und in einiger Entfernung fand man einen zweiten menschlichen Körper. Der Unterleib war vom Oberleib abgeschnitten. An jenem waren die Beine verstümmelt, dieser war bei der Brust aufgeschnitten. Dieser Leichnam mußte erst kürzere Zeit in der Erde liegen. Man vermochte noch die Gesichtszüge vollkommen zu unterscheiden. Alle, die bei der Ausgrabung zugegen waren, erkannten beim ersten Anblick die Katharina Seidel. In den Ohren waren noch ihre tombackenen Ohrringe.

Der Gerichtsdiener ließ die beiden Körper sorgsam aus den Gruben nehmen und getrennt in die Stube schaffen. Vier Personen mußten sie bewachen, daß keine Verwechselung stattfinde. Nur der obere Körper der Barbara Reisinger war so von Fäulniß zerfressen und übelriechend, daß sie ihn in der Grube lassen mußten.

Auf die Anzeige davon begab sich augenblicklich das Gericht mit dem Landgerichtsrath und zweien Wundärzten nach Regendorf. Bei der genauen Untersuchung ließ sich zwar nicht mehr ermitteln, daß die zuerst gefundene Leiche die der Barbara Reisinger, wol aber, daß es der Körper eines Weibes sei. Der Kopf hatte noch alle Zähne und man erkannte, daß er lange,

schwarzbraune Haare gehabt. Am Schädel fand man keine Zeichen von Gewaltthätigkeit.

Dagegen erkannten fünf Männer und der Gerichtsdiener die andere wohlerhaltene Leiche für die der Katharina Seidel. Die Therese und Walburga erkannten auch die Ohrringe und vier silberne Knöpfe, die man mittlerweile im Hause gefunden, als solche, die Katharina getragen. Man verschonte aus Menschlichkeit die betrübten Schwestern, mit der Zumuthung, den Leichnam wieder zu erkennen, da schon genug vollgültige Zeugen dafür waren. Dieser Leichnam zeigte eine schreckliche Verletzung, abgesehen von der Verstümmelung und Lostrennung der Glieder, die nach dem Morde geschehen sein mochte. Die Brust war der Länge nach, mitten durch das Brustbein, geöffnet. Die Sachverständigen meinten sogleich, das könne kaum mit einem Messer allein geschehen sein, vielmehr müsse der Mörder mit einem Hammer auf das Messer geschlagen und so die Brust aufgerissen haben. Alle Bauchmuskeln, die Geburtstheile sowie die Schambeine waren durchschnitten. Herz und Lunge hatte man unverletzt an ihrer Stelle gefunden; aber die Baucheingeweide entdeckte man erst später unter dem Düngerhaufen. Dennoch war man zweifelhaft, was der Ermordeten den Tod gegeben; von einem Schlage auf den Kopf habe sie nicht sterben können; daß sie erdrosselt worden, dafür war kein Grund vorhanden; auch konnte es nicht durch einen Stich in den Hals sein, denn es war kein Gefäß verletzt. Also schlossen die Sachverständigen dahin, sie müsse an dem gewaltsamen Aufschneiden des Leibes und der Brust, oder an der Zerstückelung des Körpers gestorben sein.

Andreas Bichel wollte noch immer nichts bekennen. Als er merkte, daß man mehr wisse, gestand er etwas

und nahm es wieder zurück, und hielt die Richter durch Unwahrheiten über Unwahrheiten hin. Einmal sollte die Katharina Seidel von fremden Leuten in seinem Hause getödtet sein. Dann betheuerte er, er wolle Alles entdecken, wenn man ihn nur mit Strafe verschonte: ja er hätte die Kathärina mit einem Scheit Holz, doch nur im Wortwechsel, im Zorne todtgeschlagen. Nach fortgesetzten Lügen kam man auch auf den Grund, warum er sie umgebracht, aber noch war es kein freies Bekenntniß, der Richter mußte es sich aus seinen bruchstückartigen Geständnissen zusammensetzen. Als er auch von dem zweiten Leichnam erfuhr, erblaßte er, zitterte, erröthete wieder, leugnete aber steif und fest, davon etwas zu wissen. Die Barbara aus Loisenrieth sei zwar eine entfernte Base von ihm, aber er wisse nicht mehr von ihr, als daß sie in Regendorf beim Wirthe Schwarzfischer als Kellnerin gedient. Einmal nachher habe er sie in Regensburg gesehen und einige Kleidungsstücke von ihr gekauft; andere hätte sie ihm geschenkt. Während des ganzen Verhörs zeigte er sich als ein entschlossener Bösewicht. Den Blick auf den Boden geheftet, sah man's ihm an, wie er in sich kämpfte zwischen Bosheit und Verlegenheit, und bei jeder Antwort, wie ingrimmig er war, daß die Wahrheit herauskam, und er mußte sie zugeben. In sein Auge trat keine Thräne, und es war nichts, was Reue zeigte, in dem ganz verstockten Menschen.

Da versuchte man ein Mittel, welches die Gesetze in Baiern, als sie die Tortur abschafften, anempfahlen, und welches, wie Feuerbach versichert, sich dort in unzähligen Fällen als wirksam erprobt hat. Man führte den Gefangenen nach Regendorf und zuerst in die Amtsstube. Hier schon bemerkte man, daß ihm unheimlich

ward. Er sah scheu um sich und doch nicht auf, und war einer Ohnmacht nahe. Man mußte ihm Wasser zur Erfrischung reichen. Der Landrichter redete ihn offen und freundlich an: „Du bist jetzt in deinem Wohnorte, in der Nähe deines Hauses und deiner Verbrechen; bekenne die reine volle Wahrheit sogleich hier. Man wird dich in dein Haus führen, du wirst die Leichname selbst sehen.“ Aber Bichel richtete sich wieder auf, und blieb dabei, von dem zweiten Leichnam wisse er gar nichts.

In der Wohnstube des Mörderhauses hatte man auf Bretern die beiden Leichname so gut es sich noch thun ließ, zusammengefügt und hingelegt. Man führte ihn zuerst zum Leichnam der Barbara. Als er das grauenhafte Gerippe sah, bebte er an allen Gliedern, seine Gesichtsmuskeln zuckten, seine Augen rollten irr vor Entsetzen. Er foderte Wasser. Als man ihn fragte: ob er den Leichnam kenne, antwortete er mit hohler Stimme: „Nein! Ich habe noch keine Leiche gesehen, die im Grabe gelegen hat.“ — Nun führte man ihn zum andern Leichnam. Da vermag er sich nicht mehr zu halten, er sinkt auf einen Stuhl, alle seine Muskeln zittern, sein Gesicht verzerrt sich: „Das ist die Katharina Seidel — ich erkenne sie an den Händen und an dem offnen Leibe.“ — Und doch gewann der Sünder wieder seine vorige Verstocktheit; er wollte, nachdem er sich erholt, nichts von dem andern Leichnam wissen, und sagte, er hätte nur vor den Leuten gezittert: „Wer wird auch bei solchen Auftritten nicht zittern!“

Aber die Schrecken der Einbildungskraft wirkten in der Einsamkeit des Gefängnisses auf sein Gewissen. Schon am dritten Tage bat er selbst um ein Verhör, bekannte, daß er auch die Barbara Käsinger umge-

bracht, und legte ein vollständiges Bekenntniß ab. Nur leugnete er auf das standhafteste, daß sein Weib daran Theil habe, noch auch darum wisse. Dabei verblieb er bis zu seinem Tode, und es hat sich nichts ermittelt, was an der Wahrhaftigkeit dieser Angabe Zweifel erregte.

Was er über die zwei Mordthaten bekannt, ist Folgendes. Die Schreckensbilder der beiden Gerippe haben es ihm erpreßt. Was sonst für Verbrechen auf diesem furchtbaren Menschen lasteten, ob der Mord der Barbara der erste gewesen, ob er nicht früher, nicht nachher Aehnliches vollbracht, ist nicht ermittelt; ein Sünder, der plötzlich so reich dasteht im grauenhaften Verbrechen, hat die Vermuthung wider sich, daß er stufenweise Das wurde, was er ist. Und wem ein Verbrechen so gelang als das erste, und so verborgen blieb, der fühlt, wenn gar keine Reue aus dem verhärteten Gemüthe weder von selbst noch durch äußern Anlaß hervorbricht, den Kitzel, damit fortzufahren. Dieser Kitzel arbeitete auch mächtig in ihm, und er, seinerseits, wartete nicht drei Jahre nach dem Morde der Barbara, bis er ihn an der Katharina wiederholte. Aber es standen keine vermoderten Gerippe aus dem Grabe auf, sein verhärtetes Gewissen aufzuschüttern, die Acten sprechen nur von verunglückten Versuchen. Doch genügen die beiden vollständig erwiesenen Mordthaten, den Menschen sowol vor dem Richterstuhl der Sittlichkeit als vor dem des Gesetzes zu beurtheilen.

Die Barbara Reisinger war, wie wir wissen, um Michaeli 1806 außer Dienst. Sie ging nach Regendorf zu ihrem Vetter Andreas Bichel, ob der keinen Dienst für sie wisse? Andreas sagte, jetzt gerade wisse er keinen Platz, der sich für sie schicke. Barbara meinte, dann müsse sie schon nach Regensburg und sich an eine

„Zubringerin" wenden. Während des Hin- und Herredens machte sich Andreas' Frau auf den Weg zur Arbeit in ein anderes Dorf, von wo sie vor spät Abend nicht nach Hause kam. Wie sie nun Beide allein waren, da erst, behauptet Bichel, sei ihm der Gedanke aufgestiegen, daß er die Barbara todtschlüge und ihre Kleider nähme. Sie hatte zwar nichts bei sich als was sie eben auf dem Leibe trug. Bichel aber wußte, daß sie noch außerdem hübsches Zeug besaß, daß ihr Vater das aufhob, und wenn er sie ermordet, so konnte er es von dem unter irgend einem Vorwande, der sich wol finden würde, fodern; und der alte Reisinger, der einfältig war, würde es ihm schon herausgeben. — Er fing nun an, mit der Barbara vertraulich zu sprechen, ob sie wol wissen möchte, was ihr bevorstände? Er sprach von Wahrsagerei, und dann von dem Erdspiegel, darin man's am besten sehen könne, was Einem kommen würde. Da könne jedes Mädchen seinen Geliebten drin schauen, und ob er treu oder untreu wäre und den künftigen Mann, und was so das liebe Herz verlangt. Bichel hatte gar nicht nöthig, ihr die Sache hübsch vorzumalen. Dem Mädchen schlug das Herz vor Lust und Neugier, und sie bat ihn, daß er ihr doch ja, und je eher je lieber, den Erdspiegel zeigen möchte. Bichel nickte und ging hinaus. Er wickelte „ein Bret in ein weißes Tuch" und kam damit und einer „Gucke", einem kleinen schlechten Krämerperspectiv, in die Stube zurück. Beides legte er vorsichtig auf den Tisch, von dem sie fern bleiben mußte; wenn sie es anrührte, dann wäre Alles vorbei und umsonst. Damit sie ja nicht in Versuchung käme, müsse sie sich die Hände auf den Rücken schnüren lassen, und vorerst die Augen verbinden. Das einfältige Mädchen war in ihrer Begierde zu Allem

erbötig. Bichel band ihr ein Tuch um die Augen und schnürte ihre Hände zusammen. Kaum war das fertig, so stieß er dem armen arglosen und schutzlosen Schlachtopfer das Messer in den Hals. Es seufzte nur noch einmal auf und sank todt nieder.

So ist seine Aussage, die wir hinnehmen müssen, wie sie gegeben ward. Der Geist der Ermordeten, der ihn in seinem Kerker zum Bekenntniß antrieb, hat ihn nicht angetrieben, mehr zu bekennen. Doch öffnete er hierauf, auch nach seiner Angabe, sogleich den Leib des Opfers und zerhackte ihn, um ihn leichter verbergen zu können. Die Stücke vergrub er in und am Schuppen, da, wo man sie später fand. Der Boden der Stube war mit Blut überschwemmt, er reinigte ihn mit Wasser und streute dann Sand und Staub darauf, um die Flecken zu verbergen. Seine Frau wunderte sich, als sie Abends zurückkam über die große Nässe. Er sagte, er hätte Wasser verschüttet.

Keine Spur darauf von Reue, Gewissensbissen, oder nur von Unruhe. Als wäre gar nichts vorgefallen, ging er seinen täglichen Beschäftigungen nach, und trug nichts im Sinne, als wie er nun auch den Vortheil von der That ziehen möchte. Er wartete damit bis Weihnachten und machte sich dann auf den Weg nach Loisenrieth, um die Kleider der Barbara von ihrem Vater zu holen. Wie ihm Das, über Erwarten, glückte, ist oben gesagt worden.

Das Blut, das er geleckt, reizte nach neuem. Der stille Mann schlich umher und schaute nach neuen Opfern für sein Messer aus, nach Mädchen, die einfältigen Sinnes waren und hübsche Kleider trugen, um die es sich verlohnte. Ein Mädchen von 21 Jahren, mit Namen Graber, war um ihren Schatz bekümmert, der

in der Ferne war. „Hat er dir noch nicht geschrieben?“ Sie antwortete betrübt: „Nein!“ Er flüsterte ihr zu: „Wenn du Niemandem was davon sagen willst, so komm nur zu mir. Ich will dich in einen Spiegel schauen lassen, und darin wirst du sehen, ob dein Schatz noch lebt oder gestorben ist.“ Auch Mancherlei noch. „Wer das aber sehen will, muß ein Schnürchen anziehen, das ist so heilig, daß man's nicht mit der Hand anfassen darf; man darf es nur mit einem Tuch berühren.“ Wenn sie zu ihm käme, um in den Spiegel zu sehen, müsse sie ihr schönstes Kleid mitbringen und ein neues gutes Hemde. Die Graber versprach es auch, hielt aber nicht Wort. Bichel war ausdauernder Natur in seinen Vorsätzen. Das bewies er auch hierin. Den ersten Vorschlag, zu ihm zu kommen, hatte er der Graber um Weihnachten 1807 gemacht, und noch wenige Tage vor seiner Verhaftung schickte er ein altes Weib zu ihr und ließ sie erinnern. — Von noch zweien Mädchen ist es erwiesen, daß er sie zu sich ins Haus zu locken suchte, eine Juliane Dawek und eine Margarethe Heimberger. Sie mochten aber dem Wunderspiegel und seiner Kraft nicht trauen, oder die Furcht vor dem heimlichen Manne hielt sie ab, und rettete ihr Leben.

Auch die Abschlachtung der unglücklichen Katharine Seidel war ein wohlüberlegtes, ein lang vorausbeschlossenes Werk. Als sie eines Weges miteinander gingen, etwa einen Monat vor der That, stachen ihm die schönen Kleider der Kellnerin schon dermaßen ins Auge, daß er bei sich beschloß: die mußt du haben. Also war der nächste Beschluß: die mußt du zu dir locken und umbringen. Er sprach auch ihr Vieles vor von den wunderbaren Eigenschaften seines Erdspiegels. Warum sie

nicht früher auf seine Einladung kam und später doch so hastig zu ihm stürzte, bleibt uns ungesagt.

Nach Bichel's Angabe ließ er die Katharine an dem bestimmten Tage zu sich rufen, und als sie gekommen, sagte er ihr: „Weil ich allein bin, so will ich dich in den Erdspiegel sehen lassen. Gehe also nach Haus und bringe deine Kleider mit, die besten und schönsten, damit du dich mehrmals anziehen kannst." Seine Aussage über die That lautet nun wörtlich so: „Und wie sie nun kam in ihren Alltagsfetzen und in dem Fürtuch ihre Kleider brachte, so habe ich ein Stückchen Bret in ein weißes Tüchelchen gethan, und ein Guckerl auf den Tisch hingelegt, und ihr verboten, daß sie den Spiegel nicht anrührte. Ich habe ihr nachher mit einem Bindfaden, womit man das Papier zusammenbindet — es war derselbige, den ich früher bei der Reisinger gebraucht — die Hände zusammengeschnürt, ihr auch die Augen mit einem Tuch verbunden. Dann habe ich ihr mit dem Messer, das ich schon bereit hatte, in den Hals gestochen, daß das Blut herausgeflossen. Da habe ich nun auch sehen wollen, wie sie inwendig aussieht, und habe daher einen Spahnschnitzer genommen, ihn auf das Brustblatt gesetzt, und mit einem Schuhflickerhammer darauf geklopft. Und so habe ich ihr die Brust geöffnet, und mit einem Messer die fleischigen Theile des Leibes durchschnitten. Gleich nach dem Stich in den Hals ging ich an's Oeffnen, und wenn gleich Einer noch so geschwind beten kann, so kann er doch nicht in so kurzer Zeit ein Rosenkranz-Beetel oder zehn Ave-Maria beten, als ich die Brust und den übrigen Körper geöffnet habe. Dann habe ich mir diese Person, wie der Metzger das Vieh, zugerichtet, und habe den Körper mit einem

Beil von einandergehackt, so wie ich ihn für das Loch brauchen konnte, das ich auf dem Berge (?) gemacht. Ich kann sagen, daß ich während des Oeffnens so begierig war, daß ich zitterte und mir wollte ein Stück herausgeschnitten und gegessen haben. Nachdem die Seidel den ersten Stich empfangen, hat sie noch einen Schrei und sechs bis sieben Seufzer gethan, und wollte sich wehren und schlug mit den Händen. Und da ich gleich nach dem Stich sie so schnell geöffnet, so wäre es möglich, daß sie noch gelebt, als ich sie aufschnitt."

Den zerhackten Leib räumte er auf die Seite und vergrub ihn. Die Gedärme that er in einen großen Topf, „worin man den Schweinen das Futter einsiedet", und verdeckte sie in der Düngrube. Das Hemde und Kleid, das voller Blut war, wusch er selbst zwei Mal aus und suchte es vor seiner Frau zu verbergen, und versteckte alle Sachen „wie eine Katze ihre Jungen" bald hier, bald dorthin. Die andern blutigen Sachen that er in den Ofen und verbrannte sie.

Als einzige Ursach der Ermordung beider Mädchen gab er wiederholentlich an — ihre Kleider. „Ich muß selbst sagen, daß ich es nicht nothwendig gehabt. Es war aber grade, als wenn Jemand neben mir stünde, und mir sagte: thue es, und kaufe dafür Getreide! und mir den Gedanken eingäbe: du kriegst was, kannst dir was machen lassen, und kommt auch nicht auf (d. h. wird nicht entdeckt)."

Bichel leugnete beharrlich, daß er auch andere, wollüstige Absichten auf die unglücklichen Opfer gehabt oder befriedigt hätte. Sei es, daß der Trieb, durch äußere Umstände verhindert, nicht zur That wurde; aber eine Gier der Art, wie er sie beschreibt, ist ihrer Natur nach

von der Wollust unzertrennlich. Dafür spricht die Neugier, die innere Beschaffenheit der Ermordeten zu sehen, die bis zum Zittern gesteigerte Lust nach dem Genusse des noch rauchenden Fleisches. Die Verwandtschaft zwischen Blutdurst und Wollust ist uralt, in die Mythenwelt des Orients zurückreichend, und entnervte Despoten des Morgenlandes, welche für letztere keine Befriedigung mehr fanden, suchten jene in blutiger Grausamkeit, wie von einigen Tyrannen berichtet wird, daß sie ihre Lust darin fanden, schwangern Weibern den Leib aufzuschneiden.

Feuerbach liefert uns über diesen Verbrecher, dessen gräßliche Thaten im Vergleich zu dem geringfügigen Motiv so schwer zu erklären scheinen, eine jener meisterhaften Charakteristiken, in welchen er als Criminalist und Psycholog unerreichbar dasteht. Er erkennt schon nach den allgemeinen Notizen über Bichel in ihm einen habsüchtigen, niederträchtigen Charakter, welcher blos zu feig ist, um sich an Größeres zu wagen, und zwar nicht das Verbrechen, aber die Gefahren des Verbrechens scheue. „Selbst die Friedfertigkeit gegen sein Weib, die Verträglichkeit mit seinen Nachbarn läßt sich, wenn man seine spätern Handlungen damit vergleicht, nicht aus seiner Gutmüthigkeit, sondern nur aus einer feigen, weibischen Gemüthsart erklären, welche das Schlimmegern hingehen läßt, um nur nicht handeln zu müssen, welche nicht beleidigt, blos um nicht beleidigt zu werden, welche Beleidigungen erträgt, weil sie zu furchtsam ist, sie zu rächen, alsdann aber um so gräßlicher losbricht, sobald sie einmal in sicherer Heimlichkeit Macht und Gelegenheit gefunden hat. Feigheit ist stets mit Tücke verbunden, und der Grausamkeit auf das innigste verwandt. In eines Feigen Gemüth sammelt sich, um

mich so auszudrücken, ein Vorrath von Haß, Ingrimm und Tücke, welcher, eben durch seine Verschlossenheit genährt, und von niederträchtiger Furcht bewacht, in zerstörendem Uebermuth hervorbricht, wenn eine Gelegenheit sich zu entschädigen gekommen ist. Selbst der Unschuldige, sobald dieser nur zugleich der Schwache, der Ohnmächtige ist, erscheint ihm, nach Umständen, als ein erwünschter Gegenstand, an welchem er sich seines niedergehaltenen, gedemüthigten Selbstgefühls einmal wieder freuen und die lang verhaltene Begierde erlaben kann. Wie alt und wahr ist nicht die Bemerkung: daß der niederträchtigste Sklav, sobald er zum Herrn geworden, der fürchterlichste der Tyrannen ist! — Ein anderer, wie es scheint, unverkennbarer Zug in dem Charakter dieses Verbrechers ist kleinliche Habsucht, die, weil ihr zum Größern der Muth gebricht, nach geringem Gewinn umherschleicht, aber auch das Größte für gering achtet, sobald es ihr zu einem Gewebe dient, womit eine erzielte Beute in Sicherheit erhascht werden kann. Seine Zurückgezogenheit, seine Nüchternheit, seine Entfernung von Spiel und Trunk erscheinen nur als Folgen dieses Charakterzuges, mithin nicht als Tugenden, sondern nur als Aeußerungen eines weit größern Lasters. Geiz und kleinliche Habsucht sind an sich schon, wo nicht mit eigentlicher Grausamkeit, doch mit Härte verbunden. Solche Begierden wurzeln meistens in starren Gemüthern ohne Affect und Gefühl, in jenen kalten Naturen, welche, von menschlicher Lebenswärme verlassen, in den kleinen Mittelpunkt ihrer Selbstheit zurückgezogen, wie die Spinne, verständig ihre Netze weben, in welchen sie arglistig auf ihren Vortheil lauern. Gesellt sich zu solcher Gefühllosigkeit, zu solcher Härte, Habgier und Feigheit, auch noch Rohheit des Geistes, Mangel an Erzie-

bung und Bildung, wol gar ein beſchränkter, immer nur auf den einmal gefaßten Punkt ſtumpf hinſtierender Verſtand: dann hat das Gemüth die Vollendung erreicht, in welcher es der Verbrechen eines Bichel fähig wird. Ein Menſch ſolcher Gemüthsart wird keine That vollbringen, welche Kraft, Muth oder Kühnheit fodert; er wird keinen Raub ſich erlauben, nicht einmal durch Einbruch oder Einſteigen einen Diebſtahl wagen; aber er wird, ſowie nun eben die Veranlaſſung iſt, einen heimlichen Brand anlegen, einen Menſchen durch Gift hinrichten, einen Schlafenden ermorden, oder — Mädchen betrüglich zu ſich locken, ihre ſchwachen Kräfte noch zu allem Ueberfluß durch Liſt wehrlos machen und dann, wäre es auch nur, um ihre Kleider oder um einige Groſchen zu erhaſchen, mit kaltem Blute ſchlachten."

Das Appellationsgericht in Neuburg erkannte am 4. Februar 1809, „daß Andreas Bichel auf die Richtſtatt zu ſchleifen, ohne vorgängigen Gnadenſtoß von unten auf lebendig zu rädern und deſſen Leichnam auf das Rad zu legen ſei". Dieſe Strafe wurde indeſſen, nicht aus Schonung für den Verbrecher, deſſen ſchweres Verſchulden das äußerſte Maß aller Strafbarkeit erreichte, ſondern aus Rückſicht auf die ſittliche Würde des Staates, durch königlichen Entſcheid in die Strafe der Enthauptung verwandelt.

Wie Andreas Bichel geſtorben, wird uns nicht berichtet.

Die Kindesmörderin und die Scharfrichterin.

1625.

Zu den berühmten Rechtsfällen gehört der nachstehende, nicht wegen seiner criminalistischen Verwickelungen und schwierigen Rechtsfragen, denn die Geschichte und die Entscheidung sind so einfach, wie meistens in den über Kindermord geführten Processen, als durch den besondern Umstand, welcher die Entdeckung veranlaßte und andere, welche die Strafe begleiteten und mit dem Schmucke des Wunderbaren angethan, den Vorfall ins Gebiet des Märchenhaften versetzen. Dort rangirt er, gleich dem der Marquise de Gange, minder unter den lehrreichen, als unter den interessanten Fällen der causes célèbres, und wir fühlen uns um so weniger verpflichtet, ihn von dem Standpunkte zu entfernen, den er ein Mal eingenommen hat, als Züge daraus in die Volkspoesie, vielleicht auch in die melodramatische, übergegangen sind. Vögel, besonders Raben, haben von jeher die Stelle als Entdecker oder Rächer von Unthaten gespielt, und liebenswürdige Frauen auf dem Schaffot und im Kerker was

ren unter allen Nationen Gegenstände der besondern Theilnahme.

Helene Gillet war ein liebenswürdiges junges Mädchen, geachtet von Allen, welche sie kannten, um ihres Charakters und ihres sittlichen Benehmens willen. Auch ihre Aeltern standen in Achtung. Der Vater war königlicher Castellan zu Bourg en Bresse.

Im October des Jahres 1624 verbreitete sich das Gerücht, Helene Gillet sei schwanger. Die klugen Frauen sahen viele verdächtige Zeichen. Jedermann sprach davon, nur nicht zu ihr selbst und nicht in den Kreisen ihrer Aeltern.

Nach einiger Zeit waren alle diese Zeichen einer Schwangerschaft wieder verschwunden, und jetzt ward in allen Gesellschaften zu Bourg von nichts Anderm gesprochen, als diesem auffälligen Verschwinden. Das Geflüster ward so laut, daß es endlich auch den Criminalgerichten in der Art zu Ohren kam, daß sie sich für verpflichtet hielten, handelnd einzuschreiten.

Sie ließen Helene Gillet durch einige Hebammen untersuchen. Die Hebammen erklärten, eine Geburt habe stattgefunden, und Helene habe wahrscheinlich etwa vor 14 Tagen ein Kind zur Welt gebracht. Sie ward auf dieses Zeugniß sofort in Verhaft genommen.

Helene machte schüchtern, aber doch freiwillig ein Geständniß. Ein junger Mann, der in der Nachbarschaft wohnte und ihren jüngern Geschwistern im Schreiben und Rechnen Unterricht gab, habe sich in sie verliebt gehabt. Sie hätte seinen Zudringlichkeiten mit Ernst widerstanden. Der Verliebte aber habe, in Liebeswahnsinn und wilder Begier, um zu seinem Ziele zu gelangen, eine Magd ihrer Aeltern bestochen. Dieses pflichtvergessene Mädchen schloß ihn in ihre Schlafkammer

ein. Ueberrascht, erschrocken bei seinem plötzlichen Vorsetzungen, verlor Helene die Besinnung. Sie wollte sich gegen ihn nach Kräften gewehrt haben, aber Angst und weibliche Schamhaftigkeit verschlossen ihr die Kehle, so daß sie nicht um Hülfe rief. Sie war der Gewalt des Ungestümen erlegen. Aber sie leugnete, davon schwanger geworden zu sein und ein Kind zur Welt gebracht zu haben.

Ihr eigenes Geständniß, zusammengehalten mit den Zeugnissen der Hebammen, bewirkte eine starke Vermuthung wider das junge Mädchen. Doch wäre sie wahrscheinlich vorläufig freigesprochen worden, indem kein **corpus delicti** vorlag und auch keine Spuren auf ein solches führten.

Ihre Freunde hofften; sie selbst blieb traurig und schweigsam. Da ging ein Soldat an dem Garten des Castellans vorüber spazieren. Die Bewegungen eines Raben lockten seine Aufmerksamkeit an. Am Fuße einer Mauer war eine Grube, und der vom Spaziergänger aufgescheuchte Rabe kreiste immerfort um diese Stelle, und schoß, sobald der Soldat sich anscheinend entfernt hatte, wieder dahin herab, wo er vorhin gesessen. Der Soldat gab genau Acht und sah, daß das Thier etwas Weißes aus der Erde vorzuzerren suchte. Es war ein Stück Leinwand, das immer länger wurde. Der Soldat sprang nun hinzu, scheuchte den Vogel fort und zog selbst an der Leinwand. Er mußte indeß die lose Erde fortscharren, um sie frei zu bekommen, und fand nunmehr nicht allein die Leinwand, sondern auch die Gebeine eines augenscheinlich erst vor Kurzem geborenen Kindes, welche in dieselbe gewickelt waren. Er machte davon bei den Gerichten Anzeige, welche sofort den Körper und seine Hülle aufnehmen ließen.

Der Rabe hatte das fehlende corpus delicti angezeigt. Die Untersuchung ward aufs Neue gegen Helene aufgenommen. Das todte Kind war in ein Frauenhemde gewickelt. Das Hemde war, was die Güte der Leinwand, Größe und Zuschnitt anlangt, völlig gleich den Hemden, welche Helene Gillet trug. Ja noch mehr, es war wie alle ihre Hemden mit einem H. G. gezeichnet.

Helene leugnete; dennoch hielten die Richter die Indicien für nahe liegend und dringend genug, um ein Urtheil zu fällen. Unter dem ganzen Publicum war damals nur eine Stimme gewesen: Helene ist schwanger. Die Hebammen hatten eidlich erhärtet, alle Merkmale deuten darauf hin, daß sie vor 14 Tagen niedergekommen ist. Es war ungefähr eben so lange her, daß man allgemein und ebenso bestimmt im Publicum die Wahrnehmung gemacht, daß die Anzeichen der Schwangerschaft plötzlich wieder verschwunden seien. Helene selbst hatte eingeräumt, daß sie vor mehren Monaten wider ihren Willen von einem Manne überwältigt worden. Die präsumtive Folge eines Beischlafs ist die Schwangerschaft. Sie hatte den Tag, wo der junge Mann sie zu seinem Willen gezwungen, genau angegeben, und die von den Hebammen bestimmte Zeit, wo sie geboren haben müsse, fiel gerade auf neun Monat nach jenem für sie verhängnißvollen Tage. — Nun war ein todtes Kind, unfern der Wohnung ihrer Aeltern, in der Erde verscharrt gefunden worden. Es war in ein Hemde gewickelt, welches unstreitig eines der ihrigen war. Dieser Zusammenhang dringender Indicien war so folgerecht, daß er den Richtern als Beweis des begangenen Verbrechens galt, und sie auch, ohne vorher das Eingeständniß abzuwarten oder zu erpressen, das Urtheil fällen ließ.

So ſtark und dringend dieſe Vermuthungen waren, ſo waren es doch im Sinne des Geſetzes nur Vermuthungen. Man konnte ihnen Gegenvermuthungen und Möglichkeiten entgegenſtellen, welche ihre Kraft wenigſtens zu ſchwächen im Stande waren. Ob ſie von dem Vertheidiger ausgeſprochen wurden, oder nur die des Berichterſtatters waren, wird uns nicht mitgetheilt. Es war nur ein Gerücht, was Helenen für ſchwanger erklärte. Der Augenſchein konnte trügen; ihre veränderte Farbe, ihr matter Blick, ihre veränderte Geſtalt konnte andere Gründe gehabt haben. Auch der Bericht der Hebammen, die nur von etwas Geweſenem ſprachen, konnte auf Täuſchung beruhen, die in ſolchen Fällen wohl vorkommt. Andere natürliche Urſachen konnten einen Zuſtand hervorgebracht haben, der die Anzeichen einer überſtandenen Geburt verrieth. Zudem waren ſie mit dem beſtimmten Vorurtheil des Publicums, Helene ſei ſchwanger geweſen, an die Unterſuchung gegangen. Daß Helene geſtändlich von einem Manne genothzüchtigt worden, machte die Präſumtion, daß ſie davon ſchwanger geworden, nicht zu einer nothwendigen; denn der Beiſchlaf war nur einmal vollzogen worden, und dazu war es ein gewaltſamer geweſen, der nur in den ſeltenern Fällen eine Schwangerſchaft zur Folge hat. Auch ein anderes Weib konnte heimlich geboren und ihr Kind an der Gartenmauer verſcharrt haben. Dringender war allerdings das Indicium, daß der kleine Körper in einem von Helenen's Hemden gewickelt, vorgefunden wurde. Aber es war möglich, daß die wahre Mutter, um den Verdacht von ſich abzulehnen, das Hemde einer Andern geſtohlen haben konnte, welche ſchon im Gerede ſtand, ſchwanger zu ſein. Dergleichen Erfindungen, um